Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Erſter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: a003a
No.~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
Erinnerungen aus meinem Leben . . . . 1—256

Gedichte.

An Theodor Molinari 259
Die Wellen. (1838.) 261
Die Granitſchale 262
Unſer Land. (1843.) 264
Der Nachtjäger. (1839.) 266
Das Schmugglermädchen 268
Ein Selam 270
Der Myrtenkranz 271
Vor dem Morgen 273
Geſellſchaftslieder:
    1. Das Zweckeſſen der Vögel 276
    2. Das tauſendjährige Deutſchland 277
    3. Der kleine Geiger 279
    4. Das Trinklied vom kleinen Teufel 281
Die Beſchwörung 282
Die Schöpfung des Künſtlers 283
Der polniſche Bettler 286
Die Krone 289
Des Burſchen Ende:
    1. Das Teſtament 292
    2. Das Begräbniß 295
Das eiſerne Kreuz 297
Albrecht Dürer 301
Der Sänger des Waldes 303
Der Glaube des Armen 305
Ein Kindertraum 306
Junker Gotthelf Habenichts 317
Die Blume des Weins 329

Seite
Trinkſpruch 336
An die Studenten. (1843.) 337
Winckelmann 339
Prolog. (1842.) 340
Ein Geburtstag von Agnes Franz. (1842.) 342
Dem Oheim. (1843.) 349
Lebende Bilder. (1844.) 351

Scenen aus dem Maskenfeſt des guten König René. (1844.)

1. Der König 357
2. Der luſtige Rath 359
3. Der Schmied und das Grafenkind 360
Schleſiſche Kunſt. (1843.) 362

In die Gedenkbücher eines befreundeten Hauſes:

1. In neuer Wohnung. (Silveſter 1874.) 365
2. Für Aſta 366
3. Für Wanda 367
4. Für Martha 368
5. Für Eva. (1876.) 370

Erinnerungen aus meinem Leben.

1.

Die Vorfahren.

Was hier einer Sammlung meiner Schriften vorangeſtellt wird, iſt keine farbenreiche Schilderung ungewöhnlicher Erlebniſſe, ſondern einfacher Bericht über meine Jugend und über Erfahrungen, welche meinen Arbeiten Inhalt und Farbe gegeben haben. Gewinne ich dafür den Antheil des Leſers, ſo würde gerade der Umſtand dazu helfen, daß, was hier erzählt wird, in der Hauptſache dem Leben und Bildungsgang von vielen Tauſenden meiner Zeitgenoſſen ſehr ähnlich ſieht. Es iſt das Heraufwachſen eines Einzelnen in den Jahren von den Freiheitskriegen bis zur Gründung des Deutſchen Reiches. Jeder, dem in dieſer Zeit vergönnt war, ſich thätig zu regen, hat den Vortheil, daß in ſeinem Leben etwas von dem fröhlichen Wirken einer aufſteigenden Volkskraft erkennbar iſt.

Was das Leben des Mannes an ſeinem Charakter durchbildet, von ſeinen Anlagen folgereich macht, das ſind wir zu beobachten und abzuſchätzen gewöhnt, allerdings auch im beſten Falle mit unvollkommener Kenntniß. Aber weit ſchwerer wird es zu verſtehen, was dem Lebenden als Förderung und Beſchränkung durch ſeine Eltern und Vorfahren zu Theil geworden iſt, denn nicht immer ſind die Fäden ſichtbar, durch welche ſein Daſein an die Seelen vergangener Menſchen gebunden iſt; auch wo ſie ſich erkennen laſſen, iſt ihre Zugkraft kaum zu berechnen. Nur das merken wir, daß die Gewalt, mit welcher ſie leiten, nicht in jedem Leben gleich ſtark iſt, und daß ſie zuweilen übermächtig und furchtbar wird. Es iſt gut, daß uns Menſchen in der Regel verborgen bleibt, was Erbe aus ferner Vergangenheit, was freier Erwerb des eigenen Daſeins iſt, denn das eigene Leben würde angſtvoll und kümmerlich werden, wenn wir als Fortſetzungen vergangener Menſchen unabläſſig mit dem Segen und Fluch rechnen müßten, der aus der Vorzeit über unſerer Lebensaufgabe hängt. Wohl aber iſt es fröhliche Arbeit, ſich zuweilen bei einem Rückblick auf frühere Jahre in das Bewußtſein zu leiten, daß viele Erfolge des eigenen Lebens nur möglich geworden ſind durch die Habe, welche aus dem Leben unſerer Eltern auf uns übergegangen iſt, und durch Anderes, was ältere Vergangenheit der Familie uns vorbereitet hat.

Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu ſtehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir ſelbſt, ſondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Proteſtant und als Schleſier unweit der polniſchen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutſches Weſen im Gegenſatz zu fremdem Volksthum lieben, als Proteſtant gewann ich ſchneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wiſſenſchaft, als Preuße wuchs ich in einem Staat auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland ſelbſtverſtändlich war.

Wenn ich zunächſt aufſuche, was ich von meinem Eigenthum den Vorfahren verdanke, ſo ſei geſtattet, als erſte Habe meinen Namen zu rühmen, die Hausmarke, welche den Mann und ſeinen Erwerb von der Wiege an durch das ganze Leben zeichnet, nach ſeinem Tode zuweilen noch, was von ſeinen Werken im Volke dauert.

Der Name Freytag iſt ein altdeutſcher Männername wie Hildebrand, Wilhelm. Die erſte Silbe iſt Name der germaniſchen Göttin Frija, die zweite unſer Wort Tag, welchem in alter Zeit die Nebenbedeutung: Licht, Glanz anhing. Die Verwendung des Wortes Tag zu Eigennamen iſt wohl älter als die Ueberſetzung der lateiniſchen Wochentage ins Deutſche, denn es wurde nicht nur mit Namen des heidniſchen Götterglaubens zu Perſonennamen verbunden, auch mit anderen Wörtern, z. B. in den alten Namen: Helmtag, Adaltag. Der Name Freytag iſt aus dem frühen Mittelalter nicht bei allen deutſchen Stämmen nachzuweiſen, er erſcheint ſelten in Oberdeutſchland, wo eine andere Zuſammenſetzung: Fridutag überliefert iſt. Dagegen iſt er in Thüringen altheimiſch. In Schleſien führt ihn 1382 ein Bürger der Neuſtadt Breslau.

Meine Vorfahren aber, an deren Sippe ſich das Wort als Familiennamen befeſtigte, waren deutſche Landleute unweit der polniſchen Grenze.

Zwiſchen Schleſien und Polen, da wo der kleine Bach Prosna die Länder ſcheidet, ragte im frühen Mittelalter ein unwegſamer Grenzwald. Er war mit ſeinem Sumpfgrund und den Verhauen, die darin angelegt wurden, der Landesſchutz gegen feindliche Einfälle. Solche Grenzbefeſtigungen beſtanden im Oſten Deutſchlands, wenn nicht ein breites Waſſer von den Nachbarn ſchied, wohl überall, wo einſt Germanen gewohnt hatten; und in den Kämpfen der Sachſenkaiſer gegen die Slaven, wie in den Kriegsreiſen des deutſchen Ordens gegen Preußen und Littauer, iſt der Zug durch Baumverſchanzungen, die Unterhaltung des Heeres in der Wildniß, das Lichten mit der Axt, die Abwehr plötzlicher Angriffe, und die Wahrung der Schutzſperren, welche, am Eingange und Ausgange der Waldwege errichtet wurden, bis ans Ende des Mittelalters faſt die ſchwierigſte Aufgabe der Heerfahrten, ähnlich wie zur Zeit des Cäſar und Tacitus an der deutſchen Weſtgrenze.

Als im 13. Jahrhundert Schleſien unter den Piaſten mit deutſchen Anſiedlern beſetzt wurde, entſtand am Binnenrande des großen Waldes, da wo ein Reiſeweg von Burg Namslau nach Polen führte, die deutſche Stadt Konſtadt. Zwei Meilen oberhalb wurde durch die Kreuzherren vom rothen Stern, einen der zahlreichen geiſtlichen Ritterorden, welche damals Krankenpflege und Kampf gegen die Heiden auf ſich nahmen, die Kreuzburg gegründet, dazu eine Stadt mit deutſchem Recht. Auf der Außenſeite des Grenzwaldes war nahe der Prosna eine von den Wegſperren, welche in Preußen Beitſchen, in Schleſien Pitſchen hießen, auch dort erwuchs eine deutſche Stadt. In dem Dreieck, welches durch die drei Städte Konſtadt, Kreuzburg, Pitſchen gebildet wird, verlief durch Jahrhunderte das Leben meiner Familie.

Denn auch der Grenzwald wurde gelichtet und durch deutſche Dörfer beſetzt. Nahe bei Konſtadt entſtand Schönfeld, mitten im Walde Schönwald, in gleicher Entfernung von den drei Städten. Es wurde ein anſehnliches Dorf mit zwei Scholtiſeien.

Dort lebte der älteſte Vorfahr, von welchem Kunde erhalten iſt, Simon Freytag (geb. 1578), ein Freibauer, wie die Beſitzer des Hofes ſich nannten. Er und ſeine Nachkommen ſaßen auf Höfen mit fränkiſchen langen Ackerbeeten, ſie bauten die Scholle unter wohlwollenden Landesherren, den Herzögen von Brieg, und erlitten, was die Kriege der Fürſten und die Einbrüche fremder Haufen dem Landmann zu bereiten pflegten. Wie ihre Landesherren waren ſie ſeit der Reformation evangeliſch geworden. Ueberall ſtanden in den Dörfern neben den Kirchthürmen die Pfarrhäuſer mit ihren Familien als Stützpunkte des deutſchen Weſens. Die Vorfahren hielten unter ſlaviſchem Volk auf die deutſche Art, wie man aus den Namen ihrer Frauen ſchließen darf, die bis zu dem meiner Mutter ſämmtlich deutſch ſind. Als Johann Freytag, der Sohn des Simon, eine Anna Wüterich — althochdeutſch Wuotanarich — heiratete, da wurden auf einem Bauerhofe die Namen unſrer beiden großen Heidengötter Frija und Wuotan nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges zu chriſtlicher Ehe verbunden.

Um 1700 heiratete Adam, ein Enkel jenes Simon, die Erbtochter einer Scholtiſei von Schönwald, Marie Anna Victor. Durch ſie kam der Scholzenhof I des Dorfes in das Geſchlecht. Eine Erinnerung an die Ahnmutter erhielt ſich bis in meine Kinderzeit, ſie ſoll eine kleine, kluge Frau geweſen ſein, die bei den Geſchlechtsgenoſſen in hohem Anſehen ſtand. Die Männer des Geſchlechts aber ſind in der Mehrzahl hochgewachſen mit rundem Kopf, blondem Haare, ſtarken Knien und großer Fauſt, in jedem Neſt ein oder mehre behende Linktotſchel. Der Kinderſegen der Höfe pflegte reichlich zu ſein.

Die Scholtiſei und die freien Bauernhöfe waren nach altem Herkommen Minorate, der jüngſte Sohn erbte den Hof, die älteren Söhne wurden vom Vater ausgeſtattet, ſoweit die Mittel reichten, ſie heirateten in andere Höfe, ſuchten ihr Glück in der Fremde oder blieben als Knechte auf dem Hofe des jüngſten Bruders. Es war Brauch in den Grenzdörfern, ältere Söhne in Städte oder Dörfer, welche im Deutſchen lagen, „auf Wechſel“ zu geben, dann erhielten die Knaben in einem befreundeten Hauſe Unterkunft, Koſt und deutſchen Unterricht, auch die Bürger ſchickten im Tauſch ihre Söhne bisweilen in das Bauernhaus zum gründlichen Erlernen des Landbaus. Denn noch brachte die Landwirthſchaft den Städten einen großen Theil der Nahrung.

In dieſer Weiſe gab der Urgroßvater, Johann Simon Freytag, Erb- und Gerichtsſcholz in Schönwald, ſeinen älteſten Sohn Georg (geb. 1737) als dieſer acht Jahre alt war, zu Verwandten nach Namslau, damit er dort deutſchen Stil und etwas Latein erwerbe; drei Jahre ſpäter auf das Gymnaſium nach Brieg, wo er aus der Quarta bis zur Univerſität hinaufſteigen ſollte, um dereinſt Geiſtlicher zu werden.

Georg war im Januar 1755 ein hochgewachſener Primaner, als der Oberſt der Garniſon Brieg eine Razzia gegen die großen Schüler veranſtaltete. Georg erhielt Nachricht, daß er in der Rolle der ſieben ſtand, welche der Oberſt ſich aneignen wollte. Er vertauſchte deshalb ſeine Wohnung mit der eines andern Gymnaſiaſten, und als der Oberſt den Rekruten abholen ließ, erhielt er ſtatt des langen einen unbrauchbaren kurzen unter das Maß. Derweile war ein eiliger Bote die neun Meilen bis Schönwald gelaufen, dort im Scholzenhofe die Gefahr zu verkünden.

Der Vater ſchickte ſogleich Wagen und Pferde in die Nähe von Brieg und dem Sohne die Botſchaft, er ſolle zuſehen, wie er aus der Stadt kommen könne. Allen Thorwachen war anbefohlen, keinen großen Menſchen paſſiren zu laſſen und Georg war nach ſiebenjährigem Aufenthalt in Brieg auch den Soldaten bekannt. Er ging deshalb gegen 11 Uhr Vormittags unter den finſtern Schwibbogen des Oderthores, wartete dort bis die Ablöſung der Thorwache vorbei marſchirt war, und folgte den Soldaten über die Oderbrücke, da er wußte, daß dieſe bei dem Marſch und der Ablöſung ſich nicht umſehen durften. Während die Wache vor dem Wachthaus in die Linie trat, wandelte er glücklich ins Freie, fand ſeinen Wagen und fuhr unter falſchem Namen nach Breslau, von da in einer Landkutſche nach Königsberg. Dort ſtudirte er drei Jahre Theologie, hörte auch etwas Philoſophiſches bei Kant. Doch auch zu Königsberg wurde ihm ein friedliches Beharren über ſeinen Büchern nicht vergönnt. Die Ruſſen überzogen die Landſchaft und ſperrten den Verkehr mit der Heimat. Von dort drangen im Februar 1758 ängſtliche Briefe zu ihm durch. Die Mutter war ſchwer erkrankt, der Vater durch einen Schlaganfall gelähmt, auch zu Hauſe war Kriegsnoth und Einquartierung und der älteſte Sohn nicht länger zu entbehren. Aber von den Ruſſen wurde Niemand in das Gebiet König Friedrichs hinaus gelaſſen. Wieder kam Georg in Bedrängniß, und wie er als Flüchtling zur Univerſität gezogen war, mußte er auch auf heimlichen Pfaden die Rückkehr ſuchen. Er nahm deshalb in der ruſſiſchen Kanzlei einen Reiſepaß nach Danzig und übergab ſich und ſein Gepäck einem Fuhrmanne, der mit ſeiner Ladung unweit Danzig über die Weichſel gelangen wollte. Der Strom war noch mit Eis belegt, aber an den Rändern floß bereits das Thauwaſſer. Als Georg das Eis betreten hatte und unter ſich das Brechen der Schollen und das Rauſchen der Fluth vernahm, rief er an das Ufer nach einem kleinen Handſchlitten, ließ Koffer und Bettſack darauf laden und folgte dem Schlitten vorſichtig nach dem andern Ufer. Wagen und Pferde, welche vom Fuhrmann auf die Verſicherung der Anwohner, daß das Eis noch halte, über den Strom getrieben wurden, brachen hinter ihm ein und verſanken.

In der Heimat fand er Trauer und Sorge, die Mutter ſtarb wenige Stunden nach ſeiner Ankunft, der kranke Vater hatte ſein Gedächtniß faſt ganz verloren, dazu ſechs jüngere Geſchwiſter im Hauſe und im Lande fremdes Kriegsvolk. Da mußte der Kandidat das Scholzenamt verſehen, die ſchweren Lieferungen auf die einzelnen Höfe vertheilen, das Gelieferte von den Dorfleuten empfangen und abſenden, bald öſtreichiſche, bald ſächſiſche Commandos aufnehmen, bewirthen und vorſichtig behandeln, außerdem der Wirthſchaft des Gutes vorſtehen und jeden Morgen früh um drei Uhr nach Stall und Scheuer ſehen. Dennoch beſtand der kranke Vater darauf, daß er alle vier Wochen predigen mußte. So verſah der Jüngling durch zwei Kriegsjahre die Geſchäfte des Scholzenhofes, es war eine ſchwere Lehrzeit, die ihn zum Manne machte. Im Jahre 1760 wurde er als Diaconus nach Konſtadt berufen, dort wurde er ſpäter Paſtor und Senior der Diöceſe.

Aber auch von Konſtadt aus beſorgte er noch immer die Wirthſchaft des Vaters, nach dem Tode deſſelben für den jüngſten kleinen Bruder, bis dieſer mündig geworden war.

Von den drei Städten war Konſtadt damals wohl die kleinſte, ſie war keineswegs zu allen Zeiten die harmloſeſte geweſen. Ihrem Gedeihen mag ſchon im Mittelalter geſchadet haben, daß ſie wiederholt in den Beſitz kleiner Grundherren kam. Im funfzehnten Jahrhundert ſetzte ſich ein Bandenführer der Huſſiten dort ſo feſt, daß die ſchwachen Landesherren ihm die Stadt abkaufen mußten, und fünfundzwanzig Jahre ſpäter wurde der Ort ein Neſt verwegener Raubgeſellen, welche im Stegreif die ganze Landſchaft unſicher machten, bis endlich die Breslauer im Bunde mit dem Landesherrn mitten im Winter einen Kriegszug gegen Konſtadt unternahmen und die Räuberburg brachen, welche für eine der feſteſten in ganz Schleſien galt. Wahrſcheinlich war es der Grund der zerſtörten Raubfeſte, auf welchem die Kirche und die Pfarrwohnung erbaut wurden. Zur Zeit des Großvaters war freilich in dem kleinen Ort jede Erinnerung an die alte wilde Zeit verſchwunden, die Fuhrleute, welche dort raſteten, klagten über das ſchlechte Pflaſter, und anſpruchsvolle Reiſende wollten die Sauberkeit der Gaſſen und Häuſer nicht loben. Aber die Bürger lebten doch in einem mäßigen Wohlſtand, denn ihre Stadt war ein Markt für viele deutſche Dörfer und die zahlreichen Gutsherren der Umgegend hielten dort im Winter gern ihre geſelligen Zuſammenkünfte.

Von der Gemeinde wurde der Nachbarſohn freundlich aufgenommen und er vergaß dies ſeinen Konſtädtern niemals. Er wurde ein wirkſamer Prediger, der es mit ſeinem Kanzelamte ernſt nahm. Was er ſelbſt darüber aufgezeichnet hat, iſt ſo charakteriſtiſch, daß man dem Enkel geſtatten möge, ſeine eigenen Worte mitzutheilen: „Mir ging es mit meinem Predigen ſo, wie die Verfaſſung meiner Seele war. Ließ ich mich Gottes Gnade in meinem Bibelleſen und in meinem Betragen leiten, ſo konnte ich kaum den Sonntag erwarten, ſondern glühte vor Begierde, zu meiner Gemeinde zu reden. Eine ſolche Predigt rührte während dem Herſagen derſelben ſo meine ganze Seele, als ob alles neue Worte wären, die ich geſprochen, und ich habe mich manchmal noch einige Tage, nachdem ſie gehalten war, daran erbaut. War ich aber nicht wachſam auf mich, ſo daß eine Leidenſchaft ihre Feſſeln mir anlegte, oder war ich träge im Leſen der heiligen Schrift, ſo ſtand ich tauſendfache Angſt in meiner Seele aus. In meiner Predigt redete nicht mein Herz, ſondern nur meine Theorie aus mir, und ich ſchämte mich, wenn ich von der Kanzel war, vor mir ſelber, klagte es mit Thränen Gott, daß ich vor einigen Tagen zu einer Leidenſchaft geneigt hatte, gab Gott Recht, daß er mich verlaſſen. Aber was können die Schafe dafür, wimmerte ich hinter drein."

Er war ein rechtgläubiger Verehrer des älteren Hollaz, deſſen Gemüthswärme und innige Religioſität ſeinem Weſen vorzüglich entſprachen. Während er ſeiner Gemeinde die angeborene Sündhaftigkeit der Menſchheit und die Gnade der Erlöſung ins Gemüth führte, war er auch unabläſſig bemüht, die unendliche Liebe Gottes und das gütige Walten der Vorſehung eindringlich zu machen. Wie liebevoll hatte doch der Himmel ihn ſelbſt geſchützt, ſchon als kleinen Knaben, wo er einmal in einem Hälter des Gartens eingebrochen und völlig unter das Eis gekommen war und nur durch eine plötzliche Angſt des Vaters gerettet wurde, die dieſen veranlaßte nach dem Kinde zu ſehen; dann ſpäter, als ein ſchweres Scheunenthor auf ihn gefallen war ohne ihn zu zerdrücken, und dann wieder unter dem Schwibbogen, und auf der Weichſel, unter aller feindlicher Einquartierung und ſo immer, immer fort in großen und kleinen Gefahren. In der Stille rang auch er zuweilen gegen die Zweifel, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Gottesgelehrter nicht ganz von ſich abzuhalten vermochte. Aber im Ganzen ſtand er feſt in der alten Rechtgläubigkeit.

Er war ein kräftiger Mann, der eine angeborene Heftigkeit zu behüten hatte, geliebt von ſeiner Gemeinde und angeſehen in der Umgegend. Daß er nach damaligen Verhältniſſen wohlhabend war, erleichterte ihm den gaſtfreien Verkehr und half dazu, daß er auch unter den Anſpruchsvollen vom Landadel und Militär ſich feſt und in gutem Einvernehmen behauptete.

Dies Verhältniß zu vornehmer Nachbarſchaft, welches in gelegentlichem Pathenſtehen und umſtändlichen Einladungen zur Kirmſe Ausdruck fand, hinderte ihn nicht, mit einem gewiſſen Selbſtgefühl die Kreiſe zu betrachten, welche ſich im Bewußtſein höherer Geltung damals mehr als jetzt abſchloſſen. Er wies ſeinen Söhnen zuweilen mit guter Laune den Bettelbrief eines Herrn vom höchſten Adel, der ihn in ſorgfältig geſchnörkeltem Schreiben um ein Darlehen von einigen Ducaten erſucht hatte, und er gab dabei den Söhnen die gute Lehre, ſolchen, die ſich für vornehmer halten, lieber zu geben, als von ihnen zu nehmen. Der Großvater war es auch, der aus den Kirchenbüchern der Nachbarſchaft und aus Einzeichnungen in Familienbibeln die Stammtafel der Vorfahren zuſammenſtellte und mit Beſcheinigung der Richtigkeit auf ſeine Nachkommen brachte. Als er 1799 noch in voller Kraft ſtarb, hinterließ er fünf Töchter und zwei Söhne; die Töchter gingen durch Heirat in preußiſche Beamtenfamilien über, der älteſte Sohn war mein Vater.

Mein Vater, Gottlob Ferdinand (geb. 1774) erhielt ſchon reichlicher und bequemer ſeinen Antheil an der Bildung der Zeit. Er verlor die liebe Mutter, als er acht Jahr alt war, und wuchs unter älteren Schweſtern heran, bis er vom Großvater auf das Gymnaſium nach Oels gebracht wurde; im Jahre 1793 ging er, um Mediciner zu werden, nach Halle, der großen Univerſität jener Jahre, welcher faſt alle ſtudirenden Schleſier zuzogen.

Das wohlgeordnete, ernſte Weſen, welches er auf die Univerſität mitbrachte, Redlichkeit und treue Wärme für ſeine näheren Freunde, machten ihn dort während eines Aufenthaltes von faſt vier Jahren zu einem wohlbekannten Mann, zum Vertrauten und Rathgeber vieler Jüngeren. Das erfuhr ſein Sohn ſpäter aus rühmenden Schilderungen alter Commilitonen. Unter den Studenten beſtanden damals außer zwei verbotenen Orden als erlaubt die großen landsmannſchaftlichen Verbinbungen, von denen die der Schleſier die meiſten Mitglieder zählte. Der Vater hielt zu ſeinen Landsleuten, aber bei ſeiner Abneigung gegen jede Art von Dienſtbarkeit, die er aus dem Vaterhauſe mitgebracht hatte, weigerte er ſich feſt, ein Mitglied der Verbindung zu werden, obgleich ihm wegen ſeiner Länge und wegen des guten Wechſels, mit welchem er ausgeſtattet war, wiederholt Anträge gemacht wurden. In demſelben Unabhängigkeitsſinn hat er auch ſpäter vermieden, Freimaurer zu werden, in einer Zeit, wo der Orden größere Bedeutung für die Mitglieder hatte, als wohl jetzt. Sein Aufenthalt in Halle fiel in das für Deutſchland glücklichſte Jahrzehnt des ſcheidenden Säculums. Dieſe Jahre, in welchen die Bundesgenoſſenſchaft von Goethe und Schiller über unſere Literatur ſo hellen Glanz ausſtrahlte, waren auch für viele andere Richtungen der deutſchen Volkskraft eine Zeit jugendfriſcher Erhebung, welcher leider die Bürgſchaft der Dauer fehlte. Die edlen Forderungen der Humanität waren in die Seelen der Regierenden übergegangen, der Wohlſtand im Volk hatte ſich gehoben, Handel und Induſtrie arbeiteten unternehmungsluſtig mit ſtärkerer Triebkraft, das deutſche Leben erblühte wie unter dem Sonnenlicht eines warmen Frühlingstages, während ſich über Frankreich die wilden Wetter entluden. Auch das Studentenleben hatte gewonnen, die alte wüſte Rohheit war gemindert, die Schönſeligkeit der letzten Jahrzehnte hatte den Univerſitäten eine größere Innigkeit der kameradſchaftlichen Beziehungen hinterlaſſen, das Bedürfniß nach großen und edlen Gefühlen war in den jungen Seelen mächtig geworden. Der Vater hatte reichen Antheil an den geſelligen Freuden jener Zeit, an den Fahrten nach Lauchſtädt, wo er die Aufführungen des Theaters von Weimar bewunderte und einige der Schauſpieler kennen lernte, an den Beſuchen in der Gartenwirthſchaft des wunderlichen Dr. Bahrdt und an den Zuſammenkünften auf den Wohnſtuben der Studenten, von denen die ſeine, ein geräumiges Zimmer, viel in Anſpruch genommen wurde. Als der neue

Doktor nach vier Jahren in das Vaterhaus zurückkehrte, brachte er einen Schatz von Erinnerungen mit, die ihm ſein ganzes ſpäteres Leben verklärten. Denn für die Gebildeten ſeiner Zeit hatte das akademiſche Zuſammenleben weit höhere Bedeutung, als in der Gegenwart. Wer damals aus dem freien Burſchentreiben in die engen Verhältniſſe der Heimat kam und in das Amt, welches er ſich gewann, der bewahrte nicht nur in ſeinem Stammbuch die Freundſchaftsverſicherungen, die Symbola und die kurzen geheimnißvollen Andeutungen fröhlicher „Suiten", an denen er Theil genommen, ſondern auch in ſeinem Gemüth eine ideale Freundſchaft für die Gefährten der ſchönſten Jahre, welche ihm das Schickſal gegönnt hatte. In einer Zeit, wo das Reiſen noch beſchwerlich und die Iſolirung in dem Wohnort und Beruf viel größer war als jetzt, bildete die Genoſſenſchaft der „Coätanen" einen Verband, welcher ſich über die ganze Provinz erſtreckte; ſie ſaßen überall in den Städten und auf dem Lande als die kleinen Regenten ihrer Umgebung: Paſtoren, Gymnaſiallehrer, Juriſten und Aerzte; jeder von ihnen wußte genau, wo die Anderen hauſten und wie es ihnen erging; und wer einmal reiſen mußte oder in der Ferne irgendwie Rath und Beiſtand ſuchte, war ſicher, alte treue Geſellen und bereitwillige Helfer zu finden, die ſämmtlich den liebſten Genuß darin fanden, bei einem guten Trunk die Freuden und Abenteuer der Studentenjahre immer aufs Neue durchzuſprechen. Auch ältere und jüngere Jahrgänge der Hallenſer Commilitonen wurden zu dieſer ſtillen Bruderſchaft gerechnet, ſie hat nicht nur den geſelligen Verkehr, auch das Geſchäftsleben beeinflußt und nach dem Jahr 1806 ſogar einen politiſchen Zuſammenhang gefördert.

Ein Jahr nach ſeiner Heimkehr ließ ſich der Vater als Arzt in der Kreisſtadt Kreuzburg nieder. Das Einleben dort wurde ihm durch den Tod des Großvaters erſchwert, denn er hatte jetzt um die Verheiratung von Schweſtern und für einen jungen Bruder zu ſorgen. Der neue Arzt fand in ſeinem Berufe viel zu thun, nicht nur bei Honoratioren und Bürgern, auch in den Dörfern der Umgegend; die Kranken erinnerten ſich gern daran, daß er in irgend welchem Grade zur Verwandtſchaft gehörte. Der angeſtrengteſte Theil ſeiner Thätigkeit aber war jenſeit der Landesgrenze. Das Herzogthum Warſchau war damals preußiſch, dort fehlten die Aerzte, und eilige Boten kamen Tagereiſen weit geritten, um in ſchweren Fällen Hilfe zu holen. Da gab es für den Arzt oft lange Fahrten auf elendem Wege, durch Kieferwald und fußhohen Schnee in federloſen Wagen oder offenen Schlitten, der Reiſende ſaß in einen dicken grauen Mantel oder in die Wildſchur gehüllt, den Arzneikaſten unter dem Sitz, Säbel und Piſtolen zur Seite. Denn die Grenzwälder waren durch ſtreifendes Geſindel unſicher und im Winter durch hungrige Wölfe. Dieſe unholden polniſchen Gäſte trabten damals zahlreich und gefürchtet durch die Wälder, ſie kamen noch viele Jahre ſpäter über die Grenze und umheulten im Winterſchnee die Dörfer, und die erſten Wölfe, welche ich als Knabe ſah, lagen tot auf einem Karren vor dem Steueramt der Vaterſtadt, wo dem Erleger das Schußgeld gezahlt wurde, für den Wolf zehn, für die Wölfin elf Thaler. — War der Vater auf dem polniſchen Gut angekommen, ſo fand er zuweilen einen wilden Haushalt und fremdartige Gewohnheiten und ihm auch begegnete, daß ein ſtörriger Edelmann, dem er einen Trank aus dem Arzneikaſten gemiſcht hatte, die Flaſche mißtrauiſch betrachtete und frug: „was koſtet's?“ Als die Antwort nur die wenigen Groſchen der Taxe nannte, warf er die Flaſche verächtlich in die Stubenecke: „ſolcher Bettel kann nichts nutzen“. „Dann bin auch ich unnütz,“ ſagte der Vater und verließ das Haus. — Im Jahre 1807 wurde die Grenze geſperrt und die polniſche Praxis doppelt beſchwerlich. Für das Land kam eine Zeit des härteſten Druckes und unſäglicher Noth, die an der Grenze am meiſten gefühlt wurde. Den Städten aber bereitete dieſe Angſtzeit einen großen Fortſchritt, die Selbſtregierung. Als die Städteordnung in Kreuzburg eingeführt wurde, bot die Bürgerſchaft dem Vater das Amt des Bürgermeiſters an, und er entſchloß ſich den neuen Beruf zu übernehmen. Ihm war trotz zehnjähriger Praxis nicht völlig gelungen die Gemüthsruhe zu finden, welche der Arzt ſich erwerben muß, wenn er nicht unglücklich werden will; vor jedem ſchweren Fall raubte ihm das Gefühl der Verantwortung die Nachtruhe, und vollends ſeit dem Kriege ſchnürten ihm die vielen Scenen von Armuth und Noth, die er als Arzt durchzumachen hatte, das Herz zuſammen. Das neue Amt nahm bald ſeine ganze Kraft in Anſpruch, er hatte nicht nur ſich ſelbſt in die Verwaltung, auch ſeine Bürgerſchaft in das Selbſtregiment einzugewöhnen; die erhöhten Anforderungen, welche an die Stadt gemacht wurden, die Regelung der Kämmerei, die Thätigkeit der Stadtverordneten, das Polizeiamt gaben viel zu thun. Und kaum war die neue Ordnung wirkſam geworden, da kamen das ſchwere Jahr 1812 und die Freiheitskriege. Sie wurden auch für ihn eine große Zeit hochgeſpannter Thätigkeit und innerer Erhebung. Ein Jahr lang waren die Lieferungen, welche der Stadt und ihren Dörfern zugemuthet wurden, in die Ferne gegangen, jetzt brach der kriegeriſche Schwall über die Grenze und fluthete durch die Stadtthore. Den franzöſiſchen Flüchtlingen folgten ruſſiſche Vortruppen, Schwärme von Koſaken tummelten ſich vor dem Rathhauſe, Baſchkiren zündeten auf dem Ringe ihre Lagerfeuer an, ein fremder Heerhaufen drängte den andern, und was der Stadt von dem rohen Volk zugemuthet wurde, ging oft über das Mögliche hinaus. Der Landrath des Kreiſes, ein alter Herr, verließ ſich gern auf den Bürgermeiſter, der unter ihm auch Kommandant des Landſturmes geworden war, und es vergingen Monate, wo die anſtrengende Thätigkeit durch Tag und Nacht faſt unaufhörlich in Anſpruch nahm. Am widerwärtigſten war dabei der Verkehr mit den fremden Verbündeten. Zwar die Verſtändigung gelang leidlich, da der Vater geläufig polniſch ſprach, aber die Anmaßung und Raubſucht der niederen Offiziere war im Anfange gar nicht zu bändigen; bis die Erfahrung Hilfsmittel darbot. Die Flaſche mit Wotka und der Tabakskaſten ſtanden immer auf dem Tiſch des Vaters, ein ſchwerer Kavallerieſäbel lehnte an ſeinem Stuhl und ein großer Kantſchu hing an ſeinem Arbeitstiſch. Dieſe Waffe hatte ihm ein höherer ruſſiſcher Offizier, ein Deutſcher, geſchenkt, damit er ſie im Nothfall gegen die Bundesgenoſſen gebrauche. Der Gaſt hatte in einer Ecke zugeſehen, wie ein junger ruſſiſcher Offizier tobend ohne Gruß in die Stube getreten war, um ungerechte Forderungen brutal geltend zu machen, da war er zornig aufgeſprungen, hatte den Frechen mit ſeinem Kantſchu gehauen und hinausgeſchleudert und darauf dem Bürgermeiſter wohlwollend den Rath gegeben, dergleichen Käuze in dieſer Weiſe zu bändigen. Der Vater wies in ſpäteren Jahren das geflochtene Leder den Kindern und freute ſich über den guten Erfolg, den er zuweilen damit gehabt hatte. — Doch die Anſtrengungen, welche ihm ſelbſt zugemuthet wurden, waren für den Mann in der Vollkraft der Jahre unweſentlich gegenüber den Leiden ſeiner Stadt. Seit ſechs Jahren war Alles kleiner und dürftiger geworden: der Staat, der Wohlſtand der Bürger und Landbewohner, das Selbſtvertrauen und die Unternehmungsluſt. Jetzt waren die Geſunden und Kräftigen im Heer oder in der Landwehr ausgezogen, die Angehörigen der Mehrzahl darbten und jammerten. Und ohne Ende kamen neue Zumuthungen an die Zurückgebliebenen, die das Letzte nahmen, was noch vorhanden war. Kein Ackerbürger der Vorſtadt konnte mit Sicherheit am Morgen darauf rechnen, daß er mit ſeinem letzten Pferde die Tagesarbeit auf ſeinem Acker vollenden würde. Knecht, Pferd und Wagen wurden in der nächſten Stunde zum Vorſpann genommen, und es war ſehr zweifelhaft, ob er ſie je wiederſah. Die Fleiſcher, Bäcker, Tuchmacher, Gerber und Schuſter ſollten dem Staat liefern und wieder liefern, und Niemand wußte, woher die Bezahlung kommen ſollte. Täglich kamen die Leute zum Vater und klagten, auch Männer rangen die Hände und weinten im Jammer um ihr

Geſchick. Oft war es nur eiſerner Strenge möglich, das Unvermeidliche durchzuſetzen. In den Sommermonaten von 1813, während der Kampf auf den Schlachtfeldern unentſchieden hin und her wogte, ſchwand die Begeiſterung, welche im Frühjahr die Herzen erhoben hatte; die furchtbare Empfindung, daß man das Letzte von Kraft und Habe darangeſetzt habe und ohne Erfolg, nahm in den Seelen überhand. Die Menſchen wurden nicht aufſätzig, aber ſie gingen wortkarg, in ſchlechten Kleidern, mit bleichen Geſichtern einher und ſahen ſcheu aus der Ferne nach den Boten des Raths. Da flog die Kunde von der Schlacht bei Leipzig durch das Land, die Freude und der Stolz, den dieſer Sieg in die Seelen brachte, war für die armen Grenzkreiſe eine Rettung aus Verzweiflung, in Wahrheit der Beginn eines neuen Lebens. Seitdem ging in Kreuzburg Alles leichter, die Menſchen hofften wieder. Noch mußte ihnen länger als ein Jahr viel Hartes zugemuthet werden, aber es wurde verhältnißmäßig gern ertragen, und wenn der Vater über die Straße ging, liefen die Leute, die ihn ſonſt ſchweigend, mit ſtillem Vorwurf im Blicke gegrüßt hatten, freudig zu ihm heran, frugen nach Neuigkeiten und äußerten ihr gutes Vertrauen. Die gemeinſam erlebte Noth und Erhebung wurde von da ab ein feſtes Band zwiſchen dem Bürgermeiſter und der Bürgerſchaft, beide Theile hatten einander kennen gelernt. Denn auch der Vater hatte in dieſer Zeit eine Kenntniß der Charaktere und der Gemüthsart jedes Einzelnen erhalten, die ſonſt am Rathstiſch nicht ſo leicht gewonnen wird.

Der Friedensſtörer Napoleon war gebändigt. Die Kreuzburger wagten wieder für ihr eigenes friedliches Gedeihen zu arbeiten, auch ihr Bürgermeiſter richtete ſich ſeinen Hausſtand neu ein, er heiratete. In dem Hauſe des Paſtor Neugebaur lernte er die Schweſter der Frau Paſtorin kennen, meine Mutter Henriette Albertine Zebe, deren Vater Prediger in Wüſtebrieſe bei Ohlau war.

Ihr war die erſte Jugend in der Thätigkeit für Andere vergangen, zuerſt auf einſamem Pfarrhofe im großen, kinderreichen Haushalt ihres Vaters, der in zweiter Ehe verheiratet war, dann im Hauſe der Verwandten zu Kreuzburg. Kurz nach der Schlacht bei Waterloo war die Trauung der Eltern, im Jahre darauf, nachdem man das Friedensfeſt feierlich begangen hatte, wurde ich als älteſter Sohn am 13. Juli 1816 geboren.

Der junge Haushalt blieb nicht immer in Kreuzburg. Die ſechs Jahre des Bürgermeiſteramtes waren um, der niedrige Gehalt war dem Vater bis dahin gleichgültig geweſen, jetzt mahnte eine neue Pflicht an die Zukunft zu denken. Er nahm deshalb die Wiederwahl nicht an, ließ ſich die Phyſikatsgeſchäfte des Kreiſes übertragen und zog als Arzt in die Nachbarſtadt Pitſchen, wo er liebe Freunde und die Mutter nahe Verwandte hatte. Und ihr kleiner Sohn wankte auf ſeinen Beinchen zuerſt in Pitſchen über das unebene Pflaſter. Aber ſchon nach zwei Jahren wurde der Vater zurückgerufen. Die Kreuzburger boten ihm aufs neue den Poſten ihres Bürgermeiſters an, diesmal auf Lebenszeit und mit einem Gehalt, der für damalige Verhältniſſe hoch war. Von da beginnen die Erinnerungen des Sohnes.

Seit alter Zeit waren in der Familie wegen des Minorates die Geburtsjahre des Vaters und des Hofſohnes durch einen Zeitraum von 40, ja von 50 Jahren getrennt; auch ſpäter ſetzte ſich dies Verhältniß fort, mein Vater war, obgleich älteſter Sohn 37, ich bin 42 Jahr jünger als der Vater, und ſeit der Geburt meines Vaters ſind jetzt, wo ich dies ſchreibe, 112 Jahre vergangen.

Aber zu dem alten Scholzenhofe in Schönwald beſtand auch bei Lebzeiten meines Vaters ein gutes Verhältniß. Der Vater, welcher von den Geſchlechtsgenoſſen als älteſter der Familie betrachtet wurde, beſuchte zuweilen den Hof, und ich erinnere mich aus früher Kinderzeit noch deutlich, wie er in dem alten Balkenhauſe am weißen Holztiſche ſaß, ihm gegenüber die breitſchulterige Geſtalt des Hofbeſitzers. Dieſer war jener jüngſte Bruder, für den der Großvater zur Zeit Friedrichs II. lange das Gut verwaltet hatte; jetzt aber war dem Gutserben das mächtige Haupt von einer Fülle ſchneeweißen Haares eingefaßt. Im Hofe wurde gerade damals gegenüber dem hölzernen Wohnhaus ein neuer Ziegelbau aufgeführt, denn der Alte wollte ſeinem Sohn das Gut übergeben und ſich auf den Auszug ſetzen. Sein Sohn, von ſtärkerer Lebenskraft und klugem Bauernverſtand, wurde im Kreiſe ein einflußreicher Mann, er war auch ein unternehmender Landwirth, der als einer der erſten in der Gegend die Waſſerröſte des Flachſes einführte. In lebendiger Erinnerung iſt mir der letzte Beſuch auf dem Hofe, den wir abſtatteten, als ich von der Univerſität zurückgekehrt war und mich zum akademiſchen Lehramt vorbereitete. Mein Vater ließ den Wagen vor dem Hofthor halten und wir traten durch die Nebenpforte ein. Am Brunnen ſtand die Tochter des Hauſes, eine zierliche Geſtalt in der Dorftracht, ſie hatte den Arm über den Eimer auf dem Brunnentroge gelegt und lauſchte vorgebeugt den Worten eines hübſchen jungen Mannes in ſtädtiſcher Kleidung. Es war der Schullehrer des Dorfes. Beide waren in ſo warmer Unterhaltung, daß ſie unſer Kommen erſt bemerkten, als wir dicht neben ihnen ſtanden. Der glänzende Blick, die gerötheten Wangen und der Schatten von Betrübniß, welcher das unſchuldige Antlitz des Mädchens überflog, als ſie uns endlich erblickte, bewieſen, daß wir ſtörend gekommen waren. Der junge Mann verſchwand, der Hausherr wurde vom Felde geholt und der Beſuch verlief in gebührender Weiſe mit Kaffe und Beſichtigung des Hofes. Zuletzt führte der Wirth die Gäſte mit Selbſtgefühl zu dem maſſiven Getreideſpeicher, den er ſich mitten im Hofe erbaut hatte. Wir ſtiegen die Treppe zum Schüttboden hinan und er zeigte den großen Weizenvorrath, einige hundert Scheffel, die ganze Ausbeute des vergangenen Jahres, von der er ſich noch nicht getrennt hatte, obgleich die neue Ernte nahe bevorſtand. Er ließ die gelben Körner nachläſſig von der Schaufel rinnen, wie der Geldmann eine Handvoll Goldſtücke aus ſeinem Kaſten hebt und fallen läßt, und frug bedächtig nach unſerer Meinung, ob wohl der Preis des Weizens nach der Ernte ſteigen werde. Da er mir die Ehre erwies, ſich dabei an mich zu wenden, ſo kramte ich vergnügt junge Weisheit aus, die ich im Hauſe des Amtsraths Koppe zu Wollup eingeſammelt hatte, indem ich die Bedenken dagegen vorführte, daß der Landwirth überhaupt in ſolcher Weiſe ſpekulire. Er hörte mich geduldig an, indem er ſtolz auf ſeinen Haufen ſah. Als ich am Abend mit dem Vater wieder im Wagen ſaß, ſagte dieſer: deinem Rathe wird er nicht folgen, denn die Hoffnung eines möglichen Gewinnes iſt durch das ganze Jahr ſeine heimliche Freude. Darauf begann ich von der Baſe und dem Schullehrer, und bat den Vater, bei Gelegenheit ein gutes Wort für die jungen Leute einzulegen; aber ich erhielt zur Antwort, das wäre ganz vergebens, es wäre gegen alles Herkommen und der Stolz des Hofes würde das nie geſtatten. Ihr iſt beſtimmt, einen Hofwirth zu heiraten, auch wenn es ein alter Witwer ſein ſollte. Und ich zürnte dem harten Bauernhochmuth.

Doch war der Schullehrer nicht der einzige ungehörige Geſell, der ſich auf dem Hof zeigte. Als wir mit dem Scholzen durch die Wirthſchaft gingen, kamen zwei Geſtalten zum Vorſchein, Männlein und Fräulein, beide in ſtädtiſcher Tracht, die ſehr verbraucht ausſah. Sie blieben nebeneinander in der Entfernung ſtehen wie zwei Samojeden, welche darauf warten, den Zuſchauern vorgeführt zu werden. Der Hofherr ſah mit kaltem Blick nach ihnen hin und ſagte, mit nachläſſiger Handbewegung vorſtellend: „Es iſt der Sohn des Dichters Müllner, ſeine Frau iſt eine Verwandte der meinen, ſie leben jetzt bei uns.“ Darauf ergab ſich, daß es dem Herrn Müllner im Leben mit nichts geglückt war und daß er als Schiffbrüchiger in der Scholtiſei einen Nothhaſen gefunden hatte. Die Gaſtfreundſchaft verſagte der Hof dem angeheirateten Mann nicht, aber die Behandlung war abfällig. Da der Hausherr ſich nachher erkundigte, was denn eigentlich an dem Vater des Verwandten geweſen ſei, berichtete ich ſo viel Rühmliches von dieſem, als ich nach Wahrheit vermochte. Als aber vor unſerem Abſchiede der Samojede noch einmal herantrat und mir im Vertrauen erzählte, daß er von ſeinem Vater noch einige Kiſten mit Briefen und Handſchriften, den ganzen literariſchen Nachlaß beſitze, ob ich dieſe Sachen nicht durchſehen und vielleicht herausgeben wolle, da kam er nicht an den Rechten. Denn ich empfand ſchon damals ſtarke Mißachtung gegen die geſammte Schnitzelliteratur, ſelbſt wenn ſie den Papierkorb größerer Männer ausräumt, als Adolf Müllner zu ſeiner Zeit geweſen war. Und ich verſagte meine Hilfe. — Es ſcheint, daß auch andere Geſchlechtsgenoſſen von dem Hochmuth des Hofes nicht frei waren.

2.

Kinderleben in Kreuzburg.

Liebe alte Stadt! Es iſt lange her, daß ich dich nicht geſehen habe, Vieles hat ſich an dir verwandelt, du biſt jetzt Knotenpunkt von zwei Eiſenbahnen, die Zahl der Einwohner iſt zweimal ſo groß, als in meiner Kinderzeit, und ſtärker arbeitet in dir der Verkehr und das Geräuſch des Tageslebens. Dem bejahrten Mann aber iſt dein Bild, wie du vor ſechzig Jahren warſt, feſter im Gedächtniß geblieben, als vieles Andere, was ihm das ſpätere Leben entgegentrug.

Die Stadt liegt im Flachlande in einer weiten Lichtung, die Wälder ſind klein geworden, aber die Kiefern faſſen den Horizont noch immer mit einem dunklen Saume ein, und die Stadt iſt deutſche Grenzſtadt geblieben nicht nur gegen Polen, auch gegen den oberen Theil von Schleſien, denn auch nach dieſer Seite beginnen gleich hinter der Stadt Dörfer mit polniſch redenden Landleuten.

Daß die Stadt als eine wehrhafte Grenzfeſte erbaut worden, das war nach fünfhundertfünfzig Jahren noch überall zu erkennen. An der einen Ecke hatte auf kleiner Erhöhung die Burg der Kreuzherren geſtanden, noch war der Raum abgeſchloſſen, darin ein Amtshaus, in deſſen Räumen die königlichen Behörden ihre Actenſchränke aufgeſtellt hatten, und neben dieſem ein alter viereckiger Ziegelthurm, verfallen und unbenutzt, den zu beſteigen verboten war. Oft ſah der Knabe neugierig und ſcheu nach der Höhe zu einem wilden Strauch empor, zu welchem die Vögel den Samen an eine Fenſteröffnung getragen hatten. Der Zufall hatte gefügt, daß auf derſelben Stätte, wo einſt die Ordensbrüder ein Hoſpital für arme Kranke unterhalten hatten, durch Friedrich den Großen ein Landarmenhaus für die Provinz Schleſien errichtet worden war; dicht neben dem Hofraum des Amtshauſes erhob ſich der mächtige Bau hoch über die Bürgerhäuſer.

Doch Burg und Stadt waren nicht nur durch Mauer, Graben und Erdwall beſchirmt geweſen, noch feſter durch einen großen Teich und ſumpfigen Wieſengrund, welcher einem Heerhauſen den Zugang nur auf der Landſtraße geſtattete.

Die beiden Thore der Stadt, das deutſche und polniſche, ſtanden noch mit ihren engen Gewölben, die Thorflügel wurden jede Nacht geſchloſſen und durch Wächter behütet, aber ſie öffneten ſich bereitwillig dem verſpäteten Reiſenden. Während meiner Kinderzeit wurden ſie niedergelegt und der breitere Zugang mit einem Gatterthor verſehen. In der Mitte der Stadt lag der große Ring, ein viereckiger Markt, in den die vier Hauptſtraßen mündeten. In des Ringes Mitte ſtand das alte Rathhaus und das Viereck der zwölf Häuſer, welche in alter Zeit das Verkaufsrecht gehabt hatten. Abſeit vom Markte war der Kirchhof mit der evangeliſchen Kirche. Nach demſelben Plane ſind mit Abweichungen in Einzelheiten die meiſten Städte Schleſiens erbaut. Nicht alle. Es gibt auch ſolche mit häuſerfreiem Marktplatz; offenbar entnahmen die erfahrenen Städtegründer des Mittelalters ihre Bauriſſe wenigſtens zwei verſchiedenen Ueberlieferungen. Ein waſſerreicher Bach, die Stober, lief an einer Seite innerhalb der Stadtmauer dahin, dort hatten die Färber und Gerber ihre Stege und eine große Waſſermühle arbeitete mit mehren Rädern. Die Zeit hatte der Stadt genommen und gegeben, wiederholte Brände hatten die alten Straßen niedergelegt, fremdes Kriegsvolk hatte in jedem Jahrhundert geplündert, verwüſtet, zerſtört, aber alles Unglück der Vergangenheit war durch die unabläſſige Thätigkeit kleiner Bürger überwunden werden. Die niedrigen Häuſer auf dem Markt und in den Hauptſtraßen waren von Ziegeln und ſorgfältig getüncht, auch vor den Thoren mehrte ſich die Zahl der ſauberen Steinhäuſer mit rothem Dach.

Zweimal in der Woche füllte ſich der Markt mit den Wagen der Landleute, dann ſah man ein Gewühl geſchäftiger Menſchen, kleine ſtruppige Pferde, zahlloſe Getreideſäcke, die Bauerfrauen der nahen polniſchen Dörfer in ihrer auffallenden Tracht, jüdiſche Händler, die ſich gleich Aalen zwiſchen den Wagen hindurchwanden, und die Rathsdiener, wie ſie im Amtseifer die Stöcke ſchwangen, um Ordnung zu erhalten.

Am Sonntag trug die Stadt ihr Feſtkleid, die großen runden Kieſel, mit denen der Markt und die Straßen gepflaſtert waren, erwieſen die höchſte Glätte und Sauberkeit, welche ihnen möglich war. Von dem niedrigen Thurme der Stadtkirche riefen die Glocken feierlich zur Kirche, und es war eine vergebliche Sehnſucht der Kinder, in die Blechmütze hinauf zu kriechen, die man dem alten Thurm aufgeſetzt hatte. In der Kirche war alles ſchmucklos, die weißgetünchten Wände vergraut und fleckig, nur um das Kanzeldach ſaßen dicke Roccoco-Engel aus Stuck in Weiß und Gold, ein wenig beſchädigt, und mich dünkt, einem war die Trompete, die er blaſen ſollte, abgebrochen. An die kahle Wand war eine große Holztafel befeſtigt, auf welcher die Namen der Krieger aus dem Kirchſpiel ſtanden, welche in den Freiheitskriegen geblieben waren. Alles war wohl früher ſtattlicher und geſchmückter geweſen, jetzt aber fehlte das Geld. Zwiſchen den Pfeilern ragten Holzgalerien, welche zum großen Theil nach altem Herkommen den einzelnen Handwerken gehörten; dicht neben der Kanzel war der Rathschor, darin ſaß ganz vorn der Vater und neben ihm der kleine Sohn ſo nahe dem Onkel Paſtor, daß es möglich geweſen wäre, dieſem mit leiſer Stimme guten Morgen zu ſagen, wenn die Würde des Ortes ſolche Höflichkeit erlaubt hätte.

Außerhalb der Stadtmauer aber dehnt ſich weithin das Flachland, auf der deutſchen und auf der polniſchen Seite läuft die Straße wohl eine halbe Meile zwiſchen kleinen Häuſern der Vorſtadt und den Bauernhöfen der Kämmereidörfer, dann endet ſie in tiefem Sande, denn Kunſtſtraßen gibt es noch nicht in der Gegend. Am äußerſten Ende der Menſchenwohnungen gegen den Wald liegt von niedriger Mauer umgeben ein Kirchhof der Dorfgemeinde mit einer kleinen Kapelle. In dem wilden Hollunderbuſch, der über die Mauer ragt, erſpäht der Knabe das Neſt eines Singvogels, es iſt der letzte kleine Haushalt freundlicher Vögel, welche bei den Menſchen wohnen. Von da waten Pferde und Menſchen ſchwierig zwiſchen einzelnen kleinen Kiefern vorwärts. Der Sand iſt heiß und bei jedem Schritt verſinkt der Fuß bis über die Knöchel, es iſt eine kleine Wüſte, aber die Füße ſtapfen muthig in dem weichen Boden, denn dahinter liegt der Wald mit ſeinem Schatten und dem lockenden Geheimniß, das um ihn ſchwebt. Weit zieht ſich der Forſt entlang, zuerſt dürftiges Niederholz, hier und da wächſt ein Wachholderſtrauch und etwas Moos in kleiner Niederung. Im Hochwalde aber iſt der Grund glatt und braun von gefallenen Nadeln, Baumwurzeln laufen über den Fußſteig und da wo Regen von den Nadeln niederrieſelt, haben ſich wilde Beeren mit ihrem dunklen Laube angeſiedelt. Gelbe Stämme und dunkle Föhrengipfel erfüllen die Luft mit würzigem Waldduft. Hier iſt es ſtill, nur zuweilen ſchreit der Häher und ein Krähenſchwarm, der über den Bäumen fliegt. Und von der Straße, die durch zwei verfallene Gräben bezeichnet wird, tönt der Ruf des Fuhrmanns, der die müden Pferde unabläſſig antreibt. Langſam nähert ſich der Laſtwagen, ſeine graue Plane überdeckt die Waaren, welche der Stadt zufahren, damit die Grenzleute in ihrer Abgelegenheit an den Genüſſen der Fremde auch Antheil haben.

Wer aber ſeitwärts von der Straße in das Feld hinaustritt, dem ſinken die niedrigen Dorfhäuſer bald zum Horizont hinab und er ſteht zwiſchen den Saaten auf einem Grunde, der faſt ſo eben iſt wie eine Tenne, ringsum am fernen Rand des Horizonts von dunklem Waldringe umſchloſſen. Wenn das Auge über die Erde fliegt, ſo findet es wenig, woran die Blicke haften wollen, hier und da geköpfte Weiden an den Fahrwegen, im Felde ſelten noch einen wilden Birnbaum und darunter einen kleinen Raſenfleck, wo Feldblumen blühen. Im Laube aber ſitzen und ſchwatzen die Feldſperlinge mit ihren Verwandten. Seit Urzeiten haben ihre Familien auf dieſen Bäumen freie Wohnung und freie Nahrung aus der Flur, und ſie ſchreien deshalb in den Zweigen, zanken ſich übermüthig, wie nirgend ſonſt, und kehren ſich wenig an den Menſchen, der darunter tritt. Aber wer einige hundert Schritt weiter geht, dem ſinkt auch der Baum niederwärts zum Boden hinab und er ſteht wieder auf der flachen Erdſcheibe und ſieht über ſich die blaue Himmelsglocke mit weißen Wolkenſtreifen, welche im großen Bogen von der Erde über ihn reichen und wieder bis zum Waldſaume hinab; er erblickt wenig Erde aber viel Himmel, die Erde rund, der Himmel rund, beide ſo lichtvoll und in ſo heiterer Helle, wie nur die weite Ebene im Norden und Oſten des deutſchen Bodens dem Auge darbietet. Die Weiſen lehren ſeit mehr als hundert Jahren, in den Gebirgen müſſe man ſchöne Landſchaften aufſuchen, und das Flachland will Niemand rühmen. Wer ſchauen will, mag in die Berge wandern, aber wer ſich wohlfühlen will und heiteres Licht für ſein Leben begehrt, der findet es auch dort, wo der Himmel von allen Seiten ſo tief hinabſteigt, daß der Wechſel ſeiner Lichter Alles wird und die Formen der Erde wenig.

Auf der anderen Seite der Stadt breitet ſich eine weite Waſſerfläche, die dem Kinderauge unermeßlich ſcheint, es iſt ein großer Teich, gegen die Häuſer durch hohen Damm begrenzt. In alter Zeit war das Waſſer ein Schutz der Stadt, jetzt liefert es gefällig große Weihnachtskarpfen. Aber nur wenige Jahre ſtaunt der Knabe im Herbſt die Männer an, welche mit großen Netzen durch den Schlamm waten. Dann wird die Fluth abgeleitet und die weite Fläche in Wieſen und Ackerland verwandelt, der Damm dauert als Spaziergang für die Städter. Auch auf den anderen Seiten läuft um die Stadtmauer und den trockenen Stadtgraben ein Ringwall, er iſt zur Hälfte mit ſtarken Holzgerüſten beſetzt, den Tuchrahmen, an welchen die Tuchmacher ihre Gewebe aufſpannen, und die blauen, grauen und weißen Tuchflächen ſtechen grell ab von dem grünen Grunde und den alten Ziegelmauern. Aber die Holzrahmen zerfallen in dieſen Jahren, die Zahl der Tuchmacher wird kleiner.

Denn das Handwerk in der Stadt hat gegen die Ungunſt der Zeit zu kämpfen. Einſt waren die Tuchmacher und Strumpfwirker wohlhabende Innungen geweſen, ſie webten und wirkten die blauen und weißen Röcke und die bunten Strümpfe für das Landvolk bis weit nach Polen hinein, aber der erſchwerte Verkehr mit der Fremde und noch mehr der Beginn der Maſchinenarbeit macht ihnen mit jedem Jahre den Verdienſt geringer. Noch fehlt das Geld und die Kraft zum größeren Betriebe; die alte Zeit geht zu Ende, der Segen der neuen wird noch nicht ſichtbar, es iſt eine Periode des Rückganges und der erſten Verſuche auf neuen Bahnen, in welche meine Kindheit fällt.

In dieſer Stadt wuchs ich herauf, von lieben Eltern gehütet. Was mein Gedächtniß bewahrt hat, ſind zuerſt einzelne Augenblicke, die gleich Nebelbildern aus dem Dunkel aufleuchten. Der dreijährige Knabe ſitzt neben dem Kindermädchen auf einer Bank vor dem Wohnhauſe der Eltern und ſieht erſtaunt über ſich einen rothen Nachthimmel und feurige Lohe, welche um die Dächer der Stadt dahin fährt. Das große Armenhaus ſteht in hellen Flammen, die über das Dach lodern, der Vater iſt mit Spritzen und der Bürgerſchaft beim Feuer, die Mutter rafft in der Wohnung mit fliegenden Händen das Werthvolle zuſammen, den kleinen Sohn hat man aus dem Bett ins Freie getragen.

Das Armenhaus war damals eine große Bewahrungsanſtalt für verkommene Leute, die nicht gerade gefährlich waren. Dort wurden in ſtrenger Hauszucht einige Hundert Männer und Frauen unterhalten, für Jedermann kenntlich an grünen Tuchröcken, in denen ſie an Sonntagen im Zuge nach der Kirche ſchritten. Zwei Blinde unter ihnen, denen die Hausordnung unerträglich wurde, hatten am ſpäten Abend unter einer Treppe Feuer angelegt und waren dann aus dem Hauſe geſchlichen, um zu entfliehen. Als ſie in dem ummauerten Hofraum ſtanden, fragte der eine: „Was aber ſoll aus der unſchuldigen Stadt werden? ſie wird bei dem ſtarken Winde auch niederbrennen, die Bürger haben uns nichts zu Leide gethan.“ Da ſchritt der andere Blinde, während drinnen der Brandſtoff ſchwälte, dreimal um das ganze Gebäude und ſprach einen alten Feuerſegen zum Schutz der Stadt, worauf beide durch ein Pförtchen ins Freie entwichen. Aber ſie wurden wenige Tage darauf in der Umgegend an ihren grünen Röcken erkannt und gefangen eingebracht; ihr Prozeß, in dem auch der Feuerſegen aufbewahrt blieb, wurde ein vielbeſprochener Rechtsfall.

Das Gebäude ſtand bald in hellen Flammen, es brannte drei Tage, aber die Stadt blieb verſchont. Da die unteren Treppen zuerſt in Brand geriethen, war die Rettung der vielen eingeſchloſſenen Leute ſehr ſchwierig und es gingen Menſchenleben verloren. Die Geretteten aber wurden nicht zur Freude der Stadt für einige Jahre bei Bürgern untergebracht, bis ihnen ein neues Haus erbaut war. Dieſes Bild eines Hausbrandes haftete feſt in der Seele des Knaben.

Und wieder ein halbes Jahr darauf iſt der Kleine am Morgen aufgewacht und findet ſich erſtaunt in einem fremden Bett, in der Wohnung ſeines Oheims, die älteren Couſinen ſtehen bei ſeinem Lager und erzählen, daß ihm daheim in der Nacht ein kleiner Bruder geboren worden iſt. Der neue Weltbürger wird getauft, es ſind viele ſchön gekleidete Leute in der Wohnung der Eltern und der ältere Sohn blickt in eine ungeheuere Düte, die er in der Hand hält, große Erdbeeren von Zucker darin. Der Knabe trägt die Düte in die leere Nebenſtube, kniet nieder und will zum lieben Gott beten für die Eltern und den kleinen Bruder. Aber wunderlich! während er kniet, kommt ihm vor, als ob das nur Ziererei wäre, er hat ein Gefühl von Leere und von Unehrlichkeit, nimmt ſeine Düte und ſteht wieder auf.

Später fühlt der Knabe ſich glücklich im Beſitze einer rothen, geſtrickten Mütze, von der er noch jetzt jede Maſche und auf dem Deckel das Muſter eines großen Sterns ſieht. Dieſe wollene Mütze wird allgemein bewundert, ſie iſt bei artigem Gruß nicht leicht abzuziehen, aber ſie dehnt ſich und dauert, und er trägt ſie noch als er mit dem Göckelhahn im Bilderbuch zur Schule geht. Dann hält der Kleine in ſeinen Händen eine hölzerne Puppe, die Lore, welche ebenſo unvergänglich iſt, wie die Mütze, ſie hat einen harten ſchweren Kopf, und ſo oft die Farbe abgerieben iſt, weiß die Mutter das Geſicht mit Oelfarbe wieder ſchön fleiſchfarben und roth zu malen. Aber die Farbe wird zuletzt uneben und Lore ſieht blatternarbig aus zum großen Kummer der Kinder.

Denn ich bin nicht mehr allein. Auf dem Schoß der Mutter ſitzt eine kleine helle Geſtalt und greift mit den Händen nach mir. Die Hände ſind ſo klein und das ganze Kerlchen iſt ſo klein und es kann den Namen des Bruders nicht ordentlich ausſprechen, aber die großen Augen ſehen ſchon ſo warm, herzlich und treu nach mir hin, wie ſie ein ganzes Menſchenleben hindurch thaten. Mein Bruder Reinhold iſt dreieinhalb Jahr jünger als ich, ich lerne ein wenig um ihn ſorgen, mein Spielzeug zu ſeiner Unterhaltung hergeben und ihn altklug belehren; und er purzelt und läuft um den Bruder herum, ſtopft Sand in meine winzigen Kochtöpfe und ſchüttet ihn wieder aus, hämmert mit dem Kopf der Lore zur größten Beſchwer des Kunſtwerks auf den Fußboden, und zieht meinem Hanswurſt die bunten Lederflecken aus ſeiner Montur, bis er endlich lernt mit dem Steckenpferde den Tiſch zu umkreiſen und neben dem Bruder aus zerriebenen Aepfeln und Nüſſen kleine Gerichte herzuſtellen. Zuletzt gehn wir Beide Hand in Hand mit einander durch die Hausthür in die Welt, wo große Hunde laufen und Pferde mit ſehr großen Wagen über das Pflaſter fahren; auch er trägt eine geſtrickte Deckelmütze mit dem Stern, aber ſeine iſt kornblumenblau, damit eine Verwechslung unmöglich werde. Und wenn die Leute uns freundlich anreden, und wir den Verſuch machen, die Mützen zu ziehen, dann fühlt die Frau Bürgermeiſterin bei dem Lobe der Fremden die holdeſte und liebenswertheſte Regung der Eitelkeit, den Stolz einer Mutter. Mein Bruder Reinhold war von ſeiner erſten Kindheit an ein Prachtkind, groß, ſtark und kraftvoll, und er behielt dieſe Eigenheiten auch im Mannesalter. Er hing warm an ſeinem Bruder und ich erinnere mich nicht, daß wir in unſerem ganzen Leben jemals in Zwiſt gerathen ſind. Für die Mutter war er nicht leicht zu ziehen, denn der kräftige Knabe war von einer ganz ungewöhnlichen Heftigkeit, er ballte, ſobald ihn etwas erzürnte, die kleinen Fäuſte und gerieth ganz außer ſich. Ihm war in der frühen Kinderzeit nicht immer von Vortheil, daß er als der jüngere heranwuchs, denn er verkehrte faſt nur mit den älteren Geſpielen ſeines Bruders, die gegen den kleinen Kameraden nicht die Rückſicht übten, welche ſeine Jahre forderten. Aber ſeine Heftigkeit wurde durch Selbſtbeherrſchung ſpäter in einer Weiſe gebändigt, wie ich das ſonſt an keinem andern Menſchen erlebt habe, denn als er ein Mann geworden, war der Grundzug ſeines Weſens eine ruhige Kraft und gemeſſene Freundlichkeit.

Die liebe Mutter war eine helle Geſtalt, welche ſich und Anderen das Leben angenehm zu machen verſtand, eine ausgezeichnete Wirthin, dabei von einer gewiſſen künſtleriſchen Begabung, erfindungsreich und anſchläglich. Sie hatte nie Zeichnen gelernt, aber ſie verfertigte ſich ſelbſt die Muſter zu den Teppichen, die ſie unternahm, ſie hatte auch in der Landwirthſchaft des Vaters ſchwerlich viel Zeit gehabt mit den feinen Handarbeiten der Frauen umzugehen, aber ſie verſuchte bis in ihr hohes Alter alles Neue, was in dieſer Art gerade wieder aufkam: Kreuzſtich, Plattſtich, Filet, Häkeln, Alles was man nur ſtricken, nähen und ſticken kann. Und was Bäckerei betrifft, Einſieden von Früchten und dergleichen, ſo war ihr Niemand überlegen. Allerdings mit einer Beſchränkung. Man kochte damals noch bei luſtiger Herdflamme, die Maſchine und Steinkohle lagen im Schoße der Zukunft, und ihr war deshalb das ganze Leben lang ein Kummer, daß die Torten, welche ſie in immer neuen Stoffmiſchungen zu ſchaffen bemüht war, gern waſſerſtriemig wurden. Ihren Knaben freilich war das gar nicht leid, denn dieſe erhielten dann in ſehr kleinen Biſſen den Löwenantheil. Bei aller Arbeit wurde der älteſte Sohn ihr Vertrauter, und ich wundre mich, daß ihm keine Schürze über ſeine männliche Tracht zugemuthet ward, er ſtampfte die Gewürze, rieb als Gehilfe zu Weihnachten den Mohn mit einer großen runden Keule, lief Knäuel wickelnd um die Stühle, entblätterte Krautköpfe für den Hobel, und lernte auch Lichter in Zinnformen gießen, denn damals gab es noch kein Stearin, und die Putzſcheere war ein unentbehrliches Werkzeug, deſſen Handhabung durch die Kinder zuweilen den Abendbeſuch in plötzliche Finſterniß ſetzte. Das ſtörte nicht ſehr, man zündete das Licht in der Küche mit Schwefelfäden und Pinkfeuerzeug wieder an; bis endlich die rothen Fläſchchen mit Stupfhölzern erfunden wurden, welche aber der Vater als eine Neuerung wegen des ſpritzenden Vitriols nicht billigte. Er ſelbſt trug in der Weſtentaſche immer Stahl, Stein und Schwamm und unterrichtete die Knaben vorſorglich im Gebrauch zum Nutzen ihrer Männerjahre. Du liebe Zeit!

Da in dem neu bezogenen Hauſe ein winzig kleiner Hofraum von wenigen Quadratfuß vorhanden war, ſo beſtand die Mutter darauf, ein Bank hinein zu ſetzen, begann Gärtnerei in Topfgewächſen, unternahm ſogar Hortenſien zu ziehen, und verwandelte den Raum nach wenig Jahren in einen ganz von Blumen umſchloſſenen Aufenthalt, in welchem der Herr Bürgermeiſter die Pfeife rauchte, auch die beiden Knaben noch Platz auf Stühlchen fanden und die Mutter fröhlich bei ihrer Handarbeit an neue Unternehmungen dachte. Ob die Kleider der Kinder jemals Geld gekoſtet haben, iſt zweifelhaft; die Mutter ſchnitt und nähte aus der Garderobe des Vaters jede Art von Kleidungsſtücken, und wußte ihnen durch ſchöne Säume und beſonderen Schnitt ein ſtattliches Ausſehen zu geben, das alle Hausmütter zu achtungsvoller Anerkennung zwang. Sie hatte einen unermeßlichen Schatz bunter Fleckchen von Seide und Tuch, dazu einen großen Beutel mit Knöpfen von den wunderlichſten Formen aus der Zopfzeit, ſo daß für die Kinder das Betrachten und Sortiren ein oft erbetener Genuß wurde.

Zwiſchen den Haushaltungen der Stadt und den Ackerbürgern der Vorſtädte beſtand ein gewiſſes landwirthſchaftliches Tauſchverhältniß, welches zur Folge hatte, daß auch wir alljährlich für den Sommer einige Quadratruthen Ackerland in der Flur zur freien Benutzung erhielten. Auf dieſem Erdflecke waltete die Mutter, die freilich in dem großen Pfarrhofe ihrer Heimat an Höheres gewöhnt war, wie ein weiſer Feldherr, der auch eine kleine Macht ehrenvoll auszunutzen verſteht. Es iſt unglaublich, was ſie alles darauf zu ziehen wußte, nicht nur den Bedarf von Kartoffeln, auch hochgeſchätzte Gemüſe, das Verſchiedenartigſte ſtand bei einander, Alles gedieh, und der Fleck war ſchon von weitem durch die bunten Blättergebilde, welche ſich in der Sonne blähten, erkennbar. Dies aber war kein Vortheil, denn gerade das Liebſte, die Gurken, wurde ihr alljährlich geſtohlen, nur die Kürbiſſe dauerten zum Troſt der Kinder, weil ſie wenig begehrt waren. Demungeachtet ließ die Mutter von ihren Pflanzungen nicht ab. Oft ging ſie am frühen Morgen eilig hinaus, beſorgte ſelbſt das Gießen und war wieder zur Stelle, bevor wir aus den Federn ſtiegen.

Wenn aber der Tag der Ernte kam, war nicht nur die Hausfrau glücklich, trotz ihrem geheimen Kummer über das Verlorene, noch mehr die Kinder. Denn dies war der einzige Tag im Jahre, wo wir bei kleinem Feuer im Freien Kartoffeln röſteten, die ſogleich gegeſſen wurden und den Mund ſchwarz färbten, und wo wir bei warmem Wetter eine Weile barbeinig auf dem Felde umherlaufen durften. Die Freude darüber war wol deshalb ſo groß, weil der Marſch auch geheimen Schmerz bereitete, denn die Stoppeln ſtachen ſehr in die kleinen Füße.

Die meiſten Kinderſpiele des Jahres wurden von uns geübt, der Drache flog, der Mönch brummte, die Bleiſoldaten marſchirten auf dem Fußboden und was die Händler, welche „Spilleleute" hießen, von geſchnitzter Holzwaare an den Jahrmärkten ausſtellten, wurde ſo lange ſehnſüchtig betrachtet, bis wir davon heimtragen durften. Am liebſten aber ſpielten wir mit bunten Bohnen, welche nach verſchiedenen Regeln in ein rundes Loch geſchoben und geworfen werden mußten, denn die kleinen Kugeln von Marmor und Thon waren bei uns nicht zu haben. Auch im geheimen Verſtecken übten wir uns. An einer Ecke des Hofes wurde ein tiefes Loch gegraben, die Wände ſorgfältig mit flachen Steinen und Moos bekleidet und in dieſem Raume vieles Gute niedergelegt, das begehrlichen Blicken entzogen werden konnte, vor allem Obſt; aber auch Lore und der Hanswurſt mußten ſich oft gefallen laſſen, in der finſteren Höhlung zu kauern. Die Oeffnung wurde mit großer Kunſt verdeckt, ſo daß ſie Niemand finden konnte, doch drang zuweilen eine Maus räuberiſch hinein. Dieſe geheimen Niederlagen, welche Mauken hießen, waren ein alter Kinderbrauch, wohl noch eine Nachahmung der kriegeriſchen Verſtecke von Proviant und Lebensmitteln in längſt vergangener Zeit. Für uns war die Schwierigkeit nur, das Geheimniß zu bewahren. Dies ſollte unverbrüchlich ſein, jedesmal wurde feierlich darüber verhandelt und jeder Eingeweihte in Pflicht genommen. Immer aber war das Entzücken über unſer höheres Wiſſen ſo übermächtig, daß wir wenigſtens die Mutter in das Vertrauen ziehen mußten.

Viele Wochen vor Weihnachten ſind die Knaben in emſiger Thätigkeit, denn als ein Hauptſchmuck des Feſtes wird nach Landesbrauch das Krippel aufgeſtellt, Bilder der Krippe, in der das Kindlein liegt, mit Maria und Joſeph, den heiligen drei Königen, den anbetenden Hirten mit ihren Schafen und darüber der glitzernde Stern und Engel, welche auf einem Papierſtreifen die Worte halten: „Gloria in excelsis“. Die Figuren kauften die Kleinen auf Bilderbogen, ſchnitten ſie mit der Scheere aus und klebten ein flaches Hölzlein mit Spitze dahinter, damit die Bilder in weicher Unterlage hafteten. Der heiligen Familie aber, dem Ochſen und Eſelein wurde ein Papphaus mit offener Vorderſeite verfertigt, auf dem Dach Strohhalme in Reihen befeſtigt, der Stern war von Flittergold. Das Waldmoos zu dem Teppiche, in welchen die Figuren geſteckt wurden, durften wir aus dem Stadtwald holen, dorthin zog an einem hellen Wintertage die Mutter mit den Kindern, begleitet von einem Mann, der auf einer Radeber den Korb für das Moos fuhr. Es war zuweilen kalt und die Schneekryſtalle hingen am Mooſe, aber mit heißem Sammeleifer wurden die Polſter an den Waldrändern abgelöſt und im Korbe geſchichtet, daheim auf einem großen Tiſch zuſammengefügt und an zwei Ecken zu kleinen Bergen erhöht. In der Mitte des Hintergrundes ſtand die Hütte, über ihr ſchwebte an feinem Drahte der Stern, auf den beiden Seiten hatten die Hirten und Herden mit den Engeln zu verweilen. Die ganze Figurenpracht wurde durch kleine Wachslichter erleuchtet, welche am Weinachtsabend zum erſtenmal angeſteckt wurden.

Wenn die Lichter brannten und die Engel ſich bei leichter Berührung wie lebendig bewegten, dann hatten die Kinder zum erſtenmal das ſelige Gefühl, etwas Schönes verfertigt zu haben. Während des Feſtes wurden dann ähnliche Arbeiten kleiner und erwachſener Künſtler beſehen, denn faſt in jedem

Haushalt ſtand ein Krippel, und mancher wackere Bürger benutzte ſeine Werkſtatt, um daſſelbe durch mechaniſche Erfindungen zu verſchönen; man ſah auf den Bergen große Windmühlen, deren Flügel durch rollenden Sand eine Zeit lang getrieben wurden, oder ein Bergwerk mit Grubeneinfahrt, in welchem Eimer auf und ab gingen, und häufig ſtand ganz im Vordergrund ein ſchwarz und weiß geſtrichenes Schilderhaus mit rothem Dach und davor die preußiſche Schildwache. Aber dieſe Zuſätze waren dem Knaben niemals nach dem Herzen, er hatte die dunkle Empfindung, daß ſie ſich mit den Engeln und den heiligen drei Königen nicht recht vertragen wollten.

Und wieder eine Kinderfreude. Die Mutter hat einen kleinen Vogel lebendig gemacht. Im Paſtorgarten ſah ich vor mir auf der Erde etwas Nacktes, ein Sperlingskind, das aus dem Neſte gefallen war, ich hob es auf und als ich ſein Herzchen zucken fühlte, wurde mir weh zu Muthe und ich trug es, ſelbſt zitternd und in Thränen, nach Hauſe. Die Mutter behandelte den Zufall mit ſichrer Ueberlegenheit, verfertigte ein Neſt aus Watte, kochte ein Ei und brachte etwas von dem zerhackten Inhalt mit einem Federkiel in das winzige Geſchöpf. Dies gewann neuen Lebensmuth und wurde durch fortgeſetzte richtige Behandlung dem irdiſchen Daſein erhalten. Ich aber empfand einen glückſeligen Schauer, als ich ihm ſelbſt die Nahrung eingeben durfte und beobachtete, wie ſich allmählich der nackte Leib mit Flaum und kleinen Kielen bekleidete. Matz wuchs und erhielt ſein Federkleid, er flatterte mir auf den Kopf, ſaß auf meiner Schulter und wurde bald mein vertrauter Geſelle, der alle Scheu verlor und in der Stube den ganzen Tag um mich herum hüpfte. Als er ziemlich herangewachſen war, mahnte die Mutter, den Kleinen wieder ins Freie zu bringen, ich trug ihn traurig in den Paſtorgarten und ſetzte ihn auf einen Baum, dort aber duckte er ſich kläglich zuſammen und fand bei dem Spatzenvolk des Gartens ſchlechten Willkommen, denn dies wilde Geſindlein kam herangeflogen und ſchrie ſo zornig gegen mein armes Findelkind, daß dieſes entſetzt immer wieder zu mir zurück flog. Endlich wurde beſchloſſen, daß ich den Vogel behalten durfte, und ich trug ihn ſeelenvergnügt in unſere Stube zurück. Dort blieb er den ganzen Sommer mein Spielkamerad. Aber ihn erreichte im Winter das Schickſal. Durch einen Spalt der Thüre ſprang die Katze des Nachbars herein, Matz war im Nu in ihren Krallen und gemeuchelt. Ich ſtürzte auf die Mörderin zu — ich ſehe noch jetzt die wilden Augen — und entriß ihr den Vogel, aber er war tot. Das war der erſte große Schmerz meines Lebens, ſo herzzerreißend, daß auch die Mutter, die mich feſt in den Armen hielt, nichts dagegen vermochte. Ich habe ſeit der Zeit nie wieder ein Thier zu meinem Hausgenoſſen gemacht, aber die gute Freundſchaft zu dem großen Volk der Vögel iſt mir geblieben, und die Verwandten meines kleinen Geſpielen behaupten noch heut in meinem Bereich unbeſchränkte Freiheit für Haushalt, Kinderzucht und Kirſcheneſſen, ſie piepen ſeither auch oft genug aus meinen Büchern.

3.

Eindrücke aus der Fremde.

Wenn der Sohn den Vater auf einem Spaziergange begleiten durfte, ſo bemerkte er wohl die Achtung, mit welcher die Leute grüßten. Der Vater hatte viele als Kinder gekannt und als Arzt behandelt. Er ſprach oft an, und die Männer frugen ihn um Rath und freuten ſich ihm zu zeigen, was in ihrem Hauſe und Geſchäft ſehenswerth war, nur die Bäuerlein, welche am Ende der Markttage mit wankendem Schritt heimwärts zogen, wichen im großen Bogen aus.

Wie beliebt aber auch der Vater bei den Bürgern war, er behielt im Verkehr eine Zurückhaltung, welche jede Vertraulichkeit ausſchloß, und die Sünder gegen die Stadtordnung wußten wohl, daß er gewaltig gegen die Miſſethäter losbrechen konnte. Die volle Wärme ſeines Gemüths kam nur gegen Weib und Kind zu Tage, gegen die Söhne war er von immer gleichbleibender Milde und Freundlichkeit, die Strafen vollzog die Mutter, ſie war Mahnerin und Vertraute, der Vater aber, der doch nie ſchalt, gefürchtet und verehrt. Er hatte in der Jugend ſchönes, kaſtanienbraunes Haar gehabt, lange trug er es im Zopf, den die Mutter aufbewahrte und den Kindern zuweilen als Familienkleinod zeigte; ſpäter quollen ihm die Löckchen unter dem Hut hervor, ſie wurden früh ſilbergrau, und die Hände der Kleinen griffen gern darnach. Ich habe meinen Vater nur mit ergrautem Haar gekannt. Er ſah ſehr würdig aus, wenn er unter ſeinem Cylinderhut, der in der Form altmodiſch, aber ein feines Kunſtwerk des Hutmachers war, über die Straße ſchritt, hoch aufgerichtet, in langem Ueberrock, in der Hand einen ſtarken, oben gekrümmten Bambusſtock, auf den er viel hielt, — er war ein Erwerb aus der halliſchen Zeit, und die Knaben wurden nicht müde, ihn zu bewundern.

Es war natürlich, daß der kleine Sohn des Bürgermeiſters zu der bewaffneten Macht der Stadt in ein freundliches Verhältniß trat. Da Kreuzburg damals keine Garniſon hatte, ſo war der berittene Gensdarm des Kreiſes die ſtolzeſte kriegeriſche Geſtalt. Die Stadt ſelbſt aber wurde von civilen Gewalten behütet. Dieſe waren die beiden Rathsdiener mit der Dienſtmütze, dem rothen Kragen und einem dicken Rohrſtock in der Fauſt, ſie ſahen ſtattlich aus und waren das Schrecken der Vagabunden und der trunkenen Landleute aus den polniſchen Dörfern; einer war lang, der andere kurz, der kleinere aber trug als früherer Huſar noch ſeinen mächtigen Schnauzbart, er hatte im Felde die ſchwere Kunſt erlernt, zu trinken ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, war ein furchtloſer und heftiger Mann, Tyrann der Straße und in Polizeiſachen die rechte Hand des Bürgermeiſters. Der Wachtdienſt in der Stadt und an den Thoren wurde von den vierundzwanzig Jüngſten beſorgt. Nach der neuen Städteordnung ſollten nämlich die jüngſten Bürger dieſen Dienſt verſehen, da aber Stellvertretung geſtattet war und gerade die jungen Bürger die Nachtwachen ungern ertrugen, ſo wurde die Stellvertretung bald allgemein, und die, welche die Jüngſten hießen, waren in Wirklichkeit bedächtige Grauköpfe, welche in ihrem Handwerk zurückgekommen waren — die meiſten Tuchmacher — und ſich jetzt mit der kleinen Entſchädigung durchbrachten. Sie trugen um ihren langen Rock einen ſchweren Säbel, als Anzeichen, daß ſie zu fürchten waren, erwieſen ſich aber ſtets als der ruhigſte und friedfertigſte Theil der Bürgerſchaft. Den Schlaf machten ſie bei Tag und Nacht in anſpruchsloſer Weiſe ab, bei Tage ſaßen ſie auf der Bank der Wache neben dem Rathhauſe, bei Nacht ſaßen ſie an den verſchloſſenen Stadtthoren oder wandelten langſam und Niemandem ſchädlich durch die Straßen. Aber jeden Morgen und jeden Abend um acht Uhr lärmte die Raſſel an der Hausthür des Bürgermeiſters, der Gefreite brachte den Rapport über die Ereigniſſe der letzten zwölf Stunden und begann jedesmal mit den Worten „Herr Bürgermeiſter, 's iſt weiter nichts Neues", auch wenn in Wahrheit etwas Aufregendes gemeldet werden mußte, ein ertappter Dieb oder ein Feuerſchein am Horizont. Der Vater hörte den Bericht ernſthaft an und entließ mit einer Mahnung zur Wachſamkeit, welche ebenfalls im Laufe der Jahre formelhaft geworden war. Doch wußten die Wächter, daß es mit dem Dienſt ſtreng genommen wurde und daß der Bürgermeiſter ſelbſt nicht ſelten zu ſpäter Nachtzeit in die Rathswache und an die Thore kam, um nachzuſehen, ob Alles in Ordnung war. Für außerordentliche Fälle galt der Stadt die Schützengilde als Hülfstruppe, ſie war nach der Städteordnung auch für die Sicherheit der Gemeinde neu eingerichtet worden, und am Tage des Königſchießens marſchirten die wirklichen vierundzwanzig Jüngſten ſtolz hinter den grünen Uniformen der Büchſenträger.

Es war feſte Ordnung in der Stadt, in der Verwaltung Pünktlichkeit und Sorgfalt, den Bürgern gegenüber ein altfränkiſches, väterliches Regiment. Nur ein Nachtbrand in der Vorſtadt oder auf nahem Dorfe ſtörte zuweilen die Ruhe. Dann rief die kleine Feuerglocke auf dem Rathsthurm mit gellendem Ton die Bürger zuſammen. Die Spritzen wurden aus ihrem Haus am Markte geſchoben, die plumpen Waſſerbottiche fuhren auf ihren Schleifen hinterher, die Leute rannten mit ledernen Eimern der Brandſtätte zu. Der Vater war einer der erſten auf dem Platz, er leitete die Ordnung des Löſchens und blieb zur Stelle, bis er jede Gefahr beſeitigt ſah. Auch die Kinder wurden von der Unruhe erfaßt, ſie waren nicht im Bett und ſchwer im Zimmer zu halten.

Der Vater erkrankte. Es war ein Leiden, welches eine Operation nöthig machte, und wir reiſten deshalb in kleinen Tagesfahrten die dreizehn Meilen bis Breslau, wo wir einige Wochen verweilten. Aber die Erinnerungen an die große Stadt, welche die Seele des Kindes bewahrt hat, ſind nur ſpärlich. Eine enge dunkele Gaſſe mit himmelhohen Häuſern, in der wir wohnten, Gedränge der Menſchen auf den Straßen, ein großer Hofraum, in welchem ein Wagenbauer einen Kutſchwagen braun lackirte, ich ſtand täglich dabei und ſah der ſorgfältigen Arbeit bewundernd zu. Zuweilen war von einer großen Illumination die Rede und von einer ſilbernen Wiege, welche die Stadt der neuen Kronprinzeß Eliſabeth geſchenkt hatte. Mir ſchien es natürlich, daß die Königskinder in ſilbernen Wiegen lagen. Dann war ein kleiner rundlicher Knabe — er war ein Enkel jenes Hermes, welcher „Sophiens Reiſe“ geſchrieben hat, und wir müſſen wohl irgendwie mit der Familie verwandt geweſen ſein, denn es beſtand ein Beſuchsverhältniß — dieſer wies mir viele große Bilderbücher, darunter eine Sammlung von Carrikaturen auf Napoleon, und ich ſehe noch ein Blatt vor mir, den Kaiſer auf einem Berge von Menſchenſchädeln. Das Bild war mir widerwärtig, nicht weil mir der böſe Mann leid that, deſſen Ausſehen ich bereits kannte, ſondern weil es ſo garſtig ausſah. Wir alle waren froh, als der Vater geheilt mit uns heimkehrte.

Und wieder ging es fort in ſtillem Frieden. Nur ſelten ſandte die Fremde Unerhörtes in die alten Ringmauern. Einſt war der Tag einer Rathſitzung, die Mutter hatte gerade eine Gans gebraten und die Kinder erwarteten ungeduldig die Heimkehr des Vaters. Es ſchlug zwei Uhr, und er kam nicht. Im Hauſe entſtand Aufregung, endlich wurde der älteſte Sohn in das Rathhaus geſchickt, um ſich bei den Dienern zu erkundigen. In der Vorhalle ſtanden der Gensdarm und einige von den Jüngſten mit ihren großen Säbeln, an der Thür der Rathsſtube die Diener, und ihre Gunſt erlaubte dem Knaben einen Blick in den ehrwürdigen Raum. Dort ſah er ſehr Befremdliches. Um den grünen Rathstiſch ſaß der ganze Magiſtrat in feierlichem Schweigen, der liebe Vater obenan mit ſtrengem Antlitz; auf dem Tiſch lag ein ungeheurer Haufen Goldſtücke, ein märchenhafter Anblick, und der Kämmerer war mit dem Rathsſchreiber beſchäftigt, den Schatz auf einer Wage zu wiegen, in große Leinwandbeutel zu packen und zu verſiegeln. Außerhalb der Schranke aber ſtanden unter Bewachung zwei fremde Männer mit braunem Angeſicht, ſchnurrbärtig, rothe Mützen mit blauen Quaſten auf den Köpfen, dem einen waren die Hände auf dem Rücken zuſammengebunden. Dies waren zwei Griechen, oder ſolche, die ſich dafür ausgaben, der eine, welcher etwas deutſch ſprach, der Dolmetſch des andern. Sie waren in eigenem Wagen zugereiſt und hatten am Morgen ihre Päſſe dem Vater zum Viſiren gebracht. Bei der Durchſicht erinnerte ſich dieſer, daß er früher einmal den Namen des Fremden in einem Steckbrief des Amtsblattes geleſen hatte, er ſchlug nach und fand, daß die Verhaftung des Griechen befohlen wurde, weil er unter dem Vorgeben, Löſegeld für ſeine Familie zu ſammeln, die in türkiſcher Gefangenſchaft ſei, bettelnd umherzog. Seit dem Erlaß des Steckbriefes waren mehre Jahre verfloſſen und der Vater freute ſich im Stillen ſeines guten Gedächtniſſes. Als nun aber dem Fremden auf dem Rathhauſe mitgetheilt wurde, daß er nicht weiter reiſen dürfe, bevor von der Regierung ſeinetwegen Beſcheid eingegangen ſei, gerieth er in Wuth und brachte ganz unſinnig eine Waffe zum Vorſchein, mit welcher er den verſammelten Rath der Kreisſtadt zu bedrohen wagte. Dies auffällige Benehmen machte der Höflichkeit ein Ende und erregte Argwohn, ſofort wurde ſein Kutſcher, auch ein Fremder, verhaftet und der Wagen durchſucht. Es ergab ſich ſehr Bedenkliches. Der Wagen war eigens zu einem Verſteck geheimnißvoller Dinge gebaut, mit doppeltem Boden und verborgenen Behältern, in denen der ſchon erwähnte Goldſchatz lag, Geldſtücke aus aller

Herren Ländern, wie ſie kein Kreuzburger jemals geſehen hatte, außerdem aber Verzeichniſſe vornehmer Spender von Geldgeſchenken, ebenfalls aus aller Welt, und große Stöße von Briefen und Schriftſtücken, ſämmtlich in griechiſcher Currentſchrift, welche am Orte Niemand zu deuten wußte. Dies machte den Fall beſonders geheimnißvoll und erregte Muthmaßungen. Die Fremden wurden unter Bewachung in einer Herberge untergebracht, das Gold in der Rathstruhe unter Siegel gelegt, die Ballen mit Papieren aber einer hochlöblichen Regierung nach Oppeln zur Entzifferung nebſt dem Berichte zugeſchickt. Schleunig kam als Antwort ein Schreiben mit höchſter Billigung des Geſchehenen und mit Gebot zur ſtrengſten Ueberwachung der Fremden, dann zog ſich die Sache in die Länge, die Griechen ſaßen als zornige Querulanten und wurden durch unabläſſige Beſchwerden läſtig. Endlich nach langer Zeit kam der unerwartete Befehl, man ſolle dem Fremden alles Geld und ſeine Papiere zurückgeben und ihn mit Zwangspaß über die Grenze ſchicken. Jahre lang hatte der Mann durch ganz Europa die griechiſche Erhebung ausgebeutet; jetzt hatte er entweder verſtanden, Schonung zu gewinnen, oder man wußte überhaupt nicht, was man mit ihm und ſeinem Gelde anfangen ſollte. Der Vater hatte Mühe und Aerger umſonſt gehabt, Vortheile nur der Gaſtwirth, über deſſen hohe Rechnung der Fremde ſich zuletzt noch ungeberdig beſchwerte, als er den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelte. Dies waren die erſten Eindrücke, welche das moderne Hellenenthum auf den Knaben machte.

Harmloſer waren die Grüße aus der Welt, welche die wandernde Kunſt in die Stadt brachte. Zuweilen reiſte ein Maler zu, welcher die Güte hatte, gegen mäßiges Entgelt die Köpfe anſehnlicher Männer und Frauen in Oel abzuſchildern. Dann freute ſich der ganze Kreis von Bekannten, wenn man die Gemalten zu erkennen vermochte. So kam auch ein ſchöner großer Mann mit ſchwarzem Bärtchen, der den Frauen ſehr gefiel und deshalb in ſeiner Kunſt achtungsvolle Bewunderung fand, bis ihm die Erfolge dadurch geſtört wurden, daß er ſich als ein großer Nachtwandler erwies. Denn er ſprang in einer Mondſcheinnacht mit gellendem Schrei aus dem Oberſtock des Gaſthauſes auf das Pflaſter, glücklicherweiſe ohne ſich zu beſchädigen, und lief im Hemde nach dem Stadtthor, wo ihn endlich der Nachtwächter zum Stehen brachte. Doch beruhigte er ſich wieder, verheiratete ſich auch in der Stadt und gewann die Nachtruhe eines ehrlichen Bürgers. Häufiger ließ ſich die Muſe der Muſik durch Künſtler auf allen möglichen Inſtrumenten vernehmen vom Brummeiſen bis zur Trompete, aber die Guitarre und Flöte waren noch beſonders geachtet. Größeren Genuß hatten die Kinder an dem wandernden Volk der Seiltänzer und Kunſtreiter; waren dieſe mit guten Zeugniſſen verſehen, ſo erwies ſich der Magiſtrat als wohlwollend. Dann wurde in der polniſchen Vorſtadt vor dem Salzmagazin eine künſtliche Schranke aus Stricken errichtet und darin die Seile geſpannt, die kleinen Kinder tanzten auf den niederen Seilen, während Väter und Mütter darunter hingingen, um die etwa fallenden aufzufangen. Aber ſie fielen nicht, ſondern bewegten die Beinchen unter allgemeiner Bewunderung und ſammelten dann die Gröſchel, welche ihnen die Kinder ſpendeten. Und erſt Bajazzo! Oft habe ich ſeitdem dieſen Charakter der Sägeſpäne geſehen, aber niemals war er ſo unſäglich luſtig, wie in Kreuzburg, wenn er ſich in der Luft überſchlug, mit den Stühlen Purzelbäume ſchoß und immer wieder von dem Pferde, auf dem er durchaus reiten ſollte, in den Sand fiel; er konnte aber ganz gut reiten. Dann die klugen kleinen Pferde! Wenn ihr Herr ihnen ein Kartenblatt auf den Boden legte, ſo gaben ſie durch Scharren mit dem Fuße genau die Zahl der Kartenzeichen an, und wenn der Herr frug, welches das artigſte Kind in der Geſellſchaft ſei? ſo blieb das Pferd vor dem Knaben des Bürgermeiſters ſtehen und begrüßte ihn durch ein Kopfnicken. Der Kleine wurde vor

Scham roth, aber er ging dann ſchüchtern zu dem Pferde und verſuchte es zu ſtreicheln.

Sehr berühmten Künſtlern wurde wohl auch geſtattet, das große Seil aus dem oberſten Thurmloch bis auf den Markt zu ſpannen und darauf die Großmutter im Schiebkarren zu fahren, wir wußten aber, daß dies nur eine Puppe war. In dieſer gefährlichen Thätigkeit ſah ich den bekannten Kolter, von dem in Kreuzburg die Sage ging, daß kurz zuvor Großfürſt Conſtantin in Warſchau heimlich einen andern Künſtler angeſtiftet hatte, dem Kolter, als dieſer mit dem Karren vom Thurme herabkam, mit einer andern Großmutter auf dem Seil entgegenzufahren. Als die beiden auf der Höhe zuſammentrafen, verlor der andere den Muth, da rief der ſtolze Kolter „bücke dich“, warf ſeinen Karren zur Erde, ſetzte im gewaltigen Sprunge über den Nebenbuhler weg und kam, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, auf dem Seile herab. Einen Mann von ſolchen Eigenſchaften ehrte auch der Vater, und ich erinnere mich, daß Kolter mit ſeiner Frau in der guten Stube den Eltern gegenüber ſaß und ein Glas Wein vor ſich hatte.

Alljährlich unternahm nach längerer Erwägung die Familie wenigſtens einmal eine Vergnügungsreiſe nach der Stadt Pitſchen. Für uns Kinder gehörten die zwei Meilen Fahrt und der Aufenthalt bei werthen Freunden der Eltern zu den großen Feſtfreuden des Jahres. Ich eilte dann mit kleinen Geſpielen ſobald als möglich auf den Sandberg, der nahe der Stadt hinter den letzten Scheunen lag, dort ſuchte ich ſtundenlang nach kleinen gerundeten Kieſeln, auf denen ſich gerade dort ſchöne moosähnliche Zeichnungen fanden, und nach Feuerſteinknollen, welche mit vieler Mühe aufgeſchlagen wurden, weil zuweilen eine Verſteinerung darin ſaß. Von der Höhe ſtarrte ich neugierig auf die ſchwarzen Wälder in der Ferne. Dort drüben lag Polen, das unheimliche Land, von dem daheim oft die Rede war.

Zur Seite aber ſah man die Stadt hinter ihrer Mauer, über welche noch einzelne Thürme ragten. Der Ort iſt die älteſte der drei Städte im Kreiſe, kein Chroniſt, keine Urkunde weiß zu ſagen, wann er entſtand; er war als Straßenſperre gegen Polen bereits vorhanden, als im dreizehnten Jahrhundert die Beſiedelung der Umgegend mit deutſchen Coloniſten erfolgte. Seitdem war der Wald, welcher ihn von dem Binnenlande geſchieden hatte, faſt ganz verſchwunden, auch die Stadt hatte man irgend einmal nach demſelben Plane wie Kreuzburg aufgebaut, in der Mitte den Ring mit Rathhaus und Kaufhäuſern, die vier Gaſſen, welche von den Thoren nach dem Markte führten, und ſeitwärts den Kirchhof mit Kirche und Pfarrhaus. Aber immer noch beſtand der Ort abſeit vom Verkehr der Landſchaft, einſam an ſeinen Sandhügeln. Ihm gegenüber achtete ſich Kreuzburg als Großſtadt. Die Pitſchner betrieben noch in der Mehrzahl Ackerbau wie im Mittelalter, der Verkehr mit Polen war gering, wahrſcheinlich zumeiſt Schmuggel in den Händen weniger jüdiſcher Kaufleute, in der Stadt ragte mitten unter Häuſern noch der hohe Balken eines Ziehbrunnens mit dem Eimer an der Kette, was bei uns ganz unerträglich geweſen wäre. Auch die Schützengeſellſchaft von Pitſchen hatte bei ihrem Königſchießen noch altväteriſchen Brauch. Dem Zug voran ſchritt ein Narr mit einer langen Schlittenpeitſche, welche die Waden der andrängenden Straßenjungen geſchickt zu treffen wußte, dann kamen zwei Mohren, welche Hörner blieſen, aber wer jemals ſchwarzen Peter geſpielt hatte, wußte recht gut, daß ihre Farbe durch Korkſtöpſel hergeſtellt war; hinter ihnen tanzte und ſprang auf offner Straße der Zieler, die große Scheibe auf dem Rücken, ihm folgte der Hauptmann unter einem ungeheuern Hahnenfederbuſch, und nach dieſem marſchirte eine kleine Zahl Schützen in Uniformen, ſeltſamen Erbſtücken mit ſehr hohem Kragen. Es waren der Schützen vor den Augen des Knaben ſehr wenige, bei uns in Kreuzburg wimmelte es beim Königſchießen von Uniformen.

Aber wie altväteriſch die bewaffnete Macht der Pitſchner auch einherzog, ſie war in Wahrheit mit kriegeriſchem Muth erfüllt und hatte dieſen zuweilen in ernſtem Kampf erwieſen. Denn ſeit undenklicher Zeit ſtand Pitſchen ganz für ſich allein auf Kriegsfuß mit Polen. Wenn die Waffen durch ein Jahr geruht hatten, ſo wurden ſie doch zur Zeit der Heuernte ergriffen.

Jenſeit der Stadt lag hinter dem Stadtwald eine Wieſenfläche zwiſchen einem breiten Graben und dem Grenzbach, welchen alte Leute von Pitſchen in meiner Kinderzeit mit halbdeutſchem Namen Briesnitz nannten, der ſonſt aber Prosna heißt. Der Wieſengrund gehörte zum Theil der Kämmerei, zum Theil einzelnen Bürgern der Stadt. Sein jährlicher Ertrag von 300 bis 500 Thaler war in jener armen Zeit den Beſitzern von hohem Werth. Und gern hätten ſie friedlich ihr Heu gemäht, aber dies war nicht möglich; denn um dieſen Grund beſtand ein uralter Streit zwiſchen Pitſchen und Polen, beide erhoben Anſpruch darauf. Doch waren dieſe Wieſen nicht die einzige Stelle, wo die Polen Streit wegen der Landesgrenzen erregten. Auch weiter aufwärts bis in den Kreis Lublinitz hatten die Rittergüter ähnliche Kämpfe um ihre Wieſen am Grenzwalde zu beſtehen. Allerdings hatte ſchon im ſechzehnten Jahrhundert ein Vertrag zwiſchen Herzog Georg von Liegnitz und Brieg und König Stephan von Polen die Grenze feſtgeſetzt, aber die Polen hatten ſich wenig an den Vertrag gekehrt und durch faſt zweihundert Jahre verſucht, Heuraub zu üben, bis unter Friedrich dem Großen General von Loſſow 1773 die alte Grenze wieder herſtellte und Grenzpfähle mit dem preußiſchen Adler längs der Prosna aufrichtete. Doch als im unglücklichen Kriege von 1806 Südpreußen verloren ging, hieben die Polen bei Nacht die Pfähle wiederholt ab und ſetzten ihre weißen Adler ſo, daß die Wieſen auf polniſcher Seite lagen. Damals hatten ſogar die Franzoſen, welche die Grenze beſetzt hielten, für die Pitſchner Partei genommen und die Grasdiebe durch Schüſſe vertrieben. Seitdem entbrannte faſt alljährlich in der Heuernte der Kampf. Zwar die Arbeit des Mähens und Wendens überließen die Polen willig den Deutſchen, wenn aber das Heu eingeholt werden ſollte, wurden ſie raubluſtig. Dann ſuchten beide Parteien einander zuvorzukommen. Die Pitſchner fuhren mit ihren Geſpannen und mit tapfern Bürgerſchützen vor Sonnenaufgang zur Grenze und ſtellten Poſten aus, warfen das Heu auf die Wagen und ſchafften dieſe ſo ſchnell als möglich heim. Trafen nun beide Parteien zuſammen, ſo erhob ſich wildes Geſchrei und Balgerei und es wurden Gewehre abgefeuert, bis der ſchwächere Haufen wich. Zuweilen aber waren die Polen eher zur Stelle, dann wurden die Wächter, welche Pitſchen ausgeſetzt hatte, gefangen, gemißhandelt, fortgeſchleppt, das Heu genommen und die Brücke, welche vom Stadtwalde über den Graben zu den Wieſen führte, zerſtört.

Seit dem Jahre 1822 wurde die Erbitterung beider Theile der Regierung bedenklich, denn auch die Polen erhoben helle Klage, der Bürgermeiſter von Pitſchen ſollte eigenhändig in der Prosna einen polniſchen Ochſen erſchoſſen und ſeine Bewaffneten ſollten eine polniſche Frau getötet haben. Dagegen vertheidigten ſich die Pitſchner wie die Löwen und klagten: erſt mauſen ſie das Heu und dann lügen ſie unmenſchlich, und ſie behaupteten, der Ochſe habe räuberiſch auf ihren Wieſen geweidet und die Frau ſei als Heudiebin bei Nacht vor ihnen geflohen und in der Prosna ertrunken. Die Polen rächten ſich dadurch, daß ſie einen unſchuldigen Bürger, der in Geſchäften durch das Dorf Woiczin kam, erbärmlich zerſchlugen und zu dem Geiſtlichen, ihrem Anführer ſchleppten, dort wurde er wieder gemißhandelt und mit Vergeltung und Tod bedroht. Die Behörden der Grenzkreiſe auf beiden Seiten vertraten das Recht ihrer Landsleute, die preußiſche Regierung aber ſchickte Commiſſare, welche unterſuchten und berichteten.

Man war jedoch damals in Berlin ängſtlich bemüht, der Nachbarregierung nicht läſtig zu ſein. Die Gensdarmen verſagten den Pitſchnern ihre Beihilfe, und man erzählte ſich, der kommandirende General Zieten, welcher die Geſchäfte des Oberpräſidenten verſah, habe ihnen überhaupt verboten, ſich in dieſen Streit mit Rußland einzumiſchen. Nach vielen Protokollen und Gutachten wurde endlich, um des lieben Friedens willen, von Berlin aus entſchieden, daß die Pitſchner den Polen alljährlich den Werth des halben Heuertrages herauszahlen ſollten. Da dieſe Entſcheidung in jedem Fall ungerecht war, erhob ſich unter den gekränkten Bürgern laute Wehklage. Doch mußten ſie gehorchen. Nur wurde auch jetzt nicht Friede. Neue Klagen über polniſche Uebergriffe kamen an die preußiſchen Behörden, dieſe ſchrieben wieder nach Wielun und Warſchau, die ſpäte Antwort war regelmäßig: an den Polen ſei keinerlei Schuld zu finden. Und ſo zog ſich eine öde Schreiberarbeit aus einem Jahr in das andere, während die polniſchen Beſchwerden über die ungenügende Zahlung und die Kämpfe um das Heu fortgingen. Einmal brach während der Heuernte in Pitſchen ein großes Feuer aus, die Beſitzer der brennenden Häuſer ſtanden zum Theil auf Wache an der Prosna. Sie rannten heimwärts um zu löſchen, auch von den benachbarten Dörfern kamen die Spritzen hilfreich herzu. Aber auch die Polen ſahen den Feuerſchein über der Stadt und rückten in Maſſe aus, um die Verwirrung der Gegner zu benutzen und ſich des Heues zu bemächtigen. Und von den Wieſen kam der Alarmruf nach der Stadt: „Die Polen brechen über die Grenze.“ Da riefen die Bürger vor ihren brennenden Häuſern: „Fort zu den Wieſen“, ſie baten die hilfreichen Nachbarn, allein das Feuer zu löſchen, ergriffen ihre Waffen, verjagten die Diebe und retteten ihr Heu.

Die Pitſchner hatten für die geſetzliche Seite ihres Widerſtandes einen guten Berather in ihrem Stadtrichter Conrad. Er war ein tapferer, feuriger Mann, natürlich auch Hallenſer, und der nächſte Freund des Vaters, an dem er mit großer Wärme hing. So oft ihn irgend etwas beſchäftigte und aufregte, kam er die zwei Meilen nach Kreuzburg herübergefahren. Als das Miniſterium des Innern einmal von ihm verlangt hatte, er ſolle wegen der Theilung des Wieſenertrags zwiſchen Pitſchen und den Polen mit den Bürgern verhandeln, verweigerte er dies mannhaft, denn die Forderung der Polen ſei gegen alles Recht der alten Urkunden und gegen die Hypothekenrechte, die auf den Wieſen ſeit längerer Zeit ruhten, und dieſe Weigerung hatte für den Augenblick den Erfolg, daß das Miniſterium eine bereits erlaſſene Verfügung zurücknahm.

Da der Freund noch im guten Mannesalter ſtarb, verlor der Vater viel von dem, was ihm Friſche und Frohſinn erhalten hatte; er trug das Leid in ſeiner Weiſe ſtill, erſt in ſpäterer Zeit merkte der Sohn, wie groß der Verluſt geweſen war.

Oft, wenn ich als Knabe dem Männergeſpräch zuhörte, wehte etwas von dem Wieſengras der Prosna, von dem Aerger über den Hohn der Woicziner, von Trauer über die preußiſche Lammesgeduld und die endloſe Schreiberei der Beamten in meine Seele, dort bewahrte ich es ſtill.

Aber auch von anderer Seite wurde unſer Haushalt an den Streit der Nachbarſchaft erinnert. Man hatte endlich zu Berlin ein Einſehen, — Merkel war wieder Oberpräſident, auch er ein Studienfreund von Halle — es wurde mit der polniſchen Regierung verhandelt und von jeder Seite ein Commiſſar erwählt, um die Anſprüche der Streitenden zu prüfen und neue Grenzpfähle zu ſtecken. Deshalb kam zu uns als Beſuch ein hagerer Mann mit faltigem Geſicht, der ruſſiſche Staatsrath Falz, wieder ein Univerſitätsfreund. Er war als junger Beamter von Südpreußen in das ruſſiſche Polen verſchlagen worden, dort zu Rang und Ehren gelangt und jetzt von Warſchau abgeſchickt. Auch der preußiſche Commiſſar ließ ſich ſehen, dies war der vielgenannte Regierungsrath Neigebauer, der ſeinen Namen gern franzöſiſch ausſprach, ein geckenhafter Geſelle, der ſpäter als diplomatiſcher Agent in den Donaufürſtenthümern und als Schriftſteller geringen Ruhm gewonnen hat. Die Herren arbeiteten lange, ſie hatten in Pitſchen ein Standquartier und bereiſten von dort die Grenze; der Winter kam heran, bevor für die Pitſchner die Frage entſchieden wurde. Die Nachbarn mußten wohl in ihrer gerechten Sache guten Erfolg gehabt haben, denn ſie wurden vergnügt und veranſtalteten eine große Schlittenfahrt nach der Grenze, wobei ſie in dem berechtigten Streben etwas Ungewöhnliches zu leiſten, den großen Federbuſch des Schützenhauptmanns dem Pferde eines Prachtſchlittens aufſteckten, in welchem weiß gekleidete Jungfrauen ſaßen. Die Jungfrauen aber zogen an Ort und Stelle feierlich die Schleife mit den Pfählen längs der Grenze eine Strecke entlang. Darauf wurde zu Ehren der Commiſſare im Gaſthof des Orts ein großer Ball veranſtaltet, und als die beiden Herren am ſpäten Abend durchfroren in ihr Quartier zurückkehrten, vermochten ſie wegen der Tanzmuſik und Fröhlichkeit nicht einzuſchlafen und erfuhren auf ihre Beſchwerden, daß dies ja ein Ball ſei, der ihnen zu Ehren gegeben würde.

Zuletzt darf nicht verſchwiegen werden, daß dieſe feierliche Regelung der Grenze die polniſchen Uebergriffe keineswegs bändigte. Wenn auch der Streit um die Stadtwieſen geſtillt war, ſo wurden die der benachbarten Rittergüter nach wie vor alljährlich heimgeſucht, die Polen trieben ihre Heerden herauf, zogen ſich, wenn die Gutsherren zum Schutze ihres Eigenthums herauskamen, hinter den Bach zurück, ſchmähten und höhnten. Und die Klagen ſowie die Schreiben der Beamten liefen nach wie vor nutzlos hin und her. Die Bitten der Geſchädigten, daß man ihr Recht beſſer ſchützen möge, blieben lange erfolglos, auch der Gebrauch von Waffen zur Abwehr wurde ihnen verweigert. Als der deutſche Förſter eines Rittergutes einſt einen Grasdieb durch einen Schuß verwundet hatte, erhielt er Feſtungsſtrafe, und der loyale Gutsherr, welcher Weib und Kind des Verurtheilten erhalten mußte, damit ſie nicht verhungerten, ſoll zuletzt in ſeiner Noth der Regierung erklärt haben, daß er keine Steuern mehr zahlen werde, wenn der Staat ihm ſein Eigenthum nicht zu vertheidigen vermöge. So zog ſich die Fehde hin bis über das Jahr 1840, und ich vermag nicht anzugeben, wann ſie geendigt hat.

4.

Die Schule.

Als ich ſechs Jahre alt war, fing ich an ein wenig in die Schule zu gehen. Mein Oheim, Paſtor Neugebaur, hatte ſich gegen die Eltern erboten, den Unterricht ſelbſt zu übernehmen. Ihm war das Lehren von je eine Freude geweſen, ſchon als armer Knabe hatte er ſich durch Stunden, die er gab, fortgeholfen, und es iſt wohl möglich, daß er darin völligere Befriedigung fand, als im Predigen. Ich blieb bis zum Abgang auf das Gymnaſium in ſeiner Lehre, zugleich mit ſeiner jüngſten Tochter und in der letzten Zeit mit meinem Bruder. Der Oheim war ein kleiner, unterſetzter Herr mit einem mächtigen, ovalen Kopf und großen Ohren, auf denen ein ſchwarzes Sammetkäppchen ſaß. Er gerieth leicht in Eifer und war von den Mitgliedern ſeiner Gemeinde, welche dem geiſtlichen Oberhirten Urſache zur Unzufriedenheit gegeben hatten, beſonders von dem weiblichen Theil, ſehr gefürchtet. Er ſprach ausgezeichnet polniſch, was für den Geiſtlichen in Kreuzburg unentbehrlich war, denn damals wurde noch jeden Sonntag Vormittag deutſch und polniſch gepredigt. Mit einem Diaconus ſorgte er für die geiſtlichen Bedürfniſſe ſeiner großen Gemeinde, es gehörten auch einige Dorfſchaften aus dem Kreiſe Roſenberg zu ſeinem Sprengel, fremdartige polniſche Leute in auffallender Tracht, welche mehre Meilen zur Kirche herkamen, vielleicht die Nachkommen eines Huſſitenhaufens, der ſich in alter Zeit an der Grenze feſtgeſetzt hatte. Der größte Theil der Stadtbewohner war evangeliſch, die kleine katholiſche Kirche in der Vorſtadt, ein alter Holzbau, ſtand unter einem Curatus, ſie wurde zu meiner Zeit ſchöner in Ziegeln errichtet. Obſchon Friede unter den Confeſſionen war, bewachte doch jeder der geiſtlichen Hirten ſcharf ſeine Heerde und blickte argwöhniſch auf Eroberungsverſuche der andern Kirche. Wir Kinder lernten während der Schulſtunden auch Einiges von dem Verkehr des Predigers mit der Gemeinde und den Geſchäften ſeines Amtes kennen, wir vernahmen die Verhandlungen mit dem Glöckner, den Lehrern und den Sündern, wir ſuchten in alten Kirchenbüchern die Geburten und Todesfälle für die auszuſtellenden Zeugniſſe, und zählten jeden Montag die Pfennige des Klingebeutels; es war immer wenig genug darin, die falſchen Geldſtücke fehlten nicht, und vollends die Knöpfe, welche Arme aus Scham ſtatt des Geldes hinein geſenkt hatten, machten das Paſtorat unwillig. Für ſeine Zöglinge aber war der Oheim der ſorgfältigſte und gütigſte Lehrer, und ich denke, auch ein guter Lehrer, obgleich ſeine Methode wahrſcheinlich jetzt Widerſpruch finden würde. Leſen lernte ich ſchon als ſehr kleines Männchen, dazu hatte die Mutter geholfen und der bereits erwähnte Göckelhahn, welcher dem letzten Blatt des A B C-Buchs roth und ſchwarz aufgedruckt war und zu meiner Zeit noch mit ins Bett genommen wurde. Wenn der Kleine gut gelernt hatte, fand er am andern Morgen im Buche das Gröſchel, welches der Hahn ausgekräht hatte. Wieder iſt mir aus der Dämmerzeit meiner frühen Kinderjahre ein Augenblick deutlich geblieben, ich fühle noch die ſchöne gehobene Freude, die ich hatte, als ich für mich allein die erſte kleine Geſchichte las und den Sinn verſtand.

Faſt zugleich mit deutſchem Leſen und Schreiben lernte ich die erſten lateiniſchen Vocabeln, ich erinnere mich gar nicht mehr, wann der lateiniſche Unterricht angefangen hat, aber mensa und amo habe ich wahrſcheinlich aufgeſagt, bevor ich ſieben Jahre alt war; bald wurde lateiniſch überſetzt. Auf den kleinen Bröder folgte Eutropius, und in das junge Gehirn zogen die Geſtalten der römiſchen Geſchichte ein, in welcher der Oheim gut bewandert war. Als nun die Zeit kam, wo ich daheim Campe's Robinſon mit Begeiſterung las, ergab ſich, daß in der Bibliothek des Oheims eine lateiniſche Ueberſetzung des Robinſon vorhanden war, und ſofort arbeitete ich mich in der Stunde durch das behagliche Latein des ſtarken Buches vom Anfang bis zum Ende; dann kam Nepos an die Reihe und mancher Andere, zuletzt neben Vergil noch Cicero de officiis. Dieſe Hinterlaſſenſchaft des Alterthums war ſehr langweilig, aber ſie wurde unbarmherzig durchgeleſen. Auch etwas Griechiſch lernte ich, doch machten die unregelmäßigen Verba Beſchwerde.

Der Oheim gab wenig auf die deutſchen Stilübungen. Ob ich jemals einen deutſchen Aufſatz verfertigt habe, iſt mir zweifelhaft. Doch muß dieſer Umſtand meiner Schreibeluſt nicht hinderlich geweſen ſein, denn ich begann mit etwa zehn Jahren meinen erſten Roman, eine Robinſonade, worin ein *Vater mit ſeinen Kindern auf eine* wüſte Inſel verſchlagen wurde. Dort entdeckten die Kinder viel Seltenes und Abenteuerliches, dabei entwickelte ſich als Lieblingsgeſtalt des Dichters der eine Sohn Jack, er fand immer das Beſte, wurde mit Allem fertig und war ſtets guter Laune, und ich neige mich zu der Anſicht, daß er Stammvater der unartigen Knaben war, welche unter den Namen Kunz, Bolz, Fink ſpäter um meinen Schreibtiſch tanzten.

Für die Naturwiſſenſchaften blieb der Unterricht ungenügend. Nur Bücher mit Bildern, welche die Tante zuweilen aus ihrem Bücherſchatz lieh, gaben Anſchauungen, darunter die elf Bände des Schleſiſchen Naturfreundes. In den alten Sprachen aber war ich ſpäter gut daran, ich hatte von dem behenden Leſen den Vortheil, daß mir auch die Spätlateiner und die Mönche des Mittelalters, mit denen ich mich manches Jahr unterhalten mußte, leichter verſtändlich wurden.

Der Haushalt des Paſtorats war wunderlich, und auch wir Kinder merkten das. Der Oheim herrſchte vorn im Hauſe bei ſeiner Pfeiſe, den Kirchenbüchern und Predigten, die Tante hinten auf der Gartenſeite, es waren zwei getrennte Welten, die Töchter beſorgten den Haushalt. Meine Tante, die älteſte Schweſter meiner Mutter, hatte ſich ganz von dem Verkehr mit Menſchen zurückgezogen und der Blumenzucht ergeben, es war aber nicht unſer gewöhnlicher Gartenflor, welchen ſie zog, ſondern das Neueſte und Seltenſte; ſie ſtand mit den großen Handelsgärtnern zu Breslau und anderswo im Geſchäftsverkehr, erhielt viel Unerhörtes von Knollen, Zwiebeln und Samen, und verſtand dies meiſterhaft zur Blüthe zu bringen. Unter großen Schwierigkeiten. Denn da ſie kein Glashaus hatte, mußte ſie im Treibkaſten und in der Stube auch anſpruchsvolle Fremdlinge heraufbringen, welche ſolchen Aufenthalt ungern ertrugen. Deshalb waren alle Räume, bei denen der Widerſtand des Oheims nicht hinderte, mit Blumentöpfen vollgeſetzt, zum Gehen und Sitzen blieb nur wenig Raum, und wir Kinder wurden in allen Bewegungen zur größten Vorſicht genöthigt. Ich befürchte, daß dieſe Herrſchaft des Pflanzenreiches in den Stuben für die Geſundheit der Tante und der Kinder nachtheilig geweſen iſt. Die Tante trug den Kopf immer verbunden, auch die Couſinen blieben kränklich. Aber die Tante, welche ſehr klug und ſehr eigenwillig war, ließ ſich von Niemandem drein reden. Irdiſches Glück empfand ſie wohl nur, wenn eine Amaryllis aufblühte oder eine Begonie ihre Blätterpracht entwickelte. Und dieſe Leidenſchaft gewann mit den Jahren immer größere Herrſchaft.

Von vier Kindern waren zwei Töchter am Leben geblieben, die jüngſte, Julie, ein halbes Jahr älter als ich, war nicht nur meine Gefährtin beim Lernen, die meinetwegen ſogar ein wenig Latein trieb, ſie wurde auch meine Geſpielin, ſo weit ihr die Tante das Ausgehen geſtattete, und die beſte Freundin meiner Kinderjahre. Ein Mädchen von ungewöhnlicher Geiſteskraft, zuverläſſig und charakterfeſt, die immer mehr um mich als für ſich ſelbſt ſorgte. Sie war groß, nicht hübſch, ihre bleichen Wangen entbehrten ſeit frühester Zeit den Roſenhauch der Geſundheit, und ihr fehlte ſchon früh die anmuthige Beweglichkeit, welche dem Kinde im fröhlichen Treiben mit ſeines Gleichen zugetheilt wird, aber das Klare und Lautere ihres Weſens machte ſie zu einer ſichern Freundin und zur klugen Beratherin Aller, die ihr näher ſtanden. Auch in ſpäteren Jahren, wenn ich von der lateiniſchen Schule und der Univerſität nach Hauſe kam, blieb Julie meine Vertraute, mit der ich am liebſten über Alles verhandelte, was mich gerade beſchäftigte, und oft war ich erſtaunt über die Schnelle ihres Verſtändniſſes und die Sicherheit ihres Urtheils. Die zarte, anſpruchsloſe Schweſterliebe aber, die ſie mir unverändert bewies, lernte ich in ihrem vollen Werth erſt ſchätzen, als ſie ſelbſt uns verloren war. Da ſie nach dem Tode ihrer Eltern vor der Wahl eines Berufes ſtand, entſchied ſie ſich mit einem Zug von Schwärmerei, gegen den ich vergeblich ankämpfte, für die Krankenpflege und zwar für ſolche, welche die härteſten Anforderungen an den Menſchen ſtellt, ſie wurde Oberpflegerin der großen Irrenanſtalt zu Leubus, und ſtand eine Reihe von Jahren dem ſchweren Amte vor. Ein Jahr vor ihrem Tode beſuchte ſie mich noch in Siebleben, Hand in Hand, wie in unſerer Kinderzeit, zogen wir auf den Waldwegen dahin um die Wartburg, die ſie vor Allem gern ſehen wollte. Damals hatte ſie ſich ſo innig des Wiederſehens gefreut, und wir hatten während dieſer Tage die kleinen Erlebniſſe unſerer gemeinſamen Vergangenheit ſo herzlich durchgeſprochen. Ueber ihren Beruf ſprach ſie ſich heiter und zufrieden aus, als ich mahnend daran rührte, und nur einigemal fiel mir auf, daß ihr Blick ſtarr in die Ferne ſah, als erwartete ſie aus dem wogenden Nebel irgend etwas Beängſtigendes, Fürchterliches. Es war der Feind, dem ſie bald darauf erlag.

Während mich zu Kreuzburg die treue Sorge des geiſtlichen Oheims mit gelehrtem Wiſſen begabte, ſorgte noch eine andere Lehrerin, welche als ſehr ungeiſtlich betrachtet wurde, für meine Bildung, indem ſie eine Fülle von Bildern, Anſchauungen und Empfindungen in die junge Seele leitete. Dies that die Bühne einer wandernden Geſellſchaft, welche in meiner Vaterſtadt aufgeſchlagen wurde. Ganz dieſelbe Einführung in dramatiſche Wirkungen haben faſt alle meine literariſchen Zeitgenoſſen erfahren, welche in dem deutſchen Stillleben von 1815—1840 heranwuchſen. Für die Jugendbildung dieſer Zeit iſt das kleine Stadttheater ebenſo bedeutſam, wie die Einwirkung des Lauchſtädter auf die Studirenden des früheren Geſchlechtes war. Was freilich den jungen Zuſchauer am meiſten förderte, waren nicht die großen Effecte, durch welche die Phantaſie am heftigſten erregt wurde, ſondern die faßliche Darſtellung der Menſchenwelt, der verſtändliche Zuſammenhang zwiſchen Schuld und Strafe, Sprache und Verkehr der verſchiedenen Lebenskreiſe, die Beſonderheiten der Charaktere, auch Vortrag, Geberde, Trachten, ſelbſt bei einer unvollkommenen Darſtellung. Von ſolchem Erwerb gibt ſich das Kind keine Rechenſchaft, er ruht ihm in der Seele gleich den Beobachtungen des eigenen Tageslebens, aber er beeinflußt ihm fortan Urtheil, Verſtändniß der Dinge, das eigene Benehmen.

Ich war zehn Jahre alt, als die Geſellſchaft eines Herrn Bonnot in Kreuzburg erſchien. Sie war wohlbeleumdet, denn ſie hinterließ beim Abſchied keine oder doch nur wenig Schulden, die Coſtüme gefielen als neu und ſauber, es war ſogar eine vollſtändige Ritterrüſtung darunter, ſodaß der Held, welcher hineingeſteckt wurde, ausſah wie ein ungeheurer Silberkäfer. Man rühmte auch das Spiel, wenigſtens in den Hauptrollen. Der Director, welcher eine unregelmäßige Naſe hatte, ſpielte ausgezeichnet die Böſewichter, der Komiker war unwiderſtehlich, auch Würde und Adel fehlten nicht, ſie wurden durch den Heldenſpieler Spahn und Frau vertreten. Dies waren ernſthafte, ordentliche Leute, was ihnen von den Zuſchauern hoch angerechnet wurde und auch der Würdigung ihres Spiels zu Gute kam. Denn der ehrliche Deutſche glaubt von ſeinen Lieblingen auf der Bühne ungern Nachtheiliges aus ihrem eigenen Leben, und wo er dies Leben als ſtill, ehrbar und liebenswerth rühmen kann, entſteht im Laufe der Zeit zwiſchen ihm und [illegible] Darſtellern ein beſonders gemüthliches Verhältniß, das ſich zuweilen mit rührender Zartheit äußert.

Meine Eltern beſuchten oft die Vorſtellungen, dem Vater waren ſie wohl der liebſte Genuß, der ihm ſeither nur ſelten zu Theil geworden war. Auch ich durfte manchmal die Eltern begleiten und ich erhielt reichlich die ſtarken Einwirkungen der dramatiſchen Kunſt, welche eine Wanderbühne geben konnte. Zwar die Luſt- und Schauſpiele, wie „Deutſche Kleinſtädter", „Menſchenhaß und Reue" haben in mir geringe Spuren hinterlaſſen, dafür war ich wohl zu jung; größere die Zauberpoſſen, in denen auch geſungen wurde, die größten aber Stücke wie „Abällino", der Klingemann'ſche „Fauſt", „die Waiſe von Genf". Dieſes Stück, in welchem ein verruchter Böſewicht mit ſeinem Dolche ein hilfloſes Mädchen vom Anfang bis gegen das Ende verfolgt, erregte mir ein Entſetzen, das ich noch heut nachfühle, und einen Abſcheu gegen die Quälerei Unſchuldiger in den Darſtellungen jeder Kunſt. Dieſer Abſcheu vor dem Häßlichen, d. h. vor Wirkungen, welche beängſtigen und quälen, ohne zu erheben, iſt mir durch das ganze Leben geblieben und hat mich ſpäter gegen alle Poeſie der franzöſiſchen Romantiker verhärtet.

Aber was ich ſelbſt durch dieſe Wanderbühne für mein Leben gewann: eine gewiſſe Schulung, dramatiſch zu empfinden, vielleicht für die Zukunft die Möglichkeit dramatiſch zu geſtalten, das galt mir damals wenig. Größere Bedeutung als die Stücke hatte für mich ein kleines Mädchen, welches die Kinderrollen ſpielte, Albertine Spahn. Das anmuthige Kind war einige Jahre jünger als ich, mit Staunen ſah ich zu, wie ſie als Elſe, Ritterkind, Bauermädchen ſich ſo zierlich und ſicher vor den Lampen bewegte, wie ſie tanzte und mit ihrem feinen Stimmchen ſang. Aller Zauber, den die Kunſt der Bühne auf den Menſchen auszuüben vermag, war für mich in dem Kinde verkörpert, und alles Entzücken, das der Begeiſterte vor dem Kunſtwerk empfindet, wandte ich ihrer kleinen Perſon zu. Auch als ich ſie außerhalb der Couliſſen ſah und mit ihr ſprechen durfte, betrachtete ich ſie immer mit tiefer Verehrung und war glücklich, wenn ſie mich freundlich anlachte. Dies Gefühl von ehrerbietiger Scheu behielt ich auch, nachdem wir gute Kameraden geworden waren, wenn ſie nicht verſchmähte, meine kleine Steinſammlung zu betrachten und einen merkwürdigen Federbuſch von feinen bunten Glasfäden zu bewundern, den der Vater in Verwahrung hatte und nur bei beſonderer Gelegenheit zum Schauen darbot. Als die Geſellſchaft Kreuzburg verließ, bat ich die Mutter um ein Geſchenk für die Kleine, ich trug ihr ein Halsband zu und legte es ihr um. Sie gab mir einen leiſen Kuß, es war der erſte und letzte meiner unſchuldigen Liebe. Aus einer anderen Stadt ſandte ſie mir als Gegengabe einen Geldbeutel, auf welchem Gurkenkerne mit blauen Perlen ſehr ſchön zu kleinen Sternen gefaßt waren. Ich habe ihn ſo lange bewahrt, bis die Kerne von eingedrungenen Käfern zerbiſſen wurden. Viele Jahre ſpäter, da ich mich bereits als dramatiſcher Schriftſteller verſucht hatte, fand ich auf einem Theaterzettel aus Hamburg ihren Namen. In einem Briefe frug ich die Schauſpielerin, ob ſie meine Geſpielin aus der Kinderzeit ſei, und erhielt durch eine Freundin, welche ſich in Hamburg nach ihr erkundigte, die Beſtätigung. Wieder vergingen Jahre, ich war längſt verheiratet und Redakteur der Grenzboten, da wurde mir berichtet, daß mein Theaterkind aus Kreuzburg als Frau eines namhaften Charakterſpielers nach Leipzig gekommen ſei. Sie war Mutter einer zahlreichen Familie und Gattin eines wüſten Geſellen, ihre Lebenskraft und Kunſt waren unter der Ungunſt ihrer häuslichen Verhältniſſe gebrochen. Ich ſah ſie einmal im Theater in einer kleinen Nebenrolle und nichts in ihrem Weſen erinnerte mich an das Kind. Da ließ ich ihr durch einen Bekannten ſagen, daß ich unſere Kinderzeit in treuer Erinnerung bewahre, ſie ſelbſt habe ich nicht wieder geſehen. Ich hätte ihr in nichts nützen können.

Aber Thalia war nicht die einzige Göttin, welche leiſe an das Haupt des Knaben rührte, auch von der Muſe der Tonkunſt wurde ich als Opfer bekränzt. Der Vater ſpielte ein wenig die Violine und blies beſſer die Flöte, und wenn gegen Abend aus ſeiner Stube die weichen Töne in unſer Ohr drangen, zogen wir, Mutter und Kinder, uns leiſe in ſeine Nähe und hörten andächtig zu. Auch die Mutter lehrte ſich ſelbſt in ihrer unternehmenden Weiſe die Griffe und leichtere Stücke auf der Guitarre. Außerdem aber war als hochgeſchätzter Hausbeſitz eine große Concertgeige vorhanden. Sie trug in ihrer Höhlung den Zettel „Kaspar Göbler, Lauten- und Geigenmacher zu Breslau 1756", ihr Klang war in den Mitteltönen ungewöhnlich voll und ſchön, in den tiefen ſchwächer, und in den hohen ſchrie ſie, — Mängel, die bei einem ſpätern Umbau beſeitigt wurden. Nun war ich auch da, und der Vater legte mir zuweilen prüfend die Geige in den kleinen Arm mit dem innigen Wunſch, daß ich dereinſt ihrer würdig werden möchte. Sobald alſo die kleinen Finger die Saiten zu drücken vermochten, wurde mir eine Uebungsgeige gekauft und ein alter Stadtmuſikus als Lehrer geworben. In ſeiner Zucht geigte ich einige Jahre unter vielen Fingerknipſen ohne große Freude. Als aber die Theatergeſellſchaft von Kreuzburg ſchied, blieb ihr Kapellmeiſter Zoche bei uns zurück in der Abſicht, ſeiner zahlreichen Familie durch Unterricht ein ruhigeres Heimweſen zu gewinnen. Dem Vater war das gerade recht, er verſchaffte dem neuen Anwohner ein altes Piano für den Unterricht und gab mich in ſeine Lehre. Die Sache ließ ſich gut an. Mein Herr Zoche war ein feſter Muſiker von der alten Schule, der alle erdenklichen Inſtrumente von der Harfe bis zum Serpent zu behandeln vermochte. Ich betrachtete ihn anfänglich mit Befremden, denn ſein Geſicht war ſeltſam von den Pocken zerriſſen, doch er war gütig gegen mich, knipſte niemals und wir wurden bald gute Freunde; er legte mir ſogleich die große Geige unter das Kinn — ſpäter ſtellte ſich ſogar eine Bratſche ein —, und ich geigte unter ihm wieder einige Jahre tapfer darauf los, gewann auch ziemliche Fertigkeit, aber mein Gehör blieb unſicher, und ich habe für mein ſpäteres Leben wenig anderes von dieſer Beſchäftigung bewahrt, als die Erinnerung an meinen gutherzigen Lehrer.

Wenn ich meine Schulzeit von täglich vier Stunden hinter mir hatte, erhielt ich von der Mutter die Vesper und war aller wiſſenſchaftlichen Sorge enthoben, denn Schularbeiten daheim mochte der Oheim nicht leiden. Dann ſchwärmte ich leicht beſchwingt und glückſelig mit meinen Geſpielen umher oder trieb im Hauſe luſtige Künſte, gewöhnlich mit dem kleinen Bruder zuſammen, wir ſchnitzten und pochten, waren ſehr thätig in Buchbinderei und malten Bilderbogen aus, wozu der Farbekaſten mit Muſcheln verwandt wurde, der für Kinder weit bequemer iſt, als der neue Tuſchkaſten. Waren wir emſig über ſolcher Arbeit, dann kam wohl auch der Vater nachſehn, ob wir die Sache recht anfingen; er lehrte uns Tiſchlerwerkzeuge gebrauchen, Pappkäſtchen ausmeſſen und zuſammenfügen, Federn ſchneiden und mit der Heftnadel jede Art von Naht herſtellen. Immer aber war die Mutter als guter Kamerad bei der Hand, ſie half uns und wir halfen ihr, wo ſie uns brauchen wollte. In der Dämmerſtunde ſaß der Vater bei uns andern in ſtillem Behagen und wir erbaten unaufhörlich Geſchichten, der Vater wußte viel aus ſeinem Leben zu erzählen, die Mutter aber theilte am liebſten mit, was ſie kurz vorher ſelbſt geleſen hatte. Sie las gern. Natürlich als Paſtortochter vor allem in dem Familienbuch jener Jahre, den „Stunden der Andacht", aber auch was irgend von gedruckter Poeſie in ihren Bereich kam. Die Märchen ſtanden nicht in beſonderer Gunſt, ſie wurden faſt nur durch die Dienſtleute den Kindern beigebracht, von den Eltern wurden ſolche Geſchichten geſchätzt, welche ſich wirklich hätten ereignen können. Schiller war lange nicht ſo bekannt, als er in den nächſten Jahrzehnten wurde, und der Name Goethe wurde nur ſelten genannt. Ihre Gedichte beſaßen wir nicht. Der Vater hatte Lieblingsbücher, die er gern las, vor allem Hallo's glücklichen Abend von Sintenis. Die Erziehung der Fürſten zu Humanität und Menſchenliebe war damals die Sehnſucht redlicher Freunde des Vaterlandes, von ihr hing, wie man annahm, das Glück der Völker ab. Auch Lafontaine ſtand in hohen Ehren und einige Stücke von Iffland: „Verbrechen aus Ehrſucht" und „Der Spieler", dieſe als Erinnerungen an die Aufführungen der Schauſpieler von Weimar. Oft erzählte der Vater von dem erſchütternden Eindruck, den ſolche Theaterabende auf alle Zuſchauer gemacht, es waren die höchſten Wirkungen, welche ihm die Kunſt in die Seele gedrückt hatte. Denn was das lebende Geſchlecht begehrte, war weniger die heitere Schönheit, als die moraliſche Tendenz, Alles, was den Menſchen in Stunden der Verſuchung feſt machen konnte. Dem Hausgebrauch aber dienten behaglichere Geiſter: van der Velde, Tromlitz und Clauren. Als willkommene Wochengabe wurde der anſpruchsloſe „Hausfreund" gehalten, den der Breslauer Dichter Geisheim herausgab. Er war das literariſche Ereigniß, von dem wir Kinder am meiſten erfuhren. Im Anfange ſtand ein Gedicht, das mehr behaglich als gewaltig war, dann eine Geſchichte, die ſich durch einige Nummern zog, dann moraliſche Betrachtungen über Menſchenleben, welche als Hobelſpäne aus der Werkſtatt der Redaktion dargeſtellt wurden, und zuletzt die immer hochgeſchätzten Räthſel. Dieſe kleinen Nüſſe aufzuknacken war die regelmäßige Wochenfreude. Als ich in ſpäteren Jahren zugleich mit dem Herausgeber Mitglied des Breslauer Künſtlervereins war und den Muſen diente, konnte ich ihm manches Gedicht aufſagen, das der Alte in früheren Jahren aus dem Aermel geſchüttelt hatte. Einmal kam eine Nummer, deren Räthſel durchaus nicht aufzulöſen war und deren Geſchichte in den ſpäteren Wochen nicht recht zu Ende geführt werden konnte, auch die Gedankenſpäne darin waren wunderlich. Damals hatten Geisheim's Freunde, Wilhelm Wackernagel und Hoffmann von Fallersleben ihm zu ſeinem Geburtstage den Schabernack geſpielt, hinter ſeinem Rücken falſches Manuſcript in die Druckerei zu ſchaffen, ſie hatten auf gut Glück eine Geſchichte angefangen und beliebige Sätze zum Räthſel zuſammengereimt. Da der ſorgloſe Dichter gewohnt war, die Correctur durchaus ſeiner Druckerei zu überlaſſen, ſo ſah er erſt, als ihm die gedruckte Nummer ins Haus gebracht wurde, daß er dem Publikum für Unſinn verantwortlich wurde, und daß er für die nächſte Woche Fortſetzung einer ſeltſamen Geſchichte zu ſchreiben hatte und die Löſung eines ſinnloſen Räthſels mitzutheilen. Doch wir in Kreuzburg erfuhren das nicht und laſen in gutem Vertrauen zu unſerem kleinen Hausfreunde weiter.

Wie einfach war doch der ganze Haushalt, obgleich die Eltern, nach den Verhältniſſen jener Zeit, in mäßigem Wohlſtande lebten. Die Papiertapete galt für einen Luxus, den wir in keiner Wohnſtube hatten, die Wände waren mit bunter Kalkfarbe blau, roſa, gelb getüncht, eine kleine gemalte Roſette an der Decke der „guten" Stube wurde ſehr bewundert. Auch das Streichen der Fußböden war noch ungebräuchlich, und zur großen Beſchwer der Familie und der Dienſtmädchen blieb ein ewiges Scheuern der weißen Dielen nothwendig; die Möbel ſtanden gradlinig und einfach, kaum ein altes Stück in Roccoco darunter; zu Mittag nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder ſelten ein Stück Fleiſch, häufig Waſſerſuppe, welche die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzuſatz anmuthig machte. Wein wurde nur aufgeſetzt, wenn ein lieber

Beſuch kam. Dabei wuchſen wir geſund und rothbäckig heran. Solche Einfachheit des Tageslebens war allgemein. Wenn die Herren einmal reichlicher Geld ausgaben, geſchah es in der Weinſtube, die der Vater ſehr ſelten beſuchte.

Es war ein Haushalt, wie es viele tauſende in Deutſchland gab, und es waren Menſchen darin, welche vielen tauſend Anderen ihrer Zeit ſehr ähnlich ſahen. Es war auch ein Kinderleben, wie es in der Hauptſache allen Zeitgenoſſen verlief, deren Wachsthum von liebenden Erziehern behütet wurde. Das heitere Licht, welches durch glückliche Häuslichkeit und durch die Zärtlichkeit guter Eltern über das ganze Daſein des Kindes verbreitet wurde, bewahrt der ältere Mann in der Erinnerung als das höchſte Glück ſeiner Jugend, aber ſchildern läßt ſich davon nur wenig. Die Menſchen lebten redlich, pflichtvoll und warmherzig mit geringen Bedürfniſſen und geringem Schmuck ihrer Tage. Die Poeſie großer Dichter hatte wenig dazu geholfen, ihnen edle Gefühle in das Haus zu leiten, von guten Bildern, von antiker Kunſt war ihnen vielleicht nichts bekannt, und von den tauſend allerliebſten Erfindungen des modernen Kunſtgewerbes war kaum etwas vorhanden, aber die Innigkeit des Empfindens, ja auch die Freude an dem mühevollen Daſein war nicht geringer als jetzt, und was vor Allem den Werth des einzelnen Menſchen beſtimmt: die ſtille, heitere Hingabe an die Pflicht des Berufes und die treue Anhänglichkeit an den Staat waren wundervoll ſtark entwickelt. Das ganze Volk, Vornehme und Geringe, Große und Kleine, Arbeitgeber und Arbeitende, hatten im letzten Grunde dieſelben Empfindungen, Jedermann war patriotiſch und Jedermann war loyal. Freilich war ſolche Einmüthigkeit die Folge unerhörter politiſcher Leiden, aus denen ſich das Volk mit Anſpannung der letzten Lebenskraft emporgerungen hatte. Die größte Noth hatte den größten Segen hinterlaſſen. Möge der gute Geiſt unſerer Nation verhüten, daß zu dem freundlichen Lächeln, mit welchem die Menſchen des nächſten Geſchlechtes auf das arme, enge Leben ihrer Großeltern zurückblicken werden, ſich nicht auch eine geheime Sehnſucht nach Zuſtänden einer Vergangenheit miſche, welche den Einzelnen ſo reichlich die höchſten Güter des Lebens zutheilte.

5.

Das Gymnaſium.

Als ich faſt dreizehn Jahr alt war, kam mein treuer Lehrer mit dem Vater überein, daß es Zeit ſei, mich auf das Gymnaſium zu geben. Der jüngere Bruder meines Vaters, Karl, welcher Direktor des Stadtgerichts zu Oels war, erklärte ſich bereit, mich in ſein Haus zu nehmen. Im Jahre 1829 zu Oſtern brachten mich die Eltern nach Oels. In der Aufregung der letzten Woche und während der Reiſe war mir nicht deutlich geworden, was die Veränderung für mich bedeute, erſt an dem Morgen, an welchem die Eltern heimfuhren, wurde das bange Wehgefühl zu lautem Schmerz, ich klammerte mich an ſie und wollte ſie nicht loslaſſen. Als der Wagen verſchwunden war, ſchlich ich in meine Stube und war einige Tage elend, wie noch nie. Ich war allein.

Das Weh der Trennung im Herzen, ſah ich längere Zeit gleichgültig auf die neue Umgebung. Und doch war Alles größer und ſtattlicher als daheim. Vorab die Fürſtenſtadt Oels. Nach einem Brande zum großen Theil neu aufgebaut, war ſie ſauber und freundlich, darin ein ſchöner Ring, an dem der Oheim wohnte, der große ſtolze Bau des herzoglichen Schloſſes mit ſeinen Söllern und Galerien und dem reichen Steinmetzwerk im Grün alter Bäume, mehre Kirchen, das Gymnaſium. Bei uns hatten die beſten Häuſer nur einen Oberſtock gehabt, hier ſtanden viele mit zweien. Sechs hohe Thürme, auch ein viereckiger alter Mauerthurm, dieſer aber wohlerhalten mit vielen Fenſtern und Zinnen, und auf dem Schloßplatz eine hohe Ehrenſäule mit Bildhauerarbeit und einer goldenen Krone auf der Höhe.

Der Haushalt, in welchen der Knabe verſetzt wurde, war dem des Vaterhauſes ſo unähnlich als möglich. Der Bruder des Vaters lebte unverheiratet, ſein Hausweſen wurde von einer kränklichen alten Wirthſchafterin geführt. Er war ein geſundes kräftiges Kind geweſen, als ihn ſeine Wärterin auf den Boden fallen ließ, ſeitdem war allmählich ſein Rückgrat verkrümmt. Er hatte ein großes faltiges Geſicht und kluge Augen, ſein entſtellter Leib wurde durch zwei lange Beine getragen. Die erſte Zeit ſeines Staatsdienſtes hatte er in den polniſchen Landestheilen zugebracht, dort in der Einſamkeit und in unbehaglichen Verhältniſſen ausſchließlich zwiſchen ſeinen Akten und Büchern gelebt, und dies ſtille Weſen ſo lieb gewonnen, daß er es auch in der Heimat fortſetzte. — Er war feſt, beſtimmt und kurz entſchloſſen, ein tüchtiger Juriſt, der wunderſchnell arbeitete, nach wenigen Stunden Schlaf ſtand er früh bei der Arbeit ſeines Amtes, wenn ich im Winter kam, ihm den guten Morgen zu bieten, waren die Lichter auf dem Aktentiſch bereits heruntergebrannt. Aber nur der Morgen gehörte dem Amte. Er beſaß ein ungewöhnliches Sprachtalent und war ein Kenner fremder Literaturen geworden, wie ſie wohl ſelten ſind, er las griechiſch und lateiniſch ſo geläufig, daß ihn viele unſerer Philologen hätten beneiden können, ſprach polniſch und etwas ruſſiſch, das er in der Jugend wie von ſelbſt gelernt hatte, und trieb neben dem Engliſchen alle romaniſchen Sprachen. In ſeiner großen Bibliothek waren die Dichter und Hiſtoriker alter und neuer Zeit in ſchönen Ausgaben vorhanden, dort las er mit dem Stift in der Hand täglich mehre Stunden bis in die Nacht hinein, faſt immer ſtehend an ſeinem Pulte. Auch griechiſche und römiſche Alterthümer ſtudirte er wie ein Fachgelehrter. Böckh's Staatshaushalt der Athener und die neu erſchienenen Werke von

Otfried Müller, den er ſehr hoch ſchätzte, ſah ich zuerſt in ſeiner Bücherſammlung, von größeren Kupferwerken das Auguſteum, welches gerade damals herauskam — die Veſtalinnen zu Dresden habe ich zuerſt aus den gelben Heften dieſer Sammlung kennen gelernt. Seine Lieblingsdichter waren Ariſtophanes, Shakeſpeare und Calderon, welchen er in den vier Foliobänden der Ausgabe von Keil beſaß. Leider kam ſolcher Reichthum dem Neffen nicht zu Gute, denn der Oheim gab nicht viel auf Ueberſetzungen. Er arbeitete auch viel für ſich mit der Feder, überſetzte und ſchrieb Abhandlungen über das Geleſene, aber er ließ nie etwas drucken, und ſeine Handſchrift war ſo ungewöhnlich ſchwer zu leſen, daß das Geſchriebene für Andere kaum vorhanden war. Ich fürchte, daß mancher gute Gedanke, manche feine Bemerkung zumal über romaniſche Literatur, mit ſeinen Handſchriften verloren gegangen iſt.

Bei feſter Eintheilung der Tageszeit ſetzte er durch, noch jeden Tag eine Stunde den Blumen zu widmen, die er in einem Hausgarten pflegte und außerdem auf Geſtellen eines ſonnigen Zimmers, das als Wintergarten diente und ſonſt nur zur Mittagsmahlzeit benutzt wurde. Er verſtand auch dieſe Pflege ſehr gut, in anderer Weiſe als die Tante Paſtor daheim. Dieſe zog die Blumen, wie ein Künſtler in ſeiner Werkſtatt ein Kunſtwerk bildet, ohne Rückſicht auf das Umherſtehende, der Oheim aber als Schmuck ſeiner Umgebung; in ſeinem Garten ſtanden die ſchönſten Aurikeln und Sommerblumen in gefälliger Anordnung, und im Winterzimmer unter andern ein reicher Flor von Meſembrianthemum, das gerade modiſch wurde, von Hyazinthen, Tazetten und Jonquillen. Der junge Neffe ahnte nicht, wie rührend das Leben dieſes Einſiedlers war. Durch ſeine Mißgeſtalt ausgeſchieden von Familienglück, fand er in der Geiſtesarbeit vergangener Zeiten und in dem, was die Blumenwelt von ſchönen Formen entgegentrug, ſeine beſte Befriedigung.

In dieſem Leben war er ernſt und ſchweigſam geworden, und der Geſang des Canarienvogels, den er in ſeiner Arbeitsſtube hielt, war der lauteſte Ton, den man hörte. Nur einmal in der Woche ging er auf eine Stunde in die Weinſtube, wo ſich ein gelehrtes Kränzchen angeſiedelt hatte, aber auch dort ſtand er zu keinem der Mitglieder in näherem Verhältniß, und ich kam zu der Vermuthung, daß er ſich ſogar aus meinen Herren Lehrern nicht viel machte.

In dieſem Hauſe wurde mir ein Dachſtübchen gemiethet, zu Mittag aß ich unter den Blumen allein mit dem Oheim, und oft wurde während des Eſſens kein Wort geſprochen. Zuweilen durfte ich den Oheim auf dem Spaziergange begleiten, er ging ſchnell mit großen Schritten die Feldwege entlang, ich trabte nebenher; auch dabei feierliches Schweigen, er dachte vielleicht an Calderon, ich war froh, wenn ein Haſe lief oder eine Lerche aufſtieg. Nie war mein Oheim unfreundlich, ja er verſuchte zuweilen, ſich mit mir zu beſchäftigen, aber ich empfand, daß ihm das mühſam war. Solches Zuſammenleben ohne innere Gemeinſamkeit wurde für den dreizehnjährigen Knaben, der durch die Hingabe der Eltern verwöhnt war, eine ſchwere Sache, jedenfalls war es noch ſchwerer für den Oheim, den Knaben in ſeinem Tagesleben zu ertragen, und ich denke mir, daß er ſeiner Brudertreue dadurch ein großes Opfer brachte. Es war wohl auch zu ſpät für ihn, zu dem Kinde ſo herabzuſteigen, daß dieſes den Muth gewann, ſich unbefangen gegen ihn auszuſprechen. Nur zeitweiſe, und zumeiſt wenn ich einen dummen Streich gemacht hatte, und der Oheim die Verpflichtung fühlte, das Treiben des Knaben ſtrenger zu beaufſichtigen, arbeitete ich in ſeinem Zimmer, dann beharrten wir beide ſchweigend über den Büchern.

Alles war in dem ſtillen Haushalt weit reicher als daheim. Die Einrichtung der Zimmer, der Mittagstiſch und ſein Geräth, an den Wänden Bilder und gute Kupferſtiche, große Glasſchränke mit ſchön gebundenen Büchern. Es war ein feierlicher Aufenthalt, in dem vornehme Geiſtergeſtalten aus alter und neuerer Zeit umgingen, aber für die warme Empfindung eines Kinderherzens und für den geſelligen Verkehr mit Anderen blieb nicht Raum, nicht Zeit, und ich vermuthe, daß dies abgeſchiedene Daheim auch auf mein ſpäteres Leben nachgewirkt hat. Zu ſehr fehlte die Gewöhnung an die kleinen geſellſchaftlichen Pflichten, welche durch den Verkehr in gebildeten Familien dem heranwachſenden Jünglinge zur anderen Natur werden; wähleriſch und bis zu einem gewiſſen Grade willkürlich wurde auch die Beſchäftigung mit den geiſtigen Intereſſen. Der Knabe wurde gewöhnt allein für ſich zu leben, ſeine ſanguiniſche Heiterkeit und das Bedürfniß, ſich bei Gelegenheit aufzuthun, bewahrten ihn davor, in ſpäteren Jahren ein Sonderling zu werden, der arm an Freunden durch die Welt geht, aber es blieb ihm immer, auch in Zeiten, wo er täglich mit guten Geſellen heiter verkehrte und die Freude hatte, Geltung unter ihnen zu gewinnen, ein Bedürfniß, für ſich zu ſein. Dieſe Selbſtändigkeit gereichte ihm manchmal zum Vortheil und Schutz. Aber ihm blieb auch im Geheimen ein Gefühl, daß er in der frohen Geſellſchaft ein Fremder ſei, und ihm blieb die Gewöhnung, Alles, was ihn ſtärker bewegte, allein zu tragen, zuweilen mit der Ueberzeugung, daß dies kein Glück ſei.

Später habe ich mich gefragt, wie mein Verhältniß zum Oheim geworden wäre, wenn dieſer die Zeit des Mannesalters an ſeinem Neffen erlebt hätte. Und ich habe beklagt, daß mir in jenen Jahren ſo völlig die Fähigkeit fehlte, ſein Vertrauen zu gewinnen und ihm ſelbſt von Herzen lieb zu werden. Wenn ich bedenke, wie lange er manchmal in ſtiller Betrachtung vor ſeinen Lieblingsblumen ſtand, und wie hell ſein Auge leuchtete, wenn er von einem Buche aufſah, ſo kann ich den Gedanken nicht los werden, daß dieſer ungewöhnliche Menſch nicht immer ſo enthaltſam in ſeinem Fühlen und in ſo leidenſchaftsloſer Klarheit und Ruhe gelebt hat. Was hatte ihm das pochende

Herz in ſo feſte Bande gelegt? Von ſeinem früheren Leben ſprach er nie. Trug er im Geheimen noch anderes Leid als die Trauer über die Mängel ſeiner Erſcheinung? Aber was es auch war, ich denke er trug es wie ein Mann.

Bei meiner Vorprüfung für das Gymnaſium ſchüttelte der Direktor Körner das Haupt über die Unregelmäßigkeit meiner Kenntniſſe. Er preßte mir Thränen aus den Augen, weil er meiner Verſicherung nicht glauben wollte, daß lateiniſche Stellen, die er vorlegte, mir bis dahin unbekannt geweſen waren. Aber er war ebenſo erſtaunt, daß ich von den Winkeln und Seiten eines Dreiecks gar nichts zu berichten wußte. So wurde ich für die Quarta beſtimmt und ſaß dort ein halbes Jahr fremd und ſchüchtern unter Knaben, die meiſt jünger und kleiner waren. Von da ſtieg ich zu den unregelmäßigen griechiſchen Zeitwörtern der Tertia auf.

Das Lernen wurde mir leicht und Einzelnes trieb ich mit Freude, aber den regelmäßigen Fleiß, welcher dem Kinde durch frühen ſyſtematiſchen Schulunterricht angewöhnt wird, erwarb ich nicht, ich blieb auch im Lernen ſelbſtwähleriſch und eigenwillig. Langweilige Hefte, welche nur nach längeren Zeiträumen eingefordert wurden, verfertigte ich am liebſten dicht vor der Ablieferung in Nachtarbeit. So hatte ich immer Muße allerlei Anderes zu treiben, was nicht immer förderlich war.

Ich hatte Geige und Noten mitgenommen und gehorchte eine Zeit lang dem Wunſche des Vaters, für mich fortzuüben, da aber die Anregung, welche das Hören von Muſik gibt, gänzlich fehlte, und da die eigene Befähigung trotz der erlangten Fingerfertigkeit gering war, ſo blieb die Geige bald liegen. Dagegen kam die Leſewuth. Aber nicht die gewählte Geſellſchaft in der Bücherſtube des Oheims feſſelte zumeiſt, ſondern die grauen Bände einer kleinen Leihbibliothek, Romane und abenteuerliche Geſchichten. Ich las ohne Erbarmen gegen mich ſelbſt und den Verleiher Alles, was mir in die Hände kam. Glücklicherweiſe war damals dieſe volksmäßige Waare unſchuldiger, als ſie wohl jetzt iſt. Die Ritter- und Räubergeſchichten waren am reichlichſten vorhanden und ich verſchlang mit Spieß und Cramer alle die öden Wiederholungen, welche nach gleichem Recept gemacht ſind. Dann kamen die alten Bekannten van der Velde und Tromlitz an die Reihe und viele Andere.

Dort, in der dürftigen Herberge, in welcher die größten und die kläglichſten Geiſter umgingen, fiel mir zum erſten Male Walter Scott in die Hände. Die Fülle und heitere Sicherheit dieſes großen Dichters nahmen mich ganz gefangen, durch ihn lernte ich ahnen, was der Dichtkunſt die Charaktere bedeuten; ich las alle ſeine Romane mit immer neuem Entzücken durch. Bald freilich wurde Cooper mit ſeinen Indianer- und Seeromanen in der Seele des Knaben ſein Rival, beide ſind mir noch heut Hausfreunde geblieben, mit denen ich oft verkehre. Und ich habe ihrer freudigen epiſchen Kraft Vieles zu danken.

In der Klaſſe ſagten wir Gedichte nach eigner Wahl her. Zum Vortrage trat der Aufgerufene in den freien Raum vor den Bänken und es wurden ihm dabei einige Handbewegungen zugemuthet. Das war für jeden eine ſchwere Aufgabe, und der Neuling mußte ſich einigemal gefallen laſſen, daß die Andern ihn auslachten. Ich hatte zum erſten Debut Bürgers Entführung gewählt und ich glaubte ein gutes Werk zu thun, als ich das lange Gedicht auswendig lernte. Aber der Vortrag kam nicht bis zum Ende, denn als ich bedrückt und kläglich mit vorgeſtrecktem Arme begann: „Knapp, ſattle mir mein Dänenroß“, lachte der ſtrenge Conrector Kieſewetter, daß er ſchütterte, und die Klaſſe folgte ihm darin willig nach. Das wurde mir eine Lehre, ich wählte ſpäter Kürzeres mit weniger aufregendem Anfang, bis ich endlich durchſetzte, meine Sache ſo wohl und übel zu machen wie die Uebrigen. Aber die Poeſie unſerer großen Dichter? Allmählich, erſt ſpät und ohne daß mir die Größe ihres Einfluſſes auf meine Bildung im Bewußtſein geblieben iſt, kamen ſie mir zu. Im Ganzen ging es mir mit meiner Freude an der Poeſie wie den meiſten Menſchen, welche in Empfänglichkeit und Verſtändniß faſt ebenſo fortſchreiten wie die Nationen, zuerſt feſſelt vorzugsweiſe das Epiſche: Märchen und Geſchichten, dann erwacht die ſinnige Empfindung für das Lied und den Rhythmus, zuletzt im beginnenden Mannesalter das volle Verſtändniß für das Dramatiſche. Ich habe Schillers Dramen erſt würdigen gelernt, als mir Shakeſpeare nicht mehr fremd war, die edle Schönheit der lyriſchen Poeſie Goethes aber gar erſt als Mann.

Einige Halbjahre ſind vergangen, der Knabe ſchießt in die Höhe und wird hager, er hat das Selbſtgefühl eines alten Tertianers und beginnt in angeborener Neigung zur Baſtelei ein Nebengeſchäft. Durch einen Kameraden, ein Mündel des Oheims, wird er in die Geheimniſſe der Feuerwerkerei eingeweiht, er dreht Hülſen, ſtampft Pulver, verfertigt farbigen Satz, formt Leuchtkugeln und quetſcht mit Pulver gefülltes Papier zu Fröſchen zuſammen, dann zieht er mit ſeinem Geſellen des Abends in einen abgelegenen Garten oder gar in das freie Feld und zündet die häusliche Arbeit an. Das gerieth eine Weile recht wohl. In meiner Dachſtube hatte ich mir eine kleine allerliebſte Feuerwerkerei eingerichtet, deren Geräth ich in meinem Koffer verwahrte und mit der ich meine Freiſtunden hoffnungsreich zubrachte. Nun war gerade etwas Großes im Werke, ich hatte viele Ellen Zündelfaden verfertigt und dieſen in ſchwarzen Gewinden durch die Stube aufgehängt, damit er trockne. Da raunte mir ein Dämon zu, die Güte des Fadens an einem abgeſchnittenen Stück zu erproben. Weh! er brannte nur zu gut, denn im Nu wurde die geſammte Zündſchnur von der Flamme ergriffen, ein feuriger Strahl zuckte durch das Zimmer und dicker Pulverdampf umhüllte mich, ich ſtürzte zum Fenſter um ihn hinaus zu laſſen und dann zur Thür um mich ſelbſt hinaus zu bringen. Der Dampf wirbelte ins Freie und auf die Treppe, die Leute, welche auf der Straße waren, ſchrieen Feuer, der Hauswirth rannte entſetzt herzu. Als der Oheim nach Hauſe kam, wurde die Klage erhoben und der Miſſethäter erhielt eine wohlverdiente Strafpredigt und mußte geloben, dieſer brodloſen Kunſt ſofort völlig zu entſagen. Der erſte Zorn des Oheims war leichter zu ertragen, als die kalte Nichtachtung, die er dem Frevler durch einige Zeit zeigte.

Wieder einige Semeſter, ich bin in Secunda, der ſchwierigen Klaſſe, welche noch nicht Prima iſt und wo man lernt, daß die griechiſche Partikel ἂν mit dem Indicativ gebraucht wird, wenn das Gegentheil in der Wirklichkeit ſtattfindet. Ich habe einen Freund, der etwas älter iſt und in warmer Neigung zu mir hält, oft ſitzt er mir lange gegenüber ohne ein Wort zu ſprechen faſt wie der Ohm, er kommt mir aber zuweilen tyranniſch vor, weil er nicht leiden will, wenn ich mit Anderen umherſtreife. Mit ihm ziehe ich auf das Gut, das ſein Vater in der Nähe gepachtet hatte, wir nehmen Gewehre und gehen auf die Jagd, er ein guter Schütze, ich bis dahin nur mit Pfeil und Bogen. Er lehrt mich die nöthigen Griffe und wir kommen an ein kleines Waſſer, er zeigt mir etwas, was ein wenig über die Oberfläche hervorragt und ſagt leiſe: „ſchieß!“ Das thue ich ganz nach ſeinem Wunſch, der Gegenſtand iſt verſchwunden, ein gefälliger Hund, der uns begleitet, ſtürzt ſich ins Waſſer und bringt eine Ente mit abgeſchoſſenem Kopf. Ich hoffe, daß es eine wilde war, doch bin ich, wegen der langen Zeit, welche ſeitdem vergangen iſt, nicht ſicher. Als ich das arme Geſchöpf ſah, dachte ich reuig an Matz. Dies iſt der einzige Jagderfolg, den ich in meinem Leben aufzuweiſen habe. Aber auch die Treffer an der Scheibe wurden mir nicht leicht.

Denn zu Oels hatte ich beim Unterricht gemerkt, daß ich ſehr kurzſichtig war. Als ich das in den Ferien dem Vater klagte, rieth er mir, mich doch ohne Brille durch die Welt zu ſchlagen, und erzählte mir von der Hilfloſigkeit eines Theologen, der ihn einſt am Morgen aus dem Bett angefleht hatte, ihm ſeine Brille zu ſuchen, damit er die Beinkleider finden könne. Dem Rath blieb ich folgſam, ich habe nur im Theater und vor Bildern die Gläſer gebraucht. Die Beſchwerden, welche dieſer Mangel in größerer Geſellſchaft bereitet, ſuchte ich zu überwinden und ging arglos an Manchem vorüber, was einen ſchärferen Beobachter beunruhigen konnte. Die Freude an Blüthenpracht und Schmuck der Kleider, an merkwürdigen Geſichtern und an Frauenſchönheit, den ſtrahlenden Blick, den holden Gruß aus der Ferne mußte ich oft entbehren, während ſich Andere daran freuten. Aber da die Seele ſich behend in Mängel der Sinne einrichtet, ſo entwickelte ſich ſchon früh in mir ein gutes Verſtändniß ſolcher Lebensäußerungen, die in meine Sehweite kamen und ein ſchnelles Ahnen von Vielem, was mir nicht deutlich wurde; die geringere Zahl der Anſchauungen geſtattete, die empfangenen ruhiger und vielleicht inniger zu verarbeiten. Jedenfalls war der Verluſt größer als der Gewinn. Darin aber hatte der Vater Recht, meine Augen bewahrten durch das ganze Leben unverändert den ſcharfen Blick in der Nähe.

In dem letzten Jahre vor dem Tode des Oheims wurde ich des Alleinſeins enthoben. Er nahm auch meinen Bruder, der auf das Gymnaſium kam, in mein Zimmer und an ſeinen Tiſch. Aber die Gegenwart des lieben Knaben änderte nichts in der Hausordnung, und für mich war der Stubenkamerad noch zu klein, um mein Vertrauter zu werden.

Das Allerbeſte aber blieb, ſo lange ich die Schulmappe trug, die Heimkehr in das Vaterhaus. Sie wurde mir fünfmal im Jahre zu den Ferien vergönnt, ich denke, daß die Eltern ſich nicht weniger darnach ſehnten, als das Kind. Doch war die Reiſe von neun Meilen bei damaligen Verhältniſſen keine Kleinigkeit, ſie dauerte einen ganzen Tag, der Weg war noch nicht Kunſtſtraße, die Poſt fuhr ſehr langſam, zum

Theil in der Nacht. Deshalb ließ der Vater mich jedesmal durch ein gemiethetes Fuhrwerk abholen und zurückbringen. Dies war ein großer Korbwagen mit grauer Plaue, die über ſtarke Faßreifen geſpannt wurde; das Hineinkriechen war mühſam, die Luft darin erhielt durch den vereinigten Geruch von Heu und Pech ein Aroma, welches dem Knaben auf dem Wege zur Heimat recht anmuthig war, das Strohbund des Sitzes wurde durch eine aufgelegte Pferdedecke vornehmer gemacht, man that aber gut ſich in der Mitte zu halten. Bei trocknem Wetter trabten die Pferde und raſſelte der Wagen in einer Staubwolke dahin, bei Regenwetter aber drang das Naß des Himmels unvermeidlich in das Gehäuſe, worin der Reiſende eingepuppt war, und alles Bemühen, die Tropfen von Wangen und Naſe abzuleiten, blieb vergeblich. Dann verwandelte ſich auch der Weg in Moraſt, die Löcher wurden gefährlich und der Inſaſſe mußte ſich an den Seiten feſthalten, um das Gleichgewicht zu bewahren. Auf der Mitte des Weges in Ramslau wurde bei Verwandten Mittag gemacht, erſt am ſpäten Abend fuhr der Wagen durch das Thor der Vaterſtadt. Im Winter aber wurde bei hohem Schnee, der in meiner Heimat reichlicher fällt als im deutſchen Weſten, das Fortkommen ſchwierig, dann blieb das Geſpann zuweilen in einer Schneewehe ſtecken, der Fuhrmann ſtieg ab, ſtapfte den Pferden eine Bahn und forderte von mir, daß ich ihm dabei helfen ſolle. In der Regel fuhr derſelbe Ackerbürger, ein Pole, der jedoch im Laufe der Jahre dem Branntwein unterlag, überall einkehrte und ſchwer aus den Schenken fortzubringen war. Die letzte Fahrt mit ihm ſchuf Noth. Ich war bereits ziemlich herangewachſen und hatte den Bruder bei mir, welcher kurz vorher auf das Gymnaſium gekommen war. In der Luft war ein wildes Schneetreiben, der Weg durch hohen Schnee faſt unfahrbar; der Fuhrmann war ſchon berauſcht, als er uns am frühen Morgen abholte, und hatte nach einigen Meilen Fahrt ſich in einen gefährlichen Zuſtand verſetzt. Er hielt mit dem Wagen in einer Schneewehe ſtill, zog ein polniſches Geſangbuch aus der Taſche und fing laut zu ſingen an. Da dieſe Frömmigkeit unter der Plaue uns nicht vorwärts brachte und gutes Zureden nichts half, ergriff ich endlich die Zügel und trieb die Pferde an. Dies aber gefiel ihm nicht, er gerieth in Wuth, zog ein großes Meſſer aus der Taſche und fuchtelte damit drohend gegen uns. Und ich erkannte in ſeinen Augen ein häßliches Licht, welches der Teufel anzündet, wenn ihm gelungen iſt, ſich im Hirn feſtzuſetzen. Endlich glückte es, ihn durch freundliches Klopfen auf die Schulter und gutes Zureden ſo weit zu bringen, daß er wieder die Zügel ergriff. Doch derſelbe Anfall mit Meſſerſchwingen wiederholte ſich einigemal, und es war Abend als wir in Namslau ankamen. Dort eilten wir zu den Verwandten und fuhren am nächſten Morgen in anderem Wagen nach Hauſe. Unſer untreuer Fuhrmann, für den in der Herberge die nöthige Vorſorge getroffen war, fand ſich erſt den zweiten Tag darauf ein, ſehr reuig, er fiel nach polniſcher Weiſe vor dem Vater auf die Knie und erhielt auch Verzeihung. Aber das alte Bundesverhältniß hörte auf.

Als ich ein halbes Jahr in Prima geweſen war, ſtarb mein Oheim nach kurzer Krankheit, während wir zu den Ferien daheim waren. Seine Bibliothek wurde verſteigert, und ich zog mit dem Bruder in ein Bürgerhaus und erhielt die Verpflichtung, über den jüngern Aufſicht zu üben. Ich hatte jetzt Freiheit genug, auch die Geſellſchaft ſtellte ſich ein, denn unſere Wohnung wurde ein Hauptquartier meiner Kameraden. Die Prima hatte wenig Schüler, aber dieſe hielten gut zuſammen, ſie bildeten eine kleine Verbindung, die nach Studentenbrauch an Mütze und Pfeifenquaſten eigene Farben trug, ſoweit dies geſchehen durfte ohne auffällig zu werden. Es war ein harmloſes Spiel und ich vermuthe, daß die Lehrer es wohl bemerkten, aber darüber wegſahen. Familienverkehr fehlte mir auch jetzt, doch nahm ich Tanzſtunden, welche in einem

Privathauſe für einen kleinen Kreis eingerichtet wurden, und trat in zarte Beziehungen zu jungen Damen, welche dort für die Geſellſchaft vorbereitet wurden. Indeß kann ich nicht ſagen, daß dieſe Stunden mich übermäßig in Anſpruch nahmen, auch die Annäherung an höhere Weiblichkeit blieb für mich ohne Bedeutung und hörte mit den Tanzſtunden auf.

In Prima verweilte ich drittehalb Jahr, zwei Jahre als Primus, ich wurde nicht meiner Verdienſte wegen ſo früh zu dieſer Würde befördert, ſondern weil alle meine Vordermänner zur Univerſität abgegangen waren. In den letzten Jahren lernte ich tüchtig, der Direktor war mir gewogen und ſah mir wohl auch Manches nach, auf ſeinen Wunſch blieb ich ein halbes Jahr länger, als vielleicht nöthig geweſen wäre, und ich habe nicht Urſache gehabt, dies zu bereuen.

6.

Die Univerſität.

Als ich zur Univerſität abging, ſchrieben die wackeren Lehrer Rühmliches über meinen griechiſchen und lateiniſchen Erwerb in das Schulzeugniß; ſie waren, wie ich ſelbſt, der Meinung, daß ich auf den gebahnten Wegen der klaſſiſchen Philologie fortgehen würde. Doch es kam anders.

An Oſtern 1835 bezog ich die Univerſität Breslau. Der Uebergang aus dem wohlgeordneten Unterricht des Gymnaſiums zu einer Thätigkeit nach freier Wahl wurde mir nicht leicht. Gerade für die Hauptcollegien eines jungen Philologen, für die der Textkritik, vermochte ich unter Profeſſor Schneider keine Wärme zu gewinnen, ſeine Vorleſung über Plato's Republik erſchien mir öde und langweilig, und ich habe die Kälte gegen Plato, dieſen ſchönen Mann der griechiſchen Philoſophie, niemals beſiegen lernen. Bald wandelte ich auf Seitenwegen. Ambroſch begann gerade als junger Profeſſor ſeine Vorleſungen über Privatalterthümer und antike Kunſt, ihn hörte ich gern, und ihm verdanke ich nicht wenig. Zarte Geſundheit und vielleicht Unvollkommenheit der Schulung haben ihn verhindert, vor ſeinem frühen Tode eine bedeutende Thätigkeit als Gelehrter zu erweiſen, aber er war ein lebhafter feinfühlender Mann, der es verſtand, die Zuhörer zu feſſeln, und da ich von der Bibliothek des Oheims her allerlei Wiſſen und einige Anſchauungen aus Kupferwerken mitbrachte, wurde mir bequem, an Bekanntes anzuknüpfen. Der Lehrer Ambroſch wurde mir in ſpäteren Jahren ein werther Freund.

Wichtiger noch wurde dem jungen Studenten eine andere Vorleſung, welche Hoffmann von Fallersleben als Privatiſſimum las, die Handſchriftenkunde. Ich war der einzige Zuhörer und erhielt die Stunde in ſeiner Wohnung. Durch ihn wurde ich in das weite Gebiet der germaniſchen Alterthümer eingeführt. Er hatte im Leſen alter Handſchriften ehrenwerthe Fertigkeit gewonnen, hatte an großen Bibliotheken zu Wien und in Belgien ſelbſt fleißig abgeſchrieben, und war bekannt als findig und als behender Herausgeber. War ſeine Kenntniß altdeutſcher Grammatik und die Schärfe ſeiner Kritik auch nicht von erſtem Range, er erwies ſich doch auf dem ganzen Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft, die damals in ihrer Jugendblüthe ſtand, wohlbewandert. Da ich den Vortheil hatte, daß er ſich ausſchließlich mit mir beſchäftigte, ſo erwarb ich leidliche Gewandtheit im Leſen alter Urkunden, nachdem ich in der erſten Stunde hülflos vor den langgezogenen Buchſtaben der Eingangsworte geſeſſen hatte; ich las zu Hauſe deutſche Handſchriften des Mittelalters, die er mir lieh, und copirte für ihn einige Stücke, unter denen mir die Reiſen von St. Brandan in einer Berliner Handſchrift noch erinnerlich ſind. Da ich ihm durch die Beſuche in ſeiner Wohnung vertraulich wurde, gönnte er mir zuweilen auch Bekanntſchaft mit den Gedichten, die er gerade ſelbſt gemacht hatte. Der Einblick in die Werkſtatt eines echten Lyrikers war ſehr lehrreich. Er las oder ſang in herzlicher Freude, ſeine Augen glänzten und am Schluß ſuchte er mit einem fragenden „Nun?“ nach dem Eindruck. Ich erkannte bald die Manier, nach welcher er eine warme Empfindung und kleine Vergleiche, die flatternden Seelchen ſeiner Lieder, in Worten und Verſen zuſammenband. Oft freute mich's, zuweilen ſchien mir der Gedanke der Mühe nicht werth. Jedenfalls veranlaßten mich ſolche Mittheilungen nicht zur Nachahmung ſeiner Töne und Weiſen, ich hatte die Empfindung, daß ſeine Art zu ſchaffen nicht meiner Anlage entſprach.

Ich bin Fuchs, ich habe ein weibliches Ideal, für das ich ſchwärme. Es iſt eine Profeſſorentochter, die mir gegenüber wohnt, einziges Kind, eine Mutter iſt nicht vorhanden. Sie erſcheint mir engelſchön, brünett, eine edle Geſtalt; Näheres vermag ich nicht zu erkennen, wegen des kurzen Geſichts. Ich ſehe ſie am Fenſter ſitzen, ein wenig vorgebeugt, ſie lieſt oder arbeitet, zuweilen ſehe ich ſie auf dem Balkon ſtehen ganz in Schwarz, offenbar in Seide, und ich ſtelle mir vor, wie erhaben und liebenswerth ſie ſein muß, wenn ſie im Hauſe dem Vater gegenüber Thee bereitet oder in den Räumen ihrer ſtattlichen Wohnung Beſuche empfängt. Auch ich ſitze am Fenſter und verſuche heuchleriſch zu leſen, und ich ſitze Abends im Dunkeln und ſtarre lange hinüber, zuweilen erblicke ich einen Schatten am erleuchteten Fenſter, ich ahne, ſie iſt es, freilich konnte es auch der Vater ſein. Ich weihe ihr begeiſtert unſichtbare Huldigungen, kaufe einen Veilchenſtrauß und ſetze ihn im Glaſe auf den Tiſch, ich gehe nachdenklich auf und ab und bilde mir ein, daß ich ihr vorgeſtellt werde, daß ich ihr ſage, wie innig ich ſie verehre, daß ſie mir ſagt, wie ſie mir vor allen anderen Menſchen vertrauen und mir ihr ganzes Schickſal mittheilen wolle, und über der Erzählung werden wir beide bewegt, ſie legt ihr Haupt auf meine Schultern und ich wage, ihr das ſchwarze Haar zu küſſen. Dieſe geheime Zärtlichkeit vermochte aber nicht über die Straße bis an ihr Herz zu bringen; das Flämmchen erloſch, weil ich meine Behauſung wechſeln mußte. Denn die Zahl meiner neuen Hemden wurde auffallend klein, und die Federdecke, welche mir die Mutter nur zu dick mit feinem Gänſeflaum gefüllt hatte, wurde auffallend dünn; meine Wirthin ſchob das auf ein untreues Dienſtmädchen, ich fühlte mich aber dadurch veranlaßt, in eine andere Wohnung zu ziehen.

Ich bin immer noch Fuchs und zwar bei den Boruſſen und ſinge von dem Ruhm der Farben, welche nachträglich die des Deutſchen Reiches geworden ſind; ich lerne an den Kneipabenden mit leidlichem Erfolg Dünnbier in „Gelehrten" und „Doctoren" trinken, und gewinne keinen Ruhm, wenn ich beim Hospiz mein Lied ſinge; ich beſuche auch den Fechtboden, bleibe aber ein mittelmäßiger Schläger. In der Verbindung waren einige wüſte Kumpane, mit denen wir Andern wenig verkehrten, und bald wurde uns das friſche Burſchenleben durch widerwärtigen Streit mit den übrigen Verbindungen und durch den Verruf, in den wir einander gegenſeitig ſetzten, geſtört; für mich war der Verluſt nicht groß, ich hielt mit Einzelnen feſt zuſammen, vorab mit früheren Pommern, welche aus Greifswald zugezogen waren. Dieſe waren ſämmtlich Mediciner, zuerſt unſer Senior Fiſcher, bei dem ich einige Nächte Krankenwache hielt, als ihm ſeine ſtattliche Naſe abgeſchlagen wurde, die wir durch kalte Umſchläge veranlaßten wieder anzuwachſen, dann Danneil, Sohn des Gymnaſialdirectors aus Salzwedel, ein lieber Geſell, der auch Verſe machte, und etwas ſpäter Fritz Weber, der Dichter von „Dreizehn Linden". Er hatte, als er zu uns kam, das luſtige Studentenleben hinter ſich und kam um zu lernen, er war reifer und männlicher als ich, und der Ruf ſeiner dichteriſchen Begabung war bei ſeinen Greifswalder Freunden bereits groß. Mir erſchien er als Ideal eines Dichters, weit mehr als mein Profeſſor, und ich ſah mit großer Hochachtung auf ihn.

So lebte ich über ein Jahr dahin, trug verſtohlen mein Corpsband und war auch nicht unfleißig, ich beſuchte alle Vorleſungen von Ambroſch und Hoffmann, aber ohne feſtes Ziel, durch das Treiben in der Verbindung mehr aufgehalten als gefördert.

Da beſchloß die akademiſche Jugend, nach längerer Zeit wieder einmal den großen Zobtenkommers zu begehen: feierlicher Auszug und Fahrt von vier Meilen nach der kleinen Stadt Zobten am Fuße des Berges, großer Kommers auf offenem Markte der Stadt, zuletzt Beſteigen des Berges. Für dieſen großen Zweck wurden die ärgerlichen Händel zwiſchen den Verbindungen während der Feſtzeit für nicht vorhanden erklärt. Die Präſiden des Kommerſes wurden von den Verbindungen geſtellt, auch ich war einer davon und trug das Feſtcoſtüm, einen unförmlich hohen Zweiſtutz mit Silberagraffe, welcher Stürmer hieß, beſchnürtes Collet, ungeheuere Kanonenſtiefeln, an der Seite den Glockenſchläger. Ich ſchlug auf dem Markte von Zobten mit der Klinge gebietend auf die Tafel und ſammelte, als der Landesvater geſungen wurde, die Studentenkappen auf dem Schläger, ſtieg auch nach dem Kommers unter Fackelſchein in meinen großen Stiefeln den Zobtenberg hinauf — keine bequeme Arbeit —, trank oben mit anderen fröſtelnden Helden in einer Mooshütte den Kaffe und ſah verſchlafen die Sonne über Schleſien aufgehen. Das wäre nun ganz in der Ordnung geweſen; aber als wir nach der Oderſtadt zurückkehrten, wurde eine Unterſuchung gegen die Leiter des Feſtes eröffnet, zuerſt wegen gewiſſer Verſäumniſſe bei der Anmeldung, wobei auch ich mit dreitägigem Aufenthalt im Carcer bedacht wurde, dann aber wegen der Verbindungen ſelbſt, welche, geſetzlich verboten, in Wirklichkeit geduldet wurden, bis ſie ſich wieder einmal zu übermüthig rührten. Diesmal wurde gründlich aufgeräumt und faſt ſämmtlichen Korpsburſchen der Rath ertheilt, die Univerſität zu verlaſſen. Danneil und ich blieben glücklicherweiſe von dieſer Mahnung verſchont, wahrſcheinlich weil der Senat von unſerer Unſchädlichkeit überzeugt war. Dennoch hielten wir für rathſam, uns der allgemeinen Verſtörung, welche über die Univerſität gekommen war, zu entheben. In der letzten Zeit war mir ein Berliner, Hollmann, ein hünenhafter, geſcheidter Knabe, lieb geworden, er rühmte oft und innig ſein großes Berlin, ich erbat und erhielt vom Vater die Erlaubniß, dorthin zu gehen.

Im Herbſt 1836 kam ich nach Berlin. Mein großer Freund freute ſich über mein Staunen und forderte Bewunderung für alles Neue und Prächtige, das er mir vorſtellte.

Er war gekränkt, weil ich den Breslauer Ring für ſchöner erklärte als den Gensdarmenmarkt und nicht zugeben konnte, daß die Feldherrnſtatuen um die Hauptwache viel großartiger wären, als unſer Blücher auf dem Salzring. Er räumte mir ſehr ungern ein, daß Breslau in Kirchen mehr leiſte als ſein Berlin mit der großen Domſchachtel. Aber als er die breiten Straßen ſeiner Stadt vorzeigte, wurde er unwillig, wenn ich ihm verſtockt entgegenhielt, daß ſie ausſähen wie ein weites ſchlotteriges Kleid an einem mageren Leibe, denn auf der Leipziger Straße konnte man 1836 bequem die Menſchen zählen ſo weit das Auge reichte, das war bei den dichtgefüllten Gaſſen Breslaus doch unmöglich. Freilich gegen das Königsſchloß, das Brandenburger Thor und das Muſeum konnte wieder ich nicht aufkommen, und als ich die Räume des Muſeums betrat, war er mit der Wirkung zufrieden und wunderte ſich nur, daß ich an den Antiken, für die ich etwas mehr Kenntniſſe und Verſtändniß mitbrachte, größern Antheil nahm, als an den Bildern.

Auch das Tagesleben der Stadt war mir fremdartig und unheimiſch. Wir Schleſier ſprachen behaglich und breit mit dem Vordermunde, die Berliner benutzten beim Sprechen energiſch Alles, was im Munde vorhanden iſt, und außerdem, wenn ſie hochmüthig wurden, noch die Naſe; wir daheim waren läſſig und behäbig im Umgange und ertrugen mit gutherziger Höflichkeit Eigenheiten in Sprache und Benehmen der Andern, die Berliner faßten lauerſam und ſpottluſtig Alles, was ihnen ungeſchickt und lächerlich erſchien, gaben ſcharfe Antwort und freuten ſich des Angriffs. Wenn am Spätabend das Volk der Straßen aus den Schenken kam, hatten auch meine Schleſier gelärmt, und ſo oft zwei Haufen zuſammenſtießen, hatten ſie einander reichlich Schimpfworte gegönnt und waren dann friedlich nach Hauſe gegangen. In Berlin gab es bei ſolchem Zuſammenſtoß nicht lange Beſchwerden, ſondern ſogleich Hiebe und jeden Abend hörten wir aus unſeren Stuben

— wir wohnten auf dem Hackeſchen Markt — den ſcharfen Lärm der Prügelei.

Mein Stubengenoſſe fand in Berlin einen Kreis alter Freunde noch vom Gymnaſium her, er hatte mir oft von ihnen erzählt, wahrſcheinlich auch mich lobend gegen ſie erwähnt, und als ich nun bei ihnen eingeführt wurde, kam mir ihre Weiſe der Unterhaltung, das unabläſſige Angreifen und Schrauben, und die ſchonungsloſe Kritik, mit welcher jede Aeußerung des Einen von den Andern begutachtet wurde, höchſt ungemüthlich vor, und ich zweifelte, ob ich je mit ihnen auf einen guten Fuß kommen würde; ich ſaß verſchüchtert und wortkarg und ich meine, daß auch ich entſchieden mißfiel und daß Hollmann für ſein Lob hinter meinem Rücken verſpottet wurde, denn der liebe Geſell war nachher gedrückt und bekümmert. Doch ſeine und meine Sorge erwies ſich als unnütz. Es ergab ſich bei kühlem Trunke zuerſt einige Uebereinſtimmung in Hauptpunkten, worauf nachſichtige Anerkennung folgte, die ſich bis zu achtungsvoller Freundlichkeit erwärmte, woraus endlich eine rechtſchaffene deutſche Jugendfreundſchaft erwuchs, die jene Jahre überdauerte. Nur ſehr wenige meiner Berliner können noch den Dank leſen, den ihr alter Geſell ihnen abſtattet für hingebende Freundſchaft und für den bleibenden Gewinn, den der Umgang mit ihnen ſeinem ſpäteren Leben gebracht hat. Der älteſte in unſerem Kreiſe war Adalbert Kuhn, zugleich der, welcher am ſicherſten in ſeinen Schuhen ſtand und im Wiſſen am weiteſten vorgedrungen war. Neben ſeinem Sanskrit las er auch Schriftwerke des deutſchen Mittelalters, er ſammelte ſchon damals eifrig die kleinen Ueberlieferungen unſeres Volks: Sagen, Märchen und Gebräuche, und wußte dieſe in kühner Entſchloſſenheit mit den mythiſchen Vorſtellungen ſeiner Inder in Verbindung zu ſetzen. Ihm war das Lehren eine herzliche Freude, er veranlaßte mich, vergleichende Grammatik bei Bopp anzunehmen, und beſtand darauf, mir im Sanskrit ſelbſt Unterricht zu geben.

Aber wie ſcharf ſich in ſeiner ganzen Erſcheinung auch der Lehrer und Philolog darſtellte, er war zugleich der heiterſte Genoſſe in unſerem Kreiſe, eine innerlich frohe Natur, zuverläſſig, von einer redlichen Offenheit, die immer wohlthat. Und ſo oft wir in ſpäteren Jahren zuſammen kamen, hatte unſer Verkehr den doppelten Reiz alter Kameradſchaft und der Bundesgenoſſenſchaft auf einem Theil des Gebietes, in welchem ſeine geiſtige Arbeit ſich bewegte. Nur in einem Punkte konnte er mich ſo wenig als die Andern zu ſeiner Anſicht bekehren. Er hatte ſchon als Student für ſich die neue Rechtſchreibung angenommen, und als im Jahr 1875 die Schulmeiſter und Babys den großen Sieg über die Schriftſteller und deutſchen Leſer davon trugen, da war mein alter Freund einer der eifrigſten Vorkämpfer der ſiegreichen Partei.

Ein weit anderer Kumpan war Julius Gerloff, ſchmuck, mit hübſchen männlichen Zügen, noch ganz Student, ein prächtiger Kamerad, empfänglich für jeden Scherz und von unübertrefflicher Dauer an geſelligen Abenden. Er beſaß ein ungewöhnliches Geſchick, auch größere Geſellſchaften durch Spiele und Aufführungen zu unterhalten, und für ſolchen Hausgebrauch eine gefällige poetiſche Begabung, er war ein echtes Berliner Kind, vertraut mit Allem, was damals die Stadt beſchäftigte, er kannte Jedermann, der irgend Ruf und Namen hatte, war bei dem Kampf der Damen Löwe und Faßmann, der Crelinger und Hagen mit ganzem Herzen betheiligt und wußte in ſorgloſer Laune über ſich ſelbſt und Andere zu lachen. Was er aber vor vielen jungen Männern voraus hatte, die ſich wie er an dem Berliner Treiben lebhaft betheiligten, das war ſeine ernſte Freude an Allem, was wirklich gut und groß war. In unſerem Kreiſe, an deſſen Mitgliedern er warmherzig hing, war er mit ſeiner Rührigkeit und Unternehmungsluſt die treibende Kraft. Ihm wurde ſpäter bei ſeiner Anlage und der Vielſeitigkeit ſeiner Intereſſen der Uebergang in das Amt nicht leicht, er verlor, nachdem ich

Berlin bereits verlaſſen hatte, in einem Säbelduell ein Auge und litt lange an den Folgen des ſchweren Hiebes. Endlich übernahm er eine Stelle in der Verwaltung und endete ſchon im blühenden Mannesalter. Aber ſo lange er lebte, blieb er mir ein eifriger und ehrlicher Freund. Und oft, wenn ich ſeither etwas Großes erlebt, oder auch, wenn ich mich eigener Erfolge gefreut habe, dachte ich ſeiner und ſah ſeinen Schatten an meiner Seite.

Zu dem Kreiſe gehörten ferner junge Männer der Familien Cochius und Koppe, ihre Väter waren Landwirthe auf großen Staatsgütern in verſchiedenen Gegenden der Mark, jeder hatte einen Sohn auf der Univerſität und ältere und jüngere Söhne auf anderen Bildungs-Anſtalten Berlins. Unter ihnen war der Juriſt Bernhard Cochius der Politiker unſerer Geſellſchaft, welcher durch die Beſtimmtheit ſeines Urtheils und die Wucht ſeines Weſens über uns Andere eine gewiſſe Herrſchaft ausübte. Seine tüchtige Kraft ging zu früh verloren, er ſtarb als junger Beamter. Unter den Brüdern Koppe ſtand der Juriſt Moritz, der ſpäter auf den Wunſch ſeines Vaters zur Landwirthſchaft überging, mir an Jahren und Zuneigung am nächſten, er war nach dem Ausſpruch Gerloffs der beſte von uns, immer wahr, pflichtgetreu, zuverläſſig.

Was mir unter den neuen Bekannten zuerſt gefiel, war das lebendige Intereſſe an Literatur und Poeſie. Alle hatten gut geleſen und fanden nach deutſcher Weiſe ein Vergnügen darin, das Schöne, was ſie empfunden hatten, zu erörtern, ein neues Buch, die Aufführung eines großen Trauerſpiels, Shakeſpeare, Schiller, Göthe wurden eifrig beſprochen und die begeiſterte Freude daran verſchönte die einfachen Zimmer, die Geſichter, die Zinnkrüglein, aus denen wir gern tranken. Glücklicherweiſe, ohne daß wir einander durch eigene dichteriſche Verſuche läſtig fielen. Zwar waren einige von uns, Kuhn, Gerloff und ich, ganz bereit Verſe zu machen, aber wir übten unſere Fertigkeit in anſpruchsloſer Weiſe, am liebſten an Geburtstagen der Freunde durch Feſtſpiele, welche dann wohl aufgeführt wurden und deren Inhalt den Gefeierten nicht immer behaglich war. Als ich es doch unternahm, ein Trauerſpiel anzufangen, das auf der Univerſität Prag unter Huß verlaufen ſollte, verbarg ich das Werk ſorgfältig vor den Augen meiner ſpottluſtigen Freunde, und ich that recht daran, denn es war eine unreife Schülerarbeit, die über eine Anzahl Scenen nicht hinauskam.

Aber auch in meiner Wiſſenſchaft gewann ich eine ganz neue Erhebung; ich wurde Hörer von Karl Lachmann. Gleich als ich mich bei ihm meldete und einen Gruß von Hoffmann ausrichtete, gefiel er mir ſehr, das feine Lächeln, mit dem er meine Reden anhörte, ſeine ruhige nachdrückliche Weiſe zu ſprechen, der klare Blick ſeines Auges. Vollends in den Vorleſungen. Er war damals kein geſuchter Lehrer, und hatte nur ein kleines Auditorium, er bot auch nicht, was die Zuhörer im Anfange feſſelt, glänzende Einleitungen und große Ueberblicke, er begann mit Einzelheiten und ſetzte willige Hingabe voraus. Aber was er gab: erklärende Thatſachen, kritiſche Bemerkungen zu einzelnen Stellen, das waren lautere Goldkörner, die er unabläſſig ausſtreute. Es war alles ſo ſicher, klar, eigenartig und neu, daß der Hörer die Empfindung erhielt, den Gewinn großer Arbeit des Lehrers zu erhalten, und ſich nur beeilen mußte das viele Werthvolle einzuheimſen und nach Hauſe zu tragen. Seine Vorleſungen über Catull, die Nibelungen und über Literaturgeſchichte des Mittelalters wurden für mich Grundlagen meines beſcheidenen Wiſſens. Die Vorleſungen, welche ich bei anderen Lehrern annahm, beſuchte ich unregelmäßig, zuweilen aus Trägheit, dann aber auch deshalb, weil meine Fähigkeit, Neues aufzunehmen, überhaupt nur mäßig war. Noch jetzt bin ich der Meinung, daß zwei Stunden Lachmann'ſcher Vorleſungen ganz genügende Tagesarbeit für den Hörer waren. Ich aber hatte außerdem noch eine ganze Zauberwelt von Dichterarbeit, von Schauſpielkunſt und von kräftigen Bildern, die das Tagesleben mir zuführte, zu verarbeiten.

Da die weite Entfernung Ferienreiſen nach der Heimat unthunlich machte — es gab noch keine Eiſenbahn —, gewann ich Zeit, mich in der Mark umzuſehen, und wurde bald Gaſt auf der Domäne Dreetz, wo der Clan der Cochius ſeinen Stammſitz hatte, und regelmäßiger Gaſt auf Amt Wollup, wo Koppe zwei große Staatsgüter beherrſchte.

Einige von uns wandern zu Fuß nach Wollup. Es iſt der erſte Beſuch. Wir betreten den großen Hof, deſſen Grundriß für einen Fremden nicht ſogleich verſtändlich iſt, und treffen vor dem niedrigen Wohnhauſe ſogleich auf den Amtsrath: mittle Größe, faltiges Geſicht, das von Luft und Sonne geröthet iſt, buſchige Brauen über den ſcharfen grauen Augen. Er muſtert die Kameraden ſeiner Söhne mit prüfendem Blicke, ſein Sohn Moritz nennt die Namen, er heißt uns willkommen und geht in ſeinen Geſchäften weiter. Wir werden in die Fremdenzimmer geführt und ſuchen uns ſchnell in eine Verfaſſung zu ſetzen, welche dem Wandrer im Staube des Lebens vor den Aufgaben edler Geſelligkeit geziemt. Mehre von uns fällen ein ſehr abfälliges Urtheil über die Halsbinde des einen, eines Schleſiers; Moritz hilft aus. Wir treten in ein großes Eßzimmer: die Frau Amtsräthin, die Tante, vier Töchter. Wir werden gütig begrüßt, ſchnell an den Frühſtückstiſch geſetzt und ſind bemüht durch aufrichtige Würdigung alles deſſen, was vor uns ſitzt und ſteht, zu gefallen. Dann wandern wir mit den Töchtern des Hauſes durch den Garten Emma frägt und unterhält, Julie ſchwärmt, Marianne und Sophie, die jungen Gazellen, ſprechen mit einander durch flüchtigen Blick ohne Worte, und uns umkreiſt geſchäftig ein guter Geiſt, welcher wohlwollende Annäherung vermittelt, und dieſer Geiſt iſt Herr Pickwick. Wir erkennen, daß wir uns in einem Reiche bewegen, in welchem Boz als König herrſcht, auch wir werden von den jungen Damen ſchelmiſch darauf angeſehen, ob wir mit den Begleitern des lieben Herrn Pickwick einige Aehnlichkeit haben. Aber wir haben keine andere als die, daß wir Sam Weller für die Krone aller Bedienten halten, wir fangen an uns behaglich zu fühlen und erweiſen uns im Ganzen als leidlich und menſchlich.

Bald aber ſind wir heimiſch wie alte Bekannte, wir machen Vorſchläge zu Geſellſchaftsſpielen und gemeinſamen Unternehmungen, wir beſprechen und erfinden die Aufführung von Sprichwörtern, erweiſen Gewandtheit, alle Coſtümſchwierigkeiten zu überwinden und treten in Verbindung mit dem Handwerker des Hofes, dem Böttcher, einem ſeltenen Charakter, welcher das Geſchick hat, jede denkbare Hilfsarbeit zu leiſten.

Allmählich umfängt uns die ſtille, unwiderſtehliche Macht, welche auf wohlgeordnetem Gute die regelmäßige Arbeit, das Zuſammenwirken des gebietenden Menſchengeiſtes und der willig dienenden Natur ausübt, wir werden bekannt mit der Wirthſchaft und mit den geſcheidten Beamten, nicht lange und auch wir blicken mit Selbſtgefühl auf den prachtvollen Stand der Feldfrüchte, auf die Füllen der Ackerpferde und auf die Werke der Molkerei, in welcher die Tante als Gebieterin waltet. Und auch wir werden ſtolz auf unſeren Hausherrn und ſeine Herrſchaft über Hof und Flur, und wir erhalten eine herzliche Achtung vor ſeiner ungewöhnlichen Männerkraft, die ſich in Erfindung und Befehl, im Verkehr mit den Beamten und Arbeitern kund gibt; es kommt uns vor, als ob auch wir Antheil hätten an dem kurzen Lob, das er gelungener Arbeit zutheilt, und wir fühlen etwas von der Scheu und Ehrfurcht, mit welcher der ganze Hof zu ihm aufſieht.

Koppe war wohl der bedeutendſte von den Landwirthen, welche in der Nähe und unter dem Einfluß Thaers heraufgekommen ſind, und ſeine Größe beruht zum Theil darauf, daß ſeine vorwiegend praktiſche Natur auch Thaer gegenüber die Selbſtändigkeit bewahrte. Wenn man Vergängliches und Bleibendes in unſerer Landwirthſchaft abſchätzen will, ſo kann man ihn als den deutſchen Muſterwirth der geldarmen Zeit bezeichnen, in welcher die Schwäche des Betriebskapitals allgemein, die Verbindung des einzelnen Gutes mit der Verkehrswelt noch umſtändlicher und weniger ſicher war, und in der deshalb als Norm gelten mußte, das Landgut allmählich durch zweckmäßige Fruchtfolge und ein richtiges Verhältniß zwiſchen Viehſtand und Fruchtbau in ſeiner Kraft zu ſteigern. Ihm war deshalb das Gut ein kunſtvoller Organismus, welcher ſich durch ſeine eigenen Erzeugniſſe und richtiges Gleichgewicht der Theile zu erhalten und vorwärts zu bringen hatte. Welchen Werth jeder einzelne Betriebszweig für die Erträge des Gutes habe, ſuchte er durch ſorgfältigſte Buchführung feſtzuſtellen, deren Grundſätze er mit unabläſſiger Sorgfalt prüfte und beſſerte. Er war einer der erſten, welcher im Oderbruch eine Zuckerfabrik in großem Stil anlegte, und er würdigte die hohe Bedeutung des neuen Induſtriezweiges vollſtändig, aber dieſe wie alle anderen landwirthſchaftlichen Fabrikanlagen ſollten vor allem der Landwirthſchaft des Gutes dienen, deshalb ſollte die Menge der ſelbſtgebauten Rüben nicht größer ſein, als mit einer geordneten Fruchtfolge des Gutes verträglich war, und wenn er die kleinen Landwirthe in ſeiner Nähe zum Rübenbau ermuthigte, ſo ſtellte er auch ihnen als höchſten Grundſatz auf, daß nicht der zufällige Gewinn eines Jahres für ſie die Hauptſache ſein dürfe, ſondern die Verbeſſerung des Bodens und die Steigerung des Ackerwerthes für den geſammten Fruchtbau in feſt geordneter Folge. Nur eine Blüthe der Landwirthſchaft ſollten auf den dafür geeigneten Gütern dieſe Anlagen ſein. Immer erſchien ihm der Bau der Halmfrüchte als die eigentliche Grundlage der deutſchen Landwirthſchaft und jedes größeren Gutes.

Vieles Neue iſt ſeitdem in die deutſche Wirthſchaft gekommen. Neue befruchtende Stoffe werden jetzt von der Weſtküſte Amerikas, aus unſern Bergwerken und chemiſchen Fabriken dem Landbau zugeführt; mit dem vergrößerten Wohlſtand ſind die Anſprüche, welche unſere Küche an das Fleiſch der Nutzthiere macht, geſteigert, und die Viehzucht hat eine andere Bedeutung und neue Richtungen gewonnen; Vieles drängt zu Beſchränkung der Produktion auf einzelne Zweige der Landwirthſchaft, welche nach der Ortslage gerade vortheilhaft ſind. Und doch hat, ſo ſcheint mir, ſeine Lehre in den Hauptſachen noch heut die höchſte Berechtigung: die vorſichtige planvolle Steigerung der Bodenkraft, ſeine Hochſchätzung der Brodfrüchte, ſeine Methode der Buchführung. Unſer Getreidebau iſt die letzte und ſicherſte Grundlage unſerer politiſchen Kraft und Selbſtändigkeit. Und man darf an dieſer Wahrheit nicht irre werden, wenn ihn auch noch durch einige Jahrzehnte die fremden Einfuhren gefährden.

Koppe war als Sohn eines kleinen Landmanns in ſeiner Jugend ſelbſt hinter dem Pfluge hergegangen, hatte dann als Lehrer in Möglin eine einflußreiche Thätigkeit erwieſen, die größte aber, ſeit er die Pacht der beiden Staatsgüter Wollup und Kienitz übernommen hatte, dort wurde er das Muſterbild eines Hofherrn und guten Lehrers, dem eine ganze Schaar von tüchtigen Landwirthen: Söhne, Schwiegerſöhne, zahlreiche Eleven ihre Bildung verdanken.

Als ich nach Wollup kam, war ein älterer Stamm ſeiner Schüler, die Peyer, Kühne, v. Sänger, bereits in ſelbſtändiger Thätigkeit, doch erfuhr ich genug von ihnen, um ſie bei ſpäterer Bekanntſchaft nicht als Fremde zu betrachten, von ihnen wurde Sänger mir auch ein werther Parteigenoſſe in der Politik. Beſonders anmuthig war das Verhältniß, in welches ſich der gefürchtete Gebieter des Hofes zu den akademiſchen Genoſſen ſeiner Söhne ſtellte. Er ließ ſich unſer unruhiges Treiben mit guter Laune gefallen, hörte die kecken Behauptungen nachſichtig an, lachte herzlich über unſere Gelegenheitsverſe, in deren Vorführung wir nicht ſäumig waren, er gönnte uns anders geformten Geſellen auch menſchlichen Antheil, und wo er in unſeren Fragen ein Intereſſe an ſeiner Thätigkeit erkannte, war er ſtets bereit zu belehren. Ich aber begann in aller Stille ſein Werk „Ackerbau und Viehzucht“ zu leſen, gab mir Mühe, das Leben, welches mich ſo wohlthuend umgab, zu verſtehen, und betrachtete es immer als einen Gewinn, wenn ich ihn bei einem Gang in die Felder oder bei einer Fahrt begleiten durfte, denn jedesmal brachte auch ich dabei eine kleine Ernte zurück, ich erkannte die Größe ſeiner Geſichtspunkte, die Klarheit und Sicherheit ſeines Urtheils auch auf anderen Gebieten, als in ſeiner Landwirthſchaft, überall war er ein ſtarker und feſter Mann in der vollen Kraft eines planvollen Schaffens. Bald hing ich mit herzlicher Verehrung an ihm und er wußte das wohl auch.

Es kam die Zeit, wo meine Doctorſchrift erwogen werden mußte. Mit der Unbefangenheit eines Neulings wählte ich eine ſchwierige und umfangreiche Aufgabe, die ſich in Form einer Diſſertation kaum behandeln ließ: über die Anfänge der dramatiſchen Poeſie bei den Deutſchen. In der Geſchichte unſerer Literatur war damals wenig darüber zu finden, die Forſchung war hier auffällig zurückgeblieben, auch von den handſchriftlichen Ueberlieferungen mittelalterlicher Dramen war noch ſehr wenig veröffentlicht. Doch gelang es, nach dem, was mir zugänglich wurde, wenigſtens in einigen Punkten das Richtige zu treffen, und eine Art Bild zu geben von der Verbindung der alten geiſtlichen Schauſtellungen in der Kirche mit uralten dramatiſchen Aufführungen des Volkes, welche zum Theil noch aus der Heidenzeit ſtammten. Lachmann, damals Dekan, war mit der lateiniſchen Arbeit leidlich zufrieden, die Schrift wurde nach dem Druck auch von Anderen einige Zeit bei größeren Werken benutzt, bis ſie allmählich durch die fortſchreitende Einzelforſchung überholt ward. Meine mündliche Doctorprüfung fiel nicht gerade glänzend aus, in der Philoſophie war ich unter Trendelenburg in dem Gegenſatz zwiſchen Denken und Sein ſtecken geblieben, — mit der Philoſophie Hegels habe ich mich erſt als Privatdocent ernſthaft beſchäftigt — und von Ranke hielt mich ſeine Geſchichte der römiſchen Päpſte fern, das gefeierte Werk jener Jahre, in welchem ſeine Methode, die Charaktere ſo darzuſtellen, wie ſie etwa einem vornehmen Italiener aus der Zeit Macchiavells erſchienen wären, meiner teutoniſchen Empfindung wehe that, weil ſie mir die Wahrheit der Schilderungen zu beeinträchtigen ſchien. Und ich gewann bei der Prüfung nur gerade das Lob, welches erforderlich war, um zu den Ehren eines Doctors befördert zu werden.

7.

Jahre der Vorbereitung.

So war ich wieder daheim mit der akademiſchen Handhabe vor dem Namen, wohlgemuth und hoffnungsvoll, ich hatte mich in der Fremde behauptet, eine Anzahl tüchtiger Menſchen lieb gewonnen und von ihnen Freundliches erfahren. Ich ſaß unter den Hortenſien der Mutter und ſtrich leiſe an das lockige Haupthaar des Vaters, welches dünner und weißer geworden war, ich wußte viel zu erzählen und war nicht ſparſam im Austheilen meiner Diſſertation. Ich nahm meine Bücher und Hefte vor, konnte mich aber nicht enthalten, dazwiſchen ein zweites Schauſpiel, das ich in der letzten Zeit in Berlin ausgedacht hatte, zu beenden und ſauber abzuſchreiben, es hieß „Die Sühne der Falkenſteiner", Zeit: Mittelalter, darin zwei feindliche Familien, deren Zwiſt durch Liebe ausgeglichen wird — keine unerhörte Idee — etwas von dem Inhalt hatte ich in einem Proſaſtück des Wackernagel'ſchen Leſebuchs gefunden, Lieblingsfigur wurde ein Spielmann Hahnekamm, die Sprache lief in Proſa, der Inhalt war übermäßig gefühlvoll, mit ſehr langen Dialogen, ohne dramatiſches Geſchick und noch ohne gute Zeitfarbe, das Ganze nichts als ein anſpruchsvolles Ritterſtück, völlig unbrauchbar. Obgleich ich es mit vielem Behagen beendigt hatte, fiel mir doch nicht ein, dafür bei den Bühnen um Zutritt zu werben, es war für mich abgethan, und wird hier nur deshalb erwähnt, weil es erwies, daß die Seele mit zweiundzwanzig Jahren, trotz der Berliner

Beſchäftigung mit Shakeſpeare und dem Theater, noch ganz in epiſche Fäden eingeſponnen war.

Nachdem ich den Winter ſtill zu Hauſe gearbeitet hatte, faßte ich den Entſchluß, mich als Privatdocent für deutſche Sprache und Literatur an der Univerſität Breslau zu habilitiren. Der Vater war damit einverſtanden. Er hatte ein viel beſſeres Vertrauen zu mir und meiner Kraft, als ich nach meinem Können verdiente, er iſt auch darin nie irre geworden, und es war mir nach ſeinem Tode eine Stunde innerer Bewegung, als ich fand, wie ſorglich er alle meine gelegentlichen Reime, die ihm zugegangen waren, und Alles, was ich bis dahin ſonſt geſchrieben, ſich aufbewahrt hatte.

Im Jahre 1839 ging ich nach Breslau und ſprach zuerſt über meinen Plan mit Hoffmann, welcher ihn durchaus billigte. Es war damals noch erlaubt, ein Jahr nach der Doctorprüfung Docent zu werden. Jedenfalls war dies für mich zu früh, mein Können glich, wenn der ſtolze Vergleich erlaubt iſt, einem umfangreichen Bau, für den der Grund gegraben, hier und da eine Mauer aufgerichtet iſt, aber es war noch kein Theil ſo unter Dach, daß ich in ihm einen ſichern Hörſaal für akademiſche Schüler aufſchlagen konnte. Ich war überhaupt keine Natur, welche frühreif und mit feſtgeſchloſſener Kraft in geradliniger Tüchtigkeit fortſchreitet, ich habe erſt als Lehrer und noch ſpäter das Meiſte von dem erworben, was mancher Andere beim Eintritt in ſeinen Beruf bereits geſammelt hat. Doch ſolche verſtändige Einſicht brachte erſt die Zeit.

Zur Bewerbung um das akademiſche Lehramt ſchrieb ich eine lateiniſche Diſſertion über die Dichterin Hrosvith. Dieſe Gandersheimer Nonne aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer hatte mich ſchon in Berlin beſchäftigt, die merkwürdigen Komödien, welche ſie neben ihren epiſchen Gedichten verfaßte, um der Hetärenwirthſchaft in den Luſtſpielen des Terenz Beiſpiele von weiblicher Enthaltſamkeit und von Verachtung irdiſcher Liebe entgegen zu ſtellen, ſind für uns ſehr belehrend. Denn aus ihnen iſt zu erkennen, wie unmöglich es den Deutſchen vor tauſend Jahren war, dramatiſch zu ſchreiben, und daneben, wie ein talentvoller Blauſtrumpf in jener Zeit fühlte und ſich geberdete.

Als ich die hoffnungsreiche Stellung eines Privatdocenten gewann, war ich faſt dreiundzwanzig Jahre, und es wurde für mich hohe Zeit, meiner Militärpflicht zu genügen. Nun wäre klüger geweſen, wenn ich mich erſt nach meinem Dienſtjahre habilitirt hätte, ich aber wollte vor allem Andern die Sorgen für meinen künftigen Beruf hinter mir haben. Durch meine Laufbahn hatte ich die Berechtigung zum einjährigen Dienſt erhalten, und im Frühjahr 1839 hatte ich mich auch für das elfte Regiment bei Oberſtlieutenant v. Hebe, den ich zufällig kannte, zum Eintritt gemeldet und gebeten, mir Aufſchub bis zum Herbſt zu bewilligen, was man mir zuvorkommend geſtattete. Da fand ich kurz nach meinem Geburtstag in der Zeitung eine Aufforderung, durch welche Alle aus meinem Geburtsjahr, welche ihrer Militärpflicht noch nicht genügt hatten, dringlich erſucht wurden, ſich bei der Polizei zu melden. Ei, dachte ich, jetzt nur nichts verſäumt! ich eilte auf die Polizei und meldete mich. Ich war verwundert, daß der Beamte mich mürriſch und mißtrauiſch anſah, als er mich in die Liſte zeichnete. Einige Wochen darauf erhielt ich den Befehl, mich vor der Erſatzcommiſſion zu ſtellen. Dort fand ich mich in einer keineswegs gewählten Geſellſchaft. Ein alter, mißvergnügter General erſchien, behandelte mich, trotz meiner Auseinanderſetzung, als ſäumigen Cantoniſten, und erklärte, daß ich bereits älter als 23 Jahre ſei, und mein Recht auf einjährigen Dienſt verloren habe, der Arzt habe mich zu unterſuchen. Ich war ſchnell aufgeſchoſſen, damals ſchmal und kränklich, alſo verſuchsweiſe einzuſtellen, die Stiefeln aus, unter das Maß, die Fahne wurde herangetragen und ich als Gemeiner für drei Jahre in Eid und Pflicht genommen. Als Erinnerung an den wunderlichen Tag unter dem wilden Völklein blieb mir ein Gedicht „Der Nachtjäger", das ich während des langweiligen Wartens in wetterſchwüler Stimmung niederſchrieb. Da ich kurz darauf in den Ferien nach Kreuzburg kam, machte der Vater, mehr bekümmert als ich, unter Darlegung des Sachverhältniſſes die Eingabe an den König, welche mir das Recht des einjährigen Dienſtes wiederſchaffen ſollte. Unterdeß erkrankte ich ernſthaft an einem gaſtriſchen Fieber, — es war keine leichte Krankheit, ich mochte mich überarbeitet haben — und ich lag feſt als der Termin kam, wo ich mich zum Eintritt in Breslau ſtellen ſollte. Der Vater zeigte der Erſatzcommiſſion an, weshalb ich verhindert war, am Tage einzutreffen, und legte ein Zeugniß des Kreisphyſikus bei, aber umgehend erging der Beſcheid an den Landrath, ich ſollte ſofort per Schub zum Regiment geſchafft werden. Das war verzweifelt geſetzlich. Ich wurde einige Tage darauf eingepackt, fuhr nach Breslau und meldete mich bei dem zehnten Regiment, deſſen ſechſter Compagnie ich zugetheilt war, der Major ſandte mich mit wohlwollendem Bedauern in meine Wohnung zurück. Dort behandelte mich der Regimentsarzt, bis ich dienſtfähig wurde. Darauf wurde ich auf dem Bürgerwerder mit zwei anderen Rekruten, die ebenfalls zurückgeblieben waren, gedrillt. Bald traf auch von Berlin die Ordre ein, welche die Schnur auf den Achſelklappen bewilligte, doch blieb ich auf Zureden des Majors bei der Compagnie, deren einziger Freiwilliger ich war. Die Sache ließ ſich nicht übel an, die Unteroffiziere thaten mir das Mögliche zu Gefallen, und ich gewann reichlich Gelegenheit, das Kleinleben der Kaſerne kennen zu lernen, ich erhielt eine Ahnung davon, was der Murr dem Musketier bedeute, ich chargirte und ſprang im Bajonettfechten jedem Feinde verderblich umher, und merkte, daß dieſe Turnübung für mich von dauerndem Nutzen ſein könne. Nur der Hauptmann, ein alter Knabe, der ſeit dem Jahre 1813 ohne gute Ausſichten für ſich in Dienſt ſtand, und als Bärbeiß übel beleumundet war, blieb ſchwierig. Ich nahm auch meine akademiſchen Vorleſungen auf und habe zuweilen, wenn ich gerade aus der Kaſerne kam, in der Commisjacke das Katheder beſteigen müſſen, was bei ernſten Profeſſoren Anſtoß erregte. Aber das geſchäftige Leben zwiſchen Kaſerne und Univerſität fand im Winter ein unerwartetes Ende. Ich hatte die Krankheit vom Herbſt noch nicht überwunden, das Exerziren in dem dünnen Anzug, wie er damals war, und wie ihn der Hauptmann befahl, zog mir Erkältungen zu, ich legte mich ein und begann ein wenig zu phantaſiren. Als der Arzt meine Erkrankung dem Hauptmann anzeigte, befahl dieſer, mich aus meiner Wohnung in das Lazareth zu ſchaffen, da er wohl wiſſe, daß ich mich nur verſtelle. Das war nicht wahr. Ich wurde in eine Krankenſtube gebracht, welche mit Kranken ſo angefüllt war, daß der Dunſt und die Umgebung auch einen Geſunden krank gemacht hätten. Ich verfiel einem hitzigen Nervenfieber, der Arzt, ſelbſt betroffen, ließ mich auf ein anderes Zimmer bringen, in dem ich einige Wochen hinbrachte. Jede Erinnerung an dieſe Zeit iſt mir geſchwunden. Sobald ich die Ueberſiedelung vertrug, wurde ich auf Befehl des Majors wieder nach meiner Wohnung befördert, dort blieb ich noch einige Wochen als Revierkranker, bis ich als Armeereſerviſt entlaſſen wurde.

Das war mein Soldatendienſt. Ich hatte mich, wahrlich in guter Meinung, ungeſchickt verhalten und mir ſelbſt die Hauptſchuld zuzuſchreiben. Aber mein altes Preußen hatte mich auch nicht mit Sammetpfötchen angefaßt. Der Vater fühlte die Kränkung ſchmerzlich, er hatte ein langes Leben der Pflicht gegen den Staat hingegeben, und vorab that ihm, dem Bürgermeiſter, jene verlangte Beförderung durch Schub weh. Einmal kamen die Worte über ſeine Lippen: „Wäre es der Sohn eines vornehmen Mannes geweſen, ſie hätten ihn nicht ſo behandelt“ — Wir aber wollen bürgerliches Weſen zu Ehren bringen.

In Pflege der Mutter gewann ich die Spannkraft und den

Uebermuth der Jugend zurück und konnte meine Vorleſungen für das Sommerhalbjahr wieder beginnen. Ich hatte aber in dieſer Zeit, wo ich viel allein war, noch eine kleine geheime Thätigkeit begonnen, ich machte Gedichte, nicht nur für Andere, ſondern auch für mich.

Daß mir, einem Schleſier, das Verſemachen nicht ſchwer wurde, iſt faſt vorauszuſetzen, denn ſeit der Zeit der ſchleſiſchen Dichterſchulen waren in meinem Heimatlande Gelegenheitsgedichte die unentbehrliche Beigabe eines jeden Familienfeſtes, und wer dergleichen nicht ſelbſt verfertigte, erhielt das Wünſchenswerthe um ein Geringes von ſtets bereitwilligen Verſifexen. — Auch ich beſorgte, ſeit ich in den oberen Klaſſen des Gymnaſiums war, den gelegentlichen Hausbedarf der Familie und guter Freunde in Reimereien, die in Ton und Stil waren, wie die Anderer auch. Dergleichen Gewöhnung an Schulmeiſterverſe und gereimte Proſa war innigem lyriſchem Schaffen gar nicht günſtig, weil die Seele ſich an das vorſchnelle und phraſenhafte Ausgeben gewöhnte. Auch in Breslau fand ich überreiche Gelegenheit zu ſolch anſpruchsloſem Machwerk, denn an Feſten fehlte es nicht. Ich war Mitglied des Künſtlervereins geworden, einer harmloſen Genoſſenſchaft von Dichtern, Muſikern und bildenden Künſtlern der Stadt, welche keine Gelegenheit verſäumte, bei Jahresfeſten und Zweckeſſen durch Lyrik gefällig zu werden. Die ſchnell zuſammengeſchriebenen Verſe wurden dann ebenſo ſchnell von den Muſikern componirt, und von einer guten Liedertafel, welche Moſewius leitete, geſungen. Die Verſe waren meiſt des Aufhebens nicht werth, doch wenn mich die Erinnerung nicht trügt, befanden ſich unter den verklungenen Compoſitionen anmuthige Melodien, die wohl mehr Berechtigung hatten, als manche raffinirte Compoſition des modernen Männergeſanges. War aber auch nicht bedeutend, was wir machten, die Geſellſchaft war, wenn es geſungen wurde, ſeelenvergnügt.

Vorſteher des Künſtlervereins war Profeſſor Auguſt Kahlert, unſer Aeſthetiker, der eine gute muſikaliſche Bildung und Kenntniß der deutſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts beſaß, ein ehrenhafter, zuverläſſiger Mann, auf ſchleſiſchem Boden erwachſen und vorzugsweiſe den Kunſtintereſſen der Landſchaft hingegeben. Unter den Mitgliedern wurde ein luſtiger Kauz, Auguſt Geyder, Docent in der juriſtiſchen Facultät, mir in ſeiner Weiſe freundlich zugethan, er war unerſchöpflich in drolligen Einfällen und Geſchichten, die Freude alter Herren, welche ein Glas Ungarwein ſchätzten, der allerbeſte König, den die Narrenwelt ſich wünſchen konnte. Leider wurde der arme Geſell das Opfer ſeines Amtes, er verlor allmählich die Freude an ernſter Arbeit.

Hoffmann von Fallersleben gehörte dazu, damals noch an der Univerſität, ein Dichter von Geſellſchaftsliedern, wie es in unſeren Jahren kaum einen zweiten gegeben hat, in dem Verein der wirkungsvolle Vorſitzende bei Schillerfeſten und anderen Männergelagen. Seine hohe Geſtalt, die ſtarke Stimme, die Miſchung von Volksmäßigem und Lehrhaftem in ſeinen Liedern, die klangvollen Doppelreime in den gereimten Trinkſprüchen, und nicht zuletzt ſeine feſte norddeutſche Ausdauer machten ihn zum unübertrefflichen Leiter der heiteren Geſelligkeit. Die Freude an dieſen Erfolgen und die Gewöhnung, ein Mittelpunkt froher Brüder zu ſein, wurden ihm allmählich zum Nachtheil. Im Jahre 1842 erſchien der zweite Theil ſeiner unpolitiſchen Lieder, welcher für ſeine Stellung an der Univerſität verhängnißvoll wurde. Schon ſeit Erſcheinen des erſten Theils hatten ehrliche Freunde mit Bedauern geſehen, daß der Beifall, welchen die ſpöttiſchen Verſe erhielten, ihn allzuſehr befing, und daß das Bedürfniß, politiſche Hiebe auszutheilen, ſtark in einer Seele wirthſchaftete, die gar nicht auf unbefangene Würdigung der wirklichen Verhältniſſe angelegt war. Für Deutſchland war freilich die Zeit gekommen, wo die Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden überall in der

Lyrik austönte. Was ich über die Perſönlichkeit einiger Dichter erfuhr, trug nicht dazu bei, mich für dieſe Richtung der lyriſchen Poeſie zu erwärmen, welche von dem Schaffenden eine ungewöhnliche Größe des Urtheils oder die Wucht heißer Leidenſchaft fordern muß, wenn ſie nicht unwahr und phraſenhaft werden ſoll.

Die übrigen Mitglieder des Vereins lebten faſt ſämmtlich in kleinen Verhältniſſen mit mäßigem Talent, deſſen Grenzen man leicht überſehen konnte, und nur Wenigen ward vergönnt, dauernde Erinnerung an ihre Thätigkeit zu hinterlaſſen. Aber ſie waren echte Schleſier, gutherzig, leichtlebig und in der Mehrzahl anſpruchslos, etwa mit Ausnahme der Muſiker, unter denen Einzelne Anwandlungen von übler Laune hatten, auch dieſe nur bis zum dritten Glaſe; und man konnte ſich in der Geſellſchaft ganz wohl fühlen. Allerdings wurde die poetiſche Kunſt Breslaus nicht durch ſie allein vertreten, es gab außerdem noch einen Kreis äſthetiſch regſamer Männer in Amt und Würden, deren Kritik und eigene Verſuche anſpruchsvoller waren; dieſer ſammelte ſich um die Profeſſoren Braniß und Suckow, zu ihm ſtand ich in keinem näheren Verhältniß. Dort war mehr von Tieck'ſcher Novelle, bei meinen beſcheidenen Freunden mehr von Johann Chriſtian Günther und von des Knaben Wunderhorn.

Auch ich erwarb bald einen hübſchen kleinen Ruf als Günſtling der Muſen.

Dennoch war ich kein lyriſcher Dichter. Wenn mich etwas wirklich bewegte, ſo tönten in mir der Stimmung entſprechend ſtundenlang Worte und Noten irgend eines alten Volksliedes, und ich hatte nur ſelten das Herzensbedürfniß dafür eigenen Ausdruck zu finden. Einen Anfall von lyriſchem Eiſer hatte ich ſchon nach meiner Heimkehr von Berlin gehabt, als die Entlaſſung der ſieben Göttinger Profeſſoren die Deutſchen aufregte, aus dieſer Zeit ſtammt das gedruckte Gedicht „Die Wellen“ und ein längeres „Die Krone“. Aber aus früher und aus ſpäterer Zeit iſt kaum etwas Singbares geblieben. Was mich zur Darſtellung lockte, war faſt immer eine Situation, in der ich eine andere Perſönlichkeit empfand, die poetiſche Erzählung. Dieſer Drang, kleine epiſche Stoffe lyriſch zu behandeln, pflegt auch bei großen Dichtern in einer gewiſſen Zeit ihres Lebens zu kommen und wieder zu vergehen, ſo bei Goethe, Schiller, Uhland. Jetzt kam mir die Zeit, in der ich vorzugsweiſe gern gereimte Geſchichten verfertigte, es war die erſte ſelbſtändige Lebensäußerung einer Poeſie. Eines dieſer Stücke, den „polniſchen Bettler“ ſandte ich dem Muſenalmanach von Echtermayer und Ruge. Daß es Aufnahme fand und einen artigen Brief Ruge's zur Folge hatte, wurde in ſpäteren Jahren die Einleitung zu einem perſönlichen Verhältniß mit dem Herausgeber. Ruge hatte angenommen, daß die Klage des Polen aus politiſcher Wärme für Polen eingegeben ſei, die leider damals Modekrankheit des Liberalismus war. Er kannte mich nicht, ſonſt hätte er das Gegentheil herausleſen können.

Für dieſe epiſchen Bilder richtete ich mir den Nibelungenvers zu, ein Maß, auf das ich noch jetzt viel halte, weil es bei geſchicktem Gebrauch, welcher die Einförmigkeit des Taktes zu vermeiden weiß, jeder Stimmung der Seele lebhaften Ausdruck gibt.

Bald ſollten mir nicht nur die eigenen Gedichte zu ſchaffen machen, auch die Anderer. Denn da ich an der Univerſität zuweilen über neuere Dichtkunſt las und in der Stadt einen Ruf als Verſemacher gewonnen hatte, ſo kamen Abgeordnete der Studentenſchaft zu mir und erſuchten mich, die Redaction eines Muſenalmanachs für das Jahr 1843 zu übernehmen, zu welchem Studirende die Gedichte liefern ſollten. Mit trüben Ahnungen willigte ich ein, erhielt überreichlich Beiträge, ſowie genaue Kenntniß von der Beſchaffenheit junger lyriſcher Gemüther, hatte viele unnütze Mühe und erreichte nichts weiter, als daß meine ſtolzen Knaben die Freude hatten, ihre

Verſe gedruckt zu kaufen. Mir aber blieb ſeit der Zeit ein tiefer Groll gegen alle lyriſchen Zuſendungen, denen die Bitte um ein Urtheil beigefügt war.

Ein Druck meiner Gedichte erſchien 1845 unter dem Titel „In Breslau". Da die Sammlung doch einmal der Oeffentlichkeit übergeben, auch Einzelnes daraus an anderen Stellen abgedruckt iſt, und da ſie als Jugendwerk des Autors zuweilen erwähnt wird, ſo muß ſie auch in einer Sammlung meiner Werke Aufnahme erbitten. Von den Reimen, welche einſt fröhlicher Geſelligkeit dienten, iſt nur wenig aufgenommen, dazu einiges Gelegentliche ſpäterer Zeit. Das Mitgetheilte wird reichlich genügen.

Aber zwiſchen dieſe kleinen Verſuche fiel die Ausführung einer größeren Arbeit. Aus Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſtreich hatte ich die Werbung des Erzherzogs Maximilian um Maria von Burgund aufgenommen. Die bereits poetiſch zugerichtete Erzählung gefiel mir ſo, daß ich ein Luſtſpiel daraus erſann. Das Stück wurde 1841 im Sommer zu Breslau geſchrieben mit großer Wärme und Freude und ſehr ungenügender Kenntniß der Bühne. Wer das Jugendſtück jetzt mit nachſichtigem Wohlwollen betrachtet, der wird vielleicht finden, daß in dem Bau der einzelnen Hauptſcenen die Empfindung für das Wirkſame nicht fehlt, daß aber im Ganzen die Umſchaffung des epiſchen Stoffes in das Dramatiſche noch unvollſtändig iſt, und daß die Umriſſe der Charaktere noch am meiſten eine Begabung des Verfaſſers erkennen laſſen. Bei ihnen wird die jugendliche Unbeholfenheit durch das Behagen und gute Laune in dem Detail verdeckt.

Das Stück war gerade fertig, als mir in der Zeitung eine Bekanntmachung der Hoftheater-Intendanz zu Berlin in die Hände fiel, worin dieſe einen Preis für ein Luſtſpiel höheren Stils aus der Gegenwart ausſchrieb. Es war am Ende des Jahres, kurz vor dem Schlußtage der Ablieferung. Ich dachte, wie junge Autoren in ſolchem Fall zu denken pflegen: unleugbar ſtammt die Handlung der Brautfahrt nicht aus der Gegenwart, und den Preis wird man ihr wohl nicht zutheilen, aber wenn ſie eingeſandt wird, ſo hat ſie Ausſicht auf baldige Beurtheilung und man kann immerhin nicht wiſſen, was geſchieht. Schnell wurde das Stück abgeſchrieben und nach Vorſchrift ohne Namen des Verfaſſers eingeſandt mit dem Motto aus Bürgers Lenore: „Weit ritt ich her von Böhmen, ich habe ſpat mich aufgemacht.“

Der Winter kam, neue Frühlingsknospen ſtanden an den Bäumen und ich dachte nicht allzu oft an das eingeſandte Stück, da fand ich Ende März 1842 in einer Berliner Zeitung wieder eine Bekanntmachung der Intendanz, ſie habe, ſtatt einen erſten und zweiten Preis zu ertheilen, vorgezogen, vier Stücke mit gleichem Preiſe zu bedenken. Dazu die vier Kennzeichen, welche durch die Verfaſſer eingeſandt waren, und das letzte war das meine. Sehr, ſehr angenehm. Natürlich beeilte ich mich, die Intendanz von meiner Perſönlichkeit in Kenntniß zu ſetzen, und erlebte, nach artiger Antwort aus Berlin, die hoffnungsreichen Monate eines jungen Dichters, deſſen Stück zur Aufführung angenommen iſt. Denn aufgeführt ſollten die vier Stücke werden und nach der Aufführung der Preis mit einem Honorarzuſchuß gezahlt. Ich ließ jetzt das Luſtſpiel als Manuſcript drucken, verſandte es an die größeren Theater, linirte Bogen und legte ein Heft an, mit der Aufſchrift: „Acta der Brautfahrt,“ worin ich die Correſpondenz und die zu hoffenden Einnahmen zuſammentragen wollte. Das Stück wurde, ſo viel mir bekannt geworden, in der nächſten Folgezeit auf zwölf Theatern*) aufgeführt, — zu Hamburg und Wien mit entſchiedenem Mißerfolg, es konnte dort nur einmal gegeben werden. Auch wo die erſte Darſtellung wohlwollend aufgenommen wurde, wie in Caſſel, vermochte ſich das Luſtſpiel auf die Länge nicht zu behaupten.

---

*) Deſſau, Stettin, Köln, Hamburg, Coblenz, Danzig, Caſſel, Breslau, Stuttgart, Weimar, Wien und Riga.

In Breslau ging ich die Rolle des Kunz mit dem Darſteller ſorgfältig durch, ihm fehlte gänzlich die heitere Laune, aber er gab ſich die größte Mühe. Bei der erſten Aufführung war ich ſelig, ich ſaß wie verzückt und ertappte mich darüber, daß ich fortwährend die Lippen bewegte und die Worte der Schauſpieler leiſe mitſprach. Es ſtörte mich auch gar nicht und ich war beim Schluß nur etwas verwundert, daß das Publikum meine Begeiſterung nicht recht theilen wollte und dem jungen Verfaſſer nur ein mäßiges Wohlwollen gönnte. Das reine Glück, welches ich an dieſem Abend fühlte, habe ich ſpäter bei Aufführung meiner Stücke nur noch einmal genoſſen, aber nicht wegen meiner Arbeit, ſondern wegen guter Arbeit der Darſteller.

In Berlin kam die Brautfahrt überhaupt nicht zur Aufführung. Dem Grafen Redern war als Intendant v. Küſtner gefolgt und dieſer hatte nach dem Mißerfolg, den das Stück auf andern Bühnen gehabt, offenbar keine Luſt, die Erbſchaft ſeines Vorgängers anzutreten.

Im Jahr 1843 erſchien das Stück im Buchhandel (Breslau, Schuhmann). Dieſer erſten Ausgabe iſt eine Widmung an den ruſſiſchen Seemann Schanz, Kapitän der Dampffregatte Kamtſchatka, vorgeſetzt. Veranlaſſung für die Zuſchrift wurde eine Bekanntſchaft.

Zwei Jahre vorher hatte mich der Arzt in ein Seebad geſchickt. Zu Swinemünde fand ich an der Wirthstafel nur wenige Badegäſte, anſpruchsloſe Leute aus der Nachbarſchaft, obenan aber einen fremden Seemann mit einnehmenden Zügen, dunklem Haar, unterſetzt und von urkräftigem Ausſehen. Er war von dem ruſſiſchen Schiff, welches einen Kaiſerlichen Beſuch für Berlin herangefahren hatte und im Hafen die Rückkehr erwartete. Der Fremde benahm ſich bei Tiſch wie ein Seebär, ſprach in wegwerfendem Tone Verachtung der deutſchen Küche und der kläglichen Wirthſchaft in dieſem preußiſchen Neſte aus. Als ich ihm entgegnete, er hätte zu Hauſe bleiben können, wir hier hätten uns die Ehre ſeines Beſuches nicht erbeten, brummte er, mit ſeinem Willen ſei er auch nicht gekommen. „Da Sie fremdem Willen zu gehorchen hatten, ſo werden Sie ihn wohl auch dadurch ehren, wenn Sie uns freundlich merken laſſen, daß Sie hier Gaſt ſind." Er ſah mich an und antwortete nicht. Als ich nach Tiſch in der Veranda ſaß, arbeiteten deutſche Matroſen an den Segeln ihrer Brigg und johlten dazu nach Schifferweiſe. Da hörte ich wieder die unwirſche Stimme des Fremden zu mir herüberſprechen: „Dies Geſindel kann keine Arbeit ohne Geſchrei machen."

„Als ich geſtern Abend bei dem ruſſiſchen Schiff vorüber kam, hörte ich Geſchrei, das weit häßlicher klang, es waren beſtialiſch betrunkene Leute, die darin lärmten." „Das war nicht im Dienſt, ſie hatten freien Abend." Wieder Schweigen. Darauf trat er an meinen Tiſch, nannte ſeinen Namen, Kapitän Schanz, und begann ein menſchliches Geſpräch. Seitdem verkehrten wir als gute Leute; da die anderen Gäſte ſich nach wenigen Tagen verloren, waren wir einige Wochen auf einander angewieſen und faſt den ganzen Tag beiſammen; ich lud ihn zu einer Bowle eigener Erfindung, die er achten mußte, und trank ſeinen Sauternes zwiſchen den großen Kanonen. Dabei öffnete er nach Seemannsart ſein Herz und erzählte viel aus ſeinem Leben, was ich gern vernahm. In der Schlacht bei Navarin war das ruſſiſche Schiff, auf dem er als jüngſter Offizier diente, in Brand gerathen, die Offiziere hatten es verlaſſen, er hatte ſich als letzter der Bemannung ins Meer geworfen und war von den Engländern aufgefiſcht worden. Seitdem hatte er ſchnelle Beförderung gefunden und war einige Jahre zuvor nach Amerika geſchickt worden, den Bau des großen Raddampfers zu überwachen, den er vor Kurzem nach Kronſtadt gebracht hatte, und der für das ſchnellſte und ſtärkſte Schiff der ruſſiſchen Marine galt. Er hatte eine Dame vom Hofe geheiratet und Ausſicht auf gute Laufbahn. An ſeinem Kaiſer hing er treu, aber wenn es etwas gab, was er tief und grimmig haßte, ſo waren es die Ruſſen, denen er doch diente. Denn er war Finne, er fühlte ſich nur glücklich, wenn er von der Heimat, ihren Sitten, ihrer Redlichkeit und von ſeiner ſchuldloſen Kindheit erzählte, und ſeine Züge wurden weich und das Auge leuchtete, ſo oft er ſeine heimiſchen Volkslieder vorſang und mir zu überſetzen ſuchte. Und da ich ihm etwas von dem alten finniſchen Runengedicht Kalevala erzählte, wurde er geneigt, mich als einen halben Landsmann zu betrachten. Er war eine groß angelegte Natur, auch in ſeinen Anſichten und kam mir zuweilen vor wie ein nordiſcher Seekönig aus alter Zeit, der in unſer Jahrhundert verſchlagen worden iſt. Aber er trug die Feſſeln Rußlands in ſeiner Seele, wenn er immer wieder von den Intriguen ſeiner Feinde berichtete und von den krummen Gängen, welche aufwärts führten, und wenn er ſtolz rühmte, daß man die Juwelen, die der Kaiſer bei ſeiner Vermählung geſchenkt hatte, zum vollen Taxwerth zurückgenommen habe. Da er auf ſeinem Schiff in der unnahbaren Einſamkeit eines orientaliſchen Herrſchers lebte, fand er Genuß darin, dem jüngeren Fremdling Vieles, was er von Liebe und Haß, von Schmerzen und Hoffnungen in ſich verſchloſſen hielt, anzuvertrauen. Und er that dies in rückhaltsloſer Weiſe. Zuweilen aber hatte er Anfälle von bitterem Trübſinn, dann war er ganz Seebär. Als er einſt von aller Bücherſchreiberei mit höchſter Verachtung ſprach, ſagte ich ihm, daß ich mein nächſtes Buch ihm widmen würde. „Das thun Sie niemals.“ „Ich thue es doch, Kapitän.“ Da ich in den letzten Tagen vor ſeiner Abreiſe noch einen Freund aus dem Stamme der Cochius, welcher Oberförſter auf Rügen war, beſuchen wollte, ſagte er am Abend ernſthaft: „Heut müſſen wir Abſchied nehmen, wir ſehen uns nicht wieder.“ „Ich bin vor Ihrer Abreiſe zurück, Kapitän.“ „Sie können nicht, das Dampfſchiff fährt morgen zum letzten Mal nach Putbus, keine Slup von dort kommt gegen den Wind in dieſen Hafen.“ „Ich komme doch. Auf Wiederſehn.“ Ich beſuchte meinen Berliner Freund, kreiſte mit ihm um den Herthaſee und ſchaute von

Stubbenkammer auf das glitzernde Meer. In der Nacht fuhr ich von Putbus auf einer gemietheten Slup bis zu einem Fiſcherdorfe im Nordweſten der Inſel Uſedom — eine luſtige Fahrt unter hellem Sternhimmel — und kam auf einem Ochſenkarren noch gerade zu rechter Zeit in Swinemünde an, um meinem Kapitän an der Fallreeptreppe die Hand zu ſchütteln, bevor er abfuhr.

Mein Verſprechen habe ich gehalten, und da die Brautfahrt das nächſte Büchlein war, welches erſchien, ſo mußten der Kapitän und das Stück ſich gefallen laſſen, mit einander zu ſchwimmen. Es waren keine ſiegreichen Fahrten. Das Stück wurde mit ſpäteren Dramen wiederholt aufgelegt und lag länger als ein Dritteljahrhundert, ſicher vor Wind und Wellen der Aufführungen, in dem ſtillen Hafen der Bücherdramen abgetackelt.

Da ſchrieb im Jahr 1881 Dingelſtedt aus Wien, er beabſichtige, das Stück bei der Vermählung des Kronprinzen Rudolf aufzuführen, und erſuche um ſceniſche Einrichtung zu dieſem vornehmen Zweck. Ich ſprach gegen ſeine Abſicht alle naheliegenden Bedenken aus und überließ ihm, wenn er dennoch die Aufführung unternehmen wolle, das Stück nach den Bedürfniſſen ſeines Publikums und der feſtlichen Veranlaſſung ſelbſt einzurichten. Das that er, bereits erkrankt, — es war wohl ſeine letzte größere Regiearbeit — und Dank der Veranlaſſung, der glänzenden Ausſtattung und der freundlichen Hingabe ſeiner Schauſpieler, erreichte das Stück einen anſtändigen Erfolg, und der Autor machte die Erfahrung, daß man Unglaubliches erlebt, wenn man nicht vorher ſtirbt. Die Aufführung am Burgtheater veranlaßte eine wohlwollende Intendanz zu München und die Direction des Stadttheaters zu Hamburg und Altona, Aufführungen zu veranſtalten, wie vorauszuſehen, ohne dauernden Beifall.

Mich aber machten im Jahre 1842 die Schickſale des Luſtſpiels nachdenklich.

Ich hatte es wirklich ſo gut gemacht, als ich konnte. Es hatte mir bei der Aufführung ſehr gut gefallen, und doch hatte der Erfolg auf der Bühne auch mäßigen Erwartungen nicht entſprochen. Offenbar fehlte dem Stück Etwas und dem Autor Etwas.

Schon bei der Breslauer Aufführung hatte ich bemerkt, daß Wechſel der Scene innerhalb der Acte auf der Bühne ſtärker einſchnitt, als mir bei der Arbeit und beim Durchleſen vorgekommen war. Er zerſtreute die Zuſchauer auf einige Minuten; die vorhergehende Scene verlangte alſo einen gewiſſen Abſchluß mit einer Steigerung, welche die Neugier auf das Folgende ſpannte, die neue Scene eine Erklärung und kurze Einleitung; und was ſtörender war, die kurzen Theilſtücke, in welche der Act dadurch zerfiel, hatten nicht ſämmtlich die Eigenſchaft, ein ſtärkeres Intereſſe zu befriedigen. Dies war damals, wo auf offener Scene verwandelt wurde, noch nicht ſo ſchlimm, wie es ſeitdem geworden iſt. Dennoch waren die häufigen Verwandlungen ein Uebelſtand. Einen größeren entdeckte ich in der Handlung ſelbſt. Die Liebenden kamen erſt im letzten Act zuſammen und während des ganzen Stückes fand in ihren gemüthlichen Beziehungen keine Wandlung und kein Fortſchritt ſtatt. Es blieb ihnen nichts übrig, als ihre unveränderte Treue und Sehnſucht auszuſprechen, was ſie freilich beharrlich genug thaten. Die dramatiſche Bewegung des Stückes aber verlief in einer Darſtellung der Abenteuer und Hinderniſſe, welche die beiden Liebenden, jeder für ſich, zu beſtehen hatten. Beim Schreiben hatte ich darin dramatiſches Leben gefunden, deſſen Schilderung mich befriedigte. Allmählich kann mir die Ahnung, daß es nicht viel mehr als dialogiſirtes Epos war, wenn Held Max im Zuſammenſpiel mit allerlei Volk aus einem Abenteuer in das andere trieb. Auf der Bühne hatten am meiſten die verhältnißmäßig kurzen Stellen gefallen, in denen die bewegte Seele der Spielenden ſich offenbarte, und zwar dann, wenn dieſe Bewegung die Scene zu einem Schluß brachte, alſo Maria, wenn ſie gegenüber dem

Drängen ihrer Stände in ihrer Liebe die Kraft zum Widerſtande fand oder Kunz, wenn aus ſeinen krauſen Reden die erwachende Neigung zu Kuni herausbrach. Allmählich wurde mir der größte Fehler klar. Meine Lieblingsfigur war Kunz von der Roſen. Er war für mich der eigentliche Held, der mir den Stoff vertraulich gemacht hatte, und für ihn war in der Arbeit bei Weitem am meiſten geſchehen. Und doch war er ſeinem Weſen nach nur eine dramatiſche Geſtalt zweiten Ranges, ein launiger Begleiter der Handlung, immer fertig, mehr der Autor ſelbſt, als ein bewegter und handelnder Held. Das ſollte für die Zukunft eine Lehre ſein.

Unterdeß hatte Breslau die Artigkeit, den jungen Dichter zuvorkommend zu behandeln. Wenn er die Schmiedebrücke entlang zur Univerſität ſchritt, ſo trug nicht er die Mappe, ſondern dieſe wurde zu ihm getragen, nicht von großen Schaaren der Zuhörer, aber es waren immer Einige, welche die Freundlichkeit hatten. Er blickte auch nicht mehr aus dunklem Zimmer zu Profeſſorentöchtern auf, ſondern war im Stande ſeiner Verehrung wohlgefügten Ausdruck zu geben, und zu der Bewunderung, mit welcher er den weiblichen Theil der akademiſchen Welt betrachtete, kam noch etwas Anderes, der Polizeiblick. Denn er war ein Vorſteher im akademiſchen Klub geworden, einer großen Geſellſchaft, welche Mitglieder der Univerſität und des höheren Beamtenthums allwöchentlich vereinigte. Er betrachtete prüfend die Paare, welche zur Françaiſe antraten, empfing beim Cotillon zuweilen Schleifen der Hochachtung, und wenn er beim Beginn des Balles eine Tänzerin, gleichviel ob jung oder alt, aufforderte, ſo war dieſe immer die erſte Dame, welche tanzte, was ſchon etwas bedeutete. Auch wenn er einmal die Weinſtube beſuchte, war nicht unwahrſcheinlich, daß er dort Bekannte fand, jüngere und ältere Herren aus allerlei Kreiſen, nicht nur von der Univerſität, auch vom Militär und Adel aus der Provinz. Er erhielt Einladungen in Familien und auf das Land, und lernte die Breslauer Geſellſchaft ein wenig kennen, erſten, zweiten und dritten Stock.

Der Zufall hatte gefügt, daß ich mit der ſchleſiſchen Dichterin Agnes Franz in demſelben Hauſe wohnte, der Verkehr mit ihr und ihrem Haushalt gehört zu den holdeſten Erinnerungen jener Jahre. Von Ausſehen war ſie ein ältliches, verwachſenes Fräulein, mit einem etwas großen Kopf und etwas kurzen Hals, ſie trug eine ſchwarzſeidene Mantille mit Krauſen, welche leiſe und geiſterhaft raſchelte, wenn ſie in Bewegung gerieth. Eine Schweſter hatte ihr auf dem Totenbett vier kleine Waiſen vermacht, welche ihre Familie bildeten; ſie bewohnte daher drei Treppen hoch eine Kinderſtube und eine gute Stube, die als Salon betrachtet wurde. Ein großes Manſardenfenſter mit Epheu umzogen, ein altes Fortepiano, ein Bücherſchrank und ein kleiner Schreibtiſch gaben dem beſcheidenen Raum ein wohnliches und poetiſches Ausſehen. In der Stube erzog ſie die Kinder, ſchrieb ihre Gedichte, Parabeln und Novellen, und empfing ihre Freunde beim Thee. Mochte ſie aber thun, was ſie wollte, es lag ſehr viel Frieden, Freude und Seligkeit auf ihrem, gar nicht hübſchen Geſicht. Auch wenn ſie weinte, ſah ſie zufrieden und glücklich aus. Und was merkwürdig war, wer in ihre Nähe kam, gerieth in eine ähnliche zufriedene Stimmung. In der Stube roch es durch das ganze Jahr nach Wachsſtock und Tannen, die Bretzeln auf dem Teller hatten ein ſo ſchlaues Ausſehen wie Zauberbrillen, die man nur auf die Naſe zu ſetzen braucht, um Elfen tanzen zu ſehen, und man mußte ſich ſorgfältig hüten, irgend Etwas, das an irgend einem Orte lag, anzuſehen, weil man zu befürchten hatte, daß es ein kleines Geſchenk ſei, welches die Freundin bis zum rechten Augenblick verſteckt hielt.

In ihren Gedichten und Erzählungen hatte ſie oft mit Blumen, Engeln und dem lieben Gott Verkehr. Wenn ein Fremder das las, wurde ihm manchmal des Guten zu viel; wenn man mit ihr umging, merkte man davon nicht mehr, als für die gute Laune nöthig war, ja man merkte überhaupt nicht, daß man bei einer Dichterin ſaß. Ein Jahr lang waren wir gute Leute geweſen, ohne daß ich ein Wort von ihr geleſen hatte. Und als ich ihr einmal in einer Stunde gegenſeitiger Zufriedenheit das erzählte, gerieth ſie ernſthaft in Sorge und meinte, ich ſollte das niemals thun, denn ihr Dichten könne uns Männern nicht gefallen, und dabei ſah ſie ſo liebevoll beſorgt und befangen aus, daß das Weltkind hingebend wurde und Alles las, was ſie geſchrieben hatte. Doch verband uns eine gemeinſame literariſche Neigung, die für Märchen und Sagen. Mit Adalbert Kuhn hatte ich in Berlin mich darum gekümmert und ſeitdem ein wenig Volksüberlieferungen geſammelt. Freilich hatte Agnes nicht dieſelben Geſichtspunkte, ſie dachte an ihre Kleinen, ich an Allerlei was für Kenntniß alter Zeit daraus zu gewinnen war; aber wir theilten doch unſere Habe einander eifrig mit. Ich unterſuchte auch gern ihren Büchertiſch, auf dem um Weihnachten die neuen Kinderbücher aufgethürmt ſtanden, welche ihr gefällige Freunde oder Buchhandlungen zugeſandt hatten. Noch fehlte ſehr der Bilderreichthum und die ſchöne Kunſt, woran ſich jetzt unſere Kinder freuen ſollen. Aber die Erzählungen und ſpielenden Nachbildungen echter Märchen waren nicht viel anders, als ſie jetzt in der Mehrzahl ſind. Doch alle kritiſchen Bedenken mußten ſchweigen gegenüber der frohen Wärme, mit welcher die Freundin ihre Schätze vorzeigte, vornehme Kinderſchriften von ſtarkem Leibchen mit ſchönem bemalten Mantel und arme dünne Bettelmannsbüchel mit grauem Papier und undeutlichen Holzſchnitten. Noch gab es in ihrem Bücherhaufen rothkämmige Hähne, welche Groſchen auskrähten; unartige Jungen fuhren auf Kähnen oder kletterten auf Bäume, oder neckten böſe Hunde, bis ſie zum warnenden Beiſpiel für ihr Jahrhundert ins Waſſer fielen, Beine brachen und gebiſſen wurden; artige Mädchen ſpielten mit ihren Puppen, während ſich rothe Bänder in kühnen Windungen um die weißen Kleider ſchlängelten; ſchwarze Köhler verwandelten ſich in gute Berggeiſter, welche hungernden Eltern goldene Aepfel einbeſcherten; unbegreiflich und höchſt überraſchend wurde die allerverborgenſte Tugend an das hellſte Licht gebracht, und das kleinſte Unrecht auf das Allergenaueſte beſtraft. Und wie verſtändig und wohlwollend benahmen ſich ſelbſt die Thiere jeder Art! was der Hund ſagte, und der Froſch erzählte, was das Rothkehlchen erlebte, und das Pferd gegen das Zebra äußerte, es war Alles unglaublich verſtändig und gebildet. Sogar die Figuren ihrer Märchenwelt! Viele Prinzen in rothen Sammethoſen beſtanden Abenteuer, in denen jeder Andere ſtecken bliebe, ihnen aber war die Sache Kleinigkeit, weil ſie unermeßlich tapfer waren und vortreffliche Zauberhilfe hatten. Was konnte uns der gräuliche Drache mit ſeinem feurigen Maul ängſtigen, oder der ſchändliche Oger, welcher ſich bemüßigt ſah, kleine Kinder zu freſſen? Wir wußten recht gut, daß dieſen Böſewichtern zuletzt von unſern Lieblingen der Kopf abgeſchlagen wurde. Vollends die kleinen braunen Männchen, und die Feen und die guten Zauberer! Wie freundlich ſie hin und her trippelten, wie ſie immer gerade zu rechter Zeit erſchienen, welche nützliche Geſchenke ſie zu geben wußten, kleine Nüſſe, in denen ungeheure Zelte ſteckten, und wandelnde Stecknadeln, welche ſelbſtändig den Feind in die Beine ſtachen. Eine ſolche Fee war die Fränzel ſelbſt, die gute Frau Holle in ihrer kleinen verkrauſten Geiſterwelt.

An den Winterabenden, wenn die vier Kleinen um den Seſſel der Tante ſprangen und das Lampenlicht wohlgefällig über den weißen Theetaſſen glänzte, gab es eine endloſe Reihe von Kinderfeſten. Da war das Bratäpfelfeſt, wo die Kinder wie Indianer um die große Schüſſel voll Aepfel einen Kriegstanz aufführten und kleine Lieder ſangen, welche Fränzchen auf dem alten Clavier begleitete, bis zuletzt Alt und Jung in der Stube herumwalzte, während Agnes unaufhörlich und lächelnd die Muſik machte, ja bis ſelbſt Tiſche und Stühle zuvorkommend ihre Beine einzogen und das eckige Weſen verbargen, weil ohne ihre Nachgiebigkeit das Tanzen in dem engen Raum unmöglich geweſen wäre. Dann das Feſt des Bleigießens, wo Agnes ſich nicht nehmen ließ, allen jungen und alten Gäſten die Bedeutung ihres Guſſes auszulegen. Wie ſchelmiſch und fein that ſie das, ſo daß Gelächter und ſanftes Erröthen der jungen Damen gar nicht aufhörte; und ferner der Abend der ſchwimmenden Nußſchalen, wobei ungewöhnlich viel Nüſſe verbraucht und zuletzt Volkslieder und Canons geſungen wurden, Prinz Eugen der edle Ritter, und die Glocke von Capernaum — und endlich gar das eigentliche Chriſtfeſt!

Schon vier Wochen vorher war die Freundin in ſtiller Aufregung. Die Mantille rauſchte doppelt geiſterhaft, die Stube war unwegſam, wie ein Schiffsverdeck, durch herrenloſe Dinge, welche mit großen Tüchern ſo ſorgfältig verdeckt waren, daß nur ſelten ein Hanswurſtbein oder eine Bandſchleife hervorzugucken wagte. Und wie nähte, ſchneiderte und ſtrickte die Agnes. Ich traf ſie einſt in ihrer Stube, als ſie über einen großen Regenſchirm von rothem Baumwollenzeug hergefallen war und mit der Schere begeiſtert hineinſchnitt; ſie hing an ihm wie eine Hummel in dem Kelch einer Tulpe. Und als ich ſie frug, weshalb ſie gegen den guten alten Schirm wüthe, ſetzte ſie mir ſchlau auseinander, daß er ein prächtiges Futter abgeben werde für den Burnus ihres kleinen Pflegeſohns. Und das iſt wahr geweſen, kein Menſch hat dem Mäntelchen angemerkt, woher ſein Inwendiges ſtammte, und wenn der kleine Kerl darin umherlief und wir ihm zuſahen, dann winkte ſie mir mit glücklichem Geſicht geheimnißvoll zu.

Schon am frühen Morgen des Chriſtfeſtes ſah man Leute zu ihr hinaufſchleichen, ſolche Leute, die nicht auf der Sonnenſeite des Lebens dahingehen, mit Krücken, mit zerriſſenen Schleiern vor dem Geſicht, und Bettelkinder auf allen Vieren. Und häufig konnte man nachher die Agnes ſehen, wie ſie mit Hut und Mantille aus ihrem Dachſtübchen herabſtieg und durch den Winterſchnee wanderte, bald in ſchlechte Hütten, bald in die Häuſer der Reichen, um dort für ihre Armen zu bitten.

Die Pracht der Einbeſcherung aber zu ſchildern, wäre Niemand im Stande. Dieſe vielen Wachsſtöckchen und große Weihnachtsbäume und die Maſſe von kleinen Geſchenken auf zwei langen Tafeln in vielen Portionen, und bei jeder ein allerliebſtes grün und roth gemaltes Licht. Zuerſt kamen die Armen, dann die Kinder, die Freunde. Jeder erhielt und verſuchte zu geben. Es war ein wirres Durcheinander von Dankſagungen und Händedrücken, von hübſch geſpieltem Erſtaunen und freudigem Aufjauchzen. An dem Abend ſaß die kleine Dame zuletzt da wie eine Königin, etwas müde und angegriffen von dem Lärm und der Freude, aber ihre Augen glänzten von Seligkeit und Rührung.

Gute Freundin! deine Bücher für Kinder ſind von Vielen vergeſſen, du ſelbſt ſchläfſt ſeit Jahren den ewigen Schlaf, doch wie auch die Gegenwart unſere Seele in Anſpruch nimmt, wenn Weihnacht herankommt, der Schnee an den Fenſtern hängt und die Klingel die Gegenwart des Chriſtkinds meldet, dann wenigſtens werden die Alten, die dich geliebt haben, deiner gedenken!

Zu den angeſehenen Familien der Stadt, in denen ich am liebſten verkehrte, gehörten die Molinari, ein altes Kaufmannsgeſchlecht, das im 17. Jahrhundert aus Italien eingewandert, in einem großen Patricierhauſe nahe am Markt den Stammſitz hatte. Es zählte unter den erſten katholiſchen in Breslau und unterhielt gemüthliche Beziehungen zu den geiſtlichen Würdenträgern der Stadt. Die Handlung — Colonialwaaren und Producte — wurde durch einen rüſtigen alten Herrn und durch zwei Söhne im kräftigen Mannesalter geleitet. Dem älteſten derſelben machte mich der akademiſche Klub bekannt, er ſuchte mich auf und führte mich in ſeiner Familie ein. Theodor Molinari war zu Breslau eine der bekannteſten Perſönlichkeiten und ein Liebling der Stadt, ein hochſinniger und ritterlicher Mann, eifrig und tapfer, von großer Gemüthswärme. Er war der Vertrauensmann Bedrängter, Vormund vieler Waiſen, wegen ſeiner Thatkraft und uneigennützigen Redlichkeit auch in der Kaufmannſchaft hoch angeſehen. In ſeiner Jugend war er einige Jahre in England geweſen und hatte dort große Verhältniſſe des Handels und ein mächtigeres Staatsleben kennen gelernt, er bewahrte auch in der Erſcheinung etwas von der engliſchen Art, aber ſo oft ſein Gemüth erregt wurde, brach die Glut des Italieners und das fröhliche ſchleſiſche Weſen hervor. Von Geſtalt war er groß und breitſchulterig, raſch und kräftig in ſeinen Bewegungen, dreizehn Jahre älter als ich, aber er ſah mit ſeinem dunklen Haar und der braunen Geſichtsfarbe noch älter aus. Er war ein gutherziger Mann auch gegenüber den kleinen Anforderungen, welche der Tag ſtellte. Die Schnelligkeit, mit welcher er in die Taſche griff, muß für jeden Bittenden zum Entzücken geweſen ſein, denn dieſer konnte erkennen, daß die reichliche Gabe gern und freundlich gegeben wurde, bei jeder geſelligen Unternehmung mußte er argwöhniſch beaufſichtigt werden, denn er beſtand hartnäckig darauf, Alles allein zu bezahlen, und wenn etwas Gemeinnütziges unternommen wurde, Unterſchriften geſammelt, Beiträge gefordert, er war immer unter den erſten, welche angegangen wurden, und immer der, welcher mit ganzer Seele dazu that, ſich ſelbſt bereitwillig für das, was ihm gut erſchien, einſetzte und die Arbeit und Verantwortung übernahm. Gegen Alles aber, was er für unrecht hielt, bäumte er mit dem Feuer eines Jünglings auf, und ließ ſich durch kein Bedenken zurückhalten, auch da nicht, wo Andere ſich vorſichtig hüteten.

In ſpäterer Zeit hat man zuweilen dem Kaufmann in „Soll und Haben“ die Ehre erwieſen, ihn als Abbild meines Freundes zu betrachten. Mit Ausnahme der ſtolzen Redlichkeit haben ſie wenig gemein. Der im Buch iſt, wie es die Idee des Romans verlangte, ein ſteifleinener Herr, der ja nur zu beſtimmten Zwecken erfunden wurde, mein Freund war eine reiche und gemüthvolle Natur, in der das friſche Leben voll und warm pulſirte.

In dem Geſchäft, das nach damaligen Verhältniſſen zu den großen in Schleſien gehörte, ſtand Theodor an der Spitze des auswärtigen Amtes, er hatte viele Agenten in Krakau, Galizien, bis zur türkiſchen Grenze. In den fremden Abſatzgebieten war Wagniß und Gewinn beträchtlich, oft wurden Reiſen dorthin nöthig, und der Umgang mit den fremdländiſchen Kunden war nicht immer bequem. Aber dieſe Thätigkeit gab auch Kenntniß fremder Zuſtände und Einblick in das Verkehrsleben des europäiſchen Oſtens. Ein anderer Theil des Betriebes, der ſicherſte und regelmäßigſte, war das Provinzialgeſchäft, worin das Haus alte Verbindungen hatte, zumal in Oberſchleſien. Dieſes leitete der jüngere Bruder Ottomar, der ſtiller für die Familie und die Handlung lebte, nicht weniger wacker, geſcheit und gutherzig. Rührend war die Liebe und das feſte Vertrauen, mit welchem die Brüder an einander hingen, und wer die beiden beobachtete im Comtoir und in der Familie, der ſah die Gebrüder Wohlgemuth im Niklas Nickleby von Boz leibhaftig vor ſich. Beide aber waren verheiratet und lebten in reichem Haushalt unter aufblühenden Kindern.

In ihren Familien verbrachte ich viele frohe Abende. Aus meinem Verkehr mit Theodor entſtand eine feſte Männerfreundſchaft, die gerade deshalb ſo innig wurde, weil wir auf ganz verſchiedenen Wegen den Inhalt unſeres Lebens gewonnen hatten. Ich erhielt durch ihn neuen Einblick in das Geſchäftsleben der Landſchaft und die großen Verkehrsintereſſen des Staates, und ihm war es auch ganz recht, einen Geſellen zu finden, mit dem er über Vieles verhandeln konnte, womit die Zeitgenoſſen ſich beſchäftigten und aufregten. Er wurde mein Vertrauter, in deſſen Gemüth ich Manches niederlegte, was mich innerlich bewegte, und die liebevolle Treue, mit welcher er das Wohl des jüngeren Freundes im Herzen trug, gab mir eine Sicherheit, die mich frühzeitig feſt machte. Vor Allem war es die Politik, in der wir treu zuſammen hielten. Seit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV war ſie die wichtigſte Angelegenheit des Tages geworden. Die Anfänge einer demokratiſchen Bewegung wurden überall ſichtbar, die berechtigte Unzufriedenheit mit dem Polizeiregiment des Staates hatte in den Seelen Mißtrauen gegen jede Maßregel der Regierung und eine Bitterkeit großgezogen, welche oft zum Peſſimismus wurde und die Wärme für den Staat in gefährlicher Weiſe beeinträchtigte.

Theodor war ein warmer Preuße und ein warmer Liberaler, er ſah mit Schmerzen, wie die Regierung auf Irrwegen dahinſchwankte, und zürnte der Haltloſigkeit, mit welcher das junge Freiheitsgefühl ſich äußerte.

Durch ihn kam ich in Verbindung mit Gleichgeſinnten, worunter einige der beſten Männer der Stadt waren. Voran Karl Milde, welcher ebenfalls in England gebildet war, ein Mann von großen Geſichtspunkten, erfindungsreich, vielgewandt und beweglich. Dann der neue Oberbürgermeiſter Pinder, damals in ſeiner kräftigſten Zeit, das Muſterbild eines preußiſchen Beamten, eine weiche und warme Natur, von großer Anziehungskraft für Alle, die mit ihm in Verbindung traten, im Verkehr mit ſeinen Bürgern von vornehmer Haltung und milder Freundlichkeit. Endlich Richard Röpell, der jüngere Profeſſor der Geſchichte. Auch dieſem verband mich zuerſt die gemeinſame Sorge um die Zukunft des Vaterlandes, ſein maßvolles Urtheil und die Zuverläſſigkeit ſeines Weſens. Er war einer von den wohlgefügten Männern, bei denen man mit Sicherheit darauf rechnen kann, auch nach jahrelanger Trennung in großen Fragen die gleiche Auffaſſung zu finden. Unter Allen, die in Breslau unſerem Freundeskreiſe angehörten, war allein ſeiner dauerhaften Kraft beſchieden, die großartige Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe zu erleben und treu den Anſichten der früheren Mannesjahre dafür thätig zu ſein.

Dieſe Bekanntſchaften hatten die natürliche Folge, daß ich geſellig in Anſpruch genommen wurde und überreichliche Gelegenheit erhielt, mich in ſchleſiſcher Weiſe auszugeben. Profeſſor Guckow bat mich, für die geſellige Unterhaltung des Börſen-Kränzchens zu ſorgen, eines andern großen Klubs, in welchem die Mehrzahl der Mitglieder der Kaufmannſchaft angehörte. Dort habe ich durch einige Jahre allerlei Luſtiges, zuletzt ein großes Maskenfeſt, eingerichtet. Daneben liefen die Veranſtaltungen des Künſtlervereins und Aufführungen zu wohlthätigen Zwecken ohne Ende fort. Ich immer dabei als Leiter, Toaſtſprecher oder gar als Narr mit der Schellenkappe. Einige Jahre trieb ich dies zur Winterzeit mit ſorgloſem Behagen, zuletzt wurde mir des Guten zu viel, und ich merkte, daß es Zeit war, mich ſelbſt ernſter anzufaſſen.

Da drang in unſer politiſches und geſelliges Treiben ein lauter Klageſchrei von Noth der Spinner und Weber in den Gebirgskreiſen. Dort ſaß in den Thälern eine dichte Bevölkerung, welche ſich mit Hausinduſtrie auf eigenen Webſtühlen zu erhalten ſuchte. Durch die neue Maſchinenarbeit und durch das dürftige Leben mehrer Generationen war ſie verkümmert und in ſklaviſche Abhängigkeit von den Kaufherren, den regelmäßigen Abnehmern ihrer Waare, gerathen. Jetzt aber hatte Ungunſt der Handelsverhältniſſe ihr Leiden ſo hoch geſteigert, daß ein ſchnelles Eingreifen menſchenfreundlicher Thätigkeit geboten war, um die Schrecken der Hungersnoth abzuwenden. Ueberall in Deutſchland wurde für ſie geſammelt, in Breslau trat ein Central-Verein zuſammen zur Aufnahme und Verwendung der Beiträge und zur Herbeiführung beſſerer Lebensbedingungen für die Leidenden. Die Mitglieder des Vereins wurden aus verſchiedenen Kreiſen der Geſellſchaft gewählt, auch ich wurde dazu herangezogen. Zu ihm gehörten, außer den Führern der Kaufmannſchaft und ſtädtiſchen Verwaltung, auch große Gutsherren der Provinz, vom Militär die Generäle Graf Brandenburg und Williſen. Das Verhalten dieſer beiden Herren im Vereine war ſehr verſchieden. Graf Brandenburg erklärte ſogleich mit wohlthuender Ehrlichkeit, daß ihm die genaue Kenntniß der Verhältniſſe fehle, daß er aber ein warmes Herz für die Sache mitbringe und ſich gern unterrichten wolle, und er hat zu jeder Zeit, wo er eine Anſicht äußern mußte, mit gutem Urtheil auf der Seite geſtanden, welche das Richtige wollte. Williſen dagegen wußte in unruhigem Eifer ſogleich Vorſchläge zu machen, ſchrieb unaufgefordert Gutachten und Abhandlungen, und Alles was er forderte, war nicht ausführbar. Als er deshalb im Jahre 1850 von den Schleswig-Holſteinern zum militäriſchen Führer gewählt wurde, konnte man ſich trüber Ahnungen über den Ausgang des Kampfes nicht erwehren. — Der Verein erhielt bald beträchtliche Summen zur Verfügung; durch die Einſicht der geſchäftskundigen Mitglieder, unter denen Milde und Theodor Molinari waren, wurde er vor der nahe liegenden Gefahr bewahrt, ſich in ſchädlicher Weiſe zwiſchen Weber und Kaufleute, Arbeiter und Arbeitgeber, einzuſchieben. Die Kaufgeſchäfte, welche er in erſter Nothzeit und zur Warnung für harte Händler errichtet hatte, wurden ſobald als möglich in zuverläſſigen Händen dem regelmäßigen geſchäftlichen Betriebe zurückgegeben, der Noth des Augenblicks wurde nach Kräften geſteuert, für Verbeſſerung der ſchlechten Wohnungen, Webſtühle, Werkzeuge das Mögliche gethan. Am wenigſten glückten die Verſuche, den Bedrängten andere Arbeit zu verſchaffen, denn auch, wo die Gelegenheit dazu gefunden wurde, hinderte die körperliche Unfähigkeit und eben ſo ſehr der Stolz der armen Leute, welche für ſich und ihre Kinder mit unüberwindlicher Zähigkeit an dem Geſchäft der Vorfahren feſthielten. Es erwies ſich, daß nichts ſchwerer iſt, als einem verkommenden Induſtriezweig ſeine Opfer zu entreißen. Dem Beamtenſtaat, wie er damals war, fehlte vollſtändig die Einſicht und Kraft, mit

München

rückſichtsloſer Energie einzugreifen, der Privatwohlthätigkeit ſtand nur in wenigen Fällen die hochherzige Hingabe Solcher zur Seite, welche ihr eigenes Leben der Erziehung der Unglücklichen hingeben wollten. Wir Alle lernten, daß keine Vereinsthätigkeit, auch die emſigſte nicht, eine Arbeit zu thun vermag, welche nur die Zeit vollbringt, indem ſie die Einen austilgt, die Anderen dadurch heraushebt, daß ſie ihnen allmählich die Kraft zutheilt, ſich ſelbſt zu helfen, allein oder im Verbande mit den Genoſſen.

In dieſen Jahren hielt ich an der Univerſität meine Vorleſungen über mittelhochdeutſche und neuere deutſche Literatur; wiederholt eine Vorleſung über deutſche Poeſie ſeit Goethe und Schiller, in welcher einzelne Gedichte als Proben vorgetragen und nach beſtem Vermögen begutachtet wurden. Dieſe Vorleſung mit ſorgfältig eingeübtem Vortrag charakteriſtiſcher Gedichte war nicht unnütz, und ich möchte Aehnliches auch jetzt noch in den Lectionsverzeichniſſen finden, damit eine Lücke in der Bildung ausgefüllt werde, welche die gelehrten Schulen wohl zurücklaſſen. Für mich ſelbſt las und arbeitete ich rüſtig, ich begann die Monumenta Germaniae auszuziehen und trug vorzugsweiſe culturgeſchichtliche Notizen zuſammen. Seit meiner Doktorſchrift hatte ich beſchloſſen, eine Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Poeſie zu ſchreiben, auch dafür ſammelte ich, und unternahm eine Ferienreiſe nach der Bibliothek in Wien, um alte Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts durchzuſehen. Sehr bald erkannte ich, daß die Geſchichte der dramatiſchen Poeſie zugleich eine Geſchichte des Theaters ſein muß, in welcher die Art und Weiſe der Aufführungen oft weit anziehender iſt, als der Inhalt der Stücke und die poetiſche Behandlung des Stoffes. Denn zwiſchen den kirchlichen Aufführungen des Mittelalters und der Nürnberger Bühne des Hans Sachs liegen mehr als hundert Jahre eigenthümlicher und großartiger Aufführungen, welche ſtädtiſche Feſte waren, bei denen die geſammte Bürgerſchaft betheiligt war. Sie fanden unter freiem Himmel ſtatt, dafür wurden Gerüſte und Bauten aufgeführt, allerlei techniſche Erfindungen gemacht. Noch jetzt geben die Feſtſpiele in Oberammergau eine entfernte Vorſtellung davon. Auch dieſe großen Stadtſpiele haben eine reiche, ſchwer zu bewältigende Literatur hinterlaſſen, und wer die Geſchichte des deutſchen Dramas ſchreibt, wird viele Jahre ſeines Lebens auf Bewältigung des maſſenhaften Stoffes zu verwenden haben. Jedenfalls war ein ſolches Unternehmen für einen jungen Docenten, der ſich durch eine literariſche Arbeit in der wiſſenſchaftlichen Welt einführen will, nicht gerade bequem. Doch hielt ich lange daran feſt. Einer Aufforderung von Wilhelm Grimm folgend, zog ich für das deutſche Wörterbuch, welches vorbereitet wurde, den ganzen Jacob Ayrer und einiges Kleinere aus, hielt auch einmal vor gemiſchtem Publikum eine Reihe von Vorträgen über neuere deutſche Literatur.

Wenn ich in den Ferien nach der Heimat kam, und im kleinen Hofraum zwiſchen den Eltern ſaß, von meinen Erfolgen und reichlicher von werthen Bekannten erzählte, da fand ich die Mutter ganz unverändert, den lieben Vater aber bedrückten die Jahre. Ach, noch mehr die neue Zeit, die ſeit 1840 auch in der kleinen Grenzſtadt bemerkbar wurde; denn die Bürger fingen an, ſich um allerlei zu kümmern, was der Magiſtrat bis dahin allein verſtanden. Früher hatten ſie zuweilen leiſe gemurmelt, jetzt widerſprachen unruhige Köpfe ohne Scheu, ein kleines Localblatt wurde gegründet, nicht zur Freude des Bürgermeiſters, darin erſchienen widerſetzliche Bemerkungen auch über Städtiſches. Der Stadt wurden von der Regierung höhere Leiſtungen zugemuthet, zum theuren Bau eines mächtigen Pfarr- und Schulhauſes ſollte ein Theil des Stadtwaldes, an dem das Herz des Vaters hing, niedergeſchlagen werden, und vergeblich ſträubten ſich Magiſtrat und Bürgerſchaft dagegen. Ja der Bürgermeiſter ſelbſt wurde von einem zugewanderten Fremden daran erinnert, daß er nicht mehr zeitgemäß ſei. Seit dem vorigen Jahrhundert hatte er, wie damals Landesbrauch war, jeden Handwerksburſchen mit „er“ angeredet. Einer, der jetzt kam, wollte ſich das nicht gefallen laſſen und proteſtirte unwillig gegen die wegwerfende Behandlung. Der Vater ſah den Aufſätzigen erſtaunt an und vergönnte ihm fernerhin das ſummariſche „man“, das hielt der Angeredete für noch ſchlimmer und forderte als freier Staatsangehöriger das ſchickliche „Sie“. Er hatte Recht, und ich beſorge, dem alten Bürgermeiſter mit ſeinem Silberhaar wurde das auch von der Regierung angedeutet. Solche kleine Zuſammenſtöße der alten und neuen Zeit kränkten den Vater tief. Erſtaunt ſah er ringsum eine plötzliche Veränderung des Lebens, neue Verhältniſſe, ganz unerhörte Forderungen, und ihm kam vor, als wenn alles Gute mit dem Alten zu Grunde gehe.

Im Jahr 1846 ſuchte er mit 72 Jahren um ſeine Dienſtentlaſſung nach. Es war für ihn ein ſchwerer Abſchied, ein Abſchied auch von Kreuzburg, der ihm durch Beweiſe von herzlicher Anerkennung, die ihm die Stadt entgegenbrachte, nicht erleichtert wurde. Er zog mit der Mutter nach Groß-Strelitz zu meinem Bruder. Dieſer hatte die Rechte ſtudirt, war auf einige Jahre zur Regierung übergegangen und Commiſſarius für Auseinanderſetzung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe geworden. Durch eine ſtarke Jugendliebe gehoben, hatte er mit ſteter Anſpannung ſeiner Kraft ſich früh zu einer ſelbſtändigen Thätigkeit heraufgearbeitet und jetzt in glücklicher Ehe ſeinen Haushalt eingerichtet. Dort lebte der Vater bis 1848. Die Ereigniſſe dieſes Jahres erſchütterten ihn tief. Als er am Abend des 17. November die Nachricht vom Widerſtande der Nationalverſammlung gegen die königliche Auflöſungsordre las, brach ein kurzer Schmerzensruf aus ſeiner Seele, — wie die beſorgte Mutter in der Nacht nach ihm ſah, fand ſie ihn tot.

8.

Beim Theater.

Karl von Holtei war 1842 nach Breslau gekommen und hatte die künſtleriſche Leitung des Stadttheaters übernommen. Wir wurden bald gute Bekannte, ſaßen neben einander am Mittagstiſch und ſpielten Domino um den Kaffe. Holtei hatte ein langes Wanderleben hinter ſich und in dem unſteten Treiben auch wohl manche Einbuße erlitten. Aber in allen Beziehungen zu ſeinen literariſchen Bekannten war er ein feinfühlender Mann von Ehre geblieben. Er lebte ſehr einfach mit geringen Bedürfniſſen, obgleich das Geld für ihn nicht den landesüblichen Werth hatte; denn wenn es ihm einmal fehlte, packte er kleine Bücher ein, fuhr in die Welt, um dramatiſche Vorleſungen zu halten und kehrte in der Regel nach einigen Wochen mit gefüllten Beuteln zurück. Sein Drang zu ſchaffen war ſehr lebendig, Kunſt und Urtheil nicht ſicher, auf Wohlgelungenes folgte gänzlich Verfehltes, und es war merkwürdig, wie ſehr er, der Bühnenkundige, ſich über das Wirkſame ſeiner Erfindungen täuſchen konnte. Er war auch vor den Arbeiten Anderer nicht geeignet Kritik zu üben, und ging allen Erörterungen darüber aus dem Wege. Aber er hatte warme und neidloſe Anerkennung für jede ſelbſtändige Kraft und wurde nicht müde, ſich zum Nutzen Anderer ſchreibend und befürwortend in Bewegung zu ſetzen. Seiner nervöſen und reizbaren Natur fehlte die gleichmäßige Stimmung allzuſehr, doch auch, wenn ihn etwas verſtörte, wurde er Anderen nicht läſtig, ſondern zog ſich ſtill in ſich zurück. Mir wurde er lieb und werthvoll, weil es kaum einen Zweiten gab, der mit Perſonen und Verhältniſſen der deutſchen Bühnen ſo bekannt war wie er. Da er mir aber auf Fragen über unſer Handwerk nicht Auskunft geben konnte, ſah ich mich nach anderer Hilfe um.

Schon bei den Proben zur Brautfahrt hatte ich bemerkt, daß die Schauſpieler auf einzelne Stellen Werth legten, die mir unweſentlich ſchienen, und daß ſie Vieles bei der Darſtellung nicht ſo heraus brachten, wie ich es empfunden hatte, zum großen Theil, weil ſie es nicht zu machen verſtanden, zuweilen aber auch, weil die Wirkung der geſprochenen Rede auf dem Theater eine weit andere war, als ich während der Arbeit gedacht. Ich merkte auch, daß mir beim Schreiben zwar an einigen Stellen vorgeſchwebt hatte, wo die Perſonen auf der Bühne ſtehen und wie ſie ſich zu einander regen ſollten, daß ich aber die in der Scene nothwendigen Veränderungen ihrer Stellung nicht deutlich genug geſchaut und nicht bequem zurecht gemacht hatte. Mir wurde klar, daß die Schauſpieler für ihre beſten Wirkungen zuweilen etwas Anderes zu fordern berechtigt waren, als ich ihnen gegeben, und ich erkannte, daß mir nützlich ſein würde, genau zu erfahren, was ſie für ihre Kunſt brauchten. Nun war die Mehrzahl von ihnen wenig geeignet, ſich über künſtleriſche Aufgaben auszuſprechen. Doch Einen fand ich, der mir Rede ſtehen konnte und der ein Vergnügen darin fand, über ſeine Rollen und ſein Spiel mit mir zu verhandeln. Das war Auguſt Wohlbrück. Er war das bedeutendſte Talent einer großen Schauſpielerfamilie und gehörte ſeiner Bildung nach der Hamburger Schule an; feines Detailliren, biedere Sentimentalität, zuweilen altfränkiſche Zierlichkeit waren die Eigenſchaften dieſer Entwickelungsſtufe dramatiſcher Kunſt. Wohlbrücks Inſtinkt für künſtleriſche Wahrheit war merkwürdig richtig; Stimme und Aeußeres ſetzten ihm feſte Grenzen, Shylock und Nathan fielen noch vollſtändig in das Bereich ſeiner Mittel, Lear lag ſchon jenſeits. Innerhalb dieſer Grenzen aber beſaß kaum ein deutſcher Schauſpieler ſo großes Repertoir, wenige eine ſo dauerhafte Darſtellungskraft wie er. Es verſchlug ihm nichts, ſieben Tage der Woche hinter einander zu ſpielen, heut Menenius, morgen den Weltumſegler, übermorgen den Lügner Krack, darauf Nathan, den alten Klingsberg, den Geizigen und zum Sonnabend den Bengel Nazi in der Poſſe Eulenſpiegel, wo er Nankinghöschen trug, an denen die Jacke feſtgenäht war; er verſtand zu rühren, Cachucha zu tanzen und ſogar zu ſingen, war in allen Rollen tüchtig, in einigen unübertrefflich. Und dazu kam als größter Vorzug, daß er ein echter Charakterſpieler war, darin war er Beckmann und Scholz, den großen Wiener Komikern jener Jahre, überlegen, denn Neſtroy war nur ein großer Schwätzer, aber kein Komiker. Beckmann's Meiſterſchaft beſtand darin, daß er in die Maske eines drolligen Kauzes kleine Scherze und allerliebſte Erfindungen einſetzte, ziemlich unbekümmert darum, ob ſie zur Rolle paßten. Scholz war groß als Tölpel, er hatte dieſen Charakter zu einer ähnlichen Virtuoſität ausgebildet, wie die alten Hanswürſte einzelne Masken, die durch ſie beliebt wurden und mit ihnen vergingen. Beide waren einförmig und ihre Laune ſtarb, wenn ſie gezwungen wurden, die Arbeit des Dichters zu ehren; Wohlbrück verſtand aus Allem einen Charakter zu machen, er war in jeder Rolle ein Anderer, und weil er beſtimmte Perſönlichkeiten bildete, wirkte er auch da, wo die Poſſe ſehr niedrig ging, immer noch behaglich und ſchützte das Publikum vor der Verſtimmung, welche Gemeinheit hervorbringt, wenn ſie nicht als Inhalt eines geſchloſſenen Charakters auf die Bretter tritt. In den wenigen Rollen unſeres Theaters, wo der Humor bereits vom Dichter in meiſterhafter Beſtimmtheit dargeſtellt iſt, hat der Komiker die Feuerprobe zu beſtehen, ob er ein Künſtler iſt, und eine der beſten Leiſtungen Wohlbrücks war ſein Menenius. In Breslau blieb er durch fünfzehn Jahre Liebling des Publikums, Träger und Schutzgeiſt aller Poſſen und Kaſſenſtücke, und bewahrte dabei doch Begeiſterung für die großen Aufgaben ſeiner Kunſt. Ihn ſuchte ich gern auf und er wurde nicht müde, Stellen ſeiner Rollen, auf die es uns ankam, vorzuſpielen und dabei zu erklären, warum er es gerade ſo mache und nicht anders. Wir ſaßen oft bis lange nach Mitternacht in ſolchem Zwiegeſpräch.

Ich hatte in dieſer Zeit für das Theater hier und da Gelegentliches geſchrieben, außer Prologen ein Feſtſpiel, mit welchem eine Verſammlung der deutſchen Landwirthe begrüßt wurde, darin kämpften Rübezahl als Vertreter der ungebändigten Naturkräfte und Puck als Führer landwirthſchaftlicher Elfen in kriegeriſchen Verſen gegen einander, bis Germania erſchien und den Streit ſchlichtete. Die Ausführung der Idee war nicht auf's Beſte gelungen und die ſtolze Germania vermochte durchaus nicht, einen guten Abſchluß zu verleihen. Mit den Verſen war ich ſpäter nicht unzufrieden. Ich begann ferner eine Oper „Ruſſen und Tſcherkeſſen“, worin ſich die Liebenden zuletzt ſelbſt in die Luft ſprengen; ich erſann eine politiſche Poſſe „Dornröschen“, worin vier Prinzen: Treffleton, Carreau, Pickowitſch und Michel Herz mit ihrem Gefolge von Kartenblättern ausziehen, um die ſchlafende Schönheit zu erlöſen, welche unter wohlwollender Aufſicht des Geiſterfürſten Europius ſteht. Der deutſche Michel, der mit ſeinem unpraktiſchen Hofmeiſter Philoſophus die Fahrt unternommen hat, gewinnt zuletzt die Braut, nachdem er durch einige Acte von den Anderen ſehr ſchlecht behandelt worden iſt. Die Idee war nicht übel, der guten Laune fehlte das Derbe und Kräftige, was die Poſſe braucht, und als Holtei, dem ich das Bruchſtück zeigte, beim Durchleſen den politiſchen Hintergrund gar nicht merkte, ließ ich es unvollendet liegen.

Im Sommer 1844 entſtand der Plan zu dem Drama „der Gelehrte“. Ich fühlte mich, obgleich ich ein feſter Liberaler war, oft im Gegenſatz zu dem geräuſchvollen und flachen

Gebahren des jungen Geſchlechts, welches ſich in den preußiſchen größeren Städten rührte, und hatte die Anſicht, daß jeder ſichere politiſche Fortſchritt von einer Steigerung der Volkskraft auf allen Gebieten des wirklichen Lebens abhängig ſei. Dieſe Steigerung der Kraft aber werde zunächſt durch den Zwang der realen Verhältniſſe bewirkt, bis zu einem gewiſſen Grade auch durch Lehre und perſönlichen Einfluß Solcher, welche ſich eine Lebensaufgabe daraus machen, den kleinen Kreiſen des Volkes die Kraft zu mehren. Die Grundlage und Stimmung des Stückes wurden durch den Gegenſatz zwiſchen zwei Freunden gegeben, von denen der Eine, ein ſtiller Gelehrter, dazu kommt, von ſeiner Wiſſenſchaft zu ſcheiden und als Arbeiter mitten im Volke niederzuſitzen, während der Andere, Politiker mit fortſchrittlichem Antlitz, zuletzt dem Dienſt bei einem Ariſtokraten verfällt. Das Ganze ſollte drei Abtheilungen haben. Die erſte: Löſung des Gelehrten Walter von der Geliebten Leontine, welche ſich ihrem Vetter, dem Fürſten, auf Reiſen verlobt hat, um einen Familienzwiſt zu beenden, und Löſung Walters von ſeinem Amte; die zweite: Gegenſätze und Kämpfe, in welche Walter als Werkführer in dem Geſchäft eines großen Steinmetzen mit den Arbeitern geräth und ſeine Entfernung von dort, welche durch die unerwiederte Neigung der Meiſterstochter zu ihm veranlaßt wird. Nachdem er verſchwunden, erſcheint Leontine als Verlobte des Fürſten auf Reiſen, ſie iſt nach jener Trennung von Walter in Tiefſinn verſunken, wird mit der Tochter des Steinmetzen bekannt, entdeckt, daß Walter hier geweſen, und findet im Verkehr mit dem Mädchen die Kraft, ſich von dem Fürſten zu trennen. Dritte Abtheilung: der Familienſtreit iſt auf's Neue entbrannt, die Güter der Leontine ſind dem Fürſten zugeſprochen, der Freund Walters iſt ſein Geſchäftsführer geworden, Walter kommt als Steinmetz wegen großer Bauten, welche der Andere einrichten ſoll. Conflicte, Erklärungen, Vereinigung der Liebenden.

Nur der erſte Act wurde vollendet. Ich fand eine Befriedigung darin, daß ich mich an einem modernen Stoff mit unſerm dramatiſchen Jambus verſucht und die Sprache gefunden hatte, in der nach meiner Meinung ein Schauſpiel in Verſen zu behandeln war. Die ſpäteren Theile der Handlung lockten mich weniger, weil mir die anregenden Beobachtungen aus dem wirklichen Leben nicht ſo reichlich zu Gebot ſtanden, und weil ich den erſten Act niedergeſchrieben hatte, bevor dem letzten Act eine befriedigende Handlung erfunden war.

Unleugbar wurde ich durch den unabläſſigen Zug zu eignem Schaffen gerade in der Zeit geſtört, wo mir für eine fruchtbare akademiſche Thätigkeit die größte Sammlung nöthig geweſen wäre. Ich habe keinen Grund, zu bedauern, daß allmählich die Freude, ſelbſt Dichteriſches zu bilden, ſtärker ward, als der Drang, über dem zu verweilen, was Andere in alter und neuerer Zeit geſchaffen haben, und ich darf mit Fug behaupten, daß ich nicht in jugendlicher Selbſtüberſchätzung dem erwählten Gelehrtenberuf entſagte; denn ich war 28 Jahr alt, als ich mich entſchloß, meine Vorleſungen einzuſtellen. Die Weigerung der Facultät, mir eine beabſichtigte Vorleſung über deutſche Culturgeſchichte zu geſtatten, gab die Veranlaſſung. Die Facultät war formell ganz in ihrem Rechte; denn ich war nur für die deutſche Sprache und Literatur habilitirt, auch hatten meine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ihr keinerlei Grund gegeben, mir auf dem neugewählten Gebiet etwas Beſonderes zuzutrauen, und die Welt hat völlig nichts daran verloren, daß mir dies Collegium nicht geſtattet werden wollte; denn was ich etwa von den Zuſtänden aus deutſcher Vergangenheit den Zuhörern hätte berichten können, das mitzutheilen habe ich mir ſpäter mit reiferem Wiſſen doch nicht verſagt, wenn auch in anderer Form. Damals aber war mir das Verweigern ärgerlich.

Ich blieb in Breslau, zog mich von manchem Zerſtreuenden zurück und arbeitete ſtill für meine Zukunft.

Eines Tages trat Berthold Auerbach bei mir ein, damals in voller Jugendkraft und auf der Höhe ſeines literariſchen Ruhms. Denn wie man auch den Werth von Allem, was er ſpäter geſchrieben, beurtheilen möge, die beiden erſten Bände der Schwarzwälder Dorfgeſchichten waren bei weitem das Wirkſamſte, was er geſchaffen hat, für Deutſchland ein literariſches Ereigniß. Sie erſchienen als eine Erlöſung von der öden Salonliteratur, welche franzöſiſchen Vorbildern ungeſchickt nacharbeitete, ſie brachten Schilderungen aus dem deutſchen Volksthum zu Ehren, Charaktere und Sitten, die auf unſerem Boden gewachſen waren. Das wurde überall dankbar empfunden und der friſche treuherzige Geſell, welcher den Norddeutſchen ſelbſt wie eine Geſtalt aus ſeinen Dorfgeſchichten entgegentrat, ward, wohin er kam, mit Begeiſterung empfangen und als Verkünder einer neuen Gattung von Poeſie gefeiert. Es iſt jetzt leicht, die Grenzen ſeiner Begabung abzumeſſen und in ſeiner Weiſe zu ſchildern die Manier zu erkennen, wer aber mit ihm jung geweſen iſt, wird die große und wohlthätige Einwirkung ſeiner Geſchichten dankbar in der Seele bewahren. Er war in jenen Jahren lebensfroh, hoffnungsvoll und nicht ganz ſo beifallsbedürftig, als er wohl ſpäter wurde, ein lieber Kamerad. Ich habe niemals einen zweiten kennen gelernt, der mit ſo kindlicher Hingabe ſein Inneres aufſchloß und ſeine Freunde ſo völlig zu Vertrauten ſeiner geiſtigen Arbeit machte, wie er; gute Einfälle und poetiſche Bilder, kleine charakteriſtiſche Züge die ihm aufgegangen waren, theilte er immer wieder mit und ſchliff ſich durch die Mittheilung ſelbſt die bunten Steine, welche er ſpäter in ſeine Dichtungen hineinſetzte. Niemand ging ſo ſorglos wie er, mit einem Bekannten Arm in Arm, und immer war er es, der ſich einhing, und der Andere führte. So wurde es auch mit uns Beiden. Während ſeines Aufenthalts in Breslau war er in beſonders gehobener Stimmung. Er hatte ſich dort eine Braut geworben, die ſeine erſte Frau wurde, ein liebenswerthes zartes Mädchen, das ich wohl früher bei Agnes Franz geſehen hatte. Als er mit ihr vermählt werden ſollte, lud er mich ein, weil Niemand von ſeiner Verwandtſchaft zugegen war, bei der Trauung als ſein Zeuge zu erſcheinen. „Gut, wie habe ich mich zu verhalten?“ „Komm nur zu der und der Stunde in das Gotteshaus.“ Ich ging, erhielt beim Eintritt von zwei Thürſtehern die unwillige Ermahnung: „So ſetzen Sie doch auf“, und ward Zeuge, wie er würdig unter dem Brauthimmel ſtand und durch Geiger nach einer ſehr guten Rede getraut wurde. Ich konnte ihm mit vollem Herzen meine Freude über ein Glück ausſprechen, dem leider keine Erdendauer beſchieden war. Von da an hat er mir durch ſein ganzes Leben eine wahrhaft herzliche Zuneigung bewahrt, obgleich ich ihm zuweilen wider Willen bitter weh thun mußte. Er hatte den Roman „Neues Leben“ verfaßt und forderte eine Beſprechung durch mich in den Grenzboten, ich ließ ihn erſuchen, davon abzuſehen, aber er beharrte darauf. Die Beſprechung bereitete nicht nur ihm, auch ſeinem Verleger Mathy Herzeleid. Dann hatte er ſein Trauerſpiel „Andreas Hofer“ geſchrieben, wieder vorher gewarnt, weil es leicht war, den Mißerfolg vorauszuſehen. Als er es doch nach Leipzig brachte, eine unförmliche Maſſe von kleinen Scenen, in die er ſich den ganzen Tiroler Aufſtand zerpflückt hatte, hielt er vier Tage lang einer Kritik Stand, die faſt Nichts beſtehen laſſen konnte. Mit inniger Theilnahme ſah ich ſeinen Schmerz, wenn ihm eine liebe Erfindung nach der anderen, die kleinen Blüthen ſeines wilden Strauches, abgeriſſen wurden. Er war zuletzt bleich und vergrämt, aber er blieb beharrlich. Kein Anderer hätte das ausgehalten, und am Ende mußte er hören, daß das Uebriggebliebene doch noch nichts Rechtes ſei. Auch in anderen Dingen hatten wir nicht immer dieſelbe Auffaſſung, aber ſeine Freundestreue überſtand alle Kränkungen ſeines Selbſtgefühls.

Seit 1840 rührte ſich eroberungsluſtig ein neues Leben in der dramatiſchen Literatur und in den Seelen derer, welche für die Unterhaltung des gebildeten Publikums ſorgten. Die ältere Generation der Unterhaltungsſchriftſteller war ſtärker durch die Engländer, zumal Walter Scott, beeinflußt worden, die jüngeren hingen von Stil und Geſchmack der Franzoſen ab. Eine Reiſe nach Paris war für die deutſchen Schriftſteller ebenſo wünſchenswerth wie für den Archäologen eine Fahrt nach Italien. Laube und Gutzkow hatten begonnen für das Theater zu ſchreiben und man hoffte für das deutſche Schauſpiel eine neue Blüthe. Wenn man auch den poetiſchen Werth ihrer erſten Dramen, welche als Anzeichen einer neuen Zeit Aufſehen erregten, nicht allzu hoch ſtellt, ſie waren unleugbar ein großer Fortſchritt, ſchon darum, weil ſie durchaus auf Bühnenwirkung ausgingen.

Mich verletzte an den Franzoſen das keltiſche Weſen, welches dort in der Literatur nach Molière allmählich obenauf gekommen iſt, und die Stücke Victor Hugo's, wie Hernani und Le roi s'amuse waren mir völlig zuwider. Wohl aber erkannte ich den Werth des franzöſiſchen Luſtſpiels für die Bühne. In dieſem Bereich war damals Scribe das herrſchende Talent. Es wurde einem Deutſchen leicht, zu überſehen, daß ſeine Bühnengeſtalten faſt alle zu mager waren, und daß er ſeine Handlung mit größerem Streben nach wirkungsvollen Situationen, als nach innerer Wahrſcheinlichkeit zuſammenfügte, aber der Bau der Scenen ſelbſt und der behende Dialog waren vortrefflich. Seine Stücke beſaßen, was der deutſchen Bühne allzuſehr fehlte, und wir Alle konnten nach dieſer Richtung von den Franzoſen lernen.

Im Frühjahr 1846 ſchrieb ich zu Breslau das Schauſpiel „die Valentine", und es ging mir dabei, wie bei allen meinen ſpäteren Arbeiten von freier Erfindung; langſam kam mir die *Wärme für den Stoff*, deren ich bedarf, um überhaupt ſchreiben zu können. Sobald aber die Hauptcharaktere und die Situationen feſtſtanden, ließ mich die Arbeit nicht los und die Ausführung war wieder eine Zeit ſtiller Freude und gehobener Stimmung. Das Schauſpiel zeigt deutlich den Geſchmack jener Jahre und ein wenig auch die Einwirkung der franzöſiſchen Komödie. Für jeden Helden, den der Dichter erſann, war es damals wünſchenswerth, ſich in der Fremde gerührt zu haben. Das kleinſtaatliche Weſen der deutſchen Heimat, die engen Verhältniſſe und unſere alte Spießbürgerei wurden mit großer Verachtung verurtheilt. Aber, was bedenklicher war, in der Sehnſucht nach größerer Freiheit wurde auch die herkömmliche Auffaſſung von Sitte und Sittlichkeit mit kritiſchem Blicke betrachtet und oft zu niedrig geſchätzt. In der „Valentine“ verräth der freie Held Georg am auffälligſten die Unfreiheit des Dichters.

Oft ſtehen der geringe Kunſtwerth eines poetiſchen Werkes und das abfällige Urtheil, womit ein ſpäteres Geſchlecht daſſelbe richtet, in ſchroffem Gegenſatz zu der warmen Anerkennung, welche ihm in der Zeit ſeines Erſcheinens zu Theil wird. Das war von je ſo und wird bleiben; denn die Mängel einer Dichtung in Charakteren, Handlung und Sprache ſind oft nur ein Abbild der beſonderen Mängel, welche der geſammten Bildung einer Zeit anhängen. Leſer und Hörer erfreuen ſich am meiſten an der Abſpiegelung deſſen, was ihnen ſelbſt eigenthümlich iſt und im Dichterwerk als neue Gabe gegenüber dem Alten erſcheint, und jede Dichtung, welche friſchen, noch nicht dageweſenen Abdruck der Zuſtände und Anſchauungen bietet, die gerade modern ſind, gilt den Lebenden als neuer Fund und als ein Fortſchritt in der Kunſt. Die Folgezeit freilich erſpart dem Schaffenden den Rückſchlag nicht, und wenn ſein Gedicht Verbildungen vergangener Jahre recht deutlich offenbart, ſo wird daſſelbe dem jüngeren Geſchlecht, welches ſich im Kampfe gegen das ältere zu erheben ſucht, gerade wegen derſelben Beſonderheiten verleidet, durch die es im Anfange den Menſchen lieb wurde. Glücklich iſt der Autor, dem vergönnt war, in ſeinen Arbeiten auch ſo viel von dem tüchtigen und geſunden Leben ſeines Volkes abzuſpiegeln, daß das ſpätere Urtheil über die Mängel, welche ihm als Schwäche ſeiner Zeitbildung anhaften, ein mildes wird.

Ich aber hatte während der Niederſchrift des Schauſpiels die frohe Empfindung, daß ich der dramatiſchen Bewegung in den Charakteren und der wirkſamen Scenenführung Herr geworden war. Das Stück konnte bis auf eine kleine Vereinfachung der Scenerie, ſo wie es niedergeſchrieben war, aufgeführt werden.

Noch fehlte Etwas, was dem dramatiſchen Schriftſteller nöthig iſt: genaue Kenntniß und einige Uebung in der Regiearbeit, ich hatte noch zu lernen, wie man ein Stück in Scene ſetzt und einſtudirt. Deshalb ging ich im Winter 1846 nach Leipzig, wo das Schauſpiel gerade unter der Führung von Heinrich Marr ein vielverſprechendes Ausſehen gewonnen hatte. Dort wurde mir bereitwillig geſtattet, den täglichen Proben, ſo oft ich wollte, beizuwohnen und Alles, was ich zu kennen begehrte: den Bau der Bühne, alle Vorbereitung und Hilfe der Aufführungen bis auf die Werke des Schnürbodens, genau zu erkunden. Es waren einige gute Monate, die ich dort verlebt habe; noch jetzt gehören ſie zu meinen angenehmſten Erinnerungen. Oft war ich im Hauſe von Heinrich Laube. Wir waren Landsleute, aber wir waren auf ganz verſchiedenem Boden heraufgewachſen. Er, der ältere, galt immer noch für einen Führer der jungdeutſchen Richtung, und hatte die Vorliebe für franzöſiſchen Geiſt in ſich aufgenommen, ich folgte der Strömung, welche die deutſche Art in der Poeſie zu Ehren bringen wollte. Den Gegenſatz fühlten wir Beide, etwas davon hat auch in ſpäteren Jahren beſtanden, aber wir haben immer vermieden, das gute perſönliche Einvernehmen dadurch zu ſtören. In Wahrheit war der geſammte jungdeutſche Trödel nicht ſeiner Natur gemäß, welche derb, praktiſch, auf verſtändige Würdigung des wirklichen Lebens angelegt war, er hatte ein redliches deutſches Gemüth mit allen Bedürfniſſen des deutſchen Herzens in Ehe und Familienleben. Daß ihm eine liebenswerthe Frau als Vertraute und Beratherin zur Seite ſtand, das erleichterte ihm die Befreiung von den literariſchen Schwächen ſeiner Jugend.

Außerdem verkehrte ich faſt nur mit den Schauſpielern Marr, Bertha Unzelmann, Joſeph Wagner, Eliſabeth Sangalli. Den Stunden nach dem Theater, welche wir in lebhafter Unterhaltung über unſere Kunſt am Theetiſch zubrachten, habe ich Vieles zu danken, und lobend muß ich hervorheben, wie hingebend Alle für ihre Kunſt lebten, und wie gut bei aller Zwangloſigkeit die Haltung war, in welcher dieſe Kinder der launigſten Muſe mit einander verkehrten. Nur ſelten brach die Heftigkeit Heinrich Marr's, der damals wohl auf der Höhe ſeiner Tüchtigkeit ſtand, heraus. In meiner Gegenwart wurde „die Valentine“ einſtudirt; das Stück gefiel.

Ich wurde auf einmal ein Dichter, der zu Hoffnungen berechtigte, und fand mich in einem umfangreichen Briefverkehr, genoß reichlich das Vergnügen, welches durch das freundliche Entgegenkommen der Theaterleitungen und durch die Empfänglichkeit der Darſteller bereitet wird, und machte auch Erfahrungen über Ungeſchick der Intendanzen und Eitelkeit der Künſtler.

Als ich „die Valentine“ an die Theater verſandt hatte, erhielt ich zu Leipzig einen Brief Gutzkows, der damals Dramaturg des Dresdener Hoftheaters war, er ſei geneigt, das Stück zu geben, doch ſei vorher perſönliche Beſprechung nöthig. Ich fuhr nach Dresden und ging zu ihm. Er empfing mich, die Finger der rechten Hand hinter der Rockklappe, genau ſo, wie auf der Bühne der Miniſter einen armen Teufel von Bittſteller annimmt, und leitete ſtehend die Verhandlung mit den Worten ein: „Ihr Stück iſt ſo, wie Sie es verſandt haben, für unſere Bühne nicht zu gebrauchen, ich bin aber bereit ſelbſt die nöthigen Aenderungen vorzunehmen und daſſelbe für das deutſche Theater einzurichten und frage, ob Sie mir dies überlaſſen wollen.“ Ich mußte antworten: „Nein; ich habe im zweiten Act eine kleine Scenenänderung gemacht, die ich den Theatern nachträglich zuſenden werde, im Uebrigen habe ich bei der Leipziger Aufführung geſehen, daß das Stück bühnengerecht iſt.“ Darauf er, noch ſtrenger: „Leipzig iſt nicht maßgebend, wenn wir das Stück hier zur Aufführung bringen ſollen, müſſen Sie ſich die Aenderungen gefallen laſſen, die ich für nöthig finde.“ Und ich: „Nach dieſer Erklärung muß ich Ihnen antworten, entweder geben Sie das Schauſpiel ſo, wie ich es überſandt habe mit der erwähnten Aenderung, oder ich, der Verfaſſer, verſage Ihnen die Aufführung und fordere meine Sendung zurück. Leben Sie wohl.“ Eine Weile darauf kam Emil Devrient — durch ſeine Gaſtſpiele in Breslau ein alter Bekannter — eilfertig in das Hotel: „Was haben Sie mit Gutzkow gehabt, er war außer ſich bei mir.“ Ich ſchilderte ihm den lächerlichen Verlauf. Emil entfaltete die Fittige eines verſöhnenden Engels und lud zu einem Friedensmahl. Bei Tiſch ſaß ich Gutzkow gegenüber, ich unterhielt mich mit meinen Nachbarinnen, während er ſchweigſam beobachtete. Nach dem Eſſen trat er an mich, ſprach artig ſein Bedauern über das Mißverſtändniß aus und erſuchte um Zuſendung meiner Aenderung. Das Stück wurde jedoch erſt gegeben, als er nicht mehr Dramaturg war, und als Grund angeführt, daß die Intendanz Bedenken gehabt hatte, was ſehr wahrſcheinlich war. Gutzkow aber habe ich unter vier Augen nur noch einmal geſehen und da erſchien er mir in anderem Licht. Er hatte faſt zu derſelben Zeit, wo das Schauſpiel „Graf Waldemar“ auf die Bretter kam, das Trauerſpiel „Wullenweber“ geſchrieben und damit kein Glück gehabt. Damals machte er mir ganz unerwartet in Dresden einen Beſuch, fing von Waldemar an und ſprach Beiſtimmung und Bedenken dagegen ſo geſcheidt und unbefangen aus, daß ich ganz erſtaunt war; dann ging er auf ſein Stück über, bedauerte den unglücklichen Wurf und äußerte ſich ſchonungslos über ſein eigenes Schaffen. Er hatte leider in Allem Recht was er von ſich ſagte und ich ſchied mit wahrhafter Theilnahme von ihm.

Einen heiteren Vorfall anderer Art erlebte ich in Berlin. Louis Schneider, der gern Epiſoden ſpielte und ſich bei der Regie wohlwollend die kleine Rolle eines einbrechenden Spitzbuben, „des Zigeuners“ ausgebeten hatte, nahm mich vor der Probe bei Seite, erklärte mir, daß es ſein Grundſatz ſei, ſich in Allem nach den Wünſchen des Dichters zu richten, und erſuchte deshalb in der Garderobe ſein Coſtüm anzuſehen. Dort wies er dem erſtaunten Verfaſſer einen ungariſchen Zigeuneranzug, wie für einen Maskenball, den er ſich eigens zuſammengeſetzt hatte: unförmlichen Schlapphut, buntgeſchnürten Rock, enge Beinkleider und gelbe Stiefletten mit ungeheuren Sporen.

„Unmöglich, Herr Schneider, der Spitzname Zigeuner iſt für den Strolch nur gewählt, um der Regie und dem Darſteller eine kleine Schattirung in der Erſcheinung nahe zu legen: dunkles Haar, braune Haut, die Beinkleider in den Stiefeln, allenfalls die heftigen Bewegungen eines Südländers. Sie wollen doch nicht mit klirrenden Sporen den Balkon hinaufſteigen.“ „Meinen Sie nicht?“ frug er enttäuſcht. Als nun in der Probe die bedenkliche Scene kam, wo die einbrechenden Gauner das Zwiegeſpräch zwiſchen Valentine und Georg ſtören, that Zigeuner Schneider mit den Händen die Falten des Balkonvorhangs ein wenig auseinander und ſteckte ſein rundes Angeſicht mit ſchlauer Miene ſo hindurch, daß der Kopf von dem dunkeln Vorhang ganz umrahmt wurde. Da das Publikum ohnedies gewöhnt war zu lachen, ſo oft er auftrat, mußte dieſe groteske Einführung ſeines Geſichtes tötlich für die Wirkung der Scene und wahrſcheinlich für das ganze Stück werden. Ich ſagte ihm das, und er verſprach ergeben, ſein Antlitz den Zuſchauern zu verſagen und nur an den Falten des Vorhangs zu rühren. Weil aber vorauszuſehen war, daß er bei der Vorſtellung doch irgend etwas unternehmen werde, was die Aufmerkſamkeit in ſtörender Weiſe auf ihn zog, ſo erſuchte ich Hendrichs, der den Georg ſpielte, bei der Aufführung dem Künſtler die Gelegenheit zu kleinen Streichen nicht zu gewähren. „Sobald er an dem Vorhang rührt, ſpringen Sie hinzu und ſchlagen ihn hinter der Gardine zu Boden.“ Das verſprach Hendrichs eifrig und er machte es auch bei der Darſtellung ganz gut. Zwar konnte Schneider ſich nicht enthalten, auf dem Boden in lächerlicher Weiſe bis mitten auf die Bühne zu kollern und die Galerie auf einen Augenblick fröhlich zu machen, doch ging die Störung ohne weitere Folgen vorüber. — Nicht immer ſind die eitlen Mimen ſo gutherzig, wie Louis Schneider im Grunde war.

Im Jahre 1847 ſiedelte ich nach Dresden über. Dort richtete ich meinen kleinen Haushalt ein, heiratete eine Freundin, der ich ſeit Jahren mit inniger Neigung zugethan war, und fand mich bald in geſelligem Verkehr mit ſchleſiſchen Landsleuten, welche in der Fremde ihre Wanderraſt hielten, und mit der Künſtlerſchaft Dresdens. Aus dieſer wurde mir Eduard Devrient, der ältere Bruder Emils, beſonders werth. Er hatte nach Gutzkow die Leitung des Schauſpiels übernommen, lebte in wohlgeordneter glücklicher Häuslichkeit, ſein Haus ein Mittelpunkt für einheimiſche und zureiſende Kunſtgrößen. Mit ihm und ſeiner Familie bin ich, ſo lange er gelebt hat, in freundſchaftlicher Verbindung geblieben. Zu unſerem Kreiſe gehörte auch der Socialiſt Julius Fröbel, in politiſchen Fragen ſo doctrinär, daß er kaum für zurechnungsfähig gelten konnte, im perſönlichen Umgange fein und weich und von vornehmer Haltung. Er hatte mit Arnold Ruge vor Kurzem eine Buchhandlung gegründet, welche unter großen Hoffnungen der Theilhaber ins Leben trat, ſie hatten ſich erboten, meine Verleger zu werden, und die erſte Sammlung meiner Theaterſtücke iſt in ihrem Verlage erſchienen. Auch Ruge weilte oft unter uns und wenn er und Fröbel vor mir ſaßen, ſo miſchte ſich zu dem lebhaften perſönlichen Antheil, den man beiden zuwenden mußte, leicht der Humor über das Weſen der beiden ſo verſchiedenen Größen, von denen jeder die Welt durch bunte Seifenblaſen umgeſtalten wollte, die er in die Luft ſchickte, während jeder die eigenen geſchäftlichen Verpflichtungen mit wahrhaft kindlichem Ungeſchick behandelte.

Auch Richard Wagner wurde mir in größerer Geſellſchaft bekannt, ohne daß ich ihm näher trat. Dieſer erzählte bei einem Begegnen im Herbſt 1848, daß ihn die Idee zu einer großen Oper beſchäftige, die in der germaniſchen Götterwelt ſpielen ſolle; der Inhalt aus der nordiſchen Heldenſage ſtand ihm noch nicht feſt, aber was ihn für die Idee begeiſterte, war ein Chor der Walküren, die auf ihren Roſſen durch die Luft reiten. Dieſe Wirkung ſchilderte er mit großem Feuer. „Warum wollen Sie die armen Mädchen an Stricke hängen, ſie werden Ihnen in der Höhe vor Angſt ſchlecht ſingen.“ Aber das Schweben in der Luft und der Geſang aus der Höhe war für ihn gerade das Lockende, was ihm die Stoffe aus dieſer Götterwelt zuerſt vertraulich machte. Nun iſt für einen Schaffenden nichts ſo charakteriſtiſch, als das Ei, aus welchem ſein Vogel herausfliegt. Die Freude an unerhörten Decorationswirkungen iſt mir immer als der Grundzug und das ſtille „Leitmotiv“ ſeines Schaffens erſchienen.

Im Herbſt 1847 ſchrieb ich in Dresden das Schauſpiel „Graf Waldemar“. Es ſollte ein Gegenſtück zu „Valentine“ ſein. Der Stoff hatte einige Schwierigkeiten. Die erſte war das Gewagte der ganzen Begebenheit. Dieſe Gefahr glaubte ich durch eine vornehme Behandlung, auf die ich mir etwas zu Gute that, bewältigt zu haben. Ueber das zweite Bedenken, daß Waldemar nach acht Jahren in der Fürſtin nicht ſogleich eine frühere Bekannte wieder erkennt, konnte das Publikum allenfalls hinweggebracht werden, ohne daß eine nähere Motivirung nöthig wurde, welche nicht ſchwer aber peinlich geweſen wäre. Die dritte Schwierigkeit war, daß am Schluß dem Zweifel Raum gelaſſen iſt, ob der gebeſſerte Held in dem neuen Leben, zu dem er ſich ſo plötzlich entſchloſſen hat, ausdauern werde. Dieſe Schwierigkeit iſt nicht überwunden. Sie war aber wohl zu überwinden, wenn ich die Wandlung am Schluß ſchon während des Stückes durch einen kleinen Zuſatz zu dem Charakter des Helden beſſer motivirt hätte. Daß ich dies während der Arbeit nicht deutlich empfand, war entweder ein Mangel der Begabung, oder ein Reſt von Unreife. Dennoch erſchien mir das Schauſpiel, wie es fertig vor mir lag, in der ganzen Arbeit als ein Fortſchritt gegen das vorhergehende. Die Charaktere waren für die Darſteller dankbar und die Führung der Scenen ſoweit bühnengerecht, daß auch dies Stück faſt ohne Striche und mit nur einer kleinen Abänderung im letzten Act*) aufgeführt werden konnte.

Seinem Lauf über die deutſchen Theater war das Jahr 1848 nicht günſtig. Auch mir lag ſeitdem Anderes im Sinn, als meine Schriftſtellerei; aber das Stück verſchaffte mir doch die Freude, in dem Berliner Schauſpielhaus eine gute Aufführung zu erleben.

Im Jahre 1847 hatte ich die Bekanntſchaft von Ludwig Tieck gemacht. Gegen ihn fühlte ich eine jugendliche Verehrung, er galt mir für den Vertreter einer glorreichen Zeit deutſcher Dichtkunſt und die kleine romantiſche Zauberwelt ſeiner Gedichte hatte ſich in meine lyriſchen Verſuche überall eingedrängt. Auch die perſönliche Bekanntſchaft that mir wohl, die wunderbar leuchtenden Augen in dem ausdrucksvollen Haupte, welches wie ermüdet über die zuſammengedrückte Geſtalt neigte, und die milde feine Weiſe, in welcher er ſprach und zu fragen wußte. Er war gegen mich von anmuthiger Herzlichkeit. Da nun „Graf Waldemar" in Berlin gegeben werden ſollte, erbot er ſich, der Schauſpielerin Viereck die Rolle der Georgine einzuſtudiren. Das war freundlich und es war auch nicht unnütz, denn dieſe glänzende Bühnengeſtalt, eine der ſchönſten Frauen, welche auf dem deutſchen Theater geſpielt haben, war nicht reich begabt, ihr fehlte zuweilen die Leidenſchaft, noch mehr der Geiſt. Die Rolle, welche nicht leicht und in gewiſſem Sinne nicht dankbar iſt, wurde durch ſeine Hilfe eine ſehr gute Leiſtung. Meine werthen Bekannten von Leipzig, Wagner und die Unzelmann waren beide in Berlin engagirt worden und thaten als Waldemar und Gertrud Alles dem Verfaſſer eine Freude zu machen; der vortreffliche Weiß, welcher den Vater ſpielte, hatte das Stück ſehr ſorgfältig einſtudirt. Es war ein leeres Haus mitten im Straßenlärm des Juni 1848 und der Verfaſſer ſaß im Parket faſt allein. Aber an dem Abende wurde ihm die größte Freude und Ehre eines dramatiſchen Schriftſtellers zu Theil, daß ſeine Schauſpieler höher, voller und reicher ſchufen, als ihr Worttext beanſpruchte; auch die kleinſte Wirkung ging nicht verloren und die Begeiſterung, in welcher die Darſteller ſtolz und gehoben dem leeren Hauſe ihr Beſtes gaben, war wunderſchön. Wenn mir ſpäter einmal ein Mißbehagen darüber nicht erſpart blieb, daß von berühmten Künſtlern Vieles weit roher und plumper herausgebracht wurde, als ich gewollt, ſo konnte ich an jenen Abend zurückdenken, um die Hochachtung vor der Schauſpielkunſt nicht zu verlieren.

---

*) In der gewagten Schlußſcene brachte urſprünglich Georgine das Terzerol zum Vorſchein, es war Bertha Unzelmann, welche mit Recht auf der Abänderung beſtand, daß Waldemar dies thun müſſe.

In der Folge hat das Schauſpiel ſich allmählich auf den Theatern feſtgeſetzt, zum Theil weil die Titelrolle von namhaften Darſtellern empfohlen wurde, und es iſt wie „die Valentine“ bis jetzt Repertoirſtück geblieben.

Durch die erwähnten Schauſpiele hatte ich feſten Fuß auf der deutſchen Bühne gefaßt, ich war ein genannter Autor geworden, der von den Theatern mit Achtung betrachtet wurde. Fünf Jahre von der „Brautfahrt“ bis zur „Valentine“ war ich nach den Geheimniſſen des dramatiſchen Stils auf der Fahrt geweſen, wie das Kind im Märchen hatte ich bei Sonne, Mond und Sternen darnach geforſcht, endlich hatte ich ſie gefunden, die Seele ſchuf ſicher und behaglich in der Weiſe, welche die Bühne für ſich fordert, und ich durfte mir ohne Selbſtüberhebung ſagen, daß es zur Zeit in Deutſchland Niemanden gab, der die techniſche Arbeit des Bühnenſchriftſtellers beſſer verſtand als ich. Ich hatte einigen Grund zu der Hoffnung, daß ich in dem gewählten Berufe ohne übergroße Anſtrengung alljährlich ein neues Stück für die deutſchen Theater ſchreiben und eine gute Stellung in unſerer Literatur behaupten würde.

9.

Bei den Grenzboten.

Da kam das Jahr 1848 und ſtellte Aufgaben, die größer waren als alle Eroberungen auf der deutſchen Bühne. Als die erſte Nachricht von den Berliner Barrikaden in Dreſden eintraf, legte ich meinen Theaterkram bei Seite, ich dachte mir, daß der Staat Kraft und Leben jedes Einzelnen für ſich fordere, mein Heimatland Preußen auch mich. Der Ausbruch kam plötzlich, doch nicht unerwartet. Seit einem Jahre hatten wir dahin gelebt wie Leute, welche unter ihren Füßen Getöſe und Schwanken des Erdbebens empfinden. Alles in den deutſchen Verhältniſſen erſchien haltlos und locker, und Jeder rief, daß es nicht ſo bleiben könnte, aber die Anſichten über das, was werden ſollte, gingen himmelweit auseinander ins Blaue. Nun war ſeit einem Jahre in Preußen der Verſuch gemacht worden, eine Volksvertretung zu ſchaffen. Es war halbes Werk, aber wenn irgendwo, ſo hätte man in Preußen bei der Tüchtigkeit und Jugendkraft des ganzen Weſens und bei der Anhänglichkeit an den Staat, die hinter allem Geſchrei doch im Volke vorhanden war, auf eine friedliche Entwickelung hoffen können. Da kam vom Auslande der wilde Rauſch in die großen Städte; die allzulange Bevormundung der Preſſe und der öffentlichen Meinung waren weit größere Schäden geweſen, als man wohl angenommen hatte.

Dennoch war, was die gewaltſame Erhebung verurſachte, im letzten Grunde durchaus nicht eine Zerrüttung des Staates, nicht ſchlechte Verwaltung, nicht unerträgliche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit, ſondern vielmehr der Umſtand, daß die Deutſchen der jüngeren Generation zu wenig vorfanden, woran ſie ihr angeborenes, unvertilgbares Bedürfniß zu lieben und zu verehren, befriedigen konnten. Die Perſon Friedrich Wilhelms III hatten ſich die Preußen nach ihren gemüthlichen Wünſchen zugerichtet und an dieſem Idealbilde mit treuer Wärme feſtgehalten, ſo lang er lebte, das Weſen ſeines Nachfolgers war ihnen unverſtändlich und unſympathiſch, das unabläſſige Hervortreten eines perſönlichen Willens, dem die Feſtigkeit ſo ſehr fehlte, hatte gereizt und erbittert, es gab, wohin man die Augen richtete, keinen Menſchen in herrſchender Stellung, dem man ſich mit vollem Herzen hingeben konnte. Das war die deutſche Gefahr. Dieſer Umſtand verurſachte, daß eine lange Kette widerwärtiger und abgeſchmackter Erſcheinungen die Seelen verſtörte. Den Mangel an Helden ſuchten ſich die Deutſchen in der nächſten Zeit immer wieder zu erſetzen, der Eifer, mit welchem ſie ihr Herz an helltönende Redner oder auch an öſtreichiſche Herren mit volksthümlichem Anſtrich hingen, war bezeichnend für den Zuſtand einer unbefriedigten Sehnſucht.

Ich fühlte mich in dieſer Zeit zu Dresden vereinſamt, meine Verleger Ruge und Fröbel wurden mir ſchnell entfremdet, und ich ſah umher, ob ich irgendwo Gelegenheit finden könnte, mich in meiner Art thätig zu erweiſen.

Zu den politiſchen Vereinen, welche in Sachſen zuſammentraten, hatte ich, ſo lange ſie beſtanden, keinerlei Verhältniß. Der deutſche Verein, welcher für den gemäßigten galt, und beſonnene Männer enthielt, ſchwankte in ſeinen Beſchlüſſen und Flugblättern unſicher umher, weil es in jenen Monaten auch einem verſtändigen Sachſen faſt unmöglich wurde, den Glauben an eine Führerſchaft Preußens und die Trennung von Oeſtrich feſtzuhalten. Den Vaterlandsverein aber, offenbar den ſtärkeren, beurtheilte man am mildeſten, wenn man ihn mit Humor betrachtete, oft freilich wurde der Aerger übermächtig. Er war keine neue und keine ſächſiſche Erfindung. In Preußen war ſeit Jahren an dem jüngeren Geſchlecht genau dieſelbe Gemüthsrichtung erkennbar geweſen, ſie hat unter verſchiedenen Namen bis zur Gegenwart beſtanden, und wird wahrſcheinlich dauern, ſo lange unſer Volksthum beſteht.

Dieſe Richtung hatte in den letzten Jahrzehnten überall in Deutſchland Zuſammenhang und eine gewiſſe Vereinserfahrung gefunden. In Sachſen war Robert Blum, welcher damals für den erſten Leiter galt, mir ſeit einem Beſuche zu Leipzig im Jahre 1845 durch ſeine Stellung als Theaterſecretär wohl bekannt als ein gutmüthiger behaglicher Mann, den ſeine große Gabe wirkungsvoll zu reden und ſein pathetiſcher Schwung zum Volksführer machten. Er hatte mich in jener Zeit eingeladen der Gründung einer chriſtkatholiſchen Gemeinde in Leipzig beizuwohnen. Denn obgleich ſeine eigenen kirchlichen Bedürfniſſe nicht ſtark waren, und ihm, wie er vertraulich geſtand, die Sache nicht nahe lag, ſo wollte er doch als Katholik ſich dieſer Bewegung nicht entziehen. Ich hörte deshalb erſtaunt, mit welchem Feuer er in der Verſammlung gegen die Schäden der herrſchenden Kirche wetterte. Als aber einer der Anweſenden den klugen Einwand erhob, daß dieſe Schäden zwar durchaus vorhanden wären, daß man aber als liberaler Katholik eine Beſſerung vor Allem innerhalb der Kirche ſelbſt durch Beſchwerden und Vorſtellung der Gemeinden bei den Regenten der Kirche erſtreben müſſe, da wurde Blum in ſeinem conſtitutionellen Gewiſſen ſichtlich unſicher, und Profeſſor Wuttke, der als hiſtoriſcher Rathgeber mit vielen großen Büchern zur Seite ſaß, mußte ihm unter dem Tiſch einen Zettel zuſtecken, auf welchem eine Feſtſetzung des Tridentiniſchen Conciliums angezogen war, welche jede Thätigkeit der Laien beſeitigte. Er warf nur einen Blick auf den Zettel und erhob ſich ſofort gewaltig, gab dem Vorredner warme Beiſtimmung wegen des Einwandes zu erkennen, und vernichtete dann die Forderung mit tiefſter Bewegung, indem er den Paragraphen mit einer Stimme anführte, die wie der Donner rollte. Dagegen war nichts zu machen und die Gemeinde wurde ohne Widerrede gegründet.

Jetzt im Frühjahr 1848 erließ der Verein viele harte Urtheile gegen die beſtehenden Staatsgewalten, und ſeine Mitglieder tappten Schritt für Schritt in die Republik hinein. Wenn ihnen aber auch beide Großmächte des alten Bundes für gemeinſchädliche Erfindungen feudaler Vergangenheit galten, ſo war doch die ſtille Abneigung gegen den Nachbar Preußen, von dem ſie am meiſten beeinflußt wurden, die größere; was bei Sachſen nicht zu verwundern war.

Während nun überall die Menſchen in Sorge, Zweifel und thörichten Hoffnungen umhertrieben, empfand ein Preuße unter den Nachbarn das Glück, einem Staate anzugehören, dem trotz Allem die Zukunft in dem zerriſſenen und haltloſen Deutſchland gehören mußte. Die häßlichen Erſcheinungen, welche das Tagesleben auch in der Heimat zeigte, waren nicht ſo nahe, daß ſie das Urtheil verwirrten, und was daheim groß war, das wurde bei den Nachbarn wärmer empfunden. So war es wohl einem Preußen zu verzeihen, wenn er, trotz der Berliner Tumulte und dem Fahnenritt Friedrich Wilhelms IV mit ſtillem Stolze zwiſchen den ſtreitenden Parteien dahinging.

In dieſen Wochen ſteigender Bewegung kam einmal Laube zu mir, erzählte, daß er ſichere Ausſicht habe, von Deutſch-Böhmen in die Frankfurter Nationalverſammlung gewählt zu werden, und forderte mich zur Bewerbung für einen andern Wahlkreis Böhmens auf, wo der Candidat durchaus fehle, der Erfolg ſei ſicher. Ich aber konnte von einem böhmiſchen Ort eine Wahl in einen deutſchen Reichstag nicht annehmen, ich hätte mich ja ſelbſt wieder hinauswerfen müſſen. Außerdem hielt ich eine Volksvertretung, in welcher Oeſtreich mit ſeinem ganzen Bundesgebiet lagerte, nicht für die Stätte, auf welcher die Entſcheidung über die deutſche Zukunft getroffen werden konnte.

Doch fand auch ich bald darauf Gelegenheit, den Drang nach politiſcher Thätigkeit auf einem kleinen Seitenwege zu befriedigen. Unter den zahlreichen Verſammlungen, welche zuſammenliefen, waren auch die der „Fremden“, der in Dresden lebenden Nichtſachſen, welche für ſich die Wahl eines beſonderen Abgeordneten zu der Nationalverſammlung zu Frankfurt begehrten, ein Verlangen, deſſen Erfolgloſigkeit ſelbſtverſtändlich war. Da dieſe Verſammlungen aber meiſt aus Arbeitern, Geſellen und Gehülfen der Dresdener Geſchäfte beſtanden, ſo kam dabei alles Mögliche, was den Mitgliedern in ihrem beſcheidenen Leben beſchwerlich war, zur Sprache; zahlreiche Redner ſchilderten den Druck und das Unleidliche ihrer eigenen Verhältniſſe, die Härte der Arbeitgeber, das elende Hauſen in Schlafſtellen ohne ein Daheim, den Mangel an Gelegenheit ſich weiter zu bilden und anderes Traurige. Endlich gab einer von ihnen aufgeregt und wirkſam den bittern Gefühlen Ausdruck, die ein fremder Arbeiter haben müſſe, wenn er ohne jeden Familienhalt allein und müde in der großen Stadt am Feierabend durch die Straßen gehe, vorüber an großen Sälen mit ſchönen Tapeten, wo die Kronleuchter brennen, vergoldete Spiegel hängen, und die reichen Leute ſich geſellig vergnügen, immer vorüber, um ſelbſt eine ſchlechte Spelunke aufzuſuchen oder ſeine kalte Dachkammer. Als er geendigt hatte und die Verſammelten gerade ihr Schickſal düſter empfanden, da lag es nahe ihnen zu ſagen, daß ſie ſelbſt dies Behagliche, was ihrem Leben fehlte, ebenſogut haben könnten, wie die Reichen, wenn nicht einer allein, doch im Verein mit Anderen. Dazu gerade ſeien die Vereine gut, und ich rechnete ihnen vor, wenn jeder der Anweſenden von ſeinem Verdienſte monatlich nur wenige Groſchen abgebe, ſo könnten ſie ſich auch einen Saal miethen mit Kronleuchter und Tapeten, mit einem erwählten Kaſtellan, der ihnen zu billigem Preis Speiſe und Getränk verkaufe, mit Zeitungen zum Leſen, vielleicht ſpäter mit einer kleinen Bibliothek, einem Geſangverein u. ſ. w. Wenn ſie wirklich dazu den guten Willen hätten, ſo werde ſich wohl Jemand finden, der die nöthige Bürgſchaft gegen den Beſitzer des Locals übernehme, und wenn 5—600 Mann zuſammenkämen, ſo wollte ich ihnen das beſorgen. Die Hauptſache freilich müßten ſie ſelbſt thun. Und ich erzählte ihnen von dem Berliner Handwerkerverein, den ja manche von ihnen bereits kannten. Der Gedanke gefiel, es wurde ſogleich ein Comité niedergeſetzt, darauf Statuten entworfen, vierundzwanzig Ordner, mit Schärpen, gewählt, ein paſſendes großes Local wurde gemiethet mit ſchönem großem Kronleuchter, vergoldetem Spiegel und blauer Tapete, — es war damals dergleichen in Dresden billig zu haben — und der Fremdenverein, der ſich bald Handwerkerverein nannte, trat zuſammen. Es gelang auch, was weniger leicht war, ihn zuſammenzuhalten und zu wirklichem Nutzen für die Mitglieder zu verwerthen. An mehren Abenden der Woche wurden Vorträge gehalten, bald wurde ein Geſangverein eingerichtet, ein Fragekaſten aufgeſtellt und die zahlreichen hineingeworfenen Zettel am Abend von dem Vorſitzenden beſprochen. Es erwies ſich, daß dieſer Kaſten ein gutes Mittel abgab, die Bedürfniſſe und Stimmungen der Mitglieder kennen zu lernen und unberechtigten Wünſchen entgegen zu treten.

Für die Leitung des Vereins war vom erſten Anfange Karl Banck, der Muſiker, ein zuverläſſiger und treuer Gehilfe, der in dieſer Zeit der Prüfungen die Tüchtigkeit ſeines feſten Weſens und großes Geſchick für Verwaltung bewährte, er war es auch, der das Quartett einrichtete und der nach meinem Abgang im nächſten Winter die beſte Stütze des Vereins blieb.

Der Verein hatte in ſeinen Statuten erklärt, daß er keiner politiſchen Partei angehöre, doch war natürlich die Politik von den Erörterungen nicht fern zu halten, und es galt hier zunächſt den Unſinn abzuwehren und zu verhindern, daß die Geſellſchaft nicht von dem werbeluſtigen Vaterlandsverein als Jagdgebiet benutzt wurde. Dies war keine bequeme Aufgabe, und die wackeren Knaben, welche ſich bald mit deutſchem Zutrauen den Führern anſchloſſen, hatten manchen Abend großer Aufregung durchzumachen. Vor Allem damals, wo von ihnen verlangt wurde den Mord Lichnowskys und Auerswalds als eine ſchwere Miſſethat zu verurtheilen. Da war eiſerne Feſtigkeit nothwendig und Aufgebot aller Kraft, um die Verwirung des Urtheils zu bändigen, welche mehr als einmal die Geſellſchaft zu ſprengen drohte. Doch dieſe und ähnliche Gefahren wurden überwunden. Die Mitglieder gewöhnten ſich, die Abende unter den Glaskryſtallen ihres Saales zuzubringen, einzelne verloren ſich, dafür traten andere zu. An den Vorträgen, für welche die Hilfe guter Freunde geworben wurde, fanden ſie Behagen, noch mehr an den Geſprächen darüber, die nachher eingeleitet wurden. Wir hielten darauf, daß jeden Abend einer von uns, Banck oder ich, anweſend war.

Auch die vierundzwanzig Ordner erwieſen ſich in der großen Mehrzahl als treue Gehilfen, ſie waren von den Mitgliedern gewählt und die Wahl im Ganzen vortrefflich — unter ihnen wurde eine gute Stütze der junge Maler Plockhorſt; einige lebten verheiratet und in leidlich geſicherter Stellung. Natürlich durfte auch die leichte Unterhaltung nicht fehlen; an Sonntagen machte der Verein unter ſeiner Fahne, zuweilen mit Gäſten, mit Frauen und Mädchen bei leidlichem Wetter Ausflüge in die Umgegend. Auch hier übten die Ordner gute Polizei, was beſonders gegenüber den weiblichen Gäſten wünſchenswerth war, deren Angemeſſenheit nach einem beſonderen Geſetzbuch der Ethik beurtheilt wurde. So weit dies dem Vorſtand deutlich wurde, beſtanden Rangſtufen: die verheirateten Frauen und ihre Töchter, die Bräute, und als dritte die Mädchen, welche mit ſchärferer Kritik betrachtet wurden. Bei Geſellſchaften, die zuweilen weit über tauſend Perſonen umfaßten, iſt nie ein Fall von Trunkenheit und Ungebühr vorgekommen, die Mitglieder waren darin gegen einander ſelbſt ſehr ſtreng und ängſtlich bemüht, dem Vorſtand keinen Grund zum Einſchreiten zu geben.

Es waren die Monate des Frühlings und Sommers, bis zu meinem Abgange nach Leipzig, in welchen ich für den Verein lebte und die meiſten Abende in ihm zubrachte. Sie boten in vielem eine gute Ergänzung zu den Erfahrungen, welche ich bei den Webern und Spinnern in Schleſien gemacht. Die Vereinsgenoſſen gehörten in der großen Mehrzahl dem Arbeiterſtande an und ihre ſocialen Forderungen liefen zwar damals noch in Kinderſchuhen, aber ſie waren faſt ſämmtlich vorhanden und beſchäftigten die Seelen darum nicht weniger, weil ſie noch als gemüthliche Klage der Einzelnen zu Tage traten.

Im Ganzen muß ich wahrlich ſagen, daß mich dieſe Zeit gelehrt hat, wie gutherzig und anhänglich die Seelen in dieſen Kreiſen des Volkes ſind. Aber auch, daß ſie in der Empfindung eigener Schwäche zu Werkzeugen ihrer Führer werden, und daß ein Vereinsleben, wie das geſchilderte, nur gedeihlich wirken kann, wenn es von gebildeten Männern unabläſſig behütet wird. Untereinander hadern die Mitglieder, Mißtrauen, Eitelkeit und kleine Eiferſucht ſtören leicht den Zuſammenhang; wo die Deutſchen aber einmal dem Bedürfniſſe germaniſcher Natur nachgebend lieben und vertrauen, da ſind ſie treu und opferfähig. Im Kleinen wie im Großen.

Auch von Leipzig aus beſuchte ich zuweilen den Verein, und das freundliche Verhältniß zu den Mitgliedern blieb erhalten. Als im nächſten Jahre zu Dresden der Straßenkampf ausbrach, hatten wir die hohe Genugthuung, daß von den 500 Genoſſen des Vereins ſich nicht mehr als fünf an dem Aufſtande betheiligten. Der Verein überdauerte deshalb die Sturmzeit, er wurde ſeitdem von der ſächſiſchen Regierung nicht unfreundlich betrachtet und erhielt für die Bildungsſtunden, die er einrichtete, wohl auch einen kleinen Zuſchuß. Doch wurde er in den nächſten Jahren allmählich ſchwach und verging, weil die Leiter fehlten. Aber er hatte ſich in der gefährlichen Zeit bewährt.

Während dies Vereinsleben in den Abendſtunden des tollen Jahres beſchäftigte, fand ich auch neue Arbeit für den Tag, ich ging unter die Journaliſten.

Es war in den erſten Monaten des Jahres 1848, als ich bei einem Beſuch in Leipzig einem kleinen Herrn gegenüber ſaß, dem hübſche blonde Locken ein rundliches, roſiges Kindergeſicht einfaßten, und der hinter großen Brillengläſern ſtarr und ſchweigſam auf ſeine Umgebung ſah. Es wurde mir geſagt, daß dies Julian Schmidt, Verfaſſer des gelehrten Werkes „Geſchichte der Romantik“ ſei. Längere Zeit hörte er ſchweigend dem politiſchen Geſpräch mit Bekannten zu, plötzlich aber, als ihm irgend eine Behauptung mißfiel, brach der Strom der Rede aus ſeinem Innern, wie ſchäumender Wein aus entkorkter Flaſche. Schnell und kräftig floſſen die Worte im ſcharfen oſtpreußiſchen Dialekt. Was er ſagte war ſo klar, energiſch und warm, daß Alle verwundert zuhörten, und daß die Unterhaltung nicht wieder in Fluß kam, auch als er geendet hatte und ſich wieder ſchweigend hinter ſeine Brille zurückzog. Darauf geriethen wir Beide in ein Geſpräch, das lange dauerte, und es ergab ſich eine ſolche Uebereinſtimmung in den Anſichten, nicht nur über Preußen und die deutſche Unordnung, auch über verkehrte literariſche Richtungen der Zeit, daß ich in großer Hochachtung von ihm ſchied. Seitdem ſuchten wir einander, ſo oft ſich die Gelegenheit bot. Julian Schmidt hatte damals ſein Lehramt in Berlin aufgegeben und war von dem Oeſtreicher Ignaz Kuranda als Mitarbeiter für die Grenzboten gewonnen worden, da dieſen ſelbſt der politiſche Umſchwung in Oeſtreich nach der Heimat trieb. Den deutſchen politiſchen Theil der Wochenſchrift beſorgte Schmidt, die öſtreichiſchen Correſpondenzen und die Reviſion Jacob Kaufmann. Dieſer war ein Judenkind aus Böhmen, den ſein Schickſal nach Deutſchland und unter die Herrſchaft ſeines

Landsmanns Kuranda geführt hatte, einer der harmloſeſten und liebenswertheſten Menſchen, welche je mit dem Rothſtift ſchlechte Aufſätze lesbar gemacht haben. Er beſaß ein ungewöhnliches Sprachtalent, ein merkwürdig geſundes Urtheil auch in politiſchen Dingen, gebrauchte die Feder nicht reichlich, aber ſauber, fein und mit Geiſt, war dabei eine ſinnige, heitere Natur mit einer Ader von ſchalkhaftem Humor. Seine Beſcheidenheit und Selbſtloſigkeit waren ſo groß, daß ſie faſt zum Fehler wurden, er hatte die denkbar geringſten Bedürfniſſe, arbeitete und ſorgte immer für den Nutzen Anderer, und dachte nicht an den ſeinen. Natürlich wurde er überall, wo er thätig war, Liebling und guter Knabe, dem man aufpackte, und dem man auch für das Behagen ſeines eigenen Lebens ſorgen mußte bis auf ſeine Cigarren, die er, wenn man ihm freie Hand ließ, mit unleidlicher Anſpruchsloſigkeit rauchte. Dreiundzwanzig Jahre ſpäter war mir beſchieden, ſeinen Verluſt zu betrauern und den Deutſchen von ihm zu erzählen. Als ich ihn kennen lernte, war er bereits in guter Kameradſchaft mit Julian Schmidt. Und die beiden Geſellen ſaßen bei der Arbeit und Abends am Schenktiſch in der aufgeregten Sachſenſtadt neben einander wie zwei kluge Käuzlein unter dem ſchwirrenden und ſchreienden Vogelvolk. Als ich einige Monate ſpäter mit Schmidt zuſammentraf, machte er mir den Vorſchlag, ich möge den Eigenthumsantheil, welchen Kuranda an den Grenzboten hatte, übernehmen. Da dies ganz zu dem ſtimmte, was ich in dieſer Zeit für mich wünſchte, ſo erklärte ich mich ſogleich bereit, wenn nämlich Schmidt mein Partner und College werden wolle. Er ſchlug ein und wir erwarben zu gleichen Theilen Eigenthumsrecht an dem Blatt.

Die Wochenſchrift „Die Grenzboten“ war einige Jahre vorher von Kuranda in Belgien gegründet, bald nach Leipzig verlegt worden, ſie brachte bis zum März 1848 außer gelegentlicher Lyrik öſtreichiſcher Flüchtlinge, literariſche Beſprechungen, Reiſeeindrücke und dergleichen; aber auch Correſpondenzen über die politiſche Lage, ſoweit dies unter der milden, ſächſiſchen Cenſur möglich war, und ſie ſtellte nach dieſer Richtung einen großen Fortſchritt gegenüber den belletriſtiſchen Wochenſchriften Leipzigs dar. Eine beſondere Bedeutung aber hatte ſie für Oeſtreich dadurch erhalten, daß ſie unter der Herrſchaft Metternichs ein Sammelpunkt politiſcher Klagen, Hoffnungen, Projecte aus allen Theilen des Kaiſerſtaates geworden war. Dort war ſie ſtreng verboten, aber zur Zeit das geſuchteſte Blatt. Nun war ſelbſtverſtändlich, daß nach dem Aufhören der öſtreichiſchen Cenſur und nach Gründung zahlreicher öſtreichiſcher Zeitungen dieſe maßgebende Bedeutung einer auswärtigen Wochenſchrift für den Kaiſerſtaat aufhören mußte. Die neuen Inhaber beſchloſſen, die Zeitſchrift zu dem Organ zu machen, in welchem das Ausſcheiden Oeſtreichs aus Deutſchland und die preußiſche Führung leitende Idee des politiſchen Theils ſein ſollte, dazu von liberalem Standpunkt ein Kampf gegen die Auswüchſe der Demokratie und den Schwindel des Jahres. In dem literariſchen Theil aber eine feſte und ſtrenge Kritik aller der ungeſunden Richtungen, welche durch die jungdeutſche Abhängigkeit von franzöſiſcher Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutſchen gekommen waren.

Vom 1. Juli 1848 begann die ſelbſtändige Thätigkeit der neuen Redaction. Einem jüngeren Geſchlecht mag es nicht leicht ſein, ſich in die journaliſtiſchen Zuſtände jener Zeit hinein zu denken und dieſen erſten Flugverſuchen der befreiten Preſſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es gab damals keine erprobten Staatsmänner mit feſten Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker, ja es gab nicht einmal feſte politiſche Parteien. Die Regierenden folgten mit großer Willensſchwäche der Strömung, und ſtanden neuem Verlangen der aufgeregten Maſſen rathlos gegenüber. Die conſervativen Kräfte in der Nation ſchienen geſchwunden, das nationale Selbſtgefühl war ſchwach; die liberalen Forderungen gingen weit auseinander, und der ſüddeutſche Liberalismus, auch der Gemäßigten, krankte an dem Uebelſtand, daß ihm die ſämmtlichen Staatsregierungen, vorab Preußen, für Feinde der deutſchen Zukunft galten. Wärme für den eigenen Staatsbau beſtand im Grunde nur in Preußen, und war auch dort zur Zeit ein verſchüchtertes Gefühl. In der Nationalverſammlung zu Frankfurt aber begannen erſt die großen dialektiſchen Prozeſſe, welche zu dem Verfaſſungsentwurf von 1849 leiteten, auch dort bildete ſich erſt allmählich unter dem Zwang der Thatſachen das Parteileben und eine Majorität für die berechtigten nationalen Forderungen. Wer in ſolcher Zeit als Journaliſt über Politik ſchrieb, hatte keinen anderen Anhalt, als das Idealbild, das er ſich ſelbſt von einer wünſchenswerthen Zukunft des Vaterlandes gemacht hatte, und keinen anderen Maßſtab für ſein Urtheil, als die Anſichten, die ihm zufällige Eindrücke ſeines eigenen Lebens vermittelt hatten; Sprache, Stil und die nothwendige journaliſtiſche Taktik, Alles was er haßte und was er liebte, mußte ihm der eigene Charakter geben. Er war frei wie der Vogel in der Luft, ohne Führer, ohne Partei, ohne die Erfahrung und ohne die Beſcheidenheit, welche die Gewöhnung einer Nation an parlamentariſche Thätigkeit dem Einzelnen zutheilt. Das war eine wundervolle Lehrzeit des deutſchen Journalismus, und es iſt kein Zufall, daß aus dem Jahre 1848 viele tüchtige Redacteure unſerer größeren politiſchen Zeitungen erwachſen ſind, klug, welterfahren, gewandt, von ſicherem Urtheil in großen Fragen, denen ein jüngerer Nachwuchs nicht ebenſo reichlich gekommen iſt.

Mit frohem Herzen gingen auch die Redacteure der kleinen Grenzboten an ihr Werk. Das Arbeitsgebiet war nicht feſt vertheilt, doch beſorgte Julian in der Regel die deutſchen Artikel, ich die öſtreichiſchen und das Ausland, er außerdem faſt die ganze Literatur und Kunſt mit Ausnahme des Theaters, dazu, ſo lange ich noch in Dresden wohnte, mit Kaufmann die Redaction der einlaufenden Mittheilungen. Und wir richteten offene Briefe, wie damals Zeitgeſchmack war, an die verſchiedenen Staatsmänner und Parteiführer, predigten ihnen ſchonungslos Tugend und Weisheit ohne nähere Kenntniß der Perſonen und der Verhältniſſe, durch welche ſie beſchränkt wurden. Wir gaben dem Oeſtreicher Pillersdorf den verſtändigen Rath, ſich von Deutſchland zu trennen, auch Italien aufzugeben, und machten ihn aufmerkſam, daß es wünſchenswerth ſei, Bosnien zu nehmen und die Völker des unteren Donaulands in einen großen Bundesſtaat zu vereinigen. Wir verurtheilten die Demokratie der Straße mit großer Verachtung, und benutzten jede Gelegenheit den aufgeregten Deutſchen zu ſagen, daß Preußen noch vorhanden und unter allen Umſtänden unentbehrlich ſei. Die Verſammlung zu Berlin fand geringes Wohlwollen, ſelbſt die Mittelparteien der Nationalverſammlung zu Frankfurt flackerten nach unſerer Meinung noch zu unſicher hin und her, und mußten ſich manche ſtrenge Ermahnung gefallen laſſen. In dieſer Zeit waren der ſtarke Menſchenverſtand Julians, ſeine Tapferkeit, die ſouveräne Verachtung des leeren Scheines und der Phraſen, und daneben ſeine warme Anerkennung mannhafter Selbſtändigkeit, wo dieſe einmal bemerkbar wurde, eine wahre Erquickung.

Im Herbſt 1848 zog ich nach Leipzig, dort wohnte Schmidt eine Zeit lang bei mir, ich aber verfiel bald einer ſchweren Krankheit, und er hatte unterdeß die ganze Sorge der Redaction zu tragen und zwar in ungünſtiger Zeit, denn das Blatt, welches den Oeſtreichern nicht mehr bequem war, verlor im Süden ſeinen Einfluß und hatte ſolchen in Deutſchland erſt zu gewinnen. Dieſer plötzliche Wechſel der Abonnenten, der gefährlichſte Umſtand für eine Zeitſchrift, machte das Jahr 1849 zu dem mühevollſten, welches die Redaction durchzumachen hatte, und ich vermuthe, daß Julian, der ſeine ganze Zukunft dem kleinen Fahrzeug anvertraut hatte, zuweilen mit ſtiller Sorge bedrückt war; er hat ſie nie gezeigt, war immer friſch, heiter und tapfer bei der Arbeit, obwohl ihm das Blatt damals keinen anderen Ertrag brachte als das geringe Honorar, welches er wie jeder andere Correſpondent bezog.

Unterdeß lebten wir uns zu Leipzig in einem größeren Kreiſe guter Bekannten ein bei friedlichem Abendverkehr. Zunächſt natürlich mit ſolchen, welche der Zeitſchrift nahe ſtanden und Beiträge lieferten. Außer Kaufmann wurde ein werther Freund Conſtantin Rößler, der damals als Privatgelehrter in Leipzig weilte. Zu den Genoſſen gehörte auch Wilhelm Hamm, Redacteur der agronomiſchen Zeitung, ein friſcher und unternehmender Geſell, der ſich als Freiwilliger im Tann'ſchen Freicorps gerührt hatte, und ſpäter nach mehren induſtriellen Unternehmungen als Miniſterialrath nach Wien ging. Dazu fanden ſich alte Anhänger des Blattes aus Oeſtreich, welche kamen und gingen, wie Alfred Meißner, Max Schleſinger und zahlreiche Flüchtlinge, denen angemeſſen ſchien, ſich den Kroaten des Windiſchgrätz zu entziehen. Die Zeit war ſchlecht, dennoch fehlte dem Kreiſe der frohe Uebermuth nicht. Unter den fremden Gäſten war auch eine rieſige Geſtalt, der Czeche Mickowetz; er hatte bei dem Aufſtand in Prag das Theatercoſtüm eines Swornoſters getragen, ſich der Unterſuchung rechtzeitig durch eine Reiſe zu Knicanin entzogen, hatte dort mit wilden Serbenhaufen Ferkel gegeſſen, die an großen Stangen gebraten wurden, und zugeſehen, wie die Kanibalen abgeſchnittene Köpfe der Feinde aus den Säcken ſchütteten. Unter den Czechen galt er für einen hoffnungsvollen Gelehrten, er wußte in der Geſchichte und Literatur ſeiner Heimat guten Beſcheid, gab auch, wenn er geſprächig geworden war, geheimnißvolle Andeutungen über Hanka's Königinhofer Handſchrift und die anderen Funde, durch welche die Gelehrten ſeines Stammes ihrem Volke eine glorreiche literariſche Vergangenheit zurecht machen wollten. In ſeiner Reiſetaſche brachte er das Manuſcript eines Trauerſpiels mit, „der Przimislawiden Glück und Ende“, welches er in Leipzig aufführen wollte, darin wurde das Glück Czechiens durch die Niedertracht eines deutſchen Böſewichts vernichtet. Bei allem Ungeſchlachten ſeines Weſens war er doch im Grunde gutartig, und wurde auch dem Blatt nützlich, für welches er eine Anzahl Artikel ſchrieb. Als er nun eines Abends ſehr wegwerfend über Schiller ſprach und erklärte, der ganze Wallenſtein ſei voll von Schnitzern, der Name Terzky ſei grundfalſch, Max ſei ein ganz anderer Mann geweſen, und er wolle ein Buch gegen Schiller ſchreiben, da wurde er freundlich gebeten, uns den Schiller vor der Welt nicht klein zu machen, und es wurde ihm angeboten, gegen eine Flaſche weißen Arraks ſein beſſeres Wiſſen zu verkaufen. Er hatte Laune genug darauf einzugehen, erhielt die Beſtechung und trank, zu unſerem geheimen Entſetzen, ein ganzes Waſſerglas gemüthlich aus; reuig beobachteten wir die Wirkung, es that ihm gar nichts. Harmloſer war ein ähnlicher Kauf. Als Alfred Meißner einmal die Unterredung erzählte, welche ein uns wohlbekannter Wiener Redacteur mit ſeinem Journaliſten gehabt und wie er dieſen aufgefordert hatte, gewichtig und brillant zu ſchreiben, kaufte ich ihm das Anrecht auf die hübſche Geſchichte um einige Flaſchen Rüdesheimer ab, ſie iſt im letzten Act der Journaliſten durch Schmock, mit der Klage des gedrückten Mitarbeiters, faſt wortgetreu auf das Theater gekommen.

Auch den Leipzigern blieben die Schrecken des Straßentumults nicht erſpart. Da nach dem erſten Barrikadenbau der Stadtrath alle wohlgeſinnten Bewohner aufgefordert hatte, ſich bewaffnet, durch eine weiße Armbinde kenntlich, in der nächſten Nacht zur Verſtärkung der Communalgarde einzufinden, holte auch ich eine alte Jagdflinte hervor, band die weiße Binde um den Arm und ging zur Nacht von Gohlis, wo ich damals im Sommerquartier wohnte, durch das ſtille Roſenthal nach der Stadt. Auf den Straßen fand ich Alles leer, die Thüren verſchloſſen, den Markt wie ausgeſtorben, nur ein Haufe verlotterter Buben zog trunken und johlend mit allerlei Waffen und einer rothen Fahne an mir vorüber. Als ich aber auf die Hauptwache kam und mich bei dem Offizier der Communalgarde, welcher die Wache befehligte, zum Dienſt meldete, Namen und Abſicht nannte, fand ich keine willige Annahme, ja, weil ich Keinem von der Wache bekannt war, wurde ich mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet und mir endlich erklärt, hier könne man mich nicht brauchen, ich müſſe mich da und dort melden und legitimiren. „Jetzt bei Nacht? Dann alſo gehe ich weiter.“ Wieder ging ich durch leere Straßen, es war die ſchläfrigſte Revolution, die man ſich denken kann. Endlich öffnete ſich ſchnell eine Hausthüre, eine kleine rundliche Geſtalt ſtolperte einige Stufen herab, die Thüre wurde wieder zugeſchlagen, in dem ſchwindenden Lichtſchimmer erkannte ich den Kleinen, es war Julius Seybt, der bekannte Ueberſetzer des Boz und vieler anderer Werke, auch ein Mitarbeiter der Grenzboten. Seybt war ein gewandter, zuweilen flüchtiger Schriftſteller, am Morgen ebenſo ſchnell und regelmäßig bei ſeinem Werke, wie Abends beim Becher. Er übte den Brauch, ſeine Uebertragungen aus dem Engliſchen einem Stenographen zu dictiren und wußte ſo in wenigen Wochen einen ſtarken Roman zu bewältigen. Blieb bei dieſem Verfahren auch Vieles für die Ueberſetzung zu wünſchen übrig, ſie war immer noch beſſer, als die große Mehrzahl ähnlicher behender Leiſtungen. Obgleich er nach Geburt und Sprache ein echter Sachſe war, erwies er ſich doch in ſeiner Geſinnung durch ſein ganzes Leben dem preußiſchen Weſen leidenſchaftlich zugethan, und wenn er des Abends mit ſächſiſchen Offizieren zuſammenſaß, was er regelmäßig that, ſo war er unermüdlich, ihnen Gutes von Preußen zu erzählen. Es iſt wohl möglich, daß ſie den werthen Tiſchgenoſſen in dieſem Punkt lange für unzurechnungsfähig hielten, bis die Zeit erwies, daß er nicht Unrecht gehabt. In jener Nacht alſo gingen wir, jetzt zu zweien, den Ereigniſſen nach, zuerſt in die Gegend, wo Schmidt wohnte, auch dort war Alles ſtill, endlich ſaßen wir nieder und waren bald in feuriger Unterhaltung über Macaulay, den

Seybt gerade den aufſtändiſchen Deutſchen zur Lectüre empfehlen wollte.

Aber Leipzig bot noch andere perſönliche Verbindungen, als die mit federſchnellen Männern der Tagespreſſe. Die Univerſität hatte damals das Glück, daß auf ihr drei unſerer größten Philologen lehrten: Moritz Haupt, Otto Jahn und Theodor Mommſen. Die Freundſchaft, in welcher die drei zuſammen lebten, und die vornehme Geſinnung, mit der ſie ihrer Wiſſenſchaft dienten, waren eine ganz einzige Erſcheinung. Die erſte Bekanntſchaft mit ihnen wurde mir durch die Uebereinſtimmung der politiſchen Anſchauungen vermittelt. Die drei Profeſſoren waren wegen ihrer Theilnahme am deutſchen Verein der ſächſiſchen Regierung verleidet worden und durch eine Unterſuchung in ihrer Lehrthätigkeit gehemmt. Haupt, der älteſte, hielt ſich ſeitdem ſehr eingezogen, aber er freute ſich über den Beſuch eines Gleichgeſinnten; gern ſaß ich in der Abenddämmerung auf ſeinem alten Sopha mit ihm und ſeiner klugen Frau zuſammen, zuweilen gelang es auch den ernſten, in ſich gekehrten Mann zu geſelliger Unterhaltung in eine ſtille Ecke zu verlocken. Er war geneigt, von dem leichtlebigen Schleſier Gutes zu hoffen, und ich fühlte eine recht innige Hochachtung vor dem reichen Wiſſen und dem ſtarken Ausdruck des gewiſſenhaften und ſchwerflüſſigen Gelehrten. Mit den jüngeren Genoſſen Jahn und Mommſen entſtand bald ein kameradſchaftliches Einvernehmen, beide wurden hochgeſchätzte Mitarbeiter der Grenzboten, denen ſie manchen Prachtartikel geliefert haben. Nur wenige Jahre weilten die drei unter uns, aber auch zu den Abgerufenen beſtand das alte Bundesverhältniß und es wurde mit den Jahren noch inniger. Ihre Freundſchaft kam meinem geſammten Geiſtesleben zu Gute. Bei dem Beruf, den ich gewählt, war ich nicht mehr in der Lage auf den weiten Gebieten der deutſchen und alten Philologie mich in ſelbſtändigen Forſchungen zu vertiefen, aber ich brachte aus meiner Vergangenheit Verſtändniß und lebhaften Antheil an den Eroberungen meiner ſtarken Helden mit. Konnte ich nicht ſelbſt Philologe ſein, ſo war ich doch ſtolz darauf, daß es die Freunde auch für mich waren, und ich bin ſeit jener Zeit auf den neuen Bahnen, welche die drei Gelehrten in ihrer umfangreichen und großartigen Thätigkeit eröffneten, getreulich nachgewandelt. Dies beſcheidene Mitleben an ihrer Arbeit verklärte auch den perſönlichen Verkehr, ſie gewöhnten ſich, mich als einen ihrer Getreuſten zu betrachten. Zwei von ihnen ſind uns verloren, aber der jüngſte und genialſte iſt unermüdlich, als Häuptling der deutſchen Wiſſenſchaft neue Gebiete botmäßig zu machen.

Als die Politik nicht mehr das ganze Intereſſe der Leſer in Anſpruch nahm, begann Schmidt literariſche Artikel gegen die Jungdeutſchen und Romantiker. Seine energiſche Thätigkeit nach dieſer Richtung ſchuf ihm und dem Blatt viele Gegner, unter denen Gutzkow der erbittertſte war, aber ſie iſt wohl werth, daß man mit Anerkennung daran zurück denke. Es war damals die Zeit, wo alle Gegenſätze ſcharf gegen einander ſchlugen und Schmidt war nicht der Mann, in ſeinem Feuereifer jedes Wort vorſichtig abzuwägen. Doch der letzte Grund ſeines Unwillens war immer ehrenwerth, es war der Haß gegen das Gemachte und Gleißende, gegen ungeſunde Weichlichkeit und gegen eine anſpruchsvolle Schönſeligkeit, welche an den Grundlagen unſeres nationalen Gedeihens, an Zucht und Sitte und deutſchem Pflichtgefühl rüttelte mit einem Hochmuth, deſſen letzte Urſache Schwäche des Talents oder gar des Charakters war.

Jetzt wo dieſe Schwächen und Fehler überwunden oder mit anderen vertauſcht ſind, wird uns eine unbefangene Beurtheilung leichter. Damals galt es, das anſpruchsvolle, noch mächtige Schädliche zu beſeitigen. Es iſt auch nicht richtig, daß durch die Bewegung des Jahres 1848 und deren Folgen bereits eine Beſſerung bewirkt war, und daß es abſterbende

Richtungen waren, welchen die Grenzboten den Krieg erklärten. Denn indem Schmidt verurtheilte, was in unſerer Literatur krank war, wies er auch unabläſſig auf die Heilmittel hin und wurde dadurch in Wahrheit ein guter Lehrer für die Jüngeren, welche falſchen Vorbildern, die in unbekämpftem Anſehen ſtehen, zu folgen bereit ſind. Ihn ſelbſt haben die Gegenangriffe der Gekränkten, an denen es nicht fehlte, vielleicht einmal geärgert, nie beirrt.

Und doch, obgleich er als Kritiker dafür galt, daß ihm Anerkennung ſchwer wurde, ſtand er nichts weniger als kalt dem geſchaffenen Dichterwerke gegenüber. Er hatte an allem wohl Gelungenen eine tief innige Freude und behielt vor echter Poeſie die Wärme und Begeiſterung eines Jünglings bis in ſein höheres Alter. Vor allem feſſelte ihn originelle Zeichnung der Charaktere, nächſtdem die Grazie in Schilderung und Sprache. Die Darſtellungsweiſe der engliſchen Dichter war ganz nach ſeinem Herzen, den Zauber der wundervollen Färbung bei Dickens empfand er ſo voll, wie nur ein Engländer jener Zeit, und für die ſtärkeren Talente der Franzoſen, z. B. für Balzac, fühlte er weit größere Sympathie als ſein Mitredacteur. Wo er hohe Intentionen fand, wurde er auch durch große Mängel in der Ausführung nicht erkältet. Er ließ nicht ab, mit dem Schwulſt und der Neigung zum Häßlichen bei Hebbel abzurechnen, aber obgleich ihn in jedem neuen Werk deſſelben Vieles verletzte, ſo blieb ihm doch das Bedürfniß dieſes Talentes, Großartiges darzuſtellen, ſehr ehrenwerth. Wo er vollends die Gabe erkannte, geſunde Menſchen zu ſchildern, wurde er ein freundlicher Rathgeber. Er war es, der in der Preſſe zuerſt das kräftige Talent Otto Ludwigs verkündete, und vollends Fritz Reuter hat keinen wärmeren und beſſeren Beurtheiler gefunden als ihn. In gehobener Stimmung und mit ſchöner Herzensfreude trug er die Geſtalten und Situationen jeder neuen Geſchichte des wackeren Mannes in ſich herum und wurde nicht müde ſie in heiterer

Geſellſchaft zu rühmen. In derſelben bereitwilligen Anerkennung eigenartiger Schilderung von Charakteren und Zuſtänden wurde er auch ſpäter ein Bewunderer und Freund Iwan Turgenjew's. — Fand er aber in einer Dichternatur nicht viel von dem, was ihn kräftig anzog, ſo ging er in ſeiner Kritik an den Grenzen ſolcher poetiſchen Begabung herum, er bornirte ſich gewiſſermaßen das, was ihm fremdartig blieb, und weil er dann, um ſeine Kälte zu rechtfertigen, mehr von den Schwächen als von dem Guten des Werkes ſprach, ſo machte ſeine Beſprechung wohl einmal den Eindruck zu großer Strenge. Aber er ſelbſt war, wo er ſpäter zu beſſerer Würdigung kam, ſogleich bereit und eifrig, ſein Urtheil zu ändern. Denn immer urtheilte er ehrlich ſeiner eigenen Natur gemäß und ehrlich gegen die Kunſt, nur um der guten Sache willen, und immer vom Standpunkt eines tüchtigen Mannes und eines wackeren Deutſchen. Und dieſe Eigenſchaft hat ihm, dem Kritiker, bei der jüngeren Generation auch zuerſt ſeine Bedeutung verſchafft, denn bei einer Kritik ſucht der Leſer geradeſo wie bei der Geſchichtſchreibung nicht nur geiſtvolles Urtheil, ſondern über Allem in dem Beurtheilenden einen Mann, in deſſen Charakter er Vertrauen ſetzen kann.

Langjährige fortgeſetzte Beſchäftigung mit Kritik, zumal mit äſthetiſcher, bereitet auch dem Beurtheilenden Gefahren, leicht wird die Fähigkeit gemindert, Neues warm aufzunehmen, eine gewiſſe Sättigung macht anſpruchsvoll, und die Gewöhnung, nach feſtgewordenen Anſichten zu urtheilen, bedroht mit Einſeitigkeit. Deshalb iſt beſonders bezeichnend für die Tüchtigkeit Julian Schmidts, daß er mit den Jahren nicht abſprechender und mürriſcher, ſondern milder, vielſeitiger und anerkennender wurde.

Bei der zunehmenden Gleichgültigkeit der Leſer gegen Fragen der Politik wurde es fortwährend nöthig, neuen Stoff der Unterhaltung und Belehrung heranzuziehen, und während Schmidt vorzugsweiſe literariſche Artikel ſchrieb, nahm ich frühere Arbeiten wieder auf und begann geſchichtliche Bilder aus der Vergangenheit mitzutheilen, ſoweit die Grenzboten dergleichen vertragen konnten.

Die Wochenſchrift ſetzte ſich allmählich bei den Leſern feſt, ſie erwarb ſich die Achtung, welche ſelbſtändiger Ueberzeugung und dem feſten Ausdruck derſelben von den Deutſchen niemals verſagt wird. Sie gewann auch gute und bedeutende Mitarbeiter, unter dieſen Einige, welche ſeitdem in der politiſchen Literatur unſerer Nation Bedeutung gewonnen haben, außerdem namhafte Gelehrte: Philologen, Hiſtoriker und Kunſtſchriftſteller, welche einem größeren Leſerkreis neue Funde der Wiſſenſchaft und den Gewinn eigener Forſchung entgegen brachten, darunter eine lange Reihe unſerer beſten Namen.

Allerdings gelang es nie, dem Blatt die Fülle und Reichlichkeit der Beiträge zu verſchaffen, deren eine große Revue bedarf; die beſten franzöſiſchen und engliſchen Unternehmungen blieben nach dieſer Richtung ein unerreichtes Vorbild. Der kleinen Wochenſchrift war die Vieltheiligkeit Deutſchlands hinderlich, die Enge unſerer Verhältniſſe und die immer noch beſcheidene Abonnentenzahl des Blattes. Oft blieb zufällig, ob eine wichtigere literariſche Erſcheinung oder ein größeres Tagesintereſſe in dem grünen Umſchlage die geeignete Beſprechung fand, und es fehlte auch nicht an ſolchen Wochen, in denen der Mangel an gutem Manuſcript dazu zwang, ſehr Unbedeutendes zu bringen. Trotzdem ſagt die Behauptung wohl nicht zu viel, daß die Grenzboten einen weſentlichen Einfluß auf die Bildung der jungen Generation ausgeübt und allmählich den Ruhm erworben haben, viel von deutſcher Einſicht und deutſchem Gewiſſen zu Tage zu bringen. Das Hauptverdienſt aber dieſes Erfolges in den dreizehn erſten Jahren herben Kampfes gegen eine öde Reaction und gegen die Muthloſigkeit und Zerfahrenheit im Volke kommt Julian Schmidt zu, der Regelmäßigkeit ſeines Fleißes, ſeiner feſten Vaterlandsliebe, dem unerſchütterlichen Vertrauen zu der Tüchtigkeit der Nation und zu der Kraft des preußiſchen Staats, und ſeiner tapferen Rückſichtsloſigkeit.

Er war ein ſchneller Arbeiter, pünktlich im Abliefern des Manuſcriptes, Freude und Troſt der Setzer; die Gedanken ſtrömten ihm voll und gleichmäßig aus der Feder, auf den Seiten, die er von oben bis unten zu beſchreiben liebte, fand ſich ſelten ein Wort corrigirt. Die Rückſeite ſeiner Concepte war gewöhnlich mit algebraiſchen Formeln beſchrieben, ſolches Rechnen trieb er unabläſſig als Privatvergnügen zur Erholung.

Mit der Redaction wechſelten wir nach den erſten Semeſtern halbjährig und da ich einen Theil des Sommers auf dem Lande zubrachte, ſo machte ſich's, daß Schmidt im Sommer, ich im Winter die Redactionsgeſchäfte beſorgte, dadurch erhielt jeder von beiden für ein halbes Jahr Muße zu größerer Arbeit. Doch war bei dieſem Wechſel nicht zu vermeiden, daß Verſchiedenheiten in der Behandlung der Eingänge bemerkbar wurden. Schmidt hatte z. B. eine ſouveräne Stimmung gegenüber dem Mannigfaltigen, wodurch ein Blatt den Leſern anmuthig zu werden ſucht, und beſſerte ungern an dem mangelhaften Stil ſolcher Artikel, welche aus der Fremde kamen und wegen des zeitgemäßen Stoffes nicht zu verachten waren; ja er ſchrieb lieber ein halbes Heft ſelbſt, als daß er verſtruwelten Gedanken und Sätzen den redactionellen Bürſtenſtrich vergönnte. Nun war uns der treue Kaufmann verloren. Die öſtreichiſche Regierung hatte wegen eines mißliebigen Artikels ſeine Auslieferung verlangt und wir hatten, um ihn vor dem Spielberg zu bewahren, ſeine Abreiſe nach England veranlaßt. Deshalb wurde, zumal auch das ſächſiſche Preßgeſetz ein Landeskind zum verantwortlichen Redacteur forderte, allmählich wünſchenswerth, einen beſonderen Redacteur zu beſtellen. Damals war Moritz Buſch aus Amerika zurückgekehrt, und hatte in dem Blatt ein ganz ungewöhnliches Talent für Schilderungen und erzählende Artikel erwieſen.

So wurde er 1857 zum Redacteur beſtellt. Und es ſoll bei dieſer Gelegenheit geſagt werden, daß er durch eine Reihe von Jahren mit treuer Hingabe für das Blatt thätig war, zum großen Nutzen für die Grenzboten und zur Freude der Eigenthümer, und daß er in dieſer Zeit uns Beiden auch im perſönlichen Verkehre werth und vertraulich wurde. Erſt in dem Jahre 1865 zog ihn das Schickſal in andere Bahnen.

Unterdeß hatte Schmidt auch ſein eigenes Leben redigirt, er hatte ſich eine liebenswerthe Gattin aus einem niederdeutſchen Pfarrhauſe geworben, ſie wurde die Vertraute ſeiner Gedanken, das beſte Glück ſeines ganzen ſpäteren Lebens. Vergnügt richtete er ſich den eigenen Haushalt ein und verlebte von da an meiner Seite einige friedliche Jahre, freilich in doppelt angeſtrengter Thätigkeit. Die erſte Ausgabe ſeiner Literaturgeſchichte war erſchienen, ſein Ruf als Kritiker feſtgeſtellt; auch geſellſchaftlich hatte er ſich in Leipzig eingelebt, die früheren Tiſchgenoſſen Jahn und Mommſen waren fortgezogen, aber Heinrich v. Treitſchke, damals in blühender Jugend, wurde den Grenzboten ein lieber Gefährte, Freude und Stolz des Kreiſes, und Karl Mathy kam als Director der Creditanſtalt nach Leipzig und wurde ein hochgeſchätzter Mitarbeiter. Seitdem gab es wohlthuenden Familienverkehr und täglich anregendes Männergeſpräch, zu dem ſich am runden Tiſch eine Anzahl geſcheidter und tüchtiger Leipziger mit den Grenzboten zuſammenfand.

Julian Schmidt hatte der Zeitſchrift dreizehn Jahre angehört, als ihm 1861 von Berlin aus der Antrag geſtellt wurde, dort unter ſehr günſtigen Bedingungen die Leitung einer neuen, unabhängigen Zeitung zu übernehmen. Er erhielt dadurch die Ausſicht auf eine größere Wirkſamkeit und auf feſtere Stützen ſeines äußeren Lebens. Als er ſich entſchloß, dem Ruf Folge zu leiſten, da durften ſeine alten Freunde zwar unſicher ſein, ob das Zeitungsweſen ihm auf die Dauer gedeihen könne, aber daß er ſelbſt in dem literariſchen Treiben der großen Stadt ſich ehrenvoll behaupten werde, das war uns Allen zweifellos. Die neue Zeitung dauerte nicht, Schmidt aber gewann in der Hauptſtadt eine neue Heimat, die ihm lieb wurde. Der kleine Haushalt, in dem er mit der geliebten Frau waltete, wurde eine Stätte, an welcher ſich viele der beſten und vornehmſten Geiſter der großen Stadt an dem Frieden, der ſeelenvollen Heiterkeit und den klugen Gedanken eines alten Vorkämpfers der deutſchen Journaliſtik erfreuten. Denn durch ſein ganzes Leben trug er in ſich den Adel einer guten und kräftigen Menſchennatur, Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Geſinnung, die Unſchuld einer Kinderſeele bei gereiftem Urtheil und einem hochgebildeten Geiſte, als ein reiner und guter Mann ohne Falſch, warmherzig, treu ſeinen Freunden. Es iſt nach ſeinem Tode 1886 dem älteren Genoſſen beſchieden, hier von ſeinen Verdienſten um die Grenzboten zu erzählen.

Noch zehn Jahre blieb ich nach ſeinem Abgange an der Wochenſchrift betheiligt, und es ſei mir geſtattet, hier vorgreifend die Schickſale des Blattes in dieſer Zeit kurz zu berichten. —

Den Antheil am Eigenthum der Grenzboten, welchen Schmidt beſeſſen, übernahm ein anderer Freund, Max Jordan. Durch ihn wurden dem Blatt regelmäßige Berichte über die Literatur der bildenden Künſte zugeführt, er iſt mein treuer Geſchäftsgenoſſe geblieben bis zu unſerem gemeinſamen Ausſcheiden.

Für die Deutſchen war ſeit 1861 eine Zeit neuer Hoffnungen gekommen, ich ſchrieb wieder häufiger politiſche Artikel und beſprach literariſche Neuigkeiten. Als im Frühjahr 1866 Moritz Buſch aufhörte Redacteur zu ſein, wurde Julius Eckardt aus Riga für die Zeitſchrift gewonnen. Daß die Politik ſiegreich wurde, welcher die Wochenſchrift diente, kam auch ihr zu Gute, die Zahl der Leſer wuchs mit jedem Jahr, neue Kräfte wurden gewonnen, die Mitarbeiter ſchrieben jetzt in gehobener Stimmung. Auch ich fand in meiner Thätigkeit als Journaliſt wieder erhöhte Befriedigung und ich dachte oft, daß es ſchön ſei, mit der Feder in der Hand die größten Ereigniſſe zu begleiten und der Begeiſterung und leidenſchaftlichen Theilnahme in der Nation Ausdruck zu geben. Drei Jahre lang gereichte die ungewöhnliche Arbeitskraft und die gute Kenntniß der oſteuropäiſchen Verhältniſſe, welche Eckardt zubrachte, dem Blatt zum Vortheil und der perſönliche Umgang mit ihm mir ſelbſt zur Freude. Als den zuverläſſigen Mitarbeiter die Rückſicht auf ſeine Familie und Zukunft von uns fortführte, trat Alfred Dove an ſeine Stelle. Aber nur bis zum Ende des Jahres 1870 genoß das Blatt die Fürſorge dieſes reichen Geiſtes. Da veranlaßte ein Gegenſatz mit dem Verleger, welcher durch die Haltung des Blattes in confeſſionellen Fragen ſchon oft ſchmerzlich berührt worden war, uns Alle von den Grenzboten zu ſcheiden. Dove übernahm noch auf einige Jahre die Leitung der Zeitſchrift „Im neuen Reich“, welche Hirzel für unſeren Kreis einrichtete, auch dorthin lieferte ich Beiträge, doch war ich der Anſicht, daß die Aufgabe, die ich als Tagesſchriftſteller übernommen, gelöſt ſei.

Durch fünfundzwanzig Jahre hatte ich, wenn auch in den beſcheidenen Verhältniſſen einer Wochenſchrift, unter den Stimmführern der deutſchen Preſſe geſtanden. Was Traum und Sehnſucht meiner Jugend geweſen war, das war auf den Schlachtfeldern und in den Kabinetten, durch die Tapferkeit unſerer Soldaten und durch die Größe unſerer politiſchen Führer Wirklichkeit geworden: ein machtvoller, deutſcher Staat.

Ich kehrte zu meinen Büchern und zu meiner Dichterarbeit zurück. Hier aber ſei einem alten Journaliſten geſtattet, in Freude zurückzudenken an die lange Reihe tüchtiger und guter Männer, welche mit ihm vereint an dem Blatte Antheil gehabt haben, faſt ſämmtlich nahe perſönliche Freunde und Kampfgenoſſen auf verſchiedenen Gebieten unſeres geiſtigen Lebens.

Die meiſten der regelmäßigen Mitarbeiter und Redacteure hat das große Preußen den kleinen Grenzboten einen nach dem andern abgenommen, ſie ſind dort in einflußreicher und angeſehener Stellung thätig. Nicht alle gehören demſelben Parteilager an, aber ich hoffe, daß ſie ſämmtlich die Jahre ihrer theilnehmenden Sorge für die grünen Blätter nicht für verlorne Zeit halten.

10.

Arbeiten der Mannesjahre.

Meine unſichere Geſundheit, die ſich nach 1848 in der Stadtluft von Leipzig nicht kräftigen wollte, hatte den Arzt veranlaßt, für den Sommer Landaufenthalt zu empfehlen. Im Jahre 1851 erwarb ich deshalb ein Landhaus mit Garten zu Siebleben bei Gotha. Das altfränkiſche Haus, gerade für einen beſcheidenen Haushalt ausreichend, war im Anfange des Jahrhunderts von dem Miniſter Gotha's, Sylvius von Frankenberg, eingerichtet worden, es hatte damals oft die Gäſte von Weimar: Karl Auguſt, Goethe und Voigt auf ihren Fahrten nach Eiſenach beherbergt und war in ihrem Kreiſe unter dem Namen „die gute Schmiede“ wohl beleumdet geweſen. Jetzt ſtand der kleine alte Bau, nach manchem Wechſel der Beſitzer, als ein Zeugniß, wie enge, anſpruchslos und doch behaglich ein früheres Geſchlecht gehauſt hatte. Ich fühlte mich in dem Beſitz ſehr wohl und ſiedelte jedes Frühjahr gern dorthin über. Die heitere Ruhe förderte mir auch die literariſche Thätigkeit, dort iſt bei Weitem der größte Theil meiner größeren Arbeiten ausgeſonnen.

Seitdem verlief mein Leben, wie das unſerer alten Heidengötter, zweigetheilt zwiſchen Sommer und Winter; ſo oft der Frühling kam, die Obſtbäume blühten, Fink und Staar ihre Stimmchen erhoben, zog ich hinaus ins freie Land, dort pflanzte ich Blumen, beobachtete meine alten Lieblinge die Kürbiſſe, ſprach mit meinen Dorfleuten kluge Worte und ſchrieb an meinen Büchern; genoß den Zuſpruch werther Männer aus der Nähe und Ferne, verkehrte auch artig nach Hofbrauch mit Fürſten und hohen Herren. Wenn aber der Winterſturm über die kahlen Felder fegte, fuhr ich mit der Heldenſchaar meiner Phantaſiegeſtalten nach der Stadt zurück, wurde Journaliſt und hauſte, von meinen Artikeln, den Raben, umflattert, im Schatten der Bücherſchränke. Dort freute ich mich an dem Hausverkehr mit vertrauten Männern der Stadt, die auf den Bänken der Wiſſenſchaft lagerten oder im Rathſtuhle und im Comptoir ſaßen. Im Winter ſammelte ich ein, was ich im Sommer ausgab.

In der Stille des Dorfes, unter dem Blätterdach alter Linden kam im Jahr 1852 wieder die Freude an eigener Erfindung. Ich war unter das Völklein der Journaliſten gerathen und trug im Herzen die Bilder vieler närriſcher Käuze, die ich kennen gelernt. Da machte es ſich wie von ſelbſt, daß ich dies Stück Welt, in welchem ich mit Behagen verkehrte, für mein altes Handwerk in Anſpruch nahm. Die Vorbilder für die kleinen Typen der Charaktere fand ich überall in meiner Umgebung, auch die Handlung: Wahl eines Abgeordneten, an welcher meine Journaliſten ſich zu betheiligen hatten, lag ſehr nahe. Ich ſchrieb das Luſtſpiel „Die Journaliſten“ in den drei Sommermonaten nieder. Nie iſt mir ein Plan ſo ſchnell fertig geworden als dieſer, auch bei der Arbeit empfand ich mit Befriedigung, daß die vor Jahren erworbene Sicherheit im ſceniſchen Ausdruck unvermindert war. Als ich das fertige Stück im Herbſt nach Leipzig brachte, meinte ich, mein Genoſſe Schmidt müßte, nächſt meiner Hausfrau, der erſte ſein, welcher ein Urtheil darüber auszuſprechen hatte, ich trug es dem Ueberraſchten zu und hatte die Genugthuung, daß er damit einverſtanden war.

Alsbald beſorgte ich Bühnendruck und Verſendung und ſah mich auf einmal wieder im Verkehr mit den deutſchen Theatern. Zu den wohlwollenden Freunden, welche das Luſtſpiel gewann, gehörte Eduard Devrient, derzeit Leiter des Hoftheaters zu Karlsruhe. Ich beſchloß alſo das Einſtudiren und die Aufführung ſeiner Bühne zu einer Probe für mich ſelbſt zu machen, um durch eigene Anſchauung des Bühnenbildes über das Gelungene und Mangelhafte ſicher zu werden. Als ich zu Karlsruhe eine gute Aufführung erlebt hatte, mußte das Stück in der Hauptſache für mich abgethan ſein. Noch bei wenigen Aufführungen anderer Bühnen, die mir nahe lagen, war ich in den nächſten Monaten zugegen, ſpäter hielt ich mich fern. Jeder Schaffende hat darauf zu achten, daß ein beendetes Werk ihm ſelbſt ſobald als möglich in den Hintergrund gerückt werde, damit ihm während einer neuen Arbeit nicht frühere Geſtalten in der Phantaſie umhergaukeln und die Friſche des neuen Bildens beſchränken. Doch noch aus anderem Grunde ſehe ich meine eigenen Stücke ungern auf den Brettern. Denn die Zurichtung, welche die deutſchen Theaterſtücke auf den verſchiedenen Bühnen erhalten, nicht nur durch die Regiſſeure, ſondern noch mehr durch beliebte Darſteller der einzelnen Rollen, wird dem Autor oft peinlich und unleidlich. Der Mangel an Pietät gegen den geſchriebenen Text iſt bei uns eine alte wohlbegründete Klage, er wird ſelbſt von dem Publikum zuweilen als Uebelſtand empfunden. Selten widerſteht der deutſche Schauſpieler der Verſuchung, Stellen, die ſeinem Talent unbequem ſind, wegzulaſſen, wohl auch an den Worten zu ändern, und was das Schlimmſte iſt, eigene kleine Erfindungen, von denen er ſich eine Wirkung verſpricht, dazwiſchen einzutragen.

Solche Veränderungen in den Rollen und Textbüchern gehen an den Theatern von einer Generation der Schauſpieler auf die andere über. In früherer Zeit fuhr ich zuweilen dazwiſchen, ich mußte es aufgeben, weil eine Ueberwachung von hundert Textbüchern auf die Länge unmöglich iſt, und weil dieſe Unart aufs engſte mit dem Hauptleiden unſerer Bühnen, Schwäche und Ohnmacht der Regie, zuſammenhängt.

Das Stück fand bei den deutſchen Theatern ſchnelle und wohlwollende Aufnahme und die Gunſt der Zuſchauer iſt ihm geblieben. In Berlin ſtand die königliche Bühne an, dasſelbe in Scene zu ſetzen, weil damals bei Hof und Regierung Alles, was irgend liberal erſchien, verpönt war. Unverkennbar aber hatten die in dem Stück bevorzugten Journaliſten der Union einen gewiſſen liberalen Strich. So erſchien das Luſtſpiel zuerſt auf einem andern Theater Berlins, die Intendanz nahm es aber auf, ſobald ſie vermochte, und hat es ſeitdem dem Publikum der Hauptſtadt häufig zugetheilt.

„Die Journaliſten" wurden geſchrieben, bevor die unglückliche Erfindung eines Zwiſchenvorhangs die Acte, welche Scenenwechſel haben, auseinanderriß. Deshalb iſt im zweiten und vierten Act die Verwandlung nicht vermieden. Als einige Zeit darauf Eduard Devrient von einer Sitzung der Bühnenvorſtände nach Siebleben kam und zufrieden mittheilte, es ſei beſchloſſen worden, den Scenenwechſel innerhalb der Acte durch Herablaſſen eines Zwiſchenvorhangs zu decken, damit das widerwärtige Umſtellen der Couliſſen und Möbel den Augen der Zuſchauer entzogen werde, da war der befreundete Mann betroffen, als ihm entgegengehalten wurde, daß man den Teufel austreiben wolle durch den Oberſten der Teufel. Denn der Zuſammenhang der Stücke wurde durch die neue Erfindung in ganz neuer Weiſe zerriſſen, die Regiſſeure konnten ſich ſeitdem nicht verſagen, durch reichlichere Ausſtattung mit allerlei Kram und unweſentlichem Beiwerk die einzelnen Scenen zu verzieren, Stücke mit häufigem Scenenwechſel von Shakeſpeare, Heinrich von Kleiſt und Anderen wurden in eine Reihe von Situationsbildern aufgelöſt, und das iſt ein ſehr ernſter Uebelſtand für die künſtleriſche Geſammtwirkung dieſer Stücke geworden. Wollte man den unleugbaren Uebelſtand des Scenenwechſels bei offener Bühne mindern, ſo mußte man die vervollkommnete Technik unſerer Bühneneinrichtungen gerade hier in Anwendung bringen, wo ſie noth that, um den Wechſel durch

Maſchinerie, Verſenkungen u. ſ. w. ſo ſchnell als möglich zu bewirken, immer aber mußte die Ausſtattung der Scene mit Verſetzſtücken und Möbeln auf das Nöthigſte beſchränkt bleiben. Das Publikum freilich gibt ſich gern der Betrachtung eines wohlgefälligen Theaterbildes hin, auch dem Schauſpieler fördert vielleicht ſchmuckvolle Einrichtung einmal die gute Stimmung und kleine Kunſtwirkungen. Aber Beides iſt unweſentlich gegenüber der Gefahr, daß die Nebendinge zu einer Hauptſache werden. Wir haben ſeitdem erlebt, wie das Streben nach hiſtoriſcher Treue, ſtilvoller Einrichtung der Scenen, nach Beleuchtungseffecten, zeitgemäßem Coſtüm und Geräth ſich ausgebreitet hat. Für die ernſte Kunſt iſt das kein Vortheil. Alle guten dramatiſchen Wirkungen eines Stückes können vollſtändig zur Geltung kommen und würden in manchen Fällen größer ſein, auch wenn das Stück von Anfang bis zu Ende vor demſelben dunkeln Hintergrunde abgeſpielt werden müßte. Denn der Zuſchauer iſt ſich doch immer bewußt, daß er nicht der Wirklichkeit gegenüber ſitzt, und er ſoll dieſe ſtille Empfindung auch gar nicht verlieren. Nun iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir nicht zu dem einfachen Brettergerüſt alter Zeit zurückkehren können, und daß auch in Decorationen, Tracht und Beiwerk auf einen gewiſſen mittleren Durchſchnitt der geſchichtlichen Bildung unter den Zuſchauern Rückſicht genommen werden muß. Dieſe Beachtung unſerer geſchichtlichen Kenntniſſe darf ſich aber auf der Bühne nie in den Vordergrund drängen. Und der Dichter, welcher es ehrlich mit ſeiner Kunſt meint, wird ſich ſorgfältig hüten, ſolche decorative Wirkungen in ſeine Arbeit aufzunehmen. Er iſt durch den Zwiſchenvorhang ohnedies in die Lage gebracht, jeden Scenenwechſel innerhalb des Actes vermeiden zu müſſen. Das iſt für ihn, zumal bei hiſtoriſchen Stoffen, eine Aufgabe, die oft unüberwindlich ſcheint. Aber faſt immer vermag kluge Erfindung darüber hinwegzuhelfen.

Das Luſtſpiel „die Journaliſten“ erſchien 1853 im Buchhandel, zuerſt allein, dann zuſammen mit den früheren Stücken.

So war ich wieder mit einem Erfolg über die Bretter gewandelt und es hätte nahe gelegen, in derſelben Dichtungsform fortzufahren. Aber ich ſelbſt war in dieſen Jahren ein anderer geworden, die großen geſchichtlichen Verhältniſſe, in denen ich als Schriftſteller mich tummelte, Manches was ich erlebt und angeſchaut hatte, die volle und ſtarke Strömung des Lebens, welche mir jetzt durch die Seele zog, wollte ſich in den Rahmen eines Theaterabends, in die knappe Form des Dialogs, und in die kurzen Scenenwirkungen nicht einpaſſen. Mich überkam der Wunſch, mein Verſtändniß der Zeit und was ich etwa von guter Laune beſaß, mit der Fülle und Reichlichkeit auszuſprechen, welche in einer poetiſchen Erzählung möglich wird. Im Sommer 1853 trat ich darüber mit den kleinen geflügelten Collegen, den Lyrikern meines Gartens in Berathung und begann meinen erſten Roman, welcher mich auch noch im nächſten Jahre beſchäftigte. Im Winter ſchrieb ich wieder Artikel und redigirte die grünen Blätter.

Nach den Tagen von Olmütz und Bronzell war Preußen einer trübſeligen Reaction verfallen, und die Wochenſchrift hatte keinen leichten Stand, wenn ſie zu gleicher Zeit die Gegner Preußens verurtheilte und die Zuſtände in Preußen unzufrieden beſprach. Die argwöhniſche Gehäſſigkeit, mit welcher man damals zu Berlin jede ſelbſtändige Aeußerung in der Preſſe betrachtete, hatte bewirkt, daß auch gemäßigte Blätter keine von der Regierung unabhängigen Berichte über die Landtagsverhandlungen erhielten, jeder Correſpondent, welcher in den Verdacht ſolcher Thätigkeit kam, wurde aus Berlin ausgewieſen, und doch verhielt ſich die Oppoſition in jenen Jahren durchaus nicht unpatriotiſch, ihr ſtärkſter Vorkämpfer war Georg Vincke. Um dieſem unleidlichen Nothſtand in der Preſſe abzuhelfen, kamen im Winter 1853 einige Geſinnungsgenoſſen überein, durch kleine Beiträge eine autographirte Correſpondenz zu erhalten, welche unentgeltlich an Zeitungen und an Parteigenoſſen in der Kammer verſandt werden ſollte. Ich übernahm es dieſelbe einzurichten, ein junger Gelehrter in Berlin — es war Karl Neumann, der Geſchichtsforſcher — wurde beſtimmt regelmäßig Kammerberichte nach Leipzig zu ſenden, dort war ein paſſender Redacteur für das Autographiren und den Verſand an die Adreſſen geworben. Das kleine Unternehmen trat, bei den ſächſiſchen Behörden angemeldet, ins Leben und erwies ſich als nützlich. Die Zuſendungen von Berlin, außer den Berichten Neumanns noch gelegentliche kleine Briefe von Parteigenoſſen, wurden in der Regel an mich adreſſirt, durch mich dem Redacteur und Verleger zugeſtellt. Nun kam einmal unter den Eingängen eine kurze Mittheilung, in welcher berichtet wurde, daß der preußiſche Mobilmachungsplan dem Kaiſer von Rußland verrathen worden ſei, der Verrath war mit ſcharfen Worten verurtheilt. Die Thatſache war unleugbar, die Mittheilung derſelben in der Preſſe aber erregte zu Berlin den höchſten Unwillen. Es wurde deshalb die ganze Meute der Polizei, v. Hinkeldey, v. Nörner, Stieber nach Leipzig geſchickt, dort mit Hilfe der ſächſiſchen Behörde nach dem Verbreiter der Nachricht zu forſchen. Der geforderte Redacteur der Correſpondenz nannte mich als Ueberſender. Darauf wurde von mir verlangt, daß ich den Urheber der Notiz nennen ſolle, und weil dieſe Forderung in Sachſen nicht geſetzlich zu begründen war, unter dem Vorwande, daß man dadurch dem Verräther des Mobilmachungsplans auf die Spur kommen wolle. Solch thörichter Zumuthung gegenüber war dasjenige Verhalten geboten, welches man das aufſchiebende nennt, zumal man annehmen konnte, daß zu Berlin mit der Zeit ruhigere Betrachtung eintreten würde. Da nun auch die ſächſiſche Behörde nicht allzu willig war, ſich von den übelbeleumdeten Spürern aus Berlin in dieſer Angelegenheit benutzen zu laſſen, kam über den Rechtseinwendungen das Frühjahr heran und ich zog wieder nach Siebleben. Jetzt aber leitete man von Berlin aus bei dem Gothaer Gericht ein gerichtliches Verfahren ein, das vorausſichtlich ebenfalls keinen Erfolg haben konnte, und erließ noch nebenbei einen geheimen Haftbefehl gegen mich. Dies ſeltſame Schriftſtück wurde mir anonym von Frankfurt a. M. zugeſandt. Die preußiſchen Behörden wurden darin aufgefordert, den Verfaſſer von den und den Werken, an deſſen Ergreifung viel gelegen ſei, bei dem Betreten von preußiſchem Gebiet zu verhaften und nach der Hausvogtei zu Berlin abzuliefern. Das war übermäßig abgeſchmackt. Doch, da ich preußiſcher Staatsbürger war, bereitete mir dieſer jähe Eifer die ſichere Ausſicht, demnächſt auf Grund beſtehender Auslieferungsverträge aus Siebleben abgefordert zu werden. Da auf dem gewöhnlichen Wege eine Entlaſſung aus dem preußiſchen Unterthanenverband nicht zu bewirken war und ich nicht Luſt hatte, den Winter über in der Hausvogtei zu wohnen, ſo gab es nur ein Mittel, mich in Gotha ſicher feſtzuſetzen. Dies war ein kleines Hofamt, da die Anſtellung am Hofe von ſelbſt die Landeszugehörigkeit verleiht. Der Fall wurde dem Herzog von Gotha vorgetragen, und dieſer half gütig aus der Verlegenheit, indem er mich zu ſeinem Vorleſer ernannte. Seitdem war ich Hofrath, nicht parceque, ſondern quoique. Aber das gewaltthätige Vorgehen wurde dadurch gehemmt. Den Winter brachte ich wie gewöhnlich in Leipzig zu, nachdem ich durch einen Freund aus Dresden die Nachricht erhalten, daß man in Sachſen zwar einer Abforderung von Berlin nicht entgegen treten könne, mich aber rechtzeitig benachrichtigen werde. Doch zu Berlin gab man die Verfolgung in aller Stille auf, nachdem der Haftbefehl etwa ein Jahr beſtanden hatte. Daß er aufgehoben ſei, wurde mir wieder durch anonyme Zuſchrift mitgetheilt.

Als der Roman „Soll und Haben“ zu Oſtern 1855 in drei hübſchen Bänden gedruckt auf meinem Tiſche lag, packte ich das erſte Exemplar für meine Mutter ein; und erhielt an demſelben Tage die Nachricht von ihrem Tode. Mein

Bruder hatte mir ihre letzte Krankheit aus Sorge für meine Sicherheit verſchwiegen.

Um den Erfolg des Romans machte ich mir geringen Kummer. Man war damals ärmer als jetzt, es wurden weniger Bücher gekauft und ich hatte das Zutrauen, daß die Arbeit meinem Verleger nicht gerade zum Schaden gereichen würde. Doch war der Erfolg beſſer als wir annahmen, und es konnten noch in demſelben Jahre einige kleine Auflagen gedruckt werden. Wichtiger war mir die Zufriedenheit meiner nächſten Freunde, auch ſie wurde dieſer Arbeit reichlich zu Theil. Im Ganzen hatte ich die Stimmung: ich habe es ungefähr ſo gut gemacht als ich konnte, nun mögen die Anderen ſehen, wie ſie damit fertig werden.

Der Aufbau der Handlung wird in jedem Roman, in welchem der Stoff künſtleriſch durchgearbeitet iſt, mit dem Bau des Dramas große Aehnlichkeit haben. Vor allem eine poetiſche Idee, welche ſchon in der Einleitung ſichtbar wird und den ganzen Verlauf der Ereigniſſe beſtimmt. Für „Soll und Haben“ iſt dieſe Idee in dem leitenden Capitel auf Seite 9 in Worte gefaßt, der Menſch ſoll ſich hüten, daß Gedanken und Wünſche, welche durch die Phantaſie in ihm aufgeregt werden, nicht allzu große Herrſchaft über ſein Leben erhalten. Anton und Itzig, der Freiherr und Ehrenthal, und in geringerem Maße auch die andern Geſtalten haben mit ſolcher Befangenheit zu kämpfen, ſie unterliegen oder werden Sieger. Auch die Theile der Handlung ſind in der Hauptſache dieſelben wie im Drama: Einleitung, Aufſteigen, Höhepunkt, Umkehr und Kataſtrophe. In „Soll und Haben“ ſind die gelungene Schurkerei Itzigs, der Ruin des Freiherrn und Ehrenthals, und die Trennung Antons aus dem Geſchäft der Höhepunkt des Romans, und die Rückkehr Antons in das Geſchäft mit Allem, was daraus erfolgt, die Kataſtrophe. Bei der Beſchaffenheit des Stoffes, welcher eine breite Ausführung der zweiten Hälfte nothwendig machte, nahm der Verfaſſer ſich die Freiheit, die Umkehr in zwei Bücher zu ſcheiden, dadurch hat die Erzählung ſechs Theile erhalten, nothwendig wäre nur die Fünfzahl. Es hat Jahrhunderte gedauert, bevor die Handlung der Romane zu künſtleriſcher Durchbildung gelangt iſt, und es iſt das hohe Verdienſt Walter Scotts, daß er mit der Sicherheit eines Genies gelehrt hat, die Handlung in einem Höhenpunkt und in großer Schlußwirkung zuſammen zu ſchließen.

Auch meine Weiſe der Arbeit war bei dem Roman dieſelbe wie bei den Theaterſtücken, ich erdachte mir zuerſt die ganze Handlung im Kopfe fertig, dabei ſuchte ich ſogleich für alle wichtigeren Geſtalten die Namen, welche nach meiner Empfindung zu ihrem Weſen ſtimmten — keine ganz leichte und keine unwichtige Arbeit —, endlich ſchrieb ich auf ein Blatt den kurzen Inhalt der ſechs Bücher und ihrer ſämmtlichen Abſchnitte. Nach ſolcher Vorbereitung begann ich zu ſchreiben, nicht vom Anfang in der Reihenfolge, ſondern wie mir einzelne Abſchnitte zufällig lieb und deutlich wurden. Zumeiſt ſolche aus der erſten Hälfte. Alles was durch die Schrift befeſtigt war, half natürlich der ſchaffenden Seele die neue Erfindung für noch nicht Geſchriebenes anregen. In dem was ich wollte, war ich ganz ſicher, nicht ebenſo ſchnell kam mir für einzelne Abſchnitte die Wärme, die zur Ausarbeitung nöthig iſt, und ich habe manchmal längere Zeit warten müſſen, bevor eine Situation von der Phantaſie fertig zugerichtet war, was dieſe freundliche Helferin, wie ich überzeugt bin, dem Dichter auch beſorgt, während er gar nicht über dem Werke iſt, wohl gar während er ſchläft. Zuweilen aber blieb ſie ſtörrig und manche kleine Uebergänge wollten nicht herauskommen, z. B. nicht im letzten Buche die Rückkehr Antons zu Sabine und das Wiederſehen. Dies iſt auch dürftig geblieben.

Die Niederſchrift habe ich, wie bei allen ſpäteren Proſaarbeiten, nicht ſelbſt beſorgt, ſondern dictirt. Dies war mir wegen meines kurzen Geſichts und der gebückten Haltung am

Schreibtiſch nach meiner Krankheit gerathen worden und ich hatte mich bei den Tagesarbeiten für die Grenzboten daran gewöhnt. Ich erhielt dadurch den Vortheil, daß ich Wortlaut und Satzfügung, während ich ſchuf, zugleich hörte, und dies kam dem Klang und Ausdruck oft zu Gute. Ein Uebelſtand aber war, daß die arbeitende Seele durch die Gegenwart des Schreibers zu einem ununterbrochenen und gleichförmigen Ausſpinnen des Fadens veranlaßt wurde und in Gefahr kam, ſich an Stellen, wo ſie träge zauderte oder wo die innere Arbeit noch nicht fertig war, durch ungenügenden Ausdruck über die Schwierigkeit wegzuhelfen. Deshalb vermochte dieſe Art der Niederſchrift meine eigene Anſpannung nicht zu mindern, denn was der Schreiber auf das Papier gebracht, arbeitete und beſſerte ich noch einmal gründlich durch.

Es lohnt kaum, die Frage zu ſtellen, wie der erfindende Schriftſteller die Stoffbilder ſeiner Dichtungen geſammelt hat. Wo wächſt das Farnkraut, wo liegt der Stein und auf welcher Hausſchwelle ſitzt das Kind, deren Formen der Maler in das Skizzenbuch aufnimmt, um ſie für ſein Bild zu verwenden? Iſt die Erfindung des Schriftſtellers in der That Poeſie und nicht ſchlechte Nachſchrift der Wirklichkeit, ſo wird auch, was er etwa nach Vorlagen des wirklichen Lebens in ein Werk aufgenommen hat, ſo umgebildet ſein, daß es etwas ganz Anderes, in der That ein Neues geworden iſt. Das iſt ſelbſtverſtändlich. Deshalb bereiten die Ausnahmefälle, wo der Dichter ſich mit größerer Treue der Wirklichkeit anſchließen muß, z. B. wo er eine wohlbekannte hiſtoriſche Perſon in ſeine Dichtung ſetzt, ihm und ſeinem Werk beſondere Schwierigkeiten. Denn leicht empfindet der Leſer vor ſolchen Abbildern eine Beſonderheit in Farbe, Ton und Schilderung, welche erkältet und die Wirkung des geſammten Kunſtwerks nicht mehrt, ſondern mindert.

Wenn es den Perſonen in „Soll und Haben“ gelungen iſt, als wahrhafte und wirkſame Darſtellungen von Menſchennatur zu erſcheinen, ſo kommt das gerade daher, weil ſie ſämmtlich frei und behaglich erfunden ſind, und weder der Kaufmann noch Fink, noch ſelbſt Ehrenthal und Veitel haben jemals ein anderes Leben gehabt, als das in der Dichtung, ſie ſind nur unter dem Zwange der erfundenen Handlung geſchaffen und ſcheinen gerade deshalb hundert wirklichen Menſchen zu gleichen, welche unter ähnlichen Verhältniſſen leben und handeln müßten.

Will man ſich aber die Mühe geben, die geſchilderten Menſchen gegen einander zu ſtellen, ſo kann man finden, daß ſie unter einem eigenthümlichen Zwange gebildet ſind, dem des Gegenſatzes: Anton und Fink, der Kaufmann und Rothſattel, Lenore und Sabine, Pix und Specht haben einander veranlaßt. Denn wie in dem menſchlichen Auge jede Farbe ihre beſondere Ergänzungsfarbe hervorlockt, ſo treibt auch in dem erfindenden Gemüth ein lieb gewordener Charakter ſeinen contraſtirenden hervor. Auch Charaktere, welche dieſelbe Grundfarbe erhalten, wie Ehrenthal und Itzig, werden durch die Zumiſchung der beiden Gegenfarben von einander abgehoben. Dieſes Schaffen in Gegenſätzen geſchieht nicht als Folge verſtändiger Erwägung, ſondern mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit ganz von ſelbſt, es beruht auf dem Beſtreben der ſchöpferiſchen Kraft, in der nach den Bedürfniſſen des menſchlichen Gemüthes zugerichteten Begebenheit ein Abbild der geſammten Menſchenwelt im Kleinen zu geben.

Für die Handlung des Romans fehlte es mir nicht an Erfahrungen, die ich hier und da gemacht hatte. Den Geſchäftsverkehr in der Handlung kannte ich aus meiner Breslauer Zeit, das alte Patricierhaus der Molinari bot der Phantaſie gute Anregungen, ich ſelbſt bin mit meinem Freunde Theodor beim Ausbruch der polniſchen Revolution in die Nähe von Krakau gereiſt. Und vollends die Wuchergeſchäfte jüdiſcher Händler habe ich gründlich kennen gelernt, da ich als Bevollmächtigter eines lieben Verwandten jahrelang vor Gericht gegen einige von ihnen zu ſtreiten hatte. Auch die Bilder aus dem polniſchen Aufſtande haben zum Theil Grundlagen. Ein Kampf, wie der in der Stadt Rosmin, und das Herauswerfen der polniſchen Inſurgenten hat im Jahre 1848 zu Strzelno wirklich ſtattgefunden. Die muthigen Männer, welche dort die deutſchen Kräfte ſammelten und wochenlang den Polen widerſtanden, waren der Oberamtmann Kühne, ein Schüler Koppe's, und ſeine Inſpectoren Lachmann und v. Kleiſt. Und die weichenden Polen haben dort wirklich die blauen Kartoffelwagen und die Feuertonne für Artillerie gehalten. Dem Verfaſſer waren alle ſolche Eindrücke und Beobachtungen vom höchſten Werth, weil ſie ihm Kenntniß der zu ſchildernden Verhältniſſe zutheilten, oder weil ſie ihm Phantaſie und gute Laune anregten, und ohne ſie hätte er ſeine Geſchichte gar nicht ſchreiben können. Aber für den Leſer ſind auch ſie ganz unweſentlich und zufällig geworden.

Der Roman erſchien mit einer Widmung an Herzog Ernſt II von Coburg-Gotha. Gern möchte ich, daß dieſe Zuſchrift zugleich mit dem Roman erhalten bleibe, ſie erſcheint mir wie eine gedruckte Urkunde über mein gutes Verhältniß zu zwei ungewöhnlichen Menſchen, welches von jenen Jahren ab durch mein ganzes ſpäteres Leben beſtanden hat. Auch die Verbindung mit dem Herzoge hat für mich eine kleine Geſchichte. Als die Zuneigung noch jung war, verkehrte ich gern am Hofe und freute mich über die vielen merkwürdigen und bedeutenden Perſönlichkeiten, welche dort aus- und einzogen. Durch Herzog und Herzogin lernte ich ihre hohen Verwandten kennen: die Höfe von Baden und Darmſtadt, die engliſchen Herrſchaften, den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin. Die fröhlichſten Stunden aber habe ich mit ihnen allein verlebt, beide haben die Eigenſchaft, welche an Fürſten beſonders anmuthig iſt, daß ſie jede Menſchennatur unbefangen und mit freudiger Anerkennung gewähren laſſen und im Austauſch auch ſich ſelbſt reichlich mitzutheilen wiſſen. Während ſonſt vornehme Herren gewöhnt ſind, unter gefälligen Formen und bei vertraulichem

Verkehr, Andere für ihre Zwecke zu gebrauchen, hat mein Herzog mit einem Zartgefühl, das ich oft dankbar erkannt habe, nie den Wunſch geäußert, meine Feder in Anſpruch zu nehmen, und nie ein Anſinnen geſtellt, dem ich mich hätte verſagen müſſen. Seinem Vertrauen, ſo weit es mir zu Theil werden konnte, glaube ich durch offene Ehrlichkeit entſprochen zu haben. Nicht immer vermochte ich den Flug dieſes raſtloſen Geiſtes zu begleiten, aber ich war ſicher, daß ich in den Tagen großer Entſcheidung ſeinen Entſchlüſſen mit innigem Einverſtändniß folgen durfte. Als im Jahre 1866 die deutſchen Fürſten vor der Wahl ſtanden, welchem der beiden Großmächte ſie ihr und ihres Landes Schickſal anvertrauen wollten, hatte ich Gelegenheit meinem Landesherrn in die Seele zu ſehen. Während mancher Andere zauderte und des Erfolges harrte, ſtellte er ſich zu Preußen, ſchnell, feurig, in der gehobenen Stimmung eines Mannes, der weiß, daß die Stunde großer Pflichterfüllung für ihn gekommen iſt. Und doch drohte gerade ihm und ſeinem Lande damals der Einbruch der Hannoveraner. Ich denke die Deutſchen ſollen ihm das nicht vergeſſen. In ſpäteren Jahren, wo ich durch Krankheit in meiner Familie veranlaßt wurde, mich ſtill auf meine Häuslichkeit zurückzuziehen, bewährte ſich noch beſſer die treue Geſinnung der vornehmen Freunde, und ein mildes Wort meiner Fürſtin: „Ich bin als Freundin brauchbarer für Unglückliche als für Glückliche“, iſt an meinem Leben reichlich wahr geworden. Schweres, was ich im Geheimen durchzukämpfen hatte, durfte ich dort vertrauend in die Seelen legen, und die wahrhafte Theilnahme, welche ich in jeder Lage fand, wurde mir oft ein Troſt. Bis zur Gegenwart hat dies feſte Einvernehmen beſtanden. Es vergeht zuweilen längere Zeit, bevor mir zu Theil wird, Beide wieder zu ſehen, ſo oft ich aber auf der Terraſſe des Kallenbergs ſtehe und über den Gartenſchmuck des Herrnſitzes in die lachende Landſchaft hinabſehe, öffnen ſich die Herzen im alten Vertrauen und ich fühle, daß dieſe alte gute Verbindung nicht nur ein Schmuck, auch Bereicherung meines Erdenlebens geworden iſt.

Wenn ich nach dem Druck von „Soll und Haben“ in die Winterwohnung zu Leipzig kam, fand ich einen Kreis vertrauter Männer, zunächſt ſolcher, welche mit den drei gelehrten Freunden verkehrt hatten. Einer von ihnen, mein Verleger Hirzel, deſſen Geſchäft ich ſeit dem Druck der Journaliſten verbunden war, empfing mich heiter mit dem Bericht, wie artig die deutſchen Leſer ſich gegen den Roman verhielten. Salomon Hirzel ſtammte aus einem alten Patriciergeſchlecht Zürichs, welches ſeit der Jugend Klopſtocks ſeinen Namen auch in unſere Literatur eingezeichnet hat, er war ein kluger, vornehmer Geſchäftsmann von reicher Bildung; überlegenes Urtheil und feine ſarkaſtiſche Laune machten ihn jedem, der ſich eine Blöße gegeben hatte, gefährlich. Meine Verbindung mit ihm wurde eine ſo innige, wie ſie nur irgend zwiſchen Schriftſteller und Verleger beſtehen kann. Daß wir nebeneinander wohnten, kam dem Tagesverkehr zu Gute. Er war der aufmerkſamſte, zartſinnigſte Freund, der meiſterhaft verſtand, durch kleine Ueberraſchungen und literariſche Gaben wohl zu thun, ſeine ſchöne Bücherſammlung wurde eine Fundgrube für meine Arbeiten. Bald gab auch ich mich dem Bücherkauf hin und wurde ein geſchätzter Kunde der Antiquare.

Das Behagen an irdiſcher Exiſtenz bethätigt ſich in dem Anſammeln von allerlei Dingen, welche lieb und begehrungswerth erſcheinen, der Zufall, die Mode leiten die Phantaſie; iſt erſt ein kleiner Beſitz gewonnen, ſo wird der Wunſch, ihn zu vergrößern, ſtärker, zuletzt wohl gar eine Leidenſchaft, die der Menſch ſorglich behüten mag, damit ihm nicht Pflichten verletzt, das Gleichgewicht des Lebens geſtört werde. Der Trieb regt ſich früh im Kinde, er dauert bis ins höchſte Lebensalter, er wechſelt nach Zeit, Mode, Bildung, und wer eine Geſchichte des Sammelns ſchreiben wollte, von den Schatzhäuſern germaniſcher Könige herab über die Handſchriften des Mittelalters, die Münzen, Bilder und Statuen der Renaiſſance, die Kunſtkammern, geſchnittenen Kirſchkerne und das Porcellan des ſiebzehnten Jahrhunderts, die Tulpenzwiebeln und Conchylien der Holländer, bis zu den zahlloſen Gegenſtänden des modernen Sammeleifers — der könnte manches Traurige und vieles Heitere aus dem Gemüthsleben der Menſchheit zur Anſchauung bringen.

Auch von den Leipziger Freunden wurde eifrig und mit Einſicht geſammelt, wohl die Mehrzahl hegte eine ſtille Liebhaberei, nicht Weniges davon iſt der Literatur und Kunſtgeſchichte zu Gute gekommen. Zwar Mommſen hatte für ſeine Wiſſenſchaft das Zuſammentragen einer ſo unermeßlichen Menge alter Inſchriften übernommen, daß ihm zu häuslichen Liebhabereien weder Zeit noch Raum blieb, und Haupt ſah ohne jede Achtung auf den Sammeleifer der Andern, er behauptete, daß ſolch begehrliches Einheimſen keine gute Wirkung auf den Charakter ausübe. Die Uebrigen ließen ſich dadurch nicht ſtören. Otto Jahn ſammelte Bücher, Briefe, Muſikalien für die Lebensgeſchichten von Mozart und Beethoven, Dr. Härtel, Chef der großen Handlung Breitkopf und Härtel, eine feinbeſaitete Künſtlernatur, der in ſeinem ſchön gebauten Hauſe viele Wandervögel der bildenden Kunſt und Muſik aufnahm, ſammelte Stiche nach Raphael, der Buchhändler Georg Wigand Holzſchnitte Ludwig Richter's, von der befreundeten Familie der Cichorius wenigſtens der eine, Eduard, ebenfalls Kupferſtiche und Holzſchnitte. Vor allen Andern war Hirzel auch als Sammler großartig, in ſeiner Bibliothek ſtand eine Menge der ſeltenſten Drucke aus früheren Jahrhunderten verſammelt. Seine größte Freude aber war das Zuſammentragen aller literariſchen Erzeugniſſe, welche irgendwie mit Goethe zuſammenhingen: Ausgaben ſeiner Werke, Handſchriften, Briefe und Bildniſſe. Es war ihm gelungen, in ſeiner Goethe-Bibliothek wohl den größten Schatz zu vereinen, welchen ein Verehrer Goethes gewonnen hat, und ſeine Sammlung hat auch in unſerer Literaturgeſchichte die verdiente Würdigung gefunden. Ihm konnte man kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn man ihm einen Brief des großen Dichters ſpendete, und ſeine Augen ſtrahlten vor Freude, wenn er ein neu erworbenes Stück, das noch ungedruckt war und einigen Inhalt hatte, den Vertrauten vorzeigen konnte. Ich fürchte, daß er meine Theilnahme daran bisweilen für lau hielt.

Einer der entſchloſſenſten Sammler war Haupt's alter Freund, der Juriſt Böcking aus Bonn, er trug bald für Hutten, bald für andere Lieblinge zuſammen, kam wohl jedes Jahr einmal zu uns und den Leipziger Antiquaren, und hatte immer etwas Seltenes in der Taſche oder in Ausſicht, er war ungewöhnlich gewandt im Entdecken verborgener Schätze und ſorgte zuweilen auch für die Liebhabereien ſeiner Freunde. In dieſem großen Gelehrten war eine ſeltſame Miſchung von rückſichtsloſer Derbheit und ſentimentaler Weichheit, er wechſelte leicht mit Gunſt und Abneigung, ſtrich ſich die Menſchen gern weiß oder ſchwarz an und wollte nicht leiden, daß die, welche für ihn gerade weiß waren, mit den Schwarzen irgendwie Gemeinſchaft pflogen. So oft einer von uns nach Bonn kam, übte er ſeine Tyrannei. Mit Hirzel ſtand er in alter Bundesgenoſſenſchaft, dieſer aber war mit dem anſpruchsvollen und launiſchen Weſen des Freundes in der Stille gar nicht einverſtanden, und Böcking, der große Zuneigung zu ihm hatte, merkte das wohl auch. Als er nun einmal nach Leipzig gekommen war, zog er bei Hirzel eine dicke Rolle aus der Taſche und knotete ſie bedächtig auf, es war eine Sammlung koſtbarer ungedruckter Briefe von Goethe, die er im Elſaß aus dem Brion'ſchen Nachlaß erworben hatte. Hirzel blickte ſtarr auf den Schatz und Böcking weidete ſich an der aufſteigenden Sehnſucht, die er wohl erkannte. Als er dem Freunde eine Ahnung von dem unſchätzbaren Werthe dieſes Beſitzes gegeben hatte, packte er die Briefe wieder zuſammen, ſteckte ſie ein und ſagte nachdrücklich: „Dieſe Sammlung iſt für Sie beſtimmt, Sie haben mich aber in der letzten Zeit ſchlecht behandelt, und ich muß die Zutheilung von Ihrem Verhalten gegen mich abhängig machen. Bin ich einmal mit Ihnen zufrieden, ſo bekommen Sie einen Brief.“ Nun waren der Briefe ſehr viele, und Böckings Zufriedenheit mit einem Mitmenſchen unberechenbar. Vergebens bäumte Hirzel gegen dieſe grauſame Verheißung auf, Böcking hielt die Seele des Sammlers ſchadenfroh an den Flügeln feſt. Von da an ſandte er dem Freunde zuweilen am Geburtstag und zur Weihnacht einen einzelnen Brief aus dem Bündel, den Hirzel jedesmal mit gemiſchten Gefühlen aufnahm. Als aber einige Jahre darauf Hirzel nach Bonn kam und gegen die Forderung Böckings, bei ihm zu wohnen, mannhaft im Gaſthofe einkehrte, erſchien Böcking mit einer Droſchke vor dem Gaſthof, ließ Hirzels Gepäck, trotz aller Einwendungen, gebieteriſch durch den Hausknecht aufladen und entführte den Gaſt in ſeine Wohnung. Dort lud er ihm einige Bekannte zum Eſſen, als Hirzel ſeine Serviette auseinanderſchlug, fand er das Bündel Briefe als Angebinde darunter.

In dieſer Gemeinſchaft mit ſammelfrohen Männern begann auch ich, alter Neigung folgend, in der Stille zuſammen zu tragen. Zunächſt für meine geſchichtlichen Liebhabereien. Immer hatte mich das Leben des Volkes, welches unter ſeiner politiſchen Geſchichte in dunkler unabläſſiger Strömung dahinfluthet, beſonders angezogen, die Zuſtände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute. Dafür hatte ich ſchon in Breslau allerlei aus den Chroniſten des Mittelalters eingeſammelt. Für die erſten Jahrhunderte ſeit Erfindung des Bücherdrucks entdeckte ich viel in den Flugſchriften, welche dem Bedürfniſſe des Volkes zu dienen bemüht waren. Aber das Auffinden kleiner Drucke in den großen Bibliotheken war umſtändlich; was dort vorhanden war, ſtand häufig in Miſchbänden unbequem gebunden, nicht ohne Mühe zu ermitteln. Deshalb legte ich eine Sammlung alter Flugſchriften an, die

Literatur der fliegenden Blätter und dünnen Quartbüchlein, alles was einſt in Reimen und Proſa der Erheiterung und Belehrung und den Tagesintereſſen des Volkes gedient hatte, von den Gedichten der Humaniſten und den Reformationsſchriften über den dreißigjährigen Krieg bis zum Beginn der neuen Literatur. Ich verdanke dieſen Büchlein allerlei Kenntniß von Zuſtänden im Volk, Sitte und Brauch, die man in größeren Werken der vornehmen Literatur vergebens ſucht.

Nun hatte ich für die Grenzboten eine Anzahl Bilder geſchrieben, in denen Aufzeichnungen vergangener Menſchen benutzt wurden, um von dem Gemüthsleben und den Verhältniſſen alter Zeit zu erzählen. Jetzt, wo ich von einer größeren Arbeit ausruhte, kam mir der Gedanke, dieſe Schilderungen zu erweitern und in geſchichtlicher Reihenfolge zuſammen zu ſtellen. Wenn man bei den Schickſalen der Einzelnen das für ihre Zeit Gemeingültige heraushob, ſo konnte eine Folge ſolcher Schilderungen auch von geſchichtlichen Wandlungen in Sitte, Brauch, Lebensverhältniſſen der Nation eine Vorſtellung geben. Ich griff zuerſt in die Jahrhunderte der Reformation und des dreißigjährigen Krieges hinein. Hier war Gelegenheit geboten, die große Geſtalt Luthers im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit zu behandeln; auch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges waren die Verwüſtung, die Leiden des Volkes und das geſammte Heerweſen, trotz einer maſſenhaften Literatur, noch wenig bekannt. Das Buch wurde unter dem Titel „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit“ 1859 gedruckt und meinem Verleger Hirzel zugeſchrieben.

Es war keine ſchwere und eine behagliche Arbeit, der ich mich unterzogen hatte, ſie ſollte auch für den Leſer ſo leicht und anmuthend werden, daß ſie ein Hausbuch gebildeter Familien abgeben konnte. Doch leichtſinnig wurde ſie nicht gemacht, es ſind dafür zu Anderem einige Tauſend kleiner Flugſchriften durchgeſehen worden. Alle culturgeſchichtlichen Werke, welche die ungeheuere Maſſe des Stoffes in ſyſtematiſcher Eintheilung zu bewältigen verſuchen, entgehen ſchwer dem Uebelſtand langweilig zu werden, und gleichen in ihrer Schilderung alter Sitten, Gebräuche, Lebensgewohnheiten zuweilen großen Trödelläden mit alten Kleidern, zu denen die Menſchen fehlen, die einſt damit bekleidet waren. In den Bildern iſt die entgegengeſetzte Methode gewählt. Es ſind, wo es immer möglich war, einzelne Menſchen aus alter Zeit herauf geholt, welche ſich ſelbſt dem Leſer werth zu machen ſuchen, und der Verfaſſer beſchränkt ſich darauf, beſcheiden von der Seite auf ihre Tracht, ihr Gebahren und Weſen hin zu weiſen. Vielleicht lernt der Leſer auf dieſem Wege am meiſten von dem Charakter der alten Zeit kennen, obgleich nicht ſelten dem Zufall überlaſſen bleibt, was gerade aus der Fülle des Stoffes hervorgehoben wird.

Die freundliche Aufnahme, welche das Buch fand, beſtärkte mich in der Anſicht, daß es einem Bedürfniß entgegenkomme, und ich ſchrieb deshalb in den folgenden Jahren eine Fortſetzung unter dem Titel „Neue Bilder aus der deutſchen Vergangenheit“, welche 1862 gedruckt wurde. Darin behandelte ich in ähnlicher Weiſe die Neuzeit bis in unſer Jahrhundert. Für dieſen Band wurde Friedrich der Große und ſein Staat der Mittelpunkt, Ausführungen und eigene Zuthat durften hier reichlicher ſein.

In dieſen Jahren gaben meine drei Gelehrten viel zu thun. Namentlich Mommſen ſchuf Noth. Denn kaum hatte man eines ſeiner Werke in ſich aufgenommen, ſo war eine andere große Arbeit da, welche wieder zwang ihm nachzugehen. Durch ſeine römiſche Geſchichte und noch mehr durch kleinere Abhandlungen kam ich dazu, mich mit der älteſten Zeit Italiens und den Schickſalen der Tiberlandſchaft zu beſchäftigen. Rom erſchien ſchon in ſeiner erſten politiſchen Einrichtung als ein Kunſtbau, in welchem frühere Bundesgenoſſenſchaften von Bauern und deren Häuptlinge durch Königsgewalt zu einem kleinen Staat mit einer zweckvoll zugerichteten Staatsreligion geformt waren; und ich ſuchte mir die Zuſtände ſolcher alten Clane deutlich zu machen, aus denen das römiſche Weſen zuſammenwuchs. Dabei ſtieg das Bild eines römiſchen Verbandes auf, deſſen Ueberlieferungen noch in die Urzeit reichen, und der mit ſeinen Anſprüchen im Kampf gegen die Bedürfniſſe des neu gebildeten Staatsweſens untergeht. Das Geſchlecht der Fabier wurde Mittelpunkt eines Trauerſpiels.

Nun waren aber unſer Theater und unſere Schauſpieler, welche einem breiten, immer zunehmenden Tagesbedürfniß zu dienen haben, für die tragiſchen Aufgaben der Kunſt nicht mehr recht geeignet, die Heldenväter waren im Ausſterben, jüngere namhafte Talente gehörten vorzugsweiſe dem ſogenannten Charakterfach an. Der Aufführung älterer Trauerſpiele, welche auf unſerer Bühne Bürgerrecht gewonnen haben, kamen noch die Erfindungen früherer Schauſpieler zu Gute; denn die Auffaſſung derſelben und zahlreiche Einzelheiten ihres Spiels gingen auf die ſpäteren über, und man konnte bei jüngeren Künſtlern oft die Vorbilder erkennen, denen ſie ihre Kunſtwirkungen in tragiſchen Rollen abgelernt hatten. Am beſten gediehen den Schauſpielern die Helden Schillers, aber ſein prachtvoller Vers und die langen Wellen, in denen ſeine pathetiſche Empfindung ausſtrömt, waren einem ſcharfen Charakteriſiren gar nicht günſtig, und verlockten zu ſchwungvollem Vortrag. Das machte die Aufführung neuer Trauerſpiele zu einer mißlichen Aufgabe für Dichter und Bühnenleiter. Vollends die römiſche Welt war durch Shakeſpeare's Coriolan und Julius Cäſar und durch zahlreiche Nachahmungen in derſelben Schablone den Zuſchauern ſattſam bekannt, und gegenüber der ſtillen Sehnſucht jeder Zeit, neue Verhältniſſe in neuer Behandlung zu ſehen, ein wenig verbraucht. Deshalb gedachte ich, diesmal gerade ein Stück zu ſchreiben, welches den Darſtellern der Hauptrollen die ſchwerſten Aufgaben ſtellte und das Höchſte zumuthete, und zwar in einer Versſprache, welche ſo ſchmucklos ſein ſollte, daß ſie ihnen den Mangel an eigenem

Schaſſen nicht deckte, ſondern in jedem Augenblicke zwang, ſelbſt zu erfinden, um die angedeuteten Wirkungen der Rolle heraus zu bringen. Ich wußte wohl, daß ein ſolches Drama, ſelbſt wenn es glückte, keinen Bühnenerfolg haben konnte wie die früheren, und ich wollte es auch nicht auf dieſen Weg treiben; es konnte warten, bis einmal Darſteller kamen, welche die Aufgabe zu bewältigen wußten. Dabei ſuchte ich noch einige ſtille Wünſche zu befriedigen. In der ſceniſchen Einrichtung ſollte dem Uebelſtand, daß auf unſerer tiefen Bühne die Gruppen einander zu ſehr decken, durch einen Treppenbau abgeholfen werden. Auf dieſem ſtellte ſich der Einzelne beim Kommen und Gehen beſſer dar, und jede größere Menſchenzahl wurde leichter und wirkſamer vertheilt. Endlich lag mir auch am Herzen, das Zuſammenſpiel der Hauptdarſteller und der Menge anders einzurichten, als ſeither Brauch war. Die ſchönen Volksſcenen bei Shakeſpeare, denen die ſpäteren in der Regel nachgemacht ſind, werden durch die eintretende Proſa im Tone zu ſtark von den Verſen des übrigen Textes abgeſetzt. Dagegen liegt in dem Zuſammenſprechen derſelben Worte durch mehre Perſonen, wenn daſſelbe geſchickt eingerichtet und nach den Stimmlagen der Einzelnen ſorgfältig einſtudirt wird, eine Reihe guter Wirkungen, welche zur Zeit auf unſerm Theater noch kaum benutzt ſind. Auch dieſe Neuerung wollte ich dem Stück zutheilen.

Unter ſolchen Erwägungen entſtand im Sommer 1858 zu Siebleben das Trauerſpiel „Die Fabier“. Dem Verfaſſer wurde dabei der volle Genuß zu Theil, welcher mit dem Erfinden tragiſcher Momente verbunden iſt. Es iſt der höchſte, den der Dichter erhalten kann, man meint während des begeiſterten Schaffens bei einzelnen Stellen zu empfinden, wie ſich das eigene Haar auf dem Haupte ſträubt. Dieſer eigenthümliche Genuß des Furchtbaren iſt dem Dichter weit mehr und wohlthuender als dem Zuſchauer beſchieden. — Bis zum Frühjahr 1859 beendigte ich das Werk in Leipzig und ließ es in Abweichung von früherem Brauch ſogleich im Buchhandel erſcheinen. Das Buch ſandte ich an die Gefährten: Laube in Wien, Devrient in Karlsruhe, ſonſt nur noch nach Berlin, Dresden und zwei bis drei Theater. Auf dieſen Bühnen wurde es in den nächſten Wintern aufgeführt. Bei den Vorſtellungen, welche ich ſah, ging es ungefähr, wie ich erwartet hatte. Die Schauſpieler gaben ſich redlich Mühe, und Vieles gelang recht wohl, aber die Hauptſache, die tragiſche Wucht, welche für die Hauptrolle und für das Stück unentbehrlich iſt, fehlte überall. Die Zuſchauer nahmen — außer in Dresden, wo der Erfolg gering war — das fremdartige Stück mit guter Theilnahme auf, aber es hat ſich nirgend auf dem Repertoir erhalten.

Mir zwar blieb die Arbeit werth und ich meine noch jetzt, daß ſie in ihren Haupttheilen, dem dritten und vierten Act, nicht mißlungen iſt. Aber die ungewöhnliche Schwierigkeit, welche eine Aufführung den Schauſpielern und der Regie bereitete, war nicht der einzige Grund, der das Drama von der Bühne fern hielt. Denn ihm hängen Uebelſtände an, die ich beim Schreiben gar nicht oder zu wenig erkannte. Der erſte iſt das Düſtere und Furchtbare des Stoffes, ein Kampf zwiſchen Vater und Sohn, der in ſeiner Härte ſo weit geht, daß er deutſchem Gemüth peinlich wird. Darüber vermag nur ſeltene Begabung eines großen Schauſpielers wegzuhelfen. Ein zweiter untilgbarer liegt darin, daß der Zuſchauer nicht ſofort erfährt, wer Held des Stückes wird, und daß er durch das ganze Stück an warmer Parteinahme für eine der Hauptrollen verhindert iſt. Der Liebhaber Icilius ſteht nur unter den Gegenſpielern und deshalb wirken die Liebesſcenen nur als Epiſoden; der junge Held Marcus, der ſich in den erſten Acten in den Vordergrund ſtellt, wird am Ende des zweiten Actes durch den Mord des Sicinius den Zuſchauern verleidet, ſeine allmähliche Verdüſterung und die Erhebung am Schluß vermögen ihm nur noch einen beſchränkten pathologiſchen Antheil zu gewinnen. Der Conſul aber, die wirkliche

Hauptperson, tritt erst vom Höhepunkt des Dramas, der Unterredung mit Spurius, in den Vordergrund; denn das Stück gehört nach seinem Bau zu den Tragödien, worin die Gegenspieler, hier Marcus und die Icilier, die Führung der erſten Hälfte haben. Und die volle Wärme des Schauenden vermag der Held mit seiner verhängnißvollen Befangenheit ſelbſt in der zweiten Hälfte nicht zu erwerben.

Auch das letzte Bedenken darf nicht verſchwiegen werden. Die breit ausgeführte Handlung hat nicht zwei, ſondern drei Parteien, welche gegeneinander ringen: die Icilius, den Stamm und den Consul. Das macht die Handlung zu künſtlich, die Ausführung zu breit für die Zeit eines Theaterabends. Es ist auch darum vom Uebel, weil die Theilnahme der Zuschauer auseinander gezogen wird. Entweder mußte die Handlung: Mord des Genucius, Gericht des Conſuls und Auszug, auf den Kampf der Icilier gegen den Conſul Fabius gegründet sein, und dann war der junge Held Marcus Fabius mehr im Hintergrund zu halten, oder der Kampf wurde ganz in das Haus der Fabier verlegt, dann mußten die Icilier nur als Nebenfiguren dienen, Marcus aber zugleich der Liebhaber werden, etwa einer Tochter des Spurius.

Diese Bedenken kamen mir nach und nach, als ich bereits das Bühnenbild einer ersten Aufführung vor mir hatte. Und ich frug mich, woher diese Unsicherheit entſtanden ſei. Der Verfasser war ja in dramatischen Dingen — man verzeihe das harte Wort der Selbſtkritik — manchmal klug, wie durfte ihm so etwas begegnen? Endlich erkannte er, daß dies ein kleiner gelehrter Zopf sei, der ihm während der jahrelangen Entfernung vom Theater, bei den Arbeiten über Politik und Völkerleben, in dem innigen Verkehr mit gelehrten Männern und historischer Wissenschaft gewachsen war. Denn die ganze Schwäche des Baues rührt im Grunde daher, daß der Verfasser sich wie ein Historiker den ganzen Stamm der Fabier als den tragischen Helden des Stückes gedacht hatte, und das iſt beim Drama durchaus nicht ausführbar. Auf den Brettern wird aus einem Kampf der Plebejer mit dem Stamm der Fabier mit Nothwendigkeit ein Kampf des Plebejers Spurius mit dem Conſul Fabius. Wer auf die Länge mit Erfolg für die Bühne ſchreiben will, muß im feſten und dauernden Verkehr mit dem Theater bleiben, wenn er ſich während des Schaffens eine ſichere Empfindung für den Bau des Dramas und die Scenenführung erhalten will. Sogar dann iſt ſolche Feinfühligkeit ein Beſitz, welcher dem Dichter, zumal wenn er nicht ſelbſt Schauſpieler iſt, leichter verloren geht, als Anderes in ſeinem Geſtaltungsvermögen. Der größte der deutſchen dramatiſchen Dichter, Schiller, vermochte dieſen Beſitz nicht zu bewahren, er hat ihn in der Jugend ſicherer als in ſpäterer Zeit, gerade in ſeinen letzten Stücken, dem „Tell“ und dem „Demetrius“, iſt die haushälteriſche Herrſchaft über die Handlung faſt verloren. Ja ſogar Shakeſpeare zeigt in ſeinen alten Tagen, im „Macbeth“ und im unzweifelhaft echten „Timon“, geringere Sicherheit im Bau der Handlung, als in früheren Lebensjahren.

Die Freude an meiner Arbeit wurde mir noch vor der Beendigung durch den Tod meines Bruders Reinhold verkümmert. Er hatte durch einige Jahre als Staatsanwalt zu Gleiwitz in angeſtrengter Thätigkeit gelebt, hatte im Sommer 1858 als Landwehroffizier die Uebung mitgemacht und die tödliche Krankheit, welche damals in den Dorfquartieren Oberſchleſiens herrſchte, heimgebracht. Als er nach kurzem Leiden im blühenden Mannesalter ſtarb, verlor der Staat an ihm einen guten Beamten, ich meinen älteſten Freund. Ein reines und ſchönes Familienglück war zerſtört. Er hinterließ der geliebten Frau die Sorge für fünf Waiſen, die zum Theil noch im zarten Kindesalter waren. Meine Schwägerin zog kurz darauf mit den Kindern nach Thüringen in meine Nähe. Von den Geliebten des Elternhauſes war ich jetzt allein übrig.

Die Beobachtungen, die ich über das eigene Trauerſpiel gemacht, legten nahe, die Lebensbedingungen des dramatiſchen Schaffens an Stücken hohen Stiles wieder einmal genau ins Auge zu faſſen. Ich hatte dazu noch eine andere Veranlaſſung: die häufige Zuſendung von Bühnenwerken jüngerer Dichter, welche ein Urtheil über ihr Stück und wohl gar über die Stärke eines Talentes, welches ſich noch gar nicht erwieſen hatte, von mir forderten. Nicht immer war es leicht, ſolches Vertrauen abzulehnen, und doch konnte an dem fertigen Stück auch eingehende Kritik vielleicht einzelne Uebelſtände entfernen, in den Hauptſachen nichts beſſern. Eine Darſtellung der Lebensbedingungen des Dramas vom techniſchen Standpunkt aus mochte für Andere nicht unnütz ſein, und mir eine zeitraubende und in den meiſten Fällen unfruchtbare Arbeit erſparen. Nun hatte ich bereits Einzelnes darüber in Aufſätzen der Grenzboten veröffentlicht, jetzt arbeitete ich Alles, was ich etwa zu geben hatte, in ein Buch zuſammen: „Die Technik des Dramas", welches ich im Winter 1863 drucken ließ. Einzelnen Abſchnitten der Arbeit ſah man wohl an, daß ſie aus ſchnell geſchriebenen Aufſätzen einer Zeitſchrift entſtanden waren; in ſpäteren Auflagen ſuchte ich dieſe Mängel zu beſeitigen. Das Werk hatte äußerlich beſſeren Erfolg, als ich angenommen, und es fand in den Abſchnitten über die antike Tragödie auch wohlwollende Beachtung der Philologen, aber die gute Wirkung, welche ich für die Schaffenden davon gehofft hatte, und vollends die Entlaſtung meines eigenen Briefſchreibens traten nicht ein. Im Gegentheil, die Zuſendungen wurden überreichlich. Meine jungen Genoſſen pflegten ihr Vertrauen ſeitdem faſt regelmäßig durch die Verſicherung zu begründen, daß ſie die „Technik" gründlich durchgenommen hätten und daß Alles, was ich gefordert, in ihrer Arbeit zu finden ſei. Ich aber vermochte nur ſelten dieſelbe Meinung zu gewinnen.

Das Buch ſchrieb ich dem Grafen Wolf Baudiſſin, dem Ueberſetzer Shakeſpeares zu. Wenn ein himmliſcher Bädeker, einer der wohlbewanderten Engel, welche dort oben die Merkwürdigkeiten der Erde verzeichnen, ſich herablaſſen wollte, ein Menſchenkind durch die Straßen deutſcher Städte und Landſchaften zu führen, ſo würde ihm der Arm wehe thun von vielem Hinzeigen auf die Häuſer, in denen bei uns gute und tüchtige Menſchen wohnen, es ſind ihrer ſo viele im Lande, daß es nur einem Unſterblichen möglich iſt, ſie alle zu kennen. Das iſt die beſte Habe und der wohlberechtigte Stolz der Deutſchen. In Dresden aber war das letzte Haus der Pirnaiſchen Straße, welches nach dem Großen Garten zu liegt, eine ſolche Stelle, nach welcher der erwähnte Führer mit beſonderem Nachdruck und mit zwei Sternen in ſeinem Buch hingewieſen hätte. Dort war die Winterwohnung Wolf Baudiſſins, der in höherem Alter mit der geliebten Gattin ein Stillleben führte, das durch die Gunſt guter Mächte wie geweiht erſchien. Die hohen Jahre, in denen ſonſt dem Menſchen die Theilnahme an den Kämpfen eines jüngeren Geſchlechts vermindert wird, waren faſt ſpurlos über ſein Haupt hingezogen und es herrſchte dort wie unzerſtörbar Frieden, Ruhe und ein heiteres Licht, welches aus zwei warmen Menſchenherzen ausſtrahlte. Eine Lebensſkizze des Freundes wird in einem ſpäteren Bande dieſer Sammlung zu finden ſein, hier darf ich nur erwähnen, wie werth er und ſeine Gattin auch mir wurden. So oft ich dort als Gaſt einzog, verlebte ich gute Tage im regen Austauſch der Anſichten und im Mitgenuß des Schönen, womit die lieben Menſchen ihr Leben und Dichten erfüllt hatten. Baudiſſin war von einer rührenden Beſcheidenheit, er verſtand wundervoll, den Inhalt des Anderen zur Geltung zu bringen, ohne doch die eigene Selbſtändigkeit aufzugeben; ſeine Freude an Allem, was dem Freunde etwa gelang, war warm und ſein Verſtändniß fein; man fühlte ſich bei ihm wie in reiner Luft, immer in behaglich gehobener Stimmung, und die Stunden, in denen er die ſorgfältig abgeknippte Cigarre herantrug und neben dem Theekeſſel zurechtlegte, gehören zu den glücklichſten, die ich bei dieſen dampfenden Symbolen geſelligen Behagens verlebt habe. Die Freunde erwieſen ſich auch als gute Briefſchreiber, welche Alles, was ſie gerade anregte und beſchäftigte, anmuthig mitzutheilen wußten. Dieſer beſondere Vorzug eines älteren Geſchlechtes, der uns jetzt kleiner wird, erhielt das Zuſammenleben für die Zeit, in welcher der perſönliche Verkehr fehlte. Und das innige Bundesverhältniß zu dem ſtillen Hauſe iſt dem Verfaſſer auch nach dem Tode des Freundes geblieben. Oft hatten wir miteinander über die Geſetze des künſtleriſchen Schaffens geſprochen, und als ich ihm die Technik zuſandte, geſchah dies mit dem Bewußtſein, daß er in den Dingen, die darin verhandelt wurden, ſchon längſt mein Vertrauter war.

Während mich das Buch beſchäftigte, wurde ich in die Commiſſion zur Ertheilung des Berliner Schillerpreiſes für neue dramatiſche Werke berufen. Dieſen Preis hatte König Wilhelm als Prinzregent eingeſetzt, der Befehl war eine ſeiner erſten öffentlichen Kundgebungen und die Abſicht der Stiftung, in königlicher Weiſe der deutſchen Poeſie wohlzuthun, war auch allgemein dankbar erkannt worden. Als eine erwählte Commiſſion zum erſtenmal über die Preisertheilung zu entſcheiden hatte, waren gerade „die Fabier“ erſchienen und in Frage gekommen. Die Commiſſion, meiſt aus großen Gelehrten der Univerſität Berlin: Ranke, Boeckh u. ſ. w. zuſammengeſetzt, hatte ſich nicht entſchließen können, eines der fraglichen Stücke für den Preis vorzuſchlagen. Nun wäre es richtig geweſen, gerade das erſtemal den Preis zu geben, zumal außer den „Fabiern“ noch andere Stücke vorlagen, welche Beachtung beanſpruchen durften. Wollte aber die Commiſſion keines der Stücke wählen, ſo mußte ſie doch ihre Abſchätzung des Vorhandenen geheimhalten. Da ihr dies aber nicht gelang, und da die Zeitungen von den Urtheilen der Commiſſion und von ihrem Vorſatz plauderten, die „Fabier“ vielleicht für die beſtimmte Geldſumme, nicht aber für die Ehre des Preiſes vorzuſchlagen, ſo ſah ich mich veranlaßt, den Cultusminiſter

— damals noch Bethmann-Hollweg — anzugehen, er möge im Intereſſe der Stiftung bei der erſten Preisvertheilung eine ſolche halbe Maßregel abhalten, jedenfalls bewirken, daß man von mir gänzlich abſehe, da nach den bereits öffentlich beſprochenen Anſichten der Commiſſion für mich irgend welche Zuwendung mehr Kränkung als Ehre ſein müſſe. Der Miniſter antwortete zuſtimmend, der Preis wurde nicht ertheilt. Aber für die nächſte Wahl wurde ich ſelbſt zu einem Mitglied der Commiſſion beſtimmt. Ich ging alſo nach Berlin mit der Abſicht, dort womöglich die Stiftung wirkſam zu machen. Bei den würdigen Herren von der Univerſität fand ſich aber nicht viel guter Wille, einer und der andere von ihnen hatte vielleicht ſeit vielen Jahren kein Theater beſucht, und ſie waren, um Alles zu ſagen, als Preisrichter über ein neues Drama faſt ſo übel daran, wie ein kleiner Trupp Elephanten, welchem zugemuthet wird, Hackenſchottiſch zu tanzen; faſt jeder trottete ſeinen eigenen Weg und ſie trompeteten wohl auch einmal gegeneinander. Einer von den Größten, welchem bei einem Beſuch vorgeſtellt wurde, daß die ganze Idee der Stiftung und die Rückſicht auf die gute Meinung des Königs dazu dränge, den Preis zu ertheilen, gab ſehr bereitwillig zu, daß auch er die Nothwendigkeit einſehe, aber dem fraglichen Stück — es waren Hebbels Nibelungen — könne er nicht zuſtimmen. Nun ſei ja ein anderes Stück vorhanden, das ihm die Frauen des Abends vorgeleſen hätten, dem würde er den Preis geben. Obgleich dies Stück von keiner anderen Seite Anerkennung gefunden hatte, mußte man doch antworten: „Alſo ſchlagen Sie es nur vor.“ Er aber verſetzte: „Ich werde mich wohl hüten, andere Herren würden doch nicht zuſtimmen.“ „Dann alſo bleiben nur die Nibelungen.“ „Kann ich nicht.“ Gegen ſolche Logik war ſchwer anzukämpfen. Auch einer der nächſten Genoſſen zeigte wenig guten Willen, vergebens trank ich ihm bis lange nach Mitternacht ſeinen Wein aus, und vergebens ließ ich das ſchwarze Eichhörnchen ſeiner Kinder immer wieder innerhalb der Rockärmel hinausflauſen, damit ihm dieſe nächtliche Brunhild eine freundlichere Anſicht über gewagte dramatiſche Wirkungen nahe lege, er blieb ſtrotzig. Zuletzt gelang es der gebeluſtigen Partei doch, in der Sitzung die nöthige Stimmenzahl für Ertheilung des Preiſes zu gewinnen.

Mir aber kam dieſe Begegnung mit akademiſchen Charakteren und die heiteren Eindrücke derſelben gerade recht, denn ich war eben dabei, die Art deutſcher Profeſſoren in Betracht zu nehmen und einem poetiſchen Gericht zu unterziehen. Ich ſchrieb in dieſer Zeit über dem Roman „die verlorene Handſchrift“.

In dieſer Erzählung ſchilderte ich Lebenskreiſe, welche mir ſeit meiner eigenen akademiſchen Zeit vertraut waren: die Wirthſchaft auf dem Lande und die Univerſität. Möchte man den Schilderungen anſehen, daß ich hier recht mühelos und froh aus dem Vollen geſchöpft habe. Bei den Geſtalten der akademiſchen Welt würde man vergebens nach beſtimmten Vorbildern ſuchen, denn Herr und Frau Struvelius, Raſchke und Andere ſind Typen, denen wohl auf jeder deutſchen Univerſität einzelne Perſönlichkeiten entſprechen. In dem Charakter des Profeſſors Werner hat man meinen Freund Haupt erkennen wollen. Es iſt aber darin nur ſoviel von Haupt's Art und Weiſe zu finden, als ein Dichter von dem Weſen eines wirklichen Menſchen aufnehmen darf, ohne ſich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen und ohne den Andern durch Unzartheit zu verletzen. Eine gewiſſe, immerhin entfernte, Aehnlichkeit empfand Haupt ſelbſt mit Behagen und dieſer Zugehörigkeit zu dem Roman gab er in ſeiner Weiſe dadurch Ausdruck, daß er ſich einigemal bei Sendung ſeiner Berliner Programme über den lateiniſchen Geſchichtſchreiber Ammianus auf dieſen in guter Laune als „Magiſter Knips“ verzeichnete, der in dem Roman eine traurige Rolle zu ſpielen hat und zuletzt nur durch den Gedanken an ſeine gelehrten Arbeiten über Ammianus davor bewahrt wird, ſich ſelbſt aufzuhängen.

Schon einige Jahre vor dem Erſcheinen von „Soll und Haben“ hatte Haupt mich plötzlich aufgefordert, einen Roman zu ſchreiben. Dies ſtimmte damals mit ſtillen Plänen und ich hatte ihm zugeſagt. Zu der verlorenen Handſchrift aber ſteuerte er in ganz anderer Weiſe bei. Denn als wir einmal zu Leipzig, noch vor ſeiner Berufung nach Berlin, allein bei einander ſaßen, offenbarte er mir im höchſten Vertrauen, daß in irgend einer weſtfäliſchen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauſes die Reſte einer Kloſterbibliothek lägen. Es ſei wohl möglich, daß darunter noch eine Handſchrift verlorener Dekaden des Livius ſtecke. Der Herr dieſer Schätze aber ſei, wie er in Erfahrung gebracht, ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann. Darauf machte ich ihm den Vorſchlag, daß wir zuſammen nach dem geheimnißvollen Hauſe reiſen und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfall unter den Tiſch trinken wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meiner Verführungskunſt bei gutem Getränk einiges Zutrauen hatte, ſo erklärte er ſich damit einverſtanden, und wir koſteten das Vergnügen, den Livius für die Nachwelt noch dicker zu machen, als er ohnedies ſchon iſt, recht gewiſſenhaft und ausführlich durch. Aus der Reiſe wurde nichts, aber die Erinnerung an jene beabſichtigte Fahrt hat der Handlung des Romans geholfen.

In Leipzig hatte ich kurze Zeit auf der letzten Straße am Roſenthal bei einem Hutmacher gewohnt, der in ſeiner Fabrik Strohhüte verfertigte, neben ihm war zufällig ein anderes wohlbekanntes Geſchäft, welches den Bedürfniſſen des männlichen Geſchlechts durch Filzhüte entgegenkam. Dieſer Zufall veranlaßte die Erfindung der Familien Hummel und Hahn, doch auch hier ſind weder die Charaktere noch die Familienfeindſchaft der Wirklichkeit nachgeſchrieben. Nur die Thatſache iſt benützt, daß mein Hauswirth beſondere Freude daran fand, ſeinen Hausgarten durch immer neue Erfindungen auszuſchmücken: die weiße Muſe, die Hängelampen und das Sommerhaus am Wege habe ich dem Gärtchen entnommen. Außerdem ſind zwei Charaktere ſeines Haushalts, gerade die, welche wegen ihres mythiſchen Charakters Anſtoß erregt haben, genaue Copien der Wirklichkeit, die Hunde Bräuhahn und Speihahn. Dieſe hatte mein Hauswirth irgend woher als Wächter ſeines Beſitzes erſtanden, ſie erregten durch ihr köterhaftes Verhalten den Unwillen der ganzen Straße, bis ſie einmal von einem erzürnten Nachbar vergiftet wurden, Bräuhahn ſtarb, Speihahn blieb am Leben und wurde ſeit der Zeit ganz ſo ſtruppig und menſchenfeindlich, wie er im Roman abgeſchildert iſt, ſo daß ihn nach zahlloſen Miſſethaten, die er verübt, ſein Beſitzer wieder auf das Land geben mußte.

Der Roman erſchien im Herbſt 1864 in drei Bänden, die beiden erſten zuſammen, der dritte, wegen Erkrankung des Verfaſſers, einige Wochen ſpäter. Die Theilung war für dieſen Fall beſonders unbequem, weil der dritte Band den Bedürfniſſen der Handlung gemäß ernſte Conflicte und deshalb im Ganzen eine etwas dunklere Farbe zeigte. Aber auch davon abgeſehen, war die Trennung ein Uebelſtand. Denn der Roman, welcher den Anſpruch erhebt ein Dichterwerk zu ſein, ſoll nur als ein Ganzes das Gemüth des Leſers beſchäftigen. Vollends das Zerreißen in kleine Theile, wie es bei einem Abdruck in periodiſchen Blättern Brauch geworden iſt, halte ich für ein Unrecht gegen die Kunſt. Die kleinen Wirkungen werden die Hauptſache, und das Größte im Werke, die dichteriſche Bildung der geſammten Handlung, geht dem Leſer faſt verloren. Auch neuere Romandichter der Engländer, vor Allen Boz, ſind durch die bruchſtückweiſe erfolgten Veröffentlichungen ihrer Geſchichten zum Schaden ihrer Kunſt beeinflußt worden. Was würde man von dem Maler oder dem Muſiker denken, welche eine große Compoſition in einzelnen Stücken nach und nach dem Publicum zuwenden wollten?

Die verlorene Handſchrift fand bei meinen vertrauten Kritikern Widerſpruch; die dunklere Färbung des letzten Bandes gab Anſtoß, dann der Umſtand, daß die religiöſen Conflicte und die geiſtige Entwickelung der Heldin Ilſe nicht in den Vordergrund geſtellt waren, endlich, daß Felix Werner für die Pflichtverletzung gegen ſeine Gattin nicht härter geſtraft wurde. Vor Allem befremdete der Cäſarenwahn des Fürſten, und dem Verfaſſer wurde entgegengehalten, daß ſolche Geſtalt in unſerer Zeit nicht mehr möglich ſei. Meine Freunde hatten in dieſen Ausſtellungen Unrecht. Auch der Fürſt und ſein Sohn der Erbprinz ſollen Typen ſein, der erſte zeigt Verbildungen eines älteren Geſchlechts, welches aus dem Verderb der napoleoniſchen Zeit heraufgekommen war, der jüngere den Druck und die Enge des kleinſtaatlichen Lebens der damaligen Zeit.

Wer die Idee des Romans wohlwollend erwägt, kann finden, daß ſie große Aehnlichkeit mit der von „Soll und Haben“ hat. Doch iſt die Behandlung eine verſchiedene, und die Aehnlichkeit wird dem Leſer kaum auffällig werden. In die unſträfliche Seele eines deutſchen Gelehrten werden durch den Wunſch, Werthvolles für die Wiſſenſchaft zu entdecken, gaukelnde Schatten geworfen, welche ihm, ähnlich wie Mondlicht die Formen in der Landſchaft verzieht, die Ordnung ſeines Lebens ſtören, zuletzt durch ſchmerzliche Erfahrungen überwunden werden. Ebenſo beſtimmen übermächtige Eindrücke die junge Seele Anton Wohlfarts in „Soll und Haben“, bis er ſich von ihnen befreit. Da bei dem neuen Roman die Vorausſetzungen: Tacitus, eine verlorene Handſchrift des Mittelalters und das Intereſſe des Gelehrten am Wiederfinden des verſteckten Schatzes nicht leicht verſtändlich waren, entſchloß ich mich kurz, dem Leſer nichts von den Beſchwerden der erſten Aufnahme zu erſparen, ſondern ihm gleich im Anfange Etwas zuzumuthen, das mochte Manchen abſchrecken, es gab aber der ganzen Erzählung einen ſicheren Hintergrund. Meine lieben Landsleute ließen ſich die Anſprüche, welche die Erzählung ſtellt, nachſichtig gefallen, auch der Verleger war nicht unzufrieden.

Der Roman hat ſich einen Leſerkreis bewahrt, der ungefähr halb ſo groß iſt, als der von Soll und Haben.

Dem Verfaſſer aber ſei hier noch geſtattet, zu ſeiner und ſeiner Berufsgenoſſen Ehre die frei erfundenen Erzählungen in Proſa zu loben.

Der Roman, viel geſcholten und viel begehrt, iſt die gebotene Kunſtform für epiſche Behandlung menſchlicher Schickſale in einer Zeit, in welcher tauſendjährige Denkprozeſſe die Sprache für die Proſadarſtellung gebildet haben. Er iſt als Kunſtform erſt möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahlloſe geſchichtliche Erlebniſſe und durch die Geiſtes- und Culturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt ſind. Wenn wir aus ſolcher ſpäten Zeit auf die Vergangenheit eines Volksthums zurückſehen, in welcher jede erhöhte Stimmung in gebundener Rede austönte, ſo erſcheint uns, was damals unter anderen Culturverhältniſſen der nothwendige Ausdruck des Erzählenden war, als beſonders vornehm und ehrwürdig. In Wahrheit aber iſt die Arbeit des modernen epiſchen Dichters, deſſen Sprachmaterial die Proſa iſt, genau in demſelben Grade reicher und machtvoller geworden, wie die Fähigkeiten ſeiner Nation, das innere Leben des Menſchen durch die Sprache zu ſchildern. Denn die Geſchichte der Poeſie iſt im höchſten Sinne nichts Anderes als die hiſtoriſche Darſtellung der Befähigung jeder Zeit, dem, was die Seele kräftig bewegt, Ausdruck durch die Sprache zu geben.

Bei einem Volke von aufſteigender Lebenskraft iſt dieſer Ausdruck des innern Lebens, das Gebiet der Stoffe und was von dem Weſen des Menſchen darſtellbar iſt, in jeder früheren Zeit enger und ärmer als in der ſpäteren. Alle Fortſchritte in der Bildung zeigen ſich zunächſt in der vermehrten Fähigkeit der Sprache, Gedanken und Empfindungen in Worte zu faſſen, und demnach in der Fähigkeit der Poeſie, Geheimes von Gefühlen und Charakteriſtiſches der Menſchennatur wirkungsvoll auszudrücken. Wenn uns das reizvolle Volkslied, die epiſche Erzählung, ja auch die dramatiſche Poeſie irgend einer vergangenen Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit ſchön, groß, gewaltig erſcheinen, ſo dürfen wir doch nicht überſehen, daß in jeder Zeit die Zahl der Stimmungen, der Charaktere und Situationen, deren Darſtellung den alten Dichtern lockend und möglich war, nicht nur im Ganzen ſehr viel geringer war als in der Gegenwart, ſondern daß dieſe größere Befangenheit und Enge auch an dem einzelnen, ſelbſt dem ſchönſten Kunſtwerk fühlbar wird.

Das Mehr der modernen Erfindung iſt nach allen Richtungen erkennbar in der Mannigfaltigkeit und Genauigkeit der Schilderungen, im Stil und der Färbung, vor allem aber in dem freien Erſinnen einer Handlung, welche menſchliches Schickſal nach dem Verſtändniß und den Bedürfniſſen des gebildeten Bewußtſeins zuſammenfügt und nach den Geſetzen ſchöner Wirkung ordnet. Es verſteht ſich, daß dieſe Thätigkeit des Dichters keiner Zeit und keinem Volke gänzlich fehlt. Auch die alten Sänger, welche die Odyſſee ſchufen, fügten bewußt und um eine Wirkung hervorzubringen, die Schifferſagen des Mittelmeeres aneinander und erfanden dazu die breiter ausgeführte Erzählung von den Ereigniſſen in Ithaka bei der Rückkehr des Odyſſeus. Und auch für uns iſt nach 2500 Jahren ein Unterſchied in Ton und Farbe zwiſchen dem erſten und zweiten Theil erkennbar. Aber wenn nicht geläugnet werden ſoll, daß der erſte Theil, die Seeabenteuer, im Ganzen den hohen epiſchen Stil feſter bewahrt, ſo wird doch immer die zweite Hälfte, in der wir hie und da Schwäche in Einzelheiten der Compoſition und vielleicht eine gewiſſe Begrenzung der dichteriſchen Begabung wahrnehmen, unvergleichlich ſtärkere Wirkung hervorbringen, und zwar deshalb, weil wir die eigene Arbeit des Dichters in der größeren Ausführung und den freier erfundenen Situationen deutlich erkennen, das heißt, weil dieſer Theil der modernen Weiſe des Schaffens näher ſteht. Doch wir haben gar nicht nöthig, bis zur Odyſſee zurückzugehen, auch in unſerer deutſchen Vergangenheit finden wir, ſeit der Proſaroman auftritt, in jedem Zeitabſchnitt der Vergangenheit, daß die eigene Arbeit des Dichters im Zuſammenfügen der Handlung weniger frei und in Schilderung der Charaktere weniger ſicher und reich iſt, als wir von einem Roman der Gegenwart verlangen. Das gilt für Deutſche ſelbſt noch von Goethe's Romanen.

Nun enthalten auch der moderne Roman und ſeine kleine Schweſter, die Novelle, immer wiederkehrende Situationen, welche allen gemeinſam ſind. Denn wie in alter Zeit der Gegenſatz und Kampf zweier Helden, ſo iſt in unſerem Roman das Verhältniß zweier Liebenden die leitende Idee. Aber die Mittel, dies Gemeinſame durch Farbe und Schilderung immer wieder neu, eigenthümlich und feſſelnd zu machen, ſind unermeßlich größer, als in der Zeit des alten Epos.

Und die Sprache? Die hohe Schönheit des rhythmiſchen Klanges bei Homer und den Nibelungen, ja auch noch bei Dante und Arioſt, entgeht doch der Erzählung des modernen Dichters. Auch hier gilt der Vergleich, daß die Formen des Kindes eigenartige Schönheit haben, welche der Leib des Erwachſenen nicht beſitzt. Dagegen reichlich andere, welche im Ganzen bedeutender und mannigfaltiger ſind. Jene alten Dichter ſchufen in Verſen, weil es zu ihrer Zeit noch keine Proſa gab, die zu reichem Ausdruck ſeeliſcher Stimmungen und zu gehobener Schilderung befähigt war. Was uns als beſondere Schönheit der Alten erſcheint, iſt im letzten Grunde der größte Mangel. Auch unſere erzählenden Dichter vermögen einmal ihre Erfindung mit rhythmiſchem, hohem Klang zu umkleiden, und eine Literatur, welche Hermann und Dorothea unter ihrer werthvollſten Habe beſitzt, wird die Bedeutung des Verſes nicht gering achten dürfen. Aber der moderne Dichter weiß auch, daß er gegen die vornehme Schönheit, welche der Vers für unſere Empfindung hat, vieles Andere, was nicht weniger ſchön, reizvoll, feſſelnd iſt, in Kauf geben muß: Die behagliche Fülle der Schilderungen, den ſcharf charakteriſirenden Ausdruck, das Meiſte von ſeiner guten Laune und dem Humor, mit welchem er menſchliches Daſein zu betrachten vermag, das geiſtreiche Scherzwort, die ſcharf beſtimmte Ausprägung eines Gedankens, nicht zuletzt die Mannigfaltigkeit und Biegſamkeit des ſprachlichen Ausdrucks, welcher ſich in Proſa bei jedem Charakter, bei jeder Schilderung anders und eigenartig äußern kann. Die ungebundene Rede iſt in unſerem wirklichen Leben ein wundervoll ſtarkes und reiches Inſtrument geworden, durch welches die Seele Alles auszutönen vermag, was ſie erhebt und bewegt. Deshalb dürfen wir auch ihre Herrſchaft in der erzählenden Dichtung nicht für eine Minderung, ſondern für eine Verſtärkung des poetiſchen Schaffens halten.

Der Roman iſt auch von allen Gattungen der Poeſie die, welche ſich als Kunſtform am ſpäteſten entwickelt, ſpäter noch als das Drama; die Würdigung darf uns nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß ſchwaches und ſchlechtes Schaffen ſich darin in übergroßer Reichlichkeit kund gibt. Welcher Gattung der Poeſie hat, wenn ſie gerade nach dem Zuge der Zeit obenauf war, die Maſſe des Schlechten gefehlt? Wären alle die epiſchen Gedichte des alten Hellas, welche ſchon den ſpäteren Griechen ſagenhaft waren, bis in unſere Zeit erhalten, wir würden bei dem Durchſtudiren die allergrößte Langeweile empfinden, die Armuth der Dichter im Ausdruck der inneren Gemüthsprozeſſe, die unabläſſige, ewige Wiederkehr derſelben Beſchreibungen und der Kämpfe ohne inneres Leben, wäre gar nicht auszuhalten. Der Umſtand, daß der ſchnell bereite Bücherdruck und die hochgeſtiegene Leſeluſt das unberufene Schreiben ſo ſehr begünſtigen, iſt ein Uebelſtand, aber ein unvermeidlicher.

Unſere geſammte Bildung wird durch geſchichtliches Wiſſen geleitet. Alles was in irgend einer Vergangenheit des Menſchengeſchlechts für groß, gut, ſchön und begehrenswerth galt, bringt, ſo weit es erhalten iſt, in unſere Seelen und trägt dazu bei, uns die Anſichten und den Geſchmack zu richten. Solch unermeßlicher Reichthum an bildendem Stoff iſt unſere Stärke, aber auch unſere Schwäche, er verleiht uns dem Neuen gegenüber oft eine Tiefe der Einſicht und eine Größe des Urtheils, wie ſie in keiner der vergangenen Perioden möglich waren. Ebenſo oft macht er uns einſeitig und verhindert unbefangene Schätzung deſſen, was aus den Bedürfniſſen unſeres eigenen Lebens herauswächſt, ja er mindert uns zuweilen auch die Fähigkeit, friſch nach dem Zuge unſerer Zeit zu geſtalten. Nirgend wird dies auffallender, als bei den Urtheilen über den Werth einer künſtleriſchen Erfindung. Zur Zeit Shakeſpeares galt das dramatiſche Schaffen durchaus nicht für vornehme, kaum für eine ernſthafte Dichterarbeit, ebenſo wie in der Gegenwart das Romanſchreiben. Und doch iſt wohl möglich, daß man in irgend einer Zukunft für den größten und eigenthümlichſten Fortſchritt in der Poeſie des neunzehnten Jahrhunderts gerade den Proſaroman betrachten wird, wie er ſich ſeit Walter Scott bei den Culturvölkern Europas entwickelt hat. Deshalb wollen auch wir deutſchen Romanſchriftſteller uns nicht darum kümmern, wie man jedem von uns in der Folge das Maß ſeiner dichteriſchen Begabung abſchätzen wird, ſondern wir wollen das Selbſtgefühl bewahren, daß wir gerade in der Richtung thätig ſind, in welcher ſich die moderne Geſtaltungskraft am vollſten und reichſten ausprägt.

11.

Unter König Wilhelm.

Unterdeß waren über das politiſche Deutſchland trübe Jahre hingegangen. In den Regierungen des hergeſtellten Bundes innere Unſicherheit und Mißtrauen gegen einander, in der Bevölkerung Abſpannung und Mangel an Wärme; dazu die Verdüſterung und Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. In dieſer Zeit blieb dem unabhängigen Mann, der ſich nicht ganz auf die Familie und ſeine Privatarbeit zurückziehen wollte, wenig Anderes übrig, als gegen gute Bekannte mündlich und in Briefen ſeinen Kummer auszuſprechen, vielleicht in vorſichtigen Artikeln die ungenügende Gegenwart zu beurtheilen. Dies geſchah reichlich. Der Briefwechſel mit politiſchen Freunden, das Debattiren über die Zeitlage in Zuſammenkünften der Geſinnungsgenoſſen iſt bezeichnend für jene Zeit. Wurde auch nicht viel dadurch erreicht, ſo wurde doch ein Zuſammenhang der Gleichgeſinnten gefeſtigt. Oft fuhr ich von Leipzig nach Halle hinüber, wo Max Duncker und Haym den Muth aufrecht erhielten, die milde Ruhe Dunckers und das Wohlthuende ſeiner warmen Natur übten auf einen weiten Kreis günſtigen Einfluß aus. Auch in Gotha hatte ein Verein patriotiſcher Männer ſeinen Mittelpunkt gefunden, der ſich zur Aufgabe ſtellte, durch kleine Flugſchriften auf die öffentliche Meinung zu wirken, in ihm machte Karl Mathy ſeine letzten literariſchen Feldzüge in vortrefflich geſchriebenen Broſchüren, und Franke erhob mit dem ſcharfen Eifer, der ihm eigen war, den Kampf gegen den Sundzoll.

Wenn bei Beſeitigung dieſes mittelalterlichen Leidens, welches auf dem Welthandel lag, das Verdienſt eines Kämpfenden gerühmt werden darf, ſo kam dieſe Ehre der leidenſchaftlichen Thätigkeit Franke's zu, welcher bis nach Amerika und England ſeine Fäden zu ſpinnen wußte und die Frage zu einer brennenden machte, deren Löſung ſich zuletzt die Regierungen nicht mehr entziehen konnten.

Das erwachte Bedürfniß vieler Einzelnen, ſich zu regen, führte endlich zur Bildung des Nationalvereins.

Dies Unternehmen, die Liberalen der einzelnen deutſchen Staaten mit einander zu verbinden und durch den Zuſammenhang auf gemeinſame Thätigkeit vorzubereiten, hielt ich für den größten Fortſchritt, den das politiſche Leben im Volke ſeit den Niederlagen des letzten Jahrzehnts gemacht hatte, ich wurde mit Freuden Mitglied des Vereins und bin ihm, ſo lange er beſtand, treu geblieben. Er vereinigte Liberale verſchiedener Schattirungen und hatte im Anfange bei ſeinen Zuſammenkünften, den Redeübungen und Beſchlüſſen zuweilen das Ausſehen einer Bewahranſtalt, in welcher eigenwillige und ſchreiluſtige Kinder zu politiſcher Tugend und Weisheit herangezogen wurden. Aber die geduldige und ausdauernde Arbeit der Führer, welche ſich um Rudolf von Bennigſen geſammelt hatten, die Fähigkeit dieſes ausgezeichneten Mannes, aus dem Schwall der Debatten zuletzt den geſunden Menſchenverſtand herauszuziehen und in Formeln zu bringen, ſeine freie und großartige Auffaſſung unſerer Verhältniſſe und vor Allem die hochſinnige Vaterlandsliebe erfüllten mich mit hoher Achtung. Durch mehrjährige opfervolle Thätigkeit gelang es ihm und ſeinen Freunden eine Partei zu ſchaffen, welche, als Tag und Stunde kamen, ſtark genug war, eine deutſche Regierung bei der neuen Arbeit für einen deutſchen Staat zu beeinfluſſen und zu ſtützen. Denn nur durch die freudige Mitwirkung der Nationalpartei wurde die Geſetzgebung des Norddeutſchen Bundes und des Deutſchen Reiches möglich, vorzugsweiſe durch ſie gelang es der ſtarken Willenskraft, welche das neue Reich gegründet hat, den Widerſtand der inneren Gegner zu beſiegen. Das waren glückliche Jahre für Deutſchland.

Da wurde es für uns Alle ein Unglück von unabſehbarer Weite, auch für mich das bitterſte politiſche Leid meines Lebens, daß die große Partei, welche ſich in der Noth gebildet und im Kampfe bewährt hatte, in den Jahren nach dem Siege nicht den Zuſammenhang zu bewahren wußte. Die Männer, welche in der Verſtimmung des Tages den Werth ihrer Bundesgenoſſenſchaft zu gering achteten, glichen hochfahrenden Corpsſtudenten, welche ſich von ihren alten Häuptern ſcheiden. Es gibt für ihr Verhalten hundert Entſchuldigungen, keine Rechtfertigung. Die Stärke einer Partei beruht nicht allein, aber doch vor allem in ihrer Stimmenzahl. Jede Partei hat innere Conflicte durchzukämpfen, und jede hat Zeiten verhältnißmäßiger Schwäche, aber in keiner darf Verſchiedenheit der Anſichten über einzelne Tagesfragen ſo weit gehen, daß die Streitenden mitten im heftigen Kampf gegen nationale Gegner durch Selbſtzerſtörung der eigenen Macht die Feinde zu Herren des Kampfplatzes, zuletzt gar zu ihren Gebietern machen. Daß ein falſcher Schritt auch andere nach ſich zieht, haben die Ausgeſchiedenen überreichlich erfahren, wohl keinem von ihnen blieb das innere Mißbehagen, die Verbitterung und die Verengung des politiſchen Geſichtskreiſes erſpart, welche durch eine fortdauernde geſchärfte Oppoſition gegen alte Freunde in die Seelen hineingetragen wird. Unſer parlamentariſches Leben aber iſt ſeitdem für Jahrzehnte verdorben, ſeine Bedeutung ebenſo gemindert, wie der Regierung der Werth einer Rückſichtnahme auf das liberale Element im Staatsleben. Wir zahlen jetzt unſere Buße dafür, daß wir durch die Lebensbedürfniſſe des preußiſchen Staates und durch die Energie eines Einzelnen faſt plötzlich auf eine Höhe hinaufgehoben wurden, welcher die politiſche Schulung unſerer Nation nicht gleichkam.

Damals, vor fünfundzwanzig Jahren, waren wir Deutſche ſehr arm an Erfolgen und Ruhm, aber wir glaubten daran, daß die Vertrauensmänner des Volkes wohl einmal beſſere Verhältniſſe herbeiführen würden. Doch ſeltſam, während wir unſicher und ohne jedes Zutrauen zu den Regierungen um die Zukunft ſorgten, hatte das Jahrzehnt begonnen, in welchem die Nation den größten Fortſchritt machen ſollte, der jemals in ſo kurzem Zeitabſchnitt erreicht worden iſt, ſie war, ohne es zu ahnen, im Aufſtieg zur Höhe politiſcher Macht und zur Bildung eines Reiches, durch welche das Machtverhältniß ſämmtlicher Staaten der Erde geändert und dem deutſchen Weſen ein Herrenantheil an den Geſchicken der Welt zugetheilt werden ſollte, wie die Nation ihn nie beſeſſen und wie ihn die kühnſten Träume eines Deutſchen nicht geahnt hätten. König Wilhelm hatte ſeine Regierung angetreten. Dieſe Fürſtengeſtalt von mildem Weſen und ſtetem Willen, welche in einer Nothzeit des preußiſchen Staates herangewachſen war, beſaß in einziger Weiſe die Regententugenden, welche der deutſchen Art wohlthun ſollten: die Beſcheidenheit und neidloſe Anerkennung fremder Verdienſte, die Arbeitſamkeit und beſonnene Klugheit, welche das Weſen der Macht höher achtet, als den Schein. Auch die ganze Anlage ſeines Gemüthes, die Heiterkeit, die Leutſeligkeit, der kameradſchaftliche Sinn, die fürſtliche Umſicht, welche Jedem bereitwillig die gebührende Ehre zu erweiſen ſucht, waren genau, was unſere ſtolzen Fürſten und was das warmherzige Volk von dem Oberherrn eines deutſchen Staates begehrten.

Selten hat ein Fürſt unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen die Regierung angetreten, die Sorgen des hohen Amtes wurden ihm eher zugetheilt, als die Ehren und die volle Macht des Königthums. Er übernahm die Leitung eines Staates, der unter den großen Mächten mißachtet, im Innern durch ein parteiſüchtiges Regiment verſtört war. Auch ihn verletzte im Anfang der grämliche Zug, welcher das Antlitz der Deutſchen leicht verzieht, wo ſie nicht mit vollem Herzen ſich hingeben. Daß die Möglichkeit jeder größeren Kraftentfaltung des Staates von der ſtarken Vermehrung des ſtehenden Heeres und von einem Zurücktreten der Landwehr abhing, verſtand der König beſſer als ſeine Preußen. Uns Andern konnte man daraus keinen Vorwurf machen. Seit den Freiheitskriegen war die Landwehr, das „Volk in Waffen", auch von militäriſchen Schriftſtellern immer wieder als der eigentliche Kern des Heeres dargeſtellt worden, zahlloſe theure Erinnerungen aus dem früheren Geſchlecht hingen an ihr, ſie galt für das Gegengewicht gegen den Kaſtengeiſt und die Gefahren eines ſtehenden Heeres, deſſen geforderte Verdoppelung nicht nur als ſchwere Laſt, ſondern auch als eine Gefahr für die innere Entwickelung erſchien. In allen Fällen, wo die Regierung mit höherer Einſicht neu erwachſene Bedürfniſſe des Staates durch tief einſchneidende Veränderungen befriedigen will, iſt vor Geſetzanträgen die Belehrung der Nation und eine allmähliche Erziehung der öffentlichen Meinung durch die Preſſe wünſchenswerth, eine ſtille Agitation, bei welcher die Regierenden ſich ſelbſt zunächſt im Hintergrund halten. Solche Einwirkung auf die öffentliche Meinung braucht freilich Zeit, und Muße war damals nicht vorhanden. Aber man verſtand auch in der Regierung die vorbereitende Arbeit viel zu wenig.

So oft ich nach Koburg kam, verbrachte ich eine Morgenſtunde bei Baron Stockmar, der ſich nach langjähriger Thätigkeit in großen Geſchäften nach ſeiner Heimat zurückgezogen hatte und dort in höherem Alter mit reger Theilnahme die Weltereigniſſe betrachtete und zuweilen beeinflußte. Sein Sohn Ernſt gehörte zu meinen näheren Bekannten und der alte Herr gönnte mir wohl deshalb freundliches Zutrauen. Er beſaß eine ſeltene Kenntniß politiſcher Perſönlichkeiten und der Regierungen Europas und äußerte ſich darüber mit entzückendem Freimuth. Immer feſſelte an ihm die geradſinnige Redlichkeit, Klarheit und Größe des Urtheils, dabei die patriotiſche Wärme und in deutſchen Angelegenheiten eine hoffnungsvolle Freudigkeit, welche damals auch bei jüngeren Männern ſelten war. Mir kam ſein mittheilſames Weſen und die Offenheit, mit welcher er die politiſchen Verhältniſſe beſprach, vielfach zu Gute. Er war es wohl auch, der dem Kronprinzen und der Kronprinzeß Günſtiges von mir berichtete, ſo daß mir geſtattet war, das junge Glück dieſer Verbindung zuweilen als ergebener Vertrauter mit meinen Wünſchen zu begleiten. Bei dem letzten Beſuch, welchen die Königin von England mit dem Prinzen Albert in Koburg machte, bot ſich Gelegenheit, allerlei fremde Gäſte in höflicher Darſtellung ihres Weſens zu beobachten. John Ruſſell war da, welcher Verſuche machte, ſich über die unverſtändlichen deutſchen Stimmungen zu unterrichten, und Graf Alexander Mensdorff, der ſpätere Miniſter, ein feinfühlender geſcheidter Mann, der ſich verſtändig über die Stellung Oeſtreichs zu den deutſchen Dingen ausließ. Als er nach dem Jahre 1866 wieder zu uns kam, war er krank und gebrochen, da erinnerte er an ſein eigenes Urtheil in früheren Jahren und daß Vieles eingetroffen ſei. Er war es ſicher nicht, der zum Kriege gerathen hat.

Im Ganzen freilich hat ſolcher gelegentliche Verkehr an größeren Höfen mir die Anſicht gebracht, daß wir alle, die wir als Gelehrte oder Künſtler dahinwandeln, zum vertrauten Verkehr mit den Großen der Erde weniger geeignet ſind, als Andere. Uns fehlt die gleichmäßige, beſcheidene Hingabe, welche dem wackern Mann des Hofes ſo wohl anſteht, die Vorſicht fehlt und wohl auch die Schweigſamkeit; wir ſind genöthigt, uns viel mit uns ſelbſt zu beſchäftigen, und geneigt, unſer Licht leuchten zu laſſen, während bei Hofe die Umgebung doch vorzugsweiſe dazu da iſt, die Perſönlichkeit der Herrſchaften hervorzuheben. Jede der Künſte bildet an nicht ſehr günſtig beanlagten Naturen beſondere Schwächen aus, bei den Dichtern einen nicht wohlthuenden Wechſel von Gefügigkeit und Hochmuth, bei den Malern, welche gewohnt ſind, das Weib ohne Hülle zu denken, eine burſchikoſe Frechheit, bei den

Muſikern anſpruchsvolle Grobheit, bei den Schauſpielern das Geckenhafte. Veranlaßt der Zufall und ein gewiſſes Kunſtbedürfniß unſrer hohen Herren einmal ein ſolches Verhältniß, ſo mögen beide Theile ſich wahren, daß ſie nicht ihren Preis dafür bezahlen.

Bei dem erwähnten Hofhalt der engliſchen Herrſchaften war etwas von fremdem Brauch zu ſehen, was hier erwähnt werden darf, weil es eine kleine dramatiſche Seltſamkeit erklärt.

Als die Königin an der Hand des Herzogs in den Saal trat, in welchem eine große geladene Geſellſchaft der Fürſten harrte, ließ der Herzog nach dem Eintritt die Hand der hohen Dame los und dieſe glitt in einem eigenthümlichen marſchähnlichen Pas den ganzen Saal entlang bis zum oberen Ende, wo ſie ihre Rundverbeugung mit einer vornehmen Grazie machte, um die ſie jede Künſtlerin beneiden konnte. Darauf begann die gewöhnliche wohlthätige Arbeit des Cerkels, den Einzelnen Huld zu ſtreuen, deren gute Körnlein die geladenen Vögel freudig aufpickten. Mich aber machte das Chaſſiren der Königin nachdenklich. Denn genau denſelben Schritt, nur gröber, hatten engliſche Schauſpieler, Phelps und Ira Aldridge bei ihren Beſuchen in Deutſchland ausgeführt, ſo oft ſie in Shakeſpeare'ſchen Stücken aus den Seitencouliſſen kamen und in dieſelben zurückgingen. Was uns ſeltſam erſchien, war alſo alte Ueberlieferung, vielleicht noch aus der Zeit der Königin Eliſabeth, die man bei Hofe wie auf der Bühne bewahrt hatte, und es war offenbar die alte Form des feierlichen Heldenſchrittes. Es iſt immer hübſch, ſolchen Brauch aus früherer Zeit mit Augen zu ſehen. Ebenſo befremdlich würde uns der deutſche Marſch des ſechszehnten Jahrhunderts erſcheinen, bei welchem die linke Hand auf die Hüfte geſtützt die Seitenwehr hielt und der ſteif zurückgeſtaute Körper nicht nach der Marſchlinie gerichtet blieb, ſondern ſich dem fortſchreitenden Fuße nachgebend bald der rechten, bald der linken Seite herausfordernd zuwandte.

Bei einem ſpätern Beſuche forderte Stockmar mich auf, ſeinen alten Freund Rückert in Neuſeß zu begrüßen. Ich hatte die Bekanntſchaft nicht geſucht, weil man von Rückert ſagte, daß er in ſeiner Zurückgezogenheit ungern die Störung durch Fremde ertrüge. Durch die Hinterthür trat ich in ſein Haus und wurde in das Wohnzimmer des unteren Stocks geführt, das ſo altväteriſch und einfach bürgerlich ausgeſtattet war, wie ich es in meiner Kinderzeit etwa bei Bekannten zu Kreuzburg geſehen hatte. Er trat ein, eine hohe, ſtarkknochige Geſtalt mit langer Pfeiſe in der Hand, die erſte Begrüßung war ſehr gemeſſen und die Unterhaltung wollte im Anfange nicht recht gedeihen, aus ſeiner Seele klang die Verſtimmung über die Theilnahmloſigkeit der Deutſchen an ſeinem Schaffen, und ich mußte mir einigemal ſagen, daß es ein großer Gelehrter und ein großer Dichter war, der mir gegenüber ſaß. Endlich kam das Geſpräch auf die Zeit der Befreiungskriege und auf ſeinen Antheil an der Poeſie jener Jahre; da begann ſein Auge zu leuchten, das Eis war gebrochen, er wurde warm und mittheilend, und ich hatte die Freude, einen wohlthuenden Eindruck ſeines Weſens mit mir zu nehmen. Seitdem dauerten die freundlichen Beziehungen zu ihm. Als ich einige Jahre darauf in meinem Hauſe ſein Gedicht „Nal und Damajanti“ vorgeleſen hatte und erfuhr, daß er erkrankt ſei, ſchrieb ich ihm von meiner Freude über das Werk und empfing als Antwort mit zitternder Hand verfaßte Zeilen, worin er nach einem artigen Reim berichtete, daß ihm das liebſte ſeiner erzählenden Gedichte „Sawitri“ ſei und wie leid ihm thue, daß daſſelbe in einer wenig geleſenen Sammlung ganz verſteckt liege. Hirzel, in deſſen Verlag die erwähnte Sammlung übergegangen war, erklärte ſich ſofort bereit, das kleine Gedicht in beſonderer Ausgabe drucken zu laſſen. Er beſchleunigte die Herſtellung und ſandte das zierliche Heft nach wenig Wochen an den Dichter, Antwort war eine Anzeige ſeines Todes. Mit ihm ſchied das letzte der großen Talente, in denen einzelne

Farben der deutſchen Lyrik ausſtrahlen, welche der Genius Göthe's in ſeinem Weſen vereinigt hatte, und die gewiß einem uralten Lebensgeſetz alles lyriſchen Schaffens ſich nach ihm ſonderten, wie das weiße Licht ſich in den Farben des Prismas ſcheidet. Von Allen aber, welche farbige Strahlen ausgeſendet haben, war Rückert vom Standpunkt des Handwerks die ſtärkſte Kraft, durch ſeine wundergleiche Fruchtbarkeit und durch die einzige Verbindung von großer Gelehrſamkeit auf ſchwer zugänglichen Gebieten und von einer Schaffensfreude, die ein langes Leben unverändert dauerte, auch durch ſeine ſeltene Herrſchaft über Wortklang, ſpielendes Wortbilden und Reim, wie ſie ſeit Fiſchart kein Deutſcher beſeſſen hat. Dieſer Herrſchaft über den Reim und die Klangfarbe entſprach nicht ganz ſeine Empfindung für den lyriſchen Wohllaut, wie ihn der Geſang fordert, nach dieſer Richtung laſſen zuweilen auch gute Gedichte zu wünſchen übrig. Dem Dichter aber blieb immer der geheime Schmerz, daß gerade ſein Lichtſtrahl, ſein Stoffgebiet und ſeine Behandlungsweiſe poetiſcher Empfindungen den Deutſchen fremdartig war.

Als gegen Ende des Jahres 1863 der Tod des Königs von Dänemark in den politiſchen Streit um Holſtein fiel, war es zweifellos, daß die Anſprüche, welche der Herzog von Auguſtenburg ſofort geltend machte, das einzige und letzte Mittel waren, nicht das beſſer geſchützte Bundesland Holſtein, wohl aber Schleswig für Deutſchland zu erhalten. Deshalb war eine Unterſtützung ſeiner Forderungen durch die unabhängige Preſſe geboten. Zu Gotha war ich mit dem Vertrauten des Herzogs von Auguſtenburg, Samwer, Jahrelang in freundſchaftlichem Verkehr geweſen, und hatte von der Proklamation und den erſten Maßnahmen des Herzogs gewußt. Bald aber ſtellte ſich ein gewiſſer Gegenſatz heraus zwiſchen der Politik, welche die Vertrauten des Herzogs für zweckmäßig hielten, und den Geſichtspunkten eines Preußen, und es blieb wenig Anderes zu thun übrig, als die deutſche Bewegung in den Herzogthümern gegen die däniſchen Uebergriffe zu ſteigern. Großes konnte dadurch nicht gewonnen werden, denn die Herzogthümer waren noch müde von dem dreijährigen Kampf früherer Jahre, und faſt aller politiſchen Führer beraubt. Aber ſchon im Beginn des nächſten Jahres eröffnete der Einmarſch der Preußen und Oeſtreicher in Schleswig Ausſichten auf eine Entſcheidung durch das Schwert.

In dieſer Zeit, in welcher Preußen ſich für ſeine kriegeriſche Thätigkeit rüſtete, machte ich an mir ſelbſt die Erfahrung, daß ich viel zu wenig von militäriſchen Dingen verſtand, und ich verſuchte dieſem Mangel abzuhelfen, ſoweit dies einem früheren Armeereſerviſten möglich war. Ich begann eifrig Militäriſches zu leſen. Daraus wurde eine dauernde Neigung, die meiner Bücherſammlung eine neue Abtheilung zuführte. Auch im Verkehr mit geſcheidten Offizieren ſuchte ich mich über Mancherlei zu unterrichten, was dem Laien aus Büchern nicht verſtändlich wurde. Unter dieſen Bekannten wurde mir v. Stoſch, damals Chef des Generalſtabes im vierten Corps, beſonders werth. Er galt ſchon damals für einen Offizier, welcher zu großen Hoffnungen berechtigte. Bald darauf hatte er das Unglück, daß ihm durch den Hufſchlag eines Pferdes das Bein zerſchmettert wurde. Noch war er nicht ganz hergeſtellt, als der Kronprinz ihn beim Beginn des Feldzuges von 1866 zu ſeinem General-Quartiermeiſter wählte, und er ritt in den Krieg, gerade als Wilms ihm einige Monate Krankenlager verordnet hatte. In Böhmen fand er beim erſten Zuſammenſtoß hinter Nachod Gelegenheit, durch die Wucht ſeines perſönlichen Eingreifens das bedenkliche Zurückfluthen erſchreckter Vortruppen und Fuhrwerke aufzuhalten. Bald wurde er durch die ſcharfe Energie ſeines Weſens und durch ſein militäriſches Urtheil den oberſten Führern werthvoll als eine der bevorzugten Naturen, denen hohe Gefahr nicht die Geiſteskräfte lähmt, ſondern den Entſchluß beflügelt. Beim Beginn des franzöſiſchen Krieges war er zum

General-Intendanten der Armee ernannt, er wußte unſer Verpflegungsweſen, welches in ſeiner Einrichtung den ungeheueren Anforderungen dieſes Krieges doch nicht entſprach, nach Möglichkeit den neuen Aufgaben anzupaſſen und ſeinen Beamten von der durchgreifenden Thatkraft mitzutheilen. Vor der großen Rechtsſchwenkung des Heeres zur Verfolgung Mac Mahon's übernahm er entſchloſſen die Verantwortung für Verpflegung des Heeres, welche auf den Wegen durch unfruchtbare Gegenden kaum möglich ſchien. Den Soldaten mußten ſchwere Entbehrungen zugemuthet werden, aber die Hauptſache gelang ihm. Als vor Paris Ende November das Heranrücken der großen franzöſiſchen Armee bedrohlich wurde und die Ankunft des Prinzen Friedrich Karl ſich verzögerte, ward er vom König in der Vertrauensſtellung eines Generalſtabs-Chefs dem Großherzog von Mecklenburg zugeordnet, deſſen Feldherrnkunſt den ſchweren Anforderungen dieſer Wochen nicht gewachſen ſchien. Dort machte er als militäriſcher Führer ſein Probeſtück. Durch mehr als zwanzig Tage hielt er mit zwei ſchwachen preußiſchen Diviſionen und den beiden bairiſchen Corps, deren Kraft in den Anſtrengungen des Feldzugs faſt verbraucht war, neben der zweiten Armee den Andrang des franzöſiſchen Heeres auf, indem er die Feinde in täglichen Gefechten bis hinter Orleans zurückdrängte. Seiner Armeeabtheilung fiel in dem ungleichen Kampfe gegen die Uebermacht der Hauptantheil und die härteſte Arbeit zu, und oft hatte er Veranlaſſung, nach dem Stand der Winterſonne zu ſehen und den Abend herbei zu ſehnen, weil ihm keine Reſerven mehr zur Verwendung geblieben waren. Als er nach Löſung ſeiner Aufgabe in das Hauptquartier nach Verſailles zurückkehrte, ſtand ſeine Bedeutung als Feldherr feſt, nicht ſowohl für die Deutſchen daheim, welche kaum erfuhren, daß er die treibende Kraft im harten Ringen dieſer Wochen geweſen war, wohl aber bei der oberſten Armeeleitung. Da er ſeine Begabung für militäriſche Verwaltung im Kriegsminiſterium und als General-Intendant bewährt hatte, wurde er zwei Jahre nach dem Frieden zum Leiter unſerer Kriegsmarine ernannt, in dieſer zehnjährigen umfaſſenden Thätigkeit wurde er auch der Nation bekannt und werth. Er bewies auch hier ſeine Fähigkeit, ſich ſchnell auf neuem Boden zurechtzufinden, die Größe ſeines Urtheils und einen ſtarken Willen, der ſich nie durch Einzelheiten beirren läßt, immer die Hauptſache im Auge behält und die einfachſten Mittel zur Löſung der Aufgabe findet. Er hat in ſeiner entſchloſſenen Weiſe die Kräfte, welche ihm zur Verfügung ſtanden, auf das höchſte angeſpannt, wohl auch einmal im Einzelnen herbe Strenge gezeigt, aber er hat in wenigen Jahren nicht nur das Material unſerer Flotte zeitgemäß umgeſtaltet, ſondern, was noch wichtiger war, den Offizieren und der Bemannung viel von ſeiner ſtolzen Energie mitgetheilt. Durch ihn erſt iſt die Marine als gleichberechtigter Theil unſerer Wehrkraft neben das Landheer getreten.

Allen dieſen Erfolgen einer ungewöhnlichen Menſchenkraft bin ich mit Freundesantheil gefolgt. Wir tauſchten zuerſt Bücher und unſere Urtheile darüber aus. Daraus entſtand ein regelmäßiger Briefwechſel. Dann wurde er veranlaßt, Mitglied eines Vereins von Geburtstagskindern zu werden. Dieſer Verein hatte zu Gotha in dem Hauſe unſeres gemeinſamen Freundes v. Holtzendorff ſein Bundesheiligthum und war dazu gegründet, die Tyrannei des Kalenders zu brechen und die anmuthigen Feſte der Geburt auf die Zeiten zu verlegen, wo das Schickſal ein fröhliches Zuſammenſein geſtattete. Für dergleichen humane Zwecke war das Holtzendorff'ſche Haus ausgezeichnet geeignet, es beſaß alles Erforderliche: die Gaſtlichkeit, den herzlichen Frohſinn, einen ſchönen Reichthum von edler Weiblichkeit und Muſik mit Schonung. Viele frohe Erinnerungen hängen an dieſem Haushalt, dem auch die letzten Reime meiner lyriſchen Bekenntniſſe zugeſchrieben ſind.

Dort kehrte zwiſchen Anderen auch Stoſch jeden Sommer ein und ich war in der Nähe zu finden. Aber auch in einigen großen

Stunden unſeres Lebens ſtanden wir nicht weit von einander, während der Schlacht bei Sedan kam er vom Standpunkt des Königs zu uns herüber auf die Höhe von Doncherey und wir ſahen gemeinſam, wie der eherne Ring der Deutſchen ſich um das franzöſiſche Heer ſchloß. Zu Reims hatten wir verabredet, die letzte Stunde meines Aufenthalts gemeinſam zu verbringen. Als ich zu ihm ging, fand ich, daß man den General-Intendanten der Armee in der fürſtlich eingerichteten Wohnung von Dame Cliquot einquartirt hatte, ich traf ihn mit einigen ſeiner Herren beim Eſſen. Die Beſitzer des Hauſes hatten ſich entfernt, ein mißvergnügter Haushofmeiſter am Buffet wurde beauftragt, zum Valettrunk eine Flaſche Champagner aufzuſtellen, den die Deutſchen bis dahin nicht begehrt hatten. Was der tückiſche Burſch heranbrachte, war das ſchlechteſte Getränk unter ſilbernem Kopfe, das man ſich denken kann, es war offenbar ein verunglücktes Werk, das man zurückgelaſſen, weil es für die Barbaren noch gut genug war. Niemand machte eine Bemerkung. Dieſe vornehme Gleichgültigkeit der Sieger war ein guter Abſchiedsgruß, den ich nach der Heimat mitnehmen konnte. Wenn wir jetzt als treue Nachbarn am Rheine unſere Anſichten über Vergangenes und Gegenwärtiges austauſchen, habe ich noch immer den Genuß, zu merken, wie gut die Urtheile zuſammenklingen, welche das Leben in zwei Männern von ſo verſchiedener Anlage und ſo verſchiedenem Berufe zur Reife gebracht hat.

Sofort nach Beendigung der „verlorenen Handſchrift“ hatte ich eine größere Arbeit für die „Bilder“ aufgenommen. Die drei Bände, welche erſchienen waren, umfaßten nur die vier letzten Jahrhunderte der deutſchen Vergangenheit. Jetzt, wo die deutſche Art ſich in Europa wieder kraftvoll rührte, lockte es mich, in alte Zeiten zurückzugehen und in ähnlicher Weiſe, wie in den früheren Büchern, die großen Wandlungen des Volkslebens im ganzen Mittelalter zu ſchildern. Was unſere Geſchichtswerke über die größten Begebenheiten unſerer Vorzeit, über die Völkerwanderung, die Einführung des Chriſtenthums, ſelbſt noch über die Kreuzzüge, das Ritterthum, die Schwurgenoſſenſchaften des Adels, der Städte und Einzelner berichteten, ſchien mir keine genügende Erklärung dieſer welthiſtoriſchen Vorgänge zu geben, denn es blieb bei allem Berichten von Thatſachen unklar, welche treibende Kraft in den Zuſtänden und in dem Gemüth des Volkes dies Große veranlaßt hatte. Schon in meiner Jugend hatte ich mich zuweilen mit dieſen Räthſeln beſchäftigt. Weshalb waren die Germanen ein eroberndes Coloniſtenvolk geworden, wie niemals ein zweites auf Erden? Wie hatte es in den Seelen der frommen Heiden ausgeſehen, als das Chriſtenthum ſich Eingang verſchaffte? Was hatte der neuerwachte Wandertrieb in den Zeiten der Kreuzzüge und die neue Verbindung mit dem Orient im Leben der Deutſchen geändert? Wie hatte das Tagesleben in den Burgen und Dörfern ſich dargeſtellt, damals, als unſer niederer Adel entſtand? und welches waren die wirklichen Zuſtände des Ritterſtandes, über welchen die Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts eine gewiſſe Verklärung verbreitet hat? Wie mußte in den Städten die deutſche Selbſtwilligkeit der Einzelnen dem ſtarren Zwang der großen Schwurgenoſſenſchaften und Verbrüderungen ſich fügen? Wie endlich war das Heerweſen jeder Periode aus den Zuſtänden der Nation zu erklären und wie hatten die Kriegsleute gehauſt und zum Volke geſtanden? Auf dieſe und ähnliche Fragen bemühte ich mich eine Antwort zu finden. Das Ausarbeiten in ein Buch beſchäftigte mich durch zwei Jahre. Da die erhaltenen Berichte von Zeitgenoſſen für die erſten Jahrhunderte nicht reichlich vorhanden waren, wurde die eigene Zuthat umſtändlicher, wenn ich nur einigermaßen ein Bild geben wollte von faſt zweitauſendjähriger Entwickelung unſerer Volksſeele. Sehr bald erwies ſich als nothwendig, auch das bereits Gedruckte neu zu ordnen und zu vertieſen, um die junge Arbeit mit der früheren zu einem einheitlichen Werk zu verbinden. Neu geſchrieben wurde der erſte Band „Aus dem Mittelalter" und faſt ganz der zweite „Vom Mittelalter zur Neuzeit", nur an den Schluß konnten einige Abſchnitte aus der früheren Arbeit gefügt werden. Im Herbſt 1866 hatte ich die Befriedigung, daß die fünf Bände des Werkes beendigt vor mir lagen, ich ſchrieb ſie meinem Verleger Hirzel zu, der dem Unternehmen vom erſten Beginn warmen Freundesantheil erwieſen hatte. Mich aber erfüllte mit heimlichem Stolz, daß die Beendigung des Werkes mit dem Erfolge des Jahres 1866 zuſammenfiel.

Die Kriegswochen des Jahres 1866 verlebte ich in Leipzig. Kurz vor Beginn des Kampfes war ich auf einige Tage nach Siebleben gegangen, dort mein Haus für den Krieg zu beſtellen, und hatte zu Gotha in der Nähe des Herzogs die Verhandlungen mit dem König von Hannover erfahren. Vor dem Treffen bei Langenſalza reiſte ich zurück, weil man einen Zuſammenſtoß nicht mehr beſorgte, und ſah zu Leipzig, wie die erſten Preußen der Vorhut, die Piſtole in der Fauſt, einritten. Es war von Feindſeligkeit der Bevölkerung wenig zu ſpüren, denn das Gefühl der Zuſammengehörigkeit war untilgbar. Ich darf hier ſagen, daß ich auf einen guten Ausgang für den Staat meiner Väter ſicher vertraute, und nur durch die Schnelle und Größe des Erfolges überraſcht war.

Alle Deutſchen wurden zur leidenſchaftlichen Parteinahme in dieſen Kampf gezogen, aber faſt nur den Preußen war vergönnt, in der erſten Zeit das beglückende Gefühl des Sieges und Fortſchritts voll zu genießen. Am vollſtändigſten wurde dieſer Segen dem ältern Geſchlecht zu Theil, welches die erfolgloſen Anläufe und Niederlagen der letzten Jahrzehnte in tiefem Schmerz durchlebt hatte. Dieſer Gewinn, als Einzelner Theil zu haben an dem politiſchen Fortſchritt des eigenen Staates, an Siegen und Erfolgen, welche größer waren als jede Hoffnung, iſt das höchſte Erdenglück, welches dem Menſchen vergönnt wird. In ſolcher Zeit erſcheint das eigene Leben als klein und unweſentlich, in gehobener Stimmung fühlt der Menſch ſich als Theil eines großen Ganzen, Alles, was in ihm tüchtig iſt, wird geſteigert, die Hingabe an eine große Pflicht adelt ihm die Gedanken des Tages, alles Thun, ſeine Haltung. Die Männer, welche als Leiter des Staates und des Krieges dieſe Erhebung den Seelen bereiten, werden der Nation liebe und vertraute Helden. Für Deutſchland war endlich die Zeit gekommen, wo die ſtärkſte Kraft der Nation in den Führern verkörpert erſchien, und wo der Mann das Schickſal des Volkes beherrſchte. Das Ungeheure und in Vielem unverſtändliche Leben der Nation, welches in gewöhnlicher Zeit nach entgegengeſetzten Richtungen dahin fluthet, die einander kreuzen und bekämpfen, erſchien zuſammengefaßt und dienſtbar der Kraft einzelner Menſchen. Das Walten einer ewigen Vorſehung über den Schickſalen der Nationen und Reiche wurde uns dadurch ſo verſtändlich, wie uns ſonſt eine Menſchenſeele verſtändlich iſt.

Als die Wahlen zum conſtituirenden Reichstage des Norddeutſchen Bundes ausgeſchrieben waren, wurde mir aus Erfurt der Antrag geſtellt, ich möge mich einer Wahl unterziehen. Die Thätigkeit eines Abgeordneten lag außerhalb des Kreiſes, in welchem mich mein Weſen feſthielt, auch außerhalb des Gebietes, in welchem mein Ehrgeiz nach Erfolgen zu ringen hatte. Dennoch war es geboten, dem ehrenden Vertrauen zu entſprechen, weil man noch nicht überſehen konnte, wie ſich in der Verſammlung die Parteiverhältniſſe ſtellen würden, und weil in ſolcher Zeit jede Stimme, welche aus voller Seele das Gelingen des Verfaſſungswerkes forderte, werthvoll ſein konnte. Ich erklärte deshalb meinen politiſchen Freunden, daß ich mich nur für dieſen Reichstag geeignet betrachte, hielt meine Wahlreden und ging als Abgeordneter nach Berlin. Ich wurde natürlich Mitglied der nationalen Partei. Unter meinen Parteigenoſſen habe ich Viele kennen gelernt, welche mir ſehr werth geblieben ſind. Ich fand auch Gelegenheit, den Schaden zu beobachten, welchen Rechthaberei und Eitelkeit in den Seelen verurſachen. Von aller Eitelkeit auf Erden iſt wohl die parlamentariſche die häßlichſte, jedenfalls die ſchädlichſte. An mir ſelbſt machte ich bei einem erfolgloſen Verſuch auf der Tribüne die Beobachtung, daß ich noch nicht das Zeug zu einem Parlamentsredner beſaß und dafür längerer Uebung bedurft hätte, die Stimme war zu ſchwach, den Raum zu füllen, ich vermochte bei dem erſten Auftreten die unvermeidliche Befangenheit nicht zu überwinden, auch war ich durch langjährige Beſchäftigung in der ſtillen Schreibſtube wohl zu ſehr an das langſame und ruhige Ausſpinnen der Gedanken gewöhnt, welches dem Schriftſteller zu Theil wird. Dieſe Erkenntniß that mir im Geheimen doch weh, obwohl ich ſie weltmänniſch zu bergen ſuchte. Von feurigen Rednern der Partei aber wurde ich ſeitdem mit beſonderer Herzlichkeit behandelt, und ich übte um ſo völliger meine Pflicht beim Abſtimmen, was zuletzt die Hauptſache blieb.

Da ich durch literariſche Kritik gewöhnt war, die poetiſche Natur der Zeitgenoſſen abzuſchätzen, ſo lag mir nahe, auch aus der politiſchen Richtung meiner Collegen die entſprechende Grundlage ihres Weſens heraus zu ſuchen. Man kann unter den Vertretern des Volkes leicht dieſelben Anlagen erkennen, wie an den Dichtern, und es iſt mehr als ſpielender Vergleich, wenn man bei ihnen eine epiſche, dramatiſche und lyriſche Begabung unterſcheidet. Die Conſervativen ſind unſere Epiker, in den Männern der Mittelparteien iſt die Naturanlage vorherrſchend, die den Dichter zum Dramatiker formt, das heißt eine verhältnißmäßig unbefangene und gerechte Würdigung der kämpfenden Intereſſen, dazu die Fähigkeit, dieſe miteinander verhandeln zu laſſen und den großen Ideen des Staates dienſtbar zu machen. Auf der linken Seite ſtehen die Lyriker, von denen ſicher Mancher in ſeiner Jugend in einem Bändchen Gedichte auch dichteriſche Wallungen abgelagert hat. Aber freilich ſind ſolche Naturen in der Politik nicht mehr von der Harmloſigkeit meines jungen Collegen Bellmaus, ſie fühlen lebhaft, oft leidenſchaftlich, was ſie in ihrem Privatleben einmal wund gedrückt hat, und was ſie leitet und aufregt, ſind im letzten Grunde faſt immer einige ſchmerzliche Eindrücke ihrer eigenen Vergangenheit. Solch Verletzendes wirkt in den Seelen übermächtig und beeinträchtigt eine billige und gerechte Beurtheilung der Zuſtände, welche ihnen beſchwerlich ſind. Mit den Männern von dieſer Anlage, welche in den kleinen Kreiſen unſeres Volkes gewöhnlich iſt, verbinden ſich andere Naturen: harte Doctrinäre, welche die Wirklichkeit gegenüber dem Idealbild des Staates, wie ſie es conſtruirt haben, als unleidlich betrachten, herrſchſüchtige und gewiſſenloſe Demagogen, und Manche, denen der Wurm der Eitelkeit allzuviel von dem geſunden Kern ihres Lebens abgenagt hat. Auch dieſe Partei iſt, in mäßiger Zahl den anderen beigefügt, unentbehrlich für den Staat, weil vor wirklichen großen Schäden die Beſchwerde darüber in ihr am hellſten ausklingt, ſie wird zum Unglück für die Nation, wenn durch die Verhältniſſe, oder durch die Fehler der Regierung ihr Einfluß übermächtig heraufwächſt. Sieht man aber näher zu, was im Geheimen, vielleicht ihnen ſelbſt unbewußt, reizt und ſtachelt, ſo iſt dies im Grunde ſehr häufig eine Abneigung des Bürgerthums gegen die Bevorzugung des Adels, gegen eine nirgend ausgeſprochene und doch fühlbare Neigung unſerer Herren, einen Stand von regierenden Gentlemen dem regierten Volke vorzuſetzen. So werthvoll deshalb der aus unſerer Vergangenheit überkommene erbliche Adel unſerem Staatsweſen geworden iſt — er gibt unter Anderem der Nation die Hälfte ihrer militäriſchen Turnlehrer —, ſo ſollte doch jede monarchiſche Regierung ſich ſorgfältig davor wahren, daß nicht die Anſicht überhand nehme, die Plackerei gehöre dem Bürgerlichen, die Ehre des Amtes dem Adeligen. Unſere höchſten Herren haben ſchwerlich eine Ahnung davon, wie ſehr im Volke, namentlich noch in Preußen, dieſes Mißtrauen wirthſchaftet und wie mächtig es das politiſche Urtheil beeinflußt. Darum unterliegt auch die Verleihung des Adels an Bürgerliche ernſtem Bedenken, und ſich jetzt um einen

Adelstitel zu bewerben, ſollte jeder loyale unabhängige Mann vermeiden.

Dieſe Monate des Berliner Aufenthalts, unter ungewöhnlich günſtigen Verhältniſſen, waren auch in anderer Hinſicht für mich von hohem Werth: die große Stadt, in der ich mich bald wieder heimiſch fühlte, der gütige Antheil des jungen Hofes und ein faſt überreichlicher Verkehr mit alten und neuen Genoſſen. Unter dieſen war mir v. Normann, der damals dem Cabinet des Kronprinzen vorſtand, ſchon ſeit Jahren lieb. Er hatte einſt ſeinen Geburtstag zu Siebleben gefeiert, war ſeitdem Ehrenmitglied unſeres Kriegervereins, und die Schulkinder hatten ihn mit einem Verſe angeſungen, welcher der Dorfjugend lange im Gedächtniß haftete, kleine Flachsköpfe ſchrieen ihn durch meinen Zaun und oft hatte ich, wenn die Kinder vor dem Hauſe im Staube der Landſtraße tanzten und ſangen, das „Hoch" der Schlußworte gehört. Jetzt ſaß ich im Hauſe des Freundes und freute mich an ſeiner hingebenden Thätigkeit und an Anderem, was aller Begabung beſte Grundlage iſt.

Aber in die großen Eindrücke des Berliner Aufenthalts miſchte das Schickſal ſtillen Schmerz. Meine treue Hausfrau erkrankte, es wurde der Beginn eines mehrjährigen Leidens, von dem ſie nicht wieder geneſen ſollte. Unter den Kindern meines Bruders war das älteſte zu einem blühenden Mädchen herangewachſen und mir lieb wie ein eigenes Kind. Bei der Pflege eines Verwandten, der an ſeinem Bruſtleiden ſtarb, hatte ſie den Keim derſelben Krankheit empfangen. Es war jammervoll den Kampf eines kräftigen Geiſtes gegen die zunehmende Zerſtörung anzuſehen. Als ich im Sommer zu Soden, wo die Sterbende mit ihrer Mutter weilte, von ihr Abſchied genommen hatte und nach Faſſung rang, ſah ich plötzlich vor mir ein bleiches Antlitz, das ſich theilnehmend zu mir neigte. Es war mein treuer Genoſſe von den Grenzboten, Kaufmann, den die Aerzte aus London zu uns zurück geſchickt hatten. Auch er war von dem Todesengel gezeichnet.

Wie leidenſchaftlich aber auch in dieſem Jahrzehnt Politik und Völkerkampf in Anſpruch nahmen, mein eigenes Leben lief faſt ganz in der alten Umgebung dahin: die Sommerzeit im Dorfe, wo ich aus meinem Fenſter auf die altmodiſchen Gartenblumen ſah, welche jedes Jahr unweigerlich auf denſelben Beeten zu erſcheinen hatten, die Wintermonate in der Stadt, wohin ich mitführte, was der Sommer etwa auf meinem Arbeitstiſch zur Reife gebracht. Zu Leipzig fühlte ich mich feſt in den Herzen alter Freunde verankert, und ich denke oft mit Sehnſucht der lieben Kameradſchaft. Einem jüngeren Geſchlecht aber möchte ich das einfache, häusliche und ehrbare Leben des Kreiſes, der mich dort umgab, gern empfehlen. Jedem war ſelbſtverſtändlich, daß die Abendſtunden, in denen der Mann von ſeiner Tagesarbeit ausruht, vor allem anderen der Hausfrau und der Familie gehörten. Es iſt ein übler Brauch, wenn der Mann den Abend im Club oder in Reſtaurationen verlebt, und wer einen neuen Haushalt einrichtet, ſei er reichlich oder beſcheiden, der möge ſich vor dem ſchweren Unrecht wahren, das er dadurch ſeinen Liebſten zufügt. Da ein Mann aber auch den frohen Verkehr mit Anderen und den Austauſch kluger Worte nicht entbehren kann, ſo war unter uns nach dem Schluſſe des Arbeitstages eine Stunde feſtgeſetzt, in der wir uns in einer Tafelrunde zuſammenfanden, es war nur eine Stunde, aber ſie bot zur Genüge die Anregung und Erfriſchung, welche wohlthaten. Und wenn wir einander des Abends gegenſeitig in unſeren Haushalt luden mit den Frauen oder auch für Männergeſpräch, ſo war feſtgeſetzt, daß nicht mehr als ein, höchſtens zwei Gerichte, aufgeſetzt werden durften, und kein theurer Wein. Bei ſolcher Ordnung ſchwirrten wir vergnügt wie die Heimchen. Seitdem iſt der geſellſchaftliche Verkehr viel anſpruchsvoller, umſtändlicher und üppiger geworden, auch in den Kreiſen, welchen vor Allen obliegt, das Leben der Deutſchen geſund zu erhalten. Sogar unſere Gelehrten ergeben ſich verſchwenderiſchen Mahlzeiten zu ſpäter

Abendſtunde; wohl Jeder empfindet, wie ihm am andern Morgen das Haupt beſchwert, die Nerven abgeſpannt ſind, viele beklagen die Unſitte, aber ſie fügen ſich dem unholden Brauch und laden auch wohl ihre Studenten dazu, damit dieſe für ihr ſpäteres Leben Sehnſucht und Bedürfniß nach ähnlicher Erſchwerung des Daſeins erhalten. Dies abgeſchmackte Auftiſchen ſoll man doch Solchen überlaſſen, welche kein beſſeres Selbſtgefühl haben, als ihren Wohlſtand durch Bärenſchinken und eingeführte Koſtbarkeiten zu zeigen. Gegenüber der Verſchlemmung, welche in unſer Tagesleben eindringt, iſt es Zeit daran zu mahnen, daß alle dieſe reichlichen Zuthaten zu dem äußern Leben, nicht allein bei der Tafel, auch in der geſammten Einrichtung des Hauſes ein unnützer Ballaſt ſind, der da, wo er zur Herrſchaft kommt, den Menſchen nicht heraufhebt, ſondern herabdrückt, der unſerer Jugend die Gründung eines eigenen Haushalts erſchwert, und uns am meiſten da ſchädigt, wo wir anderen ſeither überlegen waren, in der Zucht und Ordnung des Familienlebens.

Zu meinen näheren Freunden in Leipzig gehörte der Juriſt Stephani, damals zweiter Bürgermeiſter, dann durch eine Reihe von Jahren Vertreter der Stadt beim Reichstage. Er war eine Verkörperung der Vorzüge des ſächſiſchen Weſens, durch ſeine dauerhafte Arbeitskraft, die ſchöne Verbindung von Gemüth und Verſtand, ein maßvolles Urtheil, welches allen Illuſionen abgeneigt, immer das Praktiſche und Erreichbare wollte, nicht weniger durch ſeine treue Wärme, die beſcheidene und freudige Anerkennung fremder Tüchtigkeit, der er doch nie feſte eigene Ueberzeugung opferte. Dieſe Vorzüge machten ihn in der nationalen Partei zu einem Vertrauensmann und Vermittler, wie die Fraction kaum einen zweiten beſaß. Nach dieſer Richtung war ſein Verluſt auch für einen weiteren Kreis unerſetzlich. Neben ihnen gehörten zur Genoſſenſchaft Männer von ſehr verſchiedenem Beruf: Wilhelm Braune, der Anatom, welcher eine Zeit lang auch mein lieber Arzt war, ſeiner ſecirenden

Wiſſenſchaft zum Trotz eine warme enthuſiaſtiſche Natur, hochſinnig und muthvoll, dann der ſpätere Oberbürgermeiſter Georgi, der Hiſtoriker Woldemar Wenck, mehre Gelehrte und Häupter der Bürgerſchaft.

Auch ein Fremder gehörte zur Tafelrunde, Joſeph Archer Crowe, der wohlbekannte Kunſtſchriftſteller, damals engliſcher Generalconſul. Er war in Paris erzogen, als Journaliſt und Zeichner für eine engliſche illuſtrirte Zeitung heraufgekommen, dann als Berichterſtatter bald hier bald dorthin verſandt worden, nach Italien während des öſtreichiſch-franzöſiſchen Krieges; er war auch als Beamter in Oſtindien angeſtellt geweſen, bis ihn Erkrankung nach der Heimat zurückgeführt hatte. In unſerem Kreiſe wurde Crowe bald ein werther Kamerad, der ſich geradſinnig und mit guter Laune unter uns behauptete, wir bewunderten ſeine Arbeitskraft, und die Findigkeit, womit er ſich über unſere Handelsverhältniſſe und die politiſchen Zuſtände zu unterrichten wußte.

Zehn Jahre meines Mannesalters lebte ich in vertrautem Verkehr mit Karl Mathy, es war in ſeinem Leben das letzte Jahrzehnt. Gekannt hatte ich ihn längſt, wir waren in Gotha zweimal zuſammengetroffen, er hatte auch Einiges für die Grenzboten geſchrieben und zuweilen mit mir Briefe gewechſelt. Als ich damals mit dem Badiſchen Staatsrath, dem gefürchteten Gegner der Revolutionäre, achtungsvoll verhandelte, hatte ich keine Ahnung davon, daß ihm gerade in dieſen Jahren die beſcheidene Stellung eines Redakteurs bei den Grenzboten als eine wünſchenswerthe Unterkunft für ſein eigenes Haupt erſchienen wäre. Erſt im Jahre 1858, wo er die Leitung der Privatbank zu Gotha übernahm, begann das innige Verhältniß; als er im zweiten Jahr darauf zum Director der Creditanſtalt nach Leipzig gerufen wurde, zog er für mich nur von der Sonnenſeite des Jahreslebens nach der Winterſeite. Noch denken viele Deutſche daran, daß der Verſtorbene ein ungewöhnlich kluger und kräftiger Mann war, auch daß in ſeinem Weſen eine Gewalt und furchtloſe Entſchloſſenheit lag, welche bei großen Entſcheidungen die Bewunderung der Freunde, den leidenſchaftlichen Haß der beſiegten Gegner aufregte. Aber nur, wer ihm perſönlich nahe geſtanden, weiß, wie anſpruchslos und beſcheiden ſein Gemüth war, geneigt zu liebevoller Würdigung andersgeformter Menſchennatur, und wie ſchön ſich neben der unermüdlichen Thatkraft ſeine behagliche Laune und die Fähigkeit heiteren Lebensgenuſſes ausnahmen. Sein Wirken wurde ſtets durch hohe Ideen gerichtet, und meinte bei der genaueſten Sorge um Einzelnes das Ganze und Höchſte; immer galt ihm der Menſch weniger als die große Sache, der er diente, aber überall, wohin er durch ſein wechſelvolles Schickſal geführt wurde, hat er einen großen Kreis warmer perſönlicher Freunde um ſich geſchloſſen. Mir, dem jüngeren, kam ihm gegenüber zu Gute, daß ich als Preuße bereits beſaß, was er erſehnte, den Stolz auf mein Vaterland. Aber es war nicht nur die Politik und gute Kameradſchaft des Tages, welche uns aneinander ſchloß, auch ſeine reiche literariſche Bildung und die herzliche Theilnahme, in welcher er dem entgegen kam, was ich zu ſchaffen verſuchte. Als er nach einigen Jahren auf Anregung des Freiherrn v. Roggenbach durch den Großherzog von Baden in die Regierung ſeines Heimatſtaates zurückgerufen wurde, hörte der perſönliche Verkehr nicht auf, ich ging alljährlich einige Tage zu ihm und ſah mit dem Stolz eines Vertrauten, wie gut er ſich in den Geſchäften und im Hausverkehr mit Karlsruher Freunden eingerichtet hatte. In Mathy's Seele kam in dieſen Jahren ein neues Sonnenlicht durch die hochſinnige, aufopfernde Freundſchaft Roggenbachs, der als Präſident des auswärtigen Miniſteriums ihm die Wege gebahnt und um ſeinetwillen gehäufte Arbeitslaſt auf ſich genommen hatte. Auch der Leipziger Genoſſe Mathys empfing ſeinen Antheil an dem Vertrauen und der Neigung dieſes ſeltenen Mannes.

Die Freunde in Leipzig kamen und ſchieden, die Tafelrunde blieb beſtehen, die Entfernten band die Erinnerung an das gute Zuſammenleben lange an die Zurückgebliebenen.

Wer die Menſchen aufzählt, deren Freundſchaft ihm heilſam war, wie ich auf dieſem Bogen nicht ſparſam gethan habe, der berühmt ſich dadurch ſeines irdiſchen Gewinnes, es iſt immer verhülltes Selbſtlob dabei. Denn wenn einem ſo viele tüchtige Menſchen zugethan waren, ſo muß man doch auch darnach geweſen ſein. Aber mit Jedem, der Erinnerungen oder Aehnliches ſchreibt, mag man in dieſem Punkte Nachſicht haben. Denn wenn er ſich noch ſo beſcheiden und ehrlich geberdet, immer ſetzt er ſich auf das Präſentirbret. Solche Empfindung hat mir die Niederſchrift dieſer wenigen Bogen ſchwieriger gemacht, als jemals eine Arbeit. Dennoch muß ich zu dem Selbſtlob noch ein anderes fügen.

Da ich ein Deutſcher bin, ſo iſt die Zahl der Freunde, die hier genannt und nicht genannt ſind, faſt immer doppelt zu rechnen. Denn ihre Frauen gehören auch zu der Zahl. Noch iſt bei uns Deutſchen wie zur Urzeit in wohlgefügtem Haushalt die Frau die Vertraute und Genoſſin des Gatten auch über den Kreis der Familie hinaus, überall da, wo ſein Gemüth ſtark betheiligt wird. Dieſe Innigkeit der Ehe iſt in den Mittelklaſſen Deutſchlands ſo rein und voll entwickelt, daß uns manche andere Nation darum beneiden kann, ſie iſt die beſte Bürgſchaft für unſere Dauer. In den Dichterwerken, welche die innigſten Beziehungen zweier Menſchen erzählen, wird mit Vorliebe die leidenſchaftliche Bewegung vor der Ehe dargeſtellt, von dem Leben in der Ehe vorzugsweiſe die innern Kämpfe, oft die Vergehen. Dieſe bleiben uns Deutſchen nicht erſpart, aber ſie ſind bei uns glücklicherweiſe nur Ausnahmen, in Wirklichkeit iſt der Frieden, das Vertrauen, ein dauerhaftes ſtilles Glück obenauf, und das klare Licht, welches aus dem feſten Verhältniß der Gatten in alle Räume des Hauſes ſtrahlt, weiht das geſammte Familienleben. Es kommt auch den Vertrauten des Mannes zu Gute. Faſt alle

Freunde, die ich je gewann, beſaßen ſolch ſtillen Reichthum, bis der Tod dem Zurückgebliebenen die Krone ſeines Daſeins raubte.

Die zwei Familien aber, mit denen ich zu Leipzig in der innigſten Verbindung lebte, ſind die von Karl Ludwig, dem Profeſſor der Phyſiologie, und von Dr. Rudolf Wachsmuth, dem Director der Creditanſtalt. Selten vermag der Mann zu beurtheilen, was er dem Verkehr mit ſeinen nächſten Freunden verdankt, denn die Tagesbilder ihres Weſens, welche er aufnimmt, gleichen nicht Photographien, die geſondert in der Seele bewahrt werden, ſie gehen unmerklich in ſeinen eigenen Inhalt über und er ſelbſt wird durch ſie reicher, da wo er lernt, und wo er mittheilt. An einer Stelle aber erkennt man die Beſchaffenheit Solcher, welche unſerem Leben nahe ſtehen, an dem idealen Bild, welches wir uns von Männerwerth und Tüchtigkeit machen. Wenn mir beſchieden war, hoch von deutſcher Natur zu denken, den Schein zu verachten, Liebe und Vertrauen zu der Menſchenwelt zu bewahren, ſo haben die beiden vertrauten Freunde, Ludwig und Wachsmuth redlich dazu geholfen. Denn wie verſchieden auch ihr Beruf iſt, beide üben in ihm den gleichen Brauch. Der ſtolze Naturforſcher, welcher ſein Wiſſen und Können mit einer auch bei uns unerhörten Selbſtloſigkeit den Erfolgen ſeiner Schüler dienſtbar macht, und der uneigennützige Leiter großer Geſchäfte, der Berather und Vertrauensmann ſo Vieler, Stolz und Liebling ſeiner Mitbürger, beide leben in derſelben hochſinnigen Hingabe für das Wohl Anderer. Sie haben dem Freunde oft das Herz erhoben und durch ihre eigene Art ſein Urtheil über Andere gerichtet. Daſſelbe gilt von den Frauen der Genannten. Weder Frau Ludwig noch Franziska Wachsmuth ſind in einem meiner dichteriſchen Verſuche abgeſchildert, aber zu dem Idealbild des liebevollen, tapferen deutſchen Weibes, welches in meinen Erzählungen oft wiederkehrt, haben beide, ohne es zu wiſſen, reichlich beigeſteuert.

Als ich im Herbſt 1867 bei Mathy in Karlsruhe war, freute ich mich über ſeine energiſche Thätigkeit im Staatsminiſterium und über das ſchöne Verhältniß, in welches er zu der Perſon ſeines gütigen Fürſten gekommen war, aber ich ſah auch mit geheimer Sorge die Veränderung in ſeinem Ausſehen und ſeiner Haltung, welche er ſeit den ſchweren Wochen des Kriegsjahres erfahren hatte. Da faßte er mich mitten im heiteren Geſpräch, als ſich ſeine Frau gerade abgewendet hatte, am Arme und forderte leiſe das Verſprechen, daß ich zur Stelle nach Karlsruhe kommen ſolle, ſobald ich die Nachricht von ſeinem Tode erhalte. Ich ſah ihn an und die Unterhaltung ging weiter. Wenige Monate darauf kam die Todesbotſchaft. Seine Gattin ſprach in der Stunde des Wiederſehens den Wunſch aus, daß ich den Nachlaß des Geſchiedenen durchſehen und ſein Leben beſchreiben möge. Dies iſt geſchehen. Das Buch „Karl Mathy“ war für mich in gewiſſem Sinne eine Fortſetzung der „Bilder“. Zu dieſen hatte ich vor Jahren eine Aufzeichnung von ihm erbeten, in welcher er ſein Leben als Schulmeiſter zu Grenchen in der Schweiz ſchildern mußte. Jetzt ſuchte ich die deutſchen Zuſtände in einem ſüdlichen Staat und die politiſche Schulung eines kräftigen Mannes aus der Zeit aufſteigender Bewegung darzuſtellen. Für die letzten fünfzehn Jahre ſeines Lebens fand ich reichliches Material in ſeinen Tagebüchern, für die frühere Zeit, die in Vielem noch lehrreicher war, boten nur zufällig erhaltene Briefe und Berichte ſeiner alten Freunde, die ich erbat, den unentbehrlichen Stoff. Das Buch wurde, wie faſt alle größeren Arbeiten, zu Siebleben geſchrieben, im Sommer und Herbſt des Jahres 1869. Es ſollte der Dank ſein, den ich dem geſchiedenen Freunde für zehnjährige brüderliche Treue abſtattete.

Der Tod Mathy's war eine Mahnung, daß auch ich, der jüngere, in das Alter gekommen ſei, wo die Verluſte an lieben Vertrauten allmählich größer werden als der neue Gewinn, welchen das Leben uns entgegen trägt. Doch dieſer Schatten fiel in eine Seele, welche noch in gehobener Stimmung und im

Vollgefühl der Kraft die Schwingen regte. Ob mein Leben im Ganzen glücklich zu preiſen iſt oder nicht, das weiß ich nicht, denn ich lebe noch. War ich aber einmal glücklich, ſo war ich es in dieſen Jahren, in denen der deutſche Staat durch Kampf und Verträge gegründet wurde, und man wird auch wohl meinen Arbeiten aus dieſer Zeit anmerken, daß ſie in einer Periode geſteigerten Lebensmuthes geſchaffen ſind. Schon der Roman „Die verlorene Handſchrift" fällt für mich in den Beginn dieſer Zeit, mitten in die Jahre des Kampfes die Vollendung der „Bilder aus der Vergangenheit" und in die Zeit der erſten Siegesfreude das Buch „Karl Mathy".

Jetzt iſt mir vergönnt, auf ein langes Leben zurück zu blicken, in welchem auch ich reichlichen Antheil an allem Gut gewann, welches eine gnadenvolle Vorſehung den Deutſchen in dem letzten Menſchenalter zu Theil werden ließ. Mein eigenes Daſein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unſer Schickſal lenkt und mir für mein Thun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demüthig verſtehe ich, daß zu dem beſten Beſitz meines Lebens zuerſt gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe überkam: ein geſunder Leib, die Zucht des Hauſes, der Heimatſtaat; demnächſt, was ich durch eigene ernſthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Antheil und die Achtung meiner Zeitgenoſſen. Zuletzt aber darf ich, ein bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunſt der Mächtigen nichts Großes zutheilen kann, als höchſten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenoſſen, zugetheilt worden iſt durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabſieht, wie auf ein jüngeres Geſchlecht, durch unſeren guten Kaiſer Wilhelm und durch ſeine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn.

12.

Die Ahnen.

In der letzten Hälfte des Juli 1870 empfing ich die unerwartete Aufforderung, nach dem Hauptquartier des Kronprinzen zu kommen und bei der dritten Armee während des Feldzugs gegen Frankreich zu verweilen. Dankbar für das hohe Wohlwollen, welches dieſen Antrag veranlaßt hatte, traf ich kurz vor dem Einmarſch zu Speier bei der Armee ein. Mit dem Hauptquartier zog ich in der Wetterwolke, welche durch Frankreich dahinfuhr, über Weißenburg, Wörth und über die Vogeſen nach Sedan, von da bis nach Reims. So verlebte ich den erſten Abſchnitt des Krieges unter den denkbar günſtigſten Verhältniſſen, um ſelbſt zu ſehen und durchzufühlen, was in jenen Wochen für Deutſchland erkämpft wurde. Als die Heere ſich zur Belagerung von Paris ſüdwärts wandten, die Soldaten immer noch in der Hoffnung auf baldige Heimkehr, erbat ich meine Entlaſſung, weil es mir Unrecht ſchien, in einer Zeit, wo die Kraft der Andern in höchſter Anſpannung war, ein müßiger Zuſchauer zu bleiben, und weil auch die Thätigkeit eines Berichterſtatters durch perſönliche Beziehungen, welche Zurückhaltung auferlegten, verhindert wurde. Mit dem Feldjäger reiſte ich von Reims Tag und Nacht durch das feindliche Land nach der Heimat zurück. — Was ich in dieſer Zeit geſehen und erlebt, davon wird Einiges an anderer Stelle gedruckt werden. Es fehlt nicht an guten Schilderungen, und das Wenige, was ich etwa vor Anderen erfuhr, gehört noch nicht in die Oeffentlichkeit. Aber die mächtigen Eindrücke jener Wochen arbeiteten in der Stille fort, ſchon während ich auf den Landſtraßen Frankreichs im Gedränge der Männer, Roſſe und Fuhrwerke einherzog, waren mir immer wieder die Einbrüche unſerer germaniſchen Vorfahren in das römiſche Gallien eingefallen, ich ſah ſie auf Flößen und Holzſchilden über die Ströme ſchwimmen, hörte hinter dem Hurrah meiner Landsleute vom fünften und elften Corps das Harageſchrei der alten Franken und Alemannen, ich verglich die deutſche Weiſe mit der fremden, und überdachte, wie die deutſchen Kriegsherren und ihre Heere ſich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben bis zu der nationalen Einrichtung unſeres Kriegsweſens, dem größten und eigenthümlichſten Gebilde des modernen Staates. — Aus ſolchen Träumen und aus einem gewiſſen hiſtoriſchen Stil, welcher meiner Erfindung durch die Erlebniſſe von 1870 gekommen war, entſtand allmählich die Idee zu dem Roman „die Ahnen“. Der Erſte, dem ich, gegen Gewohnheit, von der Abſicht erzählte einen ſolchen Roman zu ſchreiben, war unſer Kronprinz, als er zu Ligny leidend auf dem Feldbette lag und in ſeiner rührenden Weiſe von der Sehnſucht nach den Lieben daheim geſprochen hatte.

Die Erzählungen, in denen ich nach der Heimkehr das Leben deſſelben Geſchlechtes von der Heidenzeit bis in unſer Jahrhundert zu behandeln unternahm, ſind: 1. Ingo, 2. Ingraban (zuſammen gedruckt 1872), 3. das Neſt der Zaunkönige (gedr. 1873), 4. die Brüder vom deutſchen Hauſe (gedr. 1874), 5. Marcus König (gedr. 1876), 6. der Rittmeiſter von Alt-Roſen, 7. der Freicorporal bei Markgraf Albrecht (beide zuſammen unter dem Titel „Die Geſchwiſter“ gedr. 1878) 8. aus einer kleinen Stadt und Schluß (gedr. 1880). So vertheilte ſich mir die Arbeit auf acht Jahre, und es mag ſich wohl Ebbe und Fluth der Geſtaltungskraft in dieſem unbillig langen Zeitraum erkennen laſſen, welcher durch ein Werk in Anſpruch genommen wurde. Denn ich ſelbſt bin in dieſer Zeit nicht derſelbe geblieben, und auch durch Krankheit im Hauſe und durch eigenes Leiden beeinflußt worden. Doch darf ich ſagen, daß mir in den Stunden des Schaffens die Freude an der Arbeit unvermindert beſtand. Viel half dazu die dauerhafte Freundſchaft, welche die Leſer dem Unternehmen bewahrten. Die Ahnen haben ſeit dem Erſcheinen der erſten Bände den größten Erfolg gehabt, welchen der Verleger an meinen Büchern zu verzeichnen hatte, und dies gute Zutrauen iſt ihnen bis zur Gegenwart geblieben.

Der Zuſatz „Roman“ hinter dem Geſammttitel „Die Ahnen“ bedarf vorab einer kleinen Entſchuldigung. Er wurde nur gewählt, um den Buchhändlern und Leſern die Gattung zu bezeichnen, welcher das Werk angehört, er ſteht in der Einzahl, weil die Mehrzahl „Romane“ dem Verfaſſer vor dem erſten Band nicht gefiel. Die einzelnen Geſchichten aber ſind, auch wenn ihr Umfang mäßig iſt, nach Inhalt und Farbe keine Novellen.

Durch wohlwollende Freunde des Werkes wurde dem Verfaſſer ſchon nach Erſcheinen des erſten Bandes der Wunſch ausgeſprochen, daß er in einem erklärenden Commentar über die Gegend, in welcher die Geſchichte abſpielt, über Fremdartiges in Sitten und Gebräuchen berichten möchte. Mit zureichendem Grunde widerſtand er dieſem Begehren.

Bei einem Werk, welches freie und moderne Dichtung ſein ſoll, ſind geographiſche, hiſtoriſche und antiquariſche Erklärungen, die aus dem Reiche freier Erfindung in Zuſtände des wirklichen Lebens hinüberführen, immer vom Uebel. Die Wißbegierde des Leſers wird in dieſem Falle zur Neugierde herabgedrückt, das Hinweiſen auf Gebiete unſeres gelehrten Wiſſens beeinträchtigt die gehobene Stimmung, welche hervorgerufen werden ſoll. Deshalb bin ich dem Grundſatz treu geblieben, jede ſolche Art von Empfehlung und Entſchuldigung zu vermeiden und die Kritik ihr Amt üben zu laſſen, wenn ſie auch nach den erſten Bänden die Beſorgniß nicht fern hielt, daß es bei dieſen Erzählungen zuletzt auf Verherrlichung eines noch lebenden Fürſtengeſchlechtes abgeſehen ſei, nach dem letzten Bande ſich ſogar zur Anſicht neigte, daß ich mir ſelbſt eine Ahnengeſchichte erdichtet habe.

Jetzt aber, nach Jahr und Tag, wo die Urtheile über die ganze Arbeit geſprochen und ſämmtliche Erzählungen zur Genüge bekannt ſind, werden einige Mittheilungen über den Plan wenigſtens nicht den Eindruck machen, daß ich eine Rechtfertigung und Empfehlung meines Unternehmens beabſichtige. Sie vermögen freilich wenig Anderes zu bringen, als was ein Leſer, der die ganze Reihe der Geſchichten bewältigt hat, ſich ſelbſt ſagen kann.

Die hiſtoriſche Bildung, welche ſeit der Herrſchaft der lateiniſchen Schule dem Deutſchen zu ſeinem Segen und Verluſt wohl reichlicher zu Theil geworden iſt, als den übrigen Culturvölkern, hat ihm nahe gelegt, das Verhältniß des einzelnen Menſchen zu ſeinem Volke, die Einwirkungen der Geſammtheit auf den Einzelnen und das, was jeder Einzelne durch ſeine Lebensarbeit der Geſammtheit abgibt, mit einer gewiſſen Vorliebe ins Auge zu faſſen. Wir ſind gewöhnt, das Eigenthümliche jeder Zeit in Tracht, Lebensgewohnheit und Sitte, in der Thätigkeit, ja in dem geſammten Schickſal vergangener Menſchen zu ſuchen, und wir verlangen bei allen frei erfundenen Darſtellungen eine reichliche Zugabe von dem, was uns als Beſonderheit der Zeit erſcheint. Solchen Anforderungen zu entſprechen, war ich durch den ganzen Zug meiner geiſtigen Entwicklung einigermaßen vorbereitet und hatte nicht nöthig, durch weitſchichtige Vorarbeiten das Fremdartige mir deutlich zu machen.

Aber der Plan, Lebensſchickſale vergangener Menſchen dichteriſch zu behandeln, erhielt dem Verfaſſer der „Bilder aus deutſcher Vergangenheit" ſofort einen beſondern, immerhin gewagten Zuſatz.

Der Zuſammenhang des Menſchen, nicht nur mit ſeinen Zeitgenoſſen, auch mit ſeinen Vorfahren, und die geheimnißvolle Einwirkung derſelben auf ſeine Seele und ſeinen Leib, auf alle Aeußerungen ſeiner Lebenskraft und auf ſein Schickſal waren mir ſeit meiner Jugend beſonders bedeutſam erſchienen. Daß ſolche Abhängigkeit beſteht, ſehen wir überall, wenn wir in den Kindern die Geſichtszüge, Gemüthsanlagen, Vorzüge und Schwächen der Eltern und Großeltern erkennen. Allerdings vermag die Wiſſenſchaft mit dieſen unaufhörlichen zahlloſen Variationen früheren Lebens nicht viel zu machen. In Ehrfurcht vor dem Unberechenbaren muß ſie ſich verſagen, dies Räthſel des irdiſchen Werdens zu löſen. Aber was ſich der Einſicht des Gelehrten entzieht, darf vielleicht der Dichter anrühren, auch er mit Scheu und Vorſicht. Und wenn er lebhafter empfindet als Andere, wie jeder Menſch in dem Zuſammenwirken ſeiner Ahnen und ſeines Volkes und wieder des Erwerbes, den ihm das eigene Leben gibt, etwas Neues darſtellt, das ebenſo noch nicht da war, ſo mag er auch Entſchuldigung finden, wenn er trotz alledem zu dem Glauben neigt, daß im letzten Grunde der Vorfahr in dem Enkel wieder lebendig wird.

Solche Betrachtungen legten den Gedanken nahe, eine Reihe Erzählungen aus der Geſchichte eines und deſſelben Geſchlechts zu ſchreiben. Dies war allerdings nur in der Weiſe möglich, daß eine ſehr beſchränkte Anzahl von Individuen aus verſchiedenen Zeiten vorgeführt wurde, in denen gewiſſe gemeinſame Charakterzüge und eine zum Theil dadurch bedingte Gleichförmigkeit des Schickſals erkennbar war. Da aber die Kunſt der Poeſie nur vermag, einzelne Menſchen darzuſtellen, in dem beſtändigen Gegenſpiel ihres eigenen Willens und des Einfluſſes ihrer Umgebung und Zeit, ſo verſtand ſich von ſelbſt, daß jeder Held ſeine eigene Erzählung erhalten mußte und daß innerhalb dieſer Erzählung jener geheimnißvolle Zuſammenhang mit der Vergangenheit keine andere, als eine menſchlicher Erkenntniß leicht verſtändliche Berückſichtigung finden durfte.

Wer freilich in zwei oder drei Erzählungen das Geſchick weniger, aufeinander folgender Geſchlechter, etwa vom Großvater bis zum Enkel, berichten wollte, dem wird leichter möglich, die Einwirkung einer Generation auf die folgenden, die Aehnlichkeit in den Charakteren und die Beſonderheit, welche jede Zeit ihren Angehörigen mittheilt, verſtändlich und mit dichteriſcher Anſchaulichkeit zu ſchildern, er vermag Licht und Schatten, Segen und Fluch, welche durch Leben und Charakter der Vorfahren in das Schickſal der Nachkommen gebracht werden, höchſt wirkungsvoll und mit poetiſcher Schönheit vorzuführen. Denn wir alle ſind gewöhnt, in der Wirklichkeit neben dem eignen Erwerb des Menſchen ſolche Abhängigkeit von der nächſten Vergangenheit anzunehmen. Der größte Theil dieſes Vortheils geht dem Schreibenden verloren, wenn er Individuen deſſelben Geſchlechtes, welche durch Jahrhunderte von einander getrennt ſind, zum Gegenſtand der Erzählung macht.

Dennoch iſt dem Dichter auch hier Einiges erlaubt. Mit kluger Zurückhaltung darf er immer noch auf einen geheimnißvollen Zuſammenhang des Mannes mit ſeinen Vorfahren hindeuten und auf gemeinſame Grundzüge des Charakters, welche wie wir einzugeſtehen bereit ſind, auch nach größeren Zeiträumen in Kindern deſſelben Geſchlechts erkennbar werden. Er darf noch weiter gehen und auf dieſe Aehnlichkeit einen gewiſſen Parallelismus der Handlung aufbauen. Fügt er dann die Nebengeſtalten und die Situationen ſo zuſammen, daß auch in dieſen eine entfernte Aehnlichkeit mit Früherem erkennbar iſt, ſo wird vielleicht gerade die Verſchiedenheit, welche durch jede Zeit in die Menſchen und ihre Beziehungen gebracht wird, einen größeren Reiz gewinnen, und der Leſer wird zuletzt die Reihe der Helden ähnlich betrachten, wie einen guten Bekannten, der ſeine Perſönlichkeit in verſchiedenen Lebenskreiſen und in immer neuer Umgebung geltend macht.

Da ſich die Erzählungen auf geſchichtlichem Hintergrunde aufbauen ſollten, um eine gewiſſe epiſche Größe zu erhalten, ſo mußten auch in jeder Erzählung die jeder Zeit beſonders eigenthümlichen Zuſtände dargeſtellt werden. Alſo das Königthum in der Bedeutung, welche es gerade hatte, die verſchiedenen Stände, das Heerweſen, die Art der Kriegführung und der Regierung. Im „Ingo“ herrſcht deshalb König Biſino mit ſeinen Leibwächtern, ihm gegenüber die edlen Volkshäupter, Fürſt Answald, und Andere, daneben die freien Bauern.

Aehnliche Würden und Verhältniſſe kehren in den ſpätern Geſchichten wieder. Im „Ingraban“ ſtehen an Stelle des Königs ein Graf der Karolinger und mächtiger als Gründer der chriſtlichen Kirche Bonifacius, daneben aber der ſlaviſche Häuptling Ratiz. Im „Neſt der Zaunkönige“ König Heinrich und als Vertreter der Kirche der Erzbiſchof. In den „Brüdern vom deutſchen Hauſe“ Kaiſer Friedrich II. und der Papſt und daneben der Landgraf von Thüringen. In „Marcus König“ Hochmeiſter Albrecht und der König von Polen. Im „Rittmeiſter von Alt-Roſen“ Herzog Ernſt von Gotha und als Vertreter der fremden Eroberer Graf Königsmark. Im „Freicorporal“ Friedrich Wilhelm I. von Preußen und in der letzten Erzählung, weiter in den Hintergrund gerückt, das preußiſche Königthum.

Ebenſo folgt dem Volksheer der erſten Geſchichte in den ſpäteren der Reihe nach das Aufgebot der Grafen, die Reiterſchaar der Dienſtmannen und Vaſallen, das Ritterthum, die Landsknechthaufen, die Söldner des dreißigjährigem Krieges, das gedrillte Heer des fürſtlichen Staates, zuletzt das Volksheer aus allgemeiner Wehrpflicht.

Auch die Männer, welche die Kunde von Thaten und Schickſalen im Volke verbreiten und ſpäteren Geſchlechtern überliefern, forderten ihr Recht. Im Ingo vertritt ſie der Sänger Volkmar. In den ſpäteren Geſchichten nach der Reihe der Spielmann, der lateiniſche Schüler, der Buchhändler, der Pasquillenſchreiber, zuletzt der Journaliſt. Das Geſchlecht des freien Bauern Bero ſetzt ſich fort in demſelben Dorfe durch die

Freunde Ingrabans und die Familie des Brunico bis zu dem Richter Bernhard in den „Brüdern vom deutſchen Hauſe“.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß für jede Erzählung auch ſolche geſchichtliche Ereigniſſe gewählt wurden, welche uns in der geſchilderten Zeit als beſonders wichtig erſcheinen: im „Ingo“ der Kampf gegen die Römerherrſchaft, die Abenteuer eines heimatloſen Helden, die Anſiedelung auf neuen Landgewinn, der Hausbrand. In der nächſten Erzählung der Zuſammenſtoß mit den vordringenden Slaven und die Einführung des Chriſtenthums; im „Neſt“ die lateiniſche Kloſterſchule und das Walten der ſächſiſchen Königsherrſchaft; in den „Brüdern vom deutſchen Hauſe“ die Kreuzzüge und das ritterliche Treiben; in „Marcus König“ das ſtädtiſche Bürgerthum und die Reformation; in den folgenden Erzählungen zuerſt die Soldatenherrſchaft im dreißigjährigen Kriege, dann die Staatsraiſon der Fürſten, zuletzt die Herrſchaft Napoleons und die Anfänge der deutſchen Volkserhebung. Ebenſo wurde für jede Erzählung benützt, was in den Dichtungen, die etwa aus ihr erhalten ſind, für den Inhalt und als leitendes Motiv am liebſten verwendet wird. Für die erſte Erzählung: Der Geſang beim Mahle, das Höhnen der Gegner, die Jagd, der Zweikampf und andere Züge der deutſchen Heldenſage, für das „Neſt der Zaunkönige“: volksthümliche kleine Geſchichten aus der Thierſage und der Kauf von Weisheitsregeln. Für die „Brüder vom deutſchen Hauſe“: Frauendienſt und Ritterfahrt und die Abenteuer des Morgenlandes. Für „Marcus König“: das Leben in den Straßen der Stadt und das Treiben der Landsknechte. Für den „Rittmeiſter“: die prophezeienden Mädchen und die Hexenprozeſſe, für den „Freicorporal“: das gewaltſame Werben von Rekruten und das Schätzeſuchen, letzteres in Verbindung der Kataſtrophe in Thorn. Für die letzte Erzählung endlich in vorſichtiger Weiſe: die Doppelgänger der Romantik.

Nicht ebenſo groß durfte die Aehnlichkeit in der Handlung ſein, die Wiederholung wäre in der Aufeinanderfolge von acht Erzählungen unleidlich geworden. Doch machte es dem Verfaſſer auch hier Freude, einige gemeinſame Grundzüge feſtzuhalten. Die Männer des Geſchlechtes kämpfen gegen eine ſtärkere Gewalt, mit der ſie ſich verſöhnen oder durch die ſie untergehen. So Ingo, Ingraban, Immo, Marcus und Georg, auch der Rittmeiſter und Fritz im Freicorporal. Die Kataſtrophe wird durch Kampf herbeigeführt. Der Hausbrand im „Ingo“ wiederholt ſich im Streit unter der Glocke in „Ingraban“ und in der Belagerung Ivos durch die Ketzerrichter, zuletzt im Tode des Rittmeiſters von Alt-Roſen. Neben die Beendigung durch Gewaltthat tritt aber die Entſcheidung durch ein Königsgericht, wie im Urtheil König Heinrichs, in dem Richterſpruch Luthers, in der Entſcheidung Friedrich Wilhelms. Auch der Streit zweier Frauen um den Helden, der den Lauf der erſten Erzählung beſtimmt, wiederholt ſich im Neſt der Zaunkönige durch den Gegenſatz zwiſchen Edith und Hildegard und ebenſo in den Brüdern vom deutſchen Hauſe.

Wenn der Verfaſſer hier den Leſern zumuthet, Vertraute ſeiner Arbeit zu werden, ſo möchte er doch zugleich bitten, ſich dadurch die Unbefangenheit in der Aufnahme der Erzählungen nicht vermindern zu laſſen. Jede einzelne Geſchichte ſoll ein einheitliches und geſchloſſenes Werk bilden, das vom Anfang bis zu Ende nur aus ſich ſelber erklärt wird und deſſen poetiſcher Werth oder Unwerth nur in ſeinem eigenen Inhalt gefunden werden darf. Der Zuſammenhang, in welchem jede ſpätere Geſchichte mit der früheren ſteht, darf nur eine beſcheidene Zuthat ſein, welche beim Leſen hier und da als förderlich für die Wirkung empfunden werden kann und, wenn ſie nicht bemerkt wird, den Antheil des Leſers an der einzelnen Geſchichte nicht mindert. Der Verfaſſer hatte während des Schreibens allerdings lebhafte Vorſtellungen von dem Zuſammenhange und es war für ihn beſonders reizvoll, ſich zu den geſchilderten Menſchen und Situationen die Parallelen aus ſpäteren und früheren Zeiten zu denken.

Zum Schauplatz der Erzählungen wählte ich Thüringen, wo ich ſelbſt zu wohnen pflegte, und das öſtliche Deutſchland, welches mir, dem Preußen und Schleſier, vertraut war.

In der erſten Erzählung möge man nicht zu genau einzelne Querthäler des Thüringer Waldes zwiſchen Inſelsberg und Donnershaug wieder erkennen wollen, mit Abſicht iſt eine Schilderung von Einzelheiten vermieden. Den Herrnhof des Answald kann man ſich am Ausgange des Reinhardsbrunner Thales denken. Das Dorf des alten Bauerngeſchlechts iſt Friemar, der Name des Idisbachs (Feenbach) iſt jetzt in „Itz" zuſammengezogen, und an Stelle der Idisburg erhebt ſich die Feſte Koburg.

Für die zweite Erzählung „Ingraban" iſt der Hof des Helden nahe an der Stelle gedacht, wo jetzt das Bonifaciusdenkmal ſteht, die Höhle, in welcher der Gebannte hauſte, iſt nicht gerade die flimmernde Gipshöhle bei Friedrichroda, ſondern eine ähnliche, größere und ſchönere in demſelben Geſtein; ſie mag ſeitdem durch die Naturgewalten wieder verſchüttet worden ſein.

Im Neſt der Zaunkönige liegt der Haupttheil des Herrenbeſitzes um die drei Gleichen, Vorberge des Thüringer Waldes bis in die Nähe von Erfurt, in einem Landſtrich, wo die Dorfnamen, welche auf „leben" endigen, vorherrſchen. Dies ſind wahrſcheinlich alte Niederlaſſungen der Angeln, welche ſich beim Niedergang des thüringiſchen Königreiches zwiſchen die alten Thüringe gedrängt hatten. Der Beſitz wird durch Ingrabans Mutter der Familie zugefallen ſein, welche aus dem Geſchlecht der Angeln war. Den kleinen Sohn Ingos und Irmgards hatte Frida, die Tochter Bero's aus Friemar, gerettet, ſeitdem beſtand der Zuſammenhang des edlen Geſchlechtes mit den freien Bauern, welcher ihm eine eigenthümliche Stellung zu dem jüngeren Landesadel gab und noch zur Hohenſtaufenzeit Einfluß auf das Geſchick des Helden Ivo ausübte, denn wie ehemals der Ahnherr durch die Tochter Bero's vor dem Feuertode gerettet wurde, ſo ſchützte wieder Ritter Ivo die Friderun und ihren Vater vor den Flammen des Scheiterhauſens.

Es würde nicht der Mühe lohnen und die Geduld des Leſers übermäßig in Anſpruch nehmen, wenn der Verfaſſer auf die Stellen weiſen wollte, denen er kleine Körnchen des Inhalts, Schattirungen der Farbe, durch Verwerthung ſeiner antiquariſchen Weisheit zugetheilt hat. Helfen dieſe Kleinigkeiten dazu, den Eindruck der Lebenswahrheit zu verſtärken, ſo haben ſie ihre Pflicht gethan. Wenn König Heinrich den Helden Immo mit dem geheimen Gruße anredet, den die lateiniſchen Schüler für einander hatten, wie die wandernden Sänger, die Spielleute, die Mönche, die Handwerker und ſogar die Räuber, und wenn er dabei zwei Finger über das Kreuz legt und die Frage ſtellt: „Es tu scolaris?“ ſo iſt für den Leſer kaum von Intereſſe, daß die lateiniſchen Worte der Anrede deshalb gewählt ſind, weil ſie ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine häufige Ueberſchrift ſolcher gedruckten Büchlein waren, in denen den Schülern die Anfänge der lateiniſchen Sprache gelehrt wurden. Die ungewöhnliche Frage auf einem Titel läßt eine alte gebräuchliche Formel erkennen.

Der Verfaſſer hofft, daß alle ſolche antiquariſche Liebhabereien den Leſer nirgends ſtören werden, ſie ſind in ſorgloſem Behagen als eine ſtille Freude des Schreibenden in den Text geſetzt.

Was nun den geſchichtlichen Hintergrund betrifft, die dargeſtellten Zuſtände, Sitten und Gebräuche, ſo erhebt der Autor ſelbſtverſtändlich nicht den Anſpruch, da, wo er frei erdichten durfte oder wo er in Nachbildung alter Ueberlieferungen das Zweckentſprechende fand, immer das Richtige getroffen zu haben. Doch haben ihn von einzelnen Ausſtellungen, welche bis jetzt gemacht wurden, nur wenige eines Beſſern belehrt.

Zu dem kunſtvollen Keulenwurfe des Ingo, welcher, als eine ſehr auffallende Sache von ſpätrömiſchen Schriftſtellern berichtet wird, hat Theodor Mommſen die vorhandenen Stellen verglichen und dem Verfaſſer die Anſicht ausgeſprochen, daß der Rückſchwung dieſer Waffen doch wohl in ähnlicher Weiſe durch Riemen oder Schnur bewirkt worden ſei, wie bei andern Wurfwaffen derſelben Zeit, bei denen die Schnur erwähnt wird.

Daß der Schüler Immo einigemal Scholaſtikus genannt wird, iſt kein Verſehen, ſondern, nach dem Latein des zehnten und elften Jahrhunderts, richtig. Moriz Haupt war mit dem Namen des Fechters Sladekop nicht zufrieden, weil das Wort „Kopf“ um das Jahr 1000 noch nicht die Bedeutung „Haupt“ gehabt hatte, ſondern nur die urſprüngliche eines gehöhlten Trinkgefäßes. Aber der Name war dem Fechter deswegen beigelegt worden, weil dieſer einmal mit ſeiner ungeheuren Fauſt einen geraubten Silberbecher zu einer platten Scheibe geſchlagen hatte, und ſoll ein Beiname ſein, wie ähnliche überlieferte Namen von Fahrenden, Reitern und dergleichen Volk. Dennoch hatte Haupt Grund, ſich an den Namen zu ſtoßen, und mir ſelbſt war er während des Schreibens nicht ganz recht, denn dieſe Beinamen mit Imperativform, welche ſeit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ſo häufig ſind, werden wohl erſt im zwölften gebräuchlich.

Die Sprache, in welcher die Perſonen der erſten Erzählungen miteinander reden, iſt als fremdartig aufgefallen und hat hier und da Anſtoß erregt. Zu ihrer Entſchuldigung ſoll nur bemerkt werden, daß der Verfaſſer ſie nicht geſucht hat, ſie wurde ihm ganz von ſelbſt, und wenn etwas in dieſem Werke voll und natürlich aus ſeiner Seele gekommen iſt, ſo iſt es gerade die Farbe der Sprache, in welcher ihm das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Zeiten lebendig wurde. Dieſe Farbe iſt ſelbſtverſtändlich die beſcheidene Wiedergabe der Klangfarbe, welche die etwa erhaltenen Sprachdenkmale der gewählten Zeit für uns haben. Unvermeidlich iſt die Sprechweiſe im „Ingo“, dem am weiteſten abliegenden Stoffe, am fremdartigſten, ſie wird ſchon im „Ingraban“ etwas weniger auffallen, zumal in der Sprache des lateiniſch gebildeten Winfried. In jeder der ſpäteren Geſchichten, auch noch in den letzten Erzählungen, dem „Freicorporal“ und „Aus einer kleinen Stadt“, hatte der Verfaſſer genau daſſelbe Bedürfniß, die Zeitfarbe in der Sprache wieder zu geben. Sollte der Schaffende darauf verzichten, ſo würde er ein für ihn ſehr werthvolles Mittel, die Zeit zu charakteriſiren, aufgeben müſſen.

Ernſter iſt der Einwurf, welcher gegen die Darſtellung der Helden in den erſten Geſchichten, namentlich gegen Ingo, erhoben wurde, daß ſie von dem Reckenhaften und Barbariſchen jener Zeit zu wenig zeigen und moderner Erfindung allzuſehr genähert ſeien. Es mag wohl ſein, daß ein anderer Dichter mit derberem Realismus darin mehr gewagt hätte, ohne daß die Schönheit ſeiner Schilderung gelitten hätte; jeder Schaffende wird durch ſeine eigene Perſönlichkeit beſchränkt und daneben durch die unabläſſige ſtille Rückſicht auf das, was er ſeinen Leſern bieten darf, denn nicht jede Zeit hat gleiches Verſtändniß und gleiche Empfänglichkeit für das Fremdartige. Bei zwei Gelegenheiten handelt Ingo humaner und beſſer, als wir bei einem heimatloſen Helden jener Zeit anzunehmen geneigt ſind; in der Wirklichkeit hätte er wohl den Theodulf, als dieſer unter ſeinem Schwerte lag, erſchlagen, trotz dem Aufleuchten der Morgenſonne und dem Gedanken an den Ausruf des geliebten Weibes: „Die Sonne ſieht's,“ und ferner würde ſeine Liebe zu Irmgard ihn nicht verhindert haben, der Neigung Giſela's entgegenzukommen. In beiden Fällen iſt die Abweichung von dem, was wir jener Zeit zutrauen dürfen, abſichtlich geſchehen, weil nach der Ueberzeugung des Autors ſolche Entſagung damals wohl ungewöhnlich, aber nicht unmöglich war. Es fehlt ohnedies dem Inhalt der Erzählung nicht an herber Strenge und Wildheit. Ferner aber ſei die Bemerkung geſtattet, daß die landläufigen Vorſtellungen über die Barbarei der alten Germanen den Vorfahren immer noch in auffallender Weiſe Unrecht thun. Unſere Maler bilden die alten Knaben aus der Zeit des Tacitus und ſogar aus der Völkerwanderung in einer Tracht, welche damals etwa Strolche und Sauhirten trugen, und Gemüth und Weſen derſelben beurtheilt man nach den häßlichen Verzerrungen, welche die germaniſche Art da erlitt, wo ſie im Genuſſe der römiſchen Cultur unterging. Oft iſt in den Berichten der lateiniſchen Geſchichtſchreiber zu erkennen, daß die Germanen, wo ſie noch in ihrem eigenen Volksthum ſtanden, die Bezeichnung „Barbaren" in dem jetzt landläufigen Sinne nicht verdienen, und daß Einzelne einen Hochſinn, eine ſtolze Ritterlichkeit und Redlichkeit erwieſen, welche wir bei ihren Gegnern aus den Kreiſen der römiſchen Welt vergeblich ſuchen. Mit Grund iſt die erſte Erzählung in die Zeit verlegt, in welcher die Deutſchen noch nicht den Geſchicken der Wanderzeit verfallen waren, aber in hundertjähriger Verbindung mit antiker Cultur einen weiteren Geſichtskreis erhalten hatten. Die beiden entgegengeſetzten Charaktere Ingo und Biſino kann man ohne Mühe während der ganzen Völkerwanderung unter den Führern der Germanen erkennen.

An „Marcus König" hat der Titel befremdet, denn nicht der Vater Marcus, ſondern der Sohn Georg iſt Held der Erzählung. Aber es iſt nicht unerhört, daß auch einmal der Name der widerſtrebenden Perſönlichkeit für den Titel gewählt wird, wie vor Guy Mannering von Walter Scott. Mir war bei der Wahl des Titels maßgebend, daß der Name Marcus eine verdunkelte Familienerinnerung an das Marcus-Evangelium der nächſt vorhergehenden Erzählung darſtellt. Es iſt wohl möglich, daß der Leſer dieſe Beziehung nicht bemerkt.

In derſelben Erzählung iſt das ſpäte Einführen der Perſönlichkeit Luthers, auf welche ſo lange geſpannt wurde, ein Uebelſtand, der noch dadurch vergrößert wird, daß die Haltung des Reformators und der Ausgang der Verhandlung nicht ganz den Hoffnungen des Leſers entſprechen. Denn die Löſung des Conflictes durfte nicht vorzugsweiſe durch den Reformator herbeigeführt werden, ſie mußte ſich aus den Charakteren und aus früheren Vorgängen entwickeln. Wenn aber theologiſche Kritik den Einwand erhoben hat, daß Luthers Urtheilsſpruch nicht mit den Anſichten deſſelben vom Weſen der Ehe übereinſtimme, ſo möge ein wohlgeneigter Leſer lieber dem Verfaſſer als dem Kritiker glauben. Nach der Rückkehr von der Wartburg war Luther wohl in Nichts ſo wenig feſt als in ſeiner Auffaſſung der Ehe und in Behandlung der Eheſachen. Die altbibliſche und altgermaniſche Auffaſſung, die Bedürfniſſe des deutſchen Gemüthes und die verſtändigen Forderungen des Staates haben ſich längere Zeit in ihm geſtoßen, bevor ſich in der neuen Kirche eine feſte Praxis herausbildete. Gerade im Jahre 1525, in welchem er ſelbſt heiratete, ſind dieſe Verſchiedenheiten bemerkbar. Die in der Erzählung dargeſtellte Auffaſſung aber iſt, wie dem Verfaſſer ſcheint, die herrſchende dieſes Jahres. Dem Reformator wurde ſein Urtheil vor dem einzelnen Falle übrigens auch durch ſein feuriges Naturell und warmen menſchlichen Antheil gekreuzt, wie z. B. in dem Falle mit der Schweſter Hartmuts von Kronberg.

In der letzten Erzählung „Aus einer kleinen Stadt“ ſind Eindrücke, welche dem Schleſier in ſeiner Jugendzeit kamen, ſorglos und reichlich benutzt. Man kann in dem einſamen Pfarrhofe mit ſeiner alten Holzkirche, welche neben einem heidniſchen Ringwall ſteht, das Dorf Wüſtebrieſe bei Ohlau wiederfinden, in welchem der Vater meiner Mutter Paſtor war. Auch bei Schilderung einzelner Menſchen und des geſellſchaftlichen Treibens in der Stadt ſind Nachklänge aus der Wirklichkeit nicht vermieden. Daß der Held der Erzählung, das geradlinige und ernſthafte Kind einer engen Zeit, als Arzt auftritt, iſt aber von dem Verfaſſer nicht in bewußter Erinnerung an den Beruf des eigenen Vaters erdacht. Da Herr König nicht Beamter ſein ſollte, was konnte er in jener Zeit als Honoratiore einer kleinen Stadt ſonſt ſein? Unter allem Erdachten, was vom Jahre 1806 als Erlebniß der geſchilderten Perſonen erzählt wird, ſind zwei kleine Begebenheiten, welche der Verfaſſer ungern erfunden hätte. Die erſte iſt der Einbruch bairiſcher Plünderer in eine ſchleſiſche Pfarrwohnung; dieſer Zug iſt — bis auf die erfundene Verlobung durch den angeſteckten Ring — nach Erinnerungen in der eigenen Familie des Verfaſſers berichtet. Die zweite iſt das unentſchloſſene Verhalten eines preußiſchen Reiterlieutenants gegenüber den Feinden. Auch dies iſt ein wirkliches Ereigniß, welches am 15. Dezember 1806 zu Namslau ſtattfand und einer gleichzeitigen ſchriftlichen Aufzeichnung treu nacherzählt iſt. Der tapfere belagerte Feind im Gaſthofe war ein bairiſcher Oberlieutenant von Zweibrücken mit einem Unteroffizier und zwei Mann, das Commando, welches unter dem Reiterlieutenant gegen ihn aufmarſchirte und abzog, beſtand aus 32 Mann; von den Unterhändlern, denen der Belagerte durch das Fenſter des Gaſthauſes Zutritt bewilligte, war der eine Hofrath Leſſing, ein Neffe des Dichters.

In dieſer letzten Erzählung war das Geſchlecht, welches geduldige Leſer durch anderthalb Jahrtauſende begleitet hatten, da angelangt, wo nach der Auffaſſung des Dichters die beſten Bürgſchaften für Glück und Dauer gefunden werden, im bürgerlichen Leben des modernen Staates. Da ich aber mit einem Blick auf die Gegenwart ſchließen, und Farbe wie Haltung des hiſtoriſchen Romans nicht in die neueſte Zeit hereintragen konnte, ſo beſchloß ich das Ganze in kurzen Schlußaccorden ausklingen zu laſſen, indem ich noch einmal Ereigniſſe, welche in den früheren Geſchichten berichtet ſind, umgebildet wie in leichtem Spiel vorführte. Dieſer Ausklang des Romans hätte kürzer gehalten werden können, er hat zu meiner Ueberraſchung die Anſicht hervorgerufen, daß ich in den Ahnen mir ſelbſt eine Vorgeſchichte habe erdichten wollen. Solche Abſicht lag mir ganz fern und ſie wäre mir geckenhaft erſchienen. Wenn der jüngſte Stammhalter der Familie König mit einem Nachkommen des alten Marſchalls Henner Schriftſteller und Journaliſt wird, ſo folgt er nur dem Zuge der Zeit, und die Ahnen könnten mit demſelben Recht einem jeden andern meiner ſchleſiſchen Landsleute, die nach 1848 Journaliſten geworden ſind, angedichtet worden ſein. Auch die Einwirkung der Stadttheater auf unſere Jugend und der Zug nach literariſcher Thätigkeit ſind uns allen gemeinſam. Hauptſache bei der kleinen Handlung des Schluſſes war für mich, die poetiſche Idee, welche die einzelnen Geſchichten verbindet, noch einmal vorzuführen und auf derſelben Stätte, auf welcher ſich die Kataſtrophe der erſten Geſchichte vollzog, das Ganze zu ſchließen.

Das Bedenkliche der Arbeit lag nicht vorzugsweiſe in dem Zurückgehen auf frühe Vergangenheit, wie wohl der freundliche Leſer annimmt, ſondern in dem Fortführen bis zur Gegenwart.

Für die alten Zeiten iſt durch die Vergangenheit ſelbſt der Stoff epiſch zugerichtet. Es iſt leicht, das Schickſal eines Helden in Weltbegebenheiten einzuflechten und ihn zum Theilnehmer an großen Ereigniſſen zu machen. Je näher die Erzählungen der Gegenwart kommen, deſto mehr engt das Privatleben den Horizont und die Thätigkeit der handelnden Perſonen ein. Die geſchichtliche Kenntniß der Leſer verſtattet den frei erfundenen Geſtalten nur eine untergeordnete Theilnahme an Ereigniſſen, welche eine hiſtoriſche Würde und Größe haben, und eine Erzählung, die in großen epiſchen Linien angelegt war, kommt, bis zur Gegenwart fortgeführt, in Gefahr, als kleine Novelle zu verlaufen.

Aber auch bei Verwerthung bekannter hiſtoriſcher Charaktere wird der Schaffende um ſo unfreier, je näher ſein Werk der Gegenwart tritt. Während er vor Geſtalten alter Zeit berechtigt iſt, die immer mangelhafte und unvollſtändige Kenntniß ihres Charakters zu ergänzen und die Motive ihres Handelns zu deuten und zu vertiefen, bleibt ihm gegenüber den genau bekannten Perſonen naher Vergangenheit nur ein beſcheidenes Nachbilden einiger der zahlreichen charakteriſtiſchen

Züge, welche die Geſchichte ſelbſt von ihnen überliefert hat. Für die eigentlichen Helden der Erzählung aber wird der Uebelſtand, daß ſie nur untergeordnete Theilnehmer an großen Begebenheiten ſein dürfen, noch dadurch vermehrt, daß gerade in Deutſchland, bis auf die neueſte Zeit, Leben und Geſchick von Privatperſonen beſonders enge und dürftig waren, und daß auch ſtarke Lebenskraft, wie ſie der Held einer Erzählung nöthig hat, wenn er allgemeine Theilnahme für ſich gewinnen will, in kleinen und wunderlich verkrauſten Verhältniſſen verging.

War aber nicht durch die neueſte Geſchichte ſelbſt dem weitläufig angelegten Werke ein glänzender Schluß gegeben? Die gewaltige Erhebung des geeinigten Deutſchlands zum Kampf gegen das moderne Cäſarenthum, der begeiſterte Aufſchwung und die ungeheueren Heldenthaten des letzten Krieges, die Schlachtfelder von Gravelotte und le Mans, waren ſie nicht der einzig würdige Abſchluß? Hier war ein Heldenthum zu finden, eine Größe der Thaten, eine Energie der Gefühle, wie ſie keine Vergangenheit gewaltiger hervorgebracht hat, und jeder Einzelne vermochte Theilnehmer daran zu ſein. — Aber auch der letzte aus der Reihe der Ahnen? Und in welcher Eigenſchaft? Etwa als Krankenpfleger, als Freiwilliger, welcher einmal eine Schleichpatrouille führt, oder vielleicht als Lieutenant König in irgend einem Regiment, deſſen Nummer der Autor ſorgſam verſchweigen muß. Unbekannte Heldenthaten zwiſchen die Zeilen des Generalſtabswerks hineinzudichten, konnte unmöglich die Abſicht ſein. Doch vielleicht war das gar nicht nöthig. Es gab nie einen Kampf mit größerem idealen Inhalt, als dieſen letzten; vielleicht niemals ſchlug die Nemeſis ſo erſchütternd [illegible] Schuldigen zu Boden; vielleicht niemals hatte ein Heer [illegible]el Wärme, Begeiſterung, und ſo tief poetiſche Empfindung dafür, daß die grauſe Arbeit der Schlachtfelder einem hohen ſittlichen Zweck diente; vielleicht nie erſchien das Walten göttlicher Vorſehung in Zutheilung von Lohn und Straſen, ſo menſchlich gerecht und verſtändlich, als diesmal. Solche Poeſie des geſchichtlichen Verlaufs wurde von Hunderttauſenden genoſſen, ſie war aus zahlloſen Feldbriefen einfacher Soldaten zu erkennen. Konnte der, welcher ein Dichter ſeines Volkes ſein möchte, dafür keinen Ausdruck finden, zumal wenn er, wie der Verfaſſer, ſelbſt als Augenzeuge im Heergewühl dahingezogen iſt?

Und es war ja nicht nöthig, den Helden, welcher der letzte in der Reihe der „Ahnen" werden ſollte, unter Kanonendonner ſeine Thaten verrichten zu laſſen. Eine Zeit, welche auf Gedanken und Gemüth aller Mitlebenden ſo mächtig einwirkte, bot doch wohl ſinniger Erfindung viele Gelegenheit, Wandlungen der Charaktere und ergreifende Situationen zu ſchildern. Die Darſtellungen ſolcher Einwirkung der Zeitideen, der großen Wandlungen in der Politik und im ſocialen Leben, und die Kämpfe, welche dadurch in dem Individuum aufgeregt werden, gelten ja für das Gebiet, in welchem der moderne Roman vorzugsweiſe ſeine Erfolge zu ſuchen hat. — Auch wer dies annimmt, wird vielleicht zugeben, daß ein ſolcher moderner Roman in Farbe und Ton etwas ganz Anderes geworden wäre als die Geſchichten, welche die früheren Bände der „Ahnen" bilden, und daß er nicht gut angefügt werden konnte, ohne die Einheit des Ganzen in Farbe, Ton und Inhalt zu verſtören.

Außerdem aber legt der Verfaſſer das offene Bekenntniß ab, daß ihm ein Roman, in welchem die Hauptperſonen vorzugsweiſe unter der Einwirkung und im Kampfe mit politiſchen, religiöſen, ſocialen Ideen geſchildert werden, nicht als die höchſte und ſchönſte, ja kaum als eine würdige Aufgabe des Dichters erſcheint. Unvermeidlich drängt ſich bei ſolchem Inhalt die Tendenz in den Vordergrund, und der größten Dichterkraft wird es nur ſchwer gelingen, mit der ſonnigen Klarheit und der ſtolzen Unbefangenheit, welche das Kunſtwerk vom Schaffenden fordert, Licht und Schatten zu vertheilen. Der Leſer zwar wird derlei Erfindung, im Falle ſie nämlich ſeinem eignen

Standpunkt entſpricht, mit Wärme entgegenkommen, und er wird die poetiſche Geſtaltungskraft, welche der Dichter dabei etwa erweiſt, mit beſonderer Freude genießen. Aber bei der Einmiſchung freier Erfindung in die übermächtige reale Wirklichkeit wird immer eine Beeinträchtigung des künſtleriſchen Geſammteindrucks unvermeidlich ſein.

Die Muſe der Poeſie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo ſie allein als Herrin gebietet. Wird ſie Dienerin und Parteigenoſſin in ſolchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menſchen einer Zeit leidenſchaftlich umhertreiben, ſo büßt ſie gerade das ein, was ihr beſter Inhalt iſt: die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüther. Ja ſogar, wenn dem Dichter gelänge, als ein Seher die beengenden Mißbildungen und die harten Conflicte der Politik und anderer realer Intereſſen wie in einem Schlußbilde als überwunden und verſöhnt zu zeigen, er würde den ſtärkſten Theil des Antheils, welchen er erregt, nicht der Poeſie, ſondern der Unzufriedenheit ſeiner Zeitgenoſſen mit dem Beſtehenden verdanken. Politiſche, religiöſe und ſociale Romane ſind, wie ernſt auch ihr Inhalt ſein möge, nichts Beſſeres im Reiche der Poeſie als Demimonde.

Während der Jahre, in denen ich Zuſtände der deutſchen Vergangenheit für die Dichtung auszubeuten ſuchte, ſchuf mir das dauerhafte Wohlwollen der Leſer große Freude. Dennoch hatte ich immer die Ueberzeugung, daß das reichſte und in vielem Sinne das heilſamſte Quellgebiet poetiſcher Stoffe in der Gegenwart liege. Und dies iſt das letzte Bekenntniß, welches ich abzulegen habe. Wir dürfen uns unſer Anrecht auf die Schilderung vergangener Zeiten nicht durch irgend welche Theorie verkümmern laſſen, aber die eigenthümlichen Uebelſtände und Gefahren, welche die Behandlung fremder oder unſerer Kenntniß entrückter Menſchen in ſich birgt, ſollen uns ſtets im Bewußtſein bleiben. Dieſe Schwierigkeiten gefährden ſowohl da, wo wir modernes Empfinden dem alten Zeitcoſtüm anpaſſen müſſen, als auch da, wo wir unſerer beſondern Kenntniß alter Culturzuſtände froh werden. Immer iſt eine Umdeutung der Charaktere in unſere Auffaſſung der Menſchennatur nothwendig, für das Verhältniß zwiſchen Schuld und Strafe müſſen wir viel von der Freiheit und Verantwortlichkeit des modernen Menſchen annehmen, gerade bei den innigſten Beziehungen der Perſonen zu einander iſt das Eintragen unſerer Empfindungsweiſe bis zu einem hohen Grade unvermeidlich. Leicht erſcheint dem Leſer die Klarheit und Gewandtheit, mit welchen die Perſonen über ſich reflectiren und der humaniſirte Grundzug in der Handlung als unwahr, oder der Gegenſatz zwiſchen fremdartigen Zuſtänden, welche geſchildert werden, und den Charakteren, welche mit einigem modernen Leben erfüllt ſind, wird peinlich. Die beſten Kunſtleiſtungen Walter Scotts ruhen auf Schilderungen einer Vergangenheit, die ihm und ſeinen Zeitgenoſſen durch theure örtliche Erinnerungen und durch das Fortleben alter Zuſtände nahe gerückt war.

Den Verfaſſer der „Ahnen“ aber wird freuen, wenn der Leſer das Werk wie eine Symphonie betrachtet, in deren acht Theilen ein melodiſcher Satz ſo gewandelt, fortgeführt und mit anderen verflochten iſt, daß ſämmtliche Theile zuſammen ein Ganzes bilden. Möge man dieſer Einheit eine poetiſche Berechtigung zugeſtehen.

Gedichte.

An

Theodor Molinari.

Mein Freund! Am Tiſche ſitzen wir zuſammen,
Nichts zwiſchen uns als reiner, goldner Wein,
Die Nachtluft ſchaukelt um die Kerzenflammen,
Und trägt des Wächters fernen Ruf herein,
Und lauſchend zeigen auf dem Piedeſtal
Die Statuen das Weiß der ſchlanken Glieder.
An deine Schulter lehnt ſich dein Gemahl
Und lächelt freudig in den Streit hernieder;
Denn Worte ſprühen auf wie kleine Flammen,
Und kräft'ge Meinung glänzt von Stirn und Miene;
So ſitzen treu und ehrlich wir zuſammen;
Du braun, ich blond; du Welf, ich Gibelline.
Dein Barkſchiff zieht mit ſtarkem Maſt und Rippen
Durch's offne Meer auf vielgefurchten Wegen,
Doch meine Sloop fliegt zwiſchen Strand und Klippen
Dem Morgenlichte buntgemalt entgegen;
Dein Auge klar, geprüfter Kraft vertrauend,
Mein Blick begehrlich in die Ferne ſchauend,
So ſehr verſchieden dir und mir das Wollen,
Und doch gemeinſam Freude, Hoffnung, Leid,
Gemeinſam auch die Sorgen, und ſie ſollen
Noch ſchwer bedrängen. Großes will die Zeit,
Doch klein hat ſie ein großes Volk gefunden,
Den Wunſch lebendig, aber ſchwach die That,
Schnell wird ein Lorbeer um das Haupt gewunden,
Und ſchnell zerriſſen, Regiment und Rath

Erziehen Alles, ſtehn an jeder Pforte,
Und kräftig rauſchen nur papierne Worte.
Und dennoch birgt von allen Völkerzweigen
Das deutſche Lindenreis den beſten Saft;
So warm das Fühlen, rührend ſelbſt das Schweigen,
Unendlich groß, nur ungeübt die Kraft.
Jetzt iſt es Zeit, daß Mann zum Manne ſtehe
Und prüfend fördre des Genoſſen Werke,
Selbſt wo der Freund in andern Farben gehe,
Noch am Contraſt das eigne Sein verſtärke.
Denn wie verſchieden auch die Saiten klingen,
Wird jeder Ton nur einzeln voll und rein,
So müſſen ſie unwiderſtehlich ſein,
Wenn ſie vereint das ganze Land durchdringen.
Das hoffen wir. Du haſt ein ſtarkes Leben
Der Pflicht, den Deinen, unſrer Zeit gegeben;
Ich — machte Verſe, weihe jetzt die rauhen
Geſänge dir; es iſt mein beſter Kauf,
Du boteſt Lieb' und männliches Vertrauen,
In Reimen zahl' ich dir; ſie ſtiegen auf,
Wie aus dem Strome ſchwebt die leichte Wolke,
Dorther, wo unſer Herz iſt, aus dem Volke.

Die Wellen.

(1836.)

Ein altes Hadern und Haſſen iſt zwiſchen Land und Meer;
Im Waſſer rauſcht und donnert ein tolles Kriegerheer
Und wälzt ſich aus den Gründen ans Licht in ſchnellem Lauf,
Wie Geiſter aus der Tiefe taucht Well' um Welle herauf.

Und jede der wilden Wellen trägt ſtolz ein Königskleid,
Schleppmantel von grüner Seide, hübſch faltig, lang und breit,
Und auf dem Haupt ein Krönlein von Silber und Diamant,
Und jede wirft ſich heulend mit Macht auf's Uferland.

Sieh, großer Herr der Erde, die Wellenkönige an,
Es ſtürzen ihrer tauſend, viel tauſend Jahr heran,
Sie heulen und zerſchellen, wo blieb wohl ihre Wuth?
Die Küſte, Herr, die Küſte ſteht feſt in Gottes Hut.

Das gute Recht des Volkes ſteht feſter als Uferſand,
Es raget in die Höhe bis an des Himmels Rand,
Es wurzelt in der Tiefe wohl tief in der Ewigkeit,
Willſt du das unterzwingen, du Well' im Meer der Zeit?

Einſt treten unſere Enkel zum ſandigen Uferrand,
Sehn unten grollende Wogen und oben ein freies Land,
Und rufen lachend hinunter: „Es ſchlug an die Küſtenbank
Ein Schwall in Kron' und Purpur, er ſchlug, zerſchellte, verſank.

So ſagt doch, ihr Waſſer der Tiefe, wo blieb die Königsgeſtalt,
Die über Recht und Geſetze ſo dräuend erhob die Gewalt?
So ſagt doch, ihr Waſſer der Tiefe, wo blieb die wilde Fluth?“
Die Küſte, Herr, die Küſte ſteht feſt in Gottes Hut.

Die Granitſchale.

Vor des Muſeums Säulen
Erhebt ſich in Berlin
Die beſte Zecherſchale,
Die je der Mond beſchien,
Und harret auf den Meiſter,
Der ſie zu leeren wagt;
Doch keiner will ſie heben,
Das ſei dem Herren geklagt!

Und bei des Königs Hauſe
Da hält die Totenwacht
Der alte Marſchall Blücher,
Steht ſinnend Tag und Nacht;
Er träumt vom alten König
Und hütet des Herren Herd,
Er träumt von ſchweren Zeiten
Und faßt im Zorn das Schwert.

Einſt bei dem Brauſen der Stürme
In eiſiger Winternacht
Ward auch dem alten Marſchall
Zu kalt auf ſeiner Wacht.
Er ſtampfte mit dem Fuße
Auf ſein Geſtell von Erz,
Und ſtrich das Eis vom Barte
Und rief in wildem Scherz:

„Herr Bülow, Meiſter Scharnhorſt
Ihr Herrgeſellen von Stein,
Ihr tragt von Reif und Eiſe
Gar kühle Mäntelein.

Herab von euren Poſten
Ihr Herren von der Wacht!
Ich weiß ein gutes Labſal,
Das wärmt in ſolcher Nacht."

Dazu nun waren die Herren
Von Herzen gern bereit
Und ſtäubten ſich mit Lachen
Den Schnee vom kalten Kleid.
Sie ſtiegen mit dröhnenden Schritten
Von ihrem Stand herab
Und reichten die ſtarken Hände
Einander aus dem Grab.

Und zur granitenen Schale
Führt' beide der Marſchall hin,
Dort wob und glüht' und braute
Geſchäft'ger Geiſterſinn.
Die Herren tranken fröhlich
Trotz Eiſesfroſt und Wind
Und ſangen gute Reime,
Die jetzt vergeſſen ſind.

Da lachte der alte Marſchall:
„Mich haben mit vieler Pracht
Die Muſen einſt in Oxford
Zu ihrem Sohn gemacht,
Und ihre wilden Knaben
Durchfuhren mit ſtarkem Sang
Die Heeresreih' der Franken
Bei meiner Hörner Klang.

Drum bring' ich dieſen Becher
Der Muſen jungem Geſchlecht,
Vorwärts, ihr deutſchen Männer,
Zu Freiheit, Licht und Recht!

Vorwärts mit deutſchem Vertrauen,
Mit alter Lieb' und Treu'!" —
Da ſprang mit plötzlichem Krachen
Der ſteinerne Becher entzwei.

Jetzt ſteht mit ſtarken Stützen
Im runden Himmelsſaal
Vor des Muſeums Säulen
Zerbrochen der Steinpokal.
Und bei dem Haus des Königs
Hält zornig auf der Wacht
Der alte Marſchall Blücher
Das Schwert bei Tag und Nacht.

Unſer Land.

(1843.)

Der Dampfer brauſt durch die grüne Fluth,
Drei Männer ſtehen am Bord;
Der Erſte ſchwingt den getheerten Hut
Und rufet hinein in den Nord:
„Huſſaha, huſſaha Albion,
Mein Vaterland, das blaue!
Dein Gold umrollet der Erde Rund,
Deine Flagge beherrſchet den Meeresgrund,
Du königliche Fraue."

Der Zweite kräuſelt den Bart und ſchaut
Mit glänzendem Aug' in den Süd:
„Ich grüße dich, Frankreich, ſchöne Braut,
Im Lichte der Freiheit erglüht!
Vivela, vivela ma patrie,

Du freies Land der Reben!
Die Charte meines Lebens Buch,
Die Tricolore mein Leichentuch,
Das Frankenland ſoll leben!“

Der Dritte ſchaut in die Ferne zurück,
Hinein in die Wüſte der See,
So warm und innig der feuchte Blick
In Freud' und heimlichem Weh:
„Suche dich, ſuche dich, deutſches Land,
Und kann dich nicht erſpähen;
Der Wind, er wehet aus weiter Fern',
Es leuchtet am Himmel manch heller Stern,
Doch keiner darf dich ſehen.

Wo rollet das Gold mit deinem Bild?
Dein Wimpel, wo fliegt er im Meer?
Du haſt ja kein Gold, kein Wappenſchild,
Kein Schiff und kein Segel mehr.
Suche dich, ſuche dich, deutſches Land,
Ich ſuche dich mit Schmerzen.
Deine Roſen und Reben, ſie blühen nicht,
Deine Adler und Banner, ſie fliegen nicht,
Wo ſchlagen deine Herzen?

Du biſt keine Königin Albion,
Nicht Frankreich, das ſchöne Weib,
Du ſitzeſt nicht ſtolz auf goldenem Thron,
Kein Purpur umhüllt dir den Leib.
Heilige, Heilige biſt du uns,
Hältſt uns die Himmelswache;
Dein Purpur iſt unſrer Adern Saft,
Dein Reich iſt des Geiſtes unendliche Kraft,
Dein Gold iſt unſre Sprache.

Wann ſteigſt du zur Erde, du ſchöner Traum,
Wo unſere Hütten ſtehn?
Wann das Elend erfüllet den Erdenraum,
Und Völker in Schmerz vergehn.
Schwerter und Waffen, hie deutſches Land!
Die Träume werden Leben.
Ja, leiblich wirſt du in Kampf und Noth,
Im deutſchen Geiſt und im deutſchen Tod.
Das Vaterland ſoll leben!“

Der Nachtjäger.

([illegible].)

Der Sturm durchſauſet den Föhrenwald,
Die Sterne glänzen bleich und kalt,
Großmutter lauſcht mit ſtarrem Blick,
Die Bäume brauſen, die Dohlen ſchrein,
Und des Förſters Kind
Erzittert im Wind
Und ſchaut in die ſchwarze Nacht hinein.

„Großmutter, hörſt du das ferne Gebell
Dort unten im Buſche, ſcharf und hell?
Der Vater, der liebe Vater kommt!“
Der Alten zuckt es im ſtarren Geſicht:
„In der grauſigen Stund'
Bellt mancher Hund.
Die Hunde des Vaters ſind es nicht.“

Und wieder beugt ſich das Kind zurück:
„Ein Hifthorn hör' ich, ein Jägerſtück,
Sie blaſen das Ende, der Vater kommt!“

Da ſpricht die Alte mit zitterndem Mund:
„Der die Noten blies,
Ins Jagdhorn ſtieß,
Keine Tochter hat er im Erdenrund.“

Zum drittenmal die Dirne lauſcht:
„Horch Mutter, ein Fuß im Walde rauſcht,
Die Blätter raſſeln, der Vater kommt!“
Die Alte ſinkt in die Kiſſen hinein:
„So rauſcht und tritt
Kein Männerſchritt,
Gott ſchütz' und rette dich, Töchterlein.“

Da pocht es am Thor, die Meute bellt,
Das Haus ein falber Schein erhellt,
Und ein grauer, rieſiger Jägersmann
Mit Eulenfedern am breiten Hut
Tritt ein geſchwind.
Dem Förſterkind
Erſtarrt bei ſeinem Gruße das Blut.

„Es liegt im Holze beim Erlenquell
Ein alter, wunder Jagdgeſell,
Er ruft die Tochter, ſie hört ihn nicht,
Der Sturm nur hört ihn im Föhrenwald,
Noch Einer hört's,
Noch Einen ſtört's,
Daß der Alte ruft und die Fäuſte ballt.“

Der Fremde ſprach und enteilte ſchnell.
Die Dirne flog zum Erlenquell;
Da lag der blutige, bleiche Mann
Und murmelte Segen dem Töchterlein,
Dem Wilddieb Fluch,
Und drückte das Tuch
Im Todeskampf in die Wunde hinein.

Und neben den Vater ſank das Kind,
Und über Beiden ächzte der Wind,
Und im Buſche ſtand der graue Geſell
Mit Eulenfedern um's wilde Geſicht,
Gelehnt auf's Rohr,
Und ſah empor,
Und der Mond am Himmel verbarg ſein Licht.

Das Schmugglermädchen.

Die Kräh' fliegt über die Bäume
Zum Neſt auf der rothen Buche;
Der Nebel quillt aus dem Bruche,
Mich quälen Angſt und Träume.

Die Lichter im Moore flattern
Und drehn ſich um die Wette,
Dort ſchwanken in langer Kette
Die Brüder und Gevattern.

Die dunkeln Geſtalten wie Füchſe
Mit blinzendem Auge ſchleichen;
Der Vater gibt die Zeichen,
Mein Liebſter trägt die Büchſe.

Ihm trieft von dem ſpitzen Hute
Der Thau auf die bleiche Wange,
Die Andern verhüllen ſich bange,
Er lacht in trotzigem Muthe.

Die Andern kriechen im Dampfe,
Sein Haupt ragt über dem Schwarme,
Er regt die Lippen und Arme
Und ballt die Fauſt zum Kampfe.

Ihm leuchten die Augen wie Kohlen
Und brennen durch Buſch und Steine,
Er hat mit dem heißen Scheine
Auch mir den Frieden geſtohlen.

Er lag auf ſeinen Waaren,
Die Hand am Flintenrohre,
Zwei Tage neben dem Moore
Verſteckt vor den Zöllnerſchaaren.

Ich trug ihm zitternd Speiſe
Und von den Wächtern Kunde
Und band ihm ſeine Wunde;
Da ſprach er bittend und leiſe:

„Marila! darf ich reden
Von dir zu deinen Brüdern?" —
Mir zuckt' es in allen Gliedern,
Als zög' er mich mit Fäden.

Er riß mich heftig nieder
Und küßte mich auf die Wange
Und flüſterte: „Sei nicht bange,
Mir ſpricht wohl keiner zuwider."

D'rauf zog er aus dem Ballen
Und breitet über die Haide
Und wieder auf uns Beide
Die ſchönſten Schleier von allen;

Nahm meinen Kamm aus dem Haare
Und faßte die ſchwarzen Zöpfe,
Band unſere beiden Köpfe
Wie Roſen zu einem Paare.

Was Königinnen ſtecken
An goldgeſchmückte Stirne,
Das ſoll die Schmugglerdirne
Im grünen Kraut verdecken.

So lagen wir unter den Blättern
Verhüllt durch weiße Decken,
Und darf mich keiner necken
Von Brüdern und von Vettern.

Heut ſchleichen ſie zum Strande
Um Geld für das Trinkgelage,
Ich ſtehe zitternd am Schlage
Im rothen Brautgewande.

Die Eule ſchreit von der Buche,
Kein Stern des Himmels ſchimmert,
Nur unten tanzt und flimmert
Das Leichenlicht im Bruche.

Maria, Gebenedeite,
Erbarme dich des Gatten,
Verdecke mit ſchwarzen Schatten
Den Mond nur heute, heute!

Ein Blitz von des Königs Kutter! —
Von Tritten dröhnt die Erde,
Commandoruf und Pferde! —
Erbarmen, heilige Mutter!

Ein Selam.

Mit einem Blumenſtrauß am Sonntage.

Der Dichter ritzt im Glutenland der Palmen
Sein Lied ins weiche Blatt der Wollenpflanze,
Und bauet ihm aus Blüthen und aus Halmen
Zum ſinnigen Verſteck die kleine Schanze.

Der Goldſchmuck klirrt am Hals des ſchwarzen Boten,
Er wirft die Blumen an der Herrin Gitter
Und flüſtert ſcheu: „Zerreißt den Seidenknoten,
Sultane! 's iſt ein Gruß von eurem Ritter.“

Kein Sklave dient mir, keine goldne Nadel,
Auch dich verbirgt dem Freund kein Gittereiſen,
Und dennoch nimm den Selam ohne Tadel,
Ein deutſches Kind mit ſchlichten Redeweiſen.

Uns ſehn die Blüthen an mit großen Augen,
So ſtumm, ſo voll von heimlich ſtillem Weben,
Uralte Weisheit blickt aus Kinderaugen,
Aus ihrem bunten Kleid ein heilig Leben.

Dir bringen ſie im Morgenſonnenſtrahle
Den frommen Gruß aus meiner Gottesklauſe,
Noch geſtern ſaßen ſie zum Abendmahle
Als Gäſte in des Weltengeiſtes Hauſe.

Nimm ſie als gutes Zeichen beim Erwachen,
Hör' liebend an, was dir die Stummen ſagen,
Und zürne nicht, daß ſie mit leiſem Lachen
Auch meinen Gruß in ihren Kelchen tragen.

Der Myrtenkranz.

Du weißt, ich war erkrankt. Mein Mütterlein
Sah ſcheu und heimlich auf den rothen Schein,
Der mir im Aug' und in der Wange brannte,
Ich lag auf meinem Lager und es rannte
Der Geiſt dämoniſch mir durch jede Kammer
Im engen Haus des Hirnes; wie ein Hammer
Schlug mir der Blutſtrom durch des Kopfs Gehäuſe
Die Stundenklänge für die Totenreiſe.

Vor meinem Bette ſtand ein Myrtenſtrauch,
Ein kleiner Herre, nach dem Landesbrauch
Gepflanzt im erſten Neumond meines Lebens,
Er war ein Zwerg geblieben und vergebens
Beſchnitten und gezogen nach dem Stocke.
Mein Trautgeſelle war's im grünen Rocke,
Ein Muſterbild für ſchleſiſche Poeten,
Nur klein, doch rundlich, und in allen Nöthen,
Bei Brautgelag' und Todeskümmerniſſen,
Den nöth'gen Kranz zu ſpenden dienſtbefliſſen.

Ich lag und pflückte haſtig Reis um Reis
Aus ſeinem Haupt und warf ſie auf das Weiß
Der Decke ſpielend-mir zum Kranz zurecht.
Die Mutter blickte weich auf mein Geflecht
Und fragte lächelnd: „Iſt's ein Hochzeitskranz?“
Ich ſah des treuen Auges feuchten Glanz
Und log ihr: „Ja, ein Brautkranz für die Freite“
Und wandte ſchnell das heiße Haupt zur Seite.
Und ſieh, ein Hauch berührte mir die Wange,
Zwei warme Lippen fühlt' ich lange, lange,
Ich ſchlug die Augen auf und ſchaute dich,
In meinem Traume, ſieh, ich ſchaute dich,
Geliebtes Weib. Im weißen Nachtgewande
Zur Seite knieend an der Kiſſen Rande,
Hobſt du die Arme nach dem Kranze auf.
Ich aber wehrt' und hielt die Hände drauf.
Da weinteſt du und bateſt: „Bleibe hier!“
Und dreimal riefſt du: „Lieber, bleibe hier!“
Ich wollte nicht und ſprach: „Zu müde bin ich.“
Da ſchalteſt du mich flehentlich und innig:
„Unritterlicher Mann! du biſt die Mauer,
An welcher ſich im dunkeln Grün der Trauer
Der Epheu meines Lebens feſtgerankt.
Was ſoll mir ſtehen, wenn die Mauer wankt?“

Dein Hauch berührte wieder mir die Wange,
Zwei warme Lippen fühlt' ich lange, lange
An meinen haften, feuchte Glut an Glut.
Da quoll aus meinem Haupt der Thränen Fluth. —
Ich fuhr empor, die Mutter ſtand am Lager,
Ich lag allein, verfallen, bleich und hager,
Die Totenkrone vor mir war zerriſſen. —
Du, Liebe, doch kein Andrer ſoll es wiſſen.

Vor dem Morgen.

Du liegſt an meinem Herzen und es gaukelt
Der Lampe flackernd Licht um deine Glieder,
Du liegſt und ſchlummerſt, meine Seele ſchaukelt
In dunkler Fluth des Traumes auf und nieder.

Ich bin ein grünes Blatt im Strom der Zeiten,
Ich trage dich, du weiße Waſſerroſe,
So laß uns ruhen, laß die Wellen gleiten,
Bis uns der Strom verhüllt mit ſeinem Mooſe.

Ich bin das grüne Blatt und du die Roſe,
Ich habe meine Wurzeln feſtgeſchlagen
Im tiefen Grund, du wankeſt weich und loſe,
Ich bin gefeiet gegen Schmerz und Klagen.

Du regſt dich, Holde. — Hörteſt du mein Prahlen?
O zürne nicht dem übermüth'gen Rühmen,
Was ich verſpreche, will ich einſt dir zahlen,
Und deinem Freunde ſoll der Stolz geziemen.

Hier heißes Leben — draußen Nacht und Schweigen.
Ich träum' ein Märchen von Scheherezaden,
Ein Trunkner bin ich, den der Geiſterreigen
Zu Feſten auf den Meeresgrund geladen.

Der Fremde wird mit Roſenöl begoſſen,
Er liegt auf Purpur zwiſchen Naphtaflammen,
Von weichen Armen fühlt er ſich umſchloſſen,
Die Zauberglut ſchlägt über ihm zuſammen.

Doch nein, es ſoll in kein arabiſch Märchen
Dein reines Bild, du Heilige, ſich fügen,
Dort bindet nur der Taumel weiche Pärchen
Und Schelme ſind ſie, ſchmeicheln und belügen.

Du biſt ein deutſches Weib und ich dein Ritter;
Ich flog zu deinem Haus im Winterſturme,
Und leiſe ſchlug ich an des Thores Gitter,
Und unſre Boten ſandt' ich nach dem Thurme.

Ihr meine Wächter, goldgeſäumte Ammer
Und brauner Sperling, ſpähet von den Zinnen,
Und naht der Morgen an des Liebchens Kammer,
So ſinget laut und rufet mich von hinnen.

Der Nachtwind ſchlägt begehrlich an die Mauer.
Gegrüßt, Geſell! du mahnſt mich an die Stunden,
Wo ich in Todesnoth und Wetterſchauer
Auf hohen Wellen einſt mein Lieb gefunden.

Ich ſtand am Maſt auf hölzerner Tribüne
Und blickte nach dem ſchwarzen Wolkenbogen,
Den ſich der Sturm, ein flügelſchneller Hüne,
Aus Nebelfelſen in der Luft gezogen.

Die Sonne lag im wilden Kampfgedränge
Als rother Leib mit ſengend böſen Strahlen,
Der Schiffer riß das Segel von der Stenge
Und murrte: „Heut wird Mancher Schuld bezahlen.“

Da glitt die Freundin aus der Beter Kreiſe
Abwärts zu mir, ſah jagendes Verderben
Empörter Wogen, und du bateſt leiſe:
„O halte mich, daß wir vereinigt ſterben.“

Hinein zur Schlacht! In wildem Stoße drücket
Die Rieſenfauſt das Wolkenthor zuſammen,
Der Bau des Himmels ſchüttert und es zücket
Der Blitz herab in ſchwefelgelben Flammen.

Der Maſt erzittert — unſre Hände fühlen
Den ſcharfen Pulsſchlag ew'ger Weltenkräfte,
Horch! wie ſie durch die Lüfte ziehn und wühlen,
Phantaſtiſch aufgeſchmückt zum Mordgeſchäfte!

Ein neuer Schlag! — die Wolkengeiſter weichen,
Die Sonne ſtrahlt gelöſt von dem Gewimmel,
Und wirft als Siegerin das Königszeichen,
Den goldnen Mantel über Erd' und Himmel.

Und ich erhob die Hand zur Schlacht der Dämpfe:
„Die Strahlen, Herr, erhalte mir für immer!
Den Wetterſturm für meines Lebens Kämpfe,
Für meine Ruh der beiden Augen Schimmer,

Das heiße Licht und kampferfüllte Räume,
Daß ich als Mann erſtarke bei dem Streite,
Der beiden Augen Schein, daß in die Träume
Des müden Haupts ein Strahl des Himmels gleite.“

Weib meiner Seele, horch! die Wächter ſingen,
Der Morgen naht, ſie warnen mich zu ſäumen;
Noch einmal laß dich meinen Arm umſchlingen —
Leb wohl, gedenke mein in deinen Träumen.

Geſellſchaftslieder.

1.

Das Zweckessen der Vögel.

Geſtorben war die Nachtigall,
Ihr Grab war grün bemooſt,
Die kleinen Vögel weinten all'
Und fanden keinen Troſt,
Sie ſchickten aus und luden Gäſt
Aus Garten, Wald und Feld,
Zu halten großes Trauerfeſt
Dem toten Sangesheld.
Der Vögel klagender Verein
Saß dort am Weingeländerlein
Zu Ehren
Zu Ehren
Der toten Nachtigall.

Die Trauben lachten wunderbar,
Der Vögel Herz war ſchwer;
Die Amſel und ein Droſſelpaar
Erzählten Reden her,
Der Hänſling und das Meiſelein
Sangen das Trauerlied,
Und alle Vögel fielen ein
Und pfiffen das Ende mit.
So ſaß begeiſtert der Verein
Entlang am Weingeländerlein
Zu Ehren
Zu Ehren
Der toten Nachtigall.

Und ſtärker, immer ſtärker ward
Der Vögel Schmerz und Schrei'n,
Ein Spatz erkrankte und fiel hart
Ins Rebenlaub hinein.
Auf allen Beeren ſprang umher
Im Gram das Publikum
Und klagte laut: „Die Welt iſt leer,
Sie ſtarb und das war dumm.“
Doch rann um Jeden ohne Wort
Die Welt in tauſend Strömen fort.
Ich grüß' euch,
Ich grüß' euch,
Ihr lieben Sänger all'.

2.

Das tausendjährige Deutschland.

Wir hören von Deutſchland und freier Zeit,
Das wüßten wir gerne, wir Bauersleut'.
Wir ſitzen und trinken ſo fröhlich im Rund,
Das iſt zu Geſchichten die glücklichſte Stund'.
Schulmeiſter, ach lieber Gevatter, erzählt,
Wie ſich die Geſchichte der Deutſchen verhält.
Eure Lehren
Wir hören;
Ganz leiſe,
Wie Mäuſe.
Seid ſtill!

„Zuerſt war es finſter in heidniſcher Zeit,
Da ſchnitt man aus Fellen ſich Hemden und Kleid.
Da ſchlug der Arminius die Römer zu Brei,
Da wurde das Deutſchland gerettet und frei.“

Schulmeiſter, ach lieber Gevatter, erzählt,
Wie ſich die Geſchichte jetzt weiter verhält.

„Dann folgte der Kaiſer, Karolus genannt,
Regierte im Jahre achthundert das Land,
Seine Enkelchen theilten die Herrſchaft in drei,
Da wurde das Deutſchland gerettet und frei.“
Schulmeiſter ꝛc.

„Das Mittelalter darauf uns erſchien,
Da ſangen die Grafen, die Bäuerlein ſchrien,
Tintenfäſſer ſchlug Einer am Teufel entzwei,
Da wurde das Deutſchland gerettet und frei.“
Schulmeiſter ꝛc.

„Nun kam der Franzoſe, der Galgenſtrick,
Den jagten wir luſtig nach Frankreich zurück,
Verkauften das Silber und ſchmolzen uns Blei:
Da wurde das Deutſchland gerettet und frei.“
Schulmeiſter ꝛc.

„Und heute noch ſingt man auf Kreuzweg und Stein:
Sie ſollen nicht haben den deutſchen Rhein!
Dem Klugen die Sache ein Merkzeichen ſei,
Daß Deutſchland noch heute gerettet und frei.“
Schulmeiſter, Gevater, wir danken, juchhei!
Wir merken, wir ſind ja noch Deutſche und frei.
Und wir ſingen
Und klingen
Gerettt
Gerettt
Und frei,
Juchhe!

3.

Der kleine Geiger.

„Junge, du wirſt ein Taugenichts!
Im Winkel ſteckſt du allein,
Du träumſt nur, reden kannſt du nichts,
Duckmäuſer, wir ſchämen uns dein.“
Da nahm der Kleine
Die Geige zur Hand:
Brumbrum titeri kratz!
Und ſeht, es flogen im Abendwind
Unzählbar die Vögel heran,
Umſchwärmten fröhlich das ſtille Kind,
Und ſchrien die Gevatterſchaft an:
Er gehört nicht euch,
Er gehört zu uns,
Der Kleine mit der Geige.

„Junge, du wirſt ein Taugenichts!
Dir fehlt das Chriſtenthum,
Von Katechismus weißt du nichts,
Und nichts vom Myſterium.“
Da nahm der Kleine
Die Geige zur Hand:
Brumbrum titeri kratz!
Und durch die Wipfel der Bäume fuhr
Wie Donner ein ſtarker Accord,
Und aus dem Rieſendom der Natur
Erklang wie im Zorne das Wort:
Er gehört nicht euch,
Er gehört zu uns,
Der Kleine mit der Geige.

„Junge, du wirſt ein Taugenichts!
Kein Mädel wird dich frei'n,
Du haſt in beiden Taſchen nichts,
Biſt furchtſam und ſtumm wie ein Stein.“
Da nahm der Kleine
Die Geige zur Hand:
Brumbrum titeri kratz!
Und auf der Stirne des Kindes glüht
Ein langer feuriger Kuß,
Und durch die Räume des Hauſes zieht
Der Muſe warnender Gruß:
Er gehört nicht euch,
Er gehört zu uns,
Der Kleine mit der Geige.

„Junge, du wirſt ein Taugenichts!
Du gehſt mit wankendem Bein,
Du haſt genaſcht, man merkt's und riecht's,
Ganz heimlich des Großvaters Wein.“
Da nahm der Kleine
Die Geige zur Hand:
Brumbrum titeri kratz!
Schnell hob ſich über des Bechers Rand
Ein röthliches Kerlchen ins Haus,
Und ballte zornig die runde Hand
Und rief aus dem Becher heraus:
Er gehört nicht euch,
Er gehört zu uns,
Der Kleine mit der Geige.

4.

Das Trinklied vom kleinen Teufel.

Zu ſeinem Herrn Vater ſprach einmal
Ein kleines Teufelein:
„Ich möchte ſo gern auf's Erdenthal,
Betrachten den Sonnenſchein."
Allein der Alte ſagte: „Nein!
Du biſt noch gar zu dumm und klein."

Da weinte das Kind in großem Schmerz
Und raufte die Härelein;
Das rührte des alten Herrn Teufels Herz,
Er ſprach: „So mag es ſein,
Doch hüte dich ins Licht zu gehn,
Bleib' in den Kellerlöchern ſtehn."

Der kleine luſtige Teufel fuhr
Herauf aus ſeiner Höll',
Und machte gehorſam die Reiſetour
Durch Keller und Steingeröll.
Er kam in einen Keller hinein
Und ſah allda ein Faß mit Wein.

Nun aber wißt ihr, ſteht der Wein
In Gnade beim Himmelsherrn,
Das macht den Teufeln Angſt und Pein,
Und trinkt ihn Keiner gern. —
Das wußte der kleine Teufel nicht,
Ihm glänzte vor Freuden das Angeſicht.

Er ſprang vergnügt um das Faß herum,
Und drehte den Zapf und Spund,
Und hörte der Blaſen Brumm und Summ,
Und ſteckte hinein den Mund,

Und ſeht, das kleine Teufelein
Betrank ſich und fiel ins Faß hinein.

Und als er im Faß ertrunken war,
Da klagte die Hölle ſehr.
Es weinte heftig der Brüder Schaar,
Am meiſten der alte Herr.
Und ſchrieben auf einen Leichenſtein:
Hier ſchläft das ertrunkene Teufelein.

Dem Weine war dies Ruhm und Preis,
Doch heimlich auch Verluſt,
Wir Zecher ſind der beſte Beweis,
Noch zieht in unſre Bruſt
Beim Trinken ſelbſt der Himmel ein,
Am nächſten Morgen — das Teufelein.

Die Beſchwörung.

Es zog ein Dichterknabe hinaus zu dem dunklen Hain,
Beſchrieb mit Zeichen und Kreiſen den Boden im Mondenſchein,
Er las aus ſchwarzem Buche geheimen Geiſterbann
Und rief mit flehender Stimme hinein in den ſtillen Tann:

„Herauf, ihr alten Sänger, herauf aus eurer Nacht!
Stärkt meine leiſen Lieder durch eurer Töne Macht.
Herauf, ihr Meiſter alle der Klänge von Lieb' und Streit,
Der Knabe ruft euch weinend, ach ſtillt mein tiefes Leid!

Lehrt meine Saiten erklingen wie Töne der Männerſchlacht,
Und lehrt die Weiſen, denen das Auge der Herrin lacht.
Ach lehrt das ſtarke Werben um Liebesluſt und Leid,
Und lehrt das ſelige Sterben im blanken Eiſenkleid."

Doch Stille war um den Zaubrer, das trübe Mondenlicht
Fiel durch die Wolkenaugen ihm ſpöttiſch ins Geſicht,
Die Bäume ſtanden in Schweigen, es ſchwieg das weite Feld,
Nur in dem Buche ſummt' es, wie Sang aus andrer Welt:

„Was ruft in die Tiefe der Zeiten, du Thor, dein toller Mund?
Wie jene dereinſt geſungen, wird nimmer, nimmer kund.
Was ihnen durch's Herz gezogen, das haben ſie offenbart,
Das kann zu allen Zeiten ein Jeder in ſeiner Art.

Denn Jedem ſchläft im Innern ſein eigenes, gutes Lied,
Und Jeder nach dem Fremden umſonſt die Kreiſe zieht.
Nur was in dir ſelbſt erklungen, gibt reinen, vollen Ton,
Und kannſt du den nicht wecken, ſo ſchweige, Dichterſohn.“

Die Schöpfung des Künſtlers.

Hört, liebe Herrn und Freunde, mein Märchen aus alter Zeit. —
Vor vielen tauſend Jahren ſaß einſt im ſilbernen Kleid
Der allerkleinſte Engel, Jehova's liebſtes Kind,
Auf blauem Himmelsboden weit über Wolken und Wind;
Ihm hingen die goldenen Locken ſo freundlich ums Geſicht,
Er ſaß bedächtig ſinnend allein und regte ſich nicht,
Und ſah von ſeiner Höhe die neuen Menſchen an:
„Ob ich nicht auch dergleichen Hanswürſtchen machen kann.“

Er faßte von einer Rebe den Stamm und zartes Geflecht,
Und legte Stamm und Aeſte gar klug am Boden zurecht
Als Arme, Leib und Füße; drauf nahm er die Ranken und ſchlang
Mit ſeinen weißen Händen ſie rings am Holz entlang
Und formte ſo verſtändig der Muskeln und Adern Gang;

Dann packt' er des lieben Herrgotts koſtbarſten Trinkpokal
(Der ſtand auf langer Tafel vom letzten Engelmahl)
Und ſetzt' ihn ſchnell dem Leibe von Reben und Ranken vor;
Der Griff war ſtatt des Halſes, der Henkel wurde Ohr,
Zwei Edelſtein' am Rande, die machten das Augenpaar,
Die goldne Rundung ſtellte das Haupt der Puppe dar.
Nun lachte der kleine Meiſter und lief in den Himmelsgarten
Und holte Blüthen und Knospen von allen Farben und Arten
Und ſtopfte ſie in die Rundung, das war des Bechers Hirn
Und ſetzte den Becherdeckel darüber als Haar und Stirn.

Da lag das Werk des Engels aus Gold und Blüthen und Reben,
So ſchön und doch ſo ruhig und wollte durchaus nicht leben.
„Ha warte," rief der Kleine, „wohl ſeh' ich, woran es fehlt,
Du willſt ein Herz noch haben, du biſt gar ſehr gewählt."
Und eilig lief er und ſuchte; da ſtand auf der heiligen Au
Ein warmes, roſiges Röslein, gebadet im Morgenthau.
Der Engel ſprach: „Du Schöne, du biſt mir eben recht",
Und brach und legte ſie zärtlich hinein in das Rebengeflecht.
Drauf ſah er hold und freudig ſein Meiſterſtückchen an,
Und legte ſich daneben hinein in den Himmelsplan,
Und küßte die Blüthenpuppe gar oft ins Angeſicht
Und rief faſt weinend: „Böſer, du lebſt ja doch noch nicht!" —

Da ſprang — o hohes Wunder! — das Rebenkind zur Höh'
Und rief: „Ei, meine Glieder die ſchlagen aus, ade!
Ade, herzliebſter Vater, du kleines Engelein!"
Und lief mit luſtigen Sprüngen in unſre Welt hinein.
Hier ſtellt er ſich verſtändig, um auch ein Menſch zu ſein,
Allein die natürlichen Seelen erkannten ihn hell und klar,
Und merkten, daß er künſtlich und nichts als Künſtler war.

Und auch bei ſeinen Enkeln, wie ſehr ſie ſich ſtellen und drehn,
Kann man in unſern Tagen noch ganz daſſelbe ſehn;

Geſchaffen in Scherz und Laune, geweckt durch des Engels Kuß,
Füllt heut noch Laun' und Liebe vom Kopf ſie bis zum Fuß.
Noch heut ſind Leib und Seelchen aus zartem Geflecht gebaut,
Noch heute thun ſie mit Engeln und Himmelsluft vertraut,
Und leben ſie auf der Erden auch tauſend Jahre ſchon,
Noch heute haben ſie etwas — vom verlornen, entlaufenen Sohn.
Die Roſe blüht und zittert noch heut in ihrer Bruſt
Und füllt die dunkle Erde mit Himmelsglanz und Luſt,
Und wenn des Frühlings Klänge durch Berg' und Felder ziehn,
Da breitet ſie ihre Blätter noch heut nach den Wolken hin,
Und träumt von der alten Heimat hoch über Sonn' und Stern. —
Und kommt des Künſtlers Sterben, ſo naht der Engel des Herrn
Und küßt die Blüthenpuppe noch heut auf's Angeſicht,
Und ruft faſt weinend: „Böſer, entgehſt mir jetzo nicht.“

Noch hab' ich andere Zeichen, womit ich beweiſen kann,
Daß Künſtler anders leben als jeder echte Mann:
Sie haben kein Gehirne, nur Blüthen in ihrem Kopf
Und Knospen von allen Arten, mehr als ein Blumentopf,
Und Beſſ'res, als ſie haben, das kommt auch nicht heraus.
Da hat denn ein Solider ſein Schrecken, Angſt und Graus.
Denn wenn ſie ſprechen, fallen die Blumen aus dem Mund,
Und wenn ſie ſchreiben, malen ſie Blumen auf den Grund,
Und finden ſie Thon und Steine, ſo greifen ſie darnach,
Und machen wie ihr Engel die Menſchenbilder nach.
Noch ſchlimmer aber wäre, was meine Mutter ſpricht:
„Sie haben auch Raupen im Kopfe!“ — das wollte der Engel nicht.

Allein ihr größtes Unglück wird ewig dieſes ſein:
Sie können nicht verleugnen das goldne Becherlein,
Aus dem der Engel ihnen den Hals und Mund gemacht,
Und daß aus Rebenzweigen ward ihres Leibes Pracht.
Denn wo ſie Reben und Becher noch heut zu Tage ſehn,
Da werden ſie bedenklich und bleiben ſinnend ſtehn,

Da geht vom innerſten Weſen die Ahnung ihnen auf,
Unwiderſtehlich mächtig drängt hin der Füße Lauf;
Sie ſetzen ſich zum Becher und küſſen den Wein geſchwind —
Es iſt gar rührend, wenn Brüder ſo friedlich beiſammen ſind —
Ei! da iſt ihnen luſtig, da jubeln ſie wie toll,
Da hängt der ganze Himmel der herrlichſten Geigen voll;
Da glänzt in ihren Augen Gefühl erfüllter Pflicht,
Wie ſonſt in die Ranken und Zweige, ſteigt jetzt in ihr Geſicht
Der Wein und ſeine Geiſter. — Horch, hört ihr die Geiſter ſchrein:
Hoch, hoch das Künſtlerleben, ihr Lieben und ihr Wein!

Der polniſche Bettler.

In Breslau vor dem Dome ſtand einſt ein Bettelmann
In grauem, leinenem Kittel, mit vielen Lappen dran.
Die Rechte hielt ein Säckchen, die Linke den Knotenſtab,
Das weiße Haar hing zottig ihm über die Stirn hinab,
Und traurig ſah'n die Augen ins Gotteshaus hinein,
Er legte Rock und Ranzen bedenklich auf einen Stein
Und wiſchte mit ſchmutzigem Aermel ſich ab der Thränen Thau:
„O heilige Mutter Gottes, du braune von Czenſtochau!
Hier ſteh' ich in fremden Landen, ein elender armer Wicht,
Und wenn ich polniſch bitte, verſtehn mich die Leute nicht,
Und wenn ich polniſch bete, hier hören die Heiligen nicht,
Du braune Mutter der Polen, hilf deinem armen Sohn,
Du liebe heilige Mutter, ich zittre vor Hunger ſchon! —

Da kommt ein Fremder! — Gebt mir, o gebt mir, Gottes Lohn!
Der gibt nichts, heilige Mutter. — Einſt hatt' ich ein ſchönes Kleid
Von Tuch mit grünen Schnüren, das war bequem und weit;
Ein Haus von Balken gezimmert, mit neuem Stroh gedeckt,
Ein Rößlein in dem Stalle faſt unter der Streu verſteckt,

Sechs Hähne auf dem Hofe, die haben mich früh geweckt,
Und in der Kammer ein Bette, dort ſchlief ich ruhig ein;
Jetzt ſchlaf' ich auf den Steinen, jetzt weckt mich der Wächter
Schrei'n.
Es war an kaltem Morgen, da jagten Koſacken vor's Haus:
Heraus, du Landesverräther, du polniſcher Hund, heraus!
Sie riſſen mich zu Boden und ſpieen mir in den Bart,
Und hieben mich mit Säbeln nach ihrer groben Art,
Bewarfen das Haus mit Flammen, als wär' es eine Hex',
Und brieten mir die Hähne beim Feuer alle ſechs,
Und warfen mich mit den Knöchlein und riſſen mich am Ohr.
Ich lag auf kaltem Eiſe voll Blut und Wunden und fror.
Sie nahmen dem weißen Zaren mein warmes Bette mit,
Und meinen Rock mit Schnüren, das Roß, worauf ich ritt.
Ach Mutter, der große Kaiſer muß viele Röcke tragen,
Denn ſeine Koſacken haben ſo viele Leute geſchlagen.
Am Abend war die Hütte zu Boden gebrannt und gebrochen,
Da zogen die Herren von dannen, da bin ich herzu gekrochen,
Und hab' mit ſchlotternden Beinen mich in den Schutt gedrückt,
Und habe, du braune Mutter, vor dir mich zur Erde gebückt;
Und hab' dir Alles verziehen, die Schläge, das Rauben, den Brand,
Und hab' nur eins gebeten, nur Rettung dem Vaterland.

—'S kommt wieder Einer. Gebt mir, o gebt mir, habt Erbarmen!
Die allerkleinſte Gabe, ach helft dem polniſchen Armen!
Er hat mir nichts gegeben. — Einſt hatt' ich ein treues Weib,
Die iſt im Elend geſtorben; ihr kranker ſchwacher Leib
Liegt unter grünem Raſen, ihr treues Herz dabei,
Das iſt vor Gram gebrochen. Sie lag der Tage drei,
Als grade die Schlehen blühten, ſtill unter einem Strauch.
Zwei Tage hat ſie geweinet und ich, ich weinte auch,
Am dritten Morgen aber, da klagt' und weinte ſie nicht,
Sie faßte mich bei den Haaren und zog mich ans Geſicht,

Und ſah mich lange grauſig und ſehr bekümmert an
Und ſtarb, — ich ſaß verlaſſen, ein alter Bettelmann.
Du braune Mutter der Polen, hilf deinem armen Sohn,
Du heilige Mutter Gottes, ich zittre vor Hunger ſchon.

— Da kommt ja Einer. Gebt mir, o gebt mir, helft dem Armen!
Auch dieſer gibt nicht, Mutter, ſie haben ja kein Erbarmen,
Du liebe heilige Mutter! — Einſt hatt' ich einen Knaben,
Gekräuſelt war ſein Schnurrbart und ſchwarz wie Federn der Raben,
Und wenn ihm die Augen glänzten, da war's wie Sonnenlicht,
Wie Roſen und Schnee zuſammen, ſo war ſein Angeſicht.
Der trat am frühen Morgen an meines Bettes Breite,
Die Senſe auf der Schulter, den Kober an der Seite;
Er küßte mir das Hemde und ſagte: „Leg' die Hand
Auf meinen Kopf, ich gehe zu mähen in das Land!
Es wuchert auf unſerm Boden Unkraut ſo dick und lang,
Heut fliegen die Raben; heute beginnt der Schnittergang."
Ich hielt ihn feſt umſchloſſen, unheimlich war mir und bang.
Er ſprang mit ſchnellen Schritten zum hohen Thor hinaus,
Die Senſ' auf ſeinem Rücken, als zög' er zum Ernteſchmaus.
Ich ſtieg im Hemd auf die Leiter, ſah über's Thor ihm nach
Und ſtreckte meine Arme zum Segen aus und ſprach:
Du liebe, heilige Mutter, o nimm ihn in deine Hut!
Und ſieh, das haſt du vergeſſen, das war nicht ehrlich und gut,
Er liegt von Pferden zertreten, zertreten in polniſchem Sand,
Sein Vater ſteht und zittert vor Hunger in fremdem Land.

Sieh, wieder ein Fremder. Gebt mir, o gebt mir, helft dem Armen!
Ach, Alle ſchreiten vorüber und Keiner hat Erbarmen.
So geht's nicht, heilige Mutter, du willſt mich nicht verſtehn,
Ich ſoll dich ſtärker bitten, ich will dir näher gehn." —
Er fuhr ſich über die Augen und ſchlich zur Kirche hinein.
Da prangten die heiligen Bilder gar ſtolz im Kerzenſchein;

Der Bettler drehte die Mütze mit ſeiner zitternden Hand
Und ſchlich von Pfeiler zu Pfeiler und ſchaute von Wand zu Wand,
Sah mancher Mutter Gottes verwundert ins Geſicht,
Die braune Mutter der Polen, die ſah er nirgend nicht.
Da ſetzt' er ſich zur Erde und weinte bitterlich:
„Mit Knöchlein von meinen Hähnen, da hat man geworfen mich,
Mein Weib iſt mir geſtorben, mein Haus iſt abgebrannt,
Mein Knabe liegt zertreten, zertreten das Vaterland,
Auch kann die heilige Mutter mir nicht erbetteln das Brot,
Die braune Mutter der Polen iſt auch geſtorben und tot.“

Der Abend kam; da küßte der letzten Thräne Thau
Aus ſeinen geſchloſſenen Augen die Mutter von Czenſtochau

Die Krone.

Der König Nadir ſaß gedankenvoll
Auf ſeinem Stuhl im Abendſonnenſchein;
Mit Federn ſpielend jauchzte wild und toll
Im weiten Blumenfelde Prinz Huſſein;
Und zu des Königs Füßen lag im Klee
Der Krone goldner, ſteingeſchmückter Ring.
Der Kleine blies die Feder weiß wie Schnee
In hohe Lüfte, lief als Schmetterling
Ihr über Blumen, Buſch und Steine nach;
Und war der Wind des Federtreibens ſatt,
Bauſcht eifrig er die Bäckchen auf und jach
Trieb er den Flaum auf's Neue von der Statt.
Doch endlich fiel die Flocke niederwärts
Und hing als Fahne bei der Krone Knauf;
Da griff der Prinz die Krone, ſetzt' im Scherz
Sie eilig ſeinen Rabenlocken auf,

Und riß ſie wieder ab und klagte laut:
„Die Krone drückt mich, Herr, wie iſt ſo ſchwer
Das Gold, und brennend, ſtarr und böſe ſchaut
Der Diamanten und Rubine Heer
Wie Augen aus des Feindes Angeſicht.“
Da faßt der König ſeines Sohnes Hand
Und zieht ihn leiſe zu ſich hin und ſpricht:
„Will Huſſein hören, ruhig, mit Verſtand?“
„Dein Huſſein will.“ „So hör’ und lerne dran:
Ein guter König ſaß auf hohem Thron,
Das Haupt, das graue, vorgebeugt, und ſann
Gewicht’ge Dinge, als die Sterne ſchon
Zur Erde ſahen, freundlich glitt ihr Glanz
Vom weißen Barte nach des Königs Schoß;
Darinnen lag der Krone goldner Kranz,
Die Hände drüber. Sanft und kummerlos
Schlief jeder Diener, nur der König nicht.
Und an der Thüre ſtand im Schuppenkleide
Ein Wächterpaar, zum Speere das Geſicht
Geneigt, und ihren Herrn beſchauten Beide.

Da hob ſich plötzlich Lärm und Waffenklang.
„Flieh, alter König, durch die Pforte drang
Ein Mörderhaufe, brüllt den Leichenſang
Und wälzt ſich heulend ſchon im letzten Gang.“
Bleich ſaß der König, ſtill im Sternenſchein,
Allein, verlaſſen, hoch das graue Haupt.“ —
„Verlaſſen, ſagſt du?“ rief erzürnt Huſſein,
„Wo ſind die beiden Wächter? Ha, entlaubt
Sei euer Stamm, Fluch eurem Haupt, ihr Hunde;
Euch, feile Buben, war zu ſterben Pflicht!“ —
„Sie ſterben auch. Sie ſchlagen manche Wunde,
Da bricht der Speer, der Sehnen Kraft zerbricht;

Der Erſte wankt und mit des Tigers Schnelle
Durchkrallt im Todeskampf er noch die Haare
Von zwei Verräthern, reißt ſie auf die Schwelle,
Fällt nieder, röchelt: „Statt der Leichenbahre
Sollt ihr mir dienen, meinem Herrn als Wälle“,
Und ſtirbt. — Der Zweite ſteht dahinter, braucht
Den Arm zur Abwehr und als Schwert die Hand;
Auch er iſt todgetroffen und es raucht
Vom heißen Blute Boden ſchon und Wand;
Da ſtürzt er rückwärts, faßt mit letzter Kraft
Das Holz des Seſſels, wirft ſich drüber lang,
Schlingt beide Hände um der Lehne Schaft
Und deckt als Bruſtwehr ſeinen Herrn. Es ſprang
Die Schaar der Hunde heulend auf ihn ein
Und bohrte Löcher in den Königsſchild.
Der Wächter ſtöhnte: „Gott im Sonnenſchein,
Der Schild iſt aufgehauen, Blut entquillt
Dem Leib, o donnre!“ Und ein Keulenſchlag
Zerbricht das Haupt, die rothen Funken ſpringen
Zum Schoß des Königs, wo die Krone lag,
Und brennen dort ſich ein. Die Mörder dringen
Mit wildem Jauchzen auf den Alten ein;
Schon zuckt die Klinge, die ſein Leben raubt.
Bleich ſitzt der König, ſtill im Sternenſchein,
Allein, verlaſſen, hoch das graue Haupt.
Da kracht die Erde, kracht des Himmels Rund, —
Die Götter hörten, was der Tote rief, —
Die Flammen zucken und ein weiter Schlund
Gähnt dicht am Throne, hungrig, ſchwarz und tief.
Geheul und Donner, Stille drauf und Schweigen.

Der greiſe König ſteht im Saal allein,
Den Reif in Händen und die Lippen neigen
Sich betend drüber, und ins Blut hinein

Rinnt Thrän' um Thräne. Und die ſtille Nacht
Durchdringt der Ruf: „Jetzt, König, zahlſt du gut.
Das iſt Geſetz der großen Himmelsmacht:
Die Königsthräne für des Volkes Blut!
Setz' auf die Krone, Blut und Thränen hängen
Hinfort als Steine dran mit hellem Licht,
Und wehe, wenn ſie dir die Augen ſengen!
Denn wiſſe, gegenſeitig iſt die Pflicht:
Des Königs Thräne für des Volkes Blut,
Für Volkes Thränen zahlt des Königs" — Glut
Durchfuhr den Himmel, Donner rollte drein."
Schach Nadir ſchwieg und Huſſein legte bebend
Das goldne Kleinod in den Klee hinein
Und ſprach ſich aus des Vaters Schoß erhebend:
„O groß und ſchmerzvoll iſt's ein König ſein!"

Des Burſchen Ende.

1.

Das Teſtament.

Im Garten „zum grauen Bären" lag früh im Sonnenſchein
Ein bleicher, blutender Knabe auf breitem Raſenrain.
Das Gras war niedergetreten und drin ein Purpurſee,
Und von den blühenden Bäumen fiel langſam der Blätterſchnee
Hinein in die rothe Lache. Des Wunden lockiges Haar
Umrollte wie ſchwarze Schlangen die grüne Leichenbahr',
Die treuen Geſellen knieten verzweifelnd auf dem Grund,
Und wimmernd ſaß ihm zu Füßen der ſchwarze Pudelhund.
Der Burſche hob die Augen und ſah der Freunde Bemühn,
Die blutigen Schläger am Boden, der Morgenſonne Glühn,
Und leiſe ſprach er und fröſtelnd: „Was ſtarrt ihr ſo grauſig von fern?

Der Schlag war gut und ehrlich, er traf in des Lebens Kern.
Still, ſtill die Thränen und Klagen, ich fechte den letzten Strauß
Mit Gottes Pedell, dem Tode, in trotzigem Muthe aus;
Ich fühle, wie das Herzblut in meine Binden rennt,
Drum hebt mich vom Boden und höret des Burſchen Teſtament.
Im Dorfe hinter den Linden da ſteht ein hölzernes Haus,
Dort ſchaut die alte Mutter zum kleinen Fenſter hinaus,
Und hört ſie des Wandrers Schritte, verklärt ſich ihr treues Geſicht,
Gott ſchütze dich, arme Mutter, den Heinz erſiehſt du nicht,
Der geht die andere Straße! Gott ſchütz' und tröſte dich ſehr,
Dir bleibt nur der Vater im Himmel, auf Erden Niemand mehr.
Als ich zur Burſchenreiſe den Knotenſtock mir ſchnitt,
Ein weicher, träumender Bube, kam Mutter mit wankendem Schritt,
Erfaßte das Holz des Aſtes mit ihrer zitternden Hand
Und lehnte ſich bekümmert an unſre Gartenwand.
Sie ſprach: „Dich wird er ſtützen, wo bleibt der Mutter Stab?"
Tragt meiner Mutter den Kreuzdorn in ihre Hütte hinab,
Er iſt die einzige Stütze, die ihr geblieben iſt.
Erzählt ihr freundlich und ſchonend, was ihr vom Sohne wißt,
Und ſagt ihr, daß ich ſie immer tief mitten im Herzen getragen,
Und ſagt ihr, ſie ſoll nicht fluchen, daß ihr der Sohn erſchlagen."
Und ſchwächer ſprach er weiter: „Ich habe nach Burſchenbrauch
An Mädchen und Blumen gehangen; ein weißer Roſenſtrauch,
Die ſchönſte Blüthe von allen, ſteht einſam in meinen Wänden,
Ich hab' ihn gepflegt und gezogen mit meinen eigenen Händen
Und hab' ihn ins Licht getragen und jeden Morgen begoſſen,
Er hat nur eine Knoſpe, iſt noch zur Hälfte geſchloſſen.
Ich dachte die Roſe zu winden in meines Liebchens Haar,
Sie ſoll mir nicht verwelken an meiner Leichenbahr'.
Tragt meinem Lieb die Roſe bei ſtiller Mitternacht
Und ſtellt ſie heimlich ans Fenſter, damit es nicht erwacht,
Es ſoll ihm die weiße Roſe erſt morgen die Botſchaft ſagen
Und nichts den Schlummer ſtören. Sie wird in den nächſten Tagen

Nur ſchwerlich ruhen und ſchlafen; ich ſchlafe derweilen im Mooſe.
Der Herr erbarme ſich deiner, du weiße, gebrochene Roſe!“

Und ſchneller ſprach er weiter: „Jetzt iſt das Schwerſte vorbei.
Jetzt ſieht die Seele vorwärts, ſo leicht wie ein Vogel und frei.
Gott ſegne euch, liebe Brüder, und unſere Kompanei!
Das Beſte von meiner Habe war hier der treue Hund,
Der wird dem Beſten folgen von meiner Todesſtund'.“
Drauf hat der Pudel gewinſelt und ihm die Füße geleckt. —
Und als der Wunde mit Mühe die Hand nach ihm ausgeſtreckt,
Da ſprach er ſtockend: „Ich fühle, wie's dicht am Herzen brennt,
Bald wird der Tod beſiegeln des Burſchen Teſtament.
Ich habe ſo ſelig gejubelt bei Sang und feſtlichem Mahl,
Ich habe ſo fröhlich geſchwungen im heißen Kampfe den Stahl,
Ich hab' mein Käppchen gezogen vor manchem holden Geſicht,
Die bunte Mütze, den Schläger, die Lieder laß ich nicht.
Den Schläger, den blanken Schläger legt über den ſchwarzen Schrein,
Die bunte Mütze daneben, das Liederbuch hinein,
Begrabt mich nach Burſchenweiſe mit Glocken- und Hieberklang
Und ſingt mir die ſchönſten Weiſen auf meinem letzten Gang.
Hinweg mit den Thränen und Klagen, heran den rothen Wein,
Nehmt eure Trauercitronen und preßt ſie ins Glas hinein:
Hoch, hoch die Lieb' und Freiheit! — Ei wie das flimmert und glänzt,
Ich ſeh', in den rothen Wolken ſteht eine Tafel bekränzt —
Herrgott, ach laß mich ſitzen auf deiner Zecherbank,
Herrgott, ach laß mich ſingen zu deiner Knaben Geſang.
Dem Teufel ein Pereat, Herrgott! ihr lieben Brüder, ade!“
So fiel er zurück in den Raſen, hinein in den blutigen See.

Zwei Tage lag er im Fieber, der dritte kam heran,
Da wurde der wilde Geſelle zum friedlichen, ſtillen Mann.

2.

Das Begräbniſs.

Vom Thurme klangen die Glocken; ein ernſter trauriger Zug
Durchſchritt die Straßen der Hauptſtadt; den Sarg mit Kränzen trug
Ein Haufe junger Geſellen in Trauerſchärpen von Seide.
Es lag auf dem Sarge kreuzweis ein Schläger mit der Scheide
Und drüber der Hut des Toten mit ſeiner Federpracht. —
Zur Seite trugen die Stäbe Marſchälle zwanzig und acht,
Die goldenen Knöpfe der Stäbe umwand ein ſchwarzer Flor,
Und aus der Linken ſchaute die Totencitrone hervor;
Sie gingen gewichtig und langſam, die Augen zur Erde geſenkt.
Und hinter dem Sarge zogen in dichte Reihen gedrängt
Des Toten wilde Genoſſen, ſechshundert in Jugendkraft,
Da kam mit ihren Präſiden jedwede Landsmannſchaft
In eignen Farben und Bändern, die Führer im Federhut,
Den Schläger an der Seite; der Füchslein junge Brut
In Koller und Kanonen dem Toten zu Ruhm und Preiſe.
Und vor dem Zuge blieſen Poſaunen die Trauerweiſe,
Und leiſe ſangen die Burſchen die Melodieen mit.
Weit hinter den Herren gingen allein in gemeſſenem Schritt
Zwei Freunde des toten Knaben ſelbander im Trauergewand.
Der erſte, ein Schelm und Diener, von jedem Studenten gekannt;
Er hatte die wenigen Groſchen, die ihm das Mauſen erſpart,
Zum Trödeljuden getragen, um für die heutige Fahrt
Ein Trauerkleid zu leihen, drum kam er im langen Rock
Und trug ein ſeidenes Tüchlein und einen Studenten-Stock.
Er wiſchte ſich oft die Augen, und blieſen die Muſiker leiſe:
„Iſt einer unſrer Brüder“ — da ſang er heftig die Weiſe
Und ſchluchzte lauter als Alle und ſchonte die Augen nicht,
Vergaß das geſtohlne Tüchlein und fuhr mit der Hand ins Geſicht.
Der andre der beiden Genoſſen ſchlich ſtill in tieferem Leid,
Es war der Pudel des Toten in ſeinem ſchwarzen Kleid.

Ihm hatte ſein Begleiter den Flor an die Ohren gebunden
Und Ringelblumen und Buchsbaum gar künſtlich eingewunden,
Er ſchritt in tiefem Schweigen den Kopf zu Boden geſenkt,
Die Augen halb geſchloſſen, wie einer, der Schweres denkt.
So ging der Zug durch die Straßen bis hin zur Ruheſtätte.
Die Träger ſenkten die Bahre und drängten um die Wette
Den Deckel des Sarges zu heben, zum letzten Male zu ſchauen
Den treuſten und beſten Geſellen. Still war er und ſtarr zum Grauen.
Er lag im ſchwarzen Kleide, das Antlitz marmorbleich,
Die Hände fromm gefaltet, dem Todesengel gleich.
Da fiel es wie Regentropfen warm über des Sarges Rand,
Und Mancher neigte ſich abwärts und barg das Geſicht in die Hand.
Drauf legten ſie neben den Bruder den Burſchenſchläger und Scheide,
Die farbige Mütze mit Löchern, die Bänder von Silber und Seide,
Zum Haupt die Liederbücher, gebunden in neuen Glanz,
Und auf die Bruſt den grünen, jungfräulichen Myrtenkranz.
Der Schragen ſchwebte zur Grube. — Das Klagelied erſcholl
In vollen, erſchütternden Tönen und jedem der Männer ſchwoll
Das Herz bei dem alten Sange, der zu den Wolken drang.
Hell läutete zwiſchen den Verſen der Schlägerglocken Klang.
Drauf warf in frommer Ehrfurcht ein jeder ins offne Grab
Drei Hände mit Erde und donnernd fiel Scholl' auf Scholle herab,
Und ſummend ging's durch die Reihen: „ſchlaf ſelig im ſtillen Haus.“
Drauf rückten die Herren ihr Käppchen und zogen zum Garten hinaus.
Nur zwei Geſellen ſtanden lautlos am Totenhaus,
Der Alte im ſchwarzen Rocke, daneben der ſtille Hund.
Die Augen des Mannes waren von heftigem Weinen wund,
Er kniet' am Grabe nieder und zog den Hund heran
Und ſah ihn mit Freundesblicken und großem Erbarmen an.
Er ſprach: „Wohl weiß ich ſicher, was der im Schilde führt,

Er hat ſeit geſtern Morgen nicht Speiſ' und Trank berührt,
Hat ſelbſt aus meinen Händen nicht einen Biſſen genommen,
Der denkt auf kurzem Wege zu unſerm Herrn zu kommen.
Er wählte ſich ſtets die Herren nach eignem Willen und frei,
Lief immer mit dem Stärkſten aus unſrer Kompanei,
Und wurd' ein Andrer der Beſte, verließ er den alten Herrn,
Und opferte ſeiner Ehre das glücklichſte Leben gern.
Jetzt kann er nichts als ſterben, denn ſucht' er noch ſo ſehr,
Ein ſtolzeres Herz, als jenes, das findet er nimmermehr.
Fahr wohl, du haſt mich immer für einen Menſchen gehalten,
Sonſt that das Keiner auf Erden, als der dort unten im Kalten,
Und höre, verzeih auch du mir, wenn ich dich geplagt und geneckt."
Da hat der Pudel gewinſelt und ihm die Backen geleckt.
Der Greis umarmte den Treuen, bedeckte das graue Haar,
Und trug mit rothen Augen zum Trödler den ſchwarzen Talar.
Und als die Sterne des Himmels hoch über den Gräbern zogen,
Da iſt's in weißem Gewande zum neuen Grab geflogen,
Und iſt in heißem Schmerze davor zu Boden geſunken.
Und als am nächſten Morgen die erſten leuchtenden Funken
Des Sonnenfeuers am Himmel hoch über die Gräber fuhren,
Da ſah man von nächtlichem Werke beim neuen Grab die Spuren,
Da lag ein weißes Röslein entblättert auf dem Grund,
Und tot zur Seite des Grabes der ſchwarze Pudelhund.

Das eiſerne Kreuz.

Ein alter Invalide ſaß hinter dem kleinen Haus,
Und breitet' über den Raſen all ſeine Güter aus,
Er legte zum Torniſter die blau und rothe Mütze,
Daneben die Säbeltroddel, der Achſel weiße Litze,
Zwei Meſſingknöpfe mit Zeichen, geſchnitten von der Montur,
Und oben drüber das Beſte, ſein eiſernes Kreuz der Bravour.

Drauf hielt er die Hände gefaltet und ſah in ſtiller Trauer
Hinab auf ſeine Schätze. Und hinter der Gartenmauer
Belauſchte der junge Nachbar des Alten ſtummen Schmerz,
Stieg endlich über die Ziegel und faßte ſich ein Herz:
„Gevatter, ſagt, was fehlt euch?“ Der Krieger ſah zerſtreut
Dem Jungen ins ehrliche Antlitz: „Was ſoll das Glockengeläut?“
„Sie läuten die Landestrauer, der König liegt im Sarg.“
Da ſeufzte der Invalide, indem er die Augen verbarg:
„Ich wollt' es Keinem glauben, es iſt ein hartes Stück,
Er ging zur letzten Parade und ließ mich hier zurück.
Gott wird ihn freundlich empfangen, er hat ſein Kreuz getragen,
Ein ſchweres Kreuz von Eiſen, ſtill ohne Murren und Klagen.
Nur ſeinen Vater im Himmel, den hat er in heimlicher Kammer,
Wo kein Franzoſe lauſchte, gebeten den Druck und Jammer
Von ſeinem Volk zu nehmen; er war ein frommer Mann,
Drum hat ihm der gute Herrgott den großen Gefallen gethan.
Und als der Krieg herankam und er die Kinder rief,
Da ſchrieb er an uns Alle gar einen beweglichen Brief,
Und band darauf als Zeichen an unſre Wunden und Narben,
Als Zeichen von unſern Leiden ein Kreuz von ſchwarzer Farben.“
Hier hielt der Greis den Orden empor mit gerötheter Wange
Und ſchwenkte mit Jünglingsfeuer die glatte Rechenſtange:
„Auch ich vermochte die Treue dem König zu beweiſen,
Ich habe mit ihm getragen das ſchwarze Kreuz von Eiſen!“
Der Nachbar ſah die Augen erglänzen dem alten Manne
Und freute ſich darüber, nahm eine Waſſerkanne
Und ſetzte ſich auf die Mündung; drauf zog er aus ſeinem Kleid
Die Tabakspfeife und Beutel und ſagte: „Gebt Beſcheid,
Wie kamt ihr zu dem Orden, der euch ſo ſtattlich ziert,
Vor dem ſogar die Schildwach' im Städtchen ſalutirt?“

Der Alte lächelte traurig: „Nun, Junge, ſpitzt die Ohren.
Es war im Jahre dreizehn — ihr wart noch kaum geboren —
Da trat ich vor die Hausthür, das Bündel auf dem Rücken,

Und mit mir die kleine Schweſter und Vater mit ſeiner Krücken.
Die Schweſter ſtand am Pfeiler, erſtarrt wie das Weib des Lot,
Und Vater ſprach in Thränen: Geh, Görge, geh mit Gott!
Und ſiehſt du unſern König, ſo grüße zu tauſendmalen;
Er ſoll's nicht übel deuten, Geld kann ich nicht bezahlen
Und ihm zum Kriege ſchicken, ich thät' es ſicherlich,
Wir leben ja aber in Armuth und haben nichts als dich.
Das ſprach der Vater, verſteht ihr, als ungelehrte Perſon,
Denn er verſtand durchaus nichts von Subordination.
Nun gut, ich küßt' ihn herzlich und er entblößte das Haar,
Und weil ich all mein Lebtag ein ehrlicher Junge war
Und jetzt zum Vaterlande und für den König ging,
So ſegnete mich der Alte und all mein Leben und Ding.
Ich ging — und als ich am Ende des letzten Hofes ſtand
Und durch die Bäume blinzte nach unſers Daches Rand,
Da hört' ich auf der Straße ein lautes Meckern und Schrei'n
Und hinten kam gelaufen mein ſchmuckes Schweſterlein,
Hielt ihre luſtige Ziege beim Horn und ſagte heiß
Vom Jagen und Weinen: Görge, wir haben ja noch die Geis,
Die nimm dem Vaterlande von meinetwegen mit."

Der Hörer ſah zwei Pilze, gab ihnen einen Tritt,
Ergriff den Zipfel des Rockes und fuhr ſich über die Naſe,
Und ſprach, ſich niederbeugend zu einem Froſch im Graſe:
„Gevatter, das gehört nicht zur Rede von eurem Kreuz."
„Gotts Pulver!" rief der Krieger, „ich ſag' euch meinerſeits,
Seit fünf und zwanzig Jahren hat's feſt dazu gehört,
Den möcht' ich ſehn, der Beides mir auseinander ſtört.
Hört weiter: wir nun zogen mit Hurrah und Geſchrei
Dem Feinde vor die Zähne; doch war ein Haken dabei,
Wir waren junge Mannſchaft und 's iſt ein ſchweres Werk,
Dem Tod ins Auge zu ſchauen. Wir kamen an einen Berg,
Und oben ſtanden Kanonen und Feind' ein großer Hauf.
Der Oberſt rief: Ihr Jungen, drauf los! — wir gingen drauf.

Da hub ſich ein Donnern und Blitzen, als ſchlüge die Höll' Alarm,
Wir zogen in ſchwarzem Rauche recht wie ein Geſpenſterſchwarm.
Da dacht' ich, mir hat der Vater zum Kriege befohlen als Liſt:
Du gehſt nicht eher rückwärts, als bis du erſchoſſen biſt!
Der Himmel donnert beſſer; doch mich hat's nie geſtört.
Der Oberſt ruft noch einmal: Hinauf! und ſchweigt auf immer.
Mir fällt der linke Kam'rad, ich höre ſein Gewimmer
Und denke bei mir ſelber: du biſt es diesmal nicht;
Drauf fällt der rechte Kam'rad: du biſt es wieder nicht;
Und lauf' im Trabe vorwärts — und toller und toller wird
Der Donner und ſchwarze Nebel, bis mir's im Auge flirrt.
Ich drücke die Augen zuſammen und ſteige ſchnell hinauf —
Auf einmal ſchweigt das Toſen, ich thue die Augen auf,
Ich ſteh' allein auf dem Berge, die Feinde neben mir. —
Und Einer will mich ſchießen; da ſchlägt ihm ein Offizier
Die Mündung in den Boden und ſpringt aus dem Haufen heraus.
Ich blicke den Berg hinunter und ſehe meinen Graus,
Der Rauch liegt über den Feldern und unter ihm meine Kameraden. —
Und vor die Feinde reitet ein Mann mit Orden beladen;
Da greift der Lieutnant zum Tſchako: Pruſſien — un brave — ſeul!
Ich nehme mich zuſammen und ruf' aus voller Kehl':
Ja wohl ſind's brave Seelen, die Preußen und ihr König,
Gott ſegne ſie! Der Reiter verzog den Mund ein wenig,
Er wies den Berg hinunter, rief: allez mon ami!
Das heißt: mein Freund, und ſchlug mich recht ſpöttiſch über die Knie.
Ja, ſprach ich, Alle ſind es, verzieht 'nen Augenblick,
Sie müſſen erſt Athem ſchöpfen und kommen ſogleich zurück,
Sie ſind das Steigen auf Berge vielleicht nicht alle gewöhnt. —
Und trotzig wend' ich mich abwärts. Zum zweitenmale dröhnt
Die Luft von eiſernem Hagel, wir ſtürmen zum zweitenmal
Hinauf in das feindliche Wetter aus blutgetränktem Thal.

Und ſeht, wir ſtehen oben, und unten die Feind' entweichen. —
Mich grüßte man mit Hurrah! und ich bekam das Zeichen.“

Da hat der Greis geſchwiegen, der Nachbar hat geſagt:
„Ihr habt es ehrlich erworben, mich freuet, daß ihr's tragt.“
Doch lange ſah bedächtig der Alte den Jüngling an:
„Ich hab' in meiner Einfalt die ganze Sache gethan,
Ob ich das Kreuz verdienet, iſt keinesweges klar,
Vielleicht weil ich dem Rathe des Vaters gehorſam war.“

Albrecht Dürer.

Es lehnten einſt zwei Männer in ritterlichem Kleid
Zu Nürnberg an einem Hauſe bei ſpäter Abendzeit,
Und ſah'n durch's offne Fenſter nachdenklich in das Zimmer.
Dort ſtand ein ſtiller Träumer und prüfte den Lampenſchimmer
An weißen und bunten Tafeln, er maß die Schatten der Wand,
Und ſtellte die Leuchte näher und zog ſie zurück mit der Hand;
Und wenn bei dem ſchwankenden Lichte die Schatten ſich drehten und flogen,
So kam ein feines Lachen auf ſeine Lippen gezogen.
Doch aus der Tiefe des Zimmers erklang ein heller Ton:
„Was thuſt du, Meiſter Albrecht? drei Tage träumſt du ſchon,
Dein Weib haſt du vergeſſen, die Arbeit förderſt du nicht,
Du jagſt wie ein Kind nach Schatten und ſpielſt mit dem Lampenlicht;
Hinweg mit dem Licht!“ — und ſprühend verloſch der gelbe Schein,
Und in dem dunkeln Raume ſtand wieder der Mann allein.
Er ſank in den Seſſel und ſtützte das bleiche Angeſicht,
Und Stille war im Zimmer, das matte Sternenlicht
Umſäumte das Haar des Mannes. — Der Träumer aber war
Der Maler Albrecht Dürer, und draußen das Lauſcherpaar

Herr Max, der gute Kaiſer, und Kunz, ſein treuer Narr.
Und Meiſter Kunz rief ſpöttiſch: „Er kämpft den alten Streit
Der Kunſt mit unſrer Erde, das ewige, alte Leid.
Natur, du gute Mutter, er will dich ändern und drehen
Und will als kleiner Herrgott dir gegenüber ſtehen,
Er zeichnet, malt und ſchneidet, er druckt und ſchreibt dich aus,
Und macht aus deinen Speiſen ſich ſeinen eigenen Schmaus.
Dafür erſinnſt du Rache, du lohnſt ihm mit bleichen Wangen,
Mit heißem Schmerz und Thränen und quälendem Verlangen,
Und weil er dir zum Trotze das ewige Leben ſchafft,
Läßt du ihn ſelbſt erfahren des Todes ewige Kraft,
Du legſt ihm die Keime des Todes, das Siechthum in den Leib
Und ſchenkſt ihm das ärgſte Uebel, ein zornig bittres Weib.
O kauf ihm Schellen, Bruder, ſein Anblick geht ans Herz!“

Und Max erhob die Augen und ſprach in mildem Schmerz:
„Der Mann iſt geiſtlich, Konrad, ihn hat der Herr geweiht;
Geweiht zur höchſten Freude und wieder zu großem Leid.
Er hat ihm das Beſte des Himmels, des freien Schaffens Luſt,
In ſeine Bruſt gebunden und hat ihn in den Wuſt,
Ins Enge des Lebens geſchleudert zu Kampf und ſtillen Schmerzen.
So gleitet er über die Erde, ein König mit blutendem Herzen.
Nicht ſieht er mit Menſchenaugen in unſere gute Welt,
Es iſt ein Strahl der Gottheit, der ſeinem Aug' entfällt;
Drum wandelt in zarte Gebilde aus Nebel und Abendroth
Sich jedes Ding der Erde, das ſeinem Blick ſich bot;
Und was er ſchaffet und ſchenket, ſind Bilder ſeines Traumes,
Sind Bilder aus fernen Welten, dem Land des goldenen Schaumes.
Doch will er ſelbſt ſie umfaſſen, an Lippen und Arme ziehen,
Mit ihrem Leben tauſchen der eigenen Seele Glühen,
So ſchwimmen ſie und verſchweben in weſenloſem Scheine,
Und feſt nur hängt ihm am Halſe das Irdiſche, Alte, Gemeine.
Und ewig wirft er ſich ſehnend in ſeine Welt hinein,
Und ewig löſt ſie dem Armen ſich auf in Farben und Schein.

So kämpft und ringt ſein Herze, das Höchſte kann er ſchauen,
Das Schönſte zaubern und ſchaffen mit heimlichem Vertrauen,
Und doch muß er einſam gehen, allein mit ſeinem Gott,
Allein mit ſeinen Träumen, durch Haß, Verkennen und Spott,
Allein mit ſeinem Entzücken, allein mit ſeinen Schmerzen,
Allein durch Völker und Zeiten, ein König mit blutendem Herzen.“

So ſprach der gute Kaiſer und Kunz zog aus dem Rocke
Ein Paar erblühter Roſen, er warf ſie an die Locke
Des ſtillen Malers und rief ihm: „Albrecht, ein Kaiſergruß!“ —
Und ſchnell verhallt' im Dunkel der beiden Wandrer Fuß.

Der Sänger des Waldes.

Vor zweimal tauſend Jahren flog über das deutſche Land
Auf grauem Wolkenrenner ein Weib im Schlachtgewand,
Die Locken unter dem Helme, den Schild an weißer Hand;
Des Roſſes Tritt war Donner, die flatternde Mähne Brand.
Ihr goldner Speer fuhr ſauſend am Sternenfeld entlang,
Sie warf ihn und fing ihn und lachte, daß Erd' und Himmel erklang,
Und ſtreckte die Hände ſegnend hin über die Tiefe, die graue.
Das war die deutſche Muſe, ſie weihte das Lied der Gaue. —
Tief unten ſprühten die Feuer im Teutoburger Banne
Und leckten wie gierige Schlangen die Nadeln der alten Tanne,
Mit röthlichen Augen ſchielte von Aeſten verſteckt der Fuchs,
Und heulend umkreiſten die Flamme von weitem der Wolf und Luchs,
Die echten Kinder des Waldes, und fluchten der Menſchenſchaar.
Am Feuer lagen gewappnet die Männer mit gelbem Haar
Auf Decken und Mänteln von Hirſchfell, behäuptet mit Rachen der Bäre,
Und prüften an Feuerbränden die eſchenen Knotenſpeere.

Und ſeitwärts lehnt' am Baumſtamm der Sänger in weißem Gewand,
Bekränzt mit Lindenzweigen, den Schild in der linken Hand,
Und ſchlug mit dem langen Meſſer den Tact am Schildesrand.
Er ſang vom Mahl der Götter auf Walhalls langen Bänken,
Vom gelben Meth des Himmels und von den heiligen Schenken,
Den Schenken mit ſtählernem Harniſch und lockendem Augenpaar,
Den Dirnen der Heldenhalle, der hohen Walkürenſchaar.
Da fuhr's durch die düſtern Geſichter wie Wetterlicht durch die Nacht,
Wenn über des Mondes Antlitz die ſchwarze Wolke lacht;
Sie faßten den Napf von Knieholz und ſchlürften den Gerſtentrank
Und ſchauten empor zum Himmel. Der kluge Sänger ſang,
Er zählte die Stämme der Männer, des wilden Gottes Kinder,
Und nannte die Heldenahnen, und ſtärker und geſchwinder
Erklangen die Schläge des Meſſers, erhob ſich die Bruſt der Krieger.
Und als er die Lebenden nannte, der Galler und Bären Sieger,
Da glänzten die blauen Augen in ſtolzem, dunkelem Licht,
Wie Waldesbeeren im Strahle, der durch die Zweige bricht.
Er ſang vom giftigen Wurme, der in der Felſenkluft
Die Panzerringe gekühlet und heiße Schwefelluft
Aus Naſ' und Rachen hauchend durch's ganze Germanenland
Die Rieſengelenke des Leibes in grauſigen Bogen wand.
Da zuckten die Lippen der Hörer, die Muskeln der Arme ſchwollen
Und krampfhaft drückten die Fäuſte den Speer und der Keule Knollen.
Und weiter rief der Sänger: „Sagt, kennt ihr den Rieſenwurm,
Der durch das Thal der Männer bläſt ſeinen giftigen Sturm?
Sagt, kennt ihr die fremde Schlange, die krumm und ſchleichend genaht,
Die Wald und Hütten verbrannte, zerdrückte der Felder Saat,
Die Furchen und Höhlen wühlte durch's ganze deutſche Land?
Sie trägt mit goldnen Adlern geſchmückt ein Purpurgewand,
Hat ſchwarze Haar' und Augen, ſo ſchwarz wie geronnen Blut,

Rothgolden glänzt ihr Harniſch von eurer Dörfer Glut.
Horch! Hört ihr den welſchen Drachen, ihr Männer der Föhrenwacht?
Von fern erſcholl die Tuba des Varus durch die Nacht —
Da flogen die Felle und Becher ins grüne Laubgemäuer
Und Axt und Schwert erklirrten, die Krieger umſprangen das Feuer,
Der Wald erdröhnte von Heulen, der grauen Wölfe Hauf
Antwortete ſtatt des Echos und floh in geſtrecktem Lauf. —
Die Söhne des wilden Gottes begannen die Schlachtenlieder,
Und ſchlugen mit ihrem Eiſen den Tact in Römerglieder,
Und ſangen dieſelbe Weiſe drei Tag' und Nächte lang. —
Da hatte die deutſche Lyrik ſeltſamen, ſtarken Klang.

Der Glaube des Armen.

O Leben, du großes Wunder, du heiliges, tiefes Myſter,
Das Jeder formt und einhegt durch Regel, Bilder und Lehr'!
Du warſt dem freien Griechen die ſprühende Fackelflamme,
Der Tod ein müder Knabe, der am Cypreſſenſtamme
Den zuckenden Glanz verlöſchend die Fackel niederdrückt;
Dem Glauben des Armen, Verfolgten, der leidend und gebückt
Als Kind des Kreuzes die Augen zur reinen Höhe ſchlägt,
Und was ihm die Erde weigert, in ſeinen Himmel legt,
Dem biſt du ein ſchweres Träumen in langer Winternacht,
Ein Traum in der Kinderwiege, und Gott der Vater wacht,
Er ſitzt auf goldenem Seſſel und tritt der Wiege Wellen,
Und wenn dem Schläfer die Perlen aus Stirn und Augen quellen,
Er zählt und ſammelt jede; und Tod iſt der hagere Narr,
Der im phantaſtiſchen Kleide das Kind aus der Wiege Geknarr
Mit rauhem Griff und Grinſen zum hohen Vater trägt
Und in den Schoß des Herren das Auferweckte legt. —

O gönnt dem Armen ein Leben; ſtatt Weinen gönnt ihm Lachen,
So wird das Kind des Himmels ſchon hier als Mann erwachen.

Ein Kindertraum.

1.

Der Abend vor Sanct Johannes umhüllte den grünen Tann.
Die Sonne zog ihr Nachtkleid von Gold und Purpur an,
Den weiten, wallenden Mantel mit grauen Wolken verbrämt,
Und ſtieg hinab in ihr Lager, erröthend und verſchämt.
Beim Förſterhaus im Walde ſtand ſinnend die Jungfer Baſe.
Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und legte den Finger zur Naſe,
Und ſeufzt' und ſah nach der Sonne. Drauf trippelte ſie ins Haus,
Und trug ein Büſchel Kräuter und einen Faden heraus.
Sie band das Büſchel ſorglich zum Riegel an die Pforte,
Und ſchlug drei Kreuze darüber und murmelte leiſe Worte,
Die Geiſter abzuwehren durch Beten und Hexenkraut.
Und horch, in dem dunkeln Walde, da rauſcht' und lacht' es laut.
Die Baſe ſchrak zuſammen und bebte wie im Fieber,
Schloß haſtig die eichne Pforte, eröffnete furchtſam den Schieber
Und ſah durch die Luke ſchüchtern hinein in den dunkeln Tann.
„Vielleicht, daß ich die Nachtfrau von hier erblicken kann.
Die alte Elsbeth im Dorfe treibt emſig Zauberei,
Sie muß auf dem Wege zum Weiher an unſrer Hütte vorbei;
Ach könnt' ich ſie belauſchen!“ So blieb ſie harrend ſtehn,
Und ſicher hätte ſie Vieles und Wunderbares geſehn,
Doch plötzlich fuhr an den Schieber ein ſchreiender Uhu heran
Und ſah die arme Baſe mit feurigen Augen an.
Sie ſeufzte ganz erſchrocken: „'s geht wieder nicht“, und lief
Mit großen Schritten zur Kammer, ſie drückte ſich feſt und tief
Hinein in die runden Kiſſen und faltete fromm die Hände
Und ſagte: „Lieber Herrgott, all' Uebel von uns wende!“
Und ſchlief und träumte vertrauend. Die Engel haben's gehört;
Es hat kein böſer Zauber den Schlaf der Baſe geſtört.

2.

Durch's Dunkel des höchſten Waldes ſchritt haſtig ein weinender Knabe,
Er trug in kleinem Bündel am Stock geringe Habe,
Zwei Stiefeln und die Jacke. Die Augen waren ihm roth
Von Thränen und ſchnellem Laufen, ſie irrten in großer Noth
Von einem Stamm zum andern, gar oft auf's Neu' erſchreckt.
Bald hat ein bärtiger Waldbaum die Hörner nach ihm geſtreckt,
Und bald erhob das Buſchholz vom Boden die dürren Aeſte
Wie Scheren nach dem Kleinen, und aus den Wipfeln preßte
Der Wind geſpenſtige Töne, und Käuzchen ſchrieen drein;
Der Knabe lief ſchnell und ſchneller, ſtets tiefer in Wald hinein.
Er kam an einen Weiher von Rohr und Bäumen umgeben,
Da fiel er erſchöpft zur Erde mit großem Zagen und Beben,
Und rang die kleinen Hände und drückte den Kopf ins Moos:
„Ach, meine arme Mutter! ach ſäß' ich auf ihrem Schoß
Beim Bruder in der Wiege, jetzt weinet und ſucht ſie mich.
Ach, Mutter, im finſtern Walde iſt's gar zu fürchterlich.
Die Vögel und die Käfer, die haben mich hergelockt,
Bei Tage ſangen ſie luſtig, jetzt ſchweigen ſie ganz verſtockt,
Ein Stieglitz in rother Mütze hat lange gewinkt und gelacht
Und hat durch ſeine Lieder mich tückiſch ins Elend gebracht;
Jetzt hat mich Alles verlaſſen, mich armes, verlaufenes Kind!"

Da ſauſte über dem Weiher durch's Rohr ein nächtlicher Wind,
Am Haupt des Knaben bewegte der breite Blüthenbaum
Die Zweige wie zum Gruße, laut rauſchte der Waſſerſchaum,
Und um den Knaben erhob ſich am Boden ein leiſes Singen,
Die Sommerglocken und Gräſer begannen zu läuten und klingen:
„Willkommen, holder Kleiner, im luſtigen Sternenſchein!
Kein Kind des lieben Gottes iſt hier auf Erden allein,
Denn wen die Menſchen verlaſſen, dem bleiben die Brüderlein
Im Wald und auf den Fluren; wir wiegen und ſingen dich ein."

Der Knabe lauſcht' und weinte: „Ihr ſeid ſo klein und ſchwach,
Ich hab' ein weißes Lager in meiner Mutter Gemach;
Ihr könnt kein Bette geben und mich in die Kiſſen rollen."
Die Halme flüſterten: „Bruder, herzliebſter Bruder, wir wollen."
Und aus dem Kelche der Blumen und aus des Weihers Rohr
Bewegten ſich kleine Geſtalten ins Sternenlicht hervor;
Sie fuhren durcheinander und ſchwatzten und lachten laut,
Und trugen nach emſiger Arbeit aus Moos und Haidekraut
Ein weiches Lager zuſammen. Der Kleine legte ſich drauf
Und hob die müden Augen zum Sternenhimmel auf:
„Auf meinem Bett zu Hauſe liegt eine weiße Decke,
Worauf ich die Hände falte, worein ich mich hüll' und ſtrecke,
Ihr habt ja keine Decke!" Da fuhr's durch den blühenden Strauch
Und Tauſende weißer Blätter bewegte des Windes Hauch
Und warf ſie auf den Kleinen und hüllt' ihn prächtig ein;
Es mochte der Mutter Leinwand nicht weißer und glänzender ſein.
Er legte die Arme darüber und ſprach nach oben gewandt:
„Vor meinem Bett zu Hauſe hat eine Lampe gebrannt,
Die ſeh' ich nirgend, doch oben am Himmel leuchten die Sterne."
Er ſprach's, da ſummt' ein Käfer: „Ich komme, ich trag' die Laterne
An meinen Leib gebunden, ich will dir leuchten und ſcheinen."
„Schön Dank", verſetzte der Knabe. Leuchtwürmchen ſaß beim Kleinen
Und leuchtete froh in die Runde. Der Knabe bewegte den Mund:
„An meinem Bett iſt ein Vorhang mit Blättern auf braunem Grund,
Der zieht ſich rings um das Bette und wehrt mir die Fliegen ab."
Da neigte ſchnell gehorſam der Baum die Zweige herab,
Und von den Blättern und Aeſten flocht zierlich ſich ein Behang
Und wölbte ſich über dem Lager zu Boden mit leiſem Klang.
Der Knabe lag und lachte, er faltete fromm die Hände
Und flüſterte: „Meine Mutter tritt Abends an die Wände
Und ſpricht mir mit leiſer Stimme das Vaterunſer vor,
Das muß ich mit ihr beten, ihr kleinen Freund' im Rohr,

Das Vaterunſer im Himmel könnt ihr doch alle nicht,
Das muß ich alleine beten.“ Er neigte ſein Geſicht
Und ſprach die heiligen Worte; da fuhr ein heller Schein
Wie fernes Wetterleuchten in dunkele Nacht hinein,
Und höher hob ſich das Waſſer, tief beugten ſich die Stiele
Des Graſes, die Blumengeiſter verließen ihre Spiele
Und ſchüttelten an den Glöckchen und zogen als Glockenſtrang
Die weißen Spinnengewebe, und rings vom Weiher klang
Es ernſt und leiſe: „Du Vater, auch unſer Vater im Himmel!“
Und fort und fort ertönte der Elfenglocken Gebimmel:
„Schlaf, ſchlafe, du kleiner Knabe, dich ſchützen die Brüderlein.“ —
Der Knabe lag am Weiher und ſchlief in Frieden ein.

3.

Der Mond ging über den Fluthen; ſein goldner Wiederſchein
Zerfloß auf den kleinen Wellen, die neckend in langen Reih'n
Das Spiegelbild zerriſſen und nach dem Schatten zogen.
Sie mühten ſich vergebens, denn in die rollenden Bogen
Warf luſtig immer auf's Neue der Mond ſein rundes Licht,
Die Wellen vergingen am Ufer, den Schein zerſtörten ſie nicht.
Der Knabe lag am Weiher, die Hand voll Blumen und Gras,
Das Auge ſelig geſchloſſen, das Haar vom Thaue naß,
Er träumt' und lachte, denn flüchtig kam über des Waſſers Plan
Ein großer neckiſcher Haufe von Nachtgeſtalten heran,
Das bunte Volk der Elfen in ihrer ſchönſten Pracht,
Sie zogen umher zu feiern die Sanct Johannisnacht.
Da kamen kleine Trabanten mit Hellebard' und Schwert
Und Reiter mit Küraß und Lanze, die Hummel war ihr Pferd,
Ihr Kleid von Blumenblättern; ein Marſchall ſchritt voran,
Trug eine Tulp' als Wappen und roch zuweilen daran.
Drauf kam ein alter König mit finſtrem Angeſicht,
Auf rieſiger ſchwarzer Spinne, den freute der Jubel nicht.
Daneben ein glänzendes Fräulein, man hörte ſie leiſe klagen,

Auf weißer Waſſerroſe von ſechzehn Zwergen getragen,
Sie ſchien dem ſchlafenden Knaben die allerſchönſte zu ſein.
Und hinter dem Paare flogen in glänzenden langen Reih'n
Die Geiſter des weiten Thales am Blüthenbaum entlang,
Bis in dem Waldesrauſchen ihr frohes Lachen verklang.

4.

Und Stille war am Weiher, nur leiſe knarrte das Rohr,
Und manchmal hob ein Grashalm das müde Haupt empor,
Sah ſchläfrig auf den Knaben und nickte wieder ein.
Da horch! ein fernes Summen, und über bemooſten Stein
Ritt einſam auf müdem Kampfroß ein Junker im Waffenkleid
Mit Helm und Schild und Lanze, zu Streit und Schlacht bereit.
Die Rüſtung war von Bandgras, das Roß ein Schmetterling,
Der Speer ein Reis von Haſeln, ein Blatt des Schildes Ring.
Beherzt und ritterlich ſchaute der Elfenſohn in die Welt,
Und träumend lachte der Knabe: „Gott grüße dich, ſchöner Held."
Der Junker ſah bed[illegible]lich auf ſein geflügeltes Thier
Und doppelt beden[illegible] wieder ins weite Blumenrevier:
„Mein Pferd iſt [illegible] und müde und nirgend ein Herbergſchild,
Und nirgend ein [illegible]eladen, der meinen Hunger ſtillt.
Friſch auf, du treu[illegible]alter, zeig' deiner Flügel Kraft."
Der Schmetterling flog langſam an einer Staude Schaft
Und reckte die Hörner begehrlich nach nahem Glöckchen aus.
Die blaue Glockenblume war eines Schenken Haus,
Die rühmlichſte Schenke von allen im Felde wie im Tann,
Jedoch hineinzukommen gelang nicht Jedermann,
Für Menſchen war ſie zu enge. Der Junker faßte die Lanze,
Berührte die Wand des Hauſes und rief: „Iſt Alles zum Tanze
Ins Lager des Königs gezogen? Schenkmädchen, öffne das Thor,
Es hält ein müder Reiter mit ſeinem Roß davor."
Von innen klang es leiſe, das mochten die Schlüſſel ſein,
Und eins der Blätter rollte geſchickt in den Kelch hinein,

Und zu der Oeffnung ſchaute das feine Mädchen hervor
In ſchimmerndem, buntem Kleide, mit Zöpfen hinter dem Ohr:
„Gott grüß' euch, blanker Ritter, ich hüt' allein das Haus,
Mein Vater zog mit den Brüdern zu Königs Hochzeitſchmaus."
Dem Junker zuckte die Lippe, er packte den Griff am Schwert
Und rief mit zürnendem Auge: „Der Schmaus iſt unverwehrt,
Doch eh' die Königstochter umarmt den verhaßten Gemahl,
Wird mancher der Gäſte blutig getroffen im grünen Thal.
Heran mit Trank und Speiſe, du Maid zur blauen Glocke."
„Auch nicht ein Reſt von Speiſen iſt heut im Blumenſtocke;
Maikäfer, der grobe Troßknecht, hat uns das Letzte geſchmauſt,
Hat wie ein Wolf gegeſſen und noch den Vater gezauſt,
Als der nach Zahlung fragte; doch wollt ihr 'nen Becher Thau,
Ich hab' ihn ſelbſt geſammelt erſt heut im Abendthau."
Der Junker nahm die Gabe, und als getrunken das Roß,
Umarmt' er höflich das Mädchen, ſie ſprang zur Schwelle, verſchloß
Erröthend die Blumenblätter und blinzelte durch die Spalten.
Der Junker beſtieg das Rößlein und legte die Stirn in Falten,
Und ſenkte traurig die Augen. Der Hunger macht' ihm Schmerz,
Denn Hunger zwingt den Stärkſten. Das rührte des Knaben Herz,
Er murmelte: „Lieber Junker, in meiner kleinen Taſche
Iſt Honigkuchen ein Biſſen, von dem ich am liebſten naſche,
Das Andre hab' ich gegeſſen, hier nimm das letzte Stück."
Der Junker neigte ſich dankend bis auf des Roſſes Genick,
Er ritt an die Seite des Knaben und ſtach in vollem Lauf
Ein Stück der guten Speiſe mit ſeiner Lanze auf,
Und ſchmauſt' es nach Reiterweiſe von ſeines Schmetterlings Rücken.
Und wieder that er zierlich ſich vor dem Kleinen bücken:
„Erlaube, daß wir uns grüßen nach fahrender Ritter Brauch,
Du nennſt mir deinen Namen, ich nenne den meinen auch."
Der Knabe ſprach: „Dich lieb' ich, komm, gib mir einen Kuß."
Der Reiter ſprang vom Sattel und ſtemmte den rechten Fuß
Auf eine Knoſpe des Baumes, geſtützt auf die Lanzenſtange,

Und hauchte ſich niederbeugend den Kuß auf des Knaben Wange.
Er ſprach: „Ich heiße Bäbi und bin ein Königſohn.“
„Ich bin der kleine Friedel und trage die Höslein ſchon,
Mein Vater wohnt im Dorfe, ich hab’ mich im Walde verlaufen.“
„Mein Vater ſitzt im Kerker mit ſeinem getreuen Haufen,
Ihm hat ein frecher Räuber den Thron und Scepter entwandt
Und hat ihn in einen Mohnkopf verrätheriſch gebannt,
Dort ſitzt er und ringt die Hände; und mir hat der Kronendieb
Vor wenig Tagen geſtohlen mein roſiges, holdes Lieb,
Die will er ſich heut vermählen, allein der Rächer naht,
Hoch ſteht der Mond am Himmel, es kommt die Stunde der That.“
Der Knabe ſprach: „Du Bäbi, er wird dich am Ende zwingen
Und dich in einen Mohnkopf wie deinen Vater bringen,
Ich aber will dir helfen, denn er iſt ein kleiner Wicht,
Ich will ſie alle prügeln, ich fürcht’ ihr Schlagen nicht.“ —
Das Kind erhob ſich träumend, die kleine Fauſt geballt,
Und folgte dem ſchönen Freunde zum Kampf in den grünen Wald.

5.

Es dufteten Lindenblüthen, das Volk der Elfen ſummte,
Die Maid ſaß weinend am Boden und unter dem Baume brummte
Der finſtere König und zechte mit ſeinem Hofmarſchall,
Da hörte man auf dem Wege leichtfüßiger Tritte Schall.
Und aus dem Wald ritt drohend ein reiſiger Held herbei,
Und vor ihm mit Muſchelhörnern Herolde zwei und zwei,
Zuletzt lief Junker Friedel und ſchwang ein Birkenreis.
Die Elfen ſtanden erſchrocken, dem König ward bang und heiß —
Er warf den Becher zur Erden und rief nach ſeinen Getreuen;
Und um ihn drängt’ ein Haufe mit düſterem Blick und Scheuen.
Der Ritter hob die Lanze zum Kampf von des Schmetterlings Flügeln
Und Friedel rief: „Gut’n Abend, wir wollen dich zwingen und prügeln,

Du kleiner, ſchwärzlicher König, ich habe ſchon Größre geſchlagen,
Ich will dich in einen Mohnkopf und in ein Mausloch jagen.“
Der Räuber packte den Wurfſpeer und warf nach des Knaben Füßen,
Und ſeine Soldaten beſchoſſen den Feind mit Haſelnüſſen.
Da griff der Friedel den König und hielt ihn am ſchwarzen Haar,
Und kehrte mit ſeinem Beſen zuſammen die feindliche Schaar;
Sie ſtürzten übereinander, es war ein großes Getümmel,
Und ſtreckten im Haufen liegend die Beinchen empor zum Himmel.

Schnell war der Kampf beendet, der Räuber und ſeine Macht
Verſchloſſen in Mauſelöchern und in des Mohnkopfs Schacht.
Und Bäbi trat zum Knaben, mit ſeinem Lieb vereint,
Und ſprach ſich tief verneigend: „Erlaube, du holder Freund,
Daß meine Unterthanen dich heut als Herrn bedienen.“
Der Knabe ſaß und lachte: „Ja, Prinz, ich erlaub' es ihnen.“
Da ſchwangen die Pagen den Becher mit ſüßem Honigwein
Und trugen auf goldnen Schüſſeln Erdbeer' und Früchte herein.
Die Elfen umflogen ihn grüßend, es wehte der Lindenduft,
Der Mond ſchien luſtig und lachte, die Stern' in hoher Luft
Begannen vor Freude zu tanzen. Er ſaß auf dem Blumenthron,
Und über ihm ſangen die Vögel in leiſem, gezogenem Ton.

6.

Schon hatte des Morgens Zwielicht ſich über den Himmel ergoſſen
Und bleicher glänzten die Sterne von fremdem Licht umfloſſen,
Da regte ſich's im Dickicht und aus dem Förſterhaus
Trat wieder die Jungfer Baſe zum Sternenlicht hinaus.
Sie lief mit ſchnellen Schritten den Pfad zum Weiher entlang
Und preßte die Hand ans Mieder und wollte den ſtarken Drang
Des Blutes zum Herzen hemmen, doch half ihr Alles nicht,
Denn Furcht und banges Erwarten bedeckten ihr Geſicht.
Nach langem Laufen ſah ſie das Ufer und ſeinen Schaum,
Und ſetzte ſich ermüdet auf einen gefällten Baum.

Sie dacht' in ihrem Herzen, denn Sprechen war verboten:
„Ich habe ſo manchen Sommer geknüpft den Liebesknoten,
Und habe Blei gegoſſen und an dem Zaune gerüttelt,
Und habe mit aller Sorge doch keinen Mann erſchüttelt.
Vor Jahren aber hab' ich in weißem Zauberkryſtall
Den Freier deutlich geſehen im Harniſch von Metall;
Er trug am Kinn ein Bärtchen und ſah ſo trotzig und wild
Hervor aus den Spiegelſcheiben, ein rechtes Engelsbild,
In Helm und Schwert und Sporen, ſo ganz wie die Reiter im Dorfe,
Und jeden Sonntag hab' ich umſonſt die Stube mit Torfe
Gewärmet und gewartet, der Werber kam mir nicht,
Wer weiß, wo er ſitzt und tändelt, der liebe Böſewicht.
Heut geht die Geduld zu Ende, heut muß ich ſicher erfahren,
Ob je der Liebſte mich heimholt und nach wie vielen Jahren.
Denn wer an Sanct Johannes zur Nacht ein Kränzlein windet,
Wozu er neunerlei Blumen mit neuem Faden bindet,
Der juſt in derſelben Stunde vom Rocken geſponnen wird,
Erfährt das Jahr der Hochzeit, das hat noch Keinen geirrt.
Man dreht dem nächſten Baume den Rücken und wirft den Kranz,
Und bleibt er am Baume hangen, ſo holt zum bräutlichen Tanz
Der Freier im nächſten Jahre; er iſt ja mancher Maid
Sogleich auf der Stell' erſchienen, ſie hatte keine Zeit
Ins Haus zurückzufliehen, er iſt herzugeſprungen
Und hat ſie umarmen müſſen, der Zauber hat ihn gezwungen;
Mich würde das ſehr erſchrecken." — Sehnſüchtig ſah ſie umher,
Doch Niemand war zu finden, die Räume blieben leer.
Da nahm ſie unter der Schürze die Kunkel mit Flachs hervor,
Und zog den Faden und ſchnurrte geſchickt mit der Spindel am Ohr.
Doch als nach vielem Erſchrecken das Werk beendet war,
Erhob ſie ſich vom Baumſtamm und blickte wie ein Aar
Ins feuchte Grün der Wieſe beim Morgendämmerſchein
Und ſuchte die neunerlei Kräuter; es mußten gewiſſe ſein,
Mit heimlichen Zauberkräften, vor welchen dem Teufel graut.
Beifuß, das Schrecken der Geiſter, dann frommes Johanneskraut,

Das haßt der Böſe tödlich und ſticht ihm in Raſerei
An jedem Jahr die Blätter mit ſeiner Nadel entzwei;
Doch grünt und blüht es luſtig in ſeinem zerriſſnen Kleide.
Und ferner gehöret zum Kranze das ſchmale Blatt der Weide,
Storchſchnabel, die luſtige Blume, ſie ſchneidet ein ſpitzes Geſicht,
Den Vogel Storch zu ärgern, allein ſie ärgert ihn nicht.
Und endlich Ritterſporen und blauer Eiſenhut,
Die beiden Soldaten der Wieſe, die kannte die Baſe gut,
Sie waren ihr ſtets die liebſten, denn ſah ſie Sporn und Helm,
Stand hell vor ihrer Seele der ſäumige, loſe Schelm.
Sie fand die Pflanzen alle, nach denen ſie ſucht' und rannte;
Denn erſtlich wißt, daß Baſe genau die Kräuter kannte,
Und auch, daß ſie die meiſten ſich ſelber hingeſetzt
Und manchen Tag ſich heimlich an ihrem Blühn ergötzt. —
Drauf wand ſie den Kranz und ſuchte verſtändig einen Baum
Mit langen und tiefen Zweigen, dicht über des Weihers Saum.
Sie wandte dem Baum den Rücken und blickte ſchlau zurück,
Maß Höh' und Ferne des Wurfes und ſchritt ihm näher ein Stück.
Zuletzt als ſie faſt darunter mit pochendem Herzen ſtand,
Da hat ſie ſich im Sprunge zu kecker That ermannt
Und hat den Kranz recht heftig drei ganze Armeslängen
Nach hinten geſchleudert und Wunder! er blieb am Baume hängen.
Nun ſtand die Baſ' und ſchaute; der Baum war feſt verzweigt,
Der Reifen hing und fiel nicht. — Drauf hat ſich die Baſe geneigt
Und hat geknixt vor ſich ſelber: „Willkommen, Jungfer Braut!“
Da war ihr, als knarrten die Binſen in ſpöttiſch lachendem Laut.
Sie fuhr zuſammen und dachte: „So lacht, ihr neidiſchen Nixen,
Bald werden alle Leute die neue Braut beknixen.
Jetzt muß ich das Kränzlein holen.“ Sie lief um den Baum herum
Und ſtand wie angedonnert, erſchrocken, ſelig und ſtumm;
Denn unter demſelben Baume lag ſchlafend eine Geſtalt
Vom Baumgeflecht umgeben. Ihr wurde heiß und kalt,
Der frohen, bräutlichen Baſe; ſie beugte das Antlitz vor
Und kniet' an ſeinem Lager und ſah zum Himmel empor.

Doch endlich neigte ſie freundlich ſich über den Schläfer hin,
Verlegen lächelnd faßte ſie ſanft das runde Kinn,
Und rief erſchrocken: „O Himmel, er hat ja keinen Bart,
Er trägt auch keinen Harniſch, er iſt ſo klein und zart!
Ach Friedel, böſer Friedel, biſt du der Reitersmann?“
Das Kind erwacht' und blickte mit Lachen die Freundin an:
„O liebe, liebe Baſe, ſprich, haſt du den Reiter geſehn?
Er war ſo ſchön wie ein Engel, ich ſollte mit ihm gehn,
Er trug ein Schwert und Panzer und war ein Königskind.“
Die Baſe rief: „Ich kenn' ihn, wo iſt er? ſprich geſchwind!“
„Ach, Baſe, fortgeflogen, verſchwunden im Morgenwind.
Mit all den luſtigen Freuden, er hat mich geküßt und geherzt
Und daß wir ſcheiden mußten, hat beide ſehr geſchmerzt,
Läßt Vater und Mutter grüßen und auch das Bäſelein,
Er ſagte traurig, er käme nie wieder in unſern Hain.
Hör', Baſ', ich werd' ein Reiter, ein ſchöner Held wie er,
Dann ſitz' ich zu Roß und fliege mit ihm und ſeinem Heer.“
„Ja, lieber Knabe, das ſollſt du! Gott ſegne ſeine Reiſe;
Er hat auf mich gewartet nach ehrlicher Freier Weiſe,
Die ganze Nacht gewartet, und ich, ich hab's verſchlafen,
Jetzt kehrt er nimmer wieder, mich für die Kälte zu ſtrafen.
Gott ſchenk' ihm Glück und Frieden und eine beſſ're Frau.
Komm, Kleiner! ſieh, der Thau fällt, es ſchadet der Morgenthau.“
Der Baſe liefen die Tropfen gar fleißig vom Geſicht
Und glänzten auf dem Bruſtlatz, Thau aber war es nicht.
Sie führte den Knaben zum Dorfe und ſagte mit Bedacht:
„Vorbei iſt all mein Lieben, ich bin zu ſpät erwacht,
Nur Kindern erſcheinen die Geiſter in Sanct Johannis Nacht.“

Junker Gotthelf Habenichts.

1.

Im Buchenwald am Berge ſtand einſt ein alter Bau,
Vier Mauern und ein Holzdach, verfallen, morſch und grau;
Im Hofe wuchſen die Neſſeln, am Dache blühte Gras,
Und bei der Thüre lagen die Dauben vom letzten Faß,
Das einſt in beſſeren Tagen geborgen den Herrenwein,
Hier ſaß der Junker Gotthelf betrübt im Dämmerſchein;
Er ſtützte die rothe Wange mit ſeiner ſehnigen Hand,
Und kehrte zum Wald das Antlitz, den Rücken zur Trümmerwand.
Dort lag im Winkel ſein Streitroß und ſuchte mit brechendem Auge
Die Hand des guten Herren, indeß die warme Lauge
Ins Barthaar Meiſter Hanſens, des grauen Knechtes drang,
Und manche Thräne daneben auf's Fell des Thieres ſank.
„Sprich, Hans, was macht der Schimmel?“ „Ach Junker, 's geht zu Ende;
Schon zucken die ſteifen Glieder, mein edles Herrchen wende
Sein Auge zu dem Armen, es macht ihm das Sterben leicht.“
„Ich will nicht, Alter, er hat mir ſchon jetzt die Seel' erweicht.“
Da rückte der Schimmel plötzlich und ſchob ſich vom Boden ein Stück
Bis vor den Fuß des Junkers und ſank erſtarrend zurück.
Der Junker ſchlug die Hände feſt um des Geſtorbnen Mähne
Und ſtrich und küßt' ihm ſeufzend die Backen und weißen Zähne,
Und rief: „Er war das Letzte von meiner Väter Gut,
Jetzt hab' ich nichts auf Erden, als Trümmer und Dohlenbrut,
Ich bin die ärmſte Waiſe, Gott helf', ich habe nichts!“
Da fiel auf des Klagenden Wange der Strom des Abendlichts,
Und ſchmückte den alten Hausrock mit Gold und Sammetglanz
Und goß um die gelben Locken ihm einen Strahlenkranz.
Dem Hänslein ſchien er ein König auf ſchönem Herrenſitz,
Er rief mit eifriger Stimme, wie zürnend: „Gottes Blitz!
Ihr dünkt euch nichts zu haben? 's hat wahrlich keine Noth,

Ihr habt ja noch den Hannes in Löhnung und in Brot.“
Der Junker bot dem Alten bewegt die ſtarke Hand;
Und lange ſaßen zuſammen in Schweigen an der Wand,
Inmitten den toten Schimmel, der Herr und ſein Vaſall.
Da zitterte durch die Lüfte lautrufender Hörnerſchall.

2.

„Ach Herr, es kommen Gäſte, mich überläuft ein Schauer!“
Und über das Steingerölle der eingeſtürzten Mauer
Beſchritt den Hof ein Reiter in grünem Jägerkleid,
Und ſtolpernd folgte das Saumroß, gelenkt von einer Maid;
Zwei Augen ſah man blitzen hervor aus der Hülle Falten,
Und Schloß und Trümmer meſſen, den Junker und den Alten.
Der Junker erhob ſich grüßend, ergriff den roſtigen Degen
Und ging mit feſtem Blicke den beiden Fremden entgegen:
„Willkommen in meinem Hauſe!“ Der Jäger ſah umher
Und packte in ſchnellem Mißtrau'n am Sattel den Eberſpeer:
„Wir haben den Weg verloren und ſuchen Dach und Raſt.“
„Ihr ſeht, mein Haus iſt offen, bewohnt von manchem Gaſt,
Von Eulen und von Dohlen, von Mutter Armuth auch,
Die ſorgt für Küch' und Keller nach böſer Frauen Brauch,
Mit Geiz und ſchlechter Laune; willkommen in ihrem Reich!“
„Willkommen!“ rief von hinten das Hänslein, „kommt ihr gleich
Für euch zur ſchlimmen Stunde. Die Knechte ſind im Wald,
Mein Herr hat tiefe Trauer; da iſt die Küche kalt,
Der Keller auch verſchloſſen, der Küfer ritt zum Rhein
Und holt die längſt beſtellten ſechs Fäſſer Kloſterwein.“
„Schweig, Hänslein!“ herrſchte der Junker und half erröthend der Frau
Herab vom weißen Zelter; der Fremde lachte ſchlau,
Er ſprang vom Roß zu Boden, bot ſeinem Wirthe die Hand
Und folgte dem jungen Paare zur Schwelle der Vorderwand,
Indeß der Greis die Pferde beſorglich ſtrich und kühlte
Und heimlich fluchend die Sättel und reichen Decken befühlte.

Der Junker führte die Fremden durch Stein' und morſche Balken
Ins einzige Zimmer des Hauſes, die frühere Wohnung der Falken.
Es war geſchwärzt vom Rauche, die Wände bekritzelt mit Bildern,
Von Roſſen, Falken und Reihern, von Rittern und Wappenſchildern,
Am Nagel hing ein Schlachthelm verroſtet und ohne Viſir,
Und neben dem Herde ſtanden der plumpen Schemel vier,
Dabei ein Tiſch von Eichholz, ein Lager von Haidekraut.
Der Jäger ſetzte ſich nieder und lachte herzlich und laut:
„Verzeih, du edler Junker, mein weiches Töchterlein
Schaut gar zu ſcheu und ängſtlich in deine Schätze hinein,
Doch mein' ich, ein gutes Nachtmahl wird ſchnell ſie dir verſöhnen.“
„Ach Herrin,“ ſagt der Junker in ſanften, bebenden Tönen,
„Dann werden wir nimmer Freunde, Gott helf'! ich habe nichts.“
Und eilig ſpringt er ins Freie zum Hänslein und beſpricht's
Mit freundlichen Liebesworten: „Nur diesmal ſchaffe Rath,
Die Maid verlangt ein Nachtmahl!“ — „Sogleich,“ verſetzt der Maat,
„Wir haben kräftiges Dorfbrot, und Käſ' vom allerbeſten,
Dann Flügelvieh im Thurme, wir mußten es lange mäſten,
Ihr klagtet über ihr Krächzen, jetzt ſeht ihr den Nutzen ein,
Und ferner haben wir Waſſer, ſo lieblich und kühl wie Wein;
Ich ſorge euch für Alles, ihr geht zur ſchönen Maid. —
Doch bindet erſt in Schleifen die Bänder an eurem Kleid,
Sie iſt ein reiches Fräulein, wer kann das Ende wiſſen!
Macht zierliche Reden und Blicke, ſo zählt ſie ſchwerlich die Biſſen.
Erzählt ihr Wunderdinge von Jagd und Ringeltanz,
Und zeigt ihr den ſilbernen Becher und gläſernen Roſenkranz,
Das wird ſie ſchon beſtechen: ich wette, ſie wird euch gut;
Es kann nicht anders kommen.“ Hier lacht' er in argem Muth.
Der Junker entſprang dem Mahner, und während Hänslein kochte,
Am ſtaubigen Herde fegend den Braten ſchnitt und pochte,
Vertrieben mit Scherz und Lachen die Herren ihre Zeit.
Doch endlich knarrten die Angeln und in dem beſten Kleid
Trat Hans der Küchenmeiſter mit freudigem Gruß herein.

Er ſchlug auf die leere Tafel und lud zum Eſſen ein,
Und trug drei hölzerne Teller, mit Salz ein kleines Faß
Und eine gewaltige Kanne mit kühlem Brunnennaß.
Und wieder ging er zur Küche, beſetzte mit ſchwarzem Brot
Und Ziegenkäſe die Tafel und ſtellte, vor Eifer roth,
Die Schemel zurecht zur Mahlzeit. Die Wange des Junkers erblich,
Der Alte ſah die Farbe des nahen Sturmes, entwich
Und trug auf irdener Schüſſel in zwei gewichtigen Stücken
Den Braten vor die Gäſte: „Hie iſt des Hirſches Rücken.“
Drauf ſteckt’ er einen Kienſpan als Fackel an die Wand. —
Herr Gotthelf ſah bekümmert auf ſeinen Tellerrand,
Der Jäger aber gebrauchte mit Eifer des Dolches Stahl
Und ſprach, den Braten ſchneidend: „Das beſte Gewürz zum Mahl
Iſt mir auf allen Wegen der Wirthe frohes Geſicht,
Zieht euch die glatte Stirne zu traurigen Falten nicht.
Das Glück hat viele Bahnen, es tritt an Viele heran;
Doch erſt vom Glück verlaſſen bewährt ſich der echte Mann.“

3.

Noch ſchliefen die beiden Fremden auf ihren Ruheſtätten,
Die Hans durch Moos und Mäntel geformet zu weichen Betten,
Da klang es von Waffen und Rufen um’s alte zerſtörte Haus,
Und ſtaunend ſprang der Junker ins Morgenlicht hinaus.
Ein Haufe von blanken Reitern umgab des Grabens Rand
Und weckte durch Hornſignale das Echo der ſchwarzen Wand.
Herr Gotthelf eilte zum Graben, doch plötzlich zeigte der Fremde
Im ſchlichten Jägerwamſe und knappen Gemſenhemde
Sich vor der Thür des Hauſes und nahm der Diener Schrei’n
Und ehrerbietige Grüße mit Fürſtenmienen ein.
Der Junker rief: „Ei Meiſter! ihr tragt den Hut ſo ſtolz,
Mich dünkt, ihr birſcht und waidet in einem mächtigen Holz!“
Doch prüfend ſah ihm der Jäger ins reige, friſche Geſicht:
„Trägt Einer Adlerflügel, der hauſe bei Krähen nicht;

Der Kaiſer hat nach Augsburg entboten die Herren und Roſſe,
Er denkt um die Dirne Welſchland zu werben mit eiſernem Troſſe,
Dort findet ihr Ruhm und Beute, dorthin, mein ſchmucker Reiter!“
Der Junker ſah zur Erde, der Herr ſprach lächelnd weiter:
„Dich wird des Schimmels Rücken wohl ſchwerlich zum Kampfe tragen,
Ich hörte durch die Nachtluft des Knechtes Totenklagen.
Bewahre mir meine Roſſe bis nach der erſten Schlacht,
Sie hat dich ſicher zu Pferden, wo nicht, zur Erde gebracht.“ —
Die Maid begrüßte den Stummen: „Mir hat dein Hofmarſchall
Die Schätze des Hauſes gewieſen, den Becher und Kranz von Metall,
Nimm dies von einer Fremden und denk' im Beten mein!“
Sie legt' ein goldnes Kreuzbild in ſeine Hand hinein,
Und ſtieg mit dem Vater zu Roſſe. Der Herr bewegte die Hand
Und flog mit den Seinen von dannen in Wolken von Staub und Sand.

Der Junker ſtand am Graben und ſah dem Zuge nach,
Beſchaute das Kreuz von Golde, fuhr über die Stirn und ſprach:
„Sie iſt ſo hold und freundlich, ſo ſchön wie ein Engel des Lichts,
Ich bin ein armer Schächer, Gott helf'! ich habe nichts.“

4.

Zu Augsburg auf dem Felde ſtand ganz am Ende der Schaar
Von Herren, Mannen und Knechten ein wunderſames Paar.
Der Herr im roſtigen Panzer, voll Beulen und arger Schrammen;
Kaum hielt die Niete das Eiſen um Schulter und Hals zuſammen,
Der Helm war halb zerborſten von altem Kolbenſchlag,
Und weder Buſch noch Zeichen ſtand über dem ſtählernen Wrack.
Das Roß bedeckt' ein Wolfsfell ſtatt Sattel und Schabracke,
Und zürnend ſchnob das wilde und ſtellte ſich auf die Hacke,
Doch lachend riß es der Reiter am Haupte zum Boden hin,
Strich ihm die flatternde Mähne und ſich das Bärtchen am Kinn.
Ein einziger Diener war ihm gefolgt in den Kaiſerſtreit,

Ein Alter, wild und grimmig wie aus der Heidenzeit,
Mit grauem Haar und Antlitz und böſem, trotzigem Blick.
Er hatte ſich ſelbſt das Feldwams genäht mit Reitergeſchick
Aus halbgegerbten Fellen, das Haar nach Außen gekehrt,
Und um den Leib gebunden ein ſchartiges Rieſenſchwert.
Der Alte war im Aerger, denn manches höhnende Wort
Durchziſchte die Luft und traf ihn an ſeinem entlegenen Ort.
„Herr, wie ſie gaffen und ſpotten! nur einen Hieb mit dem Speere
Zur Ehre unſres Hauſes in dieſe Narrenheere!“
„Halt Ruh', du wilder Knabe!“ — „Herr, 's läßt ſich nicht verhehlen
In unſrer Waffenkammer that manche Schiene fehlen,
Auch hat die Motte zerbiſſen all unſer Seidenkleid,
Wir ſtechen ab ein wenig von ihrer Herrlichkeit.“
„Ja,“ rief der Herr in Freuden, „abſtechen wollen wir
So Manchen von ſeinem Sattel im heißen Kriegsturnier,
Und mir ein Sammetpelzchen, dir einen Seidenmantel
Gewinnen aus der Beute.“ — Der Alte ſprach: „Das Fantel
Im grünen Jägerkleide, das uns die Pferde geſchenkt
Und mich durch ſein Gelächter ſo bitterlich gekränkt,
Wenn ich im neuen Wamſe das wiederſehen werde,
Dem drück' ich durch mein Prangen die Augen auf die Erde.
Dann ſoll das Blatt ſich wenden, du ſtolzer Jagdkumpan.“
„Still, Alter! ſchau, der Kaiſer und ſeine Fürſten nahn.“ —
Und näher kamen die Herren und machten plötzlich Halt.
Dem Knappen und dem Junker ward heiß und wieder kalt;
Denn von dem Kaiſerroſſe, von Kaiſerlippen ſpricht's:
„Willkommen, du lieber Getreuer Gotthelfe Habenichts,
Willkommen, du treuer Hannes, zum Ritt ins welſche Land!
Mir hat ein alter Jäger viel Grüße für euch geſandt.“

5.

„Du ſchönes Land der Lombarden, du ſpröde Kaiſerbraut!
Heut wirſt du unſerm Herren mit Schlägen angetraut.

Zu Roß, mein altes Hänslein! reich mir ein Myrtenreis,
Ich trag's auf ſtählerner Haube nach deutſcher Freier Weiſ'.
Heut werb' ich für den Kaiſer mit tauſend guten Geſellen,
Heut ſollen vom ſcharfen Drängen der Dirne die Ohren gellen.
Für mich wirbt Niemand auf Erden." — Der Hans verſuchte die Bügel,
Beſchaute als guter Knappe der Roſſe Gurt und Zügel
Und prüfte mit lüſternem Auge des Feindes nahe Reih'n:
„Dort werden Gäul' und Mäntel in Menge zu haben ſein.
Seht dort den ſchönſten Schimmel! Herr, greift den ſchmucken Affen,
Ein Stoß, zwei kleine Hiebe, ſo könnt ihr ihn verſchaffen!"
„Gott helfe!" rief der Junker, „die welſchen Hörner blaſen."

Herr Gotthelf fuhr wie Blitzſtrahl entlang den dürren Raſen
Dem Feinde zu vor Allen, der Hannes hinterdrein.
Ein goldner Helmſchmuck lud ihn zum erſten Anlauf ein,
Er warf den Helm und Reiter wie einen Ball zur Erde
Und hielt mit Löwenſtärke die Mähne dem flücht'gen Pferde:
„Hier, Hänslein, nimm das erſte", drauf ſchlug er den Lanzenſchaft
Dem nächſten Mann ins Antlitz und riß durch der Fäuſte Kraft
Den Schwerbetäubten vom Roſſe: „Hier, Hänslein, nimm das zweite.
Zurück, und eile zum Kaiſer, er hält auf unſrer Seite.
Ich zahl' ihm meine Schulden." Der Knappe raſte zurück
Und drängte durch's Getümmel mit guten Streichen und Glück.
Und tiefer warf ſich der Junker hinein in die Speere der Schlacht,
Ein Läufer, der durch Dornen die Bahn den Andern macht.

Der Kaiſer ſah vom Berge der Haufen erſtes Stoßen
Und rief: „Sagt an, ihr Herren, wer kennt den wilden Genoſſen?
Wir haben in unſerm Leben ſo manchen Mann geſehn,
Doch keinen mit ſolchem Raſen nach Blut und Wunden gehn.

Noch immer hält er die Spitze, und Keiner reitet ihm gleich.
Glück zu, du Keil von Eiſen im Holz der welſchen Eich'!"
Da ſtob der alte Hannes mit ſeinen Roſſen heran
Und rief, indem der Schlachtſchweiß von ſeiner Stirne rann:
„Herr Kaiſer, der von Burgau will ſeine Treu' erweiſen;
Er ſchuldet euch zwei Roſſe mit Sattel, Zaum und Eiſen,
Die Herren ſind uns Zeugen, ich lege recht und ſchlecht
Das Pfand in eure Hände; nun gebt auch ihm ſein Recht
Und ſprecht nach altem Brauche, daß er der Fordrung frei
Und auch zur rechten Stunde der Schuld erledigt ſei."
Da ſprach der Kaiſer treulich: „Ein deutſches Wort, ein Mann!
Er hat die Stunde gehalten, wie nur der Beſte kann.
Du ritteſt durch Tod und Feinde die Schuld mir abzufragen,
Du ſollſt auch meine Antwort ihm unter die Feinde tragen.
Hier iſt des Kaiſers Quittung für ſeinen Schuldenſchein."
Er nahm vom eignen Halſe das goldene Kettelein
Und gab's dem alten Hannes mit herzlichem Lachen hin.
Der Knappe fuhr zum Getümmel und dacht' in ſeinem Sinn:
„Das iſt ein ſchönes Prachtſtück für meines Herren Schrein;
Noch hat der Kaiſer ein andres, das möcht' ihm lieber ſein."

6.

Der Kaiſer ſprach zum Ritter: „Held, ich begehre dein,
Der Herrenlohn für Thaten wird neue Arbeit ſein.
Mein ſchlimmſter Feind auf Erden hauſt dort im Felſenſchloß,
Ungreifbar wie ein Geier für meiner Vögel Troß.
Er ſpannt nicht Schleuder und Armbruſt, ſein Söldnerhauf' iſt klein,
Und doch traf mich der Welſche ſchon mitten ins Herz hinein.
Er ſchleudert Tonnen Silbers, vergoldet iſt ſein Speer,
Ich hör' ihn kräftig ſchwirren durch meiner Freunde Heer;
In meine Zelt' und Reihen rollt heimlicher Verrath,
Ich ernte bittere Früchte von ſeiner goldnen Saat.

Ihm ſollſt du Bote werden; aus meines Lagers Bann
Du juſt der Aermſte von Allen, ein treuer, deutſcher Mann.“

Der Ritter trug zur Veſte des Kaiſers Fehdegruß;
Verachtend zertrat der Welſche den Brief mit ſeinem Fuß
Und führte mit ſpöttiſchem Lachen bei rothem Fackelſchein
Den kaiſerlichen Boten ins Schatzgewölb' hinein,
Und höhnend hob er den Deckel von vielen Tonnen ab
Und ſprach: „Für deinen Meiſter ſoll hier die Antwort ſein;
Um dies Metall wird zehnmal die Kraft des Kaiſers mein,
Mit einer Tonn' erkauf' ich italiſche Fürſtentreu,
Und ein Lombarde gilt wohl der deutſchen Thoren drei.“

Der Deutſche maß den Sprecher vom Haupt bis zu den Hacken,
Er griff mit der Rechten ſchweigend ſich nach dem weißen Nacken
Und löſte von dem Halſe ſein goldnes Kreuz und Gehänge
Und warf ſie unter die Tonnen in der Dukaten Menge,
Und rief die Hand erhebend beim Glanz des Fackellichts:
„So höhnſt du unſre Treue? Gott helf', ich habe nichts
Nichts weiter von gelbem Golde, dies iſt mein beſtes Gut,
Ich ſchenke dir's, du Wuchrer, verwahre die Habe gut,
Und hüte dich, Lombarde, beim Strahl der nächſten Sonnen
Erſchein' ich mit Leiter und Armbruſt und zähle dir die Tonnen;
Ich ſchlage mit deutſchem Eiſen an jedes Tonnengut,
Dann zahlſt du das goldne Kreuzbild mit deinem beſten Blut.“
Er wandte dem Grafen den Rücken und ritt ins Lager zurück;
Und Hänslein murrte: „Das Schenken war doch ein Narrenſtück.“

Herr Gotthelf ſprach zum Kaiſer: „Der Welſche war ein Schuft;
Mein Crucifix von Golde liegt oben in ſeiner Gruft,
Ich hab' es am Herzen zu tragen einſt meiner Dame geſchworen,
Mein Schwert muß es wieder holen, ſonſt iſt die Ehre verloren.“
Da frug der Kaiſer prüfend: „Wer kann die Dame ſein?“
Und Gotthelf ſprach erröthend: „Des Jägers Töchterlein.“

Der Herr rief finſter: „Wir ſtürmen, geht morgen das Frühlicht auf,
Du ſtehſt auf der erſten Leiter und führſt den erſten Hauf'."

Es trug am nächſten Abend von Burgau der junge Graf
Sein goldnes Kreuz, der Welſche lag ſtill im Totenſchlaf.

7.

Im Tamarindenbuſche ſaß Meiſter Hans verſtohlen
Und buk in ſtiller Freude Maiskuchen über den Kohlen,
Er drehte die Platte ſorglich und blies in die Kohlen hinein
Und griff nach ſeiner Flaſche mit Syrakuſerwein.
Er dachte: „Wie mein Kuchen dreht ſich das Glück der Welt,
Wir zogen ſo arm wie Kirchmäuſ' ins kaiſerliche Feld,
Wir haben von dem Glücke faſt nur ein neues Pferd
Und einen Sammetmantel für Feiertage begehrt,
Und ſind berühmte Helden und gräfliches Blut geworden;
Und dennoch ſehn' ich mich heimwärts aus Schlachtgeſchrei und Morden,
Gern hört' ich von unſrem Thurme die alten Dohlenlieder. —
Da horch! im nahen Laubholz ein Dohlenruf — und wieder:
'S ſind ihrer drei — dort blinzelt im Laub ein dunkles Geſicht,
Schwarz mögt ihr ſein, ihr Vögel, doch Dohlen ſeid ihr nicht."
Der Hans bedeckte die Kohlen, verſchob den Abendſchmaus
Und ſah mit Falkenblicken aus ſeinem Verſteck hinaus.
Der Waldespfad zur Seite belebte ſich mit Geſtalten,
In dunklen Mänteln und Kappen und Ruf und Antwort ſchallten
Wie Summen zu Hanſens Ohren: „Ich ſeh's wie Helme flimmern
Und bei dem Erſten der Bande die reiche Rüſtung ſchimmern,
Ihr ſeid auch keine Diebe, wohl iſt's ein Lombardenſtück."
So denkend kroch der Meiſter am Boden vom Buſch zurück
Und ſprang aus ſichrer Ferne dem nahen Lager zu. —

Der Graf ſaß träumend im Seſſel in ſtiller Abendruh,
Der Knappe kam und erzählte mit Lachen das dunkle Geſicht,
Da rief der Graf erbleichend: „Das wolle der Himmel nicht!“
Ergriff das Schwert und ſtürzte, wie toll durch Kampf und Wunden,
Zur Zeltthür, wo ihm der Bube die Roſſe feſtgebunden.
Er ſprang auf das erſte, doch Hannes ergriff des Pferdes Zügel:
„Ihr habt nicht Helm noch Harniſch, nicht Sattel und Steigebügel!“
„Hinweg! es gilt dem Kaiſer, er ritt den Weg allein
Sich, wie er pflegt, am Frieden des Abends zu erfreun.
Du wecke das Heer, Gott helfe!“ Er flog in den Wald hinaus
Und Hannes lief zur Trommel und fühlte Schrecken und Graus.

Der Kaiſer ſah zu den Wolken hinauf mit frohem Blick,
Da bäumte der edle Renner und ſprang mit Schnauben zurück.
Und aus dem Boden erhob ſich geſpenſtergleich ein Schwarm
Und fiel in des Roſſes Zügel und faßte des Kaiſers Arm.
Der Kampf war kurz und lautlos, ein Dolch traf des Pferdes Leben,
Es ſank in die Knie und ſtöhnte; der Reiter lag daneben
Und über ihm hob ſich zuckend der Stahl zum Kaiſermord,
Da ſprach der Herr im Ringen das erſte und einzige Wort:
„Gott helf'!“ Und es rief: „Ich komme!“ und ſchnell wie Wetterſchein
Durchfuhren mächtige Streiche der Mörder gedrängte Reih'n.
Im wallenden, weißen Mantel, entfeſſelt das lockige Haar,
Sprang über den Leib des Kaiſers der Graf in die Todesgefahr.
Die Mörder fuhren zur Seite, verſtört durch die helle Geſtalt,
Und fern her klangen Trompeten und Stimmen durch den Wald.

Als Hans mit Reitern und Fackeln den Ort des Kampfes gefunden,
Da hielt der Kaiſer knieend ſein Tuch in des Grafen Wunden;
Und Hans fiel ſtöhnend zu Boden: „So ſollte das Ende ſein?
Jetzt hören wir Beide nimmer die Dohlen von Burgau ſchrei'n.“

8.

„Willkommen, treue Deutſche, willkommen im Vaterland!
Juchei! dort ſteigen die Erſten herab von der Felſenwand. —
Schau, Vater, die Zwickelbärte! — Das ſind des Heeres Beſen
Den Weg zu ſäubern und fegen, Landsknechte auserleſen,
Sehr rühmt man ihre Thaten, doch ihre Sitten nicht.
Schau dort die Quaſten und Troddeln! wie glänzt das Sonnenlicht
So ſchön von Panzern und Speeren, und Federn an jedem Helme!
Der Kaiſer naht, der Kaiſer! — Die Mützen ab, ihr Schelme!
Dort wo ſich im großen Banner der Aar des Reiches bläht,
Dort reitet in grünem Wamſe des Herren Majeſtät,
Wie froh ſein Antlitz leuchtet, wie ſtolz der Rappe geht!
Hört, ob er ſpricht, daß Jeder des Herren Rede verſteht.“
So ſummt und wogt es im Volke von Jubelruf und Fragen:
„Wer iſt des Kaiſers Nachbar im blinkenden Silberkragen?
Er trägt den ſchweren Harniſch, als trüg' er ein Seidenkleid,
Und hat noch kaum ein Bärtchen, er lacht wie eine Maid.“
Die Frage vernahm ein Reiter, hielt vor der fragenden Menge
Und rief mit heimlichem Lachen hinein in das Feſtgedränge:
„Das iſt mein Graf von Burgau, des Kaiſers beſter Freund,
Ihm hat die welſche Sonne nur wenig das Antlitz gebräunt;
Sein Schloß liegt auf den Bergen, im Buchenwald dort oben.“

Und als die Thürme von Augsburg ſich aus dem Grunde hoben,
Da ſprach der Kaiſer zum Grafen: „Burgau, du treuer Mann,
Dir dank' ich, daß ich heute die Tochter küſſen kann.
Der Kaiſer lohnte dem Reiter, dem Vaterherzen gebricht's
An Lohn für deine Treue; Gotthelf, ich habe nichts.“
Was drauf der Graf geſprochen mit glühendem Geſicht,
Weshalb der Kaiſer gelächelt, das wußten die Leute nicht.

Ein Monat war vergangen; da hielt im Marmorſaal
Der junge Graf umſchlungen ſein neues Ehegemahl,

Und vor dem Paare kniete der Greis im Knappenkleide,
Und löſte des Herren Sporen und reiches Feſtgeſchmeide;
Er küßt' ihm Hand und Schulter und rief: „Ich hab's geſehn
Als uns der Schimmel gefallen, es mußte ſo geſchehn."
Und ſelig lief er zur Küche. Der Herr verſchloß das Zimmer
Und ſah mit heißer Liebe hinein in den feuchten Schimmer
Des ſchönen Mädchenauges. Er kniete vor ihr hin
Und ſprach: „Willſt du mir deuten der Kaiſerworte Sinn,
Die er beim Abſchied gerufen in väterlicher Huld:
Heut Abend zahlt die Tochter des Vaters Liebeſchuld?"
Da lächelt das Weib in Thränen und hoch erröthend ſpricht's:
„Ich weiß nicht was du forderſt; Gott helf'! ich habe nichts."

Die Blume des Weins.

1.

Der Wein, die liebliche Pflanze, ward hoch vor andern geehrt,
Ihr hat der milde Schöpfer zwei Blüthen im Jahre beſchert,
Die ein' am Rebenſtocke bei Sonnenlicht und Pracht,
Die andere tief im Keller in finſtrer Mitternacht.
Die erſt' in freien Lüften iſt klein mit zartem Duft,
Die zweit' im Faß verborgen, erfüllt mit Balſam die Luft.
Wir fühlen die Kraft der Blumen am weingefüllten Glas,
Die Küfer aber verſtehen das geiſtige Blühen im Faß,
Sie ahnen die tief Verborgne, ſie ſcheuen das heimliche Leben,
Den nächtlichen Duft im Keller, und fürchten die Blume der Reben.
Doch iſt ihr alter Glaube, bei hundertjährigem Wein
Soll einmal auch für Menſchen die Pflanze ſichtbar ſein.
Dann klingt und rauſcht es im Faſſe, der Zapfen ſteigt empor,
Und aus den rollenden Fluthen taucht langſam die Blume hervor,

Und füllt den Raum des Gewölbes mit magiſchem Purpurglanz,
Dann zieht ſich um die Reifen ein goldner Blätterkranz,
Die heimliche Blume ſchaukelt ihr Haupt im Kellerhaus,
Und aus dem Kelche ſprühen Rubinen als Funken heraus;
Staubfäden ſchießen zur Wölbung als blaue Feuerſtrahlen,
Und keine Farbe vermöchte die Pracht der Blume zu malen,
Dann füllt den ganzen Keller ein emſiges, ſtilles Weben,
Dann feiern die Geiſter des Weines ihr hundertjähriges Leben.
O ſelig, dreimal ſelig iſt jeder ſterbliche Mann,
Der ſolche heimliche Blüthen erſpähn und pflücken kann!
Sie bergen in ihrem Schoße die ſtärkſte Zauberkraft,
Die alles Glück der Erde dem kühnen Finder ſchafft,
So Mancher hat ſie begehret, ich habe ſichern Bericht.
Wie's Einem der Forſcher gelungen, erzählt euch dies Gedicht.

2.

„In nomine domini Amen!“ ſprach Abt Eugenius,
„Wir heißen die luſtigen Mönche des heiligen Blaſius,
Wir haben in unſern Truhen viel Gold und Edelgeſtein,
Wir haben manches Stückfaß von wunderſamem Wein;
Allein das Größte von Allem hat keine Müh' verſchafft,
Das iſt die Blüthe des Kellers mit ihrer Geiſterkraft.
Drum denket nach, ihr Brüder, ob's uns gelingen mag
Die Zauberblume zu finden, das wär' ein Freudentag.“
Da neigten ſich die Mönche und ſprachen: „cogitamus.“
Und freudig hob ſich vom Seſſel der Bruder Abrahamus
Und ſprach: „Ich konnte die Blume zwar nie beim Becher fangen,
Und bin doch jeden Abend deshalb zum Weine gegangen,
Doch dieſes hab' ich erkundet, im Keller muß ſie ſein,
Man merkt es am Geruche.“ — Da riefen die Brüderlein:
„Ja, ja, wir hoffen Alle, ſie wird im Keller ſein.“
Der Abt verſetzte: „Brüder, in unſerem Keller nicht,
Das muß ich am beſten wiſſen,“ und faltete ſein Geſicht.

Die Brüder murmelten: „Freilich, ihr wißt es am allerbeſten."
Und Pater Henricus ſagte: „Man muß nach Oſt und Weſten
Erfahrene Männer ſenden, zu ſuchen das holde Kraut,
Ich ſelbſt umgürte die Lenden, wenn mir der Convent vertraut."

Da ſprach der Abt mit Rührung: „Geprieſen ſei der Mann,
Der dich, mein Bruder, zeugte; tritt deine Reiſe an."
Drauf nahm der Pater die Taſche und ſchürzte ſein Gewand,
Und ehrerbietig küßt' er dem Abt die runde Hand.
Der neigte ſich murmelnd auf ihn und ſprach den Reiſeſegen:
„Dich ſchütze die heilige Jungfrau auf allen deinen Wegen,
Sanct Ulrich, Sanct Cyrillus und Sanctus Blaſius."
Der Pater beugte die Kniee und ſprach den Scheidegruß;
Und traurig riefen die Brüder: „Geſegnet ſei dein Fuß!"

3.

So zog er aus dem Kloſter am ſchönen Rhein entlang,
Und prüfte viele Fäſſer und ſaß auf mancher Bank,
Und ſtieg in jeden Keller und trank mit jedem Wirth,
Und ſegnete jede Schenkmaid und hatte ſich ſtets geirrt,
Denn von der Blume des Weines erhielt er nirgend Kunde.
Einſt lief er auf felſigen Pfaden in ſpäter Abendſtunde
Und ſuchte mit trübem Auge nach einem Herbergſchild;
Da ſah er an ſeiner Rechten ein ſehr bedenkliches Bild.
Denn auf dem höchſten Steine ſaß mitten in kaltem Wind,
Faſt über dem Haupt des Mönches, ein zierliches nacktes Kind,
Es hielt ein Glas in den Händen und nippte ſtark daran,
Und baumelte mit den Beinchen und lachte den Pater an.
Der rief: „o pauper vermes," zu deutſch, du armer Wurm,
„Du wirſt dich garſtig erkälten dort oben im eiſigen Sturm."
„Ja," ſeufzte der Kleine, „Pater, mich friert auch gar zu ſehr,
Hab' keinen Rock und Höslein und auch kein Hemde mehr,
Ich habe das alles vertrunken in altem, ſüßem Wein."

Das freute den guten Pater, er ſprach: „So muß es ſein,
Ich mach' es auch nicht anders. Doch bin ich ein ſtarker Mann,
Du biſt ein weicher Knabe, zieh meine Kleider an;
Ich will dir die Kutte geben, wir ſchneiden die Aermel ab,
Die ſollſt du als Höslein tragen.“ Der Kleine ſprang herab,
Und beide ſetzten ſich friedlich an eines Baches Rand,
Und trennten und banden mit Fäden die Aermel am Mönchsgewand,
Nach Kurzem trug der Kleine Pumphoſen faltig und kraus,
Und ſah aus ſeiner Kutte wie Schneck' aus ihrem Haus.
Er ſchlug in die zarten Hände und ſchritt um den Mönch herum,
Und hing die lange Schleppe gar majeſtätiſch um.
Im Hemde ſtand der Pater, er lachte inniglich,
Und ſtemmte die Arme unter und rief: „Gott ſegne dich,
Du biſt ein ſchmucker Junker und drehſt dich wie ein Prinz.“
Der Kleine verſetzte würdig: „Der bin ich, Pater Hinz.“
„Potz mille, ei der Tauſend, wo ſteht das gepanzerte Roß?
Wo ſind die Ritter und Grafen und deiner Knappen Troß?
Wo liegt, du Göckelhähnchen, dein Schloß und Königreich?“
„Das alles ſollſt du ſehen, ich zeige dir's ſogleich.“

4.

Der Kleine ſchritt zum Felſen und ballte die weiße Hand,
Und ſchlug mit allen Kräften dreimal an die Felſenwand.
Da ſprang der große Steinblock mit lautem Knall in Stücke
Und wölbte ſich oben zum Bogen und unten zu einer Brücke,
Der Pater und der Kleine durchſchritten das Felſenportal,
Und ſtiegen auf breiten Treppen in einen rieſigen Saal
Mit weißen Pfeilern und Bögen, gehauen in Marmorſtein,
Erfüllt durch tauſend Fackeln mit röthlichem Dämmerſchein.
Es lagen an Wänden und Pfeilern wohl tauſend und tauſend Fäſſer
Und Flaſchen von allen Arten, nie ſah ſie der Pater beſſer,
Denn jede trug ein Pelzkleid von Schimmel und grünem Moos.

Da faltete unſer Mönchlein die Händ' in ſeinen Schoß
Und ſah vertraulich die Flaſchen, ehrfürchtig die Fäſſer an,
Und zwängte die flehenden Augen zurück zum kleinen Mann.
Der lachte: „Sieh, mein Pater, gefällt dir das Königreich,
Hab' hundert ſolche Paläſte und keiner dem andern gleich.
Hier ſchau', die würdigen Fäſſer ſind meine edlen Barone,
In hölzernem Panzerkleide mit eingebrannter Krone
Und ſtarken Eiſenringen um Rippen und Bruſt zur Wehr.
Und hier die vollen Flaſchen ſind meiner Knappen Heer,
Sie tragen Sammetpelzchen und ſtehn als Söldnerreih'
In grün und weiß gekleidet, in meiner Liverei.
Und hier die hohe Tonne, von Eichenplanken gemacht,
Iſt mein gepanzertes Streitroß, das reit' ich in der Schlacht;
Dort hängt aus Rebenwurzeln geflochten des Pferdes Zügel,
Und Hähne ſind die Sporen und Zapfen die Steigebügel." —
Der Pater verlor die Sprache, ihm war die Luft benommen.
„Du ſuchſt die Blume des Weines? du biſt zurecht gekommen
Sie blüht in dieſem Keller juſt heut um Mitternacht,
Du kannſt ſie ſehn und brechen — doch halte getreue Wacht,
Nur eine Viertelſtunde vermagſt du die Blume zu ſehen,
Verſäumſt du ſie zu pflücken, ſo iſt's um dich geſchehen.
Bis dahin biſt du Herrſcher, verſuche jedes Faß."
„Nichts lieber," ſprach der Pater und packt' ein großes Glas.
Da ging der Kleine zum Ausgang und rief mit ernſtem Geſicht:
„Verſäume die Viertelſtunde, vergiß die Blume nicht!"
Drauf nickt' er lächelnd dem Mönche: „Sei glücklich!" und verſchwand,
Der Pater ſtand ſo ſelig in Rebenkönigs Land.

5.

Fünf Flaſchen leert' er ſchleunig, dann ſchritt er zu ernſter That.
Er ſchlich von Faß zu Faſſe und hielt mit ſich ſelber Rath,
Und ſchnalzt' und lachte vor Freude, die Augen glühten in Luſt:

„Gott Vater! ſo viele Wonne trägt keine Menſchenbruſt,
Ich muß mich zu Einem ſetzen, das Miſchen thut nicht gut.“
Er ſuchte das Größt' und Beſte, und ſprang darunter in Wuth,
Und ſtürzt' in goldnen Strömen den Wein die Kehle hinab,
Und ſprach zum Weine: „Schneller, du ſäumiges Rößlein, trab!
Hinunter durch die Kehle!“ — Er zählte jeden Pokal,
Doch als er den zwölften leerte, vergaß er vor Freude die Zahl.
Da, horch, erdröhnte der Keller von zwölf geſchwinden Schlägen
Und ſtaunend merkte der Pater ein leiſes Kniſtern und Regen,
Aus ſeinem erwählten Nachbar ertönte feiner Klang,
Und gegen die Planken wogte der Wein mit ſtarkem Drang.
Und oben aus dem Holze faſt über ſeinem Haupt
Erhob ſich ein goldner Stengel mit grünem Blatt umlaubt,
Und lange Zweig' und Ranken umrollten das ganze Faß,
Und fielen in loſen Gewinden bis auf des Paters Glas.
Da plötzlich glühte der Keller in zitterndem, rothem Licht,
Die Blum' enthüllte die Blätter. — Der Pater hob das Geſicht.
Und öffnete Mund und Naſe dem Duft der Geiſterblüthe,
Und rief: „O ſelige Stunde, in der ich mich bemühte
Die Blume zu erlangen!“ Er trank und ſchenkte ein,
Und ſah mit neuem Entzücken ins Wunderlicht hinein.
„Du ſollſt mir nicht entgehen! Noch hab' ich viel zu thun,
In wenig Augenblicken wird meine Kehle ruhn,
Denn hab' ich die Blume gebrochen, ſo hört das Trinken auf,
Dann muß ich zum Kloſter wandern in dienſtbefliſſenem Lauf.“
Er trank und füllte den Becher und trank von Neuem aus,
Und dachte über die Freude der Brüder im Kloſterhaus.
„Gleich will ich die Roſe pflücken! Wie mundet der Wein ſo gut,
In dieſen letzten Zügen erhol' ich zum Pflücken den Muth.“
Da hob ein Hammer zum Schlage der Viertelſtunde aus.
„Ha,“ rief der Pater, „zu Ende geht jetzt der ſchöne Schmaus!
Jetzt muß ich die Roſe pflücken, noch ſchnell das Trennungsglas.“
Und als er den Becher geleeret, erbebte das ganze Faß,
Der Pater hob ſich haſtig zur flammenden Blüth' empor, —

Da ſchlug das Viertel, er ſtürzte mit Wangen, Naſ' und Ohr
Hinein in den Kelch der Blume und fühlt' entſetzt das Feuer.
Von ſtarkem Donnern und Blitzen erbebte des Saals Gemäuer,
Die Blume verſank im Faſſe, die Fackeln verlöſchten im Nu,
Der Pater lag am Boden und machte die Augen zu.

6.

Und als der Mönch erwachte, da lag er an Baches Rand,
Und über ihm unzerſchnitten das braune Mönchsgewand.
Er rieb ſich dumpf die Augen und drückte den ſchweren Kopf,
Und fuhr erbittert und zornig in ſeinen geſchornen Schopf.
Da ſah er plötzlich im Waſſer ſein eignes Angeſicht,
Und ſtarrt erſchreckt hinunter und traute den Augen nicht.
Denn ſeht, an Naſ' und Wangen, ſo weit er die Roſe berührt,
Hat unſer Pater Henricus gar Wunderbares geſpürt.
Auf ſeinem menſchlichen Antlitz erglänzten in feurigem Schein
Die Naſ' und auch die Wänglein, roth wie ein Blumenrain.
Der Pater ſeufzte betreten: „So mancher trägt im Haar
Und an der Bruſt die Roſen, allein im Antlitz gar, —
Das iſt ein großes Wunder; was werden die Brüder ſagen?“
Und langſam begann er den Zauber und ſich nach Haus zu tragen.
Und als er dem Kloſter nahte zum heiligen Vesperſang,
Vernahm er ſchon vom Berge den feſtlichen Glockenklang,
Und aus der Kloſterpforte zog ſeiner Brüder Hauf
Mit Stola, Kreuz und Fahne zu ihm den Berg herauf,
Und alle rieſen mit Jubel: „Willkommen im Kloſterhaus,
Du treuer Mann, salveto! du bliebſt uns lange aus.“
Und Abt Eugen ſprach eifrig und packte das Brevier:
„Wo haſt du die Zauberblüthe?“ Der Pater ſagte: „Hier!“
Und wies auf Naſ' und Wangen. Da ſtaunte Jedermann,
Und hörte des Paters Kunde mit großem Jubel an,

Und Abt Eugenius ſagte: „Singt Alleluja mir.
Willkommen, du frommer Pater, des Kloſters ſchönſte Zier!
Die Wunder ſind vergänglich, der Durſt bleibt ewig hier.“

Trinkſpruch.

Es iſt ein altes Germanenrecht,
Aus Urzeit geerbt von Geſchlecht zu Geſchlecht,
Das Schwerſte beim Mahle zu beſprechen,
Sich Neues zu bilden und Altes zu brechen.
Denn es iſt eines Gottes Erfindung und ſeine Liſt,
Daß beim Weine das Herz der Deutſchen am größten iſt.
Der Franzmann trinkt ſich toll, der Slave ſtumpf,
Der Rauſch auch des Briten iſt polternd und dumpf,
Der deutſche Rauſch iſt ein Feenſohn,
Der das Haupt beſteiget als ſeinen Thron;
Er öffnet uns das Herz, die volle Blüthe,
Und alle Liebe, die darin erglühte,
Und alles Fühlen, das ſich drin verſchloſſen,
Das kommt als reiner Thau hervorgefloſſen.
Der Fremde rückt an den Fremden heran
Und ſein Auge glänzt: du biſt mein Mann.
Und alle die Bande und Tonnenreifen,
Mit denen wir ſonſt das Leben umſchweifen,
Sie brechen zuſammen wie Reiſer im Wind.
Beim Becher wir liebenswürdig ſind,
Weil wir die Liebe im Herzen tragen
Und, was wir fühlen, im Rauſche ſagen.

An die Studenten.

Ihr habt zum Liederpräſes mich erkoren,
Habt mir das Sammtbaret ins Haar gedrückt,
Die Straußenfeder ſchwankt auf meinen Ohren
Und euren Schläger halt' ich hoch gezückt.
Heran, ihr Dichterknaben! rückt die Bänke,
„Zum luſtigen Poeten“ heißt die Schenke,
Und goldne Tropfen perlen im Pokal.

Willkommen Alle bei dem Liedermahl!
Tragt eine Lyra mir in das Hoſpiz
Und gebt ſie reihenweis vor jeden Sitz,
Und ſo beginnet eure beſten Weiſen
Und laßt dazu den Becher luſtig kreiſen.

Ihr ſingt von Liebe? — Ja, das Herz iſt voll
Und ſehnt ſich ſeine Fluthen auszugießen,
Doch hämiſch läßt die Welt, der alte Troll,
Die warmen Tropfen auf dem Grund zerfließen.
Es iſt des Dichters Lieb' ein großer Stern,
Der ſeinen Zauberglanz herniederſendet,
Die Strahlen wärmen, doch der Stern iſt fern.
Ihr ſollt euch ſehnen, bis das Leben endet;
Denn Schmerz und Sehnen ſind der Sangesblüthe
Uraltes Blatt, aus welchem ſie erglühte,
Seit Orpheus weinte vor des Hades Herrn.
Gott ſchenk' euch einen ſchönen, hellen Stern,
Und leg' euch in das offne Dichterherz
Die höchſten Wonnen und die tiefſten Leiden,
Schenk' euch ein ſtarkes Sehnen, Glühn und Meiden,
Und das Erwachen ſei ein reiner Schmerz.

Horch, andre Klänge! in gewicht'gen Tönen
Singt ihr das Lob des Wahren und des Schönen,

Und dem Gedanken hör' ich euch erheben,
Des Dichters Denken und ſein Haupt ſoll leben!
Wie roſig glänzt es euch vom Blut der Reben!
Das lange Haar, der Mütze bunte Farben,
Das ſtolze Bärtchen, hier und da wohl Narben, —
So keck und trotzig ſchaut ihr in die Welt,
Wie Krieger in des Feindes Burg und Zelt.
Auch ihr ſeid Krieger, ſollt zum Kampfe fahren,
Ihr habt geſchworen zu der Weisheit Fahnen;
Den Schatz des Wiſſens und des Geiſtes Bahnen,
Der Menſchheit Habe ſeit viertauſend Jahren,
Die ſollt ihr treulich hüten und bewahren;
Und wachen ſollt ihr bei der jungen Saat,
Die auf dem Grunde der Vergangenheit
Ergrünt, als ſchönſte Hoffnung unſrer Zeit.
Ihr ſollt das Wiſſen härten bis zur That,
Das Eiſen des Gedankens bis zum Stahl,
Für euren Kampf mit Rieſen und Gezwergen.
Ihr ſollt die Freiheit führen von den Bergen
Des hellen Denkens in das dunkle Thal.
Das alles ſollt ihr, ſollt es thun und ſingen;
Das freie Lied ſoll ſich in Thaten kehren,
Und Männerthat ſoll euch die Lieder lehren.
Dann, Brüder, wird der deutſche Liederſtrom
Von Land zu Lande ſeinen Segen tragen,
Und ſeine Fluth wird laut und brauſend ſchlagen
An ſchlechte Hütten und den ſtolzen Dom.

Ich hör' ein Lied, daß alle Muſen beben;
Ein Lied der Freude, dem Studentenleben!
Ja, auch die Stunde hat ihr gutes Recht,
In Stunden hängt der Menſch und ſein Geſchlecht,
Und dieſe Stunde ſei geweiht der Freude.
Wankt auch der Almanach, das Luſtgebäude,

Dem tollſten Sange ſei der erſte Preis! —
Ihr ſeid ein ſeltſam Volk, das Keiner kennt,
Der ſich nicht lachend euren Bruder nennt;
Von Außen hart und wild, im Innern heiß,
Und weich für jeden Fingerdruck des Schönen,
Und voll von Farbenpracht und holden Tönen
Iſt eure Welt, die Welt der Ideale;
Den Fremden aber zeigt ihr nur die Schale.
Ihr tragt das Hohe, Heil'ge tief im Herzen,
Und dennoch könnt ihr mit dem Kleinſten ſcherzen;
Das Leben iſt euch Nichts, die Welt ein Spott,
Der Geiſt iſt Alles, Wiſſen euer Gott.
Und ſtark und feurig ſind euch Lieb' und Haß;
Autorität ein jedes volle Glas.
Wie ihr, weiß Niemand in der Welt zu lachen
Und Niemand ſo das Spiel zum Ernſt zu machen,
Niemand ſo tief das Gute zu verehren,
Und Niemand ſo das Becherglas zu leeren.
Darum ein Hoch der freien Jugendzeit!
Hoch jedes Lied, das ihr mit Luſt geſungen,
Hoch jeder Becher, der dazu erklungen,
Und pereat jedwedes Erdenleid!

Winckelmann.

Träume des Künſtlers ſie gleichen der Traube,
Die in dem Dunkel ſchimmert und lacht;
Tief in der Seele verſchlungenem Laube
Regt ſich's lebendig in dämmernder Nacht,
Bis von dem Safte die Trauben ſchwellen,
Blitzend die heiligen Tropfen entquellen,
Das Kunſtwerk ſich bildet als goldner Wein.

Und auf dem ſtählernen Ambos der Wahrheit
Schlägt der Gelehrte des Wiſſens Metall,
Schmelzet die ſtarrende Maſſe zur Klarheit,
Prüfet und mißt die Verhältniſſe all';
Sicher und kühn, nach bedächtigem Schwanken,
Löthet und treibt er mit freiem Gedanken
Den goldenen Becher, die Wiſſenſchaft.

Und bei dem Mahle der Göttlichen fließet
Hell in dem Becher der heilige Wein;
Und der Menſch, der göttliche, gießet
Selig die Kunſt in das Leben hinein.
Becher und Wein, ſie gehören zuſammen,
Wiſſen und Kunſt ſind verbundene Flammen,
In denen die Seele zum Himmel glüht.

Prolog

zum 13. November 1842.

Das Wiegenfeſt der hohen Königin,
Die wir als Landesmutter und als Frau
Mit Ehrfurcht lieben und getreuem Sinn,
Iſt auch für dieſen luft'gen Muſenbau
Ein Wiegenfeſt; denn in geſchmückter Halle
Trat heut der Kunſtgebilde leichter Chor
Zum erſtenmal ans goldne Licht hervor.
Drum haben heut die holden Geiſter alle
Nach einem Jahre zu dem Doppelfeſte
Euch eingeladen als erſehnte Gäſte.

Gern hängt die Kunſt, der ſchöne Wundervogel,
Ihr zierlich Neſt an hohe Menſchennamen,
Auch dieſes Haus, und hier der goldne Rahmen,

Worin des Dichters Träum' und Bilder walten,
Sei durch die edelſte der Frau'ngeſtalten
Geheiligt und geweiht für alle Zeiten.
Wie unſrer königlichen Mutter Bild
Sei rein und edel, was wir euch bereiten,
Sei königlich die Kunſt und fein und mild;
Des Weibes zarter Sinn ſoll darin leben,
Ordnung und Sitte ſegnend uns umſchweben,
Die Kunſt ſei froh, doch würdig ſelbſt der Spaß,
Die Leidenſchaften adle noch das Maß,
Und Lieb' und Achtung ſei das ſchöne Band,
Das euch, die Herren dieſer Erdenwelt,
Mit uns, den weichen Kindern aus dem Land
Der flücht'gen Phantaſie zuſammenhält.

Der Künſtler iſt ein Kind der ſchnellen Stunde,
Sein Leben iſt ein Traum; nur Eine Stunde,
Wenn die Gardine rauſcht, die Lichter flammen,
Dann kommt ihm das Erwachen, Glut und Leben,
Dann ſchlägt Begeiſtrung über ihm zuſammen,
Was er im Herzen fühlt, will er euch geben,
Die Seele zuckt, er kann nicht widerſtreben;
Und fordert ihr das Höchſte, ſeht, er ſchafft es,
Und ſteigt zum Himmel auf der Kunſt Gefieder;
Und heiſcht ihr das Gemeine, ach, er rafft es
Euch von dem Boden und ſinkt ſelbſt darnieder.
Er wird ein Gott, wenn ihr das Große liebt;
Er wird zum Knechte, wenn er Schlechtes übt,
Und ſeine Kunſt gleicht einer ſchwachen Dirne,
Die dem Geliebten nicht zu wehren weiß,
Doch ſelbſt bei ſeinem Kuſſe glüht die Stirne,
Von tiefer, inn'rer Scham ihr roth und heiß.

Seid darum hold und gütig, ſchenket Huld
Dem Guten, unſrem Fehlen ſchenkt Geduld;

Ihr macht uns ſchön, verlangt ihr nur das Schöne,
Ihr adelt uns, wenn ihr das Edle wollt;
Die Zauberkraft des Wortes und der Töne,
Noch ſchwand ſie nicht, wenn ihr ſie prüfen wollt.
Noch lebt die Kunſt, noch ſtrebt der friſche Sinn
Des Künſtlers nach dem Idealen hin.

Der heut'ge Abend ſei ein neues Band,
Das euch mit uns und unſrer Kunſt verbindet,
Das Meiſterwerk, das wir euch heut verkündet,
Sei unſres ernſten Willens Unterpfand;
Und dieſes fühlt aus Worten und aus Tönen:
Die Form vergeht, es bleibt die Macht des Schönen.

Ein Geburtstag von Agnes Franz.

(März 1842.)

Prolog.

Ein kleiner Zug der wohlbekannten Gäſte
Begrüßt die Dichterin an ihrem Wiegenfeſte,
Hör' gütig an, was ſie dir ſchüchtern ſagen,
Die Laute ſind's, die ſie im Herzen tragen,
Die weichen Klänge alter, treuer Liebe.
Denn wer, wie du, ſo innig, rein und zart,
Des Lebens Höchſtes in der Bruſt bewahrt,
Und nie ſich untreu ward und ſeinem Lieben,
Der ſoll ein Vorbild ſein für andre Gute,
Nach dem ſie hoffend ſchau'n mit gläub'gem Muthe,
Und darf ſich deſſen freuen, und es freut
Mit ihm ſich aller Himmel Herrlichkeit.

Ein Jahr iſt dir vergangen, manche Freud'
Trug es auf ſeinen Flügeln, manches Leid.

Dein zarter Körper rang mit ſchweren Schmerzen
Und ſtilles Leid nagt' oft an deinem Herzen.
Doch himmliſch lange Sanftmuth, feſter Glaube
Und ſtarke, freud'ge Hoffnung überwanden,
Und ließen dich in ruh'gem Hafen landen.
Und ſieh, im weiten Runde deiner Lieben
Stehſt du in heiterer Geburtstagspracht,
Und viele Augen an den deinen hangen,
Und mancher Mund dir Freundesgrüße lacht,
Es ſtrahlet deines reinen Lebens Glück
Von einem weiten, frohen Kreis zurück,
Und ſie begehn mit frommem Ernſt und Scherzen
Das heut'ge Feſt beim goldnen Schein der Kerzen;
Und daß die Feier rechten Glanz gewann,
Führt' ich als Königin den Reigen an.

Die Hausfrau.

Im engen Raum des Hauſes, da iſt der Hausfrau Walten,
Sie ebnet in emſigem Schaffen des Lebens Mühen und Falten,
Sie denkt und ſorgt für die Ihren, geräuſchlos, ſtill und fein,
So daß ein Fremder meinet, es könnte nicht anders ſein.
In ihr ruht des Hauſes Frieden, der Segen der kleinen Welt,
Von der ihr Wachen und Sorgen die wilden Dämonen hält.
Doch wem der Himmel geſenket ins Herz des Schaffens Luſt,
Und wem er mit Idealen gefüllt die ſehnende Bruſt,
Dem wird die enge Beſchränkung der Frauen doppelt ſchwer,
Dem wird der Raum des Hauſes leicht drückend, kalt und leer.
Du aber biſt unſer Vorbild nicht nur im Reich der Träume,
Du haſt mit den Strahlen der Gottheit geſchmückt auch die engen Räume,
Haſt dir eine Heimat gegründet auch hier auf der kleinen Erde,
Haſt ſtets mit Milde getragen des Lebens Druck und Beſchwerde,

Biſt eine Freundin geworden mit ehrlichem treuem Herzen,
Biſt Vielen Mutter geworden mit Mutterſorgen und Schmerzen.
Und wenn dich die Kinder entführten aus deiner ſchönen Welt,
Und wenn uns der Kleinen Rufen, ihr Schreien und Jauchzen gequält,
Du gingſt mit Sanftmuth und Liebe, mit Lächeln und feinem Sinn
Durch alle Diſſonanzen ſo ruhig und freundlich dahin.
Und ſchnitteſt wieder Hemdchen und bauteſt dem Fränzchen Thürme,
Und machteſt zu Mantelfutter die alten Regenſchirme. —
Verzeihe, daß ich plaudre von deiner Wirthſchaft Kreiſe,
Doch erſt in der Sorge für's Kleine bewährt ſich der echte Weiſe.
Und wenn es Einem vergönnt iſt, dein ſtilles Wirken zu rühmen,
Dein ſegensreiches Leben, den Zauber deiner Welt,
So wird es mir zuerſt, der Hausgenoſſin, geziemen,
Die du in treuem Lieben an deine Seite geſtellt.
Nimm dafür zum heutigen Feſte Hausmütterchens Gruß und Dank,
Und Gott erhalte dem Hauſe dich glücklich, fröhlich und lang'.

Die Poeſie.

Als unſer Herr die Blumen am Schöpfungstage gemacht,
Da hat er zuletzt die Roſe zum Paradies gebracht.
Er ſprach: „Das Schönſte des Himmels, das iſt der Liebe Walten,
Die ſchönſte Blüth' auf Erden ſoll alle Blumengeſtalten
Als Königin regieren und Lieben euch bedeuten;"
Da neigten ſich Gräſer und Blumen gehorſam von allen Seiten.
So ward die Roſe ein Sinnbild des Himmels in menſchlicher Bruſt.

Ich bin ein Kind der Roſen, geboren in Frühlingsluſt,
Und wo ich die Füße ſetze, da quillt und duftet's hervor;
Da zieht durch die Fluren des Lebens der herrlichſte Freudenchor,
Und lockende Töne erklingen, wo ich die Kreiſe zieh';
Ich bin ein Kind der Roſen, die Göttin Poeſie.

Du haſt in deinen Träumen den Himmel offen geſchaut,
Weil dir ein Herz voll Liebe die Brücke zum Himmel gebaut,
Und wenn du vom Frühling und Leben, von Blumen und Vögeln geſungen
Und wenn die Accorde des Leides aus deinem Herzen gedrungen,
Dann war es Lieb' und Liebe, was dir in der Seele webte,
Die bunten Luftgeſtalten der Phantaſie belebte.
Und wenn du in feinem Scherze die Kinderſeelen belehrteſt,
Und wenn du in frommer Andacht die Augen zum Himmel kehrteſt,
Die Liebe zu deinen Kindern, der ſtarke, feſte Glaube
War deiner Lieder Urquell, war die geweihte Taube,
Die in dein Leben brachte das grüne Friedensreis,
Den Lorbeer um deine Stirne, die Palme als Gottes Preis.
Die Gabe deiner Dichtkunſt, dir bleibt ſie ewig treu,
Und deine Geſänge klingen auf ewig friſch und neu,
Denn was im Herzen erklungen, wird ewig in Herzen dringen,
Und was die Liebe geſungen, wird ewig Liebe bringen!
Drum ſprech' ich zum heut'gen Feſte den Gruß aus voller Kehle:
„Auf dich der Gottheit Segen, du reine Dichterſeele!“

Ein Bauermädchen.

Hans, führ' den Wagen her. — Nun, grüß dich Gott,
Du liebes, gutes Fräulein, grüß dich Gott
Zu deinem Ehrenfeſte. — Bin ein Bauernkind,
Und komme vom Dorfe durch Regen und Wind.

Heut früh tret' ich vor meiner Mutter Thür,
Denn, „Linchen,“ ſpricht die Mutter zu mir,
„Sieh zu, wie's mit den Schneeglöckchen ſteht,
Und pflück' ein Sträußchen von unſrem Beet,
Das ſollſt du der Tante Agnes tragen
Und ihr ſchönen Gruß vom Frühling ſagen.“

Nun gut, ich gehe vor das Haus
Und rufe: „Frühling, komm heraus!
Komm hervor aus der Erde, lieber Freund,
Und mach', daß die Sonn' am Himmel ſcheint
Und laß die bunten Blumen blühen
Und laß die kleinen Vögel ziehen,
Ich will ſie zur Tante Agnes tragen
Und ihr einen Gruß vom Frühling ſagen" —
Und wie ich ſo red', iſt Alles ſtill,
Es regnet, die Winde wehen gar kühl,
Und mir wird traurig in meinem Sinn.
Auf einmal ſeh' ich neben mich hin,
Da ſitzen im Winkel vor unſerer Scheune
Die erſten Vögel, hübſche und kleine,
Sie piepen und ſchlagen die Flügel geſchwinder
Und zwitſchern: „Da ſind wir, die Frühlingskinder.
Wir wollen die Tante Agnes grüßen,
Doch aber noch keine Lieder wir wiſſen,
Wir ſind noch ein wenig dumm und klein
Und können nur wenige Noten ſchrei'n." —
Ich denke, du packſt die Vögel ein
Und führſt ſie zur Tante Agnes hinein.
Sprecht, kleine Schelme, ſeid ihr da?
(Die Vögel piepen unter der Decke)
„Ja, ja!"
So kommt heraus und ſingt euer Sprüchel,
Es kommt aus dem Herzen, dem beſten Büchel.

Die Vögel.

1.

„Zum frohen Wiegenfeſte
Der lieben Tante Franz
Erſcheinen wir als Vögel
Mit buntem Federglanz."

2.

„Die kleinen Vögel im Neſte,
Die recken die Schnäbel hoch,
Sie können nicht hübſch ſingen,
Du aber verſtehſt uns doch.“

3.

„Auch ich bin ein loſer Vogel,
Mein Stimmchen iſt noch fein,
Und leiſe nur kann ich ſingen
Ins Ohr dem Mütterlein.“

4.

„Doch auch das ſchüchterne Stammeln
Kommt aus getreuem Sinn,
Drum nimm die Herzenswünſche
Der Kinder freundlich hin.“

Sieh, Fräulein, ich habe mir einen Spaß gemacht,
Und hab’ deine eigenen Vögel als Fremde gebracht.
Dein ſind die Kleinen, du haſt ihr Neſt gemacht,
Und haſt um ſie geſorgt bei Tag und bei Nacht.
Haſt ihnen mit Körnern gefüllt den Kragen,
Haſt ihnen Federn zum Röckchen zuſammengetragen,
Du guter Muttervogel du!
Und Tante Agnes, höre zu:
Du haſt dir hier einen Frühling gewonnen,
Den beſten und heiligſten unter der Sonnen.
Ein Gruß der Natur iſt’s, den ſie dir bringen,
Wie du ſie gelehrt haſt, ſo werden ſie ſingen,
Du lehrteſt ſie Liebe,
Und heut ſchon ſingen ſie: Gegenliebe.

Der Hausfreund.

Jetzt komm' auch ich das kleine Fränzchen bitten,
Als ein Knab' in deinem Hauſe wohlgelitten,
Du wolleſt dich bedenken
Und auch im neuen Jahr mir ſchenken
Deine alte Lieb' und Freundſchaft,
Und mit mir halten gütige Gemeinſchaft.
Freilich, mich wirſt du ſo leicht nicht los,
Ich habe mich bei dir eingeniſtet,
Ein Kuckuk bei der Nachtigall,
Bin ein Bischen ungeſchlacht und los,
Anmaßend und ſtolz überall. —
Und ſtör' ich dir etwa einmal
Mit geſpreizten Flügeln und lautem Schall
Deines Kreiſes reine Harmonie,
Und kräh' eine Melodie,
Die bei dir und deiner Freunde Kunſt
Mich weniger ſetzen könnt' in Gunſt,
So verzeihe das und ertrage mich,
Und wenn die Andern ſchelten, du ſage innerlich:
„Seine Seel' iſt doch ein Kind, wie die meine,
Sein Herz ſchlägt warm, wie das meine,
Und ich weiß, er liebt mich."
Ja Agnes, das thu' ich.
Und ſo grüß' ich das Handwerk und faſſe deine Hand,
Und ſegne der Himmel auch unſer Freundesband.

Dem Oheim

zum funfzigjährigen Amtsjubiläum 1843.

Es ſchwebet zwiſchen Gott und Ewigkeit
Das Menſchenleben, zwiſchen Erd' und Zeit.
Darum zwei großen Welten es gehört,
Und zwiefach iſt ſein Maß und inn'rer Werth.

Auch du, mein Oheim, ſiehſt am heut'gen Tage
Ein doppelt Leben dir vorüberziehen;
Das eine lang, erfüllt mit Freud' und Klage,
Das andre kurz, ein Zucken, ein Erglühen,
Ein Liebeshauch aus deines Gottes Munde
Dein Leben beides! — klein erſcheint es dir,
Du ſtiller Greis, in deiner Treuen Runde;
Doch daß es groß und viel war, fühlen wir,
Und ſagen dürfen wir's in dieſer Stunde.
Was in dir wogt' und kämpfte, iſt geglättet,
Zwar eines haſt du aus dem Streit gerettet,
Das höchſte Menſchengut, die Lieb' im Herzen,
Doch unſre Erdenkämpfe ſind dir fern;
Schon ſiehſt du mit den Augen deines Herrn,
Wie Alles kurz war, eitel Glück und Schmerzen.
Wir aber, die wir mit dem Leben ringen,
Uns ziemt es, heute dir den Gruß zu bringen,
Den Gruß der Liebe aus vergangnen Tagen,
Dein Thun zu rühmen und dir Dank zu ſagen.
Als kleine Knaben riefſt du uns herein
An deinen Arbeitstiſch, zu deinen Füßen
Erſchloß ſich uns des Wiſſens großer Schrein.
Andächtig lernten wir bei dir begrüßen
Des Alphabets geheimnißvolle Zeichen,
Wir lernten Zahlen und die Linien ſtreichen,
Und haben dir, trotz vielem Droh'n und Bitten,

So manches Federmeſſer ſtumpf geſchnitten.
Du wußteſt uns zum Spiel den Ernſt zu machen,
Und manche Weisheit kam uns unter Lachen.
Dann ging es zum Latein mit heißer Wange,
Der kleine Bröder kam, der alte Lange,
(O Onkel, die Colloquia im Lange,
Die hatteſt du aus alten Zeiten gern!)
Und hinten kam der Zug von alten Herrn,
Der Nepos, der Eutrop und Cicero
Im grauen Röcklein, auf Papier von Stroh,
Wie ſie gebar das Waiſenhaus in Halle.
Wir aber überſetzten Alle, Alle.

So lehrteſt du und wurdeſt nimmer matt
Zu ſorgen für der kleinen Neffen Hirn,
Du brachſt vom Baum der Kenntniß Blatt um Blatt
Und legteſt ſorglich es an unſre Stirn.
Und wie ein Vater, freudig und mit Sorgen
Bewachteſt du der Knaben Lebensmorgen.
Und jedes Reis, das ſpäter wir errungen,
Das uns ein flücht'ges Glück ins Haar geſchlungen,
Du haſt's in treuer Freundſchaft mitgenoſſen,
Und wenn als Männer wir zur Heimat kamen,
Haſt du uns liebend an das Herz geſchloſſen.
Du wußteſt wohl, von dir kam all der Samen,
Den wir zur Frucht zu bringen jetzt erſtreben.
Dein Segen leitet uns auf unſrem Gang.
Dir aber ſei zur Freude unſer Leben
Und was wir ſchaffen, das ſei unſer Dank.

Lebende Bilder.

Vorſtellung zum Beſten der ſchleſiſchen Weber am 16. März 1844.

Prolog.

Es tritt die Kunſt, die hohe Göttin, heut
Gebeugt und Hilfe flehend vor euch hin,
Sie trägt nicht Diadem, kein Purpurkleid,
Nicht ihren Zaubermantel lang und weit;
Ein ärmlich Kleid verhüllt ſie bis ans Kinn,
Als Bettlermädchen ſteht ſie an den Wegen
Und bittend ſtreckt ſie euch die Hand entgegen,
Und ſpricht: „Ihr holden Freunde, gebt mir, gebt!
Ich flehe heut im Namen vieler Armen;
Denn wo das menſchlich Schöne ſchafft und webt,
Soll auch für Menſchenleid das Herz erwarmen.“
Und weiter fleht die Kunſt: „Ich bin ein Kind,
In ſüßem Duft und Himmelsglanz geboren,
Ich wohn' in einem Schloß mit goldnen Thoren,
Wo jeder Geiſt mich zu erfreuen ſinnt,
Wo ewiger Geſang und Jubel tönt;
Deshalb erſchreckt mich's, wenn das Elend ſtöhnt,
Und auch das Bitten bin ich nicht gewöhnt.
Drum ſeid mir freundlich, zürnt mir heute nicht,
Wenn ich in meinen Werken irr' und fehle,
Nehmt gütig auf, was meine Harfe ſpricht,
Die Farbe malt, denn voll iſt mir die Seele.
Ich komme nicht mit meines Hofes Pracht
Umgeben von der ſtärkſten Geiſter Drang,
Ein kleines Bündel nur hab' ich gebracht,
Von hellen Farben, Reimen, Sang und Klang,
Die flücht'ge Arbeit weniger Sekunden,
Und eilig nur hab' ich ſie eingebunden;

Die breit' ich ſchüchtern jetzo vor euch aus,
Laßt euch genügen auch den kleinen Schmaus,
Und ſeid mir hold in alter Lieb' und Gunſt."
So fleht am heut'gen Abend unſre Kunſt.

Bild: Die heilige Eliſabeth, nach einer Skizze von Leach.

Von all den lichten Geſtalten, die aus der Vorzeit Tagen
In unſer Erdenleben als großes Beiſpiel ragen,
Strahlſt du im mildeſten Glanze durch Mittelalters Fern'.
Eliſabeth von Thüringen, des deutſchen Himmels Stern.

Du ſchöne, heilige Fraue, dein Leben war Erbarmen,
Dein größter Feind das Elend, dein Segen ein Gruß des Armen,
Kein thatenlos Beſchauen, kein frommes Schwärmen und Ruhn,
Dein Glaube war ein ſtarker: nach Gottes Willen thun.

Ihr Bildniß ſollt ihr heute zuerſt im Rahmen ſchauen,
Als Muſter für eure Thaten, ein Ideal für Frauen.
Es ſoll der Mann im Lande des Geiſtes herrſchen und kriegen,
Stets wird des Weibes Hoheit im Reiche der Herzen ſiegen.

Bild: Tabuletkrämer, nach Lindau.

In den Süden ſollt ihr ziehen,
Wo die Myrten feſtlich blühen,
Wo das Leben kräftig lacht
In der Farben voller Pracht.
Dort ruht der Menſch in heiterem Behagen,
Des Lebens Mühe berührt ihn wenig,
Von jedem Baume kann er den Genuß ſich ſchlagen,
Und jeder bunte Schmuck macht ihn zum König.

Bild: Judith und Holofernes, nach Horace Vernet.

Tauſend Erdgeborne haben hier gelacht, geweint, gelitten,
Und es iſt das Fatum gnädig über ſie hinweggeſchritten,
Weil ſie ſich gebeugt der Gottheit, der erhabnen, mitleidloſen,
Der das Menſchenkind ein Staub iſt in dem Weltenweg, dem großen.
Aber wehe, wem unbeugſam ſich der Nacken hebt, der ſtarke!
Wer mit kühnem Fuße ſchreitet über ſeines Weges Marke!
Denn am Wege, den wir wandeln, lauern Mächte ungeſtaltet,
Und wer drüber ſchreitet, gleitet, wo das Ungeheure waltet;
Und er wird ein Sohn des Schickſals, den mit fürchterlicher Liebe
Sich die Gottheit wählt zum Werkzeug, das den Weltenwillen übe.
Weh dem Menſchen, den das Fatum mit ſo mächt'ger Hand berührt,
Denn ſein Herz, es muß verdorren, ſeine Wange, ſie verblüht.
Rieſengroß und ſchweigend gleitet ſein Gebild durch Zeit und Land,
Und der ſpäten Völker Blicke ſtarren drauf wie feſtgebannt.

Bild: Fiſcherfamilie, nach Riedel.

An dem Golfe von Neapel
Sitzt der Fiſcher mit der Laute
Auf dem Felsblock, den zum Throne
Ihm die Well' des Meeres baute.

Und ſein Weib am Boden ruhend
Schaut ins Land mit hellen Blicken,
Und die Tochter hängt ſich ſchmeichelnd
An der Mutter Hals und Rücken.

Tamburin und Apfelſinen
Liegen bei, des Süds Symbole,
Und der Fiſcher ſingt dem Weibe
Seines Volkes Barcarole.

Bild: Der Rattenfänger von Hameln,

nach Randzeichnung von Sonderland.

Vor Zeiten war im deutſchen Land viel Zauberei
Und Geiſter und Geſpenſter mancherlei.
Da tauchten Nixen in die grünen Fluthen,
Die Salamander ſpielten in den Gluten,
Und Elfen badeten im Morgenthau,
Manch kleiner Kobold führte ſeine Frau
Und trug als Regenſchirm den rothen Pilz
Und eine Eichelſchal' als runden Filz;
Die Feen hatten Flügelroß und Wagen,
Sich an der Wolken Purpurſaum zu tragen,
Und konnten dort den Stoff zu Schleiern holen,
Die Zwerge hauſten emſig und verſtohlen
In Felſenritzen, und die ſtarken Rieſen
Erſchreckten Berg' und Wälder durch ihr Nieſen.

So war es einſt; wir ſind ſeit jener Zeit
Sehr alt und ſchrecklich klug geworden,
Und dennoch zieht noch heut durch unſern Norden
Ein Hauch von Geiſterleben und Phantaſterei.
Nur dünn iſt der Teppich, der die Geiſter verſteckt,
Und Mancher hat ſie noch heute geweckt,
Und Manchen haben noch heut ſie geneckt,
Noch tanzen ſie heimlich im Mondenſchein,
Noch glänzen ſie lockend im goldenen Wein,
Noch flattern ſie ſchelmiſch und leiſe
Auch hier im Saal, in unſerem Kreiſe,
Ein kurzer Ruf und ihr hört ihre Weiſe.

Die Geiſter ſingen noch, allein ſie ſchaden nicht.
Jetzt aber hört die ſchreckliche Geſchicht,

Die ſich mit Singen einſt in Hameln zugetragen.
Es litt die gute Stadt an ſonderbaren Plagen,
Die Mäuſ' und Ratten in ihr wurden mächtig
Und trabten trotzig, übernächtig
Durch Küch' und Keller, Straß' und Saal,
Und Niemand wußte Rath für ſolche Qual.
Da kam ein fremder Sänger in das Land
(Kein Menſch hat ſeine Heimat je erkannt),
Der ſang, und ſammelte durch Zauberweiſen
Die Ratten um ſich her in großen Kreiſen,
Sie folgten willenlos dem Mann als Herrn.
Das ſah der weiſe Rath von Hameln gern
Und that dem Sänger vieles Gold verſprechen,
Doch wie es manchmal geht mit großen Herrn,
Das Gold gereute ſie, es blieb bei dem Verſprechen.
Da trat der Spielmann an des Marktes Bronnen
Und ſang, es lachte Jedermann vor Wonnen,
Die Ratten kamen herdenweis geſprungen,
Allein die Kinder auch, die Mägdlein und die Jungen.
Und als die Mäuſ' und Kinder ſtanden in der Mitten,
Da iſt der Sänger ſpielend aus dem Thor geſchritten,
Und Mäuſ' und Kinder ganz bezaubert hinterdrein.
Er führte ſämmtlich ſie in einen Wald hinein,
Kein Auge hat ſie jemals mehr gefunden,
Es waren den von Hameln Ratt' und Kind verſchwunden.
Wir aber haben Virtuoſen im Saitenſpiel
Unzählbar, viel Zaubergeſänge,
Bausbäckiger Kinder die Menge,
Und auch der Mäuſ' und Ratten viel.

Bild: Zwei Damen in altfranzöſiſcher Tracht, nach franzöſiſchem Stich.

O Roccoco, du gute Zeit!
Du Zeit der Courtoiſie und Bedenklichkeit,
Des höfiſchen Glanzes, der Zierlichkeit!
Du warſt ein Schnürleib, den das Volk der Erde
Bedächtig um ſich legte mit Beſchwerde,
Damit es ſich der wilden Sprüng' entwöhne,
Die es im Mittelalter gern gethan.
Den wilden Raufbold zogſt du zum Galan,
Zu kunſtgerechtem Bau des Hauptes Mähnen,
Zu feinem Pas die ungeſchlachten Tritte.
Auch dein ſtaffirter Putz entſpringt aus ſtillem Sehnen,
Aus heil'gem Trieb nach Ordnung, Maß und Sitte.
Und was damals ſich ſeltſam, äußerlich
An Haar und Kleid manierlich hat geſtaltet,
Daſſelbe lebt jetzt ſchön und innerlich
Als Blüth' im Leben unſrer Zeit entfaltet.
Drum laßt auch jene Zeit im Bild euch malen
Als Streben nach dem Schönen, Idealen.

Bild: Der Knabe Lully, nach franzöſiſchem Gemälde.

Es bricht ſich das Genie die eigne Bahn,
Und fängt es ſeinen Lauf auch in den Küchen an.
Als Beiſpiel ſollt ihr hier den kleinen Lully ſehen,
An dem daſſelbe Wunder iſt geſchehen.
Er war ein hübſches Kind, Italienerblut,
Und ſpielt' auf ſeiner Geige ausgezeichnet gut.
Der ward vom Herzog Guiſ' als Muſikant
Aus Florenz nach Paris geſandt
Zu Mademoiſelle Montpenſier;
Sie kleidet' ihn in Weiß vom Kopf zur Zeh',

Und ſtellt' ihn drauf als Küchenjungen ein.
Allein ſo ungewöhnlich war das Geigen ſein,
Daß König Louis quartorze
Selbſt bemerkte des Knaben force,
Und ihn zum Director machte ſeiner Muſika.
Auch ward er ſpäter Intendant der Opera.
Und neunzehn Opern hat er componirt,
Und die Mittelſtimmen und die Fug' emancipirt,
Wie in dem Converſationslexikon zu ſchauen.
Hier ſeht ihr ihn vor Montpenſier der Frauen;
Er iſt nur in ſeiner Küchentracht,
Hat aber doch die Herrſchaft zur Verwunderung gebracht.

Scenen aus dem Maskenfeſt des guten König René.

(Börſe 1844.)

1.

Der König.

Willkommen in den feſtgeſchmückten Hallen
Ihr Alle, meines frohen Reichs Vaſallen!
Ich hab' euch aus der froſt'gen Erdenwelt
Her in mein luſtig Sommerland gerufen,
Und hab' euch heut ein buntgewirktes Zelt
Errichtet über meines Thrones Stufen,
Die Kerze flammt und lockend klingt die Schelle,
Der Freude weih' ich des Palaſtes Schwelle.

In jedem Menſchen liegt ein Paradies,
Ein Land der Seligkeit, doch tief verborgen;
Denn dräuend ſtehn davor mit Schwert und Spieß
Des Erdenlebens kluge Müh'n und Sorgen,
Und nur in guten Stunden bringt der Duft
Des ſtillen Landes in die freie Luft;

Wir hören ſtaunend um uns Klang und Singen
Und ſehn Geſtalten aus der Tiefe dringen,
Und ſehen ſcheu und heimlich nur die Wonne,
Die Wunderblüthen einer innern Sonne. —
Fühlt ihr in euch das Land im Zauberſchlafe?
Die Phantaſie heißt dieſes Paradies,
Das Leben aber iſt ein Apfelbiß,
Der uns daraus verjagt zu unſrer Strafe.

Ich aber will in meines Reiches Grenzen
Die frohe Traumwelt an das Licht euch rücken,
Und meine Unterthanen mit den Kränzen
Der Poeſie und ſchönen Laune ſchmücken.
Hinweg den Ernſt, die Falten aus der Stirn!
Nicht kümmert uns was draußen dröhnt und wettert,
Verächtlich ſei der Weiſen kleines Hirn,
Das ſelbſtgefällig ſich allein vergöttert.
In dem Becher ſchäumt der Freude Wein,
Heran! heut ſoll er getrunken ſein;
Die Farben, die ſonſt nur am Himmel glühn,
Heut ſollen in meinen Saal ſie ziehn;
Und Lachen und Scherz und frohe Klänge,
Der ſchelmiſchen Geiſter buntes Gedränge,
Heut wird es in heitrem, phantaſtiſchem Leben
Euch grüßend und lockend hier umgeben.
Herbei, ihr Masken im bunten Geſchmeide!
Ich ruf' euch, René, ein König der Freude.
Hier iſt mein Land, ein leichter Reif die Krone;
Nicht Gold noch Güter geb' ich euch zum Lohne,
Der höchſte Lohn ſei meiner Damen Lachen,
Die höchſte Strafe ſchöner Lippen Zorn,
Mein Schatz das iſt des Weines klarer Born,
Er wird euch Alle reich und glücklich machen.
In meiner Charte, dem Verfaſſungsbuch,

Steht als das Grundgeſetz ein einz'ger Spruch:
„Seid Schelme und Narren ſo ſehr ihr könnt,
Denn ſo gedeiht mein Regiment!“
Und ſomit ſeid gegrüßt, ihr Masken alle!
Tönt, ihr Trompeten, in der Königshalle;
Reicht mir den Wein in ſeinem Silberkleide:
Der erſte Becher heut, er gilt der Freude!

2.

Der luſtige Rath.

Bei meiner Mütze und der Schell' am Tuch,
Du haſt geſprochen wie ein Predigt-Buch,
Beſchaulich und erbaulich
Und wenn die Gabe ſchöner Worte Königstugend iſt,
So biſt … du ein famoſer König.
Doch lieber Herr, uns nützt das wenig.

Es hat mein Vetter dort mich zum geheimen Rath erkoren,
Und trag' ich auch nicht grade Eſelsohren,
So merk' ich doch, ich bin heut euer Narr,
Drum ſei mein Wort an euch nicht ganz verloren:
Ihr habt euch Alle hübſche Narrenkleider gemacht,
Und das Lachen am Rocke mitgebracht,
Allein wie ſieht's von Innen aus?
Noch iſt euch die Narrheit eine furchtſame Maus,
Verfolgt von der Katze Bedenklichkeit,
Iſt dies und das auch paſſend und ſchickelich?
Und der und die, wie drehen und bücken ſie ſich?
Und hier und da, wie ſchimmert das Kleid?
Ich fürcht', ich fürchte, noch ſeid ihr geſcheidt.
Und deshalb beſchwör' ich euch beim Styx.
Thut mir die Liebe und denkt vorläufig an gar nix.

Laßt euch treiben von den Wellen der Laune,
Hofft nicht, daß wir euch unterhalten,
Ihr ſelbſt müßt die Freude heut geſtalten,
Sie blüht für den Genügſamen an jedem Zaune.
Nicht hochſtudirter Witz, nicht fein geſchliffne Worte,
Behaglichkeit heißt unſre Himmelspforte:
Und das allervortrefflichſte Narrenſtück
Sei unter aller klugen Kritik.
Ihr holden Damen im Königsſchloß
Und du mein ſchmucker Rittertroß,
Bleibt Einer verſtändig, an dem wird's gerochen.
Ich habe geſprochen!

3.

Der Schmied und das Grafenkind.

Der Troubadour ſingt:

Es lacht die Roſe der Provence
Im hellen Sonnenſchein,
Doch ſchöner lacht im Schloß Beſance
Des Grafen Töchterlein,
Und unten im Thale,
Da hämmert am Stahle
Der junge Waffenſchmied, lala.
„O Dame, ſchöne Dame,
Ich liebe dich! Ich liebe dich!

Du Fräulein in dem hohen Schloß,
Du trägſt ein Seidenkleid,
Es folget dir ein Dienertroß
In Sammet und Geſchmeid,
Ich aber, ich trage
Die Kohlen und ſchlage
Mit meinem Arm den Stahl."

Das Fräulein warf vom Felſenhang
Ein Ringlein in das Thal,
Der goldne Reif, er lief und ſprang
Bis zu dem Schmied im Stahl.
Da rief er nach oben:
„Wohl komm' ich gezogen
Zu holen mir die Braut.“

Und mit dem Hammer ſchlägt es an
Zu Beſançon vor dem Thor,
Das Fräulein rief: „Mein Caſtellan,
Sag an, wer hält davor?“
„In Gold und Geſchmeide
Und purpurnem Kleide
Ein königlicher Held.“

„Was ſchwingt mein König in der Hand
Den Hammer wie zum Streit?
Was trägt mein König unterm Sammt
Ein ſchwarzes Kohlenkleid?
Was trägt er am Finger,
Der König am Finger
Mein goldnes Ringelein?“

„Ich hab' geſungen meine Lieb'
Als Schmied im tiefen Thal,
Erworben hab' ich deine Lieb'
Mit Hammer und mit Stahl.
Ob Schmied oder König,
Der Lieb' iſt es wenig,
Die Lieb' iſt ewig frei.“

Das war mein Lied vom Kohlenkleid
Und von der Liebe Sold.
Ihr aber, ſchöne Damen, ſeid
Dem Minneſänger hold,

Und ſpendet zum Lohne
Von eurem Throne
Mir einen holden Blick. Lala, lala.
O Damen, ſchöne Damen,
Ich liebe euch, ich liebe euch!

Schleſiſche Kunſt.

(Im Künſtlerverein 1848.)

Schweigt ſtill und hört, was ich euch erzähl':
In jener Nacht, als das große Modell
Des Fridericus Rex ausgepackt war,
Und in Klagemanns Schoppen ſtand, weiß und klar,
Da klopft's in der Nacht an des Hauſes Thor,
Und der König ruft vom Pferde: „Meſſieurs, wer iſt davor?"
Da treten reſpectvoll herein
Ganz von Metall und Stein
Herr Tauenzien und Blücher, das Soldatenväterlein,
Sie marſchiren und bringen ſalutirend ihre Grüße dar;
Und der König rückt den Hut: „Da bin ich, bon soir!"
Und Blücher ſpricht: „Das freut uns, Blitz und Mord!
Euer Majeſtät, wir bringen den Rapport,
Da wir das Unglück haben nichts als Kunſtwerke zu ſein,
So ſteht auch nichts als die verfluchten Künſte drein."
„Ja," ſprach der König, „die garçons in Schleſien
Sind immer künſtliche Leute geweſen;
Zuerſt die Stadt, ſagt, wie's ihr geht."
„Na," ſprach der Blücher, „Euer Majeſtät, ſie ſteht.
Gaslaternen ſind noch nicht, doch illuminiren ſie innerlich.
Und die Grenzſperre von Rußland iſt ihnen hinderlich.

Gutherzig ſind ſie, aber krakehlich und haben ein loſes Maul.“
„So?“ ſagte der König, „der bäumet, iſt nicht der ſchlechteſte Gaul.
Ihr habt ja wohl hier einen Künſtlerverein,
Wie leben die Künſtler, was nehmen ſie ein?“
„Die ſind noch erträglich luſtig und wohlgemuth,
Doch wer ſich fühlen will, in die Ferne gehen thut;
Sie leben von Groſchen, wenn ſich's grade nicht thalert,
Und ihr oberſter Gouverneur heißt Kahlert.“
„Ah, der Profeſſor?“ ſprach der König, „ſehr reſpectabel!“
„Sehr,“ ſagte Blücher, „und zu Vielem capabel.“
„Nun Tauenzien, wie ſteht's mit der heutigen Malerei?“
„Euer Majeſtät, die macht ein großes Geſchrei,
Sie malt Poeſie und Strategie und Allegorie,
Nachtwächter, Betrunkne und höhere Zwecke,
Elfen, Mondſchein, feinwollige Böcke,
Schinken, Weltgericht und Polizei
Und vermengt Hiſtorie und Kabinetſpielerei.“
Da unterbrach der König: „So?
Nun das geſchieht auch anderswo.“
„Der ſchleſiſche Maler aber porträtirt zumeiſt,
Und jede Borſte heut ſich Pinſel heißt.“
„Und die Architektur, was treibt denn die?“
„Euer Majeſtät, Eiſenbahnen und herrſchaftliche Logis,
Sie ahmt nach die Stile jeder Vergangenheit,
Weiß ſogar mit altnorwegiſchen Holzkirchen Beſcheid,
Und ſucht jetzt vergebens den Kunſtſtil unſerer Zeit.“
„Nun Tauenzien, wie geht es endlich der Sculptur?“
„Euer Majeſtät, die Schleſier lieben mehr die bloße Natur;
Allenfalls arbeiten ſie noch in weichem Thon,
Das merkt man in der Stadt beim Hereingehen ſchon,
Machen Euer Majeſtät gnädigſt zu meinem Platze den Weg,
Dort knetet halb Breslau bis an die Knöchel im Dr—.
Vor Kurzem ließ die Stadt eine ſilberne Freiheit modelliren.
Doch iſt ſie nur klein.“

„Ja," lachte der König, „meine Breslauer prätendiren,
Sie ſollte größer ſein."
„Die Muſik, Euer Majeſtät, iſt noch am beſten daran,
Ein Jeder macht's halt grade ſo gut als er kann;
Und das Singen und Spielen läßt der Schleſier nie.
Die Künſtler-Concert' und die Sing-Akademie
Sind honette troups und gut commandirt;
Auch der große Liſzt hat hier graſſirt."
„Schön," ſprach der König, „und was machen die Poeten?
Laufen ſie noch immer umher zu Hochzeit und Kindesnöthen?"
„Ja, Euer Majeſtät, ſie ſind noch unermüdlich
Und thun ſich gern bei Zweckeſſen gütlich.
In Schauſpielen und Epoſſen ſind ſie nicht grade glücklich,
Aber ihre Lyrik iſt faſt immer wohlmeinend und ſchicklich.
Zwar iſt ſehr verkleinert ihr alter Orden,
Die große Heidelerch' iſt fortgeflogen worden,
Die Franz und der Sallet ſind in die andre Welt gezogen,
Aus der ſie Beide, ſehr verſchieden, ihre Nahrung ſogen.
Jetzt aber des Holtei Rückkehr in Ausſicht liegt."
„Der von Holtei?" rief der König vergnügt,
„Er hat dem peuple Lieder gemacht
Und meine Kommismäntel in Renommée gebracht;
Das war verdienſtlich, ich ſchätze den Mann."
Da hub der alte Blücher gerührt zu ſingen an:
„Schier dreißig Jahre biſt du alt."
„Laßt gut ſein, Blücher, wir ſind nicht im grünen Wald.
Das Uebrige mögt ihr Herren euch ſparen,
Für heute hab' ich genug erfahren;
Ich hör', es geht doch, wenn auch nicht vorzüglich,
Ein Rom erbaut ſich nicht augenblicklich.
Der Nutzen ſchafft Gold, und ſei es aus Koth,
Die Kunſt ſchafft Leben und bettelt um Brot.
Bewahre der Künſtler ſich nur Contenance und Muth,
Die Welt iſt rund, es wird wohl wieder gut."

Und hier zog der König den kleinen Hut,
Und ruft in den Schoppen, daß die Balken beben:
„Die Kunſt und Künſtler in Schleſien ſollen leben!“

In die Gedenkbücher eines befreundeten Hauſes.

1.

In neuer Wohnung.

(Silveſter 1874.)

Die in dunkler Ecke lauern,
Kobold, Wichtel, Heinzel, Klaus!
Seid auch ihr aus alten Mauern
Mitgezogen in dies Haus?
Alles iſt hier neu und zierlich,
Darum haltet euch manierlich,
Laßt auf Sopha und auf Tiſchen
Bürſt' und Lappen nie erwiſchen;
Seid verträglich in der Küche,
Achtet ſehr auf Wohlgerüche,
Daß der Braten nicht verbrenne,
Nicht die Milch ins Feuer renne.
Gießet niemals Rothweinflecke
Auf der Hausfrau Tiſchgedecke,
Unterſteht euch nicht zu necken,
Hut und Handſchuh' zu verſtecken,
Gummiſchuhe zu vertauſchen;
Und daß Keiner daran denke,
Je die Gäſte zu berauſchen!
Aber ſorgt für gut Getränke. —
Doch vor Allem gebt euch Mühe,
Daß hier frohes Leben blühe,
Daß den Lieben, die hier hauſen,

Das Behagen niemals fehle.
Was ihr nur vermögt zu mauſen
Aus den Tiefen, in der Luft:
Farbenglanz und Blüthenduft,
Lieder aus der Vögel Kehle,
Mondenlicht und Sonnenſchein
Tragt in dieſes Haus hinein,
Malt die Wände, Wangen, Mienen
Und erweiſt, daß in der Nähe
Guter Menſchen gute Geiſter
Treu und unabläſſig dienen.

2.

Für Aſta.

Im Glücke zweifelnd hören
Der Freunde ſtolzes Lob,
Die Arbeit ſich nicht ſtören,
Schallt auch der Tadel grob,
Den Mantel um ſich ſchlagen,
Wenn wild das Wetter brüllt,
Das größte Leid ertragen
Still und das Haupt verhüllt;
Sich würdig gern verneigen
Dem lieben Publicum,
Doch Wenigen nur zeigen
Der Seele Heiligthum,
Die Liebe treu bewahren
In wohlverſchloſſnem Schrein,
Und unter lauten Schaaren
Gern ſingen: „doch allein" —
Das, liebe Freundin Aſta, war
Philoſophie ſeit manchem Jahr.

3.

Für Wanda.

Liebe runde Sonne, dich beſchwör' ich,
Dich bejahrter Mond deſſelbengleichen,
Dich, du luſt'ges kleines Sternenvolk,
Die ihr ſtaublos, mühelos, unendlich,
In den ewig leuchtenden Gewändern
Ueber Wolken auf und nieder wandelt,
Sendet meiner jungen Freundin Wanda
Eure beſten Strahlen in ihr Leben,
Helle Farbe, luſtig bunte Miſchung,
Reichlich etwas Gold und Purpur drunter,
Daß ihr ſtets an Antlitz und Gewande,
In den Augen und im warmen Herzen
Etwas von des Himmels Abglanz leuchte,
Uns zur Freude, euch ein Wohlgefallen.
Seid ihr hold, wenn ſie das Auge ſuchend
Von der grauen Erde zu euch aufſchlägt.
Liebe Sonne, lach' ihr jede Thräne
Von den Wangen und vertilge ſchleunig
Alles Dunkel, wo die Rieſenpilze
Reu' und Elend wuchern und umherſchwirrt
Böſe Fledermaus Melancholei.
Tragt, ihr Sternlein, ſtill, in eurer Weiſe
Ernſt und Frieden der bedrängten Seele.
Und auch du, du wandelbarer Dickkopf,
Sei nicht kalt, geſpenſterhaft und ſchaurig,
Doch um Alles auch nicht zu gefühlvoll!
Luſtig ſcheine, blinzle mit den Aeuglein,
Schneid' ihr nie Geſichter, alter Mond.

Für Marthe.

Hoch vor jedem Amt auf Erden
Lob' ich mir das Pathenthum.
Andre tragen die Beſchwerden,
Doch der Pathe hat den Ruhm.
Wenn die Freundſchaft ſich verſammelt
Und das Kind vom weißen Schafe
Oder auch vom Mops und Monde
Unbehilflich Verſe ſtammelt,
Sitzt der Pathe ſtill und lauert;
Stockt die dichteriſche Leiſtung,
Bleibt er fern und unbedauert,
Doch gelingt die Künſtlerdreiſtung,
Dann bewegt er kräftig ſich,
Faßt den Kleinen bei den Haaren,
Rühmt den Geiſt in jungen Jahren
Und erklärt: „Der Path' bin ich.“

Zwiſchen Vogelſang und Dichten
Lebt' ich friedlich dieſen Pflichten,
Stets verbindlich, wo man ahnte,
Stets bereit, mich an dem heiligen
Werk der Taufe zu betheiligen,
Wo ein Pathenbrief ermahnte.
Und um treu im Amt zu ſein,
Ließ ich mir als Vorrath ſchlagen
Zwölf verzierte Becherlein.
Kam ein Brief, ſo ging ein Becher;
Elf getaufte kleine Zecher,
Ehr' und Freundſchaft tauſcht' ich ein
Gegen elf der kleinen Becher.

Doch die zwölfte Silberſchale
Warb mir einen ſeltnen Gaſt.

Neckend ſtellt' ich ſie zum Mahle,
Und ich drohte: wer ſie faßt
Wird mein Göttel, ich der Pathe,
Jeder geh mit ſich zu Rathe,
Solcher Dienſt wird ihm zur Laſt.
Denn ich darf ihn duzen, tadeln,
Sitzt er ſchief, ihn grade rücken,
Alles prüfen, ſoll mit Nadeln,
Pinſel, Stift ihm Etwas glücken;
Und ich darf ihm Bücher wehren,
Tugend rathen, Weisheit lehren.
Er jedoch ſoll in dem Garten
An der Pforte mich erwarten,
„Guten Tag, Herr Pathe“ ſagen,
Meinen Hut zur Seite tragen,
Mir befliſſen präſentiren,
Zum Geburtstag gratuliren,
Und ſich immer zu mir kehren
Hold in Mienen und verbindlich;
Kurz, in Allem, was erfindlich,
Mich beachten und verehren. —
Vieles Schwere gibt's auf Erden,
Doch am meiſten ſchafft Beſchwerden
Stets ein gutes Kind zu ſein.

Einſam ſtand das Becherlein.
Alle ſaßen ſtarr und düſter,
„Ohne Taufſtein, ohne Küſter!“
Klagten ſie in ſich hinein.

Da erhob ſich leiſe, leiſe
Nach dem Pfande deine Hand,
Und in ungewohnter Weiſe
Wurdeſt du mir zugewandt.

Unter all den jungen Sproſſen,
Die mir Andre beigewunden,
Eine Roſe, die erſchloſſen
Sich freiwillig mir gebunden.

Leichtes Spiel hat uns geſellt,
Ernſter Sinn barg ſich im Scherzen,
Denn ich fühl' in meinem Herzen
Anders deinen Stuhl geſtellt.
Zarte Freundſchaft, reine Neigung
Hat ſeitdem dich mir verbunden
Und zum Schmucke ward uns Beiden
Unſer Amt in frohen Stunden.

Sei geſegnet, deinem Leben
Auf der Höh', im ſtillen Thal
Soll des Dichters Pathenwahl
Gute Vorbedeutung geben.
So dich grüßend ſumm' ich leiſe
Wieder die gewohnte Weiſe:
Auch vor deines Lebens Morgen
Lob' ich mir das Pathenthum,
Jungen Helden ſchaffſt du Sorgen,
Doch der Alte hat den Ruhm.

5.

Für Ebn.

'S iſt ein Jahr, da ſaßen wir vertraulich
Hier beim Mahle, du in unſrer Mitte;
Dir zu Ehr' erhob ſich kluge Rede
Von dem Amt des Dichters und der Frauen,
Und daß beide ganz daſſelbe üben,
Schönheit, Anmuth, ideales Fühlen

In dem herben Streit des Marktes hütend.
Du, in bräutlicher Verklärung, lauſchteſt
Unſrer Weisheit, Mädchen halb, halb Fraue,
Traulich klang dir in dem Herzen wieder
Daß der Dichter und die Frau verwandt.
Und du gabſt dies Buch in meine Hand,
Und du bateſt: „Schreibt das alles nieder.“

Mit dem Gatten zogſt du in die Ferne,
Ehrlich übteſt du dich in der Frauen
Holder Dichterarbeit, dem Geliebten
Lieb das Haus und lieber dich zu machen.
Blätter fielen und der Schneeſturm tobte,
Frühling kam und neue Hoffnung keimte.
Und du ſandteſt Botſchaft nach dem Buche,
Frugſt bekümmert, wo der Spruch geblieben.
Doch die Blätter lagen unbeſchrieben,
Ob aus Zufall? ob in ſtiller Sorge,
Daß der klugen Lehre von Verwandtſchaft
Zwiſchen Dichterwerk und Amt der Frauen
Noch ein letztes Quentlein Weisheit fehle?

Endlich kehrteſt du zum Vaterhauſe,
Anders du und eine Andre uns.
Wie gehüllt in unſichtbare Schleier,
Wie ein ſchwer Geheimniß ſchritteſt du
Auf die Stufen, durch die Hausgenoſſen,
Die ſich dir in ſcheuer Ehrfurcht neigten.
Im geſchmückten Saal, gleich einer Fürſtin
Haben ſie das Lager dir gebreitet,
Vater rückte ſorglich dir den Seſſel,
Mutter trug geſchäftig dir den Pfühl;
Und du ruhteſt in dem Vaterhauſe
Als ein müder Vogel, der das Wetter
Ahnend, angſtvoll mit den Flügeln flattert,

Auf die Sprache Gottes bebend harrt.
Da erklang ein neuer Ton im Hauſe,
Junges Leben lag in deinen Armen
Und du ſchauteſt in zwei Kinderaugen,
Fühlteſt leiſ' ein zuckend Kinderherz. —
In der Stunde hat der Gott des Lebens,
Eva, dich geweiht zur Dichterin.
Und der Hausfreund, den als einen Lehrer
Du vor Zeiten ehrteſt, legt die Blätter
Heut dir ernſthaft in die Hand zurück.
Ehrerbietig grüßt er die Genoſſin
Seiner Kunſt als beſſ're Meiſterin.
Arm iſt ſeine Macht doch gegen deine.
Er begleitet das geſchaffene Leben
Singend, ſchildernd mit gewähltem Wort,
Nur was Andre wurden, kann er geben.
Dir verlieh der Welten großer Hort
Theil an ſeiner Arbeit. Neues Leben
Schuffſt du ſelbſt zu göttlichem Gedicht.
Von dem Kleinen auf der Mutter Händen
Strahlt beglückend warmes Himmelslicht
Zu dem Vater, aus des Hauſes Wänden
Weit hinein bis in des Volkes Mitte.
Denn der Urquell aller milden Sitte,
Bürgſchaft, daß in finſtern Jahren nicht
Schönheit, Adel unſerm Volk vergehe,
Iſt die hohe Poeſie der Ehe,
Iſt die Mutterliebe, Mutterpflicht.

Ordensburg Sonthofen

Druck [illegible]

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Zweiter Band

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: [illegible]
No.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1886.

Ordensburg Sonthofen Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

[illegible]
Bibliothek

Universitäts-Bibliothek München

Inhalt.

Seite
Die Brautfahrt oder Kunz von der Roſen. Luſtſpiel in fünf Acten 3
Der Gelehrte. Trauerſpiel in einem Act 93
Die Valentine. Schauſpiel in fünf Acten 133
Graf Waldemar. Schauſpiel in fünf Acten 223

Dramatiſche Werke.

Erſter Band.

Die Brautfahrt

oder

Kunz von der Roſen.

Luſtſpiel in fünf Acten.

1841.

Perſonen.

Maximilian, Erzherzog von Oeſtreich, Sohn Kaiſer Friedrichs III.
Kunz von der Roſen, ſein luſtiger Rath.
Maria, Herzogin von Burgund, Tochter Karls des Kühnen.
Margarethe von England, ihre Stiefmutter.
Frau von Halwyn, Oberhofmeiſterin.
Adolf Graf von Ravenſtein
Johann Herzog zu Cleve
Der Biſchof von Lüttich
Herr von Remont
} Räthe Maria's.
Philippus, Sohn Adolfs von Ravenſtein.
Der Biſchof von Metz
Ludwig von Baiern
} Geſandte Maximilians.
Georg von Bernegg, deutſcher Edler.
Der Graf von Monrepas, ein Provençale.
Oliver, Barbier König Ludwigs von Frankreich.
Der Sprecher der Bürger von Gent.
Hannes, ein Bürger von Gent.
Der Schultheiß von Tirlemont.
Ein franzöſiſcher Herold.
Krollo, ein fahrender Spielmann.
Radſcha, Zigeuner.
Eine Alte.
Kuni, ein Zitherſchläger.
Matthäus Schwarz, Bube des Kunz von der Roſen.
Deutſche und burgundiſche Fürſten und Edle, franzöſiſche Reiter, Bürger, Volk, Pagen, Trabanten, Gauner u. ſ. w.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Straße in Gent. Abend. Ein Haufe Volk mit Spießen und Windlichtern, dazu **Hannes**, der Weber.

Einzelne Stimmen. Holla! Lichter her! Fackeln!

Hannes (hereinſtürzend). Die Sturmglocke läutet, rettet euch! Die Franzoſen ſtehen vor der Stadt.

Einzelne. Hört den Hannes!

Einer. Steigt auf die Treppe, Meiſter Hannes.

Hannes. Hört, ihr Bürger von Gent, wir ſind verrathen, das Unglück iſt da; der König von Frankreich iſt in Flandern eingefallen, in wenig Stunden wird er vor die gute Stadt Gent ziehen, und dann gnade Gott uns Allen.

Einzelne. Vorwärts, zieht ihm entgegen!

Hannes. Es iſt zu ſpät, ſag' ich euch; wir ſind verrathen durch die Herzogin Maria und ihre Räthe, ſie wollen uns an das deutſche Reich verkuppeln, mit dem Maximilian verheiraten, dem Wildſang, der uns in die Taſche ſtecken wird und unſere Batzen dazu.

Einzelne. Das leiden wir nicht!

Hannes. Recht ſo, und der König von Frankreich will es auch nicht leiden; er iſt uns ſtets ein guter, gnädiger Nachbar geweſen, gar nicht ſtolz, immer freundlich, und hat auch einen Sohn, welcher für unſere Herzogin paßt; aber die Herzogin iſt ein Kind und ſträubt ſich gegen ihr Glück, und hat dem franzöſiſchen König auf ſeine Werbung grob geantwortet; darüber nun iſt er zornig geworden und in unſer Land gefallen.

Einzelne. Laßt uns ihn hinausjagen.

Hannes. Nein, laßt uns die ſchlechten Räthe hinausjagen, dafür bin ich und mancher Andere, und wer keine Nachtmütze iſt, kommt mit zum Rathhauſe.

Viele. Auf zum Rathhauſe!

Hannes. Hella! Vorwärts! (Alle ab.)

Biſchof von Lüttich mit einem Diener.

Biſchof. Alles geht nach Wunſch, das Volk iſt in Gährung. Hier nimm die Briefe, den einen übergieb dem Boten von Frankreich, mit dem andern reiteſt du ſelbſt auf heimlichem Wege in das franzöſiſche Lager. Ich höre Tritte, fort mit dir! (Diener ab.)

Ravenſtein, Philippus, Trabanten mit Windlichtern. Der Vorige.

Ravenſtein. Wer da?

Biſchof. Sankt Andreas für Burgund.

Ravenſtein. Ihr, Vetter von Lüttich? wollt ihr euer heiliges Haupt dem Sturme dieſer Nacht entgegenwerfen? Geht nach Hauſe, Herr Biſchof, die Luft weht rauh für kahle Scheitel.

Biſchof. Ich gehe nach dem Rathhauſe, zum Frieden reden, dort erwarte ich euch. Lebt wohl, Vetter. (Biſchof ab.)

Ravenſtein. Ich traue dem Prieſter nicht, er weiß mehr von dieſem Aufruhr, als ein getreuer Mann wiſſen darf. — Zum Schloſſe, Philipps, beſetze die Thore und ſchütze die Herzogin, ich gehe, das Geſindel zur Ruhe bringen.

Philippus. Vater, ſie werden dir ein Leid thun.

Ravenſtein. Still, ſie kennen mein Schwert. Fort mit dir, ſchütze die Baſe Marie und halte das Schloß, ſo wächſt dir vielleicht aus dem Grunde dieſes Aufruhrs ein Myrtenreis und die Herzogskrone. Gott mit dir, mein Knabe! (Ab zu verſchiedenen Seiten.)

Zweite Scene.

Haidegegend mit Bäumen. Oliver und Krollo.

Oliver. Wenn die beiden Fremdlinge, welche ihr zu eurem Neſt locken ſollt, in euren Händen ſind, ſo haltet ſie durch Liſt oder Gewalt feſt, bis zum erſten Hahnenſchrei. Dann werden franzöſiſche Reiter kommen, ihnen übergebt die Gefangenen. Der Hauptmann wird euch den Lohn reichen, ihr mögt ihn daran erkennen. Seid klug und vorſichtig.

Krollo. Sorgt nur, daß die franzöſiſchen Reiter zu rechter Zeit hier ſind, an uns ſoll es nicht fehlen. — Hört ihr den Specht in die Borke hacken? es iſt ein Zeichen unſeres Spähers, die Vögel ſind im Garne.

Oliver. Wo iſt mein Gaul?

Krollo. Der Kuni hält ihn bei der verfallenen Hütte. Macht fort, daß euch nicht der Hufſchlag verräth.

Oliver. Noch einmal, ſeid klug und haltet feſt. (Oliver ab.)

Radſcha kriecht ſeitwärts aus dem Gebüſch.

Radſcha. Biſt noch hier? Sie kommen, eh' die alte Eul' von hier bis zu unſerer Hütte fliegt.

Krollo. Haſt du nach dem Gebote gethan?

Radſcha. Wie du mir befahlſt. Ich wand mich Tag und Nacht auf der Spur der Fremdlinge, erreichte ſie heut im Abendſchein vor der blutigen Herberge. Waren zwei Männer, der eine mit dem Nacken eines Kampfſtieres, der andere ein ſchlanker Edelhirſch, das dritte war ein weicher Bub', ein Affenſohn. Sie wollten vorwärts nach Tirlemont, doch der rothäugige Wirth hielt ſie auf und ich that den Roſſen Böſes in die Trankeimer, da wurden ſie ſchwach und zitterten. Dennoch wollten die Männer nicht raſten, ließen die Pferde im Stall des Wirthes und zogen mit dem Buben auf dem falſchen Wege vorwärts, den ihnen das Rothauge zeigte. Ich kreiſte um ſie her auf dem Sumpfpfade, ſie arbeiten heftig nach der Höhe, hörſt du das Riedgras raſſeln? ſie kommen.

Krolle. Es ſollen drei ſein, ich höre nur zweimal zwei Füße.

Radſcha. Das Kind wird getragen, es iſt matt.

Krolle. Gut. Nach Mitternacht iſt das Werk gethan; der Kunz ſoll ſie zu unſerer Hütte führen.

Radſcha. Krolle, wahre dich; ſie ſind ſtark. Der Junge hat die Augen und Fänge des Bergadlers.

Krolle. Will der Adler in dem Sumpfe niſten, ſo werden ihm die Krallen ſtumpf. Sie ſind in meiner Hand.

Radſcha. Fort, da ſind ſie. (Beide ab.)

Max, Kunz, welcher den Matthäus Schwarz trägt.

Max. Komm herauf, Kunz! hier iſt trockner Grund und Haidekraut.

Kunz. Du haſt mich ſehr gemißbraucht, Schwager Max. Seit zwei Stunden ziehſt du mich durch Buſch und Moor hinter dir her. Ja, wäre ich ein leichter Fant wie du, du königliches Irrlicht auf burgundiſcher Haide; aber ich bin ein Sumpfgeſpenſt mit Vater- und Muttergefühlen, ich muß mein Junges mit mir herumtragen. (Legt den Matthäus auf den Boden.)

Max (ſich zum Knaben niederbeugend). Armer Bube! der lange Weg hat ſeine Kraft erſchöpft, er liegt wie ein Todter, ſchaffe Waſſer, Kunz, er iſt ohne Leben.

Kunz. Ohne Leben! Das wär' ein Glück für die Welt, aber leider lebt dieſer hartnäckige Knorren ſo gut, wie du und ich. Heda, Matthäus Schwarz aus Augsburg! — umſonſt, keine Ratze ſchläft ſo feſt.

Max. Sieh, er iſt ohnmächtig.

Kunz. Der Junge ſtammt aus einer Kürſchnerfamilie, er kann nur ohnmächtig werden, wenn die Haſenfelle aufſchlagen. Heda, du holde Blüthe der Spießbürgerlichkeit, wach' auf!

Matthäus. Mutter — mich ſchläfert.

Kunz. Merkſt du wohl? Er ſchnarcht wie ein Dachs und ſchläfert doch noch nebenbei; es iſt wunderlich, was für Stärke im Schlafen ſolch ein Städter beſitzt.

Max. Er hält dich für ſeine Mutter. Komm, Büblein, ich will dich zurechtlegen und gegen den Nachtthau ſchützen, du biſt ihn nicht gewöhnt. (Nimmt ſeinen Mantel ab und wickelt ihn um den Kleinen.)

Kunz. Halt, noch eine Frage. Höre, Augsburger, wo haſt du unſern Mundvorrath, den Beutel mit Weizenkuchen und Rauchfleiſch, den ich dir in die Hand gegeben?

Matthäus. Ich hab's gegeſſen.

Kunz. Gegeſſen? Alles? Nun ſo ſei dir Gott gnädig! — Zwei Stunden hab' ich dich getragen, weil ich dich für einen Theil unſeres Brotſackes hielt, und du Wolf haſt mir durch heimliches Eſſen vergolten und ich kann hungern.

Max. Das haben wir auf der Jagd oft gethan. — Hör', Meiſter, es war ein großer Narrenſtreich, das Kind auf unſerem heimlichen Ritt mitzunehmen.

Kunz. Ja, es war ein tüchtiger Narrenſtreich, und ich bin ſtolz darauf. Ich ſage dir, der Bub iſt mir nothwendig, wie der Schelle ihr Steinchen. In meinem Leben hab' ich kein Kind geſehen, dem die Spießbürgerei ſo bretterdick an den Kopf genagelt war. Aber ſein Vater iſt ebenſo. Ich habe dieſen Stock wie einen Brand aus dem kalten Feuer der Nüchternheit gezogen, und hoffte ihn zu einem recht tollen, garſtigen Taugenichts zu machen. Ich ließ ihm mit großen Koſten neumodiſche Hoſen nähen, ein Bein ſchwarz, das andere goldgelb; ich zwang ihn zum Fenſter einzuſteigen, während die Thür offen ſtand; ich lehrte ihn bei Obſtweibern Schulden machen und ſeine Gevattern verachten; ich hab' ihm mit eigner Hand das Haar verſchnitten und zugeſtutzt, daß es ihm in zwei Hörnern auf dem Kopfe ſtand und er ausſah, wie Beelzebubs Schwager; ich hab' ihm einen weißen Knebelbart von Ziegenhaaren umgebunden und ſo auf den Marktplatz geführt; kurz, ich hab' ihn ſorgſam und zärtlich, recht wie ein Vater behandelt; doch Alles war vergebens, er blieb ein trocknes Wurzelmännchen. Mir aber dient er ſtatt meines Gebetbuches, denn wenn ich ihn anſehe, muß ich immer an die Jämmerlichkeit dieſer Welt denken.

Max. Ei, du toller Geſell, denke in Zukunft auch daran, daß Maximilian von Oeſtreich ſeinen Mantel um den getretenen Wurm geſchlagen. Er iſt zu ſchwach für dein närriſches Treiben, — nichts mehr, Kunz, der Knabe ſoll frei werden.

Kunz. Meinetwegen. Ich bin jetzt gelaunt, mit den Fröſchen dieſer Sümpfe Freundſchaft zu ſchließen und der erſten beſten Fledermaus, welche über den Weg fliegt, die Pfoten zu küſſen. Mich gelüſtet nach einer Bekanntſchaft in dieſer unbekannten Gegend, denn ich ſehe, ich ſehe, daß wir einſam und verlaſſen ſind.

Max. Schau' nach der Höhe. Die Sterne über uns ſind gute Freunde von Oeſtreich her. Gerade über uns fährt der Wagen und dort unten im Norden läuft der kleine Bär.

Kunz. Schaffe mir den Wagen dort eben nebſt zwei ſtarken Gäulen und einem getreuen Fuhrmann, der in dieſer Hexengegend Beſcheid weiß, oder hole mir wenigſtens einen Schinken deines Freundes, des kleinen Bären, gut gebraten und bereitet, dann, Herr, will ich deine hohe Bekanntſchaft in Ehren halten und dein Lob ſo laut ſingen, als jetzt mein Magen deine Schande bellt. So lange du aber das nicht kannſt, bleib mir vom Leibe mit deiner luſtigen Freundſchaft.

Max. Schäme dich, du willſt mein luſtiger Rath ſein, und haſt von deiner Namensſchweſter, der Roſe, nichts als ein geſenktes Haupt und Dornen. Du erfüllſt die Pflichten eines Narren ſchlecht genug.

Kunz. Ich bin aller Pflicht gegen dich los und ledig. Als du mich bateſt, dein Narr zu werden, gabſt du dir das Anſehen eines unſchuldigen und gemeinen Königsſohnes, der manchmal einen Lehrmeiſter braucht, um zu erfahren, daß die Eſel grau ſind. Aber du haſt mich durch einen Schein von Vernunft betrogen, den du ſpitzbübiſcher Weiſe angenommen hatteſt. Jetzt ſeh' ich ein, daß du ſelbſt nur ein Narr biſt, — mein armes, armes Närrchen. (Stützt den Kopf in die Hand.)

Max (ihm die Hand wegziehend). Kunz, mein Freund, was haſt du? ſieh mich an.

Kunz. Willſt du denn nicht hören und glauben, daß wir entdeckt ſind und ein tückiſcher Feind auf dich lauert? Herr, deine Räthe und Fürſten in Aachen glauben dich auf einem Jagdzug in irgend einem ehrlichen deutſchen Buſche gut aufgehoben, und du ziehſt wie ein fahrender Schüler durch dies Land, wo burgundiſcher Hochmuth und franzöſiſche Hinterliſt jedem deutſchen Herzen Unheil brüten und dir zu allermeiſt. Man ſagt, ganz Burgund ſei mit den Spähern des Königs von Frankreich angefüllt, und glaube mir, auch wir ſind durch Schelmerei zu kranken Pferden und auf dieſe Mordhaide gekommen.

Max. Nun, du bedächtiger Rath, warum beſtandeſt du darauf, Roſſe und Herberge zu verlaſſen und zu Fuß nach Tirlemont zu eilen?

Kunz. Weil dies die einzige Hoffnung war, die Stadt und unſern Boten zu erreichen, aber freilich der Schurke von Wirth hat uns in die Sümpfe gewieſen.

Max. Sorge nicht, Ludwig von Frankreich weiß nichts von unſerem Zuge.

Kunz. Wenn er es aber wüßte, du wärſt ein Vöglein für ſeine Käfige.

Max. Wir ſind ihm zu ſchnell, auch hat Ludwig kein Bauer, welches feſt genug wäre, die Brut des deutſchen Adlers zu halten.

Kunz. Das iſt die letzte Hoffnung.

Max. Die letzte Hoffnung iſt Gott dort oben, hier der Arm und der harte Stahl, die drei haben den Max wohl durch Schlimmeres durchgeführt. Aber in der That, meine Seele dürſtet nach einem Abenteuer, wie eine Maid nach den Küſſen ihres Freundes; ſeit dem ungariſchen Feldzuge hab' ich nichts getragen als ein Seidenwamms, und mein ſchlimmſter Feind war ein Rehbock. Kunz, ſo ein Abenteuer wünſch' ich mir, wo das Herz luſtig an die Rippen ſchlägt, und der Mann fühlt, daß er ein Mann iſt. Ja, könnt' ich mir durch mein Schwert die Herrin von Burgund verdienen, nur einen Gruß ihres Auges erhaſchen! — Wir waren kleine Kinder, als uns die Väter verlobten. Der ſpätere Zorn der Väter hat uns getrennt, aber mit meiner Seele wuchs die Roſe fort, welche einſt die alten Herren zu Trier in das Herz des Knaben gelegt; ich bin jetzt ein Mann geworden und die Blume meiner Liebe iſt aufgeblüht. — Sieh, Kunz, Maria hat viele Freier, ſelbſt der ſchwächſte darf ihr ſagen: ſchau', Maid, ich bin auch da, nimm mich. Nur ich, der Kaiſerſohn, bin durch die Politika ausgeſchloſſen von ihrem Hofe und ſoll wie ein Verfehmter an den Grenzen ihrer Heimat umherſchleichen. Willſt du mich tadeln, wenn ich ungeduldig werde und meinem Boten an ihrem Hofe ein Stück Wegs entgegenreite? Mich drängt es, alle Spinnengewebe ihrer bedächtigen Unterhandlung zu zerreißen. Bei Sankt Georg, ſie ſollen mir's ſchnell zu Ende führen, oder ich werfe mein gutes Kampfroß auf die Straße nach Gent, reite vor den Palaſt, hebe ſie in den Sattel und führe ſie als Braut heim in meines Vaters Haus.

Kunz. Nur zu, Max, du redeſt ganz wie ein Heckenreiter.

Max. Horch, wir ſind nicht allein.

Vorige. Kuni (im Anfang hinter der Scene).

Kuni (singt). Häslein, Häslein im grünen Tann,
Hüte dich vor dem Jäger,
Entflieh, entflieh dem wilden Mann.
(Tritt auf.)

Max. Halt!

Kunz. Diese Bruchgegend erzeugt alle Arten Geſpenſter, das iſt ein ſingendes. (Kuni anfaſſend) Steh, Nachtigall!

Kuni. Faſſe mich nicht ſo rauh an, fremder Herr.

Max. Wer biſt du?

Kuni. Der arme Kuni, Herr, ein Zitherſchläger.

Kunz. Ich wollte, du führteſt ſtatt der Zither einen Wurſtkeſſel.

Max. Kannſt du uns zu Menſchen führen? Wir ſind irre gegangen und ſuchen eine Herberge.

Kuni. Hütet euch vor den Menſchen, ſie ſind treulos und falſch, wie das Mondenlicht.

Max. Sprich, Knabe, iſt ein Obdach in der Nähe?

Kuni. Die Gegend iſt verrufen, entflieht, ſo ſchnell ihr könnt; ein treuer Mann findet ſein Obdach überall, ſo weit der Himmel reicht.

Kunz. Ein ſpruchreicher Kobold. — Komm, Junge, und wenn dein Wamms von einem irdiſchen Schneider genäht iſt, ſprich im verſtändlichen Deutſch, kannſt du uns zu einem Nachtlager weiſen?

Kuni. Zur linken Hand, dort hinter den weißen Birken lagert die Bande meines Ohms, Spielleute, Gaukler und Luftſpringer.

Max. So komm, Büblein, du ſollſt uns hinführen.

Kuni. Ich nicht, behüte euch Gott vor ihnen.

Max. Was ſoll das?

Kuni. Ich fange keine Vögel, ich bin keine Leimruthe.
(Läuft ab.)

Max. Halt' ihn!

Kunz. Fort iſt er. Max, das war ein Nachtgeiſt, mir graut ein wenig.

Max. Geiſt oder nicht, er ſprach von einem Lager, laß uns darauf losgehen.

Kunz. Er prophezeite Böſes, hüte dich, Herr.

Max. Komm, ich wette, wir finden das Geſpenſt bei jener Bande wieder.

Kunz (Matthäus aufhebend). Gut, wenn du dich mit Gewalt in einen Ameiſenhaufen ſetzen willſt, ich ſetze mich auch hinein. (Alle ab.)

Dritte Scene.

Das Innere einer verfallenen Hütte. Eine Thür, ſeitwärts in der Höhe eine Dachluke.

Krollo, **Radſcha**, die **Alte** und andere **Waldgeſellen** treten herein, die Einen tragen einen Keſſel über tragbarem Feuerherd, Andere Schemel und ein Strohlager.

Krollo. Schnell, ihr Männer! Alte, rühr' den Löffel, die Gäſte kommen. Hierher, Radſcha! (bei Seite) du ſagſt, ſie ſind uns zu ſtark?

Radſcha. Holt einen Bader, eh' ihr euch gegen ſie werft. Der Lehmboden wird heut Nacht weich von rothem Blut.

Krollo. So mögen die Reiter ihre Köpfe daran wagen, wir übernachten die Fremden hier in der Hütte, ſchließen ſie ein und umſtellen das Haus mit Wachen.

Radſcha. Mir ſchwant Böſes. Mein Meſſer zerſprang heut an einer Kniewurzel, das bedeutet Unheil.

Krollo. Thor, das bedeutet ein neues Heft von Silber.

Vorige. Kuni.

Kuni (tritt auf).

Krollo. Still, der Kuni! — Tod und Teufel, wo haſt du die Fremden?

Kuni. Ich bin keine Leimruthe.

Krollo. Daß dich die Erde verſchläng', Starrkopf!

Kuni. Ich fürchte dich nicht, Ohm; wer ein Judas iſt, hat keine Kraft in den Augen und in der Hand.

Krollo. Natter, das ſollſt du ſehen. (Fährt auf Kuni ein.)

Erſter Gauner (dazwiſchenſpringend). Thu' dem Buben kein Leid, es hat uns noch immer Unglück gebracht, wenn er weinte.

Zweiter Gauner. Ja, wir leiden's nicht, komm zu uns, Kuni.

Krollo. Hat euch der Satan bethört, daß ihr dem ungerathenen Kind gegen ſeinen Ohm helft?

Zweiter Gauner. Satan oder nicht, wir thun's.

Erſter Gauner. Wenn uns der Satan gegen dich hilft, werden zwei Teufel einander beim Kopf packen.

Krollo. Das war dein letztes Wort! Radſcha, zu mir! (Ziehen die Meſſer.)

Kuni (zwiſchen ſie tretend). Haltet Ruh, ihr Männer, thut ihm kein Leid, er iſt ein Schelm, aber mein Ohm; nein, ihr ſollt ihm nichts zu Leide thun. — Horch, der Fußtritt frommer Leute!

Vorige. Max, Kunz, welcher den Matthäus trägt.

Kunz. Brr! Eine ſaubere Zunft!

Max. Wollt ihr zwei verirrte Wanderer und ein Kind an eurem Herd aufnehmen? Wir bedürfen Ruh und Speiſe, ihr ſollt uns dankbar finden.

Krollo. Tretet näher, ihr Herren, ſeid gegrüßt! — Ein großes Glück, daß ihr uns gefunden habt, denn die Nachtluft der Haide iſt ungeſund, und ich übe gern Gaſtfreundſchaft, wenn ich auch wenig hab'. — Setzt euch zum Feuer; was im Keſſel liegt, ſoll euer ſein.

Max. Dank, guter Meiſter! Grobheit und Tücke wohnen oft dicht an den Gotteshäuſern, und hier in der gottverlaſſenen Oede finden wir die ehrlichſte Höflichkeit von der Welt; ihr ſeid ja ein recht artiger Kauz. (Setzt ſich zum Feuer.)

Kunz (Krollo am Kinn faſſend). Und welch ein gottſeliges Geſicht! Max, ich wette, es iſt in einer falſchen Münze geprägt, das Kupfer ſcheint durch.

Max. Nein, das iſt echtes rothes Gold, es iſt der heiße Wein von Burgund. — Was haſt du im Keſſel, Mutter? gieb her [illegible] Ihr ſeid eurem Zeichen nach ein Spielmann?

Krollo. Ja, Herr, ein armer Spielmann, der mit der Geige ein kümmerlich Brot erbittet.

Max. Nun, Meiſter, wenn du mit all den handfeſten Geſellen bitteſt, möcht' ich wiſſen, wer frech genug ſein könnte, dir etwas abzuſchlagen. — Aber hör', ich bin ein Freund deiner ſchönen Kunſt, thu' mir die Liebe und ſing' und ſpiele ein luſtiges Lied. Dein Imbiß wird uns um ſo beſſer ſchmecken, und das muß dich freuen, wenn du ein guter Wirth biſt.

Krollo. Verzeiht, Herr, meine Kehl' iſt heiſer von der Nachtluft. Aber mein Schweſterkind dort ſoll euch ſingen.

Max. Ei, der zierliche Bub' von der Haide. Nimm die Zither, mein Knabe, laß deine Kunſt hören.

Kuni. Ich ſinge nicht.

Krollo. Bube, du thuſt es oder —

Max. Nein, Meiſter, thut ihm kein Leid. Der Geſang ſoll eine freie Kunſt ſein, auch der Waldvogel ſingt nur, wenn ihm das Herz gegen die Bruſt klopft.

Kunz. Alte, was iſt in jenem Faſſe? gieb nur her. Ich weiß ohnedies nicht mit welcher Münze wir euch bezahlen werden, da geht das ſo in einem hin. (Schenkt ſich ein.) Ich wette, mein Matthäus dort rauft ſich im Traume die Haare, weil er vor Schläfrigkeit nicht eſſen kann. — So ſchweigſam, gutes Weiblein? Vielleicht weißt du einen alten Spruch, oder ein feines Lied, wie zum Beiſpiel:

Brummkater und die Brummkatze,
Die thaten zur Kirmeß gehn,
Da tanzte mit ihrem Schatze
Die alte Katz' gar ſchön.

So in der Art, laß hören.

Alte. Das Hähnchen brät, hat zu laut gekräht, jetzt liegt's im Topf, der arme Tropf.

Max. Da haſt du dein Theil, Herr Ritter von der Roſe. Das Röslein hier laß unberührt, ſie iſt dir zu ſtachlig.

Kunz. Die alte Seele ſpricht wie eine echte Hexe in Verſen. Max, du biſt ja auch ein Verſemacher, begrüße das Handwerk. (Neſtelt ſein Schwert los.) Selbſt der Stahl iſt feucht geworden in dieſer Hexengegend.

Radſcha. Will ihn blank machen, gebt her.

Kunz. Ich danke dir, Schwarzhaar. Er iſt ein großmäuliger Geſell und nicht gut ihm nahe zu kommen. Ich bitte dich, geh' ihm aus dem Wege. — Max, ich bin ſchläfrig.

Max. Weiſ't uns ein Lager an, Freund Spielmann; mit dem Morgengrau brechen wir auf, ihr mögt uns dann den Weg nach Tirlemont zeigen und unſern Dank nehmen.

Krollo. Ihr ſollt mich bereit finden. Steht auf, ihr Leute, fort mit euch! Hier iſt euer Lager, ihr Herren.

Radſcha (bei Seite). Hüte dich vor dem Kuni.

Krollo. Still! Das Kind iſt mürriſch, aber treu.

Max (am Lager den Mantel ausbreitend). Gott mit euch!

Kuni (im Hinausgehen an Kunz tretend, ihm den Hut vom Boden aufhebend). Seid auf eurer Hut.

Krollo. Was ſpricht der Bube?

Kunz (zu Kuni). Du biſt ein artiges Kind. Meinen Hut? ich danke dir. Guten Schlaf, Meiſter Spielmann!

Krollo. Frohes Erwachen! (Ab mit Kuni und ſeinem Haufen.)

Max. Kunz. Matthäus.

Kunz. Höre, Max, wenn hier nicht Verrätherei gekocht wird, will ich ein Hanswurſt ſein.

Max. Laß ſie kochen, wir ſind ja zu zweien.

Kunz. Und ihrer an die funfzehn, ein ſchönes Rechen-Exempel, wir müſſen dabei in die Brüche kommen.

Max. Sorge nicht. Zwar haben ſie arge Gaunergeſichter, aber an uns wagen ſie ſich nicht. Ich bin müde. Kunz, wache eine Stunde für mich, dann löſ' ich dich ab, und du ſollſt ſchlafen.

Kunz. Wenn ich nämlich in einer Stunde noch Augen zum Zumachen hab'. Ich bitte dich, Max, hilf mir wenigſtens die Thür verrammen.

Max. Wozu? Doch nicht gegen die armen Schelme?

Kunz. Lieber Herr, lege deinen ritterlichen Stolz nur auf eine Viertelſtunde bei Seite. Was wirſt du ſagen, wenn ſie dich im Schlafe überfallen, binden, vielleicht —

Max. Die Thür bleibt offen, der Max fürchtet keine Mörder. — Kunz, es iſt ein frommer Glaube, daß jedes Menſchenkind ſeinen Schutzengel habe; auch ich hab' einen Engel, und dem vertrau' ich mich.

Kunz. Ich wollte lieber, du trauteſt einem hölzernen Balken.

Max. Ei, alle Thiere fürchten den Löwen, auch wenn er ſchläft, und ich bin in einem Neſte geworfen, aus dem ſchon mancher Löwe geſprungen iſt. Ich ſpür' etwas von ſeiner Natur, ich ſchlafe ohne Furcht.

Kunz. Du ein Löwe? wärſt du lieber ein Haſe, dann könnteſt du wenigſtens mit offenen Augen ſchlafen.

Max. Gute Nacht, Kunz, die Heiligen über uns! (Schläft ein.)

Kunz. Du ein Löwe? Kannſt du ſchnarchen, daß die Eichen erzittern? Beantworte mir das. Kannſt du durch deinen Athem die Gefahr fortblaſen, wie eine Flaumfeder? Dann bitt' ich dich herzlich, blaſe mich fort aus deiner Geſellſchaft, ſie fängt an für einen Mann meines Standes unziemlich zu werden. — Meiner Treu, er ſchläft und lacht ſo freundlich, als läg' er auf einer Sammtdecke. — Gott ſchütze dich, lieber Herr! (Nimmt ſeine Hand und küßt ſie.) Du ein Löwe? ſo will ich dein Wärter ſein. (Zieht ſein Schwert.) Heraus, du altes Brummeiſen, nur heute thue deine Pflicht! (Legt ſich zum Lager.)

Alles ſtill, was ſie nur brüten mögen? ob ſie das Werk jetzt, oder am Morgen thun wollen? Armer gefangener Löwe, wo iſt die Maus, welche dein Netz zernagt?

Kuni ſteckt den Kopf zur Dachluke herein, pfeift leiſe.

Kunz. Bei meinem Bart, ich höre ſie ſchon pfeifen.

Kuni (pfeift wieder).

Kunz. Ha, das iſt Kuni, der Zitherſchläger.

Kuni. In der Ecke ſteht eine Leiter, ſetzt ſie an, lieber Herr.

Kunz (holt die Leiter). Hier ſteht ſie, komm, mein Bub'. (Kuni ſteigt herein.) Nun, großmächtige Maus, was bringſt du?

Kuni. Euch droht Gefahr, ſprecht leiſe.

Kunz. Ich wußt' es. (zu Max) Herr, wacht auf, Verrath!

Max. Was haſt du? was will der Knabe?

Kuni. Herr, mein Ohm hat euch verkauft, in einer Stunde kommen franzöſiſche Reiter, die Hälfte der Bande iſt ihnen entgegengezogen. Die Thür iſt verſchloſſen und von außen bewacht. Der Wächter aber dort am Fenſter iſt ein Flamländer, er iſt berauſcht und ſchläfrig; ihr müßt dort hinaus, über ihn wegſpringen, ich will euch in's Freie führen.

Max. So haſt du doch wahr geſprochen, Meiſter Kunz.

Kunz (der ſich zur Thür geſchlichen). Die Thür iſt von außen verſchloſſen.

Max. Knabe, es iſt dein Ohm, der uns verkaufen will, und wir ſind dir nichts als Fremde.

Kuni. Mir iſt bange um euch.

Kunz. Max, laß uns die Leiter hinaufſteigen. Fühlſt du nicht die Krallen der Hölle im Nacken?

Max. Nimm das Kind.

Kunz (zu Matthäus tretend). Der Stock hat's am beſten, er ſchläft ſich durch alle Teufelei durch. — Laß mich voran, Kuni, du biſt der Letzte.

Max. Zurück! Wo Gefahr iſt, ſoll kein Anderer der Erſte ſein.

Kunz. Wenn dich die Gauner aber faſſen und niedermachen, bevor du auf dem Boden biſt?

Max. Sie müſſen eiſerne Arme haben, wenn ſie mich halten wollen; auch muß ich dir den Knaben abnehmen und den ſchlafenden Schelm dort draußen vor deinem Dolchſtoße bewahren. — Nun, luſtige Fahrt, haltet die Leiter. (Will hinaufſteigen, dreht ſich lachend um.) Hör', Meiſter, ich habe ein Bedenken, ob es dem Sohne meines Vaters geziemt, durch das Aſtloch einer Hundehütte zu kriechen. Was meinſt du? wir warten die fränkiſchen Reiter ab und ſchreiben ihnen rothe Grüße an meinen Vetter in Frankreich auf den Rücken.

Kunz. Himmel! ſteh' uns bei (legt Matthäus wieder hin).

Kuni. Eilt, Herr, die Gefahr iſt groß.

Kunz (gekränkt). Max, du handelſt nicht ehrlich an mir. Als ich neulich traurig war, weil du mich in einen Sumpf geführt hatteſt, verſprachſt du mir, daß ich halbpart von deinem nächſten luſtigen Abenteuer haben ſollte. Leugne nicht, du haſt mir's zugeſchworen.

Max. Ja, und ich halte dir mein Wort.

Kunz. Nun ſieh, willſt du nicht heut die herrlichſte Freude allein genießen? willſt allein funfzehn bis zwanzig Strauchdiebe und etwa ein halbes Hundert Küraßreiter durch die Schärfe deines Schwertes wie Gras vom Erdboden mähen und dich durch dieſe glorreiche Waffenthat zum Liebling aller Bänkelſänger machen. Und dies königliche Werk willſt du allein verrichten, ohne mich.

Max. Nun, es iſt eine gefährliche Arbeit, aber du ſollſt mir helfen.

Kunz. Ich kann ja heut kein Schwert führen. Die alte Hexe am Keſſel hat mich mit der Feuerzange auf den Arm geſchlagen, als ich ſie küſſen wollte, er iſt gelähmt, ſieh' her. — Du kannſt mir heute dein Wort nicht halten, und würdeſt Freude und Ruhm allein haben, das leid' ich nicht und deshalb mußt du dort hinaus.

Max. Kunz, du biſt ein großer Narr, aber du haſt Recht; kommt. (Auf der Leiter.) Ich wollte, meine Schranzen in Wien ſähen dieſe Hühnerleiter und mich, den ſie die Hoffnung des heiligen römiſchen Reiches, die Blume der Ritterſchaft nennen, wie ein krankes Huhn hinaufhüpfen, was würden die wohl ſagen?

Kunz. Ei, ſie würden die ſtaubigen Sproſſen küſſen und mit der heiligen Jakobsleiter vergleichen, dich aber mit einem allerliebſten Englein, das zum Himmel fährt. — Gott verhüte, daß ſolches geſchehe! (Max ſteigt hinaus.) Guten Weg, lieber Herr! Sieh mir in’s Auge, Kuni, du haſt ihn nicht verrathen, nein, du haſt nicht.

Kuni. Nein, Herr.

Kunz (lauſchend). Er iſt am Boden. Ich höre nichts, folge mir. — Doch halt, was ſoll aus dir werden? ſie können dir arg mitſpielen, mein Sohn.

Kuni. Mögen ſie. (Ein kleines Bündel weiſend.) Seht, ich gehe mit euch.

Kunz. Mit mir?

Kuni. Ja, Herr, nehmt mich mit euch, ihr gefallt mir.

Kunz. So? (Matthäus aufhebend.) Meiner Treu, ich werde mit der Zeit noch die Hebamme aller unmündigen Taugenichtſe werden. In Gottes Namen, komm! (Steigt auf die Leiter, der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Zimmer im Schloſſe zu Gent.

Marie liegt mit aufgelöſtem Haar im Seſſel und ſchläft; Frau **von Halwyn** ſteht über ſie gebeugt, die Herzogin **Margarethe** tritt eilig herein.

Margarethe. Wie geht es dir, mein armes Kind?

Halwyn. Sie ſchläft — gönnt ihr die kurze Ruh, Frau Margarethe, ſie hat heute Nacht viel gelitten.

Margarethe. Und die Stadt?

Halwyn. Noch ſummt es dort unten, wie in einem Bienenkorbe, das Volk hat die ganze Nacht vor dem Schloſſe gedrängt, Eintritt gefordert und Schmähworte gegen die Herrin heraufgerufen. — Daß Gott ſie verdamme, die Schelme von Gent!

Margarethe. Ich ſah gegen Morgen einen wilden Haufen eindringen, und habe für euch gezittert. Wie hat die Herzogin mit den Empörern verhandelt?

Halwyn. Sie hat ihnen geantwortet wie ein Mann. Der Haufe ſchrie ihr entgegen, ob ſie in Wahrheit die Werbung des Königs Ludwig verſchmäht habe, und ob ſie daran denke, Burgund an das deutſche Reich zu verkaufen. Zuerſt ſchoſſen der Herrin die Thränen in die Augen, dann rötheten ſich ihre erbleichten Wänglein, und ſie ſprach ſo feſt und ſtark, daß die Unholde zu Boden ſahen: ſie ſei Herrin der Stadt und des Landes; was ſie gethan, ſei geſchehen mit Wiſſen des Rathes und ihrer Landſchaft, Aufrührern aber ſei ſie keine Rechenſchaft ſchuldig. Da zog die Rotte von dannen, murmelte und drohte. — Die Herrin weinte lange Zeit, jetzt iſt ſie erſchöpft in Schlaf geſunken.

Margarethe. O Tag des Unglücks! Jetzt iſt Alles verloren, was Marie im Stillen hoffte, jetzt darf Oeſtreich mit ſeiner Werbung nie mehr hervortreten, und die Herzogin muß dem Drängen des Landes gegen den Wunſch ihrer Seele nachgeben. Mein armes, armes Kind!

Marie (erwachend). Margot, meine Mutter! (Reicht ihr die Hand.) Einen ſchweren Traum hab' ich gehabt; hier ſtanden ſie mir gegenüber, ein ruchloſer Hauf, trotzig und verzweifelt, und ſchnitten mir mit harten Worten ins Herz. (Aufſtehend.) Aber ich will mich chriſtlich an ihnen rächen, ich will ihnen einen Herrn geben mit ſtarkem Arm und freundlichem Gemüth, der die Kraft hat, ſie und mich zu ſchützen.

Margarethe. Sie träumt. — Marie, kannſt du jetzt noch hoffen?

Halwyn. Das iſt der Geiſt der Burgunder; ſie beginnen da zu bauen, wo wir Andern die Hände verzweifelnd in den Schoß legen.

Marie. O Herr, hätteſt du neben mir geſtanden, die Schmach wäre mir nicht widerfahren.

Margarethe. Sie denkt an den Oeſtreicher und in dieſer Stunde.

Vorige. Ein Kämmerer.

Kämmerer. Die Herren des hohen Rathes flehen um Gehör.

Marie. Führe ſie herein. (Kämmerer ab.) Halwyn, meinen Schleier! ſteck' mir die Haare auf; ſie ſollen nicht ſagen, Marie habe den Kopf verloren und in ihrem Schmerz Zucht und Sitte vergeſſen. Komm, liebe Mutter. (Alle ab.)

Ravenſtein. Johann von Cleve. Der Biſchof von Lüttich.

Cleve. Sie wird uns anhören und ausweichen, wie immer.

Ravenſtein. Sie muß ſich entſcheiden, die Noth drängt uns und ſie.

Cleve. Redet ſanft zu ihr, Herr Biſchof, ſie hat ein königliches Herz. Schweigt ihr von der Werbung des Oeſtreichers.

Biſchof. Ich weiß, ſie hat die heimlichen Boten des Oeſtreichers gehört, und war ſeiner Werbung mehr gewogen, als uns genehm wäre. Doch die heutige Nacht hat ihr eine harte Lehre gegeben und ſo Gott will den Deutſchen auf immer abgeſchreckt. Jetzt iſt ſie gezwungen, ihm zu entſagen.

Cleve. Ich kenne ihren Sinn, er wird ſich gegen jeden Zwang empören.

Biſchof. Nicht wir ſind die Zwingherren, das verhüten die Heiligen, die Noth des Landes ſchreit um Hülfe.

Cleve. Still, ſie kommt.

Vorige. Marie.

Marie (tritt auf). Gottes Gruß, ihr Herren! — Lieber Oheim von Cleve, das iſt ein trauriges Wiederſehen. Wie ſteht ihr mit der Stadt?

Ravenſtein. Sie ſchläft nach dem Höllenrauſch dieſer Nacht, die Beſinnung kehrt ihr allmählich zurück.

Marie. Ach, Oheim, auch dein Arm hat ſich nicht erhoben, die Flüche der Raſenden von meinem Haupte zu wenden!

Ravenſtein (düſter). Wir waren zu ſchwach; euer Kriegsvolk liegt gegen die Franzoſen zu Felde, die Stadt iſt mächtig, — warum hörteſt du die Geſandtſchaft der Empörer?

Marie. Heiliger Gott, *ihr* war't zu ſchwach, konnte ich, ein Weib, der Gewalt widerſtehen?

Ravenſtein. Ihr tragt die Schuld, Vetter von Lüttich, ihr habt die Bürger in das Schloß geführt, wie ſehr auch mein Sohn widerſtritt.

Biſchof. Ja, ich that es; wenn etwas ſie zähmen konnte, war es ein Blick aus den Augen ihrer Herrin.

Marie. Ach, ehrwürdiger Vater, haltet ihr meine Augen ſo werth? Ich fürchte, eure Weisheit iſt ſchuld, daß ſie heut von Thränen geröthet ſind.

Cleve. Die Herzogin ſpricht wahr, Herr Biſchof, wenn man dem Gerücht trauen darf.

Biſchof. Das Gerücht iſt eine feile Dirne, und Herzog Johann ſollte ihm nie trauen.

Marie (ſich ſetzend). Zur Sache, edle Herren, was hat mir mein getreuer Rath zu verkünden?

Biſchof. Erlauchte Herrin! Wir bringen die alte Noth und das alte Flehen. Dein Land wird durch innere und äußere Feinde zerriſſen, die Hälfte deiner Edlen iſt in den Schlachten des ſeligen Herrn erſchlagen, die Städte haben die Politika des Maulwurfs, ſcharren und ſammeln nur für ſich und ſchauen mit düſtrem Auge in die Höhe und Ferne.

Marie. Wehe mir, daß es ſo iſt.

Biſchof. Wir ſehen nur eine Hülfe, die alte, dir unwillkommene, ein Liebesband, welches dich und das Land an Stärke und Macht kettet.

Marie (macht eine unwillige Bewegung).

Biſchof. Zürne uns nicht, wir haben geprüft und andere Hülfe geſucht, aber es giebt keine, keine als deine Vermählung.

Marie. Erſt wenig Monde iſt mein Vater todt, noch täglich fließen ihm meine Thränen!

Biſchof. Du haſt einen ſtarken Sinn, du weißt für das Wohl des Landes zu thun, was einem ſchwachen Weibe unmöglich wäre.

Marie. Und welchem Gemahl beſtimmt mich eure Weisheit, ehrwürdiger Vater?

Biſchof. Dein Hof iſt mit Brautwerbern und ihren Geſandten angefüllt; England, Italien, Frankreich, dein eignes Land haben die edelſten Herzen an die Stufen deines Thrones geſendet, du haſt die Wahl unter der ritterlichen Jugend der halben Welt.

Marie. Du ſpotteſt der armen Marie, Herr Biſchof. Wie nun, wenn ich den Sicilianer Ferdinand wähle, oder einen der abenteuernden Thoren, welche, wie man ſagt, meinen Namen auf die Decken ihrer Roſſe geheftet haben, würde mein getreuer Rath auch das geſtatten?

Biſchof. Du wirſt wählen, wie es deiner Hoheit geziemt; doch drei Freier ſind es, welche vor andern deiner Hand würdig erſcheinen.

Marie. Die Namen, Herr Biſchof?

Biſchof. Zwei ſind Söhne deines Geſchlechts, nächſt dir die Hoffnung von Burgund, die Kinder deiner Räthe.

Marie. Und der dritte?

Biſchof. Karl, Dauphin von Frankreich.

Marie (aufſtehend). Nennt den Namen nicht!

Biſchof. So ſpricht dein getreuer Rath, der Dauphin von Frankreich.

Marie. Ein Kind von ſieben Jahren, zart und krank, ſein Vater der bitterſte Feind meines Hauſes. Nichts mehr vom Dauphin!

Biſchof. Höre mich, Herrin, es iſt ein ſchweres Wort und mit Schmerz ſpreche ich es aus. Der Rath empfiehlt dir zu wählen, er täuſcht ſich und dich, du haſt keine Wahl, jetzt keine Wahl mehr; und wäre ein Bündniß mit Frankreich dir noch verhaßter, König Ludwig noch mehr unſer Feind, und ſchaukelte der Dauphin noch in der Wiege, du müßteſt dich dennoch für ihn entſcheiden, es iſt ein grauſig Wort für dein ſtolzes Herz, aber du müßteſt, wenn du nicht, eine zweite Helena, einen Krieg erregen willſt, wie der griechiſche war, blutig, entſetzlich, einen Todeskampf für dich und dein Geſchlecht.

Marie. Herr Biſchof, ich bin keine Heidin, wie Helena, ich bin eine chriſtliche Jungfrau, und ein chriſtliches Geſetz herrſcht in der Welt, und das chriſtliche Geſetz ſteht in einem Buche voll Liebe, das ſolltet ihr wiſſen, Herr Biſchof. Ein chriſtliches Weib hat die Pflicht, ihrem Manne ein Herz voll Liebe mitzubringen und ihm treu zu bleiben bis zum Tode, und deshalb hat ſie das Recht, einen Mann nach ihrem Herzen zu wählen; aber geopfert ſoll ſie nimmer werden, weder einem Götzen noch einem Manne. Hinweg mit Frankreich!

Biſchof. Denkt an euer Land. Burgund liegt wie ein eiſerner Keil zwiſchen dem deutſchen und fränkiſchen Lande; hört der Keil auf vorwärts zu treiben, ſo überwuchert ihn die Rinde des geſchädigten Baumes, er roſtet und verſchwindet im Holze. Habt ihr Arme und Kraft, den Keil zu treiben?

Ravenſtein. Ja, Herr Biſchof.

Biſchof. Ihr ſeid ein mächtiger Herr, aber nicht ihr, nicht die Herrin werden die Kraft des Landes vermehren, ſie weiß das eben ſo gut als ich. Deshalb iſt es Fürſtenpflicht, den Anſchluß da zu wählen, wo der größte Vortheil iſt. Der König von Frankreich —

Marie. Hinweg mit Frankreich!

Ravenſtein. Genug, Herr Biſchof! Ihr nennt Burgund einen Keil, wohl lebt noch mancher burgundiſche Mann, welcher den Hammer zu ſchwingen vermag. Sieh, Marie, hier ſtehe ich, hier iſt mein Bruder Johannes, wir haben jeder einen Buben, gerade aufgeſchoſſen, mit Bart am Kinn und Sehnen am Arme; wir haben uns als Brüder das Wort gegeben, treu bei einander zu ſtehen, welchen du auch wählen magſt. Nimm den Johannes, nimm meinen Philipps, deine Wahl allein reicht hin, ihm Arme zu verleihen, welche vom Nordmeer bis an die Eisberge der Schweiz reichen und die eiſerne Spitze Burgunds in das Fleiſch der Deutſchen und Franken treiben.

Cleve. Ja, Nichte, bei Sankt Andreas, er ſpricht die Wahrheit. Stütze dein Land an das meine, ich bin ein deutſcher Fürſt, habe Vettern und Genoſſen durch das ganze römiſche Reich.

Marie. Ohm, ihr vergeßt, daß ein Höherer über euch ſteht; ihr ſelbſt ſeid dem Kaiſer verpflichtet, ſoll das freie Burgund Diener eines Dieners werden?

Cleve. Der Fürſt des deutſchen Reiches weicht keinem fremden König, ſelbſt nicht dem eignen Kaiſer.

Marie. Genug, liebe Herren, tragt meinem Rathe den Beſcheid. Ich bin ein freies Weib, und ich will, ich kann nicht leben ohne Liebe. Jetzt aber iſt mein Herz ſchwer betrübt durch den Tod meines Vaters und das Leid des Landes. Sie ſollen mir Zeit laſſen, ich will mir einen Gemahl nehmen nach meinem Herzen, ſie ſollen mich nicht drängen.

Biſchof. Bedenke, Herrin —

Marie. Kein Bedenken, ihr hättet bedenken ſollen, daß ihr Männer ſeid und ein Schwert tragt, bevor ihr die Hoffnung des Landes auf das gebrochene Herz eines Weibes ſetztet.

Ravenſtein. Und wieder keinen Beſcheid, keine Hoffnung, nur weil du eine Weiberlaune haſt. (Faßt ſie heftig an der Hand.) Marie, ich ſage dir, du ſollſt wählen, du ſollſt!

Cleve (an das Schwert greifend). Hinweg mit der Hand!

Marie (ſich losreißend). Laßt meine Hand los, Graf Adolf, wollt ihr einem Weibe Gewalt anthun?

Biſchof. Ihr habt euch gröblich vergeſſen.

Marie. Ihr ſeid ſtärker, als ich, legt mir Ketten an, ſie können nicht mehr ſchmerzen, als dieſer Druck; führt eure Herzogin, die Tochter eures Herrn und Waffenbruders, auf den Markt und ruft ſie den Käufern aus, ſie iſt ja nur ein ſchwaches Weib, ſie kann ſich nicht wehren. Pfui über euch, Graf Adolf!

Ravenſtein. Marie!

Marie. Ihr rühmt mir eure Kraft, o es iſt Zeit, beweiſt ſie mir und dem Lande, rettet meine Städte aus der Hand Ludwigs, werft eure Bruſt dem einbrechenden Feinde entgegen, und könnt ihr die brennenden Dörfer löſchen, den fränkiſchen Wolf zurückjagen in ſeine Höhle, dann tretet wieder vor mich hin und ſagt: Marie, hier iſt der beſte Mann von Burgund, er hat ſein Schwert am höchſten geſchwungen, er hat ſeine Lanze am tiefſten in die Bruſt des Feindes getrieben, er iſt der Retter des Landes und wird den Schild halten über dich und Burgund, — ſagt mir das, und Marie will von ihrem Stuhl hinabſteigen, ihr Knie vor dem Manne beugen und ihm die Herrſchaft darreichen, ja auch ihre Hand und wenn ihr das Herz brechen ſollte. Bis dahin aber meldet meinem getreuen Rath, ſeine Klugheit ſei feige, die Tochter des kühnen Karls ſei keine Waare, die ſich an den Käufer wegwerfe, welcher am rohſten und dringendſten feilſcht. Ich kann den Frieden des Landes nicht durch meine Schande erkaufen, ich will mich keinem Manne übergeben, deſſen Ehre nicht rein und geprüft iſt, wie der Schild meines Geſchlechts: — und meldet meinem getreuen Rath, mein Vater ſei geſtorben im Kampf um die Ehre ſeines Namens, und ich, die Marie, bin ſeine Tochter.

Biſchof. Stolz der Burgunder, möge er dich nie gereuen!

Cleve. Und was hofft ihr von der Zukunft?

Marie. Ja, ich hoffe, ſo wahr ein barmherziger Gott lebt, er wird das wunde Herz eines Kindes nicht zertreten laſſen.

Ravenſtein. Baſe Marie, kannſt du mir verzeihen?

Marie. Mein Oheim!

Ravenſtein. Du haſt Recht, verdienen ſoll dich dein Freier. Der Rath hat mich erwählt, gegen die Franzoſen zu reiten, ich gehe noch heut mit dem Philipps nach Mons, laß mich in Huld von dir ziehen.

Marie. Geht mit Gott, lieber Ohm, mein Gebet wird mit euch ſein.

Ravenſtein. Kommt, ihr Herren.

Biſchof. Der Segen der Kirche über euch!

Marie. Ich danke euch, ehrwürdiger Vater; lebt wohl, Vetter Johann. (Die Herren ab.)

Marie. So ſind ſie, jeder nur für den eigenen Vortheil. Heiliger Gott, und ihr wollt mich überzeugen! Eines habt ihr mich gelehrt, daß auch ihr eines Herrn bedürfſt, der ſtärker und beſſer iſt, als ihr alle. (Setzt ſich nachdenklich nieder.)

Vorige. Philipps von Ravenſtein.

Philipps. Herrin!

Marie. Nun, Philipps, was haſt du? Du glühſt ja im ganzen Geſicht.

Philipps. Dafür bin ich auch durch die ganze Stadt geritten und hab' überall Schläge ausgetheilt, aber nur mit der flachen Klinge. Das Geſindel lief, wo ich mich mit den Reitern zeigte. Die Stadt iſt ruhig, auf dem Rathhauſe wird gehandelt, das kam ich euch melden, Frau Herzogin.

Marie. Habt ihr die Thore beſetzt, meinen Brief an die Bürger verleſen?

Philipps. Wie ihr es befohlen.

Marie. Ich danke euch, Herr Hauptmann. Ach, Vetter, glaube mir, das Regiment liegt als ſchwere Laſt auf der Schulter eines Weibes.

Philipps. Ich denke mir das, Baſe; du aber gehſt ſo ſtolz und leicht durch das Zimmer, man merkt dir's gar nicht an.

Marie. Dafür iſt mir's im Kopf manchmal ſo ſchwer und ich möchte weinen, wenn ich mich nicht ſchämte. — Vetter, du biſt mein älteſter und treueſter Freund, wir ſind mit einander aufgewachſen, haben zuſammen geſpielt und gelernt und vom Vater Schläge bekommen; du weißt, er war ſehr ſtrenge.

Philipps. Ja, Marie, wir haben zuweilen vor ihm gezittert.

Marie. Nun ſiehſt du, wie wir immer zuſammen gehalten haben, und jetzt kannſt du mich ſo kränken. Philipps, warum fällt dir ein, um meine Hand zu werben?

Philipps. Herrin, mein Vater —

Marie. Nichts von deinem Vater, du biſt ein Mann geworden und ſollſt auf eigenen Füßen ſtehen. Dich ſchelt' ich; ſonſt warſt du immer ein guter Bube, und jetzt machſt du mir ſo ſchwere Sorge.

Philipps. Soll dein Vetter weniger wagen, als ein Fremder? Wo der Spanier und der Welſche wirbt, da kann des Ravenſteiners Bub' auch ſtehen.

Marie. Sei kein Thor, du biſt mir lieber, als ſie alle, lieb wie ein Bruder; aber, Philipps, dein Weib kann die Marie nicht werden.

Philipps. Ich dachte an unſere Kinderzeit, als ich mich unter deine Freiwerber ſtellte; haben wir doch manchesmal Verlöbniß geſpielt, Ringe gewechſelt und uns herzlich geküßt, wie Kinder thun.

Marie (hält die Hand vor die Augen). Still, Philipps, wenn dich Jemand hört.

Philipps. Nun, kannſt du's leugnen? es iſt doch wahr, jetzt freilich —

Marie (eifrig). Ja, Vetter, es iſt wahr, aber ſo etwas iſt immer nur im Spiele geſchehen und da warſt du nicht der Philipps, ſondern ein Anderer.

Philipps. Freilich, ich war der Kaiſerſohn Max, dem du ehemals verlobt warſt. Weißt du, damals trugſt du einen Ring am Finger, den er dir geſendet hatte.

Marie (macht eine Bewegung, nach dem Ringe fühlend).

Philipps. Aber was ſeh' ich? du trägſt ja den Ring noch.

Marie. Er iſt ins Fleiſch gewachſen, geht nicht mehr herunter.

Philipps. Ja, 's iſt der rechte. Wir ſaßen in der Stube des Vaters unter der ſilbernen Rüſtung, da mußt' ich dir oft den Ring anſtecken und dich Frau Marie nennen, und du ſetzteſt mir das Barett des Herrn auf, die Federn hingen bis auf den Boden, und ſagteſt zu mir: Herr Max und lieber Gemahl, ja und küßteſt mich und drückteſt mir mit deinem Finger die Naſe ſanft herunter, damit meine Naſe ſo würde wie die des Habsburgers auf dem Bilde. — Sieh, ich weiß noch Alles.

Marie. Hör' auf, hör' auf, Philipps.

Philipps. Und gedenkſt du an den Brief, welchen der Max dir geſchrieben? wie oft wir den abgeſchrieben und wie du mich ſchalteſt, wenn meine Buchſtaben nicht ſo eckig gezogen waren, wie die des Kaiſerkindes? Wo mag nur der Brief ſein? er iſt gewiß verloren.

Marie. Ja, wer weiß!

Philipps. Das iſt nun vorbei und vergeſſen.

Marie (für ſich). Vergeſſen? Max, mein Herr, gedenkſt du meiner Liebe? — Lebt wohl, Vetter! Ihr reitet mit dem Grafen nach Mons, habt Acht auf euch, lieber Vetter, denkt daran, daß euch Marie ſtets eine getreue Schweſter ſein wird. (Ab.)

Philipps (ihr nachſehend). Holdes Weib! und doch — mich liebt ſie nicht. (Ab.)

Zweite Scene.

Hofraum eines Bürgerhauſes mit Bäumen, Tiſch und Trinkgeräth und Seſſel.

Kunz, Kuni, Matthäus aus dem Hauſe.

Kunz. Unſer Gaſtfreund, der Schultheiß von Tirlemont, hat einen feinen Bau, und meine Seele ſchnurrt vor Freude, wie eine Katz', der man die Haare ſträubt (ſetzt ſich). Kommt heran, ihr Buben, ich bin gewiſſermaßen euer Vater und Mutter, darum will ich euch jetzt nach dem Frühſtück eine Viertelſtunde zur Tugend anhalten. — Sprich, du kleiner Zigeuner, wer biſt du eigentlich? wem gehörſt du an? warum haſt du uns geſtern aus der Mausfalle geholfen? item weshalb beſchwerſt du mich mit deiner ſpitzbübiſchen Gegenwart?

Kuni. Ich bin der arme Kuni, Herr.

Kunz. So kommſt du nicht fort, ſinge mir das ganze Schelmenlied deines Lebens.

Kuni. Laßt mich auf dem Schemel zu euren Füßen ſitzen, ſo will ich euch erzählen.

Kunz. Meinetwegen. Matthäus, ſetz' dich auch und hör' zu. Jetzt ſeid ihr meine Küchlein, ich bin die bekümmerte Gluckhenne, welche über eurem Wohl brütet. Beginne deine Hiſtoria, mein Sohn Zigeuner. Zuerſt eine kitzliche Frage: haſt du das, was die Leute einen Vater zu nennen pflegen?

Kuni. Ja, Herr, mein Vater war ein Trabant des Herzogs Karl.

Kunz. Wie? des Stiers von Burgund, welchem das Schweizervolk die Hörner abriß und den Kopf dazu?

Kuni. Ja, Herr. Auch mein Vater wurde von den Schweizern erſchlagen, da zog meine Mutter mit mir nach dem Niederland, wo ihr Bruder als Spielmann lebte.

Kunz. Aha, das iſt der Schelm von geſtern.

Kuni. Derſelbe, Herr. Meine Mutter ſank während der Fahrt zuſammen, ſie konnte den Hunger und das Elend nicht ertragen. Ich hatte für ſie im Dorfe ein wenig Brot und Wein gebettelt und trug es ihr hinaus auf den Wieſenrain. Herr, mir wollte das Herz brechen. Da lag ſie in der Abendſonne unter den rothen Mohnblumen ſo ſtill und bleich und ſah mich nicht mehr. Ich legte mich zu ihr und wollte ihr den Wein einflößen, aber die Lippen waren kalt. Da ſchlang ich die Arme um ihren Leib und preßte ſie feſt an mich und wollte ſie wärmen. Ach, Herr, ſie wurde nicht warm, ſie war tot, tot, und ich war ein verlaſſenes unglückliches Kind. — Ich verlor die Beſinnung; am nächſten Morgen erwachte ich und fror und hielt ihre Leiche in meinen Armen.

Kunz. Weiter.

Kuni. Ein Bauer half mir die Mutter begraben, ohne Segen und Weihwaſſer legten wir ſie in die Grube. Ich hab' vor dem Prieſter gekniet und um ein ehrlich Grab gefleht, er aber wollte ſie nicht weihen, weil ſie eine Landfremde wär'.

Kunz. Das Pfäfflein war ein Eſel, weiter.

Kuni. Ich zog endlich zu dem Ort, den mir die Mutter genannt hatte. Ich fand meinen Ohm, aber er war ein wilder Mann und hielt ſich zu Schelmen.

Kunz. Und wie lange warſt du bei der Rotte?

Kuni. Ein halbes Jahr. Am Tage ſchlug ich die Zither durch Dorf und Stadt, in der Nacht lief ich zum Lager des Ohms, gab ihm meine Pfennige und ſchlief auf ſeiner Streu. Herr, es war ein grauſig jämmerlich Leben.

Kunz. Das Ende weiß ich, und du ſollſt wiſſen, daß du von heut an in meinem Herzen Streu, Bett und Kammer haſt.

Kuni (beugt ſich über ſeine Hand).

Kunz. Unterſteh' dich aber nicht, mich weich zu machen. Denn wie die Katz' ihrer Natur nach miaut, und der Affe Geſichter ſchneidet, wenn ſie traurig ſind, ſo muß ich prügeln, wenn mir weh um's Herz wird, und dann mag ſich Jeder hüten. — Uebrigens iſt trotz deiner treuherzigen Miene etwas Diebiſches und Wunderliches in dir; zwar weiß ich noch nicht, was es iſt, aber ſei unbeſorgt, ich werde ſchon dahinter kommen. Und jetzt komm du heran, Meiſter Hoſenknopf, wo haſt du den ganzen Morgen geſteckt?

Matthäus. Bin mit dem Koch zum Fiſchteich gangen. Der Koch ſagt, man kauft ſechs Karpfen um einen halben Gulden, die Barſche ſind theurer.

Kunz. Ei, und was haſt du nachher berechnet?

Matthäus. Ich hab' in der Sonne geſeſſen vor dem Hundehaus. Der Hund hat gar ein weiches Fell, er beißt auch nicht, er bellt nur manchmal.

Kunz. Potz Blitz! Wie ſich doch Alles ſo ſchön zuſammenfindet! Der Löwe jagt nur mit ſeiner Löwin, der Schmetterling fliegt zum Roſenſtrauch, und du, Enkel von Mops und Karpfen, geſellſt dich zu kalten Fiſchen und knurrigen Hündlein. Matthäus, du biſt gräulich verwahrloſt, danke Gott, daß du in meine Hände gefallen biſt. Sprich, was halte ich hier in der Hand?

Matthäus. Zuckerbrot! Zuckerbrot!

Kunz. Sieh, das ſchenk' ich dir und ſteck's an dieſen Baumaſt. Was thuſt du, um dir's zu fangen?

Matthäus. Ich hol' eine Stange und ſtech' mir's herunter.

Kunz. Wie? mit der Stange? Wozu haſt du die Beine? Klettre hinauf und hol' dir's.

Matthäus. Ich kann nicht; ich könnte mir die neuen Höslein zerreißen und herunterfallen und mich ſchlagen.

Kunz (wehmüthig). Matthäus, ich erſuche dich im Namen deutſcher Nation, deren Schande du biſt, krieche hinauf.

Matthäus. Ich fürchte mich.

Kunz. Gott des Himmels! Wie gleichſt du dieſem Buben, mein deutſches Volk! Du könnteſt ein Herr der Welt ſein, wenn du nicht auch alle Tage Furcht hätteſt, dir die Hoſen zu beſchmutzen. Du aber, bedenkliche Haſelmaus, ſollſt geſtraft werden, hier ſitze, ſieh das verlorne Paradies an, bis dir die Augen brennen, und wenn du dich rührſt, dreh' ich dir den Hals um.

Vorige. Max und der Schultheiß.

Kunz. Willkommen, Schwager Max, ſchau, ich richte kleine Affen ab.

Max. Gute Botſchaft! Der Knecht des Schultheißen meldet, daß unſere Boten aus Gent in die Herberge zum

Stern eingeritten ſind, ſpring' hinüber und hol' ſie her. — (Bei Seite.) Und ſage dem Bernegger, ich ſei dein Schwager geworden, er ſoll ſeine Zunge hüten und mich nicht verrathen.

Kunz. Sorge nicht. Komm, Kuni; ich erlöſe dich, Nußknacker. (Ab mit Kuni und Matthäus.)

Max. Schultheiß.

Schultheiß. Herr, es iſt, wie ich euch ſage. Seit dem Tode des kühnen Herzogs liegt das Land da, wie ein erſchlagenes Streitroß, alle Raubthiere zerren daran, daß es ein Jammer iſt. Uns thut ein Herr noth.

Max. An wen denken deine Mitbürger, Meiſter?

Schultheiß. Seht, die ſind getheilt. Die Armen und Schreier hoffen von Frankreich, aber der Kern, wer feſt und geſetzt iſt, ſieht nach dem deutſchen Maximilian, denn er ſoll ein wackerer, ſäuberlicher Herr ſein; und obgleich wir bis jetzt wenig Gutes vom deutſchen Reich genoſſen haben, es iſt doch ein glorreiches, würdiges Regiment.

Max. Recht, Vater, haltet zu den Deutſchen. Der Franzos liebt das Niederland nicht, er freit um euch, wie ein hoffärtiger Junker um eine reiche Bürgerdirne, er iſt lüſtern nach eurem Gut und Gold; hat er euch erſt, wird er euch verachten. Uns aber drüben im Reich ſchlägt das Herz in demſelben Takte, wie euch, und wenn der Oeſtreicher oder Schwab' dem flämiſchen Mann die Hand ſchüttelt, ſo ſpricht er (des Bürgers Hand ergreifend): du haſt wohl andern Brauch und Schick in Sprache und Sitte, als ich; aber du magſt dich ſtellen wie du willſt, 's hilft dir, Alles nit, ich merk' halt doch, daß du mein Bruder biſt.

Schultheiß. O wollte Gott, daß der Max eben ſo denkt!

Max. Ich ſage dir, er denkt juſt ſo, und will es euch beweiſen.

Vorige. Kunz. Georg von Bernegg.

Kunz. Hollah! Hier bringe ich eine Taube Noah's im Stahlwamms.

Max. Vernegg, dem Himmel Dank, daß ich euch ſehe!

Vernegg. Ich grüß' euch, Herr, dachte nicht, euch hier zu treffen.

Max. Mich trieb die Sehnſucht nach euch vorwärts. (Sprechen mit einander.)

Kunz (am Tiſche). Meiſter Schultheiß, euer Wohl! Max, laß mir den Görge geben, er kann nicht von ernſten Dingen reden, wenn er eine Trinkſchale wittert.

Max. Still, Narr.

Kunz. Narr? Ei du gekröntes Hähnchen, dir iſt der Kamm ſehr geſchwollen ſeit deinem Sprung von der Hühnerleiter. — Vergiß nur nicht, daß ich dein Vetter bin, ich mache Anſpruch auf eine beſſere Behandlung. — Sie hören nicht. Meiſter — loſes Geſindel, ſie erzählen einander Schelmenſtreiche.

Schultheiß. Sie wollen allein ſein, ich geh' nach dem Keller ſehen.

Kunz. Thut das; hört, Schultheiß, habt ihr die Stadtreiſigen nach unſern Pferden in die Diebshöhle geſchickt?

Schultheiß. Schon vor Tage, lieber Herr.

Kunz. Ich wünſche herzlich meinen Schimmel wiederzuſehen, obgleich er eben ſo ſtätiſch und unartig iſt, als — Hum! da iſt eine Fliege in den Wein gefallen.

Schultheiß. Gott mit euch, werthe Herren!

Kunz. Schön Dank, Herbergsvater! (Schultheiß ab.)

Kunz. Max. Georg von Vernegg.

Vernegg (das Knie beugend). Ich komme als Freudenbote, mein Herr und Gebieter.

Max. Görge, willſt du meinen ſchlechten Rock höhnen? Knie vor Gott, nicht vor einem Sünder, ſteh auf! — Gieb ſchnell Maria's Brief.

Vernegg. Hier, mein gnädiger Herr. Sie reichte mir ihn ſelbſt, ſah mich recht holdſelig an und ſprach: Sage deinem und meinem Herrn, ich lege mit dieſem Brief mich und mein ganzes Schickſal in ſeine Hand, er ſoll mich freundlich aufnehmen und mir ein guter, getreuer Herr ſein.

Max. Liebes, heiliges Weib! (Lieſt.) „Mein hoher Herr und Verlobter, Gottes Gruß zuvor! Ich hab' euren Brief geleſen und mein Herz hat ſich gefreut, da ich ſah, daß ihr mein gedenkt und unſeres alten Verlöbniſſes. Hab's auch nicht anders vermuthet, da ich wohl weiß, wie ich immer an euch gedacht hab'. Sie erzählen mir viel von euch und eurem ritterlichen Thun, und fürcht' ich mich oft, daß ich euch nicht gefallen möchte und nicht ſchön und ſtattlich genug ſein. Leb' ich doch auch in großem Leid, da mein Vater erſchlagen iſt und meine Landſchaft mich drängt, ich ſoll einen Andern zum Herrn nehmen als euch. Ich denk' aber, daß ihr mein Wort habt, und daß die von Burgund ihr gelobtes Wort nie vergeſſen noch verrathen. Bittet doch, wie ich, die heilige Jungfrau, daß die zuſammenkommen, welche einander ſo lange in Treue anhängen, und denkt auch ihr in Liebe eurer Magd — Maria von Burgund."

Segne dich der Himmel, Marie, meine Verlobte, für deinen Brief! (Küßt ihn.) Seit ich ein Roß tummle und die Armbruſt führe, hab' ich an dir gehangen. Da mir der Vater das erſte Schwert umſchnallte, dacht' ich mir, was würde die Marie ſagen, wenn ſie mich heut ſähe. Als ich in Tirol beim Oheim Siegismund das erſte Mal einen Bergaar ſchoß, riß ich ihm die Schwingen aus und rief: die ſend' ich der Marie. Und wenn ich im Harniſch den Preis beim ritterlichen Stechen verdiente, da rief mir mein eitles Herz zu: könnte dich die Marie heut ſehen, ſie würde ſich freuen. — Mein biſt du, holdes Weib, mein nach der Eltern Wunſch und durch deine Liebe, und wenn die ganze Welt ihren Willen gegen uns in die Wagſchale wirft, ich reiße dich doch an meine Bruſt, ſo wahr mir Gott helfe. — Freunde, liebe Geſellen, freut euch mit mir! — Du biſt ein glücklicher Mann, Görge, du haſt ſie geſehen und gehört; erzähle, wie ſieht ſie aus?

Bernegg. Recht wie ein weinender Engel. Sie trug ein ſchwarzes Gewand, und die Locken hingen ihr im Geſicht, daß mir ordentlich fromm wurde. Und eine Stimme hat ſie, eine Stimme, wie — wie wenn zwei ſchöne Gläſer zuſammenklingen.

Kunz. Da guckt das deutſche Eſelsohr aus ſeiner Begeiſterung heraus.

Bernegg. Und als ſie mir gnädig den Abſchied gewinkt, trat im Vorzimmer die Hofmeiſterin an mich und fragte mich viel nach euch, wie euer Haar ſei, und Naſe, Mund und Wangen, und ich ſollte erzählen von euch und eurem Reiterleben und euren Jägerſtücken und Schelmſtreichen, und von Pontus, eurem guten Jagdhund, und von eurem Vater und eurer Wiſſenſchaft. Sie machte mich ganz treuherzig, und da wir ſo ins Reden gekommen waren, könnt ihr denken, daß ich erſt ſpät das Ende fand.

Kunz. Bei meinem Bart, du biſt der beſte Freiwerber unter der Sonne. Du magſt ſchön ausgeplaudert haben. Du ſollſt auch einen ſtattlichen Kuppelpelz von Schaffellen erhalten, wenn wir wieder bei Gelde ſein werden, und außerdem in dein Wappen eine betrunkene Elſter.

Bernegg. Hört nur weiter. Endlich ſprach die Hofmeiſterin: Seid gutes Muthes! euer Herr hat Freunde am Hofe von Burgund. Sagt eurem Herrn, er ſoll ſo ſchnell als möglich eine Geſandtſchaft des deutſchen Reichs mit Creditiv und Werbung zu uns ſenden, das iſt der Herrin heimlicher Wunſch. Euer ſtilles Werben iſt gefährlich; wenn aber der Kaiſer und das Reich laut ſprechen, verſtummt wohl mancher Schreier. Seht zu, ob ihr den Ravenſtein für euch gewinnt, der iſt euer gewaltigſter Gegner.

Max. Wo weilt der Ravenſtein jetzt?

Bernegg. Er reitet nach Mons gegen die Franzoſen.

Max. So iſt es doch wahr, der König von Frankreich iſt wie ein Räuber in das Land der Waiſe eingefallen?

Vernegg. Ja, Herr. Er wüthet ärger als der Türk in der Grenzgegend und ſeine Geſandten gleißen an dem Hofe der Burgunderin, er thu' es ihr und dem Lande zum Beſten, als ein Vater, der die verwöhnten Kinder züchtigt.

Max. Ewiger Gott, wie iſt es möglich, zu gleicher Zeit ein König und doch ein ſo arger Schelm zu ſein!

Kunz. Ja, Max, das iſt allerdings erſt möglich, ſeitdem auch die Könige den Schnupfen bekommen.

Max. Die Hofmeiſterin hat dir guten Rath gegeben. Der Ravenſteiner muß mein werden. Kunz, wir reiten zu ihm.

Kunz. Lieber in die Hölle. Der Ravenſtein iſt ärger als der Höllenfürſt. Zum Ravenſtein? Der Gedanke iſt ſelbſt für das Hirn deines Narren zu abenteuerlich.

Max. So geh' mit dem Görge nach Aachen zurück, und ich reite allein.

Kunz ([illegible]). Max, wenn ich dich einmal aus den Augen laſſe, ſeh' ich dich nie mehr wieder, und du biſt mir noch drei Goldgulden ſchuldig. Verlaſſe ich dich, ſo ſcheidet dein guter Engel von dir, und bleibe ich, ſo bleibt dir — dein guter Narre. — Wenn es mir nicht um die drei Goldgulden wär', bei meinem Bart, — laß nur ſatteln, ich komme mit.

Max. So folgt mir. Görge, du fliegſt nach Aachen, dort findeſt du den würdigen Biſchof von Metz, den Baierfürſten und andere treue Herzen verſammelt. Sie warten auf gute Zeit für meine Werbung. Erzähl' ihnen Alles, die Stunde iſt da, ſie ſollen ſich eilen. Ich gebe dir Briefe an den Vater und den Biſchof von Metz. Dann reiteſt du der Geſandtſchaft voraus nach Gent und trägſt eine neue Botſchaft an unſere Herrin. Schnell, ihr Freunde! (Alle ab.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Freier Platz in Mons. Den Hintergrund nimmt das Wirthshaus zur goldenen Traube ein, längs der ganzen Front des Hauſes gehen einige breite Stufen; in der Mitte iſt die Thür, vor derſelben zwei hohe Pfoſten, an einem hängt das Wirthshauszeichen, darunter ein Wappenſchild. An jedem Pfoſten ſteht ein franzöſiſcher Trabant, auf den Stufen der Herold. Im Vordergrund burgundiſche Kriegsleute trinkend, ſpielend.

Ravenſtein. Max. Philipps. Kunz. Burgundiſche Edle von der Seite.

Ravenſtein (zu Max). Der Waffenſtillſtand geht zu Ende, morgen ſollt ihr euren Stahl an den fränkiſchen Küraſſen prüfen, bis dahin willkommen mit eurem Vetter! Ihr ſeid ein Deutſcher, Junker Teuerdank, und ich liebe euer Land nicht eben ſehr, aber ihr ſchaut aus wie ein wackerer Mann und habt mir einen Gruß des würdigen Biſchofs von Metz gebracht, Beides gilt mir viel. Zwar iſt euer Biſchof mehr ein Diener der kaiſerlichen Majeſtät, als ſeine alten Geſellen wünſchen, aber er iſt ein Kirchenfürſt von wackerem Sinn und mir ſtets ein getreuer Freund geweſen. Er weilt jetzt zu Aachen?

Max. So iſt es, Herr.

Ravenſtein. Dort iſt auch der junge Kaiſerſohn, er wirbt gegen uns, habt ihr den geſehen?

Max. Ich kenne ihn nur zu gut.

Ravenſtein. Nun, ſieht er aus wie ein Mann?

Max. Ei, er ſelbſt hält ſich für einen Mann, aber ſeine Freunde nennen ihn einen Wildfang. Er hat ſich einen Narren zum Hofmeiſter gemacht und Brüderſchaft mit ihm getrunken.

Ravenſtein. Geſegne ihm der Herr den Trunk und mache ihn zu einem ſo großen Narren, wie ſein neuer Bruder iſt.

Kunz. Amen.

Max. Jetzt treibt er ſich im Lande umher, läuft durch Wald und Feld und ſchießt einen Bock nach dem andern.

Kunz. Gegenwärtig ſoll er auf den Fang eines großen Eberſchweines ausgezogen ſein.

Ravenſtein. Nun, das königliche Burgund läßt ſich nicht fangen, wie ein Wild, er mag ſich vorſehen.

Kunz. Ach, Herr, vorſichtig iſt er niemalen.

Ravenſtein. Geſchützmeiſter! (Spricht mit ihm.)

Max. Was ſoll der Schild an jenem Hauſe?

Philipps. Die Hauptleute des franzöſiſchen Heeres, welche wegen des Waffenſtillſtandes handeln, liegen dort in Herberge. Wer kennt den Schild?

Erſter Burgunder. Meiner Treu, es iſt das Wappen des Monrepas.

Philipps. Des Monrepas, welchen ſie den Tod aus der Provence nennen?

Ravenſtein. Raoul von Monrepas? Wo iſt er?

Philipps. Dort hängt ſein Wappen.

Ravenſtein. Zur Hölle mit dem Thoren und ſeinem Wappen!

Max. Wer iſt der Mann?

Ravenſtein. Ein toller Abenteurer, ein Rieſe von Kräften, aber ſeinem Hirn nach ein Zwerg; zieht wie ein fahrender Ritter der alten Zeit ſorglos durch Freundes- und Feindesland und zerbricht Lanzen und Glieder, wo er ſich zeigt, Alles zu Ehren ſeiner Dame.

Philipps. Ei, Freunde, ſollte er nicht unter uns ſeinen Mann finden?

Zweiter Burgunder. Laß uns hineingehen und Händel anfangen.

Dritter Burgunder. Wir ſtoßen ihnen die Becher um.

Ravenſtein. Halt — ſeid ihr im Hirne verſengt, wie er? Ich verbiete euch Allen, mit ihm anzubinden, hörſt du, Philipps? Wer im Felde liegt, hat keine Zeit zu ſchalen Turnierſcherzen, morgen mögt ihr euch im offenen Felde die Köpfe zerbrechen, heut haltet ihr Frieden, ihr kennt das Lagergeſetz. Folgt mir, Hauptmann. (Ab mit Einigen.)

Max. Junker Ravenſtein, euer Provenzale iſt ein beneidenswerther Mann, er ſitzt im Schatten und wir ſtehen hier in der Sonne.

Philipps. Ich möcht' ihn wohl von Angeſicht ſehen.

Max. Laßt uns auf einen Becher Wein eintreten und den Mann betrachten.

Kunz. Du darfſt nicht. Siehſt du nicht den Schild am Pfoſten?

Max. Was kümmert mich ſein Schild?

Kunz. Kennſt du ſo wenig die Sitten der Raufbolde? Dieſer Schild bedeutet, daß die Herberge beſetzt iſt und daß der Eintritt durch zerbrochene Rippen zu erkaufen iſt.

Max. Es iſt unrecht, eine öffentliche Herberge ſo zu beſetzen, das will ich ihm ſagen (will hineingehen).

Trabanten (die Hellebarden vorhaltend). Zurück!

Herold (ſtößt in die Trompete). Hört, hört, hört! So ſpricht der edle Graf Raoul von Monrepas. Allen turnierfähigen Edlen von Niederland, Burgund und dem deutſchen Reich kund und zu wiſſen. Ich behaupte und verfechte, daß die reine Dame Luiſon von Melan, die Roſe der Provence, unter den Frauen der Welt ſteht wie die Sonne unter den Sternen, kein anderes Weib würdig, die Spur ihrer Tritte zu küſſen, und ich will dies bewähren gegen Männiglich zu Fuß und zu

Roß im offenen Reiterkampf mit ehrlichen Waffen. Und dieſes ſei das Geſetz: wer dem Andern obſiegt, dem ſoll der Andere unterthänig und hörig ſein auf ein Jahr, und ſoll ihm die Roſſe zäumen und im Stall ſchlafen und als Troßbub mit dem Andern ziehen, als ſeinem Herrn. Herbei, ihr Edlen, wer eine Dame im Herzen trägt und ein Schwert an der Seite, herbei! Wo iſt die deutſche Ritterſitte? wir ſehen gar wenig davon. (Stößt in die Trompete.)

Philipps. Ha, die Schmach iſt nicht zu ertragen; Gerbert, meinen Schild!

Erſter Burgunder. Um Jeſu willen, haltet Ruh; denkt an des Herrn Verbot. Es kann euch die Hand koſten, wenn ihr dem Geſetz ungehorſam ſeid.

Philipps. Unſere Ehre geht über das Geſetz. Meinen Schild her!

Max. Halt, Herr Philipps, der Mann iſt mein, mir gebührt der Kampf, ich will ihn ausfechten.

Philipps. Das ſollſt du nicht.

Max. Ihr ſeid dem Lagergeſetz verfallen, wenn ihr euch gegen den Franken werft, ich bin ein freier Mann, habe noch nicht Handſchlag geleiſtet; was mir Recht iſt, wäre euch Verbrechen. — Gebt euch, Graf Philipps, ich will es ſo haben. — Kunz!

Philipps. Nun meinethalben, nimm ihn zuerſt, trotzig genug ſchauſt du aus, ich gehe zum Vater Klage führen, und wenn der Franke dir ein Leid thut, ſollſt du nicht ungerochen vom Pferde ſtürzen. (Ab mit den Burgundern.)

Max. Du thuſt wie ich dir ſage, aber verlange ihn ritterlich und geziemend.

Kunz. Ich haſſe dies freche Junkerweſen wie den Tod. Trinken, lärmen, mit Zucht und feiner Sitte ſich breit machen, ohne deren mehr zu haben, als nöthig iſt, um einen Weinſchenken zu betrügen, und ehrliche Leute verlachen, weil ihr Kleid nicht modiſch zugeſchnitten iſt, das iſt ihr Alles. Und dabei ließen ſie Land und Volk erhenken, ohne daß ihnen der Daumen zuckte. Solch vornehme Müßiggänger ſind die ſchlechteſten Pilze, welche der Sonnenſchein aus der Erde zieht, und es iſt mir eine wahre Freude, ſie zu zertreten, aber noch größere Freude wär' es mir, wenn du heut hundert Meilen von hier ſäßeſt.

Max. Ruhig, Kunz! Wenn ich aufhören ſoll, ein freier Mann zu ſein in That und Wort, nur weil der Purpur um meine Schultern hängt, ſo werfe ich noch heute den goldenen Mantel in den tiefſten Abgrund, nehme Köcher und Armbruſt und ſpringe fort aus der Welt in die Eisberge unter die Gemſen. Schnell, Konrad, thue deine Pflicht.

Kunz. Meine Pflicht iſt, bei deinen Narrenſtreichen zu helfen. Gut, das ſoll geſchehen.

Kunz. Kuni.

Kuni (eilig). Hütet euch, Herr. Mein Oheim und der Franzoſe von der Haide ſind in der Stadt, ich ſah ſie von unſerer Herberge aus, der Ohm war vermummt, aber ich erkenne ſein Antlitz unter Tauſenden. Hütet euch vor ihm.

Kunz. Du biſt ja ſehr erſchrocken. Sie ſollen uns hier nicht viel ſchaden, doch war die Botſchaft gut. Jetzt aber gilt es Anderes zu thun; folge mir. (Beide ab.)

Oliver. Krollo (verkleidet).

Oliver. Und ihr ſeid ſicher, daß wir die beiden Fremdlinge hier in Mons finden?

Krollo. Sie haben ſich an den Ravenſteiner geneſtelt und ſitzen ſicher in ſeiner Gunſt.

Oliver. So macht eure Fehler gut. Hütet euch, Bruder, verlaßt euch nicht auf die Gnade unſeres gnädigen Herrn von Frankreich, ihr wißt, wie weit ſein Arm im Guten und Böſen reicht.

Krollo (mürriſch). Droht mir nicht, Herr Kämmerier, ein

Sprung in das deutſche Land erlöſt mich von euch. — Und wenn ich den Fremden ſelbſt warne —

Oliver. Ein ſchlechter Plan, der bezahlt euch nicht.

Krollo. Er iſt freigebig mit Gold, wie die Sonnenlampe mit Licht.

Oliver. Eben deshalb geht beiden manchmal das Oel aus; auch bezahlt der Oeſtreicher keinen Schurken, und dein entlaufener Bube wird ihm ſchon geklagt haben, daß du der größte Schelm zwiſchen Seine und Rhein biſt.

Krollo. Die Dirne ſoll mir's büßen.

Oliver. So iſt's ein Weib? — Hm, daher die Freundſchaft zu den Fremden.

Krollo. Sie iſt noch ein Kind, meine einzige Verwandte; ich hatte ſie aus Sorge um ihre Ehre in ein Wamms geſteckt, aber ſie iſt eine Neſſel geworden; wenn ich ſie finde, zahl' ich ihr die Rechnung.

Oliver. Erſpare dir die Geſichter, Meiſter Spürhund. Du hältſt mich für eine weiche Frucht, der du durch Drücken mehr Saft entpreſſen kannſt, da irrſt du dich. Dein Lohn ſoll gerade ſo ſein, wie dein Fang, vorher bekommſt du keinen deutſchen Heller.

Krollo. Herr, ihr verſteht den Handel; ſprecht, was ſoll ich thun?

Oliver. Wo liegt deine Bande?

Krollo. Im Buſch am Kreuzberge, es iſt ein alter Verſteck.

Oliver. Gut, komm mit (treten an die Herberge).

Trabanten. Zurück! Niemand darf hinein.

Oliver. Ihr ſeid Franzoſen, dient dem Monrepas, dies iſt ſein Wappen.

Erſter Trabant. So iſt es.

Oliver. So hört (ſpricht ihm in das Ohr).

Erſter Trabant. Es iſt die Loſung, tretet ein.

(Oliver und Krollo ab.)

Matthäus in phantaſtiſcher Tracht halb gelb, halb ſchwarz, eine Kindertrompete in der Hand, **Kuni** einen Schild tragend, **Kunz** marſchiren auf, hinter ihnen **Volk**.

Kunz. Der Max verlangt, daß wir den Herrn vom Stegreif geziemend begrüßen; das will ich auf meine Weiſe thun. Blaſe dreimal, mein Sohn Trompeter.

Matthäus (bläſt dreimal).

Herold. Was bedeutet der unziemliche Scherz? Hinweg, du Galgenbrut, mit deinem Kuhhorn!

Kunz. Galgenbrut? Unziemlich? Hütet euch, Meiſter Herold, es iſt ſtrenger Befehl, daß hier Alles geziemend zugehe. Dieſer theure Jüngling hier iſt keineswegs Galgenbrut, ſondern mein Edelknabe und trägt meine Livree, ſie iſt ebenſo ehrbar als eure, und ebenſo wenig bezahlt als eure. Daß ein Hoſenbein ſchwarz und das andere gelb iſt, gebe ich zu; das hat aber ſeinen Grund. Ich reite nämlich mit einem armen Vetter zuſammen auf ritterliche Abenteuer zu Ehren unſerer Dame, und da wir nicht jeder einen ganzen Buben erhalten können, haben wir jeder einen halben in Dienſt genommen; ihm wartet die hölliſche ſchwarze Hälfte auf und mir die gelbe. Ihr nennt dieſe Trompete ein Horn, mit welchem man den Ochſen zubläſt? Da thut ihr ja euch ſelbſt und eurem Herrn gröbliches Unrecht, lieber Meiſter.

Herold. Wahrt eure Zunge, ihr deutſcher Bär.

Kunz. Deutſcher Bär? dann ſeid ihr Fränkiſchen ſicherlich die Affen, denn ihr wollt uns ja immer auf dem Nacken ſitzen.

Herold. Frecher Mann, du weißt nicht, wen du beleidigſt.

Kunz. Hole nur deinen Herrn, mich gelüſtet ihn zu ſehen. Kuni, hänge unſern Schild an den andern Pfoſten, ich will ſeinem Herrn zeigen, wie hoch ich ſein Wappen achte.

Herold. Ihr ſeid nicht bei Sinnen! Zurück, Bube!

Kunz. Willſt du dich widerſetzen? (Zieht ſein Schwert.) Hänge den Schild auf, Kuni.

Kuni (will ihn aufhängen, die Trabanten ſtoßen ihn zurück).

Kunz. Nun denn, ihr wollt es haben. Fort mit euch! (Schlägt mit der flachen Klinge unter ſie, ſie weichen hinter die Pfoſten.) Das iſt mein Gruß an euren Herrn. (Schlägt auf den fränkiſchen Schild.) Holla, eins, zwei, drei! Heraus, Herr Raoul, dein Schild iſt in Gefahr; heraus, Herr Franzmann! Ein franzöſiſches Wappen ſteht ſchlecht auf deutſchem Pfoſten, herunter mit ihm! (Wirft den Schild zur Erde und ſetzt einen Fuß darauf.)

Herold. Hülfe! Hülfe! ein Raſender!

Vorige. Monrepas. Fränkiſche Edle. Oliver und Krollo (an der Thüre).

Monrepas. Biſt du toll, flämiſcher Schurke? das ſollſt du büßen.

Kunz. Ein franzöſiſches Wappen ſteht ſchlecht auf deutſchem Pfoſten. Hier liegt dein Schild, komm heran! (Sie fahren aneinander.)

Vorige. Ravenſtein. Philipps. Max. Burgunder.

Ravenſtein. Friede, Friede — reißt ſie auseinander!

Kuni (fällt Kunz in den Arm).

Kunz. Zurück, Junge!

Ravenſtein. Woher das Getümmel? Steckt euer Schwert ein, Herr Franzmann, auch ihr, toller Geſell; der Henker ſoll die Hand nehmen, welche ſich zuerſt erhebt.

Max. Kunz, Kunz, was haſt du gethan?

Kunz. Max, ich wollte deinen Streit mit dem Ehrenmanne gütlich beilegen und war eben daran, ihn von ſeinem Unrecht zu überzeugen, als ihr uns ſtörtet.

Monrepas. Euch klag' ich, Herr Feldhauptmann. Der Schelm dort hat meinen Schild entehrt, meine Ehre geſchädigt, von euch fordere ich die Sühnung.

Ravenſtein. Herr Raoul, ſpannt die Sehne nicht zu ſtraff, der Bogen möchte euch ſpringen. Ihr ſelbſt habt die

Ehre unſerer Edlen und Frauen geſchädigt, der Mann iſt ein Fremder, ich habe keine Macht über ihn.

Max. Mein Geſell hat ſeine Pflicht vergeſſen, ich war es, der euch fordern ließ, weil das Prahlen eures Herolds meinem Ohr weh that. Mit mir habt ihr zu thun.

Monrepas. Wer ſeid ihr?

Krollo (ſchleicht ſich zum Monrepas und giebt ihm einen Zettel).

Max. An Adel dir gleich, meinem Recht nach beſſer als du.

Monrepas. Was ſoll das? (Lieſt) „Nehmt den Kampf an, Mann gegen Mann, ohne Helfer, in einer Stunde beim Kruzifix am Kreuzwege." — Drei Lilien als Unterſchrift, das königliche Zeichen von Frankreich. Ich gehorche.

Max. Eure Antwort, Herr Raoul?

Monrepas. Kennt ihr das Kruzifix auf dem Wege nach Dorwyk? Dort am Kreuzwege auf der Höhe erwarte ich euch in einer Stunde, allein, ohne Zeugen oder Buben. Ihr habt mich tödlich beleidigt, dafür will ich mit euch kämpfen nach meiner Weiſe. Wer übrig bleibt, ſoll dem Andern am Kreuze das Grab graben. Wollt ihr die Bedingung eingehen?

Philipps. Der Kampf iſt ungewöhnlich; kein Richter, keine Helfer; verbiete ihn, Vater.

Ravenſtein. Ich habe kein Recht; iſt der Deutſche ſo thöricht, ſein Leben einzuſetzen, ich will es nicht wehren.

Max. Ich werde kommen, in einer Stunde. Lebt wohl, Herr Raoul. (Alle ab bis auf Kunz und Kuni.)

Kunz. Hm! da habe ich ſelbſt den armen Max an den Teufel verkauft.

Kuni. Habt ihr den Zettel geſehen, und den Mann, welcher ihn zuſteckte? der Mann war mein Oheim.

Kunz. Der Kreuzweg — allein hinreiten — ich kenne den Ort von heut morgen, es ſtößt ein Buſch an die Landſtraße, wie gemacht zu einem Hinterhalt.

Kuni. In dem Buſch hat oft unſere Bande Raſttag gehalten.

Kunz. Kuni, die Spinnen haben wieder ein Gewebe um unſern Goldkäfer gezogen, und ich Narr habe ihn hineingeſtoßen.

Kuni. Ja, ſie ſpinnen Unheil.

Kunz. Getrauſt du dich, mit deinem Ohm Verſteckens zu ſpielen?

Kuni. Er iſt furchtſam, aber tückiſch. Ich fürchte mich ſehr vor ihm, doch für euch, lieber Herr, für euch lauf' ich durch's Feuer.

Kunz. Du biſt ein treues Kind. Komm, wir wollen mit Gottes Hülfe ein Loch in ihr Netz machen. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Zimmer im Schloſſe zu Gent. **Marie** und **Margarethe** (treten im Geſpräch auf).

Marie. Du hörſt ja, Mutter Margot, ſie werden kommen. Schon rüſtet ſich die Geſandtſchaft zum Aufbruche von Aachen, ein edler Kreis von Fürſten und Herren; kaiſerlich, wie der Max, wird auch der Zug ſeiner Freiwerber ſein. Der Bernegg hat der Halwyn Wort und Handſchlag verpfändet, daß ſie bis zum nächſten Neumond hier eintreffen ſollen. — Ich will die Tage zählen, die Zeit wird mir lange dünken bis dahin.

Margarethe. Ach, Marie, noch iſt es nicht Abend. Hüte dich vor der Landſchaft, mein Töchterlein; der Biſchof und die Vettern haben eine ſtarke Partei und dir haben ſie eine tückiſche Falle bereitet. Höre, worauf ſie denken; ſie wollen die kaiſerliche Geſandtſchaft rauh und unwillig empfangen, in ſchlechte Herberge legen und ihr Geſchäft an deinem Hofe durch unholdes Weſen ſo lange hinziehen, bis der deutſche

Stolz gekränkt iſt und Unfriede zwiſchen den Fürſten und dir entſteht, dann wollen ſie die Unterhandlungen ganz abbrechen. So denken ſie dich mit dem Kaiſerhauſe zu entzweien. Der Lütticher hat den Streich ausgeſonnen, die Hofmeiſterin hat ihn durch ihre Vettern errathen.

Marie. Das wagen ſie nimmer zu thun.

Margarethe. Sie werden es wagen, verlaß dich darauf.

Marie. So will ich's hintertreiben; iſt der Bernegg noch hier?

Margarethe. Ja, die Hofmeiſterin hat ihn aufgehalten, er liegt im Hauſe der Halwyn.

Marie. Er ſoll meinen Verlobten warnen und ihm den Schelmenſtreich berichten.

Margarethe. Willſt du einem Fremden über deine eigne Landſchaft klagen?

Marie. Du haſt Recht, das darf nicht geſchehen.

Margarethe. Ich weiß beſſeren Rath, die Geſandten ſollen eher eintreffen.

Marie. Wie meinſt du das?

Margarethe. Du haſt die ganze Landſchaft auf den Montag vor Neumond zuſammengerufen; ſchon hat ſich das Gerücht verbreitet, daß eine kaiſerliche Geſandtſchaft kurz nachher eintreffen wird, um ihretwillen werden unſere Gegner ſich beeilen und dich heftig drängen, vor Ankunft der Deutſchen deinen Gemahl zu wählen. Deshalb gieb dem Bernegg heimlichen Auftrag, die kaiſerlichen Boten vor der beſtimmten Friſt ſo herzugeleiten, daß ſie juſt an deinem Landtage hier eintreffen und öffentlich vor allem Volk um dich werben. Dadurch werden die Gegner überraſcht und verlieren die Zeit, ihre Tücke an den Deutſchen zu üben. Und du und dein Land ihr habt eine ehrliche offene Wahl.

Marie. Du haſt Recht, ſo ſoll es geſchehen. Gott möge denen verzeihen, welche mich zwingen, ſo heimlich zu handeln.

Ich liebe meinen Herrn von ganzer Seele; aber es ſchmerzt mich ſehr, daß ich meiner Liebe wegen Andere täuſchen ſoll.

Vorige. Frau von Halwyn.

Halwyn. Ein ſeltſames Abenteuer, ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Marie. Was haſt du, Halwyn?

Halwyn. Im Vorzimmer ſteht ein Mann in der Tracht eines herumziehenden Krämers, welcher mich zu ſehen verlangte. Er wies mir ſeinen Kram und bot mir einen koſtbaren Ring, wenn ich ihm Gehör bei euch verſchaffen wolle. Hier iſt der Ring.

Margarethe. Gieb her. Heiliger Gott, Marie, es iſt das königliche Siegel von Frankreich.

Marie. Wie ſagſt du? laß ſehen.

Halwyn. Die Herzogin ſpricht die Wahrheit, und deshalb weigerte ich mich. Da wurde der Handelsmann dringend, berief ſich auf den Biſchof von Lüttich und gab ſich endlich als einen Boten des Königs von Frankreich zu erkennen, welcher euch eine heimliche Botſchaft ſeines Herrn zuzutragen habe.

Marie. Fort mit ihm, ich will ihn nicht hören.

Halwyn. Das ſagte auch ich dem Manne und ſuchte zu erforſchen, was ihn herführe. Er machte wenig Hehl aus ſeiner Botſchaft und ſchwatzte mit falſcher Vertraulichkeit aus; doch iſt ſie das Wunderbarſte, was ich je aus dem Munde königlicher Boten gehört habe.

Margarethe. Nun, wie lautet der Auftrag? ſchnell, Halwyn!

Halwyn. So waren ſeine Worte: Der König hat gehört, daß das deutſche Reich ernſtlich daran denke, für den Oeſtreicher zu werben; obgleich dein Feind, hat er doch die alte Treue und Blutsverwandtſchaft nicht vergeſſen und in freundlicher Sorge ſeinen Boten geſandt, um euch vor dem Kaiſerſohn zu warnen.

Marie. Zu warnen? das iſt ein freches Wort.

Halwyn. Es kommt noch mehr. Der Oeſtreicher habe durch ſchlaue Gerüchte ſich in Burgund dargeſtellt als ein Muſterbild von adligem, ritterlichem Weſen; dem ſei nicht ſo, er ſei weder ſchön noch mannlich, reite auch nur ſelten im Küraß, denn ſein Küraß ſei anders geſchmiedet, als der eines ehrlichen Reiters, er ſei von vorn und hinten ausgehöhlt, wie ein Kürbis, denn — verzeiht, Herrin, es muß heraus — der Max ſei bucklig.

Marie. Halwyn!

Halwyn. Und ob der Erzherzog hohen Sinn habe, wiſſe man in Frankreich nicht; daß er aber keinen hohen Wuchs habe, ſei weltbekannt. Und wenn er ein guter Reiter ſei, habe auch das ſeinen ſonderbaren Grund, denn ſeine Beine ſeien gar nicht gerade, ſondern kurz und geſtaltet wie ein türkiſcher Dolch, und obgleich er einen großen Kopf habe, ſo ſei dafür der Hals um ſo kürzer; denn er ſei ganz und gar ungeſtaltet, kurz — ein Zwerg.

Marie. Hör' auf, Halwyn.

Margarethe. Nun, das iſt zu arg. Haha!

Marie. Du lachſt, mir aber iſt das Weinen nahe. — Wie bin ich doch unglücklich! jede Bürgerdirne darf das Bild ihres Lieblings wenigſtens im Herzen tragen und mit den ſchönſten Farben ausmalen, wenn ſie ihn ſelbſt nicht ſieht; mir aber werfen meine Feinde Gift ſogar in die Träume meines Herzens.

Margarethe. Der Krämer iſt von Sinnen, laß ihn in Verwahrung nehmen.

Halwyn. Ihr vergeßt den Ring, auch ſah ich den Boten neben dem Lütticher durch den Hof gehen, er iſt ein Geſandter Ludwigs und ſeine Botſchaft keine Erfindung eines Tollen, ſondern ein elendes Bubenſtück.

Margarethe. Marie, höre den Mann.

Marie. Soll ich meine und meines Herrn Ehre kränken durch das Geſchwätz eines Buben? Nein, Mutter, ich könnte mich vergeſſen und den Schelm in ſein Antlitz ſchlagen. — Halwyn! trage ihm den Ring zurück und ſage ihm, die Herzogin von Burgund nimmt keine heimliche Botſchaft eines wandernden Krämers an; was ich thue, geſchieht nach dem Willen und Rath meiner Landſchaft und Herren; vor die ſoll er ſeine Botſchaft bringen, wenn er in Wahrheit ein Bote des Königs iſt; ſonſt aber ſoll er mein Schloß und meine Stadt noch heute räumen, wenn ihm ſein Leben lieb iſt: morgen mit dem erſten Sonnenſtrahl werden meine Trabanten nach dem feindlichen Späher ſuchen. (Ab.)

Margarethe. Sie iſt erzürnt, thue, wie ſie dir ſagt. — Halwyn, iſt der Bernegg noch hier?

Halwyn. Ja, Frau Herzogin, er liegt verborgen in meinem Hauſe.

Margarethe. Führe ihn gegen Abend in meine Zimmer. Halwyn, ich muß ihn doch genauer über den Wuchs und die Geſtalt ſeines Herrn ausfragen.

Halwyn. Er iſt ein ehrlicher Vogel und wird euch ein ganz anderes Lied ſingen, der wird euch Wunderdinge von ihm erzählen. (Beide ab.)

Dritte Scene.

Freier Platz bei Mons, zur rechten Seite dichtes Gehölz; im Hintergrunde ein hoher erſteigbarer Felsblock mit einem Kruzifix auf der Spitze.

Kuni (windet ſich aus dem Gebüſch, eilt nach vorn).

Kuni. Der ganze Wald iſt mit Bewaffneten angefüllt, ſie liegen in braunen Kutten auf der Erde, es iſt die Bande des Ohms, ich ſah ſeine Augen nach dem Haſelbuſch blinzen, hinter welchem ich lag. Hier iſt der Ort, dort das Kreuz, von da aus kann man das Nothzeichen weit im Felde ſehen

Gott im Himmel, ſchütze mich! Dort kommt ein Reiter, es iſt der Herr — ſchnell ans Werk! (Sie zieht ein rothes Fähnlein aus dem Wamms, ſteigt auf den Felſen, befeſtigt die Fahne am Kruzifix und verſchwindet hinter dem Felſen.)

Max (in Rüſtung; nachher) **Monrepas.**

Max. So bin ich der Erſte. — Ei, Herr Franzmann, ihr laßt auf euch warten, das iſt ſo die Art großer Herren. Wenn mein Vater den Max ſehen könnte, wie er bei einem flandriſchen Buſche ſteht und auf den fränkiſchen Abenteurer wartet, er würde ſein kaiſerlich Antlitz in ſehr unväterliche Falten legen. Gut, daß er nichts weiß. Aber bei Sankt Georg, es giebt nichts Schöneres auf der Welt als:

Ein ſtarkes Roß, ein weites Feld,
Ein Lager im blauen Himmelszelt,
Ein kecker Muth und ein blankes Schwert,
Und Kummer und Sorge nie,
Und im Herzen ein Liebchen treu und werth,
Und meines heißt Marie. (Nimmt den Helm ab.)

Marie, meine Heilige, dir befehl' ich heut' Leib und Seele. Und da du Herrin dieſes Landes, alſo auch dieſes Holzes biſt, ſo will ich dir ein grünes Reis nehmen und zu meiner Feder ſtecken. — Sieh', das thu' ich ſymboliſch, wie die Gelehrten ſagen, um anzudeuten, daß ich dich und dein Land ebenſo für mich gewinnen und in den Kranz meiner Jugend einflechten will. Horch, Tritte, es iſt der Franzmann. (Setzt den Helm auf.)

Monrepas (eilig). Ha, Verrath, ſchelmiſcher Verrath. Herr, weicht von dieſem Orte, euch droht Gefahr.

Max. Gefahr? von euch, Herr Raoul?

Monrepas. Wollte Gott, aber ihr ſeid in einen Hinterhalt gelockt, ich ſelbſt habe es ohne Wiſſen gethan. Durch die Liſt ſchlechter Buben wurde auch ich aufgehalten, ſie wollten mich verleiten, an euch zum Schelm zu werden, da warf ich ihnen meinen Fluch in den Bart und flog hierher, um euch zu warnen. Dank der heiligen Mutter, daß ich zu rechter Zeit komme!

Max. Ein Hinterhalt, Herr Raoul? ich ſehe nichts.

Montepas. Ihr ſollt ein arger Verbrecher ſein und für den König Ludwig gefangen werden; doch ſeid, was ihr wollt, jetzt gehört ihr mir und unſer ganzes Heer ſoll euch nicht ein Haar krümmen.

Max. Ihr ſprecht ſtolz und wacker, aber verzeiht, erſt müſſen wir das Bubenſtück vereiteln, dann will ich euch folgen.

Montepas. Zögert nicht, Herr, es gilt ja meine Ehre eben ſo gut, als euer Leben. — Ihr wollt mir nicht folgen? — Nach Belieben, ſo ſollen ſie zwei Bremſen finden, wo ſie eine erwarten. — (Zieht das Schwert.) Ein ſchöner Sommertag, Herr Unbekannter, ſelbſt in dieſer Haidegegend, ein Tag, wie gemacht, ſich an einem Becher guten Weines zu erfriſchen. Kennt ihr die Weine der Provence?

Max. Zuerſt ſagt, Herr Raoul, droht mir Verrath von euren Leuten? und habt ihr das Schwert gegen mich oder gegen die Söhne eures eignen Vaters gezogen?

Montepas. Zunächſt gegen die, welche ihr Söhne meines Vaters zu nennen beliebt, ſie ſind aber in Wahrheit echte Kinder der Hölle. — Ah, da kommen ſie.

Vorige. Vermummte, unter ihnen **Oliver** und **Krolle.** Bald darauf **Knol,** dann **Kunz.**

Max. Nun, das ſieht aus wie ein Faſtnachtsſpiel. Was begehren die braunen Geiſter der Haide?

Krolle. Dein Leben! greift ihn, haltet den Franzoſen feſt!

Max (mit Würde). Zurück! (Sie weichen.)

Max (das Schwert ziehend). Zurück, ſage ich euch.

Montepas. Geht nach Hauſe, ihr Wichte, hier iſt für euch nichts zu holen.

Krelle. Vorwärts, oder mein Dolch fährt euch in die Rippen.

Max (dreinschlagend). Zurück, ihr Schelme! Zu mir, Herr Raoul!

Monrepas. Ich komme. Husch in den Wald, ihr Gespenster! ([illegible].)

Kuni (erscheint auf dem Felsen, schwenkt die Fahne). Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Krelle (hinaufspringend). Kröte, nimm das! (Sticht sie mit dem Dolche.)

Kuni (hält sich am Arme). Weh' mir, ich bin getroffen.

Kunz (von außen). Max, ich komme. Halloh, hierher. Keiner soll entrinnen. (Springt herein, packt den Krelle, wirft ihn unter die todtgeschlagenen Vagabunden.) Vorwärts, ich will euch pfeifen lehren, ihr Holzmäuse. (Die Gauner werden in den Wald getrieben.)

Max. Recht so, Kunz, jage sie in das Holz, säubere uns den Kampfplatz. — Ei, Herr Raoul, ich hoffe, du bist unversehrt.

Monrepas (sein Schwert untersuchend). Die Pest über eure Schmiede, der Stahl ist schartig geworden.

Max. Gieb mir die Hand, Herr Provenzale, so, ich danke dir; — und jetzt fort zu den Rossen!

Monrepas. Recht so, ein ehrlicher Reiterkampf soll nicht durch dergleichen Schelmerei verhindert werden.

Max (mit Wärme). Aber du hast zwischen dem Tode und mir gestanden, gegen dein Leben darf ich nicht reiten.

Monrepas. Du hast Recht, aber komm nur, wir kämpfen um den alten Preis, wer unterliegt, schläft in dem Stall des Andern zur Ehre unserer Damen.

Max. So soll es sein. (Beide ab.)

Kuni (kommt vom Felsen, legt sich auf einen Stein). Die Schulter ist getroffen, ich weiß das Blut nicht zu stillen. — Himmel, sie kommen.

Kunz kommt zurück mit den Burgundern und Gefangenen; unter ihnen Ohme und [illegible]. Kuni.

Kunz. Da haben wir die Schurken, einen davon kenn' ich, das ist der ehrliche Herbergsvater mit der Burgundernaſe, auch der hier ſcheint bedenklich; bindet ſie feſt, wer ſich rührt, wird niedergeſtoßen. Hütet mir beſonders die Beiden, es ſind ein Paar berüchtigte Pferdediebe, fort mit ihnen!

(Reiſige und Gefangene ab.)

Kunz. Dort geht der Tanz wieder los, jetzt ſind die Reiter aneinander. Vorwärts, Kuni, holla, mein Bube, was haſt du? Du bluteſt?

Kuni. Der Dolch des Ohms hat mich getroffen.

Kunz. Armes Kind, der ganze Arm iſt aufgeſchlitzt. — Komm, mein Sohn, ich will dich verbinden; laß dir das Wamms ausziehen. Was haſt du? ſträube dich nicht, das Wamms muß herunter.

Kuni (aufſpringend). Rühret mich nicht an!

Kunz. Närrchen, ſetze dich, wenn es auch ſchmerzt; mancher Reitersmann in der Welt wird dich einſt um den ſtattlichen Hieb beneiden.

Kuni (außer ſich). Rühret mich nicht an — oder — (zieht ein Meſſer.)

Kunz. Ha, biſt du auch am Kopfe wund?

Kuni. Weh' mir, was wollt' ich thun? — (läßt das Meſſer ſinken, ergreift Kunzens Hand, küßt ſie und läuft ab.)

Kunz. Er iſt toll, wie eine Katz', der man Schellen umgebunden hat. Es muß doch Zigeunerblut in ſeinen Adern ſein. Horch, da kracht es wieder, ich muß zum Rechten ſehen; ſie ſind aneinander, der Max läßt mir auch nicht einen Augenblick Ruhe. — He, wer kommt? Ihr ſeid es, Junker, willkommen, willkommen!

Vorige. Philipps. Gefolge.

Philipps. Vom Thurme herab ſah ich Staub fliegen und Küraſſe blinken, da wurde mir bange um euch. Jetzt laßt ihr Gefangene zur Stadt treiben, was iſt geſchehen?

Kunz. Eine hinterliſtige Teufelei; aber wir haben das Feld gewonnen. Dank dem Haufen, den ihr mir mitgegeben hattet! Wir lagen unten im Kornfelde, bis wir das rothe Fähnlein erblickten, da ſprangen wir hierher und kamen eben recht, um den Vetter von den Gaunern zu erlöſen; ich kenne die Rotte, ſie haben uns ſchon früher beſtohlen.

Philipps. Wo iſt dein Vetter?

Kunz. Er treibt den Franzmann auf der Ebene umher. Hört ihr ſeine Schläge? — nein, Alles iſt ſtill — ſie kommen hierher — Gott ſei gelobt, der Max iſt unverſehrt.

Vorige. Max. Monrepas (geführt)

Max. Willkommen, Herr Philipps, ihr kommt zu ſpät: das Spiel hat ein Ende.

Philipps. Ich ſeh' euch mit Freuden der Gefahr entronnen, aber der hier?

Max. Iſt ein Ehrenmann; wie geht es dir, Herr Raoul?

Monrepas. Fragt nicht. Euer Lanzenſtoß hat meine Ehre mit Staub bedeckt, was liegt an dem übrigen? Ihr ſeid jetzt der Herr, ich bin der Knecht.

Max. Da ſei Gott vor, daß Männerehre von dem Bruch einer Holzſtange abhängen ſollte. Gebt mir eure Hand, Herr Raoul, ihr ſeid frei. Und ich ſage euch, nicht fern iſt der Tag, wo ihr mit herzlichem Lachen an den Reiter denkt, welcher die ſchönen Augen der deutſchen Frauen gegen euch vertheidigte. Ihr ſeid frei, zieht eure Straße, mein Troßbube ſollt ihr nimmer werden, wohl aber mein Bote. Sprecht, wollt ihr mir ein treuer verſchwiegener Bote ſein?

Monrepas. Wenn ein Gefallener ſein Ritterwort geben darf — ja, ich will.

Max. So hört, ich gebe euch zwei Grüße auf den Weg. Den einen tragt nach der Provence an Frau Luiſon, und ſagt ihr, ob ſie das ſchönſte Weib auf Erden ſei, wiſſe ich nicht, eines aber hätte ich erprobt, daß ſie die Dame eines wackern kühnen Mannes iſt. Den zweiten Gruß aber, bei eurer Ritterehre, tragt mir nach Tour du Pleſſis zu eurem König. Sagt ihm, einer ſeiner Vettern laſſe ihn grüßen, und ſagt ihm, ihr hättet einen zweiköpfigen Adler über Burgund fliegen ſehen und die Kraft ſeiner Fänge gefühlt. — Fahrt wohl, Herr Ritter!

Monrepas. Lebt wohl, ihr, den ich nicht zu nennen wage. Mein Wort löſ' ich, ſo wahr mir Gott helfe. (Ab.)

Philipps. Du läßt den Franzmann ziehen? Schade drum. Seinem Stolz gebührte die Stalljacke.

Max. Laß gut ſein, Philipps, er iſt ein guter Ritter, wäre aber gewiß ein ſehr ſchlechter Stallknecht geworden. Euch, Freunde, meinen Dank! Dir, Junker, will ich Alles erzählen. (Bei Seite zu Kunz.) Sankt Görge, Kunz, du kommſt mir auch überall in den Weg, ich kann keinen einzigen dummen Streich machen, wo du nicht ſogleich mit beiden Händen zugreifſt, ihn zum Guten zu wenden (reicht ihm die Hand).

Kunz. Max, Herzenskind, das darfſt du mir nicht übel deuten, es iſt ja nur Brotneid, weil du deinem Narren gar zu oft ins Handwerk pfuſcheſt.

Max. Jetzt, Freunde, nach Mons, und morgen in die Feinde!

Vierter Act.

Erſte Scene.

Saal im herzoglichen Schloſſe zu Gent. Rathsverſammlung.

Marie und die Herzogin Margarethe ſitzen links auf einer Erhöhung in Thronſeſſeln; hinter ihnen ſteht Frau von Halwyn. Gegenüber vom Publikum der Herr von Remont, der Biſchof von Lüttich, Johann von Cleve und andere herzogliche Räthe ſitzend; hinter ihnen burgundiſche Edle und Boten der Landſchaft und Städte, ſtehend. Wenn der Vorhang aufgeht, kniet eine Deputation der Bürger von Gent gegenüber dem Throne.

Sprecher von Gent. — Und ſo legen wir Bürger von Gent uns reumüthig zu deinen Füßen und bitten, du wolleſt der Stadt verzeihen, was ſie an deiner Hoheit gefrevelt hat. Und wenn es deinen Kindern geſtattet iſt, in dieſer Stunde der Sühne mit einem Geſuch vor dein Antlitz zu treten, ſo höre in Huld auf unſer demüthiges Flehen: wähle dir einen Gemahl, uns einen Herrn und ſchenke uns Frieden mit Frankreich.

Viele. Frieden mit Frankreich!

Marie (zur Seite). Sie quälen mich. Stunde verrinnt auf Stunde; noch immer kein Bote von den Deutſchen.

Margarethe. Sie müſſen kommen, wenn ein gerechter Gott im Himmel lebt.

Halwyn. Nur Muth, Herrin, ſeid feſt.

Lüttich (aufſtehend). Frieden mit Frankreich! du hörſt den Nothruf deines Landes. Es iſt zum Aeußerſten gekommen; zwar hat dein tapferer Feldhauptmann die Feinde bis an die Grenzen von Flandern zurückgedrängt, aber dein Volk iſt todmüde und unfähig, längeren Kampf zu ertragen. Darum bezwinge deinen jungfräulichen Stolz, hohe Herrin. Der Dauphin hat trotz des unglücklichen Kriegs neue Werbung zu dir geſandt, und König Ludwig will ſühnen und beſſern, was er dir und dem Lande zu Leide gethan hat. Handle auch du hoch und königlich, wie dein Sinn iſt, bringe dem Lande deine Freiheit zum Opfer, wähle den Dauphin.

Viele. Wähle den Dauphin, Friede mit Frankreich!

Marie. Halwyn, meine Kraft verläßt mich.

Remont. Die Herzogin erbleicht. (Bewegung.)

Margarethe. Um Jeſu willen, halte aus.

Viele. Wähle den Dauphin.

Halwyn. Seid ihr Männer? burgundiſche Edle? Muß ich, ein ungelehrtes Weib, euch euer Thun verweiſen? Unſere Herrin iſt ein ſchönes und edles Weib, untadlig an Leib und Seele und geſchaffen, einem Manne anzugehören, dem ihr Herz und Sinn zu eigen iſt, dem ſie eine Mutter für ſeine Kinder werden kann; und ihr wollt ihr den edlen Leib an das Lager eines kränklichen Kindes ſchmieden? Schmach und Schande über euch! (Bewegung unter den Edlen.)

Cleve. Die Hofmeiſterin ſpricht die Wahrheit, es iſt unköniglich und nicht geziemend für unſere Würde, der Forderung König Ludwigs nachzugeben.

Vorige. Ein Kämmerer.

Kämmerer (eintretend). Eine Geſandtſchaft des Kaiſers und des römiſchen Reiches fleht deine Hoheit an, ſie zu hören. (Bewegung.)

Marie (aufſtehend). Gelobt ſei der Herr!

Cleve. Sie kommen als Freiwerber!

Viele. Die Deutſchen, hütet euch — hört ſie — hört ſie nicht.

Marie. Sie ſind willkommen.

Biſchof. Ich proteſtire gegen ihren Eintritt, er iſt gegen Brauch und Sitte deines Hofes.

Marie. An meinem Hofe bin ich Herrin, ich will ſie hören, ihr alle ſollt vernehmen, was ſie bringen. — Führt ſie herein.

Vorige. Der Biſchof von Metz, Ludwig von Baiern, mehrere deutſche Fürſten und Edle werden in die Verſammlung geführt.

Marie (aufſtehend). Willkommen in Burgund, edle Herren! Ehrwürdiger Vater, ſeid mir von Herzen gegrüßt, es iſt lange Zeit, daß euch mein Auge nicht geſehen hat.

Metz. Ja, erlauchte Herrin; als ich zuletzt meine Hand auf euer lockiges Haupt legte, waret ihr ein gar kleines Fräulein und küßtet mir recht herzlich den ſchwarzen Bart. Seht, mein Bart iſt weiß geworden, und aus dem zarten Halme iſt die Blüthe herausgewachſen zur Freude Gottes und der Menſchen, aber euer Herz iſt geblieben, wie es war, freundlich und hold dem alten Pfäfflein, und wie vormals küſſ' ich heute eure Stirn und wünſche den Segen des Herrn über euch und dieſe Stunde.

Marie (bewegt). Mein Vater! (Will ihm die Hand küſſen.)

Metz (die Hand zurückziehend). Nicht alſo, erlauchte Frau. Heut bin ich nicht der Gottfried von Metz, der die Tochter ſeines ſeligen Freundes gern an ſein Herz ziehen möchte, ich ſtehe als Geſandter der kaiſerlichen Majeſtät von Deutſchland vor der Herrin von Burgund, und an die Herzogin und ihre Landſchaft geht mein Auftrag.

Marie (ſich ſetzend). So ſprecht, Vater, wir ſind bereit zu hören.

Lüttich. Halt, ich thue zum zweiten Male Einſpruch. Dieſe Botſchaft iſt gegen Brauch und Recht des Landes. Keine

Geſandtſchaft darf den Herren von Burgund nahen, bevor nicht der Rath ihr Creditiv und Geleitſchreiben geprüft hat. Vor den Rath habt ihr euch zu ſtellen, er wird euch beſcheiden.

Ludwig von Baiern. Meint ihr, Herr Biſchof? Unſer Auftrag geht nicht an den Rath von Burgund, ſondern an die Herzogin und ihre Landſchaft, vor ihnen wollen wir ſprechen, und in ihre Hände lege ich unſere Briefe (überreicht Marien knieend eine Papierrolle).

Lüttich. Unſere Herrin thut nichts ohne ihre Räthe und Landſchaft; eure Briefe gehören vor den Rath von Burgund.

Metz. Wohl, frommer Bruder, ſie ſind offen und für jeden zu leſen, welcher das Recht dazu hat.

Marie. Nehmt ſie, Herr von Remont.

Metz. Und was etwa ſonſt bei dieſem Geſchäft gegen den Brauch eures Regiments gefehlt wird, hohe Frau und ihr, edle Herren, das verzeiht uns freundlich und nachbarlich, es geſchieht nicht mit böſem Willen, nur weil uns die Zeit drängt, und ſoll alle Form und Ordnung zu ihrer Zeit nachgeholt werden.

Marie. So ſei es, ehrwürdiger Herr. Remont, habt ihr das Creditiv geprüft?

Remont. Es iſt geſchehen, erlauchte Herrin. Dieſer Brief der kaiſerlichen Majeſtät ermächtigt ſeine Geſandten, Fürſten und Edle des heiligen römiſchen Reichs, eure fürſtliche Hand in Form und Sitte für ſeinen Sohn Maximilian, Erzherzog von Oeſtreich, zu begehren.

(Bewegung unter den Burgundern.)

Marie. Mutter, ich halte mich nicht länger.

Margarethe. Nur eine kleine Geduld, Alles wird gut werden.

Cleve. Es iſt unziemlich, die Herrin ſo zu drängen. Die Werbung muß aufgeſchoben werden. Noch iſt euer Anſpruch und eure Würdigkeit ungeprüft, die Herrin darf euch nicht hören, bevor der Rath geforſcht hat, ob eure Werbung ehrlich und annehmlich iſt und vor das Ohr der Fürſtin gebracht werden darf.

Ludwig von Baiern. Ehrlich und annehmlich? Du wagſt es in unſere Sendung Mißtrauen zu ſetzen? Du willſt die kaiſerliche Werbung ſchätzen und wägen? Hier ſtehe ich, Ludwig, Herzog von Baiern, wie du ein Fürſt des deutſchen Reiches, und ſtrafe dich, Johann von Cleve, im Namen kaiſerlicher Majeſtät, weil du dich in Wort und Meinung gegen unſern Herrn und das Reich ſetzeſt. Du fragſt, ob unſere Sendung ehrlich ſei? Kennſt du ſo wenig die deutſche Fürſtenehre, du ſelbſt ein deutſcher Fürſt und Vaſall des Reichs?

Metz. Haltet, edle Herren! Herzog von Cleve, du haſt geſprochen mehr als Burgunder, wie als Deutſcher, doch auch dein Vorwurf ſoll beſeitigt werden. Wohl iſt es Pflicht eines getreuen Rathes, zu prüfen, ob der neue Freier ehrbar ſei, welcher ſeine Werbung an dem Thron von Burgund niederlegt; und wenn ein Kaiſer kommt, das höchſte Haupt der Chriſtenheit, ihr mögt fragen, ob er würdig ſei, um eure Herrin zu werben. Wir aber, wir kommen nicht, um zu werben, und euch ſteht nicht frei, unſern Werth zu ſchätzen. Die Hand eurer Herrin iſt bereits vergeben und verlobt, wir wollen nichts, als ſie mahnen an alte Zeit und alte Eide. (Einen Brief hervorziehend.) Erlauchte Herrin, dies ſendet euch euer Verlobter, der ritterliche Max; ſprecht, kennt ihr dieſe Zeilen?

Marie (in großer Bewegung). Heilige Jungfrau! Ja, ich erkenne ſie, ich ſelbſt habe ſie geſchrieben, ein kleines Kind an den Max; mein Vater, mein unglücklicher Vater hat mir die Hand dabei geführt (ſtützt ſich auf Margarethe).

(Biſchof von Lüttich und Johann von Cleve entfernen ſich.)

Metz. Und erkennſt du an, daß Wort um Wort unverfälſcht ſind, wie du ſie geſchrieben?

Marie. Ja, es ſind meine Worte, die Worte meines ſeligen Vaters (küßt den Brief).

Metz. Und du haſt deinem Verlobten bis jetzt gehalten, was du ihm als Kind in dieſem Briefe gelobt, Liebe und Treue?

Marie. Ja, ehrwürdiger Herr.

Metz. Und willſt du ihm jetzt erfüllen, was du als Kind gelobteſt?

Marie. Ja, ich will.

Metz. Gottes Segen über dich, du königliches Herz! Unſere Werbung iſt beendet. — Und jetzt, erlauchte Herrin, geruhe in Huld, meinem Herrn vor deiner Landſchaft ſein Recht zu geben.

Marie. Hört mich, edle Herren! Ihr habt mich zur Wahl eines Herrn gedrängt, oft und lange, ihr wißt, wie ich mich immer geſträubt habe gegen euer Verlangen. Den Grund hat euch jungfräuliche Scham und Sitte verborgen, der heutige Tag hat ihn ans Licht gebracht. Mein Herz und meine Hand hab' ich als Kind dem adeligſten Herrn der Chriſtenheit verlobt und gedachte im Stillen ihm meinen Schwur zu halten, als ein ehrliches Weib. Lange trug ich meinen Eid allein, unſere Väter waren in Zwiſt gerathen und des alten Gelübdes wurde nicht mehr gedacht, aber es iſt vor Gott und in meinem Herzen kräftig geblieben und die Zeit iſt da, es einzulöſen. Darum trete ich heut als Kind des burgundiſchen Hauſes vor euch und frage euch: Kennt einer von euch einen Flecken auf dem Wappenſchild meines Hauſes? hat je mein Vater oder einer ſeiner Vorfahren ſein Fürſtenwort an einem von euch gebrochen? Antwortet mir treu und ehrlich, ſo wahr euch Gott helfe!

Alle. Nein, nie. Heil unſerer Herrin!

Remont. Ehrlich und treu bis zum Tode, ſo war dein Vater uns, ſo waren wir ihm.

Marie. Gott ſegne euch, Gott ſegne euch für dieſes Wort! — So will auch ich meine Ehre und Treue beweiſen an meinem Verlobten, ſo wahr mir Gott helfe! — Herr

Biſchof von Metz, euer Herr verlangt meine Hand, — hier nehmt ſie hin.

Alle. Heil unſerer Herrin!

Metz (knieend). Und ſo nehme ich ſie an, im Namen und als Stellvertreter meines Herrn, ein freies königliches Geſchenk, und mit freudigem Herzen rufe ich euch zu: Heil und Segen dem Brautpaare!

Alle. Heil und Segen!

Metz. Amen! Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.

Marie. Ich kann euch nicht danken, ihr Herren, ich bin nur ein Kind; verzeiht, die Freude wird mir mächtig, ſie ſtrömt mir aus den Augen. Lebt wohl, edle Herren, ein glückliches Wiederſehen! Begleitet mich, Herr Biſchof.

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Freier Platz bei Mons, Häuſer und Bäume, im Vordergrund ein Tiſch mit Seſſeln.

Max. Kunz. Kuni und **Matthäus** (im Hintergrunde).

Max. Nun, du holdes Röslein, biſt du mit mir zufrieden? Ich habe mich dem alten Feldhauptmann in das Herz geſchlichen, mit Junker Philipps Waffenbrüderſchaft gemacht und die Franzoſen aus dem Lande gejagt. War das nicht ein ſehr guter Schwank?

Kunz. Ja, Max, ich bin mit dir zufrieden, aber vergiß nicht, daß der Teufel ein ſchlauer Geſell iſt, und daß man ihm nicht ohne Gefahr Naſenſtüber giebt.

Max. Heut oder morgen ſoll die Mummerei aufhören. Sobald die Geſandten in Gent angelangt ſind, kommt der Vernegg hierher nach Mons, dann werfe ich mein Reiterkleid von mir und lache über die großen Augen, welche der Ravenſtein machen wird.

Kunz. Ich fürchte, er wird ſchielen.

Max. Vater und Sohn haben ein wackeres Herz, ſei ohne Sorgen.

Kunz. Still, man kommt.

Vorige. Der Schließer mit Wachen. Oliver, Kroſſo (gebunden).

Schließer. Der Herr läßt ſeinen Gruß vermelden und ſendet euch die beiden Gefangenen. Ihr mögt nach Gutdünken mit ihnen verfahren, ſie ſind verſtockte Sünder.

Max. Ah, die Geiſter vom Kreuzwege. Sie gehören dir, Vetter, du haſt ſie durch Schwert und Spieß erbeutet.

Kunz (bei Seite). Der eine iſt ein fränkiſcher Unterhändler, der Kuni hat ihn erkannt.

Max. Es iſt gut, ihr Männer, tretet zur Seite.

(Schließer und Wachen ab.)

Max. Verhandle du mit ihnen, ich will deinem Gerichte zuhören.

Kunz (bei Seite). Was ſoll mit den Schurken geſchehen?

Max. Laß ſie in Frieden ziehen. Sie haben wie Kinder mit uns ſpielen wollen, dafür ſollen ſie von Kindern gerichtet werden, deine Buben mögen über ſie erkennen.

Kunz. Gut. Kommt her, ihr Knaben. Kuni, wozu ſtehſt du dort bei dem alten Haideläufer? Hier ſetzt euch, ihr ſollt über die Gefangenen Recht ſprechen. Matthäus, gieb dir ein würdiges Anſehen, ſchließe die Augen und blaſe die Bäckchen auf, ſo. — Ich bin der Kläger, ihr ſeid die Richter. Zuerſt verurtheilt mir dieſen Schelm (zieht Oliver heran). Hochwürdiger, gelahrter Matthäus! Dieſer Mann iſt ein Schuft, hat uns nach Leib und Leben getrachtet und iſt ſchuld, daß deine Weisheit in einer Diebshöhle das Eſſen verſchlafen hat. Was ſoll ihm für Recht werden?

Matthäus. Er ſoll gehenkt werden. Bitte, laß ihn henken.

Max. Du haſt den Buben ſchön abgerichtet.

Kunz. Der Junge iſt nicht ohne Verſtand. Sieh, der arme Sünder zittert ſchon. Du haſt Recht, er ſoll gehenkt werden. Aber, erleuchteter Richter, das Henken kommt zuletzt, zuerſt mußt du fragen, wer und was er iſt, das gehört ſo zum Recht.

Matthäus. O, das weiß ich ſchon.

Kunz. Gimpel, da weißt du mehr, als wir; wir möchten es gar zu gern erfahren, aber er hat nie reden wollen.

Matthäus. Ja, er iſt ein Bader.

Kunz. Ein Barbier?

Max (herzutretend). Woher weißt du das, mein Büblein?

Matthäus. Ei, er hält die Arme ſo an den Leib, wie die Barbiere thun, und hat ſo eine Naſe, wie die Barbiere. Seht ihr nicht, daß er einen Scheerbeutel hat?

Kunz. Das iſt nur eine Mütze.

Matthäus. Schadet nichts, er iſt doch ein Barbier. Mein Vetter in Augsburg, der mich immer ſchlug, ſah gerade ſo aus und war auch ein Barbier.

Kunz. O Salomo, Salomo! — Herr, der Bube hat Recht.

Max. Dann war der eine giftige Viper, den wir für eine Blindſchleiche hielten. — Oliver — Oliver le diable.

Oliver (wendet ſich ab).

Max. Er iſt es. Genug des Scherzes, es ziemt uns nicht, mit Schlangen zu ſpielen.

Kunz. Oliver der Barbier, der Freund und Vertraute unſers Bruders von Frankreich! Pfui, Herr Kollega, treffen wir ſo zuſammen?

Max. Fort mit ihm! Laß ihn einſchließen, bis wir aus Mons geritten ſind, dann mag er zu ſeinem Herrn zurückkehren. Der Mann iſt blutig, er widert mich an. (Ab.)

Kunz. Alſo Meiſter Oliver! Dieſes Burgund iſt ein rechter Faſtnachtsmarkt; alle Narren der Welt ſtoßen hier zuſammen. Tretet bei Seite, armer Wicht; hier iſt noch ein Anderer, den ſollſt du richten, Kuni.

Kuni. Schonet ihn, Herr, um meinetwillen, er iſt der Bruder meiner Mutter.

Kunz. Bedenke, was er dir gethan hat, du trägſt den Arm noch in der Binde.

Kuni. Das hab' ich ihm längſt verziehen. Ich will euch lieben, wie er euch gehaßt hat, will euch Bote laufen und für euch wachen Tag und Nacht, nur ſchonet ihn, er iſt ein elender, jammervoller Mann.

Kunz. Zwei ſo ungleiche Aepfel von einem Stamm! Kuni, ich will an dich denken. Heda, Schließer!

Vorige. Schließer mit **Wachen.**

Kunz. Führt die Männer in das Gefängniß zurück, in drei Tagen ſollen ſie frei ſein, bis dahin haftet ihr für die Beiden.

Schließer. Gut, fort mit euch!

Kuni. Ohm, ich möcht' in Frieden von euch ſcheiden.

Krollo. Hinweg von mir!

(Schließer, Oliver, Krollo, Wachen ab.)

Vorige, ohne die Abgegangenen.

Kunz. Laß den Schelm, Kuni. — Kommt zu mir, ihr Jungen, ich ſpüre eine Anwandlung von Zärtlichkeit. Matthäus Schwarz, ich ſehe ein, daß ich dir bitteres Unrecht gethan hab'; ich habe dich immer für einen kleinen Eſel gehalten, aber du bewahrſt in deinem Hirn einen Funken von Verſtand, deshalb ſollſt du mich jetzt als Pferd traktiren. Komm auf mein Bein, ich will dich reiten laſſen. Komm auch du, Kuni. Du haſt ſicher bei deinen Zigeunern einen Talisman aufgeleſen, denn ich fühle für dich ein unheimliches Wohlwollen, darum erlaube ich dir, mich zu umarmen. Sieh, ich ſitze hier als Hausvater, das Neſthäkchen auf dem Schoß — wahrhaftig, Junge, ich habe dich lieb, wie einen Sohn; komm her, umarme mich. Du willſt nicht? Starrkopf, ich befehle dir, mich zu umarmen.

Kuni (kniet vor ihm nieder; küßt den Matthäus). Ich umarme den Kleinen lieber.

Kunz. Ei, iſt das eine Aufführung gegen mich rechtſchaffenen Vater? Du umarmſt mich im Augenblick, oder ich enterbe dich.

Kuni (fällt ihm um den Hals). Lieber, guter Mann! (Reißt ſich los, läuft ab.)

Kunz (aufſpringend). Matthäus, gieb mir eine Ohrfeige.

Matthäus (thut's).

Kunz. So — jetzt fort, Büblein!

Matthäus (ab).

Kunz. Ein Weiberkuß, ich blinder Thor, einen ſo handgreiflichen Betrug nicht zu merken! Eine Dirne hat mich geäfft. — Warte, du Kobold aus der Haide, das ſoll dir ſo nicht hingehen. Was thu' ich? Soll ich ſie wegjagen? — hm, das wäre für einen Narren zu verſtändig. Soll ich mit einer Dirne im Lande umherziehen, dem Max und mir zur Schande? Vorläufig will ich ſie einſperren und den Schlüſſel zu ihrer Kammer ſo verſtecken, daß ich ihn ſelbſt nicht finde. (Ab.)

Philipps. Max. Burgunder.

Philipps. Bringt die Armbruſt und ſchaut nach dem Ziele. Jetzt laßt uns ſehen, wer mit dem Bolzen beſſer trifft, der Oeſtreicher oder der Burgunder. Sankt Velten, ich möchte dir neidiſch werden, wenn du nicht gar ſo treuherzig drein ſchauteſt; in jeder Art ritterlicher Kunſt biſt du ein Meiſter.

Max. Still, Philipps.

Philipps. Nun, es iſt wahr. — Jetzt aber kommt, das Ziel ſteht, ich ſchieße zuerſt, das iſt Pflicht des Wirthes. Her die Armbruſt!

Vorige. Ravenſtein. Kunz.

Ravenſtein. Ja, Junker Roſen, heut iſt die Landſchaft verſammelt.

Kunz. Und ihr ſeid noch hier?

Ravenſtein. Ich bin ein Mann der That und nicht der Worte. Sie werden ſprechen und ſchreien und die Herrin drängen, wie immer. Aber ſie hat einen gar feſten Willen, ſie werden nichts ausrichten.

Kunz. Und die deutſche Geſandtſchaft?

Ravenſtein. Mit der hat's gute Wege. Das Roß des deutſchen Reiches hat einen gar langſamen Tritt; auch werden die deutſchen Freiwerber in Gent nur kalten Empfang erhalten.

Kunz. Wißt ihr das ſo gewiß?

Philipps. Gebt Raum, ihr Männer! (Schießt.) Hei, da ſitzt er, lobe mich, Max.

Max. Ein guter Schuß, du haſt den Spiegel getroffen.

Ravenſtein. Nun, Junker, ich fürchte, du ſchießeſt ihn ab. Ich ſah dich neulich im Getümmel einem Reiter die Armbruſt an den Kopf werfen, daß er vom Pferde fiel; wenn du heut eben ſo gut triffſt, iſt für den Philipps wenig Hoffnung.

Max. Ich vertrau' auf mein Glück. (Die Armbruſt nehmend.) Ich hab' in Tirol das Waidwerk geübt, da lernt man manches Kunſtſtück. Es iſt ſchwer, den Gemsbock zu treffen, wenn der Sturm die Bolzen zur Seite wirft und die Hände vor Froſt erſtarren. Philipps, ich will die Scheibe einen Zoll von deinem Bolzen treffen, ſoll's die rechte oder linke Seite ſein?

Philipps. So kannſt du nicht treffen.

Max. Ich kann, was gilt die Wette?

Philipps. Meine Kette gegen deine Hutſpange dort.

Max. Es gilt, rechts oder links von deinem Bolzen?

Philipps. Nun denn — rechts.

Max. Schau hin! (Schießt.) Da ſteckt er, Philipps, du haſt verloren.

Philipps. Meiner Treu, hier, nimm die Kette, ich gebe ſie dir von Herzen gern, du biſt ein ritterlicher Geſell.

Ravenſtein. Ja, das iſt er, Gott ſegne dich. In dir ſteckt ein Reitersmann, von dem ſich unſere Enkel erzählen werden.

Kunz. Ihr verderbt mir das Knäblein. — Kleinigkeit, Max, Raufen und Bolzenſchießen ſind Tugenden eines Landsknechts.

Philipps. Kommt, Freunde, wir ſehen zur Scheibe und holen ein grünes Reis für den Sieger.

(Philipps, Max, die Burgunder ab.)

Ravenſtein. Kunz.

Ravenſtein. Herr Kunz, ihr haltet wenig von den Tugenden der Landsknechte, vielleicht mehr von ihren Laſtern. Wollt ihr ein Kartenſpiel mit mir machen?

Kunz. Meinetwegen. Wer um ſeinen Hals ſpielt, wie mein Vetter und ich auf dieſem Zuge thun, dem kommt es auf einen leeren Beutel nicht an.

Ravenſtein. So fangt an, das Spiel um einen Dickthaler (ſie ſpielen).

Burgunder (hinter der Scene). Junker Max hoch!

Kunz (bei Seite). Ich möcht' wiſſen, ob die Schreier in Zukunft ebenſo rufen werden.

Ravenſtein. Der Stich iſt mein; ich habe gewonnen.

Kunz. Noch ſind wir nicht am Ende.

Vorige. Philipps (auf einem Horn blaſend); **Max** (bekränzt); dann die **Burgunder.**

Philipps. Und noch ein Hoch dem Sieger!

Burgunder. Hoch der Junker Max!

Philipps. Jetzt blaſ' ich dir einen Triller (bläſt).

Max. Ich danke euch, liebe Geſellen. Philipps, hör' auf, mir thun die Ohren weh. — Höre, Freund, du mußt mir etwas zu Liebe thun. Ich habe deine Kette genommen, nimm auch von mir ein Zeichen der Brüderſchaft. Ich habe jetzt nichts Beſſeres als die Spange, hier haſt du ſie, und wenn du ſie trägſt, denke mein.

Philipps. Gern, Geſell. Aber was iſt hier? Das ſind Diamanten und ſo groß und koſtbar, wie ich ſie ſelten geſehen hab'; nimm ſie zurück, das Geſchenk darf Philipps von Ravenſtein nicht annehmen.

Max. Was haſt du? Diamanten? Es ſind ſicher böhmiſche Steine, koſten ein paar Gulden; du weißt, wir wohnen nahe bei den Böhmen, da kommt ſolch Zeug in Menge zu uns herüber.

Philipps. Wenn das iſt, gieb nur — ich trage ſie auf der Mütze.

Max. Und ich deine Kette am Halſe, ich will ſie hoch halten und an dem Ehrentage tragen, wo ich mein Gemahl heim hole in des Vaters Haus.

Philipps. So haſt du eine Braut? iſt ſie ebenſo ſchmuck wie du?

Max. Man nennt ſie ſchön.

Philipps. Und wie heißt ſie?

Max. Marie.

Philipps. Ei, der Vater will, daß meine auch ſo heißen ſoll.

Max. Und wie willſt du?

Philipps. Sie iſt ein holdes Weib, ich nähme ſie gar gern.

Max. Meinſt du ſo? (Wendet ſich ab.)

Philipps. Was haſt du, Bruder? (Schlingt den Arm um Max.)

Max. Es iſt nichts, laß uns dem Spiel zuſehen.

Kunz. Max, gut, daß du hier biſt, jetzt wag' ich ein hohes Spiel. Ei, Graf Adolf, ihr wollt meinem Buben einen Trumpf aufſetzen? Seht, ich ſteche über, ich habe gewonnen.

Ravenſtein. Falſch gerechnet, Herr Kunz, ich habe den Trumpfkönig.

Kunz (Max anfaſſend). Wie iſt das möglich? ich halte vier Könige in meinen Händen!

Ravenſtein. Nehmt eure Augen in die Hand, ihr könnt nur drei haben.

Kunz. Nein, ich halte vier, vier gekrönte Häupter, beim Haupt meines Herrn, des königlichen Maximilian, ich halte vier.

Ravenſtein. He, Junker, der Schwur gilt nicht vor meinen Ohren. Schwur gegen Schwur. Ihr ſollt mein freies Haupt vor die Füße eures Königs legen, wenn ihr vier Könige in der Hand habt.

Kunz. Und das willſt du mir zuſchwören, alter Starrkopf?

Ravenſtein. Ja, das ſchwör' ich euch; aber wozu der Scherz? Spielt weiter.

Kunz (aufſpringend). Nein, Graf Ravenſtein, dein Spiel iſt verloren. Hier liegen drei Könige (wirft ſie auf den Tiſch), und hier ſteht der vierte, auch ein König und mein Herzenskönig (umarmt ihn). Sieh, Max, für ſolche Kartenkönige halten euch die deutſchen Fürſten, ſpielen mit euch, trumpfen euch auf und machen euch Eſelsohren; aber diesmal haben wir einem alten Fuchs Eſelsohren gemacht.

Ravenſtein (aufſpringend). Verrath! Wer ſeid ihr?

Max. Ich bin der Max von Oeſtreich.

Ravenſtein. Der Oeſtreicher?

Philipps. Der Kaiſerſohn?

Kunz. Ja, er iſt's, der Sohn des deutſchen Reiches. Hierher, Graf Ravenſtein, dein Platz iſt hier, das Haupt vor ſeine Füße, ſo war's bedungen; du magſt Leib und Füße immer dazu legen, ſonſt, bei Sankt Petrus! ſchleudre ich deinen Kopf allein hin, du alte Rebellenſeele. Gieb dich, nieder mit dir, du haſt geſchworen!

Ravenſtein (ſteht unbeweglich).

Max (an ihn tretend). Wendet euch nicht ab. — Nein, Vater, zürne dem Max nicht, weil er ſich ohne deinen Willen an deinem Tiſch gelagert hat. Sieh, ich habe viel von dir gehört, wie treu du deiner Herrin biſt, und wie dich das Volk den Schild von Burgund nennt; da wurde ich begierig, dich zu ſehen, und wenn ſich's ſo ſchicken könnte, deine Liebe zu erwerben. Und da ich nicht mit meinem Namen zu dir kommen durfte, hab' ich mir ein Stück deines Herzens geſtohlen. Deshalb hab' ich mich verkleidet zu dir geſchlichen, bin neben dir in die Feinde geritten und habe vor deinem Zelte gewacht, wie ein anderer deiner Reiter. Zürne mir nicht, ich kam ja nicht wie ein Kobold zu dir, Unheil zu ſtiften, ich kam, dir den Max zu zeigen und von dir einen freundlichen Blick, einen Druck der Hand zu erringen, wie ihn der Reiter auch dem ehrlichen Feinde giebt. Morgen reite ich nach Aachen zurück; dann ſoll der Allmächtige entſcheiden zwiſchen meinem und deinem Anſpruch auf Burgund. Bis dahin bin ich dein Gaſt, Graf Adolf; willſt du dem Herzoge den Willkommen verſagen, den du dem Reiter Max geboten? Komm, Vater, gieb mir deine Hand.

Ravenſtein. Kannſt du mir verzeihen?

Kunz. Ich verſichere dich, er thut's, er hat nicht mehr Galle, als eine Taube.

Max. Und du, Philipps, höre mich an, ich liebe deine Baſe, wie nur ein Mann lieben kann, wirſt du auch das deinem Bruder vergeben?

Philipps. Nehmt ſie hin, erlauchter Herr, ich ahne, auch ſie trägt euch tiefer im Herzen als mich.

Ravenſtein. Philipps!

Max. Nicht ſo, du haſt den Max zu deinem Bruder gemacht, kannſt du das ſo ſchnell vergeſſen?

Philipps. Mein Bruder! (Reicht ihm die Hand.)

Kunz. Recht ſo, ihr Buben, haltet immer ſo zuſammen und ein ganzes Volk wird dieſe Stunde einſt ſegnen.

Ravenſtein. Und wer biſt du, biſt du auch ein König?

Kunz. Ja, Narrenkönig. Mein Scepter iſt hier das alte Schwert, und meine Krone die Schellenkappe (holt ſie aus der Taſche und ſetzt ſie auf). Ich trage die Schellen aber nur, wenn ich das Handwerk grüße; ich grüße euch, Graf Adolf.

Ravenſtein. Willkommen, Herr Kunz, wir kennen euch durch den Ruf. Das Land iſt voll von euren Schwänken.

Kunz. Wie ein warmer Frühling von Maikäfern; ſie kämen nicht hervor, wenn nicht die Thorheit ſo ſchwül auf dem ganzen deutſchen Land läge.

(Ferne Trompeten.)

Ravenſtein. Holla, wer kommt?

Philipps. Himmel, der Oheim von Cleve, ſtaubig und verſtört vom ſchnellen Ritt.

Ravenſtein. Der Johann?

Vorige. Johann von Cleve (ſtürzt herein).

Cleve. Auf, Bruder, das Aergſte iſt geſchehen, die kaiſerliche Geſandtſchaft iſt in Gent angelangt, die Herzogin hat vor der Landſchaft ihre Werbung angehört. Ich eilte fort aus der Verſammlung, dich zu warnen, zu holen. Du allein kannſt das Stück hintertreiben, rette uns vor dem Oeſtreicher.

Ravenſtein (abgewendet). Sieh dorthin.

Max. Ich grüße euch, Herzog Johann.

Cleve. Ha, er ſelbſt!

(Lauter Trompetenſchall.)

Vorige. Bernegg mit **Gefolge** (geführt von einem Burgunder).

Burgunder. Hier ſteht der Junker.

Bernegg (das Knie beugend). Heil und Segen meinem Herrn! Erlauchter Herr, unſere Werbung hat ein Ende, die Herzogin von Burgund hat gewählt, hat dich gewählt.

Max (die Hand zum Himmel hebend). Gelobt ſei Gott in Ewigkeit!

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Zimmer im Schloſſe; an der Seitenkuliſſe links das Bild der Mutter Gottes, davor ein Betſtuhl.

Marie (in vollem Brautſchmuck, tritt auf).

Er iſt da, er iſt da! Max, du Erſehnter, komm, meine Arme ſind offen. (Knieend.) Heilige Mutter, du allein haſt die Thränen geſehen, die ich um ihn weinte; ſei mein Schutz, daß ich die Stunden ertrage, wo mein Auge ihn ſchauen ſoll. Laß deine Magd ihm gefallen, laß mich ein Weib ſeines Herzens werden, gieb mir Kraft, daß ich ſeine treue Gefährtin ſei in Freude und Leid; ſegne mich, daß ich eine gute Mutter werde für ſein Land und ſein Geſchlecht. Erhöre mich, heilige Mutter! (Sinkt mit dem Kopf auf das Pult.)

Vorige. Frau von Halwyn (tritt auf)

Halwyn. (Sie geht leiſe heran, einen Schleier an goldenem Kranze in der Hand, ſteht eine Weile neben ihr, küßt ſie endlich auf das Haupt.) Marie, liebe Herrin! Himmel, ihr habt geweint, eure Augen ſind trübe und geſchwollen.

Marie. Es waren ja Freudenthränen. (Aufſtehend.) Sieh, liebe Halwyn, jetzt bin ich ruhig. Ich will deiner Zucht keine Unehre machen.

Halwyn. Die Wangen glühen euch. In wenig Minuten werden hundert Augen an eurem Antlitz hängen, wollt ihr jedem Tölpel verrathen, was in dem Herzen Maria's vorgeht?

Marie. Laß ſie Freude darin leſen.

Halwyn. Und wenn etwas anderes darin ſteht? Herrin, mir iſt das Herz ſchwer. Euer Freiwerber iſt ein ritterlicher Mann, das wiſſen wir alle, und deshalb hat ihn die Herrin von Burgund zu ihrem Gemahl erwählt; aber Marie, du Kind meiner Liebe, deinen jungfräulichen Augen iſt er fremd, und einer fremden Geſtalt ſollſt du mit Lachen und frohem Gruß dein Herz entgegentragen?

Marie. Ich thu' es getroſt, kenn' ich doch ſeinen Werth.

Halwyn. Wir haben uns ſein Antlitz und ſeine Geſtalt ausgemalt, wie ſeine Seele iſt, groß, ſchön und adlig; ich ſelbſt hab', wie eine Biene, manch Tröpflein Honig dir zugetragen, das reut mich jetzt. Wer weiß, ob unſere Kunde von ihm wahr iſt; die Großen der Erde hören ſo ſelten die Wahrheit über ihres Gleichen, ſie müſſen mit fremden Augen ſehen, mit fremden Ohren hören, und Schmeichelei und Hofdienerei iſt überall geſchäftig, zu verändern und zu verdrehen. So auch dein Herr, wenn er ſo wäre, wie der Biſchof ſagt, mißgeſtaltet, ſein Antlitz roh, ſein Wuchs verdorben. Wirſt du auch das tragen in der Stunde des Willkommens, wirſt du deine Augen hüten, daß ſie nicht erſchrecken, deine Lippen, daß ſie nicht erbleichen? Das iſt eine ſchwere, königliche Pflicht; Marie, wirſt du das können?

Marie. Ja, Halwyn, ich will an ſeine Tugend denken, ich will feſt ſein.

Halwyn. So nimm den Kranz und mögen alle Heiligen des Himmels ſegnend auf dieſen Tag blicken (ſetzt ihr den Kranz auf).

Marie (umarmt ſie).

Vorige. Margarethe.

Margarethe (auftretend). Marie, ich trage die Unruhe nicht länger, mein unglückliches Kind!

Marie. Meine Mutter!

Margarethe. Wenn der Biſchof Recht hätte, o Gott! ich fürchte, er iſt verwachſen.

Marie. Der Biſchof iſt ihm abhold und hat es zu mir nie ehrlich gemeint. Ich glaube ihm nicht; thue das auch nicht, liebe Mutter.

Margarethe. Bedenke, er iſt ein Kirchenfürſt, Ludwig ein mächtiger König; die Männer können ſo rohe Lügen nicht erſinnen. Marie, ich fürchte, er iſt ungeſtaltet, ein Zwerg —

Marie. Ich will auch das ertragen. Mutter, wir ſelbſt haben ihn herbeigerufen, laß uns ihn als einen erſehnten Gaſt empfangen.

Margarethe. Du kannſt dich verſtellen und kalt ſcheinen, aber ich muß Gewißheit haben. Fremden Augen traue ich nicht, ich ſelbſt will ihn ſehen, ehe wir ihn begrüßen, heimlich, ohne daß er es merkt. Gewißheit, auch die ſchlimmſte, iſt beſſer als dieſes Bangen.

Halwyn. Ihr könnt ihn unmöglich ſehen, bevor er in den Feſtſaal tritt. Jetzt weilt er mit den deutſchen Herren in ſeiner Herberge am andern Flügel des Schloſſes, in wenig Augenblicken wird er nach dem Thronſaal geleitet.

Margarethe. Ich wag' es dennoch. Alle Dienerſchaft iſt ihm entgegengezogen oder an anderem Orte beſchäftigt, das Schloß iſt leer und wenig von Beobachtern zu fürchten, ich werfe mich in ein unſcheinbares Kleid und ſtelle mich unter das Volk vor ſeine Herberge.

Marie. Das iſt gefährlich, das Volk wird dich drängen; du ſollſt deine Würde um meinetwillen nicht der Menge preisgeben.

Halwyn. Und wenn euch Jemand erkennt? —

Margarethe. In dem Getümmel wird Niemand auf die verhüllte Frau achten.

Halwyn. Und wie wollt ihr durch die Menge dringen?

Marie. Thu' es nicht, Marget, mir bangt um dich.

Margarethe. Sprecht mir nicht dagegen; es iſt beſchloſſen. Ich kann nicht Ruhe gewinnen, bis ich weiß, welche Geſtalt wir hergeladen haben, und, Marie, trotz deinem ſtolzen

Blick, ich bin ein Weib, wie du, mich hintergehſt du nicht, — ſieh, auch deine Hand zittert. Haltet mich nicht auf; durch die Wendeltreppe ſchleich' ich mich bis an ſeine Zimmer, ſobald er heraustritt, muß ich ihn ſehen. Dann ſtieg' ich zu dir zurück; erwarte mich hier, ich bringe dir Nachricht, gute oder ſchlimme.

Halwyn. Laßt die Herrin gewähren, wenn ſie es wagt, es iſt vielleicht ſo am beſten. Ich ſtecke euch das Kleid auf; ein weiter Mantel und Kappe verbergen Wuchs und Geſicht.

Margarethe. So kommt. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Gallerie im Schloſſe vor den Zimmern Maximilians. Vorn zur Seite ein Seſſel.

Paul (langſam eintretend).

Niemand iſt hier. Alles ſchmückt ſich dort drinnen zum Brautzuge. Auch mir haben ſie ein buntes Kleid angezogen, die Schellen klingeln recht luſtig, aber mir iſt nicht ſo zu Muthe. Mein Herr zürnt mir. Herr Konrad, warum thuſt du mir das? Stundenlang ſteh' ich und freue mich auf einen Blick von dir, aber immer gehſt du trotzig an mir vorüber. — Jetzt bin ich müde. (Setzt ſich.) Heut Nacht hab' ich heimlich vor deiner Kammerthür gelegen und gewacht, ich hörte dich die Rüſtung abthun und den Abendſegen ſprechen, dann ſchliefſt du ein, und im Schlafe lachteſt du ein — zweimal. Haſt du über mich gelacht? Ich ſchämte mich ſehr, als du lachteſt, ich weiß nicht warum, denn ich lag ja im Dunkeln, du wußteſt es nicht, denn du lachteſt nur im Schlafe. Warum hab' ich mich vor mir ſelbſt geſchämt? Ich weiß es gar nicht. Du lieber Gott, ſchütze mich, lieber Gott —! (Schläft ein.)

Der Vorige. **Kunz.**

Da wären wir in Gent, die Braut abzuholen. Glück zu, Schwager Max! — Hier ſitzt Einer, gewiß ein liederlicher

Junker. — Ei, Kuni, mein Waldvogel. (Sich zu ihm ſtellend.) Sie iſt doch ein hübſches Kind. Seit dem warmen Kuſſe von neulich hab' ich ſie gar zu ſchlecht behandelt, habe kaum ein Wort mit ihr geſprochen und immer grob; 's iſt mir ſehr ſauer geworden, und ich habe meine Augen mit Gewalt zurückziehen müſſen, wenn ſie über ihren ſchlanken Wuchs flogen. — Sie bewegt die Hand, ſie verjagt eine Fliege. — Fliege, du elende Kreatur, fort mit dir! du willſt dich unterſtehen, ſie zu beläſtigen, und ich habe nicht gewagt, ſie zu berühren, geh' zur Hölle! — Sie iſt noch ſehr jung, zum höchſten ſechzehn Jahr, ein Röslein, welches der Sonnenſtrahl noch nicht geöffnet hat. Ich kann ſie nicht länger anſehen (tritt zur Seite). Aber ich will nicht leiden, daß ſie ſchläft, ein Anderer könnte ſie überraſchen. (Geht leiſe zur Thür, dann laut:) Holla, Niemand hier? Wer ſchläft dort?

Kuni (aufſpringend). Herr — verzeiht.

Kunz. Du biſt es, fauler Junge? Hier nimm den Hut, ſchnall' mir das Schwert ab.

Kuni ([illegible]).

Kunz. Was für ſeidenes Haar du haſt, lange, ſchöne Locken, ſie ſtehen dir gut, Kuni.

Kuni. Lieber Herr!

Kunz. Nun, Junge, wird's bald? — Du biſt ſehr ungeſchickt.

Kuni (legt das Schwert auf den Tiſch und ſeufzt).

Kunz. Du haſt geſeufzt, Junge? Was haſt du zu ſeufzen? Ungeſchickt biſt du, und ein rechter Reiter wird nie aus dir werden. Nun, ſieh mich nur nicht ſo bedenklich an! es iſt doch wahr.

Kuni. Ihr zürnt mir, Herr?

Kunz. Das iſt nicht wahr.

Kuni (ſeine Hand ergreifend). Ja, Herr, ſeit langer Zeit, ſeit — ſeit wir nach Aachen zurückgezogen ſind. Ich kann's nicht länger ertragen — was hab' ich euch gethan?

Kunz. Nichts.

Kuni. Wenn ich zu euch rede, herrſcht ihr mich an, wollt nicht leiden, daß ich euch irgend einen Dienſt thue, und habt mich ganz von euch entfernt und zu der Frau des Küchenmeiſters gegeben, die mich wie einen Gefangenen hält. Seht, das thut mir weh und ich hab' oft bitter geweint, wie ein Kind, wenn ich euch bei unſerem Wagen vorbeireiten ſah, ohne daß ihr hineinſchautet. Warum handelt ihr ſo an mir?

Kunz. In Nürnberg hab' ich weiße Mäuſe geſehen, die mußten unter Glasglocken ſitzen wegen der Katzen und Kater; und die Nürnberger ſind kluge Leute.

Kuni. Sonſt wart ihr anders. Ich durfte mit euch ziehen, euch Schwert und Dolch nachtragen, für euch Bote laufen, und ihr ſpracht freundlich zu mir und nanntet mich euren lieben Buben. Herr, ihr wißt nicht, wie wohl es einer verlaſſenen Waiſe thut, wenn man gütig zu ihr ſpricht. Ich habe wenig gute Leute auf der Welt gefunden, ſeit meine Mutter geſtorben iſt, Niemanden als euch. Und jetzt verlaßt auch ihr mich; Herr, lieber Herr, es iſt hart, Niemanden zu haben, der einem freundlich iſt.

Kunz. Kuni!

Kuni. So ſeht mich an, ſo!

Kunz (legt ſeinen Arm um ihn).

Kuni (ihn umſchlingend). Verſtoße mich nicht, ich habe Niemanden auf der weiten Welt als dich; du haſt mich von der Heerſtraße aufgehoben, wirf mich nicht dahin zurück.

Kunz. Schaut hierher, ihr Glücklichen dieſer Erde! Dies Kind hab' ich unter Dieben gefunden, ſeine Mutter iſt ohne Sakrament geſtorben, ſein Oheim iſt ein heimatloſer Schurke, das Kind ſelbſt hat nichts und iſt nichts als ein Abbild Gottes, und das allein gilt euch weniger als ein Kupferdreier. Und doch kann es lachen und weinen, weinen, wie es jetzt thut. Kuni, du ſagſt, ich habe dich von der Heerſtraße aufgehoben. Sieh, manch kluger Mann würde ſolch arme Blüthe ohne

Zaubern zertreten, wenn ſie ihm ſo zu Füßen läge, wie du mir; da iſt es Narrenpflicht, anders zu thun. — (Zieht ihn an ſich.) Kuni, mein Kind, du ſollſt bei mir bleiben.

Kuni. Lieber Herr — (weint).

Kunz (ihn auf die Stirn küſſend). Still, mein Knabe, ich höre Tritte. Geh' zur Küchenmeiſterin, ich habe dir ein neues Barett hinlegen laſſen, damit du mir am heutigen Tage keine Schande machſt.

Kuni. Und ihr zürnt mir nicht mehr?

Kunz. Nein doch, nein. — Kuni, rechter Ernſt iſt mir's nie geweſen.

Kuni. Warum habt ihr mir's gethan?

Kunz. Ich hab' mich vor dir gefürchtet, kleiner Held, — vor deinem Dolch und vor deinen Küſſen.

Kuni (hält die Hände vor's Geſicht).

Kunz. Verſtehſt du mich?

Kuni. Ja! (Läuft hinaus.)

Kunz. Geh' nur, es war hohe Zeit, daß du dich fortmachteſt, ſonſt wäre ich dir ganz um den Hals gefallen.

Kunz. — Ravenſtein, Philipps, Bernegg, Gefolge.

Ravenſtein. Grüß' euch Gott, Herr Kunz!

Bernegg. Iſt der Herr bereit?

Kunz. Er iſt noch in ſeinen Zimmern, dort erwartet er euch.

Ravenſtein. So führt uns zu ihm, ich freue mich, ihn im Hochzeitsſtaate zu ſehen.

Philipps. Und doch weiß ich ein burgundiſch Herz, das vor Freude und Erwartung lauter ſchlägt, als die unſern.

Ravenſtein. Nun, ſie ſoll ſich freuen. Es iſt gut, daß Burgund eurem Herrn das ſchönſte Weib gutwillig gegeben hat; unſere Frauen ſind ganz toll, ſie würden uns mit Gewalt dazu gezwungen haben, ihn in das Land zu führen.

Philipps. Ich bin neugierig, wieviel von dem Reiter Max Teuerdank heut an dem Herrn ſichtbar ſein wird.

Kunz. Den Reiterbuben erkennt ihr zuverläſſig wieder, der guckt jederzeit aus ihm heraus.

Bernegg. Konrad, kommſt du mit dem Zuge?

Kunz. Nein, mir liegt heut etwas auf der Seele, das muß ich ausſchrei'n; ich geh' unter das Volk Vivat rufen. Folgt mir, liebe Herren. (Alle ab.)

Der Raum füllt ſich mit Volk. Der **Kämmerer** und ein anderer **Hofbedienter** treten ſprechend in den Vordergrund; dann **Kunz** eine Weile zuhörend.

Kämmerer. Hier laßt uns den Zug erwarten. Ja, Herr Hofmeiſter, ſo war von je der Brauch in Burgund, bei Hochzeiten, Geſandtſchaften und Begrüßungen von allerlei Art, wenn nämlich der Fremde ein fürſtliches Haupt iſt. Zum erſten wird der Name des Fremden laut ausgerufen, dann erhebt ſich unſere Herrin vom Stuhle; aber das hat der ſelige Herr öfter nicht gethan, wenn er die böſe Laune hatte, er geruhte dann blos ein wenig zu brummen und blieb ſitzen; dann tritt der Fremde vor und verbeugt ſich einmal, dann tritt er wieder zwei Schritte vor und verbeugt ſich zum zweitenmale, aber tiefer —

Hofmeiſter. Seht ihr den Fremden? er gehört zu dem Gefolge des Oeſtreichers.

Kämmerer. Ja, die Oeſtreicher tragen heut alle weiß und roth, dem glorreichen Burgund zu Ehren — (treten bei Seite).

Kunz. Alles gafft und jubelt und ich geh' allein, ein alter, kinderloſer Bär, und weiß nicht, was mir auf der Seele liegt. Wunderliche Käuze, wunderliches Menſchengeſchlecht! wie ſie zirkeln und ängſtlich Schritt für Schritt ſetzen und auf einander lauern, wie Figuren im Schachbret, der König auf den Ritter, der Bürger auf den Bauer, bis ihnen einmal der Herrgott ſeinen Köter, das Unglück, auf das Bret jagt, dann fahren ſie verwirrt durcheinander; und wenn ihr Spiel aus iſt, werden ſie alle unter den oberen Deckel des Bretes geworfen, liegen in ſchönem Frieden zuſammen und ſtoßen einander mit den Beinen in das Geſicht. Geht mir alle zuſammen, ich verlache dies trippelnde, glatte, geſchabte und ſchäbige Geſchlecht. Wenn ich nur eine Seele finden könnte auf Erden, die weder die Stelzen des Hofmanns, noch den Steifkragen des Bürgers trüge, ſo eine Seele, die nichts wäre, als Gottes lachendes und weinendes Närrchen, ich wollte ſie je nach Umſtänden zu meinem Bruder machen oder heiraten, und dann ſolltet ihr alle ſehen, wie wir eure Köpfe als Kegelkugeln gebrauchen wollten. Der Max iſt beſſer daran als ich, der hat ſein Theil gefunden und ich werde ein gutes Theil von ihm verlieren. Kunz, Kunz, du biſt ein armer einſamer Mann. Schenke mir eine kleine Seele, du lieber Herrgott!

Der **Vorige.** **Kuni** kommt aus dem Hauſe.

Kuni. Herr, vergebt, laßt mich bei euch ſtehen; mir wird angſt unter den fremden Leuten.

Kunz. Komm her, Kuni, du biſt es. Ich danke dir, Herrgott dort oben, du haſt ganz Recht, die iſt es. Fort, Junge, in den Winkel, dränge dich nicht ſo an mich, weißt du nicht, was ſich ſchickt?

Kuni. Seid mir nicht böſe.

Kunz. Ich will aber. Merkſt du nicht, daß ich zornig bin?

Kuni (lächelnd). Nein.

Kunz. Naſeweis!

Vorige. **Margarethe** (in weitem Ueberwurf).

Margarethe. Verzeiht mir, Herr, eurer Tracht nach gehört ihr zum Gefolge des kaiſerlichen Bräutigams. Ich bin vom Hofe, möchte ſo gern den Herrn ſehen und kann nicht durch das Volk dringen. Habt die Gunſt, mir den Weg zu bahnen.

Kunz. Wozu willſt du den Bräutigam ſehen, gute Frau? Es iſt reine Schadenfreude, wenn die Leute zur Brautſchau rennen; einen Dieb in der Schlinge ſehen ſie eben ſo gern.

Margarethe. Ich bitt' euch dennoch, helft mir durch.

Kunz. Die Weiber werden mir den Max noch recht eitel machen. Wozu willſt du ihn ſehen? Er ſieht aus wie ein anderes Menſchenkind; im Geſicht etwas röther von Freude und Erwartung, ſonſt gerade wie ich.

Margarethe. Ihr ſeid ein unfreundlicher Mann.

Kunz. Nein, ich bin nur ein Narr. Aber ihr ſollt verſorgt werden (Klopft den Kämmerer auf die Schulter). Heda, alter Herr, nehmt hier das zierliche Weiblein und ſchafft es durch das Gedränge auf den Markt.

Kämmerer. Was, was — wen ſeh' ich?

Kunz. Ich bitte euch, erkennt eure Freundin anderswo, macht fort!

Kämmerer. Ihr ſeid ein unhöflicher Geſell, voll Beleidigung. Seid ihr vom Hofe? Ihr ſollt mir Rechenſchaft geben, wenn ihr vom Hofe ſeid.

Kunz. Still, Männlein, ſchneidet eure Geſichter da, wo man ſaure Sahne braucht. Aber ich ſehe, der Mann wird euch nicht viel nützen. — (Ferne Trompeten.) Hört, der Bräutigam tritt aus ſeinen Zimmern, bleibt bei mir, ich will euch Ausſicht verſchaffen. — Holla! Raum, ihr Leute, zurück, es iſt höchſter Befehl, den Bräutigam von hier aus mit Blumen zu bewerfen, fort mit euch! — So, jetzt kommt her und ſchaut.

Vorige. Der **Zug.** **Muſik,** dann **Trabanten, Pagen** mit Fackeln; **Deputirte** der Stadt und Landſchaft; endlich: **Max** mit **Gefolge. Biſchöfe, burgundiſche** und **öſtreichiſche Edle,** unter ihnen: **Ravenſtein, Philipps, Bernegg,** der **Biſchof von Metz;** zuletzt **Trabanten.**

Kunz. Schau, liebes Weiblein, zuerſt die Trabanten: das ſind die Beſen und Bürſten der Könige, mit denen ſäubern ſie ihre Wege von jeglichem Unrath. Manchmal aber wird der Unrath ſo ſtark, daß er die Beſen wegfegt. — Hier ſiehſt du die Edelknaben, ſämmtlich arge Schelme und in ihre bunten Jacken verliebt; ſo lange ſie kleine unartige Lämmer ſind, dienen ſie bei Hofe zu Spiel und Kurzweil, wenn ſie aber groß geworden ſind, müſſen ſie in der Wirthſchaft verbraucht werden. — Hier kommen die Bürger, ſieh, wie beſcheiden ihre Kleider ſind, und doch ſteckt hinter den ſchwarzen Wämmſern ein ſo ſchlimmer Geiſt, daß vor ihm zuweilen ſelbſt der Purpur bleich und fahl wird. — Ah, das ſind eure Edlen, ſie haben viel Geld und Geſchmeide an ihren Gewändern, aber keins iſt ſo koſtbar, als der Edelſtein, welcher unter deiner Kappe hervorſcheint.

Margarethe ([illegible]).

Kunz. Laß nur, ich mache mir nichts daraus, deine neugierigen Augen glänzen viel hübſcher.

Volk (hinter der Scene). Heil dem edlen Oeſtreicher!

Kunz. Hörſt du? der Bräutigam naht.

Margarethe. Zeige mir ihn, welcher iſt's?

Kunz. Du wirſt ihn ſchon erkennen. Es gibt nur einen Max auf Erden.

Volk. Heil, Heil dem edlen Maximilian!

Max (tritt auf).

Margarethe. Der iſt es, der? Gelobt ſei die heilige Mutter!

Volk. Heil unſerm Herrn!

Max ([illegible]; der Zug hält; er [illegible]). Konrad!

Kunz. Grüß' dich Gott, mein theurer Herr, nimm auch den Segen deines Narren (läßt ſich auf ein Knie nieder). Wie deine neuen Kinder, ſo ruft auch dein alter Diener: Gott ſegne deinen Brautzug, mein kaiſerlicher Herr!

Max ([illegible]). Sieh, mein Freund, wir haben uns ritterlich durchgeſchlagen bis zum frohen Ende. Ich will gerade heut meinen luſtigen Rath nicht miſſen. Stehe auf, komm mit mir.

Kunz. Gut, Schwager, laß mich nur gerade vor dir hergehen, ich will auch mein Feſtbarett aufſetzen (holt ſeine Kappe hervor). Meine Narrenkappe hat dich durch das ganze Stück nicht verlaſſen, du ſollſt ſie auch auf dieſem Zuge klingeln hören. (Ab mit Kunz und Max.)

Volk ([illegible] nach).

Margarethe. Marie, meine Tochter, ich bringe gute Botſchaft! (Raſch zur Seite ab.)

Dritte Scene.

Der Thronſaal; der Hintergrund durch einen dunklen Vorhang verhüllt, welcher ſich ſpäter theilt.

Marie (von der Seite im vollen Schmuck hereineilend, hinter ihr) **Frau von Halwyn.**

Marie. Ich höre die Trompeten, der Zug betritt die große Treppe; der Augenblick iſt da, hilf mir, heilige Jungfrau!

Halwyn. Gott, wie ſeid ihr verändert, erſt ſo ſtark und gefaßt, wie es einer Kaiſerbraut geziemt, und jetzt ſcheu, wie eine erſchreckte Taube. Seht, der ganze Schleier iſt zerknittert.

Marie. Alles hab' ich verloren, meinen Stolz, mein Vertrauen! Halwyn, ich trage die Angſt nicht länger. Meine ganze Seele hängt an ihm, dir will ich's geſtehen, jede Nacht ſah ich ſein Bild im Traum ſo ſchön und herrlich — ach! zu glänzend für dieſe Welt. Jetzt ſoll ich ihn ſehen, ihn mit matten, fremden Worten begrüßen, und wenn er anders iſt, als ich träumte, wird mir das Herz erſtarren. Halwyn, hilf mir, ich fürchte mich vor ſeinem Anblick.

Halwyn. Faſſung! Alles wird gut werden.

Vorige. Margarethe (von der andern Seite).

Margarethe. Marie, meine Tochter — Gott ſegne dich, Marie! du biſt glücklich, einen ſchöneren Mann hab' ich nie geſehen; der ſoll dein Mann werden und kein Anderer. So adlig in ſeinem Weſen, ſo milde Augen und ein ſo herzliches Lachen. Und gerade gewachſen iſt er wie eine Tanne.

Marie (an ihrem Halſe). Gelobt ſei Gott!

Halwyn. Er kommt.

(Tuſch. Der Vorhang öffnet ſich. Prächtiger Saal.)

Vorige. Ravenſtein, Max mit **Gefolge, Kunz, Kuni** (treten in den Saal).

Ravenſtein (mit erhobener Stimme). Der hohe und erlauchte Herr —

Max (vortretend). Marie!

Marie (auf ihn zueilend). Max, mein Herr! Sei mir willkommen, du treues deutſches Blut, ich hab' mich lange nach dir geſehnt.

Max. Marie! mein holdes Weib! (Umarmung.)

Marie (lehnt ſich auf ſeine Schulter).

Max (leiſe). Marie, ſieh mich an!

Marie. Ja, ſo hab' ich dich mir gedacht — lieber Max!

Margarethe. Seid uns willkommen, Herr Max, ihr ſeid für unſere Ungeduld lange ausgeblieben.

Max (ſich auf ihre Hand beugend). Meine Mutter! ich fühle, daß ich hier willkommen bin.

Marie. Komm zu mir, Maximilian, du biſt mir wie ein Vogel, der mir entflogen war und den ich wiedergewonnen habe. Sei mir tauſendmal gegrüßt, jetzt hat mein Leid ein Ende.

Max. Sieh, hier iſt dein Bild; ich hab' es auf dem Herzen getragen, ſeit uns die Väter verlobten. Immer hab' ich es für mein liebſtes Gut gehalten, aber du biſt viel ſchöner. Sie haben mir alle von dir erzählt, wie gut und hold du ſeiſt, ſie haben dich alle ſchlecht gemalt, das ſeh' ich jetzt. —

Marie. Du rühmſt mich zu ſehr, bin ohnedies ſchon ein ſtolzes Kind. — Aber weißt du denn, ob du mir gefällſt?

Max. Ei, Herzlieb, du mußt mich nehmen, wie ich bin, ein braunes Geſicht und ein ehrliches Herz, ein Stück Jäger und Reiter, das iſt Alles; willſt du dich mit mir begnügen?

Marie. Max, ich bin glücklich. Du biſt ein gar alter Bräutigam. Weißt du noch, als du mir von Trier aus den erſten Brief durch den Vater ſandteſt, konnteſt du mit Mühe ſchreiben, lauter krumme Buchſtaben, und ich wette, dein Vater hatte dir dabei geholfen, es war ſehr corrigirt. — Du biſt ein ſchöner Held, läſſeſt dir zärtliche Briefe ſchreiben, und wenn du ein Mädchenherz gewonnen haſt, kann dein Lieb vor

Sehnſucht vergehen, ehe du ſie heimholſt. Du biſt ein Fremdling in meinem Hauſe, Herr Max, iſt das recht?

Max. Dafür komm' ich jetzt mit einem großen Haufen Geſellen, mich bei dir in Herberge zu legen. Schau' ſie freundlich an, ſind wackere deutſche Herzen, ſie wollen dir ihre Dienſte anbieten, aber jetzt gehörſt du noch mir allein. Frau Herzogin, ihr habt mir einen ſchönen Empfang bereitet, zürnt nicht, daß ich mit ſolchem Schwarm von Gäſten komme.

Margarethe. Sie ſind uns alle willkommen; einen oder den andern kenn' ich ſchon.

Kunz. Ja, leider, leider! Einer davon bin ich; ein Narr iſt immer leichter zu erkennen als ein Kluger, denn der Narr klingelt mit ſeinen Schellen auf allen Straßen und der Kluge trägt allerlei Kappen und Hüllen über ſeiner Geſtalt. Aber glaubt mir, Frau Herzogin, auch ein Narr vermag ſeine Kappe über den Mund zu ziehen, und da ich ein ſehr verſchwiegener Narr bin, bitt' ich in aller Demuth um eure Gnade.

Margarethe. Seid mir gegrüßt, Herr Kunz! Man hat uns euren Witz und eure Treue gerühmt.

Max. Sieh, Marie, hier iſt einer, der ſchreitet auf deinem Marmorboden ſo ſorglos, wie auf der Tenne eines Bauern, und geht mit mir um, wie der Schulmeiſter mit kleinen Buben.

Marie. Willkommen, Herr Schulmeiſter, ich hoffe, ihr habt mir den Herrn gut gezogen.

Kunz. Ach, edle Frau, er iſt ein gar zu trotziges Büblein, ihr werdet Mühe mit ihm haben.

Marie. Ihr ſollt mir mit gutem Rath aushelfen. — (Zu Max.) Und jetzt laß mich dir nach dem Brauche meiner Väter den Willkommen entgegentragen. (Sie winkt.)

Zwei Edelknaben (treten vor, der eine eine goldene Kanne, der andere einen Becher haltend).

Marie (nimmt den Becher, ſetzt ihn an die Lippen und ſpricht): Burgund bringt dir dies, Herr Max, Burgund und meine Liebe. Heil dem edlen Maximilian, Heil meinem Herrn! (Trompeten.)

Alle. Heil Maximilian, Heil unſerm Herrn!

Max. Ich danke dir, Marie. Und das ſoll mein Trinkſpruch ſein für Burgund und für dich: Liebe und Treue bis in den Tod! (Trompeten.)

Alle. Heil und Segen dem Brautpaar!

Marie und Max (umarmen einander).

Kunz. Das Spiel iſt am Ende. Jetzt ſeh' ich ein geſetztes Leben kommen; die Armbruſt wird roſten, und der Narr wird auf der Thürſchwelle ſitzen und mit Kinderklappern ſpielen. Aber du haſt dich verrechnet, Max, der Kunz wird nicht klappern, deinen Kindern nicht. Fort mit dir, du freie, luſtige Narrheit (wirft ſeine Mütze zu Boden), der König iſt ſo närriſch, ein Weib zu nehmen, er wird ſich bald Narr genug dünken und meiner nicht mehr bedürfen, ich will auch geſetzt werden. Komm hervor, Junge (zieht Kuni vor), ziehe dein Narrenkleid aus; von heute an hörſt du auf, mein Diener zu ſein.

Max. Was haſt du, Kunz? laß den Buben in Ruh'.

Kunz. Max, ich muß ihn aus meinem Dienſt jagen, er wird ſonſt ein Taugenichts.

Max. So gieb ihn mir, ich will für ihn ſorgen.

Kunz. Nein, Herr, das wäre zu viel Ehre für den Zigeunerſchelm. Laßt mich nur, ich habe ein paar Worte im Vertrauen zu ihm zu reden (zieht Kuni ganz in den Vordergrund). Kuni, ich will dir etwas ſagen, was Keiner zu hören braucht. Kuni, mein lieber Junge, willſt du mich heiraten?

Kuni (erſchreckt). Herr!

Kunz. Stille, wir machen das ganz im Geheimen ab. Sprich, mein holdes Mädchen, willſt du mein Weib werden?

Kuni (an ſeinem Halſe). Herr, lieber Herr!

Kunz (die Hand nach Max ausſtreckend). Sieh, König, auch dein Narr hat ſein Weib gefunden.

Der Gelehrte.

Trauerſpiel in einem Act

(1844.)

Perſonen.

Leontine.
Reginald.
Der Miniſter.
Walter, Archivar.
Romberg, Journaliſt.
Klaus, Parkwärter.
Diener. Gäſte.

Scene: Park eines Landſitzes in der Nähe der Reſidenz.

Links die Wohnung des Parkaufſehers, Haus mit Weinlaub umzogen; im Vordergrunde derſelben Seite ein kleiner Tiſch mit Büchern und Gartenſtuhl, Holzblöcke und Gartengeräth. Die rechte Hälfte des Hintergrundes iſt eine breite Terraſſentreppe, über welcher in der Entfernung das — ſpäter erleuchtete — Schloß zu ſehen iſt.

Walter ſitzt auf der Seite links am Tiſche und ſchreibt; **Klaus, Romberg** aus den Bäumen der rechten Seite.

Klaus (auf Walter zeigend).

Dort ſitzt er, recht in ſeinem Studium
In Büchern und Scripturen, wie ein Fink
Im grünen Laube.

Romberg.

Dank euch, guter Mann.

Klaus.

Er hört uns nicht, 's iſt ein gar emſ'ger Herr;
Oft macht mir's Freude, ſtill ihn anzuſehn.
(Ab, die Treppe hinauf.)

Romberg.

Freund Walter, ſtör' ich?

Walter.

Romberg, ſei willkommen!

Romberg.

So find' ich hier dich in der Einſamkeit?

Walter.

Ich bin der Herrin dieſes Guts befreundet,
Und floh auf ein'ge Wochen aus der Stadt

In jener Reben frohes Laubgeflecht.
Doch heut geht meine Sommerluſt zu Ende,
Heut kehrt die Freundin aus den Bädern heim,
Und ich zurück zu meinen Pergamenten.

Romberg.

Als gutes Omen nehm' ich dieſen Ort,
Den freien Himmel, hier das friſche Grün,
Denn frei und zwanglos möcht' ich mit dir reden.

Walter (lächelnd).

Reden? du willſt *be*reden, und wohl auch
Verführen! Hans, du biſt ein Journaliſt,
Vorn Diplomat und hinten Sansculotte,
Was du auch treibſt, du ſorgſt für dein Journal.

Romberg.

Und du hegſt Mißtrau'n nach Gelehrten-Art.

Walter.

Geſteh' nur, etwas ſuchſt du!

Romberg.

Ja, dich ſelbſt.
Als Teufel komm' ich, deine Seele will ich,
Dein ganzes Wiſſen, Feder, Kopf und Herz.

Walter.

Ah, das wird ernſthaft, rede, Freund, ich höre.

Romberg.

Du kennſt der neuen Zeitung Plan und Zweck,
Die längſt erſehnt, ſich endlich jetzt geſtaltet.

Walter.

Ich kenne ſie; es iſt ein großes Werk,
Und Namen ſtehn davor von gutem Klange.

Romberg.

Vom beſten. Nie trat noch ein Unternehmen
So glänzend, ſicher, hoffnungsvoll an's Licht,
Die Edelſten ſind im Verein, das Volk
Für freie Lebensformen zu erziehen.

Walter.

So hör' ich.

Romberg.

Und einſtimmig ſuchen wir
Als Haupt und Leiter dieſes Unternehmens
Dich.

Walter.

Mich? du ſcherzeſt.

Romberg.

Alles finden wir
In dir vereinigt, ſcharfen Blick und Muth,
Geſinnung, Tact und Haltung, weitgerühmt
Iſt deine Tüchtigkeit, und du gehörſt,
Wie fern du dich auch hielteſt, doch zu uns.
Du haſt's bewieſen, denn geſchickt und kühn
Hat deine Feder unſer Recht vertreten.

Walter.

Romberg, ich tauge nicht zum Publiciſten.

Romberg.

Du taugſt wie Keiner und du wirſt's beweiſen.
Auch darin, wo du anders urtheilſt, wird
Zeit und Erfahrung ſchnell dich uns befreunden.

Walter.

Du irrſt, ſehr Vieles trennt uns, eine Welt!
Ihr nennt euch Streiter für des Volkes Freiheit,
Und wollt, Baumeiſtern gleich, die Rieſenfluth
Der Gegenwart in neue Dämme leiten,
Weil euch das alte Flußbett enge däucht;
Das nennt ihr Freiheit und ihr habt erkannt,
Durch welche Lehre, welche Thaten ſie
Für uns zu kaufen ſei. Das alles wißt ihr.
Deshalb beſchränkt ihr klug euch als Partei,
Und nach verſtänd'gem, wohlſtudirtem Plan,
Bald ſchonend, bald bekämpfend wißt ihr ſchlau

Das übermächtig Feindliche zu meiden,
Die Gegner gut zu treffen, viel zu nützen,
Für eure Lehren Anhang und Erfolg
Im ganzen Land zu finden.

Romberg.

So? — und du?

Walter.

Ich bin ein Grübler, der das Leben ehrt,
In welchen Formen, wie und wo es waltet;
Ich lieb' es, Gegenſätze zu verbinden,
Den Punkt zu ſuchen, wo verſchiednes Licht
Zum einig reinen Strahle ſich vereint.
Soll ich mich bannen aus der klaren Luft,
Mich niederſetzen an der Erdenſtelle,
Wo trüb' und ſchwer die Elemente ringen,
Wo ich aufgehen muß in der Partei?
Kann ich Partei für eure Meinung nehmen,
Wenn ich erkenne, daß die feindlich andre
Ein gleiches Recht auf Sein und Geltung hat,
Daß beide Unrecht ſind im höhern Sinn,
Ja, daß ſie nur beſtehen durch einander,
Wie Licht und Schatten und wie Schwarz und Weiß? —
Verzeih', daß ich mit einem Gleichniß ende,
Das von der Schulbank ſtammt. Ein Diamant
Iſt eure Freiheit, die ihr unſrem Volk
Verehren wollt, ein ſchöner Edelſtein,
Und freudig tragt ihr ihn an euren Mützen.
Und weil die Kohle rußig, ſchwarz, gemein,
Haßt und verfolgt ihr ſie. Ich aber bin
Gewöhnt zu denken, daß der Diamant
Und euer Feind, die Kohle, nach Natur,
Art und Beſtandtheil ſehr genau verwandt,
Faſt eines und daſſelbe ſind. Und ſieh,
Weil ich ſo denke, paſſ' ich nicht zu euch.

Romberg.

Fluch der Hiſtorie, ſie verdirbt die Beſten!
Fluch aller Weisheit, die gleichgültig macht!
Euch hat nur Geltung, was geſtorben iſt,
Was fertig iſt und eurem Meſſer handlich.
Was neu ſich bildet in dem Drang der Zeit,
Verachtet ihr, weil ihr's nicht faſſen könnt,
Nicht präpariren auf der Todtenbank.

Walter.

Das Werden iſt ein ewiges Geheimniß.
Nur die Gedanken ſind dein Eigenthum,
Und frei gehört dir nur, was du gewollt,
Was That wird, folgt dem Zwang von tauſend Leben,
Was du geſchaffen, iſt, was du geſollt.

Romberg.

Das führt zur Trägheit.

Walter.

Nur zur Vorſicht, Freund!
Ihr ruft zum Streit, ihr wollt in Kirch' und Staat
Die allzuenge alte Wölbung ſprengen,
Die toten Bilder aus den Niſchen drängen
Durch weiſe Sprüche, die in guten Stunden
Ihr in des Wiſſens tiefſtem Grund gefunden.
Ihr ruft das Volk, die Hände dran zu legen;
Es hängt an euch, lauſcht euren Worten gern,
Und dennoch! dennoch! ſeh' ich kein Gedeihn,
Denn eins fehlt uns, die *Kraft* fehlt zu geſtalten,
Und die erzwingen könnt ihr alle nicht. —
Und deshalb mein' ich, eure Arbeit iſt
Doch wohl die rechte nicht. Denn immer half
Ein gutes Beiſpiel mehr als tauſend Lehren.
Drum eh' du Andre lehreſt, tauche ſelbſt
Zuvor ins Volk und lerne, was uns ſtärkt.
Beſchränke dich im Kreis des kleinſten Mannes,

Erweitre ſein Bedürfniß, ſein Vermögen,
Die Werkſtatt adle, weih' ihm Hof und Feld,
Schwinge den Hammer, nimm des Spatens Griff,
Laß jeden Einzelnen zum Mann erſt werden
In ſeinem Kreiſe, wo er ſicher ſchafft, —
Dann reift das Volk von ſelbſt für Mannesthat!
Das iſt mein Glaube.

Romberg.

Meinſt du ſo? Nun denn!
Aus all der Weisheit, all dem hohen Ton,
In dem du ſingſt, hör' ich nur einen Mißlaut,
Den ſchlechteſten, „Geſinnungsloſigkeit".

Walter.

Du thuſt mir weh' und willſt mich mißverſtehn.
Bei meinem Gott! mein Herz ſchlägt juſt ſo warm
Als deines für die Menſchheit und ihr Loos,
Mit Schmerz und Rührung ſeh' ich jeden Kampf
Der ſchwachen Menge, ſeh' ihr ernſtes Ringen
Nach Luft und Licht, das gläubige Vertrauen
Zu ſchlechten Führern, ſchnelles Selbſtgefühl
Beim kleinſten Siege. Rührend iſt und ſchmerzlich
Der Zeiten Antlitz und ich leide oft,
Daß ich nicht ſtolz ſein kann da, wo ich liebe.

Romberg.

Der Schwächling leidet; wer ein Mann iſt, zürnt
Und ſchlägt darunter.

Walter.

Ja! das thut ihr gern,
Denn euch beweget wen'ger Lieb' als Haß,
Ihr liebt das Volk, weil ihr's zu leiten hofft.
Doch mehr noch haßt ihr, was euch widerſteht
Und eurem Richtmaß ſich nicht fügen will.
Und hättet ihr die Herrſchaft, die ihr ſucht,

Ihr wär't Tyrannen, ärger, peinlicher,
Als Drako und Lykurg —

Romberg.

So fahr' dahin!
Denn alle Worte ſind an dem verſchwendet,
Der da verhöhnet, wo er ehren ſoll.
Drum lebe wohl und dies noch ſag' ich dir:
Mißtraue der ariſtokrat'ſchen Ruhe,
Einſt kommt der Tag, wo deine luſt'ge Halle,
Der Pfeiler deines Stolzes dir zerfällt;
Dann wird dein Leben ſelbſt der Krieg verheeren,
Den du mit uns zu kämpfen jetzt verſagſt,
Dann wirſt du ſelbſt erklingen und zerbrechen
Als ein Gefäß, beſtimmt, den Wein der Zeit
Zu klären, du verleugneſt ihm den Dienſt,
Der Gott der Gegenwart wird dich verleugnen.
Leb' wohl!

Walter.

Reich' mir die Hand und höre du auch mich!
Für wahre Freiheit kämpft mit Recht nur der,
Der ſtets im Einzelnen die Freiheit ehrt.
Und käme je der Tag, der nimmer kommt,
Wo ich aus meinen Tempeln flüchtig eile,
Ich bleibe unverändert, was ich bin,
Ein Mann, der Wahrheit ſucht um frei zu werden.
Du aber hüte dich!
Du meinſt das Banner deines Volks zu tragen,
Du träumſt ſo ſelig Schlacht und Siegesruhm,
In Kurzem liegt dein Fahnenſtock zerſchlagen,
Dir ſelbſt beginnt ein langes Martyrthum,
Mißtrau'n, Verfolgung und Verbitterung;
Behüte Gott dein warmes Herz!

Romberg.

Leb' wohl! (Ab. links.)

Walter (allein).

Er geht!
Prieſter und Opferthier der kranken Zeit,
Einer von vielen Wüſtenpredigern,
Die Licht verkünden und in Nacht vergehn.
Und ich bin ärmer jetzt um einen Freund!

Walter. Klaus.

Klaus (trägt die Lampe herein).

Die Herrſchaft kommt! Die Frau Baronin kommt!

Walter.

Dank für die Nachricht, Alter!

Klaus.

Sauſend fuhr
Ihr Wagen durch die Pappeln vor das Schloß,
Die Diener ſind in Galla, und das Thor
Mit Blumen und Guirlanden aufgeputzt.
Ich ſtand am Eingang und ſie grüßte mich,
So gütig, wie ſie pflegt. Ein halbes Jahr
Entfernt! Dort auswärts in Italien,
Nicht wahr? Juchhei, das wird ein froher Tag!

Walter.

Ja, treuer Mann, für dich und für uns alle.

Klaus.

Heut Abend kommt die vornehme Verwandtſchaft,
Auch eine Excellenz, es gibt ein Feſt
Mit Feuerkugeln und bengal'ſcher Flamme,
Und großes Eſſen; in der Küche brennt
Ein Feuer rieſengroß, und das Geſicht
Des Koches leuchtet roth wie Morgenſonne.

Walter.

Du biſt ganz außer dir vor Herzensfreude.

Klaus.

Sie auch, gewiß. Wir alle wiſſen ja,

Welch großes Stück die Gnäd'ge auf Sie hält.
Sie kommen mit zum Schloß, Herr Archivar!

Walter.

Noch nicht. Die erſte Stunde nach der Ankunft
Gehört ihr ſelbſt allein; das ſoll man ehren.
Ich komme ſpäter.

Klaus (ſtehen bleibend).

Ob die Herrſchaft weiß,
Daß Sie ſeit einigen Wochen hier gewohnt,
Und hier bei uns an Ihren Büchern ſchrieben?

Walter.

Gewiß! ſie hat es ſelbſt gewollt.

Klaus.

Mein Gott!
Dann kommt ſie her, bevor wir's uns verſehn. —
Das Scheitholz liegt umher und nichts iſt ſauber —

Walter (lachend).

Sei ohne Sorge. Du bleibſt ungeſtört. (Klaus ab.)

Walter (allein).

Ein Wiederſehn! Ein flücht'ger Augenblick
Unruhiger Spannung, freudiger Beklemmung!
Ein kurzer Wirbel und die Seele fluthet
Im alten Strombett wieder ruhig hin,
Und dennoch, dennoch!
Den Schmerz der Trennung wiegt die bange Freude
Des Wiederſehens nie uns Armen auf. —
Man ſollte nie ſich trennen, als — auf ewig. (Walter ab.)

Leontine. Reginald.

Leontine.

Hier ſehen Sie mein kleines Reich, Couſin!
Im goldnen Kleid des Herbſtes ſteht es da,
Die Hausfrau bei der Heimkehr zu begrüßen!

Reginald.

Ich ſeh' nicht nur das ſchöne Kleid des Herbſtes,
Das die Natur in Ihren Grenzen ſchuf.
Ein kräftig Regiment auch ſeh' ich walten.
Im Hauſe Selbſtgefühl, Ordnung im Haushalt,
Im Wald und Felde weiſe Wirthlichkeit,
Das Nöthige dem Schmucke nie geopfert,
Und dennoch Zierendes an jedem Ort.

Leontine.

Wie ſchmeichelnd tönt dem Weibe ſolches Lob!
Und hohen Werth hat mir's aus Ihrem Munde,
Denn herzlich wünſch' ich Ihnen zu gefallen
Hier, wo am liebſten ſich mein Geiſt bewegt,
Im Kreiſe meiner ſtillen Thätigkeit.

Reginald.

Vertrau'n Sie meinem Lobe nicht zu viel.
Zu lange hing ich mit Bewunderung
An Ihrem Geiſt, mein Urtheil iſt beſtochen.

Leontine.

Sein Sie mir immer ehrlich, Reginald,
Auch wenn Sie tadeln müſſen, wie ich bin.
Denn Vieles noch an mir iſt Ihnen fremd.
Sie boten mir, der Reiſenden, die Hand;
Im Wanderkleide war ich, wo die Frau
Dem Sinn des Mannes ſchnell bezaubernd ſcheint,
Die ihm gewöhnlich wird am eignen Herd. —
Und wenn ich mich, die liebgewordne Herrſchaft
In Ihre Hände leg', o ſchonen Sie
Mit milder Nachſicht, was ich hier gebaut,
Die kleinen Pläne, ſelbſt verfehltes Schaffen;
Was mühſam ich in dieſen Boden ſchrieb,
Es war mein beſtes Leben.

Reginald.

Leontine,

In Seide hüllen wir das leichte Blatt,
Worauf die Handſchrift der Geliebten glänzt:
Kann ich dem Schönen, das Sie hier gepflanzt,
Gering're Ehrfurcht als den Blättern weih'n?

Vorige. Diener, dann Walter ([illegible]).

Diener (ſchnell eintretend).

Herr Walter!

Leontine.

Hier herein!

Reginald.

Der frohe Ruf
Des Boten meldet, daß ein Liebling naht.

Leontine.

Ich weiß, er wird auch Ihnen theuer werden.

Walter (freudig).

Willkommen aus der grünen Meeresfluth,
Nach langem Säumen, vielerſehnt uns allen!

Leontine (vorſtellend).

Von Waldeck, mein Couſin.

Reginald (artig).

Mir ward Ihr Bild
So treffend von geſchickter Hand gezeichnet,
Daß ich in dieſer Stunde der Begegnung
Nicht mehr als Fremdling Sie begrüßen darf.
Und freundlich hoff' ich unter holdem Schutz
Ein menſchlich Finden in willkommner Stunde.

Walter.

Eng hat das Leben mir den Kreis gezogen,
Wo ich begehrlich meine Fäden zieh',
Und was herantritt, lieb' ich feſtzuhalten.

Reginald.

So will ich ſorgen, daß das mir geſchehe. (Ab.)

Walter.

Und jetzt noch einmal herzlich mir willkommen!
Italiens Himmel hat mit heiß'rem Lichte
Geſchmückt die deutſche Wange, freudig ſeh'
Ich Sie geneſen, glücklich vor mir ſtehn.

Leontine.

Dank Ihrer Lehre, daß das fremde Land
Mich grüßend, wie ein alter Freund, empfing.
Es war mir leicht, das Fremde ſchön zu finden,
Weil ich es liebte, längſt, bevor ich's ſah. —
Und dennoch zaudr' ich, meine Römerfahrt
Zu ſegnen. Leicht verlockte mich das Neue.
Gelüftet ſchien der Reiſenden die Feſſel,
Die in der Heimat drückend mich gehemmt,
Doch auch die Schranke war dem Aug' entſchwunden,
Die meinem Daſein Schutz und Grenze war.
Leicht folgte mir das Herz dem Reiz des Neuen
Und prüfte nicht, wie ſich's zum Alten fügt.

Walter [illegible]

Und fügt ſich's nicht, wohlan! ſo giebt es Streit,
Und aus dem Kampfe holen wir den Sieg. —
Doch ſchon befürcht' ich, daß ein ſolcher Krieg
In Ihrem Haupt die grauen Flügel regt,
So ernſt das Antlitz und ein dunkler Flor
Liegt auf den Augen, die dem Freunde ſonſt
Offen und fröhlich ihr Willkommen glänzten.
Ich ahne Regen, und ein Wetter zieht
Herauf am blauen Himmel unſrer Freundſchaft.

Leontine.

Ich tadle mich, daß mir die Worte fehlen,
Das zu vertrauen, was mich längſt bewegt;
Ich habe dieſen Augenblick erſehnt,
Und bin verlegen, da er vor mir ſteht.

Walter (ſchmerzend).
Gewaltig muß es ſein, was ſo ſich kündet.

Leontine.
Sie kennen den unſel'gen Güterzwiſt,
Der mir gehäſſig an der Seele nagte. —
Waldeck war Gegner, die Familie rieth
Vermittelnd beiden Theilen zum Vergleich,
Als Kind hatt' ich den Vetter einſt geliebt;
Er bat um mündlichen Verkehr. Wir trafen
Nach langer Trennung uns auf dieſer Reiſe.
Im Bad von Nizza, an Italiens Höfen
Ward er mein Führer. Wohl war ich verwöhnt,
Verwöhnt durch Sie, an eines Freundes Hand
Zu ſchreiten, fremdem Urtheil zu vertraun.
Er wurde mir, was Sie mir waren, doch
Nicht ruhig, ſo uneigennützig nicht.
Mit Leidenſchaft und mit verſtänd'gen Gründen
Drang er auf unſere Vereinigung.
Ich widerſtrebte lange, doch es wob
Sich aus Reminiscenzen, aus dem Dienſt,
Den er mir ritterlich im Bade weihte,
Dort ein Gewebe, das mir haltbar ſchien,
Die Tage meiner Zukunft drein zu hüllen.
Die Freunde drängten. — Auf der Rückkehr ward
Bei meinem Oheim der Vertrag geſchloſſen. —
Seit kurzem bin ich ihm verlobt.

Walter.
Verlobt!

Leontine.
Es iſt geſprochen und ich athme frei!
Walter! Sie ſind wahrhaft mir ſtets geweſen
Uneigennützig, feſt, ein warmer Freund,
Vielleicht das Höchſte, was dem Weib auf Erden
Sein Glück verſtattet. Ich bin nicht gewöhnt,

Zu handeln ohne Ihre Beiſtimmung.
Jetzt droht mir Vieles, Trennung von dem Alten,
Ein andres Fühlen, längſt entwöhnte Pflicht. —
Ein neues Leben rollt in Gaukelbildern
Vor mir ſich auf, ich bin erſchreckt und bange
Und ſuche ängſtlich, was mir unverrückt
Beharrt von meiner Habe. Reginald
Iſt edel, doch in Vielem noch mir fremd;
Sein ſcharfes Auge wird, ſo fürcht' ich, oft
An mir vermiſſen. Jetzt, mein lieber Freund,
Bedarf ich Kraft, die meinen Willen ſtählt,
Männliches Fühlen, das mein Urtheil leitet.
Zu Ihnen fleh' ich, ſtehen Sie mir feſt!
(weich)
Walter, mein Freund, Sie bleiben mir!
(Reicht ihm die Hand.)

Walter (ihr die Hand reichend).
Ich bleibe.

Leontine (bleibt auf der Treppe ſtehen und betrachtet ſtumm **Walter**, der ſie nicht bemerkt, dann wendet ſie ſich und geht die Treppe hinauf, ab.)

Walter (allein, ſtarr).
Verlobt? — das ſummte mir ſo fremd und kalt
Durch's Ohr zur Seele. Kein Befremden fühlt' ich,
Kaum Sorge für die Theure. Keinen hab' ich,
Den ich im Herzen tiefer trag', als ſie;
Verhängnißvoll für ſie erſcheint die Kunde,
Und ich war kaltes Eis, fühlloſer Stein,
Ja, und ich ſelbſt erſchrak ob meiner Kälte. —
Wo fehlt's mir? ſind die Nerven losgeſprungen,
An denen das Gefühl den Leib durchzittert? —
Nein!
Die Fliege fühl' ich ſaugen an der Hand,
Mein Blut läuft ruhig und der Geiſt iſt frei.
Und nicht erſchrocken, nicht einmal befremdet?

Bewegt und forſchend ſah die Freundin mir
Ins Antlitz; meine Antwort war ein Lächeln. —
O ich bin ein verruchter Egoiſt!
Unwerth der Freundſchaft, ohne Herz für Liebe,
Gleichgültig gegen Schickſal, Leben, Tod!
Und wieder ſcheint mir, ſolche Starrheit ſei
Nichts Gutes. Der Matroſe trotzt dem Sturm
Doch in der Meeresſtille ſchaut er düſter
Auf Schiff und Segel und ihm ſchwant etwas. —
(heftig)
Verlobt! — warum nicht? Weshalb ſticht das Wort
Mich wie mit Nadeln in das Hirn? — 's iſt Thorheit!
(langſam ab, links.)

Miniſter. Reginald (die Treppe herabkommend).

Miniſter.
Du ſtehſt als Hausherr halb, und halb als Gaſt
Mir gegenüber. Welchen darf ich grüßen?
Reginald.
Es ſoll dem Freunde kein Geheimniß ſein,
Was Leontin' aus Frauenrückſicht noch
Für ein'ge Wochen klug verſchweigen will.
Wir ſind verlobt durch Ring und Ehvertrag,
Durch große Siegel bin ich feſtgeſchloſſen.
Miniſter.
Noch kenn' ich nicht die Gattin deiner Wahl,
Doch Frohes hör' ich durch Gerücht und Freunde.
Man rühmt die edle Bildung der Baronin,
Anmuth'ge Ruh' und ſtille Häuslichkeit.
Reginald.
So iſt ſie. In der Stille aufgeblüht,
Als Kind ſchon Witwe, blieb ſie ungeſtört
Durch Vieles, was die Frauen uns verwirrt;
So friſch und doch ſo fertig, kindlich froh

Bewegt beim Kleinſten und doch ſtark und feſt.
Sie iſt ein Kleinod und ich will ſie ehren.

Miniſter.

Mit Freuden ſeh' ich deine Seele warm.
Ich hoffte niemals, dich vermählt zu ſehn;
Denn ſchon als Knabe ſtandeſt du allein,
Und wenn ich kindiſch mich im Spiel vertiefte
Und bunte Pferde von geſchnitztem Holz
In meinem Marſtall an die Krippe band,
Du ſchnittſt die Farbe mit dem Meſſer ab
Und warfſt gleichgültig dann das Holz zur Erde.
Du liebteſt nicht, in Andrem aufzugehn,
Und ruhteſt ſtets verſtändig in dir ſelbſt.
So biſt du noch und deshalb haſt du viel
Von dir zu opfern als vermählter Mann;
Denn jede Frau hat Recht auf große Schonung,
Und du ſchonſt ungern.

Reginald.

Wohl, du ſollſt mich loben. —
Auch Leontine wünſch' ich manchmal anders.
Sie iſt gewöhnt, in ihrem Kreis behaglich
Jedes Empfinden durchzukoſten und
Erinn'rung dran ſich zärtlich zu erneu'n.
Sehr liebenswürdig thut ſie's, doch es iſt
Oft kleinlich. All das wird ſich ändern, und
Demüthig will ich hier der Zeit vertrauen.
Bei Einzelnem, was ich entfernen muß,
Erbitt' ich deinen Beiſtand, eh' wir ſcheiden.

Miniſter.

So ſei es. Aber jetzt geleite mich
Zu der Verlobten, daß ich deiner Wahl
Mich ſicher freue, und ihr holdes Wort
Den Freund des Gatten hier willkommen heiße. (B. rechts.)

Klaus (der von rechts kommend die Abgehenden grüßt, allein).

Klaus.

'ſ ſind Gäſte, ſuchen die Baronin; die
Hat jetzt Geſellſchaft, die ihr lieber iſt,
Sie iſt bei unſern Rehen. Sieh, es kam
Die ganze Heerde luſtig angetrabt
Und warf die Mäuler durch den Lattenzaun.
Es freut mich, daß die unſre Herrſchaft nicht
Vergeſſen haben, nicht die kleine Hand,
Die ihnen Futter reichte.
(Tiſch und Stühle aufräumend.)
Jetzo kehrt
Die alte Ordnung langſam uns zurück,
Die Frau Baronin ſchreibt und ſorgt im Hauſe,
Ich aber ſchaufle hier die Gänge rein
Vom Gras, und hacke Holz zum Küchenherd,
Und füttre unſer Wild mit ihr zuſammen
Und deshalb hurtig noch das Holz geräumt.
Schon naht der Abend.
(Nimmt eine Axt und hackt Holz.)
Ich bin ſehr vergnügt,
Daß ich nicht reiſen durfte (Schlägt). — Wer denn ſonſt
Hätt' unſer Wild gefüttert? (Schlägt.) — Jeder kann das! —
(ärgerlich) So? Jeder? — Keiner kann's ſo gut als ich.
(Schlägt.)
Ich mußte bleiben, ich war unentbehrlich. —
Da kommt Herr Walter. Ei, wie ſieht der aus!
So grau wie Regen, hart und ſorgenvoll,
Gewiß, dem fehlt was.

Walter. Der Vorige.

Klaus (Walter betrachtend).
Hm! — Er kennt mich nicht.
O, der iſt ſehr vertieft.

Walter ([illegible]).
Was thuſt du, Klaus?

Klaus.
Was mir zu feſtem Schlaf verhelfen ſoll,
's macht tüchtig müde.

Walter.
So? — Gieb her die Axt.
([illegible])

Klaus ([illegible]).
Was wollen Sie?

Walter.
Gieb her und ſei kein Thor,
Ich bin nicht wohl, ich will dein Amt verſehn,
Vielleicht hilft mir die Müdigkeit zur Ruh'.

Klaus.
Doch wenn Sie Jemand ſähe?

Walter.
Freund, was thut's!
Schon Adam hackte Klötze, als die Hand
Des Herrn ihm feindlich war. Reich' zu das Holz!

Klaus (einen Klotz rollend).
Hier ſchlagt die Oeffnung für den Eiſenkeil.

Walter (ſchlägt).
Ein mächt'ger Stamm! Als du die Krone trugſt,
Dein knorrig Aſtgeflecht mit Blätterſchmuck
Dem Sonnenſtrahle froh entgegen kehrteſt,
Da hielt der müde Vogel auf dir Raſt,
In deinem Schatten lag der Wandersmann,
Und gaſtfrei heilteſt du die müden Glieder,
Ihm Ruhe ſpendend (ſchlägt). Merk', jetzt aber ſucht
Ruhlos ein Wandrer Mattigkeit an dir (ſchlägt).

Klaus.
Ihr ſchlagt zu heftig, ſeht, ihr fehlt den Keil.

Walter (innehaltend).

Sprich, Alter! Denkſt du oft an deinen Gott?

Klaus.

An Gott? — Ja, aber nur irregulär.

Walter.

Was heißt das?

Klaus.

So zum Beiſpiel wenn die Sonne
In unſerm Walde durch die Blätter ſcheint
Und 's Moos vergoldet, das im Grunde blüht,
Dann thu' ich's manchmal.

Walter.

Recht ſo, alter Kuckuk!
Ein jedes Leben führt zuletzt zum Frieden. —
Laß mich allein!

Klaus (zögernd).

Ich möchte bleiben.

Walter.

Geh!
Ich bitte. Mir wird beſſer, ſorge nicht. — (Klaus ab.)
Die Arbeit, auch die ſchlechteſte des Mannes,
Verlangt ein helles Auge, ſichre Kraft,
Die fehlen mir. Ein Keil ſitzt mir im Mark
Und ſpaltet mich entzwei (ſchlägt). Hinab mit dir!
Spannt euch, ihr Sehnen!

Leontine (von rechts auftretend).

Leontine.

Walter!

Walter (ſchlagend).

Fort zur Hölle!

Leontine.

Walter, was treiben Sie?

Walter.
In Trümmer ſchlag' ich,
Was allzu ſchwach iſt, ſeinen Kern zu wahren.
(Die Axt wegwerfend.)
Ich lieb' es,
Die ungeübten Glieder ſo zu härten.
Leontine.
Doch ſeltſam iſt das Thun und Ihre Art.
Das Auge düſter und Ihr Antlitz bleich.
Ihr Weſen quält mich. Freund, Sie ſind erkrankt!
Walter.
Ja, krank im tiefſten, tiefſten Grund der Seele.
Leontine.
Und darf ich's hören, fordr' ich als mein Recht
Vom Freund zu wiſſen, was Sie ſo erregt!
Walter.
Es iſt ein altes Leiden, heimlich trug
Ich's lang' in mir herum, und oft beſiegt,
Befiel mich's wieder. Doch ſo heftig nicht,
Nicht ſo wie jetzt. Es iſt daſſelbe Weh',
An dem die Menſchheit krankt in unſrer Zeit,
Und kurz, es heißt: Thatloſigkeit.
Leontine.
Und iſt
Den Born der Weisheit hüten keine That?
Raſtlos die Eimer in den Quell zu tauchen
Und Tauſenden, die dürſtend Sie umſtehn,
Die heil'ge Fluth zu ſpenden, keine That?
Walter.
Die Karawanen ſtärken ſich am Quell
Und ziehen abwärts, auf dem Markt zu handeln,
Wir aber klirren raſtlos an dem Eimer,
Die Fluth, die unergründliche, zu ſchöpfen,
Die Müh' unſäglich, ohne Ziel die Arbeit,

Bis endlich
Das eigne Sein zerrinnt im Quell der Wüſte!
Wir denken Alles, wiſſen nichts zu thun,
Wir lehren Andre, was ſie ſollen, und
Wir üben nicht die Götterkraft, zu wollen.
Oft wenn die Sonne ſinkt, die Abendglocke
Arbeiter von dem Werke heimwärts ruft,
Der Schmied, mein Nachbar, nach dem Thurme blickt,
Und freundlich grüßend ſich die Werkſtatt ſchließt,
Dann faßt es mich wie Neid, ſein Hämmern neid' ich,
Den Abendfrieden und die ſtarke Hand.
Klein iſt ſein Schaffen, aber kräft'ge That,
Dann leg' ich an die Scheiben meine Schläfe
Und murre.
Und an die Drehbank tret' ich, die der Arzt
Mir bauen ließ, und drechsle — Kinderkegel.

Leontine.

Erbangend hör' ich, wie das Wiſſen all,
Der Menſchheit tauſendjähr'ge, beſte Habe,
Nicht ausreicht, Einem, auch dem Stärkſten nicht,
Das Leben zu befeſt'gen und zu weih'n.

Walter.

Ja, es iſt jammervoll, wie ſchwach wir ſind.
's iſt eine Stunde kaum, da trieb ich höhnend
Den Freund vom Herzen, der mein Selbſtgefühl,
Die ſichre Ruh' des Denkers, warnend ſtrafte.
Kaum eine Stunde, und ich bin zerbrochen,
Und alle Wunden, die mich je geſchmerzt,
Und aller Mißmuth melanchol'ſcher Zeit
Zerrt grinſend mir am Herzen, ruft mir zu:
O kläglich, kläglich du und all dein Thun,
Elend und freudlos deine ganze Welt! —
Sie wenden ſtill ſich ab. — Verletzte Sie
Das feige Klagen? — Wohl, es wird vergehn.

Leontine.
Ich klag' um mich und was ich ſelbſt empfinde,
Sie fühlen nur den wilden Drang der Kraft,
Die eine Welt ſich fordert und erringt.

Walter.
Ich bin kein Fauſt, und was ich fühl', iſt Schwäche,
Vielleicht ein Nervenreiz, der im Gehirn
Des Träumers wurzelt, den das Grübeln nährt;
Er muß hinweg aus meines Lebens Bau,
Oder das Leben ſelbſt in Trümmer gehn.

Leontine.
O Gott!

Walter.
Sie weinen? Thau um meinetwillen?
Nein, nicht ſo, das zumeiſt ertrag' ich nicht.
Mein ſind die Wunden, mein allein der Kampf,
Sie ſollen Theil nur haben an dem Sieg.

Leontine.
Die Wunden theile, wer beim Siegesmahl
Sich niederſetzt an ſeines Freundes Tiſch. —
Was hat in dieſer Stunde Sie getroffen?
Ich will es wiſſen, ſei's auch Gift für mich.

Walter.
Noch zittr' ich ſelbſt, mein Elend zu verſtehn.
Ich fühle nur, was Sie bis jetzt mir waren,
Und ahne, was ich jetzt entbehren ſoll.

Leontine.
Walter!

Walter.
Gedenken Sie, was Sie mir waren.
Ich war Ihr Lehrer; ohne Leidenſchaft,
Ruhig, vertrauend ſaßen wir zuſammen,
Klar war mir Ihre Seele, wie Kryſtall,
Und offen jedem Eindruck. — Alles, was

Ich je gefühlt, erdacht, gefunden, trug
Ich, wie die Bien' den Honig, Ihnen zu.
Und wenn ich zuſah, wie Sie größer wurden,
Ihr Urtheil freier, kräftiger Ihr Sinn,
Da, Leontine, war mein ſtilles Leben
Nicht müßig thatlos, meine That warſt du.
Lebendig wuchs und grünte, was ich ſchuf;
Und weil ich Leben ſchuf, da, wo ich liebte,
So war ich ſtolz und glücklich.

Leontine.

Theurer Freund!

Walter.

Und kam mir Groll und trübe Laune, wie
Sie Jeden heimſucht, der in Büchern lebt,
Ich ſah auf Sie und wurde ſtark und ruhig.

Leontine.

Ja, ja, ſo war's, ſo muß es ewig bleiben.

Walter.

Es iſt vorbei — für immer, durch das Wort:
Verlobt, das ſcheucht mich auf aus meinem Lager
Und jagt mich ſchmerzbeladen in die Wüſte.

Leontine.

Ich weiß nicht, ob es alſo kommen kann,
Denn wär' es ſo und müßt' ich Sie verlieren,
Ich würde ärmer, als mein heft'ger Freund.
Doch anders, hold und freundlich hab' ich mir
Die Tage unſrer Zukunft ausgeſchmückt,
Denn als ich ohne Glut, in ſichrer Neigung
Nach langem Zaudern dieſes Band geknüpft,
Das mich aus Streit, Gefahr und Bitterkeit
Verſtändig löſte, dacht' ich auch an Sie,
Und reicher ſchien und ſchöner mir die Zukunft,
Ich ſah mit dem Verlobten Sie befreundet,
Zu dreien uns verbunden.

Walter.

Täuſchung war's!

Leontine.

War's Täuſchung, ſo werd' ich ſie bitter büßen.
Und Walter! Walter!
Unſchicklich will ich lieber ſein, als unwahr,
Sie ſollen Alles wiſſen, was ich fühle.
Als ich das Dach der Heimat wiederſah,
Durch meine Zimmer ſchnell und prüfend ſchritt,
Da kam ich ſelbſt, was ich geworden bin,
Mir grauenhaft, als eine Fremde vor.
Und doppelt ſah ich mich, getheilt mein Leben,
Das alte Selbſt, ſo wie ich hier geweſen,
Schien mir das echte, was ich aber bin,
Nur ein Geſpenſt aus bangem Morgentraum.
Und ich verhüllte mir das Haupt in Kiſſen
Und weinte.
Und als ich weinte, dacht' ich nur an Sie.

Walter.

Leontine!

Leontine.

Still, lieber Mann! Daß ich dem Freund vertraue,
Was ſonſt ein Weib dem eignen Geiſt verbirgt,
Das ſoll uns zwingen, hoch uns beide ſelbſt
Zu ehren und das Edelſte zu thun.
Und ſo fordr' ich von Ihnen, ſtützen Sie
Mich gegen meine Wallung und die Ihre.
Ich weiß, Sie können das. Denn immer fand
Ich Sie mit meinem beſſern Sein verbunden,
So oft ich wankte. — Freund, ich wanke jetzt,
Ich fühle mich getheilt, uneinig, ſchwach.
Mit leichtem Sinn, wie ihn die Fremde nährt,
Hab' ich auf mich geladen eine Pflicht,
Die größte, würdigſte, unwiderruflich.

Wohl ahn' ich, daß ich auch die ſtille Macht,
Die in den Gründen unſrer Seele lauert,
Heraufgefordert habe gegen mich;
Doch vorwärts ſchreiten auf gewähltem Pfad
Iſt meine Pflicht, und Ihre (bittend), mich zu ſtützen!

Walter.

So muß es ſein.
Mit finſtrer Sorge ſeh' ich, daß ein Sturm
Ihr reines Daſein zu bewölken droht,
Den ich durch ſchwache Klage noch verſtärkt,
Und ſo verberge ſich mein Leid in Nacht.
Sie haben mich gerufen, und ich will
Ein Wächter ſein für Sie und gegen mich,
So weit's ein Mann vermag, der mehr nicht iſt
Als nur ein Menſch.

Leontine.

O Segen über Sie! —
Wie auch das Schickſal unſre Hütten baut,
Rein ſei der Weg von Einem zu dem Andern. —
Und jetzt dem Augenblick ſein ew'ges Recht;
Zum Hauſe ruft gebieteriſch mein Amt,
Sie dürfen mir nicht fehlen, wenn ich heut
Beim Kerzenlichte manches Antlitz ſehe,
Das nicht erfreut. Bis dahin Lebewohl!
(weich)
Und gute Freundſchaft, Walter!

Walter (ruhig).

Bis zum Tod!

(Leontine links ab, Walter in das Haus des Parkaufſehers.)

Reginald, dann ein **Diener**.

Reginald (der von der Höhe der Treppe den Abgang der Vorigen beobachtet hat, langſam herunterſteigend).

Ein ſchönes Paar, Idealiſten beide.
Tollkühn betreten ſie den ſchmalen Pfad,

Der ſie verrätheriſch zum Abgrund führt,
Ein Schritt, und beide ſind verloren.
(In die Scene rufend.)
Hört! (Diener tritt auf.)
Dort finden Sie Herrn Walter; Excellenz
Wünſcht ihn zu ſprechen vor dem Feſt. Er mag
Ihn hier erwarten. (Diener ab.)
Kräftig ſcheint der Mann
Und wohl gefährlich für ein Frauenherz.
Sein Schickſal ſei Beförderung, Entfernung.
So löſt allmählich ſich für ihn und ſie
Der ſchwere Uebergang in Harmonie. (Ab nach rechts.)

Walter (umgekleidet), **der Diener.**

Diener.
Erwarten Sie hier Se. Excellenz. (Ab.)
Walter (allein).
Wozu? Was will der mächt'ge Mann von mir?

Walter. Miniſter (von rechts).

Miniſter.
Herr Archivar?
Walter.
Der bin ich, Excellenz.
Miniſter.
Ich wünſchte Sie zu ſprechen, Ihr Talent
Ward dringend mir durch Freundesmund empfohlen,
Doch des bedurft' es nicht; wir danken Ihrem
Scharfſinn'gen Forſchen Hülf' und nöth'ge Auskunft,
Das hab' ich nicht vergeſſen.
Walter.
Excellenz
Verſtehn das Große zu vollbringen, weil
Sie, Kleines fordernd, ſelbſt das Schwerſte thun.

Miniſter.

Ich achte Sie, mir wird Gelegenheit,
Es zu beweiſen. Ihre Kraft iſt groß,
Und Ihre Stellung, die als leichtes Band
In unſerm Dienſt Sie feſthält, faſt nur Titel.
Das muß ſich ändern, und ſo wünſch' ich Sie
Als Mitarbeiter im Getrieb des Staates
In meinen Kreis zu ziehen.

Walter (reſpectvoll nach einer Pauſe).

Excellenz,
Als Gnad' erbitt' ich, was ich bin, zu bleiben.

Miniſter.

Das überraſcht mich. — Fürchten Sie mein Amt
Als Freund gelehrter Ruh' und ſtillen Denkens?
Erwägen Sie, wer Kraft zu Vielem hat,
Dem iſt auch Vieles Pflicht.

Walter.

Wohl denk' ich ſo,
Und ſehnend ſuch' ich Leben und die That.

Miniſter.

Sind Sie begütert?

Walter.

Mein Gehalt ernährt mich.

Miniſter.

Wohlan, Sie ſind ein Mann der Theorie,
Sind unzufrieden mit beſtehnder Form,
Mißbilligen die Richtung, der man folgt;
Sie ſehen Mängel in dem großen Bau
Und wenden achſelzuckend ihm den Rücken.

Walter.

Als Mann bekenn' ich, daß mein Fühlen oft
Dem Richtmaß der Verwaltung widerſtrebt.

Miniſter.

Den Geiſt verlang' ich und nicht die Maſchine.
Verſuchen Sie, an meiner Hand zu gehen,

Und kommt die Stunde, wo mein eigner Will'
Und Ihr Erkennen feindlich ſich entzwei'n,
Dann retten Sie als Mann die Ueberzeugung,
Und willig löſ' ich Sie von Ihrer Pflicht.

Walter.

Der erſte Tag in meinem neuen Amt,
Er wär' Vergehen gegen eine Pflicht.

Miniſter.

Ich liebe nicht auf Räthſelwort zu hören,
Den Sinn der Worte fordr' ich, ſprechen Sie.

Walter.

Nun denn, ich kann nicht helfen zu regieren. —
Ich acht' es Unrecht, meine Kraft, ſo klein
Sie iſt, der einen Richtung beizulegen,
Worin, zum Nachtheil für das Ganze, ſchon
Die ſtärkre Kraft des Staates ſtrömt. —

Miniſter.

Das iſt
Mir neu! doch weiter!

Walter.

Zwei Gewalten ſeh' ich
Im Staate nur, Regenten und Regierte,
Beamte ſeh' ich mächtig, reich an Zahl,
Im Weg, dem vorgeſchrieb'nen, würdig ſchreiten,
Doch die Regierten ſchwach, begehrlich, krank,
Sich neue Thätigkeit und Bahnen ſuchen;
Die Herrſchenden bemüht, mit Lieb' und Klugheit
Den Gang des Volks zu richten und zu fördern,
Und doch den Fortſchritt furchtſam, zögernd, klein;
Regierung überall, Gemeinſinn ſelten,
Gehorſam überall, nicht ſichre Kraft;
Mißtrauen beiderſeits.

Miniſter.

Das hegen Sie,
Nicht wir. — Nun? und der Schluß?

Universität München

Walter.

Das Regiment,
Sei's noch ſo weiſe, reicht doch nimmer aus,
Ein Volk zu echter Größe zu erziehen,
Der beſte Vater ſchafft nur gute Söhne,
Den freien Mann erzieht die eigne That:
Und Männer, Männer heiſcht die Gegenwart.
So denk' ich. — Sollt' ich jetzt gelehrte Ruh'
Vertauſchen mit Geſchäften neuer Wahl,
Ich blieb' ein Mann auf meine eigne Hand,
Und ſäße nieder an dem Herd des Volkes,
Zu ſchaffen und zu fühlen wie das Volk,
In kleinem Kreiſe tüchtig ſtark zu ſein,
Damit ich ſtark ſei für das große Ganze.
Das iſt der Dienſt, zu dem die Zeit beruft,
Hier liegt der Weg, die Spannung zu vernichten,
An der wir kranken, uns heraufzuziehen
Den Tag, wo ſich Regierung und das Volk,
Der Gegenſatz, zu ſchöner Einheit bindet.

Miniſter.

Und kommt der Tag, den ſchwärmend Sie erſchau'n,
Wer ſoll das Scepter königlich dann führen?
Wer ſoll der Hoheit heil'ges Prieſterkleid,
Den Purpur tragen Ihres Staats?

Walter.

Das Volk.

Miniſter.

Es iſt genug, wir ſcheiden. Nehmen Sie
Die Ueberzeugung, daß ich an dem Mann
Geſinnung achte. Was ich als Miniſter,
Als Diener Seiner Majeſtät zu thun
Veranlaßt bin, das mögen Sie erwarten. (Ab, rechts.)

Walter (allein).

Du folgſt der Strömung, die dich vorwärts treibt,

Und ich der meinen, Welle gegen Welle!
Auseinander
Geht unſer Lauf, du aufwärts, ich zu Thale!
(Schnell ab zur Linken.)

Es iſt Abend geworden, das Schloß iſt erleuchtet, Mondlicht im Vordergrund.

Leontine (die Treppe herab).

O ſtiller Abend, aus dem Feſtgewühl
Zieht mich die Sehnſucht her zu deinem Frieden!
Im Laub der Bäume hör' ich leiſe dich
Die Flügel regen, und der Mondenſtrahl
Durchgleitet ſchimmernd dein verhülltes Reich.
Den Kelch der Blumen hat dein Hauch geſchloſſen,
Ich aber öffne dir ein Menſchenherz;
Erfriſchend ſenke holde Ruh' hinein,
Laß deine Knaben, mohnbekränzte Träume,
Mit dichtem Schleier mir das Haupt umziehn.
Im Saale lebt für Alle Reginald, —
Doch Einen, den ich ſuchte, fand ich nicht.
Wie freudig wäre mir ſein ſtiller Gruß
Im Kreis der Fremden in das Herz gedrungen!
Ich fühle Zorn, daß er ſo ſehr mir fehlte,
Und zürnend ſucht' ich wieder ſeinen Blick.
(Ferne leiſe Muſik.)
Dort tönt Muſik!

Leontine. Walter.

Walter (auf der Treppe).

Ein Gruß von guten Geiſtern.

Leontine (Ihm entgegen, die Hand reichend).

Endlich, mein lieber Freund. Die Melodie
Trug Sie auf ihren Wellen zu mir her!
Sie weilten lang', ich habe Sie vermißt
Und ſorgte.

Walter.

Der Miniſter hielt mich auf.

Leontine.

Was wollt' er Ihnen?

Walter.

Werben wollt' er mich;
Doch mußt' ich danken, denn in ſchön'rem Dienſt
Steh' ich als Schirmvogt ſchon mit Speer und Schild.

Leontine.

Ihr Auge glänzt, ich ſeh's beim Sternenlicht,
Und wie ein Sieger ſtehen Sie vor mir.
Ich bin recht ſtolz auf Sie.

Walter.

Mit beſſ'rem Recht
Geb' ich der Freundin dieſes Lob zurück.
Sie ſeh' ich vor mir in des Lebens Pracht,
Mit allen Reizen edler Form geſchmückt,
Und lockend rauſcht die Seide des Gewandes.
Ich habe nie gewußt, wie ſchön Sie ſind,
Von heute weiß ich's, und es wird dies Bild
Mir nicht vergehn.

Leontine.

Gefall' ich Ihnen ſo?
Ich will mich malen laſſen, und das Bild
Verſchenk' ich Ihnen, daß Sie ſo mich ſehn,
Auch wenn ich nicht mehr lebe.

Walter.

Nichts vom Tod!
Noch glänzt das Leben lockend um uns her,
In dunklen Tüchern birgt die Dämmerung
Dienſtfertig jedes liebliche Geheimniß. —
Die Lichter nur in ihrem fernen Glanz
Erinnern uns, daß dort noch Andre leben,
Die uns erwarten.

Leontine.

Nein, o nein, noch nicht!
Bleiben Sie bei mir, wenige Secunden! —
Mir iſt ſo märchenhaft beklommen, wie
Dem Kinde, das zum Schoß der Mutter flieht.
Des Mondlichts Schatten und die leiſen Klänge,
Das Flüſtern in dem Laub, es ängſtigt mich!
Die Wolke dort, wie eine ſchwarze Hand
Reckt ſie ſich über mich und will mich faſſen,
Ich fürchte mich, mir ſchauert (lehnt ſich an ihn).

Walter.

Süße Träumerin!

Leontine.

Jetzt möcht' ich ſterben wie ein kranker Vogel,
Verbergen an des Freundes treuer Bruſt.
Mir iſt ſo bange vor der Zukunft, und
Sehr müde fühl' ich mich und heimatlos, —
In dieſem Herzen hab' ich eine Heimat.
(Schlingt die Arme um ihn.)

Walter.

Ich ahnte nie, daß mich ein Augenblick
So ſelig machen kann, und ſo die Locken
Dir küſſend, dank' ich dir für dieſe Stunde.

Leontine.

Du guter Freund!

Vorige. Reginald.

Reginald (auf der Treppe).
Leontine!

Leontine.

Das iſt er!
Hinweg, hinweg, er darf uns hier nicht finden.

Walter.

Und weshalb fliehen?

Reginald (herantretend).

Leontine, ſo
Allein und träumend? Und der Nachtthau fällt,
Der ſchädliche, Sie ſehen bleich!

Leontine.

Ich bin
Nicht wohl.

Reginald.

Gewiß, noch ſind Sie nicht geneſen,
Und ſehr gefährlich iſt die Abendluft. —
Sie hier, Herr Archivar! Es thut mir leid,
Daß Ihr Geſpräch mit Sr. Excellenz
Den Herrn verlezt hat; gern verzeih' ich auch,
Daß Sie, weil ich zu Ihrem Lobe ſprach,
Mich bloßgeſtellt. Nur Eins bemerk' ich: heut
Iſt der Miniſter Gaſt in dieſem Raum,
Wird Ihre Gegenwart der Hausfrau nicht,
Nicht eignem Zartgefühle peinlich ſein?

Leontine.

O! — Walter, bleiben Sie!

Walter.

Ich bleibe.

Reginald.

Wohl,
So bleiben Sie als Zeuge meines Glücks.

(Schnell zu Leontine.)

Verzeihung, wenn ich jezt mit raſcher Hand
Den Grund der Krankheit tilge, die Sie faßt.

Er macht eine Bewegung nach der Seite. Die Bühne erleuchtet ſich plözlich [Feuerbecken auf der Terraſſe], Gäſte füllen die Terraſſe und die Bühne. Langer Tuſch.

Reginald (mit Repräſentation).

Im Namen unſrer Herrin dank' ich Jedem,
Der ihre Heimkehr zu begrüßen kam.

Ich üb' in dieſem Dank ein holdes Recht
Zum erſtenmale. Laut verkünde heut
Trompetenklang ein neues Erdenglück.
Vorſtellend meld' ich Freunden und Getreuen:
Des Feſtes Königin iſt meine Braut.

Leontine (ſich an das Geländer haltend, erſtarrt).

Ha! —
Sie wiſſen meiſterhaft zu überraſchen!

Reginald (leiſe, nachdrücklich).

Es galt mein Glück und Ihres Hauſes Ehre.

Langer Tuſch, er reicht Leontinen die Hand und führt ſie die Treppe hinauf, auf der letzten Stufe ſtößt ſie einen Schrei aus und ſinkt zuſammen. Alles um ſie bemüht.

Stimmen.

Zu Hülfe! die Baronin ſinkt.

Reginald.

Wir danken,
Es iſt Erſchöpfung, geht vorüber.

Führt die Baronin nach dem Schloß, die Gäſte folgen, die Erleuchtung verlöſcht, nur in dem Vordergrund rechts ſteckt am Baumſtamme eine Fackel, welche einer der Diener beim Aufglühen der Illumination befeſtigt hat.

Walter (der während der letzten Scene zur Seite ſtehend nur auf Leontine geſehen hat).

Dort
Riß eine Saite — der letzte Ton verklingt —
Ade, Muſik! die Harfe liegt zerſchlagen. —
Alles iſt ſtill, die Feuer ſind verlöſcht —
Sie hat nicht nein geſagt, als über ihr
Verkauftes Leben laut die Hölle jauchzte:
Sie war gerettet, wenn ſie ſagte nein —
Vielleicht noch thut ſie's. — Wenn ſie's thut, verſtieben

Die dunklen Schatten an des Schloſſes Fenſtern --
Vielleicht noch ſagt ſie nein, noch iſt es Zeit. —
Dort rollt ein Wagen, und noch einer. — Nein,
Es war das Brauſen nur im Laub der Bäume!
Horch, wieder ſummt es. (Ferne Muſik.) — Gott, mein Gott, ſie hat
Nicht nein geſagt, ſie durfte nicht, man ſpielt
Ihr luſt'ge Tänze!
'ſ iſt ſehr finſter hier —
Nur mir zum Hohne wirft die letzte Fackel
Ihr ruß'ges Licht auf dieſen Leichenhof. —
([illegible])
Was hindert mich, daß ich den Pechbrand ſchleudre
Zum Schloſſe, wo ein Vampyr jetzt das Blut
Des Weibes ſaugt, das er geſtohlen hat! —
Wozu? Du Narr! — Dir iſt ſie doch geſtorben,
Ihr letzter Hauch ein Ach! dort an der Treppe,
Dort ſtarb ſie. Was von ihr noch übrig iſt,
Das wird bald ſteinern, eine bleiche Maske,
Die lächelt, wenn ſie ſoll, am liebſten ſchweigt
Und jeden Abend Bußgebete lieſt.
Die kenn' ich nicht, die hab' ich nie beſeſſen.
O Gott!
Geliebte, liebe, liebe Leontine,
O lebe wohl, leb' wohl auf ewig!

Walter. Romberg.

Romberg (eilig auftretend).
Walter!
Walter! wo biſt du, Freund?

Walter.
Ein Ueberreſt
Von ihm liegt hier.

Romberg.
Mann, was haſt du gethan?

Der Sekretär des Staatsminiſters lacht
Dich aus, du biſt verloren; morgen ſchon
Wirſt du von deinem Amte ſuspendirt.

Walter.

Wozu? — — Doch nein, willkommne Botſchaft!
Ich danke dir, beinah' macht das geſund:
Die letzten Stränge reißen, die das Thier
Im Joche hielten. Jetzt fühl' ich mich frei.

Romberg.

Das biſt du. Und trag' es als ein Mann. —
Drum ſo noch einmal tret' ich vor dich hin:
Jetzt komme zu uns, was vor wenig Stunden
Der Eifer ſprach, es ſoll vergeſſen ſein.
Ein großes Wirken, glänzend freie Stellung,
Treue Genoſſen, Ruhm und Dank des Volkes,
Das alles rollt ſich deiner Zukunft auf.
Komm mit mir, Walter, hier die Hand, ſchlag' ein!

Walter.

Nein, nimmer! Aus dem tiefen, tiefen Schmerz,
Der mich verwüſtet, ſchreit es dennoch: nein!
Zu euch kann ich nicht ſchwören. — Wiſſenſchaft,
Ruhm und Genoſſen, damit iſt's vorbei;
Die Feder, die mir diente, werf' ich fluchend
Zum tiefſten Abgrund! — O, es iſt Vernunft,
Hohe göttliche Vernunft in meinen Leiden!
Mein Frevel war, daß ich den vollen Schatz
Von Lieb' und Eifer, meines Lebens Glut,
Für den ich meinem Volk verſchuldet war,
Auf eine einz'ge Seele hab' geſetzt.
Die eine iſt dahin, ich ſteh' allein
Als falſcher Spieler in der dunkeln Halle.
Das will geſühnt ſein, und die Sühne zahl' ich;

Nicht mit der Feder, mit dem Leben zahl' ich. —
Frei bin ich, bin beurlaubt, war's nicht ſo?

Romberg.

So war's.
Großmüthig wird man den Gehalt dir laſſen.

Walter.

Ich danke, danke!
Ich kann ihn nicht gebrauchen. Freund, leb' wohl.

Romberg.

Du biſt in Wahnſinn und ich laſſ' dich nicht!
Dies ſtarre Antlitz, dein verſtörter Blick —
O rede, Walter, ſonſt das Aergſte fürcht' ich.

Walter.

Kind, ſei nicht thöricht. Fürchteſt du, daß ich
Mir Kugeln gieße, wie ein blöder Schelm?
O nein, ſchon allzuviel iſt hier zerſtört,
Ein Menſchenleben iſt dem Tod verfallen,
Für das ich tauſendmal geſtorben wär'.
Sie iſt verloren mir und meiner Liebe,
Verloren vor ſich ſelbſt und ihrem Gott.
Das hat von meiner Larve mir das Roth
Gewiſcht und ſtrömet heiß aus meinen Augen.

Romberg.

Du armer Mann!

Walter.

Das war das rechte Wort.
Arm bin ich, wie ein neugebornes Kind,
Das im Entſtehn die eigne Mutter tötet.
Arm bin ich, doch ich lebe. — Und ich höre,
Im Nachtwind hör' ich, der das Laub durchfährt,
Die Stimme meines Gottes aus der Welt,
Sie ruft mich unaufhörlich mahnend, laut.
Mein Gott, ich komme; —

Und ſo, damit ich lebe, laß uns hier
An dieſem Kreuzweg ſcheiden. Lebe wohl!
Wir ſehn uns nimmer!

Romberg.

Walter, Walter, ſprich,
Wo gehſt du hin?

Walter.

Ich gehe in das Volk.

Die Valentine.

Schauſpiel in 5 Acten.

(1846.)

Perſonen.

Der Fürſt.
Prinzeß Marie.
Valentine, Freiin von Geldern.
Miniſter von Winegg.
Graf Wöning.
Hofmarſchall von der Gurten.
Lieutenant von Stolpe.
Rath Müller.
Georg Winegg, unter dem Namen Saalfeld.
Eine Kammerfrau,
Johanna, } im Dienſt der Baronin Geldern.
Robert,
Benjamin, Spitzbube.
Ein Harfner.
Seine Tochter.
Der Zigeuner.
Der Schließer des Gefängniſſes.
Cavaliere und Damen des Hofes. Bediente. Kellner. Wachen.

Das Stück ſpielt in der Sommerreſidenz eines Fürſtenhofes.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Vor einer eleganten Garten-Reſtauration. Im Vordergrunde zwei Tiſche mit Stühlen. Im Hintergrunde **Harfner** ſpielend, dabei ſeine **Tochter**; Gäſte, Kellner auf und ab gehend.

Georg. Müller (vom Hintergrunde).

Georg (im Vorgehen zum Kellner). Dorthin!

Kellner (bringt eine Flaſche und zwei Gläſer, ſetzt ſie auf den Tiſch).

Müller. Noch einmal, mein theurer Freund, willkommen, herzlich willkommen im Vaterlande!

Georg. Du biſt der erſte und wahrſcheinlich der einzige, deſſen Herz den wilden Georg wieder erkannt hat.

Müller. Ich finde dich ſehr verändert, gebräunt; du ſiehſt aus wie ein Krieger. Und jetzt erzähle, Winegg.

Georg (lächelnd). Still! der Name bleibt dein Geheimniß, denke daran, daß er in den Bann gethan iſt, ich heiße hier Georg Saalfeld.

Müller. Saalfeld? — Aber ſage mir —

Georg. Das iſt ja alles einfach und verſtändlich. Wir waren Studenten, luſtige Geſellen in derſelben demagogiſchen Verbindung. Wir werden dieſer Jugendthorheit wegen aufgehoben, eingeſteckt, verhört. Du biſt weniger compromittirt, machſt endlich, wahrſcheinlich nach langem Kampf, deinen Frieden mit der Regierung, wirſt begnadigt, wirſt Beamter, nicht wahr?

Müller. So iſt es, ich bin Rath.

Georg. Das freut mich; biſt du verheiratet?

Müller. Noch nicht.

Georg. Recht gut, mein Freund, ich liebe eure Ehen nicht. — Ich dagegen war in großer Gefahr, denn mein eigener Oheim, der hieſige Miniſter, verfolgte mich mit peinlichem Amtseifer; ich ward feſtgeſetzt, entfloh, wurde Landes verwieſen und ging mit dem kleinen Erbe meiner Eltern nach Amerika. Dort ſchwamm ich über den Miſſiſſippi, tauchte in den Urwald, ſaß in den Rathsverſammlungen meiner Freunde, der Indianer, ritt durch Texas und Mexiko nach Südamerika und zog daſelbſt umher als Kaufmann, Soldat und Jäger. Und jetzt bin ich nach funfzehn Jahren über England und Italien nach der Heimat zurückgekehrt; weshalb? weiß ich ſelbſt nicht, vielleicht um das Grab meiner Eltern zu beſuchen; denn ich habe Vieles erlebt, manchen warmen Freund gefunden und bin doch allein geblieben.

Müller. Wunderlicher Freund! und willſt du bei uns bleiben?

Georg. Ich habe keine große Pflicht, die mich an die Ferne feſſelt, und meine Seele hat ſich ſehr nach deutſcher Rede und Sitte geſehnt. — Dennoch weiß ich nicht, ob ich hierher paſſe. Ich habe den Menſchen ſo lange nackt und feſſellos geſehen, daß ich fürchte, die alten Schnürbänder der Heimat werden mich wund drücken.

Müller. Du kannſt deinem Vaterlande nützen, wir fangen an zu erwachen.

Georg. Hm! — Ihr ſprecht viel davon. — Mir, wie ich bin, und ich bin immer noch ein Tollkopf, mein Freund, bleibt unter euch nur zweierlei übrig.

Müller. Und das wäre?

Georg. Entweder mich auf die Scholle zu ſetzen, meinen Kohl zu bauen und als Sauerteig zu arbeiten unter meinen treuen, bedächtigen Landsleuten, oder —

Müller. Oder —

Georg (lächelnd). Lüderlich zu werden. Noch weiß ich nicht, was ich wählen werde.

Müller (lachend). Und wie lange denkſt du in der Reſidenz zu verweilen?

Georg. Nur kurze Zeit. — Der heutige Tag iſt der Erinnerung an meine Eltern geweiht, außerdem habe ich noch einen Auftrag an eine eurer Hofgrößen, eine Baronin Geldern.

Müller. An die Geldern? Und du kennſt ſie?

Georg. Nein, ich habe Briefe aus Italien bei ihr abgegeben und ſoll ſie heut ſprechen. Wer iſt ſie?

Müller. Das Unglück des Landes! Eine kalte, hochmüthige Kokette, ſie hat den Fürſten in ihre Netze gezogen, tyranniſirt den Hof und miſcht ſich, wie man ſagt, ſogar in die Geſchäfte.

Georg. So?

Müller. Du wirſt wiſſen, daß die Vermählung unſeres Fürſten mit ſeiner Couſine, der liebenswürdigen Prinzeß Marie, eine politiſche Nothwendigkeit iſt.

Georg. Ich kenne die Verhältniſſe. Es gilt, zwei kleine Länder unter *einen* Hut zu bringen.

Müller. So iſt es. Jene Geldern iſt der böſe Engel, welcher dieſe Vermählung unmöglich macht.

Georg. Liebt ſie den Fürſten?

Müller. Das iſt ja wohl unwichtig.

Georg. Das iſt Alles. Wenn ſie den Fürſten liebt, ſo iſt ihre Liebe vielleicht ein Unglück, aber ſie ſelbſt mag immer ein ehrenhaftes, ja großes Weib ſein; — liebt ſie ihn nicht, ſo iſt ſie ein — Nichts.

Müller. Wenigſtens iſt ſie ſehr verhaßt. Sie hat ſich mit großer Kunſt in das Vertrauen der argloſen Prinzeß Marie hineingeſchmeichelt, iſt ihre erſte Hofdame und Vertraute.

Georg. Ei! das iſt ja eine intereſſante Frau.

Müller (die Achſeln zuckend). Sie iſt Königin der ausgelaſſenen Feſte, welche der Hof in der Sommerreſidenz giebt.

Georg. Aergere dich nicht, Müller, ich merke, für deine hausbackene Ehrlichkeit iſt ſie nicht.

(**Benjamin** iſt während der letzten Reden allmählich in den Vordergrund getreten, ſchleicht ſich an Georg heran und will ihm das aus der Seitentaſche hängende Tuch ſtehlen.)

Georg (der ſein Manöver bemerkt, dreht ſich in demſelben Moment, wo Benjamin nach dem Tuch greift, ſchnell um, nimmt das Taſchentuch heraus und legt es auf den Tiſch).

Benjamin (fährt zurück).

Georg (ihn ergötzt anſehend). Nun?

Benjamin (faßt ſich, kläglich und ſehr geläufig). Ach, gnädiger Herr, erbarmen Sie ſich eines unglücklichen Familienvaters, fünf unerzogene hungrige Kinder — brotlos, ein trauriges Leben — bitte um eine kleine Gabe, vielleicht etwas von Kleidungsſtücken, ihre Blöße zu bedecken, wenn es auch nur ein Paar alte Stiefeln wären.

Georg (lachend). Gut aufgeſagt. Hört, Freund, verleugnet eure fünf Kinder, formt dieſes klägliche Geſicht um, und ihr ſollt einen Thaler haben.

Benjamin (ſchlau). Wie Ew. Gnaden befehlen, ich widerrufe die fünf Kinder und hier iſt ein anderes Geſicht.

Georg. Ich ſehe, ihr laßt mit euch handeln (giebt ihm das Geld). Verzeiht noch eine unbeſcheidene Frage, was werdet ihr mit dem Gelde machen?

Benjamin. Brot kaufen.

Georg. Das würde euch ſehr altbacken werden, auch ſehe ich nicht ein, wozu ihr Brot *kaufen* wollt, ihr könnt es ja *finden*, ebenſo gut, wie ihr beinahe mein Taſchentuch gefunden hättet.

Benjamin. Ich ſehe, der Herr ſind bei guter Laune. — Gnädiger Herr, *Brot findet* man nicht, das kauft man, man hat auch ſein Ehrgefühl.

Georg. Du gefällſt mir, Mann, wie heißt du?

Benjamin. Benjamin, mit gnädiger Erlaubniß, und mit Familiennamen — Stubbe. Benjamin Stubbe iſt mein Name.

Georg. Und welcher von dieſen zwei Namen iſt echt?

Benjamin (ſich verneigend). Benjamin! — Es iſt mein Stolz, daß ich in keiner Gefahr meinen Taufnamen verleugnet habe. Den Namen Stubbe verdanke ich, wie Ew. Gnaden eben andeuteten, meiner Erfindung, den Namen Benjamin meinen Wohlthätern.

Georg. Und wer ſind deine Wohlthäter?

Benjamin. Die wohlthätigen Vereine. Alles, was ich bin, verdanke ich unzähligen Vereinen; ich bin, ſo zu ſagen, ein Vereinsmenſch. — Ob ich durch einen Verein geſchaffen worden bin, weiß ich nicht, ich habe einigen Grund, es zu vermuthen. Aber ein wohlthätiger Verein hat mich in Windeln gelegt, ein zweiter Verein ließ mich taufen, — dann empfing mich ein dritter Verein und ſchenkte mir gelegentlich Kindermützchen, endlich packte mich ein vierter und ſchickte mich in eine Vereinsſchule. Mit zehn Jahren trat ich ſelbſt in einen Verein von Jungen, welche Rettige und Semmeln in den Herbergen verkauften und das Geld vernaſchten. Mit vierzehn Jahren kaufte mir wieder ein Verein meinen Confirmationsrock und brachte mich zu einem Kürſchner in die Lehre; — ein unangenehmes Handwerk, im Winter Haare, im Sommer Motten, Prügel das ganze Jahr. Ich entlief und ſtand allein, hülflos, mein Herz ſehnte ſich nach meinen Vätern, den Vereinen. So ſank ich einem Vereine zur Beſſerung verwahrloſter Kinder in die Arme, ich wurde einen Winter gebeſſert, im Frühjahr entlaſſen. Mit einem Herzen voll Liebe und einem leeren Magen ſtand ich wieder allein. Da wurde ich Laufburſche bei einem Literatenverein, daher meine Bildung. Meine Herren waren arm, aber ſie hatten zwölf ſilberne Löffel. Dieſe Löffel benutzte ich, um mich zu verändern und nach einigen Jahren ſtiller Zurückgezogenheit bei einem Vereine zur Beſſerung entlaſſener Strafgefangenen zu engagiren. Ihm gehöre ich noch jetzt an, aber es iſt ein ſchlechtes Brot, man muß zu viele Rückſicht nehmen.

Georg. Hüte dich nur, daß du nicht am Ende in einem Verein von zuſammengedrehten Taufäden hängen bleibſt. (Pantomime des Hängens.) Du verſtehſt mich.

Benjamin. Seien Ew. Gnaden ohne Sorgen, ich habe einige Geſetzkenntniß.

Georg. Das hoffe ich. — Kannſt du vorſichtig ſein in Rede und That?

Benjamin. Ich bin ſiebenmal in Unterſuchung geweſen und ſechsmal freigeſprochen worden.

Georg. Haſt du ein gutes Gedächtniß?

Benjamin. In meinen und meiner Freunde Angelegenheiten bin ich leider vergeßlich.

Georg. Recht gut. Kennſt du die Gegend hier?

Benjamin. Jeden Fußweg bei Tag und Nacht.

Georg. Jetzt noch eine Frage. Wie lang' getraueſt du dich ehrlich zu ſein?

Benjamin. Ehrlich? Ew. Gnaden fragen ſo kurios. — Ew. Gnaden, ehrlich geſagt, das iſt ſchwer zu ſagen, je nachdem.

Georg. Die Verſuchung ſoll nicht groß ſein.

Benjamin. Je nun, Ew. Gnaden, ich hoffe, auf acht Tage könnte ich's wagen, vorausgeſetzt, daß ich keinen Hunger habe.

Georg. Benjamin, willſt du auf drei Tage in meinen Dienſt treten?

Müller. Was willſt du thun?

Georg. Ich habe jetzt Langeweile, ich will mit dem Teufel um eine Seele ſpielen, im ſchlimmſten Falle verliere ich ein paar Gulden. — Zögerſt du, Benjamin?

Benjamin. In den Dienſt — und bei Ew. Gnaden, und auf drei Tage ehrlich, ich verſtehe, was Ew. Gnaden meinen. — Ich hoffe, Ew. Gnaden ſind nicht von der Polizei.

Georg. Das mußt du ja längſt gemerkt haben.

Benjamin. Ein närriſcher Handel! — Aber Ew. Gnaden haben ſo etwas Unwiderſtehliches. Gut, ich trete auf drei Tage in Dienſt.

Georg. Und ehrlich?

Benjamin. Ehrlich.

Georg. Gieb mir deine Hand. Jetzt noch drei freundliche Worte: Benjamin, du biſt ein durchtriebener Schuft.

Benjamin (ſich verneigend). Ew. Gnaden ſind ſehr gütig.

Georg. Du biſt ein Schelm geworden, weil du immer aus einer Hand in die andere gegangen biſt, ohne irgend ein Herz zu finden. Fändeſt du Einen, den du lieb hätteſt, dem könnteſt du treu ſein und anhänglich. Nun ſieh, der Mann will ich dir werden, du ſollſt mir in den drei Tagen ſo gut werden, als dein verknöchertes Herz im Stande iſt, du närriſcher Taugenichts. — Dein Dienſt iſt leicht, ich habe nur eine ſchlimme Gewohnheit, ich ſchlafe jede Nacht bei offenen Thüren und meine Uhr und Börſe liegen neben meinem Bett. Du mußt dafür ſorgen, daß ſie nicht geſtohlen werden. Blinzle nicht, Meiſter Benjamin, ſchüttle auch nicht mit dem Kopf. Du fürchteſt doch, es könnte mich Jemand beſtehlen. Sei ruhig, das wird nicht geſchehen. Hier nimm deinen Lohn für drei Tage voraus, morgen früh kommſt du in meine Wohnung, hier iſt meine Karte, dort trittſt du deinen Dienſt an.

Benjamin (das Geld betrachtend). Ein Goldſtück für drei Tage Ehrlichkeit, und Pränumerationspreis! Gut, verlaſſen ſich Ew. Gnaden ganz auf mich (geht, kommt zurück). Wollten mir Ew. Gnaden das Geld nicht vielleicht erſt morgen geben?

Georg. Warum, Benjamin?

Benjamin. Es könnte — ich fürchte — ich habe Ew. Gnaden für einen geſcheidten Herrn gehalten, aber das iſt zu viel. — Gnädiger Herr, wenn ich das Geld heut mit mir nehme, könnte ich vergeſſen, morgen wiederzukommen.

Georg. Das iſt wahr, mein Freund! In dem Fall ſchenke ich dir das Geld, der Herr iſt Zeuge.

Benjamin. Das iſt ein verfluchter Handel! — Gut! ich werde kommen.

Georg (ihm nachrufend). Wundre dich nicht, Benjamin, heut Abend wirſt du wahrſcheinlich den Entſchluß faſſen, nicht zu kommen, morgen früh wirſt du doch kommen. Auf Wiederſehen!

Benjamin. Das iſt der Teufel, und ich habe ihm meine Seele verkauft. (Ab.)

Müller. Ich hoffe, das mit der zurechtgelegten Uhr und Börſe war nur Erfindung.

Georg. Es iſt Wahrheit, aber meine Piſtolen liegen daneben, und ich ſchlafe leiſer als der Hirſch im Hochwald. — Und jetzt, Freund, erzähle du.

Graf Wöning, Lieutenant von Stolpe und noch drei Herren vom Hofe treten lachend ein, ſetzen ſich um den zweiten Tiſch im Vordergrunde. — **Graf Wöning** mit dem Rücken gegen Georg.

v. Stolpe. Wöning, dein Schimmel hat die Quadrille in Unordnung gebracht, er war eine ganze Kopflänge vor.

Erſter Cavalier. Sein Schimmel? Seit wann gehören ihm die Pferde, die er reitet? Ihr müßt ſagen, der Schimmel des Juden Markus.

v. Stolpe (lachend). Dann iſt der Jude ſehr leichtſinnig, ſein Pferdefleiſch an ſolchen Reiter zu verſchwenden, denn Wöning und ſein Pferd müſſen, wenn das ſo fortgeht, den Hals brechen.

Wöning. Wenn das geſchieht, ſollſt du mein Univerſalerbe werden und meine Schulden bezahlen.

v. Stolpe. Das verhüte der Himmel! Das Vermögen meines geſammten Regiments würde nicht hinreichen, auch nur die Alimente zu zahlen, die du zu geben haſt.

Alle (lachen).

v. Stolpe. Wer wird morgen im Carrouſſel die meiſten Ringe abſtechen?

Alle. Ich! ich!

Wöning. Wer die wenigſten hat, wird Bajazzo des Feſtes und hat das Recht, den Damen Sottiſen zu ſagen, die Rolle iſt amuſanter.

v. Stolpe. Gut, du ſollſt der Bajazzo werden.

Wöning. Wenn ich will, ja wär's auch nur, um die Geldern zu necken.

Erſter Cavalier. Ah, die Geldern!

Zweiter Cavalier. Ein famoſes Weib.

v. Stolpe. Welche Taille!

Wöning. Und die Augen, zehn Teufel ſitzen darin.

v. Stolpe. Ein Kuß von ihr wäre die Löhnung eines Jahres werth.

Wöning. Mein Sohn, man muß nie Geld für Weiberküſſe ausgeben, das ruinirt die Finanzen. (Das Harfenmädchen hat unterdeß an dem Tiſch geſammelt, die Uebrigen haben ihr gegeben, ſie hält Wöning das Notenblatt hin.) Packe dich, du häßliche Kröte!

Harfenmädchen (erſchrickt, das Blatt fällt ihr aus der Hand, ſie be es auf).

Georg (ruhig, aber laut, ohne ſich umzudrehen). Das war ungezogen.

Wöning (ebenſo). Und die Bemerkung albern.

Georg. Auch darin haben Sie Unrecht. Sie ſind nicht verpflichtet, zu geben, aber Sie haben kein Recht, ein Weib und ſei es das niedrigſte, öffentlich zu beleidigen.

Wöning. Sind Sie Vormund der öffentlichen Mädchen?

Georg. Wenn eine Dirne keine Veranlaſſung giebt und doch öffentlich beleidigt wird, ja!

Wöning (aufſtehend, ſtolz). Genug, mein Herr, wer ſind Sie?

Georg. Mein Name iſt Saalfeld, nach dem Ihrigen frage ich nicht, denn was ich bis jetzt von Ihnen gehört habe, macht mich auf Ihre Bekanntſchaft nicht neugierig.

Wöning. Sind Sie Cavalier?

Georg (aufſtehend). Ich bin mehr, ich bin ein Mann.

Wöning. Gleichviel! Sie haben mich beleidigt, ich will vergeſſen, —

Georg (ihn unterbrechend, kalt). Vergeſſen Sie nicht, ſondern ſuchen Sie Ihre erſte Uebereilung gut zu machen, nicht durch eine zweite zu verſchlimmern. Sie wollen jetzt ein rohes Wort dadurch rechtfertigen, daß Sie einen raffinirten Mord möglich machen, das iſt eine Thorheit, die ich mit Ihrem Leichtſinn entſchuldigen will. Ich habe zuweilen das Unglück gehabt, Menſchen tödten zu müſſen, und weiß, daß es Schmerzen macht. Sie aber können mich ſchwerlich veranlaſſen, meine Waffen gegen Sie zu gebrauchen. (Wendet ihm den Rücken.)

Wöning (heftig). So ſoll dich —

v. Stolpe. Halt ein! Wer weiß, wer der Menſch iſt.

Wöning. Er hat mich beleidigt!

v. Stolpe. Er iſt ein Narr.

Erſter Cavalier. Ein Mittelding zwiſchen Prediger und Scharfrichter.

v. Stolpe. Laß die Geſchichte ruhen.

Wöning. Du haſt Recht, Ehre iſt bei dem nicht zu holen. (Sie gehen ab, den Grafen fortführend.)

Müller. Welch unangenehmer Vorfall! Graf Wöning iſt der Liebling des Fürſten.

Georg. Um ſo ſchlimmer für den Fürſten. — (Ihnen nachſehend.) Und doch ſind es mannhafte, kräftige Jungen, ſchade um ſie! — Welche Maſſe jugendlicher Kraft verdorrt unter euch ohne Nutzen für die Welt! In Zerſtreuungen und nichtigen Erbärmlichkeiten welkt das friſche Grün ihrer Seelen und zuletzt bleibt nichts übrig als der wunderliche Potpourri, den man Cavalierehre nennt. Komm, Freund Müller. (Er geht bei dem Harfenmädchen vorüber, ſie küßt ihm die Hand.) Nein, Kleine, glaube ihm nicht, du biſt gar nicht häßlich, du biſt hübſch. Hüte dich, mir wieder in den Weg zu kommen, du biſt dankbar und ich bin kein Cato! Ich möchte nicht, daß dir der Gedanke an mich peinlich würde. (Alle ab.)

Zweite Scene.

Gartenſaal der Baronin Geldern. Im Mittelgrunde eine Thür; zur Seite **links** vom Publikum eine zweite, zur Seite **rechts** eine offene Balkonthür. — Ein Tiſch, ein Tabouret, ein großer Toilettenſpiegel in der Nähe der beiden Thüren.

Valentine (tritt an den Balkon). Ah, er ſieht ſehr komiſch aus — (ruft hinunter) Zephyr! Freund Zephyr! — Er kommt, wedelnd wie ein Schoßhündchen.

Hofmarſchall (einen Folianten unter dem Arm).

Hofmarſchall (leicht). Meine Königin, holde Königin des Maies, Ihr Zephyr fliegt —

Valentine. Mit einem Koloß im Arme. Was wollen Sie mit einem ſo großen Buch, Herr von Gurten? das iſt nicht Ihr Format.

Hofmarſchall. Dies pöbelhafte Buch iſt ein Converſationslexikon; ich bin in Verzweiflung, daß ich mich aus dieſem Ungeheuer informiren muß. Hier ſteht es, ſehen Sie: Sanct Valentin. Unſere Durchlaucht iſt in England geweſen, Durchlaucht will die engliſche Sitte des Valentinstages bei unſeren Feſten angewandt ſehen. Sie alle ſind die glücklichen Vögel, welche ſorglos um den ſublimen Einfall des Herrn herum ſchwirren, ich aber bin die Fledermaus, ich habe die Arbeit, ich muß mit Handwerkern und Garderobieren verkehren, andeuten, aufklären. Beneiden Sie mich nicht, ſchöne Göttin.

Valentine. Das thue ich auch nicht, mein flüchtiger Zephyr. Aber laſſen Sie hören, was hat Ihre Weisheit mit dem Converſationslexikon berathen?

Hofmarſchall. Morgen am Valentinstage, Ihrem Namensfeſte, holde Herrin, ſoll vor der Quadrille und dem Carrouſſelreiten jeder Cavalier des Hofes mit einer Dame liirt werden. Dieſer Dame hat er durch die vier Wochen, welche unſer Frühlingstraum dauert, jede ritterliche Courtoiſie zu erweiſen und in allen Convenienzen um ihre Huld zu werben. Weil aber die freie Wahl der Damen und die übrigen Einzelheiten des engliſchen Brauches bei unſeren Verhältniſſen große Schwierigkeiten haben würden, ſo haben der Herr befohlen, daß der Zufall allein, ohne Rückſicht auf Rang und Stellung, die einzelnen Paare zuſammenführen ſoll.

Valentine. Ich verſtehe.

Hofmarſchall. Dann verſtehen Sie auch, welche Laſt auf meinen Schultern liegt.

Valentine. Wir werden dafür Ihre Schläfe mit Roſen bekränzen.

Hofmarſchall. Aber das Aergſte kommt nach. Durchlaucht befahl mir, die morgige Feier mit einer paſſenden Anrede zu eröffnen und für das Ende unſerer Saiſon eine große dramatiſche Action zu veranſtalten, eine Art Idylle, wie einſt Goethe für die Herrſchaften in Weimar gedichtet hat. Sie, gnädige Frau, haben mir für dieſe Stilübungen ein paſſendes Subject verſprochen, welches der Feder mächtig iſt und gute Einfälle hat.

Valentine. Ich glaube den Mann gefunden zu haben. Ich ſende ihn noch heut zu Ihnen

Hofmarſchall. Charmant!

Robert.

Robert (die Thür öffnend). Seine Durchlaucht! (Ab.)

Fürſt. Eine Verſchwörung! Wenn die Anmuth und die Weisheit unſeres phantaſtiſchen Kreiſes mit einander conſpiriren, mögen meine jungen Ritter ihre Herzen in Acht nehmen. Sie haben Rath ertheilt?

Valentine (lächelnd). Ich habe mich belehren laſſen.

Fürſt. Wie ſind Sie mit dieſem Gartenhaus zufrieden? Es iſt eine enge Muſchel für Ihren großen Haushalt.

Valentine. Ich bin hier ſehr glücklich. Dieſer luftige Saal iſt meine Freude, der ganze Frühling ſieht herein. Ich habe verboten, die Blätter und Blüthen, welche die Luft bis vor meine Füße weht, fortzuſchaffen. Nur Eines paßt nicht zu der frohen Einſamkeit meiner Wohnung, die Schildwache dort unten, welche mich mit ihrer Muskete bewacht, ſie ſieht gar ſo hölzern in meinen Morgenhimmel hinein.

Fürſt. Sorgen Sie, Gurten, daß der Poſten noch heut eingezogen wird.

Hofmarſchall (bei Seite). Ich bin jetzt unnöthig. (Laut.) Die Weisheit nimmt ihr Buch unter den Arm und bittet um gnädige Entlaſſung. (Ab.)

Valentine (an den Tiſch gehend). Ich muß das Glück benutzen, Eure Durchlaucht allein bei mir zu ſehen. So eben erhielt ich auf geheimem Wege dieſen Brief.

Fürſt (bei Seite). Fatal! Gerade jetzt! (Laut.) Von meiner Tante wegen des Handelsvertrages. (Lieſt.) Es iſt wichtig, Miniſter Winegg muß ſogleich benachrichtigt werden. — Sie ſind nicht nur die gute Fee meines Hofes, Sie ſind auch der gute Engel meines Volkes, gnädige Frau.

Valentine. Diesmal war ich nur die verſchwiegene Brieftaube. Ich bin glücklich, wenn der Brief Gutes enthält.

Fürſt. Er läßt das Beſte hoffen, aber er iſt mir in dieſem Augenblicke läſtig, denn er treibt mich aus Ihrer Nähe. — Es iſt mein Wille, daß morgen bei der Valentinswahl nur der Zufall die einzelnen Paare verbinde (ihre Hand faſſend). Werden Sie zürnen, ſchöne Valentine, wenn der Zufall mich ſo glücklich macht, Ihr Ritter zu werden?

Valentine. Das Glück hat Launen, ich werde es für eine gute Laune halten. —

Fürſt (küßt ihr die Hand, ab).

Valentine (allein, ſinnend). Seine Valentine! — (Geht auf und ab.) Vier Wochen unausgeſetzten Beiſammenſeins, ritterlicher Vertraulichkeit; was werden ſie aus mir machen? — Die Gemahlin eines Fürſten — oder — (ſtolz) Es giebt kein oder, Sie irren, Herr Hofmarſchall, wenn Sie dafür combiniren — (ſetzt ſich). Und was iſt mir der Fürſt? — Ein ſchöner Mann — das iſt nicht viel; und dennoch — er iſt jung, leichtſinnig, zugänglich, er achtet mich! — Das Weib eines ſolchen Mannes zu ſein, würde das reicher oder ärmer machen? — Ich fühle ahnend, ich ſtehe vor einer großen Wendung meines Lebens.

Prinzeß Marie.

Marie (raſch eintretend). Allein, Valentine? — und ſchwermüthig!

Valentine (aufſtehend). Durchlaucht!

Marie. Sei nicht ſo förmlich, du weißt, von dir will ich das nicht leiden. Bleibe ſitzen, ich ſetze mich zu deinen Füßen, ich bin meinen Damen fortgeflogen, eine Viertelſtunde mit dir zu plaudern. (Neugierig.) Valentine, mein Couſin war bei dir? Was wollte er?

Valentine (lächelnd). Artig ſein! Aber ein Geſchäft kam ihm in die Quere.

Marie. Ich begegnete ihm an der Rotunde, gegen mich war er gar nicht artig, er ſah ſehr froſtig aus.

Valentine. Er hat zu arbeiten.

Marie. O, ich will ihn dafür in dieſen vier Wochen quälen. — Wälly, ich bin ſehr glücklich, wir werden Theater ſpielen, im Freien.

Valentine. Ja, Marie, und ich hoffe, du wirſt gut ſpielen.

Marie (eifrig). Welches Stück? Der Zephyr erzählte, du hätteſt einen Dichter dafür in deinem Pompadour, aber du hielteſt ihn geheim.

Valentine. Da hat der Zephyr wieder einmal die Unwahrheit geſagt. Ich glaube einen Menſchen gefunden zu haben; ob er Verſe machen kann, weiß ich nicht, in jedem Falle wird er im Stande ſein, die ſchwachen Fittiche unſeres Zephyrs mit ſeinen Federn zu ſchmücken.

Marie. Und wer iſt es?

Valentine. Ein Herr Saalfeld, ein Fremder. Er hat mir den Brief einer Freundin, der Lady Penelope aus Syrakus, abgegeben, worin ſein Geſchick für das Decoriren gerühmt wird. Die Stelle des Briefes iſt etwas räthſelhaft, höre ſelbſt (nimmt einen Brief vom Tiſche): Der Ueberbringer dieſes Briefes hat mich erſucht, nichts über ihn zu ſchreiben. Ich plaudere aus, daß er meine Gartenſäle reizend eingerichtet hat und in dieſem Augenblick mit meinem Gemahl nach der Scheibe ſchießt. Das iſt wenig oder viel.

Robert.

Robert. Herr Saalfeld.

Marie (aufſpringend). Ah! ich muß ihn ſehen.

Valentine (bittend). Es wird nicht paſſen, Marie.

Marie. Ich verſtecke mich hinter den Spiegel, ſchlüpfe dann ſchnell zur Thür hinaus.

Valentine. Aber, Durchlaucht —

Marie. Still! ich will es (verſteckt ſich).

Georg. Robert.

Georg. Sie haben mich befohlen, gnädige Frau.

Valentine. Ich wollte Ihnen für den überbrachten Brief danken und Sie bitten, mir von Lady Penelope zu erzählen.

Robert (ſetzt einen Stuhl an, geht ab).

Georg (für ſich). Eine edle Geſtalt! — (Laut.) Die Lady und ihr erlauchter Gemahl beſitzen die ſeltene Weisheit, durch ihr eigenes Glück Andere glücklich zu machen. Ihr Leben iſt klar und ſonnenhell, wie der Himmel ihres Landes.

Valentine. Ja, ſie ſind glücklich, weil ſie gut ſind.

Georg. Weil ſie *ſtark* ſind, gnädige Frau.

Valentine (bei Seite). Jetzt verſtehe ich den Brief: er iſt intereſſant.

Georg (bei Seite). Dort unter dem Spiegel ſehe ich zwei allerliebſte kleine Füße. Wartet, ich will euch fortſchaffen.

Valentine. Und haben Sie keinen Auftrag der Freundin an mich?

Georg. Dieſe Zeichnung einer neuen Einſiedelei für Sie und einen Auftrag für mich ſelbſt. Die Lady hat mir den Befehl gegeben, Ihren Gartenſalon, gnädige Frau, ganz nach dieſer Zeichnung einzurichten, damit Sie Veranlaſſung haben, recht oft an die Entfernte zu denken. Sie werden mir geſtatten, die Ordnung Ihrer Möbeln zu verwirren. Mit jenem großen Spiegel, der offenbar an unrechter Stelle ſteht, will ich ſogleich den Anfang machen. — Zuvor aber muß ich einen kleinen Fehler der Zeichnung ändern (geht mit dem Blatt an den Tiſch und corrigirt).

Marie (winkt lachend Valentinen zu und ſchlüpft zur Thür hinaus).

Georg (bei Seite). Die kleinen Füße ſind fort. (Mit artiger Laune.) Hier iſt die Zeichnung, gnädige Frau.

Valentine (bei Seite). Er iſt bedeutend. (Einen flüchtigen Blick auf die Zeichnung werfend.) Ich ſehe, daß Sie kühn und geſchickt zu arrangiren wiſſen. — Sie haben große Reiſen gemacht und mit vielen Menſchen verkehrt; iſt Ihnen das leicht geworden?

Georg. Ich habe die Philoſophie eines ſummenden Käfers. Der Menſch iſt eine Pflanze; jeder, auch der ſchlechteſte, hat irgendwo eine Stelle, wo ſeine Blüthe ſitzt: dieſe Blüthe, das Herz des Menſchen, hab' ich aufgeſucht und dort mich feſtgeſogen.

Valentine. Ach, es gehört das Auge eines Gottes dazu, immer den Ort zu finden, wo das Beſte im Menſchen liegt.

Georg. Freilich iſt es oft tief verborgen und bei Manchen kommt es nie zu Tage. Bei Vielen bleibt es eine ſtille heimliche Sehnſucht. Ich wurde der Freund eines Sklavenhändlers, weil ich Mitleid mit einem kranken Hunde hatte. Solche Menſchen gleichen Nachtblumen, weil das Beſte in ihnen dem Lichte des Tages verhüllt iſt.

Valentine. Ja, ich verſtehe. Und glücklich nennen Sie nur ſolche, deren edelſte Anlage im Licht ihrer Tage aufblühen konnte.

Georg. Das ſind Tagmenſchen.

Valentine. Und zu welcher dieſer beiden Klaſſen zählen Sie mich, Herr Philoſoph?

Georg. Ihr Leben iſt glänzend, voll Zerſtreuungen, Ihr Fühlen tief und Ihre Seele kräftig: Sie ſind nicht glücklich.

Valentine. Sie haben Recht.

Georg (bei Seite). Sie iſt unbefriedigt. — Sie liebt den Fürſten nicht.

Valentine (abbrechend). Warum wehrten Sie der Freundin, mir über Sie zu ſchreiben?

Georg. Ich liebe ſolche Empfehlungen nicht. Mir lag an Ihrem eigenen, unbefangenen Urtheil über mich.

Valentine. Hat die Freundin von mir geſprochen?

Georg. Oft und mit großer Liebe. Lange hörte ich gleichgültig zu. Eine Aeußerung aus Ihrem Munde, welche die Lady erzählte, hat mich veranlaßt, nach Ihrer Bekanntſchaft zu ſtreben.

Valentine. Und was hat die Lady erzählt?

Georg. Sie badeten zuſammen in der ſchönen Fluth der italiſchen Küſte, die Lady ward von einer Sturzwelle gefaßt, ihr Fuß verlor den Grund, nur noch der Arm hob ſich aus den Wogen. Da ſtürzen Sie ihr nach, ſchwimmen kräftig heran, faſſen den Arm der Freundin und ziehen ſie an die Küſte. Wiſſen Sie, welches Ihre erſten Worte waren, als Sie nach mühſamem Ringen das Ufer erreicht hatten? —

Valentine (erröthend). Eine Prahlerei.

Georg. Sie ſagten lachend: Schade, daß wir gerettet ſind, wir wären hier wenigſtens ohne unſere ewigen Steifröcke geſtorben. — An dem Abend bat ich die Lady um einen Brief an Sie.

Valentine (bei Seite). Ah! er iſt gefährlich. — ([illegible].) Herr Saalfeld, ich geſtehe Ihnen mit Beſchämung, daß meine Anſicht von Ihnen weniger ſchmeichelhaft war. Ich hatte aus einer Aeußerung der Lady gefolgert, Sie wären ein niedliches Talent und würden zum Adjutanten des Hofmarſchalls von Gurten während unſerer Feſte paſſen. Der Fürſt wünſcht, daß wir auf gut engliſch Valentinſcherze improviſiren. Jetzt ſehe ich ein, daß ich nicht wagen darf, um Ihre Hülfe dabei zu bitten, und daß ich das geſtehe, ſoll meine Strafe ſein.

Georg. Ich bin gern bereit, Ihnen zu dienen, und werde mich Herrn von Gurten vorſtellen.

Valentine. Das überraſcht mich.

Georg. Nur wage ich dabei eine Bedingung zu machen.

Valentine (lächelnd). Ich bin bereit, auf jede Bedingung zu unterhandeln.

Georg. Meine Bedingung iſt, daß Sie, gnädige Frau, es nicht verſchmähen, vorher die Vertraute von zweien meiner kleinen Geheimniſſe zu werden.

Valentine (zögernd). Ich weiß nicht, ob ich das darf. — ([illegible].) Kann ich Ihnen nützen, wenn ich Ihre Geheimniſſe theile?

Georg. Schwerlich, aber ich darf Sie, gnädige Frau, nicht mehr ſehen, wenn Sie mich nicht hören wollen.

Valentine. Seltſam. — Wohlan, ich höre.

Georg. Den Namen Saalfeld habe ich erſt ſeit meiner Rückkehr aus Amerika angenommen. Ich heiße Georg Winegg und bin ein Neffe des hieſigen Miniſters.

Valentine. Wie?

Georg. Ich wurde als Student in einer politiſch aufgeregten Zeit des Landes verwieſen. Nach fünfzehn Jahren betrete ich jetzt zum erſtenmal mein Vaterland, von Niemandem gekannt, von meinem Oheim gehaßt und verfolgt. Der Bann, welcher über mir ſchwebt, iſt noch nicht aufgehoben, und obgleich man jetzt milder über die damaligen Verirrungen denkt und die Regierung mir Verzeihung wohl nicht verſagen würde, ſo ſtehe ich doch für den Augenblick unter dem Stab des Geſetzes. (Lächelnd.) So kann mich jetzt ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, in das Gefängniß bringen.

Valentine. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; der Miniſter Winegg gehört nicht zu meinen Freunden, ein Grund mehr, ſeinen verfolgten Neffen zu protegiren. — Iſt bei Ihrem zweiten Geheimniß auch ſo etwas von Hochverrath?

Georg. Ja, an Ihnen ſelbſt, gnädige Frau. Der Fürſt betreibt mit Eifer das Valentinsfeſt, und Sie heißen Valentine, folglich werden Sie die Königin dieſer Tage werden.

Valentine. Mein Herr!

Georg (leiſe.) Ich aber habe die Abſicht, Seiner Durchlaucht dieſe Valentine nicht zu gönnen.

Valentine (mit Würde.) Mein Herr! der Maskenſcherz gilt nur für den Hof. (Schnell ab.)

Georg (allein.) Ein herrliches Weib! Sie hat gerade ſo viel Diaboliſches, als eine tüchtige Frau haben muß. — Jetzt ſchnell zum Marſchall. — Gut, Madonna, morgen um die Zeit ſind Sie die Valentine eines Fremdlings.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Baumpartie im Park

Georg. Hofmarschall.

Hofmarschall. Alles vortrefflich angeordnet, Herr Saalfeld. Um elf Uhr giebt eine Fanfare das Zeichen zum Beginn des Festes. Die Damen ziehen, ganz gleich coſtumirt — ich habe das Coſtum geſehen, ſuperb! — durch den dunklen Buchengang bis zu den kleinen verſchloſſenen Zelten. O, dieſe Zelte! Sie ſind ein Zauberer, lieber Saalfeld. Jede Dame ſchlüpft in ihr verborgenes Zelt. — Darauf wieder Fanfare, kriegeriſche Muſik, die Cavaliere in der himmliſchen Tracht Heinrichs IV. reiten paarweiſe im Galopp an die andere Seite der verſchloſſenen Zelte; ſie ſteigen ab, jeder Cavalier wählet ein Zelt und hängt ſeine Schärpe an demſelben auf; die Zelte öffnen ſich, die Damen ſchweben hervor, die Cavaliere knien nieder und empfangen die Schärpen der Damen; die Damen ſchmücken ſich mit denen ihrer Valentine. Darauf großer Zug zu den errichteten Schranken, Turnier, das heißt Ringelſtechen, die Damen vertheilen die Preiſe. O, das iſt der Anfang glücklicher Tage.

Georg. Ich bin glücklich, Ihre Zufriedenheit erworben zu haben. Erlauben Sie mir jetzt, noch auf einen zarten Punkt zu kommen.

Hofmarſchall. Punkt? zarter Punkt? Ich bin ganz Ohr.

Georg. Nach der getroffenen Einrichtung würde der ungeſchickte Zufall allein das Zuſammentreffen der einzelnen Paare vermitteln, und obgleich dies ſtrenger Befehl Seiner Durchlaucht iſt —

Hofmarſchall. Ja wohl, ſehr ſtrenger Befehl.

Georg. So hat die Hoheit der Erde doch ein Recht, das Unpaſſende ſolcher Zufälle abzuwehren.

Hofmarſchall (aufmerkſam). Ich begreife vollkommen das Zarte dieſer Andeutungen, aber überlaſſen Sie das nur mir, mein Freund.

Georg (bei Seite). Es iſt ſicher, ſie wollen die Baronin mit dem Fürſten zuſammenführen. — (Laut). Wenn Sie ſelbſt dies vorgeſehen haben, ſo habe ich unnöthigen Dienſteifer gezeigt.

Hofmarſchall. Wie ſo, mein Herr? laſſen Sie hören!

Georg. An dem zweiten Zelt ſteckt auf beiden Seiten, da wo die Damen hineinſchlüpfen, und wo die Cavaliere anhalten, gerade über der Zeltthür eine Roſenknoſpe.

Hofmarſchall. Gut, mein Freund, ſehr gut.

Georg. Die Baronin Geldern warf geſtern hin, daß ſie Blumen liebe, da kam ich ſo auf den Einfall.

Hofmarſchall (bei Seite). Sollte die Geldern ſelbſt uns ſo entgegenkommen? Es iſt richtig, er iſt von ihr beauftragt. — (Laut.) Alſo die Baronin hat das angedeutet, das iſt ja herrlich.

Georg (bei Seite) Es überraſcht ihn, folglich ſind ſie Valentinens noch nicht ſicher. Ich danke dir, mein Gott!

Hofmarſchall. Alſo die Baronin Geldern wird in dem zweiten Zelt ſein?

Georg. Ich muthmaße es, und ich hoffe keinen Fehler zu machen, wenn ich gegen Sie plaudere, denn ich glaube ſchließen zu dürfen, daß die Baronin Sie zum Valentin wünſcht.

Hofmarſchall. Wie? was? mich? (bei Seite.) Der arme Menſch iſt dupirt. — (Laut.) Ja, allerdings, ich hoffe den Vorzug zu haben. Das muß ich doch gleich Seiner Durchlaucht —

Georg (bei Seite). Er geht in die Falle. (Laut.) Noch einen Augenblick, Herr Hofmarſchall! Ich ſehe da noch eine Schwierigkeit.

Hofmarſchall. Schwierigkeit? Wie ſo?

Georg. Wenn die Damen vor den Zelten angelangt ſind, wird natürlich keine vor Ihrer Durchlaucht der Prinzeß Marie in ein Zelt treten. Wenn nun die Prinzeß zufällig in das Zelt mit der Roſe —

Hofmarſchall. Das wäre ſchrecklich, das wäre entſetzlich!

Georg. Es wird deshalb nöthig ſein, der erlauchten Dame eine beſtimmte — nicht ſtörende Richtung zu geben.

Hofmarſchall. Sie haben eine bezaubernde Art, ſich auszudrücken.

Georg. Das würden Sie thun müſſen!

Hofmarſchall. Wer? ich? Ich die Frau Prinzeß dupir — dirigiren? Das iſt unmöglich.

Georg (ſeufzend). In dieſem Falle muß ich es thun.

Hofmarſchall. Aber, wie wollen Sie —

Georg. Zuerſt beantworten Sie mir eine Frage. Erwartet vielleicht die Prinzeß, zufällig von Seiner Durchlaucht gefunden zu werden?

Hofmarſchall. Das iſt ja eben das Unglück — (einlenkend) Wenigſtens die Etikette —

Georg (bei Seite). Jetzt überſehe ich die Myſterien dieſes Hofes, die Prinzeß liebt den Fürſten. (Laut.) Aber das iſt ja leicht zu machen; das Zelt mit der Roſenknoſpe iſt für Sie und die Baronin; man dürfte alſo die Prinzeß und den Fürſten in das erſte Zelt dirigiren, ſo wäre Allem abgeholfen. Davon will ich die Prinzeß benachrichtigen, Sie thun daſſelbe bei Seiner Durchlaucht.

Hofmarſchall. Vortrefflich! (Bei Seite.) Er ſoll die Prinzeſſin in das erſte Zelt ſchicken, der Fürſt geht zur Geldern in das zweite, Graf Wöning nimmt die Prinzeſſin und auf den Plebejer wird nachher die Schuld geſchoben.

Georg. Dazu iſt aber nöthig, daß ich der Frau Prinzeſſin noch vor dem Feſte vorgeſtellt werde. Ließe ſich das einrichten?

Hofmarſchall. Ich ſehe, es iſt nöthig. Gut, die Prinzeß macht jetzt ihren Morgenſpaziergang; es iſt Befehl, ihr dabei nicht in den Weg zu kommen. Heut aber will ich es wagen und die Frau Prinzeß in Ihre Nähe zu führen ſuchen. Sie werden ihr alsdann wie zufällig vorgeſtellt.

Georg. Ah, da wagen Sie doch zu dirigiren, Herr Marſchall. Könnte das Zuſammentreffen vielleicht hier geſchehen, der Platz iſt wenig beſucht —

Hofmarſchall. Gut, ich werde ſie herführen. Auf Wiederſehen! (Bei Seite.) Er ſoll die Kaſtanien aus dem Feuer holen. (Ab.)

Georg. Ha, mein Herr Marſchall, ich ſehe Ihre Katzentritte. Der Fürſt will mit Valentinen zuſammentreffen, und die Prinzeſſin hofft auf den Fürſten. — Der Fürſt wird vor dem Zelt mit der Roſe anhalten, um die Baronin zu finden, ich werde ihm aber die Prinzeß hineinſchicken. Und Valentine ſoll keiner von allen finden. — Jetzt, König Oberon, ſende mir den ſchnellfüßigſten deiner Elfen.

Benjamin.

Benjamin (In anſtändiger Tracht, verbeugt, den Hut in der Hand, mit dem Aermel bürſtend). Dieſer Hut iſt wirklich von Haſenfell und ganz neu. — Ah, Ew. Gnaden, da bin ich, es iſt mir noch Alles ſo neu und kurios, und der gnädige Herr geben mir ſehr im Kopfe herum (zieht eine Bürſte aus der Taſche und bürſtet Georgs Rock). Erlauben Ew. Gnaden, nur einige Baumblüthen, es iſt gegenwärtig Mai, da iſt die liebe Natur ſehr beweglich, (vorwurfsvoll) und das Tuch hängt ſchon wieder aus der Taſche, erlauben Ew. Gnaden, daß ich es einſtecke, (ernſthaft) es iſt hier zu Lande ein ſehr verſtohlenes Volk.

Georg. Du mühſt dich, unſeren Vertrag zu erfüllen, Benjamin, das freut mich. Ich bedarf deiner jetzt mehr, als ich geſtern glaubte. Höre, es gilt, ein gutes Werk zu thun, aber auf eine Weiſe, die ich ſelbſt nicht gerade und ehrlich nenne. Dabei ſollſt du mir helfen, mein Freund, auf deinen Theil ſoll aber keine Unwahrheit kommen.

Benjamin. Wenn die Lüge auch im Contract verboten iſt, ſo iſt mir's lieb, daß Ew. Gnaden die allein übernehmen.

Georg. Ich hoffe Vergebung zu finden. Kennſt du hier in der Nähe einen Platz, wo man vor fremden Augen ſicher iſt?

Benjamin. Dort, an der Ecke des Parks, dreihundert Schritte von hier, iſt eine künſtliche Höhle mit einem kleinen Waſſergott, welcher aber nicht mehr Waſſer ſpeit. Die Grotte wird wenig beſucht und ſchützt vor Regen und Beobachtung; ich geſtehe Ew. Gnaden, daß ich ſelbſt mich manchmal auf einige Tage aus dem Geräuſch der Welt dorthin zurückgezogen habe.

Georg. Gut. Du eilſt zu der Grotte und ſäuberſt ſie von fremden Augen, wenn welche in der Nähe ſind.

Benjamin. Kleinigkeit, gnädiger Herr, ich werde ſie im Namen des Hofes mit Beſchlag belegen.

Georg. Schnell fort! man kommt! (Benjamin ab.)

Prinzeß Marie. Hofmarſchall. Hofdame

Georg (verbirgt ſich).

Hofmarſchall. Herr Saalfeld, der geiſtreiche Decorateur des Feſtes.

Georg (bei Seite). Ich glaube, ich kenne den kleinen Fuß.

Marie (mit leichter Verbeugung). Seien Sie willkommen in den Tagen unſeres Aranjuez. Sie ſind mir freundlich empfohlen.

Georg. Ew. Durchlaucht Huld zu verdienen, ſoll mein eifriger Wunſch ſein.

Marie. Soeben erhalte ich das Feſtprogramm ([illegible]). Es iſt Ihre Faſſung, nicht wahr? — Wie hübſch ausgedacht! Es muß Freude machen, Andern ſo viele Gelegenheit zur Fröhlichkeit zu geben.

Georg (bei Seite zum Hofmarſchall). Soll ich die bewußte Andeutung in Ihrer Gegenwart machen?

Hofmarſchall. Gott behüte!

Georg. So beſchäftigen Sie das Fräulein. (Hofmarſchall nach dem Hintergrunde und mit dem Hoffräulein ab.) Ach, Durchlaucht, an dem heitern Himmel dieſes Tages iſt eine graue Wolke aufgeſtiegen.

Marie (eifrig). Iſt etwas vorgefallen?

Georg. Nichts Bedeutendes, eine Störung nur für Einzelne. Die Baronin Geldern — wollen Ew. Durchlaucht die Gnade haben, meine Worte recht gleichgültig anzuhören, wir ſind beobachtet.

Marie. Sprechen Sie.

Georg. Die Baronin Geldern wird bei dem heutigen Feſte nicht erſcheinen.

Marie. Valentine? nicht erſcheinen?

Georg. Und bittet, daß Durchlaucht ihr Wegbleiben mit Ueberraſchung vernehmen möchten.

Marie. Ich verſtehe Sie nicht.

Georg. Es giebt einige Intriganten am Hofe, welche der Baronin Ew. Durchlaucht Huld beneiden und durch einen häßlichen Streich zu vernichten ſuchen. Gegen alle Convenienzen und, wie ich vermuthe, gegen den Wunſch des Fürſten, beabſichtigen ſie, die Baronin zu ſeiner Valentine zu machen.

Marie. Ha, meine Ahnung! Und das würde vier Wochen dauern.

Georg. Die Baronin erfuhr durch einen Zufall von dem Complot und iſt darüber ſehr entrüſtet; ſie bittet deshalb, unter dem Vorwand plötzlicher Unpäßlichkeit ganz von dem Feſte wegbleiben zu dürfen, um jede ſolche Intrigue unmöglich zu machen.

Marie. Die gute Valentine. Ja, ja, ſie ſoll zu Hauſe bleiben.

Georg. Und um läſtigen Nachfragen zu entgehen, wünſcht ſie den heutigen Tag in ihrer Wohnung in der Reſidenz zu verleben. Aber das Abfahren ihrer Equipage könnte Aufſehen erregen, und ſo wagt ſie die zweite Bitte, von Ew. Durchlaucht Portechaiſe für heut Gebrauch machen zu dürfen.

Marie. Sie ſoll die Portechaiſe haben, heut, ſo lange ſie will.

Georg. Ich habe den Auftrag, zum Zeichen, daß Durchlaucht einwilligen, eine Zeile von hoher Hand zu überbringen. Der Marſchall ſieht hierher und die Zeit drängt, wollen Ew. Durchlaucht die Gnade haben, dies Tuch fallen zu laſſen?

Marie. Ich verſtehe, iſt's ſo recht?

Georg (das Tuch aufhebend und überreichend). Vortrefflich! Meine Brieftafel und ein Bleiſtift liegen darin. Die Baronin läßt um die Worte bitten: die Portechaiſe ſei von Ihnen; wollen Durchlaucht noch hinzufügen, daß Eile noth thue?

Marie (ſchreibt und ſpricht): Ich ſende die Portechaiſe. Steigen Sie ſchnell ein. Marie.

Georg ([illegible]). Ich danke.

Marie. Wir ſind Ihnen Dank ſchuldig. Aber erklären Sie mir —

Georg (abwehrend). Verzeihung, Durchlaucht, ich möchte es nicht thun. Geſtatten Sie mir, Ihnen zu dienen, aber erhalten Sie ſich die argloſe Fröhlichkeit Ihres reinen Gefühls. Was auch im Dunkeln geſponnen wird, es ſoll Ihren Frieden nicht ſtören.

Marie (herzlich). Ich vertraue Ihnen.

Georg. Und Ew. Durchlaucht ſtellen die Portechaiſenträger unter meinen Befehl?

Marie. Ich werde es ſogleich thun.

Georg. Aber Niemand, auch Se. Durchlaucht nicht, darf etwas von dieſer Mittheilung ahnen.

Marie. Seien Sie unbeſorgt.

Georg. Noch läßt die Baronin melden: über der Thür des zweiten Zeltes ſteckt eine Roſenknoſpe, vor dem Zelt wird Se. Durchlaucht anhalten.

Marie. Das iſt ja ein wahres Complot.

Georg. Jetzt iſt es vernichtet.

Marie. Leben Sie wohl, Herr Saalfeld, grüßen Sie meine Valentine! (Ab.)

Georg (ihr nachſehend). Ihre Seele iſt ein reines, unbeſchriebenes Blatt, was wird ihr Schickſal darauf ſchreiben?

Hofmarſchall (ſchnell). Nun, Freund, wie ſteht es, haben Sie —

Georg. Alles in Ordnung, die Frau Prinzeß iſt — dirigirt.

Hofmarſchall. Seien Sie meines wärmſten Dankes verſichert. (Ab.)

Georg. Schwerlich! (Die Schreibtafel zeigend.) Jetzt, Valentine, biſt du gerettet! (Schnell ab.)

Zweite Scene.

Das Innere einer verzierten Roccoco-Grotte; eine Statue mit Muſchelbecken, davor ein Steinſitz; links ein Eingang, hinten eine Oeffnung in den künſtlichen Felſen.

Harfner. Mädchen.

Harfner (von dem Mädchen geführt, ſehr alt und kränklich, ſpricht zitternd). Lene, was haſt du geſammelt?

Mädchen. Acht Groſchen, Vater.

Harfner. Schlechter Verdienſt, böſe Zeit, gieb her! (Nimmt das Geld, ſteckt's in die Taſche richtet ſich auf, rüſtiger Mann, ſtarke Stimme.) Geh' an die Oeffnung, Dirne, und ſieh, ob der Zigeuner kommt.

Mädchen. Vater, der ſchlechte Menſch!

Harfner. Hinaus! ſag' ich, ſoll ich dir Beine machen? —

Zigeuner.

Zigeuner. Holla, ſchon hier, du falſcher Maulwurf! Nun, wie ſteht's?

Harfner. Meine Tochter iſt noch hier. Haſt du gehört, Lene?

Mädchen. Was haſt du vor, Vater? ich will's wiſſen.

Zigeuner. Laß die Amſel hier, ſie verräth nichts. (Will ſie umarmen.)

Harfner. Sie ſoll hinaus, ſie ſoll bei keiner Arbeit helfen, die wir beide zuſammen verrichten. Vor die Thür, Lene, und wache, damit uns Niemand überraſcht. (Mädchen ab.)

Zigeuner. Wir ſind allein, wie ſteht's?

Harfner. Nirgend etwas zu machen, vor jedem Flügel ſteht ein Soldat, gerade wie in der Stadt. Nur an dem kleinen Schloſſe mit dem Balkon fehlt die Schildwach.

Zigeuner. Nun?

Harfner. Eine Frau wohnt darin, dieſelbe, die wir neulich angebettelt haben. Sie ſchläft in der zweiten Stube vom Garten aus, dahinter ihre Kammerkatzen, unten die Männer.

Benjamin (ſteckt den Kopf zur Oeffnung herein). Richtig, ſie ſind's, ich erkannte das Mädel. Da wollen wir doch horchen.

Zigeuner. Und die Schildwach iſt fort?

Harfner. Seit geſtern Mittag. — Eine Leiter liegt beim Jägerhaus, nicht weit davon. Und wann ſoll's geſchehen? — Horch, Geräuſch.

Zigeuner. Die Amſel hält Wache, ſei ruhig.

Harfner. Es war der Zugwind an der Thür.

Benjamin (noch von außen — laut). Heda, iſt Jemand hier? (Tritt ein.)

Harfner (alt und zitternd, ihm entgegen). Gnädiger Herr, erbarmen Sie ſich eines alten blinden Mannes.

Benjamin (den Hut abnehmend und ebenfalls flehende Verbeugungen machend). Fünf unerzogene Waiſen — kein Brot im Haus. — Alle Teufel, kennt ihr denn eure Familie nicht mehr?

Harfner. Der Benjamin! — Haha, wie biſt du verkleidet!

Benjamin. Nix verkleidet, Nachteule; ich bin placirt; doch das geht euch nichts an. — Nun, ihr Geſindel, was habt ihr vor?

Harfner. Nichts, Burſche.

Benjamin. Nichts, Burſche? — Ich will's euch ſagen, ihr wollt Maſematten machen, — du haſt gekundſchaftet, und der wird — (Pantomime des Greiſens).

Zigeuner. An den Galgen mit dir! Du haſt gehorcht.

Benjamin. Das wäre unnöthig; wenn ihr die Köpfe zuſammenſteckt, ſo weiß man, was das zu bedeuten hat.

Harfner. Da du einmal dazu kommſt, mag's gut ſein; du wärſt gerade der Rechte. Willſt du Theil nehmen am Geſchäft?

Benjamin. Es iſt doch nichts mit dem Meſſer?

Harfner. Nein, vielleicht ein Knebel.

Benjamin. Und wann ſoll's ſein?

Harfner. Frag' Andere aus, erſt müſſen wir wiſſen, ob du dabei biſt.

Benjamin. Zum Kuckuk, nein, ich bin jetzt in anderer Arbeit. Ich ſtehe unter Contract.

Harfner. Großes Geſchäft.

Benjamin. Sehr großes. (Bei Seite.) Ich ſchäme mich, den Schuften zu ſagen, daß es weiter nichts als gemeine Ehrlichkeit iſt.

Harfner. Dann mache, daß du fortkommſt.

Benjamin. So haben wir nicht gewettet. — Es kommen Herrſchaften vom Hofe hierher und ihr werdet euch auf der Stelle fortpacken, ſonſt werdet ihr vor eurem Geſchäft eingeſteckt. — Und hört, von der Arbeit will ich aus alter Freundſchaft nichts wiſſen; aber einen Thaler werdet ihr mir jedenfalls bezahlen, es iſt nur zur Strafe dafür, daß ihr das Loch dort offen gelaſſen habt. Morgen Mittag ſteckt der Thaler hier unter der Steinbank.

Zigeuner. Willſt du uns verrathen, du Hund?

Benjamin. Das will ich nicht, aber den Thaler unter der Bank, ſonſt —

Harfner. Sonſt? Was ſonſt? —

Benjamin. Sonſt ſtelle ich die Schildwach wieder dahin, wo ſie ſeit geſtern Mittag fehlt. Haha! Fort mit euch, marſch! (Harfner und Zigeuner ab.) Schlechte Kerle; ich begreife nicht, wie ich mich je mit ihnen habe gemein machen können. Es geſchah wegen des Mädels, der kleinen Amſel; ich habe dem Alten nicht geſagt, daß ich ihr den Mund mit einem Kuß zugehalten habe, als ſie ſchreien wollte. — Man könnte ſie heiraten. Doch ſie iſt ehrlich, das arme Ding! — Wo aber wollen ſie einbrechen? Wo die Schildwach ſeit geſtern fehlt, — das will ich ſchon erfahren; und welche Nacht? — das ſoll mir die Amſel herauskriegen. — Horch! den Tritt kenne ich; das iſt mein Herr.

Georg.

Georg. Schnell, Benjamin, ſpring' an den Rand des Parkes, in wenig Augenblicken wird eine Portechaiſe kommen; du ſagſt dem vorderſten Führer, er ſolle nicht weit von der Grotte halten und die Dame bitten, auszuſteigen. Der Mann wird dir gehorchen und die Dame hierher weiſen. Du führſt nachher die Träger in geziemende Entfernung und giebſt Acht, wenn ein Fremder herankommt. Kannſt du mir ein Zeichen geben?

Benjamin. Jedes, Ew. Gnaden. Befehlen Ew. Gnaden ganz über mich; ich kann pfeifen, krähen, bellen, krächzen, miauen, ſchnarren —

Georg. Gut; pfeife einmal, wenn die Sänfte kommt; zweimal, wenn ein Fremder naht.

Benjamin. Ich verſchwinde als Ew. Gnaden gehorſamſter Benjamin.

Georg (allein). Ich muß dich retten, holdes Weib; vielleicht verzeihſt du mir einſt, daß ich's für mich thue. Haltet feſt, ihr wankenden Steine, bald wird in euch ein arges Ungewitter toben. (Es pfeift in der Entfernung.) Ha, mein Kobold ruft; ſchnell fort! (Ab.)

Valentine.

Valentine (nach einer kleinen Pauſe — im Atlaskleid, Sammet-Ueberwurf, auf dem Haupt Bonnet von Sammet). Niemand hier? — iſt das ein Scherz der Prinzeß? die Scene iſt wie aus einem Gnomen-Märchen.

Georg (tritt ein).

Valentine (erſtaunt). Herr Saalfeld!

Georg. Ja, gnädige Frau, dies ſoll ein Märchen werden, und ich bin der Erzähler.

Valentine (Stolz). Haben Sie einen Auftrag zu dieſer Rolle?

Georg. Ja, Sie ſollen hören, von wem. Darf ich mein Märchen erzählen? es iſt ſehr kurz.

Valentine. Ich höre. (Setzt ſich.)

Georg. Dort im fernen Weſten lag ein weißer Mann unter einem Ahorn. Neben ihm ſaß ein Indianer-Mädchen; ſie war nicht ſchön in ſeinen Augen. Da fuhr eine tödliche Schlange züngelnd nach ſeiner Hand; ſchneller als der Blitz warf das Mädchen ihren Arm dazwiſchen, die Natter ſchlang ſich um den Arm und ſtach. Das Weib lachte und ſprach zu dem Manne: für dich. Eine Stunde darauf war ſie tot.

Valentine. Weiter.

Georg. Der Mann aber war ich, und im Traume erſcheint mir noch oft der rothe Arm mit der Schlange.

Valentine. Und wozu erzählen Sie mir dieſe ernſte Geſchichte?

Georg. Ich wünſchte Ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß, wenn ich meinen Arm plötzlich und ungerufen, ja wider Ihren Willen, über Ihr Leben ausſtrecke, dies nicht aus Uebermuth oder niedrigen Beweggründen geſchieht.

Valentine. Niedrige Geſinnung werde ich Ihnen nie zutrauen.

Georg. Gut, gnädige Frau, jetzt hören Sie mich: Sie dürfen die Valentine des Fürſten nicht werden.

Valentine (aufſtehend). Ha!

Georg. Ich habe es bereits verhindert, denn ich habe die Herren des Hofes getäuſcht; die Prinzeß Marie wird ſtatt Ihrer eintreten.

Valentine. Das haben Sie gewagt?

Georg. Noch mehr; Prinzeß Marie glaubt, daß ich in Ihrem Auftrag gehandelt habe, und in Ihrem Auftrage habe ich die Portechaiſe der Prinzeſſin erbeten, weil Sie in ihr unerkannt nach der Reſidenz reiſen wollen.

Valentine. Unerhört!

Georg. Ich habe dies alles ohne Ihren Auftrag thun müſſen, weil Sie mir heut früh nicht geſtatteten, Sie zu ſprechen.

Valentine. Und mir das zu ſagen, haben Sie mich in dieſe Umgebung gelockt! — Wir ſind allein und ich bin Ihre Gefangene, mein Herr, iſt es ſo?

Georg. Nein, die Thür iſt nicht verſchloſſen, die Träger ſtehen dort am Rand des Waldes, ein Wink ruft ſie herbei.

Auch iſt es noch Zeit für Sie, beim Feſte zu erſcheinen; ein Wort von Ihnen wird alle meine kleinen Intriguen vereiteln. So ſind Sie nicht meine Gefangene; es darf Sie nichts hier zurückhalten, als Ihr freier Wille.

Valentine. Dann will ich gehen. — (Nach einigen Schritten.) Ich ſuche vergebens nach einem Namen für Ihr Benehmen gegen mich. Dieſe abenteuerliche Umgebung demüthigt mich, Ihr dreiſtes Eindringen in meine Verhältniſſe empört mich. Und doch haben Sie mir ſoeben die feierliche Verſicherung gegeben, daß Sie nicht beabſichtigen, mich zu verſpotten. (Bitter, aber ſchmerzlich.) Was haben Sie an meinem armen Leben gefunden, das eine ſolche Demüthigung nothwendig machte?

Georg. Was ich in Ihrem Leben gefunden habe? Ein großes Herz und ein kleinliches Treiben. Sie ſind eine Löwin, welche mit Mäuſen ſpielt; das ſchmerzt mich und das möcht' ich verhindern. Wenn Sie heut die Valentine des Fürſten werden, ſo iſt bei dem innigen Zuſammenleben mit ihm, welches auf die heutige Wahl folgen muß, bei dem Zauber Ihrer Perſönlichkeit und der Neigung des Fürſten für Sie mit Sicherheit anzunehmen, daß Sie beide nach dieſen vier Wochen an einander gefeſſelt ſein werden. Er und Sie ſelbſt, beide fühlten das, er betrieb deshalb das Valentinsfeſt, Sie duldeten es.

Valentine (für ſich, die Fauſt ballend). Dämon! — (Laut.) Und wenn ich Ihnen antworte: ich fühle für den Fürſten; welches Recht haben Sie, unzart die ſtillen Keime meines Gefühls zu vernichten?

Georg (eifrig). Sie lieben den Fürſten nicht. Sie können ihn nicht lieben. Wahre Liebe iſt ſchüchtern und verbirgt ſich vor der gaffenden Menge. Wenn Sie den Fürſten geliebt hätten, Sie hätten nie darein gewilligt, durch Trompetenſchall der Reſidenz und dem Lande als ſeine Dame ausgerufen zu werden. Das war nicht Liebe, es war Ehrgeiz.

Valentine (bei Seite). Er iſt furchtbar! — (Laut.) Wohlan, es war Ehrgeiz! Ich ſehne mich zu herrſchen, ich ſtrebe nach Einfluß. Welcher Weg, ſeine Kraft geltend zu machen, bleibt dem Weibe, als die Liebe eines Mächtigen?

Georg. Ich habe geſehen, daß Frauen mäßig waren, weiſe und beſſer die Fäden der Regierung zu halten wußten, als ein Mann. Auch Ihr Blick iſt frei, Ihr Geiſt iſt ſtark. Sie würden auf den Fürſten einen Theil Ihrer großen Seele übertragen, und manches Gute könnte daraus kommen — aber dennoch würde dieſer Verbindung das Volk fluchen, und das Volk hätte Recht; denn für dieſes Land giebt es kein anderes Heil, als die Vermählung des Fürſten mit der Prinzeß Marie.

Valentine (eifrig). Das iſt unwahr!

Georg. Es läßt ſich beweiſen. Das Fürſtenthum iſt nicht groß, aber es bildet ein Ganzes, eine kleine glückliche Welt; die Beſitzungen der Prinzeß Marie machen faſt die Hälfte davon aus. Reicht die Prinzeß einem fremden Regenten die Hand, ſo fallen ihre Lande einem fremden Regentenſtamme zu, und das Land wird zerriſſen, ſeine Intereſſen getheilt; es würde vergehen, wie ein Vogel, dem man die Flügel abgehackt hat.

Valentine. So betrachtet man die Sache bei Hofe nicht.

Georg. Fragen Sie das Volk, ſein Inſtinkt hat längſt das Richtige erkannt. (Valentine ſieht ſtarr.) Ihnen aber wage ich das zu ſagen, nicht als ein fremder Abenteurer, auch nicht, weil ich ein Sohn dieſer Thäler bin und meine Heimat liebe, ſondern weil ich Ihre Freundſchaft erringen möchte, ja noch mehr. Sie kennen mich erſt ſeit wenigen Stunden, ich aber verehre Sie ſeit langer Zeit, und was ich gethan habe, that ich im Bunde mit Ihrem eigenen innerſten Gefühl; ſelbſt jetzt, wo wir als Feinde einander gegenüberſtehen, müſſen Sie ahnen, daß ich als Ihr Freund gehandelt habe. — (Ferne Trompeten.) Hören Sie? — dort tönt die Fanfare — das Feſt beginnt.

Valentine (macht eine kurze Bewegung der Thür zu).

Georg (unbeweglich). Die Thür iſt offen, Sie haben die Wahl.

Valentine (ſich ſetzend). Ich bleibe.

Georg (lebhaft). O, ich wußte es, ich danke Ihnen!

Valentine (düſter). Danken Sie mir nicht, denn ich fühle, von dieſer Stunde haſſe ich Sie.

Georg. Ich weiß es, denn ich habe Sie tief verwundet. (An ihrer Seite niederknieend.) Ich aber liebe Sie und von dieſer Stunde gehört mein Leben Ihnen.

Valentine (ſtark). Hinweg! (Trompeten.)

Georg (laut). Ich grüße dich, meine Valentine! (Er löſt mit einem Dolch ſchnell ihre Schärpe und hebt ſie in die Höhe) und ſo trage ich deine Farben (ſchnell ab).

Valentine (unbeweglich ſitzend). Es iſt ein Traum!

Dritter Act.

Erſte Scene.

Ein geſchmückter Baumgang im Park. Im Hintergrunde Lampen und Maskengewühl. Ferne Muſik.

Wöning und der **Marſchall**, beide maskirt, die Larven in der Hand, von verſchiedenen Seiten.

Hofmarſchall. Alles Suchen iſt vergeblich, ſie iſt nicht unter den Masken.

Wöning. Sie muß hier ſein, ich weiß aus guter Quelle, daß ſie heut Abend nach dem Pavillon zurückgekehrt iſt und den Willen hatte, zu kommen. Sie muß hier ſein, Gurten, oder wir haben ein hohes Spiel verloren.

Hofmarſchall. Aber bei allen Göttern, wenn ſie die Laune hat, nicht hier zu ſein —

Wöning. So ſind wir verloren. Merken Sie auf, Gurten. Der Fürſt muß in dieſen Tagen unauflöslich mit der Geldern verbunden werden, es koſte was es wolle. Heut ſteht er noch in hellen Flammen und ich habe ihm Champagner darauf gegoſſen. Dauert aber die Zurückhaltung der Baronin nur noch kurze Zeit, ſo wird ſein beweglicher Sinn ihrer überdrüſſig und er nähert ſich der Prinzeß, die ihn anbetet. Dieſen Valentinſcherz hat uns die Hölle ſelbſt zugeſchickt, die Prinzeß aber weiß ihn vortrefflich zu benützen.

Hofmarſchall. Das iſt ja entſetzlich!

Wöning. Der Fürſt darf die Prinzeß nicht liebenswürdig finden, wo möglich nie eine ebenbürtige Ehe ſchließen, ſonſt verlieren Sie —

Hofmarſchall (erſchrocken). Pſt!

Wöning. Das Ordensband, das Ihnen von unſeren geheimen Verbündeten zugeſagt iſt.

Hofmarſchall. Und was verlieren Sie?

Wöning. Die Quelle, aus der ich meine Schulden bezahle. Sie ſehen, ich bin offen. Meine Gläubiger drängen; wenn ich nicht in kurzer Friſt den Agnaten des Fürſten die Anzeige mache, daß der Fürſt mit der Geldern vereinigt iſt, ſo bin ich ruinirt.

Hofmarſchall. Sie ſind ruinirt, lieber Graf, ſeit ich Sie kenne. Aber was können wir wagen?

Wöning. Einen Gewaltſtreich. Die Baronin kokettirt, der Fürſt glüht, die Entſcheidung muß bald eintreten; wenn die Baronin hier iſt, heut.

Hofmarſchall. Alſo heut.

Wöning. Eine ihrer Kammerfrauen iſt in meinem Solde. Wenn die Baronin heut auf das Feſt kommt, ſo wird in ihrer Wohnung vorbereitet.

Hofmarſchall. Still, dort naht eine Maske. Es iſt dieſer Saalfeld.

Wöning. Wie kommt das Subject auf den Maskenball?

Hofmarſchall. Die Prinzeß befahl, ihn einzuladen.

Wöning. Ha, ſchon ſo viel Terrain gewonnen! Ich haſſe den Menſchen.

Hofmarſchall. Mir iſt er unheimlich; ich fürchte, er hat bereits falſch mit uns geſpielt, dieſer Herr Saalfeld. Ich will doch dem Fürſten darüber einen Wink geben.

Wöning. Und ich ſuche die Baronin. (Beide ab.)

Georg (dunkler Burnus, um den ſpitzen Hut die weiße Schärpe).

Georg. Der Maskenball geht zu Ende und Valentine iſt nicht hier. Ich danke dir, mein Gott! — Sie zürnt mir, aber ſie will den Fürſten vermeiden. — Ah, ein Rendezvous (nimmt die Larve vor).

Marie (die ihn beobachtet hat, die Larve vorhaltend).

Marie. Mein Herr ſchwarzer Ritter, welche Geheimniſſe entdecken Sie in dieſem dunkeln Buchengange?

Georg (die Larve abnehmend). Keine, welche ein Verrath an der Hoheit ſind.

Marie (die Larve abnehmend). Wo iſt die Baronin?

Georg. Ich hoffe, in der Reſidenz.

Marie. Und wann wird ſie zurückkommen?

Georg. Leider weiß ich das nicht, Durchlaucht.

Marie. Und in welcher Eigenſchaft ſind Sie hier?

Georg. Als Verbündeter der Baronin. Ich wache für Ew. Durchlaucht.

Marie. Ich glaube Ihnen. (Halblaut ſchnell.) Seien Sie auf Ihrer Hut, man verleumdet Sie beim Fürſten.

Georg. Das erwarte ich.

Marie. Graf Wöning weicht dem Fürſten nicht von der Seite, der Fürſt iſt zerſtreut und unruhig. Man intriguirt.

Georg. Wofür?

Marie. Ich weiß es nicht, man ſpricht leiſe.

Georg. Dank, Durchlaucht, ich werde den Vortheil meiner hohen Verbündeten wahrnehmen.

Marie. Folgen Sie mir. Ich will Sie in dem Gewühl der Masken anreden, Sie erhalten dadurch Gelegenheit, in der Nähe des Fürſten Ihre Beobachtung ſelbſt zu machen. (Beide ab.)

Valentine (Ueberwurf einer Pilgerin, die Larve in der Hand, raſch auftretend).

Valentine. Da bin ich! — ich bin beleidigt, ſo tief, wie je ein Weib beleidigt war. Verhöhnt von einem fremden Abenteurer, gedemüthigt in meinem innerſten Fühlen; das ertrage ich nicht länger. Wer iſt er, daß er ſich frech zu meinem Tyrannen aufwirſt, mir trotzig den Weg vorſchreibt, den ich zu gehen habe? Ich muß ihn ſtrafen durch meine Gegenwart, ich bin mir keiner Schuld bewußt und will den Weg ſelbſt finden, auf dem ich ſchreite. Er aber muß hinweg von dieſem Hofe, hinweg aus meinem Leben! — Man kommt! (Die Larve vor, wendet ſich zum Abgange.)

Fürſt. — Hofmarſchall, Graf Wäning im Hintergrunde.

Fürſt (ihre Hand faſſend). Wohin, Pilgerin? die Freude lacht auf dem Pfade, den du wandelſt, laß mich mit dir ziehen.

Valentine. Seit die Freude in den Dienſt der Hoheit getreten iſt, ſuchen auch wir Pilger die Hoheit (nimmt die Larve ab). Ich habe ſie gefunden.

Fürſt. Und ich die Göttin dieſer Tage. Holde Herrin, was haben wir verbrochen, daß Sie Ihr Antlitz verhüllten?

Valentine (lächelnd). Vielleicht war ich ſo eitel, zu wünſchen, man möchte mich vermiſſen.

Fürſt. Dann heißen Dank, daß Sie uns wiederkehren! — Gnädige Frau, Sie haben mich verrathen; war ich nicht werth, Ihr Ritter zu heißen?

Valentine. Wir Frauen lieben es nicht immer, wenn die Herolde ausrufen, daß man uns huldigt.

Fürſt. Wenn Sie die Huldigung verſchmähen oder wenn Sie erhören wollen?

Valentine (lächelnd). Wenn wir die Huldigung fürchten.

Fürſt. Valentine! — Und war dies der einzige Grund, der Sie von uns trieb?

Valentine. Ich war verſtimmt, mein Fürſt, die Einſamkeit war mir nöthig. Ich habe in dem Geräuſch dieſer Tage Stoff zum Nachdenken gefunden.

Fürſt. Und doch war es Ihre glänzende Laune allein, welche mir das Treiben werth machte. Und Sie ſelbſt ſchienen ſich darin zu gefallen; auch der Schützling, welchen Sie uns ſandten, beweiſt das.

Valentine. Gerade ſeinetwegen wollte ich Ew. Durchlaucht ein Bekenntniß ablegen. Er iſt nicht mehr das, was Sie „meinen Schützling“ nennen.

Fürſt. Sie geben ihn auf?

Valentine. Ich finde keinen Geſchmack an ſeinen Einfällen.

Fürſt (bei Seite). Zürnt ſie ihm, weil er mich bei dem Valentinsfeſt ungeſchickt liirte? Dann habe ich gewonnen! (Laut.) In dieſem Falle ſoll er Sie nicht mehr beläſtigen.

Georg (hinten). **Möning. Hofmarſchall.**

Valentine. Da iſt er!

Fürſt. Treten Sie näher, Herr Saalfeld. (Georg, Möning, Hofmarſchall nach vorn.) In der Ordnung unſerer Feſte ſind Aenderungen eingetreten. Wir bedauern, Ihr Talent von heut ab nicht mehr beſchäftigen zu können.

Georg (ehrerbietig, mit Selbſtgefühl). Da, wo ein fremder Wille mich hereinrief, darf ein fremder Wille mich auch entfernen. (Mit Bedeutung.) Nur da, wo ich mich ſelbſt einführte, wähle ich ſelbſt die Stunde des Abgangs. Euer Durchlaucht Befehl hat mich hierher geführt, ich werde auf Euer Durchlaucht Befehl von heut ab den Hof meiden.

Fürſt. Für heut ſind Sie uns als Gaſt willkommen. (Ab mit dem Marſchall und Möning.)

Georg (ihnen nachſehend). Wozu das? Wir waren mit einander zu Ende, bevor wir mit einander anfingen.

Valentine. Wir aber ſind noch nicht am Ende.

Georg. Nein, gnädige Frau, und wir werden ſobald nicht dazu kommen.

Valentine. Es ſoll ſogleich geſchehen.

Georg. Ich bin neugierig.

Valentine. Sie haben ſich in mein Leben eingedrängt, haſtig, anmaßend, übermüthig; Sie haben den Stolz einer

Frau, die Ihnen kein Leid zugefügt hatte, tödlich verletzt, das verzeihe ich Ihnen.

Georg. Nein, gnädige Frau, verzeihen können Sie das nicht, und Sie thun es auch nicht. Sie müſſen mich entweder haſſen, und das thun Sie in dieſem Augenblick recht herzlich, — oder lieben; ein drittes gibt's nicht zwiſchen uns.

Valentine. Nun wohlan, Uebermüthiger, ich haſſe Sie. Aber das iſt nicht alles. Sie haben ſich mit frechem Hohn zu meinem Ritter gemacht, Sie tragen meine Farbe. Ich fordere meine Schärpe zurück, die an Ihrem Hute hängt.

Georg. Ich gebe ſie nicht, Madonna.

Valentine. Sie haben die Schärpe genommen, nicht erhalten.

Georg. Ja, und gerade deshalb will ich ſie nicht zurückgeben.

Valentine. Ich habe Ihnen zu dem Diebſtahl kein Recht, auch nicht den Schein eines Rechtes gegeben.

Georg. Ja, Madonna, es gab einen Augenblick, wo Sie mir erlaubten, in Ihrer Seele zu leſen, damals gaben Sie mir das Recht, Sie zu lieben.

Valentine. Ohne Wortſtreit, wollen Sie mir die Schärpe zurückgeben?

Georg. Nein!

Valentine. Nun denn, ſo zwingen Sie mich, etwas Unweibliches zu thun und mein Eigenthum dem Diebe zu nehmen. (Sie nimmt ihm den Hut vom Kopfe, reißt die Schärpe ab, läßt ſie halb [illegible] fallen und tritt mit dem Fuße darauf.)

Georg (ſteht unbeweglich — hebt ſchnell ſeinen Hut auf und [illegible] über [illegible] Hand — weich). Gute Nacht, Valentine! Vergeſſen Sie nicht, daß Sie die Schärpe zerreißen konnten, nicht aber meine Liebe! (Ab.)

Valentine (bebend). Er iſt ein Dämon! (Schnell ab.)

Benjamin.

Benjamin (aus einem Buſch im Vordergrunde hervorſchleichend, [illegible] die Fauſt ballend und nachſehend). Warte nur, du Stolze, morgen um dieſe

Zeit wirſt du dein Silberzeug vergeblich ſuchen. — Es iſt richtig, die Amſel hat's herausgebracht, heut Nacht wird bei ihr eingebrochen. — Aber was wird mein Herr dazu ſagen? O, mein Herr iſt ein Teufel, ein harter, gefühlloſer Menſch, und ich bin unglücklich, ſeit ich in ſeinen Dienſten bin. Sonſt ſtahl ich in heiterer Gemüthsruhe, jetzt habe ich nichts als Aergerniß. Geſtern liegt ein türkiſcher Pfeifenkopf, dick mit Silber beſchlagen, auf ſeinem Tiſche; ich werfe nur einen ganz kleinen Blick darauf, er aber hatte den Blick doch geſehen und ſpricht: „Benjamin, nimm dir den Kopf, er gehört dir." ([illegible]) Was geht es ihn an, wenn ich ſeine Pfeifenköpfe anſehe? Wie kann er ſich unterſtehen, mir etwas zu ſchenken, was ich mir ſelbſt hätte ſtehlen können? Ich ſteckte den Kopf in die Taſche, aber ich zitterte vor Wuth, es war keine Ehre dabei, ich verachtete ſein Geſchenk. Heut Morgen zündete ich ihm den Kopf wieder an und überreichte ihn bei der Morgenpfeife. Da gab er mir die Hand und ſprach: Ich danke dir, lieber Mann, ([illegible]) er gab mir die Hand und ſagte: Lieber Mann und ich danke! — Er iſt ein harter Menſch, und ſobald die drei Tage um ſind, nehme ich meine Beine auf den Rücken und laufe ihm fort und müßte ich in ein Mauſeloch kriechen. — Und was mache ich mit dem Diebſtahl? Verrathe ich ihn meinem Herrn, ſo bin ich nicht ehrlich gegen meine alten Kameraden; verrathe ich ihn nicht, ſo bin ich unehrlich gegen meinen Contract! O es iſt ein ſchwieriger Caſus, und der Contract iſt an alle dem ſchuld! — Ich will gar nichts thun, das wird das Klügſte ſein, aber ich will mich vor dem Hauſe auf die Lauer legen. (Ab. Es wird dunkel, [illegible], die Lampen werden angezündet.)

Fürſt. Wöning.

Fürſt. So ſei es gewagt. — Feder, ich wünſche mir etwas von deiner Unverſchämtheit.

Wöning. Die brauchen Sie nicht, Sie haben beſſere Verbündete, die Hoheit und die Liebe.

Fürſt. Ja, ſeit heute Abend glaube ich, daß ſie lieben kann.

Wëning. Bei Hofe plaudert man, die Baronin bete Sie heimlich an, aber ihr Stolz verhülle das ſorgfältig.

Fürſt. Gerade dieſen Stolz fürchte ich; ich geſtehe dir, daß ich eine Art Scheu vor ihr habe.

Wëning. Solche Scheu iſt nach Mitternacht ſtets geringer als vorher.

Fürſt. Und wie ſoll ich ſie ſprechen?

Wëning. Die Baronin entläßt regelmäßig vor dem Schlafengehen ihre Kammerfrauen, um noch eine Stunde in dem Salon zu arbeiten. Dort können Durchlaucht ſie finden.

Fürſt. Wie aber willſt du mich zu ihr hinein ſchaffen, haſt du Flügel?

Wëning. Meine Flügel beſtehen in einer ſeidenen Strickleiter, die an den Balkon geworfen ſich feſthält. Die Balkonthür wird unverſchloſſen ſein; auch dafür iſt geſorgt, daß die Baronin nicht in der erſten Ueberraſchung entfliehen kann. Ich werde unten Wache halten.

Fürſt. [illegible], du biſt mein Mephiſto. Aber ihre Augen locken unwiderſtehlich, ich folge dir! (Beide ab.)

Zweite Scene.

Valentinens Gartenſalon. — An der Decke hängt eine matt erleuchtete Ampel.

Valentine. Kammerfrau.

Kammerfrau (legt einen Armleuchter an den Tiſch, [illegible] an die [illegible].)

Valentine. Ich bedarf deiner nicht mehr. — Vergiß nicht, die Balkonthür zu ſchließen. (Kammerfrau geht ab, kommt wieder, Valentine nimmt die [illegible] ab.) Die Diamanten lege in das Etui. (Kammerfrau thut es und ſtellt ein [illegible] auf den Tiſch.) Wo iſt das Buch?

Kammerfrau. Hier, gnädige Frau.

Valentine. Was haſt du? du bebſt ja wie Espenlaub! ([illegible]) Biſt du krank?

Kammerfrau ([illegible]). Ich fühle mich unwohl.

Valentine. Dann ſchnell zu Bett, ich werde nachſehen, wie es dir geht; gute Nacht. (Kammerfrau ab. Valentine allein, ſetzt ſich an den [illegible], hält das Buch [illegible] in der Hand, ſteht auf, geht umher.) Ich habe ihn entfernt, ich habe mich gerächt, und doch bin ich nicht mit mir zufrieden. Und er, wie er ſich über meine Hand beugte, auf ſeinen Lippen dasſelbe ſtolze Lächeln, in ſeinen Worten der kalte Trotz, wie demüthigte mich das wieder! — ich muß die Scene vergeſſen. ([illegible], nimmt das Buch, ſchlägt es auf, heftig.) Ich kann nicht leſen! Wie ein Geſpenſt verfolgt mich das Bild, der durchdringende Blick ſeiner Augen, hinweg mit ihm! — Und wer iſt er? Es muß ein ſeltſames Leben geweſen ſein, welches den Mann gezogen hat. — Die Lady kann das wiſſen, ich will ihr deshalb ſchreiben. (Nimmt das Buch, [illegible]. — Pauſe. Geräuſch am Balkon.) Was bewegte ſich dort?

Fürſt ([illegible] des Balkons, dunkler Mantel darüber).

Valentine. Gerechter Gott, ein Mann! (Will zur Seitenthür.)

Fürſt ([illegible]). Valentine, fliehen Sie nicht.

Valentine ([illegible]). Es iſt nur der Fürſt. — Was bewog Eure Durchlaucht zu dieſem ungewöhnlichen Beſuch?

Fürſt. Die Sehnſucht, Sie zu ſprechen. Hören Sie mich an, Valentine. Nur der Wunſch, Ihnen nahe zu ſein, hat mir Freude an dem übermüthigen Treiben dieſer Tage gegeben. Sie müſſen das wiſſen, denn ich habe es Ihnen nie verborgen. Für Sie erſann ich ein Spiel, welches mir geſtattet hätte, durch einige Wochen mit größerer Vertraulichkeit um Ihre Liebe zu werben. Durch einen Zufall, vielleicht durch Sie ſelbſt, iſt das vereitelt, ich ſehe keine Möglichkeit, Ihnen unter der Maske des Scherzes ein leidenſchaftliches Gefühl auszuſprechen. Deshalb hülle ich mich in den Mantel der Nacht, um Ihnen zu ſagen: Valentine, holde Freundin, ich liebe Sie!

Valentine. Und deshalb kommen Eure Durchlaucht bei Nacht? — Aus Liebe zu mir bringen Sie, dem Räuber gleich, in den Frieden meines Hauſes? Durchlauchtigſter Herr, die Liebe ſchont und ehrt; für das Gefühl aber, welches Sie in dieſer Stunde zu mir trieb, giebt es einen andern Namen.

Fürſt. So ſtolz, gnädige Frau? Nennen Sie mein Werben ſchonungslos, zürnen Sie dieſer Ueberraſchung, aber denken Sie auch, daß ich gewagt habe nicht ohne Hoffnung auf Ihre Gunſt.

Valentine (für ſich). Wehe mir, daß er Recht hat!

Fürſt. Sie haben meine Huldigungen geduldet; Ihr Mund ſchwieg, aber Ihr Lächeln ſprach, und wenn Ihre Worte mich abwieſen, ſo rief doch Ihr Auge mich zurück. War ich anmaßend, wenn ich darauf vertraute? Und wiſſen Sie, Valentine, wie wir Männer das nennen? es heißt: Ermunterung.

Valentine (heftig). Ich fluche jeder Stunde, wo ich ſie gab — ja, es iſt eine harte Wahrheit in Ihren Worten, und daß Sie mich ſo tief erniedrigen, mir mein Unrecht in dieſem Augenblick vorzuwerfen, iſt das Bitterſte von allem. (Die Hände ringend.) O mein Gott, wohin iſt es mit mir gekommen!

Fürſt (bei Seite). Ihr Schmerz thut mir weh, ich ſpiele in dieſer Scene eine ſchlechte Rolle; (leiſe) Valentine, ſchmerzt Sie mein Anblick?

Valentine. Ich fühle mich elend. Ihre Gegenwart in dieſer Stunde verdammt mein bisheriges Leben.

Fürſt. Wohlan, ich will Sie von meiner Gegenwart befreien; laſſen Sie mich aber mit der Hoffnung ſcheiden, daß ſich Ihr Herz, welches im Dunkel der Nacht verſchloſſen iſt, im Strahl der Sonne Ihrem Freunde wieder öffnen wird.

Valentine (mit unterdrücktem Gefühl). Nie!

Fürſt. Rauben Sie mir die Hoffnung nicht, ſie iſt der einzige Troſt, den ich mit mir nehme. Suchen Sie dieſe Stunde zu vergeſſen.

Valentine. Ich will daran denken, ſo oft ich an meine Sünden denke.

Fürſt. Gute Nacht, Valentine; ich werde mir morgen Ihre Verzeihung erbitten. (Ab.)

Valentine (ſich an den Seſſel haltend). Unerhört! gemißhandelt wie eine Dirne. — Der Boden wankt unter meinen Füßen und nirgend ein Halt, an den ich mich klammern kann. (Ein Stein, mit Papier umwunden, rollt durch die offene Balkonthür. — Valentine zuſammenfahrend.) Was fällt hier? Ein Papier, darin ein Stein. (Hebt auf, tritt zum Licht). Das Blatt iſt beſchrieben. (Lieſt.) „Der Verſucher hat ſeine Strickleiter vergeſſen, ich kann ſie von unten nicht löſen. Ziehen Sie herauf, ſchließen Sie die Thür. Saalfeld.“ — Er und wieder Er. Er hat geſehen, daß der Fürſt dort hinabſtieg, jetzt wird er mich verachten — das ertrage ich nicht. (Steht nachdenkend, dann ſchnell zum Tiſch, auf das Blatt ſchreibend und ſprechend:) „Ich muß Sie ſprechen!“ — Der Mond geht auf, er kann es leſen — ſchnell (wickelt das Papier wieder um den Stein, wirft ihn zum Balkon hinunter und bleibt geſpannt ſtehen).

Georg.

Georg (nach einer Pauſe auftretend, wirft die Strickleiter auf den Boden). Hier liege, du ſeidene Schlange. — Ich werde hinunter ſpringen, es iſt ſicherer. Erlauben Sie, daß ich die Scheiben verhülle (zieht den Thürvorhang vor), dieſe Thür verſchließe; auch das Licht muß erlöſchen, es verräth durch die Schatten. (Er löſcht das Licht — Halbdunkel, nur die Ampel brennt.)

Valentine (wankt, ſucht ſich am Seſſel zu halten — Georg ſieht es, führt ſie in den Seſſel). Ich danke, es geht vorüber.

Georg (zieht ſich an die Balkonthür zurück, ſtützt ſich an den Pfeiler und kreuzt die Arme — Pauſe — leiſe). Sie haben mich gerufen, gnädige Frau.

Valentine (ſich zu ihm wendend). Was denken Sie in dieſem Augenblicke von mir?

Georg. Sie ſind eine Heldin.

Valentine (eifrig). Zu der Beleidigung hab' ich ihm kein Recht gegeben.

Georg. Ich weiß es, es war ein Pagenſtreich.

Valentine. Ob er allein den Entſchluß gefaßt hat?

Georg. Graf Wöning war bei ihm.

Valentine (aufſpringend). Ha, der Bube! Wo blieb der Graf?

Georg. Er liegt am Boden.

Valentine. Sie haben ihn erſchlagen?!

Georg. Nur betäubt, er hat eine Katzennatur. — (Frage und Antwort müſſen ſchnell folgen.)

Valentine (ſetzt ſich — Pauſe). Saalfeld, ich frage nicht, wie Sie unter mein Fenſter kamen. Sie haben mir geſagt, Sie liebten mich. Ich bedarf jetzt der Freundſchaft mehr als der Liebe, können Sie mein Freund ſein?

Georg. Ich kann es, gnädige Frau; ich ſtand ſchon bei Ihrem Hauſe, als der Fürſt herauſſtieg.

Valentine. Und Sie haben es geduldet?

Georg. Und welches Recht habe ich auf Ihre Gunſt? — Keines. Mein Recht iſt nur, Ihnen zu dienen, Ihr freies Recht aber iſt, den Mann zu wählen, den Sie durch Ihre Liebe beglücken.

Valentine. Das iſt groß gedacht — aber kalt.

Georg (ruhig). Nein, gnädige Frau, es iſt nur vernünftig, aber es wurde mir ſehr ſchwer. (In ſeine Blouſe faſſend.) Die Bruſt wurde mir wund durch meine eignen Hände.

Valentine (nach einer Pauſe). Ich fürchte Sie, Saalfeld.

Georg (an ihren Stuhl tretend). Das thun Sie nicht, gnädige Frau, denn Sie wollen mir vertrauen.

Valentine. Ich fürchte Ihren Blick, der in meiner Seele lieſt, eine Leidenſchaftlichkeit, die ſich hinter kalter Ruhe verhüllt. (Bittend.) Ich muß Ihnen das ſagen, denn ich fühle die Nothwendigkeit, mich auf Sie zu ſtützen. — Bevor ich Sie frage, was ich nach der heutigen Nacht thun ſoll, müſſen Sie meine Beichte hören.

Georg. Ich höre.

Valentine. Ich war noch ein Kind, als ich einem ungeliebten Gatten vermählt wurde, vor ſeinem Tode hatte ich jedes Elend einer vornehmen Ehe erfahren. Als ich frei wurde, genoß ich meine Freiheit in vollen Zügen; ich wurde genußliebend, gefallſüchtig; mein Stolz war mein einziger Schutz. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien, dem glücklichſten Theil meines Lebens, kehrte ich an dieſen Hof zurück. Der junge Fürſt zeichnete mich aus, ich gewann die Prinzeß Marie, ein reizendes Kind, lieb; ich fing an zu gelten, zu herrſchen. Ich wurde Diplomatin. Ich bekam Gelegenheit, durch geheime Correſpondenz mit der verwitweten Regentin des Nachbarſtaates, der Zukunft dieſes Landes zu nützen.

Georg. Ha! ein projectirter Handelsvertrag, ich habe davon gehört, man fürchtet ſo etwas im Auslande. Das iſt eine gute Arbeit, gnädige Frau.

Valentine ([illegible]). Es iſt nicht mein Geheimniß. — Ich hielt den Fürſten in Entfernung, aber an der Kette; darin handelte ich unedel, denn ich wußte, die Prinzeß Marie liebte ihren Couſin.

Georg. Und haben Sie ſelbſt jemals geglaubt, den Fürſten zu lieben?

Valentine. Zuweilen, denn ſein Werben ſchmeichelte mir. — So war ich, als Sie mich fanden. Ich gefiel mir an dieſem Hofe, ohne befriedigt zu ſein, ich gefiel mir nur, weil man mich feierte; das war ſehr ſchlimm, mein Freund.

Georg. O ſagen Sie das nicht! Die Liebenswürdigkeiten, der Geiſt einer Frau gehören dahin, wo man ſich ihrer erfreut. Wo die Anerkennung fehlt, hören ſie auf, ſelbſt die Schönheit wird welk.

Valentine. Jetzt ſchmeicheln Sie mir.

Georg. Ich ſpreche die Wahrheit. Oft aber wird ein Weib bewundert, genoſſen und doch nicht erkannt; das iſt das Unglück vieler Frauen, es war auch das Ihrige.

Valentine. Das empfinde ich in dieſer Stunde. (Aufſtehend.) Und jetzt, Saalfeld, was ſoll ich thun? Ich fühle, ich muß nach einem feſten Entſchluß handeln. — Ich will den Hof verlaſſen, ich will all dieſen Intriguen den Rücken kehren und mein altes Selbſtvertrauen in der Einſamkeit wiederfinden.

Georg. Dort würden Sie es ganz verlieren. — Mein Rath iſt, vergeſſen Sie die Vorfälle dieſer Nacht, verlaſſen Sie den Hof nicht, wenigſtens jetzt nicht.

Valentine. Und das rathen Sie mir?

Georg. Ja. Wenn Sie den Gefahren entfliehen, welche Ihnen hier drohen, ſo bleiben Sie die Beſiegte; das Vertrauen auf Ihre Kraft erhalten Sie nur, wenn Sie die Gefahr beſiegen. Außerdem ſind Sie durch Ihr Gewiſſen an dieſen Hof gefeſſelt, Sie haben ein Unrecht gut zu machen. Die Vermählung des Fürſten mit der Prinzeß Marie iſt nicht nur eine politiſche Nothwendigkeit, ſie iſt auch für Ihre Beruhigung nothwendig, denn Sie haben dieſelbe bis jetzt verhindert und die Prinzeß Marie iſt Ihre Freundin.

Valentine. Sie haben Recht, ich bleibe. Und wie ſoll ich dem Fürſten gegenübertreten?

Georg. Seien Sie gegen den Fürſten und die Prinzeß gerade ſo, wie Sie gegen ſich ſelbſt ſind, wahr und offen. Vergangenes behandeln Sie mit Gleichgültigkeit.

Valentine. Und werden Sie mir dabei helfen? — Ich ſelbſt habe Ihnen in meiner Verblendung den Hof unmöglich gemacht.

Georg. Es iſt vielleicht beſſer ſo, ich paſſe nicht dorthin und kann Ihnen mehr nützen, wenn ich im Stillen Ihr Freund bleibe. So lange Sie mich bedürfen, verlaſſe ich dieſe Gegend nicht.

Valentine. So ſei es. (Bittend.) Und jetzt entfernen Sie ſich. (Ihm die Hand reichend.) Ich werde ruhig ſein.

Georg (Ihre Hand haltend, treuherzig). Gute Nacht. Vergeſſen Sie nicht — (bleibt in lauſchender Stellung ſtehen).

Valentine. Was ſtarren Sie?

Georg. Still! Geflüſter unter dem Balkon.

Valentine. Ich höre nichts.

Georg. Mein Gehör iſt ſcharf. — Hören Sie jetzt? Der Sand knirſcht, das iſt der Ton einer Leiter, welche angelegt wird, ein Mann ſteigt herauf. Hinweg, gnädige Frau!

Valentine ([illegible] zu den Seitenthüren ziehend). Hierher, kommen Sie! Ha! die Thür iſt verſchloſſen — dieſe auch.

Georg. So lauert der Verrath auch in Ihrem Hauſe.

Valentine. Retten Sie mich vor Beſchimpfung!

Georg. Faſſung, gnädige Frau!

Valentine (heftig). Retten Sie mich vor Beſchimpfung!

Georg (ruhig). Um jeden Preis?

Valentine (händeringend). Um jeden!

Georg. Gut. (Zieht ein Terzerol aus der Taſche, ſpannt den Hahn.) Seien Sie ruhig — treten Sie hinter mich. (Führt ſie dicht hinter die Balkonthür.) — Horch, man ſteckt einen Dietrich in das Schloß — er paßt nicht, jetzt einen zweiten, er ſchließt, ich habe aber von innen verriegelt. — Ah, es ſind nur Diebe, dieſe Waffe wird unnöthig. (Legt das Terzerol in Ruhe und ſteckt's ein.) Das iſt der Ton eines Brecheiſens — ruhig, ruhig, gnädige Frau! (Die Thür geht auf. Zigeuner ſteigt herein, hinter ihm der Harfner an der Thür ſichtbar.)

Georg (Springt hinter den Zigeuner, ſchmettert ihn mit einem Schlag zu Boden, der Harfner entſpringt). Jetzt ihm nach! Ich ziehe den Mann auf den Balkon, leben Sie wohl, ſchließen Sie hinter mir die Thür.

(Lärm von außen.)

Benjamin (von außen ſchreiend). Hülfe! Hülfe! Diebe! Mörder!

Georg (vom Balkon zurückſpringend). Ich ſehe Fackeln, die Wache naht, die Leiter wird beſetzt.

Benjamin (hereinſpringend). Hülfe! Diebe! Mörder! Hier, haltet feſt! (Packt Georg.)

Georg. Du Thor!

Benjamin (prallt zurück). Was iſt das? — Retten Sie ſich. (Am Balkon.) Teufel, es iſt zu ſpät.

Georg. Wirf die Leiter um. (Benjamin thut's. Georg faßt die erſtarrte Valentine, trägt ſie blitzſchnell auf's Sopha.) Bleiben Sie ſtill liegen. Sie haben geſchlafen. Ha, ein Schmuck! — Sie ſprachen zu mir: retten Sie mich vor Beſchimpfung um jeden Preis. Ich zahle den Preis, Sie ſind gerettet! — (Reißt vom Tiſch das Schmuckkäſtchen, hebt es in die Höhe und ſteckt's in die Taſche.) Schnell deinen Hut, Benjamin, jetzt bin ich ein Dieb, du kennſt mich nicht; halte mich feſt und mache Lärm.

Benjamin. Alle Teufel! (Mit ihm ringend.) Diebe! Räuber! haltet feſt!

(Soldaten zum Balkon heraufſteigend, die beiden Thüren werden erbrochen.)

Lieutenant **v. Stolpe. Wache.**

Benjamin. Hülfe! ich halte den Dieb, Hülfe!

v. Stolpe. Faßt den Schurken. (Georg plötzlich ruhig, finſter.) Bindet ihn, durchſucht die Taſchen. (Sie thun es.) Ein Terzerol, ha, ein Diamantenſchmuck! Auf der That ergriffen! — Hier liegt der Zweite.

Georg. Den hat euer Helfer erſchlagen, der dort, er ſoll mir's bezahlen.

Benjamin (ſehr erſtaunt). Ich? Ja ſo, ich verſtehe. — (Zum Lieutenant.) Ja, Ew. Gnaden, dem habe ich das Geſchäft verdorben.

v. Stolpe. Hebt ihn auf! Er iſt nur betäubt. — Auch den Mann nehmt mit euch.

Benjamin (ſich ſträubend). Mich? Wie ſo? Das iſt gegen die Geſetze.

Wöning (ſchnell auftretend, den Kopf verbunden).

Wöning. Den Mann laßt frei, er hat mir geholfen.

die Schurken feſtzunehmen. — Himmel, Sie hier, gnädige Frau?

Valentine (richtet ſich ſtarr von dem Sopha auf).

Wöning. Die Räuber ſind gefangen, heran mit den Fackeln, beleuchtet die Vögel! — Ha, Saalfeld — ein Dieb!

Georg. Ja, ich bin ein Dieb, Sie aber ſind ein Schurke!

Wöning (wüthend). Führt ſie fort, — ins Gefängniß. (Georg ſieht Valentinen an, bedeutet ihr zu ſchweigen; ab mit Wache, Wöning, Offizier.)

Valentine (ſinkt mit einem Schrei zu Boden; Benjamin folgt händeringend den Abgehenden).

Vierter Act.

Erſte Scene.

(Einfache Zimmerdecoration.)

Valentine. Robert.

Valentine. Dies Blatt behalten Sie. Wenn Seine Durchlaucht und der Miniſter bei mir ſind, werde ich nach einem Glaſe Waſſer klingeln, dann überreichen Sie das Billet mir. Sie wenigſtens ſind mir treu, Robert, ich kann mich auf Sie verlaſſen. — Iſt meine Kammerfrau abgereiſt?

Robert. Zu Befehl, gnädige Frau. Sie weinte ſehr und wollte noch einmal zu Ihren Füßen Verzeihung erflehen.

Valentine. Ich kann ſie nicht wieder ſehen; ich habe ihr Vertrauen geſchenkt und ſie hat mich verkauft. Sie hat mich ſehr unglücklich gemacht, lieber Robert.

Robert. Liebe, gnädige Frau! (Küßt ihr die Hand.)

Valentine. Vor dir ſcheue ich mich nicht zu weinen.

Robert. O möchte Alles gut werden!

Valentine. Ich zweifle, wir aber ſollen beſſer werden.

Bedienter. Der Fürſt. Der Miniſter.

Bedienter (die Mittelthür öffnend, meldend). Seine Durchlaucht! (Bedienter und Robert ab.)

Fürſt. Wir ſtören unwillkommen die Ruhe, welche Ihnen, gnädige Frau, heut Bedürfniß ſein muß. Schreiben Sie es meinem Wunſche zu, den frechen Einbruch in den Frieden Ihres Schlafes ſchnell beſtraft zu ſehen. (Sie in den Vordergrund führend.) Können Sie einem Unbeſonnenen die Uebereilung der letzten Nacht verzeihen? Halten Sie das Ganze für einen wüſten Traum, der auch den Unſchuldigſten neckt. Ich bereue, ſchöne Valentine.

Valentine (ernſt). Ich habe ſeit jener Unterredung ſo Unerhörtes erlebt, daß ich in den letzten Stunden nur wenig an Eurer Durchlaucht Traum gedacht habe.

Fürſt. So iſt Friede zwiſchen uns!

Valentine. Ja, Friede.

Fürſt (laut). Die Unterſuchung ſoll unter meinen Augen zu Ende geführt werden, bevor ich die Verbrecher dem ordentlichen Gericht zur Beſtrafung übergebe. (Leiſe.) Ich hoffe ſo jede mögliche Erwähnung naheliegender Umſtände zu vermeiden.

Valentine. Eure Durchlaucht thun wohl daran.

Fürſt. Miniſter Winegg hat auf meinen Wunſch ſelbſt von der Sachlage Einſicht genommen und ich bitte Sie, ſeinen Vortrag anzuhören und durch Ihre Bemerkungen zu vervollſtändigen.

Valentine. Ich bin bereit zu hören. (Sie ſetzen ſich – der Fürſt in Valentinens Nähe.)

Fürſt. Sprechen Sie, Winegg.

Winegg. Geſtern um Mitternacht ging Graf Wöning bei dieſem Pavillon vorüber. Da wurde er durch einen Fauſtſchlag von hinten zu Boden geſtreckt. Durch die Bemühungen eines dazu kommenden Mannes, Benjamin Stubbe, welcher Literat zu ſein angiebt, wurde er ins Bewußtſein zurückgerufen. Er ſah an jenen Balkon zwei Männer eine Gartenleiter anlegen und hinaufſteigen.

Fürſt (bei Seite zu Valentine). Wo iſt die ſeidene Strickleiter geblieben?

Valentine. Sie iſt in meinen Händen.

Winegg. Einen Einbruch vermuthend, rief der Graf die

Wache, während Stubbe die Leiter hinaufeilte. Dieſer fand in dem Saale zwei Männer, ſchlug den erſten, einen Zigeuner, zu Boden und hielt den andern feſt. Graf Wöning, welcher mit Wache dazu kam, erkannte in dieſem zweiten den Mann, welcher unter dem Namen Saalfeld Eurer Durchlaucht bekannt iſt.

Valentine (bei Seite). O mein Gott!

Winegg. Man fand bei ihm ein doppelläufiges Terzerol und ein Etui mit Diamanten. Der Zigeuner behauptete zwar im erſten Verhör, allein geweſen und bei ſeinem Eintritt in den Salon durch einen Fauſtſchlag empfangen und niedergeworfen worden zu ſein, geſtand aber in einem zweiten Verhör übereinſtimmend mit Saalfeld, daß ſie ſich beide zu einem Einbruch verabredet und nach vollbrachter That von Benjamin Stubbe ergriffen worden wären. Jetzt, Frau Baronin, bitte ich um Ihre Ausſage.

Valentine (mit Anſtrengung). Ich kann nur wenig ſagen. Ich hatte meine Frauen entlaſſen und war auf dem Sopha eingeſchlummert. Ich erwache von einem Ruf um Hülfe, ſehe fremde Geſtalten in meinem Zimmer ringen, die Thür wird geöffnet, Militär dringt herein und ergreift zwei Männer, von denen der eine am Boden liegt, der andere von einem dritten gehalten wird. Vor Schrecken verlor ich die Beſinnung.

Miniſter. Gehört dies Etui Ihnen, gnädige Frau?

Valentine (aufſtehend). Es ſind meine Diamanten.

Miniſter. Und war der Gefangene, als er ergriffen wurde, im Beſitz Ihres Schmuckes?

Valentine (tonlos). Er war es.

Miniſter. Und dieſer Mann iſt der ſogenannte Saalfeld?

Valentine. Ja.

Miniſter (Valentinen fixirend). Die Thüren des Salons waren verſchloſſen und mußten erbrochen werden?

Fürſt (ſieht unruhig Valentinen an).

Valentine. Ein Verſehen meiner Kammerfrau, ſie glaubte mich in meinem Zimmer und verſchloß, wie ſie jede Nacht thut, die Thüren des Saales.

Fürſt. Sie ſind angegriffen, gnädige Frau. Das Verbrechen iſt klar und eingeſtanden. — Winegg, Sie ſind zu Ende.

Miniſter. Verzeihen Durchlaucht noch einige Fragen. (Valentine ſetzt ſich.) Der Inculpat Saalfeld hat ſich zuerſt bei Ihnen, Frau Baronin, und durch Sie bei Hofe einzuführen gewußt, wollen Sie die Güte haben, Seiner Durchlaucht mitzutheilen, wie es ihm gelang, Ihren bekannten Scharfſinn zu täuſchen?

Valentine. Er brachte mir Briefe einer Freundin aus Italien, in welchen ſein Talent gerühmt wurde, und erſchien mir als ein Mann von Welt und Kenntniſſen. (Mit Doppelſinn.) Wenn ich einem Unwürdigen zu viel vertraut habe, ſo bin's auch ich, welche darunter gelitten hat.

Miniſter. Auch hatte Seine Durchlaucht bereits geſtern aus Ihren Andeutungen Mißtrauen gegen den Saalfeld geſchöpft.

Valentine. Das Benehmen des Mannes ſchien mir ungewöhnlich.

Fürſt. Ja, Ihr Auge, gnädige Frau, hatte den Abenteurer zuerſt erkannt.

Miniſter. Auch Graf Böning ſagt aus: dieſer Saalfeld ſei ihm von Anfang an myſteriös und verdächtig vorgekommen, und er habe ihn vor und ſeit ſeiner Einführung bei Hofe in ſehr vertraulichem Verkehr mit Geſindel erblickt, auch habe er ſelbſt Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der Gefangene kein Mann von Ehre ſei.

Valentine. O Himmel!

Fürſt. Es iſt kein Zweifel, wir ſind durch einen gewandten Gauner myſtificirt worden.

Miniſter. So erſcheint denn Alles klar bis auf Eins.

Fürſt (geſpannt). Und das iſt?

Miniſter. Die Perſon des Verbrechers ſelbſt. Ein Dunkel ſchwebt über ihm, welches nicht zu löſen iſt. Er hat jede Auskunft über Alter, Herkunft und Heimat entſchieden verweigert; nach den Notizen des Verhörrichters iſt er ein Mann von großer Bildung, wenigſtens großer Klugheit, und einige beſchriebene Blätter, welche in ſeinem Notizenbuch gefunden wurden, ſollen zwar mancherlei anſtößige Anſichten, aber durchweg Haltung und Biederkeit verrathen.

Valentine (klingelt, Robert kommt). Ein Glas Waſſer.

Fürſt. Und iſt denn der hier Ergriffene wirklich der wahre Saalfeld? Vielleicht iſt auch das Betrug.

Miniſter. Sein Paß läßt darüber kaum einen Zweifel. Befremdlich iſt auch, daß ſeine Wohnung bei der Hausſuchung heut Morgen ausgeräumt gefunden wurde. Der Menſch iſt entweder ein gefährlicher Verbrecher oder — ein Räthſel.

Fürſt. Wahrſcheinlich beides.

Robert (bringt Waſſer und das Billet). Dies Billet wurde abgegeben.

Valentine. Die Adreſſe iſt an Se. Excellenz.

Fürſt. Nehmen Sie, Winegg.

Miniſter (für ſich). Die Hand iſt verſtellt. (Lieſt.) „Saalfeld, der Räuber von geſtern, und Ihr Neffe Georg ſind dieſelbe Perſon.“ (Erſchrickt.)

Fürſt. Was haben Sie, Winegg?

Miniſter. Verzeihung, Durchlaucht, ich ſehe einen Weg, die Perſönlichkeit des Verbrechers zu ermitteln. (Sucht ſich zu faſſen.)

Fürſt. Soll denn dieſe unheilvolle Geſchichte uns alle verwirren? Die Baronin ringt mit einer Ohnmacht und Sie ſtehen bleich und verſtört, wie vor dem Entſetzlichſten. — Winegg, es iſt mein ernſter Wille, daß die Sache zu Ende komme. Laſſen Sie nach jetziger Lage der Akten die Sentenz fällen und die Verbrecher ſo ſchnell als möglich der verdienten Strafe zuführen. — Leben Sie wohl, ſchöne Valentine, meine Pflicht iſt, die zu beſtrafen, welche Ihren Schlummer verkürzt haben;

üben Sie das Recht der Heiligen, *allen* Sündern zu verzeihen. (Ab mit dem Miniſter.)

Valentine (das Haupt auf das Sopha beugend). O mein Gott! mein Gott!

Prinzeß **Marie**

Prinzeß Marie (zur Seitenthür hereinſehend). Sind ſie fort? (Hereinkommend.) Mein erlauchter Valentin iſt ſcheu und verlegen, der Herr Miniſter ſieht aus wie eine Wetterwolke, und auch du, Valentine, haſt verweinte Augen, du arme Beſtohlene! (Lacht.)

Valentine (gepreßt). Durchlaucht ſind heut in froher Laune.

Marie (ſie liebkoſend). Nicht mehr, wenn es dich ſchmerzt. Aber ich muß lachen, wenn ich daran denke, *er* ein Spitzbube! (Lacht.) Es iſt zu abgeſchmackt.

Valentine. Wie meinen Sie das, Durchlaucht?

Marie. O Schelm, verſtelle dich nicht, du weißt das beſſer. (Sie auf das Sopha ziehend.) Sieh, Valentine, du und die Fürſtin Mutter und zu Zeiten mein ſehr gnädiger Couſin, ihr behandelt mich nur wie ein einfältiges Kind, aber ich bin klüger, als ihr meint.

Valentine (ungeduldig). Marie, du ſprichſt in Räthſeln.

Marie. Gut, ſo will ich dir vertrauen, was du gute, ſtolze Seele nicht weißt — (wichtig) der Gefangene iſt kein Dieb!

Valentine (mit erzwungener Ruhe). Und woher willſt du das wiſſen?

Marie. Aber das ſieht man ja beim erſten Blick. Wer ein ſo klares Auge hat, der ſtiehlt nicht.

Valentine. Der Schein trügt.

Marie. Hier nicht. Ich war in ſeiner Nähe ſo froh und ſicher, wie bei einem recht guten Menſchen. Valentine, wenn er mit mir ſprach, glaubte ich einen Bruder zu hören.

Valentine. Sein Zauber hat auch dich berückt.

Marie. Zuerſt wußte ich nicht, was ich aus ihm machen ſollte. Er iſt ſicher und leicht, aber nicht vornehm. Endlich merkte ich's, er iſt nicht, was er ſcheint.

Valentine. Prinzeß!

Marie. Es iſt gar kein Europäer, vielleicht ein indiſcher Prinz.

Valentine. Du dichteſt!

Marie. Denke dir, ſeine Haut iſt tättowirt!

Valentine (zuckt die Achſeln).

Marie. Er iſt tättowirt, er iſt ein Wilder. Er ſtreifte den Handſchuh von der Hand, und glaube mir, in ſeine Handfläche ſah ich deutlich mit ſeinen blauen Punkten eine Eidechſe gezeichnet.

Valentine. Solche Figuren zeichnen die Galeerenſklaven im Bagno auch.

Marie. Wie häßlich du biſt! — Er überreichte mir ſein Taſchenbuch, es roch nach dem neuen Parfum, das uns der Geſandte aus Paris geſchickt hat.

Valentine. Ein Zufall.

Marie (ſicher). Das iſt ein untrüglicher Beweis. Wer das Parfum gebraucht, gehört zu uns, das iſt ſicherer als eine Fürſtenkrone.

Valentine. Vielleicht iſt er ein Freund des Fabrikanten.

Marie. Pfui, Valentine, verſtelle dich nicht, es nützt dir nichts. (An ihrem Ohr.) Er liebt dich —

Valentine (erſchrocken aufſtehend). Durchlaucht!

Marie. Er liebt dich, er wollte Abſchied von dir nehmen, er war bei dir, als die Diebe einbrachen — o ich errathe Alles! (Sie umarmend.) Liebe, liebe Valentine, weine nicht, ich will ja dein Geheimniß ſtill im Herzen bewahren. Er iſt ſchön und edel, Valentine, liebſt du ihn?

Valentine (ſich an die Prinzeß lehnend). Ich fürchte mich vor ihm.

Marie. Sei ruhig, dann wirſt du ihm wohl auch gut ſein. — Nein, ängſtige dich nicht. Alle halten ihn für einen Verbrecher, nur ich nicht, ich weiß auch warum! (Valentine liebkoſend.) Sieh, Valentine, ſo biſt du recht — (leiſe) es war in dieſen Wochen etwas Geſpanntes zwiſchen uns, Valentine, ich war eiferſüchtig auf dich.

Valentine. Ach, Marie, ich hatte dir Grund dazu gegeben, verzeihe mir. (Küßt ihr die Hand.) Ich war in großer Gefahr, doch das iſt jetzt vorüber.

Marie. Seit er zu uns kam?

Valentine. Seit dem Tage.

Marie (froh). O ich wußte es, er iſt mein guter Engel! — Was willſt du jetzt thun, Valentine?

Valentine. An ihn denken, vielleicht — vor ihm entfliehen.

Marie. Und er?

Valentine. Er iſt glücklich, er hat jetzt ein Recht ſtolz zu ſein, denn er hat mir Alles geopfert.

Marie. Ja, um Alles wieder zu gewinnen, das iſt ſo Männerart.

Robert.

Robert (meldend). Herr Rath Müller.

Valentine. Was kann er wollen?

Robert. Er komme wegen des Diebſtahls.

Valentine. Ach! dieſe fürchterliche Unterſuchung! — Durchlaucht! Ich werde ihn annehmen müſſen.

Marie. Thue das, Valentine, aber ſchicke ihn ſchnell wieder fort, und höre, verſprich mir, dich zu ſchonen, ich habe die heutige Waſſerfahrt abſagen laſſen und will, wenn es dir lieb iſt, den Nachmittag auf deinem Tabouret als Krankenpflegerin zubringen.

Valentine (ſich auf ihre Hand beugend). Liebe Durchlaucht!

Marie (ſie auf die Wange küſſend). Auf Wiederſehen! (Bei dem eintretenden Müller, welcher ihr eine tiefe Verbeugung macht, vorbei, ab. — Robert ſetzt Stühle, ab.)

Müller.

Müller. Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich ſtöre, ich komme als Freund Georg Saalfelds.

Valentine (überraſcht). Sie kennen Herrn Saalfeld?

Müller. Seit ſeiner Jugend. Heute gegen Morgen dringt ſein Diener in mein Zimmer, überbringt mir die Papiere und werthvollſten Effekten ſeines Herrn und erzählt das Unglaubliche, ſein Herr ſei in Ihrer Wohnung verhaftet, des Diebſtahls überführt und geſtändig. Das Gerücht erfüllt bereits die Stadt, hier höre ich von allen Seiten die Beſtätigung. Bevor ich öffentliche Schritte thue, um dies entſetzliche Mißverſtändniß aufzuklären, fühlte ich mich verpflichtet, Sie aufzuſuchen, da ich die Ueberzeugung habe, daß Sie ſo wenig als ich an die Möglichkeit glauben, mein unglücklicher Freund könne ein niedriger Verbrecher ſein.

Valentine. Und wenn ich es nicht glaube?

Müller. Ich wußte es. In dieſem Falle erbitte ich mir Ihren Rath, welche Schritte ich thun und wie weit ich gehen darf, um ſo ſchnell als möglich die traurige Verwirrung zu löſen.

Valentine (nach einer Pauſe). Thun Sie, was Sie für Pflicht halten; geben Sie alle Aufſchlüſſe, welche Sie geben können, aber handeln Sie durchaus *ohne* mich.

Müller. Aber, gnädige Frau, Sie werden begreifen, daß nur Sie im Stande ſind, das ſeltſame Dunkel aufzuhellen.

Valentine. Ich? — und wenn ich nicht will?

Müller. Sie wollen nicht? Ein Mann fällt als Opfer unſeliger Verwickelungen, vielleicht, wenn ich recht ahne, als Opfer einer unerhörten Großmuth, und Sie könnten kalt, ſchweigend ſein Verderben anſehen, Sie, wahrſcheinlich die Urſache ſeines Leidens? — Wiſſen Sie, gnädige Frau, was auf dem Spiele ſteht? Die Freiheit, die Ehre eines Mannes.

Valentine (aufſtehend, mit Würde). Gegen die Ehre einer Frau!

Müller. Gegen *Ihre* Ehre, Madame.

Valentine (Stark). Wäre ich ein Mann, ſo würde dieſes Achſelzucken eines Schwächlings Ihr Tod; ich bin ein Weib und habe die bittere Tugend geübt, Verleumdung zu verachten. — An Sie, als den Freund eines edleren Mannes, aber noch ein Wort zur Warnung. Geſetzt, Ihr Freund wollte ein großes, unerhörtes Opfer bringen, welches Recht haben Sie, als dünkelhafter Vormund ihm hindernd in den Weg zu treten? Iſt er nicht ſtark, weiſe, kühn, wohl geeignet ſelbſt das Rechte zu finden? Haben Sie ein anderes Recht, als ihn zu beklagen, vielleicht zu bewundern? Und geſetzt, Ihr Freund brächte ein ſolches Opfer für eine Frau, ahnen Sie nicht, wie viel auch die Frau ihm ſchenken würde, *wenn* ſie das Opfer annähme? Wenn er für ein Weib Freiheit und Ehre hingiebt, ſo gewönne er dadurch ein heiliges Recht auf *ihre* Ehre und Freiheit und ſie hätte nichts mehr, was ſie einem ſolchen Manne verſagen dürfte. — Was ich zu thun gedenke, bleibt zwiſchen mir und meinem Gott, Ihnen aber, mein Herr, rathe ich, den Willen des Dulders zu ehren. (Beide zu verſchiedenen Seiten ab.)

Zweite Scene.

Gefängniß. — Ein Schemel. Zur Seite oben ein Gitterfenſter.

Georg mit Ketten. Der Zigeuner. Schließer.

Schließer. Tretet ein, ihr Galgenvögel, ich gehe dem da (auf den Zigeuner weiſend) ſeine Zelle ſäubern.

Zigeuner. Wo komm' ich hin?

Schließer. In den Thurm. (Ab.)

Zigeuner. Verflucht, dort ſind Ratten. Das dank' ich dir, du Schuft.

Georg (der ſich auf den Schemel geſetzt, launig). Mir, würdiger Mann? Da thuſt du dir ſehr Unrecht. Die Ratten und die Raben ſind von je eine läſtige Zugabe bei deiner Kunſt.

Zigeuner. Deiner? Haſt du nicht auch geſtohlen, du Schuft?

Georg. Höre, mein Freund, ich erſuche dich um Höflichkeit. Wir ſind jetzt zwei Kaſtanien in einer Schale und die Schale iſt ſehr enge; wenn du dich ungeberdig ſtellſt, wird ſie für uns beide zu klein.

Zigeuner. So ſpringe doch hinaus, du glatter Taugenichts, dort iſt die Thür, hahaha!

Georg. Ich weiß ein beſſeres Mittel, ich werde dir mit deinem eigenen Halstuch den Mund zubinden.

Zigeuner. Das probir' einmal.

Georg. Denke an die Fauſt, die dich zu Boden ſchlug! (Bei Seite.) Man wird ordentlich ein Renommiſt unter dem Geſindel.

Zigeuner (drohend). Den Schlag ſollſt du mir noch bezahlen.

Georg. Das werde ich auch. Vergiß nicht, daß dir Geld geboten iſt, wenn du vor Gericht gerade ſo ausſagſt, wie ich's verlange.

Zigeuner. Aber wann ſoll ich's haben?

Georg. In drei Tagen. Erhältſt du die Summe nicht, ſo magſt du erzählen, was du willſt, obwohl du recht gut weißt, daß dir das nicht helfen wird.

Zigeuner. Gut, drei Tage will ich warten.

Georg. Und wozu willſt du das Geld in deinem Gefängniß?

Zigeuner. Das iſt meine Sorge. Geld iſt überall gut, im Gefängniß gilt's doppelt. — Aber wo willſt du's hernehmen?

Georg. Das iſt meine Sorge.

Zigeuner. Und weshalb biſt du ſo hitzig, mein Kamerad zu werden?

Georg. Das brauchſt du nicht zu wiſſen. Keinenfalls, um das Vergnügen deiner Geſellſchaft zu genießen, du biſt ſehr unintereſſant.

Schließer.

Schließer (zum Zigeuner). Fort mit dir, deine Zelle iſt bereit.

Zigeuner. Lieber bei den Ratten als bei dieſem.

(Ab mit dem Schließer.)

Georg (ihm nachſehend). An dem iſt wirklich nicht viel.

Benjamin. Schließer.

Benjamin (eintretend). Was? In Ketten? (Zornig.) Wie könnt ihr ihn in Ketten legen? Das iſt ungerecht, das iſt ungeſetzlich! Er hat ja Alles geſtanden wie ein Lamm, und ihr unterſteht euch, ihn zu ſchließen? Das iſt nichtswürdig, das iſt Tyrannei, das iſt gegen die Criminalordnung! Meint ihr, daß ich das Geſetz nicht kenne?

Schließer. Halt's Maul, Benjamin, oder ich werfe dich hinaus! (Ab.)

Benjamin (ihm nachrufend). Es iſt ungeſetzlich! — (Geht an die Ketten, befühlt ſie, verächtlich.) Die Schafsköpfe! Es incommodirt ſehr wenig, Ew. Gnaden, ein Hieb und die ganze Geſchichte fällt ab. Es ſind große Schafsköpfe und das nennen ſie ſchließen! Es iſt lächerlich, mit ſolchem Bindfaden einen Mann wie Ew. Gnaden feſthalten zu wollen.

Georg (lachend). Das meine ich auch, Benjamin! Aber weshalb geriethſt du ſo in Zorn?

Benjamin (ſchlau). Es war nur, Ew. Gnaden, man muß ſich der Polizei gegenüber nichts von ſeinem Rechte vergeben, das Volk nimmt ſich ſonſt zu viel Freiheiten heraus.

Georg. Du haſt Recht, Benjamin. Jetzt aber ſage mir, wie biſt du hereingekommen?

Benjamin. Der Schließer iſt ein alter Freund von mir und ich war Beſitzer eines Louisd'ors von Ew. Gnaden.

Georg. Und den haſt du für mich ausgegeben! — Und was verſchafft mir die Ehre deines Beſuches?

Benjamin (feierlich). Ew. Gnaden, die drei Tage ſind um, unſer Contract iſt zu Ende.

Georg. Und du haſt die Luſt verloren, ehrlich zu ſein?

Benjamin. Hm! Mit der Ehrlichkeit war das eine eigene Sache. Sonſt mauſte ich, heut vor Gericht mußte ich auf Ew. Gnaden Befehl lügen.

Georg (aufſtehend). Der Vorwurf iſt gerecht, Benjamin, und es thut mir um deinetwillen ſehr leid, daß es ſo ſein mußte.

Benjamin. O machen ſich Ew. Gnaden darüber keine Sorge! — Ach, Sie ſind ſo gütig gegen mich, und ich bin's doch eigentlich geweſen, der Sie ins Unglück gebracht hat.

Georg. Ja, du haſt laut genug geſchrien.

Benjamin. Wie ein Eſel, Ew. Gnaden, wie ein unerhörter Eſel. — Aber habe ich heute vor Gericht meine Sache nicht gut gemacht?

Georg. Vortrefflich. Du warſt der ſchlaueſte Teufel, der je vor einem grünen Tiſche ſtand.

Benjamin. Ew. Gnaden ſind ſehr gütig. Der Harfner iſt ungeſehen entſprungen, und Niemand denkt an ihn, da Ew. Gnaden ſtatt ſeiner eingetreten ſind.

Georg. Und ſonſt ſteht Alles gut?

Benjamin. Sehr gut. Der ganzen Reſidenz und den umliegenden Dörfern ſtehen die Haare zu Berge über Ew. Gnaden Nichtswürdigkeit.

Georg. Gut. Aber meine Papiere, meine Wohnung, ſie ſind durchſucht?

Benjamin. Ja, aber das Neſt war bereits ausgenommen.

Georg. Wie?

Benjamin. Heut früh um vier Uhr trug ich Ihre Papiere und Effekten zu Herrn Rath Müller. Er verſiegelte ſie in meiner Gegenwart.

Georg. Benjamin, du biſt unbezahlbar. Jetzt ſind wir ſicher.

Benjamin. Ja, Ew. Gnaden, fünf bis ſechs Jahre Zuchthaus ſind ſicher, oder waren Ew. Gnaden bereits anderweitig in Unterſuchung?

Georg (lächelnd). Ich fürchte faſt, Benjamin.

Benjamin (eine Priſe nehmend, bedächtig). Da können es bis fünfzehn Jahre werden, Ew. Gnaden.

Georg. Das müſſen wir abwarten. Jetzt aber zu dir, armer Schelm.

Benjamin (bei Seite). Er nennt mich einen armen Schelm, und ich bin frei, er aber ſitzt auf fünfzehn Jahre in Eiſen!

Georg. Ich meine es gut mit dir, du zeigteſt Verſtand, gute Laune, ein rohes Ehrgefühl, vielleicht ein zugängliches Herz. (Herzlich.) Benjamin, um deinetwillen thut mir's leid, daß ich gefangen bin. Reich' mir die Hand, mein Freund, und gehe, ich fürchte, ich muß dich aufgeben.

Benjamin. Aber ich gedenke Sie nicht aufzugeben. — (Zögernd.) Ew. Gnaden, könnten wir den Contract nicht erneuern?

Georg. Benjamin, du willſt meinem Leben folgen?

Benjamin. Durch dick und dünn.

Georg. Und deine Kunſt aufgeben?

Benjamin. Seit Ew. Gnaden hineingepfuſcht haben, habe ich keine Luſt mehr dazu. Die zwei Tage Ehrlichkeit haben mich zurückgebracht, am dritten beging ich die größte Dummheit meines Lebens, das muß gut gemacht werden.

Georg. Siehſt du, Teufel, dieſe Seele werde ich dir abgewinnen! — Es iſt gut, Benjamin, du bleibſt in meinem Dienſt. Geh zum Rath Müller, laß dir geben, daß du zu leben haſt, bis ich frei werde, und ſage ihm, er ſolle ſchweigen, wenn er mich liebt.

Benjamin. Ich gehorche. Es raſſelt am Schloſſe, der

Polizeimann behorcht uns — (mit Bedeutung) Haben mir Ew. Gnaden nichts mehr zu ſagen?

Georg. Daß du vorſichtig ſein wirſt, weiß ich.

Benjamin. Sonſt nichts? Soll ich denn die fünfzehn Jahre Zuchthaus abwarten, bevor ich die Freude habe, Ihren Rock auszubürſten?

Georg. Nein! Höre, ich muß vor dem Gericht und vor den Menſchen ein Dieb bleiben, aber es iſt nicht nöthig, daß ich fünfzehn Jahre deinen angenehmen Umgang entbehre. Wann geht heut der Mond auf?

Benjamin. Nach Mitternacht.

Georg. Und wann ſollſt du vor Gericht deine Ausſagen beſchwören?

Benjamin. In drei Tagen.

Georg. Gut. Das ſoll vermieden werden. In zwei Tagen will ich frei ſein, dort hinaus (auf das Fenſter deutend), oder wenn ich in der Zeit transportirt werde, auf dem Marſche. Du wirſt mich begleiten.

Benjamin. Schön, in zwei Tagen. Verlaſſen ſich Ew. Gnaden ganz auf mich. Es iſt gar keine Ehre dabei, aus ſolch lumpigem Gefängniſſe auszubrechen.

Schließer.

Schließer (kommt). Fort mit dir, Schurke, es kommt Beſuch, es koſtet mich mein Amt, wenn ſie dich hier finden.

Benjamin. Na, na, immer ruhig und anſtändig, Herr Polizeimann. — Bonjour, Gefangener. (Wird hinausgezogen.)

Georg. Lebe wohl, du treuer Mann. (Es raſſelt.) Schon wieder Geräuſch, dies Gefängniß iſt offenbar nicht nach dem pennſylvaniſchen Syſtem eingerichtet.

Miniſter. Schließer.

Miniſter. Laſſen Sie mich mit dem Gefangenen allein.

Georg. Himmel, mein Oheim!

Miniſter (verwundert, ſtrenge). Sehen Sie mir ins Geſicht!

Georg (ſieht ihn an. Pauſe).

Miniſter (auf den Schemel ſinkend). Gerechter Gott, er iſt es!

Georg (bei Seite). Er dauert mich, er iſt alt geworden. (Ruhig.) Was führt Sie in mein Gefängniß?

Miniſter. Kennen Sie mich?

Georg. Vielleicht.

Miniſter. Kommen dieſe Zeilen von Ihnen? (Gibt ihm das Billet Valentinens.)

Georg (das Billet nehmend). Nein. (Bei Seite.) Es iſt von Valentine, was bedeutet das Billet?

Miniſter. Unglücklicher, verworfener Menſch, mußte es ſo weit mit dir kommen?

Georg (für ſich). Sie geht auf meinen Plan ein und will durch den Oheim meine Flucht befördern. Dank, Valentine!

Miniſter. Ein Verbrecher ohne Scham, ein gemeiner Schurke, ein Räuber!

Georg (ruhig). Georg Winegg liegt als Räuber in Ketten. Einſt war er eine Waiſe, hatte keinen Beſchützer als den Bruder ſeines Vaters. Ich könnte jetzt fragen, was hat der Oheim gethan, ſeinen Neffen vor dem Fall zu bewahren? Er hat den heißblütigen Jüngling feindſelig mit den Waffen eines ſtrengen Geſetzes verfolgt, hat ihn wegen einer Knabenthorheit aus dem Lande geworfen, einen Jüngling, ohne Erfahrung, ohne Schutz, vielleicht ohne Grundſätze. Was flucht jetzt der Oheim, wenn ſein Neffe ein Schurke geworden iſt? Aber Ihr Schmerz dauert mich, Sie ſind ein Greis, Ihr Antlitz trägt die Züge meines todten Vaters und ſo ſpreche ich: Jede Schuld, die Sie vielleicht an meinem Leben haben, verzeihe ich Ihnen von Herzen.

Miniſter. Welche Sprache! (Aufſtehend, kalt.) In Ihren Worten iſt eine traurige Wahrheit und ich nehme es als verdiente Strafe, daß ſie mir aus dem Munde eines Verbrechers kommen. Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Diener ſeines

Monarchen, der zum Verwalter geſetzt iſt über ein ganzes Land, höhere Pflichten hat, als die Sorge um ſeine Angehörigen.

Georg. Ein guter Menſch hätte das Nothwendige mit weinendem Auge gethan, Sie thaten es kalt, feindſelig, drohend.

Miniſter. Meine Ehre ſtand auf dem Spiel, der Ruf eines langen, pflichtgetreuen Lebens, das Vertrauen meines Fürſten. Ich mußte in einer argwöhniſchen Zeit ſtrenge gegen Sie ſein, wenn ich mich nicht ſelbſt in Verdacht bringen wollte.

Georg. So war es. Sie opferten mich dem, was Sie Ihre Ehre nennen. Aber laſſen wir das. Sie haben mich beſucht, mein Oheim, das zeugt von neuer Sorge für Ihren Namen, vielleicht von Mitgefühl für mich. Meine Zukunft kümmere Sie ſo wenig, als meine Vergangenheit, ich gebe Ihnen freiwillig das Verſprechen, nie zu verrathen, daß ich Ihren Namen trage. Nur zwei Menſchen in dieſem Lande kennen meine Herkunft, und ich ſtehe für beide, wie für mich ſelbſt.

Miniſter. Und wer biſt du, unerklärlicher Menſch, der das Auge eines Ehrenmannes hat und ein niedriges Laſter auf ſeiner Zunge? Wer biſt du, der du den Stolz haſt, einen Greis zu beklagen? Georg, du biſt kein Dieb.

Georg (kalt). Vielleicht nur ein praktiſcher Philoſoph. Ihre Geſetze haben mich zu Tode gehetzt wie einen reißenden Wolf, welche Pflicht hätte ich, Ihre Geſetze zu ehren? — Und jetzt, mein Oheim, vergeſſen Sie, unter welchen Verhältniſſen wir einander wiederſahen, laſſen Sie mich die wenigen Augenblicke, wo unſere verſchiedenen Wege einander kreuzen, mit einer Frage an Ihr Leben ſchließen: Bruder meines Vaters, ſind Sie glücklich?

Miniſter (düſter). Ich bin alt, mein Haus iſt öde.

Georg. Und Ihr Bewußtſein?

Miniſter. Ich habe dem Wohle meines Fürſten mein Leben geopfert und genieße ſein Vertrauen.

Georg. Und wie dankt Ihnen das Volk, welches Sie regieren?

Miniſter. Es wird mir fremd, ich ſtehe allein.

Georg. Armer, armer Mann!

Miniſter. Einſt las ich in fremder Zeitung von einem Winegg, der in einem anderen Welttheile für das Leben neuer Völker kämpfte. Der war ein Soldat und Staatsmann und diente ſeinem Götzen, der Freiheit, wenigſtens männlich und mit gutem Rufe. — Man nannte ihn brav und tüchtig. Als ich das las, dachte ich an meinen Neffen und auf das Zeitungsblatt fiel die Thräne eines alten Mannes.

Georg. Hilf mir, Valentine! (Kalt.) Ew. Excellenz vergeſſen das rothe Etui.

Miniſter. O Gott! — Und dennoch, wenn ich dieſe feſten Züge, die freie Haltung eines Mannes anſehe, ſo tritt das Bild meines Bruders vor meine Seele und ruft: Der Mann iſt kein Dieb, er hat unſern Namen nicht an den Galgen geſchlagen.

Georg (finſter, für ſich). Er muß mich ſchuldig glauben, ſonſt iſt die Geliebte verloren. Sendet mir eine Lüge, ihr Himmliſchen! — Ha, es wird ihn tröſten, wenn ich kein gewöhnlicher Schurke bin.

Miniſter. Georg, haſt du kein Wort für mich, dies Räthſel zu löſen?

Georg (kurz, abgebrochen). Ihr Souverän beabſichtigt einen Handelsvertrag mit dem größten Ihrer Nachbarſtaaten.

Miniſter. Was ſoll das hier? Es iſt ein Geheimniß, das nur Wenige theilen.

Georg. Dieſer Vertrag würde, falls er zu Stande käme, die Intereſſen der großen Macht, der ich jetzt angehöre, auf das tiefſte verletzen.

Miniſter. Das iſt wahr, aber woher —

Georg. Die Verhandlung wird mit der größten Heimlichkeit und Zartheit betrieben, und das iſt gut, denn unſer

Gold klingt auch an dieſem Hofe. — Sie hat ſich in eine Privatcorreſpondenz der Baronin Geldern mit einer erlauchten Dame des Nachbarlandes gehüllt.

Miniſter. Wahr, welcher Dämon hat Ihnen —

Georg (bei Seite). Dank, Valentine! — Dieſe Correſpondenz um jeden Preis zu erhalten, iſt der eifrige Wunſch unſeres Premierminiſters.

Miniſter (unruhig). Das iſt zu fürchten, allerdings.

Georg. Die Baronin ſelbſt habe ich jeder Verſuchung unzugänglich gefunden — die Copien dieſer Briefe aber liegen in dem Bureau der Baronin, und das Bureau ſteht in demſelben Pavillon, welchen ſie bewohnt.

Miniſter. Weiter, weiter!

Georg. Ich bin zu Ende.

Miniſter. Und die Diamanten? Und der Mitgefangene?

Georg. Nothbehelf! Ein politiſcher Diebſtahl verſteckte ſich hinter eine Armeſünderthat.

Miniſter. Iſt es wahrſcheinlich? Iſt es nur möglich? Und doch, ſchon ſeine Bekanntſchaft mit dem Geheimniß iſt ein ſicherer Beweis. Unglücklicher Thor! Spion und Opfer einer rückſichtsloſen Politik, was wird Ihr Loos ſein?

Georg. Ich bleibe ein Dieb, bis ich vergeſſen bin.

Miniſter. Wir ſind zu Ende. Ich verſpreche, das dunkle Geheimniß zu bewahren, und verſage Ihnen mein Mitleid nicht, aber ich bin Ihnen fremd von heute ab. — Kann ich noch etwas für Sie thun?

Georg (mit einem Blick auf das Fenſter). Laſſen Excellenz mich noch zwei Tage in dieſem Gefängniß.

Miniſter (nach einer Pauſe). Es ſei! (An der Thür.) Wenn Sie jenſeit der See ſind, ſenden Sie mir Nachricht.

Georg. Ich werde ſie ſenden. (Miniſter ab.) Es iſt hart, einen Mann mit weißem Haar zu belügen, doch zur Hälfte iſt er beruhigt, daß ich nur ein diplomatiſcher Gauner bin.

Fahr' wohl, mein Oheim! — Triumph, es iſt gelungen, ſie ſind alle auf falſcher Fährte. Meiner Treu, ihr Herren, ich hätte nicht gedacht, daß man ſo leicht ein überführter Schuft werden könnte. — Und Valentine? — Jetzt iſt ſie noch überraſcht und betäubt, indeß verſchwinde ich ſtill und geräuſchlos, die Sache wird vergeſſen und ſie bleibt ungefährdet im ſichern Genuß ihres Lebens. — Ah, die Gitterſtäbe färben ſich goldgelb, es muß draußen ein ſchöner Sonnenuntergang ſein. (Setzt ſich auf den Schemel, ſingt leiſe vor ſich hin und klirrt zum Refrain mit der Kette.)

(Die Thür öffnet ſich während des Geſanges. — **Valentine** tritt herein, betrachtet den Sitzenden gerührt, endlich legt ſie die Hand auf ſeine Schulter und weint.)

Georg (leiſe und innig). Valentine!

Valentine. Mein lieber Freund! (Stützt ihr Haupt auf das ſeine und weint. Nach einer Pauſe.) Saalfeld, was haben Sie gethan?

Georg. Das Nothwendige. — Weinen Sie nicht, ich bin nicht unglücklich.

Valentine. Aber ich bin es, Ihr Opfer drückt mich zu Boden.

Georg. Muth, meine Freundin! Was Sie ein Opfer nennen, iſt für mich nichts, als ein Tag wilden Humors aus meinem bunten Leben, ein vorüberziehendes Bild mit neblichten Geſtalten, aus denen nur eine hell in meiner Erinnerung ſtehen ſoll. — Es war eine phantaſtiſche Laune, mich als Herrn Saalfeld in meiner Heimat auftreten zu laſſen, ich mache jetzt dem Leſepublikum einiger deutſchen Leihbibliotheken das Vergnügen, ein intereſſanter Spitzbube zu werden. Das iſt Alles. Die Buchhändler werden mir's danken, denn ich werde der Held einiger modernen Diebsromane werden. Was iſt dabei Gefährliches? Ich werfe von heute den Namen Saalfeld ab, wie ein Kleid, das durch einen Schmutzfleck beſchädigt iſt, und ſchwimme als Georg Winegg in dem großen Strome unſeres Jahrhunderts rüſtig weiter. So iſt, was Sie ein Opfer nennen, für mich keines.

Valentine. Nein, mein Freund, ſo täuſchen Sie mich nicht. — Und was ſoll zwiſchen uns beiden werden?

Georg. Trennung. — O das iſt das Einzige, was ich zu ertragen zittere.

Valentine. Trennung!

Georg. Ja, Trennung — für immer.

Valentine. Und was wird aus mir werden, wenn ich hier zurückbleibe, eine untilgbare Schuld gegen Sie in meinem Gedächtniß, unter Verhältniſſen, die mir von jetzt ab hohl, unwürdig, haſſenswerth ſind?

Georg. Sie werden an mich denken, vielleicht mich lieben. Sie werden durch den Gedanken an den fernen Freund den Muth gewinnen, Ihrer erlauchten Freundin einen Gemahl zu geben. Dann, Valentine, verlaſſen Sie den Hof, reiſen Sie; in Italien finden Sie bei der Lady ein großes Herz und friſches Leben. Ich habe, jetzt kann ich es Ihnen geſtehen, der Freundin in Syrakus verſprochen, Sie von hier fort zu ziehen und zu ihr zu führen; ſagen Sie dort, ich ſendete Sie als meine Schweſter, als die Schweſter Georg Saalfelds.

Valentine. Und ſoll ich bei der Freundin nicht auch Sie wiederſehen?

Georg (das Haupt ſchüttelnd). Ich heiße dort Saalfeld, der Mann muß verſchwinden.

Valentine. O Gott! — Und was wird aus Ihnen, edler, uneigennütziger Mann?

Georg (ihre Hand faſſend und nach oben zeigend). Ich verſchwinde. — Wie jetzt der letzte Sonnenſtrahl von den Gitterſtäben ſcheidet, ſo ſcheide ich ſtill und flüchtig. Wenn der Strahl von heute ab zum zweitenmale dort ausgelöſcht iſt, folge ich ihm. Mein Pfad iſt geebnet, ich habe einen treuen Kobold in meinem Sold, der ſoll mich unter ſeinem Mantel forttragen.

Valentine. Und wohin gehen Sie?

Georg. Der Sonne nach; hier geht ſie unter, den Völkern im Weſten geht ſie auf. Ich gehe nach dem Weſten.

Valentine (ſchmerzlich). Nach Amerika!

Georg. In das Land meiner Wahl.

Valentine (gefaßt). Ich weiß genug, um Sie zu bewundern und mein Loos zu beklagen. Jetzt, Saalfeld, bevor wir ſcheiden, antworten Sie mir auf meine letzte Frage, wahr und vollſtändig. Geloben Sie mir das?

Georg. Ich gelobe.

Valentine. Wie hoch ſchätzen Sie das, was die Menſchen den guten Ruf einer Frau nennen?

Georg (wendet ſich ab).

Valentine. Ich fordere Antwort.

Georg. Guter Ruf iſt ein ſchöner Schmuck, ich halte es für ein Unglück ihn zu verlieren.

Valentine. Sie weichen mir aus. So laſſen Sie mich ſagen, was Sie ſelbſt denken, was ich in den bittern Stunden dieſes Tages gefühlt habe. Der gute Ruf eines Weibes iſt nicht ihre Ehre. Er iſt ein Schild, welches nur die Alltäglichkeit bedeckt, ein goldener Schutz der großen verſtändigen Mittelmäßigkeit; wer ſein Haupt höher trägt, als Andere, dem wird er angegriffen, beſchmutzt, zerſchlagen, ſo gut, wie der Verworfenen, welche unter die Mittelmäßigkeit herabſinkt. — Was iſt das für ein Gut, welches mir jeder fremde Mund, jede Bosheit oder Schwäche eines Thoren rauben kann? — Saalfeld, es lohnt nicht, daß ſich ein Mann für dieſen kläglichen Schmuck eines ſchwachen Weibes opfere. —

Georg (vorwurfsvoll). Valentine!

Valentine (leidenſchaftlich). In der erſten Stunde, wo wir uns ſahen, hat ſich ein ſtilles Band zwiſchen uns gewoben. Ich frug mich, wie kam das? Weil wir beide, Sie der Mann aus dem Volke und ich die Ariſtokratin, zu dem großen, ſtillen Bunde gehören, welcher die nach Freiheit und Selbſtgefühl ringenden Geiſter unſerer Zeit vereinigt. In dem Bunde ſtehen alle, welche ein Schmuck unſerer Zeit ſind, die Krieger, Propheten und Dulder für die Zukunft. In dem Herzen dieſer Mitgenoſſen ſollen wir leben; von ihnen verſtanden und geliebt zu werden, das allein ſoll unſer Ehrgeiz ſein.

Georg. Ja, Valentine, ſo iſt es.

Valentine. Was die große Menge in dem Gewirr des Tages urtheilt, darf uns nicht irren, denn, mein Freund, ſie muß uns endlich doch folgen, wir ziehen ſie unwiderſtehlich mit uns fort. Und ſehen Sie, wenn ich unſere Stellung, Ihr Opfer vor den Richterſtuhl der edelſten und größten Herzen unſerer Zeit bringe, ſo ſtehen wir nicht gleich. Vor den ſtillen Richtern konnte ich auch ohne Ihr Opfer nichts verlieren. Was hätte ich gethan, wenn ich den Mann meiner Liebe bei mir aufnahm? Ich hatte kein Unrecht begangen. Was haben Sie gethan? Sie haben, um mir ein Erröthen zu erſparen, wegen deſſen ich mir jetzt zürne, Ihr Leben geopfert, das Sie Ihrer Zeit ſchuldig ſind. — Sie haben unrecht gethan, mein Freund!

Georg. Sie demüthigen mich. Wohlan, wäre ich ein Bürger dieſes Landes, der ſeinen ehrlichen Namen braucht, um menſchlich mit Menſchen leben zu können, ſo möchten Sie Recht haben. Ich aber bin frei, ich fliege wie der Vogel dorthin, wo mich die Natur willkommen heißt. Ich ſuche meine Pflichten als ein neuer Menſch in der Fremde.

Valentine. Sie wollen mich täuſchen, Saalfeld, mir das Furchtbare verhüllen. Auf Ihren Tagen liegt ein Fluch von jetzt ab, den keine Weisheit und Stärke abwälzen kann. Jeder fremde Wanderer, jedes Zeitungsblatt aus dieſem Lande kann Sie verrathen; Ihr Fahrzeug wird zerſchellen in einem Kampf gegen die tückiſchen Wellen des Gerüchtes.

Georg. Meine Freundin, es iſt weit nach Amerika. Und wenn jemals die Lüge dieſer Tage meine Zukunft umſchwirrt, ſo tauche ich mich luſtig in das Wellengras der Prairien und eile nach der Hütte meiner rothen Freunde, mit denen ich einſt den wilden Stier jagte. Ich bin Jäger eines Indianerſtammes und trage ſein Zeichen. Dort fand ich meine erſte Heimat, als mich das Vaterland ausſtieß; dort ſoll meine letzte ſein. Der alte Häuptling nennt mich ſeinen Sohn, zu ihm will ich ſprechen: Mein Vater, dort im Oſten ſtieg ich in die Hütte eines Weibes, man fing mich, und ihr drohte die Schande; da ſteckte ich die bunten Muſcheln ihres Ohres in meinen Gürtel und wurde ein Dieb um ihrer Ehre willen. Dann wird der Alte mir das bunte Baumwollenhemd ſeines Stammes reichen und ſprechen: Mein Sohn hat das Weib geliebt, mein Sohn hat recht gethan.

Valentine. Nein, nein! der alte Häuptling wird fragen: und hat das Weib geſchwiegen, als ein Krieger um ihretwillen ſeinen Rücken der Peitſche darbot?

Georg (vor ihr knieend). Ich forderte das Schweigen von ihr, zum Beweis, daß ſie mich liebe; da hat ſie geweint, aber ſie hat mir gehorcht, denn ſie hat mich geliebt.

Valentine. Thut ſie das, mein Freund? O Männer, ihr ſeid Tyrannen, ſelbſt da, wo ihr für uns duldet. — Ich verſpreche Ihnen, nur das zu thun, was Sie ſelbſt loben werden — (ſich zu ihm beugend). Georg, ich nahm Ihnen geſtern die Schärpe, welche Sie mir geraubt hatten; jetzt bringe ich ſie Ihnen zurück, es hängen heiße Thränen daran. (Zieht die Schärpe hervor.) Und ſo weihe ich Sie hier zu meinem Valentin, dienen Sie mir, dulden Sie für mich. (Küßt ihn auf die Stirn.)

Georg (ſich über ihre Hand beugend). Dank, Valentine!

Valentine. Lebe wohl! (Indem ſie ſich zum Abgang wendet, fällt der Vorhang raſch.)

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Gartenſalon der Baronin.

Valentine (am Tiſche, unter Papieren ordnend). **Robert** (in der Nähe der Thür). **Johanna** (auf der andern Seite in einem Karton ſuchend).

Johanna. Was befehlen Sie in das Haar, Blumen oder einen Aufſatz?

Valentine (bleich, ruhig). Nichts, Johanna. — (Zu Robert.) Haben Sie meine Briefe an die Herrſchaft beſorgt?

Robert. Zu Befehl, gnädige Frau. Ihro Durchlaucht, Prinzeß Marie, hatten die Gnade, mir ſelbſt das Billet abzunehmen und zu ſagen, Hochdieſelben würden die Antwort in Perſon bringen. Der Herr Miniſter arbeiteten bei Seiner Durchlaucht.

Valentine. Sie haben Herrn Lieutenant von Stolpe erſucht, mir ſeinen Beſuch zu gönnen?

Robert. Der Herr Lieutenant werden ſich die Ehre geben.

Valentine. Sind meine Koffer gepackt?

Robert. Sie ſind es, gnädige Frau.

Valentine. Es iſt gut. Robert, verbrennen Sie dieſe Papiere.

Robert (ab).

Johanna. Hier, gnädige Frau, das Ordenskreuz.

Valentine. Lege es dort auf den Tiſch.

Johanna (das rothe Etui bringend). Hier ſind die diamantenen Ohrringe.

Valentine. Hinweg mit ihnen! Sie brennen mich in die Augen.

Johanna (faſt weinend). Kein Band, keinen Schmuck! Ach liebe, gnädige Frau, Sie ſehen ja aus wie eine Totenbraut.

Robert (der hereingekommen und es gehört, zuckt zuſammen). Es iſt Sünde, ſo etwas zu ſagen.

Valentine. Meinſt du? Geh, Johanna, nimm den Schmuck mit dir.

Robert. Im Vorzimmer ſteht ein Mann von verdächtigem Ausſehen, er wünſcht die gnädige Frau zu ſprechen.

Valentine. Ich bin beſchäftigt; iſt es ein Bittender, ſo gieb ihm.

Robert. Er läßt ſich nicht abweiſen und meint, er wolle diesmal nichts nehmen, er bringe etwas.

Valentine. Laß ihn herein.

Benjamin (im Coſtüm des erſten Actes).

Benjamin (mit vielen Kratzfüßen). Unterthänigen guten Morgen, Ihro Gnaden!

Valentine. Was wünſchen Sie?

Benjamin (ſich wieder verneigend). Ich bitte, Ihro Gnaden, unter vier Augen.

Valentine. Verlaß uns, Robert.

Benjamin (ruft dem Abgehenden zu, auf ſeine Füße ſehend). Der Herr wird die linke Schuhſchnalle verlieren, ſie ſcheint gutes Silber zu ſein.

Robert (ab).

Valentine. Wer ſind Sie?

Benjamin (ſich verneigend). Ihro Gnaden — mit Reſpect zu ſagen, Spitzbube.

Valentine (tritt einen Schritt zurück).

Benjamin. Belieben ſich Ihro Gnaden nicht zu erſchrecken; ich habe gegenwärtig, bis auf weiteres, dieſe Beſchäftigung aufgegeben, ich bin jetzt nur Bedienter, Bedienter des Herrn Saalfeld, wenn Ihro Gnaden nichts dagegen haben.

Valentine. Sie? und was führt Sie zu mir?

Benjamin (demüthig). Ihro Gnaden müſſen mir erlauben, Ihnen das zu entwickeln. (Er zieht ein buntes Taſchentuch hervor und rollt es auseinander, ein Brot liegt darin.) Ich gebe mir die Ehre, Ihro

Gnaden dieſes Weißbrot zu präſentiren. In dieſem Brot ſind einige Kleinigkeiten eingebacken. Zuerſt eine Uhrfederſäge, dann 15 Ellen ſchmales Hanfband mit Draht durchflochten und endlich ein Meſſer. Mit der Uhrfederſäge wird er die Eiſenſtäbe durchſägen, an der Schnur wird er ſich herablaſſen und (mit einer Pantomime und entſchuldigenden Verbeugung) das Meſſer iſt nur für den Nothfall.

Valentine (das Brot heftig zurückweiſend). Und wie kommen Sie dazu, mich zur Vertrauten Ihres wilden Beginnens zu machen?

Benjamin. Zürnen Ihro Gnaden nicht, nur die höchſte Noth hat mich dazu getrieben. Geſtern gelang es mir, zu meinem Herrn ins Gefängniß zu dringen. Er ſprach zu mir: In zwei Tagen will ich frei ſein, mein Freund. (Geſchmeichelt.) Er nennt mich nämlich ſeinen Freund, wenn er bei guter Laune iſt. Ich ſage darauf: Wie Euer Gnaden befehlen; gehe zum Trödler, verkaufe meinen Livreerock und kaufe die Säge, flechte die Schnur, laſſe heute Nacht durch die Amſel — eine Freundin von mir — das Brot backen und will ihm heut früh die Kleinigkeit zuſtecken. Da will mich der Polizeimann nicht hineinlaſſen, wird ſehr grob, verleugnet alte Freundſchaft und ſagt: große Strenge ſei Befehl und es würde ihm das Amt koſten. Da dachte ich in meiner Angſt an Ihro Gnaden.

Valentine. Noch einmal, warum wenden Sie ſich gerade an mich?

Benjamin. Geſtern in der Dämmerung lag ich vor dem Gefängniß auf der Lauer, da ſah ich eine verhüllte Frau mit einem Diener hineingehen und nach kurzer Zeit wieder herauskommen; ich folgte ihr, ſie ging in dieſes Haus. Nun dachte ich, es ſei vielleicht eine von Ihro Gnaden Frauen geweſen, die noch etwas mit meinem armen Herrn zu ſprechen hatte, weil er doch hier bei Hofe beſchäftigt war. Und da meinte ich, Ihro Gnaden würden vielleicht ſo barmherzig ſein und unter Ihren Frauen nachfragen laſſen und dieſer Frau geſtatten, daß ſie mein Brot in einem Korbe mit Speiſen zu dem Gefangenen trüge.

Valentine. Und Sie haben die verhüllte Frau nicht erkannt?

Benjamin (bittend). Ihr Geſicht war nicht zu ſehen, es war dunkel.

Valentine. Und Sie wiſſen nicht, wer die Frau war?

Benjamin. Ich kann es Ihro Gnaden leider nicht ſagen.

Valentine (ihn fixirend). Ich aber habe Ihr Geſicht ſchon geſehen, Sie ſtehen nicht zum erſten Male auf dieſer Stelle.

Benjamin (erſchrickt — faßt ſich). Ihro Gnaden, — ich verſtehe nicht, was Ihro Gnaden meinen.

Valentine. Sie hielten die Hand des Gefangenen — auf ſeinen Befehl.

Benjamin (ſehr verwundert). Ich verſtehe Ihro Gnaden durchaus nicht.

Valentine. Ein Verbrecher und doch treu und zartfühlend.

Benjamin. Ihro Gnaden, ich bin nur treu auf Accord, und in Polizeiſachen iſt unſer einer immer zartfühlend.

Valentine. Wie lange kennen Sie Herrn Saalfeld?

Benjamin. Seit wenigen Tagen. Ein Tuch, welches freundlich aus ſeiner Taſche heraushing, vermittelte unſere Bekanntſchaft. Er ſprach zu mir: Benjamin, du biſt dein Lebelang ein Schuft geweſen, (mit einer Verbeugung) nämlich ich — aber das war alles nur Schein, eigentlich biſt du ein wohlgezogener und ehrlicher Kerl, du kannſt das nur nicht merken, weil du gegenwärtig zu diebiſch biſt. Das wunderte mich ſehr, ich glaubte ihm nicht recht. — Da ſprach er: Wenn du drei Tage mein Diener ſein willſt, aber ehrlich, ſo werde ich dir's beweiſen. Und ſehen Ihro Gnaden, er hatte Recht, er hatte mich erkannt, in ſeinem Dienſte merkte ich, daß ich gar nicht ſo ſchlecht war. — (Lächelnd.) Ihro Gnaden, das hat mich gefreut.

Valentine. Das iſt deine Art, Kranke geſund zu machen, du guter Arzt.

Benjamin. Die drei Tage waren noch nicht um, da ſteckten ſie ihn ein, durch meine Schuld, denn ich Eſel war's, der dort unten ſchrie — (zuſammenfahrend). Verzeihen Ihro Gnaden, das iſt mir ſo entſchlüpft. Ich habe durch ihn gelernt, daß ich auch honnet ſein kann; und er iſt durch mich zum Dieb geworden. Das iſt eine ſchlechte Rechnung, Ihro Gnaden, und das muß ſich ausgleichen, bevor der Benjamin (Pantomime des Hängens) hinauf oder hinunter fährt.

Valentine (freundlich). Benjamin, ich hoffe, du wirſt es ausgleichen. — Aber dein Brot nehme ich nicht. Nein, ſei ohne Sorge, du treuer Mann, dein Herr ſoll in wenigen Stunden frei werden.

Benjamin (neugierig). So haben Ihro Gnaden vielleicht ſelbſt eine Feile?

Valentine (lächelnd). Ohne Feile! Benjamin, es war ſehr thöricht, deinen Herrn für einen Dieb zu halten.

Benjamin. Wie? Ihro Gnaden meinen, er ſoll aufhören, ein Räuber zu heißen?

Valentine. Das unwürdige Mißverſtändniß ſoll aufhören.

Benjamin (erſchrocken). Aber — aber — wenn er aufhört, ein Dieb zu ſein, ſo wird die Polizei fragen, weshalb könnte er denn — hier — bei — Na — (Valentine wendet ſich ab — Benjamin vertraulich.) O, thun das Ihro Gnaden nicht, das würde ihm ſehr unlieb ſein. — Ueberlaſſen Sie ihn mir, ich verſpreche Ihro Gnaden, ihn fortzuſtehlen, und wenn hundert Polizeiaugen Wache halten. Vertrauen Sie mir und dem Brote.

(Muſik — ein heiteres Ständchen — welche während des ganzen nächſten Auftritts in der Ferne, deutlich, aber nicht ſtörend, hörbar iſt.)

Robert (tritt ein).

Robert. Seine Durchlaucht und die Cavaliere kommen die Allee herauf. Die Muſik iſt von Seiner Durchlaucht hergeſandt, die Geneſung der gnädigen Frau zu begrüßen.

Valentine. Ruhig, mein Herz! — Benjamin, deinen Wunſch kann ich nicht erfüllen, verlaß mich jetzt. — Und höre, wenn du in deinem armen Leben dich je nach einem Freunde ſehnſt, ſo rufe mich, ich werde dir dann zu danken ſuchen.

Benjamin. Ihro Gnaden ſind gut wie ein Engel, aber ſo lange der Herr Gefangene lebt, bin ich der Mann, der hinter ihm herläuft. (Ab.)

Fürſt. Miniſter. Graf **Wöning. Hofmarſchall.** Lieutenant **v. Stolpe. Cavaliere.** (Jeder, mit Ausnahme Wineggs, eine Roſe am Hut und am Knopfloch.)

Fürſt. Die unartigen Söhne des Mai's kommen, ihrer Königin zu huldigen. Holde Herrin! Schenken Sie uns ein freundliches Lächeln, der Tag war finſter, wo wir Ihren Anblick entbehren mußten. — Auch meinen würdigen Neſtor habe ich mitgebracht, ich entrinne ihm, indem ich ihn vor Ihren Thron führe, denn er fing bereits wieder an, über die unglücklichen Nachtdiebe Vortrag zu halten.

Valentine. Ich bedaure, daß ich Eure Durchlaucht mit demſelben Gegenſtande beläſtigen muß.

Fürſt. Mein Gott, die Sache iſt ja abgemacht.

Valentine. Es iſt zum letztenmale.

Fürſt. So feierlich, ſchöne Baronin? Wohlan, wir gehorchen Ihrem Befehl und hören. (Setzt ſich — die Herren gruppiren ſich hinter ſeinem Seſſel.)

Valentine. Geſtatten Durchlaucht, daß ich zu dem Zweck meinen Haushalt hereinrufe.

Fürſt. Das ſind ja förmliche Aſſiſen. Thun Sie nach Ihrem Willen, gnädige Frau.

Valentine (winkt Robert; er öffnet die Thür, Domeſtiken treten geräuſchlos ein). Eurer Durchlaucht und dieſen Herren wünſche ich eine Aufklärung über die Vorfälle der vorletzten Nacht zu geben, ſie kommt ſo ſpät, weil ich einen fremden Willen dabei zu ehren hatte.

Fürſt (zu Wöning). Was hat ſie vor?

Wöning. Weiberlaunen, eine Kleinigkeit, irgend ein vermißter Ring.

Valentine. Zwei Männer ſind in dieſem Saal feſtgenommen und ihres Verbrechens geſtändig. Der eine von ihnen iſt unſchuldig, ſein freiwilliges Geſtändniß war eine Unwahrheit, welche der edle Mann auf ſich nahm, um mich zu ſchonen. Herr Saalfeld war in dem Augenblicke, wo der Dieb einbrach — bereits bei mir, — er war hier, durch mich ſelbſt hereingerufen.

Fürſt (ſteht auf). Das iſt unmöglich.

Valentine. Ich bin bereit, es eidlich zu bekräftigen. (Die ſeidene Strickleiter unter einem Tuch hervorziehend und auf den Boden werfend.) Hier liegt der Beweis, die Leiter, auf welcher er zu mir hereinſtieg.

(Bewegung, Fürſt ab, die Hofchargen mit ihm; die Domeſtiken folgen ſchweigend.)

Miniſter (Valentinen die Hand küſſend). Ich danke Ihnen, gnädige Frau, Sie haben durch eine große Offenheit mir einen Verwandten, unſerm Lande eine frohe Hoffnung zurückgegeben. (Ab.)

Valentine ſteht unbeweglich, Robert an der Thür das Geſicht verbergend.

(Die Muſik ſpielt nach dem Abgange des Miniſters noch einige Takte, dann hört ſie plötzlich mit einer Diſſonanz auf.

Valentine (nach einer Pauſe). Setzen Sie ſich, Robert, ich werde Ihnen eine kurze Notiz für unſere Zeitung dictiren; ſorgen Sie dafür, daß ſie morgen ausliegt.

Robert (ſich bekümmert ſetzend). Ich bin bereit, gnädige Frau.

Valentine. Das geheimnißvolle Dunkel, welches über der verſuchten Beraubung eines fürſtlichen Pavillons ſchwebte, hat ſich aufgeklärt. Es iſt erwieſen, daß der ehrenwerthe Fremde, Herr Saalfeld, ſich ſelbſt mit unerhörter Großmuth geopfert hatte —

Robert. Mit unerhörter Großmuth geopfert hatte.

Valentine. Um bei einem Zuſammentreffen unglücklicher Zufälle —

Robert. Zufälle —

Valentine. Die Ehre einer gewiſſen Dame nicht zu compromittiren.

Robert. Nein, ich kann nicht weiter ſchreiben, mir zittern alle Glieder. Gnädige Frau, das iſt ja ein Todesurtheil für Ihren Ruf.

Valentine. Mein Ruf, lieber Robert?

Robert. Ja, gnädige Frau! Sie ſind verleumdet worden, ich habe das oft mit Schmerz gehört. Aber das war ja nur Einer, Seine Durchlaucht, und Sie konnten ihn lieben — jetzt aber, gnädige Frau, — jetzt iſt's noch ein Anderer.

Valentine (verbirgt ihr Antlitz — Pauſe — ſtark). Schreibe, Robert!

Robert. Ich kann nicht.

Valentine. So muß ich's ſelbſt thun. (Lieſt) Geopfert, um — (ſchreibt) die Ehre einer gewiſſen Dame nicht zu compromittiren. — (Legt die Feder hin.) Die gewiſſe Dame bin ich, Robert! Du beſorgſt das Blatt ſogleich in die Druckerei.

Robert. Es ſoll geſchehen. Ach, es iſt der ſchwerſte Dienſt, den ich je gethan!

Bedienter.

Bedienter (meldend). Herr Hofmarſchall von Gurten.

Hofmarſchall.

Hofmarſchall (officiös). Baronin von Geldern wird ihrer Dienſtleiſtungen als Hofdame der Prinzeß Marie Durchlaucht auf hohen Befehl hierdurch entlaſſen.

Valentine (ſtolz). Ich habe es gehört.

Hofmarſchall. Auf Befehl Seiner Durchlaucht komme ich, das goldene Stiftskreuz des Marien-Ordens zurückzufordern.

Valentine (es vom Tiſche nehmend und überreichend). Hier iſt es.

Hofmarſchall. Sowie die Schlüſſel zum Pavillon Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzeß.

Valentine. Nehmen Sie.

Hofmarſchall. Seine Durchlaucht laſſen anfragen, wann Sie abzureiſen gedenken.

Valentine. In einer Stunde. — Ich habe um die Gnade gebeten, mich von der Frau Prinzeß beurlauben zu dürfen.

Hofmarſchall. Prinzeß Marie Durchlaucht laſſen Ihnen glückliche Reiſe wünſchen. (Ab.)

Valentine (zu Robert, der traurig von weitem ſteht). Robert, Sie werden auf jene Zeitungsanzeige noch eine Nachſchrift ſetzen: die Baronin Geldern iſt ihrer Aemter entlaſſen und verläßt die Reſidenz. (Ab. Robert nach.)

Georg. v. Stolpe. Benjamin.

v. Stolpe (außerhalb). Auf Befehl Sr. Excellenz, des Herrn Miniſters.

Georg (finſter). Weshalb führen Sie mich hierher, mein Herr?

v. Stolpe. Ich wiederhole Ihnen, Herr Saalfeld, Sie ſind frei; ich bin beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß man höchſten Orts von den Beweggründen Ihres ſeltſamen Geſtändniſſes vollſtändig unterrichtet iſt.

Georg. Und wer hat dieſe unerklärlichen Aufſchlüſſe gegeben, welche einen überwieſenen Verbrecher dem Spruch des Geſetzes entziehen?

v. Stolpe. Das zu ſagen, bin ich nicht autoriſirt. — Se. Durchlaucht laſſen Ihnen den Wunſch ausdrücken, daß Ihre Geſchäfte in unſerem Lande ſich glücklich und ſchnell beenden möchten.

Georg. Ich verſtehe. In wenigen Tagen werde ich abreiſen.

v. Stolpe (mit Verbeugung ab).

Benjamin (vorſtürzend, ſeine Hand ergreifend). Ach, Ew. Gnaden, ich bin ſehr froh, daß Sie wieder frei ſind. Ew. Gnaden ſind ſo ganz ein Mann nach meinem Herzen. — Verlaſſen mich Ew. Gnaden jetzt nicht, da Sie wieder im Glücke ſind.

Georg. Im Glücke? du irrſt, mein Freund.

Benjamin (heimlich). Ich habe ſie heut geſehen!

Georg. Wen?

Benjamin (leiſe). Die gnädige Frau, ganz weiß, ganz bleich, und ein Lächeln auf den Lippen, wie eine Selige.

Georg. Still! — Benjamin, geh' zum Rath Müller. Erzähle ihm, wie alles gekommen, nimm meine Papiere in Empfang; er ſoll mir nicht zürnen, wenn ich ihn vor meiner Abreiſe nicht mehr ſehe. Geh', Benjamin. (Benjamin betrübt ab.)

(Allein.) Sie hat mein Opfer verſchmäht, ſie hat ſich ſelbſt gedemüthigt, dem Spott der Thoren preisgegeben, um mir nichts ſchuldig zu ſein. Du haſt dich losgelöſt von mir, Valentine, jetzt werde ich deiner Seele nichts mehr ſein, als ein Freund, der dir große Schmerzen bereitet hat. Und wie ein armer Knabe ſeinem flüchtigen Vogel, ſo ſehe ich machtlos deinem freien Fluge nach. Du biſt mir verloren, ſtolzes Herz, und wie ein Knabe muß ich um dich weinen.

Valentine.

Valentine (an der Thür). Saalfeld!

Georg (ſteht auf). Sie iſt ſtreng, ſie erſpart mir den Schmerz des Abſchiedes nicht.

Valentine (mit beherrſchter Bewegung). Saalfeld, wir hatten viel gegen einander auszugleichen.

Georg. Sie haben es ausgeglichen.

Valentine. Sie traten in mein Leben kühn, fordernd, mit dem Selbſtgefühl eines Mannes, der gewöhnt iſt, zu erringen. Meine kleine Exiſtenz wurde dadurch geſtört, jeder Stolz des Weibes verwundet, meine Seele mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt. Ich ſage nicht, daß das ein Unrecht von Ihnen war; denn Sie waren mein Arzt, aber Sie heilten mich dadurch, daß Sie mich demüthigten.

Georg. Ja, darin liegt mein Unrecht. Ich bin hart geworden durch ein ſtürmiſches Leben. Ich verdiente mir Ihre Dankbarkeit, nicht Ihre Liebe.

Valentine. Als Sie mir die Augen geöffnet hatten über meine falſche Stellung an dieſem Hofe, war ich bereits tief in Ihrer Schuld, und ich fühlte mich Ihnen gegenüber ſchwach und klein. Da warfen Sie durch eine raſche That noch Ihre Freiheit und Ehre auf die Laſt meiner Verpflichtungen, und die Bürde wurde für mich zu ſchwer.

Georg. Sie wurde zu ſchwer.

Valentine. Wohlan, Sie haben mir Ihre Ehre geopfert, ich Ihnen meinen Ruf. Jetzt ſprechen Sie, Georg, iſt ein Theil meiner Schuld ausgeglichen?

Georg. Wir ſind quitt.

Valentine. Ich danke Ihnen. Sie geben mir das Selbſtgefühl zurück, das ich Ihnen gegenüber verloren hatte. Sie haben als Jäger eine feſte Schlinge um den Hals des Rehes geworfen, ich habe die Feſſel abgeſtreift, (fröhlich) jetzt, Georg, bin ich frei!

Georg. Sie ſind es. Mein Schmerz iſt egoiſtiſch, ich weine, daß ich Sie nicht halten kann. Aber wie es auch ſchmerzt, ich bin Ihnen die Erklärung ſchuldig, Sie haben durch Ihr heutiges Geſtändniß gethan, was für Sie das Edelſte war. — Und jetzt laſſen Sie uns ſcheiden, denken Sie an mich, ſo oft Sie einen Unglücklichen ſehen. Ich trage eine glühende Leidenſchaft mit mir in die Fremde; Sie ſind durch mich mit bitteren Schmerzen belaſtet. Ich habe Ihr Leben auf Jahre, vielleicht auf immer verwirrt, habe Sie aus jedem Bande, das Sie hier feſthielt, geriſſen, ich treibe Sie aus Ihrer Heimat fort, wie mich einſt mein Oheim verjagte; ich weiß, Sie werden meine Freundin bleiben, aber Sie können mich nicht mehr lieben; denn als Sie heut, um meine Ehre zu retten, Ihren Ruf mit Füßen traten, da löſchten Ihre heimlichen Thränen auch, ohne daß Sie es wollten, in Ihrem Herzen ein zärtliches Gefühl aus, welches aus meinem Kerker für mich aufgeglüht war. Jetzt habe ich, obgleich ohne Schuld Ihnen das Einzige zugefügt, was die Liebe einer Frau vernichten muß, ich habe Sie der Beſchimpfung preisgegeben (Ihre Hand ergreifend.) Und darum ſcheiden wir.

Valentine. Wir ſcheiden nicht! — Georg!

Georg. Was höre ich?

Valentine (Ihn umſchlingend und an ihm niederſinkend, leidenſchaftlich). Georg, ich liebe dich. Nimm mich hin, mache mit mir, was du willſt, ich bin dein, jetzt bin ich dein! Wohin du gehſt, dahin gehe ich auch, dein Gott iſt mein Gott, dein Volk ſoll mein Volk ſein!

Georg. Ich höre Geſang — (ſie aufhaltend.) Mein Weib! (Umarmung.)

Valentine. Ja, dein Weib! — Dein Weib wollte ich werden, nicht deine Sklavin. Meinſt du, ich hätte neben dir ſtehen können, wie deine Geliebte ſoll, frei und kräftig, wenn ich die marternde Schuld gegen dich in mir gefühlt hätte? Hätte ich geſchwiegen, wie du forderteſt, ſo wäre ich ſchwach, klein, deiner Größe unwerth geweſen, du hätteſt mich vielleicht geliebt, aber nicht geehrt. Uns aber macht die Achtung des Geliebten glücklicher als ſeine Zärtlichkeit. Jetzt ſchenke ich dir freiwillig ein freies Leben, du haſt kein Recht mehr über mich; jetzt nimm mich hin, ich bin dein! (Umarmt ihn.)

Georg. Meine Gefährtin!

Valentine. Ich habe dich geliebt von der erſten Stunde, wo ich dich ſah; du aber haſt mich gedemüthigt von der erſten Stunde an. Jetzt kann ich ſtolz ſein auf mein Gefühl, denn ich habe dich mir durch Schmerzen erkauft. — (Leiſe.) Georg, als ich ſelbſt meinen Ruf vernichtete, als alle von mir zurückwichen, wie vor einem Geſpenſt, es hat doch weh gethan; aber ich hatte Muth, ich dachte an dich.

Georg. Du liebe Heilige!

Valentine. Trage mich fort von hier, Georg. Mein Geiſt hat hier Jahre lang geſiecht, ich möchte an deinem Herzen unter anderem Himmel geſunden.

Georg. Nach Italien [illegible] ich dich, in die Arme der Freundin. Aber du ſcheideſt von [illegible] ſo ſtolz, wie die wunde Löwin dem Troſſe der Jäger [illegible] Rücken kehrt. Und wenn deine Wunde geheilt iſt, dann kehren wir zurück. (Umarmung.)

Marie (verhüllt).

Marie (an der Thür). Valentine!

Valentine. Marie!

Marie (an ihrem Halſe ſchluchzend). Meine Schweſter, lebe wohl! (Georg die Hand reichend.) Behaltet mich lieb!

(Gruppe. Vorhang fällt.)

Graf Waldemar.

Schauſpiel in 5 Acten.

(1847.)

Perſonen.

Waldemar Graf Schenk.
Hugo Graf Schenk, ſein Vetter.
Rittmeiſter von Randor.
Heinrich von Sorben.
Fedor Iwanowitſch Fürſt Ubaſchkin.
Georgine Fürſtin Ubaſchkin.
Hiller, Gärtner.
Gertrud, ſeine Tochter.
Hans, ſein Pflegeſohn.
Gordon, Stallmeiſter }
Box, Kammerdiener } des Grafen Waldemar.
Frau Box, ſeine Mutter.
Roſa, ein Bürgermädchen.
Boſe, Arbeiter.
Der Bezirksvorſteher.
Ein Nachtwächter.
Kammerfrau }
Gregor, Diener } der Fürſtin Ubaſchkin.
Gäſte. Volk. Bediener.

Erſter Act.

Scene:

Zimmer des Grafen Waldemar. Im Vordergrunde rechts und links Tiſche und Seſſel.

Box, gleich darauf Gordon.

Box (ſchlägt mit einem ledernen Tuch den Staub von den Seſſeln, dem eintretenden Gordon lebhaft entgegen). Nun, Gordon, der Herr Graf hat ſchon dreimal nach dir gefragt; wie ſteht's mit Lovelace, unſerm Reitpferd?

Gordon. Sage dem Grafen, er ſoll den Stallbedienten ſchwarzen Trauerflor kaufen, das beſte Pferd der Reſidenz geht zum Teufel.

Box. So iſt keine Hilfe?

Gordon. Wie ſoll man helfen, wenn der Leib aufgeriſſen iſt, wie eine lecke Tonne? Das Thier liegt und kann nicht leben, nicht ſterben; es könnte einen Stein rühren. Und ſo umzukommen, durch reinen Uebermuth des Reiters! Pfui, 's iſt ſchändlich.

Box. Was hat der Herr denn eigentlich mit dem Rappen gemacht?

Gordon. In einen Abgrund hinuntergeraſt iſt er, über Geröll und Baumſtämme, bis das Pferd ſtöhnend an einem ſpitzen Felſen aufrannte. Der Reiter ſprang auf die Beine, wie eine Katze, das Pferd blieb liegen. — O es iſt ſchändlich;

wenn Zwei zuſammen einen dummen Strich machen, der beſſere von beiden muß immer die Zeche bezahlen.

Boz. Schrei' doch nicht ſo, der Herr wird ſogleich hier ſein.

Gordon. Was kümmert's mich! — Doch nein, ich will ihn jetzt nicht ſehen, ich habe Weib und Kind und bin nicht in der Verfaſſung unterthänig zu reden. ([illegible]) Sag' ihm, er ſoll barmherzig ſein und dem Pferd eine Kugel vor den Kopf ſchießen, ich will die Qual nicht länger anſehen. (Ab.)

Boz (allein.) Eine ehrliche Seele, ein ächter Biedermann, ſo oft er zornig iſt. In ruhigem Zuſtande betrügt er den Grafen beim Futtern, aber wenn er in die Hitze kommt, bläht ſeine Tugend ſich auf wie eine Fiſchblaſe am Feuer. Du lieber Himmel, es geht uns anderen Menſchen gerade ſo! — Ah, der Herr Graf! das wird ein finſterer Tag werden.

Waldemar.

Waldemar. Was macht Lovelace?

Boz (traurig.) Jede Hoffnung iſt dahin, er liegt im Sterben. Die Stallknechte bitten um Erlaubniß, acht Tage ſchwarzen Flor tragen zu dürfen; Gordon will dem Leiden des Sterbenden durch eine Kugel abhelfen.

Waldemar (heftig.) Niemand ſoll ihn berühren, ich habe ihn geliebt, ich ſelbſt will ihn tödten. — Hole die Piſtolen. — (Boz ab.) Armer Lovelace, du warſt mir ſehr lieb, du warſt die Poeſie meines Lebens! — Bah! hinweg auch mit dir!

Boz (bringt ein Piſtolenkäſtchen, legt es auf den Tiſch, präſentirt eine Taſſe). Der Herr Graf haben noch nicht die Chocolade genommen.

Waldemar. Dorthin! — Was Neues?

Boz. Vor einer Stunde kam dies Billet.

Waldemar. Eine fremde Damenhand! — Was erregt deine heitere Laune, Herr Boz?

Boz. Verzeihung, ich wage den Inhalt zu errathen. Goldene Arabesken auf dem Couvert, ein kleiner Gott auf dem

Siegel und das Billet wurde von einer fremden Frau beim Portier abgegeben. (Achſelzuckend.) Man kennt das. Es iſt der ſchüchterne Wunſch einer Dame, ihre Schüchternheit los zu werden.

Waldemar. Haſt du's bereits geleſen?

Box. Oh, gnädiger Herr, das wäre gegen meine Grundſätze, verſiegelte Briefe leſe ich nur im äußerſten Nothfalle.

Waldemar (das unerbrochene Billet vom Tiſche nehmend). Es riecht nach Moſchus, es iſt von einer Witwe (wirft es wieder hin). Sie lieben den Geruch, weil er die letzte Arzenei ihres ſeligen Mannes war. — Sage dem Portier, er ſoll keine dergleichen Briefe annehmen

Bedienter. Graf Hugo.

Bedienter. Herr Graf Schenk!

Waldemar (ihm entgegen). Guten Morgen, Hugo!

Hugo. Ich komme als ein Bittender und außerdem, um dich auszuſchelten.

Waldemar. Erſt fordere und dann zanke.

Hugo. Ich bin hundert Louisdor ſchuldig und ſoll zahlen.

Waldemar. Weiter nichts? (Geht zum Tiſch und ſchreibt.) Ich habe ſo ſelten die Freude, der Zahlmeiſter meines tugendhaften Vetters zu ſein, daß ich mich beeilen muß, die Gelegenheit zu benützen.

Hugo. Und du fragſt nicht einmal, wem und wann ich zu zahlen habe?

Waldemar (die Achſeln zuckend). Du biſt verheiratet, Hugo; es wäre unbeſcheiden, einen Ehemann nach ſeinen ſtillen Nebenausgaben zu fragen.

Hugo. Du irrſt, dies iſt eine Ehrenſchuld.

Waldemar. Pfui, wer wird Ehrenſchulden machen! Ueberlaß das den Lieutenants unſerer Garde. — Hier, Hugo, haſt du eine Anweiſung für meinen Banquier — und jetzt ſchmähe, predige, ſchilt mich aus, ich bin bereit zu hören. Haſt du gefrühſtückt? Gut, ſo erlaube, daß ich meine Chocolade trinke.

Hugo. Geſtern war ich zum kleinen Zirkel des Palais befohlen. Seine Hoheit frug, warum du niemals zu ſehen ſeiſt, da bemerkte die Fürſtin ernſt: er paßt nicht hierher, es iſt ihm zu ſtill unter uns.

Waldemar (mit dem Löffel klappernd). Nein, aber zu langweilig.

Hugo. Zuletzt ſprach der Herr zu mir: Noch wünſche ich nicht, daß Ihr Vetter dem Hofe fremd werde. In den Worten liegt die Drohung deiner Verbannung.

Waldemar. Umgekehrt, Freund, ſie haben Furcht, daß ich den Hof in den Bann thun könnte. — Nun, und das iſt Alles?

Hugo. Du biſt in Gefahr, von dem Hofe aufgegeben zu werden, iſt das nicht genug? — Was man in den einzelnen Gruppen über dich flüſterte, Vieles mag unwahr oder entſtellt ſein, aber es blieb doch genug, was mich mit Schmerz erfüllte. Waldemar, ein ſo reicher Geiſt, ein ſo adliger Sinn, ich wenigſtens kenne dein Herz, und ein ſo verwüſtetes, zerfahrenes Leben!

Waldemar (humoriſtiſch). Verwüſtet? Bah, das iſt Verleumdung. Ich bin in meinem Leben nicht betrunken geweſen, ich habe nie mehr als eine, höchſtens zwei Geliebte, ich verſpiele nie mehr Geld, als ich gerade in meiner Taſche trage. Sind das nicht achtungswerthe Grundſätze? — Es iſt wahr, ich kann mehr Champagner vertragen, als jeder Andere, ich wechſle oft mit den Damen meiner Laune, und Box, der Schuft, ſteckt mir zuweilen große Summen in meine Spieltaſche, aber ſind das nicht alles eher Vorzüge als Fehler? Und du nennſt mein Leben zerfahren? — Pfui, Hugo, das ſind die Anſichten eines Nachmittagspredigers.

Hugo. Nicht was du thuſt, will man ſchelten, ſondern was du nicht thuſt. Du biſt Standesherr, vielleicht der reichſte Grundbeſitzer des Landes, die Stellung legt auch große Pflichten auf, gegen dich ſelbſt, gegen deine Angehörigen, gegen das Land.

Waldemar. Mein Sohn, da thuſt du mir wieder ſehr Unrecht und zwingſt mich, mein eignes Lob zu ſingen. Für den Staat bin ich ja ein wahrer Pfeiler des Ruhmes. Habe ich jemals bei unſeren öffentlichen Verſammlungen gefehlt? Habe ich nicht ſogar Reden gehalten, die mit allem Flitterſtaat moderner Phraſen verbrämt waren und mehrere Zeitungen in Begeiſterung verſetzten, und wenn ich aus langer Weile gähnen mußte, habe ich nicht ſtets mein Taſchentuch vor den Mund gehalten? — Und ferner, bin ich nicht Ehrenmitglied oder Präſident unzähliger wiſſenſchaftlicher und gemeinnütziger Geſellſchaften? Frage nur meinen Secretair, der kennt ihre Namen. — Und endlich meine Güter, meine Unterthanen, denen bin ich ja ein wahrer Vater! Alle Jahre revidire ich meine Beamten, alle fünf Jahre jage ich einen von ihnen wegen Unterſchleif aus dem Dienſt, was willſt du mehr? Die Geiſtlichen auf meinen Gütern melken eine Kuh mehr, und die Schulmeiſter mäſten ſich ein Ferkel mehr, als alle ihre Collegen. — Frage doch bei meinen Bauern nach, ob ich ihnen nicht ein liebevoller Herr bin, ich habe Nachſicht mit Steuerreſten, und wenn ich ja ihre Frauen und Töchter küſſe, ſieh mich an, Hugo, die kommende Generation wird deshalb nicht ſchlechter werden.

Hugo. Das eben iſt es, was man dir vorwirft, dein Spott, dies Verachten von Allem, was Andern heilig iſt. Man beargwöhnt dich, weil man eine Kraft fürchtet, die du nicht gebrauchſt: man muß dir alle Grundſätze abſprechen, weil man nicht weiß, was du achteſt.

Waldemar. Was ich achte? in unſerer nervöſen, ſchwachen, auflöſenden Zeit? Sehr wenig! Und die Kraft, die deine Güte mir zutraut, wozu ſoll ich ſie gebrauchen? Zu Thaten? Welche Männerthat räthſt du mir an? Sieh dich um, Hugo. Gebrüll, Geſchwätz, Klagen, nirgend eine große, friſche, fortreißende That. Wäre ich ein Spanier oder Tektoſage, ſo wäre ich wahrſcheinlich der Anführer einer ſchwarzen, höllenheißen Bande von Schelmen geworden, die den Teufel als Schutzpatron verehrt; da ich aber das Glück habe, der höchſt civiliſirte Graf Waldemar Schenk zu ſein, ſo begnüge ich mich, den Gang der Welt zu verlachen, ich reite die wildeſten Hengſte und ſetze im Roulette ſeit zehn Jahren nur einzelne Nummern. Wenn mein Pferd vor einer Hecke bäumt, oder ein Weib mir zornig den Rücken kehrt, ſo habe ich doch Augenblicke, wo ich lebe. Sind es auch keine Thaten, ſo ſind es doch Aufregungen.

Hugo (ernſt). Ja, Aufregungen, die dich vernichten müſſen.

Waldemar. Was thut's? Ich habe dann wenigſtens mehr gelebt, als ihr Andern. Uebrigens iſt es recht gutmüthig von dir, daß du mich ſo ehrbar conſerviren willſt. Denke daran, daß du mein einziger Verwandter und künftiger Majoratsherr biſt. Sieh, Hugo, noch fünf Jahre ſo fortgelebt, und ich bin fertig, dann noch ein fünf Jahre in die Bäder gereiſt, und die Poſſe hat ein Ende. Dann trittſt du an meine Stelle, (mit feiner Ironie) du wirſt deine Rolle beſſer ſpielen. — Grüße deine Frau und vergleiche meine Rechnung mit der ihren, ſie iſt eine kluge Dame.

Hugo (aufſtehend). Jetzt zwingſt du mich zu ſchweigen, denn du thuſt mir und meiner Frau Unrecht.

Waldemar. Du biſt, was man einen Mann von Charakter nennt, und deine Gemahlin iſt eine Dame mit vielem Pflichtgefühl. Sie würde ihren halben Schmuck opfern, um mein Leben auf vierzehn Tage zu verlängern, aber dabei träumt ſie doch alle Nächte von der Zeit, wo ihr Gemahl in mein Erbe tritt. Ich kenne das. Und im Vertrauen geſagt, Hugo, ich ſelbſt habe Stunden, wo mir's ganz gelegen wäre, wenn es zu Ende ginge.

Hugo. Das Geſpräch iſt ernſter geworden, als ich wollte, laß uns hier abbrechen. Nur noch eins. Man verdenkt dir ſehr deinen Umgang mit den Udaſchkins.

Waldemar. Mit den Udaſchkins? Iſt der Fürſt nicht bei Hofe präſentirt? Hat er nicht alle Feuerproben der Geſellſchaft beſtanden?

Hugo. Bei alle dem gilt er für einen rohen, wüſten Burſchen, und ſeine Verwandte, die Fürſtin Georgine, iſt bei Hofe nicht präſentirt. Der Geſandte ihrer Heimat zuckt ſchweigend die Achſeln, wenn man nach ihr fragt.

Waldemar. Ich habe ſo etwas gehört. Die Ehre der Fürſtin mit ihrem verſtorbenen Gemahl wurde zu Paris vollzogen und iſt durch ihren Monarchen noch nicht legitimirt, ich glaube, es wird darum verhandelt. Was aber kümmert das mich? Die Fürſtin iſt eine reizende Kokette, ein feiner, intriganter Kopf und durchaus von gutem Ton. Sie iſt eine von den Frauen, die einem beim erſten Begegnen vorkommen wie alte Bekannte, man hat ſie ſchon irgendwo geſehen, im Traume, im Monde, was weiß ich. — Ich geſtehe dir, daß ich eine Paſſion für ſie habe, und wäre es nicht gar zu abgeſchmackt, ſo könnteſt du ſie am Ende noch als Schwägerin begrüßen müſſen. Der Fürſt aber iſt ein ſehr ergötzliches Exemplar ſchlecht überfirnißter Barbarei; er iſt ſehr ruchlos, und ich habe ihn im Verdacht, daß er beim Spiel ſein Glück ſich ſelbſt zu machen ſucht. Kurz, er iſt lächerlich und abgeſchmackt bis zum Uebermaß.

Hugo. Und ſolchen Menſchen duldeſt du in deiner Nähe?

Waldemar. Warum nicht? Seine Beſtialität iſt mir ein ewiger Ableiter ſchlechter Laune, bei unſern kleinen Soupers iſt er das Stichblatt für die beſten Scherze.

Vox.

Vox (tritt zur Seite an den Grafen und meldet leiſe).

Waldemar (bei Seite). Wer iſt es?

Vox. Sie trägt einen doppelten ſchwarzen Schleier.

Waldemar. Dummkopf, du ſollſt wiſſen, wer ſie iſt.

Box. Zu Befehl, es iſt die Kammerfrau der Frau Fürſtin.

Waldemar. Gut, in das blaue Cabinet. (Box ab.) Hugo, ich werde in Anſpruch genommen.

Hugo. Mir gerade recht, ich war im Begriff deiner Laune gegenüber den Kürzeren zu ziehen. (Bricht auf.)

Waldemar (ihm die Hand reichend). Um ſo ſchlimmer für mich, denn ich war auf dem beſten Wege, den ſolideſten Mann der Reſidenz in einen Bruder Lüderlich zu verwandeln.

(Hugo ab.)

Waldemar (die Seitenthür links öffnend). Treten Sie ein, Madame.

Kammerfrau.

Kammerfrau. Dies Billet von der Frau Fürſtin; ſie bittet um mündliche Antwort.

Waldemar. Sogleich. (Leiſe) Ich erwarte Sie heut Nachmittag. Vermeiden Sie mein Ungeheuer von Schwager. Er quält mich mit ſeinen Thorheiten und iſt ſehr eiferſüchtig auf Sie. Alle meine Leute ſind in ſeinem Sold, meine Kammerfrau iſt die einzige, der ich traue.

Box.

Box (durch die Mittelthür). Der Herr Fürſt ſteigen die Treppe herauf.

Kammerfrau. Er darf mich nicht finden.

Waldemar. Führe ihn durch die Bibliothek. (Box ab.) — Er lieſt nie und wird ſich dort langweilen. — Ich bitte um die Ehre, der Frau Fürſtin heut aufwarten zu dürfen. — Dort hinaus, Madame, die Treppe hinab führt eine kleine Thür auf die Querſtraße, vermeiden Sie geſehen zu werden.

(Kammerfrau ab.)

Ubaſchkin, durch Box eingeführt.

Ubaſchkin. Schon bereit auszugehen, mein Herr Graf? oder ſtöre ich Ihre Morgenſtudien? Ah! die Piſtolen auf dem Tiſch, vielleicht ein Abenteuer? Ich bin neugierig.

Waldemar. Er ſpionirt, er bläſt die Naſenlöcher auf.

Udaſchkin (bei Seite). Ich rieche eine Frauentoilette, eine Botſchaft meiner Schwägerin war hier, ich ſah ihre Kammerfrau aus einer Droſchke ſteigen — der Laffe!

Waldemar. Bevor ich von Ihrer Gegenwart irgend eine Notiz nehmen kann, mein Fürſt, müſſen Sie mir ein Verſprechen ablegen.

Udaſchkin. Ein Verſprechen mein liebenswürdiger Freund? Und das wäre?

Waldemar. Sie müſſen mir feierlich geloben, Ihren Kammerdiener fortzujagen und Ihrem Schneider das Aergſte anzuthun, Sie ſind beiden eine große Rache ſchuldig. Wie haben die Menſchen Sie zugerichtet! Pfui, mein Fürſt! Dieſe Garderobe iſt Ihnen von den Schurken in einer Trödelbude gekauft worden. Bei Gott, man kann mit Ihnen nicht ſprechen, ſo lange Sie dieſes Beinkleid tragen.

Udaſchkin. Unmöglich das. Mein Schneider iſt derſelbe, den Sie mir empfohlen haben. — Mein Freund iſt heut in guter Laune.

Waldemar. Ich habe das Glück ſtets darin zu ſein, ſo oft ich Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen darf. — Uebrigens kommen Sie zu rechter Zeit, mein Fürſt, ich habe eine Execution vor.

Udaſchkin. Eine Execution? Das will ich mit anſehen. An Menſchen oder an Vieh?

Waldemar. An einem Thiere. Sie ſollen ſehen, wem ſie gilt. Erlauben Sie mir die Piſtolen zu laden.

Udaſchkin (ſich ſetzend). Nach Belieben. Wiſſen Sie, lieber Graf, mein Pinx iſt angekommen.

Waldemar (ladend). Wer iſt das?

Udaſchkin. Nun, Pinx, ein alter Götze, ein Steinbild.

Waldemar. Pinx? kenne ich nicht.

Udaſchkin. Ja, er heißt Pinx. Er liegt auf vier Beinen, ſieht aus wie ein Löwe und hat den Kopf eines Frauenzimmers, er wird in Italien aus der Erde gegraben.

Waldemar. Ah ſo, eine Sphinx. Und wozu haben Sie eine Sphinx gekauft, mein Fürſt, man kann ſie nicht eſſen, man kann ſie nicht trinken, man kann auch nicht auf ihr ausreiten.

Udaſchkin. Ich baue einen Stall für meine Jagdhunde, da laſſe ich das Ding vorſetzen. Es iſt jetzt in der Mode, das wunderliche Zeug.

Waldemar. Nun, beim Zeus, eine ägyptiſche Sphinx endet damit, nach zweitauſend Jahren einen aſiatiſchen Hundeſtall zu bewachen. Das iſt eine ſeltſame Carriere, und wenn das dir geſchieht, du altes Bild ewiger Ruhe und ſtarren Schweigens, ſo kann Niemand wiſſen, wohin wir bewegliche und geſchwätzige Menſchen noch kommen werden. — Ich bin fertig, mein Fürſt, und ſtehe zu Ihren Dienſten. — Jetzt zu dir, mein edler Lovelace, es iſt ein ſchwerer Gang.

Udaſchkin. Alſo zur Execution und dann zum Frühſtück. Es ſind neue Seefiſche angekommen, mein Freund, die wollen gewürdigt ſein. (Beide ab.)

Box. Gertrud.

Box. Ich traue meinen Augen nicht. Sie Mamſell Gertrud — und in dieſem Zimmer?

Gertrud. Woher kennen Sie mich, mein Herr?

Box. Wer ſollte Mamſell Gertrud nicht kennen, die ſchöne Gärtnerin, die barmherzige Schweſter der Vorſtadt! — Mein Name iſt Box, Karl Box, ich bin ja der Sohn derſelben Frau, welche die Ehre hat, Sie manchmal in Ihrem Garten zu beſuchen.

Gertrud. Ihre Mutter iſt eine gute Frau, ich freue mich, wenn Sie ihr ähnlich ſind.

Box (ſich verbeugend). Die Familienähnlichkeit iſt noch nicht bezweifelt worden. — Aber Sie *hier*, und *Sie* wollen den Herrn Grafen ſprechen — und allein?

Gertrud. Ja, mein Herr.

Box (kopfſchüttelnd). Es iſt unbegreiflich, könnte denn nicht vielleicht ich die Sache beſorgen? Ich ſage das wirklich aus guter Meinung.

Gertrud. Iſt Ihr Herr denn ſo arg?

Box. So arg? — Das gerade nicht, aber ſehen Sie, er iſt jungen Damen gegenüber doch manchmal —

Gertrud (bittend). Sie eſſen ſein Brot, ſprechen Sie gut von ihm. Daß ich hier bin, ſei Ihnen ein Zeichen, daß mich etwas Ernſtes herführt.

Box. Nun, ich habe Sie gewarnt. — Erwarten Sie den Herrn, er wird ſogleich kommen. (Box ab.)

Gertrud (allein). Hier alſo wohnt er, der übermüthige, laſterhafte Mann! — Und doch ſieht er aus wie ein edles Menſchenbild. Neulich ritt er an unſerer Thür vorüber, die Nachbarin nannte ſeinen Namen und ſprach eine Verwünſchung dazu, er aber ſah ſo gleichgültig und ſtolz in die Welt, als könne ihn kein Unglück treffen. — Er hat keine Eltern, kein Weib? — ob er Jemanden hat, an dem ſein Herz hängt? (Zwei Schüſſe hinter der Scene. Gertrud zuſammenfahrend.) Ha, was iſt das?

Waldemar (aufgeregt, ſchnell eintretend, die abgeſchoſſene Piſtole in der Hand).

Gertrud (entſetzt). Wen haben Sie getötet?

Waldemar (in einen Seſſel ſinkend). Meinen Freund. (Gertrud wendet ſich zur Flucht, Waldemar die Piſtole wegwerfend.) Mein Lieblingsthier. (Pauſe. Waldemar aufblickend) Wie kommen Sie hierher?

Gertrud (finſter). Ihr Kammerdiener hat mich eingeführt.

Waldemar. Box iſt ſehr gütig, ſo zu rechter Zeit für meine Unterhaltung zu ſorgen. — Wer ſind Sie?

Gertrud. Gertrud Hiller, die Tochter eines Gärtners aus der Vorſtadt.

Waldemar. Und was führt Sie zu mir, mein Kind?

Gertrud. Ich werde es Ihnen ſagen, ſobald mich kein fremdes Ohr hören kann.

Waldemar. Ich bin allein. — Wenn Sie mit einer Bitte kommen, ſo wenden Sie ſich an meinen Secretair.

Gertrud. Ich komme zu bitten.

Waldemar. Für ſich ſelbſt, oder für Andere?

Gertrud. Für einen Andern.

Waldemar. So laſſen Sie hören.

Gertrud. Es ſind jetzt ſieben Jahre, da lag ein armes verlaſſenes Mädchen in unſerer Vorſtadt, ich pflegte ſie, weil ſich ſonſt Niemand um ſie kümmerte. Endlich genas ſie eines Knaben. Auf ihrem Schmerzenslager aber hat ſie die Hände gerungen und gegen Sie ausgeſagt, Herr Graf.

Waldemar (mit den Achſeln zuckend). Das iſt gar nicht unmöglich. Vor ſieben Jahren war ich wild und rückſichtslos, wie die Leidenſchaft eines Jünglings zu ſein pflegt. — Nun, erzählen Sie weiter. Sie wenden ſich ab? Ah! Sie müſſen mir nicht zürnen. Es iſt gar zu ſchwer, geiſtreich auszuſehen, wenn man nach ſieben Jahren in ſolch ſüßes Geheimniß eingeweiht wird.

Gertrud (finſter). Mutter und Kind blieben ein Vierteljahr in unſerer Nähe; das Mädchen wußte ſich nicht zu erhalten, die Nachbarn halfen aus, ſoweit ſie konnten. An einem Morgen war das Mädchen verſchwunden, das Kind lag in einem Korbe ſorgſam eingehüllt vor der Thür des Nachbars.

Waldemar. Das iſt eine traurige Geſchichte. Wer war die Mutter?

Gertrud. Wir wußten wenig von ihr. Sie war eine Fremde und nannte ſich Louiſe. Ihr Name ſteht im Kirchenbuch, das Kind iſt darauf getauft; man ſagt, ſie ſei beim Chor der Oper geweſen.

Waldemar. Bei der Oper! — Es iſt mir dunkel wie ein Traum, daß ich eine kurze Verbindung mit einer Griſette des Chors hatte, es war unmittelbar vor meiner Reiſe nach England. Und das Kind? es lebt?

Gertrud. Es lebt, es wird von ehrlichen Leuten auferzogen. Aber ſeien Sie ruhig, Herr Graf, Niemand außer meinem Vater weiß, wem der Knabe angehört.

Waldemar (lächelnd). Nun, das Unglück wäre nicht groß. Dennoch danke ich Ihnen für Ihre Verſchwiegenheit.

Gertrud (bei Seite). Er iſt kalt wie Eis und mir erſtarrt das Wort auf den Lippen.

Waldemar. Bevor ich Ihnen meine Anſicht über dieſe romantiſche Geſchichte mittheile, verzeihen Sie noch eine Frage. Weshalb beehren Sie mich erſt jetzt nach ſieben Jahren mit Ihrem Vertrauen?

Gertrud. In der erſten Zeit haben wir häufig nach Ihnen gefragt, aber Jahre lang hieß es, Sie wären auf Reiſen. Seit Sie zurückgekehrt ſind, haben wir uns oft nach Ihnen erkundigt, doch was die Leute erzählten, hat uns abgeſchreckt, Sie aufzuſuchen.

Waldemar (ſpöttiſch). Und was hat man ſich von mir erzählt? Warum ſchweigen Sie, mein Kind? Gönnen Sie mir die Freude, Gutes über mich zu hören. Nun?

Gertrud. Man nannte Sie hart, hochmüthig und frevelhaft.

Waldemar (ſich ſpöttiſch verneigend). Ich bin erkenntlich für die gute Meinung.

Gertrud. Und doch war es nöthig, daß ich das Geheimniß nicht für mich behielt. Wenn dem Kinde etwas widerfuhr, Sie ſind ja doch ſein Vater und haben ein Recht auf den Knaben. In den letzten Wochen aber hat man ſich viel erzählt, daß Kinder geſtohlen werden, und als ich neulich ſah, wie ein fremder Mann von verdächtigem Ausſehen mit dem Knaben ſpielte und ihn an ſich lockte, kam mir die ſchnelle Angſt, Ihrem Sohn könne ein Unglück zuſtoßen, und ich empfand, daß die Verantwortlichkeit für mich zu groß, und daß Schweigen ein Unrecht ſei. Deshalb entſchloß ich mich hierher zu kommen. Ich habe meine Pflicht gethan und will jetzt gehen.

Waldemar. Noch einen Augenblick, Mademoiſelle. Hören Sie zuvor meine Anſicht über dieſe Erzählung, ſie wird, ſo hoffe ich, Ihre Unzufriedenheit mit mir verringern. Ich habe für die Wahrheit deſſen, was Sie ſagen, keine Bürgſchaft als Sie ſelbſt. Ich verſichere Ihnen mit Vergnügen, ich bin überzeugt, Sie ſprechen wahr und meinen es in Ihrem Sinne gut. Aber wer bürgt Ihnen dafür, daß die Mutter des Kindes ebenſo wahr gegen Sie geweſen iſt?

Gertrud. Sie glaubte zu ſterben, als ſie verzweifelnd Ihren Namen anklagte. Später habe ich ihr verſprechen müſſen, gegen Jedermann zu ſchweigen. In Fieberträumen aber hat ſie oft von Ihnen geſprochen, Sie zärtlich und klagend angeredet und Sie geſcholten.

Waldemar. Vielleicht iſt auch das kein Beweis, ein geſetzlicher gewiß nicht. Ich weiß nur, daß ich kurze Zeit mit einem Mädchen vom Chor des Theaters tändelte; ſelbſt der Name, den Sie nennen, tönt mir fremd, und vergebens ſuche ich das Bild der Verſchwundenen in mein Gedächtniß zurückzurufen. Ich wurde von meinem Vater damals auf Reiſen geſchickt, war drei Jahre im Ausland und nach der Rückkehr hatte ich die flüchtige Bekanntſchaft völlig vergeſſen.

Gertrud. Vergeſſen? Kann ein Menſch ſo etwas vergeſſen, die Liebe eines Mädchens vergeſſen, ſo wie man einen Namen vergißt oder die Nummer eines Hauſes?

Waldemar (lächelnd). Und doch iſt es ſo, und Ihnen, meine Liebe, wird nichts übrig bleiben, als mich für einen echten Teufel zu halten. Doch gleichviel. Sie zeigen warmen Antheil an dem Kinde und einen ungewöhnlichen Sinn; um Ihretwillen, mein ſchöner Anwalt, will ich annehmen, daß ich vollſtändig berechtigt ſei, dem Knaben ein väterliches Intereſſe zu ſchenken. — Was wünſchen Sie, daß ich für das Kind thue? (Gertrud ſchweigt.) — Ohne Zweifel macht ſeine Erziehung zunächſt Auslagen, hier nehmen Sie, künftig wird mein Secretair Sorge tragen. (Er reicht ihr ein Papier aus der Brieftaſche.)

Gertrud (zurückweiſend, mit Selbſtgefühl). Sie irren, Herr Graf, der Knabe braucht kein Geld; die Leute, welche ihn an Kindes Statt angenommen haben, ſind nicht reich, aber was ſie haben, wird hinreichen, das Kind zu einem braven Menſchen zu machen. Sie irren, Herr Graf, und da Sie mich nicht kennen, verzeihe ich Ihnen den kränkenden Verdacht, welcher in Ihrem Anerbieten liegt. Was ich von Ihnen erbitten wollte, war etwas ganz Anderes, und es iſt traurig, daß Sie das nicht einmal ahnen. Ihre Liebe wollte ich für das Kind, das Auge, die ſorgende Hand eines Vaters. Er iſt allein, ein einſames Reis in fremden Garten geſetzt! Wenn er, wie Kinder thun, fragt, wo ſeine Eltern bleiben, wann ſie zu ihm kommen werden, was ſoll man ihm antworten? Er hat keine Eltern! — Und Sie ſelbſt — was Ihr größtes Glück wäre, das fröhliche Lachen des Kleinen zu hören, für ihn zu ſorgen, an ſeinem Lager zu wachen und ſich zu freuen, wenn er fleißig und brav iſt, das alles müſſen auch Sie verlieren! — Ich muß weinen, daß es ſo gekommen iſt gegen die Natur und gegen den heißen Wunſch meiner Seele. Ihnen aber, Herr Graf, ſoll das Schickſal dieſes Knaben niemals mehr heitere Laune erregen, er ſoll nie erfahren, daß ſein Vater ihn zweimal von ſich geſtoßen hat. (Ab.)

Waldemar. Bei Gott, ein hochherziges Mädchen, und welche Bußpredigt! Ich ſah mich bereits ſitzen, einen weißhaarigen, rothbäckigen Bengel auf dem Schoß und vor mir drei bis vier größere ditto, wie Gänſe mit ausgeſtreckten Hälſen ſchreiend: Vater, Brot! während mir der Jüngſte in aller Stille den Rockſchoß unſauber macht. — Und welche Lobſprüche ſie meinem Charakter gab, laſterhaft war das wenigſte, — aber es ſtand ihr nicht ſchlecht, es war Ueberzeugung. — Bei alle dem kann die Sache ſo nicht bleiben, für den unnützen Jungen muß geſorgt werden, und du, ſchöne Gertrud, ſollſt erfahren, daß es nicht rathſam iſt, den Satan in ſeiner eigenen Hölle am Bart zu ziehen. (Er ſchellt.)

Waldemar. Wirſt du das Mädchen wieder erkennen, wenn du ihr begegneſt?

Box (bei Seite). Da haben wir das Unglück. (Laut.) Gewiß, Herr Graf, denn ich kenne ſie bereits.

Waldemar. Was weißt du von ihr?

Box (bei Seite). Jetzt nur nicht zu ſehr gelobt. (Laut.) Je nun, ſie gilt für ein gutes Ding, ſie hat in früher Jugend ihre Mutter verloren und hilft ihrem alten Vater bei der Gärtnerei; meine Mutter wohnt in ihrer Nähe.

Waldemar. Das trifft ſich gut.

Box. Die würdige Frau hat den Wunſch, aus mir und dem Mädchen eine Partie zu machen. Doch ſie iſt arm und ſo gewöhnlich, nichts apartes, und da habe ich mich zurückgehalten. (Kühl.) Sonſt wäre ſie eine recht brauchbare Frau für mich.

Waldemar. Für dich?! — Vorläufig wirſt du die Güte haben, deine Abſicht auf das Mädchen aufzuſchieben.

Box (bei Seite). O weh!

Waldemar. Ich will ausfahren. Hut und Handſchuhe! — Box, man ſpricht übel von uns unter den Leuten.

Box (den Hut präſentirend). Ich fürchte auch, Herr Graf, man nennt unſern Wandel unmoraliſch.

Waldemar (mit verſtellter Gutmüthigkeit). Das ſchmerzt mich um deinetwillen, mein treuer Box. Deine Tugend wird mit meinen Sünden in einen Topf geworfen, und ich fürchte, die Verleumdung wagt ſich auch an deine reine, uneigennützige Seele.

Box (geſchmeichelt). Ach, Herr Graf, mein gutes Bewußtſein gibt mir die Kraft, Verleumdung zu verachten.

Waldemar. Das freut mich. (Seine Börſe einſteckend.) Höre, redlicher Box, wenn du mir das nächſte Mal Geld aus meiner Börſe ſtiehlſt, ſo ſei etwas weniger unverſchämt.

Box (erſchrocken). Wie, gnädiger Herr?

Waldemar. Du haſt geſtern das Unglück gehabt, ein altes Geldſtück zu mauſen, das ich perſönlich kenne.

Box. Herr Graf, das iſt ein ungeheures Mißverſtändniß. Das Geldſtück muß ich wiederfinden.

Waldemar. Ja, in deiner Taſche. Kannſt du denn das abgeſchmackte Stehlen nicht laſſen? — Biſt du unzufrieden mit deinem Lohn? Ich will ihn verdoppeln, wenn du ſchwörſt, meine Börſe in Ruhe zu laſſen.

Box (gerührt). Herr Graf, es wäre ſchändlich von mir, wenn ich das annähme, denn es würde nichts helfen. Wenn Sie mir meinen Gehalt verdoppeln, ſo würden ſich meine Bedürfniſſe verdreifachen, und die zarten Beziehungen zu Ihrer Börſe könnten ſich dann leicht bis in das Große ſteigern.

Waldemar. Dann müſſen wir's freilich beim Alten laſſen. — Vergiß aber nicht, daß, wenn wir beide mit einander ſpielen, ich die Katze bin und du die Maus, und nimm die Verſicherung, daß die Sonne des Himmels auf keinen größern, abgefeimtern Spitzbuben herniederſcheint, als mein tugendhafter, ehrlicher Box iſt. Guten Morgen, Herr Box! (Ab.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Palmenhaus, goldenes Netzwerk in mauriſchem Stil, als Decoration tropiſche Staudengewächſe. Rechts zur Seite ein Fenſter, links eine Thür, Zugänge im Hintergrund. Ein Divan, Stühle, ein Tiſch.

Georgine Fürſtin **Udaſchkin** (auf dem Divan liegend und leſend). **Kammerfrau.**

Georgine (aufblickend). Die Luft iſt ſo ſchwül, öffne das Fenſter. (Kammerfrau thut's.) — Nimm den Fächer und verjage mir die Fliegen. — Wie ungeſchickt du biſt! — Iſt mein Armband abgeholt?

Kammerfrau. Der Juwelier hat es ſelbſt gebracht.

Georgine. Heut Abend will ich es tragen. — (Aufſchreckend.) Mein Gott, was ſummt dort? du haſt eine Wespe hereingelaſſen, jage ſie hinaus, auf der Stelle, (Kammerfrau ſchlägt mit dem Taſchentuch in die Luft) ſchließe das Fenſter. — Es iſt ſechs Uhr, der Graf muß ſogleich hier ſein.

Udaſchkin (vom Hintergrund).

Udaſchkin. Nicht zu Hauſe? Ich hörte Sie ſprechen, Georgine Petrowna, und will nicht von Ihrer Thür zurückgewieſen werden, wenn ich weiß, daß Sie für Andere, als Ihren Schwager, zu Hauſe ſind.

Georgine. Da Sie ſich ſelbſt mit ſolcher Zartheit einführen, mein Fürſt, ſo erſparen Sie mir die Lüge, Sie willkommen zu beißen. Was führt Sie zu mir, Fedor Iwanowitſch? Haben Sie unglücklich geſpielt, oder iſt einer Ihrer Jagdhunde krank, weil Sie kommen, Ihre liebenswürdige Laune gegen mich zu äußern?

Udaſchkin. Sie ſind immer geiſtreich, Frau Fürſtin, und ich bin betrübt, daß ich Ihnen etwas zu erzählen habe, was Ihren Ohren nicht angenehm ſein wird.

Georgine. Sie haben ſich hier eingedrängt, und ich habe jetzt keine Luſt, Ihre Erzählung zu hören. Wenn Ihnen das nicht Schweigen auferlegt, ſo werden Sie wenigſtens mir erlauben, Ihre Anweſenheit zu ignoriren (legt ſich und lieſt).

Udaſchkin (ſich ſetzend). Nach Belieben. Sie werden um ſo ſchärfer hören, je mehr Sie ſich den Schein geben, zu leſen. — Zuerſt erlaube ich mir, Sie an die Zeit zu erinnern, wo mein ſeliger Bruder die Thorheit beging, Ihnen, Georgine Petrowna, ſeine Hand zu reichen. Damals war ich Ihr Freund, Ihr liebes Schwägerchen Fedor Iwanowitſch, und Sie wiſſen, daß ich es war, der meinem armen, alten Bruder den Gedanken an eine *Vermählung* mit Ihnen eingab.

Georgine (über das Buch). Dafür bezahlte ich Ihre Schulden.

Udaſchkin. Dafür ließen Sie ſich in ſeinem Teſtament zur Univerſalerbin machen, und mir fiel ein kärgliches Legat zu. Ich aber habe den Willen, das zu ändern. — Sie haben den Leichtſinn begangen, die Documente und Papiere, durch welche Sie Ihre Anſprüche bei unſerm Hofe begründen wollen, in meine Hände gelangen zu laſſen.

Georgine (verächtlich). Das iſt unwahr, Sie haben mir die Papiere genommen.

Udaſchkin. Gleichviel! Ich habe ſie jetzt, und es kommt auf mich an, wie ich dieſelben gebrauchen werde. Und außerdem, bedenken Sie, was können Sie als Fremde, ohne Schutz, ohne Verbindungen gegen mich durchſetzen, wenn ich als Ihr Feind auftrete? Deshalb ſchlage ich Ihnen eine Vereinigung vor. Entſchließen Sie ſich, mich zu heiraten — ich werde

Sie alsdann nicht mehr durch meine Gegenwart beläſtigen, Sie leben in Paris, ich auf unſern Gütern, und Sie ſollen jede Sicherheit für ein ſtandesgemäßes Auskommen erhalten. — Sie ſchweigen, Sie würdigen mich keiner Antwort? (laut) Georgine Petrowna, Sie ſind in meiner Hand, und Sie ſollen das einſehen.

Georgine (klingelt, zu dem eintretenden Bedienten). Ein Glas Waſſer für den Herrn Fürſten.

Udaſchkin (wüthend). Nimm das, du Hundeſohn, für dein Glas Waſſer! (Schlägt nach ihm.)

Georgine. Der Aerger wird Ihnen ſchaden, lieber Vetter Fedor Iwanowitſch.

Udaſchkin. Weib, reize mich nicht! Wohl weiß ich, auf wen du vertraueſt, auf deine geſchnürte Puppe, den übermüthigen Grafen. Hüte dich, Frau Fürſtin! ohne mich fällſt du und deine Fürſtenſchaft zuſammen in ein Nichts. — In drei Tagen frage ich wieder nach, vielleicht kommt dir bis dahin die Einſicht; wo nicht, ſo ſollſt du, Georgine Petrowna, vergehen, wie dürres Holz im Ofen. (Ab.)

Georgine. Gehen Sie mit Gott, mein lieber Vetter! — (aufſpringend) Gemeiner Böſewicht, ich trotze dir! O fort, fort aus dieſer Roheit und Heuchelei, zu ihm, zu ihm in ſeine freie Luft! — Waldemar, du wilder Falk, dich muß ich zähmen, damit dein Flügelſchlag mir die Ratte verjagt! — Aber er iſt unzugänglich wie ein Vogel in der Luft. — Vergebens, ihn durch Leidenſchaft zu feſſeln, er iſt gewöhnt, zu genießen und zu verrathen. — Ich muß ein Mittel finden, ihn unauflöslich an mich zu ketten. Er muß mich achten, er muß heimiſch werden bei mir, und wenn er die Geliebte nicht ſucht, muß er eine Freundin, eine Häuslichkeit finden. — Dazu brauche ich den Knaben. — Wenn ich ihm den Knaben entgegenführe und zurufe: Waldemar, das iſt dein Sohn, ich erziehe ihn, ich bin ihm Mutter! das muß ihn verwirren, vielleicht wird es ihn rühren. — Vielleicht! Und wenn er ſich achſelzuckend abwendet mit ſeinem kalten Lächeln? Ich will dafür ſorgen, daß er das nicht mehr kann. — Aber wie das Kind erhalten? ich darf keinen Schritt thun, das wäre gefährlich. Er, er ſoll mir das Kind bringen, er ſelbſt ſoll die Schlinge knüpfen, die ihn feſſelt. Vorſicht, Vorſicht, Georgine!

Kammerfrau. Waldemar (aus der Seitenthür).

Kammerfrau. Der Herr Graf. (Ab.)

Georgine (ihm entgegen). Willkommen, mein lieber Freund! ich ſehne mich nach einem Menſchen, der mich beklagt oder mich auslacht, gleichviel, wenn er ſich nur mit mir beſchäftigt.

Waldemar. Ich bin bereit, zu lachen oder zu weinen und ganz dem Beiſpiel Ihrer Augen zu folgen. Ich erhalte dadurch eine Veranlaſſung, recht lange und tief hineinzuſehen.

Georgine. Das war eine recht jugendliche, gefühlvolle Artigkeit. Sie haben heute Kummer gehabt, weil Sie ſo elegiſche Töne anſchlagen?

Waldemar (lachend). Dieſe mitleidige Frage erſpart mir die Bitte, auch mich zu beklagen: Lovelace iſt tot.

Georgine (erſchrocken). Lovelace? Das Juwel der Rennbahn, mein ſchöner, artiger, ſtolzer Freund! O, das iſt traurig! Und ich trage die Schuld, denn um mir einen Tannenzweig zu holen, warfen Sie das Pferd in den Abgrund. — Pfui, Waldemar, das war unrecht, und ich bin Ihnen gram von heute ab, denn Sie haben mich zur Mitſchuldigen an dem Verderben eines Lieblings gemacht.

Waldemar. Er ſtarb den Tod eines Helden, ich habe ihn heut früh erſchoſſen.

Georgine. Das iſt ein ſo ernſtes Leid, daß ich mit meinem Unglück dagegen nicht aufkommen werde. Und doch habe auch ich Urſache zur Trauer. Was ſagen Sie, mein Freund? Fürſt Udaſchkin hat ſoeben um meine Hand angehalten.

Waldemar (entſchuldigend). Er muß einen Rauſch haben.

Georgine. Leider war er ſehr nüchtern. — Auf Sie iſt er eiferſüchtig, wie ein Türke, ich aber bin von ihm abhängig, denn er iſt der einzige Verwandte, den ich habe, der einzige Zeuge und Vertreter meiner Anſprüche; außerdem ſind wichtige Papiere von mir in ſeinen Händen.

Waldemar. Die muß er herausgeben.

Georgine. O wenn Sie das bewirken könnten, Herr Graf! Sie haben Einfluß auf ihn.

Waldemar. Wie der Bärenführer auf ſeinen Bären, ich muß ihn beſtändig das Seil fühlen laſſen.

Georgine. Schön, ſchön! und jetzt genug der Klagen, jetzt etwas Leichtſinn und Uebermuth. Noch um einen Ritterdienſt bitte ich Sie, Graf Waldemar.

Waldemar. Befehlen Sie, Frau Fürſtin, ich bin bereit, mit Helm und Lanze auszuziehen.

Georgine. Graf Waldemar ſoll in dieſem Stadttheil einen Beutezug machen und mir einen Pagen einfangen.

Waldemar. Einen Pagen?

Georgine. Ja, Page, Groom, Puppe, Spielzeug, was Sie wollen. — Ich fühle mich einſam, Graf Waldemar, und will mich unterhalten, ich will Jemand haben, dem ich Zuckerbrot geben kann, der mich küßt, wenn ich es befehle, und den ich ſchlagen darf, wenn ich übler Laune bin. Dazu brauche ich einen kleinen Jokei, er muß aber noch niedlich ſein, ſo ein ſieben, acht Jahre.

Waldemar. Einen Knaben wollen Sie?

Georgine. Ja, mein Graf, und Sie ſollen mir den ſchaffen.

Waldemar. Allah albar, Gott iſt groß, und Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen, mein Schickſal aber iſt offenbar, Kinderfrau zu werden.

Georgine. Sie zögern, Herr Graf? das iſt abſcheulich.

Waldemar. Nein, ich überlegte nur, welch unendliches Glück dem Kinde Ihrer Wahl blüht. Entweder füttern Sie ihn in den erſten vier Wochen mit Bisquit zu Tode, und dann iſt er glücklich, denn er ſcheidet in aller Unſchuld von dieſer ſündigen Erde, oder Sie verziehen ihn zu dem nichtswürdigſten kleinen Taugenichts, der jemals einen armen Hausfreund gebiſſen und gekratzt hat.

Georgine (lachend). Vortrefflich! Ich ſehe ſchon, wie er an Ihnen ſelbſt hinaufklettert und Ihre Haare rauft. (Heiter.) Allerliebſt!

Waldemar. Läßt ſich dieſe wünſchenswerthe Scene aber nicht durch andere Mittel herbeiführen? Wäre nicht ein Papagei eben ſo gut?

Georgine. Nein.

Waldemar. Oder zwei Sympathievögel?

Georgine. Nein.

Waldemar. Oder ein kleiner Affe?

Georgine. Nein, nein, nein. Es muß ein Kind ſein, ein hübſcher, kräftiger Junge mit Pausbacken und lockigem Haar. — Und im Vertrauen, ich habe ſchon einen im Anſchlage.

Waldemar. Das hätte ich vermuthen können.

Georgine. Ich fuhr neulich durch die Gartenſtraße, da ſah ich ein Kind, einen kleinen Engel, ganz meine Sehnſucht. Ich frug nach ſeinen Angehörigen — er iſt eine Waiſe — und wird bei dem Gärtner Hiller erzogen.

Waldemar (betroffen bei Seite). Ha! Was iſt das? Wenn das Zufall iſt, ſo ſind wir die Knechte ſeiner Laune! — Das iſt ſeltſam.

Georgine (bei Seite). Er iſt betroffen, er weiß von dem Knaben. — Was iſt ſeltſam, mein Freund?

Waldemar. Ich habe heut bereits von demſelben Kinde gehört. — (Bei Seite.) Und das Mädchen ſelbſt erzieht den Knaben, was bedeutet das wieder?

Georgine. Und wiſſen Sie, warum mir der Knabe ſo gefiel? (Liebevoll.) Es war wohl eine Thorheit, aber er ſah Ihnen ähnlich, mein lieber Freund.

Waldemar. Es iſt doch nur ein Zufall! Gut, Frau Fürſtin. Sie ſollen den Knaben erhalten, wenn es möglich.

Georgine. Das iſt herrlich, und ich danke Ihnen im voraus. Wenn Graf Waldemar etwas verſpricht, ſo iſt es bereits gethan.

Waldemar (aufſtehend). Und wann darf ich Sie wiederſehen?

Georgine. Himmel! Ich tändle mit Bagatellen und vergeſſe, daß ein ernſtes Schickſal über mir ſchwebt. Mein Freund, mein lieber Freund, ich darf Sie in der nächſten Woche nicht öffentlich empfangen.

Waldemar. Georgine! Das wäre grauſam. Ich verſtehe nicht ganz die Abhängigkeit, in welcher Ihr Wille von dem eines gemeinen Thoren ſteht, aber es verſteht ſich, daß ich ihn reſpectire. Muß ich Sie aber ganz entbehren, weil ich bei Ihrer Thür nicht vorfahren darf? Meine Freundin, ich kann Ihre liebenswürdige Laune nicht mehr miſſen.

Georgine. Entbehre ich nicht auch, wenn Sie mir fern ſind? Und doch (nach dem Fenſter ſehend) ich weiß nicht, wie zu helfen.

Waldemar. Wohin endet der Garten?

Georgine. In eine Seitengaſſe der Vorſtadt. — Ich verſtehe Sie, Herr Graf, und ich bekenne Ihnen ohne Erröthen, daß ich für mich die Gefahr nicht fürchte, welche in ſolch ſtillem Beſuch liegt. Aber der Fürſt und meine eigenen Leute, auf die ich mich nicht verlaſſen kann —

Waldemar (leiſe). Die Tage nehmen ab, es wird früh dunkel.

Georgine (mit Empfindung). Waldemar! (Pauſe.) Wohlan, es ſei! (Schüchtern.) Hier iſt der Schlüſſel zur Gartenpforte.

Waldemar (ehrerbietig). Dank, Georgine. Laſſen Sie uns aber als treue Verbündete die Waffen tauſchen. Es könnte wohl geſchehen, daß Sie mir eine Botſchaft zu ſenden hätten, welche nicht die Loge meines Portiers paſſiren darf, haben Sie die Gnade, dieſen Schlüſſel Ihrer Kammerfrau zu übergeben, er öffnet die Thür meines Gewächshauſes, von ihm führt ein bedeckter Gang zu meinen Privatzimmern.

Georgine (den Schlüſſel raſch ergreifend). Ich werde dies Pfand des Vertrauens ſelbſt bewahren. Und jetzt, Waldemar, leben Sie wohl! (Legt die Hand auf ſeine Schulter, ſieht ihn an.)

Waldemar (bittend). Und wann darf ich kommen?

Georgine. Heut Abend um neun Uhr erwarte ich Sie beim Thee. Meine Kammerfrau wird Sie zu mir führen.

Waldemar. Ich komme, Georgine. (Ab.)

Georgine (allein, ihm nachſehend). Ich habe ein hohes Spiel geſpielt und ich habe gewonnen. — Der Knabe und dieſer Schlüſſel! Jetzt, Graf Waldemar, biſt du mein! (Ab.)

Udaſchkin, dann Kammerfrau.

Udaſchkin (vom Hintergrund hereinkommend, ſieht ſich vorſichtig um, geht an die Thür links, klopft leiſe. Kammerfrau tritt heraus). Graf Schenk war hier.

Kammerfrau. Er war hier, gnädigſter Herr.

Udaſchkin. Was wurde geſprochen?

Kammerfrau. Sie ſprachen Vieles vom gnädigen Herrn, und der Herr Graf verſprach, die Frau Fürſtin gegen den Herrn zu ſchützen, er wolle Pan Fedor Iwanowitſch zwingen, Papiere herauszugeben.

Udaſchkin. Der Laffe! — Was weiter?

Kammerfrau. Endlich ging es über den neuen Pagen.

Udaſchkin. Dummheit!

Kammerfrau. Zuletzt gab ihm die Pana den Schlüſſel zur Gartenthür.

Udaſchkin. Du Hund! Schon ſo frech! Weiter, weiter!

Kammerfrau. Heut Abend um neun Uhr ſoll ich ihn erwarten.

Ubaſchkin. Du wirſt ihn erwarten, aber er wird nicht hereinkommen.

Kammerfrau. Was will Pan Feder Iwanowitſch thun? Es wird ein Unglück geben, und auf mich wird die Schuld fallen.

Ubaſchkin. Sei ruhig, Täubchen. Hier, das leg' auf deine Zunge. (Gibt ihr Geld.) Fort! (Kammerfrau ab. Ubaſchkin nach dem [illegible], ruft, mit [illegible] Stimme:) Gregor! Scala!

Gregor, noch ein Diener.

Gregor ([illegible]). Was befiehlt Deine Erlaucht?

Ubaſchkin. Leiſe, ihr Schlingel! Ich will Jemanden prügeln laſſen, meine Söhnchen!

Gregor. Soll geſchehen, Väterchen Feder Iwanowitſch.

Ubaſchkin. Es muß geſchehen, eins, zwei, drei! Er darf nicht wieder aufſtehen.

Gregor. Wir verſtehen. Meinſt du ſo? ([illegible] ein Meſſer.)

Ubaſchkin. Nein, Kinderchen, das macht zu viel Geſchrei. — Laßt das Eiſen an eure Stöcke ſchlagen, ſo thut's denſelben Dienſt und 's bringt mehr Schande und weniger Bedauern.

Gregor. Gut. Aber das iſt gefährlicher Verdienſt. Was ſoll aus uns werden?

Ubaſchkin. Ich ſchaff' euch heut eure Päſſe, morgen ſeid ihr auf dem Wege nach Hauſe. Fort mit euch, ihr Enkel eines Fuchſes! Um halb neun erwarte ich euch in meiner Wohnung, ihr müßt euch verkleiden. (Diener ab.) — Du tadelſt meine Röcke, du willſt den Marder ſpielen in meinem Hühnerhofe. Hüte dich, Graf Waldemar, du ſollſt in den nächſten Wochen nicht daran denken, mir Documente abzutrotzen. Heut wird der Tanzbär dir zum Tanz trommeln!

Zweite Scene.

Garten. Im Hintergrund Gartenmauer mit einer offnen Thür, welche auf die Straße führt. An der Thür eine Glocke. Links zur Seite der Eingang zum Wohnhauſe. Abendlicht.

Frau Box, Gertrud kommen aus dem Hauſe.

Frau Box. Heut habe ich ihn wieder geſehen. Ein großer Mann mit einem Schnurrbart, ſo lang, — er ſchlich ſich auf den Hans zu, der vor der Thür ſpielte. Hier ſtand der Hans und ſpielte, und ſo ſchlich ſich der fremde Mann zu ihm heran und lockte den Hans, wie man eine Henne lockt: putt, putt, und hielt ihm eine Brezel hin.

Gertrud (lachend). Was Sie ſagen! Vielleicht gefiel ihm der Hans, und es war nur Freundlichkeit.

Frau Box. I Gott bewahre! Freundlich ſah er nicht aus, und er hatte auch einen Mantel um, recht wie ein Ausländer. Es war ein Gauner, liebe Gertrud, und Sie mögen den Hans in Acht nehmen, das habe ich geſagt, und ich kenne die Welt.

Gertrud. Ich danke Ihnen, Frau Box, ich will den Hans hüten, ſo ſehr ich kann. Aber wer könnte auch etwas von unſerm Knaben wollen?

Frau Box. Ach! Die Welt iſt arg, und es geſchehen ungeheure Verbrechen gegen die unſchuldigen Kinder. Nun, gute Nacht, es iſt Feierabend, die Arbeiter gehen nach Hauſe. Gottes Segen über Jeden, der eine Heimat hat und ein Obdach zur Nacht! Und wem's daran fehlt, dem möge der Herr beides beſcheren. Gute Nacht!

Gertrud. Gute Nacht, Frau Box, vergeſſen Sie Ihre Nachbarin nicht! (Frau Box ab, Gertrud bleibt an der offnen Thür ſtehen.)

Roſa (geht vorbei).

Roſa (an der Thür ſtehen bleibend). Guten Abend, Gertrud!

Gertrud. Willkommen, Röschen, wo kommſt du her?

Roſa. Habe Milch geholt zum Abend. — Morgen iſt Reſourcentanz im Löwen, kommſt du hin?

Gertrud. Nein, lieber Schatz, du weißt, ich tanze nicht, aber meine kleine Roſa wird dort ſein.

Roſa (froh). Ja, Gertrud, der Wilhelm Schwarz kommt auch hin.

Gertrud. Ah ſo, der Wilhelm! — Höre, Rothbäckchen, dann wirſt du dich wohl auf's beſte putzen; wenn du Blumen brauchſt, weißt du, wo welche zu haben ſind. — Aber jetzt ſage guten Abend, ſonſt ſchilt deine Mutter. — (Roſa ab.)

Guten Abend, Boſe! Wie geht's euch, lieber Mann?

Boſe (herantretend). Na, ſo ſo, Mamſell Gertrud. Seit meine Selige tot iſt, will's nicht recht gehen. Man plagt ſich den ganzen Tag, wie ein Laſtthier, und wenn man Abends nach Hauſe kommt, iſt die Stube finſter und der Herd kalt, und die Kinder verwildern bei dem Leben.

Gertrud. Ja, es war ein großes Unglück für euch! Aber Klagen hilft nicht, ſeht nach vorwärts, Mann, ihr müßt wieder heiraten.

Boſe. Ja, wenn ſich nur Jemand fände.

Gertrud. Ei, Mädchen gibt's genug, und ihr ſeid ein ordentlicher Mann. Ihr müßt nur etwas auf euch halten. Seht her, hier iſt ein großes Loch in der Jacke. Immer hübſch accurat im Anzug, das haben wir Mädchen gern, und ein ordentlicher Rock gibt dem Menſchen Freude an ſich ſelbſt und Freude am Leben.

Boſe (lächelnd). Sie haben immer Recht, liebe Mamſell, und mit dem Heiraten, das will ich mir bedenken.

Gertrud. Gute Nacht, Boſe. Hört, Nachbar, morgen iſt Sonntag, da ſchickt eure Kinder zu mir, wir wollen ſie über den Abend behalten.

Boſe. Ich danke, liebe Mamſell. (Ab.)

Hans, Hacke und Korb tragend, hinter ihm Hiller von der Seite.

Hans (wirft Hacke und Korb weg, läuft auf Gertrud zu). Tante Gertrud!

Gertrud (ſich zu ihm niederbeugend). Mein Johannes, jetzt gehörſt du mir ganz!

Hiller. Du Wildfang, wer wird das Geräth in den Weg werfen! Guten Abend, meine Tochter! — Der Maulwurf ſtößt auf, es wird Regen geben; alle Creatur ſehnt ſich darnach, die Pflanzen dürſten. — Geh', Hans, ſuche Birnen in den Korb. (Hans ab.)

Gertrud. Biſt du müde?

Hiller. Das Alter drückt, nicht die Arbeit. — Es ſoll mich wundern, ob die Noiſettes morgen aufblühen, meinſt du nicht auch?

Gertrud. Was, Vater?

Hiller. Du hörſt mich nicht, du biſt in Gedanken.

Gertrud. Ich dachte an den Hans, und daß er jetzt uns allein gehört.

Hiller. Und ich an unſere Roſen. Man wird haushälteriſch mit ſeinen Gedanken, wenn man alt wird. Laß uns jeden Tag für das Kleine ſorgen, was gerade noth thut, dann kommt uns das Größere von ſelbſt. Der Hans gedeiht, der Kohl geräth, und dem Maulwurf ſtell' ich morgen ſeine Falle. So iſt Alles in Ordnung.

Gertrud. Ich habe heut einen andern Menſchen geſehen, der war ſo verſchieden von uns. Er lacht, wo wir weinen, er verſpottet, was uns heilig iſt, das thut mir weh.

Hiller. Hinweg mit den traurigen Gedanken! Du weißt, ich ärgere mich nicht gern, und vollends am Feierabend nicht. Darum ſei fröhlich, Gertrud, thue deine Pflicht und gieb mir mein Abendbrot.

Gertrud. Du haſt Recht, Vater. (Beide ab. Es wird dunkel.)

Waldemar.

Waldemar. Hier wohnt ſie — und ſie ſelbſt erzieht den Knaben! Iſt das ein feiner Anſchlag auf meine Börſe?

— Nein, das iſt es nicht. Sie ſtand vor mir ſo ſtolz und mit einem Anſtrich von Begeiſterung, wie eine Seherin aus der Zeit, wo man es liebte, Eicheln zu eſſen; mir war, als hörte ich einen Eichwald hinter ihr rauſchen; ſie iſt keine Betrügerin. Doch was kann ſie ſein? Eine Schwärmerin — bürgerliche Religioſität, frommes Pflichtgefühl, das iſt es, — um ſo unbequemer für mich. — Du lockſt mich, ſchönes Räthſel, und ich will dich löſen, ſo wahr ich ein unbußfertiger Sünder bin! — — Und die Fürſtin, wie kommt ſie gerade auf dieſes Kind?

Hans (von der Seite anmarſchirend, legt ſeinen Stock auf ihn an). Halt! wer da?

Waldemar. Memento mori! Das iſt der laufende Wechſel, den ich acceptiren ſoll.

Hans. Steh' ſtill, oder ich ſchieße!

Waldemar. Nein, du ſteh' und nenne deinen Namen, mein junger Held.

Hans (den Stock wegwerfend). Ich heiße Hans Waldemar.

Waldemar. *Da haben wir's.* — *Nun*, ich brauche mich ſeiner nicht zu ſchämen.

(Sie betrachten einander.)

Hans (ihm gegenüberſtehend, die Hände in den Höschen). Was ſiehſt du mich denn ſo an?

Waldemar. Die Stimme der Natur in meiner Bruſt ſchweigt recht verſtockt — aber es iſt ein friſcher Geſell. — Du gefällſt mir, kleiner Mann.

Hans. O du gefällſt mir auch. (Holt einen leichten Gartenſtuhl.) Hier ſetze dich und warte, bis die Tante kommt. Es dauert nicht lange.

Waldemar (ſich ſetzend). Der alte und der junge Meerkater aus der Hexenküche. Hans, du ſollſt mich unterhalten.

Hans. Willſt du einen Apfel haben? Nimm, ich ſchenk' ihn dir.

Waldemar. Das iſt mein Sohn. — Ich danke dir.

Hans. Willſt du nicht, ſo eſſ' ich ihn ſelber. Die Kerne ſamml' ich mir. Wenn ich einen Haufen habe, ſo gebe ich ſie dem Großvater, der ſteckt ſie in die Erde, da werden Bäume draus, ſo groß. Für einen Haufen Kerne ſchenkt mir der Großvater zwei Pfennige, die thu' ich in die Sparbüchſe.

Waldemar. Er ſpart — das iſt mein Junge nicht.

Hans (eifrig). O ich kann ſchon leſen, Tante Gertrud lehrt mich's. Hinten im Buch iſt ein Hahn, der kann krähen; wenn ich die Woche fleißig gelernt habe, kräht er mir Sonntags einen Pfennig aus. — (Schelmiſch mit der Hand drohend.) O ich weiß, der Hahn kräht nicht, den Pfennig legt mir Tante Gertrud in das Buch.

Waldemar. So? — Du fängſt ſehr früh an, dir die ſüßen Täuſchungen des Lebens zu zerſtören. Darin wenigſtens erkenne ich eine Verwandtſchaft mit mir. Du haſt volles Haar, mögen deine Locken ſich länger kräuſeln als die deines — Gaſtes. — Auch reinlich ſieht er aus, er macht ſeinen Pflegeeltern keine Schande. (Hans drängt ſich an ihn.) Hör', Hans, grüße den Hahn in deinem Bilderbuch, und leg' ihm den Pfennig in den Schnabel. (Giebt ihm einen Dukaten.)

Gertrud (iſt während der letzten Rede aus dem Hauſe gekommen).

Gertrud (erſchüttert). Was ſeh' ich!

Hans (das Geld betrachtend). Ein gelber Pfennig. — Tante Gertrud, ſieh, was ich hier habe.

Gertrud (ſich zu ihm beugend). Einen Dukaten. Gieb dem Herrn das Geld zurück, ſage ihm, du haſt, was du brauchſt.

Hans. Da, Mann, nimm zurück, ich habe, was ich brauche, ich ſchenke dir's wieder.

Gertrud. Geh' in die Stube, Hans, zum Großvater.

Hans. Ich gehe. Gute Nacht, Mann (ihm die Hand reichend), ich habe, was ich brauche, gute Nacht. (Hans ab.)

Waldemar (ohne Empfindlichkeit). Warum beſtreiten Sie mir das Recht, den Kleinen zu beſchenken, da Sie mir doch heut früh größere Rechte über ihn einräumen wollten?

Gertrud. Noch weiß ich nicht, ob der Herr Graf den Willen hat, dieſe Rechte anzuerkennen. — Und doch, Sie ſind hier, welcher andere Grund kann Sie zu uns geführt haben?

Waldemar. Wohl, ich bin geneigt, den Theil dieſes jungen Lebens, welcher etwa mir angehört, in Anſpruch zu nehmen.

Gertrud. O dann Gottes Segen über Sie und dieſe Stunde!

Waldemar. Und ſo habe ich in meiner Weiſe bereits über das Kind verfügt.

Gertrud (ſchmerzlich). Verfügt? — Herr Graf, als ich nach langem Zögern den Entſchluß faßte, Ihnen auszuſprechen, daß Sie Pflichten gegen unſern Johannes hätten, ſagte ich mir auch, daß Sie dadurch das Recht erhielten, über das Schickſal des Kindes zu entſcheiden. Es wurde mir ſehr ſchwer, auch darein mich zu fügen, aber es iſt Ihr Recht, ſprechen Sie, ich bin bereit zu gehorchen.

Waldemar. Es freut mich, ſchöne Gertrud, daß Sie ſo empfinden, das Verſtändniß wird uns jetzt leicht werden. — Eine Freundin von mir, die Fürſtin Udaſchkin, ſucht einen Knaben; ſie hat das Kind ſchon geſehen und wünſcht es zu beſitzen. Ich habe die Abſicht, ihr den Kleinen zu übergeben, und bitte um Ihre Zuſtimmung.

Gertrud. Eine Fürſtin? eine Fremde? — O mein Gott, was wird ſie aus dem Hans machen? Alle Stauden, die wir blühend und geſund in die großen Säle leihen, nach wenig Stunden ſind ſie in der heißen Stubenluft verwelkt und ſiechen dahin. O mein Knabe, mein armer Knabe!

Waldemar. Dieſer Schmerz dauert mich, mein Fräulein, er macht Ihrem Herzen Ehre.

Gertrud. Nicht auf mich kommt es an, und was ich fühle. Der Knabe, Ihr Sohn, ſein Glück iſt es, um das ich ſorge. Iſt die Fürſtin eine gute Frau?

Waldemar. Sie iſt gütig, wo ſie liebt.

Gertrud. Wird ſie den Kleinen lieben, für ſein Gedeihen ſorgen, ihn ſelbſt lehren, was Recht und Unrecht iſt?

Waldemar. Ich hoffe, ſie wird es.

Gertrud. Aber ſeine Zukunft? Es iſt ein Unglück für verlaſſene Kinder, von reichen Leuten erzogen zu werden. Sie lernen viel gebrauchen und viel für ſich fordern, und wenn ein Zufall ihnen die künſtlichen Stützen nimmt, ſo ſtehen ſie ſchwach und kränklich, und jeder Windſtoß zerbricht ſie. — Will die gnädige Frau das Kind als ihr eignes annehmen und dafür ſorgen, daß ſeine ſpätere Zukunft ſo prächtig wird, wie ſeine Erziehung?

Waldemar. Das, mein Fräulein, weiß ich nicht.

Gertrud. O dann erbarmen Sie ſich des Kindes, erbarmen Sie ſich meiner, und verſchenken Sie den Hans nicht. Sehen Sie ihn an, er iſt geſund an Leib und Seele, er iſt gewiß noch ſehr unwiſſend, aber er hat ein gutes Gefühl für alles, was brav und ſchön iſt. Laſſen Sie den Knaben mir; wenn er ſo fortwächſt, Sie können aus ihm machen was Sie wollen, er wird keinem Stand Unehre bringen, er wird fröhlich, er wird arbeitſam ſein, er wird ſich mit Wenigem begnügen, o laſſen Sie den Knaben mir! — Ich will ihn noch ſorgſamer pflegen, ſeine Lehrſtunden will ich verdoppeln, damit er ſchneller vorwärts kommt, denn es iſt wahr, im Schreiben iſt er noch zurück, aber er rechnet ſchon gut. — Ich will ihn auch recht ſauber und zierlich kleiden, wenn Ihnen das Freude macht, aber ich beſchwöre Sie bei allem, was Ihnen lieb iſt, laſſen Sie den Knaben mir.

Waldemar. Sie vergeſſen, Fräulein, daß ich jetzt die Pflicht habe, nach *meiner* Einſicht über den Knaben zu beſtimmen.

Gertrud (ſich abwendend). Ja, Sie ſind ſein Vater, und ich — bin ſeine Mutter nicht.

Waldemar. Wenn ich hier störrig bleibe, ſo verfluchen mich alle Geſchöpfe, die jemals Vater- und Muttergefühl verſpürt haben. In allen Ammenmärchen werde ich als Oger, als Ungeheuer eingeführt, die Sperlinge auf der Straße hacken in mich herein, und die Katzen ringen unter den Backöfen weinend die Pfoten über meine Ruchloſigkeit. — Ich muß ihr den Knaben laſſen, das iſt klar. — — Mein Fräulein, Sie empfinden ſehr warm für das Kind fremden Leichtſinns.

Gertrud. Es iſt mir nicht fremd, es iſt verwachſen mit meinem Leben. — (Finſter.) Wann ſollen wir Ihren Sohn der Dame übergeben?

Waldemar. Nein, bei Gott, Sie ſollen ihn behalten. Ich wäre das, wofür Sie mich in dieſem Augenblick halten, ein herzloſer Böſewicht, wenn ich darauf beſtünde, ihn aus einer ſolchen Heimat zu reißen.

Gertrud. Wie? Sie nehmen uns den Hans nicht? Sie laſſen ihn in meiner Pflege? O das iſt gut, das iſt edel, ich danke Ihnen, Herr Graf. (Will ihm die Hand küſſen.)

Waldemar. Nicht ſo, um Gotteswillen, das wäre eine Demüthigung für mich. — Hören Sie mich an, Gertrud. Ich habe durch meinen Secretair die nöthigen polizeilichen Notizen geſammelt und in meinem Gedächtniß das Wenige, was ſich darin vorfindet, zuſammengeſucht. Ich habe die Anſicht gewonnen, daß Ihr Pflegeſohn allerdings einige Rechte an mich haben mag. In Ihre Hände leg' ich dieſe Rechte nieder, mit Ihrem Vater will ich das etwa Nöthige beſprechen, Ihrem Rath, Ihrer Leitung vertraue ich die Zukunft des Knaben, ich werde mich in Allem durch Ihr Urtheil beſtimmen laſſen.

Gertrud. So iſt es recht; das iſt wohlwollend und ehrlich, und ich bitte Sie herzlich, mir zu verzeihen, daß ich Sie lange Zeit ungerecht beurtheilt habe.

Waldemar (bei Seite). Gutes Mädchen, ſie bittet mich um Verzeihung. — Noch eine Frage. Die Fürſtin intereſſirt ſich für dies Kind, glauben Sie, daß irgend ein Gerücht über meine Stellung zu dem Knaben ihr Ohr erreicht hat?

Gertrud. Das glaube ich nicht. Nie hat mein Vater, nie habe ich ein Wort gegen die Nachbarn geäußert; ich weiß nur, daß ſich vor einigen Jahren ein häßliches Geſchwätz verbreitet hatte, aber es verſchwand wieder.

Waldemar. Und was war das?

Gertrud. Es war nichts, es traf nicht Sie, nur mich ging es an. Es war eine Verleumdung, die mir damals Thränen gekoſtet hat. Aber ich konnte mich rechtfertigen; es wohnen noch Leute hier, welche die Mutter des Kindes gekannt haben.

Waldemar. Von dieſer ein andermal. Ich mühe mich vergebens, ihre Perſon, ihr Weſen mir lebhaft vorzuſtellen, aber das Bild der Armen verſchwimmt mir auf ſeltſame Weiſe mit dem Geſicht und Weſen einer andern Dame, mit der ich befreundet bin. — Doch es wird ſpät, und mich ruft ein Verſprechen ab. Ich kam her mit kalter Gleichgültigkeit gegen die neue Beziehung meines Lebens, und ich ſcheide voll Bewunderung von dem, was ich hier gefunden. Gertrud, es iſt meinem Stolz peinlich, Ihnen gegenüber klein und herzlos dazuſtehen. Ich möchte gegen Sie, die Ehrliche, wenigſtens das Selbſtgefühl der Aufrichtigkeit behaupten, und deshalb geſtehe ich Ihnen, daß ich noch jetzt für den Knaben wenig Pflichtgefühl in mir trage; was ich thue, geſchieht, weil ich für Sie Hochachtung empfinde und Ihnen gefallen will.

Gertrud. Wie können Sie dem Hans gut ſein? Sie ſind ihm ja fremd. O Sie werden ihn einſt lieben!

Waldemar (lächelnd). Ich will mich mühen, da es Ihnen Freude macht. Deshalb aber möchte ich den Knaben von Zeit zu Zeit ſehen. Wird mir ſeine holde Pflegerin erlauben, zuweilen in die ſtille Häuslichkeit dieſes Raumes einzudringen, um ihren Liebling und ſie ſelbſt zu finden? (Gertrud ſteht nachdenklich.) Sie ſchweigen? Sie müſſen mir den Wunſch verſagen? Wohl ſehe ich ein, daß ich noch kein großes Recht habe, dieſe Bitte zu thun.

Gertrud. Sie haben das Recht, Ihren Sohn zu ſehen, ſo oft Sie wollen, das Recht muß über jede Rückſicht gehen. So oft Sie deshalb kommen, werden Sie meinem Vater und mir willkommen ſein.

Waldemar. Ich freue mich auch dieſer zögernden Erlaubniß. Ich bitte Sie, mir die Hand zu reichen, als ein Zeichen der Verſöhnung zwiſchen uns.

Gertrud. Hier iſt ſie, Herr Graf; ich danke Ihnen für den Johannes und dafür, daß Sie ſo gütig zu mir geſprochen.

Waldemar. Ich möchte etwas thun, mir Ihre Freundſchaft zu erringen.

Gertrud (die Hand wegziehend, freundlich). Lieben Sie den Knaben! (Ab in das Haus.)

Waldemar (allein). Da hätten wir ſo ein kleines liebenswürdiges Stück Erdenleben ganz in der Nähe. Alle Freuden, Sorgen und Pflichten ſauber und ordentlich zurechtgelegt, wie Kleider in einer Truhe, ein recht weißgewaſchenes Gewiſſen oben darauf, und das Ganze mit Lavendel und Weinlaub beſtreut. — Was iſt dabei ſo Großes? Es iſt die nothwendige Beſchränkung eines kleinen Lebens. Was dieſe Leute an dem Knaben thaten, iſt gar nichts Beſonderes, das kommt oft vor; was iſt darüber zu ſtaunen? — Und doch — mein lieber Waldemar, fühle ich eine leiſe Röthe auf deinen Wangen; ich will hoffen, daß ſie nicht etwa Scham iſt, Scham vor dir ſelbſt. Hinweg mit dem Spott! hier hilft er mir nichts. Bei allen Göttern, ſie hat ein großes Herz, und ich ſtehe klein vor ihr. Sie erzieht meinen Sohn, den ich verleugnete, ſie weiht ihr Leben einer großen Pflicht, die jedenfalls mir näher liegt, als ihr, ſie hat Verleumdung erduldet, Opfer gebracht, und ich, ich will meine väterliche Autorität gebrauchen, dasſelbe Kind wegzuſchenken als einen Spielball ſeltſamer Frauenlaune. — Pfui über dich, mein Herr Graf, das muß geändert werden. — Als irgend ein blöder Narr ſie wegen des Kindes verleumdete, da hat ſie geweint. Das freut mich, denn das wenigſtens war eine Schwäche von ihr. — Entweder wird mir das Mädchen noch ſehr läſtig, oder Einiges an mir ſelbſt wird mir zuwider. — Jetzt aber hinweg mit der Würde des Familienvaters, und ihr, ſchelmiſche Geiſter des Leichtſinns und fröhlicher Trunkenheit, geleitet mich in die weißen Arme der Freundin! (Trällert: une robe legère etc., ab. Es iſt finſter geworden.)

Gertrud. Hiller.

Hiller (von der eiligen Gertrud herausgezogen). Was haſt du, meine Tochter, wen ſoll ich ſehen?

Gertrud. Er iſt fort. — Vater, er war hier.

Hiller. Wer?

Gertrud. Er, der Vater unſeres Johannes.

Hiller. Und was wollte er?

Gertrud. Er will uns den Hans laſſen, er will für das Kind thun, was wir ihm rathen, er will manchmal zuſehen, wie es dem Kleinen geht. Beim Abſchied bot er mir die Hand und dankte.

Hiller. Siehſt du, ſo iſt Alles gekommen, wie wir dachten, und ohne große Mühe. Ich habe dir immer geſagt, er iſt nicht böſe, er iſt gewiß ein ſo braver Mann wie Andere, er iſt nur reich und vornehm, und deshalb müſſen wir einige Nachſicht mit ihm haben.

Gertrud. Nachſicht, Vater?

Hiller. Freilich, denn genau genommen, ſind alle die vornehmen und reichen Leute nur unſertwegen da. — Wer würde uns die Kamelien abkaufen, oder unſern feinen Savoyerkohl, oder die Frühſchoten, wenn es keine Reichen gäbe? Wir haben den Vortheil davon, ein geſundes, kräftiges Leben, ſie leiden darunter, denn ſie eſſen ſich Leib und Seele krank. Deshalb thun ſie mir leid, ſieh und deshalb halte ich ihnen Vieles zu Gute

Gertrud. Eben ſo gut kann das Rehkalb ſagen, daß der Mond nur deshalb am Himmel hängt, ihm den Weg zum Saatfeld zu erleuchten.

Hiller. Und das Reh hat auch Recht. Jeder iſt da für alle Andere, und der Eine (die Mütze lüftend) in uns allen. Gute Nacht, Gertrud, ſchließe die Thür — und, mein Kind, denke heut nicht mehr an den Grafen. (Ab.)

Gertrud (allein, ſchließt die Thür an der Gartenmauer). Das war ein wichtiger Tag für uns alle, fing mit Regen an und endete mit Sonnenſchein. Nun, der Hans kann ſich freuen, er hat einen ſtattlichen Vater gefunden. Und böſe iſt er auch nicht, er läßt ſich bedeuten; man kann doch ein Wort mit ihm reden und ihm Vorſtellungen machen; ſo lieb' ich's. — Wo er jetzt ſchwärmen mag? Für Seinesgleichen fängt das Leben erſt recht an, wenn die Sterne am Himmel ſtehen; da ſtecken ſie in vergoldeten Stuben hundert Lichter an und ſchwirren wie die Motten herum; unterdeß ſchlüpfen wir Tagvögel in das Neſt und ſchlafen aus. — (Umkehrend.) Möge ſein Schlaf erquickend ſein, denn er hat heut ein gutes Werk gethan. (Ab.)

(Pauſe. Es läutet an der Gartenthür.)

Waldemar, dann der Wächter von außen.

Waldemar (gepreßt). Gertrud! (Läutet) —

Stimme des Wächters (herbeikommend). Was wollt ihr an dem Hauſe? Hier wohnen ruhige Leute.

Waldemar. Einen Strauß will ich holen für meine Jungfer Braut.

Wächter. Ihr könnt ja nicht gerade ſtehen, Mann, geht nach Hauſe.

Waldemar. Würdiger Nachtwächter — ich komme von einem luſtigen Schmauſe — ich will mir einen Kranz kaufen. — Ich bitt' euch, nehmt dies Geld und geht zum Teufel.

Wächter. Sie ſind nicht in der rechten Verfaſſung, lieber Herr.

Waldemar. Gute Nacht — geh' zum Teufel! (Wächter entfernt ſich, Waldemar läutet.)

Gertrud (mit Leuchte).

Gertrud. Wer läutet ſo ungeſtüm? Wer will herein?

Waldemar. Der Vater des Knaben.

Gertrud (zurückfahrend). Ha, er!

Waldemar. Oeffnen Sie, Gertrud!

Gertrud. Nein!

Waldemar. Gut, ſo bleibe ich draußen liegen, bis mich morgen früh die Leute finden. — Es iſt keine Poeſie mehr im Volke.

Gertrud (ſteht unentſchloſſen, endlich öffnet ſie raſch, Waldemar tritt wankend ein, Gertrud ihm die Leuchte entgegenhaltend). — Gerechter Gott, wie ſehen Sie aus!

Waldemar. Wie Wilhelm, als er Leonoren heimführte. Auch ich habe einige Anwartſchaft auf den Kirchhof. — Führen Sie mich zur Bank, Gertrud.

Gertrud. Entſetzlich, Sie bluten!

Waldemar. Bah, ein ganz kleiner Stich, eine Weſpe ſticht herzhafter. Ruhig, Mädchen, ſchließen Sie die Thür. Kommen Sie näher, ich bin in der Stimmung, leiſe zu ſprechen. Ich wurde von Schurken überfallen — nein, es waren keine ehrlichen Straßenräuber, es war ein guter Freund darunter — ich habe ihn erkannt, obgleich er ſich herausgeputzt hatte, wie eine Nachteule. — Ich rang mich los und ich glaube, ich wäre ihrer Meiſter geworden, da erhielt ich zum Abſchied einen Stich in Arm und Seite. Es iſt nichts Großes; der mich ſtach, war gar zu feig.

Gertrud (ihn haltend). Bleiben Sie ſtill, das Sprechen greift Sie an. Ich hole Hilfe.

Waldemar. Warte noch. — Nach meiner Wohnung iſt weit, meine Leute dürfen mich ſo nicht ſehen — ich muß den Skandal vermeiden. — Ich dachte an Sie, Gertrud, mir war als gehörte ich hierher — rufen Sie Ihren Vater, ſonſt Niemand. — Es ſchmerzt nicht, es kitzelt nur, wie ein Blutegel. — Auch iſt Profit dabei, es erſpart einen Aderlaß. — Mich dürſtet — Waſſer — bah! das thut mir noch nichts. Waſſer her — hier will ich bleiben. Fällt um.)

Gertrud. Unſeliger Mann! — Vater, Vater, zu Hilfe, er ſtirbt!

Dritter Act.

Erſte Scene.

Garten wie in der vorigen Scene. Waldemar ſitzt in einem Lehnſtuhl und ſchläft. Hans ſtill zu ſeinen Füßen, wehrt ihm mit einem Zweig die Fliegen ab. Pauſe. Gertrud kommt aus dem Hauſe.

Hans (geheimnißvoll). Er ſchläft!

Gertrud. Die friſche Luft hat ihn müde gemacht. Geh, kleiner Wildfang, und tummle dich hinten im Garten, ich werde hier bleiben. (Hans leiſe ab, Gertrud ſich über den Schlafenden beugend.) Wie ſtill und fromm er ausſieht — ein edles Angeſicht, und die Haut ſo rein und weiß, meine Hand iſt recht roth dagegen. Und welch feine Wäſche er trägt! — Er iſt hier wie aus einer andern Welt zu uns verſchlagen. — Ah, er regt ſich (tritt hinter den Stuhl).

Waldemar. Wo biſt du, mein kleiner Hans? ich fühlte deinen Kopf an meinem Knie.

Gertrud. Hans iſt fortgeflogen, die luſtige Hummel. Aber es iſt doch Jemand hier.

Waldemar. Mein holder Arzt! (Will ihr die Hand reichen.)

Gertrud. Still, bleiben Sie ſitzen, ich vertrete Hanſens Stelle, ich will Sie unterhalten, denn Sie dürfen nicht viel ſprechen. — Sie ſchliefen recht feſt.

Waldemar. Dafür halte ich mich jetzt für geneſen. Jeder Windeshauch vermehrt meine Kraft, ich fühle die Wellen der

Luft, ſie kommen von euren Beeten und ſchlagen an mich, als ſäße ich im Bade, und aus jeder ziehe ich neues Leben. — Ich könnte laufen und ſpringen, wie ein Geſunder.

Gertrud. Nein, nein, noch nicht, Sie müſſen den Arm nicht ſo heben (ihn zum Sitzen zwingend). Gehorſam, mein Patient!

Waldemar. Liebe Gertrud, wie ſoll ich Ihnen danken!

Gertrud. Da iſt nichts zu danken. Wir hätten daſſelbe Jedem thun müſſen, der ſo zu uns gekommen wäre. Bei Ihnen aber verſtand ſich das vollends von ſelbſt. Sie ſind uns ja kein Fremder. Viel haben wir von Ihnen geſprochen, und ſo oft ich Sie ſah, ſagte ich zu mir: wenn er wüßte, wie ſehr du dich um ihn kümmerſt! — Und aus dem Hans ſuchte ich heraus, worin er ſeinem Vater ähnlich wäre; wenn er wild und unartig war, dachte ich: das hat er von ſeinem Vater. — Nun, Sie nehmen das nicht mehr übel. — Und wenn er recht kluge Fragen that, dachte ich auch: das hat er von ſeinem Vater, der hat ein ſcharfes, glänzendes Auge. — So waren Sie uns nicht fremd, und jetzt iſt mir ſo, als wären Sie ein alter Freund.

Waldemar. Bin ich das, Gertrud? Das las ich nicht aus Ihren Augen, als ich Sie das erſte Mal ſah.

Gertrud. Weil ich böſe auf Sie war. — Aber ſeit ich Sie auf dem Lager geſehen habe, die Augen geſchloſſen, das Angeſicht ſchmerzlich verzogen, da merkte ich, wie Sie im Innern ſind.

Waldemar. Und wie bin ich, liebe Wärterin?

Gertrud. Sehen Sie, Sie ſind gut und haben ein weiches Gefühl. Aber es iſt Ihnen ſtets Ihr Wille geſchehen, und da ſind Sie ungeduldig geworden und haben ſich gewöhnt zu befehlen, und nehmen keine Rückſicht auf Andere.

Waldemar. Das iſt wahr, Gertrud.

Gertrud. Aber das Schlimmſte kommt noch. Sie haben nicht nöthig gehabt viel zu arbeiten, und da haben Sie tolle Streiche gemacht und haben ſo viel Vergnügen genoſſen, daß

Ihnen nichts mehr ein rechtes Vergnügen macht. Und deshalb ſind Sie ſpöttiſch und lachen über Alles; das ärgert mich am meiſten.

Waldemar. Gertrud, Sie ſchmeicheln gar nicht.

Gertrud. Nein, aber ich ſpreche die Wahrheit. Es gibt eine Fabel von einer luſtigen faulen Grille und einer Feldmaus. Die Fabel paßt auf Sie. Wir kleinen Leute ſind die Feldmäuſe und Sie ſind die Grille, thun den ganzen Sommer nichts, als mit den Flügeln ſchlagen und durch die Welt ſpringen, aber wie wird's im Winter mit ihr ſtehen?

Waldemar. Nun, beim Styx, ich hätte nie gedacht, daß das Leben des Grafen Waldemar ſo durchſichtig wäre, daß jedes Auge hineinſehen könnte, und jede Zunge mich auswendig wüßte, wie einen Kinderreim.

Gertrud. Geben Sie Acht, da iſt der ſpöttiſche Zug wieder, hinweg mit ihm! — Der Hans kennt die Fabel, er ſoll ſie Ihnen vorſagen.

Waldemar (gutmüthig). Meinetwegen, wenn es Ihnen Freude macht, liebe Feldmaus, die Grille wird zuhören und ſich die Lehre merken.

Gertrud. Nun, Grillen mögen Sie wohl genug im Kopfe haben. — Ich freue mich herzlich.

Waldemar. Worüber?

Gertrud. Daß Sie ſo freundlich ſind. Mir iſt fröhlich zu Muth, ich ſehe jetzt klar in die ganze Welt. Sonſt war ich oft traurig, wenn ich von den Großen der Erde hörte — es war faſt immer Böſes, was man ſich erzählte — ich verſtand nicht, wie ſie ſo ſein konnten. Jetzt iſt mir, als ſäße ich auf einem geflügelten Pferd und ſchaute von der Höhe herab in aller Menſchen Herz. Ich weiß jetzt, wie Sie ſind, jetzt kann ich mir auch denken, wie die Andern ſein mögen.

Waldemar. Sie haben einen feinen und ſcharfen Blick und verſtehen gut zu beobachten.

Gertrud. Nein, ich weiß, ich bin unwiſſend und in vielen Dingen einfältig. Wer den ganzen Tag in der Wirthſchaft arbeitet, kann nicht viel lernen oder leſen. Doch wenn es Ihnen lieb wäre, möcht' ich wohl mehr wiſſen.

Waldemar. Um Alles nicht. So wie Sie ſind, natürlich, klar und einfach, ſo müſſen Sie bleiben. — Mädchen, ich wollte, du ſtündeſt meinem Leben näher! — Wären Sie als meine Schweſter geboren, Manches wäre anders geworden.

Gertrud. Ihre Schweſter? — Das will ich ſein, o wie gern! — Ich will's heimlich ſein, ganz in der Stille. — Wenn Sie geneſen ſind, werden Sie doch manchmal kommen, den Hans zu ſehen. Zu oft dürfen Sie nicht kommen, der Leute wegen, das könnte Gerede geben und mir ſchaden, und das werden Sie nicht wollen.

Waldemar. Nein, Gertrud.

Gertrud. Aber von Zeit zu Zeit werden Sie kommen, und dann ſollen Sie freundlichen Willkommen finden. Und Sie erzählen mir von der großen Welt, ich Ihnen von der kleinen. Sie plaudern auch mit dem Vater, er iſt gut wie ein Engel, und ein verſtändiger Mann, der Vieles weiß, und ich ſchaffe herzu, was Haus und Garten gibt.

Waldemar. Das iſt ein hübſcher Traum!

Gertrud. Und warum ein Traum? Gute Freundſchaft halten iſt gar leicht und thut wohl. Ich werde mich auf die Tage freuen, wo mein ſtolzer Herr Bruder zu uns kommt.

Waldemar. Holdes Mädchen! (Sich zu ihr wendend.) Alſo, gute Freundſchaft, liebe Schweſter!

Gertrud (ſich ernſt zurückbeugend). Nicht den Mund küſſen, das paßt nicht zwiſchen uns.

Waldemar. Sie haben Recht.

Gertrud. Aber Ihre Hand reichen Sie mir, die geſunde (ſie ihm ſchüttelnd). Und ſo auf gute Freundſchaft! Ich werde Ihnen eine beſcheidene und treue Schweſter ſein.

Waldemar (ihre Hand haltend). Und ich gelobe Ihnen an dieſe Hand, eine Schweſter in Ihnen zu ehren, meiner eignen Thorheit und wüſten Stunden gegenüber. Der Schwur wird dadurch nicht ſchlechter, weil es das erſte Mal iſt, daß ich ihn ablege.

(Es klingelt.)

Gertrud. Still, man kommt! Das iſt der Vater. (Oeffnet die Gartenthür.)

Hiller.

Hiller. Ei, Herr Graf, ſchon im Freien und ſo wohl auf?

Waldemar. Willkommen, mein lieber Wirth! — Wohin doch eine gute Behandlung und ein geringer Blutverluſt den ſtörrigſten, abgeſchmackteſten Burſchen bringen kann! Ich möchte mich an der Naſe zupfen, denn ich zweifle, ob ich noch ich ſelbſt bin. Lammfromm, Vater Hiller; ſentimental, Vater, die Welt ſieht mir roſa und goldgelb aus, und alle Menſchen wie kleine liebenswürdige Poſaunenengel auf einer Dorfkanzel, die Backen vorn und hinten gleich rund und gleich wohlwollend. Ich könnte Beeren ſuchen, Vater Hiller, und mit Kaſtanien ſpielen, wie ein Kind, ja ich könnte als Schmetterling in eure Blumen kriechen, um Thau zu trinken, und mich zum Schlaf in ein Roſenblatt wickeln, ſo leicht und körperlos fühle ich mich.

Hiller. Das iſt die Geneſung. Und ſie freut mich herzlich. Zuerſt und vor allem um Ihretwillen, lieber Herr Graf, dann auch unſertwegen. Jetzt dürfen wir bald wieder dieſe Thür öffnen.

Waldemar (leiſe). Was kümmert das die Welt, ob ihr eure Thür verſchloſſen haltet?

Hiller. Wir Nachbarn haben wenig Geheimniſſe vor einander, die Thüren ſind geöffnet, die Fenſter niedrig und die Zungen beweglich, ſo verläuft unſer Leben; was ungewöhnlich iſt, fällt auf.

Gertrud. Ja, ja, das iſt wahr, es wird Kopfzerbrechen machen.

Waldemar. Sind die Leute hier herum denn ſo neugierig?

Gertrud. Wie die Rothkehlchen und ebenſo geſchwätzig. Manchmal wird's läſtig, aber die Meinung iſt doch gut.

Hiller. Jetzt aber handelt ſich's um mehr, als Geſchwätz. Seit drei Tagen halten wir uns zurück und die Thür iſt faſt immer verſchloſſen. Das erregt Verdacht, als ob wir Böſes thäten, und den Verdacht müſſen wir vermeiden. — (Freundlich) Sie haben uns geſagt, lieber Herr Graf, wir ſollten Sie und Ihre Verwundung verbergen, weil für Sie und Andere großes Unglück entſtehen könnte, wenn die Sache bekannt würde.

Gertrud (zupft ihn hinter Waldemar's Rücken am Aermel und redet leiſe und eifrig in ihn hinein.)

Waldemar. So iſt es auch, Vater Hiller, arges Unglück kann daraus entſtehen. — (Bei Seite) Ihr Götter meines Lebens, verzeiht mir die kleine Lüge! Der Frieden und die Heimlichkeit dieſes Kreiſes waren zu wohlthuend und zu verführeriſch; das iſt doch endlich einmal ein Abenteuer; und meine Freunde brauchen auch nicht zu erfahren, daß man mich mit Holz und Eiſen bearbeitet hat.

Gertrud. Und ſo ſiehſt du ein, daß der Herr Graf noch hier bleiben muß.

Waldemar. Wie, Vater, bin ich Ihnen ſo zur Laſt, daß Sie mich fortſchaffen wollen?

Hiller. Wie mögen Sie das glauben? — Es war nur — ich dachte an Gertrud.

Gertrud (eifrig). Um meinetwillen ſollen Sie keine Stunde früher fort. Vater ſorgte nur, es könnte geſchwatzt werden über unſere Heimlichkeit und Ihre Gegenwart, und das würde mir ſchaden. — Darauf dürfen wir keine Rückſicht nehmen. Sie haben uns geſagt, daß es verhängnißvoll ſein könne für Sie und Andere, wenn Sie nach Hauſe zurückkehrten als ein Verwundeter. Wir wiſſen nicht, warum das ſo iſt, und wir wollen's auch nicht wiſſen. Sie haben es geſagt, das iſt uns genug, denn Sie ſind nicht der Mann, der ſeinen Freunden eine Unwahrheit einreden kann. Und deshalb werden Sie hübſch bei uns bleiben, bis Sie völlig geheilt ſind.

Waldemar (bei Seite). Dies Mädchen ſticht mich mit ihrer Ehrlichkeit wie mit Nadeln. — Wohl, meine Freunde, ich bin beinahe hergeſtellt, und heut Abend, ſobald es finſter geworden, breche ich auf.

Gertrud. Wenn Sie ſtark ſind, ſonſt nicht.

Waldemar. Bis dahin aber will ich mich an euch erfreuen. Sie, Vater Hiller, ſollen mir von Ihrem Leben und Gertruds Kinderjahren erzählen.

Gertrud. Aber in der Stube; ſchon ſo lange waren Sie im Freien, es wird am Ende auch des Guten zu viel. Kommen Sie, mein gnädiger Herr, ich führe Sie, das iſt mein Recht. (Alle ab.)

Box, darauf Georgine.

Box (den Kopf zur angelehnten Thür hereinſteckend). Die Luft iſt rein. Gefällt es Ew. Erlaucht einzutreten, hier iſt der Ort.

Georgine (eintretend). Vermeiden Sie meinen Namen zu nennen. — (Sich erſchrocken umſehend.) Hier?! — — (Den Schleier zuſammennehmend.) Bevor ich Ihnen weiter folge, eine Bemerkung. Als ich Sie rufen ließ und um Auskunft über das plötzliche Verſchwinden Ihres Herrn erſuchte, verſicherten Sie lebhaft, dem Herrn Grafen treu ergeben zu ſein. Ich frage Sie jetzt, wie ſchwer wiegt Ihre Treue?

Box (die Hand aufs Herz legend). Sehr ſchwer.

Georgine (ihm eine Börſe reichend). Wird das hinreichen, Ihre Treue aufzuwiegen?

Box (wägend). Nein, gnädigſte Frau, die Börſe iſt ſehr ſchwer, aber ſie wiegt meine Treue nicht auf. — Dennoch werde ich mir die Ehre geben, dieſe Börſe zu bewahren, denn ich diene meinem Herrn und auch mir ſelbſt, wenn ich in Ihrem Intereſſe handle.

Georgine. Genug. Warum ließen Sie meinen Wagen bei dieſem Hauſe halten?

Boz (wichtig). Mein Herr iſt hier.

Georgine. Hier?!

Boz. Wenigſtens werden wir hier erfahren, wo er iſt. Und da die gnädige Frau ſo dringend wünſchten, ihn zu ſehen, hier können Sie ihn finden.

Georgine. Woher wiſſen Sie das?

Boz. Mit Ew. Erlaucht Genehmigung liegt die Sache ſo: Am Morgen nach jener Nacht, in welcher mein Herr ausgeblieben war, gibt ein Betteljunge dieſen Brief an mich ab. — (liest) Boz, du Schuft, ich habe getrunken und reiſe mit einer Tänzerin acht Tage aufs Land. — Der Zettel iſt mit zitternder Hand geſchrieben, aber er iſt echt, er iſt von meinem Herrn, das ſchließe ich aus der vertraulichen Anrede: Boz, du Schuft, das iſt ganz ſein wohlwollender Ton. — Gut, ich gehorche dieſem Zettel, und die ganze Reſidenz glaubt, daß mein Herr in Geſchäften verreiſt iſt. — Aber ich ſelbſt weiß, daß es eine Schelmerei iſt. Nämlich erſtens kann er mit keiner Tänzerin verreiſt ſein, denn das Ballet iſt vollzählig, es fehlt Niemand, und dann, gnädigſte Frau, iſt mein Herr viel zu gebildet und rückſichtsvoll, um mit einer Tänzerin auf acht Tage zu verreiſen, auf einige Stunden allenfalls, aber auf acht Tage, pfui, da verleumdet er ſich ſelbſt, ſo lange hält er's gar nicht mehr aus.

Georgine. Weiter, weiter.

Boz. Die größte Unwahrheit aber iſt die, daß er ſich betrunken nennt. (lacht.) Mein Herr und berauſcht? Nein, gnädige Frau, Graf Waldemar trinkt, aber er kann ſich nicht betrinken.

Georgine. Enden Sie, mein Herr.

Boz. Der Zettel ſoll mich täuſchen, folglich iſt der Herr Graf nicht verreiſt, ſondern hat ſich irgendwo verſteckt. Das traue ich ihm zu. — Ich weiß aber, daß er für das Mädchen, welches hier wohnt, ein ſehr bedenkliches Intereſſe gefaßt hat.

Georgine. Ha, meine Ahnung!

Box. Ja, gnädigſte Frau, es iſt eine traurige Ahnung, aber es iſt leider ſo. Denn hier hat ihn meine Mutter geſehen an demſelben Abend, wo Ew. Erlaucht ihn erwarteten, und ſeit dem Abend iſt die Thür dieſes Hauſes faſt immer geſchloſſen. Und deshalb iſt er ganz ſicher hier. Denn da er niemals für mehr als zwei Damen ſchwärmt, ſo ſchließe ich: (entſchloſſen) wenn er nicht bei der einen iſt, ſo muß er doch wohl bei der andern ſein.

Georgine. Sehen Sie zu, ſuchen Sie ihn auf, ich erwarte Sie hier.

Box. Offenbar ſteckt er im Hauſe, ich will mich von außen um die Fenſter ſchleichen. (Ab.)

Georgine. Wenn er mich vergeſſen, mich verrathen hat, hier verrathen hat? — Meine Kammerfrau ſchwört mit Thränen, daß ſie ihn an jenem Abend vergebens erwartete. Und ich ſelbſt habe ihn hergeſchickt, nach dem Kinde, ich ſelbſt! Mein Kopf ſchwindelt, wenn ich daran denke. — Es iſt unmöglich, ſo raffinirt quält ſelbſt die Hölle nicht.

(Box kommt langſam und nachdenklich zurück.)

Iſt er bei ihr?

Box (ſchwermüthig). Er iſt bei ihr. O mein Graf, Sie machen uns viel Kummer. Die ganze Familie ſitzt beiſammen und er ganz fröhlich darunter, als ob er dazu gehöre.

Georgine. Ich weiß genug. — (An der Thür.) Sobald Ihr Dienſt es erlaubt, erwarte ich Sie in meiner Wohnung. (Ab.)

Box (ſich tief verbeugend und ihr nachſehend). Iſt die eiferſüchtig, wie ein Bologneſer! Sie läuft fort und läßt mich allein mit meinem Schmerz. O, mein Herr Graf, Sie handeln nicht ſchön an Ihren Freunden. — Ich bin gern rechtſchaffen, wenn ich irgend kann, und ich dachte immer, ich würde das noch einmal durchſetzen, und dazu hätte mir das Mädchen dort helfen können, und meiner guten alten Mutter wäre ihr ſehnlichſter Wunſch erfüllt worden. Und jetzt kommt der reiche Mann und ſtiehlt mir mein einziges Lamm. Pfui, Herr Graf, das iſt ein Schelmenſtreich! — Aber wie? er trug den Arm in einer Binde, ich ſah's durch die Scheiben; und die Familie iſt auch ſtreng und hält auf Ordnung, — es iſt noch ein Geheimniß bei der Sache, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren. Ich gehe zu meiner Mutter, die ſoll Nachricht einziehen. Er muß hinweg von hier, ſo diene ich am beſten ihm, der Fürſtin und, was die Hauptſache iſt, mir ſelbſt. — Horch, Geräuſch, ſchnell fort! (Ab.)

Bezirksvorſteher, hinter ihm Volk.

Bezirksvorſteher. Zurück, liebe Leute, hier iſt keine Landſtraße. (Verſucht die Hausthür. Klopft.)

Hiller (aus dem Hauſe).

Seit wann verſchließt ihr die Thür vor euren alten Freunden?

Hiller. Ei, Herr Vorſteher, ich freue mich Ihres Beſuchs. Was führt Sie zu uns? — Das mit der Thür thut mir leid, nehmen Sie an, es ſei ein Verſehen.

Bezirksvorſteher. Ein Verſehen, Hiller? Seit drei Tagen iſt eure Thür für Jedermann verſchloſſen.

Hiller. Vielleicht auch hat's ſeinen guten Grund.

Gertrud.

Gertrud. Was geht hier vor? Wie? die Nachbarn alle? Guten Tag, Herr Vorſteher! —

Bezirksvorſteher. Guten Tag, Gertrud, wie geht's?

Gertrud. Was haben Sie? ſonſt gaben Sie Ihrer Pathe die Hand.

Bezirksvorſteher. Nachbar, liebes Kind, jetzt führt mich mein Amt her. Meiſter Hiller, ſeit einigen Tagen geht das Gerücht, es ſei ein Mann in unſerer Vorſtadt überfallen und beraubt worden. Man hat Blutſpuren gefunden.

Gertrud. O weh!

Bezirksvorſteher. Und der Wächter behauptet, in derſelben Nacht ſei ein verdächtiger Mann zu euch geflüchtet und aus eurem Haus nicht wieder herausgekommen. Alles Uebrige iſt nur Geſchwätz, und ich will nichts weiter, als bei euch, redlicher Freund, anfragen, was ihr etwa von der Sache wißt, es iſt nur, um die Leute zu beruhigen.

Hiller. Weiß ich doch kaum, wie ich euch antworten ſoll. Daß ich und meine Tochter kein Unrecht gethan haben, deſſen ſeid ihr, hoffe ich, ſicher.

Bezirksvorſteher. Davon iſt ja auch nicht die Rede.

Hiller. Was ich etwa weiß, darf ich euch nicht bergen, da ihr von Amtswegen fragt, und doch habe ich ſchon einem Andern Schweigen gelobt.

Bezirksvorſteher. So iſt doch etwas an der Sache.

Gertrud. Ja, aber anders als Sie denken. Und Sie ſollen Alles wiſſen, nur daß wir es nicht ſelbſt ſagen dürfen, ſondern ein Anderer. Und deshalb bitte ich euch, Freunde, laßt mich die Thür ſchließen. O ſeht mich nicht ſo vorwurfsvoll an — Nachbar — Boſe — ihr kennt uns ja — es iſt ein Stückchen Geheimniß, aber nichts Böſes. (Volk tritt zurück, Hiller ſchließt die Thür.)

Bezirksvorſteher (gutmüthig). Jetzt habt ihr mich eingeſperrt, jetzt heraus mit eurem Geheimniß.

Waldemar.

Gertrud (die hineingegangen, führt Waldemar heraus). Hier, Herr Pathe, iſt der Mann, der zu uns kam; ſeht zu, ob ihr ein Unrecht an ihm findet.

Bezirksvorſteher. Wie? Was? Der Herr Graf Schenk? (Grüßend.) Sie waren der Mann, der bei Nacht hier hereinkam?

Waldemar. Ich war's. Ich wurde ganz in der Nähe dieſes Hauſes durch einen meiner Freunde, den ein unſeliges Mißverſtändniß in eine Art Raſerei verſetzt hatte, halb aus Verſehen, halb mit Abſicht in dieſe Hand und Seite verwundet; hier fand ich Aufnahme und gütige Pflege. Da ich annehme, daß Sie als Beamter fragen, war ich Ihnen dieſe Auskunft ſchuldig; Sie werden mich verbinden, wenn Sie dieſelbe als Geheimniß bewahren.

Bezirksvorſteher. Hm! obgleich ich noch nicht Alles verſtehe, ſo ſehe ich doch keinen Grund, an Ihren Worten zu zweifeln, Herr Graf, und ſo habe ich von Amtswegen hier nichts mehr zu thun. Und was ich Ihnen jetzt ſagen möchte, Herr Graf, ſpreche ich nur als einfacher Bürger und als ein Freund dieſes ehrlichen Mannes und dieſes Mädchens, welches bis jetzt für ſittſam und brav gegolten hat.

Hiller. Bis jetzt?

Waldemar. Sprechen Sie, mein Herr, ich werde mich mühen, Ihre Bemerkungen mit geziemender Ehrerbietung anzuhören.

Bezirksvorſteher. Als Sie die Gutherzigkeit dieſer Leute benützten, um ſich hier einige Tage als Kranker aufzuhalten, da dachten Sie wohl nicht daran, daß Ihre Anweſenheit und die Bekanntſchaft mit Ihnen das Mädchen in ein ſchlechtes Licht ſetzen könnte?

Gertrud. O mein Gott!

Waldemar. Ich bekenne Ihnen mit Beſchämung, bis jetzt noch nicht gewußt zu haben, daß die Bekanntſchaft mit meiner unwürdigen Perſon ſolch ſchnelles Verderben der bürgerlichen Ehre herbeiführt; ich würde ſonſt Sie ſelbſt in Ihrem eigenen Intereſſe erſucht haben, ſich ſo ſchleunig als möglich von hier zu entfernen.

Gertrud. O, nicht ſo, Herr Graf, zürnen Sie ihm nicht, er meint es gut in ſeiner Weiſe und iſt ein würdiger, reſpektabler Mann.

Bezirksvorſteher. Ich ſehe, wie es hier ſteht, und daß ich übrig bin. — Euch, Freund Hiller, gebe ich den guten Rath, haltet euer Haus ſo rein von Unkraut als eure Beete, und du, Gertrud, meine liebe Samariterin, heile du nicht alle blutigen Köpfe, die ſich die luſtigen Herren ſchlagen; mancher Arzt hat ſich ein Leiden geholt, wo er Andern geholfen hat.
(Ab.)

Hiller. Da geht er, und mit ihm die gute Meinung unſerer Freunde.

Gertrud (zu Waldemar). O, ſehn Sie nicht finſter, Herr Graf, laſſen Sie keine bittere Stimmung in die letzten Stunden kommen, die Sie bei uns verleben. Herzlich bedauern wir, daß Sie um unſertwillen das hören mußten. Und ich wiederhole Ihnen, wir ſind doch glücklich, Ihnen den kleinen Dienſt erwieſen zu haben, und wir möchten die Erinnerung daran nicht miſſen.

Hiller. Sie hat Recht wie immer. Ich bitte um die Erlaubniß, Ihre Hand ſchütteln zu dürfen. So, jetzt iſt mir leichter.

Waldemar. Gertrud! — Wenn ich unzufrieden bin, ſo muß ich es mehr mit mir ſelbſt, als mit irgend einem Andern ſein. — Was jener ehrliche Mann ſagte, verbietet mir, länger zu bleiben. Nur noch einige Worte über den Knaben mit Ihnen, lieber Hiller — und dann trennen wir uns.
(Ab mit Hiller ins Haus.)

Gertrud (allein). Sonſt, wenn ein müßiges Schwatzen mein Ohr traf, hat es mir ſehr weh gethan, und langſam nur habe ich's verwunden. Und jetzt achte ich's kaum — und doch iſt mein Herz ſo ſchwer, ſo ſchwer, und ich könnte weinen. — Er geht von uns — ob er wiederkehren wird?

Frau Vox.

Frau Vox. Ach, Sie armes, unglückſeliges Kind, mußte es dahin mit Ihnen kommen!

Gertrud. Was ſoll die Klage, was ſchluchzen Sie, gute Frau?

Frau Vox. Daß ich arme, alte Frau auch das noch erleben mußte! — An keinem Menſchen habe ich ſo ſehr gehangen, als an Ihnen, mehr als an unſerm Pfarrer, und manchmal mehr als an meinem eignen Sohn. — Wenn ich die Lilien auf dem Beete ſah, dachte ich: ihr blüht euch in eurer Unſchuld und Herrlichkeit, aber ich weiß Jemanden in meiner Freundſchaft, der noch reiner und glänzender iſt, als ihr; und das iſt meine Gertrud! Und jetzt — o daß ich leben mußte, das zu ſehen!

Gertrud (ſtolz). Sprechen Sie, Frau Vox, was meinen Sie mit Ihrer Rede?

Frau Vox. Ich muß dich warnen, Kind meiner Seele, vielleicht iſt es noch nicht zu ſpät, vielleicht biſt du noch nicht ganz in den Stricken des Verführers.

Gertrud. Des Verführers?

Frau Vox. Ja, hören Sie mich, mein armes Kind, ich weiß Alles. Er iſt hier, der gewiſſenloſe, ſchändliche Herr meines Karls.

Gertrud. Warum ſchmähen Sie ihn? — Er iſt hier. Wiſſen Sie aber, wie er herkam?

Frau Vox. Er hatte eine Wunde, das weiß ich.

Gertrud. Halb tot war er, bleich und blutig, es war ein jammervoller Anblick. Wir haben gethan, was Menſchenpflicht war. Was ſcheltet ihr uns darum?

Frau Vox. Armes, bethörtes Geſchöpf! Weißt du auch, wo ſie ihn ſo zugerichtet haben? Zu ſeiner Liebſten wollte er ſchleichen, zu einer fremden Dame, die auch nicht beſſer ſein mag, als er; — und der ihm auflauerte, war gewiß ein Nebenbuhler, ein eiferſüchtiger Galan war's.

Gertrud (laut ſchreiend). Ha, du thuſt mir weh! — Und wenn es ſo war — und wenn er bei ſeiner Geliebten verwundet wurde — was thut das? nichts, gar nichts — wenn er zu uns kam, wir mußten ihn aufnehmen.

Frau Vox. Aufnehmen, ja. Aber du haſt ihn verſteckt, wie man ein Unrecht verſteckt, du unſeliges Mädchen.

Gertrud. Weil es gefährlich war für ihn und tödlich für Andere, wenn ſeine Verwundung ruchbar wurde. Die Obrigkeit wäre gekommen, ſeine Leute hätten ihn verrathen, er hätte ſeinen Feind angeben müſſen, er hätte ſich mit ihm duellirt, — o Gott, ich weiß nicht weiter, mir ſchwindelt.

Frau Vox. Ja, ja, der Satan iſt ſchlau. Hat er das geſagt, der feine, liſtige Graf, ſo ſage ich, Katharina Vox, ich ſage dir dagegen: er hat gelogen! wie ein Schelm hat er gelogen, und ich kann dir's beweiſen.

Gertrud. Er lügt nicht, du aber ſprichſt Lügen, und ich entſetze mich vor deinen Worten.

Frau Vox. Gertrud, Gertrud, das iſt deine Krankheit, die aus dir ſpricht. Ich kenne dich, ſeit du im Kindermützchen liefſt mit den blauen Bändern, und du kennſt mich; bin ich unwahr? Bin ich ein verlognes Ungethüm, das da läuft und Unfrieden ſäet zwiſchen Herd und Bett? — Nun aber, hältſt du mich für ehrlich, ſo laß mich beweiſen, was ich ſage. Ich kenne das Leben dieſes Herrn. — Wer iſt ſein Kammerdiener, wer ſorgt für ihn und pflegt ihn und iſt allein um ihn? Mein Sohn iſt's, und der iſt verſchwiegen wie das Grab. Wenn's darauf ankam, daß Niemand ſeine Krankheit wiſſen ſollte, ſo hätte mein Karl wohl geſagt: er iſt vom Pferde gefallen, oder er hat ſich Schaden gethan, oder ſo etwas; und dem Arzt gibt er Geld, daß er ſtill iſt. Meinſt du, er wüßte nicht Schweigen zu erkaufen, wo er's braucht?

Gertrud. Siehſt du, wie du dir ſelbſt widerſprichſt! Wenn es nicht nothwendig war, daß er ſich verbarg, weshalb wäre er dann hier geblieben, drei Tage ohne ſeinen Arzt, ſeine Diener, ohne ſein Lager und ſein ſchönes Haus?

Frau Vox. Das iſt ja ſeine Verruchtheit. Du fragſt, was er hier wollte? Dich wollte er, du arme Taube, dich wollte er bethören und zerreißen, wie ein Geier.

Gertrud. Mich?

Frau Vox. Du warſt bei ihm. Was du bei ihm gewollt haſt, weiß Gott allein. Als du weggingſt, ſagte er meinem Sohn: Die merke dir, die will ich haben, zu der ſollſt du mir helfen.

Gertrud (ſchauert zuſammen).

Frau Vox. Und jetzt frage dich ſelbſt, wie war er zu dir, hat er nicht ſüße Worte gebraucht und artig gethan und dich an ſich ziehen wollen?

Gertrud. Mir graut vor dir, mir graut vor mir ſelbſt.

Frau Vox. O nein, vor ihm entſetze dich, denn er iſt gezeichnet.

Gertrud. Wer biſt du, Weib, daß du mich marterſt und mir das Herz blutig drückſt? — Du lügſt, du lügſt, es kann nicht ſein, es iſt nicht ſo.

Frau Vox. So iſt es, darauf will ich den Tod erleiden.

Gertrud. Es wäre entſetzlich! — Er kam her wankend, erſchrocken, ein wunder Mann, er dachte an nichts, als an Rettung und Tod.

Frau Vox. Er kam her, weil es ihm nahe und bequem war, er blieb hier, weil er dich gewinnen wollte, und deshalb hat er dich belogen.

Gertrud. Ich trinke Gift. — Er war gütig und freundlich gegen mich, aber er war wie ein Bruder.

Frau Vox. Ja, wie ein Bruder! — Den erſten Kuß wie ein Bruder und den letzten wie ein Teufel!

Gertrud. Ha! — — Es iſt genug, ich danke Ihnen für alles Gute — ich bitte, laſſen Sie mich allein.

Frau Vox. Armes, armes Kind! Der Himmel helfe dir und ſchenke dir Frieden!

Gertrud. Amen! — (Geht. Gertrud ſteht lange unbeweglich.)

Waldemar. Hiller.

Waldemar (auf der Schwelle zu Hiller). Ich kam als Flüchtling und flüchtig ſcheide ich wieder; die Erinnerung aber an dieſe Tage wird feſt in mir wurzeln.

Gertrud (tonlos). Treten Sie näher, Herr Graf. Vier Tage ſind es, daß wir Sie kennen. In dieſer Zeit haben wir Ihnen keine Veranlaſſung gegeben, niedrig von uns zu denken.

Waldemar. Welche Sprache und welche Frage!

Gertrud. Wir haben Sie ärmlich aufgenommen, aber Sie haben drei Tage ſo gelebt, wie wir ſelbſt. — Sagen Sie mir nichts Artiges, wir wiſſen, daß wir freundlich gegen Sie geweſen ſind. Wollen Sie dafür dankbar ſein, ſo ſeien Sie es jetzt und antworten Sie mir ſo offen, als ob Sie nie eine Lüge geredet hätten.

Waldemar. Sprich, ſchöne Veſtale, ich werde antworten.

Gertrud. Weshalb weilten Sie drei Tage unter dieſem Dach? Weshalb verbargen Sie ſich zwiſchen unſern Wänden? — War es, wie Sie uns ſagten, war es Furcht vor Gefahr, eigener oder fremder, oder war es auch nur Sorge um üble Nachrede und Kränkung, die Sie oder Ihre Freunde betroffen hätte, war es nur das, ſo ſagen Sie mir ein Ja, nichts als ein Ja, und ſcheiden Sie friedlich über dieſe Schwelle, als ein Gaſt, deſſen wir in Freude und Leid noch lange gedenken werden. — Sprechen Sie, Herr Graf. —

Waldemar (nachdenkend). Ich könnte noch jetzt ein Ja ſagen, aber ich will ſelbſt dieſer unbegreiflichen Stimmung gegenüber nicht länger täuſchen. Ich blieb hier, weil es mich ſehr feſt hielt in dieſen Räumen, und wenn ich mich ehrlich frage, ſo blieb ich Ihretwegen hier, Gertrud, weil mich ein ſtarkes Intereſſe zu Ihnen zog.

Gertrud. Du hörſt es, mein Vater, er hat uns belogen! Eigennützig, rückſichtslos hat er unſer Vertrauen getäuſcht, für eine Laune, eine edle Laune hat er unſern ehrlichen

Namen der Verleumdung vorgeworfen, ſein Anblick bringt Unheil, ſein Lachen wird ein Fluch! Komm, Vater, hinweg, hinweg von ihm! (Stützt ſich auf Hiller, ſchwach) Gehen Sie, Herr Graf, gehen Sie, möge Ihr Leben glücklicher ſein, als Sie um uns verdient. (Sinkt erſchöpft zuſammen.)

Hiller. Mein armes Kind!

Waldemar (der unbeweglich geſtanden). Lebt wohl! (Wendet ſich ſchnell zum Abgang.)

Vierter Act.

Erſte Scene.

Einfache Bürgerſtube. Eine Uhr, eine Bank, zwei Tiſche mit Holzſtühlen. Es brennt Licht.

Gertrud am Tiſche links, das Haupt auf die Hand geſtützt. Hiller rechts ſchnitzelnd, von Zeit zu Zeit ſie betrachtend. Pauſe.

Hiller. Nun, meine Tochter? woran denkſt du?

Gertrud. Sagteſt du was, Vater?

Hiller. Ja, mein Kind. Ich frug nur, ob die Kränze abgeholt ſind.

Gertrud. Schon vor Abend, Vater.

Hiller. So? das iſt mir lieb, das iſt mir recht lieb. — Haſt du heut vielleicht Nachbars Röschen geſprochen?

Gertrud. Nein, Vater, du weißt, Röschen kommt nicht mehr zu uns.

Hiller. So? dann läßt ſie's bleiben. — Aber woran ich dachte, Gertrud. Unſer Haus wird baufällig, es hat wieder eingeregnet, die Balken ſind ſchadhaft, das iſt gewiß — und dann dachte ich an den Garten, er iſt doch ſehr klein, Gertrud.

Gertrud. Wir waren ſehr glücklich hier.

Hiller. Hm! — Der Garten iſt doch zu klein, und du weißt, hinten an der Grenze iſt er naß und die Pflanzen verderben.

Gertrud (aufſtehend). Vater, warum ſprichſt du nicht aus, woran du denkſt? Du willſt fort von hier.

Hiller. Jetzt iſt's heraus, ich hatte nicht den Muth, dir's zu ſagen.

Gertrud. O, daß es ſo weit kommen mußte! Du ſuchſt eine fremde Stätte für dein ehrwürdiges Haupt. Vater, du biſt ſehr feſtgewurzelt in dieſem Garten, löſeſt du dich los von hier, ſo reißeſt du an deinem Leben.

Hiller. Vieles ſteht dort draußen, woran mein Herz hängt; hier aber ſteht eine Blüthe, die mir mehr werth iſt, als Alles, und ich fürchte, die wird mir nur geneſen in fremder Luft.

Gertrud. Vater! laß uns überlegen, ob es nöthig iſt. Sollen wir unſere Heimat aufgeben, weil man uns verleumdet und alte Freunde unſere Thür meiden? Sieh, Vater, ich trage mein Haupt ſo hoch, wie jemals, und wenn wir fliehen, ſind wir feige.

Hiller. Und doch iſt deine Wange verblichen, und ich habe gehört, du, Gertrud, mein ſtarkes, muthiges Kind, du haſt geweint in deiner Kammer.

Gertrud. Und habe ich's gethan, ſo habe ich getrauert über mich ſelbſt und über die Stunde, wo ich Einem fluchte, der aus unſerer Thür ſchritt. Das war ein großes Unrecht, Vater, und das liegt ſchwer auf meiner Seele.

Hiller. O gebe Gott, daß ſeine Rechnung dereinſt nicht ſchlechter ſtehe, als die deine!

Gertrud. Wir hören nichts von ihm, wie es ihm gehen mag, er war noch nicht geneſen, als ich ihn forttrieb.

Hiller. Denke nicht an ihn; wie ein dunkler Schatten iſt er durch dieſe Stube gegangen. Es hängt ſeit dem Tage über uns, wie ein Gewitter, und mir iſt bange und ſchwül zu Muth.

Gertrud. Ich will von jetzt an heiter ſein, Vater; auch du hilf dazu, dich zu zerſtreuen.

Hiller. Der Schreiner drüben hat mir ein Gebot gethan für Haus und Garten; noch iſt er wach, ich ſpreche noch heut bei ihm vor.

Gertrud. Du eileſt ſehr, Vater.

Hiller. Nun, ich gehe nur darüber ſchwatzen, das bindet noch nicht. — Und du fragſt, warum ich eile, da ich doch ſonſt ſo bedenklich bin! — Weil wir hier ſind wie drei müde Vögel über der großen See, wir haben in keinem Menſchenherzen ſo viel Lond, daß wir uns darauf ausruhen können und bergen vor dem Ungewitter. Hüte das Haus, Gertrud, bald bin ich zurück. (Ab.)

Gertrud (allein). Du guter Vater! Mir verbirgt er, wie viel ihn der Entſchluß koſtet. Ja, er hat Recht, es hängt über uns, wie eine verderbliche Wolke. Nicht weiß ich, was uns droht, aber meine Seele ahnet Schlimmes und Trauriges. Es möge kommen, mich findet es ergeben.

Georgine (in Kapuchon und Hülle).

Gertrud. Eine Fremde!

Georgine (bis in die Mitte des Zimmers tretend.) Gertrud Hiller, kennſt du mich?

Gertrud. Nein.

Georgine. Sieh mir ins Geſicht, du haſt dieſen Mund geküßt, und deine Hand lag auf meiner Stirn, da ſie heißer war als jetzt.

Gertrud. Das Antlitz iſt mir fremd, ich kenne Sie nicht.

Georgine (den Kapuchon von dem bürgerlich geſcheitelten Haare zurückwerfend). Die Zeit hat mich verändert, Gertrud Hiller, und ſieben Jahre ſind eine lange Zeit für Mädchenfreundſchaft; — kennſt du mich jetzt?

Gertrud (ſchreiend). Luiſe!

Georgine. Luiſe Peters, jetzt nennen ſie mich Fürſtin Udaſchkin.

Gertrud. Ha!

Georgine. Du ſtehſt erſchrocken, Mund und Hand weigern mir den Gruß. — Du haſt noch nicht lügen gelernt, Gertrud!

Gertrud. Luiſe! — Was höhnſt du mich, daß ich dich nicht begrüße? Stehſt doch auch du unbeweglich vor mir, bleich und kalt, und aus deinem Auge ſtarrt der Schrecken wie aus meinem.

Georgine. So feiern wir das Wiederſehen, wir entſetzen uns vor einander, wie zwei unſelige Geiſter, verdammt, um ein verlorenes Leben zu trauern.

Gertrud. So iſt es nicht, Frau Fürſtin, ich war erſchrocken, weil Ihr Name mich an Vieles erinnerte, Gutes und Böſes, was an ihm hängt. Ich dachte an unſere Jugend, — ich dachte an Ihren Sohn. Hier nebenan iſt ſein Lager, wir haben ihn gehalten wie das Vermächtniß einer Geſtorbenen. (Bewegung, die Thür zu öffnen.)

Georgine (leidenſchaftlich). Mein Sohn! — (Zurücktretend.) Schweig von dem Knaben, ich will ihn nicht ſehen, jetzt nicht. Er kennt dich, nicht mich, du haſt den ganzen Schatz ſeiner kindlichen Liebe für dich genommen, ich bin ihm nichts als eine Fremde.

Gertrud. Und wenn es ſo iſt, Sie haben es ſo gewollt.

Georgine. Ich habe es ſo gewollt. Und doch hat es ſchon damals Stunden gegeben, Mädchen, wo ich dich gehaßt habe, tief, tödlich, weil du *meinen Sohn* an dein Herz drückteſt; ja ich habe gebetet und geflucht, daß er lieber ſcheiden möge von dieſer Erde, als an dem Hals einer Fremden hängen.

Gertrud. Schweig, Unſelige!

Georgine. O, ich weiß, es war Unrecht, und fußfällig habe ich dir's wieder abgebeten. Denn ich liebte dich, Gertrud, und wenn ich mit den Erinnerungen aus einer elenden und ſchmachvollen Vergangenheit rang, ſo war es dein Bild, das mir hell, friedlich, verſöhnend durch das nächtliche Grauen glänzte; du allein hatteſt mir kein Leid angethan, nur Gutes; als mich Alle verriethen und flohen, da ſaßeſt du, faſt noch ein Kind, an meinem Strohlager, du küßteſt meine Stirn, und wenn ich verzweifelnd die Hände ballte gegen mein Schickſal, du drückteſt mir die Finger in einander und verwandelteſt den Fluch auf meiner Zunge in eine leiſe Bitte.

Gertrud (die Hand nach ihr ausſtreckend). Luiſe, arme Luiſe! —

Georgine (ſie umarmend). Seit ſieben Jahren der erſte Ton, der mir zwei Quellen öffnet, die verſiegt waren in der Sandwüſte meines Lebens. — O ſtreiche mir die Haare, wie du ſonſt thateſt, ſchmeichle mir mit den alten Liebesnamen, laß mich vergeſſen, was ich bin und was ich war, Alles, Alles vergeſſen außer dir.

Gertrud (ſie liebkoſend). Liebe Luiſe, du wilder Kanarienvogel, du biſt geblieben, wie du warſt, und deine Laune wechſelt noch immer ſo ſchnell wie die Farbe der Wolken. — Doch nein, ganz ſo biſt du nicht, größer, ſchöner, voller biſt du geworden.

Georgine. Meinſt du? — Sieh, das kleine Mal hier am Ohr hab' ich noch, das hat ſich erhalten, und auch die Narbe an den Schläfen, jetzt ſieht man ſie nicht, denn ich trage ſonſt Locken. — Ach, hier iſt Alles unverändert, die Uhr, der Stuhl, die Bücher liegen noch auf demſelben Tiſch, und die Brille des guten alten Herrn. — Komm, Gertrud, auf dieſer Bank, wo wir als Mädchen zuſammen ſaßen im Mondenſchein, hier laß uns ſitzen und plaudern wie ehemals. — (Düſter) Nein, nicht wie ſonſt, denn dieſe Stunde iſt finſter und trägt auf ihrem Flügel ein Verhängniß für uns beide. — — (Wild) Und doch ſollſt du bei mir ſitzen, Gertrud, und ich werde dir etwas in dein Ohr raunen. — Und was ich zu ſagen habe, braucht kein Licht, der Mond ſcheint hell genug zu meinen Worten; wenn meine Wangen erglühen, du ſollſt es nicht ſehen. Verlöſch' das Licht!

Gertrud. Ich ſetze den Schirm vor, jetzt erzähle.

Georgine (traurig lächelnd). Auch du biſt geblieben, wie du warſt. — Rücke näher zu mir, ich erzähle mein Leben. — Weit, weit von hier am Strand eines kalten Meeres bin ich geboren, meine Mutter kam mit dem fünfzehnjährigen Mädchen hierher und ſtarb, ich ſang damals luſtige Lieder und hatte nichts zu eſſen. Da brachte mich ein Muſiker zur Oper — an einem Abend ſtand ich mit rothgemalten Wangen unter dreißig andern Mädchen — da ſah er mich an, und ich gefiel ihm — zuckſt du zuſammen? halte aus, Täubchen. — Was darauf folgte, weißt du.

Gertrud. Ich weiß es.

Georgine. Ich wurde euch zur Laſt; meine Stimme hatte ich verloren, was verſtand ich von eurer Arbeit? Ich dachte daran, mich zu erſäufen und das Kind mit, dort unten im Strom, wo ſie die jungen Katzen hinauswerfen. — Da fand mich ein alter Herr, ein fremder Fürſt, und nahm mich mit ſich nach Paris. Das Kind ließ ich euch. — In der Fremde lernte ich Vieles, auch Liebe heucheln; der Fürſt war ein alter Herr und ich war ſpröde. Nachdem ich ihn fünf Jahre gequält hatte, zwang ich ihn, mich zu heiraten. — Er ſtarb an der Gicht, und ich war reich, man nannte mich Erlaucht. — Iſt das nicht eine wunderliche Geſchichte?

Gertrud (aufſtehend). Mir iſt, als ſäße ich neben einer Natter.

Georgine. Ziere dich nicht, du ſchöne Tugend, noch bin ich nicht zu Ende, und du, du ſollſt auch an die Reihe kommen. — Und überall, immer, immer dachte ich an *ihn*, den Einen, den wir beide kennen; ſobald ich frei wurde, zog es mich hierher zurück, in ſeine Nähe. War es Haß, war es Liebe, ich weiß es nicht, aber mein Wille ſtand feſt, er muß mein werden, er muß ſühnen, was er an mir verbrochen hat, er muß, er muß, und ſollte ich ihn dabei erwürgen mit meinen Händen.

Gertrud. Raſende Thörin!

Georgine. Bin ich eine Thörin? Ich war doch klug genug. Ich kam hierher zurück, und er kannte mich nicht. Auch er kannte die Lippen nicht wieder, die er geküßt hatte. Ich lockte ihn an mich, ich wurde ſeine Freundin, Und da, Gertrud Hiller, als er in meine Arme eilen wollte, da haſt du, du haſt ihn mir geſtohlen.

Gertrud. Ha!

Georgine. Er hätte mich geliebt, jetzt liebt er dich. —

Gertrud. Er liebt mich.

Georgine. Und ich fühle, ich weiß, du fromme Gärtnerstochter, du liebſt ihn wieder.

Gertrud (wendet ſich ab).

Georgine (drohend). Gertrud!! — Höre mich. Mit Gewalt quäle ich den Zorn, der heiß durch meine Adern rinnt, zurück zum Herzen, ich will mich bändigen, ich will dir ruhig ſagen, was ich muß. — Ihn muß ich beſitzen, und du ſtehſt mir im Wege, du mußt fort aus meinem Wege, ſo oder ſo.

Gertrud. Willſt du mich töten?

Georgine. Nein, aber ich will dich quälen. — Iſt es wahr, Mädchen, du liebſt das Kind, das ich dir gegeben?

Gertrud. Wozu fragſt du ſo? ich lebe für den Knaben.

Georgine. Wohlan, Gertrud, ſo nimm den Knaben und gehe fort von hier: ich bin reich, ich will dir geben, mehr als du brauchen kannſt für dich, das Kind, deinen Vater, aber geh, geh, ſpurlos mußt du verſchwinden.

Gertrud. Ich gehe nicht.

Georgine. Gertrud, erbarme dich meiner! Ich will dich in Seide und Gold hüllen, ich will thun für dich, was deine Seele verlangt, ich will zu dir beten, wie zu einer Heiligen, aber weiche von meinem Wege, nimm den Knaben und geh. — (Gertrud ſchweigt. Georgine umfaßt ihr Knie.) Sieh, demüthigen will ich mich zu jeder Bitte, ſo flehe ich zu dir, ehre meine Rechte auf jenen Mann. Bedenke, meine Rechte ſind älter, ſie ſind größer als die deinen, denn ſie ſind durch Thränen und Sünde erkauft. Laß mir den Vater, ich ſchenke dir den Knaben.

Gertrud. Steh' auf, dein Bitten rührt mich nicht. Wohl hatteſt du Rechte auf den Mann und ſeine Liebe, die höchſten, heiligſten. Ob du ſie noch haſt, unnatürliche Mutter, ich weiß es nicht, ich vermag es nicht zu erkennen in dieſer Stunde. Das aber fühle ich klar, wenn ich dir gehorche und mit dem Knaben entfliehe aus dem Angeſicht ſeines Vaters, ſo fliehe ich aus Furcht und um Geld gegen meinen Willen und den Ruf meiner Seele. Und deshalb gehe ich nicht.

Georgine. Gehſt du nicht, ſo höre meine Rache. Das Kind iſt mein, und kein Geſetz auf Erden kann der Mutter ihr Kind verweigern. Und gehſt du nicht, ſo fordere ich mein Kind von dir; dann gehe ich und nehme mein Kind mit mir. Und dann, Gertrud, ſchwöre ich dir zu, dann werde ich vergeſſen, daß das Kind unter meinem Herzen gelegen hat, ich werde nur wiſſen, daß es ſein Sohn, meines Todfeindes Sohn iſt, und daß du das Kind vergötterſt, du, die mich elend gemacht hat. Dann ſiehe zu, was ich aus eurem Liebling mache.

Gertrud. Teufel!

Georgine. Werde ich das, wer hat mich ſo weit gebracht? — Und jetzt, Gertrud Hiller, jetzt wähle. Bleibſt du hier, ſo verlierſt du das Kind, und haſt du erſt den Knaben geopfert, dann ſieh zu, wie lange dein Buhle dir bleibt.

Gertrud. Es iſt genug, Unglückliche, höre du auch mich. Ich trotze dir und deinem Drohen. Das Kind, das du geboren, das haſt du leichtſinnig, ruchlos verlaſſen, du haſt kein Recht mehr darauf, und ich werde es vertheidigen auch gegen dich, wie die Bärin ihr Junges, das ſie ſelbſt geſäugt. Meine Zukunft aber lege ich nicht in deine Hand, frei will ich bleiben von jedem Zwange, und keinem Arm will ich geſtatten, mich fortzuſtoßen von dem Wege, den ich mir ſelbſt finde. Dich aber und deine Feindſchaft fürchte ich, doch ich weiche ihr nie und nirgend, thue du gegen mich, was du wagſt, ich werde thun, was ich darf.

Georgine. Du haſt gewählt. Nicht lange, und es wird entſchieden ſein. Und ſo ſei Krieg zwiſchen uns und tödliche Feindſchaft für das Leben! — Gertrud Hiller, bald wirſt du von mir hören. (Ab.)

Gertrud (allein). Das war der Wetterſchlag, den du, Vater, vorherſahſt. — Sie huſchte fort, und mich ergreift die Angſt mit eiſernen Krallen. Den Knaben nehmen, als ein Opferlamm ihres Zornes nehmen, o ſchändlich, abſcheulich! — Knabe, Johannes, erwache, ſie wollen dir an das Leben, hinweg von hier, ich muß dich retten! (Ab in die Kammer.)

Zweite Scene.

Zimmer Waldemars, wie im erſten Act. Lichter. **Box** und **Bediente** im Hintergrund, Graf **Hugo** eintretend.

Hugo. Nun, Box, wie geht es Ihrem Herrn?

Box. Ach, Herr Graf, das iſt eine traurige Verwandlung! Seit er krank von ſeiner Reiſe zurückgekehrt iſt, ſitzt er den ganzen Tag finſter und ſtumm, und kümmert ſich um nichts, nicht um die Pferde, nicht um die Herrſchaften, welche ſich melden laſſen. Die Kammerfrau der Frau Fürſtin kommt täglich zweimal und bringt kleine Briefe; er aber hat nur einmal darauf geantwortet, und da ſchrieb er die Zeilen ſo nachläſſig hin, und es war ihm ganz gleich, was für Papier ich ihm zu dem Briefe reichte. O, es iſt ſehr traurig!

Hugo. So iſt er noch unwohl.

Box. Am Geiſt mehr, als am Körper. Aber wie es mit ihm ſtehen muß, können der Herr Graf daraus ſchließen, daß ſogar ich nicht mehr ſein Vertrauen genieße. Es iſt ein Geheimniß dabei, wer nur reden dürfte.

Hugo. Wenn hier ein Geheimniß iſt, ſo werden Sie begreifen, daß ich dergleichen nicht von Ihnen zuerſt zu hören wünſche. Melden Sie mich Ihrem Herrn.

Box. Da iſt er ſelbſt. (Zieht ſich zurück.)

Waldemar.

Waldemar. Du kommſt pünktlich, ich danke dir. Ich habe einige von den Freunden eingeladen, mich zu zerſtreuen.

Hugo. Du ſiehſt leidend aus.

Waldemar. Ich bin müde, Hugo; ich nehme mir die Freiheit, mein Leben für albern zu halten, und mich ſelbſt für einen Schwächling oder noch Schlimmeres.

Hugo. Niemand als du ſelbſt dürfte mir das ſagen. Dieſe Stimmung iſt Folge deiner Krankheit.

Waldemar. Die Krankheit war nichts, ein Mückenſtich, der mir Fieber gemacht hat; aber was ſie begleitete, das hat mir den Kopf zerrüttet. — O, es iſt erbärmlich!

Hugo. Was iſt erbärmlich, mein Freund?

Waldemar. Von ſeiner Schweſter verflucht zu werden.

Hugo. Du haſt ja keine Schweſter.

Waldemar. Doch, ich hatte eine gefunden.

Hugo. Du? Und wo lebt ſie?

Waldemar. Sie verkauft Blumen. Doch dein ariſtokratiſcher Sinn könnte ſich darüber ärgern, hinweg damit! — Wein her! Wir wollen ſuchen die Sache zu vergeſſen. — Hugo, wir feiern heut meine Geneſung.

Hugo. Und doch ſehe ich, daß du ſehr krank biſt.

Waldemar. Nicht doch, Freund, es iſt nichts, als das mißtönende Geklirr einiger Saiten, die in dieſem Inſtrument ſchlaff geworden ſind. Wein und Zerſtreuung werden den Schaden ausbeſſern. — Ich hoffe dir eine Komödie vorzuſpielen.

Randor.

Guten Abend, Randor; kommt Udaſchkin?

Randor. Ich weiß nicht. Was haſt du mit dem Vielfraß? Er iſt ſeit deiner Krankheit ganz verändert, zerſtreut und trübſinnig. Wenn es möglich wäre, daß er noch etwas Anderes lieben könnte, als ein Auſternfrühſtück, ſo müßte man glauben, daß du die Urſache ſeines Grames biſt.

Hugo. In der That hat er täglich unter den Anfragenden ſeine Karte ſelbſt hergetragen.

Randor. Entweder haſt du ihm einen Liebestrank eingegeben, oder du haſt eine Sorte Wein im Keller, die er austrinken will, bevor du ſtirbſt, und um die hat er ſich gegrämt, das iſt noch am wahrſcheinlichſten.

Hugo. Oder er hat ein Duell annehmen müſſen.

Randor. Nein, das würde er ſchon oft erzählt haben. Aber vielleicht hat er ſich mit ſeinem Koch geprügelt, der Koch ſoll ihn manchmal ſchlagen.

Waldemar. Ich glaube den Grund ſeiner Krankheit zu kennen. — Randor, wenn wir beiſammen ſind, läßt du wohl ein Kartenſpiel anfangen, es greift mich am wenigſten an.

Henry und noch zwei Herren.

Ah, Henry, bringſt du den Udaſchkin?

Henry. Er kommt, aber es hat Mühe gekoſtet, er hatte keine Luſt heut auszugehen, wie er ſagte; er ſpricht von ſeiner Abreiſe.

Waldemar. So? Lieber Hugo, ihr Freunde, noch ſchnell eine Bitte. Verſprecht mir ſtets zu ſchweigen über Alles, was Udaſchkin und ich hier etwa zuſammen ſprechen.

Randor. Wie du willſt, er wird ohnedies langweilig.

Waldemar. Gebt mir eure Hand, abgemacht! Ah, da iſt er!

Udaſchkin.

Mein Fürſt, ich bin glücklich, daß Sie den Tag meiner Geneſung feiern helfen, und ich rechne Ihr Kommen hoch an, denn ich höre, auch Sie ſind leidend geweſen.

Udaſchkin (aufgeregt). In der That, ich fühle mich nicht wohl, allerlei Privatärger und Familientrauer. (Waldemar verſch[illegible].) Nehmen Sie zuerſt mein wärmſtes Bedauern über den Unfall, der Sie betroffen hat. — Sie haben nicht allein gelitten, meine Schwägerin iſt untröſtlich. Sie wiſſen, daß ich etwas geſpannt mit ihr ſtehe, aber ihre Angſt iſt ſo groß, daß ſie ſogar mich rührt. Sie ſollten Ihre Freunde nicht ſo vernachläſſigen, denn ſie hat ohnedies Sorgen genug. Denken Sie, mein theurer Graf, zwei ihrer Domeſtiken ſind verſchwunden und nach ihrer Flucht iſt eine ſolche Menge von Unterſchleif und Nichtswürdigkeiten zu Tage gekommen, daß die Fürſtin vor Schreck ohnmächtig wurde, von ſolchen Banditen umgeben zu ſein.

Waldemar. Was Sie ſagen! Entflohen, zwei Diener der Frau Fürſtin! das iſt auffallend. Ich ſage Ihnen gelegentlich, weshalb dieſe Flucht auch mir ein Räthſel löſt. Doch jetzt gehören Sie unſern Freunden. — Wein her! — (Bediente präſentiren.) Was thun wir, die Zeit zu töten?

Hugo. Laßt uns plaudern und mediſiren.

Henry. Oder mit Piſtolen nach der Scheibe ſchießen.

Waldemar. In einer Krankenſtube? das wäre ſehr rückſichtsvoll.

Henry. Nun, es iſt nicht das erſtemal, dort in der Thür ſteckt noch der Scheiben-Nagel.

Nandor. Nein, das iſt nichts, bei Kerzenlicht ſchieße ich nicht um Geld. — Aber was quält ihr euch, Nichtswürdiges auszudenken? Nehmt die Karten, das iſt offenbar das Ruchloſeſte von allem.

Alle. Ja, gut, wir ſpielen.

Waldemar. Meinetwegen — Tiſch und Karten! — (Ein Spieltiſch wird hereingeſetzt.) Mir erlaubt ihr, vom Sopha aus mitzuſpielen. — Nandor, ſetze für mich. (Gibt ihm eine Taſche.) Wer nimmt die Bank?

Nandor. Udaſchkin, das Glückskind, es iſt ſein Amt.

Udaſchkin. Heut nicht. Nehmen Sie die Karten, Baron.

Randor. Ich kann nicht, ich bin ja Waldemar's Vormund; es hilft Ihnen nichts, nehmen Sie, Udaſchkin.

Udaſchkin. Ich thu' es heut ungern. (Sie gruppiren ſich am Spieltiſch.)

Randor. Wie ſtark die Bank? Bei euch, mein Fürſt, muß man das fragen.

Udaſchkin. Die Brieftaſche hier und was ich ſonſt habe.

Randor. Gut, das laſſ' ich mir gelten. (Sie ſpielen.)

Waldemar (der ſich auf das Sopha gelegt). Da kleben ſie feſt am Geld, wie ein Hauſe Fliegen am Zucker, ein zweckloſes, unnützes Geſchlecht, ohne Mark im Rücken, mit ſehr geringer Wärme im Herzen.

Randor. Welche Karte willſt du ſetzen, Waldemar?

Waldemar. Fünfzig Louis zur Sieben. — Randor, Henry, ſie alle, was ſind ſie mir, und was bin ich ihnen? Schlechte Gefährten einer wilden Trunkenheit; mir iſt, als hätt' ich einen Rauſch ausgeſchlafen, und die bleichen Geſichter der Genoſſen ſtarren mich an, wie Larven.

Randor. Gewonnen, Waldemar!

Waldemar. Laß ſtehen. — Und was ſoll aus mir werden? Unſinnige Frage. Was kann aus mir werden? Nichts mehr, ich bin fertig gekocht durch den Sonnenſchein des Lebens, ja ich fange bereits an, einen kleinen Beiſchmack von Fäulniß zu bekommen.

Randor. Gewonnen, Waldemar!

Waldemar. Laß ſtehen. — Ich ſehe mich allein, allein, wohin ich blicke, eine grauenvolle Oede. Keine Thätigkeit lockt mich, es iſt alles ſehr unnütz und zwecklos. Ich fühle mich ohne Willen, wie gebannt glotze ich dumpf und ſchläfrig in eine ewige Finſterniß, ohne Intereſſe, ohne Leben, o es iſt kläglich, kläglich! (Legt das Haupt auf den Tiſch.)

Randor. Wieder gewonnen, Waldemar! Er hört nicht

— das Ganze zur Dame — huit et madame — Bei Gott, ſechshundert Louisdor gewonnen, Waldemar!

Udaſchkin. Die Taille iſt zu Ende. Sie haben Glück, Herr Graf.

Waldemar. Mein Herr! Ich habe ſtets im Anfang Glück, um zuletzt Unglück zu haben. (Bediente präſentieren. Alle außer Udaſchkin treten zu Waldemar.)

Randor. Die Bank hat viel verloren.

Waldemar (der Udaſchkin beobachtet, ſieht, wie Udaſchkin heimlich ein Spiel Karten aus der Taſche zieht und verwechſelt). Er will ſein Glück verbeſſern, er wird jetzt falſch ſpielen. Seltſamer Geſell, er ahnt, daß ich ihm Unheil brüte, und doch flattert er wie eine Motte in die heiße Verſuchung.

Randor. Die zweite Taille beginnt. Worauf ſoll ich ſetzen, Waldemar?

Waldemar. Auf den König.

Randor. Wie viel?

Waldemar. Alles, was ich dir gab.

Randor. Teufel, das iſt grob! Jetzt, mein Fürſt, hütet die Bank. (Dem Spiel folgend) Trois et deux — quatre et madame — roi et valet. Alles iſt verloren, Waldemar.

Waldemar. Gut, fange auf, Randor. (Wirft ihm eine Börſe zu.)

Randor. Was ſoll ich ſetzen?

Waldemar. Die Börſe zum König. (Tritt an den Tiſch; kurze Pauſe, in welcher weiter geſpielt wird; Waldemar ruhig fragend.) Mein Fürſt, ſeit wann haben Sie eine Nähterin zur Geliebten?

Udaſchkin (innehaltend). Wie ſo? Was meinen Sie damit, Herr Graf?

Waldemar. Weil Ihre Karten durchſtochen ſind. (Alle ſpringen auf.)

Alle. Durchſtochen?

Waldemar (die Taille ergreifend). Hier, hier und hier, der ganze Talon mit Stichen bezeichnet, dies ſind falſche Karten, der Banquier hat falſch geſpielt.

(Alle treten ſchweigend auf eine Seite, der Fürſt ſteht allein. Pauſe.)

Waldemar (ihm [illegible] Brieftaſche und Banknoten [illegible]). Hier, gnädiger Herr, Ihre Kaſſe und Ihr Gewinnſt. Mein Wagen ſteht bereit, Sie nach Hauſe zu bringen. Meine Freunde ſind Männer von Ehre, ſie haben ihr Wort gegeben, über alles, was hier vergegangen, zu ſchweigen.

Uraſchkin. Ich frage den Teufel nach euch allen.

(Ab.)

Waldemar. Ihm nach, Hugo! Nimm dies kleine Meſſer, ich fand es damals, als ich erkrankte, zwiſchen meinen Rippen und den Falten des Mantels, es gehört dem Fürſten; gib es ihm zurück gegen die Papiere, welche hier angegeben ſind. (Gibt ihm einen Zettel.) Die Papiere ſende morgen früh unter Couvert zur Frau Fürſtin. Eile, Hugo. (Hugo ab.)

Nandor. Mir iſt, als hätte der Blitz vor uns eingeſchlagen. — Das war eine häßliche Komödie, die du mit uns geſpielt haſt, Waldemar.

Waldemar. Das ganze Leben iſt eine häßliche Komödie. — Ich bin müde, meine Herren. Gute Nacht.

Nandor. Gute Nacht. — (Nandor, Georg, [illegible] ab.)

[illegible] (von der Thür.)

Waldemar. Schaffe die Lichter fort, laß mich allein! (Der mit Lichtern ab.)

Waldemar (allein, ſchenkt ſich Wein in das Glas). Umſonſt, auch der Wein widert mich an. Jeder Genuß wandelt ſich vor meinen Lippen in das Gegentheil. Wie Tantalus ſtehe ich mitten in der Fluth, und die Waſſer gurgeln zur Tiefe rings um meinen dürſtenden Mund, und die Früchte über meinem Haupte ſchnellen in die Höh', ſo oft ich darnach greife. Das wird mir unheimlich! Zuerſt erhalte ich ſtatt eines Rendezvous einen Meſſerſtich; ich trete von da hinein in das ruhige Glück ehrlicher Leute, und meine bloße Gegenwart bringt ihnen Schmerzen, Elend und Schande; ich gewinne ein Mädchen lieb, nicht mit den Augen, ſondern endlich einmal recht ſchlechtweg von Herzen, und daſſelbe Geſchöpf Gottes flucht mir augenblicklich dafür und jagt mich von ſich, wie man einen Hund von der Schwelle jagt, und wie ein Hund gehe ich auch. Das iſt ſehr ſeltſam! — Bah! Albernheit iſt's, Blödſinn, krankhafte Schwäche! Und wer iſt ſie, das arme, unwiſſende Ding, dieſe Gärtnerstochter? Könnte ich ſie nur verachten, mir würde beſſer. — Ich kann nicht, ich kann nicht! Die klare, ſichere Empfindung, ihr jungfräuliches Vertrauen, es hat mich gefeſſelt an Arm und Bein, ich ſtecke in der Schlinge, wie eine erwürgte Droſſel. — Ich will zu ihr — ich kann nicht beten, nicht ſchwören, nicht die Hände ringen, aber ich kann ihr ſagen, daß mir in der Welt an nichts mehr etwas gelegen iſt, nur an ihrer Vergebung. — (Kommt zurück.) Thor, ſelbſtſüchtiger Thor! Deine Nähe vergiftet, dein Gruß bringt ihr Verderben! Und kann ſelbſt ſie mich geſund machen? Ich wette, ſie kann's nicht. Der Hauch ihres Mundes hat nur zuſammengeblaſen, was von todter Aſche in mir lag, und jetzt drückt der ganze Wuſt des verlebten Lebens auf mein Herz. — Dafür gibt's keine Hilfe, auf Erden keine, keine. — (Setzt ſich auf den Divan.) Holla, wer kommt? Herein, du ſpäter Gaſt, du wirſt einen wunderlichen Geſellſchafter finden.

Georgine (durch die Tapetenthür links).

Waldemar. Wer da! Kater oder Katze? — Frau Fürſtin!

Georgine. Vergeſſen Sie heut, mein Graf, daß Georgine Udaſchkin ein Weib iſt; denken Sie, ich ſei ein Mann, ein alter Freund, welcher kommt, ſeine Freundesrechte in Anſpruch zu nehmen. Was die Welt Rückſichten nennt, zwiſchen uns darf das jetzt nicht gelten. Sie haben mich einſt Ihre Freundin genannt; dies Zeichen des Vertrauens ([illegible]) ich habe es bewahrt! Ich komme zu Ihnen, um Vertrauen und Mittheilung zu fordern, von einem Kranken zu fordern, der ſich ſelbſt verloren hat.

Waldemar. Bei Gott, ein hochherziges Weib, und von ihr habe ich das nicht verdient.

Georgine (launig). Ohne Umſtände, lieber Graf, (ihn zum Sitzen auf den Divan einladend und ſich komiſch auf eine Fußbank kauernd) ich heiße dieſen Abend George und bin Ihr Trinkbruder, ohne Umſtände, ſetzen Sie ſich. — Sie rühmten einſt meine fröhliche Laune. ich komme, ſie Ihnen zu beweiſen. Einen Anbeter habe ich in Ihnen verloren, bon! es thut gar nichts, ich bin liebenswürdiger als Freund, wie als Freundin. — Ich komme, Sie zu zerſtreuen, Ihre Melancholie durch kleine Malicen wegzuplaudern, meinetwegen auch Sie in den Schlaf zu reden.

Waldemar (ihre Hand faſſend). Und doch zittert Ihre Hand und Ihr Auge blickt unſtät, auch Ihre Fröhlichkeit hat einen trüben Bodenſatz um meinetwillen.

Georgine. So? Und rechnen Sie das Wagſtück für nichts, bei einem ſo berüchtigten Corſaren einzudringen? Sie ſollen merken, Graf Waldemar, daß der zitternde Ton meiner Stimme der einzige Ueberreſt weiblicher Schwäche iſt. — Und jetzt plaudern wir, ſchnell, damit Sie dies hypochondriſche Geſicht verlieren. Erſt werde ich Sie geſund machen, dann ſollen Sie mit mir reiſen.

Waldemar. Und wohin?

Georgine. Altfränkiſche Frage, in die Welt. Ich werde ſehr leichtſinnig ſein; Niemand ſoll mich begleiten, als mein Windſpiel Puck, der mir das Liebſte auf Erden iſt, dann Graf Waldemar, den ich manchmal wohl leiden mag, meine Kammerfrau, die ich in das Geſicht kratze. — Ich entführe Sie — prächtig! ich entführe Sie geheimnißvoll, und während die unbehülflichen, groben Menſchen hier im Lande noch ſtarr ſind vor Entſetzen, ziehe ich Sie neckend über Berg und Thal, als ein Schmetterling, der eine Brummfliege reiſen lehrt.

Waldemar (mit Empfindung). Liebe Georgine!

Georgine (zärtlich). So müſſen Sie mich anſehen, in dem Blick liegt doch etwas Menſchliches.

Waldemar (ihr Haar berührend). Ein Schmetterling, das Gleichniß paßt.

Georgine (vorwurfsvoll.) Schwerfälliger, trüber Geſell! (Sie wendet ſich zu ihm und ſtreckt die Arme nach ihm aus, die dunkle Hülle gleitet von ihren Schultern, zärtlich) Waldemar!

Waldemar (der ſich zu ihr niederbeugt, hält an, ſtarr). Still, woher der Ton? den habe ich ſchon ſonſt gehört.

Georgine. Was haſt du?

Waldemar. Es war nichts. Meine Sinne ſind ſchwach und meine Phantaſie riecht ſelbſt aus Roſen den Leichenduft. O ſprich weiter, du ſchöne Fee!

Georgine. Waldemar, geliebter Mann!

Waldemar. Horch, da tönt's wieder, wie aus dem Grabe klingt die Stimme, ſie ruft alte, klägliche Erinnerungen wach. — Laß mich dein Antlitz ſehen! (ſtarrt ſie an, aufſpringend, ſchreiend) Ha! ich kenne dich! — Blödſinniger Thor, dies Auge ſah ich ſchon einſt, ſo hob ſie den Arm, ſo wies ſie die Zähne, wenn ſie lachte — und ihr Kind trägt ſie in einem Korbe zum Nachbar und verſchwindet. Weib, wer biſt du? du biſt nicht von Fleiſch und Blut, ein Dämon biſt du, geſandt mich zu zerſtören.

Georgine. Erkennſt du mich jetzt, Graf Waldemar?

Waldemar. Man kennt ſich wohl endlich wieder, auch wenn man ſich verändert hat. — Hahaha! Jetzt ſehe ich, wie's mit meinem Leben ſteht; eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt und daran crepirt. — Das Ende und der Anfang kommen zuſammen, der Kreis iſt geſchloſſen, ich bin fertig. (Wirft ſich in die Kiſſen.)

Georgine (ihn ſchüttelnd, in Angſt). Waldemar! Waldemar, ſprich zu mir, nur ein Wort! ein Wort, Waldemar!

Waldemar (tonlos). O, ſchöne Frau, verzeihen Sie meine Unart, aber ich bin krank auf den Tod. —

Georgine (bei Seite). Meine Kraft geht zu Ende, ich werde verlieren, o Qual, bittere Qual! — Laß mich ſo nicht von dir gehen, Waldemar! Es könnte ein Unglück werden für uns beide!

Waldemar (ſchweigt).

Georgine. Du ſchweigſt? du wendeſt dich ab? — (An der Thür) Verräther! noch einmal ſollſt du mir ins Auge ſehen, und dann nie wieder! (Georgine ab.)

Waldemar (nach einer Pauſe). Mein Witz iſt bankerott. Ich habe oft mit Andern geſpielt, jetzt bin ich ein Spielball geworden, für Weiber, Kinder und — Geſpenſter. — Ich bin am Ende, das will erkannt ſein, und darnach wollen wir uns richten. Was thut's auch, daß das letzte Kapitel des Romans kläglich war! es liegt beim Teufel nichts an der ganzen Geſchichte. — (Schellt.)

Box.

Box (bei Seite). Er iſt allein!

Waldemar. Hole mir den Gärtner Hiller, ſogleich.

Box. Gnädiger Herr, er iſt bereits hier, ich wagte nicht ihn zu melden, weil der Herr Graf allein ſein wollten.

Waldemar. Schurke! — führ' ihn herein. (Box ab.) Auch dieſe Rohrdommel fängt an, die Federn gegen mich zu ſträuben.

Hiller.

(Ihm entgegen) Vater Hiller, willkommen in meinem Hauſe! Reicht mir die Hand, guter Mann; ſprecht, habt ihr einen Groll gegen mich?

Hiller. Keinen Groll, Herr Graf, aber ſchwere Sorge ängſtigt mich und führt mich noch ſo ſpät zu Ihnen. — Die Mutter des Kindes iſt zurückgekehrt.

Waldemar. Ich weiß es.

Hiller. Sie hat meiner Tochter gedroht, den Knaben von uns zu nehmen und ihm ein Leid anzuthun. In großer Furie iſt ſie fortgegangen, und wir müſſen jede Stunde das

Aergſte erwarten. — Ich habe die Abſicht, wenn der Herr Graf einverſtanden ſind, den Knaben mit meiner Tochter tief in das Land zu ſchicken, zu einer Schweſter von mir. Dort mögen ſie verborgen bleiben, bis ich das Grundſtück verkauft habe und ihnen nachziehe.

Waldemar. Sie wollen fort von hier, Hiller?

Hiller (halb abgewendet). Unſer Wohnhaus wird baufällig, wir müſſen ein anderes ſuchen.

Waldemar. Ich verſtehe. (Mit dem Fuße ſtampfend) Verflucht, da bin ich wieder! (Haſtig) Vater, ich habe ein Gut, am Gebirge, einen großen Park dabei und Gewächshäuſer, dort fehlt mir ein Garteninſpector — geht hin, Vater, die Luft iſt geſund, es iſt ein ſicherer Ort, geht, Vater! ich komme nur einmal im Jahre hin — ihr ſchüttelt mit dem Kopf? — ich will gar nicht hinkommen, Vater, nie, nie, ich will's euch zuſchwören!

Hiller (ſich zum Gehen wendend). Ich danke, Herr Graf, Sie meinen es gut, aber es geht nicht. Gute Nacht, Herr Graf.

Waldemar. Geht noch nicht, Hiller! Sagt mir, was macht Gertrud, wie ſteht es mit dem Knaben?

Hiller. Sie ſitzen in der Stube Ihres Thürſtehers und erwarten meine Rückkehr, Gertrud fürchtete ſich, allein zu Haus zu bleiben.

Waldemar. So gehen Sie, Hiller. Morgen in der erſten Frühe komme ich ſelbſt, oder ich ſende Ihnen einen zuverläſſigen Mann, der Ihnen helfen wird, wo Sie wünſchen. Und noch eine Bitte: erlauben Sie mir eine Unterredung mit Ihrer Tochter?

Hiller. Mit meiner Tochter? — Sie wird kommen, Herr Graf.

Waldemar. Leben Sie wohl, Hiller! (Hiller ab.) Der Gram ſitzt in ſeinen Zügen! Alles meine Arbeit! — Auch dies Letzte wird vergeblich ſein. (Er ſteht nachdenkend.)

(weich) Gertrud!

Gertrud (geht bewegt auf ihn zu, reicht ihm eine Hand, dann die andere). Ich bin heftig gegen Sie geweſen, verzeihen Sie mir das! — (Stützt ihr Haupt auf ſeine Schulter) Ich hatte damals gehört, Sie liebten eine Andere, das hat mich zornig gemacht, nachher hat mir's ſehr leid gethan. Als aber heut die Fremde bei mir war, ſagte ſie mir höhnend: Sie wären mir gut, und ich, ich liebte Sie wieder. Da erkannte ich, wie es mit mir ſtand. — Ich muß Ihnen Alles ſagen, wie es gekommen iſt, denn der Vater erwartet mich, wir müſſen ſcheiden, und ich ſehe Sie niemals, niemals wieder! Und ſo dachte ich mir, die letzten Worte, die Sie von mir hörten, ſollten dieſe ſein. — Leben Sie wohl, ich werde immer an Sie denken.

Waldemar (wendet ſich ſchweigend ab, verbirgt das Geſicht. Pauſe). Und Sie müſſen gehen, Gertrud?

Gertrud. Ich muß.

Waldemar. Ich bin ſehr krank, Gertrud.

Gertrud (weich). Ich habe gehört, lieber Bruder.

Waldemar. Und was ſoll ich thun?

Gertrud. Sie ſind wohl jetzt bitter und feindlich gegen Welt und Menſchen, aber Sie müſſen bereuen, was Sie Unrecht gethan haben, und ſtill und gefaßt tragen, was aus alter, wilder Zeit auf Sie fällt von Pflichten und Schmerzen. Sie müſſen dafür leben, das gut zu machen, was Sie verſehen haben.

Waldemar (lebhaft). Nein, Mädchen, was du ſagſt, das kann ich nicht, ich kann nicht den Kopf hängen und ſeufzen: zehn Menſchen habe ich unglücklich gemacht, zwanzigen muß ich jetzt helfen; ſolches Barfüßerleben kann ich nicht führen, ich kann nicht leben, wenn die Gegenwart mir nichts iſt, als ein umgewendeter Magen der Vergangenheit, ſolch ſchwindſüchtige Reſignation iſt nichts für mich. Soll ich leben, ſo muß ich tüchtig leben auf meine Fauſt; zu jedem Unrecht, das ich je gethan, muß ich ſagen können: ich habe dich gethan, ich thu's nicht wieder, und damit abgemacht; keck und freudig muß ich leben können auf friſche Rechnung; nur dazu hier ſein, um alte Schulden zu bezahlen, das kann ich nicht.

Gertrud. Weil Sie das nicht wollen, deßhalb quält Sie jetzt die alte Schuld.

Waldemar. Ja, beim Teufel, das thut ſie, aber das muß ich ändern. — ([illegible]) Gertrud, könnteſt du dir denken, an meiner Seite zu leben?

Gertrud (ſchweigt).

Waldemar. — Alles mit mir zu theilen, was ich mein nenne? Namen, Stand, Reichthum, Alles will ich dir geben.

Gertrud (abwehrend). Können Sie mir etwas Größeres geben, als was ich Ihnen dafür wiedergebe, meine Liebe? Es gibt ja nichts auf der Welt, was mir mehr werth iſt. — Was Sie mir ſagen, ſehr hold klingt es in mein Ohr — aber es kann nicht ſein, es iſt unmöglich. Zu ungleich ſind wir im Herzen, Sie wollen mich nehmen, wie der Kranke eine Medicin nimmt, um geſund zu werden, und ich würde das wohl fühlen, und das könnte ich nicht ertragen. Und dann, als die Fremde bei mir war, da ſah ich, daß etwas zwiſchen uns ſteht, wie ein Schatten, ich weiß nicht, was es iſt, aber es hält mich fern von Ihnen. — Und ſo kann's nicht ſein, daß wir zwei zuſammen kommen auf dieſer Erde.

Waldemar. So geh' dahin, und lebe, wie du kannſt. Weißt du ein Mittel, die Wunden zu heilen, die ich dir geſchlagen?

Gertrud. Ich werde arbeiten und immer werde ich an Sie denken.

Waldemar. Gehe, Gertrud.

Gertrud (Ihn küſſend). O, lebe wohl, der erſte und der letzte Kuß, lebe wohl! (Ab).

Waldemar ([illegible]).

Box.

Waldemar. Welche Zeit iſt?

Box. Um Mitternacht.

Waldemar. Fahre zum Grafen Hugo, ich laſſe ihn bitten, mich ſogleich zu beſuchen. Dann eilſt du zu meinem Notar, auch dieſer ſoll kommen und Zeugen mitbringen, es wird einer ſein Teſtament machen.

(Vorhang fällt ſchnell.)

Fünfter Act.

Scene.

Gärtnerwohnung. Zimmer wie im vorigen Act. Eine Lampe brennt. **Hans** ſchlafend, in dem Lehnſtuhl, welcher ihn verdeckt, **Gertrud** mit Reiſegepäck beſchäftigt.

Gertrud (Sachen tragend). Ich bin fertig und zur Reiſe bereit. — Hier noch das neue Wamms des Kleinen, das nehme ich mit. Ich nähte daran, als er bei uns war, und ich hoffte, vor ſeinen Augen würde es der Hans das erſte Mal tragen! (Den ſchlafenden Hans betrachtend) Du unſchuldiges Kind! Schlafe, du Sohn meiner Schmerzen, zum letzten Mal in dem Raum, wo deine Jugend aufblühte. — Wunderbare Fügung! Vor wenig Wochen ſtand ich deinem Vater gegenüber und forderte mit kindiſchem Hochmuth ſeine Vaterliebe für dich, und jetzt fliehe ich mit dir vor deiner eigenen Mutter. Damals ſchalt ich ihn in meiner Seele, weil er deine Mutter nicht mehr im Herzen trug, und jetzt fürchte ich, daß er ſie doch noch lieben könnte. — Sonſt war die Thräne ſchnell in meinem Auge, und hätte man mir erzählt, was ich ſelbſt erlebt habe, ich hätte mich heiß und roth geweint über all das Verhängniß; und heut knüpfe ich mein Bündel zuſammen und ſcheide von faſt allem, was mir lieb iſt, von dem Vaterhaus, aus der Nähe des Mannes, an dem mein ſchwaches Herz ſehr feſt hängt, und mein Auge iſt trocken und mein Gemüth iſt ruhig und ernſt, wie ein blauer Himmel in der Nacht. Sehr bin ich verändert und ich wundere mich darüber. Mein Tuch könnte ich um mich ziehen und ſtill durch aller Herren Länder gehen. Wie kommt das? — Man ſagt, kurz vor dem Tode ſoll der Menſchen Gemüth ſo werden, wie ein Waſſerſpiegel, alles Ufer ſpiegelt ſich darin, und man kann hinunterſehen bis auf den Grund. — Iſt mir mein Sterben nahe? — Und iſt es nicht der Tod, ſo iſt es das Leben ſelbſt, was mich geändert hat. O ja, jetzt ahne ich, was das Leben iſt.

Der Vater verweilt lange mit dem Wagen. (Das Fenſter zur Seite rechts öffnend) Schon graut der Morgen, (ſie löſcht die Lampe, graues Morgenlicht im Vordergrund, der Hintergrund bleibt dunkel) es wird kühl und der Wind erhebt ſich in den Obſtbäumen. (Pauſe. Geräuſch.) Ich höre Tritte! Der Vater kommt, er bringt die Pferde. (Eilt zur Thür, öffnet.)

Vier verhüllte **Diener** (die Thür beſetzend, welche im Dunkel bleiben muß), gleich darauf **Georgine**.

Gertrud (zurückfahrend). Ha! — Wer ſeid ihr? — Wehe uns, die Fremde! — (Zum Fenſter) Hilfe! Hilfe!

Georgine (ſie hindernd). Schweig, Thörin, du rufſt vergebens. — Du haſt mich verrathen, dafür ſtrafe ich dich da, wo es dir und ihm am meiſten weh thut. Ich komme, mein Kind zu holen!

Gertrud. Wehe uns, wir ſind verloren.

Georgine. Wo iſt das Kind?

Gertrud. Es gehört ihm, ſo gut wie dir; du darfſt es nicht rauben, er muß es wiſſen!

Georgine. Meinſt du, ich werde ihn fragen? Die Stunde iſt mein, du aber hüte dich. Halte meinen Fuß nicht auf, es wäre zum Verderben.

Gertrud. Er ſchläft; Erbarmen, Erbarmen, raubt ihn nicht im Schlafe!

Georgine. Vorwärts!

Gertrud (ſich über den Lehnſtuhl werfend). Nur über meine Leiche!

Georgine (ſich drohend zu ihr beugend). Du wirſt zur Leiche, wenn du mich hinderſt!

Waldemar (ernſt). Wer ſpielt hier am frühen Morgen mit Masken?

Georgine (zurücktretend). Er ſelbſt!

Gertrud. Zu Hilfe, Herr Graf, ſie rauben Ihren Sohn!

Georgine. Stellt euch zur Thür, wer herein oder hinaus will, wird feſtgehalten. — Sie ſind zu guter Stunde gekommen, Graf Waldemar, Sie ſind in meiner Gewalt.

Waldemar. Das käme auf eine Probe an, Frau Fürſtin! (Raſch zu Gertrud tretend, welche an dem Lehnſtuhl ſteht) Gertrud, das Morgenlicht hat mir Muth gemacht, ich komme, zu deinem Herzen zu ſprechen — noch einmal frage ich dich: kannſt du mein Weib werden?

Gertrud. O mein Gott!

Waldemar. Laß dieſe dich nicht irren, ſprich, Gertrud!

Gertrud (flehend). Rette mir den Knaben und laß mich ziehen!

Waldemar. Und weshalb mußt du fort?

Gertrud. Sieh jene an! — (Ausbrechend) Waldemar, ſie war ja doch dein Weib, ſie hat ein Recht an dich.

Waldemar (weich, reſignirt). Fühlſt du ſo, ich denke anders! Doch du biſt mir wie eine Gottheit, dir muß ich glauben; du ſagſt es, ſie ſoll ihr Recht haben, und ich bin am Ende. — Verzeihung, Frau Fürſtin, jetzt ſtehe ich zu Ihren Dienſten. — Sind Ihre Begleiter nöthig zu der Entſcheidung dieſer Stunde? Es iſt früher Morgen, und ich habe einigen Grund, anzunehmen, daß dieſe Herren für ihre Geſchäfte die Abendzeit vorziehen.

Georgine (kälter). Sie hören Ihre Worte nicht. Es ſind Leibeigene, und ſie werden Sie töten, Herr Graf, wenn ich einen Wink gebe.

Waldemar. Ah! das wird ernſthaft. (Finſter) So hören Sie auch meinen Ernſt. — Schach der Königin! Haben Sie die Gnade, dieſe ſchwarzen Bauern von unſerem Schachbrete herunterzuwerfen und ſich ſelbſt zu weniger abenteuerlichen Zügen zu verſtehen, ſonſt vergeſſe ich Ihre Hoheit und behandle Sie wie eine hungrige Wölfin Ihrer Wälder.

Georgine. Dieſe bleiben, du aber töte mich, wenn du es wagſt. Ich will mich rächen oder ſterben. Du haſt meine Jugend vergiftet, haſt mein Leben mit Lüge, Verſtellung und Heuchelei gefüllt, haſt mir zum zweiten Mal Liebe gelogen, mich zum zweiten Mal verrathen, ſprich, Ungeheuer, gibt es einen Teufel der Hölle, der ſchwärzer iſt als du?

Waldemar. Hm! Es iſt Natur in Ihrem Verlangen nach Rache. — Jagen Sie dieſe Schurken vor die Thür und ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, Sie ſollen nicht von hier ſcheiden, ohne jede Rache mit ſich fortzunehmen, deren Sie zur Sättigung bedürfen.

Georgine (weiſt die Diener durch eine Armbewegung hinaus).

Waldemar. Wohlan! Sie wollen den Knaben fortführen aus ſeiner Heimat, von dem ſchützenden Auge ſeiner Pflegerin ziehen, nicht zum Heil, ſondern zum Unheil, nicht aus Liebe, nur aus Haß.

Georgine. Er iſt dein Sohn.

Waldemar. Und der Ihrige, und unſchuldig an der ganzen Verwirrung. Sie werden dadurch das Weib bis auf den Tod verwunden, welches Ihre Freundin war und Ihr Leben erhielt, als es mit dem Verderben rang.

Georgine. Ich danke ihr's nicht, wir ſind quitt.

Waldemar. All Ihr Haſſen geht auf mich, mich wollen Sie züchtigen in dem Knaben, in dem Schmerz dieſer.

Georgine. Du rechneſt gut, Graf Waldemar, beeile den Schluß.

Waldemar. An Vielem, was Ihr empörtes Gefühl in dieſer Stunde mir aufbürdet, bin ich unſchuldig, und vergebens ſuchen Sie Ihr ungewöhnliches Geſchick auf mein Haupt zu wälzen. Und doch ſind wir beide ſchuldig, Georgine. Im frechen Uebermuth der Jugend haben wir unſer Fühlen in kurzer Verbindung vergeudet. Wohl weiß ich, daß dieſes Uebermuthes größter Theil auf meiner Rechnung ſteht, wohl weiß ich, daß ich Ihr Leben gewiſſenlos geſchädigt habe, als ich nach dem Rauſch weniger Tage Sie verließ. — Sie haben deshalb ein Recht an mein Leben, ein altes, verhängnißvolles, ſo fühlen Sie und ſo ſagt eine, die ich liebe. Und deshalb biete ich Ihnen einen Tauſch. — Ich kann Ihrer gekränkten Empfindung nicht mehr die Sühne geben, die ſonſt das Weib von der Liebe des Mannes erſehnt, ich kann das Weib in Ihnen nicht mehr erkennen. Und ſo biete ich Ihnen die letzte Rache, die der Mann dem feindlichen Manne gewähren kann. Verkaufen Sie mir Ihr Recht auf den Sohn gegen dies Recht auf den Vater. (Zieht ein Piſtol hervor) Laſſen Sie den Knaben frei und nehmen Sie Alles, was ich von meinem Leben Ihnen geben kann. — Den Vater für den Sohn! Sie zögern, Georgine, und doch ſpreche ich in Ihrem Ton, und ich meine, der Tauſch iſt nach Ihrem Geſchmack.

Georgine. Ich zögere nicht, her das Piſtol!

Gertrud (vortretend). Nicht weiter, ihr Schamloſen! Raſend ſeid ihr beide, und nur Greuel, keine Verſöhnung liegt auf dieſem Wege. Wollt ihr geſund machen, indem ihr tötet? Kinder, unſinnige Kinder, die ein koſtbares Kleinod leichtſinnig zerbrechen, weil es ihnen nichts Beſſeres war, als ein Spielzeug für ihre vergängliche Laune. Nicht weiter, Waldemar, jedes Wort aus deinem Munde iſt ein Frevel, und Wahnſinn iſt, was euch treibt.

Waldemar (düſter). Aus dem Wege, Gertrud! Vergebens tönt deine Stimme in das Getöſe der Wogen, die zwiſchen uns aufſchlagen. Der Inhalt meines Lebens iſt verſchüttet, du haſt verweigert mir einen neuen zu geben; es iſt gut, ſo wie es iſt, ich rette dir den Knaben und zahle meine Schuld gegen dich, den Knaben und jene auf einmal. — Gutes Glück, Georgine, hier nimm den Boten der Verſöhnung. (Gibt ihr das Piſtol.)

Georgine (das Piſtol haſtig ergreifend). Jetzt gehörſt du mir! Jahre lang habe ich gerungen nach dem Augenblicke, wo ich dich in meinen Armen hielte und dir in das Ohr raunte: Waldemar, du Verräther, du biſt doch mein! — Wohl iſt es anders gekommen, aber ich halte dich doch in meiner Hand und rufe dir zu: jetzt biſt du mein, Graf Waldemar, zum Tode!

Waldemar (die Arme untergeſchlagen). Ich bin bereit!

Gertrud (dazwiſchen ſtürzend). Halt ein! du ſollſt ihn nicht töten. — Hier iſt dein Sohn, unnatürliche Mutter, führ' ihn hinweg! (Wirft ihr das Kind zu, es fällt vor ihr auf die Knie, Gertrud Waldemar umſchlingend) Du aber gehörſt mir, und mit dir will ich ſterben.

Hans (zu Georgine flehend). Thu' mir nichts zu Leide.

Georgine (ſieht wild und irr von Einem auf den Andern und verſucht vergebens die Waffe anzulegen, endlich haftet ihr Blick auf dem Kind, ſie zittert, das Piſtol entfällt ihrer Hand, ſie ſtürzt auf das Kind). Mein Sohn! (Lange Pauſe; ſie liegt, das Kind umſchlingend, und ſchluchzt, dann erhebt ſie ſich, küßt das Kind oft und führet es zu Gertrud) Hier iſt deine Mutter! (Verbirgt ihr Haupt an Gertruds Bruſt, dann bittend) Du mußt ihm Gutes von ſeiner Mutter erzählen! — (Steht und hält das Taſchentuch vor die Augen, dann mit ſchnellem Uebergange in leichtem Ton) Leben Sie wohl, Graf Waldemar, meine Wagen ſind gepackt, ich gehe noch in dieſer Stunde nach Paris. Wenn Sie Ihre Gartenidylle ausgeſpielt haben, hoffe ich Sie dort wiederzuſehen, (weich) — als einen Freund! (Sie reicht ihm die Hand und hält die ſeine einen Augenblick, dann ſchnell ab.)

Gertrud (ſich zu Hans niederbeugend). Hans, mein Sohn, verzeihe mir, ich habe dich verrathen.

Waldemar (ihr gegenüber, ernſt). Und für den Vater deines Sohnes haſt du kein Wort, Gertrud?

Gertrud (ſcheu, leiſe). Sie haben ſich töten wollen, Sie haben Unrecht gethan!

Waldemar. War das ein Unrecht, Gertrud? Vor wenig Stunden ſprachſt du ſelbſt, mein Leben ſei der Buße für vergangenes Unrecht verfallen. Wenn das iſt, wenn die Tage meiner Zukunft finſter und freudenlos ſein müſſen, was ſchiltſt du mich, daß ich mit einem Mal die Forderung zahlen will, die das Verhängniß an mich hat? Was ſchiltſt du mich, Gertrud, da du mein Leben verloren nennſt?

Gertrud. O, es war Unrecht, was ich ſprach, ein Frevel war es gegen dich und Gott.

Waldemar. Gertrud!

Gertrud. Als die Waffe gegen dich erhoben war, da fühlte ich erſt, wie ſehr groß ein Menſchenleben iſt, und es ſchrie in mir: ſein Leben iſt heilig, es darf nicht verloren gehen, er liebt dich, und du gehörſt zu ihm in Leben und Tod. (Umarmt ihn.)

Waldemar. Heil dieſer Stunde! denn, Gertrud, dieſes Wort macht dich zu meinem Weibe.

Gertrud. Feierlich iſt mir zu Muth, Waldemar, und in meinem Herzen iſt kein Raum für die Freude.

Waldemar. Ich aber fühle friſche Lebensluft um meine Schläfe. Weggeworfen habe ich Alles, was uns trennte in der Meinung unſerer Zeit, und an deiner Seite, du reines Weib, will ich die Sühne für altes Unrecht nicht in demüthiger Reue finden, ich will ſie finden durch ein neues Leben voll freier, geſunder Thätigkeit. Durch das Leben ſelbſt verſöhne ich mein Leben, und du, Gertrud, du biſt der Engel, der mir helfen wird.

Hiller.

Hiller. Ein Fremder!

Waldemar. Kein Fremder mehr! (Den Knaben ergreifend) Drei Menſchen ſiehſt du hier, die zu *einem* Leben zuſammenwachſen wollen. Sieh her, dieſe will; gib mir dein Kind zum Weibe, Vater!

Hiller. Seit ſieben Jahren warſt du's in dieſem Knaben, für den wir lebten. Heut kommſt du zu uns, ſei gegrüßt!

Ordensburg Sonthofen

ruck von J. B. Hir[illegible]ld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Dritter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: F
Nr. 6003 a~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Die Journaliſten. Luſtſpiel in vier Acten . . . . 1—112

Die Fabier. Trauerſpiel in fünf Acten . . . . 113—276

Dramatiſche Werke.

Zweiter Band.

Die Journaliſten.

Luſtſpiel in 4 Acten.

(1853.)

Perſonen.

Oberſt a. D. Berg.
Ida, ſeine Tochter.
Adelheid Runeck.
Senden, Gutsbeſitzer.
Profeſſor Oldendorf, Redacteur
Konrad Bolz, Redacteur
Bellmaus, Mitarbeiter
Kämpe, Mitarbeiter
Körner, Mitarbeiter
Buchdrucker Henning, Eigenthümer
Müller, Factotum
} der Zeitung „Union“.
Blumenberg, Redacteur
Schmock, Mitarbeiter
} der Zeitung „Coriolan“.
Piepenbrink, Weinhändler und Wahlmann.
Lotte, ſeine Frau.
Bertha, ihre Tochter.
Kleinmichel, Bürger und Wahlmann.
Fritz, ſein Sohn.
Juſtizrath Schwarz.
Eine fremde Tänzerin.
Korb, Schreiber vom Gute Adelheids.
Karl, Bedienter des Oberſten.
Ein Kellner.
Reſſourcengäſte. Deputationen der Bürgerſchaft.

Ort der Handlung: die Hauptſtadt einer Provinz.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Gartenſaal im Hauſe des Oberſten. Reiche Decoration. In der Mitte der Hinterwand eine offene Thür, dahinter eine Veranda und der Garten, an den Seiten der Hinterwand große Fenſter. Rechts und links Thüren, rechts ganz im Vordergrunde ein Fenſter. — Tiſche, Stühle, ein kleines Sopha.

Ida ſitzt im Vordergrunde rechts, in einem Buche leſend; Oberſt tritt zur Mittelthür herein, in der Hand eine offene Schachtel, in welcher Georginen liegen.

Oberſt. Hier, Ida, ſind die neuen Sorten der Georginen, welche unſer Gärtner gezogen hat, du ſollſt Namen für ſie erfinden, denke darüber nach. Uebermorgen iſt Sitzung des Vereins für Gartenbau, da will ich unſere neuen Sorten vorzeigen und die Namen angeben.

Ida. Hier die helle ſoll „Adelheid“ heißen.

Oberſt. „Adelheid Runeck“, das verſteht ſich! — Dein eigner Name iſt nicht zu brauchen, denn du biſt als kleine Georgine ſchon lange im Blumenhandel.

Ida. Eine ſoll heißen wie Ihr Lieblingsdichter „Boz“.

Oberſt. Vortrefflich, und das muß eine recht prächtige ſein, hier die gelbe mit violetten Spitzen. — Und die dritte, wie taufen wir die?

Ida ([illegible] ihre Hand dem Vater [illegible]). „Eduard Oldendorf“.

Oberſt. Was? der Profeſſor? der Redacteur? Nein, das iſt nichts! — Es war ſchon arg genug, daß er die Zeitung übernahm; daß er ſich aber jetzt von ſeiner Partei hat verleiten laſſen, als Wahlcandidat für die Kammern aufzutreten, das kann ich ihm gar nicht vergeben.

Ida. Da kommt er ſelbſt!

Oberſt (für ſich). Sonſt war mir's eine Freude, ſeinen Fußtritt zu hören; jetzt muß ich an mich halten, daß ich nicht unhöflich werde, ſo oft ich ihn ſehe.

Oldendorf.

Oldendorf. Guten Morgen, Herr Oberſt!

Ida (ihm freundlich entgegen). Guten Morgen, Oldendorf. — Helfen Sie mir die neuen Georginen bewundern, die der Vater gezogen hat.

Oberſt. Bemühe doch den Profeſſor nicht, ſolcher Tand iſt nichts mehr für ihn, er hat Größeres im Kopfe.

Oldendorf. Jedenfalls bin ich nicht unfähig geworden, mich über das zu freuen, was Ihnen Freude macht.

Oberſt (brummend, für ſich). Das haben Sie mir nicht gerade bewieſen, ich fürchte, Sie finden ein Vergnügen darin, zu thun, was mich ärgert. — Sie haben wohl jetzt viel zu thun mit Ihrer Wahl, Herr Abgeordneter in Hoffnung?

Oldendorf. Sie wiſſen, Herr Oberſt, daß ich ſelbſt am wenigſten dabei zu thun habe.

Oberſt. Ich denke doch. Es iſt ja ſonſt Brauch bei ſolchen Wahlen, daß man einflußreichen Perſonen den Hof macht und den Wählern die Hand drückt, Reden hält, Verſprechungen um ſich ſtreut und wie die Teufeleien alle heißen.

Oldendorf. Sie glauben ſelbſt nicht, Herr Oberſt, daß ich etwas Unwürdiges thun werde.

Oberſt. Nicht? — Ich bin nicht ſicher, Oldendorf. Seit Sie Journaliſt geworden ſind, Ihre Union redigiren und dem Staat alle Tage vorhalten, wie mangelhaft er eingerichtet iſt, ſeit der Zeit ſind Sie nicht mehr der Alte.

Oldendorf (der ſich bis dahin mit Ida über die Blumen unterhalten, ſich zum Oberſt wendend). Steht das, was ich jetzt ſage oder ſchreibe, in Widerſpruch mit meinen früheren Anſichten? Sie werden mir das ſchwerlich nachweiſen können. Und noch weniger werden Sie in meinem Gefühl und Benehmen Ihnen gegenüber eine Aenderung bemerkt haben.

Oberſt (verſtockt). Nun, das wäre ja recht ſchön. — Ich will mir den Morgen nicht durch Streit verderben, Ida mag zuſehen, ob ſie beſſer mit Ihnen zurechtkommt. Ich gehe zu meinen Blumen. (Nimmt die Schachtel, ab nach dem Garten.)

Oldendorf. Woher kommt die üble Laune des Vaters? Hat ihn wieder etwas aus der Zeitung geärgert?

Ida. Ich glaube nicht. Es iſt ihm aber ſchmerzlich, daß Sie jetzt in der Politik auf's neue in die Lage kommen, Maßregeln anzurathen, die er haßt, und Einrichtungen anzugreifen, die er verehrt. — (Schüchtern) Oldendorf, iſt es denn nicht möglich, daß Sie ſich von der Wahl zurückziehen?

Oldendorf. Es iſt unmöglich.

Ida. Ich würde Sie hier behalten und der Vater könnte ſeine gute Laune wieder gewinnen, denn er würde Ihnen das Opfer, welches Sie ihm bringen, ſehr hoch anrechnen. Wir dürfen dann hoffen, daß unſere Zukunft wieder ſo friedlich wird, wie die Vergangenheit war.

Oldendorf. Ich weiß das, Ida, und ich habe bei der Ausſicht, Abgeordneter dieſer Stadt zu werden, jedes andere Gefühl, nur keine Freude, und doch kann ich nicht zurücktreten.

Ida (ſich abwendend). Der Vater hat Recht, ſeit Sie die Zeitung redigiren, ſind Sie ein Anderer geworden.

Oldendorf. Ida! auch Sie? Wenn dieſe Verſtimmung zwiſchen uns beide tritt, dann werde ich ſehr arm.

Ida. Lieber Eduard! — ich bin nur traurig, daß ich Sie ſo lange entbehren ſoll.

Oldendorf. Noch bin ich nicht gewählt! Werde ich

Deputirter und geht es nach mir, ſo führe ich Sie nach der Reſidenz, um Sie nie wieder von meiner Seite zu laſſen.

Ida. Ach, Eduard, daran dürfen wir jetzt nicht denken. — Schonen Sie nur den Vater.

Oldendorf. Sie hören, ich ertrage viel von ihm. Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß er ſich mir verſöhnt. Wenn dieſe Wahl vorüber iſt, dann will ich noch einmal bei ſeinem Herzen anfragen. Vielleicht erobere ich einen günſtigen Beſcheid und unſere Vereinigung.

Ida. Sein Sie nur recht aufmerkſam auf ſeine kleinen Liebhabereien. Er iſt im Garten bei ſeinem Georginenbeet, freuen Sie ſich über die bunten Farben. Wenn Sie recht geſchickt ſind, nennt er vielleicht noch eine Eduard Oldendorf. Wir haben ſchon darüber verhandelt; kommen Sie! (Beide ab.)

Senden, Blumenberg, Karl, Schmock.

Senden (eintretend). Iſt der Herr Oberſt allein?

Karl. Herr Profeſſor Oldendorf iſt bei ihm.

Senden. Melden Sie uns. (Karl ab.) — Immer noch dieſer Oldendorf! Hören Sie, Blumenberg, die Verbindung des alten Herrn mit der Union muß ein Ende nehmen. Er gehört nicht vollſtändig zu uns, ſo lange der Profeſſor hier aus- und eingeht. Wir brauchen die einflußreiche Perſon des Oberſten —

Blumenberg. Und ſein Haus iſt das erſte in der Stadt, die beſte Geſellſchaft, gute Weine und Kunſt!

Senden. Außerdem habe ich meine Privatgründe, den Oberſten für uns zu gewinnen; und überall iſt uns der Profeſſor und ſeine Clique im Wege.

Blumenberg. Die Freundſchaft wird ein Ende nehmen. Ich verſpreche Ihnen, daß ſie ein Ende nehmen ſoll in dieſen Wochen nach und nach. Der erſte Schritt dazu iſt gethan. Die Herren von der Union ſind in die Falle gegangen.

Senden. In welche Falle?

Blumenberg. Die ich ihnen in unſerer Zeitung geſtellt habe. — (Sich umwendend zu Schmock, der an der Thür ſteht.) Warum ſtehen Sie hier, Schmock? können Sie nicht am Thor warten?

Schmock. Ich bin gegangen, wo Sie gegangen ſind. Warum ſoll ich nicht hier ſtehen? Ich kenne den Oberſten ſo gut, wie Sie.

Blumenberg. Sein Sie nicht dreiſt, ſein Sie nicht inſolent. Gehen Sie und warten Sie am Thor, und wenn ich Ihnen den Artikel bringe, ſo laufen Sie damit ſchnell nach der Druckerei. Verſtehen Sie?

Schmock. Was ſoll ich nicht verſtehen, wenn Sie ſchreien wie ein Rabe? (Ab.)

Blumenberg (zu Senden). Er iſt ein ordinärer Menſch, aber er iſt brauchbar! Jetzt ſind wir allein, hören Sie. Neulich, als Sie mich hier einführten, habe ich den Oberſten gebeten und gedrängt, daß er doch einmal ſeine Gedanken über die Zeitereigniſſe niederſchreiben ſolle.

Senden. Ja leider! Sie haben ihm grob genug geſchmeichelt, aber der alte Herr fing doch Feuer.

Blumenberg. Was er geſchrieben hatte, haben wir ihn gebeten vorzuleſen; er hat's vorgeleſen, wir haben's gelobt.

Senden. Es war aber ſehr langweilig.

Blumenberg. Ich habe ihn darum gebeten für unſere Zeitung.

Senden. Leider! und ich muß jetzt dicke Artikel in Ihre Druckerei tragen. Dieſe Aufſätze ſind zu ſchwerfällig; für den Coriolan ſind ſie kein Gewinn.

Blumenberg. Ich habe ſie doch mit Vergnügen abgedruckt. Wenn einer für ein Blatt geſchrieben hat, ſo wird er ein guter Freund des Blattes. Der Oberſt hat ſogleich auf den Coriolan abonnirt und hat mich den Tag darauf zu Tiſche geladen.

Senden (achſelzuckend). Wenn das der ganze Gewinn iſt!

Blumenberg. Es iſt nur der Anfang. — Die Artikel ſind ungeſchickt, warum ſoll ich's nicht ſagen!

Senden. Das weiß Gott!

Blumenberg. Und Niemand weiß, wer der Verfaſſer iſt.

Senden. So verlangte der alte Herr! Ich glaube, er hat Angſt vor Oldendorf.

Blumenberg. Deshalb iſt es gekommen, wie ich gedacht habe. Oldendorfs Zeitung hat heute dieſe Artikel angegriffen. Hier iſt die neueſte Nummer der Union.

Senden. Zeigen Sie her. — Das wird ja eine famoſe Confuſion! Iſt der Angriff grob?

Blumenberg. Der Oberſt wird ihn ſicher für grob halten. Glauben Sie, daß uns das helfen wird gegen den Profeſſor?

Senden. Sie ſind auf Ehre der ſchlaueſte Teufel, der je aus einem Tintenfaß gekrochen iſt.

Blumenberg. Geben Sie her, der Oberſt kommt.

Oberſt.

Oberſt. Guten Morgen, meine Herren! — (bei Seite) Und gerade iſt Oldendorf hier, wenn er jetzt nur im Garten bliebe! — Nun, Herr Redacteur, was macht der Coriolan?

Blumenberg. Unſere Leſer bewundern die neuen Artikel mit dem Pfeil. Habe ich vielleicht Hoffnung, wieder etwas —

Oberſt (ein Manuſcript aus der Taſche ziehend, ſich umſehend). Ich vertraue Ihrer Discretion. Ich wollte es eigentlich noch einmal durchleſen wegen des Periodenbaues.

Blumenberg. Das macht ſich am beſten bei der Reviſion.

Oberſt. Ich glaube, es wird angehen. Nehmen Sie: aber reinen Mund gehalten, —

Blumenberg. Sie erlauben, daß ich es ſogleich nach der Druckerei ſchicke. (An der Thür.) Schmock!

(Schmock erſcheint an der Thür, nimmt das Manuſcript, ſchnell ab.)

Senden. Blumenberg hält das Blatt wacker, aber er hat Feinde, er muß ſich tüchtig wehren.

Oberſt (vergnügt). Feinde? Wer hat die nicht! Aber die Herren Journaliſten haben Nerven, wie die Frauen. Alles regt euch auf, jedes Wort, das Jemand gegen euch ſagt, empört euch! Geht mir, ihr ſeid empfindliche Leute.

Blumenberg. Vielleicht haben Sie Recht, Herr Oberſt. Aber wenn man Gegner hat, wie dieſe Union —

Oberſt. Ja, die Union, die iſt euch beiden ein Dorn im Auge. Ich lobe Vieles nicht, was darin ſteht; aber was wahr iſt, gerade im Alarmſchlagen, in der Attake, im Einhauen iſt ſie geſchickter, als Ihr Blatt. Die Artikel ſind witzig; auch wenn ſie Unrecht haben, man muß doch darüber lachen.

Blumenberg. Nicht immer. In dem heutigen Angriff auf die beſten Artikel, die der Coriolan ſeit lange gebracht hat, ſehe ich gar keinen Witz.

Oberſt. Angriff auf welche Artikel?

Blumenberg. Auf die Ihrigen, Herr Oberſt. Ich muß das Blatt bei mir haben. (Sucht und gibt ihm ein Blatt der Union.)

Oberſt. Oldendorfs Zeitung greift meine Aufſätze an! (Liest) „Wir bedauern eine ſolche Unkenntniß“ —

Blumenberg. Und hier —

Oberſt. „Es iſt eine unverzeihliche Anmaßung“ — Was, ich wäre anmaßend?

Blumenberg. Und hier —

Oberſt. „Man kann zweifeln, ob die Naivetät des Einſenders komiſch oder traurig iſt, jedenfalls hat er kein Recht mitzuſprechen“ — (das Blatt wegwerfend) O, das iſt nichtswürdig! Das ſind Gemeinheiten!

Ida, Oldendorf (aus dem Garten).

Senden. Jetzt bricht das Wetter los!

Oberſt. Herr Profeſſor, Ihre Zeitung macht Fortſchritte. Zu den ſchlechten Grundſätzen kommt jetzt noch etwas Anderes, die Gemeinheit.

Ida (erſchrocken). Vater!

Oldendorf (vortretend). Herr Oberſt, was berechtigt Sie zu dieſem kränkenden Wort?

Oberſt (ihm die Zeitung hinhaltend). Sehen Sie hierher! Das ſteht in Ihrer Zeitung. In Ihrer Zeitung, Oldendorf!

Oldendorf. Die Haltung des Angriffs iſt nicht ganz ſo ruhig, wie ich gewünſcht hätte —

Oberſt (ihn unterbrechend). Nicht ganz ſo ruhig! Wirklich nicht?

Oldendorf. In der Sache ſelbſt hat der Angriff Recht.

Oberſt. Herr, das wagen Sie mir zu ſagen?

Ida. Vater!

Oldendorf. Herr Oberſt, ich begreife dieſe Stimmung nicht, und ich bitte Sie darauf Rückſicht zu nehmen, daß wir vor Zeugen ſprechen.

Oberſt. Fordern Sie keine Rückſichten. An Ihnen wäre es geweſen, Rückſicht gegen den Mann zu beobachten, deſſen Freundſchaft Sie ſonſt ſo ſehr in Anſpruch nehmen.

Oldendorf. Haben Sie vor Allem die Aufrichtigkeit, mir zu ſagen, in welcher Verbindung Sie ſelbſt mit den angegriffenen Artikeln des Coriolan ſtehen.

Oberſt. In einer ſehr zufälligen Verbindung, welche in Ihren Augen zu unbedeutend iſt, um Berückſichtigung zu verdienen. Die Artikel ſind von mir!

Ida. O mein Gott!

Oldendorf (heftig). Von Ihnen? Artikel im Blatte dieſes Herrn?

Ida (bittend). Oldendorf!

Oldendorf (ruhiger). Die Union hat nicht Sie angegriffen, ſondern einen Unbekannten, der für uns nichts als ein Parteigenoſſe dieſes Herrn war. Sie hätten uns beiden dieſe peinliche Scene erſpart, wenn Sie mir kein Geheimniß daraus gemacht hätten, daß Sie ein Correſpondent des Coriolan ſind.

Oberſt. Sie werden es ertragen müſſen, daß ich Sie auch ferner nicht zum Vertrauten meiner Handlungen mache.

Sie haben mir hier einen gedruckten Beweis von Freundſchaft gegeben, der mich nach anderen nicht lüſtern macht.

Oldendorf (ſeinen Hut nehmend). Und ich kann Ihnen nur die Erklärung geben, daß ich den Vorfall tief bedauere, mich aber außer aller Schuld fühle. Ich hoffe, Herr Oberſt, daß Sie bei ruhiger Prüfung dieſelbe Anſicht gewinnen werden. Leben Sie wohl, Fräulein. Ich empfehle mich Ihnen. (Ab bis zur Mittelthür.)

Ida (flehend). Vater, laß ihn nicht ſo von uns gehen!

Oberſt. Es iſt beſſer, als wenn er bleibt.

Adelheid.

Adelheid (in elegantem Reiſekleid eintretend, trifft an der Thür mit Oldendorf zuſammen). Nicht ſo ſchnell, Herr Profeſſor!

Oldendorf (küßt ihr die Hand, ab).

Ida } (zugleich) Adelheid! (Eilt in ihre Arme.)
Oberſt } Adelheid! Und gerade jetzt!

Adelheid (Ida an ſich haltend, nach dem Oberſten die Hand ausſtreckend). Geben Sie Ihrem Landmädchen die Hand. Die Tante grüßt und Gut Roſenau empfiehlt ſich demüthig in ſeinem braunen Herbſtkleide. Die Felder ſind leer und im Garten tanzt das dürre Laub mit dem Winde. — Ah, Herr von Senden!

Oberſt (vorſtellend). Herr Redacteur Blumenberg!

Senden. Wir ſind entzückt, unſere eifrige Landwirthin in der Stadt zu begrüßen.

Adelheid. Und wir hätten uns gefreut, unſerm Gutsnachbar manchmal auf dem Lande zu begegnen.

Oberſt. Er hat hier viel zu thun, er iſt ein großer Politiker und arbeitet eifrig für die gute Sache.

Adelheid. Ja, ja, wir leſen von ſeinen Thaten in der Zeitung. — Ich bin geſtern über Ihr Feld gefahren, Ihre Kartoffelernte iſt noch nicht beendet, Ihr Amtmann iſt nicht fertig geworden.

Senden. Die Roſenauer haben das Vorrecht, acht Tage eher fertig zu ſein, als jeder Andere.

Adelheid. Dafür verſtehen wir auch nichts Anderes als unſere Wirthſchaft. (Freundlich) Die Nachbarſchaft läßt Sie grüßen.

Senden. Ich danke. Wir gönnen Sie jetzt Freunden, die näheres Anrecht an Sie haben, aber Sie bewilligen mir noch heut eine Audienz, damit ich die Neuigkeiten unſerer Gegend von Ihnen erbitte.

Adelheid (verneigt ſich).

Senden. Leben Sie wohl, Herr Oberſt, (zu Ida) ich empfehle mich Ihrer Gnade, Fräulein. (Ab mit Blumenberg.)

Ida (Adelheid umarmend). Ich habe dich! Jetzt wird Alles gut werden!

Adelheid. Was ſoll gut werden? Iſt etwas nicht gut? Dort hinten ging Jemand ſchneller an mir vorüber, als ſonſt ſeine Art iſt — und hier ſehe ich feuchte Augen und eine gefurchte Stirn. (Küßt ſie auf die Augen) Sie ſollen dir die hübſchen Augen nicht verderben. — Und Sie, mein würdiger Freund, machen Sie mir ein freundliches Geſicht.

Oberſt. Sie bleiben den Winter über bei uns, es iſt ſeit langer Zeit der erſte, den Sie uns ſchenken; wir wollen dieſe Gunſt zu verdienen ſuchen.

Adelheid (ernſt). Es iſt der erſte ſeit dem Tode meines Vaters, an dem ich Luſt habe, wieder mit der Welt zu verkehren. Außerdem habe ich Geſchäfte hier. Sie wiſſen, ich bin in dieſem Sommer mündig geworden, und unſer Rechtsfreund, Juſtizrath Schwarz, fordert meine Anweſenheit. — Höre, Ida, die Leute packen aus, geh' zum Rechten ſehen! (bei Seite) und halte ein feuchtes Tuch über die Augen, man ſieht, daß du geweint haſt. (Ida ab nach rechts, Adelheid ſchnell zum Oberſten tretend.) Was iſt das mit Ida und dem Profeſſor?

Oberſt. Da wäre viel zu reden! Ich will mir jetzt die Freude nicht verderben. Es geht nicht recht mit uns Männern, die Anſichten ſind zu verſchieden.

Adelheid. Waren die Anſichten früher nicht auch verſchieden? Und doch war Ihr Verhältniß zu Oldendorf ſo gut.

Oberſt. So verſchieden waren ſie doch nicht.

Adelheid. Und welcher von Ihnen hat ſich geändert?

Oberſt. Hm! doch wohl er! Er wird zu Vielem verleitet durch ſeine ſchlechte Umgebung; da ſind einige Menſchen, Journaliſten ſeiner Zeitung, vor allen ein gewiſſer Bolz.

Adelheid (bei Seite). Was muß ich hören!

Oberſt. Aber Sie kennen ihn wohl ſelbſt, er ſtammt ja aus Ihrer Gegend.

Adelheid. Er iſt ein Roſenauer Kind.

Oberſt. Ich erinnere mich. Schon Ihr ſeliger Vater, mein braver General, konnte ihn nicht leiden.

Adelheid. Wenigſtens hat er das zuweilen geſagt.

Oberſt. Seitdem iſt dieſer Bolz ein excentriſcher Menſch geworden. Er ſoll unregelmäßig leben, und ſeine Sitten ſcheinen mir ziemlich frei zu ſein. Er iſt Oldendorfs böſer Engel.

Adelheid. Das wäre traurig! — Nein, das glaube ich nicht!

Oberſt. Was glauben Sie nicht, Adelheid?

Adelheid (lächelnd). Ich glaube nicht an böſe Engel. — Was zwiſchen Ihnen und Oldendorf ſchlimm geworden iſt, kann wieder gut werden. Heute Feind, morgen Freund, heißt es in der Politik; aber Ida's Gefühl wird ſich nicht ſo ſchnell ändern. — Herr Oberſt, ich habe ein prächtiges Modell zu einem Kleide mitgebracht, das neue Kleid will ich dieſen Winter als Brautjungfer tragen.

Oberſt. Daran iſt nicht zu denken! So laſſe ich mich nicht fangen, Mädchen. Ich ſpiele den Krieg in Feindesland. Warum treiben Sie andere Leute zum Altar, und Sie ſelbſt müſſen erleben, daß Ihre ganze Nachbarſchaft Sie ſpottend die Dornenroſe und den jungfräulichen Landwirth nennt.

Adelheid (lachend). Ja, das thut ſie

Oberſt. Die reichſte Erbin der ganzen Gegend! umſchwärmt von einem Heer Anbeter, und ſo feſt verſchloſſen gegen jedes Gefühl; Niemand kann ſich das erklären!

Adelheid. Mein Oberſt, wenn unſere jungen Herren ſo liebenswürdig wären, wie gewiſſe ältere — ach, aber das ſind ſie nicht.

Oberſt. Sie entſchlüpfen mir nicht. Wir wollen Sie feſthalten in der Stadt, bis unter unſern jungen Männern einer gefunden iſt, den Sie für würdig halten, unter Ihr Commando zu treten; denn, wen Sie auch zum Gemahl wählen, es wird ihm gehen, wie mir, er wird zuletzt doch immer nach Ihrem Willen thun müſſen.

Adelheid (ſchnell). Wollen Sie nach meinem Willen thun mit Ida und dem Profeſſor? — Jetzt halte ich Sie feſt.

Oberſt. Wollen Sie mir den Gefallen thun und dieſen Winter bei uns Ihre Gattenwahl halten? — Ja? Jetzt habe ich Sie gefangen.

Adelheid. Es gilt! ſchlagen Sie ein! (Hält ihm die Hand hin.)

Oberſt (einſchlagend, lacht). Das war überliſtet! (Ab durch die Mittelthür.)

Adelheid (allein). Ich denke, nein! — Wie, Herr Konrad Bolz, iſt das Ihr Lob unter den Leuten? Sie leben unregelmäßig? Sie haben freie Sitten? Sie ſind ein böſer Engel? —

Korb.

Korb (aus der Mittelthür mit einem Packet). Wo ſoll ich die Rechnungsbücher und Papiere hintragen, gnädiges Fräulein?

Adelheid. In mein Zimmer. — Hören Sie, lieber Korb, — haben Sie Ihre Stube hier in Ordnung gefunden?

Korb. Auf's allerſchönſte. Der Bediente hat mir zwei Stearinlichter hineingeſtellt; es iſt reine Verſchwendung.

Adelheid. Sie ſollen heut den ganzen Tag für mich keine Feder anrühren; ich will, daß Sie ſich die Stadt anſehen und Ihre Bekannten beſuchen. Sie haben doch Bekannte hier?

Korb. Nicht gerade viel, es iſt über ein Jahr, daß ich nicht hier war.

Adelheid (gleichgültig). Sind denn keine Roſenauer hier?

Korb. Unter den Soldaten ſind vier aus dem Dorfe. Da iſt der Johann Lutz vom Schimmellutz —

Adelheid. Ich weiß. — Iſt ſonſt Niemand aus dem Dorfe hier, den Sie kennen?

Korb. Sonſt Niemand, natürlich außer ihm —

Adelheid. Außer ihm? Wer iſt das?

Korb. Nun, unſer Herr Konrad.

Adelheid. Richtig, der! Beſuchen Sie den nicht? Ich denke, ihr ſeid immer gute Freunde geweſen.

Korb. Ob ich den beſuche? Mein erſter Gang iſt zu ihm. Ich habe mich während der ganzen Reiſe darauf gefreut. Das iſt eine treue Seele, auf den kann das Dorf ſtolz ſein.

Adelheid (warm). Ja, er hat ein treues Herz!

Korb (eifrig). Immer luſtig und immer freundlich, und wie er am Dorfe hängt! Der arme Herr, er iſt ſo lange nicht dort geweſen.

Adelheid. Still davon!

Korb. Der wird mich ausfragen, nach der Wirthſchaft —

Adelheid (eifrig). Und nach den Pferden. Der alte Falbe, auf dem er ſo gern ritt, lebt noch.

Korb. Und nach den Sträuchern, die er mit Ihnen gepflanzt hat.

Adelheid. Beſonders der Fliederbuſch, wo jetzt meine Laube ſteht; ſagen Sie ihm das nur.

Korb. Und nach dem Teiche. Sechzig Schock Karpfen.

Adelheid. Und ein Schock Goldſchleien, vergeſſen Sie das nicht. Und der alte Karpfen mit dem Kupferring am Leibe, den er ihm umgelegt, iſt bei dem letzten Fiſchzug mit herausgekommen, wir haben ihn wieder eingeſetzt.

Korb. Und wie wird er nach Ihnen fragen, gnädiges Fräulein!

Adelheid. Sagen Sie ihm, daß ich geſund bin.

Korb. Und wie Sie ſeit dem Tode des Herrn Generals die Wirthſchaft führen; und daß Sie ſeine Zeitung halten, die leſe ich nachher den Bauern vor.

Adelheid. Das brauchen Sie ihm gerade nicht zu ſagen. (Seufzend bei Seite) Auf die Weiſe werde ich nichts erfahren! — (Pauſe, mit Gravität) Hören Sie, lieber Korb, ich habe allerlei über Herrn Bolz gehört, was mich gewundert hat. Er ſoll ſehr wild leben.

Korb. Ja, das glaub' ich, ein wildes Füllen war er immer.

Adelheid. Er ſoll mehr Geld ausgeben, als er einnimmt.

Korb. Ja, das iſt wohl möglich. Aber luſtig gibt er's aus, davon bin ich überzeugt.

Adelheid (bei Seite). Bei dem werde ich mir auch keinen Troſt holen! — (Gleichgültig) Er hat doch jetzt eine gute Stellung, ob er ſich nicht bald eine Frau ſuchen wird?

Korb. Eine Frau? — Nein, das thut er nicht, das iſt nicht möglich.

Adelheid. Ich habe doch ſo etwas gehört; wenigſtens ſoll er ſich für eine junge Dame ſehr intereſſiren, man ſpricht davon.

Korb. Das wäre ja — Nein, das glaube ich nicht. — (Eilig) Da will ich ihn doch gleich fragen.

Adelheid. Er ſelbſt wird es Ihnen am wenigſten ſagen; ſo etwas erfährt man von den Freunden und Bekannten eines Mannes. — Die Leute im Dorfe ſollten's doch wiſſen, wenn einer aus Roſenau heiratet.

Korb. Freilich, dahinter muß ich kommen.

Adelheid. Das würden Sie ſehr klug anfangen müſſen, Sie wiſſen, wie ſchlau er iſt.

Korb. O, ich will ihn ſchon überliſten. Ich werde etwas erfinden.

Adelheid. Gehen Sie, lieber Korb! (Korb ab.) — Das war eine traurige Nachricht, die mir der Oberſt entgegentrug. Konrad ſittenlos, unwürdig! Es iſt unmöglich. So kann ſich ein edler Sinn nicht verändern. Ich glaube kein Wort von Allem, was ſie mir über ihn ſagen. (Ab.)

Zweite Scene.

Redactionszimmer der Union. Thüren in der Mitte und zu beiden Seiten. Im Vordergrund links ein Arbeitstiſch mit Zeitungen und Papieren, rechts ein ähnlicher, kleinerer Tiſch, Stühle.

Bolz aus der Seitenthür rechts, darauf **Müller** durch die Mittelthür.

Bolz (eifrig). Müller! Factotum! Wo ſind die Poſtſachen?

Müller (gehend mit einem Pack Briefe und Zeitungen). Hier, Herr Bolz, iſt die Poſt, — und hier aus der Druckerei das Probeblatt unſerer heutigen Abendnummer zur Reviſion.

Bolz (am Tiſche links Briefe ſchnell öffnend, durchſehend und mit Bleiſtift bezeichnend). Ich habe die Reviſion bereits gemacht, alter Schelm.

Müller. Nicht ganz. Hier unten iſt noch das Mannigfaltige, welches Herr Bellmaus den Setzern gegeben hat.

Bolz. Her damit! (Lieſt in der Zeitung) Wäſche vom Boden geſtohlen — Drillinge geboren — Concert, Concert, Vereinsſitzung, Theater — Alles in Ordnung — Neuerfundene Locomotive; die große Seeſchlange geſehen. (Aufſpringend) Alle Wetter, kommt der wieder mit der alten Seeſchlange! ich wollte, ſie würde ihm als Gelee gekocht und er müßte ſie kalt aufeſſen. (Eilt zur Thür rechts) Bellmaus, Ungeheuer, komm hervor!

Bellmaus.

Bellmaus (von rechts eintretend, die Feder in der Hand). Was gibt's? Wozu der Lärm?

Bolz (feierlich). Bellmaus, als wir dir die Ehre erwieſen, dich mit Verfertigung der Nippesſachen für dieſes Blatt zu betrauen, da war die Meinung nicht, daß du die ewige große Seeſchlange durch die Spalten unſerer Zeitung wälzen ſollteſt! — — Wie konnteſt du die abgedroſchene Lüge wieder hineinſetzen?

Bellmaus. Sie paßte gerade, es fehlte an ſechs Zeilen.

Bolz. Das iſt eine Entſchuldigung, aber keine gute. Erfinde deine eigenen Geſchichten, wozu biſt du Journaliſt? Mache ein kleines „Eingeſandt“, z. B. eine Betrachtung über Menſchenleben im Allgemeinen, oder über das Umherlaufen von Hunden auf der Straße, oder ſuche eine haarſträubende Geſchichte heraus, vielleicht einen Meuchelmord aus Höflichkeit, oder wie ein Hamſter ſieben ſchlafende Kinder erbiſſen hat, oder ſo etwas. — Es gibt ſo Vieles, was geſchieht, und ſo ungeheuer Vieles, was nicht geſchieht, daß es einem ehrlichen Zeitungsſchreiber nie an Neuigkeiten fehlen darf.

Bellmaus. Gib her, ich will's ändern. (Geht an den Tiſch, ſieht in ein gedrucktes Blatt, ſchneidet mit einer großen Scheere einen Zettel davon ab und klebt ihn auf die Zeitungsnummer.)

Bolz. Recht ſo, mein Sohn, thue das und beſſere dich. — (Die Thür rechts öffnend) Kämpe, können Sie einen Augenblick hereinkommen? (Zu Müller, welcher an der Thür wartet) Fort mit der Reviſion nach der Druckerei! (Müller erhält von Bellmaus das Blatt, eilt ab.)

Kämpe.

Kämpe (eintretend). Ich kann doch nichts Rechtes ſchreiben, wenn Sie ſolchen Lärm machen.

Bolz. So! Was haben Sie denn jetzt geſchrieben? Doch höchſtens einen Liebesbrief an eine Tänzerin, oder eine Beſtellung an Ihren Schneider?

Bellmaus. Nein, er ſchreibt zärtliche Briefe. Er iſt ernſthaft verliebt, denn er führte mich geſtern im Mondenſchein ſpazieren und ſprach verächtlich von allen Getränken.

Kämpe (der ſich behaglich geſetzt hat). Ihr Herren, es iſt unbillig, einen Menſchen von der Arbeit abzurufen, um ſo ſchlechte Witze zu machen.

Bolz. Ja, ja, er verleumdet Sie offenbar, wenn er behauptet, daß Sie etwas Anderes lieben, als Ihre neuen Stiefeln, und ein klein wenig Ihre eigene Perſon. — Du ſelbſt biſt eine liebeſprühende Natur, kleiner Bellmaus. Du glühſt wie ein Räucherkerzchen, ſo oft du eine junge Dame ſiehſt, du ziehſt glimmend und räucherig um ſie herum, und haſt doch nicht den Muth, ſie nur einmal anzureden. Aber man muß Nachſicht mit ihm haben, denn er iſt von Haus aus lyriſcher Dichter geweſen, deshalb iſt er ſchüchtern, er erröthet vor den Frauen und iſt noch ſchöner Wallungen fähig.

Bellmaus. Ich habe keine Luſt, mir unaufhörlich meine Gedichte vorwerfen zu laſſen; habe ich ſie jemals euch vorgeleſen?

Bolz. Nein, dem Himmel ſei Dank, die Unverſchämtheit haſt du nie gehabt. — (Ernſthaft) Aber zum Geſchäft, ihr Herren! Die heutige Nummer iſt fertig, Oldendorf iſt noch nicht hier, laſſen Sie uns unterdeß vertrauten Rath halten. — Oldendorf *muß* Deputirter der Stadt für die nächſten Kammern werden, unſere Partei und die Union müſſen das durchſetzen. Wie ſtehen unſere Actien heut?

Kämpe. So gut als möglich. Die Gegner geben zu, daß ihnen kein anderer Candidat ſo gefährlich wäre, und unſere Freunde haben überall die beſte Hoffnung. Aber Sie wiſſen, wie wenig das bedeutet. — Hier iſt das Verzeichniß der Wahlmänner. Unſer Wahlcomité läßt Ihnen ſagen, daß unſere Berechnungen richtig waren. Von den 100 Wahlmännern unſerer Stadt gehören 40 mit Sicherheit zu uns, ungefähr ebenſo viel ſtehen auf den Liſten der Gegenpartei, der Reſt von etwa 20 Stimmen iſt unſicher. Es iſt klar, daß die Wahl nur mit ſehr kleiner Majorität vor ſich gehen wird.

Bolz. Natürlich werden wir die Majorität haben, eine Majorität von 8—10 Stimmen, erzählen Sie das überall mit der größten Sicherheit. Mancher, der noch unentſchloſſen iſt, kommt zu uns, wenn er hört, daß wir die ſtärkeren ſind. Wo iſt das Verzeichniß der unſicheren Wahlmänner? (Sieht hinein.)

Kämpe. Ich habe da Zeichen gemacht, wo nach der Meinung unſerer Freunde ein Einfluß möglich wäre.

Bolz. Bei dem einen Namen ſehe ich zwei Kreuze, was bedeuten die?

Kämpe. Das iſt Piepenbrink, der Weinhändler Piepenbrink. Er hat einen großen Anhang in ſeinem Bezirk, iſt ein wohlhabender Mann und ſoll über 5—6 Stimmen ſeiner Anhänger commandiren.

Bolz. Den müſſen wir haben. Was iſt's für eine Art Mann?

Kämpe. Er ſoll ſehr grob ſein und ſich um Politik gar nicht kümmern.

Bellmaus. Er hat aber eine hübſche Tochter.

Kämpe. Was nützt ſeine hübſche Tochter! Ich wollte lieber, er hätte eine häßliche Frau, da wäre eher an ihn zu kommen.

Bellmaus. Die hat er auch, eine Dame mit kleinen Locken und feuerrothen Bändern an der Haube.

Bolz. Mit oder ohne Frau, der Mann muß unſer werden. — Still, man kommt, das iſt Oldendorfs Tritt. Er braucht von unſern Verhandlungen nichts zu wiſſen. Geht in euer Zimmer, ihr Herren, heut Abend das Weitere.

Kämpe (an der Thür). Es bleibt doch dabei, daß ich in der nächſten Nummer den neuen Correſpondenten des Coriolan, den mit dem Pfeil, wieder angreife.

Bolz. Ja wohl, gehen Sie ihm vornehm, aber tüchtig zu Leibe. Eine kleine Balgerei mit unſern Gegnern iſt gerade jetzt vor den Wahlen nützlich; und die Artikel mit dem Pfeil geben große Blößen. (Kämpe, Bellmaus ab.)

Oldendorf (durch die Mittelthür).

Oldendorf. Guten Tag, Konrad.

Bolz (am Tiſche rechts über den Wahlliſten). Dein Eingang ſei geſegnet! Dort liegt die Correſpondenz, es iſt nichts Wichtiges.

Oldendorf. Haſt du mich heut hier nöthig?

Bolz. Nein, mein Herzblatt, die Abendnummer iſt fertig, für morgen ſchreibt Kämpe den Leitartikel.

Oldendorf. Worüber?

Bolz. Kleines Vorpoſtengefecht mit dem Coriolan. Wieder gegen den unbekannten Correſpondenten mit dem Pfeil, welcher unſere Partei angegriffen hat. Aber ſei ohne Sorge, ich habe dem Kämpe geſagt, er ſoll den Artikel würdig, ſehr würdig halten.

Oldendorf. Um Alles nicht! Der Artikel darf nicht geſchrieben werden.

Bolz. Ich verſtehe dich nicht. Wozu hat man ſeine politiſchen Gegner, wenn man ſie nicht angreifen darf?

Oldendorf. So höre. Dieſe Artikel ſind von dem Oberſten verfaßt, er ſelbſt hat es mir heut geſagt.

Bolz. Alle Wetter!

Oldendorf (finſter). Du magſt denken, daß dies Geſtändniß von andern Andeutungen begleitet war, welche meine Stellung zum Oberſten und ſeinem Hauſe gerade jetzt ſehr unbehaglich machen.

Bolz (ernſthaft). Und was verlangt der Oberſt von dir?

Oldendorf. Er wird ſich mit mir ausſöhnen, wenn ich die Redaction der Zeitung niederlege und als Wahlcandidat zurücktrete.

Bolz. Teufel, das iſt wenig gefordert.

Oldendorf. Ich leide unter dieſen Diſſonanzen. Dir, mein Freund, kann ich das ſagen.

Bolz (an ihn tretend und ihm die Hand drückend). Feierlicher Augenblick männlicher Rührung!

Oldendorf. Sei jetzt wenigſtens kein Hanswurſt. — Du kannſt dir denken, wie peinlich meine Stellung im Hauſe des Oberſten geworden iſt. Der würdige alte Herr entweder kalt oder heftig, die Unterhaltung mit beißenden Anſpielungen gewürzt, Ida leidend, ich ſehe oft, daß ſie geweint hat. Siegt unſere Partei, werde ich Abgeordneter der Stadt, ſo fürchte ich, iſt mir jede Hoffnung auf eine Verbindung mit Ida genommen.

Bolz (eifrig). Und trittſt du zurück, ſo erleidet unſere Partei einen empfindlichen Verluſt. (Schnell und nachdrücklich) Die bevorſtehende Sitzung der Kammern wird verhängnißvoll für den Staat. Die Parteien ſind einander faſt gleich. Jeder Verluſt einer Stimme iſt für unſere Sache ein Unglück. In dieſer Stadt haben wir außer dir keinen Candidaten, deſſen Popularität groß genug iſt, ſeine Wahl wahrſcheinlich zu machen. Entziehſt du dich aus irgend einem Grunde der Wahl, ſo ſiegen unſere Gegner.

Oldendorf. Leider iſt es, wie du ſagſt.

Bolz (immer eifrig). Ich will dich nicht unterhalten von dem Vertrauen, das ich in deine Talente ſetze, ich bin überzeugt, du wirſt in der Kammer und vielleicht als Mitglied der Regierung dem Lande nützen. Ich bitte dich, jetzt nur an die Pflichten zu denken, die du übernommen haſt gegen unſere politiſchen Freunde, welche dir vertrauen, und gegen dies Blatt und uns, die wir drei Jahre fleißig gearbeitet haben, damit der Name Oldendorf, der an der Spitze des Blattes ſteht, zu Anſehen komme. Es handelt ſich um deine Ehre und jeder Augenblick Schwanken in dir wäre ein Unrecht.

Oldendorf (mit Haltung). Du wirſt eifrig ohne Veranlaſſung. Auch ich halte es für Unrecht, mich zurückzuziehen, jetzt, wo man mir ſagt, daß ich unſerer Sache nöthig ſei. Aber wenn ich dir, meinem Freunde, geſtehe, daß mir dieſer Entſchluß ein großes Opfer koſtet, ſo vergebe ich dadurch weder unſerer Sache noch uns beiden etwas.

Bolz (begütigend). Du haſt ganz Recht, du biſt ein ehrlicher Kamerad. Und ſo Friede, Freundſchaft, Courage! Dein alter Oberſt wird nicht unverſöhnlich ſein.

Oldendorf. Er iſt mit Senden vertraut geworden, der ihm auf jede Weiſe ſchmeichelt und, wie ich fürchte, Pläne hat, welche auch mich nahe angehen. Ich würde noch mehr beſorgt ſein, wenn ich nicht gerade jetzt einen guten Anwalt im Hauſe des Oberſten wüßte; Adelheid Runeck iſt ſoeben angekommen.

Bolz. Adelheid Runeck? Die fehlte noch! (Eilig in die Thür rechts hineinrufend) Kämpe, der Artikel gegen den Ritter mit dem Pfeil wird nicht geſchrieben. Verſtehen Sie?

Kämpe.

Kämpe (an der Thür, die Feder in der Hand). Was wird denn aber geſchrieben.

Bolz. Das mag der Kuckuck wiſſen. — Hören Sie, vielleicht kann ich Oldendorf bewegen, daß er ſelbſt den Leitartikel für morgen macht. Aber auf alle Fälle müſſen Sie etwas bereit halten.

Kämpe. Was denn aber?

Bolz (im Eifer). Schreiben Sie meinetwegen über die Auswanderung nach Auſtralien, das wird doch keinen Anſtoß erregen.

Kämpe. Gut. Soll ich dazu ermuntern oder abrathen?

Bolz (ſchnell). Natürlich abrathen. Wir brauchen alle Leute, welche arbeiten wollen, bei uns im Lande. — Schildern Sie Auſtralien als ein nichtswürdiges Loch, durchaus wahrhaft, aber möglichſt ſchwarz. — Wie das Känguruh, in einen Klumpen geballt, mit unbezwinglicher Bosheit dem Anſiedler an den Kopf ſpringt, während ihn das Schnabelthier hinten in die Beine zwickt; wie der Goldſucher im Winter bis an den Hals im Salzwaſſer ſtehen muß, während er im Sommer durch drei Monate keinen Schluck zu trinken hat, und wenn er das alles überſteht, zuletzt von diebiſchen Eingebornen aufgefreſſen wird. Machen Sie das recht anſchaulich und ans Ende ſetzen Sie die neueſten Marktpreiſe der auſtraliſchen Wolle aus der Times. Die nöthigen Bücher finden Sie in der Bibliothek. (Wirft die Thür zu.)

Oldendorf (am Tiſche). Du kennſt die Runeck? Sie fragt häufig in ihren Briefen an Ida nach dir.

Bolz. So? Ja, allerdings kenne ich ſie. Wir ſind aus demſelben Dorf, ſie vom Schloſſe, ich aus dem Pfarrhaus, mein Vater hat uns zuſammen unterrichtet. O ja, ich kenne ſie!

Oldendorf. Wie kommt es, daß ihr einander ſo fremd geworden ſeid? Du ſprichſt nie von ihr.

Bolz. Hm! Das ſind alte Geſchichten, Familienzwiſtigkeiten, Montecchi und Capuleti. Ich habe ſie ſeit langer Zeit nicht wieder geſehen.

Oldendorf (lächelnd). Ich will nicht hoffen, daß auch euch die Politik entzweite.

Bolz. Etwas Politik war allerdings bei unſerer Trennung im Spiel. — Du ſiehſt, es iſt ein allgemeines Unglück, daß Freundſchaft durch das Parteileben vernichtet wird.

Oldendorf. Es iſt traurig! In Glaubensſachen wird jeder gebildete Menſch die Ueberzeugung des Andern toleriren, und in der Politik behandeln wir einander wie Böſewichter, weil der eine um einige Schattirungen anders gefärbt iſt als ſein Nachbar.

Bolz (bei Seite). Stoff für den nächſten Artikel! (Laut) — anders gefärbt iſt als ſein Nachbar, ganz meine Meinung. Das muß in unſerm Blatte geſagt werden. (Bittend) Höre, ſo ein kleiner tugendhafter Artikel: Ermahnung an unſere Wähler, Achtung vor unſern Gegnern! Denn ſie ſind ja unſere Brüder! (Immer bittender) Oldendorf, das wäre etwas für dich, in dem Thema iſt Tugend und Humanität; das Schreiben wird dich zerſtreuen und du biſt dem Blatt einen Artikel ſchuldig, wegen der verbotenen Fehde. Thu mir die Liebe! Schreib dort in der Hinterſtube, es ſoll dich Niemand ſtören.

Oldendorf (lächelnd). Du biſt ein gemeiner Intrigant!

Bolz (ihn vom Stuhle nöthigend). Bitte, du findeſt Papier und Tinte dort. Komm, mein Schatz, komm. (Begleitet ihn zur Thür links, Oldendorf ab. Bolz hineinrufend) Willſt du eine Cigarre haben?

Eine alte Uguës? (Zieht ein Cigarrenetui aus der Taſche.) Nicht? — Schreibe nur nicht zu wenig, es ſoll ein Hauptartikel werden! (Schließt die Thür, ruft in die Thür rechts) Der Profeſſor ſchreibt den Artikel ſelbſt, ſorgen Sie, daß ihn Niemand ſtört. — (Nach dem Vordergrund) Das wäre abgemacht. — Adelheid hier in der Stadt? — Da will ich doch gleich zu ihr! — Halt, immer hübſch kaltblütig. Du, mein alter Bolz, biſt nicht mehr der braune Burſch aus dem Paſtorgarten, und wenn du's noch biſt, ſie iſt längſt eine Andere geworden. Das Gras iſt gewachſen über dem Grabe einer gewiſſen kindiſchen Neigung. Wozu trommelſt du jetzt auf einmal ſo unruhig, liebe Seele? Sie iſt hier in der Stadt gerade ſo weit von dir entfernt, als auf ihrem Gute. (Sich ſetzend, mit einem Bleiſtift ſpielend) Nichts über kaltes Blut! brummte der Salamander, als er im Ofenfeuer ſaß.

Korb.

Korb. Iſt hier Herr Bolz zu finden?

Bolz (aufſpringend). Korb! lieber Korb! Willkommen, herzlich willkommen! Das iſt brav, daß Sie mich nicht vergeſſen haben. (Schüttelt ihm die Hand) Ich freue mich ſehr Sie zu ſehen.

Korb. Und erſt ich! — Da ſind wir in der Stadt! Das ganze Dorf läßt grüßen! Von Anton dem Pferdejungen — er iſt jetzt Großknecht — bis zum alten Nachtwächter, dem Sie ſein Horn damals auf die Thurmſpitze gehängt haben. Nein, iſt das eine Freude!

Bolz. Wie geht es dem Fräulein? erzählt, Alter!

Korb. Jetzt ganz vortrefflich. Aber es iſt uns ſchlecht gegangen. Vier Jahre war der ſelige General krank, das war eine böſe Zeit. Sie wiſſen, er war immer ein ärgerlicher Herr.

Bolz. Ja, er war ſchwer zu behandeln.

Korb. Und vollends in ſeiner Krankheit. Aber das Fräulein hat ihn gepflegt, ſo ſanftmüthig und zuletzt ſo blaß, wie ein Lamm. Jetzt, ſeit er tot iſt, führt das Fräulein allein die Wirthſchaft und wie der beſte Wirth, jetzt iſt wieder gute Zeit im Dorfe. Ich werde Ihnen Alles erzählen, aber erſt heut Abend, das Fräulein wartet auf mich, ich bin nur ſchnell hergeſprungen, Ihnen zu ſagen, daß wir hier ſind.

Bolz. Nicht ſo eilig, Korb. — Alſo die Leute im Dorfe denken noch an mich.

Korb. Das will ich meinen. Kein Menſch kann ſich erklären, warum Sie nicht zu uns kommen. — So lange der alte Herr noch lebte, ja das war etwas Anderes, aber jetzt —

Bolz (ernſt). Meine Eltern ſind tot, im Pfarrhauſe wohnt ein Fremder!

Korb. Aber wir auf dem Schloſſe leben ja noch! Das Fräulein würde ſich gewiß freuen —

Bolz. Erinnert ſie ſich noch meiner?

Korb. Natürlich. Sie hat erſt heut nach Ihnen gefragt.

Bolz. Was denn, Alter?

Korb. Sie frug mich, ob das wahr wäre, was die Leute ſagen, daß Sie ein toller Chriſt geworden ſind, Schulden machen, die Cour machen, Teufeleien machen.

Bolz. O weh! Sie haben mich gerechtfertigt?

Korb. Verſteht ſich! Ich habe ihr geſagt, daß ſich bei Ihnen das alles von ſelbſt verſteht.

Bolz. Verwünſcht! — So denkt ſie von mir? — Hören Sie, Korb, Fräulein Adelheid hat wohl viele Freier?

Korb. Der Sand am Meere iſt nichts dagegen.

Bolz (ärgerlich). Zuletzt kann ſie doch nur Einen wählen.

Korb (ſchlau). Richtig! Aber wen? das iſt die Frage.

Bolz. Wen denken Sie?

Korb. Ja, das iſt ſchwer zu ſagen. Da iſt dieſer Herr von Senden, der jetzt in der Stadt wohnt. Wenn einer Ausſicht hat, wird er's wohl ſein. Er iſt geſchäftig um uns, wie ein Wieſel. Eben erſt, wie ich ausgehen will, ſchickt er ein ganzes Dutzend Eintrittskarten zu dem großen Reſſourcen-

Feſt in unſer Haus. Es muß ſo eine Reſſource ſein, wo die vornehmen Leute mit den Bürgern Arm in Arm gehen.

Bolz. Ja, es iſt eine politiſche Geſellſchaft, bei welcher Senden Director iſt. Sie hält einen großen Fiſchzug nach Wahlmännern. Und der Oberſt und die Damen werden hingehen?

Korb. So höre ich; auch ich habe ein Billet erhalten.

Bolz (für ſich). Iſt es ſo weit gekommen? Der arme Oldendorf! — Und Adelheid beim Klubfeſt des Herrn von Senden!

Korb (für ſich). Wie fang' ich's nur an, daß ich hinter ſeine Liebſchaften komme? (Laut) Ja, hören Sie, Herr Konrad, noch eins. Haben Sie vielleicht hier in dieſem Geſchäft einen recht guten Freund, dem Sie mich empfehlen können?

Bolz. Wozu, mein Alter?

Korb. Es iſt nur — ich bin hier im Orte fremd und habe manchmal Aufträge und Beſorgungen, wo ich mir keinen Rath weiß, und da möchte ich hier Jemand haben, bei dem ich mir Auskunft holen kann, wenn Sie einmal nicht hier ſind, oder bei dem ich etwas für Sie zurücklaſſen kann.

Bolz. Sie finden mich faſt den ganzen Tag hier. (Rufend.) Bellmaus!

Bellmaus.

Sieh dieſen Herrn an, er iſt ein alter würdiger Freund von mir, aus meinem Heimathsdorfe. Wenn er mich einmal nicht antreffen ſollte, ſo vertritt du meine Stelle. — Dieſer Herr heißt Bellmaus und iſt ein guter Menſch.

Korb. Ich freue mich Ihrer Bekanntſchaft, Herr Bellmaus.

Bellmaus. Ich ebenfalls, Herr — du haſt mir den Namen noch nicht geſagt.

Bolz. Korb! Aus der großen Familie der Tragkörbe; er hat viel in ſeinem Leben zu tragen gehabt, auch mich hat er oft auf ſeinem Rücken getragen.

Bellmaus. Ich freue mich ebenfalls, Herr Korb. (Schüttelt ihm die Hände.)

Korb. So, abgemacht; und jetzt muß ich fort, sonst wartet das Fräulein.

Bolz. Leben Sie wohl, auf baldiges Wiederſehen. (Korb ab. Bellmaus ab durch die Thür rechts.)

Bolz (allein). Alſo dieſer Senden wirbt um ſie. O das iſt bitter!

Henning, gefolgt von Müller.

Henning (im Schlafrock, eilig, einen bedruckten Bogen in der Hand). Diener, Herr Bolz! Heißt es Conditor oder Canditor? Der neue Corrector hat corrigirt Canditor.

Bolz (in Gedanken). Mein wackerer Herr Henning, die Union braucht Conditor.

Henning. Ich hab's gleich geſagt. (Zu Müller.) Es ſoll geändert werden, die Maſchine wartet. (Müller eilig ab.) Bei der Gelegenheit habe ich den Leitartikel geleſen. Er iſt von Ihnen, jedenfalls. Er iſt ſehr gut, aber zu ſcharf, lieber Herr Bolz; Pfeffer und Senf, das wird Aergerniß geben, das wird böſes Blut machen.

Bolz (in Gedanken, heftig). Ich habe von je gegen dieſen Menſchen einen Widerwillen gehabt.

Henning (gekränkt). Wie? Was? Herr Bolz? Sie haben einen Widerwillen gegen mich?

Bolz. Gegen wen? Nein, lieber Herr Henning, Sie ſind ein braver Mann, und wären der beſte aller Zeitungsbeſitzer, wenn Sie nicht manchmal ein furchtſamer Haſe wären. (Umarmt ihn.) Empfehlen Sie mich Madame Henning, Herr, und laſſen Sie mich allein, ich denke über den nächſten Artikel.

Henning (während er kopfſchüttelnd abgeht). Schreiben Sie nur recht ſanft und menſchenfreundlich, lieber Herr Bolz.

Bolz (allein, wieder umhergehend). Senden weicht mir aus, wo er kann; er erträgt von mir Dinge, die jeden Andern in Harniſch brächten. Sollte er ahnen —

Müller.

Müller (eilig). Eine fremde Dame wünſcht ihre Aufwartung zu machen.

Bolz (raſch). Eine Dame? und mir?

Müller. Dem Herrn Redacteur. (Uebergibt eine Karte.)

Bolz (lieſt). Leontine Pavoni-Geßler, geb. Melloni aus Paris. — Die muß von der Kunſt ſein, iſt ſie hübſch?

Müller. Hm! So ſo!

Bolz. So ſagen Sie ihr, wir ließen bedauern, daß wir nicht das Vergnügen haben könnten, die Redaction hätte heut große Wäſche.

Müller. Was?

Bolz (heftig). Wäſche, Kinderwäſche, wir ſäßen im Seifenſchaum bis über die Ellbogen.

Müller (lachend). Und das ſoll ich —?

Bolz (ungeduldig). Sie ſind ein Strohkopf! (Zur Thüre) Bellmaus!

Bellmaus.

Bleibe hier und nimm den Beſuch ab. (Gibt ihm die Karte.)

Bellmaus. Ach, das iſt die neue Tänzerin, die hier erwartet wird. (Seinen Rock beſehend) Aber ich habe ja keine Toilette gemacht.

Bolz. Um ſo mehr Toilette wird ſie gemacht haben. (Zu Müller) Herein mit der Dame! (Müller ab.)

Bellmaus. Aber ich kann wirklich nicht —

Bolz (ärgerlich). Zum Henker, ziere dich nicht! (Geht zum Tiſch, ſchließt Papiere in die Schublade, ergreift ſeinen Hut.)

Madame Pavoni.

Madame Pavoni. Habe ich die Ehre, den Herrn Redacteur der Union vor mir zu ſehen?

Bellmaus (ſich verneigend). Allerdings — das heißt — Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen. (Rückt Stühle.)

Bolz. Adelheid iſt ſcharfblickend und klug, wie iſt es möglich, daß ſie den Burſchen nicht durchſchaut.

Madame Pavoni. Herr Redacteur, die geiſtreichen Artikel über Kunſt, welche Ihr Blatt zieren, — haben mich veranlaßt —

Bellmaus. O, ich bitte!

Bolz (entſchloſſen). Ich muß mir Eintritt zu dieſem Reſſourcenfeſt verſchaffen! (Geht mit einer Verbeugung gegen die Dame ab. Bellmaus und Madame Pavoni ſitzen einander gegenüber.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Gartenſaal des Oberſten.

Im Vordergrunde rechts **Ida** und **Adelheid**, neben Adelheid der **Oberſt**, alle ſitzend. Vor ihnen ein Tiſch mit Kaffegeſchirr.

Oberſt (im Geſpräch mit Adelheid, lachend). Eine vortreffliche Geſchichte und drollig erzählt. — Ich bin ſeelenfroh, daß Sie bei uns ſind, liebe Adelheid, jetzt wird doch etwas Anderes an unſerem Tiſch beſprochen werden, als die leidige Politik! — Hm! Der Profeſſor kommt heut nicht. Er fehlte doch ſonſt nicht zur Kaffeſtunde. (Pauſe; Ida und Adelheid ſehen einander an.)

Ida (ſeufzt).

Adelheid. Vielleicht hat er zu arbeiten.

Ida. Oder er zürnt auf uns, weil ich heut Abend zum Feſte gehe.

Oberſt (ärgerlich). Dummes Zeug, du biſt nicht ſeine Frau, nicht einmal ſeine erklärte Braut. Du biſt im Hauſe deines Vaters und gehörſt in meinen Kreis. — Hm, ich merke, er trägt mir nach, daß ich mich neulich ausgeſprochen habe. Ich glaube, ich war etwas heftig.

Adelheid (mit dem Kopfe nickend). Ja, wie ich höre, etwas.

Ida. Er iſt beſorgt um Ihre Stimmung, lieber Vater.

Oberſt. Na, ich habe Grund genug, ärgerlich zu ſein, erinnere mich nicht daran. Und daß er ſich noch in dieſe

Wahlen verwickeln ließ, das iſt unverzeihlich. — (Geht auf und ab) Schicke doch einmal zu ihm, Ida.

Ida (Klingelt).

Karl.

Eine Empfehlung an den Herrn Profeſſor, und wir warten mit dem Kaffe auf ihn. (Karl ab.)

Oberſt. Nun, das Warten war gerade nicht nöthig, wir haben ja getrunken.

Adelheid. Meine Ida noch nicht.

Ida. Still!

Adelheid. Warum hat er ſich nur als Candidat aufſtellen laſſen? Er hat ohnedies Geſchäfte genug.

Oberſt. Alles Ehrgeiz, ihr Mädchen. In dieſen jungen Herren ſteckt der Teufel des Ehrgeizes, er treibt ſie, wie der Dampf die Locomotive.

Ida. Nein, Vater, er hat dabei nicht an ſich gedacht.

Oberſt. Das ſtellt ſich nicht ſo nackt dar: ich will Carriere machen, oder: ich will ein gefeierter Mann werden. Das geht feiner zu. Da kommen die guten Freunde und ſagen: Es iſt Pflicht gegen die gute Sache, daß du -- es iſt ein Verbrechen gegen dein Vaterland, wenn du nicht — dir iſt es ein Opfer, aber wir fordern es; — und ſo wird der Eitelkeit ein hübſcher Mantel umgehangen und der Wahlcandidat ſpringt hervor, natürlich aus reinem Patriotiſmus. Lehrt einen alten Soldaten nicht die Welt kennen. Wir, liebe Adelheid, ſitzen ruhig und lachen über dieſe Schwächen.

Adelheid. Und ertragen ſie mit Nachſicht, wenn wir ein ſo gütiges Herz haben wie Sie.

Oberſt. Ja, Erfahrung macht klug.

Karl.

Karl. Herr von Senden und zwei andere Herren.

Oberſt. Was wollen die? Sehr angenehm! (Karl ab.) Erlaubt, Kinder, daß ich ſie hier herein führe. Senden verweilt nie lange, er iſt ein unruhiger Geiſt. (Die Damen ſtehen auf.)

Ida. Die Stunde iſt uns wieder geſtört.

Adelheid. Gräme dich nicht, um ſo mehr Zeit haben wir zu unſerer Toilette. (Adelheid und Ida ab nach links.)

Senden, Blumenberg, ein dritter Herr.

Senden. Herr Oberſt, wir kommen im Auftrage des Ausſchuſſes für die bevorſtehende Wahl, um Ihnen anzuzeigen, daß vom Comité einſtimmig der Beſchluß gefaßt worden iſt, als Wahlcandidaten unſerer Partei Sie, Herr Oberſt, aufzuſtellen.

Oberſt. Mich?

Senden. Das Comité bittet Sie, dieſem Beſchluß Ihre Zuſtimmung zu geben, damit noch heut Abend beim Feſt den Wählern die nöthige Mittheilung gemacht werden kann.

Oberſt. Sprechen Sie im Ernſt, lieber Senden? Wie kommt das Comité auf den Gedanken?

Senden. Herr Oberſt, der Präſident, welcher nach früherem Abkommen unſere Stadt vertreten ſollte, hat es für nützlicher gehalten, ſich in einem Bezirk der Provinz zu bewerben; außer ihm lebt in unſerer Stadt Niemand, der ſo allgemein gekannt und bei der Bürgerſchaft beliebt iſt, als Sie. Wenn Sie unſerer Bitte nachgeben, ſo iſt unſrer Partei der Sieg gewiß; wenn Sie ablehnen, ſo iſt die größte Wahrſcheinlichkeit, daß unſere Gegner ihren Willen durchſetzen. Sie werden mit uns einverſtanden ſein, daß ein ſolcher Ausgang unter allen Umſtänden vermieden werden muß.

Oberſt. Ich ſehe das alles ein, aber gerade für mich iſt es aus perſönlichen Gründen unmöglich, in dieſer Sache unſern Freunden zu nützen.

Senden (zu den Uebrigen). Erlauben Sie mir, dem Herrn Oberſten Einiges anzuführen, was ihn vielleicht unſern Wünſchen geneigt macht. (Blumenberg und der andere Herr ab in den Garten, wo ſie zuweilen ſichtbar werden.)

Oberſt. Aber, Senden, wie konnten Sie mich in dieſe Verlegenheit ſetzen? Sie wiſſen, daß Oldendorf ſeit Jahren in meinem Hauſe verkehrt, und daß es für mich ſehr unangenehm ſein muß, ihm öffentlich entgegen zu treten.

Senden. Hat der Profeſſor wirklich ſolche Anhänglichkeit an Sie und Ihr Haus, ſo hat er jetzt die beſte Gelegenheit, ſie zu zeigen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſogleich zurücktreten wird.

Oberſt. Ich bin davon doch nicht überzeugt; er iſt in manchen Dingen ſehr hartnäckig.

Senden. Tritt er nicht zurück, ſo iſt ein ſolcher Egoismus kaum noch Hartnäckigkeit zu nennen. Und in dieſem Falle haben Sie doch ſchwerlich eine Verpflichtung gegen ihn; eine Verpflichtung, Herr Oberſt, welche dem ganzen Lande Schaden brächte. Außerdem hat er keine Ausſicht gewählt zu werden, wenn Sie annehmen, denn Sie werden ihn mit einer nicht großen, aber ſichern Majorität beſiegen.

Oberſt. Iſt uns denn dieſe Majorität ſicher?

Senden. Ich glaube mich dafür verbürgen zu können. Blumenberg und die anderen Herren haben ſehr genaue Prüfungen angeſtellt.

Oberſt. Dem Profeſſor wäre es ganz Recht, wenn er vor mir retiriren müßte. — Aber nein, — nein, es geht doch nicht, mein Freund.

Senden. Wir wiſſen, Herr Oberſt, welches Opfer wir Ihnen zumuthen, und daß Sie nichts dafür entſchädigen kann, als das Bewußtſein, dem Vaterlande einen großen Dienſt geleiſtet zu haben.

Oberſt. Allerdings.

Senden. So würde man das auch in der Reſidenz anſehen, und ich bin überzeugt, daß Ihr Eintritt in die Kammer noch in andern Kreiſen als bei Ihren zahlreichen Freunden und Verehrern große Freude hervorrufen wird.

Oberſt. Ich würde viele alte Freunde und Kameraden dort treffen. (Für ſich) Ich würde bei Hofe präſentirt werden.

Senden. Neulich erkundigte ſich der Kriegsminiſter mit großer Wärme nach Ihnen; auch er muß ein Kriegskamerad von Ihnen ſein.

Oberſt. Freilich, wir ſtanden als junge Hähne bei derſelben Compagnie, und haben manchen tollen Streich mit einander gemacht. Es wäre mir ein Vergnügen, zu ſehen, wie er in der Kammer ſein ehrliches Geſicht in finſtre Falten zieht; er war beim Regiment ein wilder Teufel, aber ein braver Junge.

Senden. Und er wird nicht der Einzige ſein, welcher Sie mit offenen Armen empfängt.

Oberſt. Jedenfalls müßte ich die Sache überlegen.

Senden. Zürnen Sie nicht, Herr Oberſt, wenn ich Sie dränge, ſich für uns zu entſcheiden. Heut Abend müſſen wir der eingeladenen Bürgerſchaft ihren Abgeordneten vorſtellen, es iſt die höchſte Zeit, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll.

Oberſt (unſicher). Senden, Sie ſetzen mir das Meſſer an die Kehle.

(**Senden** winkt die Herren von der Gartenthür näher heran.)

Blumenberg. Wir wagen, in Sie zu dringen, weil wir wiſſen, daß ein ſo guter Soldat, wie Sie, Herr Oberſt, ſeinen Entſchluß ſchnell faßt.

Oberſt (nach innerem Kampfe). Nun ſo ſei es, meine Herren, ich nehme an. Sagen Sie dem Comité, daß ich das Vertrauen zu ſchätzen weiß. Heut Abend beſprechen wir das Nähere.

Blumenberg. Wir danken Ihnen, Herr Oberſt, die ganze Stadt wird Ihren Entſchluß mit Freuden vernehmen.

Oberſt. Auf Wiederſehen heut Abend! (Die Herren ab; Oberſt allein, nachdenkend) Ich hätte doch nicht ſo ſchnell annehmen ſollen. — Aber ich mußte dem Kriegsminiſter den Gefallen thun. — Was werden die Mädchen dazu ſagen; und Oldendorf?

Oldendorf.

Da iſt er ſelbſt! (räuſpert ſich) — Er wird ſich wundern, ich kann ihm nicht helfen, er muß zurücktreten. Guten Tag, Profeſſor, Sie kommen gerade recht.

Oldendorf (eilig). Herr Oberſt, in der Stadt erzählt man ſich, die Partei des Herrn von Senden habe Sie als Wahlcandidaten aufgeſtellt; ich bitte Sie ſelbſt um die Verſicherung, daß Sie eine ſolche Wahl nicht annehmen würden.

Oberſt. Wenn mir der Antrag gemacht worden wäre, warum ſollte ich ihn nicht annehmen, ſo gut wie Sie? ja eher als Sie; denn die Motive, welche mich beſtimmen könnten, ſind jedenfalls ſtichhaltiger als Ihre Gründe.

Oldendorf. Alſo iſt doch etwas an dem Gerücht?

Oberſt. Gerade heraus, es iſt die Wahrheit, ich habe angenommen, Sie ſehen in mir Ihren Gegner.

Oldendorf. Das iſt das Schlimmſte von Allem, was unſer Verhältniß bis jetzt getrübt hat. — Herr Oberſt, konnte nicht die Erinnerung an eine Freundſchaft, welche Jahre lang herzlich und ungeſtört war, Sie bewegen, dieſen widerwärtigen Kampf zu vermeiden?

Oberſt. Ich konnte nicht anders, Oldendorf, glauben Sie mir; an Ihnen iſt es jetzt, ſich unſerer alten Freundſchaft zu erinnern. Sie ſind der jüngere Mann, von andern Beziehungen zu ſchweigen, an Ihnen iſt es jetzt, zurückzutreten.

Oldendorf (eifriger). Herr Oberſt, ich kenne Sie ſeit Jahren, ich weiß, wie lebhaft und warm Sie empfinden, und wie wenig Ihr feuriges Gefühl geeignet iſt, den kleinen Aerger der Tagespolitik, den aufreibenden Kampf der Debatte zu ertragen. O mein würdiger Freund, hören Sie auf meine Bitten und nehmen Sie Ihre Einwilligung zurück.

Oberſt. Laſſen Sie das meine Sorge ſein; ich bin ein alter Stamm aus hartem Holz. — Denken Sie an ſich ſelbſt, lieber Oldendorf. Sie ſind jung, Sie haben als Gelehrter einen Ruf, Ihre Wiſſenſchaft ſichert Ihnen jede Art von Erfolg. Wozu wollen Sie in einer andern Thätigkeit ſich ſtatt Ehre und Anerkennung nichts als Haß, Spott und Zurückſetzung holen? Denn bei Ihren Anſichten werden die nicht ausbleiben. Denken Sie daran. Sein Sie verſtändig und treten Sie zurück.

Oldendorf. Herr Oberſt, wenn ich *meinen* Wünſchen folgen dürfte, ich thäte es auf der Stelle. Ich bin aber in dieſem Kampfe an meine Freunde gebunden, ich darf jetzt nicht zurücktreten.

Oberſt (eifrig). Und ich darf auch nicht zurücktreten, um der guten Sache nicht zu ſchaden. Da ſind wir ſo weit wie im Anfange. (für ſich) Der Trotzkopf! — (Beide gehen an verſchiedenen Seiten der Bühne auf und ab.) Sie haben aber gar keine Ausſicht gewählt zu werden, Oldendorf; es iſt ſicher, daß die Majorität der Stimmen meinen Freunden angehört; Sie ſetzen ſich einer öffentlichen Niederlage aus. (Gutmüthig) Ich möchte nicht, daß Sie vor allen Leuten durch mich geſchlagen werden, das gibt Geſchwätz und Skandal. Denken Sie doch daran! Es iſt ganz unnütz, daß Sie erſt zum Zweikampf herausfordern.

Oldendorf. Selbſt wenn das alles ſo ſicher wäre, als Sie annehmen, Herr Oberſt, würde ich doch bis zur Entſcheidung aushalten müſſen. Aber ſo weit ich die Stimmung beurtheilen kann, iſt das Reſultat gar nicht ſo ſicher. Und bedenken Sie, Herr Oberſt, wenn der Fall eintritt, daß Sie unterliegen, —

Oberſt (ärgerlich). Ich ſage Ihnen, er tritt nicht ein.

Oldendorf. Wenn es aber doch ſo käme? Wie widerwärtig wäre das für uns beide! Mit welchen Empfindungen würden Sie mich dann anſehen! Eine Niederlage wäre meinem Herzen vielleicht willkommen, Ihnen würde ſie tiefe Kränkung ſein. Und, Herr Oberſt, ich fürchte dieſe Möglichkeit.

Oberſt. Eben deshalb ſollen Sie zurücktreten.

Oldendorf. Ich darf nicht mehr, Sie aber können es noch.

Oberſt (heftig). Donnerwetter, Herr, ich habe Ja geſagt, ich bin nicht der Mann, ein Nein darauf zu ſetzen. — (Beide gehen auf und ab.) So wären wir am Ende, Herr Profeſſor. Meine Wünſche gelten Ihnen nichts, ich hätte das wiſſen können. Ein jeder von uns gehe ſeinen Weg. — Wir ſind öffentliche Gegner geworden, wir wollen einander ehrliche Feinde ſein.

Oldendorf (die Hand des Oberſten ergreifend). Herr Oberſt, ich halte dieſen Tag für einen ſehr unglücklichen, denn ich ſehe Trauriges auf ihn folgen. Bewahren Sie ſich unter allen Umſtänden die Ueberzeugung, daß meine Liebe und Anhänglichkeit an Sie durch nichts zu erſchüttern iſt.

Oberſt. Zuletzt iſt unſere Poſition wie vor einer Schlacht. Sie wollen ſich von einem alten Militär ſchlagen laſſen, Sie ſollen Ihren Willen haben.

Oldendorf. Ich bitte um die Erlaubniß, unſer Geſpräch Fräulein Ida mitzutheilen.

Oberſt (etwas unruhig). Es iſt beſſer, Sie thun das jetzt nicht, Herr Profeſſor; es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden. Vorläufig ſind die Damen bei der Toilette, ich ſelbſt werde ihnen das Nöthige ſagen.

Oldendorf. Leben Sie wohl, Herr Oberſt, und denken Sie meiner ohne Groll.

Oberſt. Ich werde das Mögliche darin thun, Herr Profeſſor. (Oldendorf ab.) — Er hat nicht nachgegeben. Was für ein Ehrgeiz in dieſen Gelehrten ſitzt!

Ida, Adelheid.

Ida. War das nicht Oldendorfs Stimme?

Oberſt. Ja, mein Kind!

Adelheid. Und er iſt wieder fort? Iſt etwas vorgefallen?

Oberſt. Allerdings, ihr Mädchen. Kurz heraus, nicht Oldendorf wird Abgeordneter der Stadt, ſondern ich.

Adelheid } (zugleich) Sie, Herr Oberſt?
Ida } Sie, Vater?

Ida. Iſt Oldendorf zurückgetreten?

Adelheid. Iſt die Wahl vorüber?

Oberſt. Keins von beidem. Oldendorf hat ſeine vielgeprieſene Anhänglichkeit an uns dadurch bewieſen, daß er nicht zurückgetreten iſt, und der Tag der Wahl iſt noch nicht vorüber. Doch iſt nach Allem, was ich höre, kein Zweifel, daß Oldendorf unterliegt.

Ida. Und Sie, mein Vater, ſind vor aller Welt ſein Gegner geworden?

Adelheid. Und was hat Oldendorf dazu geſagt, Herr Oberſt?

Oberſt. Macht mir den Kopf nicht warm, ihr Mädchen! — Oldendorf war hartnäckig, ſonſt hat er eine gute Haltung gezeigt und von der Seite iſt Alles in Ordnung. Die Gründe, welche mich beſtimmt haben das Opfer zu bringen, ſind ſehr wichtig, ich werde ſie euch ein ander Mal auseinanderſetzen. Die Sache iſt entſchieden, ich habe angenommen, das laßt euch jetzt genügen.

Ida. Aber, lieber Vater —

Oberſt. Laß mich in Ruhe, Ida, ich habe an Anderes zu denken. Heut Abend ſoll ich öffentlich ſprechen, das iſt einmal der Brauch bei ſolchen Wahlen. — Sorge nicht, mein Kind, wir wollen ſchon mit dem Profeſſor und ſeinem Anhange fertig werden. (Oberſt ab nach dem Garten.)

Ida (und Adelheid ſtehen einander gegenüber und ringen die Hände; Ida:) Was ſagſt du dazu?

Adelheid. Du biſt die Tochter, was ſagſt du?

Ida. Nein! der Vater! Kaum hat er uns gründlich auseinandergeſetzt, was für kleine Mäntel der Ehrgeiz bei ſolchen Wahlen umnimmt —

Adelheid. Ja, er hat ſie recht anſchaulich beſchrieben, alle Hüllen und Burnuſſe der Eitelkeit.

Ida. Und in der nächſten Stunde darauf läßt er ſich ſelbſt den Mantel umhängen. Das iſt ja ſchrecklich! — Und wenn der Vater nicht gewählt wird? Es war Unrecht von Oldendorf, daß er der Schwäche des Vaters nicht nachgegeben hat. Iſt das Ihre Liebe zu mir, Herr Profeſſor? Auch er hat nicht an mich gedacht!

Adelheid. Weißt du was? Wir wollen wünſchen, daß ſie beide durchfallen. Dieſe Politiker! — Es war ſchlimm genug für dich, als nur einer Politik trieb; jetzt, da ſie beide von dem ſinnbethörenden Trank trinken, biſt du auf alle Fälle geliefert. Wenn ich jemals in die Lage käme, einen Mann zu meinem Herrn zu machen, ich würde ihm nur eine Bedingung ſtellen, die weiſe Lebensregel meiner alten Tante: Rauchen Sie Tabak, mein Gemahl, ſo viel Sie wollen, er verdirbt höchſtens die Tapeten, aber unterſtehen Sie ſich nicht, jemals eine Zeitung anzuſehen, das verdirbt Ihren Charakter.

Korb (an der Thür).

Was bringen Sie, Korb?

Korb (eilig, geheimnißvoll). Es iſt nicht wahr!

Adelheid (ebenſo). Was iſt nicht wahr?

Korb. Daß er eine Braut hat, er denkt nicht daran; ſein Freund ſagt, er hat nur eine Geliebte.

Adelheid (eifrig). Wer iſt die?

Korb. Seine Zeitung!

Adelheid (erleichtert). Ah ſo! (Laut) Da kann man ſehen, wie viel Unwahres die Menſchen ſprechen. Es iſt gut, lieber Korb! (Korb ab.)

Ida. Was iſt unwahr?

Adelheid (ſeufzend). Ach, daß wir Frauen klüger ſind als die Männer, wir reden ebenſo weiſe, und ich fürchte, wir haben ebenſo große Luſt, bei der erſten Gelegenheit unſere Weisheit zu vergeſſen. Wir ſind alle zuſammen arme Sünder!

Ida. Du kannſt ſcherzen, du haſt nie empfunden, daß der Vater und der geliebte Freund einander feindlich gegenüber ſtehen.

Adelheid. Meinſt du? — Ich habe aber eine gute Freundin gehabt, die hatte ihr Herz thörichter Weiſe an einen hübſchen, übermüthigen Burſchen gehängt, ſie war damals noch ein Kind, und es war ein ſehr rührendes Verhältniß. Ritterliche Huldigung von ſeiner Seite und zarte Seufzer von der ihren. Da hatte die junge Heldin das Unglück, eiferſüchtig zu werden, und ſie vergaß Poeſie und Anſtand ſo weit, dem erwählten Ritter ihres Herzens einen Backenſtreich zu geben. Es war nur ein ganz kleiner Backenſtreich, aber er wurde verhängnißvoll. Der Vater der jungen Dame hatte ihn geſehen und forderte Erklärung. Da that der junge Ritter, was ein echter Held thun muß, er nahm die ganze Schuld auf ſich und ſagte dem erſchrockenen Vater, er habe von der Dame einen Kuß gefordert — der arme Junge! ſo anmaßend war er nie! — ein Schlag ſei die Antwort geweſen. Der Vater war ein ſtrenger Mann, er mißhandelte den Jüngling. Der Held wurde aus ſeiner Familie, aus ſeiner Heimat entfernt und die Heldin ſaß einſam in ihrem Burgſöller und weinte um den Verlorenen.

Ida. Sie hätte ihrem Vater die Wahrheit ſagen ſollen.

Adelheid. O, das that ſie, aber ihr Geſtändniß machte das Uebel ärger. Seit der Zeit ſind viele Jahre vergangen, und der Ritter und ſeine Dame ſind jetzt alte Leute und ſehr verſtändig.

Ida (lächelnd). Und haben ſie einander nicht mehr lieb, weil ſie verſtändig ſind?

Adelheid. Liebes Kind, wie der Herr denkt, kann ich dir ſo genau nicht ſagen; er hat dem Fräulein nach dem Tode ihres Vaters einen ſehr ſchönen Brief geſchrieben, weiter weiß ich nichts; aber die Dame hat mehr Vertrauen, als du, ſie hofft noch immer. (ernſt) Ja, ſie hofft, und ihr Vater hat ihr das vor ſeinem Tode ſelbſt erlaubt, — du ſiehſt, ſie hofft noch.

Ida (ſie umarmend). Und wer iſt der Verſtoßene, auf den ſie hofft?

Adelheid. Still, mein Liebchen, das iſt ein finſteres Geheimniß. Nur wenig lebende Menſchen wiſſen darum; und wenn die Vögel auf den Bäumen von Roſenau einander davon erzählen, ſo behandeln ſie die Geſchichte als eine dunkle Sage ihrer Vorfahren, ſie ſingen dann leiſe und klagend und ihre Federn ſträuben ſich vor Ehrfurcht. — Zu ſeiner Zeit ſollſt du Alles erfahren, jetzt denke an das Feſt, und wie hübſch du ausſehen wirſt.

Ida. Hier der Vater, dort der Geliebte, wie ſoll das enden?

Adelheid. Sei ohne Sorgen. Der eine iſt ein alter Soldat, der andere ein junger Staatsmann, dergleichen öffentliche Charaktere ſind zu allen Zeiten von uns Frauen um den kleinen Finger gewickelt worden. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Seitenzimmer eines öffentlichen Saales. Die Hinterwand eine Reihe Säulen und Pfeiler, zwiſchen denen man in den erleuchteten Saal ſieht und dahinter in einen zweiten. Vorn links eine Thür, rechts Tiſche und Stühle; Kronleuchter; ſpäter von Zeit zu Zeit ferne Muſik.

Im Saal **Herren** und **Damen** ſtehend, oder in Gruppen auf- und abgehend. **Senden, Blumenberg,** hinter dieſen **Schmock** aus dem Saal.

Senden. Alles geht gut. Ein ſuperber Geiſt in der Geſellſchaft. Dieſe guten Bürger ſind entzückt über unſer Arrangement. — Das mit dem Feſt war ein vortrefflicher Gedanke von Ihnen, Blumenberg.

Blumenberg. Machen Sie nur, daß die Leute ſchnell warm werden. Etwas Muſik thut zum Anfang gute Dienſte, am beſten ſind Wiener Tänze wegen der Frauen. Dann kommt eine Rede von Ihnen, dann einige Geſangſtücke, und beim Eſſen die Vorſtellung des Oberſten und die Geſundheiten! Es kann nicht fehlen, die Leute müſſen Herzen von Stein haben, wenn ſie ihre Stimmen nicht geben zum Dank für ein ſolches Feſt.

Senden. Die Geſundheiten ſind vertheilt.

Blumenberg. Aber die Muſik? Warum ſchweigt die Muſik?

Senden. Ich warte bis zur Ankunft des Oberſten.

Blumenberg. Er muß mit einem Tuſch empfangen werden; das wird ihm ſchmeicheln, wiſſen Sie.

Senden. So iſt's beſtellt. Gleich darauf beginnt ein Marſch und wir führen ihn im Zuge ein.

Blumenberg. Sehr gut! Das gibt dem Eintritt die Feierlichkeit. Denken Sie nur an Ihre Rede; ſein Sie populär, denn wir ſind heut unter dem großen Haufen.

Gäſte, unter ihnen Henning.

Senden (mit **Blumenberg** die Honneurs machend). Sehr erfreut, Sie hier zu ſehen. — Wir wußten, daß Sie uns nicht fehlen würden. — Iſt dies Ihre Frau Gemahlin?

Gaſt. Ja, dieſes iſt meine Frau, Herr von Senden.

Senden. Auch Sie bei uns, Herr Henning? Sein Sie willkommen, werther Herr!

Henning. Ich bin durch meinen Freund eingeladen, und war doch neugierig. Ich hoffe, mein Hierſein wird Niemandem unangenehm ſein?

Senden. Im Gegentheil. Wir ſind entzückt, Sie hier zu begrüßen. (**Gäſte** ab durch die Mittelthür, **Senden** im Geſpräch mit ihnen ab.)

Blumenberg. Er verſteht's die Leute zu treiben. Das ſind die guten Manieren dieſer Herren. Er iſt nützlich; er iſt auch mir nützlich; er treibt die Andern und ich treibe ihn. (Sich umwendend, Schmock erblickend, der ſich an der Thür umherbewegt) Was thun Sie hier? was ſtehen Sie und horchen? Sie ſind kein Thorſchreiber von der Acciſe. Machen Sie, daß Sie nicht in meiner Nähe bleiben. Vertheilen Sie ſich in der Geſellſchaft.

Schmock. Zu wem ſoll ich gehen, wenn ich keine Bekannten habe unter all den Leuten? Sie ſind meine einzige Bekanntſchaft.

Blumenberg. Wozu brauchen Sie den Leuten zu ſagen, daß ich Ihre Bekanntſchaft bin? Es iſt mir keine Ehre, neben Ihnen zu ſtehen.

Schmock. Wenn es keine Ehre iſt, ſo iſt es auch keine Schande. Ich kann auch gehen allein.

Blumenberg. Haben Sie Geld, daß Sie etwas verzehren können? Gehen Sie zum Reſtaurateur und laſſen Sie ſich etwas geben auf meinen Namen. Das Comité wird's bezahlen.

Schmock. Ich will nicht hingehen zu eſſen. Ich brauche nichts auszugeben, ich habe gegeſſen. (Ferner Tuſch und Marſch, **Blumenberg** ab. **Schmock** allein, nach vorn, heftig) Ich haſſ' ihn, ich will's ihm ſagen, daß ich ihn haſſe und daß ich ihn verachte im Grund meines Herzens. (Wendet ſich zum Gehen, umkehrend) Ich kann's ihm doch nicht ſagen, denn er ſtreicht mir dann Alles in meiner Correſpondenz, die ich ihm für die Zeitung mache. Ich will ſehen, ob ich's kann hinunterſchlucken. (Ab durch die Mittelthür.)

Bolz, Kämpe, Bellmaus (zur Seitenthür herein).

Bolz (einmarſchirend). Da ſind wir im Hauſe der Capulet. — (Pantomime des Degeneinſteckens) Verbergt eure Schwerter unter Roſen, blaſ't eure Bäckchen auf und ſeht ſo dumm und unſchuldig aus als möglich. Vor allem fangt mir keine Händel an, und wenn ihr dieſem Tybald, dem Senden, begegnet, ſo ſeid ſo gut und drückt euch um die Ecke. (Man ſieht die Polonaiſe durch die hintern Sääle gehen.) — Du Romeo Bellmaus, nimm dich vor den Weibſen in Acht, ich ſehe dort mehr Locken flattern und Taſchentücher ſchwenken, als für deine Gemüthsruhe gut iſt.

Kämpe. Wetten wir eine Flaſche Champagner, wenn einer von uns Händel bekommt, ſo ſind Sie der eine.

Bolz. Möglich, aber ich verſpreche Ihnen, daß Sie Ihren Antheil daran ſicher erhalten ſollen. — Jetzt hört meinen Operationsplan. Sie Kämpe —

Schmock.

Halt, wer iſt das? — Wetter, das Factotum des Coriolan! unſer Incognito hat nicht lange gedauert.

Schmock (der vor den letzten Worten an der Thür beobachtend ſichtbar geweſen, vortretend). Ich wünſche einen angenehmen Abend, Herr Bolz.

Bolz. Ich wünſche daſſelbe in noch angenehmerer Qualität, Herr Schmock.

Schmock. Könnte ich nicht ein paar Worte mit Ihnen ſprechen?

Bolz. Ein paar? Fordern Sie nicht zu wenig, edler Waffenträger des Coriolan. Zwei Dutzend Worte ſollen Sie haben, aber nicht mehr.

Schmock. Könnten Sie mir nicht Beſchäftigung geben bei Ihrer Zeitung?

Bolz (zu Kämpe und Bellmaus). Hört ihr? Bei unſerer Zeitung? Hm! du forderſt viel, edler Römer!

Schmock. Ich hab's ſatt bei dem Coriolan. — Ich wollte Ihnen Alles machen, was Sie zu thun haben. Ich möchte gern bei honetten Menſchen ſein, wo man ſeinen Verdienſt hat und eine anſtändige Behandlung.

Bolz. Was verlangen Sie von uns, Sklave Roms? Wir ſollten Sie Ihrer Partei entziehen? Nimmermehr! Wir ſollten Ihren politiſchen Ueberzeugungen Gewalt anthun? Sie zum Abtrünnigen machen? Wir ſollten die Schuld tragen, daß Sie zu unſerer Partei kämen? Niemals! Unſer Gewiſſen iſt zart, es empört ſich gegen Ihren Vorſchlag.

Schmock. Wozu machen Sie ſich Sorgen um das? Ich habe bei dem Blumenberg gelernt, in allen Richtungen zu ſchreiben. Ich habe geſchrieben links, und wieder rechts. Ich kann ſchreiben nach jeder Richtung.

Bolz. Ich ſehe, Sie haben Charakter. Ihnen kann's in unſerer Zeitung nicht fehlen. Ihr Anerbieten ehrt uns, aber wir können es jetzt nicht annehmen. Eine ſo welterſchütternde Begebenheit, wie Ihr Uebertritt, will reiflich erwogen ſein. — Unterdeß ſollen Sie Ihr Vertrauen keinem fühlloſen Barbaren geſchenkt haben. — (Bei Seite zu den Andern) Vielleicht iſt etwas aus ihm herauszulocken! — Bellmaus, du haſt das beſte Herz unter uns dreien, du mußt dich heut ſeiner annehmen.

Bellmaus. Was ſoll ich denn aber mit ihm anfangen?

Bolz. Führe ihn nach der Reſtauration, ſetze dich mit ihm in eine Ecke und gieße ihm Punſch in alle Löcher ſeines armen Kopfes, bis ſeine Geheimniſſe herausſpringen wie naſſe Mäuſe. Mache ihn ſchwatzen, beſonders über die Wahlen. Geh, Kleiner, und ſei hübſch vorſichtig, daß du nicht ſelbſt warm wirſt und plauderſt.

Bellmaus. Auf die Art werde ich von dem Feſt nicht viel ſehen.

Bolz. Das wirſt du nicht, mein Sohn! Aber was haſt du an dem Feſt? Hitze, Staub und alte Tanzmuſik! Uebrigens werden wir dir morgen Alles erzählen und zuletzt biſt du Dichter und kannſt dir das Ganze viel ſchöner vorſtellen, als es in der Wirklichkeit iſt. Deshalb gräme dich nicht. Deine Rolle ſcheint undankbar, aber ſie iſt die wichtigſte von allen, denn ſie erfordert Kälte und Schlauheit. Geh, meine Maus, und hüte dich vor Erhitzung.

Bellmaus. Ich werde mich hüten, mein Herr Kater. — Kommen Sie, Schmock. (Bellmaus und Schmock ab.)

Bolz. Es wird gut ſein, wenn auch wir uns trennen.

Kämpe. Ich gehe die Stimmung beobachten. Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie aufſuchen.

Bolz. Ich darf mich nicht viel zeigen, ich bleibe hier in der Nähe. (Kämpe ab) Endlich allein! (Geht an die Mittelthür) Dort ſteht der Oberſt, von einem dichten Kreis umgeben! Sie iſt es! — Sie iſt hier, und ich muß im Verſteck liegen, wie ein Fuchs unter Blättern! — Aber ſie hat Falkenaugen, — vielleicht — der Knäuel löſt ſich, ſie geht mit Ida Arm in Arm durch den Saal, — (lebhaft) ſie kommen näher! — (ängstlich) O weh! Da ſtürzt Korb auf mich zu! Gerade jetzt!

Korb.

Korb. Herr Konrad, ich traue meinen Augen nicht, Sie hier, auf dieſem Feſt?

Bolz (eilig). Still, Alter, ich bin nicht ohne Grund hier. Ihnen kann ich mich anvertrauen, Sie gehören ja zu uns.

Korb. Mit Leib und Seele. In all dem Gerede und Gefiedel rufe ich immer im Stillen: Vivat die Union! Hier ſteckt ſie (zeigt eine Zeitung in der Taſche).

Bolz. Gut, Korb, Sie können mir einen großen Gefallen thun. In einer Ecke der Reſtauration ſitzt Bellmaus neben einem Fremden. Er ſoll den Fremden aushorchen, kann aber ſelbſt nicht viel vertragen und kommt leicht ins Schwatzen. Sie thun der Partei einen großen Gefallen, wenn Sie eilig hingehen und Punſch trinken, um den Bellmaus zu unterſtützen. Daß Sie feſt ſind, weiß ich aus alter Zeit.

Korb (eilig). Ich gehe. — Sie haben doch immer noch Ihre Finten im Kopf. Verlaſſen Sie ſich auf mich, der Fremde ſoll unterliegen, und die Union ſoll triumphiren. (Schnell ab. Muſik ſchweigt.)

Bolz. Armer Schmock! — (an der Thür) Ah, ſie gehen noch durch den Saal, Ida wird angeredet, ſie bleibt ſtehen, Adelheid geht weiter, (lebhaft) ſie kommt, ſie kommt allein?

Adelheid.

Adelheid (wie an der Thür vorbeigehend, tritt ſchnell herein. Bolz verneigt ſich). Konrad! lieber Herr Doctor! (hält ihm die Hand hin.)

Bolz (neigt ſich tief auf ihre Hand).

Adelheid (in freudiger Bewegung). Ich habe Sie ſogleich aus der Ferne erkannt. Zeigen Sie mir Ihr treues Geſicht! Ja, es hat ſich wenig verändert. Eine Narbe, etwas mehr Braun und eine kleine Falte am Mund; — ich hoffe, die iſt vom Lachen.

Bolz. Wenn mir gerade jetzt etwas Anderes näher iſt als Lachen, ſo iſt das nur eine vorübergehende Bosheit meiner Seele. Ich ſehe mich doppelt, wie ein melancholiſcher Hochländer. Mit Ihnen tritt meine lange glückliche Kinderzeit leibhaftig vor meine Augen; Alles, was ſie von Freude und Schmerz gebracht, fühle ich ſo lebhaft wieder, als wäre ich noch der Knabe, der einſt für Sie auf Abenteuer in den Wald zog und Rothkehlchen fing. — Und doch iſt die ſchöne Geſtalt, welche ich vor mir ſehe, von der Geſpielin ſo verſchieden, daß ich merke, es iſt nur ein holder Traum, den ich träume. — Ihre Augen glänzen ſo freundlich wie ſonſt, aber — (ſich leicht verneigend) ich habe kaum noch das Recht, an alte Träume zu denken.

Adelheid. Auch ich habe mich vielleicht nicht ſo verändert, als Sie glauben. — Und wie wir beide auch verwandelt ſind, gute Freunde ſind wir geblieben, nicht wahr, Herr Doctor?

Bolz. Bevor ich den kleinſten Theil des Rechtes aufgebe, das ich an Ihre Theilnahme habe, will ich lieber boshafte Artikel gegen mich ſelbſt ſchreiben und drucken und austragen.

Adelheid. Und doch ſind Sie ſo ſtolz geworden, daß Sie Ihre Freundin bis heut noch nicht in der Stadt aufgeſucht haben. Warum ſind Sie dem Hauſe des Oberſten fremd?

Bolz. Ich bin ihm nicht fremd. Im Gegentheil, ich habe dort eine ſehr achtbare Stellung, welche ich am beſten dadurch erhalte, daß ich ſo wenig als möglich hingehe. Der Oberſt und zuweilen auch Fräulein Ida beſchwichtigen ihren

Unwillen gegen Oldendorf und die Zeitung gern dadurch, daß ſie in mir den Uebelthäter mit Hörnern und Klauen ſehen. Ein ſo zartes Verhältniß will mit Schonung behandelt ſein, ein Teufel darf ſich nicht dadurch gemein machen, daß er alle Tage erſcheint.

Adelheid. Ich bitte Sie aber jetzt, dieſe hohe Stellung aufzugeben. Ich bleibe den Winter über in der Stadt und ich hoffe, Sie werden Ihrer Jugendfreundin zu Liebe als ein Bürger dieſer Welt bei meinen Freunden auftreten.

Bolz. In jeder Rolle, welche Sie mir zutheilen.

Adelheid. Auch in der eines Friedensboten zwiſchen dem Oberſten und Oldendorf?

Bolz. Wenn der Friede nur dadurch zu erkaufen iſt, daß Oldendorf zurücktritt, nein — ſonſt aber bin ich zu allen guten Werken erbötig.

Adelheid. Und ich fürchte, daß der Friede gerade nur für dieſen Preis zu erkaufen iſt. — Sie ſehen, Herr Konrad, auch wir ſind Gegner geworden.

Bolz. Etwas gegen Ihren Willen zu thun, iſt mir entſetzlich, ſo ſehr ich auch Höllenſohn bin. — Alſo meine Heilige wünſcht und fordert, daß Oldendorf nicht Deputirter werde?

Adelheid. Ich wünſche und fordere es, mein Herr Teufel!

Bolz. Es iſt hart. Sie haben in Ihrem Himmel ſo viele Herren, mit denen Sie Fräulein Ida beſchenken können; warum müſſen Sie einem armen Teufel gerade ſeine einzige Seele, den Profeſſor, entführen?

Adelheid. Gerade den Profeſſor will ich haben und Sie ſollen mir ihn überlaſſen.

Bolz. Ich bin in Verzweiflung, ich würde mir die Haare raufen, wenn die Oertlichkeit nicht ſo ungünſtig wäre. Ich fürchte Ihren Unwillen, ich zittre bei dem Gedanken, daß dieſe Wahl Ihnen unlieb ſein könnte.

Adelheid. So ſuchen Sie die Wahl zu verhindern!

Bolz. Das kann ich nicht, aber ſobald ſie vorüber iſt, wird mein Schickſal ſein, über Ihren Unwillen zu trauern und ſchwermüthig zu werden. Ich werde mich aus der Welt zurückziehen, weitweg bis zum ſtillen Nordpol; dort werde ich während dem Reſt meiner Tage traurig mit Eisbären Domino ſpielen und unter den Robben die Anfänge journaliſtiſcher Bildung verbreiten. Das wird leichter zu ertragen ſein als ein zürnender Blick Ihrer Augen.

Adelheid (lachend). Ja, ſo waren Sie immer. Sie verſprochen alles Mögliche und handelten ſtets nach Ihrem Kopf. — Bevor Sie aber nach dem Nordpol reiſen, verſuchen Sie vielleicht noch einmal, mich hier zu verſöhnen. — (Kämpe an der Thür ſichtbar.) Still! — Ich erwarte Ihren Beſuch, leben Sie wohl, mein wiedergefundener Freund! — (Ab.)

Bolz. Dort kehrt mir mein guter Engel zürnend den Rücken! — Jetzt bin ich rettungslos dir verfallen, du Hexe Politik! (Schnell ab durch die Mitte.)

Piepenbrink, Frau Piepenbrink, Bertha von Fritz Kleinmichel geführt, Kleinmichel (durch die Mittelthür.) Quadrille hinter der Scene.

Piepenbrink. Gott ſei Dank, daß wir aus dieſem Gedränge heraus ſind.

Frau Piepenbrink. Es iſt ſehr heiß.

Kleinmichel. Und die Muſik iſt zu laut, es ſind zu viel Trompeten dabei, und die Trompeten ſind mir zuwider.

Piepenbrink. Hier iſt ein ruhiger Ort, hier wird hergeſetzt.

Fritz. Bertha möchte noch in dem Saal bleiben, könnte ich nicht mit ihr umkehren?

Piepenbrink. Ich habe nichts dagegen, daß ihr jungen Leute in den Saal zurückgeht, aber es iſt mir lieber, wenn ihr bei uns bleibt. Ich habe gern alle meine Leute beiſammen.

Frau Piepenbrink. Bleibe bei deinen Eltern, mein Kind!

Piepenbrink. Setzt euch! (Zu seiner Frau.) Du ſetze dich an die Ecke, Fritz kommt neben mich. Nehmt Bertha zwiſchen euch, Nachbarn, ſie wird doch nächſtens an euren Tiſch kommen. (Setzen ſich an den Tiſch rechts, an die linke Ecke Frau Piepenbrink, dann er ſelbſt, Fritz, Bertha, Kleinmichel.)

Fritz. Wann wird das Nächſtens ſein, Herr Pathe? Sie ſagen das ſchon lange, und ſchieben den Hochzeitstag immer wieder hinaus.

Piepenbrink. Das geht dich nichts an.

Fritz. Ich dächte doch, Herr Pathe, ich bin's ja, der Bertha heirathen will.

Piepenbrink. Das iſt was rechts. Das kann Jeder wollen. Aber ich ſoll ſie dir geben, Junge, und das will mehr ſagen, denn es wird mir ſchwer genug, die kleine Bachſtelze aus meinem Neſt zu laſſen. Darum warte. Du ſollſt ſie haben, aber warte!

Kleinmichel. Er wird warten, Nachbar!

Piepenbrink. Das will ich ihm auch gerathen haben. — He! Kellner, Kellner!

Frau Piepenbrink. Was dieſe Bedienung an ſolchen Orten ſchlecht iſt!

Piepenbrink. Kellner! (Kellner kommt.) — Ich heiße Piepenbrink! — Ich habe ſechs Flaſchen von meinem Wein mitgebracht. Sie ſtehen beim Reſtaurateur, ich will ſie herhaben. (Einige der Kellner Flaſchen und Gläſer bringend, decken auf.)

Bolz, Kämpe (an der Thür. **Kellner** ab und zu im Hintergrunde).

Bolz (bei Seite zu Kämpe). Welcher iſt es?

Kämpe. Der uns den Rücken zukehrt, der mit den breiten Schultern.

Bolz. Und was hat er für eine Art von Geſchäft?

Kämpe. Meiſt Rothweine.

Bolz. Gut. (Laut.) Kellner, einen Tiſch und zwei Stühle hierher! eine Flaſche Rothwein! (Der Kellner bringt das Geforderte nach dem Vordergrunde links.)

Frau Piepenbrink. Was wollen die hier?

Piepenbrink. Das iſt das Unbequeme bei ſolchen zuſammengebetenen Geſellſchaften, daß man nirgend allein bleiben kann.

Kleinmichel. Es ſcheinen anſtändige Herren; ich glaube, den einen habe ich ſchon geſehen.

Piepenbrink verdrießlich. Anſtändig oder nicht, uns ſind ſie unbequem.

Kleinmichel. Freilich ſind ſie das.

Bolz ſich mit Kämpe ſetzend. Da ſitzen wir in Ruhe vor einer Flaſche Rothwein, mein Freund. Ich habe kaum den Muth einzuſchenken, denn der Wein in ſolchen Reſtaurationen iſt faſt immer abſcheulich. Was wird das nur für Zeug ſein?

Piepenbrink gereizt. So? hört doch!

Kämpe. Verſuchen wir's. Beſieht die Flaſche. Es iſt ein P. P. auf dem Siegel, das könnte auch Piepenbrink bedeuten.

Piepenbrink. Ich bin doch neugierig, was dieſe Gelbſchnäbel an dem Wein auszuſetzen werden.

Frau Piepenbrink. Sei ruhig, Philipp, man hört dich drüben.

Bolz laut. Sie haben ſicher Recht, der Reſtaurateur nimmt ſeinen Wein von ihm; deshalb iſt er auch hergekommen.

Piepenbrink. Sie ſcheinen keinen Durſt zu haben, ſie trinken nicht.

Bolz trinkt, laut. Nicht übel!

Piepenbrink ironiſch. So?

Bolz trinkt wieder. Ein reiner, guter Wein!

Piepenbrink beſänftigt. Der Menſch hat kein ſchlechtes Urtheil.

Bolz. Aber er iſt doch nicht zu vergleichen mit einem ähnlichen Wein, den ich neulich bei einem Freunde getrunken habe.

Piepenbrink. So?

Bolz. Seit der Zeit weiß ich, daß es nur einem Mann in der Stadt gibt, von dem ein gebildeter Weintrinker ſeine Rothweine holen darf.

Kämpe. Und der iſt?

Piepenbrink (ironiſch). Ich bin doch neugierig.

Bolz. Ein gewiſſer Piepenbrink.

Piepenbrink (zufrieden mit dem Kopfe nickend). Gut!

Kämpe. Ja, das Geſchäft gilt allgemein für ſehr reſpectabel.

Piepenbrink. Die wiſſen nicht, daß auch ihr Wein aus meinen Kellern iſt. Hahaha!

Bolz (ſich zu ihm wendend). Lachen Sie über uns, mein Herr?

Piepenbrink. Hahaha! Nichts für ungut, ich hörte Sie nur über den Wein ſprechen. Alſo Piepenbrinks Wein ſchmeckt Ihnen beſſer als dieſer da? Hahaha!

Bolz (mit gelinder Entrüſtung). Mein Herr, ich muß Sie erſuchen, meine Ausdrücke weniger komiſch zu finden. Ich kenne den Herrn Piepenbrink nicht, aber ich habe das Vergnügen ſeinen Wein zu kennen, und deshalb wiederhole ich die Behauptung, daß Piepenbrink beſſern Wein in ſeinem Keller hat, als dieſer hier iſt. Warum finden Sie das lächerlich? Sie kennen die Weine von Piepenbrink nicht und haben gar kein Recht zu urtheilen.

Piepenbrink. Ich kenne Piepenbrinks Weine nicht, ich kenne auch Philipp Piepenbrink nicht, ich habe ſeine Frau nie geſehen, merkſt du, Lotte? und wenn mir ſeine Tochter Bertha begegnet, ſo frage ich: wer iſt dieſer kleine Schwarzkopf? Das iſt eine luſtige Geſchichte. Nicht wahr, Kleinmichel? (lacht.)

Kleinmichel. Es iſt ſehr lächerlich! (lacht.)

Bolz (aufſtehend, mit Würde). Mein Herr, ich bin Ihnen fremd und habe Sie nie beleidigt. Sie haben ein ehrenhaftes Ausſehn und ich finde Sie in Geſellſchaft liebenswürdiger Frauen. Deshalb kann ich nicht glauben, daß Sie hergekommen ſind, um Fremde zu verhöhnen. Ich fordere alſo als Mann eine Erklärung von Ihnen, weshalb Sie meine harmloſen Worte ſo auffallend finden. Wenn Sie ein Feind von Herrn Piepenbrink ſind, warum laſſen Sie uns das entgelten?

Piepenbrink (aufſtehend). Nur nicht hitzig, mein Herr! Merken Sie auf. Der Wein, welchen Sie hier trinken, iſt auch aus Piepenbrinks Keller, und der Philipp Piepenbrink, dem zu Liebe Sie auf mich losgehen, bin ich ſelbſt. Jetzt begreifen Sie, warum ich lache.

Bolz. Ah! ſteht die Sache ſo? Sie ſind Herr Piepenbrink ſelbſt? — Nun, ſo freue ich mich aufrichtig, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Nichts für ungut, verehrter Herr.

Piepenbrink. Nein, nichts für ungut. Es iſt Alles in Ordnung.

Bolz. Da Sie ſo freundlich waren, uns Ihren Namen zu nennen, ſo iſt es auch in der Ordnung, daß Sie die unſern erfahren. Doctor der Philoſophie Bolz und hier mein Freund, Herr Kämpe.

Piepenbrink. Freue mich.

Bolz. Wir ſind ziemlich fremd in der Geſellſchaft und haben uns in dies Nebenzimmer zurückgezogen, weil man ſeine Behaglichkeit unter den vielen fremden Geſichtern doch nicht hat. Es würde uns aber ſehr leid thun, wenn wir durch unſere Nähe das Vergnügen der Damen und die Unterhaltung einer ſo achtbaren Geſellſchaft irgend ſtörten. Sagen Sie gerade heraus, wenn wir Ihnen unbequem ſind, ſuchen wir uns einen andern Platz.

Piepenbrink. Sie ſcheinen ein fideler Mann und ſind mir durchaus nicht unbequem, mein Herr Doctor Bolz — ſo war ja wohl der Name?

Frau Piepenbrink. Auch wir ſind fremd hier und haben uns eben erſt niedergeſetzt. — Piepenbrink! (Stößt ihn leiſe an.)

Piepenbrink. Wiſſen Sie was, Herr Doctor, da Sie den gelbgeſiegelten aus meinem Keller doch ſchon kennen und ein ſehr verſtändiges Urtheil abgegeben haben, wie wär's, wenn

Sie ihn hier noch einmal verſuchten? Die Sorte wird Ihnen beſſer ſchmecken. Setzen Sie ſich zu uns, wenn Sie nichts Anderes vorhaben, wir ſchwatzen dann eins zuſammen.

Bolz (mit Haltung, wie in dieſer ganzen Scene, in welcher er wie Kämpe durchaus nicht zudringlich erſcheinen dürfen). Das iſt ein ſehr freundliches Anerbieten und wir nehmen es mit Dank an. Haben Sie die Güte, vortrefflicher Herr, uns mit Ihrer Geſellſchaft bekannt zu machen.

Piepenbrink. Dies hier iſt meine Frau.

Bolz. Zürnen Sie nicht über unſer Eindringen, Madame, wir verſprechen recht artig zu ſein und ſo gute Geſellſchafter, als zwei ſchüchternen Junggeſellen nur möglich iſt.

Piepenbrink. Hier meine Tochter!

Bolz (zu Frau Piepenbrink). Aus der Aehnlichkeit war das zu errathen.

Piepenbrink. Hier Herr Kleinmichel, mein Freund, und hier Fritz Kleinmichel, der Bräutigam meiner Tochter.

Bolz. Ich wünſche Ihnen Glück, meine Herren, zu einer ſo holden Nachbarſchaft. (zu Piepenbrink) Erlauben Sie mir, mich neben die Dame vom Hauſe zu ſetzen; Kämpe, ich dächte, Sie nähmen Platz neben dem Herrn Kleinmichel. (ſetzen ſich.) So iſt bunte Reihe. — Kellner! (Der Kellner tritt zu ihm.) Zwei Flaſchen von dieſem hier!

Piepenbrink. Halt da! Den Wein finden Sie hier nicht, ich habe meine Sorte mitgebracht, Sie müſſen mit mir trinken.

Bolz. Aber, Herr Piepenbrink —

Piepenbrink. Keine Einrede! Sie ſollen mit mir trinken. Und wenn ich Jemandem ſage, er ſoll mit mir trinken, Herr, ſo meine ich nicht nippen, wie die Frauen, ſondern trink aus, ſchenk ein. Darnach mögen Sie ſich richten.

Bolz. Gut, ich bin's zufrieden. Wir nehmen Ihre Gaſtfreundſchaft ſo dankbar an, als ſie herzlich geboten wird. Aber Sie müſſen mir dann erlauben, mich zu revanchiren. Am nächſten Sonntag ſind Sie ſämmtlich meine Gäſte, wollen Sie? Sagen Sie Ja, mein gütiger Wirth! Punkt ſieben Uhr freundſchaftliches Abendeſſen, ich bin unverheiratet, alſo in einem anſtändigen ruhigen Hotel. Geben Sie Ihre Einwilligung, verehrte Frau, — ſchlagen Sie ein, Herr Piepenbrink, Sie auch, Herr Kleinmichel und Herr Fritz! (hält Allen die Hand hin.)

Piepenbrink. Wenn's meine Frau zufrieden iſt, ich kann mir's wohl gefallen laſſen.

Bolz. Angenommen, abgemacht. Und jetzt die erſte Geſundheit: — Der gute Geiſt, welcher uns heut zuſammengeführt hat, er ſoll leben — (herumfragend) wie heißt der Geiſt?

Fritz Kleinmichel. Der Zufall.

Bolz. Nein, er trägt eine gelbe Mütze.

Piepenbrink. Der gelbgeſiegelte heißt er.

Bolz. Richtig. Er ſoll leben! Wir wünſchen dem Herrn eine recht lange Dauer, wie die Katze zum Vogel ſagte, als ſie ihm den Kopf abbiß.

Kleinmichel. Wir laſſen ihn leben, indem wir ihm den Garaus machen.

Bolz. Gut bemerkt. Vivat!

Piepenbrink. Vivat! (Sie ſtoßen an. Piepenbrink zu ſeiner Frau) Es wird heut noch gut.

Frau Piepenbrink. Es ſind ſehr beſcheidne, nette Leute.

Bolz. Sie glauben gar nicht, wie froh ich bin, daß unſer Glück uns in ſo gute Nachbarſchaft geführt hat. Denn dort drin iſt zwar Alles ſehr hübſch hergerichtet —

Piepenbrink. Alles, was wahr iſt, es iſt ſehr anſtändig.

Bolz. Sehr anſtändig! Aber dieſe politiſche Geſellſchaft iſt doch nicht nach meinem Geſchmack.

Piepenbrink. Ach ſo! Sie gehören wohl nicht zu der Partei, deshalb gefällt es Ihnen nicht.

Bolz. Das iſt es nicht! Aber wenn ich mir denke, dieſe Leute ſind nicht zuſammengebeten, damit ſie recht von Herzen vergnügt ſind, ſondern damit ſie nächſtens ihre Stimmen dem oder jenem Herrn geben, ſo werde ich kalt.

Piepenbrink. So iſt es doch wohl nicht gemeint. Darüber wäre noch zu reden; nicht wahr, Gevatter?

Kleinmichel. Ich hoffe, es wird hier keine Verpflichtung unterſchrieben.

Bolz. Vielleicht auch nicht. Ich habe keine Stimme abzugeben und ich lobe mir eine Geſellſchaft, wo man an nichts Anderes denkt, als ſich mit ſeinem Nachbar zu freuen und aufmerkſam zu ſein gegen die Königinnen der Geſellſchaft, gegen holde Frauen! Stoßen Sie an, meine Herren, auf das Wohl der Frauen, der beiden, welche unſern Kreis ſchmücken! (Alle ſtoßen an.)

Piepenbrink. Komm her, Lotte, du ſollſt leben!

Bolz. Mein Fräulein, erlauben Sie einem Fremden, auf das Glück Ihrer Zukunft anzuſtoßen.

Piepenbrink. Was wird denn eigentlich da drin noch vorgenommen?

Fritz Kleinmichel. Ich höre, bei Tiſche wird man Reden halten, und der Wahlcandidat, der Oberſt Berg, ſoll vorgeſtellt werden.

Piepenbrink. Ein ſehr reſpectabler Herr!

Kleinmichel. Ja, es iſt eine gute Wahl, welche die Herren vom Comité getroffen haben.

Adelheid.

Adelheid (im Hintergrunde, dann gleichgültig eintretend). Hier ſitzt er? Was iſt das für eine Geſellſchaft?

Kämpe. Man erzählt, der Profeſſor Oldendorf hat große Ausſicht gewählt zu werden. Es ſollen Viele ſein, die für ihn ſtimmen werden.

Piepenbrink. Ich ſage nichts gegen ihn, aber für meinen Geſchmack iſt er zu jung.

Senden, ſpäter Blumenberg und Gäſte.

Senden (im Hintergrunde). Sie hier, mein Fräulein?

Adelheid. Ich amuſire mich, dieſe drolligen Leute zu beobachten. Sie thun, als wäre die übrige Geſellſchaft nicht auf der Welt.

Senden. Was ſeh' ich? Da ſitzt ja die Union ſelbſt und bei einer der wichtigſten Perſonen des Feſtes! (Muſik ſchweigt.)

Bolz (der ſich unterdeß mit Herrn Piepenbrink unterhalten, aber mit Aufmerkſamkeit zugehört hat, zu Herrn Piepenbrink). Ah, ſehen Sie, die Herren können es doch nicht laſſen, von Politik zu ſprechen. Erwähnten Sie nicht den Profeſſor Oldendorf?

Piepenbrink. Ja, mein luſtiger Herr Doctor, ſo gelegentlich.

Bolz. Wenn Sie von dem ſprechen, ſo bitte ich herzlich, reden Sie Gutes von ihm, denn er iſt der beſte, edelſte Menſch, den ich kenne.

Piepenbrink. So? Sie kennen ihn?

Kleinmichel. Sie ſind wohl einer ſeiner Freunde?

Bolz. Mehr als das. Wenn heut der Profeſſor zu mir ſagte: Bolz, es iſt mir nützlich, daß du ins Waſſer ſpringſt, ich müßte hineinſpringen, ſo unangenehm mir auch gerade jetzt wäre, im Waſſer zu ertrinken.

Piepenbrink. Oho, das iſt ſtark!

Bolz. Ich habe in dieſer Geſellſchaft kein Recht, über Wahlcandidaten mitzuſprechen. Aber wenn ich einen Abgeordneten zu wählen hätte, er müßte es werden, er zuerſt.

Piepenbrink. Sie ſind ja ſehr für den Mann eingenommen.

Bolz. Seine politiſchen Anſichten kümmern mich hier nicht. Aber was verlange ich von einem Deputirten? Daß er ein Mann iſt; daß er ein warmes Herz hat und ein ſicheres Urtheil, und ohne Schwanken und Umherfragen weiß, was gut und recht iſt; und dann, daß er auch die Kraft hat zu thun, was er für recht erkennt, ohne Zaudern, ohne Bedenken.

Piepenbrink. Bravo!

Kleinmichel. Aber ſo ein Mann ſoll der Oberſt auch ſein.

Bolz. Möglich, daß er ſo iſt, ich weiß es nicht; von Oldendorf aber weiß ich's. Ich habe ihm recht ins Herz hinein geſehen, bei einer Unannehmlichkeit, die mir widerfuhr. Ich war einmal gerade im Begriff zu Pulver zu verbrennen, da hatte er die Aufmerkſamkeit, das zu verhindern. Ihm verdanke ich, daß ich hier ſitze, er hat mir das Leben gerettet.

Senden. Er lügt abſcheulich! (will vor.)

Adelheid (ihn zurückhaltend). Still! Ich glaube, an der Geſchichte iſt etwas Wahres!

Piepenbrink. Na, daß er Ihnen das Leben gerettet hat, war recht ſchön; indeß dergleichen kommt oft vor.

Frau Piepenbrink. Erzählen Sie doch, Herr Doctor!

Bolz. Die kleine Begebenheit iſt wie hundert andere, und ſie wäre mir gar nicht intereſſant, wenn ich ſie nicht ſelbſt erlebt hätte. Denken Sie ſich ein altes Haus, ich bin Student und wohne darin drei Treppen hoch. In dem Hauſe mir gegenüber wohnt ein junger Gelehrter; wir kennen einander nicht. Mitten in einer Nacht weckt mich ein wüſter Lärm und ein merkwürdiges Kniſtern unter mir. Wenn das Mäuſe waren, ſo mußten ſie einen Fackeltanz aufführen, denn meine Stube war hell erleuchtet. Ich ſpringe an das Fenſter, da ſchlägt die helle Flamme aus dem Stockwerk unter mir bis zu mir herauf, meine Fenſterſcheiben ſpringen um meinen Kopf herum und ein nichtswürdiger Qualm dringt auf mich ein. Weil es unter dieſen Umſtänden ungemüthlich wurde, ſich zum Fenſter hinauszulegen, ſo laufe ich an die Thür und öffne. Auch die Treppe kann die Gemeinheit nicht verleugnen, welche altem Holz eigen iſt, ſie brennt in heller Flamme. Drei Treppen hoch und kein Ausweg, ich gab mich verloren! — Halb beſinnungslos ſtürzte ich zum Fenſter zurück, ich hörte, daß man auf der Straße rief: ein Menſch, ein Menſch! die Leiter her! — Eine Leiter wurde angelegt, ſie fing im Nu an zu rauchen und zu brennen, wie Zunder, ſie wurde weggeriſſen. Da rauſchten die Waſſerſtrahlen aller Spritzen in die Flamme unter mir, ich hörte deutlich, wie jeder einzelne Strahl auf der glühenden Mauer anſchlug. Eine neue Leiter wurde angelegt, es war unten totenſtill und Sie können denken, daß auch ich keine Luſt hatte, in meinem feurigen Ofen Spectakel zu machen. Unten riefen die Leute: „es geht nicht", da klang eine volle Stimme durch: „höher die Leiter" — ſehen Sie, ich wußte auf der Stelle, daß dies die Stimme meines Retters war. „Schnell", riefen die Leute unten. Da drang eine neue Dampfwolke in die Stube, ich hatte genug von dem dicken Rauche verſchluckt und legte mich am Fenſter auf den Fußboden.

Frau Piepenbrink. Armer Herr Doctor!

Piepenbrink (eifrig). Weiter!

Senden (will voreilen).

Adelheid (ihn zurückhaltend). Bitte, laſſen Sie ihn ausreden, die Geſchichte iſt wahr!

Bolz. Da faßt mich eine Menſchenhand am Genick, ein Seil wird mir unter die Arme geſchlungen und eine kräftige Fauſt hebt mich vom Boden. Im Augenblick darauf war ich auf der Leiter, halb gezogen, halb getragen, mit brennendem Hemd und ohne Bewußtſein kam ich auf dem Steinpflaſter an. — Ich erwachte in dem Zimmer des jungen Gelehrten. Außer einigen kleinen Brandwunden hatte ich nichts in die neue Wohnung herübergebracht. Alle meine Habe war verbrannt. Der fremde Mann pflegte mich und ſorgte für mich, wie ein Bruder für den andern. — Erſt als ich wieder ausgehen konnte, erfuhr ich, daß dieſer Gelehrte, der mich bei ſich aufgenommen hatte, derſelbe Mann war, der mir in jener Nacht auf der Leiter ſeinen Beſuch gemacht hatte. — Sehen Sie, der Mann hat das Herz auf dem rechten Fleck, und deshalb wünſche ich ihm, daß er jetzt Deputirter werde, und deshalb könnte ich für ihn thun, was ich für mich ſelbſt nicht thäte; ich könnte für ihn werben, intriguiren und ehrliche Leute zum Beſten haben. — Dieſer Mann iſt der Profeſſor Oldendorf.

Piepenbrink. Das iſt ja ein unbändig ehrenwerther Mann. (aufſtehend) Er ſoll leben, hoch! (Alle ſtehen auf und ſtoßen an.)

Bolz (ſich gegen Alle freundlich verneigend, zu Frau Piepenbrink). Ich ſehe warme Theilnahme in Ihren Augen glänzen, edle Frau, ich danke Ihnen dafür! — Herr Piepenbrink, ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen die Hand zu ſchütteln. Sie ſind ein braver Mann. (Klopft ihn auf den Rücken, umarmt ihn.) Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Kleinmichel! (Umarmt ihn.) Sie auch, Herr Fritz Kleinmichel! Möge Ihnen nie ein Kind im Feuer ſitzen, wenn es aber darin ſitzt, immer ein wackerer Mann bei der Hand ſein, der es heraus holt; kommen Sie näher, ich muß Sie auch umarmen.

Frau Piepenbrink (gerührt). Piepenbrink, wir haben morgen Kalbsbraten. Was meinſt du? (ſpricht leiſe mit ihm.)

Adelheid. Er wird ſehr übermüthig!

Senden. Er iſt unerträglich, ich ſehe, daß Sie empört ſind wie ich. Er fängt uns die Leute, es iſt nicht länger zu dulden.

Bolz (der um den Tiſch gegangen war, zurückkehrend, vor Frau Piepenbrink ſtehen bleibend). Es iſt eigentlich Unrecht, hier ſtill zu halten. Herr Piepenbrink, Hausherr, ich frage an, ich bitte um Erlaubniß, die Hand oder den Mund?

Adelheid (ängſtlich auf der Seite rechts nach vorn). Er küßt ſie wahrhaftig!

Piepenbrink. Nur zu, alter Burſch, Courage!

Frau Piepenbrink. Piepenbrink, ich erkenne dich nicht wieder!

Adelheid (geht in dem Augenblick, wo Bolz Frau Piepenbrink küſſen will, wie zufällig bei ihnen vorbei, quer über die Bühne, und hält ihren Ballſtrauß zwiſchen Bolz und Frau Piepenbrink; leiſe, ſchnell zu Bolz): Sie gehen zu weit, Sie ſind beobachtet. (Von links nach dem Hintergrund und ab.)

Bolz. Eine Fee intervenirt!

Senden (der ſchon vorher einige andere Gäſte, unter ihnen Blumenberg, geſchäftig angeſprochen hat, in demſelben Augenblick geräuſchvoll vor, zu der Tiſchgeſellſchaft:) Er iſt anmaßend, er hat ſich eingedrängt!

Piepenbrink (mit der Hand aufſchlagend und ſich erhebend). Oho! das wäre mir was! Wenn ich meine Frau küſſe, oder küſſen laſſe, ſo geht das Niemanden etwas an. Niemanden! Kein Mann und kein Weib und keine Fee hat das Recht, ihr die Hand vor den Mund zu legen.

Bolz. Sehr richtig! ausgezeichnet, hört! hört!

Senden. Verehrter Herr Piepenbrink! Nichts gegen Sie, die Geſellſchaft iſt ſehr erfreut, Sie an dieſem Orte zu ſehen. Nur Herrn Bolz wollen wir bemerken, daß ſeine Gegenwart hier Aufſehen erregt. Er hat ſo entſchieden andere politiſche Grundſätze, daß wir ſein Erſcheinen bei dieſem Feſt als ein unpaſſendes Eindrängen betrachten müſſen.

Bolz. Ich hätte andere politiſche Grundſätze? Ich kenne in Geſellſchaft keinen andern politiſchen Grundſatz, als den einen, mit braven Leuten zu trinken, und mit ſolchen, die ich nicht für brav halte, nicht zu trinken. Mit Ihnen, mein Herr, habe ich nicht getrunken.

Piepenbrink (auf den Tiſch ſchlagend). Das war gut gegeben.

Senden (hitzig). Sie haben ſich hier eingedrängt!

Bolz (entrüſtet). Eingedrängt?

Piepenbrink. Eingedrängt? Alter Junge, ihr habt doch eine Eintrittskarte?

Bolz (mit Biederkeit). Hier iſt meine Karte! Nicht Ihnen zeige ich ſie, ſondern dieſem Ehrenmanne, mit welchem Sie mich durch Ihren Ueberfall in Unfrieden bringen wollen. — Kämpe, geben Sie Ihre Karte Herrn Piepenbrink! Er iſt der Mann, über alle Karten der Welt zu urtheilen.

Piepenbrink. Das ſind zwei Karten, die ebenſo richtig ſind als meine. Ihr habt ſie ja allenthalben ausgetragen, wie ſauren Moſt. — Ho ho! ich ſehe wohl, wie die Sache ſteht. Ich gehöre auch nicht zu eurer Geſchichte, mich aber wollt ihr haben. Deshalb ſeid ihr mir zwei oder dreimal ins Haus gelaufen, weil ihr dachtet mich zu kapern. Weil ich Wahlmann bin, deshalb liegt euch an mir; aber dieſer Ehrenmann iſt kein Wahlmann, an dem liegt euch nichts. Solche Schliche kennen wir!

Senden. Aber Herr Piepenbrink —

Piepenbrink (ihn unterbrechend, heftiger). Iſt es recht, deshalb einen ruhigen Gaſt zu beleidigen? Iſt es recht, meiner Frau den Mund zuzuhalten? Das iſt eine Ungerechtigkeit gegen dieſen Mann, und er ſoll jetzt hier bleiben, ſo gut wie ich! und neben mir ſoll er hier bleiben! Und wer ſich unterſteht ihn anzugreifen, der hat es mit mir zu thun!

Bolz. Eure Fauſt, braver Herr! Ihr ſeid ein treuer Kamerad. So Hand in Hand mit dir, trotz' ich dem Capulet und ſeiner ganzen Sippſchaft.

Piepenbrink. Mit dir! Haſt Recht, alter Junge. Komm her, ſie ſollen ſich ärgern, daß ſie berſten. Auf Du und Du! (Trinken Brüderſchaft.)

Bolz. Vivat Piepenbrink!

Piepenbrink. So, altes Haus! und weißt du was? weil wir ſo gemüthlich beiſammen ſind, ſo denke ich, wir laſſen dieſe hier machen, was ſie wollen, und ihr alle kommt zu mir nach Hauſe, dort braue ich eine Bowle, und wir ſitzen luſtig zuſammen, wie die Staare. Ich führe dich, ihr Andern geht voraus.

Senden (und Gäſte). Aber hören Sie doch, verehrter Herr Piepenbrink!

Piepenbrink. Nichts will ich hören, abgemacht!

Bellmaus, noch mehr Gäſte.

Bellmaus (eilig durch den Haufen). Hier bin ich!

Bolz. Mein Neffe! Holde Madame, ich ſtelle dieſen unter Ihren Schutz! Neffe, du führſt Madame Piepenbrink. (Frau Piepenbrink faßt Bellmaus kräftig unter den Arm und hält ihn feſt. Polka hinter der Scene.) Lebt wohl, ihr Herren, ihr ſeid nicht im Stande, uns die Laune zu verderben. Dort beginnt die Muſik. Wir marſchiren im Feſtzuge ab, und noch einmal ruf' ich zum Schluſſe: Vivat Piepenbrink!

Die Abziehenden. Vivat Piepenbrink! (marſchiren im Triumph ab. Fritz Kleinmichel mit ſeiner Braut. Kämpe mit Kleinmichel, Frau Piepenbrink mit Bellmaus, zuletzt Bolz mit Piepenbrink)

Oberſt.

Oberſt. Was geht hier vor?

Senden. Ein nichtswürdiger Skandal! Die Union hat uns die beiden wichtigſten Wahlmänner entführt!

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Scene:

Gartenſaal des Oberſten.

Der **Oberſt** im Vordergrunde mit ſtarken Schritten auf- und abgehend. Im Hintergrunde **Adelheid** und **Ida** Arm in Arm, letztere in lebhafter Bewegung. Kurze Pauſe. Darauf:

Senden.

Senden (eilig zur Mittelthür hereinrufend). Es geht gut! 37 Stimmen gegen 29.

Oberſt. Wer hat 37 Stimmen?

Senden. Natürlich Sie, Herr Oberſt!

Oberſt. Natürlich! (Senden ab.) — Der Wahltag iſt unerträglich! In keiner Affaire meines Lebens habe ich dieſes Gefühl von Angſt gehabt! Es iſt ein nichtswürdiges Kanonenfieber, das ſich für keinen Fähnrich ſchickt! Und es iſt lange her, daß ich Fähnrich war. (Aufſtampfend) Verdammt! (Geht nach dem Hintergrunde.)

Ida (mit Adelheid in den Vordergrund tretend). Dieſe Ungewißheit iſt ſchrecklich! Nur eines weiß ich ſicher, ich werde unglücklich, wie dieſe Wahl auch ausfällt. (lehnt ſich an Adelheid.)

Adelheid. Muth! Muth! mein kleines Mädchen; es kann noch Alles gut werden. Verbirg deine Angſt dem Vater, er iſt ohnedies in einer Stimmung, die mir nicht gefällt.

Blumenberg.

Blumenberg (eilig an der Thür, der Oberſt ihm entgegen).

Oberſt. Nun, mein Herr, wie ſteht's?

Blumenberg. 41 Stimmen für Sie, Herr Oberſt, 34 für unſern Gegner, drei Stimmen ſind auf Andere gefallen. Die Stimmen werden jetzt ſehr einzeln zu Protokoll gegeben, aber die Differenz zu Ihren Gunſten bleibt ſo ziemlich dieſelbe. Noch 8 Stimmen für Sie, Herr Oberſt, und der Sieg iſt erfochten. Es iſt jetzt die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß wir ſiegen. Ich eile zurück, die Entſcheidung naht. Ich empfehle mich den Damen. (Ab.)

Oberſt. Ida!

Ida (eilt zu ihm).

Oberſt. Biſt du meine gute Tochter?

Ida. Mein lieber Vater!

Oberſt. Ich weiß, was dich ängſtigt, mein Kind. Du biſt am ſchlimmſten daran. Tröſte dich, Ida; wenn, wie es den Anſchein hat, der junge Herr von der Feder dem alten Soldaten das Feld räumen muß, dann wollen wir weiter reden. Oldendorf hat es nicht um mich verdient, es iſt Vieles an ihm, was mich ärgert. Aber du biſt mein einziges Kind, ich werde nur daran denken. — Jetzt gilt es zuerſt den Trotz des Jungen zu brechen! (Läßt Ida los, geht wieder auf und ab.)

Adelheid (im Vordergrunde für ſich). Der Barometer iſt geſtiegen, die Sonne der Gnade bricht durch die Wolken. Wenn nur Alles vorbei wäre, ſolche Aufregung iſt anſteckend. (zu Ida) Du ſiehſt, es iſt noch nicht nöthig, daß du ins Kloſter gehſt.

Ida. Wenn aber Oldendorf unterliegt, wie wird er das tragen?

Adelheid (die Achſeln zuckend). Er verliert einen Sitz in einer ungemüthlichen Geſellſchaft, und gewinnt dafür eine kleine amuſante Frau. Ich dächte, er könnte zufrieden ſein. In jedem Falle wird er Gelegenheit haben, ſeine Reden zu halten.

Ob er ſie nun in der oder in der Kammer hält! Ich glaube, du wirſt ihm andächtiger zuhören, als jeder andere Abgeordnete.

Ida (ſchüchtern). Aber, Adelheid, wenn es nun beſſer für das Land wäre, daß Oldendorf gewählt wird?

Adelheid. Ja, mein Schatz, da iſt dem Lande nicht zu helfen. Unſer Staat und die übrigen Länder in Europa müſſen zuſehen, wie ſie ohne den Profeſſor zurecht kommen; du biſt dir ſelbſt die Nächſte, du willſt ihn heiraten, du gehſt vor!

Karl.

Was bringen Sie, Karl?

Karl. Herr von Senden läßt ſich empfehlen und melden: 47 zu 42, der Wahlcommiſſar habe ihm bereits gratulirt.

Oberſt. Gratulirt? — Halt' meine Uniform bereit, laß dir den Schlüſſel zum Weinkeller geben und richte vor, es iſt möglich, daß wir heut Abend Beſuch erhalten.

Karl. Zu Befehl, Herr Oberſt. (Ab.)

Oberſt (für ſich, im Vordergrunde). Nun, junger Herr Profeſſor? Mein Stil gefällt Ihnen nicht! Es mag ſein, — ich gebe zu, daß Sie ein beſſerer Journaliſt ſind; hier aber, wo es Ernſt gilt, ſollen Sie doch einmal nicht Recht behalten! — (Pauſe.) Vielleicht wird es nöthig, daß ich heut Abend einige Worte rede. Vor meinem Regiment hatte ich doch den Ruf, daß ich immer treffend zu ſprechen wußte, aber bei dieſen Manövern im Civilrock fühle ich mich unſicher. Ueberlegen wir! Es wird ſchicklich ſein, daß ich in meiner Rede auch Oldendorf erwähne, natürlich mit Achtung und Anerkennung. Ja wohl, das muß ich thun. Er iſt ein redlicher Mann von vortrefflichem Herzen, und ein Gelehrter von gutem Urtheil. Und er kann ſehr liebenswürdig ſein, wenn man von ſeinen politiſchen Theorien abſieht. Wir haben glückliche Abende mit einander verlebt. Und wenn wir ſo zuſammen ſaßen bei meinem dicken Theekeſſel, und der ehrliche Junge anfing ſeine Geſchichten zu erzählen, da hingen Ida's Augen an ſeinem Geſicht und glänzten vor Vergnügen, und ich glaube, meine alten Augen auch. Es waren prächtige Abende! Warum ſind ſie nicht mehr? Bah, ſie werden wiederkommen. Er wird ſeine Niederlage ſtill ertragen, wie es ſeine Art iſt, eine gute, wohlthuende Art! Keine Empfindlichkeit in ihm! Er iſt doch im Grunde ein vortrefflicher Menſch, und Ida und ich wir würden glücklich mit ihm ſein. — Und deshalb, meine Herren Wähler — Aber Donnerwetter! Das alles kann ich doch nicht den Wählern ſagen. — Ich werde ſagen —

Senden.

Senden (aufgeregt eintretend). Schändlich! ſchändlich! Alles iſt verloren!

Oberſt. Ha! (Steht ſogleich in militäriſcher Faſſung.)

Ida. Meine Ahnung! — Mein Vater!
(eilt zu ihm.) (zugleich.)
Adelheid. O weh!

Senden. Es ſtand vortrefflich. Wir hatten 47, die Gegner 42 Stimmen, 8 Stimmen waren noch nicht abgegeben, nur zwei davon für uns, und der Tag war unſer. Die Stunde war gekommen, wo nach dem Geſetz das Protokoll geſchloſſen werden muß. Alles ſah nach der Uhr und rief nach den ſäumigen Wahlmännern. Da polterte es auf dem Vorſaal; ein Haufe von acht Perſonen drang geräuſchvoll in den Saal, an ihrer Spitze der grobe Weinhändler Piepenbrink, derſelbe, welcher neulich bei dem Feſt —

Adelheid. Wir wiſſen, erzählen Sie weiter —

Senden. Einer nach dem andern aus der Geſellſchaft trat vor, gab ſeine Stimme, und „Profeſſor Eduard Oldendorf" kam aus jedem Munde. — Der letzte war dieſer Piepenbrink. Bevor er die Stimme abgab, frug er ſeinen Nachbar: Hat's der Profeſſor ſicher? — Ja, war die Antwort. Und ich wähle als letzter Wahlmann zum Deputirten — (hält inne)

Adelheid. Den Profeſſor?

Senden. Nein. Einen ſehr geſcheidten und pfiffigen Politikus, wie er ſagte: den Doctor Konrad Bolz — und damit drehte er kurz um, und ihm folgten ſeine Spießgeſellen.

Adelheid (bei Seite, lächelnd). Ah!

Senden. Oldendorf iſt Abgeordneter durch ein Mehr von zwei Stimmen.

Oberſt. Ei!

Senden. Es iſt ſchändlich! Niemand iſt an dieſem Ausfall ſchuld, als dieſe Journaliſten von der Union. Das war ein Laufen, ein Intriguiren, ein Händeſchütteln mit allen Wahlmännern, ein Lobpreiſen dieſes Oldendorf und ein Achſelzucken über uns und über Sie, verehrter Herr!

Oberſt. So?

Ida. Das Letzte iſt nicht wahr!

Adelheid (zu Senden). Nehmen Sie Rückſicht und ſchonen Sie hier.

Oberſt. Du zitterſt, meine Tochter. — Du biſt ein Weib und läßt dich von ſolchen Kleinigkeiten zu ſehr angreifen. — Ich will nicht, daß du dieſe Nachrichten länger anhörſt. Geh, mein Kind! — Dein Freund hat ja geſiegt, für dich iſt kein Grund zu weinen! Helfen Sie, Fräulein!

Ida (wird von Adelheid bis zur Seitenthür links geführt, bittend:) Laß mich, bleibe beim Vater!

Senden. Der ſchlechte Geiſt und der Uebermuth, mit welchem dieſe Zeitung redigirt wird, iſt auf Ehre nicht länger zu ertragen. — Herr Oberſt, da wir allein ſind — denn Fräulein Adelheid wird mir erlauben, ſie zu den Unſrigen zu rechnen, — wir haben die Möglichkeit, uns glänzend zu rächen; ſie haben ihr Weſen am längſten getrieben. Ich habe bereits vor längerer Zeit den Eigenthümer der Union ſondiren laſſen. Er iſt nicht abgeneigt die Zeitung zu verkaufen, und hat nur noch ſein Bedenken über die ſogenannte Partei, welche das Blatt gegenwärtig in Händen hat. An dem Reſſourcenabend habe ich ſelbſt mit ihm geſprochen.

Adelheid. Was hör' ich?

Senden. Dieſer Ausfall der Wahl wird bei allen unſern Freunden die größte Erbitterung hervorrufen, und ich zweifle nicht, daß wir in wenigen Tagen durch Actienzeichnung die Kaufſumme zuſammenbringen. Das wäre ein tötlicher Schlag für unſere Gegner, ein Triumph der guten Sache. Das geleſenſte Blatt der Provinz in unſerer Hand, redigirt durch ein Comité —

Adelheid. Dem Herr von Senden ſeine Hilfe nicht verſagen würde.

Senden. Es wäre meine Pflicht, mich dabei zu betheiligen. — Herr Oberſt, wenn Sie mit unterzeichnen wollten, Ihr Beiſpiel würde den Kauf im Augenblick ſichern.

Oberſt. Mein Herr, was Sie zum Beſten Ihrer politiſchen Tendenzen thun, das mögen Sie thun. Der Profeſſor Oldendorf iſt aber in meinem Hauſe ein gern geſehener Gaſt geweſen, ich werde nie hinter ſeinem Rücken gegen ihn arbeiten. — Sie hätten mir dieſe Stunde erſpart, wenn Sie mich nicht früher durch Ihre Verſicherungen über die Stimmung der Majorität getäuſcht hätten. Indeß zürne ich Ihnen nicht, Sie haben in beſter Meinung gehandelt, ich bin davon überzeugt. — Ich bitte die Anweſenden um Entſchuldigung, wenn ich mich für heut zurückziehe, ich hoffe Sie morgen wiederzuſehen, lieber Senden.

Senden. Unterdeß werde ich die Subſcription für Ankauf der Zeitung vorbereiten. Ich empfehle mich Ihnen. (Ab.)

Oberſt. Verzeihen Sie, Adelheid, daß ich Sie allein laſſe, ich wünſche einige Briefe zu ſchreiben, und (mit gezwungenem Lachen) — meine Zeitungen zu leſen.

Adelheid (theilnehmend). Darf ich Ihnen nicht gerade jetzt Geſellſchaft leiſten?

Oberſt (mit Anſtrengung). Mir iſt jetzt beſſer allein. (Ab durch die Mittelthür.)

Adelheid (allein). Mein armer Oberſt! Die gekränkte Eitelkeit arbeitet heftig in ſeiner treuen Seele! — Und Ida? (öffnet leiſe die Thür links, bleibt ſtehen.) Sie ſchreibt! Es iſt nicht ſchwer zu rathen, an wen. (ſchließt die Thür.) — Und all das Unheil hat der böſe Geiſt Journalismus angerichtet. Alle Welt klagt über ihn und Jedermann möchte ihn für ſich benutzen. Mein Oberſt hat ſo lange die Zeitungsſchreiber verachtet, bis er ſelbſt einer geworden iſt, und Senden läßt keine Gelegenheit vorüber, auf meine guten Freunde von der Feder zu ſchelten, nur um ſelbſt an ihre Stelle zu treten. Ich ſehe kommen, daß Piepenbrink und ich auch noch Journaliſten werden und zuſammen ein kleines Blatt unter dem Titel: „Der unartige Bolz“ herausgeben. — Alſo die Union iſt in Gefahr heimlich verkauft zu werden? Dem Konrad wäre das recht heilſam, er müßte dann auch an andere Dinge denken, als an die Zeitung. Ach, der Schelm würde ſogleich eine neue anfangen. —

Oldendorf, Karl, dann Ida.

Oldendorf (noch außerhalb des Saales). Und der Herr Oberſt iſt nicht zu ſprechen?

Karl. Für Niemand, Herr Profeſſor. (Ab.)

Adelheid (Oldendorf entgegen). Lieber Profeſſor, es iſt nicht gut, daß Sie gerade jetzt kommen. Wir ſind ſehr gekränkt und unzufrieden mit der Welt, ganz beſonders aber mit Ihnen.

Oldendorf. Ich fürchte das, aber ich muß ihn ſprechen.

Ida (aus der Thür links ihm entgegen). Eduard! ich wußte, daß Sie kommen würden.

Oldendorf. Meine liebe Ida! (Umarmt ſie.)

Ida (an ſeinem Halſe). Und was ſoll jetzt aus uns werden?

Oberſt.

Oberſt (der durch die Mittelthür eingetreten, mit gezwungener Ruhe). Du ſollſt darüber nicht in Ungewißheit bleiben, meine Tochter! — Sie, Herr Profeſſor, bitte ich zu vergeſſen, daß Sie in dieſem

Hauſe einſt Freundſchaft gefunden haben; von dir fordre ich, daß du nicht mehr an die Stunden denkſt, wo dich dieſer Herr von ſeinen Gefühlen unterhalten hat. — (heftiger) Still, in meinem Hauſe wenigſtens ertrage ich von einem Journaliſten keine Angriffe. Vergiß ihn, oder vergiß, daß du meine Tochter biſt. Hinein! (Führt Ida ohne Härte ab nach links, ſtellt ſich vor die Thür.) Auf dieſem Poſten, mein Herr Redacteur und Abgeordneter, vor dem Herzen meines Kindes ſollen Sie mich nicht ſchlagen. (Ab nach links.)

Adelheid (bei Seite). O weh, das iſt arg!

Oldendorf (bevor der Oberſt ſich zum Abgang wendet, entſchloſſen). Herr Oberſt, es iſt unedel, mir jetzt eine Unterredung zu verweigern! (Geht auf die Thür zu.)

Adelheid (ihm ſchnell in den Weg tretend). Halt, nicht weiter! Er iſt in einer Aufregung, wo jedes Wort Unheil ſtiften würde! — Gehen Sie aber nicht ſo von uns, Herr Profeſſor, ſchenken Sie mir noch einige Augenblicke.

Oldendorf. Ich muß in dieſer Stimmung Ihre Nachſicht erbitten. Lange habe ich eine ähnliche Scene gefürchtet, und fühle jetzt doch kaum die Kraft, meine Faſſung zu bewahren.

Adelheid. Sie kennen unſern Freund, und wiſſen, daß ſein lebhaftes Gefühl ihn zu Uebereilungen hinreißt, die er wieder gut zu machen eilt.

Oldendorf. Das war ſchlimmer als eine Laune. Es iſt ein Bruch zwiſchen uns beiden, — ein Bruch, der mir unheilbar ſcheint.

Adelheid. Unheilbar, Herr Profeſſor? Iſt Ihr Gefühl für Ida, wie ich annehme, ſo iſt die Heilung nicht ſchwer. Wäre es nicht an Ihnen, den Wünſchen des Vaters noch jetzt, gerade jetzt nachzugeben? Verdient nicht das Weib, welches Sie lieben, daß Sie Ihren Ehrgeiz wenigſtens einmal zum Opfer bringen?

Oldendorf. Meinen Ehrgeiz, ja, meine Pflicht nicht.

Adelheid. Ihr eigenes Glück, Herr Profeſſor, ſcheint mir für lange, vielleicht für immer zerſtört, wenn Sie von Ida auf ſolche Weiſe getrennt werden.

Oldendorf (düſter). Nicht Jeder kann in ſeinem Privatleben glücklich werden.

Adelheid. Dieſe Reſignation gefällt mir gar nicht, am wenigſten an einem Mann; verzeihen Sie, daß ich das gerade herausſage. (gutmüthig) Iſt das Unglück denn ſo groß, wenn Sie einige Jahre ſpäter, oder niemals Vertreter dieſer Stadt werden?

Oldendorf. Mein Fräulein, ich bin nicht eingebildet, ich ſchlage meine Kraft nicht eben hoch an, und ſo weit ich mich kenne, verbirgt ſich kein ehrgeiziger Drang auf dem Grund meiner Seele. Es iſt möglich, daß, wie jetzt Sie, auch eine ſpätere Zeit unſern politiſchen Hader, unſere Parteibeſtrebungen und was damit zuſammenhängt, ſehr niedrig ſchätzen wird. Es iſt möglich, daß unſer ganzes Arbeiten erfolglos bleibt; es iſt möglich, daß vieles Gute, das wir erſehnen, ſich, wenn es erreicht iſt, in das Gegentheil verkehrt, ja, es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß mein eigener Antheil an dem Kampfe oft peinlich, unerquicklich und durchaus nicht das ſein wird, was man eine dankbare Thätigkeit nennt; aber das alles darf mich nicht abhalten, dem Kampf und Ringen der Zeit, welcher ich angehöre, mein Leben hinzugeben; denn es iſt trotz alledem dieſer Kampf das Höchſte und Edelſte, was die Gegenwart hervorbringt. Nicht jede Zeit erlaubt ihren Söhnen Erfolge zu erobern, welche für alle Zeit groß bleiben, und ich wiederhole es, nicht jedes Jahrhundert iſt geeignet, die Menſchen, welche darin leben, ſtattlich und glücklich zu machen.

Adelheid. Ich denke, jede Zeit iſt dazu geeignet, wenn die einzelnen Menſchen nur verſtehen wollen, tüchtig und glücklich zu werden. (aufſtehend) Sie, Herr Profeſſor, wollen für das kleine Hausglück Ihres Lebens nichts thun, Sie zwingen Ihre Freunde, für Sie zu handeln.

Oldendorf. Zürnen Sie wenigſtens ſo wenig als möglich, und ſprechen Sie für mich bei Ida.

Adelheid. Ich werde verſuchen, mit meinem Frauenverſtand Ihnen zu nützen, mein Herr Staatsmann. (Oldendorf ab.)

Adelheid (allein). Das alſo iſt einer von den Edlen, Hochgebildeten, von den freien Geiſtern deutſcher Nation? Sehr tugendhaft und außerordentlich vernünftig! er klettert auch aus reinem Pflichtgefühl ins Feuer! Aber etwas zu erobern, die Welt, das Glück, oder gar eine Frau, dazu iſt er doch nicht gemacht.

Karl.

Karl (meldend). Herr Doctor Bolz!

Adelheid. Ah! — Der wenigſtens wird kein ſolcher Tugendheld ſein! — Wo iſt der Herr Oberſt?

Karl. Im Zimmer des gnädigen Fräuleins.

Adelheid. Führen Sie den Herrn hier herein. (Karl ab.) — Ich fühle einige Verlegenheit, Sie wieder zu ſehen, Herr Bolz, ich will mir Mühe geben, Ihnen das nicht zu zeigen.

Bolz.

Bolz. Soeben verläßt Sie eine arme Seele, die vergebens nach ihrer Philoſophie ſucht, um ſich zu tröſten; auch ich komme als Unglücklicher, denn ich habe geſtern Ihr Mißfallen erregt, und ohne Ihre Gegenwart, welche eine muthwillige Scene abkürzte, würde mir Herr von Senden im Intereſſe des geſellſchaftlichen Anſtandes wohl noch ärger mitgeſpielt haben. Ich danke Ihnen für die Erinnerung, welche Sie mir gaben; ich nehme ſie als Beweis, daß Sie mir Ihre freundſchaftliche Theilnahme nicht entziehen wollen.

Adelheid (bei Seite). Sehr artig, ſehr diplomatiſch! — Es iſt freundlich von Ihnen, daß Sie mein auffallendes Benehmen ſo gut deuten. — Aber verzeihen Sie noch eine dreiſte Einmiſchung. Jene Scene mit Herrn von Senden wird doch nicht die Veranlaſſung zu einer neuen werden?

Bolz (bei Seite). Immer dieſer Senden! — Ihr Intereſſe an ihm ſoll für mich ein Grund ſein, weitere Folgen zu verhüten. Ich glaube, daß ich es vermag.

Adelheid. Ich danke Ihnen. Und jetzt laſſen Sie ſich ſagen, daß Sie ein gefährlicher Diplomat ſind. Sie haben hier im Hauſe eine vollſtändige Niederlage angerichtet. — An dieſem trüben Tage hat mich nur Eins gefreut, die einzelne Stimme, welche Sie zum Deputirten machen wollte.

Bolz. Es war ein toller Einfall des ehrlichen Weinhändlers.

Adelheid. Sie haben ſich ſo viel Mühe gegeben, Ihren Freund durchzuſetzen. Warum haben Sie nicht für ſich ſelbſt gearbeitet? Der junge Herr, den ich einſt kannte, hatte einen hohen Sinn, und nichts erſchien ſeinem fliegenden Ehrgeiz unerreichbar. Sind Sie anders geworden, oder brennt das Feuer noch?

Bolz (lächelnd). Ich bin Journaliſt geworden, gnädiges Fräulein.

Adelheid. Das iſt Ihr Freund auch.

Bolz. Nur ſo nebenbei, ich aber gehöre zur Zunft. Wer dazu gehört, kann den Ehrgeiz haben, witzig oder bedeutend zu ſchreiben; was darüber hinausgeht, iſt nicht für uns.

Adelheid. Nicht für Sie?

Bolz. Dazu ſind wir zu flüchtig, zu unruhig und zerſtreut.

Adelheid. Iſt das Ihr Ernſt, Konrad?

Bolz. Mein völliger Ernſt. Warum ſoll ich mich Ihnen anders zeigen, als ich bin? Wir Zeitungsſchreiber füttern unſern Geiſt mit Tagesneuigkeiten, wir müſſen alle Gerichte, welche Satan für die Menſchen kocht, in den allerkleinſten Biſſen durchkoſten, darum müſſen Sie uns ſchon etwas zu Gute halten. Der tägliche Aerger über das Verfehlte und Schlechte, die ewigen kleinen Aufregungen über alles Mögliche, das arbeitet in dem Menſchen. Im Anfange ballt man die Fauſt, ſpäter gewöhnt man ſich darüber zu ſpotten. Wer immer für den Tag arbeitet, iſt es bei dem nicht auch natürlich, daß er in den Tag hinein lebt?

Adelheid ([illegible]). Das iſt ja traurig!

Bolz. Im Gegentheil. Es iſt ganz luſtig. Wir ſummen wie die Bienen, durchfliegen im Geiſt die ganze Welt, ſaugen Honig, wo wir ihn finden, und ſtechen, wo uns etwas mißfällt. — Ein ſolches Leben iſt nicht gerade gemacht, große Heroen zu bilden, es muß aber auch ſolche Käuze geben, wie wir ſind.

Adelheid (für ſich). Jetzt fängt der auch an, und er iſt noch ärger als der Andere.

Bolz. Wir werden deshalb nicht gefühllos werden! Ich ſchreibe friſch darauf los, ſo lange es geht. Geht's nicht mehr, dann treten Andere für mich ein und thun daſſelbe. Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen iſt, ſo ſollen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig iſt, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot bäckt zum Beſten Vieler.

Adelheid. Nein! Nein! Das iſt Schwärmerei, ſolche Reſignation iſt ein Unrecht.

Bolz. Solche Reſignation findet ſich zuletzt bei jedem Berufe. Sie iſt nicht Ihr Loos! Ihnen gebühret ein anderes Glück, und Sie werden es finden. — (Mit Wärme.) Adelheid, ich habe Ihnen als Jüngling zärtliche Verſe geſchrieben und mich in thörichten Träumen gewiegt; ich habe Sie ſehr lieb gehabt, und die Wunde, welche mir unſere Trennung ſchlug, ſie ſchmerzt zuweilen noch. (Adelheid macht eine abwehrende Bewegung.) — Erſchrecken Sie nicht, ich werde Sie nicht verletzen. — Ich habe lange mit meinem Schickſal gegrollt und hatte Stunden, wo ich mir vorkam wie ein Verſtoßener. Aber jetzt, wo Sie vor mir ſtehen in vollem Glanze, ſo ſchön, ſo begehrungswerth, wo mein Gefühl für Sie ſo warm iſt wie jemals, jetzt muß ich doch ſagen: Ihr Vater hat zwar rauh an mir gehandelt, aber daß er uns trennte, daß er Sie, die reiche

Erbin, an Anſprüche gewöhnt, in beſtimmte Kreiſe eingelebt, verhinderte, Ihr Leben einem wilden Knaben zu ſchenken, der immer mehr Uebermuth als Kraft gezeigt hatte, das war doch ſehr verſtändig, und er hat ganz recht daran gethan.

Adelheid (in Aufregung ſeine Hände ergreifend). Ich danke Ihnen, Konrad, ich danke Ihnen, daß Sie ſo von meinem verſtorbenen Vater reden. Ja, Sie ſind gut, Sie haben ein Herz; es macht mich ſehr glücklich, daß Sie mir das gezeigt haben.

Bolz. Es iſt nur ein ganz kleines Taſchenherz zum Privatgebrauch, es geſchah wider meinen Willen, daß es ſo zum Vorſchein kam.

Adelheid. Und jetzt genug von uns beiden. Hier im Hauſe braucht man unſere Hilfe. Sie haben geſiegt, haben Ihren Willen vollſtändig gegen uns durchgeſetzt, ich unterwerfe mich und erkenne Sie als meinen Meiſter an. Jetzt aber üben Sie Gnade und werden Sie mein Verbündeter. Bei dieſem Streit der Männer iſt rauh in das Herz eines Mädchens gegriffen worden, das ich liebe. Ich möchte das gut machen, und wünſche, daß Sie mir dabei helfen.

Bolz. Befehlen Sie über mich.

Adelheid. Der Oberſt muß verſöhnt werden. Sinnen Sie etwas aus, das geeignet iſt, ſein krankes Selbſtgefühl zu heilen.

Bolz. Ich habe daran gedacht und Einiges vorbereitet. Leider kann ich nichts thun, als ihm fühlbar machen, daß ſein Zorn gegen Oldendorf eine Thorheit iſt. Den milden Sinn, der zur Verſöhnung treibt, werden Sie allein hervorrufen können.

Adelheid. So müſſen wir Frauen unſer Heil verſuchen.

Bolz. Ich eile, unterdeß das Wenige zu thun, was ich vermag.

Adelheid. Leben Sie wohl, Herr Redacteur. Und denken Sie nicht allein an den Lauf der großen Welt, ſondern zuweilen auch an eine einzelne Fremdin, welche an dem unwürdigen Egoismus leidet, auf ihre eigene Hand das Glück zu ſuchen.

Bolz. Sie haben immer Ihr Glück darin gefunden, für das Glück Anderer zu ſorgen. Wer dieſen Egoismus hat, für den iſt es keine Kunſt, glücklich zu ſein. (Bolz ab.)

Adelheid (allein). Er liebt mich noch! — Er iſt ein zartfühlender, hochherziger Menſch! — Aber auch er iſt reſignirt, ſie ſind alle krank, dieſe Männer. Sie haben keine Courage! Aus lauter Gelehrſamkeit und Nachdenken über ſich ſelbſt haben ſie das Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren. Dieſer Konrad! warum ſagt er nicht zu mir: Adelheid, ich wünſche Sie zur Frau? Er iſt ja ſonſt unverſchämt genug! Behüte, er philoſophirt über meine Art Glück und ſeine Art Glück! Es war Alles ſehr ſchön, aber es iſt doch nichts als dummes Zeug. — Da ſind meine Junker auf dem Lande ganz andere Leute. Die tragen kein großes Bündel Weisheit mit ſich herum und haben mehr Grillen und Vorurtheile, als verzeihlich iſt; aber ſie haſſen und lieben doch tüchtig und trotzig darauf los, und vergeſſen die Sorge für ihr eigenes Wohlbefinden niemals. Sie ſind beſſer daran, ich lobe mir das Land, die friſche Luft und meine Aecker. — (Pauſe; mit Entſchloſſenheit) Die Union ſoll verkauft werden! Der Konrad ſoll mir auf das Land, damit er ſeine Grillen verliert! (Setzt ſich und ſchreibt; klingelt.)

Karl.

Dieſen Brief an Herrn Juſtizrath Schwarz, ich bitte ihn, ſich in einer dringenden Angelegenheit zu mir zu bemühen. (Karl ab.)

Ida.

Ida (aus der Seitenthür links). Ruhelos geh' ich umher! Laß mich hier ausweinen! (Weint an Adelheids Halſe.)

Adelheid (zärtlich). Armes Kind! Die böſen Männer haben ſchlimm an dir gehandelt. Traure, mein Liebling, aber ſei nicht ſo ſtumm und ergeben.

Ida. Ich habe nur den einen Gedanken, er iſt für mich verloren, für immer verloren!

Adelheid. Du biſt mein braves Mädchen. Aber ſei ruhig! Du haſt ihn gar nicht verloren! Im Gegentheil, wir wollen machen, daß du ihn weit ſchöner zurückerhältſt. Mit gerötheten Wangen und verklärten Augen ſoll er wieder vor dich treten, der edle Mann, dein erwählter Halbgott, und um Verzeihung ſoll dich der Halbgott auch bitten, daß er dir Schmerzen bereitet hat.

Ida (zu ihr aufſehend). Was ſagſt du?

Adelheid. Höre, heut Nacht hab' ich in den Sternen geleſen, daß du Frau Abgeordnete werden ſollſt. Ein großer Stern fiel vom Himmel und darauf war mit leſerlichen Buchſtaben geſchrieben: „Ohne Widerrede, ſie ſoll ihn haben!“ — Die Erfüllung iſt nur an eine Bedingung geknüpft.

Ida. Welche Bedingung? ſag' mir's.

Adelheid. Ich habe dir neulich von einem gewiſſen Fräulein und einem unbekannten Herrn erzählt. Weißt du?

Ida. Ich habe unaufhörlich daran gedacht.

Adelheid. Gut. An demſelben Tage, wo dieſe Dame ihren Ritter wiederfindet, wirſt auch du mit deinem Profeſſor verſöhnt werden. Nicht eher, nicht ſpäter, ſo ſteht's geſchrieben.

Ida. Ich glaube dir ſo gern. Und wann wird der Tag kommen?

Adelheid. Ja, mein Schatz, das weiß ich ſo genau nicht. Aber im Vertrauen, weil wir Mädchen allein ſind, die bewußte Dame hat das lange Hoffen und Harren herzlich ſatt, und ich fürchte, daß ſie einen verzweifelten Schritt thut.

Ida (ſie umarmend). Mache nur, daß es nicht zu lange dauert.

Adelheid (ſie haltend). Still, daß uns kein Mann hört!

Korb.

Was bringen Sie, alter Freund?

Korb. Fräulein, draußen iſt Herr Bellmaus, der Freund —

Adelheid. Schon gut; und er will mich ſprechen.

Korb. Ja, ich ſelbſt habe ihm zugeredet, ſich an Sie zu wenden, er hat Ihnen etwas zu erzählen.

Adelheid. Führen Sie ihn herein! (Korb ab.)

Ida. Laß mich fort, ich habe verweinte Augen.

Adelheid. So geh, mein Herz, in wenigen Minuten bin ich wieder bei dir. (Ida ab.) Auch der noch! Die ganze Union, einer nach dem andern!

Bellmaus.

Bellmaus (ſchüchtern, mit vielen Verbeugungen). Sie haben mir erlaubt, gnädiges Fräulein! —

Adelheid (freundlich). Ich freue mich, Sie bei mir zu ſehen, und bin neugierig auf die intereſſanten Entdeckungen, die Sie mir machen wollen.

Bellmaus. Ich möchte Niemandem lieber, als Ihnen, mein gnädiges Fräulein, anvertrauen, was ich gehört habe. Da ich von Herrn Korb erfahren, daß Sie eine Abonnentin unſerer Zeitung ſind, ſo habe ich das Vertrauen —

Adelheid. Daß ich auch verdiene, eine Freundin der Redacteure zu ſein. Ich danke Ihnen für die gute Meinung.

Bellmaus. Da iſt dieſer Schmock! Er iſt ein armer Menſch, der wenig in guter Geſellſchaft gelebt hat, und war bis jetzt Mitarbeiter am Coriolan.

Adelheid. Ich erinnere mich, ihn geſehen zu haben.

Bellmaus. Ich gab ihm auf den Wunſch von Bolz einige Gläſer Punſch. Darauf wurde er luſtig und erzählte mir von einem großen Complot, welches zwiſchen Senden und dem Redacteur des Coriolan beſteht. Dieſe beiden Herren haben nach ſeiner Verſicherung den Plan, unſern Profeſſor Oldendorf beim Herrn Oberſten in Mißcredit zu bringen, und deshalb haben ſie den Herrn Oberſt angetrieben, Artikel in den Coriolan zu ſchreiben.

Adelheid. Iſt denn der junge Mann, welcher Ihnen dieſe Entdeckungen gemacht hat, irgendwie zuverläſſig?

Bellmaus. Er kann nicht viel Punſch vertragen, und als er drei Gläſer getrunken hatte, erzählte er mir das alles freiwillig; ſonſt halte ich ihn freilich nicht für ſehr anſtändig. Ich glaube, er iſt ein guter Kerl, aber anſtändig? Nein, das iſt er doch nicht.

Adelheid (gleichgültig). Würde dieſer Herr — welcher die drei Gläſer Punſch getrunken hat, wohl bereit ſein, ſeine Enthüllungen vor andern Perſonen zu wiederholen?

Bellmaus. Er ſagte mir, daß er das thun wollte, und ſprach auch von Beweiſen.

Adelheid (bei Seite). Ah ſo! — (laut) Ich fürchte, die Beweiſe werden nicht genügend ſein. — Und Sie haben dem Profeſſor oder Herrn Bolz keine Mittheilung darüber gemacht?

Bellmaus. Unſer Profeſſor iſt jetzt ſehr beſchäftigt, und Bolz iſt der beſte und luſtigſte Menſch von der Welt; aber weil er ohnedies mit Herrn von Senden geſpannt iſt, ſo glaubte ich —

Adelheid (ſchnell). Und Sie hatten ganz Recht, lieber Herr Bellmaus. — Alſo ſonſt ſind Sie mit Herrn Bolz zufrieden?

Bellmaus. Er iſt ein verträglicher und ausgezeichneter Menſch, und ich ſtehe mit ihm ſehr gut, wir alle ſtehen gut mit ihm.

Adelheid. Das freut mich.

Bellmaus. Er iſt manchmal etwas übermüthig, aber er hat das beſte Herz von der Welt.

Adelheid (bei Seite). Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen werdet ihr die Wahrheit hören.

Bellmaus. Freilich iſt er eine rein proſaiſche Natur, für Poeſie hat er keinen Sinn.

Adelheid. Glauben Sie?

Bellmaus. Ja, in der Beziehung wird er oft auffällig.

Adelheid (aufſtehend). Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, auch wenn ich kein Gewicht darauf legen kann, und freue mich, in Ihnen einen Theil der Redaction kennen zu lernen. Die Herren Journaliſten ſind, wie ich merke, gefährliche Leute, und es iſt gut, ihr Wohlwollen zu erhalten, obgleich ich als unbedeutende Perſon mich bemühen will, nie Stoff zu einem Zeitungsartikel zu geben. — (Da Bellmaus zögert zu gehen.) Kann ich Ihnen noch in irgend etwas dienen?

Bellmaus (mit Wärme). Ja, gnädiges Fräulein, wenn Sie die Güte haben wollen, dieſes Exemplar meiner Gedichte anzunehmen. Es ſind zwar Jugendgedichte, meine erſten Verſuche, aber ich rechne auf Ihre freundliche Nachſicht. (Zieht ein Buch mit Goldſchnitt aus der Taſche, übergibt es.)

Adelheid. Ich danke Ihnen herzlich, Herr Bellmaus. Noch niemals hat mir ein Dichter ſeine Werke geſchenkt, ich werde das ſchöne Buch auf dem Lande durchleſen und mich unter meinen Bäumen darüber freuen, daß ich in der Stadt Freunde habe, welche auch an mich denken, wenn ſie für Andere das Schöne darſtellen.

Bellmaus (mit Feuer). Sein Sie überzeugt, gnädiges Fräulein, daß kein Dichter Sie vergeſſen wird, welcher das Glück gehabt hat, Sie kennen zu lernen. (Ab mit einer tiefen Verbeugung.)

Adelheid (allein). Dieſer Herr Schmock mit den drei Gläſern Punſch iſt doch wohl einer Bekanntſchaft werth. Korb ſoll ihn ſogleich aufſuchen. — Kaum bin ich in der Stadt angekommen, und mein Zimmer iſt wie ein Geſchäftsbureau, in welchem Redacteure und Schriftſteller ihr Weſen treiben. — Ich fürchte, das iſt eine Vorbedeutung. (Ab nach links.)

Es wird dunkel. Der Oberſt aus dem Garten.

Oberſt (langſam nach vorn). Es iſt mir lieb, daß es aus iſt zwiſchen uns. — (aufſtampfend) Sehr lieb iſt es mir! — (gedrückt) Ich fühle mich frei und leicht, wie ſeit lange nicht, ich glaube, ich könnte ſingen. — In dieſem Augenblick bin ich Gegenſtand der Unterhaltung bei allen Theetaſſen, auf allen Bierbänken. Ueberall Raiſonniren und Lachen: Dem geſchieht recht, dem alten Narren! Verdammt!

Karl mit Lichtern und der Zeitung.

Wer hat dir erlaubt, Licht zu bringen?

Karl. Herr Oberſt, es iſt die Stunde, wo Sie die Zeitung leſen. Hier iſt ſie. (Legt ſie auf den Tiſch.)

Oberſt. Unwürdiges Volk, dieſe Herren von der Feder! Feig, boshaft, hinterliſtig in ihrer Anonymität. Wie dieſe Bande jetzt triumphiren wird, und über mich! Wie ſie ihren Redacteur bis in die Wolken erheben! Da liegt das nichtswürdige Blatt! Darin ſteht meine Niederlage, ausposaunt mit vollen Backen, mit ſpöttiſchem Achſelzucken — — weg damit! (geht auf und ab, ſieht die Zeitung auf der Erde an, ſie aufhebend) Ich will's doch auskoſten! (ſetzt ſich) Hier gleich im Anfange: (leſend) Profeſſor Oldendorf — Majorität von zwei Stimmen. „Dies Blatt iſt verpflichtet, ſich über das Reſultat zu freuen." — Das glaub' ich. — „Aber nicht weniger erfreulich war der Wahlkampf, welcher voranging." — Natürlich. — „Es iſt vielleicht noch nicht dageweſen, daß, wie hier, zwei Männer einander gegenüberſtanden, ſo eng durch jahrelange Freundſchaft verbunden, beide in gleicher Weiſe durch das Wohlwollen ihrer Mitbürger ausgezeichnet. Es war ein ritterlicher Kampf zwiſchen zwei Freunden, voll Hochherzigkeit, ohne Groll, ohne Eiferſucht, ja vielleicht verbarg ſich in der Seele eines jeden von beiden der Wunſch, daß der befreundete Gegner, und nicht er, Sieger werde." (Legt das Blatt weg, trocknet ſich die Stirn ab.) Was iſt das für eine Sprache? — (lieſt) „Und abgeſehen von einzelnen Parteianſichten hat nie ein Mann größere Anſprüche auf den Sieg gehabt, als unſer verehrter Gegner. Was er durch ſeine biedere, edle Perſönlichkeit dem großen Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten gilt, das zu rühmen iſt hier nicht der Ort; wie er aber durch ſeine rege Theilnahme für alle gemeinnützigen Unternehmungen der Stadt mit Rath und That gewirkt, das iſt allgemein bekannt und wird gerade heut von unſern Mitbürgern mit lebhaftem Dank empfunden.“ — (legt das Blatt weg) Das iſt ein niederträchtiger Stil! — (lieſt weiter) „Durch eine ſehr geringe Majorität der Stimmen hat unſere Stadt beſchloſſen, die politiſchen Anſichten des jüngern Freundes in den Kammern geltend zu machen, aber von allen Parteien werden heut, wie verlautet, Adreſſen und Deputationen vorbereitet, nicht, um den Sieger im Wahlkampf zu feiern, ſondern um ſeinem Gegner, ſeinem edlen Freunde die allgemeine Achtung und Verehrung auszudrücken, deren nie ein Mann würdiger war als er.“ — Das iſt offenbarer Meuchelmord! Das iſt eine furchtbare Indiscretion Oldendorf's, das iſt eine Journaliſtenrache, ſo fein und zugeſpitzt. — O das ſieht ihm ähnlich! Nein, das ſieht ihm nicht ähnlich! Es iſt empörend, es iſt unmenſchlich! — Was ſoll ich thun? Deputationen und Adreſſen an mich? an Oldendorf's Freund? — Bah, das iſt alles nur Geſchwätz, Zeitungsgeſchrei, das koſtet nichts, als ein paar ſchöne Worte! Die Stadt weiß nichts von dieſen Empfindungen. Es iſt eine Gaunerei!

Karl.

Karl. Briefe von der Stadtpoſt. (legt ſie auf den Tiſch, ab.)

Oberſt. Darin ſteckt wieder etwas! Es iſt mir unheimlich, ſie aufzumachen. — (erbricht den erſten) Was Teufel! ein Gedicht? und an mich? „Unſerm edlen Gegner in der Politik, dem beſten Manne der Stadt“ — unterſchrieben? — wie iſt die Unterſchrift? Baus! Baus? kenne ich nicht, das muß ein Pſeudonym ſein! (lieſt) Es ſcheint ganz ausgezeichnete Poeſie! — Und was iſt hier? (öffnet den zweiten Brief) „Dem Wohlthäter der Armen, dem Vater der Verwaiſten“, eine Adreſſe — (lieſt) Verehrung und Herzensgüte — Unterſchrift: „Viele Frauen und Mädchen“, das Siegel ein P. P.? — Mein Gott, was ſoll das alles? bin ich behext? — Sind das in Wahrheit

Stimmen aus der Stadt, und wird der heutige Tag von den Menſchen ſo aufgefaßt, ſo muß ich geſtehen, daß die Leute beſſer von mir denken, — als ich ſelbſt. —

Karl.

Karl. Eine Anzahl Herren wünſcht den Herrn Oberſt zu ſprechen.

Oberſt. Was für Herren?

Karl. Sie ſagen: eine Deputation der Wahlmänner.

Oberſt. Führe ſie herein. Dieſe verdammte Zeitung hat doch Recht gehabt.

Piepenbrink, Kleinmichel, noch **drei andere Herren** (ſie verbeugen ſich, der Oberſt gleichfalls).

Piepenbrink (feierlich). Mein Herr Oberſt! — Eine Anzahl Wahlmänner hat uns als eine Deputation zu Ihnen geſandt, um Ihnen gerade heut zu ſagen, daß die ganze Stadt Sie für einen höchſt reſpectabeln und braven Mann hält.

Oberſt (kalt). Ich bin für die gute Meinung verbunden.

Piepenbrink. Da iſt nichts Verbindliches bei. Es iſt die Wahrheit. Sie ſind ein Ehrenmann durch und durch, und es macht uns Freude, Ihnen das zu ſagen; es kann Ihnen nicht unangenehm ſein, dies von Ihren Mitbürgern zu hören.

Oberſt. Ich habe mich ſelbſt immer für einen Mann von Ehre gehalten, meine Herren.

Piepenbrink. Da haben Sie ganz Recht gehabt. Und Sie haben Ihre brave Geſinnung auch bewieſen. Bei jeder Gelegenheit. Bei Armuth, bei Theuerung, in Vormundſchaften, auch bei unſerm Schützenfeſt, überall, wo uns Bürgern ein wohlwollender und guter Mann Freude machte oder nützlich war, da ſind Sie voran geweſen. Immer ſchlicht und treuherzig, ohne ſchnurrbärtiges Weſen und Hochmuth. Daher kommt es denn, daß wir Sie allgemein lieben und verehren.

Oberſt (fährt ſich über die Augen).

Piepenbrink. Heut haben viele von uns ihre Stimmen dem Profeſſor gegeben. Manche wegen der Politik, manche, weil ſie wiſſen, daß er Ihr genauer Freund iſt und vielleicht gar Ihr Schwiegerſohn wird.

Oberſt (ohne Härte). Mein Herr —

Piepenbrink. Auch ich ſelbſt habe Ihnen meine Stimme nicht gegeben.

Oberſt (etwas eifriger). Mein Herr —

Piepenbrink. Aber eben deswegen komme ich mit den Andern zu Ihnen, und deswegen ſagen wir Ihnen, wie man in der Bürgerſchaft von Ihnen denkt. Und wir wünſchen alle, daß Sie noch lange Ihre männliche Geſinnung und Ihr freundſchaftliches Herz uns erhalten mögen, als ein verehrter, äußerſt reſpectabler Herr und Mitbürger.

Oberſt (ohne Härte). Warum ſagen Sie das nicht dem Profeſſor, auf den Ihre Wahl gefallen iſt?

Piepenbrink. Er iſt noch jung. Er ſoll ſich's erſt in den Kammern verdienen, daß die Stadt ihm dankt. Sie aber haben's um uns verdient und deshalb kommen wir zu Ihnen.

Oberſt (aufrichtig). Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre freundlichen Worte. Sie thun mir gerade jetzt ſehr wohl. Ich bitte Sie um Ihren Namen.

Piepenbrink. Ich heiße Piepenbrink.

Oberſt (erkältet, aber nicht unhöflich). Ah ſo, das iſt der Name. — (mit Haltung) Ich danke Ihnen, meine Herren, für die wohlwollende Anſicht, welche Sie ausgeſprochen haben, gleichviel, ob Sie die wahre Meinung der Stadt wiedergeben, oder nach den Wünſchen Einzelner reden. Ich danke Ihnen, und ich werde fortfahren, das zu thun, was ich für Recht halte. (Verbeugt ſich, die Deputation ebenfalls, letztere ab.)

Alſo das iſt dieſer Piepenbrink, der warme Freund ſeines Freundes! — Aber die Worte dieſes Mannes waren verſtändig und ſein ganzes Ausſehen ehrenwerth, es iſt unmöglich, daß das alles Spitzbüberei ſein kann. — Wer weiß! Es ſind gewandte Intriganten. Senden mir Zeitungsartikel, Briefe und dieſe gutmüthigen Leute ins Haus, um mich weichherzig zu machen, geberden ſich vor aller Welt als meine Freunde, um mich zu zwingen, ihrer Falſchheit wieder zu trauen! Ja, ſo iſt's. Alles iſt abgekartet! Sie ſollen ſich getäuſcht haben!

Karl.

Karl. Herr Doctor Bolz!

Oberſt. Ich bin für Niemand mehr zu Hauſe.

Karl. Das habe ich dem Herrn auch geſagt, aber er beſtand darauf, den Herrn Oberſten zu ſprechen, er komme in einer Ehrenſache.

Oberſt. Was? Oldendorf wird doch nicht ſo wahnſinnig ſein — führ' ihn her!

Bolz.

Bolz (mit Haltung). Herr Oberſt, ich komme, Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche für die Ehre eines Dritten nothwendig iſt.

Oberſt. Ich bin darauf gefaßt und bitte Sie, dieſelbe nicht zu lang auszudehnen.

Bolz. Nur ſo lang, als nöthig iſt. Der Artikel in dem heutigen Abendblatt der Union, welcher Ihre Perſönlichkeit beſpricht, iſt von mir geſchrieben und von mir ohne Oldendorf's Wiſſen in die Zeitung geſetzt.

Oberſt. Es iſt mir kaum von Intereſſe zu wiſſen, wer den Artikel geſchrieben hat.

Bolz (artig). Aber es iſt mir von Wichtigkeit, Ihnen zu ſagen, daß er nicht von Oldendorf iſt und daß Oldendorf nichts davon gewußt hat. Mein Freund war in den letzten Wochen ſo ſehr durch Trübes und Schmerzliches, das er ſelbſt erleben mußte, in Anſpruch genommen, daß er die Leitung des Blattes mir allein überließ. Für Alles, was in dieſer letzten Zeit darin ſtand, bin ich allein verantwortlich.

Oberſt. Und wozu machen Sie dieſe Eröffnung?

Bolz. Es wird Ihrem Scharfblick nicht entgehen, Herr Oberſt, daß nach der Scene, welche heut zwiſchen Ihnen und meinem Freunde vorgefallen iſt, Oldendorf als Mann von Ehre einen ſolchen Artikel weder ſchreiben, noch in ſeine Zeitung aufnehmen konnte.

Oberſt. Wie ſo, mein Herr? In dem Artikel ſelbſt habe ich nichts Unwürdiges gefunden.

Bolz. Der Artikel ſetzt meinen Freund in Ihren Augen dem Verdacht aus, als wolle er durch unwürdige Schmeichelei Ihre Theilnahme wieder gewinnen. Nichts liegt ihm ferner als ein ſolcher Weg. Sie, Herr Oberſt, ſind zu ſehr Mann von Ehre, um ſelbſt bei Ihrem Feinde eine gemeine Handlung natürlich zu finden.

Oberſt. Sie haben Recht! — (bei Seite) Dieſer Trotz iſt unerträglich. — Iſt Ihre Erklärung zu Ende?

Bolz. Sie iſt es. Ich habe noch eine zweite beizufügen, daß ich ſelbſt ſehr bedaure, dieſen Artikel geſchrieben zu haben.

Oberſt. Ich thue Ihnen wohl nicht Unrecht, wenn ich annehme, daß Sie ſchon Anderes geſchrieben haben, was eher zu bedauern war.

Bolz (fortfahrend). Dieſen Artikel ließ ich drucken, bevor ich von Ihrer letzten Unterredung mit Oldendorf Kenntniß hatte; (ſehr artig) ich bedaure ihn deshalb, weil er nicht ganz wahr iſt. Ich war zu ſchnell, als ich dem Publicum Ihre Perſönlichkeit ſchilderte, das Bild entſpricht wenigſtens heut nicht mehr der Wirklichkeit, es iſt geſchmeichelt.

Oberſt (ausbrechend). Nun, beim Teufel, das iſt grob!

Bolz. Verzeihung, es iſt nur wahr! Ich wünſche Sie zu überzeugen, daß auch ein Journaliſt bedauern kann, Unwahres geſchrieben zu haben.

Oberſt. Herr! — (bei Seite) Ich muß an mich halten, er behält ſonſt immer Recht. — Mein Herr Doctor, ich ſehe, daß Sie ein gewandter Mann ſind und Ihr Handwerk verſtehen. Da Sie außerdem heut in der Stimmung ſcheinen, nur die Wahrheit zu reden, ſo erſuche ich Sie noch, mir zu ſagen, ob Sie vielleicht auch die Demonſtrationen geleitet haben, welche ſich mir heut als Stimmen des Publicums darſtellen.

Bolz (ſich verneigend). Allerdings bin ich dabei nicht unthätig geweſen.

Oberſt (ihm die Briefe hinhaltend, heftig). Haben Sie dies veranlaßt?

Bolz. Zum Theil, Herr Oberſt. — Dies Gedicht iſt der Herzenserguß eines ehrlichen Jungen, welcher in Ihnen den väterlichen Freund Oldendorf's und das Ideal eines ritterlichen Helden verehrt; ich habe ihm den Muth gemacht, Ihnen das Gedicht zu überſenden. Es war wenigſtens gut gemeint. Der Poet mag ſich ein anderes Ideal ſuchen. — Die Adreſſe kommt von Frauen und Mädchen, welche den Verein für Erziehung verwahrloſter Kinder bilden. Der Verein zählt auch Fräulein Ida Berg unter ſeine Mitglieder, ich ſelbſt habe den Damen dieſe Adreſſe verfaßt, ſie iſt von der Tochter des Weinhändlers Piepenbrink abgeſchrieben.

Oberſt. Ungefähr ſo habe ich dieſe Briefe beurtheilt. Es iſt unnöthig zu fragen, ob Sie auch der Maſchiniſt ſind, welcher mir die Bürger hergeſchickt hat.

Bolz. Wenigſtens habe ich nicht abgerathen.

Von außen vierſtimmiges Männer-Quartett.

Hoch, hoch, hoch!
Es lebt ein Ritter hochgeſinnt
In unſrer Mauern Bann,
Ihn ſegnet jedes Bürgerkind,
Den edlen, treuen Mann.
Wer Hilfe ſucht in Noth und Leid,
Der ruft den Ritter werth,
Denn Liebe iſt ſein Waffenkleid,
Erbarmen heißt ſein Schwert.
Wir feiern heut mit Sang und Wort
Ihn, aller Armen Schutz und Hort,
Den Oberſt, den Oberſt,
Den edlen Oberſt Berg.

Oberſt (Klingelt nach den erſten Takten des Geſanges).

Karl.

Du wirſt Niemand vorlaſſen, wenn du in meinem Dienſt bleiben willſt.

Karl (erſchrocken). Herr Oberſt, ſie ſind ſchon im Garten, eine große Geſellſchaft, es iſt die Liedertafel, die Anführer ſtehen bereits auf der Treppe.

Bolz (der das Fenſter geöffnet). Sehr gut geſungen, Herr Oberſt — Templer und Jüdin —. Es iſt der beſte Tenor unſerer Stadt, und die Begleitung iſt originell genug.

Oberſt (bei Seite). Es iſt zum Tollwerden! — Führe die Herren herein. (Karl ab; am Ende der Strophe:)

Fritz Kleinmichel, zwei andere Herren.

Fritz Kleinmichel. Herr Oberſt, die hieſige Liedertafel bittet um die Erlaubniß, Ihnen einige Lieder ſingen zu dürfen. Hören Sie das kleine Ständchen als einen ſchwachen Ausdruck der allgemeinen Verehrung und Liebe freundlich an.

Oberſt. Meine Herren, ich bedaure ſehr, daß eine Erkrankung in meiner Familie mir wünſchenswerth machen muß, Ihre künſtleriſchen Leiſtungen abgekürzt zu ſehen. Ich danke Ihnen für die gute Meinung und erſuche Sie, Herrn Profeſſor Oldendorf die Lieder zu ſingen, die Sie mir zugedacht haben.

Fritz Kleinmichel. Wir hielten es für Pflicht, zuerſt Sie zu begrüßen, bevor wir Ihren Freund aufſuchen. Um Kranke nicht zu ſtören, werden wir uns, wenn Sie erlauben, weiter vom Hauſe ab im Garten aufſtellen.

Oberſt. Thun Sie nach Ihrem Belieben. (Fritz Kleinmichel und die beiden Andern ab.) — Iſt dieſer Aufzug auch von Ihrer Erfindung?

Bolz (ſich verneigend). Wenigſtens zum Theil! — Aber Sie ſind zu gütig, Herr Oberſt, wenn Sie alle dieſe Demonſtrationen auf mich allein zurückführen; mein Antheil daran iſt doch ſehr gering. Ich habe nichts gethan, als die öffentliche Meinung ein wenig redigirt. Dieſe vielen Menſchen ſind keine Puppen, welche ein gewandter Puppenſpieler an den Drähten umherziehen könnte. Alle dieſe Stimmen gehören tüchtigen und ehrenwerthen Perſonen an, und was ſie Ihnen geſagt haben, das iſt in der That die allgemeine Meinung der Stadt, das heißt, die Ueberzeugung der Beſſeren und Verſtändigen in der Stadt. Wäre ſie es nicht, ſo hätte ich mich dieſen braven Leuten gegenüber ſehr vergeblich bemüht, auch nur einen von ihnen in Ihr Haus zu führen.

Oberſt. Er hat wieder Recht, und ich habe immer Unrecht!

Bolz (ſehr artig). Geſtatten Sie mir noch die Erklärung, daß mir gegenwärtig auch dieſe zarten Aeußerungen der allgemeinen Achtung unpaſſend erſcheinen, und daß ich den Antheil, welchen ich daran habe, höchlich bedaure. Wenigſtens heut hat ein Freund Oldendorf's keine Veranlaſſung, Ihren ritterlichen Sinn oder Ihre Selbſtverleugnung zu feiern.

Oberſt (auf ihn zugehend). Mein Herr Doctor, Sie benutzen das Vorrecht Ihrer Zunft, rückſichtslos zu reden und Fremde zu beleidigen, in einer Weiſe, welche meine Geduld erſchöpft. Sie ſind in meinem Hauſe, und es iſt eine gewöhnliche Rückſicht der geſellſchaftlichen Klugheit, daß man das Hausrecht des Gegners reſpectirt.

Bolz (ſich über einen Stuhl lehnend, gemüthlich). Wenn Sie damit ſagen wollen, daß Ihnen das Recht zuſteht, unangenehme Fremde aus Ihrem Hauſe zu entfernen, ſo war es unnöthig, mich daran zu erinnern; denn Sie haben heut ſchon einen Andern aus Ihrem Hauſe gewieſen, dem ſeine Liebe zu Ihnen ein größeres Recht gab hier zu ſein, als ich habe.

Oberſt. Herr, eine ſolche Dreiſtigkeit iſt mir noch nicht vorgekommen.

Bolz (ſich verneigend). Ich bin Journaliſt, Herr Oberſt, und nehme nur das in Anſpruch, was Sie ſoeben das Vorrecht meiner Zunft nannten.

Großer Marſch von Blasinſtrumenten. **Karl** ſchnell herein.

Oberſt (ihm entgegen). Verſchließe das Gartenthor, Niemand ſoll herein. (Die Muſik ſchweigt.)

Bolz (am Fenſter). Sie ſperren Ihre Freunde aus, diesmal bin ich unſchuldig.

Karl. Ach, Herr Oberſt, es iſt zu ſpät. Hinten im Garten ſtehen die Sänger, und vorn kommt ein ungeheurer Zug vor das Haus, es iſt Herr von Senden und die ganze Reſſource. (Nach dem Hintergrund.)

Oberſt. Herr, ich wünſche, daß die Unterredung zwiſchen uns ein Ende nehme.

Bolz (aus dem Fenſter zurückſprechend). In Ihrer Lage, Herr Oberſt, finde ich dieſen Wunſch ſehr natürlich. (wieder hinausſehend) Ein brillanter Aufzug, ſie tragen alle Papierlaternen. Auf den Laternen ſind Inſchriften! — Außer den gewöhnlichen Deviſen der Reſſource ſehe ich noch andere. — Daß dieſer Bellmaus doch niemals zuſieht, wo er der Zeitung nützlich ſein könnte. (ſchnell eine Brieftaſche vorziehend) Die Inſchriften wollen wir ſchnell für die Zeitung notiren. (zurückſprechend) Verzeihen Sie! — Ach, das iſt höchſt merkwürdig: „Nieder mit unſern Feinden!“ — und hier eine ſchwärzliche Laterne mit weißen Buchſtaben: „Pereat die Union!“ Alle Wetter! (zum Fenſter hinausrufend) Guten Abend, meine Herren!

Oberſt (zu ihm tretend). Herr, Sie ſind des Teufels!

Bolz (ſich ſchnell umdrehend). Es iſt ſehr gütig von Ihnen, Herr Oberſt, daß Sie ſich neben mir am Fenſter zeigen. (Oberſt tritt zurück.)

Senden (von unten). Was iſt das für eine Stimme?

Bolz. Guten Abend, Herr von Senden! — Der Herr, welcher die braune Laterne mit der weißen Inſchrift trägt, würde uns ſehr verbinden, wenn er die Güte haben wollte, dem Herrn Oberſt die Laterne einmal heraufzureichen. Blaſen Sie Ihr Licht aus, Mann, und reichen Sie mir die Laterne. — So, ich danke Ihnen, Mann mit der geiſtreichen Deviſe. — (die Stocklaterne hereinholend) Hier, Herr Oberſt, iſt das Document der brüderlichen Geſinnung, welche Ihre Freunde gegen uns hegen. (Reißt die Laterne vom Stock) Die Laterne für Sie, der Stock für den Laternenträger. (Wirft den Stock zum Fenſter hinaus.) Ich habe die Ehre mich zu empfehlen. (Wendet ſich zum Abgang, begegnet Adelheid.)

Männerchor wieder nahe „Es lebt ein Ritter hochgeehrt", einfallender Tuſch, vielſtimmiges: der Oberſt Berg ſoll leben, hoch!

Adelheid.

Adelheid (von der Seite links während des Lärms eintretend). Iſt denn heut die ganze Stadt in Aufruhr?

Bolz. Ich habe das Meine gethan, er iſt halb bekehrt. Gute Nacht!

Oberſt (die Laterne zu Boden werfend, wüthend). Zum Teufel mit allen Journaliſten!

Männerchor, **Senden**, **Blumenberg** und viele andere **Herren** (im Zuge an der Gartenthür ſichtbar; die Deputation tritt ein, Chor und Laternen gruppiren ſich am Eingange).

Senden (mit lauter Stimme, bis der Vorhang am Boden iſt). Herr Oberſt, die Reſſource gibt ſich die Ehre, ihr hochverehrtes Mitglied zu begrüßen.

Der Vorhang fällt während der letzten Worte.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Gartenſaal im Hauſe des Oberſten.

Oberſt, vom Garten eintretend, hinter ihm **Karl**.

Oberſt (am Eingang, unwirſch). Wer hat dem Wilhelm befohlen, das Pferd vor den Schlafzimmern umherzuführen? Der Schlingel macht mit den Eiſen einen Lärm, der Tote aufwecken könnte.

Karl. Werden der Herr Oberſt heut nicht ausreiten?

Oberſt. Nein! in den Stall mit dem Pferde!

Karl. Zu Befehl, Herr Oberſt. (Ab.)

Oberſt (klingelt, Karl wieder an der Thür). Iſt das Fräulein zu ſprechen?

Karl. Sie iſt in ihrem Zimmer, der Herr Juſtizrath iſt bereits ſeit einer Stunde bei ihr.

Oberſt. Wie? am frühen Morgen?

Karl. Hier iſt ſie ſelbſt. (Ab, nachdem Adelheid eingetreten.)

Adelheid, Korb (aus der Thür rechts).

Adelheid (zu Korb). Sie bleiben wohl in der Nähe der Gartenthür, und wenn der bewußte junge Herr kommt, dann führen Sie ihn zu uns. (Korb ab.) Guten Morgen, Herr Oberſt! (an ihn tretend und ihn heiter anſehend) Wie iſt das Wetter heut?

Oberſt. Grau, Mädchen, grau und ſtürmiſch! Aerger und Gram ſauſen in meinem Kopf herum, daß er mir zerſpringen möchte. Wie geht es der Kleinen?

Adelheid. Beſſer. Sie iſt ſo geſcheidt geweſen, gegen Morgen einzuſchlafen. Jetzt iſt ſie traurig, aber gefaßt.

Oberſt. Gerade dieſe Faſſung iſt mir ärgerlich. Wenn ſie nur einmal ſchreien wollte und ſich etwas in die Haare fahren; es wäre ſchrecklich, aber es wäre doch Natur darin. Aber dies Lächeln und ſich Abwenden und dies Abtrocknen heimlicher Thränen, das nimmt mir meine Faſſung. Das iſt bei meinem Kinde unnatürlich.

Adelheid. Vielleicht kennt ſie das gütige Herz ihres Vaters beſſer als er ſelbſt, vielleicht hofft ſie noch!

Oberſt. Worauf? Auf eine Verſöhnung mit ihm? Nach dem, was geſchehen, iſt eine Verſöhnung zwiſchen Oldendorf und mir unmöglich.

Adelheid (bei Seite). Ob er wünſcht, daß ich ihm widerſpreche?

Korb.

Korb (zu Adelheid). Der Herr iſt gekommen.

Adelheid. Ich werde klingeln. (Korb ab.) — Helfen Sie mir in einer kleinen Verlegenheit, ich habe einen fremden jungen Mann zu ſprechen, der hilfsbedürftig ſcheint, und möchte gern, daß Sie in der Nähe blieben — darf ich die Thür hier offen laſſen? (weiſt auf die Thür links.)

Oberſt. Das heißt wohl auf deutſch, ich ſoll dort hineingehen?

Adelheid. Ich bitte, nur auf fünf Minuten.

Oberſt. Meinetwegen, wenn ich nur nicht horchen ſoll.

Adelheid. Das verlange ich nicht, aber zuhören werden Sie doch, wenn das Geſpräch Sie intereſſiren ſollte.

Oberſt (lächelnd). Dann werde ich hereinkommen. (Ab nach links. Adelheid klingelt.)

Schmock, Korb (am Eingange, ſogleich wieder ab).

Schmock (ſich verbeugend). Ich wünſche einen guten Morgen. — Sind Sie das Fräulein, welches ihren Schreiber zu mir geſchickt hat?

Adelheid. Ja. Sie haben den Wunſch geäußert, mich ſelbſt zu ſprechen.

Schmock. Wozu ſoll der Schreiber wiſſen, wenn ich Ihnen etwas zu ſagen habe? — Hier ſind die Zettel, die der Senden geſchrieben hat, welche ich gefunden habe im Papierkorbe des Coriolan. Sehen Sie nach, ob ſie für den Oberſten zu brauchen ſind. Was ſoll ich damit anfangen? Es iſt nichts damit zu machen.

Adelheid (hineinſehend, bei Seite leſend). Hier ſende ich Ihnen die unglückliche ſtiliſtiſche Arbeit u. ſ. w. — Unvorſichtig und ſehr gewöhnlich! (legt ſie auf den Tiſch. Laut) In jedem Falle ſind dieſe unbedeutenden Billete in meinem Papierkorbe beſſer verwahrt, als in einem andern. — Und was veranlaßt Sie, mein Herr, mir Ihr Vertrauen zu ſchenken?

Schmock. Der Bellmaus hat mir doch geſagt, daß Sie eine geſchickte Perſon ſind, die dem Oberſten auf gute Weiſe ſagen wird, er ſolle ſich vor dem Senden und vor meinem Redacteur in Acht nehmen. Und der Oberſt iſt ein humaner Mann, er hat mir neulich vorgeſetzt ein Glas ſüßen Wein und Semmel mit Lachs zum Frühſtück.

Oberſt (an der Thür ſichtbar, mitleidig die Hände faltend). Du lieber Gott!

Schmock. Warum ſoll ich ihn hintergehen laſſen von dieſen Menſchen?

Adelheid. Wenn Ihnen das Frühſtück nicht unangenehm war, ſo wollen wir für ein zweites ſorgen.

Schmock. O ich bitte, bemühen Sie ſich meinetwegen nicht.

Adelheid. Können wir Ihnen ſonſt mit etwas helfen?

Schmock. Womit ſollen Sie mir helfen? (ſeine [illegible] und Kleider betrachtend) Ich habe jetzt Alles im Stande. Mein Unglück iſt nur, ich ſtecke in einem ſchlechten Geſchäft. Ich muß ſehen, daß ich aus der Literatur herauskomme.

Adelheid (mitleidig). Es iſt wohl recht ſchwer, ſich in der Literatur wohl zu fühlen?

Schmock. Je nachdem. — Mein Redacteur iſt ein ungerechter Menſch. Er ſtreicht zu viel und bezahlt zu wenig. Achten Sie vor allem auf Ihren Stil, ſagt er, guter Stil iſt die Hauptſache. Schreiben Sie gewichtig, Schmock, ſagt er, ſchreiben Sie tief, man verlangt das heut zu Tage von einer Zeitung, daß ſie tief iſt. Gut, ich ſchreibe tief, ich mache meinen Stil logiſch. Wenn ich ihm aber die Arbeit bringe, ſo wirft er ſie von ſich und ſchreit: Was iſt das? Das iſt ſchwerfällig, das iſt pedantiſch, ſagt er. Sie müſſen ſchreiben genial, brillant müſſen Sie ſein, Schmock, es iſt jetzt Mode, daß Alles angenehm ſein ſoll für die Leſer. — Was ſoll ich thun? Ich ſchreibe wieder genial, ich ſetze viel Brillantes hinein in den Artikel; und wenn ich ihn bringe, nimmt er den Rothſtift und ſtreicht alles Gewöhnliche und läßt mir nur die Brillanten ſtehen.

Oberſt. Iſt ſo etwas möglich?

Schmock. Wie kann ich beſtehen bei ſolcher Behandlung? Wie kann ich ihm ſchreiben lauter Brillantes die Zeile für fünf Pfennige? Dabei kann ich nicht beſtehen. Und deshalb will ich ſehen, daß ich aus dem Geſchäft herauskomme. Wenn ich nur könnte verdienen fünfundzwanzig bis dreißig Thaler, ich wollte in meinem Leben nicht wieder ſchreiben für eine Zeitung, ich wollte dann mein eignes Geſchäft anfangen, ein kleines Geſchäft, das mich ernähren könnte.

Adelheid. Warten Sie einen Augenblick! (ſucht in ihrer Börſe.)

Oberſt (eilig hervorkommend). Ueberlaſſen Sie das mir, liebe Adelheid. Der junge Mann will aufhören Journaliſt zu ſein, das geht mich an! Hier, hier iſt Geld, wie Sie ſich wünſchen, wenn Sie mir verſprechen, von heute ab keine Feder mehr für eine Zeitſchrift anzurühren. Hier, nehmen Sie!

Schmock. Ein preußiſches Kaſſenbillet von fünfundzwanzig Thalern Courant? Auf meine Ehre, ich verſprech's Ihnen, Herr Oberſt, auf meine Ehre und Seligkeit, ich gehe noch heut zu einem Vetter von mir, welcher ein ſolides Geſchäft hat. Will der Herr Oberſt einen Schuldſchein, oder ſoll ich ausſtellen einen Wechſel auf mich ſelber mit langer Friſt?

Oberſt. Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrem Wechſel!

Schmock. So will ich einen richtigen Schuldſchein ausſtellen. Es iſt mir lieber, daß es nur ein Schuldſchein iſt.

Oberſt (ungeduldig). Auch Ihren Schuldſchein will ich nicht. — Herr, gehen Sie in Gottes Namen!

Schmock. Und wie wird's ſein mit den Zinſen? Kann ich's haben gegen fünf Procent, ſo wäre mir's lieb.

Adelheid. Der Herr ſchenkt Ihnen das Geld.

Schmock. Er ſchenkt mir das Geld? Es iſt ein Wunder! — Wiſſen Sie was, Herr Oberſt, wenn ich nichts mache mit dem Geld, ſo bleibt es geſchenkt; wenn ich mir damit aufhelfe, ſo bring' ich's Ihnen zurück. Ich hoffe, ich werde mir aufhelfen.

Oberſt. Halten Sie das ganz nach Ihrem Belieben.

Schmock. Es iſt mir ganz lieb ſo, Herr Oberſt. Unterdeß danke ich Ihnen, und mög' es Ihnen vergolten werden durch eine andere Freude, die Sie haben. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herrſchaften.

Adelheid. Das Frühſtück wollen wir nicht vergeſſen. (Klingelt. Korb tritt ein.) Lieber Korb! (Spricht leiſe mit ihm.)

Schmock. Bitte ſehr, laſſen Sie doch das! (Schmock und Korb ab.)

Oberſt. Und jetzt, mein Fräulein, erklären Sie mir dieſe ganze Unterredung; ſie geht mich nahe genug an.

Adelheid. Senden hat ſich gegen Andere taktlos über ſeine Stellung zu Ihnen und Ihrem Hauſe ausgeſprochen. Dieſer junge Mann hatte etwas davon gehört, und Billete von Senden in Beſitz, in welchen einige unpaſſende Ausdrücke verkommen. Ich hielt es für gut, dieſe Billete aus ſeinen Händen herauszuziehen.

Oberſt. Ich erſuche Sie um dieſe Briefe, Adelheid.

Adelheid (zögernd). Wozu, Herr Oberſt?

Oberſt. Ich werde mich nicht ärgern, Mädchen.

Adelheid. Das verlohnt ſich auch nicht. Und doch bitte ich Sie, nicht hineinzuſehen. — Sie wiſſen jetzt genug, denn Sie wiſſen, daß er mit ſeiner Umgebung ein ſo großes Vertrauen, als Sie ihm in der letzten Zeit gegönnt haben, nicht zu würdigen weiß.

Oberſt (ſchmerzlich). O pfui, pfui! — Ich habe in meinen alten Tagen Unglück mit meinen Bekanntſchaften.

Adelheid. Wenn Sie Oldendorf mit dieſem hier — (auf die Briefe weiſend) in eine Klaſſe ſetzen, ſo haben Sie Unrecht.

Oberſt. Das thue ich nicht, Mädchen. Den Senden habe ich nicht ſo lieb gehabt, und deshalb trage ich's leichter, daß er mich verletzt.

Adelheid (ſanft). Und weil Sie den Andern geliebt haben, deshalb waren Sie geſtern ſo —

Oberſt. Sprechen Sie's nur aus, Sittenprediger — ſo hart und ungeſtüm.

Adelheid. Mehr als das, Sie waren ungerecht.

Oberſt. Ich habe mir in dieſer Nacht daſſelbe geſagt, wenn ich an Ida's Zimmer trat und das arme Ding weinen hörte. Ich war ein gekränkter, zorniger Mann und hatte Unrecht in der Form, in der Sache ſelbſt hatte ich doch Recht. Mag er Deputirter ſein, er paßt dazu vielleicht beſſer als ich; daß er ein Zeitungsſchreiber iſt, das trennt uns.

Adelheid. Er thut doch nur, was Sie auch thaten.

Oberſt. Erinnern Sie mich nicht an dieſe Thorheit! — Wenn er als mein Schwiegerſohn den Lauf der Welt anders beurtheilte als ich, ſo könnte ich's wohl ertragen. Wenn er aber alle Tage Gefühle und Geſinnungen, die den meinen entgegenſtehen, laut in die Welt ruft, und ich das leſen müßte, und überall hören müßte, wie mein Schwiegerſohn von meinen Freunden und alten Kameraden deshalb verſpottet und geſcholten wird, und das alles hinunterſchlucken müßte, ſehen Sie, das kann ich nicht!

Adelheid. Und Ida? Weil Sie das nicht ertragen wollen, deshalb wird Ida unglücklich.

Oberſt. Mein armes Kind! Sie iſt jetzt unglücklich geweſen, die ganze Zeit hindurch. Das halbe Weſen zwiſchen uns Männern hat ſchon lange nichts getaugt. Es iſt beſſer, daß es mit einem großen Schmerz ein Ende nimmt.

Adelheid [illegible]. Noch ſehe ich das Ende nicht. Ich werde es erſt ſehen, wenn Ida wieder ſo fröhlich lacht, als ſie ſonſt that.

Oberſt [illegible]. So werde ich ihm mein Kind übergeben und mich allein in einen Winkel ſetzen! — Ich dachte meine letzten Tage anders, aber verhüte Gott, daß mein geliebtes Mädchen durch mich unglücklich werden ſollte! Er iſt zuverläſſig und ehrenhaft, er wird ſie gut halten. — Ich werde wieder in die kleine Stadt ziehen, aus der ich hergekommen bin.

Adelheid [illegible]. Mein würdiger Freund, nein, das ſollen Sie nicht. Weder Oldendorf noch Ida würden ihr Glück einem ſolchen Opfer verdanken wollen. — Wenn nun Senden und ſeine Freunde dem Profeſſor die Zeitung unter den Händen fortziehen, wie dann?

Oberſt [illegible]. Dann wäre er kein Journaliſt mehr! — [illegible] Ich will nichts von dem Plane hören, das hinterliſtige Handeln gefällt mir nicht.

Adelheid. Mir auch nicht. — [illegible] Herr Oberſt, Sie haben mir oft ein Vertrauen geſchenkt, das mich glücklich und ſtolz gemacht hat. Sie haben mir auch heute geſtattet, rückſichtsloſer zu ſprechen, als einem Mädchen ſonſt wohl erlaubt wird. Wollen Sie mir noch einen großen Beweis Ihrer Achtung geben?

Oberſt (ihr die Hand drückend). Adelheid, wir wiſſen, wie wir mit einander ſtehen. Sprechen Sie.

Adelheid. Sein Sie heut auf eine Stunde mein getreuer Ritter. Erlauben Sie mir, daß ich Sie mit mir führe, wohin es auch ſei.

Oberſt. Was haben Sie vor, Kind?

Adelheid. Nichts Unrechtes, nichts, was Ihrer und meiner unwürdig wäre. Es ſoll Ihnen nicht lange Geheimniß bleiben.

Oberſt. Wenn es ſein muß, ich gebe mich gefangen. Aber darf ich nicht ungefähr wiſſen, was ich zu thun habe?

Adelheid. Sie ſollen mich bei einem Beſuch begleiten und ſich dabei an das erinnern, was wir jetzt ſo verſtändig mit einander geſprochen haben.

Oberſt. Bei einem Beſuch?

Korb.

Adelheid. Bei einem Beſuch, den ich in meinem eigenen Intereſſe mache.

Korb (zu Adelheid). Herr von Senden wünſcht Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

Oberſt. Ich will ihn jetzt nicht ſehen.

Adelheid. Ruhe, Herr Oberſt, wir haben nicht Zeit, auch mit dem zu zürnen. Ich werde ihn auf einige Augenblicke annehmen müſſen.

Oberſt. Dann gehe ich fort.

Adelheid (bittend). Um mich ſogleich zu begleiten? Der Wagen wartet.

Oberſt. Ich gehorche dem Commando. (Ab nach links.)

Adelheid. Ich habe einen ſchnellen Entſchluß gefaßt, ich habe etwas gewagt, was für ein Mädchen wohl zu keck war, denn ich fühle jetzt, wo die Entſcheidung naht, daß mein Muth mich verläßt. — Ich mußte es thun um ſeinetwillen und für uns alle. — (zu Korb) Bitten Sie Fräulein Ida, ſich bereit zu halten. Der Kutſcher ſoll ſogleich umkehren ſie abzuholen. —

Lieber Korb, denken Sie an mich. Ich gehe einen wichtigen Gang, mein alter Freund. — (Adelheid ab.)

Korb (allein). Tauſend! glänzen der die Augen! Was hat ſie vor? Sie will doch nicht gar den alten Oberſt entführen? Was ſie auch vor hat, ſie ſetzt's durch. Es gibt nur einen, der mit ihr fertig werden könnte. O Herr Konrad, wenn ich reden dürfte! (Ab.)

Zweite Scene.

Redactionszimmer der Union.

Bolz aus der Thür links, gleich darauf Müller.

Bolz (zur Mittelthür). Hier herein mit dem Tiſch!

Müller (trägt einen kleinen gedeckten Tiſch mit Weinflaſchen, Gläſern und Tellern nach dem Vordergrund links, rückt fünf Stühle, ſprechend:) Herr Piepenbrink läßt ſich empfehlen und ſagen, der Wein wäre von dem gelbgeſiegelten, und wenn der Herr Doctor Geſundheiten tränke, möchte er auch Herrn Piepenbrinks Geſundheit nicht vergeſſen. Er war ſehr fidel, der dicke Herr. Und Madame Piepenbrink erinnerte ihn daran, daß er auf die Union abonniren ſollte; er trug mir auf, das zu beſtellen.

Bolz (welcher unterdeß in Papieren geblättert, aufſtehend). Her den Wein! (Müller gießt in ein Glas.) Dem würdigen Weinſchenk zu Ehren! (trinkt) Ich habe ihn leichtfertig behandelt, aber ſein Herz hat ſich als treu bewährt. Sagen Sie ihm, die Geſundheit ſei nicht vergeſſen worden. Hier die Flaſche für Sie! — Jetzt trollt euch! (Müller ab, Bolz die Thür links öffnend:) Kommt, ihr Herren, heut löſe ich mein Wort.

Kämpe, Bellmaus, Körner.

Hier iſt das verſprochene Frühſtück. — Und jetzt, ihr allerliebſten Eintagsfliegen, ſchnell! malt eure Backen und eure Laune ſo roſafarben, als eurem Witze nur möglich iſt. (einſchenkend) Der große Sieg iſt erfochten, die Union hat einen der edelſten

Triumphe gefeiert; noch in ſpäten Jahrhunderten werden verſpätete Enkel ſtaunend ſagen: das waren glorreiche Tage und ſo weiter, Fortſetzung ſiehe in der heutigen Nummer der Zeitung. — Bevor wir uns ſetzen, den erſten Toaſt —

Kämpe. Der erwählte Deputirte —

Bolz. Nein, der erſte Toaſt gilt der gemeinſamen Mutter, der großen Macht, welche Deputirte hervorbringt: die Zeitung, ſie florire!

Alle. Hoch! (ſtoßen an.)

Bolz. Hoch! und zum zweiten lebe — halt, der Deputirte ſelber fehlt noch.

Kämpe. Da kommt er.

Oldendorf.

Bolz. Der Abgeordnete unſerer ehrwürdigen Stadt, Chefredacteur und Profeſſor, Journaliſt und brave Mann, welcher gegenwärtig zürnt, daß hinter ſeinem Rücken Allotria in die Zeitung geſetzt worden ſind, er lebe hoch!

Alle. Hoch!

Oldendorf (freundlich.) Ich danke den Herren.

Bolz (Oldendorf nach dem Vordergrund ziehend, bei Seite). Und du biſt nicht mehr böſe.

Oldendorf. Deine Meinung war gut, aber es war eine große Indiscretion.

Bolz. Denke nicht mehr daran! — (laut) Hier, nimm das Glas, ſetze dich zu uns. Sei nicht ſtolz, junger Staatsmann, heut gehörſt du uns. So, hier ſitzt die Redaction. Wo iſt der würdige Herr Henning, wo ſteckt der Eigenthümer, Drucker und Verleger Gabriel Henning?

Bellmaus. Wir haben ihn überall geſucht, er iſt nirgend zu finden.

Kämpe. Ich begegnete ihm vorhin auf der Treppe, er ſchlich ſo ſcheu an mir vorüber, wie Jemand, der einen dummen Streich gemacht hat.

Bolz. Wahrſcheinlich geht es ihm wie Oldendorf, er iſt wieder einmal unzufrieden mit der Haltung des Blattes.

Müller.

Müller (den Kopf hereinſteckend). Hier die Zeitungen und Poſtſachen!

Bolz. Dorthin! (Müller tritt herein, legt die Papiere auf den Arbeitstiſch).

Müller. Hier iſt der Coriolan. Es ſteht etwas über unſere Zeitung darin, der Laufburſche des Coriolan grinſte mich höhniſch an und empfahl mir den Artikel zur Durchſicht.

Bolz. Geben Sie her! Still, römiſches Volk, Coriolan ſpricht. — Alle Teufel, was ſoll das? (lieſt) „Aus der beſten Quelle erfahren wir ſoeben, daß dem Zeitungsweſen unſerer Provinz eine große Veränderung bevorſteht. — Unſere Gegnerin, die Union, wird aufhören, ihre maßloſen Angriffe gegen alles Hohe und Heilige zu richten.“ — Dies Hohe und Heilige heißt Blumenberg. — „Das Eigenthumsrecht an derſelben ſoll in andere Hände übergegangen ſein, und es iſt ſichere Ausſicht, daß wir in dieſem vielgeleſenen Blatt von jetzt ab einen Verbündeten begrüßen werden.“ — Wie ſchmeckt das, ihr Herren?

Müller. Donnerwetter!
Kämpe. Das iſt Unſinn!
Bellmaus. Es iſt eine Lüge!
(zugleich.)

Oldendorf. Das iſt wieder eine von den abenteuerlichen Erfindungen des Blumenberg.

Bolz. Dahinter ſteckt was. Holt mir den Gabriel Henning her! (Müller ab.) Dieſer Eigenthümer hat den Verräther geſpielt, wir ſind vergiftet, (aufſpringend) und dies iſt das Gaſtmahl der Borgia. Nächſtens treten die barmherzigen Brüder herein und ſingen unſer Totenlied. — Thut mir den Gefallen und eßt wenigſtens die Auſtern auf, bevor es zu ſpät wird.

Oldendorf (der das Blatt ergriffen hat). Offenbar iſt dieſe Nachricht nichts als ein unſicheres Gerücht. Henning wird uns ſagen, daß nichts daran iſt. Sieh du keine Geſpenſter und ſetze dich zu uns.

Bolz (ſich ſetzend). Ich ſetze mich, aber nicht, weil ich deinen Worten glaube, ſondern weil ich das Frühſtück nicht im Stich laſſen will. Schafft den Henning her, er ſoll Rede ſtehen.

Oldendorf. Du hörſt ja, er iſt nicht zu Hauſe.

Bolz (eifrig eſſend). O du wirſt furchtbar erwachen, kleiner Orſina! — Bellmaus, gieße mir ein. — Wenn die Geſchichte aber nicht wahr iſt, wenn dieſer Coriolan gelogen hat, bei dieſem Purpur im Glaſe ſei's geſchworen! ſo will ich ſein Mörder werden. Die grimmigſte Rache, die je ein beleidigter Journaliſt genommen, ſoll auf ſein Haupt fallen, er ſoll an Nadelſtichen verbluten, jeder Mops auf der Straße ſoll ihn verächtlich anſehen und ſagen: Pfui, Coriolan, von Ihnen nehme ich keinen Biſſen an, und wenn's Wurſt wäre. — (Es klopft, Bolz legt das Meſſer hin.) Memento mori! das ſind unſere Totengräber. — Noch die letzte Auſter. Und dann lebe wohl, du ſchöne Welt!

Juſtizrath **Schwarz**, **Senden** (aus der Thür links; die Thür bleibt offen).

Schwarz. Ergebener Diener, meine Herren.

Senden. Verzeihung, wenn wir ſtören.

Bolz (ſtehend am Tiſch). Nicht im geringſten. Dies iſt unſer gewöhnliches Frühſtück, contractlich auf ein Jahr ausgemacht, fünfzig Auſtern und zwei Flaſchen täglich für jeden Mitarbeiter. Wer die Zeitung kauft, muß es liefern.

Schwarz. Was uns herführt, Herr Profeſſor, iſt eine Mittheilung, welche Ihnen zuerſt Herr Henning hätte machen ſollen. Er hat es vorgezogen, mich damit zu beauftragen.

Oldendorf. Ich erwarte Ihre Mittheilung.

Schwarz. Herr Henning hat vom geſtrigen Tage alle Rechte, welche ihm als Eigenthümer der Zeitung „Union“ zuſtehen, durch Verkauf an mich übertragen.

Oldendorf. An Sie, Herr Juſtizrath?

Schwarz. Ich geſtehe, daß ich nur als Bevollmächtigter eines Dritten gekauft habe. Hier iſt der Kaufvertrag; es iſt kein Geheimniß darin. (Ueberreicht ein Papier.)

Oldendorf (durchleſend, zu Bolz). Es iſt ein notarieller Vertrag in aller Form, — verkauft für dreißigtauſend Thaler. — (Aufregung unter den Mitarbeitern.) Erlauben Sie mir auf den Kern der Sache zu gehen. Soll mit dieſem Wechſel des Eigenthümers auch eine Aenderung in der politiſchen Haltung des Blattes verbunden ſein?

Senden (verbindlich). Allerdings, Herr Profeſſor, das war bei dem Kaufe die Meinung.

Oldendorf. Sehe ich vielleicht in Ihnen den neuen Eigenthümer?

Senden. Das nicht, aber ich habe die Ehre ihm befreundet zu ſein. Sowohl Sie ſelbſt als dieſe Herren haben das Recht zu verlangen, daß Ihre Contracte erfüllt werden. Ihre Contracte lauten, wie ich höre, auf halbjährige Kündigung. Es verſteht ſich, daß Sie bis zum Ablauf dieſer Zeit Ihren Gehalt fortbeziehen.

Bolz (aufſtehend). Sie ſind ſehr gütig, Herr von Senden. Unſere Contracte geben uns das Recht, die Zeitung ganz nach unſerem Ermeſſen zu redigiren und ſowohl die Haltung als die Parteiſtellung des Blattes ſelbſtändig zu handhaben. Wir werden daher bis zum Ablauf des nächſten Halbjahrs nicht nur unſere Gehalte fortbeziehen, ſondern auch die Zeitung ſelbſt zum Beſten der Partei fortführen, welcher anzugehören Sie nicht die Ehre haben.

Senden (heftig). Wir werden Mittel finden, dem zu begegnen.

Oldendorf. Beruhigen Sie ſich! Eine ſolche Thätigkeit wäre kaum unſer würdig. Ich erkläre unter ſolchen Umſtänden, daß ich die Redaction mit dem heutigen Tage niederlege und Sie aller Verpflichtungen gegen mich entbinde.

Bolz. Meinetwegen, es ſei. Ich erkläre daſſelbe.

Bellmaus.
Kämpe. } Wir auch!
Körner.

Senden (zu Schwarz). Sie ſind Zeuge, daß die Herren freiwillig auf ihre Rechte verzichten.

Bolz (zu den Mitarbeitern). Halt, meine Herren, ſein Sie nicht zu hochherzig. Es iſt in der Ordnung, daß Sie ſich nicht weiter an dem Blatt betheiligen, wenn Ihre Freunde zurücktreten. Wozu wollen Sie aber Ihre Geldanſprüche an den neuen Beſitzer aufgeben?

Bellmaus. Ich will lieber nichts von ihnen annehmen, ich will handeln wie du.

Bolz (ihn ſtreichelnd). Gut gedacht, mein Sohn. Wir wollen uns zuſammen durch die Welt ſchlagen. Was meinſt du zu einer Drehorgel, Bellmaus? Wir ziehen damit auf die Meſſen und ſingen deine Lieder ab, ich drehe, du ſingſt.

Oldendorf. Da keiner von Ihnen Eigenthümer der Zeitung geworden iſt, ſo werden Sie zum Schluß dieſer Verhandlung noch die Frage natürlich finden, an wen wir unſere Rechte abgetreten haben?

Senden. Der gegenwärtige Beſitzer der Zeitung iſt —

Oberſt aus der Seitenthür links.

Oldendorf (erſchrocken zurücktretend). Herr Oberſt?

Bolz. Ah, jetzt wird die Sache hochtragiſch.

Oberſt (zu Oldendorf tretend). Vor allem, Herr Profeſſor, nehmen Sie die Ueberzeugung, daß ich dieſer ganzen Angelegenheit fremd bin und nur auf den Wunſch des Käufers hierher komme. Erſt hier habe ich erfahren, worum es ſich handelt. Ich hoffe, daß Sie mir das glauben werden.

Bolz. Ich aber finde dies Spiel unpaſſend und beſtehe darauf, zu erfahren, wer der neue Eigenthümer iſt, der ſich ſo geheimnißvoll hinter verſchiedenen Perſonen verbirgt.

Adelheid.

Adelheid (aus der Seitenthür links eintretend). Er ſteht vor Ihnen.

Bolz. Ich wünſche in Ohnmacht zu fallen.

Bellmaus. Das iſt ein göttlicher Witz!

Adelheid (ſich verneigend). Ich grüße Sie, meine Herren! (zu den Mitarbeitern) Habe ich Recht, wenn ich annehme, daß dieſe Herren bis jetzt bei der Redaction beſchäftigt geweſen ſind?

Bellmaus (eifrig). Ja wohl, gnädiges Fräulein! Herr Kämpe für leitende Artikel, Herr Körner für die franzöſiſchen und engliſchen Correſpondenzen, und ich für Theater, Muſik, bildende Kunſt und Allerlei.

Adelheid. Ich werde mich ſehr freuen, wenn Ihre Grundſätze Ihnen erlauben ſollten, auch ferner Ihr Talent meiner Zeitung zu gönnen. (Die drei Mitarbeiter verbeugen ſich.)

Bellmaus (die Hand auf's Herz legend). Gnädiges Fräulein, unter Ihrer Redaction bis an das Ende der Welt!

Adelheid (lächelnd und verbindlich). Ach nein — nur in jenes Zimmer (weiſt auf die Thür rechts). Ich brauche eine halbe Stunde, um mich für meine neue Thätigkeit zu ſammeln.

Bellmaus (im Abgehen). Das wird eine ausgezeichnete Geſchichte! (Bellmaus, Kämpe, Körner ab.)

Adelheid. Herr Profeſſor, Sie haben die Leitung der Zeitung mit einer Bereitwilligkeit niedergelegt, welche mich entzückt. (Mit Bedeutung) *Ich wünſche die Union auf meine Weiſe zu redigiren* (faßt ſeine Hand und führt ihn zum Oberſten). Herr Oberſt, er iſt nicht mehr Redacteur; wir haben ihn überliſtet, Sie haben Ihre Satisfaction.

Oberſt (die Arme ausbreitend). Kommen Sie, Oldendorf! — Was geſchehen iſt, that mir leid ſeit der Stunde unſerer Trennung.

Oldendorf. Mein verehrter Freund!

Adelheid (auf die Thür links deutend). Dort drinnen iſt noch Jemand, welcher an der Verſöhnung Theil zu nehmen wünſcht. Vielleicht iſt's Herr Gabriel Henning.

Ida.

Ida (an der Seitenthür). Eduard! (Oldendorf eilt zur Thür, Ida ihm entgegen, er umarmt ſie. Beide ab nach links, der Oberſt folgt.)

Adelheid (artig). Bevor ich Sie, Herr von Senden, erſuche, ſich für die Redaction der Zeitung zu intereſſiren, bitte ich Sie, dieſe Correſpondenz durchzuleſen, welche ich als einen Beitrag für mein Blatt erhalten habe.

Senden (wirft einen Blick hinein). Mein Fräulein, ich weiß nicht, weſſen Indiscretion —

Adelheid. Fürchten Sie keine von meiner Seite, ich bin Zeitungsbeſitzerin und (mit Beziehung) werde das Redactionsgeheimniß bewahren.

Senden (verbeugt ſich).

Adelheid. Darf ich Sie um das Document bitten, Herr Juſtizrath? Und wollen die Herren die Güte haben, den Verkäufer über den Ausgang des Geſchäftes zu beruhigen? (Verbeugungen. Senden und Schwarz ab.)

Adelheid, Bolz.

Adelheid (nach einer kleinen Pauſe). Nun, Herr Bolz, was ſoll ich mit Ihnen anfangen?

Bolz. Ich bin auf Alles gefaßt; ich wundre mich über nichts mehr. — Wenn nächſtens Jemand ein Capital von hundert Millionen darauf verwendet, alle Neger mit weißer Oelfarbe anzuſtreichen, oder Afrika viereckig zu machen, mich ſoll's nicht wundern. Wenn ich morgen als Uhu aufwache, mit zwei Federbüſcheln ſtatt Ohren und mit einer Maus im Schnabel, ich will zufrieden ſein und denken, es ſind ſchon mehr Schlechtigkeiten vorgefallen.

Adelheid. Was haben Sie, Konrad? Sind Sie unzufrieden mit mir?

Bolz. Mit Ihnen? Sie ſind großmüthig geweſen wie immer; nur zu großmüthig! Und Alles wäre recht ſchön, wenn nur dieſe ganze Scene nicht möglich geweſen wäre. Dieſer Senden!

Adelheid. Er wird nicht wieder kommen. — Konrad, ich halte zur Partei!

Bolz. Triumph! ich höre unzählige Engel Poſaune blaſen! Ich bleibe bei der Union!

Adelheid. Darüber habe ich nicht mehr zu entſcheiden. Denn ich muß Ihnen noch ein Geſtändniß ablegen. Auch ich bin nicht der wirkliche Eigenthümer der Zeitung.

Bolz. Nicht? — Nun bei allen Göttern, mein Witz iſt zu Ende, dieſer Eigenthümer wird mir allmählich gleichgültig. Ob er ein Menſch, ein Irrwiſch oder Teufel Beelzebub ſelber iſt, ich biete ihm Trotz!

Adelheid. Er iſt eine Art Irrwiſch, er iſt ein klein wenig Teufel, und vom Kopf bis zur Zeh iſt er ein großer Schelm. Denn Konrad, mein Freund, Geliebter meiner Jugend, Sie ſind es ſelbſt! (gibt ihm das Document.)

Bolz (eine Weile ſtarr, lieſt). Abgetreten an Konrad Bolz — richtig! — Das wäre ſo eine Art Geſchenk. — Kann nicht angenommen werden, iſt viel zu wenig. (wirft das Papier zur Seite.) Hebe dich weg von mir, Ueberlegung! (fällt vor Adelheid auf die Knie) Hier knie ich, Adelheid! Was ich rede, weiß ich vor Entzücken nicht, denn die ganze Stube tanzt um mich herum. Wenn du mich zum Manne nehmen wollteſt, ſo thäteſt du mir den größten Gefallen von der Welt! Willſt du mich nicht, ſo gib mir einen Backenſtreich und jage mich fort.

Adelheid (ſich zu ihm neigend). Ich will dich — (ihn küſſend) Dieſe Wange war's.

Bolz (aufſpringend). Und dieſer Mund iſt's. (küßt ſie, ſie halten ſich umarmt, kleine Pauſe.)

Oberſt, Ida, Oldendorf.

Oberſt (erſtaunt an der Thür). Was iſt das?

Bolz. Herr Oberſt, es geſchieht unter Verantwortlichkeit der Redaction.

Oberſt. Adelheid, was ſeh' ich?

Adelheid (die Hand nach dem Oberſten ausſtreckend). Mein Freund! Die Braut eines Journaliſten!

(Indem Ida und Oldendorf von beiden Seiten zu dem Paar eilen, fällt der Verhang.)

Die Fabier.

Trauerſpiel in fünf Acten.

(1859.)

Perſonen.

Caeſo Fabius, Conſul.
Marcus
Quintus } ſeine Kinder.
Fabia
Quintus Fabius, geweſener Conſul, ſein Oheim.
Numerius
Sextus
Lucius } aus dem Geſchlecht der Fabier.
Gaius
Titus Virginius, Conſul.
Gnäus Sicanius, Volkstribun.
Spurius Icilius.
Gaius, ſein Sohn.
Aulus Annius.
Sein Weib.
Publius Panſa.
Siſenna, Lictor.
Diener des **Sicanius**.
Ein Geſandter aus Veji.

Fabier. Römiſche Edle. Volk. Lictoren. Vejenter.

Erſter Act.

Scene:

Vor dem Hauſe des Conſuls Fabius. Vorn links das Haus, die Thür ſichtbar; rechts maſſives Mauerwerk. Dahinter ſteigt die Bühne in ſteinernen Stufen zu einer hohen Terraſſe, darauf ein Altar, mit Kränzen, Früchten und Garben geſchmückt. Im Hintergrund führen Stufen von der Terraſſe abwärts nach der Stadt.

Diener, Sicanius, Vejenter (von der Seite).

Sicanius.

Leer iſt die Straße, folge mir, Vejenter.
Dort unten drängt das Volk zum Erntefeſt,
Und unbeachtet leit' ich dich zum Thor.

(Ferner Lärm.)

Vejenter.

Wie Meeresbrauſen tönt die Stimme Roms
Zu uns herüber, ſelbſt im Feſtgewühl
Noch ernſt und drohend.

Sicanius.

Laut erklingt's vom Markt,
Und hier verhallt's am Haus der Fabier.
Der finſtre Bau von Steinen ſieht verachtend
Hinunter auf die holzgedeckte Stadt,
Und wie die Mauer, raget das Geſchlecht
Der Bauherrn über jedes Haupt von Rom.

Vejenter.

So feſt war niemals noch der Stein gefügt,
Ein Keil von Holz zerſprengt die harte Maſſe.
(Steigt auf die erſten Stufen.)

Sicanius.

Du aber hüte dich, daß auf der Höhe
Kein Bürgerauge deine Tracht erſchaut,
Unfreundlich wäre dir der Männer Gruß.

Vejenter.

In hellen Haufen zieht das Römervolk
Geſchmückt und ſorglos, Niemand achtet mein.

Sicanius.

Sie ſuchen Wein, ein Mädchen und Gelächter,
Wer Poſſen reißt, iſt heut der größte Held.

Vejenter.

Doch durch die Menge ſchreitet mit Bedacht
Der ernſte Krieger. Schau, Sicanius! —
Der breite Purpurſtreif der Senatoren,
Manch dunkles Aug' und ſtolzes Angeſicht
Erglänzt und ſchwindet in dem Schwarme.

Sicanius.

Ja!
Wir haben Ueberfluß an großen Herrn;
Rom wird zu klein für ſie. Vor Zeiten ſaß
Der Adel ehrbar unterm Dach von Stroh,
Und ſchnitt ſich ſelbſt die Rinderhaut zu Sohlen;
Jetzt dünkt der Mann von altem Landgeſchlecht
Sich wie ein König, zählt die Ahnenreih'
Bis zu den Göttern, und den Göttern gleich,
Theilt er mit ſeinem Volke nur die Luft,
Nicht Ehe, nicht Gericht, die Würden nicht.
Und Opfer nimmt er, ſtrenger als der Gott:
Die Saat, die Herden und der Adern Blut.

Vejenter.

Doch ſelbſt entſtammſt du, ſagt man, ihren Thronen.

Sicanius.

Ich kenne ſie, wie man die Wunde kennt
Am eignen Leibe. — Sieh dort unſre Herrn!
Der Alte, dicht umdrängt, iſt ein Valer,
Gutfreund dem Volk zu ſcheinen, iſt der Brauch
Des großen Hauſes.

Vejenter.

Und der finſtre Mann
Mit langem Haare, das zur Schulter wallt?

Sicanius.

Ein Cincinnatus, und die Locken ſind
Ein altes Recht und Zeichen des Geſchlechts.

Vejenter.

Und dort, geſondert von der Menge, lehnt
Am Säulenſchaft ein jugendlicher Held
Inmitten der Genoſſen. Seh' ich recht?
Das Bild von Silber glänzt an ihrem Halſe —
Sie ſind's, die Wölfe Roms, die Fabier!

Sicanius.

Das ſind die Wölfe Roms, die Fabier.
In grauer Vorzeit haben ſie zuerſt,
So ſagt man, Bohnen in das Land geſtreut
Und um die Zicklein mit dem Wolf gerungen;
Jetzt zählt dreihundert Krieger das Geſchlecht,
Noch trägt das Wolfshaupt Jeder auf der Bruſt,
Doch wir ſind jetzt die Lämmer ihrer Weide.

Vejenter.

Ein Fremder grüßt dich, du erlauchter Stamm!
Du Todfeind meiner Stadt! Ein Fabier
Erſchlug im Kampfe mir des Bruders Leib,

Ein andrer meinen Feldherrn. Dieſe Narbe
Riß mir in heißer Schlacht ein Fabier.
Ihr Conſul iſt der größte Schlachtenheld
Von einem Meer zum andern.
(Die Fauſt aufhebend.)
Will's mein Gott,
Bald treff' ich euch, dann räch' ich all den Schaden!
(Ferner Lärm.)

Sicanius.
Genug, Vejenter, Zeit iſt, daß wir ſcheiden.
Du biſt mein Gaſtfreund, doch bedenke wohl,
Wenn dich mein luſt'ges Tibervolk erſchaut,
Wie ſeinen Feldherrn du die Fäuſte ballſt,
Dann, Freund Vejenter, wird mein heilig Amt
Dich ſchwerlich vor der Römer Zorn bewahren.

Vejenter.
Verzeih' dem ſchnellen Wort. Du ſelber weißt,
Wie eure Edeln unſer Recht gekränkt.
Das Volk von Veji ſandte mich zu dir,
Dem weitberühmten Sprecher der Gemeinde,
Abwehr und Rath zu bitten unſrer Noth.

Sicanius.
Gedenke meiner Antwort. Unſer Adel
Hat, ſagt ihr, euch geſchädigt wider Recht;
Dafür beginnt die ärgre Drohung ihr,
Und ſtellt euch trotzig an den Grenzen auf.
Ich will den Frieden zwiſchen euch und Rom,
Doch Römer bin ich. Habt ihr gröblich euch
Bei eurem Zug an unſre Mark vergangen,
Ja, habt ihr aus den Herden meiner Bauern
Auch einen Hammel nur entführt, ſo ruf' ich,
Ich ſelbſt, Senat und Bürger zum Gefecht.
Um eure Fehde mit dem Adel hier

Will ich ſo wenig ſorgen, als ich darf,
Und Krieg verhindern, wenn ich das vermag.
Dies meine Antwort.

Vejenter.

Wir vertrauen feſt
Auf deine Weisheit.

Sicanius.

Wohl, zum Scheiden denn!
Dein Roß ſteht vor dem Thore gut verſteckt,
Auf Seitenſtraßen leitet dich mein Diener;
Ich ſende Botſchaft.

Vejenter.

Lebe wohl, Tribun,
Auf Wiederſehn in *deinem* Rom!

Sicanius.

Leb' wohl!

(Diener und Vejenter ab.)

In meinem Rom! — Wohl ehret mich das Volk,
Doch unſtät wie die Wellen iſt ſein Sinn,
Und wenn ich Berge hoch die Wogen häufe
Und ſtürmend leite vor des Adels Haus,
Und wenn die alten Mauern bis zum Grund
Zerberſten in dem Andrang meiner Fluth,
Dennoch — je höher ſich die Woge bäumt,
So ſchneller auch fällt rückwärts ihre Wucht,
Und ſchlägt vielleicht mich ſelbſt —

(Nahes Geſchrei.)

Ihr Rauſchen hör' ich.
Es lärmt die Schaar der Fabier heran.
Mit gutem Glück entwich der Abgeſandte.

(Zieht ſich an das Haus zurück.)

Volk (von hinten die Stufen herauf.)

Bürger.

Heil Marcus Fabius!

Sicanius.

Auch dieſem jauchzt
Ein Hauſe bettelnder Clienten zu.

Marcus, gleich darauf **Numerius**, **Sextus**, **Lucius**, **Gaius**, ein Hauſe der **Fabier**, dazwiſchen **Volk** andrängend.

Stimmen im Volk.

Die Götter ſegnen dich!

Marcus (von der Höhe herabſteigend).

Habt alle Dank,
Ihr weingetränkten Kehlen, bleibt mir hold,
Grüßt eure Liebchen —

Knabe (im Vordergrund).

Heil dem edlen Marcus!

Marcus.

Ein tapfrer Knabe! Wem gehört er an?
Die großen Augen trägt er als Geſchenk
Von dir — woher des Landes, ſchmucke Frau?

Frau.

Bin eine Bürgerin.

Marcus.

Mit Achtung hör' ich's!
Doch wie? ſolch holdes Antlitz lacht in Rom
Und blieb verborgen. — Ei, wie willſt du, Tropf?

Annius.

Sie iſt mein Weib.

Marcus.

Wer leugnet das, Geſell?
Doch halt! die Narbe kenn' ich — neben mir

Im heißen Kampfe ſah ich dies Geſicht —
Nimm dein Gemahl, Kamrad, erziehet euch
Den Knaben gut, daß er dem Vater gleiche.

Sicanius.

Er höhnt die Bürger, und ſie merken's nicht.

Marcus.

Genug, verlaßt uns, herzlich dank' ich Allen.
Herab, ihr Brüder, Raum den Fabiern!

(Geht ab.)

(Sicanius erblickend.)

Du hier? Was ſchwebſt du, düſtres Schattenbild,
Unheil verkündend um des Altars Stufen?

Sicanius.

Nicht als ein Opfer für des Hauſes Gott.

Sextus (herabkommend).

Das Opfer ſchmücken wir mit Band und Kranz,
Doch deinen Locken fehlt die bunte Zier.
Holt Kränze für die Hörner des Tribuns!

Sicanius.

Wenn du zu leben liebſt, du Thor, ſo meide
Des Stieres Haupt.

Lucius (herabkommend).

Ja, meidet dieſes Haupt,
Denn jeder Kranz, den fromme Hand gebunden,
Er welkt an ſeinem giftgefüllten Hirn;
Nur reine Opfer fordert ſich der Gott.

Numerius (herabkommend).

O du, der Kräh'n und Dohlen großer Herr,
Die auf dem Markt in dichtem Schwarme ziehn
Und gegen uns, wenn du die Hand bewegſt,

Laut ſchreiend, zornig das Gefieder ſträuben,
Verzeih' dem kecken Wort der jungen Schaar,
Und gönn' uns Vielgeſchmähten deine Huld.

Sicanius.

Die Schaar der Wölfe bellt ihr heiſres Lied.
Den Wandersmann umkreiſend, zeigen ſie
Die frechen Zähne. Doch den Göttern Dank!
Es blieb ihr Grimm, nicht ihrer Kiefern Kraft.

Marcus.

Du freuſt dich in erloſchne Glut zu blaſen,
Dein Amt iſt Hader, dein Behagen Streit.
Ihr aber weicht aus ſeinem Pfade, gebt
Die Straße frei. Iſt dies Gefäß auch voll
Von bittrer Galle, dennoch iſt's geweiht
Durch Götterſegen und der Väter Schwur.
Entferne dich, Tribun!

Sicanius.

Du Hoffnung Roms,
Leb' wohl! Zuchtloſe Jugend, arm an Witz,
Erfahren nur in Luſt und Frevelthat,
Das Beſte wünſch' ich, was in hoher Luſt
Die Geier vorbedeutend für euch ſingen,
Nach luſt'gem Leben ein geſchwindes Ende.
Nicht in den Straßen Roms, in offnem Feld;
Und nicht von Römerfauſt, vom Erz der Feinde;
Und nicht wie Schwalben einzeln, nein geſellt,
Der ganze Flug, wie Staare fahrt dahin! (ab.)

Marcus.

Was ſtaunt ihr vor des Mannes böſem Blick?

Lucius.

Seht, wie ein Unthier ſprüht er Gift und Flamme.

München

Numerius.

Beeilt, ihr Götter, den erſehnten Tag,
Wo wir mit ihm die lange Rechnung ſchließen.

Marcus.

Hinweg ſein Antlitz, hinter uns die Sorgen!
Nur gute Geiſter weihen uns den Tag.
Im Felde ruft die luſtige Cicade,
Um goldne Garben ſummt das große Rom.
He, Aulus, Nävius, hervor ihr Knaben!

(Diener mit Schalen und Weinkrügen aus dem Hauſe.)

Die größte Schale füllt mit ſüßem Wein!
Und ſo, den flücht'gen Stundengott begrüßend,
Umlagern wir, nach unſrer Schnitter Brauch,
Die Frucht der eignen Scholle froh geſellt.

(Fabier in Gruppen auf den Stufen, Lucius und Gaius am Boden mit Knöcheln ſpielend.)

Lucius.

Die ſchwere Kette von Tyrrhenererz
Setz' ich dir ein.

Gaius.

Den Knaben ich, den neulich
Von Cumä ich im Meerſchiff mir geraubt,
Zwölfjährig iſt er, ſchlank, ein guter Läufer.

Lucius.

Es gilt.

Sextus.

Seht her, ſie raſſeln mit den Knöcheln,
Und ihr Gelenk berührte kaum den Grund!
Ein guter Wurf, ich bin für Lucius.

Gaius.

Verſtöret nicht das Spiel.

Numerius.

Pfui über euch!
Solch ungeſellig Handwerk!

Gaius.

Mein die Kette!

Lucius.

Nimm hin, viel Glück zum Siege, hänge dich
Darin am Halſe deiner Fulvia. —
Drei Köpfe überragt ſein Liebchen ihn,
Das freigelaſſne blonde Rieſenweib,
Um ſie zu küſſen, ſteigt er auf die Bank.
Doch war er immer hochgeſinnt, berühmt
Als Bergerklimmer.

Gaius.

Schweig, du böſe Zunge!
Sein eignes Mädchen, das er ſtill bewahrt,
Iſt eine Trude, ſchwarze Zauberin.

Marcus.

Wie, Vetter? Hüte dich; der Pontifex
Iſt eifrig, und wer zaubert, wird gefehmt.

Gaius.

Durch Liebestränke hat ſie ihn gebannt;
Und daß ich's ſage, ſelbſt erſpäht' ich ihn,
Das Haar umkränzt mit Veilchen, in der Hand
Ein fremdes Saitenſpiel, ſo ſaß er ſingend.

Marcus.

Er ſang?

Gaius.

Herzinnig, — und das Herzchen lachte.

Lucius.

Hört ſie nur ſelbſt, die Holde. Von dem Strand
Der Jonier ward ſie zur Stadt geführt;

Sie tanzt im Kreiſe, wie ein Vöglein ſchnell
Die Flügel breitend um die Beeren ſchwebt,
Und wenn ſie ſingt in lieblich fremdem Ton,
Macht ſie euch ernſt und fröhlich, wie ſie will.

Gaius.

Ihr hört, er iſt verzaubert.

Marcus.

Ich vernahm.
Es lebt bei anderm Menſchenvolk die Kunſt
Des Sanges, welche weich die Seele löſt.
Doch ſchwerlich fügt, mein Liebling, ſolcher Kunſt
Sich deine Kehle.
Denn wo der Römer geht, da rauſcht die Luft
In herbem Klange, wie von Speer und Schild,
Hart wie der Bruſt Metall tönt ihm die Weiſe,
Und wenn er zehnmal fein die Töne wählt
Und um das Liebchen ſeufzt im Morgenwind,
Das Echo hier im Lande fälſcht den Laut,
Und was zurückſchwebt an der Hörer Seele,
Iſt immer Drohung, Zorn und Schlachtgeſchrei.

Lucius.

Dort lärmt Geſang, der eurem zarten Ohr
Sich beſſer fügt.

(Lautes Jauchzen.)

Gaius.

Wer wagt hier einzudringen?

Lucius.

Landleute ſind es, rauhes Erntevolk.

Sextus.

Treibt ſie zurück, die Frechen, ihr Gejohl
Tönt unerträglich zu des Abends Frieden.

Marcus.

Laßt ſie herein, ſie ſind aus unſerm Gau,
Acilius der Vater mit den Freunden.
Nicht frommt es, einem wohlgeſinnten Mann
Durch rauhen Gruß die Würde zu verletzen.

Numerius.

Ihr ſollt ihn rühmen, denn er hält zu uns.

Landleute, einen niedrigen Wagen ziehend, der mit Früchten und Garben reich beladen iſt, dahinter Spurius Acilius und Begleiter.

Fabier zum Spurius.

Gegrüßt, o Vater!

(Der Wagen hält.)

Spurius.

Dank!

Marcus.

Wohin, Acil?

Spurius.

Hinunter vor des großen Gottes Haus,
Mit unſrer Frucht ihm den Altar zu ſchmücken.

Lucius.

Was führeſt du hier, unförmlich, mißgeſtaltet?
Nie ſah ich ſolch ein Unding auf der Flur.

Spurius.

Kürbiſſe ſind es, neues Erdgewächs,
Eßbar und angenehm für Mann und Kind,
Den Samen gab ein Handelsmann vom Nil.

Sextus.

Trag' dieſe Kugeln dir zu Neſte, Mann,
Leicht brütet deine Kraft aus ſolchem Ei
Ein neu Geſchlecht von Tölpeln.

Spurius.

Schwerlich, Herr;
Im Innern iſt es hohl, der Kugel gleich,
Die du ſo leer auf deinem Halſe trägſt.

(Fabier lachen.)

Numerius.

Du zahlteſt gut. Doch Fremdes iſt verdächtig,
's iſt Neuerung, nicht unſer Landesbrauch,
Unheimlich für die Fluren.

Spurius.

Unbeſorgt!
Den Samen ſenkt' ich ein mit altem Spruch,
Und als es wachſend in der Furche ſchwoll,
Und männiglich mit Scheu den Fremdling ſah,
Da neigt' ich mich, wie ſich's gebührt, und ſprach:
Wer du auch biſt, der dieſe Frucht behütet,
Ob Gott, ob Göttin, ſei den Römern hold,
Gaſtlich begrüß' ich dich und weihe dir
Bei andern Flurgewalten den Altar.
So kauft' ich Gnad' und Gunſt durch fromme Rede
Und unterwarf den Fremdling unſrer Macht.

Marcus.

Du kluger Händler kennſt der Waare Preis,
Leb', Alter, wohl. — Was Neues aus der Fremde?

Spurius.

Ein Schiff von Agrigent fuhr in den Strom,
Die Ernte dort verdarb ein heißer Dunſt,
Die Frucht wird theuer. — Und im Oſten traf
Die Perſerflotte mit dem Griechenvolk
Im Kampf zuſammen.

Fabier (vier Stimmen).

Hört ihr!

Marcus.
Wer gewann?

Spurius.
Die Griechen, einer gegen fünf.

Lucius.
Triumph!

Marcus.
O glorreich Volk!

Spurius.
Sie ſchwatzen nur zu viel.

Numerius.
Iſt's auch verbürgt?

Spurius.
Mit jenem Schiffe kam
Ein Griechenmann, der auf die Steine ſprang
Und feierlich mit großer Armbewegung
Den Hafenleuten Alles klar beſchrieb,
Er hat den Perſerkönig ſelbſt geſehn;
Dann bat er um ein Frühſtück. — Lebet wohl!
(Spurius mit dem Zuge ab.)

Marcus.
Ein Kampf zur See! O edle Männerſchlacht!
Nur eine Planke Halt und rings umher
Endloſer Tod! — Ein Schlucken und hinab!
Da gilt's, den Gegner feſt am Gürtel faſſen,
Mann ringt mit Mann und beide mit dem Gott
Der ſchwarzen Wogen, der ſein tötend Salz
Den Kämpfern über Helm und Speere ſchüttet. —
O mächt'ger Kampf! Dort hinten ſchlagen ſie.
Wir aber liegen hier in träger Ruh,
Den grauen Staub vom Erz der Waffen blaſend. —

Ruf' deine Tänzerin mit Lied und Laute,
Sie ſoll uns ſingen.
(Fernes Hornſignal.)
Still! —

Numerius.
Der Tuba Lied
Schallt von den Hügeln, Unheil droht der Stadt.
(Hornſignal, Bewegung unter den Fabiern.)

Marcus.
Der Sturmgeſang ertönt vom Capitol,
Die Conſuln rufen!

Sextus (auf der Höhe).
Seht, die Menge rennt
Erſchreckt zu Hauſen, fort zum Capitol!

Spurius (eilig von der Seite zurückkehrend).
Auf zum Senat, ihr Fabier! Der Feind
Brach heut von Veji los in unſern Gau.

Alle Fabier (durcheinander).
Ein Feind? — Von Veji! — und in unſer Feld!

Marcus.
Von Veji! Heil'gen Frieden haben ſie
Im Frühling erſt gelobt, kein Herold warf
Uns ihren neuen Fehdegruß ins Land.

Spurius.
Ein Raubzug war's, ein frevelhafter Trotz,
Schon zieht der Feind mit ſeiner Beute heim.

Marcus.
Auf unſre Fluren fiel er. Tag des Schreckens!
Der junge Bruder und die Schweſter ſaßen
Schutzlos in unſerm Hofe.

Spurius.

Sei getroſt,
Mit ſichrem Führer nahen ſie der Stadt,
Mein Gaius ſandte Botſchaft. — Diesmal galt
Der Ueberfall nur euch.

Marcus.

Uns?

Spurius.

Ja, dem Adel.
Des Landmanns Hof und Herde blieb verſchont.

Numerius.

Verſchont?

Spurius.

So ſagt der Bote.

Sextus.

Nur der Adel
Beraubt! und warum ſchonte dir der Feind
Die feiſten Rinder?

Spurius.

Frag' ihn ſelbſt! vielleicht
Dünkt zarter ihm das Fleiſch an euren Kälbern.

Marcus.

Sind uns die Kinder durch der Götter Huld
Bewahrt, dann ſei von Herzen mir willkommen
Der Krieg, das Lager, Schwertgeklirr und Rache.
Auf, Brüder, zum Senat!

(Die Fabier über die Terraſſe hinab.)

Spurius (ihnen nachſehend).

Sehr tapfre Männer!
Sie wittern Krieg und ſchnauben wie die Roſſe. —

Unbillig eifert der Tribun und eilt
Zu brechen der Geſchlechter Herrſchermacht.
Die Arbeit thut allein der Gott der Zeit,
Der Alles bricht, er — und die Herren ſelbſt.
Was wäre Rom jetzt ohne ſie? ein Dorf.
Sie ſitzen hier auf ſchön geſchnitzten Stühlen
Von Elfenbein, weiſſagen uns und herrſchen.
Ihr junges Blut verwendet Gold und Habe
Auf reiche Waffen, Ruhm und Kriegerthat,
Auf Sklavenmädchen aus Hellenenland,
Und ihre Herden zählt ein ſchlauer Vogt.
Derweile wachſen wir durch harte Arbeit
Auf unſrer Scholle, ſtill und ungemerkt
Mehrt ſich der Landgenoſſen Hab' und Kraft.
Jetzt brauchen ſie uns gnädig Dienern gleich,
Die Enkel werden ihnen Helfer und vielleicht
Der Enkel Enkel einſt ihr ſtarker Herr.

(Ab nach der Höhe.)

Cajus Icilius, welcher **Fabia** geleitet, **Quintus** in Reiſetracht.

Fabia (zu Icilius).

Ich danke dir!

(Tritt zum Altar.)

Quintus (den Hut ſchwenkend).

Gegrüßt, du graue Schwelle!
Als Knabe ging ich, doch ein Krieger kehrt
Zu dir zurück. Hier den Vejenterſpieß,
Die erſte Beute biet' ich euch, ihr Götter, —
Das war ein Tag des Ruhms, Icilius.

Icilius.

's war keine Schlacht, doch war's für dich
Als erſte Probe rühmlich.

Quintus.

Hörſt du wohl?

Er ſagt es. — Lieber! niemals ſoll der Mann
Mit Stolz erzählen von der eignen That.
Verſchweig' ich's aber, ſo vernimmt wohl Keiner,
Daß ich mich gut gehalten. Höre, Freund,
Dem Bruder und den Vettern wäre lieb,
Wenn ſie's erführen; denke du daran.

Icilius.

Biſt du ein Krieger, Quintus? Schnell vergiß,
Was du gethan. Nur was am nächſten Tag
Zu thun dir ziemen wird, daran gedenke.

Fabia.

O denk' auch, Bruder, daß ein Andrer heut
Sich zwiſchen uns und das Verderben ſtellte,
Das Haupt uns wahrte vor dem grimmen Erz
Und vor der Schmach, verhaßter als der Tod,
Vor Knechtſchaft in der finſtern Stadt der Feinde.
Ihn ſegne, Bruder, er hat uns gerettet.

Quintus.

Bin ich erſt ſtärker, dank' ich vor dem Feind.
(An der Thür.)
Halloh! Ein künft'ger Conſul ſchlägt das Thor.
(Die Thorflügel öffnen ſich.)
Leb' wohl, Icilius! Den Speer hier trag' ich
In meine Kammer. — Lebe wohl, Kamrad!
(Ab in das Haus.)

Icilius.

Geöffnet ſteht die Pforte, ſieh, das Haus
Harrt ſeiner Tochter.

Fabia.

Scheiden will es mich
Von meinem Retter und der freien Flur.

Icilius.

Zur edlen Jungfrau biſt du aufgeblüht;
Noch heut begrüßt dich fröhlich das Geſchlecht,
Und ſicher ſchirmt das feſte Dach dein Leben.

Fabia.

Doch freu' ich mich der ſchnellen Rückkehr nicht.
Einſam erwuchs ich zwiſchen Land und Stadt,
Ein weiches Kind, dem ſtille Mädchenjahre
Die liebe Mutter noch im Tod erflehte.
Zur Zeit der Kriege ſaß ich hier allein
Und härmte mich um die entfernten Männer;
Doch ſank der heil'ge Frieden auf die Stadt,
Dann zog ich mit den Frauen ins Gefild.
Dort war ich heimiſch, dort auch ſah ich dich,
Du treuer Nachbar. Allen warſt du lieb,
Stets warſt du gütig mir, ernſthaft und feſt.
Den Habicht, der mein luſtig Federvolk
Endlos verſtörte, traf dein ſichrer Pfeil;
Mein Blüthenbäumchen, das die erſte Frucht
Mir geſtern darbot, du haſt mir's gepflanzt.
Die Brüder und die Schaar der wilden Vettern,
Nur wie der Sturmwind flogen ſie heran,
Dir durft' ich klagen, was mein furchtſam Herz
Erſchreckte, jedes Frohe kam von dir,
Und that ich Unrecht, ſchalteſt du das Kind.

Icilius.

O denke nicht der freien Kinderjahre,
Schnell enden ſie im Haus der Fabier.

Fabia.

Heut denk' ich dran, wie traulich du mir warſt;
Denn anders wurdeſt du ſeit jener Stunde,
Der fürchterlichen, wo das Gräuelbild

Des Todes vor mir aus dem Boden ſprang,
Und ſcheu mit Ehrfurcht ſeh' ich zu dir auf.
Oft hört' ich von dem wilden Kampf der Speere,
Von Sieg und Wunden, niemals kannt' ich doch
Bis heut des Helden göttergleiche Macht.
O ſchrecklich war's, und dennoch in dem Schauer
Fühlt' ich Entzücken, daß ich dies erlebt.

Icilius.

Halt' feſt, mein männlich Herz, verbirg die Glut,
Ehre die Unſchuld dem geliebten Weib. —
Nicht Schweres ſahſt du, einer traf den einen.

Fabia.

Nach meinem Haupte griff des Räubers Arm,
Entſetzen ſchlug die Glieder, willenlos
Und ſtarr empfand ich nahe das Verhängniß,
Da ſah ich dich, im Winde flog dein Haar,
Vom hellen Lichtſchein glänzte das Gewand,
Dein Auge blitzte, jeder Nerv der Glieder
Geſpannt wie Bogenſenne nach dem Feind.
Da klang die Waffe, da verſank der Andre,
Lebend, gerettet flog ich durch die Flur.
O laß die Hand mich faſſen, Römerheld,
Sie löſt vom Tode, — Himmelsgötter, ſeht!
Mit meinen Thränen netz' ich ſie und flehe:
Geſegnet ſei ſie ewig, ewig dir!

(Will an ihm niederſinken.)

Icilius (zurücktretend).

Nicht alſo, Jungfrau. In der Hügelſtadt
Neigt ſich die Fürſtentochter nicht dem Sohn
Des Landmanns. Schmeichelnd dringt dein Mädchenlob
Mir tief zum Herzen. Süße Täuſchung iſt's.
O herb zu ſagen, ehrlich iſt es doch,

Ich bin kein Held, den ſo du ehren darfſt. —
Weit über Andre hob dich das Geſchick.
Von ſtolzer Höhe ſiehſt du auf das Volk,
Vor deinen Füßen wogt die bunte Menge,
Und unſer Glück und Leiden bringt nur leiſe
Wie fernes Quellgemurmel dir zum Ohr.
Bald lernſt du, ſo zu leben, und du denkſt,
Wie an die Blüthen und den Wieſenquell,
Dann ruhig lächelnd an den Mann vom Felde.

Fabia.

So ſchnell verkehret ſich des Weibes Sinn? —
O führe rückwärts mich zu Wald und Flur,
Mir graut vor ſolchem Frieden.

Icilius.

Wenig ſorgt
Der Gott der Pflichten, ob wir lachend ziehn,
Ob leidvoll auf dem Pfade, den er weiſt.
Mit hartem Erz gepanzert iſt ſein Arm.
Daß wir gehorchen, zwingt er mit Gewalt.

Fabia.

Und daß wir meiden, was ſo herzlich war.

Siſenna (auf der Höhe), dann **Marcus**, aus dem Hauſe **Quintus** und **Diener**.

Siſenna.

Der Conſul Roms.

Marcus (die Stufen herab).

Der Vater naht. Gegrüßt,
Mein Täubchen! hochwillkommen, lieber Quint!

Conſul, hinter ihm **Numerius**, **Sextus**, **Lucius**, **Gaius**, die **Fabier**.

Fabia.

Mein Herr und Vater!

Conſul.

Eine Stunde bringt
Dem Herz des Vaters banges Leid und Glück.
Jetzt ſchwindet jede Sorge mit dem Gruß.
Ich hab' euch wieder! — Wer geleitet' euch?

Fabia.

Er that es —

Conſul.

Gut. In Waffen ſtandeſt du
Dem Feinde.

Icilius.

Speer und Meſſer ſah ich ſchwingen.

Conſul.

Dem Conſul künde, was du ſelbſt geſchaut.

Icilius.

Im Morgenlichte ſtand ich auf der Höh',
Die unſre Mark von den Vejentern trennt.
Da, nach dem Wilde ſpähend, ſah ich nordwärts
Vom Waldgebirg der Cremera herab
Gewappnet Volk auf unſre Grenzen ziehn.
Wie ſich die Otter leis im Waſſer windet,
So ſchlich durch Dampf und Dämmerung der Feind,
Drei Haufen ſtark, die Führer hoch zu Roß.
Am Rand des Waldes theilte ſich die Schaar
Und zog den nächſten Höfen eilig zu.
In Sprüngen flog ich abwärts, rief die Hirten
Des nahen Weidegrundes, welche dort
Die Roſſe hütend um das Feuer ſaßen,
Und ſchnell zu Pferde, ſtürmten wir ins Land.
Den Nothruf ſandt' ich in des Vaters Hof
Und an die Nachbarn. — Selber eilt' ich vorwärts
Zu deinem Gut. Den Meier ruf' ich an,

Und mit den Knechten rüſten wir die Flucht
Zur Burg des Gau's, dem heil'gen Mauerring,
Den einſt die Ahnen auf geſteilter Höh'
Zum Schutz der Landſchaft aus dem Fels erbauten.
Dort ſammeln ſich an Mauer und Altar
Mit Hab' und Kind die flücht'gen Gaugenoſſen,
Auch deine Roſſe jagen zu dem Ring,
Mit ſchwerem Tritte folgt der Rinder Schaar,
Darauf die Wagen haſtig angeſchirrt,
Beladen mit Geräth, mit Schmuck und Waffen,
Die Letzten waren wir, ſie und dein Sohn.
Angſtvoll durchirrt' ich Garten, Haus und Hof,
Die Ahnungsloſen laut beim Namen rufend.
Zuletzt erklang am Quell ihr fröhlich Lachen,
Sie wanden Kränze für das Erntefeſt.
Gefahr war nah, die Beſireiter ſprangen
Wie wilde Ziegen durch das Ackerfeld.
Doch ward uns Rettung.

Conſul.

Wie bewahrt' er euch?

Fabia.

Mich hob er und den Bruder auf ſein Roß
Und rief uns an, zum Mauerring zu fliehn,
Er ſelbſt warf ſich, den Jagdſpeer in der Hand,
Schutzlos das Haupt, dem wilden Feind entgegen.

Marcus.

Du treuer Mann!

Fabier.

Heil dir, Icilius!

Conſul.

Und auf dem Roſſe miedet ihr den Feind?

Quintus.

Die Schweſter wollte nicht.

Conſul.

Wie, Mädchen?

Fabia.

Herr,
Ich trag' es nicht, daß Andre für mich ſterben.

Quintus.

Sie rang vom Roſſe klagend nach dem Boden,
Ich hielt ſie feſt. So kam der Feind heran,
Ein großer Krieger, kohlſchwarz war das Pferd,
Beſpritzt mit Schaum; am Hals des Reiters klirrten
Goldring' und Ketten. Höhnend ſchrie er auf,
Doch hui, traf ihn des Gaius ſchwerer Wurf,
Und ächzend fiel er auf den Ackergrund.
Und Gaius ſprang dem fremden Roſſe zu,
Und ſaß ihm ſchneller als ein Luchs im Nacken,
Und ſchlug auf unſern Gaul, und aufwärts ging's,
Daß Haar und Kleid uns flogen.

Conſul (zu Icilius).

Fahre fort.

Icilius.

Die Letzten bargen wir uns in dem Ring.
Ich ſchloß den Eingang, längs der Mauer ſtand
Der Landgeſellen trotz'ge Kraft gereiht
Mit Speer und Schild, ſo harrten wir des Kampfes.
(Quintus zieht ihn leiſe am Kleid.)
Und Quintus Fabius ſtand an meiner Seite. —
Ein Feindeshaufen drang heran und warf
Die Speere, doch die Männer hielten feſt,
Und Mancher ſank durch unſern Wurf zur Erde.

Conſul.

Der Knabe hier, that er die Kriegerpflicht?

Icilius.

Zweimal traf ſeine Waffe, ziſchend flog
Ein ſcharfes Erz ihm dicht am Ohre hin,
Die Wang' erglühte, doch er zuckte nicht.

Conſul.

Gut.

Fabier (den Knaben umringend).

Sei gegrüßt uns, Quintus Fabius!

Icilius.

Nach kurzem Kampfe wich der Feind zurück
Den Ring umſtellend, und in kleinen Haufen
Fiel er die männerleeren Höfe an.
Das Blöken hörten wir der Lämmerherden,
Die beuteluſtig er von dannen trieb,
In Rauch und Flamme ſahen wir die Garben
Der neuen Ernte zu den Wolken ziehn
Und zürnten hilflos. Doch ſeltſame That!
Nicht jedem Hofe raubt die fremde Schaar.
Das Haus des Vaters und der Landgenoſſen,
Ringsum mit Wachen werden ſie umſtellt,
Doch weder Mann noch Thier wird abgeführt.
Die Güter nur des Adels ſucht der Feind,
Das deine, Conſul, der Pinarier Haus,
Den alten Carbo plündern ſie und führen
Die Beute heim mit Treibern und auf Roſſen.

(Bewegung unter den Fabiern.)

Am Mittag wich der Diebe Schwarm von dannen.
Ich hielt die Männer auf dem Fels geſammelt,
Und ſandte Späher in der Feinde Spur,
Und Boten dir, dann zogen wir zur Stadt.

Conſul.

Du biſt verwundet?

Icilius.

Nur der Arm geritzt.

Conſul.

Der Conſul dankt dir, wackrer Kamerad.
Einſam und fern ſteht dir des Vaters Haus.
Wir bieten dankbar dir ein gaſtlich Dach
Zur Heilung deiner Wunde. Noch bedarf
Ich deiner, Vieles hab' ich dich zu fragen,
Verweile hier, dem Haus und uns willkommen. —
O Veji, arge Stadt! zahlloſe Wunden
Schlug deinem Leib des Römers Eiſenhand,
Doch immer wieder wirfſt du ihm die Steine
Aus deinem Felſen trotzig an den Fuß.

Marcus.

Ruchloſes Veji! feiger Friedensbruch!

Numerius.

Ruchloſer noch die Abſicht ſolcher That.

Sextus.

Den Adel nur beſchenken ſie mit Krieg.

Numerius.

Den Adel und die Bürgerſchaft entzwei'n,
Unfrieden ſtreuen zwiſchen Hof und Hof,
Das Volk empören gegen den Senat,
Das, Conſul Roms, iſt die Vejenterliſt.

Fabier (vier Stimmen).

Zu Rom ward ſie erſonnen!

Alle Fabier.

Ja, zu Rom!

Conſul.

Nie borgte der Vejenter ſich von Rom
Die ſchlaue Neigung zu geheimer That.

Marcus.

Doch leben hier ihm treue Kampfgeſellen.

Sextus.

Und um die Stadt auch lauert der Verrath.

Conſul.

Beweiſe ruhig, was du zürnend rufſt.

Marcus (auf Icilius deutend).

Laß dieſen, Herr, was er geſchaut, verkünden.

Icilius.

Als wir heimkehrend froh die Stadt begrüßten,
Unfern dem Thore, wo ein Eichenſtamm
Um dicht Gehölz die ſtarken Aeſte breitet,
Da ſchoß ein Reiter wie die Schwalbe ſchnell
An uns vorüber in Vejentertracht.
Wild flog das Kopftuch um den braunen Nacken,
Den Stab ſchwang er im Kreiſe, gellend rief er
Den Schlachtruf ſeiner Stadt. Ich warf erzürnt
Die Waffe nach dem Späher, doch ihn trug
Thalab ſein gutes Roß.

Numerius.

Die Kunde fügt
Mit meiner ſich wie Schal' und Kern zuſammen.
Vor wenig Stunden war ein Vejikrieger
Geheim in unſrer Stadt; auf Seitenwegen,
Das Haupt verhüllend, eilt' er nach dem Thor.
Ihm gab Geleit und Führer der Geweihte,
Sicanius.

Conſul.

Er ſelbſt?

Numerius.

Der Volkstribun.

Conſul.

Er iſt uns feindlich, drum wer ihn verdammt,
Der meide ſchnellen Spruch. Wer lehrte dich,
Ob nicht ein Zufall ihm den Fremden heut,
Den Gaſtfreund ihm zur böſen Stunde ſandte?

Marcus.

O warum ſchließt dein Auge ſich den Ringen,
Die eine Schlang' in unſern Straßen zieht?
Gedenke, Vater — heut der Ueberfall —
Den Adel nur bedrängt die Räuberſchaar
Als Feind — und endlos geifert der Tribun,
Der Adel nur, er ſei der Nachbarn Feind,
Den Krieg, der langſam unſrer Bürger Mark
Verzehre, nur der Adel reg' ihn auf.
Er löſt das Volk von uns, die Feinde thun
Daſſelbe. — Gott der Rache! während hier
Sicanius dem Gaſtfreund Lämmer ſchlachtet,
Ziehn unſre Lämmer gaſtlich ein zu Veji,
Und Veji's Schlachtgeſchrei ertönet gellend
Als Gaſtbegrüßung an die Mauern Roms.
Ein Plan iſt's, eine Lüge, ein Verrath.
Ein Schurke reißt das heilige Gewand
Der Hügelgöttin haßerfüllt in Fetzen.
Was er auch thue, freudig jauchzt das Volk,
Und ſtraflos geht der böſe Geiſt durch Rom.

Conſul.

Unſelig iſt der Mann, ſein heißer Haß
Wirft raſtlos Funken und erregt den Brand

In allen Seelen. Auch der Meinen Sinn
Seh' ich entflammt zu wilder Leidenſchaft;
Solch Eifern war der Väter Waffe nicht.
Laut hadert der Gemeine, doch es ſchweigt
Der Edle; ſtill das Haupt erhebend, ſinnt er,
Wie ſich der Brand vor ſeinen Füßen löſche,
Und in der Hand bewahrt er, was zuletzt
Unwiderſtehlich hilft: Geſetz und Sitte.

Numerius.

Ein hölzern Schwert iſt das Geſetz geworden,
Und ſchwache Binſen der Geſchlechter Recht;
Wir ſind verrathen, dein Geſchlecht, o Conſul,
Gekränkt vor andern.

Fabier (vier Stimmen).

Der Tribun verräth
Den Adel!

Alle Fabier.

Er beſchimpft die Fabier.

Conſul.

Hat jener Mann gefrevelt gegen Rom,
So wird, wie ſtark auch ſeine Worte ſchallen,
Noch ſtärker fallen Richterſpruch und Beil. —
Euch aber ſchelt' ich. Eine arme Liſt
Fängt heimlich uns die Böcklein von der Weide,
Und meine Söhne fürchten ſich Gefahr.
Wie? Haftet das Geſchlecht der Fabier
So loſ' im Sande, ſchwachen Halmen gleich,
Verhaßt den Göttern und geſchmäht dem Volk?
O ſeht, der Götter Huld, der Bürger Treue
Hat dieſe heut dem Vater neu geſchenkt,
Ihr aber werft am Tag der Freude fluchend
Die ſchwarzen Hüllen um das Angeſicht.

Numerius.

Bedenke, Herr, die neue Liſt der Feinde!

Conſul.

Bedenket ihr der Väter alte Kraft!
Kein Bezirkrieger reicht und kein Tribun
So weit, daß ſie den Schatz der Fabier
Entdecken und durch feindliche Beſchwörung
Das alte Stammgeheimniß unſrer Macht
Uns nehmen und ſich liſtig ſelbſt gewinnen.
Denn was uns furchtbar macht und hochgeſinnt,
Iſt nicht der Pflugſtier, nicht die goldne Saat,
Die weiße Flocke nicht der Lämmerherde,
Auch nicht der Rebengarten, nicht die Zahl
Der Ruderſchiffe, die aus dunkler Fluth
Koſtbare Ladung uns zum Speicher führen —
Verrinnen kann das Gut in Erd' und Meer.
Auch daß der Fabier bei jedem Kampfe
Nach Hunderten die Blutgenoſſen zählt,
Selbſt ſolche Schätzung iſt das Beſte nicht,
Auch Männerblut verrinnt in Erd' und Meer.
Nur ein Beſitzthum raubt uns nicht der Feind:
Wir haben uns vor Andern hochgehalten,
Doch höher ſtets die theure Vaterſtadt.
Wir haben Gut und Leben wohl gepflegt,
Doch willig ſtets für Rom dahingegeben;
Und wir, die Stolzen, haben ſtets am Tage
Des Kampfes uns die größte That gefordert,
Am Tag des Lohns geringen Siegerpreis.
Das, Stamm der Wölfe, war der Väter Schatz,
Das war der Sinn, der uns zu Fürſten machte.

Lucius.

O achte du, des Stammes großer Held,
Die Enkel unwerth nicht der hohen Ahnen.

Numerius
(zu Marcus, Sextus, den Rachefordernden)
Vergebens ſucht ihr ihm den kalten Muth
Zum Grimm zu ſtacheln, ehret ihn und ſchweigt,
Und heimlich ſinnt Verderben dem Tribunen.

Conſul.
Die Götter ruf' ich an, die Segenſpender,
Dich, Schutzgott meines Stammes, Hercules!
Das wilde Volk der Hirten lehrteſt du
Zuerſt das Felsgeſtein zum Walle ordnen
Und wüſtes Land zur feſtgeſchloſſnen Flur.
Du legteſt um die ruheloſen Ahnen
Den feſten Ring der Blutgenoſſenſchaft
Und frommer Bräuche, und du lehrteſt ſie
Dem Haupt gehorſam alten Trotz bezwingen.
Du großer Gott, o ſegne dein Geſchlecht!
Den Mächtigen gewähre Scheu vor Rom,
Demuth dem Starken, dem Gekränkten Maß,
Und dem, der Rache fordert, nur das Recht!
(Steigt die Stufen hinauf zum Altar.)

Alle Fabier.
Du großer Gott, o ſegne dein Geſchlecht!

Marcus (zum Altar gewandt).
Die Wolfgenoſſen rufen euch, ihr Götter,
Hüter des Eides, ſchützet unſer Recht —

Alle Fabier.
Hüter des Eides, ſchützet unſer Recht!

Marcus.
Spender der Siege, die im Kampfgewühl
Den Speer umſchweben, ſchützet unſer Recht!

Alle Fabier.
Schützet, o ſchützet unſer Recht!

Icilius.

Sie beten zu dem Heil'gen ihres Stamms,
Fern ſteh' ich und allein. Und mein Verlangen,
Das ich in tiefſter Bruſt ſehnſüchtig berge,
Als wilder Frevel kläng' es ihrem Ohr.
Harr' aus, mein muthig Herz! Denn mir auch hört
Ein holder Gott, was ſchweigend ich erflehe.

Zweiter Act.

Scene:

Forum vor der Curia Hoſtilia. Stufen. Oben Säulengang, rechts in demſelben der Eingang zur Curie. Am Eingange Gruppe von Lictoren, darunter Siſenna. — Unten im Vordergrund rechts das Haus des Sicanius, die Hausthür ſichtbar. Auf den Stufen bewegte Gruppen von Volk, darunter Annius, und von jungen Patriciern; dazwiſchen Senatoren zur Curie und hinaus eilend. Im Vordergrund:

Die Fabier, Lucius, gleich darauf Gaius.

Lucius.

Dort oben handelt der Senat in Ruh,
Ob wir uns rauſen mit dem Volk von Veji,
Wir aber zürnen dem Gefecht der Worte
Und ſtampfen ungeduldig in den Grund.

Gaius.

Was hoffſt du, Lucius? ich wette Krieg.

Lucius.

Auf Krieg und Hochzeit wettet nie der Weiſe,
Denn ganz unendlich dehnt für beide ſich
Die Rüſtung. Heut bedenkt der Väter Rath,
Das Volk ſchreit morgen, was Sicanius,
Das arge Scheuſal, in die Ohren bläſt.
Geht Alles gut, ſo bietet gar der Feind

Zuletzt die Sühne, wir beſcheiden uns,
Und du umarmſt ſtatt einem Vejimädchen
Die alten Hammel, die man uns entführt.

Sextus aus der Curie, darauf **Marcus** mit Senatoren von der Seite, ſpäter **Numerius**.

Gaius.

Ha, Sextus, rede, was beſchließt der Rath?

Sextus.

Icilius, der Sohn, ward vorgeladen
Und hoch geehrt, die Conſuln dankten ihm. —
Sieh, Marcus! im Senate ſucht man dich.

Marcus.

Vom Zeughaus komm' ich; ſchnell, wer ſprach im Rath?

Sextus.

Zuletzt das Haupt der Junier für uns.

Marcus.

Dann ſchärft die Meſſer, unſer iſt der Sieg!
Hinauf!

(Senatoren ab. Numerius eilig nach vorn.)

Was ſtürmſt du finſter wie die Nacht?

Numerius.

Kennt ihr den Gaſtfreund des Vicanius,
Den Vejikrieger, der ſein Antlitz barg?
Der braune Tarchna war's, das Schwert der Feinde.

Sextus.

Der Feldherr der Vejenter!

Fabier (wild durcheinander).

Unſer Feind!

Marcus.

Die wilde Katze der Vejenter? wie?

Er ſtand in Rom und athmet, ſich zu rühmen,
Daß er uns täuſchte?

Numerius.

Mit Sicanius
Umſchlich er unſer Haus, betrat die Schwelle,
Und ſeine Hand entweihte den Altar
In ſchmählicher Berührung.

Marcus.

Ha, Tribun!
Dein Räuberhaufe wirft den Feuerbrand
In unſre Häuſer, und dem Führer zählſt
Du Volk und Straßen der betrognen Stadt!
So frech, Geſell, verräthſt du die Deinen?

Fabier.

Fluch dem Tribunen, Fluch Sicanius!

Lucius.

Auf zum Senate! Laut verklagen wir
Den Böſewicht!

Numerius.

Wen willſt du ſchelten? ihn?
Den keine Strafe, kein Geſetz erreicht,
Der unverſehrbar uns die Glieder bricht,
Vom Volk umjubelt, er, der Bürgerheld!
Wie? biſt du toll? Uns rächen ſoll der Rath,
Der rathlos ſelbſt den ſchlechten Mann erduldet?
Grauköpfe ohne Mark, ſie fühlen wenig
Den Brand der Wunden, die ein Schurke ſchlug;
Der große Conſul auch, er weigert Hilfe,
An Alle denkt er eher als an uns.
Ballt eure Fäuſte, ſchlagt und helft euch ſelbſt!

Gaius.

Dort hauſt der Frevler, harret und er ſchleicht
Aus ſeinem Bau.

Fabier.

Werft euch über ihn!
Straft den Verräther!

Lucius.

Haltet an, wir ſtehn
Im Bann des Marktes, friedlich, waffenlos.

Numerius.

Als Waffe dient dem Ingrimm jeder Pfahl.
Die Steine hebt vom Boden, das Geräth
Des Marktes, Schemel greift und feſte Stangen,
Und ſchmettert ſie auf das verruchte Haupt.

Marcus.

O ſchüre nicht den wild entflammten Muth!
Nicht wüſtes Hadern ſchafft gerechte Sühne.
Was jener dachte, todeswürdig war's;
Mir nimmt's den Athem, denk' ich ſeiner Schuld;
Doch ſeine Bosheit nicht, nur ſeiner That
Soll ihn verdammen. — Merkt auf ſeinen Weg!
Erweiſt er ſich als treulos, wehrt er uns
Den Kampf mit Volk, dann, ihr Götter, ſchützt
Nicht Amt, nicht Bannſpruch das verruchte Leben. —

Sextus (von oben.)

Zum Rath! der Conſul ſpricht, er ruft die Stimmen!

(Marcus, Numerius, Servius, andere folgen ihm in die Curie.)

Gaius.

Schwül iſt die Luft, ein Wetter droht am Himmel.

Lucius.

Schau' nach dem Zug der Wolken, Volkstribun,
Verbirg dein Haupt und bete, denn mir ſchwant,
In deine Zunge fährt der Donnerſtrahl.

Quintus (von der Seite).

Quintus.

Ich ſeh' den Bruder nicht und nicht Numer,
Mich duldet's nicht daheim, ich weiß, die Vettern
Berathen heimlich, doch ſie bergen mir's.

(Lucius anrührend).

Mein Lieber, immer war dein Herz mir hold,
Laß mich ein wenig bei den Andern ſtehn,
Ich will dabei ſein gegen den Tribun.

Lucius.

Ei, kleiner Quintus, ſchätzbar iſt die Tugend,
Allein ſehr ungeſetzlich dein Gewicht.
Mein Quentlein, wandle heim und werde ſchwer.

Quintus.

O bitte, leide mich!

Lucius.

Wohlan, ſo ſteh'
Dort bei den Pfunden; wenn's zu Händeln kommt
Und wenn die Schalen ſchwanken, ſetze du
Dich auf und gib uns günſtigen Entſcheid.

(Quintus nach oben.)

Sextus (auf der Höhe).

Sextus.

Triumph! Einſtimmig fiel der Väter Spruch
Auf Krieg mit Veji!

Fabier (durcheinander).

Rache! Krieg! Triumph!

Gaius.

Seht jene dort, ſie ſtehen dicht gedrängt
Und ſchweigen zornig.

Lucius.
Stilles Krämervolk,
Sie rechnen arglos, was die neue Frucht
Im Haſen gilt. Triumph, der Sieg iſt unſer.

Numerius (von oben).

Numerius.
Was jubelt ihr? verhalle, froher Ruf!
Werft eure Waffen in den Schrein zurück,
Demüthig hüllt die Glieder in das Kleid
Von Angeklagten, denn der Richter naht.

Lucius.
Kaum ſingt die Lerche, ſchreit der Kukuk drein.

Numerius.
Weil ſehr gefährlich dieſer Zeiten Lauf,
Und daß die Meinung auch der Menge wir
Gewinnen, ruft bekümmert der Senat
Die mächtigen Tribunen ſich zum Schutz,
Sie freundlich zu bereden.

Gaius.
Unerhört!
Das Volk zu laden in den höchſten Rath.

Numerius.
Jetzt wird gefeilſcht um unſres Hauſes Ehre,
Ich warf den Seſſel um und ſchritt zur Thür,
Die Kränkung nicht zu ſehen.

Zwei **Diener** mit Stäben, **Sicinius** und der andere **Tribun** längs dem Säulengange zum Senat.

Sextus.
Seht, es wandelt
Zur Halle feierlich das ſaubre Paar.

Annius und Bürger.

Heil den Tribunen, Heil Sicanius!

Gaius.

Hinweg mit ihnen aus dem Licht der Sonne!

Annius.

Er läſtert die Tribunen, treibt ihn fort!

Sextus.

Verflucht ihr Handwerk!

Bürger (drohend).

Schlagt zu Boden ihn!
Er frevelt an dem Volke.

Lucius.

Holla, Quint!
Hab' Achtung, ſo beginnt die Balgerei.

Spurius, Publius, Landleute (von der Seite).

Spurius.

Still, Nachbarn! Frieden! ehrt den heil'gen Raum.

Lucius.

Hui, Spurius, der alte Ruheſtifter,
Er ſtört den Handel.

Numerius.

Zähmt die Ungeduld!
Erwartet ſtill die Rückkehr des Tribunen!

Lucius (zu Spurius).

Hör', Schlaukopf, manchen Krug Albanerwein
Trank ich in deinem Garten, dafür ſei
Geſegnet und beachte guten Rath;
Zieh' eilig heimwärts, thöricht iſt der Mann,
Der faules Waſſer miſcht zu gutem Wein.

Spurius.

Bewahr' auch du dich, luſtiger Genoß,
Den ärgſten Rauſch auf Erden ſchafft die Galle.

Lucius.

Ja, goldne Worte ſprichſt du, werther Greis.
Wir ſind wie Söhne fügſam dem Tribun,
Er ſchwenkt die Hand und unſre Kriegsgedanken
Zerſtieben in der Luft, ein Fliegenſchwarm.
Nur ſchmerzt es uns, daß er die Fliegenwedel
Sich aus den Schwänzen unſrer Rinder dreht.

Spurius.

Wer klug bewältigt das gekränkte Herz,
Der wirbt am ſchnellſten billige Genoſſen.

(Führt die Bürger weiter abwärts.)

Marcus (aus dem Senat).

Marcus.

O Schmach, o Uebermuth des ſchlechten Mannes!
Nicht Römer, — Sklaven ſind wir, die den Streich,
Der ihre Wange trifft, ſtill ſeufzend tragen
Und mit verzognem Antlitz kläglich ſich
Verneigen — ha! unſäglich iſt die Schande.

Lucius.

Was haſt du? rede, Held!

Marcus.

Wozu die Frage?
Fühlt euch ins Antlitz, das die Scham geröthet,
Sicanius verweigert uns den Krieg.

(Bewegung unter den Fabiern.)

Gaius.

Das wagt er im Senat?

Marcus.

Und wie er's weigert!

Mit kaltem Hohn verklagt' er unſern Stamm,
Uns warf er Herrſchſucht vor und Beuteluſt;
Er ſchalt die Väter, drohte mit der Wucht
Der Fäuſte, die ſein Wink zuſammen ballt.
In jedem Aug' erglühte Zorn und Scham,
Der Vater hob die Hand, und ſchweigend wies er
Zum Bild des Gottes, trotzig ſtand der Wicht. —
Das Aergſte kam, das Letzte tragen wir.

Numerius.

Das Letzte tragen wir am nächſten Tag,
Wenn der Tribun vor allem Volk verkündet,
Daß wir ein friedlich Dorf von Veji ſind,
Ehrlos und waffenlos, ein Beuteſtück
Für jeden Räuber. Heute ward's gebrütet,
Und morgen fliegt's in alle Länder aus.

Fabier.

Tod dem Tribunen!

Numerius.

Worte ſchlagen nicht.
Die Todesgötter helfen nur dem Arm.

Marcus.

Aus tauſend Wunden rann der Väter Blut
Für dich, unſel'ges, pflichtvergeſſnes Rom!
Gewaltig herrſchten ſie am Tiberſtrand,
Ihr Eigenthum war Tempel, Grund und See.
Jetzt ſtehen wir als Bettler in der Stadt,
Die wir gezimmert; herzlich flehen wir,
Von fremden Männern frevelhaft beraubt,
Um Recht und Rache; doch wie Bettler jagt
Der zugelaufne Haufen und ſein Held
Uns von den Stühlen. Pfui der bittern Schmach!

Lucius.

Mein Vetter!

Numerius.
Still, du kennſt ja ſeine Art.

Quintus (von der Treppe herabeilend).
Mein theurer Marcus!

Marcus.
Wer berühret mich? fort,
Du dreiſter Knabe!

Quintus.
Weiſe mich nicht ab!
Ich ehre mehr dich, als ich ſagen kann,
Laß neben dir mich ſtehen; was du thuſt,
Ich wag' es auch.

Marcus.
O ſtill, bethörtes Kind,
Und frevle nicht mit keckem Wunſche, geh'
Nach Hauſ', mein Bruder. Was die Seel' erfreut,
Ich will dir's ſchenken, Roß und bunten Zaum,
Doch gehe heim.

Quintus.
Ich will nicht Roß und Zaum,
Ich will dabei ſein, wo's zu treffen gilt.
Vertraue mir. Geheimes kann ich treu
Bewahren, deiner unwerth bin ich nicht.

Marcus.
Das nächſte Mal, ſo oft ins Feld ich ziehe,
Doch heute nimmer. Was geflüſtert wird,
Was ungeſprochen auf der Seele liegt,
Soll deiner Unſchuld nicht den Schlaf entweih'n,
Nur heute geh' nach Hauſe, liebes Herz!

(Quintus ab.)

Numerius.
Wirſt du erleben, morgen anzuſehn,
Daß der Sicanius auf offnem Markt

Die Waſſen uns zerbricht und aus dem Erz
Kochtöpfe für die Weiber Veji's hämmert?

Marcus.

Ich denke, wie man's heute hindert.

Numerius (mit einer Armbewegung).

So!

Sextus.

Verbergt die Meinung, der Senat bricht auf.

Senatoren, Sicanius, vor ihm der **Diener,** von oben herabſteigend.

Numerius.

Das Antlitz wendet, der Verruchte naht.

Spurius, Annius, Publius.

Heil dem Tribunen!

Fabier.

Schande dem Verräther!

Auf ihn!

Spurius, Annius, Publius.

Zu Hilfe!

Alle Fabier.

Schlagt ihn nieder!

Volk.

Herbei!

Schützt den Tribunen!

(Getümmel, Spurius und Annius den Tribun ſchützend.)

Lictoren, Siſenna eilig die Stufen herab, das Getümmel theilend, hinter ihnen der **Conſul.**

Siſenna (von oben rufend).

Raum dem Conſul Roms!

(Stille.)

Conſul (auf den Stufen).
Dem Markte Frieden, Ehrfurcht dem Tribunen!
(Im Vorbeigehen.)
Gnäus Sicanius!

Sicanius.
Der Volkstribun
Vernimmt, was fragt der Conſul? — Raum, ihr Freunde!

Conſul.
Verhallend ſtirbt im Kreis der ſtillen Wände,
Was deine Zunge vor dem Rathe ſprach.
Gedenke morgen, daß du Römer biſt.
(Wendet ſich zum Abgang.)

Sicanius.
Der Römer Freiheit denk' ich heut' wie morgen,
Weil ich ſie fordre, widerſteh' ich euch.

Marcus.
Nicht Freiheit, Herrſchaft iſt, was du begehrſt.
Die eigne Macht genießend, weigerſt du
Das Recht dem Gegner, zornig, ſchadenfroh.

Sicanius (höhnend).
Die Macht gebrauch' ich, die das Volk mir gab,
Die eure ihr, die aus den Wolken ſtammt.

Conſul (anhaltend).
Sei Himmel oder Tiefe Quell der Macht,
Nur dem gebührt ſie, der ſich ſelbſt beherrſcht.

Sicanius.
Du forderſt Ruh' und gleiches Maß von mir,
Dem ungleich ihr das Leben habt zerriſſen?
Bei mir, der rechtlos wurde, ſuchſt du Recht?
Den edelſten Geſchlechtern gleicht das meine,
Mein Vater trug wie ihr den Purpurſtreif;

Da habt ihr mich, den adlig freien Mann,
Durch euren Spruch vom eignen Stamm geſchieden,
Gefehmt und ausgeſchloſſen vom Altar
Des Hauſes, abgewieſen im Senat,
Weil ſich mein Vater das Gemahl erwählt
Nach eignem Willen, nicht aus eurem Bann.
Die mich gebar, war eines Bauern Kind;
Unrühmlich ſchaltet ihr das Ehebett,
Ich leb' und athme gegen euer Recht.

Conſul.

Ein ſtrenges Urtheil ſchlug dein junges Herz,
Du aber, endlos die Vergeltung ſinnend,
Bedrohſt die Edlen und du triffſt die Stadt.

Sicanius.

Nicht deine Väter nur, auch meine trugen
Die feſten Steine zu den Mauern Roms.

Conſul.

Die Alten, deren Kraft du trotzig rühmſt,
Sie haben einſt die Hügelſtadt gegründet
Auf Zucht der Männer und beſcheidnen Muth;
Die Willkür, welche dreiſt der Seele Trieb
Hob über Brauch und Sitte, haßten ſie.
Ein ehern Band ſchließt jeden zum Genoſſen,
Den Sohn zum Vater und den Mann zur Stadt.
Wer ſich darüber hebt, vergeht. Der Bruder
Des erſten Königs überſprang die Mauer,
Die ſich das Volk als Heiliges geſetzt,
Ihn traf zuerſt des Richters ſcharfer Stahl.
Nichts gilt der Einzelne mit ſeiner Luſt,
Nur eine Liebe gilt: zum Vaterland;
Und die du hier als Adel hart verklagſt,
Sie ſind beſtellt zu Hütern ſolches Sinnes.

Sicanius.
Ihr Völkerhirten hütet klug die Herde
Zum eignen Vortheil im geſchloſſnen Raum.

Marcus (in heftiger Spannung).
Der Freche! hört, wie er den Conſul ſchmäht.

Conſul.
Zu niedrig iſt dein Maß der Männertugend,
Es reicht nicht an das Haupt des Fabius.

Sicanius.
Vergebens ſuchſt du mir mit hohem Wort
Die Meinung in der Zähne Schloß zu bannen,
Gelernt hab' ich zu leben fern von euch,
Und ſo wie ich kann Rom die Herren miſſen.

Marcus.
Ha, wirklich? ſo entbehrlich wurden wir?

Conſul.
Ruchloſes ſprichſt du, Aergres denkſt du noch —
Mir biſt du unverletzlich, nicht den Göttern.
(Conſul mit Siſenna und Lictoren ab. Getümmel.)

Sicanius (heftiger, ihm nachrufend).
Ich kenn' euch alle, grimmig haſſ' ich euch,
Tyrannen Roms! verwünſcht die ganze Sippe!

Marcus.
Der Bube!

Senatoren und alle Fabier.
Ha, Rache, Rache! trefft den Böſewicht!

Spurius, Annius, Volk.
Schützt den Tribunen!

Sicanius (in höchſter Leidenſchaft).
Fort, was hemmt ihr mich?

Noch Andres iſt zurück und Alles ſchleudr' ich
Euch in das Antlitz. Eurem Haſſe Trotz!
Nicht der Vejenter iſt der ärgſte Feind
Des Volkes, die Geſchlechter ſtehlen ihm
Alljährlich Frucht und Herden, unerſättlich! —
Ihr brüllt nach Krieg, wohlan, ihr ſollt ihn haben,
Krieg mit den Römern; werfen will ich euch
Aus euren Würden, daß ihr wieder ſeid,
Was vormals ihr geweſen, Räubervolk,
Armſel'ge Lungrer, die von Eicheln ſich
Und ſchlechtem Kohl ernähren! — Ha, und ſie,
Die Fabier, wer ſind ſie? wilde Hunde,
Die kläffend nagen am Gebein der Stadt.
Hinaus die Meute, treibt ſie aus dem Thor!
Des Volkes Peitſche ſchwenk' ich und ihr ſollt
Sie heulend fühlen.

Marcus (ſchreiend).
Ha genug! — (tonlos) Er ſtirbt.
(Wildes Getümmel.)

Sextus.
Werft ihn zur Erde, tragt ihn in den Strom!

Alle Fabier.
Vertilgt den Schurken!

Spurius.
Ehrt des Mannes Amt!

Annius und Volk (dagegen ſtürmend).
Errettet den Tribunen!

Lucius und Numerius (den Fabiern wehrend).
Halt, zurück!

Spurius (Sicanius zurückziehend).
Hinweg zum Hauſe!
(drängt ihn in das Haus.)

Siſenna (ſchnell durch das Getümmel).

Siſenna (befehlend).

Frieden auf dem Markt!

(Er ſteht in der Mitte, der Lärm verſtummt, Volk und Senatoren ab.)

Numerius (ſchnell zu Marcus).

Ich ſammle das Geſchlecht.

Marcus (der ſtarr im Vordergrund geſtanden).

Erwartet mich!

(Marcus, Fabius, Siſenna ſchnell ab, kurze Pauſe.)

(Abenddämmerung.)

Spurius aus dem Hauſe des Sicanius, darauf **Icilius** von oben.

Spurius.

Nie ſah ich Jemand, dieſem gleich, begierig
Sich ſelbſt zu ſchaden. Haſtig leitet er
Auf ſeine Saaten die geſchwollne Fluth
Von ſalz'gem Zorne. —

(Icilius von der Höhe.)

He, Knabe, Gaius, eifrig ſuch' ich dich.

Icilius.

Und ich den Vater, höre mich, o Herr!

Spurius.

Ich höre.

Icilius.

Stürmiſch drängt der Adern Blut
Mir nach dem Herzen; länger trag' ich nicht,
Was mich umhertreibt wie in wildem Traum.

Spurius.

Wer hat den Frieden meinem Sohn verſtört,
Gott oder Mann?

Icilius.

Es that's ein junges Weib.

Spurius.

Ein Weib, nichts weiter? — Iſt's ein Bürgerkind?

Icilius.

Die Jungfrau iſt's, die ich zur Stadt geleitet.

Spurius.

Die Fabia? des alten Conſuls Kind?
Nun, wenn's nicht ärger iſt, das will ich tragen,
Noch höher aufwärts war beim Styx unmöglich,
's iſt nah genug am Monde, tapfrer Sohn!

Icilius.

Sehr wünſch' ich, Herr, daß du mein Leiden trägſt,
Doch nicht mit Lachen, denn ein ernſt Geſchick
Erſcheint es mir auch deinem theuren Haupt.
Willſt du mich hören, gütig, ohne Zorn,
So ſegne dir ein Gott die ſchwere Stunde.

Spurius.

Wozu die Worte? Kinder wart ihr, habt
Grenzmännchen oft geſpielt, den Ball geſchwungen
Und euch die rothen Federn eines Spechts
In Liebe überreicht, das iſt verſtändlich!

Icilius.

Vergebens ſpotteſt du der heißen Glut,
Die mich mit Schauer und Entzücken füllt,
Ein großes Schickſal rührte mir das Haupt
Und reißt mich ſtürmiſch fort auf ſteilem Pfade.

Spurius.

Ich kenne das. Auch ich war einſt bethört.
Ich war ein ſchlanker Krieger ſo wie du
Und ſchwenkte kühn den Zipfel am Gewande,
Und ganz wie du ging ich in Liebespein.
's war keine Fabia, doch war ſie rund

Und lieblich. Da geſchah mir, kühner Sohn,
— 's war damals rauhe Zucht und alte Zeit —
Daß mir, dem Liebesgott, mein Herr und Vater
Mit einer feſten Rede den Befehl
Auf meine Schultern ſchlug: nach ſeinem Willen
Ein Weib zu freien — deine Mutter, Sohn —
Ein tapfres Weiblein, große Spinnerin.
Sie that ein ſchweres Unrecht nur, ſie ſtarb
Und ließ mir keinen Erben als nur dich.

Icilius.

O denk' an ſie, die beide wir verloren!
Auch ſie, die Tote, fleht durch meinen Mund,
O denke, wie auch du im Schmerz gerungen!
Am Tage war dein Antlitz eiſenhart
Und keine Klage drang aus deinem Munde.
Doch trauernd ſaßeſt du in ſtiller Nacht
Auf deinem Lager, Niemand hörte dich
Um die Geliebte weinen, nur der Sohn.
Sieh her, mein Vater, mir auch zuckt der Schmerz
Jetzt unbezwinglich im geſtählten Leib,
Auch ich erhebe ſchluchzend meine Hand
Zum Sternenhimmel in der ſtillen Nacht,
Und klag' um ſie, die Lebende, die mir
An jedem Tage noch von neuem ſtirbt,
Und die ich zu gewinnen nicht vermag,
Und zu verlieren nimmermehr ertrage.

Spurius.

Was? wie? du denkſt daran? du wagſt im Ernſt? —
Still, Gaius, ſchon das Sprechen bringt Gefahr.

Icilius.

Mit meinem Leben häng' ich an der Magd,
Und wie dem Manne ziemt, begehr' ich ſie
Zu meiner Hausfrau.

Spurius.
Du bethörter Sohn!
Des Conſuls Kind! vergeblich freite jüngſt
Der große Tuskerkönig um das Weib.

Icilius.
Ein Bürger bin ich, und dem größten Herrn
Der Fremde gleichet ſich der freie Mann.

Spurius.
Doch nicht dem Adel. Der Geſchlechter Brauch
Verbietet ſolch ein Bündniß.

Icilius.
Ungerecht
Gab ſolche Satzung ſich der Adel ſelbſt.

Spurius.
Ihr Glauben iſt's an Ebenbürtigkeit,
Ihr Hausgeſetz, uralt und eiſenfeſt.

Icilius.
Auch Eiſen bricht des Mannes ſtarker Wille.

Spurius.
Wer ſich nicht ſcheut vor blutbefleckter Hand,
Der mag's verſuchen, wir berühren's nicht.

Icilius.
Und find' ich keine Hilfe ſelbſt bei dir,
Dann treibt zur Ferne mich ein bittrer Zwang.
Ins ſchwarze Meerſchiff trag' ich Helm und Waffen,
Genoſſen werb' ich zu verwegner Fahrt
Und ſuche Kampf und Beute fern von Rom.
Schon Manchen hat der Krieg auf eigne Hand
Erhöht; denn aus den Wogen flog die Kunde
Von ſeinem Siege preiſend nach der Stadt,
Und bei der Heimkehr jauchzt' ihm alles Volk.

Spurius.
Im Meere ſucht das Gold der Erbeloſe,
Doch nicht der Sohn des reichen Spurius.
Ein ſchlechtes Handwerk.

Icilius.
Und ein letztes bleibt.
Der Kriegsgott öffnet die metallnen Thore,
Von ihm erfleh' ich Ende meinem Leid.
Denn wer dem Feinde ſchrecklich ſich bewährt,
Der ſteigt empor zum Rath des hohen Adels.

Spurius.
Ein traurig Wagen! So viel tauſend Tode
Vielleicht ein Leben! — Ei, mein altes Haupt,
Welch wilder Sturmwind fällt auf dich herab!
Dahin des Hauſes Ruhe, hin die Freude
An wohlgeborgner Ernte, am Gedeihn
Der neuen Herde von Campanervieh!
Er wurde toll und ſchweift ins Ungeheure.

Icilius (zu ſeinen Knieen).
O zürne nicht dem ungefügen Wort,
Die höchſte Noth wirft mich zu deinen Füßen.
Seit Jahren berg' ich's ſtill in tiefſter Seele
Und zwinge grollend mein verwegnes Herz;
Jetzt, Vater, ahn' ich, ſie auch iſt mir hold,
Jetzt fluthet mächtig auf der Seele Drang,
Und in mir ruft es laut, des Conſuls Kind
Gehört zu dir, du ſollſt ſie dir erringen.

Spurius.
Mein Sohn!

Icilius.
Doch ach, was bin ich ohne dich?
Nur deine Weisheit kann das Ende finden. —

Und weigerſt du dem Flehenden die Hand,
Dann bei dem höchſten Gott beſchwör' ich dich,
Entlaß noch heute mich von Hof und Stadt,
Daß ich nicht ruhmlos ende wie ein Knecht. —
Im Elend und in frecher Waffenthat
Will ich vergeſſen, wo die Flamme lodert
Des alten Herdes, den der Ahn' gebaut,
Will ſie vergeſſen, dich, das Heimatland.

Spurius.

Mein Sohn!

Icilius (dringender).

Denn, Vater, nicht ertrag' ich mehr
Der Jungfrau Stimme, die der Abendwind
Von ihrer Feldmark trägt in deine Höfe.
Ihr flatternd Kleid, ihr holdes Angeſicht,
Die Blüthe ihrer Jugend töten mich;
Und grauſend ſeh' ich mit empörten Sinnen
Von Brautgenoſſen einen wilden Zug,
Ein bleiches Weib in flammenrothem Schleier,
Die zu dem Lager eines Andern gleitet.
O weh mir Armen! weh dir, armer Vater!

Spurius (den Stab über den Knieenden haltend).

Du biſt mein Sohn, mein beſtes Eigenthum,
Mein Wille ſoll dir leiten alle That,
Was deine Kraft beſchädigt, trifft auch mich.
Jetzt ſeh' ich ſchwer beängſtet deine Seele
Und kummervoll bedenk' ich das Geſchick.

Icilius.

Die Nachbarn all' erbitten deinen Rath,
Als klugen Kaufherrn rühmt dich jeder Fremde,
O ſuche deinem Sohne jetzt die Rettung,
O hoffe, daß ſie nicht unmöglich iſt!

Spurius.

Unmöglich iſt es, mit geſtreckter Hand
Herabzureißen den gehörnten Mond,
Nicht thut es noth, vor ſolcher That zu ſcheuen,
Doch zwiſchen Rom und Römern gibt es wenig,
Was ſo unmöglich iſt. Nur wo der Mann,
Der kühn vermeſſne, zu erreichen wagt,
Da ſoll er mit Beſcheidenheit entſagen. —
Du biſt ein Frevler, doch du biſt mein Sohn,
Ein Narr biſt du und machſt den Vater närriſch.
Ich ſage nicht, einſt führſt du jene heim,
Denn hochbedenklich iſt es, hoffnungslos,
Darauf zu trauen. — Dennoch will ich thun,
Was meine Kraft vermag.

Icilius.

O Vaterherz,
Demüthig dank' ich, als dein Sklave will
Ich duldend wagen, was dein Mund gebeut.

Spurius.

Ich kenne dich, mein Sohn. Weil ich mich fürchte,
Daß ein verzweifelter Entſchluß mir ſchnell
Den Erben raube, darum hör' ich an,
Sehr widerwillig, was du thöricht flehſt.
Doch weiß ich auch, du biſt der Händler nicht,
Der ſich Gewinn auf vielgewundnen Wegen
Vom Schaden Andrer hartgeſinnt erwerbe,
Und deshalb fordr' ich, einſt gedenke dran,
Daß du dem Vater hier Gehorſam lobteſt;
Nach deinem Willen ſä' ich, was wir ernten,
Du trägſt es feſt.

Icilius.

Mein Leben ſetz' ich ein.

Spurius.

Wohl auch das meine, wie? Du trunkner Gaius! —
Das Leben wagt ein Jeder um Gewinn,
Der Schiffer wagt's im ſturmgepeitſchten Meer
Und dreiſte Knaben um ein Vogelneſt.
Doch Schickſal gibt es, herber als der Tod,
Und wer das Ungemeſſne für ſich fordert,
Der ſoll bereit ſein, Ungemeſſnes auch
Zu thun, und wenn der Gott gebeut, zu tragen. —
Genug der wilden Rede! — Still, man kommt.

Icilius.

O all ihr Götter, ſieh, dort naht ſie ſelbſt.
Vom Tempel der Veſtalin, ihrer Baſe,
Geleitet heimwärts ſie der Diener Zug.
(Dunkel.)

Fackelträger, Fabia, zwei Dienerinnen, Diener.

Spurius.

Halt' an, laß ſie vorüber, rede nicht.

Fabia (ſteht ſtill, der Zug hält).

Gaius Icilius!

Icilius.

Du rufſt mich, Herrin?

Fabia.

Kühl weht die Abendluft, gedenke, daß
Um unſertwillen dich die Wunde ſchmerzt,
Denn aus dem Fluſſe ſteigt im Nebelkleid
Der Geiſt des Fiebers und umzieht verſtohlen
Des Menſchen Bruſt mit bläulichem Gewande.
Ich fürcht', er naht auch dir.

Icilius.

Du holde Sorgfalt!
Mein Hausherr iſt's, der mich bis jetzt verweilt.

Fabia.

Mein Vater, zürne nicht, daß wir den Sohn
Dir wie ein Vöglein noch gefangen halten.

Spurius.

Sie nennt mich Vater, ei, das arme Kind!

Fabia.

Schon trägt er ungeduldig unſre Pflege
Und will nicht krank ſein; — bald entſenden wir
Ihn dir zurück, dann bleibt uns nur im Herzen
Erinnerung an ihn und ſtiller Dank.

Spurius.

Was er im Kampfe jüngſt gethan, das thäte,
Jungfräulein, dir jedweder Römer gern,
Doch iſt der Knabe brav und treu geſinnt,
Aus feſtem Kernholz mäßig gut geſchnitzt,
Und wohl berathen iſt, wer ihm vertraut.

Fabia.

Das glaub' ich, lieber Vater. — Lebe wohl!
Und bitte, zürne nicht!

(Ab mit Gefolge.)

Spurius.

Leb' wohl auch du! —
Und wieder hat ſie Vater mich genannt.
Ein angenehmes Weib, ſehr ſäuberlich
Und zart. — Ich will dir helfen, ſo ich kann. —
Schweig und ans Werk! Im Hauſe des Licin
Sind jetzt die Aelteſten der Landgemeinde,
Seßhaftes Volk und feſte Bauerſchaft,
Verſammelt zu bedächtiger Berathung.
Unbillig ſcheint ſo Manchem der Tribun,
Der einſam dort mit den Geſchlechtern grollt;
Vielleicht bered' ich heut die Landgenoſſen,

Dem Zänker öffentlich zu widerſtehn,
Wenn er den Kriegszug vor dem Volke weigert;
Vielleicht gibt meine leiſe Red' und Drohung
Ihm ſelbſt für morgen die Beſonnenheit.
Merk' auf, das ſei der Anfang, unſre Hilfe
Dem Conſul werth zu machen.

Icilius.

Dank, mein Vater!

Spurius.

Dich ſend' ich heut noch, wie das Fräulein will,
In dein Gefängniß, morgen auf das Land,
Denn ob der Adel und das Volk ſich raufen,
Ob dir die Seele wie ein Neſtling flattert,
Die Rinderherden und das Saatgefild
Gehn allem vor.

Icilius.

Du eilſt ſo ſehr.

Spurius.

Die Nacht
Steigt auf und Vieles hab' ich noch zu thun.

Icilius.

Doch ich geleite dich. Unheimlich ſind
Die Stunden für den Mann, der einſam wandelt.

Spurius.

Hinweg zum Conſul! Sicher weiſt der Stab
Die Wege mir und Jedem, der mich kreuzt.

Icilius.

Die Götter ſchützen dich, mein Herr und Vater!

(Ab zu verſchiedenen Seiten.)

(Pauſe.)

Marcus, **Numerius**, **Lucius**, **Sextus**, **Gaius**, die **Fabier**, verhüllt, geräuſchlos die Stufen herab. Einige halten Wache auf der Höhe, Andere eilen an die Ausgänge und vor das Haus des Tribunen, deſſen Thür ſie verdecken, alle in wechſelnden, unruhigen Gruppen. **Marcus** und **Numerius** nach vorn.

Numerius (herabſteigend).
Die Schaar der Wölfe trabt heran, Tribun,
Du ſchmähteſt ihr Gebell, heut fühle, daß
Sie lautlos beißen.

Marcus (herabkommend).
Abwärts führt der Weg
In ſchwarze Tiefe, wie zum Schlund der Erde.

Numerius.
Ein dunkler Schatten deckt die Häuſer Roms,
Sie trauern um des lauten Redners Fall.

Marcus.
Das Volk der Sterne barg den frohen Schein,
Es freut ſich nicht der ſpäten Männerjagd.

Numerius.
Sie ſind verhüllt gleich uns und helfen mit.

Marcus.
Wohl ruft auch mir ein ruheloſer Geiſt,
Es muß geſchehn für Rom und unſer Heil.
Geſchmäht der Conſul, tief beſchimpft der Adel,
Die Fabier gekränkt vor allem Volk,
Und Rom verrathen an den ärgſten Feind;
Und athmet er im nächſten Sonnenlicht,
Dann wirft ſein Grimm, ein unterirdiſch Feuer,
Das große Haus des Staats in Trümmer — was
Erklang dort oben? —

Numerius.
Stahl an Stahl, das Zeichen.
Die Brüder ſind geſammelt.

Marcus.

Doch, Numer,
Doch all mein Hoffen geb' ich drum; o ſchaffe,
Daß jetzt die Sonne hell um uns erglüht,
Und er in Rüſtung mir, dem nackten Mann,
Zum letzten Kampfe gegenüberſteht.
Hier iſt es mir zu ſtill.

Numerius.

Was ſoll das Murren?
Schweig, daß dich keiner von den Vettern hört,
Es ward beſchworen in dem Rath der Jugend,
Wir haben keine Wahl.

Marcus.

Das freilich war
Das rechte Wort, es ſparet uns den Athem.

Numerius.

Und nimmt ihn jenem. — Eilt, ihr Blutgenoſſen!
Du kennſt des Hauſes Wege, Lucius?

Lucius.

Es iſt Geſetz, daß der Tribunen Thür
Dem Volk geöffnet ſtehe Nacht und Tag.
So dringen leicht wir ein. — Am Thore ſchläft
Ein alter Diener, ſonſt im leeren Bau
Niemand als er, das macht ihn lieb den Armen.

Numerius.

Heut ſchafft's ihm Leid. Du, Lucius, verſchließe
Den Mund des Pförtners, halte frei die Thür. —

(Lucius mit Gefährten nach dem Haus, deſſen Thür bis zum Ende der Scene durch Fabier verdeckt iſt.)

Wer thut den Sprung in des Tribunen Hürde?

Marcus.

Nur einer ſoll es thun, daß die dort oben
Ihn ſtrafen oder gnädig ihn der Schuld
Entſühnen. —
Wer, Brüder, wagt dem ſtillen Gott zu trotzen,
Der Jenem dort des Hauſes Frieden wahrt
Und ſüßen Schlummer? Der verruchte Leib,
Als unverletzlich iſt er fromm geweiht;
Wer wagt den Zorn der hohen Rachegötter?
Wer wagt es für die Stadt und unſern Stamm?
So heb' ich meine Hand, ich will es thun.

Numerius.

Ich auch.

Sextus.

Und ich.

Fabier.

Wir alle.

Gaius.

Marcus nicht.
Du, Vetter, hüte dir die Hand. Du biſt
Zum Conſul auserwählt für's nächſte Jahr,
Kein Götterfluch ſoll an dem Arme hängen,
Der Aller Schickſal lenkt.

Numerius.

Er redet wahr,
Du, Marcus, ſtehſt zurück und wählſt den Einen.

Marcus.

Wohlan! Heraus die Meſſer! Weſſen Stahl
Zuerſt den meinen rührt, der ſoll es thun.

(Zieht ſeinen Dolch und hält ihn vor ſich hin. Numerius, Sextus, Gaius ſchlagen mit ihren Meſſern ſchnell heran.)

Ha, Sextus, du! triff gut!

(Zu Lucius, welcher eilig herankommt.)

Seid ihr bereit?

Lucius.

Die Thür ſteht offen und der Pförtner ſchlief
In ſeiner Zelle, jähling warfen wir
Sein Oberkleid ihm über Haupt und Bruſt
Und ſchnürten ihn zu einem Bündel.

Numerius.

Wie?
Ihr traft ihn nicht?

Marcus.

Ich wollte nicht, du Schlächter!

Numerius.

Bedenke —

Marcus.

Nichts.

(Zu Sextus.)

Schlag' ſchnell und tief, hinein! —

(Sextus ſchnell ab nach dem Hauſe.)

Ihr aber haltet ihm die Totenwache.

(Kurze Pauſe, ſtarre, lauſchende Gruppen. Marcus tonlos:)

Die Nacht iſt rauh, mich fröſtelt.

Numerius.

War der Tag
Doch heiß für den Senat, jetzt wird es kalt
Hier und dort drinnen.

Marcus.

Wohl, du ſagſt es. — Sieh,
Ein Etwas ſchwebt um unſer Haupt — es flattert
Um dich und mich im Kreiſe.

Numerius.
'ſ war ein Nichts.
Ein Ungeziefer war's der Nacht.

Marcus.
Wohl möglich!
Ein Nichts! Es ward aus ſeinem Neſt geſcheucht, —
O daß er mit dem Schwert den Feinden trotzte!
(Sextus ſtürzt aus dem Hauſe.)

Numerius.
Iſt es gethan?

Sextus.
Er lebt. Im Atrium
Bei dem Altar des Hauſes ſteht das Lager,
Die Lampe brannt', ich ſprang heran, da ſah
Des Mannes Aug' ich feſt auf mich gerichtet,
Er griff mir an den Hals, die Leuchte fiel
Zu Boden, mir entglitt —

Marcus (ihn unterbrechend).
Ha! arge Memme!
Er ſah dein Angeſicht und lebt? Und wir,
Der theure Vater, unſer hohes Haus,
Wir ſind entehrt beim nächſten Sonnenſtrahl.
Er ſah die Fabier als Mordgeſellen
Und lebt? —
Jetzt ſtirbt der Mann und hätt' er hundert Leben!
Gebt Raum!
(ſpringt in das Haus, in demſelben Augenblick:)

Spurius.

Spurius (hinter der Scene).
Wer da? Sicanius!

Numerius (halblaut).
Dorthin!

Stecht Jeden nieder, der ſich naht — und ihr
Entweicht!
(zu Marcus, welcher aus dem Hauſe ſtürzt)
So ſtarb er?

Marcus.

Meinen Namen rief er
Und ſtarb. —

Spurius (hinter der Scene).

Holla! was regt ſich hier?

Numerius.

Hinweg!
(reißt Marcus mit ſich fort, die Fabier ſchnell theils nach der Höhe, theils nach der Seite ab.)

Spurius (allein, vorſichtig).

Leer iſt die Stätte, doch im Dämmerlicht
Sah ich's wie Schatten auf- und niederſchweben;
Sie ſchwanden, da ich rief. Wen ſo die Stimme
Des ſpäten Wandrers aus dem Wege ſcheucht,
Dem graut vor Menſchen.

Diener.

Diener (im Hauſe).

Hilfe! Hilfe!

Spurius.

Was ruft
Und wimmert hier? — Es ſträubt ſich mir das Haar,
Unſichtbar ſind, die ſo im Dunkel ſtöhnen!

Diener (im Hauſe).

O Hilfe meinem Herrn!

Spurius.

Horch, wieder ruft's,
Das war ein Sterblicher, in dieſem Hauſe
Verbirgt ſich Unheil — Götter, ſchützet mich!
(Schnell ab in das Haus.)

Lucius, Gaius (ſchnell von rechts vor dem Hauſe).

Lucius.

Wer war der Mann?

Gaius.

Nicht fremd klang ſeine Stimme.

Lucius.

Ich muß ihn ſehen.

Gaius.

Flieh, er ruft die Bürger.

(Beide ſchnell ab.)

Spurius

(ſtürzt zitternd aus dem Hauſe, den Diener nach ſich ziehend).

O Gräuel, Gräuel!

Diener (auf dem Boden knieend).

Helft, ihr Bürger Roms!

Spurius.

Still, Knecht, kein Wort, wenn du nicht enden willſt
Wie er. O furchtbar! Jammer über Rom! —
Schweig, Alter, 's gilt dein Leben. — Sieh mich an,
Du kennſt mich.

Diener.

O Icilius!

Spurius.

Kein Wort!
Auch uns umlauert Tod und Untergang. —
Die das Geſetz in ihrer Hand bewahren,
Den Bürger meucheln ſie in ſtiller Nacht —
Wer that's, Unſeliger, was ſahſt du? ſprich!

(Mondlicht.)

Diener.

Ich war entſchlummert, Fluch den müden Augen!
Erwachend fühlt' ich mir das Haupt verhüllt,

Von ſtarken Händen feſtgeſchnürt die Glieder,
Ich wand und warf mich ſeufzend auf dem Boden,
Bis ſich die Feſſeln löſten; ängſtlich ſah
Ich leer die Stätte, tot den lieben Herrn.

Spurius.

Genug! Ich war dem toten Mann vertraut,
Und meine Bürgſchaft kann dein Leben retten.

Diener.

Herr, ſchütze mich!

Spurius.

Schweig, folge meinem Wort!
In meinem Hauſe birg dich dieſe Nacht,
Im Morgengrau geleiten meine Diener
Dich heimlich auf das Land. Den Ring hier zeige
Dem Pförtner. — Und was hier geſchah — du kennſt
Den Mörder nicht? du ſahſt nicht? hörteſt nicht?
Geſtalt, die Stimme, nichts erkannteſt du?
Das kann dich retten! Willſt du leben, flieh
Und ſchweig! —

(Diener ab.)

Du zitternd Mondlicht, wirf den bleichen Schein
Auf dieſes Zeichen, das ich aus der Hand
Des Toten löſte. — Ha! die Meute kenn' ich,
Die gräulich hier ein Römerwild gejagt.
Der Fabier Kleinod iſt's — ſie ſchlugen hier!
Das riß der Tote von dem Hals des Schlächters!
Schnell berg' ich dich im heimlichſten Verſteck;
Des eignen Heils gedenk' ich, und die Thür
Des Toten ſchließend weich' ich von der Stätte. —
Dein Schickſal halt' ich, großer Conſul! Bete,
Daß dir und mir der Fund zur Rettung ſei.

Dritter Act.

Scene:

Atrium im Hauſe des Conſuls. Auf den Stufen tragen zwei Säulen das Hausdach, welches über die Treppe vorſpringt. Zwiſchen den Säulen ſteht oben der maſſive Herd mit Steinplatte, dahinter dunkle Wand mit den kleinen Holzbildern der Laren. Oben rechts und links von der Herdniſche Eingänge, welche durch Vorhänge geſchloſſen ſind. Der Vordergrund unter freiem Himmel; an den Eingängen beider Seiten Steinwände und Säulen, umrankt mit Weinlaub, welches auch am Gebälk des Daches entlang läuft. Korb mit Kränzen. Ein Seſſel.
An der Säule ein runder, eherner Schild.

Fabia.

Fabia (von oben).

Dich grüß' ich, holder Morgen, reines Licht!
Von Gold umfloſſen leuchtet Stein und Laub,
Und ſtill erwartend blickt der Menſch empor,
Ob Glück, ob Leid aus dir herniederſteige,
Denn hinter deinem Glanze naht verhüllt
Des Tages Schickſal, ernſt und hochgewaltig. —
Noch regt ſich nichts im großen Bau der Ahnen,
Das Kind des Hauſes nur gedenkt der Pflicht,
Den guten Geiſtern, die um Herd und Saal
Geſchäftig weben, üb' ich frommen Brauch;

(Das Herdfeuer flammt auf.)

Und ſo den Stein umkränzend und die Laren,
Erfleh' ich Fried' und Segen jedem Haupt,
Dem unſer Dach hilfloſen Schlaf beſchirmte.

Icilius (in Reiſetracht).

Icilius.

Wie deine Arbeit ſei der ganze Tag
Voll Glanz und Freude!

Fabia (von oben).

Danke, ſei gegrüßt! —
Dem frohen Gott des Herdes berg' ich erſt
Sein kleines Bild in ſchwerem Kranzgewinde,
So neck' ich ihn, er kränkte mich zur Nacht.

Icilius.

Der luſt'ge Hausgeiſt, der im Herde wohnt?
Er ſtraft die Jungfrau, die den Herd verſäumt,
Durch Nachtgeflügel ſtört er ihren Schlaf,
Raſtloſe Mäuſe ſendet er und Hummeln
Und ſauſend Käfervolk.

Fabia.

's iſt ernſter, höre!
Seit ich als Kind den Herd umlaufen lernte,
Hab' ich die Silberſchale ihm gefüllt
Mit Wein und Speiſe; ſtets war er mir hold,
Oft ſah ich ihn im Traum; ein kleiner Mann
In grauer Kappe, ſchritt er durch den Saal
Und wandte lachend mir das Antlitz zu.

Icilius.

Die Götter ſchauen iſt des Kindes Recht.

Fabia.

Das war vor Zeiten, damals war ich klein,
Heut Nacht ſah ich ihn wieder.

Icilius.

Wohl, im Traum.

Fabia.

O traurig war's, er kannte mich nicht mehr;
Das Haupt gebeugt und klagend ging er um,
Als ſucht' er Etwas, das verloren war.
So ſchritt er fort vom Herde, weiter fort,
Und wie gebannt ich ängſtlich hinterdrein
In lange Gänge, lichtlos, grauſig, leer;
Und immer kleiner ſchien er, immer ferner,
Zuletzt verſchwand er ganz, in kalter Oede
Blieb ich zurück und weinend fuhr ich auf.

Icilius.

Nichts Arges droht das Nachtbild. Nimmer läßt
Der gute Geiſt des Lebens von den Seinen,
So lange hell des Hauſes Feuer glänzt;
Erſt wenn der letzte Funken ausgeglüht,
Dann weicht er trauernd aus dem kalten Herd.

Fabia.

Doch ahn' ich, was der Kindertraum bedeutet,
Dem Hauſe ſcheidet ein willkommner Gaſt;
Gerüſtet ſeh' ich dich. —

Icilius.

Der Vater ruft,
Zum Kampf bereitet ſich das Volk der Gaue,
Und ruhelos erſehn' ich mir die Stunde,
Wo hell der Kriegsruf in die Höfe ſchallt.

Fabia.

Die Stimmen hörſt du, die zur Ferne mahnen,
Das Mädchen nicht, das dich im Hauſe hält.

Icilius.

Im Streit der Männer ſuch' ich mir den Frieden,
Und von dem Siege hoff' ich neues Glück.

Fabia.

Unholder! nicht empſindeſt du die Trauer
Der Schwachen, die daheim um das Geſchick
Der Speergenoſſen bittres Leid erduldet.
Gleichgültig gegen Tod und kalt im Herzen,
Gefühllos auch für Lieb' und Frauenleid,
So ſtürmt ihr abwärts, und das Ende wird
Ein jähes Stürzen euch, Verzweiflung uns.

Icilius.

Hart tönt die Klage, dennoch hört mein Ohr
Entzückt geheimen Sinn aus ſtrengen Worten.

Fabia.

Geh, Gaius, geh, und töte wie die Andern,
Bis wie die Andern dich der Feind erſchlägt.
Nur wenig gilt dir eines Weibes Schmerz.
Dich halt' ich länger nicht, die Angſt verberg' ich
Im tiefſten Herzen, und mein Antlitz ſei
So kalt wie deines.

Icilius.

Ernſthaft zürnſt du mir!
So gut verhehlt' ich, was mein Leben füllt?
Was ich vom Kriegsgott flehe, weißt du nicht?
Du biſt's, für die ich athme, dich begehrt
Mein Sehnen, all mein Sorgen ſchwebt um dich.
Geflügelt ſchreit' ich durch die Heimatflur,
Erfüllt von deinem Bilde. Trunken macht
Dein ſüßes Lachen, und noch lange lebt
Der Ton im Herzen, wie ein Kinderſang;
Und jedes ernſte Wort, es rührt mich tief,
In herzlicher Bewegung könnt' ich weinen,
Nur Scham verhindert mich und Stolz des Mannes.
So leb' ich, dich nur fühl' ich, immer dich!

Fabia.

O ſtilles Ahnen, lieblich wirſt du laut.

Icilius.

Wo du verweilſt, erfüllt mich ſtiller Friede,
Dann athm' ich glücklich ohne Wunſch und Leid;
Doch fern von dir naht quälend die Verzweiflung,
Dann tobt im Aufruhr jede Macht der Seele,
Angſt treibt und Hoffnung, jede wird mein Herr,
Hebt mich und wirft mich, ein Geſchlecht von Rieſen,
Die höhnend ſpielen mit dem armen Leib.

Fabia.

Ein Schauer faßt mich; mein Verhängniß naht.

Icilius.

Schreckt dich die Flamme, die du lang' genährt?
Die Hülle bricht, ſie lodert frei zum Himmel,
Was ſie verbrenne, ha, mich kümmert's nicht.
Den Stolz der Deinen, das Geſetz der Stadt,
Das heil'ge Gaſtrecht, das ich frech verrathe,
Nichts fühl' ich, nichts verehr' ich. Feinde ſind's,
Die dich mir weigern, tödlich haſſ' ich ſie.
Und alle ſeng' ich wüthend von der Erde,
Und auf den Trümmern will ich trotzig ſtehn
Und dich erfaſſen als den Preis des Sieges.

Fabia.

Weh über mich! ich bin der Fabier Kind,
Ich weiß, warum mein Schutzgeiſt ſucht und klagt.

Icilius.

Du birgſt die Augen? zürnſt du dem Verwegnen?
Mit Frevelworten hab' ich dich gekränkt,
Ruchlos zerbrach ich dir der Seele Frieden
In ſchnellem Wahnſinn, o vergib, vergib!

Unſelig bin ich, Fluch der tollen Klage!
Straft mich, ihr Unſichtbaren, die das Weib
Im Vaterhauſe gnadenvoll umſchweben,
Rächt jeden Frevel, den die Lippe ſprach,
Und alle Unthat, die ich je gedacht!
Hier liegt mein Haupt, o ſchüttet über mich
Die Schalen eures Zorns, nur gebt ihr wieder
Ihr Kinderlachen, das ſo ſelig klang!
(Wirft ſich auf den Stufen nieder.)

Fabia
(eilt in heftiger Bewegung zu ihm und berührt leiſe ſein Haupt).
Von jedem Unheil, das dein Haupt bedrohe,
Von jeder Rache, die ein Gott dir ſinne,
Von Fluch und Gnade fordr' ich gleichen Theil.
Iſt euch ein Frevel, daß er treu mich hielt
Und werth vor Andern, — o ſo ſtraft auch mich,
Denn, hohe Götter, gleich iſt meine Schuld —
So lang' ich denke, ſorgt mein Herz um ihn.

Icilius (aufſpringend).
Du holdes Weib!
(Will ſie umfaſſen.)

Fabia (abgewendet).
Zurück und ehre mich!
Die Jungfrau ſteht vor ihrer Väter Herd. —

Icilius.
O Segen über dich für dieſe Stunde
Und heißen Dank!

Fabia.
Geh, du Geliebter, geh!

Icilius.
Sieh, froher Geiſt, der in dem Feuerſchein
Den Hausgenoſſen treu das Leben hütet,

Der hellſte Funken ſprang von deinem Herd
Mir in die Bruſt, und heimlich berg' ich ihn
Und trag' ihn aus dem Hauſe. Sei bedankt!
Und kehr' ich wieder, ſei's zu ihrem Glück!

Fabia.

O eile nicht, der Mund nur treibt zur Reiſe.
Die Hand will feſt dich halten. — Aengſtlich iſt
Dies Scheiden — denke mein — und lebe wohl!

Siſenna.

Siſenna (im Vorübergehen).

Der zweite Bote ruſt zum Vater dich,
Und heſtig war ſein Drängen.

(Ab nach oben.)

Icilius.

Sieh, ich komme.
So lebe, Jungfrau, wohl, gedenke mein!

Fabia.

Gedenke mein!

(Icilius ab.)

Er ſchwindet und ich ſtehe
Verwandelt, fremd in meiner Ahnen Haus.
Wild durcheinander toben die Gedanken,
Nur eines fühl' ich, all mein Leben fliegt
Zu ihm. —

Conſul, Siſenna, darauf Marcus (von oben).

Conſul.

Dein junges Antlitz tief umwölkt?
Zürnſt du den Brüdern, die ſich Krieg erflehn?
Wir rüſten, doch mein Mädchen hütet mir
Im Haus die Diener und den Schatz der Truhen.

(verabſchiedet ſie gütig, Fabia ab.)

Wie war die Nachtruh'?

Siſenna.

Müde ſchlief die Stadt,
Nur um die Häuſer der Tribunen ſchlich
Verhülltes Volk.

Conſul.

Sie hielten Rath für heut.

(Marcus auf der Höhe.)

Siſenna.

Die alte Kraft der Gaue war geſammelt,
Dort ward beſchloſſen, wenn Sicanius
Den Heereszug auch heut verweigert, ſoll —

Conſul.

Nun?

Marcus.

Rede.

Siſenna.

Soll der andre Volkstribun
Zu euch ſich ſtellen, und das reiſ'ge Volk
Wird willig Antwort geben, wenn du rufſt.

Conſul.

O Schutzgott Roms!

Marcus (für ſich).

O ſchreckenvolle Fügung!

Siſenna.

So ward unſchädlich der Sicanius.

Marcus (für ſich).

So ward unſchädlich der Sicanius
Um nichts. Ein Irrthum, eine Täuſchung war's,
Das Ungeheure ward verübt um nichts.

Conſul.

Wie kam die Kunde dir, Siſen?

Siſenna.

Zur Nacht,
Der Spurius entſandte frohe Boten
Vom Hauſe des Licin an ſeinen Sohn,
Wir führten ſie zu Marcus Fabius,
Doch weigerte der Diener uns die Thür.

Conſul.

Das war gefehlt, mein Sohn, die Nachricht hätte
Dem alten Conſul nicht den Schlaf gekürzt.

Marcus.

Ich ſorge, 's war ein Unrecht, was geſchah.

Lictor (zu Siſenna, leiſe meldend, dann ab).

Conſul.

Was iſt?

Siſenna.

Ein Auflauf in der Stadt.

Conſul.

Und wo?

Siſenna.

Unweit dem Markt.

Marcus.

Jetzt hehle, lüg' und heuchle.

Zweiter Lictor (zu Siſenna, leiſe meldend, dann ab).

Siſenna.

Ein Mord! Zu Haufen rennt erſchrecktes Volk,
Ein Bürger iſt erſchlagen.
(Schnell ab.)

Conſul.

Früh am Morgen!
Wo ſonſt bedächtig ſich der Zorn bezwingt.

Marcus.
Die Sonne kündet, was die Nacht verbarg.

Siſenna (zurückkehrend).
Verzeih' dem Boten ſchwerer Kunde, Herr,
Rom iſt in Aufruhr, von den Hügeln ſtrömt
Die Menge ſchreiend auf dem Markt zuſammen.

Conſul.
Ruf' meine Diener, eile ſelbſt hinab.
(Siſenna zum Eingang. Starke Schläge von außen.)
So ſchlägt der Lictor des Virginius.

Siſenna (meldend).
Titus Virginius der Conſul naht.

Conſul.
Beim Vater Jovis, das bedeutet Unheil,
Eilt ihm entgegen, ſchnell mein Amtsgewand!
(Siſenna, Conſul ab.)

Marcus (allein).
Ich weiß am beſten, wie der heiße Trank,
Der jetzt geſchenkt wird in des Conſuls Haus,
Dem Zecher mundet. Soll ich's tropfenweis
Mit kaltem Antlitz und Verwunderung
Noch einmal koſten? — Schnell hinweg, hinweg —
(anhaltend)
Nur eines wundert mich, wie ſchlau der Geiſt,
Der Jenen ſchützte, mich zu ſcheuchen ſinnt.
Unſchädlich war er — traurig, traurig iſt's. —
Doch wie? es ſticht die Natter, weil ſie lebt,
Wenn heute nicht, doch morgen. Ja, ſie nagt
Zertreten noch den Feind mit gift'gem Zahn. —
Wie's doch der alte Fabius erträgt?
Sein Haar wird weiß, und fröhlich war ſein Herz,

Sein liebſter Sohn geht leiſe durch die Nacht
Mit rothen Händen. — Trag' er's, wie er kann!
Trotz biet' ich euch, ihr dunkeln Nachtgewalten.
Vergebens ſchlagt ihr mit den Eulenflügeln
Nach meinem Hirn. Gepanzert ſei mein Wille,
Fühlloſes Erz leg' ich um meine Bruſt.
Wird einſam auch der Weg, auf dem ich ſchreite,
Durch Tod und Grauen kämpf' ich mich. Hinweg!
(ab.)

Conſul. Virginius.

Conſul.

Nicht darf ich deines Grußes mich erfreu'n,
Denn niemals ſprach dein Auge ſo beredt
Von Leiden und Gefahr.

Virginius.

Sicanius
Iſt tot.

Conſul.

Iſt tot?

Virginius.

Erſtochen fand man ihn
Heut früh in ſeinem Hauſe.

Conſul.

Und der Mörder?

Virginius (mit Zurückhaltung).

Sein Diener iſt verſchwunden.

Conſul.

Höchſter Gott!
Ich hab' ihn nie geliebt, wohl hab' auch ich
Gewünſcht, daß ihn ein Schickſal von uns löſe;
War das ein Frevel, laß den bangen Schreck,

Der mich durchbebt, die letzte Rache ſein,
Die der Tribun von ſeinem Gegner fordert.

Virginius.

Für den Erſchlagnen fordert jetzt das Volk
Die letzte Rache. Auf der Conſuln Haupt,
Auf jedes Haupt des Adels ruft die Menge
Entſetzt den Zorn der Himmliſchen herab,
Sie nennt die Mörder, uns verdammt ihr Fluch.

Conſul.

Bis der Verfolger Hand den Thäter faßt,
Der Spruch des Richters tönt auf offnem Markt.

Virginius.

Wenn man ihn faßt.

Conſul.

Der Diener floh.

Virginius (mit Rückhalt).

Er war ergraut im treuen Dienſt des Toten,
Ihn ſucht ein Haufe, nicht um Miſſethat;
Sie ſuchen in den Gräben und im Strom
Nach ſeiner Leiche.

Conſul.

Weiter, Conſul Roms!

Virginius.

Daß deine Hoheit vor der That erſchrickt,
Hab' ich erwartet, doch erſtaunt vernehm' ich,
Daß ſie dir unbegreiflich naht.

Conſul.

Virgin!

Virginius.

Nicht viele der Geſchlechter denken ſo.
Frohlockend drängt der Edle durch die Schaar

Der bleichen Bürger, wild ertönt der Ruf,
Rom ſei gerettet, der ihn traf, ein Held.

Conſul.
Die Hand des Lictors ſchweigt den ſchlechten Mund.

Virginius.
Nicht heut. In Senatoren tobt die Freude,
Der Prieſter ſelbſt vergißt ſein heilig Amt
Und flucht dem Toten, nicht der wilden That.
Das mahnt zur Vorſicht.

Conſul.
Vorſicht gegen Mörder?
Zur Strenge mahnt's, zu ſchleunigem Gericht!
Ob Wind und Wellen die Galeere Roms
In wilder Brandung durch die Felſen jagten,
Den Göttern trauend und dem guten Schiff,
Hab' ich das Ruder treulich feſt gehalten,
Und wie aus einem Traum erwachend, ſeh' ich
Mich fremd in fremdem Lande; dich, Virgin,
Den Adel, den Senat, ich kenn' euch nicht.
Hab' ich geſchlummert auf dem Ruderſitz?
Wer ſeid ihr Fremde? Römer ſeid ihr nicht.

Virginius.
Wohl träumteſt du. Dein großer Sinn bezwang
Die Männer ſich in ſtiller Tyrannei,
Wie du ſie ſehen wollteſt, wurden ſie,
So oft dein Auge leuchtend auf ſie flog,
Und lange warf die dunkle Fluth der Stadt
Dir täuſchend ein verklärtes Bild zurück.
Dein eignes Antlitz war's im Widerſchein.
Verhängniß wird die höchſte Kraft dem Hohen,
Der in den Kleinen ſeine Größe hofft.
Du biſt in Hoheit über uns gewandelt,

Und unterdeß erwuchs aus grüner Saat
Ein Wald von Dornen, der dem Römerleibe
Die ſcharfen Stacheln bis zum Herzen ſtößt.

Conſul.

War ich ſo blind? Wohlan, ich will den Adel,
Senat und Volk zu meiner Blindheit zwingen;
Noch bin ich Conſul, und die Beile Roms,
Sie fallen, wenn ich winke. Muth, Virgin!
Wild war der Hader, in der Irre ſchwankt
Der Männer Urtheil zwiſchen Lieb' und Haß.
Die Stadt iſt krank, uns ward die Pflicht, zu heilen. —

Virginius.

Schon eilt der Lictor in der Spur des Mordes,
Und zur Verſammlung zieht das reiſ'ge Volk
Erſchreckt und führerlos; den Krieg mit Veji
Bewilligt heut dem Conſul bleiche Furcht.
Und dennoch ahn' ich, hier beginnt ein Kampf,
Der tief uns allen in die Seele ſchneidet.

Conſul.

Wir thun die Pflicht, nicht minder und nicht mehr.
(Beide ab.)

Numerius, Lucius, Gaius, Fabier, darauf **Marcus.**

Numerius.

Ha, Sieg und Rache! Mit geſenktem Haupt,
Blutlos das Antlitz, ſchlich Licinius,
Der letzte der Tribunen, zur Gemeinde,
Den Hammeln ſchwand der großgehörnte Widder;
Sie irren rathlos.
(Zu Marcus, der finſter von oben herabſteigt.)
Segen über dich!

Marcus.

Ihr tretet ſcheu zurück, auch dir verhallt
Der Gruß im Rund der beuteluſt'gen Zähne:
Bedarf der Fabier des Segens nicht?

Numerius.

Von hundert Lippen ſchallt dir lautes Heil,
Du aber wendeſt abwärts deinen Blick,
Und finſtrer Groll entſtellt dir die Geberde.

Marcus.

So lesbar wurde, was ſo ſtill geſchah?

Numerius.

Mannhaft haſt du's gethan für Viele.

Marcus.

Still!
Ein Mann darf Vieles, nur geheimen Tod
Ins Leben ſenken, blieb der Götter Recht.
Denn wagt's ein Mann, ſo wird ihm wie den Göttern
Das Auge hell, und kalt die warme Bruſt,
Und was er thut, unm[illegible]chlich nennt's die Menge.

(leiſe)

Mir friert das Herz.

[illegible]merius.

O ſinne nicht darum!

Marcus.

Es ſchärft den Blick, Numer, das iſt das Ganze,
Ich ſeh' das vielgeſchlungne Fadennetz
Im großen Webſtuhl vor mir ausgeſpannt,
Die Fäden zähl' ich und berechne jeden,
Und wo ſich's wirrt, da helf' ich mit dem Meſſer. —
Herbei, ihr Brüder, leiſe, neigt das Ohr!
Der blöde Sextus, der ſo eilig ſprang,

Die Spur der Wölfe ließ er in dem Haus
Des toten Mannes; — wer bewahrt das Bild?

Gaius.

Verloren blieb es, wir bewahrten's nicht.
Das Bild, der Diener, beide ſind verſchwunden.

Lucius.

Beim erſten Frühlicht drang ich in das Haus,
Geſellt dem Haufen, der den Toten fand.
Umſonſt durchſpäht' ich Kleider, Haus und Flur
Und ſeufzt' und klagte wie das arme Volk.

Marcus.

Doch jener Fremde, der mit lautem Ruf
Die Nachtgeſellen auseinander trieb?

Lucius.

Die Stimme war's des Spur Icilius,
Der Mond ſtieg auf und zeigte ſeinen Schatten.

Marcus.

Und unſer Schickſal liegt in Bauernhand.
Genug, weicht an die Gänge, wahrt den Raum!
Zu mir, Numer — uns zwingt die bittre Noth.
O ſtarre mich nicht an, er oder wir.

Numerius.

Du willſt —

Marcus.

Ich wollte, 's wär' ein ſchlechtrer Mann,
Doch wer das Wolfshaupt ſah, er darf nicht leben.

Numerius.

Ein zweiter Tod?

Marcus.

Beim erſten warſt du ſchneller.

Meinſt du, ich thue halb, was ich begonnen?
Mein großes Haus zu retten vor der Schmach,
Hab' ich mich ſchwerer Wagniß unterwunden;
Der Zorn der Todesgötter traf mein Haupt,
Und aus der Tiefe ſtreckt ein finſtrer Geiſt
Die Krallenhände ſuchend nach dem Arm,
Der den Geweihten traf am eignen Herd.
Meinſt du, das war umſonſt? ein Thorenwerk,
Furchtbar beeilend unſres Hauſes Sturz?
Wir oder er, ruft es zum zweitenmale;
Der Bauer ſtirbt, bevor er Uebles wagt,
Und jeder ſtirbt, der meine Wege kreuzt.

Numerius.

Doch hochgefährlich iſt die zweite That.

Marcus.

Und tötlich wird ſein Leben. — Siehſt auch du,
Wie fein die unten ſpinnen? — Kleiner wird
Und immer kleiner uns der Kreis der Helfer,
Zuletzt vergeht auch ihr, dann muß allein
Ich wagen, was ich muß.

Numerius.

Nicht weil ich athme.
Er fällt, wenn das Geheimniß er geſpäht.

Marcus (leiſe).

Ihm lebt ein tapfrer Sohn, dem er zur Nacht
Die Boten ſandte zu des Conſuls Haus.

Numerius.

Er folgt dem Heerbann, der ſich morgen ſammelt,
Ihn halten wir in Reih' und Lager feſt.
Den Alten prüf' ich ſelbſt, und birgt er Arges,
So leg' ich ſcharfes Erz auf ſeinen Pfad
Und ſend' ihm Lucius.

Marcus.

Und warum dieſen?
Der liebſte von den Vettern war er mir —
Doch iſt er ſchlau und tapfer. — Lucius,
Ich war dir werth. Du ſollſt der erſte ſein,
Der mein Genoſſe wird.

Lucius.

Ich folge dir,
Wohin du führſt. Schwer ſeh' ich uns umſtrickt,
Und grimmig treibt ein Dämon dir die Seele.
Es ſei! Nicht will ich ſchlafen, wo du wachſt,
Und furchtlos dem Geſchick vertrauend, hoff' ich,
Wir finden dir und uns die Rettungsthat.

Marcus.

Dann ſpielſt du Laute — und wir lachen wieder.

(Ab nach der Höhe, die Buben, welche ihm folgen wollen, zurückweiſend. Alle ab.)

Conſul (von außen), darauf **Ciſrenus** und **Spurius**.

Conſul.

Ward ich zum Manne, ſo die Stadt zu ſehn?
Nicht Edle hört' ich, trunkne Sklaven nur.
Unwürdig fuhren ſie gleich einer Schaar
Von Larven durcheinander, wild geſpenſtig.
Im Taumel eilt ein Hauſe mir entgegen,
Der greiſe Ancus drückt mir heiß die Hand
Und preiſt das Schickſal, pfui! den Meſſerſtich.
Mein eigner Stamm, der Oheim, Quint der Prieſter,
Von ferne ſtehn ſie und entweichen mir
Mit ſcheuem Gruße, mit gewundnem Wort.
Und wie? des Sohnes Antlitz ſah ich nicht. —
Seltſame Wandlung! Freund' und Blutgenoſſen,
Sonſt gaben ſie in dichtgeſchaartem Zuge
Dem Conſul heimwärts fröhliches Geleit!

Heut ſchritt allein der Fürſt der Stadtgemeinde
Mit ſeinen Ruthenträgern durch das Volk,
Nur Fluch und Klage tönten um ihn her. —
Was iſt, das mir ungreifbar, namenlos
In tiefem Dunkel aufſteigt und die Seele
Mit Grauen füllt? Ha, hier auch Grabesſtille.
Steht ausgeſtorben meiner Väter Haus?

(zu Ciſenna, welche eintritt)

Ruf' meine Kinder! — nicht doch, laß — was iſt?

Ciſenna.

Icilius der Vater fleht Gehör.

Conſul.

Ein Römer aus der alten Zeit, herein!

(zu Spurius, welcher eintritt)

Ein finſtrer Tag, der dich zum Conſul führt.

Spurius.

Der ſchwerſte Tag, den jemals du geſehn.

Conſul.

Und doch ſchlug mancher Sturm um unſer Haupt.
Bedächtig ſtandeſt du, ein feſter Mann,
Und klug Bedachtes lenkt auch heut die Schritte.

Spurius.

Den Frieden bring' ich dir, dem heil'gen Rom.

Conſul.

Dann ſei willkommen, denn in wildem Gewühl
Verzehre ſich der Römer ſichre Kraft.

Spurius.

Den Frieden bring' ich, wenn den Preis dafür
Der große Conſul zahlt.

Conſul (lächelnd).
Wer Frieden kauft,
Verliert die Kraft, ihn kämpfend zu erzwingen;
Doch red', ich höre. — Was erſinnt das Volk?

Spurius.
Die Menge wogt mit lautem Schrei nach Rache,
Sie ſucht den Führer, der die Edlen ſchreckt.
Der Adel aber, — doch das ſahſt du ſelbſt.

Conſul.
Ich ſah, — beginne.

Spurius.
Grauer Zeit gedenk' ich
Und frommer Sage. Wo die Hügelſtadt
Jetzt mächtig die gefüllten Gaſſen ſtreckt,
Da kämpften einſt um Flur und Weidegrund
Zwei Völker trotzig in gehäſſ'gem Streit,
Lateiner und Sabiner; keines ward
Dem andern Herr und endlos klang die Fehde.
Da fand die Jugend der Lateiner Rath.
Gewaffnet raubten ſie ſich eine Schaar
Sabinermädchen und verbargen ſchlau
Die Beute bräutlich in dem Ehebett.
Das half. Der Mund der Frauen warb die Sühne,
Zu einem Stamm verwuchſen beide Völker,
Zwei junge Reben, die des Winzers Hand
Beim Neumond in derſelben Grube birgt;
Aus ihnen ward das erſte Volk von Rom.

Conſul.
Wohl, fahre fort.

Spurius.
Jetzt rührt ein großer Schwarm
Sich raſtlos in dem Bannring unſrer Stadt,

Gefügt aus Felſen ſtehn ihr Thor und Mauer,
Und furchtbar ward ihr Name jedem Feind.
Doch wieder floh der Frieden aus der Mark,
Endlos gehäſſig tobt der alte Streit,
Zwieſpältig hadern Adel und Gemeine,
Zwei Völker lagern ſie auf einem Markt,
Dieſelben Götter und die gleichen Feinde,
Und ewig doch geſchieden Haus und Bett.
Das ſtachelt die Tribunen, kränkt die Menge,
Den Edlen treibt's zum Morde. — Dafür hilft
Zum zweitenmal das alte Bauernmittel.

Conſul.

Du, Alter, willſt ein ſtolzes Edelkind
Mit Schwert und Harniſch für dein Lager rauben?

Spurius.

Wir rauben nicht, in Ordnung leben wir,
Durch Recht und Satzung ſuchen wir das Heil.
Nicht deine Größe, nicht Tribunenwitz
Heilt unſre Krankheit, nur ein Andres hilft,
Ameiſenarbeit hilft des kleinen Volkes,
Krausköpf'ge Buben und Geſeufz der Frauen
Und leiſes Lachen hilft um Bett und Herd.
So lang' wir lebten, klang es: Rache, Rache!
In Brautgeſängen endet das Geſchrei.
Und darum fleh' ich jetzt von deiner Macht
Das Recht der Ehe zwiſchen uns und euch.

Conſul.

Gleichmüthig wie im Handel forderſt du
Das Unerhörte, treibt auch dich der Wahn?
Ins Hausrecht der Geſchlechter drängſt du dich,
Jetzt, wo der Edlen vielgeſchmähter Trotz
Sich neubeflügelt zu den Wolken hebt.

Spurius.

Nicht lange währt der Edlen Uebermuth,
Es wälzt ſich ein Orkan vom Thal zur Höhe,
Der ſtolze Gipfel beugt, die ſtarren bricht.
Biſt du uns Helfer, traun ſo retten wir,
Was Sühne ſtiftet, Frieden, goldne Ruh'.

Conſul.

Wuchs dein Begehren ſtill in eigner Seele
Und öffneſt du die Pforten mir zuerſt?

Spurius.

Heut iſt's Erfindung ſtiller Männer nur,
Doch morgen wird's ein wilder Schrei der Menge,
Und deckt's der Conſul mit geweihtem Schild,
So iſt's in wenig Monden Recht der Stadt.

Conſul.

So weit gedieh es? Sei denn mein Beſcheid
Kurz wie die Forderung, Icilius.
Wer ſchlau benutzt den ſchnellen Zorn der Menge,
Um altes Recht zu brechen, iſt mir Feind;
Wer aus der Mordthat ſich die Waffen ſchmiedet,
Den Adel zu verletzen, iſt mir Feind. —
Dein Drängen aber hör' ich ſtaunend an;
Ein Fahrwind, der die volle Barke treibt,
Hat oft dich mehr gekümmert als die Luft,
Die zwiſchen Conſul und Tribunen weht.

Spurius.

Wird darum minder gut, was ich gewollt,
Weil Andre rettend ich mich ſelbſt bewahre?

Conſul.

Doch nicht vertrauend hören wir den Mann,
Der Andre nennend für ſich ſelber heiſcht.

Spurius.

Laut zu den Wolken ſchreit des Volkes Noth.

Conſul.

Schlecht ſühnt den Frevel neuer Bruch des Rechts.

Spurius.

Das Haupt der Bürger biſt du, und dein Wille,
Er heiligt Neues, wie er Altes wahrt.

Conſul.

Das Haupt des Adels bin ich wie der Menge,
Und älter iſt der Edlen Recht. — Wir enden.

Spurius.

So kalt verſchmähſt du, was dem Römer frommt?
Wohlan, des eignen Schickſals ſollſt du denken,
Dir ſelbſt thut Frieden und Verſöhnung noth.
Sieh her, o Conſul, dich zu warnen ſendet
Dies Zeichen dir ein Gott ins ſtolze Haus.

Conſul.

Woher das Wolfshaupt?

Spurius.

Aus des Toten Hand.
Das Lager des Tribunen ſucht' ich auf,
Zu brechen ihm den trotz'gen Widerſtand.
Er lag getötet auf dem kalten Stein,
Und ſeine Hand umſchloß im Krampf die Kette.
Sein Mörder war, der dieſes Zeichen trug;
Der ihn erſtach, er iſt ein Fabier.

Conſul.

O ew'ge Götter, ich gedachte ſonſt
Mit Ehren in der Väter Grab zu ſteigen. —
Was weißt du noch? ſahſt du des Frevlers Haupt?

Spurius.
Nicht einer war's, ein Haufe ſchloß die Thür,
Geſtalten ſah ich ſchwinden in der Nacht,
Und drohend klang ihr Murren um das Haus.

Conſul.
Behütet gnädig Rom und meine Kinder! —
Du ſagſt, ein Haufe war's?

Spurius.
So ſagt' ich, Herr.
Den Diener barg ich ſtill in meinem Hof,
Er war gefeſſelt und erſpähte nichts.
(Pauſe.)
Sieh, Conſul, was wir leiden. Fäulniß drang
Dem edlen Holz der Hügel bis zum Mark,
O wähle, was euch Rettung ſchafft und uns.
Die wilde Fluth, die heut im Volke ſchwillt,
Unſchädlich leit' ich ſie von deinem Haus
Abwärts in neue Ufer. Traue mir!
Das Recht der Ehe wird der theure Preis,
Um den ein Volk des Toten Blut verzeiht.

Conſul.
War von den Meinen, der die That gewagt,
So hebt ſich aus den Wunden ein Gewölk
Und ſteigt um unſern Glanz. Die Schande naht
Und heftet ihr beſudeltes Gewand
Um meine Schultern, tückiſch zielt der Haß
Aus tauſend Armen auf mein hohes Haupt.
Doch was auch drohend mir die Zukunft berge,
Den Zorn des Volkes, naher Freunde Trotz,
Hehler der Blutthat wird der Conſul nicht;
Und dein Verlangen tönt zu meinem Ohr
Unheimlich, wie Beſchwörungslied der Feinde.
Der Stadt geweihte Satzung ſoll ich werfen,

Und brechen der Geſchlechter altes Recht,
Soll Rom verkaufen um der Meinen willen,
Um meinetwillen, — nimmer, nimmermehr!

Spurius.

Und wenn du ſtolz bedachten Rath verſchmähend,
Dein reines Leben in die Flammen ſchleuderſt,
Was ſoll aus uns dann werden? ſoll der Stadt
Endlos das Leiden brennen? Ihr und wir
In zweigetheiltem Leben ewig uns
Zerfleiſchen? nicht wie kluges Menſchenvolk,
Wie Rattenhauſen in verfallnem Haus?
O Fabius, du beſter unſrer Herrn,
Sei minder adlig, du wirſt weiſer ſein.

Conſul.

Schweig, Spurius, der Conſul hat geſprochen.

Spurius.

Ich ſchweige, Herr, du weigerſt mir die Hand,
Des Bauern Wille ſteht jetzt gegen deinen,
Den großen Conſul zwingt kein Menſchenmund,
Auch ihn nur bittre Noth.

Conſul.

Du drohſt dem Conſul?

Spurius.

Ein Thor nur droht, wo er gewinnen will.
Mir aber, da ich in das Antlitz ſchaue
Des großen Feldherrn, der ein grimmig Weh
So ehrbar bändigt, regt ſich Traurigkeit.
Der Tage denk' ich, wo wir beide uns,
Zwei wilde Knaben, zu getreuem Spiel
Geſellten auf der Väter Ackergrund.
Denn damals ſchlug die Hand des Herrenſohns

Mir manchen Fauſtſchlag, und die Bauernhand,
Sie zahlt' ihn redlich wieder. Lang' iſt's her,
Doch ich vergaß die Knabenhiebe nicht.
Auf ſtolzem Roſſe fuhrſt du in den Feind,
Zu Fuße ſchritt mit meinem Knotenſpieß
Ich hinterdrein, und wenn du heldenhaft
Die Tusker und das Vejiheer bezwungen,
Und beim Triumph dein Volk dir Lieder ſang,
Da lacht' ich ſtill in mich hinein und dachte:
Ich warf ihn doch zu Boden und ich ſchrie
Triumph auf ſeinem Rücken. — Alſo hielt ich
Mit meiner Sippe treu zu deinem Haus.
Dir iſt es wenig, mir erfüllt's die Seele.

Conſul.

Du wirſt's von heut vergeſſen, alter Mann.

Spurius.

Vielleicht vergeſſ' ich's, noch gedenk' ich's heut,
Und darum leg' ich dir und deinem Haus
Den gleißenden Verräther jener That
Still auf die Schwelle. Niemand ſah das Erz,
Als du und ich. Wenn man mich tötet, Conſul,
So weiß es keiner, als nur du allein.

Conſul.

Biſt du am Ende, Spur Icilius?

Spurius.

Und ſo erheb' ich meine Hand und ſchwöre:
Bei dieſes Herdes Göttern, bei dem Haupt
Des einz'gen Sohns, dem Beſten meiner Habe,
Kein Laut, kein Zeichen je verräth der Stadt,
Dem Sohne nicht und nicht den Gaugenoſſen,
Was ich gefunden in der Schreckensnacht.
Rein ſei der Fabier Name vor dem Volk,

Das blutige Geheimniß ſtirbt mit mir,
Wenn du nicht ſelbſt mein Zeugniß dir begehrſt.

Conſul.

Am Tage des Gerichts auf offnem Markt
Hör' ich die Zeugen. Dann, Icilius,
Wird dich der Conſul rufen. Lebe wohl.

Spurius.

Du wirſt nicht rufen, Conſul, hüte dich,
Troſtloſes ſinnſt du, hemme deinen Fuß,
Unmenſchlich wird die Höhe, der du nahſt,
Der Fels, den du berührſt, er ſpringt zu Thale
Und ſchmettert furchtbar in dein eignes Dach.
(ab.)

Conſul.

Der Rabe weiſſagt, Uebles droht ſein Schrei,
Und was er aus der Finſterniß geholt,
Das wirft er krächzend auf des Hauſes Stufen. —
Bleiches Metall, was haſt du mir zu ſagen?
Wer that's? Von Hunderten wer war der eine?
Tief in die Augen bohrt dein kalter Glanz,
Die Hand verweigert mir, dich zu berühren.
So ſteh' ich ſchaudernd an der Zukunft Schwelle.
Erheb' ich dich, dann öffnet ſich das Thor,
Und mir entgegen tritt ein Totenbild,
Entſtellt das Antlitz, Grauſen in dem Blick,
Mir ſelber ähnlich, Blut von meinem Blut,
Entſetzlich! — Fort, verſchwinde, Nachtgeſicht!
Hinweg du falſcher Zeuge!
(wirft eine Decke über den Schmuck)
Heiß empört
Dein Drängen mir die Seele, ſchlauer Greis.
Iſt dir der Fabius ein hohles Rohr,
Das nach dem Hauch der fremden Lippe tönt?

Verachtung deinem Rathe, Fluch dem Mörder!
Und ſei er zehnfach an des Conſuls Stamm
Gekettet, wie er jenen traf, ſo treff' ich
Kalt, ohne Mitleid ſein verruchtes Herz,
Und frei trag' ich das Haupt im Glanz der Sonne.

Fabia, welche den widerſtrebenden **Quintus** die Stufen hinabzieht.

Fabia.

Hierher zum Vater, Rede ſollſt du ſtehn!

Conſul.

Verdirbt der Tag des Zornes auch die Kleinen?
Was zwingſt du dieſen mir ins Angeſicht?

Fabia.

O höre mich, mein Herr, ſo rühr' ich flehend
Dein Kleid, Schutz fordr' ich, Rettung gegen ihn!
Drohworte rief er, gräulich war ſein Zorn,
Dem Greiſe, der vor deinem Antlitz ſtand,
Dem treuen Nachbar flucht' er, und er ſchwur,
Die Wege des Tribunen ihm zu weiſen.

Conſul.

Den Weg des Todes? er, dem Spurius?
Zuchtloſe Worte! Ha, und dennoch bebt
Der Grund des Hauſes von dem leeren Schalle.
Seit wann verkündet das Geſpenſt der Tiefe
Sein furchtbar Nahen durch der Kinder Mund?

Fabia.

Im Saale ſtand gedrängt der Vettern Schaar,
Unheimlich flüſternd, er geſellt den Andern,
Wild war das Wort, noch wilder die Geberde,
Und gegen die Icilier tobt' ihr Zorn,
Verräther ſchalten ſie, Tribunenfreunde,

Die in der Nacht auf unſre Pfade ſpähn,
Die ſtehlen, was der Fabier verlor. —

Conſul.

Mein eignes Dach verbirgt die Mörderbrut!
Zerbrecht, ihr Balken, berſte, Fels der Mauer,
Deckt zu die Schande — ſtill! — o ſtill! — nur weiter.

Fabia.

Nicht Alles hört' ich, furchtbar ſchwoll die Angſt
Um die Getreuen. — Darauf mahnt' ich ihn
An vieles Gute, das ſie uns gethan
Seit langen Jahren, an den Jugendfreund,
Der uns errettend freudig wie zum Spiel
Sein männlich Leben dem Verderben bot.
Da ſchalt er mich und knirſchte mit den Zähnen
Ingrimmig.

Quintus.

Willſt du ſchweigen, Horcherin!

Fabia.

Errett' ihn, Vater, eile, ſchon erfaßt
Ihr Zorn die Waffe, lautlos ſchleichen ſie
An ſeine Thür, kein Arm, der ihn erlöſe!
Der wie ein Sohn des Himmels mich befreit,
Er liegt im Blute, ſtarr der holde Blick,
Farblos die Wange. — Vater, eile, hilf!

Conſul.

Warm fleht die Jungfrau für den fremden Mann.

Quintus.

Schweig, Thörin, ſchließt nicht Liebe zu den Deinen,
So ſchließe doch die Scham den dreiſten Mund.
Den Gaius ſegnet ſie an jedem Tage
Und klagt und ſehnt ſich um den Bauernſohn.

Conſul.
Das war dein Werben, Nachbar? — Vieles weiß
Der Alte von dem Haus der Fabier.
Zu viel! zu viel! — — Die Klage hörteſt du;
Jetzt deine Antwort.

Quintus.
Alles will ich tragen,
Eh' ich verrathe, die ſich mir vertraut.

Conſul.
Daß keine Geißel dir die Zunge löſt,
Nicht Hunger, nicht Gefängniß, glaub' ich willig,
Der Vater fordert dein Vertrauen nicht.
Doch eines Bürgers Frieden iſt bedroht,
Der Conſul frägt.

Quintus.
Ich bin ein Fabier,
Treu meinen Brüdern und den Gegnern Feind.

Conſul.
Ein Fabier? ſonſt nichts? armſelig Ding! —
Du wirſt ein Edler, wie die andern auch.
Dem Lictor ſtelle dich zu ſtrenger Haft,
Daß er dich lehre, was ein Römer ſei.
Hinaus, du arge Wolfsbrut! —
(Quintus ab. Pauſe.)
Armes Weib!
Du haſt die Mutter früh verloren, geh'!

Fabia.
O weiſe mich nicht zürnend von dir ab,
Krank iſt mein Leben, ſchmerzvoll zuckt das Herz.
Durch grauſe Wildniß ohne Troſt und Rath
Irrt mein Verlangen, einſam, hoffnungsleer:
Kein Ohr vernimmt mein Seufzen, mir berührt

Kein Finger liebevoll die heiße Stirn.
Einſt hüllteſt du das Kind in dein Gewand,
Zu deinen Füßen weint' ich, bis im Schlummer
Die Thränen ſchwanden, und erwachend lag
Ich feſt umſchlungen an des Vaters Bruſt.
O neige wieder mir dein Antlitz zu,
Hör' gütig an, was ich dir ſtammelnd klage,
O ſei mir herzlich!

Conſul (kalt).

Geh', Plebejerbraut!

([illegible]cia zuckt zuſammen, ſchweigend ab.)

Conſul (ſtarr).

Das Auge rein und niedrig der Gedanke,
Schuldlos das Leben und im Stillen doch
Das Unerlaubte ſchon geträumt. — Fürwahr!
Wenn ſo die Unſchuld ſich in Frevel wandelt,
Verkehrt noch ſchneller ſich die rauhe Kraft
Des Mannes zu verruchtem — — Schnell! zum Ende!

(auf den Eingang zu)

Dort an der Pforte lauert die Entſcheidung —
Was hängt wie Blei ſich an des Vaters Fuß?
Ich bin ein alter Mann, nicht wußt' ich's früher. —
Es naht — es nimmt den Athem — füllt die Luft —
O ſchrecklich — Hilfe, Hilfe —

(Siſenna am Eingang.)

Meinen Sohn!

Siſenna.

Den Marcus, Herr? entſandteſt du ihn nicht?

Conſul (tonlos).

Den Marcus — ich entſandt' ihn nicht.

Siſenna.

Er warf
Sich auf das ungezäumte Roß und rief

Dem Frager grimmig zu: Hinweg, hinaus!
Und durch das Thor nach Veji ging ſein Lauf.

Conſul.

Was weißt du noch?

Siſenna.

Er kam die letzte Nacht
Heim von der Straße; blutig war ſein Meſſer.

(Fabius winkt, das Haupt verhüllend, Siſenna ab. Pauſe.)

Conſul.

Drei Kinder zählt' ich, da der Morgen graute,
Der Abend ſinkt, er findet mich allein.
Traure, du Armer, niemand ſieht dich hier. —
O Marcus, edler Sohn, ſehr liebt' ich dich.
Mein ganzes Herzblut geb' ich freudig hin,
Aus deiner Seele jenen Dolch zu ziehen,
Der dich jetzt wüthend, ein getroffnes Wild,
Durch Wald und Hügel in der Irre treibt.
Ich kenne dich, du that'ſt es — nun verbrennt
Der eigne Frevel dir den Heldenmuth; —
Ich aber ſinne, was dir Kälte ſchafft. —
An dieſer Stätte war's. Einſt legte hier
Die Mutter dich, das neugeborne Kind,
Im Flammenſchein des gottgeweihten Herdes
Mir vor die Füße. Damals hob ich dich
Beglückt zum Himmel und erflehte laut
Der Götter Segen in dein junges Herz.
Und heut, wo du in heller Jugend ſtrahlſt,
Wo alles Volk dein Heldenantlitz grüßt,
Heut löſt der Vater ſich vom lieben Sohn
Und wirft dich heimlich vom geweihten Herd
Hinunter zu den Toten — ſo — hinab. —
Der Conſul aber ruft nach ſeinem Knecht,
Der willig ſtets und unerbittlich ſchlägt,

Und finſtre Arbeit heiſcht er gegen Einen.

(Er berührt den Schild. Zu Siſenna, der am Eingang ſteht.)

Im Schlafe ſah ich, daß ein Haufen Wölfe
Dem Spurius in ſeine Hürden brach:
Von böſer Vorbedeutung ſcheint das Bild,
Unſichtbar hüte du des Bürgers Fuß. —
Und morgen vor der großen Kriegerſchau
Tagt einſam auf dem Felde mein Geſchlecht,
Sende die Läufer durch Gefild und Stadt,
Wer mannbar ſteht in Waffen, iſt gefordert,
Das Haupt des Stammes ladet zum Gericht.

Vierter Act.

Scene:

Auf dem Marsfeld. Die Stufen. Oben in der Mitte die beiden Thronſeſſel der Conſuln, hinter jedem Feldzeichen und aufgehängte Waffen; rechts und links Eingänge zu öffentlichen Gebäuden. Unten in der Mitte ein kleiner Altar, deſſen Unterbau eine Fortſetzung der letzten Stufe iſt. An beiden Seiten hölzerne Schranken mit Zugängen. — Ferne Signale, die ſich ſtärker und ſchwächer wiederholen.

Spurius, **Publius Panſa**, ältere **Bürger** mit Stab und Reiſehut von der Seite; gleich darnach ein **Fabier** auf der Höhe, welcher die Kommenden beobachtet, dann verſchwindet.

Spurius.

Stürmſt du beim Klang der Hörner, altes Blut?
Zur Wahl des Heeres drängt aus Stadt und Gauen
Die Jugend, Staub und Männer überall! —
Hier raſtet, Nachbarn, müde ſind die Glieder.
Einſt thaten wir's, jetzt ſenden wir die Söhne. —

(Bürger lagern ſich auf den Stufen.)

Dort wieder naht's, umſtellt iſt jeder Schritt,
Um Haus und Wege ſchleicht verhülltes Volk.
Das iſt nicht Römerart. Unruhig leb' ich,
Und treue Wächter halt' ich mir zur Seite.

Publius.

Wer da?

Annius (von der Seite).

Annius.

Ein Freund.

Spurius.

Gegrüßt, o Annius!

Annius.

Dich ſuchend eil' ich durch das Heergedränge,
Licinius fordert dich als Helfer.

(Publius und Bürger treten herzu.)

Spurius.

Mich?

Annius.

Laut heiſcht das Volk, daß ein erprobter Mann
Zu unſrem Schutz in trauervollen Tagen
Und Kriegsgefahr den Stab des Toten faſſe.
Wir in der Stadt verehren deine Kraft,
Aus allen Gauen ruft nach dir die Menge,
So will, ſein Recht gebrauchend, der Tribun
Dich an der Stelle des Sicanius
Zum Amtsgenoſſen ſchleunig ſich geſellen.

Spurius.

Ich Volkstribun? und grade heut die Ladung? —
Mich warnt das Blut des Toten, nimmer hat
Nach Ehr' und Volksgunſt ſich mein Herz geſehnt,
Und dennoch, dennoch! — Sage dem Tribun,
Vor wenig Tagen hätt' ich widerſtanden,
Heut prüf' ich zweifelnd.

Publius.

Was bedenkſt du dich,
Enkel des alten Rinderhirten Gaius?
Nicht ſteht dir frei, zu weigern und zu wählen.

Wie Unkraut hemmt der Adel unſern Pflug,
Und läſtig wird uns das Geſchrei der Menge.
Ha ſeht, ſtieg euch die Fluth bis an den Hals,
Ihr zungenſchnellen Städter, daß ihr euch
Die grauen Stiere von der Tenne holt?
Sag' dem Tribun, der harte Bauer kommt;
Wir treten nieder, was uns widerſteht,
Den Uebermuth des Adels und den euren.

Spurius.

Still dacht' ich's aus. Jetzt heftet mir ein Gott
Den eignen Handel an des Volkes Willen
Und treibt mich vorwärts.

Fabia, Begleiterinnen (verhüllt von der Seite).

Spurius.

Holla! Frauen hier,
Ladet der Feldherr auch die flücht'ge Schaar
Vom Herd und Webſtuhl?
(Fabia entſchleiert ſich.)
Eil', Annius, die Antwort bring' ich ſelbſt.
(Annius ab.)
Sei hoch willkommen, Jungfrau! ſchnell, was kündet
Dein ängſtlich Antlitz? Sicher ſtehſt du hier.
Du zitterſt, armes Kind, wohl war's ein Wagniß —
Bin ich's, der Alte, den dein Blick begehrt?

Fabia.

Dich ſuch' ich, lieber Vater, und ſonſt Keinen.
Unendlich nagt der Jammer mir die Seele,
Zu warnen komm' ich, ſchütze dich und ihn,
Denn, die Genoſſen unſrem Hauſe ſind,
Ein Unheil drohten ſie dir und dem Sohn.

Spurius.

Sie drohten, ei! — Du gräme dich nicht drum!
Und hörteſt du, was ſie mir feindlich ſannen?

Fabia.

O zürne nicht, wenn ich die Worte berge,
Die euch verklagten, ſind von meinem Blut. —
Entlaß mich gütig! Was im Vaterhauſe
Geheimniß war, ich trug es zu dem Ohr
Des fremden Mannes. Weh! ein Unrecht war's,
Doch mächtig trieb die Sorge für dein Leben
Und für das ſeine.

Spurius (für ſich).

Bis zum Leben ging's?
(laut) Gut, Jungfrau, gut, Geheimes ehr' ich gern.
Was deine Lippe mir beſcheiden weigert,
Ich ahn' es ſelbſt. Ich fand, was ſie verbergen,
Drum fürchten ſie Verrath.

Fabia.

So war's, mein Vater!

Spurius (für ſich).

O ſchändlich! — (laut) Sieh, ſo iſt der Männer Sinn.
Argliſtig wagend und das Aergſte fürchtend,
Unbändig auch der Beſte.

Fabia.

Ja, mein Vater!

Spurius.

Und hör', ein Heißkopf fuhr wohl in den Gürtel
Und rief nach kaltem Erz?

Fabia.

O ſchützt, ihr Götter!

Spurius (für ſich).

Ein Heer von Mördern! (laut) Wenn's der Conſul weiß,
Er würde zürnen, edel iſt ſein Muth.
(Fabia wendet ſich ab.)
Du klageſt ihm? Du bateſt für die Freunde?

Fabia.

Ich ſprach zu ihm, o frage mich nicht mehr!

Spurius (forſchend).

Du bateſt eifrig, doch er grollte dir! —
Die Taube flattert in dem Neſt der Adler.
Weißt du, o Conſul, wem der Nachbar freite,
So weiß auch ich genug. — Dir dank' ich, Kind,
Ich bin dein Vater nicht, doch wär' ich's gern.
Dem Erben aber wünſch' ich ein Gemahl
So hold wie du.

Fabia.

Du zürnſt dem Mädchen nicht,
Die deinem Sohne Leid und Schrecken ſchuf?
Vertraulich biſt du, und dein mildes Wort,
Es öffnet mir die gramgefüllte Seele. —
Sag' ihm, er ſoll vergeſſen, die er liebt.
Stets denk' ich ſein und treu iſt mein Gemüth,
Doch duld' ich Alles, iſt's zu ſeinem Glück,
Denn wie ein Schreckbild ſtör' ich ſeine Tage,
Die Donner leit' ich auf ſein junges Haupt,
Und friedlos jag' ich ihn durch Stadt und Fluren.
So leer ſein Haus und kalt der Stein des Herdes,
Kein Frauenauge wacht um ihn und dich;
Gar ſehr erbarmt mich das und weinend ſeh' ich's —
So ſag' ihm, Vater, daß er mich verlaſſe.

Spurius.

Verſtändig ſprichſt du, Kind, und hochgeſinnt,
Und doch verhehl' ich ihm die treue Bitte,
Denn nimmer wenden wir den Trotz des Knaben.
Wie dir, erbebt auch mir das Herz im Stillen,
Und doch ertrag' ich's, ſein Vertrauen lohnend.
Denn vielfach ſind die Sorgen, die den Jüngling

Zum Manne reifen: dieſen ſtählt der Krieg,
Und jenen Arbeit um erkauftes Gut,
Das vielgefährdet auf den Wogen ſchwebt.
Ihm ſchwillt die Bruſt vom Wunſche, dich zu freien,
Sein Alles biſt du, daran halt' ich ihn,
Und langſam zähm' ich ihm den wilden Muth.
Ob er nach langer Müh' dein Lager theile,
Ob dich die Götter weigern, durch den Kampf
Wächſt ihm die Klugheit und beſcheidner Wille.

Fabia.

Ich aber bin ein Weib und arm an Willen,
Der Herr des Hauſes, der Verwandten Rath,
Sie fügen kalt entſcheidend mein Geſchick,
Und wie ein Gut, das auf der Woge ſchwebte,
Legt mich ihr Wort in des Bewerbers Hand;
So ſteh' ich hilflos. — Sag' ihm, Vieles trag' ich,
Ergeben meid' ich ihn, den Spruch des Vaters
Ehr' ich geduldig, wie dem Kinde ziemt.
Doch was ich ſtill gelobte, halt' ich treu.
Er ſchützte mir das Leben, als Geſchenk
Von ſeiner Hand bewahr' ich's ihm allein,
Und naht die Stunde, wo mein ſtolz Geſchlecht
In andre Arme wirft, was ihm gebührte,
Dann hüll' ich mich in dunkle Brautgewande,
Und abwärts gleit' ich von dem Herd der Ahnen
Und berg' in ſichrer Tiefe ſein Geſchenk.
Das ſag' ihm, Vater, und ſo lebe wohl!

Spurius (ihre Hand faſſend).

Nicht alſo, Jungfrau, reich an Glück und Jahren
Sei dein Geſchick! Wie auch die Looſe fallen,
Ob meine Tochter, ob der Feinde Kind,
So lang' ich athme, biſt du mir geliebt.
Und nahſt du je der Schwelle meines Hauſes,

So ſtäub' ich grüßend dir den Seſſel ab
Und leite dich zum Ehrenſitz der Halle,
Dort denken ſinnend wir vergangner Zeit,
Vertraut und treu, die Jungfrau und der Alte.

Icilius.

Icilius (von außen).

Vorwärts, ihr Männer aus dem Fabiergau!

(Geräuſch der Vorüberziehenden, die Bürger in theilnehmenden Gruppen auf der Höhe, dem Hintergrund zugewandt, in den ſie allmählich hinabſteigen.)

Fabia.

Das war ſein Ruf! — Nicht will ich ihm begegnen,
Entlaß mich ſchnell!

Spurius.

So ſegn' ich dich, mein Kind!

Fabia.

Du ſag' ihm Alles — immer denk' ich ſein —

Icilius (auf der Höhe).

Du biſt's — Geliebte! —

(Fabia, den Arm nach ihm ausſtreckend, flüchtig ab mit Gefolge.)

Spurius.

Halt, zurück den Fuß!
Nicht ehrbar iſt, des ſcheuen Weibes Weg
Vorlaut zu kreuzen.

Icilius (auf den Stufen).

O gedenke mein,
Wenn wir uns wiederſehn, iſt's nach dem Siege!
Mein Vater, ſchnell, du hörteſt ihre Stimme!

Spurius.

Nicht Alles darf ich ſagen, was ich weiß,
Und Alles hehlen, iſt ihm unerträglich. —

Ein Stimmlein hört' ich, doch ſang's kummervoll;
Die du zu Schwähern heimlich dir erwählt,
Sie ſträuben ſich, und heftig wallt ihr Blut,
Und Drohung war, was ſie beweglich klagte.

Icilius.

Nicht jedem Worte folgt die ſchnelle That. —
Mir pocht das Herz von Hoffnung und Entzücken,
Des Conſuls Bote trat in unſern Hof.
Begnadet hat man mich zu hoher Ehre,
Zum Kriegstribunen bin ich auserſehn,
Und nach der Heerſchau wird man mich erheben.

Spurius.

O neues Unheil! — Sicher trifft ihr Zorn!
Im Lager ihn und mich in ſtiller Nacht!
Argloſer Jüngling, fürchte, wenn ſie zürnen,
Doch mehr noch hüte dich vor ihrer Gunſt.

Icilius.

Du ſorgſt zu viel. Was ſie auch grollend ſinnen,
Der Hörner Klang verſcheucht die böſen Träume.
Den Beſten ward ich gleich, ihr Zeltgenoſſe,
Dem Feldherrn nahe bei vertrautem Rath,
Ein Bruder ihres Schwertes vor dem Feind.
Nach andrem Maße ſchätzt der Mann im Felde
Den tüchtigen Gefährten. Vater, ſorge nicht!

Spurius.

Zog dich das ſtolze Haus in ſeinen Bann,
Unſel'ges Kind, ſo adlig wurdeſt du?
Mit einem Wort zerſchlag' ich deinen Stolz.
Eitel iſt all dein Hoffen, Schaum die Freude,
Gefahr und Schrecken wettern in der Luſt,
Vertraue Keinem, als nur mir allein.

Icilius.

Was ſinnſt du, Vater?

Spurius.

Fort zur Volksgemeinde!
Viel Ungeheures ſah ich über Rom,
Viel Leid erfuhr ich, doch das Aergſte zwingt
Entſchloſſner Wille, der zu greifen wagt,
Was Rettung ſchafft, denn Hilfe lebt für Alles.

(Spurius, Icilius, [illegible] ab nach dem Hintergrund.)

Siſenna, Lictoren (auf der Höhe).

Siſenna ([illegible]).

Umſtellt die Schranken, wendet ab den Blick,
Verſchließt das Ohr dem dumpfen Klang der Worte,
Denn tief Geheimes naht. Nach alter Sitte
Tagt hier verborgen im gehegten Raum
Des großen Conſuls mächtiges Geſchlecht.

(Steht hinter dem Altar. Die Lictoren vertheilen ſich nach dem Hintergrund.)

Die Höhe füllt ſich allmählich mit **Fabiern; Marcus** ([illegible]) von der einen Seite, **Numerius, Lucius, Gaius** von der andern, alle im Kriegskleid ohne Helm und Waffen.

Marcus.

Der Lictor hier zum heimlichen Gericht?
Scheuchſt du die Krähen vom Altar des Gottes?

Numerius.

Kein Scherge darf im Rath der Edlen ſtehn,
Kein fremdes Antlitz vor den Stammgenoſſen.

Siſenna (unbeweglich).

Befehl des Conſuls

Lucius.

Dem Genoſſenrath
Befiehlt kein Conſul, kein Geſetz der Stadt,

Frei ſtand der Fabier im Ring der Seinen,
Bevor ein Conſul war.

Gaius.

Hinweg, du Knecht!
Hier gilt nur unſer Wille und der Spruch
Des großen Hauptes, das dem Stamm gebeut.

Siſenna.

Befehl des Häuptlings, der dem Stamm gebeut.
Im Bann der Mauern weigert das Geſetz
Dem Conſul ſelbſt das graue Erz der Waffen,
Heut waltet nicht das milde Recht der Stadt,
Drum trägt ſein Werkzeug hier der ſcharfe Knecht,
Sieh her!

([illegible])

Lucius.

Das Richtbeil!

(Bewegung unter den Fabiern.)

Marcus.

Ha, des Vaters Gruß!

Lucius.

Verruchtes Spielwerk, häßlich meide dich,
Wer nicht das Haupt zum Kieſel ſich gehärtet.

Numerius.

Still, wahrt die Ruhe! — Traf mein Bote dich?

Marcus.

Ein Bote ſchien er, der mein flüchtig Roß
Ruhlos verfolgte, 's war der hagre Tod,
In meinem Rücken lief die Spukgeſtalt,
Und hielt ich lauſchend, hört' ich ſein Geſchnaufen.

Numerius.

Bedachte Worte, nicht verwirrten Traum,
Fordr' ich von dir.

Marcus.

Gut. Höflich ſteh' ich Rede.
Ich fuhr zur Grenze, weiß doch nicht warum.
Ermattung ſucht' ich und Geſchoß der Feinde;
Die Roſſe fing ich für die Waffenſchau
Und ſchwang die Geißel, bis der tolle Schwarm
Mit Huf und Biß mir nach dem Leben ſchnappte;
So ſtob ich mit der Koppel her ins Feld. —
Was hier geſchehen, ſeh' ich, ſpar' den Athem,
Zu ſäumig wart ihr, mein Gebot zu thun;
Schwachherz'ge Thoren, ſtumpf war euer Meſſer,
Die Feier kündet, der Verräther lebt.

Numerius.

Uns droht Gefahr, doch wir auch ſind gewappnet.
Zum Conſul ſchlich der falſche Spurius
Und kläglich war ſein Antlitz, da er ſchied.
Vergebens drang ich in des Bürgers Nähe,
Er barg ſich ſcheu im Kreiſe der Genoſſen
Bei Tag und Nacht. Der Conſul aber ſchweigt,
Gehüllt in dunkle Wolken wandelt er,
Was drinnen blitzt und wettert, ſieht man nicht.

Marcus.

War ſeine Mutter doch vom Stamm des Brutus,
Die eignen Söhne hat der Ahn gerichtet,
Wir können's auch.

Numerius.

Das wagt der Conſul nimmer.

Marcus.

Kein Grauſen gibt es, das der Alte ſcheut,

Wenn ihm der Wille ſtürmt zu ſchwerer That,
Dieſelbe Wuth, die mir die Fauſt geballt,
Sie lauert tückiſch auch in ſeiner Seele:
Zwei Wölfe ſind wir aus demſelben Neſt,
Sohn gegen Vater in verruchtem Kampfe,
Der junge frech, der alte gut gezähmt,
Am Ende würgt der eine wie der andre.

Numerius.

Was er auch ſinne, traue dem Geſchlecht,
Verpflichtet hab' ich alle, Mann für Mann;
Wir ſtehn zu dir.

Marcus.

Ihr wählet, was euch nützt,
Und er und ich, wir folgen finſtrem Zwange;
Das Schickſal höhnt uns alle.

Sextus, aus dem Hintergrund.

Numerius.

Sieh hieher!

Sextus.

O wende dich nicht zürnend von mir ab!
Wankt' ich auch thatlos, niedrig denk' ich nicht.
Heiß brennt die Scham und endlos tönt die Klage,
Seit meine Schwäche dir Verhängniß ſchuf.
Laß deine Hand mich faſſen, Stammgenoß,
Ein frohes Zeichen, daß du mir verzeihſt.

Marcus.

Nicht doch, die Hand iſt blutig, deine nicht.

Siſenna.

Der große Conſul naht.

(Räumt den Platz am Altar. Bewegung.)

Marcus.
Und geht er wieder,
So wird er ledig ſein des einen Sohnes.

Große Stille. **Conſul**, **Fabier** von der Höhe, der Conſul tritt an den Altar, **Numerius**, **Marcus** rechts im Vordergrund.

Marcus.
Wie ſieht er aus?

Numerius.
Geſammelt wie zur Schlacht.

Marcus wendet ſich mit innerem Kampfe nach dem Altar. Vater und Sohn ſehen einander an.

Conſul (für ſich).
In ſeinem Auge flammt ein fahler Schein,
Der mir Entſetzen droht.

Marcus.
Er weiß das Ganze.

Conſul.
Du ſtarker Gott, der vor dem Heere ſchreitet,
O rühre heut die erzumhüllte Bruſt
Des Mannes, daß er voll von heil'gem Zorn
Dem Feinde deiner Stadt Vergeltung finde,
Blutig wie du, wie du erbarmungslos.

Der greiſe **Quintus Fabius** am Stabe, ältere **Fabier**.

Quintus Fabius.
Dem Vater des Geſchlechtes Gruß und Heil!

Numerius.
Geſegnet ſei, du Held der Fabier!

Ein Fabier (einen Seſſel herzutragend).
Hier ruhe, Herr!

Quintus Fabius.

Hinweg den Seſſel, Knabe!
Meinſt du, ich lagre, wo der Häuptling ſteht?
Leih' deine Glieder, junger Wolf, zur Stütze.

Lucius.

Voll iſt die Zahl, geſchloſſen iſt der Ring.

Conſul.

Aus alter Vorzeit klingt ein Spruch der Ahnen,
Das Recht zu finden lehrt er mein Geſchlecht,
Du Lucius, des Quintus Sohn, erhebe
Den Sang, verkünde des Gerichtes Brauch.

Lucius (in der Mitte recitirend).

„Gehorcht dem Vater, ehret die Genoſſen,"
„Euch ziemt, des Bruders Unrecht zu verſchweigen,"
„Doch adlig iſt, in eigner That und Noth"
„Dem Stamme wahrhaft Ja und Nein zu ſagen."

Quintus Fabius.

So iſt es bräuchlich bei den Blutgenoſſen,
Freiwillig iſt das Zeugniß auf den Andern,
In eigner Sache ehrt mich wahres Wort.
'S iſt unſer Recht, das ſtolze Recht der Edlen.

Lucius.

Verſtummt und hört, der Richter ruft die Klage.
(tritt zur Seite.)

Conſul.

Der Richter hebt die Klage gegen Einen. —
Gnäus Sicanius der Volkstribun
Ward unter eignem Dach zur Zeit des Schlafes
Durch Ueberfall mit ſcharfem Erz getötet,
Den Mörder ſuch' ich in dem Fabierſtamm.
(Bewegung unter den Fabiern.)

Marcus (zu den Umſtehenden).
Uns zwingen will er, ſelbſt uns zu verdammen;
Verweigert das Gericht für ſolche Klage!

Numerius, Sextus, Lucius, Gaius.
Ein Feind des Stammes war der tote Mann,
Feind allem Adel, Feind den Göttern Roms,
Kundſchafter Veji's und des Volks Verführer.

Conſul.
Ein freier Römer war der tote Mann,
Geſchützt ſein Leib durch frommen Schwur und Weihe,
Und der ihn fällte, ward nach Römerrecht
Ein arger Mörder, darum ſuch' ich ihn.

Numerius.
Hat, der ihn traf, gefrevelt gegen Rom,
Nicht du, nicht wir ſind Richter ſeiner That.
Ein Gott mag ihm vergeben, oder nicht,
Beſchwerlich iſt, der Götter Sinn zu wiſſen;
Die Bürger mögen ſtrafen, oder nicht,
Nach Bürgerrecht, wenn ſie die Schuld erweiſen;
Uns that er Gutes, jenen Feind zerſtörend,
Der uns gehaßt, verrathen, arg beſchimpft;
Bewahrt vor Unheil hat uns finſtre That,
Wie ſchwer ſie war, uns ziemt nicht Spruch noch Klage.

Marcus (für ſich).
Mein Helfer gräbt getreulich ſeine Gänge,
Doch wär' ich Richter, faßt' ich ſeinen Hals.

Alle Fabier.
Hör' ihn, o Herr, uns ziemt nicht Spruch noch Klage.

Quintus Fabius.
Hörſt du, wie dreiſt vorlaute Jugend tobt?
Ein Wicht war der Tribun, doch der ihn ſchlug,

Ein arger Thäter; war's ein Fabier,
Droht uns der Götter und des Volkes Haß;
Drum ziemt dem Stamm, der Sühne zu gedenken,
Dem Richter ziemt, zu fordern ſeinen Mann.
Wer wagt zu murren — ſeht doch! — regt ſich einer,
So führ' ich ſelber ihn zu ſchwerer Haft.

Conſul.

Den Thäter ſuchend, lad' ich euch die Zeugen.
Die Hand des Toten hielt im Krampf geballt
Ein blutbeſprengtes Zeichen. — Sehet zu,
Ob ihr das Thier zu dieſer Kette findet!
(Wirft die Kette in den Kreis. Bewegung.)

Marcus.

Dort klang's. — Er hat die Spur. Jetzt haltet feſt!

Quintus Fabius
([illegible], mit der Krücke [illegible]).

Es iſt ein fremd Metall, werthloſes Blech,
Es zeugt nicht, klagt nicht, taugt nicht uns zu ſagen,
Nicht von dem Halſe, den es einſt umſchlungen,
Nicht ob es in der Hand des Toten lag.
Ein Ding! Mit Blut? — Vielleicht Blut eines Hundes!
(Bewegung.)
Wir wiſſen nichts, beweislos iſt das Blech.

Conſul.

Ein Bürger frei, von freien Eltern ſtammend,
Ehrbar und ernſthaft, ohne Gunſt und Haß,
Löſte die Kette von der Hand des Toten
Und trug ſie ſelbſt bis vor des Richters Fuß.

Quintus Fabius.

Ein Bürger, ehrbar, ohne Gunſt und Haß,
Ein guter Zeuge nach dem Recht des Marktes!
Doch nichtig vor dem ſtillen Rath der Edlen.

Kein fremder Helfer tritt in unſern Ring,
Wir ſind nicht Richter über fremde Klage.

Conſul.

Daß echte Wahrheit ſei, was er berichtet,
Vertret' ich ſelbſt, ich nehm' es auf mein Haupt.
(Bewegung.)

Quintus Fabius.

Cäſo, des Marcus Sohn, nimmt's auf ſein Haupt;
Das Zeugniß gilt, der Tote hielt die Kette.
Doch ob ein Fabier ſie erſt getragen,
Bis der Tribun ſie faßte, weiß man nicht. —
's iſt Schmiedearbeit, werthlos iſt das Stück.

Conſul.

Numerius, du Sohn Numers, erhebe
Das Stück vom Boden, prüfe ſein Gewicht
Und Antwort gib der Frage: war das Bild
Halsſchmuck und Zeichen eines Fabiers? —

Numerius.

Die Antwort weigr' ich dir nach Recht der Edlen,
Denn ſag' ich Ja, ſo zeug' ich gegen Einen.

Quintus Fabius.

Du zeugſt — doch merke wohl, nicht gegen Einen,
Denn ſagſt du Ja, ſo trifft's den ganzen Stamm,
Der Stamm ward nicht verklagt, iſt unverletzlich,
So darfſt du Antwort nicht dem Richter weigern.

Numerius (widerwillig die Kette aufhebend).

Das Zeichen iſt's der Wölfe.

Conſul.

Der es trug,
Er trug es in das Haus des Toten?

Numerius (die Kette wegwerfend).

Ja.

(Bewegung.)

Quintus Fabius.

Da keiner ruft, daß er den Schmuck verloren
Bei friedlicher Begegnung in dem Haus,
So wird das Bild ein ſchwer bedrohlich Zeichen,
Und Zeugniß kann es werden gegen Einen.

Conſul.

Die Kette ſucht den Hals, an dem ſie hing,
Der dieſes Zeichen zu dem Toten trug,
Ihn ruf' ich auf, nach Recht der Blutgenoſſen,
Daß er in eigner Noth mir Antwort gebe.

Quintus Fabius.

Halt, Richter! Deinem Rufe widerſteh' ich.
Sich ſelbſt zu liefern in des Rächers Hand,
Iſt unerhört. Nicht kennen wir den Einen,
Ruf' ſeinen Namen, wenn du ihn erſpäht,
Dann ſoll er Rede ſtehn mit Nein und Ja;
Noch ſteht er ſicher in dem Ring der Andern.

Conſul.

Endlos Geflecht der Worte: Schild von Stroh,
Nicht ſchirmſt du ihm das Haupt vor ſcharfer Schneide,
Denn birgt ihn der Genoſſen große Zahl,
Der Namen ruf' ich hundert, Haupt für Haupt,
Und jeden frag' ich mit derſelben Frage. —
Zuerſt den eignen Sohn —

Sextus (vortretend).

Halt' ein, o Herr!
Mein iſt der Halsſchmuck, in der Hand des Toten
Verließ ich ihn.

Conſul.

Du, Sextus? Du der Thäter?

Fabier (laut durcheinander).

Er nennt ſich ſelbſt — Heil Sextus, Sohn des Gaius —
Du armer Mann — wir alle danken dir.

Conſul.

Gefeſtet war ich, jedes Leid zu tragen,
Des Vaters Schmerzen hatt' ich eingeſargt,
Jetzt ſchmilzt die Kraft in Furcht und bangem Hoffen.

Quintus Fabius (an Sextus herantretend).

Am Thore von Fidenä fiel dein Vater,
Ich ſah mit Grauen, wie der Speer ihn traf,
Heut freu' ich mich, daß ihn die Nacht verhüllt.

Numerius (in Marcus hineinredend).

Sein war die That, jetzt ſühnt er ſein Verſäumen
Hochſinnig, wie dem Edlen ziemt. Ertrag's
Und halte ſtill.

Lucius (ebenſo).

Selbſt hat er ſo gewollt,
Und klug berathen iſt's im Kreis der Freunde,
Ihn, den Genoſſen, kann der Stamm beſchützen;
Dein Schickſal aber liegt in einer Hand,
Die kalt dich opfert.

Quintus.

Still, der Richter ſpricht.

Conſul.

Antworte, Sextus, nach der Väter Brauch:
War's deine Hand, die den Tribunen fällte?

Sextus.

Ich that's mit meiner Hand.

Marcus.
Der Knabe lügt!
(Bewegung.)
Was hängt ihr Doggen euch an Mund und Glieder?
Hinweg!
Er ſprang ins Haus, ihm grauſte vor der That, —
Der heimlich den Tribunen traf, war ich.

Conſul
(beugt ſich ſchweigend über den Altar).

Numerius, Lucius, Gaius (leiſe).
Die Häupter ſind's, die Führer des Geſchlechts,
Feldherren beide, hochberühmt im Volk.

Alle Fabier (gedämpft).
O Tag des Unheils! Vater gegen Sohn!

Quintus Fabius.
Blut meines Bruders, Vater gegen Sohn!
O wilder Mann, was wagteſt du? Verrucht
War deine That, doch Wahnſinn dein Bekenntniß.

Conſul (ſich erhebend).
Dich, Sextus, tadl' ich am Altar des Gottes,
Weil deine Zunge unwahr zu mir ſprach. —
Du, Marcus, Sohn des Conſul Fabius,
Du haſt den Volkstribun an ſeinem Lager
Durch Ueberfall entſeelt in ſtiller Nacht.
Die Blutverwandten haſt du miſſeleitet,
Im Haus des Conſuls haſt du ſeinem Zeugen
Den Tod gedrohet. —

Quintus Fabius.
O halt' ein, genug!

Conſul (ſtärker).
Darum als Vater und als Haupt des Stammes
Mein Recht gebrauchend, fällt' ich dir den Spruch:

Quintus Fabius.
Halt' ein! Thu' mehr nicht, Richter, als du mußt.
Unleidlich wird den Göttern, wer ſein Haupt
Zu hoch heraushebt aus beſcheidnem Maß,
Das ſie in Pflicht und Kraft dem Manne ſetzten;
Das Ungeheure blieb der Götter Recht.

Conſul (fortfahrend).
Ein arger Mörder biſt du, und dein Leben,
Verfallen iſt es dem verletzten Recht.

(Bewegung.)

Marcus.
Du gabſt das Leben mir, ſo nimm's zurück.
Und deine That ſoll beſſer dir gedeihen,
Als mir die meine. Sieh, ich kenne dich,
Ein Weiſer biſt du, tugendhaft und ſtark,
Du ſorgſt für Rom, ich dachte nur der Meinen,
Du ſchlägſt mit Recht, ich rechtlos, frevelhaft,
Du langſam, mannhaft, ich in jäher Wuth; —
Und doch, und doch, ich merke den Verlauf,
Der Anfang heiß, der Stahl ein ſcharfer Bote,
Das Ende wird voll Jammer. — Herr, ich ahne,
Auch dir wird's traurig ſein, und lange, lange
Quält dich der Traum.

Conſul (kalt).
Du irrſt, mein Haar ergraut,
Mein Haupt iſt müde —

Marcus (zornig).
Sicher doch dein Hals!
Das, Richter, wird der größte Unterſchied

Bald zwiſchen dir und mir. — Beim Gott der Waffen!
Viel lieber will ich kämpfen um mein Leben,
Als dich erweichen, erzumſchienter Mann.
So nimm mich hin und thue, was du mußt!

Quintus Fabius.

Merk', was du mußt! Du mußt, was wir dir wollen.
Hochehrbar iſt uns das Geſetz der Stadt,
Doch höher gilt das Recht des eignen Blutes.
Noch war die Burg der Römer nicht gegründet,
Da nagten unſre Ziegen an dem Kraut
Des leeren Felſens; alt iſt unſer Stolz.
Manch edles Haus verging, doch wir gediehen,
Denkſt du weshalb? Weil wir die Kinder pflegten;
An Erben reich ſein, war uns ehrenvoll,
Je mehr der Knaben im gefüllten Haus,
Je größer unſer Ruhm. So wuchſen wir
Ein Wald von Eichen, ſchwierig für die Feinde,
Ehrwürdig auch der angeſchwemmten Menge,
Als Herren Roms. Merk', dich auch trugen wir
Auf unſern Schultern, daß du ſtattlich rageſt
Vor allem Volk. Was biſt du ohne uns?
Du, Cäſo, Sohn des Marcus, Haupt der Wölfe?
Meinſt du, wir haben nur für dich gelebt,
Im Kampf geblutet, im Senat geſtritten?
Du großer Conſul! Uns verfallen biſt du,
Mit Leib und Leben dienſt du unſrer Ehre,
Dein Blut gehört uns, wie das unſre dir.
Der Stolz des Stammes warſt du, dieſer iſt's,
Auf den wir hoffen, beide dient ihr uns.
Vortheil iſt uns, daß unverſehrt er athme,
Nicht richten darfſt du gegen unſern Willen,
Und wir, die Deinen, weigern dir ſein Haupt.

Conſul.

Schweig, Bruder meines Vaters, eher weicht
Der Stern des Tages aus der hohen Bahn,
Als von dem Rechte mein entſchloſſner Wille.

Quintus Fabius.

Willſt du ihn töten, thu's, in ſtiller Nacht,
Doch nicht als Richter, nicht im Ring der Deinen;
Willſt du ihn morden, thu's, ein Mörder ſelbſt,
Gehaßt von Gott und Männern. Rieſig wuchs
Dein Stolz, gefühllos ward dein Herz im Buſen.
Ich thue Einſpruch! Frevel iſt dein Recht.

Conſul.

Nicht würdig ſprichſt du, Greis, am Heiligthume
Zum Herrn des Stammes, ungern mahn' ich dich.

Quintus Fabius.

Hinweg das Beil! ungiltig iſt der Spruch!

Conſul.

Geh, Lictor, thu', was deines Amtes iſt.

Alle Fabier (durcheinander).

O halt' — halt' ein, wir dulden nicht die Schmach. —
(Getümmel.)

Quintus Fabius.

Führt mich hinaus, nicht ſoll mein müdes Auge
Den Gräuel ſehn. (Ab mit einem greiſen Fabier.)

Lucius.

Hör' ſeine Warnung, Herr!

Fabier (vier Stimmen).

Hinweg das Beil! —

Alle.

Thu's nicht, thu's nicht, Siſenna!

Marcus
(zu Siſenna, welcher unruhig an ſeinem Gürtel knüpft).
Was neſtelſt du an deinen Riemen, Mann?
Willſt du die Hand mir binden? Schäme dich!
Ich heiße Marcus, bin des Conſuls Sohn,
Den Feldherrn der Gabiner traf mein Schwert
Beim Einzelkampf inmitten beider Heere,
Dreimal ſchlug ich die Tusker, auf dem Fels
Von Veji klang mein Schlachtruf! Und du willſt
Mich binden, Narr! Du wagſt, die ſchlechte Waffe
Zu richten auf des Feldherrn Hals? Heran!
Dein Beil zu hemmen, rühr' ich keinen Finger!

Fabier (vier Stimmen).
Hinweg, Siſenna! — Fluch der argen Hand,
Die ihm das Haupt berührt!

Alle.
Hinweg das Beil!

Siſenna
(das Beil und ſich dem Conſul zu Füßen werfend).
Herr, ſtrafe mich, ich kann das Werk nicht thun;
Treu hab' ich, weil ich lebe, dir gedient,
Doch ihn hab' ich auf meinem Arm getragen,
Die kleine Hand hab' ich ihm feſtgehalten,
Die ſpielend nach der hellen Schneide griff,
Nächſt dir war er geliebt mir und geehrt.
Vor ihm gedacht' ich einſt im Sturm der Schlachten
Den Namen rufend meine Axt zu ſchwingen. —
Ihn töten kann ich nicht.

Alle Fabier.
Hör' ihn, o Richter!
(Vier Stimmen.)
Dank dir, Siſenna! Dank, du treuer Mann!

Conſul.

Der Conſul ruft zum Dienſte, feiger Knecht!

Siſenna.

Mir bebt die Hand — ich kann nicht — töte mich! —

Conſul

(in mächtigem Kampfe nach dem Himmel ſehend).

So thut des Richters eigne Hand das Werk.

(thut einen Schritt von der Altarſtufe herab.)

Marcus (aufſchreiend).

O Vater, thu's nicht ſelbſt! —

Numerius und alle Fabier (vorſtürzend).

Hinweg das Beil!

Numerius

(die Art vom Boden hebend und wegſchleudernd).

Nicht dulden wir die fürchterliche That!
Auf, Stamm der Wölfe, dich verläßt dein Fürſt!
Treulos den Ahnen, taub für unſer Flehen
Verräthſt du uns an niedres Volk der Gaſſen!
Du höhnſt die Bitten, weiche der Gewalt!
Wir weigern dir den Sohn — und wagſt du noch
Uns mit dem Erz des Conſuls zu bedräuen,
Dann fürchte du des großen Stammes Macht.
Dann ſcheiden wir uns von dem harten Vater,
Wir brechen den Altar vor deinem Hauſe,
Mit unſern Händen tragen wir die Steine
Zu andrer Stätte, neu erbauen wir
Die Heiligthümer fern von deinem Leib,
Und dich, den Feind des Stammes, Freund der Menge,
Verſtoßen wir aus dem Genoſſenring!

Sextus, Lucius, Gaius (wild).

Löſt das Gericht, entführt den Sohn von dannen!

Alle.

Wir folgen ihm, wir weihen ihn zum Herrn.

Conſul (wirft ſich unter ſie).

Empörung? mir? dem Vater des Geſchlechts?
Zerſprengt ihr raſend auch das letzte Band,
Das euch den wilden Trieb des Thieres feſſelt? —
Mit euch hab' ich gelebt, ihr habt geſtanden
Mir Arm an Arm in heißer Männerſchlacht,
Vergaßt ihr, wer euch führt? Ein Mann, der Frevler
Erzittern macht. Fürchtet den Zorn des Alten! —
Zu mir, wer noch die Bilder ſeiner Ahnen
Ehrfürchtig anſchaut, wer ſich Kinder hofft
Mit Menſchenantlitz und lebend'ger Seele!
Zu mir, wenn nicht aus Treue, doch aus Scham!

Marcus (ihm gegenüber).

Zu mir, ihr Wölfe, hier die rothe Hand!

(Die Fabier drängen ſich auf ſeine Seite, der Conſul ſteht allein.)

Die ganze Meute folgt, ſie wittert Blut!
Die alte Wuth brennt auf! Trag's, Conſul, trag's!

Conſul (in höchſter Leidenſchaft).

Wie, Alle? Alle? Auch nicht einem lebt
Das Recht der Götter in der wilden Bruſt!
Der Greiſe Ernſt, der Senatoren Würde,
Die Zucht des Stammes, den ein Gott gezeugt,
Verdorben in ein widerwärtig Nichts!
Ha, Meutrer, Meuchelmörder, Feinde Roms,
Unthiere ſeid ihr, grauenvoll der Sonne,
Beſpritzt mit Blut, nach neuem Fraß begierig!
Hinweg! In öde Klüfte zieht, geſcheucht
Von böſen Mächten, friedlos, götterlos!
O Rachegeiſter, hört des Vaters Stimme,

Straft die Empörer, werft den Strahl der Wolken
Auf ihre Häupter! — Seid verflucht! verflucht!
(Sinkt nieder, den Altar mit den Händen umfaſſend.)

Fabier (in ſtarren Gruppen, leiſe).
Entſetzlich tönt des Greiſes wilde Klage,
In Grauſen bebt und banger Furcht das Herz.

Marcus.
Die Stimme war den Göttern wohlbekannt
Und lieb, — wohl möglich, daß ſie ihn erhören.

Lictor (von außen).
Halt' an!

Siſenna (nach der Höhe eilend).
Wer naht?

Virginius.

Virginius (auf der Höhe).
Titus Virginius.

Siſenna (ihn aufhaltend).
Verzeih, o Herr!

Virginius.
Raum für das Haupt der Stadt!
(herabſteigend zu Marcus)
Wo iſt der Conſul?

Marcus.
Dort!

Virginius.
Das Fabius?
Nicht darf ich fragen, was iſt hier geſchehn?
Doch Rom ſucht ſeinen Feldherrn. Weck' ihn, Marcus!

Marcus.
Nicht ich.

Virginius (zu Numerius).

Dann du.

Numerius (finſter).

Er ſpricht mit ſeinem Gotte.

Virginius.

Wer ſo am Boden liegt, der betet nicht
Zu guten Göttern. — Dennoch ruf' ich ihn.
(zum Conſul tretend)
Ein Römer und dein Amtsgenoß. Ich ſuche
Des Conſuls hohes Haupt.

Conſul

(ſich langſam am Altare aufrichtend).

Ich bin der Conſul.

Virginius.

Geſammelt harrt das Volk der Kriegerwahl,
Um ihre Sprecher drängt ſich die Gemeinde,
Ein neu Begehren fliegt von Mund zu Mund,
Und ſtatt des Toten riefen ſchnell die Gaue
Zum Volkstribun den Greis Icilius.

Conſul.

Tribun des Volkes ward Icilius!
Der alte Schnitter 'treibt zum Erntefeſt;
Hier ſtehn die Halme wohl gereift und nicken
Mit ſchweren Häuptern, und geſchäftig naht
Der Nachbar, großes Volk hat er geladen.
Vergebens. Auf dem Ackergrund der Väter
Führ' ich die Sichel ſelbſt —
(Zu Virginius, der ihn unterſtützt)
So — ſo — ich danke,
Die Schwäche wich, die Botſchaft treibt zur Eile,
Du ſende mir ins Haus, die Diener lade,
Den jungen Sohn zum Feld, nicht wenden will ich
Nicht Fuß, nicht Auge rückwärts nach der Stadt.

Hinauf zum Seſſel! ruft das Volk herein!
Der Conſul fordert zu dem Feſt der Waffen!

(Er ſteigt von Virginius geführt die Stufen hinauf, ſitzt auf dem Thronſeſſel rechts, Virginius links.)

Lucius.

O ſeht! verwandelt iſt ihm Gang und Stimme.
Was ſoll uns werden?

Marcus.

Krieg und eine Schlacht.

Numerius.

Habt Acht, und bergt den Zwiſt vor fremden Ohren!

(Virginius winkt. Hornſignale. Aus dem Hintergrund ſteigen die **Lictoren** und ſtellen ſich in zwei Haufen hinter die Seſſel der Conſuln. **Senatoren** und **Edle** füllen die Höhe und die rechte Seite der Stufen, von rechts ziehen herein: zwei **Diener** mit Stäben, **Spurius** und der andere **Tribun**, ältere **Bürger**, unter ihnen **Annius** und **Publius Panſa**. Die Bürger nehmen die rechte Seite der Stufen ein, die Tribunen ſtehen zu beiden Seiten des **Altars**, tiefer neben ihnen die Diener. Die Fabier auf der Treppe und im Vordergrunde links, Numerius, welchem ein Senator eine Rolle in die Hand legt, auf der Mitte der Treppe zwiſchen Conſuln und Tribunen. Der Vordergrund der Bühne und der Eingang der rechten Seite bleiben leer.)

Virginius (vom Throne).

Gebietet Stille dem geſchaarten Volk!

(Kurzes Hornſignal.)

Segnet, ihr Götter, heut der Römer Werk!
Zum Krieg mit Veji, den Senat und Volk
In Rom beſchloſſen, ruft des Feldherrn Mund
Die reiſ'ge Mannſchaft vor aus allen Gauen.
Und gute Vorbedeutung ſei der Name
Des erſten Gaues, den der Conſul ladet.

Numerius (rufend).

Vom Fabiergau die junge Mannſchaft vor!
Stellt euch dem Rufe! Tretet an die Schranken!

Annius.
Die Landgenoſſen aus dem Mauerring.

Fabier, Senatoren, Volk.
Glück ſei mit euch, ihr tapfern Vejikämpfer!

Icilius, junge Bürger am Eingange vorn rechts.

Icilius (zurückrufend).
Haltet an!
(Von außen entfernter Ruf: Haltet an! — Haltet an! Icilius meldend:)
Die Mannſchaft hört des Conſuls Ruf.

Virginius.
Und günſt'ge Vorbedeutung ſei der Name
Des erſten Kriegers, den der Conſul ruft.

Numerius.
Gaius Icilius.

Vier Fabier.
Glück ſei mit dir,
Du wackrer Mann!

Annius, Panſa.
Heil den Iciliern!

Numerius.
Antworte, Krieger, auf des Conſuls Ruf,
Gaius Icilius!

Icilius.
Ich höre.

Spurius (zugleich, mit lauter Stimme).
Halt!
Das Volk verweigert euch den Mann.
(Bewegung.)

Icilius (beſtürzt).
Mein Vater!

Numerius.

Der Mann gehört dem Conſul und dem Heer,
In Kriegsrecht ſteht er, nicht in deinem Schutz.
Antworte, Krieger, denn dein Feldherr ruft.

Icilius.

O finſtre Wahl! dort jede Hoffnung, hier
Des Vaters Amt! Und ſie für mich verloren!
(Wendet ſich vom Conſul ab.)

Virginius.

Geh, Lictor, greife den Empörer!
(Die Lictoren des Virginius ſpringen herab, die Bürger drängen ſich um Icilius.)

Spurius
(wirft ſich zwiſchen die Lictoren und den Sohn, heftig:)
Halt!
Ich trete zwiſchen euch und ihn. Wer wagt
Sein Haupt zu rühren, das mein Stab beſchützt?

Virginius.

Beſchloſſen hat den Krieg das Volk der Römer,
Will der Tribun dem Spruch des Volkes trotzen?

Spurius.

Hat euch das Volk den Vejikrieg bewilligt
In Angſt und Thränen, ohne Schutz und Rath,
Den Spruch des Volkes ehr' ich, ſtürmt ins Feld,
Doch ohne Krieger, ohne Römerheer;
Denn, bei dem höchſten Gott! nicht laſſ' ich euch
Nur einen Mann; treu meinem Amte ſchütz' ich
Vor eurer Heerwahl jedes Haupt des Volkes,
Und fordert ihr zehntauſend euch ins Lager,
Ich weigr' euch jeden einzeln, Mann für Mann.

Virginius.

Ha, Uebermüthiger, du höhnſt den Conſul,
In Trümmer ſchlägſt du unſrer Würde Recht.

Spurius.

Ihr ſchluget Volk und Stadt mit harten Händen,
Roth ſind die Steine von geweihtem Blut;
Die Sühne fordern wir, ein Unterpfand,
Daß milde Sitten und ein menſchlich Recht
Den Bürger wahre vor dem Haß der Edlen;
Und bis ich ſolche Bürgſchaft uns errungen,
Deckt mein Gewand das Erz der Römerwaffen.
Kein Heer, kein Auszug, keine Kriegerwahl!
Entlaßt das Volk, ich hindre jede That.

Marcus.

Unſterbliches Geſindel, kaum erſchlagen
Steht's aus dem Blute ſchon von neuem auf.

Virginius.

Machſt du des Conſuls Heer zum Spott der Feinde?
Den neuen Trotz zerbrech' ich. Greift den Krieger!

Spurius (Sich vor den Sohn werfend).

Mit meinem Leben ſchütz' ich ihm den Leib,
Zu Hilfe, Bürger, widerſteht den Schergen!

Fabier, Senatoren, Edle.

Ergreift den Krieger! ſchützt des Conſuls Recht!
([illegible].)

Conſul (Sich erhebend).

Mißtönend ſchwirrt der Zank um die Altäre,
Gedenkt des Friedens, ſcheut der Götter Zorn!

(Große Stille, er ſteigt herab, von Virginius gefolgt, das Volk weicht zurück.)

Titus Virginius, du Conſul Roms,
Zahlreich und waffenſtark iſt der Vejenter,
Doch als ein Räuber führt er ſeinen Krieg
In ſchnellen Haufen, liſtig, beutefroh.
Verſagt der Bürger den behenden Feind
Durch Heergewalt in offne Schlacht zu zwingen,

So ſchützt die Grenzen auch geringe Schaar
In ſtarker Stellung trotzig feſtgeballt.
Hier ſteh' ich Cäſo, Haupt der Fabier,
Und alſo bitt' ich zu dem Herrn der Stadt.
Zum Krieg mit Veji hat mein Haus geſtürmt,
Groß iſt die Feindſchaft zwiſchen uns und ihnen,
Aus unſern Höfen flog der Feuerfunke,
Der deine Stadt in wilder Brunſt verzehrt;
Nicht ſoll fortan ein Racheruf der Meinen
Zwietracht entzünden in den Straßen Roms,
Darum erbitt' ich heut den Krieg mit Veji
Für mich und mein Geſchlecht. Wir führen ihn
Allein, aus eigner Kraft und ohne Helfer,
Wir hundert gegen Viele, doch der Feind
Kennt jeden meiner Krieger bis zur Stimme,
Denn keiner iſt, vor dem er nicht gebebt.

Senatoren, Edle, Volk.

O hört, das Ungeheure wagt ſein Muth.

Virginius.

Betroffen ſteh' ich vor gewalt'gem Sinn,
Als Conſul darf ich dir nicht widerſtehen,
Denn vor der Schande retteſt du die Stadt. —
Doch was ſind wir, wenn das Geſchlecht der Deinen
Allein ſolch Wagniß auf ſein Leben nimmt?
Und was wird Rom, wenn ihr als Sieger kehrt?

Conſul.

Die Zukunft iſt der Götter; wenn ſie wollen,
Wird ſtill die Heimkehr und gefahrlos ſein. —
Hütet die Stadt und waltet der Altäre,
Leitet den Bürger friedlich und gerecht.
Kein fremder Mann geſellt ſich zu den Meinen,
Und von den Meinen bleibt kein Mann zurück.

Marcus.

Ha, Luſt und Leben, finſtrer Wolfsgenoſſe,
Du ſandeſt Sühne, die vom Fluch erlöſt.
Wir wagten viel; das Höchſte thun wir jetzt.
Die zorn'ge Stadt der Väter zwingen wir
Fromm unſer Haupt zu ſegnen; was ſie ſchreckt,
Uns wird es Rettung aus der Nacht des Todes!
Herbei, ihr Brüder, an des Häuptlings Fuß.
Neigt euch dem Führer, huldigt unſerm Herrn!

Fabier (in wildem [illegible]).

Führe zum Kampfe, Heil dir, großer Held!

[illegible] und Römer.

Annius.

Seht, auch der jüngſte Sohn! mir rührt's das Herz!

Consul.

Altar und Heiligthümer des Geſchlechts,
Die Tochter, den Befehl im Haus der Ahnen
Leg' ich, Virginius, in deine Hand. —
Du, junger Krieger, theilſt das Loos der Deinen.
([illegible] zum Altar.)

Marcus.

Auf, Stammgenoſſen, zu den Waffen lad' ich,
Hinaus ins Feld, die Kriegerſchau beginnt.
Der Bauer dehnt ſich auf dem Herrenthrone,
Ihr Feldherrn Roms, ſtellt euch in Reih' und Rotte
Und fechtet ſtatt der Bauern! Auf ins Feld!

Fabier (wild durcheinander).

Auf, zu den Waffen, Schwert und Schild zur Hand!
(Fabier ſtürmen nach der Halle, ergreifen die aufgehängten Waffen.)

Icilius.

O Vater, ſieh dorthin, auch wir ſind Römer!

Kaum Einer ſteht hier, der nicht Narben trägt
Vom Erz der Feinde. Brennt, ihr alten Wunden!
Die Scham brennt auf den Wangen, jede Fauſt
Krampft ſich zuſammen, nach den Waffen ſuchend.
Tribunen, öffnet uns den Pfad des Krieges,
Tod den Vejentern!

Annius.
Heil dem großen Conſul!

Mehre Bürger.
Heil, Heil den Fabiern! Hinaus ins Feld!

Der andere Tribun, Landleute
(vorſpringend, die Bürger zurücktreibend).
Zurück! Zurück!

Publius (ebenſo rufend).
Verderben jedem Munde,
Der Beifall jauchzt dem unerhörten Werk!
Willkürlich iſt der Zug und grauenhaft,
Nicht Götterwille, nicht Beſchluß des Volkes
Hat ihn geweiht; verſtummt und haltet feſt!

Spurius (den Sohn zurückhaltend).
Wahnſinniger! willſt du den Vater ſchmähen,
Verſtören den geheimen Schluß der Freunde?

Icilius.
Fluch dieſem Tag und daß ich ihn erſchaute,
Feig, ungehorſam, treulos meiner Pflicht,
Bedroht vom Feldherrn, ruchbar allem Volk!
War das die Hilfe, die du ſtill geſonnen?
O grauſam ſchlugſt du mir das treue Herz.

Spurius.
Steh feſt, mein Sohn! Der Reden eitler Prunk
Verhüllt nur ſchlecht die Tücken ihres Zornes!

Sie fühlen hoch und freveln übermenſchlich.
Im Sprunge faßt der Edle was ihn hebt,
Im Schritt erreicht's der Bauer kalt bedächtig,
Nie warſt du näher dem erſehnten Ziel
Als heut. —

Numerius, Lucius, Sextus, Gaius mit Helm und Waffen, Schwert und Helm für den Conſul und Marcus tragend, ſteigen aus dem Hintergrund herab.

Marcus (zum Conſul).

Gerüſtet ſteht die Schaar, ſie harrt des Führers.
Die Waffen trägt dir grüßend dein Geſchlecht.

Conſul.

Mein Schwert! — Noch einmal diene treu, dann roſte. —
Als ich dich jüngſt zum Krieg mit Veji trug,
Da ſchritt mein edler Bruder mir zur Seite,
Heiß war die Schlacht und furchtbar drang der Feind.
Da warf mein Bruder die geweihten Zeichen
Des Heeres vorwärts in den Schwall der Feinde
Und ſprang, die Todesgötter rufend, nach.
Er ſtarb, wir aber ſiegten.
Und als ich heimzog mit dem toten Leib,
Beſchloß die Stadt mir herrlichen Triumph,
Ich aber bat ein Grab für meinen Bruder.
Da ging das ganze Volk mit ſeiner Leiche,
Im Zuge viele tauſend, Jung und Alt,
Und jede Wange war von Thränen naß.
Gewandelt iſt die Lieb' in kalten Groll,
Heut zieht der Stamm der Meinen ungeſellig
Die finſtre Straße, hochgeſchürzt das Kleid,
Daß er Gewand der Andern nicht berühre. —
Gedenket unſer, wenn der Nachtwind rauſcht
Und wenn die Donner rollen. — Lebe wohl,
Stadt meiner Ahnen, in der Götter Hut!

(Steigt die Stufen hinauf, nach dem Hintergrund ab.)

Fabier.

Führe zum Kampſe, Heil dir, großer Held!

(folgen ihm.)

Volk (eindringend).

Heil dir, o Held, geſegnet ſei dein Haupt!

Marcus (auf der Höhe ſich umwendend).

Geht ſchlafen, Römer, träumt auf weichen Fellen
Vom Krieg der Fabier und der Vejenter.

Annius, Volk (im Hintergrunde).

Sieg und Heil!

Spurius (finſter im Vordergrund).

Des Alten Hilſe haſt du ſtolz verſchmäht,
Geſpiele meiner Jugend, fahr dahin!

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Vorhof des Veſta-Tempels. Der Hintergrund iſt durch einen großen Vorhang verdeckt, welcher bis auf die zweite Stufe herabfällt. Zu beiden Seiten Säulen.

Publius Panſa und **Landleute**. **Annius** kommt mit **Bürgern**.

Annius. Bürger.

O Freude, Freude, Sieg der Fabier!

Publius.

Vom Siege hören wir, doch ohne Freude.

Annius.

Mich trieb's hinaus, ich ſah die Schlacht von ferne.
Es ſchien ein Wunder.

Landleute.

Rede, gib Bericht!

Annius.

Zehnfältig war des Feindes Uebermacht,
Des Conſuls Krieger in gevierter Schaar,
Der Feind in langer Reih', ſie zu umringen.
So rannten ſie zuſammen. Ha, es klang
Wie Holz und Stahl, die Schaar der Edlen brach

Im Sturme durch und warf nach rechts und links
Die Rotten der Vejenter. Da begann die Flucht
Und wildes Töten, nur der Schnelle floh.

Bürger.

Ruhmvolles Wagniß, o erlauchter Stamm!

Publius.

Sie ſchlugen unſern Feind, wer ſchlägt ſie ſelbſt?

Annius.

Doch höret: drauf zur Walſtatt ſtieg ich nieder.
Manch Schlachtfeld ſah ich, doch ein ſolches nie,
In Waffen und Geſchmeide lag der Feind,
Kein Zeichen fehlte, das nach Kriegerbrauch
Der Sieger fröhlich dem Gefallnen löſt.
Im dichten Hauf der Toten hier und da
Ein Fabier, verlaſſen, unbeſtattet,
Drei Handvoll Staub auf ſeiner Bruſt, das war
Das Grab des Helden. Nichts auch regte ſich,
Lautlos und klanglos zog die Siegerſchaar
Zum Waldgebirge, wie ein Spiel der Luft,
Kein Stöhnen hört' ich, kein Geſchrei der Kranken,
Und nicht Gefangne ſah ich. Alles ſtill
Und Alles tot, nur aus den Schluchten heulte
Der Wolf, das Thier der Fabier.

Bürger.

Seltſam iſt's.

Spurius (tritt auf).

Annius.

O Tag der Freude, Sieg, Icilius!

Spurius.

Verſtummet! Zu den Rachegöttern fleht
Und klagt die Toten. Denn das große Haus
Der alten Fürſten ſchied von unſrer Sonne.

Publius, Landleute.

Die Fabier?

Annius.

Welch Unheil kündeſt du?

Spurius.

Sprich leiſer. Unter den Veſtalen ſteht
Des Conſuls Kind und hört die Trauerkunde.
Nur wenig weiß ich. Schluchzend, ſtaubbedeckt
Trug's von der Cremera ein Hirtenknabe.
Im engen Thale ſtößt des Conſuls Heer
Auf große Herden von Vejentervieh,
Die längs dem Bach im Römerlande graſen;
Siegtoll und hungrig wirft der Vortrab ſich,
Die Rinder zu erlegen, in den Paß,
Da rauſcht und ſchwärmt es durch den dichten Wald,
Von allen Höhen ſtürzt gewaffnet Volk,
Und zwiſchen Stiere, Holz und Fels gedrängt,
Erliegt die Schaar der Wölfe den Verfolgern.
Vergebens ſtürmt der Conſul ins Gedränge,
Er ſelbſt, ein kleiner Haufe, der geſchaart
Den Führer einſchließt, hauen ſich ins Freie,
Der Feind verſchwindet ſchnell, wie er genaht,
Und auf dem Boden liegt das Heer der Sieger.
Die noch am Leben, deckt mit ſeinen Zweigen
Ein jeder Waldbaum.

Bürger.

O verruchte That!

Publius.

Und ſteht der Conſul?

Spurius.

Seinen Lictor ſah
Der Hirt. Und Tarchna führte die Vejenter.

Annius.

Doch die dem Unheil ſich entſchlugen, ziehn
Gerettet nach der Heimat?

Spurius.

Merket auf!
Sie kehren nicht, gen Veji zogen ſie.

Publius.

Gen Veji? wie? dem Gegner vor die Zähne?

Spurius.

Was jetzt zu thun, vielleicht zu meiden iſt,
Berathen wir in Stille. Mich verweilt
Hier ernſte Pflicht.

Annius.

O traure, Volk der Römer!

(Publius, Annius, Landleute und Bürger ab.)

Icilius.

Icilius (eilig).

Weiß ſie das Aergſte?

Spurius.

Alles hörte ſie.

Icilius.

Wie, Herr? ſo wenig ängſtet dein Gemüth
Die bittre Kunde? Mächtig ſchallt dein Ruf,
Das Volk bewaffnen, retten kannſt du ſie,
Und du erſtarrſt und zauderſt mit der That?

Spurius.

Bin ich ſo mächtig? Wohl, ich bin gewillt,
Heut nicht zu retten.

Icilius.

Vater, Vater du?

Du weigerſt Hilfe, wo ein Römer ſtirbt?
Verlaſſen ringt der letzte Hauf im Felde,
Die Sieger, Feldherrn, Ehre, Stolz der Gaue,
O ew'ge Götter, mir verſagt die Stimme,
So große Herrlichkeit ein leichter Raub
Den Hunden der Vejenter und den Geiern,
Die um das Schlachtfeld ihre Kreiſe ziehn.

Spurius.

Hochſinnig willſt du Fremde retten, Thor,
Und ſchleuderſt achtlos, dein und mein vergeſſend,
Abwärts die jungen Blüthen unſres Heils;
Daß jene ſchieden, Rettung ward es uns,
Und kehren ſie, uns ſinnen ſie Verderben.

Icilius.

Ich fühle nichts, als daß ſie Römer ſind.
Die Gaugenoſſen ſind ſie unſrem Hof,
Aus Einer Quelle rinnt die klare Fluth
Zu ihnen und an unſern Hausaltar,
Die Herden weiden auf derſelben Trift,
Und jetzt an unſrer Grenze bluten ſie,
Und wir ſtehn friedlich mit geſtütztem Arm
Und harren, ob ſie ſterben. Schande, Schande!

Spurius.

Die Seele zittert dir wie Laub im Winde.
Sieh's ruhig an, ſie ſchufen ſich Vernichtung,
Nicht wir erſannen, was ſie fortgeſcheucht. —
Daß Heerſchau ich und Auszug feſt verweigre,
Bedrängt den Adel, bändigt den Senat.
Nicht lang', und er bewilligt uns die Ehe,
Und dich vor Andern ſchmückt der Siegespreis;
So ſchnell naht deinem Hoffen die Erfüllung,
Und du, ſo hochgeſtiegen, hemmſt den Schritt?

Icilius.

Wohl hob das Schickſal plötzlich mich empor,
Und einen Abgrund ſeh' ich vor mir gähnen
Und unten tief des Conſuls toten Leib.

Spurius.

Brach deine Mutter mir die Gattenpflicht,
Daß ſie ſolch unſtät Weſen mir gebar,
Dem wirr das Wollen aus dem Gleiſe ſpringt?
Was ich gewagt, als Römer that ich's doch.
Für dich hab' ich's begonnen, dein Gelüſt,
Das ungebührlich in die Wolken griff.
Ich hab's geſchmiedet ans gemeine Wohl.
Was du dir forderſt, will ein ganzes Volk,
Was Frevel war, es iſt ein großer Kampf:
Die Gattin dir und Rettung unſrer Stadt;
So ſind wir beide jetzt mit Blut und Leben
Dem Volk verpflichtet, ſo ward ich Tribun.

Icilius.

Furchtbare Weisheit, die verderben muß,
Wo treue Einfalt zu erretten fliegt.
O nenne nicht die Jungfrau, ihr zerbricht
Der Gram um die Entfernten Kraft und Leben.
Ich aber laure, bis der Feinde Schwert
Den letzten Stammgenoſſen ihr erſchlagen,
Und über Leichen tanz' ich mit der Fackel.
O Schande, Schmach und Schande treffe mich,
Wenn ich dem Weib mit ſolcher Werbung nahe,
Ihr Blut verrathend die Verlaſſne roh
Ans Feuer des entehrten Herdes ſchleppe.
Ihr Himmelsgötter ſeht mein tiefes Weh!
Nicht trag' ich, ſo vor ihrem Blick zu ſtehn.
O Herr, Erbarmen, weiche meiner Angſt,
Nur einen Sturm auf Veji für die Arme!

Spurius.

Hinweg!
Zum zweiten Male beugſt du nicht mein Herz.
Vor wenig Tagen rangſt du um die Braut,
Jetzt graut dir vor dem Lager. Schneller Thor!
Meinſt du, mir ſei das Herz zu Stein gehärtet,
Das Mitleid mir geſchwunden, wie mein Haar?
Ihr Vater war's, den ich vor allen ehrte,
Und trauend ſucht' ich Rettung ihm und uns,
Er aber wählte, was ihn töten muß. —
Jetzt zwingt das Schickſal furchtbar mich und ihn,
Und niemals ſend' ich Mannſchaft ihm ins Feld,
Bis der Senat uns volle Löſung zahlt
Mit Brautlied und Vermählung. Darum ſtill!
Unkräftig zieht, wie Schwirren der Cicade,
Dein Flehen durch die Luft.

Icilius.

Ich ſchweige, Herr,
Und keine Bitte kränkt dir noch das Ohr,
Nur eine, — nur die Jungfrau will ich ſehn.

Spurius.

Weshalb? Zu klagen? Doch es ſei, vielleicht,
Siehſt du ihr Antlitz, denkſt du andrer Pflicht. —
Gib dich, mein Gaius. — Und erwäge dies:
Was jene von uns ſchreckte, blieb geheim.
Drum prüfe wohl, eh' du mit ſchneller Hand
Die Waffe ſuchſt, die Andre retten ſoll,
Ob ihre Rettung ſelbſt ſie ſich begehren. (ab.)

Icilius.

Undankbar bin ich dir, o Vaterherz!
Doch feſt wie dir ſteht deinem Sohn der Wille.

Fabia (aus der Mitte).

Icilius.

Du arme Waiſe!

Fabia.

Was beklagſt du mich?
Sie ſagen, von den Göttern ſtammt mein Haus,
Sie ſagen, nicht geziemt die feige Klage,
Still tragen wir, was uns von Erdenleid
Das Schickſal auflegt, bis gehäuftes Maß
Die Glieder bricht, dann, ſagen ſie, iſt Friede.

Icilius.

O fleh' um Thränen für die bleichen Züge!
Was Recht der Frauen iſt, mir löſt's die Kraft.

Fabia.

Du weinſt? Du weinſt um mich? ſo elend bin ich?
Die Mutter hab' ich früh verloren, ja
Den Vater auch, er ſchied in bittrem Zorn,
Die Brüder weigerten den Scheidegruß.
Jetzt Alles tot, in ſchwarzer Nacht verſchwunden,
Ich blieb allein, verzweifelt! Lüge war
Die Faſſung, endlos tobt der wilde Schmerz.
Mit lautem Schrei will ich den Lüften klagen,
Wie elend, elend ich Verlaſſne bin.

Icilius.

Dies Leid zu ſehen reißt mein Herz entzwei.

Fabia.

Errette ſie! ich ſah, du biſt ein Held,
Vejenter fallen, wenn dein Speer entfliegt.
Ich weiß am beſten, wie du helfen kannſt.
Du kannſt? du zauderſt? biſt du Eis und Stein?
Des Conſuls Tochter willſt du Tapfrer werben,
Den Vater läßt du vor dem Schwert der Feinde!

Icilius.

Gerecht iſt deine Klage, lebe wohl!

Fabia (ihn haltend).

O gehe nicht, geh' nicht, ſie zürnen dir,
Sie raunen mit einander, gegen dich;
Er wußte, wem ich hold war, und er wies
Zurück die Hände, die nach ſeinem Segen
Ich ausgeſtreckt. O bleib', ſie morden dich,
Und ich Verruchte ſandte dich zum Tod.
O fliehe wie die Peſt den Rath der Fabier,
Vom Stamm der Wölfe bin ich, und ich reiße
In Stücke, was mir freundlich naht, — hinweg.
Hinweg von mir, ich töte dich, auch dich.

(Sinkt an ihm nieder, ſeine Hände feſthaltend.)

Icilius.

Bezähme ſolches Leiden, das die Glieder
Im Fieber ſchüttelnd, dir den Sinn zerſtört,
Unglücklich ſind wir, doch das Elend würgt
Nur ſchwache Herzen.

Fabia.

O verlaß mich nicht!

Icilius.

Du ſelber hemmſt die Schritte, deine Hand
So heiß umklammert ſie den Arm des Freundes! —
Hilflos, ergeben liegt das holde Weib
Mir vor den Füßen. Mein der Glieder Pracht!
Den wilden Schlag des Herzens fühl' ich ſchauernd,
Ihr heißer Athem haucht auf meine Hand
Und jagt das Blut in Flammen. Herr der Welt!
Hält ſo das Leben feſt, wer möchte ſterben?
Neige, Geliebte, mir dein Antlitz zu,
Licht meines Himmels, geh' mir ſegnend auf!

Oft ruht' ich trunken bei dem Sternenſchein
Der treuen Augen, helft, daß ich vergeſſe
Die Pflicht des Mannes auf der finſtern Erde. —
Ha, furchtbar mahnt der Jammerblick zur Eile,
Wir ſind nicht, die wir waren. Hoffnung ſchwand
Und ſehnend Harren, nur das Letzte blieb,
Der Stolz, das Ende würdig zu erwählen,
O ſuche, ſuche, du geliebtes Weib,
Was aus Verzweiflung uns die Seele hebt.

Fabia.

Du ſagſt es, ich gehorche, denn du biſt
Mein Herr, den ich in dreiſtem Mädchentraume
Zum Gatten heimlich vom Geſchick erſehnte,
Doch zürnend ſandten uns die Götter Leid.
Sie ſchweben über uns in reiner Luft
Und immer fordern ſie ſich Opfergaben,
(ihn furchtſam anſehend)
Das Liebſte fordern ſie von unſerm Schmerz.

Icilius.

Fleh' ihnen, Jungfrau, denn ſie fordern heut
Von uns ein Opfer.

Fabia (ſchreiend).

Dich begehren ſie!

Icilius.

Sie rufen mich, wir ſcheiden.

Fabia (angſtvoll).

Gehe nicht!
Erhalte dich dem Vater, hefte nicht
Mit wilder That dein Schickſal an das unſre.
Ich will dich meiden, nie dich wiederſehn,
Entſagen will ich, täglich ſuch' ich Sühne

Zu den Altären irrend. — Oeffne die Erde,
Du Geiſt der Tiefe, reiße mich hinab,
Schuldlos iſt er, o ſchone ſein, o ſchone!

Icilius.

Verwegen war der Wunſch, der in uns ſtürmte,
Doch niedrig nicht. Und heut bewähren wir's.
Pflicht ruft und Ehre zu dem Grab der Deinen,
Dem ſtrengen Vater ſende den Gemahl,
Dem Feldherrn ſeinen Krieger und dem Herrn
Empörter Bürger ein getreues Haupt. —
Du ſchweigſt — du zauderſt, Kind der Fabier?
Einſt legteſt du die Hand auf meine Schläfe
Und Antheil flehteſt du an meinem Loos.
Heut, Jungfrau, mahn' ich dich an jenen Schwur,
Und ſcheidend fordr' ich mir denſelben Theil
Vom Loos der Deinen. Und mein Haupt zu weihen,
Segne noch einmal mich mit frommer Hand!

Fabia (in tiefer Bewegung).

Ich ſende dich — ich ſegne dich — zum Tode.
Weh' mir — das Liebſte weih' ich dem Verderben, —
So löſ' ich mich von dir auf alle Zeit.

Icilius.

Und ſo den ſüßen Mund berührend grüß' ich
Mein holdes Weib.

Fabia (an ſeiner Bruſt).

Verloren biſt du mir! —

(zurücktretend)

Und ſiehſt du meinen Vater jemals wieder,
Sag' ihm, ſein Mädchen, das er zürnend mied,
Nicht unwerth war ſie doch ſein Kind zu ſein.
So geh' ich ſtill, die Seele feſt verſchloſſen,
Durch eine öde Welt.

(Wendet ſich auf der erſten Stufe zurück, die Hand nach ihm ausſtreckend, ab.)

Icilius.

O lebe wohl!

(ſchnell ab.)

Lictor, Virginius, Senatoren.

Lictor (rufend von außen).

Titus Virginius der Conſul naht!

Virginius.

Lade den Volkstribun Icilius.

(Lictor dem eintretenden Spurius entgegen.)

Spurius, Annius, Publius, Landleute.

Spurius.

Ruf' meinen Sohn — wir ſiegen.

(Annius ab.)

Seid gegrüßt!

Virginius.

Zum Haus der Veſta, wo des Römervolkes
Herdfeuer lodert, fordr' ich den Tribun.
Verſöhnung ſuch' ich, du auch ſei gemahnt,
Daß wir die Kinder *eines* Herdes ſind.

Spurius.

Stets war dein Urtheil billig, klug die That,
Und gern vertraut der Bürger deinen Worten.

Virginius.

Du haſt den Kriegszug dem Senat geweigert,
Jetzt aber zwingt uns neue Trauerkunde,
Das Mitleid zwingt die Waffen in die Hand.

Spurius.

Du klagſt die Edlen, die der Feind getroffen,
Wir jenen Bürger, den ein Edler ſchlug.

Virginius.

Auch ſie ſind Bürger, ſchwerumdrängt vom Feinde,
Sie zu verlaſſen wird uns ärgſte Schmach.

Spurius.

Nicht ſuch' ich ihr Verderben, doch zuvor
Hilfe den Bürgern, und auf ſolchem Willen
Steh' ich; die Ehe gebet — und wir rüſten.
Und weigert ihr's, ich weigre jeden Mann.

Virginius.

Wohlan, ſieh mich bereit, dem ſtarren Sinn
Zu weichen, Conſul und Senat bewilligt —
(zu Annius, welcher beſtürzt eintritt)
Was iſt?

Spurius.

Verzeih, o Herr!

Annius.

Du ſuchſt den Sohn!
Zum Conſul eilt er, leicht gewaffnet floh
Er aus dem Thor, geleitet von dem Boten.

Spurius

Entſetzen! er zum Fabius? er floh?
Verderben wird es dem bethörten Haupt!
Mein Sohn, mein armer Knabe, jammervoll,
Dein junges Leben wirfſt du zu den Toten.
O Schreckensbotſchaft, furchtbar droht Gefahr,
Rettet, ihr Götter, helft — Ich unterbrach
Des Conſuls Rede. —
(krampfhaft den Arm des Publius ſchüttelnd.)
Er ſtirbt, dieweil ich ſäume, Publius!
Du ſagſt, was gilt der Eine, ſei's der Beſte,
Der Eine war mein einz'ger lieber Sohn.

Virginius.
Auf, rufe zu den Waffen! auf, Tribun!
Auch deinen Erben löſt das Schwert vom Tode!

Spurius.
Sehr lieb iſt mir mein Sohn — ein Bauernknabe,
Er ging zum Cäſo — unwerth deines Eifers
Iſt er, o Herr! — nicht ſtört er unſern Handel!
Ich traur' um ihn — haſt du nichts mehr zu künden,
So gehn wir heim.

Virginius.
Man ſagt, Icilius,
Für deinen Sohn wirbſt du ein Kind des Adels,
Erſt rett' ihn ſelbſt, dann fordre die Vermählung,
Leicht ſchwindet dir der Kampfpreis.

Spurius.
Weil ich zaudre,
Stirbt er bei meinen Feinden — und mit ihm
Stirbt auch der Vater, — was noch übrig bleibt,
Iſt wenig.
Du aber ſollſt es ehren, junger Conſul!
Ein alter Händler bleibt, ſchwer zu beliſten,
Ein Römer bleibt, leb' wohl, wir gehen heim!

Virginius.
Wohlan, Tribun, vernimm des Conſuls Schluß!
Die Zwietracht tilg' ich, die uns feindlich ſcheidet,
Die Ehe willigt Adel und Senat,
Hinaus zum Kampfe, nach dem Sieg verkünde
Der Rufer feierlich das neue Recht.

Spurius.
Bedächtig, Conſul! im Tumulte nicht,
Nach alter Ordnung weihen wir das Recht.

Erſt das Geſetz beſchworen und geheiligt,
Vom Herold laut geſungen durch die Stadt, —
Dann rufen wir im Felde, die noch hören.

Virginius.

Folge mir zum Senat!

Spurius (rufend).

Auf zum Senat,
Ein neues Recht wird allem Volk verkündet! —
(bei Seite) Flieg', Annius, die Straßen auf und ab,
Mahne die Bürger, in den Harniſch dränge
Die reiſ'gen Haufen.

Virginius.

Von den Hügeln ſtürme
Die Tuba: auf ins Feld! — Ich komme, Amtsgenoß!
(Ab mit den Begleitern. Lebhafter Hörnerruf, welcher ſich wiederholt, der Vorhang öffnet ſich.)

Zweite Scene.

Felſenſchlucht. Steile Wände, im Hintergrund ein mächtiges Felſenthor, durch welches der Weg nach dem Bach Cremera und dem Felſen von Veji führt, die Ausſicht iſt durch die dunklen Maſſen des Thores verdeckt. — Davor eine Felſenterraſſe mit den Stufen, längs den Seiten derſelben große Blöcke mit Grün, oben in der Mitte ein niedriger verfallener Altar von bemooſtem Geſtein, oben links das einfache Zelt des Feldherrn. Abendlicht. Aus dem Felſenthor klingen ſchwächer noch einmal die Signale der vorigen Scene.

Numerius (verwundet), **Sextus**, **Gaius**, zwei **Fabier** liegen unbeweglich auf den Stufen, **Siſenna**, das blanke Beil in der Hand, ſteht als Wache oben am Zelt. Gleich darauf ſteigt **Lucius** mit drei **Fabiern** aus dem Hintergrund, Pfähle und Schanzgeräth auf der Schulter.

Siſenna

(ſobald das Horn verhallt iſt, nach dem Hintergrund rufend).

Rom und die Fabier!

Gegenruf (aus dem Felſenthor).
Rom und die Fabier!

Lucius (auf der Höhe).
Gewaltig tönt die Stimme des Siſenna!
Du Nachtigall des Conſuls mäß'ge dich,
Nur wenig ſind, die dein Gezwitſcher hören. —
(Auf den Stufen, ablegend.)
's iſt lange her, ſeit ich Schanzpfähle ſchleppte
Und mit dem Eiſen in der Erde grub. —
Legt ab — der Wall verſchließt das Felſenthor,
Und naht der Feind, wir weiſen ihm die Zähne.
(Herabſteigend.)
Wie, Alles ſtill? — Numer? — dich laſſ' ich liegen —
He, Sextus, Gaius! ſchlug ein feindlich Schwert
Die ſchnellen Zungen?

Sextus.
Deine iſt unſterblich.

Gaius.
Das Leben mühſam und der Tod beſchwerlich,
Man weiß nicht mehr, was man begehren ſoll.

Lucius.
Was kümmert Tod und Leben dich, du Motte!
Dein Aerger iſt ein Schlauch Sabinerwein,
Auf deinem Rücken trugſt du ihn zur Schlacht,
Ihn riß ein Pfeil, da ſtöhnteſt du nach Hilfe.
(Die Knöchel hervorziehend.)
Was gilt der beſte Wurf?

Gaius.
Was darf er gelten?
In wenig Stunden nehmen's die Vejenter.
Ob ſie's von deinem oder meinem Leib
Zu Neſte tragen, wenig liegt daran.

Lucius.

Du biſt ein Weiſer — Hm! den Göttern Dank
Daß endlich ſie der Unart uns entwöhnen!

Marcus (aus dem Hintergrund herabſteigend).

Sextus.

Seht dorthin, Marcus, ſtill und ungeſellig.

Lucius (warm).

O übermenſchlich traf ſein Heldenarm.

Gaius.

Wie Zwiebelhäupter rauft' er die Vejenter
In Bündel.

Lucius.

Ja, und hing ſie ſäuberlich
Als Zierat auf an deinen langen Ohren.
Stets ehrt' ich ihn, doch niemals ſo wie heut;
Der Feind vermied ihn, wie den Geiſt des Todes.

Gaius.

Er finſter hier, der Conſul dort. Beim Styx!
Zwei grimme Bären ſind's, die uns regieren.

Sextus.

Und unſre Hälſe zahlen für den Streit.

Marcus
(zu Lucius, welcher theilnehmend zu ihm tritt).

Ein kalter Hauch dringt aus dem Stein, im Panzer
Schauert der Leib.

Lucius.

Da nimm den Mantel.

Marcus.

Dank!

Die heiße Lohe hier iſt ausgebrannt.
Unruhig glimmt die Aſche. — Seltſam ſcheint mir,
Daß ich noch athme. — Sieh, von Blut und Streit,
Von allem Unheil, das uns niederwirft,
Selbſt von den Leibern der gefallnen Freunde
Irrt mir die Seele nach verſchwundner Zeit.
Und, ſpotte nicht, — das ſchöne Bild der Mutter,
Die mich ſo gern geküßt, ſchwebt in den Lüften,
Mein ältrer Bruder, der als Knabe ſtarb,
Ihn hör' ich ſprechen, und ich liege klagend
Vor ſeinem Lager mit verhülltem Haupt.
Weiß nicht, warum ich raſtlos ſorg' und denke
Um Jene, die ich einſt geliebt und lange
Verloren. — Müde bin ich und betäubt.

Zu Quintus (welcher aus dem Zelt heraus eilt).

Mein Bruder! — Armes Herz, du biſt verwundet?

Quintus.

Ich fühle nichts, gut deckte mich dein Schild.

Marcus.

Wie geht's dem Feldherrn?

Quintus.

Ernſthaft ſitzt er da.

Marcus.

Iſt er dir gütig?

Quintus.

Dicht an ſeiner Seite
Steh' ich, und immer hält er meine Hand,

Marcus.

Wohl, deine Hand, geh, armer Knabe, geh!
Dich hier zu ſehen macht mich ganz zur Memme.

(Quintus ab.)

Lucius.

Dort hinter Wolken liegt die Tiberſtadt,
Eng, hölzern, rußig, voll Plebejerwitz,
Sehr eigenſinnig, zänkiſch, widerwärtig,
Und doch wird trüb das Auge, denk' ich dran.

Numerius (ſich aufrichtend).

Er ſpricht die Wahrheit, hör' ihn, Kriegstribun.

Marcus (rauh).

Was ſoll's?

Numerius.

Die Frage geb' ich dir zurück,
Was ſoll dies Spiel des Krieges ohne Macht?
Die Trümmer hier und jene vor dem Felſen,
Sie ſind kein Heer, ja kaum ein Hauſe noch.
Und thöricht iſt der Krieger, der ſich ſtellt,
Wo er nicht fußen kann. So fragt der Stamm
In Zucht und Ehrfurcht jetzt durch deinen Mund
Den großen Häuptling, was er uns erſinne.
Undeutlich ward und grauenhaft ſein Thun,
Und Antwort fordert das Geſchlecht.

Conſul (der während der letzten Reden aus dem Zelt getreten, von oben).

Conſul.

Ich höre —

(Die Andern ehrfurchtsvoll in kriegeriſcher Haltung.)

Gewaltig wuchs der Stolz in unſern Seelen,
Hoch über Recht und Ordnung ſchwoll der Muth,
Getötet haben wir und Tod geſonnen,
Mißachtet das Geſetz der Stadt, zerriſſen
Die letzte Feſſel, Ehrfurcht vor den Ahnen.
So war im Bann der Mauern und Altäre
Nicht Raum für unſre heiß empörte Kraft,
Nicht Scheu und Schranke für verbotnes Fordern,

Kein Götterfrieden für das wilde Herz.
Drum hab' ich in die Wildniß uns geführt,
Der Fabier Heimat iſt jetzt Wald und Fels.
Den Todesgöttern hab' ich uns geweiht,
Wer mannbar ſteht in Waffen, iſt geſühnt;
So lang' ich athme, wendet ſich kein Fuß
Zur Stadt zurück, von Rom ſind wir geſchieden.

Marcus.

Verwundert ſtarrt ihr Krieger, bleich die Wange?
Ha! ſtaunt nicht. Große Fürſten waren wir,
Wir fühlen anders, als gemeiner Sinn,
Der Freunde herzlich hegt und Feinde haßt.
Selbſt zur Beſtattung ſuchen wir uns Feſte
Und neuerfundnes Waffenſpiel mit Leichen. —
Ihr Vettern alle? Gaius, Lucius!
O Knaben, arme Wölflein, allzutreu
Wart ihr dem Freunde, der dem Fluch verfiel.
Heran, hier ſteht, der euch das Leben raubt!
Die Schaar der Toten hebt ſich von der Erde.
Ihr ſtieres Auge ſieht mich drohend an,
Staub faſſen ſie mit ihren müden Händen
Und werfen klagend ihn auf meine Bruſt.
Senkt mich hinab, ich war's, der euch erlegte,
Der Mörder des Geſchlechtes. — Auch der Bruder! —
Und du, auch du? Was drängt ſich deine Hoheit
Zu den Genoſſen? Nicht doch, nicht doch, Herr!
Wirf mich hinaus und ſchone die noch leben;
Noch ſind wir irdiſch, halte nicht als Fürſt
Der grauſen Tiefe hier dein Nachtgericht,
Laß Sonn' und Sterne nicht den Jammer ſchauen!

(Stürzt ſich auf die [illegible].)

Conſul.

Dein Rufen ſchelt' ich, trag', was wir verſchuldet.

(Wendet ſich ab und [illegible] unbeweglich auf den [illegible], nach dem [illegible].)

Numerius (im Hintergrunde).

Gefangne Marder in der Falle, pfui! —
Wir kehren nicht zurück, dieweil du lebſt?
So droheſt du, wohlan, auch du biſt ſterblich.

(Zieht ſeinen Dolch.)

Soll ein Geſchlecht von Fürſten aus dem Grün
Der Erde ſchwinden wie verdorrtes Reis,
Weil Wahnſinn in dem Haupt des Führers tobt?
Den Stamm erhalten iſt die höchſte Pflicht.
Wer's hindert, falle. Doch abſcheulich wird
Dem Volk der Erde, wer mit dreiſter Hand
Den eignen Häuptling von dem Leben ſcheidet. —
Ich will es thun, ihn tödten und dann mich.
Sind unter euch, die nach der Heimat ziehn,
Ein Weib zu freien, Kinder uns zu zeugen,
Das Recht zu ſchützen der verlaſſnen Braut,
Ich löſe ſie von ſeiner Uebermacht.

(Will nach der Höhe ſtürmen, Sextus, Lucius und Gaius werfen ſich ihm in den Weg.)

Gaius.

Dort ragt der Fels von Veji, wir ſind Krieger,
Und unſer Feldherr iſt, den du bedrohſt.

Sextus.

Hinab zur Tiefe zieht das Blut der Brüder,
Groß wie das Unglück ſoll das Ende ſein.

Lucius.

Ein Narr, der heimgeht ſein Gemahl zu küſſen,
Denn jeder Bube, den er erzieht,
Er ſpeit dem feigen Vater auf die Wange.

Numerius (den Dolch einſteckend).

Du ſiegteſt, Sitte, und wir ſind am Ende.

Lucius (nach oben).

Wir ſterben, Feldherr, — nicht an deinem Fluch!

Weil wir gehorſam ſind dem Haupt des Stammes
Und treu im Tode tapfrer Männerpflicht.
Du haſt verachtend uns mit finſtrem Zorn
Gleich Widdern in den feſten Pferch getrieben,
Geopfert haſt du uns dem Bürgerrecht;
Sieh her, wir tragen, was in letzter Noth
Uns löſet auch von dir. Wir aber wollen
Heut mannhaft ſühnen, was wir dir verſehrt,
Und wie wir lebten, frei nach Recht der Edeln,
So ſterben wir auch, weil wir wollen, frei.

Conſul (die Hand nach dem Thor ausſtreckend).
Und ich mit euch.
(Langgezogener Hörnerruf vom Thor.)

Numerius.
Auf, Schild und Speer zur Hand!
(Die Fabier eilen nach der Höhe und ergreifen die Waffen am Altar.)

Quintus (eilig aus dem Hintergrund).
Der Feind, der Feind, vom Felſen ſteigt er nieder.

Conſul (iſt herabgeſtiegen).
Zu mir, mein Sohn! — Voran Blut meiner Ahnen!

Fabier (die Speere am Altar erhebend).
So grüßt dich, Feldherr, dein Geſchlecht im Tode!
(Ab nach dem Felſenthor.)

Conſul (leiſe).
Die Enkel meiner Väter, aufgeblüht
Vor meinen Füßen, rauſchen welk zu Thale. —
Ruf' deinen Bruder!

Quintus.
Auf, mein Marcus, auf!
(Zieht das Schwert und tritt auf die Stufen, nach hinten ſpähend.)

Marcus (finſter).
Geräumt haſt du die Stätte, haſtig war
Des Rächers Arm. — O Zorn des wilden Hauſes,
Einſam und elend haſt du uns gemacht. —
Kalt wird es zwiſchen uns, eile zum Ende. —
Und warum dieſen? warum dich?

Conſul.
Du fragſt?
Ich bin ein Fabier wie du und er.
Der Trotz, der deine Hand ans Meſſer ballte,
Erzogen hab' ich ihn in meinem Stamm,
Zu ſtolz war ich auf unſres Hauſes Glanz,
Stolz auf die Tugend des geliebten Sohnes.
So lebt' ich blind, ſo traf uns das Verhängniß.
Und als ich dir ein blutig Urtheil ſprach,
Sprach ich mir ſelbſt ein zweites in der Stille.

Marcus (finſter).
Du thateſt wie ein Gott und wir als Frevler!
Du liebteſt mich, uns alle; mehr die Pflicht.
Aus kalter Pflicht auch ſtirbſt du mit den Deinen.

Conſul (in tiefer Bewegung).
O traue nicht, daß maßlos meine Kraft;
Ahnſt du den Sturm im tiefſten Leben nicht,
Der mich verwüſtet? Marcus, armer Sohn,
Kennſt du nicht mehr des Vaters wundes Herz?

Marcus.
Von deiner Lippe tönt das treue Wort
Der Liebe wieder. Vater, o mein Vater!
(umſchlingt ihn.)

Conſul.
Mein Sohn! mein Held!
(Ferner Tubaruf.)

Quintus.

Der Feind ſtürmt an. Zum Kampfe!

Conſul.

Ich halte dich — den letzten Gruß, mein Sohn!

Marcus.

O rette dieſen! Klein iſt ſein Vergehen,
Den Göttern iſt's ein Lächeln. — Bruder! —
(Umarmend. Hörnerruf.)
Horch!
Die Toten rufen!
(Das Schwert ziehend.)
Auf, ihr dunkeln Schatten!
Ein Feldherr naht, rüſtet euch zum Empfange!
(Stürzt ab.)

Conſul (lauſchend, ſtarr).

Der ſchnelle Schritt verklingt — er ſchwand dahin —
Das war ſein Schlachtruf — horch! und wieder ruft's —
Horch! — Einzeln wirft der alte Wolf die Kinder
Den fremden Jägern zu, — auch dich, mein letztes.
Weh über mich! vermeſſen war mein Trotz.
Die Glieder wanken und das Herz zerbricht.
Nichts bin ich, als ein armer Vater. — Schont,
Ihr Götter, ſchont die letzte Opfergabe!
Löſt mir den Knaben — rettet ihn vom Fluch!
Hinweg, mein Sohn, hinweg!

Quintus (den Vater umſchlingend).

Ich laſſ' dich nicht.

Siſenna

(der bis jetzt unbeweglich auf der Höhe geſtanden, ſpringt mit gehobener Waffe vor den Conſul, in die Szene rufend:)

Wer da? Gib Antwort —

Icilius auftretend, am Eingange bewaffnete Begleiter.

Icilius.

Rom und ſeine Götter!
Wo ſteht der Conſul, wo die Fabier?

Siſenna.

Such' in dem Bach, die rothgefärbte Fluth
Stürzt nach der Tiber und erzählt dem Volk,
Wo ſeine Fürſten ſtarben. Die am Leben
Sieh hier. (tritt zurück.)

Icilius.

O ſchreckenvoller Tag des Todes!

Conſul.

Errette mir den Sohn und ſei geſegnet!

Quintus (des Conſuls Knie umklammernd).

Ich ſterbe mit dem Vater.

Icilius
(ihn wegreißend und dem Begleiter zuwerfend).

Grüße die Schweſter!
Hinweg auf's Roß, entführt ihn dem Verderben!
(Quintus, Knabe ab.)

Conſul.

Er lebt, er lebt, er kehrt zurück zum Lichte! —
Zurück auch du mit eines Vaters Segen!

Icilius.

Der Eine bin ich, den der Conſul rief.
Der Eine ſtellt ſich heut zum Amt des Schwertes.
(Kriegslärm im Hintergrund, welcher näher dringt. Icilius das Schwert ziehend.)
Der Sohn des Nachbars kommt zu Gaſte, Herr!
Einſt wollt' ich mehr, jetzt will ich vor dir fechten.

Vejenter.

(Die letzten **Fabier** werden durch die **Vejenter**, welche **Tarchna** führt, vom Hintergrund die Höhe hinaufgedrängt und fallen nach einander. Kriegsgeſchrei. Hornſignal. **Icilius** iſt die Stufen hinaufgeſtürmt.)

Conſul.

Geh, Lictor, räume mir den Weg zur Tiefe!

Siſenna (vor ihm her).

Raum für den Conſul Roms! Hinweg, ihr Schurken!

(Kampf auf der Höhe.)

Der Vejenter.

Triumph! Triumph! und nieder mit dem Conſul!

Icilius.

Nieder du ſelbſt, du Katze der Vejenter!

(ſchlägt ihn nieder. Kampf.)

Römiſche Bürger dringen mit Hörnerklang und Schlachtruf auf die Bühne.

Virginius und Annius.

Vorwärts ihr Römer! vorwärts in den Feind!
Werft ſie hinunter, treibt ſie in den Bach!

Getümmel, die Vejenter werden hinabgedrängt, **Spurius**, neben ihm **Quintus** ſtürmen mit einem zweiten Haufen herein.

Spurius.

Hierher, ihr Männer!

(Auf den geräumten Stufen liegt der **Conſul** niedergeſtreckt an dem Altar, **Virginius** und **Quintus** um ihn beſchäftigt, **Icilius** tödlich verwundet, durch **Annius** geſtützt dem Vater entgegen.)

Icilius.

Sieg, mein Vater, Sieg! —
So ſtirbt ein Bürger.

(Sinkt zu den Füßen des Vaters nieder.)

Spurius (den Sohn in den Armen aufnehmend).

Weh, mein Sohn, mein Sohn!

Römergruppen um die Erſchlagenen und im Vordergrund.

Quintus.

O helft dem Conſul!

Virginius.

Klagt, ihr Bürger Roms,
In Nacht verſinkt das Haus der Fabier,
Der größte Römer ſtirbt!

Conſul

(ſich vom Boden aufrichtend, nach dem Haupt des Sohnes faſſend).

Du lebſt, mein Knabe?
Danke den Bürgern, ehre das Geſetz. —
Und ſcheidend heb' ich meine Hand und flehe:
Ihr Ew'gen duldet nur den Männermuth,
Der maßvoll ſich beſcheidet. Weiht den Römern
Mit unſrem Tod den heil'gen Bürgerfrieden!
Verſöhnung! (er fällt ſterbend zurück.)

Spurius

(im Vordergrund die Hände leidenſchaftlich zum Himmel erhebend).

Verſöhnung den Geſchlechtern und dem Volk!

(Der Vorhang fällt.)

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Vierter Band.

LEHRERBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: 1103 1
Nr.:

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Inhalt.

Seite
Soll und Haben. Roman in ſechs Büchern. Erſter Band . 1—576

Soll und Haben.

Roman in ſechs Büchern.

Erſter Band.

Der Roman ſoll das deutſche Volk da ſuchen, wo es in ſeiner Tüchtigkeit zu finden iſt, nämlich bei ſeiner Arbeit.
Julian Schmidt.

Seiner Hoheit

Ernſt II

Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha.

Es war ein lachender Maiabend auf dem Kallenberg. Oben um das Schloß blühete und duftete der Frühling und die Blätter der rothen Akazie warfen gezackte Schatten auf den thauigen Raſen. Unten im Dunkel des Thals ſprangen die zahmen Rehe aus dem Gehölz und ſchauten begehrlich nach der hellen Geſtalt der Herrin, welche den holden Segen des Gaſtrechts Jedem ertheilt, der in den Bannkreis des Schloſſes tritt, dem Menſchen, wie dem Vogel und dem Wild. Die Ruhe des Abends lag auf Hügel und Thal, nur aus weiter Entfernung klang zuweilen das Rollen des Donners in die lichtreiche, glückliche Landſchaft. An dieſem Abend ſah Eure Hoheit, an die Steine der alten Schloßmauer gelehnt, ſorgenvoll über die fruchtbaren Felder hinein in die dämmrige Ferne. Was mein edler Fürſt damals ſprach: über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Muthloſigkeit und müde Abſpannung der Nation, und über den Beruf der Dichter, die gerade in ſolcher Zeit dem Volke einen Spiegel ſeiner Tüchtigkeit vorhalten ſollen zur Freude und Erhebung, — das waren goldene Worte, in denen ſich ein großer Sinn und ein warmes Herz offenbarten, und ſie werden lange nachklingen in dem Herzen des Hörers. Seit dieſem Abend habe ich den Wunſch, mit Eurer Hoheit Namen das Buch zu ſchmücken, deſſen Plan ich damals mit mir herumtrug.

Faſt zwei Jahre ſind ſeitdem vergangen, ein furchtbarer Krieg iſt entbrannt, und mit finſterer Sorge ſieht der Deutſche in die Zukunft ſeines Vaterlandes.

In ſolcher Zeit, wo die ſtärkſten politiſchen Leidenſchaften in das Leben jedes Einzelnen dringen, weicht die heitere Ruhe, welche der Schaffende zur künſtleriſchen Geſtaltung braucht, leicht von ſeinem Arbeitstiſch. Ach! ſie hat dem deutſchen Dichter ſeit lange gefehlt. Nur zu ſehr fehlt das Behagen am fremden und eigenen Leben, die Sicherheit fehlt und der frohe Stolz, mit welchem die Schriftſteller anderer Sprachen auf die Vergangenheit und Gegenwart ihres Volkes blicken, im Ueberfluß aber hat der Deutſche Demüthigungen, unerfüllte Wünſche und eifrigen Zorn. Wer in ſolcher Zeit Poetiſches geſtaltet, dem fließt nicht die freie Liebe allein, auch der Haß fließt leicht aus dem ſchreibenden Rohr, leicht tritt an die Stelle einer dichteriſchen Idee die praktiſche Tendenz, und ſtatt freier Laune findet der Leſer vielleicht eine unſchöne Miſchung von plumper Wirklichkeit und gekünſtelter Empfindung.

Bei ſolchen Gefahren hat der Dichter doppelt die Pflicht, die Umriſſe ſeiner Bilder rein zu halten von Verzerrung, und ſeine eigene Seele frei von Ungerechtigkeit. Dem Schönen in edelſter Form den höchſten Ausdruck zu geben, iſt nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder ſoll der erfindende Schriftſteller wahr ſein gegen ſeine Kunſt und gegen ſein Volk.

Dieſe Wahrheit zu ſuchen, und wo ich ſie fand, zu vertreten, halte ich für die Aufgabe meines Lebens.

Und ſo ſei meinem ritterlichen Herrn ehrfurchtsvoll das leichte Werk gewidmet. Glücklich werde ich ſein, wenn Eurer Hoheit dieſer Roman den Eindruck macht, daß er wahr nach den Geſetzen des Lebens und der Dichtkunſt erfunden und doch niemals zufälligen Ereigniſſen der Wirklichkeit nachgeſchrieben iſt.

Leipzig, im April 1855.

Guſtav Freytag.

Erſtes Buch.

1.

Oſtrau iſt eine kleine Kreisſtadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnaſium und ſüße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälſchtem Honig gebacken werden. In dieſem altväteriſchen Orte lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Calculator Wohlfart, der für ſeinen König ſchwärmte, ſeine Mitmenſchen — mit Ausnahme von zwei Oſtrauer Spitzbuben und einem groben Strumpfwirker — herzlich liebte und in ſeiner ſauren Amtsthätigkeit viele Veranlaſſung zu heimlicher Freude und zu demüthigem Stolze fand. Er hatte ſpät geheiratet, bewohnte mit ſeiner Frau ein kleines Haus und hielt den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb dieſe glückliche Ehe durch mehre Jahre kinderlos. Endlich begab es ſich, daß die Frau Calculatorin ihre weißbaumwollene Bettgardine mit einer breiten Krauſe und zwei großen Quaſten verzierte und unter der höchſten Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verſchwand, gerade nachdem ſie die letzte Falte zurechtgeſtrichen und ſich überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Wäſche war. Hinter der weißen Gardine wurde der Held dieſer Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Anſicht ſeiner Mutter vom erſten Tage ſeines Lebens die ſtaunenswertheſten Eigenheiten zeigte. Abgeſehen davon, daß er ſich lange Zeit nicht entſchließen konnte, die Speiſen mit der Höhlung des Löffels zu faſſen, ſondern hartnäckig die Anſicht feſthielt, daß der Griff dazu geeigneter ſei, und abgeſehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem ſchwarzen Käppchen ſeines Vaters zeigte und das Käppchen mit Hülfe des Kindermädchens alle Tage heimlich vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufſetzte, erwies er ſich auch bei wichtigerer Gelegenheit als ein einziges Kind, das noch nie dageweſen. Er war am Abend ſehr ſchwer ins Bett zu bringen und bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch herumlaufen zu laſſen; er konnte ſtundenlang vor ſeinem Bilderbuch kauern und mit dem rothen Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er dieſen wiederholt ſeiner Liebe verſicherte und dringend aufforderte, ſich nicht dadurch ſeiner kleinen Familie zu entziehn, daß er ſich vom Dienſtmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderſpiel aus dem Kreiſe und ſetzte ſich ernſthaft in eine Stubenecke, um nachzudenken. In der Regel war das Reſultat ſeines Denkens, daß er für Eltern oder Geſpielen etwas hervorſuchte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb ſein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüber zu ſitzen, die Beinchen über einander zu legen, wie der Vater that, und aus einem Hollunderrohr zu rauchen, wie ſein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeife zu thun pflegte. Dann ließ er ſich allerlei vom Vater erzählen, oder er ſelbſt erzählte ſeine Geſchichten. Und das that er, wie die Frauenwelt von Oſtrau einſtimmig verſicherte, mit ſo viel Gravität und Anſtand, daß er bis auf die blauen Augen und ſein blühendes Kindergeſicht vollkommen ausſah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienſt. Unartig war er ſo ſelten, daß der Theil des weiblichen Oſtrau, welcher einer düſtern Auffaſſung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein ſolches Kind heranwachſen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landraths auf offener Straße durchprügelte und durch dieſe Unthat ſeine Ausſichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte. Kurz, er war ein ſo ungewöhnlicher Knabe, wie nur je das einzige Kind warmherziger Eltern geweſen iſt. Auch in der Bürgerſchule und ſpäter im Gymnaſium wurde er ein Muſter für Andere und ein Stolz ſeiner Familie. Und da der Zeichenlehrer behauptete, Anton müſſe Maler werden, und der Ordinarius von Tertia dem Vater rieth, ihn Philologie ſtudiren zu laſſen, ſo wäre der Knabe ſeiner zahlreichen Anlagen wegen wahrſcheinlich in die gewöhnliche Gefahr ausgezeichneter Kinder gekommen, für keine einzige Thätigkeit den rechten Ernſt zu finden, wenn nicht ein Zufall ſeinen Beruf beſtimmt hätte.

An jedem Weihnachtsfeſt wurde durch die Poſt eine Kiſte in das Haus des Calculators befördert, worin ein Hut des feinſten Zuckers und ein großes Packet Kaffe ſtanden. Gewöhnlichen Zucker ließ der Hausherr durch ſeine Frau klein ſchlagen, dieſen Zuckerhut zerbrach er ſelbſt mit vielem Kraftaufwand in einer feierlichen Handlung, und freute ſich über die viereckigen Würfel, welche ſeine Kunſt hervorzubringen vermochte. Der Kaffe dagegen wurde von der Frau Calculatorin eigenhändig gebrannt, und ſehr angenehm war das Selbſtgefühl, mit welchem der würdige Hausherr die erſte Taſſe dieſes Kaffe's trank. Das waren Stunden, wo ein poetiſcher Duft, der ſo oft durch die Seelen der Kinder zieht, das ganze Haus erfüllte. Der Vater erzählte dann gern ſeinem Sohne die Geſchichte dieſer Sendungen. Vor vielen Jahren hatte der Calculator in einem beſtäubten Actenbündel, das von den Gerichten und der Menſchheit bereits aufgegeben war, ein Document gefunden, worin ein großer Gutsbeſitzer aus Poſen erklärte, einem bekannten Handelshauſe der Hauptſtadt mehre tauſend Thaler zu ſchulden. Offenbar war der Schuldſchein in kriegeriſcher und ungeſetzmäßiger Zeit in ein falſches Actenheft verlegt worden. Er hatte den Fund am gehörigen Orte angezeigt, und das Handelshaus war dadurch in Stand geſetzt worden, einen verzweifelten Rechtsſtreit gegen die Erben des Schuldners zu gewinnen. Darauf hatte der junge Chef der Handlung ſich angelegentlich nach dem Finder des Documents erkundigt und demſelben einen artigen Brief geſchrieben, der Calculator hatte, wie ſeine Art war, ſehr beſtimmt allen Dank abgelehnt, weil er nur ſeine Amtspflicht erfüllt habe. Von da ab erſchien an jeder Weihnacht die erwähnte Sendung mit einem kurzen herzlichen Begleitſchreiben und wurde jedesmal umgehend durch ein kalligraphiſches Kunſtwerk des Calculators erwiedert, worin dieſer unermüdlich ſeine Ueberraſchung über die unerwartete Sendung ausdrückte und der Firma zum neuen Jahr aus voller Seele Gutes wünſchte. Selbſt ſeiner Frau gegenüber behandelte der Herr die Weihnachtſendung als einen Zufall, eine Kleinigkeit, ein Nichts, welches von der Laune eines Commis der Firma T. O. Schröter abhänge, und jedes Jahr proteſtirte er eifrig, wenn die Frau Calculatorin die zu erwartende Kiſte bei ihren Wirthſchaftsplänen in Rechnung brachte. Aber im Stillen hing ſeine Seele an dieſen Sendungen. Es waren nicht die Pfunde Raffinade und Cuba, es war die Poeſie dieſer gemüthlichen Beziehung zu einem ganz fremden Menſchenleben, was ihn ſo glücklich machte. Er hob alle Briefe der Firma ſorgfältig auf, wie die drei Liebesbriefe ſeiner Frau, ja er heftete ſie mit dem Ehrwürdigſten, was er kannte, mit ſchwarz und weißem Seidenfaden in ein kleines Actenbündel; er wurde ein Kenner von Colonialwaaren, ein Kritiker, deſſen Geſchmack von den Kaufleuten in Oſtrau höchlich reſpectirt wurde; er konnte ſich nicht enthalten, den billigen Melis-Zucker und den Braſil-Kaffe als untergeordnete Erzeugniſſe der Schöpfung mit einer entſchiedenen Verachtung zu behandeln; er fing an, ſich für die Geſchäfte der großen Handlung zu intereſſiren, und ſtudirte in den Zeitungen regelmäßig die Marktpreiſe von Zucker und Kaffe, welche mit merkwürdigen und für Nicht-Eingeweihte ganz unverſtändlichen Bemerkungen hinter den politiſchen Nachrichten ſtanden; ja er ſpeculirte in ſeiner Seele mit als Aſſocié ſeines Freundes, des großen Kaufmanns, er ärgerte ſich, wenn der Kaffe in den

Zeitungen flaute, und war vergnügt, wenn der Zucker als angenehm notirt war.

Das war ein unſcheinbares, leichtes Band, welches den Haushalt des Calculators mit dem geſchäftlichen Treiben der großen Welt verknüpfte; und doch wurde es für Anton ein Leitſeil, wodurch ſein ganzes Leben Richtung erhielt. Denn wenn der alte Herr am Abend in ſeinem Garten ſaß, das Sammtkäppchen in dem grauen Haar und ſeine Pfeife im Munde, dann verbreitete er ſich gern mit leiſer Sehnſucht über die Vorzüge eines Geſchäftes, welches die Fülle der herrlichſten Sachen gewähre, und frug dann ſcherzend ſeinen Sohn, ob er auch Kaufmann werden wolle. Und in der Seele des Kleinen ſchoß augenblicklich ein hübſches Bild zuſammen, wie die Strahlen bunter Glasperlen im Kaleidoſkop, zuſammengeſetzt aus großen Zuckerhüten, Roſinen und Mandeln und goldenen Apfelſinen, aus dem freundlichen Lächeln ſeiner Eltern und all dem geheimnißvollen Entzücken, welches ihm ſelbſt die ankommende Kiſte je bereitet; bis er begeiſtert ausrief: „Ja, Vater, ich will!“ — Man ſage nicht, daß unſer Leben arm ſei an poetiſchen Stimmungen, noch beherrſcht die Zauberin Poeſie überall das Treiben der Erdgebornen. Aber ein Jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichſten Winkel ſeiner Seele hegt, denn wenn ſie erſt groß gewachſen ſind, werden ſie leicht ſeine Herren, ſtrenge Herren!

So lebte die Familie ſtill fort durch manches Jahr. Anton wuchs heran und lief mit ſeiner Büchermappe durch alle Klaſſen des Gymnaſiums bis in die ſtolze Prima. Wenn die Frau Calculatorin ihren Mann bat, über Antons Zukunft einen feſten Entſchluß zu faſſen, erwiederte der Hausherr mit einem ſiegesfrohen Lächeln: „Der Entſchluß iſt gefaßt, er will ja Kaufmann werden. Erſt muß er mit dem Gymnaſium fertig ſein, dann ſteht ihm die ganze Welt offen.“ Und dann that der Calculator, als ob das Abiturientenzeugniß ein Schlüſſel zu allen Ehren der Welt ſei. Im Geheimen aber bangte ihm ein wenig davor, den Familientraum der Ausführung näher zu bringen.

Unterdeß kam ein ſchwarzer Tag, wo die Fenſterladen des Hauſes lange geſchloſſen blieben, das Dienſtmädchen mit rothen Augen die Treppe auf und ab lief, der Arzt kam und den Kopf ſchüttelte, und der alte Herr am Lager ſeiner Frau das Sammtkäppchen in den gefalteten Händen hielt, während der Sohn ſchluchzend vor dem Bette kniete und ſeinen Lockenkopf darauf legte, welchen die Hand der ſterbenden Mutter noch zu ſtreicheln verſuchte. Drei Tage nach dieſem Morgen wurde die Frau Calculatorin begraben und der alte Herr und Anton ſaßen am Abend nach dem Begräbniß bleich und einſam einander gegenüber. Anton ſchlich von Zeit zu Zeit hinter die Stachelbeeren, ſich dort in der Stille auszuweinen, und der alte Herr ſtand häufig von ſeinem Stuhle auf und ging in die Schlafſtube, wo die weiße Gardine mit den beiden Quaſten hing, und weinte ebenfalls. Der Jüngling erhielt nach langem Weinen die rothen Backen wieder, der alte Herr kam nicht wieder zu Kräften. Er klagte über nichts, er rauchte ſeine Pfeife wie immer, er ärgerte ſich noch immer, wenn der Kaffee flaute; aber es war kein rechtes Rauchen und auch kein rechter Aerger mehr. Oft ſah er ſeinen Sohn nachdenklich und traurig an, und der junge Geſell konnte nicht errathen, was den Vater ſo beſorgt mache. Als der Vater aber an einem Sonnabend den Sohn wieder gefragt hatte, ob er noch Kaufmann werden wollte, und Anton zum hundertſten Male verſichert hatte, daß er gerade dies gern wolle und nichts Anderes, da ſtand der alte Herr entſchloſſen auf, rief das Dienſtmädchen und beſtellte zum nächſten Morgen eine Fuhre nach der Hauptſtadt. Er geſtand dem fragenden Sohne nicht, weshalb er die unerhörte Expedition vornahm. Und er hatte wohl Grund zum Schweigen, der arme alte Herr! Denn wenn er auch ſeit zwanzig Jahren ſtolz geweſen war auf ſeinen großen Handelsfreund, ſo hatte ihm doch immer der

Muth gefehlt, ſelbſt vor den Kaufmann zu treten und für ſeinen Sohn einen Platz im Comtoir zu erbitten. Sein Wunſch kam ihm ſehr verwegen vor, und ſeine Anſprüche unermeßlich gering. Oft hatte er ſich's vorgenommen und ſtets hatte er's wieder aufgeſchoben, bis die Sorge um ſeinen Sohn größer wurde als ſeine Scheu.

Als er den Tag darauf ſehr ſpät aus der Hauptſtadt zurückkehrte, war er in ganz anderer Stimmung, glücklicher als je nach dem Tode der Frau Calculatorin. Er begeiſterte ſeinen Sohn, der ihn in ahnungsvoller Spannung erwartete, durch ſeinen Bericht von der unglaublichen Annehmlichkeit des großen Geſchäftes und der Freundlichkeit des großen Kaufmanns gegen ihn. Er war zu Mittag geladen worden, er hatte Kibitzeier gegeſſen, er hatte griechiſchen Wein aus den Kellern ſeines Freundes getrunken, einen Wein, gegen welchen der beſte Wein im Gaſthofe zu Oſtrau nichtswürdiger Eſſig war; er hatte das Verſprechen erhalten, daß ſein Sohn nach Jahresfriſt in das Comtoir eintreten könne, und einige Wünſche über die Vorbildung, die dafür wünſchenswerth ſei. Schon am nächſten Tage ſaß Anton vor einem großen Rechenbuch und disponirte mit unbeſchränkter Vollmacht über Hunderttauſende von Pfunden Sterling, welche er bald in rheiniſche Gulden verwandelte, bald in Hamburger Mark Banko umſetzte, als braſilianiſche Milreis in die Welt flattern ließ, und zuletzt ruhig in mexikaniſchen Staatspapieren anlegte, an denen er mit größter Sicherheit alle möglichen Intereſſen bis zu zehn vom Hundert zog. Hatte er auf dieſe Weiſe ein koloſſales Vermögen zuſammengeſcharrt, ſo ging er in den Garten, ein kleines dünnleibiges Buch in der Hand, welches auf dem Titel verſprach, ihn in vier Wochen zu einem fertigen Engländer zu machen. Dort bemühte er ſich zum Entſetzen der deutſchen Sperlinge und Finken, das A und andere ehrliche Buchſtaben auf jede Weiſe auszuſprechen, welche dem Menſchen möglich iſt, wenn er einen Buchſtaben anders ausſpricht, als ſich mit der Natur und dem Charakter deſſelben verträgt.

So ging wieder ein Jahr hin, Anton war gerade achtzehn Jahre alt und hatte ſeine Abiturientenprüfung beſtanden; da wurden wieder einmal an einem Morgen die Fenſterladen des Calculators nicht zu gehöriger Zeit geöffnet, wieder rannte das Dienſtmädchen mit verweinten Augen durch das Haus, und wieder ſchüttelte die Nachtlampe unzufrieden und kummervoll ihre feurige Mütze. Diesmal lag der alte Herr ſelbſt im Bett und Anton ſaß vor demſelben, beide Hände des Vaters haltend. Der alte Herr aber ließ ſich nicht feſthalten, ſondern ſtarb ſo eilig als möglich, nachdem er ſeinen Sohn vielmal geſegnet hatte. Nach einigen Tagen lauten Schmerzes ſtand Anton allein in der ſtillen Wohnung, eine Waiſe, im Anfange eines neuen Lebens.

Der alte Herr war nicht umſonſt Calculator geweſen: ſein Haushalt war in muſterhafter Ordnung, ſeine ſehr geringe Hinterlaſſenſchaft in der geheimen Schublade des Schreibtiſches war auf dem gehörigen Blatt Papier zu Heller und Pfennig aufgezeichnet; Alles, was im letzten Jahre durch das Dienſtmädchen zerſchlagen oder verwüſtet worden war, fand ſich an der betreffenden Stelle bemerkt und abgerechnet, über Jedes war Dispoſition getroffen; auch ein Brief an den Kaufherrn fand ſich vor, den der Verſtorbene noch in den letzten Tagen mit zitternder Hand geſchrieben hatte; ein treuer Hausfreund war zum Vormund Antons beſtellt und mit dem Verkauf des Hauſes und Gartens und ſeines ganzen Inhalts beauftragt; und Anton trat, vier Wochen nach dem Tode des Vaters, an einem frühen Sommermorgen über die Schwelle des väterlichen Hauſes, legte den Schlüſſel deſſelben in die Hand des Vormundes, übergab ſein Gepäck einem Fuhrmann und fuhr durch das Thor des Städtchens auf die Hauptſtadt zu, den Brief ſeines Vaters an den Kaufmann in der Taſche.

2.

Schon welkte das friſch gemähete Wieſengras in der Mittagsſonne, als Anton dem Nachbar aus Oſtrau, der ihn bis zur letzten Station vor der Hauptſtadt mitgenommen hatte, die Hand ſchüttelte und dann rüſtig auf der Landſtraße vorwärts ſchritt. Es war ein lachender Sommertag, auf den Wieſen klirrte die Senſe des Schnitters am Wetzſtein und oben in der Luft ſang die unermüdliche Lerche. Vor dem Wanderer ſtrich die Landſchaft in hügelloſer Ebene fort, am Horizont hinter ihm erhob ſich der blaue Zug des Gebirges. Kleine Bäche, von Erlen und Weidengruppen eingefaßt, durchrannen luſtig die Landſchaft, jeder Bach bildete ein Wieſenthal, das auf beiden Seiten von üppigen Getreidefeldern begrenzt wurde. Von allen Seiten ſtiegen die hellen Glockenthürme der Kirchen aus dem Boden auf, jeder als Mittelpunkt einer Gruppe von braunen und rothen Dächern, die mit einem Kranz von Gehölz umgeben waren. Bei vielen Dörfern konnte man an der ſtattlichen Baumallee und dem Dach eines großen Gebäudes den Ritterſitz erkennen, welcher neben den Dorfhäuſern lag, wie der Schäferhund neben der wolligen Heerde.

Anton eilte vorwärts, wie auf Sprungfedern fortgeſchnellt. Vor ihm lag die Zukunft, ſonnig gleich der Flur, ein Leben voll ſtrahlender Träume und grüner Hoffnungen. Nach langer Trauer in der engen Stube pochte heut ſein Herz zum erſten Mal wieder in kräftigen Schlägen; in der Fülle der Jugendkraft ſtrahlte ſein Auge und lachte ſein Mund. Alles um ihn glänzte, duftete, wogte wie in elektriſchem Feuer, in langen Zügen trank er den berauſchenden Wohlgeruch, der aus der blühenden Erde aufſtieg. Wo er einen Schnitter im Felde traf, rief er ihm zu, daß heut ein guter Tag ſei, und einen guten Tag rief jeder Mund dem ſchmucken Jüngling zurück. Im Getreidefelde neigten ſich die Aehren am ſchwanken Stiel auf ihn zu, ſie nickten und grüßten, und in ihrem Schatten ſchwirrten unzählige Grillen ihren Geſang: „Luſtig, luſtig im Sonnenſchein!“ Auf der Weide ſaß ein Volk Sperlinge, die kleinen Barone des Feldes flüchteten nicht, als er vor dem Stamm ſtehen blieb, ja ſie beugten die Hälſe herunter und ſchrieen ihn an: „Guten Tag, Wandersmann, wohin, wohin?“ Und Anton ſagte leiſe: „Nach der großen Stadt, in das Leben.“ „Gutes Glück,“ ſchrieen die Sperlinge, „friſch vorwärts!“

Anton durchſchritt auf dem Fußpfad einen Wieſengrund, ging über eine Brücke und ſah ſich in einem Wäldchen mit gut erhaltenen Kieswegen. Immer mehr nahm das Gebüſch den Charakter eines gepflegten Gartens an, der Wanderer bog um einige alte Bäume und ſtand vor einem großen Raſenplatz. Hinter dieſem erhob ſich ein Herrenhaus mit zwei Thürmchen in den Ecken und einem Balcon. Wer auf dem Balcon ſtand, konnte über den Grasplatz hinüber durch eine Oeffnung in den Baumgruppen die ſchönſten Umriſſe des fernen Gebirges ſehn. An den Thürmchen liefen Kletterroſen und wilder Wein in die Höhe, und unter dem Balcon öffnete ſich gaſtlich eine Halle, welche mit blühenden Sträuchern ausgeſchmückt war. Es war kein prunkender Landſitz, und es gab viele größere und ſchönere in der Umgegend; aber es war doch ein ſtattlicher Anblick, ſehr imponirend für Anton, der, in einer kleinen Stadt aufgewachſen, nur ſelten den behaglichen Wohlſtand eines Gutsbeſitzers in der Nähe geſehen hatte. Alles erſchien ihm ſehr prächtig und großartig! Die zierlich geformten Blumenbeete in dem geſchorenen Sammt des Raſens, die bunten Gruppen der Glashauspflanzen, der fröhliche Schmuck, den die Hand des Gärtners um das Herrenhaus herum angebracht hatte, das alles ſah ihm in dem reinen Lichte und der Ruhe des Sonntages aus wie ein Bild aus fernem Lande. Der glückliche Jüngling gerieth in ein ſo träumeriſches Entzücken, daß er ſich in den Schatten eines großen Fliederſtrauches am Wege ſetzte und hinter dem Buſch verborgen lange Zeit auf das anmuthige Bild hinſtarrte. Wie glücklich mußten die

Menſchen ſein, welche hier wohnen, wie vornehm und wie edel! Auf dieſer Seite ſchöne Blüthen und große Bäume, auf der andern Seite wahrſcheinlich ein weiter Hofraum mit Scheuern und Ställen, viele Pferde darin, große Rinder und unzählige feinwollige Schafe. Denn ſchon vor dem Eintritt in den Park hatte Anton auf eingehegtem Wieſenraum eine Anzahl Füllen geſehen und ihre luſtigen Sprünge beobachtet. Der Reſpect vor Allem, was ſtattlich, ſicher und mit Selbſtgefühl in der Welt auftritt, war ihm, dem armen Sohn des Calculators, angeboren, und wenn er jetzt in der reinen Freude über die Pracht, welche ihn umgab, an ſich ſelbſt dachte, erſchien er ſich als höchſt unbedeutend, als gar nicht der Rede werth, als eine Art geſellſchaftlicher Däumling, winzig, kaum ſichtbar im Graſe. Unwillkürlich fuhr er in die Rocktaſche, ſeine Handſchuhe herauszuholen. Sie waren von gelbem Zwirn, und noch ſeine gute Mutter hatte geſagt, ſie ſähen ganz aus wie ſeidene, und ſeidene Handſchuhe galten in Oſtrau für den höchſten Luxus. Der arme Junge zog mit ihnen die Ueberzeugung an, daß er durch ſie ſeiner jetzigen Umgebung doch um einige Gran würdiger werde.

Lange ſaß er in dieſer Einſamkeit; endlich kam Bewegung in das ſtille Bild. Auf dem Balcon des Hauſes trat durch die geöffnete Thür eine zierliche Frauengeſtalt im hellen Sommerkleide mit weiten Spitzenärmeln und einer liebenswürdigen Friſur, wie ſie Anton von alten Rococobildern her kannte; er konnte deutlich die feinen Züge ihres Geſichts erkennen und den klaren Blick des Auges, welcher auf dem Raſenplatz unter ihren Füßen ruhte. Die Dame ſtand auf das Geländer geſtützt bewegungslos wie eine Statue, und Anton ſah ehrerbietig zu ihr hinauf. Endlich flog aus der offenen Thür hinter der Dame ein bunter Papagei, ſetzte ſich auf ihre Hand und ließ ſich von ihr liebkoſen. Dies glänzende Thier ſteigerte Antons Bewunderung. Und als dem Papagei ein faſt erwachſenes Mädchen folgte, welches ſchmeichelnd den Hals der ſchönen

Frau umſchlang, und als die Dame zärtlich die Wange des Mädchens an die ihre drückte, und als der Papagei auf die Köpfe der beiden Damen flog und laut ſchreiend von einer Schulter zur andern ſprang, da wurde das Gefühl der Verehrung in Anton ſo lebhaft, daß er vor innerer Aufregung erröthete und ſich tiefer in den Schatten des Gebüſches zurückzog.

Er dachte an die beiden ſchönen Frauengeſtalten auf dem Balcon und ging mit elaſtiſchem Schritt wie einer, dem etwas Fröhliches begegnet iſt, den breiten Weg zurück, um einen Ausgang aus dem Garten zu finden. Da hörte er hinter ſich das Schnauben eines Pferdes. Auf einem ſchwarzen Pony kam die jüngere der beiden Damen in ſeinem Wege geritten, die ſchlanke Geſtalt ſaß ſicher auf dem Pferde und gebrauchte einen Sonnenſchirm als Reitgerte. Die Damenwelt von Oſtrau hatte nicht die Gewohnheit, auf kleinen Pferden umherzureiten. Nur einmal hatte Anton eine Kunſtreiterin geſehen mit ſehr rothen Wangen und einem langen rothen Kleide, welche, begleitet von einem großen ſchwarzbärtigen Herrn, hinter dem luſtigen Bajazzo durch die Straßen ritt und an jeder Straßenecke anhielt, wo ihr Pferd einen Sprung machte und Bajazzo unerhört lächerliche Worte zu der verſammelten Jugend ſprach. Schon damals hatte er mit unſäglicher Bewunderung die ſchöne Reiterin betrachtet, und jetzt war er ganz der Mann, daſſelbe Gefühl wo möglich in ſtärkerem Grade zu empfinden. Er blieb ſtehen und machte der Reiterin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieſe erwiederte die Huldigung mit graziöſem Kopfnicken, worauf ſie plötzlich ihr Pferd anhielt und freundlich frug: „Suchen Sie Jemand hier? Vielleicht wünſchen Sie meinen Vater zu ſprechen.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Anton mit tiefſter Ehrerbietung. „Wahrſcheinlich bin ich auf einem Wege, der Fremden nicht erlaubt iſt. Ich kam den Fußſteig über die Wieſen und ſah kein Thor und keinen Zaun.“

„Das Thor iſt auf der Brücke, es ſteht am Tage offen,“

belehrte das Fräulein gnädig auf Anton ſehend; denn da Ehrfurcht nicht gerade das gewöhnliche Gefühl iſt, welches vierzehnjährige Fräulein einflößen, ſo war ihr die maſſenhafte Anhäufung dieſer Empfindung bei Anton außerordentlich wohlthuend.

„Da Sie im Garten ſind, wollen Sie ſich nicht darin umſehen? Es wird uns freuen, wenn er Ihnen gefällt,“ fügte ſie mit Würde hinzu.

„Ich habe mir die Freiheit genommen,“ erwiederte Anton wieder mit einer Verbeugung, „ich war bis dort oben am Raſenplatz vor dem Schloß. Er iſt prächtig!“ rief der ehrliche Junge begeiſtert aus.

„Ja,“ ſagte die Dame, immer noch den Pony anhaltend, „Mama hat ſelbſt dem Gärtner Alles angegeben.“

„Alſo die gnädige Frau, welche vorhin auf dem Balcon ſtand, iſt Ihre Frau Mutter?“ frug Anton ſchüchtern.

„Ah! Sie haben uns belauſcht,“ rief die Kleine und ſah ihn vornehm an. „Wiſſen Sie, daß das nicht hübſch war?“

„Seien Sie mir deßhalb nicht böſe,“ bat Anton demüthig; „ich trat ſogleich zurück, aber es ſah wunderſchön aus. Die beiden Damen neben einander, die Büſchel blühender Roſen und das zackige Weinlaub um Sie herum. Ich werde das nicht vergeſſen,“ fügte er ernſthaft hinzu.

„Er iſt allerliebſt!“ dachte das Fräulein. „Da Sie ſo viel von unſerm Garten geſehen haben,“ ſagte ſie herablaſſend, „ſo müſſen Sie auch auf die Punkte gehen, wo Ausſichten ſind. Ich reite dahin — wenn Sie mir folgen wollen.“

Anton folgte in der glücklichſten Stimmung. Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen, und machte den Erklärer. Sie zeigte ihm große Baumgruppen und freundliche Ausſichten auf die Landſchaft, legte dabei einen Theil ihrer Majeſtät ab und wurde geſprächig. Bald plauderten Beide ſo ungezwungen, wie alte Bekannte. Endlich ſtieg das Fräulein ab, als ihr einige Stufen eine ſchickliche

Veranlaſſung gaben, und führte das Pferd am Zügel; darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu ſtreicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und ſeinerſeits dem Fremdling die Rocktaſchen beroch.

„Er hat Zutrauen zu Ihnen,“ ſagte das Fräulein, „er iſt ein kluges Thier.“ Sie warf ihm die Zügel über den Kopf und gab ihm einen Schlag, worauf der Pony in kurzen Sprüngen davonrannte. „Wir kommen in den Blumengarten, da darf er nicht hinein; er läuft zum Stall zurück, er iſt's gewöhnt.“

„Dieſer Pony iſt ein Wunder von einem Pferde,“ rief ihm Anton nach.

„Ich bin ſein Liebling,“ ſagte das Fräulein beiſtimmend, „er folgt mir auf's Wort.“ Anton fand die Anhänglichkeit des Pony natürlich, ſetzte dieſelbe Empfindung beim Papagei voraus und war geneigt zu behaupten, daß alle übrige Creatur der Erde eine ähnliche Stimmung gegen ſeine Führerin haben müſſe.

„Ich denke, Sie ſind von Familie,“ frug die junge Dame plötzlich, ſtemmte ihren Schirm gegen einen Baumaſt und ſah Anton mit altklugem Blick an.

„Nein,“ ſagte der Sohn des Calculators traurig, „mein Vater ſtarb vor vier Wochen, es iſt ein Jahr, daß meine gute Mutter tot iſt, ich bin allein, ich gehe nach der Hauptſtadt.“ Seine Lippen zuckten bei der Erinnerung an den jüngſten Verluſt.

Erſchrocken ſah das Fräulein den Schmerz im Geſicht des Fremden. „Sie armer, armer Herr!“ rief ſie gerührt und verlegen. „Kommen Sie ſchnell, ich will Ihnen noch etwas zeigen. Hier ſind die Frühbeete; hier iſt das Beet mit Erdbeeren, es ſind noch einige darin. — Franz, bringen Sie den Teller mit Beeren,“ rief ſie dem Gärtner zu. Franz eilte damit herbei. Eifrig ergriff das Fräulein den Teller und bot die Beeren unſerm Helden mit gütigem Lächeln: „Hier, mein Herr! Haben Sie die Güte, dies von mir anzunehmen. Vom Hauſe meines Vaters darf kein Gaſt ſcheiden, ohne von dem Beſten zu koſten, das uns die Jahreszeit giebt. Bitte, nehmen Sie,“ bat ſie dringend.

Anton hielt den Teller in der Hand und ſah aus feuchten Augen herzlich nach der jungen Dame.

„Ich eſſe mit Ihnen,“ ſagte das Fräulein und faßte zwei Beeren. Darauf leerte Anton gehorſam den Teller.

„Jetzt führe ich Sie noch aus dem Garten,“ ſprach die Dame. Der Gärtner öffnete reſpectvoll eine kleine Seitenthür, und das Fräulein geleitete den Reiſenden bis an einen Teich, auf dem alte und junge Schwäne ruderten.

„Sie kommen heran,“ rief Anton freudig.

„Sie wiſſen, daß ich etwas für ſie in der Taſche habe,“ ſagte ſeine Begleiterin und löſte die Kette eines Kahns. — „Steigen Sie ein, mein Herr, ich fahre Sie hinüber, dort drüben iſt Ihr Weg.“

„Ich darf Sie nicht ſo bemühen,“ ſagte Anton und zauderte einzutreten.

„Ohne Widerſpruch,“ befahl das Fräulein, „es geſchieht gern.“ Sie ſetzte ſich auf die Steuerbank und drückte das Waſſer mit dem leichten Ruder geſchickt hinter den Kahn. So fuhr ſie langſam über den Teich, die Schwäne zogen ihr nach, ſie hielt von Zeit zu Zeit an und warf ihnen einige Biſſen zu.

Anton ſaß ihr ſelig gegenüber. Er war wie verzaubert. Im Hintergrund das dunkle Grün der Bäume, um ihn die klare Fluth, welche leiſe an dem Schnabel des Kahns rauſchte, ihm gegenüber die ſchlanke Geſtalt der Schifferin, die ſtrahlenden blauen Augen, das edle Geſicht, geröthet durch ein liebliches Lächeln, und hinter ihnen her das Volk der Schwäne, das weiße Gefolge der Herrin dieſer Fluth. Es war ein Traum, ſo lieblich, wie ihn nur die Jugend träumt.

Der Kahn ſtieß an das Ufer, Anton ſtieg heraus und rief: „Leben Sie wohl!“ und unwillkürlich ſtreckte er ihr die Hand entgegen. „Leben Sie wohl,“ ſagte die Kleine und berührte ſeine Hand mit den Fingerſpitzen. Sie wandte den Kahn und fuhr langſam zurück. Anton ſprang über den Raſen bis auf den erhöhten Weg und ſah von dort auf das Waſſer. Der Kahn landete an einer Baumgruppe, das Fräulein wandte ſich noch einmal nach ihm um, dann verſchwand ſie hinter den Bäumen. Durch eine Oeffnung des Parkes ſah Anton das Schloß vor ſich liegen, hoch und vornehm ragte es über die Ebene. Luſtig flatterte die Fahne auf dem Thürmchen, und kräftig glänzte im Sonnenſchein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen.

„So feſt, ſo edel!“ ſagte Anton vor ſich hin.

„Wenn du dieſem Baron aufzählſt hunderttauſend Thalerſtücke, wird er dir doch nicht geben ſein Gut, was er hat geerbt von ſeinem Vater,“ ſprach eine ſcharfe Stimme hinter Antons Rücken. Dieſer wandte ſich zornig um, das Zauberbild verſchwand, er ſtand in dem Staube der großen Landſtraße. Neben ihm lehnte an einem Weidenſtamm ein junger Burſche in ärmlichem Aufzuge, welcher ein kleines Bündel unter dem Arme hielt und mit ruhiger Unverſchämtheit unſern Helden anſtarrte.

„Biſt du's, Veitel Itzig!“ rief Anton, ohne große Freude über die Zuſammenkunſt zu verrathen. Junker Itzig war keine auffallend ſchöne Erſcheinung; hager, bleich, mit röthlichem krauſem Haar, in einer alten Jacke und defecten Beinkleidern ſah er ſo aus, daß er einem Gensdarmen ungleich intereſſanter ſein mußte als andern Reiſenden. Er war aus Oſtrau, ein Kamerad Antons von der Bürgerſchule her. Anton hatte in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, durch tapfern Gebrauch ſeiner Zunge und ſeiner kleinen Fäuſte den Judenknaben vor Mißhandlungen muthwilliger Schüler zu bewahren und ſich das Selbſtgefühl eines Beſchützers der unterdrückten Unſchuld zu verſchaffen. Namentlich einmal in einer düſtern Schulſcene, in welcher ein Knackwürſtchen benutzt wurde, um verzweifelte Empfindungen in Itzig hervorzurufen, hatte Anton ſo wacker für Itzig plaidirt, daß er ſelbſt ein Loch im Kopfe davontrug, während ſeine Gegner weinend und blutrünſtig hinter die Kirche rannten und ſelbſt die Knackwurſt aufaßen. Seit dieſem Tage hatte Itzig eine gewiſſe Anhänglichkeit an Anton gezeigt, welche er dadurch bewies, daß er ſich bei ſchweren Aufgaben von ſeinem Beſchützer helfen ließ und gelegentlich ein Stück von Antons Butterſemmel zu erobern wußte; Anton aber hatte den unliebenswürdigen Burſchen gern geduldet, weil ihm wohlthat, einen Schützling zu haben, wenn dieſer auch im Verdacht ſtand, Schreibfedern zu mauſen und ſpäter an Begüterte wieder zu verkaufen. In den letzten Jahren hatten die jungen Leute einander wenig geſehen, gerade ſo oft, daß Itzig Gelegenheit erhielt, die vertraulichen Formen des Schulverkehrs durch gelegentliche Anreden und kleine Spöttereien aufzufriſchen.

„Die Leute ſagen, daß du gehſt nach der großen Stadt, um zu lernen das Geſchäft,“ fuhr Veitel fort. „Du wirſt lernen, wie man Düten dreht und Syrup verkauft an die alten Weiber; ich gehe auch nach der Stadt, ich will machen mein Glück.“

Anton antwortete unwillig über die freche Rede und über das vertrauliche Du, das der Kamerad aus der Elementarſchule immer noch gegen ihn wagte: „So gehe deinem Glück nach und halte dich nicht bei mir auf.“

„Es hat keine Eil’,“ entgegnete Veitel nachläſſig, „ich will warten, bis auch du gehſt, wenn dir meine Kleider nicht ſind zu ſchlecht.“ Dieſe Berufung auf Antons Humanität hatte die Folge, daß Anton ſich ſchweigend die Gegenwart des unwillkommenen Gefährten gefallen ließ. Er warf noch einen Blick nach dem Schloſſe und ſchritt dann ſtumm auf der Landſtraße fort, Itzig immer einen halben Schritt hinter ihm. Endlich wandte ſich Anton um und frug nach dem Eigenthümer des Schloſſes.

Wenn Veitel Itzig nicht ein Hausfreund des Gutsbeſitzers war, ſo mußte er doch zum wenigſten ein vertrauter Freund ſeines Pferdejungen ſein; denn er war bekannt mit vielen Verhältniſſen des Freiherrn, der in dem Schloſſe wohnte. Er berichtete, daß der Baron nur zwei Kinder habe, dagegen eine ausgezeichnete Schafheerde auf einem großen ſchuldenfreien Gut. Der Sohn ſei auswärts auf einer Schule. Als Anton mit lebhaftem Intereſſe zuhörte und dies durch ſeine Fragen verrieth, ſagte Itzig endlich: „Wenn du willſt haben das Gut von dieſem Baron, ich will dir's kaufen.“

„Ich danke,“ antwortete Anton kalt; „er würde es nicht verkaufen, haſt du mir eben geſagt.“

„Wenn Einer nicht will verkaufen, muß man ihn dazu zwingen,“ rief Itzig.

„Du biſt der Mann dazu,“ ſprach Anton.

„Ob ich bin der Mann, oder ob es iſt ein Anderer: es iſt doch zu machen, daß man kauft von jedem Menſchen, was er hat. Es giebt ein Recept, durch das man kann zwingen einen Jeden, von dem man etwas will, auch wenn er nicht will.“

„Muß man ihm einen Trank eingeben,“ frug Anton mit Verachtung, „oder ein Zauberkraut?“

„Tauſendgüldenkraut heißt das Kraut, womit man Vieles kann machen in der Welt,“ erwiederte Veitel, „aber wie man es muß machen, daß man auch als kleiner Mann kriegen kann ſo ein Gut, wie des Barons Gut, das iſt ein Geheimniß, welches nur Wenige haben. Wer das Geheimniß hat, wird ein großer Mann, wie der Rothſchild, wenn er lange genug am Leben bleibt.“

„Wenn er nicht vorher feſtgeſetzt wird,“ warf Anton ein.

„Nichts eingeſteckt!“ antwortete Veitel. „Wenn ich nach der Stadt gehe zu lernen, ſo gehe ich zu ſuchen die Wiſſenſchaft, ſie ſteht auf Papieren geſchrieben. Wer die Papiere finden kann, der wird ein mächtiger Mann: ich will ſuchen dieſe Papiere, bis ich ſie finde.“

Anton ſah ſeinen Reiſegefährten von der Seite an, wie man einen Menſchen anſieht, deſſen Verſtand in der Irre luſtwandelt, und ſagte endlich mitleidig: „Du wirſt ſie nirgend finden, armer Veitel.“

Itzig aber fuhr fort, ſich vertraulich an Anton drängend: „Was ich dir ſage, das erzähle Keinem weiter. Die Papiere ſind geweſen in unſrer Stadt, Einer hat ſie gekriegt von einem alten ſterbenden Bettler, und iſt geworden ein mächtiger Mann; der alte Schnorrer hat ſie ihm gegeben in einer Nacht, wo der Andere hat gebetet an ſeinem Lager, ihm zu vertreiben den Todesengel.“

„Und kennſt du den Mann, der die Papiere hat?“ frug Anton neugierig.

„Wenn ich ihn weiß, ſo werde ich es doch nicht ſagen,“ antwortete Veitel ſchlau, „aber ich werde finden das Recept. Und wenn du haben willſt das Gut des Barons, und ſeine Pferde und Kühe und ſeinen bunten Vogel, und den Backfiſch, ſeine Tochter, ſo will ich dir's ſchaffen aus alter Freundſchaft und weil du ausgehauen haſt die Bocher in der Schule für mich.“

Anton war entrüſtet über die Frechheit ſeines Gefährten. „Hüte dich nur, daß du kein Schuft wirſt, du ſcheinſt mir auf gutem Wege zu ſein,“ ſagte er zornig und ging auf die andere Seite der Straße.

Itzig ließ ſich durch dieſen guten Rath nicht anfechten, ſondern pfiff ruhig vor ſich hin. So ſchritten die beiden Reiſenden in langem Schweigen, welches Itzig unbefangen beim nächſten Dorfe unterbrach, indem er ſeinem Begleiter wieder Namen und Vermögensverhältniſſe des Rittergutes angab. Und dieſe belehrende Unterhaltung wiederholte ſich bei jedem Dorf, bis Anton ganz betroffen wurde über die ausgebreiteten ſtatiſtiſchen Kenntniſſe ſeines Gefährten. Endlich verſtummten Beide und legten die letzte Meile ohne ein Wort zu ſprechen neben einander zurück.

3.

Der Freiherr von Rothſattel gehörte zu den wenigen Menſchen, welche nicht nur von aller Welt glücklich geprieſen werden, ſondern auch ſich ſelbſt für glücklich halten. Er ſtammte aus einem ſehr alten Hauſe. Ein Rothſattel war ſchon in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande geritten. Wenigſtens wurde in der Familie ein Rococo-Flacon von buntem Glas als orientaliſches Fläſchchen aufbewahrt, zum Beweis für die Exiſtenz des Ahnherrn und zur Erinnerung an die fromme Zeit der Kreuzzüge. Ein anderer Rothſattel hatte einen Haufen Bergleute gegen die Huſſiten geführt und war mit dem ganzen Haufen zu ſeiner und des Herrn Ehre erſchlagen worden. Wieder einer war Fähnrich in dem Heere des Moritz von Sachſen geweſen, er galt für den Stifter der Linie Rothſattel-Steigbügel, und ſein kriegeriſches Bildniß hing noch im Thurmzimmer des Schloſſes. Ein anderer hatte ſich im dreißigjährigen Kriege bei verſchiedenen Armeen und auf eigene Fauſt gerührt; die Familienſage meldete von ihm, er ſei ein ſehr dicker Herr und ein großer Trinker geweſen, von kräftiger Gnade und etwas freien Sitten. Er war als Erſter des Geſchlechtes in die Gegend gekommen, in welcher dieſe Erzählung verlaufen ſoll, und hatte eine Anzahl Landgüter auf irgend eine Weiſe in Beſitz genommen. Unter den Kinderfrauen der Familie beſtand ſeit alter Zeit die düſtere Ueberzeugung, daß dieſer dicke Herr zuweilen im Keller auf einer großen Krauttonne zu ſehen ſei, wo er als ruheloſer Geiſt ſitze und ächze, zur Strafe für ſchauderhafte Vergehungen gegen die Tugend ſeiner weiblichen Zeitgenoſſen. Wieder ein anderer Vorfahr war kaiſerlicher Rath zu Wien geweſen; der Urgroßvater des gegenwärtigen Beſitzers war von dem großen König der Preußen ſtarr angeſehen und darauf mit Wohlwollen angeredet worden. Auch der Großvater war zu ſeiner Zeit ein unternehmender und vielbeſprochener Cavalier geweſen, der in der Armee keine Lorbeeren gefunden und ſich reſignirt hatte, dieſelben im Boudoir galanter Damen und am grünen Tiſch zu ſuchen. Leider waren ihm dabei ſeine Güter läſtig geworden und aus den Händen geglitten. Sein Sohn endlich, der Vater des gegenwärtigen Beſitzers, war ein einfacher Landedelmann von mäßigem Geiſte, der nach langen Proceſſen das eine ſtattliche Gut aus den Trümmern des Familienvermögens rettete und ſein Leben damit zubrachte, daſſelbe für ſeine Nachkommen ſchuldenfrei zu machen. Die Rothſattel haben von je in dem Rufe geſtanden, ſtarke Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, und alle ältern Damen aus der Familie erklärten dieſe Eigenheit — ſo höchſt achtungswerth ſie auch ſonſt ſei — doch für den einzigen Grund, daß das berühmte Haus nicht dazu gekommen war, die neunzinkige Grafenkrone oder gar den geſchloſſenen Reif eines Titularfürſtenthums auf dem Wappenhelm ſeines Seniors zu ſehen. Gegenüber dem alten Brauch ſeines Hauſes erwies der Vater auch dadurch ſeinen beſcheidenen Sinn, daß er nur einen Sohn hinterließ.

Der gegenwärtige Beſitzer des Gutes hatte in einem Garderegiment gedient, wie dem Sproß eines ſo kriegeriſchen Hauſes ziemte. Er hatte dort den Ruf eines vollendeten Edelmanns erworben. Er war brauchbar im Dienſt und ein vortrefflicher Kamerad geweſen, wohlbewandert in allen ritterlichen Uebungen, zuverläſſig in Ehrenſachen. Er hatte bei Hofbällen ſtets ſchicklich dageſtanden, und ſo oft er von einer Prinzeß befohlen wurde, mit guter Haltung getanzt. Auch als Mann von Charakter hatte er ſich gezeigt, da er aus wirklicher Neigung ein armes Hoffräulein heiratete, eine liebenswürdige junge Dame, deren Abgang aus den Quadrillen des Hofes lebhafte Betrübniß in allen Männerherzen hervorrief. Mit ſeiner Gemahlin hatte ſich der Freiherr als verſtändiger Mann in die Provinz zurückgezogen, hatte durch eine Reihe von Jahren faſt ausſchließlich für ſeine Familie gelebt und dadurch den Vortheil errungen, daß ſeine Regimentsſchulden ſämmtlich bezahlt und ſeine Ausgaben nicht größer waren, als ſeine Einnahmen. Sein Haus war vortrefflich eingerichtet; die geringe Ausſteuer ſeiner Frau war dazu benützt worden, ihr durch Einrichtung des Parks eine große Freude zu machen. Der Freiherr hielt einen Weinkeller von guten Tiſchweinen, hatte zwei prächtige Wagenpferde und zwei elegante Reitpferde, ging jeden Morgen durch die Wirthſchaft und ritt jeden Nachmittag auf's Feld, hielt viel auf ſeine Schafheerde und ſetzte einen Stolz darein, ſeine feine Wolle gut waſchen zu laſſen. Er war ein durchaus ehrlicher Mann, noch jetzt eine imponirend ſchöne Geſtalt, verſtand würdig zu repräſentiren und einen gaſtfreien Wirth zu machen, und liebte ſeine Frau wo möglich noch mehr als in den erſten Monaten nach ſeiner Vermählung. Kurz er war das Muſterbild eines adligen Rittergutsbeſitzers. Er war kein übermäßig reicher Herr, ungefähr das, was man einen Fünftauſendthalermann nennt, und hätte ſein ſchönes Gut in günſtigen Zeiten wohl um vieles höher verkaufen können, als der ſcharfſinnige Itzig annahm. Er hätte das aber mit Recht für eine große Thorheit gehalten. Zwei geſunde und fähige Kinder vollendeten das Glück ſeines Haushaltes, der Sohn war im Begriff als Militär die Familiencarriere zu beginnen, die Tochter ſollte noch einige Jahre unter den Flügeln der Mutter leben, bevor ſie in die große Welt trat.

Wie alle Menſchen, welchen das Schickſal Familienerinnerungen aus alter Zeit auf einen Schild gemalt und an die Wiege gebunden hat, war auch unſer Freiherr geneigt, viel an die Vergangenheit und Zukunft ſeiner Familie zu denken. An ſeinem Großvater war die trübe Erfahrung gemacht worden, daß ein einziger ungeordneter Geiſt hinreicht, das auseinander zu ſtreuen, was emſige Vorfahren an Goldkörnern und Ehren für ihre Nachkommen geſammelt haben. Er hätte deßhalb gern ſein Haus für alle Zukunft vor dem Herunterkommen geſichert, hätte gern ſein ſchönes Gut in ein Majorat verwandelt und dadurch leichtſinnigen Enkeln erſchwert, zwar nicht

Schulden zu machen, aber dieſelben zu bezahlen. Doch die Rückſicht auf ſeine Tochter hielt ihn von dieſem Schritte ab, es kam ſeinem ehrlichen Gefühl ungerecht vor, dies geliebte Kind wegen künftiger ungewiſſer Rothſattel zu enterben. Und er empfand mit Schmerz, daß ſein altes Geſchlecht in der nächſten Generation in dieſelbe Lage kommen werde, in der die Kinder eines Beamten oder eines Krämers ſind, in die unbequeme Lage, ſich durch eigene Anſtrengung eine mäßige Exiſtenz ſchaffen zu müſſen. Er hatte oft verſucht, von ſeinen Erträgen zurückzulegen, indeß die Gegenwart war dazu wirklich nicht geeignet; überall fing man an mit einer gewiſſen Reichlichkeit zu leben, mehr auf elegante Einrichtung und den zahlloſen kleinen Schmuck des Daſeins zu halten. Und was er in günſtigen Jahren etwa geſpart hatte, das war auf kleinen Badereiſen, welche die zarte Geſundheit ſeiner Frau nach der Behauptung des Arztes nothwendig machte, immer wieder ausgegeben worden. Der Gedanke an die Zukunft ſeiner Familie beſchäftigte den Freiherrn auch heut, als er auf ſeinem Halbblut durch die große Kaſtanienallee dem Schloſſe zuſprengte. Es war eine ſehr kleine Wolke, welche unter dem Sonnenſchein ſeiner Seele dahinfuhr, ſie verſchwand im Nu, als er Gewänder vor ſich flattern ſah und ſeine Gemahlin erkannte, welche mit der Tochter ihm entgegeneilte. Er ſprang vom Pferde, küßte ſein Lieblingskind auf die Stirn und ſagte vergnügt zu ſeiner Frau: „Wir haben vortreffliches Wetter zur Heuernte, es wird nach Kräften eingefahren, der Amtmann behauptet, wir hätten noch nie ſo viel Futter gemacht.“

„Du haſt Glück, Oscar,“ ſagte die Baronin zärtlich zu ihm aufblickend.

„Wie immer ſeit ſiebzehn Jahren, ſeit ich dich heimgeführt habe,“ antwortete der Gemahl mit einer Artigkeit, die vom Herzen kam.

„Heut ſind es ſiebzehn Jahr,“ rief die Baronin, „ſie ſind vergangen, wie ein Sommertag. Wir ſind ſehr glücklich geweſen, Oscar.“ Sie ſchmiegte ſich an ſeinen Arm und ſah dankend zu ihm auf.

„Geweſen?“ frug der Freiherr; „ich denke, wir ſind's noch. Und ich ſehe nicht ein, weßhalb es nicht weiter ſo fortgehen ſoll.“

„Berufe es nicht,“ bat die Baronin. „Mir iſt manchmal, als könnte ſo viel Sonnenſchein nicht ewig währen; ich möchte demüthig entbehren und faſten, um den Neid des Schickſals zu verſöhnen.“

„Nun,“ ſagte der Freiherr gutmüthig, „das Schickſal läßt uns auch nicht ungezauſt. Die Donnerwetter fehlen uns nicht, aber dieſe kleine Hand erhebt ſich zur Beſchwörung und ſie ziehn vorüber. Haſt du nicht Aerger genug mit dem Haushalt, den Tollheiten der Kinder, und zuweilen mit deinem Tyrannen, daß du dir mehr erſehnſt?“

„Du lieber Tyrann!“ rief die Baronin. „Dir danke ich dies Glück. Und wie fühle ich es! Nach ſiebzehn Jahren bin ich immer noch ſtolz darauf, einen ſo ſtattlichen Hausherrn zu haben, ein ſo ſchönes Schloß und ein ſo großes Gut, wo jeder Fußtritt des Bodens auch mir gehört. Als du mich, das arme Fräulein, mit meinen Fähnchen und dem Schmuckkäſtchen, das ich der Gnade der Herrſchaften verdanke, in dein Haus führteſt, da erſt lernte ich erkennen, welche Seligkeit es iſt, im eigenen Hauſe als Herrin zu regieren und dem Willen keines Andern zu gehorchen, als dem des geliebten Mannes.“

„Du haſt doch Vieles aufgegeben um meinetwillen,“ ſagte der Freiherr. „Oft habe ich gefürchtet, daß unſer Landleben dir, dem Günſtling der verſtorbenen Prinzeß, zu einſam und klein erſcheinen würde.“

„Dort war ich Dienerin, hier bin ich Herrin,“ ſagte die Baronin lachend. „Außer meiner Toilette hatte ich nichts, was mir ſelbſt gehörte. Immer in den langweiligen Stuben der Hoffräulein umherziehen, an allen Abenden zu der letzten Rolle verurtheilt ſein, und dabei die Angſt haben, daß das immer ſo fortgehen ſoll, bis man alt wird in ewigen Zerſtreuungen, ohne eigenes Leben! Du weißt, daß mich das oft traurig gemacht hat. Hier ſind die Ueberzüge unſerer Möbeln nicht von ſchwerem Seidenſtoff und in unſerm Saal ſteht keine Tafel aus Malachit, aber was im Hauſe iſt, gehört mir." Sie ſchlang ihren Arm um den Freiherrn: „Du gehörſt mir, die Kinder, das Schloß, unſere ſilbernen Armleuchter."

„Die neuen ſind nur Compoſition," warf der Freiherr ein.

„Das ſieht Niemand," erwiederte ſeine Gemahlin fröhlich. „Und wenn ich das Porcellan anſehe und am Rande dein und mein Wappen erblicke, ſo ſchmecken mir unſere zwei Schüſſeln zehnmal ſo gut, als die vielen Gänge der Hofküche. Und vollends die großen Hoftage und unſere Marſchallstafel, wo Jeder den Andern zum Verzweifeln genau kannte, und Jeder dem Andern zum Verzweifeln gleichgültig war."

„Du biſt ein glänzendes Beiſpiel von Genügſamkeit," ſagte der Freiherr. „Um deinetwillen und wegen der Kinder wollte ich, dies Gut wäre zehnmal ſo groß, und unſere Einnahme ſo, daß ich dir einen Pagen halten könnte, Frau Marquiſe, und außer der Wirthſchafterin ein Paar Hoffräulein."

„Nur kein Fräulein," bat die Baronin, „und was den Pagen betrifft, ſo braucht man keinen, wenn man einen Cavalier hat, der ſo aufmerkſam iſt wie du."

So ſchritt der Freiherr behaglich zwiſchen den beiden Frauen dem Schloſſe zu. Lenore hatte ſich unterdeß der Zügel ſeines Reitpferdes bemächtigt und redete dem Pferde freundlich zu, ſo wenig Staub als möglich zu machen.

„Dort hält ein fremder Wagen, iſt Beſuch gekommen?" frug der Freiherr, als ſie ſich dem Hofe näherten.

„Es iſt nur Ehrenthal," antwortete die Baronin, „er wartet auf dich und hat bereits ſeinen ganzen Vorrath von ſchönen Redensarten an uns verſchwendet; Lenore ließ ihrem Uebermuth die Zügel ſchießen, und es war hohe Zeit, daß ich ſie wegführte; dem drolligen Manne wurde angſt bei der Koketterie des unartigen Kindes."

Der Freiherr lächelte. „Mir iſt er immer noch der liebſte aus dieſer Klaſſe von Geſchäftsleuten,“ ſagte er; „ſein Benehmen iſt wenigſtens nicht abſtoßend, und ich habe ihn in dem langen Verkehr ſtets zuverläſſig gefunden. — Guten Tag, Herr Ehrenthal, was führt Sie zu mir?“

Herr Ehrenthal war ein wohlgenährter Herr in ſeinen beſten Jahren mit einem Geſicht, welches zu rund war, zu gelblich und zu ſchlau, um ſchön zu ſein; er trug Gamaſchen an den Füßen, eine diamantene Buſennadel auf dem Hemd, und ſchritt mit großen Bücklingen und tiefen Bewegungen des Hutes durch die Allee dem Baron entgegen.

„Ihr Diener, gnädiger Herr,“ antwortete er mit ehrerbietigem Lächeln; „wenn mich auch nichts herführt von Geſchäften, ſo werde ich Sie doch bitten, Herr Baron, daß Sie mir manchmal erlauben, herumzugehen in Ihrer Wirthſchaft, damit ich in meinem Herzen eine Freude habe. Es iſt mir eine Erholung von der Arbeit, wenn ich komme in Ihren Hof. Alles ſo glatt und wohlgenährt, und Alles ſo reichlich und gut eingerichtet in den Ställen und in den Scheunen. Die Sperlinge auf dem Dach ſehen bei Ihnen luſtiger aus, als die Sperlinge von andern Leuten. Wenn man als Geſchäftsmann ſo Vieles erblicken muß, was einen nicht erfreut, wo die Menſchen durch ihr Verſchulden in Unordnung kommen und Verfall, da thut's einem wohl, wenn man ein Leben ſieht wie das Ihre; keine Sorgen, keine großen Sorgen zum wenigſten, und ſo Vieles, was das Herz erfreut.“

„Sie ſind ſo artig, Herr Ehrenthal, daß ich glauben muß, etwas recht Wichtiges führt Sie her. Wollen Sie ein Geſchäft mit mir machen?“ frug der Freiherr gutmüthig.

Mit einem Kopfſchütteln, wie es dem biedern Mann anſteht, wenn er einen ungerechten Verdacht von ſich abweiſen will, antwortete Herr Ehrenthal: „Nichts vom Geſchäft, Herr Baron! Die Geſchäfte, die ich mit Ihnen mache, ſind ſolche, wo man ſagt keine Artigkeiten. Gute Waare und gutes Geld, ſo haben wir es immer gehalten, und ſo wollen wir's mit Gottes Hülfe auch ferner halten. Ich kam nur herein im Vorbeifahren" — dabei bewegte er nachläſſig die Hand, um pantomimiſch zu bekräftigen, daß er nur im Vorbeifahren ſei, — „ich wollte fragen wegen des Pferdes, das der Herr Baron zu verkaufen haben. Es iſt Einer im Dorfe daneben, dem ich habe verſprochen zu fragen nach dem Preis. Ich kann's eben ſo gut mit dem Amtmann abmachen, wenn der Herr Baron keine Zeit haben für mich."

„Kommen Sie mit, Ehrenthal," ſagte der Freiherr, „ich führe mein Pferd ſelbſt in den Stall."

Herr Ehrenthal machte den Frauen viele Bücklinge, welche von Lenore durch eben ſo viele Knixe erwiedert wurden, und folgte dem Freiherrn zur Stallthür. Dort blieb er reſpectvoll ſtehen und beſtand darauf, daß das Pferd des Barons und der Baron ſelbſt vor ihm eintraten. Nach kurzer Beſichtigung und den üblichen Reden und Gegenreden führte der Freiherr Herrn Ehrenthal auch in den Kuhſtall, worauf Herr Ehrenthal den leidenſchaftlichen Wunſch ausſprach, auch die Kälber zu ſehen, und endlich die Bitte zufügte, auch bei den Zuchtböcken zur Audienz zugelaſſen zu werden. Er war ein erfahrener Geſchäftsmann, und wenn das Entzücken, welches er ausſprach, auch etwas handwerksmäßig und überſchwänglich klang, ſo war das, was er lobte, doch wirklich lobenswerth, und der Freiherr hörte das Lob mit Wohlgefallen an.

Nach Beſichtigung der Schafe mußte eine Pauſe gemacht werden, denn Ehrenthal war zu ſehr ergriffen von der Feinheit und Dichtigkeit ihres Pelzes. „Nein, dieſer Stapel!" ſeufzte er in träumeriſcher Begeiſterung; „ſchon jetzt kann man ſehen, was er ſein wird im nächſten Frühjahr." Er wiegte den Kopf hin und her und zwinkerte mit den kleinen Augen nach der Sonne. „Wiſſen Sie, Herr Baron, daß Sie ſind ein glücklicher Mann! Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn?"

„Danke, lieber Ehrenthal, er hat geſtern geſchrieben und ſeine Zeugniſſe geſchickt,“ antwortete der Freiherr.

„Er wird werden, wie ſein Herr Vater,“ rief Herr Ehrenthal aus, „ein Cavalier von erſter Qualität, und ein reicher Mann, der Herr Baron weiß zu ſorgen für ſeine Kinder.“

„Ich erſpare nichts, lieber Ehrenthal,“ erwiederte der Baron nachläſſig.

„Was erſparen!“ rief der Händler mit Verachtung gegen eine ſo plebeje Thätigkeit; „was wollen Sie ſparen? wenn ich mir erlauben darf, das zu bemerken als ein Geſchäftsmann, der ſchon lange die Ehre hat Sie zu kennen. Was brauchen Sie zu ſparen? Sie werden doch dereinſt, wenn der alte Ehrenthal nicht mehr ſein wird, auch ohne Sparen hinterlaſſen dem jungen Herrn das Gut, welches unter Brüdern werth iſt ein und ein halbes Hunderttauſend, und dem gnädigen Fräulein Tochter außerdem eine Ausſteuer von — was ſoll ich ſagen — von funfzigtauſend Thaler baar.“

„Sie irren,“ ſagte der Freiherr ernſt, „ich bin nicht ſo reich.“

„Nicht ſo reich?“ rief Herr Ehrenthal mit ſittlicher Entrüſtung gegen jeden Menſchenſohn (den Baron ausgenommen), der ſo etwas behaupten könnte. „Es hängt doch nur von Ihnen ab, jeden Augenblick ſo reich zu ſein. Wer ein Vermögen hat, wie der Herr Baron, der kann in zehn Jahren verdoppeln ſein Capital ohne Gefahr. — Warum wollen Sie nicht Pfandbriefe der Landſchaft auf Ihr Gut nehmen?“

Die „Landſchaft“ der Provinz war damals ein großes Creditinſtitut der Rittergutsbeſitzer, welches Capitalien zur erſten Hypothek auf Rittergüter auslieh. Die Zahlung erfolgte in Pfandbriefen, welche auf den Inhaber lauteten und überall im Lande für das ſicherſte Werthpapier galten. Das Inſtitut ſelbſt zahlte die Intereſſen an die Beſitzer der Obligationen und erhob von ſeinen Schuldnern außer den Zinſen noch einen geringen Zuſchlag für Verwaltungskoſten und zu allmählicher Tilgung der aufgenommenen Schuld.

„Ich mache keine Geldgeſchäfte," antwortete der Freiherr ſtolz, aber in ſeiner Bruſt klang die Saite fort, welche der Händler angeſchlagen hatte.

„Die Geſchäfte, welche ich meine, ſind ſo, wie ſie heut zu Tage macht jeder Fürſt," fuhr Herr Ehrenthal mit Feuer fort. „Wenn der gnädige Herr Pfandbriefe der Landſchaft aufnimmt auf ſein Gut, ſo kann er jede Stunde erhalten funfzigtauſend Thaler in gutem Pergament. Sie zahlen dafür der Landſchaft vier vom Hundert, und wenn Sie die Pfandbriefe liegen laſſen in Ihrer Caſſe, ſo erhalten Sie davon Zinſen drei und ein halb vom Hundert. Dann zahlen Sie ein halbes Procent zu an die Landſchaft, und durch das halbe Procent wird noch amortiſirt das Capital."

„Das heißt Schulden machen, um reich zu werden," warf der Gutsherr achſelzuckend ein.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ein Herr wie Sie funfzigtauſend Thaler liegen hat, welche ihn jährlich koſten ein halbes Procent, ſo kann er damit kaufen die halbe Welt. Immer giebt es Gelegenheit, Güter zu erwerben zu einem Spottpreiſe, wenn man baar Geld oder Pfandbriefe hat zu rechter Zeit. Da ſind Rittergüter, da ſind Waldungen, die man kann kaufen, oder Antheile von Bergwerken, oder Actien von einer ſoliden Societät. Oder der Herr Baron können ſelbſt anlegen ein Etabliſſement auf Ihrem Gut, wenn Sie wollen ſchaffen Zucker aus Rüben, wie der Herr v. Bergen am Gebirge, oder amerikaniſches Mehl, wie der Herzog von Löbau, oder bairiſches Bier, wie Ihr Nachbar, der Graf Horn. Was iſt dabei für eine Gefahr? Sie werden einnehmen zehn, zwanzig, ja funfzig Thaler vom Hundert des Capitals, das Sie geliehen haben von der Landſchaft zu vier vom Hundert."

Der Freiherr ſah nachdenklich vor ſich hin. Was ihm der Händler ſagte, war durchaus nichts Neues und Unerhörtes, er ſelbſt hatte oft *Aehnliches gedacht*. Es war gerade die Zeit, wo eine Menge von neuen induſtriellen Unternehmungen aus dem Ackerboden aufſchoſſen, wo durch die hohen Schornſteine der Dampfmaſchinen, durch neuentdeckte Kohlen- und Erzlager, durch neue landwirthſchaftliche Culturen große Summen erworben und noch größere Reichthümer gehofft wurden. Die vornehmſten Grundbeſitzer der Landſchaft ſtanden an der Spitze ausgedehnter Actienunternehmungen, welche auf einer Verbindung moderner Induſtrie und des alten Ackerbaues beruhten. Es war nichts Neues und Auffallendes in den Worten des Händlers, und doch ſchlugen ſie als zündender Blitz in die Seele des Freiherrn. Sie kamen im rechten Augenblick. Herr Ehrenthal bemerkte die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, und ſchloß mit der Gemüthlichkeit, welche ſeine Lieblingsſtimmung war: „Wo habe ich das Recht, einem Herrn, wie Sie ſind, einen Rath zu geben? Aber jeder Gutsbeſitzer muß ſagen daſſelbe, daß ein ſolches Geſchäft mit Pfandbriefen in unſerer Zeit die ſolideſte Art iſt, wie ein vornehmer Herr kann ſorgen für ſeine Kinder. Wenn einſt das Gras wachſen wird über dem Grabe des alten Ehrenthal, dann werden Sie an mich denken und bei ſich ſagen: der Ehrenthal war nur ein einfacher Mann, aber er hat mir gerathen, was gut war und ein Segen für die Familie."

Der Freiherr ſah immer noch vor ſich hin. Was er lange in ſich herumgetragen hatte, das war auf einmal zum feſten Entſchluß geworden. Dem Händler ſagte er mit einer Leichtigkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Ich will mir's überlegen." Ehrenthal war damit zufrieden und bat um die Erlaubniß, ſich den Damen empfehlen zu dürfen, was er als Mann von Welt und Gemüth ſelten unterließ.

Es war Schade, daß der Freiherr nicht das Geſicht des Geſchäftsmannes ſah, als dieſer in ſeinen Wagen ſtieg und mechaniſch die Bourbonroſe ins Knopfloch ſteckte, welche ihm Lenore beim Abſchiede mit ſchalkhafter Artigkeit überreicht hatte. Auch Herr Ehrenthal machte ein luſtiges Geſicht, aber nicht aus Freude über die volle Roſe. Er ließ den Kutſcher langſam durch die Feldmark fahren und ſah wohlgefällig auf die Ackerſtücke, welche mit reifender Frucht zu beiden Seiten des Weges lagen. In langem Zuge kamen die Heuwagen des Gutes ihm entgegen. So oft er ſtill hielt, um einen Rieſenwagen vorbeizulaſſen, berupften ſeine Pferde das Heu, und ſein Kutſcher drehte ſich um und rief ſchnalzend: „Schönes Futter!“

„Ein ſchönes Gut,“ ſagte dann Herr Ehrenthal in tiefem Nachdenken.

Unterdeß ſaß die Baronin in einer Gartenlaube und blätterte in den neuen Journalen, welche der Buchhändler aus der nächſten Kreisſtadt zugeſchickt hatte. Sie betrachtete prüfend die Modekupfer und genoß die kleinen Nippes der Tagesliteratur: Geſchichten von Menſchen, welche auf außerordentliche Weiſe reich geworden, und von andern, welche auf ſchauderhafte Weiſe ermordet ſind, Tigerjagden aus Oſtindien, ausgegrabene Moſaikböden, rührende Schilderungen von der Treue eines Hundes, hoffnungsreiche Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele, und was ſonſt das flüchtige Auge eleganter Damen zu feſſeln vermag. Die ſchöne Gemahlin des Freiherrn ſchaukelte während des Leſens die geſtickte Fußbank, ihre Seele war nur halb in den Blättern, ſie ſah oft über den Raſenplatz nach ihrer Tochter, welche wieder mit dem Pony beſchäftigt dieſem aus Blumen und Zeitungspapier eine groteske Halskrauſe und eine gehörnte Mütze zurecht machte, was der Pony vergebens dadurch zu vereiteln ſuchte, daß er ſo viel Blüthen und Zeitungspapier wegfraß, als er mit dem Maul erreichen konnte. Als die junge Dame, ſtolz auf ihr Werk, den Kopf nach der Laube wandte und das Auge der Mutter auf ſich gerichtet ſah, überließ ſie das Pferd dem herzueilenden Bedienten und flog wie eine Libelle zu den Füßen der Mutter. Sie ſetzte ſich auf die Fußbank, zog die Journale auf das Knie der Baronin, und fing an, ſich poſſenhaft mit den Herren und Damen der Modekupfer zu unterhalten. Da die Geſichter dieſer Ideale, wie bekannt, den Vorzug haben, allen Menſchen ähnlich zu ſehen, von denen ſie ſich durch einzelne charakteriſtiſche Eigenheiten, durch merkwürdig kleine Lippen und zuweilen durch ein auf der Stirn oder den Wangen ſitzendes Auge unterſcheiden, ſo wurde der jungen Dame nicht ſchwer, zahlreiche Aehnlichkeiten mit Bekannten des Hauſes aufzufinden und die Bilder danach zu behandeln. Die Mutter lächelte über die kindiſchen Scherze der Tochter und ſagte endlich, ihre Gedanken laut fortſetzend: „Lenore, du wirſt jetzt ein großes Mädchen und biſt noch ſo ſehr Kind. Wir haben dich aufwachſen laſſen bei dem Unterricht der Bonne und des Candidaten; es wird Zeit, daran zu denken, daß du etwas Ordentliches lernſt, mein armes Kind.“

„Ich dachte, das Lernen ſollte jetzt aufhören,“ antwortete Lenore ſchmollend.

„Deine franzöſiſche Ausſprache iſt noch ſchlecht, und dein Vater will, daß du dich im Zeichnen übſt, du haſt Anlage dazu.“

„Ich zeichne nur Karrikaturen,“ rief Lenore, „die ſind am leichteſten, man macht eine lange Naſe oder kurze Beine, und das Kerlchen ſieht lächerlich aus.“

„Du ſollſt nicht Karrikaturen zeichnen,“ ſprach die Mutter, „das verdirbt deinen Geſchmack und macht dich ſpöttiſch.“ Lenore ließ das Köpfchen hängen. „Und wer war der junge Mann, mit dem du vorhin durch den Garten gingſt?“ fuhr die Mutter ſtrafend fort. „Du haſt ihm die Erdbeeren des Vaters gegeben.“

„Schilt nur nicht immer, liebe Mutter,“ rief die Tochter erröthend. „Der Fremde war ein hübſcher, artiger Junge, er geht nach der Hauptſtadt; er hat weder Vater noch Mutter, das that mir leid. Und ſo beſcheiden war er! Sei mir nicht böſe,“ ſchmeichelte ſie und flog an den Hals der Mutter, in deren Augen mehr Liebe als Zorn zu leſen war.

Die Mutter küßte das Kind auf den Mund und ſagte gütig: „Du biſt mein gutes, wildes Mädchen, ſuche mir jetzt den Vater, ſein Kaffe wird kalt.“

Als der Freiherr in die Laube trat, noch voll von ſeiner Unterredung mit Ehrenthal, legte die Baronin ihre Hände in die ſeinen und ſagte: „Oscar, ich habe Sorge um Lenore!“

„Iſt ſie krank?“ frug der Vater betroffen.

„Sie iſt geſund und von Herzen gut, aber ſie iſt kecker und ungebundener, als ſich für ihre Jahre paßt.“

„Sie iſt auf dem Lande aufgewachſen und eine tüchtige Dirne geworden,“ erwiederte der Freiherr beruhigend.

„Es fehlt ihr aber an Form und an Zartgefühl im Umgange mit Fremden,“ fuhr die Mutter fort. „Ich fürchte, ſie iſt in Gefahr, ein Original zu werden.“

„Nun, das Unglück wäre nicht ſo groß,“ ſagte der Freiherr lachend.

„Es giebt kein größeres für ein Mädchen aus unſerm Kreiſe. — Was in der Geſellſchaft auffällt, wird auch lächerlich; ein kleiner Zug von bizarrem Weſen kann ihre ganze Zukunft verderben. Sie muß genöthigt werden, mehr auf ſich zu achten, und ich fürchte, hier auf dem Lande wird ſie das nicht lernen.“

„Wir ſollen das Kind von uns thun, vielleicht auf Jahre, und unter fremden Menſchen aufblühen laſſen?“ ſagte der Freiherr unwillig.

„Und doch muß es ſein,“ ſagte die Baronin ernſt, „und es koſtet mich viel, dir das zu ſagen. Sie iſt unartig gegen Mädchen ihres Alters, rückſichtslos gegen Frauen, und Männern gegenüber viel zu dreiſt. — Kannſt du dir ein Mädchen von Lenorens Weſen am Hofe denken?“ frug die Baronin nach einer Pauſe.

Der Gemahl konnte ſich das nicht denken, vielleicht deßhalb nicht, weil ein Fürſtenhof überhaupt nicht der Ort iſt, wo ſchnell aufgeſchoſſene Fräulein die Schulbücher umhertragen und Katze und Maus ſpielen.

„Sie wird ſich ändern," warf er endlich ein.

„Sie wird ſich nicht ändern," entgegnete die Baronin ſanft, die Hand auf ſeine Schulter legend, „ſo lange der Liebling mit ſeinem Vater zu Pferde über Gräben ſetzt und ihn ſogar auf den Pürſchgang begleitet."

„Ich kann mich nicht darein finden, beide Kinder zu entbehren," ſprach der Vater gutmüthig. „Das wäre ſehr hart für uns, am ſchwerſten für dich, du ſtrenge Hausfrau."

„Vielleicht!" ſagte die Baronin leiſe, und ihre Augen wurden feucht. „Aber wir dürfen nicht an uns denken, nur an die Zukunft der Kinder."

Der Freiherr ſah die Bewegung der geliebten Frau, er zog ſie an ſich und ſprach entſchloſſen: „Höre, Elsbeth, wenn wir in früheren Jahren von dieſer Zeit ſprachen, da dachten wir uns Lenorens Erziehung anders. Wir wollten die Winter über ſelbſt in der Stadt leben; unter deinen Augen ſollte das Kind den letzten Unterricht erhalten und in die Geſellſchaft treten. Du ſollſt dich nicht von ihr trennen. Wir ziehen ſchon dieſen Winter nach der Hauptſtadt."

Ueberraſcht erhob ſich die Baronin. „Guter Oscar!" rief ſie gerührt aus. „Aber — verzeih die Frage, würde ein ſolcher Aufenthalt nicht in anderer Hinſicht für dich ein großes Opfer ſein?"

„Nein," ſagte der Freiherr fröhlich, „ich habe Pläne, die auch für mich wünſchenswerth machen, den Winter in der Stadt zuzubringen."

Er erzählte; der Umzug nach der Hauptſtadt wurde beſchloſſen.

4.

Schon ſtand die Sonne niedrig am Himmel, als die beiden Wanderer bei den erſten Häuſern der Hauptſtadt ankamen. Erſt einzelne kleine Gebäude, dann zierliche Sommerwohnungen mitten in blühenden Gärten; dann rückten die Häuſer dichter zuſammen, die Straße ſchloß ſich auf beiden Seiten, und mit dem Staube und dem Wagengeraſſel legte ſich bange Sorge um die Bruſt unſeres Helden. In dem Geflecht großer und kleiner Straßen wäre Anton rathlos geweſen, wenn ihn nicht ſein Begleiter, der aus Achtung vor dem beſſern Rock Antons hinter ihm geblieben war, durch laute Rechts und Links an den Straßenecken gelenkt hätte. Veitel Itzig aber hatte eine merkwürdige Vorliebe für krumme Seitengaſſen und ſchmale Trottoirs. Hier und da winkte er hinter dem Rücken ſeines Reiſegefährten mit frecher Vertraulichkeit geputzten Mädchen zu, die an den Thüren ſtanden, oder jungen Burſchen mit krummer Naſe und runden Augen, welche, die Hände in den Hoſentaſchen, auf der Straße lungerten. Zuweilen wurde ſein Gruß mit nachläſſigem Kopfnicken erwiedert, welches ungefähr bedeutete: „er iſt ein gutes Geſchöpf, aber er hat kein Geld“; in der Regel ward ſeine Zuvorkommenheit mit kalter Verachtung hingenommen, welche der Pflaſtertreter der ſchmutzigen Nebenſtraße da, wo nichts zu gewinnen iſt, eben ſo gut zu äußern weiß, als der ſchnurrbärtige Held der Granitplatten im eleganten Stadttheil. Endlich bogen die jungen Männer in eine Hauptſtraße, wo große Häuſer mit Säulenportalen, elegante Kaufläden und ein Gewühl gut gekleideter Menſchen verriethen, daß hier der Wohlſtand einen entſchiedenen Sieg über die Armſeligkeit davongetragen hatte. In dieſer Straße hielten ſie vor einem hohen Hauſe an. Itzig wies auf das Thor mit einer gewiſſen ſcheuen Achtung und ſagte kurz: „Hier wohnt er, hier wirſt du werden bald ſo ſtolz, wie dieſe Gojim ſind; wenn du willſt wiſſen, wo ich zu finden bin, ſo kannſt du nachfragen im Geſchäft bei Ehrenthal auf der Gerbergaſſe. Gute Nacht!“ Er pfiff vor ſich hin und ſchlenderte die Straße hinab, ohne ſich umzuſehen.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief ſeines Vaters in der Bruſttaſche. Er war ſehr kleinmüthig geworden und ſein Kopf war ſo ſchwer, daß er ſich am liebſten einen Augenblick hingeſetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe ſah es in dem Hauſe nicht aus. Vor der Thüre ſtand ein großer Frachtwagen, in dem Hauſe mächtige Fäſſer und Ballen, und rieſengroße, breitſchultrige Männer mit Lederſchürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fäſſer und ſchnürten dicke Stricke durch künſtliche Knoten zuſammen; dazwiſchen eilten Commis, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in blauen Blouſen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fäſſer mit der geſchäftlichen Würde in Empfang, welche die Thätigkeit aller verantwortlichen Menſchen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton ſtieß an einen Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgeſehen!“ welches ihm zwei Enakſöhne mit Lederſchürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schickſal bewahrt, unter einer großen Oeltonne platt gedrückt zu werden.

Im Centrum der Bewegung, gleichſam als Sonne, um welche ſich die Fäſſer und Arbeiter und Fuhrleute herum drehten, ſtand ein junger Herr aus dem Geſchäft, ein Herr mit entſchloſſener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen ſeiner Herrſchaft einen großen ſchwarzen Pinſel in der Hand hielt, mit dem er bald rieſige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Aufladern ihre Bewegungen vorſchrieb. Dieſen Herrn frug Anton mit klangloſer Stimme nach dem Prinzipal des Geſchäftes und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinſelſtiels in den hintern Theil des Hausflurs nach dem Comptoir gewieſen. Zögernd trat er an die Thür, es koſtete ihn einen großen Entſchluß, den Griff mit der Hand zu drehen — er hat ſich ſpäter oft daran erinnert — und als die Thür geräuſchlos aufging und er in das Dämmer der großen Arbeitsſtube ſah, da wurde ihm ſo angſt, daß er kaum über die Schwelle ſchreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufſehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhr haſtig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Comtoirs und der Poſt zu thun. Nur einer der Herren, welcher zunächſt der Thüre ſaß, erhob ſich und frug in kühlem Geſchäftston: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?"

Auf die ſchüchterne Erklärung Antons, daß er Herrn Schröter zu ſprechen wünſche, trat aus dem zweiten Comtoir ein großer Mann mit faltigem Geſicht, mit ſtehendem Hemdkragen, von ſehr engliſchem Ausſehen. Anton ſah ſchnell auf das Antlitz, und dieſer erſte Blick, ſo ängſtlich, ſo flüchtig, gab ihm einen guten Theil ſeines Muthes wieder. Er erkannte Alles darin, was er in den letzten Wochen ach ſo oft erſehnt hatte, ein gütiges Herz und einen redlichen Sinn. Und doch ſah der Herr ſtreng genug aus, und ſeine erſte Frage klang kurz und entſchieden. Anton faßte ſchnell nach ſeinem Brief, nannte ſeinen Namen und erzählte haſtig und mit ſtockender Stimme, daß ſein Vater geſtorben ſei und daß er den Herrn von ſeinem Todtenbette grüßen laſſe.

Wie ein freundliches Licht flog es über das Auge des Kaufmanns, er öffnete den Brief ſchweigend, las ihn langſam durch, reichte dem bewegten Anton die Hand und ſagte: „Seien Sie mir willkommen." Darauf wandte er ſich zu einem von den ſchreibenden Herren, welcher einen grünen Rock trug und einen grauen Ueberziehärmel um den rechten Arm gebunden hatte: „Herr Anton Wohlfart tritt von heut in unſer Geſchäft." Einen Augenblick hörten die ſechs Federn auf zu rennen, und ihre Lenker ſahen im Tempo nach Anton hin;

der Chef aber fuhr zu Anton gewandt fort: „Sie werden müde ſein, Herr Jordan wird Ihnen Ihr Zimmer anweiſen; ruhen Sie heut aus, morgen das Weitere.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich mit leichtem Kopfnicken ab und ging nach dem zweiten Comtoir zurück, wo ebenfalls ſechs Federn über das blaue Papier fuhren, und jetzt mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſich der Federbart vor Aufregung ſträubte, denn die alte Wanduhr hatte zum Schlage bereits ausgehoben.

Nur der Herr im grünen Rock ſtreifte den grauen Aermel ab, ſtrich ihn ſorgfältig glatt, ſchloß ihn mit einem Haufen Papiere in das Pult und lud Anton ein, ihm auf das Zimmer zu folgen. Wieder ſchritt Anton durch die Thür des Comtoirs, in welchem er nur zehn Minuten geweſen war; aber er war ein anderer Mann geworden, ſein Schickſal war entſchieden, er hatte jetzt eine Heimat, er gehörte in das Geſchäft. Deßhalb ſchlug er im Vorbeigehen herzhaft auf einen großen Ballen, wie man auf die Schulter eines guten Bekannten ſchlägt, wobei der grüne Herr ſich umwandte und mit wohlwollender Herablaſſung zu ihm ſagte: „Baumwolle“; und drei Schritt weiter klopfte Anton Einlaß fordernd an ein rieſiges Faß, welches wohlhäbig in einer Ecke ſtand, wie ein dicker Pächter in ſeinem hellen Sommerrock, worauf ſich wieder der grüne Herr umwandte und ebenſo wohlwollend ſagte: „Corinthen.“ Jetzt ſtieß unſern Anton kein Hebebaum mehr, ja er ſelbſt ſchob den einen mit kräftiger Fußbewegung bei Seite, und einen Rieſen mit lederner Schürze, der ihm begegnete, grüßte er mit ſicherer Vertraulichkeit und fühlte ſich behaglich, als der Rieſe ihm artig dankte, beſonders als der grüne Herr wieder herablaſſend äußerte: „der oberſte Auflader.“

Durch den Hofraum gingen ſie auf gewundenen Pfaden in ein Hintergebäude und ſtiegen drei ausgetretene Treppen hinauf. Dort öffnete Herr Jordan ein Zimmer und bemerkte gegen Anton, daß dieß wahrſcheinlich ſeine künftige Wohnung ſein werde, es ſei die frühere Behauſung eines guten Freundes von ihm, der aus dem Geſchäft geſchieden ſei und ſich ſelbſt etablirt habe. Es war ein ſehr kleines Zimmer, die Möbeln einfach und nicht neu, aber ſaubere weiße Gardinen und weiße Rouleaux vor den Fenſtern, und auf dem Schreibtiſch eine ſchöne Katze von Gips, mit gelblicher Lederfarbe lackirt, ſo daß ſie ausſah wie eine lebende. Dieſe Katze hatte der etablirte College zum Beſten ſeines Nachfolgers in der Stube zurückgelaſſen.

Herr Jordan eilte in das Comtoir zurück, in dem er der Erſte und Letzte ſein mußte, weil ihm ein Theil der Schlüſſel anvertraut war, und Anton blieb allein. Mit Hülfe eines freundlichen Bedienten, welcher ihm ſchnell das Zimmer wohnlich zu machen ſuchte, ordnete er ſeinen Anzug und war eben damit fertig, als zahlreiche Tritte auf den Treppen verkündeten, daß ſeine Collegen aus dem Geſchäft in ihre Zimmer eilten.

Wieder erſchien der grüne Herr und theilte ihm mit, Herr Schröter ſei zu einer Conferenz und heut nicht mehr zu ſprechen. Dagegen ſei ſeine Anſicht, daß der Ankömmling den einzelnen Herren Beſuch machen müſſe, um die Bekanntſchaft mit ihnen auf anſtändige Weiſe einzuleiten. Ein Frack ſei nicht nöthig.

Anton ſtieg mit ſeinem Begleiter einige Treppen herunter, und Herr Jordan war im Begriff an eine Thür anzuklopfen, als der Bewohner des Zimmers ihm entgegentrat, ein ſchöner ſchlanker Mann, von mäßiger Größe und einem Weſen, welches unſerm Helden ſehr imponirte. Er hatte ſeinen Anzug gewechſelt, trug kurze Beinkleider und Stolpenſtiefeln, eine Jokeimütze auf dem Kopf und eine Reitgerte in der Hand, die er unternehmend ſchwenkte.

„Führen Sie Ihr Füllen ſchon an der Leine?“ ſagte der Junker in den Stolpenſtiefeln lächelnd zu dem Führer. Herr Jordan ſtellte ſich feierlich auf und präſentirte: „Herr Wohlfart, der neue Lehrling, ſoeben angekommen. — Herr von Fink, Sohn der großen Firma Fink und Becker in Hamburg.“

„Erbe des größten Thranvorraths von der Welt und ſo weiter,“ unterbrach ihn Herr von Fink nachläſſig. „Jordan, geben Sie mir zehn Thaler, ich will den Reitknecht bezahlen. Schreiben Sie's zu dem Uebrigen.“ Jordan holte bereitwillig ein Caſſenbillet aus ſeiner Brieftaſche und überreichte es dem Jokei, der es zuſammenknitterte und in die Weſtentaſche ſteckte; worauf er mit einiger Höflichkeit zu Anton ſagte: „Wenn Sie mich beſuchen wollen, wie ich aus dem feſtlichen Geſicht Ihres Mercurs merke, ſo bedaure ich, heut nicht zu Hauſe zu ſein, ich will ein neues Pferd kaufen. Ihren Beſuch nehme ich als geſchehen an, ich danke Ihnen in aller Feierlichkeit dafür und gebe Ihnen meinen Segen zu Ihrem Eintritt.“ Er nickte gleichgültig mit dem Kopf und ſchritt klirrend die Stufen hinab und über die Steinplatten des Hofes.

Antons Behagen erlitt durch das kühle Benehmen des Herrn einen großen Stoß, und er dachte verſchüchtert: wenn die andern Herren vom Geſchäft eben ſo ſind, ſo wird es mir ſehr ſchwer werden mit ihnen umzugehen. Auch Herr Jordan fand nöthig, das auffallende Benehmen des Jokei zu erklären, und ſagte mit vertraulicher Wichtigkeit: „Fink gehört nur halb in unſer Geſchäft, er iſt erſt ſeit kurzer Zeit hier, von ſeinem Vater aus New-York gezogen und hierher verſandt worden, um bei uns vernünftig zu werden.“

„Iſt er denn nicht vernünftig?“ frug Anton neugierig.

„Nur zu wild, liebt den Sport, iſt aber ſonſt ein guter Geſellſchafter,“ ſagte Herr Jordan. „Die andern Herren habe ich zu mir auf die Stube gebeten, um Sie mit Allen bekannt zu machen; wir werden dort eine Taſſe Thee trinken. Morgen machen Sie den Einzelnen Beſuch auf ihren Zimmern.“

Die Stube des Herrn Jordan war die größte unter den kleinen Wohnungen des Hinterhauſes, in welchem die Herren vom Comtoir einzeln oder zu zweien hauſten, und wurde deßhalb und wegen der anſprechenden Gemüthsart ihres Bewohners zuweilen als Salon benutzt; ſie genoß die Auszeichnung, ein Fortepiano und einige Armſtühle zu beſitzen. An den Fenſtern hingen zahlreiche Biscuitbilder, in denen edle Weiblichkeit durch mittelalterliche Kirchengängerinnen, Loreleys und Madonnen vertreten war. In dieſem Zimmer ſaßen und ſtanden die Herren und erwarteten die Ankunft des Neulings. Anton machte die Maſſenvorſtellung mit Erfolg durch, indem er jedem Einzelnen die Hand ſchüttelte und hinterdrein Alle zuſammen um ihr Wohlwollen und freundliche Hülfe bat, weil er im Geſchäft ganz unerfahren und noch gar nicht in der Welt und wenig unter Menſchen geweſen ſei. Dieſe Offenheit verfehlte nicht, einen guten Eindruck hervorzubringen. Darauf ging eine friedfertige Unterhaltung an, gewürzt mit kleinen Scherzen und Anſpielungen, welche für einen Neuling ſo unverſtändlich als möglich waren. Anton verhielt ſich ſchweigend und mühte ſich, das Weſen der einzelnen Herren zu erkennen. Da war der Buchhalter, Herr Liebold, ein ältlicher kleiner Mann mit einer feinen Stimme und einem beſcheidenen Lächeln, durch welches er die Welt um Vergebung bat, daß er ſich die Freiheit nehme vorhanden zu ſein. Er ſprach wenig, hatte aber die Eigenſchaft, im Nachſatz das zurückzunehmen, was er im Vorderſatz behauptete; z. B.: „ich glaube faſt, daß dieſer Thee zu ſchwach iſt, aber freilich iſt ſtarker Thee ſehr ungeſund.“ Ferner war da Herr Pix, der tyranniſche Führer des ſchwarzen Pinſels in dem Hausflur, ein entſchloſſener Mann, welcher geneigt ſchien, alle menſchlichen Verhältniſſe wie Detailgeſchäfte zu betrachten, vielleicht reſpectabel, aber kleinlich. Als ein Stuhl im Zimmer fehlte, rückte er verächtlich einen kleinen Tiſch in die Nähe des Thee's, ſchwang ſich darauf und blieb den ganzen Abend rittlings darauf ſitzen. Ferner war da ein Herr Specht, welcher viel ſprach und ſtark in Behauptungen war, die von Jedermann beſtritten wurden. Er behauptete, China werde durch eine Conſtitution regiert, die von der engliſchen nur wenig verſchieden ſei, und verfocht mit Leidenſchaft die Anſicht, daß

Schneckenſuppe das Lieblingsgericht des ſeligen Kaiſers Napoleon geweſen ſei. Ferner war da ein ſchmächtiger Herr Baumann mit kurz geſchorenem Haar und ſinnigem Weſen, welcher jeden Sonntag in die Kirche ging, allen Miſſionsvereinen Beiträge zahlte und, wie ſeine Collegen ihm auf den Kopf zuſagten, die Abſicht hatte, ſpäter einmal Miſſionär zu werden. Er ſchob das noch auf aus einer gewiſſen kindlichen Gewöhnung an Deutſchland und die Firma, zu deren Nutzen er gegenwärtig arbeitete. Anton bemerkte mit Freuden, daß im Ganzen ein artiger und rückſichtsvoller Ton unter den Herren herrſchte. Da er ermüdet war, empfahl er ſich in Kurzem, und weil er Niemandem widerſprochen hatte und gegen Alle zuvorkommend geweſen war, ſo wurde nach ſeinem Abgange erklärt, er verſpreche ein guter College zu werden.

Unterdeß ſchritt Veitel Itzig mit der Gleichgültigkeit eines Herumtreibers und der Sicherheit eines Eingeborenen durch das Gewirr der Menſchen und Straßen. Das röthliche Licht der Abendſonne war von den Steinen der Straße an den Häuſern hinaufgeſtiegen, von einem Fenſterſims zu dem andern bis hoch auf die Dächer, und das Dunkel des Abends erfüllte die engen Gaſſen des alten Stadttheils, welcher am Fluſſe liegt. In einer ſolchen Gaſſe ſtand ein großes Haus mit breiter Front. Die untern Fenſter waren durch Eiſenſtäbe vergittert, im erſten Stockwerk glänzten die weißen Rahmen, welche große Spiegelſcheiben einfaßten, unter dem Dach waren die Fenſter blind, ſchmutzig, hier und da eine Scheibe zerſchlagen. Es war kein guter Charakter in dem Hauſe, wie eine alte Zigeunerin ſah es aus, die über ihr bettelhaftes Coſtüm ein neues buntes Tuch geworfen hat.

In dieſes Haus trat Veitel Itzig, indem er einem geputzten Dienſtmädchen an der Thür ſchnalzend einen Kuß zuwarf, den dieſe wie eine heranfliegende Wespe pantomimiſch mit der Hand fortſcheuchte. Die unſaubere Treppe führte zu einer weißlackirten Entreethür, auf welcher in großem Meſſingſchild der Name: „Hirſch Ehrenthal“ zu leſen war. Veitel faßte den dicken Porcellangriff der Klingel und ſchellte, ein ältliches Frauenzimmer mit zerknitterter Haube öffnete einen ſchmalen Spalt und frug, die Naſe hinausſteckend, nach ſeinem Begehr, dann riß ſie die Stubenthür auf und rief in das Zimmer: „Es iſt Einer da, Itzig Veitel heißt er, aus Oſtrau, er will den Herrn Hirſch Ehrenthal ſprechen.“ Aus der Stube ſcholl die Stimme des Hausherrn: „Warten ſoll er!“ und das Geklirr von Tellern verrieth, daß der Geſchäftsmann erſt das Familienglück des Abendeſſens genießen wollte, bevor er dem künftigen Millionär Audienz gab. Die aufwartende Perſon warf mit mißtrauiſchen Blicken auf den Ankömmling die Thür wieder zu und ſperrte ihn aus.

Veitel ſetzte ſich auf die Treppe und ſah mit ſtarrem Auge auf das Meſſingſchild und die weiße Thür, bewunderte die abgeſchrägten Ecken der Meſſingplatte und verſuchte ſich vorzuſtellen, wie der Name Itzig auf einer eben ſolchen Platte an einer ähnlichen weißen Thüre ausſehen würde. Darauf kam er auf geradem Wege zu der Betrachtung, wie viel ihm noch fehle, um ſo reich zu ſein wie Hirſch Ehrenthal; er fühlte nach einem halben Dutzend Ducaten, welche ihm ſeine alte Mutter mit einem Lederfleck in das Futter ſeiner Weſte eingenäht hatte, und überlegte, wie viel er alle Tage dazu ſparen könnte, vorausgeſetzt, daß ihm der reiche Mann Gelegenheit ließe, etwas zu verdienen. Er war tief in Betrachtungen verſunken über den Werth von zwei Phantaſieſtiefeln, welche er ſich auf den Beinen eines jungen Elegants vorſtellte, und welche nach ſeiner Annahme den dreifachen Werth des Viergroſchenſtücks haben mußten, das er dem eleganten Herrn dafür bieten wollte; da wurde die Entreethür mit ſtarker Hand aufgemacht, und Herr Ehrenthal ſtand vor dem armen Bocher. Das war nicht mehr der Mann von heut Nachmittag, die anſchmiegende Freundlichkeit war verſchwunden, wie der Duft einer Roſe am Ende des heißen Tages, er war ganz Majeſtät, Selbſtgefühl, Despotismus; kein aſiatiſcher Kaiſer kann ſo ſtolz auf die Creatur vor ſeinen Füßen herunterſehen, als er auf das Kind von Oſtrau zu blicken verſtand. Itzig fühlte das Bedeutende in der Stellung des großen Mannes und ſeine eigene Nichtswürdigkeit trotz der ſechs Ducaten im Lederſäckchen, er ſchnellte in die Höhe und ſtand demüthig vor ſeinem Meiſter. „Hier iſt ein Brief von Baruch Goldmann, bei welchem der Herr Ehrenthal mich hat verſchrieben für ſein Geſchäft," begann Veitel und hielt dem großen Mann einen Brief entgegen.

„Ich habe dem Goldmann geſchrieben, er ſoll mir einen Menſchen ſchicken, den ich mir anſehe, ob ich ihn brauchen kann; abgemacht iſt noch nichts," ſprach Ehrenthal vornehm und öffnete das Schreiben.

„Ich bin doch gekommen, damit Sie mich anſehen," entgegnete Veitel.

„Und was kommſt du ſo ſpät, junger Itzig? Es iſt keine Zeit mehr zur Rede vom Geſchäft," ſchnarrte ihn der Hausherr an.

„Ich wollte mich melden bei meinem Herrn Hirſch Ehrenthal zum Dienſt noch heut Abend, wenn er mir hat zu geben einen Auftrag für morgen früh."

Davon iſt zu reden morgen früh," antwortete gereizt der Herr, welcher es für vortheilhaft hielt, dem Neuling zu zeigen, wie wenig ihm an ſeiner Perſon gelegen ſei. Itzig begriff vollkommen das Zweckmäßige dieſes Benehmens, und da er ſah, daß ſeine Stellung bei dem abzuſchließenden Geſchäftsvertrage bis jetzt keine günſtige war, ſuchte er ſie dadurch zu verbeſſern, daß er tiefer auf die Sache einging und entgegenwarf: „Ich kann vielleicht leiſten einen Dienſt morgen früh, wo Markttag iſt, weil ich kenne die meiſten Kutſcher von den Herren, welche hereinkommen mit Raps."

„Was Raps! Was thue ich mit Raps? Was will er reden vom Geſchäft?" ſchleuderte ihm Hirſch Ehrenthal noch grimmiger entgegen.

Aber unerſchüttert fuhr Veitel fort ſich herauszuſtreichen, wie ein ſeidenes Halstuch: „Ich bin auch ſonſt bekannt in der Stadt, ich kenne die Makler und die kleinen Leut', und kann dem Herrn helfen bei jedem Geſchäft, das er machen will im Haus und außer dem Haus." Und um ſeinen Selbſtverkauf dem Abſchluß näher zu bringen, fügte er mit reſignirter Miene hinzu: „Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich will wohnen in dem Hauſe bei Herrn Hirſch Ehrenthal; wenn der Herr Ehrenthal für mich nicht hat ein Bett in ſeinem Hauſe, ſo will ich mir ſuchen mein Lager in der Nähe bei einem Wirth."

Herr Ehrenthal wurde durch dieſe Anſpruchsloſigkeit ſo weit gerührt, daß er den Burſchen noch einmal von oben bis unten anſah und mit mehr Herablaſſung frug: „Sind deine Papiere in Ordnung, daß du mich in keine Unannehmlichkeiten bringſt mit der Polizei?"

Veitel beruhigte ihn über dieſen wichtigen Punkt; eine uralte große Brieftaſche flog plötzlich auf geheimnißvolle Weiſe aus den Falten ſeiner ſchlottrigen Jacke; aus ihr ſuchte er ſeine Legitimation heraus.

Herr Ehrenthal faßte das Papier mit einem geſchickt angenommenen Widerwillen gegen die gelbliche Farbe deſſelben und ſah es genau durch, Unterſchrift, Siegel und Alles, indem er es ſogar gegen das Licht hielt. Veitel wartete geſpannt, ob er das Document behalten würde; wenn er es in der Hand behielt, ſo war das Geſchäft zum Abſchluß reif.

Als Herr Ehrenthal das Document nachläſſig in der Hand wiegte, verſuchte Itzig mit unterwürfiger Vertraulichkeit zu lächeln. „Wenn ich dich in meinen Dienſt nehme," ſprach der Hausherr, „ſo wirſt du machen Alles in meinem Hauſe, was ich dir werde auftragen, oder Madame Ehrenthal, oder mein Sohn Bernhard Ehrenthal; du wirſt putzen die Stiefeln am Morgen und die Schuhe meiner Frau, du wirſt holen in die Küche, was dir die Köchin ſagen wird, in meinem Geſchäft wirſt du machen alle Gänge, die ich habe zu machen, und wirſt ausrichten alle Beſtellungen.“

„Ich will, Herr Ehrenthal,“ ſagte Veitel demüthig, „ich will Alles thun, daß Sie ſeien zufrieden mit mir.“

„Frühſtück und Mittageſſen wird dir geben die Köchin, am Abend von ſieben Uhr kannſt du ſein dein eigener Herr.“ — Veitel nahm mit derſelben Bereitwilligkeit auch dieſe Bedingung an und bemerkte nur: „Kann ich nicht haben am Morgen ein bis zwei Stunden für mich?“

„Nein,“ ſprach Ehrenthal ungnädig; „ich kann es nicht leiden, wenn Einer in meinen Dienſten iſt und macht Geſchäfte für eigene Rechnung.“

Da Veitel beſchloſſen hatte, unter allen Umſtänden Geſchäfte für eigene Rechnung zu machen, und Herr Ehrenthal das eben ſo gut wußte, wie Veitel, ſo wurde auf dieſen zarten Punkt nicht weiter eingegangen.

„Dafür ſollſt du erhalten alle Monat zwei Thaler, und wenn ich mit deiner Hülfe ein Geſchäft mache, erhältſt du deinen Antheil davon.“

„Wie groß ſoll ſein dieſer Antheil?“ rief Veitel ſchnell.

„Wie groß er ſoll ſein?“ frug Herr Ehrenthal unwillig, „was ich dir werde geben, wird ſein groß genug.“

„Groß genug für den Herrn, aber nicht für mich,“ antwortete Veitel dreiſt, denn er fühlte, daß bei dieſem Hauptpunkt Entſchloſſenheit nöthig ſei.

„Das wird ſich finden, wenn du wirſt abgedient haben deine Probezeit. Vier Wochen dienſt du auf Probe, nach der Zeit werde ich mit dir reden über deinen Verdienſt.“

Das war Alles, was Veitel billigerweiſe verlangen konnte, er hob ſein Bündel von den Treppenſtufen auf und ſagte unterwürfig: „Ich bin's zufrieden, wenn der Herr Ehrenthal mir noch will ſchenken eine alte Hoſe und Rock, daß ich ihm keine Schande mache vor den Leuten.“

„Keinen Rock und keine Hoſe,“ antwortete der Herr entſchieden.

„Dann geben Sie mir Hoſe und Rock in vier Wochen, wenn meine Probezeit zu Ende iſt.“ Dieſe Forderung war nach dem Cours der Trödlerbörſe gleich einem Geſchenk von drei bis vier Thalern, und Ehrenthal fand die Forderung mit Recht hoch; er warf noch einen prüfenden Blick auf den Burſchen, auf die Demuth ſeiner Stellung und die ungewöhnliche Frechheit ſeiner Augen, er ſchloß, daß der Menſch brauchbar ſein werde, und fühlte ſich bewogen, Großmuth zu zeigen. „So mag es ſein,“ ſchloß er, „in vier Wochen. Dein Nachtquartier kannſt du nehmen bei Löbel Pinkus an der Ecke, damit ich weiß, wo du biſt zu finden.“ Darauf öffnete Herr Ehrenthal die Entreethüre und rief hinein: „Frau, Bernhard, Roſalie, kommt heraus.“ Zwei Stubenthüren und die Küchenthür öffneten ſich, und die Familie des Hausherrn wurde ſichtbar, dahinter die zerknitterte Köchin.

Madame Ehrenthal war eine volle Frau in ſchwarzer Seide, mit ſtarken Augenbrauen und rabenſchwarzen Hängelocken; ſie machte noch große Anſprüche zu gefallen und gefiel auch. Wenigſtens verſicherten ihr das mit mehr oder weniger Anſtand junge Herren vom Adel, welche zuweilen in den Morgenſtunden Herrn Ehrenthal beſuchten, um mit ihm Geſchäfte zu machen; und obgleich dieſe Verſicherungen um ſo wärmer zu ſein pflegten, je kühler Ehrenthal ſich gegen das abzuſchließende Geſchäft verhielt, ſo galt doch, die Wahrheit zu ſagen, Madame Ehrenthal auch bei ſolchen Leuten, welche keine Sola-Wechſel zu prolongiren wünſchten, für eine ſehr ſtattliche Dame. Ihre Tochter aber war in der That eine Schönheit, eine große, edle Geſtalt mit glänzenden Augen, dem reinſten Teint und einer nur ſehr wenig gebogenen Naſe. Wie aber kam der Sohn in dieſe Familie? Er war faſt klein, mit einem bleichen, faltigen Geſicht und gebückter Haltung; daß er noch ein Jüngling war, ſah man nur an ſeinem Munde und dem hellen Blick; auch war er nachläſſiger gekleidet, als einem Sohn des Herrn Ehrenthal geziemte, und in dem braunen Haar hingen noch jetzt am Abend einige Federn. Die Familie und Veitel ſahen einander ſtumm an, während Herr Ehrenthal mit Selbſtgefühl bemerkte: „Dieſes iſt der Veitel Itzig, ich habe ihn genommen in unſern Dienſt.“ Der vornehme Stolz der Mutter, der mißfällige Blick der Tochter und das zerſtreute Auge des Sohnes wurden von dem armen Bocher eben ſo gewandt aufgefangen, wie die bunten Strahlen eines Prismas von einem beobachtenden Naturforſcher; er beſchloß auf der Stelle, gegen die Mutter ſehr, ſehr unterwürfig zu ſein, ſich in die Tochter zu verlieben und Bernhards Stiefel ſchlecht zu putzen und in den Rocktaſchen deſſelben beim Ausbürſten nachzuſehen, ob nicht ein Geldſtück durch Nachläſſigkeit des Beſitzers in den Falten ſitzen geblieben.

Nach dieſer Vorſtellung erklärte Herr Ehrenthal, Veitel könne gehen und ſolle am nächſten Morgen um ſechs Uhr im Hauſe ſein. Die Entreethüre ſchloß ſich hinter dem Burſchen, auch er ſtand auf der Treppe, ins Geſchäft aufgenommen, ein angehender Kaufmann. Er lächelte vergnügt, als er die Treppe hinunter ging, offenbar war er mit ſeinem Handel zufrieden. Hatte er ſich doch gemeſſen mit dem großen Herrn im Geſchäft und hatte einen Vortheil davongetragen. Denn da er ſich auf jede Bedingung auch ohne Garderobenzulage engagirt haben würde, ſo betrachtete er den alten Rock und Hoſen zahlbar in vier Wochen mit Recht als eine angenehme Uebervortheilung ſeines neuen Prinzipals. Die Ueberlegung: „Es wird nur ein Sommerrock ſein,“ flog wie ein düſterer Schatten über ſeine Seele; „aber die Hoſe wird ſein von ſeinem Bernhard, welcher trägt Tuchhoſen auch heut am heißen Sommertage.“ So trug er beruhigt ſein Bündel um die Ecke zu Löbel Pinkus.

Löbel Pinkus war Hausbeſitzer und hielt zu ebener Erde einen kleinen Branntweinladen, welcher zahlreiche Kunden hatte. Doch war erſichtlich, daß weder die ſtarke, wie fettig glänzende Figur des ehrſamen Pinkus ſelbſt, noch die dicke Halskette ſeiner Frau ihre ſolide Pracht aus dem Branntweingeſchäft allein herleiteten, und die Nachbarn zerbrachen ſich manchmal den Kopf darüber, wie Frau Pinkus es durchſetzen könne, immer die theuerſten Gänſe zu braten, ja zuweilen ſogar Truthühner. Indeß da ihr Gemahl ein Mann von Charakter war, in allen ſeinen Reden grob und entſchieden, da er Branntwein verkaufte, was immer für ein Zeichen volksthümlicher Geſinnung gelten wird, und da er außerdem Geld gegen ungewöhnliche Procente auszuleihen wußte, ſo war er unter den kleinen Handwerkern in der Nachbarſchaft doch ſehr reſpectirt und gefürchtet. Sein Leumund war gut. Die Straßenpolizei trank im Vorbeigehen gern in ſeinem Laden einen Liqueur, für den er das Geld zu nehmen ſtets verweigerte, er zahlte ſeine Abgaben pünktlich und galt für einen Freund, ja Vertrauten der executiven Macht. In Wahrheit aber war Herr Pinkus eine von den glücklichen Naturen, welche Honig aus allen Blumen zu ſaugen wiſſen, auch aus übelriechenden. Er hielt in dem erſten Stock ſeines Hauſes eine ſtille Herberge für Männer mit und ohne Bart, welche einen Haß gegen Alles, was von dem Geſchlecht der Schweine ſtammt, nicht überwinden konnten. Dieſe Männer von uralter Familie ſchätzten zuweilen ein billiges und verborgenes Nachtlager, bei welchem der Wirth keine hohen Rechnungen machte und keinen Paß abforderte; ſie kamen in der Regel am ſpäten Abend in die Herberge und ſchlichen am frühen Morgen wieder hinaus in die Gaſſen der Stadt oder auf die Landſtraße, beſcheidene Trödler und Schacherer, welche ihren Gewinn nach Groſchen und Pfennigen berechneten. Außer dieſen Gäſten erſchienen ab und zu noch andere, unregelmäßig wie Kometen, von jedem Alter, Geſchlecht und Glauben, ſie verhandelten in größter

Stille mit dem Hausherrn und konnten es nicht vertragen, wenn man bei Nacht in der Nähe ihres Geſichtes ein Schwefelholz anzündete. Alte Gaſtfreunde des Pinkus hatten über ſolche Eigenthümlichkeit allerdings ihre Anſichten, aber ſie fanden es nicht gerathen, darum viele Worte zu verlieren.

In dieſem Hauſe tappte Itzig im Finſtern eine Treppe hinauf und unſaubere Wände entlang, ſtieß an eine ſchwere eichene Thür mit großem Schloß und trat, als er dieſe durch einen ſtarken Druck geöffnet hatte, in einen wüſten Raum, der faſt die ganze Länge des Hauſes einnahm. In der Mitte ſtand ein alter Tiſch mit einer ſchlechten Oellampe, einige Schemel darum; gegenüber der Thürſeite war ein großer Wandverſchlag mit vielen kleinen Thüren, welche zum Theil offen ſtanden und verriethen, daß der ganze Verſchlag aus ſchmalen, von einander getrennten Abtheilungen mit hölzernen Kleiderhaken und Fächern beſtand. Vor den kleinen Fenſtern, welche auf die Straße führten, waren verblichene Rouleaux heruntergelaſſen, auf der gegenüberliegenden Langſeite fiel durch eine offene Thür das Abendlicht in das Zimmer, dieſe Thür führte auf eine hölzerne Galerie, welche längs der Gaſtſtube an der Außenſeite des Hauſes fortlief.

Itzig warf ſein Bündel in einen Wandſchrank und trat auf die Galerie hinaus. Da er auch hier keinen zweiten Gaſt vorfand, fing er an von der Galerie die Ausſicht zu bewundern mit demſelben Grad von Theilnahme, welchen ein niederländiſcher Architekturmaler gehabt haben würde, nur nicht ganz in derſelben Abſicht. Unten am Fuß des Hauſes wälzte ein Fluß ſein lehmiges Waſſer eilig vorwärts und bildete eine ſchmale Waſſerſtraße, welche auf beiden Seiten mit verfallenen hölzernen Häuſern eingefaßt war. Faſt an jedem Hauſe, an jedem Stockwerk waren ähnliche hölzerne Galerien herausgebaut und durch gebräunte Balken geſtützt. Manchmal liefen drei, vier Galerien übereinander, dann war der Fußboden der obern das Regendach der untern. In alter Zeit hatte die achtbare Zunft der Gerber dieſe Straße bewohnt, damals war das Holzwerk glatt und neu geweſen, und helle Lämmer- oder Ziegenfelle hatten an den Geländern gehangen, bis ſie weich und geſchmeidig geworden waren, um Handſchuhe für die Patrizier und Ledertaſchen für ihre Frauen zu geben. Jetzt waren die Gerber nach entfernteren Stadttheilen hinabgezogen, und ſtatt der Thierfelle hing die Wäſche armer Leute an den hölzernen Balconen, über dem zerbrochenen Schnitzwerk und den wurmſtichigen Balkenköpfen. Noch ſtach die weiße, rothe und blaue Farbe der Wäſche im Abendlichte ſeltſam ab von dem ſchwarzen Holzwerk, und das Licht brach ſich auf wunderliche Weiſe an den Säulen und Vorſprüngen der Galerien, an rohen Arabesken der Einfaſſung und an den dunkeln Pfählen, welche hier und da aus dem Waſſer hervorragten. Es war ein unheimlicher Aufenthalt für jedes Geſchöpf, außer für Maler, Katzen oder arme Teufel.

Junker Itzig war ſchon früher ein und das andere Mal in dem Hauſe geweſen, aber immer in größerer Geſellſchaft. Heut bemerkte er, daß eine lange bedeckte Treppe vom Ende ſeiner Galerie bis hinunter an das Waſſer führte; er ſah, daß unweit von dieſer Treppe eine ähnliche am Nachbarhauſe hinablief, und ſchloß daraus, daß es möglich ſein müſſe, die eine Treppe hinunter und die andere hinauf zu ſteigen, ohne ſich mehr als die Schuhe naß zu machen; er entdeckte ferner, daß es bei dem niedrigen Waſſerſtand des Sommers möglich war, längs der Häuſerreihe am Waſſer weit hin fortzugehen, und er überlegte, ob es Menſchen geben könnte, welche bei Tag oder Nacht einen ſolchen Spaziergang für nützlich hielten. Nachtwächter und Polizeidiener wenigſtens waren dort nicht zu befürchten. Durch dieſe Betrachtungen wurde ſeine Phantaſie ſo aufgeregt, daß er in das Gaſtzimmer zurücklief, in die Wandſchränke kroch, welche offen ſtanden, und die Holzwände derſelben durch Klopfen und Schütteln unterſuchte. Mit Erſtaunen entdeckte er, daß auch die Rückwand von Holz war und hohl klang. Da an dieſer Seite die Mauer laufen mußte, welche dies Haus vom Nachbargebäude trennte, ſo fand er den hohlen Ton auffällig und nicht in der Ordnung, und war eben im Begriff, einen verſchloſſenen Wandſchrank anzugreifen und zu ſehen, ob nicht ein Ritz in dem Holze der Rückwand weiteren Aufſchluß gäbe, als ein dumpfes Knurren ſeine Hand von der Schrankthür zurückhielt. Er ſah ſich um und erkannte — ohne große Beſchämung — daß er nicht mehr allein war. In einer Ecke des Zimmers lag in ſeinen Kaftan gewickelt, das ſchwarze Käppchen im Haar, ein galiziſcher Handelsmann zuſammengekauert auf dem Strohſack. Er hatte ſeine Sachen in dem angegriffenen Wandſchrank verſchloſſen und hielt für nöthig, gegen die Unterſuchung des Wißbegierigen zu proteſtiren. Itzig verſuchte ein Geſpräch mit dem Fremden anzuknüpfen; da dieſer aber mehr Luſt zum Schlafen als zur Unterhaltung zeigte, ſetzte ſich Itzig in die gegenüberliegende Ecke auf einen andern Strohſack und ſaß dort mit ſeinem raſtloſen Geiſte rechnend und Geſchäfte ausdenkend, wobei er zuweilen in lebhaftem Sinnen mit Händen und Beinen ſchlenkerte, bis die Dunkelheit der Nacht durch die Thür eindrang, und die kleine Oellampe zu kniſtern anfing und Miene machte auszugehen. Noch kam Pinkus der Wirth ſelbſt herauf, ein Licht in der Hand; er unterſuchte den Beſtand ſeiner Gäſte, ſetzte einen Krug Waſſer auf den Tiſch und ſchloß beim Hinausgehen die Thür von außen ab. Im Finſtern holte Itzig ein Stück trockenes Brod aus der Taſche und ſchlief endlich unter dem Schnarchen ſeines Stubengenoſſen ein, den Strohſack unter ſich, zugedeckt mit ſeiner alten Jacke.

Zu derſelben Stunde wickelte ſich ſein Reiſegefährte im Patrizierhauſe in die geſteppte Decke ſeines Lagers, ſah noch einmal mit müden Augen in der Stube umher und bemerkte ſchlaftrunken, daß die gelbe Katze auf dem Schreibtiſch ihre

Beinchen bewegte, ſich mit der Pfote zu ſtrählen anfing und ihm zuletzt ſogar mit beiden Pfoten Kußhändchen zuwarf. Bevor er Zeit hatte, über dieſe ungewöhnliche Freundlichkeit des Gipſes nachzudenken, war er eingeſchlafen. Vor beiden Jünglingen ſenkte ſich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem die Traumgöttin ihre bunten Bilder zu zeigen pflegt. Anton ſah ſich ſelbſt auf einem großen Waarenballen ſitzen und durch die Luft fliegen, während eine gewiſſe junge Dame die Arme nach ihm ausſtreckte; und Veitel Itzig entdeckte mit Behagen, daß er ein Baron geworden war, welcher von Hirſch Ehrenthal um ein Almoſen angeredet wurde. Er ſah, wie er dem alten Ehrenthal ſeine ſechs Ducaten als Geſchenk gab und wie dieſer ſich kläglich bedankte. Ueber dieſe Großmuth erſchrak er im Traume ſo, daß er mit Händen und Beinen um ſich ſchlug.

Am nächſten Morgen begann jeder der beiden Jünglinge ſeine Thätigkeit. Anton ſaß auf ſeinem Platze im Comtoir und copirte Briefe, und Veitel ſtand, nachdem er ſämmtliche Stiefeln und Schuhe der Familie Ehrenthal gebürſtet und die Kleidertaſchen Bernhards unterſucht hatte, als Aufpaſſer vor dem größten Hotel der Stadt, um einen fremden Herrn vom Lande zu beobachten, welcher mit Herrn Ehrenthal unzufrieden geworden war und im Verdacht ſtand, ſich andere Geſchäftsfreunde auf ſein Zimmer beſtellt zu haben. Anton bekam durch das Copiren der Briefe Einſicht in Stil und Sprache ſeines Geſchäfts, und Veitel hatte während ſeines Lauerns vor dem Gaſthofe das Glück, die Adreſſe eines vorübergehenden Studenten zu erhalten, welcher es für zeitgemäß hielt, ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen.

In ſeinen erſten Mußeſtunden zeichnete Anton das Schloß, die Kletterpflanzen, den Balcon und die Thürmchen aus dem Gedächtniß auf das beſte Papier, das ihm die große Stadt liefern konnte. Er ließ das Bild in einen Goldrahmen faſſen und hing es über ſeinem Sopha auf.

5.

Anton hatte in den erſten Wochen Mühe, ſich in der neuen Welt zurecht zu finden, in die er verſetzt war. Das Gebäude, der Haushalt, das Geſchäft waren ſo alterthümlich, ſolid und großartig, daß ſie auch einem Weltbürger von mehr Erfahrung imponiren mußten.

Das Geſchäft war ein Waarengeſchäft, wie ſie jetzt immer ſeltener werden, jetzt, wo Eiſenbahnen und Telegraphen See und Inland verbinden, wo jeder Kaufmann aus den Seeſtädten durch ſeine Agenten die Waaren tief im Lande verkaufen läßt, faſt bevor ſie im Hafen angelangt ſind, ſo ſelten, daß unſere Nachkommen dieſe Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden, als wir den Marktverkehr zu Timbuctu oder in einem Kaffernkral. Und doch hatte dies alte weit bekannte Binnengeſchäft ein ſtolzes, ja fürſtliches Anſehen, und, was mehr werth iſt, es war ganz gemacht, bei ſeinen Theilhabern feſte Geſinnung und ein ſicheres Selbſtgefühl zu ſchaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Conjuncturen waren ſeltener und größer, ſo mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, ſeine Speculation ſelbſtändiger ſein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Maſſen der Waaren, welche ſie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorräthig hielt. Auf den Packhöfen am Fluſſe lag in langen Speichern ein großer Theil der fremden Waaren aufgeſtapelt, ein kleinerer Theil in den Kellern und Gewölben des alten Hauſes ſelbſt, viele Vorräthe in Speichern und Remiſen der Nachbarſchaft. Zahlreiche Kaufleute in der Provinz verſorgten ſich aus den Magazinen der Handlung mit Colonialwaaren und den tauſend guten Erzeugniſſen der Fremde, welches uns ein tägliches Bedürfniß geworden ſind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Oſten, bis an die türkiſche Grenze, ſaßen die Agenten des Hauſes, und dieſer Theil des

Geſchäftes, vielleicht weniger regelmäßig und ſicher, galt zur Zeit für die gewinnreichſte Thätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine Menge der verſchiedenſten Eindrücke, Menſchen und Verhältniſſe aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche faſt täglich Waarenproben brachten, und außer den Senſalen der Börſe, welche die Geldgeſchäfte des Hauſes vermittelten, Wechſel anboten und verkauften, zog durch das vordere Comtoir vom Morgen bis zum Abend eine bunte Proceſſion von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväteriſche Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverläſſigkeit; ſie kauften, drückten die Hände, und verlangten als alte Freunde des Geſchäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbeſitzer jedes Standes aus der Landſchaft, welche die angebauten Handelsgewächſe, Farbekräuter, Gewürze u. ſ. w. anboten; dann polniſche Juden, ſchwarzlockige Geſellen im langen ſeidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Erzeugniſſe ihrer Länder, Wolle, Hanf, Potaſche, Talg verkaufen wollten. Mit ihnen war der Verkehr am wenigſten geſchäftsmäßig, ihr Kommen erregte jedesmal unter den jüngern Leuten des Comtoirs ſtille Heiterkeit. Dazwiſchen kamen Bettler, Hülfeſuchende aller Art, Geſchäftsfreunde des Hauſes, Fuhrleute, welche ihre Frachtbriefe forderten, Auflader und Hausknechte, welche Aufträge erhielten oder die Aufträge anderer Geſchäfte ausrichteten. Anton fand es ſehr ſchwer, bei dieſem ewigen Thüröffnen und Durcheinanderſprechen ſeine Gedanken zuſammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden.

Eben war Herr Braun eingetreten, der Agent eines befreundeten Hauſes in Hamburg, und hatte aus ſeiner Taſche eine Anzahl Kaffeproben hervorgeholt. Während dieſe vom Prinzipal beſichtigt wurden, geſticulirte der kleine behende Agent mit ſeinem goldenen Stockknopf in der Nähe von Antons Augen umher und berichtete von einem Seeſturme und dem Schaden, den er angerichtet haben ſollte. Da knarrte die Thür, und eine ärmlich gekleidete Frau trat herein. Herr Specht erhob ſich und frug: „Was wollen Sie?“ Man hörte klägliche Töne, welche mit dem Gepiep eines kranken Huhns Aehnlichkeit hatten, der Kaufmann griff ſchnell in die Taſche und das Piepen verwandelte ſich in ein behagliches Gluckſen. „Haushohe Wellen,“ ruft der Agent. — „Gott vergelt' es tauſendmal,“ gluckſt die Frau. — „Macht 550 Mark zehn Schilling,“ ſagt Herr Baumann zum Prinzipal.

Jetzt wird die Thür heftig aufgeriſſen, ein ſtarker Mann, mit einem Geldſacke unterm Arm, tritt ein, er ſetzt den Geldſack triumphirend auf den Marmortiſch und ruft mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine gute That vollbringt: „Hier bin ich, und hier iſt Geld!“ Sogleich erhebt ſich Herr Jordan und ſagt vertraulich: „Guten Morgen, Herr Stephan, wie geht's in Wolfsburg?“ — „Ein furchtbares Loch,“ klagt Herr Braun. — „Wo?“ frägt Fink. — „Es iſt keine ſchlechte Stadt, aber wenig Nahrung,“ ſagt Herr Stephan. — „Natürlich im Rumpfe des Schiffes,“ antwortet Herr Braun. — „Fünfundſiebzig Sack Cuba,“ bemerkt der Prinzipal als Antwort auf die Frage eines Commis.

Während nun Herr Stephan die Neuigkeiten ſeiner Stadt erzählt, darunter die traurige Geſchichte eines Lehrjungen, der ſich mit Hülfe einer Schlüſſelbüchſe erſchoſſen hat, und während Jordan dieſe nothwendige Einleitung zu dem bevorſtehenden Einkauf geduldig durchmacht, öffnet ſich wieder die Thür, ein Bedienter tritt ein und ein Jude aus Brody. Der Diener bringt dem Kaufmann die Einladung zu einem Diner, und der Jude ſchleicht an die Ecke, wo Fink ſitzt.

„Wozu kommt ihr wieder, Schmeie Tinkeles?“ frägt Fink kalt, „ich habe euch ſchon geſagt, daß wir kein Geſchäft mit euch machen wollen.“

„Kein Geſchäft?“ ruft der unglückliche Tinkeles krächzend in abſcheulichem Deutſch, ſo daß Anton ihn nur mit Mühe verſicht. „Solche Wolle, wie ich bringe, iſt noch nicht geweſen im Lande."

„Wie hoch der Centner?" fragt Fink ſchreibend, ohne den Juden anzuſehen.

„Was ich doch habe geſagt," antwortet der Jude.

„Ihr ſeid ein Narr," ſagt Fink, „fort mit euch!"

„Kein Lootſe kann ihm helfen," ſagt Herr Braun.

„Meine Empfehlung an Herrn Commerzienrath," ſagt der Kaufmann.

„Mit einem Schwefelhölzchen hat er den Schlüſſel angezündet," ruft Herr Stephan zum Himmel blickend.

„Wai!" ſchreit der Mann im Kaftan, „was iſt das: fort mit euch? Mit fort kann man machen keine Geſchäfte."

„Was wollt ihr alſo haben für eure Wolle?"

„41½," ſagt Tinkeles.

„Hinaus!" bemerkt Fink.

„Sagen Sie doch nicht immer hinaus!" bittet der Jude in Verzweiflung, „ſagen Sie, was wollen Sie geben?"

„Wenn ihr ſo unverſchämt fordert, gar nichts," ſagt Fink, eine neue Seite ſeines Briefes beginnend.

„Sagen Sie doch nur, was wollen Sie geben?" bittet der Jude wieder.

„Nur wenn ihr wie ein anſtändiger Mann redet," antwortet Fink den Juden anſehend.

„Ich bin anſtändig," ſagt der Jude leiſe, „was wollen Sie geben?"

„39," ſagt Fink.

Jetzt geräth Schmeie Tinkeles außer ſich, ſchüttelt ſeine ſchwarzen Locken und verſchwört ſich bei ſeiner Seele Seligkeit mit lautem Geſchrei, er könne nicht unter 41; worauf Fink ihm bedeutet, er werde ihn von einem Hausknecht hinausführen laſſen, wenn er ſolchen Lärm mache. Darauf geht der Jude entrüſtet vor die Thüre, ſteckt den Kopf wieder herein und ruft: „Alſo was wollen Sie geben?"

„39," ſagt Fink und ſieht der aufgeregten Mimik des Händlers ungefähr mit demſelben Intereſſe zu, mit dem ein Phyſiker die galvaniſchen Zuckungen eines Froſches betrachtet. Die Zahl 39 bewirkt in der Seele des Juden eine neue Exploſion, er tritt wieder vor, verſchwört ſeine Seele in den tiefſten Abgrund der Hölle und erklärt ſich ſelbſt für das nichtswürdigſte Scheuſal der Welt, wenn er für weniger als 41 ablaſſen könne. Als er ſich auf wiederholte Ermahnungen Finks, ruhig zu werden, dazu nicht entſchließen kann; wird der Hausknecht gerufen. Das Erſcheinen deſſelben wirkt ſo weit beruhigend, daß Herr Tinkeles erklärt, er könne allein gehen und werde allein gehen, worauf er ſtill ſteht und 40½ ſagt. Der Agent, der Provinziale und das Comtoir ſind ſtill und hören der Verhandlung neugierig zu, während Fink dem armen Schmeie mit einer gewiſſen Herzlichkeit den Vorſchlag macht, er ſolle ſich ohne Weiteres entfernen, er ſei völlig Narr und mit ihm kein Geſchäft zu machen. Darauf wendet ſich der Jude trotzig ab und geht hinaus. Und wieder fährt Herr Braun fort: „Dieſer Sturm war ein ſeltenes Unglück, der Kaffe muß ſteigen"; und Herr Stephan beweiſt, daß die Selbſtmorde und andere Unthaten ſeit Erfindung der Schwefelhölzer zugenommen haben; und Fink ſagt zum Prinzipal, der einen unterdeß erhaltenen Brief durchlieſt: „Er wird's laſſen, wenn ich ihm noch einen halben Thaler zulege. Wollen Sie mit 39½ abmachen?"

„Wie viel?" fragt der Kaufmann.

„120 Centner," ſagt Fink.

„Nehmen Sie," ſagt der Kaufmann und lieſt weiter.

Von Neuem wird die Thür aufgeriſſen, das Geſchwirr geht fort, und Anton müht ſich vergebens zu verſtehen, wie man die Wolle kaufen könne, nachdem der Verkäufer in ſo entſchiedener Weiſe gegangen iſt. Da öffnet ſich, gerade als wieder drei bis vier Stimmen durcheinander sprechen, ganz leiſe die Thür. Tinkeles ſchleicht auf den Zehen herein bis hinter Finks Platz und ſagt, dieſem die Hand auf die Schulter legend, wehmüthig und vertraulich: „Was wollen Sie noch geben?"

Fink wendet ſich um und ſagt ebenfalls mit vertraulichem Lächeln: „Weil ihr es ſeid, Tinkeles, 30½, aber nur unter der Bedingung, daß ihr kein Wort weiter ſprecht, ſonſt nehm' ich das Gebot zurück."

„Ich ſpreche nichts," antwortet der Jude, „ſagen Sie 40."

Fink macht eine Bewegung der Entrüſtung und weiſt ſchweigend nach der Thür. Der Händler geht und dreht an der Thür um.

„Jetzt kommt's," ſagt Fink. Darauf kehrt der Händler zurück und ſpricht mit mehr Haltung: „30½, wenn Sie es dafür wollen nehmen."

Nach einigem Zögern bemerkt Fink wie gelegentlich: „Es mag ſein." Worauf Schmeie Tinkeles ganz umgewandelt iſt, ſich als liebenswürdigen Freund der Handlung erweiſt und angelegentlich nach dem Befinden des Prinzipals erkundigt.

Und wieder knarrte nach dieſem Intermezzo die Thür, neue Käufer und Verkäufer kamen, die Menſchen ſprachen und Federn kniſterten, das Geld rollte unaufhörlich.

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erſchien ihm ſehr fremdartig und wichtig.

Das Haus ſelbſt war ein altes unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäuſern, voll von Mauern und kleinen Treppen, von geheimnißvollen Durchgängen, wo kein Menſch welche vermuthete, von Corridoren, Niſchen, tiefen Wandſchränken und Glasverſchlägen. Es war ein durchaus künſtlicher Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für ſpäte Enkel ſo ſchwierig und unverſtändlich als irgend möglich zu machen. Und doch ſah er im Ganzen betrachtet behaglich aus und umfaßte mit ſeinen

Mauern eine große Welt voll Menſchen und Intereſſen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter ſeinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbgurte mit Waaren gefüllt; das ganze Parterre gehörte der Handlung und enthielt außer den Comtoirzimmern faſt nichts als Waarenräume. Darüber lagen im Vorderhauſe die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr ſelbſt wohnte. Herr Schröter war nur kurze Zeit verheiratet geweſen, in einem Jahre hatte er Frau und Kind verloren; ſeit dem Tode ſeiner Eltern war eine Schweſter Alles, was er von Familie beſaß.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch ſeiner Handlung. Alle Herren des Comtoirs, welche nicht verheiratet waren, wohnten in ſeinem Hauſe, gehörten ſeinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt ein Uhr an dem Tiſche des Prinzipals. Am Morgen nach Antons Eintritt hatte Herr Schröter nur wenige Worte mit ihm gewechſelt und ihn darauf Herrn Jordan und dem Provinzialgeſchäft übergeben. Jetzt, einige Minuten vor der Mittagsſtunde, war Anton in die Zimmer des erſten Stocks beſtellt, um der Dame des Hauſes vorgeſtellt zu werden. Erwartungsvoll ſtieg er die Teppichſtufen der breiten Treppe hinauf, der Bediente öffnete und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern in das Empfangzimmer. Anton ſah auf ſeinem Wege mit Erſtaunen den ruhigen und ſoliden Glanz der Einrichtung, die großen Wandſpiegel, ſchwere Stoffe, Gemälde, Blumentiſche, zahlreiche Vaſen und Fruchtſchalen von Stein und gemaltem Porcellan. Der Diener ſchlug eine Portiere zurück, und Anton machte auf dem glatten Parquetboden eine tiefe Verbeugung, als der Prinzipal ihn einer jungen Dame vorſtellte und dazuſetzte: „Meine Schweſter Sabine.“

Fräulein Sabine zeigte über dem eleganten Sommerkleide ein feines bleiches Geſicht, von rabenſchwarzem Haar eingefaßt. Sie war nicht älter als Anton, aber ſie hatte die Würde und Haltung einer Hausfrau. Sie nöthigte Platz zu nehmen und frug ihn theilnehmend, wie er ſich eingerichtet habe und ob er noch irgend etwas vermiſſe.

„Meine Schweſter regiert uns alle,“ ſagte der Kaufmann mit einem freundlichen Blick auf die Dame, „machen Sie hier Ihre Bekenntniſſe, wenn Sie irgend einen wirthſchaftlichen Wunſch haben; ſie iſt die gute Fee, welche den Haushalt in Ordnung hält.“

Anton ſah zu der Fee auf und antwortete ſchüchtern: „Ich habe bis jetzt Alles weit glänzender gefunden, als ich von Hauſe aus gewöhnt bin.“

„Ihr Leben wird Ihnen bei alle dem mit der Zeit einförmig erſcheinen,“ fuhr der Kaufmann fort, „es iſt eine ſtrenge Regelmäßigkeit in unſerm Hauſe, Sie haben viele Arbeit und wenig Zerſtreuung zu erwarten; meine Zeit iſt ſehr in Anſpruch genommen, auch nach dem Schluß des Comtoirs. Wenn Sie aber in irgend einer Angelegenheit Rath oder Hülfe wünſchen, ſo bitte ich, ſich vor Allen an mich zu wenden.“

Nach dieſer kurzen Audienz erhob er ſich und führte Anton nach dem Speiſezimmer. Auf dem Wege ſetzte er ihm die Stellung eines Lehrlings im Geſchäft auseinander. Anton fand ſeine Collegen bereits aufgeſtellt und in beſcheidener Toilette das Mahl erwartend; Sabine trat ein und mit ihr eine ältliche Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, welche dem Fräulein in der Wirthſchaft half und ſehr gutmüthig ausſah. Die Herren vom Comtoir machten den Damen ihre Verbeugung und Anton erhielt ſeinen Platz am Ende einer langen Tafel, zwiſchen den jüngſten ſeiner Collegen. Ihm gerade gegenüber ſaß Sabine, neben dieſer ihr Bruder, auf der andern Seite die Verwandte, neben dieſer Herr von Fink und dahinter alle Uebrigen genau nach Rang und Alter im Geſchäft. Es war im Ganzen ein ſtilles Diner, welches eingenommen wurde, Antons Nachbarn ſprachen nur wenig und mit gedämpfter Stimme, das Geſpräch wurde faſt ausſchließlich von dem Prinzipal geleitet. Nur der Jokei von geſtern benahm ſich mit größter Unbefangenheit, erzählte kleine lächerliche Geſchichten, wußte andere Leute vortrefflich in Stimme und Haltung nachzuahmen und bewies ſeiner Nachbarin, der gutmüthigen Tante, eine faſt übertriebene Aufmerkſamkeit. Kurz Anton, deſſen Herz bereits voller Pietät und Ehrfurcht war, ſah mit einer Art von frommem Entſetzen, daß Fink den ganzen Tiſch ſo behandelte, als wäre die Tafel nur ſeinetwegen gedeckt und als hätte der Kaufherr nur deßhalb ein Geſchäft, damit Fink, ſein Volontair, leichtſinnige Scherze machen und alle Anweſenden dreiſt anreden könnte. Dabei glaubte er wahrzunehmen, daß der Kaufherr ſelbſt den jungen Herrn mit Kälte behandelte, und ferner, daß Fink ſich ſehr wenig um dies zurückhaltende Weſen des Kaufherrn kümmerte. Der Diener im ſchwarzen Frack ſervirte mit größter Accurateſſe, und als ſich die Herren vom Geſchäft mit einer Verbeugung erhoben und ihre Stühle wegrückten, nahm Anton aus dem Speiſeſaal die Ueberzeugung mit hinaus, daß er noch nie ſo vornehm und feierlich ſein Mittagsbrod verzehrt habe.

„Mit Allen werde ich zurechtkommen, nur mit dieſem Herrn Fink nicht,“ ſagte ſich Anton den Tag über, „er iſt zu dreiſt und zu ſtolz. Auch ſitzen blieb er, als Alle von unſerem Geſchäft aufſtanden. Er paßt nicht hierher,“ entſchied der neue Ankömmling mit einer Weisheit, in welcher mehr Inſtinct als Erfahrung war. Seit der Zeit ſah Anton mit einiger Scheu auf Herrn von Fink, er mußte aber oft nach ihm hinſehen und ſich viel um ihn kümmern, denn das Weſen des Gentlemans imponirte ihm doch ſehr; der edel geformte Kopf, ein ſchmales Geſicht mit feinen Zügen, die ſichere Haltung und die kurze Entſchloſſenheit in Bewegungen und Worten. Anton getraute ſich kaum ihn anzureden, und Fink gab ihm keine Veranlaſſung dazu, denn er ſchien von der Anweſenheit des neuen Lehrlings nichts mehr zu wiſſen. Nur einmal, als Anton zufällig vor Fink die Treppe des Hinterhauſes hinauf ging, redete ihn dieſer an: „Nun Maſter Wohlfart, wie gefällt es Ihnen in dieſem Hauſe?“

Anton blieb ſtehen und ſagte, wie ſich für einen guten Jungen ſchickt: „Ausgezeichnet! Ich ſehe und höre ſo viel Neues, daß ich noch gar nicht zu mir ſelbſt kommen kann.“

„Sie werden das alles gewohnt werden,“ lachte Fink; „wie an einem Tage geht es das ganze Jahr ohne Veränderung fort. Am Sonntage ein Gericht mehr und ein Glas Wein vor jedem Couvert, und Sie werden gut thun, dazu Ihren Leibrock anzuziehen. Sie ſind jetzt als Rad eingefügt in die Maſchine, und es wird von Ihnen erwartet, daß Sie das ganze Jahr regelmäßig abſchnurren.“

„Ich weiß, daß ich fleißig arbeiten muß, um das Vertrauen Herrn Schröter's zu erwerben,“ antwortete der kleine Philiſter gereizt durch die rebelliſche Geſinnung des Volontairs.

„Eine tugendhafte Bemerkung,“ ſpottete dieſer; „in wenigen Wochen werden Sie ſehen, mein armer Junge, welch ein himmelweiter Unterſchied iſt zwiſchen dem Herrn des Geſchäfts und den Leuten, welche ſeine Briefe ſchreiben und ſeine Kunden abfertigen. Kein Fürſt auf Erden lebt ſo ſtolz und einſam unter ſeinen Vaſallen, als dieſer Kaffebeherrſcher in ſeinem Reiche. Laſſen Sie ſich übrigens durch meine Rede nicht ſtören,“ fügte er mit etwas mehr Gutmüthigkeit zu, „das ganze Haus wird Ihnen ſagen, daß ich unzurechnungsfähig bin. Da Sie mir aber ausſehen wie ein hoffnungsvoller Comtoriſt, ſo will ich Ihnen noch einen ehrlichen Rath geben. Kaufen Sie ſich einen engliſchen Sprachlehrer und machen Sie, daß Sie fortkommen, bevor Sie hier einroſten. Alles, was Sie hier lernen, wird Sie noch nicht zu einem tüchtigen Mann machen, wenn Sie anders das Zeug haben, überhaupt einer zu werden. Guten Abend!“ Mit dieſen Worten drehte Fink unſerm Anton den Rücken und ließ dieſen wieder ärgerlich über den hohen Ton, den der Jokei angenommen hatte, zurück.

Wohl empfand unſer Held nach einiger Zeit mitten in dem Rauſchen des Geſchäftslebens die ewige Gleichförmigkeit der Stunden und Tage: wohl ermüdete ihn das zuweilen, aber es machte ihn nicht unglücklich; denn durch ſeine Eltern war er an Ordnung und regelmäßigen Fleiß gewöhnt, und dieſe beiden Tugenden halfen ihm über manche langweilige Stunde hinweg.

Herr Jordan gab ſich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimniſſe der Waarenkunde einzuweihen, und die Stunde, in welcher Anton zuerſt in das Magazin des Hauſes trat und hundert verſchiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen perſönlich mit allen Kunſtausdrücken kennen lernte, wurde für ſeinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigenthümlichen Poeſie, die wenigſtens eben ſo viel werth war, als manche andere poetiſche Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltſame und Fremde in der Seele des Menſchen hervorbringt.

Es war ein großes dämmriges Gewölbe im Parterre des Hauſes, durch Fenſter mit Eiſenſtäben nothdürftig erhellt, in welchem die Waarenproben und kleinen Vorräthe für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kiſten und Ballen ſtanden auch hier maſſenhaft durcheinander, und nur ſchmale gewundene Pfade führten dazwiſchen durch. Faſt alle Länder der Erde, alle Racen des Menſchengeſchlechts hatten gearbeitet und eingeſammelt, um Nützliches und Werthvolles vor den Augen unſeres Helden zuſammenzuthürmen. Der ſchwimmende Palaſt der oſtindiſchen Compagnie, die fliegende amerikaniſche Brigg, die alterthümliche Arche der Niederländer hatten die Erde umkreiſt, ſtarkrippige Walfiſchfänger hatten ihre Naſen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, ſchwarze Dampfſchiffe, bunte chineſiſche Dſchonken, leichte malaiiſche Kähne mit einem Bambus als Maſt, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Dieſe Baſtmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiſte war von einem fleißigen Chineſen mit roth und ſchwarzen Hieroglyphen bemalt worden, dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger aus Congo im Dienſt des virginiſchen Pflanzers über den Ballen geſchnürt; dieſer Stamm Farbeholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikaniſchen Meerbuſens angeworfen haben, jener viereckige Block von Zebra- oder Jacarandaholz hatte in dem ſumpfigen Urwald Braſiliens geſtanden, und Affen und bunte Papageien waren über ſeine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffeebaumes faſt aus allen Theilen der Erde, in rohen Baſtkörben breiteten ſich die gerollten Blätter der Tabakspflanze, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Kryſtalle aus dem ſüßen Rohre der Plantagen. Hundert verſchiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knospen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieſer Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Geſtalten ragten wie Ungethüme aus dem Chaos hervor: dort hinter dem offenen Faß gefüllt mit oranger Maſſe — es iſt Palmöl von der Oſtküſte Afrikas — ruht ein unförmiges Thier — es iſt Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelaſſen iſt; — daneben liegen, zuſammengedrückt in rieſigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eiſernen Bändern, fünfhundert Stockfiſche, und in der Ecke gegenüber erheben ſich über einem Haufen Elephantenzähne die Barten eines rieſigen Wals.

Anton ſtand noch ſtundenlang, nachdem die Erklärungen ſeines Lehrmeiſters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, die Gurte der alten Wölbung und die Pfeiler an der Wand verwandelten ſich ihm in großblättrige Palmen, das Summen und Geräuſch auf der Straße erſchien ihm wie das entfernte Rauſchen der See, die er nur aus ſeinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Tact an die Küſte ſchlagen, auf welcher er ſo ſicher ſtand.

Dieſe Freude an der fremden Welt, in welche er ſo gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn ſeit dem Tage nicht mehr. Wenn er ſich Mühe gab, die Eigenthümlichkeiten der vielen Waaren zu verſtehen, ſo verſuchte er auch durch Lectüre deutliche Bilder von der Landſchaft zu bekommen, aus welcher ſie herkamen, und von den Menſchen, die ſie geſammelt hatten.

So vergingen ſchnell die erſten Monate ſeines Lebens in der Hauptſtadt, und es war gut für ihn, daß er in ſeinen Freiſtunden dieſe lebhafte Unterhaltung mit der ganzen Welt zu führen hatte; denn in Einem hatte Fink Recht gehabt: Anton blieb trotz dem täglichen Mittagstiſch in dem parketirten Speiſezimmer doch dem Chef des Hauſes und der Familie ſehr fremd und fühlte bald, daß eine Schranke gezogen ſei zwiſchen den Herren vom Comtoir und den Perſonen des Hauſes, die, ſo unbemerkbar ſie für Fremde ſein mochte, doch eiſenfeſt ſtand. Er war ſo verſtändig, daß ihm nicht einfiel darüber zu murren, aber er wurde doch manchmal dadurch gedrückt, denn mit dem Enthuſiasmus der Jugend war er ſchnell bereit, ſeinen Prinzipal als das Ideal eines Kaufmanns zu verehren. Die Klugheit, Sicherheit und energiſche Kürze des Mannes und ſeine ſtolze Redlichkeit begeiſterten ihn; er hätte ſich gar zu gern mit ſchwärmeriſcher Innigkeit an ihn geſchloſſen, aber er ſah außer den Geſchäftsſtunden wenig von ihm. Wenn der Kaufmann am Abend nicht in Verſammlungen oder im Club war, ſo lebte er nur für ſeine Schweſter, an der er mit einer rührenden Zärtlichkeit hing. Für ſeine Schweſter hielt der Kaufmann Wagen und Pferde, die er ſelbſt ſelten benutzte, ihr zu Liebe beſuchte er auch Abendgeſellſchaften und gab ſelbſt welche, zu denen Anton und ſeine Collegen nicht zugezogen wurden. Dann rollten die Equipagen vor das Haus, galonnirte Bediente flogen Trepp auf Trepp ab, und bunte Schatten ſchwebten an den erleuchteten Fenſtern des Vorderhauſes vorüber, während Anton in ſeiner Dachſtube ſaß und mit Sehnſucht auf das glänzende Leben des Haushaltes ſah, zu dem er doch auch gehörte: mit heißer Sehnſucht, denn unſer Held war kaum neunzehn Jahr alt und kannte die geſchmückte Geſelligkeit eleganter Kreiſe nur aus den trügeriſchen Schilderungen der Bücher, welche er geleſen hatte. Dann ſagte ihm zwar immer ſein Verſtand, daß er nicht in das Vorderhaus gehöre, und was daraus werden ſolle, wenn er mit ſeinem Dutzend Collegen, die ſo verſchieden an Bildung waren, bei ſolchen Geſellſchaften ſich ausbreiten wolle. Aber was der Verſtand, dieſer alte Herr, ſagt, wird von der jungen Dame Begehrlichkeit nicht immer ehrerbietig angehört, und Anton ſchlich manchmal mit einem leiſen Seufzer vom Fenſter zu ſeiner Lampe und den Büchern zurück und bemühte ſich die lockende Muſik der Quadrille zu vergeſſen, indem er auf das Geſchrei des Löwen und das Gurgeln des Brüllfroſches in irgend einem tropiſchen Lande lauſchte.

6.

Der Freiherr von Rothſattel hatte ſein Quartier in der Hauptſtadt ſelbſt eingerichtet. Es war nur von mäßiger Größe, aber die Form der Möbeln, die Arabesken der einfachen Wandmalerei, die Zeichnung auf Vorhängen und Teppichen waren ſo geſchmackvoll zuſammengepaßt, daß das Ganze in der guten Geſellſchaft als ein Muſter von Eleganz und Wohnlichkeit gerühmt wurde. Recht in der Stille hatte er das alles vorbereitet. Endlich hielt der neugekaufte Wagen vor der Wohnung, der Freiherr hob ſeine Gemahlin heraus und führte ſie durch die Reihe der Zimmer bis zu ihrem kleinen Boudoir, das ganz mit weißer Gaze decorirt war, die Decke eine Sonne von weißen Falten, und an allen Wänden weiß gefältelte Sterne.. Da flog ihm die Baronin entzückt über ſo viel Aufmerkſamkeit in die Arme, und der gute Herr fühlte ſich zufrieden und ſtolz wie ein König. Schnell war die Familie eingelebt, die Ackerpferde führten vom Gute die unvermeidlichen Kiſten, Truhen und Vorräthe von Lebensmitteln herbei, und nachdem einige Tage hindurch Strohhalme von Treppen, Fußböden und Teppichen abgefegt worden waren, konnte man daran denken, ſich außerhalb des Hauſes umzuſehen und die nöthigen Beſuche zu machen.

Ein großer Theil des Landadels pflegte die Wintermonate in der Hauptſtadt zuzubringen, und die Rothſattel trafen mehre Gutsnachbarn, viele Bekannte und Verwandte. Ueberall war man erfreut, die angeſehene Familie in der Stadt zu begrüßen, und nach wenigen Wochen fanden ſie ſich mitten in einem großen Kreiſe zu fröhlicher Geſelligkeit eingelebt. Der niedere Adel mit all ſeinen Titeln, welche ihm von den deutſchen Regenten freigebig ertheilt worden ſind, bildete eine ſtattliche, ziemlich abgeſchloſſene Geſellſchaft, und wenn in dem Völkchen auch nicht gerade ein Ueberfluß von geiſtreicher Bildung vorhanden war, ſo war doch das geſellige Behagen, mit dem ſie untereinander verkehrten, vielleicht um ſo größer. Die Baronin wurde durch ihre ſichere Liebenswürdigkeit eine Hauptgröße der Frauenwelt; auch ihr Gemahl, der in den erſten Wochen manchmal die Wanderungen durch den Wirthſchaftshof und die Spazierritte in ſeinen Wald vermißt hatte, befand ſich bald unter ſeinen Jugendfreunden nicht weniger wohl. Er wurde Mitglied einer adeligen Reſſource, ſuchte ſeine alte Meiſterſchaft auf dem Billard hervor, ſpielte mit Anſtand Whiſt und L'hombre und trieb in müßigen Stunden etwas Politik und ein wenig Kunſt. So verlebte die Familie eine behagliche und heitere Winterſaiſon, und der Freiherr und ſeine Gemahlin äußerten einander ihre Verwunderung, warum ſie ihrem Leben nicht ſchon in frühern Jahren dieſe beſcheidene und anſtändige Abwechslung gegönnt hätten.

Nur Lenore war mit dem Umzug nicht ganz zufrieden. Sie fuhr fort die Befürchtung ihrer Mutter zu rechtfertigen, daß ſie ein Original werden könnte. Es wurde ihr ſchwer, den zahlreichen ältlichen Tanten der Familie eine anmuthige Ehrerbietung zu bezeigen, und noch ſchwerer wurde ihr, luſtige Herren aus der Nachbarſchaft, gute Freunde ihres Vaters, die ſie vom Gut her kannte, hier in der Stadt nicht zuerſt anzureden, wenn ſie ihnen auf der Straße begegnete. Auch das Behältniß war ihr peinlich, in dem ſie die Bildung aus dem Mädcheninſtitut nach Hauſe tragen mußte. Es war ein Zwitter von Taſche und Mappe, voll von langweiligen Heften und Lehrbüchern. Da die Mutter nicht gern ſah, wenn der Bediente ihr die Schulbücher nachtrug, ſo ſchlenkerte ſie das Ding verächtlich am Arm, ſo oft ſie auf der Straße ging, blieb dabei von Zeit zu Zeit ſtehen und ſah wie eine Juno mit dreiſtem Blick auf die Gruppen der Marktleute, auf Eckenſteher, die ſich prügelten, und auf andere Menſchenknäuel, welche ſich in den Straßen einer großen Stadt zuſammenballen. Einſt, als ſie ſo auf der Straße ſtand, die Mappe als Zeichen ihrer Sklaverei am Arme und einen kleinen Regenſchirm in der Hand, ſiehe, da kam ihr auf dem Trottoir der junge Herr entgegen, den ſie im Garten umhergeführt und über den Teich gefahren hatte. Sie freute ſich darüber; er war ihr eine freundliche Erinnerung an das Gut, an ihren Pony und an das Volk der Schwäne. Noch war er eine Strecke entfernt, als ihre Falkenaugen ihn beobachteten. Er kam näher und ſah ſie nicht. Da ihr die Mutter verboten hatte, irgend einen Herrn auf der Straße anzuſprechen, ſo blieb ſie in ſeinem Wege ſtehen und ſtampfte ihren Schirm befehlend vor ihm auf die Steine. Anton, der im Geſchäftstrott war, blickte auf und ſah mit der höchſten Freude, daß das ſchöne Fräulein vom See vor ihm ſtand. Er zog erröthend ſeinen Hut, und das Fräulein erkannte aus ſeinem ſtrahlenden Geſicht mit Befriedigung, daß trotz der Büchertaſche ihre Erſcheinung noch eben ſo gewaltig auf ihn wirkte, als früher.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ frug ſie würdevoll, das Köpfchen zurückwerfend.

„Sehr gut,“ ſagte Anton; „wie bin ich glücklich, Sie hier in der Stadt zu ſehen.“

„Wir wohnen jetzt hier,“ ſprach das Fräulein weniger vornehm, „für den Winter Bärenſtraße Nr. 20.“

„Darf ich fragen, wie ſich der Pony befindet?“ ſagte Anton ehrfurchtsvoll.

„Denken Sie, er hat zu Hauſe bleiben müſſen,“ klagte die Dame; „und was treiben Sie hier?“

„Ich bin in der Handlung von T. O. Schröter,“ antwortete Anton mit einer Verbeugung.

„Alſo Kaufmann?“ ſagte das Fräulein, „und womit handeln Sie?“

„Colonialwaaren und Producte; es iſt das größte Geſchäft in dieſer Branche hier am Platz,“ antwortete Anton mit Selbſtgefühl.

„Und haben Sie gute Menſchen gefunden, die auch für Sie ſorgen?“

„Mein Prinzipal iſt ſehr gütig gegen mich,“ antwortete Anton, „in Kleinigkeiten muß ich für mich ſelbſt ſorgen.“

„Haben Sie auch Freunde hier, mit denen Sie ſich unterhalten?“ ſetzte das Fräulein ihr Examen fort.

„Einige Bekannte. Ich habe aber viel zu thun, und in den Freiſtunden muß ich für mich lernen.“

„Sie ſehen auch etwas bleich aus,“ ſagte das Fräulein, ihn mit mütterlichem Wohlwollen betrachtend. „Sie müſſen ſich mehr Bewegung machen und fleißig ſpazieren gehen. — Es iſt mir angenehm geweſen, Sie hier zu treffen; ich werde mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohlgeht,“ fügte ſie, wieder in Majeſtät übergehend, hinzu. Sie ſah ihn noch einen Augenblick an, grüßte mit dem Kopf und verſchwand in dem Menſchenſtrom, während Anton ihr mit abgezogenem Hut nachſah.

Lenore fand nicht für nöthig, über das zufällige Zuſammentreffen viele Worte zu verlieren. Nur als einige Tage darauf die Baronin ihren Gemahl frug: „Aus welcher Handlung wollen wir die Waaren nehmen, die der Haushalt braucht?" da ſah Lenore von ihrem Buche auf und ſagte: „Die größte Handlung hier am Platz iſt von T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte."

„Woher weißt du das?" frug der Vater lachend, „du ſprichſt ja wie ein gelernter Kaufmann."

„Das kommt Alles von dieſem Mädcheninſtitut," antwortete Lenore trotzig.

Ueber den geſelligen Freuden vergaß der Freiherr nicht den Hauptzweck ſeines Aufenthaltes in der Stadt. Er zog ſorgfältige Erkundigungen ein über die techniſchen Gewerbe, welche andere Gutsbeſitzer eingerichtet hatten, er beſuchte die Fabriken der Stadt, und bemühte ſich gebildete Techniker kennen zu lernen. Er bekam eine Maſſe von Nachrichten und erwarb einige Kenntniſſe in Maſchinen und Fabrikanlagen. Aber die Nachrichten, welche er erhielt, waren ſo widerſprechend, und die Anſchauungen, welche er ſelbſt gewann, ſo unvollſtändig, daß er zuletzt für das Beſte hielt, nichts zu übereilen, und abzuwarten, bis ſich ein geſchäftliches Unternehmen von beſonderer und möglichſt ſicherer Rentabilität fände.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß zu dieſer Zeit auch der Familienſchatz durch ein ſchönes mit vergoldetem Meſſing beſchlagenes Käſtchen vermehrt wurde. Es war von geflaſertem Holz mit Arabesken von mattem Metall und mit einem ſehr künſtlichen Schloß, welches für einen Spitzbuben gar nicht zu öffnen war und den Dieb in die Nothwendigkeit verſetzte, das ganze Käſtchen zu ſtehlen. In dieſem Behältniß lagen fünfundvierzigtauſend Thaler in neuen weißen Pfandbriefen der Landſchaft. Der Freiherr betrachtete die Pfandbriefe mit vieler Zärtlichkeit. Er ſaß in den erſten Tagen ſtundenlang vor dem geöffneten Käſtchen und wurde nicht müde, die Pergamentblätter nach den Nummern zu ordnen, ſich über den reinlichen weißen Glanz derſelben zu freuen und die Tilgungspläne für das Capital zu entwerfen. Auch als er das Käſtchen der Sicherheit wegen wieder ins Depoſitum der Landſchaft gegeben hatte, war der Gedanke daran eine von den kleinen Freuden, welche der ritterliche Freiherr im Stillen hatte. Ja, der Geiſt dieſes Käſtchens ſpukte in ſeinem Haushalt fort. Die Baronin war verwundert, wenn ihr Gemahl zuweilen anfing, da zu ſparen, wo er es ſonſt nicht gethan hatte, wenn er einige Male von Logenbilleten abrieth, weil man gute Wirthſchaft treiben müſſe, oder wenn er ihr mit einer gewiſſen Freude erzählte, daß er am vergangenen Abend zehn Louisd'or im Spiel gewonnen habe. Die verſtändige Dame wurde ernſtlich beſorgt, ob ihr Gemahl nicht durch einen Unfall in Geldverlegenheit gekommen ſei; indeß beruhigten ſie ſeine Verſicherungen vom Gegentheil und ein zufriedenes Lächeln, welches in ſolchen Stunden über ſeinem Geſicht ſchwebte, ſehr bald wieder. In der That waren die kleinen Anfälle von Sparſamkeit nicht conſequent und nichts Anderes, als eine unſchuldige Laune, denn in allen größeren Dingen hielt der Freiherr in gewohnter Weiſe auf anſtändige Repräſentation, und ſein Auftreten war durchaus ſeiner Familie und ſeinem Wohlſtande entſprechend.

Auch war es in der That nicht möglich, gerade jetzt zurückzulegen. Das Leben in der Stadt, die Einrichtung der Wohnung und die unvermeidlichen geſelligen Anſprüche verringerten natürlich die Ausgaben nicht.

So kam es, daß der Freiherr, als er zur Abnahme der Winterrechnungen auf ſein Gut gereiſt war, ſehr verſtimmt nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte große Rechnung gemacht, er hatte geſehen, daß die Ausgaben des letzten Jahres größer geweſen waren als die Einnahmen, daß der Revenüenanſchlag des nächſten Jahres keine Deckung des Deficits verſprach, daß faſt zweitauſend Thaler fehlten, welche geſchafft werden mußten. Der Gedanke griff ihm an das Herz, daß er dies Geld von den weißen Pergamenten nehmen ſollte, und dem Manne, welcher mit dem größten Anſtand einen feindlichen Kugelregen ausgehalten hätte, wurde ſiedend heiß, wenn er dachte, daß er in dieſem Falle einige Tauſend Thaler wirklicher Schulden auf ſeinem Gute haben würde. Er war verſtändig genug einzuſehen, daß in ſeiner Speculation ein Fehler geweſen war. Wenn man ein Vermögen durch jährliche kleine Erſparniſſe erwerben will, muß man ſeine Ausgaben einſchränken; er aber hatte ſeine Ausgaben bedeutend vermehrt. Ohne Zweifel war dieſe Vermehrung ſehr nothwendig geweſen, aber es war ein unglücklicher Zufall, daß das ſo zuſammentraf. Seit ſeinen Lieutenanttagen hatte der gute Herr keine ſo peinliche Unruhe empfunden. Aus der Stadt zurück konnte er nicht, dafür gab es tauſend Gründe; er hatte die Wohnung auf eine Reihe von Jahren gemiethet, was würden die Bekannten zu einer plötzlichen Abreiſe geſagt haben, wie hätte er ſeiner geliebten Frau und Lenoren das Opfer zumuthen können? So verſchloß er den Aerger in ſich. Er entſchuldigte gegenüber den beſorgten Fragen der Baronin ſeine Verſtimmung durch eine Erkältung auf der Reiſe, aber tagelang nagte der Gedanke an ihm, daß er einen Verluſt erlitten habe, daß er zurückgekommen ſei; und je ſanguiniſcher er vorher geweſen war, deſto niedergeſchlagener wurde er jetzt. Ja es geſchah, daß er auf einem Spaziergange durch die Stadt bei einem Lotterieeinnehmer eintrat und ein Lotterielos kaufte, damit ein gütiges Geſchick das gut machen möge, was ſchadhaft war. Zuweilen, beſonders am Abend, wenn er aus heiterer Geſellſchaft kam, lächelte er ſelbſt über dieſe Verſtimmung und ſchalt ſie thöricht. Das ganze Unglück war ſo unbedeutend, es war ja keine Lebensfrage; in wenigen Jahren konnten ſeine Angelegenheiten wieder auf's Beſte arrangirt ſein. Nur an den nüchternen Morgen kam ihm der langweilige Gedanke wieder, und er konnte ihn nicht los werden.

An einem ſolchen Morgen wurde Herr Ehrenthal gemeldet, der ihm eine Summe für gekauftes Getreide zu zahlen hatte. Den Freiherrn überkam ein peinliches Gefühl, als der Bediente den Namen Ehrenthal ausſprach; der Mann hatte ihm den Rath gegeben, Pfandbriefe aufzunehmen. Freilich ſagte er ſich im nächſten Augenblick, daß derſelbe Mann ihm nicht den Rath gegeben hatte, nach der Stadt zu ziehen; aber er grollte ihm doch, und ſein Gruß mochte wohl kälter klingen als gewöhnlich. Herr Ehrenthal war ein zu guter Geſchäftsmann, um auf die Launen ſeiner Kunden viel zu geben. Er zählte ſein Geld auf und war dabei freigebig mit den Verſicherungen ſeiner Ergebenheit. Der Freiherr blieb unzugänglich, bis Ehrenthal im Abgehen frug: „Und ſie ſind gekommen, die Pfandbriefe, gnädiger Herr Baron?“

„Ja“, ſagte der Herr mürriſch.

„Es iſt jammerſchade,“ rief Ehrenthal, „daß fünfundvierzigtauſend Thaler liegen ſollen ſo todt, als ob ſie nicht vorhanden wären in der Welt. Dem Herrn Baron iſt's gleich, ob er einmal gewinnt ein Paar tauſend Thaler oder nicht, aber unſer Einem iſt es nicht gleich. Ich kann in dieſem Augenblick machen ein ſolides Geſchäft und ein ſicheres, und mein Geld iſt verſteckt, ich muß mir entgehen laſſen einen baaren Gewinn von viertauſend Thalern.“

Der Freiherr hörte aufmerkſam zu, der Händler fuhr mit größerm Muthe fort: „Herr Baron, Sie kennen mich ſeit Jahren als einen ehrlichen Mann, Sie wiſſen auch, daß ich nicht ohne Mittel bin; ich will Ihnen einen Vorſchlag thun: leihen Sie mir zehntauſend Thaler Pfandbriefe auf drei Monat; ich gebe Ihnen für das Capital einen Wechſel auf mich ſelbſt, welcher iſt wie baar Geld. Es ſind zu gewinnen viertauſend Thaler bei dem Geſchäft; was gewonnen wird, das theile ich mit dem Herrn Baron ſtatt der Zinſen zu gleichen Theilen. Sie ſollen kein Riſico haben, und wir machen das Geſchäft zuſammen. Wenn verloren wird, trage ich's allein, und zahle in drei Monaten dem gnädigen Herrn die zehntauſend Thaler zurück."

Dieſe Worte des Händlers, ſo wenig aufregend ſie wahrſcheinlich in das Ohr des Leſers dringen, klangen dem Freiherrn wie ein Alarmſignal beim unbehaglichen Bivouac. Eine heftige Spannung, eine wilde Freude arbeitete in ihm. Kaum hatte er Ruhe genug, zu ſagen: „Vor Allem muß ich wiſſen, von welcher Art das Geſchäft iſt, das Sie mit meinem Gelde machen wollen."

Der Geldmann ſetzte das auseinander. Es war ihm der Antrag gemacht, eine große Quantität Holz zu kaufen. Das Holz lag auf einem Flößplatz im obern Theile der Provinz. Der Händler holte die Berechnung der Holzmaſſe, der Transportkoſten bis zur Hauptſtadt und des Werthes, den das Holz in der Hauptſtadt haben würde, aus ſeiner Taſche und bewies dem Freiherrn, daß dabei in ſechs bis acht Wochen ein ſicherer Gewinn von bedeutender Größe zu machen ſei.

Der Freiherr ſah mit Aufmerkſamkeit die Menge der Zahlen durch; wenn die Berechnung richtig war, ſo war der Gewinn ſonnenklar; er that aber doch die bedächtige Frage: „Wie kommt es, daß der Eigenthümer des Holzes das Geſchäft nicht ſelbſt macht, und daß er ſich einen ſo ſichern Gewinn entgehen läßt?"

Der Händler zuckte die Achſeln. „Wer ein Geſchäft macht, kann nicht immer fragen: warum läßt der Andere die Waare ſo billig? Wer in Verlegenheit iſt, kann nicht warten zwei bis drei Monat, das Eis liegt auf dem Fluß, der Mann braucht das Geld binnen hier und zwei Tagen."

„Sind Sie ſicher, daß das Eigenthumsrecht des Verkäufers unbeſtreitbar iſt?" frug der Freiherr.

„Der Mann iſt mir ſicher," ſagte der Händler; „wenn ich ihm das Geld bis morgen Abend ſchaffe, iſt das Holz mein."

Dem Edelmann war es peinlich, die Verlegenheit eines Andern zu benutzen, ſo ſehr ſich auch ſein Herz nach dem Gewinn ſehnte. Er ſagte mit Würde: „Ich halte es für unpaſſend, auf den Verluſt eines Andern zu rechnen.“

„Warum ſoll er haben Verluſt?“ rief Ehrenthal eifrig. „Er iſt Speculant, jetzt braucht er Geld; vielleicht will er machen ein größeres Geſchäft; ſo muß er den Vortheil am kleinern überlaſſen einem Andern. Er hat ſich erboten, gegen Zehntauſend baar den ganzen Vorrath zu übergeben. Es iſt nicht meine Sache, zu fragen, ob er mehr gewinnen kann mit meinem Gelde, als ich gewinnen kann durch ſein Holz.“

Was Herr Ehrenthal ſagte, war richtig; er verſchwieg nur Einiges. Der Verkäufer des Holzes war ein unglücklicher Speculant, der, von ſeinen Gläubigern gedrängt, eine Auspfändung fürchtete und die unbeſcheidenen Hoffnungen derſelben dadurch beendigen wollte, daß er ſeine Vorräthe an einen Fremden ſchnell und heimlich verkaufte und mit der erhaltenen Summe unſichtbar wurde. Vielleicht wußte Herr Ehrenthal das; vielleicht ahnte auch der Freiherr, daß es bei einem ſo leichten Gewinn eine Bewandtniß haben müſſe, wenigſtens ſagte ſein Kopfſchütteln, daß ihm die Sache keineswegs ganz klar war. Und doch hatte er wenig zu wagen und nichts zu verantworten; er lieh ſein Geld an einen ſichern Mann, den er ſeit vielen Jahren als wohlhabend und pünktlich kannte, und gewann dadurch die Ausſicht, in kurzer Zeit einen böſen Geiſt los zu werden, der ihn raſtlos quälte. Er war zu unruhig um zu überlegen, daß er vielleicht einen Teufel vertreibe durch Beelzebub, der Teufel Oberſten. Er klingelte nach ſeinem Wagen und ſagte vornehm: „In einer Stunde ſollen Sie das Geld haben.“

Ehrenthal dankte in ſeiner feurigen Weiſe für dieſe große Gefälligkeit, ſchrieb auf der Stelle einen wohlverclauſulirten Sola-Wechſel über die Pfandbriefe und empfahl ſich mit einer Unterthänigkeit, die ſehr gegen das ſtolze Kopfnicken des Freiherrn abſtach.

Seit dieſem Tage lebte der Freiherr in banger Erwartung. Immer mußte er an die Unterredung mit dem Händler denken. Wenn er am Theetiſch neben ſeiner Gemahlin ſaß und über Theater und Concert geplaudert wurde, irrte ſeine Seele ruhelos zwiſchen den Lücken der Holzklaftern umher oder wurde von langen rollenden Maſtbäumen gedrückt; und wenn er die Arbeitsbücher ſeiner Tochter durchſah, ſo ſtarrten ihm auf dem Deckel und am Rande zahlreiche Geſichter Ehrenthals entgegen, und jedes lachte ihn höhniſch an. So oft er auf ſeinem Jagdpferd ausritt, richtete ſich der Kopf des Pferdes nach dem Strom, und mit finſterm Blick ſah der Reiter auf die gefrorene Fläche hinab, ſah die Eisſchollen ſtromabwärts treiben und das hohe Frühlingswaſſer bis an die Steine des Randes fluthen.

Ehrenthal hatte ſich lange nicht ſehen laſſen. Endlich, an einem ſonnigen Morgen erſchien er mit ſeinen unvermeidlichen Bücklingen, zog ein großes Packet aus der Taſche und rief triumphirend: „Herr Baron, das Geſchäft iſt gemacht! Hier ſind die Pfandbriefe zurück und hier ſind zweitauſend Thaler als der Gewinn, welcher auf Sie fällt.“

Die Hand des Freiherrn griff haſtig nach dem Packet. Es waren dieſelben weißen Pergamente, die er mit ſchwerem Herzen aus der Caſſette hervorgeholt hatte, und außerdem ein Bündel Caſſenſcheine. Diesmal hörte der Freiherr kaum auf den Wortſchwall des Händlers, eine Laſt fiel ihm vom Herzen, er hatte ſeine Pfandbriefe wieder, und der Ausfall in ſeinen Finanzen war gedeckt. Ehrenthal wurde gnädig entlaſſen, die Pergamente eingeſchloſſen, und der Freiherr durfte ſich heute keinen Zwang anthun, um ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein. Noch an demſelben Tage kaufte er der Baronin einen Schmuck von Türkiſen, den ſie lange im Stillen gewünſcht hatte.

Seit dem Tage war im Hauſe des Freiherrn heller Sonnenſchein, und wenn es eine Erinnerung an die letzten Wochen gab, ſo äußerte ſie ſich nur in Kleinigkeiten. Der Kopf des Halbblutes vermied ſeit dieſem Tage den Strom eben ſo ſehr, als er ihn früher geſucht hatte, und wenn der Reiter auf der Straße von Herrn Ehrenthal gegrüßt wurde, ſo regte ſich wieder ein lebhafter Widerwille gegen den glücklichen Geſchäftsmann in ſeiner Seele, und ſehr nachläſſig war der Gegengruß, welchen er von der Höhe des Roſſes zurückgab.

Aber noch ein dunkler Schatten aus der letzten Vergangenheit ſollte über den Freiherrn fallen. Er las in dem Zimmer ſeiner Frau die Zeitung, als ſein Auge auf einen Steckbrief fiel, durch welchen ein verſchwundener Holzhändler wegen betrügeriſchen Bankerotts verfolgt wurde. Er legte das Blatt weg, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und er, der furchtloſe Cavalier, nahm das Zeitungsblatt vom Tiſch fort und verſteckte es tief unter die Bücher ſeines Arbeitstiſches. Wenn der Betrüger derſelbe Mann war — Ehrenthal hatte ihm keinen Namen genannt — aber wenn er, der Edelmann, durch ſein Geld und ſeinen Gewinn fremde wohlbegründete Anſprüche verkürzt hatte, wenn er Gehülfe eines Betrugs geworden war und wenn er für dieſe Hülfe bezahlt worden war — dieſe Gedanken waren fürchterlich für ſein ſtolzes Herz. Der Herr ging in der Stube auf und ab und rang die Hände; er eilte zum Schreibtiſch, um den Gewinn einzupacken und fortzuſchaffen, er wußte ſelbſt nicht wohin, ſich von der Seele, weit weg aus ſeinem Hauſe. Mit Beſtürzung ſah er, daß nur noch ein kleiner Theil des Gewinns vorhanden war. Wie gelähmt ſetzte er ſich an den Tiſch und legte den Kopf auf ſeine Hände. Es war etwas in ihm entzwei gegangen, das fühlte er, und er fürchtete, für immer. Heftig ſprang er wieder auf, riß an der Klingel und ließ Ehrenthal zu ſich fordern.

Zufälliger Weiſe war der Händler verreiſt. Unterdeß ſprachen dem Freiherrn die freundlichen Stimmen, welche in der Menſchenbruſt mit klugen und gewählten Worten alles

Bedenkliche in ein gutes Licht zu ſetzen wiſſen. Wie war die ganze Angſt ſo thöricht! Es gab viele hundert Leute am Oberlauf des Stromes, die mit Holz handelten, es war ja ſehr unwahrſcheinlich, daß gerade jener Betrüger der Mann Ehrenthals ſein ſollte. Und ſelbſt in dieſem Fall, wie groß war ſein eigenes Unrecht bei dem ganzen Ereigniß? Klein, ſehr klein, für einen Geſchäftsmann nicht zu erkennen. Ja ſelbſt Ehrenthal, was konnte er dafür, wenn der Verkäufer das Geld zu einem Betrug verwandt hatte? Es war doch Alles ehrlich und geſetzlich gekauft worden. — So ſprach es fortwährend begütigend in dem Freiherrn, ach, und welche Mühe gab ſich der Herr, all dieſe Stimmen recht deutlich zu hören.

Als Ehrenthal endlich ankam und haſtig zum Freiherrn eilte, trat ihm dieſer mit einem Geſicht entgegen, das den Händler wirklich erſchreckte. „Wie heißt der Mann, von dem Sie das Holz gekauft haben?“ frug der Freiherr heftig an der Thür.

Ehrenthal ſtand betroffen, auch er hatte jene Zeitung geleſen und verſtand, was in der Seele des Edelmanns vorging. Er nannte einen beliebigen Namen.

„Und wie hieß der Ort, wo das Holz lag?“ klang die zweite Frage etwas ruhiger. Herr Ehrenthal nannte einen beliebigen Ort.

„Iſt das Wahrheit, was Sie mir ſagen?“ frug der Freiherr tief aufathmend zum dritten Mal.

Da Herr Ehrenthal ſah, daß er einen Kranken vor ſich hatte, ſo behandelte er ihn mit der Milde, welche dem Arzt ſo gut anſteht. „Was ſich der Herr Baron für Sorge machen!“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ich glaube, der Mann, mit dem ich habe gemacht das Geſchäft, hat ſeinen guten Vortheil dabei gehabt. Es ſind große Eichenlieferungen ausgeſchrieben, dabei ſind für Einen, der dort oben wohnt, hundert Procent zu verdienen. Ich glaube, er wird ſie haben verdient. Das Geſchäft, welches ich mit ihm gemacht habe, iſt geweſen gut und ſicher, wie es kein Kaufmann von der Hand weiſen wird. Und wenn er auch ein ſchlechter Menſch wäre, was haben Sie, gnädiger Herr, darum zu ſorgen? Ich habe keinen Grund gehabt, Ihnen den Namen des Mannes und des Ortes zu verbergen, ich habe Ihnen doch Beides damals nicht geſagt, weil nicht Sie gemacht haben das Geſchäft, ſondern ich. Ich bin geweſen Ihr Schuldner, und ich habe Ihnen zurückgezahlt das Geld mit einer Proviſion. Mit einer guten Proviſion, das iſt wahr. Ich habe ſeit Jahren Vieles bei Ihnen verdient, warum ſoll ich nicht zuerſt Ihnen den Vortheil gönnen, den ich jedem Andern auch gegeben hätte? Was machen Sie ſich Sorgen, Herr Baron, um Dinge, die nicht ſind!“

„Das verſtehen Sie nicht, Ehrenthal,“ ſagte der Gutsherr freundlicher; „es iſt mir lieb, daß die Sache ſo ſteht. Wäre der Betrüger jener Mann geweſen, mit dem Sie gehandelt haben, ſo hätte ich unſer Verhältniß abgebrochen, ich hätte Ihnen nie verziehen, daß Sie mich wider meinen Willen zum Mitſchuldigen eines Betrugs machten.“

Ehrenthal wurde entlaſſen, und der Freiherr war von einer ſchweren Sorge befreit. Er beſchloß, ſich näher nach jenem beliebigen Namen und dem unbekannten Dorfe zu erkundigen. Er erkundigte ſich aber nicht darnach; durch die überſtandene Angſt war ihm die Erinnerung an das Geldgeſchäft ſehr peinlich geworden, und er mühte ſich, gar nicht mehr daran zu denken.

Er war ein zartfühlender, guter Herr, und Ehrenthal war derſelben Meinung, denn als er die Treppe hinunterging, murmelte er vor ſich hin: „Er iſt gut, der Baron, er iſt gut!“

7.

Anton ſtand unter der gemeinſamen Oberhoheit der Herren Jordan und Pix und entdeckte bald, daß er die Ehre hatte, kleiner Vaſall eines großen Staatskörpers zu ſein. Was die unerfahrene Außenwelt höchſt oberflächlich unter dem Namen Commis zuſammenfaßt, das waren für ihn, den Eingeweihten, ſehr verſchiedene, zum Theil Ehrfurcht gebietende Aemter und Würden. Der Buchhalter, Herr Liebold, thronte als geheimer Miniſter des Hauſes an einem Fenſter des zweiten Comtoirs in einſamer Majeſtät und geheimnißvoller Thätigkeit. Unaufhörlich ſchrieb er Zahlen in ein ungeheures Buch, und ſah nur ſelten von ſeinen Ziffern auf, wenn ſich ein Sperling auf die Gitterſtäbe des Fenſters ſetzte, oder wenn ein Sonnenſtrahl die eine Fenſterecke mit gelbem Glanze überzog. Herr Liebold wußte, daß der Sonnenſtrahl nach den alterthümlichen Geſetzen des Univerſums in keiner Jahreszeit weiter dringen durfte, als bis zur Spitze des Fenſterbrets, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, ihm plötzliche Ueberfälle auf das Hauptbuch zuzutrauen, und beobachtete ihn deßhalb mit argwöhniſchen Blicken.

Mit der Ruhe ſeiner Ecke contraſtirte die ewige Rührigkeit in der entgegengeſetzten. Dort waltete in beſonderem Verſchlage der zweite Würdenträger, der Caſſirer Purzel, umgeben von eiſernen Geldkaſten, ſchweren Geldſchränken und einem großen Tiſch mit einer Steinplatte. Auf dieſem Tiſche klangen die Thaler, klirrte das goldene Blech der Ducaten, flatterte geräuſchlos das graue Papiergeld vom Morgen bis zum Abend. Wer die Pünktlichkeit als allegoriſche Figur in Oel malen wollte, der mußte ohne Widerrede Herrn Purzel abmalen und durfte höchſtens das antike Coſtüm dadurch andeuten, daß er mit künſtleriſcher Licenz Herrn Purzel die Strümpfe über die Stiefeln und das weiße Oberhemd über den Comtoirrock herüber malte. Alles hatte in der Seele des Herrn Purzel eine eiſenfeſte unveränderliche Stellung, unſer Herrgott, die Firma, der große Geldkaſten, der Wachsſtock, das Petſchaft. Jeden Morgen, wenn der Caſſirer in ſeinen Verſchlag getreten war, begann er ſeine Amtsthätigkeit damit, daß er die Kreide ergriff und einen weißen Punkt auf den Tiſch malte, um der Kreide ſelbſt die Stelle zu bezeichnen, wo ſie ſich den Tag über aufzuhalten hatte. Er ſtand nicht allein in ſeiner wichtigen Amtsthätigkeit. Ein alter Hausdiener war ſeine Ordonnanz, die als Ausläufer mit Geldſäcken und Papiergeld den Tag über nach allen Richtungen der Stadt trabte. Es iſt wahr, daß die Ordonnanz an der Eigenthümlichkeit litt, gegen Abend ſehr feurig auszuſehen und in einer perſönlichen Abhängigkeit von ſtarkem Getränk zu ſtehen. Aber dieſe Eigenſchaft vermochte nicht ihre Treue und Beſonnenheit zu erſchüttern, ja ſie ſchärfte die Erfindungskraft der Ordonnanz, denn nie hat eines Menſchen Gewand ſo viele geheime Taſchen mit Knöpfen und Schnallen gehabt, als der Rock des Ausläufers, und nach jedem Glaſe, das er getrunken, ſteckte er die Banknoten in einen noch geheimeren Verſchluß.

In dem vordern Comtoir war Herr Jordan die erſte Perſon, der Generalſtatthalter ſeiner kaiſerlichen Firma. Er war der Ältſte der Correſpondenten, erſter Commis des Hauſes, hatte die Procura und wurde von dem Prinzipal zuweilen um ſeine Anſicht befragt. Er blieb für Anton, was er ihm ſchon am erſten Tage geweſen war, ein treuer Rathgeber, ein Muſter von Thätigkeit, der geſunde Menſchenverſtand in Perſon.

Von den Correſpondenten des Comtoirs, welche unter Anführung des Herrn Jordan Briefe ſchrieben und Bücher führten, war für Anton neben Herrn Specht, dem Sanguiniker, am intereſſanteſten Herr Baumann, der künftige Apoſtel der Heiden. Der Miſſionär war nicht nur ein Heiliger, ſondern auch ein ſehr guter Rechner. Er war untrüglich in allen Reductionen von Maß und Gewicht, warf die Preiſe der Waaren aus und beſorgte die Calculatur des Geſchäftes. Er wußte mit Beſtimmtheit anzugeben, nach welchem Münzfuß die Mohrenfürſten an der Goldküſte rechneten, und wie hoch der Curs eines preußiſchen Thalers auf den Sandwichinſeln war. Herr Baumann war Antons Stubennachbar und fühlte ſich durch die gute Art unſeres Helden ſo angezogen, daß er ihm in kurzer Zeit ſeine Neigung zuwandte und in den Abendſtunden zuweilen ſeinen Beſuch gönnte. Den Uebrigen ſtand er fern und ertrug mit chriſtlicher Geduld ihre Spöttereien über ſeine Pläne.

Auch außerhalb des Hauſes hatte die Firma noch einige Würdenträger. Da war Herr Birnbaum, der Zollcommis, welcher nur ſelten im Comtoir ſichtbar wurde und nur des Sonntags am Tiſche des Prinzipals erſchien, ein quecker Mann, der draußen auf dem Packhof herrſchte. Er hatte die Zoll-Procura für die Geſchäfte nach dem Auslande, das gewichtige Recht, den Namen T. O. Schröter unter die Begleitſcheine des Hauſes zu ſetzen. Wenn einer von den Herren der Handlung den Namen eines Beamten verdiente, ſo war es dieſer Herr, er trug auch ſeinen Rock ſtets zugeknöpft, wie ſeine Freunde die Steuerofficianten. Ferner war da der Magazinier des Geſchäftes, der die Controle über die verſchiedenen Magazine in der Stadt hatte, die Aſſecuranzen beſorgte und auf dem Markte die großen Einkäufe in Landesproducten machte. Herr Balbus war durchaus kein feiner Mann, er war von Haus aus ſehr arm und ſeine Schulbildung war mangelhaft, aber der Prinzipal behandelte ihn mit großer Achtung. Anton erfuhr, daß er ſeine Mutter und eine kranke Schweſter durch ſeinen Gehalt erhielt.

Aber die größte Thätigkeit unter Allen, eine kriegeriſche, wahrhaft abſolute Feldherrnthätigkeit entwickelte Herr Pix, erſter Disponent des Provinzialgeſchäfts. An der Thür des vordern Comtoirs begann ſeine Herrſchaft und erſtreckte ſich durch das ganze Haus, bis weit hinaus auf die Straße. Er war der Gott aller Kleinkrämer aus der Provinz, die ihre laufenden Rechnungen hatten, galt bei ihnen für den Chef des Hauſes und erwies ihnen dafür die Ehre, ſich um ihre Frauen und Kinder zu bekümmern. Er hatte die ganze Spedition der Handlung unter ſich, regierte ein halbes Dutzend Hausknechte und eben ſo viele Auflader, ſchalt die Fuhrleute, kannte und wußte Alles, war immer auf dem Platz und verſtand es, in demſelben Augenblick einer Krämersfrau zur Entbindung ihrer Tochter zu gratuliren, einen Bettler gröblich anzufahren, einem Hausknecht Ordre zu geben und das Zünglein an der großen Wage zu beobachten. Wie alle hohen Herren, konnte auch er keinen Widerſpruch vertragen und verfocht ſeine Anſicht ſelbſt gegen den Prinzipal mit einer Hartnäckigkeit, welche unſerm Anton einige Male Entſetzen erregte. Außerdem beſaß Herr Pix als Geſchäftsmann zwei Eigenſchaften von wahrhaft wiſſenſchaftlicher Bedeutung: er konnte von jedem Häufchen Kaffeebohnen angeben, in welchem Lande daſſelbe gewachſen war, und vermochte leere Räume im Hauſe und deſſen Umgegend eben ſo wenig zu vertragen, wie die Luft und die Philoſophie einen leeren Raum vertragen wollen. Wo ein Winkel, eine kleine Kammer, ein Treppenverſchlag, ein Kellerloch aufzuſpüren war, da ſiedelte ſich Herr Pix mit Tonnen, Leiterbäumen, Stricken und allen erdenklichen Stoffen an, und wo er und ſeine Bande, die Rieſen, ſich einmal feſtgeſetzt hatten, vermochte ſie keine Gewalt der Erde zu vertreiben, ſelbſt der Prinzipal nicht.

„Wo iſt Wohlfart?“ rief Herr Schröter aus der Thür des vordern Comtoirs in den Hausflur.

„Auf dem Boden,“ antwortete Herr Pix kaltblütig.

„Was thut er dort?“ frug der Prinzipal verwundert. — In demſelben Augenblick hörte man oben im Hauſe lebhafte Stimmen, und Anton polterte die Treppe herunter, gefolgt von einem Hausknecht, beide beladen mit Cigarrenkiſten, hinter ihnen die Tante, ein wenig erhitzt und ſehr ärgerlich.

„Sie wollen uns oben nicht leiden,“ ſagte Anton eifrig zu Herrn Pix.

„Jetzt kommen ſie uns ſchon auf den Wäſchboden,“ ſagte die Tante eben ſo eifrig zum Prinzipal.

„Die Cigarren dürfen hier unten nicht ſtehn bleiben," erklärte Herr Pix dem Prinzipal und der Tante.

„Unter den Wäſchleinen dulde ich keine Cigarren!" rief die Tante; „kein Ort im Hauſe iſt mehr ſicher vor Herrn Pix. Auch in die Kammern der Dienſtmädchen hat er Cigarren räumen laſſen; die Mädchen klagen, daß ſie es vor Tabakgeruch nicht mehr aushalten."

„Es iſt trocken dort oben," ſagte Herr Pix zum Prinzipal.

„Können Sie die Cigarren nicht irgend anderswo unterbringen?" frug der Prinzipal Herrn Pix rückſichtsvoll.

„Es iſt unmöglich," antwortete Herr Pix beſtimmt.

„Haben Sie den ganzen Bodenraum zur Wäſche nöthig, liebe Tante?" frug der Prinzipal die Dame.

„Ich glaube, die Hälfte wäre genug," warf Herr Pix dazwiſchen.

„Ich hoffe, Sie werden ſich mit einer Ecke begnügen," entſchied der Prinzipal lächelnd. „Laſſen Sie ſogleich den Tiſchler einen Verſchlag machen."

„Wenn Herr Pix erſt einmal auf dem Boden iſt, ſo wird er unſere Wäſche ganz verdrängen," klagte die erfahrene Tante.

„Es ſoll die letzte Bewilligung ſein, die wir ihm machen," beruhigte ſie der Prinzipal.

Herr Pix lachte ſtill, wie die Tante ſpäter behauptete, mit einem rebelliſchen Grinſen, und gab unſerm Helden, ſobald ſich die beiden Autoritäten entfernt hatten, ſofort den Befehl, mit den Kiſten wieder hinauf zu ziehen.

Am größten aber war Herr Pix, ſo oft ſeine Vertrauten, die reiſenden Commis des Geſchäftes, auf kurze Zeit in die Handlung zurückkehrten. Dann ſetzte ſich das Provinzialgeſchäft im Hinterhauſe zuſammen und verarbeitete die Neuigkeiten des Landes. Dann entfaltete Herr Pix ſeine genaue Bekanntſchaft mit allen Geſchäftsleuten der Provinz, mit ihren Vermögensverhältniſſen und ihrer Gemüthsart, and verfügte in kurzen, aber gewichtigen Worten, wie viel an Vertrauen und Credit den kleinen Handlungen zu ſchenken ſei. Dann wurde Punſch getrunken und Solo geſpielt, welches Spiel ſeines monarchiſchen Charakters wegen von Herrn Pix am meiſten geſchätzt wurde; doch behandelte er auch hier alle Compagniegeſchäfte mit Verachtung.

Was aber Herrn Pix in dem Auge der Mitwelt das größte Anſehen gab, das waren die Rieſen, welche um die große Wage herum nach ſeinem Befehle ſchalteten, hohe breitſchultrige Männer mit herkuliſcher Kraft. Wenn ſie die großen Tonnen zuſchlugen und rollten, und mit Centnern umgingen wie gewöhnliche Menſchen mit Pfunden, ſo erſchienen ſie dem neuen Lehrling wie die Ueberreſte eines alten Volkes, von dem die Märchen erzählen, daß es einſt auf deutſchem Boden gehauſt und mit thurmhohen Felsblöcken Märmel geſpielt habe. Bald merkte Anton, daß ſie ſelbſt nicht einem Stamme angehörten. Da waren zuerſt ſechs Hausknechte, alle von der Natur aus zähem Holz über Lebensgröße ausgeführt. Sie gehörten ganz der Handlung an, waren die regelmäßigen Untergebenen des ſchwarzen Pinſels, ja mehre von ihnen wohnten im Hauſe ſelbſt und hatten allnächtlich der Reihe nach die Wache. Von neun Uhr ab ſaß dann Pluto, der Newfoundländer des Fräuleins, neben einer rieſigen Geſtalt ſchweigend im Schatten eines großen Faſſes. Dieſe Hausknechte, wie groß ſie auch waren und wie ſtark, ſahen doch den Söhnen ſterblicher Menſchen noch in manchen Stücken ähnlich. Daneben aber bildeten die Auflader der Kaufmannſchaft eine beſondere Corporation, welche auf dem Packhof vor dem Thore ihr Hauptquartier hatte und von dort aus die Ladungen nach den großen Waarenhandlungen der Stadt ſchaffte oder abholte. Dieſe waren die mächtigſten unter den Rieſen, und einzelne unter ihnen von einer Körperkraft, wie ſie in anderm Berufe nicht mehr gefunden wird. Sie hatten mit vielen Handlungen der Stadt zu thun, aber das alte angeſehene Haus von T. O. Schröter war die irdiſche Stätte, auf der ſie ſich am liebſten herabließen, mit der kleinen Gegenwart zu verkehren. Seit mehr als einem Menſchenalter war der Chef dieſes Hauſes der erſte Vorſtand ihrer Corporation geweſen. So hatte ſich ein Clientenverhältniß zu der Firma gebildet. Herr Schröter empfing am Neujahr als erſter ihren Glückwunſch und wurde Pathe ſämmtlicher Rieſenkinder, welche im Lauf des Jahres bei ihrer Taufe die Arme der dienſtthuenden Hebamme auf das Taufbecken hinunterdrückten und den Geiſtlichen durch ihre ungeheuren Köpfe ſo beunruhigten, daß er ſeine Stimme zur Stärke des Donners erhob, um den Teufel aus ihnen herauszutreiben.

Unter dieſen Lederſchürzen war Sturm, ihr Oberſter, wieder der größte und ſtärkſte, ein Mann, der enge Hintergaſſen vermied, um ſeine Kleider nicht auf beiden Mauerſeiten zu reiben. Er wurde gerufen, wenn eine Laſt ſo ſchwer war, daß ſeine Kameraden ſie nicht bewältigen konnten, dann ſtemmte er ſeine Schulter an und ſchob die größten Fäſſer weg wie Holzklötzchen. Es ging von ihm die Sage, daß er einmal ein polniſches Pferd mit allen vier Beinen in die Höhe gehoben hätte, und Herr Specht behauptete, es gebe für ihn nichts Schweres auf der Erde. Ueber ſeinem großen Körper glänzte ein breites Geſicht von natürlicher Gutherzigkeit, welche nur durch die Würde gebändigt wurde, die ein Mann von ſeiner Stellung beſitzen mußte.

Er ſtand zur Firma in einem beſonders freundſchaftlichen Verhältniß und beſaß ein einziges Kind, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing. Der Knabe hatte ſeine Mutter früh verloren, und der Vater hatte ihn als funfzehnjährigen Burſchen in der Handlung von T. O. Schröter untergebracht in einer eigenthümlichen Stellung, die er ſelbſt für ihn ausgedacht. Karl Sturm war unter den Hausknechten ungefähr daſſelbe, was Fink im Comtoir war, ein Volontair, er trug ſeine Lederſchürze und ſeinen kleinen Haken wie der Vater, und war durch eignes Verdienſt zu einem ausgedehnten Wirkungskreis gekommen. Er genoß das Vertrauen aller Mitglieder der Handlung, wußte in jedem Winkel des Hauſes Beſcheid, ſammelte alle Bindſaden und Schnüre, alle Nägel und alle Faßdauben, hob alles Packpapier auf, fütterte den Pluto und unterſtützte den Bedienten beim Stiefelputzen. Er konnte genau angeben, wo irgend eine Tonne, ein Bret, ein alter Waarenreſt lag. Wenn ein Nagel einzuſchlagen war, ſo wurde Karl gerufen; ſo oft ein Stemmeiſen verlegt war, Karl wußte es zu ſchaffen; wenn die Tante den Wintervorrath von Schinken und Würſten aufhob, ſo verſtand Karl am beſten dieſe Schätze einzupacken, und wenn Herr Schröter eine ſchnelle Beſtellung auszurichten hatte, ſo war Karl der zuverläſſigſte Bote. Zu Allem anſtellig, immer guter Laune und nie um Auskunft verlegen, war er ein Günſtling aller Parteien, die Auflader nannten ihn „unſer Karl", und der Vater wandte ſich oft von ſeiner Arbeit ab, um einen heimlichen Blick voll Stolz auf den Knaben zu werfen.

Nur in einem Punkte war er nicht mit ihm zufrieden: Karl gab keine Hoffnung, ſeinem Vater in Größe und Stärke gleich zu werden. Er war ein hübſcher Burſch mit rothen Wangen und blondem Kraushaar, aber nach dem Gutachten aller Rieſen war für ſeine Zukunft keine andere als eine mäßige Mittelgröße zu erwarten. So kam es, daß der Vater ihn als eine Art Zwerg behandelte, mit unaufhörlicher Schonung und nicht ohne Wehmuth. Er verbot ſeinem Sohne, beim Aufladen ſchwerer Frachtgüter anzugreifen, und wenn er plötzlich von einem Vatergefühl ergriffen wurde, ſo legte er die Hand vorſichtig auf den Kopf ſeines Karls, in der unbeſtimmten Furcht, daß die Köpfe von Zwergen nur die Dicke einer Eierſchale hätten und bei einem kräftigen Druck zerbrechen müßten.

„Es iſt einerlei, was das Ding lernt," ſagte er zu Herrn Pix, als er den Knaben nach der Confirmation im Geſchäft einführte, „wenn er nur Zweierlei lernt: ehrlich ſein und praktiſch ſein." Dieſe Rede war ganz nach dem Herzen des Herrn Pix. Und der Vater fing ſeine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräthe führte und zu ihm ſagte: „Hier ſind die Mandeln, und hier die Roſinen; dieſe in dem kleinen Faß ſchmecken am beſten, koſte einmal."

„Sie ſchmecken gut, Vater," rief Karl vergnügt.

„Ich denk's, Liliputer," nickte der Vater. „Sieh, aus allen dieſen Fäſſern kannſt du eſſen, ſo viel du willſt, kein Menſch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, Herr Pix erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt ſollſt du probiren, wie lange du vor dieſen Tonnen ſtehen kannſt ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältſt, deſto beſſer für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannſt, kommſt du zu mir und ſagſt: es iſt genug. Das iſt gar kein Befehl für dich, es iſt nur wegen dir ſelber und wegen der Ehre." So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er ſeine große dreiſchalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiſte neben ihn gelegt hatte. „Verſuch's zuerſt mit einer Stunde," ſagte er im Weggehen, „geht's nicht, ſo ſchadet's auch nicht. Es wird ſchon werden." Der Junge ſteckte trotzig die Hände in die Hoſentaſchen und ging zwiſchen den Fäſſern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er die Uhr in der Hand zum Vater heraus und rief: „Es iſt genug."

„Zwei und eine halbe Stunde," ſagte der alte Sturm und winkte vergnügt Herrn Pix zu. „Jetzt iſt's gut, Kleiner, jetzt brauchſt du den übrigen Tag nicht mehr in das Gewölbe zu gehen. Komm her, du ſollſt dieſe Kiſte zuſammenſchlagen; hier iſt ein neuer Hammer für dich, er koſtet zehn Groſchen."

„Er iſt nur acht werth," ſagte Karl den Hammer betrachtend, „du kaufſt immer zu theuer."

So wurde Karl eingeführt. Am erſten Morgen, nachdem Anton gekommen war, ſagte Karl zu ſeinem Vater im Hausflur: „Es iſt ein neuer Lehrling da."

„Was iſt's für einer?“ frug der Alte.

„Er hat einen grünen Rock und graue Hoſen, es iſt Mitteltuch; er iſt nur wenig größer als ich. Er hat ſchon mit mir geſprochen, es ſcheint ein guter Kerl. Gieb mir dein Taſchenmeſſer, ich muß ihm einen neuen Holznagel in ſeinen Kleiderſchrank ſchneiden.“

„Mein Meſſer, du Knirps?“ rief Sturm auf ſeinen Sohn herunterſehend mit tadelnder Stimme, „du haſt ja dein eigenes.“

„Zerbrochen,“ ſagte Karl unwillig.

„Wer hat's gekauft?“ frug Sturm.

„Du haſt's gekauft, Vater Goliath; es war ein erbärmliches Ding, wie für ein Wickelkind.“

„Ich konnte dir doch kein ſchweres kaufen für deine kleine Hand?“ frug der Vater gekränkt.

„Da haben wir's,“ ſagte Karl, ſich vor den Vater hinſtellend; „wenn man dich hört, muß man glauben, ich wäre eine Kaulquabbe von Gaſſenjungen, die ihre Hoſen noch an die Jacke knöpft und hinten ein weißes Schwänzchen trägt.“

Die Auflader lachten. „Sei nicht aufſätzig gegen deinen Vater,“ ſagte Sturm und legte ſeine Hand behutſam auf den Kopf ſeines Sohnes.

„Sieh, Vater, da iſt der Lehrling,“ rief Karl und betrachtete Anton, der jetzt für ihn zum Inventarium des Hauſes gehörte, mit prüfenden Blicken.

Herr Pix ſtellte Anton dem Rieſen vor, und Anton ſagte wieder mit Achtung zu dem Rieſen aufſehend: „Ich war noch nie in einem Geſchäft, ich bitte auch Sie, mir zu helfen, wo ich nicht Beſcheid weiß.“

„Alles Ding will gelernt ſein,“ erwiederte der Rieſe mit Würde. „Da iſt mein Kleiner hier, der hat in einem Jahre ſchon hübſch etwas losgekriegt. Alſo Ihr Vater iſt nicht Kaufmann?“

„Mein Vater war Beamter, er iſt geſtorben,“ erwiederte Anton.

„Oh, das thut mir leid," ſagte der Auflader mit betrübtem Geſicht. „Aber Ihre Frau Mutter kann ſich doch über Sie freuen."

„Sie iſt auch geſtorben," ſagte Anton wieder.

„Oh, oh, oh!" rief der Rieſe bedauernd und ſann erſtaunt über das Schickſal Antons nach. Er ſchüttelte lange den Kopf und ſagte endlich mit leiſer Stimme zu ſeinem Karl: „Er hat keine Mutter mehr."

„Und keinen Vater," erwiederte Karl ebenſo.

„Behandle ihn gut, Liliputer," ſagte der Alte, „du biſt gewiſſermaßen auch eine Waiſe."

„Na," rief Karl, auf die Schürze des Aufladers ſchlagend, „wer einen ſo großen Vater hat, der hat Sorge genug."

„Weißt du, was du biſt? Du biſt ein kleines Ungethüm," ſagte der Vater und ſchlug luſtig mit dem Schlägel auf die Reifen eines Faſſes.

Seit der Zeit ſchenkte Karl dem neuen Lehrling ſeine Gunſt. Wenn er am Morgen auf die Stiefelſohlen deſſelben Nr. 14 geſchrieben hatte, ſo ſtellte er die Stiefeln mit beſonderer Sorgfalt zurecht; er nähte ihm abgeriſſene Knöpfe an die Kleider und war, ſo oft Anton an der Wage zu thun hatte, dienſtbefliſſen an ſeiner Seite, ihm etwas zuzureichen und die kleineren Gewichte auf die Wage zu heben. Anton vergalt dieſe Dienſte durch freundliches Weſen gegen Vater und Sohn, er unterhielt ſich gern mit dem aufgeweckten Burſchen und wurde der Vertraute von manchen kleinen Liebhabereien des Praktikers. Und als die nächſte Weihnacht herankam, veranſtaltete er bei den Herren vom Comtoir eine Geldſammlung, kaufte einen großen Kaſten mit gutem Handwerkszeug und machte dadurch Karl zum glücklichſten aller Sterblichen.

Aber auch mit allen gebietenden Herren der Handlung ſtand Anton auf gutem Fuß. Er hörte die verſtändigen Urtheile des Herrn Jordan mit großer Achtung an, bewies Herrn Pix einen aufrichtigen und unbedingten Dienſteifer, ließ ſich von

Herrn Specht in politiſchen Combinationen unterrichten, las die Miſſionsberichte, welche ihm Herr Baumann anvertraute, erbat ſich von Herrn Purzel niemals Vorſchüſſe, ſondern wußte mit dem Wenigen auszukommen, was ihm ſein Vormund ſenden konnte, und ermunterte oft durch ſeine lebhafte Beiſtimmung Herrn Liebold, irgend eine unzweifelhafte Wahrheit auszuſprechen und dieſelbe nicht durch ſofortigen Widerruf zu vernichten. Mit ſämmtlichen Herren der Handlung ſtand er auf gutem Fuß, nur mit einem einzigen wollte es ihm nicht glücken, und dieſer war der Volontair des Geſchäfts.

An einem Nachmittage ſah das Comtoir in der Dämmerung grau und unheimlich aus, melancholiſch tickte die alte Wanduhr und jeder Eintretende brachte eine Wolke feuchter Nebelluft in das Zimmer, welche den Raum nicht anmuthiger machte. Da gab Herr Jordan unſerm Helden den Auftrag, in einer andern Handlung eine ſchleunige Beſorgung auszurichten. Als Anton an das Pult des Procuriſten trat, um den Brief in Empfang zu nehmen, ſah Fink von ſeinem Platz auf und ſagte zu Jordan: „Schicken Sie ihn doch gleich einmal zum Büchſenmacher, der Taugenichts ſoll ihm mein Gewehr mitgeben.“

Unſerm Helden ſchoß das Blut ins Geſicht, er ſagte eifrig zu Jordan: „Geben Sie mir den Auftrag nicht, ich werde ihn nicht ausrichten.“

„So?“ frug Fink und ſah verwundert auf, „und warum nicht, mein Hähnchen?“

„Ich bin nicht Ihr Diener,“ antwortete Anton erbittert. „Hätten Sie mich gebeten, den Gang für Sie zu thun, ſo würde ich ihn vielleicht gemacht haben, aber einem Auftrage, der mit ſolcher Anmaßung gegeben iſt, folge ich nicht.“

„Einfältiger Junge,“ brummte Fink und ſchrieb weiter.

Das ganze Comtoir hatte die ſchmähenden Worte gehört, alle Federn hielten ſtill, und alle Herren ſahen auf Anton.

Dieſer war in der größten Aufregung, er rief mit etwas bebender Stimme, aber mit blitzenden Augen: „Sie haben mich beleidigt, ich dulde von Niemandem eine Beleidigung, am wenigſten von Ihnen. Sie werden mir heut Abend darüber eine Erklärung geben.“

„Ich prügele Niemanden gern,“ ſagte Fink friedfertig, „ich bin kein Schulmeiſter und führe keine Ruthe.“

„Es iſt genug,“ rief Anton totenbleich, „Sie ſollen mir Rede ſtehen,“ ergriff ſeinen Hut und ſtürzte mit dem Briefe des Herrn Jordan hinaus.

Draußen rieſelte ein kalter Regen herunter, Anton merkte es nicht. Er fühlte ſich vernichtet, gehöhnt von einem Stärkeren, tödlich gekränkt in ſeinem jungen, harmloſen Selbſtgefühl. Sein ganzes Leben ſchien ihm zerſtört, er kam ſich hülflos vor auf ſeinen Wegen, allein in einer fremden Welt. Gegen Fink empfand er etwas, was halb glühender Haß war und halb Bewunderung; der freche Menſch erſchien ihm auch nach dieſer Beleidigung ſo ſicher und überlegen. Es wurde ihm ſchwer um's Herz, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. So kam er an das Haus, wo er ſeinen Auftrag auszurichten hatte. Vor der Thür hielt der Wagen ſeines Prinzipals, er huſchte mit niedergeſchlagenen Augen vorbei und hatte kaum Faſſung genug, in dem fremden Comtoir ſein Unglück zu verbergen. Als er wieder herauskam, traf er an der Hausthür mit der Schweſter ſeines Prinzipals zuſammen, welche im Begriff war in den Wagen zu ſteigen. Er grüßte und wollte neben ihr vorbeiſtürzen, Sabine blieb ſtehen und ſah ihn an. Der Bediente war nicht zur Stelle, der Kutſcher ſprach vom Bock nach der anderen Seite hinab laut mit einem Bekannten. Anton trat herzu, rief den Kutſcher an, öffnete den Schlag und hob das Fräulein in den Wagen. Sabine hielt den Schlag zurück, den er zuwerfen wollte, und blickte ihm fragend in das verſtörte Geſicht. „Was fehlt Ihnen, Herr Wohlfart?“ frug ſie leiſe.

„Es wird vorübergehen,“ erwiederte Anton mit zuckender Lippe und einer Verbeugung und ſchloß die Wagenthür. Sabine ſah ihn noch einen Augenblick ſchweigend an, dann neigte ſie ſich gegen ihn und zog ſich zurück, der Wagen fuhr davon.

So unbedeutend der Vorfall war, er gab doch den Gedanken Antons eine andere Richtung. Sabinens Frage und ihr Gruß waren in dieſem Augenblick eine Beſchwörung ſeiner Muthloſigkeit. In ihrer dankenden Verbeugung lag Achtung, und ein menſchlicher Antheil in ihren Worten. Die Frage, der Gruß, der kleine Ritterdienſt, den er der jungen Herrin des Hauſes geleiſtet hatte, erinnerten ihn, daß er kein Kind ſei, nicht hülflos, nicht ſchwach und nicht allein. Ja auch in ſeiner beſcheidenen Stellung genoß er die Achtung Anderer, und er hatte ein Recht darauf, und er hatte die Pflicht, ſich dieſe Achtung zu bewahren. Er erhob ſein Haupt, und ſein Entſchluß ſtand feſt, lieber das Aeußerſte zu thun, als den Schimpf zu ertragen. Er hielt die Hand in die Höhe, wie zum Schwur.

Als er in das Comtoir zurückkam, richtete er mit entſchiedenem Weſen ſeine Beſorgung aus, ging ſchweigend und unbekümmert um die neugierigen Blicke der Herren an ſeinen Platz und arbeitete weiter.

Nach dem Schluß des Comtoirs eilte er auf Jordans Zimmer. Er fand bereits die Herren Pix und Specht daſelbſt vor, in dem gemüthlichen Eifer, welchen jede ſolche Scene bei Unbetheiligten zu erzeugen pflegt. Die drei Herren ſahen ihn zweifelhaft an, wie man einen armen Teufel anſieht, der vom Schickſal mit Fäuſten geſchlagen iſt, etwas verlegen, etwas mitleidig, ein wenig verächtlich. Anton ſagte mit einer Haltung, die in Betracht ſeiner geringen Erfahrung in Ehrenſachen anerkennenswerth war: „Ich bin von Herrn von Fink beleidigt worden und habe die Abſicht, mir dieſe Beleidigung nicht gefallen zu laſſen. Sie Beide, Herr Jordan und Herr Pix, ſind im Geſchäft meine Vorgeſetzten, und ich habe große Achtung vor

Ihrer Erfahrung. Von Ihnen wünſche ich vor Allem zu wiſſen, ob Sie in dem Streite ſelbſt mir vollkommen Recht geben."

Herr Jordan ſchwieg vorſichtig, aber Herr Pix zündete entſchloſſen eine Cigarre an, ſetzte ſich auf den Holzkorb am Ofen und erklärte: „Sie ſind ein guter Kerl, Wohlfart, und Fink hat Unrecht, das iſt meine Meinung."

„Meine Meinung iſt es auch," ſtimmte Herr Specht bei.

„Es iſt gut, daß Sie ſich an uns gewendet haben," ſagte Herr Jordan; „ich hoffe, der Streit wird ſich beilegen laſſen; Fink iſt oft rauh und kurz angebunden, aber er iſt nicht malitiös."

„Ich ſehe nicht ein, wie die Beleidigung ausgeglichen werden kann, wenn ich nicht die nöthigen Schritte thue," rief Anton finſter.

„Sie wollen den Streit doch nicht vor den Prinzipal bringen?" frug Herr Jordan mißbilligend; „das würde allen Herren unangenehm ſein."

„Mir am meiſten," erwiederte Anton; „ich weiß, was ich zu thun habe, und wünſche nur vorher noch von Ihnen die Erklärung, daß Fink mich unwürdig behandelt hat."

„Er iſt Volontair," ſagte Herr Jordan, „und hat kein Recht, Ihnen Aufträge zu geben, am wenigſten in ſeinen Privatgeſchäften mit Haſen und Rebhühnern."

„Das genügt mir," ſagte Anton, „und jetzt bitte ich Sie, Herr Jordan, mich einen Augenblick unter vier Augen anzuhören." Er ſagte das mit ſo viel Ernſt, daß Herr Jordan ſtillſchweigend die Thür ſeiner Schlafkammer aufmachte und mit ihm eintrat. Hier ergriff Anton die Hand des Procuriſten, drückte ſie kräftig und ſprach: „Ich bitte Sie um einen großen Dienſt, gehen Sie hinab zu Herrn von Fink und fordern Sie von ihm, daß er mir morgen, in Gegenwart der Herren vom Comtoir, das abbittet, was er von beſchimpfenden Ausdrücken gegen mich gebraucht hat."

„Das wird er ſchwerlich thun," ſagte Herr Jordan kopfſchüttelnd.

„Wenn er es nicht thut,“ ſagte Anton heftig, „ſo fordern Sie ihn von mir auf Degen oder Piſtolen.“

Wenn vor Herrn Jordan plötzlich aus ſeiner Tintenflaſche ein ſchwarzer Rauch geſtiegen wäre, wenn dieſer Rauch ſich zu einem fürchterlichen Geiſte zuſammengeballt hätte, wie in jenem alten Märchen, und wenn dieſer Geiſt die Abſicht ausgeſprochen hätte, Herrn Jordan zu erdroſſeln, ſo hätte dieſer Herr nicht beſtürzter daſtehen können, als er jetzt unſerm Helden gegenüberſtand. „Sie ſind des Teufels, Wohlfart,“ rief er endlich, „Sie wollen ſich mit Herrn von Fink duelliren, er iſt ein toller Piſtolenſchütz, und Sie ſind Lehrling und erſt ſeit einem halben Jahr im Geſchäft, das iſt ja unmöglich!“

„Ich bin Primaner geweſen, und habe mein Abiturientenexamen gemacht, und wäre jetzt Student, wenn ich nicht vorgezogen hätte Kaufmann zu werden! — Verwünſcht ſei das Geſchäft, wenn es mich ſo erniedrigt, daß ich meinen Feind nicht mehr fordern darf. Ich gehe dann noch heut zu Herrn Schröter und erkläre ihm meinen Austritt,“ rief Anton mit flammenden Augen.

Herr Jordan ſah mit größtem Erſtaunen auf ſeinen gutmüthigen Schüler, der auf einmal ein phantaſtiſcher Rieſe vor ihm umher flackerte. „Seien Sie nur nicht ſo heftig, lieber Wohlfart,“ bat er begütigend, „ich werde zu Fink hinuntergehen, vielleicht läßt ſich Alles im Guten ausgleichen.“

„Ich verlange Abbitte vor dem Comtoir,“ rief Anton wieder, „Abbitte oder Satisfaction.“

Es war wohlthuend, unterdeß die beiden Herren in der Nebenſtube zu beobachten. Pix hatte als kluger Feldherr mit einem Ruck ſeinen Holzkorb in die Nähe der Kammerthür geſchoben und ſaß ſcheinbar gleichgültig da, nur mit ſeiner Cigarre beſchäftigt, während Herr Specht ſich nicht enthalten konnte, das Ohr an die Thür zu legen. „Sie ſchießen ſich,“ flüſterte Herr Specht, entzückt über die großen Empfindungen, welche dieſer Streit hervorzurufen verſprach. „Paſſen Sie auf, Pix, es wird ein furchtbares Unglück; wir alle müſſen zum Begräbniß gehen, keiner darf fehlen. Ich wirke die Erlaubniß aus, daß wir Junggeſellen die Leiche tragen dürfen.“

„Weſſen Leiche?“ frug Herr Pix verwundert.

„Wohlfart muß daran glauben,“ rief Herr Specht wieder in dumpfem Flüſterton.

„Unſinn,“ ſagte Herr Pix, „Sie ſind ein Narr!“

„Ich bin kein Narr, und ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten,“ rief Herr Specht wieder flüſternd und nach dem Beiſpiel Antons entſchloſſen, ſich nichts gefallen zu laſſen.

„Schreien Sie mir nicht ſo ins Ohr,“ ſagte Herr Pix unbewegt, „man kann nichts verſtehen.“ In dem Augenblick öffnete ſich die Thür, Herr Specht ſprang an ein Fenſter und ſtarrte angelegentlich in die finſtere Regennacht, während Pix unſerm Anton die Hand ſchüttelte und ihm erklärte, er ſei ein tüchtiger Mann und das Provinzialgeſchäft ſei ganz auf ſeiner Seite. — Herr Jordan ging zu Fink hinab und kam bald wieder herauf; Herr von Fink war nicht zu Hauſe. Wahrſcheinlich ſaß der Jokei ahnungslos in irgend einer Weinſtube. Anton ſagte darauf: „Ich laſſe die Sache nicht bis morgen ruhen, ich werde ihm ſchreiben und den Brief durch den Bedienten auf ſeinen Tiſch legen laſſen.“

„Thun Sie das nicht,“ bat Herr Jordan, „Sie ſind jetzt zu zornig.“

„Ich bin ſehr ruhig,“ erwiederte Anton mit heißen Wangen; „ich werde ihm nur das Nöthige ſchreiben. Sie, meine Herren, bitte ich, daß Sie über Alles, was Sie hier gehört haben, gegen die Andern ſchweigen.“

Das verſprachen die Herren. Darauf ging er auf ſein Zimmer und ſchrieb einen Brief, in dem er Herrn von Fink ſein Unrecht vorhielt und ihm ſchließlich die Wahl ließ, ob er durch Schläger oder Piſtolen das verletzte Selbſtgefühl Antons ausbeſſern wollte. Der Brief war für einen jungen Gentleman gut genug geſchrieben und wurde neben den Wachsſtock des Herrn von Fink in deſſen Stube niedergelegt, nachdem Herr Specht dem Bedienten noch auf der Treppe eingeſchärft hatte, mit Kreide drei große Ausrufungszeichen auf den Tiſch zu malen; wahrſcheinlich ſollten ſie die Stelle der Späne vertreten, welche die Boten der heiligen Vehme aus dem Burgthor der Angeklagten zu hauen pflegten. Anton blieb den Reſt des Abends auf ſeinem Zimmer, wo er unruhig auf und ab ſchritt, bald die Scene der Beleidigung, bald die zu erwartende Scene dramatiſch auseinander legte und jede Art von Gefühlen durcharbeitete, welche bei einem armen Jungen vor dem erſten Duell unvermeidlich ſind.

Unterdeß wurde im Zimmer des Herrn Jordan große Sitzung des geſammten Geſchäfts gehalten. Da Herr Pix und Herr Specht verſprochen hatten zu ſchweigen, beſchränkten ſie ſich auf ſo myſteriöſe und finſtere Andeutungen, daß bei einem Theil der Herren die Anſicht entſtand, ein Mord ſei entweder ſchon vollbracht, oder doch jeden Augenblick zu fürchten, bis endlich Herr Jordan das Wort ergriff: „Da die Differenz doch kein Geheimniß iſt, und die Sache uns alle angeht, ſo iſt es am beſten, wenn wir ſie unter einander beſprechen und uns ſämmtlich Mühe geben, die nachtheiligen Folgen zu verhüten. Ich werde aufbleiben, bis Fink zurückkommt, und ſogleich mit ihm reden. Unterdeß muß ich Wohlfart das Zeugniß geben, daß er ſich ſo gewandt benommen hat, wie bei einem jungen Mann ohne Erfahrung nur möglich iſt.“ Alle ſtimmten eifrig bei. Darauf geriethen der Zollcommis Herr Birnbaum und Herr Specht in eine lebhafte Erörterung über die verſchiedenen Arten der Duelle, und Herr Specht behauptete, beim Schießen über das Schnupftuch würden den Duellanten mit einem ſeidenen Taſchentuch die Augen verbunden, und dieſelben auf ihren Standorten ſo lange im Kreiſe herumgedreht, bis der Kampfrichter mit ſeinem Stock aufklopfe, worauf ihnen frei ſtehe hinzuſchießen, wohin ſie wollten. Herr Baumann ſtahl ſich zuerſt aus der Geſellſchaft fort und ging zu Anton, drückte dieſem herzlich die Hand und bat ihn dringend, nicht um rauher Worte willen zwei Menſchenleben auf das Spiel zu ſetzen. Nachdem er Abſchied genommen hatte, fand Anton auf ſeinem Tiſch ein kleines Exemplar des Neuen Teſtaments aufgeſchlagen und darin durch ein großes Ohr den heiligen Spruch bezeichnet: „Segnet, die euch fluchen." Anton war gerade nicht in der Stimmung, den Sinn dieſer Worte zu befolgen. Aber er ſetzte ſich doch vor das Buch und las darin die Sprüche, welche er als Kind ſeiner guten Mutter ſo oft aufgeſagt hatte. Er wurde weicher und ruhiger und ging in dieſer Stimmung zu Bette.

Unterdeß drang das Gerücht von einem furchtbaren Ereigniß durch alle Schlüſſellöcher, Ritze und Kammern des alten Hauſes.

Sabine war in ihrer Schatzkammer. Dies war ein Raum, unwohnlich für einen Gaſt, aber für jede Hausfrau ein heimliches, herzerhebendes Zimmer. An den Wänden ſtanden mächtige Schränke von Eichen- und Nußbaumholz mit ſchöner eingelegter Arbeit, in der Mitte ein großer Tiſch mit geſchnörkelten Beinen, darum einige alte Lehnſtühle. Aus den geöffneten Schränken glänzten im Lampenlicht unzählige Gedecke von Damaſt, hohe Terraſſen von Wäſche, Linnen und bunten Stoffen, Kryſtallgläſer, ſilberne Pocale, Porcellan und Fayence im Geſchmack von mehr als drei Generationen. Die Luft war mit einem kräftigen Duft erfüllt, der aus uraltem Lavendel, Eau de Cologne und friſcher Wäſche aufſtieg. Hier herrſchte Sabine allein. Nur ungern ſah ſie einen fremden Fuß eintreten; was aus den Schränken genommen wurde und wieder hineinkam, hob ſie mit eigenen Händen; nur der treue Diener hatte das Vorrecht, ihr an ſchweren Tagen zu helfen, und zuweilen Karl Sturm, ſein Adjutant, der gewiſſe roſafarbene Pappkarten zum Zeichnen der Wäſche anfertigte und prachtvolle Zahlen darauf ſchrieb.

Heute ſtand Sabine noch ſpät vor dem Tiſch, der mit weißer Wäſche belaſtet war; ſie ſuchte die Nummern des feinen Damaſts zuſammen, zählte und ſortirte Tiſchdecken und Servietten, band große Bündel mit roſa Bändern zuſammen und hing die Nummerkarten daran. Zuweilen hielt ſie ein Stück näher an das Licht und ſah mit Behagen auf die weißen Arabesken, welche die Kunſt des Webers hineingewirkt hatte. Da flog ein dunkler Schatten über ihr Antlitz und traurig ſah ſie auf einige wunderfeine Servietten, in welche zahlreiche kleine Löcher geſtochen waren, je drei oder vier in einer Reihe. Endlich rief ſie den Bedienten. „Es iſt nicht mehr auszuhalten, Franz, auch in No. 24 ſind wieder drei Servietten mit der Gabel durchſtochen. Einer der Herren ſticht in das Tiſchzeug! Das iſt bei uns doch nicht nöthig.“

„Nein,“ ſagte der Vertraute kummervoll: „ich ſelbſt habe ja das Silberzeug unter mir, ich weiß am beſten, daß es nicht nöthig iſt.“

„Wer von den Herren iſt ſo rückſichtslos?“ frug Sabine ſtreng. „Es muß einer der neuen ſein.“

„Herr von Fink iſt es,“ klagte der Diener, „er ſticht vor jedem Eſſen zweimal mit der Gabel durch die Serviette; es giebt mir jedesmal einen Stich durch's Herz, Fräulein Sabine. Aber Herrn von Fink kann ich doch nichts ſagen.“

Sabine hing den Kopf über die zerſtochenen Servietten. „Ich wußte, daß er es war,“ ſeufzte ſie. — „Aber das darf nicht ſo fortgehen. Ich werde Ihnen für Herrn von Fink eine beſondere Nummer herausgeben, die müſſen wir opfern, bis ſich eine Gelegenheit findet, ihn zu bitten, daß er von ſeinen Angriffen abläßt.“ Sie trat zu dem Schrank und ſuchte lange. Es war eine ſchwere Wahl. Zwar von den groben konnte ſie ohne Schmerz einige Dutzend miſſen, von den feinen aber war ihr jedes Gedeck ans Herz gewachſen. Eines freilich mehr als das andere. — „Dieſes mag hingehen,“ ſagte ſie endlich betrübt, „hier fehlt ohnedies eine Serviette.“ Sie ſah noch einmal auf das Muſter, kleine Pfauen, welche kunſtvoll durch Blumengewinde ſchritten, und legte die Nummer auf den Arm des Dieners. „Herr von Fink bekommt keine andern Servietten als dieſe,“ befahl ſie.

Franz zögerte zu gehen. „Er hat auch in ſeiner Schlafſtube eine Gardine angebrannt,“ ſagte er unruhig. „Der Flügel wird nicht mehr zu brauchen ſein.“

„Und ſie war ganz neu,“ klagte Sabine. „Morgen früh nehmen Sie die Gardine ab. — Was haben Sie noch, Franz? Iſt etwas vorgefallen?“ —

„Ach, Fräulein,“ erwiederte der Diener geheimnißvoll, „drüben bei den Herren geht Alles durcheinander. Herr von Fink hat Herrn Wohlfart ſehr beleidigt, Herr Wohlfart iſt wüthend, es wird ein Duell geben, ſagt Herr Specht, die Herren fürchten ein großes Unglück.“

„Ein Duell,“ rief Sabine, „zwiſchen Fink und Wohlfart?“ — Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie haben wohl Herrn Specht mißverſtanden,“ fügte ſie lächelnd hinzu.

„Nein, Fräulein Sabine, diesmal iſt es ernſthaft. — Es wird ein Unglück geben, Herr Wohlfart ging im größten Zorn an mir vorüber, und er hat ſeinen Thee nicht angerührt.“

„Iſt mein Bruder noch nicht zurück?“

„Er kommt heut ſpät nach Hauſe, er iſt im Comité.“

„Es iſt gut,“ ſchloß Sabine. „Sie ſchweigen gegen Jedermann, Franz, hören Sie?“

Sabine ſetzte ſich wieder an den Tiſch, aber ihr Damaſt war vergeſſen. Sie blickte ſtarr hinaus in den dunkeln Hof nach den Fenſtern des Volontairs. „Er ſticht durch die Servietten,“ klagte ſie leiſe, „er wird ſich auch kein Gewiſſen daraus machen, eine Menſchenbruſt zu durchbohren! Das alſo war der Schmerz des armen Wohlfart! — Er kam zu uns, der wilde Gaſt, wie ein Wirbelwind über den blühenden Buſch; wo er anſchlägt, fallen die Blüthen zur Erde. Sein Leben iſt Wirrwarr, Aufregung, Getöſe. Was ihm nahe kommt, zieht er in ſeinen tollen Tanz. Auch mich! auch mich! Du ſtolzer und verwegener Geiſt, auch mir haſt du die Seele aufgeregt. Ich mühe mich, ich ringe Tag für Tag, aber immer wieder erfaßt mich ſein Zauber. So ſchön, ſo glänzend, ſo ſeltſam iſt er! Er ärgert mich täglich und alle Tage muß ich an ihn denken, um ihn ſorgen, über ihn trauern. O meine Mutter, hier war's, wo ich zum letzten Mal zu deinen Füßen ſaß, hier übergabſt du mir die Schlüſſel des Hauſes! Du hielteſt die Hände ſegnend auf mein Herz. „Der Himmel behüte dir jeden Schlag," ſagteſt du unter Thränen und Küſſen. Jetzt ſchütze die Tochter, Geliebte, du mein Vorbild für alle Ueberlegung, für die Ordnung deines Hauſes, für ſicheres Pflichtgefühl, behüte mir das laut pochende Herz. Mache mich feſt gegen ihn, gegen ſein verführeriſches Lachen, gegen ſeinen übermüthigen Spott."

So betete Sabine. Lange ſaß ſie in feierlicher Berathung mit den guten Geiſtern des Hauſes, dann fuhr ſie mit dem Tuch über die Augen, trat entſchloſſen an den Tiſch und fuhr fort den Damaſt zu zählen und aufzuheben.

Anton war bereits ausgekleidet und im Begriff, ſein Licht auszulöſchen, als kräftig an die Thür geklopft wurde und der Mann eintrat, den er in dieſem Augenblick am wenigſten von allen Sterblichen erwartete. Es war Herr von Fink mit ſeiner Reitpeitſche und ſeinem nachläſſigen Weſen.

„Ah, Sie ſind ſchon zu Bett," ſagte der Jokei und ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl in der Nähe, „laſſen Sie ſich nicht ſtören! Sie haben mir einen gefühlvollen Brief geſchrieben, und Jordan hat mir das Uebrige erzählt; ich komme, Ihnen mündlich zu antworten." Anton ſchwieg und ſah von ſeinem Kopfkiſſen finſter auf den Gegner. „Ihr ſeid hier alle ſehr tugendhafte und ſehr empfindliche Leute," fuhr Fink fort und ſchlug mit ſeiner Peitſche an das Stuhlbein. „Es thut mir leid, daß Sie ſich meine Reden ſo zu Herzen genommen haben. Es freut mich aber, daß Sie ſo entſchloſſen ſind. Sie haben den ehrlichen Jordan in einen wahren Wärwolf verwandelt," fügte er lächelnd hinzu.

„Bevor ich Sie weiter anhöre,“ ſagte Anton grollend, „muß ich wiſſen, ob Sie die Abſicht haben, mir für Ihre Beleidigung eine Erklärung vor den übrigen Herren zu geben. Ich weiß nicht, ob nach der ſchweren Kränkung, die Sie mir zugefügt haben, ein Anderer, der mehr Erfahrung in Ehrenſachen hat, ſich mit einer ſolchen Erklärung begnügen würde. Ich habe das Gefühl, daß ich damit zufrieden ſein müßte.“

„Da fühlen Sie richtig,“ ſagte Fink kopfnickend; „Sie können damit zufrieden ſein.“

„Wellen Sie mir morgen dieſe Erklärung geben?“ frug Anton.

„Warum denn nicht?“ ſagte Fink gleichgültig; „ich habe keine Luſt, mich mit Ihnen zu ſchießen, ich will Ihnen gern vor ſämmtlichen Correſpondenten und Procuriſten der Firma die Erklärung ausſtellen, daß Sie ein verſtändiger und hoffnungsvoller junger Mann ſind, und daß ich Unrecht gethan habe, Jemanden zu kränken, der jünger, und verzeihen Sie den Ausdruck, um Vieles grüner iſt als ich.“

Unſer Held hörte dieſe Worte mit gemiſchten Empfindungen; es wurde ihm doch leichter um’s Herz; aber die Manier Finks ärgerte ihn wieder ſehr und er ſagte ſich im Bette aufrichtend entſchloſſen: „Ich bin mit dieſer Erklärung noch nicht zufrieden, Herr von Fink.“

„Ei,“ ſagte Fink, „was verlangen Sie noch?“

„Sie gefallen mir auch in dieſem Augenblick nicht,“ ſprach Anton, „Sie ſind wieder rückſichtsloſer gegen mich, als gegen einen Fremden ſchicklich iſt. Ich weiß, daß ich noch jung bin und wenig von der Welt kenne, und ich glaube, daß Sie mich in vielen Dingen überſehen; aber eben deshalb wäre es hübſcher von Ihnen, wenn Sie freundlich und gütig gegen mich wären.“ Anton ſagte dies mit einer Bewegung, welche ſeinem Gegner nicht entging. Fink ſtreckte ſeine geöffnete Hand gutmüthig über das Bett und ſprach: „Seien Sie nur nicht wieder böſe und geben Sie mir Ihre Hand.“

„Ich möchte gern,“ rief Anton mit hervorbrechender Rührung, „aber ich kann noch nicht; ſagen Sie mir zuvor, daß Sie den Streit mit mir nicht deswegen ſo leicht behandeln, weil Sie mich für zu jung und zu gering halten, oder weil Sie von Adel ſind und ich nicht.“

„Hört, Maſter Wohlfart,“ ſagte Fink, „ihr ſetzet mir das Meſſer verzweifelt an die Kehle. Weil ihr aber in eurem reinen weißen Hemdchen ſo unſchuldig vor mir liegt, ſo will ich ein Uebriges thun und wegen dieſer Punkte mit euch capituliren. Was meinen deutſchen Adel betrifft, ſo viel darauf!“ — hier ſchnalzte er mit den Fingern, — „er hat für mich ungefähr denſelben Werth, wie ein Paar gute Glanzſtiefeln und neue Glacéhandſchuhe. Was aber meine Scheu vor Ihrer Jugend und der hoffnungsvollen Würde eines Lehrlings betrifft, ſo will ich mich wenigſtens zu dem Bekenntniß verſtehen, daß ich nach dem, was ich heut Abend an Ihnen kennen gelernt habe, Ihnen fortan bei jedem neuen Zank, in den wir gerathen werden, mit jedem Mordwerkzeug, das Sie vorſchlagen, jede mögliche Genugthuung geben will. Damit können Sie ſich begnügen.“ — Nach dieſem Troſt hielt ihm Fink zum zweiten Mal die Hand hin und ſagte: „Jetzt ſchlagen Sie ein, es iſt jetzt Alles in Ordnung.“

Anton legte ſeine Hand in die dargebotene, und der Jokei ſchüttelte ſie ihm kräftig und ſagte: „Wir ſind heut ſo offenherzig gegen einander geweſen, daß es gut ſein wird, wenn wir eine Pauſe machen, ſonſt haben wir einander gar nichts mehr zu erzählen. Schlafen Sie wohl, morgen mehr davon.“ Dabei ergriff er ſeine Mütze, nickte mit dem Kopf und ſchritt klirrend zur Thür hinaus.

Anton war, die Wahrheit zu geſtehen, über dieſen unerwartet friedlichen Ausgang ſo vergnügt, daß er lange nicht einſchlafen konnte. Herr Baumann, der in ſeiner Schlafkammer das Bett an derſelben Wand hatte, konnte ſich nicht enthalten, nach Finks Abgang ſeinen Glückwunſch durch Klopfen an der

Wand auszudrücken, und Anton beantwortete das Signal ſofort durch ein ähnliches Klopfen, welches ſeinen Dank für die Theilnahme anzeigen ſollte.

Am andern Morgen war das Comtoir eine Viertelſtunde vor der Ankunft des Prinzipals vollzählig verſammelt. Fink erſchien als Letzter und ſagte mit lauter Stimme: „Mylords und Gentlemen aus dem Export- und Provinzialgeſchäft, ich habe geſtern Herrn Wohlfart von hier in einer Weiſe behandelt, die mir jetzt, nach dem, was ich von ihm kennen gelernt habe, aufrichtig leid thut. Ich habe ihm geſtern bereits meine Erklärung gemacht und bitte ihn heute in Ihrer Gegenwart freiwillig nochmals um Verzeihung. Zu gleicher Zeit bemerke ich, daß unſer Wohlfart ſich bei dieſem Streit durchaus reſpectabel benommen hat, und daß ich mich freue, mit ihm in Geſchäftsverbindung getreten zu ſein.“ Das Comtoir lächelte, Anton ging auf Fink zu und ſchüttelte ihm wieder die Hand, Herr Jordan that mit beiden Parteien daſſelbe, und die Sache war abgemacht.

Doch blieb ſie nicht ohne Folgen. Auch die Kunde von der ehrlichen Sühne, welche Fink dem Lehrling gab, und von der freundlichen Ausgleichung gelangte in das Vorderhaus. Und als Anton zuſammen mit Fink beim Mittagtiſch erſchien, ruhten die Blicke der Damen mit Theilnahme und Neugier auf ihm, und der Prinzipal verbarg nicht ein freundliches Lächeln. Aber auch auf Fink fiel Sabinens Auge mit freudigerem Glanz, und ſo oft ſie zu ihm aufſah, war ihr, als hätte ſie ihm etwas Großes abzubitten.

Bei den Herren vom Comtoir war die Stellung Wohlfarts auf einmal eine ganz andere geworden, er wurde von Allen mit einer Achtung behandelt, welche ein Lehrling ſonſt nicht durchzuſetzen pflegt; Herr Specht erklärte ihn bei ſämmtlichen Commis ſeiner Bekanntſchaft — und ſeine Bekanntſchaft war groß — für einen modernen Bayard, für den letzten Ritter

Europa's, für einen furchtbaren Haudegen im Reiche der Concurrenten; Herr Liebold wurde wahrhaft kühn in ſeinen Behauptungen, wenn er merkte, daß Anton auf ſeiner Seite ſtand, und ſogar Herr Pix gönnte ſeinem Zögling von dieſem Tage an augenſcheinliche Hochachtung, er vertraute den Beobachtungen, welche Anton am Zünglein der großen Wage machte, eben ſo feſt wie ſeinen eigenen, und überließ ihm zuweilen ſogar den ſchwarzen Pinſel, ſeinen geliebten Scepter, das Zeichen ſeiner Herrſchermacht.

Die größte Veränderung aber wurde in Antons Verhältniß zu Fink hervorgebracht. Denn einige Tage nach dem Streit, als Anton hinter dem Jokel die Treppe des Hinterhauſes hinaufſtieg, hielt Fink auf den Stufen an und frug: „Wollen Sie nicht bei mir eintreten? Sie ſollen mir heut Ihren Beſuch machen und meine Cigarren probiren.“

Zum erſten Mal überſchritt Anton die Schwelle des Volontairs und blieb verwundert an der Thür ſtehen, denn das Zimmer ſah ſehr fremdartig aus. Elegante Möbel ſtanden unordentlich umher, ein dicker Teppich, weich wie Moos, bedeckte den Fußboden, und der ordentliche Anton ſah mit Betrübniß, wie rückſichtslos die Cigarrenaſche auf die prächtigen Blumen deſſelben geworfen war. An der einen Wand ſtand ein großer Gewehrſchrank, darüber hing ein ausländiſcher Sattel und pfundſchwere ſilberne Sporen; die andere Wand verdeckte ein eben ſo großer Bücherſchrank aus koſtbarem Holz, voll von Büchern in braunem Lederband, und über dem Schrank reichten rieſige Flederwiſche, die ſchwarzen Flügel eines ungeheuren Vogels, von einer Stubenwand bis zur andern.

„Welche Menge von Büchern Sie haben!“ rief Anton erfreut.

„Es ſind Erinnerungen an eine Welt, in der ich nicht mehr lebe,“ ſagte Fink.

„Und dieſe Flügel, gehören ſie auch zu Ihren Erinnerungen?“

„Ja, Herr, es ſind die Flügel eines Condors; Sie ſehen, ich bin ſtolz auf dieſe Jagdbeute,“ antwortete Fink und hielt unſerem Anton ein Packet mit Cigarren hin. „Setzen Sie ſich, Wohlfart, laſſen Sie uns plaudern, und zeigen Sie, ob Herr Specht Recht hat, wenn er Sie als liebenswürdigen Geſellſchafter rühmt.“ Er ſchob unſerm Helden mit dem Fuße einen großen Fauteuil zu. Anton ſank behaglich in die weichen Kiſſen und blies blaue Wolken nach der Decke, während Fink die Lampe des ſilbernen Theekeſſels anzündete. „Sie haben mir neulich gefallen, Wohlfart,“ ſagte Fink, ſich der Länge nach auf dem Sopha ausſtreckend; „verſtehen Sie ſich auf Pferde?“

„Nein,“ ſagte Anton.

„Sind Sie Jäger?“

„Auch nicht.“

„Treiben Sie Muſik?“

„Nur wenig,“ ſagte Anton.

„Nun alſo, in Teufels Namen, welche menſchliche Eigenſchaft haben Sie denn?“

„In Ihrem Sinne keine,“ antwortete Anton ärgerlich. „Ich kann die Leute lieben, welche mir gefallen, und ich glaube, ich kann ein treuer Freund ſein; wenn mich aber Jemand übermüthig behandelt, ſo empöre ich mich.“

„Schon gut,“ ſagte Fink, „von der Seite kenne ich Sie. Für einen Anfänger war Ihr Debut gar nicht übel. Ich ſehe, es iſt Race in Ihnen. Laſſen Sie hören, wer Sie ſind. Von welchem Volke der ſterblichen Menſchen ſtammen Sie, und welches Schickſal hat Sie hierher geſchleudert in dieſes traurige Mühlwerk, wo Jeder zuletzt voll Staub und Reſignation wird, wie Liebold, oder im beſten Fall wie der ſtattliche Jordan?“

„Es war doch ein gutmüthiges Schickſal,“ antwortete Anton und begann von ſeiner Heimat und ſeinen Eltern zu erzählen. Mit Wärme ſchilderte er den kleinen Kreis, in dem er aufgewachſen war, die Abenteuer ſeiner Schulzeit und einige närriſche Leute aus Oſtrau, mit denen er verkehrt hatte. „Und ſo iſt für mich ein großes Glück, was Sie für ein Unglück halten,“ ſchloß er, „daß ich hierher gekommen bin.“

Fink nickte beiſtimmend und ſagte: „Zuletzt iſt der größte Unterſchied zwiſchen uns beiden, daß Sie Ihre Mutter gekannt haben und ich die meine nicht. Uebrigens iſt es ziemlich gleichgültig, in welchem Neſt Einer aufwächſt, man kann faſt unter allen Umſtänden ein tüchtiger Geſell werden. — Ich habe Leute gekannt, die weniger Liebe in ihrem Vaterhauſe gefunden haben als Sie.“

„Sie haben ſo viel von der Welt geſehen,“ ſagte Anton rückſichtsvoll, „ich bitte Sie, mir zu ſagen, wie Sie dazu gekommen ſind.“

„Sehr einfach,“ begann Fink. „Ich beſitze einen Onkel in Newyork, der dort einer von den Ariſtokraten der Börſe iſt. Dieſer ſchrieb meinem Vater, als ich vierzehn Jahr war, ich ſolle eingepackt und herübergeſchickt werden, er habe die Abſicht, mich zu ſeinem Erben zu machen. Mein Vater iſt ſehr Kaufmann, ich wurde emballirt und abgeſchickt. In Newyork wurde ich bald ein gottverdammter kleiner Schuft und Taugenichts, ich trieb jede Art von Unſinn, hielt einen Stall von Racepferden in einem Alter, wo bei uns ehrliche Jungen noch auf offener Straße ihre Butterſemmel verzehren und mit einem Papierdrachen ſpielen. Ich bezahlte Sängerinnen und Tänzerinnen und mißhandelte meine weißen und ſchwarzen Domeſtiken ſo ſehr durch Fußtritte und Haarraufen, daß mein Oheim genug zu thun hatte, um Entſchädigungsgelder an dieſe freien Bürger zu bezahlen. Sie hatten mich aus meiner Heimat fortgeriſſen, ohne ſich um meine Gefühle zu bekümmern; ich bekümmerte mich jetzt den Teufel um die ihren. Uebrigens je toller ich's trieb, deſto mehr Geld bekam ich in die Hände. Ich war bald der verrufenſte unter den jungen Bengeln, welche die vornehmen Unarten jenſeit des Waſſers cultiviren. Einſt an meinem Geburtstage kam ich um ſechs Uhr früh von einem kleinen Souper, bei dem ich aus Caprice den Spröden gegen einige zuvorkommende Damen geſpielt hatte, und unterwegs fiel mir ein, daß dieſe Wirthſchaft ein Ende nehmen müſſe, oder ich ſelbſt würde ein Ende nehmen. Ich ging nach dem Hafen ſtatt nach Hauſe, ſteckte mich in grobe Matroſenkleider, die ich unterwegs kaufte, und bevor es Mittag war, fuhr ich als Schiffsjunge auf einem dickbäuchigen Engländer zum Hafen hinaus. Wir ſegelten einige tauſend Meilen um Cap Horn herum und auf der andern Seite des Feſtlandes wieder hinauf. Als wir in Valparaiſo ankamen, erklärte ich dem Capitän, daß ich ihm für die Ueberfahrt dankbar ſei, tractirte die ganze Mannſchaft und ſprang ans Land, um mit den zwanzig Dublonen, die ich noch in der Taſche hatte, auf eigene Fauſt mein Glück zu machen. Ich traf bald einen verſtändigen Mann, der mich auf ſeine Hazienda brachte, wo ich als Ochſenhirt und Reitkünſtler nicht geringe Lorbeeren erntete. Ich war etwa anderthalb Jahr dort oben und befand mich ſehr wohl, ich wurde als eine Art dienſtthuender Gaſtfreund behandelt, ich war verliebt, ich war bewundert als Jäger und tummelte mich tüchtig im Sattel, was fehlte mir? — Doch alle Freude iſt vergänglich. Wir hatten gerade großes Rinderſchlachten, und ich war fleißig beſchäftigt, von meinem Pferd die Kühe in den Schlachthof zu eſcortiren, als plötzlich zwei Regierungsbeamte in unſer Feſt hineinritten. Dieſe behandelten mich ſelber mit vieler Artigkeit wie ein junges Rind, nahmen mich ſammt meinem Pferd in die Mitte und führten mich zwiſchen ihren Steigbügeln Trott und Galopp nach der Hauptſtadt. Dort wurde ich beim amerikaniſchen Conſul abgeliefert, und da mein Oheim Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt hatte, mich auszuſpüren, und ich aus einem langen Briefe meines Vaters erkannte, daß dieſer Herr ſich wirklich über mein Verſchwinden ängſtigte, ſo beſchloß ich, ihm den Gefallen zu thun und zurückzukehren. Ich unterhandelte mit dem Conſul und reiſte mit dem nächſten Schiff nach Europa ab. Als ich auf dieſem bejahrten Erdhaufen ankam, erklärte ich meinem Vater, daß ich nicht Kaufmann werden wolle, ſondern Landwirth. Darüber gerieth die Firma Fink und Becker außer ſich, aber ich blieb feſt. Endlich kam ein Vertrag zu Stande. Ich ging zunächſt auf zwei Jahr in eine norddeutſche Wirthſchaft, dann ſollte ich einige Jahr in einem Comtoir arbeiten, dadurch hoffte man meine Capricen zu bändigen. So bin ich jetzt hier in Clauſur. Aber alle Mühe iſt umſonſt. Ich thue meinem Vater den Gefallen, hier zu ſitzen, weil ich merke, daß ſich der Mann viel unnützen Kummer um mich macht, aber ich bleibe nur ſo lange hier, bis er ſich überzeugt, daß ich Recht habe. Dann werde ich Landmann.“

„Wollen Sie bei uns ein Gut kaufen?“ frug Anton neugierig.

„Nein, Herr,“ antwortete Fink, „das will ich nicht. Ich würde es vorziehen, vom frühen Morgen bis gegen Mittag zu reiten, ohne an einen Grenzſtein meines Landes zu ſtoßen.“

„Sie wollen alſo wieder nach Amerika zurück?“

„Oder anderswohin, ich bin in Erdtheilen nicht wähleriſch. Unterdeß lebe ich in dieſem Kloſter als Mönch, wie Sie ſehen,“ ſagte Fink lachend und goß aus einer großen Flaſche eine Menge Rum unter ein geringeres Maß anderer Subſtanzen, rührte das Getränk um und trank zum geheimen Schreck Antons die feurige Miſchung behaglich hinunter. „Friſch, Mann,“ rief er, Anton die Flaſche zuſchiebend, „macht euren Trank zurecht, und jetzt laßt uns luſtig plaudern, wie ſich für gute Geſellen und verſöhnte Feinde ſchickt.“

Seit dieſem Abend behandelte Fink unſern Helden mit einer Freundlichkeit, welche ſehr verſchieden war von dem nachläſſigen Weſen, das er den übrigen Herren vom Geſchäft gönnte. In Kurzem wurde Anton der Liebling des Mönchs in der Clauſur, oft rief ihn Fink in ſein Zimmer, ja er verſchmähte ſogar nicht, drei Treppen hoch in das Heiligthum der lederfarbenen Katze hinauf zu ſteigen, wenn er gerade gelaunt war einen Abend im Hauſe zu verleben. Allerdings war das nicht oft der Fall. Anton merkte bald, daß ſein neuer Freund eine in der Stadt ſehr bekannte und vielbeſprochene Perſon war, daß er unter der eleganten Jugend mit einem wahren Despotismus herrſchte, und bei Herrenreiten, Jagdpartien und anderen nützlichen Thätigkeiten Anführer und vielbegehrte Autorität war. Er war jung, gewandt, von Adel, galt für unermeßlich reich und beſaß eine Meiſterſchaft in allen Dingen, die mit einem Pferdehuf, einem Gewehrlauf und einem vergoldeten Theelöffel irgend in Verbindung gedacht werden können, und was über Allem ſtand, er behandelte Jeden, der in ſeine Nähe kam, mit der leichten Suffiſance, welche von je bei dem großen Haufen unſelbſtändiger Menſchen als Zeichen von überlegener Kraft gegolten hat. Fink war deshalb viel in Geſellſchaft und kam oft erſt gegen Morgen nach Hauſe. Anton hörte ihn zuweilen ankommen, wenn er bereits vor ſeinem Buche ſaß; er bewunderte die Lebenskraft ſeines Freundes, der dann nach einer oder zwei Stunden Ruhe ſeinen Platz im Comtoir einnahm und während des ganzen Vormittags keine Spur von Mattigkeit zeigte. Gegen die ſtrenge Ordnung des Hauſes ſtach Fink auch dadurch ab, daß er ſich die unerhörte Freiheit herausnahm, zuweilen eine Stunde nach Eröffnung des Comtoirs zu erſcheinen und ſich vor dem Schluß zu entfernen. Anton konnte nicht errathen, ob ſein Prinzipal dieſe gelegentliche Selbſtändigkeit für ein großes oder für ein kleines Verbrechen hielt. Jedenfalls ſchwieg er dazu.

So verging der Winter, und Anton merkte an untrüglichen Zeichen, daß der Frühling und der Sommer über das Land daherzogen. Die Fuhrleute brachten nicht mehr Schneeflocken ins Comtoir, ſondern Regentropfen und braune Fußſtapfen, zuweilen wagte ſich ein Mädchen mit Veilchenſträußen in die Nähe der unermüdlichen Wanduhr; dann ſchien die Sonne Herrn Liebold kriegsluſtig auf ſeine Fenſterecke, dann kamen die Mäkler und erzählten von der gelben Blüthe der Oelfrucht draußen im Freien, und endlich erſchien Herr Braun und trug die erſte Roſe in der Hand. Ein Jahr war vergangen, ſeit Anton mit den Schwänen über den See gefahren war. Er hatte das ganze Jahr hindurch an die Fahrt gedacht.

8.

Noch immer beſaß Veitel Itzig ſeine Schlafſtube in der ſtillen Caravanſerei, wo er ſich am Tage ſeiner Ankunft einquartirt hatte. Wenn nach den Behauptungen der Polizei jeder Menſch irgendwo zu Hauſe ſein muß, und nach der Anſicht aller verſtändigen Frauen vorzugsweiſe da zu Hauſe iſt, wo ſein Bett ſteht, ſo war Veitel merkwürdig wenig zu Hauſe. So oft er aus dem Geſchäft des Herrn Ehrenthal entſchlüpfen konnte, trieb er ſich auf den Straßen umher, ſah lauerſam auf jeden jungen Herrn, welcher ihm geneigt ſchien etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und wußte aus der Haltung des Vorübergehenden genau zu erkennen, ob derſelbe für die Reize eines kleinen Handels empfänglich ſei oder nicht. Stets hatte er einige Paradethaler in der Taſche, mit welchen er in anmuthiger Nachläſſigkeit ſo lockend zu klappern verſtand, daß nur ein fühlloſer Menſch gleichgültig gegen dieſe Zahlungsfähigkeit ſein konnte. Er wußte mit einem einzigen ſchnellen Blick die geheimſten Fehler eines Rockes oder einer Weſte zu erkennen, er hatte für ſeine Kunden eine bezaubernde Fülle von verbindlichen Redensarten, er ſprach aus Grundſatz zu keinem halbwüchſigen Primaner anders als: „Wenn der gnädige Herr mir allergnädigſt erlauben," er verſtand, was ewig für das Höchſte in dieſem Geſchäft gelten wird, ſeiner Unterthänigkeit einen ſcurrilen Anſtrich zu geben, und war Meiſter darin, die allerabgeſchmackteſten Bücklinge zu machen. Er beſaß die Wiſſenſchaft, altes Meſſing durch Katzenſilber blendend zu machen und altem Silber den allerhöchſten Glanz zu geben; er war ſtets bereit, abgelegte ſchwarze Fracks zu kaufen, — was von allen Eingeweihten als Symptom einer kühnen und waghalſigen Natur betrachtet wird, — er wußte das faſrige Tuch derſelben durch einen eigenthümlichen Bürſtenſtrich mit einem Schein von Neuheit zu überziehen, der gerade lange genug dauerte, um ſeine Käufer zu verblenden, welche er in armen Schulmeiſtern, hoch aufgeſchoſſenen Confirmanden und freigeſprochenen Lehrlingen zu finden bemüht war. Mit jedem Gange, welchen er für Herrn Ehrenthal that, ſuchte er einen andern zu ſeinem eigenen Nutzen zu verbinden, und erwarb dadurch ſchnell eine Kundſchaft, welche den Neid graubärtiger Trödler erregte. Er beſchränkte ſein Geſchäft aber nicht auf gebrauchte Gegenſtände, obgleich er hierin ſeine erſten und zahlreichſten Erfolge durchgeſetzt hatte. Er wurde Agent von Pferdehändlern, trat in Verbindung mit verſchwiegenen Geldverleihern und trieb ſolchen Ehrenmännern Kunden zu; ja er lieh ſein eigenes Geld aus und hatte das ungewöhnliche Zartgefühl, nie mehr als fünfzig vom Hundert zu nehmen; er lieh aber nur auf kurze Friſten und nahm am Zahlungstermin ſtatt des baaren Geldes mit großer Bereitwilligkeit jede Art von verkäuflichen Dingen zu einer Taxe, welche er als Sachverſtändiger am beſten ſelbſt machte. Dabei hatte er die Tugend, nie zu ermüden, er war den ganzen Tag auf den Beinen, lief um wenige Groſchen zehnmal denſelben Weg, freute ſich wie ein König um einen eroberten Thaler, ſchüttelte jedes rauhe Wort — und er mußte oft welche hören — ab, wie der Pudel ſeine Schläge. Er gönnte ſich ſelbſt keine Stunde des Genuſſes, ſeine einzige Erquickung war, an den Fingern die Geſchäfte abzählen, welche er gerade im Gange hatte, und ſeinen Gewinn berechnen. Es war merkwürdig, wie wenig er brauchte, er aß am Abend ein Stück Brod, welches er zu

Mittag aus Ehrenthals Küche in ſeine Taſche prakticirt hatte; ein Glas Dünnbier gönnte er ſich im erſten Jahre nur einmal, und zwar an einem heißen Tage, wo er einem Gutsbeſitzer behülflich geweſen war, einen Wagen zu verkaufen, und durch eine Thätigkeit von zwei Stunden eben ſo viele Thaler verdient hatte. Seine Kleider gewährte ihm ſein Geſchäft. Sommer und Winter ging er deshalb in ſchwarzem Frack und den entſprechenden Pantalons; ja er fand es nützlich, über einer ſchwarzen Sammetweſte eine vergoldete Kette zu tragen, und erſchien ſtets als Gentleman unter ſeines Gleichen, weil er mit Recht behauptete, jeder Geſchäftsmann müſſe ſo auftreten, daß ſich kein Menſch zu ſchämen brauche mit ihm ein Geſchäft zu machen. Aus allen dieſen Gründen genoß er ſchon nach Ablauf des erſten Jahres die Freude, ſeine ſechs Ducaten um das Dreißigfache vermehrt zu ſehen.

Im Geſchäft des Herrn Ehrenthal war er ſchnell ein unentbehrliches Mitglied geworden, ſeinem Scharfſinn entging keine Perſon, kein Pferd, kein Getreidewagen; jedes Geſicht, das er einmal geſehen, erkannte er wieder, jeden Tag wußte er den Courszettel der Börſe auswendig, als ob er ſelbſt vereideter Senſal geweſen wäre. Noch bekleidete er die mehr nützliche als erhabene Stelle eines Laufburſchen, noch putzte er Bernhards Stiefeln und aß vor der Küchenthür; aber es war erſichtlich, daß ihm ein Schreibepult und ein Lederſtuhl in dem kleinen Comtoir, welches Herr Ehrenthal der Form wegen hielt, nicht fehlen würden. Dieſer Stuhl war das Ziel ſeiner Sehnſucht, es war für ihn ein Sitz im Paradieſe. Denn noch war er nicht eingeweiht in die Tiefen des Geſchäftes, noch wurde er weggeſchickt, ſo oft irgend ein wichtiger Kunde mit Herrn Ehrenthal verhandelte. Sehr bald ſah er ein, daß ihm ſelbſt noch Einiges fehle, um dies Glück zu verdienen; er gebrauchte die deutſche Sprache mit vieler Fertigkeit, aber es war ein öſtlicher Hauch darin, mehr Kehlkopf als höhere Grammatik; er ſchrieb wohl auch Geſchäftsbriefe und

Rechnungen, aber es war keine Glätte, kein Strich dabei, die Buchſtaben waren ſo zu ſagen widerhaarig, und die Perioden waren löchrig und geflickt; und was vollends die Geheimniſſe der Buchhaltung betraf, ſo war er darin wie ein unſchuldiges Kind. Dieſer Mangel drückte ihn ſehr.

In ſeiner Herberge war er unterdeß ein angeſehener Mann geworden, ſelbſt Löbel Pinkus behandelte ihn mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit. Dies ſchöne Verhältniß verdankte Veitel ſeinem Scharfblick. Jene Breterwand in der Gaſtſtube und der hohle Klang des Holzes hatten ihn ſeit dem Tage ſeines Einzugs beunruhigt, wochenlang hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen. Endlich an einem Sonnabend ſchützte er Unwohlſein vor und blieb zu Hauſe, als der Hauswirth und ſeine Gäſte mit würdigem Schritt nach der Synagoge zogen. Da endlich glückte ihm, einen Ritz in der Hinterwand ſeines Schrankes zu erweitern und etwas zu erblicken, was ihn auf's Höchſte überraſchte. Er ſah in eine große, ſchmutzige Stube, welche ganz angefüllt war mit Koffern und Kiſten und einem Chaos begehrenswerther Artikel. Herren- und Damenkleider, Betten, Wäſche, Stoffe, bunte Vorhänge lagen in großen Haufen durcheinander, auch metallene Geräthe, ein Crucifix, Kelche, Kronleuchter glänzten in dem Halbdunkel und noch andere lockende Speculationen, welche auch ſein ſcharfes Auge nicht erkennen konnte. Als Aladdin den erſten Schritt in die Zauberhöhle that, gerieth er ſchwerlich in ſo große Aufregung, als Junker Itzig bei ſeiner Entdeckung. Er lief immer wieder zu dem Ritz zurück und ſtarrte in das ſtaubige Dämmerlicht der geheimnißvollen Niederlage, bis die Gäſte aus der Synagoge nach Hauſe kamen. Er behielt die Entdeckung für ſich, aber er lag ſeit dem Tage auf der Lauer, wie das Wieſel vor einem Mauſeloch. Einigemal hörte er bei Nacht Geräuſch in der geheimnißvollen Stube des Nebenhauſes; einmal gelang es ihm, ein Geflüſter zu vernehmen, bei welchem die tiefe Stimme des würdigen Pinkus unverkennbar war; einſt, als er ſpät nach Hauſe kam, ſah er am Nachbarhauſe Fäſſer, Kiſten und Bündel in eine kleine Britſchka laden, welche ſchamhaft mit weißer Leinwand verhüllt war, eine Maßregel, welche ſchon Sulamith im Hohen Liede Salomonis als nützlich empfiehlt, damit man nicht von den Wächtern des Königs in den Weinbergen angehalten werde. In derſelben Nacht verſchwanden zwei ſchweigſame Gäſte ſeines Herbergvaters, welche offenbar aus Polen ſtammten, und kamen nicht wieder. Aus alledem zog er den Schluß, daß ſein Wirth eine Art Commiſſions- und Speditionsgeſchäft von allerlei merkwürdigen Waaren hielt, welche er aus guten Gründen lieber am Abend als bei Tage fortſchaffte. — Wie ein Licht ging es unſerm Veitel auf. Die Waaren fuhren nach dem Oſten, wurden über die Grenze geſchmuggelt und verbreiteten ſich bis tief in das ruſſiſche Reich, bis an die aſiatiſche Grenze, wo zuletzt der ſtrebſame Kirgiſe die Hemden und Schnürröcke aufträgt, welche vom deutſchen Schneider genäht ſind. Alles nach dem Grundſatz, was in Deutſchland defect wird, fällt den Ruſſen zu. Veitel benutzte ſeine Entdeckung mit der Mäßigung eines Geſchäftsmannes und machte ſeinem Hauswirth gerade nur ſo viel Andeutungen, daß Pinkus ſich bewogen fühlte, ihn mit beſonderer Rückſicht zu behandeln.

Nach einem thatenreichen Tage ſchritt Veitel nachdenkend in ſeine Herberge zurück und betrat mit dem üblichen Gruß die Gaſtſtube. Er ſetzte ſich ſtill in eine Ecke und ſuchte in ſeinen Gedanken nach einem Schriftgelehrten, welcher geeignet war, ihn in die Geheimniſſe eines guten Stils und der Buchführung einzuweihen, gegen möglichſt geringes Honorar, ja vielleicht gegen einen ſchwarzen Frack, den er durchaus nicht los werden konnte, weil die Schöße deſſelben — er hatte einem rieſigen Leichenbitter gehört — bis auf den Boden hingen, wie die Aeſte einer Trauerweide. Als Veitel nach fruchtloſem Ueberlegen aufſah, erblickte er am Tiſche einen fremden Gaſt, welcher eine Feder in der Hand hielt und dieſe zuweilen in ein Tintenfaß tauchte; der Mann ſprach leiſe mit einem Händler und beugte ſich von Zeit zu Zeit auf das Papier, wahrſcheinlich um die Beſchlüſſe der geheimen Unterhaltung zu verewigen. Veitel ſah ſich den Schreiber ahnungsvoll an. Es war klar, daß die Großväter dieſes Mannes nicht unter Moſes durch das rothe Meer gezogen waren. Der Herr war ſtark und klein, er hatte eine röthliche aufgeregte Naſe und ein rundes ältliches Geſicht, verworrenes Haar und eine alte Stahlbrille, die er zuweilen an den Ohren feſtdrückte, weil es ihr trotz ihrer langen Dienſtzeit ganz unmöglich war, auf der Stumpfnaſe Schluß zu gewinnen. Veitel bemerkte, daß dieſer Mann mit der Brille einen ungewöhnlich ſchlechten Rock anhatte und zuweilen aus einer Zinndoſe ſchnupfte, wobei er jedesmal den Händler mit einem eigenthümlichen Schielblick anſah, mit einer Art von inquiſitoriſchem Blinzeln, welches ſeinem Geſicht einen gutmüthigen Ausdruck geben ſollte, dies aber nicht that. Offenbar war der Mann ein Schriftgelehrter, und Veitel beſchloß abzuwarten, ob er an ihn kommen könne. Endlich war die Verhandlung geſchloſſen, der Händler empfing ein Papier und legte dafür ein Geldſtück, vor Veitels Adleraugen ein Achtgroſchenſtück, auf den Tiſch, welches von dem Herrn mit der Brille nachläſſig in die Taſche des Beinkleides verſenkt wurde. Der Händler entfernte ſich, der Fremde blieb, wie es ſchien, in gemüthlicher Stimmung ſitzen und goß ſich aus einer kleinen Flaſche Branntwein den letzten Reſt in das Glas. Veitel trat auf ihn zu, der kleine Herr blickte mißtrauiſch auf, aber als er die verbindliche Stellung Veitels ſah, fuhr ein vertrauliches Lächeln über ſein rothes Geſicht, und eine ſcharfe Stimme ſprach: „Nur näher, mein junger Freund, Sie wollen mich conſultiren, ich ſtehe zu Dienſten.“

Veitel begann zögernd: „Wenn der Herr bekannt iſt am Orte, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen um etwas.“

„Immer heraus, mein Sohn,“ ermunterte der Andere, indem er ſein Glas austrank und Veitel mit ſeinem gutmüthigen Blick anſah.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht Jemand wüßten, der gegen eine billige Vergütung einem Manne von meiner Bekanntſchaft Unterricht geben würde im Schreiben und in den Aufſätzen, wie man ſie braucht zum Geſchäft.“

„So?“ frug der ſchäbige Herr, „wie man ſie braucht zum Geſchäft? — und dieſer Mann von Ihrer Bekanntſchaft ſind Sie ſelbſt, mein Sohn?“

„Was ſoll ich daraus machen ein Geheimniß?“ antwortete Veitel aufrichtig, „ja, ich bin es ſelbſt; aber ich bin noch ein Anfänger und bin nicht im Stande, mehr zu geben als wenig.“

„Wer wenig giebt, erhält wenig, mein Lieber — wie war doch der Name?“ frug der Alte gleichgültig dazwiſchen und drehte die Doſe.

„Veitel Itzig heiße ich.“

„Alſo lieber Itzig,“ fuhr der Alte fort, „guter Unterricht koſtet gutes Geld. Und was treiben Sie für ein Geſchäft?“ forſchte er mit väterlicher Miene weiter.

„Ich bin im Comtoir bei Hirſch Ehrenthal,“ erklärte Veitel mit Selbſtgefühl.

Der Fremde wurde aufmerkſam. „Herr Ehrenthal iſt ein reicher Mann, ein kluger Mann, ich habe ſeiner Zeit viel mit ihm zu thun gehabt, er hat eine ſchöne Geſetzkenntniß. Wenn Sie den Geſchäftsſtil erlernen wollen und bei Herrn Ehrenthal ſind,“ fuhr er überlegend fort, „vielleicht kann da Rath werden. Welches Honorar würden Sie zahlen, wenn ſich Jemand fände?“

Veitel fand es gewiſſenlos, etwas zu bieten, er bemerkte zurückhaltend: „Ich weiß doch noch nicht, was er fordern wird für ſolchen Unterricht.“

„So will ich's euch gerade herausſagen,“ erklärte der Herr mit der Brille. „Ich ſelbſt könnte euch vielleicht den Unterricht geben, vielleicht auch nicht; man giebt ſolche Anweiſung nicht Jedem, ich müßte mich erſt näher nach euch erkundigen. Wenn ich euch aber den Gefallen thue, ſo will ich euch den Unterricht ertheilen in Erwägung, daß ihr ein Anfänger ſeid, in Erwägung, daß ihr arm ſeid, und in Erwägung, daß ich jetzt gerade einige freie Zeit habe und aufgelegt bin, mehr Theorie als Praxis zu treiben, wenn ihr mir funfzig Thaler zahlt; fünfundzwanzig Thaler vor der erſten Lection und fünfundzwanzig Thaler in einem Schuldſchein, den ich ſelbſt euch ſchreiben werde, binnen vier Wochen."

„Funfzig Thaler!" rief Veitel entſetzt und ſank wie vom Schlag gerührt auf einen Schemel, „funfzig Thaler!" wiederholten mechaniſch ſeine Lippen, als das Räderwerk ſeines Geiſtes bereits ins Stocken gerathen war.

„Iſt euch das zu viel," frug der Herr mit der Brille in ſcharfem Ton, „ſo laßt euch ſagen, junger Itzig: erſtens, daß ich mit keinem Gelbſchnabel handle, zweitens, daß ich meine Hülfe Andern noch nie ſo billig gegönnt habe, und drittens, daß ich mich den Teufel mit euch befaſſen würde, wenn ich nicht große Luſt hätte, einige Wochen in dieſer Stube zu verweilen."

„Funfzig Thalerſtücke!" rief Itzig außer ſich, „ich habe geglaubt, es würde nicht koſten mehr als zwei, drei Thaler, wenn ich noch vielleicht wollte zugeben eine Weſte und ein Paar gute Stiefeln." Der alte Herr fuhr heftig nach ſeiner Brille — „und einen Hut, der noch iſt wie neu," fügte Veitel ſchnell hinzu, weil er einen Sturm herannahen ſah und bemerkt hatte, daß der Hut auf dem Tiſche ſehr ſchadhaft war.

„Scher' dich zum Henker, du Dummkopf," fuhr ihn der Alte mit einer Ueberlegenheit an, welche Veitel nur von jungen Herren mit großen däniſchen Doggen zu ertragen gewohnt war. „Suche dir einen Schulmeiſter bei der Armenſchule."

„So iſt der Herr kein Schreiber?" frug Itzig gedrückt, aber beharrlich.

„Nein, du Narr,“ brummte der Alte. „Wie konnte ich denken, daß der Ehrenthal in ſeinem Geſchäft einen ſolchen Strohkopf hat,“ fügte er in lautem Monologe hinzu. „Er hält mich für einen Schreiblehrer.“

„Was ſind Sie denn ſonſt?“ frug Itzig gekränkt.

„Etwas, das dich nichts angeht,“ ſprach der fremde Herr entſchieden, ſtand mit einem durchbohrenden Blick auf den armen Veitel von ſeinem Platz auf und begab ſich auf den Söller des Hauſes. Dort drückte er ſich in eine Ecke, wo er ausſah wie ein Kleiderbündel, zog ein Actenſtück aus der großen Rocktaſche und las eifrig darin.

Veitel ſtand noch einen Augenblick verdutzt in dem einſamen Zimmer und faßte endlich den Entſchluß, ſich bei Pinkus Auskunft über den fremden Mann zu holen. Er trat unter einem Vorwande in den Branntweinladen und frug den Wirth mit möglichſter Unbefangenheit nach Namen und Geſchäft des kleinen Herrn.

„Ihr kennt ihn nicht?“ ſprach Pinkus mit ironiſchem Lächeln, von dem Veitel nicht recht wußte, ob es ihm oder dem Fremden galt. „Nehmt euch in Acht, daß ihr dieſen Mann nicht mit Schaden kennen lernt. Nach dem Namen fragt ihn ſelbſt, er wird ihn beſſer wiſſen als ich.“

„Wenn Sie mir auch kein Vertrauen ſchenken, ſo will ich es doch haben zu Ihnen,“ antwortete Veitel und erzählte ihm ſeine Unterredung mit dem Fremden.

„Alſo er hat euch Unterricht geben wollen?“ fragte Pinkus erſtaunt und ſchüttelte ſeinen dicken Kopf. „Funfzig Thaler ſind viel Geld, aber mancher reiche Mann würde geben hundertmal ſo viel, wenn er wüßte, was der weiß, das will ich euch ſagen. Uebrigens geht’s mich nichts an, ob ihr was lernt und bei wem,“ ſchloß Pinkus grob und ging zu ſeinen Liqueurflaſchen.

Veitel ging noch verwirrter hinauf, als er herunter gekommen war, und ſetzte ſich wieder grübelnd in ſeine Ecke, indem er nachdachte, wie man für eine ſo gewöhnliche Sache, als der Geſchäftsſtil iſt, ſo ungewöhnliches Geld fordern könne. Unterdeß war der Wirth heraufgekommen, hatte das Licht auf den Tiſch geſetzt und eine einfache Abendkoſt für den Fremden mitgebracht. Ganz gegen ſeine Natur war er dieſem gegenüber von großer Leutſeligkeit, ließ ſich von ihm auf den Altan führen und hatte dort im Finſtern eine kurze Unterredung, deren Gegenſtand, wie Veitel merkte, ſeine Perſon war.

Als Pinkus mit dem Fremden wieder in die Stube trat, ſagte er zu Veitel: „Dieſer Herr wird einige Wochen hier wohnen und will nicht, daß man darüber ſpricht. Ihr werdet gegen Niemanden ſagen, daß er hier iſt, wer euch auch deswegen ausfragen mag.“

„Weiß ich doch gar nicht, wer der Herr iſt,“ ſprach Veitel, „wie kann ich Jemandem ſagen, daß er hier wohnt?“

„Sie können ſich auf den jungen Menſchen verlaſſen,“ bemerkte Pinkus gegen den Fremden, worauf dieſer gleichgültig mit dem Kopfe nickte. Der Wirth ließ diesmal das Licht brennend in der Stube zurück und ſchied mit einem Nachtgruß. Der Herr ſetzte ſich behaglich nieder, aß mit unangenehmem Schmatzen die Abendkoſt und ſah dabei von Zeit zu Zeit auf Veitel, ungefähr wie ein alter Rabe auf das gelbe Küchlein ſieht, welches ſich mit dem Leichtſinn der Jugend in ſeine Nähe gewagt hat.

Während der Alte zwinkernd auf ſeine Beute ſah, fuhr dem jungen Itzig plötzlich der Gedanke durch den Kopf: dieſe geheimnißvolle Perſon mit den ungeheuren Forderungen iſt vielleicht einer von den Auserwählten, ein Beſitzer der Recepte, durch welche ein armer Handelsmann unfehlbar Glück, Gold und alle Güter der Erde erwerben kann. Ihm wurde glühend heiß bei dem Gedanken. Zwar ſah der Fremde durchaus nicht reich und glücklich aus, aber war es nicht möglich, daß er den alten Rock nur incognito trug, oder daß er übermäßig geizig war, oder daß er ſelbſt aus irgend einem Grunde von den Recepten keinen Gebrauch machen durfte? Vielleicht waren die funfzig Thaler der Preis für das Geheimniß. Veitel hatte jetzt Weltbildung genug um einzuſehen, daß weder durch eine Salbe, noch durch einen Zauberſtein ſolche Wirkungen hervorgebracht werden, ſondern daß Wiſſenſchaft dazu nöthig ſei. Er merkte, daß es darauf ankomme, ſchlauer zu ſein als andere Leute, und daß ſolche Schlauheit auch für den Inhaber nicht ohne Bedenken ſei; ja es kam ihm allerdings ſo vor, als ob man durch die Benutzung derſelben in Gefahr gerathe, ſich dem Satan zu verſchreiben. Aber ſeine Begier, etwas Näheres zu erfahren, war übermächtig. Seine Hände zitterten wie im Fieber, und ſein bleiches Geſicht glühte, als er aus ſeiner Ecke wieder zu dem Fremden trat und mit großem Eifer ſagte: „Ich wollte mir noch erlauben eine Frage zu thun an den Herrn. Ich habe gehört, daß man kann lernen die Kunſt, wodurch man Glück hat in allen Geſchäften, womit man kann machen jede Art von Kauf und Verkauf zu dem beſten Preiſe. Wenn es giebt eine ſolche Kunſt, wie mich hat verſichert einer von unſern Leuten, ſo wollte ich den Herrn nur fragen, ob das dieſelbe Wiſſenſchaft iſt, die der Herr mich könnte lehren, wenn er wollte."

Der Alte ſchob den Teller von ſich und ſah mit außerordentlichem Augenzwinkern auf den Burſchen. „Du biſt der merkwürdigſte Menſch, der mir in praxi vorgekommen. Du biſt entweder ſehr dumm, oder der abgefeimteſte Schauſpieler, den ich je geſehen habe."

„Nein, ich bin nur dumm, aber ich möchte werden klug," ſagte Veitel Itzig.

„Ein merkwürdiger Kerl," bemerkte der alte Herr rückſichtslos und rückte an ſeiner Brille, um Veitel genau anzuſehen, dem bei dem kalten Glanz der Brillengläſer ſehr unheimlich wurde. Nach langer Prüfung ſprach der Alte, indem er eine Gönnermiene annahm: „Was du Kunſt nennſt, mein Sohn, iſt weiter nichts, als die Geſetzkenntniß und die Weisheit, das

Geſetz zum eignen Vortheil zu benutzen. Wer das verſteht, der wird auf Erden ein großer Mann; es hindert ihn nichts daran, denn er kann nicht gehangen werden.“ Bei dieſen Worten lachte der Alte in einer Weiſe, die ſelbſt unſerm Veitel einen bänglichen Eindruck machte, obgleich dieſer auf die mechaniſchen Bewegungen der Geſichtsmuskeln ſonſt nicht viel gab.

„Dieſe Kunſt, mit den Geſetzen umzugehen,“ fuhr der kleine Herr fort, „iſt nicht leicht zu lernen, mein Sohn, es gehört lange Uebung dazu und ein anſchlägiger Kopf und Entſchloſſenheit im richtigen Augenblick, und vor Allem das, was die Gelehrten Charakter nennen.“ Dabei lächelte er wieder.

Veitel merkte, daß er bei einem wichtigen Punkt ſeines Lebens angelangt ſei, er fuhr mit der Hand in die Jacke nach ſeiner alten Brieftaſche und hielt ſie einen Augenblick in der bebenden Hand. Was in dieſem Moment durch ſeine arme Seele fuhr — und es war nur ein Moment —, das waren wilde und ſchmerzhafte Empfindungen. Schnell wie Blitze zuckten ſie durcheinander. Er dachte in dieſem Augenblick an ſeine alte Mutter in Oſtrau, ein ehrliches Weib, wie ſie ihre goldene Kette verkauft hatte, um ihm die ſechs Ducaten in die Ledertaſche zu nähen; er ſah ſie vor ſich, wie ſie ihn beim Abſchiede mit Thränen gebenſcht hatte und zu ihm geſagt: „Veitel, es iſt eine arge Welt, verdiene dir ehrlich dein Brod, Veitel!“ — Er ſah ſeinen grauen Vater vor ſich auf dem Totenbret liegen, wie ihm der weiße Bart herunterhing über den magern Leib — und tief holte er Athem. Auch an die funfzig Thaler dachte er, wie viel Mühe es ihm gekoſtet hatte, ſie im Schacher zu erwerben, wie oft er darum gelaufen war, wie oft man ihn geſchmäht, ja als Ueberläſtigen mit Schlägen bedroht hatte. Als ihm der letzte Gedanke durch die Seele flog, riß er heftig die Brieftaſche aus der Jacke, warf ſie auf den Tiſch, ſetzte die geballte Fauſt darauf und rief mit blitzenden Augen: „Hier iſt Geld!“ — und während er das ausſprach, fieberhaft erregt, in leidenſchaftlicher Haſt, ſelbſt in dieſem Augenblick fühlte er deutlich, daß er daran ſei, etwas Böſes zu thun, und er fühlte, wie eine Laſt ſich unſichtbar auf ſeine Bruſt ſenkte. Aber er war entſchloſſen. Schwerlich hatten die jungen Herren, welche den zudringlichen Judenknaben die Treppe hinunterwieſen, daran gedacht, daß ihre höhnenden Worte in der armen verwilderten Menſchenſeele einen Dämon erwecken würden, der ihnen ſelbſt in ſpätern Jahren Elend und Verderben heraufbeſchwören ſollte.

Nach einigen Stunden war das Licht tief herabgebrannt, und bei dem rothen Schein ſaß in dem wüſten Raume noch immer Veitel mit offenem Munde, glänzenden Augen und gerötheten Wangen dem Vortrage des alten Mannes lauſchend. Und der Alte ſprach doch über Dinge, von denen zu hören den meiſten Sterblichen ſehr langweilig iſt, über gewöhnliche Schuldverſchreibungen.

Das Licht war verloſchen, der kleine Herr hatte die neugefüllte Branntweinflaſche geleert und war ermüdet vom langen Sprechen auf ſeinem Strohſack eingeſchlafen, und noch immer ſaß Veitel auf dem Schemel. Heute dachte er nicht an ſeine Kunden, nicht an ſein gezahltes Geld, ſondern er ſchrieb Schuldſcheine an die ſchwarzen Wände, in denen ſich der Ausſteller mit vielen Worten zu ſo wenig als möglich verpflichtete, und ſchrieb Empfangſcheine über geliehenes Geld, in denen er durch unſcheinbare Zuſätze die Rückzahlung der Summe von ſeinem Belieben abhängig machte. So ſaß er lange in bleiſchwarzer Finſterniß, und große Schweißtropfen rannen von ſeinen Schläfen. Dann öffnete er die Thür zur hölzernen Galerie, lehnte ſich auf das Geländer und ſah durch das Dämmerlicht hinunter in das Waſſer, welches wie ein rieſiger Strom von Tinte vorbeifluthete. Und wieder ſchrieb er Schuldſcheine in die ſchwarzen Schatten der gegenüberliegenden Häuſer und ſchrieb Quittungen auf die dunkle Waſſerfläche, bis ſein müder Leib erſchöpft zuſammenbrach und er in einer Ecke einſchlief, das heiße Haupt an die Holzwand gelehnt. In kaltem

Zuge fuhr der Nachtwind über das Waſſer und unten gurgelte die Fluth klagend an den Holzpfählen und Vorſprüngen der alten Häuſer. Was er in die Schatten gezeichnet, das verrückte ſich, und was er auf das Waſſer geſchrieben, das zerrann, und doch hatte ſeine Seele einen Schuldſchein ausgeſtellt in dieſer Nacht, der einſt von ihm eingefordert werden ſollte mit Zins und Zinſeszins. Der Wind heulte und der Sturm klagte, wilde Mahner an die Schuld, rächende Boten des Gerichts.

Seit dieſer Nacht eilte Veitel alle Abende mit ſchnellem Schritt nach ſeiner Herberge, der Unterricht im Geſchäftsſtil wurde regelmäßig fortgeſetzt. Der Herr mit der Brille war ein gründlicher Lehrer, die tiefſten Geheimniſſe des Wechſelrechts und der Hypothekenordnung waren ihm offenbar, er kannte jeden Schlupfwinkel, welchen das Geſetz dem gewandten Mann offen läßt, er war mit jedem Schleichwege vertraut, auf welchem man eine geſetzliche Verpflichtung umgehen kann. Seine Methode des Unterrichts war vortrefflich. Er ging bei allen auszuſtellenden Urkunden und bei jeder geſchäftlichen Verpflichtung von der gewöhnlichen Form aus, lehrte ſeinen Schüler die betreffenden Geſetze kennen und machte ſeine Lehre durch Beiſpiele deutlich und angenehm. Dann erſt gab er bei jedem Geſetz, bei jedem einzelnen Fall die kleinen Hülfsmittel an, durch welche man gegenüber der Verpflichtung einen freien Standpunkt gewinnen konnte. Jeden Abend nahm Veitel einige koſtbare Recepte in ſeine Brieftaſche auf, Formulare zu Documenten, welche zu nichts verpflichteten, und wieder ſolche, welche zu weit mehr verpflichteten, als ſie den Anſchein hatten. Zuweilen ſchrieb der Alte ſelbſt ein ſolches Kunſtwerk vor, und ließ es den Schüler abſchreiben, worauf er ſeine eigene Handſchrift ſorgfältig am Licht verbrannte. Wenn fremde Gäſte in der Herberge waren, zogen ſich Lehrer und Schüler in eine Ecke zurück und verhandelten in einem Flüſterton, welcher von den Anweſenden mit vieler Achtung angehört wurde, denn Veitel pflegte dann zu erklären, daß er von dem Herrn Unterricht in der Buchführung und anderen nützlichen Dingen erhalte.

Was Veitel nach und nach über die Perſon ſeines Lehrers erfuhr, Namen und Schickſal, ſei hier in Kürze berichtet. Herr Hippus hatte beſſere Tage geſehen. Er war einſt ein vielgeſuchter Rechtsanwalt der Hauptſtadt geweſen, der es durchgeſetzt hatte, in wenig Jahren eine ausgebreitete Praxis zu erwerben. Bei dem Geſchäfte treibenden Publicum einer großen Stadt erhält jeder Advocat ſehr bald einen beſtimmten Ruf, einen Ruf, welcher eben ſo unſicher ſein mag als der Ruhm einer Sängerin oder Tänzerin, der aber auch durch eine große Claſſe von Menſchen als anziehender Stoff der Unterhaltung benutzt wird. Bei dieſer Claſſe galt Herr Hippus für ſehr gewandt und zuvorkommend im Verkehr mit den Parteien und für den entſchiedenſten und kühnſten Mann, um ein mißliches Recht in ein gutes Recht zu verwandeln. Im Anfang hatte er ſo wenig, wie der gewiſſenhafteſte Staatsanwalt, den Trieb, ſeine Carriere dadurch zu machen, daß er Unrecht in Recht verdrehte. Auch er hatte ein peinliches Gefühl von Unſicherheit, wenn er eine Partei vertrat, deren Sache er für ſchlecht hielt, er war von den ehrenwertheſten ſeiner Collegen nur ſehr wenig verſchieden, er hatte einige kleine Scrupel weniger und trank etwas zu gern guten Rothwein. Dieſe letzte ſo löbliche Eigenſchaft wurde bald eine Schwäche. Er war ein Mann, der mit Geſchmack zu frühſtücken wußte, ein Herr von kauſtiſchem Witz und ein vortrefflicher Geſellſchafter bei der Tafel. Er hatte einen ſubtilen Geiſt, freute ſich über geiſtreiche Paradoxien und liebte es die Haare zu ſpalten, die er ſeinen Gegnern ausriß. Mit Hülfe des Rothweins erlangte er die Fertigkeit, viel Geld auszugeben, und gerieth in die Lage, viel einnehmen zu müſſen. Die eitle Freude an Spitzfindigkeiten verlockte ihn einigemal, die ganze Energie ſeines glänzenden Geiſtes einer ſchlechten Sache dienſtbar zu machen und dieſe zum Siege zu führen. So erlebte er den Fluch, der häufig Advocaten trifft, welche Glück in verzweifelten Proceſſen gehabt haben, es liefen ihm Alle zu, welche eine ſchlechte Sache zu vertheidigen hatten. Lange Zeit ärgerte er ſich darüber, und es fehlte ihm nur ein klein wenig Kraft, um dieſe Spitzbubenpraxis, wie er ſelbſt ſie nannte, los zu werden; allmählich, ganz allmählich wurde er durch die ſchlechten Sachen, an denen er ſein nicht gemeines Talent geltend zu machen ſuchte, ſelbſt ſchlecht. Immer größer wurden ſeine Bedürfniſſe, immer lockender die Verführung, immer kleiner ſein Gewiſſen. So war er ſchon lange von innen ausgehöhlt und mit Giftſtaub gefüllt wie ein Boviſt, von außen ſah er noch ſtattlich und glänzend aus, und oft wurde ihm prophezeit, daß er mit der größten Praxis in der Stadt als einer der reichſten Männer ſeine Laufbahn beſchließen werde. Da begegnete ihm, dem Schlauen, dem Geſetzkundigen, das Unglück, daß er in eine Unterſuchung gerieth, weil er bei einer Sache, welche nur durch verzweifelte Mittel zu halten war, dem Geſetz eine Blöße gegeben hatte. Er wurde verurtheilt, mit Schimpf caſſirt und verſchwand als ein gefallener Stern aus dem Kreiſe ſeiner Amtsgenoſſen. Was er noch von Bedenken und Rückſichten gehabt hatte, ging ſeit der Zeit mit reißender Schnelligkeit verloren. Er hatte in Wirklichkeit wenig Vermögen geſammelt, faſt nur ſchlechte Anſprüche an den Beſitz Anderer, verzweifelte Schuldverſchreibungen und hoffnungsloſe Documente, deren Erwerb ihm allerdings ſehr wenig gekoſtet hatte. Die Beitreibung derſelben machte er jetzt zur Aufgabe ſeines Lebens, denn noch immer hatte er das Bedürfniß viel auszugeben. Deshalb war er durch mehre Jahre als ewiger Kläger und Quereler eine den Gerichtshöfen wohlbekannte Perſon. Was er durch Prozeſſiren erwarb, vergeudete er mit roher Sinnlichkeit in ſchlechter Geſellſchaft, er wurde ein Trunkenbold, ein lüderlicher Schlemmer. Aber auch dieſe unſicheren Einnahmen hörten endlich auf, ſein Name verſchwand allmählich aus den Prozeßacten, und ſeine Perſon ward auch in den Reſtaurationen untergeordneten Ranges nicht mehr geſehen. Doch ſeine Thätigkeit hörte nicht auf. Er ſank zum Beſucher von Branntweinſtuben und zum Winkelconſulenten herab, der andere Leute zu Prozeſſen aufſtachelte und Schwindlern und Gaunern gute Rathſchläge ertheilte. In dieſer ſtillen Thätigkeit verlebte er einige Jahre und ſtiftete ſo viel Unheil, als nöthig war, um ſeinen Grimm gegen nicht gefallene irdiſche Größen und ſeinen Durſt, der ſehr gemeiner Natur wurde, zu befriedigen. Leider glückte ihm noch nicht, ganz aus dem Auge des Geſetzes zu verſchwinden. Gerade jetzt wurde ihm wegen unbefugter Praxis nachgeſtellt, und er fand für nöthig, unter dem Vorwand einer längeren Reiſe auf einige Zeit unſichtbar zu werden. Deshalb hatte er ſich bei Herrn Pinkus, deſſen Kunde und Rechtsbeiſtand er zuweilen geweſen war, einquartiert und ſo Muße gewonnen, den jungen Itzig ſeine Receptirkunſt zu lehren.

Uebrigens verfuhr Herr Hippus nicht ohne Vorſicht. So oft er ſeinem Schüler irgend eine Schurkerei beibrachte, welche wie eine Arabeske an die gewöhnliche gerade Linie des Geſchäftsſtils angehängt wurde, verfehlte er nie mit einem häßlichen Lächeln zu bemerken: „Dies alles ſage ich dir nur, damit du dich in Acht nimmſt.“ Dieſe Phraſe wurde ſtehend und eine anmuthige Quelle der Heiterkeit für Lehrer und Schüler, auch nachdem Veitel einen ungewöhnlichen Scharfſinn gezeigt hatte und alle Erforderniſſe des Charakters, welche für einen Apoſtel dieſer Geheimlehre nöthig waren.

Der Unterricht wurde für den alten Mann ſehr bald ein Bedürfniß des Herzens. Ja, ſeines Herzens. Denn er war allerdings ein ſchlechter Menſch geworden, an dem etwas Gutes nur ſchwer aufzufinden geweſen wäre, aber die ſchwarze Schlacke, welche er ſtatt eines warmblütigen Menſchenherzens in der Bruſt trug, war doch noch nicht ganz ausgeglüht; er hatte ſehr das Bedürfniß zu haſſen, aber eben ſo ſehr das Bedürfniß anerkannt zu werden. Nach vielen Jahren fand er jetzt Gelegenheit, ſein Wiſſen in längerer Rede zu entwickeln, Geiſt zu zeigen und einem andern Menſchen eine Art von Verehrung einzuflößen. Einſt war er ein gebildeter und ſcharfſinniger Juriſt geweſen; das Gebäude ſeines Wiſſens war bei dem wüſten Leben ſehr zerfallen, aber es war noch genug vorhanden, was dem jungen Wilden imponiren konnte, und mit einer melancholiſchen Freude, dem edelſten Gefühl, das der verworfene Mann ſeit Jahren gehabt hatte, öffnete er vor dem Jünglinge die verſchütteten Thüren ſeines Geiſtes. Die Aufmerkſamkeit Veitels ſchmeichelte ihm ſehr, er fing an ihn für ſein Geſchöpf zu halten, und faßte allmählich eine Zuneigung zu dem Judenknaben, über die er ſelbſt cyniſche Witze machte. Und doch war ſie ein Schatz für den Elenden. Denn die Güte der menſchlichen Natur iſt unzerſtörbar, und die größte Corruption eines Menſchen vermag nicht Alles in ihm zu verderben. Immer ſucht ſeine Lebenskraft die Stellen, wo ſie ſich geſund und zum Guten entwickeln kann, aber der Fluch einer verderbten Seele iſt, daß auch ein gutes menſchliches Empfinden ſich ihr zu Unheil und Sünde verkehrt.

Schnell wurde dem alten Mann ſein Schüler wichtiger als irgend eine andere Perſon auf Erden. Mit Ungeduld wartete er auf die Abendſtunde, in welcher der geſchäftige Bocher zur Vorleſung kam; ja es begegnete ihm, daß er von ſeiner Abendkoſt und ſeinem Branntwein einige Reſte für Veitel übrig ließ, und wenn das Judenkind bei dem trüben Lichte vor ihm ſaß und mit großem Appetit das kalte Fleiſch verzehrte, ſo konnte der Alte ihn ſchweigend anſehen und ſich darüber freuen. Und einſt als Veitel ſich bei rauher Witterung verkältet hatte und fiebernd unter dünner Decke auf dem Strohſack lag, da ereignete ſich das Unglaubliche, daß der Alte ein Federbett, welches er als privilegirte Perſon durch den Wirth erhalten hatte, von ſeinem eigenen Lager trug und über den Burſchen breitete; und als Veitel ihn dankbar anlachte, freute ſich das alte Geſchöpf wieder.

Veitel verdiente dieſe Funken von Freundſchaft, welche in dem Alten aufſtiegen, denn er bezeigte ihm eine Verehrung, wie ſie nur irgend ein Schüler gegen ſeinen berühmten Lehrer gefühlt hat. Er erbot ſich, ihm eine neue Garderobe zum Einkaufspreiſe zu beſorgen, und handelte ſtierköpfig um einen paſſenden Oberrock, weil er ihn dem alten Manne ſo billig als möglich verſchaffen wollte; er war ſtets zu der Verſchwendung bereit, die Branntweinflaſche zu füllen, weil er wußte, daß dies die Schwäche ſeines würdigen Lehrers war; er machte ihn zum Vertrauten ſeiner kleinen Geſchäfte, ja er brachte ihm zuweilen am Abend Geſchenke mit und lief nach einem glücklichen Geſchäftstage ſogar in einen Fleiſchladen, um für Herrn Hippus eine verhaßte Zungenwurſt einzukaufen. Allerdings war auch dieſe Herzensfreundſchaft nicht ohne kleine Stacheln. Der Alte konnte es nicht laſſen, ſeine gallige Laune an dem Schüler zu üben, und Itzig nannte den Alten, wenn dieſer dem Branntwein zu viel einräumte, mit höchſt unzierlichen Namen, welche bewieſen, daß das Gefühl der Hochachtung in ihm nicht unerſchütterlich war. Im Ganzen aber ſtimmten die beiden Ehrenmänner doch vortrefflich zuſammen und wurden einander unentbehrlich.

Veitel lernte in den Monaten, welche der Alte in ſeinem Verſteck zubrachte, auch noch Anderes als ſchlechte Handwerkskniffe: er lernte das Deutſche richtiger ſprechen und ſchreiben, ja er las zuweilen in den Büchern, welche er für Hippus aus einer kleinen Leihbibliothek holen mußte; er las mit Vergnügen Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, die Eroberung Amerikas und andere aufregende Unternehmungen, an welche ſeine Phantaſie allerlei Geſchäfte knüpfen konnte. Durch ſeinen Lehrer erhielt er viele Aufſchlüſſe über das Leben der Menſchen und Völker, auch über den Staat, in dem er ſelbſt exiſtirte und von dem er bis dahin ſehr wenig gewußt hatte. So machte er in wenigen Monaten Veränderungen durch, welche dem Blick des Herrn Ehrenthal nicht entgingen.

Dieſer bemerkte nach und nach, daß Veitel weniger gemein ausſah, daß er richtiger ſprach und ſchrieb, und vor Allem, daß er in Geſchäften unwillkürlich eine Sicherheit und juriſtiſche Kenntniß entwickelte, die an einem Lehrling ſeiner Art ſehr ungewöhnlich waren. Herr Ehrenthal beſprach dieſe Veränderung in ſeiner Familie ungefähr ſo, wie ein Landwirth das viel verſprechende Ausſehen eines Zuchtſtiers lobt, und kündigte am Ende des Vierteljahres dem Bürſchchen freiwillig an, daß das Stiefelputzen und das Eſſen vor der Thür aufhören ſolle, und daß er bereit ſei, ihm einen Platz im Geſchäftslocal und außer dem Koſtgelde einen kleinen Gehalt zu bewilligen.

Veitel empfing die Ankündigung, auf die er ſo lange gewartet hatte, mit großer Selbſtbeherrſchung, er dankte demüthig und verſprach alles Mögliche für die Gegenwart und Zukunft: „Noch eine Bitte habe ich an den Herrn, eine große Bitte, die Sie nicht ungnädig aufnehmen möchten. Wenn ich die Ehre haben könnte, einmal in der Woche am Tiſch des Herrn Ehrenthal zu eſſen. Da Sie mir ſo viele Güte erwieſen, ſo haben Sie auch dieſe Rückſicht auf mich, damit ich kann ſehen in guter Geſellſchaft, wie man ſich benimmt, wenn man ißt mit vornehmen Leuten. Sie können mir's abziehen von meinem Koſtgeld, das Sie mir geben wollen."

Ehrenthal ſchüttelte den Kopf und ſagte erſtaunt über dies Verlangen: „Zuerſt muß ich ſprechen mit meiner Frau, ob's ihr wird recht ſein, daß du dich bildeſt in meinem Hauſe. Du kannſt warten, bis ich geſprochen habe." Er ging zu ſeiner Frau und trug ihr Veitels Wunſch vor, mit einem kühlen Weſen, welches andeuten ſollte, daß ihm als einem Mann von Welt die Forderung ungehörig erſcheine. Im Innern freilich meinte er, daß Itzigs Wunſch zu gewähren ſei, denn er hielt es für wichtig, den anſtelligen Mann ſeinem Geſchäft zu erhalten. Aber er wagte nicht ſeiner Hausfrau gegenüber dieſen Wunſch zu äußern, denn Madame Ehrenthal hatte noch viel mehr Welt und Bildung als er ſelbſt, und war ihm in allen Dingen, welche vornehmes Weſen betrafen, eine große Autorität. Sie war die Tochter eines großen Schnittwaarengeſchäftes aus der Reſidenz und hatte Geſchmack für das Neueſte und einen ſehr energiſchen Willen in Theetrinken, Stutzuhren, Möbelſtoffen und anderen Eigenſchaften, durch welche ſich ein gebildeter Menſch von einem ungebildeten unterſcheidet. Wider Erwarten nahm Madame Ehrenthal Veitels Wunſch ohne Ueberraſchung auf. Dieſe Ueberraſchung wäre auch unnatürlich geweſen, da Veitel durch wahrhaft unmäßigen Dienſteifer, durch Verſchwiegenheit in einzelnen kleinen Fällen und durch die größte Höflichkeit das Wohlwollen der vornehmen Dame zu erwerben gewußt hatte: „Wenn der junge Mann ſich bilden will in unſerer Familie, ſo kann er keinen beſſern Ort finden. Da er brauchbar iſt im Geſchäft, wie du ſagſt, ſo wird es dir von Nutzen ſein, wenn er auch zu eſſen und zu reden weiß mit den Leuten.“

Nach dieſer Entſcheidung wurde Veitel am nächſten Sonntage, dem Tage einer gebratenen Gans, aufgefordert, in der Familie zu erſcheinen. Und als er zu dem gedeckten Tiſche trat, angethan mit dem beſten unter den ſechs Leibröcken, welche er auf ſeinem Lager hatte, einen neuen weißen Hut in der Hand und ein baumwollenes Hemd mit ſtehendem Kragen unter der ausgeſchnittenen Weſte, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten eingeführt: „Der junge Itzig iſt aufgenommen in mein Geſchäft als Buchhalter. Es iſt nicht mehr anſtändig für ihn, in der Wirthſchaft zu helfen, und es wird jetzt anſtändig ſein, daß wir ihn als einen gebildeten Menſchen behandeln. Sie können Platz nehmen dort unten am Tiſch, lieber Itzig.“

9.

An einem warmen Sommerabend ſprach Fink nach dem Schluß des Comtoirs zu Anton: „Wollen Sie mich heut begleiten? Ich will auf dem Fluß ein Boot probiren, das ich hier habe bauen laſſen.“ Anton war bereit. Die Jünglinge ſprangen in einen Wagen und fuhren an den Fluß oberhalb der Stadt, wo eine Colonie von Schiffern und Fiſchern in ärmlichen Hütten wohnte. Fink wies auf ein rundes Fahrzeug, welches auf dem Waſſer ſchwamm, wie eine große Kürbisſchale, und ſagte melancholiſch: „Da liegt das Gefäß, es iſt ein Scheuſal! Ich ſelbſt habe dem Kahnbauer das Modell geſchnitzt, denn ein Kielboot bauen iſt hier zu Lande etwas Unerhörtes; ich habe dem Strohkopf alle Verhältniſſe angegeben, und er hat ein ſolches Mövenei zur Welt gebracht.“

„Es iſt ſehr klein,“ erwiederte Anton mit trüben Ahnungen.

„Ich ſage euch,“ rief Fink ſtrafend dem Kahnbauer zu, welcher herantrat und reſpectvoll die Mütze abnahm, „daß unſere Seelen auf euer Gewiſſen kommen, wir werden in dem Dinge da unfehlbar ertrinken, und euer Mangel an Witz wird ſchuld ſein.“

„Herr,“ ſagte der Kahnbauer kopfſchüttelnd, „ich habe das Boot ganz nach Ihrer Anweiſung gemacht.“

„Den Teufel habt ihr,“ ſchalt Fink; „zur Strafe ſollt ihr mitfahren. Ihr werdet einſehen, daß es billig iſt, wenn ihr mit uns ertrinkt.“

„Nein, das thue ich nicht, lieber Herr,“ antwortete der Mann entſchieden, „bei dem Winde will ich's nicht wagen.“

„So bleibt am Lande und kocht euren Kindern Brei von Hobelſpänen. Gebt Maſt und Segel her.“ Fink ſetzte den kleinen Maſt ein, ſah nach, ob die Schoten der Segel glatt durch die Löcher liefen und ob das Geitau anzog. Sämmtliche nautiſche Erfindungen erwieſen ſich als befriedigend. Dann hob er Maſt und Segel wieder aus, legte ſie der Länge nach in das Boot, warf einige Eiſenſtücke als Ballaſt auf den Boden, hakte das Steuer ein, ergriff zwei lange Streichruder und wies unſerm Helden ſeinen Platz an. Darauf legte er die Ruder aus und fuhr mit der Kraft eines Matroſen im Doppelſchlag vom Ufer ab. Er ließ den Kürbis auf der Waſſerfläche tanzen zur großen Beluſtigung des Zimmermanns und ſämmtlicher Nachbarn am Ufer, und äußerte ſeine Zufriedenheit, daß Anton ihm ſo zuverſichtlich gegenüber ſaß. „Es iſt möglich, in einem Kielboot gegen den Strom zu kommen,“ ſagte er, „das war's, was ich dieſen Nachtmützen beweiſen wollte.“ Darauf ſetzte er den Maſt wieder ein, löſte die Segel, gab ſeinem Schüler die Schote des Klüvers in die Hand und unterrichtete ihn, wie er anziehen und loslaſſen ſollte. Der Wind blies in unregelmäßigen Stößen, bald blähten ſich die kleinen Segel und neigten den Rand des Bootes dem Waſſer zu, bald ſchlugen ſie unthätig und rathlos an den Maſt. „Es iſt ein elender Seelenverkäufer,“ rief Fink ärgerlich, „wir treiben unvermeidlich ab und werden nächſtens umwerfen.“

„Wenn das iſt, ſo ſchlage ich vor umzukehren,“ ſagte Anton mit erheuchelter Leichtigkeit.

„Es thut nichts,“ verſetzte Fink kaltblütig, „ich werde uns ſchon wieder ans Land bringen, ſo oder ſo. Sie können doch ſchwimmen?“

„Wie Blei,“ antwortete Anton; „wenn wir umwerfen, gehe ich ſicher auf den Grund. Sie werden Mühe haben, mich herauszuziehen.“

„Faſſen Sie nur in keinem Falle nach meinem Körper, wenn Sie im Waſſer liegen,“ belehrte ihn Fink, „das wäre das beſte Mittel, uns beide unten feſtzuhalten; warten Sie ruhig ab, bis ich Sie in die Höhe hebe. Uebrigens wird es nicht ſchaden, wenn Sie ſich Rock und Stiefeln ausziehen, es iſt gemüthlicher im Waſſer, wenn man im Negligé iſt.“ Anton that willig, wie ihm befohlen war.

„So iſt's recht,“ ſprach Fink. „Im Grunde iſt's ein erbärmliches Vergnügen, hier herum zu fahren. Keine Wellen, kein Wind und zuletzt auch kein Waſſer. — Da ſitzen wir wieder auf dem Grund. Stoßen Sie ab. — He, Bootsmaat, was werden Sie ſagen, wenn dies garſtige Ufer plötzlich verſinkt, und wir auf einem anſtändigen Meere ſchaukeln, Waſſer bis an den Horizont, Wellen wie der Baum dort und ein herzhafter Wind, der die Ohren abbläſt und die Naſe ſchräg an die Backen legt."

„Ich kann nicht ſagen, daß ich es angenehm fände," erwiederte Anton beſorgt.

„Je nachdem," ſagte Fink, „es gibt wenig Lagen, die nicht noch viel ſchlechter ſein könnten. Bedenken Sie, es wäre auch in dieſem Fall immer noch ein glückliches Loos, daß wir dieſe nichtsnutzigen Faßdauben zwiſchen uns und dem Waſſer haben. Wie aber, wenn wir ſelbſt mit unſerm Leibe in der Fluth lägen, ohne Kahn, ohne Ufer, zwiſchen haushohen Wellen?"

„Wenigſtens ich wäre verloren," rief Anton mit aufrichtigem Entſetzen.

„Ich ſage euch aber, ich habe einen Freund, einen guten Freund, auf den ich mich in einer Kriſis gern verlaſſe, dem iſt ſo etwas begegnet. Der Mann ſchlendert am Strande der See an einem glorreichen Abend, er beſchließt zu baden, wirft ſeine Kleider ab und geht ins Waſſer. Luſtig ſchwimmt er in die See hinein. Die Wellen heben ihn und werfen ihn zu Thal, das Waſſer iſt wohlig warm, um ihn glitzert in der Abendſonne die Fluth von zehntauſend bunten Farben, und über ihm lodert das goldene Licht des alten Himmels. Der Mann jauchzt vor Vergnügen."

„Und Sie ſelbſt waren der Mann?" frug Anton.

„Meinetwegen ja. — So ſchwamm ich eine Weile fort, bis ich an dem matten Schein des Himmels merkte, daß es Zeit war, mich aus der Waſſerſchaukel ans Land zu verſetzen. Ich wandte mich um und hielt auf das Land zu, und was meint ihr, Maſter Wohlfart, das ich ſah?"

„Ein Schiff,“ rief Anton, „einen Fiſch.“

„Nein,“ ſagte Fink, „nichts ſah ich, das Land war verſchwunden. Ich ſpähte nach allen Seiten in die Dämmerung hinein, ich hob mich aus den Wellen, ſo hoch ich konnte; nichts war zu erblicken als Waſſer und Himmel. Die Strömung, die vom Lande abwärts zog, hatte mich heimtückiſch fortgeführt, ich trieb in der hohen See. Ich lag im atlantiſchen Ocean zwiſchen Amerika und England. Inſofern wußte ich, wo ich war, aber dieſe geographiſche Kunde erwies ſich in meiner Lage als unbefriedigend. Es wurde dunkler am Himmel, die Thäler der Wellen füllten ſich mit ſchwarzen ungemüthlichen Schatten, die Waſſerberge hoben ſich höher, ein kalter Luftzug fuhr über mein Haupt. Und nichts war zu ſehen als das röthliche Grau des Himmels und die wilde rollende Fluth.“

„Das war ſchrecklich!“ rief Anton.

„Es war ein Augenblick, wo kein Pfaff einer armen Seele verwehren kann, den Teufel um Hülfe zu bitten. Wo das Land zulag, erkannte ich natürlich am Himmel. Jetzt entſtand die Frage, wer ſtärker war, die Strömung des Meeres oder mein Arm. Ein mörderiſches Ringen mit dem perfiden Schurken von Waſſergott begann. Durch die Stöße eurer Schwimmſchule wäre ich nicht weit gekommen: ich rollte wie die Seekälber und die Wilden und griff Hand um Hand vorwärts. So konnte ich's im Nothfall ein paar Stunden aushalten. Und jetzt arbeitete ich. Es war ein harter Kampf, der mächtigſte meines Lebens. Unterdeß wurde es finſter, die ſmaragdgrünen Wellen verwandelten ſich in eine Fluth von ſchwarzem flüſſigem Pech, nur ihre Häupter ſchimmerten noch von weißem Giſcht; wie Totenſchädel ſtiegen ſie um mich auf und ſpuckten mich an. Der Himmel hing bleigrau über mir, zuweilen blinzte ein einzelner Stern hinter dem Wolkenrauch, das war mein einziger Troſt. So ſchwamm ich zwiſchen Schwarz und Grau ins Endloſe hinein, noch immer kein Land zu ſehen. Ich wurde matt und die teufliſche Schwärze um mich herum gab mir zuweilen den Gedanken ein, die unnütze Arbeit aufzugeben. Die Wolkenbank ſtieg höher, die Sterne verſchwanden, die Richtung wurde zweifelhaft und meine Lage durchaus unhaltbar. Ich merkte, daß die Sache zum Ende kam; meine Bruſt keuchte, vor den Augen tanzten unzählige Funken, wie Leuchtkäfer auf dem Wege zur Hölle. Da, mein Junge, als ich halb beſinnungslos mit einer Welle hinabgeglitten war, da fühlte ich mit dem Fuße etwas, was nicht mehr Waſſer war."

„Es war Grund," rief Anton.

„Ja," nickte Fink, „es war feſter Sand. Ich kam eine Meile nördlich von meinen Kleidern ans Ufer und fiel dort hin wie eine erſchlagene Robbe." Er brach ab und ſah prüfend auf Anton. „Und jetzt macht ihr euch fertig, Maat," rief er, „nehmt eure Beine unter der Bank hervor, ich werde einen Schlag machen und zum Ufer wenden. Nur ruhig!"

In dieſem Augenblick fuhr ein ſtarker Windſtoß über die Waſſerfläche, der Maſt knarrte, das Boot neigte ſich auf die Seite und hörte mit der Schwankung nicht eher auf, bis ſein Kiel in die Höhe ſtand, wie die Rückenfloſſe eines Fiſches. Anton ſank ſeinem Verſprechen getreu ohne weitere Bemerkungen in die Tiefe. Blitzſchnell tauchte Fink in die Strömung, ſtieß ebenfalls, wie er verſprochen hatte, ſeinen Gefährten über ſich nach der Oberfläche des Waſſers und ſchob ihn mit großer Anſtrengung auf eine ſeichte Stelle, wo es möglich war, watend das Ufer zu erreichen. „Zum Henker, faſſen Sie doch meinen Arm!" rief Fink keuchend.

Anton aber, der gegen die Abrede eine ziemliche Maſſe Waſſer verſchluckt hatte, beſaß nicht mehr allzu viel Beſinnung und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich glaube, er will noch einmal hinunter," rief Fink ärgerlich, faßte den Kraftloſen um den Leib und ſchleppte ihn ans Ufer.

Eine Menge Menſchen hatte ſich hier verſammelt und ſtürzte jetzt an den Rand des Waſſers, wo Fink den jungen Matroſen im Arme hielt und ihm lebhaft zuredete, doch wieder zu ſich zu kommen. Endlich öffnete Anton die Augen und bezeugte dadurch und durch einige andere Bewegungen die Abſicht, ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nicht aufzugeben. Wie geht's, Wohlfart?" ſagte Fink und ſah ihm beſorgt in das bleiche Antlitz. „Sie haben ſich die Sache ſehr zu Herzen genommen! Poncho y Ponche!" rief er heftig den Leuten zu, „einen Mantel und ein Glas Rum für den Herrn. Das wird Sie am ſchnellſten curiren."

Ein Leiermann zog bereitwillig ſeinen alten Soldatenmantel vom Leibe, unſer Held wurde hineingewickelt und wie ein verwundeter Krieger nach dem Hauſe des Zimmermanns geführt. Dort ſetzte man ihn auf einen Lehnſtuhl.

„Da geht der Kürbis hin, Segel, Streichruder und Alles," ſagte Fink im Abgehen ſtrafend zum Schiffszimmermann, „und unſere Röcke obendrein. Habe ich's euch nicht geſagt, daß das Ding nichts taugte?"

Eine Stunde lang pflegte Fink ſein Opfer mit der größten Zärtlichkeit, er rührte ihm eigenhändig den Zucker in einem Glas Grog und drückte ihm zuweilen die kalte Hand. Es war bereits dunkel, als Anton ſo weit hergeſtellt war, daß er nach Hauſe gehen konnte. Sie vervollſtändigten ihre Toilette durch Kleider und Schuhe des Kahnbauers und lachten auf dem Rückwege über ihre Ausrüſtung. Fink hatte wieder ſein gewöhnliches kühles Weſen angenommen, und unſer Held ſtolperte bleich aber luſtig in hohen Thranſtiefeln neben ihm her. „Hören Sie, Fink," ſagte er ermahnend, „wenn Sie mich das nächſte Mal zu einer Partie auffordern, ſo möchte ich Ihnen andeuten, daß ich manches Andere lieber trinke als dies lehmige Waſſer. Ich bin noch voll davon."

„Wie konnte ich denken," antwortete Fink, „daß Sie mit ſolcher Vehemenz den halben Fluß einſchlucken würden, Sie

Unſchuld! Ich habe in meinem Leben noch keinen Menſchen mit ſolcher Kindlichkeit auf den Grund gehen ſehn. Sie ſind ein märchenhafter Kerl!“

Der nächſte Tag war ein Sonntag und der Geburtstag des Prinzipals. An dieſem wichtigen Tage blieben die Herren nach dem Diner einige Stunden in den Zimmern des erſten Stockes, der Bediente präſentirte dann Kaffe und Cigarren. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, ſagte die Tante zu Fink: „Die ganze Stadt iſt voll davon, daß Sie und Herr Wohlfart geſtern in einer ſchrecklichen Gefahr geweſen ſind.“

„Es war nicht der Rede werth, gnädige Frau,“ antwortete Fink leichtſinnig, „ich wollte nur unterſuchen, wie ſich Maſter Wohlfart beim Ertrinken benehmen würde. Ich warf ihn ins Waſſer, und er wäre um ein Haar auf dem Grunde liegen geblieben, weil er es für indiscret hielt, mich durch ſeine Rettung zu beläſtigen. Einer ſolchen höflichen Reſignation iſt nur ein Deutſcher fähig.“

„Aber Herr von Fink,“ rief die Tante erſchrocken, „das heißt ja das Schickſal herausfordern! Es iſt ſchauderhaft, nur daran zu denken.“

„Schauderhaft war nur die Unſauberkeit dieſer Lehmrinne, die man hier Fluß nennt. Es müſſen ſehr ſchmutzige Nixen ſein, die auf dem Grunde dieſes Waſſers leben. Aber Wohlfart ließ ſich durch ihren Lehm nicht ſtören. Er fiel ihnen begeiſtert in die Arme, gerade wie es in dem berühmten Liede Sr. Excellenz heißt: „Halb zogen ſie ihn, halb ſank er hin.“ Er warf beide Beine über den Rand des Kahns, noch bevor es nöthig war.“

„Sie hatten mich's ſo gelehrt, Sir!“ rief Anton zu ſeiner Entſchuldigung von unten dazwiſchen.

„Ja,“ fuhr Fink gegen die Tante fort, „ich habe als Freund an ihm gehandelt. Ich trage keine Schuld, wenn er ſo viel Waſſer geſchluckt hat, daß der Waſſerſtand heut unerhört niedrig iſt, und die Zinkkähne der Handlung oben im Fluſſe auf einer Sandbank liegen bleiben. Ich habe ihm vorher noch jede Art von gutem Rath gegeben. Ich habe ihm eine lange Geſchichte erzählt, wie man ſich im Waſſer zu benehmen hat, ich habe ihn darauf aufmerkſam gemacht, welche Toilette man braucht, um mit Anſtand ins Waſſer zu fallen. Man kann gegen einen Bruder nicht ſorgſamer ſein. Aber es half Alles nichts. Er fuhr wie aus einer Piſtole geſchoſſen auf den Grund und bohrte ſich dort mit der Behendigkeit eines Karpfens ein. Ich verſichere Sie, es war eine mühſame Arbeit, ihn im Schlamm wieder aufzufinden. Ich glaube, er war bereits in zärtlicher Unterhaltung mit einigen Waſſergeſchöpfen, als ich ihn auffand, denn er winkte mir unwillig mit der Hand, als wollte er ſagen: Störe mich nicht, ich gehe hier meinem ſtillen Vergnügen nach."

„Der arme Herr Wohlfart," rief die Tante verwundert. „Aber Ihre Röcke! Heute früh begegnete ich im Hauſe einem Polizeidiener, der das naſſe Bündel auf dem Arm trug, von ihm erfuhr ich zuerſt das Unglück."

„Die Röcke ſind heute früh unterhalb der Stadt aufgefiſcht worden," ſagte Fink, „Karl zweifelt daran, ſie je wieder zu trocknen. Unterdeß machen Wohlfarts Stiefeln eine Vergnügungsreiſe nach dem Weltmeer."

Anton erröthete vor Aerger über die Weiſe des Freundes und ſah verſtohlen nach dem oberen Ende des Tiſches. Der Kaufmann blickte finſter auf den gemüthlichen Fink, und Sabine ſaß bleich mit geſenkten Augen, nur die Tante war wortreich in aufrichtigem Bedauern der durchnäßten Röcke.

Das Mittageſſen war noch feierlicher als gewöhnlich. Nach dem Braten erhob ſich Herr Liebold und verrichtete das ſchwere Stück Arbeit, wozu er durch ſeine hohe Stellung verpflichtet war, er brachte die Geſundheit des Prinzipals aus. Er gab ſich redlich Mühe, die entſchiedenen Wünſche des Vorderſatzes nicht durch einen ſchüchternen Nachſatz zurückzunehmen. Aber ſelbſt ſein Toaſt vermochte nicht, eine gewiſſe Spannung in den oberen Regionen des Tiſches zu beſeitigen.

Nach aufgehobener Tafel ſtanden die Herren Kaffe trinkend in Gruppen um den Prinzipal herum, wobei kühne Naturen, wie Herr Pix, auch eine Cigarre anzubrennen wagten. Unterdeß trieb Anton in größter Muße durch die geöffnete Zimmerreihe, bewunderte die Bilder an der Wand, blätterte in einem Album und hielt ſich durch ſolche Thätigkeit die drohende Langeweile tapfer vom Halſe. Er beobachtete gerade das Muſter eines Teppichs und hoffte im Stillen, daß ſich hier oder da ein keckes Fünfeck von dem Zwange des Muſters losmachen und eigenwillig an einer unpaſſenden Stelle erſcheinen könnte. So war er an den Eingang des letzten Zimmers gelangt und blieb betroffen ſtehen. Wenige Schritte vor ihm ſtand Sabine an einem Blumentiſch und hielt ſich mit beiden Händen an der Tiſchplatte feſt, während große Thränentropfen aus ihren Augen auf die Blumen herunterfielen. Es war ein lautloſes Schluchzen; wie von innerm Krampfe wurde die ſchlanke Geſtalt erſchüttert; ſie bekämpfte den Ausbruch eines tiefen, lange unterdrückten Schmerzes mit einer Energie, welche ihn doppelt rührend machte. Anton war beſtürzt über den Zufall, der ihm einen ſolchen Anblick geſtattete, und fühlte doch wieder eine ſo warme Theilnahme, daß er darüber vergaß ſich zurückzuziehen. Als er ſich umwandte, blickte Sabine nach dem Geräuſch hin. Sich ſchnell faſſend, drückte ſie das Tuch an die Augen und kehrte ſich ſogleich zu Anton. „Hüten Sie ſich, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie herzlich, „daß die Tollkühnheit Ihres Freundes Sie nicht in neue Gefahren bringt; meinem Bruder würde es ſehr leid thun, wenn der Verkehr mit Herrn von Fink Ihnen Nachtheil brächte.“

„Fräulein Sabine,“ erwiederte Anton und ſah der Dame mit inniger Hochachtung in die feuchten Augen, „Fink iſt eben ſo edel als rückſichtslos. Er hat mich mit eigener Gefahr aus dem Waſſer herausgeholt.“

„O ja," rief Sabine mit einem Ausdruck, den Anton nicht ganz verſtand, „Herr von Fink liebt es, mit Allem zu ſpielen, was anderen Menſchen heilig iſt."

In dieſem Augenblicke eilte Herr Jordan herzu und bat das Fräulein, an den Flügel zu kommen. So rauſchte ſie an Anton vorüber.

Anton war in mächtiger Aufregung. Sabine Schröter ſtand bei den Herren des Comtoirs in einem Anſehen, welches ſie über den Bereich der gewöhnlichen Discuſſion ſtellte und in die glückliche Lage brachte, daß im Hinterhaus nur ſelten von ihr geſprochen ward. Die meiſten der Jüngeren waren, wie ſich aus den Neckereien ihrer Collegen und gelegentlichen Geſtändniſſen merken ließ, während der erſten Monate ihres Aufenthalts leidenſchaftlich in das Fräulein des Hauſes verliebt geweſen. Und als die Flamme aus Mangel an Nahrung nach und nach heruntergebrannt war, hatte jeder ein Häuflein glühender Kohlen vor den Spöttereien der Collegen in den geheimſten Winkel ſeines Herzens geſchoben, wo die Kohlen noch lagen und fortglimmten. Sämmtliche Herren waren bereit, für die Tochter ihres Hauſes gegen jeden Feind loszurennen. Allen galt ſie für eine kalte Heilige, deren Herz einer leidenſchaftlichen Schwäche unzugänglich war. Aber ihre ruhige Haltung that Allen ſehr wohl, und wenn Herr Pix ſie ſtolz nannte, ſo verfehlte er nie, dazuzuſetzen: „Aber ſie hat ein gutes Herz, ſie iſt eine tüchtige Wirthin."

Ob Sabine ganz ſo war, wie das Comtoir einſtimmig annahm, darüber hatte auch Anton kein Urtheil. Auch ihm war die junge Herrin bekannt, und doch fern, wie der Mond, den wir immer nur von einer Seite ſehen. Alle Tage ſaß er ihr gegenüber und ſah aus der Ferne auf das feine Oval ihres Geſichts, auf das dunkle Haar und den tiefen Glanz ihrer ſchönen Augen, täglich hörte er ihre Stimme in dem gleichförmigen Tiſchgeſpräch, weiter kannte er nichts von ihr.

Jetzt merkte er plötzlich, daß die Heilige nicht ſo ruhig und ſo gefühllos lebte, als das Hinterhaus annahm; durch einen Zufall war er Vertrauter eines ſtillen Wehes geworden. Ihr Schmerz, ſo lautlos und ſo ſchön getragen, ſteigerte ſeine Theilnahme zu leidenſchaftlicher Höhe. Er hatte nie eine Schweſter gehabt, und ſich wohl zuweilen danach geſehnt; heut empfand er eine wahrhaft brüderliche Zärtlichkeit für die Trauernde; er hätte ſein Leben hingeben können, um ſie von dieſem Schmerz zu befreien; er hätte es für das höchſte Glück gehalten, ihre Hand zu ergreifen, ihren Kopf an ſeine Bruſt zu legen und ihr die weinenden Augen zu küſſen. Es wurde ihm auf einmal deutlich, daß ihr Kummer mit Fink in irgend einer Verbindung ſtand, es war ihm ſchon lange unzweifelhaft geweſen, daß dieſe beiden Geſtalten zu einander in einer geheimnißvollen Beziehung ſtehen mußten, und oft hatte er prüfend nach Sabinens Geſicht hingeſehen, wenn Fink bei Tiſch etwas Liebenswürdiges erzählte. Er hatte nie etwas Anderes entdeckt, als daß ihr Auge den Platz vermied, an welchem Fink ſaß, und daß ſie den Jokei vielleicht noch ſeltener anredete als einen der anderen Herren. Jetzt ahnete er allerlei Schmerzliches für die Gebieterin des erſten Stocks, er ſah im Geiſt wilde Leidenſchaften über den ruhigen Glanz des Hauſes T. O. Schröter heraufſtürmen. Wohl empfand er für Fink die hingebende Neigung, welche eine unverdorbene Jugend ſo gern dem kühnen und erfahrenen Genoſſen weiht; aber in dieſem Falle nahm ſeine Seele entſchieden Partei gegen den Freund, er beſchloß, Fink genau zu beobachten und dem Fräulein irgend etwas zu werden, ein brüderlicher Schutz, ein Vertrauter, Alles, was dazu helfen konnte, ſie von einem Schmerz zu befreien, der ihn mit Rührung und heißem Mitgefühl erfüllte.

Einige Stunden darauf ſaß Sabine in der Fenſterniſche. Die Hände über das Knie gefaltet, ſah ſie ſtill vor ſich hin

Das röthliche Abendlicht goß über ihr Antlitz einen Schimmer von froher Laune, die in ihrem Herzen nicht war. Der Bruder hatte die Zeitung weggelegt und blickte von ſeinem Armſtuhl ſorgenvoll auf die Regungsloſe, endlich trat er leiſe zu ihr und legte ſeine Hand auf ihr Haupt. Sabine erhob ſich und umſchlang den Bruder feſt mit beiden Armen. So ſtanden die Geſchwiſter eines an das andere gelehnt, zwei Freunde, welche ſich ſo in einander hineingelebt haben, daß jeder ohne Worte verſteht, was den andern bewegt. Der Kaufmann ſtrich zärtlich die Locken ſeiner Schweſter zurecht und ſagte bekümmert: „Du weißt, wie groß die geſchäftlichen Verpflichtungen ſind, welche wir gegen den Vater Finks haben.“

„Ich weiß,“ erwiederte Sabine aufblickend, „daß du mit dem Sohne nicht zufrieden biſt.“

„Ich konnte nicht vermeiden, die fremdartige Geſtalt in unſern Kreis aufzunehmen, aber ich bereue die Stunde, wo dies geſchah.“

„Sei nicht hart gegen ihn,“ bat die Schweſter und küßte die Hand des Kaufmanns. „Denke auch daran, wie viel Edles in ſeinem Weſen liegt.“

„Ich thue ihm nicht Unrecht. Aber ob ſein Leben zum Heil für Andere werden wird oder zum Unheil, das ſteht noch dahin. Sein Selbſtgefühl, die großen Anlagen, die trotzige Kraft ſeines Egoismus, das zuſammen iſt Stoff genug, um einen großen Charakter zu bilden. Aber wozu wird er ſeine Kraft gebrauchen? Ungeordnet, in wilden Thorheiten hat er bis jetzt ſeine Tage verbracht, der Zwang unſeres Hauſes empört ihn innerlich. Noch iſt wahrſcheinlich, daß ein ſchlechter Ariſtokrat aus ihm wird, der ſeine Lebenskraft in raffinirtem Genuß vergeudet, oder auch ein wucheriſcher Geldmann, wie ſein Verwandter in Amerika, der zum letzten aufregenden Spielzeug das Geld erwählt und mit frevelhaftem Witz die Schwächen Anderer benutzt, um aus den Trümmern ihres Glücks ſeine Paläſte zu bauen.“

„Er iſt nicht herzlos,“ murmelte Sabine, „auch ſein Verhältniß zu Wohlfart beweiſt das.“

„Er ſpielt mit ihm, er wirft ihn ins Waſſer und zieht ihn wieder heraus.“

„Nein,“ rief Sabine, „er achtet den verſtändigen Sinn Wohlfarts, er fühlt, daß dieſer trotz ſeinem Mangel an Erfahrung ein reicheres Gemüth hat als er ſelbſt.“

„Täuſche dich und mich nicht,“ entgegnete der Kaufmann finſter, „ich weiß, wie es gekommen iſt, wie ſeine Sicherheit, die Gabe, ſchön zu ſprechen und ſich in leichtem Scherz über ſeine Umgebung zu erheben, dich gefeſſelt haben. Nicht ohne brüderliche Eiferſucht erkannte ich den Zauber, den der fremde Mann auf dich ausübte. Ich ſchwieg, denn ich konnte dir vertrauen. War ich doch ſelbſt hingeriſſen von Manchem, was an ihm ungewöhnlich iſt. Auch als ich ſeine Härten unangenehm empfand, ſchwieg ich, denn ich bemerkte, wie du dich von ihm zurückzogſt. Jetzt aber, wo ich ſehe, wie ſehr ſeine Art dich noch immer aufregt, ja unglücklich macht, jetzt muß ich ſeine Entfernung für wünſchenswerth halten. Er ſoll fort aus unſerm Hauſe, fort auch aus deiner Nähe.“

„O mein Gott!“ rief Sabine, die Hände ringend. — „Nein, Traugott, das ſoll, das darf nicht geſchehen. Um meinetwillen ſoll ein Verhältniß nicht gelöſt werden, welches zu ſeinem Nutzen beſchloſſen wurde. Wenn es ein Mittel gibt, ihn vor den Gefahren zu behüten, die ſeine Vergangenheit über ihn bringt, ſo iſt es das Leben in deiner Nähe. Deine raſtloſe Thätigkeit, die hohe Ehre deines Geſchäfts, die zu ſehen, daran ſich zu gewöhnen, das iſt Heilung für ſeine Seele. Ja, Traugott,“ fuhr ſie fort und faßte ſeine Hand, „ich habe kein Geheimniß vor dir! Du haſt eine thörichte Schwäche meines Gefühls vielleicht eher erkannt als ich ſelbſt. Aber ich verſpreche dir, dies Gefühl ſoll ſein wie die Erinnerung an ein Buch, das ich geleſen habe. Durch keine Miene, durch kein Wort will ich verrathen, daß ich ſchwach war. O, zürne ihm nicht, löſe ihn nicht aus deinem Kreiſe, nicht im Zorn, und nicht um meinetwillen."

„Und darf ich zugeben, daß ſeine Nähe dich zu einem aufreibenden Kampfe verurtheilt?" frug der Bruder. „Unſer Verhältniß zu ihm iſt ohnedies ſchwer genug. Er gilt für eine glänzende Partie in jedem Sinne des Wortes. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſein Vater beſtimmte Pläne mit ihm hat; es iſt ſicher, daß er ſelbſt für weit hinaus phantaſtiſch über ſeine Zukunft geträumt hat. Mir hat ſein Vater die Aufſicht über ihn, den ſchwer zu Lenkenden, gegeben, weil er vertraut, daß ich in ſeinem Sinn handeln werde. Es wäre ein Verrath gegen den Vater, wenn ich eine Annäherung zwiſchen euch beiden auch nur durch Stillſchweigen zuließe. Leicht wird man uns auch die harmloſe Zuvorkommenheit ſo auslegen, als hätten wir einen Wunſch, den reichen Erben an uns zu feſſeln. Und er ſelbſt, der Uebermüthige, an leichte Siege Gewöhnte, er wird zuerſt einem ſolchen Gedanken Raum geben und geneigt ſein, über das zu triumphiren, was er deine Schwäche und meine Berechnung nennen mag. Ich höre ihn darüber lachen und witzeln, und ſieh, Sabine, dagegen empört ſich mein Stolz."

„Traugott," rief Sabine mit gerötheten Wangen, „vergiß nicht, daß ich deine Schweſter bin. Ich bin ein Bürgerkind, und er wird nie ganz zu uns gehören. Ich bin ſo ſtolz wie du. Immer habe ich das Gefühl, daß zwiſchen ihm und mir eine Kluft liegt, ſo weit und tief, daß alle Liebe ſie nicht auszufüllen vermöchte. Vertraue mir," bat ſie unter Thränen, „ich werde dich nicht mehr durch meine Mienen betrüben. Und gegen ihn, den du nicht liebſt, ſei gütiger. Ertrage auch du das Läſtige in ſeinem Weſen. Bedenke, wie ſein Schickſal war. In der Welt herumgeſchleudert, in Lagen, welche jedem Gelüſt ſchmeichelten, immer unter Fremden, ohne Liebe und ohne Heimat, ſo iſt er aufgewachſen, in Manchem verdorben, aber im Grunde ſeiner Seele hochſinnig und ein Feind jeder

Gemeinheit." Wieder ſchlang ſie den Arm um den Hals ihres Bruders und ſah bittend zu ihm auf. „Vertraue mir und gegen ihn ſei gütiger."

„Er ſoll hier bleiben," ſagte der Kaufmann und blickte gerührt in die feuchten Augen der Schweſter. „Aber außer meinem Liebling iſt noch Jemand in unſerm Hauſe, der ſich vor dem Einfluß ſeines Weſens zu bewahren hat."

„Wohlfart," rief Sabine heiter. „Für den bürge ich."

„Du übernimmſt viel, du Vormund unſerer Herren. Alſo auch er iſt ein Günſtling?"

„Er iſt zartfühlend und ehrlich, er hängt mit ganzer Seele an dir. Wie treuherzig ſah er heut darein, als der Andere ſo ruchlos ſcherzte. Und er hat Muth! Verlaß dich darauf, er wird auch mit Fink fertig. Zufällig ſah ich ihn damals, als ihn Fink ſo gekränkt hatte. Er ſah ordentlich rührend aus. Seit der Zeit habe ich ihn ins Herz geſchloſſen."

„Was hat alles in dieſem Herzen Raum!" rief der Kaufmann ſcherzend. „Zuerſt und vor Allem die große Vorrathsſtube, die Nußbaumſchränke der Großmutter und viele Schock weiße Leinwand. Dann in beſcheidener Seitenkammer der geſtrenge Bruder, dann" —

„Dann im Vorzimmer alles Uebrige," unterbrach ihn Sabine.

„Ja, und jetzt finde ich ſogar unſern Lehrling dort einquartiert," fuhr der Bruder fort.

Sabine nickte. „Er iſt ja auch mein Lehrling, er iſt ja ſchon von ſeinem Vater her ein Kind unſrer Handlung. Jetzt wünſcht er ſich ein Dutzend feiner Oberhemden, Karl hat mir's zugetragen. Die Tante und ich wollen ſie beſorgen, du mußt ſie ihm bei erſter Gelegenheit durch die Poſt ſenden. Er iſt von Haus aus an ſolche Ueberraſchungen gewöhnt. Die Tante ſoll ihm einen geheimnißvollen Brief dazu ſchreiben." Sie lachte herzlich bei dem Gedanken an den Brief der Tante, zog an der Theeſerviette und rückte die Taſſen zurecht, bis alle drei in einer Reihe ſtanden.

„So iſt's recht," rief der Kaufmann, „jetzt biſt du wieder du ſelbſt. Die Linie iſt untadelhaft und die Symmetrie der Serviettenzipfel iſt außerordentlich."

„Man muß doch ſeine Freude haben," ſagte Sabine. „Ihr Männer thut doch nichts Anderes als uns ängſtigen."

Zu derſelben Zeit trat Fink in Antons Zimmer, ein Lied trällernd, ohne eine Ahnung des Unwetters im Vorderhauſe, und, die Wahrheit zu geſtehen, ziemlich unbekümmert um die Gefühle, welche er dort erregte. „Ich bin um Ihretwillen in Ungnade gefallen, mein Sohn," rief er luſtig, „der Souverain hat mich heut mit haarſträubender Gleichgültigkeit behandelt, und der Schwarzkopf hat mir den ganzen Tag keinen Blick gegönnt. Reſpectable Leute, aber bis zur Verzweiflung hausbacken! Dieſe Sabine hat im Grunde Feuer, Stolz, gute Qualitäten, aber auch ſie verkümmert in dem ewigen Einerlei. Wenn eine Fliege ſich im Kopfe kraut, ſo erregt das Erſtaunen, und erregt Scrupel, ob es ihr anſtändig ſei, mit dem rechten oder mit dem linken Beine zu kratzen. — Glück zu, Wohlfart, Sie ſind auf dem beſten Wege, der Mignon dieſes Comtoirs zu werden, und mich betrachtet man als Ihren böſen Genius. Thut nichts! Morgen gehen wir zuſammen in die Schwimmſchule."

Und ſo geſchah es. Seit dieſer Zeit fand Fink ein Vergnügen daran, den jüngern Freund in ſeine Künſte einzuweihen. Er ſelbſt lehrte ihn ſchwimmen, er beſtand darauf, daß Anton zuweilen ein Pferd beſtieg, und zwang ihn durch brüderliche Ermahnungen, auf dem Miethgaul Reitkünſte zu üben. Ja, er ging in ſeiner Freundſchaft ſo weit, daß er ſich ſelbſt auf einen Miethklepper ſetzte — wogegen er großen Abſcheu hatte —, und den Lehrling zur Uebung auf ſeinem eigenen feurigen Pferde reiten ließ. Er ſchoß mit Anton nach der Scheibe, und drohte ſogar, ihm eine Einladung zur Jagd zu verſchaffen, wogegen aber Anton auf das Aeußerſte proteſtirte.

Anton lohnte ſeinem Freunde durch die größte Anhänglichkeit, er war glücklich, einen Genoſſen zu haben, an dem er ſo Vieles verehren und bewundern konnte, und es that ſeinem Selbſtgefühl unendlich wohl, daß er als Vertrauter vor vielen Andern ausgezeichnet wurde. Fink gewann vielleicht nicht weniger dabei; was zuerſt eine Laune geweſen war, wurde ihm ſchnell Bedürfniß. Es waren glückliche Abende für Beide, wenn ſie im Schatten der großen Condorflügel oder in dem beſcheidenen Quartiere der gelblackirten Katze zuſammenſaßen in ſeligem Geplauder über die Eindrücke des Tages, über den Weltlauf, oder über nichts; dann erzählte Fink oder trieb Poſſen, übermüthig wie ein kleiner Knabe, und Anton folgte mit Entzücken den kräftigen Gedanken und dem kühnen Ausdruck des vielerfahrenen Gefährten; dann klang bei offenem Fenſter ihr Lachen bis tief hinab in das Dunkel des Hofes, ſo daß der alte zottige Pluto, der ſich als Vogt des Hauſes betrachtete und von Jedermann als ein angeſehener Aſſocié der Firma betrachtet wurde, aus ſeinem leiſen Schlummer aufwachte und durch ermunterndes Bellen ſeine Billigung ihrer guten Laune ausdrückte. Es war eine glückliche Zeit für Beide; aus ihrer Vertraulichkeit blühte, zum erſten Mal für Beide, eine herzliche Jugendfreundſchaft auf.

Und doch hörte Anton nicht auf, Fink und das Fräulein mit einer leiſen Unruhe zu beobachten; nie ſprach er mit ſeinem Freunde über das, was er ahnend vorausſetzte, immer aber erwartete er, daß ſich im Vorderhauſe etwas ereignen würde, eine Verlobung, oder ein Bruch zwiſchen Fink und dem Kaufmann, oder etwas anderes Außerordentliches. Aber es kam nichts dergleichen, unverändert verliefen die feierlichen Mahlzeiten an der langen Tafel, unverändert blieb das Antlitz und des Benehmen Sabinens gegen den Freund und gegen ihn. Es ſchien, als wenn die ernſte und emſige Thätigkeit des Geſchäftes jedes ungewöhnliche Familienereigniß, jede Leidenſchaft, jede ſchnelle Veränderung fern hielte von dem Leben der Hausgenoſſen. Verſtimmung und Hader, Genuß und Schwärmerei, Alles wurde niedergehalten durch den unabläſſigen gleichmäßigen Fluß der Arbeit.

10

Wieder war ein Jahr vergangen, das zweite ſeit dem Eintritt des Lehrlings, und wieder blühten die Roſen. Anton hatte beim Schluß des Comtoirs einen großen Strauß rother Centifolien gekauft und klopfte an die Thür von Herrn Jordan, um dieſem, der ein Gefühl für Blumen hatte, den Salon zu ſchmücken. Mit Ueberraſchung ſah er, gerade wie am erſten Tage ſeiner Lehrzeit, alle Collegen in dem Zimmer verſammelt und erkannte auf den erſten Blick, daß bei ſeinem Eintreten eine excluſive Feierlichkeit, welche ihn zurückwies, in den Mienen Aller ſichtbar wurde. Jordan eilte ihm mit einer leiſen Verlegenheit entgegen und bat, er möge auf eine Stunde die Verſammlung ſich ſelbſt überlaſſen, es ſei etwas Wichtiges zu beſprechen, was er als Lehrling nicht hören dürfe. Die gutherzigen Männer hatten ihn bis dahin nur ſelten empfinden laſſen, daß er ihnen an Würden nicht gleichſtand, deshalb demüthigte ihn die Verbannung doch ein wenig. Er trug den Strauß in das eigene Zimmer und ſtellte ihn reſignirt auf den Tiſch, ergriff ein Buch und ſah zuweilen darüber hinweg auf das Büſchel Roſen, welches ſogleich eifrig bemüht war, ſeinen roſigen Schein bis in die Winkel der kleinen Stube auszubreiten.

Unterdeß wurde im Salon feierliche Sitzung gehalten. Der Herr des Salons pochte mit einem Lineal auf den Tiſch und eröffnete die Verhandlung: „Wie Sie alle wiſſen, hat einer der Collegen das Geſchäft verlaſſen. Herr Schröter hat mir deshalb heut eröffnet, daß er nicht abgeneigt iſt, an Stelle deſſelben unſern Wohlfart als Correſpondenten in das Provinzialgeſchäft aufzunehmen. Da aber die herkömmliche Lehrzeit Wohlfarts erſt in einem, oder nach dem Uſo unſerer Handlung ſogar erſt in zwei Jahren zu Ende geht, ſo will er eine ſolche außerordentliche Abweichung von der Ordnung nicht eintreten laſſen ohne die Beiſtimmung des Comtoirs. Deshalb frage ich Sie, wollen Sie die Rechte, welche Sie an Wohlfart als unſern Lehrling haben, zu ſeinen Gunſten ſchon jetzt aufgeben und wollen Sie ihn als Collegen in unſer Geſchäft aufnehmen? Ich erſuche Sie ſämmtlich, mir Ihre Meinung mitzutheilen. Noch fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß Herr Schröter ſelbſt unſern Wohlfart für vollkommen geeignet hält, die neue Stellung auszufüllen; auch halte ich es für ſehr gentil vom Prinzipal, daß er uns die letzte Entſcheidung überläßt.“

Nach dieſen Worten des Herrn Jordan entſtand die impoſante Stille, welche jeder Debatte vorhergeht. Nur Herr Pix erhob ſich von der Sophalehne, an welcher er gehangen hatte, und ſprach: „Vor Allem ſtimme ich dafür, daß wir ein Glas Grog machen, hole ein Anderer für die Theetrinker den Keſſel her, den Grog braue ich.“ Nach dieſer Erklärung zog ſich der Sprecher wieder in ſeine reitende Stellung zurück und brannte eine Manila an, eine Art von Cigarren, welche er in ſtetem Kampf gegen ſeine Collegen begünſtigte.

Die anderen Herren verharrten in genußreichem Schweigen und ſahen feierlich der Bereitung des Thees zu, jeder fühlte die Wichtigkeit ſeiner bürgerlichen Stellung und ſeine Würde als Menſch und College.

Als die Spiritusflamme um den Keſſel leckte und noch Niemand das Wort ergriff, erkannte der Vorſitzende die Nothwendigkeit, die Debatte auf irgend eine Weiſe zu fördern, und frug: „Wie wollen wir abſtimmen? Wünſchen Sie von unten nach oben oder von oben herab?“

„Bei der engliſchen Marine wird, ſo viel ich weiß, der Jüngſte zuerſt gehört,“ bemerkte Herr Baumann.

„Wie bei der engliſchen Marine!“ entſchied Herr Pix.

Specht war der jüngſte der anweſenden Collegen. „Ich muß vor Allem bemerken, daß Herr von Fink nicht anweſend iſt,“ ſprach er und ſah ſich aufgeregt um.

Ein allgemeines Gemurmel entſtand: „Er iſt nicht zu Hauſe! er iſt Volontair.“

„Er gehört nicht zu uns,“ ſagte Herr Pix.

„Er ſelbſt wird es ablehnen mitzuſtimmen,“ ſagte Herr Jordan, „da er keiner von den Engagirten der Handlung iſt.“

„In dieſem Falle bin ich der Meinung,“ fuhr Herr Specht fort, etwas herabgeſtimmt durch die allgemeine Oppoſition, welche ſeine erſte Bemerkung erfahren hatte, „daß Wohlfart die Verpflichtung hat, vier Jahre Lehrling zu bleiben, wie ich ſelbſt, oder doch drei Jahre, wie unſer Baumann bei C. W. Strumpf und Knieſohl. Da er aber ein guter Kerl und nach Aller Anſicht im Geſchäft brauchbar iſt, ſo bin ich auch der Meinung, daß wir einmal eine Ausnahme machen und ihn ſchon jetzt als Collegen anerkennen. Doch bitte ich Sie, dabei vorſichtig zu ſein und ihm bemerklich zu machen, daß er eigentlich noch Lehrling ſein ſollte. Deshalb ſchlage ich vor, daß er verpflichtet wird, uns noch ein Jahr hindurch den Thee zu machen, wie er bis jetzt als Lehrling gethan. Außerdem halte ich für ſchicklich, daß er zur Erinnerung an ſeinen früheren Stand jedem der Collegen alle Quartale eine Feder ſchneidet.“

„Narrheiten,“ brummte Herr Pix; „Sie haben immer überſpannte Einfälle.“

„Wie können Sie meine Einfälle überſpannt nennen!“ rief Herr Specht entrüſtet. „Sie wiſſen, daß ich mir von Ihnen nichts gefallen laſſe.“

„Ich muß um Ruhe bitten,“ ſagte Herr Jordan.

Die nächſten Collegen gaben in runder Weiſe ihre Einwilligung, Herr Baumann mit vieler Wärme. Endlich griff Herr Pix nach dem Hahn des Theekeſſels und ſprach: „Meine Herren, was ſoll das lange Reden; ſeine Waarenkenntniß iſt nicht ſchlecht, wenn man berückſichtigt, daß er noch ein junger Kauz iſt, ſein Benehmen iſt coulant, die Hausknechte haben Reſpect vor ihm, gegen meine Kunden iſt er noch zu zartfühlend und umſtändlich, aber es iſt nicht allen Leuten gegeben, andere Leute zu behandeln. Solo ſpielt er ſchlecht und ſein Punſchtrinken iſt unbedeutend. So ſteht es mit ihm. Da dieſe letztern Qualitäten aber nicht den Ausſchlag geben dürfen, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb er nicht vom heutigen Dato ab College werden ſoll.“

Der Caſſirer ſprach: „Es iſt nicht in der Ordnung, daß Einer mit zwei Jahren ſeine Lehrzeit abmacht; da es aber der Prinzipal wünſcht, ſo werde ich nicht widerſprechen, denn ſein Wille muß zuletzt doch reſpectirt werden.“

Alle ſahen auf Herrn Liebold, den dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr beunruhigte, weil ſie ihn an die Verantwortlichkeit ſeines Votums erinnerte. Natürlich wollte er beiſtimmen, aber wenn er nicht beiſtimmte? wenn er jetzt widerſpräche, welcher Skandal würde daraus entſtehen? wie würde ihn Wohlfart anſehen, und die Collegen und der Prinzipal ſelbſt? So zog er an ſeinem Halskragen, lächelte verbindlich nach beiden Seiten und räusperte ſich wie vor dem Ausbruch einer kräftigen Rede, worauf er verwirrt durch den Gedanken an die möglichen Folgen ſeines Veto zurückſank und ſich mit Allem einverſtanden erklärte, was ſeine Collegen beſchließen würden.

„Abgemacht!“ ſagte Herr Jordan, „auch ich ſtimme bei und habe noch den Grund anzuführen, daß Wohlfart bei ſeinem Eintritt älter war als ein Anderer von uns, und daß er an Jahren und Bildung nichts zu wünſchen übrig läßt.

Deshalb freue ich mich über unſere Einſtimmigkeit. Herr Schröder hat mir erlaubt, im Falle unſerer Einwilligung den Lehrling vorläufig davon zu benachrichtigen. Ich ſchlage vor, daß dies auf der Stelle geſchieht. Wir wollen ihn herunterrufen."

„Ja, ja, gut, das wollen wir!" riefen Alle, und Baumann ſchickte ſich an hinaufzugehen.

Da aber ſprang Herr Specht auf und vertrat dem Collegen Baumann den Weg. „Wir ſind keine Ferkel," rief er und ſtreckte die Hand abwehrend an der Thür aus, „wir ſind keine wilden Thiere, daß wir ſo ohne Ordnung durcheinander laufen und einen neuen Collegen aufnehmen, wie ein Stück von einer Herde. Ich bitte Sie dringend, denken Sie an die Ehre des Geſchäfts. Es iſt nothwendig, daß zwei von uns als Deputation hinaufgehen, es muß wenigſtens ein Punſch gemacht werden, und Jordan muß ihn mit einer Rede begrüßen."

Dieſer Vorſchlag fand Beifall. Herr Liebold und Herr Pix wurden erwählt, den Neuling herunterzuführen. Herr Specht aber fuhr mit glänzenden Augen in der Stube umher, er rückte den Tiſch zurecht, ordnete die Stühle im Halbkreis zu beiden Seiten, ſchleppte Gläſer und Flaſchen herzu und ſetzte einen grünen Ritter aus Papiermaché, der ein vergoldetes Schwert trug, auf einen Tabakskaſten in die Mitte des Tiſches. Dann holte er einen Teppich herzu und legte ihn zwiſchen die Thür und die Verſammlung, damit Wohlfart darauf ſtehe, wie eine Braut vor dem Altare. Darauf erſchöpfte er ſeine ganze Beredſamkeit, um die Lichter und Lampen aus den Zimmern ſeiner Collegen auf einem Haufen zu verſammeln. Endlich ließ er die Rouleaux herunter, ſchloß die bunten Gardinen und brachte zunächſt eine künſtliche Dämmerung und darauf einen ungewöhnlichen Lichterglanz und heftigen Lampengeruch zu Stande. So bewirkte er mit Hülfe der Andern, welche ihm zuerſt zuſahen und bald, durch ſeinen Eifer fortgeriſſen, thätig beigeſtanden, daß der Salon in der That ein fremdartiges und unheimliches Ausſehen erhielt. Jetzt erſt ließ er die Deputation hineinziehen, und da ihm eine dunkle Erinnerung durch den Kopf fuhr von dem imponirenden Ausſehen des römiſchen Senates, welcher lautlos auf Stühlen ſaß, als die grimmigen Feinde in Rom einzogen, ſo beſchwor er leidenſchaftlich alle Zurückgebliebenen, ſich ſtumm und unbeweglich auf den Stühlen in der Runde feſtzuſetzen. Als ſich aber die Thür öffnete, und der erſtaunte Wohlfart, der noch nichts ahnte, in der Mitte ſeiner beiden Führer erſchien, von denen Herr Pix in praktiſcher Umſicht die Zuckerbüchſe Antons, Herr Liebold feierlich das große Roſenbouquet getragen brachte, da verblich in der Phantaſie des Herrn Specht der römiſche Senat, und die heiligen drei Könige, welche mit Büchſen und Gaben eintreten, Weihnachtsbeſcherung und chriſtliche Feierlichkeit wurden in ihm mächtig. Er ſprang in Ekſtaſe von ſeinem Sitze auf und rief: „Alle müſſen ſtehen!"

Durch dieſe veränderte Anordnung ſtörte er leider ſich ſelbſt die Wirkung, denn nur ein Theil der Herren folgte ſeinem Beiſpiel, der Reſt blieb ſitzen, bis Herr Jordan vor Anton trat und ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit ſagte: „Lieber Wohlfart, Sie haben zwei Jahre mit uns gearbeitet, Sie haben ſich Mühe gegeben, das Geſchäft kennen zu lernen, wir alle haben Sie in dieſer Zeit lieb gewonnen. Es iſt der Wille des Prinzipals und unſer aller Wunſch, daß die herkömmliche Lehrzeit bei Ihnen ausnahmsweiſe abgekürzt werde. Herr Schröter beabſichtigt, Sie morgen als Comtoiriſten aufzunehmen, wir haben die Freude, Ihnen dies ſchon heute mitzutheilen. Wir wünſchen Ihnen von Herzen Glück und bitten Sie, uns dieſelbe ehrliche Freundſchaft als College zu bewahren, die Sie uns bis jetzt bewieſen haben." So ſprach der gute Herr Jordan und hielt ſeinem Zöglinge die Hand hin.

Anton ſtand einen Augenblick ſtarr, dann faßte er mit beiden Händen die dargebotene Rechte und fiel glücklich und gerührt Herrn Jordan um den Hals. Die Collegen drängten ſich um ihn, und es entſtand ein Händedrücken und Umarmen, welches in der Geſchichte des Salons beiſpiellos war. Immer wieder ging Anton von dem einen zum andern und faßte ihn mit naſſen Augen beim Arm. Specht ſah ohne Betrübniß ſein Ceremoniell durch die lebhafte Empfindung des Aufgenommenen ruinirt, Baumann ſaß, die Hände über das Knie geſchlungen, vergnügt in der Ecke, und Pix bot unſerm Helden binnen fünf Minuten zweimal ſeine Cigarren an und hielt ihm ſogar das Licht, als Wohlfart endlich eine davon anſteckte. Alles war in beſter Laune, die Collegen freuten ſich, weil ſie mit Selbſtgefühl etwas Bedeutendes ſchenken konnten, und Anton war ſelig, ſo viel Freundlichkeit zu empfangen. Verklärt ſaß er in einem gepolſterten Seſſel, zu dem ihn Freund Specht genöthigt hatte, vor ihm ſtand der Ritter und ſalutirte mit ſeinem goldenen Schwert aus dem Roſenbuſch heraus, und um ihn lagerten ſeine Genoſſen, heut alle bemüht, ihm Fröhliches zu ſagen. Wie ein Heros erhob ſich Herr Pix und brachte die Geſundheit Antons aus. Er ſchilderte mit einer Beredtſamkeit, wie ſie vorher und nachher nie wieder an ihm wahrgenommen wurde, daß Anton gewiſſermaßen als ein Säugling zu ihm gekommen ſei, dem der Unterſchied zwiſchen Pennal und Kanehl ebenſo unbekannt war, als einem Zeiſig das Kaffekochen, und wie mit Hülfe der großen Wage, die als ſeine Wiege betrachtet werden müſſe, und der Auflader, welche Ammendienſte an ihm verrichtet hätten, und unter Mitwirkung einiger anderer Perſonen, die der Sprecher aus Beſcheidenheit nicht nenne, in ſo kurzer Zeit ein ſo auffallendes Wachsthum des Unmündigen hervorgebracht worden ſei. Darauf erhob ſich Anton und brachte die Geſundheit ſeiner Collegen aus. Er erzählte, wie bange ihm damals geweſen war, als er zum erſten Male die Thür des Comtoirs geöffnet hatte.

Er erinnerte Herrn Pix an den ſchwarzen Pinſel, mit welchem er ihm den Weg gewieſen, Herrn Specht an ſeine ſtehende Frage: Was ſteht zu Ihren Dienſten? und Herrn Jordan an den Ueberziehärmel, den er damals eingepackt, um den Neuling in ſein Zimmer zu führen. Dieſe Anſpielung auf die berühmten Attribute der drei Herren fand den höchſten Beifall. Und jetzt folgte ein Toaſt auf den andern, und es ergab ſich zum allgemeinen Erſtaunen, daß der ſtille Herr Birnbaum, der Zollcommis, von der Natur die außerordentliche Begabung erhalten hatte, nach dem dritten Glas zwei, ja ſogar vier Zeilen in Verſen zu ſprechen. Immer fröhlicher wurde die Geſellſchaft, immer feſtlicher glänzten die Lichter, immer röther leuchteten die Wangen und die Roſen auf dem Tiſche.

Erſt ſpät trennten ſich die Collegen. Anton wollte nicht zu Bett gehen, bevor er ſeinem Freunde Fink das Glück berichtet hatte. Er eilte dem ankommenden entgegen und erzählte ihm im Mondſchein auf der Treppe das große Ereigniß. Fink ſchrieb mit ſeiner Reitpeitſche eine luſtige Achte in die Luft und ſagte: „Es iſt brav, daß das Vorderhaus auf den Einfall gekommen iſt, ich hätte einen ſolchen Exceß unſerm Despoten nicht zugetraut. Jetzt kommſt du ein Jahr eher über's Waſſer in die große Welt.“

Am nächſten Morgen rief der Prinzipal den neuen Commis in das kleine Zimmer hinter dem letzten Comtoir, in das Allerheiligſte des Geſchäfts, und hörte lächelnd die Dankesworte Antons an. „Ich habe ſo gehandelt,“ ſagte er, „weil Sie tüchtig ſind, und weil der Brief, den Sie mir bei Ihrem Eintritt in das Geſchäft überbrachten, Ihnen ein Credit bei mir eröffnet hat. Es wird Ihnen Freude machen, daß Sie von jetzt ab durch Ihre eigene Thätigkeit Ihr Leben zu erhalten vermögen. Sie treten von heut in die Stellung, alſo auch in den Gehalt des Ausgeſchiedenen ein.“

Zuletzt bei der Mittagstafel gratulirten auch die Damen dem neuen Geſchäftsmann, Sabine kam ſogar bis zum untern

Ende des Tiſches, wo Anton hinter ſeinem Stuhle ſtand, und begrüßte ihn dort mit herzlichen Worten, der Bediente ſetzte jedem der Herren eine Flaſche Wein vor das Couvert, und der Kaufmann erhob das Glas und dem glücklichen Anton zuwinkend, ſagte er mit gütigem Ernſt: „Lieber Wohlfart, dies dem Andenken an Ihren guten Vater!“

Zweites Buch.

1.

An einem Sonntagmorgen las Anton emſig in dem letzten Mohikaner von Cooper, während vor dem Fenſter die erſten Schneeflocken ihren Kriegstanz anfingen und ſich vergeblich bemühten, in das Aſyl der gelben Katze zu dringen. Da trat Fink eilig in das Zimmer und rief ſchon an der Thür: „Anton, zeige mir deine Garderobe.“ Er öffnete den Kleiderſchrank, unterſuchte den Leibrock und die übrigen Stücke mit großem Ernſt, ſchüttelte den Kopf und ſchloß ſeine Muſterung mit den Worten: ‚Ich werde dir meinen Schneider heraufſchicken, laß dir ein neues Gewand anmeſſen.“

„Ich habe kein Geld,“ antwortete Anton lachend.

„Unſinn,“ verſetzte Fink, ‚der Schneider gibt dir Credit, ſo viel du willſt.“

„Ich möchte aber nichts auf Credit nehmen,“ erwiederte Anton und ſetzte ſich behaglich auf dem Sopha zurecht, um gegen ſeinen mächtigen Rathgeber zu Gunſten guter Wirthſchaft zu plaidiren.

„Diesmal mußt du eine Ausnahme machen,“ entſchied Fink, „es iſt Zeit, daß du mehr unter Menſchen kommſt. Du ſollſt in die Geſellſchaft treten, ich werde dich einführen.“

Anton ſtand erröthend wieder auf und rief eifrig: „Das geht nicht, Fink, ich bin hier ganz unbekannt und habe noch keine Stellung, welche mir die Sicherheit gibt in großer Geſellſchaft aufzutreten.“

„Eben deshalb, weil du keine geſellſchaftliche Courage haſt, ſollſt du unter Menſchen,“ ſagte Fink ſtrafend. „Dieſe jammervolle Schüchternheit mußt du los werden, ſo ſchnell als möglich; ſie iſt der dümmſte Fehler, den ein gebildeter Menſch haben kann. Verſtehſt du zu walzen? haſt du eine Ahnung davon, was eine Tour in der Quadrille iſt?"

„Ich habe vor einigen Jahren in Oſtrau Tanzſtunde genommen," verſetzte Anton.

„Einerlei, du ſollſt noch einmal Tanzſtunde nehmen. Frau von Baldereck hat mir geſtern vertraut, daß einige Familien für ihre flüggen Märzhühnchen einen Tanzſalon einrichten wollen, damit dieſe in Sicherheit vor Raubvögeln die Flügel bewegen lernen. Die Tanzſtunde ſoll in dem Hauſe der gnädigen Frau ſein, welche ihr eignes Küchlein darin für den Markt abrichten will. Das iſt etwas für dich, ich werde dich dort einführen."

Antons Seele wurde durch dieſe Zumuthung ſtark alarmirt, er ſetzte ſich erſchrocken wieder auf dem Sopha zurecht und ſagte mit aller Ruhe, über die er in dieſem Augenblick verfügen konnte: „Fink, das iſt einer von deinen tollen Einfällen, es iſt unmöglich, daß ich darauf eingehe; Frau von Baldereck gehört zu der hieſigen Ariſtokratie, und die Tanzgeſellſchaft bei ihr wird ohne Zweifel aus demſelben Kreiſe ſein."

„Ohne Zweifel," nickte Fink, „reines blaues Blut, die Urgroßmütter ſämmtlicher Damen haben ohne Ausnahme im deutſchen Urwald die Ehre gehabt, der Fürſtin Thusnelda die Nachtmütze nachzutragen."

„Siehſt du," ſagte unſer Held, „wie kannſt du den Einfall haben, mich in dieſe Geſellſchaft zu bringen; du würdeſt mir nur das bittere Gefühl bereiten, zurückgewieſen zu werden, oder, was noch ſchlimmer wäre, eine übermüthige Behandlung zu erfahren."

„Soll man da nicht die Geduld verlieren?" rief Fink entrüſtet. „Gerade du und deinesgleichen haben mehr Recht, den Kopf hoch zu tragen, als der größte Theil der Societät, welche dort zuſammenkommen wird. Und gerade ihr ſeid es, die durch ungeſchicktes Benehmen, bald durch Schüchternheit, bald durch Kriecherei, die Prätenſionen der Landjunkerfamilien erhalten. Wie kannſt du dich ſelbſt für ſchlechter halten als irgend jemand Anderen? Ich hätte nicht gedacht, daß eine ſolche Niedrigkeit auch in deiner Seele Raum findet.“

„Du irrſt,“ erwiederte Anton erzürnt, „ich halte mich nicht für geringer, als ich bin, aber es wäre thöricht und anmaßend, wenn ich mich in die Geſellſchaft Anderer eindrängen wollte, welche mich aus irgend einem Grunde nicht gern ſehen. Gerade mein Selbſtgefühl verbietet mir, mit ſolchen zu verkehren, welche einen Mann deshalb geringer achten, weil er in einem Comtoir arbeitet.“

„Ich ſage dir aber, deine Perſon wird den guten Leuten nicht unangenehm ſein, ich ſtehe dir dafür,“ ſagte Fink überredend. „Du kennſt die Geſellſchaft nicht und denkſt dir Alles viel zu ſchwer. Es iſt Mangel an Herren, ich gelte etwas bei der Frau vom Hauſe — nebenbei geſagt, ich bin nicht ſtolz darauf; — ſie hat mich gebeten, einige junge Männer meiner Bekanntſchaft bei ihr einzuführen; ich führe dich ein, die Sache iſt ganz in der Ordnung. Sieh das Geſchäft doch etwas näher an. Was iſt dieſe Tanzſtunde? Es iſt eine Art Actienverein zur Verbeſſerung der Waden aller Theilnehmer, du bezahlſt deinen Antheil am Stundengeld wie jeder Andere, und ob du eine junge Comteſſe oder ein Bürgermädchen in der Mazurka herumſchwenkſt, Taille iſt Taille, die Bälger tanzen alle gern.“

„Es geht doch nicht,“ antwortete Anton kopfſchüttelnd, „ich habe das Gefühl, daß es unpaſſend wäre, und möchte dieſem gehorchen.“

„Ich will dir einen Vorſchlag thun,“ ſagte Fink ungeduldig; „du ſollſt in dieſen Tagen mit mir einen Beſuch bei Frau von Baldereck machen. Ich werde dich als Anton Wohlfart aus dem Comtoir der Firma „T. O. Schröter“ vorſtellen; du ſollſt kein Wort von der Tanzſtunde erwähnen; du wirſt abwarten, wie die gute Dame dich aufnimmt. Wenn dieſe

Tanzmutter etwas Anderes iſt als eitel Liebenswürdigkeit, wenn ſie dir auch nur die geringſte Hauteur zeigt und nicht ſelbſt von der Tanzſtunde anfängt, ſo ſollſt du vollſtändige Freiheit haben, bei deiner Weigerung zu beharren. Dagegen kannſt du nichts Stichhaltiges einwenden.“

Anton zauderte und überlegte. Die Sache ſchien ihm keineswegs ſo einfach, wie ſie Fink darſtellte, aber er war nicht mehr der Mann, kaltblütig zu prüfen und zu wählen. Seit Jahren verbarg er einen Wunſch im Grunde ſeiner Seele, die Sehnſucht nach dem freien, ſtattlichen, ſchmuckvollen Leben der Vornehmen. So oft er die Tanzmuſik im Vorderhauſe hörte, ſo oft er von dem Treiben der ariſtokratiſchen Kreiſe las, ſehr oft, wenn er mit ſich allein war, wurde in ihm eine holde Erinnerung lebendig, das hohe Schloß mit Thürmen im Blumenpark und das adlige Kind, das ihn über den Schwanenteich gefahren. Jetzt wieder ſtieg das Bild in ihm auf, in dem goldenen Licht, das ſeine Poeſie in jahrelanger Arbeit dazugethan. Er ſprang auf und willigte in den Vorſchlag des erfahrenen Freundes.

Eine Stunde darauf kam der Schneider, von Fink geführt, und Fink beſtimmte ſelbſt das Detail der neuen Ausſtattung mit einer Sachkenntniß, welche dem Schneider nicht weniger als Anton imponirte.

Am Nachmittag leckte die Novemberſonne den Schnee von den Steinen der Straße. Da ſteckte Fink einige merkwürdig ausſehende Papiere in ſeine Bruſttaſche, ſchlenderte als müßiger Wanderer durch die lebhafteſten Straßen der Stadt und ſah ſich mit ſcharfem Blick um, wie ein Polizeibeamter, der Beute ſucht. Endlich lenkte er mit zufriedenem Geſicht auf das Trottoir der entgegengeſetzten Straßenſeite und ſtieß dort auf zwei elegante Herren, welche, wie er, einſam durch das plebeje Treiben der Sonntagsſpaziergänger zogen. Es war der Lieutnant von Zernitz und Herr von Tönnchen, beide von großem Unternehmungsgeiſt und untadelhaften Allüren.

„Teufel, Fink!“ —

„Guten Tag, ihr Herren!“

„Was treiben Sie ſo träumeriſch auf der Straße?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ich ſuche Menſchen,“ erwiederte Fink melancholiſch, „ein paar treue Geſellen, welche verdorben genug ſind, an dieſem langweiligen Sonntage bei Tageslicht eine Flaſche Portwein zu trinken und mir vorher in einem kleinen Geſchäft als Zeugen zu dienen.“

„Als Zeugen?“ frug Herr von Zernitz. „Wollen Sie ſich hinter der Kirche duelliren?“

„Nein, ſchöner Cavalier,“ entgegnete Fink, „Sie wiſſen, ich habe dieſe Unart verſchworen, ſeit der kleine Lanzau meiner Piſtole den Hahn abgeſchoſſen hat. Gerade jetzt bin ich ſehr friedfertig, ein geplagter Geſchäftsmann, würdiger Sohn der Handlung Fink und Becker. Ich ſuche Zeugen für eine notarielle Urkunde, welche eiligſt ausgeſtellt werden muß. Ich finde wohl einen Notar, aber die gewöhnlichen Gerichtszeugen ſind heut am Sonntag auf den Kegelſchub gelaufen. Es wäre menſchlich von Ihnen, wenn Sie mir dieſen unglücklichen Nachmittag durchbringen hälfen, eine Viertelſtunde beim Notar, den Reſt beim Italiener.“

Mit Vergnügen waren die Herren bereit. Fink führte ſie zu einem bekannten Notar und bat dieſen, vor beiden Zeugen eine Abtretungsurkunde auszuſtellen, da die Ceſſion ſofort erfolgen müſſe und die Sache von größter Bedeutung ſei. Er überreichte ein ehrwürdiges, in engliſcher Sprache geſchriebenes Document, worin der Generaladvocat irgend einer County im Staate New-York urkundlich offenbarte, daß Herr Fritz von Fink Eigenthümer des Territoriums Fowlingfloor, ſowohl des Grund und Bodens, als der darauf befindlichen Gebäude, Bäume, Gewäſſer und aller daran haftenden Nutzungen ſei. Darauf erklärte er vor dem Notar, daß er alle nach dieſer Urkunde ihm zuſtehenden Eigenthumsrechte an Herrn Anton

Wohlfart, zur Zeit im Geſchäft von T. O. Schröter, cedire, Zahlung dafür ſei vollſtändig geleiſtet. Endlich bat er den Notar inſtändig, das Document ſchleunigſt auszuſtellen und über die ganze Sache Stillſchweigen zu beobachten: Der Herr verſprach das, und die beiden Zeugen unterſchrieben die Verhandlung. Beim Herausgehen bat er dieſe ebenfalls mit mehr Ernſt, als er ſonſt zu verwenden pflegte, dieſen Act als tiefes Geheimniß zu bewahren und vor Allem gegen Herrn Anton Wohlfart ſelbſt ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Beide gelobten das mit einiger Neugierde, und Herr von Zernitz konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ich will nicht hoffen, Fink, daß Sie hier Ihr Teſtament gemacht haben, in dieſem Falle wäre ich Ihnen dankbar geweſen, wenn Sie mir Ihre Büchſe vermacht hätten.“

„Wenn Sie die Büchſe von dem lebendigen Fink annehmen wollen,“ erwiederte Fink, „ſo werden Sie ihn ſehr glücklich machen.“

„Teufel!“ rief der gutmüthige Lieutnant faſt erſchrocken, „ſo war es nicht gemeint. Ich weiß doch nicht, ob ich das mit gutem Gewiſſen annehmen darf.“

„Thun Sie es immerhin,“ ſagte Fink freundlich, „ich habe das Rohr ſatt, es wird bei Ihnen in guten Händen ſein.“

„Es iſt ein koſtbares Geſchenk,“ warf der Lieutnant mit Gewiſſensbiſſen ein.

„Es iſt ein altes Rohr,“ ſagte Fink, „und morgen müſſen Sie es ohne Widerrede annehmen, denn heut werden Sie mich nicht los, Sie ſollen mit mir zu Feroni. Was aber die geheimnißvolle Abtretung der Güter betrifft, ſo handle ich hier nicht ganz freiwillig. Es iſt eine Art politiſches Geheimniß dabei, das ich auch Ihnen nicht mittheilen kann, ſchon deshalb nicht, weil mir die Sache ſelbſt noch nicht recht klar iſt.“

„Iſt denn das Gut groß, welches Sie abgetreten haben?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ein Gut?“ frug Fink und ſah nach dem Himmel, „es iſt gar kein Gut. Es iſt eine Bodenfläche, Berg und Thal, Waſſer und Wald, ein freilich kleiner Theil von Amerika. Und ob dieſer Beſitz des Herrn Wohlfart groß iſt? Was nennen Sie groß? Was heißt groß auf dieſer Erde? In Amerika mißt man die Größe des Landbeſitzes nach einem andern Maß als in dieſem Winkel von Deutſchland. Ich für meinen Theil werde ſchwerlich je wieder eine ſolche Beſitzung mein Eigenthum nennen.“

„Wer iſt denn aber dieſer Herr Wohlfart?“ frug auf der anderen Seite der Lieutnant.

„Sie ſollen nächſtens ſeine Bekanntſchaft machen,“ antwortete Fink. „Er iſt ein netter Junge aus der Provinz, über dem ein merkwürdiges Schickſal ſchwebt, von dem er ſelbſt zur Zeit noch gar nichts weiß und nichts wiſſen darf. Doch genug von Geſchäften. Ich habe für dieſen Winter etwas mit Ihnen vor. Sie ſind zwei alte Knaben, aber Sie müſſen doch noch einmal Tanzſtunde nehmen.“

Bei dieſen Worten traten ſie in die Weinſtube des Italieners, wurden von Feroni mit tiefen Bücklingen empfangen und vertieften ſich ſchnell in Unterſuchungen über die Reize der ſchweren Weine von Portugal.

Frau von Baldereck war eine Hauptſtütze der allerbeſten Geſellſchaft, welche durch die Familien des Landadels, einige höhere Beamte und Offiziere gebildet wurde. Es war ſchwer zu ſagen, welche Vorzüge der Dame eine ſolche Achtung gebietende Stellung verſchafft hatten; ſie war weder ſehr vornehm, noch ſehr reich, noch ſehr elegant, noch ſehr geiſtreich, noch ſehr mediſant, aber ſie beſaß von allen dieſen Eigenſchaften etwas. Sie hatte in ihrem Privatleben ſtets ſo viel als irgend möglich auf Grundſätze gehalten und hatte das Selbſtgefühl gehabt, ſich den Anſpruchsvollen niemals aufzudrängen. Wegen dieſer conſtanten Mäßigung war ſie von der öffentlichen Meinung erhöht worden. Sie beſaß eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft, war vertraut mit allen Heiraten und Verwandtſchaften aller Familien der Provinz, ſtand in allen diſtinguirten Häuſern auf der erſten Seite der Einzuladenden und machte als Witwe ſelbſt ein mäßiges Haus, welchem der Hahnfederbuſch eines Jägers und zwei fette Rappen zu anſtändigem Schmuck gereichten. Frau von Baldereck war zu alledem eine regelrechte Dame, welche Perſonen und Ereigniſſe genau nach den Vorurtheilen der Geſellſchaft, in welcher ſie lebte, zu beurtheilen wußte; deshalb wurde ihr Urtheil überall mit großer Achtung angehört. Daß ſie außerdem nicht ohne Gutmüthigkeit war, rechnete ihr die Geſellſchaft, für welche ſie lebte, wahrſcheinlich nicht ſo hoch an als der alte Engel des Gerichts, welcher im Himmel über die Thaten der Menſchen Buch führt, und welcher, nebenbei bemerkt, nach der Uſance ſeines heiligen Geſchäfts oben auf die Seiten des Buches ſtatt des irdiſchen Credit und Debet die Wörter Schaf und Bock zu ſchreiben pflegt und alle Creditpoſten auf die rechte Seite, die Böcke aber auf die linke ſetzt. — Frau von Baldereck hatte eine junge Tochter, welche ihr ſehr ähnlich zu werden verſprach, und bewohnte einen erſten Stock mit großen Zimmern, worin ſeit einer Reihe von Jahren häufig Proben von Aufzügen, dramatiſchen Vorſtellungen und lebenden Bildern abgehalten wurden.

Die einflußreiche Dame war gerade in vertraulicher Berathung mit einer Schneiderin, ſie überlegte, wie tief der Ausſchnitt der Kleider eingerichtet werden dürfe, um die tadelloſe Büſte ihrer Tochter im beſten Lichte zu zeigen, und doch wieder in der Tanzſtunde keinen Anſtoß zu erregen, als Fink, ihr Liebling, gemeldet wurde. Eilig ſchob ſie die Tochter, die Schneiderin und die Kleider bei Seite, und erſchien in dem Beſuchzimmer mit der Gemüthlichkeit einer Hausfrau, welche für ſich ſelbſt nicht mehr übermäßige Anſprüche macht.

Nach den einleitenden Bemerkungen über die Ereigniſſe der letzten Abendgeſellſchaft und die langen Hängelocken der

Comteſſe Pontak, ſagte Fink, indem er angelegentlich einen Fußſchemel maltraitirte, auf welchem ein ſchlafender Pinſcher, von der Tochter des Hauſes geſtickt, unter den Fußbewegungen des Gaſtes ſtöhnte: „Ich habe Ihren Auftrag ausgerichtet, Lady Patroneß, und bringe Ihnen vorläufig drei Herren.“

„Und wer ſind dieſe?“ frug die Dame vom Hauſe erwartungsvoll, vergaß die Leiden des geſtickten Pinſchers und rückte näher an ihren Verbündeten.

„Zuerſt Lieutnant von Zernitz,“ ſagte Fink.

„Eine gute Acquiſition,“ rief die gnädige Frau erfreut, denn der Lieutnant war, was man einen geiſtreichen Offizier nennt, er machte niedliche Verſe in Familienalbums und zu verlorenen Vielliebchen, war unübertrefflich im Arrangement von mimiſchen Darſtellungen und ſtand in dem Ruf, irgend einmal in ein Taſchenbuch eine Novelle geſchrieben zu haben. „Herr von Zernitz iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter.“

„Ja,“ ſagte Fink, „aber Portwein kann er nicht vertragen. Der Zweite iſt Herr von Tönnchen.“

„Eine alte Familie,“ bemerkte die Frau vom Hauſe; „iſt er nicht etwas wild?“ fügte ſie ſchüchtern hinzu.

„Behüte,“ ſagte Fink, „die Familie hat immer viel Grundſatz gehabt; er iſt gar nicht wild, nur zuweilen hat er die Eigenſchaft, Andere wild zu machen.“

„Und der Dritte?“ frug die Dame.

„Der Dritte,“ ſagte Fink, „iſt ein Herr Wohlfart.“

„Wohlfart?“ frug die gnädige Frau befremdet und ſah ihren Beſuch unruhig an, „die Familie kenne ich nicht.“

„Das iſt ſehr möglich,“ erwiederte Fink kaltblütig, „es gibt zu viele Leute mit und ohne Namen, als daß man ſich um alle kümmern könnte. Herr Wohlfart iſt vor einigen Jahren aus der Provinz hierher gekommen, um vorläufig die Geheimniſſe des Handels durch eigene Anſchauung kennen zu lernen; er arbeitet im Geſchäft des Kaufmann Schröter, gerade wie ich.“

„Aber lieber Fink!" ſchaltete die Dame ein.

Fink ließ ſich nicht ſtören, er legte ſich in den Armſtuhl zurück und blickte nach dem Grau der Arabesken an der Decke. „Herr Wohlfart iſt ein merkwürdiger und intereſſanter Geſell. Es hat mit ihm eine eigene Bewandtniß. Er ſelbſt iſt der beſcheidenſte und bravſte Mann, der mir je vorgekommen, er iſt hier aus einer Ecke der Provinz, aus Oſtrau, der Sohn eines verſtorbenen Beamten. Aber es ſchwebt ein Geheimniß über ihm, von dem er ſelbſt noch nichts weiß."

„Aber, Herr von Fink," verſuchte die Dame wieder einzufallen.

Fink ſah eifrig nach den Schnörkeln der Decke und fuhr fort: „Er iſt bereits in dieſem Augenblick Eigenthümer eines Landgebiets in Amerika, die Beſitzurkunde iſt durch meine Hände gegangen, und im Vertrauen, er ſelbſt hat keine Ahnung von dieſem Beſitz, und die Sache ſoll ihm auch vorläufig ein tiefes Geheimniß bleiben. Wie ich glaube, hat er alle Ausſicht, in Zukunft mehr als Millionen zu beſitzen. — Haben Sie den verſtorbenen Großfürſten, hier nebenbei, gekannt?" Fink wies mit der Hand bedeutſam nach irgend einer Himmelsgegend.

„Nein," ſagte die gnädige Frau neugierig.

„Es gibt Leute," fuhr Fink fort, „welche behaupten, daß Anton ihm ſprechend ähnlich ſieht. Was ich Ihnen ſage, iſt übrigens mein Geheimniß, mein Freund ſelbſt lebt in vollſtändiger Unkenntniß aller dieſer Beziehungen, durch welche möglicher Weiſe ſeine Zukunft beſtimmt werden kann. Bekannt iſt nur der Umſtand, daß der verſtorbene Kaiſer bei ſeiner letzten Reiſe durch dieſe Provinz in Oſtrau angehalten und ſich längere Zeit mit dem Geiſtlichen des Ortes leiſe und angelegentlich unterhalten hat."

Dieſe letzte Mittheilung war in der Hauptſache richtig, denn Anton hatte daſſelbe vor einiger Zeit dem Jokei erzählt, wie man eine Erinnerung aus der Kinderzeit zu erwähnen pflegt. Er hatte ſogar noch zugeſetzt, daß der Geiſtliche ſeiner Heimat in dem letzten großen Krieg Feldprediger geweſen war, und daß der Kaiſer ihn gefragt: „Sie haben gedient?“ und eine Weile darauf: „Bei welchem Corps?“

Fink hatte nicht für nöthig gefunden, das kleine Ereigniß ſo ausführlich darzuſtellen. Frau von Baldereck aber war durch dieſe perfiden Andeutungen in eine gewiſſe neugierige Stimmung gebracht, ſie erklärte ſich bereit, Herrn Wohlfart in ihrem Hauſe zu empfangen.

„Und jetzt noch eine Bitte,“ ſagte Fink ſich erhebend: „Was ich Ihnen über meinen Freund mitgetheilt habe, gütige Fee“ — die Fee wog über ſieben Stein — „das laſſen Sie ein Geheimniß zwiſchen uns beiden ſein. Ihrem Zartgefühl durfte ich anvertrauen, was ich in jedem fremden Mund als eine Indiscretion gegen mich und Herrn Wohlfart ahnden müßte.“ Er ſprach den Namen ſo ironiſch aus, daß die Dame zu der Anſicht kam, der geheimnißvolle, in einem Comtoir verpuppte Herr werde nächſtens als Prinz der Aleuten und Kurilen oder in irgend einer anderen unerhörten Würde auftreten.

„Wie aber ſoll ich,“ frug ſie beim Abſchied, „den Herrn bei unſerer Bekanntſchaft einführen?“

„Nur als meinen beſten Freund; ich bürge in jeder Hinſicht für ihn und habe die Ueberzeugung, daß unſer Kreis ſich ſelbſt den größten Gefallen thut, wenn er den Herrn mit Zuvorkommenheit aufnimmt.“

Als Fink auf der Straße war, murmelte er reſpectwidrig: „Dieſe alte Perſon fuhr wie eine Ente nach dem Köder und tauchte bis zum Steiß in meine Lügen unter. Als ehrlicher Leute Kind wäre der arme Junge von ihnen über die Achſeln angeſehen worden. Jetzt glauben ſie zu wiſſen, daß irgend ein fremder Potentat, vor dem zu kriechen ſie für eine Ehre halten, an dem Jungen Antheil nimmt. Jetzt werden ſie ihn mit einer Artigkeit behandeln, die meinen Kleinen bezaubern wird. Ich hätte nie gedacht, daß das alte Sandloch am Strande von Long-Island und die verfallene Vogelhütte darin mir je in meinem Leben zu einem ſolchen Spaß verhelfen würden."

Der Same, welchen Fink ausgeſtreut hatte, war auf empfänglichen Boden gefallen. Frau von Baldereck hatte als kluge Frau bei der Tanzſtunde auch ihre kleinen Privatintereſſen im Auge. Sie war doch einmal vor Allem Mutter und hatte es in der That auf niemand Geringeren als Herrn von Fink ſelbſt abgeſehen. Ihre Tochter war fünfzehn Jahr alt, und Fink beſaß alle Eigenſchaften, welche ihr an dem künftigen Gemahl ihrer Tochter wünſchenswerth erſcheinen mußten; er war eine in jeder Hinſicht ungewöhnliche Partie, und ſie war deshalb überzeugt, daß er ihre Tochter glücklich machen würde. Aus langer Erfahrung wußte ſie, daß ſolche Privattanzſtunden ein vortreffliches Mittel ſind, erfahrenen, etwas blaſirten Herren ſehr junge Damen im beſten Lichte zu zeigen; die Hauptſchwierigkeit dabei iſt nur, dieſe Art Herren überhaupt zur Theilnahme an ſolchen Vergnügungen heranzuziehen. Sie hatte eine durchaus nicht unnatürliche Angſt, daß Fink für die Tanzſtunde kein Herz haben würde. Zu ihrer Ueberraſchung hatte er ſich mit ziemlicher Wärme bereit erklärt, einen ganzen Winter lang in ihrem Hauſe zu walzen, ja er hatte ſogar zur Bedingung gemacht, daß Fräulein Eugenie ihn zum bevorzugten Tänzer im Voraus annehmen ſolle. Und deshalb hatte die triumphirende Mutter ſich gerade ſo ſorgfältig mit dem Schnitt der Tanzkleider beſchäftigt, als Fink ſeinen Schützling Anton bei ihr empfahl. Vielleicht hätte ſie auch ohne ſeine ungewöhnliche Empfehlung ein Opfer gebracht und das Geſchöpf des Comtoirs in ihrer Tanzſtunde zu verantworten geſucht, indeß waren ihr die Andeutungen des Schelms doch ſehr willkommen. Zuverläſſig hegte ſie ſelbſt einige Zweifel über die abenteuerlichen Verhältniſſe, denn Finks Weiſe war ſo, daß man ihm niemals recht trauen konnte; aber ihre

Mutterliebe trieb ſie, auch auf das Dunkle und Ungenügende Gewicht zu legen. Sie eilte in die befreundeten Familien, den Gewinn an Herren mitzutheilen und Herrn Wohlfart durch einige geheimnißvolle Andeutungen auszuſchmücken. Als das Wenige, was ſie ſagen konnte, auf einmal von anderer Seite durch ebenſo geheimnißvolle Andeutungen zweier Herren von Charakter Beſtätigung erhielt, wurde ſie ſelbſt in dem Glauben feſt, daß hier ein ungewöhnlicher Fall vorliege. Nach wenig Tagen ging ein Summen durch die gute Geſellſchaft, daß in der Tanzſtunde ein bürgerlicher Herr von ungeheurem Vermögen auftreten werde, für den der Kaiſer von Rußland in Amerika unermeßliche Beſitzungen gekauft habe.

Einige Tage darauf wurde Anton durch Fink in das Haus der gnädigen Frau geführt, im neuen Frack, in regelrechten Glacéhandſchuhen, ein Opferlamm finſterer Mächte, welche im Begriff waren, den Frieden ſeines Innern zu zerſtören. Sie lauerten in dem Hauſe der gnädigen Frau und ſchnürten dem eintretenden Anton ſchon im Hausthor die Bruſt zuſammen. Sie ſaßen auf der viereckigen Laterne, welche am Gewölbe des Hausflurs baumelte, ſie hingen mit ausgebreiteten Händen an dem Holzgeländer der Treppe und ſteckten durch die großen Bogenlöcher des Geländers ihre Geiſterzungen mit höhniſchem Lachen gegen ihn aus. Fink ſah mit unwilligem Blick, wie ſein Opfer den röthlichen Schimmer der Beklommenheit erhielt, er raunte ihm noch zu: „Unterſtehe dich nicht, vor dieſem Volke roth zu werden,“ warf dem Diener herablaſſend ſeinen Ueberrock zu und führte den Freund unter die Augen der gnädigen Frau. Dieſe war wirklich, wie Fink prophezeit hatte, eitel Zuvorkommenheit. Mit Neugierde und einem gewiſſen menſchlichen Antheil ſah ſie auf den hübſchen ſchüchternen Jungen, der mit ſeinem treuherzigen Geſicht vor ihr ſtand und vollſtändig geneigt ſchien, ihre Macht auf ſich wirken zu laſſen.

Anton ſagte ihr mit einer tiefen Verbeugung: „Nur die Verſicherung meines Freundes, daß Sie, gnädige Frau, mir nicht zürnen werden, hat mir den Muth gegeben, Ihnen perſönlich meine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Und die Dame lächelte holdſelig, oder wie der Unhold Fink dieſe Thatſache auffaßte, ſie grinſte, und entgegnete: „Herr von Fink hat mir die Hoffnung gemacht, daß Sie dieſen Winter ein regelmäßiger Gaſt bei unſern kleinen Tanzübungen ſein werden.“

Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu erröthen, ſehr glücklich auszuſehen und zu verſichern: „Ich würde mit Vergnügen theilnehmen, wenn ich die Meinung haben könnte, in der fremden Geſellſchaft nicht läſtig zu werden.“

Nachdem dies mit Eifer verneint worden war, trat Fräulein Eugenie herein, Anton wurde auch dieſer vorgeſtellt, erhielt einen ſo ſchnippiſchen Knix, als fünfzehnjährige Damen fremden Herren zu machen pflegen, und ſtieg nach einer Viertelſtunde, ganz entzückt über die Anmuth der Familie, mit ſeinem Mentor Fink die Treppe herab. Der unſchuldige Junge hing ſich vergnügt an den Arm des Freundes und verſicherte dieſem auf der Straße ernſthaft: „Ich habe mir nicht vorgeſtellt, daß es ſo leicht iſt, mit eleganten Leuten zu verkehren.“

Fink brummte etwas in ſich hinein, was ebenſo gut eine Beſtätigung dieſer Anſicht als das Gegentheil ausdrücken konnte, und ſagte: „Im Ganzen bin ich mit dir zufrieden. Du haſt trotz deines neuen Fracks dageſeſſen wie ein nackter kleiner Engel in einem durchſichtigen Batiſtkleide. Indeſſen das nackte Weſen ſteht dir nicht ganz ſchlecht. Nur das verfluchte Erröthen wirſt du dir dieſen Winter abgewöhnen müſſen, bei einer ſchwarzen Cravatte iſt es bekanntlich allenfalls noch zu ertragen, aber über einer weißen Halsbinde ſieht es abſcheulich aus. Du ſiehſt dann aus wie ein apoplektiſcher Amor.“

Frau von Baldereck dagegen fand von ihrem Standpunkt die Anſpruchsloſigkeit des geheimnißvollen Jünglings wahrhaft rührend, und als ihre Tochter mit Beſtimmtheit ausſprach: „Fink iſt ein ganz anderer Mann und gefällt mir viel beſſer", da ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte lächelnd: „Das verſtehſt du nicht, mein Kind, es iſt ein Adel und eine natürliche Grazie in den Bewegungen des Fremden, ein gewiſſer Charme, der ganz bezaubernd iſt."

Der große Tag, an welchem die Tanzſtunde feierlich eröffnet werden ſollte, war gekommen. Haſtig kleidete ſich Anton nach dem Schluß des Comtoirs an und trat in Finks Zimmer, dieſen abzuholen. Der Mentor unterſuchte mit prüfendem Blick dem Anzug des Novizen. „Zeige dein Taſchentuch," ſagte er. „Bunte Seide? Schäm' dich. Hier iſt eines von meinen. Gieß dir etwas Parfüm darauf. Wo ſind deine Handſchuhe?"

Mit ſolchen Lehren führte er den Freund vor das erleuchtete Haus der Baronin.

Als Anton die Treppe des Hinterhauſes hinabſchritt, öffnete ſich die Thür von Jordans Zimmer, und Herr Specht ſteckte ſeinen Kopf am Ende eines langen Halſes über die Treppe und ſandte dem Collegen ſeinen neugierigſten Blick nach.

„Er geht," rief er in die Stube zurück, „es iſt unerhört. So etwas hat ſich noch nicht ereignet, ſo lange die Welt ſteht. Es ſind lauter Adlige dort. Das wird eine ſchöne Geſchichte werden."

„Zuletzt, warum ſoll er nicht gehen, wenn ſie ihn einladen?" ſprach der gutmüthige Herr Jordan, um den ſtummen Vorwürfen der Collegen zu begegnen. Keiner wußte etwas dagegen zu ſagen, nur Herr Pix rief ärgerlich vom Sopha: „Mir aber gefällt's nicht, daß er eine ſolche Einladung annimmt. Er gehört in das Comtoir und zu uns. Etwas Gutes wird er unter den Schwadronirern nicht lernen. Fenſterglas ins Auge kneifen und Süßholz raſpeln, und das wird noch nicht das Schlechteſte ſein."

„Es ſoll merkwürdig bei dieſen Tanzgeſellſchaften zugehen,“ rief Specht. „Aeußerſt frivol, Liebesgeſchichten und Duelle jeden Tag. Aber Wohlfart hat immer einen Tik auf ſolche Dinge gehabt. Nächſtens wird er an einem Morgen mit ſeinen Piſtolen unterm Arm ausgehen, und wie er zurückkommen wird, das will ich gar nicht ſagen. Auf ſeinen Füßen nicht, das iſt ſicher.“

„Unſinn,“ erwiederte Pix ärgerlich, „es gibt dort nicht mehr Händel als bei andern Leuten.“

„Und franzöſiſch muß er ſprechen,“ fuhr Specht unaufhaltſam fort.

„Warum nicht ruſſiſch?“ rief Herr Pix.

Hier geriethen Herr Pix und Herr Specht in einen Streit über die Sprache, durch welche man ſich im Salon der Frau von Baldereck verſtändlich mache. Aber alle Collegen waren darin einig, daß dieſer Beſuch der Tanzſtunde für Wohlfart ein äußerſt gewagter und verhängnißvoller Schritt ſei, der unausſprechliches Unheil bereite und die geſammte menſchliche Ordnung ſtöre.

„Er iſt gegangen,“ rief die Tante, von einer Conferenz mit dem Bedienten zurückkehrend.

„Das iſt wieder ein Streich ſeines Freundes Fink,“ ſagte der Prinzipal.

Sabine ſah auf ihre Arbeit nieder. „Mich freut's,“ ſagte ſie endlich, „daß Fink ſeinen Einfluß dazu benutzt, dem Freunde ein Vergnügen zu machen. Er ſelbſt tanzt nicht gern, und ihm perſönlich iſt dies Kränzchen gewiß eher ein Opfer als eine Freude.“ Der Bruder ſah die Schweſter prüfend an, ſie nickte ihm leiſe zu. „Und wie gönne ich's Wohlfart, daß er unter Menſchen kommt! Er iſt am meiſten von allen Herren zu Haus. Faſt jeden Abend, wenn ich zu Bett gehe, ſehe ich bei ihm die Lampe brennen. Die andern haben Verwandte oder gute Freunde von früher her, er iſt ganz allein, er hat nichts, als was dieſes Haus einſchließt. Es iſt hart, das ganze Jahr ſo zu leben."

„Er hat ſich bis jetzt brav gehalten," ſagte der Prinzipal, „wollen ſehen, ob das Dauer hat."

„Aber wie war es möglich, daß er in dieſe Geſellſchaft —" rief die Tante. „Bedenkt doch, dieſe Frau von Baldereck —"

Sabine tippte mit dem Fingerhut auf die Tiſchplatte. „Fink hat's ihnen befohlen," ſagte ſie, „und das war hübſch von ihm. Und zum Dank dafür ſoll er morgen trotz dem ernſten Geſicht meines Chefs ſein Lieblingsgericht erhalten."

„Alſo Schinken mit Burgunderſauce," rief die Tante. „Aber ich bitte dich, wie wird ſich Wohlfart unter dieſen Uniformen ausnehmen? Und wie wird er mit dieſen Lebemännern fertig werden? Er kann's ihnen nicht gleich thun. Dazu gehört doch wenigſtens Geld."

„Dafür laß ihn ſorgen," erwiederte Sabine fröhlich. „Um den grämen wir uns nicht."

„Er iſt gegangen," ſagte Karl am Abend zu ſeinem Vater. „Kleine lackirte Glanzſtiefeln, ich habe ſie geholt. Herr von Fink verbot ihm Schuhe anzuziehen. Und ein neuer Hut, Alles vom Kopf bis zu den Füßen neu. So alſo ſieht man aus, wenn man bei vornehmen Leuten tanzen will."

„Du möchteſt wohl auch tanzen gehen?" frug der Vater.

„Nein," erwiederte Karl, „aber ich möchte ſehen, wie ſie's auf einem Balle machen."

„Sieh in den blauen Mond nebenan, da kannſt du es alle Sonntage ſehen; es iſt bei den Vornehmen auch nicht anders, nur daß ſie einander etwas behutſamer anfaſſen, und außerdem mit Handſchuhen."

„Na, morgen wird's einen guten Staub in den Kleidern geben," ſagte Karl.

„Es iſt ein ſtaubiges Vergnügen," beſtätigte der Rieſe. „Es beſteht im Umwenden, es beſteht im Springen, man dreht ſich zuerſt auf die eine Seite und hernach auf die andere. Man verſucht ſich ſelber von der Erde zu heben, was immer unmöglich iſt. Man wird heiß, man trinkt ein Glas oder auch mehre, und zuletzt wird eine Kußpolonaiſe getanzt. Wenn man heiraten will, iſt das Ding nothwendig. So weit biſt du noch nicht, bis dahin hat's noch manches Jahr Zeit.“

„Aber Herr Wohlfart iſt auch noch nicht ſo weit,“ erwiederte Karl. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn der jetzt ein Fräulein heiratete mit zwei Schimmeln und verſilbertem Pferdegeſchirr.“

„Ja, da wird wohl nichts helfen,“ ſagte der Vater kopfſchüttelnd, „mit Tanzen fängt's an, mit der Hochzeit hört's auf. Es iſt mir auch ſo gegangen.“

„Dich hätte ich auch ſehen mögen,“ rief Karl.

„Oho,“ rief der Rieſe, „ich habe zu meiner Zeit getanzt wie ein Kreiſel, Walzer, Hopswalzer, ruſſiſchen Walzer, und im Großvatertanz hatte ich nicht meines Gleichen.“

Karl ſah den Vater mißtrauiſch an. „Ja,“ fuhr der Rieſe vergnügt in der Erinnerung fort, „wenn der Fußboden feſt iſt und gute Kameraden dabei, ſo laſſe ich mir die Arbeit ſchon gefallen. — Es war großer Ball im Bürgerverein, ich war geladen, der Wilhelm mit, welcher damals noch ein ſchmächtiger Junge war. Ich gedenke es wie heute, ich hatte einen blauen Rock an mit blanken Knöpfen, und ſtand mitten im Saal und ſah auf die Geſellſchaft, die ſich um mich herumdrehte. Da fiel mir deine Mutter in die Augen, ach, ein niedliches Ding, wie eine Puppe ſaß ſie da; neben ihr ſaß ihr Vater als Schloſſermeiſter. „Guten Abend, Hans,“ rief der Schloſſer mich an, „biſt du auch da?“

„Ich ſollt's denken, Gevatter,“ ſagte ich und trat näher, und je mehr ich mir die Puppe beſah, deſto beſſer gefiel ſie mir. „Dies iſt meine Tochter,“ ſagte der Schloſſer, „du kennſt wohl das Mädel gar nicht mehr? Sie iſt zwei Jahre auf dem Lande bei der Muhme geweſen.“ „Wie ſie hübſch geworden iſt!“ ſagte ich, „ſie iſt rund und ſie iſt nett, wie gedrechſelt.“ Die Kleine wurde roth, und auch ich wurde feurig. „Na,“ ſagte der Schloſſer, „wenn du mit ihr tanzen willſt, immer zu! Greif ſie mir nicht zu hart an.“ „Nur zart,“ ſagte ich und führte ſie zum Tanz. Wir mochten wohl contrair ausgeſehen haben, das kleine Blitzmädel und ich, und ich glaube, die Leute lachten.“

„Das hätteſt du nicht leiden ſollen,“ rief Karl, der ſich ihm gegenübergeſetzt und die Arme untergeſchlagen hatte.

„Es war nicht böſe gemeint,“ ſagte der Alte, „und deine Mutter geſtand mir nach den erſten Tänzen, ſie mache ſich nichts daraus, wenn auch die Leute lachten. Ja, und ſie ſagte, es tanze ſich gut mit mir. Natürlich tanzte ich den ganzen Abend mit ihr, nun erſt recht. Und beim letzten Tanz gab es ihretwegen noch einen Handel mit dem Wilhelm; denn wie er ſah, daß ich mit ihr tanzte, wollte er auch mit ihr tanzen, und wie er merkte, daß ich ihr den Hof machte und mich um ſie herumdrehte und mir in die Haare fuhr und draußen vor dem Saale beim Blumenmädchen einen Strauß für ſie kaufte und einen für mich, da kaufte er auch zwei Sträuße und drehte ſich um ſie herum wie ein Finkenhahn, bis ich ihn zuletzt bei Seite zog und ihm ſagte: „Siehſt du, Wilhelm, bei jedem Wagen, und bei jedem Faß, und bei jedem Collo ſollſt du deine Hand haben, wo ich meine habe, aber hier bei dieſer Schloſſerstochter nicht rühran!“ „Warum nicht?“ frug er. „Warum,“ ſagte ich, „weil wir Freunde ſind, Wilhelm, und ich dir keinen Puffer geben möchte, und ich dich nicht abwalken möchte vor den Leuten.“ „Weißt du was,“ ſagte er, „du biſt ſchalu.“ Da merkte ich, wie ich daran war. Seit dem Tage war ich verliebt. Auch du wirſt merken, wie das thut. Es macht unruhig, und es bringt in Unordnung, und es macht hitzig, und man fängt an zu ſingen, man ſchreibt Briefe und kauft ſich einen neuen Rock. So treibt's Jeder, und ſo habe ich's gemacht. Durch ſechs Wochen, dann war die Hochzeit. Und dein Großvater beſtand darauf, daß alle Auflader dazu geladen wurden. Und beim Polterabend tanzten wir Auflader mit einander eine Kegelquadrille, und ich war der erſte Kegel. Das Haus erſchütterte ſich wohl, aber es iſt kein Unglück geſchehen, nur der Kronleuchter wurde zerbrochen."

„Potz Wunder!" rief Karl, „das hätte ich ſehen mögen; ſchade, daß ich nicht dabei war!"

„Du ungezogener Knirps," ſagte der Vater, „wie konnteſt du dabei ſein, an dich war damals noch gar nicht zu denken. Natürlich nicht, es war ja erſt die Vorbereitung."

„Wenn Wohlfart nur nicht zu ſpät nach Hauſe kommt, das kann Herr Schröter nicht leiden," ſagte Karl.

Unterdeß öffnete der Bediente die Flügelthüren zum Salon der Frau von Valdereck, und Fink und Anton betraten eine Reihe erleuchteter Zimmer, in denen ſich eine große Anzahl eleganter Damen und Herren Thee trinkend, ſchwirrend und mit den Flügeln ſchlagend durcheinander bewegte. Die Mütter und Verwandten der jungen Damen waren geladen, um der Eröffnung der Tanzſtunde beizuwohnen; Fink raunte dem Freunde noch ins Ohr: „Sei nur ſo unverſchämt, als du kannſt, es iſt Alles dummes Zeug," — und führte den Widerſtandsloſen vor das Angeſicht der Frau vom Hauſe.

Anton wurde huldreich empfangen, machte ſeine Verbeugung und ſah in ſeiner Angſt nicht, daß die Blicke des Kreiſes, in den er getreten war, ſich mit wahrhaft unverſchämter Neugierde auf ihn hefteten. „Ich werde Sie der Gräfin Pontak vorſtellen," ſagte ſeine gütige Patronin und führte den Schützling, der tief Athem holte, vor die Füße einer hagern langen Frau von unbeſtimmtem Alter, welche auf einem erhöhten Platz, von Damen und Herren umgeben, thronte. „Liebe Betty, hier Herr Wohlfart." Anton ſah in dieſer Angſtſtunde, daß die liebe Betty eine lange pergamentene Naſe, wenig Lippen und ein recht hartes abſtoßendes Geſicht beſaß, er fühlte zwei ſtechende Blicke an ſeinem Geſicht herumpicken und ſenkte ſein Haupt halb zum Gruß, halb mit der Ergebenheit eines Kriegsgefangenen. Die Gräfin ſaß kerzengerade bei ſeiner Verbeugung und frug von ihrer Höhe mit gleichgültiger Stimme: „So ſind ein Freund des Herrn von Fink?“

„Zu Befehl, Frau Gräfin,“ antwortete Anton.

„Und Sie leben noch nicht lange hier in der Stadt?“ Jedes Geſpräch in der Nähe hörte auf, mehr als zwanzig Augen ſtachen den armen Anton.

„Doch ſchon einige Jahre,“ antwortete Anton wieder.

„Sie ſind ja wohl ein Ausländer?“ fuhr Betty in gemüthvoller Converſation fort.

„Ich bin in dieſer Provinz geboren und erzogen,“ antwortete Anton.

Ein „So?“ kam eiſig von den Lippen der Dame. „Und woher?“

„Aus Oſtrau,“ erwiederte Anton ſchnell das Haupt erhebend. Das Verhör wurde ihm drückend, er wußte ſelbſt nicht, weshalb, und ſeine Schüchternheit verflog vor dem aufſteigenden Aerger.

„Mein Freund, ſtolze Herrin, iſt ein halber Slave,“ ſagte Fink, zur rechten Zeit dazwiſchen tretend, „obgleich er leidenſchaftlich dagegen proteſtirt, wenn man an ſeiner deutſchen Herkunft zweifelt. Dafür macht er Hoffnung, dereinſt ein guter Engländer zu werden. In dieſem Augenblick theilt er meinen Wunſch, Gnade vor Ihren Augen zu finden. Ich empfehle ihn Ihrer Huld; Sie haben ſoeben eine Probe von Ihrem Talent gegeben, fremder Menſchen Natur zu erforſchen; gönnen Sie jetzt meinem Freunde, was wir alle an Ihnen bewundern, Ihre ſanfte Nachſicht mit fremder Unvollkommenheit.“ — Die Frauen lächelten, einige der Herren wendeten ſich ab, um ihr Lachen zu verbergen, und Betty ſaß mit geſträubten Federn da, wie ein Raubvogel, dem ein größerer ſeine Beute abgejagt hat.

Anton eilte, ſich dem Blick dieſer Gruppe zu entziehen, er ſchlüpfte in eine andere Ecke und gedachte ſich durch ruhiges Beobachten der Geſellſchaft von der Anſtrengung ſeiner Präſentation zu erholen. Da ſchlug ein Batiſttuch leicht an ſeinen Arm und eine dreiſte Mädchenſtimme frug: „Herr Wohlfart, kennen Sie Ihre alten Freunde nicht mehr? Es iſt das zweite Mal, daß ich Sie zuerſt grüßen muß.“

Anton wandte ſich ſchnell zur Seite. Vor ihm ſtand eine hohe ſchlanke Geſtalt mit blondem Haar und großen tiefblauen Augen, welche ihm lächelnd ins Geſicht ſah. So ſprechend war der Ausdruck des Entzückens auf Antons Antlitz, daß Lenore ſich nicht enthalten konnte, ihm freundlich zuzunicken und zu ſagen: „Ich freue mich, daß Sie hier ſind. Die Herren ſind mir alle fremde Geſichter. Aber wie kommen Sie hierher?“

Anton erklärte das in einer Stimmung, welche ihn faſt der Herrſchaft über ſeine Worte beraubte, verloren im Anblick des Fräuleins, welches jahrelang, ohne es zu wiſſen, in ſeiner Dachſtube unumſchränkt geherrſcht hatte. Wie war ſie in der letzten Zeit groß, voll und ſchön geworden! Und das luftige weiße Kleid und der Blumenkranz von nie dageweſenen Blumen im Haar! Mächtig glänzte das Auge in dem entzückenden Geſicht, und ihre Haltung war die einer Fürſtin.

Schnell waren Beide in eifrigem Geſpräch, es war zum dritten Mal, daß ſie einander ſahen, aber ſie hatten ſo viel zu erzählen, als hätten ſie Jahre gemeinſam verlebt.

„Wir werden heute alle durcheinander tanzen und uns um unſern Tanzmeiſter gar nicht kümmern,“ ſagte endlich das Fräulein. „So iſt mir's am liebſten. — Sie dürfen jetzt nicht länger mit mir allein ſprechen, unterhalten Sie ſich mit andern Damen. Ich gehe zu meiner Mutter. Wenn die Muſik anfängt, kommen Sie zu mir, ich werde Sie der Mama vorſtellen.“

So winkte ſie ihm gnädig zu und ſchritt majeſtätiſch durch den Saal in einen Kreis von Frauen.

Jetzt war Anton gefeit gegen alle Schrecken der Geſellſchaft, ſeine Befangenheit war verſchwunden, eine angenehme Begeiſterung erfüllte ihn. Was konnten ihm noch dieſe hell gekleideten, buntgebänderten Geſtalten ſein, welche um ihn hüpften, oder feſt gewurzelt ſtanden? Sie waren ihm gleichgültig, wie eine Schaar kleiner Vögel, oder wie die Pflanzen auf der Wieſe. Er ſuchte ſchnell Fink auf und ließ ſich von ihm einem Dutzend Herren vorſtellen, ohne irgend einen Namen der Vorgeſtellten zu behalten. Darauf bat er Fink ſofort, ihn zu einzelnen der jungen Damen zu führen.

„Haſt du mit der Tochter vom Hauſe geſprochen?“ frug Fink.

„Nein,“ ſagte Anton luſtig.

„Schnell hin, Unſeliger,“ ermahnte Fink, „mache dich gefaßt auf ſchlechte Behandlung.

„Iſt mir ganz einerlei,“ ſprach Anton, den Arm ſeines Freundes drückend, dieſem ins Ohr, während er vor Fräulein Eugenie aufgeſtellt wurde.

Das Fräulein war ſo kalt gegen Anton, als ſich nach der langen Vernachläſſigung nur irgend erwarten ließ. Er hatte Mühe, einige kurze Antworten zu erlangen, und wurde durch den Anblick ihres Hinterzopfes beglückt, ſobald Lieutnant von Zernitz an ſie herantrat.

Auch dieſe Niederlage bekümmerte ihn nicht. In ſeiner Nähe waltete Frau von Baldereck und beobachtete mit einem Auge die Geſellſchaft, mit dem andern ihre Tochter und mit dem unnennbaren ſechsten Sinn, welchen die Fledermäuſe in ſo ausgezeichnetem Grade beſitzen ſollen, Herrn von Fink. Schnell trat Anton an ſie heran und bat, ihn mit einem roſafarbenen Weſen, welches braunes Haar und ſilberne Kornähren zu tragen ſchien, bekannt zu machen.

„Sie meinen Comteß Lara?“ frug die Dame vom Hauſe.

Natürlich verneigte ſich Anton bejahend, Lara, Tara oder Gutgewicht war ihm in dieſem Augenblick ganz unweſentlich. Die Comteß ſah ihn befremdet an, er aber ſprach mit gemüthlicher Wärme in ſie hinein, von den Freuden der zu erwartenden Tanzſtunde, von der allerliebſten Decoration des Salons und wie ſchön man jetzt Säle auszuſchmücken wiſſe. und von dem neuen Wintergarten in Paris, den er am Tage zuvor aus irgend einer Zeitung kennen gelernt hatte. Er ſchilderte ihr Springbrunnen und Glaskuppeln und vergoldete Gitter und künſtliche Felſen mit tropiſchen Pflanzen und kleine Salamander, welche zur Freude des Publicums dazwiſchen umherſchlüpfen, Alles mit einem Feuer, daß die kleine Dame in Roſa nach und nach aufthaute und endlich, als er bei den Eidechſen angekommen war, ebenfalls beweglich wurde und ihrerſeits von zwei Feuermolchen erzählte, die ſie einmal auf einem Stein geſehen, und von dem Entſetzen, das ſie ihr eingejagt. Wenn ſie Anton geſagt hätte, daß die beiden Molche mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Felſen geſeſſen und Bier aus einem Deckelglaſe getrunken hätten, ſo wäre ihm auch das als ein alltägliches Ereigniß aus dem Nachtgebiete der Natur erſchienen. Da gerade, als Anton wieder den Uebergang machte vom Molch zu einer großen Ausſtellung von Kürbiſſen, welche einige Wochen zuvor in der Stadt geweſen war, da dröhnte die Pauke, da ſchmetterte die Trompete, und das roſafarbene Kleid ſowie die ſilbernen Aehren verſanken vor ſeinen Augen in den Boden, er machte eine kurze Wendung und verließ das betroffene Fräulein, bevor er ſeine Rede geendet hatte.

Dort ſtand ſeine Königin im Geſpräch mit ihrer Mutter, welche, jetzt kleiner als die hoch aufgeſchoſſene Geſtalt der Tochter, zu dieſer aufſehen mußte. Der kriegeriſche Trotz Antons verſchwand, als er vor die Baronin trat. Das waren die feinen Züge, das unausſprechlich vornehme Weſen, welches ihn einſt ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatte. Die letzte Vergangenheit hatte die Schönheit der Baronin nicht vermindert, und die Nähe, in welcher Anton ſie jetzt betrachtete, erhöhte den Zauber, den ihre Erſcheinung auf ihn ausübte. Die erfahrene Frau ſah mit dem erſten Blick in Anton einen Neuling der Geſellſchaft, ſeine Annäherung zeigte einen Ueberfluß von Hochachtung, und ſein Hut, den er im Arme hielt, war von dem Druck wollig geworden und ſah aus wie mit einem Pudelfell überzogen.

„Dies iſt Herr Wohlfart,“ ſagte Lenore mit einer empfehlenden Handbewegung, „hier iſt der Herr, um deſſen willen du mich ſchon einmal ausgeſcholten haſt. Ja, mein Herr, ich habe damals, als ich Sie zuerſt ſah, von Mama Schelte bekommen, weil ich Sie ſo lange in unſerm Garten aufgehalten hatte.“

„Das macht mich ſehr unglücklich,“ erwiederte Anton mit dem Ausdruck eines unſäglichen Leidens. „Ach, Sie können nicht ahnen, Frau Baronin, wie glücklich ich damals durch die Theilnahme des gnädigen Fräuleins geworden bin; ich ging zu fremden Menſchen und in eine ungewiſſe Zukunft. Ihre freundlichen Worte haben mir Muth gegeben. Und oft ſind ſie mir ſeitdem in einſamen Stunden wieder in die Erinnerung gekommen, als eine gute Prophezeiung für meine Zukunft.“

„Sie wiſſen das ſo rührend zu ſagen,“ rief Lenore ihn unverwandt anſehend.

Die Baronin hörte verwundert den Erguß Antons und betrachtete den gefühlvollen Tänzer mit einer Neugierde, die nicht ohne leiſes Unbehagen war. Lenore aber unterbrach die beginnende Unterhaltung Antons mit ihrer Mutter, indem ſie unruhig ſagte: „Man tritt an, wir müſſen zum Tanz.“ Anton ergriff ihre Hand mit den Fingerſpitzen und führte ſie in den Kreis der tanzenden Paare.

„Er walzt erträglich, etwas ſpießbürgerlich, zu viel Zirkel, aber es iſt Haltung darin,“ brummte Fink.

„Ein diſtinguirtes Paar,“ rief Frau von Baldereck in der Nähe der Baronin von Rothſattel, als Anton und Lenore vorbei walzten.

„Sie ſpricht zu viel mit ihm,“ ſagte Frau von Rothſattel zu ihrem Gemahl, welcher in dieſem Augenblick zu ihr trat.

„Mit ihm?“ frug der Freiherr, „wer iſt der junge Mann? Ich habe das Geſicht noch nicht geſehen.“

„Er gehört zu den Pourſuivants des Herrn von Fink, er iſt nicht von Familie, er ſoll reiche Verwandte in Amerika oder Rußland haben. Mir gefällt das Entrée für Lenore nicht.“

„Nun,“ erwiederte der Freiherr, „er hat das Ausſehen eines friſchen Jungen. Für dieſes Kindervergnügen iſt eine ſolche Geſtalt immer noch beſſer als die alten Knaben, die ich hier im Kreiſe ſehe. Die Jüngeren amüſiren ſich und ihre Tänzerinnen, während Benno Tönnchen ſich nur beluſtigen wird, wenn er die Mädchen roth macht, oder ihnen das Rothwerden abgewöhnt. Lenore ſieht recht gut aus. Ich gehe zu meinem Whiſt, laß mich rufen, wenn du den Wagen befiehlſt.“

Anton hörte nichts von Allem, was über ihn und ſeine Tänzerin geſprochen wurde, und wenn die Geſellſchaft um ihn herum ſo laut geſummt hätte, wie die große Glocke am höchſten Kirchthum der Stadt, er hätte nichts gehört. Der Erdball war für ihn ſehr klein geworden, nicht größer als der Kreis, den er mit ſeiner Tänzerin durchmaß, was etwa noch außerhalb exiſtirte, war Finſterniß, Oede, ein Nichts, nur was er im Arm halten durfte, das nahm alle ſeine Sinne gefangen. Das ſchöne blonde Haar, ſo nahe an ſeinem Haupt, daß er mit ſeinen Locken die ihren berühren konnte, ihr warmer Athem, der ſeine Wange ſtreifte, der unſägliche Reiz des hellen Handſchuhes, der ihre weiche Hand verſteckte, das Parfüm ihres Taſchentuches, die rothe Blüthe, welche vorn am Kleide befeſtigt war, das ſah und empfand er, und ſonſt nichts. Wenn ſie im Tanz ſich vertrauend von ſeinem Arm umſchlingen ließ, wenn ſie ihn fröhlich anſah auch während des Tanzes, wenn er ſie athemlos anhielt und ſie ſich langſam von ſeiner Hand löſte, ein Armband zurecht rückte oder ihr allerliebſtes Taſchentuch einen Augenblick an den Mund hielt, wie reizend waren nicht alle ihre Bewegungen. Wie bezaubernd der freundliche Gruß ihrer Augen oder ihr leiſes Lächeln, wenn Anton etwas ſagte, was ihr gefiel.

Und er hatte das Glück, ihr zu gefallen; ſie ſagte ihm, er ſpreche allerliebſt und es höre ſich ihm gut zu. Ach, was er plauderte, war gleichgültig, er hätte vielleicht nicht weniger Erfolg gehabt, wenn er von den Neuſeeländern oder dem Kaiſer von Japan geſprochen hätte. Denn nicht was er erzählte, ſondern wie er es ſagte, die ſtille Huldigung ſeiner Augen, der bebende Ton ſeiner Stimme, das drang ſchmeichelnd in die Seele ſeiner Tänzerin.

Die Pauke ſchwieg, der Trompeter ſetzte ſein Blech ab, der Erdball löſte ſich auf in ein lichtloſes Chaos. „Schade!“ rief Lenore, als die letzte Note verklungen war.

„Ich danke Ihnen für dieſes Glück,“ ſagte Anton, als er das Fräulein an ihren Platz führte.

Als er jetzt unter den fremden Menſchen umhertrieb, wie ein ſteuerloſes Schiff unter rauſchenden Wellen, trat Fink zu ihm und ſagte: Höre, du Duckmäuſer, entweder haſt du ſüßen Wein getrunken, oder du biſt ein heimlicher Intrigant. Woher kennſt du die Rothſattel? Du haſt mir ja nie etwas von der Bekanntſchaft geſagt. Sie iſt eine hübſche Figur und hat ein claſſiſches Geſicht. Hat ſie denn auch Verſtand?“

Anton hätte in dieſem Augenblick ſeinem Freund erklären können, daß er ihn auf's Tiefſte verachte. Eine ſolche Roheit des Ausdrucks konnte nur aus einem ganz entmenſchten Gemüth kommen.

„Verſtand?“ erwiederte er und ſah Fink mit einem Blick tödlicher Feindſchaft an; „wer daran zweifeln kann, muß ſelbſt ſehr wenig beſitzen.“

„Nun, nun,“ ſagte Fink erſtaunt, „ich bin nicht in dieſer troſtloſen Lage. Ich finde das Mädchen, oder was ihrer würdiger ſein wird, das junge Fräulein ſehr einnehmend, ja, um in der Sprache eines gebildeten Menſchen die Wahrheit zu ſagen, ungewöhnlich liebenswürdig, und wenn ich nicht anderweit kleine Verpflichtungen hätte, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht genöthigt würde, das Fräulein, deſſen Namen ich ſoeben auszuſprechen wagte, für die Herrin meines Herzens zu erklären. So freilich darf ich ſie nur von fern bewundern.“

Fink war doch nicht ſo ſchlecht. Er war in ſeinen Ausdrücken nicht immer gewählt, aber er hatte im Grunde ein ſehr richtiges Gefühl und ein treues Gemüth. Deshalb faßte Anton ſeinen Arm, drückte ihn kräftig und ſagte: „Du haſt Recht.“

„Wirklich?“ fuhr Fink wieder in ſeiner gewöhnlichen Weiſe fort. „Na! du fängſt gut an, ich will mich lieber mit einem Stück brennendem Schwefel in ein Pulverfaß ſetzen, als mit dir und deinem ſchüchternen Weſen. Uebrigens vergiß nicht, Fräulein Eugenie zum nächſten Tanz aufzufordern, du wirſt einen Korb bekommen, denn ſie iſt bereits engagirt. Du haſt dich bis jetzt gut gehalten, fahr' ſo fort, mein Sohn.“

Und Anton fuhr fort ſeinem Lehrer Ehre zu machen. Wohl war er berauſcht, aber durch einen ſtärkern Trank als ſüßen Wein. Die Muſik, die Aufregung des Tanzes und das fröhliche Geſchwirr um ihn herum ſteigerten ſeine Begeiſterung, er fühlte ſich den ganzen Abend ſicher, ja übermüthig, und betrug ſich, einige kleine Verſtöße abgerechnet, wie einer, der täglich von Wachskerzen und ſervirenden Dienern umgeben iſt. Er wurde bemerkt, er machte als Fremder einiges Aufſehen. Dunkle Sagen von ſeinen geheimnißvollen Verbindungen flogen aus einer Ecke des Saals, wo Mütter prüfend und richtend zuſammenſaßen, bis in die andere. Es wurde unzweifelhaft, daß dies heitere und harmloſe Sichgehenlaſſen die Folge eines ganz beſondern Selbſtgefühls war. Er erfuhr Zuvorkommenheit von den älteren Frauen, bald auch von einzelnen Herren.

Und endlich kam der Cotillon. O du längſter und merkwürdigſter aller Tänze! du halb Spiel und halb Tanz! reizend wenn du die einzelnen Paare im Kreiſe umhertreibſt, noch reizender, wenn du ihnen erlaubſt, ungeſtört und ein wenig verſteckt zu plaudern. Wir hören, daß du dem Geſchlecht der Gegenwart für veraltet und ſpießbürgerlich giltſt. Wankelmüthiges Jahrhundert! Wiſſenſchaft und Staatskunſt werden nichts Neues erfinden, was ſo vielfachen Bedürfniſſen des Menſchengeſchlechts Genüge thut, als du. Da iſt das kindliche Gemüth, es kann ſich als Pyramide aufſtellen, es kann ſich in Schlangenwindungen umherdrehen, es kann hier- und dorthin laufen, alte Herren vom Spieltiſch zu Extratouren holen, es kann auf dem Stuhle ſitzend drei bis vier junge Damen verächtlich vor ſich ſtehen laſſen, es kann von Tanzluſt ergriffen plötzlich aufſpringen, irgend eine Dame ergreifen und im Kreiſe umhertanzen, und kein Menſch kann es ihm verwehren. Da ſind höher ſtrebende Naturen, welche Gefühl haben oder Ehrgeiz oder Bosheit und Menſchenhaß, allen biſt du gefällig. Du gibſt jedem Herrn das Recht, ſich mehr als einmal eine Tänzerin nach ſeinem Herzen zu ſuchen, du erlaubſt jeder Dame, in der allerzarteſten Weiſe anzudeuten, welche zwei oder drei Herren ihre höchſte Achtung genießen, du vertheilſt an ſtrebſame Cavaliere Schleifen und Orden, du hefteſt maſſenhafte Blumenſträuße vor die Bruſt der gefeierten Dame. Du läßt aber auch verſchmähte Herren zähneknirſchend umherlaufen und ſich irgend eine Surrogattänzerin ſuchen; du offenbarſt die Lieblinge der Geſellſchaft, aber du machſt den Unbekannten und Unbeliebten noch einſamer und verlaſſener. Wenn du beginnſt, werden die Blicke der Mütter beſorgt, die Naſen vieler Tanten ſpitz. Du kindiſcher, luſtiger, endloſer Tanz! wie viel Glückliche haſt du gemacht, wie viel ſtille Thränen haſt du verurſacht, wie manches Brautpaar haſt du zuſammengeführt, und welche Qualen der Eiferſucht haſt du erregt! Freilich haſt du auch endloſen Staub aufgerührt, zahlloſe Toiletten unſcheinbar gemacht, und manche grimmige Feindſchaft hervorgerufen. So biſt du in deiner Blüthezeit geweſen, die Freude der Jugend, die große Angelegenheit der Mütter, die Furcht der ermüdeten Väter, ein Greuel nur für die Muſiker.

Als dieſer vielſeitige Tanz herankam, ſuchte Anton wieder in Lenorens Nähe zu kommen; er bat ſie um den Tanz.

„Ich wußte, daß Sie mit mir tanzen würden,“ ſagte ſie aufrichtig; er holte ihr einen Stuhl, ſchob ſich neben ſie und war ſelig. Und als er die Aufgabe hatte, in der Tour eine fremde Dame zu laden, dieſer etwas zu ſchenken, was in einem Körbchen mitten im Kreiſe aufgeſtellt war, und darauf mit ihr zu tanzen, da gab er der Welt die energiſche Erklärung ab, daß für keine andere Dame die Möglichkeit irgend einer Stellung in ſeinem Herzen vorhanden ſei: er holte ſein Geſchenk aus dem Korbe, wartete bis ſeine Tänzerin auf ihren Platz zurückkam, und überreichte dann ihr die rothe Schleife. Das war für Beide der größte Augenblick in dem ganzen großen Abend.

Was darauf folgte, war nur undeutliches Traumgeſicht. Er ſah ſich mit Fink Arm in Arm durch den Saal ſchlendern, er hörte ſich mit ihm und andern Herren über Allerlei ſprechen und lachen, er bemerkte ſich vor der Dame vom Hauſe einen Dank murmeln und eine Verbeugung machen; es kam ihm vor, als ob ein Diener den Paletot überreichte, worauf er in die Taſche griff und ihm etwas in die Hand drückte. Schattenhaft und unklar waren alle dieſe Begebenheiten. Nur Eins ſah er noch deutlich, einen weißen Damenmantel mit einem ſeidenen Capuchon und einer Quaſte daran, o dieſe Quaſte, ſie war unſäglich entzückend! Noch einmal fiel ein Blick aus den großen Augen voll und glänzend auf ihn, und er hörte von ihren Lippen noch ein leiſes Flüſtern, wie „gute Nacht“. Das Uebrige war wieder ein nichtsſagender Traum, daß er neben Fink die Treppe herunterſtieg und die ſpöttiſchen Reden des Freundes nur mit halbem Ohr hörte, daß er in ſeiner kleinen Stube ankam, die Lampe anzündete und ſich umſah, ob er auch wirklich hier wohne, und daß er ſich langſam entkleidete, ſich noch in ſeinem Bett wunderte, daß er all dieſe Herrlichkeit erlebt hatte, und endlich ermüdet einſchlief. Und ein Traum war's, daß ſein Hausgeiſt, die gelbe Katze, ſich auf ihrem Poſtament hoch aufrichtete und den Kopf ſchüttelte über den langen Zug fremdartiger Bilder und Gefühle, welche in der friedlichen Stube eingekehrt waren.

2.

Seit dieſem großen Abend hatte die Tanzſtunde regelmäßigen Verlauf. Als Anton das Fegefeuer der Einführung beſtanden hatte, fühlte er ſich unter den Florkleidern, den vornehmen Namen und den Sophakiſſen mit geſtickten Wappen bald heimiſch. Er ſelbſt wurde ein nützliches Mitglied des Kränzchens, und zwar durch die bürgerlichſten aller Tugenden, durch Ordnung und Pflichttreue. Und das ging ſo zu. Das Kränzchen war keine gewöhnliche Tanzſtunde, denn bei ſämmtlichen Theilnehmern wurden die erſten Anfänge der Kunſt vorausgeſetzt; es hatte vielmehr den Zweck, einige neue Tänze einzuüben und nebenbei eine Vereinigung der befreundeten Familien in bequemer Façon hervorzubringen. Nun ergab ſich bald, daß die bequeme Façon allerdings nach Finks Herzen war, das Einſtudiren neuer Tänze aber von ihm und mehren ſeiner Kameraden mit einer ſträflichen Lauheit betrieben wurde. Er kam oft gegen Ende der Tanzſtunde, er betrachtete den Salon nur als eine Gelegenheit, die jüngeren Damen zu necken und ſich mit den reiferen Schönheiten eine Stunde zu unterhalten; er vertrat zum Entſetzen des Tanzmeiſters den Grundſatz, wo man im Tanz nicht mit dem gewöhnlichen Schritt fortkomme, ſei das einfache Pas des Galopps für alle Fälle gut genug, und das einzige Vergnügen bei unſern Tänzen ſei, regelmäßig aus dem Takt und wieder hineinzukommen. „Aber, Herr von Fink," klagte der Tanzmeiſter, „das heißt nicht mehr tanzen; dabei iſt keine Kunſt."

„Es ſoll auch keine dabei ſein,“ ſagte Fink, „was hat die Kunſt mit unſerm Tanzen zu thun? Was Sie die Jugend lehren, iſt weiter nichts als eine geſellſchaftliche Rotation um einen imaginären Mittelpunkt. Mir iſt das langweilig, ich gehe deshalb in Kometenbahn.“ Und er blieb dieſer Anſicht getreu, er zwang die unglücklichen Opfer, welche er zu engagiren ſich herabließ, ſich quer durch die Reihe der Tanzenden zu ſtürzen, aus einer Ecke des Saals in die andere, aus dem Takt, wieder in den Takt, wie es ſeiner Laune paſſend ſchien.

Gegenüber dieſer excentriſchen Auffaſſung, welche leider in dem Kränzchen zahlreiche Anhänger fand, zeigte Wohlfart die Regelmäßigkeit eines Mannes, der mit Entzücken ſeine Pflicht thut, er erſchien pünktlich, er machte jedes Pas, er tanzte jeden Tanz, er war immer in guter Laune und fand eine Freude darin, vernachläſſigte junge Damen zu engagiren. Da bei der Sorgloſigkeit Finks und ſeiner Genoſſen ſchnell Mangel an Tänzern eintrat, wurde Anton in Kurzem eine anſpruchsloſe Hauptſtütze des Salons, Liebling des Tanzmeiſters und ein Vertrauter der jungen Damen, durch welchen heimliche Wünſche von den hellen Rändern des Saals zu der dunklen Mitte getragen wurden. Er ſelbſt war in dieſen Stunden ein ſeliger Mann, und die freudige Verklärung, welche auf ihm lag, fiel jungen wie älteren Damen als etwas Ungewöhnliches auf. Die einen wurden in der Ueberzeugung beſtärkt, daß er ein guter Junge ſei, und die letzteren in der keineswegs entgegengeſetzten Ueberzeugung, daß er ein unbekannter Prinz ſei. Er ſelbſt wußte am beſten, warum er ſo glücklich war. Alle ſeine Gedanken und Bewegungen bezogen ſich im Stillen auf ſie, die unbeſtrittene Herrin ſeines Herzens. Alle andern Tänze und jede Unterhaltung mit einer Dritten betrachtete er nur als geſellſchaftliche Schnörkel, die er mit der Feder ſeines Herzens um den einen Namen beſchrieb. Und er diente nicht ohne Erhörung. Er wurde von ihr wie ein alter Freund unter Fremden behandelt. Sie bat ihn leiſe, einen oder den andern Tanz mit ihr zu tanzen, ja ſie bat ihn ſogar einmal, zu Gunſten eines neu angekommenen Vetters auf ſeine Rechte zu verzichten. Und ſie freute ſich, als Anton über dies Ereigniß grenzenlos betrübt war, keine andere Dame aufforderte, ſondern ſtill den Tanzenden zuſah. Niemals entfernte er ſich, bevor ſie den Saal verlaſſen hatte, dann ſtand er unweit der Thür, um noch die letzten Aufträge, einen Gruß, einen Blick ihres glänzenden Auges zu erhalten. Und auch ihr Auge flog, ſo oft ſie in den Saal trat, ſuchend in den Kreis der ſchwarzröckigen Herren, bis ſie Antons braunen Kopf erkannt hatte; dann erſt fühlte ſie ſich heimiſch in dem erleuchteten Raum.

Auch mit vielen der Herren kam Anton in ein freundliches Verhältniß. Fink beeilte ſich, ihn bei Feroni einzuführen. Zwar gefiel ihm Manches an ſeinen neuen Bekannten nicht, ihre Urtheile waren zuweilen roher, als ihm behaglich war, und er hatte mehre von ihnen bald in Verdacht, herzlich ungebildet zu ſein. Aber ihre Art zu ſprechen und ſich zu geberden imponirte ihm doch, vor Allem eine gewiſſe ritterliche Atmoſphäre, die ſie umgab, etwas Salonduft, etwas Stallluft und viel von dem Aroma der Weinſtube. Da Anton eine harmloſe Laune bewies, der nächſte Bekannte des mächtigen Fink war und zuweilen eigenen Willen zeigte, wenn er nach Mitternacht gegen eine vorgeſchlagene letzte Flaſche proteſtirte, oder die abweſenden Damen gegen eine übermüthige Kritik mit frommem Ernſt vertheidigte, ſo erhielt er unter den andern Herren der Tanzſtunde den Ruf eines guten Kerls.

Gleich in den erſten Wochen hatte Anton Gelegenheit, ſeine angebetete Tänzerin in einer Situation zu ſehen, welche die gewaltigſten menſchlichen Leidenſchaften aufregte. Die jüngeren Damen des Kränzchens waren natürlich unter einander alle ein Herz und eine Seele, jedoch verſtand ſich von ſelbſt, daß einige in der Stille andere nicht recht leiden konnten. So entſtanden Parteien. Bald bildeten ſich zwei große Bundesgenoſſenſchaften, zwiſchen denen einzelne hin und her ſchwankten, die aber im

Ganzen feſt zuſammenhielten und im Geheimen ſtarke Antipathien gegen die Gegenpartei nährten. Es kam ſo weit, daß an einem Abend ſämmtliche Damen der einen Partei eine weiße Camellie in der Mitte ihres Ballſtraußes trugen und ein ſehr auffallendes hellbraunes Band von dem Strauß herunterhängen ließen; dies hatte zur nothwendigen Folge, daß die Gegenpartei am nächſten Abend mit rothen Camellien im Strauß erſchien und ein grünes Band darum wand. An der Spitze der Braunen ſtand Lenore, das Haupt der Grünen war Eugenie, die Tochter des Hauſes. Im Vertrauen geſagt, die Grünen waren unerträglich. Sie machten Anſprüche ohne Berechtigung, ſie waren moquant, ſie gaben ſich das Air, älter zu ſein als die Braunen. Weil Hulda Werner und Mechthild Fiorelli den Winter zuvor in der Reſidenz geweſen waren und auf den Hofbällen getanzt hatten, und weil Fanny Mareſchall bei einem lebenden Bild die Genoveva dargeſtellt hatte, mit ihrem kleinen Bruder und einem Rehkalb zur Seite, die durch Bänder an die hölzerne Raſenbank feſtgebunden waren, deshalb erhoben ſie ſolche Anſprüche. Zu den Braunen gehörten Theone Lara und die reizende Hildegard Salt, zwei innige Freundinnen, die immer Arm in Arm gingen, gleiche Ballroben trugen, und im Anfange des Winters geſchworen hatten, einander nie zu verlaſſen, ein Schwur, gegen deſſen Erfüllung ſich die einzige Schwierigkeit erhob, daß ihre Eltern den Sommer über in den beiden entgegengeſetzten Ecken der Provinz wohnten. Beide waren ſchwärmeriſche Naturen, die alle Gefühle mit einander theilten, Beide ſangen, Beide ſpielten den Flügel, Beide liebten dieſelben Dichter, Beide hatten einen unüberwindlichen Abſcheu vor Herren mit Kinnbärten, Beide ſaßen wie zwei Sympathievögel zuſammen und fanden ihr höchſtes Glück darin, einander die Gefühle ins Ohr zu flüſtern, die ihnen das Benehmen eines Herrn erregte oder das melancholiſche Vorſpiel eines Walzers. Dieſe Beiden ſchloſſen ſich bald innig an Lenore Rothſattel; ſie, Valeska Panin und Hortenſe Leloup bildeten den Mittelpunkt der braunen Partei; Lenorens ſtattliche Größe ragte aus dem Kreiſe dieſer Getreuen hervor, wie die Geſtalt eines Häuptlings unter ſeinen Kriegern. Wenn ein Tanz beendet war, machte ſich's von ſelbſt, daß die Braunen zuſammentraten; wenn ſie in der Quadrille gegen einander tanzten, ſo erhoben ſie unmerklich ihren Strauß und grüßten einander.

Natürlich war Anton braun, braun vom Kopf bis zum Fuß, und als er über ſeine Gemüthsſtimmung ein offenes Bekenntniß ablegte, indem er an einem Abend in braun und weiß geſtreifter Ballweſte erſchien, wurde er in der erſten Tour des Cotillons von allen Damen der Partei auf Verabredung geholt, ein Ereigniß, welches ſogar bei den Ehrendamen am Rande des Salons große Aufregung hervorbrachte. Es thut dem wahrhaftigen Geſchichtſchreiber leid, zu melden, daß Fink unter die Grünen gerechnet wurde, nicht unbedingt, denn er behandelte, wie die Braunen behaupteten, ſeine grünen Tänzerinnen ſehr nachläſſig; aber da Eugenie Baldereck ſeine Dienſte vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, ſo war es, wie Anton entſchuldigend ſagte, ſeinem Freunde nicht möglich, ſich dem Einfluß dieſer Farbe ganz zu entziehen. Nun begab ſich Folgende[illegible]

Theone Lara hatte ein Tagebuch, in das ſie ihre Empfindungen mit einer ſchwarzen Krähenfeder durch winzig kleine Buchſtaben einzeichnete. Außer der bereits früher erwähnten Geſchichte von den zwei Molchen ſtand alles Andere darin, was ihr Herz jemals erregt hatte, ihre Anſichten über die Natur, die Menſchen und das Kränzchen. Es war ihr höchſter Schatz. In einer himmliſchen Stunde hatte ſie Hildegard Salt in die Geheimniſſe dieſes Buches eingeweiht, Beide hatten einander geküßt und viel geweint und über dieſem Buche ewige Freundſchaft beſchworen. Von da ab führten Beide das Tagebuch gemeinſchaftlich. Ihre vertrauteſten Gefühle, die allergeheimſten Bemerkungen waren darin aufgezeichnet. Nach einem Kränzchenabend, wo Lenore ſehr nett gegen ſie geweſen war, ſchloſſen ſie ihr Herz auch gegen dieſe auf und zeigten ihr wenigſtens einige Blätter des Buchs. Seit der Zeit hatte auch Lenore zuweilen den Vorzug gehabt etwas hineinzuſchreiben. Da aber ihre Stärke nicht ſowohl war, Gefühle aufzuzeichnen, als vielmehr Geſichter und lächerliche Männchen zu malen, ſo hatte ſie einige Karrikaturen hineingeſetzt, und Hildegard, welche Gedichte machen konnte, hatte zu jedem Bilde einige Zeilen gedichtet. In dieſes theure Buch durfte kein fremdes Auge blicken, Niemand durfte das Heiligthum ſehen und berühren. Theone trennte ſich niemals davon. Am Tage und in der Nacht trug ſie es bei ſich. Bei Nacht lag es unter ihrem Kopfkiſſen, und während die Kammerjungfer ſie anzog, ſteckte ſie es heimlich oben in den Schnürleib hinein und trug es an ihrem warmen unſchuldigen Herzen. Es war ein ganz kleines dünnes Buch in carmoiſine Seide gebunden. Wenn Hildegard ſie zärtlich anſah, oder Lenore ſie mit dem Ballſtrauß auf den Arm ſchlug, ſo deutete ſie mit dem Finger heimlich auf ihre Bruſt. An dieſem Abend hatte ſie das Buch wieder an ſeine Stelle geſchoben, während der erſten Tänze hatte ſie es deutlich gefühlt. Nach einer Quadrille fühlte ſie danach, das Buch war verſchwunden.

Es war verſchwunden, es war nicht mehr an ihr, es mußte während des Tanzens hinausgeſprungen oder hinabgeglitten ſein bis auf den Fußboden. Wie ſo etwas möglich war, iſt ihr ſelbſt und allen Betheiligten ewig ein finſteres Räthſel geblieben. — Sie war einer Ohnmacht nahe; kaum vermochte ſie Hildegard bei Seite zu ziehen und ihr das Schreckliche zu klagen. Hildegard rief Lenoren, vernichtet ſtanden die Drei neben einander. Das Bundesheiligthum war verloren, es war in fremde Hände gefallen, ja entſetzlich zu denken, vielleicht ſogar in die Hände der Grünen. Auf jeder der letzten Seiten waren ſchelmiſche Bemerkungen, ſämmtliche Herren waren darin aufgeführt, mit fremden Namen zwar, Fink hieß Zeiſig, Tönnchen Nußknacker, aber wer konnte dafür ſtehen, daß ſie nicht dieſe Chiffreſprache herausbrachten? Und was mußte dann geſchehen! Es war Untergang, Ruin der Tanzſtunde, Familienzwiſt, Auflöſung aller menſchlichen Bande. Theone ſaß verſtört, ſie dachte einen Augenblick an Gift, dann wieder an Flucht, weit hinweg aus allen Ländern, in denen man tanzte. Lenore faßte ſich zuerſt. „Laß uns ſuchen,“ rief ſie, Hildegard am Arme faſſend, „vielleicht liegt's noch irgendwo im Saale. Ich ſehe nach der Mitte, den Herren unter die Füße, du unter die Sitze der Damen.“

So zogen ſie miteinander durch den Saal, äußerlich luſtwandelnd, in dem Herzen die Hölle, ſcheinbar mit einander plaudernd, innerlich weinend. Zuweilen redete ein langweiliger Herr ſie an und zwang ſie ſtill zu ſtehen und zu antworten, während die fliegende Angſt in ihrem Haupte umherraſte: „jetzt vielleicht findet's ein Anderer.“ Sie kamen durch die Gruppe der Grünen, wo ſie nach allen Seiten anhalten mußten, um zu lächeln und Freundliches zu ſagen, ſie kamen zu Eugenie Baldereck, die ſie frug, ob es nicht zweckmäßig ſei, noch einen Tanz anzuhängen, während ſie daran denken mußten, daß in dem Buch ein unverkennbares Portrait zu ſehen war mit der Unterſchrift: „Naſeweis, gefühllos, keck iſt E...... B.......“; ſie kamen, wehe, wehe! ſogar in Finks Nähe, von dem eine ſchreckliche Zeichnung war, wie er mit Herrn von Tönnchen in einem Nebenſtock ſaß, mit der Unterſchrift:

Ein Zeiſig und ein Nußknacker tranken ſich voll;
Der Zeiſig ſang: mein Schnabel iſt ſpitz,
Grün ſind meine Federn und grün mein Witz;
Der Nußknacker ſeufzte: ich bin ſo hohl,
Ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll.

So zogen ſie zwei Mal durch den Saal; ein drittes Mal wagten ſie's nicht mehr, ſie hatten nichts gefunden. Troſtlos kamen ſie zu Theone zurück.

„Es gibt nur Ein Mittel,“ rief Lenore. „Wo iſt Herr Wohlfart?“

Hildegard hielt ſie zurück. „Du willſt doch nicht einem Herrn —“

„Ich übernehme die Bürgſchaft," ſagte Lenore ſtolz; „er iſt treu, wo ſteht er?"

„Dort ſpricht er mit Frau von Baldereck." Die beiden Suchenden gingen langſam an Anton vorüber, er drehte ihnen zwar den Rücken zu, aber als ſie näher kamen, zog es ihn unwiderſtehlich, nach der Muſik zu ſehen. Er wandte ſich um, Lenore ſtand vor ihm, ſie ſah ihn bedeutſam an, er löſte die Unterhaltung mit Frau von Baldereck, er ſprach zu ihnen, ſie hatten ihn. „Herr Wohlfart, ein kleines Buch in rother Seide, ſo groß, iſt hier im Saale von Theone Lara verloren. Es iſt uns unendlich viel daran gelegen, bitte, bitte, ſchaffen Sie es uns zurück."

„Iſt es gedruckt?"

„Nein, geſchrieben, auch Sie dürfen nicht hineinſehen, es ſind unſere Geheimniſſe darin. Schwören Sie mir, daß Sie mit keinem Auge hineinſehen, wenn Sie es finden."

„Ich ſchwöre es Ihnen zu," erwiederte Anton feierlich.

„Ich danke Ihnen, bitte, ſeien Sie vorſichtig."

Anton eilte in das Gewühl und beſchäftigte ſich die nächſte Viertelſtunde mit Suchen. Nichts lag auf dem Boden, nichts auf den Plätzen, keiner von den Dienern hatte etwas gefunden, das Buch war verſchwunden. In tiefſtem Mitgefühl brachte er den Damen die traurige Nachricht. Der Tanz begann. Theone vermochte vor Kopfſchmerz nicht ſich zu erheben, der innerſte Schrein ihres Herzens war geöffnet, ſein Inhalt auf den Markt geworfen, alle ihre Gefühle lagen nackt vor Jedermanns Auge, alle ihre Geheimniſſe wurden Gemeingut einer rohen Außenwelt. Lenore fühlte das Unglück mehr vom Parteiſtandpunkte. Die Braunen waren in Gefahr, eine Niederlage zu erleiden, von der ſie ſich niemals erholen konnten. Und jetzt tanzen! Es war ein Tanz wie auf einem Vulkan, der Boden war glühende Lava, jeden Augenblick konnte die Exploſion erfolgen. Je länger die Verbündeten über ihr Schickſal nachdachten, deſto ſchrecklicher wurden die Ausſichten; denn immer noch fielen ihnen neue Gräßlichkeiten ein, die in dem Buche ſtanden.

Als der Tanz beendigt war, begab es ſich, daß Fink im Vorbeigehen vor Hildegard mit dem Fuß auf den Boden wippte und zu ihr gewandt ſagte: „Dieſer Boden klingt ſo hohl, ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll, vielleicht liegt ein verlorener Schatz unter den Füßen.“

Hildegard ſtürzte zu Lenore und dem kranken Sympathievogel und rief außer ſich: „Herr von Fink weiß es.“ Die braunen Bänder flatterten in eine Ecke, die Mädchenköpfe fuhren zuſammen und hielten Berathung. Endlich wurde entſchieden, daß dieſe Aeußerung ſehr beunruhigend ſei, aber keine Gewißheit des Unglücks gebe.

Doch auch dieſe letzte Unſicherheit ſollte verſchwinden, denn Finks Benehmen wurde auffallend. Er vernachläſſigte heut ſeine Partei, er ſuchte alle Braunen auf, er ſetzte ſich zu Theone, welche die Greuel von Juliens Sterbeſcene und den Untergang des Hauſes Capulet bereits drei Mal durchgekoſtet hatte und ihre Thränen gar nicht mehr zurückhalten konnte; er fing ein Geſpräch mit ihr an, er zwang ſie zu antworten, er beklagte ihr bleiches Ausſehen und ſchalt auf das heiße Zimmer. Er quälte ſie bis zur Ohnmacht und ſchloß endlich ſeine teufliſche Rache damit, daß er ſie auf Hulda Werner aufmerkſam machte und frug: „Wie gefällt Ihnen das grüne Kleid? Sieht ſie nicht aus wie ein Zeiſig?“ — Sein nächſtes Opfer war Lenore. Sie ſtand unter ihrer Schaar noch immer mit dem Stolz einer Fürſtin, aber einer entthronten. Vor allen ihren Getreuen redete Fink ſie an. Sie war artiger gegen ihn, als je in ihrem Leben, ſie preßte ihr Taſchentuch zuſammen, daß die Spitze riß, um ſein Lächeln ruhig auszuhalten. Alles ging gut bis zu dem Augenblick, wo er dem vorübergehenden Herrn von Tönnchen mitten im Geſpräch zurief: „Benno, knacken Sie gern Nüſſe?“

Benno Tönnchen, der auch ein Grüner war, ſagte verwundert: „Nein, wenn Fräulein Lenore uns eine aufgegeben hat, ſo fürchte ich, wird ſie für mich zu hart ſein.“

Jetzt war es entſchieden, kein Zweifel mehr möglich, Fink hatte das Buch. Die braunen Bänder rauſchten auseinander, die Partei glich einem Schwarm entſetzter Küchlein, unter welche der Habicht ſtößt. Nur Lenore nahm ſich zuſammen und trat entſchloſſen auf Fink zu. „Sie haben das Buch, Herr von Fink, eine meiner Freundinnen hat es verloren und iſt ſehr unglücklich darüber. Sein Inhalt iſt nicht für fremde Augen, er kann in dieſer Geſellſchaft großen Aerger verurſachen. Ich bitte, daß Sie mir das Buch zurückgeben.“

„Ein Buch?“ frug Fink neugierig, „was für ein Buch?“

„Verſtellen Sie ſich nicht,“ ſagte Lenore, „es iſt uns allen deutlich, daß Sie es haben. Ich kann nicht glauben, daß Sie es nach dem, was ich Ihnen über die Folgen geſagt habe, noch einen Augenblick behalten können.“

„Ich könnte es behalten,“ nickte Fink. „Sie ſind zu gütig, wenn Sie mir ein ſolches Zartgefühl zutrauen.“

„Das wäre mehr als unartig,“ rief Lenore.

„Es würde mir das größte Vergnügen machen, mehr als unartig zu ſein, wenn ich das Buch hätte. Ein Buch, das Ihnen oder einer Ihrer Freundinnen gehört, das möglicher Weiſe Ihre Handſchrift oder eine andere Erinnerung an Sie enthält, das werde ich Ihnen in keinem Fall zurückgeben, wenn ich es finde; und wenn ich erfahre, wo es liegt, werde ich es ſtehlen. Und wenn ich es habe, werde ich es Zeile für Zeile auswendig lernen. Ich werde Ihnen dadurch zu gefallen ſuchen, daß ich Ihnen einige Stellen daraus vortrage, ſo oft ich die Freude habe Sie zu ſehen.“

Lenore trat ihm einen Schritt näher, und ihre Augen flammten. „Wenn Sie das thun, Herr von Fink,“ rief ſie, „So werden Sie als ein Unwürdiger handeln.“

Fink nickte ihr freundlich zu. „Der Eifer ſteht Ihnen allerliebſt, Fräulein; aber wie können Sie Würde von einem luſtigen Vogel verlangen, wie ich bin? Die Natur hat ihre Gaben verſchieden ausgetheilt, Manchem hat ſie verliehen Verſe zu machen, Andere zeichnen kleine Bilder, ich habe von ihr einen ſpitzen Schnabel erhalten, den gebrauche ich. Haben Sie je einen würdigen Zeiſig geſehen?“ Er wandte ſich lachend ab, faßte Benno Tönnchen beim Arm und ging mit ihm nach der Thür.

Lenore eilte zu Anton: „Herr von Fink hat das Buch, ich flehe Sie an, ſchaffen Sie es uns zurück, er hat ſich geweigert. Er darf nicht weiter darin leſen, es wäre Theonens Tod.“

Anton ergriff haſtig ſeinen Paletot und ſprang dem Freunde nach, der bereits auf der Straße war. „Zu Feroni, Anton!“ rief ihm Fink am Arm des Benno Tönnchen zu.

„Ich muß etwas im Vertrauen mit dir ſprechen,“ ſagte Anton an ſeiner andern Seite.

„Jetzt nicht, du brauner Geſandter,“ rief Fink, „ich will nichts mit dir zu thun haben.“

„Ich bitte dich, Fritz,“ bat Anton ſich an ihn drückend, „gieb das Buch heraus, die Mädchen ängſtigen ſich bis zum Vergehen.“

„Nur zu!“ ſagte Fink.

„Keine thut heute Nacht ein Auge zu,“ rief Anton.

„Um ſo beſſer, wir wollen's auch nicht thun. Sie k ſämmtlich zu Feroni kommen, wenn's ihnen zu Haus zu ba ſam wird. Wir bleiben bis zum Morgen zuſammen. Und du, Anton, wirſt dich heut Nacht nicht ohne mich nach Hauſe ſchleichen, ſondern du wirſt aushalten, und zwar in ſtiller Todesangſt.“

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Buch?“ frug Tönnchen am andern Arme.

„Sage nichts,“ bat Anton leiſe.

„Eine tolle Confuſion,“ erwiederte Fink, „Sie ſollen Alles erfahren.“

„Um Gottes willen, ſchweig,“ bat Anton.

„Ich werde mich nach deinem Benehmen richten," ſagte Fink; „läufſt du weg, ſo leſe ich den Andern das ganze Buch vor."

So kamen ſie bei Feroni an. Anton überlegte, ob er ſich auf Fink werfen und dieſem mit Gewalt das Buch entreißen ſollte. Aber der Erfolg war unſicher. Mit Ernſt und Bitten war heut vollends nichts auszurichten. Nur Liſt konnte helfen. Während er darüber nachſann, lagerten ſich die Herren in dem kleinen Hinterzimmer, ihrer gewöhnlichen Trinkſtube. Es waren außer Anton und Fink noch Zernitz und Tönnchen, der kleine Lanzau, ein Werner, ein Couſin Baldereck (dieſer ein junger Herr mit hervorſtehenden Augen, der in dem Buch unter dem Namen Laubfroſch angedeutet war), und zwei Tronka, nicht von den Tronka-Hams, ſondern aus der andern Linie, in welcher das Majorat iſt, Söhne des alten Majoratsherrn.

„Was trinken wir?" frug Fink.

„Jeder ſeine Flaſche," erwiederte Zernitz.

„Warum nicht gar!" rief Fink.

„Nur nicht Ihren furchtbaren weißen Burgunder," rief Guido Tronka. „Von unſerer letzten Sitzung ſind mir noch heute die Adern geſchwollen wie Stränge."

„Dann alſo Sekt und Porter, ein ehrliches Halb und Halb," ſchlug Fink vor.

„Superbos!" rief der kleine Lanzau.

„Das iſt eben ſo ein Höllengetränk," klagte Zernitz.

„Küfer, Schenk, herbei!" riefen die Herren und die Beſtellung wurde gemacht.

Unterdeß verfiel Anton auf ein verzweifeltes Mittel. Er ging hinaus, gab dem Aufwärter einen Thaler und den Auftrag, den Ofen der kleinen Hinterſtube zu überheizen und ohne Rückſicht auf die Klagen der Herren immerfort Kohlen nachzuwerfen. Er ſelbſt ſetzte ſich ſo weit vom Ofen, als irgend möglich war, und ſah mit Freude, daß Fink ſich dicht an den eiſernen Cylinder gerückt hatte. Bald mußte ihm die Wärme unbequem werden, dann zog er ſeinen Rock aus, wie er ſtets in ſolchen Fällen that, dann war es möglich, das rothe Buch vor ſeinen Augen aus der Rocktaſche zu ziehen.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie von einem großen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen,“ begann Tönnchen. „Haben Sie Tronka's Alice geſehen, Fink?“

„Nein,“ ſagte Fink eingießend, „iſt's ein Pferd oder ein Frauenzimmer?“

„Natürlich ein Pferd!“ rief Tönnchen.

„Bah, laßt heut die Stalljacke zu Haus,“ ſagte Fink.

„Es iſt aber verdammter Ernſt!“ rief Tönnchen. „Guido hat zum Herrenreiten eingeſetzt.“

„Zahlen Sie Reugeld,“ ſprach Fink zu Guido Tronka, „und bleiben Sie zu Haus. Den Ajax ſchlägt kein Traber in dieſem Erdenwinkel.“

„Sehen Sie ſich morgen meine Alice an,“ bat Tronka wieder, „ich möchte Ihr Urtheil hören.“

„Haben Sie die neue Liebhaberin geſehen?“ ſprach Zernitz zu Anton, „ſie hat brillante Augen.“

„Sie trägt magnifique,“ rief der andere Tronka zu Fink herüber.

„Sie hat ja eine Haſenſcharte,“ rief der Laubfroſch verächtlich dazwiſchen.

„Wer iſt nun das wieder?“ frug Fink.

„Die Seppi, ein grünäugiges Scheuſal,“ ſchrie wieder der Laubfroſch Baldereck. „Gehen Sie denn gar nicht mehr ins Theater?“

„Nein,“ verſetzte Fink, „aber ich ſchicke meinen Reitknecht hinein. Wenn Sie Gefühle haben, bei denen er Sie unterſtützen kann, ſo wenden Sie ſich nur an ihn.“

Es wurde warm. Anton fühlte die Verpflichtung, die Herren zu beſchäftigen. Er bat Herrn von Zernitz um eine komiſche Geſchichte im Volksdialekt, die ihm der Lieutnant neulich anvertraut hatte, er ſtimmte laut in das Lachen des

Laubfroſches ein, er verführte den älteſten Tronka, ein Abenteuer mitzutheilen, welches den Tod eines Haſen und einer Schnepfe verurſacht hatte. Er griff nach der Kelle und goß die Gläſer voll.

Es wurde wärmer. Die Herren rückten unzufrieden mit ihren Stühlen und riefen nach dem Aufwärter.

„Es verfliegt ſogleich," tröſtete dieſer.

„Ich finde es gar nicht warm," ſagte Fink ruhig, „im Gegentheil, Sie können noch einlegen."

Aber die Hitze wurde unerträglich, die Herren geriethen in Zorn, Fereni ſelbſt wurde gerufen. Anton proteſtirte gegen das Oeffnen des Fenſters, weil man vom Tanze noch zu warm ſei, Fink erklärte die Temperatur für behaglich und behielt ſeinen Rock an.

Anton war in Verzweiflung. Endlich ergriff er das letzte Mittel, er zog ſeinen eigenen Rock aus, um den Freund zu gleichem Entſchluß anzuregen. Sofort that Fink daſſelbe, legte den Rock ſorgfältig über ſeinem Stuhl zuſammen und ſah lächelnd auf Anton, der mit großer Aufmerkſamkeit ſeine Bewegungen beobachtete.

„Das Buch ſteckt nicht im Rock," nickte Fink ihm zu, „die Mühe war umſonſt, denke auf etwas Anderes."

Anton öffnete das Fenſter. „Ich verſuche nichts mehr," ſagte er reſignirt, „du biſt mir zu ſchlau."

„Halt aus," ſagte Fink. Zernitz machte niedliche Witze, Tönnchen erzählte lügenhafte Geſchichten von Tänzerinnen, der kleine Lanzau betrank ſich. Endlich pochte Fink auf den Tiſch. „Jetzt merkt auf. Ich wollte es verbergen, aber es iſt nicht möglich, es ſchreit zum Himmel."

Anton fuhr auf: „Ich bitte dich, Fritz."

„Ruhig, Ofenheizer!" rief Fink. „Hört, ihr Herren, ich habe heut ein geheimes Tagebuch der Braunen gefunden und habe es durchgeblättert."

„Hurrah, heraus damit!" riefen ſämmtliche Herren.

„Es ſind gewiß Verſe darin,“ rief Zernitz.

„Es mag ein ſchöner Unſinn darin ſtehen!“ rief Männchen, „Phantaſie und Bosheit Unmündiger.“

Anton war wüthend.

„Allerdings ſteht Unſinn darin und die Verſe ſcheinen mir ſchlecht. Hören Sie, Zernitz, was haben Sie mit der kleinen Lora gehabt?“

„Nichts,“ ſagte der Lieutenant befremdet, „ich habe ein paar Mal mit ihr getanzt, das iſt Alles.“

„So muß es gekommen ſein,“ fuhr Fink nachdenkend fort. „Die arme Theone! Ich habe ein Lied geleſen, das die Comteß auf Sie gemacht hat. Na, zuletzt ſind Sie kein übler Burſch, aber ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß man mit ſolcher Schwärmerei von einem Mann ſprechen kann.“

„Zeigen Sie her,“ bat Zernitz angelegentlich.

„Hier?“ frug Fink vorwurfsvoll, „vor dieſer wilden Bande? Wenn Sie auch die Lora, die mir heute in ihrer Angſt allerliebſt vorkam, nicht gerade begünſtigen, ſo haben Sie doch gar keinen Grund, die reine Leidenſchaft des armen Mädchens hier zu profaniren.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Zernitz. „Aber unter vier Augen werden Sie mir's zeigen.“

„Gewiß,“ verſetzte Fink. „Ihr wißt, ich habe kein Gefühl für alle Creatur, welche ihren Rock länger trägt als bis zum Knie, und wenn es etwas auf der Welt gibt, was mich kalt läßt, ſo ſind es Backfiſche in Butter und in Kleidern. Aber der Wahrheit ſoll ihr Recht werden, die Mädchen, welche das Tagebuch mit einander geführt haben, ſind ſeelengute Dinger, es iſt auch nicht eine unartige Bemerkung darin.“

Er wandte ſich zum Couſin Balderock: „Von Ihrer Couſine iſt auf jeder Seite mit einer Liebe und Herzlichkeit geſprochen, die ebenſo verdient als rührend genannt werden muß. — Das ſtrengſte Urtheil wird über mich gefällt, ich werde ein Zeiſig genannt.“

„Auf die Art iſt das Heft ziemlich langweilig,“ ſagte Benno Tönnchen.

„Ja,“ erwiederte Fink, „wenn Sie nicht intereſſirt, was Hildegard Salt über Sie hineingeſchrieben hat.“

„Viel Gutes wird's nicht ſein,“ verſetzte Benno neugierig.

„Nein,“ ſagte Fink, „ſie ſpricht von Ihnen in einem Ton, der Ihren Bekannten wahrhaft betrübend vorkommen muß. Sie werden groß und ſtill genannt, Ihr Geſicht ein Muſter männlicher Kraft; die Dichterin findet Sie voll Kenntniſſe, voll Geiſt und voll Witz; ſie frägt, ob ein ſolcher Menſch nicht zu bedeutend ſei, um ſich zu einem weichen Mädchen hinabzuneigen. Nun frage ich Alle, wie kann ein geſcheidtes Kind, wie Hildegard Salt, ſich ſo weit verirren, Sie in der Stille anzubeten? Denn Sie ſind bei der letzten Flaſche ein ziemlich kurzweiliger Geſell, Benno, aber wenn ich ein Mädchen wär' und mir ein Ideal ausſuchte, ich würde lieber einen Nußknacker zu meinem Götzen machen, als Sie.“

Tönnchen verzog den Mund.

„Iſt von uns auch etwas darin?“ frug Herr von Werner, auch einer der Grünen, ein Bruder von vier ſchönen Schweſtern, Nachbar der Rothſattel, von jungem Adel, aber reich, in Familieneiferſucht aufgewachſen.

„Von Ihnen wenig,“ verſetzte Fink, „nur zwei Zeilen.“ Er nahm das Buch hervor und ſah hinein und ſuchte. — Anton ballte die Hände unter dem Tiſch. — „Schmerzliche Fügung des Himmels, Lenore liebt und ſucht vergebens ihr Herz zu verhüllen. Und der Geliebte gehört den Feinden an. O, Georg W. Jetzt kommen Punkte und drei Ausrufungszeichen.“ Fink ſteckte das Buch wieder ein. Anton beruhigte ſich, das konnte nicht in dem Buche ſtehen, auch ſah er, daß die Naſenflügel Finks ſich heftig bewegten, ein untrügliches Zeichen, daß er Schelmerei trieb.

Zernitz ſchob das Glas weg und rief: „Es iſt indiscret, daß wir uns in dieſem Raume über das unterhalten, was die Mädchen gefühlt haben."

„Ich bin derſelben Meinung," rief Benno Tönnchen eifrig.

„Ich auch," Georg Werner.

„Sie müſſen das Buch verſiegeln und zurückſchicken," ſprach der Froſch.

„O ihr gemüthvollen Zettel," rief Fink in der glücklichſten Stimmung, „weil eure haarigen Köpfe von feinen Händen gekraut werden, wird euer Herz zartfühlend. Ich möchte eure Geſichter ſehen, wenn ich aus dem Buche das Gegentheil herausgeleſen hätte. — Ei, ei! und Keiner kennt den Shakeſpeare!"

„Comteß Lara und Hildegard ſind zu feinfühlend, um das hineinzuſetzen, was Ihre Bosheit gern geſehen hätte," rief Zernitz.

„Die Rothſattel iſt zwar ſtolz," rief Werner, „aber ſie hat keinen Grund, von mir etwas Anderes zu ſagen, als was wahr iſt. Ich habe ſie immer im Stillen für ein tüchtiges Mädchen gehalten, das wohl verdient, einmal die Frau eines ehrlichen Jungen zu werden."

Fink nickte ihm billigend zu, dann erhob er das Buch und blickte hinauf an die Decke. „Warum werde ich nicht auf der Stelle von dieſer ſündigen Erde unter beſſere Geſchöpfe verſetzt? Ich bin ein Seraph, und Niemand merkt es, und Niemand wird es glauben, am wenigſten die Weiber. Hier, Anton, empfange das Buch! Nicht durch Ofenwärme, nicht durch Ueberredung oder Zwang iſt es erobert; durch freiwilligen Entſchluß der tanzenden Herren wird es ungeleſen zurückgeſchickt."

Anton ergriff das Buch, eilte in die Schreibſtube von Feroni, ſchrieb auf einen Zettel: „Fink hat einige Blätter geleſen, er wird ſchweigen, ſonſt Niemand eine Zeile," ſiegelte Zettel und Buch in ein Couvert und ſandte dies durch einen von Feroni's Leuten am ſpäten Abend nach dem Hauſe der

Comteß Lara mit dem ausdrücklichen und durch eine Kette von Verſprechungen verſtärkten Befehl, der Bote müſſe unter allen Umſtänden durch Nachtwächter und Pförtner in das Haus und bis an die Grenzen des Schlafzimmers dringen, wo, wie er mit Grund annahm, Theone jetzt ihre ſchwarzen Locken durch Ströme von Thränen in träufelnden Bindfaden verwandelte.

Das Gelag nahm ſeinen Verlauf. Das heiße Zimmer, der ſtarke Trank und ein gewiſſes nachdenkliches Weſen der meiſten Herren machte der Sitzung früher ein Ende, als Finks Abſicht war. Endlich brach er auf, weckte den verſchlafenen Küfer und ſagte zu Anton: „Bezahle die Rechnung.“ Als Fink mit Anton nach Hauſe ging, begann er: „Sei ruhig, Tony, natürlich war Alles gelogen, was ich aus dem Buch erzählt habe. In Wahrheit war alle Bosheit darin aufgeſammelt, deren eine Geſellſchaft Turteltauben fähig iſt.“

„Ich hab's gemerkt,“ ſagte Anton vergnügt, „in der nächſten Stunde werden deine Herren ſchön den Hof machen.“

„Einer oder der Andere ſoll die Geliebte, die ich ihm heut zugetheilt habe, noch heiraten, ich will mich jetzt auf's Kuppeln legen.“

Anton ſchwieg gekränkt. „Sei ruhig,“ fuhr Fink behaglich fort, „auch du ſollſt deine Einwilligung zu den Partien geben. Sprich, wie gefallen dir meine Herren?“

„Sieh,“ ſagte Anton, „was ſie ſagen, erſcheint mir oft gewöhnlich, aber ſie haben Selbſtvertrauen und eine ſichere Haltung, die ſie auch dann nicht verlieren, wenn ſie ſich gehen laſſen.“

„Na,“ ſagte Fink, „es geht, ſie ſind in ihrer Clique, in dem müßigen Umherlaufen mit Couſinen und Sporen an den Beinen verkümmert, ſie ſollen im Ganzen genommen ein Beiſpiel ſein, wie man nicht ſein muß, wenn man amüſant ſein will. Ihre Liederlichkeit iſt nicht luſtig und ihre Luſtigkeit iſt kläglich, in ein paar Jahren ſind ſie ſchal und ungenießbar wie ſchlechter Moſt. Dieſes Tönnchen wird ſchon ſäuerlich. Ich habe große Luſt, ſie dir nächſtens betrunken zu zeigen."

„Sprich nicht ſo liederlich," bat Anton.

„Ach, du armer Junge," ſagte Fink. „Schließ' die Thür auf und gib mir meine Geldbörſe zurück."

„Du haſt heut wieder eine große Rechnung bezahlt," ſagte Anton. „Ich bitte dich, ſei nicht ſo freigebig, du demüthigſt ja die Andern."

„Sei ruhig, Anton," erwiederte Fink, „ich halte mich über ſie auf, folglich iſt auch billig, daß ich für ſie bezahle."

„Ich hoffe, du wirſt niemals für mich bezahlen," ſagte Anton.

„Nein," entgegnete Fink, „du ſollſt das Privilegium haben, dein eigener Caſſirer zu ſein; ich bin zufrieden, daß du mir den Hausſchlüſſel trägſt und bei mir noch deine Cigarre rauchſt, während ich mich ausziehe. — Welche Stunde iſt's?"

„Es iſt gegen zwei Uhr," erwiederte Anton vorwurfsvoll.

„Dann ſind wir ſicher die Letzten. Da ich herkam, konnte das alte Haus ſolche Exceſſe nicht vertragen. Als ich das erſte Mal beim Frühlicht dieſen Rieſenſchlüſſel ins Schloß ſteckte, fürchtete ich, die alten Mauern würden über mir zuſammenbrechen. Jetzt ſind ſie daran gewöhnt, der Hund, die Hausknechte und der Prinzipal. Oft bleibe ich nur deshalb länger aus, um dieſe ſchauderhafte philiſtröſe Hausordnung umzudrehen."

Als Hildegard Salt nach einer feuchten Thränennacht gegen Morgen die erſten Anſtalten zum Schlafen machte, wurde ſie durch einen Brief von Theone Lara geweckt, in deſſen vorderem Theile Theone mit ſchwarzer Krähenfeder die Anſicht ausſprach, daß für ſie auf dieſer Welt kein Raum mehr ſei, und in der zweiten Hälfte dieſe Anſicht dahin berichtigte, daß ſie Hildegard und Lenore für nächſten Nachmittag zur Chocolade einlud, um wegen der glücklichen Rettung des Buches eine vertrauliche Feſtfeier zu begehen.

Auf dieſer Conferenz der Braunen wurde die Entweihung des Buches durch Männeraugen lebhaft beſprochen. Schrecklich war, daß Fink hineingeſehen hatte. Aber auch Wohlfart hatte das Buch in Händen gehabt, und es war ſehr zu fürchten, daß auch er es durchgeleſen hatte. Lenore war überzeugt, Wohlfart habe nicht darin geleſen. Hildegard dagegen behauptete, er ſei ein Mann, und kein Mann, auch der beſte nicht, ſei einer ſolchen Discretion fähig. Nach längerer Debatte wurde beſchloſſen, ihn auf eine Probe zu ſtellen. „Wenn er hineingeſehen hat,“ ſagte Lenore, „ſo hat er doch zuerſt das Titelblatt angeſehen.“

„Das Titelblatt durfte er anſehen,“ warf ein brauner Vogel ein.

„Ich hatte ihm verboten, das Buch zu öffnen,“ ſprach Lenore, „und ich weiß, er hat keine Seite angeſehen. Ihr alle ſollt zuhören, wie er meine Fragen beantwortet.“

Als Anton in der nächſten Tanzſtunde erſchien, trat ihm Lenore an der Spitze der Partei entgegen, ihre Miene war bekümmert, und alle Braunen bemühten ſich, die Köpfe zu hängen und ebenſo traurig auszuſehen: „Ach, Herr Wohlfart, was haben Sie gemacht! Das Buch, welches Sie an Theone geſchickt haben, war ja nicht ihr Tagebuch, es war das Notizbuch eines Herrn, aus einer fremden Brieftaſche.“

„Wie iſt das möglich?“ rief Anton beſtürzt.

„Gleich auf der erſten Seite war eine Rechnung vom 29ſten über einen Frack, vom 30ſten eine Flaſche Rothwein und zwei neue Sporen. Das Buch konnte uns nichts helfen.“ Alle Braunen ſchüttelten den Kopf und ſahen betrübt zur Erde.

Anton ſuchte ſich zu entſchuldigen. „Fink zog das rothe Buch aus der Weſtentaſche und gab es in meine Hand, ich ſandte es ſogleich verſiegelt ab.“

„Dann muß Herr von Fink das Buch vertauſcht haben,“ fuhr Lenore fort. „Warum haben Sie denn nicht hineingeſehen?“ frug ſie vorwurfsvoll, „wenigſtens auf das Titelblatt.“

„Das durfte ich ja nicht,“ rief Anton, „ich hatte Ihnen ja verſprochen, keinen Blick hineinzuwerfen. Ich rufe Fink.“

„Halt,“ rief Lenore, „noch einen Augenblick! Hat er hineingeſehen oder nicht?“ frug ſie ſiegreich zu ihrer Schaar gewandt.

Ein bewunderndes „Nein“ kam von Aller Lippen. „Bleiben Sie, Herr Wohlfart, es iſt das rechte Buch, das Sie zurückgeſandt haben. Einige von uns bezweifelten, ob ein Mann, ob ſelbſt Sie das Tagebuch ungeleſen aus der Hand geben könnten; ich ſagte, Sie wären das im Stande, und habe meinen Freundinnen das ſoeben bewieſen.“

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen,“ rief Anton erfreut.

„Alles traue ich Ihnen zu, was brav und ehrlich iſt,“ ſagte Lenore und blickte ihn mit herzlichem Vertrauen an.

Das war ein großer Abend im Kränzchen. Anton war bis zum Cotillon von einem Kreis junger Damen umgeben, welche ihn mit rührender Vertraulichkeit behandelten, und als der Augenblick kam, in welchem farbige Schleifen an die Herren ausgetheilt wurden, wurden die Klappen ſeines Fracks von oben bis unten beſteckt, und er ſah aus wie der bunteſte Hofmarſchall des Continents.

Aber noch Größeres begab ſich. Die Partei der Grünen drohte zu zerfallen. Zernitz, Georg Werner und der kleine Lanzau tanzten heut nur mit den Braunen. Hildegard Salt verlebte eine ſchreckliche halbe Stunde an der Seite des Nußknackers, welcher ſie während eines Walzers mit ritterlicher Artigkeit, ja man muß ſagen, mit Gefühl behandelte und dadurch in die allergrößte Verlegenheit ſetzte; Lenore hatte gar von den ehrerbietigen Angriffen des Laubfroſches, des Georg Werner und des kleinen Lanzau zu leiden, welche ſämmtlich auf einmal zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß Lenore ihrer ernſthaften Huldigungen nicht unwürdig ſei. Eugenie ſelbſt war heut gegen die Braunen von aufrichtiger Herzlichkeit, ſie hing ſich an Lenorens Arm und küßte beim Abſchied Theone im überſtrömenden Gefühl auf beide Wangen. Und Frau von Werner ſetzte ſich neben die Baronin Rothſattel, kündigte für die nächſten Tage ihren und ihrer Töchter Beſuch an, bat um die Erlaubniß ihren Georg mitzubringen, und ſprach unaufhörlich davon, wie glücklich ihre Kinder noch im nächſten Sommer darüber ſein würden, daß die Tanzſtunde ſie in ein ſo intimes Verhältniß zu Lenore gebracht habe. Kurz, das ganze Ausſehen der Tanzſtunde war verändert. Mit Ausnahme der grünen Damen, welche über die Untreue ihrer Herren zürnten, war Alles in einer gemüthvollen, von Menſchenliebe gleichſam überfließenden Stimmung, deren Gegenſtand die Damen des braunen Bundes waren. Verlegen erkannten dieſe die Veränderung ihrer Stellung, die Herzlichkeit der Baldereck, die ernſthaften Huldigungen aller feindlichen Herren; ach, aber zu einem Genuß ihres Glückes konnten ſie nicht kommen, in ihrer Bruſt fühlten ſie die Nadelſtiche des böſen Gewiſſens, und um ſie herum bewegte ſich in weitem Kreiſe die furchtbare Geſtalt Finks, des Wiſſenden. Durch ein Wort konnte er den unbegreiflichen Zauber zerſtören, der ſie umgab. — Den ganzen Abend hielt er ſich fern von allen Theilnehmern am Tagebuch, erſt am Ende der Stunde trat er zu Lenore: „Iſt Fräulein Eugenie heut nicht allerliebſt? Ich gebe Ihnen zu, daß ſie gefühllos iſt, aber dieſe kleine Unart wird ſich möglicher Weiſe im Laufe der Jahre in eine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaft verwandeln."

Lenore ſah ihn verlegen an. „Kommen Sie mit zu Theone Lara," ſagte ſie endlich. „Herr von Fink hat ein Recht auf unſern Dank," rief ſie dort, „wir alle wollen ihn bitten, daß er über das Buch ſchweigt, wie er bis jetzt gethan."

„Ich will mich dazu verpflichten," verſetzte Fink, „unter einer Bedingung. Ein Opfer muß ich haben. Ich muß die Dame erfahren, welche den Vers unter einen gewiſſen Weinſtock geſchrieben hat. Ich muß Jemanden haben, den ich haſſen kann, von dem ich bei Gelegenheit alles Schlechte rede, Jemanden, der dafür bezahlt, daß Sie ſo leichtſinnig waren, die Documente Ihres ſcharfen Witzes in meine Hände fallen zu laſſen. Nennen Sie mir die Eine, und ich gebe Ihnen freiwillig das Verſprechen, daß ich gegen Fremde nie ein Wort aus dem Tagebuch citiren werde.“

In der Gruppe entſtand eine ängſtliche Bewegung, Jede fürchtete, die Beute des rachſüchtigen Indianers zu werden. Lenore ſah auf Hildegard, welche vor Schrecken erblich, und ſagte eifrig: „Ich habe die Zeichnung gemacht und ich habe die Verſe darunter meiner Freundin dictirt; da Sie's geſehen haben, ſo bitte ich Sie um Verzeihung. Mehr kann ich nicht thun; und wenn Sie jetzt die Abſicht haben, ſich an mir zu rächen, ſo werde ich Ihren Haß zu ertragen ſuchen.“

„Schön,“ ſagte Fink lächelnd, „ich werde mich rächen, ich werde Sie von heut ab haſſen. Uebrigens iſt mir angenehm zu erfahren, daß auch das vergänglichſte aller Gefühle, Mädchenfreundſchaft, die Unglücklichen, welche davon befallen werden, zu heldenmüthigen Opfern begeiſtern kann. — Ah, Fräulein Hildegard, finden Sie nicht, daß Benno Tönnchen ein herzensgutes Kind iſt? Auch ſeine Geſtalt iſt nicht ſchlecht. Etwas zu voll, werden Sie ſagen, aber gerade dies volle Weſen macht ihn und ſeine Familie ſo anſprechend.“

Die letzte Folge dieſes glücklichen Abends war, daß auf einer neuen Conferenz der Braunen beſchloſſen wurde, den treuen Ritterdienſt Wohlfarts in außerordentlicher Weiſe zu belohnen. Nach längerer Ueberlegung wurde man einig, daß Theone gemeinſchaftlich mit ihren Freundinnen eine prachtvolle Börſe zu häkeln habe. Gleich am nächſten Morgen wurden Seide und Perlen gekauft. Lenore wollte, um ſich nicht auszuſchließen, die Kunſt zu häkeln eigens erlernen. Auch ſtrahlte bereits die erſte Kappe der Börſe in Braun und Gold, als Ereigniſſe eintraten, welche die Vollendung hinderten.

3.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß die überirdiſchen Gewalten dem Menſchenkind das Glück einer hochgeſpannten Empfindung nicht lange unverkümmert laſſen. Sie haben die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ſich faſt immer eine Saite unſers Innern abſpannt, ſo oft ſie den Wirbel einer anderen zur Höhe herumdrehen. Natürlich entſteht daraus ein Mißklang. Dieſe ſchlechte Behandlung erfuhr auch Antons Seele.

Zunächſt ereignete ſich, daß das Comtoir fortfuhr, die Veränderung in Antons Leben mit kritiſchem Blick zu beobachten. Jede Art von Befremden herrſchte in den verſchiedenen Zimmern des Hinterhauſes, in allen aber war man einig, daß ſich Anton, ſeit er die Tanzſtunde beſuche, ſehr auffällig und nicht zu ſeinem Vortheil verändere. In Wirklichkeit war dieſe Veränderung nicht groß. Es iſt wahr, Anton war in den Freiſtunden weniger mit ſeinen Collegen zuſammen als ſonſt, er brachte viele Abende außer dem Hauſe zu, und wenn er einmal in Geſellſchaft der Hausgenoſſen aushielt, ſo war er wohl zerſtreuter, ja vielleicht übte er auch geringere Nachſicht gegen die ihm wohlbekannten kleinen Schwächen der anderen Herren. Sein Verſtand bewahrte ihn davor, ſich wegen der plötzlichen geſellſchaftlichen Erfolge zu überheben und die Collegen durch Erzählung ſeiner Abenteuer zu langweilen; aber er konnte ſich doch nicht enthalten, zuweilen Vergleiche anzuſtellen zwiſchen dem Ton und Benehmen ſeiner Umgebung, die er überſah, weil er ſie genau kannte, und dem Ton und Benehmen im Salon der gnädigen Frau, der ihm imponirte, weil er ihm neu war. Das Comtoir erklärte ſeine größere Schweigſamkeit für Stolz, ſeine häufige Abweſenheit für unziemlichen Leichtſinn, und er, der ſonſt ein Liebling des Hauſes geweſen war, kam gerade deshalb in die Lage, jetzt ſehr ſtreng beurtheilt zu werden. Er ſelbſt empfand die kühlere Haltung der Gemäßigten, die auffallende Kälte der Entſchiedenen als liebloſe Behandlung. So kam es, daß er die Abende, an denen er keine Veranlaſſung hatte auszugehen, faſt nur mit Fink verlebte, und daß Beide zuſammen nach wenig Wochen als ariſtokratiſche Coterie den andern Herren gegenüberſtanden.

Anton wurde durch dies Verhältniß mehr gedrückt, als er ſich ſelbſt geſtehen wollte; er fühlte es an ſeinem Arbeitspult, auf ſeinem Zimmer, ſogar beim Mittageſſen im Vorderhauſe. Seltener redete ihn einer ſeiner Collegen an; wenn Jordan eine Auskunft forderte, wandte er ſich nicht mehr an ihn, ſondern an Baumann; wenn der Caſſirer zur Frühſtücksſtunde in das vordere Comtoir kam, ſo trat er nicht mehr an Antons Sitz; und wenn Specht ſich von ſeinem Platze umwandte und mitten in den kaufmänniſchen Correſpondenzen eine auffallende Frage an die Umſitzenden that, ſo wandte er ſich zwar öfter als ſonſt an Anton, aber es erſchien dieſem als keine Verbeſſerung ſeiner Situation, wenn Specht ihm flüſternd ins Ohr ſchrie: „Iſt es wahr, daß Herr von Berg Apfelſchimmel hat?“ oder: „Muß man bei Frau von Baldereck lackirte Stiefeln oder Schuhe tragen?“ Am gewaltthätigſten wurde Anton von ſeinem alten Gönner Pix behandelt. Uebergroße Toleranz hatte niemals die Energie dieſes Herrn geſchwächt, und aus einem nicht recht verſtändlichen Grunde ſah er in dem gegenwärtigen Anton eine Art Verräther am Comtoir, an der großen Wage und am Solo. Es war ſeine Gewohnheit, den eigenen Geburtstag ſo feierlich als möglich zu begehen. Er lud dann ſeine Vertrauten, in deren erſter Reihe Anton ſtand, zum Abend auf ſein Zimmer und ſetzte ihnen an dieſem Tage ausnahmsweiſe Wein auf den Tiſch und einen Napfkuchen, den er eigens beim Bäcker beſtellte und den er in immer größeren Verhältniſſen zu liefern bemüht war. In dieſen Wochen kam wieder ſein Geburtstag heran, und Anton war, obgleich Herr Pix ſich in der letzten Zeit ſehr ſchweigſam gegen ihn verhalten hatte, doch vorbereitet, den Abend bei ihm zuzubringen, er hatte deshalb eine Einladung des Herrn von Zernitz bereits abgelehnt. Früh vor der Comtoirſtunde ging er auf das Zimmer des Herrn Pix und gratulirte dieſem. Herr Pix nahm den Glückwunſch ſehr kühl auf und gönnte ihm keine Einladung für den Abend. Nach Tiſche begegnete Anton dem koloſſalen Napfkuchen, welcher mit Hülfe eines Bäckerlehrlings mühſam die Treppe des Hinterhauſes hinaufſtieg, im Comtoir merkte er aus einer Aeußerung des Herrn Specht, daß diesmal ſämmtliche Collegen aufgefordert waren, den Tag feſtlich zu begehen, an welchem Herr Pix durch ſein Erſcheinen eine Lücke der Schöpfung ausgefüllt hatte. Alle waren geladen, nur Anton und Fink nicht.

Mit Recht empfand Anton dieſe Zurückſetzung als eine Unart. Er empfand ſie aber tiefer, als wohl nöthig geweſen wäre. Und zum Ueberfluß theilte ihm Specht im Vertrauen mit, daß Pix die Erklärung abgegeben habe, ein junger Herr, der mit Lieutnants umgehe und bei Feroni am liederlichen Tiſche ſitze, ſei kein paſſender Geſellſchafter für einen ſoliden Kaufmann. Als er an dieſem Abend einſam auf ſeiner Stube ſaß und unter ſich die luſtige Unterhaltung der Collegen hörte, da überkam ihn eine bange und gedrückte Stimmung, und keins von den glänzenden Bildern, welche in der letzten Zeit ſeine Mußeſtunden ausgefüllt hatten, auch das holdeſte nicht, war mächtig genug, durch die dichte Wolke des Mißmuths durchzubringen, welche ihn umhüllte.

Er ſelbſt war nicht zufrieden mit ſich und ſuchte ſelbſtquäleriſche Anklagen gegen ſich zuſammen. Er war ein Anderer geworden. Er war nicht gerade nachläſſig in den Arbeitsſtunden, aber ſeine Thätigkeit machte ihm wenig Freude, ſie war ihm oft eine Laſt. Es war ihm begegnet, daß er in ſeinen Briefen Wichtiges vergeſſen hatte, ja er hatte ſich ein paar Mal ſogar in den Preiſen verſchrieben, und Jordan hatte ihm mit einer kurzen Bemerkung die Briefe zurückgegeben. Es fiel ihm ein, daß der Prinzipal ſich in der letzten Zeit gar nicht um ihn gekümmert, und daß Sabine ihn vor einigen Tagen auf der Treppe kälter gegrüßt hatte als gewöhnlich. Und neulich, als die Tante über Störung ihrer Nachtruhe klagte, weil Jemand ſo ſpät und geräuſchvoll die Hausthür geöffnet, da hatten alle Collegen vorwurfsvoll auf ihn geſehen. Sogar der treue Karl hatte ihn vor der letzten Tanzſtunde, wie Anton jetzt meinte, ironiſch gefragt, ob er auch ſeinen Hausſchlüſſel bei ſich habe. In ſolcher Stimmung ging Anton an ſeinen Schreibtiſch und fing an ſein kleines Caſſenbuch durchzuſehen. Er hatte in den letzten Wochen keine Ausgaben eingeſchrieben, ängſtlich faßte er die Feder und ſuchte Rechnungen und Erinnerungen zuſammen, um das Verſäumte nachzuholen. Mit Schrecken entdeckte er, daß ſeine Schulden zuſammen eine Summe ausmachten, welche er nicht tilgen konnte, ohne die kleine Hinterlaſſenſchaft ſeiner Eltern anzugreifen. Er fühlte ſich ſehr unglücklich. Hohe Töne hatten lange Zeit in ihm geklungen. Das Schickſal hatte auf einer Saite die feinſte Melodie geſpielt, jetzt ſchnurrte die andere. Der Mißton ſollte noch größer werden.

An demſelben Abend kam der Kaufmann verſtimmt aus der Reſſource nach Hauſe, er beantwortete kurz Sabinens Gruß und ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was haſt du, Traugott?“ frug die Schweſter.

Der Bruder trat an ihren Stuhl. „Willſt du wiſſen, wie Fink ſeinen Schützling bei Frau von Baldereck eingeführt hat? Du warſt ſo bereit, dich über ſeine Freundſchaft zu freuen. Er hat ein Syſtem von Lügen geſponnen und hat den unerfahrenen Wohlfart zu einem ruchloſen Abenteurer gemacht.“ Er erzählte darauf, daß ihn ein älterer Offizier nach den Verhältniſſen Antons gefragt hatte, und was dabei zu Tage gekommen war.

„Iſt denn auch gewiß, daß Fink dieſe abgeſchmackten Märchen erfunden, und daß Wohlfart darum gewußt hat?“ frug Sabine ſchüchtern.

„An Finks Betheiligung iſt kein Zweifel. Der Streich ſieht ihm zu ähnlich. Das iſt der leichtſinnige frevelhafte Sinn, der nichts achtet, nicht einmal den Ruf des Freundes."

Sabine lehnte ſich an den Stuhl und nickte mechaniſch mit dem Haupt. Ja, ſo war er. Wieder einmal empörte ſich ihr Herz gegen ihn. „O wie traurig!" ſagte ſie vor ſich hin. „Aber Wohlfart iſt unſchuldig, Traugott, das weiß ich beſtimmt. Eine ſolche Lüge iſt nicht in ſeinem Weſen."

„Ich werde es morgen erfahren," ſagte der Kaufmann. „Um ſeinetwillen wünſche ich, daß du Recht haſt."

Am folgenden Morgen ging der Prinzipal durch das vordere Comtoir und rief Anton zu ſich in die kleine Hinterſtube. Da dies ſelten geſchah, ſo folgte Anton mit der Ahnung, daß irgend etwas Unheimliches heranziehe. Der Prinzipal ſchloß hinter ihm die Thür, ſetzte ſich recht ernſthaft vor ihm auf den Lederſtuhl und begann mit ſtrenger Miene: „Lieber Wohlfart, ich halte es für meine Pflicht, mit Ihnen über einige Gerüchte zu ſprechen, die ſich in der Stadt verbreitet haben. Man hält Sie für einen reichen jungen Mann von geheimnißvoller Herkunft, erzählt ſich, daß Sie große Beſitzungen in Amerika haben und daß vornehme Perſonen ſich im Stillen lebhaft für Sie intereſſiren. Ich ſetze voraus, daß auch Ihnen dieſe Gerüchte zu Ohren gekommen ſind, und wünſche zu wiſſen, was Sie gethan haben dieſelben zu widerlegen."

Anton erwiederte erſtaunt, aber mit Entſchloſſenheit: „Ich weiß nichts von einem ſolchen Gerücht, ich habe einige Male von Fremden ſonderbare Anſpielungen auf mein Vermögen gehört, ich habe ſtets widerſprochen."

„Haben Sie mit der nöthigen Entſchiedenheit widerſprochen?" frug der Kaufmann ſtreng.

„Ich glaube, ja," antwortete Anton ehrlich.

„Es wäre an dem müßigen Geſchwätz wenig gelegen," fuhr der Prinzipal fort, „wenn nicht Ihr eigener Charakter dadurch verdächtigt würde. Denn die Welt wird geneigt ſein anzunehmen, daß Sie ſelbſt aus irgend einem Grunde bei der Verbreitung dieſes Gerüchts thätig geweſen ſind; für den Ruf eines Kaufmanns aber gibt es keinen ſchlimmeren Argwohn als den, daß er durch niedrige Mittel ſich einen Credit geben will, den zu beanſpruchen er kein Recht hat.“

Anton ſtand ſtarr.

Der Kaufmann fuhr fort: „Außerdem wird durch dieſes Geſchwätz auch der gute Ruf Ihrer Eltern angegriffen, denn man will wiſſen, daß Sie der heimliche Sohn eines ſehr vornehmen Mannes ſind.“

„O meine Mutter!“ rief Anton, rang die Hände und die Thränen rollten aus ſeinen Augen. Er war ſo ergriffen, daß ihm der Prinzipal Zeit laſſen mußte, ſich zu beruhigen, und endlich begütigend ſagte: „Faſſen Sie ſich, lieber Wohlfart, Sie haben jetzt die Aufgabe, die Unwahrheit dieſer Erzählungen nachzuweiſen. Sie werden Ruhe und männliche Haltung dazu brauchen.“

„Am ſchrecklichſten iſt für mich der Gedanke,“ rief Anton noch immer außer ſich, „daß Sie ſelbſt vielleicht glauben, ich hätte dieſe Unwahrheiten hervorgerufen, oder ich hätte ſie mir gefallen laſſen, um mich wichtig zu machen. Ich bitte Sie mir zu glauben, ich habe bis zu dieſer Stunde nichts davon gewußt.“

„Ich glaube Ihnen gern,“ ſagte der Kaufmann freundlicher, „aber Sie haben doch Manches gethan, um ſolchen Erzählungen Raum zu geben. Sie ſind fortwährend in einem Kreiſe geſehen worden, welcher ſich ſonſt gegen junge Männer in Ihrer Stellung ſehr ſpröde verhält. Sie haben hier und da Ausgaben gemacht, welche Ihre Mittel offenbar überſteigen und jedenfalls unpaſſend für Sie waren.“

Anton hatte die dunkle Empfindung, daß er ſich im Mittelpunkt der Erde viel behaglicher befinden würde, als auf der Oberfläche. „Ja,“ ſagte er endlich verzweifelnd, „Sie haben Recht, ich habe ſehr unrecht gehan, über meine Verhältniſſe hinauszugehen, ich habe das während der ganzen Zeit empfunden; ſeit einigen Tagen, wo ich Caſſe gemacht habe und geſehen, daß ich in Schulden gekommen bin" — hier lächelte der Kaufmann faſt unmerklich — „iſt mir's klar geworden, daß ich auf unrechtem Wege bin, ich habe nur nicht gewußt, wie ich zurück ſoll. Jetzt werde ich nicht mehr zaudern," fuhr er ſehr traurig fort, „und Sie mögen die Güte haben zu entſcheiden, ob ich mich jetzt verſtändig benehme."

„Nicht wahr, Fink hat Sie in die Geſellſchaft der Frau von Baldereck eingeführt? Ich dachte es," ſagte der Prinzipal lächelnd, „vielleicht weiß er auch mehr von den Gerüchten, welche Sie gegenwärtig ſo beunruhigen."

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart ſein Zeugniß fordere, daß ich nichts von allen dieſen Nachreden gewußt habe, und daß ich ſelbſt wohl leichtſinnig geweſen bin, aber nicht niedrig. Fink iſt mein Freund und kennt mein ganzes Verhalten."

„Wenn Sie es beruhigt," ſagte der Prinzipal und ließ Herrn von Fink rufen.

Fink ſah im Eintreten verwundert auf den aufgeregten Anton und frug, ohne die Gegenwart des Prinzipals ſonderlich zu beachten: „Was Teufel, du haſt geweint?"

„Ueber Verleumdungen," ſprach der Kaufmann ernſt, „welche ſeine Solidität als Geſchäftsmann und die Reſpectabilität ſeiner Familie angegriffen haben." Darauf ſagte er kurz, worum es ſich handle.

Fink lachte und rief: „Er iſt ein Kind; wozu ſich um das müßige Geſchwätz der Leute kümmern?"

„Er hat kein Recht, dies Geſchwätz zu verachten, denn er hat es durch ſeinen Verkehr in den Kreiſen, in die Sie ihn einführten, genährt."

„Vor Allem bitte ich dich, mir hier vor Herrn Schröter zu bezeugen, daß ich keine Ahnung von alledem gehabt habe; du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich keinen Fuß in die

Geſellſchaft der Frau von Baldereck geſetzt hätte, wenn ich für möglich gehalten, daß ſo etwas von mir geſagt werden kann.“

„Er iſt ganz unſchuldig,“ ſagte Fink mit überzeugender Gutmüthigkeit zum Prinzipal, „unſchuldig und harmlos wie das Veilchen, das ſtill im Verborgenen blüht; wenn irgend Jemand Schuld hat bei dieſer lächerlichen Geſchichte, ſo bin ich es und außerdem die thörichten Menſchen, welche ſo etwas verbreitet haben. Gib dich zufrieden, Anton; wenn dir die Sache leid iſt, ſo wollen wir ſie bald wieder in Ordnung bringen.“

„Ich werde noch einmal zu Frau von Baldereck gehen und ihr mittheilen, daß ich die Tanzſtunden nicht mehr beſuchen kann.“

„Auch ich halte das für das beſte Mittel,“ ſagte der Kaufmann.

„Ich fürchte, es wird nicht viel helfen,“ bemerkte Fink weiſe.

„Dann habe ich wenigſtens das Meinige gethan,“ rief Anton.

„Wie du willſt,“ ſagte Fink. „Tanzen haſt du doch gelernt und deinen Hut verſtehſt du auch mit Anſtand zu bewegen.“

Gegen Mittag ſagte der Kaufmann zu ſeiner Schweſter: „Du haſt Recht gehabt: Wohlfart war in der Hauptſache unſchuldig, Fink hat in ſeinem Uebermuth die ganze Intrigue angezettelt.“

„Ich wußte es,“ rief Sabine und fuhr heftig mit der Nadel in ihre Stickerei. — „Wenn es möglich iſt, Traugott, ſo verhüte jetzt eine neue Unbeſonnenheit.“

„Sie müſſen die Geſchichte ſelbſt abmachen,“ antwortete der Kaufmann, „ich bin neugierig, wie ſie das zu Stande bringen werden.“

Anton arbeitete den Tag über wie Einer, der ſich betäuben will, ſprach nur das Nöthige und ging am Abend trotzig die drei Treppen hinauf, ſich anzukleiden, als ein Mann, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat.

Fink ſah ihn den Tag über mißtrauiſch an und frug ſich ſelbſt: „Was hat der Junge vor? Er geberdet ſich, als ſollte er das erſte Duell abmachen.“ Und hätte er in Antons Seele ſehen können, vielleicht hätte auch ihn erſchüttert, den Schmerz zu erkennen, der in dem jungen Herzen fraß. Es war nicht verletzter Stolz allein, nicht die Scham, wie ein Abenteurer und Betrüger zu erſcheinen, denn dieſe beiden Empfindungen gingen unter in einem größeren Weh, in dem Gedanken an den Abſchied von ſeiner geliebten Tänzerin.

Fink ſprang die drei Treppen hinauf in Antons Zimmer, den er bereits angekleidet fand, ſah das bleiche Geſicht des Freundes, das heute um ein paar Jahre älter ausſah als gewöhnlich, und frug, ſeine Hand ergreifend: „Biſt du böſe auf mich?“

„Nicht auf dich und auf keinen Andern,“ ſagte Anton aufgeregt. „Höre mich an; wie das Gerücht entſtanden iſt, will ich nicht wiſſen. Es iſt möglich, daß du dir einen Scherz mit mir und den Leuten gemacht haſt.“

„Mit dir nicht, mein Kind,“ ſagte Fink.

„Jedenfalls haſt du um das Geſchwätz gewußt und mir nichts davon geſagt; das war nicht recht von dir, ich ſage dir das jetzt und werde dir's nicht nachtragen, und wir wollen mit einander über dieſe Geſchichte niemals wieder reden.“

„Höre,“ ſagte Fink, „ich habe die Anſicht, du nimmſt das Geſchwätz viel zu tragiſch.“

„Laß mich“, fuhr Anton fort, „nur heut in meiner Weiſe handeln.“

„Was willſt du denn thun?“

„Frage mich nicht, ich empfinde ſehr deutlich, was ich thun muß. Laß uns gehen.“

„So thu', was du nicht laſſen kannſt,“ ſagte Fink gutmüthig, „aber vergiß nur Eines nicht, daß jede Art von Scene, die du vor den Leuten aufführſt, ſie nur amüſiren wird, um ſo mehr, je aufgeregter du dich zeigſt."

„Vertraue mir," ſagte Anton, „ich werde ruhig ſein."

Es war große Geſellſchaft in den erleuchteten Zimmern, kleine Balltoilette, viel Lichterglanz, ſämmtliche Familienmütter und mehrere Väter; einige eingeübte Tänze ſollten zum Beſten gegeben werden. Im Eintreten blickte Fink beſorgt auf ſeinen Freund, Anton ſah verſtört aus, aber er ſchritt mit großer Energie vorwärts. Er machte ſich von Fink los und trat ſogleich zu Lenore, mit der er ſich zum erſten Tanz bereits engagirt hatte. Das Fräulein ſah heut ſo reizend aus als möglich, ſie hatte ihr erſtes Ballkleid an, und die großen Augen ſtrahlten vor Luſt; ſie kam ihrem Tänzer einige Schritte entgegen und ſagte ihm mit freundlichem Vorwurf: „Sie kommen ſo ſpät, der Ball wird gleich anfangen, und ich hatte gehofft, mit Ihnen vorher noch eine Weile zu plaudern. Papa iſt auch hier. Ich werde Sie ihm vorſtellen. — Aber was haben Sie? — Sie ſehen ja ſo feierlich aus!"

„Gnädiges Fräulein," erwiederte Anton mit einer Verbeugung, „mir iſt heut ſehr traurig zu Muthe, ich kann nicht die Ehre haben, den nächſten Tanz mit Ihnen zu tanzen."

„Und warum nicht?" frug die junge Dame erſchrocken.

„Hören Sie mich an, ich werde nicht lange in dieſer Geſellſchaft bleiben und komme heut nur, mich bei Ihnen und der Dame vom Hauſe wegen meines Weggehens zu entſchuldigen."

„Aber Herr Wohlfart," rief Lenore die Hände zuſammenſchlagend.

„Viel mehr als an der Meinung der Uebrigen liegt mir an Ihrer guten Meinung," ſagte Anton erröthend, „und vor Ihnen will ich mich zuerſt rechtfertigen."

„Sie ſollen ſich aber nicht rechtfertigen, ich verſtehe Sie nicht," rief die junge Dame.

Anton aber erzählte ihr mit fliegenden Worten, was er heute von ſeinem Prinzipal gehört, und verſicherte ſie eifrig, daß er von dem Gerücht nichts gewußt habe. „Das glaube ich Ihnen gern," ſagte Lenore vertrauensvoll, „Papa hat auch geſagt, daß es wahrſcheinlich ein müßiges Geſchwätz ſei." — Sie hielt inne, denn ſie dachte in dem Augenblick daran, daß ihr Vater zugeſetzt hatte, dieſer Herr Wohlfart möge ein recht guter Mann ſein, aber er paſſe doch nicht in die Geſellſchaft. „Und weil Sie erfahren haben, was man ſich über Sie erzählt, wollen Sie ganz aus der Tanzſtunde ausſcheiden?"

„Ja, ich will," ſagte Anton, „denn wenn ich hier bliebe, würde ich mich der Gefahr ausſetzen, für einen Eindringling oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden."

Lenore warf das Köpſchen zurück und ſagte gekränkt und heftig: „So gehen Sie, mein Herr!"

Dies war das beſte Mittel, das Gehen unſers Anton zu verhindern, er blieb ſtehen und ſah ſeine Tänzerin flehend an.

„Warum gehen Sie nicht?" frug das Fräulein noch heftiger.

Anton wurde ſehr bleich; er ſah mit tiefem Schmerz in das Geſicht ſeiner zornigen Dame und ſagte mit zitternder Stimme: „Sagen Sie mir wenigſtens, daß Sie nicht ſchlecht von mir denken wollen."

„Ich werde gar nicht an Sie denken," rief Lenore mit ſchneidender Kälte und wandte ſich ab.

Der arme Anton ſtand einen Augenblick wie vernichtet, es war ein bitterer Schmerz, der ſeine unerfahrene Seele durchbebte. Wäre er zehn Jahre älter geweſen, ſo hätte er ſich dieſen heftigen Zorn vielleicht günſtiger ausgelegt. Der Gedanke, daß er noch nicht fertig war, gab ihm ſeine Kraft wieder, er ging aufgerichtet, ja mit ſtolzem Schritt zu dem Kreiſe, in welchem Frau von Baldereck die Honneurs machte. Da waren alle die auserwählteſten Damen der Geſellſchaft, die lange hagere Gräfin eine Taſſe Thee trinkend, Eugeniens Mutter und neben ihr eine große Männergeſtalt; Anton wußte, ohne daß es ihm Jemand geſagt hatte, daß der ſtattliche Herr

Lenorens Vater ſein müſſe. In dem Augenblick, wo er vor die Frau vom Hauſe trat, ſeine Verbeugung zu machen, flog ſein Blick über die ganze Geſellſchaft. Noch viele Jahre nachher lebte der Augenblick in ſeinem Gedächtniß, noch viele Jahre nachher wußte er die Farbe von jedem Kleide, er konnte noch die Blumen aufzählen, welche in dem Strauß der Baronin Rothſattel waren, ja, er erinnerte ſich noch an das Bild der gemalten Taſſe, aus welcher die Gräfin trank. Die Hausfrau empfing die Verbeugung unſers Helden mit herablaſſendem Lächeln und war im Begriff, ihm etwas Freundliches zu ſagen, als Anton ſie unterbrach und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte, aber laut durch den ganzen Saal tönte, ſeine Rede begann, ſo daß nach den erſten Worten eine allgemeine Stille entſtand: „Gnädige Frau, ich habe heut erfahren, daß in der Stadt erzählt wird, ich ſei reich, ich beſitze Güter in Amerika, und vornehme Herrſchaften nehmen im Geheimen ein Intereſſe an mir. Ich erkläre dies alles für Unwahrheit, ich bin der Sohn des verſtorbenen Calculator Wohlfart aus Oſtrau; ich habe von meinen Eltern faſt nichts geerbt als einen ehrlichen, unbeſcholtenen Namen. Ich bin dem Andenken an meine guten Eltern und mir ſelbſt ſchuldig, das hier öffentlich zu erklären. Sie, gnädige Frau, haben die hohe Güte gehabt, einen fremden und unbedeutenden Menſchen ſo freundlich in Ihrem Hauſe aufzunehmen und mich zur Theilnahme an den Tanzſtunden dieſes Winters aufzufordern. Ich darf nach dem, was ich heut gehört habe, nicht mehr daran Theil nehmen, weil mein fernerer Beſuch der Tanzſtunde den Unwahrheiten, welche man über mich verbreitet hat, Nahrung geben würde, und weil ich gar in den Verdacht kommen könnte, ein Betrüger zu ſein, welcher die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes mißbraucht. Deshalb ſage ich Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Güte und bitte Sie, mir ein freundliches Gedächtniß zu bewahren.“

Die Rede war etwas zu pathetiſch für den Kreis, in welchem ſie wirken ſollte, aber ſie wirkte doch. Es entſtand für einige Augenblicke tiefes Stillſchweigen; die Gräfin hielt wie erſtarrt ihre Taſſe in der Luft zwiſchen Schoß und Mund, und die Frau vom Hauſe ſah verlegen vor ſich nieder.

Anton machte eine tiefe Verbeugung und ging zur Thür.

Da eilte aus der ſtarren Gruppe mit beflügeltem Schritte eine helle Geſtalt dem Scheidenden nach, faßte mit ihren Händen ſeine beiden Hände; Anton ſah in Lenorens weinende Augen und hörte noch, wie ſie mit weicher Stimme unter Thränen zu ihm ſagte: „Leben Sie wohl!“ Dann ſchloß ſich die Thür hinter ihm, und Alles war vorbei.

Anton ging langſam nach Hauſe. Es war ſo ruhig und ſtill in ſeiner Seele, als wäre er nie in dem Hauſe hinter ihm geweſen, er ſah auf die großen Schneeflocken, welche vor ihm herunterfielen, und freute ſich über die Spur, welche die Fußgänger in den weichen Schnee gedrückt hatten. Wenn er Schmerzen fühlte, ſo waren ſie doch ohne Bitterkeit. Er trug ſein Haupt ſtolz und dachte an alles Mögliche, woran ein unbefangener Spaziergänger denkt, an ſeine Eltern, an die Briefe, die er im Geſchäft geſchrieben hatte, an ſeinen Prinzipal und auch an den närriſchen Tinkeles, den Fink heut wieder zum Comtoir hinausgewieſen. Aber in ſeinem Ohr klang fortwährend eine Melodie, die neben allen Gedanken forttönte, es waren die Worte Lenorens: „Leben Sie wohl!“

In dem Salon der gnädigen Frau kehrte das Leben zurück, als er das Zimmer verlaſſen hatte. Das erſte Wort, welches gehört wurde, war der ſtrafende Ruf der Mutter, die ihre Tochter zu ſich forderte, welche in der vergangenen Scene eine ſo auffallende Rolle improviſirt hatte. „Lenore, du haſt dich vergeſſen!“ ſagte die Mutter leiſe und bekümmert.

„Laß ſie,“ ſagte der Freiherr mit Geiſtesgegenwart laut, „die Tochter hat gethan, was der Vater hätte thun ſollen; der junge Mann hat ſich brav gehalten und wir werden ihm unſere Achtung nicht verſagen.“

Unter den übrigen Gruppen aber erhob ſich ein Gemurmel, die Einleitung zu lebhafter Unterhaltung. „Das war ja eine wahre Theaterſcene," ſagte die Dame vom Hauſe mit nicht ganz natürlichem Lächeln; — „aber, wer hat uns denn geſagt —"

„Ja, wer hat denn geſagt? —" fiel Herr von Tönnchen ein.

Aller Augen richteten ſich auf Fink.

„Sie ſagten ja doch, Herr von Fink, —" fing Frau von Baldereck wieder an, ſich majeſtätiſch erhebend.

„Ja wohl," fiel Herr von Zernitz ein, „und es iſt doch etwas an dem Gerücht, mein Wort darauf! Ich ſelbſt habe bei einem notariellen Act als Zeuge gedient," fuhr er unvorſichtig heraus. „Erklären Sie doch, Fink."

„Auch ich muß um Erklärung bitten, Herr von Fink," fuhr die Hausfrau gereizt fort.

„Mich? gnädige Frau," ſagte Fink mit der Ruhe eines Gerechten, dem ein Unrecht geſchieht. „Was ſoll ich von dieſem Gerücht wiſſen? Ich ſelbſt habe ihm widerſprochen, ſo viel ich nur konnte."

„Ja, das haben Sie," ließen einzelne Stimmen ſich hören, „aber Sie ließen merken —"

„Sie ſagten doch —" fiel Frau von Baldereck ein.

„Was? gnädige Frau," frug kalt der unerſchütterliche Fink.

— „daß dieſer Herr Wohlfart auf geheimnißvolle Weiſe mit dem — dem Kaiſer — in Verbindung ſtehe."

„Das iſt unmöglich," antwortete Fink mit größtem Ernſt. „Das iſt ein arges Mißverſtändniß! Ich habe Ihnen die Perſon des Herrn beſchrieben, der Ihnen damals noch unbekannt war; es iſt möglich, daß ich dabei eine zufällige Aehnlichkeit erwähnt habe."

„Aber was iſt das mit den Gütern," fiel Herr von Tönnchen ein, „Sie ſelbſt haben ja die Herrſchaft an ihn cedirt, und dieſer Verkauf war von auffallenden Umſtänden begleitet.

Sie forderten von uns, die Sache als tiefes Geheimniß zu bewahren."

„Da Sie mein Geheimniß ſo gut bewahrt haben, daß Sie es überall und jetzt hier vor der ganzen Geſellſchaft erzählen," entgegnete Fink lachend, „ſo tragen Sie und Zernitz offenbar die Schuld, wenn ſich dies thörichte Gerücht verbreitet hat. Merken Sie auf, meine theuren Herren. Mein Freund Wohlfart hatte einmal in fröhlicher Stimmung geäußert, er wünſche wohl, Grundbeſitz in Amerika zu haben. Ich machte mir einen Scherz und ſchenkte ihm zu Weihnachten eine Beſitzung, die ich auf Long-Island bei Newyork hatte. Dieſe Beſitzung, meine Herren, beſteht in einer Sandgrube, welche mit Geſträuch bewachſen iſt und in welcher eine bretterne Vogelhütte zum Schießen von Strandvögeln ſteht. Wenn ich Sie gebeten habe nicht davon zu ſprechen, ſo war das ganz in Ordnung; daß Sie aber aus dieſer Kleinigkeit ein Tau geſponnen haben, welches einen liebenswürdigen Mann von unſerer Geſellſchaft ſcheiden ſoll, thut mir ſehr leid." Ein kalter Hohn legte ſich auf ſein Geſicht, als er fortfuhr: „Mit Freuden ſehe ich, wie ſehr Sie alle dies Bedauern theilen, und wie ſtark Sie den gemeinen Bedientenſinn verachten, welcher einen Mann deswegen für ſalonfähig hält, weil irgend ein fremder Potentat ſich um ihn gekümmert haben ſoll. Da wir aber den heutigen Ball mit Erklärungen angefangen haben, ſo will auch ich die Erklärung abgeben, daß Herr Anton Wohlfart legitimer Sohn des verſtorbenen Herrn Calculator Wohlfart in Oſtrau iſt, und daß ich jede fernere Erwähnung dieſer Mißverſtändniſſe für eine Beleidigung meines nächſten Freundes halten werde. — Und jetzt, gnädige Frau, ſchenken Sie mir auf's Neue Ihre Huld, ich bin mit Fräulein Eugenie zur erſten Quadrille engagirt und fühle mich außer Stande, länger zu warten."

In Frau von Baldereck kämpfte eine Weile verletztes Selbſtgefühl und mütterliche Sorgfalt, endlich ſiegte, wie bei einer guten Natur zu erwarten war, die letztere; ſie ſagte, Fink vorwurfsvoll anblickend, leiſe: „Ich fürchte, Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben!“ — Fink aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte mit großer Aufrichtigkeit: „Man ſpielt nicht, wo man fühlt.“ Darauf führte er Fräulein Eugenie zum Tanze.

Beim Antreten ſagte ihm Lieutenant von Zernitz: „Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben, Fink, ich bedaure, darüber noch eine Erklärung von Ihnen fordern zu müſſen.“

„Seien Sie verſtändig und fordern Sie nichts,“ entgegnete Fink, „wir haben ſo oft mit einander um die Wette geſchoſſen, daß es ſehr thöricht wäre, wenn wir einer auf den andern zielen wollten.“

Da Fink bei weitem der beſte Schütz in der Geſellſchaft war, ſo ſah Herr von Zernitz doch zuletzt ein, daß Fink Recht hatte. Und eine kleine Spannung von einigen Wochen abgerechnet, welche an einem ſtillen Abend bei der zweiten Flaſche Burgunder durch Händeſchütteln ausgeglichen wurde, hatte die Sache keine weitern Folgen. — Doch erkaltete ſeit dem Abgange Antons das Intereſſe, welches Fink an der Tanzſtunde genommen, und weder Thereſe Lora noch Lenore hatten Urſache, ſeine Anſpielungen zu fürchten, denn wenn er im Salon erſchien, ſo begnügte er ſich, der Tochter vom Hauſe und einigen erfahrenen Frauen ſeine Huldigung darzubringen, um die aufſtrebende Jugend kümmerte er ſich nicht mehr.

Anton aber war wie ein erlöſchender Stern aus der Geſellſchaft geſchieden. Er wurde nicht wieder darin geſehen. Frau von Baldereck erkannte etwas ſpät, daß es paſſend ſei, den jungen Mann, der doch einmal in ihrem Hauſe aufgenommen war, gelegentlich wieder einzuladen, um ihm und Andern zu zeigen, daß man ſeine Gegenwart nicht bloß deshalb für anſtändig halte, weil er — ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen. — Und einige andere Familien des Landadels dachten ebenſo; da aber, wie bemerkt, alle dieſe Einladungen etwas ſpät kamen und Anton ſein Nichterſcheinen entſchuldigte, ſo geſchah ihm in Kurzem, was viel bedeutenderen Größen der Geſellſchaft zu begegnen pflegt, er wurde vergeſſen. Die früheren Eideshelfer bei der großen Urkunde, Herr von Zernitz und Herr von Tönnchen, redeten ihn noch eine Weile auf der Straße an, wenn er ihnen begegnete, dann grüßten ſie ihn noch ein Jahr, und endlich kannten auch ſie ihn nicht mehr.

Unſerm Anton kam wenig darauf an. Er ſtürzte ſich jetzt mit Leidenſchaft in die Arbeiten des Geſchäfts. Gleich am andern Morgen klopfte er an die Thür des kleinen Comtoirs und trat in das Allerheiligſte des Prinzipals ein. Er erzählte ihm, was er geſtern zu Frau von Baldereck geſagt habe, und fügte hinzu: „Ich werde nicht mehr in die Geſellſchaft gehen, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in der letzten Zeit meine Pflicht nicht vollſtändig gethan habe, ich werde von heut an ſorgfältiger ſein."

„Ich habe keinen Grund, über Sie zu klagen," erwiederte der Kaufmann freundlich; „geben Sie mir die Summe an, welche Sie bedürfen, um Ihre Verhältniſſe in Ordnung zu bringen." Anton zog einen Zettel aus der Taſche, auf dem er gewiſſenhaft ſein Debet aufgezeichnet hatte, Herr Schröter rief den Caſſirer, ließ die Summe an Anton zahlen und dieſem zur Laſt ſchreiben, und auch das war abgemacht.

Fink ſagte am nächſten Tage zu Anton: „Du biſt mit einem Knalleffect ausgetreten und haſt von den älteren Herren der Geſellſchaft das Zeugniß bekommen, daß du dich angemeſſen benommen haſt."

„Wer hat das geſagt?" Fink erzählte ihm die Aeußerungen des Freiherrn von Rothſattel und that, als bemerke er nicht, daß Antons Geſicht eine tiefe Röthe überflog. „Indeß wäre doch klüger geweſen," fuhr Fink fort, „wenn du die Angelegenheit nicht ſo auf die Spitze getrieben hätteſt. Wozu die ganze Geſellſchaft meiden, in der doch Einige ſind, die dich perſönlich lieb gewonnen haben?"

„Ich habe gehandelt," ſprach Anton, „wie mir mein Gefühl eingab, ein Anderer, der älter iſt und mehr Welt hat, wird es vielleicht geſchickter anfangen. Du kannſt mir nicht zürnen, daß ich in dieſer Sache nicht deinem Rath gefolgt bin."

„Es iſt merkwürdig," dachte Fink, die Treppe hinunterſteigend, „bei welchen Gelegenheiten die verſchiedenen Menſchen lernen, den eigenen Willen zu gebrauchen. Dieſer Knabe iſt über Nacht ſelbſtändig geworden, und was ihm das Schickſal jetzt von größeren Dingen bringt, er wird ſicher Alles anſtändig durchmachen."

Für Anton ſowohl als ſeinen Freund war es ein gutes Zeichen, daß ihr Verhältniß durch dieſe Scene nicht geſtört wurde. Ja, es gewann an innerem Werth. Fink behandelte ſeinen jüngern Freund mit größerer Achtung, und Anton bewegte ſich mit mehr Freiheit und gewöhnte ſich, auch Fink gegenüber einen eigenen Willen zu haben. Und das richtige Urtheil des Jüngeren trug allmählich dazu bei, den Aelteren von manchem loſen Streich abzuhalten und ſeinen Uebermuth zu bändigen. Anton erfüllte ſeine Pflichten im Comtoir mit der größten Pünktlichkeit, ſein Dienſteifer war unendlich, und ſeine Zuvorkommenheit gegen die Collegen größer als jemals. Fink gewöhnte ſich dadurch, ohne daß er es ſelbſt merkte, auch ſeinerſeits regelmäßiger im Geſchäft zu erſcheinen und die Arbeitsſtunden beſſer auszuhalten. Nur einen Gegenſtand gab es, über den er mit ſeinem Freunde nie ſprach, obgleich er wußte, daß Anton immer an ihn dachte, das war die junge Dame der Tanzſtunde, welche ſo viel Herz und Muth gezeigt hatte.

4.

Nie hatten die Blumen ſo reichlich geblüht und nie die Vögel ſo luſtig geſungen, als in dieſem Sommer auf dem Gute des Freiherrn. Die Winterſaiſon hatte die Familie mit einem großen Theil des Landadels verbunden, und die Bekanntſchaften des Theetiſches und Ballſaales ſpannen ſich jetzt unter dem blauen Himmel weiter. Faſt immer war Beſuch auf dem Schloſſe. Aus der Stadt kam Frau von Baldereck mit Eugenie, zuweilen auch der Landfroſch, Zernitz und Benno Tönnchen, von ihrem Gut Frau von Werner mit einem Sohn und vier Töchtern. Theone und Hildegard waren wochenlang die Gäſte Lenorens, ſie hatten kein Mittel gefunden, ihren Schwur zu halten, und trafen jetzt wenigſtens auf befreundetem Gebiet wieder zuſammen. Das Haus ſchien manchmal zu klein, die Gäſte zu faſſen. In allen Zimmern des Schloſſes und auf dem runden Raſenplatz tummelten ſich die zierlichen Geſtalten der Mädchen. Sie laſen Theaterſtücke mit vertheilten Rollen, ſie fühlten mit einander die zarteſten und höchſten Gefühle durch, ſie tanzten, ſie ſchlugen den Dritten ab, oder ließen ſich vom wilden Mann jagen. Und wenn die jungen Herren ja einmal langweilig wurden und die Stimmung der Mädchen nicht verſtanden, ſo beſtiegen dieſe den Kahn, ergriffen die Streichruder und zogen ſich vom Feſtlande zurück in eine unangreifbare Stellung mitten auf dem Waſſer. Wie ſüß wurde dort geſchwärmt, wenn das Ruder leiſe in der Fluth plätſcherte und der Mond über den Bäumen des Parks heraufzog. Um den Kahn hoben die Seeroſen ihr weißes Haupt aus dem Waſſer, erfreut, daß ihre Feinde, die Schwäne, zur Ruhe gegangen waren, das Bild des Mondes zitterte auf dem Kamm kleiner Kreiswellen, die Nachtigall ſchmetterte im Buſch, und ein warmer Windeshauch trieb den Duft blühender Sträuche über den See. Dann ſangen Theone und Hildegard zweiſtimmige Lieder, oder Hulda Werner geſtand eine holde Erinnerung aus der Reſidenz, oder Eugenie machte ſpöttiſche Bemerkungen über die unglücklichen Herren, welche am Uferrand auf- und abliefen und vergeblich durch Liſt und Gewalt in den Beſitz des Kahnes zu kommen ſuchten.

Aber die prächtigſten Stunden waren am Sonntag Abends; dann wurde das Winterkränzchen fortgeſetzt, der Reihe nach im Schloß der Rothſattel, bei Werners, bei Balderecks. Wenn man nicht tanzte, trieb man ſchelmiſche Poſſen. Man verkleidete ſich. Mit Mänteln, Shawls und Tüchern drapirte ſich die junge Geſellſchaft in der lächerlichſten Weiſe, dann ſtellte Zernitz, der in ſolchen Dingen ein Meiſter war, ſchnell ein Tableau, und die Väter und Mütter mußten als Publicum zuſehen. Oder man führte Charaden in dramatiſchen Scenen auf, entweder aus dem Stegreif oder ſo, daß die Rollen der Einzelnen auf kleine Zettel geſchrieben wurden, die man während der Aufführung in der Hand hielt. Die ganze Woche hindurch dachten die Mädchen auf hübſche Wörter, und wie man ſie darſtellen könnte. Claſſiſche Wörter wurden dort aufgeführt, zum Beiſpiel „Referendarius“ als Reh, als Fee, als Wettrennen und als König Darius, wo Benno Tönnchen als toter Darius auf dem Boden lag und die ſchöne Hulda Werner als Alexander der Große mit gerungenen Händen hinter ihm ſtand, worauf Lenore als Ganzes mit einer Brille auf der Naſe und Acten unter dem Arm erſchien und über den Laubfroſch, welcher ein Verbrechen begangen hatte, ihr Protokoll aufnahm. —

Und erſt als das treffliche Wort Parthenia dargeſtellt wurde! Zuerſt ein feierliches Ehepaar aus der alten Zeit; dann ein langweiliger Thee, dann ein ſchüchterner Liebhaber, welcher täglich ſeiner Dame einen Liebesantrag machen will und niemals damit zu Stande kommt, ſondern immer ſitzen bleibt, ſo daß die Dame zuletzt mit einem Seufzer die Erklärung ausrufen kann: „nie, nie!“ und dann eine andere Brautwerbung, bei der ein verſchämtes Bauermädchen ihrem Liebhaber, dem Otto Tronka, zuletzt ein leiſes Ja zuflüſtern muß. — Theone Lara war als Bauermädchen bezaubernd, nur das Ja ſprach ſie nicht aus, ſie ſchämte ſich. — Und am Schluß erſchien Lenore wieder als Ganzes, als eine griechiſche Jungfrau, und der Laubfroſch, der Nußknacker und der kleine Lanzau ſaßen als Wilde in ſchwarzhaarigen Schlittendecken um ſie herum und wurden von ihr ach! ſo ſchlecht behandelt.

Wie glücklich war Lenore in dieſer Zeit! Zwar ein wenig Original war ſie geblieben, und die Mutter ſchüttelte zuweilen den Kopf über einen kecken Einfall oder einen kräftigen Ausruf, der den Lippen des ſchönen Mädchens entſchlüpfte. Natürlich tanzte Lenore immer als Herr, ſo oft es an Herren fehlte; ſie war die Anführerin bei einigen entſchloſſenen Thaten, welche die Mädchen verübten, ſie trieb ihre ganze Geſellſchaft einmal wohl eine Meile weit auf einen Punkt, wo eine gute Ausſicht ſein ſollte, ſie zwang ſie dann, in die Schenke des nächſten Dorfes einzukehren und Milch und Schwarzbrod als Abendkoſt zu genießen, und brachte die Todmüden am ſpäten Abend auf einem Leiterwagen zurück, den ſie gemiethet hatte und auf dem ſie ſtand und ſelbſt kutſchirte. Sie behandelte die jüngeren Herren fortwährend gönnerhaft, wie kleine Jungen, die ein Butterbrod in der Hand halten, ſie ließ ſich von ihnen Pferdegeſchichten erzählen, und trat bei einer dramatiſchen Scene zum Schrecken der Mutter ſogar ſelbſt als Herr auf, mit einer Reitpeitſche und einem kleinen Bart von Wolle, den ſie allerliebſt zu drehen wußte. Dabei ſah ſie aber ſo wunderhübſch aus, daß die Baronin nicht im Ernſt zürnen konnte.

Wenn Jemand auf dem Gut mit dem neuen Leben der Familie nicht ganz zufrieden war, ſo war's die Baronin. Ueber ihren Gemahl war Zerſtreuung und Geſchäftigkeit gekommen, die wolkenloſe ruhige Heiterkeit früherer Jahre ſchien aus ſeiner Seele verſchwunden. Auch jetzt im Sommer fuhr er oft nach der Stadt, manchen Abend brachte er in der Reſſource zu, und luſtige Regimentskameraden, welche eine Frau zu nehmen vermieden hatten, zogen ihn häufig aus den Zimmern der Hausfrau in ihre Rauchſtuben. Er verhandelte mit Ehrenthal und gefiel ſich in lauter Geſellſchaft, von der er ſonſt wenig gehalten hatte. Es war eine ſehr geringe Veränderung des Freiherrn, nur für das Auge der Gattin erkennbar. Und auch die Baronin ſah ein, daß ſie Unrecht thue, über dieſe Veränderung zu trauern.

Aber auch ihr wurde in dieſer Zeit große Freude. Eugen beſtand ſein Offizierexamen und kündigte ſeinen Beſuch an, um die Schnüre auf ſeinen Achſeln zu zeigen. Die Mutter ließ ihm ſein Zimmer neu einrichten, und der Vater ſtellte einen Gewehrſchrank und eine neue Jagdausrüſtung hinein, die er ihm zum Geſchenk beſtimmte. Als die Stunde kam, wo Eugen eintreffen ſollte, konnte der Freiherr die Ankunft gar nicht erwarten, er ließ ſatteln und ritt dem Sohn bis zum nächſten Dorf entgegen. Und als eine kleine Staubwolke auf der Landſtraße das Nahen des Reiters verkündete und der Vater die ſchlanke Geſtalt des Huſarenlieutnants vor ſich erblickte, das Geſicht, welches der geliebten Frau ſo ähnlich ſah, da ſprang er wie ein Jüngling vom Pferde, der Sohn that im Nu daſſelbe, und es war ein guter Anblick, als die beiden ritterlichen Geſtalten einander auf der Heerſtraße umarmten. Und ſtattlich anzuſehen war's, als ſie neben einander dem Schloſſe zutrabten.

„Ich bringe dir auch gute Nachricht vom Regiment,“ begann Eugen nach dem erſten Austauſch freudiger Fragen und Antworten. „Zuerſt läßt dich der Oberſt grüßen.“

„Er war ſeiner Zeit ein toller Junge,“ ſagte der Vater.

„Jetzt iſt er ein Brummbär,“ ſagte der Sohn. — „Unſer Avancement wird magnifique. Waldorf wird ausſcheiden müſſen, weil ſeine Bruſt immer ſchlechter wird; Balduin Tronka will ſich verſetzen laſſen, er hat mit dem Rittmeiſter einen famoſen Streit gehabt, die Geſchichte muß ich dir noch erzählen, und Stallinger bekommt das Majorat ſeines Onkels, der auf dem Tode liegt. Er wird ein fanatiſch reicher Kerl. Man ſagt, Zwanzigtauſend Revenüen.“

„Das iſt ſehr übertrieben,“ ſagte der Vater, „das Majorat iſt wenig größer, als unſer Gut.“

„Jedenfalls wird er ſeinen Wallach dem Wachtmeiſter ſchenken,“ ſagte der Sohn. „Er hat dem Tiſch einen ſuperben Satz verſprochen. — Wie gefällt dir mein Brauner, Vater?“

Sie hielten vor dem Hofe an, der Lieutnant ritt das Pferd vor. Der Freiherr unterſuchte als Kenner und ſprach im Allgemeinen ſeine Billigung aus. Vor dem Pferdeſtall hielten ſie noch einmal an. „Wir wollen die Frauen überraſchen,“ ſagte der Freiherr. Als der Reitknecht die Pferde abnahm, konnten Vater und Sohn ſich nicht enthalten, auf einen Augenblick in den Stall zu treten. Zuerſt prüften ſie die Reitpferde des Freiherrn, dann gingen ſie die Reihe der Ackergäule durch. Mit Gönnermiene ſchlug der Lieutnant das eine oder andere, einen perſönlichen Bekannten, an den Hals und ſprach zur Freude des Vaters mit militäriſcher Kürze entſchiedene Urtheile über die Tüchtigkeit aus. Die Knechte ſtanden ehrerbietig herum, Vater und Sohn geriethen in Eifer und theilten einander nicht aufzuſchiebende Sportanekdoten mit, der Freiherr mit der Ruhe eines alten Roßbändigers, der Lieutnant mit jugendlichem Feuer, ſeelenvergnügt, vor der erprobten Weisheit des Vaters auch ſeine luſtig grünende Wiſſenſchaft zu zeigen. Bei Lenorens Pony erinnerten ſich Vater und Sohn zu gleicher Zeit an die Frauen des Hauſes und eilten ſchnell aus dem Stall nach dem Schloſſe.

In der Roſenlaube hielt die Baronin ihren Sohn umſchlungen, während Lenore ihm liebkoſend auf die Schultern klopfte. — Jetzt erſt begann die rechte Freude auf dem Schloß. — Die Augen der Eltern glänzten, ſo oft ſie auf die hohe Geſtalt des Reiters ſahen. Wenn einzelne ſeiner Ausdrücke und Geberden noch an die Reitbahn erinnerten, ſo ertrug auch die Baronin das mit freundlichem Lächeln. Denn ſeit alter Zeit iſt der Stall die Vorhalle, durch welche der Cavalier zu den gefälligen Formen des Salons hinaufſteigt. Im Kreiſe der Mädchen eroberte ſich Eugen ſofort die Herrſchaft, wenigſtens in allen luſtigen Stunden wurde er ihr bevorzugter Gefährte. Er machte ſeine Beſuche in der Umgegend, man lud ein und wurde geladen, ein fröhliches Feſt folgte dem andern.

Das Behagen an dieſem bunten Treiben wurde dem Freiherrn durch einen Umſtand beeinträchtigt: er konnte durchaus nicht mehr mit ſeinem Gelde auskommen. Was zwanzig Jahre hindurch möglich geweſen war, erwies ſich jetzt als völlig unmöglich. Das Winterquartier in der Stadt, die größere Ausdehnung ſeiner geſellſchaftlichen Verbindungen, die Epauletten ſeines Sohnes, die Florkleider und Spitzen Lenorens, ſogar die Zuſchüſſe, welche er zu den jährlichen Zinſen ſeiner Pfandbriefe machen mußte, um die Intereſſen an die Landſchaft zu zahlen, das alles zuſammen wurde ihm unbequem. Die Erträge des Gutes wurden zuweilen ungeduldig erwartet und ſchnell in Anſpruch genommen, ſie wurden dadurch nicht größer und nicht ſicherer; und mancher verſtändige Vorſatz früherer Zeiten blieb unausgeführt. Der Freiherr hatte den Plan gefaßt, eine ſterile Sandfläche an der Grenze ſeines Gutes mit Kiefern zu beſäen, ſogar die unbedeutenden Koſten dieſer Verbeſſerung wurden ihm läſtig, und der gelbe Sand glänzte ungefurcht das ganze Jahr in der Sonne. Wieder war er mehr als ein Mal in die Lage gekommen, die zierliche Caſſette, welche ſeine geliebten Pfandbriefe beherbergte, zu öffnen und einzelne Nummern des ſchönen Pergaments herauszunehmen; wieder umwölkte ſich ſeine Stirn, und wieder durchfuhr eine fliegende Unruhe ſein in der Regel ſo würdig gehaltenes Weſen. Aber es war nicht mehr die quälende Angſt einer früheren Zeit, er hatte bereits eine kleine Praxis in Geſchäften erworben und ſah die Sache ein wenig kaltblütiger an Es mußte einen Weg geben, aus dieſen Verlegenheiten herauszukommen, im ſchlimmſten Fall lebte er noch einen, höchſtens zwei Winter in der Stadt, bis Lenorens Erziehung vollendet war, und zog ſich dann mit Energie in ſeine Landwirthſchaft zurück. Er fühlte, daß ihn das kein großes Opfer koſten würde. Und dann führte er ſeine induſtriellen Projecte aus, als guter Wirth nur auf die Zukunft der Kinder bedacht. Unterdeß beſchloß er, ſich gelegentlich bei Ehrenthal Rath zu holen. Der Mann war im Ganzen doch wohl ein ehrlicher Mann, ſoweit ein Negociant einem Edelmann gegenüber ſo etwas ſein kann; und was die Hauptſache war, er kannte die Verhältniſſe des Freiherrn ziemlich genau, und der Herr fühlte ihm gegenüber nicht die Scheu, welche ihn abhalten mußte, einem Fremden Bekenntniſſe zu machen.

Wie immer, erſchien auch diesmal der Händler zu rechter Zeit. Seine diamantene Buſennadel blitzte, ſeine unterwürfigen Complimente gegen die Baronin waren lächerlicher als je, und ſeine Bewunderung des Gutes zeigte ſich wahrhaft grenzenlos. Der Freiherr führte ihn in guter Laune durch die Wirthſchaft und ſagte endlich: „Sie ſollen mir einen Rath geben, Ehrenthal.“

Ehrenthal zuckte mit den Augen und ſah den Freiherrn ſchlau an.

Es waren nur wenige Jahre vergangen, ſeit ſie einen ähnlichen Gang durch die Gebäude des Hofes gemacht hatten, und ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Damals mußte der Händler ſeinen guten Rath dem ſtolzen Baron ſo vorſichtig und in Süßigkeiten eingehüllt anbieten, wie man dem unartigen Kinde eine Arznei einflößt, und jetzt kam derſelbe Herr bereits Hülfe ſuchend zu ihm.

Der Freiherr fuhr mit möglichſt leichtem Tone fort: „Ich habe in dieſem Jahre größere Ausgaben gehabt als früher, ſelbſt die Pfandbriefe verlangen Zuſchüſſe, ich muß darauf denken, meine Einnahmen zu vermehren. Was iſt nach Ihrer Meinung für dieſen Zweck am beſten zu thun?“

Die Augen des Händlers glänzten, aber er erwiederte mit gebührender Demuth: „Was zu thun iſt, werden der Herr Baron beſſer wiſſen als ich.“

„Nur keins von Ihren Geſchäften, Ehrenthal,“ warf der Freiherr vorſichtig ein. „Ich werde mit Ihnen nicht wieder in Compagnie treten.“

Kopfſchüttelnd antwortete Ehrenthal: „Es iſt auch nicht immer zu machen ein ſolches Geſchäft, welches ich mit gutem Gewiſſen dem Herrn Baron empfehlen kann. Der gnädige Herr hat fünfundvierzigtauſend Thaler liegen in Pfandbriefen. Wozu ſich halten die Pfandbriefe, welche ſo wenig Zinſen geben? Wenn Sie dafür kaufen eine ſichere Hypothek zu fünf Procent, ſo werden Sie davon zahlen vier Procent an die Landſchaft und ein Thaler vom Hundert bleibt Ihnen als Vortheil, ein jährlicher Vortheil von vierhundertfünfzig Thalern für Ihre Caſſe. Und Sie können dabei haben noch einen größeren Vortheil. Manche ſichere Hypothek zu fünf Procent wird angeboten zum Kauf mit großem Profit für den Käufer, welcher baar Geld bezahlen kann. Sie werden vielleicht vierzigtauſend Thaler zahlen, vielleicht noch weniger, und eine gute Hypothek erhalten, welche Ihnen bringt fünf Procent Zinſen von fünfundvierzigtauſend Thalern.“

Der Freiherr antwortete: „So war auch mein Gedanke, aber mit der Sicherheit ſolcher Hypotheken, welche auf dem Markt in den Händen von euch Händlern ſind, ſieht es ſchlecht aus, und ich kann mich darauf nicht einlaſſen.“

Ehrenthal wälzte durch eine Handbewegung jeden Bruchtheil dieſes Vorwurfs, welcher ihn perſönlich hätte treffen können, von ſich ab und ſagte ärgerlich über den unſoliden Schacher mit ſolchen Inſtrumenten: „Ich mache nicht gern Geſchäfte mit Hypotheken; was ſo iſt auf dem Markt in den Händen der Händler, das iſt nichts für den Herrn Baron; Sie müſſen ſich wenden an einen zuverläſſigen Mann. Sie haben einen Rechtsanwalt, welcher gute Geſchäftskenntniß hat, vielleicht kann der Ihnen ſchaffen eine ſichere Hypothek.“

„Sie wiſſen alſo keine?“ frug der Freiherr prüfend und doch mit dem ſtillen Wunſche, daß Ehrenthal ihm die Mühe erleichtern möchte.

„Ich weiß keine,“ ſagte der Händler mit größter Entſchiedenheit. „Aber wenn Sie wünſchen, will ich mich erkundigen unter der Hand; es ſind immer welche zu haben. Auch

Ihr Rechtsanwalt wird Ihnen ſagen, was er für ſicher hält. Solche Herren geben ſich nur keine Mühe bei den Verhandlungen vor dem Kauf, und Sie werden beim Rechtsanwalt voll einzahlen müſſen die ganze Summe für dieſelbe Hypothek, welche Sie durch einen Geſchäftsmann können erhalten mit einem Vortheil von einigen Tauſend.“

Da in der Seele des Freiherrn dieſer Vortheil bereits die größte Wichtigkeit erlangt hatte, ſo faßte er in der Stille ſeinen Entſchluß. Er wollte ſehr vorſichtig ſein, aber wo möglich lieber eine bereits vorhandene Hypothek kaufen, als durch ſeinen Rechtsfreund das Geld anlegen laſſen. Und dem Händler ſagte er: „Es eilt nicht; falls Sie etwas Paſſendes finden, benachrichtigen Sie mich.“

„Ich will mir Mühe geben,“ ſprach der Händler mit Zurückhaltung, „aber es wird am beſten ſein, wenn auch der Herr Baron bei dieſem Geſchäft Erkundigungen einziehen, denn ich mache ſonſt keine Geſchäfte mit Hypotheken.“

Wenn dieſe Aeußerung auch nicht wahrhaftig war, ſo erfüllte ſie doch ihren Zweck, denn die kühle Unſchuld des Händlers ſteigerte das Zutrauen des Freiherrn zu ihm um ein Bedeutendes. Ehrenthal aber ſuchte eilig von dem Gute wegzukommen; er vernachläſſigte diesmal die feinwolligen Sprungböcke, überſah das runde Ausſehen der Sperlinge auf dem Dache und grollte ſeinem Kutſcher, weil dieſer zu langſam fuhr. „Wenn ich einer Schnecke binde die Zügel an ihre Hörner, ſo wird ſie mich ſchneller fahren als ihr,“ zankte er ärgerlich und rückte auf ſeinem Sitze hin und her.

Der Kutſcher peitſchte verdrießlich die Pferde und warf grob über die Schultern zurück: „Wenn Sie Ihren Pferden mehr Hafer geben, werden Sie mehr ſein wie die Schnecken. Zwei Metzen Hafer, und er verlangt Galopp auf ſteinigem Wege!“

Der Freiherr fuhr am nächſten Tage nach der Stadt und erſuchte ſeinen Rechtsfreund, die nöthigen Anſtalten zur Erwerbung einer Hypothek zu machen. Er verbarg ihm nicht, daß er dieſelbe gern mit einigem Vortheil erhalten würde.

Der verſtändige Juriſt rieth ihm dringend, auf ſolchen Vortheil zu verzichten, weil keine Ausſicht ſei, daß er eine ſichere Anlage um weniger als den Nennwerth bewirken werde. Gerade dieſer Rath machte den Freiherrn nur noch mehr geneigt, ſich beim Erwerb der Hypothek ſeinem eigenen Urtheil zu überlaſſen.

Einige Tage darauf meldete ſich beim Baron ein ſtarker großer Mann mit röthlichem, glänzendem Geſicht, ein Herr Pinkus aus der Hauptſtadt. Der würdige Herbergsvater wurde in das Arbeitszimmer des Barons geführt und beeilte ſich, ſein Erſcheinen zu entſchuldigen. Er hatte gehört, daß der gnädige Herr Geld anzulegen wünſchte, und wußte eine ausgezeichnet ſichere, höchſt empfehlenswerthe Hypothek von vierzigtauſend Thalern auf eine große Herrſchaft in der benachbarten Provinz, Eigenthum des reichen Grafen Zaminsky, der im Auslande lebte. Die Güter, auf welchen die Hypothek haftete, hatten alle möglichen Vortheile; es waren drei, vier Güter, es war eine Waldfläche dabei von mehr als zweitauſend Morgen, und reiner Urwald war das nach den Schwüren des Berichterſtatters. Vier Dörfer waren zu Spann- und Handarbeit verpflichtet, hundert Stellen in vier Dörfern hatten baares Geld an die Herrſchaft zu zahlen, kurz es war eine Beſitzung, welche dem größten Fürſten keine Schande gemacht hätte. Und dieſe Hypothek von vierzigtauſend Thalern ſtand mit ihrem Pfandrecht gleich hinter den erſten hunderttauſend Thalern. Hinter ihr waren noch fünf oder ſechs kleinere, aber immerhin anſehnliche Capitalien eingetragen. Die Hypothek war gegenwärtig im Beſitz des Grafen Zaminsky ſelbſt. Er hatte dieſelbe ſeinem Geſchäftsträger zum Verkaufe cedirt. Und dieſes vortreffliche Inſtrument war, wie Pinkus geheimnißvoll andeutete, möglicherweiſe für neunzig Procent, alſo für ſechsunddreißigtauſend Thaler zu haben.

Es war unbequem, daß die Herrſchaft in einer benachbarten Provinz lag, in welcher die Landwirthſchaft noch viele alterthümliche Eigenheiten hatte. Aber die Grenze war höchſtens zwei Meilen entfernt, die nächſte Kreisſtadt war durch die Chauſſee mit der Welt verbunden, kurz es gab nichts, was nicht bei unbefangener Betrachtung an der Hypothek einnehmend erſchienen wäre, und Pinkus würde ſich nie entſchloſſen haben, einen ſolchen Schatz irgend einem fremden Käufer zu gönnen, wenn dieſer nicht in ſo ausgezeichneter Weiſe alle Tugenden in ſeiner Perſon vereinigte, wie der Freiherr.

Der Gutsherr verhielt ſich gegenüber dieſen Anpreiſungen würdig, wie einem Mann von Erfahrung geziemte. Vor ſeinem Abgange zog Pinkus ein dickes Actenbündel, welches das Document ſelbſt vorſtellte, aus einer Ledertaſche hervor und legte daſſelbe vertrauensvoll vor dem Freiherrn auf den Tiſch, damit dieſer mit Muße die Richtigkeit aller Angaben prüfen könne.

Am andern Morgen fuhr der Freiherr mit dem Document zu ſeinem Rechtsfreund, erſuchte ihn, daſſelbe durchzuſehen und die nöthigen Ermittelungen anzuſtellen. Er ſelbſt ſtieg die ſchwarze Treppe zur weißlackirten Pforte des Herrn Ehrenthal hinauf.

Ehrenthal war entzückt über das Glück, welches ihm widerfuhr, er warf ſeinen Schlafrock mit Blitzeseile ab und beſtand darauf, der Herr Baron möge ihm die unendliche Ehre erweiſen, bei ihm zu frühſtücken. Der Freiherr war human genug, das nicht ganz auszuſchlagen; er wurde in das diſtinguirte Putzzimmer des Hauſes geführt und ſah mit innerer Heiterkeit über die auffallenden Farben der bunten Vorhänge, den rothen Plüſch des Sophas, den unſaubern Fußboden und die zahlreichen ſchlechten Oelbilder an den Wänden, dicke Farbenmaſſen, welche wahrſcheinlich auf dem Trödel gekauft waren und ſchwärzlichen Baumſchlag aus irgend einem unreinlichen Welttheil darſtellten. Die ſchöne Roſalie trat nach einer Weile ſelbſt herein mit rabenſchwarzen Hängelocken, in rauſchendem Seidenkleid, machte eine tiefe Verbeugung und beſetzte den Frühſtückstiſch. Es war dem Freiherrn eine ſtille Unterhaltung, zu beobachten, wie die gezierte Haltung der Tochter von dem kriechenden Weſen des Vaters abſtach, und der gute Herr freute ſich ſchon darauf, wie er auf den Abend beim Theetiſch der Baronin und ſeiner Lenore dies wunderliche Gemiſch von Luxus und Unbehülflichkeit ſchildern würde. So ſaß er auf dem Sopha und ſah mit freundlichem Lächeln auf den Händler. Herr Ehrenthal ſaß ihm gegenüber und freute ſich auch, und auch ſein Mund lächelte verbindlich. Endlich ſagte der Freiherr, nachdem er der ſchönen Tochter des Hauſes einige artige Worte gegönnt hatte: „Kennen Sie einen Herrn Pinkus, lieber Ehrenthal?“

Die Tochter verſchwand bei dieſen geſchäftlichen Andeutungen, der Vater rückte ſich auf ſeinem Stuhle zurecht. „Ja, ich kenne ihn,“ ſagte er kühl, „er iſt ein kleiner Geſchäftsmann; ich glaube auch, daß er iſt ein ehrlicher Mann. Er iſt nicht von Bedeutung, er macht ſeine Geſchäfte nach Polen zu.“

„Haben Sie dieſem Herrn etwas von meinem Wunſche geſagt, eine Hypothek zu kaufen?“ frug der Freiherr weiter.

„Was ſollte ich es ihm ſagen?“ antwortete Ehrenthal; „iſt er geweſen bei Ihnen wegen einer Hypothek,“ fuhr er kopfſchüttelnd fort, „ſo hat er es erfahren von einem andern Geſchäftsmann, mit dem ich darüber geſprochen. Der Pinkus iſt ein kleiner Mann, was kann er bringen eine Hypothek für Sie?“ Hier deutete Herr Ehrenthal durch eine Handbewegung an, wie klein Pinkus ſei, und hob die Augen in die Höhe, gleichſam um die unermeßliche Höhe des Barons anzudeuten.

Der Baron erzählte ihm darauf, welche Hypothek der Unterhändler ihm angeboten habe, und frug nach den Gütern und Verhältniſſen des Grafen.

Herr Ehrenthal wußte nichts Näheres, beſann ſich aber, daß ein reſpectabler Geſchäftsmann aus jener Gegend in der

Stadt ſei, und erbot ſich, dieſen Mann aufſuchen zu laſſen und in die Wohnung des Freiherrn zu ſenden.

Das nahm der Freiherr an und erhob ſich. Ehrenthal begleitete ihn die Treppe hinunter bis in den Hausflur und ſagte beim Abſchiede: „Seien Sie vorſichtig mit der Hypothek, Herr Baron, es iſt ſchönes Geld, und es gibt viele ſchlechte Hypotheken, aber es gibt auch gute Hypotheken, und es wird viel geſchwatzt von manchen Geſchäftsleuten zur Empfehlung ihrer Sachen. Und was den Löbel Pinkus betrifft, ſo iſt er nur ein kleiner Mann, er wird nicht viel haben vom Geſchäft, aber er iſt, ſo weit ich ihn kenne, ein ehrlicher Mann. Was Sie mir von der Hypothek ſagen, ſcheint gut, aber doch bitte ich unterthänig, Herr Baron, ſeien Sie vorſichtig.“

Da der Freiherr durch dieſe wortreiche Rede um nichts klüger geworden war, ſo ging er in ſeine Wohnung und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des fremden Geſchäftsmanns. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten. Diesmal war es ein Herr Löwenberg, in ſeiner Erſcheinung ein Seitenſtück zu Ehrenthal und Pinkus. Nur war er etwas hagerer und trug als Mann aus der Provinz ein ſchweres ſpaniſches Rohr und in der Hand eine Mütze. Er gab ſich als Weinkaufmann zu erkennen und zeigte ſich über die betreffenden Güter und die Verhältniſſe des Grafen ſehr gut unterrichtet. Er erzählte, daß der gegenwärtige Beſitzer noch jung ſei und im Auslande lebe, daß der verſtorbene Vater deſſelben etwas bunt gewirthſchaftet habe; dagegen ſei jetzt beſſere Ordnung eingeführt, man erzähle Gutes von dem Erben, und wenn auch Capitalien auf den Gütern ſtänden, ſo habe die Familie doch ſo viel Mittel, daß an eine Gefährdung ihres Beſitzes gar nicht zu denken ſei. Die Güter ſeien noch nicht auf hoher Culturſtufe, jedenfalls ſei aber viel daraus zu machen, und er hoffe, der junge Graf werde der Mann dazu ſein. Alles, was er ſagte, war nicht übertrieben, es klang recht nüchtern und verſtändig. Das Ganze war entſchieden günſtig, und als der Fremde den Baron verließ, war dieſer feſt entſchloſſen das Geſchäft zu machen. Um nichts zu verſäumen, ging er noch zu einem ſeiner Bekannten und zog Erkundigungen ein. Was er erfuhr, war nicht viel, aber auch nicht ungünſtig. Die Hauptſache war, daß die Familie eine ſehr alte und in ihrer Provinz angeſehene Familie war, und daß der verſtorbene Graf Zaminsky wild gewirthſchaftet hatte. Bevor er nach Hauſe fuhr, erhielt er einen Gegenbeſuch des Herrn Ehrenthal, welcher ihn benachrichtigte, daß die Wolle der Schafe auf dieſen Gütern allerdings nicht fein ſei, und dagegen vom Freiherrn erfuhr, daß er vor Allem noch das Gutachten ſeines Rechtsfreundes abwarten wolle, bevor er ſich entſchließe.

Das kleine Comtoir Ehrenthals lag im Wohnhaus zu ebener Erde und hatte ſeinen einzigen Eingang von dem Hausflur. Es war gegen Abend, als Herr Ehrenthal in das Comtoir trat, wo Itzig gelangweilt vor einem Buch weißen Briefpapiers ſaß und die Ankunft ſeines Meiſters erwartete. Ehrenthal war in großer Aufregung, er legte ſeinen Stock auf den Tiſch, vergaß aber ſeinen Hut abzunehmen und ſchritt unruhig in dem Raume auf und ab.

Itzig dachte: „Was thut der Mann? Was hat er, daß er ſo in Sorgen iſt?“ Da trat Ehrenthal vor Itzig und ſagte mit Eifer: „Itzig, heut werden Sie zeigen, ob Sie verdienen, daß Sie Brod bei mir haben und den Mittagstiſch, den ich Ihnen gebe wegen Ihrer Bildung.“

„Was ſoll ich thun?“ ſprach Veitel und erhob ſich von ſeinem Sitz.

„Erſt werden Sie mir rufen den Löbel Pinkus, dann werden Sie mir beſtellen eine Flaſche Wein und zwei Gläſer, und dann gehen Sie fort, ich brauche Sie heut nicht mehr. Sie ſollen mir aber gehen und herausbringen, an wen der Juſtizrath Horn, welcher wohnt am Markte, heut geſchrieben hat nach Rosmin außerhalb der Provinz, und wenn er heut nicht geſchrieben hat, an wen er morgen ſchreibt. Ich werde Ihnen geben fünf Thalerſtücke, damit Sie das können erfahren. Wenn Sie mir heut Abend noch Antwort bringen, ſo ſollen Sie außerdem haben einen Ducaten."

Veitel erglühte innerlich, entgegnete aber mit dem Schein von Kälte: „Ich kenne keinen von den Schreibern des Juſtizraths und brauche Zeit, bis ich machen kann ihre Bekanntſchaft. Morgen Abend ſollen Sie Antwort haben, Sie können mir aufheben den Ducaten auf morgen."

„Wenn Sie Beſcheid bringen, kommen Sie zu jeder Zeit, und wenn es wäre nach Mitternacht," rief ihm Ehrenthal nach.

Itzig ſprang die Treppe hinauf, beſtellte in der Küche eine Flaſche Wein und lief dann als Spürhund auf die Straßen.

Unterdeß ſchritt Herr Ehrenthal, den Hut auf dem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, immer noch in dem Comtoir auf und ab, und nickte dabei mit dem Haupt wie eine Pagode. So ſah er in dem Halbdunkel des Zimmers aus wie ein dickes ſchwarzes Geſpenſt, das ſeinen abgeſchlagenen Kopf nicht feſt auf den Schultern halten kann.

Veitel führte auf ſeinem Gange lebhafte Unterhaltung mit ſich ſelbſt. „Was iſt los?" frug er; „es muß ein großes Geſchäft ſein und ſoll mir bleiben ein Geheimniß. Ich ſoll den Pinkus holen. Der Pinkus iſt geweſen vor einigen Tagen beim Ehrenthal, und den Tag darauf iſt er gefahren auf's Land zum Baron Rothſattel. Das Geſchäft iſt alſo über den Baron. Und der Ehrenthal will Einem vorſetzen ein Glas Wein, der Pinkus bekommt keinen Wein, es muß ſein ein Anderer, es wird nicht ſein der Baron ſelbſt, denn den Edelmann führt er nicht auf's Comtoir, der muß oben hinauf zum rothen Plüſch. — Wenn der Pinkus zu thun hat bei dem Geſchäft mit dem Baron, ſo kann er nur haben geſtellt das Sprenkel für den Rothſchwanz, und der jetzt Abends kommt, den ich nicht ſehen ſoll, der muß ſein der Treiber, — und der Ehrenthal ſelber? Als er heut herunter ging mit dem

Baron, habe ich gehört, wie er ſagte: „Seien Sie vorſichtig!“ Folglich iſt der Alte der Scheucher. Wenn der Ehrenthal ſcheucht, ſo muß es ſein ein großes und ein delicates Geſchäft.“ Bei dieſem Punkte ſeines Monologs war Veitel vor der Herberge angekommen, er beſtellte ſeinen Wirth, der eilig aus dem Laden in ſeine Stube lief, ſich einen beſſeren Rock anzuziehen, und ging dann im Selbſtgeſpräch weiter. „Wenn der Schreiber, der die Briefe aus dem Geſchäft des Juſtizraths trägt, um ſieben Uhr zur Poſt geht, und ich die Adreſſe von den Briefen leſen könnte, ſo würde ich mir erſparen die fünf Thaler,“ überlegte er weiter. „Es geht nicht,“ ſetzte er bekümmert hinzu, „er gibt die Briefe in einem Haufen in das Poſtloch hinein, der Poſtmann iſt zu ſchnell, ich werde nicht leſen können die verkehrten Adreſſen. — Vielleicht kann ich's doch möglich machen; der die Briefe auf die Poſt trägt, iſt gewöhnlich ein junger Menſch; vielleicht kann ich über ihn kommen. Und geht's nicht ſo, ſo geht's anders, ich kenne einen Schreiber von einem Juſtizmann, welcher ſchon manchen Groſchen von mir verdient hat. Die Schreiber kennen einander alle. Wenn ich ihm zwei Thaler gebe, beſorgt er mir das Verzeichniß der Briefe von ſeinem Collegen, drei Thaler will ich ſparen.“

Nachdem Veitel dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging er in das Haus des Rechtsanwalts und ſtellte ſich, wie Jemand erwartend, ſo auf, daß er das Amtslocal im Auge hatte; es war kurz vor dem Schluß der Sprechſtunde; mehrere Menſchen, welche den vielbeſuchten Notar conſultirt hatten, kamen die Treppe herab. Endlich polterte ein eiliger Schritt, ein junger Mann ſtürzte mit einem Packet Briefe zum Hauſe hinaus. Veitel ſetzte ihm in langen Schritten nach, machte an der nächſten Ecke eine Schwenkung und ſtand vor dem Schreiber. Er berührte ſeinen Hut: „Sie ſind aus dem Geſchäft des Juſtizrath Horn?“ — „Ja,“ ſagte der Schreiber eilig und wollte weiter gehen.

„Ich bin aus der Provinz und warte ſeit drei Tagen auf einen dringenden Brief vom Herrn Juſtizrath, ich bin heut gekommen, um ihn zu ſprechen, vielleicht haben Sie ſelbſt einen Brief an mich aufzugeben an der Poſt.“

Mißtrauiſch ſah der Schreiber ihn an und frug: „Wie heißen Sie?“ Veitel griff in die Taſche, holte ſchnell ein Achtgroſchenſtück hervor und ſagte: „Ich will nichts Unrechtes von Ihnen, junger Mann, ich will nur, daß Sie die Gefälligkeit haben und mich laſſen nachſehen, ob ein Brief für mich da iſt.“

„Ich kann Ihr Geld nicht nehmen,“ erwiederte der Schreiber kurz, im Begriff weiter zu gehen. „Wie heißen Sie denn?“

„Bernhard Magdeburg aus Oſtrau,“ ſagte Veitel ſchnell, „es kann aber der Brief auch ſein an meinen Onkel.“

„Es iſt kein Brief für Sie darunter,“ antwortete der Schreiber, flüchtig die Adreſſen auseinanderhaltend.

Veitels Augen ſtarrten auf die Briefe, als wollten ſie das Papier durchbrennen, es war ihm aber nicht möglich, mit den Augen der Handbewegung des Schreibers zu folgen. Er faßte daher mit ſchnellem Griff das Bündel Briefe, und während der erzürnte Schreiber ihn von der andern Seite packte und rief: „Was fällt Ihnen ein, Herr, wie können Sie ſich unterſtehen!“ las er mit fliegender Eile die Aufſchriften, gab die Briefe in einer verzweifelten Ruhe zurück und ſagte, an den Hut greifend: „Ich danke Ihnen, es iſt nichts für mich darunter.“ Der empörte Schreiber wollte ihn halten: „Herr, wie können Sie dieſe Unverſchämtheit haben! —“

„Verſäumen Sie nicht die Poſt,“ ſagte Veitel gutmüthig, „ich gehe jetzt ſelbſt zum Herrn Juſtizrath.“ Damit drehte er ſich ſchnell auf das Haus zu und entkam dem Schreiber, welcher einen Augenblick ganz erſtarrt über die Frechheit daſtand und endlich nach der Poſt ſtürzte, die verſäumte Zeit nachzuholen.

Veitel hatte nur wenig Adreſſen in ſeinem Gedächtniß behalten trotz ſeiner ſchnellen Beobachtungsgabe. „Vielleicht iſt damit der Ducaten verdient," ſagte er; „wo nicht, ſo ſchadet's auch nichts." Er ſchlich langſam auf Umwegen nach ſeinem Comtoir zurück, ſtellte ſich an die Thür und horchte. Der würdige Pinkus ſprach, aber es wurde leiſe geredet, und Veitel konnte nur wenig verſtehen. Endlich wurden die Stimmen lauter und es klang wie Zank zwiſchen den beiden Herren.

„Wie können Sie fordern eine ſo große Summe für den einen Weg?" rief Ehrenthal zornig; „ich habe mich in Ihnen getäuſcht, wenn ich Sie habe gehalten für einen zuverläſſigen Mann."

„Ich will zuverläſſig ſein," klang die Stimme des Pinkus dazwiſchen, „aber ich muß vierhundert Thaler haben, oder es wird nichts aus dem Geſchäft."

„Wie können Sie ſagen, daß nichts aus dem Geſchäft wird? Was wiſſen Sie von dem ganzen Geſchäft? Wer ſind Sie, daß Sie etwas davon wiſſen können?"

„Ich weiß ſo viel, daß ich mir kann die vierhundert Thaler geben laſſen von dem Baron, wenn ich zu ihm gehe und ihm ſage, was ich weiß," ſchrie Pinkus mit lauter Stimme.

„Sie ſind ein ſchlechter Menſch," rief Ehrenthal im Zorn. „Sie ſind mir verächtlich wie eine Maus, welche piept in ihrem Loch. Wiſſen Sie, wen Sie ſo behandeln? Mich behandeln Sie ſo," fuhr er immer zorniger fort. „Ich kann Ihnen nehmen Ihren Credit und werde Sie bekannt machen als ein ſchlechtes Subject bei allen Geſchäftsleuten."

„Und ich will Sie bekannt machen dem Baron, was Sie ſind für ein ſchlechter Mann," rief ſeinerſeits Pinkus erzürnt.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür, Veitel tauchte mit einem Sprung in den Schatten der Treppe.

„Ich will Ihnen Zeit laſſen zur Ueberlegung bis morgen früh," ſchrie der abgehende Pinkus ins Comtoir zurück und rannte hinaus.

Veitel trat mit der größten Unbefangenheit in das Comtoir und wurde von ſeinem Patron, der in dem kleinen Raume auf und ab ſtürmte wie ein wildes Thier im Käfig, gar nicht geſehen. „Gerechter Gott, daß dieſer Löbel ſein kann ein ſolcher Verräther! Er wird Alles ausſchwatzen auf dem Markte, er wird mich ruiniren,“ jammerte Herr Ehrenthal und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wozu ſoll er Sie ruiniren?“ frug Veitel und warf ſeinen Hut auf das Pult.

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie gehört?“ ſchrie ihn Ehrenthal zornig an.

„Alles habe ich gehört,“ ſagte Veitel kaltblütig. „Sie haben ja beide geſchrieen, daß man es hören mußte in dem Hausflur. Warum haben Sie mir ein Geheimniß gemacht aus dem Geſchäft? Wenn Sie mir geſagt hätten, was Sie vorhaben, ich hätte Ihnen den Löbel billiger verſchafft.“

Herr Ehrenthal ſah ſtarr auf den kecken Burſchen und konnte nichts hervorbringen als die Worte: „Was iſt das?“

„Ich kenne den Pinkus,“ fuhr Veitel fort, entſchloſſen, ſich zum Mitſpieler in dem Stück zu machen, welches jetzt aufgeführt wurde. „Wenn Sie ihm geben hundert Thaler, ſo wird er Ihnen als treuer Mann verkaufen eine gute Hypothek an den Baron.“

„Was wiſſen Sie von der Hypothek?“ fuhr Herr Ehrenthal beſtürzt heraus.

„Ich weiß genug, um Ihnen dabei zu helfen, wenn ich helfen will,“ antwortete Veitel. „Und ich will Ihnen helfen, wenn Sie haben Vertrauen zu mir.“

Herr Ehrenthal ſtarrte immer noch verwundert in das Geſicht ſeines Buchhalters, es dämmerte ihm die Anſicht, daß ſein Gehülfe mehr kaltes Blut und Entſchloſſenheit haben könnte, als er ſelbſt. Endlich rief er zwiſchen Freude und Sorge: „Sie ſind ein braver Menſch, Veitel, ſchaffen Sie mir den Pinkus zurück, er ſoll haben die hundert Thaler.“

„Ich habe auch geleſen die Aufſchrift von den Briefen, welche der Juſtizrath zur Poſt gegeben hat. Es iſt ein Brief darunter an den Juſtizcommiſſarius Walther in Rosmin.“

„Ich hab's gedacht,“ rief Herr Ehrenthal erfreut; „es iſt gut, Itzig, ſchaffen Sie mir den Löbel!“

„Dem Schreiber des Juſtizraths habe ich zu zahlen fünf Thaler und ich ſoll bekommen einen Ducaten, macht acht Thaler 5⅓,“ fuhr Veitel fort, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Es iſt ſchon gut,“ beſchied ihn Ehrenthal durch eine nachläſſige Handbewegung; „Sie ſollen haben das Geld, aber vor Allem muß ich haben den Pinkus.“

Veitel eilte hinüber in die Herberge und ſuchte nach dem entflohenen Geſchäftsmann. Dieſer hatte ſich in ſeine Stube zurückgezogen, in welcher auch er aufgeregt auf und ab lief und alle Anzüglichkeiten, die ihm Ehrenthal vorgeworfen hatte, mit Ingrimm verarbeitete.

Veitel öffnete die Thür und ſagte mit Energie: „Pinkus, ich komme vom Ehrenthal, ich will, daß Sie nehmen hundert Thaler und helfen meinem Rebb; ich will, daß Sie nicht als ſchlechter Menſch an ihm handeln. Wenn Sie etwas von ihm wiſſen, was ihm ſchaden kann bei dem Baron, ſo weiß ich etwas von Ihnen, was Ihnen ſchaden wird bei der Polizei.“

Der Pinkus ſtand ſtill und unterdrückte einen Fluch, den er gegen Veitel auf ſeinen Lippen hatte. „Ich bin ein ehrlicher Mann,“ rief er trotzig, „und brauche mich vor der Polizei nicht zu fürchten.“

„Sie wird fragen, was Sie für ein Waarenlager halten in dem Hauſe daneben, und von welchen Leuten Sie gekauft haben Ihre Waaren. Ich will Sie aber nicht zu Schaden bringen; Ehrenthal ſoll Ihnen geben hundert Thaler, und Sie werden mir geben von jetzt ab in Ihrem Hauſe eine Stube und ein Bett gegen billige Miethe, und werden mich nicht mehr behandeln als Bocher, ſondern als Geſchäftsmann, welcher ſo gut iſt wie Sie.“

Pinkus war überraſcht, beſiegt, gefangen; er ſprudelte noch eine Weile auf, focht mit Händen und Füßen gegen eine feindliche Luft, welche ihm keinen Widerſtand leiſtete; er beſchwor häufig ſeine Ehrlichkeit und miſchte ſtarke Klagen gegen Ehrenthal hinein, bis die Wogen ſeiner ſittlichen Entrüſtung allmählich kleiner und kürzer wurden, und zuletzt in ſeiner Seele ein anmuthiges Wellengekräuſel entſtand, als Zeichen, daß ſie brauchbar geworden für alle guten Werke des Friedens.

Veitel hatte, an den Ofen gelehnt, dieſe Umwandlung ruhig abgewartet und führte jetzt den Verſöhnten im Triumph zu Ehrenthal zurück. Hier maßen die beiden würdigen Männer einander zuerſt mit feindſeligen Blicken, dann ſchüttelten ſie einander die Hände und verſicherten ſich gegenſeitig ihrer Hochachtung, während Veitel wieder als Genius des Friedens daneben ſtand und Beide mit einem Gefühl betrachtete, welches der entſchiedenſte Gegenſatz von Hochachtung war. Pinkus ſteckte ein Caſſenbillet von hundert Thalern ein und empfahl ſich, da ſeine Hülfe bei der großen Operation nicht mehr nöthig ſchien, und Veitel öffnete kurz darauf die Thür für Herrn Löwenberg, den Geſchäftsmann aus der Provinz, und lächelte innerlich, als Ehrenthal faſt bittend ſagte: „Lieber Itzig, Sie können jetzt gehen.“ Er ging diesmal, ohne am Schlüſſelloch zu horchen, zufrieden nach Hauſe und bezog noch denſelben Abend ein kleines Zimmer im erſten Stock des Pinkus, trank das Glas Liqueur und aß das Bratenſtück, welches Frau Pinkus ihm vorſetzte.

Unterdeß ſagte Herr Ehrenthal zu Löwenberg, als Beide bei einem Glas Wein gemüthlich einander gegenüber ſaßen: „Ich habe erfahren, daß der Juſtizrath Horn ſich Auskunft holt über die Hypothek bei dem Juſtizcommiſſarius Walther in Ihrem Orte. Iſt etwas zu machen mit dieſem Mann?“

„Es iſt nichts zu machen mit Geld,“ erwiederte der Mann aus der Provinz nachdenklich, „aber es wird etwas zu machen ſein auf andere Weiſe. Er weiß nicht, daß ich ſelbſt von dem

Bevollmächtigten des Grafen den Auftrag habe zu verkaufen dieſe Hypothek. Ich werde hingehen zu ihm in meinen Geſchäften und werde mir einen Vorwand nehmen, ihm zu loben das Gut und die Verhältniſſe des Grafen; vielleicht ſage ich ihm ſogar, daß ich Luſt habe zu kaufen dieſe Hypothek."

Kopfſchüttelnd ſagte Ehrenthal: „Wenn er kennt den Grafen und ſein Gut, ſo wird Ihr Lob noch nicht helfen, daß er einen günſtigen Brief hierher ſchreibt."

„Es hilft doch, dieſe Juſtizcommiſſarien müſſen bei uns Erkundigungen einziehen über die Verhältniſſe; ſie können ſelbſt nicht ſo gut wiſſen wie wir, wie es ſteht mit dem Kauf und Verkauf der Wolle und des Getreides. Wir müſſen thun, was wir können, und ich glaube, es wird helfen für das Geſchäft."

Ehrenthal ſtützte ſchwermüthig den Kopf auf die Hand und ſagte mit einem Seufzer: „Sie können glauben, Löwenberg, es macht mir ſchwere Sorge."

„Es wird auch ſein ein ſchöner Vortheil," tröſtete der Andere. „Neunzig Procent zahlt der Käufer, den Sie haben, und dem Grafen werden geſchickt nach Paris ſiebenzig Procent; von den zwanzig Procent Differenz zahlen Sie fünf an den Bevollmächtigten des Grafen und fünf an mich für meine Bemühung, und zehn Procent bleiben Ihnen. Viertauſend Thaler ſind ein ſchöner Gewinn bei einem Geſchäft, zu dem man braucht kein Capital."

„Aber es macht Sorge," ſprach Herr Ehrenthal gebeugt; „glauben Sie mir, Löwenberg, ich bin ſo aufgeregt von dem Nachdenken, ich habe keine Nacht, wo ich ſchlafen kann, wenn ich liege in meinem Bett. Und wenn meine Frau mich frägt: Schläfſt du, Ehrenthal? ſo muß ich ihr immer ſagen: Ich kann nicht ſchlafen, Sidonie, ich muß denken an die Geſchäfte."

Eine halbe Stunde darauf fuhr eine Extrapoſt zum Thore hinaus. Am nächſten Morgen erhielt der Juſtizcommiſſarius Walther einen Geſchäftsbeſuch des Herrn Löwenberg und wurde durch die kühle und überzeugende Weiſe dieſes Herrn allerdings zu der Anſicht gebracht, daß die Verhältniſſe des Grafen Zaminsky doch nicht ſo zerrüttet waren, als man in der Umgegend annahm.

Acht Tage darauf empfing der Freiherr von Rothſattel einen Brief ſeines Rechtsfreundes und darin die Copie eines Schreibens vom Juſtizcommiſſarius Walther. Das Gutachten beider Rechtsverſtändigen ſtellte den Kauf der Hypothek als ein Geſchäft dar, von dem wenigſtens nicht unbedingt abzurathen war. Und als den Tag darauf Ehrenthal auf dem Gut ſeinen Beſuch machte, hatte der Freiherr ſeinen Entſchluß gefaßt die Hypothek zu nehmen. Was ihn lockte, fortwährend, unwiderſtehlich, das war der ſchnelle Gewinn von einigen tauſend Thalern. Es war ein Segen der Praxis, die er in dem früheren Geſchäft mit Ehrenthal erworben hatte. Er wollte die Hypothek gut finden, und hätte ſie vielleicht genommen, auch wenn ſein Rechtsfreund ihm entſchieden abgerathen hätte.

Ehrenthal erbot ſich mit großer Uneigennützigkeit, da er doch eine Geſchäftsreiſe in jene Gegend vorhabe, Vollmacht von dem Freiherrn anzunehmen und für ihn den Kauf mit dem Bevollmächtigten abzuſchließen. Der Freiherr war gern damit zufrieden, denn ſein Zartgefühl ſträubte ſich dagegen, daß er in eigener Perſon eine Zahlung machen ſollte, deren Betrag geringer war als die Summe, welche er durch das Hypothekeninſtrument dafür kaufte.

Acht Tage ſpäter war er im Beſitz einer Hypothek von vierzigtauſend Thalern, für welche er nur ſechsunddreißigtauſend Thaler gezahlt hatte, und Ehrenthal und ſeine Freunde hatten obendrein ein ſchönes Geſchäft gemacht, das beſte von allen Itzig, denn er hatte ein Uebergewicht über ſeinen Meiſter erhalten und war Rathgeber und Vertrauter geworden bei den geheimnißvollſten Unternehmungen. Alle Parteien waren zufrieden. Der Freiherr holte ſeine reich ausgelegte Caſſette hervor und legte an die Stelle der ſchönen weißen Pergamente das dicke, gelbliche, durch viele Hände abgegriffene Actenbündel, welches von jetzt ab ſein Vermögen vorſtellte. — Er ſah nicht mehr mit der frohen Aufmerkſamkeit hinein, welche er früher den Pfandbriefen gegönnt hatte, er warf den Deckel des Käſtchens ſchnell zu und ſchob es in den Secretär, ganz wie ein alter ermüdeter Geſchäftsmann, wie Einer, der froh iſt eine Arbeit hinter ſich zu haben. Er eilte in die Zimmer der Damen und beſchrieb dort mit Laune die Glückwünſche und Bücklinge Ehrenthals.

„Ich mag ihn nicht dulden," ſagte Leonore, „er ſieht aus wie ein kleiner fauchender Hamſter."

„Diesmal wenigſtens hat er ſich in ſeiner Weiſe uneigennützig gezeigt," antwortete der Vater. „Es iſt wahr, alle dieſe Geſchäftsleute haben etwas Karrikirtes, und es iſt bei aller Gutmüthigkeit für unſer Einen nicht immer möglich, bei ihren Bücklingen das Lachen zu unterdrücken."

An demſelben Abende ging Herr Ehrenthal bei ſeiner Frau Sidonie im langen Schlafrocke vergnügt auf und ab, er verſuchte ein kleines Lied zu ſingen, klopfte ſeine Tochter Roſalie auf den weißen Nacken und warf ſeiner Frau von Zeit zu Zeit einen ſchlauen und zärtlichen Blick zu, ſo daß ihn Madame Ehrenthal endlich frug: „Du haſt abgemacht dein Geſchäft mit dem Baron?"

„Ja," rief Ehrenthal luſtig.

„Er iſt ein ſchöner Mann, der Baron," bemerkte die Tochter.

„Er iſt ein guter Mann," ſagte Ehrenthal, „aber er hat ſeine Schwächen. Er iſt einer von den Menſchen, welche verlangen tiefe Bücklinge und unterthänige Reden, und welche Geld bezahlen, damit Andere für ſie denken. Er würde lieber verlieren Eins vom Hundert, wenn man nur zu ihm ſpricht mit gebogenem Rücken, den Hut in der Hand. Es ſind auch ſolche Leute nöthig in der Welt, was ſollte ſonſt werden aus unſerm Geſchäft?" —

Und an demſelben Abend ſaß auch Veitel in ſeiner Stube, und der Advocat neben ihm, und Veitel berichtete in der Kunſtſprache über das abgeſchloſſene Geſchäft und ſagte: „So iſt der Rothſchwanz gefangen in dem Sprenkel, und der Ehrenthal hat dabei gewonnen viertauſend Thaler.“

Hippus hatte ſeine Brille abgenommen und ſah in dem viereckigen Holzkaſten, welchen Frau Pinkus ein Sopha nannte, gerade aus wie ein ältlicher weiſer Affe, der den Weltlauf verachtet und ſeinen Wärter in die Beine beißt. Er hörte mit kritiſchem Ernſt auf den Bericht ſeines Schülers, ſchüttelte hin und wieder den Kopf, oder lächelte, wenn etwas nach ſeinem Geſchmack war.

Als Veitel ſeinen Bericht mit den Worten ſchloß: „Der Ehrenthal hat keine Courage, er verliert den Kopf bei großen Geſchäften,“ da rief Herr Hippus verächtlich: „Der Ehrenthal iſt ein Gimpel. Er ſetzt nichts Großes durch, er iſt ein kleinlicher Mann. Es iſt ihm immer ſo gegangen; wo es darauf ankam, hat er gezaudert und iſt ſtecken geblieben. Wenn er den Edelmann durch Trinkgelder kirren will, die er ihm zukommen läßt, ſo wird ihn der Freiherr zuletzt die Treppe hinunter werfen.“

„Was ſoll er aber mit ihm thun?“ frug Veitel.

„Sorgen muß er ihm machen,“ ſprach Hippus im Eifer aufſtehend, „Sorgen durch Arbeit. Große Arbeit, immerwährende Unruhe, tägliche Sorgen, die nicht aufhören, das iſt das Einzige, was der Freiherr nicht aushalten kann. Dieſe Leute ſind gewöhnt wenig Arbeit zu haben und viel Vergnügen, Alles wird ihnen zu leicht gemacht im Leben von Klein auf. Es gibt Wenige, die den Kopf nicht verlieren, wenn eine große Sorge das ganze Jahr in ihrem Schädel herum bohrt. Das ruinirt ſie. Iſt ſo Einer höchſtens zwei Mal im Tage durch ſeine Wirthſchaft gelaufen, ſo denkt er, er hat gearbeitet, während der Amtmann das Beſte thut und manchmal noch die Dummheiten des Herrn ausbeſſern muß. — Will der Ehrenthal den Baron unter ſich bringen, ſo muß er ihn in große Geſchäfte verwickeln, er muß ſelbſt etwas wagen, und dazu hat er keine Entſchloſſenheit und keinen Verſtand, er iſt nur ein Gimpel, der ſein gelerntes Stückchen pfeift und hinterher mit dickem Kopfe daſitzt.“

So lehrte der Advocat, und Veitel verſtand die klugen Worte und ſah mit einer Miſchung von Achtung und Scheu auf den kleinen häßlichen Teufel, welcher heftig vor ihm geſticulirte. Endlich ergriff Herr Hippus die Branntweinflaſche, ſtampfte ſie auf den Tiſch und rief: „Heut noch eine Füllung extra! Was ich dir jetzt geſagt habe, du junger Galgenvogel, iſt mehr als eine Flaſche Doppelten werth.“

5.

„Ich bin heut achtzehn Jahr,“ ſagte Karl zu ſeinem Vater, der an einem Sonntag zufrieden in ſeiner Stube ſaß und nicht müde wurde, den ſtattlichen Jüngling anzuſehen.

„Das iſt richtig,“ erwiederte der Vater, „achtzehn Lichter ſtehen auf dem Kuchen.“

„Alſo, Vater,“ fuhr Karl fort, „es iſt Zeit, daß ich etwas werde.“

„Du?“ frug der Vater verwundert, „was willſt du denn noch anders werden, als du biſt? Ein Knirps biſt du und wirſt in deinem Leben nichts Anderes.“

„Sei jetzt einmal ſtill mit deinem ewigen Knirps,“ entgegnete Karl. „Ich will Auflader werden.“

„Ei ſo hört doch,“ rief der Alte, „alſo Auflader! Warum nicht lieber gar Bürgermeiſter, oder König oder ſo etwas?“

„Ich habe Kräfte genug,“ fuhr Karl entſchloſſen fort. „Ich will mir etwas verdienen. Ich will ein ordentlicher Mann werden. Herr Wohlfart iſt jetzt ſchon ſeit einem Jahre frei geworden und ich bin noch immer ein Junge.“

„Du willſt etwas verdienen?“ wiederholte der Alte und ſah mit immer größerem Erſtaunen auf ſeinen Sohn. „Verdiene ich nicht genug und mehr, als wir brauchen? Wozu willſt du als Geizhals an uns handeln?“

„Ich kann doch nicht immer an deiner Lederſchürze hängen,“ ſagte Karl, „und wenn du tauſend Thaler verdienteſt, würde ich dadurch ein ordentlicher Menſch? Und wenn ich dich einmal verlieren ſollte, was ſoll dann aus mir werden?“

„Du wirſt mich verlieren, Junge,“ ſagte der Rieſe mit dem Kopf nickend, „das verſteht ſich, in einigen Jahren,“ ſetzte er hinzu, „nachher kannſt du werden, was du willſt, nur nicht Auflader.“

„Aber warum ſoll ich nicht werden, was du biſt? Sei doch nicht ſo hartnäckig.“

„Das verſtehſt du nicht. Komm mir nicht mit deinem Ehrzeiz, ehrgeizige Leute kann ich nicht vertragen.“

„Und wenn ich nicht Auflader werden ſoll,“ rief Karl wieder, „ſo muß ich etwas Anderes lernen, ſieh das doch ein, Vater.“

„Du willſt nichts gelernt haben?“ rief der Alte bekümmert. „Ach, du armes Kind, was haben ſie dir nicht alles in deinen kleinen Kopf hineingetrieben! Da war die Klippſchule, zwei Klaſſen, und die Stadtſchule, vier Klaſſen, und die Gewerbeſchule, zwei Klaſſen; acht Klaſſen haſt du gelernt und kennſt alle Waaren ſo gut wie ein Commis, iſt das nichts? Du biſt ein nimmerſatter Junge!“

„Ja, ich muß doch aber etwas Beſtimmtes wiſſen für einen Beruf,“ verſetzte Karl, „Schuſter, Schneider, Kaufmann oder Mechanikus.“

„Darum mache dir keine Sorge,“ ſagte der Vater mit Ueberlegenheit, „dafür habe ich bei deiner Erziehung geſorgt, du biſt praktiſch — und ehrlich,“ fügte er hinzu.

„Das denke ich,“ ſagte Karl, „aber kann ich ein Paar Stiefeln machen? kann ich einen Rock zuſchneiden?“

„Du kannſt's,“ erwiederte der Alte ruhig, „verſuch's und du wirſt's können.“

„Na, warte, du Brummbär, morgen kauſe ich Leder und nähe dir ein Paar Stiefeln, du ſollſt fühlen, wie ſie drücken.“

„Weißt du was,“ entgegnete der Vater, „ich werde dieſe Stiefeln nicht anziehen, ich werde vielleicht auch die zweiten nicht anziehen, ich werde warten, bis du das dritte Paar gemacht haſt, die werden nicht drücken.“

„Mit dir wird man nicht fertig,“ ſagte Karl ärgerlich, „ich weiß ſchon, wo ich mir Rath erhole. So kann's mit mir nicht bleiben; ich werde dir Jemand auf den Hals ſchicken, der dir daſſelbe ſagen ſoll.“

„Sei nur nicht ehrgeizig, Karl,“ ſagte der Alte kopfſchüttelnd, „und verdirb mir den heutigen Tag nicht. Jetzt gib mir die Bierkanne her und ſei ein guter Junge.“

Karl ſetzte die große Kanne vor den Vater, nahm bald darauf ſeine Mütze und verließ das Zimmer. Der Vater blieb bei ſeinem Bier ſitzen, aber ſein Behagen war geſtört, er ſah immer wieder nach der Thür, zu welcher Karl hinausgegangen war, er ſah ſich in der Stube um, die ohne das fröhliche Geſicht ſeines Sohnes ſo einſam war. Endlich ging er in die Kammer nebenan, ſetzte ſich dröhnend auf dem Bette nieder und zog unter der Bettſtelle einen ſchweren eiſernen Kaſten hervor. Er öffnete ihn mit einem Schlüſſel, den er aus der Weſtentaſche zog, nahm einen Beutel Geld nach dem andern heraus und ſtellte eine Kopfrechnung an, dann ſchob er den Kaſten wieder unter das Bett und ſetzte ſich beruhigt zu dem Haustrunk.

Unterdeß ging Karl in ſeinem Sonntagsſtaat mit eiligen Schritten in die Stadt und trat in Antons Zimmer. „Guten Morgen, Karl,“ rief ihm Anton entgegen, „was bringſt du?“

Karl begann feierlich: „Ich komme, Sie um Rath zu fragen, was aus mir werden ſoll. Mit meinem Vater iſt darüber nicht zu reden. Ich will Auflader werden, und der Alte will's nicht leiden; ich will etwas Anderes werden, und er vertröſtet mich auf die Zeit, wo er nicht mehr leben wird.

Ein ſchöner Troſt! Er iſt gerade wieder ein rechter Goliath. Ich bin heut achtzehn Jahr, und das Ding muß mit mir anders werden, ich greife hier im Hauſe überall mit an, aber das iſt nirgend etwas Ordentliches."

„Du haſt Recht," ſagte Anton verſtändig. „Vor Allem aber gratulire ich dir zu deinem Geburtstage; und warte, hier iſt ein Buch für dich, das nimm zum Angebinde, ich werde dir meinen Namen hineinſchreiben."

„Seinem getreuen Karl, Anton Wohlfart," las der erfreute Karl. „Ich danke Ihnen, Herr Wohlfart, ich habe ſchon fünfundſechzig Bücher. Jetzt wird die zweite Reihe voll."

„Und ſo ſetze dich her zu mir und laß uns Rath halten. Vor Allem ſage, was kann ich dir helfen? Iſt's nicht beſſer, wenn du mit Herrn Schröter ſelbſt ſprichſt? Er iſt ja dein Pathe."

„Das wird mir zu groß," entgegnete Karl ernſthaft, „der Vater könnte denken, ich wollte ihn verklagen. Bei Ihnen iſt das freundſchaftlicher."

„Gut," ſtimmte Anton bei.

„Und ſo wollte ich Sie bitten, daß Sie gelegentlich mit meinem Vater über mich ſprechen. Er hat zu Ihnen ein großes Zutrauen und er weiß, daß Sie's mit mir gut meinen."

„Das will ich gern," ſagte Anton, „aber was gedenkſt du zu werden?"

„Das iſt mir gleich," erwiederte Karl, „nur etwas Ordentliches."

Am nächſten Sonntage ging Anton nach dem Hauſe des Vater Sturm.

Die Wohnung des oberſten Aufladers war ein kleines Haus am Fluſſe, unweit des Packhofes; es war ſein Eigenthum und zeichnete ſich durch die Roſafarbe ſeines Anſtrichs vor den Nachbarhäuſern ſchon von Weitem aus. Anton öffnete die niedrige Thür und zweifelte, ob dem Rieſen überhaupt möglich ſei, ſich in einen ſo kleinen Bau einzupacken. Und als der alte Sturm aufſtand ihn zu begrüßen, da wurde ihm klar, daß eine unaufhörliche Geduld des mächtigen Mannes nöthig war, um dieſe Wohnung zu ertragen. Denn wenn er ſich mit aller Kraft ausſtreckte, ſo mußte er unfehlbar Decke und Wände zerreißen und mit Kopf und beiden Fäuſten in die freie Luft hineinragen. Der rieſige Mann ſtand vergnügt über den Beſuch ohne Rock und Weſte vor ihm und hielt ihm grüßend ſeine Hand entgegen, welche wohl im Stande war, einen Kürbis von mäßiger Größe zu umſpannen.

„Ich freue mich ſehr, Sie in meinem Hauſe zu ſehen, Herr Wohlfart," ſagte Sturm und faßte ſo zierlich, als es ihm möglich war, Antons Hand.

„Es iſt etwas klein für Sie, Herr Sturm," antwortete Anton lachend, „Sie ſind mir noch nie ſo groß vorgekommen, als in dieſem Zimmer."

„Mein Vater war noch größer," antwortete Sturm wohlgefällig und richtete ſich hoch auf, ſo daß ſein Kinn auf dem obern Rande des Ofens ruhte; „ſo groß war mein Vater," ſagte er und wies auf den bunten Farbenſaum längs der Decke, an welchem mehrere Marken mit Bleiſtift gezeichnet waren. „So groß war er und noch breiter. Er war Aelteſter der Auflader und der ſtärkſte Mann am Orte, und doch hat ihn ein Faß, nicht halb ſo hoch als Sie, zu Tode gebracht. Hier nehmen Sie Platz, Herr Wohlfart." Er rückte ihm einen Stuhl von Eichenholz hin, der ſo ſchwer war, daß Anton Mühe hatte ihn von der Stelle zu heben, und ſetzte ſich mit Geräuſch auf eine Bank. „Mein Karl hat mir geſagt, daß er Sie beſucht hat, und daß Sie ſehr freundlich gegen ihn waren. Er iſt ein guter Junge und ich habe meine Freude an ihm, aber er iſt doch aus der Art geſchlagen. Seine Mutter war eine kleine Frau," ſetzte Herr Sturm traurig hinzu und griff nach einem Glaſe Bier, welches mehr als ein Quart faßte, ſetzte das Glas an und nicht eher wieder auf den Tiſch, als bis der letzte Tropfen daraus verſchwunden war.

„Es iſt Faßbier,“ ſagte er entſchuldigend, „darf ich Ihnen ein Glas anbieten? Es iſt Herkommen bei unſerm Geſchäft, kein anderes zu trinken; dies freilich trinkt man den ganzen Tag, denn unſere Arbeit macht warm.“

„Ihr Sohn hat, wie ich höre, Luſt, in Ihre Corporation zu treten,“ lenkte Anton ein.

„Unter die Auflader?“ frug der Rieſe. „Nein, dies wird er nicht, niemals.“ Er legte ſeine Hand vertraulich auf Antons Knie. „Er wird es nicht, meine Selige hat mich auf dem Totenbette darum gebeten. Warum? Darum! Unſere Arbeit iſt reſpectabel, Sie wiſſen das ſelbſt am beſten, Herr Wohlfart. Wir ſind Männer, welche ein Vertrauen haben, wie wenig andere. Es iſt eine Ehre, Auflader der Kaufmannſchaft zu werden, um die ſich Hunderte bei mir bewerben, und nicht Einen laſſen wir zu. Es gibt Wenige, welche die Kraft haben, und noch Wenigere, welche etwas Anderes haben.“

„Die Ehrlichkeit,“ ſagte Anton.

„Ganz recht,“ nickte Sturm, „daran fehlt's auch den Starken. Alle Tage jede Art Waare in Tonnen und Kiſten in größter Quantität vor ſich zu haben und darum zu hantiren, wie um eigenthümliche Sachen, und niemals die Hand hineinzuſtecken, das iſt leider nicht Jedermanns Gewohnheit. Alſo Sie wiſſen, wir halten auf uns. Und die Einnahmen ſind nicht ſchlecht, ja, ſie ſind gut. Meine Selige hielt noch auf Sparbüchſen und Strümpfe und ſolches Zeug. Als ſie ſtarb, fand ich den ganzen Grund ihres Kaſtens mit zugebundenen Strümpfen zugeſtopft, die neben einander ſtanden wie die fetten Lerchenſteiße in der Schachtel. Alles für unſern Karl, und es war nicht nur Silber, es war auch Gold dabei. Sie war eine ſparſame Frau und hob Alles auf. Das iſt nun meine Art nicht. Denn warum? — Wer praktiſch iſt, braucht um das Geld nicht zu ſorgen, und der Karl wird ein praktiſcher Menſch. Aber nicht als Auflader," fügte er kopfſchüttelnd hinzu, „meine Selige wollte das nicht haben, und ſie hat Recht."

„Ihre Arbeit iſt ſehr anſtrengend," ſtimmte Anton bei.

„Anſtrengend?" lachte Sturm; „ſie mag wohl anſtrengend ſein für Einen, der nicht die Kraft hat, ſo anſtrengend, daß ihm der Rücken darüber zerbrechen kann; aber es iſt nicht die Anſtrengung, es iſt noch etwas Anderes. Dies iſt es!" Bei dieſen Worten holte er einen großen Krug aus der Ecke und goß ſein Glas voll. „Das Faßbier iſt es."

Anton lächelte. „Ich weiß, Sie und Ihre Collegen trinken viel von dem dünnen Getränk."

„Viel," ſagte Sturm mit Selbſtgefühl, „es iſt bei uns Geſchäftsbrauch, es iſt Herkommen, es iſt von je bei den Aufladern ſo gehalten worden; ſie müſſen Kräfte haben, ſie müſſen treue Männer ſein und ſie müſſen Faßbier trinken. Es iſt Bedürfniß bei unſerer Arbeit, wer's nicht thut, hält's nicht aus; Waſſer trinken macht uns ſchwach, und Wein und Branntwein gleichfalls, nur Faßbier thut's, dies und Provenceröl. Sehen Sie, Herr Anton, ſo: —" Der Rieſe ſtreckte den Arm aus und holte ein kleines Glas von dem Geſtell, füllte es zur Hälfte mit ſeinem Baumöl, zur andern Hälfte mit Bier, that eine Menge Zucker in die Miſchung und trank zu Antons Schrecken die widerwärtige Flüſſigkeit aus. „Das macht ſtark," ſagte er, „es iſt ein Geheimniß unſerer Zunft, es erhält die Kraft und macht ſolche Arme," er legte ſtolz ſeinen Arm auf den Tiſch und verſuchte ihn mit ſeiner Hand vergebens zu umſpannen. „Aber es iſt ein Haken dabei," fügte er leiſer hinzu. „Es wird Keiner von uns über funfzig Jahre alt. Haben Sie ſchon einen alten Auflader geſehen? Sie haben keinen geſehen, denn es gibt keinen. Funfzig Jahre iſt das Höchſte, was einer erreicht, länger duldet's der Biergeiſt nicht. Mein Vater war funfzig, als er ſtarb; der, den wir neulich begraben haben, — Herr

Schröter war mit beim Begräbniß, — der war neunundvierzig. Ich habe noch ein paar Jahre bis dahin,“ ſetzte er wie zur Beruhigung hinzu.

Anton blickte beſorgt in das ehrliche Geſicht des Aufladers. „Aber Sturm, wenn Sie das wiſſen, warum ſind Sie nicht mäßiger?“

„Mäßig?“ frug Sturm verwundert, „was iſt mäßig? Es ſteigt Keinem von uns in den Kopf. Vierzig Halbe in einem Tag iſt nicht viel, wenn man's nicht merkt.“

Anton ſah den Auflader ungläubig an.

„So viel trinke ich,“ ſagte Sturm. „Der, den wir neulich begraben haben, konnte noch mehr vertragen; er hatte aber auch Wochen, wo er noch ſtärker war als ich. Sehen Sie, Herr Wohlfart, deshalb aber ſoll mein Karl nach dem Willen der Seligen lieber etwas Anderes werden. Es iſt, unter uns Männern geſagt, mit dem ganzen Alter nur dummes Zeug. Auch von den Menſchen, welche keine Auflader ſind, werden die wenigſten älter als funfzig. Sie ſterben an allen möglichen Krankheiten von den Windeln an fortwährend dahin, und an lauter Krankheiten, die wir Auflader nicht kennen. Aber meine Selige hat's einmal ſo gewollt, und ſo mag's drum ſein.“

„Und haben Sie an etwas Anderes gedacht?“ frug Anton weiter. „Karl iſt zwar im Geſchäft ſehr nützlich und wir alle werden ihn vermiſſen, wenn er im Hauſe fehlen ſollte.“

„Das gerade iſt es,“ unterbrach ihn der Auflader, „das war das Richtige, was Sie geſagt haben. Sie werden ihn vermiſſen, ich auch. Ich bin allein im Hauſe, ſeit meine Selige tot iſt; wenn ich die rothen Backen meines Kleinen in dieſen Wänden ſehe, ſo bin ich zufrieden; wenn ich in Ihrem Hauſe ſeinen kleinen Hammer höre, ſo fühle ich die Luſtigkeit in meinem Herzen. Wenn er weggeht von mir und ich einſam in dieſer Stube ſitze, ich weiß nicht, wie ich's ertragen ſoll.“

Die Züge des Mannes zuckten vor innerer Bewegung.
„Aber muß er ſich denn ganz von Ihnen trennen?“ frug
Anton endlich, „vielleicht kann er noch Jahre lang hier wohnen.“

Sturm ſchüttelte bedeutungsvoll den Kopf. „Ich kenne
ihn, er kann's nicht; wenn er erſt einmal etwas anfängt, ſo
iſt er hinterher wie ein Teufel, dann denkt er an nichts als
an das eine Ding. Aber ich habe mir's überlegt in den letz-
ten Tagen. Ich will Ihnen ſagen,“ fuhr er vertraulich fort,
„ich habe Unrecht, wenn ich an mich denke. Der Junge hat
nicht für mich ſeinen Kopf in die Welt geſteckt, ſondern für
ſich ſelber. Er ſoll etwas werden. Und nun frage ich, was
meine Selige ſich für den Jungen wünſchen würde, wenn ſie
noch lebte. Dieſe Frau hatte einen Bruder, welcher mein
Schwager iſt, und dieſer Schwager iſt auf dem Lande. Ein
Freigut, dort oben, wo das hohe Waſſer herkommt; ein ge-
ſetzter Mann, er tauſcht nicht mit manchem Rittergut. Der
beſucht mich alle Jahre, wenn ſie ihre Wolle geſchoren haben.
Der kennt mich und kennt den Karl, dem möchte ich meinen
Kleinen übergeben, wenn ich ihn nicht behalten ſoll. Es iſt
weit von hier,“ ſchloß er traurig, „aber es iſt Verwandtſchaft.“

„Das iſt ein guter Gedanke, Herr Sturm,“ ſagte Anton,
erfreut, auf ſo wenig Hinderniſſe zu ſtoßen; „aber ich habe
immer gehört, daß der Landwirth auf eine ſelbſtändige Thätig-
keit in der Regel nur dann hoffen kann, wenn er nicht ganz
ohne Vermögen iſt.“

„Das paßt,“ ſagte der Rieſe ſeinen Finger erhebend ge-
heimnißvoll, „er iſt nicht ganz ohne Vermögen. Von ſeiner
Mutter her, und auch etwas von ſeinem Vater. Er weiß
aber von gar nichts, denn ich wollte, er ſollte praktiſch werden.
Und ſagen Sie ihm auch nichts.“

„Da Sie ſo väterlich für Ihren Sohn ſorgen,“ rief An-
ton, „ſo laſſen Sie ihn nicht länger in Unſicherheit; es iſt
brav von ihm, daß er das Ungenügende ſeiner jetzigen Arbeit
empfindet.“

„Er kann es ſogleich hören," ſagte der Alte aufſtehend, „er ſteckt im Garten. Sie ſollen dabei ſein." Sturm trat in das Haus und rief mit ſeiner mächtigen Stimme in den Garten. Karl eilte herbei, begrüßte Anton und ſah erwartungsvoll bald auf dieſen, bald auf den Vater. Der Alte hatte ſich wieder ruhig hingeſetzt und frug in ſeinem gewöhnlichen Ton: „Kleiner Knirps, willſt du ein Oekonom werden?"

„Landwirth?" rief Karl, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Dann müßte ich ja fort von dir, Vater."

„Er denkt auch daran," ſagte der Alte, Anton zunickend.

„Iſt denn dein Wille, daß ich von dir ſoll?" frug Karl erſchrocken.

„Allerdings, mein Kleiner," ſagte der Vater. „Widerrede nutzt nichts, die Sache iſt abgemacht, natürlich vorausgeſetzt, daß dich der Onkel haben will. Du ſollſt Oekonom werden, du ſollſt etwas Ordentliches lernen, du ſollſt deinen Vater verlaſſen."

„Vater," ſagte Karl niedergeſchlagen, „wenn ich von dir weg gehen ſoll, ſo iſt mir's nicht recht."

„Es ſoll dir aber recht ſein, du ehrgeiziger Knirps," rief der Alte.

„Dann komm mit auf's Land," ſagte der Sohn.

„Ich ſoll auf's Land kommen? ho, ho!" Sturm lachte, daß die Stubenthür zitterte. „Mein Knirps will mich in die Taſche ſtecken und mit ſich auf dem Lande herumtragen." Er lachte ſo lange, bis er mit der Hand über die Augen fuhr. „Komm her, mein Karl," ſagte er endlich, zog den Sohn an ſich und hielt den Kopf deſſelben lange zwiſchen ſeinen großen Händen. „Du biſt mein guter Junge, und Trennung muß ſein auf Erden, wenn nicht jetzt, dann in ein paar Jahren."

So ſchied Karl aus der Handlung. Vergeblich verſuchte er in den letzten Tagen ſeine Bewegung hinter leiſem Pfeifen zu verſtecken. Er ſtreichelte zärtlich Freund Pluto und die Katze, welche er in das Haus gebracht hatte, er verrichtete ſeine kleinen Arbeiten mit maßloſem Eifer und hielt ſich dabei ſo viel wie möglich in der Nähe ſeines Vaters; auch dieſer ſah den Tag hindurch immer wieder auf ſeinen Sohn und verließ manchmal ſeine Tonnen, um langſam auf ihn zuzugehen und ihm die Hand ſchweigend auf den Kopf zu legen.

„Es iſt nicht ſchwer bei der Landwirthſchaft?“ ſagte Vater Sturm vor der großen Wage zu Anton, und blickte ihm fragend ins Geſicht.

„Leicht iſt es nicht,“ erwiederte Anton, „es iſt vielleicht noch mehr dabei zu lernen, als bei unſerm Geſchäft.“

„Lernen!“ rief der Alte, „je mehr er lernen muß, deſto lieber iſt es ihm, das thut nichts; nur ob es ſehr ſchwer iſt?“

„Nein,“ ſagte Herr Pix, der die Sprache des Rieſen beſſer verſtand. „Schwer iſt dort nichts; das Schwerſte iſt der Sack Weizen, hundertundachtzig Pfund, und Bohnen, zweihundert Pfund. Und das braucht er nicht zu heben, das thun die Knechte.“

„Wenn das bei der Landwirthſchaft ſo iſt,“ rief Sturm verächtlich und richtete ſich hoch auf, „ſo iſt mir ganz egal, ob er das hebt. Zweihundert Pfund trägt auch mein Zwerg.“

6.

Anton war jetzt der pflichtgetreueſte Correſpondent ſeines Comptoirs. Gegen die ritterlichen Künſte ſeines Freundes verhielt er ſich kühl. Nur ſelten vermochte ihn Fink, des Sonntags ſein Begleiter zu Pferde oder am Piſtolenſtand zu werden. Dagegen benutzte Anton Finks Bücherſchrank mehr als dieſer ſelbſt. Es war ihm nach langem Bemühen gelungen, in die Myſterien der engliſchen Ausſprache einzudringen, und eifrig ſuchte er die Gelegenheit, ſein Sprechtalent an Fink zu üben. Da aber dieſer den Uebelſtand hatte, ein ſehr unregelmäßiger und gewiſſenloſer Lehrer zu ſein, gab Anton ſeine Zunge in die Zucht eines gebildeten Engländers.

Einſt ſah er von ſeinem Platze im Comtoir auf, als ſich die Thür öffnete, und erkannte mit der größten Verwunderung in dem Eintretenden Veitel Itzig, den Genoſſen aus der Bürgerſchule von Oſtrau. Er war bisher nur ſelten mit ihm zuſammengetroffen. Das freche Weſen des Burſchen und die Furcht vor dem vertraulichen Du, mit dem dieſer ihn leicht anreden mochte, hatten ſein Auge auf allerlei andere Gegenſtände gelenkt, ſo oft er Veitels Naſenſpitze im Gedränge der Straße erkannte. Noch mehr erſtaunte er, als Veitel auf die Frage des Herrn Specht: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?“ artig erwiederte, er wünſche Herrn Wohlfart zu ſprechen.

Anton ſtieg von ſeinem Sitze in den freien Raum des Comtoirs, und Veitel redete ihn an: „Sie werden mich doch noch kennen, obgleich Sie oft an mir vorbeigegangen ſind ohne mich zu grüßen.“

„Wie geht es Ihnen, Itzig?“ frug Anton mit Kälte.

„Schlecht,“ antwortete Itzig, die Achſeln zuckend; „es iſt kein Verdienſt im Geſchäft. — Ich ſoll Ihnen dieſen Brief vom Sohn des Ehrenthal übergeben und Sie fragen, zu welcher Zeit Ihnen der Bernhard ſeinen Beſuch machen kann.“

„Mir?“ frug Anton und nahm eine Karte und einen Brief aus Veitels Händen. Der Brief war von Antons Sprachlehrer, er enthielt die Anfrage, ob Anton an einer Lehrſtunde Theil nehmen wolle, in welcher Herr Ehrenthal ältere engliſche Schriftſteller in einer literarhiſtoriſchen Reihenfolge durchzunehmen beabſichtige.

„Wo wohnt Herr Bernhard Ehrenthal?“ frug Anton.

„Im Hauſe bei ſeinem Vater,“ erwiederte Veitel und verzog das Geſicht. „Er ſitzt den ganzen Tag auf ſeiner Stube.“

„Ich werde den Herrn ſelbſt aufſuchen,“ ſagte Anton. — „Guten Morgen, Herr Anton!“ — „Guten Morgen, Itzig!“

Anton empfand keine große Neigung, auf den Antrag des Lehrers einzugehen. Der Name Ehrenthal hatte in ſeinem Comtoir keinen guten Klang und das Erſcheinen Itzigs trug nicht dazu bei, ihm das Anerbieten annehmlicher zu machen. Doch die ironiſche Art, in welcher Itzig vom Sohne ſeines Brodherrn ſprach, und Einzelnes, was er auf ſeine Erkundigungen von Bernhard hörte, bewog ihn, die Sache wenigſtens in Erwägung zu ziehen. So ſuchte er einige Tage darauf nach dem Schluß des Comtoirs das Haus Ehrenthals auf, entſchloſſen, ſich durch den Eindruck, den der Sohn auf ihn mache, beſtimmen zu laſſen.

Er trat an die weißlackirte Thüre, zog den dicken Porcellangriff und wurde durch eine ſtruppige Köchin ohne weitläufige Anmeldung in die Stube des jungen Ehrenthal geführt. Es war ein langes ſchmales Zimmer mit alten Möbeln und ſchmuckloſen Büchergerüſten, auf welchen eine Menge großer und kleiner Bücher unordentlich durcheinander lag. Bernhard ſaß tief über ſeine Arbeit gebeugt am Schreibtiſch und ſah erſt auf, als Anton bereits im Zimmer ſtand. Eilig knöpfte er den Hausrock über ſeinem Hemd zuſammen und trat dem Fremden mit der Unſicherheit entgegen, welche Herren mit kurzem Geſicht bei der Begrüßung Eintretender eigen iſt. Neugierig ſah Anton auf den Sohn des Händlers. Es waren feine Züge und ein zarter Körper, kaſtanienbraunes krauſes Haar und zwei graue Augen von freundlichem Ausdruck. Bernhard nöthigte ſeinen Gaſt auf ein kleines Sopha. Anton erwähnte den Zweck ſeines Beſuches, und Bernhard antwortete ſchüchtern, daß er ſich in Allem nach den Wünſchen ſeines Beſuches richten wolle. Und als Anton nach dem Preiſe der Stunden frug, erſtaunte er, daß der Sohn Ehrenthals mit einiger Verlegenheit ſagte: „Ich weiß es wirklich in dieſem Augenblick nicht, wenn Sie aber darauf beſtehen, auch den Lehrer zu bezahlen, ſo will ich mich ſogleich darnach erkundigen.“ Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu fragen: „Sind Sie nicht im Geſchäft Ihres Herrn Vaters?“

„Ach nein,“ erwiederte Bernhard, dieſen Uebelſtand entſchuldigend, „ich habe ſtudirt, und da einem jungen Mann von meiner Confeſſion die Anſtellung im Staate nicht leicht wird und ich in meiner Familie leben kann, ſo beſchäftige ich mich mit dieſen Büchern.“ Dabei warf er einen Blick voll Liebe auf ſein Büchergerüſt, ſtand auf und trat in ihre Nähe, als wollte er ſie ſeinem Gaſt vorſtellen. Anton las einige goldene Titel und ſagte mit einer Verbeugung: „Das iſt für mich zu gelehrt.“ Es waren Ausgaben orientaliſcher Werke.

Bernhard lächelte: „Durch das Hebräiſche bin ich zu den andern aſiatiſchen Sprachen gekommen. Es iſt viel fremdartige Schönheit in dem Leben dieſer Sprachen und in den Gedichten der alten Zeit. Ich habe auch Handſchriften, wenn es Sie intereſſirt dieſe zu ſehen.“

Er ſchloß einen Schub auf und holte ein Bündel ſeltſam ausſehender Manuſcripte heraus. Mit glänzenden Augen öffnete er das oberſte, im Einband von grünem Seidenſtoff, der mit Goldfaden fremdartig durchwirkt war; er ließ Anton die Schrift betrachten und war vergnügt, als dieſer erklärte, er könne nicht einmal angeben, welcher Sprache die Schriftzüge angehörten.

„Es iſt arabiſch, aber freilich iſt gerade dieſe Handſchrift ſehr ſchwer zu leſen. — Und hier iſt mein Lieblingsdichter, der Perſer Firduſi, ich habe aber nur ein kleines Bruchſtück ſeines Gedichtes in der Handſchrift.“

Anton ſagte ihm: „Es muß viel Gelehrſamkeit dazu gehören, das alles zu verſtehen.“

„Nur etwas Geduld,“ antwortete Bernhard beſcheiden; „wer ein Herz hat für das Schöne, der findet es bald überall heraus, auch unter dem fremdartigen Kleide, welches die Sänger aus dem Morgenlande tragen. Ich arbeite an einer Ueberſetzung perſiſcher Gedichte; wenn Sie ſpäter einmal Muße haben und Sie ſo etwas nicht langweilt, möchte ich Sie um Erlaubniß bitten, Ihnen eine kurze Probe vorzuleſen.“

Anton hatte die Höflichkeit, ſogleich darum zu bitten, der junge Ehrenthal griff nach einem Papier auf ſeinem Schreibtiſch und las ſchnell und etwas ungelenk ein kleines Liebesgedicht vor. Es war eins von den zahlreichen Gedichten, in denen ein weiſer Trinker ſeine Geliebte mit allerlei hübſchen Dingen vergleicht, mit Thieren, Pflanzen, der Sonne und andern Weltkörpern, und daneben einem zelotiſchen Pfaffen Naſenſtüber gibt. Dem ehrlichen Anton imponirte die verſchlungene Form und der zugeſpitzte Ausdruck ſehr, aber es war ihm doch komiſch, als der Vorleſer ausrief: „Nicht wahr, das iſt ſchön? Der Gedanke, meine ich; denn die Schönheit der Sprache im Deutſchen wiederzugeben bin ich zu ſchwach.“ Bei dieſen Worten ſah er begeiſtert vor ſich, wie ein Mann, der alle Tage fünf bis ſechs Flaſchen Schiraswein trinkt und alle Abende ſeine Suleika küßt.

„Muß man denn aber trinken, um recht lieben zu können?“ ſprach Anton, „das iſt bei uns doch auch ohne Wein möglich.“

„Bei uns“, erwiederte Bernhard, „iſt das Leben ſehr nüchtern,“ dabei legte er das Blatt ernſthaft auf den Tiſch.

„Ich denke, es iſt nicht ſo,“ erwiederte Anton eifrig; „ich kenne noch wenig vom Leben, aber ich ſehe doch, auch wir haben Sonnenſchein und Roſen, die Freude am Daſein, große Leidenſchaften und merkwürdige Schickſale, welche von den Dichtern beſungen werden.“

„Unſere Gegenwart“, erwiederte Bernhard weiſe, „iſt zu kalt und einförmig.“

„Ich habe das ſchon einige Male in Büchern geleſen, aber ich kann nicht verſtehen, warum, und ich glaube es auch gar nicht. Ich meine, wer mit unſerm Leben unzufrieden iſt, der wird es mit dem Leben in Teheran oder in Calcutta noch mehr ſein, wenn er längere Zeit dort lebt. Es muß dort viel einförmiger und langweiliger ſein als bei uns. Ich leſe das auch aus Reiſebeſchreibungen heraus. Was den Reiſenden reizt, iſt das Neue; wenn das Fremde alltäglich geworden iſt, ſieht es gewiß anders aus.“

„Wie arm an großen Eindrücken unſer civiliſirtes Treiben iſt," entgegnete Bernhard, „das müſſen Sie ſelbſt in Ihrem Geſchäft manchmal empfinden, es iſt ſo proſaiſch, was Sie thun müſſen."

„Da widerſpreche ich," erwiederte Anton eifrig, „ich weiß mir gar nichts, was ſo intereſſant iſt, als das Geſchäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahlloſen Fäden, die ſich von einem Menſchen zu dem andern, über Land und Meer, aus einem Welttheil in den andern ſpinnen. Sie hängen ſich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles, was wir am Leibe tragen, und Alles, was uns umgibt, führt uns die merkwürdigſten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menſchliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mit helfe, und ſo wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Menſch mit jedem andern Menſchen in fortwährender Verbindung erhalten wird, ſo kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit ſein. Wenn ich einen Sack mit Kaffe auf die Wage ſetze, ſo knüpfe ich einen unſichtbaren Faden zwiſchen der Coloniſtentochter in Braſilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburſchen, der ſie zum Frühſtück trinkt, und wenn ich einen Zimmtſtengel in die Hand nehme, ſo ſehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unſerer Vorſtadt, das ihn über den Reisbrei reibt."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft und ſind glücklich, weil Sie Ihre Arbeit als nützlich empfinden. Aber was der höchſte Stoff für die Poeſie iſt, ein Leben reich an mächtigen Gefühlen und Thaten, das iſt bei uns doch ſehr ſelten zu finden. Da muß man wie der engliſche Dichter aus den civiliſirten Ländern hinaus unter Seeräuber gehen."

„Nein," verſetzte Anton hartnäckig, „der Kaufmann bei uns erlebt ebenſo viel Großes, Empfindungen und Thaten, als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indern. — Je ausgebreiteter ſein Geſchäft iſt, deſto mehr Menſchen hat er, deren Glück oder Unglück er mit fühlen muß, und deſto öfter iſt er ſelbſt in der Lage, ſich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden. — Neulich hat hier ein großes Haus Bankerott gemacht.“

„Ich weiß es,“ ſagte Bernhard, „es war ein trauriger Fall.“

„Wenn Sie die Gewitterſchwüle empfunden hätten, welche auf dem Geſchäft lag, bevor es fiel, die furchtbare Verzweiflung des Mannes, den Schmerz der Familie, die Hochherzigkeit ſeiner Frau, welche ihr eigenes Vermögen bis zum letzten Thaler in die Maſſe warf, um die Ehre ihres Mannes zu retten, Sie würden nicht ſagen, daß unſer Geſchäft arm an Leidenſchaften und großen Gefühlen iſt.“

„Sie ſind mit ganzer Seele Kaufmann,“ ſagte Bernhard freundlich, „ich möchte Sie beneiden um die reine Freude, die Sie über Ihre Arbeit haben.“

„Ja,“ entgegnete Anton. „Auch der Kaufmann hat trübe Erfahrungen in Menge zu machen. Der kleine Aerger fehlt ihm nicht, und vieles Schlechte muß er erleben, aber der ganze Handel iſt doch ſo ſehr auf die Redlichkeit Anderer und auf die Güte der menſchlichen Natur berechnet, daß ich bei meinem Eintritt in dieſe Thätigkeit erſtaunt war. Wer ein ehrliches Geſchäft hat, kann von unſerm Leben nicht ſchlecht denken, er wird immer Gelegenheit haben, Schönes und Großartiges darin zu finden.“

Bernhard hatte mit geſenkten Augen zugehört, jetzt blickte er ſchweigend zum Fenſter hinaus, und Anton bemerkte, daß er verlegen und bekümmert ausſah. Endlich wandte ſich Bernhard um und ſagte, das Geſpräch abbrechend, mit bittender Stimme: „Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Wohlfart, ſo möchte ich mit Ihnen ſogleich zum Sprachlehrer gehen. Es iſt ein weiter Weg, wir ſprechen im Freien mehr mit einander.“

Wie alte Bekannte traten die beiden Jünglinge aus dem finſtern Haus in die warme Abendluft. Und als ſie nach einer Stunde von einander ſchieden, ſagte Bernhard angelegentlich: „Iſt Ihnen der Verkehr mit mir nicht zu unintereſſant, Herr Wohlfart, ſo beſuchen Sie mich doch manchmal in Ihren Freiſtunden.“ Anton verſprach das. Beide hatten Behagen an einander gefunden. Anton wunderte ſich noch immer, daß ein Sohn Ehrenthals ſo wenig Geſchäftsmann ſein konnte, und Bernhard war glücklich einen Menſchen zu treffen, mit dem er über Vieles reden konnte, was er ſonſt ſchweigend mit ſich herumtrug.

Bernhard trat am Abend vergnügt in die Familienſtube und ſtellte ſich hinter den Rücken der Schweſter, welche auf einem koſtbaren Flügel ein neues Modeſtück einübte und dabei eine große Fingerfertigkeit entwickelte. Der Bruder küßte ſie leiſe an das Ohr, ſie drehte ſich ſchnell um und rief: „Laß mich in Ruh, Bernhard, ich muß das Stück einüben, denn auf den Sonntag iſt große Soirée, und ſie werden mich auffordern zu ſpielen.“

„Ich weiß, daß ſie dich auffordern werden,“ ſagte die Mutter, als Bernhard ſich ſchweigend auf das Sopha niederſetzte und ein aufgeſchlagenes Buch in die Hand nahm. „Es iſt keine Geſellſchaft, wo man nicht das Verlangen hat die Roſalie zu hören. Wenn du nur einmal dich entſchließen könnteſt mitzukommen, Bernhard, du biſt ein Mann von ſo viel Geiſt, du biſt gelehrter als Alle aus der ganzen Bekanntſchaft. Neulich hat der Profeſſor Starke von der Univerſität mit großer Hochachtung über dich geſprochen und hat geſagt, du würdeſt ein Stolz werden für die Wiſſenſchaft. Es iſt erfreulich für eine Mutter, wenn ſie ſtolz ſein kann auf ihre Kinder. Warum kommſt du nicht in die Geſellſchaft, ſie wird ſo auserleſen ſein, wie ſie in unſerer Stadt nur ſein kann.“

„Du weißt, Mutter, ich gehe nicht gern zu fremden Leuten,“ ſagte der Sohn.

„Und ich will, daß mein Sohn Bernhard hat ſeinen eigenen Willen,“ rief der Vater aus einer Nebenſtube, wo er die letzten Worte Bernhards gehört hatte, da in dieſem Augenblicke Roſalie von ihren ſchweren Paſſagen ausruhte. Herr Ehrenthal trat in ſeinem verſchoſſenen Schlafrocke zu der Familie: „Unſer Bernhard iſt nicht wie andere Leute, und der Weg, den er geht, wird immer ſein ein guter Weg. Du ſiehſt aus ſo bleich,“ ſagte er zum Sohne und ſtrich mit der Hand über ſeine braunen Locken. „Du ſtudirſt zu viel, mein Sohn. Denke auf deine Geſundheit, der Doctor hat geſagt, daß dir Bewegung nöthig iſt, und hat dir gerathen zu nehmen ein Pferd und darauf zu reiten. Warum willſt du nicht nehmen ein Pferd? Ich kann es haben, daß mein Sohn Bernhard auf dem theuerſten Pferd reitet, das in der Stadt zu haben iſt; thu, was der Arzt ſagt, mein Bernhard, ich will dir kaufen ein Pferd.“

„Ich danke dir, lieber Vater,“ erwiederte Bernhard, „es würde mir keine Freude machen, und wie ich fürchte, deshalb nicht viel helfen.“ Er drückte dankbar die Hand des Vaters, der ihm wehmüthig in das faltige Geſicht ſah.

„Gebt ihr dem Bernhard auch immer zu eſſen, was er gern hat? Laß ihm Pfirſichen holen, Sidonie, es ſind neue Pfirſichen angekommen beim Fruchthändler, das Stück koſtet zwei gute Groſchen; oder willſt du haben irgend etwas Anderes, ſo ſag's. Du ſollſt haben, was du gern haſt; du biſt mein guter Sohn Bernhard, und ich habe meine Freude an dir.“

„Er will ja nie etwas annehmen,“ ſprach die Mutter dazwiſchen, „er hat keine andere Freude als an ſeinen Büchern; nach Roſalie und mir frägt er manchmal den ganzen Tag nicht.“

„Liebe Mutter,“ warf Bernhard bittend ein.

„Er lieſt zu viel in den Büchern und kümmert ſich nicht um die Menſchen,“ fuhr die erfahrene Frau fort, „deshalb ſieht er aus ſo bleich und verfallen wie ein Mann von ſechzig

Jahren. Warum will er nicht gehen auf den Sonntag in die Soirée?"

„Ich werde mitkommen, wenn du es wünſcheſt," ſagte Bernhard traurig, und ſetzte nach einer Weile hinzu: „Iſt euch ein junger Mann bekannt, ein Herr Wohlfart, der in Schröters Geſchäft iſt?"

„Den kenne ich nicht," ſprach der Vater mit beſtimmtem Kopfſchütteln.

„Vielleicht du, Roſalie? Er iſt ein hübſcher Mann von gentilem Ausſehen. Er ſcheint mir ein guter Tänzer und Geſellſchafter zu ſein. Biſt du nicht irgendwo ihm begegnet? Ich glaube, er müßte dir aufgefallen ſein."

„Iſt er blond?" frug die Schweſter, indem ſie ihr Haar vor einem kleinen Handſpiegel zurecht ſtrich.

„Er hat dunkles Haar und blaue Augen."

„Wenn er aus einem Comtoir iſt, werde ich ihn wohl ſchwerlich kennen," ſagte Roſalie, das Haupt zurückwerfend.

„Unſere Roſalie tanzt meiſt mit Offizieren und Künſtlern," ſchaltete die Mutter erklärend ein.

„Er iſt ein tüchtiger und liebenswürdiger Menſch," fuhr Bernhard fort; „ich will mit ihm zuſammen Engliſch treiben und freue mich ſehr, daß ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe."

„Er ſoll eingeladen werden zu uns," decretirte Herr Ehrenthal vom Sopha aufſtehend; „wenn er unſerem Bernhard gefällt, ſo ſoll er willkommen ſein in meinem Hauſe. Laß einen guten Braten machen auf den Sonntag, Sidonie, und laß mir einladen Herrn Wohlfart zum Mittageſſen, nicht um ein Uhr, ſondern um zwei Uhr! Er ſoll von jetzt gebeten werden zu allen Geſellſchaften, die wir geben; wenn er ein Freund iſt von Bernhard, ſo ſoll er auch ein Freund ſein von unſerem Hauſe."

„Er hat ja noch nicht ſeinen Beſuch gemacht," ſagte die Mutter wieder, „wir müſſen doch abwarten, bis er ſein Entrée macht bei der Familie?"

„Wozu Entrée," fuhr der Vater auf: „wenn er bekannt iſt mit unſerem Bernhard, wozu ſoll er erſt Entrée machen bei uns?"

„Ich will noch in dieſer Woche zu ihm gehen, und wenn du erlaubſt, liebe Mutter, ihn auffordern, auf den Sonntag bei uns zu eſſen."

Die Mutter gab ihre Einwilligung, und Roſalie ſetzte ſich jetzt zum Bruder und frug ihn mit größerem Intereſſe über Perſon und Weſen des neuen Bekannten aus.

Bernhard ſchilderte mit Wärme den angenehmen Eindruck, den Anton auf ihn gemacht hatte, ſo daß die Mutter daran dachte, auf den Sonntag die große Silbervaſe herauszugeben und aufputzen zu laſſen. Roſalie überlegte, in welchem Kleide und durch welche Seite ihrer Bildung ſie auf den Fremden Eindruck machen wolle, und der Vater erklärte wiederholt, daß er Herrn Wohlfart zu jeder Tageszeit und bei jedem ausgezeichneten Bratenſtück in ſeinem Hauſe zu ſehen wünſche.

Wie kam es doch, daß Bernhard ſeiner Familie nicht den Inhalt des Geſprächs mittheilte, welches ihm den neuen Bekannten ſo lieb gemacht hatte? Wie kam es doch, daß er kurz darauf wieder in tiefes Schweigen verfiel und in ſein Arbeitszimmer zurückging? daß er dort ſeinen Kopf über eine alte Handſchrift lehnte und lange auf die krauſen Züge hinſtarrte, bis ihm große Thränen herabfielen, welche die Tinte der Buchſtaben, auf die er ſo viel hielt, auflöſten und verdarben, ohne daß er's merkte? Wie kam es doch, daß der junge Mann, auf den die Mutter ſo gern ſtolz ſein wollte und den der Vater ſo ſehr verehrte, allein in ſeiner Stube ſaß und die bitterſten Thränen vergoß, die ein guter Menſch weinen kann? Und woher kam es, daß er endlich mit rothgeweinten Augen am ſpäten Abend ſich zuſammenraffte und eifrig den Kopf in ſeine Bücher ſenkte, während ſeine ſchöne Schweſter in der andern Ecke der Wohnung noch immer mit ihren runden Fingern über die Taſten fuhr und das ſchwere

Stück einübte, welches beſtimmt war bei der nächſten Soirée zu wirken?

Mit dieſem Tage begann für Anton und Bernhard ein Verhältniß, welches für Beide Werth erhielt. Bei der Unterhaltung über das Schöne, welches die Kraft eines fremden Volkes geſchaffen hatte, genoſſen ſie die Freude, auch das Gute lieb zu gewinnen, das Jeder in dem Andern fand. Bernhards Sprachkenntniſſe waren größer, und ſein Gefühl für das Reizende in fremder Poeſie bis zum Uebermaß fein, in Antons Seele war Alles geordnet und ſicher. Wenn Bernhard für Byron kämpfte, ſo vertrat Anton die ruhige Klarheit Walter Scotts, und Beide waren glücklich, als ihre Begeiſterung ſich vor dem größten dramatiſchen Dichter vereinigte.

Anton ſchilderte die ungewöhnliche Bildung Bernhards dem gleichgültigen Fink. Er freute ſich darauf, Beide mit einander bekannt zu machen, und als er einſt Bernhard zu ſich geladen hatte, bat er auch Fink heraufzukommen.

„Wenn dir's Spaß macht, Tony," ſagte Fink achſelzuckend, „ſo will ich kommen. Ich ſage dir aber im Voraus, daß ich unter allen Creaturen Büchereulen am wenigſten leiden kann. Es gibt kein Volk, welches ſelbſtgefälliger über alles Mögliche aburtheilt, und keines, das ſich thörichter benimmt, wenn es ſelbſt etwas thun ſoll. Und vollends ein Sohn des würdigen Ehrenthal! Nimm mir's nicht übel, wenn ich euch bald entlaufe."

Bernhard ſaß erwartungsvoll auf dem Sopha Antons und ſah mit Befangenheit der Ankunft des berühmten Mannes entgegen, über welchen manche Sage ſogar in ſeine ſtille Studirſtube gedrungen war. Als Fink eintrat und die tiefe Verbeugung Bernhards mit einem leichten Kopfnicken beantwortete, ſich einen Stuhl zum Tiſch zog und den ſchwachen Thee, den Bernhard ſo erbeten hatte, durch allerlei Zuthaten trinkbar zu machen ſuchte, da empfand Anton mit Betrübniß, daß dieſe Beiden ſchwerlich zu einander paſſen würden. Kein größerer Gegenſatz war möglich, als ihr Weſen. Die magere durchſichtige Hand Bernhards und der kräftige Fleiſchton in den Muskeln Finks, die gedrückte Haltung des Einen, die elaſtiſche Kraft des Andern, dort ein faltiges Geſicht mit träumeriſchen Augen, hier ſtolze Züge mit einem Blick, der dem eines Adlers glich: das paßte nimmermehr zuſammen. Doch ging es beſſer, als Anton gedacht hatte. Bernhard hörte mit Achtung an, was der Jokei erzählte, und da Anton eifrig bemüht war, das Geſpräch auf ein Gebiet zu bringen, wo auch Bernhard Theil nehmen konnte, blieb die Unterhaltung in Fluß.

„Fink hat auch Indianer geſehen," ſagte Anton zu Bernhard.

„Haben Sie etwas von ihren Liedern gehört?" frug der Gelehrte.

„Ich habe ſie einige Male gehört. Möglich, daß klügere Leute etwas Erbauliches in ihrem Geſange finden, mir iſt er nie anders vorgekommen als kläglich. Schlagen Sie auf ein altes Blech und ſingen Sie dazu durch die Naſe mit allerlei Nebentönen: „Tum, tum, te — ticke, ticke te, — Och, och, tum, tum, te," ſo haben Sie ihren Geſang, der auf Deutſch ungefähr bedeuten würde: „Guter Geiſt, gib Büffel, Büffel, Büffel. Dicke Büffel gib uns, guter Geiſt." — Seine Zuhörer lachten. — „Und wozu ſollen dieſe Geſchöpfe kunſtvolle Lieder machen? Entweder ſind ſie auf der Jagd, oder ſie ſuchen Scalpe, oder ſie eſſen und ſchlafen, oder ſie halten Parlamentsreden, wozu ſie allerdings große Neigung haben."

„Aber die Frauen?" frug Bernhard lächelnd.

„Wie es bei den mit der Poeſie ſteht, weiß ich nicht, mir rochen ſie immer zu ſehr nach Fett. Freilich, wenn man nichts Anderes hat, gewöhnt man ſich auch daran. Doch iſt mit den Männern noch beſſer zu verkehren. So ein nackter Burſch auf ſeinem halbwilden Pferde iſt kein übler Anblick."

„Die erſte Begegnung muß doch ſehr imponiren, ihre auffallende Tracht und ihr ſtolzes Weſen,“ warf Bernhard ein.

„Das kann ich nicht ſagen,“ verſetzte Fink. „Vor Jahren machte ich mit meinem Onkel eine Reiſe nach der Agentur einer Pelzwaaren-Compagnie, bei der er betheiligt war. Als wir aus dem Dampfer ans Ufer ſtiegen, fanden wir am Landungsplatze eine Geſellſchaft der röthlichen Herren, welche ſtark betrunken war. Ein langer Schlingel ſchritt auf meinen Onkel zu und hielt ihm eine Rede, die, wie der Dolmetſch erklärte, die Verſicherung enthielt, daß ſie ſämmtlich große Krieger wären, und nach jedem Satze bellte die Bande ein lautes Hau, hau, das in ihrer Sprache ſo viel als ja bedeutet. Es war ein Trupp Schwarzfüße.“

„Es waren Sioux,“ verbeſſerte Bernhard beſcheiden.

Fink legte den Theelöffel hin und ſah Bernhard groß an. „Ich calculire, Herr, es waren Schwarzfüße.“

„Es waren doch wohl Sioux,“ wiederholte Bernhard. „Bei den Schwarzfüßen lautet das Ja anders.“

„Wetter,“ rief Fink, „wenn Sie mit den rothen Teufeln ſo bekannt ſind, wozu laſſen Sie mich hier meine Jagdgeſchichten erzählen?“

„Ich habe mich nur ein wenig um ihre Sprache bekümmert,“ erwiederte Bernhard, „es iſt ein Zufall, daß ich vor Kurzem einige Wörterverzeichniſſe verſchiedener Stämme durchgeſehen habe.“

„Und wozu haben Sie ſich die unnütze Mühe gemacht? Es wird dort drüben ſchnell aufgeräumt; bevor Sie eine Sprache erlernen, iſt der Stamm ausgerottet, der ſie ſprach.“

Jetzt wurde Bernhard beredt. Er ſagte, daß die Kenntniß der Sprachen für die Wiſſenſchaft die beſte Hilfe ſei, um das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch überhaupt begreifen könne, die Seelen der Völker.

Die vom Geſchäft hörten aufmerkſam zu. Als Bernhard ſich entfernt hatte, rief Fink noch immer verwundert: „Er geht mit unſerm alten Herrgott um, wie mit einem Dutzbruder, und konnte vorhin rechts und links nicht unterſcheiden.“

Die Folge dieſes Abends war, daß Bernhard einige Tage ſpäter ſogar auf den Polſterſtuhl Finks zu ſitzen kam und daß er ſelbſt den Muth faßte, mit Anton auch Fink zu ſich einzuladen. „Es iſt keine Geſellſchaft,“ fügte er hinzu, „ich möchte nur Sie beide einmal auf meinem Zimmer ſehen.“

Fink ſagte zu.

Darüber entſtand in der Familie Ehrenthal große Aufregung. Bernhard ſtäubte ſelbſt ſeine Bücher ab und ſtellte die verkehrten zurecht, und es geſchah das Unerhörte, daß er ſich um die Wirthſchaft kümmerte. „Es muß Thee ſein, Abendeſſen, Wein, auch Cigarren.“

„Du ſollſt um nichts ſorgen,“ beruhigte ihn die Mutter; „wenn der Herr von Fink dein Gaſt iſt, ſo ſoll er ſehen, wie es in unſerm Hauſe zugeht.“

„Die Cigarren werde ich dir kaufen,“ rief der Vater, „wie ſie rauchen die jungen Herren, etwas Feines, und ich werde dir auch beſorgen den Wein. Laß Faſanen holen, Sidonie.“

„Wir wollen einen Lohndiener annehmen,“ ſagte die Mutter.

„So will ich's nicht,“ widerſprach Bernhard ängſtlich, „die Herren kommen zu mir als gute Freunde, und ſo ſollen ſie aufgenommen werden, in meiner Stube und ohne fremden Diener.“

Und als die Stunde des Beſuchs herankam, wie wurde da Bernhard eifrig; ja er wurde ärgerlich, nichts war ihm in Ordnung. „Wo iſt der Theekeſſel? Noch ſteht kein Keſſel in meiner Stube,“ rief er der Mutter zu.

„Ich werde dir den Thee eingießen und hineinſchicken, wie ſich's bei Herrengeſellſchaft paßt,“ ſagte die Mutter, die im neuen Seidenkleide auf- und abrauſchte.

„Nein,“ entgegnete Bernhard eigenſinnig, „ich ſelbſt will den Thee machen, Wohlfart macht ihn, und Herr von Fink macht ihn."

„Der Bernhard will ſelbſt den Thee machen!" rief die Mutter verwundert Roſalien zu. „Ein Wunder, er will ſelbſt den Thee machen!" rief Ehrenthal in ſeiner Schlafſtube, in der er gerade unter den Stiefeln klapperte. „Er will Thee machen!" rief die Köchin in der Küche und ſchlug die Hände zuſammen.

Und wieder kam Bernhard in die Wohnſtube gerannt, eine geſchliffene Flaſche in der Hand. „Was iſt das hier?" frug er im Eifer.

„Arak," ſagte die Mutter.

„Es muß Rum ſein, Fink trinkt keinen Arak im Thee."

„Ich werde ſelbſt gehen Rum holen," rief Ehrenthal, ergriff ſeinen Hut und lief mit der Flaſche zum Nachbar Goldſtein, dem Weinhändler.

Auf dem Wege ſagte Anton zu Fink: „Es iſt hübſch von dir, Fritz, daß du mitkommſt. Bernhard wird eine große Freude darüber haben."

„Der Menſch muß Opfer bringen," erwiederte Fink. „Ich habe mir die Freiheit genommen, im Voraus zu Abend zu eſſen, denn ich habe einen Abſcheu vor Gänſefett. Aber das ſchönſte Mädchen der Stadt iſt ſchon eine Entſagung werth. Ich habe ſie neulich wieder im Concert geſehen, ein prachtvoller Leib. Und welche Augen! Ihr Vater, der alte Wucherer, hat nie einen Edelſtein unter ſeinen Händen gehabt, der ſo funkelt."

„Wir ſind zu Bernhard eingeladen," verſetzte Anton mit leiſem Vorwurf.

„Jedenfalls wird doch die Schweſter zu ſehen ſein," ſagte Fink; „wo nicht, ſo zwingen wir ihn ſie vorzuführen."

„Ich hoffe, ſie wird unſichtbar bleiben," ſeufzte Anton.

Die Thür öffnete ſich, das Entrée war durch zwei prachtvolle Lampen erleuchtet, Bernhards Stube war feſtlich geſchmückt. Eine große Blumenvaſe ſtand auf dem Tiſch, daneben buntes Porcellan, vergoldete Löffel auf ſeidener Tiſchdecke, und ein großes Bund Imperiales von rieſigem Format, wahre Stangen, die man ohne Stütze zwiſchen den Lippen nicht erhalten konnte. Auf dem Boden war ein neuer Teppich ausgebreitet, es war Alles ſehr anſtändig. Und wie liebenswürdig war Bernhard als Wirth. Er machte den Thee. Er bat in rührender Hilfloſigkeit Fink um Rath, wie viel Thee er einſchütten ſolle, er drehte den Hahn ſo künſtlich herum, daß lange Zeit gar nichts aus der Oeffnung floß, und dann wieder die Fluth nicht zu bändigen war. Erröthend ſcherzte er über ſeine eigene Ungeſchicklichkeit, und ſeine Augen leuchteten vor Freude, als Fink entſchied, der Thee ſei vortrefflich. Eifrig bot er die Cigarren, andächtig hörte er die Belehrung, die ihm Fink über das ſchickliche Maß hielt, in welchem dieſe Erfindung menſchlichen Scharfſinnes geformt werden müſſe. Und ganz glücklich wurde er, da Anton endlich bat, dem Freund ſeine Bücherſchätze zu zeigen, und da Fink über das Ausſehen der fremden Buchſtaben humoriſtiſche Gloſſen machte. Als gute Leute ſaßen die Drei zuſammen und plauderten eine Stunde in beſter Eintracht. Fink war in der menſchenfreundlichſten Stimmung, und Anton bat die Götter im Stillen, die ſchöne Schweſter nur heut von ihrem Tiſche fern zu halten.

Doch Punkt neun Uhr öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers, und Frau Sidonie überſchritt majeſtätiſch die Schwelle. „Bathſeba tritt ein zu König David,“ ſagte Fink leiſe zu Anton, erzürnt drückte ihm Anton den Fuß. Bernhard ſtellte verlegen vor, die Frau vom Hauſe lud in das Nebenzimmer, Herr Ehrenthal und Roſalie präſentirten ſich. Fink trat zu dem ſchönen Mädchen, nannte ſie gnädiges Fräulein und erzählte ihr, daß er eine alte Bekanntſchaft erneuere, da er ſie bereits in der Akademie geſehen habe. Er ſetzte ſich zwiſchen Mutter und Tochter zu Tiſch, er ſagte ihnen im gleichgültigſten Ton ſo viele Artigkeiten, daß Beide bezaubert wurden. Er rühmte gegen die Mutter die entfernte Reſidenz, gegen welche dieſe Stadt ein kleinlicher Haufe von Ziegelſteinen ſei, er ließ ſich mit Roſalien in eine lebhafte Unterhaltung über Muſik ein, für die er ſonſt wenig Herz hatte, er verſprach ihr beim nächſten Wettrennen einen guten Platz auf der Tribüne, er erzählte kleine Geſchichten aus der beſten Geſellſchaft, in denen er mit Humor die Schwächen derſelben karrikirte. Er entzückte dadurch die Frauen, die mit Eiferſucht auf die Kreiſe hinſahen, die ſich gegen Leute von Bildung ſo ſehr abſchloſſen, er erfreute dadurch auch Bernhard, der auf dieſe Berichte lauſchte, wie auf die Kunde aus fremder Welt. Es war von einer Fürſtin die Rede, welche für eine berühmte Schönheit galt, Fink war ihr irgend einmal vorgeſtellt worden und fand, daß ſie dem Fräulein vor ihm zum Verwechſeln ähnlich ſah, etwas kleiner war die Fürſtin, die Geſtalt weniger edel; er bewunderte dreiſt eine Moſaikbroche an der Bruſt von Frau Sidonie und verglich ſie mit einem koſtbaren Kunſtwerk in einem Muſeum. Nur Vater Ehrenthal war für ihn nicht vorhanden. Nach den erſten Begrüßungen mit Anton machte der Händler einige vergebliche Verſuche, mit Fink eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Fink ſprach über ihn weg, als ob ein Stück Luft auf dem Stuhle des Hausherrn ſitze. Und doch war er nicht unartig, Jedem war, als müßte es ſo ſein. Ehrenthal ſelbſt fand ſich mit Demuth in die beſcheidene Rolle, zu der er verurtheilt war, und rächte ſich dadurch, daß er einen ganzen Faſan verzehrte.

Als Fink merkte, daß es ein wenig unbequem war, die Frauen zu lebhafter Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen, fing er an, in ſeiner Weiſe mit Worten zu phantaſiren.

Die Mutter klagte gegen ihn über Bernhards Stubenſitzen.

„Er iſt ein Ariſtokrat,“ antwortete Fink gutmüthig. „Der zehnte Menſch iſt ihm nicht recht. Die Herren Gelehrten haben alle dieſe Eigenthümlichkeit. Wenn ich meinem Schöpfer für etwas dankbar bin, ſo iſt es dafür, daß er mich zu einem einfachen beſcheidenen Mann gemacht hat, deſſen Kopf nicht ſtark genug iſt, große Weisheit zu vertragen. Uns gewöhnlichen Menſchen wird es am leichteſten, mit dieſer Welt fertig zu werden, wir ſind genöthigt, uns in Andere zu ſchicken. Wer aber berechtigt iſt, große Anſprüche zu machen wegen ſeines Wiſſens oder wegen ſeiner Schönheit" — hier neigte er ſich mit überzeugender Ehrlichkeit gegen die Tochter vom Hauſe — „der findet leicht die Welt nicht ſo, wie er ſie fordert, während ich und meines Gleichen die Ueberzeugung haben, daß ſie ganz vortrefflich iſt."

„Es iſt doch vieles Gemeine auf der Erde," ſagte Madame Ehrenthal.

„Daß ich nicht wüßte," rief Fink lachend. „Ich gebe Ihnen zu, daß einige Inſecten einen gemeinen Charakter haben, und daß es gemein iſt, ſich in Branntwein zu betrinken. Im Uebrigen kommt Vieles auf Anſichten an. Sehen Sie dieſe Auſter. Ich wette, es gibt zahlreiche Fiſche und Erdbewohner, welche dies holde Geſchöpf für etwas Gemeines halten, mir erſcheint ſie als eine der vornehmſten Erfindungen der Natur. Was verlangen wir von einem Vornehmen? Die Auſter hat Alles: ſie iſt ruhig, ſie iſt ſtill, ſie ſitzt feſt auf ihrem Grund und Boden. Sie ſchließt ſich ab gegen die Außenwelt, wie kein anderes Geſchöpf. Wenn ſie ihre Schalen zuklappt, ſo deutet ſie auf das Entſchiedenſte an: Ich bin für Niemand zu Hauſe; wenn ſie ihr perlmutternes Haus öffnet, ſo zeigt ſie den bevorzugten Ebenbürtigen ein zartes gefühlvolles Weſen. Wenn der Menſch das Recht hat, etwas Geſchaffenes zu beneiden, ſo iſt es die Auſter. Sie werden ſagen, daß das Seewaſſer kein anſprechendes Element iſt. Aber da muß ich widerſprechen. Wer auf die ſchlechte Gewohnheit verzichten kann, alle Augenblicke nach Luft zu ſchnappen, wie wir leider thun müſſen, für den muß es dort unten auf dem Meeresgrund ſehr gemüthlich ſein." Er wandte ſich zu Roſalie: „Nur die muſikaliſche Bildung der Auſter iſt, wie ich fürchte, ungenügend. Außer dem Heulen des Sturmwinds und dem Geraſſel des Dampfſchiffs bringen nicht viele Töne in ihre Behauſung."

„Treiben Sie Muſik?" frug Roſalie.

„Kaum darf ich das zugeben," erwiederte Fink verbindlich. „Ich klimpere ein wenig auf dem Flügel herum, und wenn ich zu ſingen verſuche, meide ich Menſchenwohnungen. Aber ich ſtehe zur Muſik in dem Verhältniß eines unglücklichen Liebhabers. Ich habe ein Inſtrument, das ich ſchwärmeriſch verehre, und ich würde viel darum geben, wenn ich im Stande wäre daſſelbe mit Meiſterſchaft zu ſpielen."

„Die Violine?" frug Roſalie.

„Vergebung, die Pauke. Ich frage Sie, was heißt ſpielen auf den anderen Inſtrumenten? Es iſt ein ewiges unruhiges Umherraſen von der Höhe zur Tiefe und wieder umgekehrt, eine ungemüthliche Anſtrengung in allen möglichen Schnelligkeiten, Triolen, Trillern, Tremolo's und wie die Quälereien alle heißen. Nur ſelten erſcheint eine lange, dicke, ruhige Note, ein ſolider Ton, welcher aushält und nicht von der nächſten Note ſeinen Fußtritt bekommt. Nehmen Sie dagegen den Ton der Pauke. Welche Kraft, welche Feierlichkeit und welche Wirkung! Und erſt der Glückliche, dem ein ſolches Inſtrument anvertraut wird! Man ſagt den übrigen Virtuoſen nach, daß ſie reizbar und empfindlich ſind, der Pauker wird ein Held, ein großer Charakter, er bekommt eine Weltanſchauung, wie ſie nur auf dem erhabenſten Standpunkt möglich iſt. Er pauſirt, dreißig, funfzig Tacte, unterdeß rennt und quiekt das Volk der übrigen Töne durcheinander, wie die Mäuſe, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt. Er allein ſteht in einſamer Größe, ſcheinbar mit nichts beſchäftigt, er nimmt vielleicht eine Priſe oder ſucht ſich lächelnd die ſchönſten Damen im Zuhörerraum. Aber innerlich denkt er: 27, wartet nur, ihr ruppiges Notengeſindel, 28, ich werde euch ſogleich eins auf den Kopf geben, 29, dieſe Geige wird naſeweis, 30, bum! er ſchlägt auf, und die andern Inſtrumente fahren aufgeregt zuſammen, ſie fühlen die Sprache ihres Herrn und Meiſters, und alle Zuhörer athmen tief auf, das große Wort iſt geſprochen." — Roſalie lachte.

„Ich laſſe mir nächſtens ein Paar Pauken bauen und werde mir die Ehre geben, ein Duett für Pauke und Fortepiano zu ſchreiben und Ihnen, mein Fräulein, zu widmen, am liebſten ein gefühlvolles Notturno. — Beim Apoll, ein vortrefflicher Wein! Was für ein Landsmann? Ich habe noch nicht die Ehre ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft."

„Es iſt ein Ungarwein, alter Menes," rief Vater Ehrenthal über den Tiſch, „er hat funfzig Jahre gelegen im Keller."

„Kennen Sie die Sorte, Herr Bernhard?" frug Fink, die Worte des Vaters überhörend.

„Ich verſtehe wenig vom Wein," ſagte Bernhard.

„Schade," erwiederte Fink. „Wer ein Gönner der Poeten iſt wie Sie, der ſollte auch etwas auf ſeinen Weinkeller halten. Aber da wir von Muſik ſprechen, müſſen Sie uns wenigſtens ſagen, wie Ihre perſiſchen Freunde, die Herren Juſſuf und Sadi, ihre Lieder den ſchwarzäugigen Schönen vorſingen. Bitte, recitiren Sie uns ein Gedicht auf perſiſche Weiſe."

Bernhard ſetzte ernſthaft auseinander, daß die Muſik des Orients für unſer Ohr manches Auffallende habe, und hatte lange zu thun, um die angelegentlichen Bitten Finks abzuwehren, welcher durchaus einen Vortrag in Originalſprache und Melodie von ihm hören wollte.

So zog Fink die Tafel hin bis nach Mitternacht, zuletzt mußte Roſalie ſich an den Flügel ſetzen, dann fuhr auch er mit den Fingern über die Taſten und ſang ein wildes Lied in ſpaniſcher Sprache. Als die Gäſte ſich entfernten, war die Familie entzückt. Roſalie eilte wieder an den Flügel und ſuchte die Melodie des fremden Gaſſenhauers zu wiederholen, die Mutter war unerſchöpflich im Ruhme des vornehmen

Weſens; auch der von den Stühlen der Menſchheit geſtrichene Vater war über den Beſuch des reichen Erben begeiſtert und wiederholte in angenehmer Weinlaune, daß er über eine Million ſchwer ſei. Selbſt Bernhards unſchuldige Seele war durch die Art des gewandten Mannes mächtig gefeſſelt. Wohl hatte er bei den Reden Finks zuweilen ein leichtes Mißbehagen gefühlt, es war ihm vorgekommen, als mache der Fremde ſich über ihn und die Seinen luſtig, aber er war zu unerfahren, um das vollſtändig zu überſehen, und beruhigte ſich damit, daß ſolche Gleichgültigkeit zum Weſen der Weltleute gehöre.

Nur Anton war unzufrieden mit dem Freunde und ſagte ihm das auf dem Heimwege.

„Du haſt geſeſſen wie ein Stock,“ erwiederte Fink, „ich habe die Leute unterhalten, was willſt du mehr? Laß dich in eine Maus verwandeln und kriech' in die Löcher der aufgeputzten Stube, und du wirſt hören, wie ſie jetzt mein Lob ſingen. Kein Menſch kann mehr verlangen, als daß man ihn ſo behandelt, wie ihm ſelbſt behaglich iſt.“

„Ich meine,“ ſagte Anton, „man ſoll ihn ſo behandeln, wie es der eigenen Bildung würdig iſt. Du haſt dich benommen wie ein leichtſinniger Edelmann, der morgen bei dem alten Ehrenthal eine Anleihe machen will.“

„Ich will leichtſinnig ſein,“ rief Fink luſtig, „vielleicht will ich auch eine Anleihe bei dem Hauſe Ehrenthal machen. Schweig jetzt mit deinen Bußpredigten, es iſt ein Uhr vorüber.“

* * *

Einige Tage ſpäter erinnerte ſich Anton nach dem Schluß des Comtoirs, daß er dem jungen Gelehrten die Ueberſendung eines Buches verſprochen hatte. Da Fink ſchon vor einer Stunde weggegangen war und, wie er oft that, den Paletot Antons mitgeführt hatte, ſo wickelte dieſer ſich in Finks Burnus, der auf ſeiner Stube lag, und eilte in Ehrenthals Haus. Er trat an die weiße Thür und war nicht wenig verwundert, als die Thür geräuſchlos aufging und eine verhüllte Geſtalt herausſchlüpfte. Ein weicher Arm legte ſich in den ſeinen und eine leiſe Stimme ſprach: „Kommen Sie ſchnell, ich erwarte Sie ſchon lange.“ Anton erkannte Roſaliens Stimme. Er ſtand ſtarr wie eine Bildſäule und erwiederte endlich mit dem Erſtaunen, das in ſolcher Lage verzeihlich iſt: „Sie verkennen mich, mein Fräulein.“ Mit einem unterdrückten Schrei huſchte die junge Dame die Stufen hinab, Anton trat kaum weniger erſchrocken in Bernhards Zimmer. Er hatte in der Verwirrung den Mantel nicht abgenommen, und erlebte jetzt das Leid, daß der kurzſichtige Bernhard auf ihn zutrat und ihn Herr von Fink anredete. Ein ſchrecklicher Verdacht ſtieg in ihm auf, er ſchützte gegen Bernhard große Eile vor und trug den unglücklichen Mantel ſchnell nach Hauſe über einem Herzen voll Schmerz und Aerger. Wenn es Fink war, der von der ſchönen Tochter Ehrenthals zu ſo vertraulichem Abholen erwartet wurde! Je länger Anton auf den Abweſenden harrte, deſto höher ſtieg ſein Unwille. Endlich hörte er Finks Tritt auf den Steinen des Hofes und eilte mit dem Mantel zu ihm hinab. Er erzählte kurz, was ihm begegnet war, und ſchloß mit den Worten: „Sieh, ich hatte deinen Mantel um, und es war dunkel, ich habe den häßlichen Verdacht, daß ſie mich für dich gehalten hat, und daß du das Vertrauen Bernhards in unverantwortlicher Weiſe gemißbraucht haſt.“

„Ei, ei,“ ſagte Fink kopfſchüttelnd, „da ſieht man, wie ſchnell der Tugendhafte bereit iſt, ſeine Steine auf Andere zu werfen. Du biſt ein Kindskopf. Es gibt mehr weiße Mäntel in der Stadt, wie kannſt du beweiſen, daß es gerade mein Mantel war, der erwartet wurde? Und dann erlaube mir die Bemerkung, daß du ſelbſt dich bei dieſem Abenteuer in einer Weiſe benommen haſt, die weder artig, noch entſchloſſen, noch irgend etwas Anderes war als täppiſch. Warum haſt du nicht das Fräulein die Treppe herunter geführt? Und wenn die Verwechſelung unten nicht mehr zu verbergen war, konnteſt du nicht ſagen: Zwar bin ich nicht der, für den Sie mich halten, aber ich bin ebenfalls bereit, in Ihrem Dienſt zu ſterben, und ſo weiter?“

„Du täuſcheſt mich nicht,“ erwiederte Anton. „Ich traue nicht, daß du mir die Wahrheit ſagſt. Wenn ich mir Alles recht überlege, ſo kann ich, trotz deinem Leugnen, den Verdacht nicht los werden, daß du doch der Erwartete warſt.“

„Du biſt ein kleiner Schlaukopf,“ ſagte Fink gemüthlich; „du wirſt mir aber ebenfalls zugeſtehen, daß ich, da eine Dame im Spiel iſt, nichts Anderes thun kann als leugnen. Denn ſiehſt du, mein Sohn, wenn ich dir Geſtändniſſe machte, ſo würde ich ja die ſchöne Tochter des ehrenwerthen Hauſes compromittiren.“

„Leider fürchte ich,“ rief Anton, „daß ſie ſich ohnedies compromittirt fühlt.“

„Na,“ ſagte Fink ruhig, „ſie wird's ertragen.“

„Aber Fritz,“ rief Anton die Hände ringend, „haſt du denn gar keine Empfindung für das Unrecht, das du an Bernhard begehſt? Du verleiteſt die Schweſter eines gebildeten und feinfühlenden Menſchen zu Thorheiten, die für ſie verhängnißvoll werden müſſen. Gerade daß ſein reines Herz in einer Umgebung ſchlägt, die er nur ertragen kann, weil er ſo voll Vertrauen iſt und ſo wenig erfahren, gerade das macht dein Unrecht für mich ſo bitter.“

„Deshalb wirſt du am klügſten thun, wenn du das große Zartgefühl deines Freundes ſchonſt und ſeiner Schweſter Verſchwiegenheit gönnſt.“

„Nein,“ erwiederte Anton zornig, „meine Pflicht gegen Bernhard zwingt mich zu etwas Anderem. Ich muß von dir fordern, daß du dein Verhältniß zu Roſalie, von welcher Art es auch ſei, auf der Stelle abbrichſt und dich bemühſt, in ihr nur das zu ſehen, was ſie dir immer hätte ſein ſollen, die Schweſter meines Freundes.“

„So?“ entgegnete Fink ſpöttiſch, „ich habe nichts dawider, daß du dieſe Forderung ſtellſt. Wenn ich aber nicht darauf eingehe, wie dann? Immer vorausgeſetzt, was ich überhaupt leugne, daß ich der glückliche Erwartete war.“

„Wenn du nicht darauf eingehſt,“ rief Anton in großer Bewegung, „ſo kann ich dir dieſen Streich niemals verzeihen. Das iſt nicht mehr Mangel an Zartgefühl, es iſt etwas Schlimmeres.“

„Und was, wenn's beliebt?“ frug Fink kalt.

„Es iſt ſchlecht,“ rief Anton. „Es war ſchon ſchlimm genug, daß du die Koketterie des Mädchens benutzteſt, aber es iſt doppelt ſchlecht, daß du auch jetzt nicht daran denken willſt, wie du ſie kennen gelernt haſt, nicht an ihren Bruder und nicht an mich, der ich dieſe unglückliche Bekanntſchaft vermittelt habe.“

„Und du laß dir ſagen,“ erwiederte Fink, die Lampe ſeiner Theemaſchine anzündend, „daß ich dir durchaus nicht das Recht einräume, mir ſolche Vorträge zu halten. Ich habe keine Luſt mit dir zu zanken, aber ich wünſche über dieſen Gegenſtand kein Wort weiter von dir zu hören.“

„Dann muß ich dich verlaſſen,“ ſagte Anton, „denn es iſt mir unmöglich, mit dir über Anderes zu ſprechen, ſo lange ich die Empfindung habe, daß du frevelhaft handelſt.“ Er ging zur Thür. „Ich laſſe dir die Wahl, entweder du brichſt mit Roſalie, oder, ſo furchtbar mir iſt dies auszuſprechen, du brichſt mit mir. Wenn du mir bis morgen Abend nicht die Verſicherung gibſt, daß deine Intrigue zu Ende iſt, ſo gehe ich zu Roſaliens Mutter.“

„Gute Nacht, dummer Tony,“ ſagte Fink.

Anton verließ den leichtſinnigen Freund. Es war der erſte ernſthafte Streit zwiſchen ihm und Fink. Er war ſehr unglücklich über Finks Leichtſinn und ſchritt bis tief in die Nacht in ſeinem Zimmer troſtlos auf und ab. Dem harmloſen Bernhard etwas zu ſagen, erſchien ihm bei der Perſönlichkeit des Gelehrten bedenklich, er fürchtete, ihn im tiefſten

Herzen zu verwunden, und traute ihm wenig Einfluß auf die Schweſter zu. Auch Fink war ärgerlich über den Zufall. Er trank ſeinen Grog diesmal allein und dachte vielleicht mehr an Antons Groll, als an den Schreck der ſchönen Roſalie.

Der nächſte Tag war grau für Beide. Sonſt wenn Fink ins Comtoir trat, nickte er dem Freunde, der ihm ſeit einiger Zeit gegenüber ſaß, freundlich zu, und Anton kam dann ſchnell an den Stuhl des Andern und frug leiſe, wie Fink den letzten Abend verlebt hatte. Heut ſaß Anton ſtumm auf ſeinem Platz und beugte ſich tief auf den Brief hinab, als Fink ſich ihm gegenüberſetzte. Jeder mußte, wenn er aufſah, in das Geſicht des Andern blicken, heut hatten Beide die Aufgabe, zu thun, als ob ihnen gegenüber ein leerer Raum ſei. Es war Fink leicht geweſen, den Vater Ehrenthal als Luft zu behandeln, bei Anton war auch ihm das läſtig, und Anton, der keine ſolche Gewandtheit im Ueberſehen fremder Körper hatte, fühlte ſich höchſt unglücklich, wenn er nach rechts und links ausſchauen mußte, bei dem Kopfe des Andern vorbei, über ihn weg, immer gleichgültig, wie der Kriegsbrauch zwiſchen Schmollenden nöthig macht. In der Mitte des Vormittags kam das Frühſtück in das Comtoir, dann wurde eine kurze Pauſe gemacht, die Herren ſtanden von ihren Plätzen auf und traten zuſammen. Heut blieb Anton ſitzen, weil ſein Platz der einzige Ort war, welcher ihn vor der Berührung mit Fink ſicherte. Alles verſchwor ſich, Beiden ihre Rolle ſchwer zu machen. Schmeie Tinkeles erſchien im Comtoir, und Fink hatte wieder eine lächerliche Verhandlung. Alle Herren ſahen auf Fink und ſprachen mit ihm; ſonſt hatte Anton dem Freunde fröhliche Zeichen des Einverſtändniſſes gemacht, jetzt ſtarrte er vor ſich hin, als ob Tinkeles hundert Meilen entfernt wäre. Herr Schröter gab Anton einen Auftrag, bei dem er Fink um Auskunft fragen mußte. Anton war genöthigt ſich vorher ſtark zu räuspern, damit ſeine Stimme nicht gepreßt klang, und als Fink eine kurze Antwort gab, kränkte ihn das, und ſein Zorn gegen den Verſtockten loderte wieder zu heller Flamme auf. Zum Mittageſſen waren die Beiden immer zuſammen gegangen, Fink hatte regelmäßig gewartet, bis Anton ihn abholte. Heut kam Anton nicht. Fink ging mit Herrn Jordan ins Vorderhaus, ſo daß Jordan verwundert frug: „Wo bleibt denn Wohlfart?“ und Fink mußte ſagen: „Wo er will.“

Am Nachmittag konnte ſich Anton nicht enthalten, einige Male heimlich von ſeinem Briefe aufzuſehen und den Kopf und das ſtolze Angeſicht des Andern zu betrachten. Dabei mußte er denken, wie fürchterlich es für ihn ſei, von jetzt ab dem Manne fremd zu werden, an dem er ſo ſehr hing. Aber er blieb feſt. Auch jetzt, wo der erſte Zorn verraucht war, fühlte er, daß er nicht anders handeln konnte. Dieſe Ueberzeugung rührte ihm das Herz. Und in ſolcher Stimmung vermied er nicht mehr auf den Platz des verlorenen Freundes zu ſchauen. Als Fink aufblickte, ſah er das Auge Antons voll Trauer auf ſeinem Geſichte ruhen. Der ſchmerzliche Ausdruck beunruhigte den Rückſichtsloſen mehr als der frühere Zorn. Er erkannte daraus, daß Anton feſt war, und die Wagſchale, worin Roſalie ſaß, fuhr in die Höhe. Wenn Anton in ſeiner Spießbürgerlichkeit zu Roſaliens Mutter ging, ſo wurde ihm das Abenteuer doch verdorben. Zwar um den Zorn der Mutter kümmerte er ſich wenig, Roſalie mochte ſehen, wie ſie mit ihr fertig wurde, aber der Gedanke an den harmloſen Bernhard war ihm unbehaglich. Und was das Schlimmſte war, ſein eigenes Verhältniß zu Anton war für immer zerſtört, ſobald dieſer erſt mit einer dritten Perſon über die Angelegenheit geſprochen hatte. Dieſe Erwägung zog ihm die Stirn in Falten.

Kurz vor ſieben Uhr fiel ein Schatten auf Antons Papier. Anton ſah auf, Fink hielt ihm ſchweigend einen kleinen Brief über das Pult, die Aufſchrift war an Roſalie. Anton ſprang von ſeinem Sitz auf.

„Ich habe an ſie geſchrieben," ſprach der Andere mit eiſiger Kälte; „da deine Freundſchaft mir nur die Wahl läßt, entweder das Mädchen zu compromittiren oder meine Studien über eine intereſſante Völkerſeele aufzugeben, ſo muß ich mich zu dem Letzteren verſtehen. Hier iſt der Brief. Ich habe nichts dagegen, daß du ihn lieſt. Es iſt der Laufpaß."

Anton nahm den Brief aus der Hand des Sünders, ſiegelte ihn in der Eile mit dem kleinen Comtoirſtempel und übergab ihn einem Hausknecht zur ſchleunigen Abgabe auf der Stadtpoſt.

So war die Gefahr beſeitigt, aber es blieb ſeit dieſem Tage eine Spannung zwiſchen den beiden Verbündeten. Fink grollte, und Anton konnte nicht vergeſſen, was er Verrath an ſeinem Freund Bernhard nannte. Und Fink trank durch einige Wochen ſeinen Thee nicht in Antons Geſellſchaft.

7.

Das Haus von T. O. Schröter hatte einen Tag im Jahre, an dem es ſich unabänderlich dem Vergnügen ergab. Dies geſchah zur Erinnerung an die Stunde, in welcher Herr Schröter als Theilhaber in das Geſchäft ſeines Vaters eingetreten war. Wenn dieſer Tag durch die Tücke der Kalendermacher unter die Wochentage geſetzt wurde (und es war ſechs gegen eins zu wetten, daß ſie dem Geſchäft den Poſſen ſpielten), ſo wurde das Feſt am nächſten Sonntag gefeiert. Es war keine Feſtfeier, welche übermäßig aufregte, ſie hatte einen ruhigen, regelmäßigen Verlauf und einen leiſen Anflug von Geſchäftlichkeit. Zuerſt war großes Diner des Comtoirs beim Prinzipal, dann fuhr die Geſellſchaft nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo der Kaufmann ein Landhaus beſaß, und wo eine Anzahl öffentlicher Gärten und Sommerconcerte die Stadtbewohner anzogen. Dort wurde Kaffe getrunken, Natur genoſſen, und am Abend zur Bürgerſtunde nach der Stadt zurückgefahren.

In dieſem Jahr feierte der Kaufmann das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ſeines Eintritts. Schon am Morgen gratulirten Deputationen der Auflader und Hausknechte, an der Mittagstafel waren heut die Collegen im höchſten Staat verſammelt, Herr Liebold in einem neuen Frack, den er, wie alle Prachtſtücke ſeiner Garderobe, ſeit vielen Jahren an dieſem Feſt zum erſten Male trug.

Nach dem Mittageſſen fuhren einige Wagen vor das Haus, die Geſellſchaft ins Freie zu ſchaffen. Herr Schröter ſtieg mit Sabine in den erſten Wagen, und da die Tante als Krankenpflegerin einer Verwandten abweſend war, ſah ſich der Prinzipal unter den Herren um, welche maſſenhaft um den Wagen ſtanden und das Einſteigen Sabinens durch heftige Dienſtbefliſſenheit wenigſtens moraliſch unterſtützten. Fink ſaß bereits auf ſeinem Reitpferd, und ſo rief der Prinzipal Herrn Liebold und Herrn Jordan auf den Rückſitz des Staatswagens. Beide Herren verneigten ſich, Herr Liebold nahm mit feierlichem Lächeln gegenüber dem Fräulein Platz. Ach, aber ſeine Freude war nicht ohne den Bodenſatz heimlicher Angſt. Es war allen Collegen wohl bekannt und ihm am beſten, daß er das Rückwärtsfahren durchaus nicht vertragen konnte. Nie hatte er nach Ehrenplätzen geſtrebt, ſein ganzes Leben durch war er auf der Rückſeite von Fortuna's Carroſſe fortgeſchafft worden, aber in einem gewöhnlichen Wagen empörte ſich augenblicklich ſein ganzes Innere, wenn er nicht vornehm im Fond ſaß. Auch heut ſah er das Unglück kommen, gerade heut, wo er der angebeteten Herrin des Hauſes gegenüber ſaß. Wie gern hätte er ſeinen Platz geopfert, aber das war unmöglich, die Ehre war zu groß, und ſeine Weigerung wäre ihm falſch ausgelegt worden. So ſaß er als Märtyrer, auf das Aergſte gefaßt, dem Fräulein gegenüber, er verſuchte vergebens unbefangen auszuſehen und auf die Seite zu blicken, wo Häuſer und Bäume, Menſchen und Hunde an ihm vorbeitanzten. Dies fürchterliche Tanzen kannte er, das war immer der Anfang. Er mußte alſo gerade vor ſich hin ſehen, und da es unpaſſend geweſen wäre, dem Fräulein ins Geſicht zu blicken, ſo ſtarrte er über ſie weg. Noch lächelte ſein Mund, aber ſein Auge ſah ſtier und ſeine Wangen wurden blaß, blutlos, erdfarben. Jordan ſah ihn von der Seite an und konnte das Lachen nicht verbergen. Das brachte Sabine zu der beſorgten Frage: „Fehlt Ihnen etwas, Herr Liebold?" Da Liebold die Augen nicht vom Himmel wegwenden durfte, ſo bohrte er ſich an einer ruhigen Wolke feſt und murmelte die Verſicherung, daß ihm ſehr wohl ſei. Dabei erhielt ſein Geſicht aber den Ausdruck ſtumpfer Verzweiflung, ſo daß Sabine ſich ängſtlich an Herrn Jordan wandte.

„Er kann nicht vertragen rückwärts zu ſitzen," ſagte dieſer.

„Dann wechſeln wir die Plätze," rief Sabine. Herr Liebold ſchüttelte erſchrocken den Kopf und machte ſchweigend allerlei Bewegungen, um ſeinen Abſcheu gegen eine ſolche Zumuthung auszudrücken. „Bitte, Herr Jordan, laſſen Sie den Kutſcher halten," rief Sabine. Der Wagen ſtand, das Fräulein erhob ſich. „Schnell, Herr Liebold," rief ſie. Dieſer verſuchte noch zu proteſtiren, aber Jordan rückte ihn kräftig in die Höhe, und ehe er wußte, wie ihm geſchah, ſaß er im Fond, und das Fräulein ihm gegenüber auf dem Rückſitz. Die Spannung in ſeinen Zügen ließ nach, eine feine Röthe zog verklärend über ſein Geſicht. Aber in welcher Lage war er! Was mußten die Vorübergehenden von ihm und ſeiner Stellung im Hauſe denken! Fremde konnten ihn für den Onkel der Dame halten, aber Jeder, der ſie kannte, — und wer kannte die ſchöne Sabine Schröter nicht? — der mußte auf die abenteuerlichſten Gedanken kommen. Daß er mit ihr verlobt ſei, war noch viel zu wenig, als Verlobter hätte er nicht im Fond ſitzen dürfen, nein, er ſaß da wie mit ihr verheiratet. Der Gedanke trieb ihm den Schweiß aus allen

Poren, er ſah demüthig auf das Fräulein und bat ſie mit leiſer Stimme um Verzeihung wegen des Skandals, den er verurſache. Sabine ſtreckte zur Antwort ihre Hand aus und ſchüttelte ihm die ſeine kräftig. Da übermannte ihn die Freude, er beugte ſich ſchon ein wenig herab, in der kühnen Abſicht, ihr den Handſchuh zu küſſen. Und in demſelben Augenblick fuhren ſie bei dem Buchhalter von Strumpf und Knieſohl vorüber, Herr Liebold ſchnellte ſtracks in die Höh, jetzt war das Unglück geſchehen, Sabine und er waren das Opfer eines unerhörten Irrthums. Es war unnütz, noch gegen das Schickſal anzukämpfen. Er ſaß fortan verklärt und ſtill ſelig, bis die Wagen vor der großen Reſtauration des Dorfes anhielten. Man ſtieg aus, die Herren ſammelten ſich um das ſeidene Gewand ihres Fräuleins, rauſchende Muſik ſcholl ihnen entgegen, ſie traten in die Buchengänge des geſchmückten Gartens, welcher heut mit den glänzenden Toiletten der Städter angefüllt war.

Sabine ſchwebte in einer Wolke von Herren dahin. Es iſt möglich, daß dieſer wandelnde Hof mancher Mitſchweſter größere Freude gemacht haben würde als ihr. Jedenfalls ſah es ſtattlich aus, als ſie am Arm des Bruders durch die Gänge ſchritt, auf beiden Seiten und hinter ihr dienſteifrige Herren, alle bemüht, ſich mit ihr als dem Mittelpunkt in Verbindung zu halten, zumal heut, wo das Haus in Maſſe unter den Vornehmen der Stadt auftrat und jeder Einzelne als Mitglied des berühmten Geſchäfts zu repräſentiren hatte. Liebold war in einem beſtändigen Lächeln begriffen, welches er auf der Außenſeite ſeines Geſichts allerdings zu bewältigen ſuchte, um bei den Vorübergehenden nicht den Argwohn zu erregen, daß er ſie auslache. Aber um ſo ſtärker arbeitete es in ſeinem Innern und fuhr zuweilen im gleichgültigen Geſpräch wie ein Wetterleuchten über ſein Geſicht, dehnte ihm plötzlich Naſe und Mund aus, und machte die Augen klein und glänzend. Er trug heut als Bevorzugter den Shawl des Fräuleins, ſchritt in angemeſſener Entfernung hinter ihr her und bezeichnete ſo die zweite von den Linien, welche die Firma im grünen Hauptbuch der Natur einnahm. Durch eine kühne Handbewegung hatte ſich Herr Specht in Beſitz des Sonnenſchirms geſetzt und umgab mit dieſem Sabine von allen Seiten, in der Regel marſchirte er wie ein Fähnrich voran am Rand des Gehölzes. Mit verlangendem Blick ſah er in das Gebüſch, ob ihm nicht eine auffallende Blume oder ein Schmetterling Veranlaſſung geben könnte, mit dem Fräulein eine Unterhaltung anzufangen. Jedenfalls war das nicht leicht, denn Fink ging neben ihr. Dieſer war heut in boshafter Stimmung, und wider Willen lachte Sabine über die unbarmherzigen Gloſſen, welche er auffallenden Geſtalten unter den Spaziergängern gönnte. Auch den maſſenhaften Aufmarſch der Firma machte er lächerlich, aber er ſelbſt verſchmähte nicht, etwas von dem excluſiven Stolz der Handlung zu empfinden.

Um ſie herum zogen, trippelten und rauſchten die Schwärme der Luſtwandelnden. Es war ein unaufhörliches Anſtarren, Grüßen, Ausweichen, der Kaufmann mußte immer wieder nach dem Hut greifen, und ſo oft er grüßte, geriethen die vierzehn Hüte der Collegen ebenfalls in Bewegung und erregten in der Luft zahlreiche kleine Wirbelwinde. Das machte einen großartigen Eindruck.

Als die Hausgenoſſen einige Zeit in der Strömung fortgeſchwommen waren, äußerte Sabine den Wunſch auszuruhen. Sogleich flogen Tirailleure der Herren unter die Bankreihen und belegten einen Tiſch. Man nahm Platz, die Kellner ſchleppten eine rieſige Kaffekanne mit der entſprechenden Anzahl Taſſen herbei. Jetzt war eine Freude, der Handlung zuzuſehen, wie jeder der Herren bemüht war, dem Fräulein das Eingießen abzunehmen, weil die Kanne für ſie zu ſchwer war, wie Sabine ſich Anton zum Adjutanten erwählte, weil er im Salon der Collegen das Geſchäft des Eingießens verrichtete, wie die Collegen ſich freuten, daß man im Vorder-

Hauſe auch das von ihnen wußte, ferner, wie verbindlich Sabine jedem der Herren den Kuchen präſentirte, und wie ſie immer ein Auge darauf hatte, daß die Zuckerſchale und der Sahntopf in ihrem Laufe um den Tiſch nicht unterbrochen wurden, und endlich, wie alle Collegen den braunen Trank des Wirths mit der ſtillen Ueberlegenheit von Leuten einnahmen, welche beſſer wiſſen, was guter Kaffe iſt. Es war kein ruhiger Sitz, und Sabine hatte viel zu thun, die vorbeiziehenden Bekannten zu grüßen und den Freunden des Bruders, welche an ſie herantraten, Rede zu ſtehen. Sie war allerliebſt in dieſer unaufhörlichen Bewegung. Mit einer hausmütterlichen Haltung ſprach ſie mit den Herren vom Comtoir, und mit einfacher Herzlichkeit erhob ſie ſich und bewillkommnete die Herantretenden. Sie grüßte, ſcherzte und waltete über dem Kaffebret, ſie ſah auf die Spaziergänger und hatte noch Zeit, prüfende Blicke in das Innere der Taſſen zu werfen, welche ſie Anton zureichte. Anton und Fink, Beide empfanden, wie gut ihr das ſichere Weſen ſtand, und Fink ſagte ihr das: „Wenn dies ein Tag der Erholung iſt, Fräulein Sabine, ſo beneide ich Sie nicht um Ihre Arbeitstage. Keine Prinzeß hat im Empfangsſaal ſo viele Rückſichten zu nehmen, ſo viel mit dem Kopf zu nicken, zu lächeln und Artiges zu ſagen als Sie. Es geht vortrefflich, Sie haben das jedenfalls einſtudirt. Da kommt der Bürgermeiſter ſelbſt, er wird Sie ſogleich anreden. Jetzt thun Sie mir leid, mit dem Ohr ſollen Sie auf mich hören, in der Hand halten Sie Liebolds Taſſe und mit den Augen müſſen Sie achtungsvoll den Großwürdenträger empfangen. Ich bin neugierig, ob Sie noch meine Worte verſtehen.“

„Nehmen Sie nur den Käfer aus Ihrer Taſſe, ich werde Ihnen ſogleich eingießen,“ ſagte Sabine lachend und ſtand auf, den Bekannten des Hauſes zu begrüßen.

Unterdeß beluſtigte ſich Anton, die Urtheile der Vorübergehenden über ſeine Geſellſchaft zu erlauſchen. „Da iſt Herr von Fink,“ wiſperte eine junge Dame ihrer Begleiterin zu. „Ein nettes Geſicht, famoſe Taille,“ ſchnarrte ein Lieutnant. „Was iſt ein Fiſch unter ſo viele Hungrige?“ brummte ein Ruchloſer. „Still, das ſind die von Schröters,“ ſtieß ein Commis den andern an. Als Anton aufblickte, ſah er zwei hohe, üppige Geſtalten langſam heranziehen. Es waren Dame Ehrenthal und Roſalie, Roſalie ſchritt auf der Seite des Tiſches. Ihr Geſicht überzog ſich langſam mit einer dunkeln Röthe, als ſie in dem Gedränge dicht an ſeinem und Finks Platz vorüberkam. Unruhig ſah er auf Fink, der wieder in lebhaftem Geſpräch mit Sabine doch Augen genug hatte, die Nahenden zu bemerken. Anton erhob ſich grüßend, der unerſchütterliche Fink griff nachläſſig an ſeinen Hut und blickte von ſeinem Sitze ſo kalt auf die beiden Frauen, als hätte er nie die Armbänder an dem weißen Arm der ſchönen Roſalie bewundert. Der Gruß Antons, die Schönheit Roſaliens, vielleicht einiges Auffallende ihrer Toilette bewirkten, daß auch Sabine die beiden Frauen aufmerkſam anſah.

Die Tochter Ehrenthals achtete nicht auf Antons Gruß, ihre dunkeln Augen hefteten ſich feſt auf Sabine. Ein Flammenblitz voll Haß und Zorn fiel auf das Mädchen, welches ſie für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt, ſo daß Sabine ſich erſchrocken zurückbeugte, wie um dem Anfall eines Raubthiers zu entgehen.

Mit zuſammengepreßten Lippen, unſäglichen Widerwillen auf allen Zügen, rauſchte Roſalie vorüber. Finks Lippen kräuſelten ſich und er zog ſeine Schultern ein wenig in die Höhe. Als die Frauen vorüber waren, ſah Sabine erſtaunt auf Anton und Fink, und frug: „Wer war das?“

„Eine von den Bekanntſchaften Antons,“ ſprach Fink ziſchend.

„Madame Ehrenthal und ihre Tochter,“ erwiderte Anton verlegen, „die junge Dame iſt die Schweſter des Gelehrten, von dem ich Ihnen neulich erzählt habe.“ Aber unwillkürlich ſah er auf Fink, während er ſprach, und Beide tauſchten einen finſtern Blick mit einander aus.

Sabine ſchwieg und rückte ſich auf ihrer Bank zurück, ihre frohe Laune war dahin. Die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß, und als der Bruder von einem Beſuch bei dem nächſten Tiſch zurückkehrte, erhob ſich das Fräulein und lud die Herren ein, nach ihrem Garten zu kommen. Von Neuem zog ſie mit ihrer Wolke dahin, aber Fink ging nicht mehr an der Seite des Fräuleins. Der glühende Blick voll Haß hatte die grünen Ranken verſengt, welche ſich wieder von ihr zu ihm gezogen hatten. Sabine wandte ſich zu Anton und ſprach mit dieſem; ſie mühte ſich heiter zu ſein, aber Anton merkte ihr den Zwang an.

Der große Garten des Kaufmanns mit einem hübſchen Gartenhaus und Glashäuſern war ein Lieblingsaufenthalt Sabinens. Sommer und Winter fuhr ſie hinaus, wenn das Wetter es irgend erlaubte, und beſprach mit dem Gärtner alle Einzelnheiten der Einrichtung und Blumenzucht. Die Collegen beſtürmten ſie daher mit Fragen über Namen und Charakter ihrer Blumen, und während der Kaufmann mit Fink ein benachbartes Grundſtück betrachtete, das ihm zum Kauf angeboten war, zeigte Sabine der übrigen Geſellſchaft, was ſie in der letzten Zeit angelegt hatte. Sie führte die Herren durch die Blumen, die Raſenſtücke, in das Warmhaus. Der Bruder hatte ihr eine hohe Palme geſchenkt, und die Palme, große Piſangblätter, tropiſche Farne und blühende Cactus waren in einer Gruppe zuſammengeſtellt, eine zierliche Bank und ein Tiſch ſtanden davor, es war ein allerliebſter Wintergarten. Während Sabine erzählte, daß ſie hier an ſonnigen Wintertagen den Kaffe trinke, und wie ſchön es ſich dann unter den großen Blättern ſitze, brachte ihr der Gärtner auf einem Teller Kuchenbrocken und Vogelfutter. „Auch wenn ich nicht ſo große Begleitung habe, bin ich hier nicht allein,“ ſagte ſie lächelnd.

„Wir bitten, ſtellen Sie uns den Vögeln vor,“ rief Anton.

„Sie müſſen aber in das Gartenhaus treten und hübſch ſtill ſein,“ bat Sabine, „das kleine Volk kennt zwar mich, aber die vielen Herren würden ihm doch Schrecken einjagen.“

Die Collegen zogen nach dem Gartenhaus, Pix lenkte den aufgeregten Specht am hinterſten Rockknopf zurück und drehte die Glasthüre herum, Sabine ſtreute das Futter einige Schritt von der Thür auf den Kies und ſchlug in die Hände. Dem Klatſchen antwortete mehrſtimmiger Ruf von den nächſten Bäumen und dem Dache des Hauſes. Eine Menge kleiner Vögel ſchoß herzu und hüpfte mit luſtigem Geſchrei um die Krumen, ſie waren ſo zahm, daß ſie bis an die Füße Sabinens herankamen. Es war keine vornehme Geſellſchaft, einige Finken, Hänflinge und ein ganzes Volk Spatzen. Sabine trat leiſe zur Thür und frug durch den Spalt: „Können Sie die einzelnen unterſcheiden? So ähnlich auch die Herrſchaften einander ſehen, ſie ſind doch verſchieden, nicht nur im Kleide, auch in ihrem Weſen. Mehre davon kenne ich perſönlich.“ Sie wies auf einen großen Sperling, ein ſchönes Männchen mit ſchwarzem Kopf und feurigem Braun auf dem Rücken: „Sehen Sie den dicken Herrn dort?“

„Er iſt der größte von allen,“ ſagte Anton erfreut.

„Er iſt mein älteſter Bekannter, er hat ſich zuerſt an mich gewöhnt, von meinem Kuchen iſt er ſo ſtark geworden. Er iſt ausgefüttert und ſatt. Wie ſicher er umherhüpft, und wie vornehm er in die Brocken pickt! Gleich einem reichen Bankier geht er unter den andern umher. Hören Sie ihn ſchreien? Seine Stimme klingt wegwerfend und ariſtokratiſch. Er betrachtet dies Ausſtreuen als eine Verpflichtung, welche die Welt gegen ihn hat. Da kräht er wieder. Wiſſen Sie, was er ſagt: Mein Kuchenmädel iſt da. Dies ewige Gebäck! Was ich nicht aufeſſen kann, will ich den andern laſſen. Ich glaube, es hängt ihm eine Berlocke an ſeinem kleinen Bauch herunter.“

„Es iſt eine Feder,“ flüſterte Herr Specht.

„Ja," fuhr Sabine fort, „ich fürchte, die hat ihm ſeine Frau ausgehackt. Denn, ſo gewichtig er ausſieht, er ſteht unter dem Pantoffel. Das graue Weibchen dort, das hellſte von allen, iſt ſeine Frau. Sehen Sie, daß ſie ihn weghackt?"

Ein lebhafter Zank unter den Sperlingsleuten begann. Der Bankier, welcher gerade vornehm in einen ungewöhnlich großen Brocken pickte, bekam von ſeiner Frau einige Hiebe mit dem Schnabel; er fing an zu raiſonniren, die Nachbarn flogen herzu, ein heftiges Geſchrei begann, der allgemeine Unwille war gegen den Bankier gerichtet. Er wurde aus dem Haufen bei Seite gejagt und hüpfte zerzauſt, mit dem Kopfe ſchüttelnd, einige Schritte von den Brocken auf und ab, während ſeine Frau über dem eroberten Biſſen ſtand und laut triumphirte.

Die Herren lachten.

„Jetzt kommt mein Kleiner, mein Liebling, jetzt merken Sie auf!" rief Sabine freudig. Unbehülflich, mit ausgebreiteten Flügeln tappte ein kleiner Sperling heran, ganz wie ein Kind, welches Mühe hat im Gehen das Gleichgewicht zu behaupten. Er flatterte neben die Sperlingsfrau, ſperrte den Schnabel weit auf, ſchrie und ſchlug mit den Flügeln auf die Erde. Die Mutter zerhackte den großen Biſſen, faßte die Theile und ſteckte ſie in den aufgeſperrten Schnabel des Kleinen. Mitten unter der ſchwirrenden, tanzenden, hackenden Geſellſchaft fütterte die Mutter den Schreihals. Ein Stück des eroberten Biſſens nach dem andern ſteckte ſie ihm in den Hals, während der Vater einige Schritte davon ſelbſtgefällig auf und ab hüpfte und zuweilen von der Seite mißtrauiſch auf die energiſche Hausfrau hinſah.

„Wie allerliebſt!" rief Anton.

„Nicht wahr?" ſagte Sabine. „Auch bei den Kleinen ſind Charaktere und Familienleben."

Aber die Scene wurde auf gewaltſame Weiſe unterbrochen. Ein leichter Schritt kam um das Haus, die Vögel flatterten auf, nur die Mutter und das Junge waren ſo eifrig beſchäftigt, daß ſie zögerten. Endlich flog auch die Sperlingsfrau auf den Baum und rief ängſtlich ihr Kind. Doch der Kleine, vom genoſſenen Kuchen ſchwer und betäubt durch die Fülle des Genuſſes, vermochte nicht ſo ſchnell die ſchwachen Flügel zu heben. Ein Schmiß von der Reitpeitſche Finks erreichte ihn, der Körper fiel als Leiche in die Blumen. Ein zorniger Ruf von ſämmtlichen Herren wurde gehört, und finſter blickten alle Geſichter des Comtoirs auf den Mörder. Fink, der auf die Gruppe an der Salonthür nicht geachtet hatte, ſah verwundert den Sturm, der gegen ihn hereinbrach. Sabine eilte an ihm vorbei nach dem Beet, auf dem der Vogel lag, ergriff dieſen, küßte den kleinen Kopf und ſprach mit klangloſer Stimme: „er iſt tot." Sie ſetzte ſich auf die Bank an der Thüre und deckte ihr Taſchentuch über den Toten.

Ein unbequemes Stillſchweigen folgte. „Es war der Lieblingsvogel von Fräulein Sabine, den Sie erſchlagen haben," ſagte endlich Herr Jordan vorwurfsvoll.

„Das thut mir leid," erwiederte Fink und rückte ſich einen Stuhl zum Tiſch. „Ich habe nicht gewußt, Fräulein, daß Sie Ihre Theilnahme auch auf dieſe Klaſſe von Spitzbuben ausdehnen. Ich habe im beſten Glauben gehandelt, und dachte den Dank des Hauſes zu verdienen, als ich den Dieb aus der Welt ſchaffte."

„Das arme Kleine," ſprach Sabine traurig; „die Mutter ſchreit auf dem Baum, hören Sie?"

„Sie wird ſich tröſten," entgegnete Fink. „Ich halte es für unzweckmäßig, einem Sperling mehr Gemüth zu gönnen, als ſeine eigene Verwandtſchaft hat. Aber ich weiß, Sie lieben, Alles was Sie umgibt, mit Rührung und Gefühl zu betrachten."

„Wenn Sie dieſe Eigenſchaft nicht haben, weshalb verſpotten Sie dieſelbe bei Andern?" frug Sabine mit zuckendem Munde.

„Weshalb?" frug Fink. „Weil ich dieſer Gewohnheit überall begegne. Dies ewige Gefühl, mit dem hier Alles überzogen wird, was des Gefühls nicht werth iſt, macht zuletzt ſchwach und kleinlich. Wer ſeine Empfindung immer an allen möglichen Tand heftet, der hat zuletzt keine, wo eine große Leidenſchaft ſeiner würdig iſt."

„Und wer nie etwas Anderes thut, als mit herber Kälte zu betrachten, was ihn umgibt, wird dem zuletzt nicht auch die Empfindung fehlen, wo eine große Leidenſchaft Pflicht wird?" frug Sabine mit einem ſchmerzlichen Blick auf Fink.

„Es wäre unartig, wenn ich das nicht zugeben wollte," ſagte Fink achſelzuckend. „Jedenfalls wird es einem Mann beſſer anſtehen, hart zu ſein, als zu weichlich."

„Aber ſehen Sie das Volk hier an," fuhr er nach einer unbehaglichen Pauſe fort. „Das liebt ſeinen Strickbeutel, den Kupferkeſſel, in dem die Mutter Würſte gekocht hat, es liebt eine zerbrochene Pfeife, einen fadenſcheinigen Rock, und ebenſo alle Mißbräuche, die zehntauſend verrotteten Gewohnheiten ſeines Lebens; überall liegen phantaſtiſche Grillen, Liebhabereien und ſchwache Gemüthlichkeiten herum und hängen ſich wie Blei an die Menſchen, wenn es einmal gilt, friſch vorwärts zu gehen. Achten Sie auf die deutſchen Auswanderer. Welche Maſſe unnützen Krames ſchleppt dies Volk über's Waſſer, alte Vogelbauer, zerbrochene Holzſtühle, wurmſtichige Wiegen und andern Plunder. Ich habe einen Kerl gekannt, der in brennender Sonnenhitze acht Tagereiſen machte, um einmal Sauerkraut zu eſſen. Und wenn ſich ſo ein armer Teufel irgendwo niedergelaſſen hat und nach einem Jahre entdeckt, daß er in einer Fiebergegend ſteckt, ſo hat er ſeine ganze Umgebung mit Gemüthlichkeit überſponnen wie mit Spinnweben und iſt oft nicht mehr aus dem Sumpf zu bringen, und wenn er und Weib und Kind darüber zu Grunde gehen.

„Da lobe ich mir das, was Sie die Gemüthloſigkeit des Amerikaners nennen. Er arbeitet wie zwei Deutſche, aber er wird ſich nie in ſeine Hütte, ſeine Fenz, in ſeine Zugthiere verlieben. Was er beſitzt, das hat ihm gerade nur den Werth, der ſich in Dollarn ausdrücken läßt. Sehr gemein, werden Sie mit Abſcheu ſagen. Ich lobe mir dieſe Gemeinheit, die jeden Augenblick daran denkt, wie viel und wie wenig ein Ding werth iſt. Denn dieſe Gemeinheit hat einen mächtigen freien Staat geſchaffen. Hätten nur Deutſche in Amerika gewohnt, ſie tränken noch jetzt ihre Cichorie ſtatt Kaffe unter der Steuer, die ihnen eine gemüthliche Regierung von Europa aus auflegen würde."

„Und fordern Sie von einer Frau denſelben Sinn?" frug Sabine.

„In der Hauptſache, ja," entgegnete Fink. „Keine deutſche Hausfrau, die nicht in ihre Servietten verliebt iſt. Je mehr eine von den Lappen hat, deſto glücklicher iſt ſie. Ich glaube, ſie taxiren einander in der Stille, wie wir die Leute an der Börſe: fünfhundert, achthundert Servietten ſchwer. Die Amerikanerin iſt kein ſchlechteres Weib als die Deutſche, aber ſie wird über eine ſolche Liebhaberei lachen. Sie hat, ſo viel ihr für den täglichen Gebrauch nöthig ſind, und kauft neue, wenn die alten zu Grunde gehen. Wozu ſein Herz an ſolchen Tand hängen, der dutzendweiſe für etwa vier bis ſechs Thaler in jeder Straſſe zu haben iſt?"

„O es iſt traurig, das Leben in ein ſolches Rechenexempel aufzulöſen!" erwiederte Sabine. „Was man erwirbt und was man hat, verliert ſeinen beſten Schmuck. Töten Sie die Phantaſie und unſere gute Laune, die auch den lebloſen Dingen ihre freundlichen Farben verleiht, was bleibt dann dem Leben des Menſchen? Nichts bleibt, als der betäubende Genuß, oder ein egoiſtiſches Princip, dem er Alles opfert. Treue, Hingebung, die Freude an dem, was man ſchafft, das alles geht dann verloren. Wer ſo farblos denkt, der kann vielleicht groß handeln, aber ſein Leben wird weder ſchön, noch freudenreich, noch ein Segen für Andere." Unwillkürlich faltete ſie die Hände und warf einen Blick voll Trauer auf Fink, deſſen Geſicht einen trotzigen und harten Ausdruck erhielt.

Die Collegen hatten bis jetzt der Unterhaltung in düſterm Schweigen zugehört und nur durch Mimik ihren Abſcheu gegen Finks Behauptungen ausgedrückt. Der Geiſt des gemordeten Sperlings hob ſich vor Aller Augen fortwährend über die Tiſchplatte neben Finks Stuhl, und ſie ſtarrten auf den Macbeth des Comtoirs wie auf einen verlorenen Mann. Anton ergriff begütigend das Wort:

„Vor Allem muß ich bemerken, daß Fink ſelbſt ein glänzendes Beiſpiel gegen ſeine eigene Theorie iſt.“

„Wie ſo, Herr?“ frug Fink, von der Seite auf Anton ſehend.

„Das wird ſogleich offenbar werden, ich will nur erſt uns alle zuſammen loben. Wir alle, die wir hier ſitzen und ſtehen, ſind Arbeiter aus einem Geſchäft, das nicht uns gehört. Und jeder unter uns verrichtet ſeine Arbeit in der deutſchen Weiſe, die du ſoeben verurtheilt haſt. Keinem von uns fällt ein zu denken, ſo und ſo viel Thaler erhalte ich von der Firma, folglich iſt mir die Firma ſo und ſo viel werth. Was etwa gewonnen wird durch die Arbeit, bei der wir geholfen, das freut auch uns und erfüllt uns mit Stolz. Und wenn die Handlung einen Verluſt erlitten hat, ſo iſt es allen Herren ärgerlich, vielleicht mehr als dem Prinzipal. Wenn Liebold ſeine Ziffern ins große Buch ſchreibt, ſo ſieht er ſie mit Genuß an und freut ſich über den ſchönen kalligraphiſchen Zug, und wenn er Poſten einträgt, welche der Handlung beſonders vortheilhaft waren, ſo lacht er in der Stille vor Behagen. Sehen Sie ihn an, wie er's jetzt thut.“

Liebold ſah verlegen aus und rückte an ſeinem Hemdkragen.

„— Da iſt ferner College Baumann, welcher in der Stille Neigung zu einem andern Beruf hat. Er brachte mir neulich einen Bericht über die Greuel des Heidenthums an der afrikaniſchen Küſte und ſagte in tiefſter Seele erſchüttert: „Es wird Zeit, Wohlfart, ich muß hin." „Wer ſoll die Calculatur beſorgen?" frug ich, „und wie ſoll es mit dem Krappgeſchäft werden, das Sie und Balbus ſo feſt halten, daß Sie keinen Andern darüber laſſen?" „Ja," rief Baumann, „an den Krapp hatte ich nicht gedacht. Ich muß es noch aufſchieben."

Die Herren ſahen lächelnd auf Baumann, der leiſe vor ſich hin ſagte: „Es iſt auch unrecht."

„— Und von dem Tyrannen Pix will ich gar nicht ſprechen, da er ſelbſt in vielen Stunden zweifelhaft iſt, ob die Handlung ihm gehört oder Herrn Schröter."

Alle lachten. Herr Pix ſteckte wie Napoleon die Hand in ſeine Bruſttaſche. — „Du biſt ein perfider Advocat," ſagte Fink, „du regſt perſönliche Intereſſen auf."

„Du haſt daſſelbe gethan," erwiederte Anton. „Und jetzt will ich von dir reden. Vor etwa einem halben Jahre iſt dieſer Amerikaner zu Herrn Schröter gegangen und hat ihm geſagt: Ich wünſche nicht mehr Volontair zu ſein, ich bitte um eine feſte Stellung im Geſchäft. Warum? frug Herr Schröter. Natürlich hatte Fink nur die Abſicht, ſo und ſo viel Thaler feſten Gehalt von der Handlung zu beziehen."

Wieder lächelten Alle und ſahen auf Fink; aber die Blicke waren nicht mehr feindlich, es war etwas von Achtung und fröhlicher Billigung darin, denn es war Allen bekannt, daß Fink geſagt hatte: „Ich wünſche einen regelmäßigen Antheil an der Arbeit, und die Verantwortung, welche bei feſter Thätigkeit iſt; die Arbeit in meiner Branche macht mir Freude."

„Und ferner," fuhr Anton fort, „wer einmal das Behagen geſehen hat, mit welchem Fink den Schmeie Tinkeles behandelt, der weiß, wie viel von dem ſchwächlichen deutſchen Gemüth auch bei ihm zu Tage kommt. Es iſt ſo viel drollige Laune in ſeinem Weſen, daß das Comtoir durch ſolche Stunden entzückt wird, und, was die Hauptſache iſt, Tinkeles ſelbſt iſt geradezu in ihn verliebt."

„Weil er maltraitirt wird, Herr,“ verſetzte Fink.

„Nein, ſondern weil er hinter deinen kräftigen Worten daſſelbe behagliche Wohlwollen bemerkt, mit dem ein Anderer ſein Hündchen oder ſeine Vögel liebkoſt. — Und wenn irgend ein Geſchäft des Prinzipals glänzenden Erfolg gehabt hat, ſo iſt Niemand von uns fröhlicher darüber als Fink ſelbſt. Neulich, als die Kriſis im Zinkgeſchäft eintrat, und Herr Schröter gegen die ſtille Anſicht des ganzen Comtoirs, auch gegen Finks Anſicht, noch zu rechter Zeit in Hamburg verkauft und die Handlung dadurch vor einigen tauſend Thalern Verluſt bewahrt hatte, da triumphirte derſelbe Fink lauter als einer von uns, und zwang Jordan und mich, denſelben Abend mit ins Weinhaus zu gehen.“

„Weil ich nicht allein trinken wollte, du Narr,“ ſagte Fink.

„Natürlich,“ rief Anton, „deshalb ſtießeſt du auch bei dem erſten Glas auf das Wohl der Handlung an und nannteſt ſie eine glorreiche Firma.“

Fink ſah vor ſich nieder. Sabine blickte mit leuchtenden Augen auf Anton. Wieder lächelten die Herren freundlich und rückten näher heran, die kleine Spannung war gehoben.

„Und,“ fuhr Anton ſiegreich fort, „auch in andern Fällen hat er ganz dieſelbe armſelige Gemüthlichkeit, die er jetzt ſo angreift. Er liebt, wie wir alle wiſſen, ſein Pferd perſönlich, es iſt ihm durchaus etwas Anderes, als die Summe von fünfhundert Dollar, repräſentirt durch ſo und ſo viel Centner Fleiſch mit einer Haut überzogen. Er iſt beſorgt um das Thier wie um einen Freund.“

„Weil es mir Spaß macht.“

„Verſteht ſich,“ ſprach Anton; „die Servietten machen unſern Hausfrauen auch Spaß, das iſt's ja eben. Und ſeine Condorflügel, die Piſtolen, Reitpeitſchen, die rothe Rumflaſche, das ſind alles Dinge, die ihm ſo gut Spaß machen, wie einem deutſchen Auswanderer ſein Vogelbauer. Ja er hat mehr grillige Capricen und Liebhabereien als wir. Um es kurz zu ſagen, er iſt in Wahrheit ebenſo ſehr ein armer gemüthlicher Deutſcher als irgend Einer.“

Sabine ſchüttelte leiſe den Kopf, aber ſie blickte jetzt freundlich auf den Amerikaner. Auch Finks Geſicht hatte ſich verwandelt. Er ſah ernſt vor ſich hin, und es lag etwas auf ſeinen ſtolzen Zügen, was man bei einem Andern Rührung genannt hätte. „Na,“ begann er endlich, „das Fräulein und ich, beide haben wir zu ſehr auf einer Seite geſtanden.“ Er wies auf den toten Sperling. „Vor dieſem ernſten Fact ſtrecke ich die Waffen und bekenne, daß ich den Wunſch habe, der kleine Herr wäre noch am Leben und erreichte unter den Kirſchen und Kuchen der Firma das höchſte Greiſenalter. Und ſo ſind Sie mir nicht mehr böſe, Fräulein.“

Sabine nickte zu ihm hinüber und ſagte herzlich: „Nein.“

„Du aber, Anton, reiche mir deine Hand. Du haſt mit Glanz plaidirt und von der deutſchen Jury ein Nichtſchuldig erſchwindelt. Nimm die Feder und ſtreiche in unſerm Kalender vierzehn Tage aus. Du verſtehſt mich.“ Anton drückte ihm die Hand und legte den Arm um ſeine Schulter.

Wieder war die Geſellſchaft in der beſten Stimmung, Herr Schröter kam heran, Cigarren wurden angezündet, Jeder beſtrebte ſich ſo unterhaltend als möglich zu ſein. Herr Liebold ſtand auf und erbat ſich von dem Fräulein und dem Prinzipal die Erlaubniß, wenn es ſie nicht ſtöre, und wenn ſie an dem ſchönen Abend nichts Beſſeres vorzuſchlagen hätten, in welchem Falle er ergebenſt bitte, ſeine Worte als ungeſprochen zu betrachten, ſo wollten er und einige Collegen ſich die Freiheit nehmen, vierſtimmige Lieder zu ſingen. Da er ſeit mehreren Jahren an dieſem Tage regelmäßig eine ſolche Mittheilung machte und Alles darauf vorbereitet war, ſo rief ihm Sabine zu: „Das verſteht ſich, Herr Liebold, wenn das Quartett fehlte, wäre die Freude nur halb.“ Die Sänger holten Notenbücher herzu und rückten zuſammen, Herr Specht als erſter Tenor, Herr Liebold als zweiter, Herr Birnbaum und Herr Balbus als Bäſſe. Dieſe vier bildeten den muſikaliſchen Theil des Comtoirs und hielten trotz kleiner Zwiſtigkeiten, welche durch ihr muſikaliſches Naturell hervorgerufen wurden, gegen die Uebrigen feſt zuſammen; Herr Specht krähte etwas zu laut, und Herr Liebold ſang etwas zu leiſe, aber ihr Publikum war dankbar, und der Abend war wunderſchön. Im farbigen Licht glänzten die großen Blätter des Nußbaums vor dem Gartenhauſe, die Grillen ſchwirrten und die wilden Sänger der Bäume flöteten einzelne Noten herunter, die Natur ſelbſt flüſterte und ſtimmte, bis die volle Kraft der Menſchenſtimmen einfiel und die feinen Laute des Gartens übertönte. Dann ſchwiegen die Vögel, die Heimchen und Mücken, aber ſo oft die Sänger anhielten, klang das leiſe Summen der Natur wie zum Wechſelgeſange wieder durch. Alle hörten erfreut zu. „Wir danken, wir danken!" rief Sabine, als ſie aufhörten, und klatſchte in die Hände.

„Es iſt eine närriſche Sache," begann Fink, „daß eine gewiſſe Folge von Tönen das Herz erſchüttert und Thränen hervorruft auch bei Menſchen, welche ſonſt für weiche Stimmungen abgeſtorben ſind. Jedes Volk hat ſolche einfache Weiſen, bei denen ſich Landsleute an dem Eindruck erkennen, den die Melodie auf ſie macht. Wenn die Auswanderer, von denen wir vorhin ſprachen, Alles verlieren, die Liebe zu ihrem Vaterlande, ſelbſt den geläufigen Ausdruck ihrer Mutterſprache, die Melodien der Heimat leben unter ihnen länger als alles Andere, und mancher Narr, der in der Fremde ſeinen Stolz darein ſetzt, ein naturaliſirter Fremder zu ſein, fühlt ſich plötzlich wieder deutſch, wenn er ein paar Tacte ſingen hört, die ihm in ſeiner Jugend bekannt waren."

Der Kaufmann antwortete: „Sie haben Recht. Wer aus ſeiner Heimat ſcheidet, iſt ſich ſelten bewußt, was er alles aufgibt; er merkt es vielleicht erſt dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude ſeines ſpäteren Lebens wird. Dieſe Erinnerung iſt wohl auch dem verwilderten Mann ein Heiligthum, das er oft ſelbſt entehrt und verſpottet, das er aber in ſeinen beſten Augenblicken immer wieder aufſucht.“

„Mit einiger Beſchämung bekenne ich, daß ich ſelbſt von dieſer Freude nur wenig empfinde,“ ſagte Fink. „Ich weiß nicht recht, wo ich zu Hauſe bin. Wenn ich die Jahre meines Lebens zuſammenzähle, ſo habe ich freilich den größten Theil in Deutſchland verlebt, aber die mächtigſten Eindrücke hat mir die Fremde gegeben. Immer hat mich das Schickſal wieder ausgeriſſen, bevor ich irgendwo feſtgewurzelt war. Und jetzt in Deutſchland fühle ich mich zuweilen fremd. Die Dialekte der Landſchaften zum Beiſpiel ſind mir faſt ganz unverſtändlich. Ich habe zu Weihnachten immer mehr Geſchenke erhalten, als mir gut war, aber der Zauber der deutſchen Weihnachtsbäume hat mich nie berührt; von den Volksliedern, die Sie ſo rühmen, klingen nur wenige in mein Ohr; noch heut bin ich unſicher, wann man Karpfen eſſen muß und Hörner und Mohnkuchen, und ich geſtehe einen entſchiedenen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize des Bleigießens und Pantoffelwerfens. — Und außer dieſen Kleinigkeiten gibt es noch Anderes, worin ich mich unter der deutſchen Art fremd und arm fühle,“ fuhr er ernſter fort. „Ich weiß, daß ich zuweilen die Schonung meiner Freunde mehr als billig in Anſpruch nehme. Ihrem Hauſe werde ich zu danken haben,“ ſchloß er, ſich gegen den Kaufmann verneigend, „wenn ich von einigen reſpectablen Seiten der deutſchen Natur Kenntniß erhalte.“

Das war ein männliches Bekenntniß, er ſprach die letzten Worte mit einem Gefühl, das ſelten bei ihm durchbrach. Sabine war glücklich, der Sperling war vergeſſen, ſie rief mit überſtrömendem Gefühl: „Das war edel geſprochen, Herr von Fink.“

Der Diener lud zum Abendeſſen. Im Saal des Gartenhauſes war die Tafel gedeckt. Der Kaufmann nahm in der Mitte Platz, Sabine lächelte, als Fink ſich neben ſie ſetzte.

„Mir gegenüber, Herr Liebold," rief der Prinzipal. „Heut muß ich Ihr treues Geſicht vor mir ſehen. Heut ſind's fünfundzwanzig Jahr, daß wir mit einander in Verbindung ſtehen. — Herr Liebold trat wenige Wochen vor dem Tage bei uns ein, an dem ich durch meinen Vater als Aſſocié aufgenommen wurde," erklärte er den Jüngeren. „Und wenn ich allen Mitgliedern des Comtoirs Anerkennung ſchuldig bin, Ihnen bin ich die größte ſchuldig. Fünfundzwanzig Jahre im Geſchäft, zehn Jahre beim Hauptbuch, ſtets ein treuer, zuverläſſiger Gehülfe!" Er hielt ihm ſein Glas über die Tafel entgegen: „Stoßen Sie an, mein alter Freund; ſo lange unſere Stühle neben einander ſtehen, nur durch eine dünne Wand getrennt, ſoll es zwiſchen uns bleiben wie bisher, ein feſtes Vertrauen ohne viele Worte."

Herr Liebold hatte die Anrede des Prinzipals ſtehend angehört und blieb ſtehen. Er wollte eine Geſundheit ausbringen, das ſah Jeder, aber er brachte kein lautes Wort aus ſeinem Munde, er hielt ſein Glas in die Höhe und ſah auf den Prinzipal, und ſeine Lippen bewegten ſich ein wenig. Endlich ſetzte er ſich ſchweigend wieder hin. Statt ſeiner erhob ſich zu Aller Erſtaunen Fink und ſprach in tiefem Ernſt: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutſchen Geſchäfts, wo die Arbeit eine Freude iſt, wo die Ehre eine Heimat hat; hoch unſer Comtoir und unſer Prinzipal!"

Ein donnerndes Hoch der Collegen folgte, Sabine ſtieß mit Allen an, der Kaufmann kam mit ſeinem Glaſe dem beredten Fink auf halbem Wege entgegen. — Der Reſt des Abends war ungeſtörte Freude. Das Quartett ſang noch einige luſtige Trinklieder, und es war lange nach zehn Uhr, als die Geſellſchaft in der Stadt ankam.

An der Treppe des Hinterhauſes ſagte Fink zu Anton: „Heut, mein Junge, darfſt du nicht an meiner Stube vorbei. Es iſt mir langweilig genug geweſen, dich ſo lange zu entbehren." Und bis ſpät in die Nacht ſaßen die verſöhnten

Freunde bei einander, beide bemüht, einander zu zeigen, wie froh ſie über die Verſöhnung waren. —

Sabine trat in ihr Zimmer. Da überreichte ihr das Mädchen ein Billet von unbekannter Hand. Ein ſtarker Moſchusgeruch und die gekritzelten Züge verriethen, daß es von einer Dame kam.

„Wer hat den Brief gebracht?“ frug Sabine.

„Ein fremder Mann,“ antwortete das Mädchen, „er wollte den Namen nicht nennen und ſagte, Antwort ſei nicht nöthig.“

Sabine las: „Mein Fräulein, triumphiren Sie nicht zu früh. Sie haben durch Ihre Koketterie einen Herrn an ſich gelockt, welcher gewöhnt iſt zu verführen, zu vergeſſen und die, welche auf ſeine Worte hören, unverſchämt zu behandeln. Vor Kurzem hat er einer Andern Geſtändniſſe gemacht, jetzt hat er Sie bethört. Er wird auch Ihnen heucheln und Sie verrathen.“

Das Billet hatte keine Unterſchrift, es war von Roſalie.

Sabine wußte, wer die Schreiberin war. Sie hielt den Brief an die Kerze und ſchleuderte das brennende Papier in das Kamin. Schweigend ſah ſie zu, wie die lodernde Flamme kleiner wurde und verlöſchte, und wie die glimmenden Punkte auf der verkohlten Fläche umherfuhren, bis auch der letzte verging. Lange ſtand ſie da, ihr Haupt an das Geſims gelehnt, den Blick auf das Häufchen Aſche gerichtet. Ohne Thränen, lautlos hielt ſie die Hand auf ihr zuckendes Herz.

8.

Veitel Itzig war in der größten Aufregung. Er, der Nüchterne, Enthaltſame, glich in allen ſeinen Freiſtunden einem Trunkenbold. Seine Lippen bewegten ſich in lebhaftem Selbſtgeſpräch, und eine fieberiſche Röthe lag über ſeinen ſpitzen Backenknochen. Auf der Straße war er ſchon von Weitem kenntlich durch die allerauffälligſte Weiſe der Fuß- und Armbewegungen; ruhiger Schlaf war etwas, das er kaum dem Namen nach kannte. Und das alles, weil eine verwittwete Geheimräthin ihren Lieblingshund verloren hatte. Dieſer Mops war an einem heitern Frühlingsmorgen, verführt durch den Sonnenſchein oder durch das Aroma eines Fleiſcherjungen, mühſam zwei Treppen bis auf die Straße hinabgeſtiegen. Und dort war er verſchwunden, im Waſſer ertrunken, von Gaunern geſtohlen, von Banditen geſchlachtet, kurz er war verſchollen, und keine Zeitungsannonce vermochte die runde Geſtalt des Flüchtlings in die Räume zurückzuführen, in denen er ſo lange als Tyrann geherrſcht hatte. Aus Aerger über dieſen Verluſt war die Räthin gefährlich erkrankt, und Veitel nahm einen ſo lebhaften Antheil an ihrem Leide, daß er ſelbſt in Gefahr kam ſeine Geſundheit einzubüßen. Leider waren Veitels Hoffnungen nicht auf das Leben der würdigen Dame gerichtet. Er hatte ein Rieſengeſchäft gewagt, er hatte es unternommen nach vielen Verabredungen mit ſeinem Rathgeber Hippus und nachdem er oft in ſtillen Nächten ſeine Brieftaſche hervorgeholt und ſein Vermögen überrechnet hatte. Die Speculation war eine der ſchönſten, welche ein Mann von Veitels Grundſätzen unternehmen konnte, ſie war vielleicht ein wenig gewagt, aber ſo ſauber wie ein Wickelkind unter dem Badeſchwamm.

Ein armer Teufel von Rittergutsbeſitzer hatte ſchlecht gewirthſchaftet und war ſo lange betrogen worden, bis er ſein Gut auf dem traurigen Wege der nothwendigen Subhaſtation verloren hatte. Bei dieſem Verkauf war ein Hypothekeninſtrument von zwölftauſend Thalern ausgefallen. Der Gläubiger, deſſen Forderung durch die Verkaufsſumme des Gutes nicht gedeckt werden konnte, hatte vergebens verſucht, ſich an die Perſon des verarmten Gutsbeſitzers zu halten. Der Schuldner war ohne alle Mittel, das Gericht fand nichts, was ihm zu nehmen war. Er war frustra excussus, wie unſere Juriſten ſagen, und empfand das Behagen des Elends, ſeine Gläubiger nicht mehr zu fürchten; dies verzweifelte Glück war für ihn nach trüben Jahren eine Art grönländiſcher Sonnenſchein. Der Eigenthümer der Hypothek aber ſah wehmüthig auf ſein zerſchnittenes Document, welches unter ſolchen Umſtänden für ihn faſt nur den Werth von Maculatur hatte. Den Spüraugen Itzigs blieb dies Sachverhältniß nicht unerforſcht. Er ſtand mit dem Gutsbeſitzer wohl ein Jahr lang in inniger Verbindung, er hatte die Gefälligkeit, ihm alte Röcke abzukaufen, ja ſogar Geld vorzuſchießen, und wurde in manches kleine Geheimniß dieſes verfehlten Lebens eingeweiht. So hatte er auch erſpäht, daß ſein Kunde alles Segelwerk ſeines lecken Fahrzeugs aufſpannte, ſich in die Gunſt und das Teſtament einer alten Tante zu ſetzen, und kam allmählich zu der Ueberzeugung, daß ihm dies gelingen werde. Zwei ſeidene Halstücher und ein Paar vergoldete Ohrringe mußte Veitel an das Dienſtmädchen der Räthin wenden, um genaue Nachrichten zu erhalten. Der Neffe las der Tante Mordgeſchichten aus den Zeitungen vor, er wurde eingeladen, wenn die Tante ihr Lieblingsgericht kochen ließ, die Tante ſprach davon, ihn zu verheiraten, that es aber nicht, und endlich, als aller Lebensmuth der Tante durch einen vierwöchentlichen Regen fortgeſchwemmt worden war, ließ ſie Gerichtsperſonen kommen, trieb ihren Neffen, der, zum Weinen gerüſtet, ſein Taſchentuch in der Hand hielt, aus dem Zimmer und zwang durch dieſe auffallenden Maßregeln das Dienſtmädchen, an der Kammerthür zu erlauſchen, daß ſie ihr Teſtament machte und des armen Neffen darin ehrenvoll gedachte. Als Veitel dies erkundſchaftet hatte, that er den zweiten großen Schritt und kaufte dem Beſitzer des ausgefallenen Inſtruments die Urkunde und alle Rechte, welche dieſelbe an die Perſon des Schuldners gab, um vierhundert Thaler ab.

Jetzt war der Mops verſchwunden, die ſchwer geärgerte

Tante lag zu Bett, acht Tage darauf war ſie geſtorben, und der Neffe erbte den größten Theil ihrer Hinterlaſſenſchaft. Veitel unterzog ſich übermenſchlichen Anſtrengungen, um zu verhindern, daß ſein Schuldner nicht durch eins von den kleinen Manövern, welche Veitel alle perſönlich kannte, die Erbſchaft unſichtbar machte. Wie ein Geſpenſt verfolgte er den unglücklichen Erben; kaum hatte dieſer ſich in die erſten Träume über ſein künftiges Glück hineingelebt, ſo ſtand Veitel als unerbittlicher Mahner an eine finſtere Vergangenheit vor ihm und ſchlug durch die eiſige Kälte ſeiner Forderungen allen warmen Dampf nieder, welcher aus der hoffnungsvollen Seele des Erben aufſtieg. Es war unmöglich ihm zu entkommen, mit eiſernen Zangen hielt er ſeinen Schuldner feſt, und das Geſetz half ihm ſo energiſch, daß der Erbe nach vielen Winkelzügen capituliren mußte. Durch achttauſend Thaler, den größten Theil ſeiner Erbſchaft, kaufte er ſich von Veitel frei.

Heut war der glückliche Tag, wo der junge Geſchäftsmann ſein großes Capital in der Taſche nach Hauſe trug. Er flog über die Straße, er flog die Treppe hinauf in ſeine Hinterſtube, ganz unſinnig vor Freude. Der Zwang, den er ſich lange angethan, kalt zu ſcheinen, während ihm ſein Herz in Angſt und Erwartung wie ein Schmiedehammer pochte, war überwunden, er war wie ein Kind, wenn auch nicht ſo unerfahren; er ſprang in der Stube umher, ja er lachte vor Freuden und frug Herrn Hippus, der ihn ſeit einigen Stunden erwartete: „Welche Sorte Wein wollen Sie trinken, Hippus?“

„Wein allein wird's nicht thun,“ erwiederte Hippus vorſichtig. „Indeß iſt es lange her, daß ich keinen Ungar gekoſtet habe. Hole eine Flaſche alten Oberungar, oder halt, es iſt draußen finſter genug, ich will ſie ſelbſt holen.“

„Was koſtet's?“ rief Veitel.

„Zwei Thaler,“ antwortete Hippus.

„Das iſt viel Geld," ſagte Veitel, „aber es iſt einerlei, hier ſind ſie."

Mit kühner Handſchwenkung holte er einen Doppelthaler aus der Taſche ſeines Beinkleides und warf ihn auf den Tiſch.

„Schön," nickte Hippus und griff haſtig nach dem Geldſtück. „Aber dies allein wird's nicht thun, mein Sohn. Ich verlange Procente von deinem Gewinn. In Erwägung, daß wir alte Bekannte ſind, und daß man ſeine Freunde nicht drücken ſoll, will ich zufrieden ſein mit fünf vom Hundert des Capitals, das du heut eingenommen haſt."

Veitel ſtand ſtarr, ſein ſtrahlendes Geſicht wurde plötzlich ſehr ernſt, mit offenem Munde ſah er auf den ſchwarzen Mann im Sopha.

„Rede nichts," fuhr Hippus kaltblütig fort und warf über ſeine Brille hinweg einen böſen Blick auf Veitel, „unterſteh' dich nicht, auch nur ein Wort von deinem Geſchacher gegen mich vorzubringen, wir kennen einander; — ich habe gemacht, daß du das Geld gewinnen konnteſt, ich allein. Du brauchſt mich, und du ſiehſt, daß auch ich dich gebrauchen kann. Gib mir auf der Stelle vierhundert von deinen achttauſend."

Veitel wollte ſprechen.

„Kein Wort," wiederholte Hippus und ſchlug mit dem Geldſtück im Tact auf den Tiſch, „gib her das Geld."

Veitel ſah ihn an, griff endlich ſchweigend in die Taſche ſeines Rocks und legte zwei Pergamente vor Hippus auf den Tiſch.

„Noch zwei," fuhr Hippus in demſelben Tone fort. Veitel legte hundert Thaler dazu. „Und jetzt das letzte, mein Sohn," nickte der Alte ermunternd und ſchlug mit dem Thaler wieder auf den Tiſch.

Veitel zögerte einen Augenblick und ſah ängſtlich auf den Alten, in welchem eine boshafte Freude mächtig geworden war. Auf dieſem Antlitz war nichts Tröſtendes zu finden; wieder griff Veitel in die Taſche, ſchob das vierte Pergament auf den Tiſch und ſprach mit klangloſer Stimme: „Ich habe mich in euch geirrt, Hippus.“ Und darauf holte er ſein Taſchentuch hervor, wandte ſich ab, ſchneuzte ſich und wiſchte ſich die naſſen Augen.

Hippus achtete wenig auf die elegiſche Stimmung ſeines Schülers. Er befühlte das Pergament, wie man eine Koſtbarkeit in der Hand umwendet, die man vor langer Zeit verloren hat und unerwartet wiederfindet. Endlich ſagte er, ſeine Beute einſteckend: „Wenn du dir's ruhig überlegſt, wirſt du einſehen, daß ich als guter Freund an dir gehandelt habe. Ich hätte viel mehr fordern können.“

Veitel ſtand noch immer am Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Ihm war jämmerlich zu Muthe. Gleich auf dem Heimwege vom Notar hatte er an den Alten gedacht und den Entſchluß gefaßt, auch dieſem eine Freude zu machen: er hatte ihm eine neue Schnupftabakdoſe von Silber kaufen und zehn Ducaten hineinlegen wollen. Und jetzt kam ihm dieſer Hippus ſo!

Da er vor Schmerz über das Benehmen ſeines Lehrers kein Wort ſprach, ſtand Hippus gemächlich auf und ſagte wohlwollend: „Laß dir's nicht zu Herzen gehen, du Dummkopf; ſollte ich eher ſterben als du, ſo mache ich dich zu meinem Erben. Dann wirſt du dein Geld wieder bekommen, wenn noch etwas davon übrig iſt. Jetzt gehe ich den Wein koſten. Auf deine Geſundheit werde ich ihn trinken, gefühlvoller Itzig.“ Bei dieſen Worten ſchlich der Alte zur Thür hinaus.

Noch einmal fuhr Veitel nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte eine bittere Thräne ab, welche an ſeiner Wange herunterrann. Seine Freude über den Gewinn war verdorben. Es war eine unklare Empfindung und ein unreines Gefühl, das ihn bewegte, denn es war viel Schmerz um die verlorenen Pergamente dabei. Aber er hatte noch mehr verloren als ſein koſtbares Geld. Der einzige Menſch auf Erden, gegen den er eine Anhänglichkeit fühlte und von dem er gute Freundſchaft erwartete, hatte ſich gefühllos, eigennützig, feindſelig gegen ihn benommen. Zu allen andern Menſchen ſtand er auf Kriegsfuß und erwartete auch von ihnen nichts Anderes als Krieg, nur dem kleinen Mann mit der Brille hatte er ſein Herz offen gehalten. Und dies warme Gefühl hatte der Alte durch ſeine rohe Forderung tötlich beſchädigt. Es war vorbei zwiſchen ihm und Hippus, er konnte den Mann nicht entbehren, aber von dieſer Stunde ab trug er einen Groll gegen ihn mit ſich herum, der Alte hatte ihn einſamer und ſchlechter gemacht. So erfuhr Veitel den Fluch der Argen, daß ſie elend gemacht werden nicht nur durch ihre Miſſethaten, ſondern auch durch ihre beſſern Neigungen.

Doch nicht lange dauerte die Schwermuth des Geſchäftsmannes: bald griff er entſchloſſen in die Taſche, holte den übrig gebliebenen Schatz hervor, unterſuchte jedes einzelne Pergament von allen Seiten und notirte die Nummern zuerſt in ſeine Brieftaſche und dann auf einen Zettel. Den Zettel verſteckte er in einem Ritze der Diele. Dieſe Beſchäftigung tröſtete ihn wieder etwas. Und jetzt wandte er ſeine Gedanken auf die Zukunft. Wieder rannte er in dem Zimmer auf und ab und machte Pläne. Seine Weltſtellung war mit einem Schlage geändert. Als Eigenthümer von baaren achttauſend Thalern — ach, es waren nur ſiebentauſend ſechshundert — ſtand er unter den Geſchäftsleuten ſeiner Art da als ein kleiner Kröſus. Viele Andere machten Geſchäfte mit Hunderttauſenden, ohne ſo viel Vermögen zu beſitzen als er; die Welt lag widerſtandslos vor ihm, wie eine Perlmuſchel auf dem Teller, es kam nur darauf an, mit welchem Hebel er ſie öffnen wollte. Wie ſollte er ſein Capital anlegen, verdoppeln, verzehnfachen? Jetzt mußte er wählen, und er mußte dies allein thun. Es gab wohl zehn verſchiedene Wege für ihn: er konnte fortfahren, Geld gegen hohe Intereſſen zu leihen, er konnte in Actien ſpeculiren, er konnte das Woll- oder Getreidegeſchäft betreiben, und mit einem Gefühl von Stolz ſagte ſich der Schelm, daß er auf jedem von dieſen Wegen ſo gut vorwärts kommen könnte, wie der verſchlagenſte unter ſeinen Genoſſen. Aber jede von dieſen Thätigkeiten brachte ihm das geliebte Capital in Gefahr, er konnte dabei ein reicher Mann werden, er konnte aber auch Alles verlieren; und dieſer Gedanke war ihm ſo ſchrecklich, daß er ſofort alle dieſe Pläne bei Seite warf. Eine Beſchäftigung gab es, bei der ein ſchlauer Mann viel gewinnen konnte, und bei der es wohl möglich war große Verluſte zu vermeiden. Von ſeiner Heimat aus war er als umherziehender Trödler auf die Höfe der Gutsherren gekommen, zur Zeit des Wollmarktes hatte er in den Straßen der Stadt den vornehmen Herren mit Schnurrbart und Ordensband ſeine Dienſte angeboten, im Comtoir ſeines Brodherrn hatte er ſich unaufhörlich mit dem Vermögen und den Geldgeſchäften des Landadels beſchäftigt. Wie genau kannte er die ſtille Sehnſucht des alten Ehrenthal, ein gewiſſes Rittergut zu beſitzen, wie oft hatte ihm der Mann mit der Brille in höhniſchem Scherz gerathen, er ſolle ſich zum Rittergutsbeſitzer machen. Und wie kam es doch, daß ihm in ſeinem Schmerz über den Alten plötzlich ſein Schulkamerad Anton einfiel und der Tag, wo er zum letzten Male mit dieſem verkehrt hatte? Auch damals, als er zur Stadt zog und mit Anton zuſammentraf, war er auf dem Gute des Freiherrn umhergeſtrichen, hatte vor der Thür des Kuhſtalls geſtanden und die lange Doppelreihe der gehörnten Rinder abgeſchätzt, bis die Großmagd ihn herriſch wegwies. Und wie ein heißer Strahl ſchoß es in ſeinen Kopf: er ſelbſt konnte der Rittergutsbeſitzer werden, ſo gut wie Ehrenthal, er ſelbſt konnte Andere ſeine weiße Wolle waſchen laſſen und mit zwei, ja mit vier Pferden nach der Stadt fahren. Er griff mit beiden Händen heftig in die Tiſchplatte und rief laut: „Ich werde es thun!“ ſetzte ſich auf dem Stuhle feſt und ſchlug die hagern Arme übereinander. Und von dem Augenblick an wollte er etwas und begann ſeine Arbeit.

Und er ſpeculirte ſchlau. Er hatte nach ſeiner Meinung ein Recht an das Gut des Freiherrn gewonnen durch ſeinen Entſchluß, er wollte dies Recht auch erwerben durch ſein Geld, er wollte für ſich eine Hypothek auf dem Gute des Barons. So wollte er ſein Capital ſicher ſtellen auf Jahre, ruhig wollte er arbeiten, bis der große Tag käme, wo er mit ſeinem Capital das ganze Gut in ſeine Hände brächte. Und im ſchlimmſten Falle, wenn ſein Plan nicht gelang, der jetzt der ſtille Zweck ſeines Lebens werden ſollte, dann war wenigſtens ſein Geld nicht verloren. Unterdeß wollte er Agent und Commiſſionär werden, er wollte Käufe und Verkäufe vermitteln, wie ſo viele Andere thaten, arme Teufel, die einander die halben Procente gegenſeitig beneideten, und vornehme Herren mit großen Titeln, welche den Güterſchacher ins Große treiben und Hunderttauſende dabei gewinnen durch Liſt, Beſtechung und Schleichwege. Veitel wußte, daß es wenig Wege gab, auf denen er nicht bekannt war. So wollte er anfangen, zunächſt mußte er als Factotum bei Ehrenthal bleiben, ſo lange er den Alten benutzen konnte. Die Roſalie war ſchön und ſie war reich, denn Bernhard war nicht zu rechnen als Erbe des Vaters. Vielleicht wollte er werden der Schwiegerſohn des alten Ehrenthal, vielleicht wollte er auch nicht; dies Geſchäft hatte keine Eile. Und noch Einer war, mit dem er ſich ſtellen mußte: der kleine ſchwarze Mann, welcher jetzt drüben in der Gaſtſtube ſeinen theuren Wein trank. Auch mit ihm mußte er von heut ab Rechnung halten, er wollte ihn bezahlen für jeden Dienſt, den ihm der Alte that, und wollte ihm nur ſo weit ſein Vertrauen geben, als es nöthig war.

Das waren die Entſchlüſſe, zu denen Veitel kam, und als er ſeinen Plan überlegt hatte, wie ein Gelehrter das Buch, das er ſchreiben will, da trug er ſeine Pfandbriefe unter das Kopfkiſſen, verſchloß ſeine Thüre, lehnte einen ſchweren Stuhl dagegen und warf ſich erſchöpft durch die Anſtrengung des Tages auf ſein hartes Lager, er, der neue wild aufgeſchoſſene

Agnat der Rothſattel, der Mitbeſitzer ihres ſchönen Gutes. Vielleicht war es die aberwitzige Phantaſie eines Thoren, was der Händler auf ſeiner ärmlichen Stube in unruhiger Seele umhergewälzt hatte, vielleicht wurde es der Anfang einer Reihe von entſchloſſenen und conſequenten Thaten, ein finſteres Schickſal für den Freiherrn und ſeine Familie. Der Freiherr ſelbſt ſollte darüber entſcheiden.

An demſelben Abend ſaßen die Baronin und ihre Tochter in der Roſenlaube des Parks, Beide waren allmählich verſtummt. Die Mutter ſah in tiefen Gedanken auf den Tanz eines Nachtſchmetterlings, der mit dem kleinen dicken Kopf durchaus in die Flamme der Kerze fahren wollte und immer wieder an die Glasglocke ſtieß, welche das Licht vor der Nachtluft ſchützte. Lenore beugte ſich über ein Buch und warf zuweilen einen forſchenden Blick in das ernſte Geſicht der Mutter. Da knirſchte der Kies und der alte Amtmann des Gutes trat haſtig mit abgezogener Mütze heran und frug nach dem gnädigen Herrn.

„Was bringen Sie?“ frug Lenore den Graukopf, „iſt etwas vorgefallen?“

„Mit dem alten Rappen geht's zu Ende,“ antwortete der Amtmann beſorgt, „er hat wüthend um ſich geſchlagen und in die Krippe gebiſſen, jetzt liegt er und keucht wie im Sterben.“

„Das wäre der Teufel!“ rief Lenore aufſpringend.

„Lenore!“ ſchalt die Mutter.

„Ich komme, ſelbſt nachzuſehen,“ ſagte Lenore eifrig und eilte mit dem Alten nach dem Hofe.

Das kranke Pferd lag auf ſeiner Streu triefend von Angſtſchweiß, und ſeine Flanken hoben und ſenkten ſich in keuchendem Athemholen. Beim Schein der Stalllaterne ſtanden die Knechte umher und ſahen phlegmatiſch auf das leidende Thier. Als Lenore eintrat, wandte das Pferd die Augen Hilfe ſuchend nach dem Fräulein.

„Es kennt mich noch," rief ſie und winkte den ſäumigen Großknecht bei Seite.

„Es hat ſich abgearbeitet," ſagte der Mann, „jetzt iſt's ruhig."

„Werft euch ſogleich auf ein Pferd und reitet zum Thierarzt," befahl Lenore dem Knecht.

Dem Mann war es nicht behaglich, zur Nacht einige Meilen zu reiten, er antwortete zögernd: „Der Doctor iſt niemals zu Hauſe; ehe er kommt, iſt's mit dem Pferde zu Ende."

„Gehorcht!" befahl Lenore kalt und wies nach der Thüre. Der Knecht ging widerwillig hinaus.

„Was iſt das mit dem Großknecht?" frug Lenore, als ſie mit dem Amtmann aus dem Stalle trat.

„Er thut nicht mehr gut und müßte fort, ich habe es dem gnädigen Herrn ſchon oft geſagt. Aber gegen den Herrn Baron iſt der Schlingel bethulich wie ein Ohrwurm; er weiß, daß er einen Stein im Brett hat; gegen alle andern Leute iſt er widerhaarig, und ich habe täglich meinen Aerger mit ihm."

„Ich will mit dem Vater ſprechen," erwiderte Lenore die Stirn faltend.

Der alte Diener blieb ſtehen und fuhr zutraulich fort: „Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie ſich der Wirthſchaft etwas annehmen wollten, das wäre ein wahres Glück für das Gut. Mit dem Kuhſtall bin ich auch nicht zufrieden. Die neue Wirthſchafterin verſteht die Mägde nicht zu tractiren, ſie iſt zu flatterhaft, Bänder hinten und Bänder vorn. Sonſt war's beſſer im Gange, da kam der Herr Baron manchmal ſelbſt und beſah das Butterfaß. Jetzt hat er wohl andere Geſchäfte, und wenn die Leute wiſſen, daß der Herr nachſichtig iſt, ſo ſpielen ſie dem Amtmann Trumpf aus, wenn er ſie ſcharf behandelt. — Sie können ſcharf ſein mit den Leuten, es iſt jammerſchade, daß Sie kein Herr ſind."

„Ja, Sie haben Recht, es iſt jammerſchade," nickte Lenore beiſtimmend ihrem alten Freunde zu. „Aber man muß es mit

Geduld ertragen. Um die Molkerei will ich mich kümmern, ich werde von heut ab alle Tage beim Buttern ſein. Wie ſteht das Korn jetzt? Sie haben ja neulich nach der Stadt gefahren."

„Ja," ſagte der Alte gedrückt, „der gnädige Herr hatten ſo befohlen, ich weiß nicht, was er genommen hat. Er hat den ganzen Schüttboden ſchon im Winter an Händler verkauft auf Lieferung. Sehen Sie," fuhr er bekümmert fort und ſchüttelte ſeinen weißen Kopf, „ſonſt verkaufte ich, und ich ſchrieb's ins Buch und ſtrich das Geld ein und zählte es dem Herrn Baron auf, jetzt kann ich in meinem Buch die Einnahmen nicht mehr notiren; wenn die Seite zu Ende iſt, mache ich einen Strich, aber ich ziehe keine Summe mehr."

Lenore hörte, die Hände auf dem Rücken, die Klage theilnehmend an. „Hm! Es wird eine von den neuen Einrichtungen ſein. Grämt euch nur nicht darüber, mein Alter. Ich will, ſo oft Papa nicht da iſt, Nachmittags mit Ihnen auf das Feld gehen oder Sie dort aufſuchen. Sie ſollen Ihre Pfeife dabei rauchen. Wie ſchmeckt's in dem neuen Kopf, den ich Ihnen mitgebracht habe?"

„Er iſt dick angeraucht," ſagte der Amtmann ſchmunzelnd und zog zur Bekräftigung ſeine kurze Pfeife halb aus der Taſche. „Aber um wieder auf den Rappen zu kommen, der Herr Baron wird ſehr böſe ſein, wenn er das Malheur erfährt, und wir können doch nichts dafür."

„Ei was," ſagte Lenore, „wenn wir nichts dafür können, wollen wir's ruhig abwarten. Gute Nacht, Amtmann. Gehen Sie mit zurück zu dem Pferde."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, und gute Nacht auch für Sie," ſagte der Amtmann.

Noch immer ſaß die Baronin allein unter den ſchwellenden Knoſpen der immergrünen Roſe, auch ſie dachte an ihren Hausherrn, der ſonſt ſelten an ihrer Seite gefehlt hatte, wenn ſie die warmen Frühlingsabende im Freien zubrachte. Ihr

Gemahl war anders geworden. Er war herzlich und liebevoll gegen ſie wie immer, aber er war oft zerſtreut und abgeſpannt und wieder reizbarer und durch Kleinigkeiten verſtimmt, ſeine Fröhlichkeit war lauter, und ſein Bedürfniß nach Herrengeſellſchaft größer als vordem. Sein Haus, ja ſie ſelbſt, übte geringere Anziehungskraft aus als ſonſt, und ſie frug ſich immer wieder, ob ſolche Veränderung die trübe Folge davon ſein konnte, daß der roſige Hauch der Jugend von ihrer Stirne ſchwand. Mit dieſem Gefühl rang ſie und ſuchte ängſtlich nach anderen Gründen für die häufige Abweſenheit des geliebten Mannes.

„Iſt der Vater noch nicht zurück?“ frug Lenore zu ihr tretend. „Es fuhr ein Wagen auf der Landſtraße.“

„Nein, mein Kind,“ ſagte die Mutter; „er hat wohl in der Stadt zu thun, es iſt möglich, daß er erſt morgen zurückkommt.“

„Ich bin nicht zufrieden damit, daß Papa jetzt ſo viel in der Stadt iſt und bei den Nachbarn umherfährt,“ ſagte Lenore; „es iſt lange her, daß er uns des Abends nicht mehr vorgeleſen hat.“

„Er will, daß du meine Vorleſerin wirſt,“ ſagte die Mutter lächelnd. „Du ſollſt es auch heut Abend ſein, hole ein Buch und ſetze dich artig neben mich, du Ungeduld.“

Lenore verzog ſchmollend den kleinen Mund, und ſtatt das Buch zu ergreifen, ſetzte ſie ſich neben die Baronin, umſchlang ſie mit beiden Armen, und ſagte, das Haupt der Mutter an ſich drückend und ihr das Haar ſtreichend: „Liebes Herz, auch du biſt traurig, du haſt Kummer; haſt du Sorge um den Vater? Er iſt nicht ſo, wie er früher war. Ich bin kein Kind mehr, ſage mir, was er treibt.“

„Du biſt thöricht,“ antwortete die Baronin mit ruhiger Stimme. „Ich habe nichts vor dir zu verbergen. Wenn dein Vater wirklich etwas hat, was ihn von uns fortzieht, ſo dürfen wir Frauen nicht darnach fragen, es iſt an uns zu warten, bis die Stunde kommt, wo der Herr des Hauſes uns ſein Herz öffnet.“

„Und unterdeß ſollen wir uns ängſtigen, vielleicht um ein Nichts?“ rief Lenore.

„Wir ſollen uns mühen ruhig zu ſein, und wenn wir vertrauen, wo wir lieben, iſt das nicht ſchwer,“ antwortete die Baronin, ſich aus dem Arm Lenorens aufrichtend.

„Und doch ſind deine Augen feucht und du verbirgſt mir deine Sorge,“ ſprach die Tochter. „Wenn du ſchweigen willſt, ich werde es nicht thun, ich werde den Vater fragen.“

„Das wirſt du nicht,“ ſagte die Baronin in beſtimmtem Ton.

„Der Vater!“ rief Lenore, „ich höre ſeinen Tritt.“ — Die ſtattliche Geſtalt des Freiherrn kam mit ſchnellen Schritten auf die Laube zu. „Guten Abend, ihr Heimchen,“ rief er ſchon von Weitem mit heller Stimme. Er ſchloß Frau und Tochter zugleich in ſeine Arme und ſah ihnen ſo fröhlich in die Augen, daß die Baronin ihren Schmerz, und Lenore die Frage vergaß. „Es iſt hübſch, daß du ſo früh zurückkommſt,“ ſagte die Hausfrau mit heiterem Lächeln, „Lenore wollte dich heut Abend durchaus neben uns ſehen. Der Abend war ſo ſchön.“

Der Freiherr ſetzte ſich zwiſchen die Frauen und frug behaglich: „Kinder, bemerkt ihr keine Veränderung an mir?“

„Du biſt heiter,“ ſagte die Baronin ihm ins Auge ſehend, „ſonſt wie immer.“

„Du haſt deine Uniform angehabt und Beſuche gemacht,“ ſagte Lenore, „ich ſehe es an der weißen Cravatte.“

„Ihr habt beide Recht,“ antwortete der Baron, „aber ich bringe doch noch etwas: der König hat die Huld gehabt, mir den Orden zu verleihen, den der Vater und Großvater getragen haben; es freut mich, daß das Kreuz in unſerer Familie faſt erblich wird. Und mit dem Orden kam ein gnädiges Schreiben des Prinzen, worin er mir Glück wünſcht und ſich ſehr freundlich an die Jahre erinnert, die ich in ſeiner Nähe verlebte, und auch an dich, du vielumworbene Dame des Hofes. Ich wollte, er ſähe dich wieder; er wird es für unmöglich halten, daß Jahre vergangen ſind, ſeit er dein Tänzer war.“

„Welche Freude!“ rief die Baronin und umſchlang den Hals ihres Mannes, „ich habe deiner Toilette den Stern ſchon ſeit Jahren gewünſcht.“ Lenore öffnete unterdeß das Etui und drehte den Orden beim Licht der Kerze hin und her. „Wir binden ihm die Decoration um.“ Die Baronin hing ihm das Kreuz um den Hals und küßte loyal erſt ihn und dann das Kreuz.

„Nun, wir wiſſen ja,“ ſagte der Baron, „was in unſerer Zeit von ſolchem Schmuck zu halten iſt. Doch geſtehe ich, daß gerade dieſe Standesdecoration mir die liebſte von allen iſt. Unſere Familie iſt eine der älteſten, und in unſerer Linie ſind, was freilich ein Zufall iſt, niemals Mißheiraten vorgekommen. Dies Kreuz iſt gegenwärtig ſo ziemlich die letzte Erinnerung an die alte Zeit, wo man auf dergleichen noch großen Werth legte. Jetzt tritt eine andere Macht an die Stelle unſerer Privilegien, das Geld. Und auch wir ſind in der Lage, uns darum bemühen zu müſſen, wenn wir unſere Familie in Anſehen erhalten wollen. In dem Briefe des Prinzen iſt das Alter der Familie erwähnt und der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie noch viele Generationen, wie bisher, in muſterhafter Gentilität, ſo ſind die Worte des Briefes, blühen möge. Du, Lenore, und dein Bruder, ihr habt dafür zu ſorgen.“

„Ich lebe in muſterhafter Gentilität,“ antwortete Lenore, die Arme übereinanderſchlagend. „Und für die Ehre der Familie kann ich nichts thun. Wenn ich heirate, wozu ich gar keine Luſt habe, ſo muß ich doch einen andern Namen annehmen, und es wird dem alten Ahn in der Rüſtung, der oben im Erkerzimmer hängt, ziemlich gleich ſein, wen ich zu meinem Herrn mache. Eine Rothſattel kann ich doch nicht bleiben.“

Der Vater lachte und zog die Tochter an ſich. „Wenn ich nur wüßte, woher mein Kind dieſe Ketzereien hat.“

„Sie iſt allmählich ſo geworden,“ ſagte die Mutter.

„Das wird ſich geben,“ antwortete der Vater und küßte die Tochter herzlich auf die Stirn. „Hier lies den Brief des Prinzen, ich ſehe nach dem Pferde, dann eſſen wir zuſammen im Freien.“

Das Ordenszeichen, eine niedliche Erinnerung an einen gewaltigen Bund geiſtlicher Ritter, welche Länder erobert und ein eigenes Reich gegründet hatten, warf in die Seele des Freiherrn ein helles Licht, ſo gleichgültig er ſich auch dagegen ſtellte. Die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Bekannten thaten ihm wohl, und ſeine Selbſtachtung erhielt dadurch eine geheime Stütze, deren ſie manchmal bedurfte. So fand ihn nach Verlauf einer Woche auch Ehrenthal, der Händler, als er auf ſeinem Wege nach einem nahe gelegenen Dorfe vorfuhr, nur um dem Freiherrn zu gratuliren. Er hatte bereits ſeine Abſchiedsverbeugung gemacht, als er noch einmal anhielt und die Worte hinwarf: „Der gnädige Herr hatten früher die Idee, eine Zuckerfabrik aus Rüben anzulegen. Ich höre, es iſt jetzt im Werk, eine Compagnie zu bilden, welche eine ſolche Fabrik ganz in Ihrer Nähe bauen will; ich bin aufgefordert worden, an dem Geſchäft Theil zu nehmen, und wollte doch erſt fragen, wie der Herr Baron es noch gedenken zu halten in dieſer Sache.“

Dem Freiherrn war die Nachricht ſehr unangenehm. Seit Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, eine gleiche Fabrik auf ſeinem Grund und Boden zu errichten, er hatte eine Anzahl ähnlicher Unternehmungen beſucht, hatte ſich Anſchläge machen laſſen, mit Technikern verhandelt, ja er hatte ſchon den Platz bezeichnet, auf dem der Bau am wenigſten unſchön geweſen wäre. Er hatte dieſen Plan eine Zeit lang mit großem Eifer verfolgt, allmählich war er ihm weniger lockend erſchienen. Die Scheu eines vorſichtigen Mannes vor der neuen und noch unſichern Induſtrie, die Klagen einiger Bekannten über die Menge der Koſten und vor Allem über die Unruhe und vielen Beläſtigungen, die ein ſolches Unternehmen in das Leben eines Gutsbeſitzers und die Verwaltung ſeines Gutes bringe, das alles hatte ihn bewogen, das Project liegen zu laſſen und für die nächſten Jahre eine ruhige Anlage ſeines Capitals mit allerdings mäßigem Zinſengenuß vorzuziehen. Jetzt ſollte eine Anlage, die er ſich doch für die Zukunft vorbehalten hatte, von Andern ausgeführt werden; es war klar, daß ſeine eigene Abſicht dadurch geſtört wurde. Denn zwei gleiche Fabriken in unmittelbarer Nähe mußten ſich zuverläſſig hindern. Geärgert rief er: „Gerade jetzt, wo ich mir auf einige Jahre die Dispoſition über die Capitalien genommen habe."

„Herr Baron," ſagte der Händler mit Herzlichkeit, „Sie ſind ein reicher Mann und angeſehen in der Gegend. Wenn Sie erklären, daß Sie ſelbſt anlegen wollen dieſe Fabrik, ſo geht der Actienverein auseinander an demſelben Tage."

„Sie wiſſen, daß ich das jetzt nicht kann," erwiederte der Freiherr unwillig.

„Wenn Sie wollen, gnädiger Herr, ſo können Sie auch," entgegnete der Händler mit ehrerbietigem Lächeln. „Ich bin nicht der Mann, der Ihnen zuredet zu einer ſolchen Fabrik. Was haben Sie nöthig, Geld zu verdienen? Wenn Sie aber jetzt zu mir ſagen, Ehrenthal, ich will anlegen eine Fabrik, ſo ſteht Ihnen Capital zu Gebot, ſo viel Sie haben wollen. Ich ſelbſt habe eine Summe von ſieben, von zehntauſend Thalern vorräthig, Sie können dieſe erhalten jeden Tag. — Und ich will Ihnen einen Vorſchlag thun. Ich ſchaffe Ihnen das Geld, welches Sie brauchen, zu billigen Zinſen. Für die Summe, die ich ſelbſt Ihnen gebe, laſſen Sie mir einen Antheil am Geſchäft bis zu dem Tage, wo Sie mir zurückzahlen mein Geld. Für das übrige Geld, das Sie brauchen, beſtellen Sie Hypothek auf Ihr Gut, bis Sie zurückzahlen in einigen Jahren die ganze Anleihe."

Der Vorſchlag erſchien uneigennützig, ja freundſchaftlich, aber der Freiherr fühlte zu lebhaft die große Veränderung, welche ein ſolches Geſchäft in ſeinem ganzen Leben hervorbringen werde, er ſah mit banger Sorge und einem Mißtrauen ſowohl gegen ſich ſelbſt als gegen Ehrenthal in eine Zukunft von Verwickelungen. Er verhielt ſich deshalb ſehr kühl gegen Ehrenthals Antrag. „Ich danke Ihnen für das Zutrauen," ſagte er, „aber ich will nicht mit fremdem Gelde einrichten, was doch nur aus den Ueberſchüſſen der eigenen Einnahmen mit Segen erbaut wird."

Ehrenthal mußte ſich mit dieſem Beſcheide entfernen und ſagte nur noch an der Thür: „Der gnädige Herr können ſich ja die Sache überlegen, ich getraue mir durch vier Wochen das Actiengeſchäft aufzuhalten, damit in dieſer Zeit nichts weiter geſchieht."

Nur wer einmal in ſeinem Leben eine gefeierte Sängerin geweſen iſt, kann ſich eine Vorſtellung von der Fülle unbekannter kleiner Briefe, Packete und Sendungen machen, welche der Freiherr in den nächſten vier Wochen aus der Stadt empfing. Zuerſt ſchrieb Herr Ehrenthal: „Ich habe die Actionäre vier Wochen aufgehalten"; dann ſchrieb Herr Karfunkelſtein, ein Actionär: „Ich höre, daß Sie wollen anlegen eine Fabrik, in dieſem Falle ſtehe ich Ihnen nach." Dann ſchrieb wieder Herr Ehrenthal: „Hier iſt eine Jahresberechnung einer ähnlichen Fabrik, woraus man kann ſehen, was zu gewinnen wäre." Dann ſchrieb wieder ein Herr Wolfsdorf: „Es verlautet, daß der Herr umgehe mit einer Fabrik: ich habe Capitalien auszuleihen gegen mäßigen Zinsfuß und würde glücklich ſein, wenn ich eine Hypothek erhielte oder am liebſten einen Antheil am Geſchäft." Zuletzt ſchrieb gar ein undeutlicher

Herr Itzigveit: „Der Herr Baron ſoll das Geſchäft nicht machen mit Ehrenthal, wie man in der Stadt erzählt, Ehrenthal iſt ein reicher, aber ein intereſſirter Mann, er ſoll ihn wenigſtens nicht annehmen zum Compagnon; ich der Briefſchreiber will ihm viel beſſere Capitalien verſchaffen und ganz andere Theilnehmer,“ worauf Herr Ehrenthal wieder genöthigt war zu ſchreiben: „Es werden Intriguen geſpielt von meinen Gegnern in der Stadt, um dem gnädigen Herrn anderes Geld zu ſeinem ſchönen Unternehmen zu verſchaffen; Sie können thun nach Gefallen, ich bin ein ehrlicher Mann und dränge mich nicht vor.“

Der Freiherr war erſtaunt zu ſehen, wie leicht und maſſenhaft ſeinem Namen die Capitalien zurollten, und daß ganz unbekannte Menſchen bereit waren, das Unternehmen auf ſeinem Grund und Boden für ein unfehlbares, glänzendes, beneidenswerthes zu halten. Er hatte in ſeinen Speculationen bis jetzt entſchiedenes Glück gehabt, er hatte die Abneigung vor Geldgeſchäften ziemlich vollſtändig überwunden, ja er hatte ſich gewöhnt, einen gewiſſen Anſpruch an die Capitalien Anderer zu machen. Jetzt wurde er allmählich mit dem Gedanken vertraut, das Geld zur Anlage ſeiner Fabrik von Fremden zu nehmen. Nur Eines widerſtand ſeinem Stolz, den zuvorkommenden Ehrenthal als Theilnehmer zu ertragen; ſo weit wirkte der Brief des undeutlichen Schreibers. Und er beſchloß, im Fall das Unternehmen zu Stande kommen ſollte, dem Händler für ſein geliehenes Geld feſten Zinsfuß zu gewähren. Vier Wochen kämpfte der Freiherr mit innerer Unentſchloſſenheit, oft war ſeine Stirn umwölkt, oft ſah die Baronin wieder mit ſtillem Schmerz die Aufregung ihres Gemahls, oft fuhr dieſer nach der Stadt oder auf die Güter ſeiner Bekannten, um ähnliche Anlagen zu beſichtigen und ſich die möglichen Vortheile aus verſchiedenen Anſchlägen herauszunehmen. Ueber die projectirte Actiengeſellſchaft konnte er nichts Sicheres erfahren. Die weniger günſtigen Nachrichten, welche er über die Erfolge einzelner Fabrikanten einſammelte, ſchrieb er auf Rechnung einer natürlichen Furcht vor ſeiner Concurrenz oder auf die unvortheilhafte Anlage ihres Geſchäftes.

Vier Wochen vergingen, und ein neuer Brief von Ehrenthal erſchien, worin der Baron dringend gebeten wurde ſeinen Entſchluß mitzutheilen, weil einzelne von den Actionären gar nicht mehr zu halten wären.

Es war der Abend eines heißen Tages, als der Freiherr unruhig aus dem Wirthſchaftshof ins Freie trat. Tief unten am Himmel glänzte ein gelbes blendendes Licht hinter ſchwarzem Dunſt hervor, dicht zuſammengeballt hingen die Wolken über ſeinem Scheitel, wie dunkle Felſen der Luft mit eiſigen Gipfeln. Rings um den Herrn des Guts war Schwüle, Muthloſigkeit und bange Ahnung. Im Getreide ſchwirrten die Grillen lauter als ſonſt, unaufhörlich tönte ihr warnender Ruf in das Ohr des Herrn. Die kleinen Vögel auf den Bäumen der Landſtraße kreiſchten in den Zweigen, flatterten von einem Baum auf den andern und riefen einander zu, daß etwas Furchtbares über ihre Felder hereinbreche; wir Kleinen werden es überſtehen, ſchrieen ſie, aber die Großen mögen ſich hüten. Die Schwalben ſtrichen tief am Boden hin und flogen dicht an dem Freiherrn vorüber, als ſei er nicht mehr vorhanden, und die Stelle leer, wo er ſtand. Die wilden Blattpflanzen am Wege ließen ſaftlos ihre Blätter hängen, ſie waren mit graulichem Staub überzogen und ſahen aus wie Gewächſe einer untergegangenen Welt, die vor vielen Jahren einmal grün war und Blüthen trug. Eine dicke Staubwolke rollte die Landſtraße entlang auf den Herrn zu, die heimkehrenden Geſpanne zogen an ihm vorüber. Schwerfällig ſchritten die Pferde vorwärts und ſenkten ihre Köpfe in den Geſchirren. Die häßliche graue Wolke wälzte ſich mit ihnen fort und verhüllte die Umriſſe ihres Leibes, daß nur die Hälſe hervorragten und ſie dem Freiherrn ausſahen wie ſchattenhafte Geſtalten, welche in der Luft dahinfahren. Nach ihnen kam langſam in drei Haufen die Schafheerde, wieder in Wolken des erſtickenden Staubes gehüllt. Die Glöckchen der Thiere klangen dumpf in der dicken Luft, und wie aus weiter Entfernung tönte im Wirbel am Boden bald hier bald dort die Stimme eines geiſterhaften Schäferhundes. Und als der Schäfer ſeinen Herrn grüßend vorüberſchritt, ſah der Mann ſo grau und ſchattenhaft aus, wie ein Geſpenſt aus dem Grabe, das einſt auf der grünenden Erde wirkliche Schafe über das Brachfeld getrieben hatte.

Der Gutsherr blieb ſtehen an den Pferden und Schafen, er ſtand vor der welken Königskerze am Grabenrand, er hörte auf die Vögel im Laube, es waren unheimliche Gedanken, die ſie ihm gaben. Er ging weiter auf dem Damm am Teiche, wo einſt Anton den letzten Blick auf das Herrenhaus geworfen hatte. In rothem Feuer ſtand das Schloß mit ſeinen Thürmen und Mauern vor dem Freiherrn, helle Flämmchen brannten auf den Spitzen der Thürme in die Wolken hinein, im Brand leuchteten alle Fenſterſcheiben des Schloſſes, und wie Blutstropfen lagen die roſigen Blumenbüſchel auf dem ſchwarzgelben Laub der Kletterpflanzen. Ueber dem Schloſſe aber in der Luft ballte und wälzte ſich's, und immer näher kam's in ſchwarzen Maſſen heran, um mit Nacht den glänzenden Bau zu verhüllen. Kein Blatt der Bäume bewegte ſich, keine Kreiswelle furchte die dunkle Waſſerfläche, tot lag ſie da, wie ein See der Unterwelt. Der Herr beugte ſich hinab und ſuchte ein Zeichen des Lebens, nur eine Waſſerſpinne, eine Libelle, welche in dem finſtern Schweigen um ihn herum ſich leibhaftig regte; — da ſtarrte ihm aus der Tiefe ein bleiches Menſchengeſicht entgegen, daß er zurückfuhr und ein zweites Mal hinſehen mußte, um zu lächeln und zu erkennen, daß es ſein eigener Wiederſchein war. Auch hier war um den Herrn des Guts Schwüle, Muthloſigkeit und bange Ahnung.

Er lehnte ſich an den hohlen Weidenſtamm und ſah unverwandt auf ſein Haus und auf die Fenſter, wo ſeine Lieben wohnten: er ſuchte nach einem Umriß ihrer Geſtalt, er horchte nach einem Ton von dem Flügel der Baronin, er wünſchte, daß nur ein helles Band Lenorens niederflattern möchte von dem Balcon ihres Zimmers; aber kein Zeichen des Lebens war in dem Hauſe zu erſpähen, das Schloß war ausgeſtorben, wüſt, wie ein Bau aus uralter Zeit, durch geiſterhaftes Licht beleuchtet; — noch wenig Augenblicke, und es mußte verſchwinden in dem Boden. Dann konnte das Waſſer darüber hinfluthen, und die Leute konnten ſich erzählen, daß hier einſt ein ſchönes Schloß war, in dem ein ſtolzer Baron lebte, das ſei aber lange, lange her. —

Ein gefallenes Haus, eine untergegangene Familie! — Wenn die Zeit kam, wo ein fremder Mann an ſeiner Stelle ſtand und ein neues Haus anſah, das er ſich erbaut, dann lag die Waſſerfläche vor dem Fremden, wie jetzt vor ihm, dieſelbe Erdſcholle, die ſein Pflug aufwarf, trug auch dem Spätern bereitwillig Frucht. Dann gaben die Körner aus ſeinen Halmen noch weißes Mehl, die Lämmer von ſeinen Schafen ſprangen um denſelben ſteinernen Waſſertrog, die Ackerfläche lag vor dem Neuen da, wie jetzt vor ihm, an derſelben Stelle liefen vielleicht die Waſſerrinnen durch das Feld, die Binſenwurzel unter ihm trieb ebenſo ihren Schaft aus dem Waſſer: nur er und ſein Geſchlecht, die jetzt über Alles geboten, ſie ſollten dann verſchwunden ſein, verſchwunden bis auf eine gleichgültige Erinnerung!

So ſtand der Herr des Gutes, gelähmt durch den böſen Zauber, der auf der Erde und auf ſeiner Seele lag, er holte tief Athem und trocknete den Schweiß von der Stirne, er war rathlos und wie gebrochen. Da fuhr ein ſcharfer Ton durch die Wipfel der Bäume, es war ein Jagdruf der Lüfte. Noch einmal wurde Alles ſtill, dann raſte der Sturmwind plötzlich hernieder von der Höhe, er rauſchte durch die Baumwipfel, er ziſchte über das Waſſer; tief beugten die Weiden ihre grauen Aeſte, und die Staubwolken der Straße fuhren in tollen Wirbeln nach der Höhe; der gelbe Schein an den Mauern des Schloſſes verſchwand, bleigraue Dämmerung überzog die Landſchaft. Ein zackiger Blitz fuhr durch die Finſterniß, und lang und majeſtätiſch rollte der Donner herauf. Der wilde Jäger der Luft hielt ſeine Hetzjagd über die Fluren der Menſchen.

Der Freiherr richtete ſich hoch auf und öffnete ſeine Bruſt dem Zuge des Sturmwindes. Blätter und Baumzweige flogen um ihn und große Regentropfen ſchlugen auf ſein Haupt, er aber ſtarrte nach den Wolken in das Wetter hinein und auf die Blitze, welche ſich kreuzten, als erwartete er von da oben eine Entſcheidung. Da klapperte der Galopp eines Pferdes auf der Straße und eine fröhliche Männerſtimme rief von der Höhe herab: „mein Vater!“ Ein junger Reiteroffizier hielt vor ihm.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn,“ rief der Vater mit bebender Stimme, „du kommſt zur rechten Zeit.“ Er drückte den Jüngling feſt an ſich, und als er ihn aus der Umarmung los ließ, hielt er noch lange ſeine Hände feſt und wurde nicht müde ihn anzuſehen. Auch der Reitersmann war mit grauem Staube bedeckt, aber ein jugendliches Geſicht und zwei kecke Augen ſprachen in dieſem Augenblick entſcheidende Worte zu dem Vater. Die Unſicherheit, alle trübe Ahnung war verſchwunden, er fühlte ſich wieder feſt, wie dem Haupt ſeines Hauſes geziemte. Vor ihm ſtand in blühender Jugend die Zukunft ſeines Geſchlechtes. Daß dieſe Erinnerung ihm gerade jetzt kam, in der Stunde, wo er einen Entſchluß faſſen ſollte, das galt ihm für einen Befehl des Schickſals. „Und jetzt komm nach Haus,“ ſagte er, „es iſt kein Grund mehr, daß wir unſere Begrüßung im Regen abmachen.“

Während die Baronin ihren Sohn auf das Sopha zog und nicht müde wurde ſich über ſein männliches Ausſehen zu freuen, und während Lenore ſogleich mit dem Bruder ein leichtes Wortgefecht begann, ging der Freiherr in der Familienſtube auf und ab und ſah zuweilen durch den ſtrömenden Regen in die Landſchaft hinaus. Immer ſchneller fuhren die Blitze durcheinander, und immer kürzer wurden die Pauſen, in denen der Donner dem Zucken des Feuerſtrahls folgte.

„Schließe das Fenſter,“ bat die Baronin, „das Wetter kommt herauf.“

„Es wird unſerm Hauſe nichts thun,“ antwortete der Freiherr beruhigend. „Der Leiter ſteht oben auf dem Dach, er glänzte vorhin hell wie ein Licht durch die dunkeln Wolken. Sieh dorthin, wo die Wolken am ſchwärzeſten zuſammengeballt ſind, dort über der hellen Eſche.“

„Ich ſehe die Stelle,“ ſagte die Baronin.

„Mache dich gefaßt,“ fuhr der Freiherr lächelnd fort, „daß dein blauer Himmel dort für immer durch graue Wolken bedeckt wird, dort wird der Schornſtein der Fabrik über die Bäume ragen.“

„Du willſt bauen?“ fragte die Baronin beſorgt.

„Du willſt eine Fabrik errichten?“ rief der Lieutnant vorwurfsvoll.

„Ja,“ ſagte der Freiherr zu ſeiner Gemahlin, „das Unternehmen wird viel Unangenehmes haben für dich und mich, und wird meine Kräfte in jeder Beziehung in Anſpruch nehmen. Wenn ich es doch wage, ſo geſchieht es nicht um unſertwillen, ſondern für die Kinder, für die Familie. Ich will das Gut befeſtigen bei unſerm Hauſe, ich will ſeine Einkünfte ſo vermehren, daß der Herr dieſes Schloſſes in der Lage iſt, auch für die Zukunft der Lieben zu ſorgen, denen er nach dem alten Recht der Erſtgeburt und der männlichen Nachfolge das Gut nicht überlaſſen kann. Es hat mich langen Kampf gekoſtet, heut hab' ich mich entſchloſſen.“

9.

Der Freiherr trieb mit Feuer die Anlage ſeiner Fabrik. Er ſuchte wenigſtens einen Theil der Ziegel ſelbſt zu brennen, er bezeichnete die Stämme des Waldes, welche im Winter zu Bauholz geſchlagen werden ſollten. Ein Baumeiſter wurde durch Ehrenthal empfohlen und ein Techniker von dem Freiherrn ſelbſt angeworben. Er erkundigte ſich ſorgfältig nach der Vergangenheit des Mannes, dem er Einrichtung und Betrieb ſeiner Fabrik übergeben wollte, und wünſchte ſich Glück, als er nach langem Suchen einen redlichen Mann fand, der eine ungewöhnliche theoretiſche Bildung beſaß. Vielleicht war gerade dieſe letztere Eigenſchaft vom Standpunkte des Barons nicht ohne Bedenken, denn dem Erwählten wurde von zähen Praktikern nachgeſagt, daß er nie eine Fabrik in ruhigem Betriebe laſſen könne, ſondern durch haſtige Einführung neuer Erfindungen die tägliche Arbeit zu oft ſtöre. Daher galt er für koſtſpielig und unſicher. Dem Freiherrn war die Intelligenz und Redlichkeit des Mannes natürlich die Hauptſache, mehr noch als jedem Andern, weil er im Stillen die Empfindung hatte, daß dieſe Eigenſchaften des Technikers die Mängel ſeiner eigenen Leitung ausgleichen müßten.

So froh aber dieſe Ausſichten waren, ein Uebelſtand war doch dabei. Ordnung und Behagen waren auf dem Gut nicht mehr zu finden, ſie waren mitten im Sommer fortgeflogen, wie die Störche, welche ſeit vielen Jahren hinter der großen Scheuer geniſtet hatten. Alle Welt wurde durch die neue Anlage beläſtigt. Die Baronin verlor eine Ecke des Parks, ſie erlebte das Herzeleid, daß ihr ein Dutzend mächtiger alter Bäume niedergeſchlagen wurde. Ein Haufe fremder Arbeiter zog mit Hacke, Schaufel und Karren wie ein Heuſchreckenſchwarm über das Gut. Sie zertraten die Grasplätze des Parks, ſie lagerten in ihren Eßſtunden in der Nähe des Schloſſes und beläſtigten die Frauen oft durch ihren Mangel an Rückſicht. Der Gärtner rang die Hände über die zahlreichen Diebſtähle an Obſt und Gemüſe. Der Amtmann war in lauter Verzweiflung über die Unordnung, welche in ſeiner Wirthſchaft einriß. Die neuen Leute, welche er angenommen hatte, erſchwerten ihm die Aufſicht über das Geſinde. Die neuen Zugthiere, in der Eile gekauft, reichten nicht aus. Die Ackerpferde wurden ihm zu Fuhren verwandt, wenn er ſie am nothwendigſten im Felde brauchte, ſeine guten Zugochſen waren für ihn gar nicht mehr vorhanden. Der Bedarf der Wirthſchaft wurde größer, die Einnahmen drohten geringer zu werden. Auch die Bodenfläche, welche für die Rübencultur beſtimmt war, machte dem alten Mann ſchwere Arbeit. In der Fruchtfolge mußte Vieles geändert, die Taglöhner ſollten für den neuen Bau angelernt werden. Lenore hatte viel zu tröſten und brachte ihm manches Pfund Tabak aus der Stadt, damit er ſeinen Kummer mit den blauen Wolken in die Luft blaſen konnte. Die ſchwerſte Laſt trug natürlich der Freiherr ſelbſt. Sein Arbeitszimmer, ſonſt nur von einzelnen Bittſtellern oder dem Amtmann beſucht, wurde jetzt ein Gemeinplatz, wie der Laden eines Krämers. Nach zehn Seiten ſollte er Rath ſchaffen, Aufſchluß geben, Schwierigkeiten überwinden. Faſt täglich jagte er nach der Stadt, und wenn er am Friede bringenden Abend auf dem Gute war, erſchien er im Familienkreiſe ſorgenvoll, mürriſch, abgeſpannt. Es war eine große Hoffnung, die ihn erfüllte, aber es war ſehr ſchwierig, ſie in Wirklichkeit zu verwandeln.

Einigen Troſt fand der Freiherr in der lebhaften Anhänglichkeit Ehrenthals. Dieſer wußte ſich überall nützlich zu machen, hatte ſtets einen guten Rath bei der Hand und war um Auskunft niemals verlegen. Oft beſuchte er das Herrenhaus, dem Baron ein willkommener Gaſt, weniger den Frauen. Dieſe gönnten ihm den Argwohn, daß ſeine Beſchwörung die Fluth von Geſchäften heraufführe, welche ſich durch alle Fenſter und Thüren des Schloſſes ergoß. Glücklicherweiſe dauerten ſeine Beſuche immer nur kurze Zeit, und wenn man ihm auch anſah, daß er ſich auf dem Gut nicht unbehaglich fühlte, ſo war ſein Benehmen in Betreff der Ehrerbietung doch durchaus untadelhaft.

An einem ſonnigen Mittag trat Ehrenthal mit Brillantnadel und Buſenkrauſe in das Zimmer ſeines Sohnes. „Willſt du heut mitfahren auf das Gut der Rothſattel, mein Bernhard? Ich habe dem Baron geſagt, daß ich dich mitbringen werde, um dich zu präſentiren der Familie.“

Bernhard ſprang von ſeinem Sitze auf. „Aber Vater, ich bin den Herrſchaften ja ganz fremd!“

„Wenn du das Gut geſehen haben wirſt, wird es dir nicht mehr fremd ſein, und wenn du geſprochen haben wirſt den Baron, die Baronin und das Fräulein, ſo wirſt du ſie kennen. Es ſind gute Leute,“ fügte er wohlwollend hinzu.

Der Sohn hatte noch viel ſchüchterne Bedenken, aber der Vater ſchlug ſie durch die beſtimmte Erklärung nieder, daß der Freiherr ihn erwarte.

Bernhard ſaß im Wagen, über ihm hoch in der Luft flogen die Vögel, die Pappeln an der Landſtraße ſchnurrten wie durch ein Band gezogen hinter ihm, lachend ſchien die Sonne in ſein bleiches Geſicht und frug: wo kommſt du her, Mann? dich kenne ich nicht; er rückte ſich auf ſeinem Sitze in unruhiger Spannung zurecht. Seit er Anton kannte, ja länger, ſeit er ſeine Dichter las, hatte er von der kleinen einſamen Stube ſehnſüchtig auf das fröhliche Treiben Solcher geſehen, welche darauf los leben und unnützes Grübeln haſſen. Heut kam ihm vor, als ob er ſelbſt ein wenig darauf los lebe, heut jagte er in die Welt hinein zu einem unbekannten Edelmann in das Haus einer berühmten Schönheit, die er ſich anſehen wollte. Er zog ſeinen Hemdkragen zurecht, drückte den Hut entſchloſſen in die Stirn und ſchlug die Arme unter. Mit ſcharfem Blick muſterte er die vorübergehenden Reiſenden, und die Frau vom Zollhauſe, welche das Geld abnahm, fixirte er ſo unternehmend, daß ſie ihr Bruſttuch zurecht zog und ihn lächelnd anblinzte. Unterdeß floß das Herz des alten Ehrenthal von Lobreden auf den Freiherrn und ſeine Familie über. „Noble Leute,“ rief er; „wenn du geſehen haben wirſt dieſe Baronin, wie ſie iſt, wenn ſie iſt in ihrer Spitzenhaube, Alles ſo fein, und Alles ſo honett! Zu honett für die Welt, wie dieſe Welt einmal iſt! Die Stücke Zucker ſind zu groß, und der Wein, den man bei Tiſche trinkt, iſt zu theuer, aber es iſt ihre Qualität, es ſteht ihnen gut.“

„Fräulein Lenore ſoll eine große Schönheit ſein,“ frug Bernhard. „Iſt ſie ſo ſtolz, wie junge Damen von ihrem Stande zu ſein pflegen?“ — Mein armer Bernhard kannte nicht viele junge Damen, weder aus dieſem noch aus einem andern Stande.

„Sie iſt ſtolz,“ ſagte der Vater, „aber es iſt wahr, ſie iſt ſchön. Unter uns geſagt, ſie gefällt mir beſſer als die Roſalie.“

„Iſt ſie blond?“ Herr Ehrenthal dachte nach. — „Was ſoll ſie anders ſein, als blond oder braun, freilich hat ſie blonde Augen. Du kannſt dir auch anſehen die Heerde auf dem Gute und vergiß nicht herumzugehen im Park. Sieh dich um, ob du einen Platz findeſt, wo du gern ſitzen möchteſt mit deinem Buche.“

Der argloſe Bernhard ſchwieg und ſah mit glänzenden Augen auf die dunkeln Umriſſe des Parks, der am Horizont aufſtieg.

Der Wagen hielt vor dem Schloſſe. Der Bediente trat an den Schlag. Die Gäſte erfuhren, daß der Freiherr in ſeinem Zimmer und die gnädige Frau im Augenblick nicht zu ſprechen war, das Fräulein aber ſpazierte im Garten. Ehrenthal ſchritt um das Haus, Bernhard neugierig hinter ihm her. Ueber den Grasplatz kam die hohe Geſtalt Lenorens langſam auf die Fremden zu. Ehrenthal ſtellte ſich auf, bog ſeinen linken Arm zu einem Kreiſe zuſammen, ſteckte ſeinen Hut hinein und präſentirte: „Mein Sohn Bernhard; dies iſt das gnädige Fräulein.“ Bernhard verneigte ſich tief. Es war nur ein kühler Gruß, den Lenore dem Gelehrten ſchenkte. „Wenn Sie zu meinem Vater wollen, er iſt oben in ſeinem Zimmer.“

„Ich werde hinauf gehen,“ ſagte Ehrenthal gehorſam. „Bernhard, du kannſt unterdeß zurückbleiben bei dem gnädigen Fräulein.“

In dem Zimmer des Freiherrn legte der Händler einige tauſend Thaler auf den Tiſch und ſagte: „Hier iſt das erſte Geld. Und wie wollen der Herr Baron es mit der Sicherheit halten?“

„Nach unſerer Verabredung muß ich Ihnen dafür Hypothek auf das Gut geben,“ erwiederte der Freiherr.

„Wiſſen Sie was, Herr Baron, um jedes Tauſend Thaler, das ich Ihnen zahle, können Sie mir nicht immer beſtellen eine Hypothek, das macht viel Koſten und bringt das Gut in ſchlechtes Renommée. Laſſen Sie vom Gericht ausſtellen ein Hypothekeninſtrument, welches auf eine große Summe lautet, ich will ſagen auf zwanzigtauſend Thaler. Laſſen Sie es ausſtellen auf den Namen der gnädigen Frau Baronin, ſo haben Sie eine Sicherheit, die Sie jeden Tag verkaufen können, und Ihr Gut wird noch nicht belaſtet durch ein neues Capital. Und mir geben Sie jedes Mal, ſo oft ich an Sie zahle, einen einfachen Schuldſchein, worin Sie mir auf Ihr freiherrliches Wort verſichern, daß ich für den Betrag der Summe, die ich Ihnen zahle, ein Anrecht haben ſoll an dieſe Hypothek von zwanzigtauſend Thalern, welche im Hypothekenbuche ſteht zunächſt hinter den Pfandbriefen. Das iſt einfach, und es bleibt ſtill zwiſchen uns beiden. Und wenn Sie keine weitern Vorſchüſſe brauchen, dann machen wir die Sache feſt vor dem Notar. Sie cediren mir dann die Hypothek ſelbſt, und ich gebe Ihnen Ihre Schuldſcheine zurück und zahle Ihnen nach, wenn noch etwas fehlt an den zwanzigtauſend Thalern. Ich verlange nichts von Ihnen, als Ihr Ehrenwort auf einem Blatt Papier, welches nicht größer iſt als dieſes Schnitzel. Und wenn das Gericht Ihnen ausgefertigt hat das Hypothekeninſtrument von zwanzigtauſend Thalern, ſo wäre mir's lieb, wenn Sie's wollten aufheben in meinem Hauſe."

Als der Freiherr bei der letzten Bedingung unwillig aufſah, legte Ehrenthal ſeine Hand auf den Arm des Herrn und ſagte vertraulich: „Seien Sie ruhig, Herr Baron; dagegen, daß ich ſelbſt aufheben will das Hypothekeninſtrument, dürfen Sie nichts einwenden. Ich kann keinen Mißbrauch damit treiben, und es iſt mir eine Beruhigung. Jeder Juriſt wird Ihnen ſagen, daß ich in dieſen Sachen gegen Sie verfahre, wie es ſelten vorkommt im Geſchäft. Oft wird ein Wort gebrochen, das Einer dem Andern gegeben hat, aber wenn es etwas gibt, was feſt iſt auf dieſer Welt, ſo iſt es für mich, wenn Sie mir geben Ihr Ehrenwort. Iſt es nicht geſchäftlich, Herr Baron, daß ich ſo denke, ſo iſt es doch freundſchaftlich."

Ehrenthal ſagte das mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der nicht ganz erlogen war. Was er anbot, zeigte in der That ein großes Vertrauen. Nach vielen Berathungen mit Veitel Itzig war er auf dieſe Maßregel gekommen. Er wußte, daß der Freiherr außer den zwanzigtauſend Thalern noch manches andere Capital für die Fabrik brauchen würde. Es lag im Intereſſe auch des Händlers, daß der Freiherr noch andere Summen ohne Schwierigkeit erhielt. Und er traute dem Edelmann; er, der durchtriebene Schelm, hatte einen feſten Glauben an den adligen Sinn des Andern. Auch wenn ihn Itzig nicht unaufhörlich auf den ehrenwerthen Charakter des Gutsherrn aufmerkſam gemacht hätte, er würde ihm nichts Unehrliches zugetraut haben. Was von achtungsvoller Zuneigung in ſeiner Seele noch Raum hatte, das war dem Freiherrn zu Theil geworden. Der Herr war ſeit langer Zeit der Gegenſtand ſeiner Sorge, ſeiner Arbeit, ſeiner eiferſüchtigen

Wachſamkeit. Er war dem Schurken geworden, was dem Landwirth ſein Acker, der Hausfrau ihr Lieblingsthier iſt. Es war ein allerliebſter kleiner Theil von gemüthlicher Zuneigung in dem Verhältniß. Auch die Hausfrau vertritt eifrig die Tugenden ihres vierbeinigen Pfleglings, ſie betrachtet ihn mit Freude und findet ſein Temperament ungewöhnlich ſanft. Sie iſt geneigt, ihren Liebling für das vortrefflichſte Stück ſeiner Art zu halten, und wenn der Schlachttag kommt, vergießt ſie vielleicht eine Thräne. Aber, beim heiligen Antonius! ſo leid es ihr auch thut, ſie wird das arme Ding doch ſchlachten.

Unterdeß ſagte unten Lenore zu Bernhard: „Iſt Ihnen gefällig, in den Park zu gehen?“ Bernhard folgte ſchweigend und ſah ſcheu auf die Ariſtokratin, welche ihren Kopf trotzig in die Höhe warf und wenig von ſeiner Anweſenheit erbaut ſchien. An dem grünen Platz, der einſt Anton ſo entzückt hatte, blieb ſie ſtehen und wies auf den Kiesweg. „Dort hinab geht es zum See, und hier weiter hinein in den Garten.“ Sie erhob die Hand zu einer verabſchiedenden Bewegung. Bernhard aber ſah ſtaunend auf den Platz, auf die Thürmchen des Schloſſes, die Schlingpflanzen des Balcons und rief: „Das habe ich ſchon einmal geſehen, und ich bin doch nie hier geweſen.“

Lenore blieb ſtehen: „Das Haus iſt nicht nach der Stadt gekommen, ſo viel ich weiß; es mag wohl andere geben, die ähnlich ausſehen.“

„Nein,“ erwiederte Bernhard ſich beſinnend, „ich habe das Schloß auf einer Zeichnung im Zimmer eines Freundes geſehen. Er muß Sie kennen,“ rief er freudig, „und er hat mir doch nie etwas davon geſagt.“

„Wie heißt dieſer Herr, der Ihr Freund iſt?“

„Es iſt ein Herr Wohlfart.“

Das Fräulein wandte ſich lebhaft zu dem Gelehrten: „Wohlfart? Ein Kaufmann bei T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte? Iſt's dieſer Herr? — Und dieſer Herr iſt Ihr Freund? Wie kommen Sie zu der Bekanntſchaft?" frug ſie ſtreng und ſtellte ſich vor Bernhard auf, die Hände auf dem Rücken, wie ein Lehrer, der einen kleinen Dieb wegen geſtohlener Aepfel ins Verhör nimmt.

Bernhard erzählte, wie er Anton kennen gelernt hatte und wie lieb ihm der tüchtige Freund geworden war. Darüber verlor er etwas von ſeiner Befangenheit, und das Fräulein viel von ihrer Strenge.

„Ja, wenn Sie ſo ſind," ſagte Lenore noch immer verwundert. „Alſo wie geht es Herrn Wohlfart? Erzählen Sie geſchwind, wie ſieht er aus, iſt er luſtig? Er hat wohl recht viel zu thun?"

Bernhard erzählte, er wurde immer beredter. Lenore ſetzte ſich in die Roſenlaube und winkte ihm herablaſſend, gegenüber Platz zu nehmen. Als er geendet hatte, ſagte ſie freundlich: „Wenn Herr Wohlfart Ihr Freund iſt, ſo gratulire ich Ihnen, er iſt ein guter Menſch; ich will hoffen, daß Sie das auch ſind."

Bernhard lächelte: „Unter meinen Büchern habe ich nur wenig Gelegenheit, meinen guten Willen dafür zu erweiſen. Ich lebe ſtill vor mich hin und zirpe wie eine Grille; in dem Treiben der Welt komme ich mir oft recht unnütz vor."

„Das viele Studiren wäre nicht meine Sache," erwiederte Lenore. „Man ſieht Ihnen auch an, daß Sie wenig in der freien Luft leben. Kommen Sie, mein Herr, ich werde Sie herumführen. So ſetzen Sie doch Ihren Hut auf!"

Der Bediente trat mit dem Theebret aus der Halle. Lenore winkte ihm und ſah wohlwollend zu, als Bernhard den heißen Trank ſo eilig einſchlürfte, wie ein Ritter ſeinen Steigbügeltrunk. „Verbrennen Sie ſich nicht," ermahnte ſie.

Sie führte ihn durch den Park, wie ſie einſt Anton geleitet hatte. Bernhard war ein Sohn der großen Stadt. Nicht die hohen Baumkronen, nicht die blühenden Beete im grünen Raſen, auch nicht die Thürmchen des Herrenhauſes waren ihm etwas Ungewöhnliches, ſein Auge hing nur an dem Fräulein. Es war ein klarer Abend im September. Das Sonnenlicht fiel ſchräge durch das Laub, der Kiesweg war gefleckt von gelben Lichtern und dunkeln Schlagſchatten. So oft ein Sonnenſtrahl durch die Blätter auf Lenorens Haupt ſchoß, glänzte ihr Haar wie Gold. Das ſtolze Auge, der feine Mund, die ſchlanken Glieder des kräftigen Mädchens nahmen die Empfindung des Gelehrten gefangen. Sie lachte und zeigte die weißen kleinen Zähne, und er war entzückt; ſie brach einen Zweig ab und ſchlug damit an die Büſche am Wege, und ihm war, als neigten ſich die Zweige und Blätter vor ihr auf den Boden.

Sie kamen zu der Brücke, welche am Ende des Parks nach dem Feld führte. Einige Mädchen liefen an Lenore heran, knixten und küßten ihr die Hände, ſie nahm dieſe Huldigung der Unterthanen wie eine Königin hin. Zwei kleine Dirnen hatten die hohlen Stengel des Löwenzahns in Kettenglieder zuſammengebogen und eine lange Kette daraus gemacht, ſie ſtellten ſich verſchämt vor Bernhard in den Weg und hielten ihm die Kette vor.

„Hinweg, ihr unartiges Volk!“ rief Lenore. „Wie könnt ihr uns den Weg verſperren, der Herr kommt ja aus dem Schloß. — Sie lernen dies Wegelagern von den fremden Arbeitern.“ Und Bernhard fühlte mit Stolz, daß er in dieſem Augenblicke zu ihr gehörte. Er griff in die Taſche und löſte ſich von den Mädchen. „Es iſt lange her, daß ich eine ſolche Kette nicht geſehen habe,“ ſagte er. „Dunkel erinnere ich mich, daß ich als kleiner Knabe auch einmal auf einem grünen Platze ſaß und die Stiele zuſammenſteckte.“ Er pflückte einige Stengel des Löwenzahns und verſuchte die Kinderarbeit.

„Haben die gelehrten Herren auch an ſolchen Spielen Freude?“ frug Lenore lächelnd.

„O ja,“ erwiederte Bernhard. „Ich habe auch die ſpitzen

Blüthen von Aklei und Rittersporn zu runden Kränzen in einander geſteckt und in meinen Büchern gepreßt, dann trocknete ich Blätter und ganze Blumen, dann legte ich ein Herbarium an. Was uns als Erwachſene intereſſirt, das knüpft ſich häufig an eine kleine Freude der Kinderzeit. Aus dem Kind, das zufällig einige bunte Kryſtalle in die Hand bekam, wird vielleicht ein Mineralog, und ſchon mehr als ein berühmter Reiſender iſt durch den Robinſon Cruſoe zu ſeinen Entdeckungen gekommen. Es iſt immer eine Freude, zu erfahren, wie ein bedeutender Mann das gefunden hat, was ſeine Seele erfüllt.“

„Wir Frauen ſehen das ganze Leben hindurch die Natur an wie die Kinder,“ ſagte Lenore, „wir ſpielen mit den glänzenden Steinen und Blüthen noch in unſern alten Tagen, gerade ſo wie die Mädchen vor uns. Und die Kunſt iſt ſo gefällig, uns Blumen und Steine nachzumachen, damit wir nur niemals das Spielzeug entbehren. — Wenn Sie ſo gut mit den Kinderſpielen Beſcheid wiſſen, dort iſt etwas für Sie,“ ſie wies auf einen großen Klettenſtrauch am Wege. „Haben Sie ſich jemals eine Mütze aus Kletten gemacht?“

„Nein,“ antwortete Bernhard mit bangen Ahnungen.

„Sie ſollen ſogleich eine haben,“ entſchied Lenore. Sie gingen zu dem Klettenſtrauch. Bernhard pflückte die runden Köpfe ab und reichte ihr einige Hände voll hin. Sie neſtelte die Kletten an einander und machte eine Kappe mit zwei kleinen Hörnern daraus. „Das können Sie aufſetzen,“ ſagte ſie gnädig.

Bernhard hielt das kleine Monſtrum in der Hand. „Allein wage ich's nicht,“ verſetzte er, „die Vögel auf den Bäumen würden mich zu ſehr anſchreien. Wenn Sie auch eine Haube aufſetzen wollten —“

„Kletten können Sie nicht verlangen,“ erwiederte Lenore, „aber Sie ſollen den Willen haben. Kommen Sie zurück, ich zeige Ihnen, wie wir als Mädchen unſere Mützen gemacht haben." Sie führte ihn an eine Stelle, wo eine Gruppe Sonnenroſen mit ſchwarzen Geſichtern und gelben Strahlen am Rande des Gebüſches ſtand. Dort ſchnitt ſie mit einem kleinen Trennmeſſer einige Blumen ab, durchſtach die Stengel und band ſie zu einem Helm zuſammen, den ſie ſich lachend aufſetzte. Es war ein fremdartiger Schmuck und gab dem ſchönen Geſicht ein wildes Anſehen. „Jetzt ſetzen Sie Ihre Kappe auf," befahl ſie. Bernhard gehorchte, und ſein ehrbares faltiges Geſicht, der ſchwarze Frack und die weiße Cravatte erſchienen unter der Klettenmütze ſo abenteuerlich, daß Lenore ihr Lachen nicht bekämpfen konnte und vergebens den Mund hinter ihrem Taſchentuch verbarg. „Sie ſehen ſchrecklich aus." Bernhard nahm den Kopfputz ſogleich wieder ab. „Kommen Sie zum Waſſer, dort ſollen Sie Ihr Spiegelbild ſehen."

Sie geleitete ihn zu der Stätte, wo der Grund des Fabrikgebäudes ausgegraben wurde. Es war ein wüſter Platz. Erdhaufen, einige tauſend Ziegel, Baumſtämme und Balken waren zuſammengefahren. Die Arbeiter hatten Feierabend gemacht und den Platz verlaſſen, nur einige Kinder aus dem Dorfe kauerten unter dem Holz und ſammelten die Späne zum Abendfeuer. Wenige Schritte hinter der Bauſtelle zog ſich eine Bucht des Sees heran, durch Gebüſch eingefaßt und mit grünen Waſſerlinſen überdeckt. „Wie wüſt es hier ausſieht," klagte Lenore, „die Zweige der Sträucher ſind geknickt, auch die Bäume ſind beſchädigt. Das alles macht der Bau. Wir kommen der fremden Arbeiter wegen jetzt nur ſelten hierher. Auch die Kinder vom Dorfe ſind dreiſt geworden, ſie haben hier einen Spielplatz aufgeſchlagen, und es iſt ihnen gar nicht zu wehren."

In dem Augenblick fuhr ein Kahn hinter dem Vorſprung des Gehölzes hervor. Ein kleines Bauernmädchen, ein bausbäckiges rundes Ding, ſtand darin und wankte ängſtlich bei der raſchen Bewegung des Kahnes, den ihr älterer Bruder mit einer Stange vom Ufer abſtieß. „Sehen Sie," rief Lenore ärgerlich, „die Krabben haben auch unſern Kahn genommen. Wollt ihr ſogleich ans Land!" Die Kinder erſchraken über den Zuruf, dem Knaben fiel die Stange ins Waſſer, das kleine Mädchen ſchwankte in der Angſt des böſen Gewiſſens an den Rand des Kahnes, ſie verlor das Gleichgewicht und ſank in den Teich. Der Knabe trieb hilflos mitten in der Bucht. Ein lauter Schrei vom Ufer und aus ſeiner Kehle folgte dem Fall der Kleinen. „Retten Sie das Kind!" rief Lenore außer ſich. Bernhard lief gehorſam in den See, ohne daran zu denken, daß er nicht ſchwimmen konnte, er watete einige Schritt vor und ſtand gleich darauf bis unter die Arme in Schlamm und Waſſer. Er ſtreckte die Hände nach der Stelle aus, wo das Kind verſunken war, aber der Punkt war noch einige Klaftern von ihm entfernt. Unterdeß war Lenore ſchnell wie der Blitz hinter einen Strauch geſprungen. Nach wenig Augenblicken trat ſie hervor und eilte an einen Vorſprung des Ufers. Aus der Tiefe der grünen Waſſerlinſen ſah Bernhard mit Entſetzen und Wonne auf die hohe Geſtalt. Noch haftete die phantaſtiſche Blumenkrone auf ihrem Haupt, das luftige Kleid floß jetzt in leichten Falten an ihrem Leibe herunter, aus dem entſchloſſenen Geſicht ſtarrten die Augen nach der Stelle, wo der Rock des Kindes wieder ſichtbar wurde. Sie erhob die Arme hoch über das Haupt und ſtürzte ſich mit einem Sprunge in den See. Der Kranz fiel von ihrem Haupte, in langen Stößen ſchwamm ſie auf das Kind zu. Sie faßte den Rock, noch zweimal griff ſie mit der freien Hand aus und hatte den Kahn erreicht. Sie hielt ſich daran feſt und ſpannte alle Kräfte an, das Kind hineinzuheben, ſie faßte die Kette des Kahns und zog ihn hinter ſich an das Land. Bernhard, der bleich wie der Tod ihrer Anſtrengung zugeſehen hatte, kämpfte ſich an das Ufer zurück, er reichte ihr helfend die Hand und packte den Kahn. Lenore ergriff das bewußtloſe Kind, Bernhard hob den Knaben an das Ufer, und vorwärts eilten Beide zu der nahen Gärtnerwohnung, der Knabe lief mit gellendem Geſchrei hinter ihnen her. Das naſſe Gewand legte ſich dicht an Lenorens Leib, die ſchönen Formen des Körpers wurden in der raſchen Bewegung dem Auge ihres Begleiters faſt unverhüllt ſichtbar. Sie achtete nicht darauf. Bernhard drang mit ihr in die Stube des Gärtners, aber Lenore trieb ihn haſtig wieder hinaus. Mit Hilfe der erſchrockenen Gärtnersfrau entkleidete ſie das Kind und ſuchte das bewußtloſe durch Reiben ins Leben zurückzubringen. Unterdeß lehnte Bernhard draußen an der Thür vor Kälte klappernd und in einer Aufregung, welche ſeine Augen glühen machte wie Kohlen. „Lebt das Kind?“ rief er durch die Thür.

„Es lebt,“ rief Lenore vom Bett zurück.

„Gelobt ſei Gott!“ rief Bernhard und ſchlug die Hände zuſammen; aber der Gott, an den er in dieſem Augenblick dachte, war das ſchöne Weib dadrin, von deſſen Reizen ſein Auge mehr geſehen hatte, als irgend ein anderer Mann. Lange ſtand er ſo, ſchauernd und vor ſich hin träumend, bis eine hohe Geſtalt in wollenem Rock und Mieder aus dem Hauſe trat. Es war Lenore in den Kleidern der Gärtnerin, noch ergriffen von der Anſtrengung, aber mit einem fröhlichen Lachen auf den Lippen. Außer ſich griff Bernhard in ſtürmiſcher Bewegung nach ihrer Hand und küßte ſie mehr als einmal, er hätte vor ihr auf die Knie ſinken mögen.

„Sie ſehen ſchön aus, mein Herr,“ ſagte Lenore heiter, „Sie werden ſich verkälten.“

Er ſtand vor ihr, naß, am ganzen Körper trieſend, mit Waſſerlinſen und Schlamm überzogen. „Ich fühle nichts von Kälte,“ rief er, aber ſeine Glieder ſchütterten.

„Schnell in das Haus,“ trieb Lenore. Sie öffnete die Thür und rief der Frau zu: „Geben Sie dem Herrn Kleider des Gärtners zum Wechſel. — Dort in der Kammer machen Sie Ihre Toilette.“

Bernhard lief nach der Kammer, die Gärtnersfrau trug ihm herzu, was ſie von Kleidern in der Eile fand. Nach einer Weile trat er, in einen Bauernburſchen verwandelt, vor das Haus, wo Lenore in der Abendſonne mit ſchnellen Schritten auf und ab ging. „Kommen Sie nach dem Schloß,“ ſagte das Fräulein, welche wieder ihre ruhige Gönnermiene angenommen hatte.

„Noch einmal möchte ich das Kind ſehen,“ bat Bernhard. Sie traten an das Bett, auf welchem das Mädchen lag, mit müden Augen ſah die Kleine auf das faltige Geſicht des Mannes, der ſich über das Lager beugte und ihr die Stirn küßte. „Es iſt das Kind eines Tagelöhners aus dem Dorfe,“ ſagte die Frau. Bernhard legte hinter Lenorens Rücken ſeine Börſe auf das Bett.

Eilig ſchritten Lenore und Bernhard dem Schloſſe zu, wo Ehrenthal an ſeinem Wagen ungeduldig die Rückkunft des Sohnes erwartete und mit maßloſem Erſtaunen in dem Gärtnerburſchen ſeinen Bernhard erkannte.

„Geben Sie dem Herrn einen Mantel,“ befahl Lenore dem Bedienten, „er friert. Wickeln Sie ſich gut ein, Sie könnten ſonſt lange an Ihren Marſch unter die Waſſerlinſen denken.“

Und Bernhard dachte lange daran. Er hüllte ſich in den Mantel und drückte ſich in eine Ecke des Wagens, dem kalten Bade folgte brennende Hitze, ſtürmiſch rollte ſein Blut durch die Adern. Er hatte das ſchönſte Weib der Welt geſehen, er hatte etwas erlebt, was für ihn größer und hinreißender war, als jeder Dichtertraum in ſeinen Pergamenten. Mit Scham dachte er daran, wie unbehülflich er ſelbſt geweſen war, und wie von ſeinem tiefen Stand im Waſſer ſah er zu der Heldin auf, welche ſo entſchloſſen und ſtark geholfen hatte. Nur kurze Antworten vermochte er auf die Fragen ſeines Vaters zu geben. So ſaßen Vater und Sohn neben einander, kalte Argliſt und die Glut der Leidenſchaft. Beide hatten auf dieſer Fahrt erreicht, wonach ſich ihr Herz ſo lange geſehnt, der Vater ein Anrecht an das ſchöne Gut, der Sohn ein Abenteuer, das ſeinem Leben einen neuen Inhalt gab.

Auf dem Gute ſtieg das Fabrikgebäude langſam in die Höhe, in dem Geldſchrank Ehrenthals füllte ſich die Caſſette des Freiherrn mit ſeinen Schuldverſchreibungen und dem neuen Hypothekeninſtrument, und während Bernhards zarter Leib an den Folgen des kalten Bades kränkelte, berauſchte ſich ſeine Seele an ſüßen Phantaſien.

10.

An einem Nachmittage brachte der Briefbote einen ſchwarzgeſiegelten Brief an Finks Adreſſe. Fink öffnete den Brief und ging ſchweigend auf ſein Zimmer. Als er nicht wieder herunterkam, eilte Anton beſorgt zu ihm hinauf. Er fand Fink auf dem Sopha ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt.

„Du haſt eine traurige Nachricht erhalten?“ frug Anton.

„Mein Oheim iſt geſtorben,“ erwiederte Fink, „er, vielleicht der reichſte Mann der Wallſtreet in Newyork, iſt auf einer Geſchäftsreiſe mit der Maſchine eines Miſſiſippiboots in die Luft geflogen. Er war ein unzugänglicher Mann; mir hat er in ſeiner Art viel Güte erzeigt, und ich habe ihm als thörichtes Kind mit Undank vergolten. Dieſer Gedanke macht mir ſeinen Tod bitter. Außerdem wird das Fact entſcheidend für meine Zukunft.“

„Du willſt fort von uns?“ fiel Anton erſchrocken ein.

„Ich werde morgen abreiſen. Mein Vater iſt zum Univerſalerben des Verſtorbenen ernannt, mir hat dieſer ſeinen Landbeſitz in den weſtlichen Vereinsſtaaten als Legat vermacht. Mein Oheim war ein großer Landſpeculant, und es gilt jetzt ſchwierige und verworrene Verhältniſſe zu löſen. Deshalb will mein Vater, daß ich ſo ſchnell als möglich nach Newyork gehe, und auch ich merke, daß die perſönliche Anweſenheit der Erben dort nöthig iſt. Mein Vater hat auf einmal ein großes Zutrauen zu meiner Umſicht und Geſchäftskenntniß bekommen. Lies ſelbſt ſeinen Brief.“

Anton zögerte den Brief zu nehmen. „Lies, Anton,“ ſagte Fink mit trübem Lächeln, „in meiner Familie ſchreiben Vater und Sohn einander keine Geheimniſſe.“ Anton ſah auf eine Stelle: „Die vortrefflichen Zeugniſſe, welche Herr Schröter mir über deinen praktiſchen Sinn und deinen Scharfblick im Geſchäft eingeſendet hat, veranlaſſen mich, dich zu erſuchen, daß du ſelbſt hinübergehſt. Ich würde dir in dieſem Falle Herrn Weſtlock aus unſerem Geſchäft zur Hilfe mitgeben.“

Anton legte den Brief ſchweigend auf den Tiſch, und Fink frug: „Was ſagſt du zu dem Lob, welches mir der Prinzipal ſo freigebig ertheilt? Wie du weißt, habe ich einigen Grund, zu glauben, daß ich nicht in ſeiner Gunſt ſtehe.“

„Und doch halte ich das Lob für gerecht und ſein Urtheil für richtig,“ erwiederte Anton.

„Gleichviel aus welchen Gründen es gegeben iſt,“ verſetzte Fink, „es entſcheidet mein Schickſal. Ich werde jetzt, was ich mir lange gewünſcht habe, Grundbeſitzer jenſeit des Waſſers. — Auch wir müſſen uns trennen, lieber Anton,“ fuhr er fort und hielt dem Freunde die Hand hin, „ich habe nicht geglaubt, daß das ſo ſchnell kommen würde. Doch wir ſehen uns wieder.“

„Vielleicht,“ ſagte Anton traurig und hielt die Hand des jungen Erben feſt. „Jetzt aber geh zu Herrn Schröter, er hat das erſte Anrecht, zu erfahren, daß du uns verlaſſen willſt.“

„Er weiß es bereits, auch er hat einen Brief meines Vaters erhalten.“

„Um ſo mehr wird er erwarten, daß du mit ihm ſprichſt.“

„Du haſt Recht, laß uns gehen!“

Anton eilte an ſeinen Platz zurück, und Fink trat in das kleine Zimmer des Prinzipals hinter dem zweiten Comtoir. Der Kaufmann kam ihm ernſt entgegen und ſagte, nachdem er in würdiger Weiſe ſeine Theilnahme ausgedrückt hatte: „Es verſteht ſich, daß von dieſer Stunde an Ihr Verhältniß zu meinem Geſchäft gelöſt iſt; während der Tage, welche Sie noch hier zubringen, bitte ich Sie, ſich als einen Gaſt meines Hauſes zu betrachten, dem ich für ſeine Thätigkeit in meinem Intereſſe zu vielem Danke verpflichtet bin. Nehmen Sie Platz, Herr von Fink, und laſſen Sie uns ruhig beſprechen, womit ich Ihnen etwa noch dienen kann.“

Fink ſagte vom Sopha aus mit ebenſo großer Artigkeit: „Die Beſtimmungen, welche mein Vater über meine Zukunft getroffen hat, ſtimmen ſo ſehr mit dem zuſammen, was ich mir ſelbſt für meine künftige Thätigkeit gewünſcht habe, daß ich Ihnen darüber meinen Dank ausſprechen muß. Ihre Urtheile über mich ſind günſtiger geweſen, als ich es nach Manchem, was vorgefallen iſt, erwartet habe. Waren Sie in der That zufrieden mit mir, ſo wird es mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde daſſelbe höre.“

„Ich war es nicht ganz, Herr von Fink,“ erwiederte der Kaufmann mit Haltung. „Sie waren hier nicht an Ihrem Platz. Das durfte mich nicht verhindern, zu beurtheilen, daß Sie für eine andere, immerhin größere Thätigkeit vorzügliche Befähigung haben. Sie verſtehen ausgezeichnet zu disponiren und die Menſchen unter Ihre Herrſchaft zu bringen, und beſitzen eine ungewöhnliche Energie des Willens. Für ſolche Natur iſt das Pult im Comtoir nicht der rechte Ort.“

Fink verneigte ſich. „Es wäre demungeachtet meine Pflicht geweſen, dieſe Stelle ganz auszufüllen; ich bekenne, daß ich das nicht immer gethan habe.“

„Sie kamen her, ohne an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt zu ſein, und haben ſich in den letzten Monaten nur noch ſehr wenig von einem fleißigen Comtoiriſten unterſchieden. Deshalb und weil ich die Ueberzeugung habe, daß Sie

Ihrem Weſen nach nicht ſowohl zum Kaufmann als zum Fabrikanten paſſen, habe ich Ihrem Herrn Vater ſo über Sie berichtet, wie ich berichtet habe."

„Sie halten mich für geeignet, Fabrikant zu werden?" frug Fink mit einer Verbeugung, welche für die gute Meinung danken ſollte.

„Im weiteſten Sinne des Wortes," erwiederte der Kaufmann. „Jede Thätigkeit, welche neue Werthe ſchafft, iſt zuletzt Thätigkeit des Fabrikanten; ſie gilt überall in der Welt für die ariſtokratiſche. Wir Kaufleute ſind dazu da, dieſe Werthe populär zu machen."

„In dieſem Sinne laſſe ich Ihre Anſicht gern gelten," antwortete Fink und erhob ſich von ſeinem Platz.

„Ihr Abgang wird für einen unſerer Freunde ein großer Verluſt ſein," ſprach der Kaufmann, den Erben begleitend.

Fink blieb ſtehen und ſagte ſchnell: „Geben Sie mir ihn mit nach Amerika. Er hat das Zeug, dort ſein Glück zu machen."

„Haben Sie bereits mit ihm darüber geſprochen?" frug der Kaufmann.

„Nein," antwortete Fink.

„So will ich Ihnen mein Bedenken nicht verhehlen; Wohlfart iſt jung, und die beſcheidene und regelmäßige Thätigkeit des Binnengeſchäfts erſcheint mir noch auf Jahre hinaus für die Bildung ſeines Charakters wünſchenswerth. Uebrigens wiſſen Sie, daß ich durchaus kein Recht habe, den freien Entſchluß deſſelben zu beſtimmen. Ich werde ihn ungern verlieren; wenn er aber die Ueberzeugung hat, in Ihrer Nähe ſchneller ſein Glück zu machen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden."

„Geſtatten Sie mir, ihn ſogleich darüber zu fragen," erſuchte Fink.

Er rief Anton in das Comtoir und ſagte zu ihm: „Anton, ich habe Herrn Schröter gebeten, dich mit mir zu entlaſſen. Es würde mir viel werth ſein dich mitzunehmen; du weißt, daß ich an dir hänge, wir werden in den neuen Verhältniſſen zuſammen tüchtig vorwärts kommen, du ſelbſt ſollſt die Bedingungen feſtſetzen, unter denen du mit mir gehſt. Herr Schröter überläßt deinem freien Entſchluß die Entſcheidung.“

Anton ſtand betroffen und nachdenkend; die Bilder der Zukunft, welche ſich ſo plötzlich vor ihm aufrollten, erſchienen ihm ſehr lachend, aber er faßte ſich ſchnell, ſah auf den Prinzipal und frug dieſen: „Sind Sie der Meinung, daß ich gut thue, wenn ich gehe?“

„Nicht ganz, lieber Wohlfart,“ erwiederte der Kaufmann ernſt.

„Dann bleibe ich,“ entſchied Anton entſchloſſen. „Zürne mir nicht, daß ich dir nicht folge; ich bin eine Waiſe und habe jetzt keine andere Heimat als dies Haus und dies Geſchäft; ich will, wenn Herr Schröter mich behalten will, bei ihm bleiben.“

Durch dieſe Worte faſt gerührt, ſagte der Kaufmann: „Denken Sie aber auch daran, daß Sie mit dieſem Entſchluß Vieles aufgeben. In meinem Comtoir können Sie weder ein reicher Mann werden, noch das Leben in großen Verhältniſſen kennen lernen; unſer Geſchäft iſt begrenzt, und es werden wohl die Tage kommen, wo die Beſchränkung deſſelben auch Ihnen peinlich erſcheinen wird. Alles, was eine Selbſtändigkeit Ihrer Zukunft ſichert, Vermögen und Bekanntſchaften, vermögen Sie drüben leichter zu erwerben als bei mir.“

„Mein guter Vater hat mir oft geſagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich will nach ſeinen Worten leben,“ antwortete Anton mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung leiſe klang.

„Er iſt und bleibt ein Philiſter,“ rief Fink in einer Art von Verzweiflung.

„Ich glaube, daß dieſer Bürgerſinn eine ſehr reſpectable Grundlage für das Glück des Mannes iſt,“ ſagte der Kaufmann, und die Sache war abgemacht.

Fink ſprach nicht weiter über den Vorſchlag, und Anton bemühte ſich, durch zahlreiche kleine Aufmerkſamkeiten dem ſcheidenden Freunde zu zeigen, wie lieb er ihm ſei und wie ſchwer ihm der Abſchied werde.

Am Abend ſagte Fink zu Anton: „Höre, mein Sohn, ich habe Luſt, mir eine Frau mit hinüber zu nehmen.“

Erſchrocken ſah Anton den Freund an, und wie Einer, der eine mächtige Erſchütterung ſich und dem Andern verbergen will, frug er in gezwungenem Scherz: „Wie? du willſt Fräulein von Baldereck —“

„Nichts da,“ rief Fink muthwillig, „was ſoll ich mit einer Frau machen, die keine anderen Gedanken hat, als ſich mit dem Geld ihres Mannes zu amüſiren?“

„An wen denkſt du denn ſonſt? Du willſt doch nicht der Tante vom Geſchäft deinen Antrag machen?“

„Nein, mein Schatz, aber dem Fräulein vom Hauſe.“

„Um Alles nicht,“ rief Anton beſtürzt aufſpringend, „das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Gar nicht,“ verſetzte Fink kaltblütig; „entweder nimmt ſie mich, und dann werde ich ein wohlberathener Mann, oder ſie nimmt mich nicht, dann werde ich ohne Frau abreiſen.“

„Du wirſt ohne Frau abreiſen,“ rief Anton. „Haſt du denn je daran gedacht, Fräulein Sabine für dich zu wählen?“ frug er unruhig.

„Zuweilen,“ ſagte Fink, „im letzten Jahr oft, ſie iſt die beſte Hausfrau und das edelſte uneigennützigſte Herz von der Welt.“

Anton ſah erſtaunt auf ſeinen Freund. Nie hatte Fink durch eine Andeutung verrathen, daß ihm Sabine mehr gelte als eine andere Dame ſeiner Bekanntſchaft. „Aber du haſt mir ja nie etwas davon geſagt?“

„Haſt du mir etwas von deinen Empfindungen für eine andere junge Dame erzählt?“ antwortete Fink lachend.

Anton erröthete und ſchwieg.

„Daß ſie mich wohl leiden mag, glaube ich,“ fuhr Fink fort, „ob ſie mit mir geht, weiß ich nicht; dies wollen wir ſogleich erfahren, ich gehe jetzt hinunter, ſie zu fragen.“

Anton ſprang zwiſchen ſeinen Freund und die Thür: „Noch einmal beſchwöre ich dich, überlege, was du thun willſt.“

„Was iſt da zu überlegen, du Kindskopf,“ lachte Fink, aber eine ungewöhnliche Haſt wurde in ſeinen Geberden ſichtbar.

„Liebſt du denn Fräulein Sabine?“ frug Anton.

„Das iſt wieder eine ſpießbürgerliche Frage,“ verſetzte Fink. „Meinetwegen ja, ich liebe ſie!“

„Und du willſt ſie mitnehmen in die Anſiedelungen und Wälder?“

„Gerade deshalb will ich ſie heiraten; ſie wird ein hochherziges ſtarkes Weib ſein, ſie wird meinem Leben Halt und Adel geben. Sie iſt nicht liebenswürdig, wenigſtens iſt nicht ſo bequem mit ihr zu plaudern wie mit mancher Andern, aber wenn ich mir ein Weib nehme, ſo brauche ich eins, das mich überſehen kann, und glaube mir, der Schwarzkopf iſt dazu gemacht! Jetzt aber laß mich los, ich muß erfahren, wie ich daran bin.“

„Sprich nur erſt mit dem Prinzipal,“ rief Anton dem Stürmenden nach.

„Zuerſt mit ihr,“ ſagte Fink und ſprang die Treppe hinab.

Anton ging mit gefalteten Händen die Stube auf und ab; Alles, was Fink an Fräulein Sabine rühmte, hatte guten Grund, das fühlte er lebhaft; er wußte, daß ſie ihn tief im Herzen trug, aber er ahnte auch, daß ſein Freund mit unbekannten Hinderniſſen zu kämpfen habe. Und dieſe Haſt, dies Ueberſtürzen war ihm unheimlich, es war zu ſehr gegen ſeine eigene Natur. Und noch etwas mißfiel ihm. Fink hatte nur von ſich geſprochen, hatte er denn auch an das Glück des Fräuleins gedacht, hatte er auch Sinn dafür, was es ſie koſten würde, den geliebten Bruder zu verlaſſen, aus der Heimat zu ſcheiden, ſich in ein fremdes Volk, vielleicht in ein wildes Leben zu wagen? Ja, er war überzeugt, Fink war der Mann, alle Blüthen der neuen Welt vor ihre Füße zu ſtreuen, aber er war auch unruhig, ſtets viel beſchäftigt, würde er immer ein Herz haben für die Gefühle ſeiner deutſchen Frau? Unwillkürlich nahm unſer Held in Gedanken wieder Partei gegen ſeinen Freund; es ſchien ihm, als dürfe Sabine nicht fort aus der Handlung, er fühlte tief die Leere, welche entſtehen würde, wenn ſie verſchwunden wäre, vom Mittagstiſch, aus dem Haushalt, und vor Allem aus dem Leben ihres Bruders. So ging er unruhig und kummervoll auf und ab. Es wurde dunkel, aus den gegenüberliegenden Fenſtern fiel ein matter Lichtſchein in das finſtere Zimmer, und immer noch kam Fink nicht zurück.

Unterdeß ward Fink bei Sabine gemeldet. Sie kam ihm haſtig entgegen, und ihre Wangen waren geröthet, als ſie ihm ſagte: „Mein Bruder hat mir geſagt, daß Sie uns verlaſſen müſſen.“

Fink begann in lebhafter Bewegung: „Ich muß, ich kann aber nicht ſcheiden, ohne offen gegen Sie geweſen zu ſein. Ich kam hierher ohne Intereſſe an dem ſtillen Leben, welches meinem zerſtreuten Geiſt ungewohnt war; ich habe hier das Glück und die Innigkeit eines deutſchen Haushalts kennen gelernt. Sie, mein Fräulein, habe ich immer als den guten Geiſt dieſes Hauſes verehrt. Sie haben mich bald nach meinem Eintritt in einer Entfernung zu halten geſucht, welche mir oft ſchmerzlich war. Ich komme, Ihnen jetzt zu ſagen, wie ſehr mein Blick und meine Seele an Ihnen gehangen hat; ich fühle, daß mein Leben glücklich ſein würde, wenn ich Ihre Stimme immerfort hören, und wenn Ihr Geiſt den meinen begleiten könnte auf den Wegen meiner Zukunft.“

Sabine wurde ſehr bleich und trat zurück. „Sprechen Sie nicht weiter, Herr von Fink,“ ſagte ſie bittend und bewegte halb bewußtlos die Hand, als wollte ſie abwehren, was ihr bevorſtand.

„Laſſen Sie mich ausreden,“ fuhr Fink ſchnell fort; „ich würde es für mein höchſtes Glück halten, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen könnte, daß auch ich Gnade vor Ihren Augen gefunden habe. Ich habe nicht die Anmaßung, Sie zu bitten, daß Sie mir jetzt folgen ſollen in ein ungewiſſes Leben, aber geben Sie mir die Hoffnung, daß ich in einem Jahr zurückkehren und Sie bitten darf, mein Weib zu werden.“

„Kehren Sie nicht zurück,“ ſagte Sabine unbeweglich wie eine Statue, mit kaum vernehmbarer Stimme; „ich beſchwöre Sie, machen Sie dieſem Geſpräch ein Ende.“

Ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne des nächſten Seſſels, ſie hielt ſich daran feſt und ſtand ohne einen Tropfen Blut in den Wangen vor dem Flehenden, aber ſie ſah ihn durch ihre Thränen unverwandt an, mit einem Blick ſo voll Schmerz und Zärtlichkeit, daß der wilde Mann ganz aufgelöſt wurde und in der Sorge um ihre Bewegung all ſein Selbſtvertrauen, ja ſeine Werbung vergaß und nur die Abſicht hatte, ſie zu beruhigen.

„Ich fühle großes Bedauern, daß ich Sie ſo erſchreckt habe,“ ſagte er; „verzeihen Sie mir, Sabine!“

„Gehen Sie,“ ſagte Sabine noch unbeweglich mit rührender Bitte.

„Laſſen Sie mich nicht ohne einen Troſt von Ihnen ſcheiden, geben Sie mir eine Antwort; auch die ſchmerzlichſte iſt beſſer als dieſes Schweigen.“

„So hören Sie,“ ſprach Sabine mit einer unnatürlichen Ruhe, während ihre Bruſt ſich hob und ihre Hand zitterte. „Ich bin Ihnen gut geweſen ſeit dem erſten Tage Ihrer Ankunft; als ein kindiſches Mädchen habe ich mit Entzücken auf den Ton Ihrer Stimme gehört und auf das, was Ihr Mund ſo einſchmeichelnd ſchilderte. Aber ich habe das Gefühl bekämpft. Ich habe es bekämpft," wiederholte ſie. „Ich darf Ihnen nicht angehören, denn es würde mein Unglück ſein."

„Weshalb?" frug Fink mit aufrichtiger Verzweiflung.

„Fragen Sie mich nicht," ſagte Sabine kaum vernehmlich.

„Ich muß aus Ihrem Munde mein Urtheil hören," rief Fink.

„Sie haben geſpielt mit Ihrem eigenen Leben und mit dem Leben Anderer; Sie werden einſt ſchonungslos handeln für Ihre Pläne. Sie werden Großes und Edles unternehmen, das glaube ich; aber die Menſchen werden Ihnen dabei nichts gelten. Ich kann einen ſolchen Sinn nicht ertragen. Sie würden gütig gegen mich ſein, das glaube ich, Sie würden mich überall ſchonen, aber Sie würden mich immer ſchonen müſſen, und das würde Ihnen eine Laſt werden; und ich, ich wäre in der Fremde allein. — Ich bin weich, ich bin verwöhnt, mit hundert Fäden bin ich feſtgebunden an den Brauch dieſes Hauſes, an die kleinen Pflichten des Haushaltes und an das Leben des Bruders."

Fink ſah finſter vor ſich nieder. „Sie ſtrafen in dieſer Stunde ſtreng, was Ihnen an mir mißfallen hat."

„Nein," rief Sabine die Hand gegen ihn ausſtreckend, „nicht ſo, mein Freund! Wenn ich Stunden hatte, wo Sie mir Schmerz machten, ich hatte eben ſo viele, wo ich mit Bewunderung zu Ihnen aufſah. Und ſehen Sie, das eben iſt es, was uns für immer auseinander hält. Ich kann nicht ruhig werden in Ihrer Nähe, immer fühle ich mich aus einem Gefühl in das andere geſchleudert, jetzt in banger Scheu und wieder in mächtiger Freude. Ich bin unſicher Ihnen gegenüber, und das würde ewig ſo bleiben. Ich müßte dieſen Kampf in mir verbergen, in einem Verhältniß, wo ich mich mit all meinem Gefühl an Sie anſchließen ſollte. Und Sie würden das erkennen und würden mir deshalb zürnen."

Sie reichte ihm die Hand hin, Fink beugte ſich tief auf die kleine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Segen über Ihre Zukunft,“ ſagte Sabine am ganzen Körper bebend. „Wenn Sie eine Stunde hatten, wo Sie gern unter uns waren, ſo denken Sie in der Fremde daran. Wenn Sie in dem deutſchen Bürgerhaus, in dem Thun meines Bruders je etwas gefunden haben, was Ihnen ehrenwerth erſchien, o ſo denken Sie in der Fremde daran. In dem großartigen Leben, das Sie erwartet, unter den mächtigen Verſuchungen, in dem wilden Kampfe, den Sie führen werden, denken Sie niemals gering von unſerer Art zu ſein.“ Sie hielt die Rechte über ſein Haupt, wie eine Mutter, welche angſtvoll den ſcheidenden Liebling ſegnet.

Fink hielt ihre Hand feſt. Beide ſahen einander ſtumm in die Augen, Beide mit erblichenen Wangen. Endlich rief Fink mit tiefem Tonfall ſeiner melodiſchen Stimme: „Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ ſagte das Mädchen leiſe, ſo leiſe, daß Fink kaum die Worte verſtand. Er ſchritt langſam über die Thürſchwelle, ſie ſah ihm unverwandt nach, wie man einer Erſcheinung nachſieht. —

Als der Kaufmann nach dem Schluß des Geſchäfts in das Zimmer ſeiner Schweſter trat, flog ihm Sabine entgegen, drückte ſich feſt an ihn und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt. „Was haſt du, Mädchen?“ frug der Bruder beſorgt und ſtrich ihr das Haar von der feuchten Stirn.

„Fink war bei mir,“ rief Sabine ſich erhebend, „ich habe mit ihm geſprochen.“

„Worüber? Hat er dir einen Antrag gemacht? Iſt er unartig geweſen?“ frug der Kaufmann ſcherzend.

„Er hat mir einen Antrag gemacht,“ ſagte Sabine.

Der Kaufmann trat erſchrocken zurück. „Und du, meine Schweſter?“

„Ich habe gethan, was du von mir erwarten konnteſt; ich werde ihn nicht wiederſehen.“ Dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ſie ergriff die Hand des Bruders und küßte ſie: „Sei nicht böſe, daß ich weine, ich bin noch angegriffen, es wird vorübergehen.“

„Meine holde Schweſter, liebe, liebe Sabine!“ rief der Kaufmann und umfaßte die gebeugte Geſtalt der Weinenden, „ich will nicht fürchten, daß du an mich gedacht haſt, als du die Hand des reichen Erben ausſchlugſt.“

„Ich dachte an dich und dein aufopferndes pflichtgetreues Leben, und ſeine glänzende Geſtalt verlor die ſchönen Farben, in denen ich ſie wohl ſonſt geſehen hatte.“

„Sabine, du haſt mir ein Opfer gebracht,“ rief der Bruder erſchrocken.

„Nein, Traugott; wenn es ein Opfer war, ſo habe ich es dieſem Hauſe gebracht, in deſſen Räumen ich unter deinem Schutze aufgewachſen bin, und dem Andenken an unſere guten Eltern, deren Segen über unſerem beſcheidenen Leben iſt.“

Es war ſpät, als Fink in Antons Zimmer trat, er ſah erhitzt aus, ſetzte den Hut auf den Tiſch, ſich auf das Sopha und ſagte zum Freunde: „Vor Allem gib mir eine Cigarre.“

Kopfſchüttelnd trug Anton ein Bündel herzu und frug: „Nun, wie ſieht's aus?“

„Hochzeit wird nicht,“ erwiederte Fink kalt. „Sie erklärte mir, ich ſei ein Taugenichts und keine annehmbare Partie für ein anſtändiges Mädchen. Sie nahm die Sache wieder zu gefühlvoll, verſicherte mich ihrer Hochachtung, gab mir eine Silhouette von meinem Weſen und entließ mich. Aber der Teufel ſoll mich holen,“ rief er aufſpringend und warf die Cigarre in eine Ecke, „wenn ſie nicht die beſte Seele iſt, die je in einem Unterrocke Tugend gepredigt hat: ſie hat nur den einen Fehler, daß ſie mich nicht heiraten will; und zuletzt hat ſie auch darin Recht.“

Das Heftige in der Laune des Freundes machte Anton beſorgt. „Wo biſt du aber ſo lange geweſen, und woher kommſt du jetzt?“

„Nicht aus dem Weinhaus, wie deine Weisheit anzunehmen ſcheint. Wenn Jemand einen Korb erhält, ſo hat er doch wohl das Recht, ein Paar Stunden melancholiſch zu ſein; ich habe mich benommen, wie ſich Jeder in ſolchen verzweifelten Fällen benimmt, ich bin einige Zeit umhergelaufen und habe philoſophirt. Ich habe mit der Welt gegrollt, d. h. mit mir ſelbſt und dem Schwarzkopf, und habe zuletzt damit aufgehört, daß ich vor einer bunten Lampe ſtehen blieb und einer Hökerin dieſe Orangen abkaufte.“ Bei dieſen Worten zog er einige Früchte aus der Taſche. — „Jetzt aber, mein Sohn, iſt die Vergangenheit abgethan, jetzt laß uns von der Zukunft reden, es iſt der letzte Abend, den wir mit einander zubringen, an dem ſoll keine Wolke über unſeren Seelen ſein. Mache mir ein Glas Punſch und drücke die dicken Geſchöpfe hinein. Orangenpunſch iſt eine von deinen Forcen, die du mir verdankſt. Ich habe dich's gelehrt, und du Schelm machſt ihn jetzt beſſer als ich. Komm, und ſetze dich her zu mir.“

Am andern Tage kam Vater Sturm in eigener Perſon auf das Zimmer des jungen Erben, um ſeine Reiſekoffer in die Droſchke zu tragen. Anton hatte den Morgen über mit Fink eingepackt und ſich ſo über die bangen Empfindungen weggeholfen, welche den zurückbleibenden Freund mehr bewegten als den ſcheidenden.

Fink faßte Antons Hand und ſagte: „Bevor ich das Handſchütteln mit den Uebrigen durchmache, wiederhole ich, was ich in den erſten Tagen zu dir geſagt habe: Treibe dein Engliſch fort, damit du mir nachkommen kannſt. Und wo ich auch ſein mag, in einer Cajüte oder im Blockhauſe, für dich werde ich ſtets einen Raum offen halten. Sobald dir dieſe alte Welt mißfällt, komm zu mir! Unterdeß ſei überzeugt, daß ich aufhöre, dumme Streiche zu machen. Und jetzt keine Rührung, mein Junge, es gibt keine große Entfernung mehr auf Erden.“ Er riß ſich los, eilte in das

Comtoir, trat noch einen Augenblick vor ſeinen Prinzipal, und es war für Anton eine Freude, zu ſehen, wie die beiden ſo verſchiedenen Männer, die große breitſchultrige Geſtalt des Bürgers und die zierliche Figur des Ariſtokraten neben einander ſtanden. Noch einen Gruß an die Damen warf Fink in das Haus zurück, zog den Freund noch einmal an die Bruſt und ſprang in den Wagen, fort in die neue Welt.

Anton aber ging traurig in ſein Comtoir zurück und ſchrieb einen Brief an Herrn Stephan in Wolfsburg, worin er dem ehrenwerthen Mann eine neue Waarenliſte und Zuckerproben übermachte.

Anton fühlte den Verluſt ſeines Freundes lange Zeit ſehr ſchmerzlich. Er blieb in den erſten Tagen vor Finks Thür ſtehen, weil er das fröhliche Lachen deſſelben zu hören glaubte, oft ſah er im Comtoir von ſeinem Sitze auf, um ſich an Finks ſpöttiſcher Miene zu erfreuen und einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit ihm auszutauſchen.

Seine Stellung im Haushalt wurde durch den Abgang des Freundes außerordentlich geändert. Das ging ſo zu. Herr Liebold hätte jetzt bei Tiſche neben der Tante ſitzen müſſen, wenn es nach Rang und Würde gegangen wäre. So war es auch früher geweſen, und Fink war zwiſchen ihn und die Tante eingeſchoben worden. Es iſt für einen wahrheitsliebenden Chroniſten ſchmerzlich, zu berichten, daß Herr Liebold über dieſen Einſchub auf's Höchſte erfreut war, indem er behauptete, es ſei ſehr angenehm, neben Damen zu ſitzen, und kein Menſch verſtehe beſſer weiblichen Umgang zu ſchätzen als er; aber zuweilen ſei eine nahe Nachbarſchaft doch ſehr unbequem, zumal alle Tage und beſonders beim Eſſen, und außerdem, wenn die Dame über das Zeitalter der jugendlichen Thorheiten hinaus ſei. Dieſen letzten Grund ſeiner Abneigung geſtand er aber nur ſeinen vertrauteſten Freunden, und ſeine Gegner, zu denen der Caſſirer gehörte, behaupteten, er werde neben der jungen Nichte ſich noch viel verlegener und unglücklicher fühlen, als neben der ruhigen Schönheit der Tante. Das Reſultat war, daß im Comtoir wegen des Platzes am Mittagstiſch eine ſtille Gährung und ein geheimes Intriguiren entſtand, deſſen letzter Grund, leider und zur Schande des Männergeſchlechts ſei es geſagt, der war, daß keiner von den Herren neben der Tante und ſo nahe am Prinzipal ſitzen wollte. Es wurde deshalb am Abend nach Finks Abreiſe, während Anton einige Aufträge des Freundes beſorgte, im Hinterhauſe großer Rath gehalten, dem Herr Jordan präſidirte. Herr Specht erklärte ſich bereit, überall und neben jeder Tante der Welt zu ſitzen, aber der Vorſitzende bemerkte ihm mit vieler Artigkeit, ſeine Gegenwart ſei unten am Tiſche zur Belebung der Unterhaltung unentbehrlich; denn ſeinen gewagten Behauptungen zu widerſprechen, ſei der Hauptſpaß ſeiner Nachbarn. Und als jeder Einzelne der Anweſenden gegen die Ehre proteſtirt hatte, erklärte Herr Jordan ſeine Anſicht dahin, daß Wohlfart neben der Tante ſitzen ſolle; dies ſcheine ihm darum paſſend, weil er mit Fink am meiſten befreundet geweſen ſei und ein gutes Temperament für ältliche Damen habe. So wurde Anton am nächſten Tage durch Decret ſeiner Collegen an den leeren Platz gerückt, nachdem dieſer Beſchluß durch den Bedienten in das Vorderhaus getragen war und die ſtille Sanction der Damen erhalten hatte.

Noch eine Veränderung machte Anton durch. Wenige Tage nach Finks Abreiſe erhielt Herr Schröter einen Brief aus Hamburg, in welchem ein offener Zettel Finks an Anton lag. Fink ſchrieb: „Die Möbel in der Stube, welche ich bewohnt habe, gehören mir, ich mache dich hiervon, ſowie von Allem, was ich ſonſt hinterlaſſe, zu meinem Erben.“ — Das Wort „Erbe“ war unterſtrichen. — „Ich habe Herrn Schröter erſucht, dich in meiner Stube wohnen zu laſſen.“ Anton zog hinunter in das elegante Zimmer des erſten Stocks. In die zweite Stube Finks wurde Herr Baumann befördert, welcher ſo Antons Stubennachbar blieb. Anton vergaß nicht, die gelbe Katze von ſeinem Schreibtiſch mit hinunter zu ſchaffen. Die Katze erwies ſich übrigens in der ganzen Zeit als verſtockt und machte auf ihrem Poſtament keine nächtlichen Bewegungen. Vielleicht kam das daher, daß Anton bei dem ſtillen und thätigen Leben, das er führte, nicht mehr träumte.

Seit dieſer Zeit wurde er im Comtoir Finks Erbe genannt, und dieſe Erbſchaft wurde für ihn wichtiger, als ſeine Collegen geglaubt hatten. Er ſaß jetzt am oberen Tiſche und hatte täglich ſeinen beſcheidenen Theil an der Unterhaltung, welche von der Familie geführt wurde. Die Tante, deren Liebling Fink geweſen war, verſöhnte ſich bald mit der Aenderung und nahm die kleinen Aufmerkſamkeiten Antons gnädig hin, und der Kaufmann richtete oft das Wort an ihn und freute ſich über die verſtändigen, mannhaften Anſichten des Jünglings; auch Sabine gewöhnte ſich, mit ihm über die Intereſſen des Tages zu ſprechen, und ihr Auge, welches ſonſt den Platz hinter der Tante ſo eifrig gemieden hatte, ruhte jetzt mit freundlichem Glanze auf dem offenen Geſicht unſeres Helden. Zwiſchen Beiden beſtand ein ſtilles Einverſtändniß, eine von den reizenden leichten Beziehungen, welche das Leben ſo freundlich ſchmücken. Sabine ſah in Anton den Freund, vielleicht den Vertrauten des Geſchiedenen, und Anton fühlte gegen das Fräulein eine unbegrenzte Verehrung, welche ſein Benehmen ſo zart und rückſichtsvoll machte, daß Sabine dies zuweilen mit Rührung empfand. Er ſprach bei Tiſche nie von Fink, obgleich ſein Herz voll von ihm war, und wenn die Tante in ihrer gutmüthigen Weiſe bei hundert kleinen Veranlaſſungen an Fink zu erinnern wußte, ſo parirte Anton mit aller Diplomatie, die er aufbringen konnte, ihre Andeutungen und wußte das Geſpräch wieder in eine unbedenkliche Richtung zu bringen.

Auch im Geſchäft änderte ſich die Stellung Antons: er war bis dahin einer der Adjutanten des Herrn Jordan im

Provinzialgeſchäft geweſen, jetzt erhielt er ſeinen Platz im auswärtigen Geſchäft unter dem Prinzipal ſelbſt. Dieſelbe Thätigkeit, welche Fink gehabt hatte, wurde ihm zugewieſen, und er erlangte bald etwas von der Virtuoſität Finks, mit Herrn Tinkeles umzugehen und die Zackelwolle aus Ungarn zu beurtheilen.

Drittes Buch.

1.

Ein böſes Jahr kam über das Land, ein plötzlicher Kriegslärm erregte die deutſchen Grenzländer im Oſten, darunter auch unſere Provinz. Die furchtbaren Folgen eines heftigen Landſchreckens wurden ſchnell fühlbar. Der Verkehr ſtockte, die Werthe der Güter und Waaren fielen, Jeder ſuchte das Seine zu retten und an ſich zu ziehen, viele Capitalien wurden gekündigt, große Summen, welche in kaufmänniſchen Unternehmungen angelegt waren, kamen in Gefahr. Niemand hatte Luſt zu neuer Thätigkeit, Hunderte von Bändern wurden zerſchnitten, welche die Menſchen zu gegenſeitigem Nutzen durch lange Zeit verbunden hatten. Jede einzelne Exiſtenz wurde unſicherer, iſolirter, ärmer. Ueberall ſah man ernſte Geſichter, gefurchte Stirnen. Das Land war wie ein gelähmter Körper, langſam rollte das Geld, dies Blut des Geſchäftslebens, von einem Theile des großen Leibes zu dem andern; der Reiche befürchtete, daß er viel verlieren werde, der Arme verlor die Möglichkeit, ſich auch nur wenig zu erwerben. Die Zukunft erſchien plötzlich verhängnißvoll, ſchwarz, verderblich, wie der Himmel vor einem ſchweren Gewitter.

Das Schreckenswort „Revolution in Polen“ brachte ſo große Wirkungen auch in Deutſchland hervor. Das Landvolk jenſeit der Grenze, aufgeregt durch alte Erinnerungen und ſeine Gutsherren, hatte ſich erhoben, es zog von fanatiſchen Geiſtlichen angeführt längs der Grenze hin und her, hielt Reiſende und Waarenſendungen an, fiel plündernd und brennend über

Edelhöfe und kleine Städte und verſuchte, ſich unter Häuptlingen militäriſch zu organiſiren, indem es ſeine Senſen gerade ſchmieden ließ und alte Flinten aus dem Verſteck hervorholte. Die Inſurgenten nahmen eine große polniſche Stadt unweit der Grenze ein, ſetzten ſich dort feſt und verkündeten ein Polenreich.

In unſerem Staat wurden ſchleunigſt Truppen zuſammengezogen und nach der Grenze geſchickt, dieſelbe militäriſch zu beſetzen. Unaufhörlich führten die Dampfwagen der neuerbauten Eiſenbahn Soldaten ab und zu, überall raſſelte die Trommel, die Straßen der Hauptſtadt füllten ſich mit Uniformen. Die Armee gerieth in die Aufregung, welche bei der Ausſicht auf Krieg regelmäßig entſteht. Die Offiziere rannten geſchäftig umher, kauften Landkarten und tranken Toaſte in jeder Art von Wein, die Soldaten ſchrieben nach Hauſe, ließen ſich womöglich etwas Geld ſchicken und mit mehr oder weniger Gefühl ihre Mädchen grüßen. Zahlreiche Soldatenbräute im Lande wurden durch bleiche Wangen kenntlich und erſchreckten ihre Familien durch fürchterliche Träume von ermordeten Musketieren; zahlreiche Mütter kauften ſich Wolle und ſtrickten mit trübem Auge Kriegsſocken für ihre armen Söhne, und ſuchten vorſichtig alte Leinwand zuſammen, um Charpie zu zupfen, was noch vom letzten großen Kriege her als nützliche Beſchäftigung in wilder Zeit anerkannt war; zahlreiche Väter ſprachen mit unſicherer Stimme von der Verpflichtung eines braven Sohnes, für König und Vaterland in den Krieg zu gehen, und erinnerten ſich mit größerer Sicherheit an den Schaden, den ſie einſt dem argen Napoleon zugefügt hatten.

Es war ein ſonniger Herbſtmorgen, als die erſte Nachricht von dem polniſchen Aufſtande in der Hauptſtadt ankam. Dunkle Gerüchte hatten ſchon am Abend vorher die Einwohner neugierig gemacht, und Haufen unruhiger Geſchäftsleute und erſchreckter Müßiggänger ſtanden auf dem Perron des Bahnhofes. Sogleich nach Oeffnung des Comtoirs von T. O. Schröter kam Herr Braun, der Agent, hereingeſtürzt und erzählte athemlos, aber mit dem innern Behagen, welches der Beſitzer auch der unangenehmſten Neuigkeit verſpürt, daß ganz Polen und Galizien und viele angrenzende Länder in vollem Aufſtande loderten; unzählige fremde Geſchäftsreiſende und friedliche Beamte ſeien überfallen und getödtet worden, viele Grenzſtädte ſtänden in Flammen und ein nichtswürdiger Krakuſe in rother Mütze habe um einen Vetter von Herrn Braun bereits mit ſeiner Senſe den Kriegstanz getanzt, in der Abſicht, ihm den Garaus zu machen, ſei aber durch eine Erinnerung, die ihm ſein Weib mit der Miſtgabel gegeben, wieder ſo weit zur Beſinnung gekommen, daß er nur die Mütze des Vetters, die dieſem vor Haarſträuben vom Kopfe gefallen war, durchſtochen habe. Darauf ſei ſein Vetter barhäuptig die hundert Schritte bis zur Grenzbrücke gelaufen, wo ihn unſere Grenzwache aufgenommen und durch einen Schluck aus der Feldflaſche wieder ins Gleichgewicht gebracht habe, während der Krakuſe, die gemordete Mütze auf ſeiner Senſe ſchwenkend, mit Triumphgeſchrei abgezogen ſei.

Anton gerieth über dieſe Nachrichten in die größte Beſtürzung, und er hatte Grund dazu. Kurze Zeit vorher hatte ein unternehmender Kaufmann aus Galizien eine ungewöhnlich große Sendung von Commiſſionsartikeln, deren Werth ſich auf zwanzigtauſend Thaler belief, an die Firma abgeſendet und, wie bei ſolchen Geſchäften dort üblich iſt, den größten Theil des Werthes bereits in Wechſeln gezogen. Die Wagencaravane, welche dieſen Transport bringen ſollte, mußte gerade in dem inſurgirten Gebiet ſein. Außerdem war eine zweite Caravane mit Colonialwaaren auf dem Wege nach Galizien expedirt und nach der Berechnung jetzt ebenfalls in Feindesland. Und was über dem Allen ſtand, ein großer Theil der Geſchäfte, welche das Haus machte, und ein großer Theil des Credits, welchen daſſelbe bewilligte, war in den empörten Landſchaften gemacht und bewilligt worden; Vieles, ja Alles, ſo ahnte Anton, ward durch dieſen Krieg in Frage geſtellt. Deshalb ſtürzte er ſeinem Prinzipal entgegen, als dieſer die Treppe herab kam, und erzählte ihm haſtig das Wichtigſte der Neuigkeit; während Herr Braun im Comtoir ſich beeilte, den anderen Herren die Schauergeſchichte vom tanzenden Krakuſen in zweiter Auflage mitzutheilen, wobei ihm begegnete, daß diesmal außer der Mütze des Vetters auch noch deſſen Rock und Stiefeln an der Senſe des Krakuſen hängen blieben, ſo daß der Bedrohte nur mit einem Hemd bekleidet bei der ſchützenden Grenzwache ankam. Beiläufig ſei hier erwähnt, daß der arme Vetter bei der nächſten Wiederholung auch das Hemd hergeben mußte, und daß ihm ſpäter noch die Haare abraſirt und ſein Leib durch Magyaren auf die nichtswürdigſte Weiſe zerzwickt wurde. Weiter konnte Herr Braun, ein wahrheitsliebender Mann, nicht gehen, da der Vetter noch als lebender Menſch unter dem Schirm einer neuen Mütze umherwandelte.

Unterdeß vernahm der Prinzipal Antons fliegenden Bericht. Er blieb einen Augenblick ſtumm auf der Treppe ſtehen, und Anton, welcher ängſtlich in ſein Geſicht ſtarrte, glaubte zu bemerken, daß er etwas bleicher ausſah als gewöhnlich; aber er mußte ſich wohl geirrt haben, denn der Kaufmann ſah über Anton hinweg unter die Auflader, welche unruhig in dem Hausflur ſtanden, und rief mit dem kühlen Geſchäftston, welcher unſerm Helden ſo oft imponirt hatte: „Sturm, ſchaffen Sie das Faß bei Seite, es ſteht mitten im Wege. Rührt euch, ihr Leute, in einer Stunde muß der Fuhrmann abgehen!“ worauf Sturm ſein breites Geſicht bekümmert nach dem Auge des Kaufmanns richtete und mit der ungeheuren Fauſt nach draußen weiſend, faſt muthlos ſagte: „Es trommelt, ſie ſchlagen Generalmarſch, es geht los, unſre Leute marſchiren. Mein Karl iſt mitten darunter, als Huſar, mit den Schnüren an ſeinem kleinen Rock. Es iſt ein Unglück! Ach unſre Waaren, Herr Schröter!“

„Eben deshalb eilt, ihr Männer," antwortete der Prinzipal lächelnd. „Der Wagen geht nach der Grenze, es iſt Zucker und Rum darauf, unſere Soldaten wollen bei dem kalten Wetter ein Glas Punſch trinken." Dieſe humane Rückſicht auf die Kehlen der Vaterlandsvertheidiger brachte das Behagen in die Seelen der Rieſen zurück, ſie lächelten grimmig und Sturm ſetzte ſeinen Haken mit furchtbarer Kraft an den nächſten Ballen und ſchwang ihn mit einer Verachtung in die Luft, welche bedeuten ſollte: „Wir geben nicht ſo viel auf die ganze Polakenwirthſchaft", während die Uebrigen das Faß aus dem Wege rollten und kurze geſchäftliche Späße über Soldatenpunſch machten.

Zu Anton gewandt ſprach der Prinzipal: „Die Nachrichten ſind nicht gut, aber wir wollen nicht Alles glauben." Darauf ging er in das Comtoir, grüßte Herrn Braun faſt heiterer als ſonſt und ließ ſich von ihm noch einmal die Geſchichte ſeines Vetters und das übrige Unglück erzählen.

Als Braun gegangen war, ſagte er beruhigend den Herren vom Comtoir: „Ich hoffe, daß unſere Waaren an der Grenze liegen, Fuhrleute ſind ihrer Pferde wegen vorſichtig, ſie werden es vermeiden, den Inſurgenten in die Hände zu fallen. Sind die Wagen auf feindlichem Gebiet, ſo müſſen wir verſuchen, ſie heraus zu bekommen." Zu Anton ſetzte er leiſer hinzu: „Schreiben Sie ſogleich an das Grenzzollamt und unſern Spediteur an der Grenze, ſicher gehen Extrazüge dahin ab, ein Nachtzug kann Antwort bringen, morgen wiſſen wir Näheres."

Damit war für heut die große Frage erledigt, und Alles im Comtoir ging ſeinen gewöhnlichen Gang. Herr Liebold ſchrieb ſeine großen Zahlen ins Hauptbuch, Herr Purzel ſetzte Häuſchen von Thalern zuſammen und ſchob papierne Handſchuhhalter um große Bündel von Caſſenanweiſungen, und Herr Pix ergriff den ſchwarzen Pinſel, malte neben der großen Wage Hieroglyphen auf Packleinwand und beherrſchte die Hausknechte mit gewohnter Entſchiedenheit. Der Prinzipal ſelbſt wendete ſich an Herrn Jordan, nahm die eingegangenen Briefe, welche zum Theil eine Beſtätigung der kriegeriſchen Nachrichten enthielten, beſprach die geſchäftlichen Antworten und übergab ſie den einzelnen Commis. Darauf erſchienen die Mäkler, die Agenten und Senſale, und wie gewöhnlich fielen vom Pult des Prinzipals kurze Bemerkungen, oder ein trockener Scherz, wenn die Geſchäftsfreunde ſich zu tief in die Schrecken des Bürgerkrieges einließen. Die kleine Nebenunterhaltung im Geſchäft war etwas belebter, ſonſt Alles wie gewöhnlich. Beim Mittagstiſch ging das Geſpräch ſo ruhig vorwärts, als hätte nie ein polniſcher Bauer ſeine Senſe geſchwungen, und nach Tiſch fuhr der Prinzipal mit ſeiner Schweſter und einigen Damen ihrer Bekanntſchaft ſpazieren, und die Geſchäftsleute, welche ihn ſahen, ſagten mit Verwunderung: „Er fährt heut ſpazieren, er hat's wie gewöhnlich vorausgewußt, es iſt doch ein kluger Kopf, ein ſolides Haus. Allen Reſpect!"

Anton war den ganzen Tag an ſeinem Schreibpult in einer nervöſen Aufregung, wie er bis dahin noch nicht gekannt hatte. Er war beklommen und erwartungsvoll, und doch empfand er dieſe Stimmung mit Behagen, als ein großes Ereigniß. Er fühlte lebhaft die Gefahr des Geſchäftes und ſeines Prinzipals, aber er war nicht mehr niedergeſchlagen und muthlos. Ihm war, als trüge er Sprungfedern an Arm und Bein; ſeine Feder flog bei den gleichgültigen Geſchäftsbriefen, die er zu ſchreiben hatte; trotz dem Gedanken an die Gefahr, welche in ſeiner Seele fortwährend Fanfare blies, war ſeine Faſſungskraft nie ſchneller, ſein Stil nie klarer geweſen, nie hatte er ſo hurtig Proviſion und Speſen ausgerechnet. Es waren Augenblicke einer erhöhten, faſt freudigen Thätigkeit; er bemerkte das ſelbſt und wunderte ſich darüber. Bei ſeinem Prinzipal ſah er dieſelbe Stimmung, auch dieſer ſchritt mit glänzenden Augen und ſchnellem Fuß durch die Comtoire.

Nie hatte ihn Anton ſo verehrt als heut, er ſah ihm aus wie verklärt. Mit einer wilden Freude ſagte ſich Anton: „Das iſt Poeſie, die Poeſie des Geſchäfts, ſolche ſpringende Thatkraft empfinden nur wir, wenn wir gegen den Strom arbeiten. Wenn die Leute ſprechen, daß unſere Zeit leer an Begeiſterung ſei und unſer Beruf am allerleerſten, ſo verſtehen ſie nicht, was ſchön und groß iſt. Dem Mann ſteht in dieſem Augenblick Alles auf dem Spiel, woran ſeine Seele hängt, ſein Geſchäft, der Erfolg eines langen Lebens von raſtloſer Thätigkeit, ſeine Freude, ſein Stolz, ſeine Ehre; und er ſteht kaltblütig an ſeinem Pult, ſchreibt Briefe über geraſpeltes Farbeholz und gibt ſein Urtheil über Kleeſamen ab, ja, ich glaube, er lacht innerlich.“ So dachte Anton, als er am Abend ſein Pult abräumte und mit den übrigen Herren nach dem Hinterhauſe ging. Auch ſeine Collegen ließen jetzt ihre innere Aufregung merken, ſie ſetzten ſich in Jordans Salon zuſammen und beſprachen mit gemüthlichem Schauder bei einer Taſſe ſchwarzen Thees die Neuigkeit und den Einfluß derſelben auf das Geſchäft. Alle waren geneigt anzunehmen, daß die Firma zwar einigen Verluſt erleiden werde, aber ſie ſeien die Männer, mehr zu retten, als irgend ein anderes Geſchäft retten werde. Herr Specht bemerkte hoffnungsreich, bei jeder Inſurrection würden ungeheure Colonialwaaren verbraucht, und die Firma werde ein glänzendes Geſchäft mit allen Flüſſigkeiten nach der Grenze machen. Wenn der Aufſtand nur ein Vierteljahr anhalte, ſei der mögliche Verluſt wieder gedeckt, denn trinken thäten ſie Alle, Freunde und Feinde. Zuletzt ſprach ſich Herr Jordan dahin aus, daß man noch gar nicht wiſſen könne, wie die Sache verlaufen werde. Dieſe neue und gründliche Anſicht wurde von den Meiſten gebilligt, worauf ſich die Einzelnen in ihre Zimmer verfügten. In ſeiner Stube vernahm Anton durch die dünne Wand, wie ſein Nachbar, Herr Baumann, beim Zubettegehen für das Geſchäft und den Prinzipal betete. Dies ergriff Anton ſo, daß er mit großen Schritten in ſeiner Stube auf und ab ging, bis das

Licht flackerte und der Gips auf dem Schreibtiſch erſchrak und in ein krankhaftes Zittern gerieth.

Es war ſpät geworden, als der Diener geräuſchlos in Antons Zimmer trat und halblaut meldete, Herr Schröter wünſche ihn noch heut zu ſprechen. Raſch folgte Anton dem Diener in den erſten Stock des Vorderhauſes und trat erwartungsvoll in das braune Arbeitszimmer des Prinzipals. Der Kaufmann ſtand vor dem gepackten Koffer, ſein Portefeuille lag auf dem Tiſch und daneben das untrügliche Zeichen einer längeren Reiſe, die große engliſche Cigarrentaſche von Büffelleder. Dieſe hielt hundert Stück, war ſeit alter Zeit ein Lieblingsgegenſtand für die Bewunderung des Herrn Specht und galt dem ganzen Comtoir für eine Art Kriegsfahne, welche nur dann hervorgeholt und in den Wagen getragen wurde, wenn die Hauptmacht des Geſchäfts auf ein außerordentliches Unternehmen auszog. Sabine war an den Schubladen des Schreibtiſches beſchäftigt und trug ſchweigend zu, was ihre Sorgfalt dem Reiſenden für nützlich hielt. Sie warf einen ſchnellen Blick auf Anton und ſenkte das Haupt, als ſie in ſeinem Geſichte las, was ſie ſelbſt mit banger Ahnung erfüllte. Der Prinzipal trat Anton freundlich entgegen. „Ich habe Sie ſpät herbemüht, glaubte aber nicht, daß Sie noch außer Bett ſein würden.“

Als Anton erwiederte: „Die Aufregung ließ mich nicht ſchlafen,“ fiel wieder ein Strahl aus dem Auge der Schweſter auf ihn, ſo ſorgenvoll und ſo dankbar für ſeine Theilnahme, daß er mächtig gerührt wurde und nicht weiter ſprach, um ſeine Bewegung nicht zu verrathen.

Der Prinzipal aber ſagte lächelnd: „Sie ſind noch jung, die Ruhe kommt mit den Jahren. Es wird nöthig ſein, daß ich ſelbſt morgen nach unſern Waaren ſehe. — Ich höre, die Polen zeigen beſondere Rückſicht gegen unſere Landsleute, es iſt möglich, daß ſie ſich ſogar mit dem Gedanken tragen, unſere Regierung ſei ihnen nicht abgeneigt. Dieſe Täuſchung kann nicht lange dauern, es wird kein Unrecht ſein, wenn wir davon für unſere Waaren Vortheil zu ziehen ſuchen. Sie haben die Correſpondenz geführt und wiſſen ſelbſt, was für mich zu thun iſt. Ich werde nach der Grenze reiſen und mich dort über die nächſten Schritte entſcheiden.“

Mit ängſtlicher Spannung hörte die Schweſter auf ſeine Worte, ſie ſuchte in ſeinen Mienen zu leſen, was er aus Rückſicht gegen ſie nicht ausſprach. Anton aber verſtand, was die Rede bedeutete, ſein Chef ging über die Grenze in das inſurgirte Land.

Mit bittender Stimme ſprach er näher tretend: „Könnte nicht ich an Ihrer Stelle die Reiſe machen? Ich fühle wohl, daß ich Ihnen noch keine Veranlaſſung gegeben habe, mir in ſo wichtiger Sache zu vertrauen. Ich werde mir wenigſtens alle Mühe geben, bis zum Aeußerſten, Herr Schröter.“ Antons Wangen glühten, als er dies ſagte, er fühlte in dieſem Augenblick entſchiedene Neigung, ſich mit allen Krakuſen um die Waarenballen zu rauſen.

„Das iſt brav geſprochen und ich danke Ihnen,“ erwiederte der Prinzipal; „aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, die Reiſe könnte Schwierigkeiten haben, und da der Vortheil mein iſt, wird auch billig ſein, daß ich die Mühe übernehme.“ Anton ließ den Kopf hängen. „Ich beabſichtige im Gegentheil, Sie mit beſtimmter Ordre hier zu laſſen für den Fall, daß ich übermorgen Abend nicht zurück ſein ſollte.“

Sabine hatte ängſtlich zugehört, jetzt faßte ſie die Hand des Bruders und ſagte leiſe: „Nimm ihn mit.“

Dieſe Unterſtützung gab Anton neuen Muth. „Wenn Sie mich nicht allein ſchicken wollen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens Sie zu begleiten, vielleicht kann ich Ihnen doch in Etwas nützlich ſein, ich würde es wenigſtens ſehr gern ſein.“

„Nimm ihn mit,“ wiederholte Sabine flehend.

Der Kaufmann wandte den Blick langſam von der Schweſter auf das ehrliche Geſicht Antons, welches von Dienſteifer ſtrahlte, und erfreut über den Eifer der Jugend, erwiederte er: „So mag es ſein. Sie begleiten mich morgen früh bis zur Grenze. Sollte meine Abweſenheit für längere Zeit nöthig werden, ſo wird es vortheilhaft ſein, Sie an Ort und Stelle zu informiren. Bis dahin mag Jordan die laufenden Geſchäfte beſorgen. Es iſt nicht nöthig, daß von unſerer Reiſe hier am Ort viel verlautet. Und jetzt ſchlafen Sie aus, Herr Wohlfart. Einer unſerer Hausknechte erwartet auf der Eiſenbahn die Nachtzüge; man hat mir verſprochen, daß die Zugführer uns Antwort zurückbringen ſollen. Iſt die Antwort ſo, wie ich annehme, dann fahren wir mit dem erſten Zug. Schlafen Sie wohl!"

Anton verbeugte ſich dankend und ſah noch im Hinausgehen, daß Sabine in heftiger Bewegung den Hals des Bruders umſchlang. Er ging nach ſeinem Zimmer, packte geräuſchlos eine Reiſetaſche, holte die damascirten Piſtolen heraus, welche ihm Fink hinterlaſſen hatte, und warf ſich halbentkleidet auf das Bett, wo er erſt ſpät den Schlummer fand. Gegen Morgen weckte ihn ein leiſes Klopfen, der Bediente meldete: „Die Briefe von der Eiſenbahn ſind gekommen." Anton eilte in das Comtoir und fand dort bereits Herrn Jordan und den Prinzipal in lebhaftem Geſpräch; bei ſeinem Eintritt rief ihm Herr Schröter aus den geſchäftlichen Verhandlungen kurz zu: „Wir reiſen!"

„Gut," dachte Anton. „Wir reiſen in Feindesland, wir ſchlagen uns mit den Senſenmännern und wir zwingen ſie unſere Waaren herauszugeben, denn daß ſie uns zwingen könnten, darf nach dem Willen des Prinzipals nicht angenommen werden."

Nie hatte Anton mehr mit den Thüren geklopft, ſchneller die Treppenſtufen gemeſſen und kräftiger die Hände ſeiner Collegen geſchüttelt, als in der nächſten Stunde. Als er ſo geſchäftig durch den dunklen Hausflur eilte, hörte er ein leiſes Rauſchen neben ſich. Sabine trat ſchnell an ihn heran und faßte ſeine Hand: „Wohlfart, ſchützen Sie meinen Bruder vor Gefahr!“ Anton verſprach mit maßloſer Bereitwilligkeit, dies in jeder Weiſe zu thun, fühlte nach ſeinen geladenen Piſtolen in der Rocktaſche und ſtieg in den Wagen, ſelbſt geladen mit den edelſten und ſeligſten Gefühlen, welche je ein junger Held gehabt hat. Er zog auf Abenteuer, er war ſtolz auf das Vertrauen ſeines Prinzipals, gehoben durch das zarte Verhältniß, in das er zu der Heiligen des Geſchäfts getreten war. Er war glücklich.

Das Dampfroß ſchnaubte und raſte über die weite Thallandſchaft, wie ein Pferd aus Beelzebubs Marſtall. In allen Waggons des Zuges ſaßen Soldaten, ſie hingen auf den Frachtſtücken, ſie guckten aus den kleinen Fenſtern der Packwagen; überall glänzten Bajonette und Helme, überall ſteckten Torniſter, Feldkeſſel und Trommeln. Auf allen Stationen ſtanden die Haufen der Neugierigen, überall haſtige Fragen und Antworten, überall aufregende Neuigkeiten, ſchreckliche Gerüchte und abenteuerliche Erzählungen. Anton war froh, als ſie ſich am Ende der Bahnſtrecke aus der kriegeriſchen Maſſe löſten und in einer leichten Chaiſe mit Courierpferden der Grenze zu rollten. Auf der Landſtraße war es ſtill, leerer als gewöhnlich, nur kleine Abtheilungen aus den Garniſonen nahe der Grenze wurden noch von den Reiſenden überholt. Die Mannſchaft ſang luſtig, als zöge ſie zum Manöver, hier und da machte der Spaßvogel der Compagnie ſeinen Witz über die ſchnellfüßigen Civiliſten, zuweilen ritt ein Offizier grüßend an den Wagen, wenn er den Prinzipal kannte, oder einen Auftrag für ſein Nachtquartier vorauszuſenden hatte. Der Kaufmann ſprach zu Anton gar nicht vom Geſchäft, aber mit großer Heiterkeit von allem Andern, von früheren Erlebniſſen, von dem Treiben an der Grenze, von Schmugglern und Zollwächtern, und behandelte ſeinen Reiſegenoſſen mit der vertraulichen Herzlichkeit, welche ein älterer Kamerad dem jüngeren zu zeigen pflegt. Nur gegen die Piſtolen bewies Herr

Schröter eine Kälte, welche den kriegeriſchen Muth Antons ein wenig dämpfte; denn als dieſer auf der zweiten Station ſeine Mordwerkzeuge ſorgfältig aus einer Wagentaſche in die andere trug, ſah der Prinzipal mit feindſeligem Blick auf die beiden Läufe, und als die Reiſenden bei den letzten Häuſern des Orts vorübergerollt waren, wies er auf die braunen Kolben, welche brüderlich aus der Taſche hervorragten, und ſagte zu Anton: „Ich glaube nicht, daß Ihnen gelingen wird, durch die Puffer unſere Waaren wieder zu erobern. Sie ſind geladen?"

Anton bejahte und erwiederte mit dem letzten Reſt ſeines kriegeriſchen Selbſtgefühls: „Es ſind gezogene Läufe."

„So?" ſagte der Prinzipal ernſthaft, nahm die Piſtolen aus der Taſche, rief dem Poſtillon zu, die Pferde anzuhalten, und ſchoß kaltblütig beide Läufe ab. „Es iſt beſſer, wir beſchränken uns auf die Waffen, die wir zu gebrauchen gewöhnt ſind," bemerkte er gutmüthig, indem er Anton die Piſtolen zurückgab, „wir ſind Männer des Friedens und wollen nur unſer Eigenthum zurückhaben. Wenn wir es nicht dadurch erhalten, daß wir Andere von unſerem Recht überzeugen, ſo iſt keine Ausſicht dazu. Es wird dort drüben viel Pulver unnütz verſchoſſen werden, Alles Ausgaben, welche nichts einbringen, und Koſten, welche Land und Menſchen ruiniren. Es gibt keine Race, welche ſo wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen und ſich durch ihre Capitalien Menſchlichkeit und Bildung zu erwerben, als die ſlaviſche. Was die Leute dort im Müßiggang durch den Druck der rohen Maſſe zuſammengebracht haben, vergeuden ſie in phantaſtiſchen Spielereien. Bei uns thun ſo etwas doch nur einzelne bevorzugte Klaſſen, und die Nation kann es zur Noth ertragen. Dort drüben erheben die Privilegirten den Anſpruch, das Volk darzuſtellen. Als wenn Edelleute und leibeigene Bauern einen Staat bilden könnten! Sie haben nicht mehr Berechtigung dazu, als dieſes Volk Sperlinge auf den Bäumen. Das Schlimme iſt nur, daß wir ihre unglücklichen Verſuche auch mit unſerem Gelde bezahlen müſſen."

„Sie haben keinen Bürgerſtand," ſagte Anton eifrig beiſtimmend.

„Das heißt, ſie haben keine Cultur," fuhr der Kaufmann fort; „es iſt merkwürdig, wie unfähig ſie ſind, den Stand, welcher Civiliſation und Fortſchritt darſtellt und welcher einen Haufen zerſtreuter Ackerbauer zu einem Staate erhebt, aus ſich heraus zu ſchaffen."

„Da iſt doch Conrad Günther in der inſurgirten Stadt vor uns, dann die Geſchäfte der drei Hildebrand in Galizien," warf Anton ein.

„Brave Leute," ſtimmte der Kaufmann bei, „alle aber eingewandert, und der ehrbare Bürgerſinn hat keinen Halt, vererbt ſich ſelten auf die nächſte Generation. Was man dort Städte nennt, iſt nur ein Schattenbild von den unſern, und ihre Bürger haben blutwenig von dem, was bei uns das arbeitſame Bürgerthum zum erſten Stande des Staates macht."

„Zum erſten?" frug Anton.

„Ja, lieber Wohlfart; die Urzeit ſah die Einzelnen frei und in der Hauptſache gleich, dann kam die halbe Barbarei der privilegirten Freien und der leibeigenen Arbeiter, erſt ſeit unſere Städte groß wuchſen, ſind civiliſirte Staaten in der Welt, erſt ſeit der Zeit iſt das Geheimniß offenbar geworden, daß die freie Arbeit allein das Leben der Völker groß und ſicher und dauerhaft macht."

Im Abendlicht kamen die Reiſenden im Grenzort an. Es war ein kleines Dorf, welches außer den Zollgebäuden und den Wohnungen der Grenzbeamten nur ärmliche Hütten und eine Schenke zu zeigen wußte. Auf dem freien Platz zwiſchen den Häuſern und um das Dorf herum bivouakirten zwei Schwadronen Reiter, welche ihre Poſten längs dem ſchmalen Grenzfluß aufgeſtellt hatten und mit einer Abtheilung Jäger die Grenze bewachten. In der Schenke war ein wildes Treiben, Huſaren und Jäger zogen ein und zogen aus, Huſaren und Jäger ſaßen Kopf an Kopf gedrängt in der kleinen Gaſtſtube, bunte Dolmans und grüne Röcke lagerten um das Haus herum auf Stühlen, Tiſchen, Pferderaufen, wankenden Tonnen und jedem möglichen Geräth, welches irgend eine Art des Sitzens verſtattete. Wie unzählige Herren Pixe kamen ſie Anton vor, ſo entſchloſſen verfuhren ſie mit der Schenke und allem Inhalt derſelben, lebendigem und flüſſigem. Mit lautem Gruß empfing der jüdiſche Wirth den wohlbekannten Kaufherrn; durch ſeinen Dienſteifer wurde der letzte Raum des Hauſes für die Reiſenden freigemacht, ein kleiner Verſchlag, in welchem ſie die Nacht wenigſtens allein verbringen konnten.

Kaum war der Kaufmann vom Wagen geſtiegen, als ihn ein halbes Dutzend Fuhrleute mit lebhaftem Freudenruf umringte, die Führer der Wagen, welche vor Kurzem durch das Geſchäft expedirt waren. Ganz ohne Unfall war es mit ihnen nicht abgegangen. Wie der älteſte erzählte, waren ſie auf der Straße jenſeit der Grenze durch den Anblick eines bewaffneten Bauernſchwarms zur eiligen Rückkehr getrieben worden. Beim Umwenden war ein Rad des letzten Wagens zerbrochen, der Fuhrmann hatte in der Angſt die Pferde ausgeſpannt und den Wagen jenſeit der Grenze ſtehen laſſen. Während der flüchtige Führer mit dem abgezogenen Hut in der Luft umher focht und ſeine Entſchuldigungen machte, trat der commandirende Rittmeiſter zu dem Kaufmann und beſtätigte die Ausſage der Leute.

„Man kann den Wagen etwa tauſend Schritt jenſeit der Brücke an der Straße hängen ſehen,“ erklärte er, und als der Kaufmann um Erlaubniß bat, die Brücke zu betreten, ſagte er zuvorkommend: „Ich werde Ihnen einen meiner Offiziere mitgeben.“

Ein junger Offizier der Schwadron, welcher ſoeben von einer Patrouille zurückgekehrt war, tummelte ſein feuriges Pferd vor der Schenke.

„Lieutnant von Rothſattel," rief der Rittmeiſter, „begleiten Sie die Herren auf die Brücke."

Mit Entzücken hörte Anton den Namen, an welchen ſich für ihn ſo holde Erinnerungen knüpften. Er wußte augenblicklich, daß der Herr auf dem wilden Pferde Niemand anders ſein konnte, als der Bruder des Fräuleins vom See. Der Lieutnant, eine ſchlanke Geſtalt mit kleinem Bart auf der Oberlippe, ſah ſeiner Schweſter ſo ähnlich, wie einem jungen Reiteroffizier in Beziehung auf das allerſchönſte irdiſche Fräulein nur möglich iſt. Anton fühlte auf der Stelle eine freundſchaftliche Hochachtung für ihn, welche der junge Herr aus Antons Gruß wohl herausleſen mochte, denn er dankte durch ein herablaſſendes Neigen ſeines kleinen Kopfes. Tänzelnd bewegte ſich ſein Pferd neben den Kaufleuten bis zur Brücke. Dort ſtanden die Vedetten, ihre Piſtole mit geſpanntem Hahn in der Hand, unbeweglich wie Statuen, nur ihre Pferde verriethen manchmal durch eine Schweifbewegung oder ein Stampfen der Füße das muthige Leben. Die Reiſenden eilten auf die Mitte der Brückenwölbung und ſahen mit ſpähendem Blick die Landſtraße hinab. Vor ihnen in der Ferne lag der rieſige Wagen, wie ein weißer Elephant lag er verwundet auf einem Knie.

„Vor Kurzem war noch nicht geplündert," ſagte der Lieutnant, „die Leinwand hing noch dickbäuchig darüber. Ja, ſie haben ausgeräumt; dort an der Ecke flattert die weiße Decke."

„Es ſcheint nicht arg zu ſein," antwortete der Prinzipal.

„Wenn Sie ein Rad und ein paar Pferde hinüberſchaffen wollen, können Sie das Ding abholen," bemerkte der Lieutnant nachläſſig. „Unſere Leute hatten den ganzen Tag große Luſt dazu. Sie hätten gern nachgeſehen, ob etwas Trinkbares darin iſt. Wir haben aber Befehl, die Grenze nicht zu überſchreiten. Sonſt iſt's eine Kleinigkeit den Wagen herüber zu ſchaffen, wenn der commandirende Offizier Ihnen erlaubt die Poſten zu paſſiren, und wenn Sie mit dieſen da fertig werden." Dabei wies er auf einen Haufen Bauern, welche jenſeit der Brücke außerhalb Schußweite hinter einigen verkrüppelten Weiden lagerten und einen bewaffneten Mann als Poſten auf die Landſtraße vorgeſtellt hatten.

„Wir wollen den Wagen holen, wenn der commandirende Offizier erlaubt," ſagte der Prinzipal, „ich hoffe, es wird möglich ſein, mit den Leuten dort zu unterhandeln."

Und Anton konnte ſich nicht enthalten zu murmeln: „Den ganzen Tag haben die Herren ein paar Tauſend Thaler auf der Landſtraße liegen laſſen, ſie hätten Zeit genug gehabt, den Wagen für uns zurückzuſchaffen."

„Man muß keine unbilligen Forderungen an das Heer machen," antwortete der Kaufmann lächelnd, „wir wollen zufrieden ſein, wenn ſie uns erlauben, unſer Eigenthum aus den Händen der Bauern zu holen." Die Reiſenden eilten zum Rittmeiſter zurück, und der Kaufmann theilte dieſem ſeinen Wunſch mit.

„Wenn Sie Pferde und Menſchen finden, ſo habe ich nichts dagegen," erwiederte dieſer.

Sogleich wurden die Fuhrleute zuſammengerufen, der Prinzipal frug, wer ihn mit den Pferden begleiten wolle, er ſei gut für den Schaden an den Pferden. Nach einigem Kratzen des Kopfes und einigem Schütteln der Hüte erklärten mehre ihre Bereitwilligkeit. Schnell wurden vier Pferde angeſchirrt, ein Kinderſchlitten des Schenkwirths hervorgeholt, ein Rad und einige Hebebäume darauf gelegt, und die kleine Caravane zog der Brücke zu, verfolgt von beifälligen Scherzen der Soldaten und begleitet von einigen Offizieren, welche an dem Feldzuge ſo viel Theilnahme verriethen, als ſich mit ihrer kriegeriſchen Würde irgend vertrug.

An der Brücke ſagte der Rittmeiſter: „Ich wünſche guten Erfolg, leider bin ich außer Stand, Ihnen meine Mannſchaft zu Hilfe mitzugeben."

„Es iſt beſſer ſo," antwortete der Prinzipal grüßend, „wir wollen als friedliche Leute unſere Waaren wiederholen und fürchten die Herren dort nicht, wollen ſie aber auch nicht reizen. Haben Sie die Güte, Herr Wohlfart, Ihre Piſtolen zurückzulaſſen, wir müſſen den Bewaffneten zeigen, daß uns der Kriegsapparat nichts angeht."

Anton hatte ſeine Piſtolen in die Rocktaſche geſteckt, wo ſie wieder trotzig hervorſahen, er gab ſie jetzt einem Schützen, den der Lieutnant von Rothſattel herbeiwinkte. So zogen ſie über die Brücke. Am Ende der Grenzbrücke parirte der Lieutnant unwillig ſein Pferd und brummte: „Dieſe Pfefferſäcke rücken eher ein als wir," und der Rittmeiſter rief ihnen noch nach: „Sollten Ihre Perſonen in Gefahr kommen, ſo werde ich es für keine Ueberſchreitung meiner Ordre halten, wenn ich Ihnen Lieutnant von Rothſattel mit Mannſchaft zu Hilfe ſchicke." Der Lieutnant ſtob zurück und commandirte den Zug, welcher in einiger Entfernung hielt, ſehr kampfluſtig: „Still geſeſſen!" worauf er wieder bis an das Ende der Brücke vorſprengte und mit großem Intereſſe und kriegeriſcher Ungeduld den Civiliſten nachſah. Zu ſeiner und des Kriegsheeres Ehre muß an dieſer Stelle bekannt werden, daß ſowohl er, als ſein Zug den Einrückenden warmen Empfang und ernſte Unbequemlichkeiten herbeiwünſchten, damit ſie ſelbſt das Recht erhielten, ſich hineinzumengen und ein wenig einzuhauen.

Es war kein imponirender Einmarſch in das feindliche Gebiet, den die Kaufleute anführten; mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit im ruhigen Schritt ſeine Cigarre anzündend ging der Prinzipal voran, ihm dicht zur Seite Anton, dahinter drei ſtämmige Fuhrleute mit den Pferden. So waren ſie ungefähr auf dreißig Schritt einigen Bauern mit weißen Kitteln nahe gekommen, als dieſe ihre Gewehre anſchlugen und durch einen polniſchen Schrei Halt geboten. Der Prinzipal rief mit lauter Stimme in ihrer Sprache: „Ruft euern Anführer." Gehorſam ſchrie einer von den Wilden mit heftiger Handbewegung einem entfernten Haufen zu. Die anderen behielten mit drohender Haltung ihre Gewehre im Anſchlag und zielten, wie Anton ohne beſonderes Wohlgefallen bemerkte, unter heimtückiſchem Augenblinzeln ſämmtlich gerade auf ihn. Unterdeß kam mit großen Schritten der Anführer der Bande heran. Er trug einen blauen Rock mit bunten Schnüren, eine viereckige rothe Mütze mit grauem Pelz beſetzt und hielt eine lange Entenflinte in der Hand. Er war im Ganzen betrachtet ein brauner Kerl von gefährlichem Ausſehen, verziert mit einem ſchwarzen Schnurrbart, der ihm auf beiden Seiten am Mund herunter hing. Als der Mann herangekommen war, redete ihn der Kaufmann in unvollkommenem Polniſch mit kräftiger Stimme an: „Wir ſind Freunde! ich bin der Herr des Wagens dort und will mir ihn herüber holen; ſagt euern Leuten, daß ſie mir dabei helfen, ihr ſollt ein gutes Biergeld haben.“ Bei dem Wort „Biergeld“ ſenkten ſich die Gewehre hochachtungsvoll von ſelbſt. Der Hauptkrakuſe aber ſtellte ſich pathetiſch in die Mitte der Heerſtraße und begann eine Rede mit Handbewegungen, von welcher Anton ſehr wenig und ſein Prinzipal nicht Alles verſtand, die aber durch den Fuhrmann dahin erklärt wurde, der Mann bedaure, dem Herrn nicht dienen zu können, er habe Befehl von einem dahinter ſtehenden Corps, den Wagen zu bewachen, bis die Pferde ankämen, welche ihn nach ihrer Stadt ſchaffen ſollten.

Der Kaufmann ſchüttelte gemüthlich den Kopf und antwortete im Tone des ruhigen Befehls: „Das geht nicht, der Wagen gehört mir, und ich muß ihn mitnehmen, ich kann nicht ſo lange warten, bis euer Führer mir die Erlaubniß gibt.“ Dabei griff er in die Taſche und hielt dem inſurgirten Bewohner des blauen Rockes ungeſehen von den Andern ein halbes Dutzend harte Thaler hin: „So viel für euch und eben ſo viel für eure Leute.“ Der Anführer ſah auf die Thaler, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, kraute ſich heftig und drehte an ſeiner Mütze, worauf er endlich zu dem Reſultat kam: wenn die Sache ſo ſei, möge der gnädige Herr den Wagen nur fortnehmen.

Im Triumph zog die Caravane zu dem Wagen, die Fuhrleute ergriffen die Hebebäume und hoben mit vereinter Kraft die geſenkte Seite in die Höhe, löſten die Trümmer des alten Rades, ſetzten das neue an und ſpannten die Pferde vor, Alles unter thätiger Mitwirkung einiger Bauern, brüderlich unterſtützt von dem Commandeur, welcher in eigener Perſon einen Hebebaum regierte. Darauf wurden die Pferde herzhaft angetrieben und der Wagen rollte der Brücke zu unter dem lauten hoi! hoi! des Krakuſen, welcher dadurch vielleicht eine abmahnende Stimme in ſeinem Innern überſchreien wollte.

„Gehen Sie mit dem Wagen voraus,“ ſagte der Kaufmann zu Anton, und da Anton zögerte, ſeinen Prinzipal allein unter den Bauern zurückzulaſſen, fügte dieſer befehlend hinzu: „Ich will es haben.“ So fuhr der Wagen langſam an die Grenze, und ſchon von Weitem hörte Anton das Lachen und die Grüße der Soldaten.

Unterdeß blieb der Kaufmann in eifrigem Geſpräch mit dem Dolmetſch und dem Bandenführer zurück und ſchied endlich im beſten Einvernehmen von dem Inſurgenten, welcher mit ſlaviſcher Höflichkeit den Hauswirth auf der Landſtraße machte und die Reiſenden mit abgezogener Mütze bis in Schußweite von dem Militär begleitete. An der Brücke holte der Prinzipal den Wagen ein, machte das Halt! Werda! der Vedetten und das damit verbundene kriegeriſche Ceremoniell durch und empfing auf heimatlichem Boden den lachenden Glückwunſch des Rittmeiſters, während der Lieutnant ſpöttiſch zu Anton ſagte: „Sie haben keinen Grund gehabt, die Abweſenheit Ihrer Schlüſſelbüchſen zu bedauern.“

„Es iſt beſſer ſo,“ antwortete Anton, „es war ein glattes Geſchäft. Die armen Teufel haben nichts geſtohlen als ein kleines Faß Rum.“

Eine Stunde darauf ſaßen die Reiſenden mit den Offizieren der Reiter und der Jäger zuſammen in dem kleinen Verſchlage der Schenke bei einigen Flaſchen alten Ungarweins, welche der Wirth aus dem tiefſten Winkel ſeines Kellers heraufgeholt hatte. Nicht am wenigſten vergnügt war Anton. Er hatte zum erſten Mal in ſeinem Leben eine kleine anſtändige Kriegsgefahr durchgemacht und war im Ganzen mit ſich zufrieden, und jetzt ſaß er neben einem jungen Krieger, den er hochzuſchätzen äußerſt bereitwillig war, und hatte die Freude, dieſem ſeine Cigarren anzubieten und von dem Abenteuer dieſes Tages zu ſprechen.

„Die Bauern haben ja im Anfange auf Sie angelegt,“ ſagte der junge Herr, nachläſſig ſein Bärtchen kräuſelnd, „das war Ihnen wohl unbequem?“

„Nicht ſehr,“ erwiederte Anton ſo kühl als möglich; „einen Augenblick wurde ich ſtutzig, als die Flinten auf uns gerichtet waren, und hinter den Flinten andere Männer mit ihren Senſen die Pantomime des Kopfabſchneidens machten. Es kam mir befremdlich vor, daß die Mündungen alle gerade auf mein Geſicht gerichtet waren. Nachher hatte ich am Wagen zu thun und dachte nicht mehr daran. Und als auf dem Rückwege jeder unſerer Fuhrleute behauptete, daß gerade nur auf ihn gezielt worden ſei und auf keinen Andern, da kam ich zu der Anſicht, daß dieſe Vielſeitigkeit eine beſondere Eigenſchaft der Flintenläufe ſein muß, eine Art von optiſcher Ungezogenheit, die nicht viel zu bedeuten hat.“

„Wir hätten Sie ſchon herausgehauen, wenn die Bauern Ernſt gemacht hätten,“ antwortete der Lieutnant wohlwollend. „Ihre Cigarren ſind übrigens gut.“

Anton freute ſich darüber und goß ſeinem Nachbar das Glas voll. So unterhielt er ſich und blickte auf ſeinen Prinzipal, der heute beſonders aufgelegt war, ſich mit den bunten Herren über Krieg und Frieden zu unterhalten. Anton ſah, daß der Kaufmann die Offiziere mit einer gewiſſen förmlichen

Artigkeit behandelte, welche dem nachläſſigen Ton, in welchem die Herren die Trinkgeſellſchaft begonnen hatten, wirkſam ſteuerte. Bald wurde das Geſpräch allgemein, und man hörte mit Aufmerkſamkeit dem Kaufmanne zu, welcher von dem inſurgirten Gebiet, mit dem er durch frühere Reiſen bekannt war, erzählte und einzelne Führer des Aufſtandes zu ſchildern wußte.

Nur der junge Herr von Rothſattel ſchien zu Antons großer Betrübniß nicht zufrieden mit der Anerkennung, welche ſeine Kameraden dem Civiliſten gönnten, und mit dem Löwenantheil, den dieſer an der Unterhaltung erlangt hatte; er legte ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, ſah wie zerſtreut nach der Decke, ſpielte mit dem Säbelgriff und warf kurze Bemerkungen von den Lippen, welche eine gelangweilte Stimmung andeuten ſollten. Als der Rittmeiſter erwähnte, daß er am nächſten Morgen den Befehlshaber des Grenzcorps erwarte, und der Kaufmann darauf entgegnete: „Ihr Oberſt wird vor morgen Abend nicht hier eintreffen, wenigſtens hat er mir heut auf der Eiſenbahn, wo ich mit ihm zuſammentraf, ſo erzählt,“ da kam in dem jungen Offizier der Teufel des Hochmuths zum Durchbruch und er ſagte mit unartigem Ton: „Sie kennen unſern Obriſten alſo perſönlich? Er nimmt ja wohl ſeinen Zucker und Kaffe bei Ihnen?“

„Wenigſtens geſchah das früher,“ ſagte der Kaufmann artig, „ich ſelbſt habe als junger Mann einige Mal den Kaffe für ihn abgewogen.“

Unter den Offizieren entſtand eine gewiſſe Verlegenheit, und einer der ältern verſuchte von ſeinem Standpunkt aus eine Verbeſſerung der beabſichtigten Grobheit, indem er etwas von einer höchſt reſpectablen Handlung ſprach, bei welcher jeder Militär oder Nicht-Militär ſeinen Bedarf nur mit Vergnügen entnehmen könnte.

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, welches Sie zu meinem Geſchäft haben, Herr Hauptmann,“ ſagte der Kaufmann lächelnd; „ich bin allerdings ſtolz darauf, daß mein Geſchäft reſpectabel geworden iſt durch meine und meiner Angehörigen angeſtrengte Thätigkeit.“

„Lieutnant Rothſattel, Sie führen die nächſte Patrouille, es iſt Zeit, daß Sie aufbrechen,“ erinnerte der Rittmeiſter. Klirrend erhob ſich der Lieutnant.

„Hier bringt Herr Warſchauer eine neue Flaſche, auf welche er große Stücke hält, es iſt der beſte Wein ſeines Kellers. Darf Herr von Rothſattel nicht erſt den Wein verſuchen, bevor er unſere Nachtruhe bewacht?“ frug der Kaufmann mit ruhiger Artigkeit zum Rittmeiſter gewandt. Der junge Herr dankte mit Trotz und ging raſſelnd aus der Stube. Anton hätte ſeinen Liebling prügeln mögen, ſo zornig war er auf ihn. Der Rittmeiſter aber beſeitigte das kleine Zwiſchenſpiel durch ein lebhaftes Geſpräch, welches er einleitete.

Es war ſpät geworden, und Anton ſah mit Verwunderung, daß der Kaufmann fortfuhr, mit ausgeſuchter Artigkeit den Wirth zu machen und an dem Prüfen des Ungarweins ein Behagen zu empfinden, welches mit dem Zwecke ſeiner Reiſe nicht recht verträglich war. Endlich, nachdem eine neue Flaſche entkorkt war, und auch der Rittmeiſter eine neue Cigarre des Kaufmanns bewundert hatte, warf dieſer leicht hin: „Ich wünſche morgen nach der inſurgirten Hauptſtadt zu reiſen und erbitte mir Erlaubniß dazu, wenn dieſe nöthig iſt.“

„Sie wollen —“ riefen die Offiziere rund um den Tiſch.

„Ich muß,“ ſagte der Kaufmann mit Ernſt und ſetzte ihnen kurz auseinander, weshalb er müſſe.

Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf: „Zwar läßt der Wortlaut meiner Ordre zweifelhaft, ob ich die Grenze für Jedermann zu verſchließen habe, doch iſt mir Abſperrung des empörten Landes als der nächſte Zweck unſerer Aufſtellung angegeben.“

„Dann würde ich meinen Wunſch dem Commandeur vortragen müſſen, das würde mich länger als einen Tag auf=

halten, und dieſer Aufenthalt könnte den Zweck meiner Reiſe vereiteln. Wie Ihre Güte mir mittheilt, herrſcht gegenwärtig unter den Inſurgenten noch erträgliche Ordnung, es iſt unmöglich, daß dieſe lange anhält. In den Rückſichten aber, welche ich dort finde, liegt für mich die einzige Möglichkeit meine Waaren zu retten, denn die Frachtwagen kann ich nur mit Bewilligung der revolutionären Behörde aus der Stadt ſchaffen."

„Und hoffen Sie dieſe zu erlangen?" frug der Rittmeiſter.

„Es muß verſucht werden," antwortete der Kaufmann. „Jedenfalls werde ich mich der Plünderung und Zerſtörung meines Eigenthums dort nach Kräften widerſetzen."

Der Rittmeiſter überlegte. „Was Sie thun wollen, ſetzt mich in einige Verlegenheit; wenn Ihnen ein Unglück zuſtößt, was ich faſt fürchte, ſo könnte mir ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ich Ihnen geſtattet habe, die Grenze zu paſſiren. Kann Sie denn nichts bewegen, dieſe Reiſe zu unterlaſſen?"

„Nichts," erwiederte der Kaufmann, „nichts als das Geſetz."

„Liegt Ihnen denn ſo viel an den Frachtwagen, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen wollen?" frug der Rittmeiſter nicht ohne inneres Mißfallen.

„Ja, Herr Rittmeiſter, ebenſo viel, als Ihnen daran liegt, Ihre Pflicht zu thun; es hängt für mich mehr an dem Beſitz dieſer Frachtwagen, als ein geſchäftlicher Vortheil. Ich muß hinüber, wenn mich nicht ein unbedingtes und unwiderrufliches Verbot der Staatsregierung daran hindert. Dieſem würde ich mich zuletzt nicht entziehen, ich werde aber Alles verſuchen, für mich eine Ausnahme zu erwirken."

„Wohlan," ſagte der Rittmeiſter aufſtehend, „ich will Ihrer Reiſe kein Hinderniß in den Weg legen. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie drüben unter keiner Bedingung etwas über die Stärke des Grenzpoſtens, die Aufſtellung unſerer Truppen und über das mittheilen, was Sie etwa von unſern projectirten Maßregeln gehört haben."

„Ich gebe mein Wort," ſagte der Kaufmann.

„Ihre Perſönlichkeit bürgt mir zwar dafür, daß Ihre Angaben über den Zweck der Reiſe die richtigen ſind, zu meiner dienſtlichen Information wünſche ich aber die betreffenden Papiere zu ſehen, wenn Sie ſolche bei ſich haben."

„Hier ſind ſie," ſprach der Kaufmann ebenſo geſchäftsmäßig. „Hier mein Paß ins Ausland auf ein Jahr, hier der Verladeſchein des polniſchen Verkäufers, die Copien meiner Briefe an das Grenzzollamt und den hieſigen Spediteur, und hier die Antworten derſelben. Die Beamten des Grenzzollamts und der Spediteur können außerdem die Wahrheit dieſer Angaben bezeugen."

Der Rittmeiſter durchflog die Papiere und gab ſie zurück. „Sie ſind ein muthiger Mann, und ich wünſche Ihnen alles Glück," ſagte er mit amtlicher Würde. „Und wie wollen Sie reiſen?"

„Mit Poſtpferden. Im Falle man mir die Pferde verweigert, werde ich ſie kaufen und ſelbſt fahren; einen Wagen wird mir unſer Wirth überlaſſen, ich werde morgen bei Tage reiſen, weil ich bei Nacht noch mehr Verdacht erwecken würde."

„Wohlan, morgen mit Tagesanbruch ſehe ich Sie wieder. Wie ich annehme, rücken wir ſelbſt ſpäteſtens in drei Tagen in Feindes Land; falls ich bis dahin keine Nachricht von Ihnen habe, werde ich Sie in der eroberten Stadt aufſuchen. Wir brechen auf, meine Herren, die Sitzung hat bereits zu lange gedauert."

So zogen die Herren vom Militär mit geſchäftlichem Klirren ab, und Anton und ſein Prinzipal blieben mit den leeren Weinflaſchen allein in der Kammer. Der Kaufmann öffnete das Fenſter und wandte ſich dann zu Anton, welcher den letzten Verhandlungen in großer Aufregung zugehört hatte. „Wir werden uns hier trennen, lieber Wohlfart," fing er an.

Bevor er ausſprechen konnte, ergriff Anton ſeine Hand und ſagte mit Thränen in den Augen: „Erlauben Sie mir mit Ihnen zu gehen, ſchicken Sie mich nicht in das Geſchäft zurück. Es würde mir mein ganzes Leben hindurch ein unerträglicher Vorwurf ſein, wenn ich auf dieſer Reiſe von Ihnen gegangen wäre.“

„Es iſt unnütz, vielleicht unklug, wenn Sie mitreiſen. Was dort zu thun iſt, kann ich ſehr gut allein abmachen; wenn irgend eine Gefahr iſt, was ich nicht glaube, ſo kann Ihre Gegenwart mich nicht davor ſchützen, ich würde nur das peinliche Gefühl haben, daß ich einen Andern um meinetwillen in Verlegenheit gebracht habe.“

„Ich würde Ihnen doch ſehr dankbar ſein, wenn Sie mich mitnehmen wollten,“ bat Anton flehentlich, immer noch die Hand des Prinzipals haltend. „Auch Fräulein Sabine hat es gewünſcht,“ fügte er hinzu, indem er in weiſer Steigerung den ſtärkſten Ueberredungsgrund zuletzt aus ſeinem bewegten Gemüth heraufholte.

„Sie iſt ein furchtſames Mädchen,“ ſagte der Kaufmann lächelnd. „Indeß, da Sie ſo freundſchaftlich darauf beſtehen, mag es ſein. Wir reiſen zuſammen; rufen Sie den Wirth und laſſen Sie uns die Reiſegelegenheit beſprechen.“

2.

Es war noch dämmrige Nacht, als Anton vor die Thür der Schenke trat. Ein dichter Nebel hing über der Ebene und bewegte ſich unruhig in dem Zwielicht des nahen Tages; unten am Horizont bezeichnete ein rother Feuerſchein die Gegend, nach welcher die Reiſenden fahren ſollten. Mit grauem Schleier verhüllten die Dämpfe der Nacht einen dunklen Haufen an der Erde. Anton trat näher und erkannte eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder, ſie kauerten am Boden, bleiche ausgehungerte, tiefgefurchte Geſichter. „Sie ſind aus dem Grenzdorf von jenſeits,“ erklärte ihm ein alter Wachtmeiſter, welcher in ſeinem Reitermantel daneben ſtand. „Ihre Dörfer brennen, ſie waren in die Wälder gelaufen, heut Nacht kamen ſie an das Waſſer, ſtreckten die Hände aus und ſchrieen jämmerlich nach Brot. Weil es meiſt Weiber und Kinder ſind, hat der Herr Rittmeiſter ihnen erlaubt, herüber zu kommen, und hat ihnen einige Brote zerſchneiden laſſen. Sie haben einen Mordheißhunger. Nach ihnen kamen größere Banden, alle ſchrieen: Brot! Brot! und rangen die Hände. Wir haben ihnen einige Piſtolenſchüſſe über die Köpfe gefeuert und ſie weggefegt.“

„Ei!“ ſagte Anton, „das iſt keine tröſtliche Ausſicht für unſere Reiſe. Was ſoll hier aus den armen Leuten werden?“

„Es ſind Grenzteufel,“ ſagte der Wachtmeiſter begütigend, „die Hälfte des Jahres ſchmuggeln und ſaufen ſie, und die andere Hälfte hungern ſie. Dieſe hier frieren jetzt etwas.“

„Kann man ihnen nicht einen Keſſel mit Suppe kochen?“ frug Anton mitleidig und griff nach ſeiner Taſche.

„Wozu Suppe?“ ſagte der Wachtmeiſter kaltblütig, „ein Schluck Branntwein wäre der ganzen Geſellſchaft lieber; dort trinkt Alles Branntwein, auch was noch Säugling iſt; wenn Sie etwas dran wenden wollen, ich will's ihnen austheilen und einen ehrlichen Soldaten nicht vergeſſen.“

„Ich werde beim Wirth beſtellen, daß die Hausmagd etwas Warmes kocht, und Sie, Herr Wachtmeiſter, haben die Güte, zuzuſehen, daß Alles in Ordnung zugeht.“ Dabei griff er in die Taſche, und der Wachtmeiſter verſprach bereitwillig, ſein kriegeriſches Herz dem Mitleid offen zu erhalten.

Eine Stunde darauf rollten die Reiſenden in offener Britſchka durch die Vorpoſten, der Kaufmann fuhr, Anton ſaß hinter ihm und blickte ſpähend in die Landſchaft hinein, in welcher ſich aus Finſterniß und Nebel bereits einzelne Gegenſtände erkennen ließen. Ungefähr zweihundert Schritt waren ſie gefahren, da tönte hinter einem dicken Weidenbaum an der

Landſtraße ein polniſcher Zuruf. Der Kaufmann hielt die Pferde an, ein Einzelner näherte ſich vorſichtig dem Wagen. „Kommt herauf, guter Freund,“ rief der Kaufmann dem Fremden zu, „ſetzt euch neben mich.“ Höflich nahm der Fremde ſeine Mütze ab und ſchwang ſich auf den Vorderſitz des Wagens. Es war der oberſte Krakuſe von geſtern mit ſeinem hängenden Schnauzbart. „Haben Sie ein Auge auf ihn,“ ſagte der Kaufmann in engliſcher Sprache zu Anton, „er ſoll uns als Sauvegarde dienen und wird dafür bezahlt; wenn er mir auf den Leib rückt, ſo faſſen Sie ihn von hinten.“

Anton holte die verachteten Piſtolen aus einer alten Ledertaſche an der Seite des Wagens und ſteckte ſie vor den Augen des Krakuſen recht ſichtbar in die Taſchen ſeines Paletots. Der Führer im blauen Rock aber lachte vertraulich und erwies ſich bald als ein Geſchöpf von freundſchaftlicher und geſelliger Natur, er nickte verbindlich beiden Reiſenden zu, trank Schlucke aus Antons Reiſeflaſche und machte Verſuche, über ſeine linke Schulter mit dieſem eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem er ihn in gebrochenem Deutſch Euer Gnaden nannte und ihm offenbarte, er rauche auch Tabak, habe aber keinen. Zuletzt bat er um die Ehre, die Herren fahren zu dürfen.

So waren ſie an einer Gruppe zerfallener Häuſer vorbeigekommen, welche an einem Sumpf auf kahler Fläche ſtanden, wie rieſige Pilze, die an einer vergifteten Stelle in die Höhe geſchoſſen ſind; da ſahen ſie ſich plötzlich von einem Haufen Inſurgenten umringt. Es war Landſturm, wie ſie ihn ſchon am Tage vorher geſehen hatten, einige Dreſchflegel, einige gerade Senſen, alte Musketen, Leinwandkittel, viel Schnapsgeruch und glotzende Augen. Der Haufe fiel den Pferden in die Zügel und ſchickte ſich mit Blitzesſchnelle an, dieſelben abzuſpannen. Da erhob ſich der Krakuſe von ſeinem Sitz wie ein Löwe und entwickelte in ſeinem Polniſch eine ungeheure Beredſamkeit, wobei er mit Händen und Füßen nach allen Seiten hin focht. Er erklärte, daß dieſe Herren große

Herren der Niemcy ſeien, welche nach der Hauptſtadt reiſten, weil ſie mit der Regierung ſprechen müßten; es werde Jedem den Kopf koſten, der auch nur ein Haar aus dem Schwanze ihrer Pferde ausriſſe. Auf dieſe Rede folgten ebenſo lebhafte Gegenreden, bei denen ein Theil die Fäuſte ballte, ein Theil die Mützen abnahm. Darauf hielt der Führer eine noch ſtärkere Rede und ſtellte allen Patrioten ein Zerſchnittenwerden in vier Theile in Ausſicht, wenn ſie wagen würden, auch nur ihre Pferdeköpfe ſcheel anzuſehen. Darauf wurde die Zahl der geballten Fäuſte geringer und die Zahl der gezogenen Mützen größer. Endlich machte der Kaufmann dieſer Scene ein Ende, indem er die Pferde mit einem kräftigen Peitſchenſchlag antrieb und den letzten widerſpenſtigen Patrioten zu einem ſchnellen Seitenſprung veranlaßte. Im Galopp ſtoben die Pferde vorwärts, einige lebhafte Interjectionen klangen hinter ihnen her, und eine Kugel pfiff unſchädlich über die Häupter der Reiſenden, wahrſcheinlich mehr aus allgemeiner Vaterlandsliebe, als zu einem beſtimmten Zweck abgeſchoſſen.

So ging es einige Stunden fort. Nicht ſelten überholten ſie Haufen bewaffneter Landleute, welche entweder ſchrieen und ihre Knittel ſchwangen, oder einem Geiſtlichen mit der Kirchenfahne nachzogen, die Köpfe geſenkt, geiſtliche Lieder ſingend. Die Reiſenden wurden einige Male aufgehalten und bedroht, zuweilen auch mit großer Ehrerbietung begrüßt, zumal Anton, der auf ſeinem Hinterſitz für die Hauptperſon galt.

Endlich näherten ſie ſich einem größern Dorf, die Haufen wurden dicker, das Geſchrei lauter, unter den Bauerkitteln waren hier und da eine Uniform, Federbüſche und Bajonette ſichtbar. Hier zeigte der Führer Symptome von Unruhe und erklärte dem Kaufmann, weiter könne er ſie nicht führen, hier müßten ſie ſich bei dem Befehlshaber melden. Der Prinzipal zeigte ſich damit zufrieden, zahlte dem Führer ſeinen Lohn aus und ließ den Wagen bei dem erſten Haufen, welcher die Straße beſetzt hielt, halten. Ein junger Mann in blauer

Pekeſche, mit einer roth und weißen Schärpe um den Leib, eilte heraus, nöthigte die Reiſenden abzuſteigen, und führte ſie mit leidenſchaftlichem Dienſteifer der Hauptwache zu. Der Kaufmann behielt die Zügel der Pferde in der Hand und raunte Anton zu, er ſolle den Wagen unter keinen Umſtänden aus den Augen laſſen. Anton heuchelte Unbefangenheit und drückte dem getreuen Krakuſen, der hinter dem Wagen herſchlich, etwas in die Hand, damit dieſer den Pferden einige Bündel Heu verſchaffe.

Das Wachtlocal war in einem Hauſe, deſſen Strohdach durch den weißen Anſtrich der Wände einen vornehmen Schimmer erhielt. Dort ſtanden einige Jagdflinten und Muſketen an Holzpflöcke gelehnt, bewacht von einem jugendlichen Volontär in blauem Rock und rother Mütze. Daneben ſaß der commandirende Offizier, ein plattes Geſicht unter einem mächtigen weißen Federbuſch; er war mit einer ungeheuren ſeidenen Schärpe und einem Säbel mit ſchöngewundenem Korbgriff geſchmückt. Dieſer Herr gerieth in nicht gewöhnliche Aufregung, als er die Fremden erblickte, er drückte ſeinen Hut feſt, ſtrich ſich grimmig den unordentlichen Bart und begann ein Verhör. Nach früherer Verabredung ſagten ihm beide Reiſende, daß ſie das Obercommando in wichtiger Angelegenheit zu ſprechen hätten. Ueber den Zweck ihrer Reiſe verweigerten ſie jede Auskunft. Dieſe Erklärung kränkte die Würde des Befehlshabers. Er machte liebloſe Anſpielungen auf verdächtige Menſchen und Spione und ſchrie ſeiner Wache zu, ins Gewehr zu treten. Fünf junge Männer in blauen Pekeſchen ſtürzten aus dem Hauſe, ſtellten ſich in Linie auf und wurden mit einem Aufwand von Commandowörtern beſchäftigt, ihre Gewehre bereit zu halten. Anton ſprang unwillkürlich zwiſchen die Blauröcke und ſeinen Principal. Indeß änderte der Herr mit dem großen Säbel ſeinen mörderiſchen Entſchluß, als der Kaufmann mit Gemüthsruhe an dem Pfoſten ſtehen blieb, um den er die Zügel geſchlungen hatte. Der

Befehlshaber begnügte ſich, ihm nochmals zu verſichern, er halte ihn für höchſt gefährlich und ſei ſehr geneigt, ihn als Verräther zu füſiliren.

Der Kaufmann zuckte mit den Achſeln und ſagte in ruhiger Höflichkeit: „Sie ſind durchaus im Irrthum über den Zweck unſerer Reiſe. Sie können uns nicht im Ernſt für Spione halten, denn wir haben uns durch einen Ihrer Landsleute gerade zu Ihnen führen laſſen, um durch Ihre Güte ein Geleit nach der Hauptſtadt zu bekommen. Ich bitte Sie nochmals, uns nicht aufzuhalten, da unſere Geſchäfte bei der Commandantur dringend ſind, und ich Sie für jede unnütze Verzögerung unſezer Reiſe verantwortlich machen müßte.“ Der Commandeur fing nach dieſer Rede von Neuem an zu wettern, er ſchnaubte heftig gegen den Kaufmann und Anton, trank endlich ein großes Glas Branntwein und faßte einen Entſchluß. Er rief drei ſeiner Leute und befahl ihnen, ſich mit den Reiſenden aufzuſetzen und dieſelben nach der Hauptſtadt zu transportiren. Ein neues Strohbund wurde in den Wagen geworfen, zwei confiscirte Burſchen nahmen mit ihren Gewehren Platz hinter den Reiſenden, vor ihnen ſetzte ſich ein weißröckiger Bauer auf den Kutſcherſitz, ergriff die Zügel und fuhr gleichgültig ſeine Ladung, Verdächtige, Patrioten und Alles, im Galopp nach der Hauptſtadt.

„Unſere Lage hat ſich verſchlechtert,“ ſagte Anton, „fünf Mann auf dem kleinen Wagen, und die armen Pferde ſind ermüdet.“

„Ich ſagte Ihnen, daß unſere Reiſe einige Unbequemlichkeiten haben würde,“ antwortete der Kaufmann. „Die Menſchen ſind nie läſtiger, als wenn ſie Soldaten ſpielen. Uebrigens iſt dieſe Bewachung kein Unglück, wir werden wenigſtens bei ſolcher Empfehlung in die Stadt gelaſſen werden.“

Es war Abend, als ſie in der Nähe der Stadt ankamen. Ein röthlicher Schein am Himmel bezeichnete ſchon aus der

Ferne das Ziel ihrer Fahrt, dann zahlreiche bewaffnete Banden, welche in die Stadt hinein oder von ihr her zogen. Darauf folgten ein langer Aufenthalt an dem Thore, ein Durcheinander von Fragen und Antworten, Beleuchtung der Reiſenden durch Laternen und brennende Kienſpäne, feindſelige Blicke und unverſtändliche Drohungen, endlich eine lange Fahrt durch die Straßen der alten Hauptſtadt. Um ſie herum bald Totenſtille, bald ein wildes Geſchrei zuſammengelaufener Menſchen, doppelt unheimlich, wenn die Worte den Hörenden unverſtändlich waren.

Zuletzt lenkte der Kutſcher auf einen Marktplatz und hielt vor einem ſtattlichen Hauſe. Die Reiſenden wurden durch ein Gedränge bunter Uniformen, beſchnürter Röcke und heller Kittel gezogen und eine breite Treppe hinaufgedrängt. Dort ſtieß man ſie in ein großes Zimmer und ſtellte ſie einem Herrn mit weißen Glacéhandſchuhen gegenüber, welcher in einen ſchriftlichen Rapport ſah und ihnen kurz ankündigte, daß ſie nach dem Bericht des Stations-Commandanten der Spionage verdächtig wären und vor einem Kriegsgericht verhört werden ſollten. Der Kaufmann antwortete ſogleich mit kräftigem Unwillen: „Dann bedaure ich, daß Ihr Untergebener eine große Unwahrheit gemeldet hat, denn wir haben die Reiſe bei hellem Tage auf der großen Landſtraße bis hierher gemacht, in der beſtimmten Abſicht, Ihren Commandirenden zu ſprechen; mein ſind die Pferde und mein der Wagen, welche mich vor dieſes Haus gebracht haben, und es war eine überflüſſige Höflichkeit Ihres Stations-Commandanten, daß er mir ſolche Begleitung mitgegeben hat. Ich wünſche den Herrn, welcher hier befehligt, ſo bald als möglich zu ſehen, nur ihm werde ich den Zweck meiner Reiſe mittheilen; haben Sie die Güte, ihm meinen Paß einzuhändigen.“

Der Herr ſah in den Paß und frug mit mehr Rückſicht auf Anton blickend: „Aber dieſer Herr? er hat das Ausſehen eines Offiziers Ihrer Armee.“

„Ich bin ein Commis des Herrn Schröter," erwiederte Anton mit einer Verbeugung, „und durch und durch civil."

„Warten Sie," ſprach der junge Mann von oben herab und ging mit dem Paß in ein Nebenzimmer.

Da er einige Zeit ausblieb und Niemand die Reiſenden hinderte, ſetzten ſie ſich auf eine Bank und nahmen die ſicherſte Miene an, welche ihnen möglich war. Anton warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Prinzipal, welcher finſter vor ſich niederſah, und betrachtete dann verwundert ſeine Umgebung. Es war ein hohes Zimmer, die Decke mit Stuck und Malerei verziert, die Wände verräuchert und beſchmutzt, Tiſche, Stühle und Bänke ſtanden unordentlich umher, ſie ſchienen aus einem Schenkhauſe herzugeſchleppt; an den Tiſchen beugten ſich einige Schreiber über ihre Papiere, und an den Wänden ſaßen und lagen Bewaffnete, ſie ſchliefen oder ſprachen laut mit einander, zum Theil in franzöſiſcher Sprache. Das heruntergekommene Zimmer in der trüben Beleuchtung machte auf Anton keinen ermuthigenden Eindruck, und leiſe ſagte er zu dem Kaufmann: „Wenn Revolution ſo ausſieht, ſieht ſie häßlich genug aus."

„Sie verwüſtet immer und ſchafft ſelten Neues. Ich fürchte, die ganze Stadt gleicht dieſer Stube. Die gemalten Wappen an der Decke und die ſchmutzige Bank, auf der wir ſitzen, wenn ſolche Gegenſätze zuſammenkommen, dann darf ein ehrlicher Mann ſein Kreuz ſchlagen. Der Adel und der Pöbel ſind jeder einzeln ſchlimm genug, wenn ſie für ſich Politik treiben; ſo oft ſie ſich aber mit einander vereinigen, zerſtören ſie ſicher das Haus, in dem ſie zuſammenkommen."

„Die Vornehmen ſind uns unbequemer," ſagte Anton, „ich lobe mir unſern Krakuſen, der war ein höflicher Inſurgent und er hatte ein Herz für ein Achtgroſchenſtück, die Herren hier aber verfahren durchaus nicht geſchäftsmäßig."

„Warten wir ab," ſprach der Prinzipal.

Eine Viertelſtunde war vergangen, da trat ein junger

Mann von ſchlankem Wuchs und ſtattlichem Ausſehen, gefolgt von dem Herrn mit den weißen Händen, aus dem Nebenzimmer, ſchritt artig auf den Kaufmann zu und ſagte mit lauter Stimme, ſo daß auch die Schläfer auf den Bänken ihn hören mußten: „Ich freue mich, Sie hier zu ſehen, ich habe ſo etwas erwartet; haben Sie die Güte, mir mit Ihrem Begleiter zu folgen.“

„Wetter! unſere Actien ſteigen,“ dachte Anton. Sie folgten dem majeſtätiſchen Redner in ein kleines Eckzimmer, welches gewiſſermaßen das Boudoir des Hauptquartiers war; denn es ſtand eine Ottomane darin, weich gepolſterte Seſſel und ein zierlicher Schreibtiſch von ſeltenem Holz. Verſchiedene Anzüge und Uniformen hingen unordentlich über den Möbeln, und auf dem Tiſch lag neben Papieren ein niedliches, koſtbar ausgelegtes Taſchenterzerol mit zwei Läufen und ein großes Petſchaft von buntem Stein in Gold eingefaßt.

Während Anton die Beobachtung machte, daß es in dem Raum ſehr elegant, aber auch ſehr unordentlich ausſah, ſagte der junge Befehlshaber mit etwas mehr Haltung und etwas weniger Zärtlichkeit zu dem Kaufmann: „Sie ſind durch ein Mißverſtändniß rauher Behandlung ausgeſetzt worden, wie ſie in unruhiger Zeit nicht immer zu vermeiden iſt; Ihre Begleiter haben Ihre Angaben beſtätigt. Ich erſuche Sie, mir mitzutheilen, was Sie zu uns führt.“ Der Kaufmann berichtete kurz, aber genau den Zweck ſeiner Reiſe, nannte die Namen ſeiner Geſchäftsfreunde am Ort und berief ſich auf ſie zur Beſtätigung ſeiner Ausſage.

„Ich kenne den einen oder andern dieſer Herren,“ antwortete der Befehlshaber nachläſſig. Er ſah den Kaufmann ſcharf an und frug nach einer Pauſe: „Haben Sie mir nichts weiter mitzutheilen?“

Der Prinzipal verneinte, aber der Andere fuhr ſchnell fort: „Ich begreife wohl, daß unſere ungewöhnliche Lage Ihrer Regierung verbietet, direct mit uns in Verbindung zu treten, und daß Sie, falls Sie irgend einen Auftrag an uns haben, die höchſte Vorſicht beobachten müſſen.“

Lebhaft fiel ihm der Kaufmann ins Wort: „Bevor Sie weiter ſprechen, verſichere ich nochmals, als Mann von Ehre, daß ich nur in meinen Angelegenheiten herkomme, und daß dieſe Angelegenheiten nur die angegebenen ſind. Da ich aber aus Ihren Worten und aus Manchem, was ich auf dem Wege gehört habe, ſchließe, daß Sie mich für einen Bevollmächtigten, gleichviel von wem, halten, ſo fühle ich mich gezwungen Ihnen zu ſagen, daß ich in keinerlei Auftrag hierher hätte reiſen können, weil ein Auftrag, wie Sie zu erwarten ſcheinen, unmöglich iſt.“

Der vornehme Häuptling ſah ſehr ernſt vor ſich nieder und ſagte nach einem Augenblick finſtern Schweigens: „Gleichviel, Sie ſollen darunter nicht leiden. — Der Wunſch, welchen Sie hier ausgedrückt haben, iſt ſo ungewöhnlich, daß er bei einer regulären Obrigkeit durchaus nicht erfüllt werden könnte; wenn uns nicht vergönnt iſt, Sie für einen Freund zu halten, ſo gebietet uns die Pflicht der Nothwehr, Sie und Ihr Eigenthum als feindlich zu behandeln. Aber die Männer meines Volkes haben, ſo oft ſie zu den Waffen griffen, die verhängnißvolle Tugend gehabt, auch Andern einen großen Sinn zuzutrauen und um ihrer ſelbſt willen auch da edel zu handeln, wo ſie auf keinen Dank zu rechnen hatten. Seien Sie überzeugt, daß ich, ſo viel an mir liegt, dazu beitragen werde, Ihr Eigenthum frei zu machen.“

So ſprach der Edelmann mit Selbſtgefühl und in prächtiger Haltung, und Anton fühlte lebhaft, daß etwas wahrhaft Edles aus den Worten hervorleuchtete; aber er war ſchon zu ſehr Geſchäftsmann, um ſich ſolchem Eindruck ganz hinzugeben, und ein recht gemeines Bedenken fiel als Reif auf die aufkeimende Bewunderung. „Er verſpricht uns Hilfe und hat ſich noch nicht einmal überzeugt, ob das in der That unſer Eigenthum iſt, was wir aus ſeiner Stadt herausziehen wollen.“

„Leider bin ich nicht ſo ſouverän,“ fuhr der Anführer fort, „daß ich Ihnen ohne Weiteres Ihr Verlangen erfüllen kann. Indeß hoffe ich, Ihnen auf morgen einen Freipaß für Ihre Wagen durchzuſetzen. Vor Allem ſuchen Sie ſelbſt zu ermitteln, wo Ihr Eigenthum ſich befindet; ich werde Ihnen einen meiner Offiziere zum Schutz mitgeben. Morgen früh das Weitere.“

Mit dieſen Worten wurden die Reiſenden huldreich entlaſſen, und Anton ſah beim Herausgehen, wie der Befehlshaber ſich ermüdet in einen weichen Sammtſtuhl ſetzte und mit geſenktem Haupte an dem Griff ſeines ſchönen Terzerols ſpielte.

Ein kleiner Herr mit einer großen Schärpe, faſt noch ein Kind, aber von zuverſichtlichem Weſen, begleitete die Reiſenden aus dem Hauſe. Im Herausgehen wurden ſie von mehren Anweſenden artig gegrüßt, und Anton ſah, daß das Vorzimmer ſie noch immer für diplomatiſche Charaktere hielt. Der Offizier frug, wohin er die Herren begleiten ſolle, ſein Auftrag ſei, ſie nicht zu verlaſſen.

„Zu unſerm Schutz, oder zu unſerer Bewachung?“ frug Anton heiter, denn er hatte jetzt guten Muth.

„Sie werden mir keine Veranlaſſung geben, mich als Ihren Aufſeher zu betrachten,“ antwortete der kleine Krieger in elegantem Franzöſiſch.

„Nein,“ ſagte der Kaufmann, mit Theilnahme auf den Jüngling blickend, „aber wir werden Sie ermüden, denn wir haben noch heut ſehr unintereſſante und gewöhnliche Geſchäfte abzumachen.“

„Ich thue nur meine Pflicht,“ antwortete mit ſtolzer Haltung der Führer, „wenn ich Sie begleite, wohin Sie irgend wünſchen.“

„Und wir die unſere, wenn wir eilen,“ ſagte der Kaufmann.

So ſchritten die Reiſenden durch die Straßen der Stadt. Die Nacht war eingebrochen, aber unter ihrem Mantel wurde das wüſte Treiben noch peinlicher. Haufen des niedrigſten Pöbels, Patrouillen des Heeres, Schaaren von flüchtigen Landbewohnern drängten ſich ſchreiend, fluchend, ſingend durcheinander; viele Fenſter waren erleuchtet, und der Lichterglanz verbreitete über den Straßen eine ſchattenloſe, geſpenſtige Helle. Ueber die Häuſer wälzten ſich dicht geballte, röthliche Wolken, es brannte in einer Vorſtadt, und der Wind trieb Schwärme goldener Funken und lohende Holzſplitter über die Häupter der Reiſenden. Dazu heulten die Glocken der Thürme mit ſchauerlicher Stimme eintönigen Klagegeſang. Die Reiſenden eilten ſchweigend durch das Gedränge, die trotzigen Worte ihres Begleiters öffneten ihnen einen Weg auch durch drohende Haufen. So kamen ſie zu dem Hauſe, in welchem der Agent der Handlung wohnte. Das Haus war verſchloſſen, und lange mußten ſie pochen, bis ein Fenſter geöffnet wurde und eine ängſtliche Stimme in den Straßenlärm hinunter rief, wer da ſei.

Als ſie eintraten, lief ihnen der Agent händeringend entgegen und fiel dem Kaufmann weinend um den Hals. Die Gegenwart des jungen Inſurgenten verhinderte ihn, ſeinen Gefühlen Worte zu geben; er öffnete den Ankommenden ſeine Zimmer und bat mit kläglicher Stimme um Entſchuldigung wegen der übergroßen Unordnung. Koffer und Kiſten waren gepackt, Frauen und Dienſtboten liefen ängſtlich ab und zu, verſteckten hier ſilberne Leuchter und packten dort wieder ſilberne Löffel aus. Unterdeß rang der Hausherr unaufhörlich die Hände, ging in der Stube auf und ab, beklagte ſein Unglück und das Unglück der Handlung, ſegnete und bedauerte die Ankunft des Kaufmanns in einem Athemzuge, und verſicherte dazwiſchen dem jungen Krieger mit gepreßter Stimme, daß auch er ein Patriot ſei, und daß nur ein unbegreifliches Verſehen des Dienſtmädchens die Cocarde von ſeiner Hausmütze abgetrennt habe. Es war erſichtlich, daß der Mann und ſeine ganze Familie den Kopf verloren hatten. Mit Mühe und nur durch ernſte Worte brachte ihn der Kaufmann ſo weit, daß er ihm in einer Fenſterecke über den Stand der Geſchäfte Auskunft gab. Die Frachtwagen waren in der Stadt angekommen, gerade an dem Tage, an welchem der Aufruhr losbrach. Durch die Vorſicht eines Fuhrmanns waren ſie in dem großen Hofraum einer entlegenen Herberge untergebracht worden; was ſeit der Zeit aus dem Transport geworden war, wußte der Agent nicht.

Nach kurzer Unterredung ſagte der Kaufmann: „Ihre Gaſtfreundſchaft nehmen wir heut Nacht nicht in Anſpruch, wir werden dort ſchlafen, wo unſere Wagen ſind.“ Alle Einwendungen des Agenten wurden mit Entſchiedenheit zurückgewieſen. Der ehrliche, aber ſchwache Mann ſchien wahrhaft bekümmert über die neuen Gefahren, denen ſich ſein Geſchäftsfreund ausſetzen wollte.

„In der Frühe hole ich Sie ab,“ ſagte der Kaufmann beim Scheiden; „ich beabſichtige morgen mit meinen Wagen abzureiſen, vorher werde ich bei unſern Kunden einige Beſuche machen, die, wie Sie wiſſen, nothwendig ſind, dabei wünſche ich Ihre Begleitung.“ Der Agent verſprach, bei Tageslicht alles Mögliche zu thun.

So traten die Reiſenden wieder in die Nacht hinaus, geleitet von dem Polen, welcher mit Verachtung die halblaute Verhandlung angehört hatte. Auf der Straße ſagte der Prinzipal, ſeine Cigarre unwillig wegwerfend, zu Anton:

„Unſer Freund wird uns wenig nützen, er iſt hilflos wie ein Kind. Er hat verſäumt, im Anfange dieſer wilden Tage ſeine Pflicht zu thun, Gelder einzuziehen und Deckung für unſere Forderungen zu ſuchen.“

„Und jetzt wird Niemand den Willen haben,“ ſagte Anton bekümmert, „weder uns Zahlung zu leiſten, noch Deckung zu geben.“

„Und doch müſſen wir das morgen durchſetzen, und Sie ſollen mir dabei helfen. Bei Gott, ſolche kriegeriſche Krämpfe ſind für den Verkehr ohnedies unbequem genug, ſie lähmen jede nützliche Thätigkeit des Menſchen, und doch iſt's dieſe allein, welche ihn davor bewahrt, ein Thier zu werden. Wenn aber ein Geſchäftsmann ſich noch mehr ſtören läßt, als nöthig iſt, ſo begeht er ein Unrecht gegen die Civiliſation, ein Unrecht, das gar nicht wieder gut zu machen iſt."

So kamen ſie in einen Stadttheil, in welchem leere Straßen und die Totenſtille um ſie herum noch unheimlicher gegen den fernen Lärm und die Röthe am Himmel abſtachen. Endlich machten ſie Halt vor einem niedrigen Gebäude mit großem Thorwege. Sie traten ein und ſahen in die Wirthsſtube, einen ſchmutzigen Raum mit geſchwärzten Deckbalken, in welchem ſich auf Holzbänken und Tiſchen ſchreiende und Branntwein trinkende Patrioten drängten. Der junge Offizier trat auf die Schwelle und rief nach dem Wirth. Eine dicke Figur mit rothglühendem Geſicht tauchte aus dem Dampf eines Schenktiſches hervor. „Im Namen der Regierung Zimmer für mich und meine Begleiter," forderte der Andere. Widerwillig ergriff der Wirth ein verroſtetes Schlüſſelbund und ein Talglicht und führte die Fremden in den Oberſtock, dort öffnete er ein dumpfiges Zimmer und erklärte mürriſch, er habe keine andere Gaſtſtube.

„Schafft uns ein Abendbrot und eine Flaſche von eurem beſten Wein," ſagte der Kaufmann, „wir bezahlen euch gut und ſogleich."

Dieſe Andeutung verbeſſerte die Stimmung des dicken Gaſtwirths ſichtlich, er kam ſogar auf den unglücklichen Einfall, höflich auszuſehen. Jetzt frug der Kaufmann nach den Fuhrleuten und nach den Wagen. Dieſe Fragen kamen dem Wirthe quer. Zuerſt verſuchte er gar nichts zu wiſſen und behauptete, es ſeien viele Wagen in ſeinem Hofe aufgefahren, und es ſeien wohl auch Fuhrleute da, er kenne ſie nicht.

Vergebens bemühte ſich der Kaufmann, ihm den Zweck ſeiner Herkunft verſtändlich zu machen, der Wirth blieb verſtockt und verfiel wieder in mürriſche Grobheit, bis der junge Pole dazwiſchen trat und dem Kaufmann bemerkte, mit ſolchen Leuten müſſe man anders reden. Er ſtellte ſich vor den Wirth, bezeichnete ihn mit mehren Hundenamen und verſprach, ihn auf der Stelle arretiren und abführen zu laſſen, wenn er nicht die genaueſte Auskunft gäbe.

Der Wirth ſah ſcheu auf den Offizier und erbot ſich endlich, fortzugehen und einen der Fuhrleute heraufzuſchicken.

Kurz darauf polterte eine lange Geſtalt mit braunem Filzhut die Treppe herauf, ſtutzte beim Anblick des Kaufmanns und erklärte endlich mit erzwungener Freundlichkeit, er ſei da.

„Wo ſtehn die Wagen, wo ſind die Frachtbriefe?“

Die Wagen waren im Hofe der Herberge aufgefahren, die Frachtbriefe kamen zögernd aus der ſchmutzigen Ledertaſche des Fuhrmanns.

„Ihr ſteht mir dafür, daß eure Ladung vollſtändig und unverſehrt iſt?“ frug der Kaufmann.

Mißvergnügt antwortete der Filzhut, er könne dafür nicht ſtehen. Die Pferde des Transports ſeien ausgeſpannt und in einem verſteckten Stall verborgen, damit ſie nicht von der Regierung mit Beſchlag belegt würden; was von den Wagen heruntergekommen ſei, könne er nicht wiſſen und nicht vertreten, jede Verantwortlichkeit höre bei ſolcher Unordnung auf.

„Wir ſind in einer Diebeshöhle,“ ſagte der Kaufmann zu ſeinem Begleiter; „ich bitte um Ihre Hilfe, die Leute zur Ordnung zu bringen.“

Andere Leute zur Ordnung zu bringen, war gerade, was der junge Pole für ſeine Stärke hielt, denn er nahm lächelnd eine Piſtole in die Hand und ſagte verbindlich zu Anton: „Thun Sie wie ich und haben Sie die Güte mir zu folgen.“ Darauf faßte er den Fuhrmann beim Kragen wie einen erſchoſſenen Haſen und ſchleppte ihn die Treppe hinunter in den

Hausflur. — „Wo iſt der Wirth?“ rief er mit möglichſt furchtbarer Stimme. „Der Hund von Wirth und eine Laterne!“ Als die Laterne endlich gebracht wurde, führte er den ganzen Zug, die Fremden, den gefangenen Fuhrmann, den dicken Wirth und was bei dem Lärm ſonſt zuſammengelaufen war, in den Hof. Dort ſtellte er ſich mit ſeinem Gefangenen als Mittelpunkt eines Kreiſes auf, widmete dem Wirth noch einige Hundeſöhne, ſchlug ſeinen Fuhrmann mit dem Kolben der Piſtole auf den Kopf und ſagte dann dem Kaufmann artig in franzöſiſcher Sprache: „Der Schädel dieſes Burſchen klingt merkwürdig hohl, was wünſchen Sie zunächſt von dieſen Tröpfen?“

„Haben Sie die Güte, die Fuhrleute zuſammenzurufen.“

„Gut,“ ſagte der Pole, „und dann?“

„Dann will ich die Ladung der Wagen unterſuchen, wenn das in der Finſterniß möglich iſt.“

„Möglich iſt Alles,“ ſagte der Pole, „wenn Sie ſich die Unbequemlichkeit machen wollen, bei Nacht dieſe alte Leinwand zu durchforſchen. Ich würde Ihnen zu einer Flaſche Sauterne rathen und zu einigen Stunden Ruhe. Man muß in ſolchen Zeiten die Gelegenheit nicht verſäumen, ſich zu ſtärken.“

„Ich würde es vorziehn, auf der Stelle die Wagen anzuſehen,“ erwiederte der Kaufmann lächelnd, „wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Ich bin im Dienſt,“ ſagte der Pole, „alſo friſch ans Werk, es ſind Hände genug hier, um Ihnen die Lichter zu halten. — Ihr gottverdammten Schurken,“ fuhr er polniſch fort, wieder den Fuhrmann knuffend und den Wirth bedrohend, „ich führe euch alle zuſammen ab und laſſe Standrecht über euch halten, wenn ihr nicht auf der Stelle die übrigen Fuhrleute dieſes Herrn vor meine Augen ſchafft. Wie viel ſind ihrer?“ frug er franzöſiſch den Kaufmann.

„Es ſind vierzehn Wagen,“ erwiederte dieſer.

„Vierzehn müſſen's ſein,“ donnerte der Pole wieder die Leute an, „der Teufel ſoll all euren Großmüttern das Aergſte thun, wenn ihr euch nicht auf der Stelle vor dieſem Herrn aufſtellt.“ Mit Hilfe eines alten Hausknechts wurde endlich etwa ein Dutzend der Fuhrleute herbeigeſchafft, zwei waren nicht aufzutreiben; der Wirth geſtand endlich, ſie hätten ſich dem Heere der Patrioten angeſchloſſen.

Der Pole ſchien nicht viel Werth auf dieſen Patriotismus zu legen. Er ſprach zum Kaufmann gewandt: „Hier haben Sie die Leute, ſehen Sie nach der Ladung; wenn auch nur ein Stück fehlt, laſſe ich über die ganze Geſellſchaft Standrecht halten.“ Dabei ſetzte er ſich nachläſſig auf eine Wagendeichſel und drehte die Spitzen ſeiner beſchmutzten Glanzſtiefeln beim Licht der Laterne hin und her.

Eine Anzahl von Laternen, auch einige Fackeln wurden gebracht, und auf einige ermuthigende Worte des Kaufmanns ſtiegen die Fuhrleute in die Wagenburg, welche in dem großen Hofe aufgefahren war, rollten einige leere Wagen bei Seite und eröffneten den Zugang zu ihrer Ladung. Die meiſten waren ſchon früher im Geſchäft des Kaufmanns geweſen und kannten ihn und Anton perſönlich, einige zeigten ſich dienſtfertig und gutwillig, und während der Kaufmann den verſtändigſten unter ihnen vornahm und ausfrug, unterſuchte Anton, ſoweit es in der Eile möglich war, die Beſchaffenheit der Ladung, welche zumeiſt aus Wolle und Talg beſtand. Einige Wagen waren unbeſchädigt, der eine war ganz abgeladen, mehre andere ihrer Decken beraubt und theilweiſe geplündert. Der Kaufmann trat zu dem jungen Polen. „Es iſt ſo, wie wir annahmen,“ ſagte er; „der Wirth hat einige von den Fuhrleuten überredet, da jetzt Revolution ſei, hätten ihre Verpflichtungen aufgehört; ſie haben angefangen, die Ladung in einem Nebengebäude abzuladen. Kamen wir einen Tag ſpäter, ſo war Alles ausgeräumt. Der Wirth und einige Spießgeſellen waren die Anſtifter, ein Theil der Fuhrleute iſt durch Drohungen eingeſchüchtert worden.“

Auf dieſen Bericht folgte eine neue Auflage von Donnerwettern aus dem Munde der kleinen Autorität; der Wirth, von deſſen Geſicht alle Röthe verſchwunden war, lag vor dem Offizier auf den Knien und wurde von dieſem bei den Haaren feſtgehalten und in gefährlicher Weiſe zerzauſt. Unterdeß warf ſich Anton mit einigen Fuhrleuten gegen die verſchloſſene Remiſe, ſchlug das Thor auf und beleuchtete die Wollſäcke und die übrigen geſtohlenen Güter.

„Laſſen Sie die Leute aufladen, ſie mögen zur Strafe die Nacht arbeiten,“ ſagte der Kaufmann. Nach einigem Widerſpruch fügten ſich die Fuhrleute, beſiegt durch eine Miſchung von Drohungen und Verſprechungen. Der Pole trieb die betrunkenen Gäſte der Wirthsſtube aus dem Hauſe, ließ das äußere Thor ſchließen und alles Beleuchtungsmaterial des Hauſes in den Hof ſchaffen. Darauf zog er den Hauswirth unter fortgeſetztem freundſchaftlichem Haarraufen nach dem obern Stock, ließ ihn dort durch einige hilfreiche Patrioten mit großen Cocarden, welche unter den Gäſten der Wirthsſtube geweſen waren, an einen Bettpfoſten befeſtigen und kündigte ihm an, daß er dieſe Nacht auf kein anderes Verhältniß zu ſeiner Bettſtelle Anſpruch habe. „Im Fall die Waaren vollſtändig aufgefunden und aus deinem Hauſe geſchafft werden, wirſt du Verzeihung erhalten; im entgegengeſetzten Falle werde ich Gericht über dich halten und dich erſchießen laſſen.“

Unterdeß klirrte und raſſelte es im Hofraum, und Menſchenſtimmen ſchrieen eifrig durcheinander. Anton ließ die Wagen belaſten und die Ladung feſt machen. In dem Eifer der Arbeit ſah er kaum um ſich und dachte nur auf Augenblicke an die fremdartige Umgebung und das Abenteuerliche dieſer Scene. Es war ein großer viereckiger Hofraum, von niedrigen verfallenen Holzgebäuden, Ställen und Wagenſchuppen eingefaßt, mit zwei Einfahrten, durch die Herberge ſelbſt und ein gegenüberliegendes Thor; ein Raum von mehr als einem Morgen Ausdehnung, wie ſie häufig bei den Herbergen des öſtlichen Europas zu finden ſind, welche an großen Verkehrsſtraßen liegen und wie die Caravanſereien des Morgenlandes beſtimmt ſind, großen Waarentransporten und einer ſchnell zuſammenſtrömenden Menge nothdürftigen Schutz zu geben. Alle Arten von Wagen waren in dem Hofe in großem Viereck zuſammengefahren, es war ein Gewirr von Leitern, Deichſeln, Rädern, von großen geflochtenen Weidenkörben und grauen Leinwanddecken, von Heu- und Strohbündeln, alten Pechbüchſen und tragbaren Futterkrippen. Außer Stalllaternen und lodernden Kienfackeln leuchtete der rothe Himmel, noch immer zogen die Brandwolken, geballter Rauch und glühende Funken über die Häupter der Reiſenden. Das fremdartige Dämmerlicht beleuchtete hier wenigſtens ein Werk des Friedens. Die Fuhrleute arbeiteten eifrig unter lautem Zuruf; ein Haufen dunkler Geſtalten verſchwand bald im Schatten der Frachtwagen und Ballen, bald ſprang er auf die Höhe der Wagen, und die lebhaften Geberden der Arbeitenden gaben ihnen in dem rothen Licht das Ausſehen von Wilden, welche ein unbekanntes nächtliches Werk ausführen.

Der Kaufmann ging zwiſchen dem Hof und dem Gaſtzimmer ab und zu, vergebens bat ihn Anton, ſich doch einige Stunden Ruhe zu gönnen. „Für uns iſt heut keine Nacht zum Schlafen,“ ſagte er finſter, und Anton ſah in dem düſtern Blick ſeines Prinzipals die Entſchloſſenheit eines Mannes, der bereit iſt, Alles daran zu ſetzen, um ſeinen Willen durchzuführen.

Es war gegen Morgen, als der letzte rieſige Wollſack mit Ketten und Stricken hoch oben auf dem Wagen befeſtigt war. Anton, der ſelbſt Hand angelegt hatte, glitt herunter und meldete ſeinem Prinzipal: „Wir ſind fertig.“

„Endlich,“ antwortete der Kaufmann tief aufathmend und ging hinauf in das Zimmer, um dies ſeinem freundlichen Begleiter anzuzeigen. Dieſer hatte die Nacht auf ſeine Weiſe zugebracht; zuerſt ließ er ſich das Abendbrot und den Wein, welchen entſetzte Dienſtmädchen auf ſeine Forderung heraufſchafften, ſehr wohl ſchmecken und behielt noch Zeit, eine wie die andere vornehm um die Taille zu faſſen und ihnen einige aufmunternde Worte zu gönnen. Dann betrachtete er die unſaubern Betten und ſtreckte ſich endlich mit einem franzöſiſchen Fluch auf einem derſelben aus, ſah gleichgültig in das zuſammengezogene Geſicht des tückiſchen Wirthes, der ihm gegenüber auf dem Boden ſaß, ſtarrte die Zimmerdecke an und ſagte dem Kaufmann, welcher einige Male in die Stube trat, ſchon in halbem Schlummer Artigkeiten über ſeine Fertigkeit, die Nächte ohne Schlaf hinzubringen. Endlich ſchlief er feſt ein. Wenigſtens fand ihn der Kaufmann am Morgen hingeſtreckt auf der groben Leinwand, das feine Geſicht von langem ſchwarzem Haar eingefaßt, die kleinen Hände verſchlungen, ein freundliches Lächeln um ſeinen Mund. So war er mit ſeiner Umgebung kein unpaſſendes Bild der Ariſtokratie ſeines Stammes, er ſelbſt ein vornehmes Kind mit den Leidenſchaften und vielleicht mit den Sünden eines Mannes, und ihm gegenüber auf dem Fußboden die rohe Geſtalt des gefeſſelten Plebejers, der ſich den Anſchein gab, ebenfalls zu ſchlafen, aber oft mit böſem Blick auf den Liegenden hinſchielte.

Der Ariſtokrat ſprang auf, als der Kaufmann an ſein Bett trat, er öffnete das Fenſter und ſagte: „Guten Tag! es iſt Morgen, ich habe excellent geſchlafen.“ Darauf rief er eine vorbeiziehende Patrouille an, erklärte dem Führer kurz das Sachverhältniß, übergab ihm die Reſte des Abendeſſens und den Wirth und befahl ihm ohne Weiteres, mit ſeinen Leuten im Hauſe Wache zu halten, bis er ſelbſt zurückkehre. Dann trug er den Fuhrleuten auf, die Pferde anzuſchirren, und führte die Reiſenden in das Dämmerlicht eines unheimlichen Tages.

Auf dem Wege zum Agenten ſagte der Kaufmann zu Anton: „Wir theilen uns in die nöthigen Beſuche; ſagen Sie unſern Kunden, daß wir durchaus nicht beabſichtigen, ſie zu drücken, daß ſie bei Wiederherſtellung einiger Ordnung auf die größte Nachſicht und Schonung rechnen können, ja unter Umſtänden eine Erweiterung ihres Credits, jetzt aber und vor Allem verlangen wir Sicherheiten. Wir werden in dieſem Wirrwarr nicht viel abmachen, aber daß die Herren heut durch uns ſelbſt an unſere Firma erinnert werden, das iſt die Hälfte unſerer Außenſtände werth.“ Leiſer fügte er hinzu: „Dieſe Stadt iſt ihrem Schickſal verfallen, wir werden in der nächſten Zukunft hier wenig Geſchäfte machen, denken Sie daran und ſeien ſie feſt.“ Und zum Polen gewendet ſagte er: „Ich bitte Sie, meinem Gefährten zu erlauben, daß er in Begleitung des Agenten einige Geſchäftswege gehe.“

„Wenn Ihr Agent mir mit ſeiner Perſon für die Rückkehr dieſes Herrn haften will,“ erwiederte der Pole zögernd, „ſo mag es geſchehen.“

Das Tageslicht hatte ſeine ſchöne Eigenſchaft, den Blumen Farbe und den Furchtſamen Muth zu geben, auch an dem Agenten bewährt. Er erklärte ſich bereit, mit Anton auszugehen. Unter dem Schutz der großen Cocarde, welche der Agent am Hute trug, eilte Anton von Haus zu Haus, er ſelbſt bleich nach der ruheloſen Nacht, aber mit entſchloſſenem Herzen. Ueberall wurde er mit Staunen empfangen, welches nicht immer frei von Beſtürzung war: Wie man in ſolcher Zeit daran denken könne, Geſchäfte abzuwickeln, zwiſchen Waffenlärm und Sturmgeläut und in der Todesangſt um eine furchtbare Zukunft?

Anton erwiederte kaltblütig: „Unſere Handlung iſt nicht geſonnen, ſich um den Kriegslärm zu kümmern, wo ſie nicht dazu gezwungen wird; jede Zeit iſt gut genug, um Verpflichtungen zu erfüllen; wenn für uns die Zeit war, hierher zu kommen, ſo iſt auch für Sie Zeit, mit mir zu verhandeln.“ Durch ſolche und ähnliche Vorſtellungen gelang es ihm doch, hier und da ein beſtimmtes Verſprechen, Anerbietungen, ja ſogar einige Deckung zu erlangen.

Nach einigen Stunden angeſtrengter Arbeit traf Anton in der Wohnung des Agenten wieder mit ſeinem Prinzipal zuſammen. Als er Bericht abgeſtattet hatte, ſagte der Kaufmann, ihm die Hand reichend: „Wenn wir noch unſere Wagen glücklich aus der Stadt bringen, haben wir ſo viel durchgeſetzt, daß wir die unvermeidlichen Verluſte an dieſem Ort wohl ertragen können. Jetzt auf die Commandantur!“ — Er gab dem Agenten noch Aufträge und ſagte ihm beim Abſchied leiſe: „In wenig Tagen werden unſere Truppen einrücken, ich nehme an, daß Sie bis dahin Ihr Haus nicht verlaſſen. Dann ſehen wir uns wieder.“

Der Agent rief mit aufgehobenen Händen den Schutz aller Himmliſchen auf die Reiſenden herab, verſchloß und verriegelte hinter ihnen die Hausthüre und verſteckte ſeine revolutionäre Cocarde in dem Ofen.

Die Reiſenden eilten unter Führung des Polen mit ſchnellen Schritten durch das Gewühl. Wieder hatten ſich die Straßen gefüllt, wieder zogen Schaaren Bewaffneter an ihnen vorüber, der Pöbel war wilder und aufgeregter, und das Geſchrei war noch größer als am Abend zuvor. Es wurde an die Häuſer gedonnert und Einlaß verlangt, Branntweinfäſſer wurden auf die Pflaſterſteine gerollt und von dichten Haufen trunkener Männer und Weiber umdrängt, Alles kündigte an, daß die befehlende Macht nicht ſtark genug war, die Straßendiſciplin aufrecht zu erhalten. Auch im Hauſe des Commandirenden war ein unruhiges Treiben, Bewaffnete eilten zu und ab, und die Botſchaft, welche ſie brachten, mußte ungünſtig ſein, denn in dem großen Vorzimmer wurde mit halblauter Stimme viel geflüſtert, und unruhige Erwartung lag auf allen Geſichtern.

Der junge Pole wurde bei ſeinem Eintritt von ſeinen Freunden umdrängt und in eine Ecke gezogen. Nach haſtigen Fragen faßte er ein Gewehr, rief Einige beim Namen und verließ das Zimmer, ohne ſich weiter um die Reiſenden zu kümmern.

Der Kaufmann und Anton wurden in das Nebenzimmer gewieſen. Dort empfing ſie der junge Befehlshaber. Auch er war bleich und niedergeſchlagen, aber hatte doch die Haltung eines vornehmen Mannes, als er den Kaufmann anredete: „Ich habe Ihren Wunſch befürwortet, hier iſt ein Paſſirſchein für Sie und Ihre Wagen; ich bitte Sie, daraus zu entnehmen, daß wir die Bürger Ihres Staates rückſichtsvoll zu behandeln wünſchen, mehr vielleicht, als die Pflicht der Selbſterhaltung rathſam macht.“

Der Kaufmann empfing das verhängnißvolle Papier mit glänzenden Augen: „Sie haben mir eine ungewöhnliche Rückſicht bewieſen,“ ſagte er, „ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet und wünſche, daß es mir einſt vergönnt ſein möge, meine Dankbarkeit Ihnen zu beweiſen.“

„Wer weiß,“ antwortete der junge Befehlshaber mit trübem Lächeln, „wer Alles auf das Spiel ſetzt, kann auch Alles verlieren.“

„Vieles,“ ſagte der Kaufmann mit einer höflichen Neigung ſeines Hauptes, „aber nicht Alles, wenn man ſich ehrlich Mühe gibt.“

In dieſem Augenblick drang ein dumpfer Ton in das Ohr der Sprechenden, ein Geräuſch, wie der Zug des heulenden Windes oder das Brauſen der hereinſtürzenden Fluth. Der Commandirende ſtand unbeweglich und horchte. Plötzlich erklang ganz in der Nähe ein mißtönender Schrei aus vielen Kehlen, einzelne Schüſſe folgten. Anton, durch Nachtwachen und lange Spannung empfänglich gemacht für einen Schauer, ſchrak zuſammen, er ſah, daß die Hand ſeines Prinzipals, welche den Paſſirſchein feſthielt, heftig zitterte. Da wurde die Thür des Kabinets aufgeriſſen, einige ſtattliche Männer ſtürzten herein, mit zerriſſenen Kleidern, die Waffen in der Hand, in den verſtörten Geſichtern die Spuren des Straßenkampfes, an ihrer Spitze der Führer der Reiſenden.

„Empörung!“ rief der junge Pole ſeinem Befehlshaber zu, „ſie ſuchen dich! — Rette dich! — Ich halte ſie auf.“

Schnell wie der Gedanke ſprang Anton zu ſeinem Prinzipal, er riß dieſen mit ſich fort, und Beide flogen durch das Vorzimmer die Treppe hinab in den Hausflur. Hier ſtießen ſie auf einen Haufen Bewaffneter, welche ſich noch einmal gegen eine andrängende Volksmaſſe am Eingang des Hauſes zu ſetzen ſuchten. Aber ſo ſchnell auch die Reiſenden waren, ſchneller noch glitt ihr Gefährte der letzten Nacht die Treppe hinunter, flog an die Spitze ſeiner Freunde und warf ſich unter lautem Zuruf mit ihnen einem hereinbrechenden Pöbelhaufen entgegen. Wild flogen die ſchwarzen Haare um ſein entblößtes Haupt, und in ſeinem ſchönen, jetzt ſo farbloſen Angeſicht glänzten die Augen von der unwiderſtehlichen Energie eines tapfern Mannes. „Zurück!“ rief er mit heller Stimme dem wüſten Volke zu und ſprang wie ein Panther von den Stufen des Portals weit hinein in den Haufen, mit flachen Schlägen ſeiner Klinge auf die Köpfe der Andrängenden hauend. Die Volksmaſſe wich zurück, die Gefährten des Tapfern ſtellten ſich kampfbereit hinter ihm auf. Wieder ergriff Anton den Arm ſeines Prinzipals und zog ihn aus dem Hauſe mit der Haſt, welche dem Menſchen nur dann wird, wenn er widerſtandslos einem mächtigen Triebe folgt. Schon waren ſie an einem Vorſprung des Hauſes, da fiel ein Schuß, und mit Entſetzen ſahen ſie noch, daß der junge Pole blutend auf den Rücken fiel, ſie hörten ſeinen letzten Schrei: „Die Canaille!“

„Zu den Wagen!“ rief der Kaufmann und warf ſich in eine enge Quergaſſe. Aus der Ferne klangen noch einzelne Schüſſe und das Geſchrei der Uneinigen; die Reiſenden durchbrachen das Gedränge neugieriger und erſchreckter Einwohner, welche ihren Lauf durch entlegene Straßen hinderten, und kamen athemlos, das Schlimmſte befürchtend, vor der Herberge an.

Auch hier war die Empörung ausgebrochen. Die zurückgelaſſene Wache hatte den Wirth losgebunden und ſich ſchleunig entfernt, als die Nachricht von dem Tumult zu ihren Ohren gedrungen war. Jetzt füllte den Hof Zank und vielſtimmiges Geſchrei. Der Wirth, unterſtützt von einem Haufen Straßengeſindel, verhandelte heftig mit den Fuhrleuten. Ein Theil der Wagen war angeſpannt und zur Abfahrt bereit, von andern war die Decke wieder heruntergeriſſen, ein Trupp der Fuhrleute, offenbar die Minderzahl, ſtand davor und widerſetzte ſich dem andringenden Wirth und ſeiner Bande. Es war eine verzweifelte Lage. Der Kaufmann riß ſich von Anton los, welcher ihn zurückhalten wollte, ſtürzte mitten in den Haufen der Streitenden und rief, den Paſſirſchein hoch hebend, in polniſcher Sprache: „Haltet ein! Hier iſt der Befehl des Commandanten, daß unſere Wagen die Stadt verlaſſen ſollen. Wer ſich widerſetzt, wird beſtraft werden. Wir ſtehen unter dem Schutz der Regierung.“

„Welcher Regierung? du Schelm von einem Deutſchen!“ ſchrie der Wirth mit kirſchrothem Geſicht; „die alte Regierung gilt nicht mehr, die Verräther haben ihren Lohn erhalten, und ihr Spione ſollt gleichfalls hängen!“ So drang er auf den Kaufmann ein und hieb mit einem alten Säbel nach dem Haupt des Wehrloſen.

Unſerm Anton grauſte; aber wie der Menſch in den ſchrecklichſten Momenten von abenteuerlichen Ideenverbindungen befallen wird, welche wie Sternſchnuppen durch die Finſterniß eines empörten Gemüthes ſchießen, ſo erhielt auch ihm der breite Rücken des Wirthes auf einmal eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Rücken eines dicken Schulkameraden aus Oſtrau, eines gutmüthigen Bäckerſohnes, an dem er in vielen Balgereien den Knabenkunſtgriff geübt hatte, ſeinen Gegner durch einen gewiſſen Ruck und Druck von hinten platt auf die Erde zu legen. Er ſprang blitzſchnell hinter den Wirth, faßte ihn mit der Stärke eines Rieſen am Genick, gab ihm den Ruck mit aller Kunſt und ſchrie dabei unwillkürlich: „Du Hanswurſt!“ — Der niederſauſende Säbel verlor ſeine gefährliche Richtung, er traf den Arm des Kaufmanns, zerſchnitt den Rock und drang in das Fleiſch ein, das Blut färbte augenblicklich die weiße Leinwand, welche durch den Schnitt bloßgelegt wurde. Als der Dicke, wie ein Käfer zappelnd, auf dem Rücken lag, hielt ihm Anton wieder die treue Piſtole vor und ſchrie in ſeiner verzweifelten Begeiſterung: „Zurück, ihr Schufte, oder ich ſchieße ihn tot!“

Dieſes ſchnelle Eingreifen bewirkte für den Augenblick mehr, als nach Lage der Dinge zu hoffen ſtand: das Geſindel, welches der Wirth aus ſeiner Schenkſtube zuſammengeholt hatte und welches zunächſt in fremdem Intereſſe handelte, wich zurück, und ein halbes Dutzend Fuhrleute drängte ſich mit Radſtangen und anderen Angriffswerkzeugen um den Kaufmann und ſchrie jetzt ebenſo laut, wie früher die andern, daß dem fremden Herrn und den Wagen kein Leid geſchehen ſolle. Der Kaufmann rief: „Jagt das fremde Volk hinaus!“ faßte ſelbſt den Säbel, welcher dem liegenden Wirth entfallen war, ſtürmte an der Spitze der Getreuen auf die Helfer des Wirths ein und trieb dieſe durch den gepflaſterten Hausflur. Die Hartnäckigſten machten noch einen vergeblichen Verſuch, ſich in der Schenkſtube feſtzuhalten, aber einer nach dem andern ward aus dem Hauſe geworfen, daß ſie brüllend und fluchend davonliefen. Darauf wurde die Hausthür geſchloſſen, und der Kaufmann eilte nach dem Hof zurück, wo Anton noch immer vor dem unverbeſſerlichen Wirth kniete und dieſen am Aufſtehen hinderte. Die übrigen Fuhrleute hatten ſich ſcheu zurückgezogen, der Kaufmann rief jetzt alle heran und befahl: „Spannt an!“ — Zu Anton ſagte er: „Dies Haus müſſen wir ſogleich verlaſſen. Beſſer auf dem Straßenpflaſter als in dieſer Höhle.“

„Sie bluten,“ rief Anton, beſtürzt zu dem Arm des Kaufmanns aufblickend.

„Es muß unbedeutend ſein, ich kann den Arm bewegen,“ antwortete der Kaufmann ſchnell. „Oeffnet das Hinterthor, hinaus mit den Wagen! Vorwärts, ihr Männer! — Einer der Fuhrleute wird Ihnen helfen, den Wirth feſtzuhalten.“

„Und wo ſollen wir hin?“ frug Anton in engliſcher Sprache. „Sollen wir mit den Wagen hinein in das Blutvergießen der Straße?“

„Wir haben einen Paſſirſchein und werden die Stadt verlaſſen,“ erwiederte der Kaufmann hartnäckig.

„Man wird den Paß nicht reſpectiren,“ rief Anton wieder und hielt dem ungeduldigen Wirth ſeine Piſtole an die Stirn.

„Im ſchlimmſten Falle gibt es mehre Herbergen in dieſem Theile der Stadt, jede andere wird eine beſſere Zuflucht ſein.“

„Aber die Fuhrleute ſind nicht vollzählig und haben zum Theil böſen Willen.“

„Den böſen Willen einzelner bezwinge ich,“ entgegnete der Kaufmann finſter; „die Geſpanne ſind vollzählig, es fehlen nur die Knechte. Wer Pferde beſaß, blieb bei ſeiner Pflicht. — Das Thor iſt geöffnet, hinaus mit den Wagen!“

Das hintere Thor führte auf einen offenen Platz, der mit Schutt und Bauſteinen bedeckt und von einzelnen ärmlichen Häuſern umgeben war. Der Kaufmann eilte an das Thor und trieb zur Abfahrt. Ein ſtämmiger Burſche kam von ſeinen Pferden zur Unterſtützung Antons herbei. Es waren angſtvolle Momente. In der Nähe des Hauſes rangen Anton und ſein Gehilfe mit dem liegenden Mann, und an der Thür heulten die häßliche Frau des Liegenden und die beiden Dienſtmädchen. Als der erſte Wagen durch das Hofthor hinausfuhr, wurde das Geſchrei der Weiber lauter, die Wirthin rief Mord und Hilfe und die Mädchen ächzten um ſo herzhafter, je eifriger der junge Fuhrmann ihnen verſicherte, dem Herrn Wirth ſolle kein Leid geſchehen, wenn er nur ruhig liegen bleibe; und ihre Zeche würden ſie auch bezahlen.

Da donnerten Kolbenſchläge an das verſchloſſene Hausthor, die Weiber ſtürzten hin und öffneten; und ſo groß war die hoffnungsloſe Spannung der letzten Augenblicke geweſen, daß Anton mit einer gewiſſen Befriedigung ein ſtarkes Commando Bewaffneter in den Hof dringen ſah. Er erhob ſich vom Boden und ließ den Wirth los. Der Kaufmann aber ging langſam, mit wankendem Schritt als ein gebrochener Mann den Feinden entgegen, welche im entſcheidenden Augenblick ſeinen Willen hinderten.

Der Anführer des Trupps, einer von den Wächtern, welche der junge Pole am Morgen in die Herberge gerufen hatte, ſagte zum Kaufmann: „Sie ſind Gefangener der Regierung, Sie und Ihre Waaren dürfen die Stadt nicht verlaſſen.“

„Ich habe einen Paſſirſchein,“ antwortete der Kaufmann mit heiſerer Stimme und griff nach der Bruſttaſche.

„Das neue Commando verbietet Ihnen die Abreiſe,“ wiederholte der Bewaffnete kurz.

„Ich muß mich unterwerfen,“ ſprach der Kaufmann, er ſetzte ſich matt auf eine Deichſel und faßte mit beiden Händen nach dem Wagenkorbe.

Anton hielt den halb Bewußtloſen in ſeinen Armen und rief in der tiefſten Empörung: „Wir ſind in dieſer Herberge zwei Mal beraubt worden, wir waren in Gefahr getödtet zu werden, mein Begleiter iſt verwundet, wenn Ihre Regierung uns und die Wagen zurückhalten will, ſo ſchützen Sie wenigſtens unſer Leben und dieſe Güter, welche uns gehören. In dieſer Herberge können die Wagen nicht bleiben, und wenn Sie uns von den Wagen trennen und fortführen, ſo wird Plünderung und Zerſtörung derſelben noch ſchwerer zu verhüten ſein.“

Die Bewaffneten traten zuſammen und hielten Rath; der Anführer rief endlich nach Anton. Nach langem Verhandeln wurde beſtimmt, die Wagen in eine nahe gelegene Herberge von ähnlicher Beſchaffenheit, aber etwas beſſerem Charakter zu geleiten. Anton erhielt die Erlaubniß, mit dem Kaufmann unter Bewachung in demſelben Gaſthofe zu bleiben, bis Weiteres über ſie beſchloſſen würde. Der Kaufmann hatte unterdeß an die Leinwand des Wagens gelehnt theilnahmlos dageſeſſen. Anton theilte ihm ſchnell das Ergebniß der Unterhandlungen mit.

„Wir müſſen es ertragen,“ ſagte der Prinzipal langſam und verſuchte mit Mühe ſich zu erheben. „Fordern Sie unſere Rechnung von dem Wirth.“

„Der Wirth wird ſeine Bezahlung durch uns erhalten,“ ſagte der Führer des Trupps und ſtieß den Beſitzer des Hofes unſanft zur Seite. „Denken Sie jetzt an ſich ſelbſt,“ fügte er theilnehmend hinzu und faßte den Arm des Verwundeten, um ihn zu ſtützen.

„Bezahlen Sie für uns und für die Pferde,“ wiederholte der Kaufmann zu Anton gewandt, „wir dürfen hier nichts ſchuldig bleiben.“

Anton zog ſeine Brieftaſche hervor, rief die Fuhrleute zuſammen, übergab vor ihren Augen dem Wirth ein Caſſenbillet und ſagte ihm: „So zahle ich euch, bis eure Forderung feſtgeſtellt iſt, vorläufig dieſe Summe. Ihr Männer ſeid Zeugen.“ Die Fuhrleute nickten reſpectvoll und eilten zu ihren Wagen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voran ein Theil der Bewaffneten, dann die Frachtwagen, welche langſam und unbehülflich über die Steine der Ausfahrt raſſelten, einige ohne Fuhrmann, nur durch die eingeübten Pferde in der Reihe gehalten. Der Kaufmann ſtand am Thor, auf Anton gelehnt, und zählte leiſe wie im Traume, ſo oft ein Wagen durch das Thor fuhr; da der letzte hinausrollte, ſagte er: „Abgemacht!“ und ließ ſich von Anton und dem Polen hinter den Wagen her führen.

In der nächſten Querſtraße fuhr der Zug in den weiten Hofraum einer Herberge ein. Als nach langem Aufenthalt der letzte Wagen abgeſpannt war, und die Wache das Thor von innen verriegelt hatte, ſank der Kaufmann ohnmächtig zuſammen und wurde in das Haus getragen.

In einem kleinen Zimmer wurde der Verwundete niedergelegt; die Polen ſtellten eine Wache vor das Zimmer der Reiſenden, eine andere in den Hof; Anton blieb mit dem Ohnmächtigen allein. Angſtvoll kniete er an dem Lager des Kaufmanns nieder, öffnete ihm die Kleider und benetzte das Geſicht mit kaltem Waſſer. Nach einer Weile kehrte Leben in das Angeſicht des Prinzipals zurück, er öffnete die Augen. blickte dankend auf Anton und wies auf das Fenſter.

Anton ſah hinaus und ſagte freudig: „Es führt auf den Hof, ich kann die Wagen zählen und überſehen. Hier, glaube ich, ſind wir in erträglicher Sicherheit; freilich ſind wir Gefangene! Vor Allem aber erlauben Sie mir, nach Ihrer Wunde zu ſehen, Ihre Kleider ſind mit vielem Blut befleckt!“

„Die Schwäche kommt von der Anſtrengung mehr als vom Blutverluſt,“ antwortete der Kaufmann ſich aufrichtend.

Anton öffnete die Thür und bat um einen Wundarzt. Der Wächter war bereit, einen ſolchen zu holen, und ließ nach Verlauf einer langen ängſtlichen Stunde ein ſchäbiges Subject herein, welches eilig ein Barbiermeſſer und ein ſchmutziges Taſchentuch hervorholte, das Meſſer an ſeinem Aermel ſtrich und das Taſchentuch in eine bedenkliche Nähe von Antons Kinn zu bringen wagte. Mit Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, weshalb er gerufen ſei. Anton ſchnitt den Rockärmel und das Hemde auf und unterſuchte ſelbſt die verwundete Stelle. Es war ein Schnitt in den Oberarm, er ſchien nicht gerade tief, doch war der Arm ſteif und der Kaufmann fühlte heftige Schmerzen. Der Barbier verſuchte einen Verband anzulegen und entfernte ſich mit dem Verſprechen, in den nächſten Tagen wiederzukommen. Der Kaufmann ſank erſchöpft durch die Schmerzen des Verbandes auf das Lager zurück, und Anton ſaß den Reſt des Tages neben ihm, machte dem

Arm Umſchläge von kaltem Waſſer und beobachtete den fieberhaften Schlummer des Kranken.

Bald verſank er ſelbſt in einen Zuſtand von Halbſchlaf, eine dumpfe Abſpannung, welche ihn gleichgültig gegen Alles machte, was außerhalb des Zimmers vorging. So kam der Abend und die Nacht, Anton ſchlich zuweilen vom Lager des Verwundeten nach dem Fenſter, um nach den Wagen zu ſehen, oder nach der Thür, um einige halblaute Worte mit der Wache zu wechſeln, welche eine gutmüthige Theilnahme bewies. Unterdeß wüthete in der Stadt das Feuer und vor den Thoren donnerte das Geſchütz angreifender Truppen. Anton ſah gleichgültig auf die glühende Lohe, welche vom Winde getrieben wieder über die unglückliche Stadt flog, er hörte mit einer ſchwachen Verwunderung, daß der Donner des Geſchützes immer ſtärker rollte und endlich in ein betäubendes Krachen überging, und wenn er Wehgeſchrei oder Gebrüll auf der Straße hörte, klang es ihm ſo unbedeutend, wie das Läuten eines Frühglöckchens, das er von ſeiner Stube im Hauſe des Prinzipals hören konnte, und das Niemanden aus der Morgenruh aufzuſtören vermochte, als höchſtens einige fromme Mütterchen. Müde griff er die ganze Nacht hindurch mit den Händen in das kalte Waſſer und an den Arm des Liegenden und fuhr auf, ſo oft dieſer ſtöhnte und ſich bewegte. Als aber gegen Morgen der Kranke in einen ruhigeren Schlummer ſank, vergaß auch Anton ſeine Arbeit, der Kopf fiel ihm ſchwer auf die Hände, welche er über den Tiſch ausgebreitet hatte; er ſah und hörte nichts mehr, er war unter dem Angſtgeſchrei und Kanonendonner, welche die Eroberung einer hartnäckig vertheidigten Stadt anzeigten, unter allen Gräueln eines blutigen Kampfes feſt eingeſchlafen, wie ein müder Knabe über ſeinen Schularbeiten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, war der Morgen längſt angebrochen, der Kaufmann lachte ihn von ſeinem Lager freundlich an und reichte ihm die geſunde Hand. Anton drückte ſie erfreut und eilte wieder nach dem Fenſter: „Alles in Ordnung!“ Darauf öffnete er die Thür, die Wache war verſchwunden. Und auf der Straße klang Trommelwirbel und der regelmäßige Tritt einziehender Regimenter.

3.

„Wir gaben Sie bereits verloren,“ rief der eintretende Rittmeiſter dem Kaufmann zu. „Es iſt hier arg gewirthſchaftet worden, und meine Erkundigung nach Ihnen war ohne Erfolg; ein Glück war es, daß Ihr Brief mich in dem Gewirr auffand.“

„Wir haben unſern Willen durchgeſetzt,“ ſagte der Kaufmann, „wie Sie ſehen, nicht ohne Hinderniſſe —“ er zeigte lächelnd auf ſeinen verbundenen Arm.

„Vor Allem laſſen Sie mich wiſſen, welche Abenteuer Sie erlebt haben,“ ſagte der Rittmeiſter, ſich zu dem Verwundeten ſetzend; „Sie haben mehr Spuren des Kampfes aufzuweiſen als wir.“ Der Kaufmann erzählte. Er verweilte mit Wärme bei Antons Heldenthat, dem er ſeine Rettung zuſchrieb, und ſchloß mit den Worten: „Meine Wunde verhindert mich nicht zu reiſen, und meine Rückkehr iſt dringend nothwendig. Die Wagen will ich bis zur Grenze mit mir nehmen.“

„Morgen früh geht ein Zug unſers Trains nach der Grenze zurück, dieſem können Sie Ihre Wagen anſchließen. Uebrigens iſt die große Straße jetzt ſicher. Von morgen wird auch der Poſtenlauf wieder beginnen.“

„Unterdeß erbitte ich Ihre Vermittelung, ich will noch heut durch Stafette Briefe nach Haus ſenden.“

„Ich will ſorgen,“ verſprach der Rittmeiſter, „daß Ihre Rückkehr morgen keine Verzögerung erleidet.“

Als der Offizier das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Kaufmann zu Anton: „Ihnen, lieber Wohlfart, muß ich jetzt eine Ueberraſchung bereiten, die Ihnen, wie ich fürchte, wenig willkommen ſein wird. Ich wünſche Sie an meiner Stelle hier zu laſſen." Erſtaunt trat Anton an das Lager des Prinzipals. „Auf unſern Agenten iſt in dieſer Zeit nicht zu bauen," fuhr der Kaufmann fort; „ich habe in dieſen Tagen mit Freuden erkannt, wie ſehr ich mich auf Sie verlaſſen kann. Was Sie noch nebenbei gethan haben zur Rettung meiner Stirnhaut, das bleibt Ihnen unvergeſſen, ſo lange ich lebe. — Und jetzt ſetzen Sie ſich mit Ihrer Schreibtafel zu mir, wir überlegen noch einmal, was wir zu thun haben."

Am nächſten Morgen hielt ein Poſtwagen vor der Herberge, der Kaufmann wurde von Anton hineingehoben und ließ an der Seite der Straße halten, bis die Frachtwagen einer nach dem andern zum Thore hinausgefahren waren. Dann drückte er noch einmal Antons Hand und ſagte: „Ihr Aufenthalt wird Wochen, ja er kann Monate dauern. Ihre Arbeit wird ſehr unangenehm und zuweilen ohne Erfolg ſein. Und ich wiederhole Ihnen, ſeien Sie nicht zu ängſtlich, ich vertraue auf Ihr Urtheil, wie auf mein eigenes. Fürchten Sie nicht, uns einen Verluſt zu bereiten, wenn Sie unſichere Schuldner zur Zahlung bringen können. Dieſer Ort iſt verwüſtet und fortan für uns verloren. Leben Sie wohl, auf ein gutes Wiederſehn zu Hauſe."

So blieb Anton allein in der fremden Stadt, in einer Stellung, in welcher großes Vertrauen ihm große Verantwortlichkeit auflegte. Er rief den Wirth und ſchloß mit ihm auf der Stelle einen Vertrag über ſeinen ferneren Aufenthalt. Die Stadt war ſo angefüllt mit Militär, daß er es vorzog, in der kleinen Wohnung, welche er bereits in Beſitz hatte, zu bleiben und die Unbequemlichkeiten des dürftigen Quartiers zu ertragen. Er durfte nicht erwarten, es irgendwo wohnlicher zu finden.

Wohl war es eine verwüſtete Stadt, welche Antons Fuß durchſchritt. Vor wenig Tagen füllte das Gewühl leidenſchaftlicher Menſchen die Straßen, jede Art von Unternehmungsluſt war auf den wilden Geſichtern zu leſen. Wo war jetzt der Trotz, die Kampfgier, die Begeiſterung der vielen Tauſende? — Die Haufen der Landleute, Schwärme des Pöbels, Krieger des Patriotenheeres waren zerſtoben wie Geiſter, welche der Sturmſchlag fremder Trommeln verſcheucht hat. Was von Menſchen auf den Straßen daherſchritt, das waren eingedrungene Soldaten. Aber ihre bunten Uniformen gaben der Stadt kein beſſeres Anſehen. Zwar das Feuer war gelöſcht, deſſen Qualm in den letzten Tagen den Himmel verdunkelt hatte. Aber in dem bleichen Herbſtlicht ſtanden die Häuſer da wie ausgebrannt. Die Thüren blieben verſchloſſen, viele Scheiben zerſchlagen, auf den Steinen lag der Unrath, faules Stroh, Trümmer von Hausgeräth, hier mit zerbrochenen Rädern ein Karren, dort eine Montur, Waffen, die Leiche eines Pferdes. An einer Straßenecke ſtanden Schränke und Tonnen, die man aus Häuſern zuſammengeworfen hatte als einen letzten Wall gegen die eindringenden Truppen, und dahinter lagen mit einem Strohbund nachläſſig zugedeckt die Leiber getöteter Menſchen. Anton wandte ſich mit Grauſen ab, als er die blutloſen Köpfe unter den Halmen erblickte. Auf den Plätzen bivouakirten neu eingezogene Truppen, ihre Pferde ſtanden in Haufen zuſammengekoppelt, daneben aufgefahrene Geſchütze; in allen Straßen dröhnte der Tritt ſtarker Patrouillen, nur ſelten eilte eine Geſtalt in Civilkleidern über das Pflaſter, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit furchtſamem Blick von der Seite auf die fremden Krieger ſehend, zuweilen wurde ein bleicher Mann von Bewaffneten vorübergeführt, und wenn er zu langſam ging, mit dem Kolben vorwärts geſtoßen. Die Stadt hatte häßlich ausgeſehen während der Aufregung, ſie erſchien noch häßlicher in der Totenruhe, welche jetzt auf ihr lag.

Als Anton mit ſolchen Eindrücken von ſeinem erſten Gange zurückkehrte, fand er vor ſeiner Zimmerthür einen

Huſaren, der wie auf Poſten mit dröhnendem Tritt auf und ab ging.

„Herr Wohlfart!“ ſchrie der Huſar und ſtürzte dem Ankommenden entgegen.

„Mein lieber Karl,“ rief Anton, „das iſt die erſte Freude, die ich in dieſer traurigen Stadt habe. Aber wie kommen Sie hierher?“

„Sie wiſſen ja, daß ich jetzt meine Zeit abdiene. Wir ſtießen zu unſern Kameraden an der Grenze, wenige Stunden, nachdem Sie abgereiſt waren. Vom Wirth, der mich noch aus dem Geſchäft kannte, erfuhr ich Ihre Abreiſe. Sie können denken, in welcher Angſt ich war. Erſt heut erhielt ich Urlaub, und es war mein Glück, daß ich einen der Fuhrleute in der Hausthür frug, ſonſt hätte ich Sie noch nicht gefunden. Und jetzt vor Allem, Herr Wohlfart, was macht unſer Prinzipal, wie ſteht's mit unſern Waaren?“

„Kommen Sie nur ins Zimmer,“ erwiederte Anton. „Sie ſollen Alles hören.“

„Halt,“ rief Karl, „erſt muß noch etwas in Ordnung gebracht werden. Sie ſprechen Sie zu mir, das leide ich nicht. Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie zu mir, als wäre ich noch der Karl im Geſchäft.“

„Aber Sie ſind's ja nicht mehr,“ ſagte Anton lachend.

„Dies hier iſt nur Maskerade,“ ſagte Karl auf ſeine Uniform weiſend, „in meinem Herzen bin ich immer noch freiwilliger Auflader bei T. O. Schröter. Wenn mir bei Ihnen wohl ſein ſoll, ſo führen Sie das alte Du wieder ein.“

„Wie du willſt, Karl,“ erwiederte Anton, „komm herein und laß dir erzählen.“

Karl gerieth in den heftigſten Zorn gegen den ſchlechten Wirth. „Dieſer diebiſche Hundsfott! An unſerer Firma, an unſerm oberſten Chef hat er ſich vergriffen. Aber morgen führe ich einen ganzen Beritt unſerer Jungen in ſeine Herberge. Ich laſſe ihn in ſeinen eigenen Hof treiben, er wird als hölzernes Pferd aufgeſtellt und wir ſpringen eine Stunde lang über ihn weg, einer nach dem andern, und bei jedem Sprunge geben wir ihm einen Puff auf ſeinen boshaften Kopf."

„Herr Schröter hat ihm die Strafe erlaſſen," ſagte Anton begütigend, „ſei du nicht grauſamer. — Höre, du biſt ein hübſcher Junge geworden."

„Es geht an," erwiederte Karl geſchmeichelt. „Mit der Landwirthſchaft habe ich mich ausgeſöhnt. Mein Onkel iſt ein guter Mann. Wenn Sie ſich meinen Alten halb ſo groß denken, als er iſt, und dünn ſtatt dick, und mit einer kleinen Stumpfnaſe ſtatt einer großen Naſe, und mit einem länglichen Geſicht ſtatt einem runden, und mit einem eſelsfarbenen Rock und ohne Lederſchürze, dafür mit zwei hohen Knieſtiefeln, ſo haben Sie ganz meinen Onkel. Ein prachtvolles kleines Kerlchen. Er meint's gut mit mir. Im Anfange freilich war mir's zu ſtill auf dem Lande, dagegen viel waſſerpolakiſches Volk in der Nähe; aber es ging mit der Zeit. Man ſieht bei der Wirthſchaft immer, was man ſchafft, das iſt die größte Freude. Daß ich Soldat werden mußte, war meinem grauröckigen Onkel ein Strich durch die Rechnung; mir war's recht, daß ich einmal im Ernſte auf ein Pferd kam und etwas von der Katzbalgerei mit anſehen konnte. Elende Wirthſchaften hier auf dem Lande, Herr Wohlfart. Und dieſer Platz, es iſt eine gräuliche Verwüſtung!" So ſchwatzte Karl vergnügt fort. Endlich ergriff er ſeine Mütze: „Wenn Sie jetzt hier bleiben, ſo erlauben Sie mir, Sie manchmal auf eine Viertelſtunde zu beſuchen."

„Du ſollſt thun wie zu Hauſe," ſagte Anton. „Wenn du mich einmal nicht triffſt, der Wirth hat den Schlüſſel, hier ſtehen die Cigarren."

So hatte Anton einen alten Freund wieder gefunden. Aber Karl blieb nicht ſeine einzige Bekanntſchaft in Dolman und Schleppſäbel. Der Rittmeiſter freute ſich über den Landsmann, der ſich ſo wacker gegen die Inſurgenten gehalten hatte.

Er ſtellte ihn dem Oberſten vor, welcher die Truppenabtheilung befehligte. Anton mußte dieſem ſeine Abenteuer erzählen und wurde in einem großen Kreiſe von Epauletten höchlich gelobt, darauf lud ihn der Rittmeiſter an einem der nächſten Tage zu Tiſche und ſtellte ihn den Offizieren ſeiner Schwadron vor. Antons beſcheidene Ruhe machte einen günſtigen Eindruck auf die bunten Herren. In der Garniſon wären ſie wahrſcheinlich durch gewiſſe Anſichten über Menſchengröße verhindert worden, mit einem jungen Kaufmann ungezwungen zu verkehren, hier im Felde waren ſie ſelbſt tüchtigere Männer, als in der geſchäftigen Langeweile des Friedens, ihre Vorurtheile wurden geringer und ihre Anerkennung eines muthigen Mannes unbefangener. So betrachteten ſie den Herrn aus dem Comtoir bald als einen verdammt guten Jungen, ſie gewöhnten ſich, ihn im Scherz bei ſeinem Vornamen zu nennen, und wenn ſie im Kaffehaus ihre Taſſe tranken und eine Partie Domino ſpielten, ſo riefen ſie Anton unfehlbar in ihren Kreis. Eine dunkle Sage von großem Vermögen und von ungewöhnlichen Verbindungen des Civiliſten tauchte aus dem Dunkel der Jahre jetzt wieder auf, aber, um der Schwadron nicht Unrecht zu thun, dies war nicht mehr der Hauptgrund für die rückſichtsvolle Behandlung, die ſie ihrem Landsmann gönnte. Anton fühlte ſich durch die leichte Verbindung mit den ritterlichen Knaben mehr gehoben, als er ſich ſelbſt oder Herrn Pix geſtanden hätte. Er genoß jetzt den freien Verkehr mit anſpruchsvollen Menſchen, und erſchien ſich Manchem ebenbürtig, den er bis dahin von ſeinem Comtoir aus mit ſtillem Reſpect betrachtet hatte. Alte Erinnerungen wurden in ihm mächtig, er fühlte ſich auf's Neue hereingezogen in den Zauber eines Kreiſes, welcher ihm für frei, glänzend und ſchön galt. Auch der Lieutnant von Rothſattel gehörte bald zu den guten Bekannten Antons. Anton behandelte ihn mit der zarteſten Aufmerkſamkeit, und der Lieutnant, im Grunde ein verzogener, leichtſinniger, gutmüthiger Menſch, ließ ſich die herzliche Neigung Antons gern gefallen und lohnte ihm durch beſondere Vertraulichkeit.

Die Geſchäfte Antons ſorgten dafür, daß er unter den neuen Bekannten ſeine Selbſtändigkeit nicht verlor. Wohl war die Stadt ein verwüſteter Ort, der wilde Rauſch war verflogen, jetzt lag die Abſpannung auf aller friedlichen Thätigkeit. Die täglichen Lebensbedürfniſſe waren theuer und lohnende Arbeit war nur für Wenige vorhanden. Mancher, der ſonſt Stiefeln getragen hatte, ging barfuß, wer in anderer Zeit einen neuen Rock gekauft hätte, ließ jetzt einen Lappen auf den alten ſetzen, der Schuſter und der Schneider verzehrten zum Frühſtück Waſſerſuppe ſtatt Kaffe und Zucker, der Krämer bezahlte ſeine Schuld beim Kaufmann nicht, und der Kaufmann vermochte nicht ſeine Verpflichtung gegen andere Handlungshäuſer zu erfüllen. Wer in ſolcher Zeit ſein Geld zurückfordert von Solchen, welche ſchwere Verluſte muthlos beklagen, der hat eine harte Arbeit. Anton empfand das. Ueberall hörte er Klagen, die nur zu ſehr begründet waren, an vielen Orten verſuchte man ſeinem Drängen durch allerlei Kunſtgriffe zu entgehen. Täglich erlebte er peinliche Scenen, oft mußten beim Advocaten endloſe Verhandlungen in polniſcher Sprache aufgenommen werden, bei denen er ſich wie verkauft vorkam, obgleich der Agent den Dolmetſcher machte. Es war ein bunt zuſammengewürfelter Handelsſtand, in welchem Anton zu verkehren hatte, Männer aus allen Theilen Europas. Der Verkehr hatte Vieles, was in deutſchen Augen als wild und unregelmäßig galt. Und doch übte die Gewohnheit, Verpflichtungen zu erfüllen, einen ſo großen Einfluß auch auf muthloſe Naturen, daß Antons Beharrlichkeit mehr als einmal den Sieg errang.

Die größte Forderung hatte ſein Haus an einen Herrn Wendel, einen kleinen trockenen Mann, der ſtille Geſchäfte nach allen Seiten gemacht hatte. Man ſagte, er ſei reich geworden durch Schmuggel und ſei jetzt in großer Gefahr zu fallen. Er hatte den Prinzipal ſelbſt mit Trotz empfangen und geberdete ſich gegen Anton lange wie ein Verzweifelter. Anton hatte wieder einmal wohl eine Stunde lang in den mürriſchen Alten hineingeſprochen, und wie ſehr der Mann ſich drehte und wand, er war feſt geblieben. Da brach Wendel endlich in die Worte aus: „Es iſt genug, ich bin ein ruinirter Mann, aber Sie verdienen zu Ihrem Gelde zu kommen. Ihr Haus iſt gegen mich immer großartig geweſen. Sie ſollen Deckung erhalten. Schicken Sie mir noch heut Ihren Agenten, holen Sie mich morgen früh ab.“

Als am nächſten Morgen Anton in Begleitung des Agenten bei dem Schuldner eintrat, ergriff Wendel nach finſterm Gruß einen großen roſtigen Schlüſſel, zog langſam einen verſchoſſenen Mantel an, auf welchem zahlreiche Kragen übereinander lagen, wie die Schindelreihen auf einem Dach, und brachte die Gläubiger in einen entlegenen Stadttheil vor ein verfallenes Kloſter. Sie ſchritten durch einen langen Kreuzgang. Anton ſah bewundernd zu dem kunſtvollen Bau der Wölbung auf; die Zeit hatte viele Gurte geſprengt und einige Gewölbkappen ausgebröckelt, die Trümmer lagen auf den großen Steinen des Fußbodens. An der Wand waren die Leichenſteine der alten Bewohner eingemauert, verwitterte Inſchriften meldeten dem unaufmerkſamen Geſchlecht der Lebenden, daß einſt fromme Slavenmönche in dieſen Räumen den Frieden geſucht hatten. In dieſem Kreuzgange waren ſie täglich, das Brevier in der Hand, auf und ab gegangen, hier hatten ſie gebetet und geträumt, bis ſie ihre arme Seele der Fürbitte ihres Heiligen übergeben mußten. Im Innern des Gebäudes öffnete Wendel eine verborgene Thür und führte ſeine Begleiter auf gewundener Steintreppe hinab in ein großes Gewölbe. Einſt hatte der Wein des reichen Kloſters darin gelegen, und der Bruder Kellermeiſter war, ach wie oft, dieſelben Stufen hinabgegangen; er war zwiſchen den Reihen der Fäſſer umhergewandelt, hatte hier und da eine Probe ausgehoben, und wenn das Glöckchen über ihm läutete, hatte er ſchnell ſein Haupt geſenkt und ein kleines Gebet geſprochen, und war darauf wieder an das Koſten gegangen, oder in behaglicher Stimmung auf und ab ſpaziert. Die Betglocken des Kloſters waren längſt eingeſchmolzen, die leeren Zellen der Brüder hatten Riſſe, und Getreide wurde jetzt aufbewahrt, wo ehemals der Prior an der Spitze der Brüder beim ehrbaren Mahle ſaß. Alles war verſchwunden, nur der Keller hatte ſich erhalten, und wie vor vierhundert Jahren, lagen noch jetzt die Kufen des feurigen Ungarweins auf ihren ſchmalen Kentnern. Noch immer ſchoſſen die Strahlen der ſchönen Wölbung zu großen Sternen zuſammen, noch immer war der Raum mit reinem Weiß getüncht, der Boden mit hellem Sand tief beſtreut, noch immer war es Brauch, daß der Kellermeiſter nur mit einem Wachslicht dem edlen Wein nahen durfte. Es waren nicht dieſelben Fäſſer, aus denen die alten Mönche ihren Trunk zogen, aber es war daſſelbe Gewächs von den Rebenhügeln der Hegyalla, der roſige Wein von Menes, der Stolz Oedenburgs und der milde Trank der ſorgfältigen Leſe von Ruſt.

„Hundert und fünfzig Kufen, die Kufe zu achtzehn, vierundzwanzig, dreißig Ducaten," ſagte der Agent, und die Inventur der Fäſſer begann. Mit geſenktem Haupt ging Wendel von einem Faß zum andern, die Kerze in der Hand. Vor jedem blieb er ſtehen und wiſchte mit einem reinen Leinwandlappen ſorgfältig die kleinſte Spur des Schimmels ab, die ſich an einzelnen Fäſſern zeigte. „Es war mein liebſter Weg hierher," ſagte er zu Anton. „Seit zwanzig Jahren bin ich zu jeder Weinleſe hinausgefahren und habe eingekauft. Es waren fröhliche Tage, Herr Wohlfart, das iſt jetzt vorbei für immer. Oft bin ich hier auf und ab gegangen und habe mir das Sonnenlicht angeſehen, das von oben auf die Fäſſer fiel, und habe an die gedacht, die vor mir hier gegangen ſind. Heut bin ich zum letzten Mal in dieſem Keller. Was wird jetzt aus dem Wein werden? Sie werden ihn fortſchaffen, man wird ihn in der Fremde ohne Verſtand austrinken; in den Keller wird ein Branntweinbrenner ſeinen Spiritus thun, oder ein neuer Brauer ſein bairiſches Bier. Die alte Zeit geht zu Ende auch für mich! — Das hier iſt das edelſte Gewächs," ſagte er, zu einem Faß tretend „Ich hätte es ausnehmen können bei unſerer Abmachung. Was ſoll mir das Faß allein? Austrinken? Ich trinke keinen Wein mehr. Es ſoll fortgehen mit dem Uebrigen. Nur Abſchied will ich noch von ihm nehmen." Er füllte ſein Glas. „Haben Sie je ſo etwas getrunken?" frug er und hielt Anton betrübt das Glas hin. Anton verneinte gern.

Langſam ſtiegen ſie wieder die Stufen hinauf. An der Schwelle hielt der Kaufmann noch einmal an und ſah in den Keller hinab eine lange Weile. Dann drehte er ſich entſchloſſen um, ſchlug die Kellerthür zu, zog den Schlüſſel ab und legte ihn feierlich in Antons Hand. „Hier iſt der Schlüſſel zu Ihrem Eigenthum, unſere Rechnung iſt abgemacht. Leben Sie wohl, meine Herren." Langſam und mit geſenktem Haupt ging er den verfallenen Kreuzgang hinab; in dem Dämmerlicht des trüben Tages glich er einem der alten Kellermeiſter des Kloſters, der noch als Geiſt durch die Trümmer der vergangenen Herrlichkeit gleitet. Der Agent rief ihm nach: „Aber das Frühſtück, Herr Wendel!" Der Alte ſchüttelte den Kopf und winkte abwehrend mit der Hand.

Ja, das Frühſtück! Jedes Abkommen an dieſem Orte wurde mit Wein überſchwemmt. Dieſe langen Sitzungen im Weinhauſe, welche auch in der traurigen Zeit nicht ausgeſetzt wurden, waren für Anton kein geringes Leiden. Er ſah, daß man in dem Land viel weniger arbeite und viel mehr ſchwatze und trinke, als bei ihm daheim. So oft es ihm gelungen war, etwas ins Reine zu bringen, konnte auch er ſich dem Frühſtück nicht entziehen. Dann ſetzten ſich Käufer und Verkäufer, die Helfer und wer ſonſt zu den Bekannten gehörte, in einer Weinhandlung am runden Tiſch zuſammen, man fing mit Porter an, aß Caviar nach Pfunden und zechte dann den rothen Wein von Bordeaux. Gaſtfrei wurde nach allen Seiten eingeſchenkt; wer ein bekanntes Geſicht hatte, mußte am Gelage Theil nehmen, immer zahlreicher wurde die Geſellſchaft, oft kam der Abend heran. Unterdeß ließen die Hausfrauen der Männer, an ſolche Ereigniſſe gewöhnt, das Mittageſſen wohl drei Mal wieder abtragen und hoben es zuletzt gleichmüthig bis zum andern Tage auf. Anton dachte in ſolcher Zeit an Fink, der ihm, dem Widerſtrebenden, wenigſtens eine mäßige Fertigkeit beigebracht hatte, dergleichen ſchwere Geſchäfte mit Anſtand durchzumachen.

An einem Nachmittag ſaß Anton beim Domino. Da rief ein älterer Lieutnant von ſeiner Zeitung den ſpielenden Offizieren zu: „Geſtern Abend ſind einem unſerer Huſaren zwei Finger der rechten Hand zerſchmettert worden. Der Eſel, welcher mit ihm einquartiert war, hat an ſeinem Karabiner geſpielt, bevor er den Schuß herausgezogen hatte. Der Doctor hält eine Amputation für unvermeidlich. — Schade um den tüchtigen Mann, er war einer der brauchbarſten Leute in der Schwadron. Solch Malheur trifft immer die Beſten.“

„Wie heißt der Mann?“ frug Herr von Bolling, ſeinen Stein ſetzend.

„Es iſt der Gefreite Sturm.“

Anton ſprang auf, daß die Steine auf dem Tiſche tanzten. „Wo liegt der Verwundete?“

Der Lieutnant beſchrieb ihm die Lage des Lazareths.

In einem finſtern Zimmer, voll von Betten und kranken Soldaten, lag der bleiche Karl und ſtreckte ſeine linke Hand Anton entgegen. „Es iſt vorüber,“ ſagte er, „es hat hölliſch weh gethan, aber ich werde die Hand doch wieder gebrauchen.

Die Feder kann ich noch führen, und auch das Uebrige will ich verſuchen, und iſt's nicht mit der Rechten, ſo iſt's mit der Linken. Nur in goldenen Ringen werde ich keinen Staat mehr machen."

„Mein armer, armer Karl," rief Anton, „mit deinem Dienſt iſt's vorbei."

„Wiſſen Sie was," ſagte Karl, „das Unglück will ich ertragen, ein ordentlicher Krieg wird doch nicht; wenn's auf das Frühjahr zum Einſäen kommt, bin ich wieder im Stande. Ich könnte ſchon jetzt aufſtehen, wenn nicht der Doctor ſo ſtreng wäre. Hier iſt es nicht ſchön," ſetzte er entſchuldigend hinzu, „es ſind viele unſerer Leute erkrankt, da muß man ſich in der fremden Stadt behelfen."

„Du ſollſt nicht in dieſer Stube bleiben," ſagte Anton, „wenn ich's ändern kann. Es riecht hier ſo nach Krankheit, daß ein Geſunder ſchwach wird; ich werde bitten, daß dein Rittmeiſter dir erlaubt, in meine Wohnung zu ziehen."

„Lieber Herr Anton," rief Karl erfreut. „Still," ſagte dieſer, „noch weiß ich nicht, ob wir die Erlaubniß erhalten."

„Noch eine Bitte habe ich an Sie," ſagte beim Abſchiede der Kranke, „theilen Sie die Geſchichte dem Goliath ſo mit, daß er nicht zu ängſtlich wird. Wenn er's durch Zufall von Fremden erfährt, ſo ſtellt er ſich wie ein Menſchenfreſſer."

Das verſprach Anton und eilte darauf zu dem Regimentsarzt und zu ſeinem Gönner, dem Rittmeiſter.

„Ich will mich dafür verwenden, daß er jetzt Urlaub erhält," verſprach dieſer. „Da mir bei der Beſchaffenheit der Wunde ſeine Verabſchiedung zweifellos ſcheint, ſo kann er ja bei Ihnen abwarten, bis dieſe erfolgt."

Drei Tage darauf trat Karl mit ſeiner verbundenen Hand in Antons Zimmer. „Da bin ich," ſagte er. „Adieu Dolman, adieu Selim, mein Brauner! Eine Woche müſſen Sie noch mit mir Geduld haben, Herr Anton, dann hebe ich Ihnen wieder Tiſch und Stuhl mit ſteifem Arm."

„Hier iſt eine Antwort deines Vaters,“ ſagte Anton, „ſie iſt an mich gerichtet.“

„An Sie?“ frug Karl verwundert, „warum an Sie? warum hat er denn nicht an mich geſchrieben?“

„Höre ſelbſt.“ Anton ergriff einen großen Bogen, der von oben an mit halbzölligen Buchſtaben bemalt war, und las: „Geehrter Herr Wohlfart, das iſt ein großes Unglück für meinen armen Sohn! Zwei Finger von zehn bleiben nur acht. Wenn es auch kleine Finger ſind, es thut ebenſo weh. Es iſt ein ſehr großes Unglück für uns beide, daß wir einander nicht mehr ſchreiben können. Deswegen bitte ich, daß Sie die Güte haben, ihm Alles zu ſagen, was folgt. Er ſoll ſich nicht ſehr grämen. Bohren kann vielleicht noch gehn, auch Manches mit dem Hammer. Und wenn der Himmel wollte, daß dieſes nicht möglich wäre, ſo ſoll er ſich doch nicht zu ſehr grämen. Es iſt für ihn geſorgt durch einen eiſernen Kaſten. Wenn ich geſtorben bin, findet er den Schlüſſel in meiner Weſtentaſche. So laſſe ich ihn von ganzem Herzen grüßen. Sobald er wieder fahren kann, ſoll er zu mir kommen, um ſo mehr, da ich ihm ſchriftlich nicht mehr ſagen kann, daß ich bin ewig ſein getreuer Vater Johann Sturm.“ — Anton reichte den Brief dem Invaliden.

„Es iſt richtig,“ ſagte Karl zwiſchen Lächeln und Wehmuth, „er hat ſich in der erſten Angſt eingebildet, daß auch er mir nicht mehr ſchreiben kann, weil ich an der Hand bleſſirt bin. Der wird Augen machen, wenn er meinen nächſten Brief erhält.“

So wohnte Karl mehre Wochen in dem Zimmer neben Anton. Sobald er ſeine Hand wieder bewegen konnte, bemächtigte er ſich der Garderobe des Freundes, und begann einige der kleinen Dienſte, welche er vor Jahren im Hauſe des Prinzipals übernommen hatte. Anton hatte zu wehren, daß er nicht die unnöthige Rolle eines Bedienten übernahm. „Haſt du ſchon wieder meinen Rock unter der Bürſte?“ ſagte er in Karls Stube tretend, „du weißt, daß ich das nicht leiden will.“ — „Es war nur zur Geſellſchaft von meinem,“ entſchuldigte ſich Karl, „zwei neben einander halten ſich immer beſſer als einer. Ihr Kaffe iſt fertig, aber die Maſchine taugt nichts, er ſchmeckt immer nach Spiritus.“ Da er ſich für Anton nicht nützlich machen konnte, wie er ſagte, ſo fing er an für ſich ſelbſt zu arbeiten. Bei ſeiner alten Vorliebe für Handwerkszeug hatte er bald eine Menge verſchiedenartiger Inſtrumente um ſich verſammelt, und ſo oft Anton das Haus verließ, begann ein Sägen, Bohren, Hobeln und Raspeln, daß ſogar der taube Artilleriehauptmann, welcher im Nebenhauſe einquartiert war, zu der Anſicht kam, ein Tiſchler ſei eingezogen, und ſeine eingefallene Bettſtelle zum Ausbeſſern herüberſchickte. Da Karl die rechte Hand noch ſchonen mußte, übte er die linke Hand mit allen Werkzeugen nach der Reihe und freute ſich wie ein Kind über die Fortſchritte, die er machte. Und als ihm der Arzt für die nächſten Wochen auch dieſe Thätigkeit abrieth, fing er an mit der linken Hand zu ſchreiben und zeigte Anton täglich Proben ſeiner Handſchrift. „Es iſt nur der Uebung wegen,“ ſagte er, „der Menſch muß wiſſen, was er vermag. Uebrigens iſt es nur eine Angewohnheit, mit den Händen zu ſchreiben; wer keine hat, thut's mit den Beinen; ich glaube, daß nicht einmal die nöthig ſind, es müßte auch mit dem Kopfe gehen.“

„Du biſt ein Narr,“ ſagte Anton lachend.

„Ich verſichere Sie,“ fuhr Karl fort, „ein langes Rohr in den Mund geſteckt, mit zwei Drähten, die hinter die Ohren gedrückt werden, um die Schwankung zu verringern, es müßte ganz erträglich gehen. — Da iſt die beinerne Einfaſſung von Ihrem Schlüſſelloche abgeſprungen, die wollen wir ſogleich anleimen.“

„Ich wundere mich, daß ſie nicht von ſelbſt wieder feſt wird,“ ſpottete Anton, „denn aus deiner Stube kommt ein ſchrecklicher Leimgeruch hereingezogen. Die ganze Luft iſt in Leim verwandelt.“

„Gott bewahre," ſagte Karl, „es iſt ja geruchloſer Leim, den ich habe, eine neue Erfindung."

Als der treue Mann mit dem Abſchied in der Taſche nach der Heimat zurückfuhr, fühlte ſich Anton ſo vereinſamt, als wäre er erſt jetzt aus dem Zauberkreiſe der großen Wage in die Fremde gezogen.

Einſt ging Anton an der verhängnißvollen Herberge vorüber, in welcher ſein Prinzipal verwundet worden war. Er ſtand einen Augenblick ſtill und ſah mit Neugier auf das alte Haus und den Hofraum, in welchem jetzt weißröckige Soldaten beſchäftigt waren, ihr Lederzeug zu färben und zu glätten. Da erblickte er ein Weſen im ſchwarzen Kaftan, welches wie ein Schatten aus der Schenkſtube quer über die Einfahrt hinglitt. Es waren die ſchwarzen Ohrlocken, es war das kleine Käppchen, es war Figur und Haltung des alten Bekannten Schmeie Tinkeles. Ach, aber es war nicht ſein Geſicht. Der frühere Tinkeles war in ſeiner Art ein hübſcher Burſch geweſen. Er hatte ſeine beiden Locken ſtets ſo glänzend und kokett getragen, wie einem Geſchäftsmann nur möglich iſt, er hatte hübſche rothe Lippen gehabt und einen leichten Roſaſchimmer auf ſeinen gelben Wangen. Der gegenwärtige Schmeie war nur ein Schatten des frühern. Er ſah geſpenſtig bleich aus, ſeine Naſe war ſpitz und lang geworden, und ſein Kopf hing ihm nach vorn, wie der Kelch einer welkenden Blume am Bach Kidron.

Anton rief erſtaunt: „Tinkeles, ſeid ihr's wirklich?" und trat auf ihn zu. Tinkeles ſchrak zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen Anton an, ein Bild des Schreckens und der Furcht. „Gott gerechter!" waren die einzigen Worte, welche über ſeine blutloſen Lippen kamen.

„Was habt ihr, Tinkeles? Ihr ſeht ja aus wie ein armer Sünder! Was treibt ihr hier am Platz? und wie zum Teufel kommt ihr gerade in dieſes Haus?“

„Ich kann doch nichts dafür, daß ich hier bin,“ antwortete der Geſchäftsmann noch immer in halber Bewußtloſigkeit; „ich kann doch nichts dafür, daß der Prinzipal hat ſolches Unglück gehabt mit dem Menſchen. Sein Blut iſt ja gefloſſen wegen der Waaren, welche der Mauſche Fiſchel hatte abgeſchickt und hatte das Geld bereits gezogen. Ich bin unſchuldig, Herr Wohlfart, auf meine ewige Seligkeit, ich habe nicht gewußt, daß der Wirth iſt ein ſo ſchlechter Menſch, und wird die Hand aufheben gegen den Herrn, welcher vor ihm ſteht ohne Hut, ohne Mütze. — Ohne Mütze,“ jammerte er lauter, „in bloßem Kopf. Sie können glauben, es iſt mir geweſen, als wenn ein Schwert fiele in meinen Leib, als ich habe geſehen, wie der Wirth ſich benommen hat ſo gewaltthätig gegen einen Mann, der vor ihm ſtand mit aufgerichtetem Haupt als ein Ehrenmann, was er iſt geweſen ſein Lebelang.“

„Hört, Schmeie,“ ſagte Anton, erſtaunt auf den Galizier blickend, der immer noch darnach rang, durch Worte ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, „hört, mein Burſch, ihr ſeid hier in dieſer Herberge geweſen, als die Wagen geplündert wurden, ihr habt aus einem Verſteck unſern Streit mit dem Wirth angeſehen. Ihr kennt den Wirth und wohnt noch hier, ich will euch gerade heraus ſagen, was ihr mir zur Hälfte eingeſtanden habt. Ihr habt von dem Abladen der Wagen gewußt; und ich will euch noch etwas anvertrauen, ihr habt ein Intereſſe daran gehabt, daß die Fuhrleute hier zurückblieben, und ihr habt mit dem Wirth unter einer Decke geſteckt. Nach dem, was ihr mir geſagt habt, laſſe ich euch nicht los, bevor ich Alles weiß. Ihr werdet entweder jetzt auf mein Zimmer kommen und mir freiwillig geſtehen, was ihr wißt, oder ich führe euch zum Militär und laſſe euch von den Soldaten verhören.“

Tinkeles war vernichtet. „Gott meiner Väter, es iſt ſchrecklich, es iſt ſchrecklich!“ wimmerte er leiſe und klapperte mit den Zähnen.

Anton fühlte Mitleid mit der großen Angſt des Mannes: „Kommt mit mir, Tinkeles; ich verſpreche euch, wenn ihr ehrlich geſteht, ſoll euch nichts geſchehen.“

„Was ſoll ich geſtehn dem Herrn,“ ächzte Schmeie, „wo ich doch nichts habe zu geſtehn?“

„Wenn ihr nicht gutwillig kommt, ſo rufe ich die Soldaten,“ gebot Anton barſch.

„Nichts von Soldaten,“ bat Tinkeles wieder ſchauernd, „ich will kommen mit Ihnen und will ſagen, was ich weiß, wenn Sie mir wollen verſprechen, daß Sie mich verrathen gegen Niemanden, nicht an Ihren Prinzipal und nicht an Mauſche Fiſchel, auch nicht an den ſchlechten Menſchen dieſen Wirth, und an keinen Soldaten.“

„Kommt,“ ſagte Anton und wies mit der Hand die Straße hinab. So führte er den Willenloſen wie einen Gefangenen mit ſich fort und verwandte kein Auge von ihm, weil er befürchtete, daß Schmeie den Rathſchlägen ſeines böſen Gewiſſens folgen und in eine Seitengaſſe entlaufen könnte.

Der Galizier hatte nicht den Muth dazu, er ſchlich mit geſenktem Haupt neben Anton her, ſah ihn zuweilen ſeufzend an und gurgelte unverſtändliche Worte vor ſich hin. Auf Antons Zimmer fing er aus freien Stücken an: „Es iſt mir geweſen eine Laſt auf meinem Herzen, ich habe nicht können ſchlafen, ich habe nicht können eſſen und trinken, und wenn ich gelaufen bin, um zu machen ein Geſchäft, ſo hat es mir in der Seele gelegen, wie ein Stein in einem Glaſe: wenn man trinken will, fällt der Stein auf die Zähne, und man beſchüttet ſich mit Waſſer. Weh! was habe ich mich beſchüttet!“

„So redet,“ ſagte Anton, wieder erweicht durch die aufrichtige Klage.

„Ich bin hergekommen wegen der Wagen,“ fuhr Tinkeles haſtig fort und ſah Anton furchtſam an. „Der Mauſche hatte doch mit Ihnen gehandelt ſeit zehn Jahren, und immer ehrlich, und Sie haben verdient ein gutes Stück Geld an ihm; und da hat er gemeint, daß jetzt gekommen wäre die Zeit, wo er anfangen könnte ein großes Geſchäft und mit Ihnen ſeine Abrechnung machen. Und wie losgegangen iſt das Geſchrei und das Geſchmuſe, da iſt er zu mir gekommen und hat zu mir geſagt: „Schmeie,“ ſagt' er „du haſt keine Furcht,“ ſagt' er. „Laß ſie ſchießen und gehe unter ſie und ſieh, daß du anhältſt die Wagen für mich. Vielleicht kannſt du ſie verkaufen unterwegs, vielleicht bringſt du mir ſie zurück, es iſt immer beſſer, wir haben ſie, als es hat ſie ein Anderer.“ So bin ich hergekommen und habe gewartet, bis die Wagen angekommen ſind, und habe geſprochen mit dem Wirth: weil die Waaren doch nicht würden kommen in Ihre Hände, wäre es am beſten, ſie kämen wieder in unſere. Aber daß der Wirth ſoll ſein ein ſolcher Blutmenſch, das habe ich nicht gewollt und habe ich nicht gewußt, und ſeit ich habe geſehen, wie er Ihrem Herrn hat aufgeſchnitten den Rock, habe ich keine Ruhe gehabt, und habe immer geſehen vor mir das blutige Hemd und das feine Tuch von ſeinem grünen Rock, welches entzwei geſchnitten war.“

Anton hörte die Geſtändniſſe des Tinkeles mit einem Intereſſe an, welches den Widerwillen überwog, den er gegen das — nicht ſeltene — Manöver der galiziſchen Händler empfand. Er begnügte ſich dem Sünder zu ſagen: „Eurer Schurkerei verdankt Herr Schröter ſeinen wunden Arm, und wären wir euch nicht in die Quere gekommen, ſo hättet ihr uns zwanzigtauſend Thaler geſtohlen.“

„Es ſind nicht zwanzigtauſend,“ rief Schmeie ſich windend, „die Wolle ſteht ſchlecht, und mit Talg iſt nichts zu machen. Es ſind weniger als zwanzig.“

„So?“ ſagte Anton verächtlich, „und was werde ich jetzt mit euch thun?“

„Thun Sie nichts mit mir,“ bat Schmeie beweglich und legte ſeine Hand bittend auf Antons Rock. „Laſſen Sie ſchlafen die ganze Geſchichte. Sie haben die Waaren, ſeien Sie damit zufrieden. Es iſt ein ſchönes Geſchäft, das der Mauſche Fiſchel nicht hat machen können, weil Sie ihn haben daran gehindert.“

„Es thut euch noch leid?“ erwiederte Anton erzürnt.

„Es iſt mir recht ſo, daß Sie die Waaren haben,“ ſagte der Jude, „denn Sie haben vergoſſen Ihr Blut darüber. Und deshalb thun Sie nichts mit mir; ich will ſehen, daß ich Ihnen kann in andern Sachen zu Gefallen ſein. Wenn Sie etwas zu thun haben hier am Ort für mich, es wird mir ſein eine Beruhigung, daß ich Ihnen kann zu etwas verhelfen.“

Anton antwortete kalt: „Wenn ich euch auch verſprochen habe, eure Spitzbüberei dem Gericht nicht anzuzeigen, ſo können wir doch mit euch kein Geſchäft mehr machen. Ihr ſeid ein ſchlechter Menſch, Tinkeles, und habt euch gegen unſer Haus unredlich bewieſen. Wir ſind von jetzt ab geſchiedene Leute.“

„Warum ſagen Sie mir, daß ich ein ſchlechter Menſch bin?“ klagte Tinkeles; „Sie haben mich gekannt als ehrlichen Mann ſeit Jahren, wie können Sie ſagen, daß ich ſchlecht bin, weil ich habe einmal machen wollen ein Geſchäft, und habe dabei Unglück gehabt und hab’s nicht gemacht? Iſt das ſchlecht?“

„Es iſt genug,“ befahl Anton, „ihr könnt jetzt gehen.“ Tinkeles blieb ſtehen und frug: „Können Sie vielleicht brauchen neue kaiſerliche Ducaten? Ich kann ſie Ihnen beſorgen mit fünf und ein Viertel.“ — „Ich will nichts von euch,“ ſagte Anton, „geht.“

Der Jude ging zögernd bis zur Thür und drehte wieder um. „Es iſt zu machen ein ſchönes Geſchäft mit Hafer, wenn Sie wollen mit übernehmen die Lieferung, ich will Ihnen einen Theil verſchaffen; es iſt dabei zu verdienen ein rares Geld.“

„Ich mache keine Geſchäfte mit euch, Tinkeles; geht in Gottes Namen.“

Der Jude ſchlich hinaus; noch einmal kratzte es an der Thür, aber das Gewiſſen war in dem Schelm ſo mächtig geworden, daß er ſich nicht mehr in das Zimmer traute. Nach einigen Minuten ſah Anton, wie er ſchwermüthig quer über die Straße ging.

Seit dieſem Tage wurde Anton durch den reuigen Tinkeles in Belagerungszuſtand geſetzt. Kein Tag verlief, wo der Galizier ſich nicht an Anton herandrängte und in ſeiner Weiſe Verſöhnung mit ihm ſuchte. Bald überfiel er ihn auf der Straße, bald ſtörte ſein unſicheres Klopfen den Beſchäftigten am Schreibtiſch, immer aber hatte er etwas anzupreiſen oder Neues mitzutheilen, wodurch er Gnade zu erwerben hoffte. Rührend war ſeine Erfindungskraft, er erbot ſich, alles Mögliche für Anton zu kaufen oder zu verkaufen, jede Art von Geſchäftsgängen zu machen, zu ſpioniren und zuzutragen. Und als er entdeckte, daß Anton auch mit Offizieren verkehrte, und daß beſonders ein junger Lieutnant mit zartem Geſicht und einem kleinen Bart zuweilen mit Anton aus der Reſtauration ging und die Wohnung deſſelben beſuchte, da fing Tinkeles an, auch ſolche Gegenſtände anzubieten, die nach ſeiner Meinung für einen Offizier angenehm ſein mußten. Anton blieb zwar dabei, jedes Geſchäft mit dem Sünder zu vermeiden, konnte aber zuletzt nicht mehr über's Herz bringen, den armen Teufel rauh zu behandeln, und Tinkeles erkannte aus manchem unterdrückten Lächeln oder aus kurzen Fragen Antons, daß ſeine Fürſprache beim Chef des Hauſes nicht unmöglich ſei. Und er ward darum mit der Ausdauer ſeines Ahnherrn Jakob.

An einem Morgen klirrte der junge Rothſattel in Antons Zimmer. „Ich werde krank gemeldet, habe ſtarken Katarrh und muß in meinem troſtloſen Quartier bleiben," ſagte er, ſich auf dem Sopha niederlaſſend. „Sie können mir heut Abend helfen die Zeit vertreiben. Wir ſpielen eine Partie Whiſt. Ich habe noch unſern Doctor und einen und den andern Kameraden dazu aufgefordert. Werden Sie kommen?" — Erfreut und ein wenig geſchmeichelt ſagte Anton zu. „Gut," fuhr der junge Herr fort, „dann müſſen Sie mir auch die Möglichkeit geben, mein Geld an Sie zu verlieren; das elende Vingt-un hat mir die Taſchen rein ausgefegt. Leihen Sie mir auf acht Tage zwanzig Ducaten." „Mit Vergnügen," ſagte Anton und ſuchte eilig ſeine Börſe hervor.

Als der Lieutnant das Geld nachläſſig in ſeine Taſche ſteckte, klang auf der Straße der Hufſchlag eines Pferdes; ſchnell trat er an das Fenſter. „Wetter, das iſt eine hübſche Katze, polniſches Blut, der Roßkamm hat ſie einem der Rebellen geſtohlen und will jetzt einen ehrlichen Soldaten damit anführen."

„Woher wiſſen Sie, daß das Pferd zu verkaufen iſt?" frug Anton, der unterdeß am Schreibtiſch einen Brief ſiegelte.

„Sehen Sie nicht, daß ein Gauner das Thier im Parademarſch vorbeiführt?"

In dem Augenblick klopfte es leiſe an der Thür, und Schmeie Tinkeles ſchob zuerſt ſein lockiges Haupt und darauf den ſchwarzen Kaftan in die Stube und gurgelte unterwürfig: „Ich wollte die gnädigen Herren fragen, ob ſie vielleicht wollen anſehen ein Pferd, welches ſo viel Louisd'or werth iſt, als es Thalerſtücke koſtet. — Wenn Sie doch nur gehen wollten bis an das Fenſter, Herr Wohlfart, Sie ſollen es ja nur anſehen; ſehen iſt nicht kaufen."

„Iſt dieſe Geſtalt einer von Ihren Geſchäftsfreunden, Wohlfart?" frug der Lieutnant lachend.

„Er iſt es nicht mehr, Herr von Rothſattel," antwortete Anton in demſelben Ton, „er iſt in Ungnade gefallen. Diesmal gilt ſein Beſuch Ihnen. Nehmen Sie ſich in Acht, er wird Sie verführen, das Pferd zu kaufen."

Der Händler hörte aufmerkſam der Unterredung zu und heftete ſeinen Blick neugierig auf den Lieutenant. „Wenn der gnädige Herr Baron will kaufen das Pferd," ſagte er, zudringlich zu dem Lieutenant tretend und denſelben unverrückt anſtarrend, „ſo wird es ein ſchönes Reitpferd ſein auch auf dem Gut in Ihrer Wirthſchaft."

„Was zum Henker weißt du von meinem Gut?" ſagte der Lieutenant; „ich habe kein Gut!"

„Kennt ihr dieſen Herrn?" frug Anton.

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen, wenn er es iſt, welcher das große Gut hat in Ihrem Lande und jetzt gebaut hat eine Fabrik, worin er macht Zucker aus Viehfutter."

„Er meint Ihren Herrn Vater," erklärte Anton dem Lieutenant; „Tinkeles hat ſeine Verbindungen auch in unſerer Provinz und hält ſich oft Monate bei uns auf."

„Was ich höre!" rief der Galizier nachdenkend, „es iſt der Vater von dem Herrn Offizier. Um Vergebung, Herr Wohlfart, alſo Sie ſind bekannt mit dem Herrn Baron, welcher iſt der Vater von dieſem Herrn?" — Um den Schnurrbart des Lieutenants zuckte ein Lächeln.

„Ich habe den Vater dieſes Herrn wenigſtens geſehen," antwortete Anton, unwillig über die zudringliche Frage des Händlers und darüber, daß er das Erröthen ſeiner Wangen fühlte.

„Und um Vergebung, wenn ich fragen darf, Sie kennen den Herrn Offizier genau, wie man kennt einen guten Freund —"

„Was geht euch das an, Tinkeles?" frug Anton barſch und erröthete noch tiefer, weil er auf die Frage nicht ſo recht zu antworten wußte.

„Ja, er iſt mein guter Freund, Jude," ſagte der Lieutenant, auf Antons Schulter ſchlagend. „Er iſt mein Caſſirer, er hat mir heute erſt zwanzig Ducaten geborgt und wird mir kein Geld geben, um dein Pferd zu kaufen. Alſo geh zum Teufel."

Der Händler lauſchte mit vorgebogenem Hals auf jedes Wort des Offiziers und ſah die jungen Männer mit einer Neugierde, und wie Anton zu bemerken glaubte, mit einer Theilnahme an, welche von ſeinem gewöhnlichen lauernden Weſen verſchieden war. „Alſo zwanzig Ducaten hat er Ihnen geborgt,“ wiederholte er bedächtig, „er wird Ihnen auch mehr borgen, wenn Sie mehr von ihm verlangen. Ich weiß,“ murmelte er, „ich weiß.“

„Was wißt ihr?“ frug Anton.

„Ich weiß doch, wie es iſt unter jungen Herren, welche gut Freund mit einander ſind,“ ſagte der Händler mit einer nachdrücklichen Bewegung des Kopfes. „Alſo Sie können das Pferd nicht brauchen, Herr Wohlfart? So empfehle ich mich Ihnen, Herr Wohlfart.“ Bei dieſen Worten kehrte er kurz um und verſchwand. Gleich darauf hörte man das Pferd im Trabe fortreiten.

„Iſt das ein verrückter Kerl!“ rief der Lieutnant, dem Davoneilenden nachſehend.

„Er iſt ſonſt nicht ſo ſchnell bereit ſich zu entfernen,“ erwiederte Anton, verwundert über das räthſelhafte Benehmen des Geſchäftsmannes. „Wahrſcheinlich hat Ihre Uniform ſeinen Abgang beſchleunigt.“

„Ich hoffe, ſie hat Ihnen einen Gefallen gethan. Alſo heut Abend,“ ſagte der Lieutnant grüßend und verließ das Zimmer.

Am Nachmittag tönte wieder das leiſe Klopfen an Antons Thür, Tinkeles erſchien auf's Neue. Er ſah ſich vorſichtig in der Stube um und trat, ohne auf Antons finſtere Stirn zu achten, nahe an ihn heran. „Erlauben Sie mir zu fragen,“ ſprach er mit vertraulichem Kopfſchütteln, „es iſt in der Wahrheit, daß Sie ihm geborgt haben zwanzig Ducaten, und daß Sie ihm geben würden noch mehr, wenn er mehr haben wollte?“

Anton ſah den Händler erſtaunt an und ſagte aufſtehend: „Ich habe ihm das Geld gegeben und werde ihm noch mehr geben. Und jetzt ſagt ihr mir gerade heraus, was euch im Kopfe herum geht. Denn ich ſehe, ihr habt mir etwas mitzutheilen."

Tinkeles machte ein ſchlaues Geſicht und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „Wenn er auch iſt Ihr guter Freund, ſo nehmen Sie ſich doch in Acht, daß Sie ihm borgen kein Geld. Wiſſen Sie was, borgen Sie ihm keinen Gulden mehr," wiederholte er nachdrücklich.

„Und weshalb nicht?" frug Anton. „Euer guter Rath iſt mir nichts werth, wenn ich nicht weiß, aus welchen Gründen ihr mich warnt."

„Und wenn ich Ihnen ſage, was ich weiß, wollen Sie dann ſprechen für mich bei Herrn Schröter, daß er nicht mehr denkt an die Frachtwagen, wenn er mich ſieht in Ihrem Comtoir?" frug der Jude ſchnell.

„Ich will ihm ſagen, daß ihr mir ſeit der Zeit in anderer Weiſe ehrlich gedient habt. Was er dann thun wird, ſteht bei ihm," erwiederte Anton ebenſo ſchnell.

„Sie werden ſprechen für mich," ſagte der Händler, „das iſt mir genug. Und Sie ſollen hören, was Ihnen erhalten kann Ihr gutes Geld. — Es ſteht faul mit dem Rothſattel, dem Vater dieſes jungen Menſchen, ſehr faul; das Unglück hält über ihn eine ſchwarze Hand. Er iſt ein verlorner Menſch. Es iſt ihm nicht zu helfen."

„Woher habt ihr dieſe Nachricht?" rief Anton erſchrocken. „Es iſt unmöglich," ſetzte er ruhiger hinzu, „es iſt eine Unwahrheit, Geſchwätz von Winkelagenten und ähnlichem Volk."

„Glauben Sie meiner Rede," ſprach der Jude mit einem eindringlichen Ernſt, welcher ſeine Figur größer machte und ſogar ſeine Sprache weniger mißtönend. „Sein Vater iſt unter den Händen von Einem, der heimlich wandelt wie ein Engel des Verderbens. Er geht und legt ſeinen Strick um den Hals der Menſchen, die er bezeichnet hat, ohne daß ihn Einer ſieht. Er zieht den Strick zu, und ſie fallen um, wie die hölzernen

Regel. Warum wollen Sie Ihr Geld verlieren an ſolche Leute, die ſchon tragen die Schlinge am Halſe?“

„Wer iſt der Teufel, den ihr meint, wer hat den Baron in Händen?“ rief Anton in einer Aufregung, welche ihn alle Vorſicht vergeſſen ließ.

„Was nützt der Name,“ erwiederte der Galizier kalt. „Wenn ich auch wüßte den Namen, ſo würde ich ihn doch nicht ſagen, und wenn ich ihn ſage, es kann Ihnen nichts helfen und dem Rothſattel auch nicht, denn Sie kennen den Mann nicht, und Ihr Baron kennt ihn vielleicht auch nicht.“

„Iſt dieſer Mann Ehrenthal?“ frug Anton.

„Ich kann den Namen nicht ſagen,“ wiederholte der Händler mit einem Achſelzucken, „aber der Hirſch Ehrenthal iſt es nicht.“

„Wenn ich euren Worten glauben ſoll, und wenn ihr mir damit einen Dienſt leiſten wollt,“ fuhr Anton ruhiger fort, „ſo müßt ihr mir Genaues mittheilen. Ich muß den Namen dieſes Mannes wiſſen, und ich muß Alles wiſſen, was ihr über ihn und den Freiherrn gehört habt.“

„Nichts habe ich gehört,“ erwiederte der Händler verſtockt, „wenn Sie mich fragen wollen, wie die Gerichte fragen. Eine Rede, die geſprochen iſt, verfliegt in der Luft wie ein Geruch, der Eine fängt das auf, der Andere jenes. Ich kann Ihnen nicht ſagen die Worte, die ich gehört habe, und ich will ſie nicht ſagen um vieles Geld. Ich will nicht die Hand legen an meine Gebetſchnüre und vor Gericht zeugen. Was ich ſpreche, iſt gut für Ihr Ohr und für kein anderes. Ihnen aber ſage ich, daß Zwei haben zuſammen geſeſſen nicht einen Abend, viele Abende, und nicht in einem Jahre, ſondern mehre Jahre, und ſie haben leiſe mit einander gemurmelt in unſerer Herberge hinten an dem Geländer, wo unten das Waſſer läuft. Und das Waſſer hat gemurmelt unten, und ſie haben gemurmelt oben über dem Waſſer. Ich lag in der Stube auf meinem Strohſack, daß ſie glaubten, ich ſchliefe. Und oft habe ich gehört aus dem Munde von Beiden den Namen Rothſattel und den Namen von ſeinem Gute. Und ich weiß, daß ein Unglück über ihm ſteht, aber weiter weiß ich nichts. Und jetzt iſt es geſagt und ich werde gehen. Der gute Rath, den ich Ihnen gegeben habe, ſoll ſein Ihre Bezahlung für den Tag, wo Sie gefochten haben mit einer Piſtole für die Wolle und für die Häute. Und Sie werden denken an das Verſprechen, das Sie mir gegeben haben."

Anton ſah beſorgt vor ſich nieder. Durch Bernhard wußte er, daß der Freiherr mit Ehrenthal in vielfacher Verbindung ſtand, und dieſer Verkehr des Gutsbeſitzers mit dem übelberüchtigten Speculanten war ihm ſchon oft auffallend erſchienen. Aber was Tinkeles ſagte, klang doch zu unglaublich, er ſelbſt hatte nie etwas Ungünſtiges über die Verhältniſſe des Freiherrn gehört. „Bei dem, was ihr mir heut erzählt habt," ſprach er nach einer Weile, „kann ich mich nicht beruhigen. Ihr werdet euch beſinnen, vielleicht erinnert ihr euch an die Namen und einzelnen Worte, die ihr gehört habt."

„Vielleicht werde ich mich erinnern," erwiederte der Galizier mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der dem bekümmerten Anton entging. „Und ſo haben wir geſchloſſen unſere Rechnung, ich habe Ihnen Sorge gemacht und Gefahr, dafür habe ich Ihnen jetzt gethan einen Gefallen. Einen großen Gefallen," ſetzte er ſelbſtgefällig in das betroffene Geſicht Antons blickend hinzu. — „Können Sie gebrauchen Louisd'or gegen Banknoten?" frug er plötzlich im Geſchäftston; „ich kann Ihnen laſſen Louisd'or, wenn Sie mir dafür geben Ducaten oder Banknoten."

„Ihr wißt, ich mache keine Geldgeſchäfte," antwortete Anton zerſtreut. — „Vielleicht können Sie abgeben Wiener Wechſel auf gute Häuſer?" — „Ich habe keine Wechſel abzugeben," ſagte Anton ärgerlich.

„Gut," ſagte der Jude, „eine Anfrage beißt Niemanden," und wandte ſich zum Gehen. An der Thür hielt er noch einen Augenblick an. „Dem Seligmann, der das Pferd hat vorgeführt für die Herren und hat auf die Herren gewartet einen ganzen halben Tag, habe ich geben müſſen zwei Gulden Münz. Es iſt eine bare Auslage, die ich gemacht habe für Sie, wollen Sie mir nicht wiedergeben meine zwei Gulden?“

„Gott ſei Dank!“ rief Anton wider Willen lächelnd, „jetzt ſeid ihr wieder der alte Tinkeles. Nein, Schmeie, die zwei Gulden bekommt ihr nicht.“

„Und Sie wollen mir nicht abnehmen die Louisd'or gegen Papier auf Wien?“

„Auch nicht,“ erwiederte Anton.

„Adjes,“ ſagte Tinkeles. „Wenn ich Sie wiederſehe, ſind wir gut Freund mit einander.“ Er ergriff die Klinke. „Und wenn Sie wiſſen wollen den Namen von dieſem Mann, der den Rothſattel ſo herunterbringen kann, daß er klein wird, wie das Gras auf der Landſtraße, wo Jedermann tritt darauf, ſo fragen Sie nach dem Buchhalter von Hirſch Ehrenthal, mit Namen Itzig. Veitel Itzig wird ſein der Name.“ Bei dieſen Worten eilte Tinkeles zur Thür hinaus. Anton ſprang ihm nach, aber der Händler hörte nicht auf ſein Rufen und war aus der Hausthür geſchlüpft, bevor Anton ihn einholen konnte. Da gegründete Ausſicht war, ihn in Kurzem wieder zu ſehen, ſo ging Anton, ſehr beſchäftigt durch die Geſtändniſſe des wunderlichen Heiligen, auf ſein Zimmer zurück.

Was er gehört hatte, mußte er ſogleich dem Sohne des Freiherrn mittheilen. Er ſagte ſich, daß bei dem großen Zartgefühl ſeines militäriſchen Freundes dieſe Mittheilung ſchwierig ſei. „Aber es muß geſchehen, noch heut Abend ziehe ich ihn bei Seite, ich gehe zeitig zu ihm, oder bleibe beim Aufbruch zurück.“

Dieſem guten Vorſatz gönnte das Schickſal eine bequeme Ausführung nicht. So früh Anton auch in das Quartier des jungen Rothſattel eilte, er fand doch die Stube bereits durch eine Anzahl Huſarenlieutenants beſetzt. Eugen lag in ſeinem Schlafrock auf dem Sopha, die Schwadron lagerte um ihn herum. Gleich nach Anton trat der Doctor ein. „Wie geht's?“ frug dieſer zum Kranken tretend.

„Gut genug,“ erwiederte Eugen; „ich brauche Ihr Giftpulver nicht.“

„Etwas Fieber,“ fuhr der Doctor fort, „eingenommener Kopf und ſo weiter. Es iſt zu heiß hier, ich ſchlage vor, das Fenſter zu öffnen.“

„Beim Teufel, das werden Sie nicht, Doctor,“ rief ein junger Herr, der ſich aus zwei Stühlen eine Art Bank zuſammengerückt hatte. „Sie wiſſen, daß ich außer dem Dienſt keinen Zug vertragen kann.“ — „Laſſen Sie zu,“ rief Eugen, „wir ſind Homöopathen, die Wärme vertreiben wir durch Wärme. Was trinken wir?“

„Irgend ein Punſch wird für den Patienten immer noch am geſündeſten ſein,“ ſagte der Doctor.

„Holen Sie die Ananas, beſter Anton, ſie liegt mit dem ganzen Apparat hier nebenan,“ bat Eugen.

„Ei,“ rief der Doctor, als Anton die Frucht und der Burſch einen Korb Wein hereinbrachten, „ein ſüßer Koloß, ein ausgezeichnetes Exemplar. Mit Verlaub, ich mache den Punſch, die Miſchung muß nach dem Zuſtand des Patienten eingerichtet werden.“ Er griff nach ſeiner Taſche, brachte ein ſchwarzes Beſteck hervor und ſuchte ein Meſſer zum Zerſchneiden der Frucht.

„Alle Wetter! plagt ſie der Teufel? Zum Henker mit Ihrem Beſteck!“ riefen ſämmtliche Huſarenoffiziere aufſpringend. Wie Heckenfeuer fuhren die Verwünſchungen um das Haupt des Doctors.

„Meine Herren,“ rief der Doctor, nur wenig eingeſchüchtert durch den Sturm des Unwillens, „hat Einer von Ihnen ein Meſſer? Sehen Sie nicht erſt nach, ich weiß, Keiner hat eins. Spiegel und Bürſte, weiter darf man in Ihren Taſchen doch nichts ſuchen. Und verſteht Einer von Ihnen eine Bowle zu machen, die ein Mann von Herz und Welt trinken kann? Austrinken, ja, aber machen können Sie nichts."

„Ich will's verſuchen, Doctor," ſagte Bolling aus einer Ecke.

„Ah, Herr von Bolling, Sie auch hier?" erwiederte der Doctor mit einer Verbeugung.

Bolling nahm ihm die Ananas aus der Hand und hielt ſie ſorgfältig aus dem Bereich des mediciniſchen Armes. „Kommen Sie, Anton," rief er, „und verhüten Sie, daß dieſes Ungeheuer von Doctor mit ſeinem Tranchirmeſſer dem Getränk zu nahe kommt."

Während Anton mit dem älteren Lieutenant in eifriger Thätigkeit war, zog der Doctor zwei Spiele Karten aus der Taſche und legte ſie feierlich auf den Tiſch.

„Fort mit Ihren Karten," rief Eugen, „heut wenigſtens wollen wir ohne Sünde beiſammen bleiben."

„Sie können's ja nicht," ſpottete der Doctor, „Sie ſelbſt ſind der Erſte, der darnach greifen wird. Ich beabſichtigte nichts als ein ruhiges Whiſt mit ſtabilem Paré nach rechts und links, ein Spiel für fromme Einſiedler. Was Sie aber mit dieſen Karten anfangen, das wird die Zeit lehren. Hier liegen ſie beim Leuchter."

„Hört nicht auf den Verſucher," rief einer der Lieutnants lachend.

„Wer die Karte zuerſt anfaßt, zahlt ein Frühſtück zur Strafe," ein anderer.

„Hier iſt der Trank," ſagte Bolling und trug die Bowle auf den Tiſch. Er goß ein. „Koſten Sie, Blutmenſch," ſagte er zu dem Doctor.

„Roh," entſchied dieſer, „morgen Abend wird ſie trinkbar ſein."

Während die Herren ſich über das Getränk ſtritten, griff Eugen nach einem Spiel Karten und zog es in zwei Häufchen ab, die er neben einander legte. Der Doctor rief:

„Halt, gefangen! Er ſelbſt zahlt die Strafe.“ Alles lachte und drängte an den Tiſch. „Die Bank, Doctor,“ riefen die Offiziere, ſie warfen ihm die Karten zu, ſchnell kamen einige andere Spiele aus den Taſchen der Herren ans Licht, der Doctor legte ein Häuſchen Papier und Silber auf den Tiſch, das Spiel begann. Man pointirte nicht gerade hoch, kurze Scherze begleiteten den Gewinn und Verluſt der Spieler. Auch Anton ergriff eine Karte und ſetzte ohne Aufmerkſamkeit. Er vermochte heut nur mit Mühe an der Unterhaltung Theil zu nehmen, und ſah mit innigem Bedauern auf den jungen Rothſattel, der ſich ahnungslos über die Karten beugte. Anton gewann einige Thaler, aber mit Mißbehagen bemerkte er, daß Eugen endloſes Unglück hatte. Ein Ducaten nach dem andern flog in die Taſche des Bankhalters. Da Anton bei dem Verluſt ſeines Wirthes nicht ganz unbetheiligt war, ſo machte er keine Bemerkung darüber; aber der Doctor ſelbſt ſagte zu ſeinem Patienten, nachdem er wieder einige Ducaten eingeſtrichen hatte: „Sie ſind heiß geworden, Sie haben Fieber, es wäre am klügſten, wenn Sie nicht mehr ſpielten, ich habe noch nie einen Fieberkranken gehabt, der nicht im Pharao verloren hätte.“

„Das geht Sie nichts an, Doctor,“ erwiederte Eugen heftig und ſetzte wieder.

„Du haſt Unglück, Eugen,“ rief der gutmüthige Bolling, „du gehſt wieder zu ſehr ins Geſchirr.“

Als der Abzug beendet war, nahm der Doctor die Karten und ſteckte ſie gemüthlich in die Taſche. „Die Bank hat ſtark gewonnen,“ ſagte er, „aber ich höre doch auf, es iſt genug des Guten.“

Wieder erhob ſich ein Sturm unter den Offizieren. „Ich will Bank legen,“ rief Eugen, „geben Sie mir Ihre Caſſe, Wohlfart.“

Der Doctor proteſtirte, endlich beruhigte er ſich mit der Anſicht, „vielleicht hat er Glück als Bankier, man muß dem

Menſchen nicht die Gelegenheit entziehen, eine Scharte auszuwetzen.“

Anton holte einige Caſſenbillets aus der Taſche und legte ſie ſchweigend vor Eugen hin, aber er ſelbſt ſpielte nicht mehr. Traurig ſaß er da und ſah auf ſeinen guten Freund, der mit einem Geſicht, das von Wein und Fieber glühte, auf die Karten der Spieler hinſtarrte. Wieder flog ein Abzug auf den andern und wieder verlor Eugen, was er vor ſich hatte. Die Caſſenſcheine flogen von ihm weg, kaum einmal fiel ein Blatt zu ſeinen Gunſten. Verwundert ſahen die Offiziere einander an. „Auch ich ſchlage vor, daß wir aufhören,“ rief Bolling, „ein ander Mal geben wir dir Revanche.“

„Ich will ſie heut haben,“ forderte Eugen, ſprang auf und verſchloß die Thür, „Keiner kommt heraus. Setzt ordentlich und wagt, hier iſt Geld.“ Er warf einen Haufen Streichhölzer auf den Tiſch. „Das Holz einen Champagnerthaler. morgen zahle ich; ich gebe zu, daß das Holz einmal gebrochen wird, unter einem Thaler kein Point.“ Wieder fuhren die Karten auf den Tiſch und wieder ging das Spiel fort. Anton bemächtigte ſich unterdeß des Punſchlöffels und beſchloß, nichts mehr in die Gläſer zu gießen. Eugen verlor immerfort; die Streichhölzer wurden wie durch eine geheime Kraft nach allen Richtungen fortgeriſſen. Eugen holte neue Bündel und rief: „Beim Abſchied machen wir Rechnung.“ Da erhob ſich Bolling und ſtampfte mit dem Stuhle auf den Boden.

„Ein Hundsfott, wer die Stube verläßt,“ gebot Eugen.

„Du biſt ein Narr,“ ſagte der Andere unwillig; „es iſt Unrecht, ſeinem nächſten Kameraden das Geld abzunehmen, wie wir heut mit dir thun. Ich habe ſo etwas noch nie geſehen. Wenn hier der Satan ſein Spiel hat, ich will ihm nicht helfen.“ Er ſetzte ſich vom Tiſch ab, Anton trat zu ihm; Beide ſahen ſchweigend dem Uebermuth zu, mit welchem das Geld aus einer Hand in die andere geworfen wurde.

„Auch ich habe genug,“ ſagte der Doctor und zeigte ein dickes Bund Hölzer in ſeiner Hand. „Dies iſt ein merkwürdiger Abend; ſeit ich Karten kenne, iſt mir ſo etwas noch nicht vorgekommen. Er vermag kein Paroli abzuſchlagen.“

Von Neuem ſprang Eugen zu dem Seitentiſch, wo die Hölzer lagen, da ergriff Bolling den Reſt des Packets, öffnete das Fenſter und warf die Hölzer hinunter auf die Straße. „Beſſer, die Teufelsbolzen verbrennen da unten einen Stiefel, als hier deine Börſe.“ Darauf ſchleuderte er die Karten auf die Erde. „Das Spiel ſoll aufhören, du haſt uns vorhin aufgetrumpft, wie einer aus der Wachtſtube des alten Deſſauers, ich thue jetzt daſſelbe.“

„Ich verbitte mir ſolche Befehle,“ rief Eugen gereizt.

Bolling ſchnallte ſeinen Säbel um und griff mit der Hand an das Gefäß. „Du wirſt dich heut fügen,“ ſagte er ernſt, „morgen will ich dir vor den Kameraden Rede ſtehen. Macht eure Rechnung, ihr Herren, wir brechen auf.“

Die Marken wurden auf den Tiſch geworfen, der Doctor zählte.

Eugen riß finſter die Brieftafel aus der Taſche und notirte ſeine Schuld an die Einzelnen. Ohne Behagen, mit kurzem Gruß entfernte ſich die Geſellſchaft. „Es ſind gegen achthundert Thaler,“ ſagte der Doctor auf dem Wege. Bolling zuckte die Achſeln. „Ich hoffe, er kann das Geld ſchaffen, aber ich wollte doch, daß Sie heut das Stempelpapier in Ihrer Taſche behalten hätten. Wenn von der Geſchichte etwas verlautet, ſo wird Rothſattel keine Urſache haben ſich zu freuen. Wir alle werden gut thun, über den Vorfall zu ſchweigen, auch Sie, Herr Wohlfart, bitte ich darum.“

Anton ging in ſtürmiſcher Bewegung nach Hauſe. Den ganzen Abend hatte er wie auf Kohlen geſeſſen und dem Verſchwender in der Stille die bitterſten Vorwürfe gemacht. Er ſchalt ſich, daß er ihm Geld geliehen hatte, und fühlte doch, wie unpaſſend es geweſen wäre, ſeinen Wunſch nicht zu gewähren.

Als er am nächſten Morgen Eugen aufſuchen wollte, öffnete ſich die Thür, und Eugen ſelbſt trat in das Zimmer, verſtimmt, niedergeſchlagen, unſicher. „Ein nichtswürdiges Malheur geſtern,“ rief er, „ich bin in arger Klemme; ich muß heut achthundert Thaler ſchaffen und habe in dieſem Unglücksneſt Niemand, an den ich mich wenden kann, als Sie. Seien Sie verſtändig, Anton, und beſorgen Sie mir das Geld.“

„Auch mir iſt es nicht leicht, Herr von Rothſattel,“ erwiederte Anton ernſt; „es iſt keine unbedeutende Summe, und die Gelder, über die ich hier disponiren kann, ſind nicht mein Eigenthum.“

„Sie werden es ſchon möglich machen,“ fuhr Eugen überredend fort; „wenn Sie mir nicht aus der Verlegenheit helfen, ſo bin ich ganz rathlos. Der Oberſt verſteht keinen Spaß, ich riskire Alles, wenn die Geſchichte nicht ſchnell abgemacht wird.“ Er ergriff in ſeiner Verlegenheit Antons Hand und drückte ſie ängſtlich.

Anton ſah in das verſtörte Geſicht deſſen, der Lenorens Bruder war, und erwiederte mit innerer Ueberwindung: „Ich habe eine kleine Summe, welche mir gehört, in der Caſſe unſers Geſchäfts, und habe von hier aus Geld an unſer Haus zu ſenden. Es wird möglich ſein, daß ich unſern Caſſirer auf mein Geld anweiſe, und die Summe, welche Sie brauchen, zurückbehalte.“

„Sie ſind mein Retter,“ rief Eugen erleichtert; „in ſpäteſtens vier Wochen ſchaffe ich Ihnen achthundert Thaler zurück,“ fügte er hinzu, bei der Ausſicht auf das Geld geneigt das Beſte zu hoffen.

Anton ging zum Schreibtiſch und zählte dem Lieutnant das Geld auf. Es war ein großer Theil der Summe, die er von ſeinem Erbtheil übrig hatte.

Als Eugen das Papier unter lebhaftem Danke eingeſteckt hatte, begann Anton: „Und jetzt, Herr von Rothſattel, wünſche ich Ihnen noch etwas mitzutheilen, was mir geſtern den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen hat. Ich bitte Sie, mich nicht für zudringlich zu halten, wenn ich Ihnen nicht verſchweige, was Sie wiſſen müſſen, und was doch ein Fremder kaum zu ſagen das Recht hat.“

„Wenn Sie mir gute Lehren zutheilen wollen, ſo iſt der Augenblick ſchlecht gewählt,“ antwortete der Lieutnant finſter, „ich weiß ohnedies, daß ich einen dummen Streich gemacht habe, und bin auf eine Strafpredigt meines Papa's gefaßt. Was ich von ihm anhören muß, wünſche ich von keinem Dritten zu vernehmen.“

„Sie trauen mir wenig Zartgefühl zu, Herr von Rothſattel,“ rief Anton, aufrichtig bekümmert durch den Aerger des Offiziers. „Ich habe geſtern aus einer allerdings wenig lautern Quelle gehört, daß Ihr Herr Vater durch die Intriguen gewiſſenloſer Speculanten in Verwickelungen gekommen iſt oder doch kommen ſoll, welche ſeinem Vermögen Gefahr drohen. Auch der Name des gefährlichen Menſchen, welcher die Ränke gegen ihn ſchmiedet, iſt mir genannt worden.“

Der Lieutnant ſah verwundert in das ernſte Geſicht Antons und ſagte endlich: „Teufel, Sie jagen mir einen Schrecken ein. Doch nein, es iſt nicht möglich, Papa hat mir nie etwas davon geſagt, daß ſeine Verhältniſſe nicht ganz in Ordnung ſind.“

„Vielleicht kennt er ſelbſt nicht die Pläne und die Rückſichtsloſigkeit der Menſchen, welche die Abſicht haben, ſeinen Credit für ihre Zwecke zu benutzen.“

„Der Freiherr von Rothſattel iſt nicht der Mann, ſich von irgend Jemand benutzen zu laſſen,“ entgegnete der Lieutnant mit Stolz.

„Das nehme auch ich an,“ räumte Anton bereitwillig ein. „Und doch bitte ich Sie, daran zu denken, daß die letzten großen Unternehmungen des Herrn Barons ihn mehrfach mit ſchlauen und wenig bedenklichen Händlern in Berührung gebracht haben. Der mir den Rath ertheilte, gab ihn offenbar in guter Meinung. Er ſprach eine Anſicht aus, welche, wie ich fürchte, von einer Anzahl untergeordneter Geſchäftsleute getheilt wird, daß Ihr Herr Vater in ernſter Gefahr ſei, große Summen zu verlieren. Und ich fordere Sie auf, mit mir zu dem Mann zu gehen, vielleicht gelingt es uns, mehr von ihm zu erfahren. Es iſt derſelbe Händler, den Sie geſtern bei mir ſahen."

Der Lieutnant ſah ſehr niedergeſchlagen vor ſich hin, er faßte, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Dienſtmütze, und Beide eilten nach der Herberge, in welcher Tinkeles wohnte.

„Es wird am beſten ſein, daß Sie ſelbſt nach ihm fragen," ſagte Anton auf dem Wege. Der Offizier ging in das Haus, er frug einen Hausknecht, den Wirth, alle Hausgenoſſen, welche ihm in den Weg kamen: Schmeie war geſtern Mittag abgereiſt. Sie eilten von der Herberge zum Stadtcommando und erhielten nach vielen Fragen die Auskunft, daß dem Tinkeles ſein Paß nach der türkiſchen Grenze viſirt worden. So war der Zudringliche plötzlich verſchwunden, und durch ſeine Abreiſe erhielt die Warnung für Beide noch größeres Gewicht. Je länger ſie über ſeine Bekenntniſſe ſprachen, deſto aufgeregter wurde der Lieutnant und um ſo weniger wußte er, was zu thun ſei. Endlich brach er in großer Bewegung mit der Klage hervor: „Mein Vater iſt vielleicht jetzt in Geldverlegenheit. Wie ſoll ich ihm meine Schuld geſtehen? Es iſt für mich ein verfluchter Fall. Wohlfart, Sie ſind ein honetter Mann, denn Sie haben mir das Geld geliehen, obgleich Sie die Nachrichten dieſes unſichtbaren Juden ſchon im Kopfe hatten. Sie müſſen jetzt weiter anſtändig ſein und mir die Summe auf längere Zeit leihen."

„So lange, bis Sie ſelbſt den Wunſch ausſprechen, ſie zurückzuzahlen."

„Das iſt gentil," rief der Lieutnant, „und noch Eins, ſchreiben Sie ſelbſt an meinen Vater. Sie wiſſen am beſten, was der verrückte Menſch Ihnen geſagt hat, und mir iſt es langweilig, ſo etwas meinem Papa mitzutheilen.“

„Aber Ihr Herr Vater wird die Einmiſchung eines Fremden mit Recht für zudringlich halten,“ entgegnete Anton, befangen durch die Ausſicht, mit dem Vater Lenorens in Briefwechſel zu treten.

„Mein Vater kennt Sie ja,“ ſagte Eugen überredend; „ich erinnere mich, daß meine Schweſter mir ſchon von Ihnen erzählt hat. Schreiben Sie nur, ich hätte Sie darum gebeten. Es iſt wirklich beſſer, wenn Sie das übernehmen.“ Anton willigte ein. Er ſetzte ſich auf der Stelle hin und berichtete dem Baron die Warnungen des Händlers.

So kam er in der Fremde mit der Familie des Freiherrn in eine neue Verbindung, welche für ihn und die Rothſattel verhängnißvoll werden ſollte.

4.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes ſchreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verſtändigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menſchen ſtark, geſund und gut macht, das iſt dem Landwirth zu Theil geworden. Sein Leben iſt ein unaufhörlicher Kampf, ein endloſer Sieg. Ihm ſtählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er iſt der Prieſter, welcher Beſtändigkeit, Zucht und Sitte, die erſten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Thätigkeit veralten, die ſeine iſt ſo ewig, wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menſchen in enge Mauern einſchließt, in die Tiefen der Erde oder zwiſchen die Holzplanken des Schiffes, ſein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, und unten den feſten Grund. Ihm wird die höchſte Freude des Schaffens, denn was ſein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Thier, das wächſt unter ſeiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter iſt die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppirende Füllen, Waldesgrün und Wieſenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, ſtolzer, edler iſt das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtſein über ſeine Flur ſchreitet, dies alles iſt mein, meine Kraft erſchuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft ſich ein Wunſch, an jeden Eindruck ein Vorſatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn Alles, das fruchtbare Feld, das Thier und der Menſch ſoll Neues ſchaffen nach ſeinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit iſt ſein Genuß, und in dieſem Genuſſe wächſt ſeine Kraft. — So lebt der Mann, welcher ſelbſt der arbeitſame Wirth ſeines Gutes iſt.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehre Menſchenalter ein ſtarker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt iſt. Die Pflugſchar greift tief in den gereinigten Boden, anſpruchsvolle Culturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen ſich große Dolden und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet ſich mächtig die fleiſchige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo ſich kunſtvolle Induſtrie auf den Ackerſchollen anſiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Geſtalten der Maſchinen nach dem Wirthſchaftshof, der ungeheure Kupferkeſſel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen ſich gehorſam im Kreiſe, lange Röhren verſchlingen ſich in den neugebauten Räumen, und die mechaniſchen Gelenke bewegen ſich raſtlos bei Tag und Nacht. Eine edle Induſtrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder dieſe Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes ſeine Früchte der Fabrik reichlich ſpendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugſchar, im gemauerten Haus der neue Dampfkeſſel brüderlich mit einander, um ihren Herrn reicher zu machen, ſtattlicher und weiſer. So lange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Thiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preiſe auf dem nächſten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt am meiſten intereſſirte, und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, ſo war ihm das vielleicht der größte Aerger. Und mit abſchließendem Stolz ſah er aus ſeinem umgrenzten Kreiſe, wie in die blaue Ferne hinein in das geſchäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältniſſe, welche durch eine neue Zeit geſchaffen ſind. Jetzt ſteht er ſelbſt mitten zwiſchen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menſchlichen Geiſtes auch außerhalb ſeiner Feldmark. Viele Geſetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der Menſchen, er gewinnt einen andern Maßſtab für den Werth des Mannes, jetzt wo er das Gewühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für ſich braucht. Er knüpft ſeine Fäden an Leute von anderm Beruf, und Fremde freuen ſich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vortheil mit dem ſeinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreiſe, in welche ihn ſein Intereſſe zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf Andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geſchlecht arbeitſamer Menſchen ſeine Hütten auf den Ackerboden, in jeder Abſtufung von Wiſſen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In ſtarker Zunahme wächſt die Kraft ſeiner Landſchaft, der Werth des Bodens ſteigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Gleiſe alter Gewohnheit. Der ſchlechte Feldweg wird zur Chauſſee, der ſumpfige Graben zum Canal. Zwiſchen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang, auf wüſten Stellen erheben ſich die rothen Dächer neuer Wohnungen; der Briefbote, der ſonſt nur zweimal in der Woche ſeine Ledertaſche durch die Fluren trug, erſcheint jetzt alle Tage, ſein Ranzen iſt ſchwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute an der Thür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm ſonſt der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindiſche Baſe jedes Fortſchritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwiſchen den Bauerhäuſern ſtellt der kleine Kaufmann ſeinen Kram auf, er legt ſeine Citronen an das Schaufenſter, den Tabak in ſchönen Packeten, und lockende Flaſchen mit ſilbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler, ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Claſſe eingerichtet; in einem Schrank ſeiner Wohnſtube legt der Lehrer die erſte Leihbibliothek an, und der Buchhändler in der Stadt übergibt ihm neue Bücher zum Verkauf. — So wird das Leben des ſtarken Landwirths ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirth, dem der Grund unter den Füßen fremden Gewalten verfällt! Er iſt verloren, wenn ſeine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Anſprüche zu befriedigen, welche andere Menſchen an ihn machen. Die Geiſter der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und ſicher gegenüber ſteht, ſie empören ſich, wo ſie Schwäche, Eile und halben Muth ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüthe der Oelſaat und die blaue Blume des Flachſes vertrocknen ohne Frucht, Roſt und Brand fallen über das Getreide, in tötlichem Faulfieber ſchwindet der kleine Leib der Kartoffel; ſie alle, ſo lange an Gehorſam gewöhnt, wiſſen ſo bitter jede Nachläſſigkeit zu ſtrafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch;

wenn die Lerche aus dem Roggen aufſteigt, muß er denken, daß die Frucht ſchon auf dem Halme verkauft iſt; wenn das Geſpann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleiſch ſchon von fremden Gläubigern gefordert iſt, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche ſeinem Acker durch das Wiederkäuen der eßluſtigen Thiere im nächſten Jahr kommen ſoll, noch ihm ſelbſt zum Vortheil werden wird. Finſter, mürriſch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann ſeiner Wirthſchaft und den Feldern fremd, er ſucht jenſeit ſeiner Flur den läſtigen Gedanken zu entfliehen, und durch die Flucht beſchleunigt er ſeinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollſtändiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirth, der übereilt in unverſtändigem Gelüſt die ſchwarze Kunſt des Dampfes über ſeine Schollen führt, um Kräfte aus ihnen hervorzulocken, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteſte Fluch, der Sterblichen beſchieden iſt. Nicht er allein wird ſchwächer, er macht auch viele Andere ſchlecht, die er zum Dienſt an ſein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die er vorwitzig in ſeinem Kreis aufſtellte, wird zerriſſen, was in ſeiner Wirthſchaft noch unverſehrt war, die Kraft ſeines Bodens verzehrt ſich in fruchtloſen Verſuchen, ſeine Geſpanne erlahmen an ſchweren Fabrikfuhren, ſeine ehrlichen Landarbeiter verwandeln ſich in ein ſchmutziges, hungerndes Proletariat. Wo ſonſt ruhiger Gehorſam wenigſtens das Nöthige ſchuf, wuchert jetzt Hader, Widerſetzlichkeit und Betrug. Er ſelbſt iſt hineingezogen in den Wirbel läſtiger Geſchäfte, wie brauſende Wellen ſtürzen die Forderungen auf ihn herein, im verzweifelten Kampf, ein Ertrinkender, ſucht er ohne Wahl Hilfe bei Allem, was in den Bereich ſeiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtloſen Ringen ſinkt er hinab in die Tiefe.

Auf dem Gut des Freiherrn hatte die Saat oft beſſer geſtanden, als bei den Nachbarn, ſeine Herden waren als kerngeſund in der ganzen Landſchaft bekannt, Fehljahre, welche Andere niederdrückten, hatten ihm verhältnißmäßig wenig geſchadet; jetzt war das alles wie durch böſen Zauber verändert In der Rinderherde brach eine peſtartige Krankheit aus, das Getreide ſtand hoch im Feld, und als die Garben in der Scheuer zerſchlagen wurden, waren der Scheffel nur wenige, die er aufſchütten konnte. Ueberall war ſein Anſchlag größer geweſen als der Ertrag. Zu anderer Zeit hätte er's ruhig überwunden, jetzt machte ihn das krank. Die Ackerwirthſchaft wurde ihm verhaßt, er überließ ſie ganz dem Amtmann. Alle ſeine Hoffnungen flogen jetzt der Fabrik zu, und wenn er ſeine Feldmark betrat, ſo geſchah es nur, um nach den Rüben zu ſehen, auf deren Bau er im letzten Jahr die beſte Kraft des Gutes verwandt hatte.

Hinter den Bäumen des Parks erhob ſich das neue Fabrikgebäude. Viele Stimmen geſchäftiger Menſchen ſchrieen um den neuen Bau durcheinander. Die erſte Rübenernte wurde eingebracht und zum Verarbeiten aufgeſchüttet. Mit dem nächſten Tage ſollten die regelmäßigen Arbeiten in der Fabrik beginnen. Noch immer hämmerte drin der Kupferſchmied, an der großen Preſſe arbeitete der Mechaniker, und emſige Frauen trugen Körbe von Spänen und Kalkbrocken aus den Mauern und ſäuberten mit Scheuerlappen die Stätte, in der ſie fortan handlangen ſollten. Der Freiherr ſtand vor dem Hauſe; er hörte ungeduldig auf das Klopfen der Hämmer, die ſo lange die Vollendung des Werkes verzögert hatten. Von morgen begann für ihn eine neue Zeit. Er ſtand jetzt an der Pforte ſeines Schatzhauſes. Die alten Sorgen konnte er weit hinter ſich werfen, in den nächſten Jahren zahlte er ab, was er geliehen hatte, dann ſammelte er Geld. Und während er ſo dachte, ſah er auf ſeine abgetriebenen Pferde und das ſorgenvolle Geſicht des alten Amtmanns, und eine unbeſtimmte

Furcht ſchlich wie ein häßliches Inſect über die unruhig flatternden Blätter ſeiner Gedanken. Er hatte Alles auf dieſen Wurf geſetzt, er hatte ſein Gut ſo hoch mit Hypotheken belaſtet, daß er ſich in dieſem Augenblick fragen konnte, wie viel davon noch ihm ſelbſt gehöre — Alles, um durch den erhärteten Saft der Ackerfrucht den Wappenſchild ſeines Geſchlechts höher zu ſtellen. Hüte dich, Freiherr! Und wenn du die weißen Kryſtalle härteſt, daß ſie klingen wie Stein, ſie halten Wind und Wetter nicht aus, ſie zerfließen im Regen, ſie verwittern in der Luft, und was du darauf gegründet, das ſtürzt in Trümmer.

Der Freiherr ſelbſt war in den letzten Jahren ein Anderer geworden. Falten auf der Stirn, zwei mürriſche Falten um den Mund und graues Haar an den Schläfen, das waren die erſten Folgen der ewigen Sorge um Capital, um die Familie, um die Zukunft des Gutes. Seine Stimme, die ſonſt kräftig aus der Bruſt geklungen hatte, war ſcharf und heiſer geworden, und eine zornige Haſt war in ſeinen Geberden. Schwere Sorge hatte der Freiherr in der letzten Zeit gehabt. Was bei einem großen Bau Mangel an Geld heißt, das Elend hatte er gründlich kennen gelernt. Ehrenthal war jetzt ein regelmäßiger Beſucher des Schloſſes. Seine Pferde hatten in jeder Woche gutes Heu von den Raufen des Freiherrn gerupft, in jeder Woche hatte er ſeine Brieftaſche hervorgezogen und Rechnungen gebracht oder Caſſenſcheine aufgezählt. Seine Hand, die im Anfange ſo ehrerbietig nach der Taſche griff, war ſäumig geworden, und nur langſam löſten ſich die flatternden Papiere von ſeinen Fingern, ſein gebeugter Hals war ſteif, ſein unterwürfiges Lächeln hatte ſich in einen trockenen Gruß verwandelt, er ſchritt jetzt mit prüfendem Blick durch den Wirthſchaftshof, und ſtatt der feurigen Lobrede kam mancher Tadel aus ſeinem Munde. Der demüthige Agent war zum anſpruchsvollen Gläubiger herangewachſen, und der Freiherr ertrug mit immer ſteigendem Widerwillen die

Anſprüche eines Mannes, den er nicht mehr entbehren konnte. Aber nicht Ehrenthal allein, auch andere fremde Geſtalten klopften an das Arbeitszimmer des Gutsherrn und verhandelten mit ihm unter vier Augen. Die breite Figur des rauhen Pinkus ſchritt alle Vierteljahre aus dem Gaſthof des Dorfes auf das Schloß, und jedes Mal, wenn ſein ſchwerer Fuß die Stufen betrat, zog hinter ihm der Mißmuth in das Haus.

Alle Wochen war Ehrenthal auf dem Gute erſchienen, jetzt war die ſchwerſte Zeit gekommen, und kein Auge erblickte den Geſchäftsmann. Er war verreiſt, hieß es in der Stadt, und unruhig hörte der Freiherr auf das Geräuſch jedes Wagens, ob nicht einer den Säumigen zuführe, den Verhaßten, Unentbehrlichen.

Lenore trat zu dem Vater, eine reife Schönheit von vollen Formen und hohem Wuchs; daß auch ſie von dem Ernſt des Lebens berührt war, zeigte das ſinnende Auge und der beſorgte Blick, den ſie auf den Freiherrn warf. „Der Bote bringt die Poſtſachen," ſagte ſie, ein Packet Briefe und Zeitungen überreichend. „Es iſt gewiß wieder kein Brief von Eugen dabei."

„Der hat jetzt Anderes zu thun, als zu ſchreiben," antwortete der Vater, aber er ſelbſt ſuchte eifrig die Handſchrift des Sohnes. Da ſah er ein Schreiben von fremder Hand, mit dem Poſtzeichen der Stadt, in welche Eugen eingerückt war. Es war Antons Brief. Schnell öffnete er. Als er in der ehrerbietigen Sprache die gute Meinung erkannt und den Namen Itzig geleſen hatte, verbarg er den Brief haſtig in ſeiner Bruſttaſche. Die geheime Angſt, welche jetzt manchmal ſein Herz zuſammenzog, überfiel ihn wieder und gleich darauf folgte der unwillige Gedanke, daß ſeine Verlegenheiten ein Gegenſtand der Unterhaltung in der Fremde waren. Unbeſtimmte Warnungen waren das Letzte, was er bedurfte, ſie demüthigten ihn nur. Lange ſtand er in finſterm Schweigen neben der Tochter. Da der Brief aber Nachrichten von Eugen enthielt, ſo zwang er ſich endlich zu ſprechen. „Da hat mir ein Herr Wohlfart geſchrieben, der jetzt als Kaufmann jenſeit der Grenze umherreiſt und Eugens Bekanntſchaft gemacht hat.“

„Er?“ rief Lenore.

„Er ſcheint ein ordentlicher Mann geworden zu ſein,“ fuhr der Freiherr mit Ueberwindung fort. „Er ſpricht mit Wärme von Eugen.“

„Ja!“ rief Lenore erfreut, „was gewiſſenhaft und zuverläſſig heißt, das lernt man kennen, wenn man mit ihm umgeht. Welcher Zufall! Die Schweſter und der Bruder. Was hat er dir geſchrieben, Vater?“

„Geſchäftliches, das wahrſcheinlich gut gemeint iſt, mir aber nicht von weſentlichem Nutzen ſein kann. Die thörichten Knaben haben irgend ein Geſchwätz aus dritter Hand gehört und haben ſich um meine Angelegenheiten unnöthige Sorge gemacht.“ Und ſchwerfällig ſchritt er nach dieſen Worten zu ſeiner Fabrik.

Beunruhigt folgte ihm Lenore. Endlich entfaltete er die Zeitung und wandte die Blätter nachläſſig um, bis ſein Blick auf eine gerichtliche Anzeige fiel. Eine dunkle Röthe ſtieg ihm langſam über die Wangen, das Blatt fiel zur Erde, er griff mit der Hand an die Bretter eines Wagens und legte ſeinen Kopf darauf. Erſchrocken hob Lenore das Zeitungsblatt auf und ſah den Namen der polniſchen Herrſchaft, auf welcher der Vater, wie ſie wußte, ein großes Capital ſtehen hatte. Ein Termin zur Verſteigerung der Herrſchaft wegen Concurſes war angezeigt.

Wie ein Blitzſtrahl traf den Freiherrn die Nachricht. Wenn er ſein eigenes Gut belaſtet hatte, war ihm die Summe, di auf fremdem Boden ruhte, als die letzte Grundlage ſeines Wohlſtandes erſchienen. Oft hatte er gedacht, ob es nicht thöricht war, Andern in der Fremde ſein Geld zu laſſen und daheim fremdes nur zu theuer zu bezahlen; immer hatte er eine Scheu davor gefühlt, auch dies runde Capital in ſeine

Unternehmungen zu werſen, er betrachtete es als das Witthum ſeiner Gemahlin, als das Erbtheil der Tochter. Jetzt war auch dieſe Summe gefährdet, die letzte Sicherheit war verſchwunden, Alles um ihn wankte. Ehrenthal hatte ihn betrogen, er hatte die Correſpondenz mit dem Bevollmächtigten des polniſchen Grafen geführt, er hatte ihm am letzten Termin die Zinſen noch vollſtändig berechnet, es war kein Zweifel, Ehrenthal wußte von den ſchlechten Verhältniſſen des polniſchen Gutes und hatte ſie ihm verheimlicht.

„Vater,“ rief Lenore, ihn von dem Wagen aufrichtend, „faſſe dich, ſprich mit Ehrenthal, fahr’ zu deinem Anwalt, es wird auch gegen dieſes Unglück eine Hilfe geben.“

„Du haſt Recht, mein Kind,“ ſagte der Freiherr mit klangloſer Stimme, „noch iſt möglich, daß die Gefahr nicht ſo groß iſt. Laß anſpannen, ich will nach der Stadt. Verbirg der Mutter, was du geleſen haſt, und du, liebe Lenore, begleite mich.“

Als der Wagen vorfuhr, fand er den Freiherrn noch auf derſelben Stelle, wo die Nachricht in ſein Herz gedrungen war. Schweigend ſaß er während der Fahrt in eine Ecke gedrückt.

In der Stadt brachte er die Tochter vor ſein Quartier, das er immer noch nicht aufgegeben, um ſeinen Bekannten und ſeiner Frau nicht den Verdacht zu erwecken, als gehe es mit ſeinem Vermögen zurück. Er ſelbſt fuhr zu Ehrenthal. Zornig trat er in das Comtoir und hielt dem Händler nach rauhem Gruß das Zeitungsblatt entgegen. Ehrenthal erhob ſich langſam und ſagte mit dem Kopfe nickend: „Ich weiß, der Löwenberg hat deswegen an mich geſchrieben.“

„Sie haben mich getäuſcht, Herr Ehrenthal!“ rief der Freiherr, mühſam nach Haltung ringend.

„Wozu?“ erwiederte achſelzuckend der Händler, „wozu ſollte ich Ihnen verſtecken, was doch die Zeitung melden muß? Das kommt vor bei jedem Gut, bei jeder Hypothek. Was iſt dabei für ein Unglück?“

„Die Verhältniſſe der Herrſchaft ſind ſchlecht, Sie haben lange darum gewußt,“ rief der Freiherr; „Sie haben mich betrogen.“

„Was reden Sie da von Betrug?“ fuhr Ehrenthal zornig auf; „nehmen Sie ſich in Acht, daß nicht ein Fremder Ihre Worte hört. Ich habe mein Geld bei Ihnen ſtehen, wie kann ich ein Intereſſe haben, Sie kleiner zu machen und größer zu machen Ihre Verlegenheiten? Ich ſelber ſtecke darin bei Ihnen ſo tief,“ er wies auf die Stelle, wo bei den Menſchen das Herz zu ſitzen pflegt. „Hätte ich gewußt, daß dieſe Fabrik wird freſſen mein gutes Geld, ein Tauſend nach dem andern, wie ein Thier frißt, das hinten offen iſt, ich hätte mich bedacht und Ihnen auch nicht gezahlt einen einzigen Thaler. Ich will mit meinem Gelde füttern eine Herde Elephanten, aber ich will niemals wieder füttern eine Fabrik. Wie können Sie alſo ſagen, daß ich Sie betrogen habe?“ ſchloß er in ſteigender Hitze.

„Sie haben um den Concurs gewußt,“ rief der Freiherr, „und haben mir verheimlicht, wie es mit dem Grafen ſteht.“

„Bin ich es geweſen, der Ihnen hat verkauft die Hypothek?“ frug der entrüſtete Ehrenthal. „Ich habe Ihnen alle halbe Jahre die Zinſen eingezogen, das iſt mein Unrecht, ich habe Ihnen außerdem gezahlt noch vieles Geld, das iſt mein Betrug.“ — Verſöhnend fuhr er fort: „Sehen Sie die Sache ruhig an, Herr Baron, ein anderer Gläubiger hat angetragen auf den Verkauf der Herrſchaft, die Gerichte haben's uns nicht angezeigt, oder ſie haben die Anzeige geſchickt an eine falſche Adreſſe. Was thut's? Sie werden jetzt bekommen nach der Subhaſtation ausgezahlt Ihr Capital, dann können Sie bezahlen die Gläubiger, die Sie auf Ihrem Gut haben. Es ſind, wie ich höre, große Güter bei dieſer Herrſchaft, und Sie haben nichts zu befürchten für Ihr Capital.“

Mit dieſer zweifelhaften Hoffnung mußte ſich der Freiherr entfernen. Niedergeſchlagen beſtieg er ſeinen Wagen; er rief dem Kutſcher: „zum Juſtizrath Horn!“ aber mitten auf dem Wege gab er Gegenbefehl und fuhr nach ſeinem Quartier zurück. Es war zwiſchen ihm und dem alten Rechtsfreund eine Kälte eingetreten. Er hatte ſich geſcheut, dieſem ſeine unaufhörlichen Verlegenheiten mitzutheilen, und war durch einige wohlgemeinte Warnungen deſſelben verletzt worden; ſo hatte er oft die Hilfe anderer Juriſten in Anſpruch genommen.

Itzig war in ſeinem Zartgefühl aus dem Comtoir geſtürzt, als er die Pferdeköpfe des Barons auf der Straße erblickte, jetzt ſteckte er den Kopf wieder herein. „Wie war er?“ frug er Herrn Ehrenthal.

„Wie ſoll er geweſen ſein,“ antwortete Ehrenthal unwillig, „er war wie ein Fiſch, welcher hat viele Gräten; er hat geſchlagen mit ſeinem Kopf in die Luft, und ich habe gehabt meinen Aerger. Mein Geld habe ich geſteckt in das Gut, und Sorgen habe ich um das Gut, ſo viel als Haare auf dem Kopfe, weil ich gefolgt bin Ihrem Rath.“

„Wenn Sie denken, daß ein Rittergut Ihnen geſchwommen kommt, wie ein Fiſch mit dem Waſſer, daß Sie nur dürfen ausſtrecken die Hand und feſthalten, ſo thun Sie mir leid,“ entgegnete Veitel ironiſch.

„Was thue ich mit der Fabrik?“ rief Ehrenthal; „das Gut iſt geweſen für mich zwei Mal ſo viel werth, ohne den Schornſtein.“

„So verkaufen Sie die Ziegeln, wenn Sie den Schornſtein erſt haben,“ verſetzte Veitel boshaft. „Ich wollte Ihnen noch ſagen, daß ich morgen einen Beſuch habe von einem Bekannten aus meiner Gegend. Ich kann morgen nicht kommen in Ihr Comtoir.“

„Sie haben in dem letzten Jahr ſo oft Ihre eigenen Gänge gemacht,“ erwiederte Ehrenthal grob, „daß mir nichts daran liegt, wenn Sie auch länger fortbleiben aus meinem Comtoir.“

„Wiſſen Sie, was Sie geſagt haben?“ fuhr Veitel auf. „Sie haben mir geſagt: Itzig, ich brauche dich nicht mehr, du kannſt gehen. Ich aber werde gehen, wenn es mir recht iſt, und nicht, wenn es Ihnen recht iſt.“

„Sie ſind ein dreiſter Menſch,“ rief Ehrenthal; „ich will Ihnen verbieten, daß Sie ſo zu mir reden. Wer ſind Sie, junger Itzig?“

„Ich bin der, welcher weiß Ihre ganzen Geſchäfte, ich bin der, welcher Sie ruiniren kann, wenn er will, und ich bin der, welcher es gut mit Ihnen meint, beſſer als Sie ſelber. Und deswegen, wenn ich übermorgen in das Comtoir komme, werden Sie zu mir ſagen: Guten Morgen, Itzig! Haben Sie mich verſtanden, Herr Ehrenthal?“ Er ergriff ſeine Mütze und eilte auf die Straße, dort brach ſein unterdrückter Zorn gegen Ehrenthal in helle Flammen aus, er ſchwenkte heftig die Hände und murmelte drohende Worte. Daſſelbe that Ehrenthal in ſeinem Comtoir.

Der Freiherr fuhr zu ſeiner Tochter zurück, er ſetzte ſich niedergeſchlagen auf das Sopha, und die liebevollen Worte Lenorens gingen ungehört bei ſeinem Ohr vorüber. Er hatte nichts, was ihn noch in der Stadt zurückhielt, als ſeine Furcht, der Baronin die traurige Nachricht mitzutheilen. Er brütete über Plänen, wie er den möglichen Verluſt überwinden könnte, und malte ſich wieder mit den ſchwärzeſten Farben aus, welche Folgen dies Ereigniß haben mußte. Unterdeß ſaß Lenore ſchweigend am Fenſter und ſah hinunter in das Getümmel der Straße, auf die Laſtwagen, welche vorüber raſſelten, und auf die Ströme geſchäftiger Menſchen, die auf dem Trottoir dahin zogen, unaufhörlich, ohne Raſt, um Verdienſt und Genuß. Und während Lenore ſich frug, ob wohl Einer von all den Leuten, die vorüber gingen, den heimlichen Kummer, die Furcht, die Muthloſigkeit gefühlt habe, die in den letzten Jahren über ihr junges Herz gekommen war, da ſah zuweilen Einer von unten zu den Spiegelfenſtern des ſtattlichen Hauſes auf, dann ruhte ſein Auge bewundernd auf dem ſchönen Mädchen, und er beneidete vielleicht das Glück der Vornehmen, die ſo ruhig von oben herabſehen auf die Leute, die ſich um den Verdienſt plagen müſſen.

So wurde es dunkel auf der Straße, das Licht der Laternen warf einen matten Schein in das Zimmer, Lenore ſah auf die Schatten und Lichtſtreifen, welche ſich an der Stubenwand bewegten, und mit der ſteigenden Finſterniß vergrößerte ſich das Bangen in ihrer Bruſt. Vor der Hausthür aber ſtanden zwei Männer in eifrigem Geſpräch, der eine trat in das Haus, die Klingel wurde gezogen, ein ſchwerer Tritt ſchallte im Vorzimmer. Der Bediente trat ein und meldete Herrn Pinkus. Bei dem Namen fuhr der Freiherr auf, forderte Licht und eilte in das Nebenzimmer.

Der Herbergsvater trat bei dem Freiherrn ein und neigte einige Mal ſeinen großen Kopf, beeilte ſich aber nicht zu ſprechen; der Freiherr ſtützte ſich auf die Tiſchplatte, wie Einer, der bereit iſt Alles zu hören. „Was bringen Sie mir ſo ſpät?“

„Der Herr Baron weiß, daß morgen der Wechſel fällig iſt mit zehntauſend Thalern.“

„Können Sie nicht erwarten, daß ich Ihnen bei der Verlängerung Ihre zehn Procent einrechne?“ frug der Freiherr mit Verachtung. „Ich glaube erſt morgen das Rechenexempel machen zu müſſen.“

„Da es Ihnen nicht recht iſt, das Exempel zu machen,“ erwiederte Pinkus, „ſo beſtehe ich nicht darauf. Ich komme Ihnen anzuzeigen, daß ich plötzlich in die Lage gekommen bin Geld zu brauchen; ich werde Sie morgen bitten um die zehntauſend.“

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Das war der zweite Schlag, und dieſer traf ſein Leben. Er hatte geahnt, daß noch etwas kommen würde ihn zu zermalmen; jetzt wußte er genau, daß Alles unnütz war, was er noch ſagen konnte.

Sein Geſicht war fahles Gelb, als er mit heiſerer Stimme begann: „Wie können Sie dieſe Forderung ſtellen, nach dem, was wir mit einander beſprochen haben? Wie oft haben Sie mir betheuert, daß dieſe Wechſelform nichts als eine leere Förmlichkeit ſei?“

„Es iſt geweſen bis heut eine Förmlichkeit,“ ſagte Pinkus, „jetzt wird's ein Zwang. Ich habe morgen zu zahlen zehntauſend Thaler an einen Mann, dem ich verpflichtet bin.“

„Dann ſprechen Sie mit dem Mann,“ ſagte der Freiherr, „ich bin bereit, Ihnen neue Zugeſtändniſſe zu machen, ich bin aber jetzt außer Stande zu zahlen.“

„Dann, Herr Baron, thut mir's leid, Ihnen zu ſagen, daß man gegen Sie verfahren wird nach Wechſelrecht.“

Der Freiherr ſchwieg und wandte ſich ab.

„Wann darf ich morgen wiederkommen nach meinem Geld?“ frug Pinkus.

„Um dieſe Stunde,“ erwiederte eine Stimme, welche hohl klang, wie die Stimme eines Greiſes. Mit einem neuen Kopfnicken entfernte ſich Pinkus, der Freiherr wankte in ſein Zimmer zurück. Sein Kopf ſank auf die Lehne des Sophas herab, erſtarrt dachte er an das, was jetzt kommen mußte. Lenore kniete neben ihm nieder, ſie faßte ſein Haupt und legte es auf ihre Schulter, ſie nannte ihn mit den zärtlichſten Namen und flehte ihn an, doch wieder zu ſprechen. Er hörte nichts und ſah nichts, in ihm ſchlug es wie mit einem Hammer immer ſtärker und ſchneller. Die hohlen Gebilde von buntem Glas, die er ſich ausgeblaſen hatte, zerſplitterten in Scherben, er ahnte jetzt die ſchreckliche Wahrheit, er war ein ruinirter Mann.

So ſaß er bis zum ſpäten Abend, die Tochter brachte ihn endlich dazu, einen Schluck Wein zu trinken und an die Heimkehr zu denken. „Ja, fort von hier,“ rief er, „ins Freie!“ Sie fuhren ab. Als die Bäume der Landſtraße an ihm vorbeiflogen und die friſche Luft in ſein Geſicht ſchlug, kam ſeine

Seele wieder in Spannung. Dieſe Nacht und der ganze nächſte Tag gehörten ihm, in dieſer Zeit mußte ſich Hilfe finden. Es war nicht die erſte Verlegenheit, die er empfand, und er hoffte jetzt ſogar, es werde nicht die letzte ſein. Er war dieſe Wechſelſchuld von urſprünglich ſiebentauſend und einigen hundert Thalern eingegangen, weil der Händler, der ihm heut das Geld kündigte, vor einigen Jahren zu ihm gekommen war und ihm das Geld angeboten, ja aufgedrängt hatte, zuerſt mit den niedrigſten Zinſen. In dem ſichern Muth eines glücklichen Unternehmers hatte er das Geld angenommen. Es hatte einige Wochen müßig dagelegen, dann hatte er es angegriffen, und Schritt vor Schritt hatte der Gläubiger ſeine Forderungen geſteigert bis zum Solawechſel und einem übermäßigen Zinsfuß. Jetzt trotzte der Schurke. War er wie die Ratte, welche den bevorſtehenden Untergang des Schiffes merkt und ſich zu retten ſucht? Der Freiherr lachte auf, daß Lenore zuſammenfuhr — aber er war nicht der Mann, ſich widerſtandslos dem Gauner in die Hände zu geben, er wußte, die Nacht und der nächſte Tag mußten ihm Hilfe bringen. Ehrenthal konnte ihn nicht im Stiche laſſen.

Er fühlte die Nothwendigkeit ſich zu beherrſchen, er gewann es über ſich, mit ſeiner Tochter wieder von gleichgültigen Dingen zu ſprechen. „Es ſind unangenehme Geſchäfte, die ſich jetzt drängen,“ ſagte er, „und ich bin durch die vielen Anſprüche, welche man in der letzten Zeit an mich gemacht hat, auch körperlich angegriffen. Es wird vorübergehen, mein Kind. Jedem Unternehmer kommt ſolche Zeit; iſt die Fabrik erſt im Gange, ſo iſt das Aergſte überſtanden.“

Es war Nacht, als ſie nach Hauſe kamen, der Freiherr eilte auf ſein Zimmer. Er legte ſich zu Bett, aber er wußte, daß das eine Scene war, die er nur ſeinem Bedienten vorſpielte; das war wieder eine Nacht, wo der Schlaf ſein Haupt nicht berühren ſollte. Vom Thurme der Dorfkirche ſchlug eine Stunde nach der andern, der Freiherr zählte jeden Schlag, und nach jeder Stunde pochte das Blut ſtürmiſcher in ſeinen Adern, und heißer wurde ſeine Angſt. Wo war Rettung? Es gab für ihn keine andere als Ehrenthal. Aller Widerwille, den er dagegen empfand, morgen als Bittender vor dieſen Mann zu treten, floß dahin mit dem Fieberſchweiß, der von ſeiner Stirn rann. So lag er und rang die Hände; und wenn der Schlummer, das ſtille Kind der Nacht, ſich ſeinem Lager näherte, immer erhob ſich das graue Geſpenſt der Angſt neben ſeinem Haupt und trieb mit drohender Geberde den hilfreichen Gott aus ſeiner Nähe. Gegen Morgen erſt verlor er die Empfindung ſeines Elends.

Schneidende Mißtöne drangen aus dem Hofe in ſein Zimmer und weckten ihn; die Arbeiter der Fabrik zogen mit der Dorfmuſik unter ſein Fenſter und brachten ihm ein Ständchen. Zu anderer Zeit hätte er ſich über den gutwilligen Eifer gefreut, heut hörte er nur die unreinen Klänge, und ſie quälten ihn. Haſtig kleidete er ſich an und eilte in den Hof. Sein Haus war bekränzt, die Arbeiter hatten ſich vor der Thür aufgeſtellt, ſie empfingen ihn mit lautem Zuruf, er mußte den Mund aufthun und ihnen ſagen, daß er ſich dieſes Tages freue und daß er viel Gutes von ihm erwarte, und während er ſprach, fühlte er, wie unwahr ſeine Worte waren und wie gebrochen ſein Muth. Er ließ anſpannen, ehe er noch ſeine Frau und Tochter begrüßt hatte, und jagte wieder der Stadt zu. Er ſtand in Ehrenthals Hauſe und ſchüttelte an der Thür des Comtoirs; noch war die Thür verſchloſſen, ſein Diener mußte den Händler vom Frühſtück herunterholen.

Unruhig über das Außerordentliche des frühen Beſuchs erſchien Ehrenthal, er hatte ſich diesmal nicht beeilt, den alten Schlafrock auszuziehen. Der Freiherr trug ſein Anliegen ſo kaltblütig vor, als ihm nach der ſchlafloſen Nacht möglich war. Ehrenthal gerieth in die größte Entrüſtung. „Dieſer Pinkus," rief er ein Mal über das andere, „er hat ſich unterſtanden, Ihnen Geld zu borgen gegen einen Wechſel! Wie kann er

Ihnen borgen eine ſo große Summe? Der Mann hat keine zehntauſend Thaler, er iſt ein kleiner Mann ohne Mittel." Der Freiherr geſtand, daß die Summe urſprünglich geringer geweſen war, aber dies Geſtändniß ſteigerte die Unruhe Ehrenthals.

„Von ſieben zu zehn," rief er und rannte heftig auf und ab, daß der Schlafrock um ihn flog, wie die Flügel einer Eule. „Faſt dreitauſend Thaler hat er gewonnen! Ich habe immer ein ſchlechtes Zutrauen zu dieſem Menſchen gehabt, jetzt weiß ich, was er iſt! Er iſt ein Spion, ein Achſelträger, der auf zwei Schultern trägt! Er hat auch nicht gegeben die ſiebentauſend, ſein ganzer Kram iſt nicht ſiebentauſend werth."

Die ſtarke Entrüſtung des Händlers warf einen Freudenſchimmer in die Seele des Freiherrn; wie Unrecht hatte er dem Mann oft in ſeinen Gedanken gethan! „Auch ich habe Urſache, den Pinkus für einen gefährlichen Menſchen zu halten," ſagte er.

Aber dieſe Beiſtimmung gereichte dem Freiherrn zum Unheil, der Zorn Ehrenthals wandte ſich jetzt gegen ihn. „Was rede ich von dem Pinkus," ſchrie er; „er hat gehandelt, wie ein Menſch von ſeiner Art handeln muß. Aber Sie, der Sie ſind ein Edelmann, wie haben Sie in ſolcher Weiſe an mir handeln können? Sie haben hinter meinem Rücken mit einem Andern Geſchäfte gemacht und haben ihn in kurzer Zeit verdienen laſſen drei von ſieben auf Wechſel. Auf Wechſel," fuhr er fort; „wiſſen Sie, was das heißt, ein Wechſel?"

„Ich wünſchte, daß die Schuld nicht nöthig geweſen wäre," ſagte der Freiherr; „da aber heut der Verfalltag iſt, und der Mann in eine Verlängerung nicht willigt, ſo müſſen wir verſuchen Zahlung zu ſchaffen."

„Was heißt wir!" fuhr Ehrenthal zornig auf; „Sie müſſen Zahlung ſchaffen, ſehen Sie zu, wie Sie Geld ſchaffen für den Mann, dem Sie dreitauſend haben geſchrieben in ſeine Taſche. Sie haben mich nicht gefragt, als Sie ausgeſtellt haben den Wechſel, Sie brauchen mich nicht zu fragen, wie Sie werden zahlen das Geld.“

In dem Freiherrn lagen Angſt und Zorn im Kampfe. „Mäßigen Sie Ihre Sprache, Herr Ehrenthal,“ rief er.

„Was ſoll ich mich mäßigen,“ ſchrie der Händler; „Sie haben ſich nicht gemäßigt und der Pinkus hat ſich nicht gemäßigt, ich will mich auch nicht mäßigen!“

„Ich werde wiederkommen,“ ſagte der Freiherr, „wenn Sie die Haltung gewonnen haben, die ich mir gegenüber unter allen Umſtänden erbitten muß.“

„Wenn Sie Geld von mir wollen, ſo kommen Sie nicht wieder, Herr Baron,“ rief Ehrenthal. „Ich habe kein Geld für Sie; lieber will ich werfen die Thaler auf die Straße, als Ihnen noch zahlen einen einzigen in Ihr Gut.“

Der Freiherr verließ ſchweigend das Zimmer. Sein Elend war groß, er mußte das Gezänk des gemeinen Mannes ertragen. Jetzt fuhr er in der Stadt bei ſeinen Bekannten umher und ſtand die Qual aus, alle Stunden von Neuem um Geld zu bitten und immer abſchlägige Antwort zu erfahren. Zum Mittag war ſeine Kraft gebrochen. Er kehrte in ſein Quartier zurück und überlegte, ob er noch einmal zu Ehrenthal gehen, oder ob er die Zahlung des Wechſels wegen wucheriſcher Zinſen verweigern ſollte. Da ſchlich der in ſein Haus, welcher bis dahin ſein Leben in weitem Kreiſe umlauert hatte, er, der künftige Beſitzer des Gutes, der Erbe der Rothſattel. Der Freiherr wunderte ſich, als eine fremde Geſtalt, die er kaum ein oder das andere Mal geſehen hatte, in ſein Zimmer trat, ein hageres Geſicht von röthlichem Haar eingefaßt, zwei verſchmitzte Augen, und um den Mund ein groteſker Zug, wie man ihn auf den lachenden Larven des Carnevals ſieht.

Veitel verneigte ſich tief und begann: „Gnädigſter Herr Baron, haben Sie die Gewogenheit zu verzeihen, daß ich mit einem Geſchäft zu Ihnen komme. Ich habe den Auftrag von Herrn Pinkus, das Geld einzucaſſiren für den Wechſel, Ich wollte Sie unterthänigſt fragen, ob Sie vielleicht ſo gnädig ſein wollen, mir zu zahlen das Geld.“

Der finſtere Ernſt der Stunde ging dem Freiherrn verloren, als er die lange Geſtalt ſah, welche ſich krümmte, Geſichter ſchnitt und in poſſenhafter Artigkeit zu vergehen bemüht war. „Wer ſind Sie?“ frug er mit der Würde eines großen Herrn.

„Veitel Itzig iſt mein Name, gnädiger Herr, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen das zu melden.“

Der Freiherr fuhr zuſammen, als er den Namen Itzig hörte. Das war der Mann, vor dem er gewarnt war, der Unſichtbare, Erbarmungsloſe. Wieder ſchnürte ihm die Angſt das Herz zuſammen.

„Ich war bis jetzt Buchhalter bei Ehrenthal,“ fuhr Itzig beſcheiden fort. „Aber der Ehrenthal wird mir zu groß; ich habe geerbt ein kleines Vermögen, ich habe es übergeben dem Pinkus in ſein Geſchäft. Jetzt bin ich dabei, mich ſelbſt zu etabliren.“

„Sie können das Geld jetzt nicht bekommen,“ erwiederte der Freiherr ruhiger. Dieſe hilfloſe Geſtalt konnte ſchwerlich ein gefährlicher Gegner ſein.

„Ausgezeichnet,“ ſagte Veitel, „es iſt mir eine Ehre, zu hören von dem gnädigen Herrn, daß Sie mir's zahlen werden im Nachmittag. Ich habe Zeit.“ — Er zog eine ſilberne Uhr heraus. — „Ich kann warten bis gegen Abend. Und damit ich den Herrn Baron nicht incommodire durch Wiederkommen zu einer Stunde, wo ich Ihnen nicht recht bin, oder wo Sie nicht zu Hauſe ſind, ſo will ich mir die Freiheit nehmen, mich zu ſtellen auf Ihre Treppe. Ich kann ſtehen,“ ſagte er, als wolle er eine Einladung des Freiherrn, ſich auf die Treppe zu ſetzen, im Voraus ablehnen. „Ich halte aus bis heut Abend um fünf. Der gnädige Herr braucht ſich meinetwegen gar nicht zu geniren.“ Durch die demüthige Fratze Veitels klang es wie Hohn, dem Freiherrn fiel das

Schreckliche der Stunde von Neuem auf das Herz. Veitel ging mit Verbeugungen an die Thür und zog ſich wie ein Krebs aus der Stube. Da rief der Freiherr ihn zurück. Wie feſtgezaubert blieb er in gekrümmter Stellung ſtehen. Er ſah in dieſem Augenblick vollſtändig aus wie ein etwas ſchwacher und wunderlicher Menſch. Der warnende Brief hatte dem armen Teufel von Buchhalter zur Laſt gelegt, was vielleicht Ehrenthal ſelbſt geſponnen hatte. Jedenfalls war mit dieſem Manne bequemer zu verkehren, als mit einem andern.

„Können Sie mir angeben,“ frug der Freiherr mit innerer Ueberwindung, „wie ich Ihnen für Ihre Forderung Deckung geben kann, ohne daß ich heut oder in dieſen Tagen die Summe auszahle?“

Veitels Augen blitzten wie die eines Raubvogels, aber er ſchüttelte den Kopf, und zuckte lange mit den Achſeln, während er ſich den Schein gab, nachzudenken. „Gnädigſter Herr Baron,“ ſagte er endlich, „vielleicht gibt es ein Mittel, das letzte Mittel. Sie haben eine Hypothek von zwanzigtauſend Thalern auf Ihrem Gut, welche Ihnen ſelber gehört und welche bei Ehrenthal im Comtoir liegt. Ich will machen, daß der Pinkus Ihnen läßt die Zehntauſend, und will Ihnen noch ſchaffen zehn, wenn Sie meinem Freunde cediren dieſe Hypothek.“

Der Freiherr horchte auf. „Wahrſcheinlich wiſſen Sie nicht,“ entgegnete er ſtreng, „daß ich das Inſtrument bereits an Ehrenthal cedirt habe.“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, das haben Sie nicht gethan, es iſt keine gerichtliche Ceſſion vorhanden.“

„Aber mein ſchriftliches Verſprechen,“ ſagte der Freiherr.

Veitel zuckte die Achſeln: „Wenn Sie verſprochen haben, dem Ehrenthal zu ſtellen eine Hypothek für ſein Geld, warum muß es gerade ſein dieſe? Und was brauchen Sie eine Hypothek für Ehrenthal? In dieſem Jahre erhalten Sie Ihr Capital, das Sie haben auf der Herrſchaft bei Rosmin, dann können Sie ihn bezahlen mit barem Geld. Bis dahin laſſen Sie ruhig die Hypothek in ſeinen Händen, es braucht kein Menſch zu wiſſen, daß Sie uns gemacht haben eine Ceſſion. Wenn Sie die Gnade haben wollen, mit mir zu gehen zu einem Notar und meinem Freunde vor dieſem die Hypothek zu verſchreiben, ſo ſchaffe ich Ihnen noch heut zweitauſend Thaler, und an dem Tage, wo Sie das Inſtrument legen in unſere Hände, zahle ich Ihnen den Reſt.“

Der Freiherr hatte ſich gezwungen, dieſen Antrag mit einem Lächeln anzuhören. Endlich ſagte er kurz: „Was Sie mir vorſchlagen, kann ich nicht annehmen, denken Sie an einen andern Ausweg.“

„Es gibt keinen,“ verſetzte Veitel, „aber es iſt erſt Mittag, ich kann warten bis um fünf.“ Er machte wieder ſeine tiefen Bücklinge und wandte ſich an der Thür noch einmal um. „Was Sie, gnädiger Herr, jetzt von Geld brauchen,“ ſagte er ernſt, „das ſind nicht die zehntauſend Thaler allein; Sie werden in den nächſten Monaten noch nöthig haben eben ſo viel für Ihre Fabrik, und um zu retten Ihr Capital auf der polniſchen Herrſchaft. Wenn Sie mir cediren die Hypothek, haben Sie das ganze Geld. Und noch eine Bitte habe ich an meinen gnädigen Herrn: Geruhen Sie, nicht gegen Ehrenthal zu ſprechen von unſerm Geſchäft; er iſt ein harter Mann und würde mir ſchaden mein Leben lang.“

„Seien Sie ohne Sorge,“ ſagte der Freiherr mit einer verabſchiedenden Handbewegung. Veitel entfernte ſich.

Der Freiherr ging mit großen Schritten auf und ab. Was der ehrerbietige Mann ihm vorgeſchlagen hatte, wühlte ſein Inneres auf. Ja, es war Rettung für ihn aus dieſer und aus kommenden Verlegenheiten, aber er konnte darauf nicht eingehen, das verſtand ſich von ſelbſt. Er war lächerlich, der ihm den Antrag machte, und man konnte ihm nicht einmal zürnen, er verſtand's nicht anders. Aber der Freiherr hatte ſein Wort verpfändet, er durfte an die Sache gar nicht mehr denken.

Und doch, wie gering war für ihn die Gefahr. Die Documente blieben ruhig in Ehrenthals Hand, bis der Freiherr ſeine polniſchen Gelder erhielt, dann zahlte er die Summe bar an Ehrenthal und löſte ſeine Documente ein. Kein Menſch durfte etwas von dem Geſchäft erfahren, und wenn es zum Schlimmſten kam, ſo ließ er eine neue Hypothek für Ehrenthal auf ſein Gut ausfertigen, er bewilligte ihm noch eine Entſchädigung, und der Geldmann gab ſich zufrieden. Immer wies er den Gedanken von ſich ab, und unaufhörlich kam er zurück. Es ſchlug eins, es ſchlug zwei Uhr; er klingelte dem Bedienten und befahl anzuſpannen, und frug gelegentlich, ob der fremde Menſch noch im Hauſe ſei. Der Kutſcher fuhr vor, der Fremde ſtand unten an der Treppe. Der Freiherr ſtieg die Stufen hinab, ohne ihn anzuſehen, und ſetzte ſich in den Wagen. Als der Diener mit abgezogenem Hut neben ihm ſtand und frug, wohin der Kutſcher fahren ſolle, da erſt fiel ihm ein, daß er es ſelbſt nicht wußte. „Zu Ehrenthal!“ ſagte er endlich.

Ehrenthal hatte unterdeß einen unruhigen Vormittag verlebt. Der freche Eingriff, den ein Dritter in ſeine Rechte gewagt, flößte ihm den Argwohn ein, daß außer ihm noch eine andere unbekannte Macht gegen den Baron ſpeculire. Er ſchickte zu Pinkus, überſchüttete dieſen mit Vorwürfen und ſuchte auf jede Weiſe zu erfahren, woher das Capital gekommen ſei. Pinkus aber war auf's Beſte geſchult, er zeigte eine eherne Stirn und war grob. Darauf ſchickte Ehrenthal nach Itzig. Itzig war nirgend zu finden.

So war er in unholder Laune, als der Freiherr wieder bei ihm vorfuhr; er wußte am beſten, daß dieſe neue Schuld nicht nöthig war, um den Edelmann im ruhigen Lauf der Jahre aus dem Beſitz ſeines Gutes zu bringen, und zürnte ihm deshalb als einem Thoren, der ſich eine ſo unnütze

Verlegenheit bereitete. Und er ſagte ihm mit dürren Worten, daß der Tag gekommen ſei, wo die Geldzahlungen aufhören müßten. Es gab wieder eine heftige Scene, der Freiherr ging erbittert aus dem Comtoir, ſetzte ſich in ſeinen Wagen und beſchloß noch einen letzten Verſuch bei einem früheren Kameraden zu machen, der als reicher Mann bekannt war.

Es war vier Uhr vorbei, als er hoffnungslos in ſeinem Quartier ankam. An der Treppe lehnte eine hagere Geſtalt, welche dem Vorübereilenden eine tiefe Verbeugung machte und ruhig ſtehen blieb. Die Kraft des Freiherrn war erſchöpft. Er ſetzte ſich in die Sophaecke, wie am Tage zuvor, und ſtarrte vor ſich hin. Es gab keine Rettung, das wußte er jetzt genau, keine andere als die, welche dort unten im Schatten des Pfeilers auf ihn lauerte. In einer wüſten Abſpannung erwartete er, was kommen würde. Unthätig, ohne ſein Haupt von der Lehne zu erheben, hörte er die Viertelſtunden von vier zu fünf ſchlagen. Wieder ſchlug es in ſeinem Haupt wie mit einem Hammer, jeder Schlag brachte ihn dem Augenblick näher, wo ſein Schickſal zu ihm hereintrat. Der letzte Schlag der fünften Stunde war verhallt, der Klingelzug im Vorzimmer zitterte, der Freiherr erhob ſich von ſeinem Sitz. Itzig öffnete die Thür und hielt zwei Papiere in der Hand.

„Ich kann nicht zahlen,“ rief ihm der Freiherr mit heiſerer Stimme entgegen.

Itzig verneigte ſich wieder und bot ihm das andere Papier: „Hier iſt der Entwurf zu einem Vertrage.“

Der Freiherr ergriff ſeinen Hut und ſagte, ohne den Fremden anzuſehen: „Kommen Sie zu einem Notar!“

Es war Abend, als der Freiherr zu dem Schloß ſeiner Väter zurückkehrte. Das bleiche Mondlicht glänzte auf den Thürmchen und den Vorſprüngen des Baues, ſchwarz wie

Pech war der See, ſchwarz die Strebepfeiler, welche den Grund des Hauſes zuſammenhielten. Und farblos wie der Park und das Haus war das Geſicht des Mannes, der ſich in dem Wagen zurücklehnte und die Lippen zuſammenpreßte, als Einer, der nach einem langen Kampfe zur Entſcheidung gekommen iſt. Er ſah gleichgültig auf das Waſſer, auf die Mauern ſeines Hauſes und auf das kalte Mondlicht am Dach, und doch war ihm lieb, daß die Sonne nicht ſchien, und daß er das Haus ſeiner Väter nicht im goldenen Licht des Tages anzuſehen hatte. Er mühte ſich in die Zukunft zu denken, die ihm jetzt ſicherer war, er überlegte alle Vortheile, die er von ſeiner Fabrik haben mußte, er dachte hinein bis in die Zeit, wo ſein Sohn hier wohnen würde als ein befeſtigter reicher Mann, ohne die Sorgen, die den Vater in die Gemeinſchaft mit niedrigen Geldleuten geführt und ſein Haar gebleicht hatten. Er dachte an Alles, aber auch die liebſten ſeiner Gedanken waren ihm gleichgültig geworden, und er mußte ſich zwingen ſie feſtzuhalten. Er ſtieg ab und griff nach der gefüllten Brieftaſche, bevor er ſeiner Gemahlin die Hand reichte und Lenore mit einem Kopfnicken grüßte, welches ihren ängſtlichen Blick beruhigen ſollte. Er ſprach herzlich zu den Frauen, und es gelang ihm, Scherze über den unruhigen Tag zu machen; aber er fühlte, daß etwas zwiſchen ihn und ſeine Liebſten getreten war; auch ſie erſchienen ihm fremd. Wenn ſie ſich an ihn lehnten und ſeine Hand faßten, ſo zuckte er leiſe, als müſſe er die Hand zurückziehen. Und wenn ſeine Frau ihn zärtlich anſah, da lag in ihrem Blick, auf den er immer auch im größten Leid als auf die letzte Hilfe hingeſehen hatte, jetzt etwas, das er nicht ertragen konnte, und er ſchlug das Auge zu Boden. Er ſchritt zu der Fabrik, wo die Leute noch auf die Ankunft des Herrn warteten, und erblickte ſeinen Namenszug, der aus bunten Lampen zuſammengeſetzt über der Thür brannte, darüber die ſiebenzinkige Krone ſeines Geſchlechts: und er wandte die Augen ab, der Glanz der Lampen ſtach ihn in die Seele.

Um ihn jubelte die Freude, die Arbeiter brachten ihm ein Hoch nach dem andern aus, die Dorfmuſik ſpielte wieder luſtige Tänze. Sie ſpielten auch denſelben Marſch, unter dem er einſt mit dem Regiment oft vor ſeinem alten General vorbeimarſchirt war, der den jungen Offizier wie ein Vater geliebt hatte. Er dachte an das narbenvolle Geſicht des alten Kriegers und an ſeine Kameraden, er dachte auch an ein Ehrengericht, das die Offiziere des Regiments einſt über einen Unglücklichen gehalten hatten, der ſein Ehrenwort leichtſinnig gegeben und gebrochen. Er ging in ſein Schlafzimmer, und ihm war wohl, als es um ihn finſter wurde und er nichts mehr von Allem ſah, nicht ſein Schloß und ſeine Fabrik, nicht den prüfenden Blick ſeiner Frau. Und wieder hörte er auf dem Lager eine Stunde nach der andern ſchlagen, und bei jedem Schlage mußte er denken: „Es gibt jetzt einen andern Mann vom Regiment, der mit grauem Haar daſſelbe gethan hat, was damals einen Jüngling dazu brachte, ſich eine Kugel in den Kopf zu ſchießen. Hier liegt der Mann und kann nicht ſchlafen, weil er ſein Ehrenwort gebrochen hat.“

5.

Die Frühlingsſtürme fuhren über das Flachland, als Anton in das Geſchäft zurückgerufen wurde. Der Winter war ihm eine Zeit harter Arbeit, großer Beſchwerden geweſen. Aus der fremden Stadt war er mehr als einmal in Kälte und Schnee durch verwüſtete Landſchaften gereiſt, weit hinein in den Oſten und Süden bis an die Berge Siebenbürgens und in die Weideländer der Magyaren. Er hatte viel Trauriges geſehen, niedergebrannte Edelhöfe, zerſtörten Wohlſtand, unſichere Menſchen, Hunger, Rohheit und brennenden Haß der Parteien.

„Um welche Stunde kommt er?“ frug Sabine den Bruder.

„In wenig Stunden, mit dem nächſten Bahnzug.“

Sabine ſprang auf und ergriff ihr Schlüſſelbund. „Und noch ſind die Mädchen nicht fertig, ich muß ſelbſt zum Rechten ſehen. Heut Abend ſoll er bei uns eſſen, Traugott; auch wir Frauen wollen etwas von ihm haben.“

Der Bruder lachte. „Verzieht ihn nur nicht.“

„Dafür iſt geſorgt,“ ſagte die Tante. „Wenn er einmal wieder im Comtoir ſitzt, dann ſteckt er wie in einer Schublade, man kann ihn, außer Mittags, lange ſuchen.“

Unterdeß kramte Sabine unter ihren Schätzen, belud den Arm des Bedienten mit allerlei Packeten und ſah ungeduldig in den Hof hinab, ob die Herren noch nicht aus dem Hinterhauſe in das Comtoir gehen wollten. Endlich huſchte ſie ſelbſt in Antons Stube. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf das Sophakiſſen, das ſie für den Abweſenden geſtickt hatte, und ordnete in einer Alabaſterſchale alle Blumen, welche der Gärtner aufgetrieben hatte. Als ſie ſo über der Schale ſtand, fielen ihre Blicke auf die Wände des Zimmers, wo noch die Zeichnung hing, welche Anton in den erſten Wochen nach ſeinem Eintritt gemacht, und auf den koſtbaren Teppich, den noch Fink über den Fußboden gezogen hatte. Zum erſten Mal ſeit langer Zeit war ſie in dieſem Raum, den ihr Fuß gemieden hatte, ſo lange der Andere ein Bewohner des Hauſes war. Wo lebte er jetzt? Ihr war heut, als ſei ſie ſeit vielen vielen Jahren von ihm getrennt, und die Erinnerung an ihn kam ihr wie das bange Gefühl nach einem ſchweren Traume. Dem ehrlichen Mann, der jetzt hier wohnte, konnte ſie offen ſagen, wie werth er ihr geworden war, und freudig durfte ſie der Stunde entgegenſehen, wo ſie ihm danken wollte für Alles, was er ihrem Bruder gethan.

„Aber Sabine!“ rief die Tante erſchrocken an der Thür. Auch die Tante hatte es leiſe in das Zimmer ihres Tiſchnachbars gezogen.

„Was haſt du?“ frug Sabine aufſehend.

„Aber es ſind ja die geſtickten Vorhänge, die du aufgezogen haſt. Die gehören doch nicht ins Hinterhaus, in dieſe Herrenwirthſchaft!“

„Laß ſie hängen,“ ſagte Sabine lächelnd.

„Und die Ueberzüge, und dieſe Handtücher, das iſt unerhört, es ſind ja deine beſten Stücke. Mein Gott! Die Ueberzüge mit Spitzen und auch das roſa Futter dazu.“

„Laß dir's gefallen, Tante,“ rief Sabine erröthend. „Der heut zurückkommt, hat es wohl verdient, daß er das Beſte aus den alten Schränken erhält.“

Aber die Tante fuhr fort den Kopf zu ſchütteln. „Wenn ich's nicht ſelbſt ſähe, ich hätte es Keinem geglaubt. So etwas für den täglichen Gebrauch zu geben! Ich verſtehe dich nicht mehr, Sabine. — Man wird ihn nach und nach um einige Nummern herabſetzen müſſen; er merkt's nicht, das iſt mein einziger Troſt. Nein, daß ich das erleben mußte!“ Sie ſchlug die Hände zuſammen und verließ aufgeregt das Zimmer.

Sabine ergriff wieder die Schlüſſel und eilte ihr nach. „Sie macht gegen Traugott unnütze Worte,“ ſagte ſie ſich leiſe im Gehen, „ich muß ihr beweiſen, daß es nicht anders einzurichten war.“

Unterdeß war auch dem Reiſenden zu Muthe wie einem Sohn, der nach langer Abweſenheit in das Vaterhaus zurückkehrt. Auf den letzten Stationen vor der Hauptſtadt pochte ſein Herz in freudigen Schlägen; das alte Haus und die Collegen, das Geſchäft und ſein Pult, der Kaufmann und Sabine, alle fuhren in lachenden Bildern vor ſeinem Auge vorüber. Endlich hielt die Droſchke vor der geöffneten Hausthür. Da ſtanden die Frachtwagen, die Tonnen, der Leiterbaum. Da rief Vater Sturm mit einer Stimme, welche hell über die breite Straße klang, ſeinen Namen, riß den Wagenſchlag auf und hob ihn heraus, wie ein Mann ſein Kind aus dem Wagen hebt. Da eilte Herr Pix bis auf die Straße, ſchüttelte ihm lange die Hand und bemerkte in ſeiner Freude nicht, daß unterdeß ſein ſchwarzer Pinſel dieſe Bewegungen benutzte, um auf Antons Pelz allerlei Striche und Punkte zu malen. Dann kam Anton bei der großen Wage vorbei und ſchüttelte mit der Hand vergnügt an den Ketten. Dann trat er in das vordere Comtoir, wo bereits die Lampen brannten, und rief herzhaft ſeinen „Guten Abend!" hinein. Mit lautem Ruf erhoben ſich die Collegen wie Ein Mann und drängten ſich um ihn. Herr Schröter eilte aus der Hinterſtube herzu, und als er ſein „Willkommen!" rief und die Hand entgegenhielt, fuhr ein heller Strahl von Freude über ſein ernſtes Geſicht. Das waren glückliche Augenblicke, und Anton wurde weicher, als ſich für einen gereiſten Mann ſchickt. Und als er nach den erſten Fragen und Antworten aus dem Comtoir nach ſeinem Zimmer ging, da ſprang im Hofe Pluto mit Ungeſtüm auf ihn zu und wedelte unmäßig mit dem zottigen Schwanze, und Anton hatte Mühe, ſich ſeiner Liebkoſungen zu erwehren. Vor ſeinem Zimmer kam ihm der Diener mit vergnügtem Lächeln entgegen und riß reſpectvoll die Thüre auf. Ueberraſcht ſah ſich Anton um, der Raum war feſtlich geſchmückt, im Kamin vor dem Ofen brannte ein behagliches Feuer, eine grüne Guirlande hing über der Thür, auf dem Sopha lag ein neues geſticktes Kiſſen, auf dem Tiſche ſtand ein zierliches Theeſervice und daneben eine Alabaſterſchale mit Blumen. „Das Fräulein hat ſelbſt Alles aufgeſtellt," vertraute ihm Franz. Anton beugte ſich über die Schale und betrachtete die einzelnen Blumen auf's Genaueſte. Sie waren im Allgemeinen anderen Naturerzeugniſſen ihrer Art nicht unähnlich, aber Anton ſtarrte in ſie hinein, als hätte er noch nie etwas Aehnliches geſehen. Darauf nahm er das Kiſſen, befühlte und ſtreichelte die Stickerei und ſtellte ſie voll Bewunderung wieder an ihre Stelle. Zuletzt nahm er auch die Katze in die Hand, klopfte ſie auf den Rücken und ſetzte ſie vorſichtig gleich einem lebenden Geſchöpf wieder auf den Schreibtiſch; und die Katze war nicht unempfänglich für ſolche Freundlichkeit.

denn in dem rothen Scheine des Kaminfeuers glänzte ſie hell und lebendig, und es klang durch das Zimmer wie ein leiſes Schnurren.

Wieder eilte Anton in das Comtoir, dem Chef über ſeine letzte Thätigkeit Bericht zu erſtatten. Der Kaufmann nahm ihn in ſein kleines Zimmer und beſprach mit ihm die Ereigniſſe der vergangenen Zeit in ſo herzlicher Weiſe, wie man mit einem Freund über wichtige Angelegenheiten verhandelt. Es war doch eine ernſte Unterredung. Vieles war verloren und nicht Weniges noch gefährdet. Erſt in der Ferne war Anton mit dem ganzen Umfange der Gefahr bekannt geworden, welche das Geſchäft bedroht hatte. Und er erkannte, daß die Thätigkeit vieler Jahre nöthig ſei, um die Verluſte wieder auszugleichen und an Stelle der abgeriſſenen Fäden neue anzuknüpfen. Mit kurzen Worten ſagte ihm der Kaufmann daſſelbe. „Ihrer Umſicht und Energie verdanke ich viel,“ ſchloß er, „ich hoffe, Sie werden mir helfen, das verlorene Terrain in anderer Weiſe wieder zu gewinnen; das Unvermeidliche werden wir tragen.“ Und als Anton hinausging, rief er ihm lächelnd nach: „Es iſt noch Jemand, der Ihnen zu danken wünſcht; ich bitte Sie, heut Abend mein Gaſt zu ſein.“

So trat Anton an ſein Pult, öffnete das lang verſchloſſene und legte ſich Papier und Feder zurecht. Aber aus dem Schreiben wurde heut nicht viel. Jordan weigerte ſich, ihm Briefe zu geben, und in beiden Arbeitsſtuben hörte die unruhige Bewegung nicht auf. Einer nach dem Andern verließ ſeinen Platz und kam zu Antons Stuhl. Herr Baumann klopfte dem Stubennachbar mehrmals leiſe auf den Rücken und ging dann immer wieder vergnügt auf ſeinen Platz zurück, und Herr Specht hockte in großer Aufregung an dem Geländer neben Antons Sitz, und ſeine Fragen und verwunderten Ausrufe ſchoſſen wie ein Bach auf Anton nieder. Herr Liebold legte das Löſchblatt mehre Minuten vor der Schlußſtunde in das Hauptbuch und zog ſich nach dem vordern Comtoir.

Sogar Herr Purzel trat, die heilige Kreide in der Hand, aus ſeinem Verſchlage; zuletzt kam auch Herr Pix in das Zimmer, um Anton im Vertrauen zu erzählen, daß er ſchon ſeit einigen Monaten keine Solopartie geſpielt, und daß Specht unterdeß in einen Zuſtand gekommen ſei, der mit Verrücktheit eine unverkennbare Aehnlichkeit habe.

Am Abend betrat Anton den obern Stock des Vorderhauſes. Die Portière rauſchte zurück, Sabine ſtand vor ihm. Ihr Mund lachte, aber ihre Augen glänzten feucht, als ſie ſich auf die Hand herabbeugte, welche die Todesgefahr vom Haupt des Bruders abgewandt hatte.

„Fräulein!“ rief Anton erſchrocken und zog die Hand zurück.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen, Wohlfart!“ rief Sabine und hielt ihn mit beiden Händen feſt. So blickte ſie ihn ſchweigend an, verklärt durch eine Rührung, welche ſie nicht bewältigen konnte. Als Anton das Mädchen betrachtete, welches mit gerötheten Wangen, ſo bewegt und dankbar zu ihm aufſah, da erkannte er, daß ſeit jenem Streich des ſlaviſchen Säbels auch ſeine Stellung zur Familie und zu ihr geändert war. Die Schranke war gefallen, welche bis dahin den Arbeiter des Comtoirs von dem Fräulein getrennt hatte. Und mit einer ſtolzen Freude, welche ihm das Herz ſchwellte, empfand er auch, daß er ſelbſt in dieſer Zeit [illegible] Mann geworden war, wohl werth, daß ein Weib ſeiner Kraft und Ruhe vertraute.

Er erzählte ihr noch einmal, was ſie durch viele Fragen aus ſeinem Munde zu vernehmen ſuchte, den Kampf um die Wagen, die Schrecken der wilden Zeit. Andächtig lauſchte Sabine ſeinem Wort. Auch er war ihr ein Anderer, ſeine Züge waren beſtimmter, ſeine Haltung ſicherer, ſeine Rede feſt. Ihr Auge ſuchte den klaren Glanz des ſeinen, und wenn ein voller Blick freudig auf ſie fiel, ſchlug ſie das ihre unwillkürlich nieder. Nie war ihr aufgefallen, wie hübſch und ſtattlich er war. Heut ſah ſie auch das. Ein offenes männliches Antlitz, darüber das kaſtanienbraune lockige Haar, zwei prächtige Augen von dunklem Blau, ein kräftiger Mund und auf den Wangen ein feines Roth, das in der wachſenden Empfindung ſich veränderte, wie das Sonnenlicht auf der lachenden Flur. Er war ihr neu geworden und doch wie ein lieber vertrauter Freund.

Die Tante kam herein, die geſtickten Vorhänge hatten in ihrer Seele eine Erſchütterung hervorgerufen, welche noch anhielt und jetzt durch ein Seidenkleid und eine neue Haube an das Licht trat. Ihre Begrüßung war laut und wortreich, und ihre Bemerkung, daß der neue Backenbart Herrn Wohlfart ſehr gut ſtehe, wurde durch ein ſtilles Kopfnicken der Nichte beſtätigt.

„Da habt ihr den Helden des Comtoirs,“ rief der Kaufmann. „Jetzt zeigt, daß ihr Ritterdienſte beſſer zu lohnen wißt als durch ſchöne Worte. Tragt ihm auf, was Küche und Keller hergeben. Kommen Sie, mein treuer Gefährte. Der Rheinwein erwartet, daß Sie nach manchem ſchweren Polentrunk auch ihm eine Ehre erweiſen.“

In dem ruhigen Licht der Lampe ſtrahlte das Zimmer vor Behagen, als die Vier ſich zu Tiſche ſetzten. Der Kaufmann hielt Anton das Glas über den Tiſch: „Willkommen in der Heimat!“ „Willkommen im Hauſe!“ rief Sabine. Da ſagte er leiſe: „Ich habe eine Heimat, ich habe ein Haus, in dem ich mich wohl fühle. Durch Ihre Güte habe ich Beides gewonnen. Viele Abende, wenn ich dort draußen in einer ſchlechten Herberge ſaß, unter wildfremden Leuten, deren Sprache ich nur unvollkommen verſtand, da habe ich an dieſen Tiſch gedacht, und welche Freude es für mich ſein würde, wieder Ihr Angeſicht und dieſe Räume zu ſehen. Denn das Bitterſte auf Erden iſt doch, ſich in den Stunden der Ruhe allein zu fühlen, ohne einen guten Freund, ohne eine Stätte, an welcher das Herz hängt.“

Und als er ſpät am Abend aufbrach, ſagte der Kaufmann beim Nachtgruß: „Wohlfart, ich wünſche Sie noch feſter an dies Haus zu feſſeln. Jordan verläßt uns mit dem nächſten Vierteljahr, um als Aſſocié in die Handlung ſeines Oheims zu treten. Ich habe Sie für ſeine Stelle beſtimmt. Ich weiß, daß ich keinen beſſern Mann zu meinem Stellvertreter machen kann.“

Als Anton in ſein Zimmer zurückkehrte, da fühlte er, was der Menſch nur in wenigen Stunden des Lebens ungeſtraft fühlen darf, daß er glücklich war, ohne Reue, ohne Wunſch. Er ſetzte ſich auf das Sopha, ſah auf das Kiſſen und die Blumen, und ſeine Gedanken flogen zurück über die letzten Stunden. Immer wieder ſah er Sabine vor ſich, wie ſie ſich auf ſeine Hand niederbeugte und ihm dankte. Lange ſaß er ſo in holdem Traume und legte ſein müdes Haupt auf die ſeidenen Arabesken, welche Sabinens Hand geſtickt hatte.

Da fiel ſein Auge auf den Tiſch, ein Brief lag auf der Decke, das Poſtzeichen war von Newyork, die Adreſſe von Finks Hand.

Fink hatte ihm in den erſten Jahren der Trennung einige Mal geſchrieben, faſt immer nur wenige Zeilen, nie etwas von ſeinen Geſchäften, noch weniger von den Plänen, welche er im Hinterhauſe für ſeine Zukunft gemacht hatte. Dann war eine lange Zeit verſtrichen, in welcher Anton ohne jede Nachricht vom Freunde geblieben war; er wußte nur, daß Fink viele Zeit auf Reiſen im Weſten der Union zubrachte, wo er als Bevollmächtigter des Handelshauſes, an deſſen Spitze ſein Oheim geſtanden, und im Intereſſe verſchiedener Compagnien, an welchen der Verſtorbene Theil hatte, thätig war. Aber mit Beſtürzung las Anton Folgendes:

„Es muß endlich doch heraus, was ich dir armen Jungen gern verſchwiegen hätte. Ich bin unter die Räuber und Mörder gegangen. Wenn du einen harten Kehlabſchneider brauchſt, wende dich nur an mich. Ich lobe mir einen Burſchen, der aus freier Wahl ein Schuft wird; er hat wenigſtens das

Vergnügen, mit dem Teufel einen klugen Vertrag zu machen, und kann die Claſſe von Niederträchtigkeiten ausſuchen, in der er ſich behaglich fühlt. Mein Loos iſt weniger angenehm. Ich werde durch den Zwang der Schelmereien, welche Andere ausgedacht haben, auf einem Wege fortgetrieben, welcher eine haarſträubende Aehnlichkeit mit der Chauſſee hat, die ſich Lawinen auf ihrem Sprunge nach der Tiefe bereiten. Wie das Felsſtück in der Schneemaſſe, ſo ſtecke ich, von allen Seiten eingeengt, in der eiſigen Kälte der furchtbarſten Speculationen, welche je großartiger Wucherſinn ausgedacht hat. Der Verſtorbene hat die Güte gehabt, gerade mich zum Erben ſeiner Lieblingsprojecte, der Speculationen mit Land, zu machen. Lange vermied ich, mich ſelbſt in die Einzelheiten dieſes Geſchäfts zu verlieren. Ich ließ ein Jahr lang Weſtlock dieſen Theil der Erbſchaft bearbeiten. Wenn das feig war, ſo fand ich eine Entſchuldigung in der Maſſe von Arbeiten, welche mir die Börſengeſchäfte des toten Herrn machten. Endlich wurde die Uebernahme auch dieſer Thätigkeit unvermeidlich, und wenn ich ſchon vorher ſehr beſtimmte Ahnungen über die weite Ausdehnung des Luftſacks bekommen hatte, den der Tote ſtatt eines Gewiſſens mit ſich herum trug, ſo iſt mir jetzt ganz unzweifelhaft geworden, daß die Abſicht ſeines Teſtamentes war, ſich für die kindiſchen Bosheiten, die ich gegen ihn geübt, dadurch zu rächen, daß er mich zum Spießgeſellen von alten verwitterten Schurken machte, deren Schlauheit ſo groß iſt, daß Satan ſelbſt den Schwanz in die Taſche ſtecken und ihnen entlaufen würde.

Dieſen Brief erhältſt du aus einer neuen Stadt in Tenneſſee, einem anmuthigen Ort, der dadurch nicht beſſer wird, daß er auf Speculation von meinem Geld gebaut iſt. Einige Holzhütten, die Hälfte davon Schenken, bis unter das Dach angefüllt mit einem ſchmutzigen und verworfenen Geſindel von Auswanderern, von denen die Hälfte an Fäulniß und Fieber darnieder liegt. — Auch was noch umherläuft, iſt ein hohlängiges, verkümmertes Geſchlecht. Alle Candidaten des Todes. Täglich, wenn die armen Tröpfe die aufgehende Sonne erblicken, ſo oft ſie den unbeſcheidenen Wunſch fühlen, etwas zu eſſen und zu trinken, täglich vom Morgen bis zum Abend iſt ihr Lieblingsgeſchäft, auf die Landhaifiſche zu fluchen, welche ihnen ihr Geld für Transportkoſten, für Land und Improvements abgenommen und ſie in dieſe Gegend geführt haben, welche zwei Monate im Jahre unter Waſſer ſteht und die übrige Zeit einem zähen Brei ähnlicher ſieht, als irgend welchem Lande. Die Männer aber, welche ſie auf dieſem kothigen Weg ins Himmelreich weiſen, ſind meine Agenten und Bundesgenoſſen, und ich, Fritz Fink, bin der Glückliche, der hier allſtündlich mit jedem Fluch der deutſchen und iriſchen Zunge beworfen wird. Was noch geſunde Beine hat, ſchicke ich fort, was als Bewohner meines Hospitals umherſchleicht, das habe ich mit Welſchkorn und China zu füttern. In meiner Stube kriechen, während ich dies ſchreibe, drei nackte Paddykinder auf der Diele umher, ihre Mütter ſind ſo pflichtvergeſſen geweſen, dies Jammerthal zu verlaſſen, und ich genieße den Vorzug, die froſchartigen Scheuſälchen über den Nachttopf zu halten. Eine angenehme Beſchäftigung für meines Vaters Sohn! Wie lange ich hier feſtſitzen werde, weiß ich nicht, möglicherweiſe bis der Letzte geſtorben iſt.

Unterdeß bin ich mit meinen Aſſociés in Newyork zerfallen, ich habe den Vorzug gehabt, eine allgemeine Unzufriedenheit zu erregen, die Theilhaber an der großen Weſtlandcompagnie ſind zuſammengekommen, man hat Reden gegen mich gehalten und Beſchlüſſe gefaßt. Mich würde das wenig kümmern, wenn ich einen Weg ſähe, mich von dieſer Bande loszumachen. Aber der Tote hat die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ich feſt geſchnürt bin, wie ein Sklave im Negerſchiff. Es ſind ungeheure Summen in dieſe wüſte Speculation geworfen. Wenn ich ihnen den Kram kündige, ſo bin ich ſicher, daß ſie Mittel finden werden, mich die ganze Summe, die der

Tote gezeichnet hat, bezahlen zu laſſen, und wie ich das durchſetzen ſoll, ohne nicht nur mich, ſondern vielleicht auch die Firma Fink und Becker zu ruiniren, das ſehe ich noch nicht.

Indeſſen wünſche ich deine Meinung über das, was ich thun ſoll, nicht zu hören. Sie kann mir nichts nutzen, denn ich weiß ſie ohnedies. Ich wünſche überhaupt keinen Brief von dir, du einfältiger, altfränkiſcher Tony, der du glaubſt, ehrlich handeln ſei eine ſo einfache Geſchichte, wie ein Butterbrod ſtreichen. Denn habe ich Alles gethan, was ich konnte, die Einen begraben, die Andern gefüttert und meine Compagnons ſo ſehr geärgert, als mir möglich iſt, dann ziehe ich auf einige Monate weiter nach Weſten, in eine ehrliche Prairie, wo weniger Gekrächz von Alligatoren und Nachteulen, und etwas mehr Ariſtokratism zu finden ſein wird als hier. Gibt es auf der Prairie Tinte und Stift, ſo ſchreibe ich dir wieder. Iſt dieſer Brief der letzte, den du von mir erhältſt, ſo widme mir eine Thräne und ſage in deiner ſalbungsvollen Art: Schade um ihn, er hatte auch ſeine guten Seiten!“

Darauf folgte eine genaue Darſtellung der Geſchäfte Finks und die Statuten der Landcompagnie.

Anton las den unerfreulichen Brief einige Mal durch, dann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb an den Freund, trotz dem Verbot deſſelben, die ganze Nacht hindurch.

Noch in dem ruhigen Licht der nächſten Tage behielt Anton die erhobene Stimmung. Wenn er im Comtoir arbeitete und mit ſeinen Collegen ſcherzte, immer fühlte er, wie feſt ſein Leben in den Mauern des großen Hauſes Wurzeln geſchlagen hatte. Auch den Andern wurde das bemerkbar. Am Mittagstiſch war die Unterhaltung jetzt lebhafter als je. Nicht nur der Prinzipal, auch Anton und Sabine führten das Geſpräch. In einer Zeit, wo das Geſchäft wenig Freudiges brachte, kam in dieſe Drei ein neues Leben. Der Kaufmann richtete ſeine Rede faſt ausſchließlich an Anton, und wenn Anton erzählte, dann hörte der ganze Tiſch aufmerkſam zu, und zuweilen klang ein heiteres Lachen aller Collegen um die feierliche Tafel. Auch des Abends war Anton eine bevorzugte Perſon. Er wurde oft in das Vorderhaus geladen, dann ſaß er mit den Frauen und dem Prinzipal am kleinen Tiſch zuſammen, und dem Hausherrn war anzuſehen, wie lieb ihm das perſönliche Verhältniß zu einem Manne wurde, der ſo innig mit den Intereſſen ſeines Geſchäftes verwachſen war und in deſſen friſchem und geordnetem Sinn er ein Bild ſeiner eigenen Jugend erblickte.

Für Sabine wurden dieſe Stunden ein Genuß. Es war ihr ein freudiger Fund, wenn ſie im Geſpräch über die Neuigkeiten des Tages, über ein geleſenes Buch, über Erlebtes und Gefühltes wahrnahm, daß der Mann, der jahrelang ſo nahe an ihnen gelebt hatte, in ſo Vielem mit ihr übereinſtimmte. Seine Bildung, ſein Urtheil überraſchten ſie, ſie ſah ein ehrliches Gemüth plötzlich in glänzenden Farben vor ſich ſtehen, wie der Reiſende ſtaunend auf eine reiche Landſchaft blickt, die ihm wogender Nebel lange verhüllt hat.

Friedlich fanden ſich die Collegen in die ungewöhnliche Stellung ihres Genoſſen. Daß er dem Prinzipal das Leben gerettet hatte, wußten ſie aus dem eigenen Munde des Chefs, und dieſer Zufall wurde ſelbſt für Herrn Pix ein Grund, die Einladungen Antons in das Vorderhaus ohne Bemerkung zu ertragen. Anton that das Seine, dem Comtoir ſeine Perſönlichkeit werth zu erhalten. An freien Abenden lud er die Einzelnen auf ſein Zimmer, nicht ſelten kam die ganze Geſellſchaft bei ihm zuſammen. Jordan beklagte ſich lächelnd, daß er ſchon bei Lebzeiten vergeſſen ſei, und das Comtoir gewöhnte ſich, in Anton ſeinen Nachfolger, den ſtillen Rathgeber der Jüngeren zu ſehen. Am liebſten war Anton mit Baumann zuſammen, der in dem letzten halben Jahre wieder einige ſtarke Anwandlungen von Miſſionsgelüſten gehabt hatte und jetzt nur durch die Ueberzeugung zurückgehalten wurde, daß in der ſchwierigen Gegenwart ein geübter Calculator dem Geſchäft nicht fehlen dürfe. Am eifrigſten aber bemühte ſich um Antons Gunſt der phantaſiereiche Specht. Ihm hatte der Reiſende einen romantiſchen Heiligenſchein bekommen. Was Anton etwa erfahren hatte, das malte die Einbildungskraft des Herrn Specht mit den grellſten Farben aus. Er war geneigt anzunehmen, daß der Heimgekehrte außer den Abenteuern, welche er eingeſtand, noch unendlich reizende und furchtbare erlebt hatte, die zu verbergen er durch geheimnißvolle Verhältniſſe gezwungen war.

Leider war Spechts eigene Stellung zu den anderen Herren während Antons Abweſenheit mächtig erſchüttert worden. Er war immer der Gegenſtand geweſen, an welchem ſich die gute Laune der Andern aufzurichten liebte, wie die Schlingpflanze an einem dünnen Bäumchen, und oft war er von den Blüthen fremden Witzes faſt erſtickt worden. Jetzt ſah Anton mit Bedauern, daß der gute Herr Specht in dem Zuſtand allgemeiner Mißachtung lebte. Sogar ſein Quartett hatte ihn aufgegeben, wenigſtens ſchwebte zwiſchen ihm und den beiden Bäſſen eine finſtere Wolke des Mißmuths. So oft Specht eine Behauptung aufſtellte, welche nicht ganz unbeſtreitbar war, zuckte Pix die Achſeln und warf ihm mit Verachtung das ungehörige Wort „Kürbis“ entgegen. Faſt Alles, was Specht ſagte, war „Kürbis“; ſogar bei Tiſche kugelte dieſer Pflanzenkörper in den untern Regionen von einem Munde zum andern, und ſo oft das Wort ausgeſprochen wurde, gerieth Herr Specht in leidenſchaftlichen Zorn, brach tief gekränkt das Geſpräch ab und zog ſich aus der Geſellſchaft der Andern in ſich ſelbſt zurück.

Anton beſuchte an einem Abend den Verfehmten auf ſeinem Zimmer. Schon vor der Thür hörte er die ſcharfe Stimme des Inſaſſen, welcher das berühmte Lied: „Hier ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt“ von dem erhabenen Ort ſeiner Behauſung — Herr Specht wohnte drei Treppen hoch —

in das Haus hinunter ſang. Als Anton leiſe die Thür öffnete, ſaß Specht in kunſtvoller Haltung, graziös auf einen Arm geſtützt, bei ſeiner Lampe am Tiſch und ſang mit ſo innigem Behagen, daß Anton einige Augenblicke ſtehen blieb, den Begeiſterten nicht zu ſtören. Es war kein großes Zimmer, welches Specht bewohnte, und die Erfindungskraft des Herrn hatte jahrelang gearbeitet, demſelben einen Charakter zu geben, welcher von dem Weſen gewöhnlicher Stuben verſchieden war. Es ſah in der That keiner andern irdiſchen Behauſung ähnlich. Alle Wände waren mit Bildern überzogen, mit Portraits berühmter Künſtlerinnen, viele im Coſtüm ihrer Rolle, dazwiſchen ragten zahlreiche Conſolen, auf denen kleine Vaſen, Muſcheln und Thonfiguren und andere Merkwürdigkeiten ſtanden. Da der Conſolen mehr waren, als der darauf zu ſtellenden Gegenſtände, ſo hatte Specht die leeren einſtweilen mit Taſſen und Champagnerflaſchen beſetzt. Ueber dem Bett hing ein mächtiger Ritterſchild von glänzendem Meſſingblech, daneben große Fechthandſchuhe und ein Köcher mit Pfeilen. Ueber den Pfeilen war ein Zettel an die Wand geſchlagen, mit einem gemalten Totenkopf und zwei gekreuzten Knochen und dem warnenden Wort: „Vergiftet“, dahinter drei Ausrufungszeichen.

Am auffälligſten aber war die Mitte des Zimmers eingerichtet. Dort ſchwebte etwas über Manneshöhe ein ungeheurer Reifen, durch Bindfaden an einem Haken der Decke feſtgehalten. Darunter ſtanden große Thongefäße, mit Erde gefüllt, und von den Gefäßen liefen zahlreiche geſpannte Schnüre bis zu dem Reifen. Unter dem Reifen ſtand ein Gartentiſch aus knorrigen Baumäſten und einige Stühle aus Weidenruthen. Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer ein durchaus unerhörtes Ausſehen, und die freie Bewegung der darin befindlichen Gliedmaßen wurde für jeden Andern als den erfahrenen Bewohner ſehr ſchwierig. Es war nicht abzuſehen, welchen Zweck dieſe geheimnißvolle Vorrichtung hatte.

Allerdings erinnerten der wilde Tiſch, die Stühle und Erdtöpfe den menſchlichen Geiſt gewiſſermaßen an Garten und freie Natur, während wieder die ausgeſpannten Schnüre eine entfernte Aehnlichkeit mit Strickleitern hatten, welche zum Maſtkorb eines Schiffes hinaufführen. Zuletzt neigte ſich Anton zu der Anſicht, daß dieſe Erfindung eine Menſchenfalle vorſtelle, welche nach dem Muſter eines Spinngewebes gebaut und darauf berechnet war, die Köpfe und Beine boshafter Collegen feſtzuhalten. Wenigſtens ſaß Specht ſelbſt als Dirigent in der Mitte des Netzwerks, und ſein Sirenengeſang konnte wohl darauf berechnet ſein, die Eintretenden durch vorgeſpiegelten grünen Raſen und falſche Veilchenkränze ins Garn zu locken.

Anton blieb außerhalb der Falle ſtehen und rief endlich Specht von der Thür an: „Was zum Henker haben Sie in Ihrem Salon für ein Bindfadenſyſtem ausgebreitet?“

Specht ſprang auf und verſetzte mit glänzenden Augen: „Es iſt eine Laube.“

„Eine Laube? Ich ſehe ja nichts Grünes.“

„Es kommt,“ ſagte Specht und führte den Beſuch zu ſeinen Gefäßen.

Bei näherer Betrachtung entdeckte Anton in den Töpfen einige ſchwache Epheuranken, welche beſtäubt und verkommen wie die Ueberreſte dämmeriger Traumbilder ausſahen, welche dem erwachenden Menſchen noch einige Augenblicke an den Fäden ſeiner Seele hängen, um gleich darauf für immer zu vergehen.

„Aber Specht, dieſer Epheu wird's nicht thun,“ ſagte Anton.

„Er iſt auch nicht allein da,“ belehrte Specht geheimnißvoll; „ſehen Sie, hier kommt noch Anderes.“ Er wies auf mehre magere, ſpargelähnliche Gebilde, welche ſich aus den Töpfen erhoben und mit nichts Anderem zu vergleichen waren, als mit den unglücklichen Verſuchen zu keimen, welche die

Kartoffeln zur Zeit des Frühjahrs in einem warmen Keller anſtellen.

„Und was ſollen dieſe Keime bedeuten?"

„Es ſind Bohnen und Kürbiſſe," ſagte Herr Specht. „Das Ganze wird eine Kürbislaube; in einigen Wochen werden die Fäden von den Ranken belaufen ſein. Denken Sie, Wohlfart, wie famos das ausſehen wird! Von allen Seiten die grünen Ranken, die Blüthen und die großen Blätter. Das Ganze wird ein Zelt ſein mit zwei Eingängen. Die meiſten Kürbiſſe werde ich abſchneiden, damit mir die Laſt nicht zu ſchwer wird, einzelne laſſ' ich hängen, es werden Netze darunter gemacht. Bitte, ſtellen Sie ſich das ganze dicke Grün vor, dazwiſchen die gelben Blüthen, es wird reizend ausſehen! Das wird ein Sitz, mit guten Freunden eine Flaſche Wein zu trinken oder vierſtimmig zu ſingen."

Ach die guten Freunde hatten Herrn Specht verlaſſen, er ließ ſich aber alle Sonntage vom Bedienten eine halbe Flaſche Wein holen, ſetzte vier Gläſer auf den Tiſch und trank eines nach dem andern aus.

„Aber Specht," frug Anton lachend, „können Sie denn im Ernſt glauben, daß die Kürbiſſe in Ihrer Dachſtube wachſen werden?"

„Warum ſollen ſie nicht wachſen?" rief Herr Specht gekränkt. „Sie ſind gerade wie die Andern. Die Pflanzen haben ja Sonne, ich ſorge für friſche Luft, ich gieße mit Rinderblut, ſie haben Alles, was ſie brauchen."

„Aber ſie ſehen verzweifelt kränklich aus."

„Das iſt nur der Anfang, die Luft iſt draußen noch kalt, und wir haben einige Wochen gehabt, wo der Sonnenſchein fehlte. Später ſchießen ſie auf einmal in die Höhe. Wenn Einer nichts von einem Garten hat, muß er ſich zu helfen wiſſen." Er ſah ſich vergnügt in der Stube um. „Sehen Sie, im Decoriren eines Zimmers will ich's mit jedem reichen Mann aufnehmen. Natürlich nach meinen Mitteln. Aus Oelbildern mache ich mir nicht viel, ſie werden in der Regel ſchwarz; meine Bilder hier werden höchſtens ein wenig heller. Es hat mich Geld gekoſtet, dafür iſt es hier hübſch geworden. Mein Zimmer iſt nicht groß, aber es iſt wohnlich."

„Ja," entgegnete Anton, „außer für gewiſſe Unarten unruhiger Menſchen, als Geradeſtehen und Umhergehen. Darauf muß man hier verzichten. Sie können nur ſolchen Beſuch gebrauchen, der ſich gleich an der Thür auf den Fußboden ſetzt."

„Ruhig zu ſitzen iſt ja eine Hauptregel bei der Unterhaltung," verſetzte Specht. „Leider ſind die Menſchen oft ſchlecht und ohne Herz. — Finden Sie nicht auch, Wohlfart, daß in unſerm Comtoir einige Collegen gemüthlos ſind?" ſagte er leiſe.

„Manchmal etwas kurz," erwiederte Anton, „aber die Meinung iſt gut."

„Ich finde das nicht," ſeufzte Specht. „Ich bin jetzt ganz allein und muß meinen Troſt außer dem Hauſe ſuchen. Wenn ich kann, gehe ich ins Theater, oder zu den Reitern, und wenn ein Zwerg kommt oder ein Seehund, und natürlich in die Concerte."

„Aber das hilft doch nicht immer gegen die Einſamkeit."

„Nein," bekannte Specht, „denn es koſtet Geld, und Sie wiſſen, ich habe keinen hohen Gehalt, und ich fürchte, ich werde auch nicht viel mehr kriegen als jetzt. Von Hauſe aus hatte ich Vermögen," ſagte er wichtig, „aber ein Vetter von mir, der mein Vormund war, hat mich darum gebracht. Hätte ich's noch, könnte ich vielleicht mit Vieren fahren. Glauben Sie mir, ich wäre auch nicht glücklicher. Wenn nur der Pix nicht ſo grob wäre," klagte er wieder. „Es iſt ſchauderhaft, Wohlfart, das alle Tage anhören zu müſſen. — Ich wollte ihn fordern, während Sie verreiſt waren," rief er und wies auf ein altes Rappier, deſſen Klinge hinter dem Bett hervorragte. „Aber er benahm ſich ſchlecht. Ich ſchrieb ihm, daß es mir ſehr leid thäte, ihn fordern zu müſſen, und es wäre ſehr gleichgültig, wo er ſich mit mir duelliren wollte. Ich ſchlug ihm entweder den Berg auf der Promenade vor oder auch unſern Oberboden, wo Raum genug iſt, und erſuchte ihn um eine Mittheilung über die Waffen, welche er für paſſend hielte. Da ſchrieb er mir unhöflich zurück, er würde ſich nur im Hausflur duelliren, wo er ſich alle Stunden des Tages aufhielte, und was die Waffen beträfe, ſo könnte ich fechten, womit ich wollte, ſeine Waffe wäre der große Pinſel, er ſei bereit, mir auf jede Backe eine Signatur zu machen. Sie werden mir zugeben, daß ich darauf nicht eingehen konnte."

Das gab Anton zu.

„Jetzt hetzt er die andern Collegen wider mich auf," klagte Specht kleinlaut. „Der Zuſtand iſt für mich unerträglich, ich kann gar nicht mehr mit den Andern zuſammen ſein, ohne daß ich beleidigt werde. Aber ich weiß, wodurch ich mich räche. Ich ſpare jetzt. Wenn die Kürbiſſe erſt blühen, dann gebe ich Allen einen Satz, nur Pix lade ich nicht ein, wie er's damals mit Ihnen gemacht hat, Wohlfart. Ich will uns beide an ihm rächen."

„Gut," ſagte Anton, „das gefällt mir. Aber wiſſen Sie was: da auch ich den Collegen eine Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ſo wollen wir beide zuſammen das Feſt in Ihrer Stube geben."

„Das iſt ausgezeichnet von Ihnen, Wohlfart," rief Specht glücklich.

„Und wir wollen nicht warten," fuhr Anton fort, „bis die Kürbiſſe groß geworden ſind, ſondern wollen uns unterdeß durch anderes Grün helfen."

„Gut," ſagte Specht, „vielleicht durch Tannenbäume."

„Ich werde dafür ſorgen," verſetzte Anton, „und endlich wollen wir Pix nicht ausſchließen, ſondern gerade dazu laden. Das iſt eine viel feinere Rache, die Ihres guten Herzens am würdigſten iſt."

„Meinen Sie?" frug Specht zweifelhaft.

„Gewiß," entſchied Anton. „Ich ſchlage nächſten Sonnabend vor, die Einladung machen wir gemeinſchaftlich."

„Schriftlich," rief Specht vergnügt, „auf roſa Papier."

„Das iſt recht," ſagte Anton. Darauf beriethen die Beiden in der Laube die nähere Einrichtung des Feſtes.

Die Collegen waren nicht wenig verwundert, als ſie einige Tage darauf durch bunte Billete, die Herr Specht geheimnißvoll vor Anfang der Comtoirſtunden auf den Platz eines Jeden gelegt hatte, zur Kürbisblüthe in Herrn Spechts Stube eingeladen wurden. Da Antons geachteter Name mit unterzeichnet war, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Einladung anzunehmen. Unterdeß zog Anton das Fräulein in das Geheimniß, und erbat von ihr aus dem Garten einige vorhandene Epheuſtöcke und was ſonſt von Blumen gerade entbehrlich war, Specht arbeitete alle Abende bei verſchloſſenen Thüren in ſeiner Stube, und am Tage des Feſtes bezog er mit Hilfe des Bedienten den leeren Bindfaden mit grünen Ranken, ſtellte einige blühende Sträucher in Gruppen, ließ ſich eine Anzahl bunter Glaslampen holen und befeſtigte an den Ranken trichterförmige Erfindungen aus gelbem und weißem Papier, welche mit Kürbisblüthen ganz beſondere Aehnlichkeit hatten.

Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer das Ausſehen, welches Herr Specht in ſeinen Träumen ſchon lange geahnt hatte. Am Abend des Feſtes waren die Gäſte höchlich überraſcht. Als Letzter trat Herr Pix ein, und auch er vermochte ein erſtauntes „Donnerwetter!" nicht zu unterdrücken, als er die unglückliche Laube wirklich umrankt und mit gelben Blüthen bedeckt ſah, welche in dem farbigen Lampenlicht ſchimmerten und von ihrem Draht freundlich herunternickten. Die großen Thongefäße waren durch Sträucher verdeckt, in der Mitte der Laube hing eine rothe Lampe wie ein Glühwurm herab, und auf dem Gartentiſch ſtand ein rieſig großer Kürbis. Anton nöthigte das Quartett in die Laube und beſetzte mit den Uebrigen alle noch leeren Räume der Stube, auch das

Bett war mit Polſtern überdeckt und mußte als zweites Sopha dienen.

Als ſich Alle gelagert hatten, trat Specht an den großen Kürbis und begann feierlich: „Sie haben mich lange mit dem Kürbis geneckt, hier iſt meine Rache. Hier iſt der Kürbis.“ Er ergriff den kurzen Stiel und hob den obern Theil ab. Der Kürbis war hohl, eine Bowle ſtand darin.

Die Collegen lachten und riefen „Bravo!“ und Specht ſchenkte die Gläſer voll.

Dennoch war im Anfange eine gewiſſe Spannung zwiſchen Herrn Specht und den übrigen Herren nicht abzuleugnen. Zwar das verrufene Wort „Kürbis“ wurde nicht gehört, aber ſeine Vorſchläge fanden ſelten bereitwillige Aufnahme. Als Anton ein Bündel türkiſcher Pfeifen, die er in der Fremde für die Collegen gekauft hatte, herbeitrug und unter die Anweſenden vertheilte, da machte Specht den Vorſchlag, daß Alle ſich als Türken mit gekreuzten Beinen auf das Bett oder den Fußboden ſetzen ſollten. Und dieſer Vorſchlag fiel durch. Auch als er die Behauptung aufſtellte, daß die tſcherkeſſiſchen Mädchen, welche bisher von ihren Eltern in die türkiſchen Familien verkauft worden, bei größerer Ausdehnung unſerer Handelsverbindungen mit dem Orient bis zu uns kommen würden, um die Rolle der Kellnerinnen in den bairiſchen Bierkellern zu übernehmen, da konnte ſelbſt dieſe Behauptung ſich keine Anerkennung erringen. Aber nach und nach wirkte der milde Inhalt des Kürbis auf die ſtrengen Seelen der Gäſte.

Zuerſt wurde der Zwieſpalt unter den muſikaliſchen Naturen des Hauſes ausgeglichen. Anton brachte die Geſundheit des Quartetts aus. Das Quartett dankte mit einiger Befangenheit, da es ſich gerade vor vier Wochen in Mißklängen aufgelöſt hatte. Es ergab ſich aus düſtern Andeutungen der Bäſſe, daß Specht eine ungehörige Forderung an ſie geſtellt hatte. Herr Specht hatte ſie benutzen wollen, um einer Roßbändigerin des Circus, der entzückenden Tillebi, ein Ständchen zu bringen. Die Bäſſe hatten ſich geweigert, bei ſolchem nächtlichen Werk thätig zu werden, und Specht war auf dieſe Weigerung in heftigen Zorn gerathen und hatte geſchworen, keinen Ton mit den Andern zu ſingen, ſo lange ſie der Unvergleichlichen aus abgeſchmackten Bedenken ihre Huldigung verweigerten. „Hätte er das Ständchen noch am Abend bringen wollen,“ ſprach Balbus, „ſo wären wir vielleicht um des lieben Friedens willen mit gegangen, aber er behauptete, es müßte um vier Uhr früh geſchehen, weil das die Stunde ſei, wo die Kunſtreiter aufſtünden, um ihre Pferde zu füttern. Das war uns doch zu arg. Unterdeß iſt das Frauenzimmer mit einem Bajazzo durchgegangen.“

„Das iſt nicht wahr,“ rief Specht, „der Bajazzo hat ſie gewaltſam entführt.“

„Jedenfalls hat er uns dadurch einen Dienſt erwieſen,“ ſagte Anton, „denn er hat den Herren die Erfüllung Ihres kräftigen Schwurs unmöglich gemacht. Und ſo ſehe ich keinen Grund, weshalb Sie als Künſtler und treue Collegen noch länger der Ausübung Ihrer muſikaliſchen Virtuoſität entſagen ſollen. Wie ich höre, waren Sie, liebſter Specht, ein wenig heftig, machen Sie den Herren darüber Ihre Entſchuldigung, wie ſie einem Mann von Ehre wohl anſteht; alsdann ſchlage ich den Herren vor, das Quartett auf der Stelle neu zu begründen.“

Da erhob ſich Specht und ſprach: „Nach dem Rath meines Freundes Wohlfart mache ich Ihnen meine Entſchuldigung, bin übrigens bereit, Ihnen in jeder Art Rede zu ſtehen.“ Worauf er ſein Glas austrank und den Bäſſen heftig die Hand ſchüttelte.

Darauf wurden die Notenbücher gebracht und mit Behagen ließen alle Vier in der Kürbislaube ihre Stimme erſchallen.

Noch blieb die Verſöhnung mit Pix als das ſchwerſte

Werk. Specht ſah ſeinen Gegner den ganzen Abend mißtrauiſch an.

Pix ſaß gefühllos auf dem Bett und ſtreichelte den Pluto, welcher mit ihm zur Abendgeſellſchaft gekommen war.

Specht goß Pix das Glas voll und ſtellte es auf den Bettpfoſten. Pix trank es ſchweigend aus. Specht füllte das Glas von neuem und begann in weltmänniſchem Ton: „Nun Pix, wie finden Sie den Kürbis?“

„Es iſt eine verrückte Idee,“ ſagte Pix.

Gekränkt wandte ſich Specht ab und ſah wieder unruhig auf ſeinen Gegner. Nach einer Weile ſtreckte er die Füße mit ſcheinbarem Behagen aus, verbarg ſeine Hände in den Hoſentaſchen und ſprach über die Schulter: „Sie werden mir zugeben, Pix, daß man über manche Dinge verſchiedene Anſicht haben kann und deshalb doch nicht feindlich zu ſein braucht.“

„Das gebe ich zu,“ antwortete Pix.

„Warum alſo,“ fuhr Specht heftig fort und ſprang auf, „warum ſind Sie mein Feind? warum denken Sie gering von mir? Es iſt hart, mit ſeinen Collegen in Feindſchaft leben. Ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich Sie achte und daß mir Ihr Benehmen unangenehm iſt. Sie haben mir Genugthuung verweigert und ſind doch noch böſe auf mich.“

„Erhitzen Sie ſich nicht,“ rieth Pix, „ich habe Ihnen keine Genugthuung verweigert und ich bin gar nicht böſe auf Sie.“

„Wollen Sie mir das vor allen dieſen Herren erklären?“ frug Specht erfreut, „wollen Sie mit mir anſtoßen?“ Er holte ſein Glas.

„Kommen Sie her,“ ſagte Pix verſöhnlich, „ich habe gar nichts mehr gegen Sie, ich ſage nur, das mit den Kürbiſſen war ein verrückter Einfall.“

„Es iſt noch mein Einfall,“ rief Specht, das Glas zurückziehend, „ich dünge mit Rinderblut, in einigen Wochen werden ſie grün ſein.“

„Nein,“ verſetzte Pix, „das iſt vorbei für immer, morgen früh werden auch Sie das einſehen. Und jetzt kommen Sie her und ſtoßen Sie an, von den Kürbiſſen ſoll zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein.“

Specht ſtieß verdutzt an und wurde gleich darauf ſehr luſtig. Die Laſt war von ihm genommen, welche ihn lange gedrückt hatte. Er ſang, er ſchüttelte allen Collegen die Hände und wurde groß in gewagten Behauptungen.

Als Anton mit den Andern die Treppe hinabſtieg, bemerkte er, daß Pluto etwas Gelbliches im Maule trug und eifrig daran kaute. „Es ſind Spechts Kürbiſſe,“ erklärte Pix, „der Hund hat ſie für Rindfleiſch gehalten und ſämmtlich abgebiſſen.“

6.

Anton ſtand vor dem Bett des kranken Bernhard und ſah mit innigem Antheil auf die verfallene Geſtalt ſeines Freundes. Das Antlitz des Gelehrten war noch faltiger als ſonſt, ſeine Haut durchſcheinend wie aus Wachs, unordentlich hing ſein lockiges Haar um die feuchte Stirn, die Augen blitzten in fieberhafter Aufregung dem Beſuch entgegen. „So lange waren Sie in der Fremde!“ rief er klagend; „ich habe mich alle Tage nach Ihnen geſehnt. Jetzt da Sie zurück ſind, wird es auch mit mir beſſer werden.“

„Ich komme oft, wenn ich Sie nicht durch unſer Geſpräch aufrege,“ erwiederte Anton.

„Nein,“ ſagte Bernhard, „ich will ruhig zuhören, Sie ſollen von Ihrer Reiſe erzählen.“

Anton begann ſeinen Bericht. „Ich habe in dieſer Zeit geſehen, was wir uns oft mit einander gewünſcht haben, fremde Menſchen und ein ſtürmiſches Treiben. Ich habe gute Geſellen auch in der Fremde gefunden, und doch iſt mir bei Vielem, was ich erlebte, die Ueberzeugung gekommen, daß es kein größeres Glück gibt, als ſich in ſeiner Heimat mitten unter ſeinen Landsleuten tüchtig zu rühren. Manches habe ich erfahren, was auch Sie gefreut hätte, weil es poetiſch war und die Seele bewegte, aber zuletzt war das Widerwärtige doch im Vordergrund."

„Es war dort, wie überall auf der Erde," entſchied Bernhard. „Wo ein großes Gefühl das Herz erſchüttert und den Menſchen vorwärts treiben möchte, wirft die Erde ihren Schmutz daran, und das Schöne verkümmert, und alles Große wird lächerlich gemacht. Es iſt wo anders wohl auch nicht beſſer als bei uns."

„Das iſt unſer alter Streit," ſagte Anton heiter; „ſind Sie noch nicht bekehrt, Ungläubiger?"

Bernhard zupfte mit dem Finger an ſeiner Bettdecke und antwortete niederſehend: „Vielleicht bin ich's doch, Wohlfart."

„Ei," rief Anton neckend, „und wer hat Ihre Bekehrung bewirkt? War's etwas, das Sie erlebt haben? Gewiß, ſo muß es ſein."

„Was es auch war," entgegnete Bernhard mit einem Lächeln, das ſein Geſicht wie ein heller Schein überflog, „ich glaube, daß es auch bei uns Schönheit und Liebenswürdigkeit gibt, ich glaube, daß auch bei uns das Leben große Leidenſchaften bringen kann, heilige Freuden und bittere Schmerzen. Und ich glaube," fuhr er traurig fort, „daß man auch bei uns unter dem Druck eines furchtbaren Schickſals untergeht."

Beſorgt hörte Anton dieſe Worte und ſah, wie das große Auge des Kranken begeiſtert in die Höhe blickte. „Gewiß iſt es, wie Sie ſagen," erwiederte er endlich, „aber das Allerſchönſte, was dieſem Leben den höchſten Werth gibt, iſt doch, wenn die Kraft des Menſchen größer iſt als Alles, was auf ihn eindringt. Ich lobe mir einen Mann, der ſich Leidenſchaften und ein ernſtes Schickſal nicht über den Kopf wachſen läßt, der ſelbſt, wenn er unrecht gethan hat, ſich immer wieder herauszureißen weiß.“

„Wenn es aber zu ſpät iſt, und wenn die Macht der Verhältniſſe ſtärker wird als er?“

„Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältniſſe,“ ſagte Anton. „Ich denke mir, wenn Einer noch ſo ſehr umdrängt iſt, und er will nur eine tüchtige Kraft daran ſetzen, ſo kann er ſich wohl heraushauen; er wird Wunden davon tragen, wie ein Soldat in der Schlacht, aber ſie werden ihm gut ſtehen. Und wenn er die Rettung nicht findet, ſo kann er wenigſtens kämpfen als ein Tapferer. Und wenn er ſo unterliegt, werden die Augen Aller mit Theilnahme auf ihm ruhen. Nur wer ſich ohne Widerſtand ergibt, wenn das Wetter hereinbricht, den verweht der Wind von dieſer Erde.“

„Eine Flaumfeder wird durch kein Gebet in Stein verwandelt, ſagt der Dichter,“ erwiederte Bernhard und ſchnellte mit dem Finger eine Feder von ſeinem Kiſſen in die Luft. „Ich will Sie etwas fragen, Wohlfart,“ fuhr er nach einer Weile fort, „kommen Sie näher heran. Denken Sie, ich wäre ein Chriſt, und Sie mein Beichtvater, vor dem man keine Geheimniſſe haben möchte.“ Er ſah unruhig auf die Thür des Nebenzimmers und frug leiſe: „Was halten Sie von dem Geſchäft meines Vaters?“

Betroffen fuhr Anton zurück, Bernhard ſah in ängſtlicher Spannung auf den Freund: „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, ach, vielleicht zu wenig. Ich will nicht wiſſen, ob er für reich oder arm gilt, aber ich frage Sie als meinen Freund, was halten fremde Menſchen von der Art, wie er ſein Geld erwirbt? Es iſt ſchrecklich und vielleicht ein großes Unrecht, daß ich, ſein Sohn, ſo frage, aber mich zwingt etwas, dem ich nicht widerſtehen kann. Seien Sie ehrlich gegen mich, Wohlfart.“ Er erhob ſich in ſeinem Bett und ſagte, den Arm um Antons Hals legend, dieſem ins

Ohr: „Gilt mein Vater bei Männern Ihrer Art für rechtſchaffen?“

Antons Herz zog ſich von innigem Mitgefühl zuſammen, er durfte nicht ſagen, was er dachte, und er durfte nicht lügen. So ſchwieg er eine Weile, der Kranke ſank in ſeine Kiſſen zurück und ein leiſes Stöhnen zitterte durch die Stube.

„Mein theurer Bernhard,“ erwiederte Anton, „bevor ich dem Sohn eine ſolche Frage beantworte, muß ich erſt wiſſen, weshalb er einen Dritten frägt. Wenn Sie es nur thun, um durch meine Anſicht Ihr Urtheil über die Geſchäfte Ihres Vaters zu vervollſtändigen, ſo muß ich Ihnen die Antwort verweigern, gleichviel, wie ſie ausfallen würde. Denn was ich etwa kenne, ſind nur die kalten, vielleicht unfreundlichen Anſichten Fremder, und ſolche Auffaſſung ſoll der Sohn eines Geſchäftsmanns niemals zu der ſeinigen machen.“

„Ich frage,“ ſagte Bernhard feierlich, „weil ich um das Wohl Anderer in großer Sorge bin, vielleicht kann Ihre Antwort mehren Menſchen Angſt und Noth erſparen.“

„Dann,“ verſetzte Anton, „will ich Ihnen antworten. Ich kenne keine einzelne Handlung Ihres Vaters, welche nach kaufmänniſchen Begriffen unehrenhaft iſt. Ich weiß nur, daß er zu der großen Klaſſe von Erwerbenden gezählt wird, welche bei ihren Geſchäften nicht ſehr darnach fragen, ob ihr eigener Vortheil durch Verluſte Anderer erkauft wird. Herr Ehrenthal gilt für einen vorſichtigen und gewandten Mann, dem die gute Meinung ſolider Männer weniger gleichgültig iſt, als hundert Andern. Er wird vielleicht Manches thun, was ein Kaufmann von ſicherem Selbſtgefühl vermeidet, aber er wird ſicher auch gegen Vieles Widerwillen empfinden, was gewiſſenloſe Speculanten um ihn herum wagen.“

Wieder kam ein zitternder Seufzer von den Lippen des Kranken, ein peinliches Schweigen folgte. Endlich erhob ſich Bernhard und ſprach ſo nahe an Antons Ohr, daß dieſer den heißen Athem des Kranken auf ſeiner Wange fühlte: „Ich weiß, Sie kennen den Baron Rothſattel.“ Anton ſah erſtaunt auf. „Das Fräulein hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie eine Bekannte von Ihnen iſt.“

„Es iſt ſo, wie Fräulein Lenore ſagt,“ erwiederte Anton, mit Mühe ſeine Aufregung verbergend.

„Wiſſen Sie etwas von der Verbindung meines Vaters mit dem Freiherrn?“ frug Bernhard weiter.

„Nur wenig,“ ſagte Anton, „nur was Sie ſelbſt mir gelegentlich erzählt haben, daß Herr Ehrenthal dem Freiherrn Geld auf ſein Gut geliehen hat. Jetzt in der Fremde habe ich gehört, daß dem Freiherrn irgend eine Gefahr droht, ich habe ſogar Veranlaſſung gehabt, ihn vor einem Intriganten zu warnen.“ Bernhard ſtarrte angſtvoll auf Antons Lippen, Anton ſchüttelte den Kopf; „es war aber Jemand,“ ſagte er, „der Ihrem Hauſe nicht fremd iſt, Ihr Buchhalter Itzig.“

„Er iſt ein Schurke,“ rief Bernhard heftig und ballte ſeine magere Hand. „Er iſt eine gemeine niederträchtige Natur. Von dem erſten Tage, wo er in unſer Haus kam, habe ich einen Abſcheu gegen ihn gefühlt, wie gegen ein unreines Thier.“

„Es ſcheint mir,“ erklärte Anton, „daß Itzig, den auch ich aus früheren Zeiten kenne, hinter dem Rücken Ihres Vaters gegen den Freiherrn arbeitet. Die Warnung, welche mir im Intereſſe des Freiherrn kam, war ſo dunkel, daß ich wenig daraus zu machen wußte; ich konnte nichts thun, als ſie dem Freiherrn ſo mittheilen, wie ich ſie ſelbſt erhielt.“

„Dieſer Itzig beherrſcht meinen Vater,“ flüſterte Bernhard; „er iſt ein böſer Geiſt in unſerer Familie; wenn mein Vater ſelbſtſüchtig gegen den Freiherrn handelt, ſo trägt dieſer Menſch die Schuld.“

Schonend gab Anton das zu. „Ich muß wiſſen, wie es zwiſchen dem Freiherrn und meinem Vater ſteht,“ fuhr Bernhard fort; „ich muß wiſſen, was zu thun iſt, um der Familie aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich kann helfen,“ rief der Kranke, und wieder flog ein matter Strahl von Freude über ſein Antlitz. „Mein Vater liebt mich. Er liebt mich ſehr, jetzt in meiner Schwäche habe ich empfunden, daß ſein Herz an mir hängt. Wenn er des Abends an mein Bett kommt und mit ſeiner Hand über meine Stirn ſtreicht, wenn er ſich mir gegenüberſetzt, wo Sie ſitzen, und mich ſtundenlang kummervoll anſieht, — Wohlfart, er iſt ja doch mein Vater!“ Er ſchlug die Hände zuſammen und verbarg ſein Haupt in den Kopfkiſſen. „Sie müſſen mir helfen, mein Freund,“ begann er wieder, „Sie müſſen mir ſagen, was geſchehen kann, den Freiherrn zu retten. Ich fordere das von Ihnen. Ich ſelbſt werde meinen Vater fragen. Ich fürchte mich vor der Stunde, wo ich mit ihm darüber ſpreche, aber nach dem, was Sie mir geſagt haben, ſorge ich, auch er weiß nicht Alles, oder,“ ſetzte er murmelnd hinzu, „er wird mir nicht Alles ſagen. Sie aber müſſen den Freiherrn ſelbſt aufſuchen.“

„Vergeſſen Sie nicht, Bernhard,“ erwiederte Anton, „daß es auch dem reinſten Willen nicht erlaubt iſt, ſich ſo in die Verhältniſſe eines Andern einzudrängen. Wie gut unſere Abſicht ſein mag, dem Freiherrn bin ich ein Fremder. Mein Vermitteln wird ihm, wie Ihrem Vater, leicht als vorlaute Anmaßung erſcheinen, und ich fürchte, wir werden auf dieſem Weg wenig erfahren. Ich ſage nicht, daß der Schritt unnütz iſt, aber ich halte ihn für unſicher. Eher wird es möglich ſein, daß Sie ſelbſt auf die Maßregeln Ihres Vaters Einfluß gewinnen.“

„Gehen Sie doch zum Freiherrn,“ bat Bernhard dringend, „und wenn er ſelbſt gegen Sie verſchloſſen bleibt, ſo fragen Sie das Fräulein. Ich habe ſie geſehen,“ fuhr er fort, „ich habe es Ihnen verſchwiegen, wie der Menſch ſein liebſtes Geheimniß verhüllt, heut ſollen Sie auch das erfahren. Ich weiß, wie ſchön ſie iſt, wie ſtolz ihre Haltung, wie edel ihre Geberde. Wenn ſie über den Raſen ſchritt, war ſie wie eine Königin der Natur, ein heller Schimmer glänzte um ihr Haupt;

wo ſie hinſah, neigte ſich Alles vor ihrem Blick — ihre Zähne wie Perlen und ihre Brüſte wie Roſenhügel," ſagte er leiſe und ſank in die Kiſſen zurück mit gefalteten Händen und blitzenden Augen.

„Auch er!" rief es in Anton. „Mein armer Bernhard, Sie ſchwärmen."

Bernhard ſchüttelte den Kopf. „Seit dem Tage weiß ich, daß unſer Leben nicht grau iſt," ſagte er lächelnd; „es iſt nicht grau, aber es iſt grauſig. Wollen Sie jetzt mit dem Freiherrn und mit ſeiner Tochter ſprechen?"

„Ich will," verſprach Anton aufſtehend. „Aber ich wiederhole Ihnen, ich beginne etwas Auffallendes, das leicht neue Verwickelungen herbeiführen kann, auch für uns beide."

„Wer ſo daliegt wie ich, der fürchtet keine Verwickelungen," ſagte Bernhard; „und Sie," fuhr er fort und ſah Anton prüfend an, „Sie werden in Ihrem Leben ſein, was Sie mir heut geſagt haben, ein Mann, welcher ſich durchſchlägt, und wenn er auch Wunden erhält, ſeine Aufgabe iſt, mit dem Geſchick zu kämpfen. Mich, Anton Wohlfart, mich wird der Sturmwind verwehen."

„Kleinmüthiger," rief Anton weich, „das ſpricht die Krankheit aus Ihnen. Der Muth wird Ihnen mit der Geneſung zurückkehren."

„Hoffen Sie?" frug der Kranke zweifelnd; „oft thue ich's auch, nur manchmal überfällt mich die Muthloſigkeit. Ja ich will leben, und anders will ich leben als bisher, ich will alle Mühe daran ſetzen, ſtärker zu werden, ich werde nicht mehr ſo viel träumen als jetzt, mich nicht mehr aufregen und quälen in meiner Kammer. Ich will verſuchen, wie man lebt, wenn man ein tüchtiger Mann iſt, der jeden Streich zurückgibt, den er empfängt," ſo rief er mit gerötheten Wangen und ſtreckte die Hand dem Freunde entgegen.

Anton beugte ſich zu ihm nieder, dann verließ er das Zimmer.

Am Abend trat Ehrenthal zu dem Bett des Sohnes, wie er immer that, wenn er das Comtoir verſchloſſen und den Schlüſſel in ſeiner Schlafkammer verſteckt hatte. „Was hat heut der Doctor geſagt, mein Bernhard?"

Bernhard hatte ſich mit dem Kopfe nach der Wand gedreht, jetzt warf er ſich plötzlich herum und ſagte heftig: „Vater, ich muß etwas mit dir reden, verſchließe die Thür, damit uns Niemand ſtört."

Erſchrocken lief Ehrenthal zu beiden Thüren, verſchloß und verriegelte gehorſam, dann eilte er zum Bett des Sohnes zurück. „Was haſt du, das dich kümmert, mein Bernhard?" frug er und fühlte mit der Hand auf die Stirn des Kranken. Bernhard entzog ihm ſein Haupt, die Hand des Vaters ſank auf die Bettdecke. „Setze dich hierher," ſagte der Sohn finſter, „und beantworte meine Frage ſo aufrichtig, als wenn du zu dir ſelber ſprächſt."

Der Alte ſetzte ſich und ſagte: „Frage, mein Sohn, ich will dir Alles beantworten."

„Du haſt mir geſagt, daß du dem Baron Rothſattel viel Geld geborgt haſt, daß du ihm keines mehr leihen willſt, und daß der Edelmann ſein Gut nicht wird behalten können."

„Es iſt, wie ich habe geſagt," erwiederte der Vater, vorſichtig wie in einem Verhör.

„Und was ſoll jetzt aus dem Baron und ſeiner Familie werden?"

Ehrenthal zuckte die Achſeln. „Er wird herunter von ſeinem Gut, und wenn der Tag kommt, wo das Gut vom Gericht verkauft wird, ſo werde ich wegen meinem Geld bieten müſſen auf das Gut, und ich hoffe, ich werde es kaufen. Ich habe eine große Hypothek, welche iſt ſicher, und eine kleine hinten am Ende, welche iſt ſchlecht. Wegen der ſchlechten Hypothek werde ich erſtehen das Gut."

„Vater," rief Bernhard mit ſchneidender Stimme, ſo daß Ehrenthal zuſammenfuhr, „du willſt einen Vortheil ziehen aus dem Unglück des Mannes, du willſt dich an ſeine Stelle ſetzen! Ja, du biſt auf das Gut des Barons gefahren und haſt mich mitgenommen vielleicht mit dem Gedanken, die Verlegenheit des Edelmanns zu benutzen. Es iſt ſchrecklich, ſchrecklich!" Er warf ſich in die Kiſſen zurück und rang die Hände.

Ehrenthal rückte unruhig auf ſeinem Sitz. „Führe nicht ſolche Reden von Sachen, die du nicht verſtehſt. Die Geſchäfte ſind für den Tag, wenn ich Abends zu dir komme, ſollſt du dich nicht ängſtigen um meine Arbeiten. Ich will's nicht haben, daß du die Hände aufhebſt und ſagſt ſchrecklich."

„Vater," rief Bernhard, „wenn du nicht willſt, daß ich vergehen ſoll vor Scham und Kummer, ſo wirſt du deine Abſicht aufgeben."

„Aufgeben!" verſetzte Ehrenthal entrüſtet. „Wie kann ich aufgeben mein Geld? wie kann ich aufgeben das Gut, um das ich mich bemüht habe bei Tag und bei Nacht? wie kann ich aufgeben das größte Geſchäft, das ich gemacht habe in meinem Leben? Du biſt ein ungehorſames Kind und machſt uns Jammer um gar nichts. Was habe ich für ein Unrecht gethan, daß ich dem Baron gegeben habe mein Geld? Er hat's gewollt. Was thue ich für ein Unrecht, wenn ich kaufe das Gut? Ich rette mein Geld."

„Verflucht ſei jeder Thaler, den du darauf gewandt, verflucht der Tag, wo du dieſen unglücklichen Entſchluß gefaßt!" fuhr Bernhard auf und erhob ſeine Hand drohend gegen den Vater.

„Was iſt das?" ſchrie Ehrenthal aufſpringend, „welcher böſe Gedanke hat getroffen das Herz meines Sohnes, daß er ſo ſpricht zu ſeinem Vater? Was ich gethan habe, für wen habe ich's gethan? Nicht für mich und meine alten Tage. Ich habe dabei gedacht jeden Tag an dich, mein Sohn, der du biſt ein anderer Mann als dein Vater. Ich werde haben den Kummer, und du ſollſt gehen aus dem Schloß in den Garten und wieder zurück in das Schloß, und wenn du gehſt, ſoll der Amtmann abziehen ſeine Mütze, und die Knechte im Hofe abziehen ihre Hüte, und ſie ſollen zu ſich ſagen: das iſt der junge Herr Ehrenthal, welcher iſt unſer Herr, der da geht."

„Ja," verſetzte Bernhard bitter, „das iſt deine Liebe. Mich willſt du zum Mitſchuldigen machen einer ungerechten That. Du irrſt, Vater; niemals werde ich aus dem Schloſſe in den Garten gehen mit meinem Buche, eher will ich als armer Bettler mein Eſſen erbitten von der Gemeinde, als daß ich einen Fuß auf das Gut ſetze, das durch Sünde erworben iſt."

„Bernhard!" ſchrie der Alte mit gerungenen Händen, „du wirfſt die Steine auf mein Vaterherz, daß ich fühle die Laſt, wie ſie mich drückt zu Boden."

„Und du verdirbſt deinen Sohn," rief Bernhard in auflodernder Leidenſchaft „Sieh zu, für wen du geſchachert und gelogen haſt; aber ſo wahr es einen Himmel über uns gibt, du wirſt Niemandem ſagen, daß es geſchehen iſt für deinen unglücklichen Sohn."

„Mein Sohn," jammerte der Vater, „ſchlage nicht auf mein Herz mit deinem Fluche. Seit du biſt geweſen ein kleiner Bocher, der ſein Gebetbüchel in die Schule getragen hat, habe ich gehabt meinen Stolz, wenn ich auf dich geſehen habe. Ich habe dir gelaſſen allen Willen, zu thun, was dir am liebſten war; ich habe dir gekauft von Büchern, ich habe dir gegeben von Geld mehr, als du haſt haben wollen; wo ich dir etwas abſehen konnte an deinen Augen, ich habe dir's abgeſehen. Wenn ich unten den ganzen Tag mich geärgert habe, mußte ich immer denken: mein Sohn ſoll lachen, weil ich mich ängſtige." Er nahm den Zipfel ſeines Schlafrocks und fuhr ſich damit über die Augen, vergeblich bemüht, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen. So ſaß er als ein geſchlagener Mann dem Sohne gegenüber.

Bernhard ſah ſchweigend auf die gebeugte Geſtalt, endlich ſtreckte er die Hand aus: „Mein Vater!" rief er weich. Ehrenthal fuhr ſchnell mit beiden Händen nach der dargebotenen Rechten und hielt ſie feſt, als könnte ſie ihm wieder entzogen werden, er ſchob ſich näher heran, küßte und ſtreichelte ſie. „So biſt du wieder mein guter Sohn," ſagte er gerührt. „Jetzt wirſt du nicht mehr führen ſolche läſterliche Reden und du wirſt nicht mehr zanken wegen dieſes Barons."

Bernhard zog haſtig ſeine Hand zurück.

„Ich will ihn nicht drücken, ich will Nachſicht mit ihm haben wegen der Zinſen," fuhr der Vater flehend fort und ſuchte die Hand des Sohnes.

„O, es iſt umſonſt, mit ihm zu reden," rief Bernhard im tiefſten Schmerz, „er verſteht meine Rede nicht!"

„Ich will Alles verſtehen," klagte Ehrenthal, „daß du mir wiedergibſt deine Hand."

„Willſt du deine Pläne gegen das Gut aufgeben?" frug Bernhard.

„Sprich nicht von dem Gut," flehte der Alte.

„Umſonſt!" murmelte Bernhard ſich abwendend, und verbarg das Geſicht in ſeinen Händen.

Ehrenthal ſaß vernichtet dem Kranken gegenüber, auch er ſeufzte ſchwer auf. „Höre mich, mein Sohn," bat er endlich mit leiſer Stimme, „ich will ſehen, daß ich ihm ſchaffe ein anderes Gut, welches er behaupten kann mit ſeinen Mitteln. Haſt du gehört, mein Sohn Bernhard?"

„Geh," rief Bernhard ohne Härte, aber mit der Energie eines tiefen Schmerzes, „geh und laß mich jetzt allein!"

Ehrenthal erhob ſich und verließ mit geſenktem Haupt das Zimmer, in der Nebenſtube ging er heftig auf und ab, rang die Hände und ſprach mit ſich ſelbſt. Und wieder öffnete er leiſe die Thür, trat an Bernhards Bett und frug klagend: „Willſt du mir nicht geben deine Hand, mein Sohn?" — Bernhard lag abgewandt und rührte ſich nicht.

Mit klopfendem Herzen nannte Anton dem Diener des Freiherrn ſeinen Namen. „Wohlfart?“ rief der Freiherr gedehnt, und die Erinnerung an den Brief Antons ſtach verletzend in ſeine Seele. „Führe ihn herein.“ Mit kühlem Gruß beantwortete er Antons tiefe Verneigung. „Ich bin Ihnen wohl noch den Dank ſchuldig für Ihr Schreiben von neulich,“ ſagte er; „daß ich es nicht beantwortet habe, wie die gute Meinung verdiente, müſſen Sie mit meinen vielen Geſchäften entſchuldigen.“

„Wenn ich jetzt in derſelben Angelegenheit komme,“ begann Anton, „ſo bitte ich Sie, dies nicht für Zudringlichkeit zu halten. Mich führt der Auftrag eines Bekannten her, der die wärmſte Ergebenheit gegen Sie und Ihr Haus empfindet. Es iſt der Sohn des Kaufmann Ehrenthal. Er ſelbſt wird durch Krankheit verhindert, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen, er läßt Sie deshalb durch mich bitten, daß Sie den Einfluß, den er auf ſeinen Vater hat, benützen möchten. Im Falle Ihnen ſeine Einwirkung irgendwie brauchbar erſcheint, ſoll ich Sie erſuchen, ihm Ihre Wünſche mitzutheilen.“

Der Freiherr horchte hoch auf. Jetzt, wo ihn Alles verließ, wo er ſich ſelbſt aufgegeben hatte, drängten ſich fremde Geſtalten in ſein Leben, dieſer Itzig, Wohlfart, der Sohn Ehrenthals. Was ihm Wohlfart anbot, klang abenteuerlich, aber es konnte für ihn eine Hilfe werden gegen das, was unaufhörlich an ſeinem Herzen fraß, eine Hilfe gegen die Anſprüche Ehrenthals, gegen die furchtbare Gefahr, in der ſein guter Name ſchwebte. „Ich kenne den jungen Mann nur wenig,“ ſagte er mit Haltung, „ich erſuche Sie, vor Allem zu erklären, wie ich zu der Ehre komme, ein ſo ungewöhnliches Wohlwollen des Herrn zu erhalten.“

Anton erwiederte warm: „Bernhard Ehrenthal hat ein edles Herz und ſein Leben iſt rein. Unter ſeinen Büchern aufgewachſen, verſteht er wenig von den Geſchäften ſeines Vaters, aber er hat die Anſicht gewonnen, daß dieſer ſich durch ſchlechte Rathſchläge verleiten läßt, feindſelig gegen Sie aufzutreten. Er hat Einfluß auf ſeinen Vater, ſein feines Ehrgefühl iſt ſehr beunruhigt, und er wünſcht dringend, ſeinen Vater von Maßregeln abzuhalten, welche er ſelbſt nicht für ehrenhaft hält.“

Hier war Hilfe! Das war ein reiner Luftzug, der in die ſtickende Atmoſphäre eines Krankenzimmers drang, aber dem Kranken machte die friſche Luft Mißbehagen. Dieſe ehrenhaften Leute, die ſo bereit waren zu verdammen, was ihnen nicht ehrenvoll erſchien, wurden ihm peinlich. Und ſchon jetzt, während er den Werth erkannte, den auch dieſe unſichere Ausſicht für ihn haben konnte, fühlte er in ſeinem Herzen eine Abneigung, ſeine Löſung aus der Angſt dieſen Beiden zu verdanken. Dem eifrigen Wohlfart wenigſtens, der Alles ſein ſollte, was zuverläſſig und gewiſſenhaft heißt, ihm wollte er Näheres nicht mittheilen. Und ſo erwiederte er mit einer Freundlichkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Meine Beziehungen zu dem Vater Ihres Freundes ſind allerdings von der Art, daß die wohlmeinende Vermittelung durch einen Dritten in unſerm beiderſeitigen Intereſſe liegen möchte. Ob der junge Ehrenthal die geeignete Perſon dafür iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Jedenfalls ſagen Sie ihm, daß ich für den Antheil dankbar bin, den er an meinen Angelegenheiten nimmt, und daß ich mir vorbehalte, zu ſeiner Zeit mit ihm ſelbſt darüber Rückſprache zu nehmen.“ Nach dieſem Beſcheid erhob ſich Anton, der Freiherr begleitete ihn bis an die Thür und — merkwürdig, er machte ihm dort eine tiefe Verbeugung.

Es war kein Zufall, daß in dem Augenblick, wo Anton durch das Vorzimmer ging, auch Lenore hereintrat. „Herr Wohlfart,“ rief ſie freudig und eilte auf ihn zu. „Liebes Fräulein,“ rief auch er, und Beide begrüßten einander als alte Freunde.

Sie hatten im Nu die letzten Jahre vergeſſen, ſie waren, wie vor Jahren, Ritter und Dame aus der Tanzſtunde. Beide ſagten einander, wie ſehr ſie ſich ſeit der Zeit geändert hätten, und während ſie das erzählten, waren ſie in Empfindungen und Worten unvermerkt wieder jünger geworden um alle die Jahre, welche ſeit ihrer letzten Unterhaltung vergangen waren.

„Sie tragen Ihren Halskragen wieder aufrecht!“ rief Lenore mit leiſem Vorwurf. Anton ſtrich ihn ſchnell herunter.

„Haben Sie noch den Capouchon von damals? Er war mit rother Seide gefüttert, gnädiges Fräulein?“ frug er, „der ſtand Ihnen reizend.“

„Der jetzige hat blaues Futter,“ ſagte Lenore lachend. „Und denken Sie, die kleine Comteß Lara heiratet in der nächſten Woche, wir haben erſt neulich über Sie und das Tagebuch geſprochen. Auch Eugen hat uns von Ihnen geſchrieben. Wie allerliebſt, daß Sie den Bruder kennen gelernt haben! Kommen Sie herein, Herr Wohlfart, ich muß wiſſen, wie es Ihnen ſeit der Zeit gegangen iſt.“ Sie führte ihn in ein Geſellſchaftszimmer und lud ihn ein, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen. Sie ſaß ihm gegenüber und ſah ihn mit lachenden Augen an, deren Gruß ihn einſt ſo glücklich gemacht hatte. Vieles in ihm war anders geworden, ja vielleicht ſchüttelte jetzt zuweilen ein anderer Mädchenkopf ſeine Locken in dem Zimmer der gelben Katze; aber als er die Gebieterin ſeiner jungen Jahre, das wilde ehrliche Mädchen als vornehme Dame ſich gegenüber ſah, da lebten alle Empfindungen der Vergangenheit wieder auf, und er athmete mit Entzücken den feinen Duft des eleganten Zimmers, in dem ſie lebte.

„Da ich Sie ſehe,“ ſagte Lenore, „iſt mir, als wäre die Tanzſtunde geſtern geweſen. Es war eine fröhliche Zeit auch für mich! Seitdem habe ich vieles Ernſte erfahren,“ fügte ſie hinzu und ſenkte ihr Haupt. Anton bedauerte das mit einem Eifer, der das Fräulein zwang, wieder heiter auszuſehen und ihm freundlich in die Augen zu blicken.

„Was hat Sie zu meinem Vater geführt?“ frug ſie endlich mit verändertem Ton.

Anton ſprach von Bernhard, von dem langen Siechthum des Freundes und ſeinen guten Wünſchen für ihre Familie, er verbarg ihr nicht, daß ſie ſelbſt einen mächtigen Antheil daran habe, ſo daß Lenore auf ihr Taſchentuch herunterſah und die Zipfel zuſammenlegte. Er ſagte ihr, wie ſehr die Krankheit des Freundes ihn beſorgt mache. „Wenn Sie Ihrem Herrn Vater die Vermittelung Bernhards empfehlen können, ſo thun Sie es. Ich werde eine ſtille Sorge nicht los, daß in dem Comtoir Ehrenthals eine Verſchwörung gegen ihn ausgedacht iſt. Vielleicht finden Sie ein Mittel, Bernhard oder mich wiſſen zu laſſen, wie wir dem Herrn Baron von Nutzen ſein können.“

Lenore ſah ängſtlich in Antons Geſicht und rückte ihren Stuhl näher an den ſeinen. „Sie ſind mir wie ein alter Freund, Ihnen kann ich vertrauen, was mich ängſtigt. Der Vater verbirgt der Mutter und mir, was ihn quält, ach, aber er ſelbſt iſt anders geworden von Jahr zu Jahr. Er hat für die Fabrik viel Geld gebraucht, und es fehlt ihm oft daran, das weiß ich. Alle Tage bitten die Mutter und ich den Himmel, uns den Frieden wieder zu geben, eine Zeit, wie damals, wo ich Sie kennen lernte. — Sobald ich etwas erfahre, ſollen Sie es wiſſen. Ich will Ihnen ſchreiben,“ rief ſie entſchloſſen; „wenn Eugen auf Urlaub herkommt, ſoll er Sie aufſuchen.“

So verließ Anton die Wohnung des Freiherrn, aufgeregt durch das Wiederſehen der ſchönen Freundin, voll vom beſten Willen, der Familie zu dienen. An der Hausthür ſtieß er auf Herrn Ehrenthal. Mit kurzem Gruß eilte er an dem gefährlichen Manne vorüber, der ihm die Bitte nachrief, recht bald ſeinen Sohn Bernhard zu beſuchen.

Ehrenthal hatte einige traurige Tage verlebt, er hatte in ſeinem Leben nicht ſo viel geſeufzt und den Kopf geſchüttelt

Universitäts

als jetzt. Vergebens frug ſeine Frau Sidonie ihre Tochter: „Was hat der Mann, daß er ſo ſeufzt?“ Vergebens ſuchte Itzig das gebeugte Gemüth ſeines Brodherrn durch lockende Bilder der Zukunft aufzurichten. Alle Unzufriedenheit, welche ſich in der Seele des Händlers angeſammelt hatte, entlud ſich gegen den Buchhalter. „Sie ſind der Menſch, welcher mir hat gerathen zu dieſen Schritten gegen den Baron,“ ſchrie er ihn am Morgen nach der Scene mit Bernhard an. „Wiſſen Sie, was Sie ſind? Malhonnet ſind Sie.“

Itzig ſah erſtaunt in das Geſicht ihm gegenüber und zuckte die Achſeln. „Wenn Sie weiter nichts wiſſen,“ ſagte er: „was iſt das für ein Wort „malhonnet“? Soll ich's aufſchlagen in dem Buch, wo die fremden Wörter ſtehen? Reden Sie doch nicht ſo ſchwach, Ehrenthal.“ Dann ſeufzte Ehrenthal wieder, ſah Veitel böſe an und verbarg den Kopf in die Zeitung.

Länger als zwei Tage vermochte er nicht den Schmerz ſeines Sohnes zu ertragen, welcher zuſehends kränker wurde und alles Zureden der Eltern mit kurzen Worten zurückwies. „Ich muß ein Opfer bringen,“ ſagte Ehrenthal vor ſich hin, „ich muß die Ruhe wiedergeben ſeinen Nächten und machen, daß er aufhört mit ſeinem Stöhnen. Ich will denken an meinen Sohn, und ich will dem Baron ſchaffen die andere Herrſchaft bei Rosmin, worauf er jetzt ſtehen hat ſein Geld, und wenn nicht, ſo will ich ihm retten das Geld darauf ohne einen Nutzen für mich. Ich verliere dabei einen Vortheil, den ich machen könnte mit dem Löwenberg, von mehr als einem Tauſend Thaler. Ich denke, das wird mir bewegen den Bernhard.“ So ſetzte er entſchloſſen ſeinen Hut auf, zog ihn tief in die Stirn, um die rebelliſchen Gedanken, welche immer noch in ihm aufſtiegen, kräftig zu unterdrücken, und ſchritt in die Wohnung ſeines Schuldners.

Der Freiherr empfing den unerwarteten Beſuch mit der Angſt, welche ihm jetzt bei jedem Eintritt eines Geſchäftsmannes den Athem benahm. „Kaum iſt der Warner hinaus, ſo kommt der Feind ſelbſt. Jetzt wird er die gerichtliche Ceſſion der Hypothek von mir fordern, jetzt kommt, was darauf folgen muß.“ Aber freudig erſtaunte er, als Ehrenthal mit höflichen Worten aus freien Stücken ſich erbot, für ihn nach Rosmin zu reiſen und nöthigenfalls von dort aus weiter, um ihn bei dem Verkauf der polniſchen Herrſchaft zu vertreten. „Ich will mir zu Hilfe nehmen einen ſichern Mann, den Juſtizcommiſſarius Walther aus Rosmin, damit Sie ſehen, daß Alles in Ordnung zugeht. Sie werden mir Vollmacht geben, zu bieten auf das Gut, und die Käufer ſo weit zu treiben, bis Ihre Hypothek gedeckt iſt durch den Kaufpreis, den ein Anderer zahlt.“

„Ich weiß, daß dies nothwendig ſein wird,“ ſagte der Freiherr, „aber um Gottes willen, Ehrenthal! was ſoll geſchehen, wenn die Herrſchaft in unſern Händen bleibt?“

Ehrenthal zuckte die Achſeln: „Sie wiſſen, ich habe Ihnen nicht zugeredet zu der Hypothek, ja ich kann ſagen, ich habe Ihnen abgeredet, wenn ich mich recht beſinne. Wenn Sie mir damals hätten gefolgt, ſo hätten Sie vielleicht nicht gekauft die Hypothek.“

„Es iſt aber einmal geſchehen,“ verſetzte der Freiherr ärgerlich.

„Erſt bitte ich Sie, Herr Baron, zu bezeugen, daß ich unſchuldig bin.“

„Das iſt ja jetzt gleichgültig.“

„Für Sie iſt es gleichgültig,“ ſagte Ehrenthal, „aber nicht für mich und meine Ehre als Geſchäftsmann.“

„Wie meinen Sie das?“ fuhr der Freiherr auf, daß Ehrenthal zuſammenſchrak. „Sie wagen zu behaupten, daß mir etwas gleichgültig iſt, was ſelbſt Ihnen keine Ehre bringt.“

„Was werden Sie hitzig, Herr Baron,“ rief der Händler; „ich ſpreche ja nichts gegen Ihre Ehre, ſoll mich Gott davor bewahren!“

„Sie ſprachen doch davon," ſagte der unglückliche Mann.

„Wie können Sie mißverſtehen einen alten Bekannten!" klagte Ehrenthal; „ich will nichts als Ihre Verſicherung, daß ich unſchuldig bin an dem Kauf der Hypothek."

„Meinetwegen ja," rief der Freiherr mit dem Fuße ſtampfend.

„So iſt es recht," ſagte der Händler beruhigt. „Und wenn ein Unglück geſchieht, und Sie die Herrſchaft behalten müſſen, ſo wollen wir ſehen, was dann zu thun iſt. Es iſt eine böſe Zeit zum Geldleihen, aber ich will Ihnen doch vorſchießen die Caution und die Gerichtskoſten gegen eine Hypothek auf die Herrſchaft."

Darauf beſprach er die Ausfertigung der Vollmacht und ſeine Reiſe nach der benachbarten Provinz. Als er den Freiherrn verließ, blieb dieſer als ein Spielball entgegengeſetzter Stimmungen zurück.

War er verloren? war er gerettet? Eine quälende Sorge kam ihm, daß dieſe Hypothek ſein Schickſal entſcheiden würde. Er beſchloß, ſelbſt hinzureiſen und Ehrenthal nichts zu überlaſſen. Aber wieder überfiel ihn die Angſt, daß er dem Mann jetzt ein großes Vertrauen zeigen müſſe, damit dieſer auch ihm nicht mißtraue. So trieb er kraftlos in einer See von Gefahren. Die Wellen hoben ſich und rauſchten gegen ſein Leben heran.

Am Abend trat Ehrenthal wieder in die Krankenſtube des Sohnes und legte eine für ihn ausgefertigte Vollmacht auf die Bettdecke.

„Kannſt du mir jetzt geben deine Hand?" frug er ſeinen Sohn, der finſter vor ſich hinſtarrte; „ich reiſe für den Baron, ihm zu kaufen ein neues Gut. Wir haben Alles mit einander beſprochen. Hier iſt die Vollmacht, die er mir ausgeſtellt hat; ich werde ihm noch vorſchießen ein Capital; wenn er es verſteht, kann er wieder werden ein angeſehener Mann."

Bernhard ſah mit trübem Auge auf ſeinen Vater und ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nicht genug, mein armer Vater,“ ſagte er.

„Ich habe mich doch verſöhnt mit dem Baron, und er hat mir zugeſtanden, daß ich keine Schuld habe an dieſem Unglück. Iſt dir das genug, mein Sohn?“

„Nein,“ ſagte der Kranke. „So lange du in deinem Comtoir den ſchlechten Menſchen, dieſen Itzig, duldeſt, wird kein Friede in mein Leben kommen.“

„Er ſoll fort,“ rief Ehrenthal bereitwillig; „wenn mein Sohn Bernhard es verlangt, ſoll er fort zum nächſten Quartal.“

„Und du willſt den Gedanken aufgeben, das Gut des Barons für dich zu erſtehen?“ frug Bernhard weiter, ſich zu dem Vater wendend.

„Wenn es kommt zum Verkauf, will ich denken an das, was du mir geſagt haſt,“ erwiederte der Vater ausweichend. „Jetzt rede mir nicht mehr von dem Gut; wenn du wieder wirſt ſein mein geſunder Sohn, dann ſprechen wir darüber.“ So ergriff er die Hand, welche Bernhard ihm zu geben zögerte, hielt ſie feſt in der ſeinen und ſaß ihm ſchweigend gegenüber.

War er einmal in ſeinem Leben zufrieden, ſo war er es jetzt, wo er ſich die Verſöhnung mit ſeinem Sohn erhandelt hatte.

7.

Welle um Welle ſchlug über das Haupt des Ertrinkenden.

Die Fabrik hatte im Winter einige Monate gearbeitet. Die Rübenernte des Gutes war mißrathen, der Anbau in der Umgegend, von dem der Freiherr Vieles erwartet hatte, war unzureichend geweſen. Manche der kleinen Landwirthe hatten ihre Contracte nicht erfüllt, andere hatten Schlechtes geliefert. Die Rüben fehlten, es fehlte das Capital, die Fabrik ſtand ſtill, die Arbeiter verliefen ſich.

Ehrenthal war in die polniſche Landſchaft gereiſt. Den Freiherrn ſchüttelte das Fieber der Erwartung. Er beſtellte Poſtpferde, um ſeinem Bevollmächtigten nachzureiſen, er beſtellte ſie wieder ab, denn ihm graute vor dem Tage des Termins, vor dem Bieten, dem Schacher und der bebenden Angſt bis zum Schluß des Protokolls. Und wenn er dem Händler nicht traute, auf den Anwalt in Rosmin konnte er ſich ſicher verlaſſen. So kam der finſtere Tag, wo Ehrenthal mit dem Brief des Juſtizcommiſſarius Walther vor ihn trat. Das Capital des Freiherrn war nur dadurch zu retten geweſen, daß Ehrenthal die Herrſchaft für den Freiherrn erſtand. Die Eigenthümer der erſten Hypothek von hunderttauſend Thalern hatten ihn hinaufgetrieben bis hundertundviertauſend, dann waren ſie fortgefahren, kein anderer Käufer war im Termin erſchienen. „Die Herrſchaft gehört jetzt Ihnen, Herr Baron," ſchloß der Händler. „Damit Sie im Stande ſind, die Güter zu behaupten, habe ich mit den Eigenthümern der erſten Hypothek verhandelt, ſie werden Ihnen die Hunderttauſend auf der Herrſchaft ſtehen laſſen. Ich habe für Sie erlegt viertauſend Thaler und die Gerichtskoſten." Der Freiherr ſprach kein Wort, ſein Kopf fiel ſchwer auf das Holz des Schreibtiſches. Der Händler erzählte, wie er die Herrſchaft für den Freiherrn übernommen hatte. Vor der Thür brummte er: „Es iſt vorbei mit ihm. Zum nächſten Quartal verliert er ſein altes Gut, und er hat keine Kraft zu behaupten das neue. Zuletzt werde ich kaufen müſſen auch dieſe Herrſchaft."

Jetzt nahte der Termin, an dem der Freiherr die Intereſſen aller geliehenen Gelder bezahlen ſollte. Er fuhr umher und ſuchte wieder Geld. Vergebens. Zuletzt kam er zu Georg Werner, der das Gut ſeiner Mutter übernommen hatte. Befangen empfing ihn der junge Herr, welcher einige Jahre lang Lenoren ſeine Huldigung gegönnt und ſich dann vorſichtig zurückgezogen hatte. Die Verlegenheiten des Freiherrn waren kein Geheimniß mehr. Der Gutsnachbar zeigte den Antheil, der bei ſolchen Veranlaſſungen ſchicklich iſt. Er bedauerte ſehr, daß dem Freiherrn auf der neugekauften Herrſchaft eine ſo große Hypothek ausgefallen war. „Wen haben Sie zum Termin geſchickt?“ frug er.

„Den Hirſch Ehrenthal,“ erwiederte der Freiherr gedrückt.

Jetzt wurde der Nachbar beredt. „Ich fürchte,“ rief er, „der Menſch hat Sie ſchlecht vertreten. Ich kenne dieſen Wucherer. Er hat uns vor Jahren durch ſeine Schurkerei um eine große Summe gebracht. Mein Vater hatte auf ſeinem Gut oben in der Provinz einen Wald geſchlagen und das Holz an einen Holzhändler abgeliefert. Ehrenthal machte mit dieſem Mann ein Gaunergeſchäft, er handelte ihm das Holz zu einem Spottpreiſe ab, der Andere entwich nach Amerika. Die beiden Schurken haben das Geld meines Vaters mit einander getheilt.“

Die Wange des Freiherrn wurde fahl, er ſtand auf, ſprach von ſeinem Anliegen kein Wort mehr und entwich von der Schwelle des Nachbars wie ein Verbrecher.

Seit dem Tage brütete er in ſeinem Seſſel finſter vor ſich hin; wenn er ausging, that er es nur, um ſich auf Augenblicke zu betäuben. Er war rauh gegen ſeine Gemahlin, ganz unzugänglich für die Tochter. Die Frauen litten unſäglich.

Noch eine Hoffnung dämmerte ihm, die Vermittlung Bernhards. Und diesmal hatte er Recht, auf dem Wege war noch Rettung zu finden. Aber er ergriff nicht die Hand, die ſich ihm uneigennützig darbot, nicht Anton ließ er rufen, ſondern einen Andern, der ihm unheimlich war, wenn er ihn nicht ſah, und deſſen trödelhaftes Weſen ihm wohl that, ſo oft er ihn erblickte. Noch einmal in der letzten Stunde bot ihm das gnadenvolle Schickſal die freie Entſcheidung über ſeine Zukunft. Ach, aber er ſelbſt war nicht mehr frei. Es war der Fluch einer ſchlechten That, der jetzt ſein Urtheil verwirrte.

Wieder ſtand Itzig vor ihm, der Freiherr ſah die gekrümmte Geſtalt von der Seite an: „Der junge Ehrenthal hat ſich gegen mich erboten, meine Differenz mit ſeinem Vater beizulegen.“

Veitel fuhr in die Höhe, wie durch einen Schuß getroffen; „der Bernhard!“ rief er heftig.

„So iſt ja wohl ſein Name; er ſoll krank ſein.“

„Er wird ſterben,“ erwiederte Veitel.

„Wann?“ frug der Freiherr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, er verbeſſerte ſich aber ſogleich: „Was fehlt ihm?“

„Es ſitzt hier,“ ſagte Veitel auf die Bruſt zeigend, „es arbeitet wie ein Blaſebalg; wenn ein Loch reißt, hört der Wind auf.“

Der Freiherr zeigte ein bedauerndes Geſicht, aber er dachte nur, daß er ſelbſt Eile habe. „Der Kranke ſoll ſo viel Einfluß auf ſeinen Vater beſitzen, daß durch ihn die Einwilligung des Ehrenthal zu hoffen iſt.“

„Was verſteht der Bernhard von Geſchäften, er iſt ein Narr,“ rief Veitel, unfähig, ſeinen Aerger zu verbergen. „Wenn man ihm ein altes Leder hinlegt, das mit Buchſtaben beſchrieben iſt, ſo gibt er dafür jede Hypothek; er iſt unwiſſend.“

„Wie ich ſehe, gefällt Ihnen dieſer Weg nicht?“ frug der Freiherr rathlos.

Bevor Itzig antwortete, ſtand er lange nachdenkend, unruhig fuhren ſeine Augen von dem Freiherrn in die Ecken des Zimmers. Endlich erwiederte er mit plötzlicher Freundlichkeit: „Der gnädige Herr haben Recht. Es wird am beſten ſein, wenn Sie und Ehrenthal an das Bett des kranken Bernhard gehen und dort mit einander abmachen Ihr Geſchäft.“ Wieder ſchwieg er eine Weile, und ſein Geſicht röthete ſich von ſtürmiſchen Gedanken. „Wollen der gnädige Herr mir überlaſſen, Ihnen Tag und Stunde anzuſagen, wo Sie am beſten ſprechen den Bernhard Ehrenthal? Wenn Sie eingetreten ſind ins Comtoir, dann werde ich ſchnell hinaufgehen zu Bernhard und ihm ſagen, daß Sie gekommen ſind. Unterdeß haben Sie die Gnade und warten Sie im Comtoir, und wenn es dauert eine halbe Stunde, bis ich wiederkomme, warten Sie;

was auch der Ehrenthal ſagt und wie er auch ſchreit, warten Sie doch. Wenn ich Sie hinaufhole, wird Alles in Ordnung kommen, denn was der Bernhard von ſeinem Vater will, das kann er machen."

„Ich werde Ihre Nachricht erwarten," ſchloß der Freiherr, gepeinigt durch die Ausſicht auf den ſchweren Tag.

Itzig verließ den Freiherrn und ſtürzte in wilder Aufregung nach ſeinem Lager im Hauſe des Pinkus. Heftig lief er in dem kleinen Zimmer auf und ab und ballte die Fauſt gegen Bernhard. Er öffnete den alten Schreibtiſch und zog aus einer verborgenen Schublade zwei Schlüſſel, die er auf die Tiſchplatte legte; immer wieder blieb er davor ſtehen und ſtarrte ſie an. Endlich verſenkte er ſie in die Taſche und ſprang hinunter in die Caravanſerei. Dort kauerte in einer Ecke der Galerie Herr Hippus, der kluge Freund Veitels. Hippus war in den letzten Jahren durch den Druck der Verhältniſſe verhindert worden, ſtattlicher, jünger und ehrlicher zu werden, er ſah vielmehr ungewöhnlich abgenagt und ſchadhaft aus. Jetzt hatte er ſich in einen Winkel gedrückt, in welchen das warme Sonnenlicht fiel, und las in einem ſchmutzigen Roman. Als Veitel mit ſchnellem Schritt eintrat, ſenkte er den Kopf tiefer in ſein Buch und ſchien an jedem Buchſtaben mehr Antheil zu nehmen, als an dem jungen Geſchäftsmann vor ihm.

„Macht euer Buch zu und hört mich an," rief Veitel ungeduldig. „Der Rothſattel wird vom Ehrenthal ſeine Scheine zurückerhalten, er wird mir die Hypothek geben, und ich werde ihm ſollen verſchaffen die Achttauſend, welche noch Reſt ſind."

„Seht doch, ſeht," erwiederte der Alte, ſein häßliches Haupt wiegend, „was man nicht alles erlebt! Wenn der Ehrenthal ſein Geld an einen Lumpen wegſchenkt, der ihm ſein Wort gebrochen hat, ſo wird es Zeit, daß auch wir fromm werden und zur Beichte gehen. Bevor wir weiter reden, kannſt du mir etwas heraufbringen, was ich gern eſſe und trinke. Ich bin durſtig und ſpreche kein Wort mehr.“

Veitel eilte hinab, das Verlangte zu holen, der Alte ſah ihm nach und murmelte: „jetzt kommt's,“ und ſtarrte kopfſchüttelnd über das Buch weg.

Als Veitel die geforderte Mahlzeit vor dem Advocaten aufgeſtellt hatte, frug er kurz: „Wie viel?“

„Dreihundert,“ ſagte der Alte, „und dafür muß ich mir's noch überlegen. Es iſt nicht mein Genre, holder Itzig. In meinem Beruf ſtehe ich für weniger zu Dienſt, wie du zu deiner Zeit erfahren haſt; aber bei einer ehrenwerthen Arbeit im Stil des Herrn Cartouche und anderer Freunde von dir verlange ich eine beſſere Bezahlung. Ich bin nur Freiwilliger. Und ich kann nicht ſagen, daß ich Vorliebe für ſolche Geſchäfte habe.“

„Hab' ich ſie denn?“ rief Itzig. „Wenn es ein Mittel gibt, dies zu vermeiden, ſo ſagt's. Wenn ihr wißt, wie man den Baron und Ehrenthal auseinander halten kann und Jeden ruiniren durch den Andern, ſo ſagt's. Der eigene Sohn Ehrenthals wird Friede machen zwiſchen den Beiden, er wird zwiſchen ihnen ſtehen, wie ein nackter Bocher mit Flügeln auf dem Bilderbogen ſteht zwiſchen zwei Verliebten, und wir werden ſein die Geprellten.“

„Wir?“ ſagte der Alte vergnügt. „Du wirſt der Geprellte ſein, du Dohle. Was gehn mich deine Geſchäfte an?“

„Zweihundert!“ rief Veitel ſich ihm nähernd.

„Drei,“ erwiederte der Alte und trank ſein Glas aus; „aber ich thue es nicht allein, du mußt dabei ſein.“

„Wenn ich dabei ſein will,“ ſagte Veitel, „ſo kann ich's allein thun und brauche nichts von eurer Hilfe. Hört mich an. Ich will machen, daß das Haus leer iſt, daß der Ehrenthal und der Baron zu gleicher Zeit aus dem Comtoir hinaufgehn; ich will euch ein Zeichen geben, ob die Papiere auf dem Tiſch liegen, oder im Schrank. Es wird finſter ſein, ihr werdet haben die Zeit von einer halben Stunde. Ja, ich will die Hausthür zuſchließen; den Ausgang zur Hintergaſſe, der gewöhnlich verriegelt iſt, werde ich aufmachen. Es iſt ſo ſicher, daß ein Kind von zehn Jahren könnte machen das Geſchäft."

„Sicher genug für dich," ſprach der Alte mürriſch, „aber für mich nicht."

„Wir haben doch verſucht, was man machen kann mit dem Geſetz, und es iſt nicht gegangen," rief Veitel, „ſo muß es gehen wider das Geſetz." Er ſchlug mit der Fauſt auf das Geländer und preßte die Zähne zuſammen, daß ſie knirſchten. „Und wollt ihr's nicht thun, ſo ſoll es doch geſchehn, obgleich ich weiß, daß aller Verdacht auf mich fällt, wenn ich während der Zeit nicht in der Stube des Bernhard bin."

„So iſt's recht, du luſtiger Itzig," ſagte der Alte und rückte an ſeiner Brille, um die zornige Entſchloſſenheit des Andern genauer zu betrachten. „Da du ſo tapfer biſt, ſo will ich dich nicht im Stich laſſen; aber Dreihundert."

Der Handel begann. Die Beiden drückten ſich in die Ecke der Galerie und ſprachen leiſe mit einander bis zur Dunkelheit.

Einige Tage darauf ſaß Anton in der Dämmerſtunde am Lager des kranken Bernhard: „Nur im Sprunge bin ich hergekommen, zu ſehen, wie es Ihnen geht."

„Schwach," erwiederte Bernhard, „immer noch ſchwach; das Athmen wird mir ſchwer. Wenn ich nur ins Freie käme, nur einmal hinaus aus dem dunkeln Zimmer!"

„Erlaubt der Arzt Ihnen nicht auszufahren? Wenn die Sonne warm ſcheint, komme ich morgen mit einem Wagen, Sie abzuholen."

„Ja," rief Bernhard, „Sie ſollen kommen. Dann werde ich Ihnen auch etwas erzählen." Er ſah ſich vorſichtig um.

„Ich habe heut durch die Stadtpoſt einen Zettel ohne Unterſchrift erhalten.“ Er zog unter ſeinem Kopfkiſſen einen kleinen Brief hervor und übergab ihn mit geheimnißvoller Miene dem Freund: „Nehmen Sie, vielleicht kennen Sie die Hand.“

Anton ging zum Fenſter und las: „Der Baron Rothſattel will Sie heut gegen Abend ſprechen. Sorgen Sie dafür, daß Sie mit Ihrem Vater allein ſind.“

Als Anton den Brief zurückgab, betrachtete Bernhard das Papier andächtig und ſteckte es wieder unter die Kiſſen. „Kennen Sie die Hand?“ frug er.

„Nein,“ erwiederte Anton, „die Schrift ſcheint verſtellt, die Hand des Fräuleins iſt es nicht.“

„Wer auch der Schreiber iſt,“ fuhr Bernhard kleinlaut fort, „ich hoffe Gutes von dem heutigen Abend. Wohlfart, dieſer Streit liegt mir mit Centnerſchwere auf der Bruſt, er nimmt mir den Athem, wie ein Gewicht fühle ich den Druck. Heut ſoll das beſſer werden, heut werde ich frei.“

Das Sprechen machte ihm Mühe. Nur in kurzen Sätzen fiel die Rede von ſeinen Lippen. „Alſo Wiederſehen auf morgen,“ rief Anton. Als er ſich erhob, kniſterten weiche Damenſohlen, die Mutter und Roſalie traten an das Bett des Kranken und begrüßten den Gaſt. „Wie geht's, Bernhard?“ frug die Mutter; „du wirſt heut mit deinem Vater allein ſein, es iſt heut große muſikaliſche Akademie, die Roſalie wird auf dem Flügel ſpielen. Wir haben den Flügel in die Hinterſtube gerückt, Herr Wohlfart, damit ſie den Bernhard nicht durch ihre Uebungen ſtört.“

„Setze dich noch einen Augenblick zu mir, Mutter,“ ſagte Bernhard, „ich habe dich lange nicht in deinen ſchönen Kleidern geſehen. Du ſiehſt heut hübſch aus, ein ſolches Kleid trugſt du, wie ich als Knabe das Scharlachfieber bekam. Wenn ich von dir träume, ſehe ich dich immer in dem gelben Gewand vor mir. Gib mir deine Hand, Mutter, und wenn du heut Abend Muſik hörſt, denke auch an deinen Bernhard, ich werde hier eine ſtille Muſik machen.“

Die Mutter ſetzte ſich zu ihm. „Er hat wieder das Fieber,“ ſprach ſie zu Anton. Anton ſtimmte ſchweigend bei.

„Morgen fahre ich in die Sonne,“ rief Bernhard aufgeregt, „das wird mein Vergnügen ſein.“

„Der Wagen wartet,“ erinnerte Roſalie, „wir müſſen mit unſern Kleidern durch's Hinterhaus, wo es ſo unreinlich iſt. Der Itzig hat dem Vater eingeredet, daß der Wagen vorn nicht vorfahren darf, weil er den Bernhard ſtört.“

„Schlaf wohl, Bernhard,“ ſagte die Mutter und reichte ihm noch einmal die runde Hand. Die Frauen eilten aus dem Zimmer, Anton folgte ihnen.

„Was ſagen Sie zu dem Befinden des Bernhard?“ frug die Mutter auf der Treppe.

„Ich halte ihn für ſehr krank,“ erwiederte Anton.

„Ich habe meinem Mann ſchon geſagt, wenn es weiter in den Sommer kommt, gehe ich mit Roſalie ins Bad, da wollen wir den Bernhard mitnehmen.“

Anton ſchied mit ſchwerem Herzen.

Es wurde ſtill im Hauſe, in den Zimmern Ehrenthals hörte man nichts als die ſchweren Athemzüge des Kranken. Nur unter ihm im Boden raſſelte es. Eine Maus nagte am Holz. Unruhig hörte Bernhard ihr zu. „Wie lange wird ſie noch nagen, bis ſie ſich eine Oeffnung ausgehöhlt hat, dann kommt ſie zu mir in die Stube.“ Ein Fröſteln überlief ihn, er warf ſich auf ſeinem Lager herum, die Dunkelheit war ihm heut beengend, die Luft dick. Er klingelte ſo lange, bis die Aufwärterin kam und die Lampe hereinſetzte. Jetzt ſah er ſich ermüdet um. Die Stube ſah ihm heut alt und verſchoſſen aus, ſie kam ihm fremd vor wie ein Gaſtzimmer, und er ſich als ein Fremder, der hier nur zum Beſuch war. Theilnahmlos blickte er auf ſeinen Bücherſchrank und auf die Schublade, in welcher die theuren Manuſcripte lagen. Den Brandfleck auf der Diele, den Ritz in der Thür, durch den das Licht in der Nebenſtube alle Abende durchſchimmerte, das alles wollte er morgen verlaſſen, um mit Anton aus der engen Stube auszuziehen. Er dachte daran, ob ſie nicht auf dem Wege fahren könnten, auf dem das Fräulein nach dem Gute fuhr und wieder zurück. Vielleicht würde er ſie treffen. Sein Auge ſtrahlte, er hoffte ſicher, daß er das Fräulein auf dem Wege treffen müßte. Sie ſaß ſtolz aufgerichtet in ihrem Wagen, der Schleier flog um das blühende Geſicht, ihr weißer Arm hob ſich und winkte grüßend zu ſeinem Wagen herüber. Ja, ſie erkennt ihn, ſie weiß, daß er ihrem Vater einen Dienſt geleiſtet hat, vielleicht läßt ſie ſtillhalten und frägt herüber in ſeinen Wagen, wie es ihm ergehe. So wird er mit ihr ſprechen und den edlen Klang ihrer Stimme hören. Noch einmal wird ſie ihm zunicken, dann werden die beiden Wagen auseinander fahren, einer hierhin und der andere dorthin. — Und wohin würde er fahren? „Hinein in die Sonne,“ flüſterte er. — Und wieder lauſchte er ängſtlich auf das Nagen der Maus.

Ein eiliger Fuß durchſchritt den Vorſaal, Bernhard richtete ſich auf, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht. Es war der Vater Lenorens, der zu ihm kam. Leiſe öffnete ſich die Thür, eine häßliche Geſtalt ſchlüpfte herein und ſah ſich ſcheu im Zimmer um. Erſchrocken rief Bernhard: „Was wollen Sie hier?“

Haſtig trat Itzig an ſein Bett und ſprach mit kurzem Athem und einer Stimme, die ebenſo gepreßt klang, wie die des Kranken: „Der Baron iſt jetzt in das Comtoir gegangen. Er hat mir geſagt, ich ſoll zu Ihnen gehen und Ihnen zureden, damit Sie die Forderung unterſtützen, die er ſtellt an Ihren Vater.“

„Ihnen hat er das geſagt?“ rief Bernhard. „Wie kann der Freiherr einem Mann, wie Sie ſind, einen Auftrag geben?“

„Schweigen Sie ſtill,“ entgegnete Veitel rauh, „es iſt jetzt keine Zeit für Ihr Gerede. Hören Sie meine Worte. Der Baron hat Ihrem Vater mit ſeinem Ehrenwort die Sicherheit für zwanzigtauſend Thaler verſprochen und er kann ihm dieſe Sicherheit nicht geben, weil er daſſelbe Document einem Andern verkauft hat. Er hat ſein Wort gebrochen und verlangt jetzt von Ihrem Vater, daß er auf ſeine gute Sicherheit verzichtet. Können Sie zureden, daß Ihr Vater zwanzigtauſend Thaler verliert, ſo thun Sie es.“

Bernhard zitterte, daß ihm die Hände flogen. „Sie ſind ein Lügner!“ rief er. „Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, iſt Betrug und Heuchelei und Hinterliſt.“

„Schweigen Sie,“ wiederholte Veitel in ſeiner Fieberangſt. „Sie ſollen Ihrem Vater nicht reden zu Schaden. Dem Baron iſt nicht zu helfen, er iſt eine Fliege, welche ſich die Flügel am Licht verbrannt hat, er kann nur noch kriechen. Und wenn der Ehrenthal als Narr einem ſchlechten Rath folgt, den Sie ihm geben, weil Sie nichts verſtehen, ſo kann er doch den Freiherrn nicht erhalten auf ſeinem Gut. Wenn er ihn nicht wirft, ſo thut's ein Anderer. Ich habe keinen Vortheil dabei, wenn ich Ihnen das ſage,“ fuhr er unruhig fort und horchte nach einem Geräuſch vor dem Hauſe, „ich thu' es nur aus Anhänglichkeit an Ihre Familie.“

Bernhard rang nach Luft. „Gehen Sie hinaus,“ rief er endlich, „es iſt Alles Betrug und Lüge auf dieſer Welt.“

„Ich hole den Baron und Ehrenthal herauf,“ ſprach Veitel und ſtürzte hinaus.

Laut ſcholl in dem Hausflur die zornige Stimme Ehrenthals: „Ich werde gehen zu den Gerichten, ich werde Sie anzeigen und Ihre Intriguen.“ Veitel riß die Thür auf. Auf dem Lederſtuhl ſaß der Freiherr und verbarg das Geſicht mit der Hand, vor ihm drohte Ehrenthal im Zorne zitternd, auf dem Pult ſtand die Caſſette des Freiherrn mit den verhängnißvollen Schuldſcheinen und der Hypothek. Veitel rief in das Zimmer: „Hören Sie auf, Ehrenthal, Ihr Bernhard iſt ſehr krank, er liegt oben allein und ruft nach Ihnen und ruft nach dem Herrn Baron, er will Sie beide haben an ſein Bett.“

„Was iſt das?" ſchrie Ehrenthal, „ſpielen Sie Intrigue hinter meinem Rücken auch mit meinem Sohn?"

„Haben Sie ihm die neue Hypothek gezeigt, die Sie für ihn beſtellt haben?" frug Veitel den Freiherrn in fliegender Eile.

„Er hat ſie gar nicht ſehen wollen," ſagte der Freiherr finſter.

„Geben Sie her," ſagte Veitel haſtig und legte ein neues Document vor Ehrenthal auf den Tiſch.

„Sie wollen mir geben ein Stück Papier für mein gutes Geld, einen Wiſch, welcher nicht werth iſt, daß ich ihn verbrenne."

„Halten Sie ſich nicht auf," rief Veitel wieder mit ängſtlicher Stimme. „Es iſt Niemand oben beim Bernhard, er ſchreit nach Ihnen und dem Baron, er wird ſich einen Schaden thun. Machen Sie, daß Sie hinaufgehen, er hat geſtöhnt, ich ſoll Sie im Augenblick zu ihm ſchaffen."

„Gerechter Gott!" rief Ehrenthal und ergriff ſeinen Hut, „was iſt das wieder? Ich kann nicht kommen zu meinem Sohn, ich habe jetzt Sorge um mein Geld."

„Er wird ſich ſchreien zu Tode," rief Veitel, „wegen dem Geld können Sie nachher noch genug reden. Machen Sie ſchnell."

Der Freiherr und Ehrenthal traten aus dem Comtoir. Itzig folgte. Ehrenthal verſchloß die Thür, er legte die eiſerne Stange vor und befeſtigte das Vorlegeſchloß. Sie eilten die Treppe hinauf, Veitel als Letzter. Auf den Stufen klang ein Geldſtück, Ehrenthal ſah ſich um. „Es iſt mir aus der Taſche gefallen," ſagte Veitel.

Der Freiherr und Ehrenthal traten in das Zimmer des Kranken, hinter ihnen ſchob ſich Itzig herein und fuhr längs der Wand bis an das Fenſter, hinter das Haupt Bernhards, damit dieſer ihn nicht erblickte. Der Freiherr ſetzte ſich zu Häupten des Lagers, der Vater an das Fußende; aus der

Lampe fiel ein mattes Licht auf die Parteien, welche zu dem Todkranken kamen, um über Capital und Sicherheit zu hadern. Der Edelmann begann mit höflicher Rede, er erinnerte ſich der frühern Beſuche Bernhards und ſprach von der Hoffnung, ihn bald wieder auf ſeinem Gut zu begrüßen, aber ſeine Augen ſahen furchtſam auf das entſtellte Geſicht, und in ihm rief eine Stimme: es war die höchſte Zeit. Bernhard ſaß aufgerichtet in ſeinem Bett, den Kopf zur Bruſt hinabgeneigt, er erhob die Hand und unterbrach die Rede des Freiherrn: „Bitte, Herr Baron, ſagen Sie mir, was Sie von meinem Vater wollen, und nehmen Sie Rückſicht darauf, daß ich kein Geſchäftsmann bin.“

Der Freiherr ſetzte ihm das auseinander, Ehrenthal verſuchte oft ihn zu unterbrechen, aber Bernhard winkte mit der Hand, worauf der Alte wieder abbrach und ſich begnügte, heftig den Kopf zu ſchütteln und vor ſich hin zu brummen.

Als der Freiherr geendet hatte, winkte Bernhard ſeinem Vater: „Komm näher heran, höre ruhig auf meine Worte.“ Der Vater fuhr mit ſeinem Ohre bis nah an den Mund des Sohnes. „Was ich ſage,“ ſprach Bernhard leiſe, „iſt mein feſter Wille, und nicht erſt heut bin ich zu dem Entſchluß gekommen. Wenn du Geld erworben haſt, ſo war dein Gedanke, daß ich dich überleben ſollte und nach deinem Tode dein Erbe werden. War's nicht ſo?“ Ehrenthal nickte ſtark mit dem Kopf. „Wenn du in mir deinen Erben ſiehſt,“ fuhr Bernhard fort, „ſo höre auf meine Worte. Wenn du mich liebſt, ſo handle nach dem, was ich dir ſage. Ich verzichte auf mein Erbtheil, während wir beide leben. Was du für mich geſammelt haſt, das wirſt du umſonſt geſammelt haben. Ich verlange nichts für meine Zukunft. Wenn es mir beſchieden iſt, wieder geſund zu werden, ſo will ich mir durch meine eigene Arbeit forthelfen, ich will lernen auf mich ſelbſt vertraun; außer deiner Liebe und deinem Segen begehre ich nichts mehr für mich. Daran denke.“

Ehrenthal erhob die Arme und rief: „Was iſt das für eine Sprache, mein Bernhard, mein armer Sohn? Du biſt krank, du biſt ſehr krank.“

„Höre mich weiter,“ bat Bernhard. „Was du für Recht auf das Gut dieſes Herrn haſt, das ſoll hier gleich ſein. Du haſt lange Jahre mit ihm in Verkehr geſtanden, du darfſt nicht die Urſache ſein, daß ſeine Familie unglücklich wird. Ich verlange nicht, daß du die große Summe wegſchenken ſollſt, das würde dir zu wehe thun und würde den Herrn demüthigen; aber ich fordere von dir, daß du die Sicherheit nimmſt, die er dir anbietet. Hat er dir früher Anderes verſprochen, vergiß das; haſt du Papiere in Händen, die ihn ängſtigen, gib ſie ihm zurück.“

„Er iſt krank,“ ſtöhnte der Vater, „ſehr krank iſt er.“

„Ich weiß, daß dich das ſchmerzen wird, mein Vater. Seit du aus dem Haus des Großvaters weggingſt, als ein armer Judenknabe, barfuß, mit einem Thaler in der Taſche, ſeitdem haſt du an nichts Anderes gedacht als an Erwerb. Niemand hat dich etwas Anderes gelehrt, dein Glaube hat dich ausgeſchloſſen von dem Verkehr mit Solchen, welche beſſer verſtehen, was dem Leben Werth gibt. Ich weiß, daß es dir ans Herz geht, eine große Summe in Gefahr zu ſetzen. Aber du wirſt es doch thun, du wirſt es thun, weil du mich liebſt.“

Ehrenthal rang die Hände und ſagte unter ſtrömenden Thränen: „Du weißt nicht, was du forderſt, mein Sohn! Was du verlangſt, das iſt ein Diebſtahl an deinem Vater.“

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters. „Du haſt mich immer geliebt. Du haſt gewollt, ich ſollte anders werden als du. Du haſt immer auf meine Worte gehört, und ehe ich einen Wunſch ausſprach, haſt du ihn erfüllt. Was ich jetzt von dir will, das iſt die erſte große Bitte, die ich an dich thue. Und dieſe Bitte werde ich dir ins Ohr ſprechen, ſo lange ich lebe, es iſt die erſte, mein Vater, und es wird meine letzte ſein.“

„Du biſt ein thörichtes Kind,“ rief der Vater außer ſich, „du verlangſt mein Leben, du verlangſt mein ganzes Geſchäft.“

„Hole die Papiere,“ erwiederte Bernhard. „Ich will mit meinen Augen ſehn, wie du dem Herrn zurückgibſt, was er geſchrieben hat, und wie du aus ſeiner Hand empfängſt, was er dir noch geben kann.“

Ehrenthal holte ſein Taſchentuch hervor und weinte laut: „Er iſt krank. Ich ſoll ihn verlieren und ich ſoll verlieren auch mein Geld.“ Der Freiherr ſaß unterdeß ſchweigend auf ſeinem Stuhl und ſah vor ſich nieder. An dem Fenſter aber ballte Itzig krampfhaft die Hand, und ohne daß er es merkte, zerrte er die Gardine von der Stange.

Der Sohn ſah unverwandt auf die Windungen des Vaters und rief endlich mit Anſtrengung: „Ich will es, Vater, hole die Papiere!“ Dann ſank er in die Kiſſen zurück. Der Vater wollte ſich auf ihn ſtürzen, aber mit einer kurzen Geberde des Widerwillens wies Bernhard ihn zurück, und mit Mühe aufathmend ſagte er: „Es iſt genug, du thuſt mir weh.“

Da fuhr Ehrenthal auf, ergriff ſeinen Comtoirleuchter und wankte aus dem Zimmer. Still war es in dem Raum, nur die ängſtlichen Athemzüge der Zurückbleibenden wurden gehört. Immer noch ſaß der Freiherr gebeugt, aber in der Abſpannung fühlte er etwas durch ſeine Seele zucken, was ausſah wie Freude. Er ſah eine Stelle an ſeinem Himmel, wo die Sonne aus den dunkeln Wolken brach. Er war gerettet. Sein Ehrenwort war ihm zurückgegeben, und neue achttauſend Thaler von dem Manne am Fenſter in Ausſicht. Jetzt konnte er wieder aufblicken, er durfte wieder ſein Haupt hoch tragen. Er faßte die Hand des Kranken, drückte ſie und ſagte ihm leiſe: „Ich danke Ihnen, mein Herr, o wie danke ich Ihnen, Sie ſind mein Retter, Sie ſchützen meine Familie vor Verzweiflung und mich vor der Schande.“

Bernhard hielt die Hand des Freiherrn feſt, und ein ſeliges Lächeln flog über ſein Geſicht. Unterdeß ſchlug am Fenſter

Einer mit den Zähnen zuſammen in verzweifelter Spannung und preßte ſeinen Leib feſt an die Mauer, um das Fieber zu bändigen, das ihn ſchüttelte.

So blieb es lange ſtill in der Stube, Niemand ſprach. Ehrenthal kam nicht zurück. Plötzlich wurde die Entréethür aufgeriſſen, in voller Wuth ſtürzte ein Mann in das Zimmer, das Geſicht verſtört, die Haare zerrauſt. Es war Ehrenthal. — Er hielt das flackernde Licht in der Hand, aber nichts Anderes.

„Verſchwunden!“ ſchrie er und ſchlug die Hände zuſammen, daß das Licht auf den Boden fiel. „Alles iſt fort, geſtohlen iſt Alles!“ Er ſtürzte auf dem Bett ſeines Sohnes nieder und ſtreckte die Arme nach dem Kranken aus, als wollte er von ihm Hilfe erflehen. Der Freiherr ſprang auf, nicht weniger entſetzt als Ehrenthal. „Was iſt geſtohlen?“ rief er den Andern an.

„Fort iſt Alles,“ ſtöhnte Ehrenthal, nur auf ſeinen Sohn blickend, „die Verſchreibungen ſind fort, die Hypotheken ſind fort. Ich bin beraubt,“ ſchrie er aufſpringend, „Diebſtahl, Einbruch! Schickt nach der Polizei!“ und wieder ſtürzte er hinaus, der Freiherr hinter ihm.

Betäubt, halb ohnmächtig ſah Bernhard ihnen nach. Da trat vom Fenſter er, der zurückgeblieben war, an das Bett. Der Kranke warf ſein Haupt zur Seite und ſtarrte auf den Mann, wie der ermattete Vogel auf die Schlange. Es war das Geſicht eines Teufels, in das er blickte, rothes Haar ſtand borſtig in die Höhe, Höllenangſt und Bosheit ſaß in den häßlichen Zügen. Bernhard ſchloß die Augen und hielt die Hand vor. Aber das Geſicht kam näher an ihn heran und eine heiſere Stimme flüſterte in ſein Ohr.

Unterdeß ſtanden unten im Comtoir zwei Männer einander gegenüber und ſahen einander mit nichtsſagenden Blicken an. Die Caſſette mit ihrem Inhalt war verſchwunden, was der Freiherr auf das Pult gelegt hatte, war verſchwunden. Ehrenthal hatte mit ſeinen Schlüſſeln geöffnet wie immer, nichts an den Schlöſſern war verſehrt, Alles im Comtoir lag an ſeiner Stelle. Wenn in dem offenen Geldſchrank Geld fehlte, ſo konnte es nur wenig ſein. An den wohlverwahrten Fenſterläden war keine Spur von Verletzung, es blieb unbegreiflich, wie die Documente genommen waren.

Die beiden Männer liefen in den Hausflur, dort leuchteten ſie umher, hinter der Treppe, hinter einer alten Kiſte, in dem Eingang zum Keller, in dem ſchwarzen Hofraum, nirgend war etwas zu ſehen. Sogar die Hausthür war verſchloſſen; ſie erinnerten ſich, daß der vorſichtige Buchhalter beim Herausgehen das gethan hatte. Und wieder rannten ſie zurück in das Comtoir und durchſuchten jeden Winkel immer haſtiger, immer angſtvoller. Dann ſaßen ſie einander gegenüber mit blutloſen Wangen in einer Angſt, welche mit jeder Minute ſtieg, Jeder dem Andern mißtrauend, Jeder mit feindlichem Blick auf den Andern ſchielend, ob nicht ein Zeichen das böſe Gewiſſen verrathe. Und wieder ſprangen Beide auf und überſchütteten einander mit Vorwürfen, wie ſie die Verzweiflung eingibt, und während ſie wie Wilde gegen einander die Hand erhoben, empfanden Beide, daß der Andere ebenſoviel verliere als der Eine, und daß ſie Grund hatten ihre Stimme zu mäßigen, damit kein Fremder ein Zeuge des Auftritts werde.

Aus Ehrenthals Comtoir waren die Papiere verſchwunden in dem Augenblick, wo er widerwillig dem Drängen ſeines Sohnes nachgab, ſich mit dem Freiherrn zu verſöhnen. Er hatte noch kaum in die Verſöhnung gewilligt, er allein war gegangen, die Papiere zu holen. Würde man ihm glauben, daß ſie geſtohlen waren? Würde ſein eigener Sohn ihm glauben?

Und wieder dem Freiherrn hing an den Papieren Alles, o ſein Verluſt war der größte. Eben erſt hatte er ſich einer Hoffnung auf Rettung hingegeben, jetzt ſank er in einen Abgrund, deſſen Tiefe das Auge des Fallenden noch gar nicht ermeſſen konnte. In fremden Händen waren die Scheine. Wenn der Dieb ſie zu benutzen verſtand, ja, wenn der Diebſtahl nur vor Gericht angezeigt wurde, ſo war er verloren. Und wenn ſie ſich nicht wieder fanden, auch dann war er rettungslos verloren. Jahre konnte es dauern, bis ihm die verlorenen Hypotheken vom Gericht neu ausgefertigt wurden, und ſein Schickſal mußte ſich in Wochen entſcheiden. Er war nicht im Stande, ſich mit dem feindſeligen Ehrenthal auseinanderzuſetzen, er war nicht im Stande, andern Gläubigern Deckung zu geben. Jetzt war er unrettbar verloren. Vor ihm lag Armuth, Verfall, Schande. Wieder fiel ihm jenes Ehrengericht ein, ſeine Kameraden und der unglückliche junge Mann, der ſich ſelbſt gerichtet hatte. Er hatte damals den Toten anſehen müſſen, er wußte, wie Einer ausſah, der ſo geſtorben war. Er wußte jetzt auch, wie man dazu kam, ſo zu ſterben. Sonſt hatte ihm gegraut, wenn er an das Bild des Toten dachte, jetzt fühlte er kein Grauen mehr. Seine Lippen bewegten ſich, und wie im Traume ſprach er zu ſich ſelbſt die tröſtenden Worte: „Das iſt die letzte Hilfe."

So ſaßen die beiden Männer einander gegenüber und brüteten vor ſich hin, und die Minuten, welche über ihr Haupt zogen, entſtellten ihr Antlitz und ihr Urtheil.

Haſtiger flackerte das Licht, die Thür wurde aufgeriſſen, langſam wendeten die Beiden ihr Geſicht dem Eintretenden zu. Ein häßlicher Kopf erſchien an der Thür, und ein wilder Ruf wurde gehört: „Hinauf, Hirſch Ehrenthal, euer Sohn ſtirbt." Die Erſcheinung verſchwand, mit einem lauten Schrei ſtürzte Ehrenthal nach der Thür, der Freiherr wankte als ein müder Mann zum Hauſe hinaus.

Als der Vater am Bett ſeines Sohnes niederfiel, hob ſich noch einmal eine weiße Hand drohend in die Höhe, dann ſank ein toter Leib zurück. Bernhard fuhr nach der Sonne.

Draußen war ein warmer Abend. Ein leichter Wolkendunſt bedeckte die Sterne des Nachthimmels, aber ein heimliches Dämmerlicht erhellte die Erde. Von dem blühenden Gebüſch der öffentlichen Anlagen trieb der Luftzug balſamiſche Düfte in die Straßen der Stadt. Langſam zogen die heimkehrenden Spaziergänger an den Häuſern entlang, es wurde ihnen ſchwer, die ſüdliche Luft zu verlaſſen und ſich in ihre Mauern einzuſchließen. Behaglich dehnte ſich der Bettler auf der Schwelle des ſteinernen Palaſtes; jeder Geſell, der ein Liebchen hatte, eilte heut zu ihr und führte ſie durch die Straßen; wer müde war, heut vergaß er die Arbeit des Tages, wer Kummer hatte, heut fühlte er ihn wenig, wer ſonſt das ganze Jahr allein ſtand, heut ſuchte er den Nachbar auf. Vor den Thüren ſtanden die Leute, plauderten und lachten, die Kinder ſpielten auf der Straße, ſie haſchten einander in der Dämmerung und tanzten auf den Granitplatten des Pflaſters. Heut ſchmetterte die Nachtigall im Bauer ihr beſtes Lied, ſie ſang, daß der ſchöne Frühſommer da ſei, die glückliche Zeit, wo das Leben leicht wird und die Hoffnungen ſich zur Blüthe entfalten.

Durch die Schwärme der Spaziergänger ſchritt ſchwerfällig die hohe Geſtalt eines Mannes, den Kopf auf der Bruſt. Seine Pferde ſtampften ungeduldig auf das Pflaſter und erwarteten die Rückkehr des Herrn, um ihn aus dem Gewühl der Arbeiter in das vornehme Quartier zu führen. Sie warteten umſonſt bis in die Nacht hinein; der, dem ſie dienten, hatte ſie vergeſſen. Er hörte nichts von dem Ruf der Nachtigall, und trat durch den Kreis der tanzenden Mädchen, ohne einen Laut von den fröhlichen Kinderſtimmen zu vernehmen. Sein Haupt war ihm ſchwer, und träge der Zug ſeiner Gedanken. So kam er aus der Stadt in die Anlagen, er ſtieg langſam einen blumengeſchmückten Hügel hinan und ſetzte ſich dort ermüdet auf eine Bank. Unten vor ſeinen Füßen zog der dunkle Strom dem Meere zu, ihm gegenüber erhoben ſich die gewaltigen Maſſen des alten Doms. Der Fluß vor ihm war bedeckt mit Holzflößen, welche vom Oberlauf des Stroms herkamen, um weit hinab zu fahren bis in die Nähe der See. Auf den Flößen ſtanden die Hütten der Ruderknechte, daneben loderten kleine Feuer, an denen die Leute ihre Abendkoſt bereiteten. Durch die ſtille Luft klang zuweilen das laute Gelächter oder ein roher Schrei der Fährleute zu ihm herauf. Das fluthende Waſſer, die kühnen Umriſſe der Thürme, den duftigen Wolkenſchleier hoch oben ſah er wie im Nebel, nur ein Gedanke blitzte in ſeinem finſtern Gemüth auf, wie der feurige Punkt dort unten auf dem Fluß. Auch er hatte mit geflößtem Holz Geſchäfte gemacht, und das Geld, das er dabei gewonnen, wurde von Andern ein Sündengeld genannt. Es war fremdes Eigenthum, wie die Summe, die der Mann mit der Piſtole genommen hatte. Er ſtand haſtig auf und eilte den Hügel hinab.

In einer Allee hoher Platanen lief er hin und her, und wieder blieb er ermüdet ſtehen und ſtützte ſeinen Rücken an einen Baumſtamm. Vor ihm ſtiegen die Schornſteine des Quartiers auf, in dem ſich die Fabrikthätigkeit der Stadt angeſiedelt hatte, eine Reihe rieſiger Obelisken ragte hoch über die Dächer der Menſchenwohnungen. Er wußte, was das bedeutete, eine ſolche Säule in die Wolken bauen. Auch er hatte in den Grund des Baues Alles hineingeworfen, was ihn bis dahin ſchützend umgeben hatte, ſeine Kraft, ſein Geld, ſeine Ehre. Mit ſchlafloſen Nächten, mit grauem Haar hatte ſein Wahnwitz ein ſolches Monument bezahlt, es war die Leichenſäule ſeines Geſchlechts, die er auf ſeinem Gut aufgebaut hatte. Und was er hier vor ſich ſah in dem undeutlichen Lichte der Nacht, das war ein ungeheurer Kirchhof, viele ſchattenhafte Denkmäler, unter welchen der Seelenfrieden glücklicher Menſchen eingeſargt lag. Und er nickte mit ſeinem Haupt und ſagte, ſo daß er ſelbſt die Worte vernahm: „Das war das Letzte.“ Er richtete ſich auf und ſchritt ſeinem Hauſe zu.

Auf dem Wege empfand er, wie behaglich ihm war an das zu denken, was ihn von ſolchen häßlichen Bildern befreien konnte. So trat er in ſein Haus. Er machte ein freundliches Geſicht, als ihm die Lampe des Flurs auf die Augen ſchien. Als er in dem Entrée ſtand, hörte er in dem Zimmer der Baronin ſprechen. Lenore las vor. Er hörte zu, und merkte, was ſie vorlas, war aus einem Roman. Er durfte die Frauen nicht erſchrecken. Aber es war ein Hinterzimmer im Hauſe, abgelegen, die Stube daneben unbewohnt, dorthin mußte er gehen. Als er noch ſo ſtand, öffnete ſich die Thür, und die Baronin ſah heraus. Unwillkürlich fuhr ſie zurück, als ſie ihn an der Thür erblickte. Er lächelte und trat mit munterm Schritt in das Zimmer. Seiner Frau gab er die Hand, er ſtrich über Lenorens Haupt und beugte ſich nieder, um zu ſehen, was ſie las Die Baronin klagte, daß ſie den Thee ohne ihn getrunken, und er ſcherzte über ihre Ungeduld, die den Lieblingstrank nicht erwarten konnte. Dabei dachte er, daß es ihm ſelbſt auf eine Stunde durchaus nicht ankomme. Er trat zu dem Bauer, in welchem zwei kleine Vögel aus fremdem Lande ſchlafend auf der Stange ſaßen, dicht an einander gedrängt, ein Köpfchen an das andere gelehnt; er ſteckte den Finger zwiſchen die metallenen Stäbe, als wollte er ſie ſtreicheln, und ſagte gedankenlos: „Sie ſind zur Ruh gegangen.“ Dann nahm er die Kerze aus der Hand des Bedienten und ſchritt nach der Thür ſeines Zimmers. Als er den Griff anfaßte, bemerkte er, daß das Auge ſeiner Frau ängſtlich auf ihn gerichtet war, er wandte ſich noch einmal zu ihr und nickte ihr freundlich zu. Dann ſchloß er die Thür. Er holte einen polirten Kaſten aus ſeinem Schreibtiſch und trug ihn mit dem Licht nach der Eckſtube des Hauſes. Hier war er ſicher, Niemanden zu ſtören.

Langſam lud er. Während des Ladens ſah er auf die eingelegte Arbeit des Kolbens. Es war die mühſame Arbeit eines armen Teufels von Büchſenmacher, ſeine Bekannten hatten ſie oft bewundert; die Piſtolen ſelbſt waren ein Geſchenk des Generals, der bei ſeiner Hochzeit den Brautvater ſeiner elternloſen Gemahlin gemacht hatte. Schnell drückte er den Ladeſtock in den Lauf; dann ſah er hinter ſich, wenn er fiel, wollte er nicht auf dem Boden liegen. Er durfte die, welche eintraten, nicht durch den häßlichen Eindruck erſchrecken, den ihm der Kamerad auf der Diele gemacht hatte.

Er ſetzte das Eiſen an ſeine Schläfe. Da wurde der gellende Schrei einer Frau gehört, ſein Weib ſtürzte in das Zimmer; ſein Arm wurde mit der Kraft der Verzweiflung gefaßt, er zuckte zuſammen, der Finger berührte den Drücker. Ein Feuerſtrahl und ein Knall, und er ſank in das Sopha zurück und fuhr ächzend mit beiden Händen nach ſeinen Augen.

Im Hauſe des Händlers aus dem Zimmer des Toten ſtieg ein Vater das Licht in der Hand die Treppe hinab in das Comtoir. Aengſtlich leuchtete er auf das Pult, in den Schrank, in alle Ecken des Raumes, er ſetzte ſich nieder, ſchüttelte den Kopf und wunderte ſich. Dann verſchloß er ſein Comtoir, ſtieg wieder hinauf und fiel mit Stöhnen und Geſchrei an dem Bett nieder. So trieb er es die ganze Nacht hindurch, klagend und ſuchend, ein verſtörter, abgelebter, zu Grunde gerichteter Mann.

8.

Im Hauſe des Kaufmanns floß das Leben der Hausgenoſſen wieder in ebener Strömung dahin. Die kleinen Wirbel, welche der heimkehrende Anton aufgeregt hatte, waren allmählich zerronnen. Die unerhörten Prachtſtücke aus dem Nußbaumſchrank hatten andern Nummern das Feld geräumt, welche zwar ebenfalls ausgezeichnet, aber für die Tante noch begreiflich waren. Auch darin hatte die Tante recht prophezeit, daß Anton von dieſem heimlichen Sieg des ruhigen Verſtandes über leidenſchaftliche Dankbarkeit gar nichts bemerkte. Nur eine Veränderung war geblieben, die größte, glorreichſte: der Bewohner des Hinterhauſes behielt einen bevorzugten Platz in dem Herzen der jungen Herrin, und ſeine ſtattliche Geſtalt erſchien jetzt oft unter den Bildern, welche Sabine am Arbeitskorb und in der Schatzkammer um ſich verſammelte.

Heut ſchritt Sabine vor dem Mittagstiſch unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Die Tante, welche Alles erfuhr, hatte ihr ſoeben erzählt, daß ein Mädchen aus Ehrenthals Hauſe in das Comtoir gelaufen war, um Bernhards Tod dem Freunde zu melden. „Wie wird er die Nachricht ertragen?“ dachte Sabine. Und bei dem Namen Ehrenthal mußte ſie an die Vergangenheit denken, an einen Andern, der jetzt in weiter Ferne lebte, und an die Stunde, wo das Schwanken ihrer Seele durch einen Brief aus dem Hauſe des Toten zu ſchnellem Ende gebracht worden war. Und Anton wußte um dies bekämpfte Gefühl, o wie oft hatte ſie dies Wiſſen aus ſeinem beſorgten Blick, aus ſeiner ſchonenden Rede erkannt! Wie rückſichtsvoll war ſeine Haltung ihr gegenüber geweſen, wie ritterlich die ſtille Hilfe, die er ihr in der Unterhaltung gebracht. Ob er auch eine Ahnung hatte von dem tapfern Sieg, den ſie nach und nach über eine Jugendthorheit erkämpft hatte? Sie ſchüttelte ihr Haupt. „Nein, er weiß nichts davon, noch immer ſieht er in mir das Mädchen, das der Schwäche ihrer kindiſchen Neigung erlag.“ Sie blieb vor ihrem Blumentiſch ſtehen. „An dieſer Stelle verrieth ihm der Zufall, wie ich damals empfand. Noch heut ſteht die Vergangenheit als eine dunkle Wand zwiſchen ihm und mir. Ueberall fühle ich den Schatten des Geſchiedenen an meiner Seite, wenn ich am Abend neben Wohlfart ſitze, wenn er mich grüßt und zu mir ſpricht. Immer ſagt ſein Ton und ſeine Haltung: Sie iſt nicht allein, er iſt bei ihr.“ Sie zuckte zuſammen und fuhr mit der Hand leiſe über das luſtige Laub, um den Gedanken wegzuwiſchen, der ſie quälte. Sie konnte ihm nicht ſagen, daß ſie jetzt frei war von dem lange verhohlenen Leid. Aber heut, wo er einen Freund verloren hatte, der ihm ſo lieb war, mußte ſie ihm zeigen, daß er noch andere Herzen beſaß, die an ihm hingen. Und wieder ging ſie ſinnend auf und ab und ſuchte einen Weg, ihn allein zu ſprechen.

Der Diener rief zur Tafel. Anton kam mit den andern Herren und ſetzte ſich ſogleich an ſeinen Platz. Es war keine Gelegenheit, vor Tiſche mit ihm zu reden. Aber er ſah ſie mit einem Blick voll Trauer an, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihm herzlich zuzunicken. „Er ißt heut nichts,“ flüſterte ihr die Tante zu; „auch keinen Braten,“ wiederholte ſie vorwurfsvoll. Sabine wurde ſehr unruhig und beſorgt. Jetzt mußten die Herren die Stühle rücken, dann ging er mit ihnen aus dem Saal, und ſie ſah ihn den ganzen Tag nicht wieder. Schon erhob ſich Herr Jordan, da rief ſie zu Anton hinüber: „Die große Calla iſt aufgeblüht, Sie haben ſich neulich über die Knoſpe gefreut, verweilen Sie noch einen Augenblick, ich möchte ſie Ihnen zeigen.“ Anton verneigte ſich und blieb. Noch einige peinliche Minuten, da ſtand auch der Bruder auf, ſie eilte zu Anton und führte ihn in ihr Zimmer vor den Blumentiſch.

„Sie haben heut eine ſchmerzliche Nachricht erhalten,“ begann ſie leiſe.

„Die Botſchaft ſelbſt hat mich nicht überraſcht,“ erwiederte Anton bewegt, „der Arzt gab mir keine Hoffnung. Aber ich verliere viel mit ihm.“

„Ich habe ihn nie geſehen,“ ſagte Sabine, „nur aus Ihrem Munde weiß ich, daß ſein Leben einſam war, arm an Freuden und Liebe.“

Sie rückte Anton einen Seſſel hin und ließ ihn von dem Freunde erzählen. Mit warmem Antheil lauſchte ſie auf jedes Wort, liebevoll wußte ſie zu fragen und zu tröſten. Für Anton war es ein Bedürfniß, von dem Freunde zu ſprechen, und beredt ſchilderte er ihr ſein ſtilles Treiben, ſeine Gelehrſamkeit und ſein enthuſiaſtiſches Gefühl. Da nach einer Pauſe ſah ihm Sabine herzlich in die Augen und frug: „Haben Sie Nachricht von Herrn von Fink?“

Es war das erſte Mal, daß ſie gegen Anton den Namen über die Lippen brachte. Er fühlte das Rührende des Vertrauens, daß ſie gerade in dieſer Stunde nach dem Geliebten ihrer Seele frug. In ſeiner Bewegung faßte er ihre Hand, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog ſie die Hand zurück und ſchlug die Augen nieder. Nur einen Augenblick, dann ſah ſie ihm wieder freundlich ins Geſicht.

„Er fühlt ſich in dem neuen Leben nicht glücklich,“ ſagte Anton ernſt. „In ſeinem letzten Brief war eine grimmige Laune, und ich ſchließe daraus noch mehr, als aus ſeinen Worten, daß dort Vieles nicht ſo iſt, wie er es erwartet hat. Die Geſchäfte, in welche er durch den Tod ſeines Onkels hineingeworfen wurde, gefallen ihm nicht.“

„Sie ſind unwürdig,“ rief Sabine ſchnell.

„Wenigſtens nicht, was in dieſem Hauſe ehrenhaft heißt,“ erwiederte Anton. „Fink denkt zu groß und hat zu lange in der Nähe Ihres Bruders gelebt, als daß ihn die wüſten Speculationen erfreuen könnten, welche dort drüben nur zu gewöhnlich ſind. Seine Geſchäftsfreunde ſind zum großen Theil gewiſſenloſe Menſchen, und ſeine Seele empört ſich gegen ihre Genoſſenſchaft.“

„Und kann Herr von Fink ein ſolches Verhältniß auch nur einen Tag ertragen?“ frug Sabine.

„Es iſt ein merkwürdiges Schickſal,“ antwortete Anton, „daß er, der ſeinen eigenen Willen gegen Andere ſo überlegen geltend macht, gerade er, der ſo wenig geneigt iſt, äußerm Zwang zu gehorchen, doch in ſeiner gegenwärtigen Thätigkeit überall mit gebundenen Händen arbeitet. Das ganze Getriebe dieſer Speculationen iſt in Amerika ſo feſt geordnet, daß ein einzelner Theilhaber wenig daran ändern kann. Und ſo iſt Lage Finks jetzt, wo er ſeine Wünſche erreicht hat, große

Capitalien, freie Verfügung über viele Quadratmeilen Landes, zweifelhafter als je in ſeinem Leben. Er war immer in Gefahr, gering von andern Menſchen zu denken, jetzt ängſtigt mich die herbe Verachtung, mit welcher er von ſeinem eigenen Leben ſpricht. Sein letzter Brief ſchilderte eine unerträgliche Lage und ließ irgend einen gewaltſamen Entſchluß ahnen."

„Es gibt für ihn nur einen Entſchluß," rief Sabine. „Darf ich fragen, was Sie ihm geantwortet haben?"

„Ich habe von ihm gefordert, ſich auf der Stelle unter jeder Bedingung von dieſen Geſchäften zu löſen. Seinem ernſten Willen wird ein Weg dazu ſich bieten, auch wenn der Ausweg, den ich ihm vorſchlug, unmöglich ſein ſollte. Und ich habe ihn gebeten, entweder ſeinen alten Plan auszuführen und ein wirklicher Gutsbeſitzer in Amerika zu werden, oder zu uns zurückzukehren."

„Ich wußte, daß Sie ſo ſchreiben würden," ſagte Sabine tief aufathmend. „Ja, er ſoll zurückkehren, Wohlfart," wiederholte ſie leiſer, „aber nicht zu uns ſoll er kommen." — Anton ſchwieg.

„Und glauben Sie, daß Herr von Fink Ihrem Rath folgen wird?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Anton langſam, „mein Rath war wenig amerikaniſch."

„Aber er war, wie Sie ihn geben mußten," ſagte Sabine mit freudigem Stolz.

„Ein Offizier wünſcht Herrn Wohlfart zu ſprechen," unterbrach ſie der eintretende Diener. — Anton ſprang auf. Sabine trat zu ihren Blumen und beugte ſich traurig über die grünen Blätter. Noch ſchwebte der Schatten des Andern zwiſchen ihr und ihm.

Die haſtigen Worte des Meldenden erfüllten Anton mit einer unbeſtimmten Angſt, er eilte in das Vorzimmer. Dort ſtand Eugen von Rothſattel. Anton wollte ihm mit warmem Gruß entgegeneilen, da ſah er das verſtörte Geſicht und trat erſchrocken zurück. Eugen aber flüſterte ängſtlich wie mit böſem Gewiſſen: „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen, es iſt etwas Schreckliches bei uns vorgefallen.“ Anton griff nach ſeinem Hut und ſprang nach dem Comtoir, wo er ſchnell Baumann bat, ihn beim Prinzipal zu entſchuldigen; dann begleitete er den Lieutnant nach der Wohnung des Freiherrn. Vernichtet ging Eugen an Antons Seite, er hatte alle Faſſung verloren. Unzuſammenhängend und für Anton nicht ganz verſtändlich war, was er ſagte: „Mein Vater hat ſich geſtern Abend aus Verſehen durch einen Schuß verwundet, — ein reitender Bote hat mich aus der Garniſon nach der Hauptſtadt gerufen — als ich ankam, fand ich die Mutter in Ohnmacht. Wohl eine Stunde hat ſie darin gelegen. Ich und die Schweſter wiſſen uns keinen Rath. Lenore hat die Mutter auf den Knieen gebeten, zu Ihnen zu ſchicken. Sie ſind der einzige Menſch, zu dem wir in unſerer Noth Vertrauen haben. Ich verſtehe nichts von Geſchäften, aber es muß mit dem Vater ſehr ſchlecht ſtehen. Die Mutter iſt ganz außer ſich. Alles im Hauſe iſt in der größten Unordnung.“

Aus dem, was er ſagte und was er zu verſchweigen ſuchte, aus ſeinen abgeriſſenen Reden und ſeinem angſtvollen Blick ahnte Anton Einiges von den Schrecken des letzten Abends. In dem Wohnzimmer der Baronin traf er Lenore; verweint, erſchöpft wankte ſie ihm entgegen. „Lieber Wohlfart,“ rief ſie, ſeine Hand faſſend; von Neuem begann ſie zu ſchluchzen, und kraftlos ſank ihr Haupt an ſeine Schulter. Unterdeß ging Eugen mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab, ſetzte ſich endlich in eine Sophaecke und weinte ſtill vor ſich hin.

„Es iſt gräßlich, Herr Wohlfart,“ klagte Lenore ſich aufrichtend. „Niemand darf zum Vater, nicht Eugen, nicht ich, die Mutter allein und der alte Johann ſind um ihn. Und heut früh war der Kaufmann Ehrenthal hier, er wollte durchaus mit dem Vater ſprechen, er ſchrie laut gegen die Mama, er ſchalt den Vater einen Betrüger, ſo daß die Mutter zu

Boden ſank. Als ich in das Zimmer ſtürzte, ging der ſchreckliche Menſch fort und drohte noch mit der Fauſt nach uns."

Anton führte Lenore in einen Seſſel und wartete, bis ſie ſich erholt hatte. Hier zu tröſten war unmöglich, ihn ſelbſt erſchütterte der Jammer im tiefſten Herzen. „Ruf' die Mutter, Eugen," ſagte Lenore endlich. Der Bruder eilte hinaus. „Verlaſſen Sie uns nicht," bat Lenore mit gerungenen Händen. „Es iſt zum Aeußerſten mit uns gekommen, auch Ihre Hilfe vermochte nicht das Unglück abzuwenden."

„Er iſt tot, der es vielleicht gekonnt hätte," erwiederte Anton traurig. „Ob ich Ihnen nützen kann, weiß ich nicht; daß ich den guten Willen habe, daran werden Sie nicht zweifeln."

„Nein," rief Lenore, „auch Eugen dachte ſogleich an Sie."

Die Baronin trat herein. Sie ging mühſam auf Anton zu und ſtützte ſich mit der Hand auf einen Stuhl, aber ſie begrüßte ihn mit Haltung. „Wir ſind in eine Lage gekommen, in der uns ein Freund nöthig iſt, welcher mit Geſchäften mehr Beſcheid weiß als wir drei. Ein unglücklicher Zufall verhindert den Freiherrn, wahrſcheinlich für längere Zeit, ſich um ſeine Angelegenheiten zu kümmern, und ſo wenig ich davon verſtehe, ſo ſehe ich doch, daß ſchnelle Thätigkeit in unſerm Intereſſe nothwendig wird. Meine Kinder haben mir Ihren Namen genannt, ich muthe Ihnen viel zu, wenn ich Sie bitte, unſern Wünſchen Ihre Zeit zu opfern." Sie ſetzte ſich, winkte Anton Platz zu nehmen, und ſagte zu den Kindern: „Verlaßt uns, ich werde Herrn Wohlfart das Wenige, das ich weiß, leichter ſagen, wenn ich euren Schmerz nicht ſehe."

Als ſie allein waren, winkte ſie Anton näher an ſich heran und verſuchte zu ſprechen, aber ihre Lippe zuckte, und ſie verbarg ihr Geſicht hinter dem Taſchentuch.

Anton ſah gerührt auf den Kampf, den ihr die Mittheilung koſtete: „Bevor ich zugeben kann, daß Sie, gnädige Frau, mir ein ſo ehrenvolles Vertrauen ſchenken, muß ich Sie in

Ihrem Intereſſe fragen: hat nicht Ihr Herr Gemahl einen Verwandten oder nahen Freund, dem Sie eine discrete Mittheilung leichter machen würden? Ich bitte Sie, daran zu denken, daß meine eigene Geſchäftserfahrung nicht groß, und meine Stellung nicht von der Art iſt, daß ich für einen geeigneten Rathgeber des Herrn Barons gelten könnte."

„Ich weiß Niemanden," ſagte die Baronin troſtlos und ſtarrte vor ſich hin. „Es wird mir leichter, Ihnen zu ſagen, was ich nicht verſchweigen darf, als einem von den Bekannten unſers Hauſes. Betrachten Sie ſich als einen Arzt, der zu Kranken gerufen wird. — Der Freiherr hat mir heute früh einige Mittheilungen über ſeine Vermögensverhältniſſe gemacht."

Und jetzt erzählte ſie ihm, was ſie von den Verwickelungen ihres Gemahls verſtanden hatte, von der Gefahr, in welcher das Familiengut ſchwebte, von dem Capital, deſſen er bedurfte, um die polniſche Herrſchaft zu übernehmen. Es war unvollſtändig, was ſie zu ſagen wußte, aber es reichte hin, Anton mit banger Sorge um die Zukunft der Familie zu erfüllen.

„Mein Mann hat mir den Schlüſſel zu ſeinem Secretär übergeben; er wünſcht, daß Eugen mit einem Sachverſtändigen unſere Angelegenheiten ruhiger, als der Freiherr ſelbſt, berathe. An Sie habe ich die Bitte, daß Sie mit meinem Sohn dieſe Prüfung vornehmen. Wo Sie Auskunft brauchen, werde ich Ihnen dieſe von dem Freiherrn zu verſchaffen ſuchen. Es frägt ſich nun, ob Sie geneigt ſind, für uns, die wir Ihnen doch Fremde ſind, dieſe Mühe zu übernehmen."

„Gern bin ich dazu bereit," erwiederte Anton ernſt, „und ich hoffe durch die Güte meines Chefs die dazu nöthige Zeit zu erhalten; wenn Sie es nicht für zweckmäßiger finden, dem erfahrenen Anwalt Ihres Gemahls dieſe Thätigkeit zu überweiſen."

„Es wird ja wohl ſpäter Gelegenheit ſein, dieſen Herrn um ſeinen Rath zu fragen," ſagte die Baronin abwehrend.

Anton erhob ſich. „Wann befehlen Sie, daß wir anfangen?"

„Sogleich," erwiederte die Dame, „ich fürchte, es iſt kein Tag zu verlieren. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen bei Durchſicht der Papiere zu helfen." Sie führte Anton in das Nebenzimmer, rief Eugen herzu und ſteckte den Schlüſſel in das Bureau des Freiherrn. Als ſich der Schrank öffnete, verlor auch ſie auf einen Augenblick die Selbſtbeherrſchung, und ihrem Mund entglitten die Worte: „Die Hinterlaſſenſchaft eines Toten!" Sie wankte an das Fenſter und die zitternde Bewegung der Gardine verrieth den Kampf, in dem ihr Körper erbebte.

Die traurige Arbeit begann, Stunde auf Stunde verlief; Eugen war nicht im Stande, die Durchſicht zu ertragen, aber die Mutter reichte Anton die Briefe und Documente zu, welche ſie für nützlich hielt, und ſo oft ſie auch ihre Thätigkeit unterbrechen mußte, ſie hielt aus. Anton ordnete das Vorhandene und ſuchte bei flüchtiger Durchſicht einzelner Schreiben wenigſtens zu einem oberflächlichen Verſtändniß zu kommen.

Es war Abend geworden, da öffnete der alte Diener erſchrocken die Thür und rief in das Zimmer: „Er iſt wieder da." Die Baronin ſtieß einen leiſen Schrei aus und machte mit der Hand eine abweiſende Bewegung.

„Ich habe ihm geſagt, daß Niemand zu Hauſe iſt, er aber läßt ſich nicht fortſchicken, er lärmt auf der Treppe, ich kann nicht mit ihm fertig werden."

„Es iſt mein Tod, wenn ich ihn wieder höre," murmelte die Baronin.

„Wenn der Mann Ehrenthal iſt," ſagte Anton aufſtehend, „ſo will ich verſuchen ihn fortzuſchaffen. Das Nöthigſte iſt hier geſchehen; haben Sie die Güte, die Papiere zu bewahren und mir zu erlauben, daß ich morgen wieder komme." Die Baronin winkte ſtumm eine Bejahung und ſank in den Stuhl zurück. Anton ergriff ſeinen Hut und eilte in das Vorzimmer, wo er ſchon von weitem die lärmende Stimme Ehrenthals vernahm.

Er erſchrak über das Ausſehen des Händlers. Den Hut weit nach dem Nacken zurückgeſetzt, das bleiche Geſicht wie vom Trunk aufgedunſen, die gläſernen Augen geröthet, ſtand Ehrenthal vor ihm und rief in abgebrochenen Sätzen nach dem Freiherrn, klagte und fluchte. „Er ſoll kommen,“ ſchrie er, „auf der Stelle ſoll er kommen, der ſchlechte Mann. Ein Edelmann will er ſein, ein Lump iſt er, gegen den ich werde holen die Polizei. Wo iſt mein Geld, wo iſt meine Hypothek? Ich will wieder haben meine Sicherheit von dieſem Mann, welcher nicht iſt zu Hauſe.“

Anton trat dicht an ihn heran und ſagte mit feſter Stimme: „Kennen Sie mich, Herr Ehrenthal?“ Ehrenthal richtete ſeine verglaſten Augen auf ihn, allmählich erkannte er den Freund des verſtorbenen Sohnes.

„Er hat Sie lieb gehabt,“ rief er kläglich, „er hat mit Ihnen geſprochen mehr als mit ſeinem Vater. Sie ſind geweſen ſein einziger Freund, den er gehabt hat auf Erden. — Haben Sie gehört, was geſchehen iſt im Hauſe bei Ehrenthal?“ fuhr er flüſternd fort. — „Als ſie geſtohlen haben die Papiere, iſt er geſtorben. Er iſt geſtorben mit einer ſolchen Hand.“ Er ballte die Fauſt und ſchlug ſich vor die Stirn. „O mein Sohn, mein Sohn, was haſt du nicht verziehen deinem Vater!“

„Wir gehen zu Ihrem Sohn,“ ſprach Anton und ergriff den Arm des Händlers. Ehrenthal leiſtete keinen Widerſtand und ließ ſich von ihm die Treppe hinunter nach ſeinem Hauſe führen.

Von da eilte Anton zur Wohnung des Juſtizrath Horn und hatte mit dieſem eine lange Unterredung.

Leidenſchaftlich bewegt kam er am ſpäten Abend nach Hauſe. In der Sorge um die Menſchen, deren ſicheres Glück ihm ſeit Jahren die Phantaſie erfüllt hatte, erbebte ſein Herz, das

Vertrauen, mit dem ſie ihn in ihr Unglück eingeweiht hatten, erfüllte ihn mit Stolz. Er brannte vor Begierde ihnen zu helfen; er hoffte, daß dem treuen Dienſteifer gelingen werde, die Wege zur Rettung zu finden. Noch ſah er ſie nicht. Als er im Mondenſchein das große Haus der Handlung vor ſich erblickte, die Fenſter des untern Stocks vergittert, Gewölbe und Keller mit eiſernen Thüren verſchloſſen, ſo ſicher und feſt im Schlummer der Nacht, da wurde ihm klar: wenn ein Mann helfen konnte, ſo war es ſein Prinzipal. Sein Scharfblick wußte in alle dunklen Geheimniſſe, denen der Freiherr verfallen war, einzudringen, ſeiner eiſernen Kraft mußten die Schurken erliegen, welche den Gutsbeſitzer feſthielten. Ja und er hatte ein großes Herz, er fand das Rechte mühelos, ohne Kampf. Anton ſah zu dem erſten Stock auf. Die ganze Hausfront war finſter, nur in der Eckſtube brannte noch ein Licht. Dort war das Arbeitszimmer des Kaufmanns.

Mit ſchnellem Entſchluß ſuchte Anton den Bedienten auf und ließ ſich zu Herrn Schröter führen. Verwundert ſah dieſer auf den eintretenden Anton. „Was bringen Sie, Wohlfart? Iſt etwas vorgefallen?“

„Ich bitte um Ihren Rath, ich bitte um Ihre Hilfe,“ rief Anton.

„Für ſich oder für Andere?“

„Für eine Familie, mit welcher ich durch Zufall in Verbindung gekommen bin. Sie geht unter, wenn nicht eine ſtarke Freundeshand das Unheil abwehrt.“ Darauf berichtete Anton in fliegender Eile, was er an dieſem Nachmittag erlebt hatte, faßte in ſeiner Bewegung die Hand des Kaufmanns und rief: „Was ich geſehen habe, war ſchrecklich für mich. Haben Sie Erbarmen mit den unglücklichen Frauen und helfen Sie.“

„Helfen?“ frug der Kaufmann ernſt. „Wie kann ich das? Haben Sie einen Auftrag, mich dazu in Anſpruch zu nehmen, oder iſt es nur Ihre warme Empfindung, welche dieſe Forderung an mich richtet?“

„Ich habe keinen Auftrag," ſagte Anton, „nur der Antheil, den ich an dem Schickſal des Freiherrn nehme, treibt mich zu Ihnen."

„Und welches Recht haben Sie, mir dieſe Mittheilung zu machen, die Ihnen ſelbſt doch nur im engen Vertrauen von der Frau des Gutsbeſitzers gemacht ſein kann?" frug der Kaufmann zurückhaltend.

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen ſage, was in wenig Tagen auch für Fremde kein Geheimniß ſein wird."

„Sie ſind jetzt in einer ungewöhnlichen Aufregung, ſonſt würden Sie nicht vergeſſen, daß unter allen Umſtänden der Kaufmann, der erſte Correſpondent meines Comtoirs, ſolche Mittheilungen nur mit beſonderer Erlaubniß der Betheiligten wagt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich keinen Mißbrauch von dem machen werde, was Sie mir geſagt haben, aber es war doch wenig geſchäftsmäßig, Wohlfart, daß Sie ſo offen gegen mich waren."

Anton ſchwieg betroffen. Er erkannte, daß ſein Prinzipal Recht hatte, aber es ſchien ihm hart, daß dieſer in ſolcher Stunde den Vertrauenden tadelte. Auch der Kaufmann ging ſchweigend im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor Anton ſtehen. „Ich frage Sie jetzt nicht, wie Sie dazu kommen, ſo warmen Antheil an dem Schickſal dieſer Familie zu nehmen; ich fürchte, es iſt eine Bekanntſchaft, die Sie Fink verdanken."

„Sie ſollen Alles erfahren," warf Anton ein.

„Noch nicht," erwiederte der Prinzipal abwehrend. „Jetzt will ich Ihnen nur wiederholen, daß für mich keine Möglichkeit vorhanden iſt, ohne directe Aufforderung der Betheiligten in fremde Angelegenheiten einzugreifen. Ich füge hinzu, daß ich dieſe Aufforderung nicht wünſche. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich wahrſcheinlich auch dann ablehnen würde, etwas für den Freiherrn von Rothſattel zu thun."

Antons Gefühl wallte auf. „Es gilt, einen ehrlichen Mann, liebenswürdige Frauen aus den Händen von Gaunern zu retten, welche ſie umgarnt haben. Dies ſcheint mir Pflicht eines jeden Mannes, und vollends ich halte es für eine theure Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen darf. Ohne Ihre Unterſtützung aber vermag ich nichts.“

„Wie alſo denken Sie, daß dem verſchuldeten Gutsbeſitzer geholfen werden kann?“ frug der Kaufmann ſich niederſetzend.

Mit etwas mehr Ruhe erwiederte Anton: „Zunächſt nur dadurch, daß ein erfahrener Geſchäftsmann wie Sie die Verwickelungen zu durchſchauen ſucht. Es muß einen Punkt geben, wo die Schurken zu faſſen ſind. Ihr Rath, Ihre Einſicht würden ihn finden.“

„Beides beſitzt jeder Rechtsanwalt in höherem Grade als ich,“ entgegnete der Kaufmann; „ohne Schwierigkeit wird der Baron geſcheidte und ehrliche Juriſten gewinnen. Wenn die Gegner des Freiherrn dem Geſetz irgend eine Blöße gegeben haben, ſo wird das Spürauge eines Sachwalters dieſe am erſten entdecken.“

„Leider gibt der Anwalt des Freiherrn wenig Hoffnung,“ erwiederte Anton.

„Dann, lieber Wohlfart, wird auch für Andere ſchwerlich etwas zu machen ſein. Zeigen Sie mir einen Mann, der in Verlegenheit iſt und Kraft hat, ſich an einer dargebotenen Hand aufzuhelfen, und ſagen Sie mir: Hilf ihm! ſo werde ich, weil ich Ihr Freund und Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin, meine Hand dem Gefährdeten nicht verweigern. Ich denke, Sie ſind davon überzeugt.“

„Ich bin es,“ verſetzte Anton kleinlaut.

„So aber ſteht es nach Allem, was ich höre, mit dem Freiherrn nicht. Soweit ich aus Ihren Worten und dem, was man in der Stadt über ihn erzählt, ſeine Verhältniſſe verſtehe, konnte er nur deshalb in die Hände der Wucherer fallen, weil ihm das fehlte, was dem Leben jedes Menſchen erſt Werth gibt, ein beſonnenes Urtheil und eine ſtetige Arbeitskraft.“

Anton mußte dies mit einem Seufzer zugeben.

„Einem ſolchen Mann zu helfen," fuhr der Kaufmann unerbittlich fort, „iſt eine mißliche Aufgabe, bei welcher der Verſtand wohl das Recht hat zu widerſprechen. Man ſoll von keinem Menſchen die Hoffnung aufgeben, daß er ſich ändern kann, aber gerade der Mangel an Kraft wird am allerſchwerſten gebeſſert. Unſere Fähigkeit, für Andere zu arbeiten, iſt beſchränkt, und bevor man einem Schwächling ſeine Zeit opfert, ſoll man fragen, ob man ſich dadurch nicht ſelbſt der Fähigkeit beraubt, einem beſſern Mann zu helfen."

Anton frug unruhig: „Verdient er nicht einige Rückſicht? Er iſt in Anſprüchen an das Leben erzogen, er hat nicht wie wir gelernt, durch eigene Anſtrengung ſich heraufzuarbeiten."

Der Kaufmann legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Gerade darum. Glauben Sie mir, einem großen Theil dieſer Herren, welche an ihren alten Familienerinnerungen leiden, iſt nicht zu helfen. Ich bin der Letzte, zu verkennen, wie groß die Anzahl tüchtiger Männer auch in dieſer Menſchenklaſſe iſt. Und wo ein bedeutendes Talent oder eine edle Perſönlichkeit unter ihnen aufſchießt, mag ſie ſich gerade in ihrer geſchützten Stellung vortrefflich entfalten; aber für den großen Mittelſchlag der Menſchen iſt dieſe Lage nicht günſtig. Wer von Haus aus den Anſpruch an das Leben macht, zu genießen und ſeiner Vorfahren wegen eine bevorzugte Stellung einzunehmen, der wird ſehr häufig nicht die volle Kraft behalten, ſich eine ſolche Stellung zu verdienen. Sehr viele unſerer alten angeſeſſenen Familien ſind dem Untergange verfallen, und es wird kein Unglück für den Staat ſein, wenn ſie untergehen. Ihre Familienerinnerungen machen ſie hochmüthig ohne Berechtigung, beſchränken ihren Geſichtskreis, verwirren ihr Urtheil."

„Und wenn das alles wahr iſt," rief Anton, „ſo darf es uns doch nicht abhalten, dem Einzelnen als unſerm Mitbruder zu helfen, wo unſer Mitgefühl angeregt wird."

„Nein,“ ſagte der Prinzipal, „wo es angeregt wird. Aber es glüht im Alter nicht mehr ſo ſchnell auf als in der Jugend. — Der Freiherr ſoll dahin gearbeitet haben, ſein Eigenthum aus der großen Fluth der Capitalien und Menſchenkraft dadurch zu iſoliren, daß er es auf ewige Zeit ſeiner Familie verſchrieb. Auf ewige Zeit! Sie als Kaufmann wiſſen, was von ſolchem Streben zu halten iſt. Wohl muß jeder vernünftige Mann wünſchen, daß der adelige Schacher mit Grundbeſitz in unſerm Lande aufhört, Jedermann wird es für vortheilhaft halten, wenn die Cultur deſſelben Bodens vom Vater auf den Sohn übergeht, weil ſo die Kräfte des Ackers am erſten liebevoll und planmäßig geſteigert werden. Wir ſchätzen ein Möbel, was unſere Vorfahren benutzt haben, und Sabine wird Ihnen mit Stolz jeden Raum dieſes Hauſes aufſchließen, zu dem ſchon ihre Urgroßmutter die Schlüſſel getragen hat. So iſt es auch natürlich, wenn im Gemüth des Landwirths der Wunſch entſteht, das Stück Natur, welches ihn umgibt, die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Wohlſtandes, den Menſchen zu erhalten, welche ihm die liebſten ſind. Aber dafür gibt es nur ein Mittel, und dies Mittel heißt, ſein Leben tüchtig machen zur Behauptung und zur Vermehrung des Erbes. Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im Einzelnen, da ſoll auch das Vermögen aufhören, das Geld ſoll frei dahin rollen in andere Hände, und die Pflugſchar ſoll übergehen in eine andere Hand, welche ſie beſſer zu führen weiß. Und die Familie, welche im Genuſſe erſchlafft, ſoll wieder herunterſinken auf den Grund des Volkslebens, um friſch aufſteigender Kraft Raum zu machen. Jeden, der auf Koſten der freien Bewegung Anderer für ſich und ſeine Nachkommen ein ewiges Privilegium ſucht, betrachte ich als einen Gegner der geſunden Entwickelung unſeres Staates. Und wenn ein ſolcher Mann in dieſem Beſtreben ſich zu Grunde richtet, ſo werde ich ihm ohne Schadenfreude zuſehen, aber ich werde ſagen, daß ihm ſein Recht geſchehen, weil er gegen einen großen Grundſatz unſers Lebens geſündigt hat. Und für ein doppeltes Unrecht werde ich eine Unterſtützung dieſes Mannes halten, ſo lange ich befürchten muß, daß meine Hilfe dazu verwandt wird, eine ungeſunde Familienpolitik zu unterſtützen.“

Anton ſah traurig vor ſich nieder; er hatte Theilnahme, ein warmes Eingehen in ſeine Wünſche erwartet, und fand bei dem Mann, der ihm ſo viel galt, eine Kälte, die er zu überwinden verzweifelte. „Ich kann Ihnen nicht widerſprechen,“ ſagte er endlich, „aber ich kann in dieſem Falle nicht ſo denken wie Sie. Ich habe den ungeheuern Schmerz in der Familie des Freiherrn mit angeſehen, und meine ganze Seele iſt voll von Wehmuth und Mitgefühl und von dem Wunſch, irgend etwas für die Menſchen zu thun, welche mir ihr Herz geöffnet haben. Nach dem, was Sie mir geſagt haben, wage ich nicht mehr, Sie ſelbſt zu bitten, daß Sie ſich um dieſe Angelegenheit kümmern. Aber ich habe der Baronin verſprochen, ihr, ſoweit ich mit meiner geringen Kraft vermag und ſoweit Ihre Güte mir dies erlaubt, beim Ordnen ihrer Verhältniſſe behilflich zu ſein. Ich erſuche Sie um die Erlaubniß dazu. Ich werde mich bemühen, meine Comtoirſtunden regelmäßig einzuhalten, aber wenn ich in den nächſten Wochen zuweilen eine Stunde verſäume, ſo bitte ich Sie, mir dies nachzuſehen.“

Wieder ging der Kaufmann ſchweigend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Anton ſtehen, ſah ihm mit tiefem Ernſt in das aufgeregte Geſicht, und es war etwas wie Trauer in ſeinen Zügen, als er mit Ueberwindung erwiederte: „Denken Sie auch daran, Wohlfart, daß jede Thätigkeit, bei welcher das Gemüth aufgeregt wird, leicht eine Macht über den Menſchen gewinnt, die ſein Leben ebenſowohl ſtören als fördern kann. Dieſer Grund iſt es, welcher mir die Gewährung Ihres Wunſches nicht leicht macht.“

„Auch ich habe vor Wochen daſſelbe wie eine Ahnung gefühlt,“ ſagte Anton leiſe. „Jetzt kann ich nicht anders.“

„Wohl, ſo thun Sie, was Sie müſſen,“ ſchloß der Kaufmann finſter, „ich werde Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Und ich wünſche, daß Sie nach einigen Wochen die ganze Angelegenheit ruhiger betrachten mögen!“ Anton verließ mit mehr Haltung das Zimmer. Der Kaufmann ſah lange mit gefurchter Stirn auf die Stelle, an welcher ſein Commis geſtanden hatte.

In ſeinem Innern aber war Anton nicht ruhiger geworden. Die kühle, ja mißfällige Aufnahme ſeiner Bitte verletzte ihn tief. „So herb, ſo unerbittlich!“ rief er aus, als er ſich ermüdet in ſeinem Zimmer niederſetzte. Aus einem Winkel ſeiner Seele ſtieg ihm der Verdacht auf, daß ſein Prinzipal doch mehr Egoismus und weniger Gemüth habe, als er ihm zugetraut. Manche Aeußerung Finks fiel ihm wieder ein, jener Abend fiel ihm ein, wo der junge Rothſattel in knabenhaftem Uebermuth gegen den Kaufmann ſeinen Kamm geſträubt hatte. „Iſt es möglich, daß dieſe Unart von ihm unvergeſſen iſt?“ frug er ſich zweifelnd. Und hinter den hellen Geſtalten der Edelfrauen verblich das ſcharf gefurchte Geſicht ſeines Kaufherrn. „Ich thue nicht unrecht,“ rief er ſich ſelbſt zu; „was er ſagen mag, ich habe Recht auch gegen ihn. Und mein Loos wird ſein, von heute ab für mich allein den Weg zu ſuchen, auf dem ich gehen muß.“ So ſaß er lange im Finſtern, und düſter wie der Raum waren ſeine Gedanken. Er trat an das Fenſter und blickte in den dunkeln Hof hinunter. Da ſchimmerte in dem matten Schein, der aus den Wolken in ſein Zimmer fiel, ein rieſiger weißer Kelch neben ihm geiſterhaft in der Luft. Erſtaunt faßte er darnach. Er machte Licht und ſah die prächtige Blüthe der Calla von Sabinens Blumentiſch. Sabine hatte ihm die Blume heimlich hereingeſtellt, jetzt hing ſie traurig an dem geknickten Stengel herab. Wie ein trauriges Vorzeichen erſchien ihm der kleine Unfall. Er löſte die Blüthe, legte ſie vor ſich auf den Tiſch, und lange ſaß er ſchweigend und ſtarrte auf das zuſammengerollte Blüthenblatt. —

Sabine trat, die Kerze in der Hand, in das Zimmer des Bruders. „Gute Nacht, Traugott," nickte ſie ihm zu. — „Wohlfart war den Abend bei dir, ſo ſpät hat er dich verlaſſen."

„Er wird uns verlaſſen," erwiederte der Kaufmann finſter. Sabine erſchrak, der Leuchter klirrte auf den Tiſch. „Um Gottes willen, was iſt geſchehen? Hat Wohlfart geſagt, daß er von uns will?"

„Noch weiß er es ſelbſt nicht; ich ſehe es aber kommen Schritt vor Schritt. Und nicht ich und noch weniger du können etwas thun, um ihn zurückzuhalten. Als er hier vor mir ſtand und mit glühenden Wangen und bebender Stimme Hilfe für einen ruinirten Mann erbat, erkannte ich, was ihn forttreibt."

„Ich verſtehe dich nicht," ſagte Sabine und ſah den Bruder groß an.

„Er hat Luſt, der Vertraute eines heruntergekommenen Gutsbeſitzers zu werden. Ein Paar Mädchenaugen ziehen ihn von uns ab, es erſcheint ihm ein würdiges Ziel ſeines Ehrgeizes, Geſchäftsführer der Rothſattel zu werden. Er heißt im Comtoir Finks Erbe. Dieſe Verbindung mit dem adeligen Gutsbeſitzer iſt die Erbſchaft, die ihm Fink hinterlaſſen hat."

„Und du haſt ihm deine Hilfe verweigert?" frug Sabine leiſe.

„Die Toten ſollen ihre Toten begraben," ſagte der Kaufmann rauh und wandte ſich ab zu ſeinem Schreibtiſch. Schweigend entfernte ſich Sabine. Der Leuchter zitterte in ihrer Hand, als ſie durch die lange Zimmerreihe ſchritt. Aengſtlich horchte ſie auf ihren eigenen Fußtritt, und ein Schauer überlief ſie, ihr war, als glitte eine fremde Geſtalt unſichtbar an ihrer Seite hin. Das war die Rache des Andern. Der Schatten, welcher aus der Vergangenheit auf ihr ſchuldloſes Leben fiel, er ſcheuchte jetzt auch den Freund aus ihrem Kreiſe. An einer Andern hing Antons ſehnendes Herz, ſie ſelbſt war ihm eine

Fremde geblieben, die einen Entfernten geliebt und verſchmäh hatte und jetzt im Witwenſchleier auf das verglühende Gefüh ihrer Jugend zurückſah.

Die nächſten Wochen vergingen Anton in einer aufreibenden Thätigkeit. Er war peinlich bemüht, in den Comtoirſtunden ſeine Pflicht zu thun. Die Abende, jede Freiſtund brachte er an dem Actentiſch oder in Conferenzen mit de Rechtsanwalt und mit der Baronin zu. Unterdeß nahm da Unglück des Freiherrn ſeinen Verlauf. Er hatte die Zinſe der Capitalien, welche auf ſeinem Familiengut laſteten, a letzten Termin nicht gezahlt, eine ganze Reihe von Hypotheke wurden ihm an einem Tage gekündigt, das Familiengut ka unter die Verwaltung der Landſchaft. Verwickelte Proceſſ erhoben ſich. Ehrenthal klagte, forderte die erſte Hypoth von zwanzigtauſend Thalern und forderte die neue Ausfertigung; er war aber auch geneigt, Anſprüche an die letzt Hypothek zu machen, welche ihm der Freiherr in der unheilvollen Stunde angeboten hatte. Löbel Pinkus verlangte ebenfalls die erſte Hypothek für ſich und behauptete, die voll Summe von zwanzigtauſend Thalern gezahlt zu haben. Ehrenthal hatte keine Beweiſe und führte ſeinen Proceß unordentlich er war jetzt wochenlang außer Stande, ſich um ſeine Geſchäfte zu kümmern; Pinkus dagegen focht mit allen Ränken, die ei hartgeſottener Sünder ausfindig machen konnte, und der Vertrag, welchen der Freiherr mit ihm abgeſchloſſen hatte, wa ein ſo vortreffliches Meiſterſtück des ſchlauen Advocaten, daſ der Anwalt des Freiherrn gleich am Anfange des Proceſſe wenig Hoffnung gab. Nebenbei bemerkt, Pinkus gewann de Proceß, die Hypothek wurde ihm zugeſprochen und neu fü ihn ausgefertigt.

Anton hatte nach und nach Einſicht in die Verhältniſſe des Freiherrn gewonnen. Nur den doppelten Verkauf der erſten Hypothek verbarg der Freiherr ſorgfältig vor ſeiner Gemahlin. Er nannte die Anſprüche Ehrenthals unbegründet und äußerte den Verdacht, daß Ehrenthal ſelbſt den Diebſtahl in ſeinem Comtoir begangen habe. Das Letztere war in der That ſeine Meinung geworden. So wurde der Name Itzigs Anton gegenüber gar nicht genannt, und der Verdacht gegen Ehrenthal, den auch der Anwalt theilte, verhinderte Anton, bei dieſem Aufklärung zu ſuchen.

Zwiſchen Anton und dem Kaufmann war eine Spannung eingetreten, welche das ganze Comtoir mit Erſtaunen wahrnahm. Finſter ſah der Kaufmann auf Antons leeren Sitz, wenn dieſer einmal in den Arbeitſtunden abweſend war, und gleichgültig auf das Geſicht ſeines Comtoiriſten, welches in Gemüthsbewegungen und Nachtarbeit erblich. Wie einſt für die Unregelmäßigkeit Finks, ſo hatte er auch jetzt für Antons neue Thätigkeit kein Wort, er ſchien ſie nicht zu bemerken. Selbſt der Schweſter gegenüber beobachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen, Sabinens Verſuche, das Geſpräch auf Wohlfart zu bringen, wies er mit kurzem Ernſt ab. Antons Herz empörte ſich gegen dieſe Kälte. Nach ſeiner Rückkehr behandelt wie ein Kind vom Hauſe, gerühmt, gepflegt, gehätſchelt, und jetzt wieder gemißhandelt wie ein Lohnarbeiter, der das Brod nicht verdient, welches man ihm hinwirft. Ein Spielzeug unbegreiflicher Launen! Das wenigſtens hatte er nicht verdient! So ſaß er verſchloſſen neben der Familie, wortkarg vor ſeinem Pult, aber des Abends, in der Einſamkeit ſeines Zimmers, fuhr ihm oft der Gegenſatz zwiſchen einſt und jetzt ſo ſchneidend durch das Haupt, daß er heftig aufſprang und mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte.

Nur ein Troſt blieb ihm: Sabine zürnte ihm nicht. Er ſah ſie jetzt wenig. Auch ſie war bei Tiſche ſchweigſam und vermied Anton anzureden, aber er wußte doch, daß ſie ihm Recht gab. Wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Kaufmann ſtand Anton allein an der großen Wage, während die Hausknechte vor der Thür um einen Frachtwagen beſchäftigt waren. Da kam Sabine die Treppe herab, ſie ging ſo na bei ihm vorüber, daß ihr Kleid ihn berührte. Anton tr zurück und machte eine förmliche Verbeugung. „Mir dürf Sie nicht fremd werden, Wohlfart,“ ſagte ſie leiſe und ſ ihn bittend an. Es war nur ein Augenblick, ein kurzer Gru aber in dem Geſicht Beider glänzte eine frohe Rührung.

So kam die Zeit heran, in welcher Herr Jordan d Handlung verlaſſen ſollte. Der Prinzipal rief Anton wiede in das kleine Comtoir. Ohne Härte, aber auch ohne ei Spur der Herzlichkeit, die er ihm ſonſt gezeigt hatte, begar er: „Ich habe Ihnen meine Abſicht ausgeſprochen, Sie a Jordans Stelle zu ſetzen, um Ihnen die Procura zu übergeben. Ihre Kraft war in den letzten Wochen durch ander Geſchäfte mehr in Anſpruch genommen, als für meinen Stellvertreter wünſchenswerth iſt, deshalb frage ich Sie ſelbſt, ſin Sie im Stande, von jetzt ab die Thätigkeit Jordans zu übernehmen?“

„Nein,“ ſagte Anton.

„Können Sie mir eine — nicht zu entfernte — Zeit angeben, in welcher Sie frei von Ihren gegenwärtigen Arbeiten ſein werden?“ frug der Kaufmann. „Ich würde in dieſem Fall für die nächſten Wochen eine Auskunft zu treffen ſuchen.“

Anton erwiederte traurig: „Noch kann ich nicht beſtimmen wann ich wieder Herr meiner ganzen Zeit ſein werde; ich fühle, daß ich durch manche Unregelmäßigkeit Ihre Nachſich ohnedies ſehr in Anſpruch nehme. Deshalb bitte ich Sie Herr Schröter, bei Beſetzung der Stelle auf mich keine Rückſicht zu nehmen.“ Die Stirn des Kaufmanns zog ſich in Falten, und ſtumm neigte er ſein Haupt gegen Anton. Als Anton die Thür des Zimmers hinter ſich ſchloß, fühlte er, daß dieſer Augenblick den Bruch zwiſchen ihm und dem Prinzipal vollendet hatte. Er ſetzte ſich auf ſeinen Platz und ſtützte den heißen Kopf mit der Hand. Gleich darauf wurde Baumann zum Prinzipal beſchieden, er erhielt die Stelle Jordans. Als er in das vordere Comtoir zurückkehrte, trat er zu Anton und ſagte leiſe: „Ich habe mich geweigert, die Stelle zu übernehmen, aber Herr Schröter beſtand darauf. Ich begehe ein Unrecht gegen Sie.“ — Und am Abend las Herr Baumann in ſeiner Stube aus dem erſten Buch Samuelis die Kapitel vom grimmigen König Saul, ſeinem Prinzipal, und von der Freundſchaft zwiſchen Jonathan und dem verfolgten David, und ſtärkte dadurch ſein Herz.

Den Tag darauf trat Anton in das Zimmer der Baronin. Lenore und die Mutter ſaßen an einem großen Tiſch unter Toiletten und Käſtchen von jeder Form; ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen, ſtand zu den Füßen der Edelfrau. Die Vorhänge waren geſchloſſen, das gedämpfte Sonnenlicht füllte den reichgeſchmückten Raum mit mattem Glanz; auf dem Teppich des Fußbodens lagen nimmer welkende Kränze, und luſtig tickte die Uhr im Gehäuſe von Alabaſter. Unter blühender Myrte ſaßen zwei Sympathievögel in einem verſilberten Käfig, ſie ſchrieen unaufhörlich einander zu, und wenn der eine zur nächſten Stange hinabflatterte, lockte der Genoſſe ihn ängſtlich, bis er zurückflog. Dann ſaßen beide behaglich dicht an einander gedrückt. Von grünem und rothem Gold ſchimmerten die zärtlichen Kinder eines wärmeren Himmels, wo nie das weiche Leben im kalten Sturmwind erſtarrt. So glänzte und duftete das Zimmer. — „Wie lange noch?“ dachte Anton.

Die Baronin erhob ſich: „Schon wieder bemühen wir Sie. Wir ſind bei einer Arbeit, die uns Frauen viel zu thun macht.“

Auf dem Tiſche war Frauenſchmuck, goldene Ketten, Brillanten, Ringe, Halsbänder, in einem Haufen zuſammengeſchichtet. „Wir haben ausgeſucht, was wir entbehren können,“ ſagte die Baronin, „und bitten Sie, den Verkauf dieſer Sachen zu übernehmen. Man hat mir geſagt, daß Einzelnes davon nicht ohne Geldwerth iſt, und da jetzt vor Allem Geld nöthig wird, ſo ſuchen wir hier eine Hilfe, welche die Sorge unſerer Freunde verringert.“

Anton ſah betroffen auf den blitzenden Knäuel. „Sprechen Sie, Wohlfart,“ bat Lenore ängſtlich, „iſt das nöthig und kann es etwas nützen? Mama hat darauf beſtanden, unſern ganzen Schmuck und alles Silber, das wir nicht täglich gebrauchen, zum Verkauf zurückzulegen. Was ich ſelbſt geben kann, iſt nicht der Rede werth, aber der Schmuck der Mutter iſt koſtbar, es ſind viele Geſchenke aus ihrer Jugend dabei, Erinnerungen, von denen ſie ſich nicht trennen ſoll, wenn Sie nicht ſagen, daß es nöthig iſt.“

„Ich fürchte, es wird nöthig ſein,“ erwiederte Anton ernſt.

Lenore ſprang auf. „Arme Mutter!“ klagte ſie und ſchlang ihre Arme um den Hals der Baronin.

„Nehmen Sie,“ ſagte die Mutter leiſe zu Anton; „ich werde ruhiger ſein, wenn ich weiß, daß wir das Mögliche gethan haben.“

„Iſt es aber gut, Alles hinzugeben?“ frug Anton bittend. „Vieles, was Ihnen vielleicht lieb iſt, wird dem Juwelier weniger Werth haben.“

„Ich werde keinen Schmuck mehr tragen,“ ſprach die Baronin kalt, „nehmen Sie Alles, Alles.“ Sie hielt die Hand vor die Augen und wandte ſich ab.

„Wir foltern die Mutter,“ rief Lenore heftig, „verſchließen Sie, was auf dem Tiſche liegt, ſchaffen Sie es fort aus dem Hauſe ſo bald als möglich.“

„Ich kann dieſe Koſtbarkeiten nicht übernehmen,“ ſagte Anton, „ohne einige Maßregeln, welche meine Verantwortung geringer machen. Vor Allem will ich in Ihrer Gegenwart wenigſtens flüchtig aufzeichnen, was Sie mir übergeben wollen.“

„Welch unnütze Grauſamkeit!“ rief Lenore.

„Es ſoll nicht lange aufhalten.“ Anton riß einige Blätter aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb Stück für Stück auf.

„Du darfſt nicht zuſehen, Mutter, ich leide es nicht,“

drängte Lenore, ſie zog die Mutter aus dem Zimmer, dann ſetzte ſie ſich zu Anton und ſah ihm zu, wie er die einzelnen Stücke einpackte, mit Nummern verſah und zuſammen in den Koffer legte.

„Die Vorbereitungen für den Markt ſind ſchrecklich,“ klagte Lenore, „das ganze Leben der Mutter wird verkauft, an jedem Stück hängen für ſie Erinnerungen. Sehen Sie, Wohlfart, dieſen Diamantenſchmuck hat ſie von der Prinzeſſin bekommen, als ſie den Vater heiratete.“

„Es ſind prachtvolle Brillanten!“ rief Anton bewundernd.

„Dieſer Ring ſtammt von meinem Großvater, und das hier ſind Geſchenke meines armen Papa's. — Ach, kein Mann verſteht, wie lieb uns dieſe Schmuckſachen ſind. Es war jedesmal ein Feſttag auch für mich, wenn Mama die Brillanten trug. — Jetzt kommen wir zu meinen Habſeligkeiten, ſie ſind nicht viel werth. Ob dieſes Armband gutes Gold ſein mag?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wir wollen es doch zu dem Uebrigen thun,“ ſagte Lenore, ſtreifte den Goldreif vom Arm und legte ihn auf den Tiſch. „Ja, Sie ſind ein guter Menſch, Wohlfart,“ fuhr ſie fort und ſah ihm treuherzig in die feuchten Augen; „verlaſſen nur Sie uns nicht. Der Bruder hat keine Erfahrung und iſt hilfloſer als wir. Es iſt eine furchtbare Lage auch für mich. Vor Mama mühe ich mich gefaßt zu ſein, aber ich möchte laut ſchreien und weinen den ganzen Tag.“ Sie ſank in einen Stuhl und hielt ſeine Hand feſt. „Lieber Wohlfart, verlaſſen Sie uns nicht.“

Anton beugte ſich über ſie und ſah in leidenſchaftlicher Bewegung auf die ſchöne Geſtalt, die ſo vertrauend aus ihren Thränen zu ihm aufſah. „Ich will Ihnen nützlich ſein, wo ich kann,“ ſprach er in mächtiger Aufwallung ſeines Gefühls, „ich will Ihnen nahe ſein, ſo oft Sie mich bedürfen. Sie haben eine zu gute Meinung von meinen Kenntniſſen und meiner Kraft, ich kann Ihnen weniger helfen, als Sie glauben.

Was ich aber vermag, das werde ich thun, in jeder Thätigkeit und auf allen Wegen.“

Mit einem warmen Druck löſten ſich ihre Hände, ein Vertrag war geſchloſſen.

Die Baronin kam in das Zimmer zurück. „Unſer Anwalt war heut Morgen bei mir. Jetzt bitte ich Sie um Ihren Rath. Wie der Anwalt mir mittheilt, iſt keine Ausſicht, das Familiengut dem Freiherrn zu erhalten.“

„In dieſer Zeit, wo das Geld theuer und ſchwer zu haben iſt, keine,“ erwiederte Anton.

„Und auch Sie ſind der Meinung, daß wir Alles anwenden müſſen, um die polniſche Herrſchaft uns zu retten?“

„Ja,“ verſetzte Anton.

„Dazu wird Geld nöthig ſein. Vielleicht vermag ich durch meine Verwandten Ihnen eine, wenn auch geringe Summe zugänglich zu machen; ſie ſoll mit dieſem da“ — ſie wies auf den Koffer — „ausreichen, die Koſten der erſten Einrichtung zu decken. Ich wünſche den Schmuck nicht hier zu verkaufen, und für die Uebernahme der Geldſumme, welche ich hoffen darf, wird eine Reiſe nach der Reſidenz unvermeidlich werden. Der Anwalt des Freiherrn hat mit großer Achtung von Ihrer Umſicht geſprochen. Es iſt zugleich ſein Wunſch, der mich beſtimmt, Ihnen ein Anerbieten zu machen. Wollen Sie uns für die nächſten Jahre, wenigſtens ſo lange, bis die größten Schwierigkeiten überwunden ſind, Ihre ganze Zeit widmen? Ich habe mit meinen Kindern berathen, beide ſehen, wie ich, in Ihrer Thätigkeit die einzige Rettung. Auch der Freiherr iſt damit einverſtanden. Es frägt ſich, ob Ihre Verhältniſſe Ihnen erlauben, uns Unglücklichen Ihren dauernden Beiſtand zu gönnen. Unter welchen Bedingungen Sie dies thun wollen, wir werden Ihnen dankbar ſein. Wenn Sie irgend eine Form finden, in der wir die großen Verpflichtungen, die wir gegen Sie haben, auch in Ihrer äußern Stellung ausdrücken können, ſo ſagen Sie mir das.“

Anton ſtand erſtarrt. Was die Baronin von ihm forderte, war Trennung von dem Geſchäft und Trennung von ſeinem Chef und von Sabine. War ihm derſelbe Gedanke ſchon früher gekommen, wenn er vor Lenore ſtand oder wenn er ſich über die Briefe des Freiherrn beugte? — Jetzt, wo das Wort ausgeſprochen wurde, erſchütterte es ihn. Er ſah auf Lenore, welche hinter der Mutter ihre Hände bittend zuſammenlegte. „Ich ſtehe in einem Verhältniß,“ erwiederte er endlich, „welches ich nicht ohne Einwilligung Anderer löſen darf, ich bin auf dieſen Antrag nicht vorbereitet und bitte Sie, gnädige Frau, mir Zeit zur Ueberlegung zu laſſen. Es iſt ein Schritt, der über meine Zukunft entſcheidet.“

„Ich dränge nicht,“ ſagte die Baronin, „ich bitte nur. Wie Ihre Entſcheidung auch ausfalle, unſer warmer Dank wird Ihnen bleiben; wenn Sie außer Stande ſind, unſere ſchwache Kraft zu ſtützen, ſo fürchte ich, finden wir Niemanden. Denken Sie auch daran,“ bat ſie flehend.

Mit glühenden Wangen eilte Anton über die Straße. Der bittende Blick der Edelfrau, die gerungenen Hände Lenorens winkten ihm hinaus aus dem dunkeln Comtoir in größere Freiheit, in eine ungewöhnliche Zukunft, aus deren Dunkel einzelne Bilder leuchtend vor ihm aufblitzten. Mit großem Sinn war eine Forderung an ihn geſtellt, und es zog ihn mächtig ihr gerecht zu werden. Ein unermüdlicher, aufopfernder Helfer war den Frauen nöthig, um ſie vor dem letzten Unheil zu bewahren. Und er that ein gutes Werk, wenn er dem Drange folgte, er erfüllte eine Pflicht.

So trat er in das Haus der Handlung. Ach! was hier ſein Auge anſah, ſtreckte eine Hand aus ihn feſtzuhalten. Er ſah in das dämmrige Waarengewölbe, in die treuen Geſichter der Hausknechte, auf die Ketten der großen Wage und über den Farbentopf des ehrlichen Pix, und empfand wieder, daß er hierher gehörte. Der Hund Sabinens küßte ſeine Hand mit feuchter Schnauze und lief hinter ihm her bis an ſein

Zimmer. Sein und Finks Zimmer! Hier hatte das kindiſche Herz des verwaiſten Knaben einen Freund gefunden, gute Kameraden, eine Heimat, ein feſtes ehrenhaftes Ziel für ſein Leben. Und er ſah durch das Fenſter hinab in den Hof, auf die Winkel und Vorſprünge des mächtigen Hauſes, auf das Gitterfenſter, hinter welchem Herr Liebold am Hauptbuch ſaß, in das Comtoir, wo ſein Pult ſtand, und auf die kleine Stube, wo Er arbeitete, der ihm jetzt zürnte und der jahrelang ſein väterlicher Freund geweſen war. Da fiel ſein Blick auch auf das Fenſter von Sabinens Vorrathsſtube; oft hatte ſein Auge dort einen wandernden Lichtſchimmer geſucht, der das ganze große Haus erhellte und auch Behagen in ſein Zimmer ſandte. Und ſchnell aufgerichtet ſprach er zu ſich ſelbſt: „Sie ſoll entſcheiden.“

Sabine erhob ſich überraſcht, als Anton mit ſchnellem Schritt vor ſie trat. „Es treibt mich unwiderſtehlich zu Ihnen,“ rief er. „Ich ſoll über meine Zukunft einen Entſchluß faſſen, und ich fühle mich unſicher und traue meinem Urtheil nicht mehr. Sie ſind mir immer eine gütige Freundin geweſen, vom erſten Tage meines Eintritts. Ich bin gewöhnt, auf Sie zu ſehen und an Sie zu denken bei Allem, was in dieſem Hauſe mein Herz erregt. Laſſen Sie mich auch heut aus Ihrem Munde hören, was Sie für gut halten. Mir iſt von Frau von Rothſattel der Antrag gemacht worden, als Bevollmächtigter des Freiherrn in ein feſtes Verhältniß zu ihm zu treten. Soll ich annehmen oder ſoll ich hier bleiben? Ich weiß es nicht; ſagen Sie mir, was recht iſt für mich und für Andere.“

„Nicht ich,“ ſagte Sabine zurücktretend, und ihre Wange erblich. „Ich darf nicht wagen, darüber zu entſcheiden. — Und Sie ſelbſt wollen das nicht, Wohlfart, denn Sie haben bereits entſchieden.“

Anton ſah vor ſich hin.

„Sie haben daran gedacht, dies Haus zu verlaſſen, und aus dem Gedanken iſt ein Wunſch geworden. Und ich ſoll

Ihnen Recht geben und Ihren Entſchluß loben. Das wollen Sie von mir," fuhr ſie bitter fort. — „Das aber kann ich nicht, Wohlfart, denn ich traure, daß Sie von uns gehen."

Sie wandte ihm den Rücken zu und ſtützte ſich auf einen Stuhl.

„O zürnen Sie mir nicht, Fräulein Sabine," flehte Anton, „das kann ich nicht ertragen. Ich habe in den letzten Wochen viel gelitten. Herr Schröter hat mir plötzlich ſein Wohlwollen entzogen, das ich lange für den größten Schatz meines Lebens hielt. Ich habe ſeine Kälte nicht verſchuldet. Nicht unrecht war, was ich in der letzten Zeit gethan habe, und mit ſeinem Vorwiſſen habe ich es gethan. Ich war wohl verwöhnt durch ſeine Güte, ich habe deshalb auch ſeinen Unwillen um ſo tiefer empfunden. Und wenn ich eine Beruhigung hatte, ſo war es der Gedanke, daß Sie mich nicht verurtheilen. Seien Sie jetzt nicht kalt gegen mich, es würde mich elend machen für immer. Ich habe keine Seele auf Erden, die ich um Liebe bitten darf und um Verſtändniß für meine Zweifel. Hätte ich eine Schweſter, heut würde ich ihr Herz ſuchen. Sie wiſſen nicht, was mir, dem Einſamen, Ihr Gruß, Ihr fröhlicher Handſchlag bis heut geweſen iſt. Wenden Sie ſich nicht kalt von mir, Fräulein Sabine."

Sabine ſchwieg lange, und von ihm abgewandt frug ſie endlich zurück: „Was zieht Sie zu den Fremden? — iſt's eine frohe Hoffnung — iſt's das Mitgefühl allein? — Seien Sie ſtrenger gegen ſich ſelbſt, als ich gegen Sie bin, wenn Sie ſich darauf antworten."

„Was mir jetzt möglich macht von hier zu ſcheiden, weiß ich nicht. Wenn ich für die Bewegung in mir einen Namen ſuche, ſo iſt es heiße Dankbarkeit gegen Eine. — Sie war die Erſte, die freundlich zu dem wandernden Knaben ſprach, als er allein in die Welt zog. Ich habe ſie bewundert in dem ruhigen Glanz ihres vergangenen Lebens. Ich habe oft kindiſch von ihr geträumt. Es war eine Zeit, wo eine zärtliche

Empfindung für ſie mein ganzes Herz erfüllte, damals glaubte ich für immer an ihr Bild gefeſſelt zu ſein. Aber die Jahre zogen ein neues Grün darüber, ich ſah die Menſchen und das Leben mit andern Augen an. Da fand ich ſie wieder, angſtvoll, unglücklich, verzweifelt, und die Rührung in mir wurde übermächtig. Wenn ich von ihr entfernt bin, weiß ich, daß ſie mir eine Fremde iſt, und wenn ich vor ihr ſtehe, fühle ich nichts als ihren hinreißenden Schmerz. Damals, als ich aus ihrem Kreiſe wie ein Uebelthäter ausſcheiden mußte, damals eilte ſie mir nach, und vor den Augen der ſpöttiſchen Geſellſchaft reichte ſie mir die Hand und bekannte ſich zu mir. Und jetzt kommt ſie und fordert meine Hand zur Hilfe für ihren Vater. Darf ich ſie ihr verweigern? Iſt es ein Unrecht, daß ich ſo fühle? Ich weiß es nicht, und Niemand kann es mir ſagen, Niemand, als nur Sie.“

Sabinens Haupt hatte ſich herunter geneigt bis auf die Lehne des Seſſels. Jetzt erhob ſie ſich ſchnell, und mit thränenvollen Augen, mit einer Stimme voll Liebe und Schmerz rief ſie: „Folgen Sie der Stimme, die Sie ruft! Gehen Sie, Wohlfart, gehen Sie!“

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Fünfter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: Pe
Nr.: 60032~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
Soll und Haben. Roman in ſechs Büchern. Zweiter Band . 1—404

Viertes Buch.

1.

An einem kalten Octobertage fuhren zwei Männer bei dem Thorgitter der Stadt Rosmin vorüber in die Ebene, welche ſich einförmig und endlos vor ihnen ausbreitete. Anton ſaß in ſeinen Pelz gehüllt, den Hut tief auf der Stirn, neben ihm der junge Sturm im alten Reitermantel, die Soldatenmütze luſtig auf einem Ohr. Vorn hockte auf einem Strohbund der Knecht eines Ackerbürgers und peitſchte die kleinen Pferde. Der Wind fegte mit ſeinem rieſigen Beſen Sand und Strohhalme über die Stoppelfelder, die Straße war ein breiter Feldweg, ohne Gräben und Baumreihen, die Pferde wateten bald durch ausgefahrene Waſſerpfützen, bald durch tiefen Sand. Gelber Sand glänzte zwiſchen dem dürftigen Grün der Aecker überall, wo eine Feldmaus den Eingang zu ihrer Grube angelegt, oder wo der emſige Maulwurf nach Kräften gearbeitet hatte, die Ebene durch kleine Hügelketten zu unterbrechen. In den Senkungen des Bodens ſtand ſchlammiges Waſſer; an ſolchen Stellen ſtreckten die ausgehöhlten Stämme alter Weiden ihre verkrüppelten Arme in die Luft, ihre Ruthen peitſchten einander im Wind, und die welken Blätter flatterten herunter in das trübe Waſſer. Hier und da ſtand ein kleiner Buſch zwerghafter Kiefern, ein Ruheplatz für Krähen, die durch den Wagen aufgeſcheucht, mit lautem Schrei über die Häupter der Reiſenden flogen. Kein Haus war zu ſehen an der Straße, kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Karl blickte zuweilen auf ſeinen ſchweigſamen Gefährten und ſagte endlich, nach den Pferden zeigend: „Wie ſtruppig ihr Haar iſt und wie ſchön ihr graues Mäuſefell! Ich möchte wiſſen, wie viel Stück von dieſen Thieren auf das Pferd meines Wachtmeiſters gehen. — Als ich von meinem Vater Abſchied nahm, ſprach der Alte: „Vielleicht beſuche ich dich, Kleiner, zu Weihnachten, wenn ſie die Chriſtbäume anzünden.“ „Du wirſt's nicht im Stande ſein,“ ſagte ich. „Warum nicht?“ frug er. „Du trauſt dich in keinen Poſtwagen,“ ſagte ich. Da rief der Alte: „Oho! die Poſtwagen haben eine gute Bauart, ich traue mich ſchon.“ — „Jetzt, Herr Anton, weiß ich, daß mein Vater uns niemals beſucht.“

„Warum nicht?“ frug Anton.

„Es iſt möglich, daß er bis Rosmin kommt. Zwar nicht im Wagen, aber daneben. Denn ſo lange er weiß, daß er einen oder zwei Plätze belegt hat, wird er allenfalls neben der Poſt her laufen. Sobald er aber dieſe Pferde und dieſen Weg ſieht, kehrt er auf der Stelle um. „Soll ich in eine Gegend, wo der Sand unter den Beinen wegläuft wie Waſſer, und wo die Mäuſe im Geſchirr gehen?“ wird er ſagen; „dieſes Land iſt mir nicht feſt genug.“

„Die Pferde ſind nicht das Schlechteſte in dieſer Gegend,“ erwiederte Anton zerſtreut, „ſieh zu, auch dieſe laufen.“

„Ja,“ antwortete Karl, „aber nicht als ordentliche Pferde, ſie werfen ihre Beine durcheinander wie zwei Kater, die ſich in der Peterſilie balgen. Und was ſie für Schuhe haben, deutliche Gänſefüße; für dieſe Hufe iſt noch kein Eiſen erfunden.“

„Wenn wir nur vorwärts kommen,“ entgegnete Anton, „der Wind geht kalt und mich fröſtelt durch den Pelz.“

„Der Herr Bevollmächtigte haben die letzten Nächte wenig geſchlafen,“ ſagte Karl ſalutirend; „die Luft bläſt hier wie über eine Tenne. Die Erde iſt in dieſer Gegend nicht rund, wie anderswo, ſondern platt wie ein Kuchen. Gerade hier haben ſich die Leute eine Wüſtenei angelegt, wir fahren ſchon über eine Stunde, und noch iſt kein Dorf zu ſehen.“

„Ja wohl, eine Wüſte,“ ſeufzte Anton; „hoffen wir, daß es beſſer wird.“

So ging es in tiefem Schweigen weiter. Endlich hielt der Kutſcher neben einer Waſſerlache, ſpannte die Pferde los, ohne ſich um die Reiſenden zu bekümmern, und führte ſie an das Waſſer.

„Was Teufel ſoll das heißen?“ rief Karl vom Wagen ſpringend.

„Ich füttere,“ antwortete der Knecht mürriſch mit fremdem Accent.

„Ich bin neugierig, wie er das anfangen wird,“ ſprach Karl in den Wagen. „Es iſt auch nicht der Schatten eines Futterſacks zu ſehen.“

Die Pferde aber bewieſen, daß ſie auch ohne Hafer zu leben wußten, ſie ſtreckten die zottigen Hälſe zum Boden und fraßen das Gras und die Blätter des Strauchwerks am Waſſerrand ab, zuweilen ſenkten ſie den Kopf bis auf die Waſſerfläche und prüften den trüben Trank. Der Knecht aber holte einen Beutel unter ſeinem Sitz hervor, ſetzte ſich in den Schutz eines Erlenſtrauches und ſchnitt mit ſeinem Meſſer Brot und Käſe zurecht, ohne einen Blick auf ſeine Paſſagiere zu werfen.

„Höre, Ignaz oder Jacob,“ rief Karl, ihn unſanft anſtoßend, „wie lange ſoll das Frühſtück dauern?“

„Eine Stunde,“ erwiederte der Knecht kauend.

„Und wie weit iſt noch von hier nach dem Gut?“

„Zwei Stunden, vielleicht auch mehr.“

„Du wirſt nichts mit ihm ausrichten,“ ſagte Anton, „wir müſſen uns den Brauch der Landſtraße gefallen laſſen.“ Er ſtieg vom Wagen und trat zu den Pferden.

Anton iſt auf dem Wege der polniſchen Herrſchaft. Er iſt jetzt Geſchäftsführer des Freiherrn. Sorgenvolle Monate hat er verlebt. — Die Trennung von ſeinem Prinzipal und dem Hauſe war reich an bitteren Empfindungen. Anton ſtand die letzte Zeit allein, auch unter ſeinen Collegen; nur der ſtille Baumann war auf ſeiner Seite, das übrige Comtoir betrachtete ihn als einen Verlorenen. Mit eiſerner Kälte hörte der Kaufmann ſeine Kündigung an, noch in der Stunde des Abſchieds lag die Hand des Chefs wie hartes Metall in der ſeinen. — Seitdem hat Anton im Auftrag der Familie einige Reiſen gemacht, nach der Reſidenz, zu Gläubigern. Jetzt ſoll er mit Karl, den er für die Wirthſchaft des Freiherrn geworben, auf dem neuen Gut eine beſſere Ordnung einrichten. Ehrenthal hatte nach dem Termin der Verſteigerung auf Grund ſeiner Vollmacht die Herrſchaft übernommen, er hatte den polniſchen Verwalter auch für den Freiherrn verpflichtet. Es war unordentlich zugegangen bei der Uebernahme, und in Rosmin wußte man, daß der Verwalter des Gutes ſeitdem viele Verkäufe und Betrügereien vorgenommen hatte. So hat Anton keine Ausſicht auf friedliche Tage.

„Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich meinen Auftrag ausrichten ſoll,“ rief Karl und fuhr mit den Händen in das Stroh des Wagens. Er holte eine große Kapſel von lackirtem Blech hervor und trug ſie zu Anton hinunter. „Dies hat mir Fräulein Sabine für Sie mitgegeben.“ Vergnügt öffnete er den Deckel und präſentirte die Beſtandtheile eines reichlichen Frühſtücks, eine Flaſche Wein und einen ſilbernen Becher. Anton griff nach der Kapſel. „Sie hat eine ſehr ſchlaue Einrichtung,“ erklärte Karl, „Fräulein Sabine hat ſie ſo beſtellt.“ Anton betrachtete das Gefäß von allen Seiten und ſtellte es ſorgfältig auf ein weiches Grasbüſchel, dann ergriff er den Becher und ſah darauf ſeinen Namenszug gravirt und darunter die Worte: „Dein Wohl!“ Darüber vergaß er das Frühſtück und ſeine Umgebung und ſtarrte nachdenkend auf das kleine Gefäß.

„Vergeſſen Sie das Frühſtück nicht, Herr Generalbevollmächtigter,“ erinnerte Karl.

„Setze dich zu mir, mein treuer Freund,“ ſagte Anton, „iß und trink mit mir. Deine höflichen Poſſen gewöhne dir ab; wir werden wenig haben, was wir aber erwerben, das wollen wir brüderlich mit einander theilen. Nimm die Flaſche, wenn du kein Glas haſt.“

„Nichts über Leder,“ ſagte Karl, ein kleines Trinkgefäß von braunem Leder aus der Taſche ziehend. „Und was Sie ſoeben zu mir geſagt haben, das war freundlich gemeint, und ich danke Ihnen dafür. Aber Subordination muß ſein, ſchon wegen der andern Leute, und ſo wird der Herr Bevollmächtigte mir ſchon gütigſt erlauben, daß ich Ihnen zuerſt die Hand ſchüttele, und im Uebrigen Alles beim Alten bleibt. Sehen Sie nur die Pferde, Herr Anton, meiner Treu, die Racker freſſen auch Diſteln.“

Wieder wurden die Pferde eingeſpannt, wieder warfen ſie ihre kurzen Beine im Sande vorwärts, und wieder ging es fort in der kahlen Gegend. Zuerſt durch eine leere Ebene, durch einen ſchlechten Kiefernwald, dann über eine Reihe von niedrigen Sandhügeln, die wie Dünen der öden Waſſerfluth über den pflanzenarmen Boden hervorragten, dann auf ſchadhafter Brücke über einen kleinen Bach. „Hier iſt das Gut,“ ſagte der Kutſcher ſich umdrehend, und wies mit der Peitſche auf einen Haufen dunkeler Strohdächer, welcher gerade vor ihnen ſichtbar wurde. Anton erhob ſich von ſeinem Sitz und ſuchte die Baumgruppe, in welcher das Herrenhaus liegen konnte. Er ſah nichts davon. Um das Dorf war Manches nicht zu finden, was auch die ärmlichſten Bauernhäuſer ſeiner Heimat ſchmückte, kein Hauſe von Obſtbäumen hinter den Scheuern, kein umzäunter Garten, keine Linde auf dem Dorfplatz, einförmig und kahl ſtanden die ſchmutzigen Hütten neben einander.

„Das iſt traurig,“ ſeufzte er ſich niederſetzend, „viel ärger, als man uns in Rosmin geſagt.“

„Das Dorf ſieht aus wie verwünſcht,“ rief Karl; „die Geſpanne arbeiten nicht auf dem Felde, und weder Kühe noch

Schafe ſind auf dem Stoppelland zu ſehen. Wahrſcheinlich haben die Leute hier Stallfütterung."

Der Knecht ſchlug auf die Pferde, und in unregelmäßigem Galopp fuhren ſie zwiſchen zwei Reihen von Lehmhütten durch das Dorf und hielten vor der Schenke an. Karl ſprang vom Wagen, öffnete die Schenkſtube und rief den Wirth. Ein Jude erhob ſich langſam von ſeinem Sitz am Ofen und kam an die Hausthür. „Iſt der Gensdarm von Rosmin angekommen?" frug Anton. Er war in das Dorf gegangen. — „Wo iſt der Weg nach dem Hofe?"

Der Wirth, ein ältlicher Mann mit verſtändigem Geſicht, beſchrieb den Weg deutſch und polniſch und blieb an der Thür ſtehen, wie Karl behauptete, ganz außer ſich über den Anblick von zwei Menſchen. Der Wagen bog in einen Nebenweg ein, der auf beiden Seiten mit dicken Baumſtümpfen beſetzt war, den Ueberreſten einer gefällten Allee. Durch die Löcher des Weges, durch Schlammpfützen und über Steine raſſelte der Wagen vor einen Haufen von Lehmhütten, an denen noch die Reſte eines weißen Kalkmantels hingen. „Die Scheunen und Ställe ſind leer," rief Karl, „denn in den Dächern ſind Oeffnungen, groß genug, um mit unſerm Wagen hineinzufahren."

Anton ſprach nichts mehr, er war gefaßt auf Alles. Durch eine Lücke zwiſchen den Ställen fuhren die Reiſenden in den Wirthſchaftshof, einen großen unregelmäßigen Platz, auf drei Seiten von ſchadhaften Gebäuden umgeben, die vierte offen gegen das Feld. Dort lag ein Haufe von Trümmern, Lehm und verfaulten Balken, die Ueberreſte einer eingefallenen Scheuer. Der Hofraum war leer, von Ackergeräthen und menſchlicher Thätigkeit war nichts zu erblicken. „Wo iſt die Wohnung des Inſpectors?" frug Anton betroffen. Der Kutſcher ſah ſich ſuchend um, endlich entſchied er ſich für ein kleines Parterregebäude mit einem Strohdache und unſaubern Fenſtern.

Bei dem Geräuſch des Wagens trat ein Mann auf die Thürſchwelle und wartete phlegmatiſch ab, bis die Reiſenden abgeſtiegen waren und dicht vor ihm ſtanden. Es war ein breitſchultriger Geſell mit einem aufgedunſenen Branntweingeſicht, in einer Jacke von zottigem Zeuge; hinter ihm ſteckte ein ebenſo zottiger Hund die Schnauze aus der Thür und knurrte die Fremden an. „Sind Sie der Inſpector dieſer Güter?“ frug Anton.

„Der bin ich,“ erwiederte der kurze Mann in gebrochenem Deutſch, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Und ich bin der Bevollmächtigte des neuen Eigenthümers,“ ſagte Anton.

„Das geht mich alles nichts an,“ grollte der zottige Mann in grobem Ton, drehte kurz um, ging in die Stube zurück und verriegelte die Thür von innen.

Anton war empört. „Schlag' das Fenſter ein und hilf mir den Schurken feſtnehmen,“ rief er ſeinem Begleiter zu. Dieſer griff kaltblütig nach einem Stück Holz, ſchlug auf die Scheiben, daß der morſche Fenſterflügel klirrend in die Stube fiel, und ſprang mit einem Satz durch die Oeffnung hinein. Anton folgte. Das Zimmer war leer, die Kammer daneben auch, von dort führte ein offenes Fenſter ins Freie, der Mann war hinausgeſprungen. „Durch's Fenſter herein und wieder hinaus, wie die Teufel,“ ſchrie Karl und ſprang dem Flüchtling nach, Anton eilte zurück um das Haus herum. Er hörte Hundegebell und ſah, wie Karl über den ungetreuen Haushalter herfiel und ihn unter dem wüthenden Gekläff des Hundes am Kragen faßte. Anton ſprang zu Hilfe und hielt den Ausreißer feſt, während Karl dem Hunde einen Fußtritt gab, daß dieſer weit weg auf den Boden flog. Darauf brachten Beide den Inſpector, welcher heftig um ſich ſchlug, um die Ecke herum in das Haus zurück.

„Fahr' zur Schenke und hole den Gensdarm und den Wirth,“ rief Anton dem Kutſcher zu, der unbekümmert um die Händel der Herren unterdeß das Gepäck der Reiſenden vom Wagen abgeladen hatte. Der Knecht fuhr gemächlich ab, der Flüchtling wurde in die Stube geführt. Karl ergriff ein altes Tuch und band ihm die Hände auf den Rücken. „Entſchuldigen Sie, Inſpector,“ ſagte er, „es iſt nur auf einige Stunden, bis der Gensdarm aus Rosmin kommt, den wir beſtellt haben.“ Unterdeß ſah ſich Anton in der Wohnung um; außer dem nothdürftigſten Hausrath und dem Bett des Mannes war nichts zu finden, weder Bücher noch Rechnungen. Es war kein Zweifel, auch die Wohnung war bereits ausgeräumt. Aus der Rocktaſche des Gefangenen ragte ein Bündel Papiere, Anton zog ſie dem Widerſtrebenden heraus, es waren Verhandlungen und Actenſtücke in polniſcher Sprache. Unterdeß kam der Knecht mit dem Schenkwirth und dem bewaffneten Polizeibeamten zurück. Der Wirth blieb verlegen an der Thür ſtehen, dem Gensdarm erklärte Anton kurz den Zuſammenhang. „Machen Sie eine Eingabe an das Amt,“ ſagte der Gensdarm, „und geben Sie mir den Mann auf der Stelle mit. Er ſoll in Ihrem Wagen nach Rosmin fahren. Es wird am beſten ſein, wenn Sie ſich den Menſchen vom Halſe ſchaffen, denn es iſt eine ſchlechte Gegend hier, und er wird Ihnen zu Rosmin ſicherer ſein als hier, wo er Freunde und Spießgeſellen hat.“ Aus der Schenke wurde nach langem Suchen ein Bogen Papier herzugebracht. Anton ſchrieb die Anzeige nieder und legte auf das Anſuchen des Polizeibeamten, der die polniſchen Schriftſtücke kopfſchüttelnd durchgeſehen hatte, dieſe bei; der Gefangene wurde auf den Wagen gehoben, der Gensdarm ſetzte ſich neben ihn und ſagte vor der Abfahrt noch zu Anton: „Ich habe mir lange gedacht, daß ſo etwas kommen würde. Sie werden mich vielleicht noch öfter in dieſen Tagen brauchen.“ So fuhr der Wagen aus dem Hofe, und ſo verlief die Uebernahme des Gutes durch Anton. Er war ausgeſetzt, wie auf einer wüſten Inſel. Seine Lederkoffer und Reiſebedürfniſſe ſtanden im Freien an einer Lehmwand, der Schenkwirth des polniſchen Dorfes war der einzige Menſch, der ihnen Auskunft geben konnte und Rath ſchaffen in der unbehaglichen Lage.

Jetzt, da der Inſpector entfernt war, wurde der Wirth geſprächig, er zeigte guten Willen und erbot ſich demüthig zu allen Dienſten. Eine lange Unterredung begann. Das Ergebniß war ungefähr ſo, wie Anton nach den Warnungen des Juſtizcommiſſars Walther und der Beamten zu Roſmin gefürchtet hatte. Der abgeführte Verwalter hatte in den letzten Wochen noch nach Kräften gearbeitet, das Inventarium zu verwüſten; er war ſicher geworden durch ein Gerücht, das aus der Stadt in die Dörfer gedrungen war, auch der neue Beſitzer werde die Güter nicht übernehmen. Endlich ſchloß Anton die Verhandlung mit den Worten: „Was jener ſchlechte Mann veruntreut hat, darüber wird er Rechenſchaft ablegen; unſere nächſte Sorge iſt, feſtzuhalten, was auf den Gütern noch vorhanden iſt. Ihr müßt heut unſern Führer machen."

So durchſuchten ſie den menſchenleeren Hofraum. — Vier Pferde mit zwei Knechten — ſie waren in das Holz gefahren — wenige ſchadhafte Pflüge, ein paar Eggen, zwei Leiterwagen, eine Britſchka, ein Keller mit Kartoffeln, einige Wiſpel Hafer, wenig Stroh — die Aufzeichnung nahm keinen großen Raum in Anſpruch; die Gebäude waren ſämmtlich ſchadhaft, nicht durch hohes Alter, ſondern durch die Gleichgültigkeit der Menſchen, welche das Eindringen der Elemente ſeit Jahren nicht verhindert hatten.

„Wo ſteht das Wohnhaus?" frug Anton. Der Wirth führte aus dem Hofraum auf den Anger, eine weite Fläche, welche allmählich zu dem Ufer des Baches abfiel. Es war eine große Viehtrift. Die Rinder und Schafe hatten Löcher ausgetreten, die Rüſſel begehrlicher Schweine hatten den Boden aufgewühlt, graue Maulwurfshügel und üppige Grasbüſchel erhoben ſich auf dem Grund. Der Wirth ſtreckte die Hand aus: „Dort iſt das Schloß. Dies Schloß iſt berühmt in der ganzen Umgegend," fügte er mit Bewunderung hinzu, „ein ſolches ſteinernes Haus hat kein Edelmann im Kreiſe. Die

Herren im Lande wohnen hier in Lehm und Holz. Auch der reichſte, der von Tarow, hat nur ein niedriges Haus."

Etwa dreihundert Schritt von der letzten Scheuer erhob ſich ein mächtiger Bau von rohen Backſteinen, mit ſchwarzem Schieferdach und einem dicken runden Thurm. Das finſtere Mauerwerk auf dem Weideland ohne Bäume, ohne eine Spur von Leben, ſtand unter dem grauen Wolkenhimmel wie eine geſpenſtige Feſtung, welche ein häßlicher Geiſt aus den Tiefen der Erde gehoben hat, um von ihr aus das grüne Leben der Landſchaft zu vernichten.

Die Männer traten näher heran. Das Schloß war zur Ruine geworden, bevor die erbauenden Handwerker ihre Arbeit vollendet hatten. Seit uralter Zeit hatte an dieſer Stelle der unförmliche Thurm geſtanden, er war aus großen Feldſteinen gemauert, mit kleinen Fenſtern und Zuglöchern. Die alten Herren der Landſchaft hatten von ſeiner Höhe auf die Wipfel der Bäume geſehen, welche damals wohl noch weiter in die Ebene hineinreichten; ſie hatten von dort als ſtrenge Herren mit den Leibeigenen geſchaltet, die vor ihren Füßen das Land bauten und für ſie arbeiteten und ſtarben. Mancher Sarmatenpfeil war durch die kleinen Fenſter auf den anſprengenden Feind herabgeflogen, und manches anſtürmende Tatarenpferd war zurückgeprallt vor der feindlichen Steinmauer. An dieſen grauen Thurm hatte vor vielen Jahren ein Despot der Landſchaft zur Buße für begangene Sünden die Mauern eines Kloſters aufgerichtet. Aber das Kloſter war niemals fertig geworden, und lange hatten die Mauern zwecklos daſtanden, bis der verſtorbene Graf ſie zu einem Herrenhaus für ſein Geſchlecht ausbaute. Er wollte einen Prachtbau aufführen, wie die Umgegend keinen anderen kannte.

Die Front des Hauſes war ſo an den Thurm gemauert, daß er in ihrer Mitte ſtand, und aus der geraden Linie im Halbkreis vorſprang, zwei Flügel des neuen Baues gingen auf den Bach hin. Es war die Abſicht geweſen, eine hohe

Rampe vor dem Schloß aufzuführen, der Haupteingang war in den Thurm eingeſchlagen und ausgewölbt worden; aber die Rampe war nicht aufgeſchüttet, und die ſteinerne Schwelle der Hausthür lag weit über Mannshöhe in der Thurmmauer, ohne Leiter nicht zu betreten. Keine Thür verſchloß die große Oeffnung. Die Fenſterlöcher des untern Stocks wieſen noch die rohe Mauer, ſie waren mit Brettern nothdürftig verſchlagen, im obern Stock waren einzelne Fenſter mit künſtlichen Rahmen von gedrechſeltem Holz verziert, und große Scheiben hatte man eingefugt, aber wieder zerſchlagen. In andern Fenſterlöchern hingen Nothrahmen aus rohem Kiefernholz mit kleinen trüben Glasaugen. Auf der Zinne des Thurms ſaß eine Geſellſchaft Dohlen und blickte verwundert herab auf die fremden Männer, zuweilen flog eine mit lautem Schrei auf und ließ ſich an einer andern Stelle des Daches nieder, um wieder auf die Unwillkommenen herabzuſtarren.

„Ein Haus für Krähen und Fledermäuſe, aber nicht für Menſchen," rief Anton; „noch ſehe ich keinen Zugang zu dieſem Räuberſchloß." Der Wirth führte um das Gebäude herum. Auf der hintern Seite, wo zwei Flügel die Form eines Hufeiſens bildeten, waren niedrige Eingänge zum Erdgeſchoß und den Kellern, dort unten waren Ställe, große gewölbte Kochräume und kleine Zellen für die unfreien Diener. Von dem Anger aber lief eine Holztreppe hinauf in das untere Stockwerk. Knarrend bewegte ſich die Thür in ihren Angeln, ein ſchmaler Gang führte durch den Seitenflügel in die Räume des Vorderhauſes. Dort war Alles in großen Verhältniſſen angelegt und auf eine reiche Ausſtattung berechnet. Die runde Vorhalle, ein Gewölbe des alten Thurms, war mit bunten Marmorſtücken moſaikartig gepflaſtert, aus ihr ſah man durch die große Thüröffnung hinaus in das Freie. Eine breite Treppe, wie für ein Königsſchloß, führte in den obern Stock. Hier wölbte ſich eine zweite runde Halle mit kleinen Fenſterlöchern, das zweite Stockwerk des Thurms. Zu ihren beiden

Seiten lag die Reihe der Zimmer. Ueberall hohe wüſte Räume, ſchwere eichene Flügelthüren und ſchmutzige Kalkwände; die Decken waren aus dicken Fichtenſtämmen gezimmert, die im Schachbret in einander gefügt waren, in einigen Stuben ſtanden ungeheure grüne Kachelöfen, in anderen fehlten die Oefen ganz, in einigen war der Fußboden kunſtvolles Täfelwerk, in andern knorrige Kieferbreter; ein großer Saal mit zwei rieſigen Kaminen für Klafterſcheite hatte eine Nothdecke von alten Latten. Das Schloß war angelegt für einen wilden aſiatiſchen Hofhalt, für Tapeten von Leder und Seide aus Frankreich, für koſtbare Holzbekleidung aus England, für maſſives Silbergeräth aus deutſchen Bergwerken, für einen ſtolzen Herrn, für zahlreiche Gäſte und für eine Schaar leibeigener Knechte, welche die Hallen und Vorzimmer anfüllen ſollten. Der Erbauer des Schloſſes hatte an das reichliche Leben ſeiner wilden Ahnherren gedacht, als er den Bau aufführen ließ, er hatte dafür Hunderte von Stämmen aus ſeinem Walde niedergeſchlagen, und ſeine Leibeigenen hatten mit ihren Beinen und Händen viele tauſend Ziegel geknetet; aber die Zeit, die unerbittliche, hatte ihren Finger aufgehoben gegen ſeine Pläne, und nichts war lebendig geworden, was er gehofft hatte. Er ſelbſt war verdorben und geſtorben während des Baues, und ſein Sohn, ein Kind der Fremde, hatte den Untergang ſeines Erbes, ſo ſehr als einem Unſinnigen möglich, im fernen Lande beeilt. Jetzt ſtanden die Mauern des Slavenſchloſſes mit geöffneten Thüren und Fenſtern, aber kein Gaſtfreund ſprach im Eintreten dem Hauſe ſeinen Glückwunſch, nur wildes Geflügel flog aus und ein, und der Marder ſchlich neugierig über die Balkenlage. Nutzlos und häßlich ſtanden die Mauern, ſie drohten zu zerbröckeln und zu zerfallen wie das Geſchlecht, das hier gehauſt hatte.

Anton ging mit ſchnellen Schritten aus einem Zimmer in das andere, vergebens hoffte er einen Raum zu finden, in dem er ſich die beiden Frauen denken konnte, welche auf dieſe

Wohnung wie auf ein letztes Aſyl hofften. Er öffnete alle Thüren, er ſtieg über die kniſternden Treppen in die Höhe und wieder herunter, er ſtörte die Vögel auf, welche durch die Oeffnungen eingedrungen waren und noch an den Neſtern des letzten Sommers hingen; aber er fand nichts als unwohnliche Räume mit ſchmutzigen Kalkwänden oder rohen Mauern, überall Zugluft, klaffende Thüren, verblindete Fenſter. In dem großen Saale war etwas Hafer aufgeſchüttet; einige Zimmer des Oberſtocks mochten früher zum nothdürftigen Aufenthalt für Menſchen gedient haben, ſchlechte Stühle und ein roher Tiſch war Alles, was ſich von Möbeln vorfand.

Endlich betrat Anton die verfallene Treppe des Thurmes und ſtieg auf die Plattform. Dort ſah er über den Mauerrand in die Tiefe und hinaus in die Ebene. Zu ſeiner linken Seite ſank die Sonne hinter grauen Wolkenmaſſen hinab in den dunkeln Schatten der Nadelwälder, zur rechten Seite lag das unregelmäßige Viereck des Wirthſchaftshofes, dahinter an der Landſtraße die unſchönen Hütten des Dorfes, in ſeinem Rücken der Bach, der von der untergehenden Sonne her nach dem Dorfe zu floß und an ſeinen Ufern einen Streifen Wieſenland zeigte. Um die Wieſen und den Anger lagen die Ackerſtücke wie in toter Ruhe, ein unreines Grün war auf den meiſten aufgeſchoſſen, nur wenige zeigten die braunen Schollen, die Zeichen neuer Cultur. Auf dem Ackerboden erhoben ſich hier und da wilde Birnbäume, die Freude des polniſchen Landmanns, ſtarke Stämme mit einer mächtigen Krone; unter jedem war eine Inſel von Gras- und Pflanzenbüſcheln, buntgefärbt durch das abgefallene Laub. Die wilden Bäume allein, die Wohnungen zahlloſer Vögel, unterbrachen die einförmige Fläche, ſie und am Rande des Geſichtskreiſes der dunkle Wald. Denn hinter Wieſe und Feld und hinter dem gelben Sande umſchloß einförmiges Nadelholz die Ausſicht. Der Himmel grau, der Boden mißfarbig, die Bäume und Sträucher am Bach ohne Grün, und der Wald mit ſeinen Vorſprüngen und Buchten einem Walle gleich, welcher dieſen Erdfleck abſchied von allen Menſchen, von aller Bildung, von jeder Freude und Schönheit des Lebens.

Antons Herz wurde ſchwer. „Arme Lenore, ihr armen Leute!“ ſeufzte er laut und faltete traurig die Hände. „Es ſieht hier abſcheulich aus, aber das läßt ſich beſſern. Wer Geld und Geſchmack hat, der Menſch kann Alles. Man kann dies Haus ausbauen und ſchmücken, ohne ungewöhnliche Koſten, Vorhänge, Teppiche, einige hundert Fuß Goldleiſten, der Tapezierer und Maler würden es in ein ſtattliches Schloß verwandeln. Leicht wäre der Anger geebnet, mit feinem Gras beſäet, einige Blumenbeete von leuchtenden Farben hineingeſetzt, dahinter eine Anzahl Büſche gepflanzt, die Hütten des Dorfes durch Baumlaub verſteckt. Und käme dann zu Haus und Park das Gefühl der Kraft und Thätigkeit, dann könnte auch dieſe Landſchaft, die troſtloſeſte und ödeſte, ein heiteres Bild werden. Es iſt nichts dazu nöthig als Capital, Menſchenkraft und ein geordneter Sinn. Wie aber will der Freiherr dieſe Güter finden? Die behagliche Einrichtung dieſes Hauſes ſollte die Blüthe eines thätigen und erfolgreichen Lebens ſein, und das Leben des Hausherrn iſt zerbrochen; ſie kann mit Verſtand nur geſchehen aus den Ueberſchüſſen, welche dieſes Gut ſeinem Herrn bereitwillig gewährt, und Tauſende von Thalern werden nöthig ſein, um in dieſer Unordnung die Anfänge eines neuen Lebens zu ſchaffen, und Jahre werden vergehen, bevor der Boden mehr trägt als die Wirthſchaftskoſten oder dürftige Intereſſen des angelegten Capitals.“

Unterdeß betrachtete Karl zwei Zimmer des Oberſtocks mit Kennerblicken. „Dieſe beiden gefallen mir vor allen andern,“ ſagte er zu dem Wirth. „Sie haben gekalkte Wände, ſie haben Fußböden, ſie haben Oefen, ja ſie haben ſogar Fenſter. Zwar ſind die Scheiben ſchadhaft, aber bis der Glaſer kommt, iſt dickes Papier nicht zu verachten. Hier richten wir uns ein. Könnt ihr mir etwas holen, was mit Beſen und Scheuerlappen umzugehen weiß? Gut, ihr könnt's; und hört, ſucht einige Bogen Papier zurecht, einen Leimtiegel führe ich mit mir. Wir wollen auf der Stelle Holz holen, dann will ich einheizen, Leim kochen, Papierfenſter einſetzen und Ritze verkleben. Vor Allem aber helft mir unſer Gepäck vom Hofe herſchaffen. Raſch vorwärts!"

Er riß durch ſeinen Eifer den Wirth fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiſte mit allerlei Handwerkzeug aus, und der Wirth lief nach der Schenke, ſeine Magd zu rufen.

Unterdeß trabten auf der Landſtraße einige Reiter dem Hofe zu, ſtattliche Männer in Herrentracht; ſie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen ſtieg ab und pochte heftig an die verſchloſſene Thür. Anton rief ſeinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppirten heran. „Guten Tag," rief der Eine in ſorgfältigem Deutſch, „iſt der Inſpector zu Haus?"

„Wo iſt der Oekonom? wo iſt Bratzky?" riefen die Andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inſpector dieſes Gutes meinen," erwiederte Karl trocken, „ſo wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden."

„Was ſoll das?" frug der erſte Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich erſuche Sie um Auskunft."

„Wollen Sie Herrn Bratzky ſprechen, ſo müſſen Sie ſich nach der Stadt bemühen, er ſitzt im Stock."

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten ſich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polniſcher Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weshalb?"

„Fragen Sie meinen Herrn," erwiederte Karl und wies auf die Thür des Thurms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigenthümer des Gutes vor mir zu ſehen?" frug der Reiter ſich dem Thurm nähernd hinauf und lüftete ſeinen Hut. Anton ſah erſtaunt auf den Fremden herunter, Stimme und Geſicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandſchuhen, der in kritiſcher Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geſchäftsführer des Freiherrn von Rothſattel,“ entgegnete er. Das Pferd des Reiters that zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte ſich ſchnell ab und ſprach einige Worte zu ſeinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem ſchlauen Fuchsgeſicht: „Wir wollen in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inſpector des Gutes ſprechen. Wir erfahren, daß derſelbe in Haft iſt, und bitten Sie, uns zu ſagen, weshalb.“

„Er hat ſich durch die Flucht der Uebergabe der Güter an mich entziehen wollen. Es iſt Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat.“

„Sind ſeine Sachen mit Beſchlag belegt?“ frug der Reiter wieder hinauf.

„Weshalb thun Sie dieſe Frage?“ frug Anton zurück.

„Um Vergebung,“ entgegnete der Andere, „der Mann hatte durch Zufall Acten, welche mir gehören, in ſeiner Wohnung, es könnte mich in Verlegenheit ſetzen, wenn mir die Dispoſition darüber entzogen würde.“

„Seine Effecten ſind mit ihm nach der Stadt geſchafft worden,“ erwiederte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leiſe Unterredung entſtand, dann ſtoben die Fremden mit kurzem Gruß in geſtrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten ſie einen Augenblick vor der Schenke und verſchwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

„Was wollten die, Herr Wohlfart?“ frug Karl. „Das war ein Beſuch im Sturmwind.“

„Ja wohl,“ erwiederte Anton, „auch ich habe Grund, ihn für auffallend zu halten. Wenn ich nicht irre, habe ich einen der Herren bereits in ganz anderer Umgebung geſehen. Wahrſcheinlich hat dieſer Herr Bratzky ſich Freunde zu erwerben gewußt durch ungerechten Mammon.“

Der Abend hüllte Schloß und Wald in ſeine grauen Decken. Die Knechte kehrten mit den Pferden aus dem Walde zurück, Karl führte ſie vor Antons Augen, hielt ihnen in polniſcher Sprache eine kurze Rede und nahm ſie für den neuen Herrn in Pflicht. Dann kam noch der Wirth zum Rechten ſehen, er brachte Waſſer und eine Tracht Holz und ſagte zu Anton: „Ich bitte den gnädigen Herrn, vorſichtig zu ſein in der Nacht, die Bauern ſitzen in der Schenke und raiſonniren über Ihre Ankunft; es ſind ſchlechte Leute darunter, ich traue nicht, daß nicht Einer zur Nacht einen Schwefelfaden in das Stroh ſteckt und Ihnen den Hof abbrennt."

„Ich traue, es thut's Keiner," entgegnete Karl, einen neuen Holzblock in den Ofen werfend. „Es bläſt ein hübſcher Wind gerade auf das Dorf zu, 's wird Niemand ein Narr ſein und ſich ſelbſt die volle Scheuer in Brand ſtecken. Wir wollen dafür ſorgen, daß derſelbe Weſtwind von heut ab immer weht, ſo lange wir hier ſind. Sagt das euren Leuten. — Habt ihr mir die beiden Kartoffeln mitgebracht?"

Anton beſtellte den Wirth zum nächſten Morgen, und die beiden Gefährten waren allein in dem öden Hauſe.

„Auf das Anlegen dürfen Sie nichts geben, Herr Anton," fuhr Karl fort, „es iſt überall in der Welt die Unart betrunkener Schlingel, mit Feuer zu drohen. — Und zuletzt, mit Reſpect zu ſagen, wär's auch noch kein großer Schade. — Jetzt, Herr Anton, ſind wir unter uns, jetzt ſieht man ſo wenig als möglich von dieſer polniſchen Wirthſchaft, jetzt fängt's an und wird gemüthlich."

„Du haſt Recht," ſagte Anton und ſchob ſich einen Schemel zum Ofen.

In den grünen Kacheln kniſterte das Holz, und der rothe Schein der Flamme verſuchte auf dem Fußboden einen feurigen Teppich zu malen und ſtreifige Lichter und Schatten durch die ganze Stube zu ziehen.

„Die Wärme thut wohl," ſagte Anton, „aber riechſt du keinen Rauch?"

„Natürlich,“ erwiederte Karl, welcher vor dem Ofenloch mit ſeinem Meſſer runde Löcher in die Kartoffeln bohrte. „Gerade die beſten Oefen rauchen im Anfange des Winters am kräftigſten, bis ſie ſich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Und vollends dieſer grüne Dickkopf hier hat vielleicht ſeit einem Menſchenalter kein Feuer geſehen; es iſt in der Ordnung, daß er nicht ſogleich in Zug kommt. Bitte, ſchneiden Sie ein Stück Brot ab und ſtreichen Sie hier den Ritz zu, ich verfertige unſere Leuchter.“ Er holte ein großes Packet Lichte hervor, ſchnitt die halbe untere Rundung der Kartoffeln ab, ſteckte in jede ein Licht und ſtellte ſie als Leuchter auf den Tiſch, dann ſetzte er die Blechbüchſe auf. „Die iſt unerſchöpflich,“ ſagte er, „ſie hält noch morgen Mittag vor.“

„Gewiß,“ ſtimmte Anton vergnügt bei. „Ich habe einen merkwürdigen Appetit. Und jetzt laß uns überlegen, wie wir unſere Wirthſchaft einrichten. Was wir von Hausrath nicht entbehren können, holen wir aus der Stadt, ich will ſogleich ein Verzeichniß machen. Das eine Licht löſchen wir wieder aus, wir müſſen ſparen.“

So verging der Abend unter guten Plänen; Karl machte die Entdeckung, daß er aus Kiſten und Bretern einen Theil der Möbel in wenig Stunden zuſammenſchlagen konnte. Und luſtig klang zuweilen das Lachen der Genoſſen in den Wänden des Despotenhauſes wieder. Endlich rieth Anton zu Bett zu gehen. Sie ſchüttelten ihr Lager aus Stroh und Heu zurecht, ſchnallten die Mantelſäcke auf und holten ihre Matratzenſtücke und Decken hervor. Karl befeſtigte ein Schraubenſchloß aus ſeinem Kaſten an der Stubenthür, unterſuchte die Ladung des Karabiners, ergriff ſeine Kartoffel und ſagte ſalutirend: „Wann befehlen der Herr Generalbevollmächtigte morgen geweckt zu werden?“

„Du guter Junge,“ rief Anton, die Hand von ſeinem Lager nach ihm ausſtreckend.

So ging Karl in das Nebenzimmer, das er für ſich ausgeſucht hatte. Kurz darauf verlöſchten die beiden Lichter, der erſte Schimmer des Lebens, welcher in dem verlaſſenen Hauſe wieder aufgeglüht war. In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauſes über dem neuen Feuer, ſie ſummten in dem Rauchfang, ſie klopften an Thüren und Fenſter, erſtaunt über das Treiben der fremden Männer. Endlich fuhren ſie zuſammen in eine Ecke des alten Thurmes und fingen an ſich zu ſtreiten, ob die Flamme, die heut Abend angezündet war, von jetzt ab fortbrennen würde, und ob aus den Fenſtern von jetzt ab alle Tage ein fröhliches Licht hinausfallen würde auf den Anger, die Felder, den Wald. Und während ſie zweifelten, ob das Neue ſtark genug ſei ſich zu erhalten, trieb der Rauch die Fledermäuſe aus ihrer Wohnung im Schornſtein, daß ſie ſchlaftrunken um die Zinnen des Thurms flatterten, und die Käuze im Mauerritz ſchüttelten ihren dicken Kopf und ſtöhnten über die neue Zeit.

2.

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen iſt, begrenzt durch das Geſetz, beſtimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in ſeiner Heimat als tauſendjährige Gewohnheit von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt ſind, und wer plötzlich als Einzelner unter Fremde geworfen wird, wo das Geſetz ſeine Rechte nur unvollkommen zu ſchützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben ſich alle Tage erkämpfen muß, der erſt erkennt den Segen der heiligen Kreiſe, welche um jeden einzelnen Menſchen Tauſende der Mitlebenden bilden, die Familie, ſeine Arbeitsgenoſſen, ſein Volksſtamm, ſein Staat. Ob er in der Fremde verliere oder gewinne, er wird ein Anderer. Iſt er ein Schwächling, ſo wird er die eigene Art den fremden Gewalten opfern, in deren Bannkreis er getreten iſt. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt theuer werden ſeiner Seele die Güter, in deren Beſitz er aufgewachſen war, vielleicht auch die Vorurtheile, die an ſeinem Leben hingen; und Manches, was er ſonſt gleichgültig angeſehen hatte wie Luft und Sonnenſchein, das wird jetzt ſein höchſtes Gut. Erſt im Auslande lernt man den Reiz des Heimatdialekts genießen, erſt in der Fremde erkennt man, was das Vaterland iſt.

Auch Anton ſollte erproben, was er beſaß und was ihm noch fehlte.

Am nächſten Morgen begann die Beſichtigung der Bodenfläche. Die Beſitzung beſtand aus dem Hauptgut und drei Vorwerken, nur die Hälfte des Bodens ſtand unter der Pflugſchar, ein kleiner Theil lag in Wieſen, faſt die Hälfte war Wald und an dem Saume deſſelben nackter Sand. Schloß und Dorf lagen ungefähr in der Mitte der großen Lichtung, zwei Vorwerke an den entgegengeſetzten Enden gegen Morgen und Abend, beide durch Vorſprünge des Waldes verſteckt. Das dritte Vorwerk im Süden war durch den Wald ganz von dem Gute getrennt, es lehnte ſich an ein anderes polniſches Dorf, hatte einen eigenen Wirthſchaftshof und wurde ſeit alter Zeit als getrenntes Gut bearbeitet. Es umfaßte über den vierten Theil der Bodenfläche, hatte eine Brennerei und war ſeit einigen Jahren in Pacht des Branntweinbrenners, eines wohlhabenden Mannes. Der Contract des Pächters war durch Ehrenthal auf einige Jahre verlängert worden, der Pachtzins war niedrig und mehr zum Vortheil des Arrendators als der Gutsherrſchaft feſtgeſetzt. Doch war dies Pachtverhältniß gegenwärtig ein Glück für das Gut, weil es von einem Theil deſſelben Einkünfte gewährte. Der verwüſtete Wald ſtand unter einem Förſter.

Der erſte Gang durch die Flur des Hauptgutes war ſo unerfreulich als möglich; die Felder waren für die Winterfrucht faſt ohne Ausnahme nicht beſtellt, und wo ein kleiner Theil die Spuren der Pflugſchar zeigte, da war ſie durch die

Bewohner des Dorfes hingetragen worden, welche das herrenloſe Gut als ihre Beute betrachteten und die fremden Anſiedler mürriſch und mit verhaltenem Grimme anſtarrten. Seit Jahren hatten ſie keine Hand- und Spanndienſte geleiſtet, und der Schulz, den Anton herbeirufen ließ, erklärte trotzig, die Gemeinde werde ſich nicht gefallen laſſen, daß die alte Zeit wiederkehre. Er gab vor, kein Wort Deutſch zu verſtehen, auch Karls Beredtſamkeit vermochte nur unbehilfliche Reden aus ihm herauszubringen. Der Ackerboden ſelbſt, vernachläſſigt und durch Unkräuter entſtellt, war in vielen Feldſtücken beſſer, als Anton erwartet hatte, und der Schenkwirth rühmte ſeine Erträge; nur in der Nähe des Waldes erwies er ſich als dürftig, auf manchen Stücken gar nicht für Fruchtbau geeignet.

„Das wird ein ernſter Tag," ſagte Anton, ſeine Brieftaſche einſteckend. „Laß die Britſchka anſpannen, wir fahren zu den Kühen."

Das Vorwerk, auf welchem das Rindvieh einquartiert war, lag gegen Abend, eine halbe Stunde vom Schloſſe entfernt. Ein erbärmlicher Stall, daran die Wohnung eines Knechtes, das war Alles. Die Rinderherde und zwei Paar Zugochſen waren dem Großknecht übergeben, er hauſte dort mit ſeiner Frau und einem ſchwachſinnigen Hirten. Die Leute verſtanden nur wenig Deutſch und flößten kein Zutrauen ein; die Frau war eine unſaubere Dame ohne Schuhe und Strümpfe, deren Milchſchüſſeln die reinigende Macht des Waſſers wohl ſelten erfahren hatten. Der Knecht und zuweilen der Hirt pflügten mit den Ochſen, wo ihnen gerade gut ſchien, die Herde weidete auf den ungebauten Aeckern um das Vorwerk. „Hier iſt Arbeit für dich," ſagte Anton, „unterſuche die Herde und was du etwa von Winterfutter findeſt. Ich notire die Gebäude und das Geräth." Karl berichtete: „Vier und zwanzig Milchkühe, halb ſo viel Jungvieh und ein alter Stier; höchſtens ein Dutzend Kühe ſind brauchbar, die andern unnütze Grasfreſſer. Das

Ganze iſt ſchlechte Race; es ſind früher einmal fremde Kühe, wahrſcheinlich ſchweizer, hierhergeſchafft worden, und ein Zuchtſtier, der für den hieſigen Schlag viel zu groß war, ſo ſind häßliche Miſchlinge entſtanden. Die beſten Stücke ſind offenbar ausgetauſcht, denn einiges elende Landvieh läuft in der Herde, das ſich apart zuſammenhält, es kann noch nicht lange bei den andern ſein. Von Futter iſt etwas Heu für den Winter, und einige Schock Haferſtroh da, Streu fehlt ganz.“

„Die Gebäude ſind troſtlos,“ rief Anton. „Fahr', Kutſcher, nach der Brennerei. — Ich habe den Pachtvertrag genau durchgeſehen und bin dort noch am beſten unterrichtet.“

Der Wagen rollte auf einer ſchlechten Brücke über den Bach, dann über Aecker und über eine kahle Sandfläche, ſpärlich mit Wolfsmilch und Sandgras bewachſen, in deren Wurzeln zuweilen das Samenkorn einer Kiefer gekeimt hatte und als krummer Strauch ſeine Aeſte über den Sand legte. Darauf kam der Wald, Büſche und Stangenholz mit weiten Zwiſchenräumen, zwiſchen denen der nackte Sand zu Tage lag, überall Wurzelſtöcke der geſchlagenen Bäume, mit Flechten und Büſcheln Haidekraut umwachſen. Schritt um Schritt wateten die Pferde durch den lockern Sand, keiner der beiden Gefährten ſprach, ungeduldig haftete ihr Blick auf jedem Baum, den ein günſtiger Zufall höher und breiter geformt hatte als die dürftigen Nachbarn.

Endlich erweiterte ſich die Ausſicht, noch ein Dutzend Kieferbäume am Wege und wieder lag eine Ebene vor den Reiſenden, ebenſo einförmig, ebenſo mit Wald eingefaßt, wie die Ackerinſel, aus welcher ſie kamen. Vor ihnen ſtand ein Kirchdorf, ſie fuhren bei einem hölzernen Crucifix vorüber und hielten auf dem Hofe des Vorwerks. Der Pächter hatte wohl ſchon von ihrer Ankunft gehört, wahrſcheinlich war er mit den Verhältniſſen des Freiherrn beſſer bekannt, als Anton lieb war; denn er empfing ſeinen Beſuch mit einer Gönnermiene und ſteifem Nacken. Kaum daß er ſie in ein leeres

Zimmer führte. Und eine ſeiner erſten Fragen war: „Glauben Sie denn, daß der Rothſattel das Gut wird behaupten können? Es iſt viel daran zu thun, und wie ich höre, iſt der Mann nicht im Stande, Capitalien hineinzuſtecken.“

Die anmaßende Kälte erbitterte Anton, aber er antwortete mit der zähen Ruhe, welche der Handelsverkehr dem Eingeweihten gibt: „Wenn Sie mich fragen, ob der Freiherr von Rothſattel die Herrſchaft behaupten wird, ſo erwiedere ich Ihnen, daß er dies um ſo eher im Stande ſein wird, je gewiſſenhafter ſeine Pächter und Zinsleute ihren Verpflichtungen gegen ihn nachkommen. Gegenwärtig bin ich hier, um nachzuſehen, ob Sie ſelbſt dieſe Pflichten erfüllt haben. Ich bin bevollmächtigt, Ihr Inventarium auf Grund Ihres Pachtvertrags durchzuſehen. Und wenn Ihnen an dem guten Willen des Freiherrn jetzt und in der Zukunft gelegen ſein ſollte, ſo gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rath, höflicher gegen ſeinen Stellvertreter zu ſein.“

„Der gute Wille des Barons iſt mir ganz gleichgültig,“ erwiederte der aufgeblaſene Pächter. „Aber da Sie von Ihrer Vollmacht reden, ſo zeigen Sie mir doch das Papier.“

„Hier iſt ſie,“ ſagte Anton, ruhig das Document aus der Taſche ziehend.

Der Arrendator ſah die Schrift ſorgfältig durch, oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, endlich reichte er die Blätter nachläſſig zurück und ſagte grob: „Ich weiß gar nicht, ob Sie das Recht haben, jetzt durch meine Wirthſchaft zu gehen. Indeß habe ich nichts dawider. Gehen Sie und ſehen Sie an, was Sie wollen.“ Dabei ſetzte er ſeine Mütze auf und wandte ſich ab, um nach der Nebenſtube zu gehen.

Karl faßte in ſeinem Zorn einen Stuhl und ſtieß ihn auf den Boden, Anton aber vertrat mit ſchnellem Schritt dem Pächter den Weg und ſagte ihm in ruhigem Geſchäftston: „Ich laſſe Ihnen die Wahl, ob Sie uns auf der Stelle ſelbſt durch die Wirthſchaft führen wollen, oder ob ich eine Inventur durch das Gericht veranlaſſen ſoll. Das Letztere wird Ihnen Koſten verurſachen, die ich für unnütz halte. Ihre Anweſenheit iſt nothwendig, den Beſtand des Inventariums feſtzuſtellen, und deshalb ſind Sie verpflichtet, Sie ſelbſt, uns zu begleiten. Außerdem will ich Ihnen noch andeuten, daß jedem Pächter der gute Wille des Eigenthümers nothwendig iſt, wenn er eine Verlängerung ſeiner Pacht beabſichtigt; und die Ihre geht in zwei Jahren zu Ende. Auch mir iſt es keine Freude, in Ihrer Geſellſchaft die nächſten Stunden zuzubringen; wenn Sie aber die Pflichten des Contracts und der Höflichkeit gegen mich nicht erfüllen, ſo wird der Eigenthümer Ihres Vorwerks jede contractwidrige Nachläſſigkeit, welche ſich hier findet, dazu benutzen, durch die Gerichte ſein Verhältniß zu Ihnen aufzulöſen. Jetzt haben Sie die Wahl.“

Der Pächter ſah einige Augenblicke verdutzt in das entſchloſſene Geſicht Antons und ſagte endlich: „Wenn Sie durchaus darauf beſtehen, — es war nicht ſo böſe gemeint.“ Unwillkürlich rückte er an der Mütze und ging voran in den Hof. Anton folgte und zog wieder ſeine Schreibtafel heraus. Die Beſichtigung begann. Nr. 1. Wohnhaus, das Dach defect. — Nr. 2. Kuhſtall, ein Fach der Lehmwand ausgefallen, u. ſ. w. — So ging es lange fort in unerquicklichem Betrachten und Hadern. Das geſchäftsmäßige Weſen Antons und die kriegeriſche Haltung ſeines Begleiters übten zuletzt ihre Wirkung auf den Pächter, er wurde kleinlauter und murmelte ſogar einige Entſchuldigungen.

Als Anton den Wagen heranwinkte, ſagte er dem Mann: „Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, die bemerkten Uebelſtände zu beſeitigen. Nach dieſer Friſt komme ich wieder.“ Und vom Wagen aus rief Karl dem plumpen Manne zu: „Wollten Sie vielleicht die Güte haben, jetzt Ihre Mütze abzunehmen, wie ich es thue, dies iſt der paſſende Augenblick. — So iſt's recht, mit der Zeit werden Sie das Ding ſchon lernen. Vorwärts, Kutſcher! — Wenn Sie wiederkommen,“ ſagte er zu Anton,

„wird der Mann ſein, wie ein Ohrwurm, der aus einer Pflaume kriecht. Er iſt dick geworden auf dem Vorwerk."

„Und das Hauptgut iſt ſchlechter geworden durch ihn," ſagte Anton. — „Nach dem neuen Vorwerk!"

Ein dürftiges Wohnhaus, auf der einen Seite der lange Schafſtall, auf der andern der Pferdeſtall und die Scheuer.

„Es iſt merkwürdig," ſagte Karl, aus der Ferne auf die Gebäude ſehend, „dieſes Dach hat keine Löcher; dort in der Ecke iſt ein Viereck von neuem Stroh eingeſetzt. Bei Gott, das Dach iſt ausgebeſſert."

„Hier iſt die letzte Hoffnung," erwiederte Anton.

Als der Wagen vorfuhr, zeigte ſich der Kopf einer jungen Frau am Fenſter, neben ihr ein blondhaariger Kinderkopf, beide fuhren ſchnell zurück.

„Dies Vorwerk iſt das Juwel des Gutes," rief Karl und ſprang über den Rand der Britſchka herunter. „Hier ſind deutliche Spuren einer Düngerſtätte. Dort läuft ein Hahn und die Hennen hinterdrein, alle Wetter, ein regulärer Hahn mit einem Sichelſchwanz. Und hier ſteht ein Myrtenſtock am Fenſter. Hurrah! hier iſt eine Hausfrau, hier iſt Vaterland, hier ſind Deutſche."

Die Frau trat aus dem Hauſe, eine ſaubere Geſtalt, gefolgt von dem krausköpfigen Knaben, der beim Anblick der Fremden ſchleunigſt ſeine Finger in den Mund ſteckte und ſich hinter der Schürze ſeiner Mutter verbarg. Anton frug nach dem Mann. „Er kann Ihren Wagen vom Felde ſehen, er wird ſogleich hier ſein," ſagte die erröthende Frau. Sie bat die Herren in die Stube und ſtäubte mit ihrer Schürze eilig zwei Holzſtühle ab. Es war ein kleines geweißtes Zimmer, die Möbel mit rother Oelfarbe geſtrichen, aber ſauber gewaſchen, im Kachelofen brodelte der Kaffetopf, in der Ecke tickte die Schwarzwälder Uhr, und auf einem kleinen Holzgeſtelle an der

Wand ſtanden zwei gemalte Porzellanfiguren und einige Taſſen, darunter wohl ein Dutzend Bücher; hinter dem kleinen Wandſpiegel aber ſteckte die Fliegenklappe und eine Birkenruthe, ſorgfältig mit rothem Band umwunden. Es war der erſte behagliche Raum, den ſie auf der weiten Gutsfläche gefunden hatten.

„Ein Geſangbuch und eine Ruthe," ſagte Anton freundlich; „ich hoffe, Sie ſind eine brave Frau. Komm her, Blondkopf." Er zog den verdutzten Knaben auf ſeinen Schoß und ließ ihn auf dem Knie reiten, im Schritt, im Trab und Galopp, bis der kleine Kerl ſich entſchloß, ſeine Hände anderswo unterzubringen als im Munde. „Er kennt das," ſagte die Frau erfreut, „ſein Vater macht's ihm gerade ſo, wenn er artig iſt."

„Sie haben eine ſchwere Zeit durchgemacht," warf Anton hin.

„Ach, Herr," rief die Frau, „als wir hörten, daß eine deutſche Herrſchaft das Gut gekauft hätte, und daß wir jetzt Alles für Sie zuſammenhalten müßten, und daß Sie nächſtens kommen würden und vielleicht hierher ziehen, da haben wir uns gefreut wie Kinder. Mein Mann war den ganzen Tag wie einer, der in der Schenke geweſen iſt, und ich habe vor Freuden geweint. Wir glaubten, daß jetzt Ordnung werden ſollte, und man will doch wiſſen, für wen man arbeitet. Mein Mann hat ernſthaft mit dem Schäfer geſprochen, — er iſt auch aus unſerer Gegend, — und die beiden Männer haben mit einander abgemacht, daß ſie es nicht leiden wollen, wenn der Inſpector noch etwas verkauft. Und daſſelbe hat mein Mann dem Inſpector geſagt. Aber Niemand iſt gekommen in vielen Wochen, wir haben alle Tage in der Schenke nachgefragt, und mein Mann iſt in Rosmin beim Gericht geweſen und hat ſich erkundigt, bis es zuletzt hieß, Sie würden gar nicht kommen, und das Gut würde wieder verkauft werden. Da, es ſind jetzt vierzehn Tage her, iſt der Inſpector mit einem fremden Fleiſcher angefahren und hat verlangt, mein Mann ſolle ihm die Hammel übergeben. Mein Mann hat ſich geweigert. Da haben ſie ihm gedroht und mit Gewalt in den

Schafſtall gewollt. Und der Schäfer und mein Mann haben ſich davor geſtellt und die Beiden zurückgeworfen. Darauf ſind dieſe mit Flüchen weggefahren und haben gewettert, ſie würden ſich die Schafe doch holen. Seit der Zeit haben unſere Männer jede Nacht gewacht, dort hängt die geladene Flinte, die ſich der Vogt dazu geborgt hat; und wenn des Schäfers Hund bellte und ſich etwas im Hofe rührte, bin ich aufgefahren und habe um den Mann und das Kind eine fürchterliche Angſt gehabt. Es ſind gefährliche Menſchen hier, Herr Oberamtmann, und Sie werden das auch finden."

„Ich hoffe, Vieles ſoll jetzt beſſer werden," ſagte Anton. „Ihr habt ein einſames Leben hier."

„Es iſt wohl einſam," ſagte die Frau; „nach dem Dorfe kommen wir faſt gar nicht, und nur manchmal des Sonntags in die deutſchen Dörfer, wenn wir zur Kirche gehen. Aber es gibt immer im Hauſe zu ſchaffen, und," fuhr ſie verlegen fort, „ich will's nur gerad heraus ſagen, wenn es Ihnen nicht recht iſt, ſoll es auch aufhören. Ich habe einen kleinen Fleck hinter der Scheuer umgegraben, wir haben ihn eingezäunt und einen Garten daraus gemacht, da habe ich mir gezogen, was ich für die Küche brauchte, und dann," fuhr ſie ſtockend fort, „dann ſind auch noch die Hühner — und auch ein Dutzend Enten, und, wenn Sie nicht böſe ſein wollten, die Gänſe auf der Stoppelweide, und," ſie fuhr mit der Schürze an die Augen, „noch die Kuh und das Kalb."

„Unſer Kalb," rief der kleine Blondkopf laut und ſchlug mit den Händen auf Antons Knie.

„Wenn Ihnen nicht recht iſt, daß ich das Vieh für mich gehalten habe," fuhr die Frau weinend fort, „ſo ſoll ja Alles aufhören. Lohn hat mein Mann und der Schäfer ſeit der letzten Wollſchur nicht bekommen, und was wir zum Leben gebraucht, das haben wir uns durch Verkauf ſchaffen müſſen; aber mein Mann hat Rechnung geführt über Alles, und er wird ſie Ihnen vorlegen, damit Sie ſehen, daß wir keine unehrlichen Leute ſind."

„Ich hoffe, es wird ſich ſo ausweiſen," tröſtete Anton die aufgeregte Frau. „Unterdeß zeigen Sie mir Ihren Garten; wenn es möglich iſt, ſollen Sie ihn behalten."

„Es iſt nichts mehr darin," ſagte die Frau entſchuldigend und führte die Gäſte zu dem eingehegten Platz, deſſen Beete ſchon in großen Schollen umgegraben waren für die Winterruhe. Sie beugte ſich nieder und ſuchte von Blumen zuſammen, was ſie noch fand, einige Aſtern, und ihren Stolz, die Herbſtveilchen. Sie band einen Strauß und überreichte ihn Anton. „Weil Sie ein Deutſcher ſind," ſagte ſie dabei mit freudigem Lächeln.

Im Hofe hörte man eilige Schritte. Der Vogt kam in der Arbeitsjacke mit gerötheten Wangen heran und ſtellte ſich vor. Es war ein junger ſtattlicher Mann von verſtändigem Weſen mit einem Zutrauen erweckenden Geſicht. Anton ſagte ihm einiges Ermunternde, und im Dienſteifer eilte der Mann ins Haus und brachte ſeine Rechnungen herzu.

„Erſt betrachten wir die Wirthſchaft," ſagte Anton, „die Bücher nehme ich mit, ihr kommt morgen auf das Schloß, dort beſprechen wir das Weitere."

„Die Pferde ſind auf dem Felde," erklärte der Vogt, „ich ſelbſt führe den einen Pflug, bei dem andern muß Schäfers Knecht helfen. Es ſind nur vier Pferde hier, ſonſt ſtanden zwölf in dem Stall. Wir haben in dieſem Jahre wenig mehr gebaut, als unſer Deputat und Futter für das Vieh. Es fehlte an Allem."

Der Gang durch die Wirthſchaftsräume war doch erfreulich, die Gebäude waren in erträglicher Ordnung, und die vorhandenen Vorräthe gaben Hoffnung, die Herde über den Winter zu erhalten. Zuletzt öffnete der Vogt mit freudigem Geſicht eine Thür im Bodenraum des Wohnhauſes und wies auf einen Haufen Erbſen. „Das Stroh haben Sie über dem Schafſtall geſehen, hier ſind die Erbſen ſelber, ich habe ſie vor dem Inſpector verſteckt, weil ich dachte, ſie gehörten Ihnen.

Es war Eigennutz dabei," fuhr er ehrlich fort, „denn wir waren ſo geſtellt, daß wir nichts erhielten, und ich mußte auf etwas denken, was dieſem Vorwerk das Leben rettete, wenn der Winter keine Hilfe brachte."

Die Frau des Vogts trat mit ihrem Knaben herzu, als die Männer aufbrachen, ihr Geſicht leuchtete vor Freude über die bevorſtehende Verbeſſerung ihrer Lage.

„Es iſt gut," ſagte Anton lächelnd, „ich hoffe, wir werden mit einander zurecht kommen. Und jetzt zu den Schafen. Wir gehen, kommt mit uns, Vogt." Der Wagen fuhr langſam über das Feld voraus, der Vogt erklärte eifrig den Zuſtand der Feldſtücke; nicht der vierte Theil des Ackers, welcher zu dem Vorwerk gehörte, war beſtellt, lange Strecken lagen ſeit Jahren als Weideland in Ruhe.

Ungeduldig eilte Karl voraus, als ſie ſich dem wolligen Volk näherten, welches gegenwärtig faſt der einzige Schatz lebender Weſen war, der dem Gute gehörte. Langſam mit breitem Schritt kam der Schäfer den Fremden entgegen, begleitet von ſeinen zwei Hunden, dem erfahrenen alten, welcher gleichen Schritt mit ſeinem Herrn hielt und ebenſo bedächtig, wie ſein Brotherr, das neue Schickſal des Gutes herankommen ſah, und von einem jungen Köter, der als Lehrling in dem ſchweren Berufe eines Schäferhundes ſich vergeblich bemühte, den Schein ruhiger Würde zu behaupten; er lief immer wieder in jugendlicher Hitze ſeinem Herrn vor und bellte die Fremden an, bis ein mißbilligendes Knurren ſeines erfahrenen Kameraden ihn zum Stillſtehn brachte. Der Schäfer nahm mit Förmlichkeit ſeinen breiten Filzhut ab und erwartete die Anrede der Fremdlinge. Als denkender Mann und Naturkundiger wußte er allerdings, wen er vor ſich ſah, aber es hätte Einem, deſſen ganzes Leben darauf gerichtet war, vorſchnelles Weſen an Schafen und Hunden zu bändigen, ſehr ſchlecht geſtanden, wenn er ſelbſt die Neugierde eines Böckleins gezeigt hätte. Der Vogt ſtellte mit einer kreisförmigen Handbewegung dem

Schäfer die beiden Herren vor, und der Schäfer neigte mehrmals ſeinen Kopf in einer Weiſe, welche anzeigte, daß er die Bedeutung der ausgeſprochenen Worte vollſtändig begreiſe.

„Eine hübſche Herde, Schäfer,“ redete ihn Anton an.

„Fünfhundert fünf und zwanzig Stück,“ antwortete der Schäfer, „darunter ſechs und achtzig Lämmer, dort hinten vierzig Maſthammel.“ Er ſuchte mit forſchendem Blick in der Herde nach einem Schaf, welches die wünſchenswerthen Eigenſchaften eines Probeſtücks hatte, beugte ſich nieder, faßte das Thier mit ſchnellem Ruck an den Hinterbeinen und zeigte die Wolle. Karl begann die Unterſuchung. Es waren große ſtarkgebaute Thiere, wie ſie zu den Verhältniſſen des Gutes paßten, und gleichmäßiger in Bau und Wolle, als ſich nach Allem hoffen ließ. „Wenn ſie Futter kriegen, geben ſie ihre Wolle,“ ſagte der Schäfer ſtolz. „Es iſt Kernwolle.“

Ein Jährling war ſo unvorſichtig, zu huſten. Der Schäfer ſah mißbilligend auf das vorlaute Thier; „die Herde iſt ganz geſund,“ erklärte er.

„Wie lange ſeid ihr hier im Dienſt?“ frug Anton.

„Neun Jahre,“ erwiederte der Mann. „Als ich herkam, war das Vieh, wie die Pudel in der Stadt, mit nacktem Hintertheil. Es hat Mühe gemacht, Niemand hat ſich um die Herde bekümmert; es iſt deswegen nicht ſchlechter gegangen. Wenn ich nur immer Erbſenſtroh gehabt hätte, und in dieſem Winter die ordinären Erbſen für die Mütter.“

„Wollen ſehen, was ſich thun läßt,“ tröſtete Anton; „es iſt knapp in der Wirthſchaft für dieſen Winter.“

„Das iſt wahr,“ gab der Schäfer zu, „aber hier iſt ſchöne Brachweide.“

„Ich glaube gern,“ ſagte Anton lächelnd, „daß eure Schafe nicht unzufrieden ſind. Es gibt wenig Felder, auf denen euer Hund nicht zu jeder Jahreszeit gebellt hat. Mit Freuden habe ich gehört, wie brav ihr die Herde für euren neuen Herrn vertheidigt habt. Sind die Leute hier euch oft ärgerlich geweſen?“

„Ich könnt's nicht ſagen, Herr," verſetzte der Schäfer, „die Menſchen ſind ſich überall gleich, ſie wollen nicht pariren und ſie haben keine Ueberlegung. Ich richte eher einen Hund ab für die Herde, als einen Menſchen." Er ſtützte ſich breitſpurig auf ſeinen langen Stab und ſah mit Wohlgefallen auf ſeinen Hund herunter, der unterdeß pflichtgetreu die Herde umbellt hatte und jetzt zu ſeinem Herrn zurückkam, um ſeine Schnauze vertraulich an den Hoſen deſſelben abzuwiſchen. „Sehen Sie dieſen Hund an! Wenn ich einen Hund zwei Jahre in der Lehre gehabt habe, ſo iſt er entweder gut, oder er iſt nicht gut. Wenn er nicht gut iſt, ſo jage ich ihn fort und ich bin fertig mit ihm; wenn er einmal gut geworden iſt, ſo kann ich mich, ſo lange er lebt, auf ihn verlaſſen wie auf mich ſelber. Den Jungen dort bei den Hammeln habe ich drei Jahre im Dienſt und ich kann keine Stunde dafür ſtehen, daß er nicht einen verrückten Einfall bekommt, und anſtatt meine Schafe nach rechts zu treiben, ſelber nach links läuft. Deswegen ſage ich, es iſt auf Menſchen kein Verlaß."

„Und auf wen verlaßt ihr euch in dieſer Welt?" frug Anton.

„Zuerſt auf mich ſelber," ſagte der Schäfer, „denn ich kenne mich, und dann auf meinen Hund Krambow, den kenne ich auch, und außerdem noch zuletzt, wie ſich's gehört," — er winkte mit dem Kopfe ein wenig nach der Höhe; dann pfiff er leiſe ſeinem Hunde, Krambow fuhr wieder im Kreiſe um die Herde. „Und Sie," fuhr der Schäfer fort, „werden Sie hier bleiben bei dem Baron?"

„Ich denke ja," antwortete Anton.

„Und darf ich fragen, als was? Inſpector und Amtmann ſind Sie nicht, denn Sie haben ſich die Hammel noch nicht angeſehen. Die Hammel müſſen fort, es iſt hohe Zeit. Alſo, darf ich fragen, was ſind Sie bei dem neuen Herrn?"

„Wenn's ein Titel ſein ſoll," erwiederte Anton, „ſo nennt mich Rechnungsführer."

„Rechnungsführer," wiederholte der Schäfer nachdenkend, „da darf ich wohl mit Ihnen über mein Deputat reden?"

„Das ſollt ihr, Schäfer, das nächſte Mal, wenn ich euch ſehe."

„Es hat keine Eile," ſagte der Schäfer, „man will nur wiſſen, wie? In meiner Stube iſt eine Glasſcheibe zerbrochen, der Glaſer wird jetzt wohl wieder auf's Schloß kommen, da bitte ich, Herr Rechnungsführer, daß Sie an mich denken."

Karl und der Vogt traten heran, Anton rief dem Kutſcher: „Nach der Förſterei!"

„Sie wollen zum Förſter?" frug der Vogt mit verlegener Miene.

„Er will zum Förſter!" wiederholte der Schäfer und trat einige Schritte näher.

„Weshalb wundert euch das?" forſchte Anton aus dem Wagen.

„Es iſt nur" — ſagte der Vogt ſtockend, „der Förſter iſt ein wunderlicher Mann. Und wenn nicht der Herr Baron ſelbſt kommt, ſo wird er ſich nicht ergeben."

„Wohnt er denn in einer Feſtung?" frug Anton lachend.

„Er hat ſich eingeſchanzt," ſagte der Vogt, „und läßt Niemanden in ſein Haus, er lebt auf ſeine eigenthümliche Weiſe."

„Er iſt ein Waldmenſch," beſtätigte der Schäfer mit dem Kopfe nickend.

„Die Polniſchen ſprechen, er iſt ein Schwarzkünſtler," fuhr der Vogt fort.

„Er kann verſchwinden," rief der Schäfer.

„Glaubt ihr das auch?" frug Karl erfreut.

„Es gibt keine Hexriche," erklärte der Schäfer mit ſtarker Mißbilligung dieſes Vorurtheils, „die im Dorfe halten Manchen dafür. Der Förſter iſt ein natürlicher Mann."

„Er iſt im Grunde ein guter Mann, aber er hat ſeinen Eigenſinn," ſagte der Vogt.

„Ich hoffe, er wird meine Vollmacht reſpectiren," entgegnete Anton, „es wäre ſein Schade, wenn er es nicht thäte."

„Es wird doch beſſer ſein, wenn ich mit dem Förſter ſpreche," bat der Vogt. „Wenn Sie mir erlauben wollen mit Ihnen zu fahren, — er hat zu mir ein gutes Zutrauen."

„Meinetwegen," ſchloß Anton, „nehmt die Zügel, der Knecht mag unterdeß den Pflug führen, auf dem Rückwege ſetzen wir euch ab. Und jetzt vorwärts zu dem gefährlichen Mann."

Der Vogt lenkte in einen Feldweg, der in den Wald zwiſchen junges Kiefernholz führte. Der Boden war wieder Sand, der Baumwuchs kümmerlich. Ueber Wurzeln und Steine ging es auf einem Seitenwege tiefer in den Wald hinein, an einem Schlage von fünfzehnjährigem Holz hörte der Fahrweg auf, der Vogt ſchlang die Zügel um einen Baumſtamm und bat die Herren auszuſteigen. Auf ſchmalem Fußpfade ſchritten ſie durch dickes Kiefergebüſch vorwärts, die langen Nadeln ſtreiften an ihre Kleider, die eingeſchloſſene Luft war mit kräftigem Waldgeruch angefüllt. Hinter dem jungen Holz ſenkte ſich der Boden, der Grund wurde feucht, grünes Moos hatte ſeine weichen Polſter ausgebreitet, und eine Gruppe mächtiger Föhren ſtreckte ihre dunklen Kronen hoch in die Luft. Hier lag das Förſterhaus, von den braunen Aeſten der Waldbäume überdacht, ein niedriger Holzbau von einem ſtarken Bretterzaun umgeben, um deſſen Außenſeite eine dreifache Reihe junger Fichten als Hecke gepflanzt war. Ein kleiner Quell rieſelte unter dem Holz des Zauns hervor, von den Wedeln großer Farnkräuter bedeckt fiel er murmelnd auf einige Steine. Unten das ſaftige Moosgrün, darüber die Stämme hundertjähriger Bäume mit bärtigen Flechten bewachſen, und darin das Haus hinter grünendem Zaune verſteckt, das war ein Anblick, der zwiſchen Sand und Haide wohl erfreuen mußte. Nirgend war ein Weg zu ſehen, auf dem Mooſe nicht einmal die Spuren eines Fußtritts, nur das Hundegebell im Hofe verkündete, daß nicht Frau Holle oder die ſieben kleinen Zwerge in der Hütte wohnten, ſondern leibhaftige Menſchen.

Die Männer gingen um den Zaun herum, bis ſie an eine ſchmale Thür kamen, die aus ſtarken Bohlen zuſammengenagelt und feſt verſchloſſen war.

„Sein Dompfaff ſitzt oben am Fenſter,“ ſagte der Vogt, „er iſt zu Hauſe.“

„So ruft ihn an,“ befahl Anton.

„Er weiß längſt, daß wir hier ſind,“ erwiederte der Vogt und wies auf eine Reihe kleiner Oeffnungen im Zaune; „ſehen Sie die Gucklöcher? Er beobachtet uns ſchon, aber das iſt ſeine Art ſo. Ich muß mein Zeichen geben, ſonſt wird er nicht aufmachen.“ Der Vogt ſteckte zwei Finger in den Mund und pfiff drei Mal, aber Alles blieb ſtill. „Er iſt tückiſch,“ ſagte der Vogt bekümmert. Wieder tönte ſein gellender Pfiff, bis das Gebell der Hunde in Geheul überging und der Dompfaff am Dachfenſter mit den Flügeln um ſich ſchlug.

Endlich erklang eine rauhe Stimme von der andern Seite der Wand: „Wen zum Henker bringt ihr mit euch?“

„Macht auf, Förſter,“ rief der Vogt, „die neue Herrſchaft iſt da.“

„Geht zum Teufel mit eurer Herrſchaft,“ antwortete die Stimme unwillig, „ich habe die Zucht ſatt.“

Der Vogt ſah beſtürzt auf Anton. „Oeffnen Sie das Thor,“ befahl dieſer, „es wird Ihnen nützlich ſein, wenn Sie freiwillig thun, wozu ich Sie zwingen kann.“

„Zwingen?“ frug die Stimme; „ſeht zu, ob ihr mit dem fertig werdet.“ Der Lauf einer Doppelflinte ſchob ſich durch das Loch in der Thür und bewegte ſich gemächlich hin und her.

„Das Gewehr wird euch nichts helfen,“ erwiederte Anton, „wir haben etwas bei uns, was von heut ab in dieſem Walde ſtärker ſein ſoll als die Gewalt, und das iſt unſer Recht und das Geſetz.“

„So?“ frug die Stimme, „und wer ſind Sie denn?“

„Ich bin der Bevollmächtigte des neuen Gutsherrn und befehle euch, dieſe Thür zu öffnen.“

„Heißen Sie Moſes oder Levi?“ rief die Stimme wieder. „Ich will mit keinem Bevollmächtigten der Welt zu thun haben. Wer als Bevollmächtigter zu mir kommt, den halte ich für einen Spitzbuben.“

„I ſo ſoll doch das Donnerwetter auf euren harten Kopf fahren,“ rief Karl in tiefſter Entrüſtung. „Wie könnt ihr euch unterſtehen, von meinem Herrn ſo deſpektierlich zu reden, ihr verrückter Kommißſtiefel?“

„Kommißſtiefel?“ frug die Stimme; „das laſſe ich mir gefallen, das iſt das verſtändigſte Wort, welches ich ſeit langer Zeit gehört habe.“ Der Riegel ſchob ſich zurück, und der Förſter trat vor die Thür, die er wieder hinter ſich zuzog. Er war ein kleiner breitſchultriger Mann mit grauem Haar und einem langen grauen Bart, der ihm bis auf die Bruſt herabhing; in dem runzligen Geſicht glänzten zwei ſchlaue Augen wie Kohlen; er trug einen dicken abgeſchabten Rock, dem Sonne und Regen jede Farbe ausgeſogen hatten, hielt ſeine Doppelflinte in der Hand und blickte trotzig auf die Fremden. So glich er einem Stück Baumſtamm aus dem Walde. Endlich ſagte er: „Wer hat hier geſchimpft?“

„Ich,“ antwortete Karl vortretend, „und ihr ſollt mehr erhalten als ſchwere Worte, wenn ihr in eurer Inſubordination fortfahrt.“

„Was tragt ihr für eine Mütze?“ frug der Alte, Karl aufmerkſam betrachtend.

„Seid ihr ein Pilz geworden in eurem Walde, daß ihr die nicht kennt?“ verſetzte Karl und ſchwenkte ſeine Soldatenmütze um den Kopf.

„Huſar?“ frug der Alte.

„Invalide,“ erwiderte Karl.

Der Alte wies auf ein kleines Band an ſeinem Rocke. „Landwehr,“ ſagte er, „1813 und 1814.“

Karl griff an die Mütze und ſalutierte: „Reſpekt, Alter; aber ein Grobian ſeid ihr doch.“

„Na, euch hört man's auch nicht an, daß ihr Invalide ſeid," ſagte der Förſter. „Ihr ſeht toll genug aus, und fluchen könnt ihr auch. Alſo Sie ſind keine Händler und keine Agenten?" frug er zu Anton gewandt.

„So nehmt doch Vernunft an," rief der Vogt. „Dieſer Herr hier hat den Auftrag, das ganze Gut zu übernehmen und von jetzt ab zu verwalten, bis die Herrſchaft ſelber kommt. Es wird beſſere Zeit werden, Förſter, der Herr iſt anders, als die in der letzten Zeit hier waren. Ihr ſtürzt euch ja ins tiefſte Unglück mit eurem widerhaarigen Weſen."

„So?" ſagte der Förſter. „Um mein Unglück kümmert euch nicht, ich werde ſchon allein damit fertig. Alſo Sie ſind ein Bevollmächtigter? In den letzten Jahren iſt alle Augenblicke ein Anderer gekommen mit einer Vollmacht. Und das will ich Ihnen ſagen," fuhr er zornig fort und trat einige Schritte vor: „Bücher und Rechnungen finden Sie nicht bei mir. Meine Sache ſteht ſo: ſeit fünf Jahren habe ich als Förſter, der über dieſen Wald geſetzt iſt, mich mit den Vollmachten herum gezankt, jede Vollmacht hat Klaftern geſchlagen in ihre Taſche, und zuletzt ſind die Bauern gekommen aus allen Dörfern und haben ſich Holz geholt, ſo viel ſie wollten, und wenn ich ihnen mein Eiſen unter die Naſe hielt, ſo hielten ſie mir einen Spitzbubenzettel von einem Bevollmächtigten unter die Naſe, der ihnen Alles erlaubte. Ich hab' nichts mehr zu ſagen gehabt und habe hier für mich gelebt. Wild gibt's wenig; was ich geſchoſſen habe, habe ich aufgegeſſen, und Haut und Balg verkauft, denn der Menſch muß leben. Seit fünf Jahren habe ich keinen Pfennig Salar erhalten, ich habe mir's ſelbſt genommen. Alle Jahre fünfzehn Stämme von dieſen hier. So weit Sie dort die Lichtung ſehen, ſtand neunzigjähriges Holz, fünfmal fünfzehn Stämme habe ich für mich niedergeſchlagen, noch drei Winter reichen die Stämme, die hier ſtehen, auf ſo lange geht meine Rechnung. Wenn der letzte niedergeſchlagen war, dann wollte ich meine Hunde totſchießen und mir einen ſtillen Platz im Walde ausſuchen.“ Er ſah finſter auf ſeine Flinte. „Dreißig Jahre habe ich hier gelebt, ich habe mein Weib und meine Kinder auf dem deutſchen Kirchhofe begraben; was jetzt mit mir geſchieht, bekümmert mich nicht. So weit um dieſes Haus herum der Blaff meiner Hunde reicht und meine Kugel trägt, iſt der Wald im Stande, das Andere hat den Bevollmächtigten gehört. Das iſt meine Rechnung, und jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen.“ Er ſtampfte in großer Aufregung den Kolben auf die Erde.

„Auf das, was Sie mir geſagt haben,“ erwiederte Anton, „werde ich Ihnen antworten in der Förſterei und in der Stube, welche von jetzt ab Ihrem Brotherrn, dem Freiherrn von Rothſattel gehört.“ Er ſchritt zu der Thür und legte die Hand an den hölzernen Riegel: „So ergreiſe ich Beſitz von dem Eigenthum des neuen Gutsherrn.“ Er öffnete die Thür und winkte dem Förſter: „Halten Sie Ihre Hunde zurück und führen Sie uns in Ihr Zimmer, wie es ſich ſchickt.“

Der Förſter widerſprach nicht, er ging langſam voran, rief die Hunde ab und öffnete die Klinke ſeiner Hausthür.

Anton trat mit ſeinen Begleitern in die Stube. „Jetzt, Förſter,“ ſagte er, „da Sie uns dies Haus geöffnet haben, will ich Ihnen zur Stelle Beſcheid ſagen. Was bis zu dieſem Tage an dem Walde von Ihnen geſchehen iſt, das iſt nicht zu ändern, und darüber ſoll fortan keine Rede ſein. Von heut ab erhalten Sie wieder feſten Gehalt und Ihr Deputat, und wir werden deshalb unter einander einen neuen Vertrag machen. Und von heute ſtelle ich den Wald des Gutes und Alles, was zur Wald- und Jagdgerechtigkeit gehört, unter Ihre Aufſicht. Ihre Pflicht iſt, als braver Förſter dem Gutsherrn zu ſtehen für ſein Recht, und von dieſer Stunde an mache ich Sie dafür verantwortlich. Ich werde Sie ſchützen bei jedem geſetzlichen Thun; wo ich ſelbſt dies nicht vermag, werde ich die Hilfe des Geſetzes für uns fordern. Gegen jedes Unrecht, das an dem Walde verübt wird, werden wir ſtrenge ſein, damit die Unordnung aufhöre. Eine beſſere Zucht ſoll auf dieſen verwilderten Gütern eingeführt werden, und der neue Herr erwartet von Ihnen, daß Sie als gehorſamer und getreuer Mann ihm dabei helfen. Auch das wilde Leben im Buſch, das Sie in den letzten Jahren geführt, ſoll aufhören; wir ſind Landsleute, Sie werden regelmäßig auf das Schloß kommen und über den Wald Rapport bringen, und wir werden dafür ſorgen, daß Sie ſich in Ihren alten Tagen nicht verlaſſen fühlen. Wollen Sie ehrlich Alles thun, was ich von Ihnen verlange, ſo reichen Sie mir jetzt Ihre Hand.“

Der Förſter hatte verdutzt mit abgezogener Mütze die Rede Antons angehört, jetzt ſchlug er in die dargebotene Hand und ſagte: „Ich will.“

„Mit dieſem Handſchlag,“ fuhr Anton fort, „nehme ich Sie in Pflicht und Dienſt im Namen des Gutsherrn.“

Der Förſter hielt lange mit beiden Händen die Hand Antons feſt und rief endlich: „Wenn ich's noch erlebe, daß es auf dieſem Gute beſſer wird, ſo ſoll mich's freuen. Ich will thun, was ich kann; aber ich ſage Ihnen im Voraus, es wird harten Tanz ſetzen; durch die Verwalter und die lüderliche Wirthſchaft ſind die Gutsleute wie die Räuber geworden, und ich fürchte, meine alte Flinte wird mehr als einmal das letzte Wort ſprechen müſſen.“

„Wir werden kein Unrecht ertragen und kein Unrecht thun, den Erfolg müſſen wir abwarten,“ erwiederte Anton ernſt. „Und jetzt, Förſter, zeigen Sie uns Ihre Wohnung und machen Sie ſich zurecht, uns in den Wald zu begleiten.“ Anton durchſchritt das kleine Haus. Es war von Balken gezimmert, die Stube von innen mit Bretern verſchlagen. Durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel das Licht trübe herein, die braune Farbe der Breterwände und die ſchwarze Balkendecke vermehrten die Dunkelheit und gaben dem Zimmer ein geheimnißvolles Ausſehen. Nur undeutlich war zu erkennen, was rundum an der Wand befeſtigt war, Geweihe, Hundehalsbänder, Jagdgeräth und ausgeſtopfte Vögel. Am Ofen ſtand ein kleiner Schrank mit Küchengeſchirr. „Ich koche mir ſelbſt," ſagte der Förſter; „was ich brauche, hole ich aus der Schenke." An den Fenſtern hingen Vogelbauer zu zweien und dreien übereinander, und das Gezwitſcher der kleinen Waldvögel, ein unaufhörliches Zanken, Locken und Schwatzen klang wie eine heimliche Unterredung, die der Wald ſelbſt mit ſeinem alten Wächter hielt. In der Nähe des Ofens ſaß ein Rabe mit ſtruppigem Gefieder, weiße Federn ſchimmerten an ſeinem Kopfe und den Flügeln und bewieſen das hohe Alter des Vogels. Er hatte ſeinen Hals zuſammengezogen und ſchien ganz in ſich verſunken, aber ſeine glänzenden Augen beobachteten jede Bewegung der Fremden. Neben der Wohnſtube war die Schlafkammer, dort hingen die Gewehre, an dem Bett ſtand eine hölzerne Lade. Ein Gitter vor dem Fenſter verrieth, daß hier die Citadelle des Hauſes war.

„Wohin führt dieſe Thür?" frug Anton, auf eine Fallthür im Boden deutend.

„Es iſt ein Kellerloch," erwiederte der Förſter zögernd.

„Iſt es gewölbt?" frug Anton.

„Ich führe Sie wohl hinunter," ſagte der Förſter, „wenn Sie allein kommen wollen."

„Erwartet uns im Hofe," rief Anton ſeinen Begleitern in die Stube hinein.

Der Förſter zündete eine Lampe an, verriegelte ſorgfältig die Kammerthür und ging mit dem Licht voran. „Ich hätte nicht gedacht," ſagte er, „daß bei meinen Lebzeiten ein fremdes Auge mein Geheimniß ſehen ſollte." Wenige Stufen führten hinunter in ein enges Gewölbe, das durch einen Mauerritz nothdürftig Luft erhielt. An der einen Seite aber war die Grundmauer durchbrochen, ein niedriger Stollen führte in die Erde. Er war durch Baumſtämme abgeſtützt, die in ſpitzem Winkel an einander ruhten.

„Dies iſt mein Dachsbau,“ ſagte der Förſter und hielt die Lampe in die dreieckige ſchwarze Oeffnung; „der Weg führt unter der Erde fort in das junge Holz. Er iſt über vierzig Schritt lang, und ich habe lange Zeit gebraucht, ihn auszugraben. Auf dem Wege krieche ich aus dem Hauſe und wieder herein, ohne daß es Jemand merkt; und ihm verdanke ich, daß ich hier ausgehalten habe, denn er iſt Urſache, daß die dummen Bauern mich als einen Hexenmeiſter fürchten. Wenn ſie mich belauert hatten, daß ich in den Hof hineinging, und ſich ſicher glaubten bei einer Dieberei, ſtand ich auf einmal wieder hinter ihnen. Es ſind jetzt zehn Jahre her, da überfiel eine Bande mein Haus, damals war es auf mein Leben abgeſehen, ich aber fuhr als Dachs durch die Röhre. Verrathen Sie Niemandem, was ich Ihnen gezeigt habe.“

Das verſprach Anton, und ſie kehrten zurück in den Hofraum. Dort fanden ſie Karl beſchäftigt, den hölzernen Trog eines jungen Fuchſes zwiſchen vier Pflöcken feſt zu klammern, die er in den Boden ſchlug. Der Fuchs war unempfindlich gegen die Aufmerkſamkeit des Huſars, er fauchte ihn wüthend an, raſſelte mit ſeiner Kette und ſuchte fortwährend unter dem Bret, durch welches ihn Karl in der Hütte eingeſchloſſen hatte, die Hände und Waden des Arbeitenden anzufallen. „Willſt du mir die Hand küſſen, kleiner Rothkopf?“ rief Karl hämmernd, „du biſt ein artiger Junge, was du für treuherzige ſanfte Augen haſt! So, fertig; jetzt ſpring herüber und wieder zurück. Er folgt auf's Wort, Förſter. Ein gutmüthiges Thier, ganz euer Naturell, Kamerad.“

Der Förſter lachte. „Verſteht ihr mit einem Fuchseiſen umzugehen?“

„Ich denke,“ ſagte Karl.

„Es ſind mehr ſolche Burſchen hier,“ fuhr der Förſter fort; „wenn's euch recht iſt, ſtellen wir den nächſten Sonntag zuſammen.“

So ſchritten Alle im beſten Einvernehmen durch das Holz.

Anton rief den Förſter neben ſich und ließ ſich von ihm die nöthigſte Auskunft geben. Was der Alte berichtete, war freilich nicht gut, von ſchlagbarem Holze war kaum ſo viel vorhanden, als die Wirthſchaft ſelbſt bedurfte. Das alte Plünderungsſyſtem hatte in roheſter Weiſe den Forſt verwüſtet. Als der Förſter am Rande des Waldes ſeine Mütze zog und reſpectvoll frug, zu welcher Stunde er morgen auf das Schloß kommen dürfe, da empfand Anton mit Freude, daß es ihm gelungen war, die innere Unſicherheit zu verbergen, die ihn in den neuen Verhältniſſen ſo ſehr ſtörte.

„Sieh,“ ſagte er zu ſeinem Getreuen, als Beide am Abend vor dem grünen Kachelofen ſaßen, „das iſt es, was mir hier die größte Sorge macht; ich fühle mich unwiſſend und hilflos jedem Knecht gegenüber, und ich habe doch die Aufgabe, auch die Wirthſchaft in Reſpect zu erhalten. Wie wenig der gute Wille allein nützt, habe ich in dieſen beiden Tagen deutlich erkannt. Jetzt gib guten Rath. Was ſollen wir zunächſt in der Wirthſchaft thun?“

„Was von Vieh unbrauchbar iſt, verkaufen Sie; die ſchlechten Leute bei den Kühen entlaſſen Sie auf der Stelle. Rindvieh und Pferde bringen Sie auf den großen Hof zuſammen, damit ſie unter Aufſicht ſind. Was von Feldbeſtellung mit den geringen Kräften noch geſchafft werden kann, das wird regelmäßig gemacht, nichts übereilt. Gekauft muß jetzt werden Stroh und Hafer. Hier auf dem Hofe übergeben Sie bis zum nächſten Frühjahr, wo ein ordentlicher Beamter nothwendig wird, mir die Aufſicht; ich werde meine Sache nicht gut machen, aber beſſer als ein anderer von Ihren Leuten.“

Es war ſpät am Abend, als ein eiliger Tritt auf der Treppe gehört wurde. Mit einer großen Stalllaterne und einem Geſicht voll von argen Neuigkeiten trat der Schenkwirth in Antons Stube. „Ich wollte dem Herrn doch melden, was ich gehört habe. Ein Deutſcher aus Kunau, der ſoeben hier durchkam, hat die Nachricht gebracht, daß der Bratzky geſtern nicht in Rosmin angekommen iſt.“

„Nicht angekommen?“ rief Anton aufſpringend.

„Eine halbe Meile von Rosmin im Walde iſt der Wagen von vier Reitern überfallen worden, es war finſter, der Bratzky ſaß gebunden im Wagen, neben ihm der Gensdarm. Die Reiter aber haben den Gensdarm überwältigt und ſelbſt gebunden, und den Bratzky mit allen ſeinen Sachen vom Wagen gehoben, und fort mit ihm auf ein Pferd und in die Büſche. Zwei Reiter ſind bei dem Wagen geblieben und haben den Kutſcher gezwungen von der Straße abzufahren in ein Dickicht, und dort haben ſie ihre Piſtolen zwei Stunden lang dem Kutſcher und dem Gensdarm vorgehalten. Dann ſind ſie weggeritten. Der Kutſcher ſagt, die Pferde wären Herrenpferde geweſen, und die Männer hätten vornehm mit einander geſprochen. Der Gensdarm iſt zerſtoßen, ſonſt iſt ihm nichts geſchehen; nur Ihren Bericht haben ſie ihm genommen.“

Die Stubengenoſſen ſahen einander betroffen an und dachten an die Reiter von geſtern.

„Wo iſt der Mann, der die Nachricht gebracht hat?“ frug Anton und griff nach ſeinem Hut.

„Er war eilig weiter zu kommen, wegen der Finſterniß,“ ſagte der Wirth. „Morgen werden wir Vieles hören von der Geſchichte. Das iſt nicht vorgekommen ſeit Jahren, daß ſie zu Pferde überfallen haben einen Wagen, in welchem ſitzt der Gensdarm ſelber. Wenn ſie bei uns geraubt haben, ſo haben ſie es immer gethan zu Fuß.“

„Habt ihr einen der Reiter gekannt, welche geſtern Nachmittag im Dorfe waren und nach dem Inſpector riefen?“ frug Anton.

Der Wirth warf einen ſchlauen Blick auf Anton, zögerte aber zu antworten.

„Nun,“ drängte Anton, „die Herren waren doch aus der Gegend, einen oder den andern müßt ihr kennen.“

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen?" erwiederte der Wirth unruhig. „Es iſt doch der reiche Herr von Tarow ſelber mit ſeinen Gäſten. Ein mächtiger Mann, Herr Wohlfart, welcher hat die oberſte Polizei auch über Ihre Güter. Und was er hat zu thun gehabt mit dem Bratzky? Der Bratzky hat als Inſpector hier auch verſehn die Polizei, und iſt manchmal geweſen ein Händler für die Edelleute beim Pferdekauf und bei andern Dingen. Wenn die Polizei mit dem Inſpector hat ſprechen wollen, warum ſoll ſie's nicht thun? Die von Tarow ſind ſchlaue Leute, ſie wiſſen, was ſie haben zu thun und was ſie haben zu reden." So ſprach der Wirth mit großer Zungenfertigkeit, aber ſeine Augen und der Ausdruck ſeines Geſichts ſagten etwas ganz Anderes.

„Ihr habt einen Verdacht," rief Anton, den Wirth ſcharf anblickend.

„Soll mich Gott bewahren vor allem Verdacht," fuhr der Wirth erſchrocken fort. „Und, Herr Wohlfart, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu ſagen meine Meinung, wozu wollen auch Sie haben einen Verdacht auf Jemanden? Sie werden genug zu thun haben hier im Gut und werden brauchen die Edelleute mehr als einmal. Wozu wollen Sie ſich Feinde machen ohne Nutzen? Es iſt hier das Land, wo die Herren auf einen Haufen reiten und wieder auseinander, und ihre Köpfe zuſammenſtecken und dann wieder auseinander. Wer ſich nicht darum kümmert, der handelt am klügſten."

Als der Wirth mit einem Nachtgruß das Haus verlaſſen hatte, ſagte Anton finſter zu ſeinem treuen Gefährten: „Ich fürchte, daß nicht das Gut allein uns Sorge machen wird, ſondern daß noch etwas Anderes um uns vorgeht, wogegen wir Beide mit allem Witz nichts ausrichten werden."

Der dreiſte Ueberfall brachte die ganze Gegend in Aufregung. Anton wurde in den nächſten Wochen einige Male nach Rosmin beſchieden, ſeine Ausſagen hatten keinen Erfolg, es gelang den Behörden nicht, die Thäter zu ermitteln oder die Perſon des entführten Inſpectors in ihre Gewalt zu bekommen.

3.

Die erſten Wochen vergingen den beiden Coloniſten in einer Thätigkeit, welche ſie alle Abende bis zum Tod ermüdet auf das Lager warf; langſam ſetzten ſie ſich am Orte feſt, Karl wurde gleich am nächſten Tage als Amtmann eingeführt und ergriff mit feſter Hand, was von Zügeln auf dem Gut noch vorhanden war. Den Haushalt und die Küche übergab Anton einer rüſtigen Frau, die er in einem deutſchen Dorf der Nachbarſchaft warb, ſie beſorgte die einfache Koſt der Schloßbewohner und der Knechte. Die ſchwerſte Aufgabe war, mit dem Dorfe in ein erträgliches Verhältniß zu kommen. Der ruhigen Feſtigkeit Antons gelang wenigſtens, den Ausbruch der Unzufriedenheit zu verhindern; eine ſeiner erſten Maßregeln war, daß er bei den Behörden auf Ablöſung der gegenſeitigen Verpflichtungen antrug. Karls Reitermantel zog einige gediente Männer zu ihm hin, und durch ſie, die Weltleute im Dorf, erlangten die Anſiedler einigen Einfluß auch auf die Andern. Zuletzt erboten ſich Mehre freiwillig, auf dem Schloß zu dienen oder im Taglohn zu arbeiten.

Anton hatte an die Baronin geſchrieben und ihr den Zuſtand des Gutes, die unfreundliche Umgebung und ſeine Bedenken gegen eine Ueberſiedelung der Familie in dieſem Winter nicht verſchwiegen. Er hatte gefragt, ob ſie nicht vorziehen würden, bis zum Frühjahr in der Hauptſtadt zu bleiben. Als Antwort kam ein Brief Lenorens, worin ſie im Auftrag ihrer Eltern anzeigte, daß ſie doch an ihrem Entſchluß feſthielten, die Stadt zu verlaſſen, wo dem Vater und ihnen ſelbſt der Aufenthalt peinlich ſei. Sie bat ihn, das Schloß ſo viel als möglich in wohnlichen Stand zu ſetzen. Anton rief ſeinem Getreuen zu: „Sie kommen doch.“

„Alle Wetter!“ ſagte Karl, „es iſt ein Glück, daß wir uns nach den Handwerkern erkundigt haben, Maurer, Tiſchler, Schloſſer, Töpfer, Glaſer. Wenn's Ihnen recht iſt, ſchicke ich auf der Stelle einen Boten nach Rosmin. Wenn ich nur dieſen ſchändlichen braunen Oelanſtrich von den Thüren losmachen könnte, er verdeckt das ſchöne Eichenholz. Aber Lauge nutzt nichts. — Alſo wie viel Oefen brauchen wir?“

So begann eine eifrige Berathung. „Den ganzen Unterſtock laſſen wir unausgebaut,“ entſchied Anton, „die Fenſter verſchlagen wir mit dicken Bretern, nur an die Thüröffnung der Vorhalle machen wir eine ſtarke Thür, weil man dort alle Stunden vorüber muß. Wie die Wände jetzt ſind, können ſie nicht bleiben, und wir haben hier Niemanden, als den Maurer von Rosmin.“

„Wenn die Sache ſo iſt,“ ſagte Karl, „ſo ſchlage ich vor, daß wir die Stuben ſelbſt malen, ich bin ein Daus im Marmoriren.“

„Du wärſt's im Stande,“ erwiederte Anton, mit einiger Beſorgniß auf den Gefährten blickend. „Nein, wir laſſen alle Stuben mit gleicher Farbe ſtreichen; was meinſt du zu braun?“

„Hm, hm, nicht übel,“ gab Karl zu.

„Ich weiß, Fräulein Lenore liebt dieſe Farbe vor andern. Es muß aber nicht zu dunkel ſein, ſondern eine helle Miſchung aus gelb, grau, roth und grün, vielleicht etwas ſchwarz.“

„Aha,“ ſagte Karl verdutzt, „ſo eine gewiſſe Farbe.“

„Natürlich,“ fuhr Anton eifrig fort und rückte ſeinen Stuhl näher, „wir wollen dem Tüncher die Farbe ſelbſt miſchen.“

„Das iſt mein Fall,“ ſtimmte Karl bei, „aber ich ſage Ihnen im Voraus, dieſe Kalkfarben ſind Racker. Sie ſtreichen blau auf, und den andern Tag iſt's weiß; Sie haben das ſchönſte Orange im Pinſel, und wenn es an der Wand getrocknet iſt, ſieht's aus wie vergilbte Wäſche.“

„Im Vertrauen geſagt,“ verſetzte Anton, „wir werden's den Damen doch nicht recht machen; alſo denke ich, wir richten's ſo ein, daß es billig iſt und erträglich ausſieht.“

Am nächſten Tag begann im Hauſe das Hämmern und

Streichen. Im untern Stock ſchlug der Tiſchler mit ſeinen Geſellen die Werkſtatt auf, im obern fuhr der große Pinſel des Tünchers unermüdlich über die Wände, und weißliche Geſtalten mit großen Schürzen trugen die Kalkgefäße Trepp auf Trepp ab. Karl war in dieſer ganzen Zeit wie ein Mann mit zehn Armen; ſo oft er ſich von der Wirthſchaft frei machen konnte, ſtrich er mit jeder Art Pinſel auf Holz und Wände, er lief mit einem Zollſtock herum, ſchlug Nägel und Gardinenhaken ein, und war im nächſten Augenblick wieder auf dem Felde und im Pferdeſtall, überall pfiff er ſeine Soldatenlieder und trieb die Arbeiter an. Als die Einrichtung des Hauſes fortſchritt, wurde der Verſchönerungstrieb in ihm immer mächtiger. Er hatte einige Centner Oelfarbe eingekauft, die er vorzüglich fand, und eine große Kunſt im Malen entwickelt. Jetzt wagte er ſich daran, einer Anzahl Gegenſtände, welche ihm zum Anſtreichen geeignet ſchienen, das Anſehen von feinem geflaſerten Holz zu geben, und es gelang ihm mit Hilfe eines Federbarts und weicher Pinſel, große Wirkungen hervorzubringen. Er trug den Pinſel und ſeine Verſchönerung ſogar auf den Wirthſchaftshof und bat Anton ſo lange, bis dieſer in einen Abputz der Lehmwände willigte. „Bei dieſem Wetter trocknet es wie im Sommer," rühmte Karl; „die Strohdächer kann ich nicht überſtreichen, das iſt mein einziger Kummer." Dagegen ließ er ſich nicht nehmen, zwei neue Kartoffelwagen, die alte Feuertonne und die beſten Pflüge mit ſchöner blauer Oelfarbe zu überziehen. „Es muß in dieſem Hofe doch Etwas ſein, woran ſich das Auge erfreut," ſagte er entſchuldigend. „Und es bezahlt ſich, denn dieſe Polen hier gehen mit Allem, was bunte Farben hat, beſſer um."

Das Schloß war nothdürftig eingerichtet; an einem kalten Decembertage wurde die Ankunft der Gutsherrſchaft erwartet. Der Himmel ſelbſt war den Wünſchen Karls zu Hilfe gekommen, er hatte ſein reines Weiß über die Erde gezogen und vieles Unſchöne dem Auge der Ankommenden verhüllt. Der Schnee lag auf Anger und Sand, die Gipfel der Kiefern waren mit weißen Kronen geſchmückt, und an den blätterloſen Bäumen blitzten die Zweige von prächtigen Eiskryſtallen. Die häßlichen Strohdächer der Dorfhäuſer waren weiß übermalt, auf dem zerbrochenen Brückengeländer lag die Farbe aus den Wolken wie gefrorner Schaum; am Schloſſe trug jeder Vorſprung der Mauer, die Zinne des Thurmes, der Firſt des Daches eine weiße Feſtkappe, und kräftig ſtachen die braunrothen Mauern davon ab. Es war für die im Schloſſe ein Tag voll Geſchäftigkeit und Erwartung. Wagen mit Möbeln und Hausrath wurden abgepackt, und Alles, ſo gut es in der Eile ging, aufgeſtellt. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts wanden große Gehänge von Waldzweigen und ſchmückten die Vorhalle und die Stubenthüren. Jetzt ging die Sonne unter, und die Silberfarbe in der Landſchaft verwandelte ſich in Goldglanz, dann in ein mattes Roth, bis auch dieſer Schimmer verblich und der heraufſteigende Mond Flur und Wald mit geiſterhaftem bläulichem Schein überzog. Im Hauſe wurden einige Wandlampen angezündet, in den Zimmern ſo viel Lichter als möglich aufgeſtellt, in allen Oefen brannte das Feuer, und die behaglich erwärmten Zimmer füllten ſich mit dem kräftigen Harzgeruch der Kiefernadeln. Nach vielen Verſuchen hatte Anton die braune Wandfarbe gefunden, nach der ſein Herz ſtrebte. Die bunten Gardinen waren heruntergelaſſen, und die geöffnete Zimmerreihe ſah bei dem Glanz der Lichter heut ſo wohnlich aus, daß Anton erſtaunt frug, wie die Arbeit weniger Wochen eine ſo große Veränderung hervorgebracht habe. Karl hatte auf beiden Seiten des Schloſſes Pechpfannen aufgeſtellt, ihr loderndes Licht fiel grell auf den Schnee und färbte in weitem Umkreiſe die Mauern des Hauſes mit warmem Roth.

Unten in der Vorhalle verſammelten ſich die Würdenträger des Gutes. Der Förſter mit neuem grünem Rock, auf ſeiner

Bruſt die Denkzeichen der Kriegsjahre, einen Hirſchfänger an der Seite, ſtand in kriegeriſcher Haltung neben dem Vogt und dem Schäfer. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts hatten ihre beſten Bänder an die Hauben geſteckt und trippelten in unruhiger Erwartung um die Männer herum. Auch Karl trat in ſeinem Frack zu ihnen. Unterdeß ſchritt Anton noch einmal durch die Zimmer und horchte nach dem Peitſchenſchlag, der ihm aus der Ferne die Ankunft des Gutsherrn verkünden ſollte. Ihm pochte das Herz, auch für ihn ſollte mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. So reich an Entbehrungen das Leben der Anſiedler bis heut auch geweſen war, er und ſein Gefährte hatten ſich als Herren des Schloſſes gefühlt, ſie hatten in dem ſtündlichen Verkehr auch ſorgenvolle Stunden leicht überwunden. Jetzt war Karl nach dem Wirthſchaftshof hinüber gezogen, er ſelbſt ſollte nach dem Wunſch der Baronin in einem Zimmer des Schloſſes bleiben, dadurch kam er mit der Familie in tägliche Verbindung, und er frug ſich, wie dieſe ſein werde. Der Freiherr ſelbſt war ihm faſt ganz fremd, nur auf Augenblicke hatte er ihn geſprochen; im Krankenzimmer unter großen Schmerzen hatte der Leidende die Vollmacht für ihn unterſchrieben. Seine Thätigkeit und ſeine Perſon, wie würden ſie dem Freiherrn gefallen? Und dieſer Mann war blind. Ja blind. Lenore hatte geſchrieben, daß der Arzt keine Hoffnung habe, den geblendeten Augen des Vaters die Sehkraft wiederzugeben. Aus Schonung hatte man dem Freiherrn dies Furchtbare verborgen, er ſelbſt tröſtete ſich in ſeiner Finſterniß noch immer mit der Hoffnung, daß die Zeit und eine geſchickte Hand entfernen würden, was wie eine ſchwarze Wolke über ſeinen Augen lag. Seinem Vertrauten hatte Anton die Wahrheit nicht verborgen, auch den Gutsleuten hatte er ſagen müſſen, daß der Herr gegenwärtig an den Augen leide und eine Binde darüber trage. Und auf den Geſichtern von Allen hatte er geleſen, wie ſehr ſie verſtanden, daß es ein Unglück ſei, wenn dem Gute das

Auge des Herrn fehle. — Und wieder ſchlug ſein Herz unruhig, wenn er an Lenore dachte, neben der er jetzt als Hausgenoſſe leben ſollte. Wie würde ihr und der Mutter Benehmen gegen ihn ſein? Er nahm ſich vor, ſorgfältig Alles zu unterdrücken, was er in dieſer Stunde für eiteln Anſpruch hielt, er wollte ſich gleich im Anfange ſo zu ihnen ſtellen, daß ſie ſein Selbſtgefühl nicht demüthigen konnten. Und doch frug er ſich, ob ſie ihn als Vertrauten und ebenbürtigen Geſellſchafter behandeln würden, oder ob ſie ihm fühlbar machen könnten, daß er Koſt und Sold von ihnen als der Herrſchaft erhalte. Vergebens ſagte er ſich, daß ſein eigenes Zartgefühl gerade dies Letztere fordern müſſe. Immer wieder ſtiegen Traumbilder in ihm auf, wie reizend das Zuſammenleben mit Lenore für ihn werden könne.

Von dem Dorfe knallten die Peitſchen der Knechte, in zwei Wagen fuhr die Herrſchaft an ihrem Schloſſe vor. Um die Pechpfannen ſtanden die Leute vom Hofe, der Schenkwirth und Einige aus dem Dorfe. Dienſteifrig öffnete der Vogt das Fenſter des geſchloſſenen Wagens. Und als Lenore ausſtieg und ihr Geſicht von dem hellen Licht beſchienen wurde, drängten ſich die Frauen näher heran, die Männer brachen in lauten Zuruf aus, Alles ſah erwartungsvoll in den Wagen. Aber die Bereitwilligkeit der Leute, den Gruß des Willkommens entgegen zu bringen, wurde durch keinen freundlichen Gegengruß ermuntert. Mühſam wurde der Freiherr aus dem Wagen gehoben, mit geſenktem Haupt ſchritt er, von der Tochter und dem Bedienten geſtützt, die Treppe hinauf. Das bleiche Antlitz der Baronin hinter ihm hatte nur einen ſtummen Blick für die Beamten ihres Gutes, nur einen kurzen Gruß auch für Anton, der voranſchritt, ſie in die eingerichteten Zimmer zu führen. „Das iſt ja alles ſehr ſchön, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie zu Anton mit zuckenden Lippen, und als Anton ſtehen blieb, um ihre erſten Aufträge zu erwarten, verabſchiedete ſie ihn mit einer leichten Bewegung der Hand und mit den Worten:

„Ich danke.“ Als ſich hinter ihm die Thür geſchloſſen hatte, ſtand der Freiherr hilflos zuſammengeſunken in der fremden Stube, die Baronin brach in lautes Weinen aus. Lenore lehnte am Fenſter, ſie blickte hinaus in den weißen Winter und auf den ſchwarzen Rand am Horizont, und große Thränen rollten an ihren Wangen herunter. Mit ſchwerem Herzen trat Anton unter die Leute und ſagte ihnen, daß die Herrſchaft von der Reiſe angegriffen ſei und die Einzelnen erſt morgen ſprechen wolle. Karl ließ die Wagen abladen, führte die alte Köchin, welche weinte wie ihre Herrſchaft, in die untern Räume und zeigte ihr die Küche. Niemand von der Familie wurde an dem Abend weiter geſehen. Bald verſchwand das Licht in den Zimmern, nur vor den Thüren des finſtern Hauſes loderte noch das Pech in den Pfannen, im Zugwind fuhr die rothe Flamme hin und her, und eine rußige Wolke zog hinauf an das Fenſter, wo der Freiherr ſein Haupt mit den Händen verbarg.

So war der Einzug der Familie in das neue Gut.

„Wie hübſch Wohlfart Alles eingerichtet hat,“ ſagte Lenore am andern Tage zur Mutter.

„Dieſe hohen Räume ſind fürchterlich,“ erwiederte die Baronin und wickelte ſich ſchauernd in ihr Tuch, „und das einförmige Braun der Zimmerreihe macht die Wohnung noch öder.“

„Es wird Zeit ſein, ihn herüber zu bitten,“ drängte Lenore kleinlaut.

„Noch iſt der Vater nicht in der Stimmung, ihn zu ſprechen.“

„Laß den Vater nicht allein mit Wohlfart,“ bat die Tochter. „Es wäre ſchrecklich, wenn der Vater ihn unfreundlich behandelte.“

Die Baronin ſeufzte. „Wir werden uns gewöhnen müſſen, gegen einen Fremden in unſerem Hauſe Regards zu beobachten, die dem Vater wie uns Ueberwindung koſten.“

„Wie willſt du es mit der Hausordnung halten?“ frug Lenore wieder. „Wohlfart wird doch mit uns ſpeiſen?“

„Das iſt unmöglich,“ ſagte die Baronin feſt. „Du weißt, wie traurig unſer Mittagtiſch vergeht; dein Vater iſt noch nicht ſo ruhig, daß er die tägliche Anweſenheit eines Fremden ertragen könnte.“

„So ſoll er an den Tiſch der Dienſtleute?“ frug Lenore bitter.

„Ihm wird auf ſeinem Zimmer gedeckt werden, wir werden ihn alle Sonntage herüber bitten, und wenn ſeine Perſon dem Vater leidlich wird, auch manchmal des Abends. Mehr wäre für alle Theile eine Laſt. Es iſt gut, ſich gleich im Anfang eine bequeme Freiheit zu ſichern. Der Zuſtand des Vaters wird das entſchuldigen.“

Sie klingelte, Anton wurde herübergeladen. Dem Eintretenden ging Lenore entgegen, ſie reichte ihm ſchweigend mit naſſen Augen die Hand. Auch er war bewegt, als er die Spuren des Grams im Geſicht der Mutter ſah. Die Baronin bat ihn Platz zu nehmen, und drückte ihm in gewählten Worten ihren Dank für ſeine treue Sorge aus. Sie ließ ſich von ihm erzählen, was er im Schloſſe eingerichtet hatte, ſie lobte Alles in wohlthuender Weiſe und beſprach mit ihm die Einrichtung des Haushalts. Sie zog ihn dabei zu Rathe, wie einen Freund, und ließ ihn ſelbſt vorſchlagen, was ſie von ihm wollte. Dann fuhr ſie fort: „Mein Mann wünſcht Sie zu ſprechen. Ich bitte Sie herzlich, in jeder Stunde daran zu denken, daß der Freiherr ein Kranker iſt. Er hat furchtbar gelitten, ſeine Seele wie ſein Körper. Noch jetzt iſt er keinen Tag ohne Schmerzen, und das Ungewohnte ſeines hilfloſen Zuſtandes peinigt ihn unaufhörlich. Wir ſelbſt vermeiden ſorgfältig, was ihn aufregen kann, und doch vermögen wir nicht, Stunden, ja Tage finſterer Verſtimmung von ihm fern zu halten. Auch Sie werden Nachſicht üben, wenn ſeine düſtere Laune Sie unangenehm berührt. Die Zeit ſoll ja Alles heilen, ich hoffe, ſie wird auch ihm den Frieden wiedergeben.“

Anton verſprach ihr jede Vorſicht.

„Mein Mann wird natürlich wünſchen, von Allem in Kenntniß geſetzt zu werden, was dem Gutsherrn zur Entſcheidung vorgelegt wird. Es iſt begreiflich, daß er gerade jetzt in ſeinen ruhigen Stunden mit einem gewiſſen Eifer darauf beſteht, ſeine eigene Anſicht geltend zu machen. Und doch bangt mir vor jedem unangenehmen Eindruck, der ihm von außen kommt. Deshalb bitte ich, wenn Sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen haben, ſuchen Sie es vorher mir begreiflich zu machen, vielleicht gelingt mir, Ihnen manche läſtige Stunde zu erſparen. Ich werde meinen Schreibtiſch in eines der Zimmer tragen laſſen, welche Ihrer Wohnung am nächſten ſind, ich will jeden Morgen einige Stunden dort zubringen. Lenore iſt der Privatſecretär des Vaters geworden. So wird es möglich ſein, Ihnen Ihre Stellung in unſerem Hauſe weniger unangenehm zu machen. — Haben Sie die Güte mich hier zu erwarten, ich gehe, Ihren Beſuch dem Freiherrn anzukündigen.“

Die Baronin verließ das Zimmer. Anton ſah ernſt vor ſich nieder. Lenore eilte auf ihn zu und rief ſo heiter, als ſie vermochte: „Alles braun, Wohlfart; wir Braunen wollen auch hier treu zuſammenhalten. Es iſt Ihnen nicht recht, daß wir hergekommen ſind, Sie ungalanter Herr.“

„Nur um Ihretwillen,“ erwiederte Anton und wies auf die Schneefläche draußen. „Wenn ich durch die Felder ging, habe ich immer gedacht, wie einſam es Ihnen hier werden muß. Wenn ich des Abends durch die großen Stuben ſchritt, da ſorgte ich, wie langſam Ihnen der Tag hier vergehen wird. Die Kreisſtadt iſt über zwei Meilen entfernt, auch dort werden Sie wenig finden, die kleine Leihbibliothek iſt für Sie gar nicht zu brauchen.“

„Ich will zeichnen,“ ſagte Lenore, „ich will Frauenarbeit machen. Ach, das wird mir ſauer werden, Herr Wohlfart, ich bin darin ſehr ungeſchickt. Ich ſelbſt mache mir nichts aus Kragen und Spitzen, aber Mama, die gewöhnt iſt, das alles ſo reichlich und in Ordnung zu haben. Ach, was mir Mama leid thut.“

Anton verſuchte zu tröſten.

„Wir mußten fort aus der Hauptſtadt,“ rief Lenore, „es wäre unſer aller Untergang geweſen, wenn wir in der ſchrecklichen Umgebung geblieben wären. Unſer Gut unter fremder Verwaltung, überall verlegene und kalte Geſichter, überall falſche Freunde, gleißende Worte und ein Bedauern, welches das Herz empört. Mir iſt wohl, daß wir hier allein ſind. Und wenn ich hier frieren und hungern muß, ich will Alles lieber ertragen, als das Achſelzucken der Frau von Werner und ihrer Kinder. Ich habe die Menſchen haſſen gelernt,“ rief ſie heftig. — „Wenn Sie bei Papa geweſen ſind, komme ich herunter, dann müſſen Sie mir das Haus, den Hof und das Dorf zeigen; ich will ſehen, wo mein armer Pony ſteht, und wie die Leute hier ausſehen.“

Die Baronin kehrte zurück und führte Anton in das Zimmer ihres Gemahls. Verlegen und unbehilflich erhob ſich der Freiherr aus ſeinem Seſſel. Als Anton das verfallene Geſicht, die gebeugte Haltung und die ſchwarze Binde über den Augen ſah, fühlte er ein tiefes Bedauern mit dem Unglücklichen. Mit warmem Gefühl ſprach er aus, wie viel guten Willen er habe ihm zu dienen, und wie er um Nachſicht bitte, wenn er in dieſer Zeit etwas nicht recht gemacht. Darauf erzählte er ihm noch einmal, wie er die Wirthſchaft gefunden, und was bis jetzt geſchehen war.

Der Freiherr hörte ſchweigend den Bericht an, nur kurze Bemerkungen kamen aus ſeinem Munde. Als Anton aber anfing von den übrigen Geſchäften des Freiherrn zu ſprechen, als er mit der größten Rückſicht, aber doch mit der Beſtimmtheit eines Geſchäftsmannes von den Verpflichtungen ſprach, die der Freiherr jetzt hatte, und von den unzureichenden Mitteln ſie zu erfüllen: da wand der Edelmann ſich auf ſeinem Stuhl wie ein Angeklagter unter der Folter. Und Anton empfand, während er ſprach, wie peinlich es für ihn war, als ein Fremder in die geheimſten Angelegenheiten des Freiherrn eingeweiht zu ſein, als ein Fremder, der den Andern ſehr ſchonte, aber bei jeder vorſichtigen Wendung verrieth, daß er ſchonen mußte. Die Baronin, welche hinter dem Seſſel ſtand, ſah immer ängſtlicher auf die Verſuche ihres Gemahls, ſeine Aufregung zu bemeiſtern, endlich winkte ſie heftig mit der Hand, und Anton mußte mitten in ſeinem Bericht abbrechen.

Als er das Zimmer verließ, warf ſich der Freiherr zornig zu ſeiner Frau zurück und rief in innerſter Seele empört: „Ihr habt mir einen Vormund geſetzt.“ Er war ganz außer ſich, und vergebens ſuchte ihn die Baronin zu beruhigen.

Das war der Eintritt Antons in die Familie.

Auch er ging traurig in ſein Zimmer zurück. In dieſen erſten Stunden erkannte er, daß zwiſchen ihm und dem Freiherrn ſich ſchwerlich ein gutes Verhältniß bilden werde. Er war in allen Geſchäften an ſchnelles Verſtändniß der Betheiligten und an kurze Behandlung gewöhnt, und ſollte jetzt durch den Mund der Frauen vielleicht nach langen Auseinanderſetzungen unzweckmäßigen Entſcheid erhalten. Auch ſeine Stellung zu den Frauen erſchien ihm unſicher. Die Baronin hatte ihn ſehr rückſichtsvoll behandelt, aber als einen Fremden. Auch ſie, ſo fürchtete er, würde ihm eine vornehme Dame bleiben, die gerade ſo viel Vertrauen zutheilt, als ihr nützlich ſcheint, und jedes nähere Verhältniß durch artige Kälte von ſich abzuhalten weiß. Selbſt Lenorens freundliche Stimme vermochte ihn nicht aufzurichten. Beide ſchritten durch den Hof, nachdenkend wie zwei Geſchäftsleute, die nur die Abſicht haben das Gut abzuſchätzen.

Wie in den erſten Tagen, ging für Anton das Leben auf dem Gute durch einige Monate fort, ernſthaft, einförmig, nicht ohne Zwang. Er arbeitete und aß allein auf ſeinem Zimmer, ſchweigend trug der alte Diener die Speiſen auf und wieder ab.

Auch wenn er als geladener Gaſt mit der Familie zuſammenkam, war die Unterhaltung wenig erfreulich. Der Freiherr ſaß wie ein Eisklumpen und ſtörte jedes Aufleben eines lebhaften Geſprächs. Früher hatte Anton die Umgebung der Familie, die Einrichtung ihres Salons, die elegante Decoration ihres Hauſes gern bewundert. Jetzt ſtanden dieſelben Möbel in den Beſuchzimmern, die kleinen Vögel der Baronin hatten unter ſorgfältigem Schutz die Winterreiſe überſtanden, es waren dieſelben Teppiche, Stickereien, derſelbe Wohlgeruch der Zimmer. Aber jetzt, wo er die fremden Vögel täglich ſah, kamen ſie ihm langweilig vor, und an den Stuben war ihm bald nichts intereſſant, als daß er ſelbſt die erſte Einrichtung beſorgt hatte.

Anton hatte einen tiefen Reſpect vor dem gewandten Ton, der leichten Unterhaltung und den geſchliffenen Formen des Umgangs in die Familie mitgebracht. Gedrückt, verſtimmt und niedergeſchlagen, wie die Familie war, konnte er nicht die zierliche Heiterkeit erwarten, die ihm im Tanzſalon der Frau von Baldereck ſo wohl gethan hatte. Sie waren herausgeriſſen aus dem gewohnten Kreiſe, alle die kleinen Beziehungen fehlten, die Anregung fehlte, welche den Geiſt elaſtiſch erhält und Verſtimmung und Schmerz überwinden hilft. Er ſagte ſich beſcheiden, daß er dieſe nicht geben konnte. Aber noch Anderes befremdete ihn. Wenn er nach einem wortkargen Abend in ſein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß ſie an Vielem, was ihm geläufig war, keinen Antheil nahmen, ja daß ſie eine völlig andere Bildung beſaßen als er. Und bald nahm er ſich die Freiheit, zu behaupten, daß ihre Bildung nicht die beſſere war. Das Meiſte, was er geleſen, war der Familie fremd; beim Beſprechen der Zeitung, dem gewöhnlichen Unterhaltungsſtoff, verwunderte ihn das geringe Verſtändniß fremder politiſcher Zuſtände. Die Tiefen der Geſchichte waren dem Freiherrn kein angenehmer Aufenthalt, und wenn er das engliſche Staatsleben verurtheilte, ſo konnte er ſeinen Standpunkt mit einigem Recht unbefangen nennen, denn es war ihm ganz fremd. An einem andern Abende ergab ſich zu Antons Betrübniß, daß die Familienanſichten über die Lage der Inſel Ceylon im entſchiedenen Widerſpruch mit der Weltſtellung ſtanden, welche dieſem Eilande durch die Seefahrer zugetheilt worden iſt. Die Baronin, welche Intereſſe an unterhaltender Lectüre hatte und viel auf Vorleſen gab, verehrte Chateaubriand und las außer kleinen Modenovellen die Romane blaſirter Damen; Anton fand Atala abgeſchmackt und die Romane fade. Bald erkannte er, daß ſeine Hausgenoſſen Alles, was die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Ueberall maßen ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, nach den Intereſſen ihres Standes. Was dieſen ſchmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menſchen unverträglich war; was damit nicht zu ſtimmen ſchien, wurde verworfen, oder wenigſtens ſtill bei Seite geſchoben. Ihr Urtheil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber ſaß ein unſichtbarer Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, ſie ſahen aus der engen Oeffnung des Viſirs in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein, und wenn ſie ärgerte, was nicht zu ändern war, ſo klappten ſie ſchweigend den Helmſturz herunter und ſchloſſen ſich ab. Der Freiherr machte das zuweilen ungeſchickt, aber ſeine Gemahlin verſtand meiſterhaft, durch eine kleine reizende Handbewegung ſich von Unwillkommenem abzuſperren.

Die Familie gehörte zu der deutſchen Kirche in Neudorf. Dort war aber kein Chor und keine Loge neben dem Altar, man hätte im Schiff der Kirche neben den Landleuten ſitzen müſſen. Das war unpaſſend. Der Freiherr richtete eine Kapelle in ſeinem Hauſe ein und ließ den Geiſtlichen zuweilen nach dem Schloß holen. Anton erſchien ſelten bei dem Hausgottesdienſt, er ritt nach Neudorf hinüber und ſaß dort an der Seite des Schulzen unter der Gemeinde.

Auch ſeine Thätigkeit war nicht ohne allerlei Störung. Der Reiſende einer Weinhandlung drang durch Sand und

Kieferwälder bis in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Er war ein kecker Schlingel mit einer großen Beredtſamkeit und einer leidenſchaftlichen Neigung zu Wettrennen und Steeplechaſe. Er brachte eine ganze Taſche voll Sportneuigkeiten und bethörte dadurch den Freiherrn, ein Oxhoft Rothwein zu beſtellen. Anton ſah auf die leere Kaſſe, fluchte dem Oxhoft und eilte in das Audienzzimmer der Baronin. Es bedurfte einer langen Intrigue im Damenzimmer, um dieſe Beſtellung auf ein beſcheidenes Maß zurückzuführen.

Der Freiherr war mit ſeinen Wagenpferden unzufrieden, ſie waren nicht mehr jung und waren Füchſe. Dieſe letztere Eigenſchaft hätte dem armen Herrn gleichgültig ſein können, aber gerade ſie bekümmerte ihn ſchon ſeit Jahren. Denn der Sinn ſeiner Familie war von je auf eine beſondere Pferdefarbe gerichtet. Nach einer alten Sage hatte ein Ahnherr des Geſchlechts auf einem Rothſchimmel in einer verſchollenen Schlacht ausgezeichnete Thaten verrichtet; ja, es gab ein ſchönes Lied von ältlichem Ausſehen, in welchem folgender Vers vorkam:

Wer ritt durch das Getümmel?
Ein edler Reitersmann,
Das rothe Blut vom Schimmel
Bis nach dem Sattel rann.

Dieſes Lied deuteten die Rothſattel auf ihren Vorfahr und ſchätzten deshalb Rothſchimmel vor andern Roſſen. Da aber dieſe Farbe bei guten Pferden ziemlich ſelten iſt, ſo war dem Freiherrn eine ſolche Erwerbung noch nie geglückt. Jetzt wollte das Schickſal, daß ein Händler aus der Nachbarſchaft ein Paar Rothſchimmel vorzuführen wußte. Der blinde Freiherr hatte an den Thieren eine Freude, welche den Frauen ſehr beweglich war; er ließ ſich die Pferde immer wieder vorreiten und vorfahren, hörte auf den Schlag ihrer Füße, betaſtete ſie ſorgfältig, holte Karls Anſicht ein und vertiefte ſich in den Plan, ſeiner Gemahlin durch ihren Ankauf eine Freude zu machen. Karl lief in der Angſt vor einer unnützen Ausgabe zu Anton und vertraute dieſem die drohende Gefahr. Anton ging wieder in das Audienzzimmer, aber diesmal fand er auch hier kein geneigtes Gehör. Die Baronin gab zu, daß er nicht Unrecht hatte, aber ſie bat ihn dringend, nur diesmal ihrem Gemahl ſeinen Willen zu laſſen. Zuletzt wurden die neuen Pferde in aller Stille an die Krippe gebunden, und der Käufer gab außer den Füchſen und allem Geld ſeiner Privatkaſſe dem Händler noch das Verſprechen, nach der nächſten Ernte zweihundert Scheffel Hafer zu einem übermäßig niedrigen Preis zu liefern. Anton und Karl waren über dieſe letzte Bedingung, welche ihnen erſt nach einigen Monaten zu Ohren kam, im Intereſſe des Gutes ſehr erzürnt.

Der Förſter hatte das Unglück, bei der Gutsherrſchaft nicht in ſonderlicher Gunſt zu ſtehen. Daß Anton ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Waldmenſchen in lebhaften Farben ſchilderte, trug möglicherweiſe dazu bei, dieſen dem Freiherrn zu verleiden. Der Baronin mißfiel das kurze Weſen des Alten, der in ſeiner Einſamkeit allerdings die Geſchmeidigkeit verloren hatte, welche die Herrſchaft an ihren Untergebenen wünſchte. An einem Theeabend kam der Plan zum Vorſchein, den Mann zu entlaſſen, bevor er durch längeren Dienſt Anſprüche auf Unterhalt im hilfloſen Alter erwerbe. An ſeiner Stelle ſollte ein jüngerer Förſter geſucht werden, der gelegentlich in der Livree des Freiherrn als repräſentirender Jäger zur Bedienung brauchbar wäre. Die Familie war von dem frühern Gute an ein ſolches Verhältniß gewöhnt. Anton bezwang mit Mühe ſeinen Unwillen, als er auseinanderſetzte, daß bei der wilden und unſichern Nachbarſchaft des Gutes gerade der erfahrene Mann, der von jedem Strauchdieb der Gegend gefürchtet wurde, viel zuverläſſiger ſei als ein Fremder. Lenore ſchlug ſich auf ſeine Seite, und unter kaltem Schweigen des Freiherrn und einem reſignirten Blick der Baronin wurde der Plan bei Seite gelegt. Beide ertrugen fortan mit zugeklapptem Viſir und gutem Anſtand den verbauerten Alten.

Das waren kleine Verſtimmungen, wie ſie unvermeidlich ſind, wenn Menſchen mit verſchiedenen Gewohnheiten ſich zu gemeinſamem Leben verbinden, aber es war kein Zeichen von Behagen, daß Anton ſich dies häufig ſagen mußte. Er verſtand ſich nicht nur mit Karl, auch mit dem Förſter und Schäfer in vielen Dingen beſſer als mit der Herrſchaft des Gutes, und er fühlte jetzt zuweilen mit Stolz, daß er anders als ſie und einer aus dem Volke war.

Auch Lenore war nicht ſo, wie er ſie geträumt hatte. Immer hatte er in ihr das vornehme Fräulein verehrt und die herzliche Vertraulichkeit, mit der ſie ihn behandelte, als einen Vorzug empfunden. Jetzt hörte ſie ihm auf, eine vornehme Erſcheinung zu ſein. Er kannte die Muſter ihrer Spitzenkragen perſönlich und ſah ſehr gut einen kleinen Riß im Hauskleide, den die ſorgloſe Lenore lange nicht beachtete. Er hatte die wenigen Bücher, die ſie mitgebracht, geleſen, und war in der Unterhaltung oft um die Grenzen ihres Wiſſens herumgegangen. Ihre Ausſprüche imponirten ihm nicht mehr, und er hätte jetzt ſeinen Freund Fink ſchwerlich wegen der Frage, ob ſie auch Geiſt habe, gezüchtigt. Er frug ſich das ſelbſt und beantwortete die Frage recht verſtändig. Sie hatte nicht ſo viel gelernt als ein anderes Mädchen, das er kannte, und ihr Empfinden war durchaus nicht ſo gebildet; aber ſie war eine gute, friſche Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ſicher in ihrem Urtheil. Und ſie war ſchön. Immer hatte er ſie dafür gehalten, aber ſeine zarte Ehrfurcht umgab lange ihr Bild mit einer duftigen Wolke. Jetzt, wo er ſie täglich ſah, im einfachen Morgenrock, in der gewöhnlichen Stimmung des Arbeitstages, jetzt erſt fühlte er den ganzen Zauber ihrer blühenden Jugend.

Er war manchmal unzufrieden auch mit ihr. Gleich in den erſten Tagen frug ſie ihn dringend, wie ſie ſich dem Hauſe nützlich machen könnte. Er ſagte ihr, daß die Aufſicht über den Haushalt und die genaue Führung der Hausrechnung eine ſehr nützliche Arbeit ſei. Er linirte ihr ein Rechenbuch, und da ſie Mangel an Uebung zeigte, die gezogenen Linien zweckmäßig zu benutzen, ſo hatte er die Freude ſie das zu lehren. Sie warf ſich mit Eifer auf die neue Thätigkeit und lief den Tag zehnmal zu Babette in die Küche, um ſich Auskunft zu holen. Aber ihre Rechnung erwies ſich unſicher, und die myſteriöſen Striche Babettens immer noch zuverläſſiger. Und wenn ſie eine Woche die Bücher gewiſſenhaft geführt hatte, kamen einige Tage, wo die Sonne luſtig ſchien: dann konnte ſie ſich nicht enthalten, mit dem Förſter ſchon am Morgen auf die Jagd zu gehen oder auf ihrem kleinen Pferde weit über die Grenzen des Gutes hinauszuſtreifen, dann vergaß ſie den Stadtboten, die Köchin und ihre Buchführung. — Sie wollte Geſchichte treiben und unter Antons Anleitung etwas Engliſch lernen. Anton war glücklich über den Einfall. Aber die Jahreszahlen konnte ſie nicht behalten, die Vocabeln waren ihr ſchrecklich, ſie entlief dieſen Hieroglyphen und ging in den Pferdeſtall, oder wohl gar in die Stube des Amtmanns, deſſen mechaniſchen Kunſtarbeiten ſie ſtundenlang mit großem Intereſſe zuſah. Als Anton ſie einſt zur engliſchen Stunde rufen wollte, fand er ſie in Karls Stube, einen Hobel in der Hand, eifrig an der Pritſche eines neuen Schlittens arbeitend, und gutmüthig ſagte ſie zu ihm: „Geben Sie ſich nicht ſo viel Mühe mit mir, Wohlfart. Ich lerne nichts, ich habe immer einen harten Kopf gehabt.“

Wieder lag Schnee auf der Erde, und im Sonnenlicht glitzerten Millionen Eiskryſtalle auf den Bäumen und dem Feld. Karl ſetzte zwei Schlitten in Stand, einen alten zweiſitzigen und einen Rennſchlitten für das Fräulein, den er ſelbſt zuſammenſchlug und unter dem Beiſtande Lenorens mit ſchöner Oelfarbe überzog. Bei der Morgenaudienz ſagte Anton der Baronin, daß er heut Nachmittag in einem Polizeigeſchäft nach Tarow müſſe. „Wir kennen die Familie Tarowski vom Bade her,“ erwiederte die Baronin. „Dort haben wir gern mit Frau von Tarowska und ihren Töchtern verkehrt. Ich wünſche lebhaft, daß der Freiherr nicht ganz außer Verbindung mit der Nachbarſchaft bleibt, vielleicht vermag ich ihn zu beſtimmen, daß er heut mit uns ſeinen Beſuch macht. In jedem Falle wollen wir Frauen dieſe Gelegenheit benutzen und unter Ihrem Schutz einen Ausflug dorthin wagen.“

Anton erinnerte leiſe an den verſchwundenen Bratzky und ſeinen Verdacht.

„Es iſt ja nur ein Verdacht,“ verſetzte die Baronin begütigend, „und unſere Verpflichtung, der Familie einen Beſuch zu machen, iſt unzweifelhaft. Auch kann ich nicht glauben, daß Herr von Tarowski ſelbſt an der Entführung Antheil hat.“

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin ſetzte ſich mit dem Freiherrn in den größeren, Lenore beſtand darauf, in ihrem neuen Rennſchlitten ſelbſt zu fahren. „Wohlfart ſetzt ſich hinter mich auf die Pritſche,“ beſtimmte ſie. Der Freiherr frug ſeine Gemahlin leiſe: „Wohlfart?“

„Ich laſſe dich nicht allein fahren,“ erwiederte die Baronin ruhig. „Sei ohne Sorge. Außerdem iſt er in deinem Dienſt, die Inconvenienz iſt nicht groß. Und wir fahren ja mit einander vor.“

Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore ſaß ſelig in ihrer Nußſchale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte ſich oft zurück und zeigte Anton ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heut ſo ſchön war, daß ihr ſein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und ſtreifte ſeine Wange, hing ſich an ſein Geſicht und verbarg ihm die Ausſicht. Dann erblickte er die verhüllte Geſtalt vor ſich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch ſeines Mundes die Bandſchleife, welche an ihrem Nacken flatterte, und er ſah, daß nur die ſeidene Hülle ſeine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte.

Anton verſenkte ſich in dieſe Betrachtung und widerſtand kaum noch dem Gelüſt, ihr mit ſeinem Pelzhandſchuh leiſe über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Haſe aus einem Schneeloch aufſprang. Der Haſe winkte drohend mit ſeinen Löffeln und machte einen bedeutſamen Burzelbaum auf Anton zu. Dieſer verſtand die freundliche Warnung und zog den Pelzhandſchuh zurück; der Haſe, vergnügt, eine gute That vollbracht zu haben, galoppirte über den Schnee.

Anton gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menſchen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgend iſt ein anderes Leben zu ſehen, als der lautloſe Schlaf der Natur. Wir ſind Reiſende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch Niemand vor ihnen betreten. Ein Baum iſt wie der andere, die Schneefläche iſt endlos, rund herum Grabesſtille, und oben wieder der lachende Sonnenſchein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag ſo fort.“

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann,“ rief Lenore, beugte ſich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß ſofort den Haſen, er konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handſchuh zu drücken.

„Es iſt däniſches Leder,“ lachte Lenore, „bemühen Sie ſich nicht.“

„Hier iſt eine Lücke,“ ſagte Anton, bereit den Verſuch zu wiederholen.

„Sie ſind heut ſo artig,“ rief Lenore, die Hand langſam zurückziehend, „das ſteht Ihnen hübſch, Wohlfart.“

Der Pelzhandſchuh ſtreckte ſich aus, um die zurückweichende Hand zu verfolgen. Darüber geriethen zwei Krähen auf den Bäumen in ſtarken Zank, ſie ſchrieen um die Wette, flogen auf und ſchwebten ſchimpfend über Antons Kopf. „Geht zum Teufel, ihr Geſindel,“ dachte der leidenſchaftliche Anton, „ihr ſollt mich nicht mehr ſtören.“

Aber Lenore ſah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut ſteht, ſo artig gegen mich zu ſein,“ fuhr ſie ernſter fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küſſen, denn ich habe keine Luſt Ihnen daſſelbe zu thun, und was dem Einen recht iſt, ſoll dem Andern billig ſein. Huſſa, mein Pferd, vorwärts!“

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden,“ begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich ſein,“ ſprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowska wochenlang in einem Hauſe gewohnt und alle Partien gemeinſchaftlich gemacht. Sie war die eleganteſte Dame des ganzen Bades, ſie und die Töchter machten Aufſehen durch ihr diſtinguirtes Weſen; ſie ſind ſehr liebenswürdig und vom beſten Ton.“

„Er aber hat zwei Augen gerade wie der Fuchs des Förſters,“ ſprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg.“

„Ich habe mich heut ſehr ſchön gemacht,“ lachte Lenore ſich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort ſind reizend, und die Polen ſollen nicht ſagen, daß wir uns ſchlecht neben ihnen präſentiren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?“ Sie ſtreifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden ſich darin nicht ganz ſchlecht ausnehmen,“ ſagte Anton mit weiſer Miene; „es iſt etwas Braun dabei, folglich iſt es wunderhübſch.“

„Sie treuer Herr Wohlfart!“ rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Thiere zu ſchwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandſchuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geſchehen. Als Anton zum dritten Mal die Hand ausſtreckte, bemerkte er, daß ſeine eigene Hand ſich wider ſeinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beſchrieb, während er ſelbſt ſich ſenkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erſtaunt hob er ſeinen Kopf und ſah Lenore einige Schritte weiter neben dem umgeſtürzten Schlitten ſitzen, das Pferd ſtand ruhig auf dem Wege und lachte in ſeiner Art laut vor ſich hin. Lenore hatte zu viel nach ihrem Gefährten und zu wenig auf den Weg geſehen, ſo hatten ſie umgeworfen. Fröhlich erhoben ſich Beide, ſchüttelten den Schnee ab, Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore ſah mehr auf den Weg, und Anton ſtäubte ſich den Schnee aus den Aermeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes einſtöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, ſchaute mit ſeinen blinden Fenſtern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton ſprang ab und frug einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier iſt der Palaſt,“ erklärte der polniſche Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrſchaft aus dem Schlitten. Erſtaunt ſahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unſaubern Hausflur, mehre ſchnurrbärtige Geiſter eilten herzu, riſſen dienſteifrig die Winterhüllen der Gäſte ab und eine niedrige Thür auf. In dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Eine hohe Geſtalt in ſchwarzer Seide trat den Gäſten entgegen und begrüßte ſie in der beſten Haltung von der Welt. Die Töchter eilten herzu, ſchlanke Damen mit Augen und Tournüre der Mutter. Mehre Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleide. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein ſchlaues Geſicht ſtrahlte von herziger Freude, und die Fuchsaugen leuchteten von Harmloſigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohlthuende Leichtigkeit eines ſicheren Selbſtgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werthe Bekannte begrüßt, auch Anton erhielt ſeinen Theil Zuvorkommenheit. Sein Geſchäft war nach wenig Worten abgemacht und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn ſchon einmal flüchtig geſehen. „Der Schlingel von Inſpector iſt Ihnen entſprungen,“ ſagte er bedauernd, „ſeien Sie ohne Sorge, er wird ſeinem Schickſal nicht entgehen.“ „Ich hoffe,“ erwiederte Anton, „er und ſeine Helfer.“ Die Augen des Herrn von Tarow bemühten ſich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo verſteckt.“ — „Wahrſcheinlich in der Nähe,“ ſagte Anton und warf einen argwöhniſchen Seitenblick auf die ſchlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens ſuchte Anton unter den anweſenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal geſehen hatte und dem er den Wunſch zutraute, vor deutſchen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entſchiedenem Weſen vorhanden, der von den Uebrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verſchwinden,“ dachte Anton, „ſie reiten zuſammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirth ſagt; es ſind hier nicht Einzelne, mit denen man zu thun hat, ſondern eine ganze Gattung.“ In dem Augenblick trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Geſpräch. So unbefangen er aber auch redete, ſo merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Geſpräch zu leiten und ihn, den Deutſchen, über Geſinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deshalb vorſichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Intereſſe an dem Gaſt und wandte ſich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, ſich im Zimmer umzuſehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftiſchlers ſtand ein Wiener Flügel, die Fenſterſcheiben waren geflickt, auf dem ſchwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sophas ein zerriſſener Teppich. Die Damen ſaßen auf Sammtſeſſeln um einen abgenutzten Tiſch. Die Frau vom Hauſe und ihre erwachſenen Töchter waren in eleganter Pariſer Toilette, aber als ſich eine Seitenthür öffnete, ſah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige Kinder mit ſo mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß ſie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie ſelbſt machten ſich jedenfalls nicht viel daraus, denn ſie balgten ſich und lärmten wie Unholde.

Ueber den wankenden Tiſch wurde eine feine Damaſtdecke gelegt und ein ſilberner Theekeſſel aufgeſetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte franzöſiſche Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodiſchem Polniſch fuhren durcheinander, dazwiſchen klang die eintönige deutſche Phraſe. An dem ſchnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elaſtiſcher, ſchwunghafter, leichter ergriffen. Erſtaunt ſah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung ſchwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Roth, ſie lachte und geberdete ſich wie die Andern, und dreiſt blickten ihre Augen in die verbindlichen Geſichter der anweſenden Herren. Daſſelbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Schlitten entzückt hatte, verſchwendete ſie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landſtraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer ſo wunderlich ausgeputzt, die Tapeten ſchmutzig und zerriſſen, die Kinder in der Nebenſtube barfüßig, und der Hausherr der ſtille Beſchützer eines Schuftes und wahrſcheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er ſich, mit kalter Zurückhaltung die Geſellſchaft zu betrachten und nur das Nothwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und ſeiner Gäſte zu erwiedern.

Endlich ſchlug ein junger Herr einige Accorde auf dem Flügel an, Alles ſprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer ſtürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rückſichtslos hinaus. Die Geſellſchaft drängte nach über den Hausflur in den gegenüber liegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in Verſuchung ſich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanſtrich, Bänke an den Wänden, und in der Ecke ein abſcheulicher Ofen. Mitten im Saal hing Wäſche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie man hier tanzen wollte. Aber im Hui wurde die Wäſche durch die Fäuſte der Diener herabgeriſſen, einer lief zum Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren ſechs Paare zur Quadrille angetreten. Da der Damen zu wenig waren, band ein junger Graf mit einem ſchwarzen Sammtbärtchen und zwei wunderſchönen blauen Augen ſein Battiſttuch um den Arm und erklärte ſich mit einem graziöſen Knix für eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanze geführt. Selig drehte ſich das Völkchen im Tact. Durch die Nachläſſigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europa verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte ſich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beſchäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton ſo oft bewundert hatte; aber heut verzog ſich ſein Mund zu einem kalten Lächeln. Es ſchien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutſche Familie ſich ſo hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrſcheinlich in dieſem Augenblick Feindliches gegen ſie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem erſten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leiſe frug: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?" erwiederte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Geſicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieſes Saales zu ſehen."

„Wer wird jetzt daran denken," rief Lenore und wandte ſich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrſchaften glühten, die Locken wurden ſchlaff vom warmen Thau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge ſchlürften die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf ſtürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polniſchen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel ſaß. Jetzt flatterten die

Gewänder, die Tänzer ſchnellten ſich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach und Lenore immer mitten darunter! Anton ſtand neben dem anſehnlichen Polen in mattem Geſpräch und hörte kühl das Lob an, welches dieſer der deutſchen Tänzerin freigebig ertheilte. Was den polniſchen Mädchen natürlich ſtand, die ſchnellen Bewegungen, die ſtarke Erregung, das machte Lenoren wild und, wie Anton ſich mit Mißfallen ſagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte ſein Blick an den rohen Wänden umher auf den beſtäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war ſpät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäſte wickelten ſich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche. Aber Anton war es wohl zufrieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr, und daß er ſelbſt hinter der Baronin die Zügel führte. Schweigſam lenkte er den Schlitten und immer wieder dachte er daran, daß eine Andere, die er kannte, ſich unter den Spinnweben im Hauſe der Feinde niemals in der Mazurka geſchwenkt hätte. — Auch Lenore trug ihm heut den Stahlhelm auf dem weißen Nacken.

4.

Herr Itzig war als Geſchäftsmann etablirt. Wer ihn beſuchte, ſchritt durch ein vielbetretenes Vorderhaus und erſtieg in einem Seitenflügel eine nicht ganz ſaubere Treppe. Neben der Treppe glänzte die weißlackirte Vorthür, auf welcher ein großes Meſſingſchild mit abgeſchrägten Ecken den Namen „V. Itzig" zeigte. Der Vorſaal war verſchloſſen, ein dicker Porcellangriff war auch vorhanden, Alles ſchöner und idealer, als es bei Ehrenthal geweſen war. Durch die Thür konnte der Beſuchende in einen leeren Raum gelangen, in welchem ſich den Tag über ein verſchmitzter Junge aufhielt, halb Portier, halb Laufburſche, außerdem Spion für die Geſchäfte, welche ſein Brotherr machte. Der Junge unterſchied ſich von dem urſprünglichen Herrn Veitel durch ein auffälliges Weſen von ſchäbiger Vornehmheit. Er trug die letzten Ueberreſte des Kleidergeſchäfts auf, glänzende Seidenweſten und einen Frack, der ihm nur wenig zu groß war. Er bewies, daß die neue Firma auch in Sachen der Toilette und Bildung anſtändiger war, als das in vielen Dingen gewöhnliche Geſchäft des Ehrenthal. Den Eintretenden empfing Herr Itzig in zwei kleinen Geſchäftsſtuben, von denen die erſte wenig Möbel, aber zwei auffallend ſchöne Lampen enthielt, eine gelegentliche nothwendige Uebernahme für nicht gezahlte Zinſen eines Solawechſels. Die zweite war das Schlafzimmer, ein einfaches Bett, ein langes Sopha, ein großer runder Spiegel mit breitem Goldrahmen, dieſer ein Erwerb aus dem geheimen Lager des ehrlichen Pinkus. Itzig ſelbſt hatte ſich auffallend verändert, er war an trüben Tagen bei dem zweifelhaften Lichte, welches aus dem Hofraume in die Stuben gelangte, von Weitem betrachtet nur noch wenig von einem eleganten Herrn verſchieden. Sein ſchmales Geſicht war voller geworden, die großen Sommerſproſſen, welche ihn früher getigert hatten, waren verblichen, und ſein Haar hatte durch Pomade und kunſtvolle Bürſtenſtriche eine dunklere Farbe und ein anſchmiegendes Weſen erhalten. Noch hatte der neue Geſchäftsmann eine Vorliebe für ſchwarze Kleider, aber ſie waren neu und ſaßen nicht mehr ſchlottrig über ſeinen Gliedmaßen. Denn Herr Itzig hatte auch zugenommen an äußerer Behaglichkeit, er gönnte ſich jetzt gute Koſt, ja auf ſeinem Arbeitstiſch war zuweilen eine leere Weinflaſche zu ſehen, auf welcher das Wort „Moſel“ ſtand, daneben ein Zuckerbecher und ein ſilberner Löffel. Wie prächtig aber auch die neuen Räumlichkeiten waren, Itzig benutzte dieſelben doch nur bei Nacht und in ſeinen Geſchäftsſtunden. Noch immer trieb ihn ſein Herz nach ſeiner alten Herberge zu Löbel Pinkus. So führte er ein doppeltes Leben, für die große Welt ein feiner Geſchäftsmann in den neugeſtrichenen Stuben unter dem Glanze der Aſtrallampen, bedient von einem modern gekleideten Gnomen, und ein zweites für ſein Gemüth, gerade unter der Caravanſerei, ein beſcheidenes Leben mit rothbaumwollenen Gardinen und einem viereckigen Kaſten als Sopha. Vielleicht machte ihm dieſes Aſyl am behaglichſten, daß er jetzt eine unbeſtrittene Herrſchaft über den Beſitzer des Hauſes ausübte. Pinkus war, zu ſeiner Schande ſei es geſagt, herabgeſunken zu einem Commiſſionär, einem Hilfsarbeiter Veitels. Und Frau Pinkus hing an dem aufſtrebenden Geſchäftsmann mit einer Verehrung, welche ihren Mann aller Gänſebrüſte beraubte, die in dem Hauſe geſchlachtet wurden.

Heut ſaß Itzig in ſeinem Geſchäftslocale nachläſſig auf dem Sopha und rauchte aus einer Bernſteinſpitze; er war ganz Gentleman und erwartete vornehmen Beſuch. Da hörte man im Vorzimmer ſchellen, der Dienſtthuende flog zur Thüre, eine ſcharfe Menſchenſtimme wurde hörbar. Bald entſtand ein Zank im Vorſaale, welcher Veitel bewog, ſchnell den offenen Kaſten ſeines Schreibpultes zuzuſchließen und den Schlüſſel in die Taſche zu ſtecken.

„Nicht zu Hauſe iſt er? Er iſt aber hier, du erbärmlicher, grünhaariger Dummkopf,“ ſchrie eine ſcharfe Stimme den Wache haltenden Jüngling an. Man hörte einen widerſtehenden Körper bei Seite ſchieben, Veitel beugte ſeinen Kopf tief in ein altes Hypothekeninſtrument, die Thür wurde geöffnet, und Herr Hippus erſchien mit geröthetem Antlitz, ſchäbig, mit zerrauſten Federn an der Thür. Nie hatte er einem alten Raben ähnlicher geſehen.

„Du läßt dich verleugnen? du befiehlſt dem Würme dort draußen alte Freunde abzuweiſen? Natürlich, du biſt vornehm geworden, du Narr! Hat man je eine ſolche Unverſchämtheit geſehen! Weil der Bengel ſich in zwei neue Stuben hineingeſchwindelt hat, ſind ihm ſeine alten Freunde nicht mehr gut genug. Du biſt aber bei mir an den Unrechten gekommen, mein Söhnchen, ich laſſe mich nicht ſo abſpeiſen."

Veitel betrachtete den kleinen Herrn, welcher zornig vor ihm ſtand, mit Blicken, die nichts weniger als freundſchaftlich waren. „Was macht ihr mit dem jungen Menſchen für einen Lärm," ſagte er kalt, „er hat nur ſeine Schuldigkeit gethan. Ich erwarte einen Geſchäftsbeſuch und habe ihm befohlen, alle Fremden abzuweiſen. Wie konnte ich wiſſen, daß ihr hierher kommen würdet? Haben wir nicht ausgemacht, daß ihr mich nur des Abends beſuchen ſollt? Was kommt ihr in meinen Geſchäftsſtunden?"

„Deinen Geſchäftsſtunden! du junger Wiedehopf, der ſeine Eierſchalen noch am Steiße herumſchleppt," rief Hippus immer noch erzürnt und ſetzte ſich auf das Sopha. „Deine Geſchäftsſtunden" — fuhr er mit unendlicher Verachtung fort, „für deine Geſchäfte iſt jede Stunde gut genug."

„Ihr ſeid wieder betrunken, Hippus," antwortete Veitel in aufrichtigem Aerger; wie oft habe ich geſagt, daß ich mit euch nichts zu thun haben will, wenn ihr aus der Branntweinſtube kommt."

„So," rief Herr Hippus, „du Sohn einer Trödelhexe, mein Beſuch iſt für dich zu allen Zeiten eine Ehre. Ich wäre betrunken?" fuhr er ſchluckend fort, „wovon denn, du Hanswurſt? Womit ſoll man ſich betrinken," ſchrie er, „wenn man kein Geld hat ein Glas zu bezahlen?"

„Ich wußte, daß er wieder kein Geld hatte," ſagte Veitel mit tiefer Entrüſtung. „Erſt neulich habe ich euch zehn Thaler gegeben, aber ihr ſeid wie ein Schwamm, es iſt ſchade um jeden Groſchen, den man auf euch wendet."

„Du wirſt mir aber heut zeigen, daß es nicht ſchade iſt," antwortete der Alte höhniſch, „du wirſt mir wieder zehn Thaler geben und auf der Stelle."

„Das werde ich nicht," rief Veitel. „Ich habe ſatt, euch zu füttern. Ihr wißt, was wir abgemacht haben; Geld bekommt ihr nur, wenn ihr mir etwas dafür thut. Und jetzt ſeid ihr nicht in der Verfaſſung, etwas Ordentliches zu leſen oder zu ſchreiben."

„Für dich und deines Gleichen bin ich immer noch gut genug, und wenn ich zehnmal beſſer gefrühſtückt hätte als heut," ſagte der Alte ruhiger. „Gib her, was du für mich zu arbeiten haſt. Du biſt ein geiziger Filz geworden, aber ich will dir's nicht nachtragen. Ich will dir verzeihen, daß du mich abweiſen wollteſt, ich will dir auch verzeihen, daß du ein hochmüthiger Eſel geworden biſt und dich mit einer ſolchen Lampe breit machſt, die für beſſere Leute als du gut genug wäre; und ich will dir meinen Rath nicht entziehen, vorausgeſetzt, daß du mich honorirſt. Und ſo wollen wir Friede machen, mein Sohn. Jetzt rede, welche Teufelei haſt du wieder vor?"

Veitel ſchob ihm ein dickes Hypothekeninſtrument hin und ſagte: „Zuerſt ſollt ihr mir das durchſehen und einen Auszug daraus ſchreiben, wie ich ihn brauche, und ſagen, wie es damit ſteht. Es iſt mir angeboten worden zum Kauf. Jetzt aber erwarte ich Jemand. Ihr müßt in die andere Stube gehen, dort ſetzt euch an den Tiſch und macht die Arbeit. Wenn ihr fertig ſeid, dann reden wir über das Geld."

Herr Hippus ſchob ſich das ſchwere Actenſtück unter den Arm und ſteuerte nach der zweiten Stubenthür. „Heut thue ich dir noch einmal deinen Willen, weil du's biſt," ſagte er gemüthlich und erhob ſeine Hand, um Veitel auf die Backe zu klopfen.

Veitel ließ ſich die Liebkoſung leidend gefallen und wollte die Thür zumachen, als der betrunkene Alte ſich noch einmal herandrängte und mit ſchlauem Blick frug: „Alſo du erwarteſt Jemanden, mein Söhnchen? Wen erwarteſt du, kleiner Itzig? Iſt's ein Männlein oder ein Fräulein?"

„Es iſt ein Geldgeſchäft," entgegnete Veitel die Achſeln zuckend.

„Ein Geldgeſchäft?" wiederholte der trunkene Herr, mit einer zärtlichen Bewunderung ſeinen Bundesgenoſſen betrachtend. „Ja, darin biſt du groß. Groß als Menſch und als Schwindler! Wahrhaftig, wer von dir Geld haben will, der iſt verloren. Es wäre ihm beſſer, er ſpränge ins Waſſer, obgleich Waſſer auch verächtlich iſt. Du kleiner Sackermentsſchwindler, du!" Dabei erhob er den Kopf und ſtierte aus ſeinen ſchwimmenden Augen liebevoll auf Veitel.

„Seid ihr doch ſelbſt gekommen, um Geld von mir zu holen," antwortete ihm Veitel mit gezwungenem Lächeln.

„Ja, ich bin feſt," lallte Hippus, „ich bin nicht von Fleiſch und Blut, ich bin Hippus, ich bin der Tod." Dabei verſuchte er geiſtreich zu lachen.

Draußen tönte die Schelle, Veitel rief: „Verhaltet euch ruhig!" ſchloß die Thür, ſetzte ſich auf das Sopha, faßte die Bernſteinſpitze und erwartete ſeinen Beſuch.

In dem Vorzimmer klirrte ein Säbel, ein Huſarenoffizier trat ein. Eugen Rothſattel war in dem letzten Winter ein wenig älter geworden, ſein feines Geſicht war hagerer, und um den untern Theil ſeiner Augen zog ſich ein bläulicher Ring. Er trat mit einem Schein von Gleichgültigkeit ein, der Herrn Itzig keinen Augenblick zu täuſchen vermochte, denn hinter dieſer Maske erkannte ſein erfahrener Blick deutlich das Fieber, welches bedrängten Schuldnern eigenthümlich iſt.

„Herr Itzig?" frug der Offizier von oben herunter.

„So heiße ich," verſetzte Veitel und ſtand nachläſſig vom Sopha auf.

Unruhig ſah Eugen in das Geſicht des Geldmanns. Der jetzt ſeine Anrede erwartete, war derſelbe, vor dem ſchon ſein Vater gewarnt war, und jetzt trieb das Schickſal auch ihn in daſſelbe Netz. „Ich habe in dieſen Tagen eine Schuld an hieſige Agenten zu zahlen," begann der Lieutnant, „an Herren

Ihrer Bekanntſchaft. Als ich deshalb Rückſprache mit ihnen nehmen wollte, iſt mir von Beiden mitgetheilt worden, daß ſie ihre Forderungen an Sie verkauft haben.“

„Ich habe ſie ungern gekauft,“ erwiederte Veitel, „ich habe nicht gern zu thun mit den Herren Offizieren. Es ſind zwei Schuldſcheine über elfhundert und achthundert, zuſammen neunzehnhundert Thaler.“ Er griff in eine Mappe und holte die Documente heraus. „Erkennen Sie dieſe Unterſchrift als die Ihrige?“ frug er kalt, „und erkennen Sie dieſe neunzehnhundert Thaler als die Summe an, welche Ihnen geliehen iſt?“

„Es mag wohl ſo viel darin ſtehen,“ antwortete der Lieutnant unwillig.

„Ich frage, ob Sie anerkennen, daß Sie mir zu zahlen haben dieſe Summe auf dieſe zwei Verſchreibungen?“ frug Veitel wieder.

„In Teufels Namen, ja,“ rief der Lieutnant, „ich erkenne die Schuld an, obgleich ich nicht die Hälfte in Geld erhalten habe.“

Veitel ſchloß die Sola-Wechſel in ſein Pult und ſagte, indem er die Achſeln zuckte, ſpöttiſch: „Ich habe doch die volle Summe bezahlt den beiden Leuten. Ich werde mir alſo holen bei Ihnen morgen oder übermorgen mein Geld.“

Der Offizier ſchwieg eine Weile, langſam rötheten ſich ſeine eingefallenen Wangen. Endlich nach einem harten Kampfe begann er: „Ich bitte Sie, Herr Itzig, mir noch Friſt zu geben.“

Veitel ergriff ſeine Bernſteinſpitze und drehte behaglich daran, als er antwortete: „Ich gebe Ihnen keinen Credit weiter.“

„Seien Sie verſtändig, Itzig,“ ſagte der Offizier mit erzwungener Vertraulichkeit. „Ich bin vielleicht in Kurzem in der Lage, Ihnen zu zahlen.“

„Sie werden in einigen Wochen ſo wenig Geld haben, als jetzt,“ entgegnete Veitel grob.

„Ich bin bereit, Ihnen eine größere Summe zu verſchreiben, wenn Sie ſich gedulden.“

„Ich mache niemals ſolche Geſchäfte,“ log Veitel.

„Ich ſchaffe Ihnen eine Anerkennung der Schuld durch meinen Vater.“

„Der Herr von Rothſattel hat gerade ſo viel Credit bei mir, als Sie ſelber.“

Der Lieutnant ſtieß zornig ſeinen Säbel auf den Boden. „Und wenn ich nicht zahle?“ brach er los. „Sie wiſſen, daß ich geſetzlich dazu nicht verpflichtet bin.“

„Ich weiß,“ verſetzte Veitel ruhig. „Werden Sie zahlen morgen oder übermorgen?“

„Ich kann nicht,“ rief Eugen in aufrichtiger Verzweiflung.

„Dann tragen Sie Sorge für den Rock, den Sie anhaben,“ ſagte Veitel ſich abwendend.

„Wohlfart hatte Recht, mich vor Ihnen zu warnen,“ rief Eugen außer ſich. „Sie ſind ein hartgekochter —,“ er drängte das letzte Wort zurück.

„Sprechen Sie ruhig aus,“ ſagte Itzig, „es hört Sie Niemand. Was Sie reden, iſt wie das Feuer im Ofen, es kniſtert, in einer Stunde iſt's Kohle. Was Sie mir hier wollten ſagen unter vier Augen, das werden von Ihnen in drei Tagen die Leute auf der Straße ſagen, wenn Sie nicht zahlen.“

Eugen wandte ſich mit einem Fluche ab, an der Thür blieb er noch einen Augenblick ſtehen, dann ſtürzte er zornig hinaus.

Veitel ſah ihm triumphirend nach. „Der Sohn wie der Vater, er ſitzt darin, wie er ſitzen muß,“ ſagte er vor ſich hin; „er kann nicht ſchaffen das Geld. Es geht zu Ende mit den Rothſatteln, und der Wohlfart wird ſie nicht halten. — Wenn ich verheiratet bin mit der Roſalie, ſo ſind mein auch Ehrenthals Hypotheken. Dann können die Scheine, die bei dem Schwiegervater verſchwunden ſind, ſich unter ſeinen Papieren wiederfinden. Dann habe ich den Baron in Händen und das Gut iſt mein.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch öffnete er die Thür, welche

Herrn Hippus und den vornehmen Beſuch, den Verſunkenen und den Sinkenden, getrennt hatte, und fand den kleinen Advocaten eingeſchlafen, den Kopf auf den Händen, die Hände über den Acten. Mit herzlicher Verachtung ſah Itzig auf das ſchwärzliche Bündel und ſagte: „Er wird mir läſtig. Er ſagte, er wäre der Tod, ich wollte, er wäre tot, und ich wäre von ihm frei.“ Unſanft rüttelte er den alten Mann auf und ſchrie ihn an: „Ihr ſeid zu nichts gut als zum Schlafen, was mußtet ihr hierher kommen, um zu ſchnarchen? Geht nach Hauſe, ich werde euch die Acten geben, wenn ihr in beſſerer Verfaſſung ſeid.“

Als der Advocat unter dem Verſprechen, am Nachmittag wiederzukommen, ſchläfrig hinausgewankt war, bürſtete Itzig mit beneidenswerther Fertigkeit ſeinen ſeidenen Hut, zog den beſten Rock an, gab ſeinem Haar vor dem goldenen Spiegel den genialen Fall und ging nach dem Hauſe ſeines Gegners Ehrenthal.

Als er in den Hausflur trat, warf er einen ſcheuen Blick auf die Thür des Comtoirs und eilte vorüber nach der Treppe. Auf der unterſten Stufe hielt er an. „Er ſitzt wieder im Comtoir,“ ſagte er horchend zu ſich ſelbſt, „ich höre ihn brummen, ſo brummt er oft, wenn er allein iſt. Ich will's wagen, ich gehe hinein, vielleicht iſt mit ihm ein Wort zu reden.“ Er ſchritt zögernd zu der Thür und horchte wieder, dann faßte er ein Herz und öffnete ſchnell. In dem dämmrigen Raume ſaß auf dem Lederſtuhl einſam eine zuſammengedrückte Geſtalt, auf dem Kopfe einen unförmlichen Hut; ſie nickte mit dem Kopfe vor ſich hin und murmelte unverſtändliche Worte. Wie hatte ſich Hirſch Ehrenthal in dem letzten Jahre verändert! Als er das letzte Mal vom Gute des Freiherrn fuhr, war er ein rundlicher Mann von anſehnlicher Art geweſen, ein wohlconſervirter Mann, der ſeine Buſennadel anzuſtecken wußte, um vor den Frauen ſtattlich auszuſehen; das Haupt, welches jetzt in nervöſer Schwäche nickte, war das Haupt eines alten

Mannes, und an dem faltigen Geſicht hing ein Bart, den das Schermeſſer wochenlang nicht berührt hatte. Er war ein Bild des kläglichen Verfalles, wo der Geiſt dem Körper noch vorläuft auf dem Wege zur zweiten Wiege.

Der Agent ſtand an der Thür und ſah betroffen auf ſeinen früheren Brotherrn, der in ſeine Träume verſunken nur noch halb der Geſchäftswelt angehörte. Endlich begann er näher tretend: „Ich will mit Ihnen reden, Herr Ehrenthal.“

Der Alte fuhr fort mit dem Kopfe zu nicken und antwortete mit zitternder Stimme: „Hirſch Ehrenthal bin ich, was haben Sie zu reden mit mir?“

„Ich will mit Ihnen ſprechen über ein großes Geſchäft,“ fuhr Itzig fort.

„Ich höre,“ ſagte Ehrenthal ohne aufzuſehen. „Wenn es ein großes Geſchäft iſt, warum ſprechen Sie nicht?“

„Sie kennen mich doch, Hirſch Ehrenthal?“ ſchrie Itzig ſich zu dem Alten vorbeugend.

Der Mann im Lederſtuhle ſah mit müden Augen auf und ſtarrte den Andern an, endlich erkannte er ihn. Er rückte ſich heftig von ſeinem Sitz in die Höhe und ſtand mit vorgebeugtem Halſe da. Immer noch zitterte das Haupt, aber die Augen ruhten mit einem Blicke voll Furcht und Haß auf dem Agenten. „Was wollen Sie hier in meinem Comtoir?“ rief er mit bebender Stimme. „Wie können Sie wagen zu treten vor meine Augen? Gehen Sie hinaus, Sie Menſch.“

Itzig blieb ſtehen. „Schreien Sie nicht wie ein Hahn, ich thue Ihnen nichts, ich will mit Ihnen reden über große Sachen, wenn Sie ruhig ſein wollen, wie ein Mann in Ihren Jahren ſein muß.“

„Es iſt der Itzig,“ murmelte der Alte vor ſich hin, „er will reden von großen Sachen, ich ſoll ruhig ſein. — Wie kann ich ruhig ſein,“ ſchrie er wieder auf, „wenn ich Sie erblicke vor meinen Augen? Sie ſind mein Feind, Sie haben mich ruinirt hier, und haben mich ruinirt da. Sie ſind geweſen für mich, wie der Böſe mit dem Schwerte, an welchem der Tropfen Galle hängt. Ich habe aufgethan den Mund, und Sie haben mir hineingeſtoßen Ihr Schwert, die Galle iſt gekommen in mein Herz, und ich muß zittern, wenn ich Sie anſehe.“

„Werden Sie ruhig,“ ſagte Itzig, „und wenn Sie ruhig ſind, dann hören Sie mich an.“

„Heißt er Itzig?“ ſummte der Alte wieder vor ſich hin. „Er nennt ſich Itzig, aber wenn er in die Stadt geht, heulen die Hunde. Ich will Sie nicht ſehen,“ rief er, ſich wieder aufrichtend, „gehn Sie hinaus, es iſt mir zuwider Ihr Anblick, ich will lieber zu thun haben mit einer Spinne als mit Ihnen.“

Veitel ſagte mit Ergebung: „Was geſchehen iſt, Ehrenthal, iſt geſchehen und iſt darüber nicht mehr zu reden. Sie ſind feindlich geweſen gegen mich, und ich habe gehandelt gegen Sie, es iſt geweſen Einer wie der Andere.“

„Er hat gegeſſen alle Sonntage in meinem Hauſe,“ grollte der Alte wieder.

„Weil Sie daran denken,“ fuhr Veitel fort, „will ich auch daran denken. Ja, ich habe gegeſſen an Ihrem Tiſche, und deswegen thut es mir leid, wenn wir beide in Feindſchaft gekommen ſind. Ich habe immer gehabt eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus.“

„Du haſt mir gezeigt deine Anhänglichkeit, junger Itzig,“ fuhr der Alte fort. „Du biſt es, der gekommen iſt in mein Haus und der mich hat geſchlagen, noch bevor ich liege in meinem Grabe; du biſt es, welcher mir macht alle Tage das Chibbut Hakkeſer.“

„Was reden Sie für ungewaſchenes Zeug,“ rief Veitel ärgerlich, „was thun Sie immer, als ob Sie wären tot, und ich der böſe Geiſt mit dem Schwerte? Ich bin hier und will Ihnen bringen gutes Leben und nicht den Tod. Ich will machen, daß Sie wieder zu Anſehn kommen unter unſern Leuten, und daß die auf der Straße wieder abnehmen den

Hut, wie ſie ihn abgenommen haben, bevor der Hirſch Ehrenthal kindiſch wurde."

Ehrenthal nahm mechaniſch ſeinen Hut ab und ſetzte ihn wieder auf. Sein Haar war weiß geworden.

„Es ſoll Freundſchaft werden zwiſchen Ihnen und mir," fuhr Veitel beredt fort, „und Ihre Geſchäfte ſollen mir ſein wie die meinigen. Ich habe Ihnen geſchickt mehr als einen Mann aus Ihrer Verwandtſchaft und habe Ihnen ſagen laſſen, was ich von Ihnen will, und Ihre Frau, die Madame Ehrenthal, hat Ihnen oft daſſelbe geſagt. Ich bin ein Mann geworden, der ſeine Geſchäfte mit den beſten Leuten macht, ich kann Ihnen ein ſicheres Capital aufweiſen, das größer ſein wird, als Sie denken. Warum ſollen wir nicht unſer Geld zuſammenthun? Wenn Sie als Vater mir geben wollen Ihre Tochter Roſalie, ſo werde ich an Ihnen handeln können als Ihr Schwiegerſohn."

Der alte Ehrenthal ſah den Freiwerber mit einem Blicke an, in dem ein Strahl der alten Schlauheit durch die blöde Schwäche blitzte. „Wenn Sie haben wollen meine Tochter Roſalie," erwiederte er, „ſo ſollen Sie hören die einzige Frage, die ich habe an Sie. Was können Sie mir geben, wenn ich Ihnen gebe die Roſalie?"

„Ich will's Ihnen vorrechnen zu jeder Stunde," rief Veitel.

„Sie können mir vorrechnen Vieles," ſagte Hirſch Ehrenthal abwehrend. „Aber ich will nur Eines von Ihnen fordern. Wenn Sie mir wiedergeben können meinen Sohn Bernhard, ſo ſollen Sie haben meine Tochter. Können Sie mir nicht holen meinen Bernhard aus dem Grabe, ſo ſage ich Ihnen, ſo lange ich eine Stimme habe in meinem Munde: Gehen Sie hinaus, hinaus aus meinem Comtoir. Hinaus!" ſchrie er in plötzlicher Wuth und ballte ſeine Hände gegen den Freier. Veitel trat eilig in den Schatten der Thür, der alte Mann ſank in ſeinen Stuhl zurück und drohte und ſchwatzte wieder vor ſich hin.

Itzig ſah von der Thür dem Treiben zu, bis die Klage des Alten aufhörte und nur undeutliche Worte von ſeinen Lippen fielen; dann zuckte er mit den Achſeln und verließ das Zimmer.

Während er die Treppe hinaufſtieg, den Frauen ſeinen Beſuch zu machen, bewegte er noch oft die Achſeln, um ſeine Verachtung des Schwächlings auszudrücken. Dann zog er an der Klingel und wurde von der Köchin mit zerknitterter Haube unter vertraulichem Lächeln eingelaſſen.

Unterdeß eilte Eugen rathlos aus einer Offizierſtube in die andere. Er trat in die Weinſtube von Feroni, die Auſtern waren nicht zu genießen, der Burgunder ſchmeckte wie Tinte. Wieder lief er die Straßen auf und ab, Angſtſchweiß auf der Stirn. So verging dem armen Jungen der Tag. Endlich ſetzte er ſich todmüde in eine Conditorei und überdachte noch einmal die letzten Möglichkeiten. Wenn Wohlfart zur Stelle wäre! Aber es war zu ſpät, ihn zu benachrichtigen. Die Agenten hatten ihn mit unbeſtimmten Verſprechungen einer Verlängerung hingehalten, erſt geſtern Abend hatten ſie ihm beide zu gleicher Zeit geſchrieben, daß ihre Forderung auf Herrn Itzig übergegangen ſei. Wohl war es zu ſpät, an Wohlfart zu ſchreiben, aber hatte dieſer zuverläſſige Freund nicht irgend einen Bekannten am Orte? — Als Anton den jungen Sturm empfohlen, hatte er ihm geſagt: „der Vater des Amtmanns iſt ein ſicherer Mann, und nicht ohne einige Mittel.“ Vom Vater eines Huſars, der im Dienſte ſeiner Familie ſtand, konnte er vielleicht das Geld erhalten, wenn der Alte überhaupt Geld hatte. Das war die Frage. Er forderte das Adreßbuch: Johann Sturm, Auflader, Inſelgaſſe Nr. 17. In einer Droſchke fuhr er hinaus. Eilig pochte er an, ein mächtiges Herein war die Antwort. Der geängſtigte Offizier überſchritt die Schwelle des Aufladers.

Vater Sturm ſaß einſam bei ſeinem Bierkruge, ein kleines Tageblatt in der Hand, ſo klein, daß Jedermann einſah, es war für den alten Sturm weder geſchrieben, noch gedruckt, noch ausgegeben worden. „Ein Huſar,“ rief Sturm und blieb vor Erſtaunen auf ſeiner Bank ſitzen. Auch der Offizier war betroffen von der koloſſalen Geſtalt, die ihn mit großen Augen anſtarrte; ſo ſahen Beide einander an.

„Richtig,“ ſagte der Rieſe, „es iſt ein Huſar, vom Regiment meines Karl; der Rock ſtimmt, die Schnüre ſtimmen. Seid mir gegrüßt, Kamerad.“ Er erhob ſich. Jetzt erſt erkannte er das Metall der Schnüre. „Der tauſend, ein Herr Offizier!“

„Mein Name iſt Eugen von Rothſattel,“ begann der Lieutnant, „ich bin ein Bekannter von Herrn Wohlfart.“

„Von Herrn Wohlfart und von meinem Sohne Karl,“ ſagte Sturm in Eifer, „hier nehmen Sie Platz, Herr Offizier, es iſt mir ausnehmende Freude und Ehre.“ Er trug einen Stuhl herbei und ſetzte ihn in ſeinem Dienſteifer vor Eugen hin, daß die Thür ſchütterte. Eugen wollte ſich ſetzen. „Noch nicht,“ ſagte der alte Sturm, „erſt abwiſchen, die Uniform könnte leiden. Seit mein Karl fort mußte, iſt es hier etwas ſtaubig.“ Er wiſchte und glättete mit einem Tuche den Stuhl für ſeinen Gaſt. „So, mein Herr, jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen gegenüber ſetze. Sie bringen mir Nachricht von meinem Kleinen?“

„Keine andere,“ erwiderte Eugen, „als daß er ſich wohlbefindet und daß mein Vater mit ſeiner Thätigkeit ſehr zufrieden iſt.“

„So?“ rief Sturm, über das ganze Geſicht lachend, und klopfte mit ſeinen Fingern auf den Tiſch, daß ein kleines Erdbeben in der Stube entſtand; „ich wußte, daß Ihr Herr Vater mit ihm zufrieden ſein würde. Ich hätte Ihnen das ſchriftlich geben wollen auf Stempelpapier. Er war ſchon ein praktiſcher Junge, als er noch ſo groß war,“ er bezeichnete mit der Hand einen Zuſtand menſchlicher Kleinheit, welche keinem ſterblichen Menſchen auch nicht am erſten Tage ſeines ſichtbaren Lebens vergönnt iſt.

„Kann er denn aber auch Alles machen?“ frug er ängſtlich weiter, „wegen dem, Sie wiſſen ſchon.“ Er hielt dem Lieutenant ſeine großen Finger entgegen und machte mit dieſen vertrauliche Zeichen in der Luft. „Mittelfinger und Goldfinger, ach, das war ein großes Unglück, Herr Offizier!“

Eugen erinnerte ſich an den unglücklichen Zufall. „Er hat's überwunden,“ ſagte er verlegen über die Rolle, zu welcher das Vatergefühl des Rieſen ihn verurtheilte. „Was mich zu Ihnen führt, iſt eine Bitte.“

„Eine Bitte?“ lachte Sturm; „fordern Sie, Herr Baron! das iſt keine Redensart. Jeder aus dem Hauſe, in welchem mein Sohn wohnt und Amtmann iſt, hat das Recht, von dem alten Sturm zu fordern. Das iſt meine glatte Anſicht.“ Er ſtrich mit der Hand über den Tiſch.

„Um es alſo kurz zu ſagen, Herr Sturm,“ fuhr Eugen fort, „ich bin in der Lage, morgen eine große Zahlung zu machen, und bedarf dazu Geld. Die Sache iſt plötzlich gekommen; ich habe keine Zeit mehr, meinen Vater zu benachrichtigen. Ich weiß hier in der Stadt Niemanden, an den ich mich mit ſolchem Vertrauen wenden möchte, als an den Vater unſeres Amtmanns.“

Sturm beugte ſich vor und ſchlug den Offizier in ſeiner Freude heftig auf das Knie. „Das war ehrlich geſprochen; Sie ſind ein Herr, der auf ſein Haus hält, und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von ſeinen Leuten haben kann. Sie brauchen Geld? Mein Karl iſt Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, ſo iſt Alles in der Ordnung. Wie viel brauchen Sie? Sind's hundert, ſind's zweihundert Thaler? Geld iſt da.“

„Faſt nehme ich Anſtand, Herr Sturm, Ihnen die Summe zu nennen,“ ſagte Eugen befangen, es ſind neunzehnhundert Thaler.“

„Neunzehnhundert Thaler,“ wiederholte der Rieſe erſtaunt, „das iſt ein Capital, es iſt ein Haus, das iſt, was die Leute ein Geſchäft nennen.“

„Das iſt es, Herr Sturm," fuhr Eugen bekümmert fort. „Und da Sie ſo freundlich gegen mich ſind, ſo muß ich Ihnen auch ſagen, es thut mir herzlich leid, daß es ſo viel iſt. Ich bin bereit, Ihnen einen Schuldſchein darüber auszuſtellen und das Geld, ſo hoch Sie wollen, zu verzinſen."

„Wiſſen Sie was," ſagte Sturm nachdenkend, „über die Zinſen wollen wir nicht reden, das machen Sie mit meinem Karl ab. Was aber den Schuldſchein betrifft, ſo iſt das ein guter Gedanke von Ihnen. Ein Schein iſt angenehm wegen Leben und Sterben. Sie und ich, wir brauchen das nicht gegen einander, aber ich kann ſterben vor meiner Zeit. Das würde nicht ſchaden, denn alsdann ſind Sie da, der von der Geſchichte weiß. Aber Sie könnten ſterben, was ich gar nicht fürchte; im Gegentheil," ſetzte er begütigend hinzu; „aber Sie könnten doch ſterben, und dann müßte mein Karl Ihre Unterſchrift haben, damit er hervortreten könnte und ſagen: „Mein armer junger Herr Baron hat dieſes hier geſchrieben, folglich zahlt."

„Alſo Sie wollen die Güte haben, mir das Geld zu leihen?"

„Es iſt keine Güte," ſagte Sturm verweiſend, „es iſt meine Schuldigkeit, da die Sache ein Geſchäft iſt, und mein Jung Ihr Amtmann iſt."

Gerührt ſah Eugen in das lachende Geſicht des Kleinen. „Aber, Herr Sturm, ich brauche das Geld ſchon morgen," ſagte er.

„Natürlich," erwiderte Sturm, „das iſt gerade, was mir recht iſt. Kommen Sie, Herr Baron." Er nahm das Licht und führte ihn in die Kammer. „Entſchuldigen Sie nur, daß es hier ſo unordentlich ausſieht, ich bin ein einzelner Mann und den ganzen Tag bei meiner Arbeit. Sehen Sie, hier iſt mein Geldkaſten." Er zog den eiſernen Kaſten hervor. „Vor Spitzbuben iſt er ſicher," ſetzte er mit Selbſtgefühl hinzu. „Niemand in der Stadt kann ihn von der Stelle rücken als ich. Niemand kann ihn aufſchließen, denn das Schloß iſt das Meiſterſtück von dem Vater meiner ſeligen Frau. Es können Wenige den Deckel aufheben außer mir, und wenn ihrer Viele kommen, ſo finden ſie Arbeit, die ihnen zu heiß wird. Glauben Sie, daß das Geld hier ſicher iſt vor Gaunern und ſolchem Volk?" ſagte er triumphirend. Er war im Begriff, den Schlüſſel ins Schloß zu ſtecken. „Halt," unterbrach er ſich, „noch Eins: ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron, wie zu meinem Karl, das verſteht ſich, aber beantworten Sie mir zuvor dieſe Frage: Sind Sie auch der junge Herr Baron?"

Jetzt konnte Eugen lächeln, er griff in ſeine Taſche: „Hier iſt mein Patent."

„Ah, viel Ehre!" entgegnete Sturm, faßte das Papier behutſam und las bedächtig den Namen, dann ſah er auf die Züge, die darunter ſtanden, neigte ſein Haupt und gab es mit zwei Fingern in großem Reſpect zurück.

„Und hier," fuhr Eugen fort, „habe ich zufällig einen Brief Wohlfarts in der Taſche."

„Verſteht ſich," rief Sturm, auf die Adreſſe blickend, „dieſes iſt ſeine leibhaftige Hand."

„Und hier ſeine Unterſchrift," ſagte Eugen.

„Ihr ergebenſter Wohlfart," las der Rieſe; „ja, wenn der das ſchreibt, ſo können Sie glauben, daß es wahr iſt. — So, jetzt iſt das Geſchäftliche abgemacht," erklärte er und ſchloß den Kaſten auf. „Hier iſt Geld. Alſo neunzehnhundert Thaler." Er hob fünf große Beutel aus dem Kaſten, faßte ſie gemächlich mit einer Hand und überreichte ſie Eugen. „Hier tauſend."

Eugen verſuchte vergebens die Beutel feſtzuhalten.

„Ja ſo," bemerkte der Rieſe, „ich werde ſie Ihnen ſchon in den Wagen tragen; das Andere muß ich Ihnen in Pfandbriefen geben. Dieſe ſind etwas weniger werth als hundert Thaler, das wiſſen Sie natürlich."

„Es thut nichts," ſagte Eugen.

„Nein," antwortete der Rieſe, „Sie bemerken's in dem Schuldſchein. So iſt das Geſchäft glücklich abgemacht." Er ſchloß den Kaſten wieder zu und ſchob ihn unter das Bett.

Eugen trat mit leichtem Herzen in das Zimmer. „Jetzt trage ich Ihnen die Säcke nach dem Wagen," erbot ſich Sturm.

„Noch den Schuldſchein," erinnerte Eugen.

„Richtig," nickte der Rieſe, „Ordnung muß ſein. Sehen Sie zu, ob Sie mit meiner groben Feder ſchreiben können. Hätte ich gewußt, daß ich einen ſo feinen Beſuch haben würde, ſo hätte ich mir eine beſſere von Herrn Schröter mitgebracht."

Eugen verfaßte einen Schuldſchein, Sturm ſaß unterdeß neben ſeinem Bierkruge ihm gegenüber und ſah ihm in behaglicher Stimmung zu. Dann begleitete er ihn zum Wagen und ſagte beim Abſchiede: „Grüßen Sie mir recht herzlich meinen Kleinen und Herrn Wohlfart. Ich hatte dem Karl verſprochen, zu Weihnachten zu ihm zu kommen wegen des Chriſtbaums. Aber es geht nicht mehr recht mit meiner Geſundheit. Neunundvierzig ſind vorbei!"

Einige Zeit darauf ſchrieb Eugen an Anton und zeigte ihm kurz an, daß er von dem Vater Sturm neunzehnhundert Thaler gegen einen Schuldſchein geliehen habe. „Suchen Sie die Sache zu arrangiren," ſchloß der Brief, „natürlich darf mein Vater nichts davon erfahren. Ein gutherziger närriſcher Teufel, der alte Sturm; denken Sie auf etwas Hübſches für ſeinen Sohn, den Huſar, das ich ihm mitbringen kann, ſobald ich zu euch komme."

Empört warf Anton den Brief auf den Tiſch. „Es iſt ihnen nicht zu helfen, der Prinzipal hatte Recht. In goldenen Armbändern für eine feile Tänzerin, mit den Würfeln unter zuchtloſen Kameraden hat er das Geld vergeudet und bezahlt ſeine Wucherſchulden mit dem ſauern Verdienſt eines ehrlichen Arbeiters." Er rief Karl in ſein Zimmer

„Es hat mir manchmal leid gethan, daß ich dich in dieſe Unordnung hereingezogen habe, heut fühle ich tief, daß es ein Unrecht war. Ich ſchäme mich dir zu ſagen, was geſchehen iſt. Der junge Rothſattel hat die Gutherzigkeit deines Vaters benutzt, ihm neunzehnhundert Thaler abzuborgen.“

„Neunzehnhundert Thaler von meinem Alten!“ rief Karl erſtaunt. „Hat mein Goliath ſo viel Geld zu verleihen? Gegen mich hat er immer gethan, als verſtände er nicht zu ſparen.“

„Ein Theil deines Erbes iſt hingegeben gegen einen werthloſen Schuldſchein, und die Sache wird noch empörender durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der leichtſinnige Borger ſie behandelt. Hat dir denn dein Vater gar nichts darüber geſchrieben?“

„Der!“ rief Karl, „das thut er ſicher nicht. — Mir iſt nur unlieb, daß Sie ſich über die Geſchichte ſo ſehr ärgern. Ich bitte Sie um Alles, machen Sie keinen Lärm. Sie wiſſen am beſten, wie viel Wolken über dieſem Hauſe ſtehen, vergrößern Sie den Kummer der Eltern nicht um meinetwillen.“

„Hier ſchweigen,“ erwiederte Anton, „heißt ſich zum Mitſchuldigen eines ſchlechten Streichs machen. Du ſchreib’ deinem Vater auf der Stelle, er ſoll in Zukunft niemals wieder ſo gefällig ſein; denn der Cavalier iſt im Stande, bei nächſter Gelegenheit wieder zu deinem Vater zu gehn.“

Darauf ſchrieb Anton an Eugen: „Ein Arrangiren Ihrer Schuld iſt unmöglich, wenn ich Ihrem Herrn Vater nichts davon mittheilen ſoll, und ſelbſt in dieſem Falle weiß ich wenigſtens nicht, wo eine Deckung derſelben gefunden werden kann. Ich verſchweige Ihnen nicht, daß ich Ihre Anleihe bei dem Vater des Amtmann Sturm für ſehr unrecht halte. Sie und Ihr Herr Vater haben der aufopfernden Thätigkeit des Sohnes ohnedies ſo viel zu danken, daß der geringe Gehalt, den derſelbe unter den hieſigen Verhältniſſen erhalten kann, nur als eine ungenügende Vergütigung erſcheint. Deshalb muß ich Sie dringend bitten, dem Auflader Sturm wenigſtens ſo viel Sicherheit zu verſchaffen, als ihm gegeben werden kann. Dieſe Sicherheit liegt in der Anerkennung der Schuld durch Ihren Herrn Vater. Sie werden mit mir einverſtanden ſein, daß am zweckmäßigſten Sie ſelbſt dem Herrn Freiherrn die nöthigen Mittheilungen machen. Ich bitte, dies nicht bis zu Ihrem Beſuch hinauszuſchieben, weil mir jede Woche, in welcher dieſe Angelegenheit unerledigt bleibt, als Verlängerung einer Täuſchung erſcheint, welche Ihrer nicht würdig iſt.“

Und zu Karl ſagte Anton: „Wenn er ſeinem Vater kein Bekenntniß macht, ſo werde ich am erſten Tage ſeines Beſuchs den Freiherrn in ſeiner Gegenwart von dem Schuldſchein unterrichten. Sprich nicht dagegen, du biſt gerade wie dein Vater.“

Die Folge dieſes Briefes war, daß Eugen an Anton gar nicht mehr ſchrieb und dem nächſten Brief an ſeinen Vater einige nicht ganz verſtändliche Sätze zufügte. Wohlfart ſei ein Mann, gegen den ſie wohl einige Verpflichtungen hätten, das Schlimme ſei nur, daß bei ſolchen Leuten dadurch Dünkel entſtehe und ein Hofmeiſterton, der unerträglich werden könne. Am beſten ſei, ſich dergleichen Menſchen mit gutem Anſtand vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Anſicht war ſehr nach dem Herzen des Freiherrn, und er lobte ſie höchlich. „Eugen hat immer ein richtiges Urtheil,“ ſagte er; „auch ich wünſche ſehnlich, daß der Tag recht bald kommt, wo ich ſelbſt wieder im Stande bin, die Wirthſchaft zu überſehen und unſern Herrn Wohlfart zu entlaſſen.“

Die Baronin, welche den Brief ihrem Gemahl vorgeleſen hatte, entgegnete: „Du würdeſt Wohlfart doch ſehr vermiſſen, wenn er je von uns ſcheiden ſollte;“ dann legte ſie den Brief zuſammen und verbarg ihn in die Taſche ihres Kleides.

Lenore aber war außer Stande, ihren Unwillen zu beherrſchen, ſie verließ ſchweigend das Zimmer und ſuchte Anton in dem Wirthſchaftshofe auf.

„Was haben Sie mit Eugen?“ rief ſie ihm entgegen.

„Hat er mich bei Ihnen verklagt?“ frug Anton.

„Bei mir nicht,“ verſetzte Lenore, „aber er ſpricht in ſeinem Briefe an die Eltern nicht in der Weiſe von Ihnen, die ihm ſonſt ſo gut ſtand.“

„Vielleicht iſt's Zufall,“ erwiederte Anton, „oder eine Verſtimmung, die ſich wohl geben wird.“

„Nein, es iſt mehr und ich will es wiſſen.“

„Wenn es mehr iſt, ſo können Sie es nur von ihm ſelbſt erfahren.“

„Dann, Wohlfart,“ rief Lenore, „hat Eugen etwas Unrechtes gethan, und Sie wiſſen davon.“

„Was es auch ſein mag,“ entgegnete Anton ernſt, „es iſt nicht mein Geheimniß, ſonſt würde ich es Ihnen nicht verſchweigen. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich gegen Ihren Bruder ehrlich gehandelt habe.“

„Was ich glaube, kann Ihnen nichts nützen,“ rief Lenore. „Ich ſoll von nichts wiſſen, ich verſtehe nichts, ich kann in dieſer angſtvollen Zeit nichts thun, als mich ärgern, wenn man ungerecht gegen Sie iſt.“

„Oft,“ fuhr Anton fort, „fühle ich die Verantwortlichkeit, welche mir durch die Krankheit Ihres Herrn Vaters aufgelegt wird, als eine gefährliche Laſt; ſeine Verſtimmung richtet ſich natürlich auch manchmal gegen mich, der ich ihm Unwillkommenes mittheilen muß. Das iſt nicht zu vermeiden. Ich habe den Muth, auch peinliche Stunden durchzumachen, ſo lange Sie und die Frau Baronin ſich die Ueberzeugung nicht erſchüttern laſſen, daß ich immer in Ihrem Intereſſe handle, ſo gut ich es verſtehe.“

„Meine Mutter weiß, was Sie uns ſind,“ ſagte Lenore; „niemals ſpricht ſie zu mir von Ihnen, aber ich ſehe es an ihrem Blick, wenn ſie über den Tiſch auf Ihr Geſicht ſieht. Sie hat immer zu verbergen gewußt, was ſie dachte, ihren Schmerz und ihre Sorgen, jetzt verhüllt ſie ſich noch mehr als ſonſt. Auch vor mir. Wie hinter einem weißen Schleier ſehe ich ihr reines Bild; ihr Körper iſt ſo ſchwach geworden, daß mir manchmal die Thränen in die Augen ſteigen, wenn ich ſie anſehe. Sie ſpricht immer das Gute und Verſtändige, aber ſie ſcheint theilnahmlos für Vieles, und wenn ſie bei meinen Reden lächelt, ſo iſt mir, als mache auch die Heiterkeit ihr innern Schmerz."

„Ja, ſo iſt ſie," rief Anton traurig.

„Sie lebt nur noch für die Pflege des Vaters; was ſie innerlich leidet, das erfährt Niemand, auch ihre Tochter nicht. Sie iſt wie ein Engel, Wohlfart, der nur noch ungern auf dieſer Erde verweilt. Ich kann ihr nur wenig ſein, und ich fühle das; ich bin unbehilflich, und mir fehlt Alles, was meine Mutter ſo ſchön macht, die Selbſtbeherrſchung, ihre ruhige Haltung, die reizende Form. — Die Krankheit des Vaters, der leichte Sinn des Bruders, und meine Mutter bei aller Liebe verſchloſſen gegen mich: Wohlfart, ich bin recht allein." Sie lehnte ſich auf den Brunnenrand und weinte.

„Vielleicht mußte es ſo kommen zu Ihrem Beſten," tröſtete Anton mit warmem Mitgefühl von der andern Seite des Brunnens. „Sie ſind eine kräftige Natur, und ich glaube, Sie können ſehr leidenſchaftlich empfinden."

„Ich kann ſehr böſe ſein," ſagte Lenore unter Thränen beiſtimmend, „und wieder ſehr ausgelaſſen."

„Sie waren aufgewachſen, ſorglos, in glücklichen Verhältniſſen, und Ihr Leben war leicht wie ein Spiel."

„Das Lernen iſt mir ſchwer genug geworden," ſchaltete Lenore ein.

„Ich denke mir, daß Sie in Gefahr waren, bei Ihrem Weſen ein wenig wild und übermüthig zu werden."

„Ich fürchte, ich war's," rief Lenore.

„Jetzt haben Sie ſchwere Leiden ertragen müſſen und die Gegenwart ſieht hier recht ernſthaft aus. Und wenn ich Ihnen das ſagen darf, liebes Fräulein, ich meine, Sie werden hier gerade das finden, was die Frau Baronin in der großen Welt gewonnen hat, Haltung und Innerlichkeit. Mir kommt manchmal vor, als hätten Sie ſich ſchon verändert.“

„Ich war wohl früher ein recht unausſtehlicher Wildfang?“ frug Lenore unter Thränen lachend, und ſah Anton trotz ihrer Ehrlichkeit mit mädchenhafter Schelmerei an. Anton mußte an ſich halten, ihr nicht zu ſagen, wie liebenswürdig ſie in dieſem Augenblick war. Aber der gute Junge bezwang ſich tapfer und ſagte ſo kühl als möglich: „Es war nicht ſo arg, liebes Fräulein.“

„Und wiſſen Sie, was Sie ſind?“ frug Lenore ſcherzend. „Sie ſind, wie Eugen ſchreibt, ein kleiner Schulmeiſter.“

„Alſo das hat er geſchrieben,“ rief Anton erleichtert.

Lenore wurde plötzlich ernſt. „Sprechen wir nicht von ihm. Als ich ſeinen Brief hörte, kam ich her, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen vertraue, wie Niemandem ſonſt auf Erden, wenn es nicht meine gute Mutter iſt, daß ich Ihnen immer vertrauen werde, ſo lange ich lebe, daß nichts meinen Glauben an Sie erſchüttern kann, daß ich überzeugt bin, Sie ſind der einzige Freund, den wir in unſerer Noth haben, und daß ich Ihnen auf den Knieen abbitten möchte, wenn Jemand Sie in der Stille mit Worten kränkt, oder auch nur durch ſeine Geſinnung.“

„Lenore! liebes Fräulein,“ unterbrach Anton glücklich — „ſprechen Sie nicht weiter.“

„Und noch wollte ich ſagen,“ fuhr Lenore fort, „wie ich Sie bewundere, daß Sie ſo ſicher unter uns Ihren Weg gehen, und mit allen Leuten fertig werden, ohne ſich etwas zu vergeben, und wie Sie allein es ſind, der auf dieſen Gütern Ordnung einführt und einen beſſern Zuſtand. Das lag mir auf der Seele, und jetzt wiſſen Sie’s, Wohlfart.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein,“ verſetzte Anton, „Sie machen mir durch Ihre Worte einen frohen Tag. Aber ich bin nicht ſo ſicher und ſtark, als Sie glauben. Und wenn ich dies Gut anſehe und was darauf geſchehen muß, ſo fühle ich alle Tage mehr, daß ich's nicht bin, der hier gründlich helfen kann. Wenn ich jemals wünſchen könnte, daß Sie nicht die Tochter des Freiherrn wären, ſondern ein Mann, ſo iſt es, wenn ich über die Aecker dieſes Gutes gehe."

„Ja, ſehen Sie," ſagte Lenore, „das iſt mein alter Kummer, unſer früherer Amtmann hat mir das auch ſchon geſagt. Wenn ich über meinem Stickmuſter ſitze und Sie mit Herrn Sturm auf das Feld gehen ſehe, dann wird mir glühend heiß, und ich werfe meinen unnützen Kram bei Seite. Ich kann nichts als Brot eſſen, und verſtehe nichts als Geld für Spitzen ausgeben, und auch das verſtehe ich noch nicht einmal, wie Mama ſagt. Sie aber müſſen ſich ſchon die ungeſchickte Lenore gefallen laſſen, als Ihre gute Freundin." Dabei ſah ſie ihm treuherzig in die Augen.

„Seit vielen Jahren habe ich Ihre Freundſchaft in meiner Seele gefühlt als ein großes Glück," rief Anton bewegt. „Immer, bis zu dieſer Stunde, iſt es meines Herzens Freude geweſen, mich in der Stille als Ihren treuen Freund zu betrachten."

„Und ſo ſoll es immer zwiſchen uns Beiden bleiben," ſagte Lenore. „Jetzt bin ich wieder ruhig. Und jetzt ärgern Sie ſich nicht mehr über Eugens dumme Streiche; ich thue es auch nicht."

So trennten ſich die Beiden wie unſchuldige Kinder, die ein ſüßes Behagen darin finden, einander das zu erzählen, was die Leidenſchaft zu verbergen ſucht.

5.

Die Feindſchaft zwiſchen Pix und Specht war wieder hell aufgebrannt. Diesmal ſtand aber Specht nicht allein, das Quartett war auf ſeiner Seite, denn Specht wurde in Gefühlen gekränkt, welche das Quartett anerkannt und durch ſeinen Geſang geweiht hatte. Herr Specht war verliebt. Dieſer

Zuſtand war bei dem lebhaften Herrn nichts Befremdliches, ja, man kann ſagen, daß der Hauptinhalt ſeines Lebens ein ewig flackerndes Liebesgefühl war, welches, wie das Feuer der Veſta, als poetiſche Flamme brannte, um welche niemals die praktiſchen Kochtöpfe des täglichen Lebens, der Gedanke an Heirat und einen eigenen Haushalt, herumgeſetzt wurden. Die Liebe des Herrn Specht war ewig, aber die Gottheit, welcher ſein Feuer loderte, wechſelte oft. Alle Damen in ſeinem Geſichtskreiſe hatten nach einander die Ehre gehabt, von ihm angebetet zu werden. Selbſt die Tante war eine Zeit lang Gegenſtand ſeiner Träume geweſen, damals, als die ſchmerzliche Geſchichte der erhabenen, aber nicht mehr jugendgrünen Sappho ſein Herz bewegte.

Diesmal aber hatte die Neigung des Herrn Specht eine ſolide Grundlage. Er hatte eine junge Frau entdeckt, eine wohlhabende Hausbeſitzerin, Witwe eines Pelzwaarengeſchäfts, mit runden Bäckchen und zwei freundlichen nußbraunen Augen. Er verfolgte ſie im Theater und in öffentlichen Gärten, ſtrich, ſo oft er durfte, bei ihren Fenſtern vorüber und that, was ſeine Erfindungskraft vermochte, ihr Herz zu erſchüttern. Er ſtörte die Ruhe ihres reſignirten Lebens durch zahlloſe anonyme Billets, in denen ein Unbekannter mit Vers und Proſa die Abſicht ausſprach, die Nüchternheit dieſes Lebens gegen das unbekannte Jenſeits zu vertauſchen, wenn ſie ihn verſchmähe. In dem Anzeigeblatte des Orts erſchienen unter friſchem Caviar, Schellfiſchen und Dienſtgeſuchen zum Erſtaunen des Publicums zahlreiche dichteriſche Kunſtgebilde, in denen der Vorname der jungen Witwe, Adele, bald an dem Anfang der Zeilen, bald an einer Reihe von Hauptwörtern durch dicke Buchſtaben zu Tage trat. Endlich konnte Herr Specht ſich nicht enthalten, das Quartett zum Vertrauten ſeiner Empfindungen zu machen. Zuerſt offenbarte er ſich Herrn Liebold; an einem Abende, wo die Bäſſe ihn brüderlich beim Abſingen feuriger Liebeslieder unterſtützt hatten, wagte er, auch dieſen zu bekennen, daß er der Verfaſſer der vielbeſprochenen Adele-Gedichte ſei. Die Bäſſe erſtaunten ſehr, daß von ihrem Comtoir ein ſo epochemachendes Ereigniß ausgegangen war. Zwar hatten ſie oft mit den anderen Herren über die Gedichte gelächelt, während Specht im Stillen über die Kritik ſeines Comtoirs ſtöhnte; aber als ſie jetzt erfuhren, daß einer von ihnen der Thäter war, erwachte der Corpsgeiſt und ſie hörten ſeine Bekenntniſſe mit Wohlwollen an. Der Fall erſchien ihnen nicht unpraktiſch, die Witwe war hübſch, beſaß ein Haus und, wie verlautete, außerdem ein achtungswerthes Vermögen. Deshalb beſchloſſen ſie, ihrem Collegen bei einem Ständchen die Mitwirkung nicht zu verſagen. Der Nachtwächter vor dem Hauſe der Witwe erhielt einige Viergroſchenſtücke, das Ständchen wurde gebracht, im Schlafzimmer der Witwe öffnete ſich ein Fenſterflügel, und etwas Weißes ward auf Augenblicke in der Finſterniß ſichtbar. Specht ſchwamm in Seligkeit, und da dieſer Zuſtand nicht geeignet iſt, den Menſchen ſchweigſam zu machen, beging er die Unvorſichtigkeit, auch gegen die andern Collegen geheimnißvolle Andeutungen zu wagen. So erfuhr Pix das Sachverhältniß.

Jetzt entſpann ſich im Anzeigeblatte des Ortes ein merkwürdiges Spiel von Katze und Maus. Es erſchienen geheimnißvolle Inſerate, durch welche ein Herr S. an alle möglichen entlegenen Orte der Stadt beſtellt wurde, um dort Jemand zu finden, der ihm theuer ſei. Specht lief regelmäßig hin und fand niemals die, welche er ſuchte; dagegen erfuhr er bei dieſen Nachforſchungen ernſte Unbequemlichkeit, er litt ſehr durch Kälte und Sturmwind, er wurde von fremden Damen, die er anredete, gröblich zurechtgewieſen, ein Schuſterjunge, den er für ſeine verkleidete Schöne hielt, warf ihm ein Cigarrenende ins Geſicht, er ward in einer Sackgaſſe wegen ſeines ſcharfen Umherſpähens für einen Polizeiſpion erklärt und bösartig geſchimpft. Natürlich erhob er ſeinerſeits in dem Localblatte wieder verſchleierte, aber ſtarke Beſchwerden über die Wortbrüchigkeit der Beſtellerin; dieſe hatten zur Folge, daß Entſchuldigungen kamen und die Andeutung neuer Möglichkeiten. Nie aber fand er, die er ſuchte.

Das zog ſich durch einige Wochen fort, und Specht gerieth über die unaufhörlichen Chicanen des Schickſals in eine Aufregung, welche ſelbſt den Bäſſen unheimlich wurde.

An einem Morgen ſtand Pix wie gewöhnlich im Hausflur, als eine artige runde Dame mit nußbraunen Augen und einem prachtvollen Pelz in das Haus trat und zornig nach Herrn Schröter frug.

„Herr Schröter iſt nicht zu Hauſe," ſagte Pix. „Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" Er legte den ſchwarzen Pinſel bei Seite, und da die Fremde zu ſprechen zögerte, forderte er ſie durch eine befehlende Handbewegung auf, ſich aus dem Gedränge der Hausknechte und Fäſſer in das offene Waarengewölbe zu retten. Seine ruhige Autorität imponirte der Dame ſo, daß ſie eintrat, und jetzt verbeugte ſich Herr Pix ein wenig und wiederholte herablaſſend: „Wünſchen Sie etwas von unſerm Geſchäft?"

„Ich wünſche den Herrn der Handlung zu ſprechen," begann die Dame auf's Neue.

„Ich ſtehe an ſeiner Stelle hier," ſagte Pix mit ſeinem Feldherrnblick.

Die Fremde ſah ihn furchtſam an und begann endlich: „Ich komme, mich über einen Herrn Ihres Comtoirs zu beklagen. Seit längerer Zeit bin ich der Gegenſtand von Neckereien und Zudringlichkeiten, welche mich in Gefahr ſetzen zum Stadtgeſpräch zu werden. Ich erhalte von fremder Hand Briefe und Gedichte, im Tageblatt wird mit meinem Namen ein unwürdiges Spiel getrieben. Ich habe erfahren, daß der Urheber dieſer Schändlichkeiten in Ihrem Geſchäft iſt, und ich verlange ſeine Beſtrafung."

Pix ahnte den Zuſammenhang. Er ſteckte die Hand in die Weſte und frug weiter: „Können Sie mir dieſen Herrn nennen?"

„Den Namen weiß ich nicht,“ ſagte die Witwe; „er iſt groß und hat krauſes Haar.“

„Hager von Statur und eine ſtarke Naſe?“ frug Pix. „Es iſt gut, Madame, Sie ſollen von heut nicht mehr beläſtigt werden, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung erhalten, ich bürge Ihnen dafür.“

„Aber ich möchte doch Herrn Schröter ſelbſt —,“ begann wieder die Dame im Pelz.

„Es iſt beſſer, Sie thun's nicht. Der junge Mann hat ſich in einer Weiſe gegen Sie benommen, für welche ich keinen Ausdruck finde. Aber Ihr gütiges Herz wird darauf reflectiren, daß ſeine Abſicht gewiß nicht war, Sie zu kränken. Er war ungeſchickt und ohne Tact, das iſt ſein Verbrechen. Der arme Menſch iſt im Ernſt von einem krankhaften Gefühl für Sie ergriffen. Seit ich die Ehre habe Sie zu kennen, finde ich das in der Ordnung.“ Er verbeugte ſich auf's Neue. „Wie geſagt, ich verurtheile ihn, aber ich finde es in der Ordnung.“

Die hübſche Witwe ſtand verlegen und wußte nicht recht, was ſie dem ſtolzen Herrn antworten ſollte.

„Zu gleicher Zeit,“ fuhr Pix fort, „gebe ich mir die Ehre, Sie im Namen unſers Geſchäfts um Verzeihung zu bitten. Unſer Haus muß ſehr bedauern, Ihnen auch nur einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Es würde uns glücklich machen, wenn der freundliche Sinn, welchen ich aus Ihrem Geſicht leſe, unſerm Geſchäft und vor Allem dem Schuldigen dieſe Verzeihung gewährte.“

„Ich habe allerdings nicht die Abſicht, Andere für das ungeſchickte Benehmen des Einen verantwortlich zu machen,“ ſagte die Witwe.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebenswürdigkeit,“ fuhr Herr Pix ſiegreich fort, „und bitte Sie noch um Entſchuldigung, Madame, daß ich Sie hier herein führte; ich wußte nicht, wen ich zu ſprechen die Ehre habe. Dies iſt das kleine Waarenmagazin für meinen täglichen Bedarf.“

„Für den täglichen Bedarf?“ wiederholte die Dame, erſtaunt über den großartigen Bedarf des Herrn. Pix griff in ein Kaffeefaß und ließ eine Handvoll Bohnen wie einen Goldregen nachläſſig in das Faß zurücklaufen. „Vielleicht finden Sie hier Einiges, was Ihnen von Ihrem Haushalt her nicht unintereſſant iſt,“ fügte er hinzu und ſtellte ſeine Waaren mit einer Handbewegung vor.

Die hübſche Pelzhändlerwitwe brach in artige Verwunderung über die Maſſe des vorhandenen Kaffe's aus, Herr Pix führte ſie zu einigen Sorten von ausgezeichneter Güte, machte ſie auf die ärgerlichen Steine des Domingo aufmerkſam und auf die künſtliche grüne Farbe einer Sendung Java. Die Dame hörte erſtaunt und gefeſſelt die wirthſchaftliche Belehrung an, welche der Herr ſo herablaſſend ausſprach.

„Unſer Geſchäft würde ſich ſehr freuen, wenn es Ihnen wenigſtens ein kleines Zeichen der Verehrung überſenden dürfte,“ ſagte endlich Pix mit einer ſehr verbindlichen Verbeugung. „Sie geſtatten mir, Ihnen einige Proben von Qualitäten zu ſchicken, die Ihnen hier gefielen.“

„Ich kann das unmöglich annehmen, Herr —“ erwiederte die Dame mit Haltung.

„Mein Name iſt Pix. Wegen der Ueberſendung bitte ich keine Worte zu machen, wir haben das Detailgeſchäft zwar längſt aufgegeben, indeß verſteht ſich von ſelbſt, daß wir für einzelne Gönnerinnen der Handlung ein Conto offen halten. Wenn Sie in Zukunft einmal einen kleinen Einkauf machen wollten, ſo würde ich ſehr glücklich ſein, wenn ich Ihnen denſelben zu unſerm Koſtenpreis berechnen könnte. Und was den erwähnten Herrn betrifft, ſo wiederhole ich Ihnen, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung haben, ich ſelbſt werde dafür ſorgen.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, mein Herr,“ ſagte die Dame mit freundlichem Lächeln und trennte ſich in verſöhnlicher Stimmung von dem Geſchäft.

Pix ging in das Comtoir und nahm Specht bei Seite. „Sie haben ſchöne Dinge angerichtet,“ ſagte er ſtrenge. „Wiſſen Sie, daß Ihnen ein Donnerwetter gedroht hat, welches Sie leicht von Ihrem Pult herunterwerfen konnte? Die junge Witwe war hier und wollte Sie durchaus bei Herrn Schröter verklagen, ſie iſt wüthend auf Sie. Wie konnten Sie wagen, eine anſtändige Dame zum Gegenſtand ſo gewöhnlicher Huldigungen im Localblatt zu machen? Schämen Sie ſich, Specht,“ rief er mit großer Mißbilligung.

Specht verlor vor Schreck die Sprache. „Sie hat ja im Tageblatt angefangen,“ rief er endlich troſtlos, „ſie hat mich beſtellt zuerſt ins Theater, dann zum Schwanenhaus auf der Promenade, dann gar auf den Thurm, um die Ausſicht zu bewundern.“

„Pfui,“ ſagte Pix in tugendhafter Entrüſtung, „merken Sie denn nicht, daß ein Spaßvogel ſeinen ſchlechten Witz mit Ihnen gemacht hat? Die Dame iſt ſehr unglücklich über Ihr Benehmen, ich ſage Ihnen im Vertrauen, ſie hat über Sie geweint.“ — Specht rang die Hände.

„Ich habe Alles angewandt ſie zu beruhigen, ich habe in Ihrem Namen verſprochen, daß Sie ſich des Localblatts und aller Angriffe auf ihre Ruhe von heut ab enthalten werden. Richten Sie ſich darnach; wo nicht, ſo erfährt Herr Schröter die ganze Geſchichte.“

„Ich kann mich dabei nicht beruhigen,“ rief der unglückliche Specht, „Sie wiſſen nicht, was ich fühle.“

„Fühlen Sie, was Sie wollen,“ ſagte Pix mit zermalmender Härte, „aber unterſtehen Sie ſich nicht, noch einmal eine Zeile an Adele drucken zu laſſen, ſonſt haben Sie es mit mir zu thun.“ Dabei ging er zornig hinaus und ließ Specht in einem Zuſtand zurück, der mit dem Behagen eines Erhängten viel Aehnlichkeit hatte.

Während Specht mit dem Quartett berieth, was in dieſer Lage zu thun ſei, handelte Pix. Ein Hausknecht trug gegen

Abend ein mächtiges Packet mit verbindlichen Empfehlungen in das Haus der Witwe, und Herr Pix ließ gewiſſenhaft die Sendung ſich ſelbſt zur Laſt ſchreiben. An demſelben Abend machte er der Witwe ſeine Aufwartung und berichtete ihr, daß der Schuldige ſtreng zurecht gewieſen, und die Ruhe ihrer Tage und Nächte wieder hergeſtellt ſei. Am nächſten Sonntag trank er ſelbſt den Kaffe bei der Witwe, welche eine Freundin zu ihrem Schutz eingeladen hatte. Vier Wochen darauf hatten die braunen Augen der Dame und ſein tyranniſches Weſen ſich ſo weit genähert, daß er in ſeinem beſten Staat zu ihr ging und ihr einen Antrag machte. Dieſer Antrag wurde angenommen. Herr Pix wurde erklärter Bräutigam ,und faßte den Entſchluß, trotz Motten und Haaren das Pelzgeſchäft auf's Neue in Gang zu bringen und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt deſſelben zu machen.

Zu ſeiner Ehre muß mitgetheilt werden, daß er ſich verpflichtet fühlte, dieſes Sachverhältniß zuerſt Herrn Specht mitzutheilen und dieſem dabei einige Worte zu gönnen, welche man allenfalls für eine Entſchuldigung halten konnte. „Der Zufall hat es ſo gewollt," ſagte er, „ſeien Sie verſtändig, Specht, und finden Sie ſich ruhig drein. Sie müſſen daran denken, daß es doch wenigſtens einer von Ihren Collegen iſt, der ſie heiratet."

„Aber nicht ich!" rief Specht außer ſich, „es iſt mir gar kein Troſt, daß Sie es ſind, denn ich fürchte, Sie haben ſich hinterliſtig gegen mich benommen."

„Wiſſen Sie was, Specht," ſagte Pix reuevoll, „handeln Sie als guter Kerl, der Sie im Grunde ſind, und verlieben Sie ſich ſchnell in eine Andere. Ihnen macht das keine Mühe."

„Sie denken, das geht nur ſo," rief Specht zornig.

„Freilich geht's," ſagte Pix, „wenn man nur ernſten Willen hat. Und wir bleiben die Alten. Bei meiner Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen."

‚Auch das noch!" ſchrie Specht.

„Sie ſollen mir den Polterabend einrichten, Sie verſtehen ſo etwas ausgezeichnet, und Sie ſollen Brautführer ſein. Sputen Sie ſich nur, eine Andere zu finden, auf die Sie Verſe machen können; ob die Dame Adele oder Genoveva heißt, iſt Ihnen ja gleichgültig."

Dies aber war Herrn Specht nicht gleichgültig, er zürnte heftig auf die Treuloſigkeit ſeines Gegners Pix und genoß die ſchmerzliche Freude, daß diesmal das ganze Comtoir ſeine Partie nahm, und Herr Pix in allen Zimmern des Hinterhauſes als kalter Egoiſt verurtheilt wurde. Allmählich aber träufelte die Zeit lindernden Balſam in Spechts Herz. Es ergab ſich, daß die Witwe eine Nichte hatte, deren Augen blau und deren Haare röthliches Gold waren, und ſo machte ſich's, daß Specht zuerſt die Sommerſproſſen des Fräuleins intereſſant, dann ihr Benehmen reizend fand, und ſich zuletzt auf ſeiner Stube mit dem Gedanken herumtrug, der angeheiratete Neffe von Herrn Pix zu werden.

Der Kaufmann ſaß in ſeinem Armſtuhl und ſah nachdenkend vor ſich hin. Endlich wandte er ſich zu ſeiner Schweſter. „Fink iſt wieder verſchwunden," ſagte er.

Sabine ließ ihren Knäuel fallen. „Verſchwunden? in Amerika?"

„Ein Agent ſeines Vaters war heut im Comtoir. Wie er erzählt, hat ein neues Zerwürfniß zwiſchen Vater und Sohn ſtattgefunden, und diesmal, fürchte ich, iſt Fink in beſſerm Recht als die Handlung. Er hat plötzlich die Leitung der Geſchäfte aufgegeben, hat eine große Compagnie, die ſein Oheim gegründet, durch gewaltſame Maßregeln bis zur Auflöſung gebracht, hat gegenüber dem Vater auf ſeinen Antheil an der Erbſchaft verzichtet und iſt verſchwunden. Nach den unſichern Nachrichten, die von Newyork gekommen ſind, iſt er in die Wildniſſe des Innern gegangen."

Sabine hörte geſpannt zu, aber ſie ſprach kein Wort. Auch der Bruder ſchwieg. „Es war doch ein mächtiger Stoff in ihm," ſagte er endlich. „Dieſe Zeit braucht eine Schnellkraft wie die ſeine. — Auch Pix verläßt uns. Er freit um eine Witwe mit Vermögen und will ſich ſelbſt etabliren. Ich werde Balbus an ſeine Stelle nehmen. Er wird ihn nicht erſetzen."

„Nein," ſagte Sabine bekümmert.

„Es wird leer bei uns," fuhr der Bruder fort, „und ich fühle, daß meine Kraft nicht zunimmt. Die letzten Jahre waren ſchwer. Man gewöhnt ſich an die Geſichter, ſelbſt an die Schwächen der Menſchen. Niemand denkt daran, wie bitter es oft auch dem Vorſteher eines Geſchäftes wird, das Band zu löſen, das ihn mit ſeinen Gehilfen verbindet. An den Pix war ich gewöhnt, wie an wenig Andere, es kommt mir hart an, ihn zu miſſen. Und ich werde alt. — Ich werde alt und es wird leer bei uns. In einer finſtern Zeit ſehe ich dich allein im Hauſe; wenn ich dich verlaſſen muß, bleibſt du einſam zurück. Mein Weib und mein Kind ſind dahin. Auf deine blühende Jugend habe ich meine ganze Hoffnung geſetzt, an deinen Mann und deine Kinder habe ich gedacht, du armes Herz. Ich bin darüber alt geworden, und ich ſehe dich an meiner Seite gehen, mit freundlichem Lächeln und wunder Seele, thätig, theilnehmend und doch allein, ohne eine große Freude und ohne Hoffnung."

Sabine legte ihr Haupt auf das Haupt des Bruders und weinte ſtill. „Einer war dir lieb, den du verloren haſt," ſagte ſie leiſe.

„Sprich nicht von ihm, denke nicht an ihn," ſagte ihr Bruder finſter. „Und wenn er auch von dort zurückkehrte, er wäre doch für uns verloren!" Er ſtrich mit der Hand über das Haupt der Schweſter, ergriff ſeinen Hut und verließ das Zimmer.

„Und er ſelbſt denkt immer an Wohlfart," rief die Tante aus ihrer Fenſterniſche, „erſt heut hat er den alten Sturm die

Kreuz und Quer nach Karl und dem Gute ausgefragt. Ich verſtehe dieſen Mann nicht.“

„Ich verſtehe ihn,“ ſeufzte Sabine und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Die Tante ſchmollte: „Ihr ſeid Eins wie das Andere, mit euch iſt über gewiſſe Dinge nicht zu reden,“ und verließ unwillig das Zimmer.

Sabine ſaß allein. Im Ofen brannte das Feuer, und der Pendel der Uhr bewegte ſich im einförmigen Schlag. „Immer ſo fort, ja immer ſo fort,“ ſummte die Wanduhr, leiſe kniſterte die Flamme des Lebens in dem feſt eingeſchloſſenen Raum dieſer Mauern, jeden Morgen angezündet, jeden Abend verglühend. In gleichmüthigem Ernſt ſahen die Bilder ihrer Eltern herunter auf das letzte Kind des Hauſes, ohne Bewegung, ſeit vielen Jahren. So verging ihre Jugend, ernſt, ſtill, unbewegt, wie die Geſtalten an der Wand. Sabine neigte ihr Haupt und lauſchte. Horch, kleine, geiſterhafte Tritte in den Winkeln der Stube, und horch, ein fröhliches Lachen von Kindesmund, und näher trippelte es an ſie heran, und ein lockiges Haupt legte ſich ſchmeichelnd in ihren Schoß, und zwei kleine Arme ſtreckten ſich begehrlich nach ihrem Halſe aus. Sie beugte ſich herab und küßte die Luft vor ihrem Munde und horchte wieder nach den holden Tönen, die ihr Herz in Entzücken hoben und freudige Thränen in ihre Augen trieben. Ach, ſie faßte mit der Hand in die Leere, und nichts war wirklich als die Thränen, welche in ihren Schoß fielen.

So ſaß ſie lange, bis die Dämmerung des Abends in das Zimmer drang. Müder bewegte ſich der Pendel der Uhr, das Feuer im Ofen verglühte, die letzten Funken verglommen, immer undeutlicher wurden die Umriſſe der Bilder an der Wand, ein Haupt nach dem andern verſchwand in der Finſterniß; immer dunkler wurde das Zimmer, einſam, farblos, ohne Licht; immer enger umſchloß ſie die Nacht, wie eine Sargdecke verhüllte ſie ihr Haupt und Glieder.

Da ſchlug draußen der Schlegel des alten Sturm luſtig an die Reifen der Fäſſer. Stark und wuchtig tönte jeder Schlag durch den Hof und die Räume des Hauſes. Sabine erhob ſich. „Es ſollte ſo ſein,“ rief ſie entſchloſſen. „Zweimal habe ich gefürchtet und gehofft, es war zweimal eine Täuſchung, jetzt iſt es vorbei. Er allein, dem ich Alles bin, iſt meinem Leben geblieben. Ich kann ihm den Gatten, auf den er gehofft hat, nicht entgegenführen, und keine Kinderhand wird ſich um ſeinen Hals ſchlingen. Ja, es wird fortgehen bei uns, wie es geworden iſt, immer ſtiller, immer leerer. Mich aber ſoll er haben und mein ganzes Leben. Mein Bruder, du ſollſt nicht mehr mit Schmerz empfinden, daß deinem und meinem Leben der Frohſinn fehlt.“

Sie ergriff den Schlüſſelkorb und eilte in das Zimmer des Bruders.

Unterdeß faßte die Tante den Entſchluß, Herrn Baumann einen Beſuch zu machen.

Zwiſchen der Tante und Baumann beſtand ſchon lange ein ſtilles Einverſtändniß. Das Schickſal hatte gewollt, daß er ihr Tiſchnachbar geworden war. Wenn die Tante auf die Reihe ihrer Nachbarn bei der Mittagstafel, der größten Begebenheit des Tages, zurückſah, ſo kam ſie zu der Anſicht, daß dieſe Reihe nach und nach ebenſo ſehr an luſtiger Laune abgenommen, als an chriſtlicher Frömmigkeit zugenommen hatte. Fink war gottlos, aber ſehr unterhaltend geweſen; Wohlfart hielt in Tugend und guter Laune ein gewiſſes angenehmes Gleichgewicht; Baumann war der Frömmſte, aber der Schweigſamſte. „Was man nicht alles erlebt,“ dachte dann die gute Tante. Ihr Geſpräch mit Herrn Baumann war nie aufregend, aber es war erbaulich, denn auch ſie hielt viel auf Gottesdienſt, und am Montag tauſchten die Beiden leiſe ihre Bemerkungen über die letzte Predigt aus. Außer dem theologiſchen Geſpräch gab es aber auch noch ein anderes Band zwiſchen der Tante und Baumann, und dies Band hieß Anton. Die Tante konnte ſich noch immer nicht in das finden, was ſie einen unnatürlichen Abſchied nannte. Sie war unſicher, wem ſie die Schuld der plötzlichen Verſtörung beimeſſen ſollte, die über Anton gekommen war, dem Chef oder ſeinem Correſpondenten. Mit Entſchiedenheit hielt ſie an der Ueberzeugung feſt, daß dieſer Abgang Wohlfarts unnöthig, unverſtändig und verderblich für alle Theile geweſen ſei, und ſie arbeitete daran, den Flüchtling auf Umwegen wieder in das Geſchäft zurückzubringen, ſoweit zarte Winke und weibliches Zureden die Entſchlüſſe männlicher Brummbäre zu beſtimmen vermögen. Sie hatte deshalb nach Antons Abreiſe in der erſten Zeit ſowohl gegen den Kaufmann als gegen Sabine bei jeder Gelegenheit über Anton geſprochen und denſelben gerühmt. Aber ſie kam ſchlecht an. Der Kaufmann antwortete immer kurz, zuweilen rauh, mit dem war gar nichts zu machen, und Sabine lenkte das Geſpräch ab oder verſtummte ganz, ſobald die Tante ihr Loblied ſang. Das täuſchte die Tante nicht. Die geſtickten Vorhänge hatten einen blendenden Schein in ihrer Seele zurückgelaſſen, mit welchem ſie ſeit der Zeit ſelbſtzufrieden Sabine beleuchtete. Sie wußte, daß Herr Baumann der einzige von den Herren war, welcher mit Anton in Briefwechſel ſtand, heut beſchloß ſie, auf der Stelle der Starrköpfigkeit aller Parteien zur Hilfe zu kommen. Sie ergriff deshalb eine kleine Broſchüre, welche ſie von Herrn Baumann geliehen hatte, den Jahresbericht über einen wohlthätigen Verein, und ging gleichgültig nach dem Hinterhauſe, wo ſie im Vorbeigehen an Herrn Baumanns Thür klopfte und dieſem die Broſchüre hineinreichte. „Sehr hübſch,“ ſagte ſie auf der Schwelle, „der Himmel wird dem Unternehmen ſeinen Segen geben,“ und dabei ſteckte ſie ihm in einem Papier einen kleinen Beitrag in die Hand. „Schreiben Sie mich mit dem Betrage auch für die Zukunft auf.“ Herr Baumann dankte im Namen der Armen. Darauf begann die Tante in der Thür: „Was hört man denn Neues von Ihrem Freund Wohlfart? Er iſt wie aus der Welt verſchwunden, auch der alte Sturm weiß nichts zu erzählen.“

„Er hat viel zu thun,“ ſagte der ſchweigſame Baumann.

„Na, ich denke, nicht mehr als hier. Wenn es ihm um Arbeit zu thun war, ſo konnte er ruhig hier bleiben.“

„Er hat dort eine ſchwere Pflicht zu erfüllen und verrichtet ein gutes Werk,“ fuhr Herr Baumann vorſichtig fort.

„Gehen Sie mir mit Ihrem guten Werk,“ rief die Tante, trat in der Zerſtreuung ins Zimmer und machte die Thür hinter ſich zu. „Das war auch ein gutes Werk, was er hier zu verrichten hatte. Nein, nehmen Sie es mir nicht übel, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Er läuft hier weg, gerade wo ein kluger Mann, der in alle Geheimniſſe der Handlung eingeweiht war, am allernothwendigſten wurde. Wenn er ſich ſelbſt etablirt hätte, oder wenn er geheiratet hätte, das wäre etwas Anderes, der Menſch will einen Haushalt, er will auch ein eigenes Geſchäft haben. So etwas iſt Gottes Wille, und in dieſem Fall würde ich kein Wort verlieren. Aber aus dem Comtoir fortzurennen unter Schafe und Kühe und unter die Polen und Edelleute, das iſt gar nicht zu entſchuldigen; und noch dazu aus einem Geſchäft, wo man es ſo gut mit ihm meinte und wo er liebes Kind war in allen Stuben. Wiſſen Sie, wie ich das finde, Herr Baumann?“ fuhr ſie eifrig fort, und die Bänder ihrer Haube wackelten. „Ich finde das undankbar! — Und was ſoll jetzt hier werden? Es iſt ja in dieſem Hauſe eine völlige Verwüſtung. Fink fort, Jordan fort, Wohlfart fort, Pix fort, Sie ſind noch der Einzige, der im erſten Comtoir von den guten Herren geblieben iſt, und Sie können doch nicht Alles machen.“

„Nein,“ ſagte Baumann betrübt, „und ich bin auch in einer ſchlimmen Lage, ich hatte mir vorigen Herbſt als den letzten Termin geſtellt, bis zu welchem ich in der Handlung bleiben wollte, und jetzt iſt das Frühjahr nahe und ich bin der Stimme noch nicht gefolgt, die mich ruft.“

„Reden Sie mir nicht ſolch Zeug!“ rief die Tante erſchrocken; „Sie werden doch nicht auch fort wollen?“

„Ich muß,“ ſagte Herr Baumann die Augen niederſchlagend. „Ich habe Briefe bekommen von meinen engliſchen Brüdern, die Brüder ſchelten mich wegen meiner Lauheit. Ich fürchte, es iſt ein großes Unrecht, daß ich nicht ſchon gegangen bin; aber wenn ich wieder ins Comtoir komme und die Haufen Briefe und das ſorgenvolle Geſicht von Herrn Schröter ſehe, und wenn ich denke, wie ſchwer die Zeit iſt, und welches Unglück die Handlung mit ihren beſten Kräften gehabt hat, da hält's mich immer wieder hier feſt. Ich wollte auch, Wohlfart käme wieder, er thut der Handlung noth.“

„Er muß wiederkommen,“ rief die Tante, „das iſt ſeine chriſtliche Pflicht und Schuldigkeit. Schreiben Sie ihm das. — Freilich iſt bei uns gerade kein luſtiges Leben,“ fuhr ſie vertraulich fort; „er mag es dort wohl beſſer haben. Unter den Polen geht das in Saus und Braus.“

„Ach nein,“ erwiederte Herr Baumann ebenſo vertraulich, „in Braus lebt er nicht. Ich fürchte, er hat dort Kummer und ſchwere Tage; was er ſchreibt, iſt nicht ſehr luſtig.“

„I, was Sie ſagen,“ ſagte die Tante ſich ſetzend und ſah erwartungsvoll in Baumanns Geſicht. Baumann rückte ſeinen Stuhl nahe an die Tante heran, und die beiden Frommen begannen halblaut ein kleines menſchenfreundliches Geklätſch.

„Er ſchreibt bekümmert, er ſieht die Zeit finſter an,“ begann Herr Baumann, „er fürchtet neue Unruhen und ſchlimme Jahre.“

„Gott behüte,“ rief die Tante, „davon haben wir ſchon genug gehabt.“

„Er lebt in einer unſichern Gegend,“ fuhr Herr Baumann fort, „unter ſchlechten Menſchen; die Polizei muß dort mangelhaft ſein.“

„Es gibt dort ſchreckliche Räuberhöhlen,“ ſtimmte die aufgeregte Tante bei.

„Und ich fürchte, es ſieht auch mit ſeinen Einnahmen ſchlecht aus; im Anfange habe ich ihm noch manchmal einige Kleinigkeiten, an die er gewöhnt war, von unſerm guten Thee und von den Cigarren hinſchicken müſſen, in dem letzten Briefe ſchreibt er mir, er wolle gute Wirthſchaft treiben und ſich davon entwöhnen. Er muß wenig Geld haben," fuhr Baumann kopfſchüttelnd fort, „nicht über zweihundert."

„Er leidet Noth," rief die Tante, „gewiß, ſo iſt es; der arme Wohlfart! Wenn Sie ihm ſchreiben, ſchicken wir ihm eine Kiſte von dem Pekothee und ein Paar von unſern Schinken."

„Schinken auf das Land?" frug Baumann zweifelhaft. „Ich glaube, Schweine werden dort noch am erſten zu finden ſein."

„Aber ſie gehören nicht ihm!" rief die Tante. „Hören Sie, Herr Baumann, es iſt Chriſtenpflicht, daß Sie ihm auf der Stelle ſchreiben, er ſoll ſogleich hierher zurückkommen. Die Handlung braucht ihn, ſie fordert ihn. Ich weiß am beſten, wie mein Neffe ſich in der Stille über dieſe Zeit kümmert und über den Verluſt der beſten Herren, die wir gehabt haben, und wie ſehr er ſich freuen würde, ſeinen Wohlfart wieder zu ſehen." Das Letztere war eine fromme Lüge der Tante.

„Es ſieht mir doch nicht ſo aus," warf Baumann bedenklich ein.

„Erſt heut hat meine Nichte zu ihrem Bruder geſagt, wie lieb Wohlfart uns allen geweſen iſt und was wir an ihm verloren haben. Wenn er dort Pflichten hat, er hat Pflichten auch hier, und ſeine hier ſind älter."

„Ich will ihm ſchreiben," ſagte Herr Baumann, „aber ich fürchte, verehrte Frau, es wird nicht viel nützen, denn gerade wenn es ihm ſchlecht geht, wird er den Pflug nicht verlaſſen, an den er die Hand gelegt hat um Anderer willen."

„Er iſt nicht vom Pfluge, ſondern von der Feder," rief die Tante ärgerlich, „und er gehört hierher. Das Andere iſt alles dummes Zeug. Wenn er hier ſeinen feinen Thee trinkt und ſein gutes Auskommen hat, ſo thut er deswegen nicht weniger ſeine Pflicht. Und dasſelbe ſage ich Ihnen, Herr Baumann, daß Sie mir nicht wieder mit Ihren chriſtlichen Ideen kommen."

Baumann lächelte in ſtolzer Ueberlegenheit. Aber als die Tante das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte er ſich doch gehorſam hin und ſchrieb Anton die ganze Unterredung mit der Tante, und er ſchrieb ihm dazu, wie ernſthaft das Leben in der Handlung geworden war, und wie finſter das Geſicht des Prinzipals alle Morgen dareinſchaute, wenn er durch das vordere Comtoir ging.

Der Schnee auf dem Gute iſt weggeſchmolzen, im hochgeſchwollenen Bach flutet das Schneewaſſer, noch liegt die Landſchaft ſtill und farblos, der belebende Saft der Erde beginnt ſeinen erſten Kreislauf in den Stämmen der Bäume und treibt in den Sträuchen am Bach die erſten Blüthenkätzchen. Das Winterwaſſer hat die ſchlechte Brücke abgeworfen, und Anton ſteht in der Nähe des Schloſſes am Waſſer und beaufſichtigt die Arbeiter, welche neue Balken legen und Bohlen darauf nageln; Lenore ſitzt auf einem abgehauenen Baumſtamm ihm gegenüber und ſieht zu, wie er das Holz mit dem Zollſtabe mißt und der großen Säge die Bleiſtiftzeichen macht. „Das Aergſte iſt überſtanden," ruft Lenore, „das Frühjahr kommt! Schon ſehe ich im Geiſt die Bäume und den Raſen grünen, auch das finſtere Haus ſoll in dem hellen Frühling luſtiger ausſehen als heut. Aber Ihnen will ich das Schloß zeichnen, wie es jetzt iſt, Sie ſollen ſich erinnern, wie der erſte Winter war, den wir in Ihrem Schutz hier verlebten."

Und Anton ſieht mit leuchtendem Auge auf das ſchöne Mädchen vor ihm und zeichnet mit dem Bleiſtift das Profil ihres Geſichtes auf ein neues Brett. „Sie treffen mich nicht," ſagt Lenore, „Sie machen meinen Mund immer zu groß und die Augen zu klein. Geben Sie mir den Stift, das verſtehe ich beſſer, halten Sie ſtill. Sehen Sie, das iſt Ihr Geſicht, Ihr treuherziges Geſicht, ich kann's auswendig. — Hurrah, der Stadtbote!" ruft ſie, wirft den Bleiſtift weg und eilt auf das Schloß zu. Anton folgt ihr, denn der Stadtbote, beladen mit einem ſchweren Pack, iſt für die vom Schloſſe das Schiff, welches durch den tiefen Sand ſteuert, um in das abgeſchloſſene Eiland die guten Dinge aus der Welt zu bringen. Am Hauſe wird dem Mann die Laſt abgenommen, Lenore ergreift vergnügt das Zeichenpapier, das ſie in Rosmin beſtellt hat. „Kommen Sie, Wohlfart, jetzt ſuchen wir den Punkt, von dem ich das Schloß am beſten zeichnen kann, das Bild ſoll in Ihrer Stube an Stelle des alten hängen, das mich traurig macht, ſo oft ich es anſehe. Einſt zeichneten Sie unſer Haus, jetzt thue ich's für Sie. Ich will mir rechte Mühe geben, Sie ſollen ſehen, daß ich auch etwas kann."

So ſpricht ſie fröhlich in Anton hinein, er aber hört nicht auf ihre Worte. Ungeduldig hat er den Brief Baumanns erbrochen, und während er lieſt, röthet ſich ſein Geſicht vor innerer Bewegung. Langſam, in tiefen Gedanken geht er in ſein Zimmer hinauf und kommt nicht wieder herunter.

Lenore ergreift den Umſchlag, welcher auf den Boden gefallen iſt. „Das iſt wieder die Hand ſeines Freundes aus der Handlung," ſagt ſie traurig; „ſo oft er einen Brief von dort erhält, wird er finſter und kalt gegen mich." Sie wirft das Papier weit weg und eilt in den Stall, ihren Vertrauten, den Pony zu ſatteln.

6.

Es war Wochenmarkt in der kleinen Kreisſtadt Rosmin. Seit uralter Zeit war der Markttag für die Landleute der Umgegend ein Feſt von beſonderer Bedeutung. Fünf Tage der Woche mußte der Bauer ſeinen Kohl bauen oder dem geſtrengen Herrn frohnen, am Sonntage war ſein Herz getheilt zwiſchen der Jungfrau Maria, ſeiner Familie und der Schenke, der Markttag trieb ihn über die Grenze ſeiner Feldmark hinein in die große Welt. Dann fühlte er ſich auch gegenüber den Fremden als ein ſchlauer Mann, welcher ſchafft und gebraucht, er ſah Bekannte wieder, die er ſonſt niemals getroffen, er erblickte neue Dinge aus der Fremde, er hörte von andern Städten und Ländern und genoß, was Andere für ihn erfunden hatten, in vollen Zügen. Und am Abend dieſes Tages flogen die Neuigkeiten aus der weiten Welt bis in das entfernte Walddorf, in jede Hütte, in jede einzelne Menſchenſeele des Kreiſes. So war es ſchon damals geweſen, als noch die Slaven allein auf dem Boden ſaßen, der Bauer leibeigen unter ſchmutzigem Strohdach, der Edelmann hoffärtig in ſeinem hölzernen Palaſt. Damals war ein offenes Feld geweſen, was jetzt Rosmin heißt; vielleicht ſtand eine Kapelle darauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein paar mächtige Bäume noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter ſah als ſeine langbärtigen Genoſſen. Damals war der deutſche Kaufmann zum Markte über die Grenze gekommen mit ſeinen Wagen und Dienern, er hatte unter dem Schutz des Crucifixes oder eines ſlaviſchen Säbels ſeine Truhen geöffnet und die Werke des heimiſchen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelſtrümpfe, Halsbänder von Glas und theuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengeräth, aber auch was den Gaumen erfreut, ſüße Backwaaren, fremden Wein und wohlriechende Citronen feil geboten, und hatte dagegen eingetauſcht, was die Landſchaft ihm entgegenbrachte: Wolfsfelle, Hamſterpelze, Honig, Getreide, Vieh und Anderes. Nicht lange, ſo ſchlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker ſeine Werkſtatt auf, der deutſche Schuſter kam, und der Knopfmacher, der Blechſchmied und der Gürtler, die Zelte und Hütten verwandelten ſich allmählich in feſte Häuſer, die im Viereck um den großen Marktplatz aufſtiegen, auf dem viele hundert beladene Polenwagen Raum haben mußten. Feſt ſchloſſen ſich die fremden Anſiedler zuſammen, ſie kauften den Grund, ſie kauften ein Stadtrecht von dem ſlaviſchen Grundherrn, ſie gaben ſich ein Statut nach dem Muſter deutſcher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathhaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Dutzend Häuſer für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geſchloſſen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gaſſen wurde die Stadtmauer gezogen, und über die beiden gewölbten Thore nach dem Brauch der Heimat wohl auch die Wachtthürme geſetzt, unten hauſte der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man ſich draußen in den Wäldern und auf der Haide, wie ſchnell die Männer mit fremder Sprache gewachſen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Thor fuhr, ihnen ein Kupferſtück bezahlen mußte als Brückengeld, ja der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen. Manchen Slaven aus dem Umkreiſe warf ſein Schickſal zu den Bürgern in die Stadt, er wurde heimiſch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger wie ſie. So war Rosmin entſtanden, ſo viele deutſche Städte auf altem Slavengrund, und ſie ſind geblieben, was ſie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polniſche Ackerfrucht eingetauſcht wird gegen die Erfindungen deutſchen Gewerbfleißes, die Knoten eines feſten Netzes, welches der Deutſche über den Slaven gelegt hat, kunſtvolle Knoten, in denen zahlloſe Fäden zuſammenlaufen, durch welche die kleinen Arbeiter des Feldes verbunden werden mit andern Menſchen, mit Bildung, mit Freiheit und einem civiliſirten Staat.

Noch immer iſt der Markttag von Rosmin der große Tag für die Umgegend. Vom frühen Morgen an ziehen Hunderte von Korbwagen mit Ackerfrüchten nach der Stadt und hoch auf den Säcken ſitzt der breitſchultrige Bauer und die Bäuerin; aber nicht mehr peitſcht der Leibeigene die abgetriebenen Gäule ſeines Gebieters, ein freigeborenes Slavenkind lenkt die ſtattlichen Pferde, deren Vater ſogar ein Hengſt des Königs iſt. Und wenn der Federwagen eines Edelmanns vorbeifährt, dann treibt auch der Burſch ſein Pferd zu ſchnellerem Lauf, und wenn er artig iſt, rückt er nur ein wenig an ſeinem Hut. Auf allen Straßen und Feldwegen zieht es der Stadt zu, die kleinen Leute fahren ihre Gänſe auf der Radber, und die Frau trägt im Korbe die Butter ihrer Kuh, Beeren und Pilze, und ganz unten auf dem Boden vielleicht einen heimlichen Haſen, den ihr Mann durch einen Wurf ſeines Stockes getötet hat. Vor allen Gaſthäuſern der Vorſtadt ſtehen Haufen abgeſpannter Wagen, an jeder Schenkthür drängen ſich die ein- und ausgehenden Leute. Auf dem Markt ſind die Getreidewagen dicht neben einander aufgefahren, der große Platz iſt bedeckt mit runden Säcken und Geſpannen, und Pferde von jeder Größe und in allen Farben ſtehen neben einander, an den guten Plätzen am Rande auch die Hoffuhren der Edelleute. Und in dem Viereck der hundert Wagen, zwiſchen den Knechten, Pferdeköpfen und Heubündeln windet ſich aalgleich der jüdiſche Factor hindurch, Getreideproben in jeder Taſche, in zwei Sprachen fragend und antwortend. Neben dem weißen Kittel und blauen Schnurrocke der Slaven und ihrem Hut mit der Pfauenfeder zeigt ſich das einförmige Dunkelblau des deutſchen Coloniſten. Dazwiſchen Soldaten aus der nächſten Garniſon, Stadtbewohner, Wirthſchaftsbeamte und feine Herren vom Landadel. An der Ecke des Marktes hält auf ſeinem großen Pferde hoch erhaben der Gensdarm, auch er iſt heut im Eifer, und ſeine Stimme klingt herriſch über das Gewirre der Wagen, welche die Einfahrt zur Straße verſtopft haben.

Ueberall in der Stadt ſind die Kaufläden weit geöffnet, und vor den Häuſern ſtellen die kleinen Händler auf Tiſchen und Tonnen ihre Waare aus. Bedächtig ſchreitet das Bäuerlein, gefolgt von den Weibern ſeiner Hütte, die Reihen der Schautiſche entlang, mit kurzem Befehl hält er die Frauen zuſammen, welche begehrlich ſtehen bleiben und die Köpfe zuſammenſtecken, wo bunter Kattun, Tücher oder Halsbänder aufgehängt ſind, bis auch ſein künſtlicher Gleichmuth von einem Ausruf der Bewunderung durchbrochen wird, wenn er bei einem Tiſch voll Stahlwaaren ankommt, oder bei einem Pferdegeſchirr, oder einem großen Schinken im Fleiſchladen. Lange wird geprüft, bevor der Einkauf geſchieht, wohl fünf Minuten biegt er das geſtählte Blatt der Säge hin und her, bis der Kaufmann ihm gelangweilt das Stück aus der Hand nimmt, dann erſt entſchließt er ſich zum Kauf; faſt ebenſo lange klopft ſein Weib an den irdenen Töpfen herum, ob nicht an einer Stelle ein ſchnarrender Mißton den Sprung verräth. Der Genuß des Kaufens wird hier viel ſtärker empfunden als da, wo Tauſende mit einem Wort weggegeben werden. Immer wird ſtill gehalten, wenn ein bekannter Mann oder ein Blutsfreund aus einem andern Dorf den Kaufenden entgegenkommt. Dann entſteht ein lautes Begrüßen, die Frauen drängen ſich heran, die Neuigkeiten fliegen aus einem Mund in den andern, bis der ganze Trupp zuletzt gemeinſam ſeine Waarenſchau fortſetzt. Endlich halten die Ermüdeten vor dem Tiſche, wo durchgeſchnittene Würſte durch ihr marmorirtes Füllſel anmuthig locken, wo Semmelberge ſtehen, und wo der ewig wünſchenswerthe Häring in der Tonne liegt. Hier wird der letzte Einkauf gemacht und dann in ein Wirthshaus gezogen, die weiße Flaſche gefüllt, und da kein Platz auf den Bänken zu finden iſt, wird in einer Ecke des Hauſes niedergeſetzt und ein langſames Mahl gehalten. Die Flaſche geht im Kreiſe, die Wangen werden röther, die Geberden lebendiger, die Geſpräche lauter, die Männer fangen an ſich zu küſſen, alte Feinde ſuchen ſich auf, mit einander zu zanken. Weithin auf die Straße tönt aus jeder Schenkſtube das Geſumme und Geſchrei. Unterdeß, wer andere Gänge hat, beſorgt dieſe, wer eine Klage anzubringen hat, heut läuft er auf's Gericht, wer Steuern abzuliefern hat, heut pflegt er ſie zu zahlen; alle Behörden ſind heut in großer Thätigkeit, alle Schreiber dehnen heut ihre Finger, um die Feder ſchnell über das Papier zu führen, alle Schulzen erſcheinen heut in den Aemtern, um zu melden und zu hören. Auch die Weinſtuben ſind gefüllt, und der Weinkaufmann Löwenberg macht heut die beſten Geſchäfte, er hat neben ſeinem Wein auch einen großen Handel mit Getreide und Wolle, er verleiht Gelder und iſt der Vertraute vieler Gutsherren. In ſeiner großen Vorderſtube ſitzen die Gäſte einzeln, deutſche Oberamtleute, ältere polniſche Gutsbeſitzer, vielleicht ein reicher deutſcher Bauer, der einen guten Viehhandel gemacht hat. In dem Hinterzimmer aber geht's höher zu, dort ſind die Edelleute des Kreiſes verſammelt, manches wüſte Geſicht mit ſtumpfen Zügen, aber auch der edle Schnitt des polniſchen Herrenantlitzes, kräftige Männer von adligem Weſen. Dort ſpringt der Kork des Champagners zur Decke, und neben den Geſchäften der Woche wird noch manches Andere verhandelt, was fremde Ohren nicht hören dürfen. Iſt's nicht Politik, ſo rollen vielleicht die Würfel auf den Tiſch oder ein Spiel Karten fliegt aus einer Taſche unter die Weingläſer; ſchnell fährt dann an der Ecke des Tiſches eine Gruppe zuſammen, es wird ſtill in der Stube und nur kurze Ausrufungen in franzöſiſcher Sprache werden gehört. So vergeht der Markttag als ein unaufhörliches Anrufen und Handeln, Erwerben und Genießen, unter Wagengeraſſel und Pferdelenken, bis der Abend ſeine graue Decke über den Marktplatz breitet; dann zieht die Bauerfrau ihren Mann am Rocke, ſie denkt an die irdenen Töpfe, welche ſo leicht zerſchlagen ſind, und an die kleinen Kinder, die jetzt nach der Mutter rufen. Dann fahren die Wagen wieder auf allen Straßen auseinander, der Bauerburſch trägt einen Strauß von Flittern auf ſeinem Hut, er klatſcht unaufhörlich mit der neugekauften Peitſche, und in trunkenem Muth treibt er ſeine Pferde zum raſenden Wettlauf mit andern Geſpannen. Auf allen Feldwegen ziehen die kleinen Leute in ihre Dörfer, die Frau hat die Töpfe auf den Rücken gebunden, ein ſchönes rothes Tuch und ein Stück Pfefferkuchen für die Kinder liegen darin und neue Kochlöffel und Quirle ragen daraus hervor, und neben ihr ſchreitet der Mann unſicher und ſchwer, die ſtählerne Säge auf der Schulter, vergeblich bemüht die Würde eines Hausherrn vor den Fremden zu bewahren. Viel ſpäter fahren auch die Wagen der Herren vor das Weinhaus, die Kutſcher müſſen lange auf den Aufbruch warten, denn auch den Herren wird die Trennung ſchwer von dem Tiſch der Trinkſtube. Es wird ſtiller in der müden Stadt, der Kaufmann öffnet ſeine Schublade, zählt und ſortirt mit ſeiner Frau das eingenommene Geld, und ſchlägt die falſchen Silberſtücke zornig mit einem Nagel vorn auf die Ladentafel, zur eindringlichen Warnung für alle unſichern Zahler. Jetzt führt auch der Gensdarm ſein Pferd in den Stall, überzählt die Landſtreicher, die Marktdiebſtähle, die Händel, die er heut angezeigt, und hofft auf einen gnädigen Blick. Endlich macht der Nachtwächter ſeine Runde, er achtet ſorglich auf die Schenkſtuben, in denen noch immer einzelne Schreier ſitzen, und ſieht beim trüben Laternenlicht erſtaunt auf den unſaubern Marktplatz, den ſein Beſen morgen von allem Schmutz befreien ſoll.

So war der Wochenmarkt von Rosmin immer geweſen. In dem letzten Winter war der Marktverkehr nicht geringer als ſonſt, aber es war eine Unruhe ſichtbar in vielen Köpfen, am meiſten bei den Herren. Beim Weinkaufmann ſah man fremde Männer von kriegeriſchem Ausſehen in die Hinterſtube eintreten, dann wurde das Zimmer verſchloſſen. Auf den Straßen ſchritten junge Burſchen in auffallender Tracht mit rothen viereckigen Mützen durch das Gedränge, ſie ſchlugen zuweilen einen Landsmann auf die Schulter, riefen andere beim Namen und zogen ſie aus dem Gedränge in eine Ecke. Wo ſich ein Soldat ſehen ließ in ſeiner Uniform, ſahen die Leute auf ihn wie auf einen verkleideten Mann, Manche wichen ihm aus, Viele waren doppelt freundlich gegen ihn, Deutſche wie Polen. In den Schenken ſaßen die von den deutſchen Dörfern geſondert und miſchten ſich nicht mit den Andern, und die Polniſchen von den Gütern des Herrn von Tarow tranken viel und fingen noch mehr Händel an als ſonſt. Der Vogt vom neuen Vorwerk hatte am letzten Markte in der ganzen Stadt keine neue Senſe finden können, und der Förſter beklagte ſich gegen Anton, daß er neulich in keinem Kaufladen mehr Pulver gefunden hatte, als ihm auf eine Woche reiche. Es ſchwebte etwas in der Luft, Niemand wollte ſagen, was es war.

Heut war wieder Markttag zu Rosmin, und Anton fuhr mit einem Knecht nach der Stadt. Es war einer der erſten Frühlingstage, die Sonne ſchien warm auf den Boden, der noch im winterlichen Schlummer dalag. Anton dachte daran, daß jetzt die erſten Gartenblumen blühen müßten, und daß er und die Frauen im Schloß in dieſem Jahre keine ſehen würden, als etwa auf dem Vorwerk im Winkel hinter der Scheuer. Es war auch keine Zeit, ſich an Blumen zu freuen, überall waren die Herzen aufgeregt, und Alles, was durch ſo viele Jahre feſt geweſen war, ſchien zu wanken. Ueber große Länderſtrecken zog der politiſche Sturmwind, die Zeitungen erzählten alle Tage Unerwartetes und Furchtbares, ein großer Krieg ſchien im Anzuge, aller Beſitz, alle Bildung ſchien in Gefahr. Er dachte an die Verhältniſſe des Freiherrn, und welches Unglück für dieſen entſtehen mußte, wenn das Geld theuer wurde und der Grundbeſitz ſpottwohlfeil. Er dachte auch an die Firma in der Hauptſtadt, an ſeinen Platz im Comtoir, den er in der Stille noch immer als ſein Eigenthum betrachtete, und an den ſorgenvollen Brief, den ihm Herr Baumann geſchrieben, wie finſter der Prinzipal ſei, und wie zänkiſch die Collegen am Theetiſch in Herrn Baumanns Stube.

Aus ſolchen kummervollen Gedanken weckte ihn ein Geräuſch auf der Straße. Eine Reihe von Herrenwagen fuhr vorbei, in dem erſten ſaß Herr von Tarowski, der artig zu Anton herüber grüßte. Anton ſah erſtaunt, daß er ſeinen

Jäger auf dem Bedientenſitz hatte, als zöge er zur Jagd. Noch drei Wagen rollten vorüber, alle mit Herren bis auf das Trittbret beladen, und hinter den Wagen jagte ein ganzer Trupp Reiter, der deutſche Inſpector von Tarow mit darunter.

„Jaſch,“ rief Anton dem Kutſcher zu, „was war das, was die im zweiten Wagen zudeckten, als ſie vorfuhren?“

„Flinten,“ antwortete der Kutſcher kopfſchüttelnd.

Der ſonnige Tag nach langem Schnee- und Regenſchauer lockte die Leute aus allen Höfen nach der Stadt, in kleinen Haufen zogen ſie eilig vorwärts, wenig Frauen darunter, es war ein lautes Anrufen der verſchiedenen Geſellſchaften und ein Leben auf der Straße, wie ſonſt am Abend bei der Heimkehr. Vor dem erſten Wirthshaus an der Straße ließ Anton halten. Der Kutſcher frug: „Es iſt weit von hier nach dem Markte, wie wird es ſein mit dem Aufladen des Hafers?“

„Bleib bei den Pferden,“ befahl Anton, „und geh nicht nach der Stadt; wenn ich etwas kaufe, laſſe ich's herausſchaffen zum Umladen.“ Eilig ſchritt er durch's Thor in das Gewühl der Gaſſen. Die Stadt war mit Menſchen überfüllt, es wogte ſchon vom Thore an in hellen Haufen, kaum daß die Getreidewagen durchdrangen. Als Anton auf den Marktplatz kam, war er betroffen über das Ausſehen der Männer. Ueberall erhitzte Geſichter, geſpannte Züge, es waren nicht Wenige in Jägertracht unter dem Volke, und häufig ſah man auf den Mützen eine fremde Cocarde. Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns war das Gedränge am größten, dort ſtanden die Leute Kopf an Kopf und ſahen hinauf nach den Fenſtern, an denen bunte Fahnen hingen, zu oberſt polniſche Farben, andere ausländiſche darunter. Noch ſah Anton finſter auf die Front des Hauſes, da öffnete ſich die Thür und auf die ſteinerne Treppe trat der Herr von Tarow und ein Fremder mit einer Schärpe um den Leib. Anton erkannte in ihm den Polen, der ihn einſt mit Standrecht bedroht und vor einigen Monaten nach dem Inſpector gefragt hatte. Ein junger Mann ſprang aus dem Haufen auf die unterſte Stufe, rief laut etwas in polniſcher Sprache und ſchwenkte die Mütze: ein lautes Geſchrei war die Antwort, dann wurde Alles ſtill. Der Tarowski ſprach einige Worte, von denen Anton nichts verſtand, hinter ihm raſſelten die Wagen und die Menge drängte ſich hin und her. Darauf begann der Herr mit der Schärpe eine mächtige Rede. Er ſprach lange, oft wurde er durch lautes Beifallsgeſchrei unterbrochen; als er geendet hatte, erſcholl ein betäubender Lärm, wilder polniſcher Zuruf. Die Thüren des Hauſes wurden weit geöffnet, die Menge wogte durcheinander wie ein unruhiges Meer. Ein Haufe ſtürzte fort und vertheilte ſich auf dem Markte, Andere ſprangen in das Haus; wer hineingeeilt war, kam nach wenig Augenblicken mit einer Cocarde an der Mütze, bewaffnet mit einem Senſenſpeer wieder heraus. Im Nu hatte ſich ein Haufe Senſenmänner und ein Trupp mit Feuergewehren vor dem Hauſe aufgeſtellt. Die Zahl der Bewaffneten wurde größer, kleine Abtheilungen Senſenmänner, von einzelnen Flintenträgern geführt, eilten von dem Hauſe weg nach allen Richtungen des Marktes. Hinter Anton klang Commandoruf und Befehl, er wandte ſich um und ſah einzelne bewaffnete Reiter, welche die aufgefahrenen Wagen mit ſtrengen Worten zur Abfahrt vom Markte trieben. Der Lärm und das Getümmel wurde ſtürmiſcher, mit ängſtlichem Zuruf hieben die Landleute auf ihre Pferde, die Verkäufer flüchteten mit ihren Waaren in die Häuſer, die Läden wurden geſchloſſen. Nach wenig Augenblicken hatte der Markt ein unheimliches Ausſehen. Die Wagen waren entfernt, an den Marktecken ſtanden einzelne Poſten von Senſenmännern, ihre langen Spieße blinkten hell in der Morgenſonne. Auf dem Platze ſelbſt wogte die unſichere Menge. Betäubt, erſchüttert, empört eilte Anton in dem Haufen fort, ſo kam er auf die andere Seite des Platzes. Dort lag das Steueramt, ſchon von Weitem kenntlich durch das Wappenbild des Staates.

das auf Holz gemalt neben dem Fenſter hing. Dort drängten ſich die Maſſen wieder; ein Poſten von Senſenmännern ſtand vor dem Hauſe, aus der Ferne ſah Anton, daß ein Mann eine Leiter anſetzte, zu dem Wappen hinaufſtieg und mit einem Hammer auf das Schild pochte, bis es herabfiel auf den Boden. Als das Wappen auf die Steine ſchlug, ging durch die verſammelte Menge ein leiſer Ton wie ein Seufzen; es war ſtill geworden, daß man jeden Laut hören konnte. Eine Rotte von trunkenem Geſindel ſtürzte ſich mit wildem Jauchzen auf das Schild, ein Strick wurde daran gebunden, und mit Hohngeſchrei wurde es in den Rinnſtein und über die Straße geſchleift.

Anton war außer ſich, eine Fluth von ſtürmiſchen Leidenſchaften drängte nach ſeinem Herzen. „Ihr Schurken!" rief er laut und rannte durch die Umſtehenden auf die Bande zu. Da faßte ihn ein ſtarker Arm um den Leib, und eine bebende Stimme ſprach: „Nicht vorwärts, Herr Wohlfart, heut iſt ihr Tag, morgen kommt unſer Tag." Anton riß ſich los und ſah neben ſich die große Figur des Schulzen von Neudorf, er ſah ſich im Augenblick umgeben von einer Anzahl dunkler Männergeſtalten. Es waren die blauen Röcke deutſcher Bauern, Geſichter voll Zorn und Kummer, welche ihn wie mit einem Wall einſchloſſen. „Laßt mich heraus!" rief Anton noch immer außer ſich. Wieder aber legte ſich die ſchwere Hand des Schulzen auf ſeine Schulter, und mit naſſen Augen ſprach der Mann: „Schonen Sie Ihr Leben, Herr Wohlfart, es iſt jetzt umſonſt, wir haben nichts als unſere Fauſt, und ſind die Minderzahl." Und von der andern Seite wurde ſeine Hand umfaßt wie von Schrauben, und der alte Förſter ſtand ſchluchzend neben ihm und ſtöhnte: „Daß ich dieſen Tag erleben muß, o die Schande, die Schande!" Dabei ſchüttelte er krampfhaft Antons Hand, ſchlug ſich dann mit ſeinen Fäuſten vor die Stirn und weinte laut wie ein Kind. Der wilde Schmerz des Alten gab Anton einen Theil ſeiner Ruhe wieder, er umſchlang den Hals des Förſters und hielt ihn feſt an ſich. Und wieder erſcholl in ihrer Nähe mißtönendes Geſchrei, und eine Stimme brüllte: „Durchſucht die Deutſchen! nehmt ihnen die Waffen, Niemand darf den Markt verlaſſen!“ Anton ſah ſich haſtig in dem Haufen um und rief: „Das dürfen wir nicht leiden, ihr Männer, daß wir hier in der deutſchen Stadt umſtellt werden wie Gefangene, und daß ſie unſer Wappen beſchimpfen, die Schändlichen!“

Von fern wirbelte eine Trommel. „Es iſt die Schützentrommel,“ ſagte der Schulz, „die Bürgerſchützen von Rosmin kommen zuſammen. Sie haben Gewehre.“

„Vielleicht iſt noch nicht Alles verloren,“ rief Anton wieder. „Ich kenne einige Leute hier, die zuverläſſig ſind. Faßt euch, mein Alter,“ tröſtete er den Förſter. „Die Deutſchen vom Lande ſollen nicht zerſtreut bleiben, ſo weiß Niemand, was wir thun können. Wir wollen wenigſtens mit einander den Markt verlaſſen, hier bei dem Brunnen ſammeln wir uns. Jeder geht und ruft ſeine Bekannten zuſammen. Und jetzt keine Zeit verloren! Ihr dorthin, Schulz, ihr kommt mit mir, Schmied von Kunau.“ Der Haufe fuhr nach zwei Richtungen auseinander, Anton von dem Förſter und dem Schmied gefolgt eilte noch einmal über den ganzen Markt. Nie hatte er eifriger geſucht, nie hatte Einer den Andern ſchneller verſtanden. Wo er einen Deutſchen fand, ein Blick des Auges, ein ſchneller Händedruck, das flüchtige Wort: „Die Deutſchen verſammeln ſich am Brunnen, erwartet uns,“ das trieb die Unſchlüſſigen ſchnell zu den Landsleuten.

Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns hielt er mit ſeinen Gefährten in dem dichten Gedränge einen Augenblick an. Etwa funfzig Senſenmänner ſtanden vor dem Hauſe, daneben ein Dutzend Gewehre, noch waren die Thüren weit geöffnet, und Einzelne traten immer noch hinein, ſich Waffen zu holen. Die Menge war ſcheu zurückgewichen, es wogten hier Polen und Deutſche, Städter und Landleute durcheinander, Anton ſah, daß auch die polniſchen Bauern verſtört im Haufen ſtanden und einander zweifelnd anſahen. Vor dem Hauſe ſprachen einige junge Herren in die Maſſe. Während der Kunauer Schmied und der Förſter den Deutſchen ihr Zeichen gaben, fuhr Anton auf einen kleinen Mann los, der in ſeinem Arbeitsrock mit berußtem Geſicht in den Haufen drängte, und faßte ihn am Arm: „Schloſſer Grobiſch, Sie ſtehen hier? Warum eilen Sie nicht zum Sammelplatz? Sie ſind Schütz und Bürger, wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“

„Ach, Herr Rentmeiſter,“ ſagte der Schloſſer, Anton bei Seite ziehend, „das Unglück! Denken Sie, ich arbeite in meiner Werkſtatt mit dem Hammer und höre von gar nichts. Bei unſerer Arbeit kann man wenig hören. Da ſtürzt meine Frau herein —“

„Wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“ rief Anton und ſchüttelte den Mann heftig.

„Gott bewahre, Herr Wohlfart,“ erwiederte der Schloſſer, „ich führe einen Zug bei den Schützen. Während mein Weib den Rock herausſucht, bin ich ſchnell über den Platz gelaufen, um zu ſehen, wie viel ihrer ſind. Sie ſind größer als ich, wie viel ſind's, die Waffen tragen?“

„Ich rechne funfzig Senſen,“ antwortete Anton ſchnell.

„Nicht dieſe Senſen,“ ſagte der Kleine, „das iſt zugelaufenes Volk, nur die Gewehre.“

„Ein Dutzend vor der Thür, ebenſo viel mögen wohl noch im Hauſe ſein.“

„Wir ſind etwa dreißig Büchſen,“ verſetzte der Kleine bekümmert, „aber heut iſt nicht auf Alle zu rechnen.“

„Können Sie uns Gewehre ſchaffen?“ frug Anton.

„Nur wenige,“ ſagte kopfſchüttelnd der Schloſſer.

„Wir ſind ein Hauf Deutſche vom Lande,“ fuhr Anton in fliegender Eile fort, „wir wollen uns durchſchlagen bis in die Vorſtadt zum rothen Hirſch, dort halte ich die Leute zuſammen, ſchicken Sie uns um Gottes willen durch eine Patrouille Nachricht heraus, und was Sie von Gewehren auftreiben können.

Wenn wir die Edelleute hinauswerfen, läuſt der andere Hauſe von ſelbſt auseinander.“

„Aber dieſe Rache von dieſen Polacken!“ klagte der Schloſſer mit aufgehobenem Zeigefinger, „die Stadt wird's bezahlen müſſen.“

„Nichts wird ſie bezahlen, Meiſter, Sie bekommen morgen Militär, wenn Sie heut die Wahnſinnigen hinauswerfen. Nur fort, jeder Augenblick vergrößert die Gefahr.“

Er trieb den Schloſſer vorwärts und eilte auf die Brunnenſeite. Dort fand er die Deutſchen in kleinen Gruppen zuſammenſtehen, der Schulz von Neudorf kam ihm entgegen.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren,“ rief dieſer, „die Andern werden aufmerkſam, dort ſtellt ſich ein Trupp Senſenmänner gegen uns auf.“

„Folgt mir,“ gebot Anton, „ſchließt euch dicht zuſammen, vorwärts, hinaus aus der Stadt!“ Der Förſter ſprang von Hauſe zu Hauſe und drängte die Leute aneinander, Anton ſchritt mit dem Schulzen voran. Als ſie an die Ecke des Marktes kamen, kreuzten die Senſenmänner ihre Waffen vor der engen Gaſſe, der Anführer des Poſtens ſpannte den Hahn ſeiner Flinte und rief Anton in phraſenhaftem Tone zu: „Warum wollen Sie fort, mein Herr! Nehmt Waffen, ihr Leute, heut iſt der Tag der Freiheit!“

Er ſprach nicht weiter, denn der Förſter ſtürzte vor und gab ihm einen ungeheuren Backenſtreich, daß er zur Seite taumelte und ſein Gewehr im Fallen losging. Auf dem Markt erhob ſich lautes Geſchrei, der Förſter ergriff die Flinte, und die beiden Senſenmänner, überraſcht und ohne Befehl wie ſie waren, wurden von dem vordringenden Trupp an die Häuſer geworfen, die Senſen aus ihrer Hand geriſſen und von den zornigen Leuten an dem Steinpflaſter zerbrochen. Ohne verfolgt zu werden drängte der Hauſe bis an das Stadtthor, auch dort wich der feindliche Poſten zurück und ließ die dichte Maſſe ungehindert durch. So kamen ſie beim Gaſthofe an.

Dort trat der Schulz von Anton aufgefordert vor die Leute. „Es geht dort drin gegen die Regierung,“ ſagte er, „es geht gegen uns Deutſche. Der bewaffneten Feinde ſind nicht viel, wir haben eben geſehen, wie der Bauer mit ihnen fertig wird. Wer ein ordentlicher Mann iſt, der bleibt hier und hilft den Bürgersleuten in der Stadt die Fremden hinausjagen. Die Schützen wollen Einen zu uns ſenden und uns ſagen, wie wir ihnen helfen können. Deswegen bleibt zuſammen, Landsleute.“

Nach dieſen Worten riefen Viele: „Wir bleiben hier,“ Manchem auch kam die Sorge und er ſtahl ſich um das Haus und auf das Feld. Wer blieb, ſuchte eine Waffe, wo er ſie fand, ſchwere Holzknittel, Radſtangen, Heugabeln und was ſonſt in der Nähe aufzutreiben war.

„Ich kam her, mir Pulver und Schrot zu kaufen,“ ſagte der Förſter zu Anton, „jetzt habe ich eine Flinte, und das letzte Korn ſoll heut darauf gehen, wenn wir uns rächen können für den Schimpf an unſerm Vogel.“

Unterdeß waren im Schloß die Stunden wie gewöhnlich verlaufen bis gegen Mittag. Der Freiherr ging, von ſeiner Gemahlin geführt, im Sonnenſchein um das Schloß herum; er grollte ein wenig, daß die Maulwurfshügel, an welche ſein Fuß ſtieß, noch immer nicht geebnet waren, und kam zu dem Schluß, daß kein Verlaß auf Beamte und Dienſtleute ſei, und Wohlfart noch vergeßlicher als alle andern. Bei dieſem Thema verweilte er mit mürriſchem Behagen. Die Baronin widerſprach ihm nur ſo viel, als möglich war ohne ſeine krankhafte Laune aufzuregen, und ſo ſetzte er ſich endlich im Freien auf einen Stuhl nieder, den ihm der Bediente nachtrug, und hörte friedlich ſeiner Tochter zu, welche mit Karl den Platz für eine kleine Baumpflanzung abſteckte. Niemand dachte Arges, Jeder war mit ſeiner nächſten Umgebung beſchäftigt.

Da flog die ſchlimme Kunde, daß etwas Schreckliches vorgehe, mit Eulenflügeln über die Erde. Auch zu der Wald-

Universitäts- München

inſel des Freiherrn kam ſie heran, ſie flatterte über die Kiefern und Birnbäume, über Getreidefelder und Anger bis auf das Schloß. Zuerſt kam ſie undeutlich, wie eine kleine Wolke am ſonnigen Himmel, dann wurde ſie größer, wie ein ungeheurer Vogel, der die Luft verfinſtert, ſie ſchlug mit ihren ſchwarzen Fittigen die Herzen aller Menſchen in Dorf und Schloß, ſie machte das Blut in den Adern ſtocken und trieb heiße Thränen über die Wangen.

Mitten in ſeiner Arbeit ſah Karl plötzlich auf und ſagte erſchrocken zum Fräulein: „Das war ein Schuß!“

Lenore ſah ihn betroffen an, dann lachte ſie über ihren eigenen Schreck und erwiederte: „Ich habe nichts gehört; vielleicht war's der Förſter.“

„Der Förſter iſt in der Stadt,“ entgegnete Karl ernſt.

„Dann iſt's ein verdammter Wilddieb im Walde,“ rief der Freiherr ärgerlich.

„Es war ein Kanonenſchuß,“ behauptete der hartnäckige Karl.

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte der Freiherr, „es ſteht kein Geſchütz auf viele Meilen in der Runde,“ aber er ſelbſt lauſchte mit geſpanntem Geſicht.

In dem Augenblick rief eine Stimme vom Wirthſchaftshofe her: „Es brennt in Rosmin.“ Karl ſah das Fräulein an, warf ſein Grabſcheit zu Boden und lief nach dem Hof; Lenore folgte. „Wer hat geſagt, daß Feuer in Rosmin iſt?“ frug er die Knechte, welche zu ihrer Mittagskoſt über den Hof gingen. Keiner hatte gerufen, aber alle liefen erſchrocken aus dem Hof auf die Landſtraße und verſuchten nach Rosmin hinzuſehen, obgleich Jeder wußte, daß die Stadt über zwei Meilen entfernt war und keine Ausſicht dorthin.

„Es ſind vorhin Weiber gelaufen auf dem Weg nach Neudorf wie in der Angſt,“ ſagte der eine Knecht, und ein anderer rief: „Es muß gefährlich zugehn in Rosmin, denn man ſieht den Rauch über dem Walde ſtehn.“ Alle glaubten einen dunkeln Schatten über der Stelle zu ſehn, wo die Stadt lag.

auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne ſichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zuſammen. Alle ſahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt gekommen ſei. „Die Edelleute ſind heut darin,“ rief der Eine, „ſie haben die Stadt angezündet,“ und ſein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heut ein Tag ſei, an den alle Gutsherren denken ſollten. Der Mann ſah feindſelig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann Manches kommen bis auf den Abend.“ Der Schenkwirth eilte herzu und rief Karl entgegen: „Wenn nur erſt der heutige Tag vorbei wäre,“ und Karl entgegnete in derſelben Gemüthsſtimmung: „Ich wollte das auch.“ Keiner wußte recht, weshalb.

Seitdem kamen immer neue Schreckensbotſchaften aus der Welt jenſeit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht,“ hieß es. „Auch in Kunau brennt's,“ riefen einige Weiber, die vom Felde heimeilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk außer Athem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann ſchickt mich, weil er das Gehöft an dieſem Angſttage nicht verlaſſen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förſter wiſſen, es iſt Mord und Totſchlag in der Stadt und die Leute ſagen, der Förſter ſchießt mitten darunter.“ „Wer ſagt das?“ fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt,“ rief die entſetzte Frau, „und es muß wahr ſein, daß dort Alles durcheinander iſt, denn als der Förſter nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei ſich.“ Allen kam vor, als ob das Unglück deshalb wahr ſein müßte. „Und heut Nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde,“ klagte die Frau weiter, „unſre Stube wurde ganz hell, und mein Mann iſt aufgeſprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu.“

So ſchlug das Gerücht mit ſeinen Flügeln auf die Herzen der Menſchen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß ſie mit ihren Geſpannen wieder auf's Feld zogen. Lenore ſtieg mit Karl auf den Thurm, um etwas Neues zu erſpähen. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entſcheiden, aber an mehr als einer Stelle ſahen ſie hinter den Wäldern etwas wie Feuerſchein und Rauchwolken. Kaum waren ſie herab, ſo kam der eine Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreiſe, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, geſagt habe, ganz Rosmin ſei angefüllt mit Senſenmännern und mit Leuten, welche rothe Fahnen in der Hand hielten, und alle Deutſchen im Lande würden erſchoſſen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühſam bewahrt hatte. Er ſchalt heftig auf Wohlfart, der an ſolchem Tage nicht zu Hauſe ſei, und ließ Karl zu ſich rufen, der, nicht weniger erſchrocken, ſich jetzt um Antons Schickſal ängſtigte. Er befahl ihm, Alles im Hofe zu verſchließen, gleich darauf forderte er ihn wieder, und verbot durch ihn dem Schenkwirth, heut den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder frug er ihm ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die ſchwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, ſie ging unaufhörlich zwiſchen dem Schloß und dem Hof ab und zu und hielt ſich in Karls Nähe, in deſſen treuherzigem Geſicht noch der meiſte Troſt zu finden war; dabei ſah ſie immer wieder auf die Landſtraße, ob nicht etwas zu erblicken ſei, ein Wagen, ein Bote.

„Er iſt ruhig," ſagte ſie zu Karl, „er wird ſich einer ſo fürchterlichen Gefahr nicht ausſetzen;" ſie wünſchte eine tröſtende Antwort.

Karl aber ſchüttelte den Kopf: „Auf ſeine Ruhe iſt kein Verlaß; wenn's in der Stadt ſo ausſieht, wie die Leute ſagen, ſo iſt Herr Anton nicht der Letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an ſich denken."

„Nein, das thut er nicht!" rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienſtleute, welche alle vor dem Hofe ſtanden, ſtreng zuſammen, er ergriff ſeinen Karabiner, er wußte ſelbſt nicht, wozu, er ließ ſich ein Pferd ſatteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirth mit einem Knecht aus der Brennerei zum Schloß gerannt, der gutmüthige Mann rief ſchon von Weitem dem Fräulein entgegen: „Hier iſt eine Nachricht, eine ſchreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart.“ Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Menſch machte in polniſcher Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte geſehen, daß auf dem Markte Polen und Deutſche auf einander geſchoſſen hatten, daß der Herr Rentmeiſter an der Spitze der deutſchen Bauern marſchirt war.

„Ich wußte das,“ rief Karl ſtolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er ſelbſt geflüchtet ſei, gerade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er tot ſei oder noch lebe, das könne er nicht genau ſagen, denn er ſei in großer Angſt geweſen; aber er glaube wohl, der Herr müſſe tot ſein.

Lenore lehnte ſich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach ſeinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!“ ſagte Lenore mit klangloſer Stimme.

„Sie wollen doch nicht ſelbſt bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?“ rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den Stall zu, Karl ſprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ ſchrie er, „die Frau Baronin wird vor Angſt um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wüthenden Männern ausrichten?“

Lenore blieb ſtehen. „So ſchaffen Sie ihn her,“ rief ſie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder tot.“

„Soll ich Sie an dieſem Tage allein laſſen?“ rief Karl wieder außer ſich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl ſtürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße nach Rosmin dahin.

Der Hufſchlag des Pferdes verklang, es wurde wieder ſtill, Lenore eilte mit haſtigen Schritten vor dem Schloſſe auf und ab. Ihr Freund war in tötlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! und durch ihre Schuld, denn ſie hatte ihn hierher getrieben. Sie fühlte eine heiße Sehnſucht nach ſeinem Anblick, nach dem Ton ſeiner Stimme. Was er ihr und den Eltern geweſen war, überdachte ſie jetzt in ihrer Verzweiflung unaufhörlich. Es ſchien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieſer Einſamkeit zu ertragen. Die Mutter ſandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenſter hinaus, ſie wies die Aufforderungen kurz ab, all ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwiſchen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt ſtand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem rothen Hirſch. Immer noch zogen die verſcheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meiſten, aber Mancher blieb ſtehen und ſchloß ſich ihnen an; oft auch wurde ein polniſcher Gruß gehört, und mehre Polen traten zu Anton und frugen, ob er ſie brauchen könne. Endlich kam, nicht auf der Straße, ſondern von dem Garten des Wirthshauſes her, der Schloſſer in ſeiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerſchützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie ſteht's?"

„Achtzehn Mann ſind gekommen," ſagte der Schloſſer, „es ſind die ſichern Leute. Das Volk auf dem Markte verläuft ſich, die im Weinhauſe ſind nicht viel ſtärker geworden. Sie ſind jetzt dabei, die Behörden abzuſetzen. Unſer Hauptmann hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, ſo iſt er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hinterther ſelber gemacht und weiß Beſcheid, vielleicht iſt es gar nicht verſchloſſen. Wenn wir's geſchickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können ſie faſſen und ihre Waffen."

„Wir müſſen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen," entgegnete Anton, „dann haben wir ſie ſicher."

„Ja," ſagte der Schloſſer ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten."

„Wir haben keine Waffen," rief Anton. „Ich will mit euch nach vorn, und der Förſter auch und vielleicht noch Einer oder der Andere; aber ein unbewaffneter Trupp gegen die Senſen und ein Dutzend Gewehre, das iſt unmöglich."

„Sehen Sie," verſetzte der ehrliche Schloſſer, „für uns iſt's auch ſchwer. Wer ſo gerade im erſten Schreck von Weib und Kind kommt, der iſt auch nicht in der Verfaſſung, ſich gleich als Scheibe hinzuſtellen. Unſere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben ſind verzweifelte Menſchen. Und deswegen laſſen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir ſie überraſchen, gibt's weniger Blutvergießen, und das iſt doch auch eine Hauptſache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie."

Schweigend ſetzte ſich der Haufe in Bewegung, der Schloſſer führte. „Unſere Schützen haben ſich im Hauſe des Hauptmanns verſammelt," ſagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Thor uns gewahr werden." Durch Gemüſegärten zogen ſie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten ſie ſchnell den Weg, der um die Stadtmauer herum führte, überſchritten auf einigen Bretern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche ſie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie," rieth der Schloſſer mit einiger Unruhe. „Der Gerber iſt einer von uns Schützen, aus der Hausthür tritt man auf dieſelbe Hintergaſſe, in welcher der

Eingang zu Löwenbergs Hofraum iſt. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab."

Nur wenige Minuten ſtanden die Landleute unter den Haufen Lohe, als der Förſter, der als Wache in der Hausthür ſtand, den Anmarſch der Schützen meldete. Auf der Hintergaſſe ſtießen die beiden Haufen zuſammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauſcht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleiſcher, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und ſeinen Zug den Schützen anzuſchließen. Schweigend rückten ſie an das Hinterthor von Löwenbergs Hauſe, das Thor war nicht verſchloſſen und nicht beſetzt, der Schloſſer ſah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum. Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förſter eilte zu den Führern. „Wir ſind mehr Leute, als in dem Hauſe nöthig ſind," ſprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben iſt eine breite Quergaſſe, die auf den Markt führt. Geben Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und beſetzen mit Geſchrei die Oeffnung der Quergaſſe. Die auf dem Markt werden dadurch geſtört, ſie müſſen auf uns ſehen, unterdeß dringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln laſſe, ſpringt der Herr Hauptmann mit dem Hauptcorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Thür halten Sie beſetzt."

„Mir iſt's recht," ſagte der dicke Hauptmann erhitzt und in der Aufregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Bruſt beengt. „Nur vorwärts fort!"

Der Förſter raffte ſechs Schützen zuſammen, winkte dem Schulz und einem Haufen der Landleute, und zog ſich mit dem Haufen ohne großes Geräuſch in die offene Seitengaſſe. Auch Anton fühlte das Blut an ſeine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächſten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurrah. Wie Löwen ſprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran ſeinen Säbel ſchwingend, neben ihm Anton. So drangen ſie in den Hausflur, bevor Jemand auf ſie achtete. Alles im Hauſe war an die Fenſter und an die Thür geſtürzt.

„Hurrah," rief der Hauptmann, „wir haben ſie," und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner ſoll entrinnen. Schließt die Thür!" ſchrie er und hielt ſein Opfer am Kragen feſt, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Hausthür von innen zugedrückt und verſchloſſen, ſo daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Thür ſtanden, hinaus drängten. Darauf ſtürzten die Schützen in die Stube, ein Theil nach dem obern Stock. Wer von den Herren in der Stube war, ſprang zum Fenſter hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinſtube nichts ergriffen als eine Namenliſte, einen Haufen zuſammengebundener Senſen, und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schloſſer faßte ſogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen Anderen, die er anrief, wieder hinten zum Hauſe hinaus in die Quergaſſe zu dem Zuge, den der Förſter führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war muthig hinter dem Förſter vorwärts geſtürmt bis an den Ausgang der Gaſſe. Die Trommel und das Hurrah, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hauſe hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Senſenmänner waren von dem Hauſe weggeeilt, ſie ſtanden in ungeordneten Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schürze, ſelbſt ohne Gewehr, war beſchäftigt, die Unbehilflichen aufzuſtellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Oekonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden ſchon entgegenmarſchirt und hatte Front gegen ſie gemacht. Vor der bewaffneten Schaar ſtutzten die Bürgerſchützen und drängten an den Ausgang der Gaſſe zurück, der Förſter ſtand allein mitten zwiſchen den feindlichen Parteien. In dieſer Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förſter commandirte ebenfalls: „Legt an!" und beide Haufen blieben im Anſchlage vor einander ſtehen, Jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erſte Commando haben würde. Da drang der Schloſſer mit ſeinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzſchnell den Männern, welche darnach griffen, in die Hand gegeben, Anton und der tapfere Schloſſer ſprangen in die erſte Reihe der Bürgerſchützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaſter ſchien unvermeidlich.

In dieſem Augenblick erſcholl aus dem Fenſter der Weinſtube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbürger, wir haben ſie. Hier iſt der Gefangene. Es iſt der Herr von Tarow ſelber!“ Alles ſetzte die Gewehre ab und ſtarrte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenſter hinaus, der, in ſein Schickſal ergeben, keinen Verſuch machte, ſich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenſter dieſes Hauſes ſind beſetzt, alle Straßen ſind beſetzt, wie dort auf dieſer Seite zu ſehen; ſobald ich einen Finger hebe, werdet ihr Leute alle zu Grund und Boden geſchoſſen.“

„Hurrah, Hauptmann,“ rief eine Stimme gerade gegenüber von den mittleren Häuſern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, ſteckte ſeine Entenflinte zum Fenſter des erſten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Poſtmeiſter, die Pächter der ſtädtiſchen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren,“ rief der Fleiſcher erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr ſeht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Widerſtand nutzlos iſt, werft eure Senſen weg, oder ihr ſeid ſämmtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Senſen klirrte auf das Pflaſter.

„Und ihr, ihr Herren Adel,“ fuhr der Hauptmann fort, „ſollt freien Abzug haben, wenn ihr eure Gewehre abgebt, denn wenn nur Einer von euch noch ein Geſicht ſchneidet, ſo ſoll dieſes Mannes Blut über euer Haupt kommen.“ Dabei ergriff er den Kopf des Tarowski, hielt ihn wieder zum Fenſter hinaus und zog ein großes Schlachtmeſſer aus ſeiner Uniform.

Er warf die Scheide auf die Straße und ſchwenkte das Meſſer ſo fürchterlich um das Haupt des Gefangenen, daß der brave Fleiſcher in dieſem Augenblicke wahrhaft gräßlich und wie ein Kannibale ausſah.

Da rief der Förſter begeiſtert: „Hurrah, wir haben ſie, vorwärts, marſch!“ Der Trommler fing an zu trommeln, und im Sturm drangen die Deutſchen vor. Auch die Schützen warfen ſich aus dem Hauſe hervor auf die Treppe und die Straße. Der Haufe der polniſchen Flintenträger gerieth in Unordnung, einige der Beherzten ſchoſſen ihre Gewehre ab, auch aus den Reihen der Angreifer fielen einzelne Schüſſe. Die übrigen Senſen fielen zuſammen und die Senſenmänner zerſtreuten ſich zuerſt in wilder Flucht, gleich darauf flohen die mit den Gewehren. Die Deutſchen ſtürmten ihnen nach, noch einige Schüſſe wurden abgefeuert, die Flüchtigen wurden rund um den Markt gejagt, Einzelne verſteckten ſich in den Häuſern, Andere liefen zum Stadtthor hinaus. Der Trommler ſchritt um den ganzen Marktplatz und ſchlug Alarm. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Bürger herzugerannt, auch die ſäumigen Schützen erſchienen einer nach dem andern. Der Hauptmann übergab ſeinen Gefangenen einigen handfeſten Leuten und rief, die Glückwünſche ſeiner Freunde mit der Hand abwehrend: „Der Dienſt vor Allem, meine Herren! Das Nöthigſte iſt, daß wir die Thore ſchließen und beſetzen. Wo iſt der Hauptmann unſerer Bundesgenoſſen?“

Anton trat herzu. „Herr Kamerad,“ ſagte der wackere Fleiſcher ſalutirend, „ich denke, wir ſammeln unſere Leute, wir halten eine Muſterung und theilen die Wachen ein.“

Die einzelnen Corps ſtellten ſich auf dem Markte auf, zuerſt die Schützen, daneben unter Anführung des Förſters die Landleute, auf der andern Seite eine Schaar Freiwilliger, die ſich fortwährend vergrößerte. Es war eine lange Reihe, und mit Stolz ſahen die von Rosmin, wie ſtark ſie waren. Der Hauptmann ließ ſchwenken und in Zügen vorbeimarſchiren.

Darauf wurde der Wachtdienſt eingetheilt, die Thore beſetzt und Ehrenwachen vor die Aemter geſtellt, halb Bürger, halb Landleute. Die heruntergeriſſenen Wappen wurden geſäubert, einige Frauenhände trugen aus den Gärten der Stadt die erſten Blumen zuſammen und ſchmückten die Wappenbilder mit Kränzen und Gewinden. In feierlichem Zuge wurden ſie an das Steueramt und die Poſt getragen, die ganze Mannſchaft marſchirte auf, präſentirte das Gewehr, und der Hauptmann brachte eine Anzahl patriotiſcher Hochs aus, welche von vielen hundert Kehlen nachgerufen wurden. Anton ſtand zur Seite, und als er die Frühlingsblumen auf dem Wappen ſah, fiel ihm auf's Herz, wie er heut Morgen gezweifelt hatte, ob er in dieſem Jahre welche erblicken werde. Jetzt glänzten ihre Farben ſo luſtig auf dem Schildzeichen ſeines Vaterlandes. Aber was hatte er ſeit dem Morgen erlebt!

Aus ſeinem Sinnen wurde er durch den Hauptmann geweckt, der ihn auf das Rathhaus in den Ausſchuß einlud, welcher ſich für die Sicherheit der Stadt gebildet hatte. So ſah er ſich auf einmal in der Rathsſtube vor dem grünen Tiſch mitten unter fremden Männern, als einer der ihrigen. Bald hatte er eine Feder in der Hand und ſchrieb einen Bericht über die Ereigniſſe des Tages an die Behörde. Der Ausſchuß entwickelte große Thätigkeit, Boten wurden an das nächſte Militärcommando abgeſandt, die Häuſer Verdächtiger wurden nach Flüchtlingen durchſucht, für die Landleute, welche ſich bereit erklärt hatten, bis zum Abend in der Stadt zu bleiben, wurde durch freiwillige Beiträge der Bürger Speiſe und Trank beſorgt, Streifwachen wurden nach allen Richtungen ausgeſchickt, einzelne Gefangene verhört und die Nachrichten, welche jetzt aus der Nachbarſchaft einliefen, geſammelt. Von allen Seiten kamen Meldungen. Aus mehren Dörfern waren polniſche Banden auf dem Wege zur Stadt, in dem Nachbarkreiſe war in ähnlicher Weiſe ein Aufſtand verſucht worden, und dort war er geglückt, die Stadt war in den Händen der polniſchen Jugend, die Flüchtlinge erzählten von Plünderung, von Fanalen, welche durch das ganze Land brannten, von einem allgemeinen Aufſtande der Polen und von dem Gemetzel, das ſie unter den Deutſchen anfangen wollten. Die Geſichter der von Rosmin wurden länger, die Siegesfreude, welche durch einige Stunden in dem Rathhausſaal geherrſcht hatte, wich der Sorge um eine gefahrvolle Zukunft. Einige ſprachen davon, daß die Stadt ſich mit dem gefangenen Herrn von Tarow verſtändigen müſſe, weil man der Bürger ſelbſt nicht ſicher ſei, viele polniſch Geſinnte ſäßen innerhalb der Mauern, auch feindliche Gewehre wären noch verſteckt. Doch wurden die Furchtſamen durch den kriegeriſchen Muth der Mehrheit überſtimmt. Es ward beſchloſſen, die Nacht über in Waffen zu bleiben und die Stadt gegen fremde Banden zu halten, bis Militär einrücke.

So kam der Abend heran. Da verließ Anton, beunruhigt durch die zahlreichen Gerüchte von Plünderungen auf dem offenen Lande, den Sitzungsſaal des Rathhauſes und ſchickte den Schulz aus, um die Deutſchen aus ihrer Gegend zum gemeinſchaftlichen Abmarſch zu ſammeln. Zwiſchen dem Schützenhauptmann und dem Schloſſer ſchritt er unter dem Geraſſel der Trommel und einem dreimaligen Hoch der Bürgerſchützen mit ſeinen Leuten durch das Thor bis zu den letzten Häuſern der Vorſtadt. Dort an der hölzernen Brücke, welche über den Bach führt, nahmen die Städter und die vom Lande brüderlich Abſchied.

„Ihr Wagen iſt der letzte, der heute hinüber ſoll,“ ſagte der Schloſſer; „wir brechen hinter Ihnen die Bohlen von der Brücke und ſtellen einen Poſten daneben.“ Der Hauptmann zog ſeinen Hut und ſagte: „Im Namen der Stadt und einer löblichen Bürgerſchützencompagnie bedanke ich mich für die freundliche Hilfe bei euch allen. Wenn eine ſchwere Zeit kommt, wie wir alle fürchten, ſo wollen wir Deutſche immer zuſammenhalten.“

„Das Wort ſoll gelten," rief der Schulz, und die Landleute riefen es nach.

So zogen die Landleute hinaus auf die dunkle Ebene. Anton ließ ſeinen Wagen langſam nachfahren und ging mit dem Haufen zu Fuß. Der Förſter zog einige junge Burſchen, welche die erbeuteten Gewehre trugen, aus dem Trupp und formirte ſie zu einer Art Vortrab. Der Schmied von Kunau, der jeden Mann aus dem Kreiſe kannte, ſtellte das vor, was der Förſter die Spitze nannte. Alle Gebüſche und unſicheren Stellen wurden ſorgſam abgeſucht, einzelne Leute, die ihnen aufſtießen, wurden angehalten und ausgefragt. Sie hörten vieles Gefährliche, fanden aber ihren Weg durch keinen Haufen verlegt. So ſchritten die Männer im ernſten Geſpräch vorwärts. Alle fühlten ſich gehoben durch ihr Thun an dieſem Tage, aber keiner verbarg ſich, daß dies erſt der Anfang ſei, und daß noch Schweres nachfolgen werde. „Wie ſollen wir vom Lande die Zeit ertragen?" ſagte der Schulz; „die in der Stadt haben ihre Mauern und wohnen dicht an einander, wir aber ſind der Rachgier jedes Böſewichts ausgeſetzt, und wenn ein halbes Dutzend Landſtreicher mit Flinten in das Dorf kommt, ſo ſind wir geliefert."

„Es iſt wahr," ſagte Anton, „vor den großen Schaaren können wir uns nicht hüten, und der Einzelne muß in ſolcher Zeit ertragen, was der Krieg ihm auferlegt, aber die großen Haufen, welche unter dem Commando von feſten Befehlshabern ſtehen, ſind für uns auch nicht das Schlimmſte. Das Aergſte ſind die Banden von ſchlechtem Geſindel, die ſich zuſammenrotten, die Brandſtifter und Plünderer, und gegen ſolche müſſen wir uns von heut ab zu vertheidigen ſuchen. Haltet euch morgen zu Hauſe, ihr von Neudorf und Kunau, und beſchickt mit euren Boten die andern Deutſchen in der Nähe, welche zu uns halten. Morgen bei guter Zeit komme ich zu euch hinüber, dort laßt uns berathen, ob wir etwas thun können für unſere Sicherheit."

So kamen die Männer an den Kreuzweg, wo der Weg nach dem Schloſſe abgeht durch den herrſchaftlichen Wald. Anton ſtand mit dem Schulzen und dem Schmied noch eine Weile in Berathung zuſammen, dann grüßten ſich die Drei wie alte Freunde, und jeder Haufe eilte nach ſeinem Dorfe.

Anton beſtieg ſeinen Wagen und nahm den Förſter mit ſich, damit dieſer zur Nacht das Schloß bewachen helfe. Mitten im Walde wurden ſie durch ein lautes „Halt! wer da?“ angerufen.

„Karl!“ rief Anton erfreut. „Hurrah, hurrah, er lebt!“ ſchrie Karl außer ſich vor Freude und ſprengte an den Wagen. „Sind Sie auch unverwundet?“

„Ich bin es,“ erwiederte Anton, „wie ſteht's auf dem Schloſſe?“

Jetzt begann ein ſchnelles Erzählen. „Daß ich nicht dabei war!“ klagte Karl einmal um das andere.

Als ſie beim Schloß vorfuhren, flog eine helle Geſtalt auf den Wagen zu. „Fräulein Lenore!“ grüßte Anton herunterſpringend.

„Lieber Wohlfart!“ rief Lenore und faßte ſeine beiden Hände. Sie legte ſich einen Augenblick auf ſeine Schulter, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Anton hielt ihre Hand feſt und ſagte, indem er ihr mit zärtlicher Theilnahme in die Augen ſah: „Es kommt eine ſchreckliche Zeit, ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht.“

„Da wir Sie wieder haben,“ verſetzte Lenore, „will ich Alles ruhig anhören; kommen Sie ſchnell zum Vater, er vergeht vor Ungeduld.“ Sie zog ihn die Treppe hinauf.

Der Freiherr öffnete die Thür und rief Anton auf dem Gang entgegen: „Was bringen Sie?“

„Krieg, Herr Freiherr,“ antwortete Anton ernſt; „den häßlichſten aller Kämpfe habe ich geſehen, blutigen Krieg zwiſchen Nachbar und Nachbar. Das Land iſt im Aufſtand.“

Fünftes Buch.

1.

Die Güter des Freiherrn lagen in einer Ecke des Rosminer Kreiſes; nördlich hinter dem Walde das deutſche Bauerdorf Neudorf, und weiter ab im Oſten Kunau. Durch einen breiten Strich Sand und Haideland waren dieſe Orte von polniſchen Gütern getrennt, unter denen die des Herrn von Tarowski die nächſten waren. Im Weſten und Süden des Gutes grenzten Kreiſe mit gemiſchter Bevölkerung, die Deutſchen waren dort ſtark, reiche Grundherren und große Bauerdörfer ſaßen unter den Slaven. Im Norden hinter Neudorf und Kunau war ein polniſcher Strich, viele kleine Rittergüter, zum Theil tief verſchuldet, mit heruntergekommenen Familien.

„Von dort droht uns die größte Gefahr,“ ſagte der Freiherr am Morgen nach dem Markttage zu Anton. „Die Bauerdörfer ſind unſere natürlichen Feldwachen. Wenn Sie die Dorfleute dazu bringen, einen regelmäßigen Wachtdienſt einzurichten, ſo müßten ihre Wachen die Kreisgrenze im Norden beſetzen, wir würden dann verſuchen, eine feſte Verbindung mit ihnen zu unterhalten. Vergeſſen Sie die Fanale und Alarmhäuſer nicht. Da Sie mit den Bauern ſchon ſo kameradſchaftlich verkehrt haben, ſo werden Sie das am beſten beſorgen. Mir laſſen Sie anſpannen. Ich will in den nächſten Kreis fahren und verſuchen, uns mit den Gutsbeſitzern dort in eben ſolche Verbindung zu ſetzen. Den jungen Sturm nehme ich mit.“

So ritt Anton nach Neudorf. Dorthin waren in der Nacht neue Unglücksbotſchaften gekommen. Einige deutſche Dörfer waren von bewaffneten Banden beſetzt, die Häuſer nach Waffen durchſucht, junge Leute mitgeſchleppt worden. Niemand arbeitete auf dem Felde, die Männer ſaßen in der Schenke oder ſtanden vor dem Hauſe des Schulzen, rathlos, jede Stunde einen Ueberfall erwartend. Antons Pferd wurde ſogleich von einem dichten Haufen umdrängt; als der Schulz die Männer in die Gemeindeſtube rufen ließ, war nach wenig Augenblicken die Gemeinde vollzählig verſammelt. Anton ſetzte ihr auseinander, was geſchehen könne, ihr Dorf vor dem Schrecken eines plötzlichen Ueberfalls zu ſchützen: Einrichtung einer Bauerwehr, regelmäßige Wachen an den Dorfwegen längs der Grenze, Lärmſtangen, Patrouillen, ein Alarmhaus im Dorfe, und Vorſichtsmaßregeln ähnlicher Natur, wie der Freiherr ſie ihm angegeben hatte. „Ihr werdet dadurch," fuhr er fort, „unſere, der Nachbarn, Hilfe in kurzer Zeit herbeirufen, ihr werdet im Stande ſein, euch gegen einen ſchwächern Feind gemeinſchaftlich zu vertheidigen, gegen einen ſtärkern ſchnell die Hilfe des Militärs herbeizurufen. Ihr werdet eure Weiber und Kinder, was euch von eurem Hausrath am liebſten iſt, vielleicht auch euer Vieh vor Plünderung und Mißhandlung retten. Es wird keine kleine Beſchwerde für euch ſein, die Wachen bei Tag und Nacht zu ſtellen, aber euer Dorf iſt groß. Vielleicht wird die Einrichtung in kurzer Zeit durch die Behörde befohlen, es iſt ſichrer für uns alle, wenn wir nicht darauf warten. Wir können ſchon in den nächſten Tagen wehrhaft ſein."

Seine eindringlichen Vorſtellungen und das Anſehn des verſtändigen Schulzen brachten die Gemeinde zu einem einmüthigen Beſchluß. Mit dem Schulzen und einigen vom Ortsvorſtande beritt er die Grenzen und beſtimmte die Punkte für Wachen und Alarmzeichen. Unterdeß entwarf der Schulmeiſter das Regiſter der Bauerwehr, verzeichnete die, welche zu Pferde, und die, welche zu Fuß Dienſt thun konnten, und ließ ſich angeben, was von Waffen im Dorfe war. Manche erklärten ſich bereit, ein Gewehr zu kaufen. Die jungen Leute des

Dorfes faßten die Sache mit Eifer an, die Hausfrauen packten vorſorglich in Kiſten und Bündeln das Werthvollſte ihrer Habe zuſammen. Von Neudorf fuhr Anton mit den Häuptern der Gemeinde hinüber nach Kunau; auch dort fand er guten Willen, ähnliche Einrichtungen wurden verabredet, und zuletzt beſprochen, daß die jungen Leute aus beiden Dörfern jeden Sonntag Nachmittag auf das Gut des Freiherrn ziehen ſollten, um dort in Gemeinſchaft zu exerciren.

Als Anton nach dem Schloß zurückkehrte, wurden die Vertheidigungsmittel des Gutes erwogen. Ein kriegeriſches Feuer entbrannte in der deutſchen Colonie. Jeder wurde davon ergriffen, auch die Friedfertigſten, der Schäfer und ſein Hund Krambow, welcher durch nächtlichen Vorpoſtendienſt und Patrouillen in einen Zorn gegen fremde Waden gerieth, den er ſonſt an ſeinem jüngern Gefährten oft beknurrt hatte. Aller Gedanken waren auf gefährliche Werkzeuge gerichtet, was das Gut von Mordwaffen beſaß, wurde hervorgeſucht. Ach, die Geſinnung war vortrefflich, aber die Schaar war klein, es fehlte an dienſtthuender Mannſchaft. Dagegen war der Stab ausgezeichnet. Da war zuerſt der Freiherr ſelbſt, zwar Invalide, aber für alle Theorie ſchätzbar, dann Karl und der Förſter, als Führer der Reiter und des Fußvolks, und Anton, nicht zu verachten in der Intendantur und im Feſtungsbau.

Der Freiherr verließ jetzt täglich ſein Zimmer, um in der Mittagſtunde Kriegsrath zu halten, er beſprach die Einübung der Bauerwehr, er hörte Berichte über die Bewegungen der Umgegend an und ſandte Boten nach den deutſchen Kreiſen. Ein Schimmer von militäriſchem Stolz glänzte auf ſeinem Geſicht, er ſchalt gutmüthig die Angſt ſeiner Gemahlin, ſprach ermunternde Worte zu den Deutſchen, welche ihm nahe kamen, und drohte allen Uebelgeſinnten im Dorf, ſie ſofort bis auf Weiteres einzuſtecken und auf Waſſer und Brot zu ſetzen. Dem ganzen Hof war es beweglich anzuſehen, als der blinde Herr hoch aufgerichtet mit einer Muskete in der Hand daſtand, um dem Förſter einige Griffe zu zeigen, und dann das Ohr auf ihn zu hielt, um aus dem Anſchlag der Hand zu erkennen, ob der Andere ihn recht verſtanden. Auch Anton heftete eine Cocarde auf die Mütze, und ſeine Rede erhielt einen Anflug von militäriſcher Strenge; er trug ſeit dem Tage von Rosmin ungeheure Waſſerſtiefeln, und ſein Tritt fiel ſchwer auf die Stufen der Treppe. Er ſelbſt würde über ſich gelacht haben, wenn man ihn gefragt hätte, zu welchem Zweck er die Erhebung des Gemüths an den Beinen ausdrücke. Aber es frug ihn Niemand, Jeder erkannte, daß ſo etwas nothwendig war. Und vollends Karl! Er zeigte ſich nicht anders als in den Ueberreſten ſeiner Extrauniform, die er ſorgfältig aufgehoben hatte, in Mütze, Schnurrock und einem alten Soldatenmantel. Er kräuſelte ſeinen Schnurrbart und pfiff den ganzen Tag ſeine Soldatenlieder. Da von den zuchtloſen Menſchen des eigenen Dorfes am meiſten zu fürchten war, ſo lud er Alle, welche gedient hatten, in der Schenke zuſammen und hielt ihnen mit Hilfe des Förſters, der als Hexenmeiſter in großem Anſehen ſtand, eine mächtige Rede in Kalpak und Dolman, den Säbel an der Seite; er behandelte ſie als Kameraden, ſchlug auf den Säbel und rief: „Wir vom Militär wollen hier unter den Bauern Ordnung halten.“ Dann ließ er einige Quart Branntwein aufſetzen und ſang mit ihnen leidenſchaftliche Kriegslieder. Zuletzt theilte er neue Cocarden aus und nahm ſie als Landsknechte der Gutswehr in Pflicht. So befeſtigte er die rührigſten Leute wenigſtens für einige Zeit und erfuhr durch ſie, was von Verſchwörungsgedanken in der Schenke zu Tage kam.

Als am Tage darauf die Streitkraft des Gutes vor dem Schloſſe gemuſtert wurde, ſahen die Männer erſtaunt einander an. Sie alle waren durch die letzten Tage nmgewandelt. Der Herr Rentmeiſter ſah aus wie ein wilder Mann, der aus einem fremden Sumpflande heranzieht, wo er tagtäglich bis an die Hüften im Waſſer watet. Und die vom neuen Vorwerk kamen angezogen wie Geiſter aus einer untergegangenen Zeit. Der Förſter mit ſeinem kurzgeſchorenen Haar und dem langen Bart, in einem ausgewetterten Rock, mit dem finſtern Geſicht voll Runzeln und ſeinen buſchigen Augenbrauen glich einem alten Söldling aus Wallenſteins Heer, der zweihundert Jahr im tiefen Walde geſchlafen hat und jetzt wieder in die Welt ſchreitet, weil Unheil und Greuel mächtig werden. Und wenn verzweifelte Gedanken und trotziger Haß gegen den Feind zu einem Wallenſteiner machen konnten, ſo war er auch, was er ſchien. Wie ein frommer Huſſit marſchirte der Schäfer neben ihm. Die breite Krempe des runden Hutes hing ihm bis auf den Rücken herunter, ein brauner Ledergurt umſchlang ſeinen Leib, in der Hand hielt er einen Hakenſtock, an den er eine glänzende Eiſenſpitze geheftet hatte. Sein phlegmatiſches Geſicht und der ſinnende Ausdruck ſeiner Augen machten ihn dem Waldmann ſo unähnlich als möglich.

Alles in Allem war die bewaffnete Mannſchaft des Gutes nicht ſtärker als zwanzig Mann. Bei dieſer kleinen Zahl brauchbarer Leute war es ſchwer, einen Wachtdienſt im Schloß und im Dorfe einzurichten. Jedem Einzelnen mußten die größten Anſtrengungen zugemuthet werden; indeß Niemand klagte darüber, Alle, auch die Gedienten aus dem Dorfe, waren zu jeder Art von kriegeriſchem Werk bereit.

Nachdem die Männer zuſammengebracht waren, dachte man an die Sicherung des Schloſſes. Um die Hinterſeite des großen Gebäudes vor nächtlichem Einbruch zu ſchützen, ließ Anton einen Zaun aus ſtarken Bohlen von einem Flügel bis zum andern ziehn. So wurde ein ziemlich großer Hofraum eingeſchloſſen und darin an die Mauer des Hauſes ein offener Schoppen angelehnt, wo Flüchtlinge oder die Pferde der Einquartierung im Nothfall auf kurze Zeit ein Obdach finden konnten. Da der Unterſtock des Hauſes ſich hoch über den Boden erhob, die Fenſter deſſelben durch ſtarke Holzverſchläge geſchützt waren, und da alle Eingänge des Hauſes in dem neuen Hofraum lagen, ſo war der Zugang für Unberufene ſo viel als möglich erſchwert. Der Schloßbrunnen lag außerhalb des eingezäunten Hofes, mitten zwiſchen dem Wirthſchaftshofe und dem Schloſſe, deshalb wurde ein großer Waſſerbottich in das Schloß geſtellt und alle Morgen neu gefüllt.

Auch von Rosmin kam Nachricht. Der Schloſſer erſchien nach einigen Tagen auf wiederholte Bitten, um die Thüren in der Thurmhalle und im Hofzaun zu beſchlagen und mit ſtarken Riegeln zu verſehen. Er brachte kriegeriſche Grüße von dem Bürgerhauptmann und die Nachricht, daß ein Commando Infanterie in die Stadt eingerückt ſei. „Es ſind der Soldaten nur wenige,“ ſagte er, „und auch wir Schützen haben ſchweren Dienſt.“

„Und was habt ihr mit eurem Gefangenen gemacht?“ frug Anton.

Der Schloſſer fuhr ſich hinter das Ohr und rückte ſeine Mütze, als er kleinlaut antwortete: „Alſo, Sie wiſſen noch nichts? Gleich in der erſten Nacht kam eine Botſchaft von den Feinden: wenn wir ihnen nicht den Edelmann auf der Stelle wieder herausgäben, würden ſie mit voller Macht anrücken und unſere Scheuern abbrennen. Ich ſprach dagegen, und unſer Hauptmann auch, aber wer eine Scheuer hatte, fing an zu lamentiren, und ſo kam's, daß ſich die Stadt mit dem von Tarow verglichen hat. Er mußte ſein Wort geben, daß er mit ſeinen Leuten nichts weiter gegen die Stadt unternehmen wollte; darauf haben wir ihn über die Brücke geführt und losgelaſſen.“

„So iſt er frei, der falſche Mann!“ rief Anton entrüſtet.

„Freilich,“ ſagte der Schloſſer, „er ſitzt wieder auf ſeinem Gut und hat einen Haufen junger Herren um ſich. Sie reiten mit ihren Cocarden über die Felder, gerade wie vorher. Der Tarowski iſt ein ſchlauer Mann, der ſchließt Ihnen mit einem Federbart jedes Schloß auf, er wird mit allen Leuten fertig. Dem iſt nichts anzuhaben.“

Natürlich litt die Wirthſchaft unter ſolchen Rüſtungen. Zwar hielt Anton mit Strenge darauf, daß wenigſtens das Nothwendigſte gethan wurde, aber auch er fühlte, daß eine Zeit gekommen war, wo die Sorge um das eigene Wohl und Wehe ſchwindet über der Angſt um das Größte, das der Menſch auf Erden beſitzt. Die Gerüchte, welche jeden Tag drohender wurden, erhielten ihn und ſeine Umgebung in einer fortwährenden Aufregung und brachten zuletzt einen Zuſtand hervor, in dem der Seele die fieberhafte Spannung Gewohnheit iſt. Man ſah mit einer wilden Gleichgültigkeit in die Zukunft und ertrug das Unbehagen des Tages als etwas Natürliches.

Mehr aber, als die Männer des Gutes alle zuſammen, wurde Lenore von dem allgemeinen Fieber ergriffen. Seit jenem Tage, wo ſie den abweſenden Anton erwartet hatte, begann für ſie ein neues Leben. Die Mutter trauerte und wollte verzweifeln über eine ſolche Zeit, das junge Herz der Tochter ſchlug kräftig dem Sturm entgegen, und die Aufregung wurde ihr ein wilder Genuß, dem ſie ſich leidenſchaftlich hingab. Sie war den ganzen Tag im Freien, im rauheſten Wetter lief ſie in ihren Halbſtiefelchen zwiſchen dem Schloß und Wirthſchaftshof auf und ab, als Adjutant des Vaters oder als Parteigänger auf eigene Fauſt. An der Thür der Schenke wurde ſie in dieſer Zeit ſo oft geſehen, wie der ärgſte Schlemmer des Dorfes, denn täglich hatte ſie von dem Wirth und ſeiner Frau etwas zu hören. Seit Karl den Huſarenrock trug, behandelte ſie ihn mit kameradſchaftlicher Vertraulichkeit, und wenn er mit dem Förſter verhandelte, ſo beugte auch Lenorens Haupt ſich zur geheimen Berathung. Manche Stunde ſaßen die Drei im Kriegsrath zuſammen, in Karls Stube oder auf dem Hofe; mit Achtung hörten die Männer auf den muthigen Rath des Fräuleins und verfehlten nicht, ihre Anſicht zu erbitten, ob es rathſam ſei, dem Ignaz, Gottlieb oder Blaſius aus dem Dorfe ein Gewehr anzuvertrauen. Vergebens bat und ſchalt die Baronin die kriegsluſtige Tochter, vergebens verſuchte auch Anton ihr zu wehren. Denn ſo ſehr Anton ſelbſt im Eifer war, ſo wenig gefiel ihm dieſelbe Stimmung am Fräulein. Wieder erſchien ſie ihm zu dreiſt und heftig, und er deutete ihr das an; dann ſchmollte ſie ein wenig und ſuchte ihr kriegeriſches Intereſſe vor ihm zu verbergen, aber ſie änderte ſich deshalb nicht. Sie wäre ſo gern mit ihm nach Neudorf und Kunau gegangen, um auch bei den Nachbarn Krieg zu ſpielen, aber Anton, ſonſt über ihre Begleitung ſo glücklich, proteſtirte jetzt eifrig dagegen, und das Fräulein mußte auf ſeine Bitten am Ende des Dorfes umkehren.

An dem Tage, wo die erſte Uebung der Gutswehr ſein ſollte, kam Lenore mit einer Mütze und einem leichten Säbel aus dem Schloſſe, zog ihren Pony aus dem Stall und ſagte zu Anton: „Ich reite mit.“

„Thun Sie das nicht, Fräulein.“

„Ich will aber,“ entgegnete Lenore trotzig, „es fehlt Ihnen an Leuten, ich kann ſo gut Dienſt thun, wie ein Mann.“

„Aber liebes Fräulein,“ bat Anton weiter, „es iſt ſo auffallend.“

„Es iſt mir gleichgültig, ob es Jemandem auffällt,“ ſagte Lenore. „Ich bin ſtark, ich halte etwas aus, ich will nicht müde werden.“

„Aber vor den Knechten,“ ſtellte Anton vor; „Sie vergeben ſich etwas vor den Leuten.“

„Das iſt meine Sorge,“ erwiederte Lenore hartnäckig, „widerſprechen Sie nicht, ich will es und damit gut.“

Anton zuckte die Achſeln und mußte ſich's gefallen laſſen. Lenore ritt neben Karl und machte die kriegeriſchen Bewegungen mit, ſo viel der Damenſattel das erlaubte, aber Anton ſah aus der Reihe des Fußvolks unzufrieden nach der hellen Geſtalt hinüber. Sie hatte ihm nie ſo wenig gefallen. Wenn ſie wild mit den Andern vorſprengte, ihr Pferd herumriß und mit dem Säbel in die Luft ſchlug, wenn ihr helles Haar ſich im Winde löſte und ihr Auge vor Kampfluſt ſtrahlte, ſo war ſie hinreißend ſchön. Aber was Anton beim leichten Spiel entzückt hätte, das kam ihm jetzt, wo dieſe Uebungen bitterer Ernſt waren, ſehr unweiblich vor, er mußte an eine Kunſtreiterin denken. Einſt hatte gerade dieſe Aehnlichkeit ſein ganzes Herz gefangen genommen, heut erkältete ſie ihm die Seele. Und als die Uebung vorüber war, und Lenore mit heißen Wangen in ſeiner Nähe hielt, damit er ſie anrede, da ſchwieg er, und Lenore ſelbſt mußte an ihn heranreiten und ihn lachend fragen: „Sie ſehen ſo mürriſch aus, mein Herr, wiſſen Sie, daß Ihnen das gar nicht gut ſteht?“

„Es gefällt mir nicht, daß Sie ſo wild ſind,“ erwiederte Anton. Lenore wandte ſich ſchweigend ab, übergab das Pferd einem Knecht und ging ärgerlich nach dem Schloß zurück.

Seit der Zeit verzichtete ſie auf die Theilnahme an den Uebungen, aber ſie fehlte niemals, wenn die bewaffnete Macht ſich verſammelte; dann ſah ſie ſehnſüchtig von Weitem zu. Und wenn Anton nicht zugegen war, ſuchte ſie doch heimlich mit Karl auf die Nachbardörfer zu reiten, oder ſie beſichtigte wohl auch auf ihren Spaziergängen aus eigener Begeiſterung die Fanale, ſie ſtrich allein durch Feld und Wald, mit einem Taſchenterzerol bewaffnet, und war glücklich, wenn ſie einen Wanderer anhalten und ausfragen konnte.

Auch darüber machte ihr Anton Vorſtellungen. „Die Gegend iſt unſicher,“ ſagte er; „wie leicht, daß Ihnen ein Strauchdieb etwas zu Leide thut. Und iſt's kein Fremder, ſo ſind's vielleicht gar Leute aus dem Dorfe.“

„Ich fürchte mich nicht,“ ſagte dann Lenore, „und die Männer aus unſerm Dorfe thun mir nichts.“ Und in der That wußte ſie mit dieſen beſſer fertig zu werden, als Anton und irgend ein Anderer. Sie allein wurde von Jedem, auch von dem Roheſten, ehrerbietig in polniſcher Weiſe gegrüßt; ſo oft ihre hohe Geſtalt durch die Dorfgaſſe ſchritt, neigten ſich die Männer herab bis an ihre Knie, und die Weiber liefen an die Fenſter und ſahen ihr bewundernd nach.

Sie erlebte die Freude, daß die Leute ſelbſt ihr in Antons Gegenwart das ſagten. An einem Sonntag Abend, während die Bauern in der Schenke tranken, ſaßen Karl, der Förſter und der Schäfer als Wachtpoſten im Wirthſchaftshofe; denn der Sonntag war für die im Schloſſe am gefährlichſten. Karl hatte im Amtmannshaus eine Stube für militäriſche Zwecke eingerichtet, einige Bund Stroh zum Schlafen, einen Tiſch, Bänke und Stühle hineingeſetzt. Heute trug Lenore mit eigner Hand eine Flaſche Rum und Citronen aus dem Schloß zu den Wächtern hinüber und gab dem Amtmann den Rath, daraus einen Kriegspunſch zu kochen. Der Schäfer und der Waldmenſch zogen beglückt über dieſe Aufmerkſamkeit den Mund von einem Ohr zum andern, Karl ſprang herbei, ſetzte dem Fräulein einen Stuhl zurecht, der Förſter begann ſogleich eine ſchreckliche Geſchichte von einer Räuberbande aus dem Nachbarkreis, und ſo machte ſich's von ſelbſt, daß Lenore ſich auf einige Minuten niederſetzte und ihre Anſichten über den Lauf der Welt mit den Getreuen austauſchte. Da trat, gerade als der Punſch fertig war und von dem Fräulein ſelbſt in zwei Gläſer und einen Topf gegoſſen wurde, auch Anton herein. Er kam ihr ungelegen, das war wieder nichts für ihn. Indeß, er ſchalt nicht, ſondern wandte ſich zur Thür und winkte einen Fremden aus dem Hausflur herein. Ein ſchlanker Bauerburſch in blauem Rock mit hellen Wollſchnüren, eine Soldatenmütze in der Hand, die weiten Leinwandhoſen in die Stiefeln geſteckt, trat ſtolz in das Zimmer. Da fiel ſein Auge auf das Fräulein. Wie der Blitz fuhr er zu ihren Füßen, küßte ihr das Knie, und blieb dann mit geſenktem Haupt, die Mütze in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet, vor ihr ſtehen. Karl trat zu ihm. „Nun, Blaſius, was Neues aus der Schenke?"

„O nichts," erwiederte der Burſch in dem melodiſchen

Tonfall, mit dem der Pole ſein gebrochenes Deutſch ſpricht, „Bauer ſitzt und trinkt und iſt luſtig.“

„Sind Fremde hier, iſt Jemand von Tarow gekommen?“

„Nichts,“ ſagte Blaſius. „Niemand iſt da, als dem Wirth ſeine Muhme iſt gekommen, das Judenmädel, die Rebekka.“ Dabei ſah er unverrückt Lenore an, als die Herrin, der er ſeine Meldung zu machen habe. Lenore trat zum Tiſch, goß ein Glas voll und reichte es dem Burſchen. Glückſelig nahm der ſchmucke Junge das Glas, wandte ſich zur Seite, trank ohne abzuſetzen aus, ſetzte das leere wieder auf den Tiſch und neigte ſich wieder auf Lenorens Knie, Alles mit einem Anſtand, um den ihn ein Prinz hätte beneiden können. „Sie dürfen keine Furcht haben,“ redete er in plötzlicher Begeiſterung das Fräulein an, „Keiner im Dorfe thut Ihnen was, wer ſich gegen Sie wagt, den ſchlagen wir tot.“

Lenore erröthete und ſagte, auf Anton ſehend: „Du weißt, ich fürchte mich nicht, am wenigſten vor euch,“ und der Amtmann verabſchiedete den Kundſchafter mit dem Auftrag, in einigen Stunden wiederzukommen.

Beim Herausgehen ſagte Lenore zu Anton: „Wie gut ſeine Haltung iſt!“

„Er war bei der Garde,“ erwiederte Anton, „und iſt nicht der Schlechteſte im Dorfe, aber ich bitte Sie doch, ſich nicht zu ſehr auf die Ritterlichkeit des ehrlichen Blaſius und ſeiner Freunde zu verlaſſen. Ich habe heut wieder den ganzen Nachmittag Sorge um Ihr Ausbleiben gehabt und habe Ihnen gegen Abend Ihr Mädchen auf den Weg nach Rosmin entgegengeſchickt. Denn ein erſchrockener Handwerksburſch kam auf das Schloß gelaufen und erzählte, er ſei auf dem Wege von einer bewaffneten Frau angehalten worden und habe ihr ſein Wanderbuch vorzeigen müſſen. Nach ſeiner Erzählung hatte die Frau einen ungeheuren Hund ſo groß wie eine Kuh hinter ſich; er klagte, ſie hätte ſchrecklich ausgeſehen. Der Mann war ganz außer ſich.“

„Es war ein Haſe," ſagte Lenore verächtlich. „Als er mich mit dem Pony ſah, lief er davon wie vom böſen Gewiſſen gejagt. Da rief ich ihm nach und drohte ihm mit meinem Taſchenpuffer."

Unter ſolchen Vorbereitungen erwarteten die vom Gute täglich den Ausbruch der Empörung auch auf ihrer Waldinſel. Unterdeß verbreitete ſich die Glut des Aufſtandes wie ein Waldbrand über die ganze Provinz. Wo die Polen dicht an einander ſaßen, ſchlug die helle Flamme zum Himmel, an den Rändern flackerte das Feuer bald hier, bald da, wie der Brand im grünen Holze. An mancher Stelle wurde gelöſcht, eine Zeit lang blieb Alles ſtill, dann loderte die Flamme plötzlich wieder auf.

An einem Sonntag-Nachmittag war große Uebung der verbündeten Dörfer. Mit ihren Fahnen kamen die von Neudorf und Kunau heran, das Fußvolk an der Spitze, die Burſchen zu Pferde hinterher, vom Schloßhofe zog die kleine Reihe der berittenen Knechte, von Karl geführt, ihnen entgegen, außerdem einige Mann zu Fuß, denen der Förſter als Generaliſſimus der drei Heerſchaaren voranmarſchirte. Auch Anton hatte ſich unter das Commando des Förſters geſtellt. Als Lenore ihn aus dem Hauſe treten ſah, befahl ſie den Pony zu ſatteln.

„Ich will zuſehen," ſagte ſie zu Anton.

„Aber nur zuſehen, gnädiges Fräulein," bat dieſer.

„Schulmeiſtern Sie nicht," rief ihm Lenore nach.

Am Rande des Waldes war der Exercirplatz. Der Förſter hatte ſich aus alten Erinnerungen und nach mehrfachen Berathungen mit dem Freiherrn ein Commando gebildet, welches ungefähr ausreichte, die Leute zu dem zu bringen, was er wollte, und Karl führte ſeine Schwadron mit einem Feuer, welches die Mängel in der Führung und in den Leiſtungen erſetzen mußte. An der Seite war ein Kugelfang aufgeworfen, und Karl hatte mit dem Reſt ſeiner Oelfarbe eine Scheibe gemalt, auf welcher ein Drache mit drei Schwänzen und ſechs Beinen zwar rothes Feuer ſpie, aber wenn man von dieſer Familienunart abſah, wieder durch die Gutmüthigkeit verſöhnte, mit der er ſein großes Herz den Schützen darbot. Es wurde eine Zeit lang marſchirt, geſchwenkt, abgebrochen und zuletzt geladen. Luſtig knallten die blinden Schüſſe in den Wald. Lenore ſah den Uebungen von Weitem zu; endlich konnte ſie der Luſt nicht widerſtehen, die Schwenkungen der Reiter mitzumachen, ſie trabte an die Züge heran und ſagte leiſe zu Karl: „Nur ein paar Augenblicke.“

„Wenn's aber Herr Wohlfart ſieht?“ frug Karl ebenſo.

„Er wird's nicht ſehen,“ erwiederte Lenore lachend. So ſtellte ſie ſich mit dem kleinen Pferd in die Reihe. Die Burſchen ſahen neugierig auf die ſchlanke Geſtalt, welche neben ihnen trabte und als Vedette vorritt, wie ſie. Bei der Bewunderung, mit welcher ſie nach dem Fräulein ſchauten, exercirten ſie ſchlecht, und Karl hatte viel zu tadeln. „Das Fräulein macht's am beſten!“ rief in der Pauſe einer der Neudorfer, die Bewunderer ſchwenkten die Hüte und brachten ihr ein Hoch aus. Lenore verneigte ſich und zwang den Pony zu einigen anmuthigen Beinbewegungen. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn Anton kam über das Feld herüber und trat neben das Fräulein. „Es iſt wirklich nicht gut,“ ſagte er leiſe, im Ernſt erzürnt über ihre kriegeriſche Thätigkeit, „Sie ſetzen ſich einer dreiſten Bemerkung aus, die gewiß nicht böſe gemeint iſt, die Sie aber doch verletzen würde. Hier iſt kein Ort für Ihre Reitkunſt.“

„Sie gönnen mir auch keine Freude,“ erwiederte Lenore aufgebracht und warf den Pony zur Seite.

So tummelte ſie ihr Pferd allein, ließ es in der Nähe eines großen Birnbaums Volten machen und grollte in der Stille mit Anton. „Wie unzart, daß er mir das ſagt,“ dachte ſie, „der Vater hat Recht, er iſt ſehr proſaiſch. Damals, als ich ihn zuerſt ſah, war es auch auf dem Pony, da gefiel ich ihm beſſer, damals waren wir beide Kinder, aber ſein Weſen war rückſichtsvoller.“ Der Gedanke ſchoß ihr durch die Seele, wie glänzend, ſchön und leicht das Leben früher geweſen war, und wie herb die Gegenwart. Und während ſie darüber träumte, ließ ſie das Pferd eine Achte nach der andern machen.

„Nicht übel — aber mehr Fauſt, Fräulein Lenore,“ rief eine ſonore Männerſtimme neben ihr. Erſchrocken ſah Lenore zur Seite. An dem Baume lehnte die ſchlanke Geſtalt eines fremden Mannes, die Arme übereinander geſchlagen, auf dem edel geformten Geſicht ein ſpöttiſches Lächeln. Der Fremde ſchritt langſam auf ſie zu und griff an ſeinen Hut. „Es wird dem alten Herrn ſauer,“ ſagte er, auf das Pferd weiſend. „Hoffe, Sie kennen mich noch.“

Lenore ſah ihm ſtarr ins Geſicht, wie einer Erſcheinung, und glitt endlich in ihrer Verwirrung vom Pferde herunter. Ein Bild aus alter Zeit trat ihr leibhaftig entgegen, das kühle Lächeln, die elegante Geſtalt, die nachläſſige Sicherheit dieſes Mannes gehörten auch zu der Vergangenheit, an die ſie eben gedacht hatte. „Herr von Fink,“ rief ſie verlegen; „wie wird ſich Wohlfart freuen Sie zu ſehen.“

„Und ich,“ erwiederte Fink, „habe ihn ſchon aus der Ferne betrachtet, und wenn ich nicht aus gewiſſen untrüglichen Kennzeichen“ — hier ſah er wieder auf Lenore — „erkannt hätte, daß er es iſt, der dort als geharniſchter Mann durch den Sand watet, ich hätte es nicht für möglich gehalten.“

„Kommen Sie ſchnell zu ihm,“ rief Lenore, „Ihre Ankunft iſt die größte Freude, die ihm werden konnte.“

So ſchritt Fink neben ihr zu dem Schießplatz, wo jetzt die Männer ſich anſchickten, auf den Drachen zu zielen. Fink trat hinter Anton und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Guten Tag, Anton,“ ſagte er.

Anton drehte ſich erſtaunt um und warf ſich an den Hals des Freundes. Heftige Fragen und kurze Antworten flogen durcheinander. „Wo kommſt du her, du lieber Wiedergefundener?“ rief Anton endlich.

„Ziemlich auf geradem Wege von drüben,“ erwiederte Fink, in die Ferne weiſend; „ich bin erſt ſeit wenigen Wochen wieder im Lande. Der letzte Brief, den ich von dir erhielt, war aus dem vorigen Herbſt. Durch ihn wußte ich ungefähr, wo ich dich zu ſuchen hatte. Bei der Confuſion, die unter euch herrſcht, halte ich es für ein merkwürdiges Glück, daß ich dich gefunden. Da iſt auch Meiſter Karl,“ rief er, als Karl mit lautem Freudenrufe heranſprengte. „Jetzt iſt die halbe Firma verſammelt, und wir können auf der Stelle anfangen Comtoir zu ſpielen. Ihr freilich macht euch hier ein anderes Vergnügen.“ Er wandte ſich zu Lenoren und fuhr fort: „Ich habe mich dem Freiherrn vorgeſtellt und von der gnädigen Frau erfahren, daß ich die kriegeriſche Jugend im Freien finden würde. Jetzt möchte ich noch Ihre Fürſprache für mich erflehen. Ich kenne hier dieſen Mann ein wenig und würde gern einige Tage in ſeiner Nähe zubringen; ich fühle lebhaft, wie unbeſcheiden es iſt, in ſolcher Zeit ſelbſt von Ihrem gaſtfreien Hauſe die Aufnahme eines Fremden zu erbitten. Thun Sie um ſeinetwillen, der doch im Ganzen ein guter Junge iſt, ein Uebriges, und gönnen Sie mir die Freude hier bleiben zu dürfen, bis ich über die Façon der unerhörten Jagdſtiefeln ins Reine gekommen bin, die der Knabe auf ſeine Knie gezogen hat.“

Ebenſo artig erwiederte Lenore: „Mein Vater wird Ihren Beſuch ſtets für eine große Freude halten, in dieſer Zeit hat ein guter Freund doppelten Werth. Ich gehe unſern Leuten zu ſagen, daß ſie alle Stiefeln von Herrn Wohlfart in Ihrem Zimmer aufſtellen, damit Sie recht lange über ihre Façon nachdenken müſſen.“ Sie verneigte ſich und ſchritt, den Pony am Zügel führend, dem Schloſſe zu.

Fink ſah ihr nach und rief: „Beim Zeus! ſie iſt eine Schönheit geworden, die Haltung iſt tadellos, ſie verſteht ſogar zu gehn. Ich bezweifle durchaus nicht mehr, daß ſie Verſtand hat.“ Er ergriff Antons Arm und lenkte den Freund von dem Schießplatz ab bis unter den wilden Birnbaum. Dort ſchüttelte er ihm herzhaft die Hand und rief: „Noch einmal ſei mir gegrüßt, du Treuer. Laß dir ſagen, daß ich vor Erſtaunen noch nicht zu mir kommen kann. Wenn mir Jemand geſagt hätte, daß ich dich als roth und ſchwarz bemalten Indianer, eine Streitaxt in der Hand und Skalplocken an der Hoſennaht, wiederfinden würde, ich hätte den Mann für wahnſinnig erklärt. Dich, den Ruhigen, Bedächtigen, geboren eine Berlocke zu tragen, dich ſehe ich hier auf wüſtem Haideland mit Mordgedanken im Buſen, und, bei meiner Seele! ohne Halsbinde. Wenn wir uns verändert haben, du haſt's nicht am wenigſten gethan. Nun, du kannſt dir die Veränderung gefallen laſſen.“

„Du weißt, wie ich hierher gekommen bin,“ erwiederte Anton.

„Ich denke mir's,“ ſagte Fink, „ich habe die Tanzſtunde nicht vergeſſen.“

Antons Auge umwölkte ſich. „Verzeih',“ fuhr Fink lachend fort, „und halte einem alten Freund etwas zu gut.“

„Du irrſt,“ entgegnete Anton ernſt, „wenn du glaubſt, daß mich ein leidenſchaftliches Gefühl hierher getrieben hat. Durch eine Reihe von Zufällen bin ich mit der Familie des Freiherrn in Verbindung gekommen.“ — Fink lächelte. — „Ich geſtehe dir, daß ſie an mir vorübergegangen wären, wenn nicht mein Gemüth ſehr empfänglich für die Eindrücke von dort geweſen wäre. Doch darf ich mit Recht ſagen, daß ich durch Zufall in die Lage gerathen bin, ein großes Vertrauen zu erhalten. In einer Zeit, wo der Freiherr in ſchwierigen Verhältniſſen war, wurde ich von ſeinen Angehörigen für den Mann angeſehen, der wenigſtens den guten Willen hatte, ihnen zu nützen. Sie ſprachen gegen mich den Wunſch aus, ich möchte eine Zeit lang für ihr Intereſſe thätig ſein. Als ich ihren Vorſchlag annahm, iſt es erſt nach einem innern Kampfe geſchehen, den ich ſelbſt dir zu enthüllen kein Recht habe.“

„Das alles iſt recht ſchön,“ entgegnete Fink, „aber wenn der Kaufmann ſich ein Feuergewehr und einen Säbel kauft, ſo muß er doch wiſſen, weshalb er dieſe Ausgaben macht. Und deshalb verzeihe mir die rauhe Frage: Was willſt du hier?“

„Hier bleiben, ſo lange ich das Gefühl habe, daß ich hier nöthig bin, und mir dann einen Platz in einem Comtoir ſuchen,“ erwiderte Anton.

„Bei unſerm alten Prinzipal?“ frug Fink ſchnell.

„Oder wo anders.“

„Teufel!“ rief Fink aus, „das ſieht nicht aus wie ein gerader Weg, und auch nicht wie ein offenes Geſtändniß; indeß muß man von dir in der erſten Stunde nicht zu viel verlangen. Ich will ehrlicher gegen dich ſein. Ich habe mich dort drüben frei gemacht. Und ich danke dir für deinen Brief und den Rath, welchen deine Weisheit mir gegeben. Ich habe, wie du vorſchriebſt, die Zeitungspreſſe benutzt, um meine Weſtlandcompagnie in die Luft zu ſprengen. Natürlich flog ich mit in die Luft. Für einige tauſend Dollar erkaufte ich ein halbes Dutzend Federn und ließ die Blätter von Newyork und mehre andere unaufhörlich mit haarſträubenden Berichten über die Nichtswürdigkeit der Geſellſchaft anfüllen. Aus jeder Tonart ließ ich gegen mich und meine Leute klagen und fluchen. Die Sache machte Aufſehen. Bruder Jonathan wurde aufmerkſam, alle unſere Nebenbuhler und Concurrenten ſtießen in mein Horn. Und ich hatte das Vergnügen, mich ſelbſt und meine Geſellſchaft als blutdürſtige Schwindler und Schinder täglich in einem Dutzend Blätter porträtirt zu ſehen. Alles für mein ſchweres Geld. Es war eine tolle Hetzjagd. Nach vier Wochen war die Weſtlandcompagnie ſo herunter, daß kein Hund ein Stück Brod von ihr genommen hätte. Da kamen meine Mitdirectoren von ſelbſt zu mir und boten mir an, mich auszuzahlen und von ihrer Geſellſchaft zu befreien. Du kannſt denken, wie froh ich war. Uebrigens habe ich die Freiheit theuer erkauft und habe, nebenbei bemerkt, dort drüben das Renommée hinterlaſſen, der leibhaftige Teufel zu ſein. Bah! es thut nichts, bin ich doch frei! — Jetzt aber habe ich dich aufgeſucht aus zwei Gründen: erſtens, um dich wieder zu ſehen und mit dir zu plaudern, und zweitens, um mit dir Einiges von meiner Zukunft ernſthaft zu beſprechen. Und, gerade herausgeſagt, ich wünſche dich dafür zu werben. Du haſt mir gefehlt die ganze Zeit. Ich weiß nicht, was ich in dir finde, denn im Grunde biſt du ein trockner Burſch, und widerſpenſtiger, als mir manchmal recht iſt. Aber trotz alledem empfand ich in der Fremde eine gewiſſe Sehnſucht nach dir. Ich habe mich auch mit meinem Vater auseinandergeſetzt, es iſt nicht ohne heiße Kämpfe und darauf folgende Kälte abgegangen. Darum wiederhole ich dir den alten Antrag: komm mit mir. An die See, nach England, über das Waſſer, je nachdem. Wir wollen uns zuſammenſetzen und überlegen, was wir anfangen. Wir ſind jetzt beide frei, und die Welt ſteht uns offen."

Anton ſchlug den Arm um den Hals des Freundes. „Mein lieber Fritz," rief er, „nimm an, daß alles Herzliche geſagt ſei, was ich bei deinem edelmüthigen Antrag fühle. Aber du ſiehſt, ich habe vorläufig hier Verpflichtungen."

„Nach dem, was du mir ſoeben officiell mitgetheilt haſt, ſchließe ich, daß ſie nicht ewig dauern werden," entgegnete Fink.

„Das iſt wahr, aber wir ſtehn doch nicht gleich. Fink," ſagte Anton, die Hand ausſtreckend, „ſo reizlos dieſe Landſchaft iſt, und ſo unangenehm ein großer Theil der Menſchen, welche hier leben, ſo ſehe ich ſie doch mit andern Augen an als du. Du biſt viel mehr Weltbürger als ich, du wirſt kein großes Intereſſe haben an dem Leben des Staates, von welchem dieſe Fläche und dein Freund Theile, wenn auch kleine, ſind."

„Nein," ſagte Fink, verwundert auf Anton blickend, „ein großes Intereſſe habe ich nicht, und was ich jetzt von der Wirthſchaft hier bei euch höre und ſehe, das macht mir den Staat, als deſſen Bruchtheil du ſo viel Selbſtgefühl empfindeſt, durchaus nicht reſpectabel."

„Ich aber denke anders," unterbrach ihn Anton. „Wer nicht gezwungen wird, ſoll gerade jetzt nicht das Land verlaſſen."

„Was höre ich?" rief Fink.

„In einer wilden Stunde habe ich erkannt," fuhr Anton fort, „wie ſehr mein Herz an dem Lande hängt, deſſen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landſchaft ſtehe. Um uns herum iſt für den Augenblick alle geſetzliche Ordnung aufgelöſt, ich trage Waffen zur Vertheidigung meines Lebens, und wie ich hundert Andere mitten in einem fremden Stamme. Welches Geſchäft auch mich, den Einzelnen, hierher geführt hat, ich ſtehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menſchliche Cultur einer ſchwächern Race die Herrſchaft über dieſen Boden abgenommen haben. Wir und die Slaven, es iſt ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinden wir: auf unſerer Seite iſt die Bildung, die Arbeitsluſt, der Credit. Was die polniſchen Gutsbeſitzer hier in der Nähe geworden ſind — und es ſind viel reiche und intelligente Männer darunter — jeder Thaler, den ſie ausgeben können, iſt ihnen auf die eine oder die andere Weiſe durch deutſche Tüchtigkeit erworben. Durch unſere Schafe ſind ihre wilden Herden veredelt, wir bauen die Maſchinen, wodurch ſie ihre Spiritusfäſſer füllen; auf deutſchem Credit und deutſchem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbſt die Gewehre, mit denen ſie uns zu tödten ſuchen, ſind in unſern Gewehrfabriken gemacht, oder durch unſere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, ſondern auf friedlichem Wege, durch unſere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrſchaft über dieſes

Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier ſteht, der handelt feig, wenn er jetzt ſeinen Poſten verläßt.“

„Du ſprichſt ſo ſtolz auf fremdem Grund,“ erwiederte Fink, „und daheim bei euch bebt der eigene Boden.“

„Wer hat dieſe Provinz zu Deutſchland gebracht?“ frug Anton, die Hand ausſtreckend.

„Die Fürſten eures Geſchlechts, ich leugne es nicht,“ ſagte Fink.

„Und wer hat die große Landſchaft erobert, in der ich geboren bin?“ frug Anton weiter.

„Einer, der ein Mann war.“

„Ein trotziger Landwirth war's,“ rief Anton, „er und Andere ſeines Hauſes. Mit dem Schwert oder durch Liſt, durch Vertrag oder mit Ueberfall, auf jede Weiſe haben ſie den Boden an ſich gezogen, in einer Zeit, wo im übrigen Deutſchland faſt Alles tot und erbärmlich war. Als kühne Männer und gute Wirthſchafter, die ſie waren, haben ſie ihren Boden verwaltet. Sie haben Gräben gezogen durch das Moor, haben Menſchen hingepflanzt in leeres Gebiet und haben ſich ein Geſchlecht gezogen, hart, arbeitſam, begehrlich, wie ſie ſelbſt waren. Sie haben einen Staat gebildet aus verkommenen oder zertrümmerten Stämmen, ſie haben mit großem Sinn ihr Haus als Mittelpunkt für viele Millionen geſetzt und haben aus dem Brei unzähliger nichtiger Souverainetäten eine lebendige Macht geſchaffen.“

„*Das war*,“ ſagte Fink, „das thaten die Ahnen.“

„Sie haben für ſich gearbeitet, als ſie uns ſchufen,“ fuhr Anton beiſtimmend fort, „aber wir haben jetzt Leben gewonnen, und ein neues deutſches Volk iſt entſtanden. Jetzt fordern wir von ihnen, daß ſie unſer junges Leben anerkennen. Es wird ihnen ſchwer werden, gerade ihnen, die gewöhnt ſind, ihr zuſammengebrachtes Land als eine Domaine ihres Schwertes zu betrachten. Wer mag ſagen, wann der Kampf zwiſchen ihnen und uns beendigt ſein wird, lange vielleicht werden wir den häßlichen Erſcheinungen fluchen, welche dieſer Streit hervorruft. Wie er aber auch enden mag, davon bin ich überzeugt wie von dem Lichte dieſes Tages, der Staat, den ſie geſchaffen, wird nicht wieder in die Trümmer zerſchlagen werden, aus denen er herausgewachſen. Wenn du gelebt hätteſt, wie ich in den letzten Jahren, in verſchiedener Thätigkeit, viel unter den kleinen Leuten, du würdeſt mir glauben. Noch ſind wir als Volk arm, noch iſt unſere Kraft ſchwach, aber wir arbeiten uns herauf, mit jedem Jahr wächſt mit unſerer Arbeit Intelligenz, Wohlſtand und das Gefühl, daß Einer zum Andern gehört. Und in dieſem Augenblick fühlen wir in dem Grenzlande uns zu einander wie Brüder. Wenn die weiter drinnen ärgerlich mit einander ſtreiten, wir ſind einig, und unſer Kampf iſt rein."

„Wohlan," ſagte Fink Beifall nickend, „das war geſprochen, wie ein Deutſcher immer ſprechen wird. Je dürrer die Zeit, deſto grüner die Hoffnung. Aus Allem ſehe ich, Maſter Wohlfart, du haſt keine Luſt, jetzt mit mir zu gehen."

„Ich darf nicht," antwortete Anton bewegt; „du zürne mir deshalb nicht."

Fink ſah finſter vor ſich hin. „Höre," begann er endlich, „wir haben ſeit unſerer Trennung die Rollen getauſcht. Als ich vor Jahren von dir fortging, war ich wie ein Gaul in der Wüſte, der eine Quelle riecht, ich hoffte aus dem langweiligen Leben bei euch herauszukommen in fröhliches Grün, und was ich fand, war ein garſtiger Sumpf. Und jetzt komme ich ermüdet zu dir und ſehe dich keck mit Tod und Teufel Karten ſpielen. Du biſt friſcher, als du warſt. Das kann ich von mir nicht rühmen. Vielleicht kam's deshalb ſo, weil du eine Heimat haſt, und ich keine. — Jetzt aber genug der Weisheit, komm, belehre mich, auf welche Weiſe du hier deinen Krieg führſt. Stelle mich den Squattern vor, und zeige mir wo möglich einen Quadratfuß Land auf dieſer reizenden

Beſitzung, wo man nicht bis an die Knöchel in den Sand verſinkt.“

Anton führte den Freund zu den Landleuten, dann durch den Wald bis zu den ausgeſtellten Poſten der Nachbardörfer, er zeigte ihm die Reihe der Lärmſtangen und die Alarmhäuſer, und erklärte ihm die Maßregeln, welche getroffen waren, das Schloß vor einem plötzlichen Ueberfall zu ſchützen. Fink ging mit Feuer in die Einzelheiten ein und ſagte endlich: „Die Hauptſache habt ihr doch durchgeſetzt, ihr erhaltet Ordnung unter euren Leuten und guten Muth.“

Unterdeß rüſtete man im Schloß für den fremden Gaſt. Der Freiherr ließ durch den Bedienten nachſehen, ob ein genügender Vorrath von weißem und rothem Wein im Keller war, und ſchalt auf den Knecht, der einen Schaden am Reitzeug nicht hatte ausbeſſern laſſen; die Baronin befahl ein Kleid hervorzuſuchen, das ſie ſeit der Ankunft auf dem Gute nicht mehr angeſehen hatte; auch Lenore dachte mit geheimem Bangen an den Uebermüthigen, der ihr ſchon in der Tanzſtunde ſo gründlich imponirt hatte, und den ſie ſeit dieſer Zeit oft wie ein Traumbild vor ſich geſehen hatte. Im unterſten Geſchoß war die Aufregung nicht geringer, außer flüchtigen Geſchäftsbeſuchen war dies der erſte Gaſt. Die treue Köchin beſchloß, eine künſtliche Mehlſpeiſe zu wagen, dazu fehlten ihr aber in dieſem unglücklichen Lande die wichtigſten Stoffe; ſie dachte daran, einige Hühner aus dem Wirthſchaftshofe zu ſchlachten, dagegen aber empörte ſich Suska, eine kleine Polin, die Vertraute Lenorens, ſie vergoß Thränen über den entſchloſſenen Charakter der Köchin und drohte das Fräulein zu rufen, bis die Köchin zur Beſinnung kam und einen barfüßigen Jungen in der größten Eile nach der Förſterei ſchickte, um von dort etwas Außergewöhnliches zu erlangen. Gegen Spinneweben und Staub wurde ein ſchneller Streifzug angeſtellt, und ein Zimmer neben Anton eingerichtet. Der kleine Divan

Lenorens, der Sammtſtuhl und Teppich ihrer Mutter wurden hineingetragen, um die Familie repräſentiren zu helfen.

Fink ahnte wenig von der Unruhe, welche ſeine Ankunft verurſachte, er zog neben Anton über die Felder in einer heitern Stimmung, wie er ſie lange nicht empfunden hatte. Er erzählte von ſeinen Erlebniſſen, von den raffinirten Geldgeſchäften und von dem rieſigen Wachsthum der neuen Welt. Und Anton hörte mit Freude, daß aus den Scherzen des Freundes eine tiefe Empörung über die Schlechtigkeit, die er erlebt hatte, hervorbrach. „Es iſt ein mächtiges Leben dort,“ ſagte er, „aber ich habe in dem Gewühl erſt recht deutlich empfunden, daß ihr hier auch etwas werth ſeid.“ So kamen ſie in das Schloß zurück, ſie wechſelten ihre Kleidung, Anton warf einen erſtaunten Blick auf die Ausſtattung des Gaſtzimmers, bald wurden ſie durch den Bedienten zur Baronin hinübergeladen. Jetzt, wo die Sorge der Einrichtung überſtanden war und die Lampen ihren milden Glanz über die Zimmer breiteten, fühlte die Familie ſich durch den Beſuch des reichen Lebemanns doch heiter angeregt. Es war wieder wie ſonſt in ihrem Hauſe, der leichte Ton der flatternden Unterhaltung, die zarte Rückſicht, welche Jedem das Gefühl zu geben weiß, daß er das Behagen des Andern erhöhe, es waren die alten Formen, die ſie gewöhnt waren, zuweilen auch derſelbe Geſprächſtoff. Und Fink löſte die Aufgabe, welche dem Gaſt am erſten Abend eines Familienbeſuches wird, mit einer Fertigkeit, die dem Schelm wohl zu Gebote ſtand, ſo oft er wollte. Allen gab er das Gefühl, wie angenehm ihre Häuslichkeit ſei. Er behandelte den Freiherrn mit der achtungsvollen Vertraulichkeit eines jüngern Standesgenoſſen, die Baronin mit Ehrerbietung, Lenore mit einfacher Offenheit. Gern richtete er das Wort an dieſe und ſchnell hatte er ihre Befangenheit überwunden. Die Familie fühlte, daß er einer der Ihrigen war, es war eine ſtille Freimaurerei unter ihnen. Auch Anton frug ſich, wie es möglich ſei, daß Fink, der neue Gaſt, ganz als ein alter Freund des Hauſes erſcheine, und er ſelbſt als ein Fremder. Und wieder kam Etwas von dem Reſpect in ſeine Seele, den er als Jüngling vor Allem gehabt hatte, was elegant, vornehm und excluſiv erſchien. Aber dieſe Empfindung war nur noch ein leichter Schatten, der über ſein klares Urtheil hinflog.

Als Fink aufbrach, verſicherte der Freiherr mit aufrichtiger Wärme, wie gern er ihn als Gaſt recht lange bei ſich halten möchte, und ſelbſt die Baronin ſagte nach ſeiner Entfernung, die engliſche Art kleide ihn gut, und er mache den Eindruck eines großen Herrn. Lenore dachte nicht über ſein Weſen nach, aber ſie war redſelig geworden, wie lange nicht. Sie begleitete die Mutter in das Schlafzimmer, ſetzte ſich noch auf eine Fußbank neben das Bett der Ermüdeten und fing luſtig an zu plaudern, nicht von dem Gaſt, aber von Vielem, was ſie ſonſt intereſſirte, bis die Mutter ihre Stirn küßte und ihr ſagte: „Jetzt iſt es genug, mein Kind; geh zu Bett und träume nicht.“

Fink ſtreckte ſich behaglich auf dem Divan aus. „Dieſe Lenore iſt ein prächtiges Weib,“ rief er vergnügt. „Einfach, offen, kurz ab, nichts von der weichlichen Schwärmerei eurer Mädchen. — Setze dich noch eine Stunde neben mich, wie ſonſt, Anton Wohlfart, freiherrlicher Rentmeiſter in einer ſlaviſchen Sahara. Höre, du biſt in einer ſo abenteuerlichen Lage, daß mir vor Verwunderung noch immer die Haare zu Berge ſtehn. Du haſt mir früher bei meinen Streichen manches liebe Mal als verſtändiger Schutzgeiſt beigeſtanden; jetzt ſteckſt du ſelbſt mitten in der Tollheit, und da ich gegenwärtig den Vorzug genieße, bei geſunden Sinnen zu ſein, ſo verbietet mir mein Gewiſſen, dich in dieſer Confuſion zu verlaſſen.“

„Fritz, lieber Freund,“ rief Anton freudig.

„Schon gut,“ ſagte Fink. „Ich wünſche alſo die nächſte Zeit in deiner Nähe zu bleiben. Ueberlege, wie ſich das machen läßt. Mit den Frauen wirſt du wohl fertig werden, aber der Freiherr?"

„Du haſt gehört," erwiederte Anton, „auch er hält für einen günſtigen Zufall, daß gerade jetzt ein Ritter wie du in ſein einſames Schloß zieht; es iſt nur" — er ſah ſich bedenklich im Zimmer um, „du wirſt vorlieb nehmen müſſen."

„Hm, ich verſtehe," nickte Fink, „ihr ſeid genaue Leute geworden."

„So iſt es," ſagte Anton; „wenn ich den gelben Sand am Walde in Säcke füllen und als Weizen verkaufen könnte, ich müßte viele Säcke verkaufen, um in unſere Caſſe einen kleinen ſicheren Beſtand zu bringen."

„Da du dich hier als Caſſenführer eingedrängt haſt, konnte ich mir denken, daß die Caſſe leer ſein würde," verſetzte Fink trocken.

„Ja," fuhr Anton fort, „meine Hauptcaſſe iſt ein alter Toilettenkaſten, und ich verſichere dich, es würde mehr hineingehen, als darin iſt. Ich fühle jetzt manchmal einen unbeſiegbaren Neid gegen Herrn Purzel und ſeine Kreide im Comtoir. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, eine Reihe grauleinener Beutel zu erblicken, an Banknoten und an eine Mappe mit Actien wage ich gar nicht zu denken."

Fink pfiff einen Marſch. „Du armer Junge! Es ſind aber doch große Güter und eine geordnete Wirthſchaft, ſie müſſen entweder bringen oder koſten; wovon lebt ihr denn?"

„Das," ſagte Anton, „iſt ein Geheimniß der Frauen, welches ich kaum verrathen darf. Unſere Pferde kauen Diamanten."

Fink zuckte mit den Achſeln. „Aber wie iſt es möglich, daß die Rothſattel ſo zurück gekommen ſind?"

Mit Schonung ſchilderte Anton den Verfall des Freiherrn. Dann ſprach er mit Begeiſterung von den Frauen, von der würdigen Reſignation der Baronin, der geſunden Kraft Lenorens.

„Ich ſehe," verſetzte Fink, „daß es noch ſchlechter ſteht, als ich annahm. Und wie iſt es möglich, daß du ſelbſt eine ſolche Wirthſchaft erträgſt? Die Vögel auf den Bäumen ſind ja Rentiers gegen euch."

„Wie die Sachen einmal liegen," fuhr Anton fort, „gilt es, bis zu ruhiger Zeit ſich durchzuſchlagen, zunächſt bis zur Subhaſtation des Familiengutes. Die Gläubiger werden jetzt nicht drängen, und die Gerichte ſind faſt ganz außer Thätigkeit. Der Freiherr kann ohne große Capitalien dieſen Beſitz nicht behaupten, er kann ihn jetzt nicht aufgeben, ſonſt wird das Wenige verwüſtet, was einen Verkauf in Zukunft möglich macht, und die Familie hat kein Obdach für ihr Haupt. Alle meine Verſuche, ſie in dieſen unruhigen Wochen zur Abreiſe aus dieſer Provinz zu bewegen, waren vergeblich, ſie ſind wie Verzweifelte entſchloſſen, hier ihr Schickſal zu erwarten. Der Stolz des Freiherrn ſträubt ſich gegen eine Rückkehr in den Kreis, in dem er einſt gelebt, und die Frauen wollen ihn nicht verlaſſen."

„So ſchicke ſie doch wenigſtens nach einer größern Stadt in der Nähe und ſetze ſie nicht dem Anfall jedes betrunkenen Bauerhaufens aus."

„Ich habe gethan, was ich konnte, in dem Punkte bin ich machtlos," entgegnete Anton finſter.

„Dann, mein Sohn, laß dir ſagen, daß dein kriegeriſcher Apparat nicht ſehr ermuthigend iſt. Mit dem Dutzend Leute, das du in dieſem Dorfe erſt zuſammenblaſen mußt, wirſt du ſchwerlich eine Rotte Spitzbuben abhalten. Du kannſt damit nicht den Hofraum vertheidigen, ja nicht einmal die Flucht der Frauen decken. Habt ihr keine Ausſicht, Militär zu erhalten?"

„Keine," erwiederte Anton.

„Ein recht gemüthlicher, troſtreicher Zuſtand!" rief Fink. „Und bei alledem habt ihr Felder beſtellt, und die kleine Wirthſchaft ſchnurrt in ihrer Ordnung ab. Ich habe mir von Karl erzählen laſſen, wie das Gut ausſah, als er herkam, und was ihr bis jetzt gebeſſert habt. Ihr habt euch reſpectabel benommen. Das hätte kein Amerikaner und kein anderer Landsmann durchgeſetzt, in ſo verzweifelter Lage lobe ich mir den Deutſchen. Die Frauen ſowohl als eure junge Wirthſchaft müſſen beſſer geſchützt werden. Miethe dir zwanzig Männer mit tüchtigen Fäuſten, ſie ſollen dieſes Haus bewachen.“

„Du vergißt, daß wir zwanzig müßige Brodeſſer ebenſo wenig beköſtigen können, wie der Kauz auf dem Thurme.“

„Sie ſollen arbeiten,“ rief Fink; „ihr habt hier eine Bodenfläche, bei der hundert Hände nützliche Beſchäftigung finden. Haſt du keinen Sumpf zu entwäſſern und Gräben zu ziehen? Dort unten breitet ſich ja eine Reihe trauriger Waſſerlachen.“

„Das iſt Arbeit für eine andere Jahreszeit,“ wendete Anton ein, „der Grund iſt jetzt zu naß.“

„Laß einige hundert Morgen Waldland beſäen oder bepflanzen. Hält der Bach im Sommer aus?“

„Ich höre, ja,“ erwiederte Anton.

„So laß ſie irgend Etwas ſchaffen.“

„Vergiß nicht,“ ſagte Anton lächelnd, „wie ſchwer es ſein wird, zuverläſſige Arbeiter, die noch außerdem kriegeriſche Anlagen haben, gerade jetzt in unſerer berüchtigten Gegend zu werben.“

„Zum Henker mit deinen Bedenklichkeiten!“ rief Fink, „ſchicke den Karl in eine deutſche Gegend auf Werbung, er ſchafft dir Leute genug.“

„Wir haben kein Geld, du hörſt's ja. Der Freiherr iſt gar nicht im Stande, eine größere Melioration durchzuführen, die ſich erſt in einiger Zeit bezahlt macht.“

„Dann laß mich's thun,“ verſetzte Fink.

„Du wirſt einſehen, Fritz, daß dies unmöglich iſt; der Freiherr kann von ſeinem Gaſt ein ſolches Opfer nicht annehmen.“

„Ihr zahlt mir's zurück, wenn ihr Geld habt,“ beredete Fink.

„Es iſt unſicher, ob wir jemals im Stande ſein werden die Rückzahlung zu leiſten."

„Nun denn, ſo braucht er's nicht gerade zu wiſſen, was die Leute koſten."

„Er iſt blind," antwortete Anton mit leiſem Vorwurf, „und ich ſtehe in ſeinem Dienſt und bin verpflichtet, ihm Rechnung abzulegen. Er freilich wird ein Darlehn von dir nach einigen Cavalierbedenken wohl annehmen, denn ſeine Anſichten über ſeine Lage wechſeln mit der Stimmung. Die Frauen aber machen ſich ſolche Täuſchungen nicht. Du würdeſt ſie durch jede Stunde deiner Gegenwart demüthigen, wenn ſie die Empfindung hätten, daß ſie deinem Vermögen eine Erleichterung ihres Lebens danken.

„Und das größere Opfer, das du ihnen gebracht, haben ſie doch angenommen," ſagte Fink ernſter.

„Vielleicht halten ſie meine beſcheidene Thätigkeit für kein Opfer," erwiederte Anton erröthend. „Sie haben ſich gewöhnt, mich als Rechnungsführer, als Beamten des Freiherrn in ihrer Nähe zu ſehen. Du biſt ihr Gaſt, ihr Selbſtgefühl wird ſie veranlaſſen, dir das Bedenkliche ihrer Lage nach Kräften zu verhüllen. — Um dir das Zimmer wohnlich einzurichten, haben ſie die eigenen Stuben geplündert, der Divan, auf dem du liegſt, iſt aus der Schlafſtube des Fräuleins."

Fink ſah den Divan neugierig an und legte ſich wieder zurecht. „Da es mir nicht gefällt, auf der Stelle abzureiſen," ſagte er, „ſo wirſt du die Güte haben, mir einen Weg anzugeben, auf dem ich mit Anſtand hier bleiben kann. Erzähle mir ſchnell Einiges über die Hypotheken und Ausſichten des Gutes. Nimm an, ich wäre ein unglücklicher Käufer dieſes Paradieſes."

Anton berichtete.

„Das wenigſtens iſt ſo verzweifelt nicht," ſagte Fink; „jetzt höre meinen Vorſchlag. In der bisherigen Weiſe darf das hier nicht fortgehen, dieſe knappe Wirthſchaft iſt zu ungeſund für alle Betheiligten, zumeiſt für dich. Die Güter mögen furchtbar verwüſtet ſein, aber es ſcheint mir wohl möglich, etwas daraus zu machen. Ob ihr die Leute ſeid, das Gut zu behaupten, will ich nicht entſcheiden; wenn du Luſt haſt, noch einige Jahre deines Lebens dran zu ſetzen und dich fernerhin für die Intereſſen Anderer zu ſacrificiren, ſo iſt auch das nicht unmöglich, vorausgeſetzt, daß ihr in ruhigerer Zeit das nöthige Betriebscapital ſchaffen könnt. Unterdeß gebe ich einige, vielleicht fünf tauſend Thaler, und der Freiherr gibt mir dafür Hypothek auf dieſes Gut. Dieſe Anleihe wird euch nicht viel ſchlechter ſtellen, und ſie wird euch leichter machen, dies verrückte Jahr zu überſtehen.“

Anton ſtand auf und ging unruhig in der Stube umher. „Es geht nicht,“ rief er endlich aus, „wir können deinen hochherzigen Antrag nicht annehmen. Sieh, Fritz, im vorigen Jahr, ehe ich hier dieſe Menſchen ſo genau kannte als jetzt, habe ich lebhaft gewünſcht, daß unſer Prinzipal ein Intereſſe an den Verhältniſſen des Barons nehmen möchte; ich wäre damals ſehr glücklich geweſen, wenn du mir daſſelbe Anerbieten gemacht hätteſt. Wie ich jetzt den Freiherrn und ſeine Lage kenne, halte ich es für ein Unrecht gegen dich und gegen die Frauen, deinen Antrag anzunehmen.“

„Soll der Divan aus Lenorens Schlafſtube durch die Tabaksaſche eurer Einquartierung beſchmutzt werden? Jetzt thu' ich's, ſpäter werden es die polniſchen Senſenmänner thun.“

„Wir müſſen es durchmachen,“ erwiederte Anton traurig.

„Trotzkopf,“ rief Fink, „du ſollſt mich doch nicht los werden. Jetzt mache, daß du hinaus kommſt, halsſtarriger Tony.“

Seit dieſer Unterredung erwähnte Fink ſein Anleiheproject nicht weiter, dagegen hatte er den nächſten Tag mehre vertrauliche Unterredungen mit dem Huſaren. Und am Abend ſagte er zum Freiherrn: „Darf ich Sie für morgen um Ihr Reitpferd bitten? Es iſt ein alter Bekannter von mir. Ich möchte über Ihre Felder reiten. Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, wenn ich morgen Mittag nicht erſcheine.“

„Er iſt reich, er kommt her, um zu kaufen,“ ſagte ſich der Freiherr im Stillen. „Dieſer Wohlfart hat ſeinem Freund gemeldet, daß hier ein Geſchäft zu machen iſt, die Speculation fängt an, nur vorſichtig!“

2.

Es war ein ſonniger Morgen im April. Einer von den ſchönen Tagen, wo eine feuchte Wärme die Knospen der Bäume entfaltet und das Menſchenherz zu ſchnelleren Schlägen treibt. Lenore ging mit Hut und Sonnenſchirm aus dem Schloſſe nach dem Hofe und ſchritt in dem Rinderſtall die Reihe der gehörnten Häupter entlang. Mit großen Augen ſah das Volk der Kühe nach ihr hin, alle erhoben die breiten Mäuler, zuweilen brüllte eine luſtige Kuh und erbat etwas Gutes aus ihrer Hand. „Iſt Herr Wohlfart hier?“ frug Lenore den Amtmann, der am Stall vorüber eilte.

„Er iſt im Schloſſe, gnädiges Fräulein.“

„Sein Beſuch iſt doch wohl bei ihm?“ frug ſie weiter.

„Herr von Fink iſt ſchon dieſen Morgen nach Neudorf geritten, der hat keine Ruhe in der Stube, er iſt am liebſten zu Pferde. Der wäre ein Huſarenoffizier geworden!“

Als Lenore ſo erfahren hatte, wohin Herr von Fink geritten war, ging ſie, um dem Gaſt nicht zu begegnen, langſam in anderer Richtung über den Bach und die Aecker dem Walde zu. Sie ſah nach dem blauen Himmel und auf die ſproſſende Erde. In dem klaren Morgenlicht glänzten die Winterſaat und die grünen Spitzen des Graſes ſo fröhlich, daß ihr das Herz lachte. Auf den Weiden am Bach lag der Frühling wie ein durchſichtiger Hauch, die goldgelben Ruthen ſtrotzten von Saft, und aus den geſchwollenen Knospen brachen die erſten Blätter hervor. Auch der Sand war ihr heut kein

Aerger, ſie ſchritt mit leichtem Fuß über den breiten Gürtel, der den Wald umgab, und eilte auf dem Fußwege durch die Kiefern dem Förſterhauſe zu. Im Walde tummelte ſich mit Geſchrei und Brummen die kleine Thierwelt. Wo eine Gruppe Laubbäume unter den Nadeln ſtand, tönte jedesmal der kräftige Schlag des Finkenhahns, oder das eifrige Gezwitſcher eines neuvermählten Paares kleiner Waldvögel, welche mit einander zankten, auf welchem Zweig ſie ihr Neſt in dieſem Jahr erbauen wollten. In ihrem ſchwarzen Küraß ſchwirrten die Käfer um die Knospen der Birke, zuweilen ſummte eine wilde Biene, die früh aus dem Winterſchlaf aufgeflogen war; auch die braunen Schmetterlinge flatterten ſchon über den Beerenſtrauch, und wo der Grund tiefer war, leuchteten im Schatten die weißen Sterne der Anemone und gelbe Himmelſchlüſſel. Lenore nahm den Strohhut ab und ließ die warme Luft um ihre Schläfe ziehn, mit tiefen Zügen athmete ſie den Duft des Waldes ein, der um die jungen Stämme der Föhren ſchwebte. Oft ſtand ſie ſtill und horchte auf die Stimmen in ihrer Nähe, ſie ſah in das zarte Laub der Bäume und ſchlug mit der Hand auf die weiße Rinde einer Birke, ſie ſtand an dem murmelnden Quell vor dem Förſterhauſe und fuhr liebkoſend in die kleinen Fichten am Zaun, welche gedrängt und regelmäßig wie Bürſtenhaare ſtanden. Ihr war, als hätte ſie den Wald noch nie ſo lebendig geſehen. Die Hunde im Hofe des Förſters bellten wüthend, ſie hörte den Fuchs mit ſeiner Kette raſſeln und ſah hinauf zu dem Dompfaff, der in ſeinem Bauer auf- und abſprang und wie die großen Herren, die Hunde, zu bellen verſuchte.

„Still, Hector, ſtill, Bergmann,“ rief Lenore an die Pforte klopfend. Der ſtürmiſche Ruf der Hunde verwandelte ſich in freundliche Begrüßung. Als ſie die Pforte öffnete, kam ihr Bergmann, der Dachshund, breitbeinig entgegen und wedelte unmäßig mit ſeinem Schwanz, und Hector umſprang ſie in kühnen Sätzen und roch nach ihrer Taſche, ſelbſt der Fuchs kroch in ſeine Hütte zurück, legte den Kopf lauſchend auf ſeinen Futtertrog und blinzelte ſie ſchlau an. An der andern Seite des Zaunes aber ſah ſie einen Pferdekopf über die Fichten ragen, — gerade er, den ſie vermeiden wollte, war in dieſer Einſamkeit. Sie ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, und war im Begriff ſich ſtill wieder zu entfernen, als der Förſter auf die Thürſchwelle trat und ſie begrüßte. Jetzt konnte ſie nicht mehr zurück; ſie folgte dem Alten nach ſeiner Stube. In der Mitte des Zimmers ſtand Fink, hell beleuchtet von dem gelben Sonnenſtrahl, der durch die kleinen Scheiben fiel. Er trat ihr artig entgegen. „Ich ging aus, das Handwerk zu grüßen," ſagte er auf den Förſter deutend, „und bin gerade dabei, mich über Ihren trotzigen Vaſallen und ſeine heimliche Wohnung zu freuen." Der Förſter rückte einen Stuhl, Lenore mußte ſich ſetzen, Fink lehnte ihr gegenüber an der braunen Holzwand und ſah ſie mit unverhohlener Bewunderung an. „Sie ſind ein mächtiger Gegenſatz zu dem alten Knaben hier und dieſem Raume," ſagte er ſich umſehend. „Ich bitte, winken Sie nicht mit Ihrem Sonnenſchirm, alle dieſe ausgeſtopften Vögel erwarten nur Ihren Befehl, um wieder lebendig zu werden und ſich zu Ihren Füßen niederzulaſſen. Dort der Reiher hebt ſchon ſeinen Kopf in die Höhe."

„Es iſt nur der Schein von der Sonne," ſagte der Förſter beruhigend.

Lenore lachte. „Dieſe Ausreden kennen wir, rief Fink. „Ihr ſeid mit im Complot, ihr ſeid der Gnom dieſer Königin. Wenn hier keine Zauberei getrieben wird, will ich alle Tage meines Lebens verſchlafen. Ein Zeichen mit dieſem Stabe, und die Deckbalken dieſes großen Vogelbauers klappen zurück und Sie fliegen mit Ihrem Gefolge aus der Hütte hinaus in das Sonnenlicht. Es iſt kein Zweifel, in dem Gipfel der Föhren draußen iſt Ihre Reſidenz, die luftige Halle, in welcher Ihr Thron ſteht, mächtige Herrin dieſer Hütte, blondlockige Göttin des Frühlings."

„Mein Troſt iſt nur," ſagte Lenore etwas verwirrt, „daß nicht ich es bin, die Sie zu ſolchen Erfindungen veranlaßt, ſondern die Freude an der Erfindung ſelber. Ich bin nur zufällig der unwürdige Gegenſtand Ihrer Laune, Sie ſind der Dichter."

„Pfui, wie können Sie mir ſo etwas nachſagen," rief Fink; „ich ein Dichter! Außer einigen luſtigen Matroſenliedern, deren Text ein gütiges Geſchick ewig von Ihrem Ohr fern halten möge, kenne ich kein einziges Gedicht auswendig. Was ich von Poeſie ſchätze, ſind nur einige Bruchſtücke der ältern Schule, zum Beiſpiel: „Hurre, hurre, hop, hop, hop," in einem Gedicht, welches, wenn ich nicht irre, Ihren Namen trägt. Und ſelbſt an dieſer claſſiſchen Zeile habe ich noch auszuſetzen, daß ſie mehr den harten Trab eines Bauergaules, als den Carrierelauf eines Geiſterpferdes ausdrückt. Indeß man muß es mit den Herren von der Schreibſtube nicht ſo genau nehmen. Außer dieſer Zeile wird wenig Dichterarbeit in mir aufzufinden ſein. Etwa noch der anſprechende Reim des großen Schiller: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz." In dieſer Stelle liegt viel Wahrheit."

„Sie ſpotten über mich," ſagte Lenore gekränkt.

„Wahrhaftig nicht," betheuerte Fink. „Wenn es Ihnen Freude macht, will ich gern noch einige poetiſche Kleinigkeiten einiger Dichter gelten laſſen, vorausgeſetzt, daß ich ſie nur ſelten leſen darf. Wie kann man in unſerer Zeit Gedichte leſen oder gar machen, wenn man alle Tage ſelbſt welche erlebt. Seit ich wieder in dieſem alten Lande bin, vergeht kaum eine Stunde, wo ich nicht etwas ſehe oder höre, woran ſich in hundert Jahren die Herren von der Feder berauſchen werden. Glorioſe Stoffe für jede Art von Kunſtgeſchäft. Hätte ich das Unglück ein Poet zu ſein, ſo müßte ich jetzt vor Begeiſterung hinausſtürzen und Kopf über zum Fuchs in die Hütte ſpringen, um dort in ſicherer Entfernung von der Leidenſchaft ein leidenſchaftliches Sonett zu machen, während mich der Fuchs in die Beine beißt. Da ich aber kein Mann von der Feder bin, ſo ziehe ich vor, das Schöne, das ich hier ſehe, zu genießen und nicht in Reime zu ſetzen.“ Und wieder ſah er bewundernd auf das Fräulein.

„Lenore,“ rief eine grämliche Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Lenore und Fink ſahen ſich erſtaunt um.

„Er hat's gelernt,“ ſagte der Förſter auf den Raben weiſend, „er lernt ſonſt nichts mehr, und ſitzt da, grimmig gegen alle Creatur, aber das hat er doch gelernt.“

Der Rabe am Ofen bog ſeinen Hals und ſah mit ſcharfen Augen auf die beiden Gäſte, er bewegte den Schnabel und ſchien ſtill in ſich hinein zu ſprechen, bald nickte er mit dem Kopf, bald ſchüttelte er ihn.

„Schon fangen die Vögel an zu reden,“ rief Fink zu dem Raben tretend, „die Stubendecke wird ſogleich in die Höhe gehen, und ich werde allein zurückbleiben und mit Bergmann und Hector Ihnen traurig nachſehen. Nun, Hexenmeiſter, kocht das Waſſer?“

Der Förſter ſah in den Ofen. „Es kocht tüchtig,“ ſagte er, „aber was thun wir jetzt?“

„Wir bitten das Fräulein um Hilfe,“ erwiederte Fink. „Ich habe vor,“ ſagte er zu Lenoren gewandt, „mit Ihrem Familientrapper durch den Wald bis nach der Brennerei zu ziehn, und von da weiter; hier habe ich mitgebracht, was mir auf Reiſen als Frühſtück und Mittagseſſen dient.“

Er holte einige Tafeln Chocolade hervor. „Wir wollen daraus etwas machen, was einem Tranke ähnlich ſieht. Wenn Sie nicht verſchmähen, uns bei unſerm Unternehmen Geſellſchaft zu leiſten, ſchlage ich vor, daß wir dieſe Chocolade ſo gut als möglich mit dem Waſſer zu verbinden ſuchen. Es wäre reizend von Ihnen, wenn Sie eine Anſicht darüber ausſprächen, wie wir das anfangen ſollen.“

„Haben Sie ein Reibeiſen oder einen Mörſer?“ frug Lenore lachend den Förſter.

„Dieſe Geräthe habe ich nicht," erwiederte der Waldmenſch.

„Aber einen Hammer," frug Fink, „und einen reinen Bogen Papier?" Der Hammer wurde ſchnell gebracht, der Bogen Papier fand ſich nach längeren Forſchungen. Fink übernahm das Geſchäft die Chocolade zu zerſchlagen, der Förſter holte friſches Waſſer aus dem Quell, Lenore ſpülte einige Gläſer aus, und Fink klopfte eifrig auf dem Tiſch herum. „Dies iſt antediluvian'ſches Papier," ſagte er pochend, „lederartig, noch aus der Zeit, wo es keine Papiermaſchinen gab; es muß einige Jahrhunderte in dieſer verzauberten Hütte gelegen haben." Lenore ſchüttete die zerſtampfte Maſſe in den Topf mit Waſſer und brachte ſie durch einen Quirl in Bewegung. Dann ſetzten ſie ſich alle drei an den Tiſch des Förſters und tranken mit großem Behagen aus den Gläſern ihrer Hände Werk.

Goldig drangen die Lichtſtrahlen in das Zimmer, ſie ſuchten die helle Geſtalt des ſchönen Mädchens und das kräftige Antlitz des Mannes ihr gegenüber, dann fielen ſie auf die Wand, wo ſie den Kopf des Reihers mit buntem Glanz ſchmückten und die Flügel des Habichts. Der Rabe ſchloß ſein Selbſtgeſpräch, er flatterte von ſeinem Sitz auf, hüpfte vor die Füße des Fräuleins und krächzte dort von Neuem: Lenore, Lenore!

Friedlich unterhielt ſich Lenore mit dem Gaſt, der Förſter gab zuweilen ein kluges Wort dazu. Sie ſprachen von der Landſchaft und den Menſchen darin.

„Wo ich die Polen in fremden Ländern geſehen," ſagte Fink, „habe ich mich immer gut mit ihnen vertragen. Jetzt thut mir leid, daß die Spannung hier ſo ſchwer macht ſie in ihrer Heimat aufzuſuchen, denn freilich lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man ſie in ihren Pfählen ſieht."

„Es muß ein großes Glück ſein, ſo vieles Verſchiedene zu ſehen," rief Lenore.

„Nur im Anfange fällt das Verſchiedene mächtig in die Seele. Wenn man allerlei Volk beobachtet hat, ſo iſt die letzte Empfindung, daß die Menſchen einander überall ſehr ähnlich ſind. Etwas Unterſchied in der Hautfarbe und andern Zuthaten, aber Liebe und Haß, Lachen und Weinen findet der Reiſende allerwegen, und dieſe Dinge ſehen überall ziemlich gleich aus. Es ſind jetzt zwanzig Wochen, da war ich eine halbe Erde von hier entfernt in der Holzhütte eines Amerikaners auf öder Grasſteppe. Es war nicht anders als hier. Wir ſaßen an einem dicken Holztiſch wie dieſer, und mein Wirth ſah dem alten Herrn hier ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Und gerade wie hier fiel das Licht der Winterſonne durch die kleinen Fenſter. — Und wenn die Männer noch mehr haben, was ſie unterſcheidet, die Frauen vollends ſind in der Hauptſache überall dieſelben. Nur in einer Kleinigkeit ſind ſie verſchieden.“

„Und was iſt dieſes?“ frug der Förſter.

„Etwas mehr oder weniger reinlich,“ ſagte Fink nachläſſig, „das iſt der ganze Unterſchied.“

Lenore erhob ſich empört, mehr über den Ton, als die Worte. „Es wird Zeit, daß ich zurückgehe,“ ſagte ſie kalt und band den Strohhut auf.

„Da Sie aufſtehen, verſchwindet der Glanz aus der Stube,“ rief Fink.

„Es iſt nur eine kleine Wolke vor die Sonne gelaufen,“ ſagte der Förſter zum Fenſter tretend, „dieſe macht den Schatten.“

„Unſinn,“ entgegnete Fink, „der Strohhut macht ihn, der das Haar des Fräuleins verſteckt, von den goldenen Locken ging das Licht aus.“

Sie traten aus dem Hauſe, der Förſter verſchloß die Pforte, in entgegengeſetzter Richtung entfernten ſie ſich von der Hütte.

Lenore eilte nach Hauſe, der Zeiſig ſang, die Amſel pfiff, ſie achtete nicht darauf. Sie ſchalt ſich, daß ſie die Schwelle des Förſterhauſes betreten hatte, und doch konnte ſie nicht aufhören daran zu denken. Der Fremde machte ſie unruhig und unſicher. War er frech, weil ihm nichts heilig war? War er nur ſo übermüthig ſicher? Mußte ſie ihm zürnen, oder war das Gefühl von Angſt nur die Thorheit eines unerfahrenen Mädchens? Das frug ſie ſich unaufhörlich, ach und ſie fand keine Antwort!

Als Anton gegen Abend dem Schäfer eine Beſtellung auftragen wollte, war weder Karl noch ein Bote zu finden, und da die Herde in keiner großen Entfernung vom Schloſſe trieb, ſo ging Anton ſelbſt in dem Wege, welcher nach dem Brennereigute führte, auf den Schäfer zu. Er war nicht wenig verwundert, als er auf den letzten Aeckern an der Straße ſeinen Freund Fink zu Pferde entdeckte, Karl und den Vogt geſchäftig in ſeiner Nähe. Fink ritt wie ein Kunſtreiter kurze Strecken im Galopp, die Andern trugen ſich mit ſchwarz- und weißbemalten Stangen, die ſie in den Boden ſteckten und wieder herausriſſen. Und dabei ſah Karl durch ein kleines Fernrohr, das er über ſeine Stange befeſtigt hatte.

„Fünfundzwanzig Galoppſprünge,“ rief Fink.

„Zwei Zoll Fall,“ ſchrie Karl von hinten.

„Fünfundzwanzig, zwei, ſteht,“ ſagte der Vogt und ſchrieb die Zahlen in ſeine Brieftafel.

„Kommſt du auch herangeſchlichen?“ rief Fink dem Freunde lachend zu. „Wart' eine Weile, wir ſind ſogleich fertig.“ Noch eine Anzahl Galoppſprünge, Blicke durch das Fernrohr und Notizen in der Brieftafel, dann nahmen die Männer ihre Stangen zuſammen, Fink ergriff die Brieftaſche des Vogts und rechnete eifrig. Endlich gab er die Taſche mit einem Lächeln zurück und ſagte: „Komm weiter herauf, Anton, jetzt will ich dir etwas zeigen. Stelle dich mit dem Geſicht gegen Norden auf den Bach und das Schloß zu. Dann bildet der Bach, wenn du ihn als gerade Linie anſiehſt, eine Sehne, die von Weſt nach Oſt läuft, der Rand des Waldes hinter dir einen Kreisbogen. Wald und Bach begrenzen einen Kreisabſchnitt.“

„Das iſt deutlich,“ ſagte Anton.

„In alter Zeit lief der Bach anderswo,“ fuhr Fink fort, „hier längs dem Walde in der Bogenrundung, das alte Flußbett iſt noch zu erkennen. Wenn man am Waldesrand in der alten Waſſerrinne hinaufgeht, kommt man dort oben im Weſten zu dem Punkt, wo das alte Bett von dem gegenwärtigen abgeht. Es iſt der Punkt, wo eine ſchlechte Brücke über den Bach führt und das Waſſer in ſeinem jetzigen Bett einen Fall von mehr als einem Fuß hat, ſtark genug, die beſte Mühle zu treiben. Die verfallenen Gebäude eines Vorwerks ſtehen daneben.“

„Ich kenne den Punkt gut genug,“ ſagte Anton.

„Unterhalb des Dorfes krümmt ſich das alte Flußbett vom Walde ab, wieder dem Bache zu. Es umſchließt eine mächtige Fläche, über fünfhundert Morgen, wenn ich mich auf die Sprünge dieſes Gauls verlaſſen kann. Dieſes ganze Stück Land hat einen Abfall von dem alten Flußbett nach dem neuen. Es ſind nur einige Morgen Wieſen und wenig erträgliches Ackerland darin, das meiſte iſt Sand und Weideland, wie ich höre der ſchlechteſte Theil eurer Gutsfläche.“

„Das alles gebe ich zu,“ ſagte Anton neugierig.

„Jetzt merke auf. Wenn man den Bach wieder in ſein altes Bett zurückführt und ihn zwingt, im Bogen zu laufen ſtatt in der Sehne, ſo kann man mit dem Waſſer, das jetzt zu eurer Schande unnütz in die Welt fließt, die ganze Fläche von fünfhundert Morgen berieſeln und den dürren Sand in grünes Wieſenland verwandeln.“

„Du biſt ein Schlaukopf,“ rief Anton aufgeregt durch die Entdeckung.

„Was koſtet euch der Morgen im Durchſchnitt?“ frug Fink.

„Dreißig Thaler.“

„Und ebenſoviel höchſtens betragen bei dieſem Boden die Koſten der Wieſenanlage. Macht zuſammen ſechzig Thaler, alſo drei Thaler jährliche Zinſen; dazu ſchlage an Unterhaltungskoſten, Abgaben u. ſ. w. für den Morgen jährlich zwei Thaler, ſo haſt du fünf Thaler Koſten. Rechneſt du dagegen vom Morgen zwanzig Centner Heu zum halben Thaler, ſo erhältſt du vom Morgen fünf Thaler Reinertrag, alſo bei fünfhundert Morgen zweitauſend fünfhundert jährlichen Gewinn. Um dieſen zu erhalten, iſt ein Anlagecapital von höchſtens fünfzehntauſend Thalern nöthig. Das war's, Anton, was ich dir erzählen wollte."

Anton ſtand überraſcht. Es war nicht zu verkennen, daß die Zahlen, welche Fink hingeworfen hatte, nicht ganz aus der Luft gegriffen waren, weder die Koſten, noch die Erträge. Und die Ausſicht, welche eine ſolche Anlage dem Gute eröffnete, beſchäftigte ihn ſo, daß er lange in tiefem Schweigen neben dem Freund vorwärts ſchritt. „Du zeigſt mir in der Wüſte Waſſer und grüne Wieſen," rief er endlich bekümmert, „das iſt grauſam von dir, denn nicht der Freiherr wird im Stande ſein dieſe Verbeſſerung zu machen, ſondern ein Fremder. Fünfzehntauſend Thaler!"

„Vielleicht werden's auch zehn thun," ſagte Fink ſpottend. „Ich habe dir dies Luftbild nur vor die Augen geführt, um dich für deinen Trotz von geſtern Abend zu ſtrafen. Jetzt laß uns von Anderm reden."

Am Abend rief der Freiherr mit wichtiger Miene ſeine Frau und Lenore: „Kommt nach meiner Schlafſtube, ich habe euch etwas mitzutheilen." Er ſetzte ſich dort in ſeinem Lehnſtuhl zurecht und ſagte mit größerem Behagen, als er ſeit langer Zeit an den Tag gelegt hatte: „Es war leicht zu merken, daß dieſer Beſuch Finks nicht ganz zufällig war, und nicht durch Freundſchaft für Herrn Wohlfart veranlaßt, wie die jungen Männer ſich den Schein gaben. Ihr waret beide klüger als ich; ich habe doch Recht gehabt, der Beſuch hat einen Grund, der uns näher angeht als unſern Rechnungsführer.“ Die Baronin warf einen erſchreckten Blick auf ihre Tochter, aber Lenorens Augen waren ſo groß auf ihren Vater gerichtet, daß die Mutter ſich wieder beruhigte.

„Und was glaubt ihr wohl, hat den Herrn aus der Fremde hierher geführt?“ fuhr der Freiherr fort. Die Frauen ſchwiegen. Endlich ſagte Lenore: „Vater, Herr von Fink iſt von alter Zeit mit Wohlfart eng befreundet, ſie haben einander ſeit mehren Jahren nicht geſehen. Es iſt ſo natürlich, daß Fink eine flüchtige Bekanntſchaft mit dir benützt, um einige Wochen bei ſeinem nächſten Freunde zuzubringen. Wozu wollen wir einen andern Grund für ſeine Anweſenheit ſuchen?“

„Du ſprichſt, wie die Jugend ſolche Verhältniſſe auffaßt. Die Menſchen werden weniger durch ideale Empfindungen und mehr durch Eigennutz regiert, als deine junge Weisheit annimmt.“

„Eigennutz?“ frug die Baronin.

„Was iſt dabei zu erſtaunen?“ fuhr der Freiherr ironiſch fort; „Beide ſind Kaufleute, Fink hat auch ſo viel von den Reizen des Handels kennen gelernt, daß er nicht umhin kann ein gutes Geſchäft zu machen, wo ſich eine Gelegenheit dazu findet. Ich will euch ſagen, wie er hergekommen iſt. Unſer vortrefflicher Wohlfart hat ihm geſchrieben: Hier iſt ein Gut, und dieſes Gut hat einen Herrn, der gegenwärtig verhindert iſt, die Wirthſchaft ſelbſt zu überſehen. Es iſt ein Geſchäft hier zu machen, du haſt Geld, komm her. Ich bin dein Freund, es wird wohl etwas für mich abfallen.“

Die Baronin ſah ſtarr auf ihren Gemahl, Lenore aber ſprang auf und rief mit der Energie eines tiefgekränkten Herzens: „Vater, ich will nicht hören, daß du ſo von einem Manne ſprichſt, der uns nie etwas Anderes gezeigt hat als die größte Uneigennützigkeit. Seine Freundſchaft für uns geht ſo weit, daß er die Entbehrungen dieſes einſamen Aufenthaltes und das Peinliche, das ſeine Stellung vielen Andern verleiden würde, mit einer grenzenloſen Langmuth erträgt."

„Seine Freundſchaft?" ſagte der Freiherr; „auf einen ſo hohen Vorzug haben wir niemals Anſpruch gemacht."

„Wir haben es gethan," rief Lenore in aufloderndem Eifer. „In einer Zeit, wo die Mutter Niemanden fand, der uns beigeſtanden hätte, da war es Wohlfart, der treu zu uns hielt. Er allein hat von dem Tage an, wo der Bruder ihn bei uns einführte, bis zu dieſer Stunde für uns geſorgt und dich vertreten."

„Nun," lenkte der Freiherr ein, „ich ſage ja nichts gegen ſeine Thätigkeit, ich gebe gern zu, daß er die Rechnungen in Ordnung hält, und für einen geringen Gehalt viel Fleiß beweiſt. Wenn du das Treiben der Menſchen mehr verſtändeſt, würdeſt du meine Worte ruhiger aufnehmen. Zuletzt iſt kein Unrecht bei dem, was er gethan," ſetzte er gedrückt hinzu. „Mir fehlt es gegenwärtig an Capitalien, und ich bin, wie ihr wißt, auch ſonſt verhindert. Was iſt dagegen zu ſagen, wenn Andere mir Vorſchläge machen, die ihnen Vortheil bringen und mir keinen Schaden?"

„Um Gottes willen, Vater, was für Vorſchläge? Es iſt unwahr, daß Wohlfart irgend ein anderes Intereſſe dabei hat, als dein eigenes."

Die Mutter forderte durch eine Handbewegung Lenore auf, zu ſchweigen. „Will Fink dir das Gut abkaufen," ſagte ſie, „ſo werde ich dieſen Entſchluß als ein Glück für dich ſegnen, als das größte Glück, das dir gerade jetzt widerfahren kann, geliebter Oscar."

„Von Kaufen war vorläufig nicht die Rede," erwiederte der Freiherr, „ich würde mich auch unter den jetzigen Ausſichten bedenken müſſen, das Gut ſo ſchnell wegzugeben. Fink hat mir einen andern Vorſchlag gemacht. Er will mein Pächter werden."

Lenore ſank lautlos in einen Stuhl.

„Er will mir fünfhundert Morgen von der Gutsfläche abpachten, um dieſelben in Kunſtwieſen zu verwandeln. Ich kann nicht leugnen, daß er offenherzig und als Ehrenmann mit mir geſprochen hat. Er hat mir mit Zahlen bewieſen, wie groß ſein Vortheil ſein würde, er hat ſich erboten, den Pachtbetrag für die erſten Jahre auf der Stelle zu zahlen, ja er hat ſich erboten, dies Pachtverhältniß nach fünf Jahren aufzulöſen und mir die Wieſen zu übergeben, wenn ich ihm die Koſten der Anlage zurückerſtatte.“

„Großer Gott!“ rief Lenore, „du haſt dieſen edelmüthigen Vorſchlag doch zurückgewieſen?“

„Ich habe Bedenkzeit verlangt,“ erwiederte der Freiherr behaglich. „Das Anerbieten iſt, wie geſagt, auch für mich nicht gerade nachtheilig; indeß wäre es doch unvorſichtig, einem Fremden durch fünf Jahre ſo große Vortheile einzuräumen, da Hoffnung iſt, daß ich ſelbſt in einem Jahre über Summen verfügen kann, um dieſe Anlagen für unſere eigene Rechnung zu machen.“

„Du würdeſt ſie niemals ſelbſt machen, mein geliebter, armer Mann,“ rief die Baronin unter Thränen, ſie umſchlang den Hals ihres Gemahls und hielt ihre Hand über ſeine Augen. Der Freiherr ſank vernichtet zuſammen und legte wie ein Kind ſein Haupt an ihre Bruſt.

„Ich muß wiſſen, ob Wohlfart von dieſem Plane weiß und was er dazu ſagt,“ rief Lenore entſchloſſen; „wenn du erlaubſt, Vater, ſchicke ich ſogleich hinüber und laſſe ihn holen.“ Da der Freiherr keine Antwort gab, klingelte ſie dem Bedienten und verließ das Zimmer, dieſen vor der Thür zu erwarten.

Fink ſaß in Antons Stube, eifrig beſchäftigt den Freund auszuſchelten. „Seit du nicht mehr Cigarren rauchſt, iſt dein beſſerer Genius von dir gewichen, nachdem er ſich alle Haare über deine Ungemüthlichkeit ausgerauft hat. Jetzt iſt er im Himmel unter den pſalmirenden Engeln durch eine Tour auffällig und unſer Herrgott muß von Zeit zu Zeit den Hofmarſchall fragen: „Wer iſt denn dieſer unglückliche Genius mit der Perrücke?“ Dann antwortet Raphael: „Der Cavalier war früher dem Scheuſal Anton Wohlfart zugetheilt.“ Dann frägt der Herr: „Weshalb hat er dieſen verlaſſen?“ und Raphael muß antworten: „Weil der Unſelige die Trabuco's abgeſchworen hat.“ Und der Herr wird zornig ſprechen: „Fort mit Maſter Anton zur Hölle; ſeine Seele ſoll in ein Rübenblatt eingenäht und dort alle Tage von kleinen Speiteufeln verraucht werden.“

„Biſt du in Amerika Mitglied einer frommen Gemeinde geworden, daß du im Himmel ſo genau Beſcheid weißt?“ frug Anton von ſeiner Rechnung aufſehend.

„Schweig!“ ſagte Fink; „ſonſt hatteſt du doch noch einige Stunden, wo du zu faulenzen verſtandeſt, jetzt verführſt du eine ewige Buchrechnung, und beim Tantalus, um nichts und wieder nichts.“

Der Bediente trat ein und lud Anton zum Freiherrn. Als Anton an der Thür war, rief Fink ihm nach: „Apropos, ich habe dem Freiherrn angeboten, die fünfhundert Morgen von ihm zu pachten. Zwei ein halb Thaler Pachtgeld für den Morgen; nach fünf Jahren Rückgabe der Wieſen gegen Erſtattung der Anlagekoſten, Zahlung baar oder in Hypothek. Jetzt geh, mein Junge.“

Als Anton bei dem Freiherrn eintrat, ſaß die Baronin an der Seite ihres Gemahls und hielt ſeine Hand in der ihren, Lenore ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Haben Sie von dem Vorſchlage gehört, den Herr von Fink meinem Vater gemacht hat?“ frug ſie.

„In dieſem Augenblick hat er mir davon geſagt,“ erwiederte Anton. Der Freiherr verzog den Mund.

„Und was iſt Ihre Meinung, darf mein Vater das Anerbieten annehmen?“

Anton ſchwieg. „Für das Gut iſt es vortheilhaft,“ ſagte er endlich mit innerer Ueberwindung. „Die Anlage könnte die beſte Hilfe für dieſe Beſitzung werden.

„Nicht das will ich wiſſen,“ entgegnete Lenore ungeduldig, „ſondern ob Sie als unſer Freund den Rath geben, dieſen Vorſchlag anzunehmen.“

„Nein,“ ſagte Anton.

„Ich wußte, daß Sie ſo ſprechen würden,“ rief Lenore und trat hinter den Stuhl ihres Vaters.

„Sie ſagen nein, und weshalb, wenn's beliebt?“ frug der Freiherr.

„Die gegenwärtige Zeit, welche Alles in Frage ſtellt, ſcheint mir wenig geeignet für eine ſo große Speculation. Außerdem glaube ich, daß Fink bei ſeinem Anerbieten durch Rückſichten geleitet wurde, welche vielleicht ihm ſelbſt Ehre machen, die aber Ihnen, Herr Baron, die Annahme ſeiner Vorſchläge erſchweren müſſen.“

„Sie werden mir erlauben, ſelbſt darüber zu entſcheiden, was ich annehmen darf und was nicht,“ erwiederte der Freiherr. „Das Unternehmen wäre als Geſchäft für beide Parteien vortheilhaft.“

„Das muß ich einräumen,“ ſagte Anton.

„Und wie man die gegenwärtige politiſche Lage anſieht, iſt Sache der perſönlichen Auffaſſung. Wer ſich dadurch in ſeinen Unternehmungen nicht ſtören läßt, verdient doch wohl mehr Lob als der, welcher in einer unbeſtimmten Furcht das Nützliche zu thun verſäumt.“

„Auch das muß ich zugeben.“

„Würde dies Unternehmen die Folge haben, daß Herr von Fink in unſerer Gegend ſeinen dauernden Aufenthalt nähme?“ frug die Baronin.

„Das glaube ich nicht, gnädigſte Frau; die Arbeiten ſelbſt wird er jedenfalls einem Techniker übertragen, ſein lebhafter Geiſt wird ihn ſchnell genug wieder in die Welt treiben. Was ihn beſtimmt, dem Herrn Baron ſein Anerbieten zu machen, das kann ich nur muthmaßen. Ich glaube, daß großen Antheil daran die Verehrung hat, welche er gegen Ihr Haus empfindet, und der Wunſch, Ihnen und vielleicht auch mir in dieſen unruhigen Tagen mit einigem Recht nahe zu ſein. Gerade das, was Andern jetzt dieſe Gegend verleidet, die Gefahr, das hat für ſein kühnes Herz viel Lockendes.“

„Und würde Ihnen nicht lieb ſein, den Freund hier zu behalten?“ frug die Baronin weiter.

„Ich habe dies bis heut noch nicht gehofft,“ erwiederte Anton. „In früherer Zeit war zuweilen meine Aufgabe, ihn von ſchnellen Entſchlüſſen zurückzuhalten, bei denen er um einer Laune willen Vieles auf das Spiel ſetzte.“

„Sie halten es alſo für vorſchnell,“ ſagte der Freiherr, „daß Ihr Freund mir einen ſolchen Antrag gemacht hat?“

„Sein Antrag iſt gewagt für ihn ſelbſt,“ antwortete Anton nachdrücklich, „und es iſt etwas darin, Herr Freiherr, was mir auch in Ihrem Intereſſe nicht gefällt, obgleich ich in Verlegenheit käme, wenn ich ausſprechen ſollte, was es iſt.“

„Wir danken Ihnen,“ ſagte der Freiherr, „und wollen Sie nicht weiter bemühen, die Sache hat ja keine Eile.“ Anton verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Lenore ſtand ſchweigend am Fenſter, ein langer Blick folgte dem Abgehenden. „Ich kann nicht ausſprechen, was es iſt,“ wiederholte ſie Antons letzte Worte, und ein Heer von ängſtlichen Bildern und Ahnungen flog durch ihre Seele. Sie zürnte der Schwäche ihres Vaters, ſie war empört über Fink, der es wagte, ihnen Wohlthaten anzubieten. Ob der Vater annahm, ob er ablehnte, ihr aller Verhältniß zu dem Gaſt war ein anderes geworden. Sie waren ihm verpflichtet, er war ihnen kein Fremder mehr, er ſelbſt hatte ſich als Vertrauter in ihre ſtillen Leiden eingedrängt. Sie dachte an das Zucken ſeines Mundes, an ſeine zuſammengezogenen Augenbrauen, ſie hörte, wie er ſpottete über den Vater und über ſie. Keck war er in ihr Haus getreten und nach wenigen

Tagen faßte er gleichgültig wie im Scherz nach den Zügeln, um ihr Schickſal nach ſeinem Willen zu lenken. Seiner übermüthigen Laune ſollten die Eltern vielleicht die Rettung verdanken. Heut hatte ſie noch mit ihm, dem glänzenden Mann aus der großen Welt, ſcherzen können, er war ein Gaſt, mit dem man auf gleichem Fuße ſteht, wie ſollte ſie ihn anſehen von morgen ab? Von morgen war er ein großer Herr für ſie, und ihr Vater in Wahrheit ſein Untergebener. Ihr Stolz bäumte hoch auf gegen ſein Weſen, deſſen Macht ſie in dieſer Stunde ſo lebhaft fühlte; ſie nahm ſich vor, ihn mit Kälte zu behandeln; ſie grübelte über die Worte, die er zu ihr ſprechen könnte, und über ihre Antworten, und immer flog ihre Seele um das Bild des mächtigen Fremden, wie der aufgeſcheuchte Vogel um den Feind ſeines Neſtes.

„Was wirſt du thun, Oscar?“ frug die Baronin.

„Der Vater darf nicht annehmen,“ rief Lenore mit Energie.

„Und was iſt deine Meinung?“ ſprach der Freiherr zu ſeiner Frau gewandt.

„Wähle, was dich am erſten von dieſem Gute befreit, was die Sorge von dir nimmt, den Trübſinn, die Unſicherheit, die dich jede Stunde im Stillen quälen. Laß uns in die Ferne ziehen, wo die Leidenſchaften weniger häßlich ſind, weit weg aus dieſem Lande. In den engſten Verhältniſſen werden wir ruhiger ſein als hier.“

„Du räthſt alſo, ſeinen Vorſchlag anzunehmen,“ ſagte der Freiherr. „Wer den Theil gepachtet hat, übernimmt wohl auch das Ganze.“

„Und zahlt uns eine Penſion,“ rief Lenore.

„Du biſt ein thörichtes Mädchen,“ ſagte der Vater; „ihr regt euch beide auf, das iſt unnütz. Der Vorſchag iſt zu bedeutend, um ihn kurz von der Hand zu weiſen oder im Sprunge anzunehmen. Ich will mir das Nähere überlegen. Dein Wohlfart wird Gelegenheit haben, die Bedingungen zu prüfen,“ fügte er in beſſerer Laune hinzu.

„Höre, mein Vater, auf das, was Wohlfart dir ſagt, und ehre auch, was er verſchweigt."

„Ja, er ſoll gehört werden," ſchloß der Freiherr, „und jetzt gute Nacht, ihr beiden, ich werde mir's überlegen."

„Er wird annehmen," ſagte Lenore im Zimmer der Baronin, „er wird annehmen, weil Wohlfart abgerathen hat, und weil der Andere ihm Geld gibt. Mutter, warum haſt du ihm nicht geſagt, daß wir Frauen dieſem Fremden nicht mehr ins Geſicht ſehen können, wenn er uns in unſerm eignen Hauſe die Almoſen zutheilt?"

„Ich habe keinen Stolz, ich habe keine Hoffnung mehr," klagte die Mutter leiſe. —

Als Anton langſam in ſein Zimmer zurückkehrte, rief Fink ihm luſtig entgegen: „Wie ſteht's, Procuriſt, darf ich Pächter werden, oder will der Baron die Anlage ſelbſt machen? Er hatte große Luſt dazu. In dieſem Fall erhebe ich Anſpruch auf Finderlohn: freie Station für mich und mein Pferd, ſo lange ſie hier Krieg ſpielen."

„Er wird deinen Vorſchlag annehmen," erwiederte Anton, „obgleich ich ihm abgerathen habe."

„Du?" frug Fink; „ja, das ſieht dir ähnlich. Wenn eine ertrinkende Maus ſich an einen Holzklotz klammert, du hältſt ihr eine Rede über das Drückende moraliſcher Verpflichtungen und ſchleuderſt ſie ins Waſſer zurück."

„Du biſt nicht ſo unſchuldig wie ein Holzklotz," verſetzte Anton wider Willen lachend.

„Höre," fuhr Fink fort, „ich habe keinen Ueberfluß an Sentimentalität, aber in dieſem Fall würde ich es doch nicht für freundſchaftlich halten, wenn du mich mit einer Strafrede erbauen wollteſt. Iſt dir's denn ſo unangenehm, daß ich dir helfe, eine verrückte Zeit durchzumachen?"

„Ich kenne dich lange genug, du Schelm," ſagte Anton, „um zu wiſſen, daß deine Freundſchaft für mich an deinem Anerbieten viel Antheil hat."

„Wirklich?“ ſpottete Fink; „und wie groß war dieſer Antheil? Es iſt eine nichtsnutzige Zeit, mag man ſo tugendhaft handeln, als nur irgend möglich, man wird ſo lange ſecirt, bis die Tugend ſich unter dem Meſſer der Bosheit in Egoismus verwandelt.“

Anton ſtreichelte ihm die Wange. „Ich ſecire nicht,“ ſagte er. „Du haſt ein großartiges Anerbieten gemacht, und ich bin nicht mit dir unzufrieden, wohl aber mit mir. In der erſten Freude über deine Ankunft habe ich dir über die Verhältniſſe des Freiherrn und über den ſtillen Kummer der Frauen mehr mitgetheilt, als ſich mit meiner Pflicht vertrug, ich ſelbſt habe dich in die Geheimniſſe dieſes Hauſes eingeweiht, und du haſt dieſes Wiſſen auf deine behende Weiſe in Anſpruch genommen. So habe ich ſelbſt dich mit der Familie verflochten und deine Capitalien mit dieſem unruhigen Lande. Daß dies ſo plötzlich geſchehen, iſt gegen mein Gefühl, und daß meine Unvorſichtigkeit die Veranlaſſung gegeben, das ärgert mich.“

„Natürlich,“ lachte Fink; „für dich iſt der ſüßeſte Genuß, wenn du dir um deine Umgebung Sorge machen kannſt.“

„Zweimal iſt mir begegnet,“ fuhr Anton fort, „daß ich, deſſen Vorſicht du ſo oft verſpotteſt, über die Lage der Familie ohne Beruf mit Freunden geſprochen habe. Das erſte Mal erbat ich Hilfe für die Rothſattel, ſie wurde mir verweigert, und dieſer Vorgang hat mich mehr als etwas Anderes aus dem Comtoir und in dies Haus getrieben. Jetzt führt meine zweite Indiscretion die nicht mehr erbetene Hilfe in das Haus: was wird die Folge ſein?“

„Daß ſie dich wieder aus dem Hauſe und in das Comtoir wirft,“ lachte Fink. „Hat man je einen ſo ſpitzfindigen Hamlet in Thranſtiefeln geſehen? — Wenn ich nur dahinter kommen könnte, ob du einen ſolchen logiſchen Ausgang in der Stille erſehnſt oder fürchteſt?“ Er zog ein Geldſtück aus der Taſche. „Kopf oder Schrift, Anton? — Blond oder Schwarz? Werfen wir!“

„Du biſt nicht mehr in Tenneſſee, du Seelenverkäufer!" erwiederte Anton wider Willen lachend.

„Es ſollte ehrliches Spiel ſein," ſagte Fink gleichmüthig, das Geldſtück wieder einſteckend. „Ich wollte dir die Wahl laſſen. — Denke in Zukunft daran."

3.

Der Freiherr nahm an. In der That war ſchwer, dem Anerbieten Finks zu widerſtehen, ſelbſt Anton mußte zugeben, daß eine Zurückweiſung kaum erfolgen konnte, nachdem es einmal im Ernſt ausgeſprochen war. Allerdings kam der Freiherr zu ſeiner Einwilligung nicht auf der geraden Linie, in welcher der gemeine Menſchenverſtand ſonſt irdiſchen Intereſſen nachgeht. Seine Seele machte mehre Querſprünge. Immer wieder fiel ihm ein, daß er einen anſehnlichen Gewinn aus ſeinem Gute für einige Jahre einem Fremden laſſen ſollte; und wenn er ſich ſeufzend die Unmöglichkeit eingeſtanden hatte, dieſem Verluſte zu entgehen, ſo fiel ihm wieder ein, wie zudringlich es von dem Fremden ſei, am dritten Tage nach ſeiner Ankunft einen ſolchen Antrag zu machen, und wie Lenorens fortgeſetztes Widerſtreben doch einen Grund habe. Dann erſchien er ſich armſelig, unſelbſtändig und unter Antons Vormundſchaft, und kam erbittert bis zu dem Gedanken, die Sache aufzugeben. Aber nach ſolchen Wallungen ſchwankte er zuletzt doch immer wieder auf die Straße ſeines Vortheils zurück. Er wußte ſehr wohl, welche Hilfe die vorausbezahlte Pacht für das laufende Jahr ſein mußte, er ahnte, daß die Anlage in einigen Jahren den Werth des Gutes um die Hälfte erhöhen könnte. Ja, er gab zu, daß Fink ſelbſt in den Unruhen dieſes Jahres ein wünſchenswerther Bundesgenoſſe ſei. Gegen die Frauen beobachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen, Lenorens wiederholte Verſuche, ihn zu beſtimmen, wies er mit einem auffallenden Anflug von guter Laune ab; ſein ganzes Weſen war in dieſer Periode der Ueberlegung gehobener.

Nach einigen Tagen rief er den alten Diener und ſagte im engſten Vertrauen: „Gib Acht, Johann, ob Herr Wohlfart im Laufe des Tages einmal ausgeht und Herr von Fink allein in ſeinem Zimmer iſt, dann melde mich bei ihm und hole mich ab.“ Als er ganz in der Stille bei Fink eingeführt worden war, ſagte er ihm in verbindlicher Weiſe, daß er ſeinen Vorſchlag annehme und ihm überlaſſe, gelegentlich mit dem Anwalt in Rosmin den Contract zu entwerfen.

„Abgemacht,“ rief Fink, ihm die Hand ſchüttelnd; „haben Sie aber auch bedacht, Herr Freiherr, daß ich durch Ihre freundliche Einwilligung in die Lage kommen kann, noch auf Wochen, vielleicht auf Monate die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes in Anſpruch zu nehmen? Denn ich halte meine Gegenwart für wünſchenswerth, wenigſtens bis die Arbeit in Gang kommt.“

„Es wird mir eine große Freude ſein,“ erwiederte der Freiherr aufrichtig, „wenn Sie in unſerm noch nicht eingerichteten Haushalt vorlieb nehmen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen einige Zimmer in dieſem Flügel wohnlich zu machen und ganz zu Ihrer Dispoſition zu ſtellen. Haben Sie einen Diener, an den Sie gewöhnt ſind, ſo bitte ich, ihn kommen zu laſſen.“

„Einen Diener nicht,“ ſagte Fink, „wenn Sie Ihrem Johann geſtatten wollen, meine Zimmer in Ordnung zu halten. Aber etwas Beſſeres habe ich, wovon ich mich nicht lange trennen möchte, ein Halbblut, das noch im Stalle meines Vaters ſteht.“

„Sollte es nicht möglich ſein, das Pferd herzuſchaffen?“

„Wenn Sie das erlauben,“ ſagte Fink, „bin ich Ihnen ſehr dankbar.“

So beſprachen die Beiden im beſten Einvernehmen ihre Verbindung, und der Freiherr verließ Finks Zimmer mit dem Gefühl, daß er doch einen klugen Streich gemacht habe.

„Die Sache iſt in Richtigkeit,“ ſagte Fink zu dem eintretenden Anton. „Jetzt lamentire nicht, ſondern finde dich darein, das Unglück iſt einmal geſchehen. In zwei Zimmer auf der Ecke dieſes Flügels werde ich mich einquartieren, die Einrichtung beſorge ich ſelbſt. Morgen fahre ich nach Rosmin und von dort weiter. Ich bin einem geſchickten Mann auf der Spur, der das Techniſche der Anlage leiten ſoll; den Mann und einige Arbeiter bringe ich mit. Kannſt du mir unſern Karl auf acht Tage überlaſſen?“

„Er iſt hier ſchwer zu entbehren, indeß, wenn es ſein muß, werde ich ihn zu vertreten ſuchen. Laßt mir nur ein Bündel mit weiſen Lehren zurück.“

Am nächſten Morgen reiſte Fink in Begleitung des Huſars ab, und die alte Ordnung im Schloß kehrte zurück. Die kleine Gutswehr hielt regelmäßig ihre Uebungen, Patrouillen wurden gemacht wie früher; arge Gerüchte wurden eifrig erzählt und angehört; einmal kam die Meldung, daß auf der nächſten Landſtraße ein Haufe Senſenmänner marſchire, ein ander Mal betrat ein Trupp feindlicher Reiter die Feldmark, ritt aber, ohne das Dorf zu berühren, auf dem Waldwege vorüber. Auch Militär erſchien als Einquartierung auf einzelne Nächte, kleine Abtheilungen, welche weiter ins Land hinein zogen. Die Offiziere waren willkommene Gäſte des Schloſſes, ſie erzählten von dem Kampf der Leidenſchaften jenſeit der Wälder und beruhigten die Frauen durch das muthige Verſprechen, daß dem Aufſtand ein ſchnelles Ende bereitet werde. Nur Anton empfand die ſchwere Laſt, welche ſelbſt durch die kleinen Truppenmärſche auf das Gut gelegt wurde.

Faſt vierzehn Tage waren vergangen, Fink und Karl wie verſchwunden. An einem ſonnigen Tage war Lenore bei ihrer Pflanzung beſchäftigt, ſie ließ durch einen Arbeiter Löcher für die Wurzelballen kleiner Waldbäume ausgraben. Schon bildete ein halbes Hundert von Fichten und jungen Birken ein anſpruchloſes Gebüſch, das zur Zeit einem Rebhuhn mehr Schatten gab, als einem Menſchen. In ihrem Strohhut, einen kleinen Spaten in der Hand, erſchien Lenore dem vorübereilenden Anton ſo anmuthig, daß er ſich nicht verſagen konnte, ſtehen zu bleiben und ihr zuzuſehen.

„Halte ich Sie endlich, treuloſer Herr,“ rief ihm Lenore zu. „Seit acht Tagen haben Sie ſich gar nicht um meine Bäume gekümmert, ich habe Alles allein begießen müſſen. Hier iſt Ihr Spaten, kommen Sie und helfen Sie mir Löcher graben.“

Anton ergriff gehorſam den Spaten und begann tapfer den Raſen auszuſtechen. „Ich habe im Walde junge Wachholder geſehen, vielleicht können Sie die brauchen.“

„An den Rändern,“ antwortete Lenore verſöhnt.

„Ich hatte in den letzten Tagen mehr zu thun als ſonſt,“ fuhr Anton fort, „Karl fehlt uns überall.“

Lenore ſtieß ihren Spaten tief in die Erde und beugte ſich herab, den aufgeworfenen Boden anzufühlen. „Hat Ihr Freund immer noch nicht geſchrieben?“ frug ſie gleichgültig.

„Ich weiß nicht, was ich denken ſoll,“ ſagte Anton, „der Poſtenlauf iſt nicht unterbrochen, denn andere Briefe ſind angekommen. Faſt fürchte ich, daß den Reiſenden ein Unglück zugeſtoßen iſt.“

Lenore ſchüttelte den Kopf. „Können Sie ſich denken, daß Herrn von Fink ein Unglück zuſtößt?“ frug ſie weitergrabend.

„Es iſt ſchwer zu denken,“ ſagte Anton lachend, „er ſieht nicht aus, als ob er ſich ein boshaftes Schickſal leicht über den Kopf wachſen ließe.“

„Das meine ich auch,“ erwiederte Lenore trocken.

Anton ſchwieg eine Weile. „Es iſt merkwürdig, daß wir mit einander noch nicht über die Veränderung geſprochen haben, welche durch Finks Hierbleiben entſteht,“ ſagte er endlich nicht ohne Zwang, denn er empfand undeutlich, daß zwiſchen Lenore und ihn ſelbſt eine Befangenheit gekommen war, ein leichter

Schatten auf goldgrünem Raſen, von dem man nicht weiß, woher er fällt. „Sind Sie auch nicht unzufrieden mit ſeiner Anſiedelung?“ Lenore wandte ſich ab und ließ einen Zweig durch ihre Finger gleiten. „Sind Sie zufrieden?“ frug ſie zurück.

„Ich für meinen Theil kann mir die Anweſenheit des Freundes wohl gefallen laſſen,“ ſagte Anton.

„Dann thu' ich's auch,“ verſetzte Lenore aufſehend. „Aber es iſt doch auffallend, daß auch Herr Sturm nicht geſchrieben hat. Vielleicht kommen ſie gar nicht wieder,“ rief ſie aus.

„Für Karl leiſte ich Bürgſchaft,“ ſagte Anton.

„Aber für den Andern? Der ſieht aus, als ob er veränderlich wäre wie eine Wolke.“

„So iſt er nicht,“ erwiederte Anton; „wenn er Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, erwacht alle Energie ſeines Lebens; nur was ihm keine Mühe macht, das langweilt ihn.“

Lenore ſchwieg und grub eifrig weiter.

Da hörte man aus dem Wirthſchaftshofe das Geſumm von fröhlichen Stimmen, die Leute liefen von ihrem Mittagstiſch auf die Landſtraße, „Herr Sturm kommt,“ rief ein Knecht den Grabenden zu. — Ein ſtattlicher Zug bewegte ſich durch das Dorf nach dem Schloſſe. Voran ſchritt ein halbes Dutzend Männer in gleicher Tracht; ſie trugen graue Jupen, breitkrempige Filzhüte, die an einer Seite aufgeſchlagen und mit einem grünen Buſch verziert waren, auf der Schulter eine leichte Jagdflinte, an der Seite ein Matroſenmeſſer. Hinter ihnen kam eine Reihe beladener Wagen, der erſte voll von Schaufeln, Grabſcheiten, Hacken und Erdkarren, welche wohlgeordnet in einander geſetzt waren, dahinter andere Wagen mit Mehlſäcken, Kiſten, Kleiderbündeln und eingepackten Möbeln. Den Zug ſchloß wieder eine Anzahl Männer in grauer Uniform und denſelben Waffen. In der Nähe des Schloſſes ſprang Karl mit einem Fremden von dem letzten Wagen herab. Karl ſtellte ſich an die Spitze des Zuges, ließ die Wagen an der Front des Schloſſes auffahren, ordnete die Männer in zwei Reihen und commandirte mit einigem Erfolg: „Präſentirt das Gewehr!“ Hinter dem Zuge galoppirte Fink auf ſeinem Pferde heran.

„Willkommen!“ rief Anton dem Freunde entgegen.

„Sie bringen eine Armee mit Bagage,“ lachte Lenore ihn begrüßend; „ziehen Sie immer mit ſo ſchwerem Gepäck ins Feld?“

„Ich bringe ein Corps, das von heut ab in Ihrem Dienſt ſtehen ſoll,“ erwiederte Fink vom Pferde ſpringend. „Es ſcheinen ordentliche Leute,“ ſagte er zu Anton gewandt, „ſie ſollen den Stamm bilden für meine Arbeiter. Doch hat es Mühe gemacht, ſie zuſammenzufinden. Hände ſind jetzt rar, und doch wird nichts gearbeitet. Wir haben in deiner Heimat getrommelt und gelockt wie Werbeoffiziere. Zur Arbeit allein wären ſie ſchwerlich gekommen. Die grauen Jacken und die Jägerhüte haben's ihnen angethan. Einige gediente Männer ſind darunter, dein Huſar weiß ſie zuſammenzuhalten, wie ein geborener General!“

Der Freiherr und ſeine Gemahlin traten in die offene Halle. Die Arbeiter brachten auf Karls Commando ein dreimaliges Hoch aus, dann zogen ſie auf die vordere Seite des Hauſes und lagerten ſich in der Sonne.

„Hier ſind Ihre Pioniere, mein Chef,“ ſagte Fink nach den erſten Begrüßungen zum Freiherrn. „Da Ihre Güte mir erlaubt hat, für die nächſte Zeit Ihr Hausgenoſſe zu werden, ſo habe ich auch das Recht gewonnen, etwas für die Sicherung Ihres Schloſſes zu thun. Es ſieht bedenklich aus in dieſer Provinz. In Rosmin ſelbſt hält man ſich keinen Tag für ſicher. Ihre Einrichtung einer Bauerwehr iſt auch dem Feind nicht entgangen und hat ſeine Aufmerkſamkeit auf Ihr Haus gelenkt.“

„Es iſt mir eine Ehre,“ unterbrach der Freiherr, „dieſen Herren zu mißfallen.“

„Gewiß," ſtimmte Fink höflich bei. „Um ſo mehr haben Ihre Verehrer die Verpflichtung, für Ihre und Ihrer Familie perſönliche Sicherheit zu wachen. Noch ſind Sie kaum ſtark genug, dies Schloß gegen abgeſchmackte Einfälle Ihrer Ortsangehörigen zu ſchützen. Das Dutzend Arbeiter, welches ich herbringe, könnte eine Schutzwache für Ihr Haus bilden, die Leute haben Waffen und wiſſen zum Theil damit umzugehen. Ich habe die Arbeiter auf ein Reglement verpflichtet, welches ſo viel militäriſchen Anſtrich hat, daß es helfen kann, ſie in Ordnung zu halten. Sie ſollen täglich einige Stunden weniger arbeiten und ſich in dieſer Zeit einexerciren, Patrouillen machen und, ſoweit Ihnen, Herr Freiherr, dies wünſchenswerth erſcheint, eine regelmäßige Verbindung mit der Umgegend erhalten. Unterhalt und Beköſtigung der Leute liegen natürlich mir ob, ich habe vorläufig für die erſten Wochen geſorgt. Mein Wunſch iſt, ihnen ein leichtes Haus auf dem Felde zuſammenzuſchlagen; bis dahin aber wird es nöthig ſein, die Männer nahe bei einander zu halten, wo möglich in der Nähe des Schloſſes. Und deshalb bitte ich Sie um Quartier auch für dieſe Leute."

„Alles, was Sie wünſchen, lieber Fink," rief der Freiherr fortgeriſſen von dem unternehmenden Geiſt des Jüngern; „was wir von Räumlichkeiten haben, ſtelle ich zu Ihrer Verfügung."

„Dann erlaube ich mir den Vorſchlag," begann Anton, „im Schloß ein Zimmer des untern Stocks als Wachtſtube einzurichten. Dort werden die Waffen und Werkzeuge der Leute aufbewahrt, und jede Nacht ziehen einige dorthin auf Poſten. Die übrigen müſſen in dem Wirthſchaftshof untergebracht werden. Dadurch werden die Männer gewöhnt, dies Schloß als ihren Sammelplatz zu betrachten."

„Vortrefflich," ſagte Fink, „wenn nur die Damen der Unruhe, welche dadurch auch in das Schloß kommt, nicht zu ſehr zürnen."

„Die Frau und Tochter eines alten Soldaten werden die

Maßregeln, welche für ihre Sicherheit getroffen werden, mit dem größten Dank aufnehmen," erwiederte der Freiherr mit Würde.

So wurde von allen Seiten bereitwillig zugegriffen, die neue Colonie anzuſiedeln. Die befrachteten Wagen wurden abgeladen, der Techniker und die Arbeiter fanden ein nothdürftiges Unterkommen auf dem Wirthſchaftshofe.

Die erſte Thätigkeit der Arbeiter war, Leinwand und Strohſeile von Möbeln abzuwickeln und dieſe in die Zimmer ihres neuen Brodherrn zu tragen. Die Dienerſchaft vom Schloſſe ſtand herum und ſah neugierig auf den einfachen Hausrath. Ein Stück aber erregte ſo laute Verwunderung, daß auch Lenore zu der Gruppe trat. Es war ein kleines Sopha von abenteuerlichem Ausſehen. Die Polſter waren überzogen mit dem Fell eines großen Raubthieres, gelbbrauner Grund mit regelmäßigen ſchwarzen Flecken. Zur Rücklehne und den Seitenkiſſen waren drei ungeheure Katzenköpfe in Polſter verwandelt, das Geſtell war, ſtatt von Holz, von kunſtvoll geſchnitztem Elfenbein.

„Wie allerliebſt!" rief Lenore aus.

„Wenn das Ding Ihnen nicht mißfällt," ſagte Fink gleichgültig, „ſo ſchlage ich einen Tauſch vor. In meinem Zimmer ſteht ein kleiner Divan, in dem ſich's ſo bequem ruht, daß ich ihn gern behalten möchte. Erlauben Sie den Leuten, dies Ungethüm in einem andern Zimmer des Schloſſes niederzuſetzen, und überlaſſen Sie mir dafür den Divan."

Lenore fand bei dieſer kurzen Weiſe nicht ſogleich eine Antwort, ſie verbeugte ſich zu ſtummer Einwilligung. Und doch war ſie unzufrieden mit ſich, daß ſie den Tauſch nicht im Augenblick ablehnte. Als ſie in ihr Zimmer kam, fand ſie das Katzenſopha darin aufgeſtellt. Darüber ärgerte ſie ſich noch mehr, ſie rief Suska und den Diener, das Möbel in eine andere Stube zu tragen, aber Beide proteſtirten und erhoben großen Lärm, als ſie behaupteten, das prächtige Thier ſtehe nirgend beſſer als in dem Zimmer des gnädigen Fräuleins, bis endlich Lenore, um nicht Aufſehen zu verurſachen, Beide hinaustrieb und ſich leidend in den Tauſch ergab. So ruhte jetzt Lenorens ſchöner Leib auf den Jaguarfellen, die Fink in fernen Wäldern erbeutet hatte.

Am nächſten Tage begann die neue Thätigkeit. Der Wieſenbauer zog mit ſeinen Inſtrumenten auf das Feld, die Arbeiter wurden an ihr Werk geſtellt. Karl ſuchte Tagelöhner in den deutſchen und polniſchen Orten, auch im Dorfe waren einige Leute willig, nach wenig Tagen wurde ein halbes Hundert Arbeiter auf dem gepachteten Land beſchäftigt. Nebenbei bemerkt, nicht ohne viel Störung, die Leute waren unruhig und zerſtreut, und die Arbeiter aus den nächſten Dörfern kamen unregelmäßiger, als wünſchenswerth war; aber der Stamm hielt doch feſt und Finks Einrichtung bewährte ſich, vielleicht deshalb, weil ſowohl er als Karl die Leute zu bändigen wußten, er ſelbſt durch ſtolze Energie, Karl durch gute Laune, mit der er lobte und ſchalt. Die militäriſchen Uebungen zu leiten, kam der Förſter unermüdlich aus ſeinem Walde hervor, das Schloß wurde alle Nächte durch Wachen beſetzt, die Patrouillen nach den Nachbardörfern pünktlich verſehen. Der kriegeriſche Geiſt verbreitete ſich von dem Schloſſe über die ganze deutſche Umgegend. Schnell lebte in der Schaar mit aufgekrempten Hüten ein Corpsgeiſt auf, der die Handhabung der Disciplin erleichterte, und Fink wurde von fremden Leuten überlaufen, welche ihn baten, ſie ebenfalls mit einem Anzuge und einer Flinte, mit guter Koſt und Löhnung zu verſehen und in ſeine Garde aufzunehmen.

„Die Wachtſtube iſt in Ordnung,“ ſagte Fink zu Anton, „in die Fenſterverſchläge des Unterſtocks laß noch Schießlöcher ſchneiden.“

So trug man im Schloß die Laſten der Zeit mit neuem Muth. In das Leben jedes Einzelnen kam durch den Gaſt ein neuer Zug, auch die Wirthſchaft empfand ſeine Gegenwart, und der Förſter war ſtolz, einem ſolchen Herrn die Honneurs des Waldes zu machen. Fink war viel mit Anton auf dem Felde, und dieſer wie Karl gewöhnten ſich, ihn um Rath zu fragen. Er kaufte zwei derbe Wagenpferde, wie er ſagte, für die eigene Bequemlichkeit und für die Wieſen, aber er ließ ſie tüchtig in der Wirthſchaft arbeiten und lachte den Freund aus, als dieſer ein beſonderes Conto für die beiden Roſſe einrichtete und ihnen alle Wochen ihre Anzahl Pferdetage gut ſchrieb. Anton ſelbſt war glücklich, den Freund in der Nähe zu haben. Etwas von der fröhlichen alten Zeit war wiedergekommen, jene Abende, wo die beiden Jünglinge mit einander geplaudert hatten, wie nur junge Männer vermögen, bald in kindlicher Tollheit, bald weiſe über die höchſten Dinge. In Vielem hatte ſich Fink verändert, er war ruhiger geworden und, wie Anton in der Sprache des Comtoirs ſich ausdrückte, ſolider. Aber er war freilich noch mehr als früher geneigt, andere Menſchen für ſeine wechſelnden Intereſſen zu benutzen und auf ſie herunter zu ſehen, wie auf ein Spielzeug. Seine Lebenskraft war noch dieſelbe. Wenn er den Morgen bei ſeinen Wieſenarbeitern geſtanden, mit dem Förſter den Wald durchſtreift hatte, wenn er am Nachmittag auf ſeinem Pferde, trotz Antons Vorſtellungen, meilenweit in das unſichere Land hinein geritten war, um Nachrichten zu holen oder Verbindungen anzuknüpfen, und wenn er auf dem Rückwege die Poſten des Guts und der Bauerdörfer beſichtigt hatte, dann war er noch Abends am Theetiſch der Baronin ein heiterer Geſellſchafter, der unermüdlich aushielt, und oft durch Antons Winke erinnert werden mußte, daß die Kraft der Hausfrau nicht ſo unzerſtörbar war als ſeine eigene. Den Freiherrn hatte er bald vollſtändig überwunden. Gegen die gallige Laune, welche dem armen Herrn zur Gewohnheit geworden war, zeigte er nicht die mindeſte Nachſicht, er geſtattete ihm keine bittere Bemerkung, keinen Ausfall gegen Wohlfart oder gegen die eigene Tochter, ohne ihm ſein Unrecht auf der Stelle fühlbar zu machen. So ſetzte er durch, daß der Gutsherr wenigſtens in ſeiner Gegenwart ſich gewaltig zuſammennahm. Dagegen that er ihm auch manchen Gefallen, der ihm ſelbſt bequem war. Er half ihm dazu, eine Partie Whiſt zu ſpielen, indem er ihm den Rath gab, ſich in die Karten kleine Zeichen zu ſtechen, die er mit dem Finger fühlen konnte; er führte Lenore zu dem Whiſttiſch und brachte ihr die Anfänge des Spiels bei. Wie von ſelbſt machte ſich's, daß Wohlfart zur Partie herangezogen wurde. So half er dem Freiherrn über langſame Stunden weg und bewirkte, daß ſein Freund von jetzt ab faſt alle Abende in der Familie zubrachte und noch nicht zu Bett war, wenn Fink die Laune hatte, ein Nachtgeſpräch zu halten und in Geſellſchaft ein Glas Cognacpunſch und eine letzte Cigarre zu genießen.

Nur die Frauen des Schloſſes ſchienen die Vortheile nicht zu empfinden, welche Finks Anweſenheit allen Uebrigen brachte. Die Baronin erkrankte. Es war keine heftige Krankheit, und doch kam ſie plötzlich. Noch am Nachmittag hatte ſie heiter mit Anton geſprochen und ihm einige Briefe abgenommen, die der Briefbote für den Freiherrn gebracht. Am Abend erſchien ſie nicht am Theetiſch; der Freiherr ſelbſt betrachtete ihr Unwohlſein als vorübergehend. Sie klagte über nichts als Schwäche; der Arzt, welcher ſich von Rosmin auf das Gut wagte, wußte ihre Krankheit nicht zu nennen. Lächelnd wies ſie alle Arznei zurück und ſprach ſelbſt die feſte Zuverſicht aus, daß die Abſpannung vorübergehen werde. Um Lenore und ihren Gemahl nicht an das Krankenzimmer zu feſſeln, äußerte ſie zuweilen den Wunſch, an den Familienabenden Theil zu nehmen, ſie vermochte dann nicht auf dem Sopha zu ſitzen und legte ihr Haupt auf das Kiſſen der Lehne.

So war ſie die ſtille Geſellſchafterin der Andern, ihr Auge ſah unruhig auf den Freiherrn und prüfend auf Lenore, bis beide am Spieltiſch ſaßen, dann lehnte ſie ſich in die Kiſſen zurück und ſchien auszuruhen wie von einer Arbeit.

Anton betrachtete die Kranke mit inniger Theilnahme. Wenn er im Spiel einen Rubber zu pauſiren hatte, verſäumte er nie, leiſe zum Sopha zu treten und nach ihrem Befehl zu fragen. Es war ihm eine Freude, wenn er ihr ein Glas Waſſer überreichen oder einen Auftrag ausrichten konnte. Immer ſah er mit Bewunderung in das feine Antlitz, das noch jetzt, bleich und abgeſpannt, die ſchönen Umriſſe zeigte. Es war ein ſtilles Einverſtändniß zwiſchen ihm und der Kranken. Sie ſprach mit ihm noch weniger als mit den Andern. Denn wenn ſie in der Nähe ihres Gemahls oft in munterm Ton das Wort ergriff und den Erzählungen ihres Gaſtes mit den Augen und dem Haupte folgte, ſo bemühte ſie ſich nicht, vor Anton ihre Schwäche zu verbergen. Sie ſank dann in ſich zuſammen, oder ſtarrte theilnahmlos in das Zimmer hinein, aber wenn ſie ihn anſah, war es mit dem ruhigen Vertrauen, das man einem alten Hausgenoſſen ſchenkt, vor dem man Geheimniſſe nicht mehr zu hüten hat. Vielleicht war es, weil die Baronin den Werth ſeines Gemüths vollkommen zu würdigen wußte, vielleicht weil ſie ihn ſeit dem Tage, wo er ihr ſeine Dienſte anbot, bis zu dieſer Stunde immer als einen zuverläſſigen Diener ihres Hauſes angeſehen hatte. Aber wäre auch dieſe Auffaſſung unſerm Helden bemerkbar geworden, ſie hätte ſeine ritterliche Treue gegen die Edelfrau nicht erſchüttert. So wie ſie war, erſchien ſie ihm fertig und in ihrer Art vollkommen, als ein Bild, welches das Herz eines Jeden erfreut, der ihm nahe tritt. Er konnte den ſtillen Verdacht nicht los werden, daß eine Einwirkung von außen, vielleicht ein Schreiben, das er ſelbſt am Tage ihrer Erkrankung übergeben, die Veränderung ihrer Geſundheit hervorgebracht habe; denn damals war auf einem Briefe die Adreſſe von einer zitternden Hand geſchrieben, der Brief hatte ein bösartiges Ausſehen gehabt, und Anton hatte ahnend empfunden, daß er Unwillkommenes enthalten müſſe. An einem Abend, als die Andern am Spieltiſch ſaßen, war der Kopf der Kranken von dem ſeidenen Kiſſen herunter geglitten. Als Anton das Kiſſen zurecht gerückt, und die Kranke ihr Haupt mit Mühe wieder darauf gelegt hatte, ſah ſie ihn dankend an und ſagte ihm leiſe, wie ſchwach ſie ſei. „Ich wünſche noch einmal allein mit Ihnen zu reden,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „nicht jetzt, aber die Zeit wird kommen,“ und dabei ſah ſie mit einem tiefen Ausdruck von Schmerz in die Höhe, daß Anton voll trüber Befürchtungen wurde.

Weder der Freiherr noch Lenore hatten große Sorge. „Mama hat ſchon einige Mal an ſolcher Schwäche gelitten,“ ſagte Lenore, „immer war die Sommerluft ihre beſte Heilung, ich hoffe Alles von der Zeit, wo es wärmer wird.“ Lenore ſelbſt war nicht unbefangen genug, ihre Umgebung mit ſcharfen Augen anzuſehen, auch ſie hatte ſich verändert. Manchen Abend ſaß ſie ſtumm am Theetiſch und fuhr auf, wenn das Wort an ſie gerichtet wurde, an andern war ſie ausgelaſſen heiter. Sie vermied Fink, ſie mied aber auch Antons Nähe, Beiden gegenüber war ſie befangen. Ihre blühende Geſundheit ſchien erſchüttert, die Mutter ſelbſt trieb ſie oft aus der Krankenſtube ins Freie; dann ließ Lenore ihr Pferd ſatteln und ritt allein hinaus in den Wald, wo ſie ſtundenlang umhertrabte und zuletzt nicht darauf achtete, wenn der erzürnte Pony, ohne ihren Befehl abzuwarten, ſie nach dem Hofe zurückbrachte. Anton ſah dieſe Veränderung mit ſtiller Trauer. Er fühlte tief, daß es anders wurde zwiſchen Lenore und ihm, aber er vermied mit ihr darüber zu ſprechen, und verſchloß in ſeinem Herzen, was er empfand.

Es war ein ſchwüler Nachmittag im Mai. Ueber den Wäldern hingen dunkle Gewitterwolken, und die Sonne warf ihre Strahlen heiß auf das trockene Land: da kam der Mann, der als Patrouille nach den Bauerdörfern ausgeſchickt war, eilig nach der Wachtſtube des Schloſſes zurück und meldete, fremdes Volk laure im Kunauer Wald, die Kunauer ließen fragen, was zu thun ſei. Fink gab den Arbeitern das Lärmzeichen und ſandte Botſchaft zum Förſter und nach dem neuen Vorwerk. Während die Arbeiter das Geräth dem Schloſſe zutrugen und die Knechte mit ihrem Geſpann vom Felde heimritten und ſich für den Aufbruch rüſteten, jagte ein Reiter von Kunau mit der Nachricht heran, eine polniſche Bande ſei in ein Gehöft des Dorfes eingebrochen, die Landleute ließen um Hilfe bitten.

Alle Männer waren in der muthigen Aufregung, welche ein Alarm hervorruft, wenn er die Ausſicht auf Abenteuer bringt.

„Behalte einige der Arbeiter zurück,“ ſagte Fink zu Anton, „und übernimm die Wache im Schloß und im Dorfe, den Förſter ſchicke mit der Gutswehr nach Kunau, ich reite mit dem Amtmann und den Knechten voraus.“ Er ſprang nach dem Stall des Schloſſes und ſattelte ſelbſt ſein Pferd, während Karl neben ihm das Reitpferd des Barons für ſich hinausführte. „Achten Sie auf die Wolken, Herr von Fink,“ ſagte Karl, „nehmen Sie Ihren Mantel mit, es gibt ein tüchtiges Gewitter. Heut Nacht regnet's Hafer für das Gut.“ Fink rief nach ſeinem Plaid, und die kleine Schaar raſſelte auf Kunau zu.

Als ſie in den Wald kamen, merkten ſie, wie ſtickend die Schwüle war, ſelbſt die raſche Bewegung der Pferde vermochte nicht das unbehagliche Gefühl zu bannen. „Sehen Sie die Unruhe in den Thieren,“ ſagte Karl, „mein Pferd ſpitzt die Ohren, es iſt etwas im Walde.“ Die Reiter hielten ſtill. „In dem Gebüſch trabt Jemand, dort raſſelt's in den Aeſten.“ Das Pferd, welches Karl ritt, fuhr mit dem Kopf auf das Gehölz zu und ſchnaubte laut.

„Es iſt ein Bekannter, Einer von uns,“ verſetzte Fink auf das Pferd blickend.

Die Zweige des jungen Holzes fuhren auseinander, auf ihrem Klepper kam Lenore herausgeſprengt und verlegte den Reitern den Weg. „Halt, wer da?“ rief ſie lachend.

„Alle Wetter, das Fräulein!“ ſchrie Karl.

„Die Loſung!“ gebot Lenore martialiſch.

Fink ritt vor, ſalutirte und ſagte leiſe: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz.“

Lenore erröthete und lachte. „Paſſirt,“ ſagte ſie; „ich reite mit.“

„Natürlich,“ rief Fink, „nur vorwärts!“ Der Pony warf nach Leibeskräften ſeine Beine neben dem großen Pferde des Gaſtes durcheinander. So kamen ſie nach Kunau und hielten vor dem Alarmhauſe. Dort war die Bauerwehr aufgeſtellt, der Schmied als Befehlshaber kam ihnen ſorgenvoll entgegen.

„Was in unſerm Holze ſteckt, iſt verwettertes Volk,“ rief er, „bewaffnete Polacken. Heut in der hellen Mittagsſtunde iſt ein Haufe von zehn Männern mit Flinten an des Leonhard Hof gekommen, der dort hinausliegt auf den Wald zu, ſie haben die Hofthüren beſetzt, dann iſt der Anführer mit ſeiner Bande in die Stube getreten, wo die Leute gerade um den Tiſch ſaßen, und hat Geld verlangt und das Kalb aus dem Stall. Es war ein ſchändlicher Kerl mit einer langen Flinte, er hatte eine Pfauenfeder auf dem Hut, [illegible] die rothen Schnüre auf dem Rock, wie ein echter Klopiez. Der Bauer hat ſich geweigert das Geld zu geben, da haben ſie ihm ein Gewehr an den Kopf geſetzt, bis ſein Weib in der Angſt zu dem Kaſten gelaufen iſt und den Kerlen einen Säckel mit Geld hingeworfen hat. Darauf haben ſie das Kalb aus dem Stall geriſſen und vier Gänſe aus dem Hofe, und ſind mit ihrem Raube wieder nach dem Wald gezogen. Vier Männer mit Flinten haben ſie im Hofe ſtehen laſſen als Wache, ſo daß Niemand heraus konnte, bis die andern mit den geſtohlenen Sachen im Walde waren. Zuletzt haben zwei von dem Raubvolk ihre Gewehre in das Dach abgeſchoſſen, dann ſind auch die vier weggelaufen. Das Dach fing an zu glimmen, aber wir haben's glücklich gelöſcht.“

„Seitdem ſind Stunden vergangen,“ ſagte Fink, „die Schurken ſind über alle Berge.“

„Ich glaub’s nicht,“ erwiederte der Schmied. „Den Leonhard habe ich mit unſern Berittenen ſogleich um den Wald herumgeſchickt an die Grenze, damit ſie aufpaſſen, wenn das Räubervolk ſich aus dem Walde ſchleicht. Und eine Frau aus Neudorf, die im Wald war, hat noch vor zwei Stunden polniſche Leute geſehen, auf der Grenze nach dem Neudorfer Wald, gerade da, wo der Grenzſtein unter der alten Eiche ſteht. Sie hatten ein Vieh bei ſich, ob es ein Kalb war oder ein Hund, hat die Frau in ihrer Angſt nicht geſehen; wenn’s das Kalb war, ſo haben’s die Hungerleider lieber aufgegeſſen als fortgetragen. Ich komme eben von Neudorf, die Neudorfer ſind geſammelt wie wir. Wir möchten ein Treiben durch die Wälder anſtellen, wenn Ihre Leute uns helfen und wenn Sie uns die Richtung geben wollten.“

„Gut,“ ſagte Fink, „friſch ans Werk.“ Er ſandte einen Boten dem Förſter entgegen, damit die aus dem Schloß gleich von ihrer Seite das Treiben begönnen, und beſprach mit dem Schmied Aufſtellung und Richtung der Kunauer. Karl mit den Knechten ſchickte er zu den Kunauer Reitern auf die entgegengeſetzte Seite des Waldes, nach welcher der Trieb zugehen ſollte. „Machen Sie keine Umſtände mit den Schuften,“ rief er dem abreitenden Karl zu und klopfte auf die Piſtolen im Holſter. „Vorwärts!“ ſagte er zum Schmied, „ich ſelbſt reite nach Neudorf. Wenn ihr euer Vorholz abgeſucht habt, erwartet uns, dort ſoll die Neudorfer Kette ſich an eure ſchließen.“

So zogen die von Kunau aus, den Diebſtahl zu rächen. Fink galoppirte von Lenore begleitet nach dem Nachbardorf. Auf dem Wege ſagte er zu ihr: „Hier werden wir uns trennen, Fräulein.“ — Lenore ſchwieg.

Fink ſah ſie von der Seite an. „Ich glaube nicht,“ fuhr er fort, „daß die Schelme uns die Freude machen werden, unſern Beſuch im Walde zu erwarten. Und wenn ſie weglaufen wollen, der Abend iſt nahe, wir werden ſie ſchwerlich hindern. Aber die Jagd iſt eine gute Uebung für unſere Leute, und deshalb ſoll ſie uns willkommen ſein.“

„Dann gehe ich mit nach dem Walde,“ ſagte Lenore entſchloſſen.

„Nothwendig iſt das gerade nicht,“ erwiederte Fink; „ich fürchte zwar keine Gefahr für Sie, aber Ermüdung und vielleicht Regen.“

„Laſſen Sie mich mit,“ bat Lenore zu ihm aufſehend.

„Ich habe verſtändig abgerathen, mehr iſt von einem Menſchen nicht zu verlangen, und im Vertrauen geſagt, mich freut's, daß Sie ſo muthig ſind. Galopp, Kamerad!“

In Neudorf ſtellte Fink die Pferde in den Hof des Schulzen und führte die Schaar der Neudorfer an den Waldrand. Die Linie ſtellte ſich auf, die Durchſuchung des Forſtes begann. In langer Kette betraten die Männer das Holz, die Entfernung zwiſchen den einzelnen Gliedern mußte größer ſein, als wünſchenswerth war, Fink ſchritt mit Lenore auf dem äußerſten rechten Flügel, wo der Anſchluß an die Linie der Kunauer geſchehen ſollte, der Nebenmann Finks hatte die Richtung anzugeben. Die Jäger gingen in tiefem Schweigen vorwärts und ſpähten mit ſcharfem Auge von Baum zu Baum. Als ſie den Wald betraten, rauſchte es in den Baumgipfeln, durch die Lücken des Nadelholzes ſah man den bleiſchwarzen Himmel. Unten aber lag noch die Schwüle des heißen Tages, die Vögel ſaßen in die Zweige geduckt, die Käfer waren in die Büſche der Heidelbeeren gekrochen.

„Der Himmel ſelbſt kommt den Spitzbuben zu Hilfe,“ ſagte Fink, auf die Wolken deutend, zu ſeiner Begleiterin, „es wird ſo finſter dort oben, daß wir in einer halben Stunde hier unten nicht zehn Schritt vor uns ſehen werden.“

Das Holz ſchloß ſich dichter, das Tageslicht nahm ab, die am Flügel hatten Mühe, die Reihe der Männer zu erkennen. Der Grund wurde moraſtig, Lenore verſank bis an die Knöchel in dem Bruch. „Wenn's nur kein Katarrh wird,“ lachte Fink ſie aus.

„Es wird keiner,“ erwiederte Lenore herzhaft, aber der Zug in den Wald erſchien ihr nicht mehr ſo harmlos, wie vor einer Stunde.

Der Mann neben Fink blieb ſtehen, ſein leiſes Zeichen lief die Kette hinab, die lange Reihe hielt an, die Kunauer zu erwarten. Immer ſchwärzer wurde es über den Bäumen, immer dunkler im Holz. In der Ferne rollte der Donner, wie ein dumpfer Wirbel klang der Ton unter dem großen Dach von Nadeln. So ſtanden die Männer wohl eine Viertelſtunde, da tönte von rechts ein leiſer Ruf durch die Dunkelheit, die Treiber aus dem Nachbardorfe kamen heran. Die Warnung: „Nebenmann rechts und links im Auge behalten!“ flog durch die Reihe, dann ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung, die Führer aus den beiden Dörfern ſchritten jetzt neben einander, Fink und Lenore in ihrer Spur. Da fuhr ein ſtarker Donnerſchlag über den Wald, es pfiff und raſſelte in der Luft, der Regen rauſchte hernieder. Zuerſt klang der Tropfenfall nur in den Aeſten der Bäume, bald drangen einzelne ſchwere Tropfen herunter. Immer lauter ſchlug der Regen auf die Kronen der Bäume, immer ſtärker tropfte es von den Aeſten, endlich rauſchte die Waſſerfluth von dem Himmel und durch die Zweige herab auf den Boden; jeder Stamm, jeder Strauß Nadeln, jeder herabgebogene Aſt verwandelte ſich in eine Waſſerrinne. Wie ein Flor verhüllten die Waſſertropfen die Ausſicht. Um jeden Einzelnen war ein enger Kreis gezogen durch Finſterniß und ſtrömenden Regen, die Männer riefen einander mit gedämpfter Stimme zu, um die Richtung nicht zu verlieren.

Da ſtieß Lenore, als ſie auf Fink ſah, mit dem Fuß an eine Baumwurzel, ſie unterdrückte einen Schmerzensſchrei und ſank auf ein Knie; Fink eilte zu ihr.

„Ich kann nicht weiter,“ ſagte ſie den Schmerz bezwingend,

„laſſen Sie mich hier zurück, ich beſchwöre Sie, und holen Sie mich auf dem Rückwege ab."

„Sie in dieſer Lage verlaſſen," rief Fink, „wäre eine Barbarei, gegen welche das Menſchenfreſſen als harmloſe Ergötzlichkeit erſcheinen müßte. Sie werden ſich ſchon meine Mühe gefallen laſſen. Vor Allem erlauben Sie mir, daß ich Sie aus dieſer Baumtraufe fortführe an eine Stelle, wo der Regen weniger unverſchämt iſt. Unſere Vordermänner habe ich ohnedies verloren, ich ſehe durchaus nichts mehr von den breiten Schultern der ehrlichen Knaben." Er richtete Lenore in die Höhe, ſie verſuchte mit dem verletzten Fuß aufzutreten, aber der Schmerz preßte ihr einen neuen Klagelaut aus, ſie wankte und hielt ſich an Finks Schulter. Da ſchlug dieſer ſeinen Plaid um ſie, hob ſie vom Boden und trug ſie eingewickelt, wie man ein Kind trägt, auf ſeinen Armen unter einige Tannen, welche mit ihren dichten Zweigen einen kleinen geſchützten Raum einſchloſſen. Wenn ein Menſch ſich beugte, konnte er darunter erträglichen Schutz finden.

„Hier herunter müſſen Sie ſich ſetzen, liebes Fräulein," rieth Fink und ließ Lenore vorſichtig auf den Boden herab. „Ich werde vor Ihrem grünen Haus Wache halten und Ihnen den Rücken zukehren, damit Sie Ihr naſſes Tuch um den unartigen Knöchel binden." Lenore drückte ſich unter das dichte Tannendach, Fink ſtellte ſich mit dem Rücken gegen ſie an einen Baumſtamm. „Es iſt doch nichts beſchädigt," frug er, „können Sie den Fuß im Gelenk bewegen?"

„Er thut etwas weh," ſagte Lenore, „aber es geht."

„Das iſt brav," ſprach Fink hinter ſich, „jetzt binden Sie das Tuch um, ich hoffe, in zehn Minuten werden Sie auftreten können. Wickeln Sie ſich feſt in das große Tuch, es hält warm; ſonſt holt ſich mein Kriegskamerad noch das Fieber, und damit wäre die Jagd nach dem geſtohlenen Kalbe doch zu theuer bezahlt. Sind Sie fertig mit dem Verband?" frug er wieder, „darf ich mich herumdrehen?"

„Ja," antwortete Lenore.

„Dann erlauben Sie mir, Sie einzuwickeln." Vergebens proteſtirte das Fräulein gegen dieſen Ritterdienſt, Fink ſchlang das große Tuch um den ganzen Körper der Sitzenden und band es hinten in einen feſten Knoten. „Jetzt ſitzen Sie im Walde wie das graue Männchen."

„Etwas Geſicht laſſen Sie mir frei," bat Lenore.

„So," ſagte Fink, „jetzt wird Ihnen behaglich werden." Bald empfand Lenore eine wohlthätige Wärme; ſchweigend ſaß ſie unter ihren Zweigen, bekümmert um die ſeltſame Lage, in der ſie ſich befand. Fink hatte wieder ſeinen Platz am Baumſtamm eingenommen und kehrte ihr ritterlich den Rücken zu. Nach einer Weile rief Lenore aus dem Gebüſch: „Sind Sie noch da, Herr Kamerad?"

„Halten Sie mich für einen Verräther, der ſeinen Zeltgenoſſen verläßt?" frug Fink zurück.

„Es iſt hier unten ganz trocken," fuhr Lenore fort, „nur auf meine Naſe fällt zuweilen ein Tropfen. Sie aber, armer Herr, werden da draußen ganz durchnäßt. Welch furchtbarer Regen!"

„Dieſer Regen flößt Ihnen Schreck ein?" verſetzte Fink achſelzuckend; „der iſt nur ein ſchwaches Kind! Wenn er einen Zweig vom Baume gerauft hat, meint er Wunder gethan zu haben. Da lobe ich mir den Regen in ſolchen Ländern, wo die Sonne heißer brennt. Tropfen, wie Aepfel, nein, keine Tropfen mehr, armdicke Strahlen, das Waſſer ſtürzt aus den Wolken wie ein Waſſerfall. Stehen bleiben kann man nicht, denn der Boden ſchwimmt unter einem fort, unter Bäume flüchten kann man auch nicht, denn der Sturmwind zerbricht die dickſten Baumſtämme wie Strohhalme. Man läuft auf das Haus zu, das vielleicht nicht weiter entfernt iſt, als von hier bis zu der Baumwurzel, die Ihren Fuß verletzte, und das Haus iſt verſchwunden, an der Stelle befindet ſich ein Loch, ein Strom, ein Haufe herangeſpülter Felſen. Vielleicht fängt dann auch die Erde an ein wenig zu beben und ſchlägt

Wellen wie das Meer im Sturme. Das iſt ein Regen, der ſich ſehen laſſen kann. Kleider, die er durchnäßt hat, werden nie wieder trocken, was ein Oberrock war, iſt acht Tage nachher noch eine ſchwarze unförmliche Maſſe, welche das Ausſehen und die Feuchtigkeit einer Morchel hat. Behält man einen ſolchen Rock auf dem Leibe, ſo bleibt er feſt genug ſitzen, die Aufſchläge am Ellbogen, die Taille am Halſe, aber nie wird man ihn wieder ausziehen können, außer mit Hilfe eines Federmeſſers und in ſchmalen Streifen, die man abſchneidet wie Aepfelſchalen.“

Lenore mußte in ihrem Schmerz lachen. „Ich wünſche mir wohl einen ſolchen Regen zu erleben,“ ſagte ſie.

„Ich bin uneigennützig, wenn ich mir nicht wünſche, Sie in ſolcher Lage zu ſehen,“ erwiederte Fink. „Die Frauen ſind am ſchlimmſten daran, Alles, was ſie zur Toilette rechnen können, verſchwindet in ſolcher Strömung vollſtändig. Iſt Ihnen das Coſtüm der Frau Venus von Milo bekannt?“

„Nein,“ antwortete Lenore ängſtlich.

„Gerade wie dieſe Dame ſehen alle Frauen aus, die ein tropiſcher Regen getroffen hat, und die Männer wie Vogelſcheuchen. Ja es ſoll vorgekommen ſein, daß Menſchen von ſolchem Regen platt geſchlagen wurden wie Kupferdreier, nur mit einem Knopf in der Mitte, der bei näherer Betrachtung ſich als ein Menſchenkopf auswies und den Vorübergehenden traurig zurief: O ihr Mitmenſchen, das kommt davon, wenn man ohne Regenſchirm ausgeht.“

Wieder mußte Lenore lachen. „Mein Fuß thut nicht mehr ſo weh,“ ſagte ſie, „ich glaube ich kann jetzt gehen.“

„Das ſollen Sie nicht,“ entgegnete Fink, „noch läßt der Regen nicht nach, und es iſt ſo finſter, daß man kaum die Hand vor den Augen ſieht.“

„Dann thun Sie mir die Liebe und ſuchen Sie die Männer auf. Mir iſt jetzt wohler, ich ſitze hier wie ein Reh, geſchützt vor dem Regen und vor fremden Leuten.“

„Es geht nicht," ſprach Fink von ſeinem Baume zurück.

„Ich bitte Sie flehentlich darum," rief Lenore angſtvoll und ſtreckte ihre Hände aus dem Tuch, „laſſen Sie mich jetzt allein."

Fink wandte ſich um, ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen, dann eilte er ſchweigend in der Richtung fort, welche die Landleute genommen hatten.

So ſaß Lenore allein unter den Tannenzweigen. Noch immer rauſchte der Regen herab, er ſchlug klatſchend an die Baumgipfel und ſtrömte von den Aeſten herunter auf den Boden. Dazu rollte oben der Donner, das Gewitter kam herauf; zuweilen fuhr ein grelles Licht durch die Dunkelheit, dann ſah Lenore die beleuchteten Baumſtämme in langen Reihen wie goldgelbe Säulen eines unabſehbaren Gebäudes vor ſich ſtehen und darüber eine ſchwarze Decke mit hellen Lichtern geflammt. Dann erſchien der Wald wie ein verwünſchtes Schloß, das aus der Erde ſteigt und im Nu wieder verſinkt. Durch den Regen klangen geheimnißvolle Töne, wie ſie zur Nachtzeit durch den Wald gehen. Ueber ihr ſchlug es an den Stamm mit regelmäßigem Klopfen, als wenn ein ſchlimmes Waldgeſpenſt an das Holz ihrer Hütte anpochte, ſie fuhr zuſammen und frug ſich gleich darauf, ob das ein Specht ſein könnte oder ein Baumaſt. Aus der Ferne tönte der heiſere Klageſchrei einer Krähe, der das Waſſer in das Neſt gedrungen war und den erſten Schlaf geſtört hatte. Neben ihr lachte es ſchauerlich „Huhu, huhu!" und wieder erſchrak Lenore; war es ein tückiſcher Kobold aus dem Walde, oder war es nur eine kleine Eule? In hundert melancholiſchen Lauten ſprach die Natur. Lenore empfand den wilden Reiz dieſer Einſamkeit bald mit Freude und gleich darauf wieder mit Angſt. Und dazwiſchen flogen andere Gedanken durch ihre Seele, wie thöricht ſie gehandelt hatte, ſich vom Hauſe fortzuſtehlen zu einem Zuge, der ein ſolches Abenteuer möglich machte, wie man ſie im Schloß ſuchen würde, und vor

Allem, was er von ihr denken müſſe, der ſie auf ihre Bitten verlaſſen. Sie zog das Tuch von ihrem Ohr und lauſchte, es war nichts von Menſchenſtimmen zu hören; nichts war zu hören als der Fall des Regens und die Seufzer des Waldes. Aber neben ihr rauſchte es an dem Boden, zuerſt leiſe, dann vernehmlicher, das Regenwaſſer floß in einer kleinen Rinne zuſammen und murmelte, wenn es an einen großen Buſch von Waldbeeren ſtieß, an einen Wurzelſtock oder an die Knolle eines Farnkrauts. Und hinter ihr raſchelten die Blätter und mit eiligem Sprunge kam es heran, ſie drückte erſchrocken ihr Haupt an den Baumſtamm. Etwas ſetzte ſich neben ſie nieder, und eine fremde Geſtalt rührte an den Plaid, den ſie umhatte. Sie fuhr mit der Hand unter dem Tuch vorſichtig nach dem Nachbar und fühlte das weiche Fell eines Haſen, der, durch das rinnende Waſſer aus ſeiner Vertiefung aufgeſchreckt, unter den Bäumen Schutz ſuchte, wie ſie ſelbſt. Sie hielt den Athem an, um den kleinen Genoſſen ihrer Hütte nicht zu verſcheuchen; und eine Weile kauerten die Beiden nebeneinander, der Haſe drückte ſich dicht an das Tuch.

Da klangen in der Ferne durch Regen und Donner einzelne Schüſſe, Lenore zuckte zuſammen, mit großem Satz fuhr der Haſe in die Finſterniß hinein. Dort kämpften Menſchen mit einander, dort wurde Blut vergoſſen auf dem ſchwarzen Boden. Ein Geſchrei wurde gehört, es klang noch aus der Ferne zornig und drohend, dann wurde Alles ſtill. „War er in einer Gefahr geweſen?“ So frug ſie ſich, aber ſie fühlte darum keine Angſt und ſchüttelte das Haupt unter ihrem Tuch. Wo er auch war, für ihn gab es keine Gefahr. Das Gewehr, das nach ihm zielte, ſchlug ein niederfallender Baumaſt in den Grund; das Meſſer, das gegen ihn gezückt wurde, zerbrach wie ein Span Holz, bevor es ihn traf; der Mann, der gegen ihn eindrang, mußte ſtraucheln und fallen, ehe er ſein ſtolzes Haupt berührte. Er war feſt gegen alle Gefahr, und er war feſt gegen jede Furcht; er kannte keine Sorge, keinen Schmerz, ach, er fühlte nicht wie andere Menſchen. Frei erhob er ſein Haupt, und heiter war ſein Auge, wo alle Andern gedrückt zur Erde ſahen. Keine Schwierigkeit ſchreckte ihn, kein Hinderniß verlegte ihm den Weg. Mit einer leichten Bewegung des Fußes ſtieß er weg, was Andere erdrückte. So war er. Und der Mann hatte ſie jetzt ſchwach geſehen, vorſchnell und hilflos! durch ihre eigene Schuld hatte er das Recht erhalten, ſie mit flüchtiger Vertraulichkeit zu behandeln. Sie zitterte, daß er dies Recht benutzen könnte, durch einen Blick, ein übermüthiges Lächeln, ein ſchnelles Wort. So pochte ihr Herz, und ſo flogen ihre Gedanken wohl eine Stunde lang.

Das Wetter verzog ſich. Statt der rauſchenden Güſſe fiel jetzt ein dauerhafter Landregen aus den Wolken, leiſer gurgelte die kleine Waſſerrinne und häufiger tönte der Schrei der Eule; auf den Wechſel von ſchwarzer Finſterniß und feuriger Helle folgte ein mattes Grau am Himmel und in dem Walde. Aus dem einförmigen Dunkel hoben ſich nur die Säulen der nächſten Bäume als düſtere Schatten von dem Hintergrunde ab. Beängſtigend ſtieg das Gefühl der Einſamkeit in Lenore auf. Da drang wieder der ferne Ton von Menſchenſtimmen an ihr Ohr, Ruf und Gegenruf wurden laut, und die Stimme des Amtmanns rief: „Ueber den Bruch ſind ſie noch gegangen, dorthin, ihr von Neudorf.“ Die Tritte der Sprechenden kamen näher, dicht an den Tannen bewegte ſich die Geſtalt eines Mannes. Karl ſetzte die Hände an den Mund und johlte laut in den Wald hinein: „Halli, Fräulein Lenore!“

„Ich bin hier,“ rief eine feine Stimme zu ſeinen Füßen.

Verwundert trat Karl einen Schritt zurück und ſchrie freudig: „Gefunden!“ Die Landleute umringten Lenorens Hütte mit lautem Ruf. — „Unſer Fräulein iſt hier!“ rief ein Burſch aus Neudorf und jauchzte in ſeiner Freude wie bei einer Hochzeit. Lenore erhob ſich, noch ſchmerzte der Fuß, aber auf Karls Arm geſtützt, verſuchte ſie tapfer vorwärts zu gehen. „Nur bis an den Bruch,“ ſagte dieſer, „dort ſtehen die Blume dünner." Unterdeß brachen die jungen Männer einige Stangen ab und legten Nadelzweige darüber. Trotz ihrem Sträuben wurde Lenore von den Dienſtfertigen genöthigt, ſich auf die kunſtloſe Trage zu ſetzen, während Einer in den Hof des Schulzen vorauslief, ihr das Pferd entgegenzuführen.

„Haben Sie die Diebe?" frug Lenore den Amtmann, der neben ihr ging.

„Zwei," erwiederte dieſer. „Das Kalb war geſchlachtet, wir bringen die Haut und einen Theil des Fleiſches, die Gänſe hingen mit umgedrehten Hälſen an einem Aſt, aber das Geld hatten die Schurken ſchon getheilt. Es iſt bei den Zweien wenig davon gefunden worden."

„Es ſind Leute von Tarow, die wir gefangen haben," ſagte der Schulz finſter, „die ſchlechteſten Kerle im Dorfe. Und ich wollte doch, ſie wären wo anders her, denn es leben rachſüchtige Menſchen dort."

„Ich hörte ſchießen," frug Lenore weiter, „iſt ein Unglück geſchehen?"

„Uns nichts," antwortete Karl. „Sie hatten in ihrem Uebermuth ein Feuer angemacht, hinten unweit dem Waldrand, wo wir zu Pferd Kette machten. Noch durch den Regen glomm der Brand; ſo haben ſie ſich ſelbſt verrathen. Wir ſtiegen von den Pferden, ſchlichen heran und fielen über ſie her. Sie ſchoſſen ihre Flinten ab und liefen ins Gebüſch. Dort verſchwanden ſie in der Finſterniß. Es dauerte lange, ehe die zu Fuß durch den Wald zu uns kamen; ohne die Schüſſe und den Lärm hätten ſie uns nicht gefunden. Herr von Fink hat uns die Stelle beſchrieben, wo wir Sie finden würden. Er führt die Gefangenen auf dem Fahrwege, ſie ſollen auf's Gut, morgen ſchaffen wir ſie weiter ins Deutſche."

„Aber daß Herr von Fink Sie im Walde ſo allein gelaſſen hat," ſagte der ehrliche Schulz kopfſchüttelnd, „das war doch ein gewagtes Stück."

„Ich bat ihn, nicht zurückzubleiben," antwortete Lenore und ſchlug trotz der Dunkelheit die Augen nieder.

Auf halbem Weg zum Dorf kam Lenorens Pony dem Zug entgegen. In Neudorf empfing Karl das Pferd des Freiherrn aus den Händen der Knechte zurück und geleitete das Fräulein nach dem Schloſſe. Es war ſpät am Abend, als ſie dort ankamen. Lenorens lange Abweſenheit hatte die Angſt der Mutter und die allerſchlechteſte Laune des Freiherrn hervorgerufen. Haſtig machte ſich die Tochter von den Fragen los, die auf ſie eindrangen, und eilte auf ihr Zimmer. Eine Stunde ſpäter kam Fink mit dem Förſter aus Kunau zurück und brachte die beiden Gefangenen, welche mit ihren gebundenen Händen trotzig zwiſchen den Wächtern daherſchritten und ihre Pfauenfeder ſo hoch trugen, als zögen ſie zum Tanz in die Schenke.

„Ihr ſollt's uns bezahlen," ſagte der Eine von ihnen auf Polniſch zu den begleitenden Männern und ballte die gefeſſelte Fauſt.

4.

Noch immer regnete es. Bei Anbruch des Tages hatte der Himmel eine Pauſe gemacht, aber nur, um ſeine feuchte Arbeit mit doppelter Stärke fortzuſetzen. Die Wieſenarbeiter waren am frühen Morgen auf das Feld gezogen und bald wieder zurückgekehrt. Jetzt ſaßen ſie ſchweigſam in der Wachtſtube des Schloſſes und trockneten ihre durchnäßten Kleider am Ofen.

Der Freiherr lag im Lederſeſſel ſeiner Hinterſtube; er ließ ſich von dem alten Johann aus den Zeitungen vorleſen, welche am Tage zuvor wieder einmal in das Schloß gedrungen waren. Die eintönige Stimme des Dieners meldete nur Unwillkommenes, die Regentropfen klapperten an der Dachrinne, und der Sturmwind ſchlug heulend an die Hausecke, ſie begleiteten in Mißtönen die Worte des Leſenden.

Anton war an ſeinem Schreibtiſch beſchäftigt. Vor ihm lag ein Brief des Juſtizrath Horn, er meldete, daß der Termin zum gerichtlichen Verkauf des Familienguts auf die Mitte des nächſten Winters feſtgeſtellt ſei; gleich nach Bekanntmachung des Termins ſeien mehre Hypotheken des Guts aus einer Hand in die andere übergegangen, wie er fürchte, aufgekauft von einem Speculanten, der ſich hinter verſchiedenen Namen zu verbergen wiſſe. So überdachte Anton in trüber Stimmung die gefährliche Lage des Freiherrn.

In dem Zimmer daneben leiſtete Fink den Damen Geſellſchaft; die Baronin lag in die Kiſſen des Sophas gedrückt, zugedeckt mit einem Tuch Lenorens. Sie ſah ſchweigend vor ſich hin, und nur wenn die Tochter mit zärtlicher Frage zu ihr trat, nickte ſie ihr lächelnd zu und ſprach beruhigende Worte. Lenore war am Fenſter mit einer leichten Arbeit beſchäftigt und hörte mit Entzücken auf die Scherze, durch welche Fink das trübe Grau des Zimmers aufzuhellen wußte. Er war heut trotz dem Regen in der übermüthigſten Laune. Zuweilen klang Lenorens Lachen durch die eichene Thür in Antons Ohr, dann vergaß Anton Güterverkauf und Hypotheken, ſah mit umwölktem Blick auf die Thür und empfand nicht ohne Bitterkeit, daß ein neuer Kampf für ihn und die Familie heranziehe.

Draußen aber ſtrömte der Regen, ſtürmte die Luft. Laut rief der Wind vom Walde her ſeinen Klageruf nach dem Schloß. Von den Wipfeln der Föhren wogten die Nadelbüſchel raſtlos auf das Schloß zu; in den Birnbäumen auf dem Ackerland fuhren die Blätter und die weißen Blüthen zitternd durcheinander. Zornig warf der Sturm die Blüthen zur Erde, ſchlug ſie mit ſeinen Regentropfen feſt auf dem naſſen Boden und heulte: „Herunter mit eurem lachenden Glanz, graue Trauerfarbe ſoll heut tragen, was zum Schloſſe gehört.“ — Von den Bäumen fuhr der Wilde an die Mauern des Schloſſes, er ſchüttelte die Fahnenſtange auf dem Thurm, er ſchleuderte das Waſſer der Wolken in ſchrägen Linien an die Fenſterſcheiben, er fuhr ſtöhnend in den Schlot und donnerte an die Thüren. Zu jeder Oeffnung rief er herein: „Wahret euer Haus!“ So trieb er es ſtundenlang, aber die drin verſtanden nicht ſeine Sprache.

So achtete auch Niemand auf den Reiter, der ſein ermüdetes Pferd in eiligem Jagen durch das Dorf dem Schloſſe zutrieb. Endlich ſchlug der Hammer an das Pfahlwerk des Hofes, ungeduldig tönten die Schläge, und Stimmen wurden laut im Hofe und auf der Treppe. Anton öffnete die Thür, ein bewaffneter Mann, triefend von Waſſer, beſpritzt mit dem Koth der Straße, trat in die Stube.

„Du biſt es!“ rief Anton erſtaunt.

„Sie kommen,“ meldete Karl, ſich vorſichtig umſehend; „machen Sie ſich gefaßt, diesmal gilt es uns.“

„Die Feinde?“ frug Anton ſchnell; „wie ſtark iſt der Haufe?“

„Es iſt kein Haufe, den ich geſehen,“ erwiederte Karl ernſt, „es iſt ein Heer; an die tauſend Senſenmänner, wohl hundert Reiter. Sie ſind auf dem Zuge zum Hauptcorps. Ich höre, ſie haben Befehl, alle polniſchen Männer mitzunehmen und die deutſchen Gemeinden zu entwaffnen.“

Anton öffnete die Thür des Nebenzimmers und bat Fink hereinzukommen.

„Ah,“ rief Fink eintretend, mit einem Blick auf Karl, „wer ſo die halbe Landſtraße in die Stube trägt, bringt nichts Gutes. Von welcher Seite kommt der Feind, Sergeant?“

„Vom Neudorfer Birkenwald her zieht ſich's in hellen Haufen auf uns herunter. Die Leute hier im Dorf ſind in der Schenke verſammelt, trinken Branntwein und zanken.“

„Kein Fanal hat gebrannt, es iſt noch kein Rapport von den nächſten Dörfern gekommen,“ rief Anton am Fenſter. „Haben die Deutſchen in Neudorf und Kunau geſchlafen?“

„Sie ſind ſelbſt überraſcht worden,“ fuhr der Unglücksbote fort; „ihre Wachen hatten ſchon geſtern am Abend den Feind geſehen; er zog eine halbe Meile von Neudorf auf der großen Straße nach Rosmin zu. Als er die Stelle paſſirt hatte, wo der Weg nach Neudorf von der Straße abgeht, wurden die Neudorfer gutes Muthes. Ihre Reiter folgten von fern den Senſenmännern, bis ihnen der letzte Haufe aus dem Geſicht war. In der Nacht aber ſind die Banden umgekehrt, heut Morgen haben ſie das Dorf überfallen, ſie haben gewirthſchaftet wie die Teufel. Der Schulz liegt auf dem Stroh voll Wunden, ein gelieferter Mann, das Alarmhaus iſt in Brand gerathen, dort über den Wald hin müßte man den Rauch ſehen, wenn dieſer dicke Regen nicht wäre. Jetzt haben ſich die Feinde getheilt, ſie durchſuchen die deutſchen Dörfer, ein Trupp zieht nach Kunau, ein Haufe auf unſer neues Vorwerk, ein großer Haufe kommt hierher."

„Wie viel Zeit haben wir noch, die Herren zu empfangen?" frug Fink.

„Bei dem Wetter braucht das Fußvolk eine Stunde bis hierher."

„Iſt der Förſter gewarnt," frug Anton, „und wiſſen ſie's auf dem Vorwerk?"

„Es war keine Zeit ſie anzurufen, das Vorwerk liegt von Neudorf weiter ab als das Gut, ich wäre vielleicht zu ſpät hierher gekommen. Unſer Fanal habe ich angezündet, aber bei dieſem Regen iſt weder Feuer noch Rauch zu ſehen, und jedes Signal iſt vergeblich."

„Wenn ſie nicht für ſich ſelbſt ausgeſehen haben," ſagte Fink beiſtimmend — „wir können nichts weiter für ſie thun."

„Der Förſter iſt ein Fuchs," erwiederte Karl, „den fängt Keiner, aber der Vogt auf dem Vorwerk und des Vogts junge Frau; der Himmel ſei ihnen gnädig!"

„Retten Sie unſere Leute!" rief eine flehende Stimme neben Fink; Lenore ſtand in der Stube, bleich, mit gefalteten Händen.

Anton eilte an die Thür, durch welche Lenore geräuſchlos eingetreten war. „Die gnädige Frau!“ rief er beſorgt.

„Noch hat ſie nichts gehört,“ erwiederte Lenore haſtig; „ſenden Sie nach dem Vorwerk, helfen Sie unſern Leuten!“

Fink ergriff ſeine Mütze. „Führen Sie mein Pferd heraus,“ ſagte er zu Karl.

„Du darfſt jetzt nicht fort,“ rief Anton ihm in den Weg tretend; „ich werde dein Pferd nehmen.“

„Um Vergebung, Herr Wohlfart,“ warf Karl dazwiſchen, „wenn ich das Pferd des Herrn von Fink reiten darf, — ich bin noch im Stande den Weg zu machen.“

„Meinetwegen,“ entſchied Fink. „Den Förſter und wen Sie von Männern auftreiben können, ſenden Sie hierher, die Weiber, die Pferde und Schafe ſchicken Sie nach dem Wald. Der Vogt ſoll ſich mit dem Vieh tief in das Holz hinein ziehen und von den alten Kiefern an der Sandgrube das Schloß beobachten. Sie aber bleiben auf meinem Pferde, das ich leider Ihren Beinen für die nächſten Tage überlaſſen muß. Reiten Sie auf Rosmin zu und ſuchen Sie die nächſte Abtheilung unſerer Truppen, wir laſſen dringend um Hilfe bitten, wo möglich Cavalerie dabei.“

„Unſere Rothmützen ſollen eine Stunde hinter Rosmin ſtehen,“ ſagte Karl im Abgehen; „der Schmied von Kunau rief mir’s zu, als ich bei ihm vorbeiritt.“

„Was Sie von Militär in Bewegung ſetzen, bringen Sie hierher. Während Sie das Pferd ſatteln, ſchreibe ich eine Zeile an den Commandirenden.“

Karl machte militäriſch grüßend Kehrt und ſprang hinunter, Anton mit ihm. Während Karl am Sattelgurt ſchnallte, ſagte Anton eilig: „Im Vorbeireiten ruf’ die Leute auf dem Hofe an, ich gehe ſogleich hinüber. — Armer Junge, du haſt heut noch kaum gefrühſtückt und haſt wenig Ausſicht, in den nächſten Stunden etwas zu bekommen.“ Er ſprang in das Haus zurück, holte aus der Küche eine Flaſche Liqueur, ein Brod und Ueberreſte eines Schinkens, ſteckte die Zehrung in einen Sack und reichte dieſen mit dem Briefe dem Reiter, der gerade im Begriffe war den Hofraum zu verlaſſen.

„Ich danke,“ ſagte Karl, Antons Hand ergreifend, „Sie ſorgen für Alles. Jetzt aber noch eine Bitte an Sie, denken Sie auch an ſich ſelbſt, Herr Wohlfart; dieſe polniſche Wirthſchaft hier und da draußen iſt nicht werth, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen; es gibt bei uns daheim Leute, die es ſchwer ertragen würden, wenn Ihnen etwas zuſtieße.“

Anton ſchüttelte herzhaft die Hand des Treuen. „Lebe wohl, ich werde meine Pflicht thun; vergiß nicht, den Förſter zu uns zu ſchicken, und rette vor Allem die Frau. Das Militär führe auf dem Waldwege hierher.“

„Keine Sorge,“ ſagte Karl luſtig, „der vornehme Braune ſoll heut merken, was ein Commißſchenkel durchſetzen kann.“ Bei dieſen Worten ſchwenkte er ſeine Mütze und verſchwand in geſtrecktem Galopp hinter den Gebäuden des Wirthſchaftshofes.

Anton verriegelte das Thor, dann eilte er in die Wachtſtube und zog die Lärmglocke, er befahl dem Obmann, die Leute antreten zu laſſen, das Hinterthor zu beſetzen und Niemand ohne Anfrage einzulaſſen, auch die Flüchtlinge nicht. „Eßt reichlich und trinkt mit Maß, wir werden heut zu thun bekommen,“ rief er ihnen zu. Oben in ſeinem Zimmer ſtand unterdeß Fink am Tiſche und lud die Gewehre, Lenore reichte ihm von der Wand, was er forderte, ſie war bleich, aber die Augen glühten ihr in einer Aufregung, welche dem eintretenden Anton nicht entging. „Laſſen Sie dieſe ernſten Spielereien uns allein beſorgen,“ bat er zu ihr tretend.

„Es iſt das Haus meiner Eltern, das Sie vertheidigen,“ rief Lenore, „mein Vater iſt außer Stande Sie anzuführen. Sie ſollen um unſertwillen Ihr Leben nicht auf das Spiel ſetzen, ohne daß ich dabei bin.“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte Anton, „Ihre erſte Pflicht iſt jetzt wohl, die Frau Baronin vorzubereiten und in den nächſten Stunden nicht zu verlaſſen."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" rief Lenore die Hände zuſammenſchlagend, legte das Pulverhorn hin und eilte in das Nebenzimmer.

„Ich laſſe die Leute eſſen," ſagte Anton zu Fink. „Von jetzt ab übernimm du den Befehl."

„Gut," erwiederte Fink, „hier iſt deine Ausrüſtung, dieſe Doppelflinte iſt leicht, ein Lauf Kugel, der andere Rehpoſt. Der Kugelſack liegt unter deinem Bett."

„Du gedenkſt eine Belagerung auszuhalten?" frug Anton.

„Wir dürfen uns entweder gar nicht zur Wehr ſetzen und müſſen uns dem freundlichen Wohlwollen der heranziehenden Haufen übergeben, oder wir müſſen uns zu halten ſuchen bis zur letzten Kugel. Auf dieſen äußerſten Fall haben wir uns immer vorbereitet, vielleicht iſt Ergebung das Klügere, ich geſtehe, daß ſie nicht nach meinem Geſchmack iſt. Da aber noch ein Hausherr vorhanden iſt, ſo mag er ſprechen, geh zum Freiherrn."

Anton eilte durch den Corridor nach dem andern Flügel. Schon von Weitem hörte er im Zimmer des Barons heftig mit den Stühlen rücken. Auf ein zorniges Herein! trat er in das Zimmer. Der Freiherr ſtand hoch aufgerichtet in der Mitte der Stube und fuhr ihm entgegen: „Ich höre, daß etwas vorgeht; ich muß es als einen unverzeihlichen Mangel an Aufmerkſamkeit betrachten, daß man mich von nichts unterrichtet."

„Verzeihung, Herr Baron," erwiederte Anton, „vor wenig Minuten iſt die Nachricht angekommen, daß ein feindlicher Haufe von Senſenmännern und Reitern gegen Ihr Gut heranzieht, wir haben in größter Schnelligkeit einen Boten nach dem nächſten Militärcommando geſchickt, dann haben wir das Thor verriegelt und erwarten Ihre Befehle."

„Rufen Sie mir Herrn von Fink," erwiederte der Baron herriſch.

„Er iſt in dieſem Augenblick in der Wachtſtube."

„Ich laſſe ihn bitten, ſich ſogleich zu mir zu bemühen," rief der zornige Herr; „mit Ihnen kann ich über militäriſche Maßregeln nicht ſprechen. Fink iſt Cavalier und ein halber Soldat, ihm will ich die nöthigen Inſtructionen geben. Was warten Sie noch?" fuhr er rauh fort. „Glaubt ihr jungen Leute mit mir ſpielen zu können, weil ich das Unglück habe blind zu ſein? Wer bei mir in Brod und Lohn ſteht, der wenigſtens ſoll meine Befehle reſpectiren."

„Vater!" rief Lenore die Hände zuſammmenſchlagend auf der Schwelle, und ſah mit flehendem Blick auf Anton.

„Sie haben Recht, Herr Baron," erwiederte Anton, „ich bitte Sie um Vergebung, daß ich in der Verwirrung meine erſte Pflicht vergeſſen habe. Ich werde Herrn von Fink im Augenblick herſchicken." Er eilte aus dem Zimmer und benachrichtigte Fink in der Vorhalle von der gereizten Stimmung des Freiherrn.

„Er iſt ein Narr," ſagte Fink.

„Geh nur ſogleich hinauf," bat Anton, „die Frauen müſſen von ſeiner Laune leiden." Darauf hing Anton die Jacke eines Arbeiters um und ſprang durch die Hinterpforte hinaus in den Regen nach dem Wirthſchaftshofe.

Auf dem Hofe ſah er ein wüſtes Durcheinander. Deutſche Familien aus den Nachbardörfern hatten ſich in das Alarmhaus geflüchtet und ſaßen dort mit den Kindern und einigen Stücken ihrer Habe. Es waren wohl an zwanzig Perſonen auf der Tenne gelagert, Männer, Frauen und Kinder; die Weiber jammerten, die Kinder weinten, die Männer ſtarrten finſter vor ſich hin, mehre gehörten zum Landſturm der Dörfer, einer oder der andere war mit ſeiner Flinte bewaffnet. Auf dem Hofraum ſtanden die kleinen Wagen der Flüchtigen. Knechte, Pferde und Kühe rannten durcheinander. Anton rief den Techniker zur Hilfe bei der nöthigen Aufſicht. Dem zuverläſſigſten Knecht und der deutſchen Großmagd übergab er die Ackerpferde und die Rinderherde. Er nahm den Knecht, einen entſchloſſenen Mann, bei Seite und beſprach mit ihm einige Stellen im Dickicht unweit der Sandgrube, wo für Menſchen und Thiere Verborgenheit und einiger Schutz vor dem Wetter zu hoffen war. Dorthin ſollte der Knecht die Herde treiben, und fleißig nach dem Vogt vom Vorwerk ausſehen, der im Walde die Aufſicht zu führen hatte. Dann befahl er der Magd, eine Kuh zurückzulaſſen, öffnete der Herde ſelbſt das Hinterthor und ſah, wie die Leute, mit Lebensmitteln bepackt, auf den Wald zutrieben.

„Was aber thun wir mit den Pferden des Barons und der Fremden?“ frug der Techniker in Eile.

„Sie müſſen mit einigen Wagen ins Schloß, wie es auch gehen mag. Wer weiß, ob wir nicht fliehen, wenn's zum Letzten kommt.“

So ließ Anton ſchnell in die neuangeſtrichenen Wagen Karls einige Säcke Kartoffeln laden, Mehl, Hafer und was von Heubündeln Raum hatte. Auch an die Feuertonne ließ er ein Geſpann hacken und die Tonne mit friſchem Waſſer füllen. Noch immer goß es vom Himmel wie mit Kannen und in dem ſtrömenden Regen warfen die Knechte Säcke, Kaſten und Bündel auf die Wagen; Alles lief durcheinander, weinte und fluchte in deutſcher und polniſcher Sprache. Als Anton unter die Flüchtlinge trat, wurde das Geſchrei der Frauen noch lauter, die Männer umringten ihn und fingen an ihr Unglück zu erzählen, die Kinder hingen ſich um ſeine Füße, es war ein trauriger Anblick. Anton tröſtete: „Vor Allem haltet Ruh, wir werden euch ſchützen, ſo gut wir können. Ich hoffe, daß Militär zu unſerer Hilfe kommt, unterdeß ſollt ihr auf's Schloß in Sicherheit. Ihr habt treu zu uns gehalten in dieſer böſen Zeit; ſo lange wir Brot haben, ſoll es auch euch nicht fehlen.“

Nach einer Viertelſtunde angeſtrengter Arbeit trieb Anton nach dem Schloſſe. Die Knechte fuhren mit den Wagen an der Hinterthür vor, der Trupp der Flüchtlinge folgte. Noch immer kamen Leute an, welche ſich aus den deutſchen Dörfern gerettet hatten, auch der Schmied von Kunau ſtand mit einem Haufen ſeiner Dorfnachbarn vor dem Schloßthor. Der ganze Zug wurde jetzt geordnet und der Reihe nach hereingelaſſen, die Pferde abgeſchirrt, die Wagen entladen. Die Frauen und Kinder führte Anton in zwei Stuben des Unterſtocks, welche zwar finſter aber immer noch behaglicher waren als die Alarmhäuſer oder das regendurchweichte Feld. Die größte Mühe machte das Unterbringen der Pferde; eng aneinander gedrängt ſtand ein Dutzend Thiere unter einem offenen Schuppen, nothdürftig geſchützt vor dem Regen und vor einſchlagenden Kugeln. In die Mitte des Hofraums wurde der Waſſerbottich geſtellt und die Kartoffelwagen an das Pfahlwerk geſchoben, um den Schützen im Nothfall einen Stand zu geben. Darauf wurden die wehrhaften Männer durch den Schmied geſammelt, außer dem Wieſenbauer und vier Knechten waren es noch funfzehn deutſche Coloniſten, die meiſten bewaffnet. Wuchtig tönte ihr Tritt in dem langen Gange des Schloſſes; ſie zogen in die Vorhalle und ſtellten ſich an der Seite der Arbeiter auf. So war die ſtreitbare Macht der Feſtung verſammelt, Fink ging in ſeinem Jagdrock vor der Arbeitercompagnie auf und ab. Anton trat an ihn heran und meldete, was bis jetzt geſchehen war.

„Du bringſt uns Männer," erwiederte Fink, „das iſt in der Ordnung, aber auch einen ganzen Clan Weiber und Kinder, das Schloß iſt voll wie ein Bienenkorb, über ſechzig Mäuler und faſt ein Dutzend Pferde, wir werden trotz deiner Kartoffelwagen noch vor vierundzwanzig Stunden die Steine anbeißen müſſen."

„Konnte ich ſie draußen laſſen?" frug Anton unwillig.

„Sie wären im Walde ebenſo ſicher geweſen als hier," ſagte Fink die Achſeln zuckend.

„Möglich," erwiederte Anton; „aber die Leute im ſtrömenden Regen nach dem Walde zu jagen, ohne Nahrung und in der furchtbaren Angſt einer Flucht ohne Ziel, das wäre eine Grauſamkeit geweſen, die ich nicht verantworten will. Und meinſt du, daß wir die Männer bekommen hätten ohne die Weiber und Kinder?"

„Die Männer wenigſtens können wir brauchen," ſchloß Fink, ſich zu den Angekommenen wendend; „ſorge du für Verproviantirung der Race." Fink gab den Unbewaffneten Gewehre und theilte die Mannſchaft in vier Abtheilungen, die eine für den Hof, zwei für den Unter- und Oberſtock und eine als Reſerve in die Wachtſtube. Dann ließ er ſich durch den Schmied von Kunau und einige Andere genauen Bericht über den Feind abſtatten. Unterdeß war Anton in das unterſte Geſchoß geeilt, dort übergab er dem Wieſenbauer die Aufſicht über die Vorräthe und ließ durch den Diener des Freiherrn Holz und Waſſer zuſammentragen. Ein Sack Kartoffeln und einer mit Mehl wurde in der Nähe des Herdes aufgeſtellt und der große Keſſel über das Feuer geſetzt. Im Herausgehen vertraute er der Köchin, daß eine Milchkuh in den Stall gezogen war, wo das Pferd des Herrn von Fink geſtanden hatte, damit wenigſtens die Herrſchaft in dieſen Tagen die Milch nicht entbehre. Der alten Babette flogen vor Angſt die Hände. „Ach, Herr Wohlfart, was für ein ſchreckliches Unglück," rief ſie, „die Kugeln werden in meine Küche fliegen."

„Behüte," ſagte Anton, „das Fenſter liegt zu tief, es kann Sie keine treffen, kochen Sie ruhig fort. Die Leute ſind ausgehungert, ich werde Ihnen zwei von den fremden Frauen zur Hilfe herunterſchicken."

„Wer wird eſſen bei ſolcher Gefahr!" rief die Köchin.

„Wir alle werden eſſen," beruhigte Anton.

„Befehlen Sie eine Suppe oder Kartoffelbrei?" frug Babette in ihrer Verzweiflung und ſchwenkte mit dem Löffel fieberhaft hin und her.

„Beides, Mütterchen."

Die Köchin hielt ihn zurück. „Aber Herr Wohlfart, es fehlt an Eiern für die Herrſchaft, auch nicht ein Ei iſt im ganzen Hauſe. Gott erbarme, daß das Unglück gerade heute kommen mußte. Was wird der Herr Baron ſagen, wenn er heut Abend kein geſchlagenes Ei bekommt!“

„Zum Teufel mit den Eiern,“ rief Anton ungeduldig; „es wird heut nicht ſo genau genommen.“

Als er zurückkehrte, rief ihm Fink zu: „Die Poſten ſind aufgeſtellt, wir können jetzt ruhig den Anzug erwarten. Ich gehe auf den Thurm und nehme einige Schützen mit. Wenn etwas vorfällt, bin ich dort zu treffen.“

So wurde es leer in der Halle und wieder ſtill im Hauſe. Die Wachen ſtanden ſchweigend und ſtarrten auf den Saum des Waldes; in der Wachtſtube ſaß die Mannſchaft in leiſem Geſpräch, nur unten in den Kinderſtuben hörte der Lärm nicht auf; und ein emſiger Verkehr entſtand zwiſchen den beſetzten Räumen des Unterſtocks und der Küche. In unruhiger Erwartung ſchritt Anton auf und ab, von dem Hauſe in den Hof und wieder in ſein Zimmer, wo er die Papiere des Freiherrn zuſammenband, und durch die Gänge und Stuben, in denen die Bewaffneten ſtanden. So verſtrich eine Viertelſtunde nach der andern, endlich trat Lenore aus dem Zimmer der Mutter und rief: „Die Ungewißheit iſt unerträglich!“

„Auch von dem Vorwerk kommt keine Nachricht,“ erwiederte Anton finſter; „aber der Regen hört auf, und was heut noch geſchehen ſoll, wird im Sonnenſchein vor ſich gehen. Dort zerreißen die Wolken, der blaue Himmel ſcheint durch. — Wie geht es der Frau Baronin?“

„Sie iſt gefaßt,“ ſagte Lenore, „gefaßt auf Alles.“

Beide gingen ſchweigend im Vorſaal auf und ab. Endlich trat Lenore vor Anton und rief mit leidenſchaftlichem Ausdruck: „Wohlfart, es iſt mir fürchterlich, daß Sie um unſertwillen in dieſe Lage gekommen ſind!“

„Iſt dieſe Lage ſo ſchrecklich?“ frug Anton mit trübem Lächeln.

„Für Ihr Gefühl vielleicht nicht,“ ſagte Lenore, „aber Sie opfern uns mehr, als wir verdienen. Wir ſind undankbar gegen Sie, Sie würden in andern Verhältniſſen glücklicher ſein.“ Sie ſtellte ſich an das Fenſter und weinte bitterlich. Erſchrocken trat Anton heran ſie zu beruhigen. „Wenn Sie die lebhaften Aeußerungen Ihres Herrn Vaters von vorhin meinen,“ ſagte er, „ſo iſt kein Grund mich zu bedauern, Sie wiſſen, was wir über dieſen Punkt bereits früher geſprochen haben.“

„Es iſt nicht das allein,“ rief Lenore weinend.

Anton wußte wie ſie, daß es nicht das allein war, er fühlte, daß ein Geſtändniß in den Worten lag. „Was es immer ſein mag,“ ſprach er heiter, „wollen Sie nicht auch mir die Freude gönnen, ein Abenteuer zu erleben? Freilich bin ich ein ungeſchickter Soldat, aber wie es ſcheint, wollen die Feinde mir auch nur wenig Gelegenheit geben, ihnen Schaden zu thun.“

„Niemand dankt Ihnen, was Sie für uns ertragen, Niemand!“ rief Lenore wieder.

„Niemand?“ frug Anton. „Habe ich nicht eine Freundin hier, welche nur zu ſehr geneigt iſt, das zu überſchätzen, was ich etwa thun kann? Lenore, Sie haben mir erlaubt, Ihnen näher zu treten, als in gewöhnlichen Verhältniſſen möglich wird. Rechnen Sie für nichts, daß ich einige von den Rechten eines Bruders an Sie gewonnen habe?“

Lenore ergriff heftig ſeine Hand und drückte ſie. „Auch ich bin in der letzten Zeit anders gegen Sie geweſen, als ich hätte ſein ſollen. Ich bin ſehr unglücklich,“ rief ſie leidenſchaftlich aus. „Keinem Menſchen kann ich geſtehen, was in mir vorgeht, der Mutter nicht, auch Ihnen nicht. Alles Vertrauen habe ich verloren und alle Faſſung.“ Sie preßte ihr Tuch an die Augen.

„Lenore!“ rief ungeduldig der Vater aus ſeinem Zimmer.

„Es iſt jetzt keine Zeit zu Erklärungen,“ ſagte ſie ruhiger;

„wenn wir dieſen Tag überſtanden haben, will ich mir Mühe geben, ſtärker zu ſein als jetzt. Helfen Sie mir dabei, Wohlfart.“

Lenore eilte nach dem Zimmer des Freiherrn, Anton blieb in trüben Gedanken zurück. Unterdeß fiel das helle Sonnenlicht auf den Hofraum des Schloſſes, die Männer gingen aus der Wachtſtube und ſtellten ſich an der Schwelle auf, auch die Weiber drängten aus den finſtern Räumen und mußten mit Ernſt zurückgewieſen werden. Nachdem der erſte Schreck überſtanden war, hatten die Leute wieder Muth und allerlei Gedanken. „Wer weiß, ob ſie das Schloß nicht vergeſſen haben,“ ſagten die Einen, „oder ob ſie den Muth haben uns anzugreifen,“ die Andern, und ein kluger Schneider bewies durch geſchicktes Zuſammenflicken der verſchiedenen Nachrichten, alle polniſchen Röcke ſeien längſt bis hinter Rosmin gezogen. Aber ſo eifrig auch Jeder die Ueberzeugung ausſprach, daß die Gefahr vorüber ſei, ſo hörten doch Alle ängſtlich auf den Tritt der Wachen im Hauſe und ſahen immer wieder nach dem Thurm, ob nicht von dort ein Signal komme. Auch Anton fand das Warten unleidlich, er ſtieg endlich auf den Thurm. Dort war auf der Plattform die befehlende Macht des Schloſſes verſammelt, der blinde Freiherr ſaß auf ſeinem Seſſel, hinter ihm lehnte die hohe Geſtalt Lenorens, welche ihren Sonnenſchirm über die Augen des Vaters hielt; in den breiten Schießſcharten ſaßen vier Büchſenſchützen, oben auf dem Mauerwerk ließ Fink die Beine in die freie Luft hinaushängen und blies die blauen Wolken einer Cigarre in den Wind.

„Nichts zu ſehen?“ frug Anton.

„Nichts,“ erwiederte Fink, „als ein betrunkener Haufe unſerer Dorfleute, welcher dort auf dem Wege nach Tarow abzieht.“ Er wies auf eine dunkle Maſſe, welche gerade im Walde verſchwand. „Es iſt gut, daß wir das Geſindel los ſind. Sie haben Furcht vor den grauen Jupen und halten für rathſamer wo anders zu plündern. Noch iſt jede Stunde Verzögerung ein Gewinn, wir haben eben berechnet, daß Hilfe im beſten Fall vor morgen Mittag nicht zu erwarten iſt. Für einen Beſuch von vollen vier und zwanzig Stunden ſind die Herren hinter'm Walde nicht intereſſant genug. — Ein vortrefflicher Punkt, Herr von Rothſattel, dieſes Dach hier. Zu ſehen iſt nicht viel, etwas Kieferwald, Ihre Felder und Sand. Aber eine glorioſe Höhe zur Vertheidigung. Daß es um das Schloß herum ſo kahl iſt und kein Baum und kein Strauch ſteht, iſt von gefühlvollen Herzen als unangenehm beklagt worden. Ich finde gerade das prachtvoll; mit Ausnahme der erſten Scheuer des Hofes, die immerhin in gerader Linie gegen dreihundert Schritt von dieſem Punkt entfernt iſt, gibt es für einen feindlichen Tirailleur keinen Verſteck, der größer wäre als ein Maulwurfshügel. So weit eine Büchſenkugel reicht, beherrſcht man von hier die Ebene ſouverän. Nur das Gebüſch dort iſt im Wege, ich glaube, es iſt eine Anpflanzung von Fräulein Lenore."

„Ich bekenne mich ſchuldig," ſagte Lenore.

„Wohlan," entgegnete Fink nachläſſig, „dann ſollen Sie die Curkoſten bezahlen, wenn wir getroffen werden. Ein halbes Dutzend Schützen findet Verſteck darin."

„Es iſt Lenorens Lieblingsplatz," ſagte der Freiherr entſchuldigend, „ſie hat dort eine Raſenbank, es iſt die einzige Stelle, wo ſie im Freien ſitzen kann."

„Ah," ſagte Fink, „das iſt etwas Anderes;" er ſah ſich nach Lenore um, ſie war von der Seite ihres Vaters verſchwunden. Gleich darauf wurde das Hofthor geöffnet, Lenore eilte, gefolgt von einigen Arbeitern, auf den Buſch zu. Fink rief verwundert hinunter: „Was wollen Sie, Fräulein?" Lenore machte mit der Hand die entſchloſſene Geberde des Niederſchlagens, ſie ſelbſt faßte ein Fichtenſtämmchen und hob es mit Anſtrengung aller Kräfte aus der Erde. Die Männer folgten ihrem Beiſpiel. Nach wenig Augenblicken war die junge Pflanzung ausgeriſſen. Dann nahm Lenore im Eifer ſelbſt die Hacke und ſchlug auf die Raſenbank, dieſe zu zerſtören.

Anton hatte die Bäume mit dem Fräulein gepflanzt, Beide hatten ſich lebhaft über die gute Wirkung gefreut, die das Gebüſch hervorbrachte, täglich war ſeitdem Lenore dort geweſen, jeder von den kleinen Stämmen war ihr ein perſönlicher Freund. Jetzt ſah Anton ſchweigend der Vernichtung zu, zuletzt konnte er ſich nicht enthalten mit einiger Kälte zu ſagen: „Die ſchwache Pflanzung hätte uns wenig geſchadet, du haſt ſicher eine unnütze Zerſtörung veranlaßt.“

„Ei,“ erwiederte Fink, „Fräulein Lenore handelt wie ein vorſichtiger Feſtungscommandant. Die erſte Bravour ſolcher Talente iſt immer, die Anlagen um ihre Feſtung zu raſiren, und dieſes Gebüſch kann an jedem Frühlingstage wieder geſetzt werden. — Tragt das Holz weiter ab nach dem Wirthſchaftshofe,“ rief er den Männern zu, „werft auch die hölzerne Einfaſſung des Brunnens auseinander, ſchafft die Bohlen nach dem Hofe und verdeckt die Oeffnung.“

Als Lenore wieder hinter den Stuhl des Freiherrn trat, nickte er ihr zu wie ein älterer Genoſſe dem jüngern, nahm ſein Fernrohr und unterſuchte wieder den Rand des Waldes.

So blieb die Geſellſchaft wohl eine Stunde lang, Niemand hatte Luſt zu ſprechen; was Fink gelegentlich ſcherzte, fiel auf unfruchtbaren Boden. Anton ſtieg hinunter, die Leute in Ordnung zu halten, aber es trieb ihn wieder auf die Zinne, und wie die Andern ſah er unverwandt nach dem Waldwege. Endlich ſagte Fink nach längerem Stillſchweigen, ſeine Cigarre wegwerfend: „Es wird Abend, wir erweiſen unſern Gäſten zu viel Ehre, wenn wir dabei beharren, ſie in ſolcher ſtiller Andacht zu erwarten. Als die Nachricht von dem Anmarſch zu uns kam, waren Wohlfart und ich hier im Hauſe nöthig, und da Karl in der Ferne meinem armen Pferde die Beine bricht, ſo hatten wir Niemand, den wir als Patrouille zum

Recognoſciren ausſchicken konnten. Jetzt rächt ſich dieſe Unterlaſſungsſünde, wir ſitzen hier im Bau gefangen und die Leute ermüden, bevor der Feind kommt. Es wird unvermeidlich, daß ſich einer von uns mit ein paar Leuten auf die Gäule wirft und weitere Nachricht über den Feind einholt. Dieſe Stille iſt unnatürlich, man ſieht auf dem ganzen freien Felde keinen Menſchen, keinen auf all den Feldwegen, es ſcheint mir ſeltſam, daß ſeit zwei Stunden keine Flüchtlinge mehr vom Walde her kommen, auch die Rauchwolke auf Neudorf zu iſt verſchwunden."

Anton ſchickte ſich ſchweigend an, den Thurm zu verlaſſen. „Geh, mein Sohn," ſagte Fink, „nimm dir die ſicherſten Leute mit, ſieh nach, wie es im Dorfe ſteht, und hüte dich vor dem Kieferwald. Halt, noch einen Augenblick, ich will den Wald noch einmal mit dem Fernrohr durchſuchen." Er ſah lange hin, betrachtete jeden Baum und ſetzte das Rohr endlich ab. „Es iſt nichts zu ſehen," ſagte er nachdenkend. „Trügen die Herren, die wir erwarten, etwas Anderes als Bauerſenſen, ſo müßte man annehmen, daß eine Teufelei im Werk wäre. So aber iſt Alles Ungewißheit. Hüte dich vor dem Walde."

Anton verließ den Thurm, rief den Techniker und zwei Knechte, ließ das Pferd des Barons und drei der ſchnellſten Ackerpferde losbinden und vom Schmied das Thor öffnen. Die Reiter ritten zuerſt auf den Wirthſchaftshof. Alles war ſtill und im tiefſten Frieden. Die Hühner, welche Karl vor einigen Wochen gekauft hatte, ſcharrten auf dem Miſt, ſeine Tauben gurgelten auf dem Strohdach, ein kleiner Hund, der mit dem Schmied aus Kunau gelaufen war, hatte ſich unterdeß ſelbſt zum Wächter des verlaſſenen Hofes gemacht und bellte die Reiter argwöhniſch an. Geſchloſſen trabten ſie durch das Dorf vor die Schenke, die Schenkſtube war leer. Anton rief nach dem Wirth. Nach einer Weile kam der Mann bleich an die Thüre geſtürzt und ſchlug die Hände zuſammen, als er Anton ſah. „Gerechter Gott, Herr Wohlfart, daß Sie noch hier ſind; ich habe geglaubt, Sie wären längſt mit der Herrſchaft geflüchtet nach Rosmin oder unter unſere Soldaten. Gott, iſt das ein Unglück! Der Bratzky iſt hier in der Stube geweſen und hat die Leute aufgeredet gegen die Herrſchaft im Schloſſe und gegen die Deutſchen. Er konnte ſie aber nicht dazu bringen, daß ſie vor das Schloß rückten. So iſt der größte Theil der Dorfleute auf Tarow zu den Polen gezogen, die zurückgeblieben ſind, haben ſich verſteckt; ich bin dabei zu vergraben, was ich in der Eile wegſchaffen kann."

„Wo ſtehn die Feinde jetzt?" frug Anton.

„Ich weiß es nicht," rief der Schenkwirth, „aber ich weiß, daß es iſt ein großes Heer, auch Uhlanen dabei in Uniform."

„Wißt ihr, ob der Wald ſicher iſt nach Neudorf zu?"

„Wie kann er ſicher ſein, es iſt in den letzten Stunden Niemand von Neudorf hergekommen. Wäre der Weg frei, ſo müßte jetzt das halbe Dorf hier ſein, in meiner Schenke oder bei Ihnen auf dem Schloß."

„Ihr habt Recht. Wollt ihr die Banden hier erwarten?" frug Anton, zum Abritt bereit; „ihr ſeid im Schloſſe ſicherer."

„Wer weiß!" rief der Wirth. „Ich kann nicht fort; wenn ich gehe, wird mir verwüſtet der ganze Kretſcham."

„Aber eure Weiber?" frug Anton, das Pferd anhaltend.

„Ich muß Leute haben zur Hilfe," klagte der verzweifelte Wirth. „Wenn ſie auch jung ſind, ſie müſſen es durchmachen. Da iſt die Rebekke, meiner Schweſter Kind, ſie iſt aus einer Familie, die gewöhnt iſt an den Handel. Sie verſteht das Weſen mit den Bauern, ſie weiß Geld zu kriegen, auch wenn einer ganz betrunken iſt. „Rebekke," rief er zurück, „der Herr Wohlfart laſſen dich fragen, ob du willſt auf's Schloß, daß du ſicher biſt vor den wilden Männern." Das volle Geſicht Rebekka's, von röthlichem Haar eingefaßt, tauchte aus dem Kellerloch des Hauſes hervor.

„Was thu' ich mit dem Schloß, Onkel?" rief ſie unſchloſſen. „Wie heißt wilde Männer? Unſre Bauern ſind die wildeſten Männer in der ganzen Gegend, wenn ich mit den fertig werde, werde ich auch fertig mit den andern. Die Muhme hat verloren ihren Kopf, es muß doch ein Menſch da ſein, der mit den Gäſten hantirt. Ich bedanke mich, gnädiger Herr, ich fürchte mich nicht; die Herren, welche ſind bei den Hauſen, werden nicht leiden, daß mir Einer etwas anthut.“

„Vorwärts, ihr Männer!“ rief Anton. Sie trabten weiter durch das Dorf, alle Thüren waren geſchloſſen, aus den kleinen Fenſtern ſah hier und da ein Frauenkopf verſtört den Reitern nach. So kamen ſie auf dem breiten Feldweg bis in die Nähe des Waldes. „Wo der Weg in den Wald hineinläuft,“ ſagte der eine Knecht zu Anton, „iſt zur linken Hand junges Holz. Dort können viele hundert Mann im Verſteck liegen und wir ſehen ſie nicht, ſie werden uns wegputzen oder den Weg nach dem Schloſſe abſchneiden.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Anton, „wir reiten über das Feld bis an die hintere Seite des jungen Schlages, dort ſtehen die Stämme einzeln, wir können hinein und wieder zurück. Von dort ſuchen wir zu Fuß das junge Holz ab.“ So lenkten ſie von der Straße, ritten über das Blachfeld, und ihre Pferde betraten in Schußweite von der Schonung den Wald. „Jetzt herunter von den Pferden,“ ſagte Anton zu den Knechten. Anton und die Knechte gaben die Zügel dem Techniker, nahmen die Gewehre in die Hand und ſchritten vorſichtig an das Buſchwerk. „Schießt hinein,“ befahl Anton, „und dann zurück zu den Pferden, ſo ſchnell ihr laufen könnt.“ Die Schüſſe raſſelten in das junge Holz, einige Secunden darauf antwortete ein unregelmäßiges Feuer aus mehren Gewehren, ein lautes Geſchrei folgte. Die Kugeln pfiffen über den Kopf Antons, aber die Entfernung war nicht gering, und im ſchnellen Lauf kamen die Männer unbeſchädigt zu ihren Pferden. „Galopp, wir wiſſen genug. Sie waren nicht ſo ſchlau, ruhig zu bleiben." Flüchtig raſſelte die kleine Schaar auf der Landſtraße dem Schloſſe zu, hinter ihnen klang der laute Ruf ihrer Verfolger. Athemlos kamen die Reiter vor dem Schloſſe an, im Hofe fand Anton Alles alarmirt. Fink erwartete ihn am Eingange.

„Du hatteſt Recht," rief ihm Anton entgegen, „ſie lagen im Hinterhalt, gewiß ſchon mehre Stunden, vielleicht war ihnen zumeiſt daran gelegen, dich oder uns beide auf dem Wege nach Neudorf zu faſſen. Sie hätten dann das Schloß ohne Kampf in die Hände bekommen."

„Wie viel mögen ihrer ſein?" frug Fink.

„Du ſahſt, wir hatten keine Zeit zum Zählen," entgegnete Anton. „Sicher iſt ein Haufe vorgeſchoben und die größere Maſſe liegt weiter hinten im Walde."

„Wir haben ſie aufgeſtört," erwiederte Fink, „jetzt können wir ihren Beſuch erwarten. Es iſt unſerer Leute wegen beſſer jetzt vor Sonnenuntergang als bei Nacht."

„Sie kommen!" rief Lenorens Stimme vom Thurme herunter.

Die Freunde eilten auf die Plattform. Als Anton über die Zinne des Thurmes ſah, neigte die Sonne zum Untergang. Der Himmel ſtrahlte in blendender Goldfarbe und verwandelte das Grün der Wälder in bräunliche Bronze. Aus dem Waldwege trabte ein Trupp Reiter, etwa eine halbe Schwadron, in geordnetem Zuge auf das Dorf zu, mehr als hundert Mann zu Fuß folgten, der erſte Zug mit Gewehren, der andere mit Senſen bewaffnet. Das ſchöne Abendlicht umſtrahlte die Geſtalten auf dem Thurme. Ein Käfer ſummte luſtig um Antons Ohr, und oben in der Luft klang das Abendlied der Lerche. Unterdeß zog unten die Gefahr heran. Immer näher wand ſie ſich auf dem gekrümmten Wege, eine dunkle langgeſtreckte Maſſe, unhörbar, nur dem Auge erkenntlich. Vor dem Ohre ſummte der Käfer fort, und die Lerche ſang weiter in ihrem Freudenlied. Endlich verſchwand der Zug hinter den erſten Hütten des Dorfes. Es waren Augenblicke lautloſer Stille, Alle ſahen unverwandt auf die Stelle, wo der Feind wieder ſichtbar werden mußte; neben Anton ſtand Lenore, ſie umklammerte mit der Linken ein Gewehr und hielt die Rechte in einer Jagdtaſche, in der ihre Hand, ohne daß ſie es wußte, die Kugeln klappernd in Bewegung ſetzte. Als die Reiter in der Mitte des Dorfes ſichtbar wurden, griff Fink an ſeine Mütze und ſagte feierlich: „Jetzt auf unſere Poſten, ihr Herren. Du, Anton, habe die Güte, den Freiherrn hinunterzuführen.“ Als Anton den Blinden ſtützend die Stufen herabſtieg, wies er zurück auf Lenore, welche unbeweglich auf den heranziehenden Feind hinſtarrte. „Auch Sie, gnädiges Fräulein, bitte ich, an Ihre Sicherheit zu denken,“ fuhr Fink fort.

„Ich bin am ſicherſten hier,“ erwiederte Lenore trotzig und ſtieß mit dem Kolben ihres Gewehres auf den Stein. „Sie werden nicht verlangen, daß ich jetzt den Kopf in das Sopha drücke, wo Sie im Begriffe ſind, um das Leben zu ſpielen.“

Fink ſah voll Bewunderung in das ſchöne Antlitz und ſagte: „Ich habe nichts dagegen. Wenn Sie ſich entſchließen können, auf dieſem Seſſel Platz zu nehmen, ſo ſind Sie hier ſo ſicher, wie irgendwo im Schloß.“

„Ich werde vorſichtig ſein,“ erwiederte Lenore mit einer abwehrenden Bewegung der Hand.

„Und ihr verbergt euch hinter der Mauer, meine Knaben,“ ſagte Fink, „hütet euch, eine Schulter oder den Zipfel eurer Mütze zu zeigen; und feuert nicht eher, als bis ich euch mit dieſem Schreihals ein Zeichen gebe, ihr werdet den Ton auch hier oben hören.“ Er holte eine breite Pfeife von fremdartigem Ausſehen hervor. „Auf Wiederſehen,“ ſagte er, Lenoren mit ſtrahlendem Blick betrachtend.

„Auf Wiederſehen,“ antwortete Lenore ihren Arm erhebend, und ſah dem Hinabſteigenden nach, bis die Thür hinter ihm zufiel.

In der Vorderhalle fand Fink den Freiherrn. Der arme Herr war durch die Spannung des langen Tages und durch das Gefühl ſeiner Unbrauchbarkeit da, wo er thätig zu ſein für ein Vorrecht ſeines Standes hielt, in einen Wirbel von ſchmerzlichen Empfindungen verſetzt. In frühern Jahren hätte er jede perſönliche Gefahr mit der beſten Haltung durchgemacht. Wie ſehr ſeine Kraft gebrochen war, zeigte ſich jetzt, wo es ihm nicht gelang, ſeine Faſſung zu bewahren. Seine Hände griffen unruhig umher, als ſuchten ſie eine Waffe, und ein ſchmerzliches Stöhnen drang aus tiefer Bruſt herauf. „Mein gütiger Gaſtfreund,“ redete Fink ihn an, „da Ihre Unpäßlichkeit Ihnen noch unbequem machen muß, mit den Fremden zu verhandeln, ſo bitte ich Sie um Erlaubniß, dies in Ihrem Namen zu thun.“

„Sie haben Vollmacht, lieber Fink,“ erwiederte der Freiherr mit heiſerer Stimme; „in der That iſt das Befinden meiner Augen nicht ſo, daß ich hoffen kann etwas zu nützen. Ein jämmerlicher Krüppel!“ rief er laut und bedeckte das Geſicht mit ſeinen Händen. Fink wandte ſich achſelzuckend ab, öffnete einen Schieber in der eichenen Bohlenthür, welche beſtimmt war, auf die noch nicht aufgeſchüttete Rampe zu führen, und ſah hinaus.

„Erlauben Sie mir,“ bat Anton den Freiherrn, „Sie an einen Platz zu führen, wo Sie den Kugeln nicht unnöthig ausgeſetzt ſind.“

„Bekümmern Sie ſich nicht um mich, junger Mann,“ ſagte der Freiherr; „es iſt heut an mir weniger gelegen als an dem ärmſten Tagelöhner, der um meinetwillen ein Gewehr in die Hand nimmt.“

„Haſt du mir noch etwas aufzutragen?“ ſagte Anton zu Fink, ſein Gewehr ergreifend.

„Nichts,“ erwiederte dieſer lächelnd, „als daß du deine Vorſicht nicht vergißt, wenn du ſelbſt ins Handgemenge kommſt. Gute Geſchäfte.“ Er ſtreckte ihm die Hand hin, Anton ergriff ſie und eilte in den Hof.

„Jetzt begutachten die Feinde Ihre Wirthſchaft,“ ſagte Fink zu dem Freiherrn; „in wenig Augenblicken werden wir die Herren hier haben. Da kommen ſie, Reiter und Fußvolk. Sie machen Halt an der Scheuer, ein Reitertrupp avancirt, es iſt der Stab, hübſche Jungen darunter, ein paar elegante Pferde, ſie reiten außer Schußweite um das Schloß. Sie ſind vorſichtiger, als ich erwartete. Sie ſuchen einen Eingang, wir werden ſogleich den Hammer am Hinterthor hören.“

Alles blieb ſtill. „Merkwürdig,“ ſagte Fink. „Es ſcheint mir Kriegsgebrauch, die Beſatzung vor dem Angriff zur Uebergabe aufzufordern; dort aber kommen die Offiziere um das Schloß herum in Carriere zu ihrem Fußvolk zurück. Hat ihnen Wohlfart ſolchen Schrecken eingejagt, daß ſie ventre à terre geflohen ſind?“

Das Dröhnen der Pferdehufe und der dumpfe Tritt des Fußvolkes wurde gehört.

„Wetter,“ fuhr Fink fort, „das ganze Corps marſchirt wie zur Parade auf unſerer Seite des Schloſſes auf; wenn ſie von dieſer Seite Ihre Feſtung erſtürmen wollen, ſo müſſen ſie merkwürdige Begriffe von Berennung eines feſten Platzes haben. Sie machen Front gegen uns, zweihundert Schritt Diſtance. Das Fußvolk zwei Mann hoch in der Mitte, die Reiter an den Flügeln. Ganz römiſche Schlachtordnung, der reine Julius Cäſar. Seht, ſie haben einen Tambour, der Kerl tritt vor, das Geklapper, welches Sie hören, iſt ein Trommelwirbel. — Ah! der Anführer reitet vor die Front. Er kommt heran und hält gerade vor dieſer Thür. Die Artigkeit erfordert, daß wir nach dem Begehr dieſes Herrn fragen.“ Fink faßte den ſchweren Riegel der Thür und ſchob ihn zurück, die Thüre flog auf, Fink trat auf die Schwelle, den Eingang deckend, die Doppelflinte nachläſſig in der Hand. Als der Reiter die ſchlanke Geſtalt im waidgerechten Coſtüm ſo ruhig vor ſich ſtehen ſah, parirte er ſein Pferd und griff an den Hut, Fink dankte durch eine leichte Neigung des Kopfes.

„Ich wünſche den Beſitzer dieſes Gutes zu ſprechen," rief der Reiter hinauf.

„Nehmen Sie unterdeß mit mir vorlieb," antwortete Fink, „ich ſtehe an ſeiner Stelle hier."

„So ſagen Sie dem Gutsherrn, daß wir einen Befehl der Regierung in ſeinem Hauſe zu erfüllen haben," rief der Reiter.

„Möge Ihre Ritterlichkeit mir die Frage erlauben, welche Regierung ſo leichtſinnig war, Ihnen einen Befehl für den Freiherrn von Rothſattel zu übergeben. Wie ich höre, ſind hier zu Lande die Anſichten über Regierung in Unordnung gekommen."

„Das polniſche Central-Comité iſt Ihre wie meine vorgeſetzte Behörde," rief der Reiter.

„Es iſt ſehr artig von Ihnen, daß Sie einem Central-Comité die Dispoſition über Ihren Hals einräumen; Sie werden uns erlauben, in dieſem Punkte der entgegengeſetzten Anſicht zu ſein."

„Sie ſehen, daß wir die Mittel haben, Gehorſam für die Befehle des Gouvernements zu erzwingen, und ich rathe Ihnen, uns nicht durch Widerſetzlichkeit zur Anwendung von Gewalt zu zwingen."

„Ich danke Ihnen für dieſen Rath, und würde Ihnen noch mehr verbunden ſein, wenn Sie in Ihrem Dienſteifer nicht vergeſſen wollen, daß der Grund, auf dem Sie ſtehen, kein öffentlicher Marſtall, ſondern Privateigenthum iſt, und daß fremde Pferdehufe ihre Sprünge darauf nur mit Bewilligung des Gutsherrn machen dürfen. So viel ich weiß, haben Sie dieſe nicht eingeholt."

„Genug der Worte, mein Herr," rief der Reiter ungeduldig; „wenn Sie in der That das Recht haben den Beſitzer dieſes Gutes zu vertreten, ſo fordere ich Sie auf, den Zugang zu dieſem Schloß ohne Verzug zu öffnen und Ihre Waffen auszuliefern."

„Leider,“ erwiederte Fink, „bin ich in der unbequemen Lage, Ihren Wunſch nicht zu gewähren. Ich füge noch die Bitte hinzu, daß Sie nebſt den Herren in zerriſſenen Stiefeln, welche dort hinten ſtehen, ſo ſchnell als möglich dieſen Ort verlaſſen. Meine jungen Leute ſind gerade im Begriff zu unterſuchen, ob ſie die Maulwürfe unter ihren Füßen treffen können. Es würde uns leid thun, wenn wir dabei die nackten Zehen Ihrer Begleiter beſchädigen ſollten. — Gehen Sie, mein Herr!“ rief er, plötzlich ſeinen nachläſſigen Ton verändernd, mit einem ſo kräftigen Ausdruck von Zorn und Verachtung, daß das Pferd des Reiters bäumte und der Mann nach der Piſtole im Holſter griff.

Während dieſer Unterredung hatten ſich die Reiter und einzelne Haufen des Fußvolks näher herangezogen, um die Worte des Geſprächs aufzufangen. Mehr als einmal ſenkte ſich ein Flintenlauf, er wurde aber jedesmal durch einzelne Reiter, welche ihr Pferd vor die Reihe der Bewaffneten drängten, zurückgeſchlagen. Bei den letzten Worten Finks legte eine wüſte Geſtalt in einer alten Friesjacke die Waffe an, ein Schuß knallte, die Kugel fuhr neben Finks Wange in die Bohlen der Thür. In demſelben Augenblick erſcholl in der Höhe ein unterdrückter Schrei, an der Zinne des Thurmes flammte es hell auf, der vorſchnelle Geſell ſtürzte getroffen auf den Boden. Der Parlamentär warf ſein Pferd herum, die Angreifer fuhren zurück, und Fink verſchloß die Thür. Als er ſich umwandte, ſtand Lenore auf dem erſten Abſatz der Treppe, das abgeſchoſſene Gewehr in der Hand, die großen Augen verſtört auf Fink geheftet. „Sind Sie verwundet?“ rief ſie außer ſich.

„Durchaus nicht, mein treuer Kamerad,“ rief Fink. Lenore warf das Gewehr weg und ſank zu den Füßen ihres Vaters nieder, ihr Geſicht auf ſeinem Knie verbergend. Der Vater beugte ſich über ſie, faßte ihr Haupt mit den Händen, und die nervöſe Erſchütterung der letzten Stunden verurſachte, daß ein convulſiviſches Schluchzen über ihn kam. Die Tochter umſchloß leidenſchaftlich die bebende Geſtalt des Vaters und hielt ihn lautlos in ihren Armen. So hielten ſie einander umſchlungen, ein gebrochenes Leben und ein anderes, in welchem die Glut des Lebens zu hellen Flammen aufſchlug. Fink ſah zum Fenſter hinaus, die Feinde hatten ſich zurückgezogen, die Führer ritten außer Schußweite zuſammen, wie es ſchien, zur Berathung. Schnell trat er zu Lenore, und die Hand auf ihren Arm legend, ſagte er: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie ſo entſchloſſen die Strafe an dem Elenden vollzogen. Jetzt bitte ich Sie, mit Ihrem Herrn Vater dieſe Stelle zu verlaſſen. Wir werden uns beſſer halten, wenn nicht die Sorge um Sie unſer Auge vom Feinde abzieht." Lenore ſchreckte bei ſeiner Berührung zuſammen, und eine heiße Röthe ſtieg ihr auf Wangen und Stirn.

„Wir werden gehen," antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „komm, mein Vater." Sie führte den Freiherrn, der ihr widerſtandslos folgte, die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter. Dort rang ſie mit Heldenkraft nach Faſſung, ſie ſetzte ſich an das Lager der Kranken und erſchien den Abend nicht wieder in Finks Nähe.

„Jetzt ſind wir unter uns," rief Fink den Wachen zu, „jetzt kurze Diſtance und ruhiges Zielen. Wenn ſie an dieſen Steinhaufen ſtürmen, ſo ſollen ſie ſich nichts als blutige Köpfe holen."

So ſtand er mit ſeinen Genoſſen und ſah mit ſcharfem Auge auf die Reihen der Gegner. Dort war große Rührigkeit, einzelne Abtheilungen zogen nach dem Dorf, die Reiter ritten auf der Straße hin und her, es war etwas im Werke. Endlich ſchleppte ein Trupp dicke Breter und eine Reihe leerer Wagen herbei. Die obern Theile derſelben wurden heruntergehoben und die Untergeſtelle in einer Reihe aufgefahren, die Deichſeln vom Schloß ab, die Hinterräder dem Schloß zugekehrt; dann wurden Breter auf dem Boden übereinander genagelt und Schirmdächer gemacht, welche, durch Stangen ſchräge an dem Hintertheil der Wagen befeſtigt, einige Fuß über das Wagengeſtell vorragten und fünf bis ſechs Männern erträglichen Schutz gaben.

„Bittet Herrn Wohlfart, ſich hierher zu bemühen,“ rief Fink einem der Schützen zu.

„Hier wurde geſchoſſen,“ frug Anton in die Halle tretend, „iſt Jemand verwundet?“

„Dieſe dicke Thür, und einer von dem Geſindel dort,“ entgegnete Fink. „Sie gaben vom Thurm ohne Befehl Antwort auf den erſten Schuß der Feinde.“

„Im Hofe iſt kein Feind zu ſehen. Vorhin kam ein Trupp Reiter an das Thor, einer wagte ſich bis dicht an die Planken und verſuchte durchzuſehen. Als ich mich aber über den Zaun erhob, ſtob er wie entſetzt davon.“

„Sieh dorthin,“ ſagte Fink, „ſie machen ſich ein Familienvergnügen, kleine Barrikaden. So lange dies Abendlicht uns zu ſehen verſtattet, iſt die Gefahr nicht groß. Aber in der Nacht können ſie mit dieſen Räderdächern nahe genug heran.“

„Der Himmel bleibt klar,“ ſagte Anton, „es wird eine helle Sternnacht.“

„Wenn ich nur wüßte,“ ſagte Fink, „weshalb ſie die Tollheit haben, gerade die ſtärkſte Seite unſerer Feſtung anzugreifen. Es iſt nicht anders, dein friedliches Geſicht hat auf ſie gewirkt wie das Haupt der Gorgo. Du wirſt von jetzt ab als Scheuche verſchrieben werden in allen Slavenkriegen.“

Es war dunkel geworden, als das Hämmern an den Wagen aufhörte. Ein Commando wurde gehört, die Befehlshaber riefen einzelne Leute bei Namen an die Deichſeln, ſechs bewegliche Dächer fuhren mit großer Schnelligkeit etwa dreißig Schritt vor der Vorderſeite des Schloſſes auf.

„Jetzt gilt's,“ rief Fink. „Bleibe hier und wahre den Unterſtock.“ Fink ſprang die Treppe hinauf, die lange Reihe der Vorderzimmer war geöffnet, man konnte von einem Ende des Hauſes zum andern ſehen. „Hütet eure Köpfe," rief er den Wachen zu. Gleich darauf fuhr eine unregelmäßige Salve nach den Fenſtern des Oberſtocks, der bleierne Hagel raſſelte durch die Glasſcheiben, klirrend flogen die Splitter auf die Dielen. Fink ergriff ſeine Pfeife, ein gellender Ton drang mit langen Schwingungen durch das ganze Haus, oben vom Thurm und aus beiden Stockwerken antworteten die Salven der Belagerten. Und jetzt folgten von beiden Seiten unregelmäßig die knatternden Schüſſe. Die Belagerten waren im Vortheil, ihr Schutz war beſſer und die Dunkelheit in den Zimmern größer als im Freien. In den kurzen Pauſen hörte man Finks laute Stimme: „Ruhig, ihr Männer, deckt euch!" Er war überall, ſein leichter Tritt, der helle Klang ſeines Zurufs, zuweilen ein wildes Scherzwort ermuthigten jeden Schützen des Hauſes. Sie erfüllten mit Entzücken und Schauer auch die Seele Lenorens, welche das Fürchterliche ihrer Lage nicht mehr empfand und bei den krampfhaften Bewegungen des Vaters und dem leiſen Stöhnen der Mutter nicht verzweifelte, denn wie ein Gruß des Heils tönten die Worte des geliebten Mannes in ihr Ohr.

Wohl eine Stunde dauerte der Kampf um die Mauern des Hauſes. Finſter lag der rieſige Bau in dem matten Licht der Sterne, kein Licht, keine Geſtalt war von außen zu erblicken, nur der Feuerſtrahl, welcher zuweilen aus einer Ecke der Fenſteröffnungen herunterfuhr, verkündigte den draußen, daß tötliches Leben im Schloſſe war. Wer durch die Zimmerreihe ſchritt, der konnte hier und da eine dunkle Geſtalt hinter dem Schatten eines Pfeilers erkennen, er ſah vielleicht das Auge in Spannung glänzen und das Haupt ſich vorbeugen, um eine Blöße des Feindes zu erſpähen. Wohl keiner der Männer, welche jetzt Kriegsdienſte thaten, war an blutige Arbeit gewöhnt, vom Pfluge, von der Werkſtatt, aus jeder Art von friedlicher Thätigkeit waren ſie hier zuſammengekommen, und ängſtliche Spannung, fieberhafte Erwartung war den ganzen Tag über auch im Geſicht der Stärkſten ſichtbar geweſen.

Jetzt ſah Anton mit einem düſtern Behagen, wie ruhig er ſelbſt und wie muthig die Leute waren. Sie waren in Thätigkeit, ſie arbeiteten; noch bei dem tötlichen Werke der Zerſtörung war die Kraft zu erkennen, die jedes emſige Thun dem Menſchen gibt. Nach den erſten Schüſſen luden die auf der Vorderſeite ſo beſonnen, als übten ſie ihr gewöhnliches Tagewerk. Das Geſicht des Knechtes ſah nicht ſorgenvoller aus, als wenn er zwiſchen ſeinen Ochſen hindurch auf die Ackerfurche blickte, und der gewandte Schneider faßte Rohr und Kolben ſeiner Waffe mit derſelben Gleichgültigkeit, wie das Holz ſeines Bügeleiſens. Nur die Wachen im Hofe waren unruhig, aber nicht aus Furcht, ſondern weil ſie mißvergnügt waren über die eigene Unthätigkeit. Zuweilen verſuchte ein kecker Geſell ſich hinter Antons Rücken in das Haus zu ſtehlen, um auf der Vorderſeite ſeinen Schuß abzufeuern, und Anton mußte den Techniker an die Hofthüre poſtiren, um das muthige Entweichen zu hindern.

„Nur einmal, Herr Wohlfart, laſſen Sie mich auf das Volk ſchießen,“ bat ein junger Burſch aus Neudorf flehentlich.

„Wartet,“ erwiederte Anton, „auch ihr werdet daran kommen, in einer Stunde löſt ihr die auf der Vorderſeite ab.“

Unterdeß ſtiegen die Sterne auf, immer höher, auf beiden Seiten wurden die Schüſſe ſpärlich, wie eine Ermüdung kam es über beide Theile.

„Unſere Leute haben die beſſere Kraft,“ ſagte Anton zu dem Freunde, „die im Hofe ſind nicht mehr zu halten.“

„Das Ganze iſt nicht viel mehr als blindes Schießen,“ erwiederte Fink; „ſie verſuchen zwar ehrlich zu zielen, aber es iſt doch zumeiſt Zufall, wenn eine Kugel Unglück anrichtet. Außer einigen leichten Verwundungen iſt uns kein Schade geſchehen, und ich glaube, die dort unten haben das Vergnügen auch nicht viel theuerer bezahlt.“

Man vernahm das Rollen der Wagen. „Horch, ſie fahren ihre Streitwagen zurück.“ Das Feuern hörte auf, auf der ganzen Linie verſchwanden die dunkeln Maſſen in der Nacht. „Laß ablöſen,“ fuhr Fink fort, „und wenn du haſt, gib ihnen etwas zu trinken, denn ſie haben ſich als brave Männer gezeigt. Dann erwarten wir ruhig die Fortſetzung des Werks.“

Anton ließ eilig einige Stärkungen unter die Mannſchaft vertheilen und durchſchritt das ganze Haus, die Mannſchaft ablöſend und die Räume vom Boden bis zum Keller unterſuchend. In den Frauenſtuben des Unterſtocks hörte er ſchon von Weitem ein klägliches Chaos von Stimmen. Als er eintrat, fand er die kahlen Wände durch eine kleine Küchenlampe nothdürftig erhellt, der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf der Streu kauerten und lagen in kleinen Häufchen die Frauen und Kinder neben ihren Sachen. Die Frauen drückten ihre Angſt durch jede Art von leidenſchaftlichen Bewegungen aus, manche hoben unaufhörlich die Hände in die Höhe und riefen die Hilfe des Himmels an, ohne etwas Anderes zu empfinden als unendliche Angſt, andere ſtarrten verzweifelt vor ſich hin, ganz betäubt durch die Schrecken der Nacht; den behaglichſten Eindruck machten noch die Kinder, welche mit ganzer Seele heulten und ſich um nichts weiter kümmerten. In dieſem Jammer lagen drei kleine Kinder, mit den Köpfen auf ein Bündel Betten gelehnt, und ſchliefen, die Händchen geballt, ſo ruhig, wie in ihrer Bettſtelle zu Haus, und eine junge Frau ſaß in der Ecke, wiegte ein ſchlummerndes Kind in den Armen und ſchien alles Uebrige zu vergeſſen. Endlich trat ſie, immer auf ihr Kind ſehend, leiſe zu Anton heran und frug, wie es ihrem Manne gehe.

Unterdeß zündeten die Feinde draußen große Feuer an, ein Theil der Bewaffneten ſaß an den Flammen, man ſah, daß ſie Töpfe an das Feuer trugen und ihre Abendkoſt kochten. Auch in dem Dorfe ging es laut her, man hörte dort ſchreien und commandiren, und von der Höhe ſah man überall

Lichter und ein ſtarkes Hin- und Herlaufen auf der Dorfſtraße. „Das ſieht nicht aus wie Ruhe," ſagte Anton.

In dem Augenblick pochte laut der Hammer am Hinterthor; die Freunde ſahen einander an und ſprangen ſchnell in den Hof. „Rothſattel und Rebhühner," murmelte eine Stimme, die Loſung improviſirend. „Der Förſter!" rief Anton. Er ſchob die Verrammelung zurück und ließ den Alten ein. „Schließen Sie zu," ſagte der Förſter, „ſie ſind mir auf der Spur. Guten Abend allerſeits; ich komme fragen, ob Sie mich brauchen können?" — „Schnell ins Haus," rief Anton, „dort erzählen Sie."

„Im Walde iſt Alles ſtill wie in der Kirche," ſagte der Förſter. „Auf der Waldwieſe am Erlenbach liegt das Vieh, auch der Schäfer iſt mit ſeinen Creaturen dort. Der Vogt hält die Wache. Ich habe mich in der Finſterniß als Schleichpatrouille in das Dorf gedrückt und komme Sie zu warnen. Da es mit dem Schießen nicht geglückt iſt, wollen's die Schufte mit Feuer verſuchen. Sie haben den Theer und die Wagenſchmiere aus dem ganzen Dorfe zuſammengeſucht, die Kienſpäne der Bauerweiber aus den Höfen geholt, und wo ſie eine Oellampe fanden, haben ſie dieſe über Reißigbündel ausgegoſſen."

„Sie wollen das Hofthor in Brand ſtecken?" frug Fink.

Der Förſter verzog ſein Geſicht. „Das Hofthor iſt es nicht, vor dem haben ſie eine Höllenfurcht. Weil Sie doch Artilleriewagen und eine Haubitze im Hofraum haben." — „Artillerie?" riefen die Freunde erſtaunt. „Ja," nickte der Förſter; „ſie haben durch die Schießlöcher des Zauns blaue Wagen geſehen und Pferde und eine Lafette."

„Karls neue Kartoffelwagen und die Beſpannung," rief Anton, „und die Feuertonne."

„Die wird wohl die Haubitze ſein," erwiederte der Förſter. „Auf meinem Wege hierher guckte ich von hinten in den Hof der Schenke und lauerte, ob ich einen Bekannten erwiſchen könnte. Da kam die Rebekka mit Waſſereimern in den Hof gelaufen, ich pfiff leiſe und rief ſie hinter den Stall. „Seid ihr auch da, alter Schwede?“ ſagte das tolle Ding, „nehmt euch nur in Acht, daß ſie euch nicht eins an den Kopf brennen; ich habe keine Zeit, mich mit euch abzugeben, ich muß die Herren bedienen, ſie wollen Kaffe trinken.“ „Warum nicht gar Champagner,“ ſagte ich. „Sie ſind wohl recht artig, die Herren, du hübſches Schickſel,“ ſagte ich, denn mit Floretten gewinnt man die Weiber. „Ihr ſeid ſelber ein häßlicher Schekez,“ ſagte das Mädchen und lachte mich an, „macht, daß ihr fortkommt.“ „Sie werden dir doch nichts thun, kleine Rebekka?“ ſagte ich wieder und kniff ſie ein wenig in die Backen. „Das geht euch nichts an, ihr Hexenmeiſter,“ ſagte wieder der kleine Molch, „wenn ich ſchreie, kommt mir die ganze Stube zu Hilfe. Ich will nichts mit euch zu thun haben.“ „Sei nicht ſo widerſpenſtig, mein Kind,“ ſagte ich, „ſei ein gutes Mädel; fülle mir die Flaſche hier und bringe ſie mir heraus. Man muß in ſchlechten Zeiten etwas für ſeine Freunde thun.“ Darauf riß mir das Ding die Flaſche aus der Hand und ſagte: „Wartet, aber haltet euch ſtill,“ und rannte mit ihren Eimern zurück. Nach einer Weile kam ſie wieder und brachte mir die Buddel ganz gefüllt, Kümmel und Korn, es iſt ein gutmüthiges Geſchöpf. Und als ſie mir die Flaſche gab, rief ſie mir noch zu: „Wenn ihr zu den jungen Herren im Schloß kommt, ſo ſagt ihnen, daß die dadrin große Angſt vor ihrer Artillerie haben; ſie haben uns ausgefragt, ob es wahr wäre, daß ſie eine Kanone hätten. Ich habe ihnen geſagt, ich wüßte wohl, daß ſo ein großes Ding auf dem Gut ſein müßte.“ — So ſchlich ich mich wieder fort und kroch im Graben bei Kerlen mit Senſen vorbei, die hinter unſerm Hof auf Wache ſtehn. Als ich ihnen an die hundert Schritt vor war, riß ich aus, ſie ſakermenterten hinter mir her. So ſteht's.“

„Das mit dem Feuer iſt ein unbequemer Einfall,“ ſagte

Fink; „wenn ſie das Handwerk verſtehen, können ſie uns ausräuchern wie Dachſe.“

„Dieſe Schwelle iſt von Stein und die dicke Thür iſt hoch über dem Boden,“ ſagte der Förſter.

„Ich fürchte nicht die Flammen, ſondern den Rauch und die Helle,“ entgegnete Fink; „wenn ſie unſere Fenſter erleuchten, ſo werden die Leute noch ſchlechter treffen. Unſer Glück iſt, daß die Herren auf engliſchen Sätteln, welche den Feind anführen, bis jetzt ſchwerlich andere Feſtungen eingenommen haben, als ſolche, die durch einen Unterrock verſchanzt waren. Wir wollen alle Leute ins Vorderhaus werfen und hinten nur die nothwendigſten Wachen halten, und wollen Rebekka's Lüge vertrauen.“

Neue Patronen wurden ausgetheilt und eine neue Eintheilung der Mannſchaft vorgenommen, in die Thurmhallen des Unter- und Oberſtocks und oben auf die Plattform wurde mehr Mannſchaft geſtellt; unten commandirte der Schmied, im Oberſtock Anton, der Förſter blieb mit einem kleinen Trupp in Reſerve. Und es war Zeit, denn wieder hörte man in der Ferne ein lautes Geſumm, Commandowörter, den Tritt der Heranziehenden und das Rollen der Wagen.

„Haltet die Kugel im Lauf,“ rief Fink, „und ſchießt nur auf das Volk, das ſich an die Thür herandrängt.“

Die Wagen mit dem Breterdach fuhren auf wie vorher, ein polniſches Commando erklang und ein heftiges Feuer der Feinde begann, diesmal ausſchließlich auf die verhängnißvolle Thür und die Fenſter in der Nähe gerichtet. Wie mächtige Schläge donnerten die Kugeln an die Thür und das Mauerwerk, mehr als eine fand ihren Weg durch die Fenſteröffnungen und ſchlug über den Häuptern der Vertheidiger an die Decke. Fink rief den Förſter: „Sie ſollen etwas wagen, Alter, ſtellen Sie Ihre Leute am Hinterthor auf, öffnen Sie die Pforte, ſchleichen Sie dicht am Haus herum und faſſen Sie die Geſellen hinter den drei Wagen links, die ſich zu nahe an das

Haus gewagt haben, von der Seite. Rücken Sie ihnen nah auf den Leib, Sie können die Mannſchaft raſiren, wenn Sie gut zielen. Die Wagen haben keine Deckung, ehe das Geſindel von hinten herzuläuft, ſind Sie wieder zurück. Seien Sie ſchnell und vorſichtig, ich gebe Ihnen mit der Pfeife ein Zeichen, wenn Sie aus dem Schatten der Mauer hervorbrechen ſollen.“

Der Förſter nahm ſeine Leute zuſammen und eilte in den Hof, Fink ſprang in den Oberſtock zu Anton. Immer heftiger wurde das Feuer der Feinde. „Diesmal wird es grimmiger Ernſt,“ ſagte Anton. „Auch unſere Leute gerathen in Hitze.“ — „Dort kommt die Gefahr,“ rief Fink und wies durch die Mauerluke auf eine hohe unförmige Maſſe, welche ſich langſam näher ſchob. Es war ein Erntewagen, breit und zu mächtiger Höhe beladen, der von unſichtbarer Hand regiert gerade auf die Mitte des Schloſſes zu fuhr. „Ein Brander! oben glänzen die gelben Strohſchütten. Ihre Abſicht iſt klar, ſie haben ſich an die Deichſel geſtemmt und ſtoßen den Wagen gegen die Thür. Jetzt gilt es zu zielen, keiner der Wichte, welche ihn heranſtoßen, darf zurück.“ Er flog die Treppe zum Thurm hinauf und rief den Männern, die auf der Plattform poſtirt waren, zu: „Alles hängt jetzt von euch ab; ſobald ihr die Leute ſeht, welche den Wagen dort vorwärts ſchieben, gebt Feuer; wo ihr einen Schädel oder ein Bein erkennt, gebt Feuer. Wer an dieſem Wagen ſtößt, muß getötet werden.“

Langſam kam der Wagen näher, Fink erhob den Doppellauf ſeiner Büchſe und preßte den Kolben an die Wange. Zweimal zielte er und zweimal ſetzte er unzufrieden wieder ab. Der Wagen war ſo hoch beladen, daß es unmöglich wurde, die Geſtalten, welche ihn fortſchoben, zu erkennen. Es waren Augenblicke ängſtlicher Spannung von beiden Seiten, auch das Feuer der Feinde hörte auf, alle Blicke hingen an dem friedlichen Wagen, der jetzt den erbitterten Streit zum tötlichen Ende bringen ſollte. Endlich wurde der Rücken der Hinterſten, welche an der Spitze der Deichſel drückten, ſichtbar. Ein Doppelblitz fuhr aus Finks Büchſe, zwei gellende Schreie wurden gehört, der Wagen blieb ſtehen, die Stoßenden drängten ſich dicht an einander, man erkannte zwei dunkle Schatten am Boden. Fink lud, um ſeine Lippen ſchwebte ein wildes Lächeln. Ein wüthendes Schießen nach dem Thurm war die Antwort der Feinde. Einer der Leute auf dem Thurm wurde in die Bruſt geſchoſſen, ſein Gewehr fiel über die Mauer hinab und raſſelte auf den Boden, der Mann ſtürzte zu Finks Füßen nieder. Fink warf einen halben Blick auf den Gefallenen und ſchlug die zweite Kugel in den Lauf. Da flogen einige Geſtalten mit Windeseile aus der Dämmerung an den Wagen heran, ein kräftiger Zuruf wurde gehört, und wieder ſetzte ſich die Maſchine in Bewegung. „Brave Jungen,“ murmelte Fink, „ſie ſind dem Tode verfallen.“ Es wurde mehr von den Körpern an der Deichſel ſichtbar. Wieder legte Fink an und dicht hintereinander flogen vom Thurm die tötlichen Kugeln an die Deichſel des Wagens. Wieder ein Wehruf, aber der Wagen bewegte ſich vorwärts. Nicht mehr dreißig Schritt war er von der Thür, es war die höchſte Zeit. Da klang der gellende Ton der Knochenpfeife langgezogen durch die Nacht, aus den Fenſtern des Oberſtocks flog die feurige Salve, und von der linken Seite des Hauſes erhob ſich ein lautes Geſchrei. Der Förſter brach vor, ein Haufe dunkler Schatten ſtürzte gegen das Breterdach, das der Hausecke zunächſt ſtand, ein Augenblick Handgemenge, einige Schüſſe; erſchreckt liefen die überfallenen Feinde von den Dächern zurück in das freie Feld. Zum dritten Male traf der tötliche Doppelblitz vom Thurme die Deichſel des Erntewagens, von paniſchem Schreck ergriffen ſtürzten auch aus ſeinem Schatten die Leute rückwärts nach der rettenden Finſterniß. Nicht zu ihrem Heil. Vom Thurme und aus den Fenſtern des Oberſtocks trafen verfolgende Kugeln die Schutzloſen. Die im Schloſſe erkannten, daß mehr als einer zuſammenbrach. Hinten erhob ſich zorniges Geſchrei, im Schnellſchritt rückte eine dunkle Linie vor, ihre Flüchtlinge aufzunehmen. Ein allgemeines Feuer der Maſſen gegen das Haus begann. Dann zog ſich der Feind mit derſelben Schnelligkeit zurück, mit der er vorgedrungen war, er zog die Gefallenen und die Breterwagen mit ſich aus der Schußlinie. Nur der Brander, eine dunkle Maſſe, ſtand noch einige Schritt von der Thür. Das Feuer hörte auf, auf den tötlichen Kampf folgte eine unheimliche Stille.

In der Halle des Oberſtocks traf Anton mit Fink zuſammen, gleich darauf kam der Förſter. Schweigend ſuchte jeder der Freunde in dem matten Dämmerlicht zu erkennen, ob der andere unverletzt vor ihm ſtand. „Vortrefflich gemacht, Förſter,“ rief Fink. „Erbitten Sie Einlaß beim Freiherrn und ſtatten Sie Bericht ab.“

„Und bitten Sie Fräulein Lenore, Ihnen die Mittel zu einem Verband zu geben, wir haben Verluſte gehabt,“ ſagte Anton traurig und wies auf den Boden der Halle, wo an die Wand gelehnt zwei Männer ſaßen und ſtöhnten.

„Hier kommt noch ein dritter,“ antwortete Fink, auf einen dunklen Körper weiſend, welcher langſam durch zwei Männer die Thurmtreppe herabgetragen wurde. „Ich fürchte, der Mann iſt tot, er lag wie ein Stück Holz zu meinen Füßen.“

„Wer iſt es?“ frug Anton ſchaudernd.

„Borowski, der Schneider,“ erwiederte halblaut einer der Träger.

„Welch eine furchtbare Nacht!“ rief Anton ſich abwendend.

„Daran dürfen wir jetzt nicht denken,“ ſagte Fink, „das Menſchenleben iſt nur etwas werth, wenn man den Gleichmuth hat, daſſelbe bei paſſender Gelegenheit zu quittiren. Die Hauptſache iſt, daß wir uns dieſe Brandfackel vom Halſe gehalten haben; es iſt nicht unmöglich, daß es den Schelmen noch gelingt ſie anzuſtecken, ſie wird da, wo ſie ſteht, wenig Schaden thun.“

In dieſem Moment glänzte ein heller Schein durch die Schießlöcher des Thurmes. Alles ſtürzte an die Fenſter. Von dem abgewandten Theil des Wagens flammte ein blendendes Licht auf, und mit einem plötzlichen Ruck krachte die ſchwere Maſſe an die Mauer des Hauſes. Ein einzelner Mann ſprang von dem Wagen zurück, ein Dutzend Gewehre flog im Nu gegen ihn in Anſchlag.

„Halt!“ rief Fink mit durchdringender Stimme, „es iſt zu ſpät, ſchont ihn, er iſt ein Braver, das Unglück iſt geſchehen.“

„Merci, Monsieur; à revoir,“ rief eine Stimme von unten, und der Mann ſprang unverletzt vom Hauſe weg in die Finſterniß.

Im Nu ſtand der Wagen in Brand, aus dem Stroh und Reißig, womit er auf der Höhe beladen war, ſtiegen züngelnd die gelben Flammen, und durch die lodernde Glut fuhren praſſelnd weiße Feuergarben nach allen Richtungen auf. Das Haus war von plötzlichem Lichte erhellt, der Qualm drang maſſenhaft durch die zertrümmerten Fenſter.

„Das iſt Pulver,“ rief Fink. „Ruhig, ruhig, ihr Männer. Wir halten die Feinde ab, wenn ſie wieder eindringen; du, Anton, ſieh, ob du das Feuer bewältigſt.“

„Waſſer!“ riefen die Leute, „dort brennt das Fenſterkreuz.“

Und draußen erklang neuer Commandoruf, die Trommel wirbelte, und mit wildem Siegesgeſchrei rückte der Feind in einer Schützenkette an das Haus. Von Neuem begann das Feuer der Belagerer, um das Löſchen des Brandes zu verhindern. Aus dem Waſſerbottich im Hofe wurde Waſſer heraufgebracht und an die züngelnde Flamme des Fenſters gegoſſen; es war eine gefährliche Arbeit, denn die Front des Hauſes war erleuchtet, und auf jede Geſtalt, welche ſichtbar wurde, richteten ſich die Schüſſe der Angreifenden, welche immer kecker herandrängten. Aengſtlich ſahen die Vertheidiger nach der Flamme und erwiederten nur unſicher das Feuer der Gegner. Auch die Wachen im Hofe ſahen mehr hinter ſich als nach vorn, die Unordnung wurde allgemein, der Augenblick der höchſten Gefahr war gekommen, Alles ſchien verloren.

Vom Thurme rief ein Mann herab: „Sie bringen kurze Leitern aus dem Dorfe, man ſieht die Aexte in ihrer Hand.“

„Sie wollen über den Breterzaun, ſie ſchlagen die Fenſter im Unterſtock ein,“ riefen die Männer erſchrocken durcheinander. Der Förſter ſtürzte nach dem Hof, Fink riß einige Männer in ſeiner Nähe fort nach dem Flügel des Hauſes, auf welchen ein Haufe mit Leitern heranzog. Alles ſchrie durcheinander, ſelbſt Finks drohender Zuruf drang nicht mehr in das Ohr der Leute.

Da eilten einige Männer mit Stangen aus dem Hofe an die Thür der Vorhalle. „Macht Platz!“ rief eine ſtämmige Geſtalt, „hier iſt Schmiedearbeit.“ Der Mann riß die Riegel der Thür zurück, die Thüröffnung war vollſtändig geſchloſſen durch den brennenden Wagen. Mit der ſchweren Stange ſtieß der Schmied trotz Rauch und Flammen aus Leibeskräften in das brennende Holz des Wagens. „Helft mir, ihr Haſen,“ ſchrie er im zornigen Eifer.

„Er hat Recht,“ rief Anton, „heran, ihr Männer!“ Breter und Deichſelſtangen wurden herzugeſchleppt, und in dem Qualm drangen die Männer unermüdlich vorwärts und drückten und ſtachen in die glühende Maſſe. Mehr als einmal mußten ſie zurückweichen, aber immer wieder trieb der Schmied in das Feuer hinein. Endlich gelang es dem Kunauer, als er nach oben ſtach, einzelne Garben von der Höhe herunterzuwerfen. Man ſah durch die lodernde Flamme am Obertheil der Thür den dunkeln Nachthimmel, ein Luftzug entſtand, der Rauch wurde weniger erſtickend. „Jetzt haben wir die ganze Beſcherung,“ rief er frohlockend, ein brennendes Bund nach dem andern flog auf den Boden; dort brannten die einzelnen Flammenhäufchen unſchädlich nieder. Immer ſchneller wurde der Wagen entladen, brennende Federbetten und Holzſcheite fielen herab. Anton ließ die Thür zur Hälfte ſchließen, weil jetzt die feindlichen Kugeln durch die Flammen des Wagens ſchlugen, die Arbeiter mußten ihre Hebel von der Seite handhaben. Die Wagenleitern fielen verkohlt herunter, und mit einem frohen Ruf ſetzten die Arbeiter ihre Stangen nebeneinander an das Wagengerüſt und ſchoben die Trümmer des Wagens einige Schritte vom Thore ab. Die Thüre wurde ſchnell wieder geſchloſſen und die Leute, ſchwarz wie Teufel, mit verbrannten Kleidern, wünſchten einander laut Glück.

„Solche Nacht macht gute Freundſchaft,“ rief der Schmied vergnügt und ergriff in der Freude ſeines Herzens Antons Hand, die nicht weniger geſchwärzt war als die ſeine. — Unterdeß ſchmetterten die Aexte der Belagerer an den Verſchlag mehrer Fenſter des Unterſtocks, die abgelöſten Breter krachten und Finks Stimme erſcholl: „Schlagt ſie mit dem Kolben hinunter!“ Anton und der Schmied warfen ſich an die Fenſter, durch welche die Belagerer einzudringen ſuchten. Auch dort war die gefährlichſte Arbeit gethan, als ſie herzurannten. Fink kam ihnen entgegen, die blutige Axt eines Inſurgenten in der Hand, er ſchleuderte die Axt von ſich und rief dem Haufen Antons entgegen: „Schlagt neue Breter an die Fenſter, ich hoffe, die Schlächterei iſt zu Ende.“

Noch einige Salven von draußen und einzelne Schüſſe vom Thurm, dann wurde es wieder ſtill im Schloß und auf der Ebene; noch ſchimmerten die Wände des Hauſes von röthlichem Licht, aber der Schein wurde matter und grauer. Draußen erhob ſich der Wind und trieb den Rauch, der aus den Fenſtern wirbelte und aus den verbrannten Trümmern vor der Thür aufſtieg, die Mauern entlang in die Finſterniß. Die reine Nachtluft füllte wieder den Corridor und die Halle, und ruhig glänzte das Sternenlicht herunter auf die Geſichter der Vertheidiger, auf tiefliegende Augen und bleiche Wangen. Die Kräfte der Kämpfenden waren erſchöpft, im Hauſe wie draußen auf dem Felde.

„Welche Stunde der Nacht iſt?“ frug Fink und trat zu

Anton, der durch die Schießlöcher der Halle die Bewegungen des Feindes beobachtete. „Mitternacht vorüber,“ erwiederte Anton. Sie ſtiegen zum Thurme hinauf und ſahen in der Runde umher. Der Anger um das Schloß war leer. „Sie haben ſich ſchlafen gelegt, die Guten,“ ſagte Fink; „auch die Feuer dort unten verglühen, aus dem Dorfe klingen noch einzelne Stimmen herüber. Nur die Schatten dort zeigen an, daß wir umſtellt ſind. Sie haben eine Poſtenkette in weitem Bogen rings um das Haus geführt, das ſind unſere Nachtwächter. Wir haben einige Stunden Friede vor uns. Und da wir morgen bei Tageslicht ſchwerlich ausſchlafen werden, müſſen unſere Leute dieſe Stunden benutzen. Laß nur die nöthigſten Wachen ſtehen, und die Poſten in zwei Stunden ablöſen. Wenn du nichts dawider haſt, geh' auch ich zu Bett. Laß mich wecken, ſobald ſich draußen etwas regt. Die Nachtpoſten wirſt du ſehr gut beſorgen, das weiß ich.“ So wandte ſich Fink ab und ging in ſein Zimmer, wo er ſich auf das Bett warf und nach einigen Augenblicken ruhig einſchlief. Anton eilte in die Wachtſtube, vertheilte mit dem Förſter die Poſten und beſtimmte die Reihenfolge der Ablöſung. „Ich ſchlafe doch nicht,“ ſagte der Alte, „erſtens in meinen Jahren und dann als Jäger; ich will, wenn's Ihnen recht iſt, die Nachtwache anführen und überall zum Rechten ſehen.“

Noch einmal ſah Anton in den Hof und die Ställe, auch hier war die Ruhe eingekehrt, nur die Pferde ſchlugen unruhig auf den harten Boden. Leiſe öffnete er die Thür der Frauenſtuben, dort in dem zweiten Zimmer hatte man die Verwundeten niedergelegt. Als er eintrat, ſaß Lenore auf einem Schemel neben dem Strohlager, zu ihren Füßen zwei der fremden Frauen. Er beugte ſich über das Lager der Verwundeten, die farbloſen Geſichter und das verworrene Haar der Armen ſtachen grell ab gegen die weißen Kiſſen, welche Lenore von ihrem Bett gerafft hatte. „Wie ſteht's mit ihnen?“ frug Anton leiſe. „Wir haben verſucht, die

Wunden zu verbinden,“ erwiederte Lenore; „der Förſter ſagt, daß Beide Hoffnung geben.“

„Dann,“ fuhr Anton fort, „überlaſſen Sie den Frauen die Pflege und benutzen auch Sie die Stunden der Ruhe.“

„Sprechen Sie mir nicht von Ruhe,“ ſprach Lenore aufſtehend, „Sie ſind in dem Zimmer des Todes.“ Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn in die andere Ecke, dort zog ſie an einem dunkeln Mantel und wies auf eine menſchliche Geſtalt, welche darunter lag.

„Er iſt tot!“ ſagte ſie mit klangloſer Stimme; „als ich ihn mit dieſen Händen aufrichtete, iſt er geſtorben. An meinem Kleide hängt ſein Blut, und es iſt nicht das einzige, das heut vergoſſen worden. Ich bin es geweſen,“ rief ſie mit wildem Ausdruck und drückte krampfhaft Antons Hand, „ich habe den Anfang gemacht mit dieſem Blutvergießen. Wie ich den Fluch ertragen ſoll, weiß ich nicht. Wenn ich noch wohin gehöre in der Welt, ſo iſt es in dieſes Zimmer. Laſſen Sie mich hier, Wohlfart, und ſorgen Sie nicht mehr um mich.“

Sie wandte ſich ab und ſetzte ſich wieder auf den Schemel an das Strohlager. Anton deckte den Mantel über den toten Mann und verließ ſchweigend das Zimmer.

Er ging nach der Wachtſtube und ergriff das Gewehr. „Ich gehe auf den Thurm, Förſter,“ ſagte er.

„Jeder hat ſeine eigene Art,“ brummte der Alte. „Der Andere iſt klüger, er ſchläft aus. Aber es wird friſch dort oben, ohne Mantel ſoll er nicht bleiben.“ Er ſchickte einen Mann mit einem Bauermantel hinauf und befahl ihm, bei dem Herrn oben zu warten. Anton ließ den Mann zum Schlaf niederſetzen und wickelte ſich in die warme Hülle. So ſaß er ſchweigend und ſtützte ſein Haupt an die Mauer, über welche ſich Lenore gebeugt hatte, als ſie hinunter ſchoß. Und ſeine Gedanken flogen über die Ebene fort, aus der finſtern Gegenwart in die unſichere Zukunft. Er ſah über den Kreis der feindlichen Wachen und über den dunkeln Ring der Kiefer-

Wälder, welche ihn hier gefangen hielten und ihn feſt banden an Verhältniſſe, die ihm jetzt ſo fremd und abenteuerlich vorkamen, als läſe er ſie ab aus einem Buche. Sein eigenes Schickſal betrachtete er mit müdem Blick gleichmüthig wie ein fremdes, und ruhig konnte er hineinblicken in die Tiefen ſeiner Seele, die ihm ſonſt das wogende Gefühl des Tages verbarg. Er ſah ſein vergangenes Leben vor ſich vorüberziehen, die Geſtalt der Edeldame auf dem Balkon des Schloſſes, das ſchöne Mädchen auf dem Kahn unter ihren Schwänen, den Kerzenglanz im Tanzſalon, die traurige Stunde, wo die Edelfrau ihren Schmuck in ſeine Hände legte, alle Augenblicke, wo Lenorens Auge ſo liebevoll das ſeine geſucht hatte, alle dieſe Zeiten ſah er vor ſich und deutlich erkannte er den Zauber, den ſie um ihn gelegt hatten: Alles, was ſeine Phantaſie gefeſſelt hatte, ſein Urtheil beſtochen, ſeinem Selbſtgefühl geſchmeichelt, das erſchien ihm jetzt als eine Täuſchung.

Ein Irrthum war's ſeiner kindiſchen Seele, den die Eitelkeit groß gezogen hatte. Ach ſchon längſt war der glänzende Schein zerronnen, der dem armen Sohn des Calculators das Leben der Ritterfamilie ſtark, edel, begehrungswerth gezeigt hatte. Ein anderes Gefühl war an die Stelle getreten, ein reineres, eine zärtliche Freundſchaft zu der Einzigen, die in dem Kreiſe ſich ſtark erhalten hatte, als die Andern zerbrachen. Und jetzt löſte auch ſie ſich von ihm. Er fühlte, daß es ſo war und immer mehr geſchehen mußte. Er fühlte das in dieſer Stunde ohne Schmerz als etwas Natürliches, was nicht anders kommen konnte. Und er fühlte, daß er ſelbſt dadurch frei wurde von den Banden, welche ihn hier feſt hielten. Er erhob ſein Haupt und ſah über die Wälder hinüber in die Ferne. Er ſchalt ſich, daß ihm dieſer Verluſt nicht mehr Schmerzen bereitete, und gleich darauf, daß er einen Verluſt fühlte. War im Grunde ſeiner Seele doch ein ſtilles Begehren geweſen? hatte er das ſchöne Mädchen für ſeine Zukunft zu erwerben gedacht? hatte er davon geträumt, in der Familie, für die er jetzt arbeitete, heimiſch zu werden für immer? Wenn er in einzelnen Stunden der Schwäche dies Gefühl gehabt hatte, jetzt verurtheilte er es. Er war nicht immer gut geweſen, er hatte im Stillen eigennützig auch an ſich gedacht, wenn er Lenore ſah. Das war unrecht geweſen, und ihm geſchah ſein Recht, daß er jetzt allein ſtand unter Fremden, in Verhältniſſen, die ihn wund drückten, weil ſie nicht klar waren, in einer Lage, aus der auch ſein Entſchluß ihn nicht löſen konnte, nicht jetzt, und ſchwerlich in der nächſten Zukunft.

Und doch fühlte er ſich frei. „Ich werde meine Pflicht thun und nur für ihr Glück ſorgen,“ ſagte er laut. — Aber ihr Glück? Er dachte an Fink und an das Weſen des Freundes, das ihm ſelbſt immer wieder imponirte und ihn ſo oft ärgerte. Würde er ſie wieder lieben, und würde er ſich feſſeln laſſen in dieſen Verhältniſſen? „Arme Lenore!“ ſeufzte er.

So ſtand Anton, bis der helle Schein vom Nordrand des Horizonts herüberzog auf Oſten zu, und von dort ein fahles Grau am Himmel aufſtieg, der ſchauerbringende Vorbote der Morgenſonne. Da ſah Anton noch einmal auf die Landſchaft um ſich herum, ſchon konnte er die Wachen der Landleute zählen, die zu zweien das Schloß umſtanden; hier und da blinkte ein Senſenſpieß in hellerem Licht. Anton beugte ſich nieder und weckte den Mann, der neben der Blutlache des getöteten Kameraden eingeſchlafen war, dann ſtieg er herunter in die Wachtſtube, warf ſich auf das Stroh, das ihm der Förſter ſorgſam auseinander ſchüttelte, und ſchlief ein, gerade als die Lerche aus dem feuchten Boden aufflog, um durch ihren fröhlichen Ruf die Sonne herbeizuholen.

5.

Nach einer Stunde weckte der Förſter den Schlafenden. Anton fuhr auf und ſah verdutzt in die fremdartige Umgebung.

„Es iſt faſt Sünde Sie zu ſtören," ſagte der ehrliche Alte; „draußen iſt Alles ruhig, nur die Reiterei der Feinde iſt auf dem Wege nach Rosmin abgezogen."

„Abgezogen?" rief Anton, „ſo ſind wir frei."

„Bis auf das Fußvolk," ſagte der Förſter, „es kommen immer noch zwei auf einen von uns. Sie halten uns feſt. — Und noch etwas habe ich zu ſagen. In der Tonne iſt kein Waſſer mehr. Die Hälfte haben unſere Leute ausgetrunken, das Uebrige iſt ins Feuer gegoſſen. Ich für meinen Theil mache mir nichts aus dem Getränk, aber das Schloß iſt voll Menſchen, ohne einen Trank werden ſie ſchwerlich den Tag aushalten."

Anton ſprang auf. „Das war ein ſchlechter Morgengruß, mein Alter."

„Der Brunnen iſt caſſirt," fuhr der Alte fort, „aber wenn wir jetzt eine von den Frauen an den Bach ſchickten? Die Wachen würden den Weibern nicht viel thun, vielleicht würden ſie ihnen nicht wehren, einige Eimer Waſſer zu holen."

„Einige Eimer," ſagte Anton, „die werden uns wenig nützen."

„Es iſt doch etwas für's Herz," erwiederte der Alte, „man müßt' es eintheilen. Wenn die Rebekka hier wäre, die ſchaffte uns Waſſer. So müſſen wir es mit einer Andern wagen. Die Sacramenter dort ſind nicht ſchlecht gegen die Frauenzimmer, wenn nämlich dieſe Dreiſtigkeit haben. Wenn es Ihnen recht iſt, will ich's mit einem von unſern Bälgern verſuchen."

Der Förſter rief in die Küche hinunter: „Suska!" Das Polenkind ſprang aus dem Kellerraum herauf.

„Höre, Suska," ſagte der Förſter bedächtig, „wenn der Herr Baron aufwacht, wird er friſches Waſſer verlangen; das Waſſer im Schloſſe iſt zu Ende, zum Trinken haben wir Bier und Schnaps genug, aber welcher Chriſtenmenſch kann ſich in Bier die Hände waſchen? Nimm ſchnell die Eimer und hole uns Waſſer, lauf' hinunter zum Bach, du wirſt ſchon mit den Nachbarn dort fertig werden. Schwatze aber nicht lange mit ihnen, ſonſt kriegen wir ein Donnerwetter vom Herrn. — Und hör', frage die Nachbarn doch, wozu ſie noch mit ihren Spießen daſtehn, ihre Reiter ſind ja ſchon abgeritten. Wir haben nichts dawider, wenn die dort unten ſich auch fortmachen.“

Willig ergriff das Mädchen die Waſſereimer, der Förſter öffnete die Hofthür und die Kleine trabte dem Waſſer zu. Mit unruhiger Erwartung ſah ihr Anton nach. Das Mädchen kam bis an den Bach, ungehindert und ohne ſich um den Poſten zu kümmern, der etwa zwanzig Schritt vor ihr ſtand und ihr neugierig zuſah. Endlich ging einer der Senſenmänner auf ſie zu, das Mädchen ſetzte den Eimer zu Boden, ſchlug die Arme übereinander, und Beide fingen eine friedliche Unterhaltung an. Zuletzt ergriff der Senſenmann die Eimer, bückte ſich ſelbſt zum Waſſer hinunter und reichte die gefüllten dem Mädchen. Langſam brachte die Kleine ihre vollen Eimer zurück, der Förſter öffnete wieder das Thor und ſagte ſchmunzelnd: „Brav, Suſanne. Was hat denn die Wache mit dir geſprochen?“

„Dumme Dinge,“ erwiederte das Mädchen erröthend, „er hat mir geſagt, ich ſoll ihm und ſeinen Kameraden das Thor aufmachen, wenn ſie wieder an das Schloß kommen.“

„Wenn's weiter nichts war,“ ſagte der Förſter ſchlau. „Alſo ſie wollen wieder an das Schloß?“

„Freilich wollen ſie,“ ſagte die Kleine, „die Reiter ſind gegen das Militär nach Rosmin gezogen; wenn ſie zurückkehren, laufen ſie alle zuſammen gegen das Schloß, ſagte der Mann.“

„Wir werden ſie ſchwerlich hereinlaſſen,“ erwiederte der Förſter, „Keiner ſoll zum Thor herein, als dein Schatz dort unten. Du haſt's ihm doch verſprochen, wenn er allein kommt und bei der Nacht?“

„Nein,“ antwortete Suſanne aufgebracht, „aber ich durfte doch nicht böſe ſein.“

„Vielleicht können wir's zum zweiten Mal probiren?" frug der Förſter auf Anton blickend.

„Ich zweifle," verſetzte dieſer; „dort reitet einer der Offiziere an den Poſten heran; der arme Burſch wird für ſeinen Ritterdienſt einen rauhen Morgengruß erhalten. Kommt her, wir theilen den kleinen Vorrath. Der erſte Eimer zur Hälfte für die Herrſchaft, zur Hälfte für uns Männer, der zweite zu einer Morgenſuppe für die Frauen und Kinder." Er goß ſelbſt das Waſſer in die verſchiedenen Gefäße und ſtellte den Schmied als Wächter dazu. Beim Eingießen ſagte er zu dem Förſter: „Das iſt die ſchwerſte Arbeit, die wir während der Belagerung gehabt haben. Noch weiß ich nicht, wie wir den Tag aushalten wollen."

„Es geht Vieles," erwiederte tröſtend der Förſter. —

Ein heller Frühlingstag begann, wolkenlos ſtieg die Sonne hinter dem Wirthſchaftshofe herauf, bald erwärmte ihr milder Strahl die Luft, welche feucht um die Mauern des Schloſſes lag. Die Leute ſuchten die ſonnige Ecke des Hofes, in kleinen Gruppen ſaßen die Männer mit ihren Frauen und Kindern zuſammen, alle zeigten gute Zuverſicht. Anton trat unter ſie: „Wir müſſen uns gedulden bis Mittag, vielleicht bis Nachmittag, dann kommen unſere Soldaten."

„Wenn die drüben nicht mehr thun als jetzt, ſo können wir's ruhig anſehn," bemerkte der Schmied, „ſie ſtehn ſo hölzern wie eingegrabene Zaunpfähle."

„Sie haben geſtern ihre Courage verloren," ſagte ein Anderer verächtlich.

„Es war Strohfeuer, der Schmied hat ihnen die Bündel vom Wagen geworfen, ſie haben nichts mehr zuzuſetzen," rief ein Dritter.

Der Schmied ſchlug die Arme übereinander und lächelte ſtolz, und vergnügt ſah ſeine Frau zu ihm auf.

Jetzt wurde es in dem obern Stock lebendig, der Freiherr klingelte und forderte Bericht. Anton eilte hinauf, ihm und den Damen zu erzählen, dann trat er in Finks Zimmer und weckte den Freund, der noch im feſten Schlummer lag.

„Guten Morgen, Tony,“ grüßte Fink und dehnte ſich behaglich; „ich komme im Augenblick herunter. Wenn du mir durch deine Verbindungen etwas Waſſer verſchaffen könnteſt, würde ich dir ſehr dankbar ſein.“

„Ich will dir eine Flaſche Wein aus dem Keller holen,“ erwiederte Anton; „du mußt dich heut mit Wein waſchen.“

„Hui!“ rief Fink, „ſteht es ſo? Es iſt doch wenigſtens kein Rothwein?“

„Wir haben überhaupt nur wenige Flaſchen,“ fuhr Anton fort.

„Du biſt ein Unglücksrabe,“ ſagte Fink ſeine Stiefeln ſuchend, „um ſo mehr Bier wird in euern Kellern ſein.“

„Gerade ſo viel, als zu einem Trunk für die Mannſchaft reicht; ein Fäßchen Branntwein iſt jetzt unſer größter Schatz.“

Fink pfiff die Melodie des Deſſauers. „Siehſt du wohl, mein Sohn, daß deine Zärtlichkeit für die Frauen und Kinder ein wenig ſentimental war? Ich ſehe dich im Geiſte vor mir, wie du mit aufgeſtreiſten Hemdärmeln die magere Kuh ſchlachteſt und mit deiner alten Gewiſſenhaftigkeit dem hungernden Volk biſſenweis in den Mund ſteckſt. Du in der Mitte, fünfzig aufgeſperrte Mäuler um dich herum. Binde dir nur gleich ein Dutzend Birkenruthen, in wenigen Stunden wird ein Geſchrei hungernder Kinder zum Himmel aufſteigen, und du wirſt genöthigt ſein, trotz deiner Menſchenliebe die ganze Bande auszuhauen. Uebrigens denke ich, wir haben uns geſtern nicht ſchlecht gehalten, ich habe ausgeſchlafen, und ſo mögen heut die Dinge gehn, wie ſie können. Und jetzt laß uns nach dem Feinde ſehn.“ Die Freunde ſtiegen auf den Thurm, Anton berichtete, was er erfahren hatte, Fink unterſuchte ſorgfältig die Poſtenkette und ſah mit dem Fernrohr die hellen Bänder der Feldwege entlang, bis dahin, wo der dunkle Wald ſie verdeckte. „Unſere Lage iſt zu friedlich, um troſtreich zu ſein," ſagte er endlich, das Rohr zuſammenſchiebend.

„Sie wollen uns aushungern," verſetzte Anton ernſt.

„Ich traue ihnen dieſe Schlauheit zu, und ſie rechnen nicht ſchlecht, denn im Vertrauen, ich habe ſtarken Zweifel, ob wir auf Entſatz hoffen dürfen."

„Auf Karl können wir uns verlaſſen," begütigte Anton.

„Auf meinen Braunen auch," erwiederte Fink; „aber es iſt wohl möglich, daß mein armer Blackfoot in dieſem Augenblick bereits das Unglück hat, das Geſäß irgend eines Inſurgenten zu tragen. Ob Junker Karl nicht einem der Haufen, welche ſicher in der ganzen Gegend umherſchwärmen, in die Hände gefallen iſt, ob er überhaupt die Regulären aufgefunden hat, ob dieſe ferner Luſt haben, uns zu Hilfe zu marſchiren, ob ſie endlich den Witz haben, zu rechter Zeit anzukommen, und ob ſie zu allerletzt ſtark genug ſind, die Schaar, welche ihnen den Weg zu uns verlegt, zu zerſtreuen, das, mein Junge, ſind alles Fragen, welche wohl aufgeworfen werden dürfen, und ich will lieber alle Bromberren der Welt aufeſſen, als eine fröhliche Antwort darauf geben."

„Wir könnten's mit einem Ausfall verſuchen, freilich er würde blutig werden," rieth Anton.

„Bah," ſagte Fink. „Aber was ſchlimmer iſt, er würde nichts nutzen. Einen Haufen werfen wir vielleicht, die nächſte Stunde iſt ein anderer da. Nur ſiegreicher Entſatz kann uns aus der Klemme helfen. So lange wir in dieſen Mauern unſer Hausrecht wahren, ſind wir ſtark, auf freiem Feld mit Weibern und Kindern werden wir von einem Dutzend Reiter überrannt."

„Warten wir's alſo ab," ſchloß Anton finſter.

„Weiſe geſprochen, der ganze Witz des Lebens iſt zuletzt der, daß man ſich und Andern keine Fragen vorlegt, die nicht zu beantworten ſind. Die Sache droht langweilig zu werden."

So ſtiegen die Freunde wieder herab und ſo verſtrich

Stunde auf Stunde, langſame Stunden bleierner Unthätigkeit. Bald ſah Anton, bald Fink mit dem Fernrohr nach den Oeffnungen des Waldes, es war wenig Auffallendes zu ſehen. Patrouillen der Feinde kamen und gingen, bewaffnete Haufen von Landleuten zogen dem Dorfe zu und wurden nach verſchiedenen Richtungen wieder abgeſandt, die Poſtenkette wurde regelmäßig beſichtigt und alle zwei Stunden abgelöſt. Die Belagerer waren beſchäftigt, die Dörfer der Umgegend zu durchſuchen und zu entwaffnen, um die im Schloß zuletzt mit vereinter Kraft anzugreifen. Die Deutſchen waren in ihrem Steinbau umſtellt wie ein wildes Thier in ſeinem Lager, und die Jäger warteten mit ruhiger Sicherheit die Stunde ab, wo der Hunger oder Feuer und Waffen die Bezwungenen heraustreiben mußten.

Unterdeß verſuchte Fink, die Leute zu beſchäftigen, die Männer mußten Waffen und Armatur reinigen und putzen, ſie mußten antreten und Fink unterſuchte ſelbſt die einzelnen Gewehre; darauf wurde Pulver und Blei vertheilt, Kugeln gegoſſen und Patronen gemacht. Die Frauen wies Anton an, Haus und Hof zu reinigen, ſo weit dies ohne Waſſer möglich war. Das hatte die gute Wirkung, die Eingeſchloſſenen durch einige Stunden in Thätigkeit zu erhalten.

Die Sonne ſtieg höher und die Luft trug von dem nächſten Dorf das leiſe Bimmeln der Glocke herüber. „Die erſte Mahlzeit iſt ſpärlich genug ausgefallen,“ ſagte Anton zu ſeinem Kameraden, „die Kartoffeln ſind in der Aſche gebraten, auch Fleiſch und Speck ſind zu Ende, die Köchin kann das Mehl nicht mehr verbacken, es fehlt wieder an Waſſer.“

„So lange wir die Milchkuh im Stall haben,“ erwiederte Fink, „beſitzen wir immer noch einen Schatz, den wir dem hungrigen Volk vorzeigen können. Dann bleiben noch die Mäuſe des Schloſſes und zuletzt unſere Stiefeln. Wer in dieſem Lande verurtheilt war, bisweilen Beefſteak zu eſſen, der kann Stiefelleder für kein zähes Gericht halten.“

Der Förſter unterbrach das Geſpräch mit der Meldung: „Ein einzelner Reiter kommt vom Wirthſchaftshof auf das Schloß zu, hinter ihm geht ein Frauenzimmer; ich wette, es iſt die Rebekka.“

Der Reiter näherte ſich, ein weißes Taſchentuch ſchwenkend, der Thür in der Vorhalle, er hielt neben den verkohlten Trümmern des Erntewagens und ſah nach den Fenſtern des Oberſtocks. Es war der Parlamentär vom Tage zuvor.

„Wir wollen nicht ſo unhöflich ſein, den Herrn warten zu laſſen,“ ſagte Fink, ſchob den Riegel zurück und trat unbewaffnet auf die Schwelle. Der Pole grüßte ſchweigend, Fink lüftete ſeine Mütze.

„Ich habe Ihnen geſtern Abend geſagt,“ begann der Reiter, „daß ich heut das Vergnügen haben würde, Sie wieder zu ſehen.“

„Ei,“ antwortete Fink, „Sie ſelbſt waren der Herr, der uns den Rauch verurſachte. Es war ſchade um den Erntewagen.“

„Sie haben geſtern Ihre Leute verhindert, auf mich zu feuern,“ fuhr der Pole in deutſcher Sprache mit hartem Accent fort, „ich bin Ihnen dankbar dafür und möchte Ihnen meine Erkenntlichkeit beweiſen. Wie ich höre, ſind Damen in dieſem Hauſe, das Mädchen bringt ihnen Milch. Wir wiſſen, daß man hier im Schloß kein Waſſer hat, und ich wünſche nicht, daß die Damen durch unſern Streit zu Entbehrungen genöthigt werden.“

„Du Racker,“ murmelte der Förſter.

„Wenn Sie mir erlauben, Ihnen für die Milch einige Flaſchen Wein aus unſerm Keller zurückzugeben, ſo nehme ich Ihr Geſchenk mit Dank an,“ erwiederte Fink. „Ich ſetze voraus, daß Ihnen in der Schenke dieſe Flüſſigkeit ebenfalls nicht im Ueberfluß zu Gebote ſtehen wird.“

„Es iſt gut,“ ſagte der Pole lächelnd. Rebekka eilte mit ihrem Krug nach der Pforte des Hofraums, gab die Milch ab und empfing durch den brummenden Förſter die Flaſchen mit Wein. Der Pole aber fuhr fort: „Wenn Sie auch mit Wein verſehen ſind, ſo kann dieſer doch nicht das Waſſer erſetzen, Ihre Garniſon iſt zahlreich, und wir hören, daß Sie viele Frauen und Kinder im Hauſe haben.“

„Ich werde es für kein Unglück halten,“ erwiederte Fink, „wenn die Frauen und Kinder einige Tage mit uns Männern Wein trinken, bis Sie uns den Gefallen erweiſen, um den ich Sie ſchon geſtern erſuchte, dies Gut und den Brunnen drüben zu verlaſſen.“

„Hoffen Sie nicht darauf, mein Herr,“ ſagte der Pole ernſt, „wir werden jede Gewalt anwenden, Sie zu entwaffnen; wir wiſſen jetzt, daß Sie keine Artillerie haben, und es iſt uns jede Stunde möglich, den Eingang in dies Haus zu erzwingen. Sie haben ſich aber als tapfere Männer gehalten, und wir wünſchen nicht weiter zu gehen, als wir müſſen.“

„Vorſichtig und verſtändig,“ verſetzte Fink beiſtimmend.

„Deshalb mache ich Ihnen einen Vorſchlag, der Ihr Ehrgefühl nicht verletzen wird. Sie haben auf keinen Entſatz zu hoffen. Zwiſchen Ihrem Militär und dieſem Dorf ſteht ein ſtarkes Corps unſerer Truppen, ein Zuſammenſtoß beider Armeen iſt in den nächſten Tagen einige Meilen von hier zu erwarten, und Ihre Commandeurs ſind deshalb außer Stande, einzelne Corps zu detachiren. Ich ſage Ihnen keine Neuigkeit, denn Sie wiſſen das ſo gut als wir ſelbſt. Und ſo verbürge ich Ihnen und Allen, welche in dieſem Hauſe ſind, bei meinem Ehrenwort freien Abzug, wenn Sie Ihre Waffen und das Schloß übergeben. Wir ſind bereit, Sie und die Damen durch eine Escorte in jeder Richtung, welche Sie wünſchen, ſo weit zu geleiten, als wir das Terrain behaupten.“

Fink verſetzte ernſthafter, als er bis dahin geweſen: „Darf ich fragen, aus weſſen Munde das Ehrenwort kommt, das mir ſoeben gegeben wurde?“

„Oberſt Zlotowsky,“ erklärte der Reiter ſich leicht verneigend.

„Ihr Vorſchlag, mein Herr,“ entgegnete Fink, „verpflichtet uns zu Dank. Ich ſetze keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihres Anerbietens und will auch annehmen, daß Ihr Einfluß auf die Männer, welche Sie begleiten, groß genug iſt, um dieſe Bedingungen aufrecht zu erhalten. Da ich aber nicht ſelbſt des Hauſes Herr bin, ſo muß ich dieſem Ihre Vorſchläge mittheilen.“

„Ich warte,“ ſagte der Pole, ritt auf eine Entfernung von dreißig Schritt zurück und hielt der Thür gegenüber ſtill.

Fink ſchloß die Thür und ſagte zu Anton: „Schnell zum Freiherrn! Was iſt deine Meinung?“

„Aushalten,“ verſetzte Anton.

Sie trafen den Freiherrn in ſeinem Zimmer, den Kopf in ſeine Hände geſtützt, mit verſtörtem Geſicht, ein Bild des Leidens und nervöſer Unruhe. Fink trug ihm das Anerbieten des Polen vor und bat um ſeine Entſcheidung.

Der Freiherr erwiederte: „Ich habe bis jetzt vielleicht mehr gelitten, als irgend einer der Braven, welche in dieſem Hauſe ihr Leben gewagt haben. Es iſt ein furchtbares Gefühl, hilflos dazuſitzen, wo die Ehre gebietet in der vorderſten Reihe zu ſtehen. Aber eben deshalb habe ich kein Recht, Ihnen Vorſchriften zu machen. Wer außer Stande iſt zu kämpfen, hat auch kein Recht, zu beſtimmen, wann der Kampf aufhören ſoll. Ich habe ja kaum das Recht, Ihnen meine Anſicht zu ſagen, weil ich fürchte, daß ſie für Ihren hochherzigen Sinn beſtimmend ſein würde. Außerdem kenne ich Unglücklicher nicht die Leute, welche mich vertheidigen, ich habe kein Urtheil über ihre Stimmung und über ihre Kraft. Ich überlaſſe Ihnen Alles und lege das Schickſal der Meinen vertrauend in Ihre Hand. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was Sie für mich thun. Nicht für mich, um Gottes willen nicht für mich, das Opfer wäre zu groß,“ rief der erregte Mann, erhob ſeine gefalteten Hände und ſtarrte mit den glanzloſen Augen in die Höhe; „denken Sie an nichts als an die Sache, welche wir vertheidigen.“

„Wenn Sie uns ein ſo hohes Vertrauen ſchenken,“ ſagte Fink mit ritterlicher Haltung, „ſo ſind wir entſchloſſen, Ihr Schloß zu halten, ſo lange wir noch eine ſchwache Hoffnung auf Entſatz haben. Unterdeß ſind ernſte Zufälle möglich, die Weigerung unſerer Leute ſich ferner zu ſchlagen, oder das gewaltſame Eindringen der Feinde.“

„Meine Frau und Tochter bitten wie ich, daß Sie in dieſer Stunde auf ihr Wohl keine Rückſicht nehmen. Gehen Sie, meine Herren,“ rief der Freiherr ſeine Arme ausſtreckend, „die Ehre eines alten Soldaten liegt in Ihrer Hand.“

Beide Männer verneigten ſich tief vor dem Blinden und verließen das Zimmer. „Es iſt doch Ehre in den Leuten,“ ſagte Fink auf dem Wege, mit dem Kopfe nickend. Er öffnete die Thür, der Offizier ritt heran.

„Der Freiherr von Rothſattel dankt Ihnen für Ihr Anerbieten, er iſt entſchloſſen, ſein Haus und das Eigenthum derer, welche ſich ihm anvertraut haben, gegen Ihre Angriffe zu vertheidigen bis zum Aeußerſten. Wir nehmen Ihren Vorſchlag nicht an.“

„So tragen Sie die Folgen,“ rief der Reiter zurück, „und die Verantwortung für Alles, was jetzt geſchehen muß.“

„Ich übernehme die Verantwortung,“ ſagte Fink. „An Sie aber noch eine Bitte. Es ſind außer den Frauen und Kindern der Landleute zwei Damen in dieſem Schloß, die Gemahlin und Tochter des Freiherrn von Rothſattel; wenn ein Zufall Ihnen doch Gelegenheit geben ſollte, die Räume dieſes Hauſes zu betreten, ſo empfehle ich die Wehrloſen Ihrem ritterlichen Schutz.“

„Ich bin ein Pole!“ verſetzte der Reiter ſtolz, ſich auf ſeinem

Pferde erhebend. Er nahm den Hut ab und ritt in kurzem Galopp nach dem Wirthſchaftshofe zurück.

„Er ſieht aus wie ein kühner Burſch," ſagte Fink ſich umwendend zu den Leuten, welche aus der Wachtſtube herzugeeilt waren. „Aber meine Männer, wenn man die Wahl hat, ob man ſich verlaſſen ſoll auf die Verſprechungen eines Feindes oder auf dies kleine Rohr von Eiſen, ſo bin ich allemal der Meinung, daß man ſich am beſten dem vertraut, was man in der Hand hält." Er ſchüttelte ſein Gewehr. „Der Pole verſpricht uns freien Abzug, weil er weiß, daß in ein paar Stunden ſeine Bande vor unſern Soldaten auseinanderlaufen wird. Wir wären für ihn ein guter Biſſen, an die dreißig Gewehre! Und wenn die Reiter kämen und uns nicht in dem Hauſe fänden, zu dem wir ſie gerufen, ſondern dies Geſindel mit ſeinen Krötenſpießen, ſie würden uns ein ſchönes Donnerwetter nachſchicken, und wir hätten den Schimpf für immer."

„Ob er es ehrlich gemeint hat?" frug einer der Leute zögernd.

Fink faßte den Mann vertraulich an der Klappe ſeines Rockes: „Ich glaube, daß er es ehrlich meint, mein Junge, aber ich frage euch, wie weit reicht bei dieſem Volk der Gehorſam? Wir wären noch nicht hinter der Waldecke dort unten, ſo käm' ein anderer Haufe über uns, und die Weiber und eure Sachen würden vor unſern Augen mißhandelt. Und deswegen, rechne ich, thun wir am beſten, wenn wir ihnen die Zähne zeigen."

Lebhafte Beiſtimmung der Hörer folgte, und einige Hoch! auf die jungen Herren im Schloſſe wurden ausgebracht.

„Wir danken," ſagte Fink, „und jetzt Alle auf Poſten, ihr Männer, denn es kann wohl kommen, daß ſie ſich wieder blutige Köpfe holen. — Das hält ſie auf eine Stunde hin," fuhr er zu Anton gewandt fort. „Ich glaube nicht an einen Angriff bei Tage, aber auf Poſten ſtehen iſt beſſer für ſie als die Köpfe zuſammenſtecken. Bei alle dem iſt quer, daß die Leute dieſe Verhandlung angehört haben.“

Auch der ſtrenge Dienſt, den Fink jetzt einrichtete, vermochte nicht die Entmuthigung aufzuhalten, welche allmählich, je weiter die Sonne am Himmel ſtieg, über die kleine Beſatzung kam. Die Worte des Polen waren von Vielen gehört worden, auch die Weiber hatten neugierig ihre Thür geöffnet und ſich in die Halle gedrängt. Leiſe, nach und nach fiel die Furcht in die Herzen, und anſteckend wie eine Krankheit erfaßte ſie Einen nach dem Andern. In der Frauenſtube brach ſie aus. Plötzlich empfanden Einzelne eine große Sehnſucht nach Waſſer, ſie klagten über Durſt, zuerſt ſchüchtern, dann lauter, ſie drängten ſich an der Thür der Küche zuſammen und begannen laut zu ſchluchzen. Nicht lange, ſo ſchrieen alle Kinder nach Waſſer, und Viele, die unter andern Umſtänden nicht an Trinken gedacht hätten, fühlten ſich unſäglich elend. Anton ließ die letzten Flaſchen Wein aus dem Keller holen, zerſchnitt das letzte Brod, tauchte jedem Einzelnen einige Biſſen in den Wein ein, bis ſie ganz durchweicht waren, und vertheilte ſie mit der ernſthaften Verſicherung, dies ſei das beſte Mittel gegen Durſt; wenn man das in den Mund ſtecke, ſo ſei man einen ganzen Tag lang nicht im Stande Waſſer zu trinken, und wenn man Geld dafür bekomme. Das half auf eine Weile, aber die Angſt fand andere Thüren, durch welche ſie ſich einſchlich. Manche überlegten, was ſie denn zu verlieren hätten, wenn ſie ein altes Gewehr abgäben und dafür die Freiheit erhielten und das Recht, überall hinzugehen, wohin ſie wollten. Dieſe Anſicht wurde vorläufig von dem Förſter bekämpft, der ſich in die Mitte der Wachtſtube ſtellte und entſchloſſen erwiederte: „Ich will euch ſagen, Gottlieb Fitzner, und euch, ihr dicker Bökel, daß das Weggeben des Gewehrs für uns alle eine Kleinigkeit iſt, es iſt nur der Uebelſtand dabei, daß der von euch, der auf dieſen niederträchtigen Gedanken käme, ein ganz gemeiner feiger Schuft wäre, vor dem ich alle

Tage ausſpucken würde, ſo oft ich ihn träfe.“ Darauf gaben Fitzner und Bökel dem Förſter eifrig Recht, und Bökel erklärte, er werde es mit jedem ſolchen Kerl ebenſo machen wie der Förſter. Und auch dieſe Gefahr war beſeitigt. Aber die abgelöſten Wachen blieben in unruhiger Unterhaltung. Die Streitkräfte des Schloſſes wurden mit denen des Feindes verglichen; endlich wurde die geringe Stärke des Pfahlwerks im Hofe der herrſchende Gegenſtand einer furchtſamen Kritik. Es war klar, daß dort der nächſte Angriff erfolgen würde, und auch die Beherzten nahmen an, daß der Bohlenzaun nur geringen Widerſtand leiſten könnte. Sogar der treue Schmied ſchüttelte mit der Hand an dem Zaun und fand keinen Gefallen an der Art, wie er zuſammengenagelt war. In den Mittagſtunden waren dieſe Anfälle von Zaghaftigkeit noch nicht gefährlich, denn der größte Theil der Männer erwartete, das Gewehr in der Hand, jeden Augenblick den Anmarſch des Feindes. Als ſich aber die Sonne von ihrer Höhe neigte, ohne daß ein Angriff erfolgte und ohne daß der Poſten auf dem Thurm den Entſatz meldete, da wirkten Thatloſigkeit und Abſpannung zuſammen, das Leiden allgemein zu machen. Die Mittagskoſt war ungenügend, Kartoffeln mit verkohlter Rinde und etwas Salz dazu. Natürlich fingen die Leute wieder an zu durſten, wieder kamen die Frauen jammernd zu Anton und klagten, ſein Mittel habe nur auf kurze Zeit geholfen. Und auch unter den Männern flog die Angſt um Hunger und Durſt von einem Pfeiler zum andern, aus der Wachtſtube in den Hof bis hinauf in den Thurm. Anton hatte die doppelte Ration Branntwein ausgetheilt, auch das half nicht bei Allen. Die Männer wurden nicht aufſätzig, es war zu viel gute Art in ihnen, ſie wurden nur kleinlaut und ſchwächer. Fink ſah mit verächtlichem Lächeln auf dieſe Symptome eines Zuſtandes, der ſeinem elaſtiſchen Geiſt und ſeinen ſtählernen Nerven unbegreiflich war. Aber Anton, den Alle mit Bitten und Klagen überliefen, fühlte die ganze Verlegenheit dieſer

Stunden. Etwas mußte geſchehen, um gründlich zu helfen, oder Alles war verloren. So trat er in den Hof, entſchloſſen die Kuh zu opfern. Er ſtellte ſich vor die Milchkuh, klopfte ſie auf den Hals: „Lieſe, armes Thier, du mußt jetzt daran.“ Als er ſie am Strick herauszog, fiel ſein Blick auf die leere Waſſertonne, und ihn überkam ein glücklicher Gedanke. Die Erhebung des Bodens über das Waſſer des Baches betrug nur wenige Fuß, die ganze Gegend war quellenreich, es war wahrſcheinlich, daß man in geringer Tiefe Waſſer finden würde. Es war für die Beſatzung eine leichte Sache, ein Brunnenloch auszugraben. Wenn man die ausgegrabene Erde an das Pfahlwerk ſtampfte, ſo wurde die Feſtigkeit deſſelben beträchtlich vermehrt. Und was die Hauptſache war, die Arbeit ſetzte alle müßigen Hände in Bewegung, ſie konnte Stunden ja Tage lang fortgeſetzt werden. Aus früheren Verſuchen wußte er, daß das Waſſer um das Schloß ſchlammig und in gewöhnlicher Zeit nicht zu brauchen war, aber darauf kam es heut nicht an. Anton ſah nach der Sonne, es war keine Minute zu verlieren.

Er rief den Techniker in den Hof, und als dieſer freudig beiſtimmte, alle freien Hände des Schloſſes, auch die Weiber und ſtärkeren Kinder. Das Werkzeug der Arbeiter wurde herzugeholt, nach wenig·Augenblicken waren zehn Männer mit Hacke und Spaten beſchäftigt, in der Mitte des Hofes ein großes Loch mit ſchräger Böſchung nach unten zu graben, die Frauen und Kinder mußten unter Aufſicht des Technikers die aufgegrabene Erde an dem Pfahlwerk feſtſtampfen. Einige Männer, und was von Frauen noch zur Hand war, rief Anton zum Schlachten der armen Kuh, welche noch einmal dem Volk gezeigt wurde, bevor ſie dem Verhängniß des Tages erlag. Schnell war Alles in eifrigſter Thätigkeit. Das Brunnenloch, an der Oberfläche viel weiter, als für eine regelmäßige Röhre nothwendig geweſen wäre, vertiefte ſich zuſehends, und an dem Bohlenzaun ſtieg ein Wall in die Höhe, wie durch die Kraft hilfreicher Erdgeiſter aus dem Boden gehoben. Die Leute griffen an, wie ſie in ihrem Leben nicht gethan hatten, im Wettkampf flogen die Spaten der Männer, barfüßige Beinchen ſprangen begeiſtert über die Erde, Holzſchuhe und Pantoffeln ſtampften ihre Spuren tief hinein. Jeder wollte mit angreifen, es waren mehr Hände zur Stelle, als der Raum zu bewegen erlaubte. Alle Bangigkeit war verſchwunden, luſtige Scherze flogen hin und her. Auch Fink kam herbei und ſagte zu Anton: „Du biſt ein Heidenbekehrer, du verſtehſt für das Seelenheil deiner Gemeinde zu ſorgen."

„Die Gemeinde arbeitet," erwiederte Anton fröhlicher, als er in den letzten vierundzwanzig Stunden geweſen war.

Das Brunnenloch vertiefte ſich, daß man mit einer kurzen Leiter hinabſteigen mußte, der Grund wurde feucht, die Männer arbeiteten in einem Sumpf, zuletzt mußte der Schlamm in Kübeln heraufgereicht werden, aber die Leute drängten ſich zum Tragen, die Eimer flogen aus einer Hand in die andere. Mit lautem Gelächter, wie Kinder, begrüßten ſie jeden Schmutzfleck, der aus den Eimern auf die Kleider der Ungeduldigen ſpritzte. Der Wall erhob ſich bereits fußhoch über das Pfahlwerk, und da es an Raſen fehlte, ſchlugen die Leute an der innern Böſchung Holz und Steine mit einer Kraft hinein, welche die Maſſe feſt machte wie Stuck. Kaum, daß Anton die ſchmale Seitenpforte frei erhielt. Unter den feindlichen Poſten am Bach zeigte ſich eine unruhige Bewegung, Reiter ſprengten die Poſtenkette entlang und ſahen auf das neue Feſtungswerk, zuweilen wagte ſich einer näher heran, zog ſich aber zurück, wenn der Förſter ſein Gewehr über den Wall erhob. So verrann Stunde auf Stunde, die Sonne ſank hinab, und der Schein der Abendröthe flog über den Himmel. Die Leute im Hof achteten nicht darauf, unten im Brunnenloch ſtanden die Männer bis an den Leib im Waſſer. Es war ein gelbe ſchmutzige Flüſſigkeit, aber die Leute ſtarrten in die Oeffnung, als ob dort ein Schatz von flüſſigem Gold heraufquölle. Endlich, als ſchon die Schatten des Abends dunkel auf der Oeffnung lagen, befahl Anton den Arbeitern aus der Grube zu ſteigen. Ein großes Tuch wurde gebracht und über den Waſſerbottich gelegt, man ſchöpfte das Waſſer in Eimern herauf und ſeihte es durch das Tuch.

„Zuerſt meine Pferde," rief ein Knecht und riß die Eimer für die dürſtenden Thiere an ſich. „Wenn ſich der Trank geſetzt hat, wird er ſo gut wie Bachwaſſer," rief der Schmied vergnügt, die Arbeiter wurden nicht müde, ſich eine Probe auszuſchöpfen, und Jeder beſtätigte ſiegesfroh die Meinung des angeſehenen Mannes. Unterdeß ließ Anton oben auf dem Wall, der faſt bis zum Fußboden des obern Stockwerks heraufgewachſen war, neue Pfähle einſchlagen und die ſtarken Breter der Kartoffelwagen als Schutzwehr daran befeſtigen. Als die Finſterniß der Nacht ſich über das Schloß legte, war das Werk vollendet. Die Frauen klärten unermüdlich über dem Bottich, große Stücke Fleiſch wurden nach der Küche geſchafft, dort kniſterte ein mächtiges Feuer, und die anmuthige Ausſicht auf ein kräftiges Nachteſſen zog in die Seele aller Belagerten.

Da raſſelte draußen im Felde wieder die feindliche Trommel, und der ſchrille Ruf der Knochenpfeife zitterte durch die Räume des Hauſes. Einen Augenblick ſtanden die Männer im Hofe erſchrocken, ſie hatten in den letzten Stunden nur wenig an den Feind gedacht, dann ſtürmte Alles nach der Wachtſtube und ergriff die Gewehre. Schnell wurde der Unterſtock mit doppelter Mannſchaft beſetzt, der Förſter eilte mit einer ſtarken Abtheilung nach dem Hofe und kletterte auf den neuen Wall.

„Die Entſcheidung naht," ſagte Fink leiſe zu Anton, „in den letzten Stunden ſind ſtarke Banden ins Dorf eingerückt, im letzten Abendlicht ein Haufe Reiter. Wir vermögen eine zweite Nacht nicht zu widerſtehen. Sie werden auf allen Seiten zugleich angreifen, mit einem Schock kurzer Leitern bringen ſie in das Schloß. Und ſie wiſſen das, denn ſieh, jede Rotte, die aus dem Dorfe heranzieht, iſt mit Axt und Leiter verſehen. Laß uns gemüthlich durchmachen, was nicht zu ändern iſt, dein iſt das Verdienſt, wenn wir als Männer unterliegen und nicht als Memmen. Ich war bei dem Freiherrn, er und die Frauen ſind vorbereitet; ſie werden ſich zuſammen in ſeinem Zimmer halten. Haſt du noch einige Worte in der Kehle, wenn einer von den Meſſieurs der Bande über dich weg ſteigt, ſo erinnere ihn an die Frauen. Gott befohlen, Anton, ich nehme die Hofſeite, du die Front."

„Mir iſt's unmöglich," rief Anton, „daß wir unterliegen ſollen, ich habe nie ſo frohe Hoffnung gehabt, als in dieſer Stunde."

„Hoffnung auf Entſatz?" frug Fink die Achſeln zuckend und wies durch das Fenſter auf die feindlichen Haufen, „und wenn er in einer Stunde kommt, er kommt zu ſpät. Seit Rebekka's Kanone abgefahren iſt, ſind wir in den Händen des Feindes, ſobald dieſer einen ernſtlichen Sturm wagt. Und er wird ihn wagen. Man muß ſich keinen Täuſchungen hingeben, die nicht länger glimmen als eine Cigarre. Deine Hand, mein lieber Junge, lebe wohl!" Er drückte kräftig Antons Hand, und das ſtolze Lächeln glänzte wieder auf ſeinem Antlitz. So ſtanden die Beiden nebeneinander, Jeder ſah liebevoll auf die Geſtalt des Andern, ungewiß, ob er ſie je wieder erblicken werde. „Fahre wohl!" rief Fink und erhob die Büchſe, ſeine Hand aus der des Freundes löſend; aber er blieb wie eingewurzelt ſtehen und lauſchte, denn über dem Trommelwirbel der Feinde und dem Lärm der anrückenden Haufen fuhr ein heller Klang durch die Nachtluft, eine fröhlich ſchmetternde Fanfare, und als Antwort klang von dem Dorfe her der regelmäßige Sturmſchlag eines Tambours der Linie, darauf eine ſtarke Gewehrſalve und ein fernes Hurrah.

„Sie kommen," rief es aus allen Ecken des Schloſſes, „unſere Soldaten kommen!" Der Förſter ſtürzte in die Halle.

„Die Rothmützen,“ ſchrie er, „ſie reiten am Bach herauf zur Brücke, hinten im Dorf ſtürmt die Infanterie.“

„Alle in den Hof,“ rief Fink, „zum Ausfall, ihr Männer, vorwärts!“ Die Verrammelung der Pforte wurde weggeriſſen, die Mannſchaft war im Augenblick außerhalb der Verſchanzung, kaum daß Anton den Techniker und einige Knechte als Beſatzung des Hauſes in den Hof zurücktrieb. Der Förſter ſchritt die Reihe entlang und ordnete die Leute. Fink ſah nach dem Stand des Gefechts. Die Infanterie-Colonne drang im Dorfe vor, das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers verrieth die Erbitterung des Kampfes, aber das Feuer kam langſam näher, die Feinde wichen, ſchon rannten einzelne Flüchtlinge derſelben aus dem Wirthſchaftshofe hervor. Unterdeß ſetzte eine Abtheilung Huſaren durch den Bach gegenüber dem Schloſſe, ſie trieb kleine Haufen der Belagerer vor ſich her. Fink führte ſeine Bewaffneten um das Haus herum und ſtellte ſie an der Ecke auf, die dem Dorfe zunächſt lag. „Geduld,“ rief er, „und wenn ich euch vorführe, vergeßt euren Kriegsruf nicht, ſonſt werdet ihr in der Dunkelheit überritten und zerſtampft wie die Feinde.“ Nur mit der größten Mühe waren die Ungeduldigen im Gliede zu halten.

Vom Bache her flog ein einzelner Reiter auf ſie zu. „Hurrah, Rothſattel!“ rief er ſchon aus der Ferne. „Sturm!“ ſchrie ihm ein Dutzend Stimmen entgegen, Anton ſprang aus dem Gliede auf den treuen Mann zu. „Wir haben die Feinde,“ rief Karl, „ihr Fußvolk hatte die Straße von Rosmin beſetzt, ich aber führte unſere Leute auf Umwegen durch den Wald.“

Ein dunkler Haufe wurde an den letzten Häuſern des Dorfes ſichtbar, Berittene ſprengten vor, der feindliche Trupp machte Halt und ſammelte ſich am Wirthſchaftshofe. Dort ſetzte ſich der Kampf, die Führer trieben ihre Leute wieder zurück ins Gefecht. „Jetzt gilt's,“ rief Fink. Im Schnellſchritt zog die Schaar über den Anger, ſtellte ſich ſeitwärts vom

Wege an der erſten Scheuer auf, und ein Salve aus fünfundzwanzig Gewehren drang in die Seite des Feindes. Dadurch kam Verwirrung in die gedrängte Schaar der Feinde, die Maſſe löſte ſich auf und ſtürzte in wilder Flucht über die Ebene. Wieder klang hinter denen vom Schloß die Trompete, im vollen Roſſeslauf ſtürmten die Huſaren vor und hieben in einen Haufen ein, der noch Stand hielt. Karl warf ſich zu ihnen und verſchwand im Getümmel. So jagten ſie den Feind in die Felder.

Aus dem Dorfe aber ſprengten jetzt die polniſchen Reiter, ihnen voran der Parlamentär, der ſeine Leute mit lautem Zuruf auf die Huſaren trieb.

„Rothſattel!“ rief eine jugendliche Stimme vom Pferde dicht neben Anton, und vor einem Zug Huſaren ſtürmte ein ſchlanker Offizier den polniſchen Reitern entgegen. Fink richtete ſeine Büchſe gegen den polniſchen Oberſt.

„Ich danke,“ rief dieſer, auf ſeinem Pferde wankend, und ſchoß mit letzter Kraft ſein Piſtol in die Bruſt des Huſars ab, der auf ihn einritt. Getroffen ſank der Huſar zur Erde, mit dem Körper des Polen jagte das Pferd von dannen.

Nach wenigen Minuten war die Umgebung des Schloſſes von Feinden gereinigt; die Nacht deckte die Flüchtigen, ſchützend breiteten die Waldbäume ihre Aeſte über die Söhne des Landes. In kleinen Abtheilungen verfolgten die Sieger den letzten Haufen der Feinde.

Vor dem Schloſſe kniete Anton am Boden und ſtützte das Haupt des gefallenen Reiters mit ſeinen Armen. Mit Thränen im Auge ſah er von dem Sterbenden zu dem Freund auf, welcher mit einer Gruppe von Offizieren theilnehmend zur Seite ſtand. Der Siegesjubel war verſtummt, die Landleute umgaben in düſterem Schweigen die Stätte. Langſam wurde der Regungsloſe auf den Händen der Männer nach dem Hauſe getragen.

In der Vorhalle ſtand an der Treppe der Freiherr mit ſeiner Tochter, bereit die willkommenen Gäſte zu begrüßen. Als Lenore den wunden Mann erblickte, ſtürzte ſie unter die Träger, welche ſchweigend den Körper vor den Freiherrn niederlegten, und ſank mit einem Schrei zu Boden.

„Wer iſt es?“ ſtöhnte der blinde Mann und griff mit den Händen vor ſich in die Luft. Niemand antwortete, ſcheu traten Alle zurück.

„Vater,“ murmelte der Verwundete, und ein Blutſtrom quoll aus ſeinem Munde. „Mein Sohn, mein Sohn!“ ſchrie der Blinde wie raſend, und ſeine Knie brachen zuſammen.

Den Sohn hatte es aus ſeiner Garniſon fortgetrieben zu dem Heere, welches ſich nahe bei dem Gute ſeiner Eltern zuſammenzog. Er hatte es durchgeſetzt, ein anderes Regiment zu begleiten, er hatte Erlaubniß erhalten, die Schwadron zu begleiten, welche dem Vater zu Hilfe entſendet wurde. Er wollte die Eltern überraſchen und brachte ihnen mit dem Entſatz ſeine blutende Bruſt in das Haus und den Tod in die Herzen.

Jetzt lag eine unheimliche Stille auf dem hohen Slavenſchloß. Der Sturm hatte ausgetobt, von den Blüthenbäumen im Felde fielen lautlos die weißen Blätter und lagen im Sternenlicht am Boden, wie ein weißes Totentuch. Wo ſeid ihr, luſtige Pläne des blinden Mannes, der gebaut, geſündigt, gelitten hat, um euch lebendig zu machen? Horche, du armer Vater, mit verhaltenem Athem; es iſt ſtill geworden im Schloß und auf den Gipfeln der Bäume, und doch vermagſt du nicht mehr zu hören den einen Ton, an den du immer gedacht haſt bei deinen Luftſchlöſſern, unter deinen Pergamenten, den Herzſchlag deines einzigen Sohnes, des erhofften Majoratsherrn der Rothſattel.

Sechſtes Buch.

1.

Traurige Tage kamen über das Schloß, ſchwer zu tragen für Jeden, der in ſeinen Mauern wohnte. In der Familie des Freiherrn ſaß das Siechthum, wie der Wurm in einer Pflanze. Nach der ſchwarzen Stunde, wo man dem Vater den ſterbenden Sohn ins Haus getragen hatte, verließ der Freiherr nicht ſein Zimmer. Das Wenige, was noch von Kraft in ihm geweſen war, jetzt war es zerbrochen, der Schmerz zehrte an ſeinem Geiſte mehr als an ſeinem Körper, er brütete tagelang ſtill vor ſich hin, und nicht die Bitten Lenorens, nicht die Nähe ſeiner Frau vermochten ihn zu beleben. Als der Baronin die Unglücksbotſchaft gebracht wurde, zitterte Anton, daß das dünne Band zerreißen müſſe, welches das Leben noch an ihrem Körper hielt, und wochenlang ging Lenore nicht von ihrem Lager. Aber zur Verwunderung Aller erfolgte das Gegentheil. Der Zuſtand des Gatten nahm bald ihre Sorge ſo ſehr in Anſpruch, daß ihr ſelbſt Schmerz und Schwäche zu ſchwinden ſchien. Sie zeigte ſich kräftiger, als ſie vorher geweſen war, nur auf die Pflege des Freiherrn bedacht, gewann ſie über ſich, ſtundenlang neben ſeinem Stuhl zu ſitzen. Der Arzt freilich ſchüttelte gegen Anton den Kopf und ſagte, daß dieſer plötzlichen Erhebung wenig zu trauen ſei. Lenore wurde in den erſten Wochen nach dem Tode des Bruders kaum von Jemandem geſehen. Wenn ſie einmal außer dem Krankenzimmer erſchien, ſo waren es faſt nur

Fragen nach dem Befinden der Kranken, die ſie beantwortete, oder Bitten nach dem Arzt, die ſie an Anton richtete.

Unterdeß zog draußen ein wildes Frühjahr vorüber, ein ſtürmiſcher Sommer folgte. Zwar die Schrecken des Bürgerkrieges hatte das Gut nicht mehr zu fürchten. Aber die ſchweren Laſten der Zeit legten ſich erdrückend auf die Wirthſchaft. In der ſtillen Waldinſel tönte jetzt täglich der Trommelſchlag des Tambours oder das Signal des Trompeters, Dorf und Schloß hatten Einquartierung, welche häufig wechſelte. Anton hatte mit allen Händen zu thun, Mannſchaft und Pferde unterzubringen und für ihre Verpflegung zu ſorgen. Bald waren die geringen Kräfte des Gutes erſchöpft, ohne Finks vorausbezahlte Pachtgelder wäre es unmöglich geweſen, dieſe Zeit zu überſtehen. Auch in der Wirthſchaft nahmen die Störungen kein Ende. Mehr als ein Morgen war in den Tagen der Belagerung durch die Fußtritte von Roſſen und Menſchen zerſtampft worden, jetzt hielten requirirte Fuhren die Geſpanne auf, die Leute ſelbſt verwilderten in der unruhigen Zeit und verloren die Luſt zu regelmäßiger Thätigkeit. Aber im Ganzen wurde die Ordnung doch erhalten, die Arbeiten des Jahres nahmen nach dem Plan, der im Frühjahr gemacht war, ihren Fortgang. Noch beſſer ging es mit dem Wieſenbau. Nicht alle Arbeiter, welche Fink auf das Gut geführt hatte, hielten aus, aber ſie wurden durch andere Leute erſetzt, die ſich in dieſer Zeit bewährten. Ja, die Zahl der grauen Jacken und ſchwarzen Hüte vermehrte ſich, und die Garde des Herrn von Fink wurde in der ganzen Umgegend als eine trotzige Geſellſchaft beſprochen, mit der nicht gut anzubinden ſei. Fink ſelbſt war jetzt oft abweſend, er hatte viele Offiziere kennen gelernt, alte Bekanntſchaften erneuert, er fuhr im Lande umher, verfolgte mit Eifer die kriegeriſchen Operationen und machte als Freiwilliger das Treffen mit, welches einige Meilen von dem Gute gegen die Inſurgenten gewonnen wurde.

Seine Vertheidigung des Schloſſes hatte ihn in der Umgegend zu einer gefürchteten Perſon gemacht, welcher aller Haß der feindlichen Partei ebenſo ſehr zufiel, als die Bewunderung der Freunde.

Es war einige Wochen nach dem Entſatz des Schloſſes, als Lenore in die Hofthür trat, vor welcher Anton mit dem Förſter verhandelte. Lenore ſah über den Hof, in welchem jetzt eine Pumpe ſtand, und über den Zaun, von dem der Erdwall abgefahren war, in die Landſchaft, welche in dem hellen Grün des erſten Sommers glänzte. Endlich ſagte ſie mit einem Seufzer: „Es iſt Sommer geworden, Wohlfart, und wir merken nichts davon.“

Anton ſah ihr beſorgt in das bleiche Geſicht. „Draußen im Walde iſt's jetzt hübſch, ich war geſtern beim Förſter; nach dem letzten Regen ſtehen Holz und Blüthen in vollem Saft. Wenn Sie ſich nur einmal entſchließen könnten, hinaus zu gehen.“ Lenore ſchüttelte verneinend das Haupt. „Was iſt an mir gelegen!“ rief ſie bitter.

„Vor Allem hören Sie eine Nachricht, die mir ſoeben der Förſter zugetragen hat,“ fuhr Anton fort. „Der Mann, den Ihr Schuß getroffen, war der elende Graczy. Sie haben ihn nicht getödtet. Wenn Sie ſich darüber einen Vorwurf machen, von dieſem Schmerz kann ich Sie befreien.“

„Gelobt ſei Gott!“ rief Lenore und faltete die Hände.

„Schon damals, als der Förſter bei Nacht zu uns ins Schloß kam, ſah er, daß der Schurke mit verbundenem Arm in der Schenke ſaß. Geſtern wurde er von dem Militär als Gefangener in Roſmin eingebracht.“

„Ja,“ ſagte der Förſter dazutretend, „eine Kugel thut dem nichts, der denkt höher hinaus.“ Er griff mit der Hand an den Hals und machte die Pantomime des Hängens.

„Es lag auf mir bei Tag und Nacht,“ ſagte Lenore leiſe zu Anton, „wie verdammt kam ich mir vor; in der Finſterniß quälten mich ſchreckliche Traumgeſichte, daß ich aus dem Schloſſe auffuhr und ſchrie; immer ſah ich den Mann vor mir, wie er die Fauſt ballte, hinſtürzte und das Blut aus ſeiner Schulter floß. O Wohlfart, was haben wir erlebt!“ Sie lehnte ſich an die Thür und ſtarrte mit thränenloſen Augen vor ſich nieder. Vergebens ſuchte Anton ſie zu beruhigen, ſie hörte kaum ſeine Worte.

Der Huf eines Pferdes klapperte auf den Steinen, Finks Brauner wurde herausgeführt.

„Wo reitet er hin?“ frug Lenore haſtig.

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Anton, „er iſt jetzt viel auswärts, ich ſehe ihn tagelang nicht.“

„Was ſoll er auch bei uns?“ rief Lenore; „das unglückliche Haus iſt kein Ort für ihn.“

„Wenn er ſich nur etwas in Acht nehmen wollte,“ ſagte der Förſter, „die Tarower ſind giftig auf ihn, ſie haben geſchworen ihm eine Kugel nachzuſchicken, und er reitet immer allein und bei Nacht.“

„Es iſt umſonſt ihn zu warnen,“ ſagte Anton. — „Sei endlich verſtändig, Fritz,“ rief er dem Freunde zu, der aus dem Hauſe trat, „reite nicht ſo allein, wenigſtens nicht über die Tarower Flur.“

Fink zuckte die Achſeln. „Ah, unſer Fräulein iſt hier. Wir haben ſo lange nicht die Freude gehabt, Sie zu ſehen, daß es uns hier bereits ſehr langweilig geworden iſt.“

„Hören Sie auf die Warnung des Freundes,“ erwiederte Lenore ängſtlich, „und hüten Sie ſich vor den böſen Menſchen.“

„Wozu?“ verſetzte Fink; „eine reſpectable Gefahr iſt nicht vorhanden, und vor einem dummen Teufel, der hinter einem Baume ſteht, kann ſich in ſolchen Zeiten Niemand bewahren, das würde zu viel Zwang auflegen.“

„Wenn Sie's nicht um Ihretwillen thun, ſo denken Sie an die Angſt Ihrer Freunde,“ bat Lenore.

„Habe ich noch Freunde?“ frug Fink lachend; „manchmal iſt mir's, als wären ſie untreu geworden. Meine guten

Freunde gehören zu der Klaſſe, welche ſich pflichtgetreu zu beruhigen weiß. Hier unſer ehrenwerther Wohlfart wird ein reines Sacktuch in die Taſche ſtecken und ſeine feierlichſte Miene aufſetzen, wenn ich einmal mein Spiel verliere, und ein anderer Waffenkamerad wird ſich noch leichter tröſten. Heran mit dem Pferde," rief er, ſchwang ſich hinauf und ſprengte mit kurzem Gruße davon.

„Er reitet gerade auf Tarow zu," ſagte der Förſter, welcher ihm nachgeſehen hatte, mit Kopfſchütteln. Lenore ging ſchweigend in das Zimmer der Eltern zurück.

Aber am ſpäten Abend, als die Lichter des Schloſſes längſt verlöſcht waren, bewegte ſich noch lange eine Gardine, und ein Weib lauſchte angſtvoll auf den Hufſchlag des heimkehrenden Roſſes. Stunde auf Stunde verrann, erſt gegen Morgen ſchloß ſich der Fenſterflügel, als ein Reiter vor der Pforte anhielt und, eine Melodie vor ſich hin trällernd, das Pferd ſelbſt in den Stall führte. Nach einer durchwachten Nacht verbarg Lenore ihr ſchmerzendes Haupt in die Kiſſen.

So ging es durch Monate fort. Endlich kam der Freiherr, auf den Arm ſeiner Tochter und auf einen Stab geſtützt, wieder manchmal herunter ins Freie; dann ſaß er entweder ſchweigſam im Schatten der Schloßmauer oder er hörte mit galliger Laune auf jede Kleinigkeit, die ihm zu ſchelten möglich machte. In ſolchen Stunden bogen die Leute gern in weitem Umweg aus, um ihm nicht nahe zu kommen, und da Anton dies nicht that, ſo war er nicht ſelten das Opfer, über dem ſich die Verſtimmung des Freiherrn Luft machte. Antons Verhältniß zu dem Kranken wurde bald ſo läſtig, daß nur ein ungewöhnlicher Grad von Geduld darüber weghelfen konnte. Täglich mußte der Freiherr hören, daß die Leute bei ſeinen Querfragen ſich damit entſchuldigten: „Herr Wohlfart hat es ſo befohlen," oder „der Herr Rentmeiſter hat das nicht gewollt;" mit Eifer ſuchte er die Aufträge, welche Anton gegeben hatte, durch ſeine Willensäußerung zu ſtören; aller Groll, alle Gehäſſigkeit, die ſich in der Seele des Unglücklichen aufgeſammelt hatte, concentrirte ſich in ein ſchwächliches Gefühl des Haſſes gegen ſeinen Bevollmächtigten.

Fink kümmerte ſich jetzt wenig um den Freiherrn; wenn er das Gezänk mit Anton bemerkte, verzog er ſchweigend die Augenbrauen und ſagte höchſtens: „Es mußte ſo kommen.“ Am beſten kam noch Karl mit dem Freiherrn aus; er nannte ihn nie anders als Herr Rittmeiſter, und ſchlug kriegeriſch mit den Abſätzen zuſammen, ſo oft er ihm eine Meldung machte; das hörte der blinde Herr, und das that ihm wohl. Und das erſte Zeichen von Theilnahme, welches der Freiherr für das Befinden Fremder zeigte, wurde dem Amtmann zu Theil. Ein Gartenſtuhl war in der Sonne eingetrocknet und drohte auseinanderzufallen; Karl ergriff im Vorübergehen den Stuhl und ſchlug ihn mit der geballten Hand zuſammen. „Sie ſchlagen doch nicht mit Ihrer rechten Hand, lieber Sturm?“ frug der Freiherr.

„Wie's kommt, Herr Rittmeiſter,“ antwortete Karl.

„Das ſollten Sie nicht thun,“ ermahnte der Blinde, „eine ſolche Wunde will geſchont ſein, es ſetzt ſich manchmal nach Jahren eine Krankheit hinein. Sie ſind gar nicht ſicher, ob das nicht in ſpäterer Zeit auch bei Ihnen der Fall ſein wird.“

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, Herr Rittmeiſter,“ erwiederte Karl, „ich ſorge nicht um die Zukunft.“

„Er iſt ein ſehr brauchbarer Menſch,“ ſagte der Freiherr zu ſeiner Tochter.

Die Aehren der Halmfrüchte blühten ab, die grünen Felder überzogen ſich mit hellem Gelb, das fröhliche Geräuſch der Ernte begann. Als der erſte Erntewagen in den Hof rollte, ſtand Anton bei der Scheuer und überwachte das Einbringen. Da trat Lenore zu ihm: „Wie wird die Ernte?“

„So weit wir in dieſem Jahre ernten können, ſind die Ausſichten nicht ſchlecht. Wenigſtens mit der Garbenzahl iſt

Karl zufrieden, ſie ſcheint größer zu werden, als unſer Anſchlag war," erwiederte Anton vergnügt.

„So haben Sie doch eine Freude, Wohlfart," ſagte Lenore.

„Es iſt eine Freude für Alle auf dem Hofe, Sie ſehen's aus der rührigen Geſchäftigkeit der Leute. Auch der Träge arbeitet jetzt mit doppelter Kraft. Wenn aber ich mich freue, ſo iſt's auch über Ihre Frage. Sie ſind dem Hofe und Allem, was zum Gute gehört, ſo fremd geworden."

„Ihnen nicht, mein Freund," ſagte Lenore niederſehend.

„Sie ſelbſt müſſen krank werden," fuhr Anton eifrig fort. „Wenn ich dürfte, möchte ich Sie ſchelten, daß Sie die ganze Zeit ſo wenig an ſich ſelbſt gedacht haben. Ihr kleines Pferd iſt im Stall ſteif geworden, Karl muß manchmal darauf reiten, damit es das Laufen nicht verlernt."

„Mag es dahingehen wie alles Andere," rief Lenore, „ich werde mich nicht wieder darauf ſetzen. Haben Sie Mitleid mit mir, Wohlfart, mir iſt manchmal, als verlöre ich die Beſinnung, es iſt mir Alles auf der Welt gleichgültig geworden."

„Wozu ſo hart, Fräulein?" ſprach eine ſpöttiſche Stimme hinter ihr. Lenore ſchrak zuſammen und wandte ſich um. Fink, der länger als eine Woche verreiſt geweſen, trat zu ihnen. „Mache, daß du den Blaſius wegjagſt," ſagte er zu Anton, ohne ſich weiter um Lenore zu kümmern; „der Schlingel iſt ſchon wieder betrunken, er peitſcht in die Pferde, daß die armen Thiere mit Schwielen bedeckt ſind. Ich hatte große Luſt, ſeinen Pferden eine Satisfaction zu verſchaffen und ihn vor ihren Augen abzuſtrafen."

„Habe Geduld bis nach der Ernte," entgegnete Anton, „wir können ihn jetzt nicht erſetzen."

„Iſt er nicht ſonſt ein gutmüthiger Menſch?" frug Lenore ſchüchtern.

„Gutmüthigkeit iſt ein bequemer Titel für alles mögliche Ungeſunde," erwiederte Fink. „Bei den Männern heißt's gutmüthig und bei den Frauen gefühlvoll." Er ſah Lenore an.

„Was hat das arme Geſchöpf, der Pony, verſchuldet, daß Sie ihn nicht mehr reiten wollen?“

Lenore erröthete, als ſie zur Antwort gab: „Das Reiten hat mir Kopfſchmerzen gemacht.“

„Ei,“ ſpottete Fink, „Sie hatten ſonſt den Vorzug weniger weich zu ſein; ich kann nicht ſagen, daß dies larmoyante Weſen Ihnen zuträglich iſt, Sie werden den Kopfſchmerz dabei nicht verlieren.“

Lenore kehrte ſich gedrückt zu Anton: „Sind die Zeitungen angekommen? Ich kam, Sie für den Vater darum zu bitten.“

„Der Bediente hat ſie in das Zimmer der Frau Baronin getragen.“

Lenore wandte ſich mit einer Verbeugung ab und ging nach dem Schloſſe zurück.

Fink ſah ihr nach und ſagte zu Anton: „Schwarz kleidet ſie nicht, ſie ſieht ganz verſtört aus. Es iſt eins von den Geſichtern, die nur gefallen, wenn ſie ſtattliche Fülle haben.“

Anton blickte finſter auf ſeinen Freund. „Dein Benehmen gegen das Fräulein war in den letzten Wochen ſo auffallend, daß ich mich oft darüber geärgert habe. Ich weiß nicht, ob es in deiner Abſicht liegt, aber du behandelſt ſie mit einer Nachläſſigkeit, die nicht ſie allein verletzt.“

„Sondern auch dich, Maſter Wohlfart,“ ſagte Fink und ſah den Zürnenden groß an. „Ich habe nicht gewußt, daß du auch die Duenna dieſes Fräuleins biſt.“

„Dieſe Sprache hilft dir nichts,“ verſetzte Anton ruhiger. „Ich habe Recht, wenn ich dich erinnere, daß du ſchlimmer als unzart gegen ein ehrliches Gemüth handelſt, das jetzt jede Rückſicht mit doppeltem Recht verlangen kann.“

„Habe du die Güte, ihr dieſe Rückſicht zu gönnen, und kümmere dich nicht um meine Weiſe,“ erwiederte Fink kurz.

„Fritz,“ rief Anton, „ich verſtehe dies Weſen nicht, es iſt wahr, du biſt rückſichtslos —“

„Haſt du das erfahren?“ unterbrach ihn Fink.

„Nein,“ erwiederte Anton, „wenn du es gegen Andere warſt, mir haſt du dich immer gezeigt, wie du im Herzen biſt, hochgeſinnt und voll Theilnahme; aber eben deshalb thut mir weh, mehr als ich ſagen kann, daß du gegen Lenore ſo verändert biſt.“

„Darum laß mich,“ verſetzte Fink; „Jeder hat ſeine eigene Weiſe Vögel abzurichten. Nur nebenbei laß dir ſagen, wenn dein Fräulein Lenore nicht aus dieſem kränklichen Leben aufgerüttelt wird, ſo geht das Beſte an ihr in kurzer Zeit zum Teufel. Der Pony allein wird's nicht thun, das weiß ich, aber du, mein Sohn, mit deiner wehmüthigen Theilnahme wirſt's auch nicht thun. Und ſo wollen wir den Dingen ihren Lauf laſſen. — Ich gehe heut noch nach Rosmin, haſt du etwas zu beſtellen?“

Dieſe Unterredung brachte zwar keine Entfremdung zwiſchen den Freunden hervor, aber ſie wurde wenigſtens von Anton nicht vergeſſen. Er zürnte in der Stille der herriſchen Weiſe des Andern und beobachtete unruhig jedes zufällige Zuſammentreffen deſſelben mit Lenore. Fink ſuchte und vermied das Fräulein nicht. Die Familienabende wurden nicht wieder eingerichtet, auch als der Herbſt herankam. Wenn Fink auf dem Gut war, ſpeiſte er mit Anton auf ſeinem Zimmer, und nur im Freien traf er mit Lenore zuſammen. Dann ſah man ihrem Benehmen den Zwang an, und Fink behandelte ſie ſeit der Unterredung mit Anton wie eine Fremde.

Anton ſelbſt ſollte über ſeine eigene Stellung Erfahrungen machen. So ſehr er vermied, dem Freiherrn Unangenehmes mitzutheilen, ſo gab es doch etwas, was er ihm nicht länger erſparen konnte, die Regulirung der Schulden, welche der verſtorbene Sohn gemacht hatte. Denn bald nach dem Tode deſſelben waren zahlreiche Briefe mit eingeſchloſſenen Forderungen auf dem Schloſſe angekommen. Lenore hatte ſie Anton übergeben und Anton hatte alle, unter ihnen auch den Schuldſchein Sturms, an den Juſtizrath Horn geſchickt und von dieſem redlichen Mann ein Gutachten und eine genauere Ermittelung der Forderungen erbeten. Dies Gutachten war jetzt angekommen. Der Juriſt verbarg ihm nicht, daß der Schuldſchein, welchen der junge Rothſattel dem Auflader ausgeſtellt hatte, in der Form ſo fehlerhaft war, daß er vor Gericht nur als eine Quittung über empfangenes Geld betrachtet werden konnte. Eine geſetzliche Verpflichtung des Freiherrn, für den Sohn zu zahlen, war nicht vorhanden. Die Summe der Schulden war ſo groß, daß eine augenblickliche Tilgung ganz unmöglich war. Und Anton ſelbſt hatte dem jungen Verſchwender mehr als achthundert Thaler geliehen. Als er den Schuldſchein Eugens aus ſeinen Papieren herausſuchte, ſah er lange auf die Züge des Verſtorbenen. Das war die Summe, durch welche ſein eitler Sinn ihn in das Leben der Familie eingekauft hatte. Und was hatte ihm dieſer Kauf gebracht? Damals war ihm eine Ehrenſache geweſen, ſeinem vornehmen Freund aus der Verlegenheit zu helfen, jetzt erkannte er, wie vorſchnell er dem Leichtſinnigen leicht gemacht hatte, Geld zu erhalten. Finſter verſchloß er den eigenen Schein wieder in die Schublade.

Mit ſchwerem Herzen ließ er den Freiherrn um eine Unterredung erſuchen. Schon bei der erſten Erwähnung ſeines Sohnes gerieth der Freiherr in heftige Bewegung, und als Anton in ſeinem Eifer den Verſtorbenen kurzweg beim Vornamen nannte, erhob ſich die Galle in dem verletzten Vater. Er unterbrach die Rede Antons durch die heftigen Worte: „Ich verbitte mir dieſe familiäre Bezeichnung meines verſtorbenen Sohnes, lebend oder tot iſt er für Sie immer der Freiherr von Rothſattel.“

Anton erwiederte an ſich haltend: „Herr Eugen, Freiherr von Rothſattel, hat bei ſeinen Lebzeiten etwas über viertauſend Thaler Schulden gemacht.“

„Das iſt unmöglich,“ unterbrach ihn der Freiherr.

„Die beglaubigten Abſchriften der Schuldſcheine und Wechſel, ſowie die Einſicht in die Originaldocumente, welche Juſtizrath Horn gefordert hat, machen die Thatſache ſelbſt unzweifelhaft. Bei neunzehnhundert Thalern, dem größten Poſten, iſt die Wahrheit der vollen Zahlung um ſo weniger zu bezweifeln, als der Vater des Amtmann Sturm, welcher das Darlehn gemacht hat, ein Mann von der größten Redlichkeit iſt. Ein Brief des Verſtorbenen an mich erkennt dieſe Schuld ausdrücklich an.“

„Sie haben alſo von dieſen Schulden gewußt,“ rief der Freiherr in ſteigendem Zorn, „und Sie haben mir ein Geheimniß daraus gemacht? Iſt das Ihre vielgeprieſene Treue?“

Vergebens ſetzte ihm Anton die näheren Umſtände auseinander, der Freiherr hatte die Herrſchaft über ſeine Empfindungen verloren. „Schon längſt habe ich erkannt,“ rief er laut, wie eigenmächtig Ihr ganzes Verfahren iſt. Sie benutzen meinen Zuſtand, um die Dispoſition über mein Vermögen zu erhalten, Sie machen Schulden, Sie laſſen Schulden machen, Sie ziehen Geld ein, Sie verrechnen mir, was Ihnen gut dünkt.“

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Freiherr,“ rief Anton mit ſtarker Stimme. „Nur das Mitleid mit Ihrer Hilfloſigkeit verbietet mir, Ihnen die Antwort zu geben, welche Sie in dieſem Augenblick verdienen. Wie groß dies Mitgefühl iſt, mögen Sie daraus ſehen, daß ich mich bemühen will, Ihre Rede zu vergeſſen, und daß ich Sie jetzt um Ihre Erklärung bitte: Wollen Sie die Schulden, welche der Verſtorbene gemacht hat, anerkennen, und wollen Sie namentlich dem Auflader Sturm oder ſeinem Sohn, Ihrem Amtmann, durch dieſe Anerkennung eine Sicherheit geben, oder wollen Sie es nicht thun?“

„Nichts will ich thun,“ rief der Freiherr außer ſich, „was Sie mit ſolcher Prätenſion von mir fordern.“

„Dann iſt es unnütz, jetzt weiter mit Ihnen zu ſprechen. Ich bitte Sie, Herr Freiherr, noch einmal die Angelegenheit zu überlegen, bevor Sie Ihren letzten Entſchluß ausſprechen. Ich werde mir die Ehre geben, heut Abend Ihre Entſcheidung entgegenzunehmen. Ich hoffe, daß bis dahin Ihr Gerechtigkeitsgefühl den Sieg über eine Verſtimmung davontragen wird, deren Gegenſtand ich nicht zum zweiten Mal zu werden wünſche.“

Mit dieſen Worten verließ er den Freiherrn und hörte noch, wie dieſer im Zorn einen Stuhl umwarf und an die Möbel ſtieß. Kaum war er in ſeinem Zimmer angekommen, ſo erſchien der vertraute Diener und forderte im Auftrage des Freiherrn die Acten und Rechnungsbücher, welche Anton bis dahin in ſeinem Zimmer aufbewahrt hatte. Schweigend übergab Anton die Papiere dem erſchrockenen Mann.

Er war entlaſſen, in der roheſten Weiſe entlaſſen, ſeine Redlichkeit war bezweifelt, dieſer Bruch war unheilbar. Wohl mochte der Freiherr andern Sinnes werden, und Anton wußte, nach wenigen Stunden würden die Vorſtellungen der Frauen den kranken Mann umſtimmen; aber für ihn ſelbſt gab es keine Rückkehr, er mußte fort. Welche Pflichten er auch gegen die Baronin und Lenore übernommen, jetzt ſprach die Pflicht, die er gegen ſich ſelbſt hatte, lauter als jede andere. Bitter war dieſe Stunde. Schon jetzt, wo er zornig in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt, fühlte er, daß in der Beleidigung, die ihm zugefügt wurde, auch eine Strafe für ihn ſelbſt lag. Rein war ſein Wille, und unſträflich ſein Thun geweſen, aber die enthuſiaſtiſchen Gefühle, die ihn in dieſes Haus geführt, hatten nicht vermocht, zwiſchen ihm und dem Freiherrn ein ſittliches Verhältniß, das des Arbeitgebers und des Arbeiters, zu begründen. Nicht der freie Wille Beider, und nicht verſtändiger Entſchluß hatte ſie verbunden, ſondern der Zwang unklarer Verhältniſſe und ſeine eigene jugendliche Schwärmerei. Dieſe gaben ihm ſelbſt Anſprüche, die größer waren als ſeine Stellung, und dem Andern einen Druck, der ihn einengte und ſchwächer machte.

In dieſen Gedanken wurde er durch Lenore unterbrochen, welche haſtig in ſein Zimmer trat. „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen,“ rief ſie. „Was werden Sie thun, Wohlfart?“

„Ich muß gehen,“ ſagte Anton ernſt. „Daß ich Sie verlaſſen ſoll in dieſer Lage, Ihre Zukunft ſo unſicher, das hätte ich niemals für möglich gehalten. Nichts gab es, was mich hätte bewegen können von hier zu ſcheiden, bevor ich ſtärkeren Händen die Verwaltung des Gutes übergeben konnte, nichts als Eines. Und dies Eine iſt jetzt eingetreten.“

„Gehen Sie,“ rief Lenore außer ſich, „Alles ſtürzt über uns zuſammen, es gibt keine Hilfe, auch Sie können uns nicht retten, gehen Sie, und löſen Sie Ihr Leben von den Sinkenden.“

Als Anton bei der Baronin eintrat, lag die Leidende auf dem Sopha. „Setzen Sie ſich zu mir, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie leiſe, „die Stunde iſt gekommen, in welcher ich Ihnen mittheilen muß, was ich um meinetwillen für die Zeit aufgeſpart habe, wo man am offenherzigſten mit einander ſpricht, auf die letzte Stunde des Zuſammenſeins. Der Freiherr iſt durch ſeine Krankheit ſo weit gekommen, daß er Ihre treue Hilfe nicht mehr verſteht. Ja Ihre Gegenwart verſchlimmert den unglücklichen Zuſtand, worin er ſich befindet, mit jedem Tage. Er hat in ſeiner Aufwallung Ihr Zartgefühl ſo ſehr verletzt, daß ich eine Verſöhnung nicht mehr für möglich halte. Er würde durch Ihre Anweſenheit von jetzt ab nicht in der Einbildung, ſondern in Wahrheit gedemüthigt werden. Auch wir würden das Opfer, welches Sie uns von heut ab bringen müßten, für zu groß halten, als daß wir es annehmen könnten, ſelbſt wenn Sie vergeſſen wollten.“

„Ich habe die Abſicht, in den nächſten Tagen dies Gut zu verlaſſen,“ entgegnete Anton.

„Was mein Mann gegen Sie verſehen, kann ich nicht gut machen, aber ich wünſche Ihnen eine Gelegenheit zu geben, ſich an dem Freiherrn in der Weiſe zu rächen, welche Ihrer würdig iſt. Der Freiherr hat Ihre Ehre angegriffen; die Rache, welche ich, ſeine Frau, Ihnen dafür biete, iſt die, daß ich Sie bitte, ihm ſeine eigene Ehre zu retten.“

Sie hatte ruhig geſprochen, die Worte glitten ihr von den Lippen, wie bei der Unterhaltung in großer Geſellſchaft, jetzt hielt ſie an und ſuchte die Worte. „Er hat vor Jahren ſein Ehrenwort gegeben, eine Verpflichtung zu erfüllen, und hat in einem verzweifelten Augenblick ſein Wort gebrochen. Die Beweiſe, daß er es gethan, ſind wahrſcheinlich in der Hand gemeiner Menſchen, welche ihr Wiſſen benutzen können, ihn zu verderben. Daß ich Ihnen dies gerade jetzt mittheile, wird Ihnen ein Beweis ſein, wie ich Ihr Verhältniß zu unſerm Hauſe anſehe.“ Sie zog einen Brief aus den Kiſſen. „Mit dieſem Brief lege ich ſeine und unſer aller Zukunft in Ihre Hand; wenn Einer uns davor ſchützen kann, daß ſeine Verfolger dieſe Waffe gegen ihn gebrauchen, ſo werden Sie es thun; wenn es noch möglich iſt, ſeinem verſtörten Gemüth einigen Frieden zurückzugeben, ſo werden Sie es thun.“ Sie ſtreckte ihre Hand aus und übergab Anton den Brief.

Anton trat an das Fenſter und ſah mit Erſtaunen ein Schreiben Ehrenthals. Zweimal mußte er es durchleſen, bevor er den Sinn errieth. Es war eine zitternde Hand und es war ein ungeordneter Geiſt, welche die Feder geführt hatten. In einer hellen Stunde war dem kindiſchen Mann ſein Verhältniß zu dem Edelmann in die Seele gefallen. In der Angſt um ſeine Capitalien erinnerte er ihn an die geſtohlenen Schuldſcheine, er forderte das Geld von ihm und drohte. Und dazwiſchen kamen wieder Klagen über die eigene Schwäche und die Bosheit anderer Menſchen. Was der verworrene Brief nicht offenbarte, wurde klar durch die Abſchrift eines Schuldſcheins, wahrſcheinlich nach einem Concept, welches Ehrenthal und der Freiherr zuſammen gemacht hatten, denn Ehrenthal erwähnte in dem Briefe, das Original ſei von der Hand des Freiherrn, und er werde es gegen ihn benutzen.

Anton faltete den Brief zuſammen und ſagte: „Die Drohungen wenigſtens, welche er an die mitgetheilte Abſchrift knüpft, dürfen Sie, Frau Baronin, nicht beunruhigen; es iſt gar keine Unterſchrift des Freiherrn unter dem Entwurf, und Ehrenthal, ſo unklar der Brief auch ſonſt iſt, würde die Unterſchrift nicht vergeſſen haben. Auch iſt die Summe, zu welcher dieſer einzelne Schein den Freiherrn verpflichten könnte, nicht bedeutend.“

„Und glauben Sie, daß der Brief die Wahrheit erzählt?“ frug die Baronin.

„Ich glaube daran,“ ſagte Anton, „dies Schreiben erklärt mir Manches, was ich bis jetzt nicht verſtand.“

„Ich weiß, daß er Wahres enthält,“ ſprach die Baronin ſo leiſe, daß ihre Worte kaum bis zu Antons Ohr drangen. „Wie ich zu dieſer Gewißheit gekommen bin, nach und nach, das gehört nicht hierher.“ Ein matter Schimmer von Roth legte ſich auf ihre Wangen.

„Und Sie, Herr Wohlfart, wollen Sie übernehmen, für uns die geſtohlenen Papiere zurückzuſchaffen?“ frug ſie ſich aufrichtend.

„Ich will,“ ſprach Anton ernſt. „Aber meine Hoffnungen ſind gering. An die geſtohlenen Schuldſcheine hat gegenwärtig der Freiherr noch gar kein Recht, ſie gehören Ehrenthal, und es iſt vor Allem eine Verſtändigung mit dieſem nothwendig. Sie wird ſchwierig ſein. Außerdem kann ich noch nicht einmal das Sachverhältniß genau überſehen, und ich fürchte, ich werde auch Sie bemühen müſſen, mir Alles, was Sie etwa über den Diebſtahl ſelbſt erfahren können, mitzutheilen.“

„Ich werde verſuchen Ihnen zu ſchreiben,“ ſagte die Baronin. „Zeichnen Sie mir genau auf in beſtimmten Fragen, was Sie wiſſen müſſen, Sie ſollen Antwort haben, ſo gut ich ſie geben kann. Welchen Erfolg auch Ihre Mühe haben mag, ich danke Ihnen im Voraus aus voller Seele dafür. Wie groß Ihre Thätigkeit für unſer Wohl hier geweſen iſt, die größte können Sie uns jetzt beweiſen. Die Schuld, welche unſer Haus gegen Sie hat, werden wir Ihnen niemals bezahlen. Wenn der Segen einer Sterbenden ein freundliches Licht auf Ihre Zukunft werfen kann, ſo nehmen Sie ihn mit auf Ihren Weg."

Anton erhob ſich.

„Wir ſehen uns nicht mehr wieder," ſagte die Kranke, „in dieſer Stunde nehmen wir Abſchied. Leben Sie wohl, Wohlfart, für dieſe Erde ſehe ich Sie zum letzten Male." Sie hielt ihm ihre Hand hin, Anton beugte ſich darauf und verließ bewegt, mit einer tiefen Verbeugung, das Zimmer.

Ja, ſie verdiente eine Edelfrau zu heißen. Adlig war ihr Sinn, nicht klein ihr Urtheil über Andere, und vornehm war die Art, wie ſie Antons Dienſteifer belohnte. Sehr vornehm! Er hatte in ihren Augen immer eine weiße Perrücke und ſilberne Knieſchnallen getragen.

Gegen Abend klirrte Finks Tritt auf dem Corridor, gleich darauf trat er in das Zimmer des Freundes. „Hallo! Anton, was iſt hier im Hauſe los? Johann ſchleicht ſo ſcheu herum, als hätte er die größte Porcellanvaſe zerbrochen, und als die alte Babette mich ſah, rang ſie die Hände!"

„Ich muß dies Haus verlaſſen, mein Freund," ſagte Anton finſter, „ich habe heut mit dem Freiherrn eine peinliche Scene gehabt." Er erzählte ihm, was vorgefallen, er erwähnte die Unterredung mit der Baronin, ſo weit er dies ohne Indiscretion durfte, und ſchloß mit den Worten: „Nie war die Lage der Familie ſo verzweifelt als gerade jetzt. Sie braucht jetzt wieder die freie Dispoſition über zwanzigtauſend Thaler, um ein neues Unheil abzuwehren!"

Fink warf ſich auf einen Stuhl. „Vor Allem hoffe ich, daß du dieſe ſchöne Gelegenheit, dich zu ärgern, ſo wenig als möglich benutzt haſt. Ueber die Scene ſelbſt wollen wir untereinander kein Wort verlieren, der Freiherr iſt nicht zurechnungsfähig. Und im Vertrauen geſagt, der Vorfall überraſcht mich nicht. Daß ſo etwas kommen würde, war vorauszuſehen; daß du in dieſem ſentimentalen Verhältniß nicht bleiben konnteſt, habe ich den ganzen Sommer erwartet. Ebenſo klar iſt es, daß du als Beichtvater der Frauen und vertrauter Geſchäftsführer der Familie den Leuten hier unentbehrlich biſt. Und daß mir dein plötzlicher Abgang einen dicken Strich durch mehre Rechnungen macht, brauche ich dir nicht zu ſagen. Zuerſt alſo die Frage: Was wirſt du ſelbſt thun?“

„Ich reiſe ſo bald als möglich nach unſerer Hauptſtadt,“ verſetzte Anton. „Dort werde ich noch einige Monate im Intereſſe der Rothſattel zu thun haben. Mein Dienſtverhältniß iſt vom heutigen Tage gelöſt; ſobald das Familiengut des Freiherrn verkauft iſt, betrachte ich auch die moraliſche Verpflichtung, die ich gegen die Familie eingegangen bin, als völlig aufgehoben.“

„Gut,“ ſagte Fink, „das iſt in der Ordnung. Wenn du überhaupt noch eine Feder für dieſe Leute anſetzen willſt, ſo kann das jetzt nur ſo geſchehen, daß du ihnen als freier Mann dein Mitgefühl gönnſt. Ein anderer Punkt iſt, daß Rothſattel durch ſeine Thorheit auch hier in eine Kriſis gekommen iſt. Denn ohne dich kann es in der alten Weiſe auf dem Gut nicht vier Wochen fortgehen. Jetzt entſteht die Frage, Meiſter Anton, was ſoll hier werden?“

„Ich habe den ganzen Tag darüber geſonnen,“ erwiederte Anton, „ich weiß es nicht. Es gibt nur eine Möglichkeit: daß du ſelbſt den Theil meiner Geſchäfte übernimmſt, den Karl nicht beſorgen kann.“

„Ich danke,“ ſagte Fink, „dir für das gute Zutrauen, und im Uebrigen für das freundliche Anerbieten. Einem Narren, der noch nicht unter Curatel ſteht, die Geſchäfte beſorgen, heißt ſich ſelbſt zum Narren machen. Nimm mir das nicht übel. Du biſt ein ſolcher guter Narr geweſen, ich habe nicht das Zeug dazu. Nach acht Tagen würde ich in der unangenehmen

Lage ſein, den Mann ſchlecht behandeln zu müſſen. Weißt du keinen andern Rath?“

„Keinen,“ rief Anton. „Wenn du dich nicht dieſes Gutes mit aller Kraft annimmſt, ſo verdirbt, was wir in dieſem Jahre eingerichtet haben, und unſere deutſche Colonie geht zu Grunde. Das Gut fällt wahrſcheinlich den Seitenverwandten des vorigen Beſitzers zu, welche die Hauptforderung darauf haben, und die alte polniſche Wirthſchaft fängt wieder an.“

„So iſt's,“ ſagte Fink.

„Und du, Fritz,“ fuhr Anton fort, „biſt durch dein Verhältniß zu mir mit deinem Geld hier hereingezogen worden, auch du biſt in Gefahr Verluſte zu erleiden.“

„Richtig,“ ſagte Fink, „geſprochen wie ein Buch. Du läufſt weg und läßt mich mit meiner Bande unter den Schlachzizen zurück. — Weißt du was, erwarte mich hier, ich will erſt einige Worte mit Lenore ſprechen.“

„Was willſt du thun?“ rief Anton, ihn feſthaltend.

„Keine Liebeserklärung machen,“ erwiederte Fink lachend, „verlaß dich darauf, mein Junge.“ Er klingelte dem Bedienten und ließ Fräulein Lenore zu einer Unterredung in das Geſellſchaftszimmer bitten.

Als Lenore eintrat, mit verweinten Augen, nur mit Mühe ihre Faſſung behauptend, ging er ihr artig entgegen und führte ſie zu dem Sopha.

„Ich enthalte mich gegen Sie jedes Urtheils über das, was heut vorgegangen iſt,“ begann er. „Wir wollen annehmen, daß meines Freundes Aufenthalt in der Hauptſtadt in Ihrem Intereſſe noch wünſchenswerther iſt, als ſein Verweilen im Gut. Nach Allem, was ich höre, iſt dies in der That der Fall. Wohlfart wird übermorgen abreiſen.“

Lenore verbarg ihr Geſicht hinter der Hand. Fink fuhr kaltblütig fort: „Unterdeß erfordert mein eigener Vortheil, daß ich mich um eine Sicherung der hieſigen Verhältniſſe bemühe. Ich habe mehre Monate hier gelebt und einigen Antheil an dieſer Beſitzung gewonnen. Deshalb bitte ich Sie, der Bote einer Mittheilung zu werden, die ich in dieſem Augenblick am liebſten durch Sie Ihrem Herrn Vater mache. Ich bin bereit, dem Freiherrn dies Gut für mich ſelbſt abzukaufen."

Lenore fuhr zuſammen und ſtand von ihrem Sitz auf. Mit gerungenen Händen rief ſie: „Zum zweiten Mal!"

„Haben Sie die Güte, mich ruhig anzuhören," fuhr Fink fort. „Ich beabſichtige durchaus nicht, gegenüber dem Freiherrn von Rothſattel die Rolle eines rettenden Engels zu ſpielen, ich habe weniger von einem Flederwiſch auf dem Rücken als unſer geduldiger Anton, und vollends jetzt fühle ich mich durchaus nicht veranlaßt, Ihrem Herrn Vater etwas anzubieten, was irgendwie als leichtſinnige Behandlung meines eigenen Vortheils erſcheinen könnte. Betrachten Sie in dieſer Stunde uns als Gegner, und meinen Antrag, wie er iſt, als in meinem eigenen Intereſſe gemacht. Mein Anerbieten iſt folgendes. Der Kaufpreis dieſes Gutes würde, wenn ihn der Freiherr ſo berechnen wollte, daß er ſelbſt keine Verluſte erleidet, jetzt mehr als hundert und ſechzig tauſend Thaler betragen. Ich biete Ihnen das Höchſte, was das Gut nach meiner Anſicht in der gegenwärtigen Zeit werth ſein mag: Uebernahme der Gutsſchulden und Auszahlung von zwanzigtauſend Thalern an den Freiherrn binnen vierundzwanzig Stunden; nach Ablauf dieſer Friſt wird das Gut an mich übergeben. Bis zu nächſtem Oſtern wünſche ich das Schloß in Ihren Händen zu laſſen und würde, wenn dies ohne beiderſeitige Inconvenienz geſchehen kann, mich bis dahin gern als Ihren Gaſt betrachten. Ich werde in der Regel abweſend ſein und Ihnen nicht zur Laſt fallen."

Lenore ſah ängſtlich in das Geſicht, welches in dieſem Augenblick hart ausſah, wie das eines zähen Yankee; der Reſt ihrer Faſſung fiel zuſammen, ſie brach in dem Widerſtreit ſtürmiſcher Gefühle in Thränen aus.

Fink lehnte ſich ruhig in ſeinen Stuhl zurück, und ohne

Rückſicht auf dieſe Stimmung fuhr er fort: „Sie ſehen, ich biete Ihnen einen Verluſt; was ich Ihnen nehmen will, iſt wahrſcheinlich die Hälfte Ihres Erbes, es iſt in der Ordnung, daß Sie das verlieren. Der Freiherr hat zu ſchnell ſein Vermögen an dies Gut gewagt; daß Ihre Familie dieſen Mangel an Vorſicht bezahlt, wird nicht zu vermeiden ſein. Denn höher, als mein Gebot, iſt der Kaufpreis des Gutes in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung ſicher nicht. Ich würde unehrlich ſein, wenn ich Ihnen verſchweigen wollte, daß das Gut bei zweckmäßiger Behandlung in einigen Jahren das Doppelte werth ſein kann, ich habe aber die feſte Ueberzeugung, daß es unter Verwaltung des Freiherrn dieſen Werth niemals erhalten wird. Wäre Anton hier geblieben, ſo hätte nicht er, aber die Verhältniſſe hätten es möglich gemacht, Ihnen dies Vermögen zu erwerben. Jetzt iſt auch dieſe Hoffnung für Sie dahin. Ich verberge Ihnen ferner nicht, Wohlfart hat mir ſoeben die Forderung geſtellt, daß ich an ſeine Stelle treten ſoll.“

Lenore machte noch in ihrem Schluchzen mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es freut mich,“ fuhr Fink fort, „daß wir hierin einerlei Meinung ſind; ich habe dies Anerbieten ſehr beſtimmt und für immer zurückgewieſen.“ So ſchwieg er und ſah prüfend auf das Mädchen vor ihm, welchem ſeine Worte das Herz zerriſſen. Er ſprach rauh zu ihr, der Mann, für den ſie Alles gethan hätte, um ein Lächeln, einen freundlichen Blick zu erhalten. Mit ſchlecht verhehlter Verachtung redete er von ihrem Vater, ſeine Worte waren die eines ſtarren Egoiſten. Und doch, als der herbe Ton, mit dem er ſprach, in der Stube verhallt war, fiel ihr in die Seele, daß ſein Anerbieten für ihre hilfloſe Lage immer noch ein Glück ſein konnte. Und mit der Sehergabe eines liebenden Herzens ahnte ſie hinter dem Antrag eine Meinung, die ſie nicht verſtand, die ihr aber wie ein ferner Hoffnungsſtrahl in die Tiefe ihres Schmerzes leuchtete. Wie er ſich auch ſtellte, es war kein gemeiner Sinn, der aus ſeiner Weiſe hervorbrach. Das krampfhafte Schluchzen löſte ſich in ein heftiges Weinen, ſie verſuchte ſich vom Sopha zu erheben und glitt hinunter auf den Boden. So lag ſie neben ſeinem Stuhl und ſtützte ihr Haupt auf die Lehne, ein Bild der leidenden Hingebung. Und unter ſtrömenden Thränen ſprach ſie: „Sie täuſchen mich nicht, machen Sie mit uns, was Sie wollen.“

Das ſtolze Lächeln flog über das Geſicht des Mannes, er beugte ſich zu ihr nieder, ſchlang ſeinen Arm um ihr Haupt, drückte einen Kuß auf ihr Haar und ſagte: „Mein Kamerad, ich will, Sie ſollen frei werden.“ Lenorens Haupt glitt an ſeine Bruſt, ſie weinte ruhig fort, er hielt ſie in ſeinem Arm. Endlich faßte er ihre Hand und ſchüttelte ſie herzlich. „Wir beide wollen von heute ab einander verſtehen. Sie ſollen frei werden, Lenore, mir gegenüber frei, und frei von allem Andern, was Sie hier einengt. Sie verlieren einen Mann, der die aufopfernde Zärtlichkeit eines Bruders für Sie gehabt hat, und mir iſt's recht, daß er ſich von Ihnen löſt. Ich frage heut nicht, wollen Sie als mein Weib ſich an mein Leben binden? denn Sie haben jetzt nicht die Freiheit, nach Ihrem Herzen zu entſcheiden. Ihr Stolz ſoll nicht Nein ſagen, und das Ja ſoll Ihre Selbſtachtung nicht verringern. Wenn der Fluch gelöſt iſt, welcher über Ihrem Hauſe liegt, und wenn es Ihnen frei ſteht, bei mir zu bleiben oder zu gehen, dann hole ich mir Beſcheid. Bis dahin ehrliche Freundſchaft, mein Kamerad.“

Lenore erhob ſich.

„Und jetzt denken wir an nichts als an unſer Gut,“ ſagte Fink in verändertem Ton; „trocknen Sie die Thränen, die ich in Ihrem großen Auge ſehr ungern ſehe, und theilen Sie die officielle Hälfte meines Antrags dem Freiherrn und Ihrer Mutter mit. Wenn nicht eher, erbitte ich mir morgen um dieſe Zeit Antwort.“

Lenore ging zur Thür, dort blieb ſie ſtehen, ſie wandte ſich noch einmal nach ihm um und reichte ihm ſchweigend die Hand.

Langſam ſchritt Fink in Antons Zimmer zurück. Er trat zu dem Freund, der mit verſchränkten Armen am Fenſter ſtand und auf die Felder ſah, welche im Dämmerlicht des Mondes vor ihm lagen. „Erinnerſt du dich an das, Anton, was du am Tage meiner Ankunft von deinem Patriotismus erzählt haſt?“

„Es war ja ſeit der Zeit oft die Rede davon,“ erwiederte Anton trübe.

„Ich habe mir's gemerkt,“ fuhr Fink fort. „Dies Gut ſoll nicht wieder unter den Scepter eines Herrn Bratzky kommen. Ich kaufe die Herrſchaft, wenn der Freiherr will.“

Anton wandte ſich überraſcht um. „Und Lenore?“

„Sie theilt das Schickſal ihrer Eltern, wir haben das ſoeben mit einander ausgemacht.“ Er erzählte dem Freunde von ſeinem Anerbieten.

„Jetzt hoffe ich, daß Alles gut wird,“ rief Anton.

„Warten wir's ab,“ ſagte Fink. „Drüben brennt ein Fegefeuer für den Sünder, es iſt mir lieb, daß ich ſeinen Jammer nicht mit anhören darf.“

Am nächſten Morgen in der Frühe brachte der Bediente jedem der Freunde einen Brief aus dem Zimmer des Freiherrn; ſie waren von Lenorens Hand, ihr Vater hatte in zitternden Zügen unterſchrieben. In dem Briefe an Anton bat der Freiherr mit ſorgfältig gewählten Worten um Vergebung, daß er ihn in einer krankhaften Aufwallung verletzt habe, und ſprach ſeinen Dank für die treuen Dienſte aus, die Anton ihm bis jetzt geleiſtet; in dem Briefe an Fink nahm er das Anerbieten an und bat, ihn, den Schreiber, ſo ſchnell als möglich von der Sorge zu befreien, die ihm die Verwaltung des Gutes bei ſeiner Krankheit machen müſſe. Schweigend tauſchten die Freunde dieſe Zuſchriften gegen einander aus.

„So iſt es entſchieden,“ rief endlich Fink; „ich bin die halbe Welt durchlauſen und hatte überall etwas auszuſetzen, und jetzt wühle ich mich in dieſe Sandgrube ein, wo ich gegen die polniſchen Wölfe allnächtlich ein Feuer anzünden möchte. Du aber, Anton, erhebe dein Haupt und ſieh vor dich, denn wenn ich jetzt eine Heimat gefunden habe, auch du gehſt dorthin zurück, wo der beſte Theil deines Herzens iſt. — Und deshalb, mein Junge, laß uns noch einmal deine Verpflichtungen überlegen. Du haſt die Aufgabe, gewiſſe geſtohlene Papiere zu ermitteln. Denke auch an die zweite. Thu, was du kannſt, um der Familie das Wenige, was ſie hier gerettet hat, zu ſichern. Sieh zu, daß das alte Gut der Rothſattel bei der Verſteigerung einen Preis erhält, der die Anſprüche aller Hypothekengläubiger deckt. Du mußt fort, ich fordere dich nicht auf, jetzt noch hier zu bleiben, aber du weißt, daß unter allen Umſtänden da, wo ich wohne, auch du zu Hauſe biſt. — Und noch Eins. Ich würde den Amtmann ungern entbehren; wende deine Beredtſamkeit an, damit dein treuer Sancho hier bleibt, wenigſtens über den Winter.“

„Noch weiß Niemand,“ erwiederte Anton aufſtehend, „daß ich dies Gut verlaſſe, er muß der Erſte ſein, der das erfährt. Ich gehe ſogleich zu ihm.“

Das unſaubere Zimmer, in dem einſt Herr Bratzky der Verräther gehauſt hatte, war durch Karls Hände in einen wohnlichen Raum verwandelt, der nur an dem einen Uebelſtand litt, daß er zu voll von allerlei nützlichen Dingen war. Karl ſelbſt hatte die Stube mit ſchöner Roſafarbe angeſtrichen, an der Wand hing im goldenen Rahmen ein Bild des alten Blücher und daneben eine große Sammlung von Geräthſchaften des Krieges und des Friedens, Flinte und Pulverhorn, Säge und Axt, Lineal und Winkelmaß. Am Fenſter war eine kleine Hobelbank aufgeſtellt, eine Anzahl Rothkehlchen flatterte hin und her, es roch ſtark nach Leim. Oft hatte Anton hier ausgeruht und ſich an Karls friſchem Muth erholt, wenn ihm in den letzten Monaten das Leben ſchwer geworden war. Als er heut auf die bekannten Wände ſah, fiel ihm mächtig auf's Herz, daß er auch von dem anſpruchsloſen treuen Mann ſcheiden müſſe. Er lehnte ſich an die Hobelbank und ſagte: „Lege deine Rechnung bei Seite, Karl, und laß uns ein Wort mit einander reden.“

„Jetzt kommt's,“ rief Karl, „es iſt ſchon lange etwas im Werke: ich ſehe an Ihrem Geſicht, daß alle Bomben geplatzt ſind.“

„Ich gehe fort von hier, mein Freund.“

Karl ließ die Feder aus der Hand fallen und ſah ſtumm in das ernſte Antlitz ihm gegenüber.

„Fink übernimmt das Gut, er hat es heut gekauft.“

„Hurrah!“ rief Karl; „wenn Herr von Fink der Mann iſt, welcher — ſo iſt Alles gut. Ich gratulire von Herzen,“ ſagte er, Antons Hand ſchüttelnd, „daß es ſo gekommen iſt. In dieſem Frühjahr hatte ich ſchon andere einfältige Gedanken. Jetzt aber iſt's in der Ordnung. Und auch unſere Wirthſchaft iſt gerettet.“

„Das hoffe ich auch,“ beſtätigte Anton lächelnd.

„Aber Sie,“ fuhr Karl fort, und ſeine Miene wurde plötzlich ängſtlich.

„Ich gehe nach unſerer Hauptſtadt zurück,“ erwiederte Anton; „dort habe ich für den Freiherrn noch einige Geſchäfte abzumachen, dann ſuche ich einen Stuhl in einem Comtoir.“

„Und wir haben hier ein Jahr zuſammen gearbeitet,“ ſagte Karl betrübt. „Sie haben die Plage gehabt, und ein Anderer wird ernten.“

„Ich gehe zurück, wohin ich gehöre. Aber, lieber Karl, nicht um mich, ſondern um deine Zukunft handelt ſich's jetzt.“

„Ich gehe natürlich mit Ihnen!“ rief Karl.

„Ich komme dich zu bitten, dies nicht zu thun. Könnten wir beide mit einander gemeinſam ein Geſchäft beginnen, ſo würde ich dich mit aller Kraft an meiner Seite feſthalten. Aber das iſt unmöglich. Ich muß mir eine Stelle ſuchen. Ich war nie in der Lage, durch mein eigenes Vermögen eine ſelbſtändige Stellung zu gewinnen. Ein Theil von dem Wenigen, was ich hatte, iſt darauf gegangen; ich gehe nicht reicher von hier, als ich hergekommen bin. So würden wir uns trennen, ſobald wir nach der Heimat kämen.“

Karl ſaß mit geſenktem Haupte und dachte nach. „Herr Anton,“ ſagte er, „kaum wage ich Ihnen von etwas zu reden, wovon ich ſelbſt nichts weiß. Sie haben mir einige Male geſagt, daß mein Alter ein Kauz iſt, der auf Geldſäcken ſitzt. Wie wär's?“ fuhr er zögernd fort und arbeitete mit ſeinem Stemmeiſen in den Stuhl. „Wenn Ihnen nicht zu wenig wäre, was in dem eiſernen Kaſten liegt — Sie nehmen das, und wenn's etwas mit Producten ſein könnte, — es iſt zwar ſehr verwegen von mir, — vielleicht könnte ich Ihnen dann als Ihr Compagnon nützlich ſein. Es iſt nur ſo ein Gedanke, und Sie müſſen mir das nicht übel nehmen.“

Anton erwiederte bewegt: „Sieh, Karl, daß du mir einen ſolchen Vorſchlag machſt, iſt ganz in deiner uneigennützigen Weiſe; aber es wäre ein Unrecht, wenn ich ihn annähme. Das Geld gehört deinem Vater, und wenn auch er ſeine Einwilligung gäbe, und ich glaube, er würde es thun, ſo würde doch deine eigene Zukunft unſicherer, als ſie jetzt iſt. Jedenfalls wird dir das Vermögen deines Vaters in dem Berufe, in dem du heimiſch biſt, ein beſſeres Leben verſchaffen, als in einem andern, in dem du dich aus Liebe zu mir erſt einarbeiten müßteſt. Deshalb iſt es nützlicher für dich, mein Freund, daß wir uns trennen.“

Karl griff nach ſeinem Taſchentuch und räuſperte ſich kräftig, bevor er weiter frug: „Und Sie allein wollten das Geld nicht benutzen? Sie würden uns ja gute Intereſſen geben.“

„Es iſt unmöglich,“ verſetzte Anton.

„Dann gehe ich zu meinem Alten zurück und ſtecke meinen Kopf in einen Heuboden unſerer Gegend," rief Karl ärgerlich.

„Das darfſt du nicht," ſagte Anton. „Du haſt von dieſem Gute mehr kennen gelernt als ein Anderer; es wäre unrecht, wenn das verloren gehen ſollte. Gerade Fink braucht jetzt einen Mann wie du, die Wirthſchaft kann dich bis zum nächſten Sommer gar nicht entbehren. Als wir herkamen, zogen wir nicht in das Land, um uns Gutes zu thun, ſondern um etwas zu ſchaffen. Mein Werk iſt zu Ende, du biſt mitten in deiner Arbeit. Du thuſt ein Unrecht gegen dich und deine Arbeit, wenn du jetzt ſcheideſt." Karl hing wieder den Kopf.

„Was mir deinen Aufenthalt hier bisweilen ängſtlich machte, war der geringe Lohn, den das Gut geben konnte, das wird jetzt anders werden."

„Reden wir nicht davon," ſagte Karl ſtolz.

„Es ziemt ſich, davon zu reden," ſagte Anton, „denn der Menſch thut unrecht, wenn er ſein Beſtes, ſeine Kraft, auf eine Arbeit verwendet, die ihm nicht in dem Grade lohnt, wie ſeine Thätigkeit verdient. Das gibt ein ungeſundes Leben, und der Menſch kommt dabei in Gefahr, unſicher zu werden. Mir kannſt du das glauben. Alſo ich bitte dich, hier zu bleiben, wenigſtens bis zum nächſten Sommer, wo bei der großen Ausdehnung, welche die Wirthſchaft jetzt erhalten wird, ein erfahrener Inſpector an deine Stelle treten kann."

„Und dann," frug Karl, „ſoll ich auch gehen?"

„Fink wird dich immer feſthalten; wenn du aber dann gehen willſt, Karl, ſo denke an das, was wir in dieſem Jahre oft mit einander geſprochen haben. Du haſt dich an das Leben unter den Fremden gewöhnt, du haſt alle Erforderniſſe eines Coloniſten auf neuem Grunde. Wenn dich nicht eine größere Pflicht fortreibt, ſo iſt deine Aufgabe, hier im Lande zu bleiben als einer von uns. Wenn du von dieſem Gute fortgehſt, ſo kaufe dich unter den Fremden an. Es wird kein leichtes Leben für dich ſein, und vieles Behagen wirſt du entbeſſern, aber wir leben nicht in einer Zeit, wo ein tüchtiger Mann ſich zur Ruhe ſetzen ſoll, um gemächlich ſeine Garben zu ſchneiden. Du haſt ein muthiges Herz, du biſt nicht gewöhnt zu genießen, ſondern zu erwerben. Du wirſt mit der Pflugſchar in der Hand hier ein deutſcher Soldat ſein, der den Grenzſtein unſerer Sprache und Sitte weiter hinausrückt gegen unſere Feinde." — Er wies mit der Hand nach Morgen.

Karl reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Ich bleibe."

Als Anton aus der Wohnung des Amtmanns trat, ſtand Lenore vor der Thür. „Ich erwarte Sie," rief ſie Anton haſtig entgegen, „kommen Sie mit mir, Wohlfart; ſo lange Sie noch hier ſind, gehören Sie mir!"

„Wenn Ihre Worte weniger herzlich wären," erwiderte Anton, „ſo würde ich glauben, daß Sie ſich in der Stille darüber freuen, mich los zu werden. Denn, liebes Fräulein, ſeit lange habe ich Sie nicht ſo muthig geſehen. Aufgerichtet und mit gerötheten Wangen treten Sie mir entgegen, auch das ſchwarze Kleid iſt verſchwunden."

„Dies iſt das Kleid, das ich trug, als wir zuſammen im Schlitten fuhren, damals freuten Sie ſich darüber. Ich bin eitel," rief ſie mit trübem Lächeln, „ich will, daß der letzte Eindruck, den ich Ihnen hinterlaſſe, ein fröhlicher ſei. Anton, Freund meiner Jugend, was iſt das für ein Verhängniß, daß gerade wir ſcheiden müſſen an dem erſten ſorgenfreien Tage, den ich ſeit langer Zeit verlebe. Das Gut iſt verkauft, heut athme ich wieder. — Was war das für ein Leben in den letzten Jahren, immer gequält, gedrückt, gedemüthigt von Freund und Feind, immer etwas ſchuldig zu ſein, bald Geld, bald Dank, es war fürchterlich. Nicht Ihnen gegenüber, Wohlfart. Sie ſind mein Jugendfreund, und wenn Sie im Unglück wären oder in Noth, ſo würde ich glücklich ſein, wenn auch Sie mich riefen und zu mir ſagten: Jetzt brauche ich dich, jetzt komm her, du wilde Lenore! — Ich will nicht mehr wild ſein. Ich will an Alles denken, was Sie mir geſagt haben." So ſprach ſie aufgeregt in ihn hinein, und ihr Auge leuchtete. Sie hing ſich an ſeinen Arm, was ſie nie gethan hatte, und zog ihn durch alle Räume des Hofes. „Kommen Sie, Wohlfart, den letzten Gang durch die Wirthſchaft, die unſer war! — Dieſe Kuh mit der Bläſſe haben wir zuſammen gekauft," rief ſie. „Sie frugen mich beim Kauf um meine Meinung, das hat mir ſehr wohlgethan."

Anton nickte. „Wir wußten beide nicht recht Beſcheid, und Karl mußte den Ausſchlag geben."

„Ei was! Sie haben das Geld bezahlt, ich habe ihr das erſte Heu gegeben, folglich gehört ſie uns beiden. — Sehen Sie ſich noch einmal das ſchwarze Kalb an. Es iſt reizend. Herr Sturm droht, er will ihm die Ohren roth anſtreichen, damit es ganz ausſieht, wie ein kleiner Teufel." Sie kauerte vor dem Kalbe nieder, drückte es an ſich und ſtreichelte es; plötzlich ſtand ſie auf und rief: „Ich weiß nicht, warum ich ſo hübſch mit ihm thue, es iſt nicht mehr mein, es gehört einem Andern." Aber hinter ihrem Zorn klang es wie Schelmerei. Sie zog ihn weiter. „Kommen Sie zum Pony," bat ſie. „Mein armes kleines Thier! Es iſt alt geworden ſeit dem Tage, wo ich in unſerm Garten hinter Ihnen herritt."

Anton liebkoſte das Thier, und der Pony wandte ſeinen Kopf bald zu ihm, bald zu Lenore.

„Wiſſen Sie, wie es damals zuging, daß ich Ihnen auf dem Pony begegnete?" frug Lenore über den Rücken des Pferdes herüber. „Es war kein Zufall. Ich hatte Sie unter dem Strauch ſitzen ſehen, heut darf ich's Ihnen ſagen, und ich hatte gedacht: Wetter! das iſt ein hübſcher Junge, den wollen wir uns doch einmal anſehen. So war es gekommen, wie's kam."

„Ja," ſagte Anton, „es kamen die Erdbeeren, es kam der See. Ich ſtand vor Ihnen und ſtopfte die Beeren hinein und war etwas weinerlich; aber bei alledem war mein Herz doch voll Freude über Sie, ſo ſchön und majeſtätiſch ſtanden Sie vor mir, ich ſehe Sie noch im flatternden Gewand mit kurzen Aermeln, und an dem weißen Arm ein goldenes Armband.“

„Wo iſt das Armband hin?“ frug Lenore ernſt und ſtützte ihr Haupt auf den Hals des Pferdes. „Sie haben's verkauft, böſer Wohlfart.“ — Die Thränen rollten ihr aus den Augen, ſie faßte mit beiden Händen über den Rücken des Pony nach der Hand des Freundes. „Anton, wir konnten nicht Kinder bleiben.“ Dann ſtrich ſie mit der Hand über ſeine Wange und rief: „Mein Herzensfreund, lebe wohl; ade, ihr Mädchenträume, ade, du leichte Frühlingszeit, ich muß jetzt lernen ohne meinen Schutz durch die Welt laufen. — Ich werde Ihnen nicht Schande machen,“ ſagte ſie ruhiger, „ich werde immer verſtändig ſein, ich werde auch gute Wirthſchaft treiben. Von morgen fange ich an, ich gehe jetzt zu Babette in die Küche, ich weiß, daß Ihnen das lieb ſein wird. Und ich werde ſparen. Ich will wieder das Buch machen mit drei langen Strichen auf jeder Seite, ich werde Alles aufſchreiben. Wir werden dieſe Sparſamkeit auch im Kleinen brauchen, Wohlfart. Ach, du arme Mutter!“ Sie rang die Hände und ſah wieder ſehr bekümmert aus.

„Kommen Sie hinaus ins Freie,“ bat Anton; „wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir nach dem Walde.“

„Nicht in den Wald, nicht in die Förſterei,“ ſagte Lenore feierlich; „aber auf das neue Vorwerk gehe ich mit Ihnen.“

So zogen Beide mit einander über das Feld. „Sie müſſen mich heut führen,“ ſagte Lenore, „ich laſſe Sie nicht los.“

„Lenore, Sie wollen mir den Abſchied recht ſchwer machen.“

„Wird er Ihnen ſchwer?“ frug Lenore erfreut und ſchüttelte gleich darauf den Kopf. „Nein, Wohlfart, es iſt nicht ſo, Sie haben ſich in der Stille oft von mir fortgeſehnt.“

Anton ſah ſie überraſcht an.

„Ich weiß es,“ rief ſie vertraulich und drückte ihn leiſe am Arm, „ich weiß es recht gut. Auch wenn Sie mit mir zuſammen waren, Ihr Herz war nicht immer bei mir. Manchmal, ja; damals im Schlitten wohl, aber häuſiger noch dachten Sie in die Fremde. Wenn Sie gewiſſe Briefe bekamen, die laſen Sie mit einer Haſt — wie heißt doch der Herr?“ frug ſie.

„Baumann,“ erwiederte Anton arglos.

„Gefangen!“ rief Lenore und drückte ihm wieder den Arm. „Wiſſen Sie, daß mich das eine Zeit lang ſehr unglücklich gemacht hat? Ich war ein thörichtes Kind. — Wir ſind klug geworden, Wohlfart, wir ſind jetzt freie Leute und deshalb können wir mit einander Arm in Arm gehen, o Sie lieber Freund!“

Als ſie auf dem neuen Vorwerk ankamen, ſagte Lenore zu der Frau des Vogtes: „Er geht fort von uns. Er hat mir erzählt, daß Sie ihm die erſte Freude auf dem Gute gemacht haben durch den Strauß, den Sie für ihn pflückten. Holen Sie ihm jetzt den letzten. Ich ſelbſt habe keine Blumen, in meiner Pflege gedeihen ſie nicht. Hier hinter der Scheuer hat Alles geblüht, was von Gartenblumen auf dem Gute war.“

Die Vogtin band wieder einen kleinen Strauß zuſammen, überreichte ihn Anton mit einem Knicks und ſagte dabei wehmüthig: „Es iſt gerade wieder ſo, wie vor einem Jahre.“

„Er aber geht!“ rief Lenore, wandte ſich ab und drückte ihr Tuch in die Augen.

Dem Vogt und dem Schäfer ſchüttelte Anton herzlich die Hand. „Denkt freundlich an mich, ihr braven Leute!“

„Sie haben uns immer ein gütiges Herz gezeigt,“ rief die Frau des Vogtes.

„Und Futter für Menſchen und Thiere,“ ſprach der Schäfer ſeinen Hut abnehmend, „und Ueberlegung, und Ordnung vor Allem.“

„Für eure Zukunft iſt geſorgt,“ ſagte Anton; „ihr erhaltet einen Herrn, welcher mehr vermag als ich.“ Zuletzt küßte Anton noch den krausköpfigen Knaben des Vogts, hieß ihn die kleine Sparbüchſe holen, die in dem Schranke ſtand, und ſteckte ihm ein Andenken hinein. Das Kind hielt ihn am Rock feſt und wollte ihn nicht fortlaſſen.

Auf dem Rückwege ſagte Anton: „Wenn mir etwas die Trennung erleichtert, ſo iſt es die Zukunft, welche das Gut jetzt hat. Und ahnend hoffe ich, daß auch in Ihrem Leben ſich glücklich löſen wird, was noch unſicher iſt.“

Lenore ging ſchweigend an ſeiner Seite, endlich frug ſie: „Darf ich mit Ihnen über den Mann reden, der jetzt Herr dieſes Gutes iſt? Ich möchte wiſſen, wie Sie ſein Freund geworden ſind.“

„Ich bin es geworden, weil ich mir ein Unrecht, das er mir zufügte, nicht gefallen ließ. Unſer Verhältniß iſt ſo feſt geblieben, weil ich ihm in allen Kleinigkeiten gern nachgab, in größern Dingen feſt auf meiner eigenen Ueberzeugung ſtand. Er hat eine hohe Achtung vor aller Kraft und Selbſtändigkeit, er wird leicht hart, wo ihm Schwäche des Urtheils und des Willens entgegentritt.“

„Wie ſoll eine Frau Feſtigkeit gewinnen gegenüber einem ſolchen Weſen?“ ſagte Lenore niedergeſchlagen.

„Ja,“ erwiederte Anton nachdenkend, „einem Weibe, das ſich ihm mit Leidenſchaft ergibt, wird das viel ſchwerer werden. Alles, was ausſieht wie Trotz und Eigenſinn, wird er mit herber Strenge brechen, und die Beſiegte wird er nicht ſchonen. Aber wo ihm ein würdiger und gehaltener Sinn entgegentritt, wird er ihn ehren. Und wenn ich jemals in die Lage käme, ſeiner künftigen Gattin einen Rath zu geben, ſo wäre es der Rath, daß ſie gerade ihm gegenüber ſich vor Allem hüte, was bei Frauen für gewagt und keck gilt. Was ihm eine Fremde angenehm macht, weil es ihm ſchnell leichte Vertraulichkeit geſtattet, gerade das wird er an ſeiner Hausfrau am wenigſten achten.“

Lenore lehnte ſich feſter an ihn und ſenkte ihr Haupt. So kehrten Beide in tiefem Schweigen auf das Schloß zurück.

Am Nachmittage ging Anton an Karls Seite noch einmal durch Feld und Wald. Immer hatte er das Leben auf dem Gute als einen Aufenthalt in der Fremde empfunden, und jetzt, wo er ſcheiden ſollte, erſchien ihm Alles ſo vertraut, wie in ſeiner Heimat. Ueberall fand er etwas, worüber er in dem Jahre geſorgt hatte; an den Ackerſtücken, den Häuſern, den Thieren und dem Geräth haftete ſeine Arbeit. Er hatte den Weizen gekauft, der auf dieſem Stück ſtand, er hatte die neuen Pflüge beſorgt, womit der Knecht, den er in Dienſt genommen, ackerte. Dort hatte er ein Dach gedeckt, hier eine ſchadhafte Brücke ausgebeſſert. Und wie Jeder, der neu in eine Thätigkeit hineinkommt, hatte er auf das friſcherworbene Wiſſen gern Pläne gebaut, über allen Theilen des Gutes ſchwebten Entwürfe, Hoffnungen und Glück verheißende Projecte. Stets hatte er beklagt, daß er zu wenig für die Geſchäfte vorbereitet war, die er ſo ſchnell übernommen hatte; jetzt, wo er ſich von ihnen löſte, empfand er nur, wie lieb ſie ihm waren. — In der Förſterei ſaß er noch eine Stunde mit dem ehrlichen Alten zuſammen. Draußen warf der Herbſt die Blätter von den Bäumen und entfärbte das luſtige Grün der Natur. Hier um den Alten grünte der Wald, und in der vollen Kraft der ſpäten Mannesjahre ſaß der trotzige Waldmann ihm gegenüber. Beim Abſchied an der Pforte ſagte der Förſter: „Als Sie zuerſt die Hand an dieſe Thür legten, dachte ich nicht, daß die Bäume über uns ſo feſt ſtehen würden, und daß ich noch einmal anfangen ſollte mit andern Menſchen zu leben. Sie haben einem alten Mann das Sterben ſchwer gemacht, Herr Wohlfart."

Die Trennungsſtunde kam. Anton ſuchte den Freiherrn in ſeinem Zimmer auf und nahm von ihm einen kurzen und förmlichen Abſchied, Lenore war ganz aufgelöſt in weichem Gefühl, und Fink herzlich gegen ihn, wie gegen einen Bruder. Als Anton neben ihm ſtand und mit Rührung auf Lenore hinſah, ſagte Fink: „Sei ruhig, mein Freund, hier wenigſtens werde ich verſuchen zu ſein, wie du warſt." Fink und Lenore begleiteten den Scheidenden zum Wagen, noch einen Blick warf Anton auf das Schloß, das an dem grauen Herbſttage ſo finſter auf der öden Ebene ſtand, wie damals, wo er eingekehrt war. Dann ſprang er in den Wagen, ein letzter Händedruck, ein Lebewohl; Karl ergriff die Zügel, ſie lenkten bei der Scheuer in den Dorfweg, das Schloß war verſchwunden. Die Reihe der ſchlechten Dorfhütten, die Brücke am Bach, den Wald, Alles ſah er zum letzten Mal für lange Zeit. Am Ende des Waldes, an der Grenze des Gutes, dort, wo der Weg nach Kunau und Neudorf abgeht, hielt Karl an. Ein Trupp Männer ſtand am Grenzſtein. Es waren die Leute vom Gut, der Förſter, der Vogt und der Schäfer, dann der Schmied von Kunau mit einigen Nachbarn, und der Sohn des Schulzen von Neudorf.

Erfreut ſprang Anton vom Wagen und begrüßte noch einmal die Genoſſen.

„Der Vater ſchickt mich Sie zu grüßen," ſprach der Schulzenſohn; „es geht beſſer mit ſeinen Wunden, aber er darf noch nicht aus der Stube;" und der Kunauer Schmied rief ihm als letztes Lebewohl nach: „Grüßen Sie unſere Landsleute da drin im Deutſchen, und ſie ſollen unſer niemals vergeſſen."

Schweigend, wie am Tage ſeiner Ankunft, fuhr Anton neben ſeinem Getreuen auf der Landſtraße dahin. Er war jetzt frei, frei von dem Zauber, der ihn hierher gelockt hatte, frei von manchem Vorurtheil, aber er war frei wie ein Vogel in der Luft. Er hatte ein Jahr raſtlos gearbeitet und er mußte ſich jetzt löſen von Allem, was ihn hier beſchäftigt hatte; er hatte die gerade Linie ſeines Lebens verlaſſen, um für Andere thätig zu ſein, und er ging jetzt, ſich ſelbſt neue Arbeit zu ſuchen, er mußte von vorn anfangen. Ob er ſeine eigene Zukunft durch dieſes Jahr ſtärker oder ſchwächer gemacht hatte, das war noch die Frage. Er hatte kennen gelernt, wie hohen

Werth ein ſicheres, geformtes und geſundes Leben in ſelbſtändiger Thätigkeit habe, und er fühlte jetzt, daß er dieſem Ziele ferner ſtehe als vor einem Jahre. Er erkannte, daß er mit ſeiner eigenen Kraft ein keckes Spiel gewagt, und der Gedanke fiel wie ein trüber Hauch auf den Spiegel, in dem er die Geſtalten der letzten Vergangenheit ſah. Aber er bereute nicht, was er gethan. Er hatte Verluſte gehabt, aber auch gewonnen, er hatte durchgeſetzt, daß auf uncultivirter Fläche ein neues Leben aufgrünte; er hatte geholfen, eine neue Colonie ſeines Volkes zu gründen, er hatte den Menſchen, die er liebte, den Weg zu einer ſichern Zukunft gebahnt; er ſelbſt fühlte ſich reifer, erfahrener, ruhiger. Und ſo ſah er über die Häupter der Pferde, die ihn ſeiner Heimat zuführten, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Vorwärts! ich bin frei, und mein Weg iſt jetzt klar.“

2.

Unterdeß ſtand Antons Hausgeiſt, die leberfarbene Katze, traurig auf ihrem Poſtament. Ein Jahr voll Grimm und Getöſe war vergangen, die Katze hatte nichts davon gemerkt. Mit geſenktem Haupte ſah ſie in die leere Stube. Die Rouleaux waren niedergelaſſen, und kein Sonnenſtrahl ſtreifte ihr an die kleinen Ohren. Nichts regte ſich in dem Zimmer, als der Staub, welcher zu den Fenſtern eindrang, eine Weile um die Katze wirbelte und endlich müde dahinſank auf ihr Gipsfell, auf den Schreibtiſch und den Teppich des Fußbodens. Es war ein ſchlimmes Jahr für den Gips, und er wäre in der Einſamkeit untergegangen, daß man ſeine ſchlauen Aeuglein und ſein glattes Fell unter mißfarbigem Staub nimmermehr erkannt hätte, wenn ihm nicht manchmal ein freundſchaftlicher Beſuch zu Hilfe gekommen wäre. Denn an ſtillen Abenden vergoldete der Schein einer wandernden Lampe das Barthaar der Katze. Dann fuhr eine weiche Hand ihr liebkoſend über das Fell, die Fenſter der Stube wurden auf eine Viertelſtunde geöffnet, etwas Mondenſchein drang in das Zimmer und einige Schwämme und Bürſten dienſtbarer Mädchen fuhren ſchnell über den Fußboden. Dann ſchnurrte die Katze ein wenig, aber gleich darauf fiel ihr die Verlaſſenheit ſchwer auf's Herz, und ſie verſank wieder in ihren regungsloſen Zuſtand.

Heut iſt eine friſche Mondnacht, Alles im Hauſe ſchläft, in allen Stuben und Kammern ſind die Menſchen zur Ruh gegangen, Alles ſchläft und Niemand denkt daran, daß Er ſich zur Heimkehr bereitet, der ſchon ein Kind der Handlung war, als ihn ſein alter Vater mit dem Sammtkäppchen noch auf dem Knie hielt. Kein Menſch im Hauſe denkt daran, und wer weiß, ob Viele es wünſchen. Aber das große Haus weiß es, und in der Nacht rührt ſich's in allen Winkeln, und es kniſtert im Holz, und es ſummt in den Galerien, und es arbeitet leiſe in allen Wandverſchlägen, der Mondſchein überzieht heut alle Gänge mit mattem Silber, und in den geheimſten Winkeln zittert ein dämmriges Licht.

Wer heut Nacht die gelbe Katze ſehen könnte, der würde ſich wohl wundern. Sie leckt ſich und ſtrählt ſich, ſie ſtreckt die ſteifen Beinchen und hebt den Schwanz luſtig in die Höhe; endlich ſpringt ſie vom Schreibtiſch herunter und zur Stubenthür hinaus in den Hof. Feierlich ſchreitet ſie durch alle Gänge und Löcher des Hauſes. Und wo ſie hinkommt, da wird es lebendig, und alles kleine Geſindel von Hausgeiſtern, das in einem ſolchen Baue unvermeidlich iſt, das rührt ſich und fährt aufgeregt durcheinander. Graue, ſchattenhafte Kerlchen kommen aus den Ofenlöchern und unter den Pulten der Schreibſtube hervorgeſchlüpft, ſie fegen die Treppen und die Gänge rein und fahren um den alten Pluto herum, der neben dem ſchlafenden Hausknecht die Wache hält, ſo daß der große Hund nicht einſchlafen kann und mit Knurren und leiſem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt.

Und die Katze kommt bei der Schlafkammer Sabinens vorbei und miaut leiſe, für Menſchen unhörbar; aber das Wichtelmännchen, das dort in der Höhlung von Sabinens Lampe wohnt, kommt nicht heraus, es ſchüttelt mit dem Kopfe und murmelt: „Wir wollen uns nicht freuen;“ und im Zimmer des Kaufmanns iſt auch kein guter Wille, die Ankunft des Entfernten zu feiern, ja was von dem ſtillen Volke dort wohnt, das iſt ſtolz und ſchimpft durch's Schlüſſelloch auf die Katze. Aber der Gips läßt ſich nicht ſtören; und das ganze übrige Haus läßt ſich nicht ſtören. Und auf der großen Wage ſitzt eine zahlreiche luſtige Geſellſchaft. Was von Wichtelmännchen im Hauſe iſt, und es gibt viel ſolches Zeug in dem fleißigen Hauſe, das iſt heut zu großer Feſtfeier verſammelt, und in der Mitte ſitzt die Katze, ſchnurrend und glänzend, und ſie leckt ſich vor Freude, und die Luſtigſten der Societät klettern hinauf zu dem Balken der Wage und ſchneiden von da Geſichter gegen die Stube des Prinzipals, ja auch gegen ihren Liebling Sabine.

Kein Menſch weiß, daß er zurückkommen wird, aber das Haus merkt es, und es ſchmückt ſich und öffnet ſeine Thüren, den heimkehrenden Freund zu empfangen.

Es iſt den Tag darauf gegen Abend, Sabine ſteht in ihrer Schatzkammer vor den geöffneten Schränken, ſie ordnet die neue Wäſche und bindet wieder roſafarbene Zettel um die Nummern der Gedecke. Natürlich weiß ſie von nichts und ſie ahnt nichts. Ihr weißer Damaſt glänzt heut wie Silber und Atlas; der geſchliffene Glasdeckel, den ſie von dem alten Familienpokal hebt, gibt einen fröhlichen Klang gleich einer Glocke, und lange noch zittern die Schwingungen in dem Holze des großen Schrankes nach. Alle gemalten Köpfe auf ihren Porcellantaſſen ſehen heut ausnehmend luſtig aus, Doctor Martinus Luther und der Schwarzkünſtler Fauſt verziehen die Geſichter und lachen, ſogar der Göthe lächelt, und es iſt gar nicht zu ſagen, wie ſehr der alte Fritz lacht. Es blinkt und ſchimmert in allen Fächern der Schränke, jeder alte Glasnapf verſpürt ein heimliches Ziehen und Klingen; nur Sabine merkt nichts, die kluge Herrin des Hauſes weiß gar nicht, was alle Kleinen wiſſen. Oder ahnt ſie doch etwas? Horch! ſie ſingt. Lange iſt kein fröhliches Lied von ihren Lippen geflogen, heut aber iſt ihr leicht ums Herz, und wenn ſie auf das glänzende Heer von Glas und Silber ſieht, das vor ihr im Schranke aufgeſtellt iſt, fällt etwas von dem bunten Glanz in ihre Seele; ihre Lippen bewegen ſich, und leiſe, wie der Geſang eines Waldvogels, klingt ein Lied aus der Kinderzeit in der kleinen Stube. Und von dem Schrank tritt ſie plötzlich ans Fenſter, wo das Bild ihrer Mutter über dem Lehnſtuhl hängt, ſie ſieht das Bild fröhlich an und ſingt vor dem Angeſicht der Mutter daſſelbe Kinderlied, das die Mutter vom Lehnſtuhl aus einſt der kleinen Sabine geſungen.

Da gleitet eine verhüllte Geſtalt durch den Hausflur. Im offenen Waarengewölbe ſteht Balbus, der jetzt im Kreis der großen Wage befiehlt, er ſieht mit halbem Blick auf die Geſtalt und denkt verwundert: „Der ſieht ein wenig Anton ähnlich.“ Die Hausknechte ſchlagen eine Kiſte zu, und der älteſte wendet ſich zufällig herum und ſieht einen Schatten, der durch die Laterne an die Wand geworfen wird, und hält einen Augenblick mit Schlagen inne und ſagt: „Das war faſt, als wenn's Herr Wohlfart wäre.“ Und hinten im Hofe hört man ein lautes Bellen und das Springen des Hundes, und Pluto kommt außer ſich zu den Hausknechten gelaufen und ſchlägt mit dem Schwanze, bellt und leckt ihre Hände und erzählt in ſeiner Art die ganze Geſchichte. Aber auch die Hausknechte wiſſen von nichts und einer ſagt: „Es war ein Geiſt, man ſieht nichts mehr.“

Da öffnet ſich die Thür zu Sabinens Kammer. „Sind Sie's, Franz?“ frägt Sabine ſich unterbrechend. Niemand antwortet. Sie wendet ſich um, ihr Auge blickt geſpannt und ängſtlich auf die Männergeſtalt, welche an der Thür ſteht.

Da zittert ihre Hand und faßt nach der Lehne des Stuhls; ſie hält ſich feſt und er eilt auf ſie zu, und in leidenſchaftlicher Bewegung, ohne daß er weiß, was er thut, kniet er neben dem Stuhl nieder, in den ſie geſunken iſt, und legt ſein Haupt auf ihre Hand.

Das war Anton. Keines ſprach ein Wort. Wie auf eine holde Erſcheinung ſah Sabine auf den Knieenden nieder, und leiſe legte ſie die andere Hand auf ſeine Schulter. Und in dem Raume blinkt und klingt es fort; die Lampe wirft ihren hellen Schein auf die beiden Kinder der Handlung, und das Bild der Hausfrau über dem Armſtuhl ſieht freundlich auf die Gruppe herab.

Sie frug nicht, weshalb er kam, nicht ob er frei war von dem Zauber, der ihn fortgetrieben hatte. Als er vor ihr kniete und ſie in ſein offenes Auge ſah, das ängſtlich und voll Zärtlichkeit das ihre ſuchte, da verſtand ſie, daß er zurückkehrte zu dem Hauſe, zum Bruder, zu ihr.

„So lange waren Sie in der Fremde,“ ſagte ſie klagend, aber mit einem ſeligen Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Immer war ich hier,“ rief Anton leidenſchaftlich. „Schon in der Stunde, wo ich von dieſen Mauern ſchied, ahnte ich, daß ich Alles aufgab, was für mich Friede und Glück heißt. Jetzt treibt es mich unwiderſtehlich in Ihre Nähe, ich muß Ihnen ſagen, wie es in mir ausſieht. Sie habe ich verehrt wie ein geweihtes Bild, ſo lange ich in Ihrer Nähe lebte. Der Gedanke an Sie war auch in der Fremde mein Schutz. Er behütete mich in der Einſamkeit, in einem ungeordneten Leben, in großer Verſuchung. Ihre Geſtalt ſtellte ſich rettend zwiſchen mich und eine Andere. Oft ſah ich Ihr Auge auf mich gerichtet, wie damals, wo ich bei Ihnen Hilfe ſuchte vor mir ſelbſt; oft erhob ſich Ihre Hand, ſie winkte und warnte vor der Gefahr, die mich lockte. Wenn ich mich nicht verloren habe, Ihnen, Sabine, danke ich das.“

In dem gleichmäßigen Leben des Hauſes hat ſie jahrelang eine herzliche Neigung zu Anton herumgetragen. Seit er von ihr gezogen, weiß ſie, daß ſie ihn liebt, mit ſtiller Faſſung hat ſie wieder den Schmerz in ſich verſchloſſen. Weder ihre Liebe, noch ihre Entſagung iſt in dem regelmäßigen Hauſe ſichtbar geworden. Kaum durch einen Blick, durch keine Miene hat ſie verrathen, was in ihr vorgeht, wie ſich für ein Kind der Handlung ſchickt, in welcher das Soll und Haben der Menſchen pünktlich und ohne alles Gefühl gebucht wird. Jetzt, in der Freude des Wiederſehens, bricht aus ihrem gehaltenen Weſen die Blüthe der Leidenſchaft. Sie erhebt ſich in ſtrahlender Freude und denkt an nichts, als das Glück ihn wieder zu haben, und ſie merkt in ihrer Freude nicht, daß in Antons bleichen Zügen noch eine andere Empfindung zuckt. Er hat ſie gefunden, aber nur, um ſie für immer zu verlieren.

Noch immer hält ihn Sabine an der Hand und ſie zieht ihn fort durch die Glasgalerie über den Flur bis an das Arbeitszimmer des Bruders.

Was thuſt du, Sabine? Dies Haus iſt ein gutes Haus, aber es iſt keins, wo man poetiſch fühlt und ſich leicht rühren läßt, die Arme ſchnell öffnet und den ans Herz drückt, der gerade kommt, um herein zu fallen. Es iſt ein nüchternes, proſaiſches Haus! Mit kurzen Worten wird hier gefordert und verweigert. Und es iſt ein ſtolzes und ſtrenges Haus! Denke daran! Kein zärtlicher Willkommen wird es ſein, zu dem du deinen Freund führſt.

Das empfand auch Sabine, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, ehe ſie die Thür öffnete, aber ſie entſchloß ſich ſchnell, und Antons Hand feſthaltend, zog ſie ihn über die Schwelle, und mit glücklichem Antlitz rief ſie dem Bruder zu: „Hier iſt er, er kommt zu uns zurück!“

Der Kaufmann erhob ſich von ſeinem Arbeitstiſch, aber er blieb am Tiſch ſtehen, und was er zuerſt ſprach, ruhig, kalt, im Ton des Befehls, das waren die Worte: „Laſſen Sie die Hand meiner Schweſter los, Herr Wohlfart.“

Sabine trat zurück, Anton ſtand allein in der Mitte des Zimmers und ſah erſchüttert auf den Kaufmann. Die kräftige Geſtalt des Mannes war in dem letzten Jahre gealtert, ſein Haar ergraut, die Züge noch tiefer gefurcht. Nicht klein war der Kampf geweſen, der ihn ſo verändert hatte. „Daß ich auf die Gefahr, Ihnen unwillkommen zu ſein, hier eintrete,“ ſprach Anton, „wird Ihnen zeigen, wie ſtark meine Sehnſucht war, Sie und die Handlung wiederzuſehen. Habe ich einſt Ihre Unzufriedenheit erregt, laſſen Sie mich das nicht in dieſer Stunde fühlen.“

Der Kaufmann wandte ſich zu ſeiner Schweſter: „Verlaß uns, Sabine, was ich mit Herrn Wohlfart zu beſprechen habe, will ich ohne Zeugen abmachen.“ Sabine eilte auf den Bruder zu und ſtand ihm aufgerichtet gegenüber. Sie ſprach kein Wort, aber mit hellem Blick, in dem ein feſter Entſchluß zu leſen war, ſah ſie in ſeine zuſammengezogenen Augen, dann verließ ſie das Zimmer. Der Kaufmann ſah ihr düſter nach und wandte ſich zu Anton. „Was führt Sie zu uns zurück, Wohlfart?“ frug er; „haben Sie auf dem Lande nicht erreicht, was Ihr jugendlicher Eifer träumte, und kommen Sie jetzt her, in dem Bürgerhauſe das Glück zu ſuchen, das Ihnen einſt für Ihre Anſprüche zu leicht ſchien? Ich höre, Ihr Freund Fink hat ſich auf dem Gute des Freiherrn feſtgeſetzt, hat er Sie in unſer Haus zurückgeſchickt, weil Sie ihm dort im Wege waren?“

Antons Stirn umwölkte ſich. „Nicht als Abenteurer, welcher das Glück ſucht, trete ich vor Ihre Augen. Sie ſind ungerecht, wenn Sie einen ſolchen Verdacht ausſprechen, und mir ziemt nicht, ihn zu ertragen. Es gab eine Zeit, wo Sie freundlicher über mich urtheilten, an dieſe Zeit dachte ich, als ich Sie aufſuchte; ich denke jetzt daran, um Ihre kränkenden Worte zu verzeihen.“

„Sie haben mir einſt geſagt,“ fuhr der Kaufmann fort, „daß Sie ſich in meiner Handlung und in dieſem Hauſe fühlten wie in Ihrer Heimat. Und Sie hatten hier eine Heimat, Wohlfart, in unſeren Herzen und im Geſchäfte. In einer leichten Wallung haben Sie uns aufgegeben, und wir, trauernd und mit ſchwerem Herzen, haben mit Ihnen daſſelbe gethan. Wozu kehren Sie zurück? Sie können uns kein Fremder ſein, denn wir haben Sie lieb gehabt, und ich perſönlich bin Ihnen tief verpflichtet. Sie können uns der alte Freund nicht mehr ſein, denn Sie ſelbſt haben gewaltſam das Band gelöſt, das Sie an uns feſſelte. Sie haben mich, gerade als ich ſo etwas am allerwenigſten erwartete, daran erinnert, daß nur ein einfaches Contractverhältniß Sie in meinem Comtoir feſthielt. Was ſuchen Sie jetzt? Wollen Sie wieder einen Platz in meinem Comtoir, oder wollen Sie, wie es den Anſchein hat, noch mehr?“

„Ich will nichts,“ rief Anton in überſtrömendem Gefühl, „nichts als die Verſöhnung mit Ihnen. Ich will keinen Platz im Comtoir, und nichts Anderes. In der Stunde, als ich das Gut des Freiherrn verließ, ſtand in mir feſt, daß mein erſter Weg in Ihr Haus ſein mußte, und mein nächſter wieder hinaus, um mir wo anders eine Thätigkeit zu ſuchen. Was ich auch in dieſem Jahre verloren habe, meine Selbſtachtung habe ich nicht verloren, und wenn Sie mir ſo freundlich entgegengekommen wären, wie mein Herz mich zu Ihnen zog, ich würde Ihnen in der erſten Stunde daſſelbe geſagt haben, was Sie jetzt von mir hören wollen. Ich weiß, daß ich nicht hier bleiben kann. Ich habe es ſchon in der Fremde gefühlt, ſo oft ich an dies Haus dachte. Seit ich dieſe Mauern betreten habe, und ſeit ich Ihre Schweſter wiedergeſehen, ſeitdem weiß ich, daß ich hier nicht bleiben darf, ohne unehrlich zu handeln.“

Der Kaufmann trat an das Fenſter und ſah ſchweigend in die Nacht hinaus. Als er ſich umwandte, war die Härte von ſeinem Geſicht verſchwunden, er ſah mit prüfendem Blick auf Anton. „Das war ehrlich geſprochen, Wohlfart,“ ſagte er endlich, „und ich will hoffen, auch ehrlich gedacht; und ebenſo will ich Ihnen ſagen, es thut mir noch jetzt leid, daß Sie von uns gegangen ſind. Ich kannte Sie, wie ſelten ein älterer Mann den jüngeren kennen lernt; unter meinen Augen waren Sie in der Handlung heraufgekommen, ich konnte auf die Reinheit Ihrer Empfindungen vertrauen, ich wußte, daß kein unehrenhafter Gedanke in Ihrer Seele heimiſch war. Jetzt, lieber Wohlfart, ſind Sie mir ein Fremder geworden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das ſage. Ein ungeregeltes Begehren hat Sie in Verhältniſſe gelockt, welche nach Allem, was ich davon weiß, ungeſund ſein müſſen für Jeden, der darin lebt. Sie haben in einer Landſchaft, wo die Gewiſſen oft weiter ſind als bei uns und die menſchlichen Verhältniſſe weniger feſt geordnet, die Verwaltung eines zerrütteten Wohlſtandes gehabt, Sie ſind der Vertraute eines bankrotten Schuldners geweſen, der manche Eigenſchaft eines braven Mannes bewahrt haben mag, der aber in ſchlechten Geſchäften mit verzweifelten Menſchen das verloren hat, was in meiner Handlung Ehre heißt. Gern nehme ich an, daß Ihre Redlichkeit ſich geweigert hat, dort etwas zu thun, was gegen Ihre Ueberzeugung war; aber, Wohlfart, ich wiederhole Ihnen jetzt, was ich Ihnen ſchon früher geſagt habe: jede fortgeſetzte Thätigkeit unter Schwachen und Schlechten bringt auch den Ehrenmann in Gefahr. Allmählich, und ohne daß er es merkt, erſcheint ihm erträglich, was ein Anderer in ſichrerer Lage von ſich fern hält, und die gebieteriſche Nothwendigkeit zwingt ihn, in Maßregeln zu willigen, die er anderswo mit kurzem Entſchluß abgewieſen hätte. Ich bin überzeugt, daß Sie geblieben ſind, was die Welt einen ehrenhaften Geſchäftsmann nennt, aber die ſtolze Reinheit Ihrer kaufmänniſchen Ehre, die leider bei Vielen in unſerer Geſchäftswelt für eine Pedanterie gilt, ob Sie die ſich bewahrt haben, das weiß ich nicht; und daß ich in der Stunde, wo ich Sie wiederſehe, daran zweifeln muß, und daß ich Ihnen das ſagen muß, ſehen Sie, das macht mir dieſe Zuſammenkunft ſchmerzlich.“

Anton wurde bleich wie das Tuch, das er in der Hand hielt, und ſeine Lippe zitterte, als er antwortete: „Es iſt genug, Herr Schröter! Daß Sie mir in der erſten Stunde das Bitterſte ſagen, was man einem Gegner ſagt, iſt mir ein Beweis, daß ich Unrecht gethan habe, dies Haus wieder zu betreten. Ja, Sie haben Recht, in dieſer ganzen Zeit hat mich das Gefühl nicht verlaſſen, daß die Gefahr, die Sie erwähnen, um meine Seele ſchwebte. In dem ganzen Jahr habe ich als das größte Unglück empfunden, daß die Geſchäfte, für welche ich mich intereſſiren mußte, mir nicht erlaubten den Mann hochzuachten, für den ich arbeitete. Ihnen aber darf ich, nicht weniger ſtolz als Sie, antworten, daß die Reinheit des Mannes, welcher ſich ängſtlich vor der Verſuchung zurückzieht, nichts werth iſt, und wenn ich etwas aus einem Jahre voll Kränkungen und bitterer Gefühle gerettet habe, ſo iſt es gerade der Stolz, daß ich ſelbſt geprüft worden bin, und daß ich nicht mehr wie ein Knabe aus Inſtinct und Gewohnheit handle, ſondern als ein Mann, nach Grundſätzen. Ich habe in dieſem Jahre zu mir ein Vertrauen gewonnen, das ich früher nicht hatte; und weil ich mich ſelbſt achten gelernt habe, ſo ſage ich Ihnen jetzt, daß ich Ihren Zweifel ſehr wohl verſtehe, daß ich aber, ſeit Sie ihn ausgeſprochen, das Band für zerriſſen halte, welches mich auch in der Fremde an Ihr Haus feſſelte. Ich gehe, um dieſe Stätte nicht wieder zu betreten. Leben Sie wohl, Herr Schröter.“

Anton wandte ſich zum Gehen, der Kaufmann eilte ihm nach, und ſeine Hand legte ſich auf Antons Schulter.

„Nicht ſo ſchnell, Wohlfart,“ ſagte der Kaufmann weich; „der Mann, welcher den Streich des polniſchen Säbels von mir abgewandt hat, ſoll nicht gekränkt und im Zorn mein Haus verlaſſen.“

„Erinnern Sie uns beide nicht an die Vergangenheit,“

ſprach Anton, „das iſt jetzt unnütz. Nicht ich, Sie ſelbſt haben Kränkung und Zorn in unſer Wiederſehen gebracht. Und Sie, nicht ich, haben vernichtet, was uns aus alter Zeit aneinander feſſelte.“

„Nein, Wohlfart,“ ſagte der Kaufmann. „Wenn ich Sie durch meine Worte mehr verletzt habe, als ich wollte, ſo ſehen Sie das meinem grauen Haar nach und einem Herzen, welches jahrelang voll ſchwerer Sorgen war, auch voll Sorgen um Sie. Wir ſehen uns beide nicht ſo wieder, wie wir uns getrennt haben, und wenn zwei Männer etwas gegeneinander auf der Seele tragen, ſo ſollen ſie das in der Stunde des Wiederſehens ehrlich ausſprechen, damit ihr Verhältniß klar werde. Wären Sie mir weniger werth, ſo hätte ich mein Bedenken wohl zurückgehalten, und mein Gruß wäre höflicher geweſen. Jetzt aber biete ich Ihnen den Willkommen. Schlagen Sie ein.“

Anton legte ſeine Hand in die des Kaufmanns und ſprach: „Leben Sie wohl.“

Der Kaufmann aber hielt die Hand Antons feſt und ſagte lächelnd: „Nicht ſo ſchnell; ich laſſe Sie noch nicht fort. — Denken Sie, daß es Ihr älteſter Bekannter iſt, der Sie jetzt erſucht zu bleiben,“ fügte er ernſt hinzu, als Anton noch immer an der Thür ſtand.

„Ich bleibe heut Abend, Herr Schröter,“ ſagte Anton mit Haltung.

Der Kaufmann führte ihn zum Sopha. „Manches habe ich von Ihren Abenteuern gehört, aus Ihrem Munde möchte ich ſie vollſtändiger erfahren. Und auch Sie werden Intereſſe daran nehmen, wie es uns gegangen iſt; davon zuerſt.“ Er begann zu erzählen, was unterdeß in der Handlung geſchehen war. Es war kein heiteres Bild, das er Anton zeigte, aber ſein Bericht bannte aus Antons Herzen einen Theil der Kälte, welche der herbe Empfang des Prinzipals angeſammelt hatte, denn Anton verſtand, welches Vertrauen der Kaufmann ihm durch ſeine Worte ſchenkte. Dieſer erwähnte Manches, was der Geſchäftsmann nur ſelten ſeinen Freunden mittheilt, alle wichtigeren Geſchäfte, den geringen Gewinn und die großen Verluſte des letzten Jahres.

Nach und nach zog wieder Friede und ein Schimmer von Behagen durch das Haus, alle guten Hausgeiſter, die während der Unterredung zwiſchen den beiden Männern erſchreckt in die Mauſelöcher gekrochen waren, ſteckten jetzt muthig die Köpfe hervor, und die unter dem Geheimbuch fingen an, gegen die andern vertraulich zu werden.

Unvermerkt war Anton in das Geſchäft zurückverſetzt, ſchnell machte er alle Stimmungen des Jahres noch einmal durch, wieder röthete ſich ſeine Wange, ſein erloſchenes Auge erhielt Glanz, und unwillkürlich begann er von den Geſchäften der Handlung zu ſprechen, als gehörte er noch dazu. Da hielt ihm der Kaufmann wieder mit trübem Lächeln die Hand hin, und Anton ſchlug herzhaft ein, die Verſöhnung war geſchloſſen.

„Und jetzt ſprechen wir von Ihnen, lieber Wohlfart,“ fuhr der Kaufmann fort: „Sie haben mir einſt über Ihre Thätigkeit für den Freiherrn Mittheilungen gemacht, die ich damals ungeduldig zurückwies, jetzt bitte ich Sie, mir zu erzählen, was Sie dürfen.“

Anton berichtete, was kein Geheimniß war; der Kaufmann hörte geſpannt, ja ängſtlich auf Alles, was Anton von den Geſchäften des Freiherrn und ſeiner eigenen Arbeit erwähnte. Anton ſprach mit Zurückhaltung, denn ſein Stolz bäumte in der Stille gegen das Ausfragen auf. Aber er gönnte dem Kaufmann doch Manches, was dazu half, dieſen getroſten Muths zu machen.

„Erlauben Sie mir auch über Ihre Zukunft zu reden,“ begann der Kaufmann endlich und erhob ſich von ſeinem Stuhl. „Nach dem, was Sie mir angedeutet haben, fordere ich Sie nicht auf, die nächſten Jahre in meinem Geſchäft zuzubringen, ſo werthvoll Ihre Hilfe mir gerade jetzt wäre. Aber ich bitte, daß Sie mir überlaſſen, eine Stellung zu ſuchen, die für Sie paßt. Wir wollen gemeinſam prüfen und uns darin nicht übereilen. Unterdeß bleiben Sie in den nächſten Wochen bei uns. Ihr Zimmer iſt leer, Alles darin unverändert. Wie ich höre, haben Sie in dieſen Monaten ohnedies noch eine Verpflichtung zu erfüllen. Davon werden Sie ſich unterdeß befreien können. Und wenn Sie Zeit und Luſt haben, mir nebenbei im Comtoir zu helfen, ſo wird mir das ſehr willkommen ſein. — Was Ihr Verhältniß zu meinem Haus betrifft,“ fuhr er ernſter fort, „ſo vertraue ich Ihnen vollſtändig. Es iſt mir Bedürfniß, Ihnen das zu beweiſen, auch deshalb mache ich Ihnen den Vorſchlag.“

Anton ſah ſchweigend vor ſich nieder.

„Ich muthe Ihnen nichts Peinliches zu,“ ſagte der Kaufmann; „Sie wiſſen, wie es in unſerm Haushalt zugeht, man muß manchmal die Gelegenheit ſehr ſuchen, mit einander zu ſprechen. Für Sabine und für Sie wünſche ich auf einige Wochen das Zuſammenleben in der alten Weiſe, und wenn die Zeit kommt, ein ruhiges Scheiden. Ich wünſche das auch meiner Schweſter wegen, Wohlfart,“ fügte er mit Offenheit hinzu.

„Dann,“ ſagte Anton, „bleibe ich.“

Unterdeß ging Sabine unruhig in ihrem Zimmer umher und lauſchte auf einen Ton aus der Arbeitsſtube des Bruders. Aber wie oft ihr traurige Gedanken kamen, heut vermochten ſie ſich nicht feſtzuſetzen. Wieder kniſterte das Feuer, und wieder lauſchte ſie auf den Schlag der Uhr, aber das Tannenholz knackte und praſſelte heut luſtig im Ofen und machte einen ungewöhnlichen Lärm. Unaufhörlich fuhren kleine Freudenraketen in der Glut umher, und die Funken flogen durch das Zugloch der Ofenthür mitten in die Stube. Sie konnte nicht traurig werden und ſie konnte ſich nicht ängſtigen, denn immer wieder tickte die Uhr in ihre Gedanken: Er iſt gekommen, er iſt da!

Die Thür öffnete ſich, die Tante trat eilig herein. „Was höre ich!“ rief die Tante. „Iſt es möglich? Franz behauptet, daß Wohlfart bei deinem Bruder iſt.“

„Er iſt da,“ ſagte Sabine abgewandt.

„Was iſt das wieder für ein geheimnißvolles Benehmen,“ fuhr die Tante unzufrieden fort. „Warum bringt Traugott ihn nicht herüber? Und in ſeiner Stube iſt noch nichts zurecht gemacht. Wie kannſt du ſo ruhig hier ſtehen, Sabine? Ich begreife dich nicht.“

„Ich warte,“ ſagte Sabine leiſe, aber ſie ſelbſt faßte mit einer Hand nach der andern und hielt ſie am Gelenk feſt, denn die Hand zitterte.

Da näherten ſich Männerſchritte dem Zimmer, der Kaufmann trat mit Anton ein und rief ſchon an der Thür: „Hier iſt unſer Gaſt.“ Und als Anton und die Tante einander freudig begrüßten, ſagte der Kaufmann: „Herr Wohlfart wird einige Wochen bei uns wohnen, bis er eine Stelle gefunden hat, wie ich ſie für ihn wünſche.“ Höchlich erſtaunt hörte die Tante dieſen Beſchluß, und Sabine rückte ſtark mit den Taſſen, um ihre Unruhe zu verbergen. Aber keine der Frauen machte eine Bemerkung, und die eifrige Unterhaltung an der Abendtafel überdeckte die Bewegung, welche in Allen nachzitterte. Jeder hatte viel zu fragen und viel zu erzählen, denn für Alle war das letzte Jahr reich an großen Begebenheiten geweſen. Wohl war ein Zwang bemerkbar auch in Antons Haltung, als er von ſeinem Leben in der Fremde ſprach, von Fink und von der deutſchen Colonie, die ſich auf dem Gute feſtgeſetzt hatte. Und mit geſenktem Haupt hörte Sabine auf ſeine Worte. Aber der Kaufmann wurde immer heiterer, und als Anton ſich erhob, um nach ſeinem Zimmer zu gehen, da lag auf dem Angeſicht des Kaufmanns faſt das gütige Lächeln von ehedem, kräftig ſchüttelte er Antons Hand und ſagte im

Scherz: „Schlafen Sie wohl und achten Sie auf Ihren Traum in der erſten Nacht; man ſagt, ein ſolcher Traum geht in Erfüllung."

Und als Anton ſich entfernt hatte, zog der Kaufmann die Schweſter in das dunkle Nebenzimmer, dort küßte er ſie auf die Stirn und ſprach ihr leiſe ins Ohr: „Er iſt brav geblieben, das hoffe ich jetzt mit ganzer Seele!" und als er mit ihr wieder in das Helle trat, da glänzte es feucht in ſeinem Auge und er fing an die Tante mit ihrer ſtillen Neigung für Wohlfart zu necken, ſo daß die gute Tante endlich die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Der Mann iſt heut ganz ausgelaſſen!"

Ermüdet und angegriffen warf ſich Anton auf's Lager. Freudenleer erſchien ihm ſeine Zukunft, und der Gedanke an die bittern Empfindungen des Abends und an den ſtillen Kampf der nächſten Wochen lag ſchwer auf ſeinem Herzen. Und doch ſank er kurz darauf in ruhigen Schlummer. — Und es wurde wieder ſtill in dem Patricierhaus. — Es war ein nüchternes altes Haus mit vielen Ecken und mit einigen verborgenen Winkeln. Es war gar kein Ort für glühende Schwärmerei und auflodernde Leidenſchaft. Aber es war auch ein gutes Haus und es deckte ſicher Jeden, der in ſeinen Mauern ſchlief. Und wieder waren die kleinen Heimlichen heut Nacht geſchäftig, ſie fuhren durcheinander und ſchwatzten und lachten, und in alle Räume ſummte die Nachricht, daß das Kind der Handlung zurückgekehrt war, und der Gips auf dem Poſtamente ſah ſtolz auf den ſchlafenden Anton nieder, hob feierlich ſeinen hübſchen geringelten Schwanz in die Luft und ſchnurrte die ganze Nacht hindurch.

3.

Am nächſten Morgen eilte Anton zu Ehrenthal. Der Kranke war für ihn nicht zu ſprechen, die Frauen empfingen ihn ſo feindſelig, daß er für ſchädlich hielt, ihnen irgend etwas über den Zweck ſeines Beſuches zu ſagen. Er ließ deshalb an demſelben Tage dem Anwalt Ehrenthals durch Juſtizrath Horn anzeigen, daß zwanzigtauſend Thaler bereit lägen, um die Anſprüche Ehrenthals auf dieſe Summe zur Stelle zu tilgen, für die übrigen Forderungen, welche Ehrenthal — ohne Berechtigung — gegen den Freiherrn erhoben hatte, ſollte richterliche Entſcheidung abgewartet werden. Der Anwalt des Gläubigers weigerte ſich, dieſe Zahlung anzunehmen. Sofort ließ Anton bei Gericht die nöthigen Schritte thun, um Ehrenthal zur Annahme der Summe und zum Verzicht auf die Anſprüche, die er ihretwegen erhob, zu zwingen.

Es war gegen Abend, als Anton einen alten Comtoirrock anzog und mit eiligem Geſchäftsſchritt in das Haus von Löbel Pinkus trat. Durch das Fenſter ſah er in die kleine Branntweinſtube. Er fand den würdigen Pinkus hinter ſeinem Schenktiſch und richtete eine kurze kaufmänniſche Frage aus: „Herr T. O. Schröter läßt fragen, ob Schmeie Tinkeles aus Brody angekommen iſt, oder ob er erwartet wird. Er ſoll ſich ſogleich wegen eines Geſchäfts in der Handlung einfinden.“

Pinkus erwiederte vorſichtig, Tinkeles ſei nicht anweſend, und er wiſſe nicht, ob und wann derſelbe kommen werde. Tinkeles ſpreche manchmal bei ihm vor, manchmal auch nicht, die Sache ſei unſicher. Er werde übrigens den Auftrag ausrichten, wenn er den Mann ſehe.

Am andern Tage öffnete der Diener die Thür Antons und Schmeie Tinkeles ſchlüpfte in das Zimmer. „Willkommen, Tinkeles!“ rief Anton ihm entgegen und ſah mit trübem Lächeln auf den Mann im Kaftan.

Der Händler war überraſcht, als er ſich Anton gegenüber fand. Ueber ſein ſchlaues Geſicht flog ein Schatten, und eine innere Unruhe wurde aus dem lebhaften Gewirbel ſichtbar, womit er ſeine Freude über das Wiederſehen auszudrücken ſuchte. „Gottes Wunder, daß ich Sie leibhaftig wiederſehe, ich habe mich oft erkundigt im Geſchäft bei Schröter, und habe nicht können erfahren, wo Sie hingereiſt ſind. Ich habe immer gern mit Ihnen zu thun gehabt, wir haben doch zuſammen gemacht manchen ſchönen Kauf.“

„Wir haben auch Krieg mit einander geführt, Tinkeles,“ warf Anton dazwiſchen.

„Es war ein ſchlechtes Geſchäft,“ ſagte Tinkeles ablenkend, „es ſieht jetzt traurig aus mit dem Handel, das Gras wächſt auf den Landſtraßen. Es iſt geweſen eine böſe Zeit im Lande. Der beſte Mann, wenn er ſich ſchlafen gelegt, hat er nicht gewußt, ob er morgen noch wird Beine haben zum Stehen.“

„Ihr habt es doch durchgemacht, Tinkeles, und ich nehme an, die Zeit iſt euch nicht ſchlecht bekommen. Setzt euch, ich habe mit euch zu reden.“

„Wozu ſetzen?“ frug der Jude mißtrauiſch, als Anton nach der Thüre ging und dieſe verriegelte, „beim Geſchäft hat man keine Zeit zum Sitzen. Verzeihen Sie, was verriegeln Sie die Thür? Man braucht keinen Riegel, wenn man machen will Geſchäfte, es ſtört uns Niemand.“

„Ich will mit euch etwas im Vertrauen beſprechen,“ ſagte Anton vor den Händler tretend, „es ſoll euer Schade nicht ſein.“

„So ſprechen Sie,“ ſagte Tinkeles, „aber laſſen Sie offen die Thür.“

„Hört mich an,“ begann Anton. „Ihr erinnert euch an die letzte Unterredung, die wir hatten, damals, als wir auf der Reiſe zuſammentrafen.“

„Ich erinnere mich an nichts,“ ſagte der Händler kopfſchüttelnd und ſah unbehaglich nach der Thür.

„Ihr gabt mir damals einen guten Rath, und als ich mehr von euch erfahren wollte, war't ihr aus der Stadt verſchwunden.“

„Das ſind alte Geſchichten,“ antwortete Tinkeles immer unbehaglicher. „Ich kann mich jetzt nicht erinnern, ich habe auch zu thun auf dem Markt, ich dachte, Sie wollen mit mir reden von einem Geſchäft."

„Es iſt ein Geſchäft, von dem wir ſprechen und es kann für euch ein gutes Geſchäft werden," ſagte Anton nachdrücklich. Er ging an ſeinen Schreibtiſch und holte eine Geldrolle heraus, die er vor Tinkeles auf den Tiſch legte. „Dieſe hundert Thaler gehören dem, welcher mir eine Nachricht gibt, die ich brauche." Tinkeles ſah mit einem ſchnellen Seitenblick auf die Rolle und erwiderte: „Hundert Thalerſtücke ſind gut, aber ich kann keine Nachricht geben, ich weiß von nichts, ich kann mich nicht beſinnen. So oft ich Sie ſehe, fangen Sie an von ärgerlichen Sachen," ſchloß er unwillig, „es iſt mir kein Glück, wenn ich habe mit Ihnen zu thun, ich habe immer nur gehabt Noth und Kummer."

Anton ging ſchweigend zu ſeinem Pult und holte eine zweite Geldrolle, die er neben die erſte legte. „Zweihundert Thaler," ſagte er, ergriff die Kreide und ſchloß die Rollen durch vier Striche ein. „So viel iſt euer, wenn ihr mir die Auskunft geben könnt, die ich haben will." Die Blicke des Galiziers hefteten ſich ſehnſüchtig auf das Viereck. Anton ſtand daneben und wies ſchweigend mit dem Finger darauf. Der Händler kämpfte einen ſchweren Kampf, er ſah auf Anton und verzog ſein Geſicht zu einem harmloſen Lachen, er verſuchte unbefangen auszuſehen und blickte wie gleichgültig in der Stube umher; aber immer wieder fiel ſein Blick auf Antons Zeigefinger und das weiße Viereck auf dem Tiſche. Keiner ſprach, das ſtumme Schweigen dauerte einige Augenblicke, und doch war es eine lebhafte und beredte Unterhandlung. Immer glänzender wurden die Augen des Galiziers, immer unruhiger ſeine Geberden, er zuckte mit den Schultern, hob die Brauen in die Höhe und rang heftig von dem Zauber loszukommen, der ihn feſtbannte. Endlich wurde ihm der Zuſtand unerträglich. Er griff mit der Hand nach den Rollen.

„Erſt redet,“ ſagte Anton und hielt die Hand über das Geld.

„Seien Sie nicht ſo hart gegen mich,“ bat Tinkeles.

„Hört mich an,“ ſagte Anton. „Ich will nichts Unrechtes von euch, nichts, was ein ehrlicher Mann einem andern verweigern dürfte; ich könnte vielleicht eure gerichtliche Vernehmung durchſetzen und ohne Koſten zu ſichern Geſtändniſſen kommen; ich weiß aber von früher, welchen Widerwillen ihr gegen das Gericht habt, und auch deshalb biete ich euch das Geld. Verſtündet ihr eine andere Sprache, ſo würdet ihr mir ſagen, was ihr wißt, wenn ich euch erzähle, daß eine Familie unglücklich geworden iſt deshalb, weil ihr mir früher nicht Alles geſagt habt. Dieſe Sprache aber würde bei euch nichts nützen.“

„Nein,“ ſagte Tinkeles ehrlich, „ſie würde nichts nützen. Laſſen Sie ſehen das Geld, das Sie haben hingelegt für mich. Sind es richtig zweihundert Thalerſtücke?“ fuhr er fort, auf die Rollen ſtarrend. „Es iſt gut, ich weiß, ſie ſind richtig. Fragen Sie mich, was Sie wollen wiſſen.“

„Ihr habt mir geſagt,“ begann Anton, „daß Itzig, der frühere Buchhalter Ehrenthals, darauf ausging, den Freiherrn von Rothſattel zu ruiniren.“

„Iſt es nicht geweſen, wie ich habe geſagt?“ frug Tinkeles.

„Ich habe Grund, anzunehmen, daß ihr wahr geſprochen. Ihr habt damals Zweie erwähnt, wer iſt der Andere?“

Der Händler ſtockte; Anton griff nach den Geldrollen. „Laſſen Sie liegen,“ bat Tinkeles die Hand bewegend; „der Andere heißt Hippus, wie ich habe vernommen. Er iſt ein alter Mann und hat gewohnt lange Zeit bei dem Löbel Pinkus.“

„Iſt er vom Geſchäft?“ frug Anton.

„Er gehört nicht zu unſern Leuten und iſt nicht vom Geſchäft, er iſt verlauft, er iſt geweſen Sachwalter.“

„Habt ihr mit Itzig in irgend einem Geſchäft zu thun?“ frug Anton weiter.

„Soll mich bewahren der gerechte Gott vor dieſem Menſchen," rief Tinkeles. „An dem erſten Tage, wo er iſt gekommen in die Stadt, hat er mir wollen aufmachen den Schrank, worin ſind geweſen meine Sachen. Ich habe gehabt meine Mühe, ihn zu verhindern, daß er mir nicht hat genommen meine Kleider. Er nimmt's von den Lebendigen. Ich mag nichts zu thun haben mit einem ſolchen Menſchen."

„Um ſo beſſer für euch," antwortete Anton; „jetzt hört mir zu. Dem Freiherrn iſt ein Kaſten geſtohlen worden, in welchem wichtige Papiere aufbewahrt wurden. Der Diebſtahl iſt in dem Comtoir Ehrenthals verübt worden. Habt ihr zufällig etwas über den Diebſtahl gehört, oder habt ihr Argwohn, wer der Dieb ſein könnte?"

Der Galizier ſah unruhig in der Stube umher, auf Anton und die Rollen, und ſagte endlich entſchloſſen, die Augen zudrückend: „Ich weiß von nichts."

„Und gerade dies will ich von euch erfahren; und dies Geld iſt für den, der mir darüber Auskunft gibt."

„Wenn ich alſo muß reden," ſagte der Galizier, „ſo ſoll es geſagt ſein. Ich habe gehört, daß der Menſch, welcher heißt Hippus, als er iſt geweſen betrunken, hat geſchrien und hat geſagt: „Jetzt haben wir den Rothſchwanz, er iſt geliefert, wegen der Papiere iſt er geliefert."

„Und weiter wißt ihr nichts?" frug Anton in ängſtlicher Spannung.

„Nichts," ſagte der Galizier, „es iſt lange her, und ich habe nur wenig können verſtehen, was ſie haben mit einander geſprochen."

„Ihr habt das Geld, welches hier liegt, euch nicht verdienen können," entgegnete Anton nach einer Pauſe, „was ihr mir geſagt habt, iſt wenig. Damit ihr aber ſeht, daß mir daran liegt, von euch Auskunft zu erhalten, ſo nehmt hier dieſe hundert Thaler; das zweite Hundert iſt euer, ſobald ihr mir irgend eine Spur des geſtohlenen Käſtchens oder

der entwendeten Papiere ſchaffen könnt. Vielleicht iſt das euch nicht unmöglich.“

„Es iſt nicht möglich,“ ſagte der Galizier beſtimmt, die empfangene Geldrolle in der Hand wägend und die zweite betrachtend. „Was der Itzig thut, thut er nicht ſo, daß ein Anderer auf ſeinen Weg ſehen kann, und ich bin doch nur ein Fremder im Ort und mache keine Geſchäfte mit Spitzbuben.“

„Verſucht es doch, die Spur zu finden,“ entgegnete Anton. „Sobald ihr etwas erfahrt, bringt mir Nachricht, dies Geld hebe ich für euch auf. Ich habe nicht nöthig, euch zu ſagen, daß ihr ſehr vorſichtig ſein und unter allen Umſtänden vermeiden müßt, dem Itzig oder ſeinen Spießgeſellen Argwohn zu geben. Verrathet gegen Niemand, daß ihr mich kennt.“

„Ich bin kein Kind,“ antwortete Tinkeles beiſtimmend, „aber ich fürchte, ich werde Ihnen nichts dienen in dieſer Sache.“

So entfernte ſich der Galizier, nachdem er die Geldrolle in die Taſche ſeines Kaftans verſenkt hatte.

Anton hatte den Namen deſſen erfahren, der vielleicht den Diebſtahl verübt hatte. Es war ihm die Möglichkeit gegeben, an dieſen Namen weitere Nachforſchungen zu knüpfen. Aber die Schwierigkeit, die fehlenden Documente ohne Hilfe der Behörde wieder zu erlangen, wurde immer größer. Unter dieſen Umſtänden faßte er den Entſchluß, welcher einem Kaufmann näher lag, als einem Beamten. Es war ein gewagter Schritt, aber er bot die Möglichkeit, in kurzer Zeit und ohne Aufſehen die Papiere in die Hände des Barons zurückzubringen.

Er wollte mit Itzig ſelbſt in Verbindung treten und das Wenige, was er durch den Galizier erfahren hatte, dem Verſchlagenen, Gewiſſenloſen gegenüber ſo gut als möglich zu benutzen ſuchen. Wohl fühlte er, wie unſicher der Schritt ſei, und daß ein harter Kampf mit Itzig bevorſtehe. Hätte er Alles gewußt, was der unternehmende Geiſt des Agenten in ſich herumtrug, er hätte noch mehr Bedenken gehabt, den Weg zu machen.

Itzigs verſchmitzter Burſch öffnete die Thür. Anton ſtand ſeinem Schulkameraden gegenüber. Der Agent wußte bereits, daß Anton von dem Gut bei Rosmin nach der Stadt zurückgekehrt war, und hatte ſich auf dieſen Beſuch vorbereitet. Einen Augenblick betrachteten die beiden Männer einander, Beide bemüht, in Geſicht und Haltung des Gegners zu leſen und ſich zu dem beginnenden Kampf zu rüſten. Beiden hatte ein vieljähriger vorſichtiger Verkehr mit Menſchen und den Intereſſen des Handels einiges Gleichartige gegeben. Beide waren gewöhnt, den Schein kaltblütiger Ruhe zu behaupten und das Ziel, das ſie erreichen wollten, zu verbergen, Beide waren gewöhnt an ſchnelle Ueberlegung, an behutſames Sprechen, an kühle Haltung, Beide zeigten auch in Sprache und Geberde etwas von der Form, welche der kaufmänniſche Verkehr dem Geſchäftsmann verleiht, Beide waren heut in einer großen innern Aufregung, welche die Wange Antons röthete und die Backenknochen Veitels mit einem hellen Schimmer überzog. Aber dem klaren Blick Antons begegnete das Auge des Gegners unruhig und lauernd, dem herben Ernſt ſeiner Haltung eine Miſchung von Trotz und Unterwürfigkeit; Beide erkannten im erſten Augenblick, daß der Gegner gefährlich und ſchwer zu beſiegen ſei, und Beide ſammelten ihre ganze Kraft. Der Kampf begann. Itzig eröffnete ihn in ſeiner Weiſe. „Es iſt mir eine Freude, auch Sie einmal bei mir zu ſehen, Herr Wohlfart,“ ſagte er mit plötzlicher Freundlichkeit; „es iſt lange her, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Ihnen zu begegnen. Ich habe doch immer ein großes Intereſſe genommen an Ihnen. Wir ſind zuſammen in der Schule geweſen, wir ſind an einem Tage hierher gekommen, wir haben uns beide vorwärts gebracht in der Welt. Ich hatte gehört, daß Sie ſeien gegangen nach Amerika. Die Leute reden ſo Vieles. Ich hoffe, daß Sie jetzt wieder in der Stadt bleiben. Vielleicht treten Sie auch wieder in das Geſchäft des Herrn Schröter, man ſagt, er hat ſehr bedauert Ihren Abgang.“ — So floſſen ihm die Worte von den Lippen, aber ſein Blick ſuchte von allen Seiten durch die Außenſeite Antons durchzudringen in das, was den Beſuchenden beſchäftigte.

Er hatte eine Blöße gegeben, als er ſich anſtellte, nicht genau zu wiſſen, wo Anton in der letzten Zeit geweſen war. Denn daß er den Namen Rothſattel zu nennen vermied, gab Anton die feſte Ueberzeugung, er habe Grund, bei Nennung dieſes Namens ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten.

Anton begann, dieſen Fehler Veitels benutzend, ſo kalt, als ob der Andere ſeine ganze Rede in die Luft geſprochen hätte: „Ich komme, Herr Itzig, um in einer Geſchäftsangelegenheit mit Ihnen Rückſprache zu nehmen. Sie ſind mit den Verhältniſſen des Familiengutes bekannt, welches dem Baron Rothſattel gehört und jetzt im Wege der nothwendigen Subhaſtation verkauft werden ſoll.“

„Im Allgemeinen bin ich damit bekannt,“ antwortete Veitel und lehnte ſich entſchloſſen an die Ecke des Sopha's, „wie man bekannt iſt mit ſo etwas; ich habe Manches darüber gehört.“

„Sie haben im Comtoir von Ehrenthal die Geſchäfte deſſelben mit dem Baron, welche Jahre lang verliefen und die Geldverhältniſſe des Gutes betrafen, geleitet und müſſen, wie ſich vorausſetzen läßt, dadurch genaue Einſicht erhalten haben. Da gegenwärtig mit Ehrenthal ſelbſt ſeiner Krankheit wegen ein geſchäftlicher Verkehr nicht möglich iſt, ſo erſuche ich Sie um einige Auskunft.“

„Was ich etwa in Ehrenthals Comtoir erfahren habe als Buchhalter,“ ſagte Itzig, „das habe ich im Vertrauen erfahren und kann es einem Andern nicht mittheilen. Ich wundere mich, daß Sie ſo etwas von mir verlangen,“ ſchloß er mit einem boshaften Blicke.

Anton erwiederte kaltblütig: „Ich verlange nichts, wodurch das Pflichtgefühl, welches Sie äußern, verletzt werden könnte. Es liegt mir daran, zu erfahren, in welchen Händen die Hypotheken gegenwärtig ſind, welche auf dem Gute haften.“

„Das können Sie leicht erfahren durch einen Auszug aus dem Hypothekenbuch,“ ſagte Veitel mit wohlangenommener Gleichgültigkeit.

„Sie werden vielleicht gehört haben,“ fuhr der angreifende Anton fort, „daß einige der Hypotheken in den letzten Monaten am hieſigen Platz aus einer Hand in die andere gegangen ſind; die gegenwärtigen Beſitzer ſind jedenfalls im Hypothekenbuche nicht eingetragen. Es iſt anzunehmen, daß die Inſtrumente aufgekauft ſind, um einem Kaufluſtigen bei der Subhaſtation den Kauf entweder zu erleichtern, oder auch zu erſchweren.“

Bis hierher war das Geſpräch eine alltägliche Vorbereitung zum ernſten Gefecht geweſen, etwa wie die erſten Züge im Schach, oder wie der Anfang eines Wettrennens. Itzigs Ungeduld führte durch einen Sprung weiter hinein.

„Haben Sie Auftrag, das Gut zu kaufen?“ frug er plötzlich.

„Nehmen Sie an, ich habe einen ſolchen Auftrag,“ verſetzte Anton, „und ich wünſchte mir dabei Ihre Mitwirkung zu ſichern. Sind Sie im Stande, mir in kürzeſter Zeit Auskunft zu verſchaffen? und wollen Sie die etwa nöthigen Verhandlungen wegen Ankaufs der Hypotheken übernehmen?“

Itzig überlegte. Es war möglich, daß Anton nur deshalb kam, um dem Freiherrn oder ſeinem Freunde Fink bei der Subhaſtation das Gut zu ſichern. In dieſem Fall war er in Gefahr, das ſtille Ziel langer Arbeit, gefährlicher Thaten verrückt zu ſehen. Wenn Fink durch ſein Vermögen den Freiherrn deckte, ſo verlor Itzig das Gut. Dann mußte er einen andern Weg einſchlagen, ſich von dem Baron Geld zu machen. Während er dies in ſtürmiſcher Bewegung überlegte, ſah er, wie forſchend Anton auf ihn blickte. Er ſchloß daraus mit dem Scharfſinn eines böſen Gewiſſens, daß Anton etwas von ſeinen Plänen errathen habe und daß er noch Anderes von ihm wolle. Wahrſcheinlich war dieſer Antrag nur eine Finte. Er beeilte ſich daher, mit großer Geläufigkeit ſeine Mitwirkung zu verſprechen, und äußerte die Hoffnung, daß ihm wohl gelingen werde, die gegenwärtigen Beſitzer der Hypotheken noch zu rechter Zeit zu ermitteln.

Anton ſah, daß der Schurke ihn verſtanden hatte und auf ſeiner Hut war. Er änderte den Angriff.

„Kennen Sie einen gewiſſen Hippus?“ frug er ſchnell und ſah ſeinem Gegner ſcharf ins Geſicht.

Einen Moment zuckten die Augenlider Itzigs, und die leiſe Röthe zeigte ſich wieder auf ſeiner Wange. Zögernd, als ſuche er den Namen in ſeinem Gedächtniß, antwortete er: „Ja, ich kenne ihn. Er iſt ein heruntergekommener, nichtsnutziger Mann.“

Anton merkte, daß er den rechten Punkt getroffen hatte. „Vielleicht erinnern Sie ſich, daß vor ein und einem halben Jahr aus dem Comptoir Ehrenthals eine Caſſette des Freiherrn mit Papieren und Documenten geſtohlen wurde, welche für den Freiherrn große Wichtigkeit haben.“

Itzig ſaß ruhig, nur ſeine Augen fuhren unſicher hin und her. Kein Fremder würde dies Zeichen eines böſen Gewiſſens erkannt haben, aber Anton ſah in den veränderten Zügen deutlich das alte Geſicht des Oſtrauer Schulkameraden, daſſelbe Geſicht, welches der Knabe Veitel gemacht hatte, wenn ihm der Diebſtahl einer Feder oder eines Bogens Papier vorgeworfen wurde. Itzig wußte um die Papiere, er wußte um den Diebſtahl.

Endlich erwiederte der Agent gleichgültig: „Ich habe von der Caſſette gehört, es war kurz bevor ich Ehrenthals Geſchäft verließ.“

„Wohl,“ fuhr Anton fort, „die geſtohlenen Papiere konnten für den Dieb keinen Werth haben. Es iſt aber Grund, anzunehmen, daß dieſelben auf irgend eine Weiſe in die Hände eines Dritten hier am Ort gekommen ſind.“

„Das iſt nicht unmöglich,“ antwortete Itzig, „aber für wahrſcheinlich halte ich nicht, daß Jemand werthloſe Papiere ſo lange aufhebt.“

„Ich weiß,“ ſagte Anton mit Nachdruck, „daß die Papiere vorhanden ſind, ja ich weiß, daß ſie dazu benutzt werden ſollen, von dem Baron auf irgend eine Weiſe Vortheile zu erlangen.“

Itzig bewegte ſich unruhig auf ſeinem Stuhl, er ſah vor ſich nieder, und die Flecke auf ſeiner Wange wurden röther, aber er ſchwieg, auch Anton machte eine Pauſe. Ueberlegend ſtanden Beide einander gegenüber. Endlich wurde dem Angegriffenen das Schweigen unerträglich, er rückte ſich mit feſtem Entſchluß zurecht, zwang ſich, ſeinen Gegner anzuſehen, und frug mit heiſerer Stimme: „Und wozu erwähnen Sie gegen mich dieſe Sache?“

„Sie ſollen über das, was ich will, nicht in Zweifel bleiben,“ ſagte Anton. „Ich weiß, daß die Papiere hier vorhanden ſind, ich habe Grund anzunehmen, daß es Ihnen bei Ihrer Gewandtheit möglich ſein wird, den Beſitzer derſelben zu ermitteln, Sie werden durch jenen Hippus die Auskunft erhalten können, welche Sie etwa noch brauchen.“

„Warum durch dieſen?“ frug Veitel ſchnell.

„Er hat in Gegenwart von Zeugen Aeußerungen gethan, welche die ſichere Ueberzeugung begründen, daß er mit dem Inhalt jener Papiere genau bekannt iſt.“ Itzig preßte die Zähne zuſammen, und nur ein Murmeln wurde vernehmlich, welches, bis zu Worten verſtärkt, ungefähr gelautet hätte: „Der betrunkene Schuft!“

Anton fuhr fort: „Der Freiherr hat die Rechte, welche Ehrenthal an die geſtohlenen Schulddocumente hat, durch gerichtliche Hinterlegung der betreffenden Summe bereits abgekauft. Die Caſſette und ihr Inhalt ſind Eigenthum des Freiherrn. Wenn durch Ihre Hilfe die Papiere geſchafft und den Händen des Freiherrn oder ſeines Bevollmächtigten übergeben werden können, ſo würde der Freiherr, dem weniger an der Verfolgung des Diebes, als an Wiedererlangung der Papiere gelegen iſt, bereit ſein eine Summe dafür zu zahlen.“

Wohl hatte dieſer Antrag für Itzig viel Lockendes, ſelbſt er hatte in der ganzen Zeit den Druck des Verbrechens gefühlt, mit ſteigendem Widerwillen hatte er die Kameradſchaft des trunkenen Hippus ertragen. Wenn jetzt fremdes Geld dem Baron zu Hilfe kam, wenn er ſelbſt die Ausſicht, das Gut zu erwerben, aufgeben mußte, ſo war der Augenblick gekommen, wo er gegen eine gute Summe das verhängnißvolle Papier in die Hände des Freiherrn zurückgeben konnte. Aber das angebotene Geſchäft war auch gewagt, wenn Anton nach Auslieferung der Papiere noch an Verfolgung des Diebes dachte. Deshalb frug Itzig: „Wenn dem Baron ſo viel daran liegt, die Caſſette wieder zu erhalten, wie kommt es, daß damals, als ſie verſchwunden war, ſo wenig Lärm gemacht wurde, weder von Ehrenthal noch von dem Baron ſelbſt? Ich habe nicht gehört, daß der Polizei Anzeige zugekommen iſt, und daß man Nachforſchungen angeſtellt hat.“

Dieſe Frechheit empörte Anton. Er antwortete gereizt: „Der Diebſtahl war von Umſtänden begleitet, welche für Ehrenthal eine Unterſuchung peinlich machen mußten, die Caſſette verſchwand aus ſeinem verſchloſſenen Comptoir, vielleicht unterblieb aus ſolchen Rückſichten die gerichtliche Nachforſchung.“

Itzig erwiederte: „Wenn ich mich recht erinnere, ſagte Ehrenthal damals zu ſeinen Bekannten, daß die Unterſuchung unterbliebe aus Rückſicht auf den Baron.“ Anton empfand tief dieſen Hieb des Gauners, er dachte an Lenore, an die große Zahl demüthigender Empfindungen, welche die Familie in den letzten Jahren gehabt hatte, und vermochte nur mühſam ſeine Ruhe zu behaupten, als er ſagte: „Vielleicht hatte der Baron noch andere Gründe, in jener Zeit die Sache fallen zu laſſen.“

Jetzt war Veitel ſicher. An Antons unterdrücktem Aerger erkannte er, wie lebhaft dieſer die Nothwendigkeit fühlte, den Freiherrn zu ſchonen; ſein Anerbieten war ernſtlich gemeint, der Freiherr hatte Angſt vor dem Diebe. Und von dieſem Augenblick bekam er alle Ruhe wieder, ſein Benehmen wurde ſo kalt und ſicher, daß Anton empfand, er ſei in Nachtheil geſetzt, und ſein ſchlauer Gegner entſchlüpfe ihm unter den Händen, denn ſogleich begann Itzig: „Soweit ich den Hippus kenne, iſt er ein unzuverläſſiger Menſch, der ſich oft betrinkt. Wenn er im Trunke etwas geſagt hat, ſo fürchte ich, wird es uns nicht viel helfen, zu den Papieren zu kommen. Hat er Ihnen denn ſichere Anzeige gebracht, worauf wir ihm Anerbietungen machen können?“

Jetzt hatte Anton Urſache, auf ſeiner Hut zu ſein. „Er hat vor Zeugen Ausſagen gethan, welche die Ueberzeugung geben, daß er die Papiere kennt, daß er weiß, wo ſich dieſelben befinden, und daß er die Abſicht hat, ſie zu irgend einem Zweck zu gebrauchen.“

„Vielleicht iſt das genug für die Juriſten, aber nicht genug für einen Geſchäftsmann, um mit ihm zu unterhandeln,“ fuhr Veitel fort; „wiſſen Sie genau, was er geſagt hat?“

Anton parirte und ſchlug auf ſeinen Gegner, indem er ſagte: „Seine Mittheilungen ſind mir und mehren anderen Perſonen genau bekannt, ſie ſind der Grund, daß ich Sie aufgeſucht habe.“

Itzig mußte dies gefährliche Thema verlaſſen. „Und welche Summe will der Baron daran wenden, die Papiere wieder zu erlangen? Ich will ſagen,“ verbeſſerte er einlenkend, „iſt es ein Geſchäft, auf welches Mühe und Zeit zu verwenden lohnt? Ich habe jetzt vieles Andere, was mir zu thun macht. Sie werden nicht verlangen, daß ich wegen ein paar Louisd'or meine Zeit verbringe, um etwas zu ſuchen, was ſo unbedeutend iſt und ſo ſchwer zu faſſen, wie Papiere, die Einer verſteckt hält.“

Vor Jahren, als die Beiden mit einander nach der Hauptſtadt zogen, welche ſich jetzt als Feinde gegenüber ſtanden, da war es der Judenknabe, welcher nach Papieren ſuchte, von denen er in kindiſchem Unverſtand das Glück ſeiner Zukunft abhängig glaubte. Damals war er bereitwillig geweſen, das Gut des Freiherrn für Anton zu kaufen. Und jetzt war der Andere ausgegangen, geheimnißvolle Documente zu ſuchen, der Andere forderte jetzt das Gut des Freiherrn von ihm, und er ſelbſt war ein Wiſſender geworden. Er hatte die geheimnißvollen Recepte gefunden, er hielt das Gut des Freiherrn feſt in ſeiner Hand für ſich ſelbſt, und ſein Schickſal näherte ſich der Erfüllung. Beide Männer dachten in demſelben Augenblick an den Tag ihrer gemeinſamen Reiſe.

Anton antwortete: „Ich habe Vollmacht, über die Summe mit Ihnen zu verhandeln; ich bemerke Ihnen aber, daß die Angelegenheit eilt. Deshalb erſuche ich Sie, mir vor Allem zu erklären, ob Sie geneigt ſind, die Documente an den Baron von Rothſattel zu überliefern und bei Ankauf der Hypotheken in unſerm Intereſſe thätig zu ſein.“

„Ich werde Erkundigungen einziehen und mir überlegen, ob ich Ihnen dienen kann,“ erwiederte Veitel kalt.

Anton frug ebenſo: „Welche Zeit verlangen Sie, um ſich zu entſcheiden?“

„Drei Tage,“ verſetzte der Agent.

„Ich kann Ihnen nur vierundzwanzig Stunden bewilligen,“ ſprach Anton beſtimmt; „wenn mir in dieſer Zeit Ihre Erklärung nicht wird, ſo werde ich im Auftrage des Freiherrn jedes, auch das äußerſte Mittel anwenden, die Papiere wieder zu erlangen, oder mich von Vernichtung derſelben zu überzeugen. Und Alles, was ich über die Entwendung und den gegenwärtigen Verſteck der Documente weiß, werde ich benutzen, um die zu entdecken, welche das Verbrechen verübt haben.“ Er zog ſeine Uhr und wies auf das Zifferblatt;

„Morgen um dieſelbe Stunde werde ich mir Ihre Antwort holen."

So verlief die verhängnißvolle Unterredung. Als Anton die Thür hinter ſich zuzog, ſtand Itzigs Entſchluß feſt. Er warf noch einen Blick auf den Davoneilenden, einen Blick voll Furcht und Haß. Sein Schulkamerad war ſein gefährlichſter Feind geworden. Er wußte jetzt, wie ſehr Anton zum Nutzen des Freiherrn handelte. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß die Verbindung Antons mit der Familie an jenem Tage begonnen hatte, wo die Tochter des Edelmanns den Andern über den Teich ruderte und er im Staube der Landſtraße zuſah. Er war geneigt anzunehmen, daß Anton auf einem ganz andern Wege, als er, nach dem Beſitz deſſelben Gutes ſtrebe. So erwachte aller Trotz ſeiner ſelbſtſüchtigen Seele und machte ihn feſt. „Noch acht Tage," murmelte er, „bis zur Verlobung mit Roſalie. Den Tag darauf finde ich die Schuldſcheine in einem Winkel von Ehrenthals Comtoir. Dann ſollen der Rothſattel und ſeine Freunde den Vergleich ſuchen auf die Bedingungen, die ich ihnen ſtelle. Durch die einzige Drohung, daß ich die Auseinanderſetzung gerichtlich machen laſſe und das Verfahren des Barons unter die Geſchäftsleute bringe, zwinge ich dieſen Wohlfart zu Allem, was ich will. Nur noch acht Tage! So lange halte ich ihn hin und dann hab' ich gewonnen."

Als Anton nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden an Itzigs Wohnung kam, fand er die Thür verſchloſſen. Er kehrte an demſelben Abend zweimal wieder, Niemand war für ihn zu Hauſe. Am nächſten Morgen empfing ihn der ſchlaue Burſch und erwiederte auf Antons Frage: Herr Itzig ſei verreiſt, es ſei möglich, daß er ſchon in dieſer Stunde zurückkomme, es ſei auch möglich, daß er erſt in einigen Tagen wieder zu ſprechen ſei.

Aus dem geläufigen Geſchwätz erkannte Anton, daß der Knabe nach Anweiſung redete.

Von der Thür Itzigs ging Anton zu einem Beamten, welcher in dem Ruf ſtand, das thätigſte Mitglied der Entdeckungspolizei zu ſein. Er theilte dieſem mit Vorſicht das Nöthige über die geſtohlene Caſſette und deren Inhalt mit, und bat um ſeinen Rath; er äußerte den Verdacht, daß der Diebſtahl durch den Advocaten unter Mitwiſſen des Agenten Itzig verübt ſei, und verſchwieg nicht die unvollſtändigen Warnungen, welche der ehrenwerthe Tinkeles gemacht hatte. Der Beamte hörte mit Antheil auf Antons Bericht und ſagte endlich: „Bei dem ungenügenden Material, welches Sie geben, hat mir der Name Hippus das meiſte Intereſſe. Er iſt ein ſehr gefährliches Subject, das ich bis jetzt immer noch nicht recht habe faſſen können. Wegen Schwindelei und kleiner Betrügereien iſt er öfter beſtraft und ſteht unter polizeilicher Aufſicht. An die andere Perſon, welche Sie mir nennen, habe ich allerdings nicht dieſelben Rechte. Uebrigens ſind die Anzeichen, auf welche Sie hinweiſen, ſo gering, daß eine amtliche Verfolgung der Sache kaum thunlich erſcheint. Iſt doch der Diebſtahl ſelbſt, der vor Jahresfriſt verübt ſein ſoll, der Behörde noch nicht einmal officiell angezeigt.“

„Rathen Sie mir,“ frug Anton, „nach dem, was Sie von dieſem Hippus wiſſen, ihn aufzuſuchen, und vielleicht im Wege der Unterhandlung die verſchwundenen Documente zu erwerben?“

Achſelzuckend erwiederte der Beamte: „Von meinem Standpunkte darf ich einen ſolchen Rath nicht ertheilen, ich fürchte aber auch, dieſer Schritt würde keinen Erfolg haben. Denn wenn der Verdächtige die Documente zum Nutzen eines Andern entwendet hat, ſo werden ſie nicht mehr in ſeinen Händen ſein. Und daß er ſeinen Mitſchuldigen verrathen ſollte, iſt wenigſtens vorläufig nicht anzunehmen.“

„Und ſind Sie unter ſolchen Umſtänden ganz außer Stande, mir zur Wiedererlangung der Documente behilflich zu ſein?“ frug Anton.

„Da die erſte Bedingung für meine Thätigkeit ſein muß, daß der Diebſtahl angezeigt, und in der Anzeige die geſtohlenen Sachen ſo genau als möglich angegeben ſind, ſo kann ich Ihnen jetzt noch bei Ihren Nachforſchungen keine directe Hilfe leiſten. Da Sie aber gerade Herrn Hippus, an dem ich ein perſönliches Intereſſe nehme, zum Gegenſtand Ihrer Verfolgung erwählt haben, ſo will ich thun, was ich irgend vermag. Ich will noch heut bei ihm Hausſuchung vornehmen. Ich ſage Ihnen im Voraus, daß wir nichts finden werden. Ich bin ferner bereit, dieſe Hausſuchung in einigen Tagen zu wiederholen, auf die Gefahr, meinen guten Ruf in den Augen des wackern Hippus einzubüßen. Denn der Kunſtgriff, Diebe durch eine oberflächliche Hausſuchung ſicher zu machen, iſt zwar bei Neulingen wirkſam, aber bei dieſem erfahrenen Mann ſo wenig angebracht, daß er mir deshalb möglicher Weiſe ſeine Verachtung gönnen wird. Ganz ſicher iſt, daß wir auch bei der zweiten Hausſuchung nichts finden werden.“

„Und welchen Vortheil kann dieſe Maßregel für mich haben?“ frug Anton reſignirt.

„Einen größern, als Sie glauben. Da Sie den Weg der Verhandlung mit dem Agenten Itzig bereits eingeſchlagen haben, ſo werden Sie möglicher Weiſe durch unſer Eingreifen leichteres Spiel gewinnen. Denn eine Hausſuchung hat in der Regel die Wirkung, den Betroffenen zu beunruhigen. Und obgleich ich gar nicht ſicher bin, wie Hippus eine ſolche Heimſuchung aufnehmen wird, ſo glaube ich doch, daß ſie auch ihm ein gewiſſes Unbehagen einflößen wird. Das kann Ihre Bemühungen unterſtützen. Ich will zum Ueberfluß dafür ſorgen, daß die Hausſuchung das erſte Mal ungeſchickt und geräuſchvoll ausgeführt wird. Glücklicher Weiſe hat er jetzt wieder eine feſte Wohnung, er hat eine Zeit lang Ruhe vor uns gehabt und iſt ſicher geworden. Auch höre ich, daß er alt und kränklich wird, das alles mag Ihnen helfen, den Mann auf irgend einem Wege zu fangen."

Mit dieſem Beſcheide mußte ſich Anton entfernen.

4.

Es war ein finſterer Novemberabend; der Nebel lag auf der Stadt, er füllte die alten Straßen und Plätze und drang durch die offenen Thüren in die Häuſer. Er ballte ſich um die Straßenlaternen, deren Licht in einer röthlichen Dampfkugel flackerte und nicht drei Schritt weit den Boden erleuchtete. Er ſchwebte über dem Fluſſe und wälzte ſich dort in dicken Maſſen durcheinander. Eine Schaar langſchleppiger, grauer Geſtalten zog über den ſchwarzen Strom dahin, über die alten Waſſerpfähle, unter den Brücken durch, eine geſpenſtige Bande von giftigen Dünſten! Sie rollten an den Treppen hinauf, hefteten ſich an die Holzpfeiler der Galerien und wogten geſchäftig durcheinander. Zuweilen entſtand eine Lücke zwiſchen den Gebilden des Nebels, dann konnte man auf das ſchwarze Waſſer hinabſehen, welches wie ein unterirdiſcher Strom des Verderbens an den Wohnungen der Menſchen dahinfloß.

Die Straßen waren leer, hier und da ſah man eine Geſtalt in der Nähe einer Laterne auftauchen und ſchnell wieder in der Finſterniß verſchwinden. Unter dieſen dämmerigen Weſen war auch ein kleiner zuſammengedrückter Mann, der mit ſchwankendem Schritt vorwärts ſtrebte und unter den Laternen fortſchlüpfte, ſo ſchnell ihm dies die unſicheren Füße erlaubten. Durch den Hausflur wankte er in den Hof, in welchem Itzigs Comtoir war, und ſah nach den Fenſtern des Agenten hinauf. Die Vorhänge waren heruntergelaſſen, aber aus den Ritzen drang ein Lichtſchimmer. Der kleine Mann verſuchte feſtzuſtehen, ſtarrte nach dem Licht, ſtreckte die geballte Fauſt nach der Höhe und ſchüttelte ſie drohend; dann ſtieg er die Treppe hinauf und klingelte heftig zwei, drei Mal. Endlich hörte man einen leiſen Schritt, die Thür wurde geöffnet, der Kleine fuhr hinein und lief durch das Vorzimmer, welches Itzig hinter ihm abſchloß. Veitel ſah noch bleicher aus als gewöhnlich, und ſein Auge fuhr unſtät über die Geſtalt des ſpäten Gaſtes. Hippus aber war nie ein einladendes Bild männlicher Schönheit geweſen, heut ſah er wahrhaft unheimlich aus. Seine Züge waren tief eingefallen, eine Miſchung von Angſt und Trotz ſaß in dem häßlichen Geſicht, und tückiſch ſahen ſeine Augen über den angelaufenen Brillengläſern auf den frühern Schüler. Sicher war er wieder betrunken, aber eine fieberiſche Angſt hatte ſeine Lebensgeiſter erregt und für den Augenblick die Wirkung des Branntweins aufgehoben.

„Sie ſind mir auf dem Nacken,“ rief er und fingerte mit ſeinen Händen unruhig in der Luft. „Sie ſuchen mich!“

„Wer ſoll euch ſuchen?“ frug Itzig, aber er wußte, wer ihn ſuchte.

„Die Polizei, du Schuft,“ ſchrie der Alte. „Um deinetwillen ſtecke ich in der Klemme. Ich darf nicht mehr nach Hauſe, du mußt mich verſtecken.“

„So weit ſind wir noch nicht,“ antwortete Veitel mit aller Kälte, die ihm zu Gebote ſtand; „woher wißt ihr, daß euch die Polizeidiener auf der Ferſe ſind?“

„Die Kinder auf der Straße erzählen einander davon,“ rief Hippus; „auf der Straße hab' ich's gehört, als ich in mein Loch kriechen wollte. Es war ein Zufall, daß ich mich nicht in meiner Stube befand. Sie ſtehen an meinem Hauſe, ſie ſtehen auf der Treppe, ſie warten, bis ich zurückkomme. Du ſollſt mich verſtecken, Geld will ich haben, über die Grenze will ich; hier iſt meines Bleibens nicht mehr; du mußt mich fortſchaffen.“

„Fortſchaffen?“ wiederholte Veitel finſter, „und wohin?“

„Dahin, wo mich die Polizei nicht einholt, über die Grenze, nach Amerika!“

„Und wenn ich nicht will,“ ſprach Itzig feindſelig und überlegend.

„Du wirſt wollen, Einfaltspinſel. Biſt du noch ſo grün, daß du nicht weißt, was ich thun werde, wenn du mir nicht aus der Klemme hilfſt, du Taugenichts? Sie werden auf dem Criminalgericht Ohren haben für das, was ich von dir weiß.“

„Ihr werdet ſo ſchlecht nicht ſein und einen alten Freund verrathen,“ ſagte Itzig in einem Tone, der ſich vergebens bemühte gefühlvoll zu ſein. „Seht die Sache ruhiger an, was iſt zuletzt für Gefahr, wenn ſie euch arretiren? Wer kann euch etwas beweiſen? Sie müſſen euch wieder losſaſſen. Ihr kennt das Geſetz ja ebenſo gut, wie die vom Gericht.“

„So?“ ſchrie der Alte giftig, „meinſt du, daß ich ins Loch kriechen werde um deinetwillen, um eines ſolchen Hanswurſtes willen? daß ich bei Waſſer und Brod ſitzen werde, während du hier Gänſebraten ißt und den alten Eſel von Hippus auslachſt? Ich will nicht ins Loch, ich will fort, und bis ich fort kann, ſollſt du mich verſtecken.“

„Hier könnt ihr nicht bleiben,“ antwortete Veitel finſter, „hier iſt keine Sicherheit für euch und für mich; der Jakob wird euch verrathen, die Leute im Hauſe werden merken, daß ihr hier ſeid.“

„Das iſt deine Sorge, wo du mich unterbringſt,“ rief der Alte, „aber von dir verlange ich, daß du mir heraushilfſt oder —“

„Haltet euer Maul,“ ſagte Veitel, „und hört mir zu: Wenn ich euch auch Geld geben will und dafür ſorgen, daß ihr mit der Eiſenbahn nach Hamburg und über das Waſſer kommt, ſo kann ich es doch nicht machen gleich und nicht machen von mir aus. Ihr müßt bei Nacht ein paar Meilen bis zu einer kleinen Station der Eiſenbahn geſchafft werden; ich darf euch die Fuhre nicht miethen, das könnte euch verrathen, und wie ihr hier vor mir ſteht, ſeid ihr zu ſchwach zum Gehen. Ich muß euch mit einer Gelegenheit fortbringen, von der ich erſt ſehen muß, ob ich ſie finde. Unterdeß muß ich euch an einen andern Ort ſchaffen, wo die Polizei nicht weiß, daß ich ſelbſt hinkomme, denn ich fürchte, ſie wird euch bei mir ſuchen. Wenn ihr nicht nach Hauſe kommt, ſo wird ſie euch ſuchen bei mir vielleicht ſchon heut Nacht. Ich will gehen und nachſehen, daß ich euch eine Fuhre verſchaffe und einen Ort, wo ihr euch verſtecken könnt. Unterdeß ſollt ihr bleiben in der hintern Stube, bis ich zurückkomme.“ Er öffnete die Thür, Herr Hippus ſchlüpfte wie eine geſcheuchte Fledermaus hinein. Veitel wollte die Thür hinter ihm ſchließen, aber das alte Geſchöpf klemmte ſeinen Leib zwiſchen die Thüre und ſchrie in voller Entrüſtung: „Ich will nicht im Finſtern bleiben wie eine Ratte, du wirſt mir Licht hier laſſen. Ich will Licht haben, du Satan!“ ſchrie er laut.

„Man wird unten ſehen, daß Licht in der Stube iſt; das wird uns verrathen.“

„Ich will nicht im Finſtern ſitzen!“ ſchrie der Alte wieder.

Mit einem Fluch ergriff Veitel die Lampe und trug ſie in das zweite Zimmer. Dann ſchloß er die Thür und eilte auf die Straße.

Vorſichtig näherte er ſich dem Hauſe des Löbel Pinkus. Dort war Alles ruhig; von dem Hausflur ſah er durch das kleine Schiebefenſter in den Branntweinladen, wo Pinkus und einige Gäſte in der Sorgloſigkeit eines guten Bewußtſeins zuſammenſaßen. Er ſchlich die Treppe hinauf nach ſeiner frühern Stube, holte dort aus einem verſteckten Winkel einige verroſtete Schlüſſel, betrat vorſichtig den Schlafſaal und ſah mit Freude, daß dieſer nicht erleuchtet und leer war. Er eilte auf die Galerie. Dort blieb er einen Augenblick ſtehen und blickte auf die rollenden Nebelmaſſen und die dunkle Fluth. Der Augenblick war günſtig, es war hohe Zeit ihn zu benutzen, denn unregelmäßig ſtrich ein Luftzug über das Waſſer; ſchon war am Nachthimmel ein unruhiges Treiben ſichtbar, zerriſſen flogen die dunkeln Wogen über dem Strome dahin, in kurzer Zeit mußte der Wind auch den Strom, die Umriſſe der Häuſer und die Laternen frei machen, welche an der Straßenecke wie rothe Punkte glänzten.

Itzig eilte an das Ende der Galerie und ſteckte einen Schlüſſel in die Thür, welche den Eingang zur Waſſertreppe verdeckte. Knarrend flog die Thür auf, er ſtieg bis an den Rand des Fluſſes hinab und unterſuchte die Höhe der Fluth. Hohl gurgelte das Waſſer und ſtaute ſich an den letzten Stufen der Treppe. Der Fußſteig war überſchwemmt, welcher längs den Häuſern am ſeichten Rande des Strombettes faſt das ganze Jahr ſichtbar war. Aber nur wenige Schritte durfte man im Waſſer gehen, um von dieſer Treppe zu der Treppe des Nebenhauſes zu gelangen. Veitel ſah ſtarr auf das Waſſer und ſteckte ſeinen Fuß in die eiskalte Fluth, um zu fühlen, wie tief man zu ſteigen habe, um auf den Grund zu kommen. So beſorgt war er für die Rettung des alten Mannes, daß er die Kälte an ſeinem Bein nicht beachtete; er empfand ſie nicht einmal. Das Waſſer reichte ihm bis an die Knie. Noch einen Blick warf er auf die Häuſer in der Nähe. Alles war Finſterniß, Dampf, Grabesſtille, nur das Waſſer und der Wind murmelten klagend.

Unterdeß verſuchte Hippus ſich in der verſchloſſenen Stube häuslich einzurichten. Nachdem er den abgehenden Veitel durch gottloſe Flüche und geballte Fäuſte, die er ihm nachſchleuderte, auf ſeinem Gange geſegnet hatte, wandte er ſeinen verſtörten Geiſt auf Unterſuchung des Zimmers. Er wankte zu einem niedrigen Schrank, drehte den Schlüſſel und ſuchte nach einer Flüſſigkeit, die ihm die ſinkende Kraft und den trockenen Gaumen erfriſchen könnte. Er fand eine Flaſche mit Rum, goß ihren Inhalt in ein Bierglas und ſchlürfte ihn mit ſo großer Haſt hinunter, als das ſcharfe Gift möglich machte. Ein kalter Schweiß trat dem Unglücklichen ſogleich auf die Stirn, er zog die Reſte eines Taſchentuchs hervor, wiſchte ſein Geſicht eifrig ab und ging breitſpurig mit trunkenen Schritten und mit ſchnell wachſendem Muth in der Stube auf und ab, indem er laut dazu phantaſirte:

„Er iſt ein Lump, ein ſchuftiger, feiger Haſe, ein jämmerlicher Schacherer iſt er; wenn ich ihm ein altes Taſchentuch verkaufen will, er muß es kaufen, es iſt ſeine Natur, er iſt ein verächtliches Subject. Und mir will er trotzen, mich will er ins Gefängniß ſtecken, und er ſelbſt will hier ſitzen auf dieſem Sopha und bei dieſer Rumflaſche, der Hundsfott!“ Dabei ergriff er die leere Flaſche und warf ſie zornig gegen das Sopha, daß ſie an dem Holz der Lehne zerſprang. „Wer war er?“ fuhr er in ſteigendem Zorne fort. „Ein ſchachernder Hanswurſt. Durch mich iſt er geworden, was er iſt; ich habe ihn pfeifen gelehrt, den Gimpel. Wenn ich pfeife, muß er tanzen, er iſt mir mein Lockvogel, ich bin der Vogelſteller. Dein Vogelſteller bin ich, du ruppiges Scheuſal.“ Hier verſuchte der Alte zu pfeifen: „Freut euch des Lebens,“ erhob die Beine und machte einen Verſuch, luſtig umher zu ſpringen. Wieder ſtrömte ihm der kalte Schweiß von der Stirne, er zog wieder den Lappen aus der Taſche, trocknete ſich das Geſicht ab und ſteckte das Tuch halb bewußtlos wieder ein. — „Er wird nicht zurückkommen,“ rief er plötzlich; „er läßt mich hier ſitzen, ſie werden mich finden.“ Er rannte nach der Thür und rüttelte heftig daran. „Eingeſchloſſen hat mich der Schuft, ein Jude hat mich eingeſchloſſen,“ ſchrie er kläglich. „Ich muß verhungern, ich muß verdurſten in dieſem Gefängniß. Oh, oh! er hat ſchlecht an mir gehandelt, niederträchtig an ſeinem Wohlthäter, er iſt ein undankbarer Böſewicht, ein Rabenſohn iſt er.“ Dabei fing er an zu ſchluchzen. „Ich habe ihn gepflegt, als er krank war, ich habe ihn Kunſtſtücke gelehrt, ich habe ihn zu einem Manne gemacht, und ſo lohnt er ſeinem alten Freund.“ Der Advocat weinte laut und rang die Hände. Plötzlich blieb er vor dem Spiegel ſtehen, auf welchen der helle Glanz des Lichtes fiel, erſchrocken ſtarrte er die Geſtalt an, welche ihm in dem Spiegel gegenüber ſtand. Immer zorniger wurde ſein Blick, immer grauſiger der Glanz ſeiner Augen, er ſah von dem Spiegelglas auf den Rahmen, ſchob ſich die verbogene Brille zurecht und bewegte ſuchend den Kopf am Rahmen entlang. Der Spiegel kam ihm bekannt vor. Hatte der Zufall ein Möbel aus ſeinem frühern glänzenden Leben in den geheimen Trödel des Pinkus und von da in Itzigs Wohnung geführt, oder täuſchte den Trunkenen nur eine Aehnlichkeit? aber die Erinnerung an ſein Schickſal erfüllte ihn mit Wuth. „Es iſt mein Spiegel,“ ſchrie er laut, „mein eigener Spiegel iſt es, den der Schurke in ſeiner Stube hat;“ toll fuhr er durch das Zimmer, packte einen Stuhl in wahnwitziger Kraft und ſtieß ihn mit den Beinen gegen das Spiegelglas. Klirrend zerbrach die Platte in Scherben, aber immer und immer wieder ſtampfte der Betrunkene mit dem Stuhle gegen das Holz und ſchrie dabei wie raſend: „In meiner Stube hat er gehangen, der Schurke hat mir den Spiegel geſtohlen, er hat mein Glück geſtohlen, zur Hölle mit ihm!“

In dem Augenblick ſtürzte Veitel herein, ſchon auf dem Vorſaal hatte er wüſten Lärm gehört und fürchtete das Aergſte. Als der Advocat den Eintretenden ſah, fuhr er mit gehobenem Stuhle auf ihn zu und ſchrie: „Du haſt mich ins Elend gebracht, du ſollſt die Zeche bezahlen!“ Dabei führte er einen Schlag nach Itzigs Haupt. Dieſer fing den Stuhl auf, warf ihn bei Seite und faßte den Alten mit überlegener Kraft. Hippus ſträubte ſich zwiſchen ſeinen Händen wie eine wilde Katze und rief alle Flüche, die er finden konnte, auf ſeinen Bändiger herab. Veitel drückte ihn mit Gewalt in eine Ecke des Sopha's und flüſterte, ihn feſthaltend: „Wenn ihr nicht ruhig ſeid, alter Mann, ſo iſt's um euch geſchehen.“ Der Alte ſah aus den Augen Itzigs, welche dicht vor den ſeinen ſtarrten, daß er von dem Empörten das Aergſte zu fürchten hatte, der Paroxysmus verließ ihn, er ſank kraftlos zuſammen und wimmerte nur leiſe, am ganzen Körper ſchauernd: „Er will mich töten!“

„Das will ich nicht, ihr betrunkener Narr, wenn ihr ruhig ſeid; welcher Teufel treibt euch, mir meine Stube zu verwüſten?“

„Er will mich töten,“ ächzte Hippus, „weil ich meinen Spiegel wiedergefunden habe.“

„Ihr ſeid verrückt,“ rief Veitel, ihn ſchüttelnd, „nehmt eure Kraft zuſammen, ihr dürft hier nicht bleiben, ihr müßt fort, ich habe ein Verſteck für euch.“

„Ich gehe nicht mit dir,“ ſchrie der Alte, „du willſt mich umbringen.“

Veitel that einen gräßlichen Fluch, packte den ſchäbigen Hut des Hippus, drückte ihm dieſen auf den Kopf, faßte den Alten am Nacken und rief: „Ihr müßt mitkommen oder ihr ſeid verloren. Die Polizei wird euch hier ſuchen und wird euch finden, wenn ihr noch zögert. Fort, oder ihr zwingt mich, euch ein Leids zu thun.“

Die Kraft des Trunkenen war gebrochen, er wankte, Veitel faßte ihn unter dem Arme und zog den Widerſtandsloſen fort. Er zog ihn aus den Zimmern die Treppe hinunter, ängſtlich ſpähend, ob ihnen Niemand begegne. Alles war ſtill. Der Advocat gewann in der kalten Luft einen Theil ſeiner Beſinnung wieder, und Veitel raunte ihm zu: „Seid ſtill und folgt mir, ich werde euch fortſchaffen.“

„Er wird mich fortſchaffen,“ murmelte ihm der Advocat nach und lief an ſeiner Seite vorwärts. Als ſie in die Nähe der Herberge kamen, ging Veitel vorſichtiger, zog ſeinen Gefährten in den finſtern Hausflur und flüſterte: „Faßt meine Hand und ſteigt leiſe mit mir die Treppe hinauf.“ So kamen ſie an das große Gaſtzimmer, ſie fanden das Zimmer noch leer, wie es zuvor geweſen. Erleichtert ſagte Veitel: „Nebenan im Hauſe iſt ein Verſteck, ihr müßt hinein.“

„Ich muß hinein,“ wiederholte der Alte.

„Folgt mir," rief Veitel und zog den Advocaten auf die Galerie und von da die bedeckte Treppe hinunter.

Der Alte wankte unſicher die Stufen hinab und klammerte ſich feſt an den Rock ſeines Führers, der ihn halb hinunter trug. So kamen ſie Stufe für Stufe bis hinunter zu der letzten, über welche die Strömung dahinrauſchte. Veitel ging voraus und trat rückſichtslos bis an die Knie ins Waſſer, bemüht, den Alten nachzuziehen.

Der alte Mann fühlte das Waſſer an ſeinem Stiefel, er ſtand ſtill und ſchrie laut: „Waſſer!"

„Still," flüſterte Veitel zornig, „ſprecht kein Wort!"

„Waſſer!" ſchrie der Alte; „Hilfe! er will mich umbringen."

Veitel packte den Schreienden und hielt ihm den Mund zu, aber der Todesſchreck hatte noch einmal das Leben des Advocaten aufgeſtört, er hob die Füße auf die nächſte Stufe zurück, klammerte ſich, ſo gut er konnte, an die Seitenbretter und ſchrie wieder: „Zu Hilfe!"

„Verrückter Schuft!" knirſchte Veitel, durch den hartnäckigen Widerſtand in Wuth geſetzt, drückte ihm mit einem Schlage den alten Hut bis tief über das Geſicht, faßte ihn mit voller Kraft am Halstuch und ſchleuderte ihn hinunter in das Waſſer. Die Fluth ſpritzte auf, das Geräuſch eines fallenden Körpers und ein dumpfes Gurgeln wurde gehört; dann war Alles ſtill.

Unter den bleigrauen Nebeln, welche mit langen Schleppen längs dem Waſſer hinzogen, wurde noch einmal eine dunkle Maſſe ſichtbar, welche mit dem Strome fortzog. Bald war ſie verſchwunden. Die Geſpenſter des Nebels bedeckten ſie, die Strömung zog darüber hin. Das Waſſer brach ſich klagend an den Holzpfählen und Treppenſtufen, und oben heulte der Nachtwind ſein eintöniges Lied.

Der Thäter ſtand einige Augenblicke regungslos in der Finſterniß, an das Holzwerk gelehnt. Dann ſtieg er langſam hinauf. Im Aufſteigen fühlte er an das Tuch ſeiner Kleider, um ſich zu überzeugen, wie weit er durchnäßt war. Er dachte daran, daß er ſie am Ofenfeuer trocknen müßte, noch heut Nacht; er ſah das Ofenfeuer in ſeinem Zimmer brennen und ſich im Schlafrock davor ſitzen, wie er ſo gern that, wenn er über ſeine Geſchäfte nachdachte. Wenn er jemals in ſeinem Leben das Gefühl behaglicher Ruhe genoſſen hatte, ſo war es in ſolchen Stunden geweſen, wo er müde von den Gängen und Sorgen des Tags das Holz in den Ofen ſteckte und davor ſaß, bis ihm die müden Augen zufielen. Er fühlte deutlich, wie müde er auch jetzt ſei und wie wohl es ihm thun würde, am warmen Feuer einzuſchlafen. In dieſem dämmerigen Träumen blieb er wieder einige Augenblicke ſtehen, wie Einer, der einſchlafen will, und fühlte dabei einen dumpfen Druck irgendwo in ſeinem Innern, einen Schmerz, der ihm ſchwer machte, Athem zu holen, und ſeine Bruſt wie mit eiſernen Bändern zuſammenzog. Da dachte er an den Ballen, den er jetzt in das Waſſer geworfen hatte, er ſah ihn eintauchen in die Fluth, er hörte das Rauſchen des Waſſers und erinnerte ſich daran, daß der Hut, den er dem Manne über das Geſicht gezogen, noch zuletzt über dem Waſſer zu ſehen geweſen war, als ein rundes wunderliches Ding. Er ſah den Hut deutlich vor ſich, abgegriffen, die Krämpe halb abgeriſſen und oben auf dem Deckel zwei alte Oelflecke. Es war ein ſehr ſchäbiger Hut geweſen. Als er daran dachte, merkte er, daß er jetzt lächeln könnte, wenn er wollte. Er lachte aber nicht. Während ſeine Seele ſo in halber Erſtarrung um die Stelle herumflatterte, die ihn in ſeinem Innern ſchmerzte, war er heraufgeſtiegen. Als er die Treppenthür herumlegte, ſah er noch einmal in die ſchwarze Röhre, in welche vor wenig Augenblicken Zwei hinuntergeſtiegen waren, während jetzt nur Einer zurückkehrte. Er ſah auf den grauen Schimmer des Waſſers, und wieder fühlte er einen dumpfen Druck. Eilig huſchte er durch das große Zimmer die Treppe hinunter, im Hausflur ſtieß er auf einen der fremden Gäſte, welche in der Caravanſerei wohnten; Beide eilten ſchnell, ohne ein Wort zu ſprechen, an einander vorüber.

Dieſe Begegnung brachte die Gedanken des Heimkehrenden in andere Richtung: War er ſicher? Noch immer lag der Nebel dick auf den Straßen, Niemand hatte ihn mit dem Advocaten hereingehen ſehen, Niemand hatte ihn beim Herausgehen erkannt. Und wenn man den alten Mann im Waſſer fand, dann fing die Unterſuchung an. War er dann noch ſicher?

Alles das dachte der Mörder ſo gleichgültig, als läſe er die Gedanken aus einem Buche ab. Dazwiſchen kam ihm wieder die Idee, ob er ſeine Cigarrentaſche bei ſich habe und warum er keine Cigarre rauche. Er grübelte darüber längere Zeit und kam endlich in ſeiner Wohnung an. Er ſchloß auf; als er das letzte Mal aufgeſchloſſen hatte, war in der zweiten Stube ein wüſter Lärm geweſen. Er blieb ſtehen und horchte, ob derſelbe Lärm nicht wieder zu hören ſei. Er wollte ihn durchaus hören. Vor wenig Augenblicken war er geweſen. O was hätte er darum gegeben, wenn die letzten Augenblicke nicht geweſen wären! Wieder fühlte er den dumpfen Schmerz, aber ſtärker, immer ſtärker. Er trat in die Zimmer, die Lampe brannte noch, die Scherben der Rumflaſche lagen noch um das Sopha, das Queckſilber des Spiegels glänzte auf dem Boden wie ſilberne Thaler. Beitel ſetzte ſich erſchöpft auf einen Stuhl und ſah ſtarr auf die glänzenden Trümmer ſeines Spiegels. Dabei fiel ihm ein, daß oft ſeine Mutter eine Kindergeſchichte erzählt hatte, in welcher ſilberne Thaler auf die Dielen eines armen Mannes fallen. Er ſah die alte Judenfrau am Herde ſitzen und ſich als kleinen Jungen daneben. Er ſah ſich ſelbſt neugierig auf die ſchwarze Erde blicken und erwarten, ob die weißen Thaler nicht auch vor ihm niederfallen würden. Jetzt wußte er, bei ihm in der Stube ſah es gerade ſo aus, als hätte es ſilberne Thaler geregnet. Er fühlte wieder etwas von dem unruhigen Entzücken, das er als kleiner Beitel bei dieſer Erzählung der Mutter gehabt hatte, und mitten in dieſer Erinnerung kam plötzlich wieder der dumpfe Druck, den er in ſeinem Innern merkte, er wußte nicht wo. Schwerfällig ſtand er auf, kauerte auf dem Boden und ſuchte die Glasſplitter zuſammen. Die Splitter trug er in die Ecke eines Schranks, den Rahmen des Spiegels löſte er von der Wand ab und ſtellte ihn verkehrt in eine Ecke. Dann nahm er die Lampe und das Glas, welches er mit Trinkwaſſer für die Nacht zu füllen pflegte, aber als er das Glas faßte, überlief ihn ein Fieberſchauer und er ſetzte es wieder hin. Der, welcher nicht mehr war, hatte aus dem Glaſe getrunken. Er trug die Lampe zu ſeinem Bett und zog ſich aus. Die Beinkleider verſteckte er in den Schrank und holte ſich ein Paar andere herzu, deren Fußenden er an ſeinen Stiefeln rieb, bis ſie ſchmutzig wurden. Darauf löſchte er die Lampe aus, und als das Docht noch einmal aufflackerte, bevor es verlöſchte, da fiel ihm ein, zufällig als etwas Gleichgültiges, daß die Leute die Flamme des Lichts mit dem Leben eines Menſchen verglichen. Er hatte eine Flamme ausgedreht. Und wieder fühlte er den Schmerz in ſeiner Bruſt, aber undeutlich, ſeine Kraft war erſchöpft, ſeine Nerven abgeſpannt, er ſchlief ein. Der Mörder ſchlief.

Aber wenn er erwacht! Dann wird die Schlauheit verloren ſein, mit der ſein verſtörter Geiſt wie im Wahnwitz umhergriff nach allen kleinen Bildern und Gedanken, die er in der Finſterniß auffinden konnte, um den einen Gedanken zu vermeiden, das eine Gefühl, welches von jetzt ab immer in ihm drückt und preßt. Wenn er aufwacht! Dann wird er ſchon im Halbſchlafe fühlen, wie die Ruhe abzieht, und die Angſt, der Jammer wieder einziehen in ſeine Seele, er wird noch im Traume fühlen, wie ſüß die Bewußtloſigkeit iſt, und wie furchtbar das Denken, er wird ſich ſträuben gegen das Erwachen, aber in ſeinem Sträuben wird ihm der Schmerz immer ſtärker kommen, immer nagender. Bis er in Verzweiflung die Augen aufreißt und hineinſtarrt in die gräßliche Gegenwart, in eine gräßliche Zukunft.

Und wieder wird ſein Geiſt anfangen, die Spukgeſtalt mit ſeinen Fäden zu überziehen, und alle möglichen Gründe wird er zuſammentragen, ſich das Ungeheure unkenntlich zu machen; er wird daran denken, wie alt der Tote war, wie ſchlecht, wie elend; er wird ſich vorzuſtellen ſuchen, daß es nur ein Zufall war, der den Tod herbeiführte, ein Schwung ſeiner Arme, den plötzliche Wuth verurſacht; welch unglücklicher Zufall es war, daß der Alte mit ſeinen Füßen nicht feſten Grund gefunden! Dann wird ihm plötzlich einfallen, ob er auch ſicher ſei, und eine heiße Fieberangſt wird ſein bleiches Geſicht roth färben, der Tritt des Dieners auf der Treppe wird ihm Entſetzen einjagen, das Klirren einer Eiſenſtange im Hofe wird er für das Getöſe der Waffen halten, welche das Geſetz gegen ihn ausſchickt. Und wieder wird ſein Geiſt arbeiten, während er verſtört im Zimmer auf und ab rennt, er wird jeden Schritt, den er geſtern that, jede Bewegung der Hand und jedes Wort, das er geſprochen, noch einmal durchleben, und wird bei jedem Einzelnen, das geſchehen iſt, zu beweiſen ſuchen, daß es unmöglich entdeckt werden kann. Niemand hat ihn geſehen, Niemand gehört, der traurige alte Mann, halb verrückt, wie er war, hat ſich ſelbſt den Hut über die Augen gezogen und hat ſich ſelbſt erſäuft.

So wird er auch von dieſer Seite um die Geſtalt des alten Mannes ſeine Fäden ziehen. Und immer fühlt er die furchtbare Laſt, bis er endlich erſchöpft von dem innern Kampfe ſich hinausſtürzt aus ſeiner Wohnung, in ſeine Geſchäfte, unter die Menſchen, voll Sehnſucht etwas zu finden, was ihn vergeſſen macht. Wer ihn auf der Straße anſieht, der wird ihn quälen; wenn er einen Beamten der Polizei erblickt, muß er ſchnell in ein Haus treten, um ſeinen Schreck vor den ſpähenden Augen zu verbergen. Wo er Menſchen findet, die er kennt, wird er ſich in den dickſten Haufen drängen, er wird überall den Kopf hinhalten, an Allem Theil nehmen, er wird mehr ſprechen und lachen als ſonſt, aber ſeine Augen werden unruhig umherirren, und ſeine Seele wird in beſtändiger Furcht ſein, etwas zu hören von dem Getödteten, und wie die Leute über den plötzlichen Tod deſſelben denken. Er täuſcht ſeine Bekannten, ſie werden ihn vielleicht für beſonders aufgeweckt halten, und zuweilen ſagt Einer: „Der Itzig iſt guter Dinge, er hat große Geſchäfte gemacht.“ Er wird ſich an manchen Arm hängen, den er ſonſt nicht berührt, und wird den Leuten luſtige Geſchichten erzählen und ſie nach Hauſe begleiten, weil er weiß, daß er nicht allein ſein kann. Er wird in die Kaffehäuſer eilen und in die Bierſtuben, um Bekannte aufzuſuchen, und er wird ſich zu ihnen ſetzen und wird trinken und aufgeregt werden wie ſie, weil er weiß, daß er nicht allein ſein darf.

Und wenn er am Abend ſpät nach Hauſe kommt, ermüdet bis zum Umſinken, erſchlafft und abgearbeitet von dem furchtbaren Kampfe, dann fühlt er ſich leichter, er hat durchgeſetzt, das, was in ihm iſt, undeutlich zu machen, und er findet ein trübes Behagen an der Mattigkeit und der Bewußtloſigkeit, und erwartet den Schlaf, als das einzige Glück, was er auf Erden noch hat. Und wieder wird er einſchlafen, und wenn er am nächſten Morgen erwacht, werden alle Spinnweben zerriſſen ſein, und von Neuem wird die furchtbare Arbeit beginnen. So ſoll es gehen einen Tag, viele Tage, immer, ſo lange er lebt. Nicht mehr lebt er, wie andere Menſchen, ſein Daſein iſt fortan ein Kampf, ein gräßlicher Kampf gegen einen Leichnam, ein Kampf, den Niemand ſieht und der doch allein ſeinen Geiſt beſchäftigt. Was er thut in ſeinem Geſchäft, in Geſellſchaft mit Lebenden, iſt nur ein Schein, eine Lüge. Wenn er lacht und wenn er Anderen die Hand ſchüttelt, und wenn er auf Pfänder leiht und Fünfzig vom Hundert nimmt, Alles iſt nur eine Täuſchung für Andere. Er weiß, daß er ausgeſchieden iſt aus der Geſellſchaft der Menſchen, daß Alles leer und verächtlich iſt, was er angreift; nur Eines iſt es, was ihn beſchäftigt, wogegen er arbeitet, weshalb er trinkt und ſchwatzt und ſich unter Menſchen umhertreibt, und das Eine iſt der Leichnam des alten Mannes im Waſſer.

5.

Außer dem Gips auf Antons Schreibtiſch feierten noch andere lebende Weſen des Hauſes einen ſtillen Triumph. Wer dieſes Haus und die Menſchen darin ſo von Grund aus kannte, wie zum Beiſpiel die Tante, der durchſchaute die Täuſchungen, welche gewiſſe Leute ſich ſelbſt und Andern vorſpiegelten. Es war möglich, daß Fremde über Vieles den Kopf ſchüttelten, was jetzt in der Familie vorging: die Tante that das ebenſo wenig, als die übrigen guten Hausgeiſter. Daß Anton ſtill, wortkarg, mit bleichen Wangen im Comtoir ſaß und außer am Mittag niemals in der Familie erſchien, daß Sabine jetzt in Gegenwart ihres Bruders eine Neigung zum Erröthen zeigte, die ſie früher nicht gehabt hatte, daß ſie ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen, bei ihrer Arbeit ſaß und darnach auf einmal durch das Haus fuhr, übermüthig wie ein kleines Kätzchen, welches mit einem Zwirnknaul ſpielt, und daß endlich der Hausherr ſelbſt immer auf Anton hinſah, mochte dieſer ſprechen oder ſchweigen, und dabei von Tag zu Tag heiterer wurde, ſo daß er gar nicht aufhörte, die Tante zu necken, das alles ſchien allerdings ſehr ſeltſam; aber wer ſeit vielen Jahren genau wußte, was dieſe Menſchen am liebſten aßen, und was man ihnen alle Monate nur einmal auf den Tiſch ſetzen durfte, ja wer ihre Strümpfe geſtrickt hatte und ihre Halskragen eigenhändig ſtärkte, wie die Tante bei mehren von dieſen Dreien that, der ſollte doch wohl hinter ihre Schleichwege kommen. Natürlich kam die Tante dahinter.

Die gute Tante ſchrieb ſich allein das Verdienſt zu, daß Anton zurückgekehrt war. Sie hatte dem Comtoir den Herrn zurückgeben wollen, der ihr ſelbſt am liebſten war, weiter hinaus hatte ſie nicht gedacht, wenigſtens hätte ſie das in den erſten Tagen nach Antons Rückkehr Jedem abgeleugnet. Denn trotz dem roſafarbenen Futter der Ueberzüge wußte ſie auch, daß das Haus, zu dem ſie gehörte, ein ſtolzes Haus war, welches ſeinen abſonderlichen Willen hatte und ſehr zart behandelt ſein wollte. Und als ſie erfuhr, daß der niedergeſchlagene Anton nur als Gaſt bei ihnen bleiben ſollte, da wurde ſelbſt ſie auf einige Wochen recht zweifelhaft. Bald aber erhielt ſie das ſtille Uebergewicht über den Kaufmann und ihre Nichte zurück, denn ſie machte Entdeckungen.

Der zweite Stock des Vorderhauſes war ſeit vielen Jahren unbewohnt. Der Kaufmann hatte zur Zeit ſeiner Eltern mit ſeiner jungen Frau dort oben gelebt. Als er kurz hintereinander die Eltern, ſeine Frau und den kleinen Sohn verloren, war er heruntergezogen, und ſeit der Zeit hatte ſein Fuß den obern Stock nur ſelten betreten. Graue Jalouſien hingen das ganze Jahr vor den Fenſtern, Möbel und Bilder waren grau überhangen. Ein verzaubertes Schloß Dornröschens war der ganze Stock, und unwillkürlich wurde der Tritt der Frauen leiſer, wenn ſie über den Flur des ſchlummernden Reiches gehen mußten.

Jetzt kam die Tante vom Boden herab. Aus dem endloſen Kriege mit Pix hatte ſie nur noch einen kleinen Raum für das Trocknen der Wäſche gerettet. Sie dachte eben daran, daß die bürgerliche Stellung den Menſchen doch ſehr verändert, denn Balbus, der Nachfolger von Pix, auf deſſen beſcheidenes Weſen ſie große Hoffnungen geſetzt hatte, erwies ſich in ſeinem neuen Amte ebenſo geneigt zu Uebergriffen als ſein Vorgänger. Wieder fand ſie einen Haufen Cigarrenkiſten außerhalb der drei Kammern aufgeſtellt, welche Pix gewaltthätig in ihr Gebiet hineingebaut hatte, und eben war ſie im Begriff, Herrn Balbus deshalb eine Kriegserklärung zu machen. Da ſah ſie mit Schrecken eine Zimmerthür des zweiten Stocks weit geöffnet. Sie dachte einen Augenblick an Diebe und wollte gerade Hilfe ſchreien, als ihr der verſtändige Gedanke kam, die auffallende Erſcheinung vorher zu unterſuchen. Sie ſchlich ſich leiſe in die verhangenen Zimmer. Aber ſie kam in Gefahr, aus Verwunderung zu verſteinern, als ſie ihren Neffen ſelbſt ganz allein in der Wohnung ſah. Er, der ſeit dem Tode ſeiner Frau ſo ungern in dieſen Räumen geweſen war, ſtand jetzt in dem Zimmer, in welchem die Verſtorbene gewohnt hatte. Mit gefalteten Händen, in tiefen Gedanken, ſtand der Mann da und ſah auf ein Bild, welches ſeine Frau als Braut darſtellte, im weißen Atlaskleide, den Myrtenkranz in dem Haar. Die Tante konnte ſich nicht enthalten, mitfühlend zu ſeufzen. Ueberraſcht wandte ſich der Kaufmann um. „Ich will das Bild in meine Stube herunternehmen,“ ſagte er weich.

„Aber du haſt ja das andere Bild von Marie darin, und dieſes hat dich immer verſtimmt,“ rief die Tante.

„Die Jahre machen ruhiger,“ erwiederte der Kaufmann, „und hierher wird doch mit der Zeit ein anderes kommen.“

Die Augen der Tante glänzten wie Leuchtkugeln, als ſie frug: „Ein anderes?“

„Es war nur ſo ein Gedanke,“ ſagte der Kaufmann ausweichend und ſchritt mit muſterndem Blick durch die Reihe der Zimmer. Stolz und mit innerem Achſelzucken ging die Tante hinter ihm her. Dieſe Leute mochten ſich verſtellen, ſo viel ſie wollten, es half ihnen nichts mehr.

Und der vorſichtigen Sabine ging es nicht beſſer.

Anton hatte am Mittag ſchweigſam neben der Tante geſeſſen. Als er ſeinen Stuhl rückte und ſich erhob, ſah die Tante, daß Sabinens Auge mit leidenſchaftlicher Sorge auf ſeinem bleichen Geſicht ruhte und ſich mit Thränen füllte. Nachdem er das Zimmer verlaſſen, ſtand auch Sabine auf und trat an das Fenſter, welches in den Hof führte. Die Tante zog ſich in ihre Nähe und ſpähte hinter der Gardine durch. Sabine blickte mit großer Spannung in den Hof, plötzlich lächelte ſie und ſah ganz verklärt aus. Behutſam ſchlich die Tante näher und ſah ebenfalls in den Hof hinab. Dort war aber gar nichts zu ſchauen, als Anton, der ihnen den Rücken zukehrte und den Pluto liebkoſte. Er gab dem Hund einige Semmelbrocken, und Pluto bellte um ihn herum und ſprang luſtig nach ſeinem Rock.

„Oho," dachte die Tante, „der Pluto iſt's nicht, über den ſie in einem Athem weint und lacht."

Und kurz darauf, als einmal der Neffe die Thür des Damenzimmers öffnete, ſah die Tante im Vorſaal einen Mann mit einem großen Packet ſtehen. Ihr ſcharfer Blick erkannte den Ausläufer der großen Schnittwaarenhandlung. Der Kaufmann rief ſeine Schweſter in die Nebenſtube, die Tante horchte. Zuerſt ſprach der Neffe, dann Sabine, aber ganz leiſe, dann hörte die Tante ein Gemurmel, welches große Aehnlichkeit mit unterdrücktem Schluchzen hatte. „Was dieſes Mädchen weinerlich wird," dachte ſie verwundert. Sie war gerade im Begriff, in das Zimmer einzudringen, als die Geſchwiſter ihr entgegentraten. Sabine hing im Arm des Bruders, ihre Wangen und ihre Augen waren ſtark geröthet, und doch ſah ſie glücklich und ſehr verſchämt aus. Als die Tante nach einer längeren Pauſe, wie ſie der Anſtand nöthig machte, in das Nebenzimmer ging, um etwas zu ſuchen, fand ſie das große Packet auf einem Stuhl liegen. Sie ſtieß zufällig mit der Hand daran, und da das Papier nicht zugebunden war, ging es natürlich auseinander, und ſie erblickte prachtvolle Möbelſtoffe, und unten noch eine andere Erfindung, die ſo heftig auf ihre Nerven wirkte, daß auch ſie ſich hinſetzen und auf der Stelle einige Thränen vergießen mußte. Es war die weiße Robe vom ſchwerſten Stoff, welche das Weib nur einmal in ſeinem Leben, an einem feierlichen Tage voll Andacht und frohen Schauers zu tragen pflegt.

Fortan behandelte die Tante ihre Umgebung mit der Sicherheit einer Hausfrau, welche Andern verzeiht, wenn ſie ſich eine Weile närriſch geberden, weil ſie recht gut weiß, daß das letzte Ende von ſolchem künſtlichen Weſen eine ſtarke Bewegung in ihrem eigenen Gebiete ſein wird, heftige Arbeit in der Küche, ein langer Speiſezettel, großartiges Schlachten von Geflügel und ein vernichtender Angriff auf alle Gefäße mit eingemachten Früchten. Auch ſie wurde geheimnißvoll. Alle Tönnchen und Töpfe mit Confitüren wurden plötzlich einer außerordentlichen Durchſicht unterworfen, und bei der Mittagstafel erſchienen zuweilen ausgezeichnete Verſuche von neuen Speiſen. Die Tante kam an ſolchen Tagen mit gerötheten Wangen aus der Küche und war ſehr empfindlich, wenn nicht Jedermann das neue Gericht vortrefflich fand, obgleich ſie nie verfehlte hinzuzuſetzen: „Es iſt nur ein vorläufiger Verſuch der Köchin.“ Und dabei ſah ſie ihren Neffen und Sabine mit einem ſchlauen Ausdruck von Ueberlegenheit an, welcher deutlich ſagte: „Ich habe Alles errathen,“ ſo daß der Kaufmann die Brauen zuſammenziehen und der Tante einen ſtrengen Blick zuwerfen mußte.

Aber der Kaufmann ſelbſt ſah in der Regel nicht ſtrenge aus. Sabine und Anton wurden mit jedem Tage ſtiller und verſchloſſener, er wurde zuſehends heiterer. Er war jetzt geſprächiger als ſeit Jahren und wurde nicht müde, bei Tiſche Anton in die Unterhaltung zu ziehen. Er zwang ihn zu erzählen, und hörte mit Spannung auf jedes Wort, das von Antons Lippen kam. In den erſten Wochen ſah er oft prüfend auf Antons Pult, nach kurzer Zeit that er auch im Geſchäft, als wäre ſein Verhältniß zu Anton noch das alte. Mit munterm Schritt ging er durch die vordern Comtoire. Noch war im Geſchäft viel Flauheit, ihn kümmerte das wenig. Wenn Herr Braun, der Agent, ſein belaſtetes Herz ausſchüttete, lachte er dazu und ließ einen kurzen Scherz fallen.

Anton gewahrte dieſe Veränderung nicht. Wenn er im Comtoir arbeitete, ſaß er einſilbig Herrn Baumann gegenüber und mühte ſich, an nichts zu denken als an die Briefe. Die Abende brachte er häufig allein auf ſeinem Zimmer zu, dann ſenkte er ſein Haupt in die Bücher, welche Fink ihm vermacht hatte, und verſuchte ſeinen finſtern Gedanken zu entrinnen.

Er fand die Handlung nicht ſo wieder, wie er ſie verlaſſen. Durch viele Jahre war hier Alles feſt geweſen, jetzt war das Geſchäft in unruhiger, ſchwankender Bewegung. Viele von den alten Verbindungen des Hauſes waren abgeſchnitten, mehre neue waren angeknüpft. Er fand neue Agenten, neue Kunden, mehre neue Artikel und neue Arbeiter.

Auch im Hinterhauſe war es ſtill geworden. Außer den Würdenträgern des zweiten Comtoirs, Herrn Liebold und Herrn Purzel, welche niemals aufregende Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft geweſen waren, traf er von ſeinen nähern Bekannten nur noch den treuen Baumann und Specht; und auch dieſe dachten daran, das Geſchäft zu verlaſſen. Baumann hatte gleich nach Antons Rückkehr dem Prinzipal geſtanden, daß er zum nächſten Frühjahr fort müſſe, und auch Antons ernſtliche Vorſtellungen prallten diesmal an dem feſten Entſchluſſe des Miſſionärs ab. „Ich kann den Termin nicht verlängern,“ ſagte er; „mein ganzes Gewiſſen ſchreit dagegen. Ich gehe von hier auf ein Jahr nach London in die Miſſionsanſtalt, und von dort, wohin man mich ſchickt. Ich geſtehe, daß ich eine Vorliebe für Afrika habe. Es ſind dort einige Könige,“ — er nannte ſchwer auszuſprechende Namen — „die ich nicht für ganz ſchlecht halte. Dort muß mit der Bekehrung etwas zu machen ſein. Noch iſt bei ihnen eine elende Wirthſchaft. Den heidniſchen Sklavenhandel hoffe ich ihnen abzugewöhnen. Sie können ihre Leute zu Hauſe brauchen, um

Zuckerrohr zu pflanzen und Reis zu bauen. In ein paar Jahren ſchicke ich Ihnen über London die erſten Proben von unſerm Plantagenbau.“

Und auch Herr Specht kam zu Anton. „Sie haben mir immer gute Freundſchaft gezeigt, Wohlfart. Ich möchte Ihre Meinung wiſſen. Ich ſoll heiraten, ein ausgezeichnetes Mädchen, ſie heißt Fanny und iſt eine Nichte von C. Pix.“

„Ei,“ ſagte Anton, „und lieben Sie die junge Dame?“

„Ja, ich liebe ſie,“ rief Specht begeiſtert. „Aber ich ſoll auch in das Geſchäft von Pix treten, wenn ich ſie heirate, und deshalb wollte ich Sie fragen. Meine Geliebte hat etwas Vermögen und Pix meint, das würde am beſten in ſeinem Geſchäft angelegt. Nun wiſſen Sie, Pix iſt im Grunde ein guter Kerl, aber ein anderer Compagnon wäre mir doch lieber.“

„Ich dächte nicht, mein alter Specht,“ ſagte Anton. „Sie ſind ein wenig zu eifrig, und es wird immer gut für Sie ſein, einen ſichern Compagnon zu haben. Pix wird Sie zwingen, ſeinen Willen zu thun, und das wird kein Schade ſein, denn Sie werden ſich gut dabei ſtehen.“

„Ja,“ ſagte Specht, „aber denken Sie, das Geſchäft, welches er gewählt hat. Kein Menſch hätte für möglich gehalten, daß unſer Pix ſich zu ſo etwas entſchließen könnte.“

„Was hat er denn alles?“ frug Anton.

„Vieles durcheinander,“ rief Specht, „was er vorher niemals angeſehen hätte; außer Fellen und Häuten jede Art von Pelzwerk, vom Zobel bis zum Maulwurf, und außerdem Filz und dergleichen, ganz nach ſeiner Natur, Alles, was haarig und borſtig iſt. — Es ſind gemeine Artikel darunter, Wohlfart.“

„Seien Sie kein Kind,“ verſetzte Anton, „heiraten Sie, mein guter Junge, und begeben Sie ſich unter die Vormundſchaft des Schwagers, es wird Ihr Schade nicht ſein.“

Den Tag darauf trat Pix ſelbſt in Antons Zimmer. „Ich habe Ihre Karte gefunden, Wohlfart, und komme Sie auf Sonntag zum Kaffe einzuladen. Cuba und eine Manila. Sie ſollen meine Frau kennen lernen."

„Und Sie wollen Specht zum Compagnon nehmen?" frug Anton lächelnd. „Immer hatten Sie einen großen Widerwillen ſich zu aſſociiren."

„Ich thät's auch mit keinem Andern als mit ihm. Im Vertrauen geſagt, ich bin in einer Schuld gegen den armen Kerl, und ich kann für mein Geſchäft die zehntauſend brauchen, die er ſich erheiratet. Ich habe ein Detailgeſchäft mit übernommen, verdammte Kürſchnerwaaren, da ſtecke ich ihn hinein. Das wird ihm Spaß machen. Er kann alle Tage gegen die Weiber artig ſein, die in den Laden kommen, und alle Jahre einen neuen Pelz um ſich hängen. Er wird dort brauchbarer ſein, als hier im Comtoir."

„Wie kommt's, daß Sie gerade dies Geſchäft gewählt haben?" frug Anton.

„Ich mußte," antwortete Pix, „ich fand noch ein großes Waarenlager von meinem Vorgänger vor; in traurigem Zuſtande, das verſichere ich Ihnen; und ich ſah mich auf einmal in Geſellſchaft von Leuten, welche Haſenfelle und Schweinsborſten für preiswürdig hielten."

„Das allein hat Sie doch nicht beſtimmt," erwiederte Anton lachend.

„Vielleicht war's noch etwas Anderes," ſagte Pix. „Hier am Orte mußte ich bleiben, wegen meiner Frau, und Sie werden einſehen, Anton, daß ich, der ich in dieſem Hauſe Disponent des Provinzialgeſchäfts geweſen bin, mich nicht am hieſigen Platz in derſelben Branche aufthun konnte. Ich kenne das ganze Provinzialgeſchäft beſſer, wie der Prinzipal, und alle kleinen Kunden kennen mich beſſer als den Prinzipal. Ich hätte dieſem Geſchäft geſchadet, obgleich meine Mittel kleiner ſind; ich hätte leicht gute Geſchäfte machen können, aber dies Haus hätte den Schaden gehabt. So mußte ich etwas Anderes ergreifen. Ich ging deshalb zu Schröter, ſobald ich mich entſchloſſen hatte, und beſprach das mit ihm. Ich werde mit euch nur in Einem concurriren, und das ſind Pferdehaare, und darin werde ich euch totmachen. Ich habe das auch dem Prinzipal geſagt.“

„Das wird die Handlung ertragen,“ ſagte Anton und ſchüttelte dem Borſtenhändler Pix die Hand.

Aber nicht im Comtoir allein, auch unter den Arbeitern an der großen Wage war eine Veränderung eingetreten. Vater Sturm, der treue Freund des Hauſes, drohte die Handlung und dieſe kleine Erde zu verlaſſen.

Eine der erſten Fragen Antons nach ſeiner Rückkehr war Vater Sturm geweſen. Sturm war ſeit einigen Wochen unpaß und verließ das Zimmer nicht. Voll Beſorgniß eilte Anton am zweiten Abend nach ſeiner Ankunft zu der Wohnung des großen Mannes.

Schon auf der Straße hörte er ein merkwürdig tiefes Geſumm, als wenn ein Schwarm Rieſenbienen ſich in dem roſafarbenen Haus häuslich niedergelaſſen hätte. Als er in den Flur trat, klang das Summen wie das ferne Gemurr einer Löwenfamilie. Verwundert klopfte er an, Niemand antwortete. Als er die Thür geöffnet hatte, mußte er auf der Schwelle anhalten, denn im erſten Augenblick ſah er in dem Zimmer nichts als einen grauen undurchdringlichen Rauch, in welchem ein gelber Lichtpunkt mit bleichem Dunſtkreis ſchwebte. Allmählich unterſchied er in dem Rauch einige dunkle Globuſſe, welche um das Licht herum wie Planeten aufgeſtellt waren, zuweilen bewegte ſich, was ein Männerarm ſein konnte, aber einem Elephantenbein ſehr ähnlich war. Endlich brachte die Zugluft der offnen Thüre den Dampf in Bewegung, und ihm gelang, durch die Wolken einzelne Blicke in die Tiefen der Stube zu thun. Nie war eine Menſchenwohnung einer Tabagie von Cyklopen ähnlicher. An dem Tiſch ſaßen ſechs rieſige Männer, drei auf der Bank, drei auf Eichenſtühlen, alle hatten Cigarren im Mund, und auf dem Tiſch hölzerne Bierkrüge; das dröhnende Brummen war ihre Sprache, die ſo klang, weil ſie leiſe ſprachen, wie ſich für eine Krankenſtube ſchickte.

„Ich rieche etwas,“ rief endlich eine mächtige Stimme, „ein Menſch muß hier ſein, es kommt eine kühle Luft, die Thür ſteht offen. Wer hier iſt, der melde ſich!“

„Herr Sturm!“ rief Anton von der Schwelle.

Die Globuſſe geriethen in rotirende Bewegung und verfinſterten das Licht.

„Hört ihr's,“ rief die Stimme wieder, „ein Menſch iſt gekommen.“

„Ja,“ erwiederte Anton, „und ein alter Freund dazu.“

„Dieſe Stimme kenne ich!“ rief es haſtig hinter dem Tiſch hervor.

Anton trat näher an das Licht, die Auflader erhoben ſich und riefen laut ſeinen Namen. Vater Sturm fuhr auf ſeiner Bank bis auf die äußerſte Ecke und hielt Anton beide Hände entgegen. „Daß Sie hier ſind, wußte ich ſchon durch meine Kameraden. Daß Sie geſund zurückgekommen aus dieſem Lande, von dieſen Senſenmännern und von dieſen Schreihälſen, welche ihre Tonne mit Sauerkraut in der Stube ſtehen haben, dieſes iſt mir eine angenehme Freude.“ Antons Hand ging zuerſt in die Hände des alten Sturm über, der ſie kräftig drückte und dann wieder zurecht ſtreichelte, und dann in die Hände der fünf andern Männer, und kam wieder heraus, geröthet, aufgelaufen, im Gelenk erſchüttert, ſo daß Anton ſie ſogleich in die Rocktaſche ſteckte. Während die Auflader einer nach dem andern ihre Begrüßungen mit Anton austauſchten, frug Sturm plötzlich dazwiſchen: „Wann kommt mein Karl?“

„Haben Sie ihm denn geſchrieben, daß er kommen ſoll?“ frug Anton.

„Geſchrieben?“ wiederholte Sturm kopfſchüttelnd, „nein, dies habe ich nicht gethan, von wegen ſeiner Stellung als Amtmann darf ich es nicht thun. Denn wenn ich ihm ſchreibe: Komm, ſo würde er kommen, und wenn eine Million Senſenmänner zwiſchen ihm und uns aufmarſchirt wäre, aber er könnte dort nöthig ſein bei den Herrſchaften. Und deswegen, wenn er nicht von ſelber kommt, ſoll er nicht kommen.“

„Er kommt zum Frühjahr,“ ſagte Anton und ſah prüfend auf den Vater.

Der Alte ſchüttelte wieder den Kopf: „Zum Frühjahr wird er nicht kommen, zu mir nicht; es iſt möglich, daß mein kleiner Zwerg dann herkommt, aber zu ſeinem Vater nicht mehr.‘ Er ſetzte den Bierkrug an und that einen langen Zug, klappte den Deckel zu und räuſperte ſich kräftig; dann ſah er Anton mit einem entſchloſſenen Blick an und drückte die Fauſt als Stempel auf den Tiſch. „Funfzig,“ ſagte er, „noch vierzehn Tage, dann kommt's.“

Anton legte ſeinen Arm um die Schultern des Alten und ſah fragend den Andern ins Geſicht, welche ihre Cigarren in der Hand hielten und vor der Gruppe ſtanden, wie ein griechiſcher Chor in der Tragödie. „Sehen Sie, Herr Wohlfart,“ begann der Chorführer, der, als Menſch betrachtet, groß, als Rieſe kleiner war denn ſein Oberſter, „das will ich Ihnen erklären. Dieſes Mannes Meinung iſt, daß er ſchwächer wird, und daß er immer ſchwächer werden wird, und daß in einigen Wochen der Tag kommt, wo wir Auflader eine Citrone in die Hand nehmen müſſen, und einen ſchwarzen Schwanz an unſere Hüte ſtecken. Solches iſt unſer Wille nicht.“ Alle ſchüttelten den Kopf und ſahen mißbilligend auf ihren Oberſten. „Es iſt nämlich ein alter Streit zwiſchen uns und zwiſchen ihm wegen der funfzig Jahre. Jetzt will er Recht behalten, das iſt das Ganze, und unſere Meinung iſt, daß er nicht Recht hat. Er iſt ſchwächer geworden, dieſes iſt möglich. Manchmal hat Einer mehr Kraft, manchmal weniger. Was braucht der Mann aber deshalb daran zu denken, dieſen Platz zu verlaſſen? Ich will Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, was es iſt, es iſt eine Ausſchweifung von ihm."

Alle Rieſen beſtätigten durch Kopfnicken die Worte des Sprechers.

„Alſo er iſt krank?" frug Anton beſorgt. „Wo ſitzt die Krankheit, alter Freund?"

„Es iſt hier und dort," verſetzte Sturm, „es ſchwebt in der Luft, es kommt langſam heran, es nimmt zuerſt die Kraft, dann den Athem; von den Beinen fängt's an, dann ſteigt es herauf." Er wies auf ſeine Füße.

„Wird Ihnen das Aufſtehen ſauer?" frug Anton.

„Gerade das iſt es," erwiederte der Rieſe, „es wird mir ſauer, und mit jedem Tag mehr. Und ich ſage dir, Wilhelm," fuhr er gegen den Sprecher fort, „in vierzehn Tagen wird auch das aufhören; dann wird nichts ſauer ſein als eure Citronen, und ich hoffe auch eure Geſichter, ein paar Stunden, bis zum Abend; dann ſollt ihr wieder hierher kommen und euch an dieſer Stelle niederſetzen. Ich werde dafür ſorgen, daß die Kanne hier ſteht, wie heut, dann könnt ihr von dem alten Sturm reden als von einem Kameraden, welcher ſich zur Ruhe gelegt hat, und der nichts mehr heben wird, was eine Laſt iſt; denn ich denke mir, da, wo wir hinkommen, wird nichts mehr ſchwer ſein."

„Da hören Sie's," ſagte Wilhelm bekümmert, „er ſchweift wieder aus."

„Was ſagt der Arzt zu Ihrer Krankheit?" frug Anton.

„Ja, der Doctor," ſagte der alte Sturm, „wenn man den fragen wollte, er würde genug ſagen; aber man frägt ihn nicht. Es iſt, unter uns geſprochen, auf die Aerzte kein Verlaß. Sie können wiſſen, wie es in manchen Menſchen iſt, das leugne ich nicht ab; aber woher wollen ſie wiſſen, wie es in einem von uns iſt? Es kann keiner ein Faß heben."

„Wenn Sie keinen Arzt haben, lieber Herr Sturm, ſo will ich ſogleich anfangen Ihr Arzt zu ſein," rief Anton, eilte an die Fenſter und öffnete alle Flügel. „Wenn das Athmen Ihnen ſchwer wird, ſo iſt dieſe dicke Luft Gift für Sie, und wenn Sie an den Füßen leiden, ſo ſollen Sie auch nicht mehr trinken.“ Er trug die Bierkanne auf den andern Tiſch.

„Ei, ei, ei,“ ſagte Sturm, dem geſchäftigen Anton zuſehend, „die Meinung iſt gut, aber es nutzt nichts. Etwas Rauch hält warm, und das Bier ſind wir einmal gewöhnt. Wenn ich den ganzen Tag allein ſitze auf dieſer Bank, ohne Arbeit, ohne einen Menſchen, ſo iſt es mir eine Freude, wenn meine Kameraden des Abends ihre Bequemlichkeit bei mir haben. Sie reden dann zu mir und ich höre doch ihre Stimme wie ſonſt und erfahre etwas vom Geſchäft, und wie es in der Welt zugeht.“

„Aber Sie ſelbſt ſollen dann wenigſtens das Bier meiden und ſich vor Tabakrauch hüten,“ erwiederte Anton. „Ihr Karl wird Ihnen daſſelbe ſagen, und da er nicht hier iſt, ſo erlauben Sie mir, ſeine Stelle zu vertreten.“ Er wandte ſich zu den andern Aufladern. „Ich will ihm zu beweiſen ſuchen, daß er Unrecht hat, laſſen Sie mich eine halbe Stunde mit ihm allein.“

Die Rieſen entfernten ſich, Anton ſetzte ſich dem Kranken gegenüber und ſprach über das, was dem Vater am meiſten Freude machte, über ſeinen Sohn.

Sturm vergaß ſeine finſtern Ahnungen und gerieth in die glücklichſte Stimmung. Endlich ſah er Anton mit zugedrückten Augen an und ſagte, ſich zu ihm herüberlegend, vertraulich: „Neunzehnhundert Thaler. Er iſt noch einmal hier geweſen.“

„Sie haben ihm doch nichts gegeben?“ frug Anton beſorgt.

„Es waren nur hundert Thaler,“ ſagte der Alte entſchuldigend. „Er iſt jetzt tot, der arme junge Herr, er ſah ſo luſtig aus mit ſeinen Schnüren am Rocke. So lange ein Menſch Sohn iſt, muß er nicht ſterben, das macht zu großes Herzeleid.“

„Wegen Ihres Geldes habe ich mit Herrn von Fink geſprochen," ſagte Anton, „er wird vermitteln, daß man die Schuld an Sie bezahlt."

„An den Karl," verbeſſerte der Alte auf ſeine Kammer ſehend. „Und Sie, Herr Wohlfart, werden es übernehmen, meinem Karl das in die Hände zu geben, was dort in dem Kaſten iſt, wenn ich ſelber den Kleinen nicht mehr ſehen ſollte."

„Wenn Sie dieſen Gedanken nicht aufgeben, Sturm," rief Anton, „ſo werde ich Ihr Feind, und ich werde von jetzt ab mit größter Härte gegen Sie verfahren. Morgen früh komme ich wieder und bringe Ihnen den Arzt des Herrn Schröter mit."

„Er mag ein guter Mann ſein," ſagte Sturm, „ſeine Pferde haben ſehr gutes Futter, ſie ſind ſtark und dick, aber mir kann er doch nicht helfen."

Am andern Morgen beſuchte der Arzt den Patienten.

„Ich kann ſeinen Zuſtand noch nicht für gefährlich halten," ſagte er; „ſeine Füße ſind geſchwollen, auch das mag ſich wieder geben; aber das unthätige, ſitzende Leben iſt für dieſen ſtarken Körper ſo ungeſund, und ſeine Diät iſt ſo ſchlecht, daß die ſchnelle Entwickelung einer gefährlichen Krankheit leider ſehr wahrſcheinlich iſt."

Anton ſchrieb dies ſogleich an Karl und fügte hinzu: „Unter dieſen Umſtänden macht mir der Glaube deines Vaters, daß er ſeinen funfzigſten Geburtstag nicht überleben wird, große Sorge. Am beſten wäre, wenn du ſelbſt um dieſe Zeit herkommen könnteſt."

Seit Anton dies an Karl geſchrieben, war längere Zeit vergangen, er hatte unterdeß den Kranken täglich beſucht. In dem Befinden Sturms war keine auffallende Aenderung eingetreten, aber er hielt hartnäckig an ſeinem Entſchluß feſt, den

Geburtstag nicht zu überleben. An einem Morgen kam der Bediente in Antons Zimmer und meldete, der Auflader Sturm wünſche ihn dringend zu ſprechen.

„Iſt er kränker?“ frug Anton erſchrocken; „ich gehe ſogleich zu ihm.“

„Er iſt ſelbſt mit einem Wagen vor der Thür,“ ſagte der Diener. Anton eilte vor das Haus. Dort hielt ein Fuhrmannswagen, über das Weidengeflecht waren große Tonnenreifen geſpannt und über dieſe eine weiße Decke gezogen. Ein Zipfel der Leinwand ſchlug ſich zurück und der Kopf des Vater Sturm fuhr mit einer ungeheuren Pelzmütze heraus. Der Rieſe blickte auf Anton und die Hausknechte, welche ſich um den Wagen drängten, von der Höhe herunter, wie der große Knecht Ruprecht auf die erſchrockenen Kinder. Aber ſein eigenes Geſicht ſah ſehr bekümmert aus, dem herantretenden Anton hielt er ein Blatt Papier entgegen: „Leſen Sie dieſes, Herr Wohlfart. Einen ſolchen Brief habe ich von meinem armen Karl bekommen. Ich muß ſogleich zu ihm. — Auf das Gut hinter Rosmin,“ erklärte er dem Kutſcher, einem ſtämmigen Fuhrmann, der neben dem Wagen ſtand.

Anton ſah in den Brief, es waren die ungeſchickten Buchſtaben des Förſters; erſtaunt las er den Inhalt: „Mein lieber Vater, ich kann nicht zu dir kommen, denn ein Senſenmann hat mir jetzt abgehauen, was von der Hand noch übrig war. Deshalb bitte ich dich, ſogleich nach Empfang dieſes Briefes zu deinem armen Sohn zu reiſen. Du nimmſt einen großen Wagen und fährſt damit bis Rosmin. Dort hältſt du vor dem rothen Hirſch. Im Hirſch wartet ein Wagen und ein Knecht vom Gut auf dich. Der Knecht verſteht kein Wort Deutſch, iſt aber ſonſt ein guter Kerl, er wird dich ſchon erkennen. Zu der Reiſe kaufſt du dir einen Pelz, auch Pelzſtiefeln, dieſe müſſen bis über die Knie gehen und unten mit Leder beſetzt ſein. Wenn du für deine großen Beine keine Stiefeln findeſt, ſo muß der Gevatter Kürſchner dir noch in der Nacht über deine Füße einen Pelz nähen. Grüße Herrn Wohlfart. Dein getreuer Karl."

Anton hielt den Brief in ſeiner Hand und wußte nicht gleich, was er daraus machen ſollte.

„Was ſagen Sie zu dieſem neuen Unglück?" frug der Rieſe traurig.

„Jedenfalls müſſen Sie ſogleich zu Ihrem Sohn," erwiederte Anton.

„Natürlich muß ich hin," beſtätigte der Auflader. „Das Unglück trifft mich hart, gerade jetzt, übermorgen ſind's funfzig."

Anton merkte den Zuſammenhang. „Sind Sie denn aber auch vorbereitet, wie Karl will?"

„Ich bin's," ſagte der Rieſe und ſchlug die Leinwanddecke zurück, „es iſt Alles in Ordnung, der Pelz und auch die Stiefeln." Anton ſah in den Wagen und hatte Mühe ernſt zu bleiben. In einen großen Wolfspelz eingewickelt nahm Sturm die ganze Breite des Wagens ein. Auch ſeine Füße waren mit einem Wolfsfell übernäht; wenn er jemals einem Ungeheuer ähnlich geweſen, ſo war er es jetzt. Er ſtieß mit ſeiner Mütze oben an die weiße Leinwand, und die Säulen ſeiner Füße füllten den ganzen Wagenraum zwiſchen Vorder- und Rückſitz. Er ſaß auf einem Bettſack und hatte einen Futterſack zur Rücklehne. Das Wenige, was noch von leerem Raum in dem Wagen übrig war, wurde in Anſpruch genommen durch allerlei Ballen und Eßkober, welche die Kameraden ihrem ſcheidenden Oberſten kunſtvoll zuſammengeſchnürt und angebunden hatten; kleine Tonnen und Kiſten waren um ihn herum eingeſtaut und gerade vor ihm hing eine geräucherte Wurſt und eine Reiſeflaſche von dem Reifen herab. So ſaß er wie ein Bär der Urwelt in ſeinem Winterlager. Ein großer Säbel lehnte an ſeiner Seite: „Gegen dieſe Senſenmänner," ſagte er und ſchüttelte ihn zornig. — „Jetzt habe ich noch eine große Bitte an Sie. Den Schlüſſel zu meinem Hauſe verwahrt der Wilhelm, dieſe Kiſte bitte ich

Sie zu übernehmen, hierin ſteckt, was unter meinem Bett ſtand; heben Sie's auf für den Karl."

„Ich werde die Kiſte Herrn Schröter übergeben," erwiederte Anton, „er iſt nach dem Bahnhof gefahren und muß jeden Augenblick zurückkehren."

„Grüßen Sie ihn," ſagte der Rieſe, „ihn und Fräulein Sabine, und ſagen Sie Beiden, daß ich ihnen von Herzen danke für alle Freundlichkeit, die ſie in meinem Leben mir und dem Karl bewieſen haben." — Bewegt ſah er in den Hausflur hinein. „Manches liebe Jahr habe ich dort drinnen hantirt; wenn die Ringe an Ihren Centnern glatt ſind wie polirt, meine Hände haben redlich dazu geholfen. Was dieſes Geſchäft durchgemacht hat ſeit dreißig Jahren, das habe ich mit durchgemacht, Gutes und Trauriges; aber ich kann wohl ſagen, Herr Wohlfart, wir waren immer tüchtig. Ich werde eure Fäſſer nicht mehr rollen," fuhr er zu den Hausknechten gewandt fort, „und ein Anderer wird euch helfen die Leiterbäume an den Wagen ſetzen. Denkt manchmal an den alten Sturm, wenn ihr ein Zuckerfaß anbindet. Es kann nichts ewig bleiben auf der Welt, auch wer ſtark iſt, geht zum Ende; aber dieſe Handlung, Herr Wohlfart, ſoll ſtehen und blühen, ſo lange ſie einen Chef hat, wie dieſen, und Männer, wie Sie, und ehrliche Hände an der Wage. Dieſes iſt meines Herzens Wunſch." Er faltete ſeine Hände auf dem Weidengeflecht und Thränen rollten über ſeine Wangen. „Und jetzt leben Sie wohl, Herr Wohlfart, geben Sie mir Ihre Hand." Er zog einen großen Fauſthandſchuh aus und ſteckte ſeine Hand aus dem Wagen heraus. „Und ihr, Peter, Franz, Gottfried, ihr Hausknechte alle, lebt wohl und denkt freundlich an mich." Der Hund Sabinens kam wedelnd an den Wagen und ſprang an dem Weidenkorbe herauf. „Da iſt auch der alte Pluto!" rief Sturm und fuhr mit der Hand auf den Kopf des Hundes. „Pluto, adjes!" Der Hund leckte ihm die Hand. „Adjes Alle!" rief der Scheidende. „Nach

Rosmin, Kutſcher!“ So zog er ſich in den Wagen zurück. Der Frachtwagen raſſelte über das Pflaſter, nach einer Weile öffnete ſich noch einmal die weiße Leinwand, der große Kopf Sturms ſah noch einmal zurück, und ſeine Hand winkte.

Anton war durch mehre Tage in lebhafter Beſorgniß um das Schickſal Sturms. Endlich kam ein Brief von Karls Hand.

„Lieber Herr Wohlfart,“ ſchrieb Karl, „Sie werden wohl gemerkt haben, weshalb ich die letzten Zeilen an meinen Goliath ſchrieb. Er mußte fort aus ſeiner Stube, und ich mußte ihn von ſeinem Eigenſinn wegen des Geburtstages abbringen. Deshalb erdachte ich in meiner Angſt eine Nothlüge. Es kam alſo folgendermaßen.

„Am Tage vor ſeinem Geburtstage erwartete ihn der Knecht zu Rosmin im Hirſch. Ich ſelber war in die Schenke gegenüber geritten, um zu ſehen, wie der Vater ankam und wie er ausſah. Ich hielt mich verſteckt. Gegen Mittag kam der Wagen langſam angeraſſelt. Der Fuhrmann half dem Vater vom Wagen, denn das Abſteigen wurde ihm ſehr ſauer, ſo daß ich wegen der Beine große Furcht bekam, es war aber mehr der Pelz und das Schütteln des Wagens ſchuld. Der Alte nahm auf der Straße einen Brief in die Hand und las darin, dann ſtellte er ſich vor den Jaſch, der zum Wagen gelaufen war und der thun ſollte, als verſtehe er kein Wort Deutſch, und machte vor ihm verſchiedene Zeichen und erſchreckliche Bewegungen mit den Händen. Er hielt ſeine Hand zwei Fuß vom Steinpflaſter, und als der Knecht mit dem Kopfe ſchüttelte, duckte der Alte ſich ſelbſt auf die Erde. Dies ſollte ſo viel bedeuten als „mein Zwerg“, aber der Jaſch konnte es nicht verſtehen; dann packte der Vater das Gelenk ſeiner einen Hand mit der andern und ſchüttelte die Hand heftig vor Jaſchs Naſe, ſo daß der Knecht, der ohnedies über den großen Mann erſchrocken war, beinahe weggelaufen wäre. Endlich aber wurde der Vater mit ſeinen Sachen in unſern Korbwagen geſchafft, nachdem er noch einige Mal um den

Wagen heruntergegangen war und ihn mit Mißtrauen beſchützt hatte. So fuhr er ab. Dem Knecht hatte ich geſagt, er ſollte auf geradem Weg nach der Förſterei fahren, und hatte mit dem Förſter Alles verabredet. Ich ritt auf einem Seitenwege vor, und als der Wagen gegen Abend ankam, ſprang ich in des Förſters Bett und ließ mir die Hand unter der Bettdecke feſtbinden, um ſie nicht in der Freude herauszuſtrecken. Als der Alte zu meinem Bett trat, war er ſo gerührt, daß er weinte, und es that mir in der Seele weh, daß ich ihn täuſchen mußte. Ich erzählte ihm, daß es ſchon wieder beſſer wäre, und daß mir der Arzt erlaubt hätte, am nächſten Tag aufzuſtehen. Darauf wurde er ruhiger und ſagte mir mit wichtiger Miene, das wäre ihm lieb, denn morgen wäre für ihn ein großer Tag, morgen müßte ich an ſein Bett. Somit fing er wieder von ſeinem Unſinn an. Aber nicht lange, ſo wurde er luſtig, der Förſter kam dazu, und wir aßen, was das gnädige Fräulein mir vom Schloß geſchickt hatte. Ich ſetzte dem Alten Bier vor, welches er ſehr ſchlecht fand, darauf machte der Förſter Punſch, und wir tranken alle drei recht tapfer, der Vater mit ſeinen verzweifelten Gedanken, ich mit der abgehauenen Hand, und der Förſter.

„Von der langen Reiſe, der warmen Stube und dem Punſch wurde der Vater bald ſchläfrig. Ich hatte für eine große Bettſtelle geſorgt, die in des Förſters Stube aufgeſtellt war. Er küßte mich beim Gutenachtgruß noch auf den Kopf, klopfte auf die Bettdecke und ſagte: „Alſo morgen, mein Zwerg.“ Gleich darauf war er eingeſchlafen. Und wie feſt ſchlief er! Ich fuhr aus des Förſters Bett und wachte die Nacht bei ihm in der Stube, es war eine bangſame Nacht, und ich mußte immer wieder auf ſeinen Athemzug hören. Spät am andern Morgen wachte er auf. Sobald der Alte ſich im Bette rührte, trat der Förſter in die Stube, und ſchon an der Thür ſchlug er die Hände zuſammen und rief ein Mal über das andere: „Aber Herr Sturm, was haben Sie gemacht!" „Was habe ich denn gemacht?" frug mein Goliath noch halb im Schlaf und ſah ſich ganz erſtaunt in der Stube um. Es war ein großes Geſchrei der Vögel, und die ganze Wirthſchaft kam ihm ſo fremd vor, daß er gar nicht wußte, ob er noch auf der Erde war. „Wo bin ich denn?" rief er. „dieſer Ort ſteht nicht in der Bibel." Der Förſter aber rief immer zu: „Nein, ſo etwas iſt noch nicht erhört worden!" bis der Alte ganz erſchrocken wurde und ängſtlich frug: „Na, was denn?" — „Was haben Sie gemacht, Herr Sturm!" rief der Förſter, „Sie haben eine Nacht und einen Tag und wieder eine Nacht geſchlafen." „Warum nicht gar," ſagte mein Alter, „heut iſt der dreizehnte, es iſt Mittwoch." „Nein," ſagte der Förſter, „heut iſt der vierzehnte, es iſt Donnerstag." So zankten die Beiden mit einander. Endlich holte der Förſter ſeinen Kalender, in welchem er alle vergangenen Tage durchgeſtrichen hatte und auch die gegenwärtige Mittwoch mit einem dicken Strich, und hatte zum Dienstag unter ſeine Bemerkungen geſchrieben: „Heut 7 Uhr iſt der Vater des Amtmann Sturm angekommen, ein großer Mann, kann viel Punſch vertragen," und Mittwoch: „Heut hat dieſer Vater den ganzen Tag über geſchlafen." Mein Alter ſah hinein und ſagte endlich ganz verwirrt: „Es iſt richtig. Hier haben wir's ſchriftlich. Dienstag, um ſieben Uhr bin ich gekommen, die Größe und der Punſch, Alles ſtimmt, die Mittwoch iſt quittirt, es iſt heut Donnerstag, es iſt der vierzehnte." Er legte den Kalender hin und ſaß ganz betreten in ſeinem Bett. „Wo iſt mein Sohn Karl?" rief er endlich. Jetzt trat ich in die Stube, ich hatte meine Hand unter den Rock gebunden und verſtellte mich ebenſo wie der Förſter, bis der Alte endlich rief: „Ich bin wie behext, ich weiß nicht, was ich denken ſoll." „Siehſt du denn nicht," ſprach ich, „daß ich außer Bett bin? Geſtern, als du ſchliefſt, war der Doctor hier und hat mir erlaubt aufzuſtehen. Jetzt bin ich ſchon ſo ſtark, daß ich den Stuhl hier mit ſteifem Arm heben kann." „Nur nichts

Schweres mehr,“ ſagte der Alte. „Und auch deinetwegen habe ich mit dem Doctor geſprochen,“ redete ich weiter, „er iſt ein kluger Mann und hat uns geſagt: entweder — oder; entweder er geht drauf, oder er ſchläft ſich durch. Wenn er den ganzen Tag ſchläft, hat er's überſtanden. Es iſt gefährlich für ihn, es kommen manchmal ſolche Zufälle bei den Menſchen vor.“ „Bei uns Aufladern,“ ſagte der Alte. So brachten wir ihn dazu, daß er aus dem Bett aufſtand. Und er war recht munter. Aber ich hatte doch den ganzen Tag große Sorge und ging ihm nicht von der Taſche. Er durfte nicht aus dem Hof heraus. Und doch wäre am Nachmittag bald Alles verloren geweſen, als der Vogt ankam, mich zu ſprechen. Glücklicher Weiſe hielt der Förſter die Hofthür verſchloſſen, er ging hinaus und unterwies den Vogt. Als dieſer hereinkam, rief ihm mein Vater ſchon von Weitem entgegen: „Welcher Tag iſt heut, Kamerad?“ „Donnerstag,“ ſagte der Vogt, „der vierzehnte.“ Da lachte der Vater über das ganze Geſicht und rief: „Jetzt iſt's ſicher, jetzt glaub' ich's.“ Noch eine Nacht ſchlief er beim Förſter, bis der Geburtstag überſtanden war.

„Am nächſten Morgen ließ ich den Wagen kommen, fuhr den Vater nach dem Hof und führte ihn in die Stube gegenüber der meinen, wo der Techniker gewohnt hat. Ich hatte ihm die Stube ſchnell eingerichtet, Herr von Fink, welcher von Allem wußte, hatte handfeſte Möbel aus dem Schloß herüberſchaffen laſſen, ich hatte dem Vater den alten Blücher an die Wand gehängt, hatte die Rothkehlchen hereingelaſſen, die Hobelbank aufgeſtellt und einiges Werkzeug dazu, damit die Stube für ihn bequem war. Und jetzt ſagte ich ihm: „Dies iſt deine Wohnung, Alter. Du mußt jetzt bei mir bleiben.“ „Oho,“ ſagte er, „dieſes geht nicht, mein Zwerg.“ „Es wird nicht anders ſein,“ ſagte ich wieder, „ich will es, Herr von Fink will es, Herr Wohlfart will es, Herr Schröter will es. Du mußt dich ergeben. Wir werden uns jetzt nicht mehr trennen, ſo lange wir beide noch zuſammen auf dieſer Erde ſind.“ Und darauf zog ich meine Hand aus dem Rock und hielt ihm eine tüchtige Strafrede, wie ungeſund ſein Leben geweſen ſei, und daß er ſeiner Einbildungen wegen mich verlaſſen wolle, ſo lange bis er ganz weichherzig wurde und mir alles mögliche Gute verſprach. Darauf kam Herr von Fink herüber und begrüßte den Vater in ſeiner luſtigen Weiſe, und am Nachmittag kam das Fräulein und brachte den Herrn Baron geführt. Der blinde Herr freute ſich außerordentlich über den Vater, ſeine Stimme gefiel ihm ſehr, und er fühlte oft nach der Größe, und beim Abſchied nannte er ihn einen Mann nach ſeinem Herzen. Und das muß wohl ſein, denn der Herr kommt ſeitdem alle Nachmittage zum Vater in die kleine Stube und hört zu, wie der Vater ſchnitzt und pocht.

„Noch iſt der Vater verwundert über Alles, was er hier ſieht; auch mit dem Tage, den er verſchlafen hat, iſt er noch nicht ganz im Reinen, obgleich er’s merkt; denn er faßt mich manchmal mitten in der Unterredung beim Kopf und nennt mich einen Spitzbuben. Dieſes Wort wird er jetzt wohl an Stelle des alten „Zwerg“ in ſeiner Rede einführen, obgleich es für einen Amtmann noch ſchlimmer iſt. Er will ſich auf die Stellmacherei legen, er hat heut bereits über Radſpeichen geſchnitzt. Ich fürchte nur, er wird ſehr ins Schwere arbeiten. Ich bin froh, daß ich ihn hier habe, und daß Alles ſo abgelaufen iſt; wenn er nur erſt den Winter überſtanden hat, wird er die Schwäche in ſeinen Füßen ſchon auslaufen. Das kleine Haus will er verkaufen, aber nur an einen Auflader. Er läßt Sie bitten, daſſelbe dem Wilhelm anzutragen, welcher zur Miethe wohnt, dieſer ſoll’s billiger haben als ein Fremder.“

6.

Einige Tage nach dem Untergang des Advocaten ſaß Anton in ſeinem Zimmer und ſchrieb an Fink. Er theilte dieſem mit, daß man den Leichnam des Advocaten am Ende der Stadt beim Wehr aus dem Waſſer gezogen habe, die Urſache ſeines Todes ſei nicht klar. Ein Kind aus dem Hauſe, in welchem der Tote gewohnt, hatte erzählt, daß es ihm am Abende der Hausſuchung nahe bei ſeiner Wohnung auf der Straße begegnet war; ſeitdem war er nicht wieder erblickt worden. Unter dieſen Umſtänden ſei ein Selbſtmord nicht unmöglich. Der Polizeibeamte jedoch halte die Anſicht feſt, daß der herabgeſchlagene Hut eine fremde Hand verrathe. Beim Durchſuchen der Wohnung habe man die Papiere nicht gefunden. Die weiteren Nachforſchungen der Polizei ſeien bis jetzt ohne Erfolg geweſen. Seine eigene Meinung über den furchtbaren Zwiſchenfall gehe dahin, daß Itzig auch hierbei eine Schuld habe.

Da wurde die Thür geöffnet, der Galizier trat haſtig in das Zimmer und legte, ohne zu ſprechen, eine alte Brille mit roſtiger Stahleinfaſſung vor Anton auf den Tiſch. Anton ſah in das verſtörte Geſicht des Mannes und ſprang auf.

„Seine Brille,“ flüſterte Tinkeles in heiſerem Tone, „ich habe ſie gefunden beim Waſſer. Gerechter Gott, daß man muß erleben ſolchen Schreck!“

„Weſſen iſt die Brille, und wo habt ihr ſie gefunden?“ frug Anton; ihm ahnte, was der Galizier zu ſagen nicht die Kraft hatte, und ſein Auge ſah ſcheu nach den trüben Gläſern. „Faßt euch, Tinkeles, und ſprecht.“

„Es kann nicht bleiben verborgen, es ſchreit zum Himmel,“ rief der Galizier in heftiger Bewegung. „Sie ſollen hören Alles, wie es verlaufen iſt. Zwei Tage, nachdem ich habe geſprochen mit Ihnen wegen der hundert Thaler, bin ich gegangen des Abends zu Löbel Pinkus in die Schlafſtelle. Wie ich bin in das Haus getreten, iſt ein Mann im Finſtern an mich gerannt. Ich habe gedacht, iſt das der Itzig, oder iſt er's nicht? Ich habe mir geſagt, es iſt der Itzig; es iſt ſein Laufen, wie er läuft, wenn er in Eile iſt. Als ich bin gekommen hinauf in die große Stube, iſt Alles geweſen leer, und ich habe mich geſetzt zum Tiſch und habe nachgeſehen in meiner Brieftaſche. Und wie ich ſitze, geht draußen der Wind und es klopft an das Geländer, und es klopft immer fort, als wenn Einer draußen ſteht, der herein will und kann nicht öffnen die Thür. Ich habe mich erſchreckt, und habe meine Briefe eingepackt und habe gerufen: iſt Jemand hier, ſo ſoll er ſagen, daß er hier iſt. Es hat Keiner geantwortet, aber es hat an der Thür geklappert ohne Aufhören. Da habe ich mir gefaßt ein Herz, ich habe genommen die Lampe und bin gegangen an das Geländer und habe geleuchtet in alle Winkel. Ich habe Niemand geſehen. Und wieder hat's geklopft dicht vor mir und hat gegeben einen großen Krach; da iſt aufgeflogen eine Thür, welche niemals offen geweſen iſt, und von der Thür hat eine Treppe hinuntergeführt ins Waſſer. Als ich nun habe geleuchtet auf die Treppe, habe ich geſehen, daß ein naſſer Fuß hat getreten auf die Stufen und iſt heraufgekommen; die Spuren von dem Fuße ſind geweſen zu ſehen bis in die Stube, naſſe Flecke auf dem Boden. Und ich habe mich gewundert und habe zu mir geſagt: Schmeie, habe ich geſagt, wer iſt gegangen bei der Nacht aus dem Waſſer herauf in die Stube, und hat offen gelaſſen die Thür wie ein Geiſt? Es kümmert dich nicht, habe ich mir geſagt, es iſt nicht dein Geſchäft. Und ich habe mich gefürchtet.

„Und eh' ich zuſchließe die Thür, habe ich mit der Lampe noch einmal auf die Treppe geleuchtet, und da habe ich unten am Waſſer auf der letzten Stufe etwas geſehen, das gefunkelt hat im Licht. Und ich habe mich hinuntergewagt eine Stufe nach der andern, weh, ich kann Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, es iſt geweſen eine ſchwere Arbeit. Der Wind hat geheult und hat geblaſen um meine Lampe, und der Weg die Treppe hinunter iſt geweſen ſo finſter wie ein Brunnen. Und was ich aufgehoben habe, iſt geweſen dieſes da," — er wies auf die Brille — „das Glas, das er vor ſeinen Augen getragen hat."

„Und woher wißt ihr, daß es die Brille des Toten iſt?" frug Anton geſpannt.

„Sie iſt zu erkennen an dem Gelenk, das verbunden iſt mit ſchwarzem Zwirn. Ich habe ihn mit dieſer Brille beim Pinkus in der Stube geſehen mehr als einmal. Darauf habe ich die Brille zu mir geſteckt, und ich habe gedacht, ich will dem Pinkus nichts ſagen von der Geſchichte und will das Glas geben dem Hippus ſelbſt und ſehen, ob es mir kann nützen für unſer Geſchäft. Und ich habe die Brille bei mir getragen bis heut und habe auf den Hippus gewartet, und als er nicht gekommen iſt, habe ich den Pinkus gefragt, und dieſer hat mir geantwortet: „Weiß ich doch auch nicht, wo er ſteckt." Und heute zum Mittag, als ich gekommen bin in die Herberge, iſt mir der Pinkus entgegengelaufen und hat mir geſagt: „Schmeie," hat er geſagt, „wenn ihr den Hippus noch ſprechen wollt, ſo müßt ihr gehen ins Waſſer; er iſt gefunden worden im Waſſer." Das iſt mir geweſen wie ein Schuß in mein Herz, als er mir geſagt hat: geh ins Waſſer und ſuch' dir ihn. Und ich habe mich halten müſſen an die Wand."

Anton eilte an den Schreibtiſch, ſchrieb einige Zeilen an den Beamten, der erſt vor Kurzem das Zimmer verlaſſen hatte, klingelte und gab dem Diener den Auftrag, das Billet eiligſt abzugeben.

Unterdeß war Tinkeles wie gebrochen auf einen Stuhl geſunken, er ſtarrte auf die Tiſchplatte und murmelte vor ſich in unverſtändlichen Tönen.

Anton ging nicht weniger ergriffen im Zimmer auf und ab. Es war ein trauriges Schweigen. Nur einmal wurde es unterbrochen, als der Galizier von ſeinem Gemurmel zu lauten Tönen überging und fragte: „Glauben Sie, daß die Brille werth ſein wird die hundert Thaler, die Sie für mich haben in Ihrem Schreibtiſch?"

„Ich weiß es noch nicht," antwortete Anton kurz und ſetzte ſeinen Weg durch die Stube fort.

Schmeie verfiel wieder in Abſpannung und Seufzen, ſchlug manchmal ſeine zitternden Hände in einander und gurgelte vor ſich hin. Endlich blickte er wieder auf und ſagte: „oder zum wenigſten doch funfzig?"

„Schweigt jetzt mit eurem Schacher," erwiederte Anton ſtreng.

„Was ſoll ich ſchweigen?" rief Tinkeles entrüſtet, „ich ſtehe aus eine große Angſt, ſoll das ſein um gar nichts?" Und wieder verſank er in ſeinen Schmerz.

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Beamten unterbrochen. Der gewandte Mann ließ den Händler noch einmal ſeinen Bericht wiederholen, nahm die Brille, beſtellte einen Wagen für ſich und den widerſtrebenden Tinkeles, und ſagte beim Abſchiede zu Anton: „Machen Sie ſich gefaßt auf eine ſchnelle Entwickelung; ob ich meinen Willen durchſetze, iſt noch zweifelhaft; für Sie aber iſt jetzt einige Ausſicht da, die Documente, welche Sie ſuchen, aufzufinden."

„Um welchen Preis!" rief Anton ſchaudernd.

Die Zimmer im Hauſe Ehrenthals waren hell erleuchtet, durch die herabgelaſſenen Vorhänge fiel ein trüber Schimmer in den Sprühregen, der aus der dicken Nebelluft auf die Straße ſank. Mehre Räume waren geöffnet, ſchwere ſilberne Leuchter ſtanden umher, glänzende Theekannen, bunte Porcellanſchalen, alles Schaugeräth war gebürſtet, gewaſchen und aufgeſtellt, der dunkle Fußboden war neu gebohnt, ſogar die Küchenfrau trug eine neu geplättete Haube; das ganze Haus hatte ſich gereinigt. Die ſchöne Roſalie ſtand mitten unter dieſer Herrlichkeit in einem Kleid von gelber Seide mit purpurrothen Blüthen geſchmückt, ſchön wie eine Houri des Paradieſes, und bereit wie dieſe, den Auserwählten zu empfangen. Die Mutter ſtrich ihr die Falten des ſchweren Stoffes zurecht, ſah freudeſtrahlend auf ihr Werk und ſagte in einer Anwandlung von mütterlichem Gefühl: „Was du heut ſchön biſt, Roſalie, mein einziges Kind!“ Aber Roſalie war zu ſehr gewöhnt an dieſe Huldigungen der Mutter, ſie achtete wenig auf das Lob und neſtelte unwirſch an einem Armband, welches auf ihrem vollen Arm durchaus nicht feſthalten wollte. „Daß der Itzig mir Türkiſe gekauft hat, war wieder recht unpaſſend von ihm, er hätte auch wiſſen können, daß ſie nicht in der Mode ſind.“

„Sie ſind gut gefaßt,“ ſagte die Mutter beruhigend, „es iſt ein ſchweres Gold, und die Form iſt nach dem neueſten Geſchmack.“

„Und wo bleibt Itzig? Heut ſollt' er doch kommen zur rechten Zeit; die Familie wird da ſein, und der Bräutigam wird fehlen,“ fuhr Roſalie ſchmollend fort.

„Er wird zur Stunde kommen,“ antwortete Itzigs Patronin, „du weißt, wie er ſich müht und arbeitet, damit du ein glänzendes Haus machen kannſt. Du biſt glücklich,“ ſchloß ſie ſeufzend. „Du trittſt jetzt in das Leben, und wirſt eine angeſehene Frau. Ihr werdet nach der Trauung zuerſt auf einige Wochen nach der Reſidenz reiſen, wo der Itzig dich vorſtellen wird meiner Familie, und wo ihr mit einander in aller Ruhe die Flitterwochen verleben könnt. Unterdeß werde ich euch dieſes Quartier einrichten, und ich werde hinaufziehen in den obern Stock. Ich werde den Reſt meines Lebens den Ehrenthal pflegen und mit ihm ſitzen in der leeren Stube.“

„Soll der Vater heut in die Geſellſchaft kommen?“ frug Roſalie.

„Es muß ſein wegen der Familie, daß er hereinkommt; er muß als Vater den Segen über euch ſprechen.“

„Er wird uns eine Störung machen und wieder thörichtes Zeug reden,“ ſagte die kindliche Tochter.

„Ich habe ihm geſagt, was er ſprechen ſoll,“ antwortete die Mutter, „und er hat mir zugenickt zum Zeichen, daß er es hat verſtanden.“

Es klingelte, die Thür öffnete ſich, die Verwandtſchaft erſchien. Bald füllten ſich die Zimmer. Damen in ſchweren ſeidenen Kleidern mit Goldſchmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten beſetzten das große Sopha und die Stühle der Runde. Es waren meiſt volle Geſtalten, hier und da ein brennendes dunkles Auge, eine regelmäßige Schönheit. Sie ſaßen in getrennter Verſammlung wie ein buntes Tulpenbeet, in welches der Gärtner vermieden hat eine dunkle Blüthe zu ſetzen. Und wieder in Gruppen ſtanden die Männer, ſchlaue Geſichter, die Hände in den Hoſentaſchen, weniger feierlich und weniger behaglich. So harrte die Verwandtſchaft des Bräutigams, der noch immer zu kommen ſäumte.

Endlich erſchien er, der gezeichnet war. Argwöhniſch fuhr ſein Auge umher, unſicher klang ſein Gruß an die Braut. Er ſtrengte ſich an bis auf's Aeußerſte, nur einige Redensarten zu finden, die er dem ſchönen Mädchen hinwerfen konnte, und er ſelbſt hätte grimmig lachen mögen über die Leere, die er in ſich fühlte. Er ſah nicht ihr glänzendes Auge, nicht den ſchönen Hals und die Pracht des Leibes; als er zu ihr trat, mußte er auf einmal an etwas Anderes denken, woran er jetzt immer dachte. Er wandte ſich ſchnell von Roſalie ab und trat in den Haufen der Herren, der nach ſeiner Ankunft geſprächiger wurde. Einige gleichgültige Redensarten der Jüngern wurden gehört, als: „Fräulein Roſalie ſieht bezaubernd aus“ und: „ob der Ehrenthal kommen wird?“ und: „dieſer lange Nebel iſt ungewöhnlich, er iſt ungeſund, man muß Jacken von Flanell tragen,“ bis aus einem Munde die Worte kamen: „Vier ein Halb procentige.“ Da hörten die Fragen auf, es war ein Geſpräch gefunden. Itzig war einer der Lauteſten, er focht mit den Händen nach allen Seiten. Man redete von den Curſen, von der Wolle und von dem Unglück eines Geſchäftsmannes, der in Papieren ſo viel gemacht hatte, daß er gefallen war. Die Frauen waren vergeſſen, und an ſolche Behandlung gewöhnt, hielten ſie feierlich die Theetaſſen in der

Hand, ſtrichen die Falten an ihren Gewändern zurecht und bewegten anmuthig Hals und Arm, daß ihre Ketten und Armbänder im Kerzenlicht blitzten.

Da ward die Unterhaltung durch ein Geräuſch unterbrochen, eine Thür ging auf, allgemeine Stille entſtand, ein ſchwerer Armſtuhl wurde in das Zimmer gerollt.

Auf dieſem Armſtuhl ſaß ein alter Mann mit weißem Haar, ein dickes aufgedunſenes Geſicht, zwei glotzende Augen, welche vor ſich hinſtarrten, der Leib gekrümmt, die Arme ſchlaff über die Lehne herabhängend. Das war Hirſch Ehrenthal, ein blödſinniger Greis. Als der Stuhl in der Mitte der Verſammlung ſtand, ſah der Alte ſich langſam um, nickte mit dem Kopf und wiederholte die eingelernten Worte: „Guten Abend, guten Abend.“ Seine Frau beugte ſich zu ihm herab und rief mit lauter Stimme in ſein Ohr: „Kennſt du die Herrſchaften, welche hier ſind? Es iſt die Verwandtſchaft.“

„Ich weiß,“ nickte die Geſtalt, „es iſt eine Soirée. — Sie ſind alle gegangen zu einer großen Soirée, und ich bin allein geblieben in meiner Stube. — Und ich habe geſeſſen an ſeinem Bett. Wo iſt der Bernhard, daß er nicht kommt zu ſeinem alten Vater?“ Die Anweſenden, welche den Lehnſtuhl umringt hatten, traten verlegen zurück, und die Hausfrau ſchrie dem Alten wieder ins Ohr: „Bernhard iſt verreiſt, aber deine Tochter Roſalie iſt hier.“

„Verreiſt iſt er?“ frug der Alte traurig; „wohin kann er doch ſein verreiſt? Ich habe ihm wollen kaufen ein Pferd, daß er kann darauf reiten, ich habe ihm wollen kaufen ein Gut, damit er ſoll leben als ein anſtändiger Menſch, was er immer iſt geweſen. Ich weiß,“ rief er, „als ich ihn habe geſehen das letzte Mal, iſt er geweſen auf einem Bett. Auf dem Bett hat er gelegen, und er hat ſeine Hand erhoben und hat ſie geſchüttelt gegen ſeinen Vater.“ Er ſank in den Stuhl zurück und wimmerte leiſe.

„Komm her, Roſalie,“ rief die Mutter, geängſtigt durch dieſe Phantaſie des Schwachſinnigen. „Wenn dich der Vater ſieht, mein Kind, kommt er auf andere Gedanken.“ Die Tochter trat heran und kniete, ihr Taſchentuch unterbreitend, vor dem Stuhl des Vaters. „Kennſt du mich, Vater?“ rief ſie.

„Ich kenne dich,“ ſprach der Alte, „du biſt ein Weib. Was braucht ein Weib zu liegen auf der Erde? Gebt mir meinen Gebetmantel und ſprecht die Gebete. Ich will knieen an deiner Stelle und beten, denn es iſt gekommen eine lange Nacht. Aber wenn ſie wird vorüber ſein, dann werden wir anzünden die Lichter und werden eſſen. Dann wird es Zeit ſein, daß wir die bunten Kleider anziehen. — Was trägſt du einen bunten Rock, jetzt, wo der Herr zürnt auf die Gemeinde?“ — Er begann ein Gebet zu murmeln und ſank wieder in ſich zuſammen.

Roſalie erhob ſich unwillig; die Mutter ſagte in großer Verlegenheit: „Es iſt heut ärger mit ihm, als es jemals geweſen iſt. Ich habe gewollt, daß der Vater gegenwärtig ſein ſollte beim Ehrentage der Tochter, aber ich ſehe, daß er die Pflichten des Hausherrn nicht erfüllen kann. So werde ich der Geſellſchaft als Mutter eine frohe Mittheilung machen.“ Sie faßte feierlich die Hand ihrer Tochter: „Treten Sie näher, Itzig.“

Itzig hatte bis dahin abſeits unter den Andern geſtanden und auf den Alten geſtarrt. Er hatte zuweilen mit den Achſeln gezuckt und mit dem Kopfe geſchüttelt über den Unſinn des Kranken, weil er fühlte, daß das bei ſeiner Stellung in der Familie ſchicklich war. Aber vor ſeinem Auge ſchwebte eine andere Geſtalt, er wußte beſſer als die Andern, wer jammerte und ſtöhnte, er wußte auch, wer geſtorben war und nicht verziehen hatte. So trat er langſam neben die Frau vom Hauſe, den Blick ſtier auf den Alten gerichtet. Die Gäſte umringten im Kreiſe ihn und Roſalie, die Mutter ergriff ſeine Hand.

Da fing der Alte in ſeinem Lehnſtuhl wieder an zu ſchwatzen. „Seid ſtill,“ ſagte er vernehmlich, „dort ſteht er, der Unſichtbare. Wir gehen heim vom Begräbniß, und er tanzt unter den Weibern. Wen er anſieht, dem ſchlägt er die Glieder. Dort ſteht er!“ ſchrie er laut und erhob ſich aus ſeinem Stuhl. „Dort — dort. — Stürzt eure Waſſerbecken um und flieht in die Häuſer. — Denn der da ſteht, er iſt verflucht vor dem Herrn. Verflucht!“ ſchrie er und ballte die Hände und wankte wie raſend auf Itzig zu.

Itzigs Geſicht wurde fahl, er verſuchte zu lachen, aber ſeine Züge verzogen ſich in grimmiger Angſt. Da wurde ſchnell die Thür aufgeriſſen, ſein Laufburſche ſah ängſtlich herein. Itzig warf nur einen Blick auf den Knaben, und er wußte Alles, was der Andere ihm ſagen wollte. Er war entdeckt, er war in Gefahr. Er ſprang zur Thür und war verſchwunden.

Lege deinen Brautſchmuck ab, ſchöne Roſalie, wirf das goldene Armband mit Türkiſen in die finſtere Ecke des Hauſes, wo der Moder an den Wänden ſitzt und nie ein Lichtſtrahl auf Gold und Edelſteine fällt. Die Steine ſollen verbleichen und das Gold unſcheinbar werden im Laufe der Jahre, die Kellerasſeln ſollen in den Gliedern des Armrings ihr Lager aufſchlagen und durch das goldene Kettengelenk ſchlüpfen. Langbeinige Spinnen werden darüber kriechen und werden ihre Röhre daran ſpinnen, um einfältige Fliegen in der Finſterniß zu überraſchen. Wirf das Armband weit weg von dir, denn jeder Gran Gold daran iſt durch eine Schurkerei bezahlt. Zieh dein hochzeitlich Gewand aus und hülle deinen ſchönen Leib in Trauerkleider, und von den Blumen in deinem Haar pflücke die Blätter ab und wirf ſie hinaus in die Nacht, dem kalten Nachtwind zum Spiele. Sieh ihnen nach, wie ſie im Lichtſcheine des Fenſters flattern und in dem Dunkel verſchwinden; ſie fallen hinab in den Schmutz der Straßen, und der Fuß der Vorübergehenden bedeckt ſie mit Schlamm.

Du wirſt keine Verlobung, kein Hochzeitsfeſt feiern mit deinem vielverſprechenden Bräutigam; du wirſt in den nächſten Tagen mit geſenktem Haupt über die Straßen eilen, und wo du vorübergehſt, werden die Leute einander anſtoßen und flüſtern: „Das iſt ſeine Braut.“ Und wenn die Zeit kommt, wo die Hoffnung der Mutter dich in der Reſidenz ſah, in luſtigen Flitterwochen, da wirſt du in einer fremden Stadt ſitzen, wohin du fliehſt, um dem Spott der Boshaften zu entrinnen. Du gehſt nicht im Schmerz unter, und deine Wange erbleicht nicht; du haſt ein glänzendes Ausſehen, und dein Vater hat viel Geld zuſammengeſcharrt; du findeſt mehr als Einen, der bereit iſt, der Nachfolger von Itzig zu werden. Dein Loos iſt, Einem heimzufallen, der dein Capital heiratet und deine Glieder mit vergnügtem Lachen in Kauf nimmt, und du wirſt ihn vom erſten Tage deiner Ehe an verachten, und wirſt ihn ertragen, wie man einen Schaden trägt, den der Arzt nicht wegſchaffen kann. Neue Gewänder von rauſchender Seide wirſt du tragen, und ein anderer Goldſchmuck wird an deinem Arm klirren, und der Inhalt deines Lebens wird ſein, als geſchmückte Puppe umher zu wandeln und deinen Mann höhniſch mit andern Männern zu vergleichen. Das Geld aber, welches der alte Ehrenthal durch Wucher und Schlauheit mit tauſend Sorgen für ſeine Kinder zuſammengebracht hat, das wird wieder rollen aus einer Hand in die andere, es wird dienen den Guten und Böſen und wird dahinfließen in den mächtigen Strom der Capitalien, deſſen Bewegung das Menſchenleben erhält und verſchönert, das Volk und den Staat groß macht und den Einzelnen ſtark oder elend, je nach ſeinem Thun.

Draußen war finſtere Nacht, durch die dicke Luft rieſelte ein kalter Sprühregen, und die Haut der Fußgänger ſchauerte unter den dichten Herbſtkleidern. Itzig ſprang die Treppe hinab. Er hörte noch auf den Stufen eine bebende Stimme: „Die Polizei iſt in der Wohnung, ſie ſtehen im Hofe, ſie lauern auf der Treppe, ſie brechen die Stubenthür auf.“ Dann hörte er nichts mehr, eine furchtbare Angſt überſchüttete ſeine Seele. Mit raſender Schnelligkeit fuhren die Gedanken durch ſein Haupt. Flucht, Flucht! ſchrie Alles in ihm. Er fühlte nach ſeiner Taſche, worin er ſeit der letzten Woche einen Theil ſeines Vermögens herumtrug. Er dachte an die Züge der Eiſenbahn, es war nicht die Stunde, wo ein Zug abging, der ihn zum Meere führen konnte. Und auf allen Bahnhöfen fand er Verfolger, die auf ihn lauerten. So rannte er hinein in die Nacht, durch enge Gaſſen in entlegene Stadttheile. Wo eine Laterne brannte, fuhr er zurück. Immer flüchtiger wurde ſein Gang, immer verworrener der Zug ſeiner Gedanken. Endlich verließ ihn die Kraft, er kauerte in eine Ecke und preßte die Hände an ſeinen Kopf, um die Gedanken zuſammenzuhalten. Da hörte er das dumpfe Horn des Wächters in ſeiner Nähe, wenige Schritte von ihm ſtand der Mann, und ſeine Hellebarde klapperte an den Schlüſſeln, die er am Gürtel trug. Tief zur Erde beugte ſich der Flüchtige, die Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen, daß er ſtöhnte, obgleich es ſein Leben galt. Auch hier war die Gefahr. Wieder ſtürzte er zwiſchen den Häuſerreihen vorwärts auf den einzigen Ort zu, der noch deutlich vor ſeiner Seele ſtand, vor dem er ſich graute wie vor dem Tode, und zu dem es ihn doch hinzog, als zu dem letzten Verſteck, das er auf Erden noch hatte. Als er in die Nähe der Herberge kam, ſah er einen dunklen Schatten vor der Thür. Dort hatte der kleine Mann oft in der Dunkelheit geſtanden und auf den heimkehrenden Veitel gewartet. Auch heut ſtand er dort und wartete auf ihn. Der Unſelige fuhr zurück und wieder näher heran, die Thür war frei. Er fuhr mit der Hand nach einem verborgenen Drücker und ſchlüpfte hinein. Aber hinter ihm hob ſich wieder drohend der Schatten aus dem Dunkel eines vorſpringenden Kellers, er glitt hinter ihm an die Thür und blieb dort regungslos ſtehen. Der Flüchtling zog ſeine Stiefeln aus und huſchte die Treppe hinauf. Er fühlte ſich im Finſtern an eine Stubenthür, öffnete ſie mit zitternder Hand und griff nach einem Schlüſſelbund an der Wand. Mit den Schlüſſeln eilte er durch den Saal auf die Galerie, wie in weiter Ferne hörte er die Athemzüge ſchlafender Menſchen. Er ſtand vor der Treppenthür. Ein heftiger Schauer ſchüttelte ſeine Glieder, wankend ſtieg er hinunter, Stufe auf Stufe. Als er den Fuß in das Waſſer ſetzte, hörte er ein klägliches Stöhnen. Er hielt ſich an die Holzwand, wie der Andere gethan, und ſtarrte hinunter. Wieder ſtöhnte es aus tiefſter Bruſt, er merkte, daß er es ſelbſt war, der ſo Athem holte. Mit dem Fuß ſuchte er den Gang im Waſſer. Das Waſſer war geſtiegen ſeit jener Zeit, es ging ihm hoch über das Knie, er hatte Grund gefunden und ſtand im Waſſer.

Finſter war die Nacht, immer noch rieſelte der Regen durch die ſchwere Luft, der Nebel überzog Häuſer und Galerien längs dem Fluſſe, nur undeutlich trat eine Waſſertreppe, ein ſtützender Pfeiler oder das Giebeldach eines Hauſes aus der dunkelgrauen Maſſe hervor. Das Waſſer ſtaute ſich an den alten Pfählen, den Treppen und den Vorſprüngen der Häuſer und murmelte eintönig. Es war der einzige Laut in der finſtern Nacht, und er drang wie Donnergetös in das Ohr des Mannes. Alle Qual der Verdammten fühlte er jetzt, wo er watend, mit den Händen fühlend, durch Waſſer und Regen den Weg der Rettung ſuchte. Er klammerte ſich an das ſchlüpfrige Holz der Pfähle, um nicht zu ſinken. Er ſtand an der Treppe des Nachbarhauſes, er fühlte nach den Schlüſſeln in ſeiner Taſche, noch ein Schwung um die Ecke, und ſein Fuß berührte die Stufen der Treppe. Da, als er ſich wenden wollte, fuhr er kraftlos zurück, der gehobene Fuß ſank in das Waſſer, vor ſich auf dem Pfahlwerk über der Fluth ſah er eine dunkle, gebückte Geſtalt. Er konnte die Umriſſe des alten Hutes erkennen, er ſah trotz der Finſterniß die häßlichen Züge eines wohlbekannten Geſichts. Unbeweglich ſaß die Erſcheinung vor ihm. Er fuhr mit der Hand an ſeine Augen und in die Luft, als wollte er ſie wegwiſchen. Es war keine Täuſchung, das Geſpenſt ſaß wenige Schritte vor ihm. Endlich ſtreckte das Schreckliche eine Hand aus nach Itzigs Bruſt. Mit einem Schrei fuhr der Verbrecher zurück, ſein Fuß glitt von dem Wege herunter, er fiel bis an den Hals ins Waſſer. So ſtand er im Strom, über ihm heulte der Wind, an ſeinem Ohr rauſchte das Waſſer immer wilder, immer drohender. Er hielt die Hände in die Höhe, ſein Auge ſtarrte noch immer auf die Erſcheinung vor ihm. Langſam löſte ſich die fremde Geſtalt von dem Balken, es rauſchte auf dem Wege, den er ſelbſt gegangen war, das Geſpenſt trat ihm näher, wieder ſtreckte ſich die Hand nach ihm aus. Er ſprang entſetzt weiter ab in den Strom. Noch ein Taumeln, ein lauter Schrei, der kurze Kampf eines Ertrinkenden, und Alles war vorüber. Der Strom rollte dahin und führte den Körper des Lebloſen mit ſich.

An dem Rand des Fluſſes wurde es lebendig, Pechfackeln glänzten am Ufer, Waffen und verhüllte Uniformen blinkten im Schein der Lichter. Der Zuruf ſuchender Menſchen wurde gehört, und vom Fuß der Treppe watete ein Mann längs dem Ufer und rief hinauf: „Er iſt fortgetrieben, bevor ich ihn erreichen konnte, morgen wird er am Wehr zu finden ſein.“

7.

Die Herberge des Löbel Pinkus wurde durchſucht, das geheime Magazin im Nebenhauſe mit Beſchlag belegt; und da man die Beute zahlreicher alter und neuer Diebſtähle darin angeſammelt fand, wurde der Herbergsvater ſelbſt ins Gefängniß geſetzt. Unter den gefundenen Gegenſtänden war auch die leere Caſſette des Freiherrn; in einem verſchloſſenen Schrank der geheimen Höhle lagen zuſammengepackt die Ehrenſcheine des

Freiherrn und die beiden Hypothekeninſtrumente über die erſten und die letzten zwanzigtauſend Thaler der Gutsſchulden. In der Wohnung des Agenten Itzig fand ſich ein Document, in welchem Pinkus verſicherte, daß Veitel Itzig Eigenthümer der erſten Hypothek ſei. Der harte Sinn des Pinkus wurde durch die Unterſuchungshaft erweicht; er geſtand, was zu leugnen für ihn nicht mehr von Nutzen war, daß er nur im Auftrage des Ertrunkenen dem Freiherrn das Geld gezahlt und daß dieſer in der That von Itzig nicht mehr als zuſammen ungefähr zehntauſend Thaler erhalten habe. So gewann der Freiherr auch ſein Anrecht auf die Hälfte der erſten Hypothek zurück.

Pinkus wurde zu langer Gefängnißſtrafe verurtheilt. Die ſtille Herberge ging ein, und Tinkeles, der das zweite Hundert gleich nach Itzigs Tode von Anton gefordert hatte, trug fortan ſein Bündel und ſeinen Kaftan in einen andern Schlupfwinkel. Sein Gefühl für die Handlung erhielt durch die letzten Ereigniſſe eine Wärme, welche die Handlung veranlaßte, ihm gegenüber ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten und einige große Geſchäfte zurückzuweiſen, die er jetzt durchaus mit ihr unternehmen wollte. Die natürliche Folge dieſer Kälte war, daß Tinkeles um ſo höhere Achtung vor der Klugheit des Geſchäfts erhielt und fortfuhr, dem Comtoir ſeine Beſuche zu gönnen, ohne daß eine neue kühne Speculation das gute Verhältniß unterbrach. Das Haus des Pinkus wurde verkauft, ein ehrlicher Färber zog hinein, und von der Galerie, an welcher einſt die hagere Geſtalt des jungen Veitel gelehnt hatte, hing jetzt blau und ſchwarz gefärbtes Garn hinunter bis in die trübe Fluth.

Nach langen Verhandlungen mit dem Anwalt und der gedrückten Familie Ehrenthals empfing Anton im Wege des Vergleichs die Ehrenſcheine und die letzte Hypothek gegen Zahlung der zwanzigtauſend Thaler zurück.

Unterdeß kam der Verſteigerungstermin des Familiengutes heran. Noch vor dem Tage ſuchte ein Kaufluſtiger Anton auf, und Anton traf mit ihm unter Zuziehung ſeines Rechtsbeiſtandes und mit Einwilligung des Freiherrn das Abkommen, daß der Käufer wenigſtens eine Kaufſumme zu bieten habe, welche dem Freiherrn auch die letzte für Ehrenthal ausgeſtellte Hypothek rettete. Bei dem noch immer niedrigen Güterpreiſe war eine höhere Verkaufſumme für das Gut nicht zu hoffen, und im Termin, deſſen Ende Anton in großer Spannung abwartete, erſtand der neue Käufer in der That das Gut zu dem vorher beſprochenen Preiſe.

Am Tage nach dem Verkauf ſchrieb Anton der Baronin, er überſandte ihr die Schuldſcheine des Freiherrn und ſeine Vollmacht. Er ſiegelte den Brief mit dem frohen Gefühl, daß er aus all der Verwirrung für Lenore doch ein Erbtheil von ungefähr dreißigtauſend Thalern gerettet hatte.

Auf dem Dach des Staroſtenhauſes lag wieder der weiße Schnee, und die Krähen drückten die Spuren ihrer Füße hinein. Das glänzende Feſtkleid des Winters war über Flur und Wald ausgebreitet, in tiefem Schlaf lag die Erde, kein Schäferhund bellte auf den Feldern, das Ackergeräth ſtand unthätig in einem Schoppen des Hofes. Und doch war auf dem Gut ein heimliches Leben ſichtbar, und über den weiten Hofraum eilten geſchäftige Arbeiter mit Zollſtab und Säge. Der Boden in dem Wirthſchaftshof war uneben, denn der Grund für neue Gebäude wurde ausgegraben, und in den Stuben, und ſogar draußen im Sonnenſchein arbeitete eine Schaar Handwerker aus der Stadt, Zimmerleute, Tiſchler und Stellmacher. Luſtig pfiff der Geſell ſein Lied bei der Arbeit, und die gelben Spähne flogen weit in den Hof hinein. Es war eine neue Kraft auf dem Gute ſichtbar und ein neues Leben, und wenn das Frühjahr kommt, wird eine Schaar Arbeiter ſich über den polniſchen Grund verbreiten und den ausgeruhten Boden zwingen, emſiger Arbeit Früchte zu tragen.

In ſeiner warmen Stube ſaß Vater Sturm auf der Schnitzbank unter Tonnenreifen und Faßdauben, und ſein Eiſen arbeitete mächtig in das Eichenholz hinein. Und ihm gegenüber auf dem einzigen Polſterſtuhle der Stube lehnte der blinde Freiherr, den Krückſtock in der Hand, ſein Ohr auf den alten Sturm gerichtet.

„Sie müſſen müde ſein, Sturm,“ ſagte der Freiherr.

„Ei,“ rief der Rieſe, „mit den Händen geht es noch wie ſonſt. Das hier wird eine kleine Tonne für das Regenwaſſer, es iſt bloße Kinderarbeit.“

„Auch er hat einmal in einer kleinen Tonne geſteckt,“ ſagte der Freiherr vor ſich hin. „Er war ein ſchwaches Kind, die Amme hatte ihn zum Baden hineingeſetzt, und er hatte ſeinen Rücken darin gebogen und vorn die Knie angeſtemmt, ſo konnte er nicht mehr heraus. Ich mußte die Reifen der Tonne abſchlagen laſſen, um den Knaben aus ſeinem Gefängniß zu erlöſen.“

Der Rieſe räuſperte ſich. „Waren es eiſerne Reifen?“ frug er theilnehmend.

„Es war mein Sohn,“ ſagte der Freiherr mit zuckendem Antlitz.

„Ja,“ ſagte Sturm leiſe, „er war ſtattlich, er war ein hübſcher Mann, es war eine Freude, zu hören, wenn ſein Säbel raſſelte, und zu ſehen, wie er ſeinen kleinen Bart drehte.“ — Ach, er hatte daſſelbe dem blinden Vater ſchon oft geſagt, alle Tage mußte er es wiederholen, wenn der Freiherr ihm gegenüber ſaß!

„Es war des Himmels Wille,“ ſagte der Freiherr und faltete die Hände.

„So war es,“ wiederholte der alte Sturm, „unſer Herrgott wollte ihn zu ſich nehmen, gerade als er bei ſeiner beſten Arbeit war. Das war ehrenvoll für ihn, und kein Menſch kann ſchöner die Erde verlaſſen. Für ſein Vaterland und für ſeine Eltern zog er in ſeinem Schnurrock aus, und er war ſiegreich und jagte die Polacken in die Felder, als der Herr ſeinen Namen rief und ihn unter ſeine eigene Garde verſetzte.“

„Ich aber mußte zurückbleiben,“ klagte der Freiherr.

„Und mich freut's, daß ich unſern jungen Herrn noch geſehen habe,“ fuhr Sturm mit großer Beredtſamkeit fort, „denn wie Sie wiſſen, war er damals unſer junger Herr. Sie vertrauten meinem Karl die ganze Wirthſchaft an, und ſo war es für mich eine Ehre, auch Ihrem Herrn Sohn ein Vertrauen zu zeigen.“

„Es war unrecht, daß er zu Ihnen kam Geld zu borgen,“ ſagte der Freiherr kopfſchüttelnd. Und er ſagte ſo, weil er die troſtvolle Antwort Sturms ſchon oft gehört hatte und ſie wieder hören wollte.

Der Rieſe legte ſein Schnitzeiſen weg, fuhr ſich in die Haare und bemühte ſich, recht unternehmend auszuſehen, als er in leichtſinnigem Tone begann: „Wiſſen Sie was, man muß mit einem jungen Herrn auch Nachſicht haben. Jugend will austoben. Es borgt ſich Mancher Geld in jungen Jahren, und vollends wenn Einer einen ſo luſtigen Rock hat, mit Quaſten und Silber. Wir waren auch keine Geizhälſe, Herr Baron,“ fuhr er bittend fort und klopfte mit ſeinem Eiſen leiſe an die Knie des Blinden. — „Und der Herr Offizier war ſehr artig, und ich glaube, er war etwas verlegen. Und als ich ihm das Geld gab, ſah ich ihm an, wie leid es ihm that, daß er es brauchte. Ich gab's ihm um ſo lieber. Und als ich ihm in die Droſchke half und er ſich aus dem Wagen beugte, ich verſichere Ihnen, da war er ganz bewegt, er griff mit beiden kleinen Händen heraus und ſuchte meine Fauſt, um ſie noch einmal zu ſchütteln. Und wie er ſo daſaß, fiel das Licht der Straßenlaterne in ſein Geſicht. Es war in dieſem Augenblick ein freundliches liebes Geſicht, etwa wie das Ihrige und noch mehr wie das der Frau Baronin, ſoweit ich dies geſehen habe.“

Auch der Blinde ſtreckte die Hände aus und ſuchte die Fauſt des Aufladers. Sturm ſchob die Schnitzbank vor, faßte mit ſeiner Rechten die Hände des Freiherrn und ſtreichelte ſie mit der Linken. So ſaßen Beide ſtumm nebeneinander.

Endlich begann der Freiherr mit gebrochener Stimme: „Sie ſind der letzte Menſch geweſen, der meinem Eugen Freundſchaft bewieſen hat — ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen. Es iſt ein unglücklicher zerſchmetterter Mann, der Ihnen das ſagt. Aber ſo lange ich noch auf dieſer Erde lebe, werde ich den Segen des Höchſten für Sie erflehen. Es ſollte nicht ſein, daß mein Sohn mir in meinen alten Tagen den wankenden Schritt ſtützte, Ihnen aber hat der Himmel einen guten Sohn erhalten. Was ich von Friede und Glück für meinen armen Eugen wünſchen würde, das, flehe ich zu Gott, ſoll Ihrem Sohne werden.“

Sturm fuhr ſich über die Augen und umſchloß gleich darauf wieder die Hände des Freiherrn. So ſaßen die Väter wieder ſtumm nebeneinander, bis der Freiherr ſich mit einem Seufzer erhob. Behutſam faßte Sturm den Arm des Blinden und führte ihn über Hof und Anger bis auf die Rampe des Schloſſes. Jetzt iſt ein Weg zu der Thurmthür aufgeſchüttet, er hat eine Vormauer von großen Quaderſteinen, und man kann zu Fuß und zu Wagen die Thurmthür erreichen. Und Sturm zieht den Draht einer Glocke, der Diener des Freiherrn eilt herzu und führt ſeinen Herrn die Schloßtreppe hinauf, denn das Treppenſteigen wird dem Vater Sturm noch ſauer. —

In den Wirthſchaftshof fuhr unterdeß ein Wagen, Karl eilte reſpectvoll aus ſeiner Stube, der neue Gutsherr ſprang herab.

„Guten Tag, Sergeant!“ rief Fink, „wie ſteht's im Schloſſe und in der Wirthſchaft? Was macht das Fräulein und die Frau Baronin?“

„Alles in Ordnung,“ meldete Karl, „nur mit der Frau

Baronin geht's ſchwach. Wir erwarten Sie ſchon ſeit vierzehn Tagen. Die Herrſchaften im Schloß haben alle Tage gefragt, ob keine Nachricht von Ihnen gekommen ſei."

„Ich wurde aufgehalten," ſagte Fink, „und ich wäre vielleicht noch nicht zurück, aber ſeit dem Schneefall iſt nicht mehr viel von den Gütern zu ſehen. Ich habe Dobrowice gekauft."

„Alle Wetter!" rief Karl erfreut.

„Mächtiger Boden," fuhr Fink fort, „fünfhundert Morgen Laubwald, in dem die Baumaſche faſt einen Fuß hoch liegt. In dem polniſchen Loch daneben, das ſie dort Kreisſtadt nennen, fuhr das Schachervolk wie Ameiſen durcheinander, als es erfuhr, daß von jetzt unſer Sporn täglich über ihren Markt klirren ſoll. Sie aber, Amtmann, werden ſich freuen, wenn Sie das neue Gut ſehen. Ich habe Luſt, Sie im erſten Frühjahr hinzuſchicken. — Was halten Sie in der Hand? ein Schreiben von Anton? Geben Sie her."

Er brach den Brief haſtig auf. „Iſt das Fräulein im Schloß?" — „Ja, Herr von Fink." — „Gut. Heut Abend geht ein Bote zum Paſtor nach Neudorf." Mit ſchnellen Schritten ging er nach dem Schloß.

Lenore ſaß in ihrem Zimmer, um ſie herum lag zerſchnittene Leinwand, ſie nähte. Emſig ſtach ſie mit der Nadel in den harten Stoff, legte zuweilen die Naht auf das Knie, glättete mit dem Fingerhut und betrachtete dann mißtrauiſch die einzelnen Stiche, ob ſie auch klein und regelmäßig waren. Da klang auf dem Corridor der ſchnelle Schritt, ſie ſprang auf, und krampfhaft preßte ihre Hand die Leinwand zuſammen. Aber ſie faßte ſich mit kräftigem Entſchluß und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Es klopfte an ihre Thür. Ein tiefes Roth ſtieg ihr langſam über Hals und Wange, und ihr Herein! gelangte kaum bis an das Ohr des Gaſtes. Der eintretende Fink ſah ſich neugierig in dem ſchmuckloſen Raume um, an der Wand einige Kreidezeichnungen Lenorens, ſonſt nur der unentbehrlichſte Hausrath. Das kleine Sopha aus Pantherfellen ſtand nicht mehr darin.

Als Fink ſich vor Lenore verneigte, frug ſie in gleichgültigem Ton: „Hat etwas Unangenehmes Sie aufgehalten? Wir alle machten uns Sorge.“

„Ein Gut, das ich gekauft habe, verzögerte die Rückkehr. Jetzt komme ich in Eile, mich bei meiner Herrin zu melden; zugleich bringe ich Ihnen ein Packet, welches Anton für die Frau Baronin geſandt hat. Wenn das Befinden der gnädigen Frau mir erlaubt, ſie zu begrüßen, wünſche ich ihr meine Aufwartung zu machen.“

Lenore nahm den Brief. „Ich gehe ſogleich zur Mutter, verzeihen Sie!“ Mit einer Verbeugung ſuchte ſie bei ihm vorbeizukommen.

Fink hielt ſie durch eine Handbewegung zurück und ſagte ſcherzend: „Ich ſehe Sie hausmütterlich mit Schere und Nadel beſchäftigt. Wer iſt der Glückliche, für den Sie dieſe keilförmigen Stücke zuſammennähen?“

Lenore erröthete wieder: „Das iſt Frauenarbeit, und ein Herr darf danach nicht fragen.“

„Ich weiß doch, der Fingerhut ſteht ſonſt nicht in Ihrer Gunſt,“ ſagte Fink gutmüthig. „Iſt es denn nöthig, liebes Fräulein, daß Sie ſich die Augen verderben?“

„Ja, Herr von Fink,“ erwiederte Lenore in feſtem Tone, „es iſt nöthig und es wird nöthig ſein.“

„Ei, ei!“ rief Fink kopfſchüttelnd und ſtützte ſich gemächlich auf eine Stuhllehne. „Glauben Sie denn, daß ich Ihre geheimen Feldzüge mit Nadel und Schere nicht ſchon längſt gemerkt habe? Und dazu Ihr ernſtes Geſicht und die wahrhaft glorreiche Haltung, mit der Sie mich dreiſten Knaben behandeln. Wo iſt das Katzenſopha? Wo iſt die brüderliche Offenheit, die ich nach unſerm Vertrage erwarten durfte? Sie haben unſer Abkommen ſchlecht gehalten. Ich ſehe deutlich, mein guter Freund iſt geneigt mich aufzugeben, und zieht ſich mit beſtem Anſtande zurück. Aber geſtatten Sie auch mir die Bemerkung, daß Ihnen das ſchwerlich etwas nützen wird. Sie werden mich nicht los.“

„Seien Sie edelmüthig, Herr von Fink,“ unterbrach ihn Lenore in heftiger Bewegung; „machen Sie mir nicht noch ſchwerer, was ich thun muß. Ja, ich bereite mich vor, von hier zu ſcheiden, zu ſcheiden auch von Ihnen.“

„Sie weigern ſich alſo, hier bei mir auszuhalten?“ ſagte Fink mit gefurchter Stirn. — „Wohlan, ich werde wiederkommen und ſo lange bitten, bis Sie mich erhören. Wenn Sie mir entlaufen, reiſe ich Ihnen nach, und wenn Sie Ihr ſchönes Haar abſchneiden und in ein Kloſter fliehen, ich ſprenge die Mauern und hole Sie heraus. Habe ich nicht um Sie geworben, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter? Um Sie zu gewinnen, ſtolze Lenore, habe ich Sand in Gras verwandelt, und mich ſelber in einen ehrbaren Hauswirth. Dieſe Wunderthaten haben Sie verſchuldet. Darum, geliebte Herrin, ſeien Sie geſcheidt und quälen Sie uns nicht durch mädchenhafte Launen.“

„O ehren Sie dieſe Launen!“ rief Lenore in Thränen ausbrechend. „In der Einſamkeit dieſer Wochen habe ich jede Stunde mit meinem Schmerz gerungen. Ich bin ein armes Mädchen, das jetzt die Pflicht hat, für ihre leidenden Eltern zu leben. Die Mitgift, welche ich in Ihre Zukunft bringen würde, heißt Krankheit, Trübſinn und Hülfloſigkeit.“

„Sie irren,“ unterbrach ſie Fink ernſt. „Unſer Freund hat für Sie geſorgt. Er hat zwei Schurken ins Waſſer gejagt und die Schulden Ihres Vaters bezahlt; dem Freiherrn bleibt ein hübſches kleines Vermögen, alle Noth iſt zu Ende, und Sie ſelbſt, Trotzkopf, ſind gar keine ſchlechte Partie, wenn Ihnen daran etwas liegt. Der Brief, den Sie in der Hand halten, vernichtet Ihre Philoſophie.“

Lenore ſtarrte auf den Umſchlag und warf den Brief von ſich weg. „Nein!“ rief ſie außer ſich. „Als ich von Jammer zerriſſen an Ihrem Herzen lag, damals riethen Sie mir zu, ich ſollte Kraft gewinnen auch Ihnen gegenüber. Und jeden Tag fühle ich, daß ich Ihnen gegenüber keine Kraft habe, keine Ueberzeugung und keinen Willen. Was Sie ſagen, erſcheint mir wahr, und ich vergeſſe, was ich ſelbſt anders gedacht; was Sie von mir fordern, das muß ich thun, widerſtandslos, wie eine Sklavin. Die Frau, welche neben Ihnen durch das Leben geht, ſoll Ihnen ebenbürtig ſein an Geiſt und Kraft, und ſicher ſoll ſie ſich fühlen in dem eigenen Kreiſe. Ich bin ein ungebildetes, hilfloſes Mädchen. In thörichter Leidenſchaft habe ich Ihnen verrathen, daß ich um Ihretwillen wagen kann, was ein Weib nie wagen ſollte. Sie finden in mir nichts, was Sie ehren können. Sie werden mich küſſen und — werden mich ertragen.“ — Lenorens Hand ballte ſich und ihre Augen flammten. So ſtand ſie vor ihm und ihre Geſtalt erbebte in dem Kampfe von Stolz und Liebe.

„Haßt Sie ſo ſehr, daß Sie für mich eine Kugel in die Schulter des Mordgeſellen ſandten?“ frug Fink finſter. „Was ich ſehe, ſieht nicht aus wie Liebe, eher wie Haß.“

„Ich Sie haſſen!“ rief das Mädchen und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Er nahm ihr die Hände vom Antlitz, zog ſie an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Vertraue mir, Lenore.“

„Laß mich, laß mich!“ rief Lenore ſich ſträubend, aber ihr Mund hing wieder heiß an dem ſeinen, ſie umſchlang ihn feſt und zu ihm aufſehend mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck von Liebe und Furcht, glitt ſie zu ſeinen Füßen nieder.

Erſchüttert beugte ſich Fink herab und hob ſie auf. „Mein biſt du, und ich halte dich feſt!“ rief er. „Mit Büchſe und Blei habe ich dich erbeutet, du ſtürmiſches Herz! — In einem Athem ſagſt du mir Liebevolles und Hartes. — Alle Wetter, bin ich denn ein ſolcher Eiſenvogt, daß ein braves Weib fürchten muß, unter mein Joch zu kommen? So wie du biſt, Lenore, entſchloſſen, kühn, ein kleiner Teufel von Leidenſchaft, gerade ſo will ich dich haben und nicht anders. Wir ſind Waffenbrüder geweſen und wir werden es in dieſem Lande bleiben. Der Tag kann wiederkommen, wo wir beide in unſerem Hauſe den Kolben an die Wange legen, und das Volk um uns verlangt einen Sinn, der eher einen Schlag gibt, als einen erträgt. Und wäreſt du niemals die Sehnſucht meines Herzens geweſen, und wäreſt du ein Mann, ich würde dich für mein Leben zu gewinnen ſuchen als meinen Genoſſen. Denn, Lenore, du wirſt mir nicht nur ein liebes Weib ſein, auch ein muthiger Freund, der Vertraute meiner Thaten, mein treueſter Kamerad.“

Lenore ſchüttelte den Kopf, aber ſie hielt den Geliebten feſt umklammert. „Ich ſoll deine Hausfrau werden,“ klagte ſie. Fink ſtrich ihr liebkoſend über das Haar und küßte die glühende Stirn. „Gib dich zufrieden, mein Herz,“ ſagte er zärtlich, „und finde dich drein. Wir haben mit einander in einem Feuer geſeſſen, das ſtark genug war, um ein großes Gefühl zur Reife zu bringen. Und wir kennen Eines das Andere. Unter uns geſagt, wir werden manchmal einen Wirbelwind in unſerm Hauſe haben. Ich bin kein bequemer Geſell, am wenigſten für ein Weib, und du wirſt deinen eigenen Willen, deſſen Verluſt du jetzt beklagſt, recht gemüthlich wiederfinden. Sei ruhig, Liebchen, du wirſt wieder ein Trotzkopf werden, wie du geweſen biſt, du brauchſt dich deshalb gar nicht zu grämen. Alſo auf einige Stürme mache dich gefaßt, aber auch auf herzliche Liebe und auf ein fröhliches Leben. Du ſollſt mir wieder lachen, Lenore. Meine Hemden brauchſt du nicht zu nähen; wenn du das Wirthſchaftsbuch nicht führen willſt, ſo läßt du es bleiben. Und wenn du deinen Söhnen zuweilen im Eifer einen Backenſtreich gibſt, er wird unſerer Brut nicht ſchaden. Alſo ich denke, du gibſt dich.“

Lenore ſchwieg, aber ſie drückte ſich feſt an ſeine Bruſt.

Fink zog ſie fort. — „Komm zur Mutter!“ rief er.

Ueber das Bett der Kranken beugten ſich Fink und Lenore.

Um das bleiche Geſicht der Mutter flog ein heller Schein, als ſie die Hände auf das Haupt des Mannes legte und ihm ihren Segen gab.

„Sie iſt weich und noch immer ein Kind,“ ſagte ſie zu dem Manne. „In Ihren Händen, mein Sohn, liegt es, eine gute Frau aus ihr zu machen.“

Sie trieb die Kinder aus dem Zimmer. „Geht zum Vater,“ bat ſie, „führt ihn dann zu mir und laßt uns allein.“

Als der Freiherr neben ſeiner Gemahlin ſaß, zog die Baronin ſeine Hand an ihre Lippen und ſprach leiſe: „Heut will ich dir danken, Oskar, für viele Jahre des Glücks, für all deine Liebe.“

„Armes Weib!“ murmelte der Blinde.

„Was du erfahren und gelitten haſt,“ fuhr die Baronin fort, „das haſt du erfahren und gelitten für mich und meinen Sohn, und Beide laſſen wir dich allein zurück in einer freudeloſen Welt. — Dir ſollte das Glück nicht werden, deinen Namen in der Familie zu vererben. In deinem Haus biſt du der Letzte, welcher den Namen Rothſattel trägt.“

Der Freiherr ſtöhnte.

„Aber der Ruf, den wir hinterlaſſen, ſoll ohne Flecken ſein, wie dein ganzes Leben war, — bis auf zwei Stunden der Verzweiflung.“ Sie hielt die Hand des Blinden an das Bündel Schuldſcheine und riß jeden einzelnen durch, ſie klingelte dem Diener und ließ die Papiere Stück für Stück in den Ofen werfen. Die Flamme flackerte hell auf und warf ein rothes Licht über das Zimmer, es rauſchte und kniſterte, bis der Brand verglommen. Die Dämmerung des Abends füllte die Stube, und an dem Bett der kranken Frau lag der Freiherr und drückte das Haupt in die Decken, nnd ſie hielt ihre Hände über ihm gefaltet, und ihre Lippen bewegten ſich im leiſen Gebet.

Im Morgengrau flattern die Krähen und Dohlen über dem Schnee des Schloßdaches. Die ſchwarzen Vögel ſchweben um die Zinne des Thurms, und ſie brechen mit lautem Geſchrei nach dem Walde auf und erzählen ihrem Volke, daß im Hauſe eine Braut ſei und eine Tote. Die bleiche Frau aus der Fremde iſt in der Nacht geſtorben, und der Blinde, welcher jetzt zuſammengeſunken in den Armen ſeiner Tochter liegt, hat in ſeinem Schmerz nur ein tröſtendes Gefühl, daß er ihr, die endlich Ruhe gefunden, in Kurzem nachfolgen wird. Und die Unglücksvögel rufen in alle Lüfte, daß auch die fremden Einwanderer dem alten Slavenfluch verfallen ſind, der auf dem Schloſſe und auf dem Grunde liegt.

Aber den Mann, welcher jetzt im Schloß gebietet, kümmert es wenig, ob eine Dohle ſchreit oder die Lerche; und wenn ein Fluch auf ſeinem Boden liegt, er bläſt lachend in die Luft und bläſt ihn hinweg. Sein Leben wird ein unaufhörlicher ſiegreicher Kampf ſein gegen die finſtern Geiſter der Landſchaft; und aus dem Slavenſchloß wird eine Schaar kraftvoller Knaben herausſpringen, und ein neues deutſches Geſchlecht, dauerhaft an Leib und Seele, wird ſich über das Land verbreiten, ein Geſchlecht von Coloniſten und Eroberern.

Mit wenigen herzlichen Worten zeigte Fink dem Freund ſeine Verlobung und den Tod der Baronin an. Ein verſiegelter Brief an Sabine lag dem Schreiben bei.

Es war Abend, als der Poſtbote den Brief in Antons Zimmer brachte. Lange ſaß Anton den Kopf auf die Hand geſtützt vor der Botſchaft, endlich ergriff er den Brief an Sabine und eilte nach dem Vorderhaus.

Er traf den Kaufmann im Arbeitszimmer und übergab dieſem den Brief. Der Kaufmann rief ſogleich Sabine herein. „Fink iſt verlobt, hier die Anzeige an dich!“

Sabine ſchlug erfreut die Hände zuſammen und eilte auf Anton zu, aber ſie hielt erröthend auf dem Wege an, trug den Brief zur Lampe und öffnete. Es mußte nicht Vieles darin ſtehen, denn ſie war im Augenblick zu Ende; ſie mühte ſich ernſthaft auszuſehen, aber der Mund gehorchte ihr nicht, ſie vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Anton hätte zu anderer Zeit dieſe Stimmung mit leidenſchaftlichem Antheil beobachtet, heut achtete er kaum darauf.

„Sie bleiben doch heut Abend bei uns, lieber Wohlfart?“ frug der Kaufmann.

Anton erwiederte: „Ich ſelbſt wollte Sie bitten, mir einige Minuten zu ſchenken. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“ Er ſah unruhig auf Sabine.

„Laſſen Sie hören! — Bleib, Sabine!“ rief der Kaufmann der Schweſter zu, welche nach Antons Worten entſchlüpfen wollte. „Ihr ſeid gute Freunde, Herr Wohlfart wird an deiner Gegenwart keinen Anſtoß nehmen. Sprechen Sie, Freund, womit kann ich Ihnen dienen?“

Anton preßte die Lippen zuſammen und blickte wieder auf die Geliebte, welche an den Thürpfoſten gelehnt vor ſich niederſah. „Darf ich fragen, Herr Schröter,“ begann er endlich mit Ueberwindung, „ob Sie die Stelle gefunden haben, welche Ihre Güte mir vermitteln wollte?“

Sabine bewegte ſich unruhig, auch der Kaufmann ſah verwundert auf. „Ich glaube, Ihnen etwas anbieten zu können, aber eilt das ſo ſehr, lieber Wohlfart?“

„Ja,“ entgegnete Anton feierlich. „Ich habe keinen Tag zu verlieren. Meine Beziehungen zu der Familie Rothſattel ſind jetzt völlig gelöſt, die furchtbaren Ereigniſſe, welche noch in den letzten Wochen durch meine Thätigkeit herbeigeführt wurden, haben auch meinen Körper angegriffen. Ich ſehne mich nach Ruhe. Regelmäßige Arbeit in einer fremden Stadt, wo mich nichts mehr an die Vergangenheit erinnert, iſt mir jetzt Bedürfniß.“

Wieder bewegte ſich Sabine, ein ernſter Blick des Bruders hielt ſie zurück.

„Und dieſe Ruhe, die auch ich für Sie wünſche, können Sie bei uns nicht finden?“ frug der Kaufmann.

„Nein," erwiederte Anton mit klangloſer Stimme, „ich bitte Sie, mir nicht zu zürnen, wenn ich heut von Ihnen Abſchied nehme."

„Abſchied!" rief der Hausherr. „Ich verſtehe nicht, weshalb das ſo eilig iſt. In unſerm Hauſe ſollen Sie ſich erholen, die Frauen ſollen beſſer für Sie ſorgen, als ſie bisher gethan. Wohlfart beklagt ſich über dich, Sabine. Er ſieht blaß und angegriffen aus. Du und die Tante, ihr dürft ſo etwas nicht leiden."

Sabine antwortete nichts.

„Ich muß fort, Herr Schröter," ſprach Anton feſt, „morgen reiſe ich ab."

„Und wollen Sie Ihren Freunden nicht ſagen, weshalb dies ſo plötzlich ſein muß?" frug der Kaufmann ernſthaft.

„Sie wiſſen, weshalb. — Ich habe mit meiner Vergangenheit abgeſchloſſen. Ich habe bis jetzt ſchlecht für meine Zukunft geſorgt, denn ich bin in der Lage, mir in der Fremde als Dienender erſt Zutrauen und gute Geſinnung erwerben zu müſſen. — Ich bin auch an Freunden ſehr arm geworden. Von allen Menſchen, welche mir lieb ſind, muß ich mich entfernt halten auf Jahre, auf lange Zeit. Ich habe einige Urſache, mich allein zu fühlen, und da ich mein Leben von Neuem geſtalten muß, ſo ſoll das ſo bald als möglich geſchehen, denn jeder Tag, den ich hier verlebe, iſt fruchtlos, er macht meine Kraft geringer und die nothwendige Trennung ſchwerer." So ſprach er mit tiefer Bewegung; die Stimme bebte ihm, aber er verlor nicht ſeine ruhige Haltung. Er trat auf Sabine zu und faßte ihre Hand. „In dieſer letzten Stunde bekenne ich Ihnen, in Gegenwart Ihres Bruders, was zu hören Sie nicht beleidigen kann, weil Sie auch das ſchon längſt wiſſen. — Die Trennung von Ihnen ſchmerzt mich mehr, als ich ſagen kann. Leben Sie wohl!" Jetzt übermannte ihn die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und trat an das Fenſter.

Der Kaufmann begann nach einer Pauſe: „Daß Sie ſo eilig von uns gehen, lieber Wohlfart, kommt auch meiner Schweſter ungelegen. Sabine hatte gerade jetzt den Wunſch, Sie um einen Ritterdienſt zu erſuchen, wie ihn die Schweſter eines Kaufmanns verlangen kann. Auch ich wünſche ſehr, daß Sie dieſe Bitte nicht abſchlagen. Sabine bittet, daß Sie ihr einige Blätter durchſehen und dabei ihren Vortheil mir gegenüber wahrnehmen. Es iſt keine große Arbeit.“

Anton wandte ſich mit Ueberwindung um und machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Zuvor aber erfahren Sie einen Umſtand, der Ihnen vielleicht noch nicht bekannt iſt,“ fuhr der Kaufmann fort. „Sabine iſt ſeit dem Tode meines Vaters mein ſtiller Aſſocié; ihr Rath und ihre Willensmeinung haben in unſerm Geſchäft öfter den Ausſchlag gegeben, als Sie wohl meinen. Sie iſt auch Ihr Chef geweſen, lieber Wohlfart.“ Er winkte der Schweſter und verließ das Zimmer.

Erſtaunt ſah Anton auf den Chef im hellen Frauengewande. Manches Jahr hatte er, ohne es zu wiſſen, auch ihr gehorcht und ihr zu Dienſten gehandelt. Und wie in alter Zeit ſich der reiſige Vaſall ſeiner jungen Lehnsherrin neigte, ſo verneigte auch er ſich unwillkürlich vor der jungfräulichen Geſtalt, welche jetzt mit gerötheten Wangen auf ihn zu trat.

„Ja, Wohlfart,“ ſprach Sabine ſchüchtern. „Auch ich habe ein kleines Anrecht an Ihr Leben gehabt. Ich war's, die Ihrem Vater verſprach, hier im Hauſe für Sie zu ſorgen. Ich war ſelbſt noch ein unerfahrenes Kind, und das Vertrauen des fremden Gaſtes machte mich glücklich. Ihr Vater, der würdige alte Herr, wollte bei uns ſein Sammtkäppchen nicht aufſetzen, das ihm aus der Taſche guckte, bis ich es ihm herauszog und auf die weißen Locken drückte; damals dachte ich, wird mein Lehrling auch ſo hübſche Locken haben? — Und als Sie zu uns kamen und Allen gefielen, und der Bruder Sie den beſten unter den jüngeren Herren nannte, da war ich ſo ſtolz auf Sie, wie nur Ihr guter Vater hätte ſein können."

Anton ſtützte ſich auf das Pult und verbarg ſeine Augen mit der Hand.

„Und weil ich immer empfand, daß Sie ein wenig mir gehörten, bat ich den Bruder, Sie auf der gefährlichen Reiſe mitzunehmen; ich wußte Sie bei ihm und fühlte mich nicht ganz von ihm getrennt. Auch für mich haben Sie in der Fremde gearbeitet, Wohlfart, und als Sie in der Schreckensnacht unter Feuer und Waffenlärm auf den Frachtwagen ſtanden, da waren mein die Waaren, die Sie retteten. Und deshalb, mein Freund, komme ich auch jetzt als Kaufmann zu Ihnen und noch einmal bitte ich Sie, eine Arbeit für mich abzumachen. Sie ſollen mir ein Conto durchſehen."

„Ich will, Fräulein," erwiederte Anton abgewandt, „aber nicht in dieſer Stunde."

Sabine griff in den Schrank, ſie legte zwei Bücher mit goldenem Schnitt, in grünes Leder gebunden, auf das Pult. Und Anton bei der Hand faſſend bat ſie mit zitternder Stimme: „Kommen Sie doch, ſehen Sie mein Soll und Haben an." Sie öffnete das erſte Buch. Unter kunſtvollen Schnörkeln ſtanden die Worte: „Mit Gott." „Geheimbuch von T. O. Schröter."

Anton trat erſchrocken zurück: „Es iſt das Geheimbuch der Handlung!" rief er, „das iſt ein Irrthum."

„Es iſt kein Irrthum," ſagte Sabine, „ich wünſche, daß Sie es durchſehen."

„Das iſt unmöglich, Fräulein!" rief Anton. „Nicht Ihr Herr Bruder und nicht Sie können das im Ernſt wollen. Verhüte Gott, daß ſich ein Anderer an dieſes Buch wage als die Herren des Geſchäfts. So lange eine Handlung ſteht, ſind dieſe Blätter für keines Menſchen Auge, als für die Augen der Herren, und nach ihrem Tode für die nächſten Erben. Wer in dies Buch geſehen hat, der weiß, was nie ein Fremder erfahren darf. Und dieſem Buche gegenüber iſt auch der treuſte Freund ein Fremder. Als Kaufmann und redlicher Menſch darf ich Ihren Wunſch nicht erfüllen.“

Sabine hielt ſeine Hand feſt. „Sehen Sie doch hinein, Wohlfart,“ bat ſie, „ſehen Sie wenigſtens die Aufſchrift an.“ Sie ſchlug den Deckel zurück. „In dieſem Buche ſteht: T. O. Schröter,“ ſie fuhr mit der Hand über die Blätter. „Es ſind nur noch wenige leere Seiten darin, das Buch geht mit dem Jahre zu Ende.“ Sie ſchlug den Deckel des zweiten Bandes auf und ſprach: „Dies Buch iſt leer; hier aber ſteht eine andere Firma. Was ſteht hier?“

Anton las: „Mit Gott.“ „Geheimbuch von T. O. Schröter und Compagnie.“

Sabine drückte ſeine Hand und ſprach leiſe und bittend: „Und der neue Compagnon ſollen Sie ſein, mein Freund.“

Anton ſtand regungslos, aber ſein Herz pochte laut, und hell ſtieg die Röthe auf ſeine Wangen. Noch immer hielt Sabine ihn bei der Hand, er ſah ihr Antlitz nahe an dem ſeinen, und wie einen Hauch fühlte er ihren leiſen Kuß auf ſeinen Lippen. Da ſchlang er den Arm um die Geliebte und lautlos hielten die Glücklichen einander umfaßt.

Die Thür öffnete ſich, der Kaufmann ſtand auf der Schwelle. „Halt' ihn feſt, den Flüchtling!“ rief er. „Ja, Anton, ſeit Jahren habe ich dieſe Stunde erſehnt. Seit du in der Fremde an meinem Lager knieteſt und meine Wunde verbandeſt, trug ich im Herzen den Wunſch, dich für immer mit unſerm Leben zu vereinigen. Als du von uns gingſt, ſah ich mit Zorn meine liebſte Hoffnung zerſtört. Jetzt halten wir dich, du Schwärmender, in den Blättern des Geheimbuches und in unſern Armen.“ Er zog die Liebenden an ſich.

„Du haſt dir einen armen Compagnon gewählt!“ rief Anton am Herzen des neuen Bruders.

„Nein, mein Bruder, Sabine hat als kluger Kaufmann gehandelt. Beſitz und Wohlſtand haben keinen Werth, nicht für den Einzelnen und nicht für den Staat, ohne die geſunde Kraft, welche das tote Metall in Leben ſchaffender Bewegung erhält. Du bringſt in das Haus die rüſtige Jugendkraft und einen geprüften Sinn. Sei willkommen in dieſem Hauſe und in unſern Herzen!“

Und ſtrahlend vor Freude hielt Sabine beide Hände des Verlobten feſt. „Kaum konnte ich länger ertragen, dich ſo ſtill und traurig zu ſehen. Jeden Mittag, wenn du den Stuhl rückteſt, war mir, als müßte ich dir nachfliegen und dir ſagen, daß du zu uns gehörſt für immer. — Du haſt nicht geſehen, du Blinder, was in mir vorging, und Lenorens Bräutigam hat doch Alles gewußt.“

„Er?“ frug Anton. „Ich habe zu ihm niemals von dir geſprochen.“

„Sieh her!“ rief Sabine und zog den Zettel Finks aus der Taſche. Es ſtand nichts darin, als die Worte: „Gute Freundſchaft, Frau Schwägerin.“

Und wieder ſchloß der glückliche Anton die Geliebte in ſeine Arme. —

Schmücke dich, du altes Patricierhaus, freue dich, ſorgliche Tante, tanzet, ihr fleißigen Hausgeiſter im dämmerigen Flur, ſchlage Burzelbäume auf deinem Schreibtiſch, du luſtiger Gips! Die poetiſchen Träume, welche der Knabe Anton in ſeinem Vaterhauſe unter den Segenswünſchen guter Eltern gehegt hat, ſind ehrliche Träume geweſen. Ihnen wurde Erfüllung. Was ihn verlockte und ſtörte und im Leben umherwarf, das hat er mit männlichem Gemüth überwunden. Das alte Buch ſeines Lebens iſt zu Ende, und in eurem Geheimbuch, ihr guten Geiſter des Hauſes, wird fortan „mit Gott“ verzeichnet: ſein neues Soll und Haben.

Ordensburg Sonthofen

Druck von J. [illegible]rſchfeld in Leipzig

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Sechſter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen:
Nr. 11603~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Die verlorene Handſchrift. Roman in fünf Büchern. Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Seite

1. Eine gelehrte Entdeckung 3
2. Die feindlichen Nachbarn 22
3. Die Reiſe ins Blaue 41
4. Das alte Haus 61
5. Zwiſchen Herden und Garben 82
6. Eine gelehrte Frau vom Lande 106
7. Neue Feindſeligkeit 124
8. Noch einmal Tacitus 144
9. Ilſe 160
10. Die Werbung 180
11. Speihahn 193
12. Der Abſchied vom Gute 211

Zweites Buch.

1. Die erſten Grüße der Stadt 219
2. Ein Tag der Beſuche 235
3. Unter den Gelehrten 250
4. Der Profeſſorenball 270
5. Herr Hummel als Falſarius 294
6. Kleine Gegenſätze 320
7. Die Erkrankung 339
8. Eine Frage der Reſidenz 355

Die

verlorene Handſchrift.

Roman in fünf Büchern.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

1.

Eine gelehrte Entdeckung.

Es iſt ſpäter Abend in unſerm Stadtwald, leiſe wiſpert das Laub in der lauen Sommerluft und aus der Ferne tönt das Geſchwirr der Feldgrillen bis unter die Bäume.

Durch die Gipfel fällt bleiches Licht auf den Waldweg und das undeutliche Geäſt des Unterholzes. Der Mond beſprengt den Pfad mit ſchimmernden Flecken, er zündet im Gewirr der Blätter und Zweige verlorene Lichter auf, hier läuft es vom Baumſtamme bläulich herab wie brennender Spiritus, dort im Grunde leuchten aus tiefer Dunkelheit die Wedel eines Farnkrautes in grünlichem Golde, und über dem Wege ragt der dürre Aſt als ungeheures weißes Geweih. Dazwiſchen aber und darunter ſchwarze, greifbare Finſterniß. Runder Mond am Himmel, deine Verſuche den Wald zu erleuchten ſind unordentlich, bleichſüchtig und launenhaft. Bitte, beſchränke deine Lichter auf den Damm, der zur Stadt führt, wirf deinen falben Schein nicht allzuſchräge über den Weg hinaus, denn linker Hand geht es abſchüſſig in Sumpf und Waſſer.

Pfui, du Lügner! da iſt der Sumpf, und der Schuh blieb darin ſtecken. — Aber dir iſt das gerade recht, Täuſchen und Betrügen iſt deine liebſte Arbeit, du Phantaſt unter den Sternen. Man wundert ſich allgemein, daß die Menſchen der Vorzeit dich als Gott verehrten. Einſt hat das griechiſche Mädchen dich Selene gerufen und ſie hat dir die Schale mit purpurnem

Mohn bekränzt, um durch deinen Zauber den treuloſen Geliebten zu ihrer Thürſchwelle zu locken. Damit iſt es für immer vorbei. Wir haben die Wiſſenſchaft und Photogen, und du biſt herabgekommen zu einem armen alten Gaukler, der fern von Menſchen im Walde umherflackert. Zu einem Gaukler! Man erweiſt dir noch allzuviel Ehre, wenn man dich überhaupt als lebendes Weſen behandelt. Was biſt du denn eigentlich? eine Kugel ausgebrannter blaſiger Schlacke, luftlos, farbenlos, waſſerlos. Bah! eine Kugel? Unſere Gelehrten wiſſen, daß du nicht einmal rund biſt, auch darin lügſt du. Wir von der Erde haben dich nach unſerer Seite in die Länge gezogen. Du biſt gewiſſermaßen zugeſpitzt, und deine Geſtalt iſt erbärmlich und unregelmäßig. Du biſt nichts als eine Art großer Erdrübe, welche ſich in ewiger Sklaverei um uns herumwälzt.

Der Wald lichtet ſich, zwiſchen der Stadt und dem Wanderer liegt noch eine weite Raſenfläche mit ihrem Weiher. Sei gegrüßt, du grüner Thalgrund; wohlgepflegte Kieswege ziehen ſich über die Waldwieſe, hier und da erhebt ſich luſtiges Gebüſch und eine Gartenbank. Auf der Bank raſtet bei Tage der wohlhäbige Bürger; die Hände auf das ſpaniſche Rohr geſtützt, ſieht er ſtolz nach den Thürmen ſeiner guten Stadt hinüber. — Iſt heut auch die Flur verwandelt? Vor dem Wanderer breitet ſich's wie eine wogende Waſſerfläche, und es wallt, brodelt und ballt ſich um die Füße, in endloſen Nebelmaſſen ſoweit das Auge reicht. Welches Geiſterheer wäſcht hier ſeine grauen Gewänder? Sie flattern von den Bäumen, ſie ziehen durch die Luft, mattſcheinend, zerfließend, ſich wieder verwebend. Und höher erheben ſich die dämmrigen Gebilde. Sie ſchweben dem Wanderer über das Haupt, die düſtern Maſſen der Bäume verſchwinden, auch den Himmel verbirgt die Dämmerung, jeder Umriß löſt ſich auf in ein Chaos von bleichem Licht und wogender Unform. Noch dauert die feſte Erde unter den Füßen des Schreitenden, und doch wandelt er geſchieden von allen wirklichen Geſtalten der Erde unter leuchtenden körperloſen

Schatten. Hier ſammelt ſich's und dort wieder zu ſchwebendem Scheine. Langſam ſchweifen die Luftgebilde an dem Flor, der den Wanderer umhüllt. Hier dringt eine gebeugte Geſtalt heran, einem knieenden Weibe vergleichbar, das vor Schmerz zuſammenbricht, dort ein Zug in langen wallenden Gewändern wie römiſche Senatoren, an ihrer Spitze ein Kaiſer mit der Strahlenkrone, aber die Krone und das Haupt zerfließen, kopflos und geſpenſtig gleitet der große Schatten vorüber. — Dunſt der feuchten Wieſe, wer hat dich ſo verwandelt? Wetter! das that wieder der Alte dort oben, der gaukelnde Mond.

Weicht hinterwärts, täuſchende Bilder der Dämmerung. Das Thal iſt durchſchritten, vor dem Wanderer ſchimmern erleuchtete Fenſter, hier ragen die nächſten Häuſer der Stadt, zwei ſtattliche Häuſer und zwei Hausbeſitzer! Hier wohnen Menſchen, Steuerzahler, rührig Schaffende; ſie hüllen ſich zur Nacht in warme Decken, und nicht in deine wäſſrigen Geſpinſte, o Mond, welche als rollende Tropfen von Haar und Bart träufeln; ſie haben ihre Launen und ihre Biederkeit und ſchätzen deinen Werth, Mond, genau nach den Summen, die du der Stadtkaſſe an Gaslicht erſparſt.

In dem Hauſe zur linken Hand glänzt aus der obern Fenſterreihe eine Lampe nahe den Scheiben. Vergeblich mühſt du dich, bleiches Wolkenlicht, deine trügenden Strahlen auch dort hineinzuwerfen. Denn ihn, der dort wohnt, ſollſt du mit deinen Poſſen nicht kränken, er iſt ein Kind der Sonne und ein Held dieſer Geſchichte. Es iſt der Profeſſor Felix Werner, ein gelehrter Philolog, noch ein junger Herr, aber von wohlverdientem Ruf. Da ſitzt er an ſeinem Arbeitstiſch und blickt auf verblichene alte Schrift; ein anſehnlicher Mann; wenn er aufſteht, von guter Mittelgröße, dunkles gelocktes Haar umgibt ihm ein großes Antlitz von kräftiger Bildung, nichts Kleines darin, helle treue Augen unter dunklen Brauen, die Naſe leicht gebogen, die Muskeln des Mundes ſtark entwickelt, wie bei einem beliebten Lehrer der ſtudirenden Jugend natürlich iſt.

Jetzt gerade fährt ein feines Lächeln darüber und die Wangen ſind ihm von der Arbeit oder geheimer Aufregung geröthet. Verſchwinde hinter einer Wolke, Mond, die Geſellſchaft meines Profeſſors iſt mir lieber.

Der Profeſſor ſprang von ſeinem Arbeitstiſch auf und durchſchritt einige Male eifrig das Zimmer, dann trat er an ein Fenſter, welches auf das Nachbarhaus hinſah, ſtellte zwei große Bücher auf das Fenſterbrett, legte ein kleineres darüber und brachte dadurch eine Figur hervor, welche einem griechiſchen P ähnlich ſah und durch den Lichtſchein dahinter für die Augen im Nachbarhauſe ſichtbar wurde. Nachdem er dies telegraphiſche Zeichen gezimmert hatte, eilte er wieder an den Tiſch und beugte ſich von neuem über ſein Buch.

Der Diener trat leiſe ein, das Abendeſſen wegzuräumen, welches auf einem Seitentiſch zurecht geſtellt war. Da er die Speiſen unberührt fand, blickte er mißbilligend auf den Profeſſor und blieb lange hinter dem leeren Stuhl ſtehen. Endlich rückte er ſich in militäriſche Haltung: „Der Herr Profeſſor haben das Abendbrot vergeſſen.“

„Räumen Sie ab, Gabriel,“ befahl der Profeſſor.

Gabriel bewies keinen guten Willen. „Der Herr Profeſſor ſollten wenigſtens ein Stück kalten Braten zu ſich nehmen. Aus Nichts wird Nichts,“ fügte er wohlwollend hinzu.

„Es iſt nicht in der Ordnung, daß Sie hereinkommen mich zu ſtören.“

Gabriel nahm den Teller und trug ihn zum Profeſſor. „Nehmen der Herr Profeſſor wenigſtens ein paar Biſſen.“

„So geben Sie,“ ſagte der Profeſſor und aß.

Gabriel benutzte die Pauſe, in welcher ſein Herr widerſtandslos bei verſtändlicher Thätigkeit verweilte, zu einer reſpectvollen Anmahnung: „Mein ſeliger Hauptmann hielt ſehr auf ein gutes Abendeſſen.“

„Jetzt aber ſind Sie ins Civile überſetzt“ verſetzte der Profeſſor lächelnd.

„Es iſt aber auch nicht in der Ordnung," fuhr Gabriel hartnäckig fort, „wenn ich allein den Braten eſſe, den ich für Sie hole."

„Ich hoffe, Sie ſind jetzt zufrieden," verſetzte der Profeſſor und ſchob ihm den Teller zurück.

Gabriel zuckte die Achſeln. „Es iſt zum wenigſten guter Wille. Der Herr Doctor war nicht zu Hauſe."

„Ich ſehe. Sorgen Sie dafür, daß die Hausthür geöffnet bleibt."

Gabriel machte Kehrt und entfernte ſich mit den Tellern.

Wieder war der Gelehrte allein, das goldene Licht der Lampe fiel auf ſein Antlitz und die Bücher welche um ihn lagen, ſchneller rauſchten die weißen Blätter unter der Hand des Nachſchlagenden und in ſtarker Spannung arbeiteten ſeine Züge.

Da pochte es an die Thür, der erwartete Beſuch trat ein.

„Guten Abend, Fritz," rief der Profeſſor dem Eintretenden entgegen, „ſetze dich auf meinen Platz und ſieh hierher."

Der Gaſt, eine zarte Geſtalt, mit feinen Zügen und einer Brille vor den Augen, rückte ſich gehorſam zurecht und ergriff ein kleines Buch, welches Mittelpunkt eines Kreiſes von aufgeſchlagenen Werken in jedem Alter und Format war. Mit Kennerblicken muſterte er zuerſt den Deckel: geſchwärztes Pergament mit alten Noten und darunter geſchriebenem Kirchentext, er warf einen ſpähenden Blick auf das Innere des Einbands und ſuchte nach den Pergamentſtreifen, durch welche der übelerhaltene Rücken des Buches mit dem Deckel verbunden war. Dann erſt ſah er auf das erſte Blatt des Inhalts, auf die vergilbten Buchſtaben des geſchriebenen Textes. „Das Leben der heiligen Hildegard, — die Hand des Schreibers aus dem fünfzehnten Jahrhundert," — ſprach er, und ſah den Freund fragend an.

„Nicht deshalb zeige ich dir das alte Buch. Sieh weiter. Der Lebensgeſchichte folgen Gebete, eine Anzahl Recepte und Wirthſchaftsregeln von verſchiedenen Händen bis über die Zeit Luthers hinaus. Ich hatte dieſe Blätter für dich gekauft, du konnteſt darin vielleicht etwas für deine Sagen oder Volksaberglauben finden. Bei der Durchſicht aber traf ich auf einer der letzten Seiten dieſe Stelle, und ich muß dir jetzt das Buch noch vorenthalten. Es ſcheint, daß mehre Generationen eines Mönchskloſters das Buch benutzt haben, um Bemerkungen einzuzeichnen, denn auf dieſem Blatt iſt ein Verzeichniß von Kirchenſchätzen des Kloſters Roſſau. Es war ein dürftiges Kloſter, das Verzeichniß iſt nicht groß oder nicht vollſtändig. Es wurde von einem unwiſſenden Mönch, ſoweit man aus ſeiner Schrift ſchließen kann, etwa um 1500 gemacht. Sieh, hier Kirchengeräth und wenige geiſtliche Gewänder, und hier einige theologiſche Handſchriften des Kloſters, für uns gleichgültig, darunter aber zuletzt folgender Titel: „Das alt ungehür puoch von ußfart des ſwigers.“

Der Doctor prüfte neugierig die Worte. „Das klingt wie Ueberſchrift eines Rittergedichts. Und was bedeuten die Worte ſelbſt: Iſt der Ausfahrende ein Schwieger, oder ein Schweigender?“

„Verſuchen wir das Räthſel zu löſen,“ fuhr der Profeſſor mit glänzenden Augen fort, und wies mit dem Finger auf daſſelbe Blatt. „Eine ſpätere Hand hat in lateiniſcher Sprache dazugeſchrieben: „Dies Buch iſt latein, faſt unlesbar, fängt an mit den Worten: lacrimas et signa und endet mit den Worten: Hier ſchließt der Geſchichten — actorum — dreißigſtes Buch.“ Jetzt rathe.“

Der Doctor ſah in das erregte Geſicht des Freundes: „Laß mich nicht warten. Die Anfangsworte klingen viel verſprechend, aber ein Titel ſind ſie nicht, es mögen im Anfange Blätter gefehlt haben.“

„So iſt es,“ verſetzte der Profeſſor vergnügt. „Nehmen wir an: ein, zwei Blätter haben gefehlt. Im fünften Kapitel der Annalen des Tacitus ſtehen die Worte lacrimas et signa hinter einander.“

Der Doctor ſprang auf, auch ihm flog ein freudiges Roth über das Antlitz.

„Setze dich,“ fuhr der Profeſſor fort, den Freund niederdrückend. „Der alte Titel vor den Annalen des Tacitus lautete wörtlich überſetzt: „Tacitus, vom Ausgange des göttlichen Auguſtus,“ beſſer Deutſch: „Vom Hinſcheiden des Auguſtus ab.“ Wohlan, ein unwiſſender Mönch entzifferte auf irgend einem Blatte die erſten lateiniſchen Worte der Ueberſchrift: „Taciti ab excessu“ und verſuchte ſie ins Deutſche zu überſetzen. Er war froh zu wiſſen, daß tacitus ſchweigſam bedeutet, hatte aber nie etwas von dem römiſchen Geſchichtſchreiber gehört, und übertrug alſo wörtlich: Vom Ausgange des Schweigenden.“

„Vortrefflich,“ rief der Doctor. „Und der Mönch ſchrieb ſeine gelungene Ueberſetzung des Titels auf die Handſchrift. Triumph! Die Handſchrift war ein Tacitus.“

„Höre noch weiter,“ ermahnte der Profeſſor. „Im dritten und vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung beſtanden die beiden großen Werke des Tacitus, die Annalen und Hiſtorien, in einer Sammlung vereint unter dem Titel: Dreißig Bücher Geſchichten. Wir haben dafür mehre alte Zeugniſſe, ſieh her.“

Der Profeſſor ſchlug bekannte Stellen auf und legte ſie vor den Freund. „Und wieder am Ende der verzeichneten Handſchrift ſtand: „Hier ſchließt das dreißigſte Buch der Geſchichten.“ Dadurch ſchwindet, wie mir ſcheint, jeder Zweifel, daß dieſe Handſchrift ein Tacitus war. Und um das Ganze zuſammenzufaſſen, war das Sachverhältniß folgendes: Zur Zeit der Reformation befand ſich eine Handſchrift des Tacitus im Kloſter Roſſau, der Anfang fehlte. Es war eine alte Handſchrift, ſie war durch die Zeit und ihre Schickſale für Mönchsaugen faſt unlesbar geworden.“

„Es muß aber an dem Buch noch etwas Beſonderes gehangen haben,“ unterbrach der Doctor, „denn der Mönch bezeichnet es mit dem Ausdruck: ungeheuer, welches etwa unſerm Wort unheimlich entſpricht.“

„So iſt es,“ beſtätigte der Profeſſor. „Man darf muthmaßen, daß entweder eine Kloſterſage, die ſich daran geheftet hatte, oder ein altes Verbot das Buch zu leſen, oder wahrſcheinlicher eine ungewöhnliche Beſchaffenheit des Deckels oder Formats dieſe Bezeichnung verurſacht hat. Die Handſchrift enthielt beide Geſchichtswerke des Tacitus, welche durch fortlaufende Bücherzahl verbunden waren. Und wir," fuhr er fort, und warf in der Aufregung das Buch, welches er in der Hand hielt, auf den Tiſch, „wir beſitzen dieſe Handſchrift nicht mehr. Keines von den beiden Geſchichtswerken des großen Römers iſt uns vollſtändig erhalten; uns fehlt, wenn wir die Lücken zuſammenrechnen, wohl mehr als die Hälfte."

Der Freund durchſchritt haſtig das Zimmer. „Das iſt eine von den Entdeckungen, die das Blut ſchneller in die Adern treibt. Dahin und verloren! Aber es überläuft Einen heiß, wenn man deutlich empfindet, daß ſo wenig fehlte, einen koſtbaren Schatz des Alterthums für uns zu retten. Er hat Völkermord, Brand und Zerſtörung von anderthalb Jahrtauſenden überdauert, er liegt noch zu der Zeit, wo das Morgenroth der neuen Bildung bei uns hereinbricht, glücklich verborgen und unbeachtet in einem deutſchen Kloſter, wenige Wegſtunden von der großen Völkerſtraße, auf welcher die Humaniſten hin- und herwandern, die Bilder römiſcher Herrlichkeit im Haupte, begierig nach jeder Ueberlieferung aus der Römerzeit ſuchend. Und kaum eine Tagreiſe entfernt erblühen Univerſitäten, auf denen die Jugend ſich begeiſtert in lateiniſchen Verſen und Proſa übt. Es lag ſo nahe, daß irgend ein Mönch aus Roſſau einem Ordensbruder davon erzählte, der die Kunde nach Mainz oder Köln trug. Es ſcheint unbegreiflich, daß nicht einer von den lateiniſchen Schullehrern, die ſich damals über das ganze Land verbreiteten, Nachricht von dem Buche erhielt und den Brüdern etwas von dem Werth eines ſolchen Denkmals ſagte. Und wie natürlich war, daß der geiſtliche Herr, welcher die Oberaufſicht über das Kloſter übte, von dem geheimnißvollen Bande erfuhr und neugierig die verblichenen Blätter umſchlug. Selbſt dann wäre doch eine Kunde in die Welt gedrungen, und die Handſchrift uns wahrſcheinlich irgendwo erhalten. Aber nichts von alledem. Und im beſten Fall hat ein Zeitgenoſſe von Erasmus und Melanchthon, ein armer hungernder Mönch die Handſchrift an den Buchbinder verkauft, und abgeſchnittene Streifen kleben noch irgendwo an alten Einbänden. Sogar dafür iſt dieſe Nachricht wichtig. — Das war eine ſchmerzliche Freude, die dir das kleine Buch bereitet hat."

Der Profeſſor faßte die Hand des Freundes, die beiden Männer ſahen einer dem andern in das treue Geſicht. „Nehmen wir an, der alte Erbfeind erhaltener Schätze, das Feuer habe auch dieſe Handſchrift verzehrt," ſchloß der Doctor traurig. „Wir ſind Kinder, daß wir den Verluſt empfinden, als hätten wir ihn heut erlitten."

„Wer ſagt uns, daß die Handſchrift unwiederbringlich verloren iſt?" entgegnete der Profeſſor in unterdrückter Bewegung. „Noch einmal ſetze dich vor das Buch, es weiß uns auch von den Schickſalen der Handſchrift zu erzählen."

Der Doctor ſprang an den Tiſch und ergriff das Büchlein von der heiligen Hildegard.

„Hier hinter dem Verzeichniß", ſprach der Profeſſor und wies auf die letzte Seite des Buches, „ſucht noch mehr."

Der Doctor ſtarrte auf das Blatt, lateiniſche Buchſtaben ohne Sinn und Wortabſatz waren in ſieben Zeilen zuſammengeſchrieben, darunter ſtand ein Name: F. Tobias Bachhuber.

„Vergleiche dieſe Buchſtaben mit jener lateiniſchen Bemerkung neben dem Titel der unheimlichen Handſchrift. Es iſt unzweifelhaft dieſelbe Hand, feſte Züge des ſechzehnten Jahrhunderts, hier das a, r, das f."

„Es iſt dieſelbe Hand," rief der Doctor vergnügt.

„Die Buchſtaben ohne Sinn ſind kindliche Geheimſchrift, wie man ſie im ſechzehnten Jahrhundert übte. Dieſe hier iſt leicht zu leſen, jeder Buchſtabe iſt mit ſeinem folgenden vertauſcht. Auf einem Zettel habe ich die lateiniſchen Worte des Textes zuſammengeſtellt. Die Worte lauten auf Deutſch:

Beim Herannahen des wüthenden Schweden habe ich, um den verzeichneten Schatz unſeres Kloſters den Nachſtellungen des brüllenden Teufels zu entziehen, dies alles an einer trocknen und hohlen Stelle des Hauſes Bielſtein niedergelegt. Am Tage Quaſimodogeniti 37. Alſo am 19. April 1637. — Was ſagſt du nun, Fritz? Es ſcheint doch, die Handſchrift war bis in den dreißigjährigen Krieg nicht verbrannt, denn Frater Tobias Bachhuber, — ſein Andenken ſei geſegnet, — hat ſie in dieſer Zeit noch einer Betrachtung gewürdigt, und da er ihr in dem Verzeichniß eine beſondere Anmerkung gönnt, wird er ſie zuverläſſig bei der Flucht nicht zurückgelaſſen haben. Die geheimnißvolle Handſchrift war alſo bis zum Jahr 1637 im Kloſter Roſſau, und der Frater hat ſie im April dieſes Jahres mit anderer Habe in der hohlen und trocknen Stelle des Schloſſes Bielſtein vor Baners Schweden verborgen."

„Jetzt wird die Sache Ernſt," rief der Doctor.

„Ja, es iſt Ernſt, mein Freund; nicht unmöglich, daß die Handſchrift noch irgendwo verborgen dauert."

„Und Schloß Bielſtein?"

„Es liegt nahe bei dem Städtchen Roſſau. Das Kloſter hat unter dem Schutze des geiſtlichen Schirmherrn bis zum dreißigjährigen Kriege in dürftigen Verhältniſſen fortbeſtanden; im Jahre 1637 wurde Stadt und Kloſter durch die Schweden verwüſtet. Die letzten Mönche verloren ſich, das Kloſter wurde nicht wieder eingerichtet. Das iſt alles, was ich zur Zeit erfahren konnte. Für das Weitere erbitte ich deine Hilfe."

„Die nächſte Frage iſt, ob das Schloß den Krieg überdauert hat," verſetzte der Doctor, „und was bis jetzt daraus geworden. Schwerer wird zu ermitteln ſein, wo Bruder Tobias Bachhuber geendet hat, und am ſchwerſten, durch welche Hände ſein kleines Buch auf uns gekommen iſt."

„Das Buch fand ich heut bei einem hieſigen Antiquar, es war neuer Erwerb und noch nicht in ſein Verzeichniß aufgenommen. Die weitere Auskunft, welche der Verkäufer etwa geben kann, werde ich morgen holen. — Es lohnt doch, nachzufragen," fuhr er kühler fort, bemüht, einen Strom verſtändiger Erwägung über die aufbrennende Glut ſeiner Hoffnungen zu leiten. „Seit jener geheimen Notiz des Fraters ſind mehr als zweihundert Jahre verfloſſen, die zerſtörenden Kräfte waren in dieſer Zeit nicht weniger thätig als früher, vor andern Krieg und Raub der Jahre, in denen das Kloſter zu Grunde ging. So ſind wir zuletzt nicht weiter, als wenn die Handſchrift einige hundert Jahre früher verloren wäre."

„Und doch ſteigt mit jedem Jahrhundert die Wahrſcheinlichkeit, daß die Handſchrift bis zur Gegenwart erhalten iſt," warf der Doctor ein, „ſelbſt wenn man für jedes Jahrhundert eine gleiche Zahl von Angriffen auf das Beſtehende annimmt. Aber die Zahl der Menſchen, welche das Merkwürdige eines ſolchen Fundes ahnen, iſt ſeit jenem Kriege ſo groß geworden, daß wenigſtens eine Zerſtörung durch rohe Unwiſſenheit faſt undenkbar wird."

„Wir dürfen darin auch dem Wiſſen der Gegenwart nicht zu viel vertrauen," warf der Profeſſor ein. „Wenn es aber wäre," fuhr er auf, und ſeine Augen ſtrahlten, „wenn uns die Kaiſergeſchichte des erſten Jahrhunderts, wie ſie Tacitus geſchrieben, durch ein günſtiges Geſchick zurückgegeben würde, es wäre ein Geſchenk, ſo groß, daß der Gedanke an die Möglichkeit einen ehrlichen Mann wohl berauſchen darf, wie römiſcher Wein."

„Unſchätzbar," beſtätigte der Doctor, „für unſre Kenntniß der Sprache, für hundert Einzelheiten römiſcher Geſchichte."

„Für die älteſte Geſchichte deiner Germanen," rief der Profeſſor.

Beide maßen wieder mit ſchnellen Schritten die Stube, ſchüttelten einander die Hände, und ſahen einer den andern fröhlich an.

„Und wenn ein günſtiger Zufall auf dieſer Spur zu der Handſchrift leitete," begann Fritz, „wenn ſie durch dich dem Tageslicht zurückgegeben würde, du, mein Freund, du biſt auch der beſte Mann, ſie herauszugeben. Der Gedanke, daß deinem Leben eine ſolche Freude und ſo ruhmvolle Arbeit werden könnte, macht mich glücklicher, als ich ſagen kann."

„Finden wir die Handſchrift," verſetzte der Profeſſor, „ſo kann ſie nur von uns beiden zuſammen herausgegeben werden."

„Von uns?" frug Fritz verwundert.

„Von dir mit mir," entſchied der Profeſſor, „das ſoll deine Tüchtigkeit in weiteren Kreiſen bekannt machen."

Fritz trat zurück. „Wie kannſt du glauben, daß ich ſo etwas annehmen würde?"

„Widerſprich mir nicht," rief der Profeſſor, „du biſt vollkommen dafür geeignet."

„Das bin ich nicht," verſetzte Fritz feſt, „und ich bin zu ſtolz, etwas zu unternehmen, wobei ich deiner Güte mehr verdankte als meiner Kraft."

„Das iſt ungeſchickte Beſcheidenheit," rief der Profeſſor wieder.

„Ich werde es nie thun," entgegnete Fritz. „Du verleugneſt dein Zartgefühl, wenn du nur einen Augenblick daran denkſt, daß ich mich vor dem Publikum mit fremden Federn ſchmücken könnte."

„Ich weiß beſſer als du," rief unwillig der Profeſſor, „was du vermagſt und was dir frommt."

„Jedenfalls frommt mir nicht, dir, der du bei der Arbeit ſelbſt den Löwenantheil haben würdeſt, den Lohn dafür heimlich abzunagen. Nicht meine Beſcheidenheit, ſondern meine Selbſtſchätzung verbietet das. Und dies Gefühl ſollſt du ehren," ſchloß Fritz mit großer Energie.

„Nun," lenkte der Profeſſor ein, die auflodernde Empfindung bändigend, „vorläufig geberden wir uns wie der Mann, welcher Haus und Acker vom Erlös eines Kalbes kaufte, das ihm noch nicht geboren war. Sei ruhig, Fritz, nicht du, nicht ich werden die Handſchrift herausgeben."

„Und niemals werden wir erfahren, was römiſche Kaiſer an Thusnelda und Thumelicus gefrevelt haben," ſagte Fritz, und trat wieder theilnehmend zu dem Freunde.

„Aber es ſind doch nicht Einzelheiten, welche uns den größten Gewinn brächten," begann der Profeſſor ruhiger, „und nicht, daß wir dieſe miſſen, macht uns den Verluſt der Handſchrift empfindlich. Denn für die Hauptſachen verſagen andere Quellen nicht. Das Wichtigſte wäre immer, daß Tacitus der erſte und in mancher Hinſicht der einzige Geſchichtſchreiber iſt, der höchſt auffallende, unheimliche Seiten der menſchlichen Natur dargeſtellt hat. Seine Werke ſind uns zwei geſchichtliche Tragödien, Scenen des Juliſchen und des Flaviſchen Kaiſerhauſes, markerſchütternde Bilder der ungeheuren Umwandlung, welche durch ein Jahrhundert der größte Staat des Alterthums, die Seelen der Gehorchenden, die Charaktere der Herrſcher erfahren; die Geſchichte einer Tyrannenherrſchaft, welche die edlen Geſchlechter vertilgt, eine hohe und reiche Bildung heraustreibt und verdirbt, vor allem die Herrſchenden ſelbſt mit wenigen Ausnahmen entmenſchlicht. Wir haben bis zur Gegenwart kaum ein anderes Werk, deſſen Verfaſſer ſo ſpähend in die Seelen einer ganzen Reihe von Fürſten blickt, ſo ſcharf und genau die Verwüſtungen ſchildert, welche die dämoniſche Krankheit der Könige in den verſchiedenſten Naturen hervorgebracht hat."

„Mich hat immer geärgert," ſagte der Doctor, „wenn man ihm vorwarf, daß er zumeiſt Kaiſer- und Hofgeſchichte geſchrieben. Wer darf Trauben von einer Cypreſſe verlangen und behagliche Freude an dem großartigen Staatsleben von einem Manne, der durch einen großen Theil ſeines Mannesalters täglich Meſſer und Giftbecher eines wahnſinnigen Despoten vor ſeinen Augen ſah."

„Ja," fuhr der Profeſſor beiſtimmend fort, „er gehörte zu den Ariſtokraten, deren Häupter hoch über die Menge herausragen, eine Körperſchaft, unfähig zum Regieren, unwillig im Gehorſam. In dem Gefühl einer bevorzugten Stellung waren ſie die unentbehrlichen Diener, die ſtillen Feinde und Rivalen der Fürſten, in ihnen bildeten ſich die Tugenden und

Laſter einer gewaltigen Zeit zu ungeheuren Erſcheinungen. Wer ſollte die Geſchichte römiſcher Fürſten ſchreiben, als ein Mann aus dieſem Kreiſe? Durch Palaſtintriguen und ſtillen Einfluß dunkler Nebengeſtalten entwickeln ſich die Thatſachen, die ſchwärzeſte Miſſethat verbirgt ſich hinter den ſteinernen Wänden des Palaſtes, das Gerücht, das leiſe Gemurmel des Vorzimmers, der lauernde Blick verſteckten Haſſes ſind oft die einzigen Quellen des Geſchichtſchreibers. Uns bleibt vor ſolcher Zeit nichts übrig, als beſcheiden das Urtheil des Mannes zu ſchätzen, der uns von dieſen fremdartigen Zuſtänden Kunde überliefert hat. Wer die erhaltenen Bruchſtücke des Tacitus ehrlich und geſcheidt betrachtet, der wird ſeinen ſichern Blick in die tiefſten Falten eines römiſchen Gemüthes bewundernd ehren. Es iſt ein erfahrener Staatsmann, ein kräftiger und wahrhafter Geiſt, der uns die geheime Geſchichte ſeiner Zeit ſo erzählt, daß wir die Menſchen und all ihr Thun verſtehen, als ob wir ſelbſt Gelegenheit hätten, ihnen in das Herz zu ſehen. Wer das vermag für ſpätere Jahrtauſende, der iſt nicht nur ein großer Geſchichtſchreiber, er iſt auch ein bedeutender Menſch. Und vor ſolcher Geſtalt habe ich immer eine tiefherzliche Ehrfurcht empfunden, und ich halte für eine Pflicht ernſter Kritik, das Mäkeln der Kleinen von ſolchem Bilde fern zu halten.“

„Schwerlich hat einer ſeiner Zeitgenoſſen,“ beſtätigte der Doctor, „ſo tief die Schwächen der eigenen Zeitbildung gefühlt als er. Immer hat mich gerührt, wie er das Schwerflüſſige ſeiner Sprache, das Vieldeutige des Ausdrucks mit der Scheu und Vorſicht entſchuldigt, welche unter der Herrſchaft des Scheuſals Domitian auch in die Seelen der Beſten geſchlagen wurden.“

„Ja,“ ſchloß der Profeſſor, „er iſt ein Mann, ſoweit das in ſeiner Zeit noch möglich war, und das iſt zuletzt die Hauptſache. Denn was uns am meiſten fördert, iſt doch nicht die Summe des Wiſſens, die wir einem großen Manne verdanken, ſondern ſeine eigene Perſönlichkeit, die durch das, was er für uns geſchaffen, ein Theil unſeres eigenen Weſens wird. Der Geiſt des Ariſtoteles iſt für uns noch etwas Anderes als die Summe ſeiner Lehren, welche wir aus den erhaltenen Büchern zuſammenſuchen. Und Sophokles bedeutet uns etwas ganz Anderes als ſieben erhaltene Tragödien. Die Art, wie er dachte, fühlte, das Schöne empfand, das Gute wollte, die ſoll ein Stück von unſerm Leben werden. Dadurch vor allem wirkt das Wiſſen aus vergangener Zeit befruchtend auf unſer Sein und Wollen. In dieſem Sinne iſt auch die ſchwermüthige trauervolle Seele des Tacitus für mich weit mehr, als ſelbſt ſeine Schilderungen des Kaiſerwahnſinns. — Sieh, Fritz, und deshalb ſind mir dein Sanskrit und deine Inder nicht recht, ihnen fehlen die Männer.“

„Sie ſind wenigſtens für uns ſchwer erkennbar,“ erwiederte der Freund. „Aber wer, wie du, die homeriſchen Geſänge den Studenten erklärt, der darf nicht verkennen, welcher Reiz darin liegt, in die geheimnißvollſten Tiefen des menſchlichen Schaffens hinabzuſteigen, in die Periode der Menſchheit, wo noch die junge Volkskraft den Einzelnen, welcher in ihr arbeitet, unſerm Blicke verdeckt, und das Volk ſelbſt in Poeſie, Sage, Recht, wie ein Einzelweſen Lebendiges geſtaltend, vor uns tritt.“

„Wer ſich nur damit beſchäftigt,“ verſetzte der Profeſſor eifrig, „der wird leicht phantaſtiſch und weich. Das Studium ſolcher Urzeiten wirkt wie orientaliſcher Mohnſaft. Die Arbeit unter dieſen ſchillernden undeutlichen Gebilden, welche im Dunkel aufleuchten und wieder verſchwinden, verführt zu ungeregeltem Combiniren; wer ſein Lebtag darüber verweilt, wird auch in den Geſichtspunkten, durch die er ſein eigenes Leben beſtimmt, ſchwerlich Willkür fern halten.“

Fritz ſtand auf. „Das iſt unſer alter Streit. Ich weiß, du willſt mir nichts Hartes ſagen, aber ich empfinde, daß du dabei an mich denkſt.“

„Und habe ich Unrecht?“ fuhr der Profeſſor fort, „wahrlich, ich habe Reſpect vor jeder geiſtigen Arbeit, aber meinem Freund möchte ich die gönnen, welche für ihn am ſegensreichſten iſt. Dein Suchen im indiſchen Götterglauben und deutſcher Mythologie lockt dich von einem Räthſel zu dem andern; in dem endloſen Gebiet von unklaren Anſchauungen und Bildern unter weſenloſen Schatten ſoll eine junge Kraft nicht immer weilen. Zwinge dich zu einem Abſchluß. Auch aus äußern Gründen. Es taugt dir nicht, Privatgelehrter zu ſein, das Leben iſt zu bequem, der äußere Zwang, ein beſtimmtes Gebiet von Pflichten fehlen dir. Du haſt mehre von den beſten Eigenſchaften eines Lehrers. Sitze nicht im Hauſe der Eltern, du mußt Univerſitätslehrer werden."

Dem Freunde ſtieg eine dunkle Röthe langſam über die Wangen. „Es iſt genug," rief er gekränkt, „wenn ich zu wenig an meine Zukunft gedacht habe, du ſollſt mir darüber keine Vorwürfe machen. Es war mir vielleicht zu große Freude, an deiner Seite zu leben und der ſtille Vertraute deiner kräftigen Arbeit zu ſein. Etwas von dem Segen, den das Leben eines Mannes allen mittheilt, die an ſeinem geiſtigen Schaffen theilnehmen, habe ich in deiner Nähe doch auch empfunden. Gute Nacht."

Der Profeſſor ging auf ihn zu und faßte ſeine beiden Hände. „Bleibe," rief er, „biſt du mir böſe?"

„Nein," erwiederte Fritz, „aber ich gehe." Er ſchloß leiſe die Thür.

Der Profeſſor ging mit ſtarken Schritten auf und ab, machte ſich Vorwürfe über ſeine Heftigkeit und ſorgte um die Stimmung des Freundes. Endlich warf er die Bücher, welche Telegraphendienſte verrichtet hatten, heftig auf die Bretter zurück und trat wieder an den Arbeitstiſch.

Gabriel leuchtete dem Doctor die Treppe hinab, öffnete die Hausthür und ſchüttelte den Kopf, als ſein Nachtgruß bei dem Herrn nur kurze Erwiederung fand. Er löſchte das Licht und horchte nach dem Zimmer ſeines Herrn. Als er die

Schritte des Profeſſors hörte, entſchloß er ſich, noch einige Züge lauer Abendluft zu ſchöpfen, und ſtieg in den kleinen Hausgarten. Dort ſtieß er auf den Hausbeſitzer Herrn Hummel, welcher wahrſcheinlich in derſelben Abſicht unter den Fenſtern des Profeſſors ſpazierte. Herr Hummel war ein breitſchultriger Mann mit einem großen Kopfe und eigenſinnigem Geſicht, wohlhäbig und gut erhalten, von ehrbarem und altfränkiſchem Anſtrich. Er rauchte aus einer langen Pfeife mit einer ſehr dicken Spitze, an welcher eine Reihe kleiner Kirchthurmsknöpfe hinter einander ſtand.

„Ein ſchöner Abend, Gabriel," begann Herr Hummel, „ein gutes Jahr, das wird eine Ernte!" Er ſtieß den Diener vertraulich an: „Da oben hat's heut etwas gegeben, das Fenſter ſtand offen. Nicht daß ich horchen wollte, aber ich mußte ſo Manches vernehmen, Gabriel!" ſchloß er bedeutſam und bewegte mißbilligend ſeinen Hausbeſitzerkopf.

„Er hat wieder das Fenſter aufgemacht," verſetzte Gabriel ausweichend. „Die Fledermaus und die Motte werden bei der freien Ausſicht zudringlich, und wenn er mit dem Doctor diſcurrirt, ſind beide manchmal ſo laut, daß die Leute auf der Straße ſtehen bleiben und zuhören."

„Verſchluß iſt immer gut," beſtätigte Herr Hummel. „Was hat's denn eigentlich gegeben? Der Doctor iſt der Sohn von da drüben und Sie kennen meine Meinung, Gabriel, ich traue nicht. Ich will Niemandem zu nahe treten, aber was von jenem Hauſe kommt, darüber habe ich ſo meine Anſichten."

„Worüber es ging?" antwortete Gabriel, „ich hab's nicht gehört, aber das kann ich Ihnen genau ſagen, es ging über die alten Römer. Sehen Sie, Herr Hummel, wenn wir die alten Römer hätten, ſo wäre Vieles bei uns anders. Das waren Eiſenbeißer, die verſtanden zu fouragiren. Sie führten Krieg, ſie eroberten hier und dort."

„Sie ſprechen ja wie ein Mordbrenner," ſagte Herr Hummel mißbilligend.

„Ja, ſie thaten es nicht anders," erwiederte Gabriel ſelbſtzufrieden, „ſie waren ein eigennütziges Volk und hatten Haare auf den Zähnen, wie die Igel. Und was am wunderbarſten iſt, wie viel Bücher dieſe Römer bei alledem geſchrieben haben. Kleine und große, viele auch in Folio. Wenn ich die Bibliothek abſtäube, nimmt es mit den Römern kein Ende, jede Art von Kaliber, und manche ſind dicker als die Bibel. Nur ſind alle ſchwer zu leſen, wer aber die Sprache verſteht, erfährt Vieles."

„Die Römer ſind ein abgeſtorbenes Volk," verſetzte Herr Hummel, „als es mit ihnen zu Ende ging, kamen die Deutſchen. Der Römer würde es bei uns niemalen thun. Das Einzige, was uns helfen kann, iſt die Hanſa. Das iſt die Einrichtung. Mächtig zur See, Gabriel," rief er und ſchüttelte den Rock deſſelben an einem Knopfe, „die Städte müſſen es unternehmen, Bündniſſe, Capitalaufnahme, denn Handel iſt da, Credit iſt da, an Menſchen fehlt's nicht. Schiffe bauen, Flaggen aufhiſſen."

„Und wollen Sie mit Ihrem Kahne auf das große Meer?" frug Gabriel, und wies mit der Hand auf einen kleinen Kahn, der an der hintern Seite des Gartens umgeſtülpt auf zwei Hölzern lag. „Soll ich mit meinem Profeſſor auf die See gehen?"

„Davon iſt nicht die Rede," verſetzte Herr Hummel, „aber die jungen Leute, welche zuvörderſt unnütz ſind. Mancher könnte etwas Beſſeres thun, als bei ſeinen Eltern zu Hauſe ſitzen. Warum ſoll Ihr Doctor von drüben nicht als Matroſe für's Vaterland mitgehen?"

„Ich bitte Sie, Herr Hummel," rief Gabriel erſchrocken, „der junge Herr? Er hat ja ein kurzes Geſicht."

„Thut nichts," brummte Hummel, „dafür gibt's auf der See Fernröhre, und er kann's ja meinetwegen bis zum Kapitän bringen. Ich bin nicht der Mann, der ſeinem Nächſten etwas Böſes wünſcht."

„Er iſt ein Gelehrter,“ entgegnete Gabriel, „und dieſer Stand iſt auch nöthig. Ich verſichere Sie, Herr Hummel, ich habe über das gelehrte Weſen nachgedacht, ich kenne meinen Profeſſor genau und zuweilen den Doctor, und ich muß ſagen, es iſt etwas an der Sache, es iſt viel daran. Manchmal bin ich zweifelhaft. Wenn der Schneider den neuen Rock bringt, merkt ſo Einer nicht, was Jedermann weiß, ob ihm der Rock ſitzt, oder ob auf dem Rücken Falten ſind. Wenn er auf den Einfall kommt, von einem Bauer eine Fuhre Holz zu kaufen, die vielleicht doch nur geſtohlen iſt, ſo bezahlt er hinter meinem Rücken das Holz viel theurer, als jeder Menſch. Und wenn er unverſehens ärgerlich wird und ſich ſtreitet über Dinge, die wir beide ruhig mit einander beſprechen, ſo wird mir die Sache zweifelhaft. Wenn ich aber dann ſehe, wie er ſonſt iſt, barmherzig und freundlich ſogar gegen die Fliegen, die um ſeine Naſe tanzen, — denn er holt ſie mit dem Löffel aus dem Kaffe und ſetzt ſie draußen auf’s Fenſterbrett — und wie er aller Welt das Beſte gönnen möchte, und wie er ſich ſelber gar nichts gönnt und noch tief in der Nacht lieſt und ſchreibt, ſo wird mir ſeine ganze Geſchichte gewaltig. Und ich ſage Ihnen, ich laſſe nichts auf die Gelehrten kommen. Sie ſind anders als wir, ſie verſtehen nicht, was unſer einer verſteht. Aber wir verſtehen nicht, was ſie verſtehen.“

„Nun, man hat auch ſeine Bildung,“ verſetzte Herr Hummel. „Was Sie ſagen, Gabriel, haben Sie als ein achtbarer Menſch geſprochen, aber das Eine will ich Ihnen anvertrauen, man kann eine große Wiſſenſchaft haben, und ein recht hartherziges Subject vorſtellen, das ſein Geld auf Wucherzinſen gibt und ſeinen guten Freunden die Ehre abſchneidet. Und deswegen meine ich: die Hauptſache iſt Ordnung und Grenze und ſeinen Nachkommen etwas hinterlaſſen. Ordnung hier,“ er wies auf ſeine Bruſt, „und Grenze dort,“ er wies auf ſeinen Zaun, „daß man ſicher weiß, was Einem ſelbſt gebührt und was dem Andern gehört. Und für die Kinder ein feſtes

Eigenthum, auf dem ſie ſitzen; dann mögen dieſe wieder für ihre Kinder ſorgen. Das iſt, was ich unter Menſchenleben verſtehe.“

Der Hausherr verſchloß die Thür des Zaunes und die Thür des Hauſes, auch Gabriel ſuchte ſein Lager, aber noch lange brannte die Lampe in der Arbeitsſtube des Profeſſors, und ihre Strahlen kreuzten ſich an der Fenſterbrüſtung mit dem bleichen Schein des Mondes. Endlich verloſch die Leuchte des Gelehrten, das Zimmer ſtand leer; draußen am Himmel fuhren kleine Wolken an der Mondſcheibe vorüber, und dämmrige Lichter tanzten jetzt als Beherrſcher der Stube über den Schreibtiſch, über die Werke der alten Römer und über das Büchlein des ſeligen Frater Tobias.

2.

Die feindlichen Nachbarn.

In künftigen Zeiten wird, wie man hört, auf dem Erdball eitel Freude und Liebe ſein. Die Menſchheit wird in waſſergrünem und himmelblauem Gewande einhergehen, Sandalen an den Füßen und Palmzweige in der Hand, um dem letzten Haß und der letzten Bosheit Salz auf den Schwanz zu ſtreuen und dieſe Nachtvögel für das große Muſeum der Zukunft auszuſtopfen. Bei ſolcher Jagd wird man finden, daß das letzte Neſt der Unholde zwiſchen den Wänden zweier Nachbarhäuſer hängt. Denn zwiſchen Nachbar und Nachbar niſten ſie, ſeit der Regen vom Dach des einen Hauſes in den Hof des andern rieſelt, ſeit der Sonnenſtrahl durch eine Hausmauer der andern vorenthalten wird, ſeit Kinder die Hände durch den Zaun ſtecken um Beeren zu naſchen, ſeit der Hausherr nicht abgeneigt iſt ſich ſelbſt für beſſer zu halten als ſeine Mitmenſchen. Und es gab zu unſern Tagen wenig Gebäude im Lande, zwiſchen denen Widerwille und feindliche Kritik ſo arg wirthſchafteten, als zwiſchen den beiden Häuſern am großen Stadtpark.

Viele erinnern ſich der Zeit, wo die Häuſer der Stadt noch gar nicht bis an den waldigen Thalgrund reichten. Damals hatte die Thalgaſſe nur wenige kleine Menſchenwohnungen, dahinter lag ein wüſter Raum, Frau Knips, die Wäſcherin, trocknete dort Bürgerhemden und ihre beiden unartigen Jungen warfen einander mit den Holzklammern. Da hatte Herr Hummel einen Trockenplatz am letzten Ende der Straße gekauft und hatte darauf ſein ſchönes Haus gebaut in zwei Stockwerken mit ſteinernen Stufen und eiſernem Gitter, und dahinter ein einfaches Arbeitshaus für ſein Geſchäft, denn er war Hutfabrikant und trieb die Sache ſehr ins Große. Und wenn er aus ſeinem Hauſe trat, und die Vorſprünge des Daches und die Gipsarabesken unter den Fenſtern muſternd überſchaute, ſo ſah er von allen Seiten Licht und Luft und freie Natur, und empfand ſich als den vorderſten Pfeiler der Civiliſation gegen den Urwald.

Da begegnete ihm, was manchem Pionier der Wildniß die Ruhe ſtört: ſein Beiſpiel fand Nachahmung. An einem finſtern Morgen des März kam ein Wagen mit alten Brettern an den Wäſchplatz gefahren, der ihm gegenüber lag, ſchnell wurde ein Plankenzaun zuſammengeſchlagen, Tagelöhner mit Haue und Handkarren begannen Grund zu graben. Das war ein harter Schlag für Herrn Hummel. Aber ſein Leid wurde größer. Als er zornig über die Straße ſchritt und den Maurermeiſter nach dem Namen des Mannes frug, der gegen Licht und Ruhm ſeines Hauſes feindlich arbeiten ließ, da erfuhr er, daß ſein künftiger Nachbar der Fabrikant Hahn ſein ſollte. Von allen Menſchen auf der Welt war dieſer der größte Tort, den ihm das Schickſal anthun konnte. Nicht eigentlich als Bürger betrachtet, er war nicht unreputirlich, es ließ ſich gegen die Familie nichts Schweres einwenden, aber er war Hummels natürlicher Gegner, denn das Geſchäft des neuen Anſiedlers bewegte ſich auch um Hüte, und zwar um Strohhüte. Dieſen leichten Plunder zu verfertigen iſt nie für eine ernſte Männerarbeit gehalten worden, es war nie ein zünftiges Handwerk, es hat nie das Recht gehabt, Lehrlinge frei zu ſprechen, es iſt ſonſt nur von italieniſchen Bauern betrieben worden, es hat ſich als eine Neuerung mit andern ſchlechten Sitten erſt ſpät in der Welt verbreitet, es iſt im Grunde gar kein Geſchäft, man kauft Strohbänder und läßt ſie durch zuſammengelaufene Mädchen im Wochenlohn aneinander nähen. Und es beſteht eine alte Feindſchaft zwiſchen Filzhut und Strohhut. Der Filzhut iſt eine hiſtoriſche Macht, durch Jahrtauſende geheiligt, nur die Mütze duldete er neben ſich, als gemeine Einrichtung für Werkeltage. Da erhob der Strohhut ſeine Anmaßungen gegen verbrieftes Recht und beanſpruchte frech die Hälfte des Jahres. Seit der Zeit ſchwanken die Wagſchalen des irdiſchen Beifalls zwiſchen dieſen beiden Attributen des Menſchengeſchlechts. Wenn der unſtäte Sinn der Sterblichen nach dem Stroh zuſchwankt, bleibt der ſchönſte Filz, Felbel, Seide und Pappe unbeachtet ſtehn, von der Luft ausgezogen, von Motten zerbiſſen. Hinwiederum wenn die Neigungen der Menſchen nach dem Filz hinfluthen, trägt alles Geborne, Frauen, Kinder und Kindermädchen, kleine Männerhüte, dann liegt das Stroh kläglich, kein Herz ſchlägt dafür und die Hausmaus niſtet in dem ſchönſten Geflecht.

Das war für Herrn Hummel ein ſtarker Grund zum Zorn. Aber es wurde noch ärger. Er ſah täglich, wie das feindliche Haus aus dem Boden wuchs, er beobachtete die Gerüſte, die aufſteigenden Mauern, die Zieraten der Geſimſe, die Fenſterreihen, — es war zwei Fenſter länger als ſein Haus. Das Erdgeſchoß hob ſich in die Höhe, ein zweiter Stock, zuletzt gar ein dritter — alle Fabrikräume des Strohmanns wurden dem Wohnhaus einverleibt. Das Haus des Herrn Hummel war zu einem unbedeutenden Dinge herabgedrückt. Da ſchritt er zu ſeinem Advocaten und forderte Rache wegen entzogenem Licht und verſchlechterter Ausſicht. Natürlich zuckte dieſer die Achſeln. Das Recht Häuſer zu bauen gehörte zu den Grundrechten der Menſchheit, es war auch gemeines deutſches Herkommen in Häuſern zu leben, und es war vorausſichtlich hoffnungslos zu beantragen, daß Hahn auf ſeinem Grundſtück nur ein Leinwandzelt errichten dürfe. So war durchaus nichts zu thun als ſich mit Geduld zu fügen, und Herr Hummel hätte ſich das ſelbſt ſagen ſollen.

Seitdem waren Jahre vergangen. Zu derſelben Stunde vergoldete das Sonnenlicht die Parkſeite der beiden Häuſer, ſtattlich und bewohnt ſtanden ſie da, beide gefüllt mit Menſchen, welche täglich an einander vorbeigingen. Zu derſelben Stunde trat der Briefträger über beide Thürſchwellen, die Tauben flogen von dem einen Dach auf das andere, die Sperlinge an den beiden Hausrinnen traten in die gemüthlichſten Beziehungen; um das eine Haus roch es zuweilen ein wenig nach Schwefel, um das andere nach verſengten Haaren, aber derſelbe Sommerwind trieb vom Walde den Harzgeruch und den Duft der Lindenblüthen durch beide Hausthüren. Und doch, die tiefe Abneigung der beiden Häuſer hatte ſich nicht verringert. Das Haus Hahn empfand einen Widerwillen gegen verſengte Haare, und die Familie Hummel huſtete in ihrem Garten zornig, ſo oft eine Spur von Schwefel in dem Sauerſtoff der Luft geargwöhnt wurde.

Zwar wurde das anſtändige Verhalten zu der Nachbarſchaft nicht ganz mit Füßen getreten, wenn auch der Filz eine Neigung zu bärbeißigem Verhalten hatte, das Stroh war biegſamer und bewies in mehren Fällen ſeine Nachgiebigkeit. Beide Hausherren hatten eine bekannte Familie, in welcher ſie zuweilen zuſammentrafen, ja beide hatten einmal vor demſelben Täufling geſtanden und darauf geachtet, daß einer nicht weniger Pathengeld gab als der andere. Deshalb entſtand ein unvermeidliches Grüßen, ſo oft man ihm nicht aus dem Wege gehen konnte Aber dabei blieb es. Zwiſchen dem

Markthelfer, welcher die Strohhüte ſchwefelte, und den Arbeitern, welche über den Haſenhaaren walteten, beſtand glühender Haß. Und die kleinen Leute, welche in den nächſten Häuſern der Straße wohnten, wußten das und thaten redlich das Ihre, um das beſtehende Verhältniß aufrecht zu erhalten. Auch konnte in der That das Weſen der beiden Hausherren ſchwerlich zuſammenſtimmen. Der Dialekt war verſchieden, die Bildung hatte einen anderen Strich, was der eine an Leibgerichten und andern Einrichtungen des Lebens lobte, mißfiel dem andern; Hummel war aus einem Baumſtamm des nördlichen Deutſchland an das Licht geflogen, Hahn aus einer kleinen Stadt in der Nähe herzugeflattert.

Wenn Herr Hummel von ſeinem Nachbar Hahn ſprach, ſo nannte er ihn das Strohfeuer und den Phantaſten. Herr Hahn war ein ſinniger Mann, ſtill und fleißig über ſeinem Geſchäft, in den Freiſtunden aber ergab er ſich auffallenden Liebhabereien. Unleugbar waren dieſe darauf berechnet, dem wandelnden Publikum, welches zwiſchen den beiden Häuſern nach der Waldwieſe und den grünen Bäumen hinauszog, einen guten Eindruck zu machen. In dem kleinen Garten hatte er nacheinander die meiſten Erfindungen gehäuft, durch welche moderne Gartenkunſt die Erde verſchönert. Zwiſchen den drei Fliederbüſchen erhob ſich ein Felſen aus Tuffſtein gemauert mit ſchmalem und ſteilem Pfade zur Höhe, daß nur feſte Bergſteiger ohne Alpenſtock die Expedition nach dem Gipfel wagen konnten, auch ſie in Gefahr, mit der Naſe in den zackigen Tuffſtein zu fallen. Im nächſten Jahre wurden, nahe am Gitterzaun, in kurzen Entfernungen Stangen errichtet, an denen Schlinggewächſe hinaufliefen; zwiſchen je zwei Stangen hing eine bunte Glaslampe. Wenn die Lampenreihe an feſtlichen Abenden angezündet war, warf ſie einen magiſchen Glanz auf die Strohhüte, welche unter dem Fliederbuſch zuſammenſaßen und die Urtheile der Vorübergehenden einſammelten. Den Glaskugeln folgte das Jahr der Papierlaternen. Wieder im nächſten Jahre erhielt der Garten ein antikes Ausſehen, denn eine weiße Muſe glänzte von Epheu und blühendem Lack umgeben bis weit in den Wald hinein.

Gegenüber ſolcher Neuerungsſucht hielt Herr Hummel feſt an ſeiner Vorliebe für's Waſſer. An der Hinterſeite ſeines Hauſes zog ſich eine ſchmale Waſſerader nach der Stadt. Alljährlich wurde ſein Kahn mit derſelben grünen Oelfarbe angeſtrichen, er ſetzte ſich in ſeinen Freiſtunden am liebſten allein in den Kahn und ruderte ſich ein wenig aus den Häuſern in den Park, nahm ſeine Angel zur Hand und ergab ſich dem Vergnügen, Weißfiſche und anderes kleines Waſſervolk zu fangen.

Ohne Zweifel war das Haus Hummel legitimer, das heißt eigenſinniger, wunderlicher, ſchwerer zu behandeln. Von allen Hausfrauen der Straße erhob Frau Hummel die größten Anſprüche, durch ſeidene Kleider, durch eine goldene Uhr an goldener Kette. Sie war eine kleine Dame mit blonden Locken, immer noch recht hübſch, ſie war im Theater abonnirt, gebildet und zartfühlend, und konnte ſehr böſe werden. Sie ſah aus, als wenn ſie ſich aus nichts etwas mache, aber ſie wußte Alles, was auf der Straße vorging. Nur den eigenen Gatten vermochte ihre Regierungskunſt nicht immer zu bewältigen. Doch bewies Herr Hummel, tyranniſch gegen alle Welt, ſeiner Frau große Rückſicht. Wenn ſie ihm im Hauſe zu ſtark wurde, ging er ſtillſchweigend in den Garten, und wenn ſie ihm auch dahin folgte, verſchanzte er ſich in der Fabrik hinter einem Bollwerk von Haaren.

Aber auch Frau Hummel war einer höheren Gewalt unterworfen, und dieſe Macht übte ihr Töchterchen Laura. Von mehren Kindern war ihr nur dies eine geblieben, alle Zärtlichkeit und weiche Empfindung der Mutter war ihm zu Theil geworden. Und es war ein prächtiger kleiner Balg, die ganze Stadtgegend kannte ſie, ſeit ſie die erſten rothen Schuhe trug, ſchon auf dem Arm der Wärterin war ſie oft angehalten und beſchenkt worden. Luſtig wuchs es auf, ein dralles Mädchen mit zwei großen blauen Augen und rothen Bäckchen, mit dunklem Kraushaar und einem ſchlauen Geſicht. Wenn die kleine Hummel die Straße entlang ſpazierte, ihre Händchen in den Taſchen der Schürze, war ſie die Freude der ganzen Nachbarſchaft. Keck und kurzab wußte ſie ſich in alle zu ſchicken und blieb mit dem kleinen Mäulchen Niemandem etwas ſchuldig. Sie gab dem Holzhacker vor der Thür ihre Butterſemmel und trank mit ihm aus ſeiner Schale den dünnen Kaffe, ſie begleitete den Poſtboten die ganze Straße entlang, und ihr größtes Vergnügen war mit ihm die Treppen hinaufzulaufen, zu klingeln und ſeine Briefe zu übergeben; ja ſie hatte ſich einſt am ſpäten Abend aus der Stube geſchlichen, ſaß neben dem Nachtwächter auf einem Eckſteine und hielt ſein großes Horn in ungeduldiger Erwartung des Stundenſchlages, zu welchem das Horn ertönen würde. Frau Hummel ſchwebte in einer unaufhörlichen Angſt, daß ihre Tochter einmal geſtohlen werde müſſe, denn mehr als einmal war ſie auf viele Stunden verſchwunden, dann war ſie mit fremden Kindern in ihre Wohnung gegangen und hatte mit ihnen geſpielt; ſie war die Vertraute vieler kleiner Straßenjungen, wußte ſich bei ihnen in Reſpect zu ſetzen, gab ihnen Pfennige und empfing als Zeichen der Achtung Brummteufel und kleine Schornſteinfeger, die aus gebackenen Pflaumen und Holzſtäbchen zuſammengeſetzt waren. Sie war ein gutherziges Kind, das lieber lachte als weinte, und ihr luſtiges Geſicht machte das Haus des Herrn Hummel wohnlicher als die Epheulaube der Hausfrau und das mächtige Bruſtbild des Herrn Hummel ſelbſt, welches recht eigenſinnig auf Lauras Puppenſtube herunterſah.

„Das Kind wird unerträglich,“ rief Frau Hummel zornig und trat, die betrübte Laura an der Hand, in das Wohnzimmer. „Sie quirlt den ganzen Tag auf der Straße umher. Jetzt als ich vom Markte kam, ſaß ſie neben der Brücke auf dem Stuhl der Obſtfrau und verkaufte ihr die Zwiebeln. Jedermann blieb ſtehen, und ich mußte mein Kind aus dem Gedränge herausholen."

„Das Wurm wird gut," verſetzte Herr Hummel lachend, „warum willſt du ihr die Jugend nicht gönnen?"

„Sie muß aus dem ordinären Verkehr heraus. Es fehlt ihr aller Sinn für das Feinere, ſie kennt noch kaum die Buchſtaben, und ſie hat einen Abſcheu vor dem Leſen. Auch iſt Zeit, daß mit den franzöſiſchen Vocabeln ein Anfang gemacht wird. Die Betty der Regierungsräthin iſt nicht älter und ſie weiß ihre Mutter ſchon ſo zierlich chère mère zu nennen."

„Die Mutter Schere und Möhre und den Vater Kohlrabi," verſetzte Herr Hummel. „Die Franzoſen ſind ein artiges Volk. Wenn du ſo beſorgt biſt, deine Tochter für den Markt abzurichten, dann iſt das Türkiſche immer noch beſſer als das Franzöſiſche. Der Türke bezahlt dir Geld, wenn du ihm das Kind verhandelſt, die Andern wollen alle noch etwas dazu haben."

„Sprich nicht ſo ruchlos, Heinrich," rief die Gattin.

„Und du bleib mir mit deinen verdammten Vocabeln vom Leibe, ſonſt verſpreche ich dir, ich lehre das Kind alle franzöſiſchen Redensarten, die ich kenne, es ſind ihrer nicht viele, aber ſie ſind kräftig. Baiſez moi, Madame Uemmel." Damit ging er trotzig aus dem Zimmer.

Das Ergebniß dieſer Berathung war aber doch, daß Laura in die Schule ging. Es wurde ihr ſehr ſchwer, zu ſchweigen und zu hören, und längere Zeit waren die Fortſchritte wenig befriedigend. Endlich kam auch in die kleine Seele der Ehrgeiz, ſie klomm die untern Staffeln der Bildung bei Fräulein Johanne heran, dann wurde ſie in das berühmte Inſtitut von Fräulein Jeanette befördert, wo die Töchter anſpruchsvoller Familien das höhere Wiſſen erhielten. Dort lernte ſie die Nebenflüſſe des Amazonenſtromes, viel egyptiſche Geſchichte, tippte auf den Deckel eines Elektrophors, ſprach franzöſiſch über das Wetter, las engliſch in einer kunſtvollen Weiſe, welche ſogar dem gebornen Briten die Anerkennung abnöthigte, daß in dem Inſtitut eine neue Sprache erfunden werde, und wurde endlich in allen Feinheiten eines deutſchen Aufſatzes gebildet. Sie ſchrieb kleine Abhandlungen über den Unterſchied zwiſchen Wachen und Schlafen, über die Gefühle der berühmten Cornelia, Mutter der Gracchen, über die Schrecken eines Schiffbruchs und die wüſte Inſel, auf welche ſie ſich gerettet hatte. Zuletzt erwarb ſie Kenntniſſe in der Abfaſſung von Strophen und Sonetten. Bald ſtellte ſich heraus, daß Lauras Hauptſtärke nicht in der franzöſiſchen, ſondern in der deutſchen Sprache lag, ihr Stil wurde die Freude der Anſtalt, ja ſie begann ihre Lehrerinnen und die liebſten Mädchen in Gedichten anzuſingen, welche den ſchwierigen Versbau des großen Schiller vom Kranze aus goldenen Aehren bis zur Form aus Lehm gebrannt ſehr glücklich nachahmten. Jetzt war ſie mit achtzehn Jahren ein hübſches roſiges Fräulein, immer noch rund und luſtig, immer noch die Gebieterin des Hauſes, und bei allen Leuten auf der Straße beliebt.

Die Mutter, ſtolz auf die Bildung der Tochter, hatte ihr nach der Confirmation ein Oberſtübchen geräumt, das auf die Bäume des Parkes hinausſah, und Laura richtete ſich ihr kleines Heimweſen zu einem Feenſchloß ein, mit Epheu, mit einem kleinen Blumentiſch, mit einem allerliebſten Schreibzeug aus Porcellan, auf welchem Schäfer und Schäferin neben einander ſaßen. Dort oben verlebte ſie ihre ſchönſten Stunden bei Feder und Löſchblatt, denn ſie ſchrieb vor Jedermann verborgen ihre Memoiren.

Aber auch ſie theilte die Abneigung ihrer Familie gegen das Nachbarhaus. Schon als kleines Ding war ſie bei dieſer Hausthür ſchmollend vorübergegangen, noch nie hatte ihr Fuß den Hausflur betreten, und wenn die gute Frau Hahn einmal einen Handſchlag von ihr forderte, ſo dauerte es lange, bevor ſie die kleine Hand aus der Schürze zog. Von den Bewohnern des Nachbarhauſes war ihr aber der junge Fritz Hahn am peinlichſten. Sie traf ſelten mit ihm zuſammen, und dann wollte das Unglück, daß ſie immer in einer Verlegenheit war, und Fritz Hahn ihren Gönner ſpielen konnte. Als ſie noch gar nicht in die Schule ging, hatte der älteſte Sohn der Frau Knips, ſchon ein erwachſener Schlingel, welcher hübſche Bilder und Geburtstagswünſche malte und an die Leute in der Nachbarſchaft verkaufte, ſie einmal zwingen wollen, das Geld, das ſie in der Hand hielt, für einen Teufelskopf auszugeben, den er gemalt hatte und den Niemand auf der Straße haben wollte. Recht widerwärtig und boshaft behandelte er ſie und ſie gerieth gegen ihre Gewohnheit in Angſt, gab ihre Groſchen hin und hielt weinend das greuliche Bild zwiſchen den Fingern. Da kam Fritz Hahn ſeines Weges, frug nach dem Handel, und als ſie ihm die Gewaltthat des Knips klagte, entbrannte er von einem ſo heftigen Zorn, daß ſie wieder über den Fritz erſchrak. Er fuhr auf den Burſchen los, der ſein Mitſchüler war und ſchon eine Klaſſe höher ſaß, und begann auf der Stelle eine Prügelei, welcher der jüngere Knips, die Hände in der Taſche, lachend zuſah. Und Fritz drängte den garſtigen Buben an die Wand und zwang ihn das kleine Geldſtück herauszugeben und ſeinen Teufel wieder zu nehmen. Aber dieſe Begegnung half gar nicht dazu, ihr den Fritz lieb zu machen. Sie konnte nicht leiden, daß er ſchon als Primaner eine Brille trug und daß er immer ſo ernſt vor ſich hinſah. Wenn ſie aus der Schule kam und er mit ſeiner Mappe in die Vorleſung ging, ſuchte ſie ihm jedesmal aus dem Wege zu gehen.

Noch ſpäter einmal ſtieß ſie mit ihm zuſammen; — ſie ſaß unter den erſten Mädchen im Inſtitut, der älteſte Knips war bereits Magiſter und der jüngere Lehrling im Geſchäft ihres Vaters und Fritz Hahn ſollte gerade Doctor werden — da hatte ſie ſich auf dem Kahn zwiſchen die Bäume des Parkes gerudert, bis der Kahn an eine Wurzel ſtieß und ihr Ruder in das Waſſer fiel. Und als ſie ſich darnach bückte, gingen Hut und Sonnenſchirm denſelben Weg und Laura ſah verlegen um Hilfe nach dem Ufer. Da kam wieder Fritz Hahn in tiefen Gedanken daher, er hörte den leiſen Schrei, welchen Laura bei dem Unfall ausſtieß, ſprang ſofort in das ſchlammige Waſſer, fiſchte Hut und Sonnenſchirm und zog den Kahn an das Ufer. Hier bot er Laura die Hand und half ihr auf feſten Grund. Laura war ihm wohl Dank ſchuldig, auch hatte er ſie mit Achtung behandelt und Fräulein genannt. Aber er ſah doch ſehr lächerlich aus, die hagere Geſtalt verbeugte ſich ungeſchickt und die Gläſer waren ſtarr auf ſie gerichtet. Und als ſie darauf erfuhr, daß er von dem Sprung in den Sumpf einen ſchrecklichen Katarrh davon getragen hatte, da wurde ſie heißzornig auf ſich ſelbſt und auf ihn, weil ſie geſchrieen hatte, wo gar keine Gefahr war, und weil er zu ſo unnöthigem Ritterdienſt geſtürmt war; ſie würde ſich ſchon allein geholfen haben, und jetzt dächten die Hahns, ſie ſei ihnen wer weiß welchen Dank ſchuldig.

Darüber hätte ſie ruhig ſein können, denn Fritz hatte ſich ſtill umgezogen und die Kleider in ſeiner Stube getrocknet.

Freilich, daß die beiden feindlichen Kinder einander mieden, war natürlich, denn Fritz war eine ganz andere Natur. Auch er war das einzige Kind und auch er war von einem gutherzigen Vater und einer überſorglichen Mutter weich erzogen. Von kleinauf ein ſtiller, in ſich gekehrter Knabe, anſpruchslos, fleißig in den Büchern, hatte er ſich neben dem Haushalt der Eltern ſeine eigene Welt in einer Wiſſenſchaft aufgebaut, welche von der großen Heerſtraße ſeitab lag. Während um ihn das Leben luſtig ſummte, ſaß er über die Grundſtriche und Haken des Sanskrit gebeugt und unterſuchte die Familienverwandtſchaft zwiſchen dem wilden Geiſterheer, das über der Teutoburger Schlacht dahinfuhr, und zwiſchen den Göttern der Veda, welche über Palmenwälder und Bambusrohr in das heiße Gangesthal hinabſchwebten. Auch er war Freude und Stolz ſeines Hauſes, die Mutter ließ ſich nicht nehmen, jeden Morgen ſelbſt den Kaffe hinaufzutragen, dann ſetzte ſie ſich mit ihrem Schlüſſelbund ihm gegenüber und ſah ſchweigend zu, während er ſein Frühſtück verzehrte, ſchalt leiſe über ſein Nachtarbeiten am letzten Abend, und ſagte ihm, daß ſie nicht ruhig einſchlafe, bis ſie über ſich den Stuhl rücken höre und die Stiefeln klappern, die er zum Reinigen vor die Thür ſtellte. Nach dem Frühſtück bot Fritz dem Vater Gutenmorgen, und er wußte, daß dem Vater Freude war, wenn er einige Minuten mit ihm durch den Garten ſchritt, das Wachsthum der Lieblingsblumen betrachtete und vor allem, wenn er dem Vater zu einer Verſchönerung ſeine Zuſtimmung geben konnte. Das war der einzige Punkt, wo Herr Hahn mit ſeinem Sohne zuweilen in Gegenſatz gerieth. Und da er den Gründen des Sohnes nicht zu widerſtehen vermochte und den eigenen ſtarken Verſchönerungstrieb auch nicht bändigen konnte, ſo ſchlug er gern den Weg ein, der ſelbſt von größeren Politikern für nützlich erachtet wird, er bereitete ſeine Pläne heimlich vor und überraſchte durch Thatſachen.

Bei ſolchem Stillleben war dem jungen Gelehrten der Verkehr mit dem Profeſſor das beſte Vergnügen des Tages, ſeine Erhebung, ſein Stolz. Er hatte noch als Student die erſten Vorleſungen gehört, welche Felix Werner an der Univerſität hielt. Allmählich war eine Freundſchaft entſtanden, wie ſie vielleicht nur unter hochgebildeten und wackern Gelehrten möglich iſt. Er wurde der hingebende Vertraute für die umfangreiche Thätigkeit ſeines Freundes. Jede Unterſuchung des Profeſſors und ihre Erfolge wurden bis auf Einzelheiten beſprochen, jede Freude, die ein neuer Fund machte, theilten die Nachbarn. Täglich ſahen ſie einander, viele Abende vergingen ihnen in der ſchönen Art der Unterhaltung, welche den Deutſchen eigenthümlich iſt, in einem Geſpräch, das zwiſchen Erörterung und Geplauder ſchwebt, wo zwei Geiſter, welche beide die Wahrheit ſuchen, ſich im Austauſch ihrer Anſichten gegenſeitig fördern. Dann rührte in Jedem, angeregt durch das feine Verſtändniß und die Einwürfe des Andern, eine ſchöpferiſche Kraft kräftig die Schwingen und blitzſchnell und ungeahnt öffneten ſich dem Sprechenden und dem Hörer neue Geſichtspunkte, ein tieferes Verſtändniß. Mit dem beſten Theil ihres Lebens wuchſen Beide zuſammen. Freilich war Fritz als der jüngere auch der, welcher ſich am meiſten der feurigen Natur des Freundes bequemte, er war mehr Empfänger als Gebender. Aber gerade deshalb wurde das Verhältniß ſo feſt und innig. Nicht ohne kleine Störungen, wie das bei Gelehrten natürlich iſt, denn beide waren von ſchnellem Urtheil, beide hochgeſpannt in den Forderungen, die ſie an ſich ſelbſt und an die Menſchen machten, beide von feiner, leicht erregter Empfindung. Aber ſolche Gegenſätze wurden bald überwunden, ſie trugen nur dazu bei, die liebevolle Rückſicht, mit welcher die Freunde einander behandelten, zu vergrößern.

Durch dieſe Freundſchaft wurde das ſchwierige Verhältniß der beiden Häuſer ein wenig gemildert. Auch Herr Hummel konnte nicht umhin dem Doctor eine kleine Rückſicht zu gönnen, da ſein hochverehrter Miether den Sohn der Feinde auffallend auszeichnete. Denn auf ſeinen Miether ließ Herr Hummel nichts kommen. Durch dunkles Gerücht war ihm verkündet, daß der Profeſſor in ſeiner Art ein berühmter Mann ſei, und er war geneigt irdiſchen Ruhm beſonders hochzuachten, wenn dieſer bei ihm zur Miethe wohnte. Auch war der Profeſſor ein vortrefflicher Miether, er proteſtirte nie gegen eine Maßregel, welche Herr Hummel als oberſte Polizeibehörde des Hauſes verfügte; er hatte Herrn Hummel einſt wegen Anlage eines Capitals um Rath gefragt, er hielt nicht Hund nicht Katze, gab keine Tanzgeſellſchaften, ſang nicht zum Fenſter hinaus und ſpielte auf keinem Flügel Bravourſtücke. Und was die Hauptſache war, er bewies gegen Frau Hummel und Laura, wenn er ihnen einmal begegnete, eine ritterliche Artigkeit, welche dem gelehrten Herrn ſehr wohl ſtand. Frau Hummel war von ihrem Miether begeiſtert und Hummel hatte gut befunden, die letzte nothwendige Erhöhung der Miethe nicht vorher im Familienkreiſe zu beſprechen, weil er einen Widerſpruch ſeiner geſammten weiblichen Bevölkerung vorausſah.

Jetzt hatte der Kobold, welcher zwiſchen beiden Häuſern hin und her lief, Steine in den Weg werfend und den Menſchen Eſelsohren bohrend, auch die beiden freien Seelen ſeines Reviers gegen einander aufgeregt. Aber ſein Verſuch blieb kümmerlich: die wackern Männer waren nicht fügſam, nach ſeiner mißtönenden Pfeife zu tanzen.

Früh am nächſten Morgen trug Gabriel einen Brief ſeines Herrn zum Doctor hinüber. Als er in den feindlichen Hausflur trat, kam ihm eilig Dorchen, das Dienſtmädchen der Familie Hahn entgegen, einen Brief ihres jungen Herrn an den Profeſſor in der Hand. Die Boten tauſchten die Briefe und zu gleicher Zeit laſen die Freunde ihre Zuſchriften.

Der Profeſſor ſchrieb: „Mein lieber Freund, zürne mir nicht, daß ich wieder einmal heftig wurde, die Veranlaſſung war ſo abgeſchmackt als möglich. Was mich verſtimmte, war, ehrlich geſagt, daß du ſo unbedingt verweigerteſt, einen Tacitus mit mir herauszugeben. Denn die Möglichkeit Verlorenes zu finden, welche wir im gefälligen Traume durch einige Augenblicke annahmen, war mir doch auch darum ſo lockend, weil ſie uns beiden eine gemeinſame Thätigkeit in Ausſicht ſtellte. Wenn ich verſuche dich in den engern Kreis meiner Wiſſenſchaft zu ziehen, ſo wirſt du vorausſetzen, daß ich dabei nicht nur durch perſönliche Empfindungen, ſondern weit mehr durch den naheliegenden Wunſch beſtimmt werde, für die Wiſſenſchaft, auf welche ich mich beſchränken muß, deine Kraft zu gewinnen.“

Fritz dagegen ſchrieb: „Lieber theurer Freund, ich trage das peinliche Gefühl mit mir herum, daß meine Empfindlichkeit den geſtern uns beiden einen ſchönen Abend verdorben hat. Meine nur nicht, daß ich dir das Recht beſtreiten will, mir die Weitſchweifigkeit und Syſtemloſigkeit meiner Arbeiten vorzuhalten. Gerade weil deine Aeußerungen eine Saite berührten, deren ſtillen Mißklang ich ſelbſt zuweilen empfinde, verlor ich für einen Augenblick die Unbefangenheit. Du haſt ſicher in Vielem Recht, nur das Eine bitte ich dich zu glauben, daß meine Weigerung, mit dir eine große Arbeit zu übernehmen, weder ſelbſtſüchtig noch unfreundſchaftlich war. Ich bin mir bewußt, daß ich ein, wenn auch für meine Kraft zu umfangreiches Gebiet nicht verlaſſen, am wenigſten aber mit einem neuen Kreis von Intereſſen vertauſchen darf, in welchem mein mangelhaftes Können dir nur zur Laſt ſein würde.“

Beide waren nach Empfang dieſer Briefe doch etwas beruhigt. Da aber einzelne Aeußerungen derſelben jedem von ihnen eine weitere Auseinanderſetzung nothwendig machten, ſo ſetzten ſich beide hin und ſchrieben einander wieder kurz und gedrungen, wie gedankenvollen Männern ziemt. Der Profeſſor antwortete: „Für deinen Brief, mein theurer Fritz, danke ich dir von Herzen. Nur das Eine muß ich wiederholen, du haſt von je deinen eigenen Werth zu niedrig angeſchlagen und wenn ich dir einen Vorwurf machen darf, ſo iſt es nur dieſer.“

Fritz endlich antwortete: „Wie tief und gerührt empfinde ich in dieſem Augenblick deine Freundſchaft für mich. Nur das will ich dir noch ſagen, unter Vielem, was ich von dir zu lernen habe, iſt mir nichts nöthiger, als deine beſcheidene „Beſchränkung“. Und wenn du mit dieſem Worte deine umfaſſende und reſultatvolle Thätigkeit bezeichneſt, ſo zürne nicht, daß auch ich für meine Arbeit darnach ringe.“

Der Profeſſor ging nach Abſendung ſeines Briefes unruhig in die Vorleſung und hatte das Bewußtſein, daß er zerſtreut vortrage, Fritz eilte auf die Bibliothek und ſuchte emſig alle Notizen zuſammen, welche über Schloß Vielſtein aufzutreiben waren. Am Mittag nach der Heimkehr las jeder den zweiten Brief des Freundes, dann ſah der Profeſſor oft nach der Uhr und als es drei ſchlug, ſetzte er ſchnell ſeinen

Hut auf und ging mit großen Schritten über die Straße in das feindliche Haus. Während er den Thürgriff an der Stube des Doctors faßte, fühlte er von innen einen Gegendruck, kräftig riß er die Thür auf, Fritz ſtand vor ihm, ebenfalls den Hut auf dem Kopf, im Begriff zu ihm hinüberzugehen. Ohne ein Wort zu ſagen, umarmten einander die beiden Freunde.

„Ich bringe gute Nachricht vom Antiquar,“ begann der Profeſſor.

„Und ich vom alten Schloſſe,“ rief Fritz.

„Höre zu,“ ſagte der Profeſſor, „der Antiquar hat das Buch des Fraters von einem Kleinhändler gekauft, der im Lande umherzieht, Geräth und alte Bücher zu ſammeln. Der Mann wurde in meiner Gegenwart herbeigeholt, er hat das Büchlein in der Stadt Roſſau ſelbſt aus dem Nachlaß eines Tuchmachers erſtanden, mit einem alten Schrank und einigen geſchnitzten Schemeln. Es iſt alſo wenigſtens möglich, daß die handſchriftlichen Bemerkungen am Ende, die ſich ohnedies ungeübtem Blicke entziehen, ſeit dem Tode des Fraters niemals Aufmerkſamkeit erregt und niemals Nachforſchungen veranlaßt haben. — Vielleicht gewährt noch ein Kirchenbuch in Roſſau Nachricht über Leben und Tod des Mönches Tobias Bachhuber.“

„Wohl,“ beſtätigte Fritz vergnügt, „es beſteht dort eine Gemeinde ſeiner Confeſſion. Schloß Bielſtein aber liegt eine halbe Stunde von der Stadt Roſſau auf einer waldigen Anhöhe, — ſieh hier die Karte. Es war früher Eigenthum des Landesherrn, im vorigen Jahrhundert iſt es in Privatbeſitz übergegangen. Das Gebäude aber dauert noch, es wird in dieſer Landeskunde als altes Schloß aufgeführt, welches gegenwärtig Wohnhaus eines Herrn Bauer iſt. — Auch mein Vater weiß von dem Hauſe, er hat es auf einer Geſchäftsreiſe von der Landſtraße geſehen und ſchildert es als ein langgeſtrecktes Gebäude mit Erkern und hohem Dach.“

„Die Fäden verflechten ſich zu einem guten Gewebe,“ ſagte der Profeſſor ſich behaglich zurechtſetzend.

„Halt, noch eins,“ rief der Doctor geſchäftig. „Die Sagen dieſer Landſchaft ſind von einem unſerer Freunde geſammelt. Der Wackere iſt zuverläſſig. Laß ſehen, ob er eine Erinnerung aus der Umgebung von Roſſau aufgezeichnet hat.“ Er ſchlug eilig nach, ſah in das Buch und blickte den Freund ſprachlos an.

Der Profeſſor ergriff den Band und las die kurze Notiz. „In der Umgegend von Bielſtein erzählt man, daß vor alten Zeiten die Mönche einen großen Schatz im Schloſſe vermauert haben.“

Wieder ſtieg die alte unheimliche Handſchrift vor den Freunden aus dem Boden, deutlich ſichtbar, mit den Händen zu greifen.

„Unmöglich iſt ja nicht, daß die Handſchrift dort noch verſteckt liegt,“ bemerkte endlich der Profeſſor mit künſtlicher Ruhe. „An Beiſpielen für dergleichen Funde fehlt es nicht. Es iſt noch nicht lange her, da wurde in dem alten Hauſe eines Gutsbeſitzers meiner Heimat eine Zimmerdecke durchgeſchlagen, es war eine Doppeldecke, der leere Raum dazwiſchen enthielt eine Anzahl Urkunden und Papiere über Eigenthumsrechte, daneben einigen alten Schmuck. Der Schatz war auch zur Zeit des großen Krieges verſteckt worden, und durch Jahrhunderte hatte Niemand auf die niedrige Decke der kleinen Stube geachtet.“

„Natürlich,“ rief Fritz ſich die Hände reibend, „auch in den Bekleidungen der alten Rauchfänge ſind zuweilen leere Räume, ein Bruder meiner Mutter fand beim Umbau ſeines Hauſes an ſolcher Stelle einen Topf mit Münzen.“ Er zog ſeinen Beutel. „Hier iſt eine davon, ein ſchöner Schwedenthaler. Der Oheim gab mir ihn bei der Einſegnung als Heckgroſchen und ich trage ihn ſeit der Zeit in der Börſe. Ich habe manchmal harte Verſuchung ihn auszugeben bekämpft.“

Der Profeſſor unterſuchte genau den Kopf Guſtáv Adolphs, als ob dieſer ein Nachbar des verſteckten Tacitus geweſen wäre, und in ſeiner Umſchrift eine Kunde von dem verlorenen Buch brächte. „Es iſt richtig,“ ſagte er nachdenkend, „wenn das Haus auf einer Anhöhe liegt, könnten ſelbſt die Kellerräume trocken ſein.“

„Allerdings,“ erwiederte der Doctor. „Häufig wurden auch die dicken Wände doppelt gemauert und der Zwiſchenraum mit Schutt ausgefüllt. Es iſt in ſolchem Fall leicht, durch kleine Oeffnung einen hohlen Raum im Innern der Mauer hervorzubringen.“

„Für uns aber,“ begann der Profeſſor ſich aufrichtend, „erwächſt jetzt die Frage: Was haben wir zu thun? Denn eine ſolche Kunde, wie groß oder gering ihre Bedeutung auch werden möge, legt dem Finder doch die Pflicht auf, alles Mögliche zu thun, was die Entdeckung fördern kann. Und dieſe Pflicht haben wir ungeſäumt und vollſtändig zu erfüllen.“

„Wenn du öffentliche Mittheilung von dieſer Ueberlieferung machſt, ſo gibſt du die Ausſicht, die Handſchrift ſelbſt zu entdecken, und Alles, was ſich daran knüpfen mag, aus den Händen.“

„In dieſer Sache muß jede perſönliche Rückſicht ſchwinden,“ entſchied der Profeſſor.

„Und wenn du jetzt die gefundenen Kloſternotizen bekannt machſt,“ fuhr der Doctor fort, „wer ſteht dir dafür, daß nicht die behende Thätigkeit eines Antiquars oder eines Ausländers allen weiteren Nachforſchungen zuvorkommt? In ſolchem Falle mag der Schatz, ſelbſt wenn er gefunden wird, nicht allein für dich, auch für unſer Land, ja für die Wiſſenſchaft verloren gehn.“

„Das letzte wenigſtens darf nicht geſchehn,“ rief der Profeſſor. — „Und auch, wenn du dich an die Staatsregierung jener Landſchaft wendeſt, iſt ſehr zweifelhaft, ob dir Verſtändniß und guter Wille entgegenkommt,“ erörterte der Doctor ſiegreich.

„Es fällt mir nicht ein, die Angelegenheit fremden Beamten zu überlaſſen," erwiederte der Profeſſor. „Wir haben aber ganz in der Nähe Jemand, deſſen Glück und Scharfſinn im Aufſpüren von Seltenheiten wunderbar ſind. Ich habe Luſt, dem Magiſter Knips von der Handſchrift zu ſagen: er mag ſeine Correcturen auf einige Tage bei Seite legen, für uns nach Roſſau reiſen und dort das Terrain unterſuchen."

Der Doctor fuhr in die Höhe: „Das darf niemals geſchehen. Knips iſt nicht der Mann, dem man ein ſolches Geheimniß anvertrauen darf."

„Ich habe ihn doch ſtets zuverläſſig gefunden," entgegnete der Profeſſor. „Er iſt bei vieler Wunderlichkeit geſchickt und wohlunterrichtet."

„Mir wäre eine Entweihung deines ſchönen Fundes, den trödelhaften Mann dafür zu verwenden," verſetzte Fritz, „und ich werde es nie billigen."

„Dann alſo," rief der Profeſſor, „bin ich entſchloſſen. Die Ferien ſind vor der Thür, ich gehe ſelbſt in das alte Haus. Du aber, mein Freund, auch du wollteſt dir einige Reiſetage gönnen, du mußt mich begleiten; wir reiſen zuſammen, ſchlag ein."

„Von Herzen," rief der Doctor, die Hand des Freundes faſſend. „Wir dringen in das Schloß und citiren die Geiſter, welche über dem Schatze ſchweben."

„Wir ſprechen zuerſt ein verſtändiges Wort mit dem Eigenthümer des Hauſes. Was dann zu thun iſt, wird ſich finden. Unterdeß bewahren wir die Angelegenheit als Geheimniß."

„So iſt es recht," ſtimmte Fritz bei; die Freunde ſtiegen vergnügt in den Garten des Herrn Hahn hinab und beriethen um die weiße Muſe gelagert die Eröffnung des Feldzuges.

Feſt eingedämmt durch methodiſches Denken war die Phantaſie des Gelehrten, aber in der Tiefe ſeiner Seele ſtrömte doch reichlich und ſtark dieſer geheimnißvolle Quell aller Schönheit und Thatkraft. Jetzt war in den Damm ein Loch geriſſen, luſtig ergoß ſich die Flut über ſeine Saaten. Immer wieder flog ihm der Wunſch zu der räthſelhaften Handſchrift. Er ſah die Maueröffnung vor ſich und den erſten Schein der Leuchte, der auf die grauen Bücher in der Höhlung fiel; er ſah den Schatz in ſeinen Händen wie er ihn heraustrug und nicht mehr von ſich ließ, bis er die unleſerlichen Seiten entziffert hatte. — Seliger Geiſt des Frater Tobias Bachhuber! wenn du etwa deine Ferienzeit im Himmel dazu verwendeſt, auf unſere arme Erde zurückzukehren, und wenn du dann bei Nacht durch die Räume des alten Schloſſes gleiteſt, deinen Schatz hütend und unberufene Neugierige ſchreckend, o ſo winke freundlich dem Manne zu, der jetzt naht, dein Geheimniß ins Sonnenlicht zu tragen, denn er ſucht wahrhaftig nicht für ſich Gewinn und Ehren, ſondern er beſchwört dich als ein Redlicher im Dienſt guter Gewalten.

3.

Die Reiſe ins Blaue.

Wer aus höhern Regionen auf die Gegend von Roſſau herniederblickte, der konnte an einem ſonnigen Erntemorgen des Auguſt zwiſchen den Weiden der Landſtraße eine Bewegung wahrnehmen, welche den Thoren der Stadt zuſtrebte. Für nähere Betrachtung wurden zwei wandelnde Männer erkennbar, ein größerer und ein kleinerer, beide in hellen Sommerkleidern, welchen durch die Gewitterregen des letzten Tages aller Glanz abgeſpült war, beide mit ledernen Reiſetaſchen, welche am Riemen von der Schulter hingen; der größere trug einen breitkrempigen Filzhut, der kleinere einen Strohhut.

Die Wanderer waren Fremdlinge, denn ſie hielten zuweilen an und beobachteten Thal und Hügel mit Genuß, was den Eingeborenen des Landes ſelten einfiel. Die Gegend war von Vergnügungsreiſenden noch nicht entdeckt, in den Wäldern waren nirgend glatte Pfade für die Zeugſtiefeln der Städter gebahnt, ſelbſt der Fahrweg war keine Kunſtſtraße, in den ausgefahrenen Waſſerlöchern ſtand das Regenwaſſer, die Glöckchen der Schafherde und die Axt des Holzfällers wurden nur von den Bewohnern der Umgegend gehört, welche auf dem Felde arbeiteten oder zwiſchen zwei Orten ihrem Geſchäft nachgingen. Und doch war die Landſchaft nicht ohne Anmuth, die Umriſſe der waldigen Hügel ſchwangen ſich in kräftigen Linien, hier und da ragte Geſtein zu Tage, ein Steinbruch zwiſchen Ackerflächen, ein Felshaupt zwiſchen den Bäumen des Waldes. Von den Bergen am Horizont zog ein kleiner Bach in gewundenem Lauf dem fernen Fluſſe zu, umſäumt von Wieſenſtreifen, hinter denen ſich die Ackerbeete bis zu den belaubten Höhen hinaufzogen. Fröhlich lag die einſame Landſchaft im Morgenlicht, ſeitab von der großen Völkerſtraße.

In der Niederung vor den Reiſenden erhob ſich rings von Hügeln umgeben der Ort Roſſau, ein Landſtädtchen mit zwei plumpen Kirchthürmen und dunklen Ziegeldächern, welche über die Stadtmauer ragten wie Rücken einer Rinderherde, die ſich gegen ein Rudel Wölfe zuſammengedrängt hat.

Die Fremden ſchauten von der Höhe mit warmer Theilnahme auf Schornſteine und Thürme hinter der alten Mauer, welche mißfarbig, geborſten und geflickt vor ihnen lag. Dort war einſt ein Schatz bewahrt worden, der wieder gefunden die ganze civiliſirte Welt beſchäftigen und Hunderte zu begeiſterter Arbeit aufregen würde. Die Landſchaft ſah durchweg aus wie andere deutſche Landſchaften, der Ort durchweg wie andere arme Städtchen. Und doch war irgend ein kleiner Zug in der Gegend, der den Reiſenden eine fröhliche Hoffnung nährte. War es der luſtige Zwiebelaufſatz, welcher die dicken alten Thürme krönte? oder war es das Thorgewölbe, welches gerade vor den Reiſenden den Eingang zur Stadt in lockendes Dunkel hüllte? oder die Stille des leeren Thalgrundes, in welchem der Ort ohne Vorſtadt und Außenhäuſer lag, wie auf alten Karten die Städte abgebildet werden? oder die Viehherde, welche aus dem Thore ins Freie zog und auf dem Anger leichtfertige Sprünge machte? oder war es vielleicht die kräftige Morgenluft, welche den Wanderern um die Schläfe wehte? Beide empfanden, daß etwas Merkwürdiges und Vielverheißendes in dem Thale ſchwebte, welches ſie als Suchende betraten.

„Denke die Landſchaft wie ſie ſich einſt dem Auge bot," begann der Profeſſor, „der Laubwald ſchloß ſich in alter Zeit enger um den Ort, er formte die Hügel höher, das Thal tiefer, wie in einem Keſſel lag damals das Kloſter mit den Hütten ſeiner abhängigen Landleute. Hier im Süden, wo das Gelände ſich ſteil hinabſenkt, haben die Mönche ſicher einſt ihren Kloſterwein gebaut. Um das Kloſter ſchloſſen ſich allmählich die Häuſer der Stadt. Nimm den Thürmen die Mütze, welche ihnen vor hundert Jahren aufgeſetzt wurde, und gib ihnen die alten Spitzen zurück, an die Mauern ſetze hier und da einen Thurm, und du haſt einen hübſchen Steinkaſten, der ein geheimnißvolles Stück Mittelalter einſchloß."

„Und auf demſelben Weg, der uns hierher geführt, zog einſt ein gelehrter Mönch mit ſeinen Handſchriften in das ſtille Thal, um hier die Brüder zu lehren oder ſich vor mächtigen Feinden zu verbergen," ſagte hoffnungsvoll der Doctor.

Die Reiſenden ſchritten am Anger vorüber, der Hirt ſah gleichgültig nach den Fremden, aber die Kühe ſtellten ſich an dem Grabenrand auf und ſtarrten auf die Wanderer, und das halbwüchſige Volk der Herde brummte ihnen fragend zu. Sie traten durch die dunkle Thorwölbung und ſahen neugierig die Gaſſen entlang, welche hier zuſammen liefen. Es war eine kleine ärmliche Stadt, nur die Hauptſtraße war mit ſchlechten Feldſteinen gepflaſtert. Unweit des Thores ragte hoch der ſchräge Balken eines Ziehbrunnens, daran hing eine lange Stange mit dem Eimer. Von Menſchen war wenig zu ſehen, wer nicht in den Häuſern arbeitete, war auf dem Feld beſchäftigt. Denn die Halme, welche in den Steinritzen der Thorwölbung hingen, verriethen, daß Erntewagen die Feldfrucht zu den Höfen der Bürger fuhren; neben vielen Häuſern waren hölzerne Thore geöffnet, dann ſah man in die Hofräume, in die Scheuern und über Düngerſtätten, auf denen kleines Federvieh pickte. Die letzten Jahrhunderte hatten ſo wenig als möglich an dem Orte geändert, noch ſtanden die niedrigen Häuſer mit dem Giebel gegen die Straße, zuweilen ſtreckte ſich eine hölzerne Dachrinne über den Weg, ſtatt der Schilder reichten noch die Zeichen der Handwerker, aus Blech und Holz geſchnitten, farbig bemalt, in die Straße hinein, ein großer hölzerner Stiefel, ein Greif, welcher eine ungeheure Schere in der Hand hielt, ein ſchreitender Löwe, der eine Brezel anbot, und als ſchönſtes Stück ein regelmäßiges Sechseck aus bunten Glasrauten zuſammengeſetzt.

„Hier hat ſich Vieles erhalten,“ ſagte der Profeſſor.

Die Freunde kamen auf den Marktplatz, einen unregelmäßigen Raum, deſſen kleine Häuſer ſich durch bunten Anſtrich herausgeputzt hatten. Dort ſtarrte von einem unanſehnlichen Gebäude ein rothbemalter Drache mit geringeltem Schwanz, aus einem Bret geſchnitten, von einer Eiſenſtange gehalten, in die Luft. Darauf ſtand mit übelgeſchwungenen Buchſtaben: Gaſthof zum Lindwurm.

„Sieh,“ ſagte Fritz, auf den Lindwurm weiſend, „die Phantaſie des Künſtlers hat ihm einen Hechtkopf mit dicken Zähnen ausgeſchnitten. Der Wurm iſt der älteſte Schätzehüter unſerer Sage. Es iſt merkwürdig, wie feſt die Erinnerung an dies Sagenthier überall im Volke haftet, wahrſcheinlich ſtammt auch dieſes Schild aus einer Ueberlieferung des Ortes.“

So ſtiegen ſie auf ausgetretener Steintreppe in das Haus, ohne zu ahnen, daß ſie ſchon längſt von ſcharfen Augen beobachtet wurden. „Wer mögen die ſein?“ frug den dicken Wirth ein Bürger, der ſeinen Morgentrunk einnahm, „wie

Geſchäftsreiſende ſehen ſie nicht aus, vielleicht iſt einer der neue Paſtor vom Kirchdorfe.“

„So ſieht kein Paſtor aus,“ entſchied der Wirth, welcher Menſchen beſſer kannte. „Es ſind Fremde, zu Fuß, kein Wagen und keine Sachen.“

Die Fremden traten ein, ſetzten ſich an einen rothgeſtrichenen Tiſch und beſtellten das Frühſtück. „Eine hübſche Gegend, Herr Wirth,“ begann der Profeſſor, „kräftige Bäume im Walde.“

„Bäume genug,“ verſetzte der Wirth.

„Die Umgegend ſcheint wohlhabend,“ fuhr der Profeſſor fort.

„Die Leute klagen, daß ſie nicht genug verdienen,“ antwortete der Wirth.

„Wie viele Geiſtliche haben Sie am Orte?“

„Zwei,“ ſagte der Wirth höflicher. „Der alte Paſtor iſt aber geſtorben. Es iſt unterdeß ein Candidat hier.“

„Ob der andere Pfarrer zu Haus iſt?“

„Iſt mir unbekannt,“ ſagte der Wirth.

„Sie haben doch ein Gericht hier?“

„Einen Ortsrichter, er iſt jetzt auf dem Amt, es iſt heut Gerichtstag.“

„Hat nicht vor Zeiten ein Kloſter in der Stadt geſtanden?“ nahm der Doctor das Verhör auf.

Der Bürger und der Wirth ſahen einander an. „Das iſt lange her,“ verſetzte der Herr der Schenke.

„Hier in der Nähe liegt das Schloß Bielſtein?“ frug Fritz weiter. Wieder ſahen der Bürger und der Wirth einander bedeutungsvoll an.

„Es liegt ſo etwas hier in der Nähe,“ erwiederte der Wirth zurückhaltend.

„Wie lange geht man bis zum Schloß?“ frug der Profeſſor, geärgert durch die kurzen Antworten des Mannes.

„Wollen Sie dort hin?“ entgegnete der Wirth, „kennen Sie den Gutsbeſitzer?“

„Nein,“ antwortete der Profeſſor.

„Haben Sie denn etwas bei ihm zu thun?“

„Das iſt unſere Sache, Herr Wirth,“ verſetzte der Profeſſor kurz.

„Der Weg geht eine halbe Stunde durch den Wald, er iſt nicht zu fehlen,“ ſchloß der Wirth die ungemüthliche Unterhaltung und verließ die Stube. Der Bürger folgte ihm.

„Viel haben wir nicht erfahren,“ ſagte der Doctor lächelnd, „ich hoffe, der Pfarrer und Richter ſind redſeliger.“

„Wir gehen geradezu nach dem Gute,“ entſchied der Profeſſor.

Draußen ſteckten der Wirth und der Bürger die Köpfe zuſammen. „Wer die Fremden ſein mögen?“ wiederholte der Bürger, „geiſtlich ſind ſie nicht und an dem Richter war ihnen auch nicht viel gelegen. Haſt du gemerkt, wie ſie nach dem Kloſter und dem Schloſſe frugen?“ Der Wirth nickte. „Ich will dir meinen Verdacht ſagen,“ fuhr der Bürger eifrig fort: „ſie kommen nicht umſonſt her, ſie ſuchen etwas.“

„Was ſollen ſie ſuchen?“ frug der Wirth nachdenkend.

„Es ſind verkleidete Jeſuiten, ſie ſehen mir ſehr apropos aus.“

„Nun, wenn ſie mit den Leuten auf dem Gute anbinden wollen, die ſind Manns genug mit ihnen fertig zu werden.“

„Ich habe mit dem Inſpector zu thun, ich will ihm doch einen Wink geben.“

„Menge dich nur nicht in Geſchichten, die dich nichts angehen,“ warnte der Wirth. Der Bürger aber drückte die Stiefeln feſter, die er unter dem Arm trug, und fuhr um die Ecke.

Schweigend ſchritten die Freunde aus der gemeinen Nüchternheit des Lindwurms auf die Straße. Sie erfrugen von einem Mütterchen am entgegengeſetzten Stadtthor den Weg nach dem Schloſſe. Hinter der Stadt hob ſich der Pfad vom Kiesbett des Baches zu einer waldigen Höhe. Sie traten an einen Schlag Buſchholz, aus dem einzelne hohe Eichen emporragten. Der Regen des letzten Abends lag noch in Tropfen auf den Blättern, das dunkle Grün des Sommers glänzte im Sonnenſtrahl, einzelne Vögelſtimmen, das Hämmern des Spechts unterbrachen die Stille.

„Das gibt eine andere Stimmung,“ rief der Doctor erfreut.

„Es gehört wenig dazu, ein gut beſaitetes Menſchenherz in neuer Melodie klingen zu machen, wenn nicht gerade das Schickſal mit rauher Hand darauf ſpielt. Etwas Baumrinde mit grauem Flechtenbart, eine Hand voll Blüthen im Grunde und wenige Noten aus der Kehle eines Vogels,“ verſetzte der Profeſſor weiſe. „Horch, das iſt kein Gruß, den die Natur dem Wanderer gönnt,“ unterbrach er ſich lauſchend. Von fern klangen menſchliche Stimmen, ein leiſer Choral tönte wie aus den Baumgipfeln in ihr Ohr.

„Höher hinauf,“ rief der Doctor, „zu der geheimnißvollen Stätte, wo alte Kirchenlieder aus den Eichen rauſchen.“

Sie ſtiegen noch einige hundert Schritt in die Höhe und ſtanden auf einer Terraſſe des Waldhügels, die an der Seite von Bäumen umſchloſſen, in der Mitte gelichtet war. In der Lichtung ſtand eine kleine hölzerne Kirche von einem Friedhof umgeben, dahinter erhob ſich auf einem maſſigen Felsblock ein langes altes Gebäude, das Dach durch viele ſpitze Giebel gebrochen.

„Das fügt ſich gut zuſammen,“ rief der Profeſſor und ſah neugierig über die Waldkirche nach dem Schloſſe hinauf.

Aus der Kirche ſcholl ein Trauergeſang ſtärker in das Ohr. „Laß uns hineingehen,“ ſagte der Doctor, auf die geöffnete Pforte des Friedhofs weiſend.

„Mir iſt gottſeliger hier draußen zu Muthe,“ erwiederte der Profeſſor, „und mir widerſteht's, unberufen in Freude und Leid Fremder einzudringen. Das Lied iſt zu Ende, jetzt kommt des Pfarrers Sprüchlein.“

Fritz aber war auf die Steine der niedrigen Mauer geklettert und betrachtete die Kirche. „Sieh die maſſiven Strebepfeiler. Es iſt der Reſt eines alten Baues, ſie haben ihn durch Tannenholz ergänzt, Thurm und Holzdach blau vor Alter, es lohnt das Innere zu ſehen.“

Der Profeſſor hielt die lange Ranke eines Brombeerſtrauches, welche über die Mauer herabhing, in der Hand und ſah bewundernd auf weiße Blüthen, grüne und gebräunte Beeren, welche in dicken Büſcheln bei einander ſtanden. Undeutlich drangen die Laute einer Männerſtimme an ſein Ohr und unwillkürlich neigte er das Haupt, den Sinn aufzufaſſen.

„Laß uns doch hören,“ ſagte er endlich und betrat mit dem Freunde den Friedhof. Sie zogen die Hüte und öffneten leiſe die Kirchthür. Es war ein ſehr kleiner Raum, der Ziegelbau des alten Chores von innen weiß getüncht, das übrige von gebräuntem Holz, die Kanzel, eine Galerie, wenige Bänke. Vor dem Altar ſtand ein offener Kinderſarg, die Geſtalt darin ganz mit Blumen bedeckt, wenige Landleute in ſchmuckloſer Tracht daneben, auf den Stufen des Altars ein alter Geiſtlicher mit weißem Haar und treuherzigem Geſicht, am Haupt des Sarges aber die ſchluchzende Frau eines Arbeiters, die Mutter des Kleinen. Und neben ihr eine kräftige Frauengeſtalt in ſtädtiſcher Tracht, ſie hatte den Hut abgenommen, hielt die Hände gefaltet und ſah auf das Kind unter den Blumen hernieder. So ſtand ſie regungslos, die Sonne fiel ſchräge auf das gelockte Haar und die regelmäßigen Züge des jungen Geſichts. Feſſelnder aber als der hohe Wuchs und das ſchöne Haupt war der Ausdruck tiefer Andacht, welche über ſie ausgegoſſen war. Unwillkürlich faßte der Profeſſor den Arm des Freundes, ihn zurückzuhalten. Der Geiſtliche ſprach ſein Schlußgebet, die ſtattliche Frau neigte das Haupt tiefer, dann beugte ſie ſich noch einmal zu dem Kleinen herab und legte einen Arm um die Mutter, welche ſich weinend an die Tröſterin lehnte. So ſtand die Fremde und ſprach leiſe über dem Haupte der Mutter, während ihr ſelbſt die Thränen aus den Augen herabrollten. Wie Geiſterlaut klang das Murmeln der tiefen Frauenſtimme in das Ohr der Freunde. Dann hoben die Männer den Sarg vom Boden und folgten dem Geiſtlichen, der auf den Friedhof führte. Hinter dem Sarge ging die Mutter, das Haupt an der Schulter ihrer Führerin. Die Frau ſchritt bei den Fremden vorüber, verklärt vor ſich hinſchauend, ſie flüſterte ihrer Gefährtin Bibelworte zu. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. — Laſſet die Kindlein zu mir kommen," vernahmen die Freunde. Die Mutter hing gebrochen am Arme der Fremden und, wie durch den leiſen Ton fortgeführt, wankte ſie zu dem Grabe. Ehrfürchtig ſchloſſen ſich die Freunde dem Zuge an. Der Sarg wurde in das Grab gelaſſen, der Geiſtliche ſprach den Segen, jeder der Anweſenden warf drei Hände voll Erde auf das geſchwundene Leben. Dann traten die Landleute auseinander und machten der Mutter und ihrer Begleiterin den Weg frei. Die Fremde reichte dem Geiſtlichen die Hand und geleitete die Mutter langſam über den Friedhof auf den Weg, der zum Schloſſe führte.

In einiger Entfernung folgten die Freunde, ohne einander anzuſehen. Der Profeſſor fuhr ſich über die Augen: „Dergleichen macht immer weich," ſagte er traurig.

„Wie ſie am Altare ſtand," rief der Doctor, „eine Seherin der Vorzeit, als trüge ſie einen Eichenkranz auf dem Haupt. Sie zog das arme Weib ſich nach durch ihr Murmeln. Es waren zwar unſere ehrlichen Bibelſprüche; aber jetzt verſtehe ich, was das Wort raunen in alter Zeit bedeutete, wo man auch den Worten eine zauberiſche Kraft zuſchrieb. Sie beherrſchte der Trauernden Seele und Leib, und ihre Stimme regte auch mir das Herz auf. Wer war dieſes Weib, war es Mädchen oder Frau?"

„Es iſt ein Mädchen," erwiederte der Profeſſor nachdrücklich. „Sie wohnt im Schloß und wir werden ſie dort treffen. Laß ſie voraus und uns am Fuß des Felſens warten."

Sie ſaßen lange auf einem vorſpringenden Stein, der Profeſſor wurde nicht müde, ein Büſchel Moos zu betrachten, er bürſtete es mit der Hand und legte es bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Endlich ſtand er ſchnell auf. „Was auch kommen möge, jetzt gehen wir."

Sie ſtiegen einige hundert Schritt bis zur Höhe. Die Landſchaft vor ihnen war plötzlich verwandelt. Zur Seite lag das Schloß mit einem gemauerten Hofthor und großen Wirthſchaftsgebäuden, vor ihnen neigte ſich eine weite Fläche Ackerlandes von der Höhe hinab in ein flaches Thal. Das einſame Waldbild war verſchwunden, um die Wanderer rührte ſich kräftig das Leben des Tages, der Wind trieb Wellen durch das Aehrenmeer, Erntewagen fuhren auf den Feldwegen heran, Menſchenſtimmen riefen, die Peitſche knallte und die Garben flogen von ſtarker Hand geſchwungen über die hohen Leiterbäume.

„Holla, was ſuchen Sie hier?" frug hinter den Fremden eine tiefe Baßſtimme in befehlendem Ton. Die Freunde wandten ſich ſchnell um. Vor dem Hofthor ſtand ein mächtiger breitſchultriger Mann mit kurzgeſchorenem Haar und ſehr energiſchem Ausdruck im ſonnenbraunen Geſicht. Hinter ihm ſteckten Wirthſchaftsbeamte und Knechte neugierig die Köpfe durch das Thor und ein großer Hund fuhr bellend gegen die Fremden. „Zurück, Nero," rief der Landwirth, und pfiff den Hund zu ſich, dabei ſah er mit kaltem Polizeiblick auf die Fremden.

„Herr Gutsbeſitzer Bauer?" frug der Profeſſor grüßend.

„Der bin ich, und wer ſind Sie?" gab der Gutsherr die Frage zurück.

Der Profeſſor nannte die Namen und den Ort, von dem ſie kamen. Der Wirth trat einen Schritt näher und prüfte das Ausſehen der Beiden von oben herab

„Dort wohnen ja wohl keine Jeſuiten,“ ſagte er; „wenn Sie aber hierher kommen, Verborgenes zu finden, ſo war die Reiſe unnütz, hier finden Sie nichts.“

Die Freunde ſahen einander an, ſie ſtanden nahe am Hauſe, aber fern vom Ziel.

„Sie machen uns fühlbar,“ erwiederte der Profeſſor, „daß wir ohne Vermittlung eines Dritten an Ihre Wohnung treten. Obgleich Sie aber über den Zweck unſeres Herkommens bereits eine Vermuthung ausgeſprochen haben, erſuche ich Sie doch, uns deshalb eine Erklärung vor weniger Zeugen zu geſtatten!“

Die feſte Haltung des Profeſſors verfehlte nicht ganz die Wirkung. „Wenn Sie in der That ein Geſchäft zu mir führt, ſo werden wir das allerdings beſſer im Haus abmachen. Folgen Sie mir, meine Herren.“ Er lüftete ein wenig ſeine Mütze, wies mit der Hand nach dem Thor und ſchritt voraus. „Nero, Teufelshund, kannſt du nicht Ruhe halten!“

Der Profeſſor und der Doctor folgten, an ſie ſchloſſen ſich Wirthſchaftsbeamte und Knechte und der knurrende Hund. So wurden die Fremden in einem ungemüthlichen Zuge nach dem Wohnhaus geführt. Trotz ihrer mißlichen Lage ſahen ſie doch mit Neugierde auf den großen Hof, auf die Arbeit des Einſcheuerns, auf einen Trupp Gänſe, welcher durch den Zug geſtört breitbeinig und ſchnatternd über den Weg ſchritt. Dann überflog ihr Auge das Wohnhaus, die breiten ſteinernen Stufen mit Bänken an beiden Seiten, die gewölbte Thür, das übertünchte Wappen am Schlußſtein. Sie traten in einen geräumigen Hausflur, der Gutsherr hing ſeine Mütze auf einen Kleiderrechen, drückte mit ſchwerer Hand die Klinke der Wohnſtube und machte wieder eine Handbewegung, welche höflich ſein ſollte und die Fremden zum Vortritt einlud. „Jetzt ſind wir allein,“ begann er, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie ſind mir bereits als zwei Schätzeſucher angekündigt. Wenn Sie das ſind, ſo muß ich Ihnen rund heraus erklären, daß ich von ſolchen Thorheiten nichts wiſſen will. Im übrigen bin ich bereit, mich Ihrer Bekanntſchaft zu freuen."

„Nun, Schatzgräber ſind wir nicht," entgegnete der Profeſſor, „und da wir den Zweck unſerer Reiſe überall als Geheimniß bewahrt haben, ſo begreifen wir nicht, wie Sie etwas Entſtelltes über die Veranlaſſung unſeres Kommens hören konnten."

„Der Schuſter meines Hofverwalters hat ihm die Nachricht mit zwei verſohlten Stiefeln zugetragen, er hat Sie im Gaſthofe der Stadt geſehen und aus Ihren Fragen Verdacht geſchöpft."

„Er hat mehr Scharfſinn angewandt," erwiederte der Profeſſor, „als bei unſern harmloſen Fragen nöthig war. Und doch hat er nicht ganz Unrecht gehabt."

„Alſo iſt etwas daran," unterbrach der Landwirth finſter, „in dieſem Fall muß ich die Herren bitten, ſich ſelbſt und mich nicht weiter zu bemühen. Ich habe keine Zeit für dergleichen Narrheiten."

„Vor Allem haben Sie die Güte, uns anzuhören, ehe Sie uns in ſo kurzer Weiſe das Gaſtrecht aufkündigen," verſetzte der Profeſſor ruhig. „Unſer Kommen hat keinen andern Zweck, als Ihnen eine Mittheilung zu machen, über deren Werth Sie dann ſelbſt entſcheiden mögen. Und nicht nur wir, auch Andere könnten Ihnen einen Vorwurf daraus machen, wenn Sie unſer Geſuch ohne Prüfung abweiſen. Die Sache geht Sie mehr an als uns."

„Natürlich," ſagte der Wirth, „dieſe Redensarten kennt man."

„Doch nicht ganz," entgegnete der Profeſſor, „es iſt ein Unterſchied, wer ſie braucht und welchem Zweck ſie dienen."

„Nun denn, in des Teufels Namen ſprechen Sie, aber verſtändlich," rief der Landwirth ungeduldig.

„Nicht eher," fuhr der Profeſſor fort, „als bis Sie ſich bereit zeigen, eine ernſte Angelegenheit ſo anzuhören, wie ſie verdient. Es iſt eine kurze Auseinanderſetzung nöthig und Sie haben uns noch nicht einmal zum Sitzen eingeladen."

„So nehmen Sie Platz," verſetzte der Landwirth und rückte einen Stuhl.

Der Profeſſor begann: „Durch Zufall habe ich vor kurzem in einem geſchriebenen Buche unter andern handſchriftlichen Aufzeichnungen der Mönche von Roſſau einige Bemerkungen gefunden, welche für die Wiſſenſchaft, der ich diene, möglicherweiſe wichtig ſind."

„Und welches iſt Ihre Wiſſenſchaft," unterbrach ihn der Landwirth ungerührt.

„Ich bin Philolog."

„Das bedeutet alte Sprachen?" frug der Landwirth.

„So iſt es," fuhr der Profeſſor fort. „Die Notiz eines Mönches in dem erwähnten Bande meldet, daß um das Jahr 1500 eine werthvolle Handſchrift, welche die Geſchichtserzählung des Römers Tacitus enthielt, in dem Kloſter vorhanden war. Das Werk des berühmten Geſchichtſchreibers iſt uns in einigen andern wohlbekannten Handſchriften nur ſehr trümmerhaft erhalten, es ſcheint, daß die damals in dem Kloſter vorhandene Handſchrift ſein Werk vollſtändiger enthielt. Eine zweite Notiz desſelben Buches meldet aus dem April des Jahres 1637, daß damals die letzten Mönche des Kloſters in ſchwerer Kriegszeit Kirchengeräth und die Handſchriften des Kloſters an einer hohlen und trocknen Stelle des Hauſes Bielſtein vor den Schweden verborgen haben. — Das ſind die Worte, die ich gefunden, weitere Thatſachen habe ich Ihnen nicht mitzutheilen. Die Echtheit der beiden Bemerkungen iſt für uns zweifellos, ich habe Ihnen eine Abſchrift der betreffenden Stelle mitgebracht, das Original bin ich bereit, Ihrer eigenen Einſicht zu unterwerfen oder der eines ſachverſtändigen Beurtheilers, den Sie wählen wollen. Ich füge nur noch hinzu, daß wir beide, mein Freund und ich, ſehr gut wiſſen, wie ungenügend die Mittheilungen ſind, welche wir Ihnen machen, und wie unſicher die Ausſicht, daß ſich jetzt nach zwei Jahrhunderten noch etwas von dem damals vergrabenen Eigenthum des Kloſters vorfinde. Und doch haben wir eine Ferienreiſe dazu benutzt, Ihnen Nachricht von dieſer Entdeckung zu geben, ſelbſt auf die naheliegende Gefahr einer vergeblichen Unterſuchung. Wir haben uns aber zu dieſer Reiſe verpflichtet gefühlt. Nicht vorzugsweiſe um Ihretwillen, obgleich die Handſchrift, wenn ſie ſich fände, von ſehr hohem Werth ſein würde, ſondern zunächſt im Intereſſe der Wiſſenſchaft, denn nach dieſer Richtung wäre ein ſolcher Fund in der That unſchätzbar."

Der Landwirth hatte aufmerkſam zugehört, das Papier, welches der Profeſſor vor ihn auf den Tiſch legte, ließ er unberührt. Jetzt begann er: „Daß Sie mich nicht täuſchen wollen und daß Sie die Wahrheit nach allen Seiten mit guter Meinung ſprechen, ſehe ich ein. Ihre Auseinanderſetzung iſt mir verſtändlich. Ihr Latein vermag ich nicht zu leſen; und das iſt auch nicht nöthig, denn was die Thatſachen betrifft, ſo glaube ich Ihnen. Aber," fuhr er lächelnd fort, „die Herren Gelehrten haben in der Ferne eines nicht gewußt, daß dieſes Haus das Unglück hat, in der ganzen Gegend für den Ort zu gelten, an welchem alte Mönche ihre Schätze vermauert haben."

„Das war uns allerdings nicht unbekannt," fiel der Doctor ein, „und es konnte uns die Bedeutung der ſchriftlichen Notizen nicht verringern."

„Da waren Sie in großem Irrthum. Es liegt doch auf der Hand, daß ein ſolches Gerücht, welches durch mehre Menſchenalter in einer Gegend geglaubt wird, fortwährend abergläubiſche und gewinnſüchtige Perſonen in Bewegung geſetzt hat, dieſe vermeinten Schätze aufzuſpüren. Wie können Sie annehmen, daß Sie die erſten ſind, welche auf den Gedanken kommen, nachzuſuchen? Dies iſt ein altes feſtes Haus, aber es würde feſter ſein, wenn es nicht vom Keller bis unter das Dach Spuren zeigte, daß man in früherer Zeit Löcher hineingeſchlagen und die Schäden nachläſſig ausgebeſſert hat. Erſt vor wenigen Jahren habe ich Koſten und Mühe gehabt, einen neuen Dachbalken einzuziehen, weil Dach und Decke ſich ſenkte, und die Unterſuchung ergab, daß gewiſſenloſe Menſchen ein Stück des Balkens ausgeſägt hatten, jedenfalls um in einen Winkel des Daches hineinzugreifen. Und ich ſage Ihnen gerade heraus, wenn mir etwas das alte Haus verleidet, in dem ich ſeit zwanzig Jahren Glück und Unglück erfahren habe, ſo iſt es dies widerwärtige Gerücht. Gerade jetzt wird in der Stadt die Unterſuchung gegen einen Schatzgräber geführt, der Narren durch das Vorgeben betrogen hat, er könne aus dieſem Berge einen Schatz beſchwören. Noch wird ſeinen Mitſchuldigen nachgeſpürt. Ihren Fragen in der Stadt haben Sie zuzuſchreiben, daß die Leute dort, welche viel von dem Betruge reden, Sie für Helfer des eingezogenen Gauners gehalten haben. Daher auch mein rauher Gruß. Ich mache Ihnen deshalb meine Entſchuldigung.“

„Und Sie wollen ſich nicht dazu verſtehen,“ frug der Profeſſor unzufrieden, „unſere Mittheilung zu weiterer Nachforſchung zu benützen?“

„Nein,“ verſetzte der Landwirth, „ich will mich nicht ſelbſt zum Narren machen. Wenn Ihr Buch nichts weiter meldet, als was Sie mir geſagt haben, ſo dient dieſe Nachricht zu gar nichts. Haben die Mönche hier herum irgend etwas verſteckt, ſo iſt Hundert gegen Eins zu wetten, ſie haben es in ruhiger Zeit ſelbſt wieder herausgeholt. Wäre aber gegen alle Wahrſcheinlichkeit das Verſteckte damals an ſeiner Stelle geblieben — es ſind ſeitdem einige hundert Jahre vergangen — ſo hätten es längſt andere hungrige Leute herausgegraben. Das ſind, verzeihen Sie mir, Ammengeſchichten, nur gut für Spinnſtuben. Ich habe einen Widerwillen gegen ſolches Gelüſt, das an den Mauern wühlt. Der Landwirth ſoll im Acker ſchaufeln und nicht in ſeinem Hauſe. Unter Gottes Sonne liegen ſeine Schätze.“

Dem Profeſſor wallte das Blut über die kalte Art des Mannes, er bezwang mit Mühe den ausbrechenden Zorn, indem er an das Fenſter trat und einem Haufen Sperlinge zuſah, die heftig gegen einander ſchrieen. Endlich begann er ſich umwendend: „Ihre Weigerung iſt ein Recht des Hauseigenthümers. Wenn Sie darauf beſtehen, ſo werden wir Sie allerdings mit dem Bedauern verlaſſen, daß Sie die mögliche Bedeutung unſerer Mittheilung nicht zu würdigen wiſſen. Ich habe dieſe Begegnung nicht vermieden, obgleich mir wohlbekannt war, wie zufällig die Eindrücke ſind, welche bei einer erſten Unterredung mit Fremden den Entſchluß beſtimmen. Sie würden vielleicht mehr Rückſicht auf unſre Nachricht genommen haben, wenn ſie Ihnen durch Vermittlung Ihrer Regierung zugleich mit der Forderung, genaue Nachſuchung anzuſtellen, zugegangen wäre.“

„Reut Sie, daß Sie dieſen Weg nicht eingeſchlagen haben?“ frug lächelnd der Landwirth.

„Offen geſagt, nein. Ich habe in ſolcher Angelegenheit kein Vertrauen zu einem Beamtenprotokoll.“

„Ich auch nicht,“ verſetzte der Landwirth trocken. „Wir ſtehen unter einem kleinen Landesherrn, aber er iſt fern, wir ſind von fremdem Gebiet umſchloſſen. Bei Hofe habe ich nichts zu thun, es vergehen Jahre, ehe ich nach unſrer Reſidenz komme; die Regierung plagt uns nicht übermäßig und in meinem Bezirk leite ich die Polizei. Wenn meine Regierung Ihren Wünſchen Wichtigkeit beilegte, ſo würde ſie wahrſcheinlich von mir einen Bericht einfordern, und das würde mir einen Bogen Papier und eine Stunde Schreiberei koſten. Vielleicht, wenn Sie laut zu trommeln verſtehen, ſendet ſie mir auch eine Commiſſion in das Haus. Die meldet ſich bei mir zum Mittagseſſen und ich führe ſie nach Tiſch in die Keller, ſie pocht der Form wegen ein wenig an die Wände, und ich laſſe unterdeß einige Flaſchen aufkorken. Zuletzt wird ſchnell ein Papier beſchrieben und die Sache iſt wieder abgemacht. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie dieſen Weg nicht eingeſchlagen haben; im übrigen vertrete ich mein Hausrecht auch gegen den Landesherrn.“

„Es iſt, ſo ſcheint mir, vergeblich, zu Ihnen von dem Werth zu ſprechen, den die Handſchrift haben würde,“ warf der Profeſſor ihm finſter entgegen.

„Es wäre verlorene Mühe,“ ſagte der Landwirth. „Ob eine ſolche Seltenheit, auch wenn ſie in meinem Eigenthume zu Tage käme, für mich ſelbſt einen weſentlichen Werth hätte, iſt fraglich. Und den Werth für Ihre Wiſſenſchaft kenne ich nur aus Ihrer Verſicherung. Aber für mich und für Sie rühre ich keinen Finger, weil ich nicht glaube, daß ein ſolcher Schatz auf meinem Eigenthum verborgen iſt und weil ich nicht den Willen habe, um etwas Unwahrſcheinliches ein Opfer zu bringen. Dies, Herr Profeſſor, iſt meine Antwort.“

Der Profeſſor trat wieder ſchweigend an das Fenſter. Fritz, der ſich in ſtiller Empörung zurückgehalten hatte, empfand, daß es Zeit war, dieſer Unterredung ein Ende zu machen, er erhob ſich zum Aufbruch: „Und Sie haben uns wirklich Ihre letzte Meinung geſagt?“

„Ich bedaure, Ihnen keinen andern Beſcheid geben zu können,“ verſetzte der Landwirth und ſah mit einer Art Mitleid auf die beiden Fremden. „Es thut mir in der That leid, daß Sie den Umweg zu mir gemacht haben. Verlangen Sie meine Wirthſchaft zu ſehen, jede Thür ſoll Ihnen geöffnet ſein. Die Mauern meines Hauſes öffne ich Niemandem. Ich bin übrigens bereit, Ihre Mittheilung als Geheimniß zu bewahren, um ſo lieber, da dies auch in meinem Intereſſe liegt.“

„Ihre Weigerung, irgend welche Nachforſchungen auf Ihrem Eigenthume anzuſtellen, macht ein ferneres Geheimhalten dieſer Nachricht unnöthig,“ entgegnete der Doctor, „meinem Freunde bleibt jetzt nichts übrig, als ſeine Entdeckung in einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift zu berichten, er hat dann ſeine Pflicht gethan, vielleicht daß Andere Ihnen gegenüber glücklicher ſind als wir.“

Der Landwirth fuhr auf. „Donnerwetter, Herr, ſind Sie des Teufels? Sie wollen die Geſchichte in der Zeitung

Ihren Collegen erzählen? Wahrſcheinlich werden dieſe ebenſo denken wie Sie.“

„Zuverläſſig werden Hunderte die Sache genau ſo anſehen wie wir, und Ihre Weigerung ebenſo verurtheilen wie wir,“ rief der Doctor.

„Herr, wie Sie mich beurtheilen, iſt mir ganz gleichgültig, ich muß Sie bitten, mich ſo ſchwarz zu ſchildern, als Ihre Wahrheitsliebe irgend zuläßt,“ rief der Landwirth unwillig. „Aber ich ſehe voraus, daß das alles nichts helfen wird. Verwünſcht ſeien die Mönche und ihr Schatz! Jetzt habe ich jeden Sonntag und jede Stunde Ihrer Ferien einen Beſuch wie den Ihren zu erwarten, fremde Geſichter mit Brillen und Regenſchirmen, welche den Anſpruch erheben, unter das Holzgeſtell meines Milchkellers zu kriechen und in der Schlafſtube meiner Kinder an der Decke herumzuklettern. Zum Teufel mit dieſem Tacitus!“

Der Profeſſor ergriff ſeinen Hut: „Wir empfehlen uns Ihnen,“ und ging nach der Thür.

„Halt, meine Herren,“ rief der Wirth unruhig, „nicht ſo ſchnell. Lieber will ich noch mit Ihnen beiden zu thun haben, als mit einer unabläſſigen Wallfahrt ihrer Collegen. Weilen Sie noch einen Augenblick, ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Sie ſelbſt ſollen durch mein Haus gehen, Sie mögen den alten Bau vom Boden bis zum Keller unterſuchen. Es iſt eine harte Zumuthung für mich und meine Hausgenoſſen, ich will das Opfer bringen. Finden Sie eine Stelle, die Ihnen Verdacht einflößt, ſo reden wir darüber. Dagegen verſprechen Sie mir, daß Sie gegen meine Hausleute von dem Zweck Ihres Hierſeins ſchweigen. Meine Arbeiter ſind ohnedies aufgeregt; wenn Sie dem unſeligen Gerücht neue Nahrung geben, ſo kann ich nicht dafür ſtehen, daß nicht meine eigenen Leute auf den Einfall kommen, mir an einer Ecke des Hauſes die Grundmauer durchzuſtoßen. Mein Haus iſt Ihnen den ganzen Tag geöffnet, ſo lange ſind Sie meine Gäſte. Dann aber, wenn

Sie mündlich oder ſchriftlich über die Sache reden, fordere ich den Zuſatz, es ſei von Ihnen das Mögliche geſchehen, mein Haus durchſucht, aber nichts gefunden worden. Wollen Sie dieſen Vertrag mit mir eingehen?"

Der Doctor ſah zweifelnd auf den Profeſſor, ob der Stolz des Freundes ſich ſolcher Bedingung beugen werde. Wider Erwarten flog ein Strahl von Freude über das Antlitz des Gelehrten, und er erwiederte artig: „Sie haben uns in einem Punkt mißverſtanden. Nicht wir beanſpruchen die verborgene Handſchrift aus Ihrem Eigenthum herauszuholen, ſondern wir ſind nur gekommen, um Sie ſelbſt für den Verſuch zu gewinnen. Daß wir in einem fremden Hauſe, unbekannt mit den Räumen und ungeübt in dieſer Art Nachforſchung, nichts finden werden, iſt uns ſehr deutlich. Wenn wir dennoch die lächerliche Lage, in welche Sie uns verſetzen, nicht vermeiden und Ihr Anerbieten annehmen, ſo thun wir dies nur in der Hoffnung, daß uns in den Stunden unſeres Hierſeins gelingen wird, Ihnen ſelbſt ein größeres Intereſſe an dem möglichen Funde beizubringen."

Der Landwirth bewegte abweiſend das Haupt auf den hohen Schultern. „Ich habe nur das Intereſſe, die Sache ſo ſchnell als möglich in Vergeſſenheit zu bringen. Sie mögen thun, was Sie für Pflicht halten. — Meine Geſchäfte verhindern mich, Sie zu begleiten, ich übergebe Sie meiner Tochter."

Er öffnete die Thür des Nebenzimmers und rief: „Ilſe!"

„Hier, Vater," antwortete eine klangvolle Altſtimme. Der Landwirth ging in das Nebenzimmer. „Komm hervor, Ilſe, ich habe heut einen beſondern Auftrag für dich. Da drin ſind zwei fremde Herren von einer Univerſität. Sie ſuchen ein Buch, das vor alten Zeiten in unſerm Hauſe verſteckt ſein ſoll. Führe ſie durch das Haus, ſchließ ihnen alle Räume auf."

„Aber Vater —" unterbrach ihn die Tochter.

„Thut nichts," fuhr der Landwirth fort, „es muß ſein." Er trat näher an ſie und ſprach leiſer: „Es ſind zwei Gelehrte, ſie haben einen Sparren —," er wies nach dem Kopfe. „Was ſie ſich einbilden, iſt verrückt, und ich gebe ihnen nur nach, um in Zukunft Ruhe zu haben. Sei vorſichtig, Ilſe, ich kenne die Leute nicht. Ich muß auf's Vorwerk, dem Hofverwalter will ich ſagen, daß er ſich in der Nähe des Hauſes hält. Sie ſcheinen mir zwei ehrliche Narren, aber der Teufel mag trauen."

„Ich fürchte mich nicht, Vater," erwiederte die Tochter, „das Haus iſt voll Menſchen, wir werden ſchon mit ihnen fertig werden."

„Sorge dafür, daß die Mägde nicht herumſtehen, während die Fremden an den Wänden klopfen und meſſen. Sie ſehen mir übrigens nicht aus, als ob ſie viel finden würden, wenn auch alle Wände aus Büchern gemauert wären. Aber daß ſie irgendwo einſchlagen oder die Wand beſchädigen, das leideſt du nicht."

„Recht, Vater," ſagte die Tochter. „Bleiben ſie über Mittag?"

„Ja wohl, dein Dienſt geht bis zum Abend. In der Molkerei wird dich die Mamſell vertreten."

Durch die Thür hörten die Freunde Bruchſtücke der Unterredung, ſie gingen nach den erſten Worten der Anweiſung ſchnell an das Fenſter und ſprachen laut mit einander über eine große Strohanhäufung am Firſt der Scheuer, die nach der Behauptung des Doctors ein Storchneſt war, während der Profeſſor die Anſicht vertrat, daß Störche nicht auf ſolchen Höhen niſteten. Dazwiſchen ſagte der Profeſſor leiſe: „Es iſt unbequem, in dieſer demüthigenden Lage auszudauern. Aber wir vermögen nur durch unſer Beharren den Hauswirth zu überzeugen."

„Vielleicht entdecken wir doch etwas," antwortete der Doctor. „Ich habe einige Erfahrung in Maurerarbeit, als Knabe fand ich beim Bau unſeres Hauſes Gelegenheit, ſchöne Kenntniſſe in Statik und Balkenklettern zu erwerben. Gut, daß der

Tyrann uns allein läßt. Unterhalte du die Tochter, ich will derweile an den Wänden klopfen.“

Wer jemals einer undeutlichen Spur nachgegangen iſt, der weiß, wie ſchwierig in der Nähe erſcheint, was in der Ferne ſo leicht dünkt. Während zuerſt die trügende Göttin Hoffnung alle guten Möglichkeiten mit hellen Farben malt, regt die Arbeit des Suchens ſelbſt jeden Zweifel auf. Die lockenden Bilder verbleichen, Kleinmuth und Ermüdung werfen ihre Schatten. Zuletzt wird pflichtmäßige Ausdauer, was im Anfange ein friſches Wagen war.

4.

Das alte Haus.

Der Landwirth trat ein, die Reitgerte in der Hand, hinter ihm die hohe Geſtalt vom Friedhof. „Hier meine Tochter Eliſe, ſie wird meine Stelle vertreten.“

Die Freunde verneigten ſich. Es war daſſelbe ſchöne Antlitz, aber ſtatt der hohen Rührung lag jetzt eine geſchäftliche Würde in ihren Zügen, ſie grüßte ruhig und lud die Herren zum Frühſtück in das Nebenzimmer. Was ſie ſprach, waren einfache Worte, aber wieder lauſchten die Freunde verwundert auf die tiefen Töne ihrer melodiſchen Stimme.

„Bevor Sie ſich hier umſehen, müſſen Sie an meinem Tiſch niederſitzen, das iſt bei uns Brauch,“ ſagte der Landwirth in beſſerer Laune, als er bis dahin gezeigt, auch auf ihn übte die Gegenwart der Tochter beſänftigenden Einfluß. „Wiederſehen zu Mittag.“ Damit ging er zur Thür hinaus.

Die Freunde folgten in den Nebenraum, ein großes Speiſezimmer; Stühle ſtanden längs der Wand, in der Mitte eine lange Tafel, an deren oberem Ende drei Plätze gedeckt waren. Das Mädchen ſetzte ſich zwiſchen die Herren und bot die kalten Speiſen. „Als ich Sie auf dem Friedhof ſah, dachte ich, daß Sie den Vater beſuchen würden, der Tiſch wartet ſchon eine Weile auf Sie.“ Die Freunde aßen ein wenig und dankten für mehr.

„Ich bedaure, daß unſer Kommen auch Ihre Zeit in Anſpruch nehmen ſoll,“ ſagte der Profeſſor ernſt.

„Meine Aufgabe iſt leicht,“ antwortete das Mädchen, „ich fürchte, die Ihre wird Ihnen mehr Mühe machen. Das Haus hat viele Stuben, und dann die Kammern und die Verſchläge auf dem Boden.“

„Ich habe bereits Ihrem Herrn Vater geſagt,“ erwiederte der Profeſſor lächelnd, „daß wir keinen Werth darauf legen, wie Maurer das Gebäude zu unterſuchen. Betrachten Sie uns als Neugierige, welche das merkwürdige Haus nur ſoweit ſehen wollen, als es ſich ſonſt einem Gaſte öffnet.“

„Das Haus mag wohl für Fremde merkwürdig ſein,“ ſagte Ilſe, „uns iſt es lieb, denn es iſt warm und geräumig. Als der Vater das Gut einige Jahr beſaß und zu Kräften gekommen war, hat er meiner ſeligen Mutter zu Liebe Alles bequem eingerichtet; denn wir brauchen großen Raum, es ſind ſechs jüngere Geſchwiſter, und es iſt ein großes Gut; die Herren von der Wirthſchaft eſſen bei uns, dann der Hauslehrer und die Mamſell, und in der Geſindeſtube auch zwanzig Leute.“

Der Doctor ſah ſeine Nachbarin enttäuſcht an. Wo war die Seherin geblieben? Sie ſprach verſtändig und ſehr bürgerlich, mit ihr konnte man wohl auskommen. „Da wir nun einmal auf hohle Räume ausgehen,“ begann er ſchlau, „ſo würden wir uns am liebſten Ihrer Leitung anvertrauen, wenn Sie uns ſagen wollten, ob man in der Wand oder auf dem Boden oder irgendwo hier im Hauſe von Stellen weiß, welche beim Klopfen eine Höhlung verrathen.“

„O daran fehlt es nicht,“ erwiederte Ilſe. „Wenn man in meiner Stube an die Hinterwand des kleinen Wandſchrankes pocht, ſo merkt man, daß dahinter ein leerer Raum iſt, und dann iſt die Steinplatte unter der Treppe, und mehre Platten in der Küche und noch viele andere Stellen im Hauſe. Und bei allen haben die Leute ihre Vermuthung."

Der Doctor hatte ſeine Brieftafel herausgezogen und ſchrieb die verdächtigen Orte nieder.

Die Betrachtung des Hauſes begann. Es war ein prachtvolles altes Haus, die Mauer des Unterſtocks ſo dick, daß der Doctor mit geſpannten Armen nicht die ganze Tiefe der Fenſterniſchen einfaſſen konnte. Eifrig übernahm er das Klopfen und Meſſen der Wände. Die Keller waren zum Theil in den Felſen geſprengt, an einzelnen Stellen ragte das ungeglättete Geſtein noch in die Räume und man erkannte, wo die Mauer auf dem Stein gelagert war. Es waren mächtige Gewölbe, die kleinen Fenſter in der Höhe durch ſtarke Eiſenſtäbe geſchützt, in alter Zeit bei feindlichem Anlauf eine feſte Zuflucht wider Geſchoſſe und Feuer. Und Alles war ſchön trocken und hohl. Denn das Haus war ganz nach den Anſichten gebaut, welche der Doctor ſchon früher über alte Gebäude ſo verſtändig ausgeſprochen hatte: Mauer von außen und von innen, dazwiſchen Schutt und Steinbrocken. Natürlich klangen die Wände deshalb an vielen Orten hohl wie ein Kürbis. Der Doctor pochte und notirte fleißig, die Knöchel ſeiner Hand wurden weiß und aufgetrieben, aber die Fülle guter Möglichkeiten machte ihn kleinlaut.

Aus dem Keller traten ſie in den Unterſtock. In der Küche brodelten große Keſſel und Töpfe und neugierig ſahen die arbeitenden Frauen auf das Benehmen der Fremden, denn der Doctor klopfte wieder mit den Abſätzen auf den ſteinernen Fußboden und faßte die geſchwärzte Seitenwand des Herdes mit den Händen an. Dahinter kamen Wirthſchaftsräume und die Gaſtſtuben. In einer derſelben fanden ſie eine Frau in Trauerkleidung beſchäftigt, die Betten in ein neues Gewand zu hüllen. Es war die Mutter vom Friedhofe. Sie trat an die fremden Herren und bedankte ſich, weil ſie geholfen hätten, ihrem Kinde die letzte Ehre zu erweiſen. Die Freunde ſprachen ihr freundlich zu, ſie wiſchte mit der Schürze die Augen und ging wieder an ihre Arbeit.

„Ich bat ſie heut zu Haus zu bleiben,“ ſagte Ilſe, „aber ſie wollte nicht. Ihr wäre gut, wenn ſie etwas zu ſchaffen hätte, und wir würden ihre Arbeit brauchen, weil Sie doch zu uns kämen.“ Es that den Gelehrten wohl, daß ſie wenigſtens von den weiblichen Mitgliedern des Hauſes als berechtigte Gäſte aufgefaßt wurden.

Sie betraten die andere Seite des Unterſtocks und betrachteten noch einmal die einfachen Zimmer, die ſich zuerſt den Ankommenden geöffnet hatten. Dahinter lag das Arbeitszimmer des Gutsherrn, ein kleiner ſchmuckloſer Raum, darin ein Schrank mit Jagdgeräth und Reitzeug, ein Bretergeſtell für Acten und einige Bücher, über dem Bett Säbel und Piſtolen, auf dem Schreibtiſch das kleine Modell einer Maſchine und Proben von Getreide und Sämerei in kleinen Säckchen; an der Wand aber ſtanden in militäriſcher Ordnung der rieſige Waſſerſtiefel, der Juchtenſtiefel, der Reitſtiefel mit Stulpen, an der äußerſten Ecke auch Zwerge von Kalbleder, wie ſie gewöhnliche Menſchen tragen. In dem Nebenzimmer hörten ſie eine Männerſtimme und kindliche Antworten in regelmäßigem Wechſel. „Das iſt die Schulſtube,“ ſagte Ilſe lächelnd. Als die Thür geöffnet ward, ſchwiegen Solo und Chorſtimmen, dem Gruß der Eintretenden antwortete aufſtehend der Lehrer, ein Seminariſt von verſtändigem Geſicht. Verwundert ſtarrten die Kinder in die unerwartete Störung. An zwei Tiſchen ſaßen drei Knaben und drei Mädchen, ein kräftiges blondhaariges Geſchlecht. „Das iſt Clara, Luiſe, Rieckchen, Hans, Ernſt und Franz.“ Die vierzehnjährige Clara, faſt erwachſen und ein verjüngtes Abbild der Schweſter, erhob ſich mit einem Knix, Hans, ein derber Burſch von zwölf Jahren, machte den unbedeutenden Verſuch eines Bücklings, die andern blieben ſtramm ſtehen, ſahen unverwandt auf die Fremden, und tauchten, nachdem ſie einer läſtigen Pflicht genügt hatten, wieder auf ihre Plätze nieder. Nur der kleine Franz, ein rothbäckiger Krauskopf von ſieben Jahren, blieb in der Pein ſeiner Aufgabe grimmig ſitzen, und benutzte die Unterbrechung, um für die nächſten Antworten noch ſchnell etwas aus ſeinem Buche einzuſammeln. Ilſe ſtrich ihm über das Haar und frug den Lehrer: „Wie geht's heut mit ihm?“ — „Er hat gelernt.“ — „Es iſt zu ſchwer,“ rief Franz erbittert. Der Profeſſor bat den Lehrer ſich nicht ſtören zu laſſen und die Reiſe ging weiter: Schlafzimmer der Knaben, Zimmer des Lehrers und wieder Wirthſchaftsräume, Plättſtube, Kleiderkammer — der Doctor hatte ſeine Brieftafel bereits eingeſteckt.

Sie kehrten in den Hausflur zurück, an der Treppe wies Ilſe auf die Steinplatte, der Doctor kniete nieder, verſuchte und ſagte kleinlaut: „Wieder hohl.“ Ilſe betrat die Treppe.

„Hier oben wohne ich und die Mädchen.“

„Unſere Neugierde hat vorläufig hier ein Ende,“ erwiederte rückſichtsvoll der Profeſſor. „Sie ſehen, auch mein Freund verzichtet.“

„Man hat aber von oben eine Ausſicht,“ ſagte die Führerin, „dieſe wenigſtens müſſen Sie betrachten.“ Sie öffnete eine Thür. „Dies iſt mein Zimmer.“ Die Freunde blieben vor der Schwelle ſtehen. „Kommen Sie herein,“ ſagte Ilſe unbefangen. „Von dieſem Fenſter ſieht man die Straße, auf der Sie zu uns kamen.“ Zögernd traten die Zartfühlenden näher. Es war wieder ein beſcheidener Raum, nicht einmal ein Sopha darin, die Wände mit blauer Farbe geſtrichen, am Fenſter ein Nähtiſch und einige Blumenſtöcke, in einer Ecke das Bett mit weißer Gardine verhüllt.

Die Freunde traten an das Fenſter und ſchauten von der Höhe auf den kleinen Friedhof und die Gipfel der Eichen, auf das Städtchen im Thale und auf die Baumreihe dahinter, welche in gekrümmter Linie bis zu der Höhe lief, wo ſich die Ausſicht in die Ferne ſchloß. Der Blick des Profeſſors haftete an der alten Holzkirche. Wie hatten ſich in wenig Stunden die Stimmungen geändert! Auf die frohe Erwartung war gefolgt, was beinahe wie Entſagung ausſah, und doch wieder auf die Ungeduld eine wohlthuende Ruhe.

„Das iſt unſer Weg in die Fremde," wies Ilſe, „wir ſehen oft nach der Richtung aus, wenn der Vater verreiſt iſt und wir ihn erwarten, oder wenn wir von dem Poſtboten etwas Gutes hoffen. Und ſo oft Bruder Franz erzählt, daß er einſt in die Welt gehen werde, fort von dem Vater und von uns Geſchwiſtern, dann denkt er ſich die Straßen in der Welt immer wie dieſe ausſieht, als einen Fußſteig mit dicken Weidenköpfen."

„Franz iſt der Liebling?" frug der Profeſſor.

„Er iſt mein Neſthäkchen, wir verloren die gute Mutter, als er noch die Kindermütze trug. Das arme Kind kennt die Mutter gar nicht, und als er einmal von ihr geträumt hatte, da brachten die andern Kinder heraus, daß er ſie im Schlafe mit mir verwechſelte, denn ſie trug mein Kleid und meinen Strohhut. — Dies iſt der Wandſchrank," ſagte ſie traurig, auf eine Holzthür in der Wand deutend. Die Freunde folgten ſchweigend, ohne bei dem Schranke anzuhalten. Vor der gegenüberliegenden Stube blieb ſie ſtehen, die Thür öffnend: „Dies war das Zimmer der Mutter, es iſt unverändert, wie ſie es verließ, nur der Vater bleibt des Sonntags einige Zeit darin."

„Wir geben nicht zu, daß Sie uns weiter führen," ſagte der Profeſſor. „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie peinlich ich unſere Lage Ihnen gegenüber empfinde. Verzeihen Sie uns das unzarte Eintreten in Ihre Häuslichkeit."

„Wenn Sie das Haus nicht weiter ſehen wollen," erwiederte Ilſe mit dankendem Blick, „ſo geleite ich Sie gern in unſern Garten und durch den Hof. Der Vater wird nicht loben, wenn ich Ihnen etwas vorenthalte."

Eine Hinterthür des Flurs führte in den Garten, die Beete, durch Buchsbaum eingefaßt, waren mit Sommerblumen beſetzt, mit den altheimiſchen Bewohnern unſrer Gärten. Am Hauſe liefen Weinreben bis unter die Fenſter des Oberſtocks und die grünen Trauben blickten überall aus dem hellen Laub. Eine lebendige Hecke ſchied die Blumenbeete vom Gemüſegarten, wo auch der Hopfen an großen Stangen hinaufkletterte. Weiter ab ſenkte ſich ein großer Obſtgarten mit friſchem Raſengrund einem Seitenthal zu. Es war auch hier nichts Merkwürdiges zu ſehen, geradlinig waren die Blumenbeete, in Reihen ſtanden die Obſtbäume, der ehrwürdige Buchsbaum und die Hecke waren nach der Schnur geſchnitten und ohne Lücken. Die Freunde ſchauten von Beet und Blumen immer wieder auf das Haus zurück und freuten ſich über die braunen Mauern hinter dem ſaftigen Weinlaub und über die Arbeit des Steinmetzen an den Fenſtern und am Giebel.

„Es war zur Zeit unſerer Vorfahren ein Haus der Fürſten," erklärte Ilſe, „und ſie kamen damals alle Jahre zur Jagd hierher. Jetzt aber iſt nur der dunkle Wald dort hinten noch herrſchaftlich, dort ſteht auch noch ein Jagdhaus und der Oberförſter wohnt darin. Und ſelten kommt unſer Fürſt in die Gegend. Es iſt lange Zeit her, daß wir unſern lieben Landesherrn nicht geſehen haben, und wir leben wie arme Waiſen."

„Gilt er hier im Lande für einen gütigen Herrn?" frug der Profeſſor.

„Wir wiſſen nicht viel von ihm, aber wir denken uns, daß er gut iſt. Vor vielen Jahren, als ich noch Kind war, hat er einmal in unſerm Haus gefrühſtückt, weil es in Roſſau keine Gelegenheit gab. Damals war ich erſtaunt, daß er keinen rothen Mantel trug, und er ſtrich mir über den Kopf und gab mir den guten Rath zu wachſen. Das habe ich ſeitdem redlich abgemacht. Und es heißt ſchon, er wird in dieſem Jahre wieder zur Jagd kommen. Kehrt er wieder bei uns ein, dann muß das alte Haus ſeinen beſten Staat anthun und in der Küche gibt's heiße Wangen."

Während ſie friedlich unter den Obſtbäumen dahinſchritten, tönte vom Hofe her eine helle Glocke. „Das iſt der Ruf zum Eſſen,“ ſagte Ilſe, „ich führe die Herren zu ihrem Zimmer, das Hausmädchen wird ſie abholen.“

Die Freunde fanden in der Gaſtſtube ihre Ledertaſchen und wurden kurz darauf durch ein leiſes Klopfen an der Thür geladen und in das Speiſezimmer geführt. Dort wartete ihrer der Gutsherr, ein halbes Dutzend ſonnengebräunte Beamte der Wirthſchaft, die Mamſell, der Hauslehrer und die Kinder. Als ſie eintraten, ſprach der Landwirth mit der Tochter in einer Fenſterniſche; wahrſcheinlich hatte die Tochter günſtig über die Fremden berichtet, denn er kam ihnen mit unumwölkter Miene entgegen, und ſagte in ſeiner kurzen Weiſe: „Nehmen Sie an unſerm Tiſche vorlieb.“ Dann ſtellte er die Fremden den Anweſenden vor, indem er ihre Namen nannte und hinzufügte: „Zwei gelehrte Herren von der Univerſität.“ Jedermann ſtand hinter ſeinem Stuhl nach Würde und Alter gereiht, obenan der Wirth, neben ihm Ilſe, auf der andern Seite der Profeſſor und der Doctor, dann zu beiden Seiten die Herren von der Wirthſchaft, dahinter die Mamſell und die Mädchen, der Lehrer und die Knaben. Der kleine Franz am untern Ende des Tiſches trat an ſeinen Teller, faltete über dem Brot die Hände und ſprach eintönig ein kurzes Tiſchgebet. Darauf rückten zu gleicher Zeit alle Stühle, zwei Mädchen in der Tracht der Landſchaft trugen die Speiſen. Es war ein einfaches Mittagsmahl, nur zwiſchen den Fremden ſtand eine Flaſche Wein, die Eingebornen goſſen goldbraunes Bier in die Gläſer.

Schweigend und eifrig verrichtete Jeder ſein Werk, am oberen Ende des Tiſches wurde Unterhaltung geführt. Die Freunde ſprachen dem Landwirth ihre Freude über Haus und Umgebung aus, und der Hausherr lachte ſpöttiſch, als der Doctor die dicken Wände des Hauſes rühmend hervorhob. Dann ſchweifte das Geſpräch auf die Umgegend hinaus, auf den Dialekt und die Art des Landvolks.

„Wieder iſt mir in dieſen Tagen aufgefallen," ſagte der Profeſſor, „wie fremd und mißtrauiſch die Landleute hier uns Städter beobachten. Unſere Sprache, Sitte, Gewohnheit betrachten ſie wie die eines anderen Volkes. Und wenn ich zuſehe, was der Feldarbeiter mit den ſogenannten Gebildeten gemein hat, ſo empfinde ich ſchmerzlich, daß es viel zu wenig iſt."

„Wer iſt daran ſchuld," entgegnete der Landwirth, „als die Gebildeten ſelbſt. Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Ihnen als einfacher Mann ſage, daß mir dieſe Bildung ebenſo wenig gefällt, als die Unwiſſenheit und Störrigkeit, welche Sie an unſern Landleuten in Erſtaunen ſetzt. Sie ſelbſt z. B. machen eine weite Reiſe, um alte vergeſſene Schriften zu finden, die einſt ein gebildeter Mann in einem untergegangenen Volke geſchrieben hat. Ich aber frage, was haben Millionen Menſchen, die mit Ihnen eine Sprache ſprechen, Ihres Stammes ſind und neben Ihnen leben, von all der Gelehrſamkeit, die Sie für ſich und eine kleine Zahl wohlhabender und müßiger Leute erwerben? Wenn Sie zu meinen Arbeitern reden, die Leute verſtehen Sie nicht. Wenn Sie von Ihrer Wiſſenſchaft etwas erzählen wollten, meine Knechte würden vor Ihnen ſtehen wie Neger. Iſt das ein geſunder Zuſtand? Und ich ſage Ihnen, ſo lange dieſer Zuſtand dauert, ſind wir noch kein rechtes Volk."

„Wenn Ihre Worte einen Vorwurf gegen meinen Beruf enthalten," erwiederte der Profeſſor, „ſo ſind ſie ungerecht. Gerade jetzt iſt man eifrig bemüht, was in der Arbeitſtube der Gelehrten gefunden wird, auch dem Volke zugänglich zu machen. Daß dafür nach mancher Richtung noch mehr geſchehen ſollte, leugne ich nicht. Aber zu allen Zeiten hat ernſte wiſſenſchaftliche Forſchung, ſelbſt wenn ſie zunächſt nur einem ſehr kleinen Kreiſe verſtändlich iſt, ganz unſichtbar und in der Stille Seele und Leben des geſammten Volkes beherrſcht. Sie bildet die Sprache, ſie richtet die Gedanken, ſie formt allmählich Sitte, Rechtsgefühl und Geſetz nach den Bedürfniſſen jeder Zeit. Nicht nur die praktiſchen Erfindungen und der ſteigende Wohlſtand werden durch ſie möglich, auch, was Ihnen nicht weniger wichtig erſcheinen wird, die Gedanken des Menſchen über ſein eigenes Leben, die Art, wie er ſeine Pflichten gegen Andere übt, der Sinn, in welchem er Wahrheit und Lüge auffaßt, das alles verdankt jeder von uns der Gelehrſamkeit ſeines Volkes, wie wenig er ſich auch um die einzelnen Forſchungen kümmern möge. Und laſſen Sie mich einen alten Vergleich gebrauchen. Die Wiſſenſchaft iſt wie ein großes Feuer, das in einem Volke unabläſſig unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekannt ſind. Ich gehöre zu denen, welche die Pflicht haben, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen. Andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten zu tragen. Jeder, der an der Verbreitung des Lichtes arbeitet, hat ſein Recht, und keiner ſoll von dem Andern gering denken."

„Darin liegt Wahrheit," ſagte der Landwirth aufmerkſam.

„Wenn das große Feuer nicht brennt," fuhr der Profeſſor fort, „werden die einzelnen Flammen ſich auch nicht verbreiten können. Und glauben Sie mir, was einen ehrlichen Gelehrten bei den ſchwierigſten Unterſuchungen, unter denen ihm das Leben dahinſchwindet, immer erhebt und ſtärkt, das iſt gerade die unerſchütterliche Ueberzeugung, welche durch lange Erfahrung tauſendfach beſtätigt iſt, daß ſeine Arbeit zuletzt doch der ganzen Menſchheit zu Gute kommt; ſie hilft nicht immer neue Maſchinen erfinden und neue Culturpflanzen entdecken, ſie iſt deshalb nicht weniger wirkſam für Alle, auch wo ſie lehrt, was wahr und unwahr, was ſchön und häßlich, was gut und ſchlecht iſt. In dieſem Sinne macht ſie Millionen freier, und dadurch beſſer."

„Ich ſehe wenigſtens aus Ihren Worten," ſprach der Landwirth, „daß Sie Ihren Beruf hoch halten. Und das freut mich überall, denn das iſt die Art eines tüchtigen Mannes."

Bei dieſer Unterredung wurde beiden Männern behaglicher zu Muthe. Der Inſpector erhob ſich und im Nu rückten ſämmtliche Stühle der Würdenträger und der Kinder, die Mehrzahl der Tiſchgäſte verließ das Zimmer. Nur der Wirth, Ilſe und die Gäſte ſaßen noch einige Minuten bei einander, jetzt in ruhiger fortrollender Unterhaltung. Dann ging man in das Nebenzimmer zu dem angerichteten Kaffetiſch, Ilſe ſchenkte ein und der Landwirth betrachtete von ſeinem Sitze die unerwarteten Gäſte.

Der Profeſſor ſetzte die leere Taſſe hin und begann: „Unſere Aufgabe hier iſt beendigt, wir haben Ihnen für die gaſtliche Aufnahme zu danken. Ich möchte aber nicht ſcheiden, ohne Sie noch einmal an das zu erinnern —“

„Warum wollen Sie jetzt fort?“ unterbrach ihn der Landwirth. „Sie haben heut ſchon einen längern Weg gemacht, Sie finden weder in der Stadt noch in den Dörfern dahinter ein erträgliches Unterkommen, und in dem Drang der Ernte vielleicht nicht einmal eine Fuhre. Laſſen Sie ſich's zur Nacht hier gefallen, wir haben ohnedies noch unſer Geſpräch von heut Morgen aufzunehmen,“ fügte er mit Laune hinzu, „und mir liegt daran, daß wir in gutem Einvernehmen ſcheiden. Sie begleiten mich ein Stück in das Feld, wo ich allerdings nöthig bin. Wenn ich auf das Vorwerk reite, mag Ilſe wieder meine Stelle vertreten. Am Abend ſprechen wir dann ein verſtändiges Wort mit einander.“

Die Freunde waren bereit, auf dieſen Vorſchlag einzugehen. In gutem Einvernehmen ſchritten die Männer durch das Erntefeld. Der Profeſſor freute ſich über die großen Aehren einer neuen Art Gerſte, welche noch ungemäht, dicht wie Rohr vor ihnen ſtand, und der Landwirth ſprach bedächtige Worte über dieſe anſpruchsvolle Halmfrucht des deutſchen Landmanns. Sie blieben ſtehen, wo gerade die Arbeiter beſchäftigt waren. Dann trat zuerſt der Beamte, der die Aufſicht führte, dem Gutsherrn entgegen und berichtete, darauf ſchritten ſie über die Stoppeln zu den Garben; der ſchnelle Blick des Landwirths überſah die zuſammengelegten Mandeln, die emſigen Leute und die harrenden Roſſe am Erntewagen; die Freunde aber betrachteten mit Antheil, wie der Herr des Gutes mit ſeinen Beamten und Arbeitern verkehrte, kurze Befehle und befliſſene Antworten, Eifer der ſchaffenden Leute und frohe Mienen, wenn ſie die Zahl der Garben meldeten, überall ein wohlgefügtes Weſen, ſichere Kraft, ein wackeres Zuſammengreifen. Sie kehrten zurück mit Achtung vor dem Manne, der in ſeinem kleinen Reiche ſo feſt herrſchte. Auf dem Rückwege blieben ſie bei den Füllen ſtehen, welche ſich hinter der Scheuer auf eingezäuntem Raum tummelten, und als der Doctor vor andern zwei galoppirende Braune rühmte, fand ſich's, daß er richtig die beſten Pferde gelobt hatte, und der Landwirth lächelte ihm wohlwollend zu. Am Eingang des Hofes führte ein Knecht das Reitpferd, einen mächtigen Rappen von ſtarken Gliedern und breiter Bruſt, der Doctor klopfte den Hals des Thieres, der Landwirth ſah nach dem Riemzeug. „Ich bin ein ſchwerer Reiter," ſagte er, „und habe Noth, ein dauerhaftes Thier zu finden." Er ſchwang ſich wuchtig in den Sattel und griff an ſeine Mütze: „Auf Wiederſehn heut Abend." Und ſehr ſtattlich ſahen Roß und Reiter aus, als ſie den Feldweg entlang trabten.

„Das Fräulein erwartet Sie," ſagte der Reitknecht, „ich ſoll Sie zu ihr führen."

„Haben wir Fortſchritte gemacht, oder nicht?" frug der Doctor lachend, den Arm des Freundes faſſend.

„Ein Kampf hat begonnen," erwiederte der Freund ernſthaft, „wer mag ſagen, wie der Ausgang ſein wird."

Ilſe ſaß von den Kindern umgeben in einer Gaisblattlaube des Gartens. Es war ein herzerfreuender Anblick, das junge blondhaarige Geſchlecht bei einander zu ſehen. Die Mädchen ſaßen neben der Schweſter, die Knaben trieben ſpielend um die Laube, große Veſperbrote in der Hand. Sieben friſche wohlgeformte Geſichter, einander ähnlich wie Blüthen deſſelben Baumes und doch jedes Leben in einem andern Zeitraum ſeiner Entfaltung, von Franz, deſſen runder Kinderkopf einer luſtigen Knoſpe glich, bis zu der ſchönen Fülle in Antlitz und Gliedern, welche in der Mitte ſaß, am hellſten durch das gebrochene Licht der Sonne beleuchtet. Wieder erregte den Freunden das Ausſehen des Mädchens, der Klang ihrer Worte das Herz, als ſie den kleinen Franz zärtlich ſchalt, weil er dem Bruder das Butterbrot aus der Hand geſchlagen hatte. Wieder ſtarrten die Kinder mißtrauiſch auf die Fremden, aber der Doctor beſeitigte das Ceremoniel der erſten Bekanntſchaft, indem er Franz bei den Beinen nahm, auf ſeine Schultern ſetzte und ſich mit ſeinem Reiter in der Laube niederließ. Der kleine Burſch ſaß einige Augenblicke betroffen auf ſeiner Höhe und die Kinder lachten laut, daß er ſo erſchrocken aus runden Augen auf den fremden Kopf zwiſchen ſeinen Beinchen herabſah. Aber das Gelächter der Andern machte ihm Muth, er begann luſtig mit den Beinen zu baumeln und ſchwenkte ſein Veſperbrot triumphirend um die Locken des Fremden. So war die Bekanntſchaft gemacht, wenige Minuten darauf fuhr der Doctor mit den Kindern durch den Garten, ließ ſich jagen und ſuchte die Jauchzenden zwiſchen den Beeten zu fangen.

„Iſt's Ihnen recht, ſo möchte ich Sie an eine Stelle führen, wo wir am liebſten auf unſer Haus hinſehen," ſagte Ilſe zum Profeſſor. Von den Kindern umſchwärmt, ſchritten die Großen den Weg hinab, der zur Kirche führte, und bogen um den Friedhof herum. Der Fels, auf welchem die Gebäude des Gutes lagen, ſenkte ſich hier ſteil in ein ſchmales Thal, das von der andern Seite durch einen höheren Bergrücken eingeengt wurde. Ein gewundener Fußpfad lief in den Grund hinab, dort umſäumte ein Wieſenſtreif das ſtrudelnde Waſſer des Baches. Aus dieſer Tiefe zog ſich der Pfad auf der andern Seite wieder in den Laubwald hinein, unter Goldweiden und Erlen ſtiegen ſie einige hundert Schritt hinan. Vor ihnen erhob ſich aus dem Geröll und Gebüſch ein Felsblock;

ſie traten um die Ecke und ſtanden an einer Steingrotte. Der Felſen bildete Portal und Wände einer Höhle, welche etwa zehn Schritt in den Berg hineinreichte. Der Boden war eben, mit weißem Sand bedeckt, Brombeeren und wilde Roſen hingen von oben über den Eingang herab, gerade in der Mitte hatte ſich ein großer Buſch Weidenröschen angeſiedelt, er ſtand mit ſeinen dichten Blüthenriſpen wie ein rother Federſchmuck über dem Felsbogen der Grotte. Die Spur einer alten Mauer an der Seite verrieth, daß die Höhle wohl einmal in arger Zeit die Zuflucht Bedrängter oder Geſetzloſer geweſen war; am Eingange lag ein Stein, deſſen Oberfläche zu einem Sitze geebnet war, in der Dämmerung des Hintergrundes ſtand eine ſteinerne Bank.

„Dort iſt unſer Haus," ſagte Ilſe, und zeigte über das Thal nach der Höhe, wo hinter den Obſtbäumen des Gartens das Giebelhaus emporſtieg. „Hier ſind wir im Gebirge. Sie ſehen, der Hof iſt ſo nahe, daß man einen lauten Ruf von drüben bei ſtiller Luft hören kann."

Aus dem Dämmerlicht der Höhle ſahen die Freunde in das helle Licht des Tages, auf das Steinhaus und auf die Bäume, welche ſeinen Fuß umgrenzten. „Jetzt iſt es ſtill im Walde," fuhr Ilſe fort, „die Vögel ſind faſt alle verſtummt, die kleinen fliegen am Rande des Holzes und ſuchen reifen Samen, denn ihr Hausweſen iſt zu Ende, ſie leben jetzt in der großen Geſellſchaft. Auch die im Garten zahm waren, werden ausgelaſſen, und kümmern ſich wenig um den Menſchen und ſein Futter."

„Dort rauſcht es leiſe, wie gurgelndes Waſſer," ſagte der Profeſſor.

„Ein Quell fließt nebenbei über Steine herab," erklärte Ilſe. „Jetzt iſt er ſchwach, aber im Frühjahr ſtrömt vieles Waſſer von dem Berge zuſammen. Dann iſt das Rauſchen laut, und der Bach im Thale fährt wild über die Steine; dann überdeckt er auch die Wieſen dort unten, er füllt den ganzen Grund und ſteigt bis an das Gebüſch. — Hier aber iſt für uns alle in warmen Tagen ein lieber Aufenthalt. Als der Vater das Gut kaufte, war die Höhle verwachſen, der Eingang mit Steinen und Erde verſchüttet und die Eulen wohnten darin. Und der Vater hat den Platz geſäubert."

Der Profeſſor trat neugierig in den Raum und ſchlug mit dem Stock an den röthlichen Felſen. Ilſe ſah ihn von der Seite an. Jetzt bekommt auch er das Suchen, dachte ſie bekümmert. „Es iſt alles altes Geſtein," ſagte ſie beruhigend.

Der Doctor war mit den Kindern um die Höhle herumgeklettert, er machte ſich von Hans los, der ihm gerade anvertraute, daß er weiter unten in dichtem Erlengeſtrüpp das leere Neſt einer Beutelmeiſe wiſſe.

„Das iſt ein wundervoller Ort für die Sagen der Gegend," rief er bewundernd, „es gibt keine ſchönere Heimat für die Geiſter des Thales."

„Die Leute reden dummes Zeug davon," entgegnete Ilſe abweiſend. „Hier ſollen kleine Zwerge wohnen und ſie ſagen, man kann ihre Fußtapfen im Sande erkennen, und Vater hat den Sand doch erſt hineinfahren laſſen. Aber die Leute fürchten ſich doch, und wenn der Abend kommt, gehen die Frauen und Kinder der Arbeiter nicht gern vorüber. Uns aber verbergen ſie's, denn der Vater leidet den Aberglauben nicht."

„Ich ſehe, die Zwerge ſtehen hier nicht in Gunſt," erwiederte der Doctor.

„Da es keine gibt, ſoll man nicht daran glauben," verſetzte Ilſe eifrig. „Unſre Leute möchten es wohl noch gern thun. Der Menſch ſoll an das glauben, was die Bibel lehrt, nicht an wildes Zeug, das, wie ſie im Dorfe ſagen, durch den Wald und die Nacht dahinfährt. Neulich war eine alte Frau im nächſten Dorfe krank, kein Menſch trug ihr Eſſen, recht häßlich haben ſie ſich über ihre Niederlage gefreut, weil ſie meinten, das arme Weib könne ſich in eine ſchwarze Katze verwandeln und dem Vieh ſchaden. Als wir es erfuhren, drohte der Frau die Gefahr, in Einſamkeit umzukommen. Und deshalb iſt es häßliches Geſchwätz.“

Der Doctor hatte ſich unterdeß die Zwerge in der Brieftaſche angemerkt, ſah aber jetzt ohne Freude auf Ilſe, die aus dem Hintergrund der Höhle ſprach, in dem gebrochenen Scheine zwiſchen Fels und Licht ſelbſt einem Sagenbilde ähnlich. „Der alte Scheich Abraham und der Gauner Jacob, der ſeinen blinden Vater mit dem Bocksfell an den Aermeln betrügt, ſind ihr ganz recht, aber unſer Schneewittchen gilt ihr für häßliches Zeug.“ Er ſteckte die Brieftafel ein, und ging mit Hans zur Behauſung der Beutelmeiſe.

Der Profeſſor hatte mit Ergötzen den ſtillen Aerger des Freundes beobachtet, aber Ilſe wandte ſich auch zu ihm: „Mich wundert, daß Ihr Freund ſolche Geſchichten aufſchreibt, das iſt nicht gut, dergleichen muß in Vergeſſenheit kommen.“

„Sie wiſſen, daß er ſelbſt nicht daran glaubt,“ erwiederte der Profeſſor entſchuldigend, „was er aber darin findet, das ſind nur alte Ueberlieferungen des Volkes. Denn dieſe Sagen ſind in einer Zeit entſtanden, wo noch unſer ganzes Volk an dieſe Geiſter ebenſo glaubte, wie jetzt an die Lehren der Bibel. Er ſammelt ſolche Erinnerungen, um zu erkennen, wie Glaube und Poeſie unſerer Vorfahren war.“

Das Mädchen ſchwieg. „Das gehört alſo auch zu dem, was Sie heut Mittag von Ihrer Arbeit ſagten,“ begann ſie nach einer Weile.

„Es gehört auch dazu.“

„Es hörte ſich gut an,“ fuhr Ilſe fort, „denn Sie ſprechen anders als wir. Sonſt, wenn man von Einem ſagte, er ſpricht wie gedruckt, meinte ich immer, es ſei ein Vorwurf, aber es iſt das richtige Wort,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „und es macht Freude zu hören.“ Dabei ſah ſie aus der Tiefe der Grotte mit ihren großen Augen auf den Gelehrten, der am Eingange ſtand, an den Stein gelehnt, hell von den Strahlen der Sonne beſchienen.

„Es gibt aber auch ſehr viele Bücher, welche ſchlecht ſchwatzen," antwortete der Profeſſor lachend, „und nichts ermüdet ſo ſehr, als lange Buchweisheit aus lebendigem Munde."

„Ja, ja," beſtätigte Ilſe, „wir haben auch eine Bekannte, welche eine gelehrte Frau iſt. Wenn die Frau Oberamtmann Rollmaus uns des Sonntags beſucht, ſo ſetzt ſie ſich auf dem Sopha zurecht und greift mit einem Geſpräch den Vater an. Der Vater mag ſich winden, wie er will, um ihr zu entgehen, ſie weiß ihn feſt zu halten, über Engländer und Tſcherkeſſen, über Kometen und die Dichter. Aber die Kinder ſind dahinter gekommen, daß ſie ein Lexikon für Converſation hat, daraus nimmt ſie Alles. Und wenn ſich in einem Lande etwas ereignet, oder die Zeitung von etwas Lärm macht, ſo lieſt ſie im Lexikon darüber nach. Wir haben daſſelbe Buch angeſchafft, und wenn ihr Beſuch bevorſteht, ſo wird überlegt, welcher Name gerade an der Zeit iſt. Dann ſchlagen die Kinder vorher am Sonnabend Abend dieſe Sache auf und leſen vor, was nicht gar zu lang iſt. Und auch der Vater hört zu und ſieht auch wohl noch ſelbſt in das Buch. Und am andern Tage haben die Kinder ihre Freude daran, wenn der Vater die Frau Oberamtmann mit ihrem eigenen Buche überwindet. Denn unſer Buch iſt neuer, ihres iſt ſchon alt, und die neuen Begebenheiten ſtehen nicht darin, von dieſen weiß ſie wenig."

„Alſo der Sonntag iſt die Zeit, wo man hier Ehre einlegen könnte," ſagte der Profeſſor.

„Im Winter ſieht man ſich auch manchmal in der Woche," fuhr Ilſe fort. „Aber es iſt nicht viel Verkehr in der Umgegend. Und wenn einmal ein Beſuch kommt, der uns gute Gedanken zurückläßt, ſo ſind wir dankbar und wir bewahren ſie in treuem Herzen."

„Die beſten Gedanken ſind doch, welche dem Menſchen aus ſeiner eigenen Thätigkeit aufſteigen," ſagte der Profeſſor rückſichtsvoll. „Das Wenige, was ich von dem Gute hier geſehen, mahnt, wie ſchön das Leben gedeihen kann, auch wenn es weit von dem lauten Geräuſch des Tages abliegt."

„Das war ein freundliches Wort," rief Ilſe. „Und einſam iſt es hier auch nicht und wir kümmern uns auch um die Landsleute draußen und um die große Welt. Wenn die Herren Landwirthe zum Beſuch kommen, wird nicht immer von der Wirthſchaft geſprochen, und es fällt wohl etwas für uns jüngere ab. Und dann iſt unſer lieber Herr Paſtor, der uns auch zuweilen aus der Fremde erzählt und mit uns zuſammen die Zeitungen lieſt, welche der Vater hält. Und wenn darin zu Beiträgen für einen guten Zweck aufgefordert wird, dann ſind die Kinder am ſchnellſten bei der Hand und jedes gibt ſein Scherflein vom Erſparten, der Vater aber reichlich. Und Hans als der älteſte ſammelt, und hat das Recht ſolches Geld einzupacken, und in den Brief ſetzt er die Anfangsbuchſtaben eines Jeden, der dazu gegeben hat. Kommt dann ſpäter im Gedruckten eine Quittung, ſo ſucht jedes zuerſt ſeinen Buchſtaben. Mehrmals war einer falſch gedruckt, dann ſind die Kinder ärgerlich."

Aus der Ferne hörte man Ruf und Lachen der Kinder, welche mit dem Doctor von ihrem Ausflug zurückkehrten. Das Mädchen erhob ſich, der Profeſſor trat zu ihr und ſagte mit warmer Empfindung: „So oft mir einſt die Bilder dieſes Tages lebendig werden, wird mein Herz voll Dank dieſer Stunde gedenken, wo Sie zu einem Fremden ſo ehrlich über Ihr glückliches Leben geſprochen haben."

Ilſe ſah ihn mit unſchuldigem Vertrauen an. „Sie ſind mir nicht fremd, ich ſah Sie ja am Grabe des Kindes."

Der fröhliche Schwarm ſchloß beide in die Mitte und zog weiter das Thal hinauf.

Es war Abend, als ſie zum Hauſe zurückkehrten, wo der Landwirth ſie bereits erwartete. Nach dem Abendbrot ſaßen die Erwachſenen noch eine Stunde zuſammen. Die Fremden erzählten von ihrer Stadt und Neuigkeiten aus der Welt, dann wurde, wie Männern ziemt, auch über Politik geſprochen, und Ilſe freute ſich, daß ihr Vater und die Fremden ſich darin vortrefflich verſtanden. Als der Kuckuck über der Hausuhr die zehnte Stunde ausrief, trennte man ſich mit freundlichem Nachtgruß.

Das Hausmädchen hatte den Fremden zur Ruhe geleuchtet, Ilſe ſaß auf dem Stuhl die Hände im Schoß gefaltet und ſah ſchweigend vor ſich hin. Der Gutsherr kam aus ſeinem Zimmer und nahm den Nachtleuchter vom Tiſch. „Biſt noch wach, Ilſe? Nun, wie gefallen dir die Fremden?“

„Gut, Vater,“ ſagte das Mädchen leiſe.

„Sie ſind nicht ſo dumm als ſie ausſehen,“ ſagte der Wirth auf- und abgehend. „Das von dem großen Feuer war recht,“ wiederholte er, „und das über unſere kleinen Regierungen war auch recht. Der Jüngere wäre ein guter Schullehrer geworden, und der Große, es iſt beim Himmel ſchade, daß er nicht ein vier Jahr Waſſerſtiefeln getragen hat, er wäre ein geſcheidter Inſpector. Gute Nacht, Ilſe.“

„Gute Nacht, Vater.“

Die Tochter erhob ſich und folgte dem Vater an die Thür. „Bleiben die Fremden morgen hier, Vater?“

„Hm,“ ſagte der Wirth nachdenkend. „Ueber Mittag bleiben ſie jedenfalls, ich will ihnen doch das Vorwerk zeigen Sorge für etwas Ordentliches zum Eſſen.“

„Vater, der Profeſſor hat noch nie in ſein[illegible] [illegible]ben ein Spanferkel gegeſſen,“ ſagte die Tochter.

„Ilſe, wo denkſt du hin, meine Ferkel wegen des [illegible]tus!“ rief der Landwirth. „Nein, damit komm mir nicht, b[illegible]de bei deinem Federvieh! Halt! noch eins, reiche mir den Band T aus dem Schranke, ich will doch einmal über den Burſchen nachleſen.“

„Hier, Vater, ich weiß, wo es ſteht.“

„Sieh doch!“ ſagte der Vater, „Frau Oberamtmann Rollmaus! gute Nacht.“

Der Doctor ſah durch das Fenſter in den dunklen Hof. Schlaf und Frieden lag über dem weiten Raum, aus der Ferne klang der Schritt des Wächters, der die Hofſtätte umkreiſte, dann bellte halblaut der Hofhund. „Da ſtehen wir,“ ſagte er endlich, „zwei echte Abenteurer in der feindlichen Burg. Ob wir etwas daraus forttragen, iſt ſehr zweifelhaft,“ fügte er hinzu, ſeinen Freund bedenklich anlächelnd.

„Es iſt zweifelhaft,“ ſagte der Profeſſor, mit großen Schritten die Stube durchmeſſend.

„Was haſt du, Felix?“ frug Fritz beſorgt nach einer Pauſe, „du biſt zerſtreut, das iſt ſonſt nicht deine Art.“

Der Profeſſor blieb ſtehen. „Ich habe dir nichts zu ſagen. Es ſind ſtarke, aber unklare Empfindungen, welche ich zu bewältigen ſuche. Ich fürchte, dieſer Tag hat eine Bedeutung gewonnen, gegen welche ein vernünftiger Mann ſich zu wehren hat. Frage mich nicht weiter, Fritz,“ fuhr er fort, und drückte dieſem kräftig die Hand, „ich fühle mich nicht unglücklich.“

Fritz verſank in Bekümmerniß, ſetzte ſich zu ſeinem Bett und ſpähte nach einem Stiefelknecht. „Wie gefällt dir unſer Wirth?“ fragte er kleinlaut, und ließ, um ſorglos zu erſcheinen, den Stiefel im Holze knarren.

„Ein tüchtiger Mann,“ erwiederte der Profeſſor, wieder ſtehenbleibend, „ſeine Art iſt anders, als wir's gewöhnt ſind.“

„Es iſt altſächſiſcher Stamm,“ ſetzte der Doctor das Geſpräch fort, „breite Schultern, Hünenwuchs, offene Züge, Wucht in jeder Bewegung. Auch die Kinder ſind von derſelben Art,“ fuhr er fort, „die Tochter hat etwas von einer Thusnelda.“

„Der Vergleich paßt nicht,“ entgegnete der Profeſſor rauh und ſetzte ſeinen Marſch fort.

Fritz ſpannte den zweiten Stiefel in das Joch und knarrte in den leiſen Mißklang hinein. „Wie gefällt dir der älteſte Knabe? Er hat ganz das helle Haar ſeiner Schweſter.“

„Das iſt gar nicht zu vergleichen,“ ſagte der Profeſſor wieder kurz.

Fritz ſetzte die beiden Stiefeln vor das Bett, ſich ſelbſt auf den Bettrand und begann entſchloſſen: „Ich bin bereit deine Stimmung zu achten, auch wenn ſie mir nicht ganz verſtändlich iſt, aber ich bitte dich doch daran zu denken, daß wir dieſe Gaſtfreundſchaft uns eigentlich erzwungen haben, und daß wir ſie nicht über die Frühſtunden des nächſten Tages in Anſpruch nehmen dürfen.“

„Fritz,“ rief der Profeſſor mit tiefer Empfindung, „du biſt mein zartfühlender lieber Freund, habe heut Geduld mit mir,“ und dabei wandte er ſich wieder um und trat, das Geſpräch abbrechend, an das Fenſter.

Fritz gerieth vor Sorgen ganz außer ſich; dieſer großartige Mann, ſicher in allem, was er ſchrieb, voll von Rath und feſtem Entſchluß vor den dunkelſten Textſtellen — und jetzt arbeitete in ihm, was ſein ganzes Weſen erſchütterte. Wie durfte dieſer Mann ſo geſtört werden! Er ſah mit majeſtätiſcher Klarheit in eine Vergangenheit von mehren tauſend Jahren zurück, und jetzt ſtand er am Fenſter, einem Kuhſtall gegenüber, und ein Ton klang durch das Zimmer wie Seufzen. Was ſollte daraus werden? Dieſen Gedanken wälzte der Doctor unabläſſig hin und her.

Lange ging der Profeſſor mit großen Schritten auf und ab, Fritz ſtellte ſich ſchlafend, ſah aber unter der Bettdecke hervor immer wieder auf den kämpfenden Freund. Endlich löſchte der Profeſſor das Licht und warf ſich auf das Lager. Bald verriethen ſeine tiefen Athemzüge, daß die wohlthätige Natur auch dies pochende Herz für einige Stunden zu leiſem Schlage gebändigt hatte. Aber der Kummer des Doctors hielt hartnäckiger Stand. Von Zeit zu Zeit erhob er den Oberleib aus den Kiſſen, ſuchte taſtend ſeine Brille vom nächſten Stuhle, ohne die er den Profeſſor nicht erſehen konnte, und ſpähte durch die runden Gläſer nach dem andern Bette hinüber, nahm die Brille wieder in leiſem Seufzen ab und legte ſich in die Kiſſen zurück. Dieſen Act der Freundſchaft wiederholte er mehre Male, bis auch er in feſten Schlaf verfiel, kurz bevor die Sperlinge im Rebenlaub ihren Morgengeſang anſtimmten.

5.

Zwiſchen Herden und Garben.

Die Hofuhr ſchlug, Wagen rollten vor dem Fenſter, die Glöckchen der Herde läuteten, als die Freunde erwachten. Einen Augenblick ſahen ſie erſtaunt auf die Wände des fremden Zimmers und durch das Fenſter in den ſonnigen Garten. Während der Doctor Notizen einſchrieb und das Bündel ſchnürte, trat der Profeſſor hinaus in das Freie. Draußen hatte längſt das Tagewerk begonnen, Beamte und Geſpanne waren auf das Feld gezogen, geſchäftig eilte der Hofverwalter um die offenen Scheuern, die Schafe drängten ſich blökend vor dem Stall zuſammen, von den Hunden umkreiſt.

Die Landſchaft glänzte im Licht eines wolkenloſen Himmels. Ueber dem Boden ſchwebte noch der Dämmer, welcher das Licht der deutſchen Sonne auch an hellen Morgen bändigt und mit ſeinem Grau verſetzt. Noch warfen Häuſer und Bäume lange Schatten, die Kühle der thauigen Nacht haftete an den ſchattigen Stellen, und die kleinen Luftwellen trieben bald die Wärme des jungen Tageslichts, bald den erfriſchenden Hauch der Nacht dem Gelehrten an die Wange.

Er ſchritt um die Gebäude und den Hofraum, um ſich die Stätte zu begrenzen, die er von jetzt als eine fremdartige Erinnerung in der Seele tragen ſollte. Die Menſchen, welche hier wohnten, hatten ihm zögernd ihr Weſen aufgeſchloſſen, Manches in dieſem einfachen Leben zwiſchen Haus und Flur erſchien ihm lieb und begehrungswerth. Was hier Thätigkeit gab, Eindrücke und Willen, das konnte er zum größten Theil mit ſeinen Augen überſehen, denn die Aufgaben für jedes Leben, die Pflichten des Tages wuchſen aus dem Hofe und den Beeten der Landſchaft, nach der Ackerſcholle formten ſich die Anſichten über das Fremde, beſchränkte ſich das Urtheil. Und lebhaft empfand er, wie tüchtig und glücklich die Menſchen leben konnten, denen das eigene Sein ſo feſt verwachſen war mit der Natur und den uralten Bedürfniſſen der Menſchen. Er ſelbſt aber, welch andere Gewalten regierten ſein Leben! Er wurde geführt durch tauſend Einwirkungen alter und neuer Zeit, nicht ſelten durch Geſtalten und Zuſtände der fernſten Vergangenheit. Denn was der Menſch treibt, iſt ihm mehr als vergängliche Arbeit des Tages, und Alles, was er gethan, wirkt als ein Lebendiges in ihm fort; der Naturforſcher, welchen die Sehnſucht nach einer ſeltenen Pflanze auf die ſteile Höhe führt, von der er den Rückweg nicht findet, der Soldat, den die Erinnerung an alte Kampfaufregung in neue Schlachten wirft, ſie werden geleitet durch die Gewalt der Gedanken, welche ihre Vergangenheit in ihnen lebendig gemacht hat. — Natürlich! der Menſch iſt kein Sklave deſſen, was er gelebt hat, wenn er ſich nicht dazu erniedrigt; ſein Wille iſt frei, er wählt, was er mag, und zerwirft, was er nicht bewahren will. Aber die Geſtalten und Bilder, welche einmal in ſeine Seele gefallen ſind, arbeiten doch unabläſſig ihn zu leiten, oft hat er ſich gegen ihre Herrſchſucht zu wehren, in tauſend Fällen folgt er fröhlich ihrem leiſen Zuge. Alles was war und Alles was iſt, das lebt über ſeine Erdentage hinaus fort in jedem neuen Daſein, worein es zu dringen vermag, es wirkt vielleicht in Millionen, durch lange Zeiten, die Einzelnen und die Völker bildend, erhebend, verderbend. So werden die Geiſter der Vergangenheit, die Gewalten der Natur, auch was man ſelbſt geſchaffen und erdacht hat, ein unveräußerlicher, Leben wirkender Beſtandtheil der eigenen Seele. Und lächelnd ſah der Gelehrte, wie fremde, tauſend Jahr alte Erinnerungen ihn ſelbſt hierher unter Landsleute geführt hatten, und wie dem Manne, der hier herrſchte, ſo ſehr verſchiedene Thätigkeit den Sinn und das Urtheil weit anders geſtaltete.

Zwiſchen ſeine Gedanken tönte behaglich aus dem Stall das Brummen der Rinder. Aufblickend ſah er eine Reihe geſchürzter Mägde, welche die vollen Milcheimer nach dem Gewölbe trugen. Hinter ihnen ging Ilſe im einfachen Morgenkleid, das blonde Haar glänzte gegen die Sonne wie geſponnenes Gold, friſch und kräftig ſchritt ſie dahin wie der junge Tag. Der Gelehrte empfand Scheu, an ſie zu treten, er ſah ihr ſinnend nach; auch ſie war eine der Geſtalten, welche fortan in ſeinem Innern fortleben ſollten, ein Bild ſeiner Träume, vielleicht ſeines Wunſches. Wie lange? wie mächtig? — Er ahnte nicht, daß ſeine römiſchen Kaiſer ſchon in der nächſten Stunde thätig ſein ſollten, dieſe Frage zu beantworten.

Quer über den Hof kam der Landwirth, er rief ihm den Morgengruß zu und frug, ob der Profeſſor ihn auf einem kurzen Gange ins Feld begleiten wolle. Als die Beiden neben einander der Sonne entgegen ſchritten, beide tüchtige Männer, und doch ſo verſchieden an Haupt und Gliedern, in Haltung und Inhalt, da hätte wohl Mancher den Gegenſatz mit warmem Antheil betrachtet, und nicht zuletzt Ilſe; aber wer nicht die Augen eines Schatzgräbers oder Geiſterbanners hatte, der konnte doch nicht bemerken, wie verſchiedenartig das unſichtbare Gefolge kleiner Geiſter war, welches beiden um Schläfe und Schultern flatterte, Schwärmen unzählbarer Vögel oder Bienen vergleichbar. Die Geiſter des Landwirths waren in heimiſcher Wirthſchaftstracht, blaue Kittel oder flatternde Kopftücher, darunter wenige Geſtalten in den unbeſtimmten Gewändern von Glaube, Liebe, Hoffnung. Hingegen um den Profeſſor ſchwärmte ein unabſehbares Gewühl fremder Gebilde mit Toga und antiken Helmen, in Purpurgewand und griechiſcher Chlamys, auch nacktes Volk in Athletentracht, und ſolche mit Ruthenbündeln und mit zwei

Flederwiſchen an den Hüten. Das kleine Gefolge des Landwirths flog unabläſſig auf die Ackerbeete und wieder zurück, der Schwarm des Gelehrten achtete nicht ſehr darauf und hielt ſich geſammelt. Endlich blieb der Landwirth vor einem Flurſtück ſtehen, ſah liebevoll darauf und erzählte, daß er dies Stück durch Unterpflügen grüner Lupinen — einer damals neu eingeführten Cultur — gedüngt habe. Der Profeſſor hielt überraſcht an. In ſeinem Gefolge entſtand ein Durcheinanderſchwärmen, ein kleiner antiker Geiſt flog an die nächſte Erdſcholle und zog vom Haupt des Profeſſors ein zartes Geſpinnſt, das er dort anhing. Unterdeß erzählte der Profeſſor dem Landwirth, wie das Unterackern der grünen Hülſenfrucht einſt bei den Römern bräuchlich geweſen, und wie er erfreut ſei, daß jetzt nach anderthalb Jahrtauſenden dieſer alte Fund in unſern Wirthſchaften wiederum entdeckt ſei. Dabei kam man auf die Veränderungen im Landbau, und der Profeſſor erwähnte, wie auffallend ihm geweſen ſei, daß dreihundert Jahre nach Beginn unſerer Zeitrechnung die Getreidebörſe in den Häfen des ſchwarzen Meeres und Kleinaſiens ſo große Aehnlichkeit mit der modernen von Hamburg und London gehabt habe, während jetzt dort im Oſten auch viele andere Culturpflanzen gebaut würden. Und endlich berichtete er ihm gar von einem Waarentarif, den ein römiſcher Kaiſer aufgeſtellt hatte, und daß gerade die Preiſe des Weizens und der Gerſte, der beiden Früchte, von denen damals die übrigen Preiſe und Löhne abgehangen hätten, auf dem erhaltenen Steine zerſtört wären. Und er ſetzte hübſch auseinander, weshalb dieſer Verluſt ſo ſehr zu bedauern ſei. Da ging wieder dem Landwirth das Herz auf, und er verſicherte dem Profeſſor, das ſei gar nicht übermäßig zu beklagen, denn man könne dieſe verlorenen Werthe aus den Preiſen der übrigen Früchte mit Halm und Hülſe ſicher beſtimmen, weil alle Früchte unter einander im Großen betrachtet ein feſtes und altes Werthverhältniß haben. Er gab dieſe Verhältniſſe ihres Nahrungswerthes in Zahlen an, und der Profeſſor erkannte mit freudigem Erſtaunen, daß ſie wohl auf den Tarif ſeines alten Kaiſers Diocletian paſſen könnten.

Während die Männer dieſe anſcheinend gleichgültige Unterhaltung führten, flog ein bösartig ausſehender Genius, wahrſcheinlich Kaiſer Diocletianus ſelber, vom Profeſſor hinüber unter die bäuerliche Genoſſenſchaft des Landwirths, ſtellte ſich in ſeinem Purpurgewand mitten auf den Kopf des Herrn, ſtampfte mit den Beinchen an die Hirnſchale, und veranlaßte dem Landwirth die Empfindung, daß der Profeſſor ein verſtändiger und gediegener Mann ſei, und daß dieſem Mann nützlich ſein werde, weitere Belehrungen über Werth und Preiſe der Früchte zu erhalten. Denn es that dem Landwirth doch ſehr wohl, daß er dem Gelehrten auf deſſen eigenem Gebiet Beſcheid ſagen konnte.

Als nach einer Stunde die beiden Wanderer zum Hauſe zurückkehrten, blieb der Landwirth an der Thür ſtehen und ſagte mit einiger Feierlichkeit zum Profeſſor: „Als ich Sie geſtern hier einführte, wußte ich wenig, wen ich vor mir hatte. Es iſt mir peinlich, daß ich einen Mann, wie Sie, ſo unwirſch begrüßt habe. Ihre Bekanntſchaft iſt mir eine Freude geworden, man findet hier ſelten Jemanden, mit dem man ſich über allerlei ſo ausſprechen kann wie mit Ihnen. Laſſen Sie ſich's, da Sie doch eine Erholungsreiſe machen wollen, auf einige Zeit bei uns einfachen Leuten gefallen. Je länger, deſto beſſer. Es ſind freilich jetzt nicht die Wochen, wo der Landwirth ſeinen Gäſten das Haus bequem machen kann, Sie würden vorlieb nehmen müſſen. Wollen Sie arbeiten und brauchen Sie Bücher, wir laſſen ſie hierher kommen. Und ſehen Sie nach, ob das bei den Römern nicht etwa Wintergerſte war, die iſt leichter als unſere. — Schlagen Sie ein und machen Sie mir die Freude.“ Er hielt dem Gelehrten treuherzig die Hand hin.

Ueber das Antlitz des Profeſſors fuhr es wie ein helles Licht. Er ergriff lebhaft die Hand des Gaſtfreundes: „Wenn

Sie meinen Freund und mich noch einige Tage behalten wollen, ich nehme Ihre Einladung von ganzem Herzen an. Ich darf Ihnen ſagen, daß mir der Einblick in einen neuen Kreis menſchlicher Intereſſen werthvoll iſt, noch weit mehr aber das Wohlwollen, welches uns hier entgegen kommt."

„Abgemacht," rief der Landwirth heiter, „jetzt rufen wir Ihren Freund."

Der Doctor öffnete ſeine Thür. Als der Landwirth mit warmen Worten die Einladung gegen ihn wiederholte, ſah er einen Augenblick ernſthaft nach dem Freund hinüber. Da dieſer ihm freundlich zunickte, nahm auch er für die Tage an, welche ihm vor dem beſchloſſenen Beſuch bei Verwandten noch frei waren. — So geſchah es, daß Kaiſer Diocletianus, fünfzehnhundert Jahre nachdem er die Erde unfreiwillig verlaſſen hatte, ſeine tyranniſche Macht an dem Profeſſor und dem Landwirthe ausübte. Ob noch andere geheime Arbeit antiker Gewalten dabei thätig war, iſt nicht erforſcht.

Ilſe hörte ſchweigend den Bericht des Vaters, daß die Herren noch einige Zeit ihre Gäſte ſein wollten, aber ihr Blick fiel ſo klar und warm auf die Fremden, daß dieſe freudig fühlten, ſie ſeien auch hier willkommen.

Sie waren von dieſer Stunde wie alte Bekannte eingeführt in das Leben des Hauſes, und beiden, die nie auf dem Lande gelebt, war, als müßte das ſein, und als wären ſie ſelbſt zurückgekehrt in eine Heimat, in der ſie ſich ſchon einmal vor Jahren getummelt hatten. Es war ein geſchäftiges Treiben, und doch lag auch jetzt, wo die Arbeit heiß drängte, ſo heitere Ruhe darüber. Ohne viele Worte, ſicher verbunden wirkten die Menſchen in Haus und Hof neben einander. Das Tageslicht war der oberſte Schirmvoigt, der aufgehend zur Arbeit trieb, erlöſchend die Spannung der Glieder löſte. Wie die Arbeiter nach dem Himmel ſahen, um ihre Werkſtunden zu ermeſſen, ſo richteten Sonne und Wolke auch die Stimmungen des Tages nach ihrem Zuge, bald Behagen, bald Sorge darnieder ſendend. Und langſam und leiſe, wie die Natur die Blüthen aus dem Boden treibt und die Früchte zeitigt, wuchſen auch die Empfindungen der Menſchen dort zu Blüthe und Frucht. Im friedlichen Zuſammenleben, aus kleinen Eindrücken ſetzt ſich das Verhältniß der Thätigen zu einander zurecht. Wenige warme Worte, ein freundlicher Blick, der kurze Anſchlag einer Saite, welche im Innern lange nachtönt, genügen, zwiſchen Garben und Herden, zwiſchen Auszug und Heimfahrt vom Felde ein feſtes Band um verſchiedenartige Naturen zu ſchlingen; ein Band, gewebt aus unſcheinbaren Fäden! aber es erhält dennoch leicht eine Stärke, die durch das ganze Erdenleben dauert.

Auch die Freunde umgab der Frieden, die alltägliche Tüchtigkeit, die kleinen Bilder des Landes. Nur, wenn ſie das alte Haus betrachteten und der Hoffnung gedachten, welche ſie hierher geführt, kam ihnen etwas von der Unruhe, welche Kinder vor einer Weihnachtsbeſcherung empfinden. Die ſtill arbeitende Phantaſie warf ihren bunten Schein über Alles, was dem Hauſe angehörte, bis herab auf den Beller Nero, der ſchon am zweiten Tage durch heftiges Schwenken des Schwanzes den Wunſch ausdrückte, auch von ihnen in die Tiſchgenoſſenſchaft aufgenommen zu werden.

Es war dem Doctor ſehr der Beachtung werth, wie ſtark ſein Freund durch dies ruhige Leben angezogen wurde, und wie fügſam er ſich in die Bewohner des Hauſes ſchickte. Der Gutsherr brachte ihm, bevor er auf das Vorwerk ritt, einige landwirthſchaftliche Bücher und ſprach zu ihm über Getreideſorten, der Profeſſor antwortete ſo beſcheiden, wie ein junger Herr in Stulpſtiefeln, und vertiefte ſich ſogleich ernſthaft in dieſe fremden Intereſſen. Auch zwiſchen Ilſe und dem Profeſſor offenbarte ſich ein Einvernehmen, über deſſen Urſache der Doctor unruhig nachſann. Wenn der Profeſſor zu ihr ſprach, geſchah es mit inniger Verehrung in Stimme und Blick, und auch Ilſe wandte ſich am liebſten zu ihm, und war in der Stille unabläſſig um ſein Behagen bemüht. Als er ihr bei Tiſche ein Tuch aufhob, überreichte er es mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, wie einer Fürſtin; als ſie ihm ſeine Taſſe in die Hand gab, ſah er ſo glücklich aus, als hätte er den geheimen Sinn einer ſchwierigen Schriftſtelle gefunden. Dann am Abend, als er mit dem Vater im Garten ſaß, und Ilſe hinter ſeinem Rücken aus dem Hauſe trat, verklärte ſich ſein Angeſicht, und er hatte ſie doch gar nicht geſehen. Und da ſie den Kindern das Abendbrot austheilte und den kleinen Franz wieder ſchelten mußte, weil er unartig war, ſah der Profeſſor plötzlich ſo finſter drein, als ob er ſelbſt ein Knabe wäre, den der Unwille der Schweſter beſſern ſollte. Dieſe Beobachtungen gaben dem Doctor zu denken.

Weiter, als kurz darauf der wackere Hans dem Doctor den Vorſchlag machte, bei einem freundſchaftlichen Blindekuhſpiel mitzuwirken, da nahm Fritz als ſelbſtverſtändlich an, daß der Profeſſor unterdeß den Vater in der Laube unterhalten werde. Er ſelbſt hätte ſich's kaum getraut, ſeinen gelehrten Freund zu dieſer Ausſchweifung aufzufordern. Wie erſtaunte er aber, als Ilſe das Tuch zuſammenlegte, zu dem Profeſſor trat und ihn aufforderte, ſich zuerſt als Blindekuh umbinden zu laſſen. Und der Profeſſor ſah auf dieſes Anſinnen ganz glücklich aus, bot Haupt und Hals ſanft wie ein Opferlamm der Verhüllung und ließ ſich von Ilſe in den Kreis der kleinen Wilden führen. Lärmend umringte der Schwarm den Profeſſor, die dreiſten Kinder zupften ihn am Rockſchoß, ſogar Ilſe wußte einen Knopf ſeines Rockes zu faſſen und zog leiſe daran, er aber gerieth über dieſes Zucken in Aufregung, fuhr mit den Händen umher und achtete keinen Angriff der ſchwärmenden Jugend, nur um die Frevlerin zu ergreifen. Als ihm dies nicht gelang, ſchlug er mit dem Stocke auf und ging wie der blinde Sänger Demodokus taſtend umher, um einen Phäaken mit der Stockſpitze zu faſſen. Jetzt traf er richtig auf Ilſe, ſie aber hielt das Stockende ihrer Schweſter hin, und Clara pfiff daran, der Profeſſor aber rief: „Fräulein Ilſe!“ Und Ilſe freute ſich herzlich, daß er falſch gerathen, und der Profeſſor ſah darüber ſehr betreten aus.

Aber dabei blieb es nicht. Dies Landgeſchlecht muthete dem Profeſſor ferner zu, den Dritten abzuſchlagen, als ſchwarzer Mann zu kommen, und ähnliche anſtrengende Uebungen, bei denen ein Umherhuſchen, Umwenden, Laufen und ein Hüpfen über die Grenze unvermeidlich war. Alles dies machte der Profeſſor recht lüderlich mit. Ja, er bewies darin eine Kunſtfertigkeit, welche die Kinder bezauberte. Er ſprang wie ein Knabe über die Buchsbaumbeete, unternahm das Kunſtſtück, mit jeder Hand eines zu fangen, ſchlug mit dem zuſammengedrehten Taſchentuch kräftigſt auf die Rückſeite der Knaben, und traf Ilſens Hände mit einem ſo achtungsvollen Schlag, daß Bruder Franz erzürnt ausrief: „Das gilt nicht, das war zu wenig.“ Ilſe aber bekannte ſich getroffen, nahm das Tuch und ſchenkte es jetzt dem Profeſſor gar nicht, ſondern ſchlug ihn damit herzhaft auf die Schultern, und als er ſich erſtaunt umdrehte, lächelte ſie ihm ein wenig zu und übergab ihm das Tuch wieder.

Es war unleugbar, die laute Fröhlichkeit der wohlgebildeten Kinder war anſteckend, auch der Doctor wurde bald von einer derben ländlichen Luſtigkeit erfaßt. Auch er ſprang und klatſchte in die Hände und boxte während des gemeinſamen Spiels noch zum Privatvergnügen mit Hans dem älteſten, ſo oft ſie nebeneinander zu ſtehen kamen. Während er ſelbſt lachte und auf einem Beine herumſprang, freute er ſich als beobachtender Weiſer über die großen und kleinen Mädchen, wie gut ihnen die kräftigen Bewegungen des wilden Spiels ſtanden. Denn es war unverkünſtelte Natur und volle Hingabe an das Spiel. Wenn Clara, die zweite, dem Bruder entlief oder im Kreiſe umherfuhr, ſo war ſie bis auf ihr beſcheidenes Röckchen einer ſpartaniſchen Wettläuferin wohl zu vergleichen. Als Ilſe darauf am Baum ſtand, und mit der Hand einen Aſt über ſich faßte, um ſich zu ſtützen, ſo ſah ihr geröthetes Antlitz, von den Blättern des Nußbaums bekränzt, ſo ſchön und glücklich in die Welt, daß auch der Doctor ganz davon hingeriſſen wurde.

Bei ſolcher Bacchantenſtimmung war es nicht zu verwundern, daß der Profeſſor zuletzt Hanſen zum Wettlauf herausforderte: zweimal im Viereck, längs dem Zaune. Unter dem Jubel der Kinder verlor Hans ſeine Wette, wie er ſelbſt behauptete, weil er die innere Seite des Vierecks gehabt hatte, aber die allgemeine Stimme verwarf durchaus dieſe Entſchuldigung. Als die Wettläufer wieder bei der Laube ankamen, reichte Ilſe dem Profeſſor ſeinen Ueberziehrock, den ſie unterdeß vom Kleiderrechen des Hausflurs geholt hatte: „Es wird ſpät, Sie dürfen ſich bei uns nicht erkälten.“ Und es war gar nicht kalt, er aber zog den Rock auf der Stelle an, knöpfte ihn von oben bis unten zu und ſchüttelte ſeinen Mitſtreiter Hans vergnügt an den Schultern. Darauf ſetzten ſich alle in der Laube nieder, um abzukühlen. Hier mußte auf die ſtürmiſche Forderung der Kleinen unter allgemeinem Chorgeſange ein Thaler wandern, und von dem ſtrengen Theil der Familie wurde laut gerügt, daß der Thaler zweimal zwiſchen Ilſe und dem Profeſſor auf die Erde fiel, weil ſie einander den geheimen Läufer nicht feſt genug in die Hand gegeben hatten. Durch dies Spiel war die Geſangesluſt der Jugend erweckt worden, Klein und Groß ſang zuſammen aus voller Kehle ſolche Lieder, welche ſich als gemeinſames Gut erwieſen: „An der Saale kühlem Strande,“ das Mantellied, und „die Glocke von Capernaum,“ dieſes als Canon. Darauf ſangen Ilſe und Clara, von dem Doctor erſucht, zweiſtimmig ein Volkslied, ſehr einfach und ſchmucklos, und vielleicht traf eben deshalb die melancholiſche Weiſe das Herz, ſo daß es nach dem Lied ſtill wurde und die fremden Herren gewiſſermaßen gerührt vor ſich hinſahen, bis der Landwirth die Gäſte aufforderte, auch etwas zum Beſten zu geben. Sogleich ſtimmte der Profeſſor, aus ſeiner Bewegung auftauchend, mit wohltönendem

Baſſe an: „Im kühlen Keller ſitz' ich hier," daß die Knaben begeiſtert die Reſte aller Milch austranken und mit den Gläſern auf den Tiſch ſtampften. Wieder äußerte ſich die Geſellſchaft als Chor, ſie unternahmen das liebe alte Fragezeichenlied: „des Deutſchen Vaterland," ſoweit die Kenntniß der Verſe reichte, und zum Schluß verſuchte ſich Alles zuſammen an Lützows verwegener Jagd. Der Doctor hielt als feſter Chorſänger die Melodie bei den ſchwierigen Noten ſchön zuſammen und der Refrain klang wundervoll in der ſtillen Abendluft, die Töne zogen das Weinlaub der Mauer entlang und über die Gipfel der Obſtbäume bis an das Gehölz des nächſten Hügels und kamen von dort als Echo zurück.

Nach dieſem Hauptſtück trieb Ilſe die Kinder zum Aufbruch und geleitete die Unzufriedenen in das Haus, die Männer aber ſaßen noch lange im Geſpräch zuſammen, ſie hatten mit einander gelacht und geſungen und ihre Herzen waren geöffnet. Der Landwirth erzählte aus ſeinen früheren Tagen, wie er ſich da und dort verſucht hatte und endlich hier feſtgeſetzt. Der Kampf um das Leben war auch ihm ſchwer und langwierig geweſen, er erinnerte ſich in dieſer Stunde gern daran und ſprach darüber in der guten Weiſe eines thätigen Mannes.

So verlief der zweite Tag auf dem Gute zwiſchen Sonne und Sternen, zwiſchen Garben und Herden.

Am nächſten Morgen weckte den Profeſſor ein lauter Geſang der geflügelten Hofgenoſſen. Der Hahn flog auf einen Stein unter dem Fenſter der Gaſtſtube und ließ gebieteriſch ſeinen Morgenruf erſchallen, die Hennen und junges Hühnervolk ſtanden im Kreiſe um ihn her und verſuchten dieſelbe Geſangskunſt zu üben. Dazwiſchen ſchrieen die Sperlinge, welche im Weinlaub geſchlafen hatten, aus vollem Halſe, aber ſie drangen nicht durch; dann flogen die Tauben heran und gurrten die Triller. Zuletzt kam noch eine Herde Enten zu dem Sängerbund und begann ſchnatternd den zweiten Chor.

Der Profeſſor ſah ſich genöthigt, das Lager zu räumen, und der Doctor rief unwillig im Bett: „Das kommt von dem geſtrigen Singſang. Jetzt lärmt der Brotneid aller zünftigen Hofmuſikanten.“ Darin aber war er im Irrthum, das kleine Volk des Hofes ſang nur aus Amtseifer, es meldete zuerſt dem Gute, daß ein unruhiger Tag bevorſtehe.

Als der Profeſſor in das Freie trat, glühte noch die Morgenröthe mit feurigem Schein am Himmel, und der erſte Lichtſtrahl fuhr über die Felder, gebrochen und zitternd wie in Wellen. Der Grund war trocken, an Blatt und Raſen hing kein Thautropfen. Auch die Luft war ſchwül, und matt nickten die Blumenköpfe an den Stielen. Hatte in der Nacht eine zweite Sonne geſchienen? Vom Gipfel eines alten Kirſchbaumes aber klang unaufhörlich das helle Pfeifen der Golddroſſel. Der alte Gartenarbeiter Jacob ſah kopfſchüttelnd nach dem Baume: „Ich dachte, der Spitzbub wäre fortgezogen, er hat unter den Kirſchen arg gewirthſchaftet, jetzt gibt er vor ſeiner Reiſe noch eine Nachricht, heut kommt etwas.“

Schnell rollten die Wagen auf das Erntefeld, die Pferde waren unruhig, ſchüttelten die Köpfe und ſchlugen mit dem Schweife die Flanken, und die Knechte klatſchten ohne Aufhören mit der Peitſche. „Heut ſtechen die Fliegen,“ ſagte im Vorbeifahren grüßend der Großknecht, „es kommt ein Wetter.“ Der Landwirth trat aus dem Hauſe, ſtatt des Morgengrußes rief er dem Profeſſor zu: „Das Wetterglas iſt gefallen, es iſt etwas im Anzuge.“ Ilſe kam von der Molkerei: „Die Kühe ſind unruhig, ſie brüllen und arbeiten gegen einander.“

Roth hob ſich die Sonne aus trockenem Qualm, die Arbeiter im Felde fühlten die Mattigkeit in den Gliedern und hielten immer wieder bei der Arbeit an, das Antlitz zu trocknen. Der Schäfer war heut mit der Herde unzufrieden, ſeine Hammel waren auf Kraftübungen verſeſſen; ſtatt zu freſſen, ſtießen ſie mit den Köpfen zuſammen, und das Jungvieh hüpfte und tänzelte wie an Drähten in die Höhe gezogen. Unordnung und Widerſetzlichkeit waren nicht zu bändigen, der Hund umkreiſte die Aufgeregten unaufhörlich mit hängendem Schwanze und wenn er heut ein Schaf in das Bein zwickte, ſo merkte es lange den Schaden.

Höher ſtieg der Sonnenball am wolkenloſen Himmel, heißer wurde der Tag, ein leichter Dunſt hob ſich vom Boden und machte die Ferne undeutlich, die Sperlinge flogen unruhig um die Baumgipfel, die Schwalben fuhren längs dem Boden und zogen ihre Kreiſe um die Menſchen. Die Freunde ſuchten ihr Zimmer auf, auch hier empfand man die ermattende Schwüle, der Doctor, welcher einen Plan des Hauſes entwarf, legte den Bleiſtift hin, der Profeſſor las von Ackerbau und Viehzucht, aber er ſah oft über ſein Buch nach dem Himmel, öffnete das Fenſter und ſchloß es wieder. Das Mittagsmahl war ſtiller als ſonſt, der Landwirth ſah ernſt drein, ſeine Beamten nahmen ſich kaum Zeit, ihre Teller zu leeren. „Es kommt heut ungelegen,“ ſagte der Hausherr beim Aufſtehen zu der Tochter, „ich reite an die Grenze; bin ich nicht vor dem Wetter zurück, ſo ſieh nach Haus und Hof.“ Und wieder zogen die Menſchen und Roſſe auf das Feld, aber heut war ihnen der Weg zur Arbeit ſauer.

Die Hitze wurde unerträglich, die Nachmittagsſonne brannte auf die Haut, Fels und Mauer fühlten ſich heiß an, den Himmel überzog ein weißes Gewölk, das ſich zuſehends verdichtete und zuſammenfuhr. Eifrig trieb der Knecht die Pferde zur Scheuer, die Arbeiter haſteten, die Garben abzuladen, im ſchnellen Trabe fuhren die Wagen, noch eine Ladung unter das ſchützende Dach zu retten.

Die Freunde ſtanden vor der Hofthür und blickten auf die ſchweren Wolken, welche vom Himmelsrande herauf zogen. Das gelbe Sonnenlicht kämpfte kurze Zeit gegen die dunkeln Schatten der Höhe, endlich verſchwand auch der letzte grelle Schein, glanzlos und trauernd lag die Erde. Ilſe trat zu ihnen: „Seine Zeit iſt gekommen, gegen vier Uhr ſteigt es herauf, ſelten zieht es aus dem Morgen über das ebene Land, dann aber wird es jedesmal ſchwer für uns, denn die Leute ſagen, es kann nicht über die Berghöhe, auf die Sie vom Garten aus ſehen. Dann hängt es lange über unſerm Felde. Und der Donner, ſagt man, rollt bei uns ſtärker als anderswo."

Die erſten Stöße des Windes fuhren heulend an das Haus. „Ich muß durch den Hof, zum Rechten ſehen," rief Ilſe, band ſchnell ein Tuch um das Haupt und drang, von den Männern begleitet, gegen den Sturm vorwärts zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze ſtand, ſie ſah zu, ob die Thür geöffnet und Waſſer in den Tonnen war. Dann eilte ſie vorwärts nach den Ställen, während die Strohhalme im Wirbel um ſie herumfuhren, mahnte die Mägde noch einmal durch muntern Zuruf, ſprach ſchnell einige Worte mit den Beamten und kehrte nach dem Hauſe zurück. Sie warf einen Blick in die Küche und nach dem Herde und öffnete die Thür des Kinderzimmers, ob alle Geſchwiſter beim Lehrer verſammelt waren. Zuletzt ließ ſie noch den Hund herein, der an der geſchloſſenen Hofthür ängſtlich bellte, und trat dann wieder zu den Freunden, welche vom Fenſter der Wohnſtube in den Aufruhr der Elemente blickten. „Das Haus iſt verwahrt, ſo gut die Hand des Menſchen vermag, wir aber vertrauen auf ſtärkeren Schutz."

Langſam wälzte ſich das Wetter näher, eine ſchwarze Maſſe nach der andern ſchob ſich heran, unter ihnen ſtieg ein fahler Dunſtſchleier wie ein ungeheurer Vorhang höher und höher, der Donner rollte, kürzer die Pauſen, wilder ſein Dröhnen, der Sturm heulte um das Haus, jagte zornig dicke Staubwolken um die Mauern, Blätter und Halme flogen in wildem Tanze dahin.

„Der Löwe brüllt," ſagte Ilſe, die Hände faltend. Sie neigte auf einige Augenblicke das Haupt. Dann ſah ſie ſchweigend zum Fenſter hinaus. „Der Vater iſt auf dem Vorwerk unter Dach," begann ſie wieder, einer Frage des Profeſſors zuvorkommend.

Ein tüchtiges Wetter tobte um das alte Haus. Die es zum erſtenmal an dieſer Stelle hörten, auf freier Höhe, an der Seite des Bergrückens, von dem das wirbelnde Getöſe des Donners zurückſchallte, meinten ſolche Gewalt der Natur noch nicht erlebt zu haben. Während der Donner tobte, ward es plötzlich finſter in der Stube wie bei einbrechender Nacht, und immer wieder wurde die unheimliche Dämmerung durch den Schein der feurigen Schlangen zerriſſen, welche über den Hof dahinfuhren.

In der Kinderſtube war es laut geworden, man hörte das Weinen der Kleinen. Ilſe ging an die Thür und öffnete. „Kommt zu mir," rief ſie. Aengſtlich liefen die Kinder herein und drängten ſich um die Schweſter, ſie faßten ihre Hände, die jüngſten klammerten ſich an ihr Gewand. Ilſe nahm die kleine Schweſter und legte ſie in die Hände des Profeſſors, der neben ihr ſtand. „Seid ſtill und ſagt leiſe euren Spruch," mahnte ſie, „jetzt iſt keine Zeit, zu weinen und zu klagen."

Plötzlich ein Licht ſo blendend, daß es zwang, die Augen zu ſchließen, ein kurzer markerſchütternder Krach, der in mißtönendem Knattern endete. Als der Profeſſor die Augen öffnete, ſah er in dem Schein eines neuen Blitzes Ilſe neben ſich ſtehen, das Haupt ihm zugewendet, mit ſtrahlendem Blick. „Das hat eingeſchlagen," rief er beſorgt.

„Nicht in den Hof," verſetzte das Mädchen unbeweglich.

Wieder ein Schlag und wieder ein Feuerſchein und ein Schlag, wilder, kürzer, ſchärfer. „Es ſchwebt über uns," ſagte Ilſe ruhig, und drückte das Haupt des kleinen Bruders an ſich, als wollte ſie ihn ſchützen.

Der Profeſſor konnte den Blick nicht abwenden von der Gruppe in der Zimmermitte. Die edle Geſtalt des Weibes vor ihm, hoch aufgerichtet, unbeweglich, umringt von den angſtvollen Geſchwiſtern, gehoben das Antlitz und um den Mund ein ſtolzes Lächeln. Sie hatte in unwillkürlicher Empfindung eines der theuren Leben ſeiner Obhut anvertraut, er ſtand in der Noth der Entſcheidung neben ihr als einer der Ihrigen. Auch er hielt das Kind feſt, das ihn ängſtlich umſchlang. Es waren kurze Augenblicke, aber zwiſchen Blitz und Schlag loderte die Glut in ihm zu hellen Flammen auf. Die neben ihm ſtand im Wetterſchein, von blendendem Licht umgoſſen, ſie war es, die er ſich forderte für ſein Leben.

Länger dröhnte der Donner, der Regen ſchlug an das Fenſter, ein Waſſerguß raſſelte und klatſchte um das Haus, die Fenſter zitterten in einem wüthenden Anprall des Sturmes.

„Es iſt vorüber,“ ſagte die Jungfrau leiſe. Die Kinder fuhren auseinander und liefen an das Fenſter. „Nach oben, Hans,“ rief die Schweſter, und eilte mit dem Bruder aus dem Zimmer, um zu ſehen, ob das Waſſer doch irgendwo Eingang gefunden. Der Profeſſor ſah ſinnend nach der Thür, aus der ſie geſchwunden war, der Doctor aber, der unterdeß das Knie in den Händen ruhig auf dem Stuhl geſeſſen, begann kopfſchüttelnd: „Dieſe Naturerſcheinung iſt für uns ungemüthlich. Seit die Blitzableiter in Mißcredit gekommen ſind, hat man nicht einmal den Troſt, daß ſolche Stange dem Codex Sicherheit gegen die Zudringlichkeit von oben gewährt. Das iſt ein ſchlechter Aufenthalt, mein Freund, für unſer armes altes Manuſcript, und es iſt wahrlich Chriſtenpflicht, das Buch ſo ſchnell als möglich aus dieſem Donnerwinkel zu retten. Wie kann man ferner noch mit Gemüthsruhe eine Wolke am Himmel ſehen? Wir werden immer daran denken müſſen, was hier alles möglich iſt.“

„Das Haus hat doch bis jetzt vorgehalten,“ erwiederte der Profeſſor lächelnd, „überlaſſen wir die Handſchrift unterdeß den guten Gewalten, denen die Menſchen ſelbſt hier ſo feſt vertrauen. — Sieh, ſchon bricht der Sonnenſtrahl durch den Dunſt.“

Eine halbe Stunde ſpäter war Alles vorüber, über den Bergen lag noch die dunkle Wolke, und aus der Ferne tönte gefahrlos der Donner. In dem leeren Hofe regte ſich wieder das Leben. Zuerſt zog in fröhlichem Eifer der Entenchor aus ſeinem Verſteck, putzte die Federn, unterſuchte die Waſſerlachen und ſchnatterte längs den Wagengleiſen. Dann kam der Hahn mit ſeinen Hühnern vorſichtig ſchreitend und die quellenden Körner pickend, die Tauben flogen an Vorſprünge der Fenſter, wünſchten einander mit Verbeugungen Glück und breiteten die Federn im neuen Sonnenlicht, Nero fuhr in kühnem Sprunge aus dem Hauſe, trottete durch den Hof und bellte herausfordernd in die Luft, um die feindliche Wolke vollends zu verſcheuchen. Dann ſchritten die Mägde und Arbeiter wieder rührig über den Platz und athmeten erfriſcht den Balſam der feuchten Luft. Der Hofverwalter kam und berichtete, daß es zweimal in den Berg nebenan geſchlagen. Auch der Landwirth ritt in ſtarkem Trabe herein, tüchtig durchnäßt, um zu ſehen, ob Haus und Hof ihm unverſehrt geblieben. Er ſprang fröhlich vom Pferde und rief: „Es hat draußen eingeweicht, aber Gottlob, daß es ſo vorübergegangen. Solch Wetter iſt hier ſeit Jahren nicht erlebt.“ Die Leute hörten noch eine Weile, wie der Großknecht erzählte, daß er eine Waſſerſäule geſehen, die als ein großer Sack vom Himmel bis zur Erde hing, und daß es jenſeit der Grenze ſtark gehagelt. Dann traten ſie gleichmüthig in die Ställe und genoſſen die Ruheſtunde, die ihnen das Unwetter vor der Zeit verſchaffte. Und während der Landwirth zu ſeinen Beamten ſprach, rüſtete ſich der Doctor, mit den Knaben und dem Lehrer in das Thal hinabzuſteigen und dort die Ueberſchwemmung des Baches zu betrachten.

Der Profeſſor aber und Ilſe blieben im Obſtgarten, und der Profeſſor erſtaunte über die Menge der braunen Hausträgerinnen, der Schnecken, welche jetzt überall hervorkamen und langſam über den Weg zogen; er nahm eine nach der andern und ſetzte ſie vorſichtig aus dem Wege, aber die Unverſtändigen kehrten immer wieder auf den feſten Kies zurück, und erhoben den Anſpruch, daß die Fußgänger ihnen auswichen. Dann ſahen die beiden nach, wie die Fruchtbäume das Unwetter ertragen hatten. Sie waren arg zerzauſt, beugten ihre Zweige tief herab, und viel unreifes Obſt lag abgeſchlagen im Graſe. Der Profeſſor ſchüttelte vorſichtig an den regenſchweren Aeſten, um ſie von der fremden Bürde zu befreien, er holte einige Stangen und unterſtützte einen alten Apfelbaum, der unter ſeiner Laſt zu erliegen drohte, und beide lachten herzlich, als ihm bei der Arbeit das Waſſer aus den Blättern, wie aus kleinen Rinnen, auf Haar und Rock hinablief.

Ilſe ſchlug bedauernd die Hände zuſammen über die vielen gefallenen Früchte, es hing aber doch noch viel an den Bäumen, und es war immer noch eine reiche Ernte zu hoffen. Der Profeſſor gab ihr theilnehmend den Rath, das gefallene Obſt zu backen, und Ilſe lachte wieder darüber, weil das meiſte noch zu unreif ſei. Da geſtand ihr der Profeſſor, daß auch er als Knabe geholfen habe, wenn ſeine liebe Mutter das Obſt auf dem Trockenbret ordnete. Denn ſeine Eltern hatten auch einen großen Garten an der Stadt gehabt, in welcher ſein Vater Beamter geweſen. Und Ilſe hörte mit leidenſchaftlichem Antheil zu, als er weiter erzählte, daß er als Knabe den Vater verloren und wie lieb und geſcheidt ſeine Mutter um ihn geſorgt, und wie innig ſein Verhältniß zu ihr geweſen, und daß ihr Verluſt der größte Schmerz ſeines Lebens ſei. Dabei ſchritten ſie den langen Kiesweg auf und ab, und in beiden klang durch die heitere Stimmung der Gegenwart ein Ton des Leides aus vergangenen Tagen, gerade wie in der Natur die Bewegung des heftigen Unwetters leiſe nachzitterte und das reine Licht des Tages von unzähligen blitzenden Edelſteinen auf Laub und Halm erglänzte.

Ilſe öffnete eine Pforte, welche aus dem untern Theil des Obſtgartens ins Freie führte, ſie ſtand ſtill und begann mit zögernder Bitte: „Ich habe einen Gang vor in das Dorf, um zu ſehen, wie der Herr Pfarrer das Wetter überſtanden hat. Wird Ihnen recht ſein, unſern guten Freund kennen zu lernen?“

„Wenn er Ihnen lieb iſt, ſo bin ich dankbar, daß Sie mich zu ihm führen,“ antwortete der Profeſſor.

Auf feuchtem Fußpfade ſchritten ſie in die gewundene Verlängerung des Thals, welche ſich an der Seite des Friedhofs hinzog. Dort lag mit zuſammengedrängten Häuſern ein kleines Dorf, meiſt von Arbeitern des Gutes bewohnt. Das erſte Gebäude unter der Kirche war das Pfarrhaus, mit Holzdach und kleinen Fenſtern, wenig von den Wohnungen der Landleute verſchieden. Ilſe öffnete die Thür, eine alte Magd eilte mit vertraulichem Gruß entgegen. „Ach, Fräulein," rief ſie, „das war heut ſchlimm, ich dachte, der jüngſte Tag wäre vor der Thür. Der Herr hat immer an dem Kammerfenſter geſtanden und nach dem Schloß hinaufgeſehen und für Sie die Hände in die Höhe gehoben. — Jetzt iſt er im Garten." — Durch die Hinterthür traten die Gäſte in einen kleinen Raum zwiſchen Giebeln und Scheuern der Nachbarhöfe, wenige niedrige Fruchtbäume ragten über die Blumenbeete. Der alte Herr in dunklem Hausrock ſtand vor einem Spalier und arbeitete emſig. „Mein liebes Kind," rief er aufſehend, und ſein gutherziges Angeſicht lachte vor Freude unter dem weißen Haar, „ich wußte, daß Sie heut kommen würden." Er verneigte ſich vor dem fremden Gaſt und wandte ſich nach den Begrüßungsworten wieder zu Ilſe. „Denken Sie das Unglück, der Sturm hat unſern Pfirſichbaum geknickt, das Geländer iſt abgeriſſen, die Zweige zerſchlagen, der Schaden iſt unerſetzlich." Er beugte ſich zu ſeinem kranken Baume herab, dem er gerade mit Baumwachs und Baſt einen Verband aufgelegt hatte. „Es iſt der einzige Pfirſich hier," klagte er dem Profeſſor, „auf dem ganzen Gute haben ſie keinen, und in der Stadt vollends nicht. Aber ich darf Sie nicht mit meinen kleinen Leiden beläſtigen," fuhr er muthiger fort, „bitte, kommen Sie mit mir in die Stube." Ilſe trat in eine Seitenthür neben dem Hauſe. „Was macht Flavia?" frug ſie die Magd, welche den Beſuch erwartend an der Pforte ſtand.

„Munter," antwortete Suſanne, „und der Kleine auch."

„Es iſt die gelbe Kuh und ein junges Ochſenkalb," erklärte der Paſtor dem Profeſſor, während Ilſe mit der Magd in den engen Hofraum trat. „Ich ſehe nicht gern, wenn die Leute dem Vieh chriſtliche Namen geben, da muß unſer Latein aushelfen."

Ilſe kehrte zurück. „Es iſt Zeit, daß das Kalb fortkommt, es iſt ein unnützer Broteſſer."

„Das hab' ich auch geſagt," ſchaltete Suſanne ein, „aber der Herr Pfarrer will ſich nicht dazu entſchließen."

„Sie haben Recht, mein liebes Kind," erwiederte der Pfarrer, „nach menſchlicher Weisheit wäre es rathſam, das Oechslein dem Schlächter zu überliefern. Aber das Oechslein ſieht die Sache ganz anders an, und es iſt eine muntere Creatur."

„Wenn man's aber darum frägt, erhält man keine Antwort," ſagte Ilſe, „und deswegen muß ſich's gefallen laſſen, was wir wollen. Erlauben Sie, Herr Pfarrer, daß ich das mit Suſanne hinter Ihrem Rücken abmache. Unterdeß holſt du die Milch von oben."

Der Pfarrer führte in ſeine Stube. Es war ein kleiner Raum, weiß getüncht, ſpärlich möblirt, darin ein alter Schreibtiſch, ein ſchwarzbeſtrichenes Bücherbret mit einer kleinen Anzahl ältlicher Bücher, Sopha und Stühle mit buntem Kattun überzogen. „Hier iſt ſeit vierzig Jahren mein Tusculum," ſagte der Paſtor vergnügt zum Profeſſor, der verwundert auf den dürftigen Hausrath blickte. „Es würde größer ſein, wenn der Anbau zu Stande gekommen wäre, es waren auch ſchon Pläne gemacht, und mein Herr Nachbar hat ſich ſehr darum bemüht, aber ſeit meine ſelige Frau dort hinaufgezogen iſt" — er ſah nach der Höhe des Friedhofs — „will ich nichts mehr davon hören."

Der Profeſſor ſah zum Fenſter hinaus. Vierzig Jahre in dem engen Bau, dem ſchmalen Thal, zwiſchen dem Friedhof, den Hütten, dem Wald! Ihm wurde gedrückt zu Muth. „Es ſcheint, die Gemeinde iſt arm," ſagte er, „zwiſchen den Bergen liegt nur wenig Feld. Und wie iſt's im Winter?"

„Ei, die Füße tragen noch," erwiederte der geiſtliche Herr, „man beſucht dann auch gute Freunde; nur der Schnee wird zuweilen läſtig, einmal waren wir ganz eingeſchneit, und Herr Bauer hat uns herausſchaufeln müſſen." Er lächelte behaglich bei der Erinnerung. „Es iſt nicht einſam, wenn man lange Jahre an einem Orte gelebt hat, man hat die Großväter gekannt, die Väter aufgezogen, man lehrt die Kinder und hier und da ſchon die Enkel, man ſieht, wie die Menſchen ſich von der Erde erheben und wieder hinabſinken, gleich den Blättern der Bäume. Und man merkt, daß Alles eitel iſt und eine kurze Vorbereitung. Liebes Kind," ſagte er zu Ilſe, welche jetzt eintrat, „ſetzen Sie ſich zu uns, ich habe Ihr liebes Geſicht ſeit drei Tagen nicht geſehen, und wollte nicht hinaufkommen, weil ich hörte, daß Beſuch bei Ihnen iſt. Ich habe auch etwas für Sie," ſetzte er hinzu, und holte einen beſchriebenen Bogen vom Pult, „es iſt Poeſie dabei."

„Denn auch der Muſengeſang fehlt uns nicht," fuhr er gegen den Profeſſor fort. „Freilich iſt er demüthig, und von der bukoliſchen Art. Aber glauben Sie mir, für Einen, der ſein Dorf kennt, gibt es wenig Neues unter der Sonne. Es iſt im Kleinen hier Alles, wie in der übrigen Welt im Großen, der Schmied iſt ein heftiger Politikus, und der Schultheiß möchte gern ein Dionyſius von Syrakus ſein. Auch den reichen Mann der Schrift haben wir, freilich auch mehre Lazaruſſe, zu welchen dieſer Dichter gehört; und unſer Tüncher iſt im Winter ein Muſikus, er ſpielt gar nicht ſchlecht auf der Zither. Das alles arbeitet durcheinander und möchte gern oben hinaus, und es macht zuweilen Mühe, die gute Nachbarſchaft unter ihnen zu erhalten."

„Er will ſeine grüne Wand wieder haben, ſoviel ich verſtehe," ſagte Ilſe von dem Blatt aufſehend.

„Seit ſieben Jahren liegt er in ſeiner Kammer, zur Hälfte gelähmt, mit heftigen Schmerzen und unheilbar," erklärte der Pfarrer dem Gaſt, „er ſieht durch ein kleines Fenſterloch in die Welt, auf die Lehmwand gegenüber und die Menſchen, welche davor ſichtbar werden. Und die Wand gehört dem Nachbar, ſie war durch mein liebes Kind mit wildem Wein bezogen. In dieſem Jahr aber hat der Nachbar — unſer reicher Mann — daran gebaut und das Grüne abgeriſſen. Das ärgert den Kranken. Ihm iſt ſchwer zu helfen, denn jetzt iſt nicht die Zeit, Neues zu pflanzen.“

„Es muß doch Rath werden,“ warf Ilſe ein. „Ich will mit ihm darüber reden. Verzeihen Sie, es ſoll nicht lange dauern.“

Sie verließ das Zimmer. „Iſt's Ihnen recht,“ ſagte der Pfarrer geheimnißvoll zu ſeinem Gaſt, „ſo zeige ich Ihnen dieſe Wand, denn ich habe mir die Sache viel überlegt, aber ich finde keine Abhilfe.“ Schweigend ſtimmte der Profeſſor bei. Die Männer ſchritten die Dorfgaſſe entlang, an der Ecke faßte der Pfarrer den Arm ſeines Begleiters. „Hier liegt der Kranke,“ begann er halblaut, „er hört ſchwer in ſeiner Schwäche, aber wir müſſen doch leiſe auftreten, daß er uns nicht merkt; denn das ſtört ihn.“

Der Profeſſor ſah dichtbei am dürftigen Hauſe ein kleines Schiebfenſter geöffnet und Ilſe davor ſtehen, von ihnen abgewandt. Während der Pfarrer ihm die Lehmwand zeigte und die Höhe, welche für die Laubumkleidung nöthig ſei, hörte er auf das Geſpräch am Fenſter. Ilſe ſprach laut hinein und von dem Lager antwortete eine ſchrille Stimme. Erſtaunt vernahm er, daß nicht vom Weinlaub die Rede war. — „Und hat der Herr ein gutes Gemüth?“ frug die Stimme. „Er iſt ein gelehrter Mann und ein guter Mann,“ antwortete Ilſe. „Wie lange bleibt er bei Ihnen?“ frug der Kranke. „Ich weiß nicht,“ war Ilſens zögernde Antwort. „Er ſoll ganz bei Ihnen bleiben, denn er iſt Ihnen lieb,“ ſagte der Kranke. „Ach, das dürfen wir gar nicht hoffen, lieber Benz. Aber dies Geſpräch hilft nicht zu guter Ausſicht auf gegenüber,“ fuhr Ilſe fort. „Mit dem Nachbar rede ich, aber zwiſchen heut und morgen wächſt doch nichts. Da habe ich mir ausgedacht, der Gärtner ſchlägt hier draußen unter dem Fenſter ein kleines Bret feſt, und wir ſetzen unterdeß die Blumenſtöcke aus meiner Stube darauf.“ — „Das benimmt mir die Ausſicht,“ entgegnete die Stimme unzufrieden, „ich kann dann die Schwalben nicht mehr ſehen, wenn ſie vorbeifliegen, und ich ſehe wenig von den Köpfen der Leute, die vorbeigehen.“ „Das iſt richtig,“ verſetzte Ilſe, „aber wir machen das Bret ſo niedrig, daß nur die Blumen durch's Fenſter gucken.“ „Was ſind's für Blumen?“ frug Benz. „Ein Myrtenſtock,“ ſagte Ilſe. „Der blüht nicht,“ verſetzte Benz mürriſch. — „Aber zwei Roſen blühen und ein Vanilleſtrauch.“ — „Den kenne ich nicht,“ warf der Kranke ein. „Er riecht wundergut,“ ſagte Ilſe empfehlend. „Dann kann er kommen,“ bewilligte Benz, „aber Baſilikum muß auch dabei ſein.“ — „Wir wollen ſehen, ob's zu haben iſt,“ erwiederte Ilſe, „und um das Fenſterholz zieht euch der Gärtner eine Epheuranke.“ „Der iſt mir zu ſchwarz,“ widerſprach der ungenügſame Benz. „Ei was,“ entſchied Ilſe, „wir probiren's. Iſt's euch nicht recht, ſo wird's geändert.“ Damit war der Kranke einverſtanden. „Aber der Gärtner ſoll mich nicht warten laſſen,“ rief er, „ich möchte es morgen haben.“ „Gut,“ ſagte Ilſe, „am frühen Morgen.“ — „Und meinen Vers zeigen Sie Niemand,“ bat Benz, „auch dem fremden Herrn nicht, er iſt nur für Sie.“ „Das bleibt unter uns,“ ſagte Ilſe. „Ruft eure Tochter Anna, lieber Benz.“

Sie rüſtete ſich zum Aufbruch, der Pfarrer zog ſeinen Gaſt leiſe zurück. „Wenn der Kranke ſolches Geſpräch gehabt hat,“ erklärte er, „iſt er für den nächſten Tag zufrieden. Und morgen macht er ihr wieder einen Vers. Er ſchreibt, unter uns geſagt, manchmal Nonſens, aber es iſt gut gemeint, und ihm iſt es die beſte Unterhaltung. Nämlich die Leute im Dorfe ſcheuen ſich, an ſein Fenſter zu treten, und ſie gehen auch nicht gern vorüber. — Für mein Amt aber iſt dies die härteſte Arbeit. Denn die Leute ſind in dem Aberglauben verſtockt, daß Krankheit und Erdenleid von böſen Mächten ſtammen, und daß ſie durch Haß angethan werden, oder zur Strafe für begangenes Unrecht. Wenn ich ihnen predige ohne Aufhören, daß Alles nur eine Prüfung iſt für das Jenſeits, die Lehre iſt ihnen zu groß und hoch, nur die Schwachen glauben ſie, wer aber geſund und trotzig daſteht, der ſträubt ſich gegen die Wahrheit und das Heil.“

Der Gelehrte ſah nach dem kleinen Fenſter, aus dem der Kranke auf eine Lehmwand blickte; und er ſah wieder nach dem geiſtlichen Herrn, der in dem Thal ſeit vierzig Jahren für die heilbringende Wahrheit kämpfte. Ihm wurde das Herz ſchwer, und ſein Auge flog aus der dämmernden Tiefe zu den Berggipfeln, welche noch im frohen Licht der Abendſonne glänzten. Da trat ſie wieder zu ihm, ſie, welche herabgeſtiegen war, die Hilfloſen und Armen zu bewachen, und als er neben ihr der Höhe zuſchritt, da war ihm, als ob ſie beide aus dumpfer Erdennoth emportauchten in leichtere Luft. Aber auch die jugendliche Geſtalt, das ſchöne ruhige Antlitz neben ihm glänzte vom Abendlicht umſäumt ſo fremdartig, ſeinem irdiſchen Weſen ungleich, ähnlich einem der Boten, welche einſt Jehova in die Zelte ſeiner Getreuen ſandte. Und er freute ſich, als ſie über die luſtigen Sprünge des Hundes lachte, der ihnen bellend entgegenfuhr.

So ſchwand wieder ein Tag dahin zwiſchen Sonnenlicht und Wolkenſchatten, in kleinen Erlebniſſen, in ſtillem Sein. Wenn die Feder davon erzählt, iſt es gering, wenn aber ein Menſch darin lebt, treibt es ihm den Strom des Blutes kräftig durch die Adern.

6.

Eine gelehrte Frau vom Lande.

Es war Sonntag und auch das Gut trug ſein Feſtgewand. Auf dem Hof ſtanden die Scheuern geſchloſſen, Knechte und Mägde ſchritten in ihrem beſten Staat daher, nicht wie geſchäftige Arbeiter, ſondern in der behaglichen Muße, welche dem deutſchen Landmann die Poeſie des mühevollen Lebens iſt. Von dem Kirchthurm rief das Glöckchen zum Gottesdienſt, Ilſe ging mit den Schweſtern, das Geſangbuch in der Hand, langſam den Fels hinunter, in kleinen Gruppen folgten die Mägde und Männer. Heut blieb der Gutsherr in ſeiner Arbeitsſtube, um die aufgelaufene Schreiberei zu erledigen. Vorher aber klopfte er an das Zimmer der Freunde und machte ihnen einen kurzen Morgenbeſuch. „Heut kommen Gäſte, Oberamtmann Rollmaus mit ſeiner Frau, er iſt ein tüchtiger Wirth, die Frau iſt ſehr auf Bildung verſeſſen. Nehmen Sie ſich in Acht, ſie wird Ihnen zuſetzen."

Schlag zwölf Uhr fuhren zwei wohlgenährte Braune einen halbgedeckten Wagen vor das Haus. Die Kinder eilten an das Fenſter. „Die Frau Oberamtmann kommt!" riefen aufgeregt die jüngſten. Ein ſtämmiger Mann in dunkelgrünem Rock ſtieg aus dem Wagen, eine kleine Dame in ſchwarzer Seide folgte mit Sonnenſchirm und einer großen Schachtel. Der Hausherr und Ilſe traten ihnen in der Hausthür entgegen, der Wirth rief lachend ſeinen Willkomm zu und führte den Oberamtmann in das Familienzimmer. Der Herr Oberamtmann trug unter ſeinem ſchwarzen Haar ein rundes Angeſicht, das durch Luft und Sonne mit gleichmäßigem Rothbraun dauerhaft übermalt war, dazu kleine ſcharfe Augen, Naſe und Lippen reichlich und röthlich hervorſtehend. Als er Stand und Namen der beiden Fremden erfuhr, verbeugte er ſich zwar ein wenig, ſah aber mißfällig, daß dieſe beiden Städter in den anſpruchsvollen ſchwarzen Frack gekleidet waren, und da er eine unbeſtimmte aber kräftige Abneigung gegen alle unnützen Schreiber und Hungerleider hatte, welche ſo hier und da die Güter beſuchen, etwa um Bücher zu ſchreiben, oder auch weil ſie ſonſt keinen rechten Aufenthalt haben, ſo nahm er gegen beide eine mürriſche und beobachtende Haltung an. Erſt nach einer Weile erſchien die Frau Oberamtmann, ſie hatte unterdeß mit Ilſe's Hülfe ihre gute Haube, ein Kunſtwerk mit zwei dunkelrothen Roſen, aus der Schachtel geholt, und ſie drang jetzt mit ihrem ſpitzen Näschen in die Geſellſchaft, vom Kopf bis zum Fuß geglättet, rauſchend, knixend, lächelnd. Schnell fuhr ſie von einem zum andern, küßte die Mädchen auf den Mund, erklärte den Knaben, daß ſie in den letzten Wochen ſehr gewachſen ſeien, und hielt endlich erwartungsvoll vor den beiden Fremden. Der Landwirth ſtellte vor und verfehlte nicht wieder beizufügen: „Zwei Herren von der Univerſität.“ Die kleine Dame ſpitzte gleichſam die Ohren und ihre grauen Augen erglänzten. „Von der Univerſität!“ rief ſie, „ei welche Ueberraſchung! Dieſe Herren ſind ſeltene Gäſte in unſerer Gegend. Es iſt freilich auch bei uns für gelehrte Herren wenig zu holen, denn der Materialismus herrſcht bei uns, und die Leſebibliothek in Roſſau iſt wirklich nicht in den beſten Händen, neue Sachen ſind niemals zu haben. Darf ich mir noch die Frage erlauben, welches Studium die Herren haben, Wiſſenſchaft im Allgemeinen oder etwas Beſonderes?“

„Mein Freund mehr das Allgemeine, ich das Beſondere,“ erwiederte der Profeſſor, „außerdem etwas alte Sprachen, dieſer Herr Indiſch.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, auf dem Sopha Platz zu nehmen?“ begann Ilſe dazwiſchen tretend. Die Frau Oberamtmann folgte mit Widerſtreben.

„Alſo Indiſch,“ rief ſie niederſitzend und ihr Gewand zurechtſtreichend. „Das iſt eine ſeltene Sprache. Sie tragen ſo wohl Federbüſchel und ihre Kleidung iſt mangelhaft, und die Beinkleider, wenn man das erwähnen darf, hängen herunter, wie bei manchen Tauben, welche auch lange Federn an den Beinen haben. Man ſieht ſie zuweilen abgebildet; in dem Bilderbuch meines Karl vom letzten Weihnachten ſind dieſe wilden Männer deutlich zu ſehen. Sie haben barbariſche Sitten, liebe Ilſe."

„Warum iſt aber Karl nicht mitgekommen?" frug Ilſe, um die Herren von der Unterhaltung zu löſen.

„Es war nur wegen der Rückfahrt im Finſtern. Denn der Wagen iſt zweiſitzig, und neben Rollmaus kann kein Drittes eingeſchachtelt werden. Da muß Karl beim Kutſcher ſitzen, und das arme Kind wird Abends immer ſo ſchläfrig, daß ich Sorge habe, es fällt herunter."

Als die Oberamtmann die Ausſicht eröffnete, bei finſterer Nacht heimzufahren, ſah der Doctor den Freund mitleidig an, aber der Profeſſor hörte ſo aufmerkſam nach der Unterhaltung, daß er das Bedauern gar nicht bemerkte. Ilſe frug weiter, und die Frau Oberamtmann ſtand ihr allerdings Rede, ſah aber zuweilen begehrlich nach dem Doctor, deſſen Verhältniß zu den Indianern in Karls Bilderbuch ihr lehrreich erſchien. Unterdeß waren die Landwirthe ſogleich in ein Geſpräch über die Eigenſchaften eines Roſſes geſunken, das irgendwo in der Nähe zu gemeinnütziger Thätigkeit aufgeſtellt war, ſo daß der Doctor ſich zuletzt an die Kinder wandte und mit Clara und Luiſe plauderte.

Nachdem eine halbe Stunde ruhiger Vorbereitung vergangen war, erſchien das Dienſtmädchen an der Thür des Speiſezimmers. Der Landwirth lud ein, zu Tiſche zu gehen, und bot ritterlich der Frau Oberamtmann ſeinen Arm über die Sophalehne. Die Dame knixte und fuhr neben ihm durch die Thür, der Profeſſor führte Ilſe, der Doctor aber Schweſter Clara, welche erröthete und ſich ſträubte, bis er Luiſe und Riekchen an ſeinen andern Arm hing, worauf auch noch Franz ſeinen Rockzipfel faßte und ihm auf dem Wege hinter ſeinem

Rücken zuraunte: „Heut gibt's einen Truthahn." Der Oberamtmann aber, welcher das Führen der Damen als eine läſtige Erfindung betrachtete, machte einſam den Schluß, und begrüßte im Saale die aufgeſtellten Herren von der Wirthſchaft mit den Worten: „Iſt das Korn herein?" — „Verſteht ſich," grüßte der Inſpector dagegen. Wieder nahm Alles nach Rang und Würden Platz, auf dem Ehrenſitz die Frau Oberamtmann, zwiſchen ihr und Ilſe der Profeſſor.

Es war für dieſen kein ruhiger Mittag, zwar Ilſe war ſtiller als gewöhnlich, aber ſeine neue Nachbarin ſtellte ihm wiſſenſchaftliche Aufgaben. Sie zwang ihn von der Einrichtung ſeiner Univerſität zu erzählen, und in welcher Weiſe die Studenten belehrt würden. Der Profeſſor that das ausführlich und mit guter Laune. Es gelang ihm aber nur kurze Zeit, ſich und Andern die peinliche Empfindung fern zu halten, welche die Reden der Frau Oberamtmann wohl verurſachten. „Alſo philoſophiſch ſind Sie?" ſagte die Rollmaus. „Das iſt ja ſehr intereſſant. Ich habe es auch mit der Philoſophie verſucht, aber der Stil iſt zu unverſtändlich. Was enthält denn eigentlich die Philoſophie?"

„Sie gibt ſich Mühe, die Menſchen über das Leben ihres eigenen Geiſtes zu belehren, und dadurch feſter und vielleicht beſſer zu machen," beantwortete der Profeſſor geduldig die mißliche Frage.

„Das Leben des Geiſtes," rief die Oberamtmann aufgeregt, „aber glauben Sie denn auch, daß die Geiſter nach dem Tode der Menſchen erſcheinen können?"

„Haben Sie Beiſpiele davon?" frug der Profeſſor. „Es würde gewiß Allen willkommen ſein, darüber zu hören. Iſt dergleichen hier in der Gegend vorgekommen?"

„Weniger mit Geiſtern", erwiederte Frau Oberamtmann, mißtrauiſch nach dem Hausherrn blickend, „aber mit Ahnungsvermögen, und was man Sympathie nennt. Denken Sie einmal, in unſerm Hauſe diente ein Mädchen, ſie hätte es nicht nöthig gehabt, aber die Eltern wollten ſie auf einige Zeit von ſich thun. Denn im Dorfe war ein armer Burſch, der aber ein großer Geiger war, der ſtrich Morgens und Abends mit der Violine um ihr Haus, und wenn das Mädchen hinauskommen konnte, ſaßen ſie miteinander hinter einem Buſch, er ſpielte auf der Geige und ſie hörte zu. Deswegen konnte ſie nicht von ihm laſſen. Sie war ein ſauberes Mädchen und ſchickte ſich im Hauſe zu Allem, nur daß ſie immer traurig war. Und der Geiger wurde zu den Huſaren genommen, wozu er auch paßte, weil er ſehr entſchloſſen und unterminirt war. Nach einem Jahre kommt die Köchin zu mir und ſagt: „Frau Oberamtmann, ich halte es nicht länger aus, die Jette treibt Nachtwandel. Sie ſteigt aus dem Bette und ſingt das Lied von einem Soldaten, den der Hauptmann erſchießen läßt, weil es nicht anders ſein konnte, und ſtöhnt dazu, daß es einen Stein erbarmen möchte, und am Morgen weiß ſie nichts von ihrem Singen, aber ſie weint immer ſtill fort.“ Das war die Wahrheit. Ich rufe ſie und frage ſie ernſthaft: „Was haſt du? Ich kann das myſterielle Weſen nicht ausſtehen, du biſt mir eine Charade.“ Darauf jammerte ſie ſehr und meinte, ich ſolle ſie doch nicht für ſo etwas halten, ſie ſei ein ehrliches Mädchen, aber ſie hätte eine Erſcheinung gehabt. Und nun kam Alles heraus. Der Gottlob war in der Nacht an ihrer Kammerthür erſchienen, ganz hager und traurig, und hatte geſagt: „Jette, es iſt vorbei mit mir, morgen muß ich dran glauben.“ Ich ſuchte ihr das Zeug auszureden, aber ihre Angſt ſteckte mich an, ich ſchrieb an einen Offizier, den Rollmaus von der Haſenjagd kannte, und fragte, ob das eine Dummheit wäre, oder von dem ſogenannten Ahnungsvermögen herkäme. Da ſchrieb er mir ganz erſtaunt zurück, es wäre richtig Ahnungsvermögen, an demſelben Tage war der Geiger vom Pferde geſtürzt, hatte ein Bein gebrochen und lag in dem Lazareth zum Tode. Jetzt bitte ich Sie, ob das nicht eine Naturerſcheinung war.“

„Was wurde aus den armen Leuten?“ frug der Profeſſor.

„Ach die!“ erwiederte die Frau Oberamtmann, „es ließ ſich helfen. Denn ein Kamerad von dem Gebrochenen war aus unſerm Dorf, welcher eine kranke Mutter hatte; dem ſchrieb ich die Forderung, daß er jeden dritten Tag einen Brief an mich ſchickte, wie es dem Kranken ging, und es konnte mit Speck und Mehl gut gemacht werden. Da ſchrieb er, und die Sache dauerte viele Wochen. Endlich aber wurde der Geiger geheilt und kam am Stock zurück. Beide waren ſo blaß wie dieſes Tuch, als ſie zuſammen trafen, und fielen einander vor meinen Augen ohne Rückſicht um den Hals, worauf ich mit den Eltern des Mädchens ein Wort ſprach, welches wenig nutzte. Dann aber mit Rollmaus, dem unſere Dorfſchenke gehört, und der gerade einen guten Pächter ſuchte. Das brachte die Geſchichte zum Ende, oder wie man zu ſagen pflegt, zum commencement du pain. Denn Rollmaus war zwar mit der Geige nicht zufrieden, weil er meinte, dieſe ſei ein Anzeichen von leichtem Geblüt, aber die Leutchen halten ſich ordentlich. Dann zuerſt war ich Pathe, dann Rollmaus. Es ſind aber keine Erſcheinungen mehr vorgekommen.“

„Das war von Ihnen brav und liebevoll gehandelt,“ rief der Profeſſor kräftig.

„Man iſt ja bei alledem auch Menſch,“ entſchuldigte ſich die Frau Oberamtmann.

„Und ich hoffe ein guter Menſch,“ verſetzte der Profeſſor. „Glauben Sie mir, verehrte Frau, in der Philoſophie und anderer Gelehrſamkeit gibt es verſchiedene Anſichten. Man ſtreitet ſich über Vieles, und leicht hält Einer den Andern für unwiſſend. Aber was Redlichkeit heißt und Menſchenfreundlichkeit, darüber ſind die Anſichten ſelten verſchieden geweſen, und wo man dieſe Eigenſchaften findet, hat Jedermann Freude und Hochachtung, und dieſe habe ich jetzt vor Ihnen, Frau Oberamtmann.“

Das ſagte er herzlich der gelehrten Frau. An ſeiner andern Seite hörte er ein leiſes Rauſchen des Gewandes, und als er ſich zu Ilſe wandte, begegnete er einem Blick ſo voll von demüthiger Dankbarkeit, daß er mit Mühe ſeine Haltung bewahrte.

Die Frau Oberamtmann aber ſaß lächelnd und zufrieden mit dem philoſophiſchen Syſtem ihres Nachbars. Wieder kehrte ſich der Profeſſor zu ihr und ſprach mit ihr davon, daß es gar nicht leicht ſei, Hilfloſen auf die rechte Art wohlzuthun. Die Frau Oberamtmann gab zu, daß die Leute ohne Bildung ihre eigene Art hätten, aber „man kann leicht mit ihnen fertig werden, wenn ſie nur erkennen, daß man's gut meint.“ Und der Profeſſor veranlaßte allerdings noch ein kleines Mißverſtändniß, als er der Oberamtmann achtungsvoll in ſeiner Sprache bemerkte: „Ganz recht, zuletzt iſt auch auf dieſem Gebiet geduldige Liebe die Vorausſetzung einer fruchtbaren Thätigkeit.“

„Ja,“ beſtätigte die Rollmans verlegen, „allerdings; dieſe gewiſſe Thätigkeit, welche Sie erwähnen, fehlt bei uns gar nicht, und ſie heiraten meiſt gerade noch zur rechten Zeit, aber die geduldige Liebe, welche Sie ſehr richtig Vorausſetzung nennen, iſt bei unſern Landleuten nicht immer vorhanden, denn ſie ſorgen bei einer Heirat oft mehr um Geld als um Liebe.“

Wenn aber auch einzelne Noten in dem Concert am obern Tiſch nicht recht zu einander ſtimmten, ſo verging doch der Truthahn und die Sahnmehlſpeiſe — ein Meiſterwerk aus Ilſe's Küche — ohne widerwärtigen Zuſammenſtoß des gelehrten Wiſſens. Und Alle erhoben ſich wohl mit einander zufrieden. Nur die Kinder, deren unſchuldige Bosheit am dauerhafteſten iſt, empfanden ein Mißfallen, daß heut Frau Oberamtmann in keinen Kampf eintrat, in welchem das Converſationslexiken als oberſter Kampfrichter waltete. Während nun die Männer im Nebenzimmer Kaffe tranken, ſaß Frau Rollmans wieder auf dem guten Sopha, und Ilſe hatte einen harten Stand die neugierigen Fragen zu beantworten, mit denen ſie jetzt wegen der beiden Fremden angegriffen wurde. Unterdeß belagerten die Kinder das Sopha, und lauerten auf eine Gelegenheit, um ſelbſt einen kleinen Feldzug gegen die ahnungsloſe Frau Oberamtmann zu unternehmen.

„Alſo ſie forſchen nach, und in unſerer Gegend. Nach Indianern kann es nicht ſein, ich wüßte nicht, daß hier herum welche aufgetreten wären. Es müßte denn ein Irrthum ſein, und ſie müßten Zigeuner meinen, ſolche kommen vor. Denken Sie, liebe Ilſe, erſt vor vierzehn Tagen ein Mann und zwei Weiber, jede mit einem Kinde. Die Weiber ſagten wahr; was ſie dem Hausmädchen prophezeit haben, iſt wirklich merkwürdig, und am Abend fehlten zwei Hühner. Sollte es wegen der Zigeuner ſein? aber das kann ich nicht glauben, da dies bloß Keſſelflicker ſind, und nichtsnutzige Leute. Nein, deretwegen forſchen ſie nicht."

„Wer ſind denn aber die Zigeuner?" frug Clara.

„Liebes Kind, ſie ſind Vagabunden, welche früher ein Volk waren und ſich verbreiteten. Sie hatten einen König und Briefe und Jagdhunde, obgleich ſie große Spitzbuben waren. Urſprünglich aber ſind ſie Egypter, eigentlich aber auch Indianer."

„Wie können ſie Indianer ſein," rief Hans ohne alle Ehrerbietung, „die Indianer wohnen ja in Amerika. Wir haben auch ein Converſationslexikon, und wir wollen gleich nachſehen."

„Ja, ja," riefen die Kinder und liefen mit dem Bruder zum Bücherſchrank. Triumphirend brachte jedes einen Band getragen und ſtellte die neuen Einbände zwiſchen den Kaffeetaſſen vor Frau Rollmaus auf. Dieſe blickte keineswegs erfreut auf die geheime Quelle ihrer Kraft, welche hier vor Aller Augen bloßgelegt wurde.

„Und unſeres iſt neuer als das Ihre," rief der kleine Franz die Hand ſchwenkend. Vergebens bemühte ſich Ilſe durch abweiſende Winke dieſen Ausbruch des Familienſtolzes zu unterdrücken. Hans hielt, das Wort Zigeuner ſuchend, den letzten

Band feſt in ſeinen Händen, und eine Niederlage der Frau Oberamtmann war nach menſchlichem Dafürhalten nicht mehr abzuwehren. Aber plötzlich ſprang Hans auf, hielt den Band in die Höhe und rief: „Hier ſteht der Herr Profeſſor!“ — „Unſer Herr Profeſſor ſteht im Converſationslexikon!“ ſchrieen die Kinder. Familienfehde und Zigeuner waren vergeſſen, Ilſe nahm dem Bruder das Buch aus der Hand, die Oberamtmann ſtand auf, um die merkwürdige Stelle über Ilſe's Schultern ſelbſt zu leſen, alle Kinderköpfe drängten ſich um das Buch, daß ſie wieder ausſahen wie ein Bündel Knospen am Fruchtbaum, und alle ſpähten neugierig nach den Zeilen, die für ihren Gaſt und ſie ſelbſt ſo ruhmvoll waren. In dem Artikel ſtanden die gewöhnlichen kurzen Notizen, welche über lebende Gelehrte gegeben werden, Ort und Tag ſeiner Geburt und die — meiſt lateiniſchen — Titel ſeiner Schriften. Alle dieſe Titel wurden trotz der unleſerlichen Sprache mit Jahreszahl und Format laut abgeleſen. Ilſe ſah lange in das Buch, dann reichte ſie es der erſtaunten Frau Oberamtmann, dann zogen die Kinder den Band einander aus den Händen. Das Ereigniß machte auf Groß und Klein einen Eindruck, der in literariſchen Kreiſen niemals erreicht werden konnte. Am glücklichſten war die Frau Oberamtmann, ſie hatte neben einem Manne geſeſſen, der nicht nur ſelbſt nachſchlug, ſondern auch nachgeſchlagen werden konnte. Er war jetzt für ſie berühmt im Allgemeinen, ohne Einſchränkung, und ſie empfand zum erſten Male in ihrem Leben, daß ſich mit ſolchem gedruckten Mann recht behaglich verkehren ließe. „Welch ein ausgezeichneter Gelehrter!“ rief ſie. „Wie waren doch die Titel ſeiner Schöpfungen, liebe Ilſe?“ Ilſe wußte es nicht, Auge und Gedanken waren ihr an den kurzen Bemerkungen über ſeine Lebensverhältniſſe feſtgeheftet.

Dieſe Entdeckung hatte die gute Folge, daß Frau Oberamtmann für heut gänzlich die Waffen ſtreckte und ſich beſchied keine Kenntniſſe zu verrathen, denn ſie ſah ein, daß heut eine

Concurrenz mit dieſer Familie unmöglich war, und ſie ließ ſich zu einer anſpruchsloſen Unterhaltung über Hausangelegenheiten herab. Die Kinder aber ſtellten ſich in achtungsvoller Entfernung vor dem Profeſſor auf und betrachteten ihn neugierig noch einmal von oben bis unten, und Hans theilte dem Doctor leiſe die Neuigkeit mit, und war ſehr betroffen, daß dieſer nichts daraus machte.

Nach dem Kaffe ſchlug der Landwirth ſeinen Gäſten vor, den nahen Berg zu beſteigen und den Schaden zu betrachten, welchen der Blitz angerichtet. Ilſe belud eine Magd mit dem Abendbrot und einigen Flaſchen Wein, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Vom Felſen ging es in das Thal hinab über den Wieſenſtreif und den Bach, dann die Berglehne hinauf durch Unterholz in den Schatten hochſtämmiger Fichten. Der Regen hatte die ſteilen Wege ausgeſpült und unregelmäßige Waſſerrinnen furchten den Kies. Auch die Frauen ſchritten tapfer über die feuchten Stellen. Wer aber nicht aus Tracht und Haltung des Profeſſors erkannte, daß er in ſicherem Gefühl ſeiner Männlichkeit auftrat, der hätte wohl argwöhnen dürfen, daß zwar die Frau Oberamtmann ein verkleideter Herr ſei, der Herr Profeſſor aber eine weichbeſchuhte Dame. Denn die Rollmaus umſchwebte ihn ehrerbietig und war nicht von ſeiner Seite zu bringen. Sie machte ihn auf Steine aufmerkſam, bezeichnete mit der Spitze ihres Schirmes die trockenſten Stellen, blieb zuweilen ſtehen und ſprach die Befürchtung aus, daß ihn der Weg zu ſehr angreifen werde. Der Profeſſor ließ ſich die Huldigung der kleinen Dame erſtaunt gefallen und ſah nur einige Male fragend auf Ilſe, über deren Geſicht dann ein ſchalkhaftes Lächeln flog. Auf der Höhe wurde der Pfad bequemer, einzelne Laubbäume unterbrachen das dunkle Grün der Fichten. Der Gipfel ſelbſt war gelichtet, zwiſchen den Steinen breitete das Haidekraut ſeine dichten Büſchel, an denen in üppiger Fülle die röthlichen Blüthen hingen. Ringsumher überſah man die Landſchaft mit ihren Höhen und

Thälern, in der Tiefe den Bach und ſeinen grünen Saum, das Gut mit ſeinen Feldern, das Thal von Roſſau. Auf die ſinkende Sonne zu aber hob ſich in langgeſchwungenen Bogen eine Erdwelle hinter der andern, jede nach der Entfernung anders mit dämmerigem Blau gefärbt, bis in das helle Grau der Gebirgskette am Horizont. Das war unter heiterem Himmel, in reiner Bergluft ein erfriſchender Anblick, und die Geſellſchaft lagerte vergnügt im Haidekraut, wo es die weichſten Polſter bot.

Nach kurzer Raſt brach die Geſellſchaft, von Hans geführt, zu der Stelle auf, an welcher der Wetterſtrahl den Baum gefällt hatte. In einem Schlag hoher Nadelbäume war der Ort der Verwüſtung. Eine ſtarke geſunde Fichte war durch den Strahl erſchlagen und zerworfen, ein wüſtes Durcheinander von Zweigen und rieſigen Splittern des weißen Holzes lag im Umkreis des gebrochenen Stammes, der ohne Krone, geſchwärzt, bis auf den Grund geſpalten noch etwa haushoch über die Trümmer hervorragte. Aus dem Gewirr der Aeſte am Boden erkannte man, daß auch der Grund aufgewühlt war bis unter die Wurzeln der nächſten Bäume. Ernſthaft ſahen die Erwachſenen auf die Stätte, wo ein Augenblick das kräftige Leben in häßliche Unform verwandelt hatte. Die Kinder aber drangen jauchzend in das Dickicht, griffen nach den ſchuppigen Zapfen des vergangenen Jahres und ſchnitten Aeſte von dem Gipfel, jeder bemüht, das größte Gehänge der gelben Schuppenfrüchte davon zu tragen.

„Es iſt nur einer von Hunderten,“ ſagte der Landwirth finſter, „aber es thut doch weh, ſolche Verwüſtung gegen die gewohnte Ordnung zu betrachten, und an das Verderben zu denken, das ſo nahe über unſern Häuptern dahinfuhr.“

„Macht dieſe Erinnerung nur Mißbehagen?“ frug der Profeſſor, „iſt ſie nicht auch erhebend?“

„Die Hörner des Widders hängen an den Zweigen,“ ſprach Ilſe leiſe zum Vater, „er wurde das Opfer, damit wir verſchont blieben.“

„Ich meine auch der Menſch, der von ſolchem Strahl getroffen wird, er ſollte, wenn dieſer Augenblick noch zu einem letzten Gedanken Zeit läßt, ſich ſelbſt ſagen: es iſt ganz in der Ordnung."

Der Landwirth ſah den Profeſſor fragend an: „Sprechen Sie darüber zu uns einige Worte," begann er feierlich. „Man hat an dieſem Orte einen Wunſch nach einem gemeinſamen Gedanken, der von dem Mißbehagen frei macht."

„Ich bin nicht geübt in der Sprache erbaulicher Betrachtung," ſagte der Gelehrte, „und ich vermag nur weltliche Worte zu reden. Wir vergeſſen leicht im Behagen des Tages, was wir immer im fröhlichen Herzen tragen ſollten, daß wir nur unter Bedingungen leben, wie alles Andere auf Erden und am Himmel. Zahlloſe Kräfte, fremdartige Gewalten ſind um uns in unaufhörlicher Arbeit, jede nach feſten ihr eigenen Geſetzen wirkend, auch unſer Leben erhaltend, tragend, beſchädigend. Die Kälte, welche den Kreislauf des Blutes hemmt, die einbrechende Woge, in welcher der menſchliche Leib verſinkt, der ſchädliche Dampf des Bodens, der den Athem vergiftet, ſie ſind keine zufälligen Erſcheinungen, die Geſetze, in deren Zwange ſie auf uns eindringen, ſind ebenſo uralt und ebenſo heilig, als unſer Bedürfniß nach Speiſe und Trank, nach Schlaf und Licht. Und wenn der Menſch ſeine Stellung unter den Gewalten der Erde erwägt, ſo heißt leben nichts Anderes, als thätig gegen ſie kämpfen und denkend ſie verſtehen. Wer das Brot ſchafft, das uns nährt, und das Holz zieht, das uns wärmt, jede nützliche Thätigkeit hat keinen anderen Zweck als uns zu vertheidigen und ſtärker zu machen durch freundliche Benutzung oder Ueberwindung dieſer Mächte. Schon bei dieſer Arbeit merken wir, daß zwiſchen jeder lebendigen Regung in der Natur und in unſerem eigenen Geiſte eine geheime Verbindung iſt, und daß alles Lebendige, wie feindlich es im Einzelnen ſich befehde, doch zuſammen eine große unermeßliche Einheit bildet. Und Ahnung und Gedanke dieſer Einheit ſind zu allen Zeiten das Herrlichſte geweſen, was der Menſch in ſich hervorzurufen vermochte. Deshalb iſt dem Menſchen die zweite Aufgabe geworden, eine unwiderſtehliche Sehnſucht und ein unwiderſtehlicher Trieb, den innern Zuſammenhang dieſer Lebensgewalten zu erfaſſen. Und das iſt es, was uns fromm macht. — Nicht bei jedem Menſchen iſt die Arbeit die gleiche, aber das Ziel iſt daſſelbe. Die warme Empfindung des einen ahnt ewige Vernunft in Allem, was ihm unbegreiflich erſcheint, und er nennt dieſe in kindlichem Vertrauen mit dem ehrwürdigſten und herzlichſten Namen. Und wieder andere ſuchen emſig die einzelnen Geſetze und Kräfte des Lebens zu beobachten und ihren großen Zuſammenhang ehrfurchtsvoll zu verſtehen, und dieſe ſind es, welche der Wiſſenſchaft dienen. Wer glaubt und wer forſcht, beide thun im Grunde daſſelbe, ſie üben die höchſte Beſcheidenheit, denn ſie empfinden, daß alles einzelne Leben, eigenes und fremdes, unendlich klein iſt gegen das große Ganze. Und wer, vom Blitzſtrahl getroffen, noch zu glauben vermöchte, ich gehe zum Vater, und wer in ſolchem Augenblick mit Intereſſe zu beobachten vermöchte, wie ſein Nervenleben aufhört, ſie haben beide ein gottſeliges Ende.“

So ſprach der Profeſſor vor der geborſtenen Fichte, die letzte Aeußerung Ilſe's im Herzen. Die Kinder hörten dem kräftigen Tonfall ſeiner Worte ein Weilchen zu, dann wurde ihnen die Sache lang. Hans fuhr den Schweſtern mit ſeinem Nadelzweige in die Aermel, ſie ſchlugen mit ihrer Fichtenruthe nach ihm, die Brüder kamen zu Hilfe, und ein Gefecht mit grünen Zweigen zog ſich von dem Stamme abwärts in das Dickicht. Der Oberamtmann ſah verwundert auf den Redner, und faßte den Verdacht, dieſer Mann gehöre zu einer neuen Klaſſe von Volksapoſteln, die zur Zeit hier und da auftauchten. Seine Frau ſtand, die Hände über dem Sonnenſchirm gefaltet, andächtig da, und nickte zuweilen beſtätigend mit dem Kopfe, bis ſie endlich den Gutsherrn leiſe anſtieß und flüſterte: „Das gehört zu der Philoſophie, von der wir ſprachen.“ Der Landwirth jedoch erwiederte nichts, ſondern hörte mit geneigtem

Haupt, um dem Sinn beſſer zu folgen. Ilſe aber wandte die Augen nicht von dem Sprechenden ab, fremdartig klang ſeine Rede, und Einiges regte ihr geheimes Bangen auf, ſie wußte nicht weshalb. Aber ſie hätte nichts dagegen ſagen können, denn der Quell warmen Lebens, der aus dieſer Menſchenſeele hervorbrach, wirkte wie ein Zauber auf ſie. Die Wahl der Worte, die neuen Gedanken, der edle Ausdruck ſeines feſten Antlitzes nahmen ſie unwiderſtehlich gefangen. Es war nach der Anſicht des Doctors eine ſeltſam zuſammengeladene Geſellſchaft für den ſchwerverſtändlichen Vortrag eines Profeſſors, und der Redner hatte, an eine einzige denkend, als ein ſorgloſer Säemann geſäet. Aber wer vermag zu ſagen, wie das Saatkorn der Worte in den Hörern haftet und aufblüht, vielleicht verdorrte es auf dem Stein, vielleicht auch entwickelte ſich's in einer Seele zu neuem Leben.

Die Geſellſchaft kehrte zu dem Lager auf dem Gipfel zurück. Hinter den Bergen ſank die Sonne und von ihr her ſtrich der Wind über die Höhen, der milde Abendſchein vergoldete zuerſt die Spitzen des Haidekrauts und die Geſtalten der Menſchen, dann ſtieg er hinauf über ihre Häupter bis zu den Gipfeln der Bäume, und bläulicher Schatten deckte den Boden, die Baumſtämme, die Fernſicht. Oben aber am Himmel ſchwebten die kleinen Lichtwolken aus Gold und Purpur, bis auch dort die glühenden Farben in roſiger Dämmerung erblaßten. Der Nebel ſtieg aus der Tiefe und im einförmigen Grau ſchwanden die Farben des Himmels und der Erde.

Lange ſah die Geſellſchaft in die wechſelnden Lichter des Abends, endlich rief der Gutsbeſitzer nach dem Inhalt des Korbes, die Kinder waren geſchäftig auszupacken, und die kalten Speiſen in der Runde zu bieten. Der Landwirth goß den Wein in die Gläſer, ſtieß kräftig mit ſeinen Gäſten an und freute ſich des guten Abends. Hans lief auf einen Wink des Vaters ins Gebüſch und holte einige Kienfackeln hervor. „Es iſt heut keine Gefahr," ſagte der Landwirth zum Oberamtmann, während er die Fackeln anzündete. Die Kinder drängten ſich zum Fackeltragen, aber nur Hans wurde mit dieſem Ehrenamte betraut, die Herren vom Lande trugen die anderen ſelbſt.

Langſam wand ſich der Zug den Bergpfad hinab, die Fackeln warfen ihr grelles Licht auf Nadelbüſchel und Steine und auf die Geſichter der Menſchen, welche in den Biegungen des Weges roth leuchteten wie der aufgehende Mond, und wieder in Finſterniß verſchwanden. Die Frau Oberamtmann hatte ſchon einige Mal verſucht, auch den zweiten der großen Fremden zum Geſpräch heranzuziehen, jetzt gelang es ihr bei einer ſchlechten Wegſtelle. „Was Ihr Freund ſprach,“ begann ſie, „war ſehr ſchön, denn es war lehrreich. Er hatte ganz Recht, man ſoll gegen die Gewalten kämpfen und man ſoll den Zuſammenhang ſuchen. Aber ich verſichere Sie, einer Frau wird das ſchwer. Denn Rollmaus, der doch für mich die erſte Naturgewalt iſt, hat einen Haß gegen Gründe, er iſt immer dafür, daß Alles nach ſeinem Kopfe geht. Und als ein rechtſchaffner Mann hat er darin auch Recht, aber für Wiſſenſchaft iſt er nicht ſehr, und auch wegen eines Claviers für die Kinder habe ich meine Noth mit ihm. Und ich ſuche wohl die Gründe und Kräfte, und was man ſonſt Zuſammenhang nennt, und man lieſt, was man kann, denn man will doch auch wiſſen, was in der Welt vorgeht, und ſich aus dem Gewöhnlichen erheben. Aber manchmal verſteht man's nicht, und wenn man's auch zweimal lieſt. Und wenn man's hat, dann iſt's vielleicht ſchon veraltet, und es gilt nichts mehr, und man möchte gar alles Forſchen aufgeben.“

„Thun Sie das doch nicht,“ ermahnte der Doctor, „es iſt immer eine geheime Freude, wenn man etwas weiß.“

„Nicht wahr;“ fuhr die Frau Oberamtmann fort, „wenn ich in der Stadt lebte, ich würde mich ganz in die Wiſſenſchaft vertiefen, aber auf dem Lande iſt man zu allein, und dann die große Wirthſchaft, und auch der Mann, und man hat zu thun, daß man's dem recht macht. Denn Sie glauben nicht, was für ein tüchtiger Wirth er iſt. — Rollmaus, halt deine Fackel zur Seite, der ganze Rauch ſchlägt dem Herrn Doctor ins Geſicht.“ Rollmaus wandte mit leiſem Gebrumm die Fackel ab. Seine Frau drängte ſich an ihn, faßte ſeinen Arm und hob ſich zu ſeinem Ohr: „Ehe wir wegfahren, mußt du die fremden Herren zu uns einladen, damit die Schicklichkeit beobachtet wird.“

„Er iſt ein freier Winkelprediger,“ antwortete der Oberamtmann mürriſch.

„Um Gotteswillen, Rollmaus, begehe keine Ruchloſigkeit und blasvomire nicht,“ fuhr ſie fort, ihm den Arm drückend, „er ſteht ja im Lexikon.“

„In deinem?“ frug der Gatte.

„In dem hieſigen,“ verſetzte die Frau, „was auf eins herauskommt.“

„Es ſtehen Viele in Büchern, die weniger werth ſind, als Andere, die nicht darin ſtehen,“ ſagte der Mann ungerührt.

„Damit widerlegſt du mich nicht,“ entſchied die Frau, „ich ſage dir und ich avertire dich, er iſt ein berühmter Mann, und der Anſtand verlangt, daß wir darauf Rückſicht nehmen. Und du weißt, was den Anſtand betrifft“ —

„Sei nur ruhig,“ beſänftigte Rollmaus; „ich habe ja nichts dagegen, wenn es ſein muß. Ich habe deinetwegen ſchon in ganz andere ſaure Aepfel gebiſſen.“

„Meinetwegen?“ frug die Oberamtmann gekränkt. „Bin ich unvernünftig, bin ich ein Tyrann, bin ich eine Eva, welche mit ihrem Manne unter dem Baume ſteht, mit lüderlichem Haar, und nicht einmal mit einem Hemde? Willſt du dich und mich mit ſolchen alten Zuſtänden vergleichen?“

„Na,“ ſagte Rollmaus, „gib dich zufrieden, wir wiſſen ja, wie wir mit einander ſtehen.“

„Siehſt du wohl, daß ich Recht habe?“ verſetzte beſänftigt die Frau Oberamtmann. „Und glaube mir, ich weiß auch, wie Andere mit einander ſtehen, und ich ſage dir, ich habe ſo eine Ahnung, es ſpinnt ſich etwas an.“

„Wer ſpinnt?“ frug Rollmaus.

„Es iſt zwiſchen Ilſe und dem Herrn Profeſſor.“

„Das wäre der Teufel!“ rief der Oberamtmann lebhafter, als er den ganzen Tag geweſen war.

„Still, Rollmaus, man hört dich, vernachläſſige nicht die Discretion.“

Ilſe war zurückgeblieben, ſie führte den jüngſten Bruder, dem Ermüdung den Schritt unſicher machte. Ritterlich weilte der Profeſſor neben ihr. Er machte ſie aufmerkſam, wie gut ſich der Zug ausnehme, die Fackeln wie große Glühwürmer an der Spitze, dahinter die ſcharf beleuchteten Geſtalten, der wechſelnde Feuerſchein an Baumſtämmen und grünen Zweigen. Ilſe hörte längere Zeit ſchweigend zu, endlich begann ſie: „Und das Liebſte am heutigen Tage war, daß Sie ſo gütig zu unſerer Nachbarin ſprachen. Als ſie neben Ihnen ſaß, war mir weh zu Muth. Denn mir kam vor, als wäre demüthigend für Sie, die ungeſchickten Fragen unſerer Freundin zu hören, und auf einmal war mir, als ob Sie auch gegen uns eine immerwährende Nachſicht üben müßten, und das quälte mich. Weil Sie aber ſo freundlich das Gute anerkannten, das unſere Frau Oberamtmann hat, merkte ich doch, daß es Ihnen keine Ueberwindung koſtet, mit uns einfachen Leuten zu verkehren.“

„Liebes Fräulein,“ rief der Profeſſor erſchrocken, „ich hoffe, Sie ſind überzeugt, daß ich der wackern Dame nur ſagte, was wahre Herzensmeinung war.“

„Ich weiß es,“ fuhr Ilſe lebhaft fort, „und die treue Seele vor uns fühlt es auch. Sie war heut den ganzen Tag ruhiger und heiterer, als ſie ſonſt iſt. Und dafür muß ich Ihnen danken. Ach, von Herzen,“ fügte ſie leiſe hinzu.

Da Lob aus geliebtem Munde nicht die kleinſte Freude des Menſchen iſt, ſah der Profeſſor glücklich auf ſeine Nachbarin, welche jetzt im Dunkeln den Bruder zu ſchnellerem Schritte trieb. Er wagte das Schweigen nicht zu brechen, beiden waren die reinen Herzen geöffnet, und ohne ein Wort zu reden fühlten

Universitäts

ſie den Strom warmer Empfindungen, der von einem zum andern zog. „Wer aus ſeinen Büchern unter andere Menſchen tritt,“ begann endlich der Profeſſor, „dem macht die pedantiſche Gewohnheit des Bücherleſens zuweilen leichter, aus einem fremden Leben heraus zu holen, was ihm für das eigene dienlich ſein kann. Denn zuletzt iſt in jedem Leben etwas Ehrwürdiges, wie oft es auch durch wunderliche Zuthat verdeckt iſt.“

„Uns iſt geboten, den Nächſten zu lieben,“ ſagte Ilſe, „und wir mühen uns, das zu thun; aber wenn man findet, daß dieſe Liebe ſo heiter, ſo hoch und ſicher gegeben wird, iſt es doch rührend. Und wo man ſolche Geſinnung vor ſich ſieht, wird ſie ein Beiſpiel und erhebt das Herz. — Komm Franz,“ ſagte ſie zum Bruder gewandt, „es iſt nicht mehr weit nach Haus.“ Aber Franz ſtolperte und erklärte ſchlaftrunken, daß ihn ſeine Beine ſchmerzten. „Auf, kleiner Herr,“ rief der Profeſſor, „laß dich tragen.“

Aengſtlich wehrte Ilſe: „Das kann ich nicht zugeben, es iſt nur der Schlaf, der ihn träge macht.“

„Bis wir im Thale ſind,“ ſagte der Profeſſor, und hob den Knaben an ſeine Schulter. Franz ſchlug ihm den Arm um den Hals, drückte ſich an ihn und war bald feſt entſchlafen. Sie kamen an eine ſteile Biegung des Weges, der Profeſſor bot ſeiner Gefährtin den freien Arm, ſie aber weigerte ſich und ſtützte ſich nur ein wenig auf die dargebotene Hand. Und ihre Hand glitt hinab und blieb in der des Mannes liegen. Hand in Hand ſchritten beide den letzten Theil des Berges abwärts in das Thal, keines ſprach ein Wort. Unten löſte Ilſe leiſe ihre Hand aus der ſeinen, er ließ ſie los ohne Wort und Druck, aber die wenigen Minuten umfaßten für beide eine Welt von ſeligen Gefühlen. „Komm herab, Franz,“ bat Ilſe, und nahm den ſchlafenden Bruder vom Arm ihres Freundes. Sie beugte ſich zu dem Kleinen nieder und ſprach ihm Muth ein, und weiter ging es zu der Geſellſchaft, welche am Bach die Zurückgebliebenen erwartete.

Der Wagen des Oberamtmanns fuhr vor. Wortreich waren die Abſchiedsgrüße der Frau Oberamtmann; auch der Starrſinn des Gatten war durch die Vorſtellungen ſeiner Frau gemildert, und als er die Mütze in der Hand hielt, bequemte er ſich mit erträglichem Anſtande zum Biß in den erwähnten ſauren Apfel. Er trat auf die Schreiberleute aus der Stadt zu, und erſuchte ſie, auch ihm das Vergnügen ihres Beſuches zu ſchenken, und als er die freundlichen Worte ſprach, übte die Einladung ſelbſt auf ſein ehrliches Gemüth eine weitere beſänftigende Wirkung, er ſtreckte auch noch die Hand aus, und als dieſe ihm kräftig geſchüttelt wurde, näherte er ſich der Anſicht, daß die Fremden im Grunde auch nicht ſo übel wären. Der Gutsherr begleitete die Gäſte zu dem Wagen, Hans reichte die Schachtel hinein, und beide Landwirthe beobachteten unter dem letzten Gutnachtruf noch mit Kennerblicken, wie die Braunen anzogen.

7.

Neue Feindſeligkeit.

Während zwiſchen dem Profeſſor und dem Doctor eine helle Frauengeſtalt aufſtieg, wollte das Schickſal, daß zwiſchen den beiden Nachbarhäuſern eine neue Fehde entbrannte. Und das ging ſo zu.

Herr Hahn hatte die Abweſenheit ſeines Sohnes zu einer Verſchönerung des Grundſtücks benutzt. Sein Garten lief nach dem Parke ſpitz zu, und er hatte viel darüber nachgedacht, wie dieſe Spitze zu einer guten Wirkung verwerthet werden könnte. Denn die kleine Erhöhung, die er dort aufgeworfen und mit Roſen beſetzt hatte, erwies ſich als ungenügend. Er beſchloß alſo ein hübſches waſſerdichtes Sommerhaus für ſolche Beſucher des Gartens zu zimmern, welche nicht geneigt waren, bei ſchlechtem Wetter nach der nahen Wohnſtube zurückzugehen. Alles war ſchon vor der Abreiſe des Sohnes weislich überlegt, den Tag darauf ließ er einen ſchlanken Holzbau errichten, mit kleinen Fenſtern nach der Straße, oben ſtatt des Daches eine Plattform mit luftigen Bänken, deren Latten über die Holzwände und den Gartenzaun kühn in die Luft der Straße vorſprangen. Die Sache ſah gut aus. Als aber Herr Hahn herzlich vergnügt ſeine Gattin eine kleine Seitentreppe auf die Plattform hinaufführte und die wohlgerundete Frau Hahn, nichts Arges ahnend, auf der Luftbank niederſaß, und von dort oben verwundert auf die Welt herunterblickte, da ergab ſich, daß die Spaziergänger gerade unter ihr wegſchritten, und wer längs dem Zaun ging, ſah den Himmel über ſich verdunkelt durch das Gefieder des großen Vogels, der auf ſeinem hohen Sitz der Straßenwelt den Rücken kehrte. Da klangen ſchon in der erſten Viertelſtunde ſo ſpitze Reden herauf, daß die argloſe Frau Hahn dem Weinen nahe war und ihrem Hausherrn mit ungewohnter Energie erklärte, ſie werde ſich nie wieder als Henne behandeln laſſen und die Plattform nicht wieder beſteigen. Die Familienſtimmung wurde dadurch nicht beſſer, daß Herr Hummel während dieſer Ausſtellung der Frau Hahn am Zaune des Nachbargartens geſtanden und über die nichtswürdigen Redensarten des Volkes recht höhniſch gelacht hatte.

Hahn aber, nach kurzem Kampfe zwiſchen Stolz und Rückſicht, gab der beſſeren Stimme ſeines Innern Gehör, entfernte die Bänke und die Plattform, und errichtete über dem Sommerhauſe ein ſchönes chineſiſches Dach. An die Vorſprünge des Daches aber hing er kleine Glocken. Wenn ſich der Wind erhob, tönten die Glocken leiſe. Dieſer Einfall wäre eine entſchiedene Verbeſſerung geweſen. Aber die Schlechtigkeit der Menſchen gönnte dem Kunſtwerk keine Ruhe. Denn die Straßenjungen machten ſich ein Vergnügen daraus, einzelne Glocken durch lange Gerten in Bewegung zu erhalten. Und in einer der nächſten Nächte wurde die Nachbarſchaft ſogar durch ein vielſtimmiges Glockenconcert aus dem Schlummer geweckt.

Herrn Hahn däuchte im Schlafe, daß der Winter gekommen ſei und eine luſtige Geſellſchaft Schlitten fahrend ſein Haus umkreiſe; er horchte auf und erkannte mit Entrüſtung die aufgeregte Thätigkeit ſeiner Glocken. Im Nachtkleide eilte er in den Garten und rief zornig in die Luft hinaus: „Wer iſt hier?“ Augenblicklich verſtummte das Geläut, ringsum tiefes Schweigen, friedliche Stille. Er ſtieg zum Gartenhaus hinauf und ſah die unſichern Umriſſe ſeiner Glocken, welche noch unter dem Nachthimmel ſchwangen, aber rund umher war Niemand zu entdecken. Er ging nach ſeinem Bett zurück, aber kaum hatte er ſich zurecht gelegt, ſo fing der Lärm wieder an, haſtig und rufend, als ſollte eine Weihnachtsbeſcherung eingeläutet werden. Und es wurde auch eine eingeläutet, aber keine fröhliche. Wieder ſtürmte er ins Freie, und wieder ſchwieg der Lärm, aber als er ſich über das Gitter erhob und umherſpähte, ſah er im Garten gegenüber die breite Geſtalt des Herrn Hummel am Zaun ſtehen, und hörte eine dröhnende Stimme rufen: „Was ſind das für verrückte Phantaſtereien?“

„Es iſt unerklärlich, Herr Hummel,“ rief Herr Hahn begütigend über die Straße hinüber.

„Unerklärlich iſt nichts,“ rief Herr Hummel, „als der Unfug, Glocken auf offner Straße in die freie Luft zu hängen.“

„Ich verbitte mir Ihre Ausfälle,“ rief Herr Hahn tief verletzt, „ich habe das Recht, auf meinem Grundſtück aufzuhängen, was ich will.“

Und nun begann ein Kampf der Anſichten über die Straße, ſchrecklich und kläglich zugleich. Dort Hummels Baß, hier Hahns ſcharfe Stimme, welche in hohe Tenorlagen hinüberhüpfte; beide Nachtgeſtalten in langen Schlafröcken, getrennt durch Straße und Verſchanzungen, aber wie zwei antike Helden mit ſtarken Worten gegen einander fechtend. Wenn man auch nicht den wilden Anſtrich erkennen konnte, den Herr Hahn durch die rothe Farbe ſeines Schlafrocks erhielt, ſo ragte er doch auf der Höhe neben ſeinem chineſiſchen Tempel, und ſeine Arme hoben ſich impenirend von dem dämmerigen Horizonte ab, Herr Hummel aber ſtand im Finſtern überſchattet von wildem Wein. „Ich werde Sie bei der Polizei belangen, weil Sie die bürgerliche Ruhe ſtören,“ rief Herr Hummel zuletzt und fühlte in ſeinem Rücken die kleine Hand ſeiner Frau, die ihn beim Schlafrock faßte und ihn umdrehte und leiſe beſchwor keine Scene zu geben.

„Und ich werde vor Gericht fragen, wer Ihnen das Recht gibt, Ihre Injurien über die Straße zu werfen,“ rief Herr Hahn ebenfalls auf dem Rückzuge, denn unter dem Getöſe des Kampfes hatte er häufig die leiſen Worte gehört: „Komm zurück, Hahn,“ und ſeine Frau händeringend hinter ſich geſehen. Er war aber nicht in der Stimmung das Schlachtfeld zu verlaſſen. „Licht her und eine Leiter,“ rief er, „ich will dieſe Schändlichkeit ermitteln.“ Eilfertig erſchienen Leiter und Laterne, von dem erſchrockenen Dienſtmädchen zugetragen. Herr Hahn ſtieg zu ſeinen Glocken hinauf und ſuchte lange vergeblich, endlich entdeckte er, daß Jemand ein Geflecht von Pferdehaaren mit den einzelnen Glocken in Verbindung gebracht und dieſelben von außen wie an einem Strange geläutet hatte.

Auf dieſe wilde Nacht folgte ein wüſter Morgen. „Gehen Sie zu dem Manne hinüber, Gabriel,“ ſagte Herr Hummel, „und fragen Sie ihn um des lieben Friedens willen, ob er gutwillig ſogleich die Glocken abnehmen will. Ich fordere meinen Schlaf. Und ich leide nicht, daß Nachtgeſindel an mein Haus gelockt wird, um den Zaun ſtreift, in meinem Garten die Pflaumen ſtiehlt und in meine Fabrik einbricht. Dieſer Mann läutet die Spitzbuben aus der ganzen Umgegend zuſammen.“

Gabriel verſetzte: „Um des lieben Friedens willen gehe ich hinüber, aber nur wenn ich mit Höflichkeit ſagen darf, was ich für gut halte.“

„Mit Höflichkeit?“ wiederholte Hummel und blinzte dem Vertrauten ſchlau zu. „Sie verſtehen Ihren Vortheil nicht. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, deutlich zu werden, kommt Ihnen ſo bald nicht wieder. Und es wäre jammerſchade, wenn man ſich das entgehen ließe. Aber ich habe ſo meine Ahnungen, Gabriel, höflich oder nicht, mit dem Manne werden wir nicht fertig. Er iſt boshaft und ſtörrig und verbiſſen. Er iſt ein Bulldog, Gabriel, da haben Sie ſeinen Charakter.“

Gabriel trat bei dem armen Herrn Hahn ein, der noch leidend vor dem unberührten Frühſtück ſaß und mißtrauiſch auf den Bewohner des feindlichen Hauſes blickte. „Ich komme nur zu fragen,“ begann Gabriel ſchlau, „ob Sie vielleicht durch Ihren Herrn Sohn Nachricht von meinem Profeſſor bekommen haben.“

„Keine,“ verſetzte Herr Hahn traurig, „es gibt Zeiten, wo Alles quer geht, lieber Gabriel.“

„Ja, das war heut Nacht ein ſchlechter Schabernack,“ bedauerte Gabriel.

Herr Hahn ſprang auf. „Unſinnig hat er mich genannt, einen Phantaſten hat er mich genannt. Darf ich mir das gefallen laſſen? Als Geſchäftsmann, und in meinem eigenen Garten? — Wegen dem Spielwerk mögen Sie Recht haben, man muß nicht zu viel Vertrauen auf die Menſchen ſetzen. Jetzt aber iſt meine Ehre gekränkt, und ich ſage Ihnen, die Glocken bleiben, und ſollte ich alle Nächte einen Wächter dazu ſtellen.“

Vergebens ſprach Gabriel verſtändige Worte. Herr Hahn blieb unerbittlich und rief dem Abgehenden noch nach: „Sagen Sie ihm, vor Gericht ſehen wir uns wieder.“

In der That ging er zu ſeinem Sachwalter und beſtand auf einer Klage wegen nächtlicher Injurien.

„Gut,“ ſagte Hummel, als Gabriel von ſeiner fruchtloſen Geſandtſchaft zurückkehrte. „Dieſe Leute zwingen mich, Sicherheitsmaßregeln für mich ſelbſt zu treffen, ich will dafür ſorgen, daß keine fremden Pferdehaare an mein Haus gebunden werden. Wenn bei denen drüben die Spitzbuben mit den Schellen läuten, ſo ſollen bei mir die Hunde bellen. Wurſt wider Wurſt, Gabriel."

Düſter ging er in ſeine Fabrik und ſchnaubte wild umher. Sein Buchhalter, der das Ausſehen eines gedrückten Mannes hatte, weil er neben Herrn Hummel nie recht aufkommen konnte, fühlte ſich verpflichtet zeitgemäß zu reden und bemerkte ſchüchtern: „Die Einfälle von A. E. Hahn ſind abgeſchmackt, alle Welt hält ſich darüber auf." Aber die Rede gedieh ihm nicht. „Was kümmern Sie dieſes Mannes Einfälle?" rief Hummel „ſind Sie Hausbeſitzer und ſind Sie Prinzipal dieſes Geſchäfts oder bin ich es? Wenn ich mich ärgern will, ſo iſt das meine Sache und geht Sie gar nichts an. Sein neuer Commis Knips trägt einen friſirten Lockenkopf und riecht nach kölniſchem Waſſer. Machen Sie ſich doch über den luſtig, das iſt Ihre Gerechtſame. Und was die übrige Welt betrifft, ſo iſt ihr Schelten auf dieſes Mannes Erfindungen gerade ſo viel werth, als ob ein Sperling vom Dache ſchreit. Wenn er alle Tage ein Schellengeläut auf ſeine Schultern hängt und damit in ſein Comtoir geht, ſo bleibt er für dieſes Straßenvolk immer ein reputirlicher Bürger. Nur mir gegenüber iſt das ein ander Ding. Ich bin ſein Nachbar bei Tag und bei Nacht. Und wenn er Suppen einbrockt, ſo fällt auch mir der Löffel hinein. Im Uebrigen verbitte ich mir alle Verläumdungen auf Mitmenſchen. Was geſagt werden muß, beſorge ich allein, ohne Aſſocié. Merken Sie ſich das."

An einem der nächſten Abende ſtand Gabriel vor der Thür, ſah auf den Himmel und wartete, ob eine kleine ſchwarze Wolke, welche dort oben langſam dahinſchiffte, das Bild des Mondes verdecken würde. Gerade als dies Ereigniß eintrat, und die Straße und die beiden Häuſer im Dunkel lagen, fuhr ein Wagen vor das Haus und die Stimme des Hausbeſitzers frug hinter dem Leder hervor: „Alles in Ordnung?"

„Alles in Ordnung," erwiederte Gabriel, und knöpfte den

Schurz auf. Herr Hummel ſtieg ſchwerfällig herab, hinter ihm klang ein unwilliges Knurren. „Was ſteckt da in der Finſterniß?“ frug Gabriel neugierig, und griff in den Wagen, aber er zog ſchnell die Hand zurück: „Das Grobzeug will beißen.“

„Ja, das hoffe ich,“ verſetzte Herr Hummel, „es ſoll beißen. Ich bringe Wachhunde mit gegen die Glockenſpieler.“ Er zerrte am Strick zwei undeutliche Geſtalten heraus, welche auf dem Boden mit heiſerem Gekläff umherfuhren, Gabriels Beine bösartig umkreiſten und den Strick wie eine Schlinge um ihn zogen. „Die Menge muß es bringen,“ rief Gabriel, „zwei Stück!“ Der Mond hatte die Wolke überwunden und beleuchtete hell die beiden Hunde. „Das ſind ſeltſame Thiere, Herr Hummel, es iſt eine ſchwierige Race. Zwei Köter,“ fuhr er abſchätzend fort, „kaum von Mittelgröße, es iſt dickes Format, und ihr Haar iſt zottig, über die Schnauze hängen die Borſten wie ein Schnurrbart. Die Mutter war eine Pudelin, der Vater ein Affenpintſch, auch ein Mops muß mit in der Verwandtſchaft geweſen ſein, und der Urgroßvater war ein Dachshund. Ein ſchöner Bau, Herr Hummel, ſo etwas iſt ſelten. Wie ſind Sie zu dieſen Mondkälbern gekommen?“

„Das war ein eigener Zufall. Im Dorfe hatte ich für heut keinen Hund erhalten; als ich durch den Wald zurückfuhr, ſcheuten die Pferde und wollten nicht vorwärts. Während der Kutſcher mit ihnen hantirte, ſah ich auf einmal neben dem Wagen einen großen ſchwarzen Mann ſtehen, wie aus dem Boden herausgeſchoſſen. Er hielt die zwei Hunde am Stricke und lachte höhniſch über die Schelte des Kutſchers. „Was ſoll's?“ rief ich ihn an, „wohin führt ihr die Hunde?“ „„Dem, der ſie haben will,““ rief der Schwarze.

„Hebt ſie in den Wagen,“ ſagte ich.

„„Ich reiche nichts,““ brummte der Fremde, „„ihr müßt ſie euch holen.““ Ich ſtieg ab und frug: „Was verlangt ihr dafür?“

„„Nichts!““ ſagte der Mann. Die Sache wurde mir bedenklich, aber ich dachte, man kann's doch probiren, ich trug die Burſchen in den Wagen, ſie waren lammfromm. „Wie heißen die Hunde?“ rief ich aus dem Wagen.

„„Bräuhahn und Goſe,““ ſagte der Mann, und lachte wie ein Teufel.“

„Das ſind keine Hundenamen, Herr Hummel,“ warf Gabriel kopfſchüttelnd ein.

„Das ſagte auch ich dem Manne, und er verſetzte: „„Getauft ſind ſie nicht.““ „Aber der Strick iſt euer,“ ſagte ich, und denken Sie, Gabriel, dieſer ſchwarze Kerl antwortete mir: „„Behaltet ihn, ihr könnt euch dran hängen.““ Ich wollte ihm die Hunde wieder aus dem Wagen werfen, da war der Mann im Walde verſchwunden wie ein Irrwiſch.“

„Das iſt eine niederträchtige Geſchichte,“ rief Gabriel bekümmert, „dieſe Hunde ſind in keinem chriſtlichen Hauſe gewachſen. Und wollen Sie wirklich ſolche Geſpenſter behalten?“

„Ich will's probiren,“ ſagte Herr Hummel. „Zuletzt iſt ein Hund ein Hund.“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hummel, in den Thieren ſteckt etwas.“

„Dummes Zeug!“

„Sie ſind ſcheußlich,“ fuhr Gabriel fort, und zählte an den Fingern: „ſie haben keine menſchlichen Hundenamen, ſie ſind angeboten ohne Geld, kein Menſch weiß, was dieſe Beſtien freſſen.“

„Auf den Appetit werden Sie nicht lange zu warten haben,“ verſetzte der Hausherr. Gabriel zog ein Stück Semmel aus der Taſche, die Hunde ſchnappten darnach. „In dieſer Weiſe ſind ſie zuverläſſig,“ ſagte er ein wenig beruhigt. „Aber wie ſoll man ſie in Ihrem Hauſe rufen?“

„Der Bräuhahn mag bleiben, was er iſt,“ verſetzte Herr Hummel, „aber in meiner Familie ſoll kein Hund Goſe heißen. Ich leide dieſes Getränk nicht.“ Er ſah feindſelig auf das

Nachbarhaus hinüber. „Andere Leute laſſen ſich das Zeug täglich über die Straße holen, das iſt für mich kein Grund, ein ſolches Wort in meinem Haushalt zu dulden. Der Schwarze heißt von jetzt ab Bräuhahn und der Rothe Speihahn. Damit abgemacht."

„Aber, Herr Hummel, das ſind lauter injuriöſe Namen," rief Gabriel, „damit wird das Uebel ärger."

„Das iſt meine Sorge," ſagte Herr Hummel entſchloſſen. „Bei Nacht bleiben ſie im Hofe, ſie ſollen das Haus bewachen."

„Wenn ſie nur leibhaftig aushalten," wandte Gabriel ein, „die Art kommt und verſchwindet wie ſie will, und nicht wie wir wollen."

„Sie werden doch nicht des Teufels ſein," lachte Herr Hummel.

„Wer ſpricht vom Teufel?" verſetzte Gabriel ſchnell. „Einen Teufel gibt es nicht, das leidet der Profeſſor nimmer, aber von Hunden hat man Beiſpiele."

Damit zog Gabriel die Thiere in den Hausflur, Herr Hummel rief in die Stube: „Guten Abend, Philippine, hier habe ich dir etwas mitgebracht."

Frau Hummel trat mit dem Lichte in die Thür und ſah erſtaunt auf das Geſchenk, das zu ihren Füßen winſelte. Durch dieſe Demuth wurde das ſtolze Herz der Hausfrau zum Wohlwollen geſtimmt. „Aber ſie ſind häßlich," ſagte ſie zweifelnd, als der Rothe und der Schwarze zu ihren beiden Seiten niederſaßen, das Geſäß geſenkt, mit dem Schwanze wedelnd und unter den langen Augenhaaren zu ihr aufblickend. „Und warum zwei?"

„Sie ſind nicht für die Ausſtellung gearbeitet," entgegnete Herr Hummel begütigend, „es iſt Landwaare. Der eine iſt nur Erſatzmann."

Nach dieſer Vorſtellung wurden ſie in einen Verſchlag getragen, Gabriel prüfte noch einmal ihre Fähigkeit im Freſſen und Saufen, ſie erwieſen ſich durchaus als regelmäßige, wenn auch nicht durch Leibesſchönheit ausgezeichnete Hunde, und Gabriel ſtieg ſorglos zu ſeiner Kammer hinauf.

Als die Uhr zehn ſchlug und das Gitterthor, welches den Hof von der Straße ſchied, geſchloſſen wurde, ging Herr Hummel ſelbſt zum Hundezwinger hinab, um die neuen Wächter in ihren Beruf einzuweihen. Aber er erſtaunte ſehr, als er ihnen die Thür öffnete. Denn ohne ſein ermunterndes Herrenwort abzuwarten, ſtürzten die beiden Creaturen zwiſchen ſeinen Füßen in den Hof hinaus. Wie von einer unſichtbaren Peitſche getrieben, fuhren ſie um das Haus und die Fabrik herum, ohne Aufhören, immer neben einander. Und keineswegs ſtillſchweigend. Sie waren bis dahin gedrückt und kleinlaut geweſen, jetzt wurden ſie, entweder wegen guter Leibesnahrung, oder weil ihre nächtliche Stunde gekommen war, ſo geräuſchvoll, daß ſogar Herr Hummel erſtaunt zurücktrat; ihr heiſeres ſcharfes Gebell übertönte das Horn des Nachtwächters und die Rufe des Hausherrn, welcher ihnen Mäßigung anempfehlen wollte. Ohne Aufhören ging die wilde Jagd im Hofe herum und ein unendliches Gekläff begleitete den Sturmlauf. Die Fenſterflügel des Hauſes öffneten ſich. „Das wird eine lebendige Nacht, Herr Hummel,“ rief Gabriel hinunter.

„Aber Heinrich, das iſt ja unerträglich,“ rief die Gattin aus der Schlafſtube.

„Es iſt nur die erſte Freude,“ tröſtete Herr Hummel, und zog ſich in das Haus zurück.

Aber dieſe Anſicht erwies ſich als ein Irrthum. Durch die ganze Nacht klang das Gebell der Hunde aus dem Hofe. Auch in den Häuſern der Nachbarſchaft wurden Läden aufgeriſſen und laute Scheltworte nach dem Hof des Herrn Hummel geworfen. Am nächſten Morgen ſtand Herr Hummel unſicher auf. Selbſt ihm war ſein kräftiger Bürgerſchlaf durch die Vorwürfe der Gattin geſtört worden, welche jetzt zornig und mit Kopfſchmerzen behaftet beim Frühſtück ſaß. Und als er in den Hof trat und die Beſchwerden einſammelte, welche ihm ſeine Leute von der Außenwelt zutrugen, da war auch er einen Augenblick ſchwankend, ob er die Hunde für eine Bereicherung ſeines Hausſtandes halten dürfe.

Das Unglück wollte, daß gerade in dieſer Stunde der Markthelfer des Herrn Hahn mit herausfordernder Miene in den Hof trat und meldete: Herr Hahn müſſe darauf beſtehen, daß Herr Hummel das unerhörte Gebell abſchaffe, er werde ſich ſonſt genöthigt ſehen, ſein Recht bei der Polizei zu ſuchen.

Dieſer Angriff des Gegners entſchied den innern Kampf des Herrn Hummel. „Wenn ich das Bellen meiner Hunde ertrage, ſo können's andere Leute auch ertragen. Dort ſpielen die Glocken, hier ſingen die Hunde, und wenn Jemand vor der Polizei meine Anſicht hören will, ſo ſoll er genug zu hören bekommen." Er ging in das Haus zurück und trat würdig vor ſeine leidende Hausfrau. „Du biſt meine Frau, Philippine, du biſt eine kluge Frau und ich gebe dir nach in jedem Dinge, worin du mir einen verſtändigen Willen zeigſt."

„Sollen zwei Hunde zwiſchen dich und mich treten?" frug mit ſchwacher Stimme die Gattin.

„Niemals," verſetzte Hummel, „Hausfriede muß ſein, und dein Kopfſchmerz iſt mir nicht recht. Und ich wollte dir zu Gefallen die Bieſter ſchon wieder abſchaffen. Da begegnet mir dies mit dieſen Phantaſten. Zum zweiten Mal bedrohen ſie mich mit Juſtiz und Polizei. Jetzt ſteht meine Ehre auf dem Spiel und ich kann nicht mehr nachgeben. Sei mein gutes Weib, Philippine, verſuch's einige Nächte mit Baumwolle in den Ohren, bis ſich die Hunde an ihre Arbeit gewöhnt haben."

„Heinrich," verſetzte die Gattin matt, „ich habe nie an deinem Herzen gezweifelt, aber dein Charakter iſt rauh. Und die Hunde haben eine zu häßliche Stimme. Willſt du, um deinen Willen durchzuſetzen, deine Frau durch Schlafloſigkeit leiden ſehen und immer kränker werden ſehen, ſo ſag's. Willſt du, um deinen Charakter zu behaupten, den Frieden mit der Nachbarſchaft opfern, ſo ſag's."

„Ich will nicht, daß du krank wirſt, und ich will die Hunde nicht weggeben," verſetzte Herr Hummel, ergriff ſeinen Filzhut und ging mit ſtarken Schritten nach der Fabrik.

Wenn ſich aber Herr Hummel der Hoffnung hingab, den ſchwerſten Hauskampf als Sieger beendet zu haben, ſo wandelte er in großem Irrthum. Noch war eine andere Macht innerhalb ſeiner Grenzen übrig, und dieſe eröffnete den Feldzug auf ihre Weiſe. Als Hummel in ſeinem kleinen Comtoir an das Pult trat, ſah er neben dem Tintenfaß einen Blumenſtrauß. An dem roſa Seidenband hing ein kleiner Brief, geſiegelt mit der Oblate Vergißmeinnicht, überſchrieben: „Meinem lieben Papa." „Das iſt mein Blitzmädel," murmelte er, öffnete das Billet und las folgende Zeilen: „Lieber Papa, guten Morgen, die Hunde machen uns große Sorgen, ſie ſind gar zu häßlich, und ihr Gebell iſt gräßlich. Was den Unfrieden mehrt, und die Nachbarn ſtört, behalte nicht in Hof und Hut. Sei edel, Vater, hilfreich und gut."

Hummel lachte kräftig, daß die Arbeit in der Fabrik ſtockte, und Jedermann über die gute Laune verwundert war. Dann bezeichnete er den Zettel mit dem Datum des Empfanges, ſteckte ihn in die Brieftaſche und begab ſich nach Durchſicht der eingelaufenen Briefe in den Garten. Er ſah ſeine kleine Hummel mit der Gießkanne über die Beete fahren und Vaterſtolz ſchwellte ihm das Herz. Wie behend ſie ſich drehte und beugte, wie ihr die dunkeln Löckchen um das blühende Antlitz hingen, wie geſchäftig ſie die Kanne hob und ſchwenkte! Und als ſie ihn erblickte, das Gefäß hinſetzte und ihm mit dem Finger drohte, da wurde er vollends bezaubert. „Wieder Verſe," rief er ihr entgegen, „es iſt Numro neun, die ich kriege."

„Und du wirſt mein guter Papa ſein," rief Laura auf ihn zueilend und ſtreichelte ſein Kinn. „Schaffe ſie ab."

„Siehſt du, Kind," ſagte der Vater behaglich, „ich habe ſchon mit deiner Mutter darüber geſprochen, und ich habe ihr auseinander geſetzt, weshalb ich ſie nicht abſchaffen kann. Jetzt darf ich doch nicht dir zu Gefallen thun, was ich deiner Mutter nicht zugeben konnte. Das wäre gegen die Hausordnung. Reſpectire deine Mutter, kleine Hummel.“

„Du biſt hartherzig, Vater,“ verſetzte die Tochter ſchmollend. „Und ſieh, du haſt in dieſer Sache Unrecht.“

„Oho,“ rief der Vater, „kommſt du mir ſo?“

„Was that uns das Glockenſpiel drüben zu Leid? Das Häuschen iſt hübſch, und wenn wir Abends im Garten ſitzen und der Wind geht und die Glocken leiſe bimmeln, das hört ſich gut an, es iſt wie in der Zauberflöte.“

„Hier iſt keine Oper,“ rief Hummel ärgerlich, „ſondern offene Straße. Und wenn meine Hündlein bellen, ſo kannſt du ja auch deine Theaterideen haben und denken, daß du in der Wolfſchlucht biſt.“

„Nein, mein Vater,“ erwiederte die Tochter eifrig. „Du haſt Unrecht gegen die Leute. Denn du willſt ihnen einen Poſſen thun. Das kränkt mich in tiefſtem Herzen. Und das leide ich nicht an meinem Vater.“

„Du wirſt's doch leiden müſſen,“ entgegnete Hummel verſtockt. „Denn dies iſt ein Streit zwiſchen Männern, hier finden Paragraphen der Polizeiordnung ſtatt, da bleibe du mit deinen Verſen hübſch davon. Was die Namen angeht, ſo iſt wohl möglich, daß andere Wörter, wie Adolar und Ingomar und Marquis Poſa, euch Weibern beſſer klingen. Dies aber iſt für mich kein Grund, meine Namen ſind praktiſch. In deinen Blumen und Büchern will ich dir Vieles zu Gefallen thun, aber Poeſie bei Hunden beachte ich nicht.“ Damit kehrte er der Tochter den Rücken, bemüht, dieſes Streites ledig zu werden.

Laura aber eilte in die Stube zur Mutter und die Frauen traten in Berathung. „Der Lärm war arg,“ klagte Laura, „aber ſchrecklicher iſt der Name. Mutter, ich kann dieſes Wort nicht ausſprechen, und du darfſt nicht leiden, daß unſere Leute die Hunde ſo nennen.“

„Liebes Kind,“ verſetzte die erfahrene Frau, „man erlebt auf Erden viel Unbilliges, aber am meiſten ſchmerzt, was gegen die Würde der Frauen im eigenen Hauſe geübt wird. Ich ſpreche mich darüber nicht weiter aus. Was nun den Namen Bräuhahn betrifft, ſo hat dieſer, welcher, wie ich höre, ein benachbartes Getränk iſt, Manches, was zu ſeiner Entſchuldigung geſagt werden kann, und etwas müſſen wir darin dem Vater nachgeben. Die andere Bezeichnung aber, darin gebe ich dir Recht, wäre eine Beſchimpfung der Nachbarn. Doch wenn der Vater merkt, daß wir hinter ſeinem Rücken den rothen Hund Phöbus oder Azor nennen, ſo wird das Uebel ärger.“

„Den böſen Namen wenigſtens ſoll Niemand in den Mund nehmen, dem an meiner Freundſchaft gelegen iſt,“ entſchied Laura, und eilte in den Hof.

Gabriel benutzte ſeine einſame Muße, die neuen Ankömmlinge zu beobachten. Es zog ihn öfter nach dem Hundeſtall, dort die irdiſche Beſchaffenheit der Fremdlinge feſtzuſtellen.

„Was iſt Ihre Meinung?“ frug Laura zu ihm tretend.

„Ich habe ſo meine Meinung,“ antwortete der Diener, in die Tiefe des Stalles ſpähend. „Nämlich in den da ſteckt doch etwas. Haben Sie heut Nacht den Geſang dieſer Raben beachtet? So bellt kein richtiger Hund. Sie winſeln und jammern, dazwiſchen krächzen ſie und ſprechen wie kleine Kinder. Ihr Freſſen iſt gewöhnlich, aber ihre Lebensart iſt unmenſchlich. Sehen Sie, jetzt ducken ſie ſich, wie auf's Maul geſchlagen, weil die Sonne auf ſie ſcheint. — Und dann, liebes Fräulein, der Name!“

Laura ſah neugierig auf die Thiere. „Wir ändern den Namen in der Stille, Gabriel, dieſer hier ſoll nur der Rothe heißen.“

„Das wäre ſchon beſſer, es wäre wenigſtens nicht injuriös für Herrn Hahn, ſondern nur für die Kellerwohnung.“

„Wie meinen Sie das?“

„Da doch drüben der Markthelfer Rothe heißt.“

„Dann alſo,“ entſchied Laura, „wird das rothe Unthier von jetzt ab nur das Andere genannt, und ſo ſollen ihn unſere Leute rufen. Sagen Sie das auch den Arbeitern in der Fabrik."

„Andres?" verſetzte Gabriel. „Der Name wird ihm ſchon recht ſein. Dies Geſindel hat's nicht gern, wenn es mit ordentlichem Zeichen gerufen wird. Dieſes Andere wird am beſten wiſſen, woher das Eine ſtammt, dem es zugehört. Na, die Nachbarſchaft wird meinen, daß er Andreas heißt, damit geſchieht ihm immer noch zu viel Ehre."

So war billiger Sinn geſchäftig, die böſe Vorbedeutung des Namens abzuwenden. Vergebens. Denn, wie Laura richtig im Tagebuch bemerkte, wenn der Ball des Unheils unter die Menſchen geworfen wird, ſo trifft er erbarmungslos die Guten wie die Böſen. Der Hund wurde mit dem unſcheinbarſten Namen verſehen, der gar kein Name war. Aber durch eine unbegreifliche Verbindung der Ereigniſſe, welche allen menſchlichen Scharfſinn höhnte, geſchah es, daß Herr Hahn ſelbſt den Vornamen Andreas führte. So wurde der Doppelname des Geſchöpfes eine doppelte Kränkung des Nachbarhauſes, und Alles ſchlug zu ſchrecklichem Unglück um, Tort und gute Meinung kochten zuſammen zu einer dicken ſchwarzen Suppe des Haſſes.

Gleich in der Frühe, als Herr Hummel vor die Thür trat und trotzig wie Ajax die beiden Hunde mit ihren feindlichen Namen rief, vernahm Markthelfer Rothe im Kellerſtock den Ruf, eilte in die Stube ſeines Hausherrn und meldete dieſe häßliche Kränkung. Frau Hahn verſuchte, die Sache nicht zu glauben, und ſetzte durch, daß wenigſtens eine Beſtätigung abgewartet wurde. Aber dieſe Beſtätigung blieb nicht aus. Denn am Nachmittag öffnete Gabriel die Thür des Zwingers und zwang die Geſchöpfe, ſich auf eine Viertelſtunde dem Sonnenlicht des Gartens auszuſetzen. Laura, welche unter ihren Blumen ſaß, und gerade nach ihrem ſtillen Ideal, einem berühmten Sänger, blickte, der mit geölten ſchwarzen

Locken und einem Feldherrnblick vorüberſchritt, verzichtete als wackeres Mädchen darauf, ihrem Liebling durch das Weinlaub nachzuſpähen, und wendete ſich zu den Hunden. Und um den Rothen an ſeinen neuen Namen zu gewöhnen, lockte ſie ihn mit einem Stückchen Kuchen und rief ihm einigemal das ungeſchickte Wort „Andres“ zu. In demſelben Augenblick ſtürzte Dorchen zu Frau Hahn: „Es iſt richtig, jetzt ruft ihn gar Fräulein Laura mit dem Vornamen unſeres Herrn.“ Frau Hahn fuhr erſchrocken an das Fenſter und vernahm ſelbſt den Namen ihres lieben Mannes. Sie trat ebenſo ſchnell zurück, denn dieſe Unmenſchlichkeit der Nachbarn preßte ihr Thränen aus und ſie ſuchte nach ihrem Taſchentuch, um dieſe heimlich vor dem Mädchen abzuwiſchen. Madame Hahn war eine gute Frau, ruhig, gleichmäßig, mit einer hübſchen kleinen Anlage zur Beleibtheit und einer unabläſſigen Neigung, den Staub der Erde mit weißen Läppchen geräuſchlos zu beſeitigen. Aber dieſe Herzloſigkeit auch der Tochter entflammte ihren Zorn. Sie holte augenblicklich ihre Mantille aus dem Schranke und ging zum Aeußerſten entſchloſſen über die Straße in den feindlichen Garten.

Erſtaunt ſah Laura von den garſtigen Hunden auf den unerhörten Beſuch, welcher mit ſtarken Schritten gegen ſie eindrang.

„Ich komme, mich bei Ihnen zu beklagen, Fräulein,“ begann Frau Hahn ohne Gruß. „Was in dieſem Hauſe meinem Manne zum Hohn gethan wird, iſt unerträglich. Für das Benehmen Ihres Vaters können Sie nicht, aber daß auch Sie ſich auf ſolche Beſchimpfungen einlaſſen, finde ich an einem jungen Mädchen doch zu ſchrecklich.“

„Was meinen Sie damit, Madame Hahn?“ frug Laura mit flammendem Geſicht.

„Die Beleidigung eines Menſchen durch Hundenamen meine ich. Sie rufen Ihren Hund mit allen Namen meines Mannes.“

„Das habe ich niemals gethan,“ verſetzte Laura.

„Leugnen Sie nicht,“ rief Frau Hahn.

„Ich ſpreche keine Unwahrheiten,“ ſagte das Mädchen ſtolz.

„Mein Mann heißt Andreas Hahn, und wie Sie dieſes Thier nennen, das hört die ganze Nachbarſchaft aus Ihrem Munde.“

Laura's Stolz bäumte auf. „Dies iſt ein Mißverſtändniß, und der Hund heißt gar nicht ſo. Was Sie mir ſagen, iſt ungerecht vom Anfang bis zum Ende.“

„Wie ſo, ungerecht?“ frug Frau Hahn wieder, „am Morgen ruft der Vater, am Nachmittag die Tochter.“

Auf Laura's Herz ſank eine Centnerlaſt, ſie fühlte ſich hinabgedrückt in einen Abgrund von Unrecht und Greuel. Die That des Vaters lähmte ihre Kraft, auch ihr brachen die Thränen aus den Augen.

„Ich ſehe, daß Sie wenigſtens nicht ohne Gefühl für das Unrecht ſind, das Sie begehen,“ fuhr Frau Hahn ruhiger fort, „thun Sie's nicht wieder. Glauben Sie mir, es iſt leicht, Andere zu kränken, aber es iſt ein trauriges Geſchäft. Und mein armer Mann und ich haben's um Sie nicht verdient. Denn wir haben Sie aufwachſen ſehen vor unſern Augen, und wenn wir auch ſonſt nicht mit Ihren Eltern in Verkehr ſtehen, wir haben uns immer über Sie gefreut und in unſerm Hauſe iſt Ihnen niemals etwas Böſes gewünſcht worden. Sie wiſſen nicht, was Hahn für ein guter Mann iſt, aber ſo etwas durften Sie doch nicht thun. Wir haben, ſeit wir hier wohnen, aus dieſem Hauſe viele Kränkung erfahren, aber daß auch Sie die Geſinnung Ihres Vaters theilen, das thut mir am allermeiſten weh.“

Laura verſuchte umſonſt, ihre Thränen zu trocknen. „Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir Unrecht thun, weiter kann ich nichts zu meiner Rechtfertigung ſagen, und ich will es auch nicht. Sie haben mich mehr gekränkt, als Sie wiſſen. Und ich muß darauf vertrauen, daß ich gegen Sie ein gutes Gewiſſen habe.“

Mit dieſen Worten eilte ſie in das Haus. Frau Hahn kehrte unſicher über den Erfolg ihres Beſuches dem feindlichen Bau den Rücken.

In ihrem Dachſtübchen ſchritt Laura auf und ab und rang die Hände. Unſchuldig und doch ſchuldvoll, trotz gutem Willen bis auf's Blut gekränkt, hineingezogen in einen Familienhaß, deſſen Jammer noch gar nicht abzuſehen war, ſo durchflog ſie die Ereigniſſe der letzten Tage in empörter Seele. Endlich ſetzte ſie ſich an ihren kleinen Schreibtiſch, zog ihr Geheimbuch heraus und vertraute ihre Schmerzen dieſem verſchwiegenen Freunde in violettem Leder. Und ſie ſuchte Troſt bei den Seelen Anderer, die aus ähnlichem Weh ſich edel erhoben hatten, und fand endlich eine Beſtätigung ihrer Erlebniſſe in der ſchönen Stelle des Dichters: „Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage, weh dir, daß du ein Enkel biſt.“ Denn hatte ſie nicht Verſtändiges und Wohlthuendes gewollt, und war nicht Unſinn und Plage daraus geworden? Und hatte das Unglück nicht auch ſie ohne ihr Verſchulden getroffen, weil ſie Kind vom Hauſe war? Mit dieſem Satze ſchloß ſie einen leidenſchaftlichen Erguß. Um aber vor dem eigenen Gewiſſen nicht lieblos zu erſcheinen, ſchrieb das arme Kind ſogleich die Worte darunter: Mein lieber, guter Vater. Dann ſchob ſie ein wenig getröſtet das Buch zurück.

Doch als ärgſte Demüthigung empfand ſie, daß ſie von den fremden Leuten drüben ungerecht beurtheilt wurde, und ſie ſchlug die Arme übereinander und ſann, ob ihr nicht dennoch eine Rechtfertigung möglich ſei. Sie ſelbſt konnte nichts thun. Aber da war ein ehrlicher Mann, der von Allen im Hauſe als Vertrauter gebraucht wurde, der ihren Kanarienvogel vom Pips geheilt hatte und die kleine Büſte Schillers von einem Spinnenfleck auf der Naſe. Sie beſchloß, nur dem treuen Gabriel von den Reden der Frau Hahn zu erzählen, ohne Noth aber auch nicht der Mutter.

Es fügte ſich, daß gegen Abend Gabriel und Dorchen auf der Straße in ein kleines Geſpräch kamen. Dorchen begann bittere Klage über die Bosheit der Hummeln, Gabriel aber mahnte herzlich: „Laſſen Sie ſich durch dieſen Krieg nicht fortreißen. Es muß auch ſolche geben, welche neutral bleiben. Seien Sie ein Engel, Dorchen, welcher den Frieden und die Kränze in das Haus trägt. Nämlich die Tochter iſt unſchuldig.“ Darauf wurde die Namengebung noch einmal durchgeſprochen, und Laura ehrenvoll gerechtfertigt. Als Gabriel ſpäter im Vorbeigehen ſagte: „dieſe Sache iſt in Ordnung, und Herr Hahn hat geſagt, ihm wäre gleich unwahrſcheinlich geweſen, daß Sie es ſo übel mit ihm meinten,“ da fiel ihr zwar die ſchwerſte Laſt vom Herzen, und wieder klang ihr leiſer Geſang durch das Haus, aber ruhig wurde ſie deshalb doch nicht. Denn immer noch blieb ihr Haus gegen die Nachbarn im Unrecht, die Menſchen von jenſeits wurden durch den Zorn des Vaters ſchwer gekränkt. Ach, dies gewaltige Gemüth konnte ſie nicht bändigen, aber ſie mußte verſuchen, in der Stille ſein Unrecht zu ſühnen. Darüber grübelte ſie noch am ſpäten Abend beim Auskleiden. Und als ſie bereits im Bette lag und Vieles gefunden und verworfen hatte, da kam ihr der rechte Einfall, und ſie ſprang noch einmal auf, zündete das Licht an und lief im Hemde nach dem Schreibtiſch. Dort ſchüttelte ſie ihr Beutelchen aus, und überzählte die neuen Thaler, die ihr der Vater zu Weihnacht und am Geburtstage geſchenkt hatte. Dieſe Thaler beſchloß ſie zu einer geheimen Abbitte zu verwenden. Vergnügt nahm ſie den Perlenbeutel zu ſich ins Bett, legte ihn unter das Kopfkiſſen, und ſchlief darüber in Frieden ein, obgleich wieder die wilde Jagd der Geſpenſterhunde um das Haus tobte, greulich und unaufhörlich.

Am nächſten Morgen ſchrieb Laura mit großen ſteifen Buchſtaben Name und Wohnung des Herrn Hahn auf einen Briefumſchlag, ſiegelte dieſen mit einem Veilchen, welches die Umſchrift trug: „ich verberge mich,“ und ſteckte die Adreſſe in ihre Taſche. Als ſie wegen eines Einkaufs nach der Stadt ging, machte ſie auf eigene Gefahr einen Seitenweg zu einem Handelsgärtner, mit dem ſie perſönlich nicht bekannt war. Dort kaufte ſie den dicken Buſch einer Zwergorange voll von Blüthen und goldenen Früchten, ein Prachtſtück des Glashauſes, ſie fuhr den Strauch mit pochendem Herzen in geſchloſſener Droſchke, bis ſie einen Lohnträger fand, und empfahl mit einer außerordentlichen Vergütigung dem Träger, Strauch und Brief ohne Gruß und Wort im Hauſe des Herrn Hahn niederzuſetzen.

Redlich führte der Mann den Auftrag aus. Dorchen entdeckte den Stock im Hausflur und in der Familie Hahn begann eine kleine ſehr behagliche Aufregung, fruchtloſes Sinnen, wiederholte Beſichtigung, eitles Vermuthen. Als Laura am Mittag durch das Weinlaub in den Garten hinüberſpähte, hatte ſie die Freude, den Orangenſtrauch auf einem ausgezeichneten Platz vor der weißen Muſe zu erblicken. Allerliebſt leuchtete der Buſch in Weiß und Gold über die Straße. Und Laura ſtand lange hinter den Ranken und faltete unwillkürlich die Hände. Das Unrecht war von ihrer Seele genommen. Dann wandte ſie ſich in gehobener Stimmung ab von dem feindlichen Hauſe.

Unterdeß hing eine Polizeibeſchwerde und eine gerichtliche Klage zwiſchen den beiden Häuſern. Die letztere wurde durch Einfügung des Namens Speihahn noch an demſelben Tage gefährlich verſchärft.

Und der Frieden im Hauſe und in der Nachbarſchaft blieb geſtört. Zuerſt hatte das Glockenſpiel die allgemeine Meinung gegen Herrn Hahn aufgeregt, aber durch die Hunde wurde die Stimmung gründlich geändert, die ganze Straße zog ſich nach dem Stroh hinüber, der Filz hatte alle Welt gegen ſich. Herrn Hummel kümmerte das wenig. Des Abends ſaß er im Garten auf dem umgeſtürzten Kahn und ſah ſtolz auf das Nachbarhaus, während Bräuhahn und das Andere zu ſeinen Füßen lagen und nach dem Mond blinzten, der in ſeiner gewohnten Weiſe boshaft herniederblickte auf Hummel, auf Hahn, auf die übrige Welt.

Es geſchah aber, daß in einer der nächſten Nächte unter Hundegebell und Mondſchein am chineſiſchen Bau des Herrn Hahn alle Glocken abgeriſſen und geſtohlen wurden.

8

Noch einmal Tacitus.

Unſer Volk weiß, daß alle verlorenen Dinge unter den Krallen des Böſen liegen. Wer etwas ſucht, der hat zu rufen: „Teufel, nimm die Pratze weg.“ Dann liegt's plötzlich da vor den Augen der Menſchen, es war ſo leicht zu finden, man iſt hundertmal herum gegangen, man hat darüber und darunter geſehen, das Unwahrſcheinlichſte hat man durchſucht und an das Nächſte nicht gedacht. Zuverläſſig war es mit der Handſchrift nicht anders, ſie lag unter der Tatze des Böſen oder eines Kobolds ganz in der Nähe der Freunde; wenn man die Hand ausſtreckte, war ſie zu faſſen; der Erwerb wurde nur noch durch ein Bedenken aufgehalten, durch die Frage: wo? Ob dieſe Verzögerung für beide Gelehrte die große oder kleine Frage peinlicher Tortur werden ſollte, das allein war noch zweifelhaft. Indeß auch über dieſe Unſicherheit konnte man hinwegkommen; die Hauptſache war, daß die Handſchrift ſelbſt wirklich und vorhanden da lag. Und kurz, die Sache ſtand im Ganzen ſo gut als irgend möglich, es fehlte nur noch eben die Handſchrift.

„Ich ſehe,“ ſagte der Doctor dem Freunde, „du biſt angeſtrengt befliſſen, die Erwachſenen zu bilden, ich ſenke den Codex in die Seelen der nächſten Generation. Hans der älteſte iſt weit entfernt, die Auffaſſung des Vaters und der Schweſter zu theilen, er zeigt Gemüth für den alten Schatz. Und wenn uns ſelbſt nicht gelingt, die Entdeckung zu machen, er wird einmal die Hausmauer nicht ſchonen.“

Im Einvernehmen mit Hans nahm der Doctor ganz in der Stille ſeine Nachforſchungen wieder auf. In ruhigen Stunden, wo der Landwirth arglos bei ſeiner Ernte umherritt und der Profeſſor im Zimmer arbeitete oder in der Gaisblattlaube ſaß, ſtrich der Doctor ſpionirend im Innern des Hauſes. In dem Kittel eines Arbeiters, den Hans auf ſein Zimmer gebracht hatte, durchforſchte er die ſtaubigen Höhen und Tiefen des Raumes. Und mehr als einmal erſchreckte er die dienenden Frauen der Wirthſchaft, wenn er plötzlich hinter einer alten Tonne des Kellers auftauchte, oder wenn er rittlings auf einem Balken des Dachſtuhls dahinfuhr. Bei dem Milchkeller war für Anbau einer Eisgrube ein Loch gegraben, die Arbeiter hatten ſich in der Mittagſtunde entfernt, und die Mamſell ging arglos in der Nähe der bloßgelegten Mauer vorüber. Da erblickte ſie plötzlich einen Kopf ohne Leib, mit feurigen Augen und geſträubtem Haar, welcher langſam auf dem Erdboden dahinwandelte und hohnlachend das Geſicht auf ſie zukehrte. Sie ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſtürzte in die Küche, wo ſie auf einem Schemel in Ohnmacht ſank und erſt durch vieles Zureden und Begießen mit Waſſer zum Leben erweckt wurde. Beim Mittageſſen war ſie ſo verſtört, daß ſie jedermann auffiel, und da ergab ſich endlich, daß der teufliſche Kopf auf den Schultern ihres Tiſchnachbars ſaß, der heimlich in das Loch geſtiegen war, um das Mauerwerk zu unterſuchen.

Bei dieſer Gelegenheit entdeckte der Doctor mit einiger Schadenfreude, daß das gaſtliche Dach, welches ihn und den Codex vor Regen ſchützte, über einem anerkannten Geſpenſterhauſe ſtand. Es ſpukte heftig in dem alten Bau, Geiſter wurden häufig geſehen, und die Berichte gingen nur darin auseinander, ob es ein Mann in grauer Kutte, ein Kind in weißem Hemdchen, oder ein Kater von der Größe eines Eſels ſei. Jedermann wußte, daß ab und zu ein unerklärliches Klopfen, Raſſeln, Donnern und unſichtbares Steinwerfen ſtattfand, zuweilen war das ganze Anſehen des Landwirths und ſeiner Tochter nöthig, um den Ausbruch eines paniſchen Schreckens unter den Dienſtboten zu verhindern. Auch die Freunde hörten in ſtiller Nacht unberechtigte Töne, Geächz, Gepolter und herausforderndes Geklopf an den Wänden. Dieſe Unarten des Hauſes erklärte der Doctor zur Zufriedenheit des Landwirths aus ſeiner Theorie der alten Mauern. Er erläuterte, daß viele Geſchlechter von Wieſeln, Ratten und Mäuſen den dicken Steinbau canaliſirt und ein Syſtem von bedeckten Gängen und Burgen angelegt hatten. Deshalb wurde jedes geſellige Vergnügen und jede Zänkerei, welcher ſich die Inſaſſen der Mauer ergaben, durch dumpfes Getöſe bemerkbar. Aber in der Stille horchte der Doctor doch ärgerlich auf das geheime Rumoren ſeiner Wandnachbarn. Denn wenn dieſe ſo aufgeregt um den Codex herumtobten, drohten ſie die ſpätere Arbeit der Wiſſenſchaft ſehr zu erſchweren. So oft er heftig knabbern hörte, mußte er denken, ſie freſſen wieder eine Zeile weg, jedenfalls wird eine Menge Conjecturen nöthig werden. Und es war nicht das Nagen allein, wodurch dies Mauſevolk den Codex, der unter ihnen lag, verunzierte.

Aber für die große Geduld, welche in dieſer Angelegenheit nöthig war, wurde der Doctor durch andere Entdeckungen entſchädigt. Er beſchränkte ſich nicht auf Haus und Hof, ſondern durchſuchte auch die Umgegend nach alten Volkserinnerungen, welche noch hie und da am Rocken der Spinnſtuben hingen und ſich um den Kochtopf alter Mütterchen kräuſelten. Gleich am zweiten Tage machte er durch geheime Vermittelung der Taglöhnerfrau die Bekanntſchaft einer Märchenerzählerin im nächſten Dorfe. Nachdem die liebe alte Frau den erſten Schreck vor dem Titel des Doctors und die Furcht überwunden hatte, er wolle ihr wegen unbefugter ärztlicher Praxis zu Leibe gehen, ſang ſie ihm mit zitternder Stimme die Liebeslieder ihrer Jugend und erzählte mehr, als der Hörer nachzuſchreiben vermochte. Jeden Abend brachte der Doctor beſchriebene Blätter nach Hauſe, ſehr bald fand er in ſeiner Sammlung alle bekannten Charaktere unſerer Volksſagen, einen wilden Jäger, einige Frau Hollen, drei weiße Fräulein, mehre Mönche, einen undeutlichen Nix, der in der Geſchichte zwar als Handwerksburſche auftrat, aber ganz unleugbar urſprünglich ein Waſſermann geweſen war, und zuletzt viele kleine Zwerge. Zuweilen begleitete ihn auf dieſen Ausflügen Hans, der älteſte, der den Doctor bei den Landleuten einführte, und ſich hütete, dem Vater und der Schweſter über dieſe Jagdzüge eine Mittheilung zu gönnen. Nun iſt allerdings möglich, daß hier und da ein Erdloch oder ein Brunnen im Felde ohne Berechtigung mit einem Geiſte verſehen wurde. Denn als die weiſen Frauen des Dorfes merkten, wie ſehr der Doctor ſich über ſolche Mittheilungen freute, wurde in ihnen die uralte Erfindungskraft des Volkes aus langem Schlummer geweckt, und es kam ihnen ſo vor, als ob noch hie und da etwas von dem Geiſtervolk ſtecken müſſe. Im Ganzen aber bewieſen beide Theile einander deutſche Treue und Gewiſſenhaftigkeit, und zuletzt war der Doctor auch kein Mann, den man leicht hintergehen konnte.

Als er einſt von ſolchem Beſuche nach dem Schloß zurückkehrte, begegnete er auf einſamem Fußpfad der Taglöhnerfrau. Sie ſah ſich vorſichtig um und geſtand ihm endlich, wenn er ſie nicht dem Gutsherrn verrathen wolle, ſo könne ſie ihm wohl etwas mittheilen. Der Doctor gelobte unverbrüchliche Verſchwiegenheit. Darauf erzählte die Frau, im Keller des Schloſſes, auf der Seite gegen Morgen in der rechten Ecke ſei ein Stein, mit drei Kreuzen bezeichnet. Dahinter liege der Schatz. Das habe ſie von ihrem Großvater gehört, und der habe es von ſeinem Vater, und dieſer ſei im Schloß in Dienſten geweſen, und zu deſſen Zeit hätte der damalige Oberamtmann den Schatz heben wollen; als ſie aber deshalb in den Keller gingen, habe es einen fürchterlichen Knall und ein ſolches Getöſe gegeben, daß ſie entſetzt zurückgelaufen ſeien. Das aber mit dem Schatz ſei ſicher, denn ſie habe den Stein ſelbſt angefühlt, die Zeichen ſeien deutlich eingegraben. Jetzt ſei der Weinkeller dort, der Stein durch ein Holzgeſtell verdeckt.

Der Doctor nahm dieſe Mittheilung mit Ruhe auf, beſchloß aber, ganz für ſich Nachforſchungen anzuſtellen. Er ſagte weder dem Profeſſor, noch ſeinem Hans ein Wort, lauerte aber auf eine Gelegenheit. Seine Vertraute trug den Wein, welcher unabänderlich vor dem Platz der Gäſte ſtand, zuweilen ſelbſt aus dem Keller und wieder zurück. Am nächſten Morgen folgte er ihr kühnlich, die Frau ſprach kein Wort als er hinter ihr in den Verſchlag trat, ſondern wies ſcheu in eine Ecke der Wand. Der Doctor ergriff die Lampe, hob ein Dutzend Flaſchen von ihrer Stelle und taſtete an dem Geſtein; es war ein großer behauener Stein mit drei Kreuzen. Er ſah die Frau bedeutungsvoll an, — ſie hat ſpäter im engſten Vertrauen erzählt, die gläſernen Schilde vor ſeinen Augen hätten in dieſem Augenblick ſo ſchrecklich gegen die Lampe geleuchtet, daß ihr ganz angſt geworden ſei, — er aber ging ſchweigend herauf, entſchloſſen, die Entdeckung bei erſter Gelegenheit gegen den Landwirth zu benutzen.

Doch die größte Ueberraſchung ſtand dem Doctor noch bevor, ſeine ſtille Arbeit wurde durch den ſeligen Frater Tobias ſelbſt unterſtützt, ja durch das Lebensende dieſes frommen Märtyrers gleichſam geweiht. Die Freunde ſtiegen nämlich nach Roſſau hinab, von dem Landwirth, den ein Geſchäft zur Stadt führte, begleitet. Der Landwirth führte die Freunde zum Bürgermeiſter und erſuchte dieſen, den Herren, als zuverläſſigen Männern, vorzulegen was etwa in dem ſtädtiſchen Bereich von alten Schriften vorhanden ſei. Der Bürgermeiſter, ein ehrlicher Gerber, fuhr in ſeinen Rock und brachte die Gelehrten zunächſt vor das alte Kloſtergebäude. Es war nicht viel daran zu ſehen, ein neues Dach, innerer Umbau, nur die Mauern ſtanden noch, kleine Beamte des Landesherrn wohnten in den Zellen. Ueber das Rathsarchiv ſtellte der Bürgermeiſter die Muthmaßung auf, daß wohl nicht viel darin ſein werde, er empfahl die Herren in dieſer Angelegenheit dem Stadtſchreiber und ging ſelbſt nach dem Schießhauſe, um ſich nach ſchwerem Regierungsact eine Partie Solo anzuthun. Der Stadtſchreiber neigte ſich reſpectvoll vor ſeinen Collegen von der Feder, ergriff ein roſtiges Schlüſſelbund und öffnete das kleine Gewölbe des Rathhauſes, wo alte Acten in dicker Staubhülle die Zeit erwarteten, in welcher ihr Stillleben unter dem Stampfer einer Papiermühle enden würde. Die Stadtſchreiberei wußte ein wenig unter den alten Papieren Beſcheid, begriff auch vollſtändig die Wichtigkeit der Mittheilungen, welche von ihr erwartet wurden, verſicherte aber der Wahrheit gemäß, daß durch zwei Stadtbrände ſowie durch Unordnung in früherer Zeit jede alte Nachricht verloren ſei. Man kannte auch keinerlei Aufzeichnung in einem Privathauſe, nur in der gedruckten Chronik einer Nachbarſtadt waren einige Notizen über das Schickſal Roſſaus im dreißigjährigen Kriege erhalten. Darnach war der Ort durch einige Jahre ein Trümmerhauf und faſt unbewohnt geweſen. Im Uebrigen lebte das Städtchen geſchichtslos fort und der Stadtſchreiber betheuerte, man wiſſe hier nichts von der alten Zeit und kümmere ſich gar nicht darum. Vielleicht ſei in der Reſidenz etwas über die Stadt zu erfahren.

Die Freunde ſchritten unermüdlich von einem klugen Mann zum andern, und frugen wie im Märchen nach dem Vogel mit goldenen Federn. Zwei Erdmännchen hatten nichts gewußt, jetzt blieb noch das dritte. Sie ließen ſich alſo zu dem katholiſchen Pfarrer führen. Ein kleiner alter Herr empfing ſie mit tiefen Bücklingen, der Profeſſor ſetzte ihm auseinander, daß er über die letzten Schickſale des Kloſters Auskunft ſuche, vor Allem, was aus einem der letzten Mönche, dem ehrwürdigen Bruder Tobias Bachhuber, in ſeinen Jahren geworden ſei.

„Aus ſo entlegener Zeit werden keine Totenſcheine verlangt,“ verſetzte der Geiſtliche, „ich kann den hochverehrten Herren deshalb keinerlei Beſcheid verſprechen. Dennoch, wenn es Ihnen nur darum zu thun, und Sie nichts der Kirche Nachtheiliges aus alten Schriften eruiren wollen, bin ich gewillt, denſelben das älteſte der vorhahdenen Bücher zu präſentiren.“ Er ging in eine Kammer und brachte ein langes ſchmales Buch hervor, dem der Moder des feuchten Raumes die Ränder beſchädigt hatte. „Anhier ſind einige Notata meiner im Herrn ruhenden Vorgänger, vielleicht daß den verehrten Herren dieſes dienen kann. Weiteres bin ich nicht im Stande, weil Aehnliches nicht mehr vorhanden.“

Auf dem Vorſetzblatt ſtand ein Verzeichniß geiſtlicher Würdenträger des Ortes in lateiniſcher Sprache. Eine der erſten Notizen war: „Im Jahre des Herrn 1637 im Monat Mai iſt der verehrungswürdige Bruder Tobias Bachhuber, der letzte Mönch hieſigen Kloſters, an der Seuche der Peſtilenz geſtorben. Der Herr ſei ihm gnädig.“ Der Profeſſor wies dem Freunde ſchweigend die Stelle, der Doctor ſchrieb die lateiniſchen Worte ab, ſie gaben dankend das Buch zurück und empfahlen ſich.

„Und die Handſchrift liegt doch in dem Hauſe,“ rief der Profeſſor auf der Straße. Der Doctor dachte an die drei Kreuze und lächelte vor ſich hin. Er war keineswegs mit den taktiſchen Maßregeln einverſtanden, welche er ſeinen Freund zur Rettung des Codex ausführen ſah. Wenn der Profeſſor behauptete, daß ihre einzige Hoffnung auf dem Antheil beruhe, den ſie nach und nach dem Hausherrn beibringen könnten; ſo hegte der Doctor den Verdacht, daß ſein Freund zu dieſer langſamen Kriegführung nicht durch reinen Eifer für die Handſchrift gebracht werde.

Der Landwirth aber beobachtete über die Handſchrift ein hartnäckiges Schweigen; warf der Doctor einmal eine Anſpielung hin, ſo verzog der Wirth ſpöttiſch das Geſicht und lenkte das Geſpräch ſogleich auf etwas Anderes. Das durfte ſo nicht bleiben. Der Doctor beſchloß jetzt, wo ſeine Abreiſe bevorſtand, eine Entſcheidung zu erzwingen. Als die Männer am Abend im Garten zuſammen ſaßen, und der Landwirth in heiterer Ruhe auf ſeine Obſtbäume ſah, begann der Doctor den Angriff. „Ich gehe nicht von hier, mein Gaſtfreund, ohne Sie an unſern Contract erinnert zu haben.“

„An welchen Contract?“ frug der Landwirth wie ein Mann, der ſich an nichts erinnert.

„Wegen der Handſchrift,“ fuhr der Doctor entſchloſſen fort, „die bei Ihnen verborgen liegt.“

„So? Sie ſagten ja ſelbſt, es ſei Alles hohl. Da wird uns nichts übrig bleiben, als das Haus vom Dach bis zum Keller nieder zu reißen; ich dächte, damit warteten wir bis zum nächſten Frühjahr, wo Sie wieder zu uns kommen ſollen. Denn wir müßten in dieſem Falle doch in den Scheunen wohnen, und die ſind jetzt voll.“

„Das Haus mag vorläufig ſtehen bleiben,“ ſagte der Doctor, „wenn Sie aber immer noch meinen, daß die Mönche ihr Kloſtergut wieder heraus geholt haben, ſo ſteht dieſer Anſicht ein Umſtand entgegen. Wir haben in Roſſau ermittelt, daß der wackere Bruder, der im April die Sachen hier verſteckt hatte, ſchon im Mai an der Peſtilenz geſtorben iſt. Laut Angabe des Kirchenbuches; hier iſt die Stelle.“

Der Landwirth ſah in die Brieftafel des Doctors, klappte ſie wieder zu und ſagte: „Dann haben ſeine Herren Mitbrüder das Eigenthum herausgeholt.“

„Das iſt kaum möglich,“ verſetzte der Doctor, „denn er war der letzte ſeines Kloſters.“

„Dann alſo haben's andere Stadtleute geholt.“

„Aber die Einwohner der Stadt haben ſich damals verlaufen, der Ort lag Jahre lang verwüſtet, menſchenleer, in Trümmern.“

„Hm,“ begann der Landwirth in guter Laune, „die Herren Gelehrten ſind ſtrenge Mahner und wiſſen auf ihrem Recht zu beſtehen. Sagen Sie alſo gerade heraus, was wollen Sie von mir? Sie müßten mir doch vor allem eine einzelne Stelle angeben können, die nicht nur Ihnen verdächtig iſt, ſondern die auch nach gemeinem Urtheil etwas zu verſchließen ſcheint, und das ſind Sie zuverläſſig nicht im Stande.“

„Ich weiß eine ſolche Stelle,“ erwiederte der Doctor dreiſt, „und ich ſtelle Ihnen gegenüber die Vermuthung auf, daß der Schatz dort liegt.“

Der Profeſſor und der Landwirth ſahen erſtaunt auf ihn. „Folgen Sie mir in den Keller,“ rief der Doctor.

Ein Licht wurde angezündet, der Doctor führte zu dem Verſchlage, in welchem der Wein lag. „Wie kommſt du zu der ſiegesfrohen Zuverſicht?“ frug ihn der Profeſſor leiſe auf dem Wege.

„Ich argwöhne, daß du deine Geheimniſſe haſt,“ verſetzte der Doctor, „laß mir die meinen.“ Geſchäftig räumte er die Flaſchen aus einer Ecke, leuchtete an den Stein und ſchlug mit einem großen Schlüſſel an die Mauer, „die Stelle iſt hohl, und der Stein bezeichnet.“

„Es iſt richtig,“ ſagte der Landwirth, „dahinter iſt ein leerer Raum, und er iſt jedenfalls nicht klein. Aber der Stein iſt einer von den Grundſteinen des Hauſes und nirgend iſt ſichtbar, daß er einmal aus ſeiner Lage gerückt wurde.“

„Nach ſo langer Zeit würde man das ſchwerlich erkennen,“ warf ihm der Doctor entgegen.

Der Landwirth unterſuchte ſelbſt die Mauer. „Eine große Platte liegt darüber, es iſt vielleicht möglich, den bezeichneten Stein von der Stelle zu heben.“ Er überlegte eine Weile und fuhr endlich fort: „Ich ſehe, ich muß Ihnen einen Preis zahlen. Ich will damit die erſte Stunde unſerer Bekanntſchaft ausgleichen, die mir immer noch auf der Seele liegt. Und da wir drei hier wie Verſchwörer im Keller ſtehen, ſo wollen wir uns auf das frühere Abkommen verpflichten. Ich will einmal thun, was ich für ſehr unnöthig halte. Dafür werden Sie, wenn Sie jemals über die Sache ſprechen oder ſchreiben, auch mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich allen billigen Wünſchen nachgegeben habe.“

„Wir werden ſehn, was ſich thun läßt,“ verſetzte der Doctor.

„Wohlan, in einem Steinbruch an meiner Grenze ſind fremde Arbeiter beſchäftigt, ſie ſollen verſuchen, den Stein auszulöſen und wieder in ſeine Lage zu bringen. Damit wird, wie ich hoffe, dieſe Sache für immer abgemacht. — Ilſe, laß morgen in der Frühe das Holzgeſtell im Weinkeller ausräumen.“

Am nächſten Tag kamen die Steinarbeiter, mit ihnen ſtiegen die drei Herren und Ilſe in den Keller und ſahen neugierig zu, wie Spitzhacke und Brecheiſen ihre Gewalt an dem vierkantigen Stein verſuchten. Er war auf den Fels geſetzt und tüchtige Anſtrengung war nöthig, ihn zu löſen. Aber auch die Leute erklärten, daß dahinter eine große Höhlung ſei, und arbeiteten mit einem Eifer, der durch den Ruf des geſpenſtigen Hauſes ſehr geſteigert wurde. Endlich wich der Stein, eine dunkle Oeffnung bot ſich den Augen, die Zuſchauer traten näher, die beiden Gelehrten in lebhafter Spannung, auch der Landwirth und ſeine Tochter voll Erwartung. Der Steinbrecher faßte ſchnell das Licht und hielt es vor die Oeffnung, ein feiner Dunſt zog heraus, erſchreckt fuhr der Mann mit dem Lichte zurück. „Da drin liegt etwas Weißes,“ rief er zwiſchen Angſt und Hoffnung. Ilſe ſah auf den Profeſſor, der mit Mühe die Erregung beherrſchte, welche in ſeinem Antlitze arbeitete. Er griff nach dem Licht, da wehrte ſie ihm und rief ängſtlich: „Nicht Sie.“ Sie eilte zu der Oeffnung und fuhr mit der Hand in den hohlen Raum. Sie faßte Greifbares, man hörte ein Raſſeln, ſie zog ſchnell die Hand zurück, aber auch ſie warf, was ſie feſtgehalten, erſchreckt auf den Boden: es war ein Stück Gebein.

„Das iſt eine ernſte Antwort auf Ihre Frage,“ rief der Landwirth, „wir zahlen einen theuren Preis für den Scherz.“ Er nahm das Licht und ſuchte jetzt ſelbſt in der Oeffnung, ein Haufen zuſammengefallener Knochen lag darin. Die Andern ſtanden in unbehaglichem Schweigen herum. Endlich warf der Landwirth einen Schädel in den Keller und rief ſich erhebend als ein Mann, der von peinlichem Gefühl befreit wurde: „Es iſt das Gebein eines Hundes!“

„Es war ein kleiner Hund,“ beſtätigte der Steinhauer, und ſchlug mit dem Eiſen an einen Knochen, das morſche Gebein brach in Stücke.

„Ein Hund!“ rief der Doctor erfreut, und vergaß für einen Augenblick ſeine getäuſchte Hoffnung. „Das iſt lehrreich. Die Grundmauer dieſes Hauſes muß ſehr alt ſein.“

„Es freut mich, daß Sie auch mit dieſem Fund zufrieden ſind,“ verſetzte der Landwirth ironiſch.

Der Doctor aber ließ ſich nicht ſtören und erzählte, wie im frühen Mittelalter ein abergläubiſcher Brauch geweſen ſei, in die Grundmauer feſter Gebäude etwas Lebendes einzuſchließen. Die Gewohnheit ſtamme aus uralter Heidenzeit. Die Fälle ſeien ſelten genug, wo man dergleichen in alten Bauten gefunden, und das Gerippe des Thieres ſei eine ſchöne Beſtätigung.

„Wenn es Ihre Anſicht beſtätigt,“ ſagte der Landwirth, „meine beſtätigt es auch. Eilt, ihr Leute, den Stein wieder feſt zu machen.“

Jetzt leuchtete und fühlte auch der Steinhauer in die Oeffnung und erklärte, daß nichts mehr darin ſei. Die Arbeiter rückten den Stein an ſeine Stelle, der Wein wurde eingeräumt und die Sache war abgethan. Der Doctor aber trug die ſpöttiſchen Bemerkungen, welche der Landwirth nicht ſparte, mit großer Ruhe, und ſagte ihm: „Was wir erreicht haben, iſt allerdings nicht viel, aber wir wiſſen doch jetzt mit Sicherheit, daß die Handſchrift nicht an dieſer Stelle Ihres Hauſes liegt, ſondern an einer andern. Ich nehme ein ſorgfältiges Verzeichniß aller hohlen Stellen mit, und wir begeben uns unſerer Anſprüche an Ihr Haus wegen dieſes Fundes durchaus nicht, ſondern wir betrachten Sie von jetzt ab als einen Mann, der den Codex zu ſeinem Privatgebrauch auf unbeſtimmte Zeit geliehen hat, und ich verſichere Sie, Wunſch und Sorge werden uns unaufhörlich um dieſes Haus ſchweben."

„Laſſen Sie den Menſchen, die darin wohnen, auch etwas von den guten Wünſchen zu Theil werden," ſagte lachend der Landwirth, „und vergeſſen Sie nicht, daß Sie bei Ihrem Suchen nach der Handſchrift in Wahrheit auf den Hund gekommen ſind. Ich hoffe übrigens, daß dieſe Entdeckung mein armes Haus von dem üblen Rufe befreien wird, Schätze zu enthalten. Und um dieſen Gewinn will ich mir die unnöthige Arbeit recht gern gefallen laſſen."

„Das iſt der größte Irrthum Ihres Lebens," erwiderte der Doctor überlegen, „gerade das Entgegengeſetzte wird ſtattfinden. Unſere Entdeckung wird von allen Leuten, welche ein Gemüth für Schätze haben, ſo verſtanden werden, daß Ihnen nur der Glaube fehlte, und daß Sie nicht die nöthige Feierlichkeit anwandten; deshalb iſt der Schatz Ihren Augen entrückt, und zur Strafe der Hund beigeſetzt worden. Ich weiß beſſer, wie Ihre Nachbarn dergleichen der Nachwelt überliefern. Harre in Frieden deiner Entdeckung, Tacitus, dein beharrlichſter Freund ſcheidet, denn er, den ich dir zurücklaſſe, fängt an, der Gleichgültigkeit dieſes Hauſes unbillige Zugeſtändniſſe zu machen."

Er ſah ernſthaft auf den Profeſſor hinüber und rief ſeinen Begleiter Hans zu einem letzten Beſuche im Dorfe, um dort noch von ſeinen weiſen Frauen dankbaren Abſchied zu nehmen und ein ſchönes Volkslied einzuheimſen, dem er auf die Spur gekommen war.

Er blieb lange aus, denn nach dem Liede kam unvermuthet noch eine wundervolle Geſchichte zum Vorſchein von einem Herrn Dietrich und ſeinem Pferd, welches Feuer ſchnaubte.

Als der Profeſſor gegen Abend nach ihm ausſah, traf er auf Ilſe, welche, ihren Strohhut in der Hand, zu einem Gang ins Freie gerüſtet war. „Iſt Ihnen recht," ſagte ſie, „ſo gehen wir Ihrem Freunde entgegen." Sie ſchritten einen Rain entlang, zwiſchen abgeräumten Feldern, auf denen hier und da wildes Grün aus den Stoppeln herauftrieb.

„Der Herbſt naht," bemerkte der Profeſſor, „das iſt die erſte Mahnung."

„Wir in der Wirthſchaft," erwiederte Ilſe, „ſind wie Till Eulenſpiegel gutes Muths, ſo oft wir im Winter durchmachen, was Andern läſtig ſcheint. Wir denken dann auf das nächſte Frühjahr, und wir freuen uns der Ruhe. Wenn die Windsbraut dahinfährt und den Schnee mannshoch in die Thäler weht, wir ſitzen im Warmen."

„Uns in der Stadt aber vergeht der Winter, faſt ohne daß wir ihn merken. Nur die kurzen Tage, die weißen Dächer erinnern daran, unſere Arbeit aber verläuft unabhängig vom Wechſel der Jahreszeiten. Und doch hat mich der Blätterfall ſeit meiner Kindheit betrübt, und im Frühjahr habe ich immer Luſt, die Bücher bei Seite zu werfen und durch das Land zu laufen, wie ein Handwerksgeſell."

Sie ſtanden an einem Garbenhaufen. Ilſe bog einige Aehrenbündel zum Sitz zurecht und ſah über die Felder nach den fernen Bergen.

„So iſt's mit uns gerade umgekehrt und anders als man denken ſollte," begann ſie nach einer Weile, „wir ſind hier wie die Vögel, die Jahr aus Jahr ein luſtig mit den Flügeln ſchlagen, Sie aber denken und ſorgen um andere Zeiten und andere Menſchen, die lange vor uns waren; Ihnen iſt das Fremde ſo vertraut, wie uns der Aufgang der Sonne und die Sternbilder. Und wie Ihnen wehmüthig iſt, daß der Sommer endet, ebenſo wird es mir ſchmerzlich, wenn ich einmal von vergangener Zeit höre und leſe, und am traurigſten machen mich die Geſchichtsbücher. So viel Unglück auf Erden, und gerade die Guten nehmen ſo oft ein Ende mit Leid. Ich werde dann vermeſſen und frage, warum hat der liebe Gott das ſo gewollt? Und es iſt wohl recht thöricht, wenn ich das ſage, ich leſe deshalb nicht gern in der Geſchichte."

„Dieſe Stimmung begreife ich," erwiederte der Profeſſor. „Denn wo die Menſchen ihren Willen durchzuſetzen ſtreben gegen ihr Volk und gegen ihre Zeit, werden ſie am Ende faſt immer als die Schwächeren widerlegt; auch was der Stärkſte etwa ſiegreich durchſetzt, hat keinen ewigen Beſtand. Und wie die Menſchen und ihre Werke, vergehen auch die Völker. Aber wir ſollen nicht an die Schickſale eines einzelnen Mannes oder Volkes unſer Herz hängen, ſondern wir ſollen verſtehen, wodurch ſie groß wurden und untergingen, und welches der bleibende Gewinn war, welcher dem Menſchengeſchlecht durch ihr Leben erhalten wurde. Dann wird der Bericht über ihre Schickſale nur wie eine Hülle, hinter welcher wir die Thätigkeit anderer lebendiger Kräfte erkennen. Denn wir errathen, daß in den Menſchen, welche zerbrechen, und in den Völkern, welche zerrinnen, noch ein höheres geheimes Leben waltet, welches nach ewigen Geſetzen ſchaffend und zerſtörend dauert. Und einige Geſetze dieſes höhern Lebens zu erkennen und den Segen zu empfinden, welchen dies Schaffen und Zerſtören in unſer Daſein gebracht hat, das iſt Aufgabe und Stolz des Geſchichtsforſchers. Von dieſem Standpunkt verwandelt ſich Auflöſung und Verderben in neues Leben. Und wer ſich gewöhnt, die Vergangenheit ſo zu betrachten, dem vermehrt ſie die Sicherheit und ſie erhebt ihm das Herz."

Ilſe ſchüttelte das Haupt und ſah vor ſich nieder. „Der römiſche Mann, deſſen verlorenes Buch Sie zu uns geführt hat, und von dem heut wieder die Rede war, iſt er Ihnen deshalb lieb, weil er die Welt ebenſo freudig angeſehen hat wie Sie?"

„Nein," verſetzte der Profeſſor, „gerade das Gegentheil macht uns ſeine Arbeit beweglich. Sein ernſter Geiſt wurde niemals durch fröhliche Zuverſicht gehoben. Das Schickſal ſeines Volkes, die Zukunft der Menſchen liegt ihm als ein unheimliches Räthſel ſchwer auf der Seele, in der Vergangenheit erblickt er eine beſſere Zeit, freieres Regieren, ſtärkere

Charaktere, reinere Sitten, er erkennt an ſeinem Volke und im Staat einen Verfall, der ſelbſt durch gute Regenten nicht mehr aufzuhalten iſt. Es iſt ergreifend, wie der beſonnene Mann zweifelt, ob dies furchtbare Schickſal von Millionen eine Strafe der Gottheit iſt, oder die Folge davon, daß kein Gott ſich um das Loos der Sterblichen kümmert. Ahnungsvoll und ironiſch betrachtet er die Geſchicke der Einzelnen, die beſte Weisheit iſt ihm, das Unvermeidliche ſchweigend und duldend ertragen. Daß er in eine troſtloſe Oede ſtarrt, erkennt man auch dann, wenn ihm einmal ein kurzes Lächeln die Lippen bewegt; man meint zu ſehen, daß um ſein Auge doch die Furcht hängt und der ſtarre Ausdruck, welcher dem Menſchen bleibt, den einmal tötliches Gräuen geſchüttelt.“

„Das iſt traurig,“ rief Ilſe.

„Ja, es iſt fürchterlich. Und wir begreifen ſchwer, wie man bei ſolcher Troſtloſigkeit das Leben ertrug. Die Freude, unter einem Volke mit aufſteigender Kraft zu leben, hatte damals nicht der Heide, nicht der Chriſt. Denn das iſt doch das höchſte und unzerſtörbare Glück des Menſchen, wenn er vertrauend auf das Werdende, mit Hoffnung auf das Zukünftige blicken kann. Und ſo leben wir. Viel Schwaches, viel Verdorbenes und Abſterbendes umgibt uns, aber dazwiſchen wächſt eine unendliche Fülle von junger Kraft herauf. Wurzeln und Stamm unſeres Volkslebens ſind geſund. Innigkeit in der Familie, Ehrfurcht vor Sitte und Recht, harte, aber tüchtige Arbeit, kräftige Rührigkeit auf jedem Gebiet. In vielen Tauſenden das Bewußtſein, daß ſie ihre Volkskraft ſteigern, in Millionen, die noch zurückgeblieben ſind, die Empfindung, daß auch ſie zu ringen haben nach unſerer Bildung. Das iſt uns Modernen Freude und Ehre, das hilft wacker und ſtolz machen. Und wir wiſſen wohl, die frohe Empfindung dieſes Beſitzes kann auch uns einmal getrübt werden, denn jeder Nation kommen zeitweiſe Störungen ihrer Entwickelung, aber das Gedeihen iſt nicht zu ertöten und nicht auf die Dauer zurückzuhalten, ſolange dieſe letzten Bürgſchaften der Kraft und Geſundheit vorhanden ſind. Deshalb iſt jetzt auch glücklich, wer den Beruf hat, längſt Vergangenes zu durchſuchen, denn er blickt von der geſunden Luft der Höhe hinab in die dunkle Tiefe.“

Ilſe ſah hingeriſſen in das Antlitz des Mannes; er aber bog ſich über die Garbe, welche zwiſchen ihm und ihr lehnte, und fuhr begeiſtert fort: „Jeder von uns holt aus dem Kreiſe ſeiner perſönlichen Erfahrungen Urtheil und Stimmung, welche er bei Betrachtung großer Weltverhältniſſe verwendet. Blicken Sie um ſich her auf die lachende Sommerlandſchaft, dort in der Ferne auf die thätigen Menſchen, und was Ihrem Herzen näher liegt, auf Ihr eigenes Haus und den Kreis, in dem Sie aufgewachſen ſind. So mild das Licht, ſo warm das Herz, verſtändig, gut und treu der Sinn der Menſchen, die Sie umgeben. Und denken Sie, welchen Werth auch für mich hat, das zu ſehen und an Ihrer Seite zu genießen. Und wenn ich über meinen Büchern recht innig empfinde, wie wacker und tüchtig das Leben meines Volkes iſt, welches mich umgibt, ſo werde ich fortan auch Ihnen zu danken haben.“ Er ſtreckte ſeine Hand aus über die Garben, Ilſe faßte ſie, hielt ſie mit beiden Händen feſt und eine warme Thräne fiel darauf. So ſah ſie mit feuchten Augen zu ihm hin, eine ganze Welt von Seligkeit lag in ihrem Antlitz. Allmählich ergoß ſich ein helles Roth über ihre Wangen, ſie ſtand auf, noch ein Blick voll hingebender Zärtlichkeit fiel auf ihn, dann ſchritt ſie flüchtig von ihm abwärts, den Rain entlang.

Der Profeſſor blieb ſtehen an die Garben gelehnt. Auf der Spitze der Aehre über ſeinem Haupte zwitſcherte fröhlich die Haidelerche, er drückte ſeine Wange an die Getreidebüſchel, welche ihn halb verbargen. So ſah er in ſeliger Vergeſſenheit dem Mädchen nach, das zu den fernen Arbeitern hinabſtieg.

Als er die Augen erhob, ſtand ihm der Freund zur Seite, er ſchaute ein Antlitz, in welchem inniges Mitgefühl zuckte, und hörte die leiſe Frage: „Und was ſoll werden?“

„Mann und Weib," ſprach der Profeſſor ſtark, drückte dem Freunde die Hand und ſchritt über das Feld dem Ruf der Lerche nach, welche auf jeder Garbenſpitze anhielt, ihn zu erwarten.

Fritz war allein. Das Wort war geſprochen, ein neues ungeheures Schickſal erhob ſich über das Leben des Freundes. Alſo dies ſollte das Ende ſein? Thusnelda ſtatt des Tacitus? — Ach, die ſociale Erfindung der Ehe war ſehr ehrwürdig, das empfand Fritz tief, es war faſt allen Menſchen unvermeidlich, die aufwühlenden Kämpfe durchzumachen, welche eine Veränderung der geſammten Lebensordnung zur Folge haben. Aber den Freund konnte er ſich gar nicht denken unter den Büchern, mit den Collegen, und dazu dieſe Frau! Schmerzlich fühlte er, daß auch ſein Verhältniß zu dem Gelehrten dadurch geändert werden mußte. — Aber er dachte nicht lange an ſich ſelbſt, mißtrauiſch, ängſtlich ſorgte er um den Waghalſigen. Und nicht weniger um ſie, die ſo gefährlich in die Seele des Andern eingedrungen war. — Und der Treue ſah zornig in die Runde auf Stoppeln und Strohhalme, und er ballte eine Fauſt gegen den ſeligen Bachhuber, gegen das Thal von Roſſau, ja auch gegen ſie, die letzte Urſache der heilloſen Verwirrung, — gegen die Handſchrift des Tacitus.

8

Ilſe.

Ilſe hatte in großer Wirthſchaft gleichmäßig dahingelebt, ſeit dem Tod der Mutter hatte ſie, kaum erwachſen, dem Haushalt des Gutes vorgeſtanden, angeſtrengt und pflichtgetreu wie ein Beamter ihres Vaters; der Frühling kam und der Herbſt, ein Jahr rollte wie das andere über ihr Haupt; der Vater, die Geſchwiſter, das Gut, die Arbeiter und die Armen des

Thales, das war ihr Leben. Mehr als einmal hatte ſich beim Vater ein Freier gemeldet, ein derber tüchtiger Landwirth aus der Umgegend, ſie aber hatte ſich zufrieden gefühlt in dem Amt des Hauſes, und ſie wußte, daß dem Vater lieb war, wenn er ſie bei ſich behielt. Des Abends, wenn der thätige Mann auf dem Sopha ausruhte und die Kinder zu Bett geſchickt waren, ſaß ſie ſtill mit ihrer Stickerei neben ihm oder beſprach die kleinen Vorgänge des Tages, die Krankheit eines Arbeiters, den Schaden eines Hagelſchauers, den Namen der neuen Milchkuh, die angebunden wurde. Es war eine einſame Gegend, viel Wald, meiſt kleine Güter, keine reiche Geſelligkeit, und der Vater, der ſich durch angeſtrengte Thätigkeit zum wohlhabenden Manne heraufgearbeitet hatte, war kein Freund großer Geſellſchaften, die Tochter auch nicht. Am Sonntage kam wohl der Herr Paſtor zu Tiſche, die Beamten des Vaters blieben dann über den Kaffe und erzählten kleine Geſchichten aus der Umgegend, die Kinder, welche in der Woche durch den Seminariſten gebändigt wurden, lärmten durch Garten und Flur. Und wenn Ilſe eine freie Stunde hatte, ſetzte ſie ſich in ihr Stübchen mit einem Buche aus der kleinen Sammlung des Vaters, einem Roman von Walter Scott, einer Erzählung von Hauff, einem Bande von Schiller.

Jetzt aber war mit dem fremden Manne eine Fülle von Bildern, Gedanken, Gefühlen in ihrer Seele aufgegangen. Vieles was ſie bis dahin gleichmüthig aus der Ferne betrachtet hatte, wurde ihr auf einmal nah vor die Augen gerückt. Wie künſtliches Feuer, welches unerwartet aufſprühend einzelne Stellen der dunklen Landſchaft mit buntem Schein erleuchtet, gab ihr ſeine Rede bald hier bald dort einen feſſelnden Blick auf fremdes Leben. Wenn er ſprach und die Worte ſo reich, gewählt und vornehm aus ſeinem Innern quellen, dann neigte ſie das Haupt anfänglich vorwärts wie im Traum, bis zuletzt ihr Blick an ſeinen Lippen und Augen feſthing. Denn ſie fühlte eine Ehrfurcht, bei welcher Schrecken war, vor einem

Menſchengeiſte, der ſo hoch und ſicher über der Erde ſchwebte. Von vergangenen Zeiten ſprach er wie von der Gegenwart, die geheimen Gedanken der Menſchen, welche vor Jahrtauſenden lebendig geweſen waren, wußte er zu erklären. Ach, ſie empfand die Herrlichkeit und Größe menſchlicher Wiſſenſchaft als Verdienſt und Größe des Einen, der ihr gegenüber ſaß, und die geiſtige Arbeit vieler Jahrhunderte erſchien ihr wie ein überirdiſches Weſen, das mit menſchlichem Munde in ihrem Hauſe Unerhörtes verkündete.

Aber es war nicht das Wiſſen allein. Wenn ſie wie aus der Tiefe den Blick zu ihm erhob, ſah ſie ein ſtrahlendes Auge, den freundlichen Zug um die beredten Lippen, und ſie fühlte ſich unwiderſtehlich zu dem warmen Leben des Mannes gezogen. Dann ſaß ſie ihm als ſtille Hörerin gegenüber. Wenn ſie aber in ihr Zimmer trat, kniete ſie nieder und verbarg das Antlitz in ihren Händen, ſie ſah ihn dann vor ſich und brachte ihm in der Einſamkeit ihre Huldigung dar.

So erwachte ſie zum Leben. Es war eine Zeit der reinen Begeiſterung, eines ſelbſtloſen Entzückens, das der Mann nicht kennt und das nur dem Weibe wird, einem reinen unwiſſenden Herzen, dem plötzlich bei gereifter Kraft das Größte des Erdenlebens die empfängliche Seele einnimmt.

Und ſie ſah, daß ihr Vater in ſeiner Art unter dem Einfluß deſſelben Zaubers ſtand. Am Mittagstiſch, der ſonſt ſo ſchweigſam war, floß jetzt die Unterhaltung wie aus lebendigem Born, an den Abenden, wo er ſonſt müde über der Zeitung geſeſſen hatte, wurde das Geſpräch zuweilen bis auf die erſte Nachtſtunde hinausgezogen, Vieles wurde erörtert, oft wurde geſtritten, immer war der Vater, wenn er ſeinen Nachtleuchter vom Tiſche nahm, in heiterer Stimmung, mehr als einmal wiederholte er auf- und abgehend noch ſich ſelbſt einzelne Reden des Gaſtfreundes. „Er iſt in ſeiner Art ein ganzer Mann,“ ſagte er, „Alles ſicher und feſt gefügt, man weiß immer wie man mit ihm dran iſt.“

Einigemal ängſtigte ſie, was er ausſprach. Zwar vermieden die Freunde, was die innige Gläubigkeit der Hörerin verletzen konnte, aber aus den Reden des Profeſſors klang zuweilen eine fremdartige Auffaſſung ehrwürdiger Lehre und der menſchlichen Pflichten heraus. Und doch war wieder ſo edel und gut was er behauptete, daß ſie ſich dagegen mit ihren Gedanken nicht zu wehren wußte.

Er war oft heftig in ſeinen Ausdrücken; wo er verurtheilte, that er das mit ſtarken Worten, auch im Geſpräch brach er wohl heraus, daß der Doctor und ſogar der Vater zurückwichen. Und ſie ahnte, daß in ſeinem Haupte ſich die Welt anders darſtellte als bei den meiſten Menſchen, ſtolzer, edler, entſchiedner. Und wenn er von Andern viel verlangte, wie Einem natürlich iſt, der mehr mit abgeſchloſſenen Bildungen als mit dem werdenden Leben verkehrt, da wurde ihr wohl bange, wie man vor ſeinen Augen beſtehen könne. Aber derſelbe Mann war wieder ſo bereit alles Gute anzuerkennen, und er freute ſich wie ein Kind, wenn er erfuhr, daß ſich Jemand brav und ſtark erwieſen hatte.

Er war ein ernſter Mann, und doch war er Liebling der Kinder geworden, faſt noch mehr als der Doctor. Sie vertrauten ihm ihre kleinen Geheimniſſe, er beſuchte ſie in der Kinderſtube und gab ihnen nach Jugenderinnerungen Anweiſung, wie ſie einen großen Papierdrachen machen ſollten, er malte ſelbſt die Augen und den Schnurrbart und ſchnitt die Quaſte des Schwanzes, und ein froher Tag war's, als der Drache das erſte Mal auf dem neuen Stoppelfelde aufſtieg. Wenn der Abend kam, dann ſaß er, von den Kindern umgeben, wie ein Rebhuhn unter den Küchlein, Franz kletterte auf die Stuhllehne und zauſte an ſeinem Haar, an jedem Knie lehnte eines der Größern; dann wurden Räthſel aufgegeben und Geſchichten erzählt, und wenn Ilſe zuhörte, wie er mit den Kindern kleine Reime nachſprach und lehrte, dann ſchwoll ihr das Herz vor Freude, daß ein ſolcher Geiſt ſo zutraulich mit der Einfalt verkehren konnte, dann ſpähte ſie in ſein Antlitz und ſah hinter den feſten Zügen des Mannes ein Kindergeſicht herausleuchten, lachend und glücklich, und ſie konnte ſich ihn denken, wie er ſelber ein kleiner Bube geweſen war, der auf dem Schoße ſeiner Mutter ſaß. — Glückliche Mutter!

Da kam die Stunde unter den Garben, die gelehrte Unterredung, welche mit Tacitus anfing und mit einem ſtummen Bekenntniß der Liebe endigte. Die ſelige Heiterkeit ſeines Angeſichts, der bebende Klang ſeiner Stimme hatten den dünnen Schleier zerriſſen, der ihr das eigene wogende Gefühl barg. Sie wußte jetzt, daß ſie ihn liebte, heiß und unendlich, und ſie ahnte, daß er empfand, wie ſie ſelbſt. Der ihr ſo groß gegenüber ſtand, er hatte ſich zu ihr herabgeneigt, ſie hatte ſeinen warmen Athem, den ſchnellen Druck ſeiner Hand gefühlt. Als ſie dahinging durch das Feld, ſtrömte ihr die Glut in die Wangen, und was ſie umgab, Erde und Himmel, Flur und ſonniger Waldesſaum, das floß vor ihr in leuchtende Wolken zuſammen. Mit beflügeltem Fuß eilte ſie hinab in den Waldgrund, wo das Baumlaub ſie umhüllte. Jetzt erſt fühlte ſie ſich allein, und ohne es zu wiſſen, faßte ſie einen ſchlanken Birkenſtamm und ſchüttelte ihn mit voller Kraft, daß der Baum laut rauſchte und ſeine Blätter auf ſie herabſtreute. Und ſie hob die Hände zu dem goldenen Licht des Himmels und warf ſich nieder auf den Moosgrund. In heftigen Athemzügen hob ſich ihre Bruſt und die kräftigen Glieder zuckten von der inneren Erregung. Wie vom Himmel herab war die Leidenſchaft in das junge Weib geſunken und faßte ihr Leib und Seele mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Lange lag ſie ſo, braune Sommerfalter ſpielten ihr um das Haar, eine kleine Eidechſe fuhr ihr über die Hand, weiße Dolden der Waldblumen und die Zweige der Haſel neigten ſich über ſie, als wollten die kleinen Kinder der Natur das heiße Leben der Schweſter verdecken, welche zu ihnen gekommen war in dem ſeligſten Schreck ihres Lebens.

Endlich hob ſie ſich auf die Knie, ſchlug die Hände zuſammen, ſie dankte dem lieben Gott für ihn und bat für ihn.

Geſammelt trat ſie in das offene Thal, nicht mehr das ruhige Mädchen von ſonſt, ihr eigenes Leben und was ſie umgab, glänzte in neuen Farben, und ein neues Fühlen fand ſie in der Welt. Sie verſtand die Sprache des Schwalbenpaares, welches um ſie kreiſte und mit zwitſcherndem Ton pfeilſchnell an ihr vorüberfuhr. Es war die wonnige Freude am Leben, welche den kleinen Leib durch die Luft ſchnellte, und was die Vögel zu ihr ſprachen, war ein ſchweſterlicher Jubelruf. Sie antwortete auf den Gruß der Arbeiter, welche vom Felde heimgingen, und ſie ſah auf eine der Frauen, welche die Garben angelegt hatte, und wußte genau, wie ihr zu Muthe war. Auch die Frau hatte als Mädchen einen fremden Burſchen geliebt, es war eine lange unglückliche Neigung geweſen mit vielen Schmerzen, jetzt aber ging ſie getröſtet neben ihm nach Hauſe, und als ſie mit ihrer Herrin ſprach, ſah ſie ſtolz auf ihren Begleiter. Und Ilſe fühlte, wie glücklich die arme ermüdete Frau war. Und als Ilſe in den Hof trat und die Stimme der Mägde hörte, welche vergebens auf ſie gewartet hatten, und das ungeduldige Brummen der Rinder, das wie ein Vorwurf an die ſäumige Herrin klang, da ſchüttelte ſie leiſe das Haupt, als wenn die Mahnung nicht mehr ihr gelte, ſondern einer andern.

Als ſie wieder aus den Wirthſchaftsräumen in das goldene Abendlicht trat, mit beflügeltem Schritt, das Haupt gehoben, ſah ſie erſtaunt den Vater neben ſeinem Reitpferd ſtehen, bereit zum Aufſitzen, und vor ihm in ruhigem Geſpräch den Doctor und den Mann, welchem entgegenzutreten ſie in dieſem Augenblicke verlegen ſcheute. Sie näherte ſich zögernd. „Wo ſäumſt du, Ilſe," rief der Landwirth, „ich muß fort," und, in das bewegte Geſicht der Tochter blickend, ſetzte er hinzu, „es iſt nichts Großes. Ein Brief des kranken Oberförſters ruft mich in das Forſthaus, es iſt einer von den Hofleuten angekommen, und ich kann mir denken, was ſie von mir wollen. Ich hoffe, zur Nacht zurück zu ſein.“ Und dem Doctor nickte er zu: „Wir ſehen uns noch vor Ihrer Abreiſe.“ Er trabte dahin und Ilſe dankte im Herzen der neuen Botſchaft, die ihr leichter machte, ruhige Worte mit den Freunden zu ſprechen. Sie folgte neben ihnen dem Wege, auf dem der Vater dahinritt, und bemühte ſich, in gleichgültigem Geſpräch die Unruhe zu verbergen. Und ſie erzählte von dem Jagdſchloß im Walde und von der Einſamkeit, in welcher der greiſe Oberförſter unter den Buchen des Forſtes hauſe. Aber es war doch eine ſpärliche Rede, jedes der ehrlichen Herzen war mächtig bewegt, der Profeſſor und Ilſe vermieden einander in die Augen zu blicken, auch dem Freunde gelang nicht, durch leichte Scherze die Leidenſchaftlichen in das kleine Treiben dieſer Welt herab zu ziehen.

Da wies Ilſe plötzlich mit der Hand auf einen Hohlweg zur Seite, aus welchem mehre ſchwarze Köpfe auftauchten. „Sehen Sie dort die Indianer der Frau Oberamtmann.“ In ſchnellem Schritt zog eine Reihe wilder Geſtalten, eine hinter der andern; voran ein kräftiger Mann in braunem Kittel und verſchoſſenem Hut, einen dicken Stab in der Hand; hinter ihm zwei jüngere Männer ein bepacktes kleines Pferd führend, auf dem ein Affe in rother Jacke ſaß; dann Weiber mit Kindern auf dem Rücken; um den Trupp liefen halbnackte Buben und Mädchen, lange ſchwarze Haare hingen ihnen um die braunen Geſichter und die wilden Augen ſtarrten ſchon aus der Ferne gierig auf die Spaziergänger.

„Wenn der Herbſt kommt, ſtreicht zuweilen das bettelnde Volk durch unſer Land, es ſind Gaukler, die zu Kirmes und Vogelſchießen ziehen, aber ſeit einigen Jahren haben ſie ſich nicht in die Nähe des Guts gewagt.“

Der Trupp nahte, aus dem Trott wurde ſtürmiſches Laufen, im Augenblick waren die Freunde von ſechs bis acht dunklen Geſtalten umringt, welche mit leidenſchaftlicher Geberde drängten und laut ſchreiend die Hände ausſtreckten, Männer, Weiber, Kinder im Getümmel durcheinander. Erſtaunt ſahen die Freunde in die blitzenden Augen, die heftigen Bewegungen und auf die Kinder, welche mit den Füßen ſtampften und mit ihren Händen den Leib der Fremden betaſteten wie Wahnſinnige.

„Zurück, ihr Wilden," rief Ilſe, drang durch die Bande und ſtellte ſich vor die Freunde. „Zurück, wer ſpricht für den Haufen?" wiederholte ſie unwillig, und hob gebietend den Arm. Der Lärm verſtummte, ein braunes Weib, nicht kleiner als Ilſe, das glänzende Haar in Flechten gebunden und mit einem bunten Kopftuch umſchlungen, trat aus der Schaar und ſtreckte die Hand gegen Ilſe aus: „Meine Kinder bitten," ſagte ſie, „ſie hungern und dürſten." Es war ein großes Antlitz mit ſcharfen Zügen, in denen noch die Spuren früherer Schönheit ſichtbar waren. Mit vorgebeugtem Kopf ſtand ſie der Jungfrau gegenüber und ihre funkelnden Augen fuhren ſpähend von einem Antlitz auf das andere.

„Geld haben wir nur für die Menſchen, welche uns arbeiten," antwortete Ilſe kalt. „Für den Fremden, der dürſtet, iſt unſer Quell, und dem Hungernden geben wir von unſerm Brot, Sie erhalten nichts weiter aus unſerm Hauſe."

Wieder hob ſich ein halbes Dutzend Arme und wieder drängte der wilde Haufe heran. Die Führerin trieb ihn durch einen Ruf in fremder Sprache zurück. „Wir wollen dir arbeiten, Fräulein," ſagte ſie in geläufiger Phraſe mit gebildetem Accent, „die Männer beſſern altes Geräth, wir ſcheuchen dir Maus und Ratte aus den Mauern, haſt du ein krankes Pferd, wir heilen es ſchnell."

Ilſe bewegte verneinend das Haupt. „Eurer Hilfe bedürfen wir nicht. Sprechen Sie zu mir ohne Gaukelei, wie man zu ordentlichen Leuten redet, ich weiß wohl, daß Sie das recht gut können, wenn Sie wollen. Wo iſt euer Paſſirſchein?"

„Wir haben keinen," ſagte die Frau, „wir kommen weit aus der Fremde." Sie wies nach der aufgehenden Sonne.

„Und wo wollen Sie zur Nacht raſten?" frug Ilſe.

„Wir wiſſen es nicht. Die Sonne will untergehen, und meine Leute ſind müde und barfuß,“ verſetzte die Fremde.

„Sie dürfen nicht nahe am Hofe und nicht nahe bei den Dorfhäuſern lagern. Die Brote erhalten Sie am Hofthor, dorthin ſchickt Jemanden, der ſie abholt. Und wenn ihr ein Feuer anzündet auf unſerer Flur, ſo hütet euch, den Garben nahe zu kommen, wir werden auf euch Acht geben. Und Niemand ſchleicht auf das Gut und in das Dorf, den Leuten wahrzuſagen, das leiden wir nicht.“

„Wir ſagen nicht wahr,“ antwortete die Frau und berührte mit der Hand ein kleines ſchwarzes Kreuz, welches ſie am Halſe trug. „Die Zukunft kennt hier unten Keiner, auch wir wiſſen nichts davon.“

Ilſe neigte ehrerbietig das Haupt. „Gut,“ ſagte ſie, „wie auch der Sinn iſt, welchen Sie hinter Ihren Worten bergen, Sie ſollen mich nicht umſonſt an die Gemeinſchaft gemahnt haben, die zwiſchen uns iſt. Kommen Sie ſelbſt an das Thor, Mutter, und erwarten Sie mich dort. Brauchen Sie etwas für die Kleinen, ſo will ich zu helfen ſuchen.“

„Wir haben ein krankes Kind, ſchönes Fräulein, und dem Buben fehlen die Kleider,“ bat die Landfahrerin, „ich komme, und meine Leute werden thun, wie Sie wollen.“ Sie gab ein Zeichen und der wilde Zug trabte gehorſam einen Seitenweg entlang, der dem kleinen Dorfe zuführte. Die Freunde ſahen der Bande neugierig nach.

„Daß ſolche Scene in dieſem Lande möglich wäre, hätte ich nie geglaubt,“ rief der Doctor.

„Sie waren früher bei uns eine Landplage,“ verſetzte Ilſe gleichmüthig. „Sie ſtammen von Zigeunerart. Ein Landesherr in der Nähe hatte ihnen Unterſchlupf gegeben, aber ſie waren ein unartiges Geſinde. Jetzt ſind ſie ſelten, der Vater hält ſtreng auf Ordnung, und ſie wiſſen das recht gut. Doch wir müſſen zurück in den Hof, denn Vorſicht kann bei dem diebiſchen Volk nicht ſchaden.“

Sie eilten nach dem Hofe, Ilſe rief den Inſpector, und die Kunde, daß die Landläufer in der Nähe waren, flog wie ein Lauffeuer durch den Hof. Die Ställe wurden verwahrt, das Federvieh und die Familien der fettumwachſenen Schweine der Obhut von zwei handfeſten Mägden übergeben, der Schäfer und die Knechte erhielten Befehl, Nachtwache zu halten. Ilſe rief die Kinder, ſie gab ihnen das Abendbrot und fand ſchwer, die Aufgeregten zu bändigen. Die Jüngſten wurden der Mamſell unter ſtarkem Proteſt und Thränen übergeben zu ſicherer Aufbewahrung in ihren Betten. Dann ſuchte Ilſe alte Röckchen und Linnen zuſammen, belud eine Magd mit zwei Broten und ſchickte ſich an, zum Hofthor zu gehen, wo die Frau ſie erwarten ſollte. Der Doctor hatte ſich in ſeiner Freude über die Fremden aller Sorge um den Freund entſchlagen. „Erlauben Sie uns, die Verhandlung mit der Sibylle anzuhören,“ bat er.

Sie fanden die Landſtreicherin in der Dämmerung vor dem Thor ſitzend, neben ihr ein halbwüchſiges Mädchen mit prachtvollen Augen und langen Zöpfen, aber mangelhaftem Gewande. Das Weib erhob ſich und nahm mit vornehmer Haltung die Spende in Empfang, welche ihr Ilſe reichte.

„Segen über Sie, Fräulein,“ rief ſie, „alles Glück, das Sie ſich jetzt wünſchen, ſoll Ihnen zu Theil werden. Und Sie haben ein Angeſicht, welches Glück verheißt. Segen über Ihr goldenes Haar und die blauen Augen. Ihnen danke ich,“ ſchloß ſie ſich verneigend. „Wollen die Herren nicht auch meinem Mädchen ein Andenken ſchenken?“ Die wilde Schöne hielt ihre Hand hin. „Die Sonne hat ihr das Geſicht verbrannt, ſeien Sie freundlich gegen die arme Schwarze,“ bettelte die Alte, und dabei ſah ſie lauernd in der Runde umher. Der Profeſſor ſchüttelte verneinend das Haupt, der Doctor griff nach ſeiner Börſe und legte der Alten ein Geldſtück in die Hand. „Das Prophezeien habt ihr aufgegeben?“ frug er lachend.

„Es bringt Unglück dem, der wahrſagt, und dem, der fragt," verſetzte die Fremde. „Hüte ſich der Herr vor allem, was bellt und kratzt, denn ihm kommt Unglück von Hunden und Katzen." Ilſe und der Profeſſor lachten, die Augen der Landſtreicherin ſuchten unterdeß unruhig in dem Gebüſch.

„Wir können nicht wahrſagen," fuhr ſie geläufig fort, „wir haben keine Macht über die Zukunft, und wir irren wie ihr andern auch. Aber Manches ſehen wir doch, ſchönes Fräulein, und ohne daß Sie es verlangen, will ich's Ihnen ſagen. Der Herr da neben Ihnen ſucht einen Schatz, und er wird ihn finden, aber er ſoll ſich hüten, daß er ihn nicht verliert; und Sie, ſtolzes Fräulein, werden einem Manne lieb ſein, der eine Krone trägt, und Sie werden die Wahl haben, ob Sie eine Königin werden wollen, die Wahl und die Qual," ſetzte ſie leiſer hinzu, und ihre Augen flogen wieder unruhig umher.

„Hinweg mit euch!" rief Ilſe unwillig, „ſolch Geſchwätz ſtimmt ſchlecht zu euern Worten."

„Wir wiſſen nichts," murmelte die Fremde demüthig, nach dem Zeichen an ihrem Halſe faſſend. „Wir haben nur unſere Gedanken. Und unſere Gedanken ſind eitel oder wahr, je nachdem ein Stärkerer will. Leben Sie wohl, ſchönes Fräulein," rief ſie mit Nachdruck, und ſchritt mit ihrer Begleiterin in die Tiefe.

„Wie ſtolz ſie dahingeht," rief der Doctor, „Reſpect vor dem klugen Weibe, ſie wollte nicht wahrſagen, aber ſie konnte doch nicht vermeiden, ſich durch geheimes Wiſſen zu empfehlen."

„Sie hat ſich längſt bei den Feldarbeitern nach uns Allen erkundigt, und ſie kennt den Hof," verſetzte Ilſe lachend.

„Wo nur ihr Lager aufgeſchlagen iſt?" frug der Doctor neugierig.

„Wahrſcheinlich hinter dem Dorfe," verſetzte Ilſe. „Im Thal ſehen wir wohl die Feuer. Die Fremden haben nicht gern, wenn man ihrem Lager nahe kommt und zuſieht, was ſie als Abendkoſt verzehren."

Sie ſtiegen langſam in das Thal hinab und blieben am Ufer des Baches unfern dem Garten ſtehen. Rings um ſie lag das Dunkel des Abends auf Buſch und Wieſe, das alte Haus auf dem Steine ragte düſter unter dem dämmrigen Grau des Himmels. Vor ihren Füßen murmelte das Waſſer und die Blätter der Bäume rührten ſich im Nachtwind. Schweigend blickten die Drei in die verſchwimmenden Formen der Landſchaft hinaus, das Seitenthal mit dem Dorf lag unſichtbar in dem tiefen Schatten der Nacht, nicht einmal ein erleuchtetes Fenſter war zu ſehen. „Sie ſind lautlos verſchwunden wie die Fledermäuſe, welche eben noch durch die Luft flogen,“ ſagte der Doctor. Aber die Andern antworteten nicht, ſie dachten nicht mehr an die Landläufer.

Da klang es durch die Abendluft wie leiſes Wimmern. Ilſe fuhr zuſammen und lauſchte. Und noch einmal derſelbe ſchwache Ton. „Die Kinder!“ ſchrie Ilſe entſetzt und ſtürzte der Hecke zu, welche den Obſtgarten von der Wieſe trennte. Sie rüttelte angſtvoll an der verſchloſſenen Pforte, dann brach ſie das Geäſt der Hecke auseinander und ſprang wie eine Löwin hindurch, das Obſtgelände hinauf. Die Freunde eilten ihr nach, aber ſie erreichten die Schnelle nicht. Vor ihr ſchimmerte es hell unter den Bäumen und es regte ſich, da ſie heranflog. Zwei Männer hoben ſich vom Boden, eine Geſtalt fuhr ihr entgegen, Ilſe aber ſchlug den Arm zurück, der zum Schlag gegen ſie ausholte, daß der Mann taumelte, und warf ſich über die weinenden Kleinen, welche im Raſen lagen. Hinter Ilſe ſprang Felix herzu und packte den Mann, der Doctor rang im nächſten Augenblick mit einem andern, der wie ein Aal unter ſeinen Händen dahinglitt und in der Dunkelheit verſchwand. Der erſte Räuber aber hob ſein Meſſer gegen den Arm des Profeſſors, entrang ſich der Hand, welche ihn feſthielt, und war im nächſten Augenblick durch die Hecke gebrochen. Man hörte das Knarren im Geäſt, dann war Alles wieder ſtill.

„Sie leben!“ rief Ilſe am Boden knieend mit fliegendem Athem und umſchlang die Kleinen, welche jetzt ein klägliches Geſchrei ausſtießen. Es war Riekchen im bloßen Hemde und Franz, auch halb ausgeſchält. Die Kinder waren den Augen der Mamſell und dem Schutz der Schlafſtube entſchlüpft und in den Garten geſchlichen, um die Feuer der Komödianten zu ſehen, von denen die Geſchwiſter erzählten. Da waren ſie den Genoſſen der Bande, welche Greifbares ſuchten, in die Hände gefallen und der Kleider entledigt worden.

Ilſe nahm die ſchreienden Kinder auf ihre Arme, vergebens wollten die Freunde ihr die Laſt abnehmen. Lautlos eilte ſie mit den Geretteten nach dem Hauſe, ſie ſtürzte in das Zimmer und beide feſthaltend kniete ſie vor dem Sopha über ihnen, und die Freunde hörten ihr unterdrücktes Schluchzen. Aber nur auf wenige Augenblicke verlor ſie die Haltung. Sie richtete ſich auf und ſah über die Dienſtleute, welche in ängſtlichem Gedränge die Stube füllten. „Den Kindern iſt kein Leid geſchehen,“ rief ſie, „geht, wo ihr die Wache habt und holt mir einen der Herren.“ Der Inſpector trat aus dem Haufen. „Das war ein Raub auf unſerem Grunde,“ ſagte Ilſe, „und die ihn verübt, ſoll das Geſetz erreichen. Ich bitte, laſſen Sie die Bande in ihrem Lager aufheben.“

„In der Schlucht hinter dem Dorf iſt ihr Feuer,“ erwiederte der Inſpector, „man ſieht den rothen Rauch vom Oberſtock. Aber Fräulein — ich ſage es ungern — wäre nicht vorſichtiger, man ließe die Schurken entlaufen? Ein großer Theil unſerer Ernte liegt in Garben, ſie zünden uns in der Nacht aus Rache die Haufen an oder wagen noch Aergeres, um ihre Leute wieder frei zu machen.“

„Nein,“ rief Ilſe, „bedenken Sie nicht, zögern Sie nicht. Ob die Argen uns zu ſchaden vermögen oder nicht, darüber entſcheidet ein höherer Wille, wir thun, was unſere Pflicht iſt. Der Frevel fordert Strafe und der Herr dieſes Gutes iſt zum Wächter des Geſetzes geſtellt.“

„Laſſen Sie uns eilen,“ mahnte der Profeſſor den Beamten, „wir begleiten Sie.“

„Nun, mir iſt's nach dem Herzen,“ verſetzte der Inſpector überlegend, „der Hofverwalter bleibt hier, wir Andern ſuchen die Bande am Feuer.“

Er eilte hinaus. Der Doctor faßte einen Knotenſtock, der in einer Zimmerecke lehnte. „Das wird genügen,“ ſagte er lächelnd dem Freunde. „Ich halte mich zu einiger Schonung verpflichtet gegen dieſe lüderlichen Zigeunerſöhne, welche ihr Indiſch noch nicht ganz vergeſſen haben.“ Im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, hielt er an: „Du aber bleibſt zurück, denn du bluteſt.“

Aus dem Aermel des Profeſſors fielen einzelne Blutstropfen zur Erde.

Das Antlitz der Jungfrau wurde fahl wie die Thür, bei welcher ſie ſtand, und ſie hielt ſich zitternd an den Pfoſten. „Um unſertwillen,“ murmelte ſie tonlos. Plötzlich eilte ſie auf den Profeſſor zu und neigte ſich auf die Hand herab, ſie zu küſſen, erſchrocken hielt Felix die Leidenſchaftliche zurück. „Es iſt nicht der Rede werth, Fräulein,“ rief er, „ich bewege den Arm nach Gefallen.“ Der Doctor zwang ihn, den Rock auszuziehen und Ilſe flog nach Verbandzeug. Fritz aber unterſuchte mit der Ruhe eines alten Studenten die wunde Stelle. „Es iſt ein kurzer Stich in die Muskeln des Unterarmes,“ tröſtete er ſachverſtändig das Fräulein, „etwas Heftpflaſter wird genügen.“ Der Profeſſor fuhr wieder in den Rock und ergriff den Hut: „Vorwärts,“ ſagte er.

„O nein, bleiben Sie bei uns!“ flehte Ilſe ihm nacheilend. Der Profeſſor ſah in das angſterfüllte Geſicht, ſchüttelte ihr herzlich die Hand und verließ mit dem Freunde das Zimmer.

Der eilige Tritt der Männer verklang. Ilſe durchſchritt allein die Räume des Hauſes, Thüren und Fenſterläden waren geſchloſſen, an der Thür nach dem Hofe wachte Hans, den

Säbel des Vaters in der Hand, vom Oberſtock beobachteten die Hausmädchen Hofraum und Garten. Ilſe trat in die Kinderſtube, wo die armen Kleinen von der Mamſell und den Geſchwiſtern umringt in ihren Betten ſaßen und zwiſchen den letzten Thränen und dem Schlafe kämpften. Ilſe küßte die Müden und drückte ſie in die Kiſſen, dann eilte ſie hinaus in den Hof und lauſchte ängſtlich bald nach der Richtung, in welcher die Bande lagerte, bald nach der andern Seite, wo Hufſchlag die Ankunft des Vaters verkünden ſollte. Alles war ſtill. Die Mägde von oben riefen ihr zu, daß auch das Feuer der Fremden verlöſcht ſei, und wieder eilte ſie auf und ab, horchte erwartungsvoll und richtete die Augen zum Sternenhimmel.

Welch ein Tag! Vor wenig Stunden hoch emporgehoben über die Noth der Erde und jetzt durch feindliche Fauſt zurückgeriſſen in Schrecken und Angſt! Sollte das eine Vorbedeutung ſein für die Tage der Zukunft? War die goldene Pforte nur geöffnet, um ſich mißtönend wieder zu ſchließen und eine arme Seele zurückzulaſſen in verzehrender Sehnſucht? Die Betrügerin hatte prophezeit von Einem, der eine Krone tragen würde. Ja, in dem Reich, wo er als ein König herrſchte, da war ſelige Heiterkeit und beglückender Friede. Ach, wenn es erlaubt iſt, Irdiſches zu vergleichen mit den Freuden des Himmels, ſolches Wiſſen und Denken gab eine Vorahnung der ewigen Herrlichkeit. Denn ſo ſchwebten die Geiſter derer, die hienieden gut und weiſe geweſen waren, lichtumfloſſen in reiner Klarheit, und ſie ſprachen lächelnd und glücklich zu einander von Allem, was auf Erden geweſen war, das Geheimſte wurde ihnen offenbar und das Tiefverhüllte durchſichtig, und ſie wußten, daß alle Pein und aller Schmerz der Erde ewige Weisheit und Güte war. Und er, der hier auf Erden dahinſchritt, den heitern Himmel im Herzen, ihn ſtach der wandernde Strolch in den Arm um ihretwillen, und um ihren Lieben willen war er wieder ausgezogen in die feindſelige Nacht, und unendliche Angſt um ihn ſchnitt durch das Herz. „Schütze ihn, Allerbarmer," rief ſie

„und mich heb aus dem Dunkel, ſtärke mir die Kraft und verkläre meinen Geiſt, daß ich würdig werde des Mannes, der dein Antlitz ſchaut in vergangenen Zeiten und über geſchwundenen Völkern.“

Endlich hörte ſie den ſchnellen Trab eines Reiters und das Schnauben des ungeduldigen Roſſes an dem verſchloſſenen Thor. „Vater!“ rief ſie, riß den Riegel zurück, und flog an den Hals des Abſteigenden. Beſtürzt vernahm der Landwirth ihren ſchnellen Bericht, er warf die Zügel des Pferdes dem Sohne zu und eilte in die Kinderſtube, ſeine Kleinen zu herzen, die beim Anblick des Vaters ihres Unglücks gedachten und weinend neue Wehklage begannen.

Als der Landwirth in den Hof trat, zogen die Gutsleute vor das Haus und der Inſpector berichtete: „Niemand war um das Feuer und in der Nähe zu ſehen. Am Feuer keine Spur, daß dabei geraſtet worden, es war zur Täuſchung angezündet, ſie haben hier nur ſtehlen wollen, der größere Theil der Bande iſt ſchon am Abend weiter gezogen. Sie liegen irgendwo in den Wäldern verſteckt, und wenn die Sonne aufgeht, ſind ſie längſt über die Grenze. Das Gewürm kenne ich aus alter Zeit.“

„Er hat Recht,“ ſagte der Landwirth zu den Freunden, „und ich meine, wir haben nichts mehr zu fürchten. Doch werden zuverläſſige Augen dieſe Nacht geöffnet bleiben. Ihnen aber dankt ein armer Vater,“ fügte er bewegt hinzu, „der letzte Tag, den Sie bei uns verlebten, Herr Doctor, ſollte vom Morgen bis zum Abend abenteuerlich ſein. Das iſt ſonſt nicht unſere Art.“

„Ich ſcheide allerdings in Sorge um das, was ich hier zurücklaſſe,“ verſetzte der Doctor zwiſchen Ernſt und Scherz. „Daß jetzt gar noch verlorene Kinder Aſiens um die alten Mauern ſchleichen, iſt außer Spaß.“

„Des Geſindels ſind wir ledig, wie ich hoffe,“ fuhr der Landwirth gegen ſeine Tochter fort, „aber auf einen andern Beſuch magſt du dich bei Zeiten gefaßt machen, der Landesherr wird in einigen Wochen vor dieſem Hauſe abſteigen. Ich bin nur deshalb fortgeſprengt worden, um Geſchwätz über ſeinen Beſuch zu hören, und zu vernehmen, daß noch nicht entſchieden ſei, wo Sereniſſimus vor der Jagd das Frühſtück einnehmen werde. Dieſen Wink kenne ich, es war vor funfzehn Jahren ebenſo. Da hilft nun nichts, zu Roſſau im Lindwurm kann er nicht bleiben. Auch dieſe Störung wird vorübergehen. — Und jetzt uns Allen eine gute Nacht und ein Schlaf in Frieden."

Die beiden Freunde traten nachdenklich in ihr Schlafzimmer. Der Profeſſor ſtand am Fenſter und horchte auf den Tritt der Wächter, die von außen und innen den Hof umzogen, auf das Zirpen der Grillen und auf die gebrochenen Laute, welche aus der ſchlummernden Flur in das Ohr drangen. Und wieder hörte er ein Geräuſch neben ſich und ſah in das treue Geſicht ſeines Freundes, der in ſeiner Aufregung die Hände gefaltet hatte: „Sie iſt fromm," rief Fritz klagend.

„Sind wir's nicht auch?" erwiederte der Profeſſor, und richtete ſich hoch auf.

„Sie iſt dem Leben deines Geiſtes ſo fremd wie die heilige Eliſabeth."

„Sie hat Verſtand," entgegnete der Profeſſor.

„Sie ſteht ſo ſicher und abgeſchloſſen in ihrem Kreiſe, ſie wird in deiner Welt nie heimiſch werden."

„Sie iſt tüchtig hier, ſie wird es überall ſein."

„Du verblendeſt dich," rief Fritz händeringend. „Willſt du in den Frieden deiner Tage einen Zwieſpalt bringen, deſſen Ende du nicht abſehen kannſt? Willſt du ihr ſelbſt die ungeheure Umwandlung zumuthen, welche ſie aus einer tüchtigen Wirthin zur Vertrauten deiner rückſichtsloſen Forſchung machen ſoll? Darfſt du ihr das ſichere Selbſtgefühl eines kräftigen Lebens rauben, und in ihre Zukunft den Kampf, die Unſicherheit, den Zweifel hineintragen? Wenn du nicht an dich und deine Ruhe denkſt, ſo haſt du doch die Verpflichtung, ihr Weſen zu ehren."

Der Profeſſor legte das heiße Haupt an das Holz des Fenſters. Endlich fuhr er auf: „Wir aber ſollen Diener der Wahrheit ſein und ihre Verkünder. Und wenn wir dieſe Pflicht gegen tauſend Fremde üben, gegen Jeden, der uns hören will, wächſt nicht Recht und Pflicht da, wo wir lieben?“

„Täuſche dich nicht,“ antwortete Fritz, „du, der feinfühlende Mann, der jedes Leben in ſeiner Berechtigung ſo willig anerkennt, du wärſt der Letzte, die Harmonie ihres Weſens zu ſtören, wenn du ſie nicht für dich begehrteſt. Was dich treibt, iſt nicht Pflichtgefühl, ſondern Leidenſchaft.“

„Was ich der Fremden nicht zumuthen darf, das ziemt mir an dem Weibe zu thun, das ich für immer mit mir verbinde. Und hat nicht jede Frau, die unſerm Leben nahe tritt, ähnliche Wandlung zu erfahren? Wie hoch ſtellſt du das Wiſſen der Frauen in der Stadt, welche in unſeren Kreiſen heraufkommen?“

„Was ſie wiſſen, iſt in der Regel unſicherer, als ihnen und uns gut iſt,“ verſetzte Fritz, „aber von klein auf ſind ſie gewöhnt, mit Theilnahme die wiſſenſchaftlichen Intereſſen der Männer zu begleiten. Die beſten Reſultate des geiſtigen Schaffens ſind ihnen doch ſo leicht zugänglich, daß ſie überall Anknüpfungspunkte für ein herzliches Verſtändniß finden. Hier aber, wie ſchön, wie liebenswerth ſich unſern Augen dies Leben darſtellt, es iſt vielleicht gerade darum ſo anziehend, weil es uns zugleich ſo fremdartig gegenüberſteht.“

„Du übertreibſt und wirſt unwahr,“ rief der Profeſſor. „Gerade in dieſen Tagen habe ich tief gefühlt, was wir über den Büchern leicht vergeſſen, wie groß die Rechte ſind, welche eine edle Leidenſchaft in unſerm Leben hat. Wer kann ſagen, was zwei Menſchen einander ſo lieb macht, daß ſie ſich nicht ſcheiden können? Es iſt nicht nur die Freude am Daſein des Andern, nicht das Bedürfniß der Ergänzung des eigenen Weſens, auch nicht Sinn und Phantaſie allein, welche das Fremde uns ſo innig verbinden. Iſt denn nöthig, daß die

Frau nur das feinere Rohr wird, welches eine Octave höher immer dieſelben Noten tönt, welche der Mann ſpielt? Die Sprache iſt arm für den mächtigen Ausdruck der Freude und Erhebung, welche ich in ihrer Nähe empfinde, und ich kann dir nur ſagen, mein Freund, das iſt etwas Gutes und Großes, und es fordert in meinem Leben ſein Recht. Was aber jetzt aus dir ſpricht, das iſt nur der kalte Zweifler Verſtand, der allem Werdenden abhold ſo lange ſeine Anſprüche erhebt, bis er durch die vollendete That widerlegt iſt.“

„Es iſt nicht allein der Verſtand,“ verſetzte Fritz gekränkt. „Daß du meine Rede ſo verkennſt, habe ich nicht verdient. War es anmaßend, daß ich mit dir über Gefühle geſprochen habe, welche dir jetzt für heilig gelten, ſo darf ich zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich nur die Rechte in Anſpruch nahm, welche mir deine Freundſchaft bis zu dieſer Stunde eingeräumt hat. Ich mußte meine Pflicht gegen dich thun, bevor ich dich hier verlaſſe. Kann ich dich nicht überzeugen, ſo ſuche dieſe Unterredung zu vergeſſen, ich werde dies Thema nie wieder berühren.“

Er ließ den Profeſſor am Fenſter ſtehn und wandte ſich zu ſeinem Lager. Diesmal zog er die Stiefeln leiſe aus und legte ſich auf ſein Bett, den Kopf zu der Wand gekehrt. Nach einer Weile fühlte er ſeine Hand ergriffen, der Profeſſor ſaß an ſeinem Lager und hielt die Hand des Freundes feſt, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich entzog ſie ihm Fritz mit herzlichem Druck und wandte ſich wieder zur Wand.

Im erſten Morgengrau ſtand er auf, trat leiſe an das Lager des ſchlummernden Gelehrten und ging ſtill zur Thür hinaus. Im Wohnzimmer erwartete ihn der Hausherr, der Wagen fuhr vor, ein kurzer, freundlicher Abſchied und Fritz fuhr davon und ließ ſeinen Freund allein unter den Grillen des Feldes und unter den Aehren, deren ſchwere Häupter ſich im Morgenwind hoben und ſenkten, gleich den Wellen des Meeres, in dieſem Jahr wie vor tauſend und abertauſend Jahren.

Der Doctor ſah zurück auf den Stein, der das alte Haus trug, auf die Terraſſe darunter mit dem Friedhofe und der Holzkirche, und auf den Laubwald, welcher den Fuß der Anhöhe umzog. Und alle Vergangenheit und Gegenwart der gefährlichen Stätte waren ihm deutlich. Das uralte Weſen aus der Sachſenzeit hatte ſich an dieſem Orte nur wenig geändert. Und er ſah den Felſen und die ſchöne Ilſe von Bielſtein, wie ſie vor Menſchengedenken geweſen waren. Damals war der Stein einem Heidengotte heilig, ſchon damals hatte ein Thurm darauf geſtanden, und die Ilſe hatte darin gewohnt, mit ihren geſcheitelten blonden Haaren, im weißen Linnengewand, einen Pelz von Otterfell darüber. Damals war ſie Prieſterin und Prophetin geweſen für einen Stamm wilden Sachſenvolks. Wo jetzt die Kirche ſtand, war die Opferſtätte geweſen, und das Blut der gefangenen Feinde war von dort heruntergerieſelt in das Thal.

Wieder ſpäter hatte ein chriſtlicher Sachſenhäuptling dort ſein Balkenhaus gebaut, und wieder hatte dieſelbe Ilſe darin geſeſſen zwiſchen den hölzernen Pfoſten, auf dem erhöhten Raum der Frauen, und ſie hatte die Spindel gedreht oder den Männern ſchwarzen Meth in die Schale gegoſſen.

Jahrhunderte ſpäter war das gemauerte Haus mit ſteinumfaßten Fenſtern und einem Wartthurm auf dem Felſen errichtet worden als Neſt eines räuberiſchen Junkers, und die Ilſe von Bielſtein hatte wieder darin gehauſt in einer ſammtnen Schaube, die der Vater auf des Königs Heerſtraße den Kaufherren geraubt hatte, und wenn das Haus von einem Feinde berannt wurde, ſtand die Ilſe unter den Männern auf der Mauer, und ſpannte die große Armbruſt wie ein Reiterknecht.

Und viele hundert Jahre ſpäter hatte ſie in dem Jagdſchloß eines Fürſten geſeſſen, bei ihrem Vater, einem alten Kriegsmann aus der Schwedenzeit. Damals war ſie ſpießbürgerlich und fromm geworden, ſie kochte Beeren zu Muß und ging hinunter zum Pfarrer in das Conventikel, ſie wollte keine Blumen tragen und ſchlug mit dem Finger in der Bibel nach, welchen Mann ihr der Himmel beſcheren würde.

Jetzt aber ſtand daſſelbe Sachſenkind ſeinem Freunde gegenüber, hoch und kräftig an Leib und Seele, aber immer noch ein Kind des Mittelalters, gefaßt und ſtill, mit gleichmäßigem Ausdruck des ſchönen Angeſichts, der nur wechſelte, wenn einmal plötzliche Leidenſchaft durch das Herz fuhr; ein Gemüth wie im Halbſchlaf, ein ſo einfaches Gefüge des Geiſtes, daß man zuweilen nicht wußte, war ſie ſehr klug oder einfältig. An ihrem Weſen hing etwas von allem, was die Ilſen ſeit zwei Jahrtauſenden geweſen: ein Stück Alraune, Methſpenderin, Reiterstochter, Pietiſtin. Es war die altdeutſche Art und die altdeutſche Schönheit, aber daß ſie jetzt mit einemmal auch noch das Weib eines Profeſſors werden ſollte, das dünkte dem bekümmerten Doctor zu ſehr gegen alle Geſetze ruhiger geſchichtlicher Entwicklung.

10.

Die Werbung.

Wenige Stunden, nachdem der Freund das Gut verlaſſen, trat der Profeſſor in das Arbeitszimmer des Landwirths. „Die Landläufer ſind verſchwunden und mit ihnen Ihr Freund. Es thut uns Allen leid, daß der Herr Doctor nicht länger bleiben konnte,“ rief ihm der Landwirth von ſeiner Arbeit zu.

„Bei Ihnen liegt die Entſcheidung, ob auch ich noch länger weilen darf,“ entgegnete der Profeſſor in ſo tiefem Ernſt, daß der Landwirth aufſtand und ſeinen Gaſt fragend anblickte. „Ich komme, von Ihnen ein großes Vertrauen zu erbitten,“ fuhr der Profeſſor fort, „und ich muß von hier ſcheiden, wenn Sie mir daſſelbe verſagen.“

„Sprechen Sie, Herr Profeſſor,“ entgegnete der Landwirth. Es iſt für uns beide nicht mehr möglich, in dem unbefangenen Verhältniß als Wirth und Gaſt fortzuleben. Ich ſuche die Neigung Ihrer Tochter Eliſe für mich zu gewinnen.“

Der Landwirth fuhr zurück, die Hand des ſtarken Mannes klammerte ſich an die Tiſchplatte.

„Ich weiß, was ich von Ihnen fordere,“ rief der Gelehrte mit ausbrechender Leidenſchaft. „Das Höchſte nehme ich in Anſpruch, was Sie geben können; ich weiß, daß ich Ihr Leben dadurch ärmer mache, denn ich will von Ihnen abwenden, was Ihnen Freude, Hilfe, Stolz geweſen iſt.“

„Und doch,“ murmelte der Landwirth finſter, „Sie erſparen dem Vater, das zu ſagen.“

„Ich fürchte, daß Sie mich in dieſem Augenblicke für einen Einbrecher in den Frieden Ihres Hauſes halten,“ fuhr der Gelehrte fort. „Aber wenn Ihnen auch ſchwer wird, gütig gegen mich zu ſein, Sie ſollen Alles wiſſen. Ich ſah ſie zuerſt in der Kirche, und ihr inniges, gottbegeiſtertes Weſen ergriff mich mächtig. Ich lebte um ſie im Hauſe und fühlte jede Stunde mehr, wie ſchön und liebenswerth ſie iſt. Unwiderſtehlich wurde die Gewalt, welche ſie auf mich ausübt. Die Leidenſchaft, in welcher ich lebe, iſt ſo groß geworden, daß mir der Gedanke Entſetzen bereitet, ſie könnte mir doch fern bleiben. Für Leib und Seele ſehne ich mich, ſie zu meinem Weibe zu machen.“

So ſprach der Gelehrte, offenherzig wie ein Kind.

„Und wie weit ſind Sie mit meiner Tochter?“ frug der Landwirth.

„Ich habe zwei Mal in ausbrechendem Gefühl ihre Hand berührt,“ rief der Profeſſor.

„Haben Sie über Ihre Liebe mit ihr geſprochen?“

„Dann ſtände ich nicht ſo vor Ihnen,“ entgegnete der Profeſſor. „Ich bin, Ihnen gänzlich unbekannt, durch einen beſonderen Zufall zu Ihnen gekommen. Und ich bin nicht in der glücklichen Lage eines Freiwerbers, der ſich auf längere Bekanntſchaft berufen kann. Sie haben mir ungewöhnliche Gaſtfreundſchaft erwieſen, und ich bin verpflichtet, Ihr Vertrauen nicht zu täuſchen; ich will nicht hinter Ihrem Rücken ein Herz für mich gewinnen, das mit Ihrem Leben ſo eng verbunden iſt."

Der Landwirth neigte beiſtimmend das Haupt. „Und haben Sie die Zuverſicht, ihre Liebe für ſich zu gewinnen?"

„Ich bin kein Knabe und ſehe wohl, daß ſie mir herzlich zugethan iſt. Ueber die Tiefe und Dauer eines jungfräulichen Gefühls haben wir beide kein Urtheil. In einzelnen Stunden habe ich die beſeligende Ueberzeugung gehabt, daß die warme Neigung des Weibes mir geworden iſt, aber gerade die unbefangene Unſchuld ihres Empfindens macht mich wieder unſicher. Und wenn ich Ihnen das Schwerſte geſtehen ſoll, was mir zu ſagen bleibt, ich darf nicht leugnen, daß für ſie noch eine Rückkehr zu ruhiger Empfindung möglich iſt."

Der Landwirth ſah auf den Mann, der ſich mühte, unbefangen zu urtheilen, und doch am ganzen Körper bebte. „Ich habe die Pflicht, auf einen Herzenswunſch meines Kindes Rückſicht zu nehmen, wenn er ſo mächtig wird, daß er ſie aus ihrer Heimat fortzieht zu einem andern Manne. Immer vorausgeſetzt, daß ich ſelbſt nicht die Ueberzeugung habe, es werde ihr Unglück ſein. Ihr Verhältniß zu meiner Tochter iſt bei der kurzen Bekanntſchaft und nach dem, was Sie mir darüber ſagen, ſchwerlich ſo, daß mir nur die Wahl bleibt, entweder einzuwilligen, oder mein Kind elend zu machen. Und Ihr Geſtändniß gibt mir auch die Möglichkeit, zu verhüten, was mir vielleicht in vieler Rückſicht unwillkommen iſt. Ja, Sie ſind mir in dieſem Augenblick ein Fremder, und als ich Ihnen anbot, bei mir zu bleiben, habe ich gethan, was für mich und die Meinen ſchwere Folgen haben mag."

Als der Landwirth in der Erregung des Augenblicks ſo ſprach, fiel ſein Blick auf den Arm, der geſtern geblutet hatte, und wieder auf die mannhaften Züge des bleichen Antlitzes vor ihm, er unterbrach ſeine Rede und legte die Hand auf die Schultern des Andern. „Nein,“ rief er, „das iſt nicht meines Herzens Meinung, und nicht ſo darf ich Ihnen antworten.“ Er ſchritt durch das Zimmer, bemüht ſich zu faſſen. „Aber hören auch Sie ein vertrauendes Wort, und zürnen Sie mir darum nicht,“ fuhr er ruhiger fort. „Wohl weiß ich, daß ich meine Tochter nicht für mich erzogen habe, und daß ich mich einmal gewöhnen muß, ſie zu entbehren. Aber unſere Bekanntſchaft iſt zu kurz, als daß ich ein Urtheil hätte, ob mein Kind an Ihrer Seite Frieden oder Unfrieden zu erwarten hat. Wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mir ſehr werth und angenehm geworden ſind, ſo hat das doch in dieſer Stunde keine Bedeutung. Wären Sie ein Landwirth wie ich, ſo würde ich Ihre Mittheilung mit leichterem Herzen anhören, denn ich hätte in der Zeit Ihres Hierſeins wohl über Ihre Tüchtigkeit eine feſte Anſicht gewonnen. Daß unſer Beruf ſo verſchieden iſt, macht nicht nur mir ſchwer, über Sie zu urtheilen, es mag auch gefährlich werden für die Zukunft meines Kindes. Wenn der Vater wünſcht, daß die Tochter ſich mit einem Manne verheiratet, der in ähnlichem Geſchäfte arbeitet, ſo hat das in jedem Lebenskreiſe ſeinen guten Grund, für den Landwirth von meinem Schlage noch einen beſonderen. Denn die Tüchtigkeit unſerer Kinder liegt zum Theil darin, daß ſie als Gehilfen der Eltern heranwachſen. Was Ilſe in meinem Hauſe gelernt hat, gibt mir die Sicherheit, daß ſie als Frau eines Landwirths ihren Platz vollkommen ausfüllen wird, ja, ſie vermöchte wohl Schwächen ihres Mannes zu ergänzen. Und das wird ihr ein geſundes Leben ſichern, ſelbſt wenn ihr Mann Manches zu wünſchen übrig ließe. Als Frau eines Gelehrten hat ſie wenig Nutzen von dem, was ſie weiß, und ſie wird als ein Unglück empfinden, daß ſie vieles Andere nicht gelernt hat.“

„Daß ſie entbehren wird, muß ich einräumen, auf Alles, was ihr nach Ihren Worten fehlt, gebe ich wenig,“ rief der

Gelehrte. „Ich bitte Sie, darin mir und der Zukunft zu vertrauen.“

„Dann alſo antworte ich Ihnen, Herr Profeſſor, ebenſo offen, wie Sie zu mir geſprochen haben, ich darf Ihre Forderung nicht kurz abweiſen, denn ich will dem, was vielleicht Sehnſucht und Glück meiner Tochter iſt, nicht feindlich in den Weg treten; und doch, ich kann bei der unvollſtändigen Einſicht, die ich über Ihre Verhältniſſe habe, nicht darauf eingehen. Und ich bin in dieſem Augenblicke in der ſchmerzlichen Lage, daß ich nicht weiß, wie ich überhaupt dieſe Sicherheit gewinnen kann.“

„Wohl fühle ich, wie ungenügend und zufällig die Urtheile ſind, welche Sie von Fremden über mich einſammeln können; es wird dennoch geſchehen müſſen,“ antwortete mit Haltung der Gelehrte.

Der Landwirth bejahte ſchweigend, und der Profeſſor fuhr fort:

„Zunächſt bitte ich um Erlaubniß, Ihnen über meine äußeren Verhältniſſe Mittheilung zu machen.“ Er nannte ſeine Einnahmen, gab getreulich an, woher ſie floſſen, und legte ein Verzeichniß derſelben auf den Arbeitstiſch. „Für dieſe Angaben wird mein Rechtsfreund, ein geachteter Anwalt der Univerſitätsſtadt, Ihnen jede Beſtätigung geben, welche Sie wünſchen. Ueber meine Brauchbarkeit als Lehrer und meine Stellung an der Univerſität muß ich Sie allerdings auf das Urtheil meiner Collegen verweiſen und auf die Anſicht, die ſich etwa in der Stadt darüber gebildet hat.“

Der Landwirth blickte in das Verzeichniß. „Selbſt die Bedeutung dieſer Summen für Ihre Verhältniſſe iſt mir nicht ganz deutlich, für weitere Kunde habe ich in Ihrer Heimat kaum eine Anknüpfung. Aber, Herr Profeſſor, ich werde ohne Zögern mir ſelbſt die Gewißheit zu verſchaffen ſuchen, welche ich erhalten kann. Ich werde morgen nach Ihrer Stadt abreiſen.“

„O wie danke ich Ihnen,“ rief der Profeſſor und faßte die Hand des Landwirths.

„Noch nicht," antwortete dieſer und zog ſeine Hand zurück.

„Ich werde natürlich, falls Sie das wünſchen, Sie begleiten," fuhr der Profeſſor fort.

„Das wünſche ich nicht," verſetzte der Landwirth. „Schreiben Sie ſogleich die Briefe, welche mich einigen Ihrer Bekannten empfehlen, im Uebrigen muß ich mich auf meine Fragen und allerdings auf den Zufall verlaſſen. Aber, Herr Profeſſor, dieſe Reiſe wird mir nur Ihre Angaben beſtätigen, die ich ohnedies für wahr halte, und vielleicht Urtheile Anderer über Sie, welche zu dem ſtimmen, was ich ſelbſt von Ihnen halte. Setzen wir den Fall, daß dieſe Auskunft mich befriedigt, was ſoll die Folge ſein?"

„Daß Sie mir geſtatten, noch länger in Ihrem Hauſe zu verweilen," rief der Profeſſor, „daß Sie vertrauend meine Annäherung an Ihre Tochter dulden, und daß Sie mir Ihre Einwilligung zur Ehe geben, ſobald ich der Neigung Ihrer Tochter ſicher bin."

„Solche Vorbereitung zu einer Brautwerbung iſt ungewöhnlich," ſagte der Landwirth mit trübem Lächeln, „doch ſie iſt einem Landwirth nicht unwillkommen. Wir ſind gewohnt, die Früchte langſam reifen zu ſehen. Alſo, Herr Profeſſor, auch nach meiner Reiſe behalten wir alle Drei Freiheit der Wahl und des letzten Entſchluſſes. — Und dieſe Unterredung, ſoll ſie unſer Geheimniß bleiben?"

„Ich beſchwöre Sie darum," flehte der Gelehrte. Wieder flog ein leichtes Lächeln über das ernſte Antlitz des Wirthes.

„Damit meine ſchnelle Abreiſe weniger auffalle, bleiben Sie unterdeß hier. Vermeiden Sie vor meiner Rückkehr, ſich meiner Tochter zu nähern. Sie ſehen, ich erweiſe Ihnen ein großes Vertrauen."

So hatte der Profeſſor ſeinen Gaſtfreund gezwungen, der Vertraute ſeiner Liebe zu werden. Es war ein ſchöner Vertrag zwiſchen Leidenſchaft und Gewiſſen, den der Gelehrte durchgeſetzt hatte, und doch war in ſeiner Dispoſition ein Irrthum, und die Abhandlung, an welcher er mit heißem Haupt und pochendem Herzen arbeitete, gerieth ein wenig anders, als er ſich und dem Vater vorgeſtellt. Denn zwiſchen den drei Menſchen, welche jetzt die hochſinnig eingeleitete Brautwerbung durchmachen ſollten, war plötzlich die Unbefangenheit verſchwunden. Als Ilſe am Morgen der verhängnißvollen Unterredung ſtrahlend von Glück zu den Männern trat, fand ſie den Himmel des Gutes lichtlos, mit finſteren Wolken umzogen. Der Profeſſor war unruhig und düſter, er arbeitete faſt den ganzen Tag auf ſeiner Stube, und als die Kleinen ihn am Abend baten, eine Geſchichte zu erzählen, da lehnte er's ab, faßte den Kopf der kleinen Schweſter mit beiden Händen, küßte ihre Stirn und legte ſein eigenes Haupt darauf, als wollte er ſich auf das Kind ſtützen. Gezwungen und ſpärlich waren die Worte, die er an Ilſe richtete, und doch haftete unabläſſig ſein Blick an ihr, aber fragend und unſicher. Und Ilſe überraſchte auch den Vater, wie dieſer ſie geſpannt und ſchmerzlich anſah. Auch zwiſchen den Vater und ſie war ein Geheimniß getreten, das in ſeinem Innern arbeitete. Ja ſogar zwiſchen den beiden Männern war es nicht wie ſonſt. Der Vater ſprach wohl einmal leiſe zu dem Freunde, aber beiden ſah ſie einen Zwang an, wenn ſie über Gleichgültiges redeten.

Am nächſten Morgen gar die geheimnißvolle Reiſe des Vaters, die er ihr durch karge Worte über ein unwichtiges Geſchäft anzeigte! War ſeit jenem wüſten Abend Alles um ſie verwandelt? Das Herz des Weibes zog ſich ängſtlich zuſammen. Die Unſicherheit kam ihr, die Furcht vor etwas Feindſeligem, das gegen ſie heranfuhr. Schmerzvoll hielt ſie ſich zurück, in ihrem Zimmer kämpfte ſie mit ſchweren Gedanken, und ſie vermied, mit dem Manne ihrer Liebe allein zu ſein.

Natürlich wurde dem Profeſſor die Veränderung an der Geliebten auf der Stelle deutlich, und ſie quälte den tiefſinnigen

Mann. Wollte ſie ihn fernhalten, um den Vater nicht zu verlaſſen, war nur frohes Erſtaunen geweſen, was er für herzliche Neigung hielt? Dieſe Sorge machte ſeine Haltung gezwungen und ungleichmäßig und der Wechſel ſeiner Stimmung wirkte wieder auf Ilſe zurück.

Fröhlich hatte ſich der Blüthenkelch ihrer Seele dem aufſteigenden Lichte geöffnet, da war ein Tropfen Morgenthau hineingefallen, und die zarten Blätter ſchloſſen ſich noch einmal unter der fremden Laſt.

Ilſe war bei Krankheiten und Verletzungen die weiſe Frau des Gutes. Von ihrer Mutter hatte ſie dies Ehrenamt übernommen und ihr Ruhm in der Umgegend war nicht gering; auch war es nicht unnöthige Befliſſenheit, denn Roſſau beſaß nicht einmal einen ordentlichen Heilkünſtler. Ilſe aber verſtand ihre einfachen Hausmittel vortrefflich anzuwenden, ſogar der Vater und die Herren der Wirthſchaft unterwarfen ſich gehorſam ihrer Pflege. Und ſie war in den Beruf einer barmherzigen Schweſter ſo eingelebt, daß ihr jungfräuliches Zartgefühl gar nichts darin fand, am Krankenbett eines Gutsgenoſſen zu ſitzen, und daß ſie ohne Ziererei in die Wunde blickte, welche der Hufſchlag eines Pferdes oder der Schnitt einer Senſe verurſacht hatte. Und jetzt ſtand er mit einer Wunde neben ihr, er hielt den Arm nicht einmal in der Binde, und ſie ſorgte unaufhörlich, daß der Schaden ärger werden könne. Wie gern hätte ſie die Stelle geſehen, ach wie gern ſie ſelbſt verbunden, und ſie bat ihn am Morgen beim Frühſtück auf den Arm deutend: „Wollen Sie nicht uns zu Liebe etwas dafür thun?“

Der Profeſſor zog befangen den Arm zurück und erwiederte: „Es hat gar nichts zu bedeuten.“ Sie ſchwieg verletzt. Als er aber auf ſein Zimmer ging, wurde ihr die Sorge übermächtig, und ſie ſandte die Tagelöhnerfrau, welche in ſolchen Künſten ihre bewährte Gehilfin war, mit einem Auftrage in das Gaſtzimmer, und ſchärfte ihr ein, gewaltthätig aufzutreten, jeden Widerſpruch des Herrn zu bewältigen, den Arm zu betrachten und ihr zu berichten. Als nun die ehrliche Frau ſagte, daß ihr Fräulein ſie ſende und daß ſie darauf beſtehen müſſe, den Stich zu ſehen, da entſchloß ſich zwar der Profeſſor zögernd, die Stelle zu zeigen, aber als die Botin einen bedenklichen Bericht heraustrug, und Ilſe, die unruhig vor der Thür auf und ab ging, durch die Vermittlerin wieder kalte Umſchläge befahl, da wollte der Profeſſor dieſe nicht anwenden. Er hatte wohl Urſache dazu, denn wie ſchmerzlich er den Zwang fühlte, der ihm im Verkehr mit Ilſe aufgelegt war, ſo dünkte ihm doch unerträglich, ihren Anblick ganz zu miſſen und in ſeiner Stube allein bei dem Waſſernapf zu ſitzen. Daß er aber den guten Rath verwarf, ſchmerzte Ilſe noch mehr, denn ſie fürchtete die Folgen und es that ihr wieder weh, daß er auf ihre Wünſche nichts gab. Als ſie vollends erfuhr, daß er heimlich zum Chirurgus nach Roſſau geſchickt hatte, da kamen dem Mädchen die Thränen in die Augen über das, was ſie für Nichtachtung hielt. Denn ſie kannte die verkehrten Mittel des Trunkenbolds, und ſie wußte jetzt genau, daß es ein Unglück geben würde. Sie kämpfte mit ſich bis zum Abend, endlich beſiegte die Sorge um den Geliebten alle Bedenken, und als er neben den Kindern in der Laube ſaß, trat ſie vor ihn und bat in ihrer Herzensangſt leiſe mit niedergeſchlagenen Augen: „Der fremde Mann macht Ihnen die Schmerzen größer, bitte, laſſen Sie mich die Wunde ſehen.“ Und der Profeſſor, erſchrocken über dieſe Ausſicht, welche ſeine ganze, mühſam erkämpfte Selbſtbeherrſchung zu vernichten drohte, erwiederte, wie Ilſe hörte, mit rauher Stimme, — er war aber in Wahrheit nur durch innere Bewegung ein wenig heiſer —: „Ich danke, das kann ich gar nicht annehmen.“ Da ergriff Ilſe die beiden jüngſten Geſchwiſter, welche in den Händen der Zigeuner geweſen waren, ſtellte ſie vor ihn hin und rief heftig: „Bittet ihr, wenn er auf mich nicht hört.“ Dem Profeſſor war dieſer kleine Auftritt ſo beweglich, und Ilſe ſah in ihrer Aufregung ſo unwiderſtehlich ſchön aus, daß ihn die Rührung übermannte und daß er, um gegen den Vater ehrlich zu bleiben, aufſtand und ſchnell aus dem Garten ging.

Ilſe preßte die Hände krampfhaft zuſammen und ſah ſtarr vor ſich hin. Alles war ein Traum geweſen, Täuſchung war's und thörichte Einbildung, daß ſie in ſeliger Stunde gehofft hatte, er liebe ſie. Sie hatte ihm ihr Herz offenbart, und ihr heißes Gefühl war für ihn nichts als dreiſte Zudringlichkeit einer Fremden. Sie war ihm ein ungeſchicktes Weib vom Lande, dem das ſtädtiſche Zartgefühl fehlte, und die ſich thöricht etwas in den Kopf geſetzt, weil er einige Male gütig zu ihr geſprochen. Sie ſtürzte in ihr Zimmer, dort ſank ſie vor ihrem Lager nieder und ein krampfhaftes Schluchzen erſchütterte ihre Glieder.

Sie war den ganzen Abend nicht mehr ſichtbar, am nächſten Tag trat ſie dem Geliebten ſtolz und kalt gegenüber, ſie ſprach nur das Nöthigſte und rang in der Stille mit Thränen und unendlichem Jammer.

Alles war hochſinnig für eine feine und zarte Brautwerbung zurechtgelegt, aber wenn zwei Menſchen einander lieb haben, ſollen ſie das einer dem andern auch friſch und einfältig ſagen, ohne Dispoſition und, beim Styx, auch ohne Zartgefühl.

Der Landwirth war abgereiſt. Ein Geldgeſchäft, das er auf dem Wege erledigen konnte, gab den Vorwand. Schon den Tag darauf fiel ſeine gewaltige Geſtalt und das ſorgenvolle Antlitz in den Straßen der Univerſitätsſtadt auf. Gabriel war ſehr verwundert, als ein rieſiger Mann, höher als ſein alter Freund, der Wachtmeiſter bei den Küraſſieren, an der Thür ſchellte und einen Brief des Herrn überbrachte, worin Gabriel aufgefordert wurde, ſich und das Quartier dem Herrn zur Verfügung zu ſtellen. Der fremde Mann ſchritt durch die Zimmer, ſaß am Arbeitstiſch des Profeſſors nieder und begann mit Gabriel ein Geſpräch in Kreuzfragen, aus denen der Diener nicht klug werden konnte. Auch Herrn Hummel begrüßte der

Fremde, dann ließ er ſich nach der Univerſität führen, hielt auf der Straße Studenten an und frug ſie aus, verhandelte mit dem Rechtsanwalt, beſuchte einen Kaufmann, mit welchem er zuweilen Getreidegeſchäfte machte, ließ ſich von Gabriel zum Schneider des Profeſſors führen, dort einen Rock zu beſtellen, und Gabriel mußte lange vor der Thür ſtehen, bis der geſchwätzige Schneider den Fremden entließ. Auch zu Herrn Hahn ging er, einen Strohhut zu kaufen, und am Abend ſah man ſeine große Geſtalt, welche den chineſiſchen Tempel unbillig beengte, neben Herrn Hahn bei einer Flaſche Wein ſitzen. Es war ein armer Vater, der ſich bei gleichgültigen Leuten ängſtlich erkundigte, ob er ſein geliebtes Kind in die Arme eines Fremden legen müſſe. Ach, was er erfuhr, war alles noch weit günſtiger, als er erwartet hatte. Auch ihm wurde deutlich, was die Frau Oberamtmann Rollmaus längſt wußte, daß es nach der Meinung Anderer kein gewöhnlicher Mann war, den er bei ſich aufgenommen hatte.

Als der Heimkehrende am Abende des nächſten Tages zwiſchen den letzten Häuſern von Roſſau dahinfuhr, ſah er eine Geſtalt eilig auf ſich zukommen. Es war der Profeſſor, den die ungeduldige Erwartung auf den Weg getrieben hatte, und der jetzt mit verſtörtem Geſicht an den Wagen eilte. Der Landwirth ſprang von ſeinem Sitze und ſagte dem Profeſſor leiſe: „Bleiben Sie bei uns, der Himmel gebe zu allem Weiteren ſeinen Segen.“ Und als die beiden Männer neben einander den Fußpfad hinaufſtiegen, fuhr der Gutsherr mit einem Anflug von guter Laune fort: „Sie haben mich gezwungen, um Ihre Wohnung zu ſpioniren, lieber Herr Profeſſor. Ich habe erfahren, daß Sie ſtill weg leben. Sie bezahlen Ihre Rechnungen pünktlich, Ihr Diener ſpricht mit Ehrerbietung von Ihnen, die Nachbarn denken gut über Sie, in der Stadt ſind Sie ein angeſehener Mann, alles was Sie ſonſt über ſich geſagt haben, iſt beſtätigt. Ihr Quartier iſt ſehr ſtattlich, die Küche zu klein, die Vorrathskammer enger als bei uns ein Schrank. Durch die Fenſter iſt wenigſtens Ausſicht ins Grüne.“

Sonſt wurde kein Wort über den Zweck der Reiſe geſprochen, aber hoffnungsvoll vernahm der Profeſſor, was der Landwirth von anderen Beobachtungen erzählte, wie reichlich die Bürger lebten, wie glänzend die Läden ausgeſtattet waren, dann von den hohen Häuſern des Marktes, dem Gedränge auf den Straßen und von den Tauben, welche nach altem Herkommen vom Rath gehalten werden und dreiſt wie Stadtbeamte zwiſchen Wagen und Menſchen umherlaufen.

Es war früher Morgen auf dem Gute, wieder ſandte die Sonne ihre erſten Strahlen heiß auf die Erde. Nach einer ſchlummerloſen Nacht eilte Ilſe durch den Garten zu dem kleinen Badehauſe, das der Vater zwiſchen Rohr und Gebüſch angelegt hatte. Dort tauchte ſie die weißen Glieder in das Waſſer, hüllte ſich ſchnell wieder in ihr Gewand und ſtieg, die Strahlen der Sonne ſuchend, den Weg hinauf, welcher unweit der Grotte nach der Höhe führte. Da ſie wußte, daß unter den Steinen der Höhle noch die kühle Nachtluft lag, ſtieg ſie höher hinauf, wo die Berglehne ſteil nach der Grotte und dem Thal abfiel. Dort oben auf dem Abhange ſetzte ſie ſich zwiſchen den erſten Büſchen nieder, um fern von jedem Menſchenauge im Sonnenſtrahl die Haare zu trocknen und ihren Anzug zu ordnen.

Sie ſah hinüber nach dem Vaterhauſe, wo auf dem Freunde wohl noch der Morgenſchlummer lag, und ſah vor ſich herunter auf die Steindecke der Grotte und auf den großen Federbuſch von Weidenröschen, dem jetzt die weiße Wolle des Samens aus den Schoten quoll. Und ſie ſtützte das Haupt in die Hand und dachte an den letzten Abend, wie wortkarg er wieder geweſen war, und daß der Vater zu ihr gar nicht von ſeiner Reiſe ſprach. Aber wie unruhig auch die Sorgen durch ihr Haupt fuhren, aus der klaren Fluth hatte ſie auch ihren Gedanken Erfriſchung geholt, und jetzt warf der Morgen ſein mildes Licht auch über ihr Herz.

Dort ſaß das Kind des Gutes, ſie wand das Waſſer aus dem Haar und ſtützte die weißen Füße auf das Moos. Neben ihr ſummten die Bienen über dem blühenden Quendel, und eine kleine Arbeiterin kreiſte drohend um ihre Füße. Ilſe bewegte ſich und ſtieß an einen ihrer Schuhe, der Schuh glitt hinab, überſchlug ſich und fiel in kleinen Sätzen über Moos und Stein, er ſprang beim Weidenröschen vorbei und verſchwand in der Tiefe. Ilſe fuhr in den Kameraden des Flüchtlings und eilte auf dem Wege zur Grotte nach. Sie bog um die Felsecke und trat erſchrocken zurück, denn auf dem Platze vor der Grotte ſtand der Profeſſor und betrachtete ſinnend die geſtickten Arabesken des Schuhes. Der zartfühlende Mann war über dieſe plötzliche Begegnung kaum weniger betroffen als Ilſe. Es hatte auch ihn am frühen Morgen hinausgetrieben zu der Stelle, wo ihm zuerſt das Herz des Mädchens aufgegangen war, auf dem Stein am Eingange hatte er geſeſſen und das Haupt an den Felſen gelehnt in tiefem und ſchmerzlichem Grübeln. Da, horch, ein leiſes Rauſchen, Steinchen und Sand rollten herab, ein kleines Meiſterwerk bildender Kunſt fiel dicht vor ſeine Füße. Er ſchnellte empor, den er ahnte auf der Stelle, wem der ſpringende Schuh gehörte. Jetzt ſah er die Geliebte vor ſich ſtehen, in leichtem Morgengewand, von dem langen blonden Haar umfloſſen, einer Waſſerfee oder Bergnymphe vergleichbar.

„Es iſt mein Schuh,“ rief Ilſe verlegen und verbarg den Fuß.

„Ich weiß,“ ſagte der Gelehrte ebenfalls verlegen und rückte den Schuh ehrerbietig an den Saum ihres Kleides. Schnell ſchlüpfte der Fuß hinein, aber die kurze Bewegung der weißen Zehen gab dem Profeſſor plötzlich einen Heldenmuth, den er an den letzten Tagen nicht gehabt hatte. „Ich gehe nicht von der Stelle,“ rief er entſchloſſen. Ilſe fuhr in die Grotte und barg ihre Haare in dem Netz, das ſie in der Hand hielt. Der Gelehrte ſtand am Eingange zu dem Heiligthume, neben ihm hingen die Ranken der Brombeeren, die Bienen ſummten über dem Quendel und ihm pochte das Herz. Als Ilſe mit gerötheten Wangen aus der Grotte in das Licht des Tages trat, hörte ſie, wie eine Stimme in tiefer Bewegung ihren Namen ausſprach, ſie fühlte ihre Hände gefaßt, ein heißer Blick aus den treuen Augen, ſüße Worte in bebendem Tonfall, der Arm des Mannes umſchlang ſie, lautlos ſank ſie an ſein Herz.

Denn, wie der Profeſſor ſelbſt bei einer andern Gelegenheit auseinandergeſetzt hatte, der Menſch vergißt zuweilen, daß ſein Leben auf einem Contract mit übermächtigen Naturgewalten beruht, welche den kleinen Herrn der Erde unverſehens kreuzen. Dergleichen unbeachtete Mächte zwangen jetzt auch den Profeſſor und Ilſe. Weiß nicht, welche Naturgewalt die Biene ſandte und den Schuh warf, waren es die Erdmännchen, an welche Ilſe nicht glaubte, oder war es Einer aus der antiken Bekanntſchaft des Profeſſors, der gaisfüßige Pan, der in den Grotten auf der Rohrpfeife bläſt.

Die Brautwerbung war wiſſenſchaftlich begonnen, aber ſie war ohne alle Weisheit zur Vollendung gebracht. Es waren zwei große und reine Herzen, welche jetzt an einander ſchlugen, aber um Alles zu ſagen, der feinfühlende Profeſſor hatte zuletzt doch um die Geliebte geworben, als ſie gerade keinen Strumpf an hatte.

11.

Spielhahn.

Ueber den feindlichen Häuſern war rabenſchwarze Nacht, die Welt ſah aus wie eine große Kohlengrube, in der die Leuchte erloſchen iſt. Der Wind fuhr durch die Bäume des Parkes, man hörte ein Rauſchen der Blätter, Geknarr der Aeſte, ein tiefes, zorniges Brummen in der Luft, aber man ſah nichts als einen ungeheuren ſchwarzen Vorhang, der den Stadtwald verhüllte, und ein ſchwarzes Zeltdach, das über die Häuſer geſpannt war. Die Straßen der Stadt waren leer, wer ein freundliches Verhältniß zu ſeinem Bett hatte, lag längſt darin, wer eine Schlafmütze beſaß, heut zog er ſie über die Ohren. Alles Menſchliche barg ſich in tiefem Schweigen, auch den Stundenſchlag der Thurmglocke zerriß der Sturmwind und führte die einzelnen Töne hierhin und dorthin, ſo daß Niemand die Schläge der Mitternachtsſtunde vollſtändig zuſammenbringen konnte. Nur um das Haus des Herrn Hummel kläffte die wilde Jagd, die Hunde fuhren im Hofe umher, unbeirrt durch Sturm und Finſterniß, und wenn der Wind wie ein Hifthorn zwiſchen den Häuſern blies, bellte die Meute dem Schlafe der Menſchen ein greuliches Halali.

„Den iſt heut wohl,“ dachte Gabriel in ſeiner Kammer, „das iſt ganz ihr Wetter.“ Endlich entſchlief auch er und hatte einen Traum, als wenn die beiden Hunde ſeine Kammerthür aufmachten, ſich vor ſeinem Bett auf zwei Stühle ſetzten und abwechſelnd die Zündhütchen ihrer Taſchenpiſtolen auf ihn abknipſten.

Er lag noch in unruhigem Schlaf, als es an ſeine Thür pochte.

„Stehen Sie auf, Gabriel,“ rief die Stimme des alten Schließers aus der Fabrik, „es iſt ein Unglück geſchehen.“

„Durch die Hunde?“ rief Gabriel, mit beiden Beinen aus dem Bette ſpringend.

„Es muß Jemand eingebrochen ſein,“ rief der Mann wieder durch die Thür, „die Hunde liegen auf der Erde.“

Gabriel fuhr erſchrocken in ſeine Stiefeln und eilte in den Hof, der durch die Morgendämmerung nothdürftig erhellt wurde. Da lagen die zwei armen nächtlichen Geſchöpfe auf dem Boden, nur noch ein wenig zappelnd. Gabriel lief zu dem Waarenlager, ſah nach Thür und Fenſtern, dann unterſuchte er das Haus, jeder Laden war geſchloſſen, nirgend Verſtörung zu entdecken. Als er zurückkehrte, ſtand Herr Hummel vor den Liegenden.

„Gabriel, hier iſt eine Miſſethat geſchehen, den Hunden iſt etwas angethan, laſſen Sie beide liegen, es muß eine Beweisaufnahme ſtattfinden, ich ſchicke zur Polizei."

„Ei was," erwiederte Gabriel, „erſt kommt das Erbarmen, dann die Polizei, vielleicht iſt den Würmern noch zu helfen." Er nahm die beiden Thiere, trug ſie ans Licht und unterſuchte ihren Zuſtand. „Der Schwarze iſt dahin," ſagte er mitleidig, „der Rothe hat noch einigen guten Willen."

„Zum Thierarzt, Klaus," rief Herr Hummel, „und auf der Stelle, er möchte mir den Gefallen thun und ſogleich aufſtehen, es ſoll ſein Schade nicht ſein. Dieſer Fall muß ins Tageblatt. Ich verlange Satisfaction vor Stadtverordneten und Rath. — Gabriel," fuhr er in zorniger Bewegung fort, „ſie ermorden die Hunde von Bürgern. Damit fängt die niederträchtige Bosheit an, aber ich bin nicht der Mann, der ſich durch Meuchelmörder behandeln läßt, es ſoll ein Exempel werden, Gabriel."

Gabriel ſtreichelte unterdeß das Fell des rothen Hundes, der die Augen wild unter dem zottigen Stirnhaar rollte und kläglich mit den Pfoten ſchlug.

Endlich kam der Thierarzt. Er fand die ganze Familie im Hofe verſammelt, Frau Hummel, noch im Nachtgewande, trug ihm eine Taſſe Kaffe zu, er bedauerte trinkend und begann die Unterſuchung. Der Ausſpruch des Sachverſtändigen lautete auf Vergiftung. Die Section ergab genoſſene Klößchen mit Arſenik, und was Herrn Hummel noch tiefer kränkte, außerdem mit Glasſplittern. Der Rothe gewährte bei alledem eine unſichere Hoffnung, gerettet zu werden.

Das wurde der Familie Hummel ein finſterer Morgen. Herr Hummel ſetzte ſich noch vor dem Frühſtück an den Schreibtiſch und verfaßte eine Anzeige für das Tageblatt, worin er zehn Thaler Belohnung für den Menſchenfreund ausſetzte, der ihm den tückiſchen Vergifter ſeiner Hunde angeben wollte.

Die zehn Thaler unterſtrich er dreimal mit Kleckſen. Dann trat er an ſein Fenſter und ſah grimmig hinüber nach dem Schlupfwinkel ſeines Gegners und nach dem chineſiſchen Tempel, der die Veranlaſſung des neuen Unfriedens geworden war. und immer wieder wandte er ſich zu ſeiner Frau und brummte auf- und abgehend: „Mir iſt der Fall nicht zweifelhaft.“

„Ich begreife dich nicht,“ erwiederte die Gattin, welche an dem anſtrengenden Morgen zum zweiten Mal ihr Frühſtück einnahm, „und ich verſtehe nicht, wie du deiner Sache ſicher ſein kannſt. Es iſt wahr, in den Leuten iſt eine Art, welche uns immer wieder abſtößt, und es mag ein Unglück ſein, daß wir dieſe Nachbarſchaft haben. Aber du kannſt nicht behaupten, daß ſie Hunde vergiften. Und ich kann mir nicht denken, daß die Hahn ſolche Einfälle hat. Ich gebe dir zu, ſie iſt eine gewöhnliche Frau, und der Doctor ſagt, daß es Klößchen waren, was auf eine weibliche Hand ſchließen läßt. Aber als unſer Nother bei den Krammetsvögeln getroffen wurde, die ſie in der Küche hatte, hat ſie mir den Hund nur mit einer Empfehlung zurückgeſchickt, und es wäre nicht ſchön von ihm, er hätte drei Vögel gefreſſen. Das war in der Ordnung und ich kann darin keine Mordluſt finden. Und er, du lieber Gott, er ſieht mir auch nicht aus, als ob er in finſterer Mitternacht ſich mit unſeren Hunden zu thun machte.“

„Er iſt tückiſch,“ grollte Herr Hummel, „aber du haſt immer deine eigene Meinung von den Leuten gehabt. Er iſt ſcheinheilig gegen mich geweſen von dem erſten Tage, wo er ſich vor dieſen Fenſtern bei ſeinen Ziegeln aufſtellte und mir den Rücken zukehrte. Und ich habe mich immer wieder von euch Weibern bewegen laſſen, ihn als Nachbar zu behandeln mit Grüßen und Redensarten; und ich habe ſtillgeſchwiegen, wenn ihr mit der Frau drüben euer Gewäſch getrieben habt.“

„Unſer Gewäſch, Heinrich,“ rief die Gattin und ſetzte ihre Kaffetaſſe klirrend hin. „Ich muß dich bitten, daß du nicht vergißt, was du mir ſchuldig biſt.“

„Nun, es war nicht ſo böſe gemeint,“ räumte Herr Hummel ein, um den Sturm zu beſchwichtigen, den er zur Unzeit heraufbeſchworen hatte.

„Wie es gemeint war, mußt du wiſſen, ich halte mich an das, was ich höre; es zeigt wenig Gefühl, Hummel, daß du um eines toten Hundes willen deine Gattin und deine Tochter als Waſchfrauen behandelſt.“

Dieſe Auseinanderſetzung trug noch mehr widerwärtiges Grau in die Stimmung des Morgens, förderte aber keineswegs die Entdeckung des Verbrechers. Es war vergebens, daß die Hausfrau, um den ſtöbernden Verdacht des Gatten von der Familie Hahn abzulenken, viele andere Vermuthungen aufſtellte und mit Laura's Hilfe wieder verwarf, gegen die eigenen Arbeiter, gegen den Nachtwächter, und daß ſie zuletzt ſogar den Markthelfer von drüben als möglichen Miſſethäter einräumte. Ach, die bürgerliche Stellung der Hunde war ſo trübſelig geweſen, daß die Familie Hummel viel leichter die wenigen Menſchen herzählen konnte, welche den Hunden nichts Böſes anwünſchten, als die vielen, welche Wunſch und Intereſſe hatten, die Scheuſale zum Cocytus wandeln zu ſehen. Denn wie Lauffeuer fuhr die Nachricht über die Straße, bei der Obſtfrau an der Ecke war heut Verſammlung wie auf der Börſe, in den Kramläden ſtanden die Leute und beſprachen die Unthat, überall mitleidlos, feindſelig, ſchadenfroh. Auch die äußeren Zeichen der Theilnahme, welche die Straße für ſchicklich hielt, verhüllten ſchlecht die herrſchende Stimmung. Allerdings kamen die Mitfühlenden, zuerſt Frau Knips, die Wäſcherin, mit wortreicher Entrüſtung; dann wagte ſich ſogar Knips der Jüngere bedauernd in die Nähe des Hauſes, der Commis im feindlichen Geſchäft, welcher zu den Feinden übergegangen war, aber nicht müde wurde, ſeinem früheren Lehrherrn gelegentliche Ehrfurcht und Fräulein Laura eine unbequeme Anbetung zu erweiſen. Endlich kam ein Komiker der Stadtbühne, der häufig des Sonntags eingeladen wurde und dafür luſtige Geſchichten erzählte. Aber ſelbſt dieſe wenigen Getreuen wurden von einzelnen Hausgenoſſen beargwöhnt. Der Familie Knips mißtraute Gabriel, den Commis verabſcheute Laura, und der Komiker, ſonſt ein willkommener Gaſt, hatte einige Abende zuvor im Vorbeigehen leichtſinnig gegen einen Begleiter geäußert, daß es verdienſtlich ſein würde, dieſe Hunde von der Weltbühne zu entfernen. Heut war dieſer unglückliche Einfall der Hausfrau hinterbracht worden, und er lag ihr ſchwer auf dem Herzen. Funfzehn Jahre hatte ſie gerade dieſes Mannes Huldigung mit Wohlgefallen ertragen, viele Freundlichkeit, begeiſtertes Klatſchen im Theater war ihm zu Theil geworden, der Sonntagsbraten und eingeſottenen Früchte gar nicht zu gedenken; aber jetzt, wo der Mime bedauernd den Kopf ſenkte und ſein Entſetzen ausſprach, da wurde ihm ſein Geſicht wegen langer Gewöhnung an komiſche Wirkungen ſo heuchleriſch verzogen, daß Frau Hummel aus den Zügen des geſchätzten Mannes plötzlich einen Teufel herausgrinſen ſah. Und ihre ſpitzen Bemerkungen über Judaſſe erſchreckten wieder den Mimen, weil ſie ihm die Gefahr offenbarten, ſein beſtes Haus zu verlieren, und je kläglicher er ſich fühlte, deſto zweideutiger wurde ſein Ausdruck.

Während aller dieſer Vorfälle hielt ſich die Familie Hahn gänzlich zurück. Kein Zeichen von unſchicklicher Freude, keines von unnatürlichem Mitgefühl drang aus den ſchweigenden Mauern. Nur am Nachmittag, als Frau Hummel, um ſich zu erholen, ein wenig in die Luft ging, begegnete ihr die Nachbarin. Und Frau Hahn, welche ſich ſeit jener Gartenſcene im Unrecht fühlte, blieb ſtehen und ſprach freundlich ihr Bedauern aus, daß Frau Hummel einen ſo unangenehmen Vorfall erlebt habe. Aber da klang doch die feindliche Stimmung und der Verdacht des Mannes aus der Antwort heraus, ſehr kalt und abweiſend ſprach Frau Hummel, und auch die beiden Frauen ſchieden in feindſeliger Stimmung.

Unterdeß ſaß Laura an ihrem Schreibtiſch, ſie beſprach die Ereigniſſe des Tages in ihren geheimen Aufzeichnungen und dichtete mit leichtem Herzen die Schlußverſe: „Sie ſind dahin! von uns genommen iſt der Fluch, und ausgetilgt der Flecken in des Schickſals Buch.“ Dieſe Prophezeiung enthielt gerade ſo viel Wahrheit, als wenn ſie nach dem erſten Scharmützel des trojaniſchen Krieges durch Kaſſandra in Hektors Stammbuch eingezeichnet worden wäre. Sie wurde durch endloſe Gräuel der Folgezeit widerlegt.

Zunächſt war Speihahn gar nicht dahin, ſondern blieb am Leben. Aber der nächtliche Verrath übte auf Leib und Seele des Geſchöpfes einen betrübenden Einfluß. Er war nie ſchön geweſen, jetzt wurde ſein Leib mager, der Kopf dick und ſein zottiges Fell ſtruppig. Die Glasſplitter, welche der kunſtvolle Arzt aus ſeinem Magen entfernte, fuhren gewiſſermaßen in die Haare, daß dieſe borſtig am ganzen Leibe ſtarrten wie an einer Flaſchenbürſte; das gewundene Schwänzchen wurde kahl, nur an der Spitze beſtand eine Haarquaſte, daß es ausſah wie ein verbogener Korkzieher mit einem Kork am Ende. Mit dieſem Schwanze wedelte er ſelten, auch ſein Kläſſen hörte auf, bei der Nacht wie am Tage wandelte er ſchweigend, nur ausnahmsweiſe vernahm man ein dumpfes Knurren, das zu denken gab. Er kehrte in das Leben zurück, aber die ſanfteren Gefühle in ihm waren erſtorben, ſein Charakter wurde menſchenſcheu und ſchwarze Hintergedanken ſammelten ſich in ſeinem Innern, Anhänglichkeit und Berufstreue wurden vermißt, ſtatt ihrer erwieſen ſich lauernde Heimtücke und allgemeine Rachſucht. Doch Herr Hummel beachtete dieſe Umwandlung nicht. Der Hund war das Opfer einer unerhörten Bosheit, welche ihn, den Hausbeſitzer, ſchädigen wollte, und wäre er zehnmal häßlicher und menſchenfeindlicher geweſen, Herr Hummel hätte ihn doch zu ſeinem Lieblinge gemacht. Er ſtreichelte ihn und nahm es dem Hunde gar nicht übel, wenn dieſer zum Danke nach den Fingern ſeines Herrn ſchnappte.

Während aus der neuen Brandſtätte des Familienfriedens immer noch die Flämmchen ſittlicher Entrüſtung emporzüngelten, kehrte Fritz von ſeiner Reiſe zurück. In der erſten Stunde erzählte ihm die Mutter alle Vorgänge der jüngſten Zeit: das Glockenſpiel, die Hunde, die neue Feindſchaft. „Es war recht gut, daß du nicht hier warſt. Haſt du denn auch immer ein gutes Federbett gehabt? In den Gaſthöfen ſind ſie jetzt mit den Decken gegen Fremde ſehr rückſichtslos. Ich hoffe, auf dem Lande, wo ſie die Gänſe ſelbſt ziehen, wird mehr Einſicht geweſen ſein. Und wegen dieſes neuen Zankes ſprich mit dem Vater, thu was du kannſt, daß wieder Friede wird."

Fritz hörte ſchweigend den Bericht der Mutter und ſagte endlich begütigend: „Du weißt, es iſt nicht das erſte Mal, es geht vorüber."

Dieſe Neuigkeiten trugen nicht dazu bei, den Doctor heiter zu ſtimmen. Er ſah aus ſeiner Stube bekümmert nach dem Nachbarhauſe und den Fenſtern des Freundes hinüber. Dort wurde wohl in Kurzem ein neuer Haushalt eingerichtet; konnte dann auch ſeine Freundſchaft zum Profeſſor von den Störungen betroffen werden, welche ſeit alter Zeit die beiden Häuſer beſchäftigten? Er ging daran, die Sammlungen ſeiner Reiſe zu ordnen, aber die Fußtapfen in der Höhle machten ihm heut eine unbehagliche Empfindung, und beim Hufſchlag des wilden Jägers mußte er an die altklugen Worte Ilſe's denken: „es iſt Alles Aberglaube." Er legte die Hefte zuſammen, ergriff den Hut und ging grübelnd und nicht gerade fröhlich gemuthet in den Stadtpark. Und als er wenige Schritte vor ſich Laura Hummel auf demſelben Wege dahinſchweben ſah, bog er ſeitwärts ab, um Niemandem aus dieſem Hauſe zu begegnen.

Laura trug ein Körbchen mit Früchten zu ihrer Frau Pathe. Die alte Dame bewohnte eine Sommerwohnung im nahen Dorfe, zu welchem ein ſchattiger Fußweg durch den Park führte. Es war zu dieſer Stunde einſam im Stadtwald, und nur die

Vögel beobachteten, wie ſorglos der kleine Mund des behenden Fräuleins lachte, und wie glücklich zwei ſchöne tiefblaue Augen in das Dickicht ſpähten. Aber obgleich Laura eilte, ſie hatte doch vielen Aufenthalt. Zuerſt fiel ihr ein, daß die Blätter einer Blutbuche ihrem braunen Filzhütchen gut ſtehen würden, ſie brach einen Zweig, nahm den Hut ab und ſteckte die Blätter auf, und um ſich darüber zu freuen, behielt ſie den Hut in der Hand und legte zum Schutz gegen einzelne verwegene Lichtſtrahlen ein Flortuch über den Kopf. Dann bewunderte ſie das Parket von Goldgelb und Grau, welches die Sonne auf den Boden malte. Dann lief gar ein Eichhörnchen über den Weg, fuhr blitzſchnell an einem Baum hinauf und duckte ſich in die Zweige, und Laura ſah zu ihm empor und erkannte ſeine reizenden Ohrbüſchel hinter dem Laub, und ſie träumte ſich ſelbſt auf die Höhe des Baumes mitten unter Laub und Früchte, ſchaukelte auf den Zweigen, ſchwang ſich von einem Aſt auf den andern und machte zuletzt einen Spaziergang auf den Gipfeln wie auf grünen Hügeln hoch in der Luft über die flatternden Blätter. Als ſie dem Waſſer nahe kam, das auf der andern Wegſeite floß, erlebte ſie, daß eine große Geſellſchaft Fröſche, welche am Uferrande in der Sonne ſaß, wie auf Kommando mit großem Satze ins Waſſer ſprang, ſie lief hinzu und ſah mit Erſtaunen, daß die Fröſche im Waſſer weit anders ausſahen, als auf dem Lande, gar nicht wie Klötze, ſondern daß ſie dahinfuhren wie kleine Herren mit Bäuchlein und dicken Hälſen, aber langen Beinchen, welche tapfer ausgreifen. Und da ein großer Froſch auf ſie zuſteuerte und ſeinen Kopf gegen ſie aus dem Waſſer hob, fuhr ſie zurück, ſchämte ſich einen Augenblick, daß ſie ſeiner Schwimmkunſt zugeſehen hatte, und lachte dann über ſich ſelbſt. So zog ſie durch den Wald, ſelbſt ein Sommervogel, leicht geſchwingt und in Frieden mit aller Welt.

Aber hinter ihr ſchritt ihr Schickſal. Speihahn nämlich hatte von ſeinem gewöhnlichen Platz an der ſteinernen Freitreppe ihr Beginnen nicht unbemerkt gelaſſen. Unter den wilden Haaren, die wie ein Schnurrbart über ſeine Augen hingen, war etwas aufgedämmert, er hatte ihr nachgeſchielt, ſich endlich aufgemacht, und trottete jetzt ſchweigend hinter ihr her, angerührt durch Sonnenſtrahl, Fruchtkorb und das rothe Kopftuch ſeiner jungen Herrin. Mitten zwiſchen Stadt und Dorf ſtieg der Weg aus dem Thalgrunde und ſeinen Bäumen zu einer kahlen Ebene, auf welcher die Kriegsmacht der Stadt zuweilen ihre Uebungen hielt, in den friedlichen Stunden ein Schäfer die Herde weidete; der Pfad lief ſchräg über die offene Fläche dem Dorfe zu. Laura hielt auf der Höhe an und bewunderte die fernen Wollträger und den braunen Schäfer, der mit ſeinem großen Hut und Hakenſtock ſehr hübſch ausſah. Schon war ſie über die Herde hinausgekommen, da hörte ſie hinter ſich Gebell und drohendes Geſchrei, ſie wandte ſich um und ſah die friedliche Gemeinde in wildem Aufruhr. Die Schafe ſtoben auseinander, einige rannten kopflos in die Weite, andere lagen zuſammengeballt in einem Quergraben, die Schäferhunde bellten, der Schäfer und ſein Knabe liefen mit gehobenen Stöcken um den verſtörten Haufen. Aber während Laura erſtaunt in das Getümmel ſah, wurde ſie ſelbſt davon umringt, der Schäfer und ſein Junge ſprangen auf ſie zu, zwei große Schäferhunde folgten dem hetzenden Zuruf, ſie fühlte ſich von rauher Männerhand angepackt, das zornige Geſicht des Schäfers und ſein Hakenſtock bewegten ſich dicht vor ihren Augen. „Ihr Hund hat mir die Herde auseinander gejagt, ich fordere Strafe und Zahlung.“ Erſtarrt und leichenblaß griff Laura nach ihrem Geldtäſchchen, kaum vermochte ſie zu bitten: „ich habe ja keinen Hund, laſſen Sie mich los, lieber Schäfer.“ Doch der Mann ſchüttelte wild ihren Arm, zwei rieſige ſchwarze Thiere ſprangen an ihr hinauf und ſchnappten nach ihrem Tuche. „Es iſt Ihr Hund, und ich kenne das rothe Vieh,“ ſchrie der Schäfer.

Das war kein Irrthum. Speihahn hatte nämlich ebenfalls die Schafherde beobachtet und ſeinen ruchloſen Plan geſchmichelt. Plötzlich war er mit heiſerem Gekläff auf ein Schaf zugeſprungen und hatte es heftig ins Bein gebiſſen. Darauf Flucht der Herde, Zuſammenſtürzen des Haufens, Spitzbub mitten darunter, kläffend, kratzend, beißend, dann linksab einem trockenen Graben entlang, den Abhang zum Walde hinunter in das dichteſte Geſträuch. Jetzt trabte er in Sicherheit nach Hauſe zurück, die Zähne fletſchend, mit verworrenem Schnurrbart, und ließ ſein Fräulein unter der Fauſt des Schäfers vergehen, der ſeinen Hakenſtock noch immer über ihr ſchwenkte.

„Laſſen Sie das Fräulein los!“ rief die erzürnte Stimme eines Mannes. Fritz Hahn ſprang herzu, ſtieß den Arm des Schäfers zurück und fing Laura, der die Sinne ſchwanden, in ſeinen Armen auf.

Das Dazwiſchentreten eines Dritten zwang den Schäfer zu neuer Anklage, deren Schluß war, daß er wieder in auflodernder Hitze das Mädchen anfaſſen wollte und daß ſeine Hunde gegen den Doctor herausfuhren. Aber tief empört gebot Fritz: „Sie halten die Hunde zurück und benehmen ſich manierlicher, oder ich veranlaſſe, daß Sie ſelbſt beſtraft werden. Hat ein fremdes Thier Ihrer Herde Schaden gethan, ſo ſoll eine billige Entſchädigung gezahlt werden, ich bin bereit, Ihnen oder dem Beſitzer der Schafherde dafür zu bürgen.“

So rief er und hielt Laura feſt im Arme, ihr Kopf lag auf ſeiner Schulter und das rothe Tuch hing über ſeine Weſte bis auf das Herz hinab. „Faſſen Sie ſich, liebes Fräulein,“ bat er herzlich beſorgt. Laura erhob ihr Haupt, blickte furchſam auf das Angeſicht, welches ſich von Menſchenliebe und Mitgefühl geröthet über ſie beugte und erkannte mit Schrecken ihre Lage. Furchtbares Schickſal! Wieder er, zum dritten Male er, der unvermeidliche Beſchützer und Retter! Sie entwand ſich ihm und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor, ich vermag allein zu gehen.“

„Nein, ich verlaſſe Sie nicht ſo,“ rief Fritz und verhandelte mit dem Schäfer, der unterdeß die beiden Opfer des mörderiſchen Hundes herzugeholt und als Beweiſe der verübten Miſſethat niedergelegt hatte. Fritz griff in ſeine Taſche, reichte dem Schäfer ein Aufgeld zu der gebotenen Entſchädigung, nannte ſeinen Namen und beſprach mit dem Manne, der nach Anblick des Geldes ruhiger wurde, eine Zuſammenkunft.

„Bitte, geben Sie mir den Arm,“ wandte er ſich ritterlich zu Laura.

„Ich kann das nicht annehmen,“ erwiederte das betäubte Mädchen, der großen Feindſchaft eingedenk.

„Es iſt nur Menſchenpflicht,“ begütigte Fritz, „Sie ſind zu angegriffen, um allein zu gehen.“

„Dann bitte ich Sie, mich zu meiner Frau Pathe zu geleiten, es iſt am nächſten dorthin.“

Fritz nahm ihr das Körbchen ab und las die herausgefallenen Früchte zuſammen, darauf führte er ſie dem Dorfe zu. „Vor dem Manne hätte ich mich nicht ſo ſehr gefürchtet,“ klagte Laura, „aber die ſchwarzen Thiere waren ſo furchtbar.“ Dabei hielt ſie ihren Arm ſchwebend in dem ſeinen, denn jetzt, wo der Schrecken verflog, fühlte ſie das Peinliche ihrer Lage, ach, mit Gewiſſensbiſſen! Denn ſie hatte erſt heute früh die Reiſetoilette des heimkehrenden Doctors unausſtehlich gefunden. Nun war allerdings Fritz kein Mann, deſſen Unausſtehlichkeit lange vorhielt. Er war voll Zartgefühl und Sorge um ſie, ſtrebte ihr jede Unebenheit des Weges zu erſparen, ſtreckte im Gehen ſeinen Fuß aus und ſtieß kleine Steine weg. Er begann ein gleichgültiges Geſpräch über die Frau Pathe, wobei ſie erzählen mußte und auf andere Gedanken kommen konnte. Darüber ergab ſich, daß er ſelbſt die Pathe recht hoch ſchätzte, ja, ſie hatte ihm einſt, als er noch Schulknabe war, einen Kirſchkuchen geſchenkt und er dafür an ihrem Geburtstage ein Gedicht verfertigt. Ueber das Wort Gedicht erſtaunte Laura. Alſo dort drüben konnte man das auch? Allein der Doctor ſprach ſehr rückſichtslos von den erhebenden Schöpfungen glücklicher Stunden. Und als ſie ihn frug: „Sie haben auch gedichtet?“ und er lachend erwiederte: „nur für's Haus, wie Jedermann," da fühlte ſie ſich durch ſeine kalte Nichtachtung der Poeſie recht gedrückt. Es war jedenfalls ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers, bei Hahns thaten ſie das um Kirſchkuchen. Aber gleich darauf tadelte ſie ſich wegen unziemlicher Gedanken gegen ihren Wohlthäter. Und ſie wandte ſich freundlich zu ihm und ſprach von ihrer Freude über das heutige Eichhorn im Walde. Denn ſie hatte früher einmal ein ſolches Thier von einem Straßenjungen gekauft und ins Freie geſetzt, das Thierchen war zweimal vom Baume wieder auf ihre Schultern geſprungen, ſie war endlich mit Thränen weggelaufen, damit das Kleine in ſeinem Walde bleiben müſſe. Und wenn ſie jetzt ein Eichhorn ſehe, ſei ihr immer, als gehöre es ihr zu, und ſie täuſchte ſich gewiß, aber die Eichhörner ſchienen ihr dieſelbe Anſicht zu hegen. Dieſe Geſchichte führte zu der merkwürdigen Entdeckung, daß der Doctor ganz ähnliche Erlebniſſe mit einer kleinen Eule gehabt hatte, er machte der Eule nach, wie ſie immer mit dem Kopfe nickte, wenn er ihr das Freſſen brachte, und dabei ſahen ſeine Brillengläſer ganz wie Eulenaugen aus, und Laura konnte das Lachen nicht verbergen.

In dieſem Geſpräche kamen ſie vor der Thür der Pathe an, Fritz entließ Laura's Arm und wollte ſich verabſchieden, ſie blieb an der Thürſchwelle ſtehen, die Hand am Griffe, und ſagte verlegen: „Wollen Sie nicht wenigſtens einen Augenblick hereinkommen, da Sie die Frau Pathe kennen?" — „Mit Vergnügen," erwiederte der Doctor.

Die Pathe ſaß in ihrer Sommerwohnung, welche etwas kleiner, feuchter und ungemüthlicher war, als ihr Quartier in der Stadt. Als aber die Kinder der feindlichen Häuſer miteinander eintraten, erſt Laura, immer noch bleich und feierlich, und hinter ihr der Doctor, ebenfalls mit ſehr ernſthaftem Geſicht, da erſtaunte die gute Dame ſo, daß ſie ſtarr auf dem Sopha ſitzen blieb und nur die Worte herausbrachte: „Was muß ich erblicken! Iſt das möglich, ihr Kinder bei einander?"

Dieſer Ausruf löſte den Zauber, welcher die jungen Seelen für einen Augenblick zuſammenband. Laura ging erkältet auf die Pathe zu und erzählte, daß der Herr Doctor zufällig bei ihrem Unfall herbeigekommen; der Doctor aber erklärte, daß er nur das Fräulein ihr ſicher habe übergeben wollen; dann erkundigte er ſich nach dem Befinden der Pathe und nahm ſeinen Abſchied.

Während die Pathe ſtärkende Mittel herbeiholte und beſchloß, daß Laura unter dem Schutze des Dienſtmädchens auf einem anderen Wege heimkehren ſolle, ging der Doctor mit leichten Schritten nach dem Walde zurück. Seine Stimmung war gänzlich verwandelt, häufig flog ihm ein Lächeln über das Antlitz. Immer wieder mußte er daran zurückdenken, wie feſt ihm das Mädchen in dem Arm lag. Er hatte ihre Bruſt an der ſeinen gefühlt, ihr Haar hatte ſeine Wange berührt und er hatte auf den weißen Nacken und die Büſte herabgeſehen. Der wackere Junge erröthete bei dem Gedanken und beſchleunigte ſeinen Marſch. Darin wenigſtens hatte der Profeſſor nicht Unrecht, ein Weib war immerhin noch etwas Anderes, als die Summe der Gedanken, welche man über Menſchenleben und Weltgeſchichte aus ihr zu entwickeln vermochte. Dem Doctor ſchien allerdings, als ob etwas ſehr Anziehendes in wallenden Locken, rothen Bäckchen und einem hübſchen Halſe liege. Er gab zu, daß dieſe Entdeckung nicht neu war, aber ihren Werth hatte er bis dahin noch nicht mit ſolcher Deutlichkeit gefühlt. Und es war ſo rührend geweſen, wie ſie aus der Betäubung zu ſich kam, die Augen aufſchlug und ſich ſchamhaft aus ſeinen Armen löſte. Auch daß er ſie ſo trotzig vertheidigt hatte, erfüllte ihn jetzt mit heiterem Stolze, er blieb auf dem Schlachtfelde ſtehen und lachte recht herzlich vor ſich hin. Dann ging er in demſelben Wege, den Laura aus dem Walde gekommen war, er ſah auf den Boden, als wenn er die Spuren ihrer kleinen Füße auf dem Kies zu erkennen vermöchte, und er fühlte Glanz und Wärme der Luft, den Lockruf der Vögel, das Flattern der Libellen mit ebenſo beflügeltem Muth, wie kurz vorher ſeine hübſche Nachbarin. Dabei ſummte ihm die Erinnerung an den Freund durch den Kopf, behaglich dachte er auch an die Regungen dieſes Gemüthes und an die Erſchütterungen, welche Thusnelda darin hervorgebracht. Es hatte dem Profeſſor närriſch geſtanden, ſein Freund war in dem Pathos der aufgehenden Leidenſchaft ſehr komiſch geweſen. Solch ſchwerflüſſiges ernſthaftes Weſen ſtach ſeltſam ab gegen die neckiſchen Angriffe, welche der Zufall auf das Leben der Erdgeborenen macht. Und als auf dem letzten Buſch eine von den kleinen Heuſchrecken raſſelte, deren Geſchwirr er in ſorgenvoller Zeit oft gehört hatte, ſagte er luſtig vor ſich hin: „auch die muß noch dabei ſein, erſt die Schafe, dann die Grillen.“ Und er begann halblaut ein gewiſſes altes Lied, worin die Grillen aufgefordert wurden, dahinzufahren und ſein Gemüth nicht weiter zu beläſtigen. So kam er von ſeinem Spaziergange in recht leichter, weltmänniſcher Stimmung nach Hauſe.

„Heinrich,“ begann Frau Hummel am Nachmittage feierlich zu ihrem Gatten, „mache dich gefaßt auf eine fatale Geſchichte, ich beſchwöre dich, bleibe ruhig und vermeide eine Scene, mühe dich, deinen Widerwillen zu bezähmen und vor allem, achte auch unſere Gefühle.“ Und ſie erzählte ihm das Unglück.

„Was den Hund betrifft,“ verſetzte Hummel nachdrücklich, „ſo iſt durchaus noch nicht bewieſen, daß es unſer Hund war. Das Zeugniß des Schäfers genügt mir nicht, ich kenne dieſes Subject, ich verlange einen unbeſcholtenen Zeugen. Es laufen jetzt ſo viele fremde Hunde um die Stadt, daß die allgemeine Sicherheit darunter leidet, und ich habe ſchon oft geſagt, es iſt eine Schande für unſere Polizei. Sollte es aber doch unſer Hund geweſen ſein, ſo kann ich kein beſonderes Unrecht darin finden. Wenn das Schaf ihm ein Bein hinſtreckt und er ein wenig daran zwickt, ſo iſt das ſeine Sache, und gar nichts dagegen zu ſagen. Was ferner den Schäfer betrifft, ich kenne ſeinen Herrn, ſo iſt das meine Sache. Was endlich den jungen Mann da drüben betrifft, ſo iſt das eure Sache. Ich habe nicht den Willen, das Unrecht ſeiner Eltern an ihm heimzuſuchen, aber ich will mit den Leuten nichts zu thun haben.“

„Ich mache dich aufmerkſam, Hummel,“ warf die Gattin ein, „daß der Doctor dem Schäfer bereits Geld gegeben hat.“

„Geld für mein Kind, das leide ich nicht,“ rief Hummel, „wie viel war's?“

„Aber Vater —,“ bat Laura. — „Wie kannſt du verlangen,“ rief Frau Hummel vorwurfsvoll, „daß deine Tochter in Todesgefahr die Groſchen zählt, welche ihr Retter auslegt.“

„So ſeid ihr Weiber,“ grollte der Hausherr, „für Geſchäfte fehlt der Sinn. Konnteſt du ihn nicht nachträglich fragen? Den Schäfer nehme ich auf mich, der Doctor kümmert mich nicht. Nur das ſage ich euch, die Sache wird kurz abgemacht, und im Uebrigen bleibt's bei unſerm Verhältniß zu dieſem Hauſe. Ich fordere mir glattes Geſchäft, und ich will dieſe Hähne nicht grüßen.“

Nach dieſem Entſcheid überließ er die Frauenſtube ihren Gefühlen. „Der Vater hat Recht,“ begann Frau Hummel, „daß er uns die Hauptſache anvertraut. Seinem ſtrengen Sinne würde der Dank zu ſchwer ankommen.“

„Mutter,“ bat Laura, „du biſt geſchickt in Artigkeiten, könnteſt du nicht hinübergehen?“

„Mein Kind,“ erwiederte Frau Hummel ſich räuſpernd, „das iſt nicht leicht. Dieſer unglückliche Vorfall mit den Hunden hat uns Frauen zu ſehr auseinander gebracht. Nein, da du die Hauptperſon bei dem heutigen Vorfalle biſt, mußt du ſelbſt hinübergehen.“

„Ich kann doch nicht den Doctor beſuchen,“ rief Laura erſchrocken.

„Das iſt gar nicht nöthig,“ begütigte Frau Hummel. „Den einzigen Vortheil hat dieſe Nachbarſchaft, daß wir von unſerem Fenſter ſehen, wenn die Männer ausgehen. Dann ſpringſt du zu der Mutter hinüber und richteſt an ſie noch einmal deinen Dank für den Sohn. Du biſt mein kluges Kind und wirſt dir zu helfen wiſſen."

Darauf ſaß Laura am Fenſter, ohne Freude ſah ſie ſich zur Wächterin der Nachbarn geſetzt, und recht widerwärtig erſchien ihr das Auflauern. Endlich trat der Doctor auf die Thürſchwelle. Sein Ausſehen war wie gewöhnlich, gar nichts Ritterliches darin zu erkennen, die Geſtalt war zart und der Wuchs regelmäßig. Laura liebte das Hohe; er hatte geiſtvolle Züge, aber ſie wurden verſteckt durch die große Brille, welche ihm einen recht pedantiſchen Ausdruck gab; wenn er einmal lachte, wurde ſein Geſicht recht hübſch, aber ſein gewöhnlicher Ernſt kleidete ihn gar nicht. Fritz verſchwand um die Ecke und Laura ſetzte mit ſchwerem Herzen ihr Hütchen auf und ging in das feindliche Haus, deſſen Räume ſie noch niemals betreten hatte. Dorchen, die nicht im Geheimniß war, blickte den Beſuch erſtaunt an, brachte ihn aber ſcharfſinnig mit der Rückkehr des Doctors in Verbindung und verkündete aus freien Stücken, von den Herren ſei Niemand zu Hauſe, Frau Hahn aber im Garten.

Frau Hahn ſaß im chineſiſchen Tempel. Verlegen ſtanden die beiden Frauen einander gegenüber, beide dachten zugleich an ihr letztes Geſpräch, und beiden war die Erinnerung peinlich. Aber bei Frau Hahn überwog ſogleich der menſchliche Schauder vor der Gefahr, welche Laura umzingelt hatte. „Ach, Sie armes Fräulein," begann ſie. Und während ſie von Mitleid aufwallte, fühlte ſie, daß der chineſiſche Bau für dieſen Beſuch kein geeigneter Ort ſei, ſie ſteuerte zartfühlend davon ab und lud auf die kleine Bank vor der weißen Muſe. Das war der glücklichſte Platz des Hauſes, hier lachte der Orangenbaum ſeine Käuferin an, und Laura vermochte ſich in dankbare Stimmung zu verſetzen. Sie ſagte der Nachbarin, wie ſehr ſie ſich dem Herrn Doctor verpflichtet fühle, und daß ſie die Mutter bitte, dem Sohne dies zu ſagen, weil ſie ſelbſt in der Verwirrung dieſe Pflicht nicht gebührend erfüllt habe. Dazu fügte ſie das Geſchäftliche wegen des böſen Schäfers. Der Dank vergnügte die gute Frau Hahn, und mütterlich bat ſie Laura, ihren Hut ein wenig abzunehmen, weil es im Garten noch warm ſei. Laura aber nahm den Hut nicht ab. Sie ſprach ſchickliche Freude aus, wie hübſch der Garten blühe, und hörte mit Befriedigung, daß das Prachtſtück im Topfe dem Herrn Hahn von einem Unbekannten geſchenkt ſei, auch die Früchte ſeien ſüß, denn Herr Hahn habe die Rückkehr ſeines Sohnes durch ein künſtliches Getränk gefeiert und dazu die erſte Frucht des kleinen Baumes genommen.

Es war bei alledem ein diplomatiſcher Beſuch, er wurde nicht über die nothwendige Zeit ausgedehnt, nnd Laura war froh, als ſie beim Abſchied Empfehlung und Dank an den Herrn Doctor wiederholt hatte.

Auch in den ſtillen Aufzeichnungen Laura's wurde die Begebenheit des Tages ſehr kurz abgefertigt. Sogar eine angefangene Betrachtung über das Glück einſamer Waldbewohner blieb unvollendet. Wie, Laura? Du ſchreibſt ja Alles nieder; wenn ein Holzwurm tickt, oder ein Sperling in dein Fenſter ſchreit, hüpfen dir einige Versfüße auf. Hier wäre ein Erlebniß, gewaltig für dein junges Leben: Gefahr, Bewußtloſigkeit, Arme eines Fremden, der trotz ſeinem gelehrten Ausſehen doch ein hübſcher Knabe iſt. Jetzt wäre Zeit zu ſchildern und zu ſchwärmen. Eigenſinniges Kind, warum liegt das Abenteuer als totes Geſtein in der phantaſtiſchen Landſchaft, welche dich umgibt? Geht dir's wie dem Reiſenden, der müde auf die Alpengegend zu ſeinen Füßen blickt und ſich wundert, daß die fremdartige Natur ihn ſo wenig ergreift, bis allmählich, vielleicht nach Jahren, die Bilder ihn im Traum und Wachen verfolgen und von neuem in die Berge ziehen? Oder hat die Nähe des argen Wichtes, der die Miſſethat verübt, auch dir die freien Schwingen gelähmt?

Da liegt er vor deiner Thürſchwelle, roth und ruppig, und leckt ſeinen Schnurrbart!

12.

Der Abſchied vom Gute.

Der Herbſt war gekommen, auf den Hügeln des Gutes trugen die Bäume ihr buntes Trauerkleid; zwiſchen den Stoppeln hing weißes Geſpinſt und die Thautropfen lagen darauf, bis der Wind das Gewebe zerriß und aus Flur und Thal entführte in die blaue Ferne. Auf dem Gute aber gingen Hand in Hand zwei Glückliche. In dieſem Jahr war der Blätterfall dem Profeſſor gar nicht empfindlich, denn in ſeinem eigenen Leben hatte ein neuer Frühling begonnen, und die Seligkeit dieſer Tage war auf ſein Antlitz in einer Schrift geſchrieben, da auch der Ungelehrteſte zu leſen vermochte.

Ilſe war Braut. Demüthig trug ſie die unſichtbare Krone, welche nach der Meinung des Hauſes und der Nachbarſchaft jetzt auf ihrem Haupte ſaß. Immer noch hatte ſie Stunden, wo ſie an das Glück kaum glauben konnte. Wenn ſie ſich früh vom Lager erhob und das Schleifen der ausziehenden Pflüge hörte, oder wenn ſie im Keller ſtand und die Milcheimer klapperten, war ihr die Zukunft wie ein Traum. Aber am Abend, wenn ſie neben dem geliebten Mann in der Laube ſaß, ſeinen Worten lauſchte und die Rede über Großes und Kleines dahinflog, dann faßte ſie ihn leiſe am Arm und verſicherte ſich, daß er ihr gehörte, und daß ſie ſelbſt fortan in der Welt leben ſollte, in welcher ſein Geiſt heimiſch war.

Noch vor dem Winter, ehe die Vorleſungen der Univerſität begannen, ſollte die Hochzeit ſein. Denn der Profeſſor hatte flehentlich gegen langen Brautſtand Verwahrung eingelegt, und der Landwirth gab ihm Recht. „Gern hätte ich Ilſe über den Winter behalten, denn Clara muß einen Theil ihrer Arbeit übernehmen, und dem Kinde wäre die Anweiſung der Schweſter ſehr nöthig. Aber für euch iſt es anders beſſer. Sie, mein Sohn, haben ſich meine Tochter nach kurzer Bekanntſchaft gefordert, je eher ſich

Ilſe an Ihr Stadtleben gewöhnt, deſto beſſer wird es für Sie beide ſein; und ich meine, im Winter wird ihr das leichter werden.“

Es war eine Zeit ſeliger Unruhe, und es war gut, daß die verſtändige Sorge um den neuen Haushalt die hohe Empfindung der Verlobten ein wenig zu irdiſchen Dingen hinabzwang.

Der Profeſſor reiſte noch einmal nach der Univerſitätsſtadt. Sein erſter Gang war zum Freund. „Wünſche mir Glück,“ rief er, „vertraue ihr und mir.“ Der Doctor fiel ihm um den Hals und ging ihm in den Tagen ſeines Aufenthalts nicht von der Seite, er begleitete ihn bei allen Einkäufen und überlegte mit ihm die Eintheilung der Zimmer. Gabriel, dem der Beſuch des Landwirths ein Vorgefühl kommender Ereigniſſe gegeben hatte, und dem um die eigene Unentbehrlichkeit bange geworden war, fühlte ſich ſtolz, weil der Profeſſor ihm ſagte: „Wir bleiben die Alten, thun Sie, was in Ihren Kräften ſteht, ſich meiner Frau nützlich zu machen.“ Dann kam Herr Hummel, ſtattete im Namen der Familie ſeinen Glückwunſch ab, und erbot ſich aus freien Stücken, noch zwei Zimmer ſeines Hauſes, die er entbehren konnte, dem Profeſſor zu überlaſſen. Aber unruhiger als alle Andern erwartete Laura die neue Hausgenoſſin. Und ſie brach in die ſchriftlichen Worte aus: „Wie wird ſie ſein, erhaben oder niedlich? voll ſtrenger Würde oder lachend friedlich? mir pocht das Herz und die Gedanken fliegen! wird liebevolles Ahnen mich betrügen?“ Und als der Profeſſor ſie und ihre Mutter bat, ſeiner künftigen Frau entgegenzukommen und bei der Einrichtung zu helfen, und als er gegen Laura hinzuſetzte, er hoffe auf ein gutes Verhältniß zwiſchen ihr und ſeiner Braut, da ahnte er gar nicht, wie viel Glück er in ein junges Herz ſenkte, welches das unruhige Bedürfniß hatte, ſich hingebend anzuſchließen. Die unſichern Angaben, welche er über das Weſen ſeiner Verlobten machte, hüllten die Geſtalt immer noch in Nebel, aber ſie wurden doch für Laura ein Rahmen, in welchen ſie täglich neue Geſichter und Stellungen hineinzeichnete.

Unterdeß ſaßen in den Nebenräumen des alten Hauſes die Frauen emſig um Truhen und Leinwand beſchäftigt. Clara war durch den Brautſtand der Schweſter auf einmal zum erwachſenen Mädchen geworden, ſie half und gab guten Rath und erwies ſich in Allem brauchbar und verſtändig. Und Ilſe rühmte das am Abend gegen den Vater und darauf ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und brach in heiße Thränen aus. Dem Vater zuckte der Mund, er antwortete nicht, aber er hielt die Tochter mit beiden Händen feſt an ſeinem Herzen. Auch für dieſe Trennung traf es ſich günſtig, daß die letzten Wochen vor dem Abſchied übervoll von Arbeit und Zerſtreuung waren. In der Wirthſchaft gab es noch viel zu ſchaffen, und der Vater erließ den Verlobten keinen Beſuch bei ſeinen Bekannten in der Nachbarſchaft.

Zu den nächſten gehörte die Familie Rollmaus. Ilſe hatte ihre Verlobung der Frau Oberamtmann in beſonderm Briefe angezeigt. Darüber war große Erregung entſtanden. Die Frau Oberamtmann triumphirte. Rollmaus aber ließ ſich ſofort das Pferd ſatteln und kam nach Bielſtein geritten, jedoch nicht vor das Haus, er frug am Hofthor nach dem Gutsherrn und ritt zu dieſem auf das Feld. Dort nahm er den Landwirth bei Seite und begann ſeinen Glückwunſch mit der kurzen Frage: „Was hat er?“ Dieſe Frage konnte durch Zahlen beantwortet werden, und die Antwort beruhigte ihn einigermaßen. Denn er wandte ſein Pferd kurz um, trabte vor das Haus und brachte der Braut und dem Profeſſor, den er jetzt als ebenbürtig anſah, ſeinen Glückwunſch dar. Und diesmal wiederholte er dringend ſeine Einladung. Nach der Rückkehr ſagte er ſeiner Frau: „Ich hätte der Ilſe eine beſſere Partie gewünſcht, indeß der Mann iſt nicht ganz übel, freilich auf einem großen Gute müßte er ſich mühſam durchſchlagen.“

„Rollmaus,“ erwiederte die Frau, „ich hoffe, du wirſt dich bei dieſer Gelegenheit decent beweiſen.“

„Wie ſo?“ frug der Oberamtmann.

„Du mußt beim Eſſen die Geſundheit des Brautpaars ausbringen.''

Der Gatte brummte. „Jedoch ohne unnützes Zeug, wie Redensarten und Steckenbleiben. Ich kenne das, darauf laſſe ich mich nicht ein."

„Die Redensarten müſſen die Vorausſetzung ſein," rief die Oberamtmann. „Und wenn du nicht willſt, ſo werde ich ſelbſt beſorgen, was vorgeſetzt werden muß, und du ſprichſt die Geſundheit."

Das Haus Rollmaus hatte für den Brautbeſuch ſein feinſtes Tiſchzeug aufgedeckt, und die Frau Oberamtmann erwies nicht nur ein gutes Herz, auch gute Küche. Sie ſchlug beim Braten an das Glas und begann aufgeregt: „Liebe Ilſe, da Rollmaus in ſeiner Geſundheit das Kurze und Drakoniſche äußern wird, ſo will ich nur vorher erwähnen, daß wir Ihnen aus einem ehrlichen Herzen Glück wünſchen als alte Freunde Ihrer Eltern, und da wir immer gute Nachbarſchaft mit einander gehalten haben, in allem Unglück, und wenn ein angenehmer Zuwachs zur Familie kam, und ebenſo durch Aushilfe in der Wirthſchaft. Es iſt uns ſehr wehmüthig, daß Sie aus dieſer Gegend ziehen, obgleich wir uns freuen, daß Sie in eine Stadt kommen, wo man das Geiſtige zu ſchätzen weiß, und was ein höheres Streben genannt wird. Ich will nicht voluminös werden, weshalb wir Sie beide bitten, auch in treuer Freundſchaft an uns zu denken." Sie fuhr mit dem Tuche nach den Augen, und Rollmaus faßte die Familiengefühle kräftig in den vier Worten zuſammen: „Das Brautpaar ſoll leben." Beim Abſchied weinte die Frau Oberamtmann ein wenig und bat den Hausherrn zu erlauben, daß ſie doch zur Trauung kommen dürfe, wenn auch die Hochzeit ohne Gäſte ſei.

Und noch eine Störung brach herein. Der Landwirth hatte um die Ehre gebeten, und ſie war ihm gewährt: auf dem Wege zum Jagdſchloß wollte der Fürſt anhalten und im alten Hauſe das Frühſtück einnehmen.

„Es iſt gut, Ilſe, daß du noch bei uns biſt," ſagte der Landwirth.

„Aber man weiß ja gar nicht, wie ſo ein Herr das gewöhnt iſt," wandte Ilſe zwiſchen Freude und Sorge ein.

„Er bringt doch einen ſeiner Köche mit, der in der Oberförſterei das Jagdeſſen zurichtet, der mag helfen; ſorge nur dafür, daß er etwas in der Küche findet."

Am Tage der emſigen Vorbereitung ſaßen die Kinder, die Mamſell und Arbeiterinnen zwiſchen Hügeln von Waldzweigen und Herbſtblumen und wanden Kränze und Feſtgehänge. „Verſchont nichts," befahl Ilſe dem alten Gärtner, „er iſt unſer lieber Landesvater, wir Kleinen bringen ihm unſere Blumen als Steuer dar." Und Hans verfertigte mit Hilfe des Profeſſors aus Georginen rieſige Kokarden und Namenszüge.

Schon am Abend vor der Jagd hielten der Fourier und der Mundkoch ihren Einzug. Der Fourier bat, die Tafel im Garten zu decken, dem Fürſten folge die nöthige Dienerſchaft, bei der übrigen Aufwartung könnten die ſchmucken Hausmädchen helfen, dem Herrn ſei das Ländliche gerade recht. Am Morgen der Jagd ritt der Landwirth in ſeinem beſten Staat nach Roſſau hinab, den Fürſten zu empfangen; die Kinder drängten ſich um die Fenſter der obern Stuben und ſpähten wie Wegelagerer nach der Landſtraße. Kurz vor Mittag kamen die Wagen den Berg herauf und fuhren an der alten Hausthür vor, der Landwirth und der Oberförſter, welche zu beiden Seiten des fürſtlichen Wagens ritten, ſprangen von den Pferden. Der Fürſt ſtieg mit ſeinen Begleitern aus und betrat grüßend die Schwelle. Ein Herr in höherem Mannesalter von mäßiger Größe, einem ſchmalen feinen Geſicht, dem man noch glaubte, daß er in ſeiner Jugend den Ruf eines ſchönen Mannes gehabt hatte, mit zwei klugen Augen, deren Umgebung nur durch zu viele kleine Falten verknittert war. Ilſe trat in den Hausflur, der Landwirth ſtellte in ſeiner einfachen Weiſe die Tochter vor, der Herr begrüßte Ilſe huldreich mit einigen

Worten und gönnte dem Profeſſor, der ihm als Bräutigam der Tochter genannt wurde, einen Blick und eine Frage, worauf der Profeſſor vom Oberjägermeiſter aufgefordert wurde, am Frühſtück Theil zu nehmen. Dann ſchritt der Fürſt ſogleich in den Garten, rühmte das Haus und die Landſchaft und erinnerte ſich, daß er zum erſten Mal als vierzehnjähriger Knabe mit ſeinem Vater dieſe Gegend beſucht habe.

Das Frühſtück verlief auf's Beſte, der Fürſt that dem Landwirth wohlthuende Fragen, welche ſein Intereſſe an den Zuſtänden der Landſchaft erwieſen. Als er ſich vom Tiſch erhoben hatte, trat er an den Profeſſor und frug nach Einzelheiten der Univerſität, er kannte den Namen des einen und anderen Collegen. Durch die ſichern Antworten und die gute Haltung des Gelehrten wurde er veranlaßt, das Geſpräch zu verlängern. Er erzählte, daß er ſelbſt ein wenig Sammler ſei, antike Münzen und Gräberfunde aus Italien mitgebracht habe, und daß ihm die Vermehrung ſeiner Sammlungen viele Freude gemacht. Und ihm war angenehm, daß der Profeſſor bereits von einigem Bedeutenden darin wußte.

Als nun der Fürſt mit einer Wendung zum Schluſſe den Gelehrten frug, ob er in dieſer Gegend heimiſch ſei, und Felix antwortete, daß ein Zufall ihn hierhergeführt, da flog dem Gelehrten plötzlich der Gedanke durch das Haupt, daß hier eine Gelegenheit ſei, die wohl ſo nicht wiederkehren werde, die höchſte Gewalt des Landes mit dem Schickſale der verlorenen Handſchrift bekannt zu machen, vielleicht Förderung für weitere Nachforſchungen in der Reſidenz zu gewinnen. Er begann ſeinen Bericht. Der Fürſt hörte mit ſichtlicher Spannung zu, führte ihn während angelegener Querfragen weiter von der Geſellſchaft ab, und war ſo ganz bei der Sache, daß er darüber, wie es ſchien, die Jagd vergaß. Der Oberjägermeiſter wenigſtens ſah oft nach der Uhr und ſagte dem Gutsherrn Verbindliches über das Intereſſe, welches der Herr an ſeinem Schwiegerſohn nehme. Endlich ſchloß der Fürſt die Unterhaltung: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, ich würdige das Vertrauen, welches Sie mir damit erweiſen, kann ich Ihnen darin ſelbſt nützlich ſein, ſo wenden Sie ſich direkt an mich, führt Sie der Weg einmal in meine Nähe, ſo laſſen Sie mich das wiſſen, ich werde mich freuen, Sie wieder zu ſehen.“

Als der Fürſt durch den Hausflur nach dem Wagen ſchritt, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſah ſich um, der Oberjägermeiſter gab dem Landwirth ſchnell einen Wink, Ilſe wurde gerufen und verneigte ſich wieder und der Fürſt dankte ihr in Kürze für die gaſtliche Aufnahme. Ehe die Wagen zwiſchen den Hofgebäuden verſchwanden, ſah der Fürſt ſich noch einmal nach dem Hauſe um. Auch dieſe Artigkeit fiel auf fruchtbaren Boden. „Ganz umgedreht hat er ſich und ganz eigen darauf geſehen,“ erzählte die Taglöhnerfrau, die ſich mit Arbeitern bei dem Laubgewinde an der Scheuer aufgepflanzt hatte. Alles war zufrieden und freute ſich der Huld, welche mit gutem Anſtand erwieſen und empfangen war. Ilſe rühmte die Leute des Fürſten, die ihr Alles ſo bequem gemacht, dem Profeſſor hatten die geſcheidten Fragen des Herrn ſehr wohl gefallen, und als der Landwirth am ſpäten Abend zurückkehrte, erzählte auch er, wie gut die Jagd verlaufen, und daß der Fürſt ihm noch Freundliches geſagt und vor allen Leuten zu ſeinem Schwiegerſohn Glück gewünſcht habe.

Der letzte Tag kam, den die Jungfrau im Hauſe des Vaters verlebte. Sie ging mit Schweſter Clara hinab in das Dorf, ſie ſtand am Fenſter des armen Lazarus, ſie kehrte in jedem Hauſe ein und übergab die Armen und Kranken der Schweſter. Dann ſaß ſie lange bei dem Herrn Pfarrer in der Studierſtube, der alte Mann hielt ſein liebes Kind an den Händen feſt und wollte ſie nicht fortlaſſen. Bei der Trennung ſchenkte er ihr die alte Bibel, in welcher ſeine Frau geleſen hatte. „Ich wollte ſie mit mir nehmen in die letzte Behauſung,“ ſagte er, „aber ſie iſt beſſer aufgehoben in Ihren Händen.“ Als Ilſe zurückkam, ſetzte ſie ſich in ihrer Stube nieder, und die Mägde und Arbeiterinnen des Gutes traten eine nach der andern ein, von jeder nahm ſie unter vier Augen Abſchied, ſie ſprach noch einmal über das, was jeder auf dem Herzen lag, gab Troſt und guten Rath, ein kleines Andenken aus ihrer Habe und zuletzt einen guten Spruch, wie er auf das Leben paßte. Am Abend ſaß ſie zwiſchen dem Vater und dem geliebten Mann, der Lehrer hatte den Kindern einige Verſe eingelernt, Clara brachte den Brautkranz, und der kleine Bruder erſchien als Genius, aber als der Genius ſeinen Spruch ſagen ſollte, fing er an zu ſchluchzen, verbarg ſeinen Kopf in Ilſe's Schoß und war gar nicht wieder zu beruhigen.

Zur Gutenachtzeit, als ſich Alles entfernt hatte, ſaß Ilſe noch einmal auf ihrem Stuhl in der Wohnſtube, und als der Vater aufbrach, reichte ſie ihm den Leuchter. Der Vater ſetzte ihn wieder hin und ging auf und ab, ohne zu ſprechen. Endlich begann er: „Deine Stube bleibt für dich unverändert, und wenn du zu uns zurückkehrſt, ſollſt du Alles ſo finden, wie du es verlaſſen. Dem Gute biſt du nicht zu erſetzen, nicht den Geſchwiſtern, auch nicht deinem Vater. Ich gebe dich hin mit Schmerzen in ein Leben, das uns beiden unbekannt iſt. Gute Nacht, mein braves Kind, des Himmels Segen über dich. Gott behüte dir dein ehrliches Herz. Sei tapfer, Ilſe, das Leben iſt ſchwer." Er zog ſie an ſich und ſie weinte ſtill an ſeinem Herzen.

Die Morgenſonne des nächſten Tages ſchien durch die Fenſter der alten Holzkirche auf die Stätte vor dem Altar. Wieder umſäumte ſie Ilſe's Haupt wie mit überirdiſchem Glanz und verklärte das glückliche Antlitz des Mannes, in deſſen Hand der alte Pfarrer die Hand ſeines Lieblings legte. Die Kinder des Hauſes und die Arbeiterinnen des Gutes ſtreuten Blumen. Ueber den letzten Schmuck des Gartens ſchritt Ilſe mit Kranz und Schleier, das Auge zur Höhe gerichtet. Aus den Armen des Vaters und der Geſchwiſter, unter den lauten Segenswünſchen der Frau Oberamtmann und dem leiſen Gebet des alten Pfarrers hob der Gatte ſie in den Wagen. Noch ein Hoch der Gutsleute, noch ein Blick nach dem Vaterhauſe, und Ilſe faßte die Hand des Gatten und hielt ſich an ihm feſt.

Zweites Buch.

1.

Die ersten Grüsse der Stadt.

Im Stadtwald fiel das Laub vor die Füße der Spaziergänger, Ilſe ſtand am Fenſter und dachte an die Heimat. Die Kränze über der Thür waren verwelkt, Linnen und Kleider lagen eingeſtaut in den Schränken, das eigene Leben rann ſo ſtill, und draußen das fremde rauſchte ſo überlaut. Im Nebenzimmer ſaß der Gatte über ſeiner Arbeit; nur das Knittern der Blätter, welche er umſchlug, drang durch die Thür und dazwiſchen aus der nahen Küche ein Klappern der Teller. Sehr ſchön war die Wohnung, aber enge eingehegt, zur Seite die ſchmale Straße; dahinter das Nachbarhaus mit vielen neugierigen Fenſtern; auch nach dem Walde der Horizont verbaut durch graue Stämme und ragende Aeſte. Und aus der Ferne tönte vom Morgen bis zum Abend das Summen, Raſſeln und Rufen der thätigen Stadt in das Ohr, von der Höhe die Klänge eines Flügels, vom Bürgerſteig ohne Aufhören die Tritte der Vorübergehenden, Wagen rollten heran, laute Stimmen zankten. Und wie lange man aus dem Fenſter ſchaute, immer neue Menſchen und unbekannte Geſichter, viele ſchöne Herrſchaften und wieder ſehr ärmliche Leute. Ilſe dachte bei jedem Vorübergehenden, der einen modiſchen Rock trug, wie vornehm er ſein müſſe, und bei jedem dürftigen Anzug, wie hart den Armen hier das Leben drücke. Alle aber waren ihr fremd, die ſie reden hörte, auch die nahe bei ihr wohnten und von allen Ecken auf ihr eigenes Treiben ſehen konnten, hatten wenig mit ihr zu ſchaffen, und wenn ſie nach Einzelnen frug, wußten ihre Hausgenoſſen nur ſpärliche Nachricht zu geben. Alles fremd und kalt und in endloſem Getümmel! Ilſe ſtand in ihrer Wohnung wie auf einem winzigen Eiland in ſturmbewegtem Meere und ihr wurde bange vor dem fremden Leben.

Aber die Stadt, wie rieſenhaft und toblustig ſie ſich gegen Ilſe geberdete, war im Grunde ein freundliches Ungethüm, ja, ſie hegte vielleicht vor andern eine ſtille Neigung zu poetiſchen Gefühlen und zu heimlicher Artigkeit. Zwar hatte ein geſtrenger Stadtrath den Brauch aufgegeben, anſehnlichen Fremden den Willkommen mit Wein und Fiſchen zu überreichen, aber er ſandte doch den erſten Morgengruß durch ſeine geflügelten Schützlinge, über welche ſich ſchon Ilſe's Vater gefreut hatte. Die Tauben flogen um Ilſe's Fenſter, ſaßen gedrängt vor den Scheiben und pickten an das Holz, bis Ilſe ihnen Futter hinausſtreute. Und Gabriel, der das Frühſtück abräumte, konnte nicht umhin, ſich ſelbſt zu loben: „Ich habe ſie ſeit einigen Wochen an dieſem Fenſter gefüttert, weil ich mir dachte, daß ſie Ihnen recht ſein würden.“ Und als Ilſe ihn dankbar anſah, geſtand er offenherzig: „Denn ich bin auch vom Dorfe, und weil ich zuerſt in die Kaſerne kam, habe ich auch mein erſtes Commisbrod mit einem fremden Pudel aufgegeſſen.“

Aber die Stadt ſorgte noch durch andere Vögel dafür, daß die Frau vom Lande heimiſch wurde. Gleich am erſten Tage, wo Ilſe allein ausging — es war ein ſchwerer Gang, denn ſie konnte ſich mit Mühe enthalten, vor den Schaufenſtern ſtehen zu bleiben, und ſie erröthete, ſo oft die Leute dreiſt in ihr Geſicht ſahen, — gleich damals hatte ſie vor einer Conditorei arme Kinder getroffen, welche begehrlich durch die Fenſterſcheiben auf das Backwerk ſtarrten; die ſehnſuchtsvollen Blicke hatten ſie gerührt, ſie war hineingetreten und hatte Kuchen unter ſie vertheilt. Seitdem machte ſich's, daß jeden Mittag leiſe an Ilſe's Klingel gezogen wurde und kleine Jungen mit zerriſſenen Höschen leere Töpfe darboten und gefüllte heimtrugen, zum Aerger des Herrn Hummel, der ein ſolches Anlocken von Spitzbuben nicht loben konnte.

Als Ilſe am Abend ihrer Ankunft von dem Gatten in ihr Zimmer geführt wurde, fand ſie über den Tiſch eine ſchöne Decke gebreitet, ein Meiſterſtück ſorgfältiger Frauenarbeit, daran einen Zettel mit dem Wort: „Willkommen.“ Gabriel bekannte, daß Fräulein Laura dies Geſchenk aufgelegt habe. Deshalb wurde am nächſten Morgen der erſte Beſuch im Unterſtock gemacht. Als Ilſe in das Wohnzimmer der Familie Hummel trat, ſprang Laura erröthend auf und ſtand verlegen der Frau Profeſſorin gegenüber; ihre ganze Seele flog der Fremden entgegen, aber Ilſe's Weſen flößte ihr Scheu ein. Ach, die Erſehnte war allerdings erhaben und würdevoll, weit mehr als Laura gedacht hatte, Laura kam ſich auf der Stelle ſehr klein und unreif vor, ſie empfing ſchüchtern den Dank und zog ſich einige Schritte zurück, der Mutter die Pflicht der Worte überlaſſend. Aber ſie wurde nicht müde, die ſchöne Frau anzuſehen und ihre Geſtalt in Gedanken mit dem edelſten Coſtüm der tragiſchen Bühne zu ſchmücken.

Laura erklärte der Mutter, daß ſie den Gegenbeſuch allein machen wolle, und ſchlüpfte am nächſten ſchicklichen Tage in der Dämmerung hinauf, mit pochendem Herzen, aber entſchloſſen, eine gute Unterhaltung zu ſuchen. Doch da wollte der Zufall, daß gleich nach ihr der Doctor als Störenfried eintrat, und es gab nichts als ein zerpflücktes Geſpräch und verblichene Redensarten, durch welche gar nichts erreicht wurde. Und ſie empfahl ſich wieder, böſe auf den Doctor und unzufrieden mit ſich ſelbſt, weil ſie nichts Beſſeres zu ſagen gewußt.

Seit dieſen Tagen war die Hausgenoſſin für Laura ein Gegenſtand ſtiller unabläſſiger Verehrung. Sie ſetzte ſich nach Tiſche an das Fenſter und wartete auf die Stunde, in welcher Ilſe am Arm des Gatten auszugehen pflegte. Dann lauſchte ſie hinter der Gardine hervor und ſah ihr bewundernd nach.

Sie huſchte oft über den Hausflur und um die Entreethür der Miether, aber wenn Ilſe einmal von weitem ſichtbar wurde, verbarg ſie ſich, oder wenn ſie mit ihr zuſammentraf, verneigte ſie ſich tief, und wußte in der Schnelle nur Gewöhnliches zu reden. Sie war ſehr bekümmert, ob ihr Clavierſpiel nicht ſtören würde und ließ hinauffragen, in welchen Stunden ſie am wenigſten damit läſtig ſei; und als er, der rothe Kobold ohne Namen, einſt gegen Ilſe geknurrt und ihr tückiſch in das Kleid gebiſſen hatte, gerieth ſie in ſolchen Zorn, daß ſie ihren Sonnenſchirm holte und das Scheuſal damit bis unter die Treppe verfolgte.

Unter dem Namen der Mutter — denn für ſich ſelbſt wagte ſie es nicht — begann ſie einen Feldzug von kleinen Aufmerkſamkeiten gegen den Oberſtock. Wenn Verkäufer gute Dinge für die Küche anboten, wurde Laura den Mittagsfreuden des Herrn Hummel verhängnißvoll, denn ſie fing junge Gänſe und fette Hühner vor der Küche ab und ſandte ſie regelmäßig nach der Höhe, bis das Dienſtmädchen Suſanne über das Vorkaufsrecht der Miether in Erbitterung gerieth und Frau Hummel zu Hilfe holte. Als durch eine Frage Gabriels offenbar wurde, daß ſich die Frau Profeſſorin nach einer beſtimmten Art ſeiner Aepfel erkundigt hatte, eilte Laura auf den Markt, ſuchte ſo lange, bis ſie ein Körbchen davon heimbrachte, und diesmal zwang ſie ſogar Herrn Hummel ſelbſt, den Korb mit vielen Empfehlungen hinaufzuſenden. Ilſe freute ſich des artigen Hauswirths, aber ſie ahnte nicht den geheimen Quell.

„Vor einem Volk habe ich große Scheu,“ ſagte Ilſe zu ihrem Gatten, „und das ſind die Studenten. Ich war kaum flügge und zum Beſuch bei unſerer Tante, da ſah ich eine ganze Geſellſchaft zum Thore hereinziehen, mit großen Degen, mit Federhüten und ſammtenen Röcken. Thaten die wild! Ich durfte den Tag nicht auf die Straße gehen. Wenn ich jetzt als deine Frau mit den wilden Männern verkehren muß, ich fürchte mich nicht gerade, aber ſie ſind mir bangſam.“

„Nicht alle ſind ſo arg,“ tröſtete der Profeſſor, „du wirſt ſie bald gewöhnt werden.“

Trotzdem erwartete Ilſe mit Spannung den erſten Studenten. Und es traf ſich, daß an einem Morgen die Schelle gezogen wurde, als gerade der Profeſſor auf der Bibliothek weilte, Gabriel und das Mädchen ausgeſchickt waren. Ilſe öffnete ſelbſt die Thür. Betroffen prallte ein junger Mann zurück, der durch die bunte Mütze als Student deutlich wurde, und außerdem eine ſchwarze Mappe unter dem Arme trug. Dieſer ſah freilich anders aus, ohne Straußenfeder und Degen, er war auch bleich und ſchmächtig; aber Ilſe fühlte doch Reſpect vor dem gelehrten jungen Herrn und fürchtete nebenbei, daß die Wildheit ſeines Standes plötzlich aus ihm hervorbrechen könnte. Indeß, ſie war ein tapferes Mädchen geweſen und nahm den Beſuch von der praktiſchen Seite: „Das Unglück iſt einmal da, jetzt gilt's artig ſein. — Sie wünſchen meinen Mann zu ſprechen, er iſt im Augenblick nicht zu Hauſe, wollen Sie ſich nicht gütigſt herein bemühen?“

Der Student, ein armer Philolog, welcher als Bewerber um ein kleines Stipendium anlief, gerieth ſolchem majeſtätiſchen Willen gegenüber in ſtarke Beklemmung. Er machte viele Verbeugungen, aber er wagte nicht zu widerſtreben. Ilſe führte ihn alſo in das Beſuchzimmer, nöthigte ihn, auf einem Lehnſeſſel niederzuſitzen und frug, ob ſie ihm mit irgend etwas dienen könne. Der arme Schelm wurde immer verlegener, und auch Ilſe wurde durch ſeine Unruhe ein wenig angeſteckt. Sie fing aber entſchloſſen eine Unterhaltung an und erkundigte ſich, ob er aus dieſer Stadt ſtamme. Dies war nicht der Fall. — Aus welcher Gegend er zugezogen, auch ſie ſei eine Fremde. — Da ergab ſich, daß er aus ihrer Landſchaft war, zwar nicht aus der Nähe ihrer Heimat, ſondern, wie beide mit einander berechneten, etwa zehn Meilen ab aus anderer Ecke, indeß er hatte doch von klein auf dieſelben Berge geſehen und kannte die Mundart ihres Landes und die Sprache ſeiner Vögel.

Nun rückte ſie ihm näher und machte ihn geſprächig, bis beide wie gute Geſellen mit einander plauderten. Endlich ſagte Ilſe: „Mein Mann kommt vielleicht nicht ſo bald, ich möchte ihn aber des Vergnügens nicht berauben, Sie zu ſprechen, wie wäre es, Herr Landsmann, wenn Sie uns den nächſten Sonntag die Freude machten, unſer Mittagsgaſt zu ſein?“ Ueberraſcht und unter vielen Dankſagungen erhob ſich der Student und entfernte ſich, von Ilſe bis an die Thür begleitet. Er hatte aber, umſtrickt durch das Abenteuer, ſeine Mappe vergeſſen, noch einmal tönte ſchüchtern die Schelle, er ſtand noch einmal verlegen an der Thür und bat mit vielen Entſchuldigungen um ſeine Mappe.

Ilſe freute ſich der Begegnung und daß ſie ſo gut die erſte Schwierigkeit überwunden hatte. Froh rief ſie ihrem Mann an der Thür zu: „Felix, der erſte Student war hier.“

„So?“ erwiederte der Gatte, durch die Nachricht keineswegs erſchüttert, „wie hieß er?“

„Den Namen weiß ich nicht, er trug aber eine rothe Mütze und ſagte: er ſei kein Fuchs. Ich habe mich nicht gefürchtet, ich habe ihn dir für Sonntag zum Eſſen gebeten.“

„Nun,“ verſetzte der Profeſſor, „wenn du das bei Jedem thuſt, ſo wird unſer Haus voll werden.“

„War's nicht recht?“ frug Ilſe bekümmert. „Ich ſah wohl, daß es keiner von den großen war, aber ich wollte um deinetwillen doch lieber zu viel, als zu wenig thun.“

„Laß gut ſein,“ ſagte der Profeſſor, „es ſoll ihm nicht vergeſſen werden, daß er der erſte war, der in dein liebes Angeſicht ſchaute.“

Der Sonntag kam, und in der Mittagſtunde unter vielen Verbeugungen der Studioſus. Obwohl er ſonſt Freitiſche in Familien als eine zwar werthvolle aber läſtige Einrichtung leidend ertrug, ſo hatte er doch diesmal in Weſte und ſogar in Handſchuhen eine außerordentliche Anſtrengung gemacht. Und Ilſe erhielt durch die Haltung des Gatten gegen den Studenten ſogleich eine ruhig mütterliche Würde. In ſolcher Stimmung legte ſie ihm ein zweites Bratenſtück auf den Teller und verſah ihn mit gehäufter Zukoſt. Die wohlwollende Behandlung und einige Gläſer Wein, deren letztes Ilſe eingoß, ſtärkten dem Studenten das Herz und hoben ihn über die Erbärmlichkeiten des irdiſchen Daſeins. Nach Tiſche beſprach der Profeſſor mit dem Doctor etwas Gelehrtes. Ilſe aber ſetzte gütig die Unterhaltung mit dem jungen Herrn fort, und kam, da dies am bequemſten war, auf ſeine Familienverhältniſſe zu ſprechen. Da wurde der Student warm und weich und begann Enthüllungen von ſehr traurigem Inhalt. Natürlich zunächſt, daß er kein Geld hatte, dann aber wagte er auch ſchmerzliche Offenbarungen über ein zartes Verhältniß zu der Tochter eines Juriſten, mit welcher er in demſelben Hauſe gewohnt und die er ein Jahr lang innig verehrt hatte, zuletzt mit Poeſie. Endlich kam der Vater dahinter. Dieſer verbot mit einer Tyrannei, wie ſie geheimen Juſtizräthen eigen iſt, ſeiner Tochter die Annahme der Gedichte, und bewirkte ſogar die Entfernung des Studioſus aus dem Hauſe. Seitdem war das Innere des Studenten ein Abgrund von Verzweiflung; kein Gedicht — es waren Sonette, — drang mehr bis zu der umſchloſſenen Geliebten. Ja, er hatte Grund, anzunehmen, daß auch ſie ihn verachte. Denn ſie beſuchte Bälle, und er hatte ſie erſt den Abend vorher geſehen, wie ſie mit Blumen im Haar aus dem Wagen des Vaters in ein hell erleuchtetes Haus getreten war. Traurig hatte er an der Hausthür unter dem zuſchauenden Volk geſtanden, ſie aber war roſig, lächelnd, ſtrahlend bei ihm vorübergeglitten. Jetzt wandelte er mit ſeinem Abgrunde dahin, allein, ohne eine menſchliche Seele, des Lebens müde und voll ſchwarzer Gedanken, über welche er ſehr düſtere Andeutungen machte. Zuletzt bat er Ilſe um Erlaubniß, ihr diejenigen Gedichte, welche die Zuſtände ſeines Innern am deutlichſten ausdrückten, überſenden zu dürfen.

Natürlich gab das Ilſe in warmem Mitleid zu.

Der Studioſus empfahl ſich und Ilſe erhielt am nächſten Morgen durch Stadtpoſt ein ziemliches Päckchen mit einem ehrerbietigen Briefe, worin der Student ſich entſchuldigte, daß er nicht alle poetiſchen Actenſtücke, welche ſein Unglück ins richtige Licht ſetzten, überſende, da er mit dem Abſchreiben nicht fertig geworden ſei. Beilage war ein Sonett an Ilſe ſelbſt, ſehr hochachtungsvoll und zart, doch war daraus allerdings die ſtille Neigung des Studenten erkennbar, Ilſe an Stelle ſeiner Ungetreuen zur Herrin ſeiner Träume zu machen.

Ilſe trug verlegen dieſe Sendung auf den Arbeitstiſch ihres Gatten. „Habe ich etwas verſehen, Felix, ſo ſag' mir's.“ Der Profeſſor lachte. „Ich ſchicke ihm ſelbſt ſeine Gedichte zurück, das wird die Huldigung wohl bändigen; du weißt jetzt, daß es nicht ohne Gefahr iſt, das Vertrauen eines Studenten zu gewinnen. Die Gedichte ſind übrigens ſchlechter als nöthig wäre.“

„Das war alſo eine Lehre,“ ſagte Ilſe, „die ich mir geholt. In Zukunft wollen wir vorſichtiger ſein.“

Aber ſo ſchnell wurde ſie die Erinnerung an den Studenten nicht los.

Jeden Nachmittag, wenn das Wetter nicht gar unfreundlich war, ging zu derſelben Stunde Ilſe am Arm des Gatten in den Stadtwald. Die Glücklichen ſuchten einſame Nebenpfade, wo das Aſtgeflecht dichter ragte und das Grün des Grundes fröhlich gegen die gelben Blätter abſtach. Dann dachte Ilſe an die Bäume des Gutes, und da machte ſich's, daß die Gatten immer wieder vom Vater und von den Geſchwiſtern ſprachen und von den erſten Nachrichten, die ſie aus der Heimat bekommen. An dem Wieſengrund, welcher ſich von den letzten Gebäuden in den Wald zog, ſtand unter dichtem Gebüſch eine Bank, dort überſah man im Vordergrund die feindlichen Häuſer, dahinter Giebel und Thürme der Stadt. Als Ilſe das erſte Mal aus dem Gebüſch an die Stelle trat, freute ſie ſich des Anblicks ihrer Fenſter und der umdämmerten Thürme, dabei fiel ihr der Sitz in der Höhle ein, von dem ſie ſo oft auf das Vaterhaus geblickt hatte; ſie ſaß auf der Bank nieder, zog Briefe ihrer Geſchwiſter hervor, die ſie eben erhalten, und las dem Gatten die ſchmuckloſen Sätze, in denen die letzten Ereigniſſe des Gutes berichtet wurden. Seitdem war ihr die Ruheſtelle lieb, jedesmal lenkten ſich die Schritte auf dem Heimwege dorthin, und ſie ſchaute von der Bank nach der Wohnung, den Dächern der Stadt und dem Himmel darüber.

Als ſie nun am Tage nach jener Sendung des Studenten wieder aus dem Gehölz zu der Bank trat, ſah ſie einen kleinen Blumenſtrauß darauf liegen; neugierig griff ſie darnach, ein zierlich zuſammengelegtes Briefchen von Roſapapier hing daran, mit der Aufſchrift: „Ein Gruß aus B." Dahinter gerade ſo viel Punkte, als der Name des väterlichen Gutes Buchſtaben enthielt. Ueberraſcht reichte ſie den Zettel dem Profeſſor, er öffnete und las die anſpruchsloſen Worte: „Unterm Stein die kleinen Zwerge ſenden dir den Blumenſtrauß, grüßend über Thal und Berge, aus dem lieben Vaterhaus." — „Das gilt dir," ſagte er verwundert.

„Wie allerliebſt," rief Ilſe.

„Die Zwerge ſind jedenfalls ein Scherz des Doctors," entſchied der Profeſſor, „freilich hat er ſeine Hand gut verſtellt."

Erfreut ſteckte Ilſe den Strauß an: „Wenn der Doctor heut Abend kommt, ſoll er nicht merken, daß wir ihn errathen haben." Der Profeſſor erzählte von den neckiſchen Einfällen des Freundes, und Ilſe, die ſonſt den Doctor mit einem geheimen Zweifel betrachtete, ſtimmte herzlich bei.

Als aber der Doctor am Abend die größte Unbefangenheit heuchelte, wurde fröhlich ſeine Verſtellungskunſt geſcholten und der Dank doch an ihn abgegeben. Da aber erklärte er feſt, daß Strauß und Gedicht nicht von ihm kämen; es erhob ſich eine fruchtloſe Erörterung über den Urheber, und der Profeſſor ſah zuletzt ſehr ernſthaft aus.

Die Begrüßung im Walde wiederholte ſich. Wenige Tage darauf lag wieder ein kleiner Strauß mit derſelben Aufſchrift und einem Verſe auf der Bank. Noch einmal verſuchte Ilſe leiſe eine Mitwirkung des Doctors zu behaupten, aber der Profeſſor wies das kurz ab und ſteckte den roſafarbenen Zettel ein. Ilſe nahm den Strauß mit, diesmal nicht im Gürtel. Als der Doctor herüberkam, wurde das Abenteuer wieder in Erwägung gezogen.

„Es kann Niemand ſein, als der kleine Student,“ geſtand Ilſe gedrückt.

„Das fürchte auch ich,“ ſagte der Profeſſor, und erzählte dem Doctor zu Ilſe's Kummer von der vertraulichen Sendung des Muſenſohns. „So harmlos die Sache an ſich iſt, hat ſie doch eine ernſte Seite. Das Auflegen dieſer Adreſſen ſetzt eine genaue Beobachtung voraus, die nichts weniger als angenehm iſt, und ſolche emſige Thätigkeit kann den Verehrer bis zu größerem Wagniß führen. Dem muß geſteuert werden. Ich werde morgen verſuchen, ihn von ſeinem Unrecht zu überzeugen.“

„Und wenn er dir die Thäterſchaft ableugnet,“ warf der Doctor ein. „Dies wenigſtens ſollte man ihm vorher unmöglich machen. Der Strauß kann, wenn er andern Vorübergehenden entgehen ſoll, erſt im letzten Augenblicke vor euer Ankunft hingelegt werden, und es iſt nicht ſchwer, euer Kommen abzuwarten, da der Spaziergang in größter Regelmäßigkeit ſtattfindet. Man muß den Dreiſten zu überraſchen ſuchen.“

„Ich werde alſo morgen allein gehen,“ ſagte der Profeſſor.

„Du darfſt einem Studenten nicht im Walde aufpaſſen,“ entſchied der Doctor, „auch wird, wenn Frau Profeſſorin zu Hauſe bleibt, der Strauß wahrſcheinlich nicht auf der Bank liegen. Ueberlaß mir die Sache. Geht morgen und in den nächſten Tagen aus wie gewöhnlich, ich will von anderer Seite her die Stätte des Frevels beobachten.“

Das wurde beſchloſſen, der Profeſſor nahm die beiden kleinen Sträuße aus dem Glaſe und warf ſie zum Fenſter hinaus.

Den Tag darauf ging der Doctor als Spion verkleidet in grauem Rock und dunklem Hut eine Viertelſtunde vor den Freunden in den Stadtwald, um aus einem Verſteck den vermeſſenen Verſifex zu überfallen; er nahm ſich vor, den Thäter im Gebüſch ſo zu zerknirſchen, daß ſeinem Profeſſor jede perſönliche Einmiſchung geſpart wurde. Gerade gegenüber der Bank fand er eine gute Stelle, wo dauerhaftes Buchenlaub den Jäger vor dem Wilde verbarg. Dort ſtellte er ſich auf dem Anſtand zurecht, zog einen großen Operngucker aus der Taſche, zwang ihn durch Drehen zu der ſchärfſten Wirkung, und ſtarrte unverwandt nach der verhängnißvollen Bank. Noch war die Bank leer, wenige Spaziergänger gingen gleichgültig an ihr vorüber, die Zeit wurde lang, der Doctor ſah eine halbe Stunde durch die Gläſer, daß ihm die Augen ſchmerzten, aber er hielt aus, ſein Stand war ausgezeichnet, der Verbrecher konnte nicht entrinnen. Da plötzlich, gerade als ſein Auge zufällig nach Herrn Hummels Haus abſchweifte, ſah er dort die Gartenthür nach dem Stadtpark geöffnet, etwas Dunkles fuhr heraus zwiſchen die Bäume, kam bei der Bank aus dem Gehölz, ſah ſich vorſichtig um, ſtrich längs der Bank dahin und verſchwand wieder hinter den Couliſſen der Bäume und hinter der feindlichen Gartenpforte. Ein unendliches Erſtaunen lagerte ſich auf dem Antlitz des Doctors, er drückte das Opernglas zuſammen und lachte ſtill vor ſich hin, richtete wieder die Gläſer und ſpähte der verſchwundenen Geſtalt nach, ſchüttelte mit dem Kopf und verfiel in ein tiefes Sinnen. Da, horch, der ruhige Schritt zweier Luſtwandelnden. Der Profeſſor und Ilſe traten in ſeiner Nähe aus dem Holz, ſie blieben einige Schritt von der Bank ſtehen und ſahen auf einen verhängnißvollen Strauß, welcher recht unſchuldig dalag. Der Doctor brach lachend aus dem Gebüſch, er nahm den Strauß und bot ihn Ilſe an. „Es iſt nicht der Student," ſagte er.

„Wer alſo?" frug der Profeſſor unruhig.

„Das darf ich nicht ſagen," verſetzte der Doctor, „aber die Sache iſt harmlos, der Strauß iſt von einer Dame."

„Im Ernſt?" frug der Profeſſor.

„Verlaß dich darauf," tröſtete Fritz überzeugend, „er iſt von Jemand, den wir beide kennen. Und deine Frau darf keinen Augenblick anſtehen, ſich den Gruß gefallen zu laſſen, er iſt in beſter Meinung gegeben."

„Sind die Städter ſo reich an Verſen und Geheimniſſen?" frug Ilſe neugierig und nahm mit leichtem Herzen die Blumen. Wieder wurde gerathen, leider fand ſich kein Menſch, dem man dergleichen zutrauen konnte. „Es iſt mir lieb, daß ſich die Sache ſo löſt," ſprach der Profeſſor, „doch ſage deiner Dichterin, daß ſolche Sendung ſehr leicht in falſche Hände kommen kann."

„Ich habe keinen Einfluß auf ſie," erwiederte der Doctor, „aber weshalb ſie ſich dieſe Grüße auch in den Kopf geſetzt hat, es wird euch nicht ewig Geheimniß bleiben."

Endlich kam die heißerſehnte Stunde, in welcher Laura mit der hohen Fremden — ſo wurde Ilſe bis zu dieſem Tage in den Memoiren bezeichnet — ohne Beobachter zuſammentraf. Die Mutter war ausgegangen, als Ilſe mit einer häuslichen Frage in das Wohnzimmer trat. Laura gab Auskunft, wurde im Reden herzhaft und wagte endlich die Bitte, daß Ilſe mit ihr in den Hausgarten hinabſteigen möchte. Dort ſaßen beide nebeneinander in dem letzten Strahl der Octoberſonne und begutachteten mild den Kahn, den chineſiſchen Tempel und die Vorübergehenden. Endlich faßte Laura mit den Fingerſpitzen Ilſe's Hand und zog ſie in die Gartenecke, um ihr die größte Seltenheit, das verlaſſene Neſt eines Zaunſchlüpfers zu zeigen. Die Vögel waren längſt entflogen, das Gewebe hing an halbentlaubten Aeſten. „Hier waren ſie," rief Laura nachdrücklich; „himmliſche kleine Weſen, fünf geſprenkelte Eier lagen darin, und ſie haben die Kleinen glücklich herausgebracht. Ich ſtand die ganze Zeit Todesangſt aus wegen der Katzen, die hier ſehr umherſchleichen."

„Sie ſind ein liebes Stadtkind," ſagte Ilſe. „Ach, die Menſchen ſind hier glücklich, wenn ſie nur einen armen Plattmönch im Garten erhalten. Zu Hauſe ſchwirrte, flog und ſang das von allen Bäumen, und wenn's nicht etwas Beſonderes war, konnte man ſich gar nicht um das Einzelne kümmern. Hier wird Einem jedes Thierchen werthvoll und wehmüthig. Zuletzt auch die Sperlinge. Ich bin am erſten Morgen erſchrocken über dieſe armen Geſchöpfe. Sie ſind ihren Kameraden draußen gar nicht zu vergleichen, ſo ſtruppig und abgeſtoßen ſind ihre Federn, und am ganzen Leibe ſind ſie ſchwarz und rußig wie Kohlenbrenner. Ich hätte gern einen Schwamm genommen und die ganze Bande abgewaſchen."

„Es würde nichts helfen, denn ſie werden gleich wieder angemalt," ſagte Laura kleinlaut, „das macht der Ruß in den Dachrinnen."

„Wird man in der Stadt ſo verſtäubt und von allen Seiten geſtoßen? Das iſt traurig. Es iſt doch ſchöner auf dem Lande," und als Ilſe das leiſe geſtand, wurden ihr bei dem Gedanken an den fernen Waldhügel wider Willen die Augen feucht. „Ich bin nur noch fremd hier," ſetzte ſie muthiger hinzu. „Die Stadt wäre ſchon gut, wenn nur nicht gar zu viel Menſchen darin wären, die kränken mich noch mit ihrem Anſtarren, ſo oft ich allein auf der Straße gehe."

„Ich will Sie begleiten," rief Laura hingeriſſen, „wenn Sie wollen, ich will immer bereit ſein."

Das war ein freundliches Anerbieten und es wurde dankbar angenommen. Und Laura bat in ihrer Freude darüber, daß Ilſe ſie jetzt auch in ihr Geheimzimmer begleite. Sie ſtiegen in den Oberſtock hinauf. Dort wurde das kleine Sopha, der Epheu, Schäfer und Schäferin bewundert, zuletzt das neue Fortepiano.

„Spielen Sie mir etwas vor," bat Ilſe. „Ich kann nichts. Wir hatten ein altes Clavier, da habe ich nur wenig Takte von meiner lieben Mutter gelernt, wenn die Kinder tanzten." Laura ergriff ein ſchönes Notenheft, deſſen erſtes Blatt kunſtvoll mit vergoldeten Elfen und Lilien geziert war, und ſpielte innerlich bebend, aber mit hübſcher Fingerfertigkeit das Elfenſtück herunter. Und ſie erklärte lachend und ihre dunklen Löckchen ſchüttelnd die Stellen, wo die Geiſter angehuſcht kamen und geheimnißvoll durcheinander ſchwatzten. Ilſe war hocherfreut. „Wie ſchnell die kleinen Finger fliegen!" ſagte ſie und betrachtete mit Bewunderung die feine Hand Laura's, „ſehen Sie, wie groß meine Hand dagegen iſt, und wie hart die Haut, das kommt vom Anfaſſen in der Wirthſchaft." Und Laura ſah bittend zu ihr auf: „Wenn ich nur Sie ſingen hörte."

„Ich vermag nichts als Geſangbuchlieder und ein paar alte Dorfmelodien."

„O ſingen Sie doch," bat Laura, „ich will Sie zu begleiten ſuchen."

Ilſe begann eine alte Weiſe und Laura ſuchte eine beſcheidene Begleitung und horchte hingeriſſen auf den kräftigen Klang der Stimme, ſie fühlte ihr Herz in den Tonwellen zittern und wagte beim letzten Vers leiſe einzuſtimmen.

Sofort ſuchte ſie nach einem Liede, das beide kannten, und als der gemeinſame Geſang ſo ziemlich gelungen war, klatſchte Laura begeiſtert in die Hände, und es wurde der Beſchluß gefaßt, ein oder das andere leichte Lied einzuüben und den Profeſſor damit zu überraſchen.

Dabei ergab ſich, daß Ilſe nur ſelten ein kleines Concert gehört und nur einige Male auf Reiſen in ihrer Umgegend ein Schauſpiel geſehen hatte, und nicht mehr als eine Oper.

„Das Stück hieß der Freiſchütz," ſagte Ilſe. „Sie war des Oberförſters Tochter, und ſie hatte eine Freundin, gerade ſo luſtig und mit ſolchen hübſchen Locken und treuen Augen, wie Sie haben. Und der Mann, den ſie liebte, verlor ſein Vertrauen auf des Himmels gnadenvollen Schutz, und um das Mädchen für ſich zu erhalten, verleugnete er, und gab ſich dem Böſen. Das war fürchterlich. Ihr wurde das Herz ſchwer, und die Ahnung kam über ſie, aber ſie verlor nicht die Kraft und nicht das Vertrauen zu der Hilfe von oben. Und ihr Glaube rettete den Geliebten, über den der Böſe ſchon ſeine Hand hielt.“ Darauf ſchilderte ſie getreulich den ganzen Verlauf des Stückes. „Es war hinreißend,“ ſagte ſie, „ich war damals noch jung, und als ich in unſer Quartier kam, kannte ich mich nicht faſſen, und der Vater mußte mich ſchelten.“ Laura lauſchte auf dem Fußbänkchen zu Ilſe's Füßen, hielt die Hand der Profeſſorin feſt, ließ ſich wie ein kleines Kind, das ein Märchen hört, erzählen, was ſie doch ſo gut wußte, und die Fremde war ihr unendlich rührend. „Wie warm Sie das ſchildern, es iſt, als ob man ein Gedicht lieſt.“

„Ach nein,“ erwiederte Ilſe kopfſchüttelnd, „gerade dieſe Artigkeit verdiene ich am wenigſten, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Vers gemacht, und ich bin ſo proſaiſch, daß ich gar nicht weiß, wie ich mit meinem ungeſchickten Weſen in der Stadt zurecht kommen werde. Denn hier macht man Verſe! Sie ſummen um einen in der Luft, wie die Mücken im Sommer.“

„Meinen Sie?“ frug Laura, das Köpfchen ſenkend.

„Denken Sie, auch ich Fremde habe Verſe erhalten.“

„Das finde ich natürlich,“ ſagte Laura und drückte ihr Taſchentuch in Falten, um die Verwirrung zu verbergen.

„Auf der Bank im Park habe ich kleine Sträuße gefunden mit lieben kleinen Gedichten, und den Namen meiner Heimat mit Buchſtaben und Punkten. Sehen Sie, erſt ein großes H und dann —“

Laura ſah in ihrem Entzücken über den Bericht vom Taſchentuch auf, ihre Wangen waren mit Purpur übergoſſen, aber aus den Augen lachte der Schelm. Ilſe blickte in das ſtrahlende Geſicht, und während ſie ſprach, errieth ſie die Geberin. Da beugte ſich Laura auf Ilſe's Hand, ſie zu küſſen, Ilſe aber hob ihr den Lockenkopf in die Höhe, drohte ihr mit dem Finger und küßte ſie auf den Mund.

„Sie ſind mir nicht böſe," bat Laura, „daß ich ſo dreiſt war."

„Es war lieb und ſchön. Aber denken Sie, es hat uns doch in Verwirrung geſetzt, der Doctor hat Sie wohl beobachtet, aber er hat uns Ihren Namen nicht genannt."

„Der Doctor?" rief Laura aufſpringend, „muß der überall dazwiſchen kommen."

„Er hat Ihr Geheimniß treu bewahrt. Nicht wahr, jetzt darf ich meinem Hausherrn Alles ſagen? Denn unter uns, ihm war's eine Zeitlang gar nicht recht."

Das war nun für Laura ein Triumph. Wieder flog ſie zu Ilſe's Füßen und bat ſchelmiſch, zu erzählen, was der Herr Profeſſor geſagt.

„Das geht nicht an," entgegnete Ilſe gravitätiſch, „denn das iſt ſein Geheimniß."

So ſchwand eine Stunde in ſüßem Geplauder bis die Uhr ſchlug und Ilſe ſchnell aufſtand. „Mein Mann wird ſich wundern, wohin ich verſchwunden bin," ſagte ſie, „Sie ſind ein liebes Fräulein, iſt's Ihnen recht, ſo wollen wir treu zuſammenhalten."

Ach, Laura war das ſehr recht, ſie begleitete ihren Beſuch bis zur Treppe, auf den Stufen fand Laura, daß ſie eine Hauptſache vergeſſen hatte, ihre Stube lag gerade über dem Zimmer der Frau Profeſſorin, und wenn Ilſe das Fenſter öffnete, konnte ſie im Nothfall der Hausgenoſſin ſchnelle Nachricht hinaufwinken. Und als Ilſe an ihrer Thür ſchloß, kam Laura noch einmal herabgelaufen, um ihre Freude auszuſprechen, daß Ilſe ihr dieſe Stunde geſchenkt habe.

Laura ging in ihrem Zimmer mit ſchnellen Schritten auf und ab und ſchnippte mit den Fingern, wie Einer, der das große Loos gewonnen hat. Sie vertraute dem geheimen Werke die ganze Weiheſtunde an, jedes Wort, das Ilſe geſprochen, und ſchloß mit den Verſen: „Ich fand dich, Reine! Leben wird mein Traum. Dir ſchwebt die Seele zwiſchen Freud' und Schmerzen, ich aber rühr' an deines Kleides Saum und trage liebend dich in meinem Herzen.“ Dann ſetzte ſie ſich an das Piano und ſpielte noch einmal mit leidenſchaftlichem Ausdruck die Melodie, welche Ilſe ihr vorgeſungen hatte. Und Ilſe hörte unten den innigen Dank für ihren Beſuch.

2.

Ein Tag der Beſuche.

Der Wagen fuhr vor, Ilſe trat, für die erſten Beſuche gerüſtet, in das Arbeitszimmer des Gatten. „Sieh mich an,“ ſagte ſie, „bin ich ſo recht?“

„Alles in Ordnung,“ rief der Profeſſor, fröhlich ſeine Frau muſternd. Aber es war gut, daß auch ohne ſeine Hilfe Alles in Ordnung war, denn in Toiletten war des Profeſſors kritiſcher Blick von zweifelhaftem Werth.

„Jetzt fängt für mich ein neues Spiel an,“ fuhr Ilſe fort, „wie es zu Hauſe die Kinder geübt. Ich ſoll bei deinen Freunden anklopfen und rufen: „Holla, holla!“ und wenn die fremden Frauen fragen: wer iſt da? dann werde ich antworten, wie's im Spiele geht: „ein fremdes Bettelweib.“ — „Was will ſie denn?“ — „Für mich ein Stücklein Brot, für meinen Mann 'nen Kuß, weil er mit mir bitten muß.“

„Nun, was die Küſſe betrifft, welche ich den Frauen der Collegen austheilen ſoll,“ verſetzte der Profeſſor, in die Handſchuhe fahrend, „ſo wäre ich dir im Ganzen verbunden, wenn du das Geſchäft übernähmſt.“

„Ja, ihr Männer ſeid darin ſehr ſtreng,“ ſagte Ilſe, „auch mein Fränzchen weigerte ſich immer, das Spiel zu ſpielen, weil er den dummen Mädeln keinen Kuß geben wollte. — Ach, wenn ich dir nur keine Unehre mache!“

Sie fuhren durch die Straßen. Der Profeſſor erzählte ſeiner Frau auf dem Wege von Perſon und gelehrtem Weſen des Collegen, zu dem ſie gerade fuhren. „Zuerſt zu lieben Menſchen," ſagte er, „der jetzt kommt, iſt Profeſſor Raſchke, unſer Philoſoph, und mir ein werther Freund. Ich hoffe, ſeine Frau wird dir gefallen."

„Iſt er ſehr berühmt?" frug Ilſe und legte die Hand auf das pochende Herz.

Sie hielten am äußerſten Ende der Vorſtadt vor einem niedrigen Hauſe, Gabriel eilte in den Hausflur, den Beſuch anzukündigen. Da er die Küche leer fand, klopfte er an die Stubenthür und öffnete endlich, in den Bräuchen des Hauſes erfahren, den Eingang zum Hofe. „Herr und Frau Profeſſor ſind im Garten."

Durch den engen Hof traten die Beſuchenden in einen Gemüſegarten, deſſen Luſt der Hauswirth ſeinem Miether zur vorſichtigen und ſchonenden Mitbenutzung eingeräumt hatte. Unter der Mittagſonne des Herbſttages ſchritt ein Ehepaar die geraden Wege entlang. Die Frau trug ein kleines Kind auf dem Arme, der Mann hielt ein Buch in der Hand, aus dem er im Gehen ſeiner Begleiterin vorlas. Um aber auch ſeine andere zur Zeit wenig beſchäftigte Körperſeite für die Familie zu verwerthen, hatte der Profeſſor die Deichſel eines Kinderwagens an den Bund ſeiner Beinkleider befeſtigt und fuhr auf ſolche Weiſe ein zweites Kind hinter ſich her. Die Wandelnden kehrten den Gäſten den Rücken zu und bewegten ſich langſam, hörend und vorleſend, tragend und fahrend abwärts.

„Ein Zuſammenſtoß in dem engen Wege iſt nicht wünſchenswerth," ſagte Felix, „wir müſſen warten, bis ſie um das Viereck lenken, und uns das Geſicht zukehren." Es dauerte eine gute Weile, bevor der Zug die Hinderniſſe der Reiſe überwand, denn der Profeſſor blieb im Eifer des Leſens zuweilen ſtehen und erklärte etwas, wie aus ſeinen Handbewegungen zu erkennen war. Neugierig betrachtete Ilſe das Ausſehen der ſeltſamen Spaziergänger. Die Frau war bleich und zart, man ſah ihr an, daß ſie vor Kurzem das Krankenlager verlaſſen hatte, ihm hing um ein edelgeformtes, geiſtvolles Angeſicht langes dunkeles Haar, auf dem der graue Reif lag. Schon waren ſie dicht an die Gäſte gekommen, da erſt wandte die Frau die Augen von dem Gatten ab und erblickte den Beſuch.

„Welche Freude!“ rief der Philoſoph und ſenkte ſein Buch in die große Rocktaſche. „Guten Morgen, College. Ha, da iſt ja unſere liebe Frau Profeſſorin. Frau, binde mir den Wagen ab, die Familienbande hemmen.“ — Das Ablöſen dauerte einige Zeit, da die Hausfrau die Hände nicht frei hatte und Profeſſor Raſchke keineswegs ſtill hielt, ſondern vorwärts ſtrebte und bereits die Hände des Collegen und der neuen Profeſſorin in ſeinen beiden Händen feſthielt. „Kommen Sie in das Haus, Sie liebe Gäſte,“ rief er und ging, während Felix ſeine Frau der Profeſſorin zuführte, mit großen Schritten voran. Darüber vergaß er ſeinen Kinderwagen, den Ilſe über die Schwelle hob und in den Hausflur rollte. Dort nahm ſie das verlaſſene Kind aus den Betten, die beiden Frauen traten, jede ein kleines Werk der Weltweisheit auf dem Arme, in das Zimmer und ſagten dabei einander die erſten freundlichen Worte, während das Kleine auf Ilſe's Arm ſeine Windmühle ſchwenkte und das jüngſte gelehrte Kind auf dem Arme der Mutter zu ſchreien begann. Unterdeß fuhr College Raſchke abräumend in der Stube umher, entfernte Bücher und Papiere vom Sopha, rückte ein ausgebleichtes Sophakiſſen durch kräftigen Schlag in ſeine Form, daß der Staub herausfuhr, und bat eifrig: „Nehmen Sie Platz. Aber wie? Sie bemühen ſich ſelbſt mit dieſem Pupus. Iſt's der Säugling, ſo kann ich's Ihrem ſchönen Kleide nicht empfehlen. Doch, es iſt das andere, das gibt beſſere Garantien,“ verbeſſerte er ſich ſelbſt. Unterdeß befeſtigte ſich die Geſellſchaft auf den Sitzen. Ilſe ſpielte mit dem Kinde auf ihrem Schoße, während Frau Raſchke auf einen Augenblick verſchwand und ohne den ſchreienden Säugling zurückkam. Sie ſaß ſchüchtern da, aber ſie that mit leiſer Stimme wohlthuende Fragen. Nur unterbrach der lebhafte Philoſoph immer wieder die Unterhaltung der Frauen, indem er dem Profeſſor die Hand ſtreichelte und der neuen Frau Collega zunickte: „So war's recht, ich freue mich, daß Sie ſich in blühender Jugend an unſer Treiben gewöhnen, denn unſere Frauen haben es nicht leicht, das äußere Leben iſt enge, das innere anſpruchsvoll. Wir ſind oft langweilige Geſellen, ſchwer zu behandeln, mißmüthig, mürriſch und widerwärtig.“ Und dabei ſchüttelte er mißbilligend den Kopf über das gelehrte Weſen und aus ſeinem Angeſicht lachte ein inniges Behagen.

Der Aufbruch des Beſuches wurde durch den Pupus beſchleunigt, der in der Nebenſtube recht jämmerlich zu ſchreien begann. „Sie wollen ſchon fort,“ klagte der Philoſoph gegen Ilſe, „dieſer Beſuch kann nicht gerechnet werden. Sie gefallen mir ſehr, Sie haben ein klares Auge, und ich merke, Sie haben ein freundliches Gemüth, und das iſt alles. Im Kopfe einen guten Spiegel, der die Bilder der Welt voll und rein zurückſtrahlt, und im Herzen eine dauerhafte Flamme, welche Andern von ihrer Wärme abgibt. Wer das hat, dem kann's nicht fehlen, ſelbſt wenn ihm das Schickſal auferlegt, Frau eines Stubengelehrten zu ſein, wie Sie ſind und dieſe arme Mutter von fünf Schreihälſen.“ Und wieder ſtrich er befliſſen umher, holte einen alten Hut aus dem Winkel und hielt ihn der Frau Collega hin. Ilſe lachte. „Ja ſo,“ rief er, „es iſt ein Herrenhut, er gehört dem Gatten.“ — „Auch ich bin verſehen,“ entſchuldigte ſich der Profeſſor. „Dann alſo iſt es mein eigener,“ entſchied Naſchke, ſetzte den Hut entſchloſſen auf und ſchritt zur Thür hinaus, die Gäſte an den Wagen zu begleiten.

Ilſe ſaß im Wagen eine Weile ſtumm vor Erſtaunen: „Jetzt habe ich Muth, Felix, die Profeſſoren ſind noch weniger ſchreckhaft als die Studenten.“

„Nicht alle antworten ſo auf die erſte Begrüßung," erwiederte der Profeſſor. „Der jetzt kommt, iſt mein nächſter College Struvelius, er lehrt wie ich Griechiſch und Latein, gehört nicht zu meinen nähern Bekannten, iſt aber ein tüchtiger Gelehrter."

Diesmal war es ein Haus der Stadt, die Einrichtung des Quartiers ein wenig ältlicher, als in Ilſe's neuer Wohnung. Dieſe Frau Profeſſorin trug ein ſchwarzſeidenes Kleid und ſaß vor einem Schreibtiſch, der mit Büchern und Papieren bedeckt war. Zarte Dame in mittleren Jahren, mit einem kleinen, aber geſcheidten Geſicht und einer ſeltenen Friſur. Denn ihr kurzes Haar war hinter die Ohren in eine große, eingerollte Locke gekämmt, was ihr eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Sappho oder Korinna gab, ſoweit nämlich ein Vergleich mit dem keineswegs hinreichend ermittelten Haarwuchs der beiden antiken Damen geſtattet iſt. Frau Profeſſor Struvelius erhob ſich langſam und begrüßte die Eintretenden mit ſteifer Haltung. Sie ſprach gegen Ilſe ihre Freude aus und wandte ſich dann ſogleich an den Profeſſor. „Ich habe heut das Werk des Collegen Raſchke angefangen und bewundere den Tiefſinn des Mannes."

„Alles was er ſchreibt, iſt erfreulich," verſetzte der Profeſſor, „weil bei Allem ein ganzer und reiner Menſch ſichtbar wird."

„Den Vorderſatz und Nachſatz gebe ich für dieſen Collegen zu, gegen die Verallgemeinerung des Satzes möchte ich bemerken, daß manches Epoche machende Werk keine hohe Berechtigung haben würde, wenn ein ganzer Mann dazu gehört, um ein gutes Buch zu ſchreiben."

Ilſe ſah ſcheu auf die gelehrte Frau, welche ihrem Manne zu widerſprechen wagte.

„Doch wir wollen uns vereinigen," fuhr die Profeſſorin ſo geläufig fort, als ob ſie ihre Worte aus einem Buche abläſe. „Nicht jedes tüchtige Werk fordert, daß ſein Verfaſſer ein Mann von Charakter ſei, aber wer wirklich dieſe edle

Qualität hat, wird ſchwerlich etwas ſchaffen, was in ſeiner Wiſſenſchaft ungünſtig wirkt. Und allerdings wurzeln die Schwächen eines gelehrten Werkes häufiger als man wohl annimmt in einer Charakterſchwäche deſſen, der das Werk ſchrieb."

Der Profeſſor neigte beiſtimmend das Haupt.

„Denn," fuhr ſie fort, „die Stellung, welche ein Gelehrter zu den großen Zeitfragen ſeiner Wiſſenſchaft einnimmt, ja ſelbſt die Vorzüge und Mängel ſeiner Methode ſind doch in der Regel aus dem Charakter zu erklären. — Sie haben immer auf dem Lande gelebt," wandte ſie ſich zu Ilſe, „es wäre mir belehrend, zu erfahren, welche Eindrücke Ihnen das nahe Aneinanderſein der Menſchen in der Stadt gemacht hat."

„Ich habe bis jetzt nur mit ſehr Wenigen verkehrt," entgegnete Ilſe ängſtlich.

„Natürlich," fuhr Frau Profeſſor Struvelius fort. „Ich meine aber, Sie werden mit Ueberraſchung bemerken, daß die größere Nähe nicht immer ein inneres Zuſammenleben fördert. Doch Struvelius muß erfahren, daß Sie hier ſind." Sie ſtand auf, öffnete das Nebenzimmer und rief, lothrecht an der Thür ſtehend, hinein: „Herr und Frau Profeſſor Werner." Aus der Nebenſtube wurde leiſes Brummen gehört und eilfertiges Rauſchen großer Blätter. Die Profeſſorin ſchloß die Thür und fuhr fort: „Denn zuletzt leben wir doch durch Viele und in Wenigen. In der Stadt wählt man aus einer Fülle von Perſönlichkeiten mit einer gewiſſen Willkür. Man könnte reicher ſein, als man gerade iſt. Auch dieſes Gefühl verleiht eine Zuverſicht. Und ſolche Zuverſicht gibt allerdings die Stadt leichter als das Land."

Die Seitenthür öffnete ſich, Profeſſor Struvelius trat ein mit zerſtreutem Blick, ſcharfer Naſe, ſchmalen Lippen, leider auch mit ungewöhnlichem Hauptſchmuck. Denn ſein Haar ſtand ſo ſtruwelig über den Schläfen, daß die Annahme wohl berechtigt war, dieſe Kopftracht ſei alter Familienbeſitz, eine Erbperrücke, welche in früheren naſeweiſen Jahrhunderten ſeinem

Geſchlecht den Namen zugezogen hatte. Er verbeugte ſich ein wenig, ſchob einen Stuhl heran und ſetzte ſich ſtumm nieder, wahrſcheinlich arbeitete er in Gedanken an ſeinem griechiſchen Schriftſteller rührig fort. Ilſe litt unter der Ueberzeugung, daß ihm der Beſuch eine ungelegene Störung ſei und daß ſeine Frau ſich unendlich tief herablaſſe, wenn ſie ihr eine Anrede gönnte. „Sind Sie muſikaliſch?" examinirte Frau Struvelius.

„Ich darf kaum ſagen ja," erwiederte Ilſe.

„Das freut mich," rief die Wirthin, rückte ſich ihr gegenüber und muſterte ſie mit ſcharfem Blick. „Wie ich Sie mir denke, dürfen Sie nicht muſikaliſch ſein. Dieſe Kunſt macht uns weich und zieht nur zu häufig gebrochene Exiſtenzen."

Felix bemühte ſich noch ohne ſonderlichen Erfolg, den Profeſſor zur Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen; bald erhoben ſich die Beſuchenden. Beim Abſchiede ſtreckte Frau Profeſſor Struvelius die untere Hälfte des Armes rechtwinklig nach Ilſe aus und ſagte mit feierlichem Händedruck: „Werden Sie heimiſch bei uns." Und die Anrede ihres Gatten: „Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen," wurde durch die zuklappende Thür entzwei geſchnitten.

„Was ſagſt du jetzt?" frug der Profeſſor im Wagen.

„Ach, Felix, ich bin recht klein geworden, mein Muth iſt dahin, ich möchte am liebſten nach Hauſe fahren."

„Sei ruhig," tröſtete der Gatte, „du fährſt heut auf dem Jahrmarkt umher und ſiehſt über viele aufgeſchlagene Tiſche. Was dir nicht gefällt, brauchſt du nicht zu kaufen. Der nächſte Beſuch gilt unſerm Hiſtoriker, einem würdigen Mann, der zu den guten Geiſtern unſerer Univerſität gehört. Auch ſeine Tochter iſt eine liebenswürdige junge Dame."

Ein Diener öffnete den Vorſaal und führte in das Empfangzimmer. An der Wand hingen einige gute Landſchaften; ein Flügel, ein zierlicher Blumentiſch, die ſeltenen Pflanzen wohl geordnet und gepflegt. Die Tochter trat eilig herein, eine feine Geſtalt mit zwei ſchönen dunklen Augen, ihr folgte ein ſtattlicher Herr von vornehmer Haltung, der faſt ausſah wie ein hoher Beamter, nur ſeine lebhafte Weiſe zu ſprechen ließ den Gelehrten erkennen. Mit wohlthuender Herzlichkeit wurde Ilſe aufgenommen. Der alte Herr ſetzte ſich neben ſie, begann eine zwangloſe Unterhaltung und Ilſe fühlte ſich bald behaglich wie bei guten Bekannten. Sie wurde auch an ihre Heimat erinnert, denn der Gelehrte frug: „Iſt von dem alten Kloſter in Roſſau noch etwas erhalten?“ Felix ſah neugierig auf, und Ilſe antwortete: „Nur die Mauer; auch das Innere iſt umgebaut.“

„Es war eine der älteſten geiſtlichen Stiftungen Ihrer Gegend, hat viele Jahrhunderte beſtanden und ſicher auf eine weite Umgegend Einfluß geübt. Da iſt auffallend, daß die Urkunden des Kloſters faſt ganz fehlen und die übrigen Nachrichten, ſoviel mir bekannt, ſehr dürftig ſind. Man muß vermuthen, daß dort noch Manches in Verborgenheit liegt.“ Ilſe ſah, wie ſich das Angeſicht ihres Gatten verklärte, aber er verſetzte ruhig: „Am Orte ſelbſt waren meine Fragen vergeblich.“

„Das iſt wohl möglich,“ gab der Hiſtoriker zu, „vielleicht ſind die Documente nach Ihrer Reſidenz gebracht und liegen dort noch irgendwo unbenutzt.“

So rollte ein Beſuch nach dem andern ab. Da war der Rector, Mediciner, ein behaglicher Weltmann in glänzender Einrichtung, ſeine Gattin eine runde bewegliche Frau mit zwei herausfordernden Augen; dann der große theologiſche Conſiſtorialrath, ein langer hagerer Herr mit ſüßlichem Lächeln, auch bei ſeiner Gattin Alles in übergroßen Verhältniſſen, Naſe, Mund und Freundlichkeit. Der letzte war der Mineraloge, ein junger gewandter Mann mit einer ſehr niedlichen Frau, auch erſt ſeit wenigen Monaten verheiratet. Während die jungen Frauen auf dem Sopha ſchnell gute Bekanntſchaft machten, wurde Ilſe zum zweiten Mal durch eine Frage des Profeſſors überraſcht: „Ihre Heimat iſt für mein Fach nicht ohne Intereſſe; iſt nicht eine Höhle in der Nähe?“ Ilſe erröthete und ſah wieder nach ihrem Felix: „Sie gehört zum Gute meines Vaters.“

„Ei, dann habe ich jetzt gerade mit einem Funde zu thun, der auf Ihrem Gute gemacht iſt,“ rief der Mineraloge. Er holte einen Stein von auffallendem ſtrahligem Gefüge herbei. „Dies iſt ein ſehr ſeltenes Mineral, das in der Nähe der Höhle entdeckt wurde, ein Apotheker der Gegend hat es mir eingeſchickt.“ Er nannte ihr den Namen des Minerals, ſprach über das Geſtein der Höhle und des Felſens, auf welchem das väterliche Haus ſtand, gerade als wäre er ſelbſt dort geweſen und ließ ſich von Ilſe die Linien der Berge und die Steinbrüche der Nähe beſchreiben. Er hörte achtungsvoll ihre ſichern Antworten und fand die Bodenbildung des Gutes ſehr merkwürdig.

Erfreut rief Ilſe: „Wir meinten, man kümmere ſich in der Welt gar nicht um uns, aber ich ſehe, die Herren Gelehrten wiſſen Einiges mehr von unſerer Gegend, als wir ſelbſt.“

„Wir verſtehen wenigſtens Werthvolleres dort zu finden als Geſteintrümmer,“ erwiederte der Profeſſor artig.

Nach der Heimfahrt trat Ilſe in das Zimmer des Gatten, der bereits an ſeiner Arbeit ſaß. „Dulde mich heute bei dir, Felix, mir ſummt der Kopf von all den Menſchen, welche eingezogen ſind. Das war für mich viel Neues an einem Tage, und viele Freundlichkeit von ſo gelehrten und vornehmen Geiſtern. Am gefährlichſten war’s bei der beleſenen Frau; Felix, es iſt wohl unrecht, daß ich ſo etwas ſage, und ſie iſt ja um ſehr vieles feiner und geſcheidter, aber wenn ich dir eine Aehnlichkeit nennen ſoll mit einer guten alten Bekannten —“

„Rollmaus,“ beſtätigte der Profeſſor. „Die hier aber iſt in der That ſehr geſcheidt.“

„Gebe der Himmel,“ bat Ilſe, „daß ſich ihr Herz ebenſo treu erweiſt, aber vor ihrer Gelehrſamkeit fühle ich einen Schauder. Sonſt gefallen mir die Frauen gut, aber die

Männer noch viel beſſer. Eetwas Großes haben ſie faſt alle, ſie ſprechen wunderſchön, ſie ſind ungezwungen und ſehen recht innerlich froh und ſeelenvergnügt aus. Natürlich, ſie ſchweben über der Erde wie deine alten Götter, da können ſie wohl luſtig ſein. Ach, und dabei das geflickte Hausröckel, welches der liebe Herr Profeſſor Raſchke anhatte. Dem wird Motte und Roſt das Seine auch nicht freſſen! Und wenn ich mir denke, daß dieſe vielen klugen Leute mich aufmerkſam und gut behandeln, nur meines Hausherrn wegen, ſo weiß ich nicht, wie ich dir danken ſoll. Jetzt alſo bin ich unter die neuen Menſchen aufgenommen und ich darf bitten: mein Eingang ſei geſegnet."

Der Gatte reichte ihr die Hand und zog ſie an ſich. Sie faßte ſein Haupt mit ihren Händen und neigte ſich darüber.

„Was iſt es, worüber du jetzt arbeiteſt?" frug ſie endlich leiſe.

„Nichts Großes, nur eine Abhandlung, wie ich ſie alljährlich für die Univerſität zu machen habe." Er ſprach ihr Einiges von dem Inhalt der Arbeit.

„Und wenn ſie fertig iſt, was dann?"

„Dann iſt für neue Aufgaben geſorgt."

„Und das geht immer ſo fort, vom Morgen bis in den Abend, alle Jahre, bis die Augen verſagen und die Kraft zerbricht!" klagte Ilſe. „Laß mich heut um etwas Ernſtes bitten. Zeige mir die Bücher, Felix, die du geſchrieben haſt, aber Alles."

„Was ich etwa noch beſitze," ſagte der Profeſſor, und holte hier und da aus den Winkeln Bücher und Abhandlungen zuſammen. Ilſe ſchlug eine Schrift nach der andern auf, und es ergab ſich, daß ſie einige von den lateiniſchen Titeln bereits auswendig wußte. Der Profeſſor wurde darüber eifrig und ihm fielen immer noch kleine Arbeiten ein, die er vergeſſen hatte. Ilſe aber legte Alles vor ſich in einem Häufchen zuſammen und begann feierlich: „Jetzt kommt für mich eine große Stunde. Denn ich will jetzt von dir erfahren, was in jeder Schrift ſteht, ſoweit du deinem Weibe das deutlich machen kannſt. Als ich dir ſchon im Geheimen gut war, da fanden die Kinder deinen Namen im Lexikon, wir mühten uns, die fremden Namen deiner Bücher zu leſen, und die Oberamtmann hatte in ihrer Weiſe Muthmaßungen über den Inhalt. Da fühlte ich einen Schmerz, daß ich gar nichts von dem verſtand, was du für die Menſchheit gearbeitet haſt. Seither habe ich immer auf den Tag gehofft, wo ich dich nach dem fragen könnte, was du beſſer gewußt haſt als die Andern, und worauf ich ſtolz ſein darf, da ich dir angehöre. Und heut iſt die Stunde. Denn du haſt mich heut deinen Freunden als deine Frau vorgeſtellt. Und ich will dein Weib auch da ſein, wo dein Schatz iſt und dein Herz, ſoweit ich vermag."

„Liebe Ilſe," rief der Profeſſor, hingeriſſen von ihrer ehrbaren Würde.

„Aber vergiß nicht," fuhr Ilſe mit wichtiger Miene fort, „daß ich ſehr wenig verſtehe, und verliere nicht die Geduld. Ich habe mir ausgedacht, wie ich es haben will. Schreibe du mir die Titel, wie ſie in fremder Sprache und wie ſie deutſch lauten, in ein Büchel, das ich mir dazu gekauft habe, deine früheſte Arbeit zuerſt und die jüngſte zuletzt. Und dahinter, ob dir die Arbeit ſehr lieb iſt oder weniger, und welche Wichtigkeit ſie für die Menſchen hat. Darunter will ich mir bei jeder Schrift aufzeichnen, was ich von deiner Erklärung verſtehe, damit ich Alles in gutem Gedächtniß behalte."

Sie trug ein leeres Heft herzu, der Profeſſor ſuchte wieder noch einzelne Abhandlungen hervor, ordnete ſie nach Jahren, und ſchrieb jeden Titel auf eine beſondere Seite des Heftes. Dann erklärte er ſeiner Frau in ihrer Sprache ein wenig, was jeder Schrift Inhalt war, und half die kleinen Bemerkungen in das Notizbuch ſchreiben. „Was deutſch iſt, ſuche ich ſelbſt zu leſen," ſagte Ilſe.

So ſaßen Beide ernſthaft über die Bücher geneigt und dem Profeſſor pochte das Herz vor Freude über den feſten Bedacht, mit welchem ſein Weib das Verſtändniß ſeiner Thätigkeit ſuchte. Denn es iſt das Loos des Gelehrten, daß Wenige mit herzlichem Antheil Mühe, Kampf und Verdienſt ſeines Schaffens betrachten. Der Welt gilt er für einen harten Baugehilfen. Was er mit ausdauernder Kraft gebildet, das wird ſofort als Bauſtein verwandt zu dem unermeßlichen Hauſe der Wiſſenſchaft, an welchem das Geſchlecht der Erde ſeit Jahrtauſenden arbeitet. Hundert Andere ſtellen ſich darauf, um die eigene Arbeit zu fördern, tauſend neue Werkſtücke werden darüber gewälzt, nicht Viele ſind, welche danach fragen, wer den einzelnen Pfeiler gemeißelt, noch ſeltener drückt dem Arbeiter ein Fremder darum die Hand. Dem leichten Werke des Dichters winkt noch lange grüßend zu, wer einmal davor heiteres Lächeln gefunden hat oder gehobene Stimmung. Der Gelehrte wird nur ſelten und faſt zufällig durch einzelne Werke ein werther Freund und Vertrauter ſeiner Leſer. Er ſtellt nicht der Phantaſie lockende Bilder, er ſchmeichelt nicht zuvorkommend dem ſehnſuchtsvollen Gemüth, er fordert ſtrengen Ernſt und nüchterne Sammlung vom Leſer, und dieſelbe Strenge und Nüchternheit wird ihm ſelbſt zu Theil bei jedem Urtheil über ſeine Leiſtung. Auch wo er Ehrfurcht einflößt, bleibt er ein Fremder.

Und doch iſt er kein Steinmetz, der unförmliche Maſſe nach verſtändigen Maßen zurechtſchlägt, auch er ſchafft mit inneren Kämpfen, mit ſeinem beſten Herzblut, zuweilen unter ſchwerem Leid, oft mit beglückender Freudigkeit. Auch ihm erblüht, was er ſeiner Zeit darbringt, aus den tiefſten Wurzeln ſeines Lebens. Deshalb iſt dem Gelehrten die Seele, welche das Wackere ſeiner Arbeit herzlich empfindet, und nicht nur nach dem letzten Gewinn der Wiſſenſchaft frägt, ſondern nach dem innern Kampf des Schaffenden, ein koſtbarer Fund, ein ſeltenes Glück. — Jetzt ſah Felix mit Rührung, wie ſein Weib nach dieſer Stellung rang, und dem kräftigen Manne wurde das Herz weich, während er ihr den Namen eines römiſchen Dichters nannte, den er zu einem faſt unbekannten Gedicht ermittelt, und während er ihr von römiſchen Tribus und von den Geſchäften des Senates erzählte.

Als ein Jedes verzeichnet war, faltete Ilſe die Hände über den Büchern und rief: „Hier halte ich Alles. Der Raum, den es einnimmt, iſt ſo klein, und doch waren dafür viele arbeitvolle Tage nöthig, und manche Nacht, der größte Theil deines edlen Lebens. Dies hat dir oft heiße Wangen gemacht, wie du heute wieder haſt. Dafür haſt du gelernt, daß dir dein armer Kopf brannte, und dafür haſt du immer in der Stube und zwiſchen den engen Mauern geſeſſen. Ich habe die Bücher ſonſt auch gleichgültig angeſehen, jetzt erkenne ich erſt, was ein Buch iſt, eine ſtille unendliche Arbeit.“

„Nicht von jedem iſt das zu rühmen,“ verſetzte der Profeſſor, „aber die beſſeren ſind dafür auch mehr als eine Arbeit.“ Er ſah liebevoll auf die Wände, an denen hohe Bücherſchränke bis zur Decke reichten, ſo daß die Stube ausſah wie mit Bücherrücken tapeziert.

„Mir wird angſt vor der Menge,“ ſagte Ilſe, und half ihm ſeine eignen Werke in eine dunkle Ecke tragen, welche ihnen jetzt als Standquartier eingeräumt wurde. „Sie ſehen ſo gleichgültig aus, und doch mögen viele in Leidenſchaft geſchrieben ſein und auch die Leſer aufgeſtört haben.“

„Ja,“ ſagte der Gatte, „ſie ſind die großen Schätzehüter des Menſchengeſchlechts. Das Beſte, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren ſie aus einem Jahrhundert in das andere, ſie verkünden, was nur einſt auf Erden lebendig war. Hier ſteht, was wohl tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung geſchaffen wurde, und dicht daneben, was erſt vor wenig Wochen in die Welt wanderte.“

„Von den Röckchen, die ſie tragen, ſieht faſt eins aus wie das andere,“ ſagte Ilſe, „ich würde mich ſchwer darin zurecht finden.“

Der Profeſſor erklärte ihr die Anordnung, führte ſie von einem Schrank zum andern, und wies ihr einzelne, die ihm beſonders lieb waren.

„Und du brauchſt ſie alle?"

„Gelegentlich wohl noch viele andere. Die hier ſtehen, ſind doch nur ein unendlich kleiner Theil der Bücher, welche je gedruckt wurden. Denn ſeit ſie erfunden ſind, liegt in ihnen faſt Alles, was wir wiſſen und Bildung nennen. Aber das iſt es nicht allein," fuhr er geheimnißvoll fort, „Wenige denken daran, daß ein Buch mehr iſt, als ein Werk des ſchaffenden Geiſtes, das er von ſich abſendet, wie der Tiſchler einen beſtellten Seſſel. Zwar an jedem Menſchenwerk bleibt etwas von der Seele des Menſchen hängen, der es gefertigt. Das Buch aber ſchließt zwiſchen ſeinen Deckeln in Wahrheit den Geiſt des Menſchen ein. Was ein Mann für Andere bedeutet, der beſte Theil ſeines Lebens, bleibt in dieſer Form für die nächſten Geſchlechter, vielleicht bis in die fernſte Zukunft. Sowohl die, welche ein gutes Buch ſchreiben, als auch ſolche, deren Leben und Thun im Buche dargeſtellt wird, ſie beharren in der That lebendig unter uns. Wir verkehren mit ihnen als mit Freunden und Gegnern, wir bewundern und bekämpfen, wir lieben und verabſcheuen ſie nicht weniger, als wenn ſie leibhaftig unter uns weilten. Der Menſchengeiſt, der zwiſchen ſolche Deckel eingeſchloſſen iſt, wird dadurch auf Erden unvergänglich, und deshalb dürfen wir ſagen, im Buche dauert das geiſtige Leben des Einzelnen, und nur der Geiſt, welcher eingebucht wird, hat ſichere Dauer auf Erden."

„Aber der Irrthum dauert auch," rief Ilſe, „und die Lügner und die unreinen Geiſter, wenn ſie ſich in ein Buch ſtecken."

„Auch ſie, ſie werden durch andere Geiſter widerlegt. Sehr verſchieden freilich iſt Werth und Bedeutung dieſer Unſterblichen. Bei Wenigen bleibt das Schöne und Große, das ſie gefunden, für alle Zeiten, Viele gelten ſpäterer Zeit nur, weil wir erkennen, wie in ihren Tagen das Weſen der Menſchen beſchaffen war. Andere endlich ſind ganz nichtig und unnütz, und ſolche ſchwinden ſchnell dahin. Aber alle Bücher, die geſchrieben wurden, vom älteſten bis zum jüngſten, ſtehen in einem geheimnißvollen Zuſammenhang. Denn ſieh, Keiner, der ein Buch geſchrieben, iſt durch ſich ſelbſt geworden, was er uns iſt, jeder ſteht auf den Schultern ſeiner Vorgänger. Alles was vor ihm geſchaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Leben und Geiſt zu bilden. Und wieder, was er geſchaffen, hat irgendwie andre Menſchen gebildet, und aus ſeinem Geiſt iſt in ſpätere übergegangen. So bildet der Inhalt aller Bücher ein großes Geiſterreich auf Erden, von den vergangenen Seelen leben und nähren ſich Alle, welche jetzt ſchaffen. In dieſem Sinne iſt der Geiſt des Menſchengeſchlechts eine unermeßliche Einheit, der jeder Einzelne angehört, der einſt lebte und ſchuf, und jetzt athmet und Neues wirkt. Der Geiſt, den die vergangenen Menſchen als ihren eigenen empfanden, er ging und geht jeden Tag in Andere über. Was heut geſchrieben iſt, wird morgen vielleicht die Habe von tauſend Fremden, wer längſt ſeinen Leib der Natur zurückgegeben hat, lebt unaufhörlich in neuem irdiſchen Daſein fort, und wird täglich in Tauſenden auf's Neue lebendig."

„Höre auf!" rief Ilſe ängſtlich, „mir ſchwindelt."

„Ich ſage dir das heut, weil auch ich mich als beſcheidenen Arbeiter in dieſem irdiſchen Geiſterreich fühle. Dieſe Empfindung gibt mir eine Freude am Leben, die unzerſtörbar iſt, und ſie gibt mir beides, Freiheit und Demuth. Denn wer in ſolchem Sinne arbeitet, der ſchafft, ob ſeine Kraft ſich groß, ob klein erweiſe, nicht ſich zur eigenen Ehre, ſondern für Alle. Er lebt nicht für ſich, ſondern für Alle, gleichwie Alle, die geweſen ſind, für ihn fortleben."

So ſprach er ernſthaft, von ſeinen Büchern umgeben, und die ſcheidende Sonne warf ihre Strahlen freundlich auf ſein Haupt und auf die Behauſungen ſeiner Geiſter an der

Wand. Ilſe aber ſagte, an ſeine Schulter gelehnt, demüthig: „Ich bin dein, lehre mich, bilde mich, mache mich verſtehen, was du verſtehſt.“

3.

Unter den Gelehrten.

Ilſe ſteckte den Kopf in das Arbeitszimmer des Gatten. „Darf ich ſtören?“

„Nur herein!“

„Felix, wie unterſcheiden ſich die Faune und Satyre? Hier lieſt man, die Satyre haben Ziegenfüße, die Faune aber Menſchenbeine, nur hinten ein kleines Schwänzchen.“

„Wer ſagt das?“ frug Felix entrüſtet.

„Es iſt gedruckt,“ erwiederte Ilſe, „hier ſteht es bewieſen.“ Sie hielt dem Gatten ein aufgeſchlagenes Buch hin.

„Es iſt aber nicht wahr,“ verſetzte der Profeſſor und erklärte ihr das Sachverhältniß. „Bei den Griechen Satyre, bei den Römern Faune, der Herr mit dem Bocksfuß aber hieß Pan. Wie kommt der Bacchantenzug in deine Wirthſchaft?“

„Ihr ſagtet geſtern, der Conſiſtorialrath hat ein Faungeſicht. Nun entſtand die Frage: was iſt ein Faungeſicht, und was iſt ein Faun? Laura erinnerte ſich aus der Schule ſehr gut, daß er ein altes römiſches Fabelweſen war. Und ſie brachte dies Buch, worin die Geſchöpfe abgebildet ſind. Was iſt das für eine ausgelaſſene Geſellſchaft? Warum haben ſie ſpitze Ohren wie die Rehe, und was ſoll das heißen, wenn man ſich nicht einmal in ſolchen Dingen auf deine unſterblichen Bücher verlaſſen kann?“

„Komm her,“ ſagte Felix, „ich will dir ſchnell die ganze Sippſchaft vorſtellen.“ Er holte ein Kupferwerk herzu und ſchlug ihr die Geſtalten des Sagenkreiſes auf. Eine Weile ging die Belehrung gut von Statten. „Sie haben alle ſehr wenig Kleider,“ wandte Ilſe bekümmert ein.

„Der Kunſt iſt der Leib lieber als das Gewand,“ tröſtete der Gatte.

Aber Ilſe wurde ängſtlicher. Endlich ſchlug ſie erröthend das Buch zu und ſagte: „Ich muß fort. Ich helfe heute in der Küche, es wird eine neue Mehlſpeiſe gelehrt. Dort iſt meine hohe Schule. Und das Mädchen iſt noch ein Fuchs.“ Sie eilte zur Thür hinaus. „Sage deinen Göttern und Faunen, daß ich eine beſſere Idee von ihnen gehabt habe, ſie ſind ſehr unanſtändig,“ rief ſie, den Kopf noch einmal in das Zimmer ſteckend.

„Das ſind ſie,“ antwortete Felix durch die Thür, „und ſie wollen auch nichts Anderes ſein.“

Beim Eſſen, als Felix die Mehlſpeiſe nach Gebühr bewundert hatte, legte Ilſe den Löffel weg und ſagte ernſthaft: „Zeige mir nicht wieder ſolche Bilder, ich möchte deinen Heiden gut werden, aber wie kann ich das, wenn ſie ſo ſind.“

„Sie ſind nicht alle ſo arg,“ beruhigte der Gatte. „Iſt dir's recht, ſo machen wir heut Abend einigen von den alten Herrſchaften unſern Beſuch.“

Mit dieſem Tage begann für Ilſe eine neue Zeit des Lernens. Bald wurde den Erläuterungen des Gatten eine feſte Tagesſtunde beſtimmt, für Ilſe die werthvollſte Zeit des Tages. Der Profeſſor gab ihr zuerſt eine kurze Schilderung der großen Culturvölker des Alterthums und des Mittelalters und ſchrieb ihr ſehr wenige Zahlen und Namen auf, die ſie auswendig lernte. Er ſchilderte ihr, wie das ganze Leben der Menſchen im letzten Grunde nichts ſei, als ein unaufhörliches Einnehmen, Umſchaffen und Ausgeben der Stoffe, Bilder und Eindrücke, welche die umgebende Welt darbietet; und wie die ganze geiſtige Entwicklung der Menſchheit nichts ſei als ein ernſtes und andächtiges Suchen nach Wahrheit, und wie die ganze politiſche Geſchichte im letzten Grunde auch nichts ſei als ein allmähliches Bändigen des Egoismus, welcher Menſchen, Stämme, Völker feindlich von einander ſcheidet: durch Steigerung der Bedürfniſſe, durch Läuterung des Rechtsgefühls und durch die Zunahme der Liebe und Ehrfurcht vor allem Lebendigen.

Nach ſolcher Vorbereitung begann der Profeſſor ſogleich die Odyſſee vorzuleſen, kurze Erläuterung anfügend. Noch nie hatte Poeſie ſo groß und rein auf die Seele der Frau gewirkt, der heitere Märchenton des erſten Theils, die gewaltige Ausführung des zweiten nahmen ihr Herz ganz gefangen, die Geſtalten erhielten ihr ein faſt greifbares Leben, ſie wandelte, litt und frohlockte mit ihnen, hinaufgehoben in eine neue Welt ſchöner Bildung und hoher Empfindungen. Als der Schluß herankam, der Vielduldende ſeiner Gattin gegenüber ſaß und die Erkennungsſcene Töne aus dem geheimſten Leben der jungen Frau anſchlug, da ſaß auch Ilſe, die Wangen geröthet, die thränenfeuchten Augen ſchamhaft niedergeſchlagen, neben dem geliebten Manne; und als er geendet, ſchlang auch ſie die weißen Arme um den Geliebten und ſank aufgelöſt von Entzücken und Rührung ihm an die Bruſt. Ihrer Seele, die nach langer Ruhe in einem großen Gefühle erglüht war, verklärte das unſterbliche Schöne dieſer Dichtung alle Stunden des Tages, ja die Sprache und Haltung. Gern verſuchte ſie ſich ſelbſt mit Vorleſen, und der Profeſſor hörte mit inniger Freude, wie die majeſtätiſchen Verſe klangvoll von ihren Lippen rollten, und wie ſie in Tonfall und Ausdruck unbewußt ſeine Sprache nachahmte. Wenn er früh in die Vorleſung ging und ſie ihm in ſeinen braunen Tüffelrock half, da klangen ihm die herzerfreuenden Worte nach: „Purpurn iſt und rauh das Gewand des edlen Odyſſeus;“ wenn ſie ihm in der Lehrſtunde gegenüber ſaß und er einmal Pauſe machte, dann brachen die bewundernden Worte von ihren Lippen: „So mit klugem Bedacht und verſtandvoll redeſt du Alles.“ Und wenn ſie ſich ſelbſt loben wollte, dann ſummte ſie zu den brodelnden Blaſen des Theekeſſels: „Selbſt wohl hab ich im Herzen Verſtand und erkenne genugſam Gutes zugleich und Böſes; doch vormals war ich ein Kind noch.“ Auch das Gut des lieben Vaters leuchtete ihr jetzt in dem goldenen Glanze der Hellenenſonne. „Ich weiß nicht,“ ſagte der Vater einmal des Abends zu Clara, „wie es möglich iſt, daß Ilſe ſo ſchnell den Brauch unſerer Wirthſchaft vergeſſen konnte. Sie ſpricht in ihrem Briefe von der Zeit, wo die Rinder wieder in dem weitſcholligen Blachfelde wandeln werden. Sie meint jedenfalls die Brache, aber wir haben ja Stallfütterung.“

Draußen heulte der Nordwind um die beiden Nachbarhäuſer und legte Eispalmen über die Fenſterſcheiben, drinnen aber zog ein Tag nach dem andern lichtvoll und buntfarbig und ein Abend herzerfreuender als der andere über die Häupter der Glücklichen, ob ſie allein waren, oder ob die Freunde des Gatten, Führer des Volkes, zuſammenſaßen und am gedeckten Theetiſch die Hände nach dem einfach bereiteten Mahle ausſtreckten.

Denn auch die Freunde des Gatten und kluges Wechſelgeſpräch ſind der Hausfrau erfreulich. Dann leuchtet die Lampe feſtlich in Ilſe's Stube, die Gardinen ſind zugezogen, der Tiſch wohlgerüſtet, auch eine Flaſche Wein iſt aufgeſetzt, wenn die Herren eintreten. Manchmal beginnt das Geſpräch mit Kleinigkeiten, die Freunde wollen auch der Profeſſorin ihre Hochachtung erweiſen, der Eine ſpricht ein wenig über Concerte, der Andere empfiehlt ein neues Bild oder Buch. Zuweilen aber treten ſie ſchon aus der Arbeitſtube in eifriger Unterredung, dann iſt der Tritt feſter und die Bäckchen ſind etwas geröthet, dann dringt die Rede gleich auf das los, was ihnen gerade aus ihrer Wiſſenſchaft auf der Seele liegt. Nicht immer iſt die Unterhaltung ganz verſtändlich, und wenn ſie ſich auf Einzelheiten heftet, auch nicht in jedem Moment ſehr anziehend, aber im Ganzen iſt ſie doch für die Hörerin Freude und Erquickung. Dann ſitzt Ilſe ſtill da, die Hände, welche ſich über der Arbeit bewegten, ſinken ihr in den Schoß und andächtig hört ſie zu. Wer nicht Profeſſorfrau iſt, hat doch keine Vorſtellung, wie ſchön die Unterhaltung der Gelehrten dahinfließt. Alle wiſſen gut zu reden, Alle ſind eifrig und haben dabei ein gehaltenes Weſen, das ihnen ſehr wohlſteht. Die Erörterung erhebt ſich, ein Kampf gewichtiger Meinungen beginnt. Dieſe kreuzen ſich und fahren durcheinander, der Eine ſagt zuerſt ſchwarz, der Andere weiß, der erſte beweiſt, daß er Recht hat, der zweite widerlegt und engt den erſten ein. Nun denkt die Frau, wie wird ſich dieſer herauswinden. Aber, keine Sorge! es fehlt ihm nicht, mit einem Sprunge iſt er über dem Andern, dann kommt der Andere mit neuen Gründen und treibt die Sache noch höher, darauf reden die Uebrigen auch hinein, ſie werden feurig und ihre Stimmen ertönen lauter. Und ob ſie ſich zuletzt miteinander vergleichen, oder ob jeder bei ſeiner Meinung bleibt — was häufig vorkommt — immer iſt eine Freude, ſchwierige Fragen ſo von allen Seiten beleuchtet zu ſehen. Wenn endlich der Eine etwas recht Großes ſagt und auf den Kern der Wahrheit kommt, dann ſind ſie ſämmtlich in gehobener Stimmung, dann leuchtet es in dem heimlichen Raume wie von überirdiſchem Lichte, und wer ſpricht und wer hört, fühlt ſich frei, ſicher und leicht. Ach aber, der geſcheidteſte von Allen, und der, deſſen Meinung mit der größten Hochachtung gehört wird, das iſt doch immer der Hausfrau lieber Mann.

Freilich bemerkte Ilſe auch, daß nicht alle gelehrten Herren daſſelbe gute Weſen bewährten. Mancher konnte Widerſpruch nicht recht vertragen, und es war ihm in ſchwachen Augenblicken mehr um ſeine Geltung, als um die Wahrheit zu thun. Wieder Einer wollte nur ſprechen und nicht hören und beengte die Unterhaltung, indem er immer auf das zurückkam, was die Andern überwunden hatten. Ilſe entdeckte, daß auch eine ungelehrte Frau aus dem Geſpräche der weiſen Männer Einiges von ihrem Charakter erkennen konnte. Und wenn ſich die Gäſte entfernt hatten, dann wagte ſie wohl ein beſcheidenes Urtheil über Wiſſen und Weſen Einzelner. Und ſie war ſtolz, wenn Felix zugab, daß ihr Urtheil das Richtige getroffen.

Bei ſolcher Unterhaltung erfuhr die Frau des Gelehrten auch viele Sachen ganz genau, die jeder andern Frau ſchwierig bleiben. Da war z. B. die römiſche Plebs, wenig bedeutet den meiſten Frauen dieſes Wort. Die alte Plebs hat zu ihrer Zeit nie Kaffegeſellſchaften gegeben, nie auf dem Flügel geſpielt, nie Reifröcke getragen und nie einen franzöſiſchen Roman geleſen. Sie iſt eine im Schutt des Alterthums begrabene, ſehr ungemüthliche Einrichtung. Die Frau eines Philologen aber weiß davon. Was hörte nicht Ilſe alles von Plebejern und Patriciern, ja, ſie nahm in ihrem Herzen Partei für die Plebejer, ſie verwarf gänzlich die Anſicht, daß ſie nur aus kleinen Leuten und leichtfertigem Geſindel zuſammengefloſſen ſeien, und ſchätzte ſie als tüchtige Landwirthe, trotzige politiſche Männer, die hartnäckig bis auf den Tod in einem großen Vereine gegen ungerechte Patricier kämpften. Und ſie dachte dabei an ihren eigenen Vater und hatte Tage, wo ſie ihre Bekannten darauf anſah, ob ſie auch zur Plebs gehören würden, wenn ſie Römer wären.

Auch ihr ſelbſt waren die Herren freundlich, und faſt alle hatten eine Eigenſchaft, die den Verkehr bequem machte, ſie erklärten gern. Im Anfange wollte Ilſe ungern verrathen, daß ſie von Vielem gar nichts wußte. An einem Abend aber ſetzte ſie ſich vor ihren Gatten und begann: „Ich habe mir etwas ausgedacht. Bisher habe ich mich geſcheut zu fragen, nicht weil ich mich meiner Unwiſſenheit ſchäme, wo ſollte ich's her haben? nur um deinetwillen, damit die Leute nicht merken, daß du eine einfältige Frau haſt. Aber wenn dir's recht iſt, will ich's jetzt anders machen, denn ich merke, ſie ſprechen zumeiſt gern, und da werden ſie wohl auch mir ein geflügeltes Wort gönnen.“

„So iſt es recht," ſagte der Gatte, „du wirſt ihnen um ſo lieber werden, je mehr du ihnen Antheil zeigſt."

„Wiſſen möchte ich Alles, die ganze Welt, um dir ähnlicher zu werden, aber es fehlt mir immer noch an Verſtändniß."

Die neue Politik bewährte ſich vortrefflich. Ilſe erfuhr ſogar, daß es zuweilen leichter war, einen lieben Bekannten zum Reden als zum Aufhören zu bringen. Denn die Herren berichteten ihr gewiſſenhaft und in großen Zügen, was ſie erfahren wollte, aber ſie vergaßen wohl einmal, daß die Fähigkeit der Frau, das Neue aufzunehmen, nicht ſo entwickelt war, als ihnen die Kunſt zu belehren.

Ja, ſie ſchwebten wie Götter über der Erde. Aber ſie theilten auch darin das Loos der ambroſiſchen Genoſſenſchaft, daß der heitere Friede, welchen ſie in die Herzen der Sterblichen ſandten, unter ihnen ſelbſt durchaus nicht immer waltete und durch geworfene Erisäpfel leicht verſcheucht wurde. Es war Ilſe's Schickſal, daß ſie unter heftiger Fehde der Unſterblichen im Olymp heimiſch werden ſollte.

An einem finſtern Wintertage fuhr der Sturmwind übel gelaunt gegen die Fenſter und verſteckte den Stadtwald hinter wirbelnden Schneewolken. Da hörte Ilſe im Zimmer ihres Gatten die ſcharfen Laute des Profeſſor Struvelius in bedächtigem Fluß der Rede, dazwiſchen langes und eingehendes Geſpräch ihres Felix. Die Worte waren nicht zu unterſcheiden, der Tonfall aber war zwei Stimmen ſchnellſchwebender Vögel vergleichbar, dem Wettgeſange der Droſſel und einer Uebles weiſſagenden Krähe. Die Unterredung zog ſich lange hin, und Ilſe wunderte ſich, daß Struvelius ſo ausdauernden Gebrauch der Rede ertrug. Als er ſich endlich entfernt hatte, trat Felix zu ungewohnter Stunde in ihr Zimmer und ging, mit geheimen Gedanken beſchäftigt, einigemal ſchweigend auf und ab. Zuletzt brach er kurz heraus: „Ich bin in die Lage gekommen, dem Collegen über unſere Handſchrift eine Mittheilung zu machen."

Ilſe ſah neugierig auf. Seit ihrer Vermählung war von

Tacitus noch nicht die Rede geweſen. „Du hatteſt doch die Abſicht, gegen Fremde nicht mehr davon zu ſprechen.“

„Ich habe das Schweigen ungern gebrochen. Mir blieb nichts übrig, als gegen meinen nächſten Collegen offen zu ſein. Das Gebiet unſerer Wiſſenſchaft iſt umfangreich, nicht häufig geſchieht es, daß Genoſſen derſelben Univerſität jeder für ſich auf dieſelbe Arbeit verfallen. Ja, aus nahe liegenden Gründen vermeiden ſie, einander darin eine gewiſſe Concurrenz zu machen. Fügt der Zufall nun doch einmal ſolches Zuſammentreffen, ſo iſt Mitgliedern derſelben Anſtalt jede zarte Rückſicht geboten. Heut nun ſagte mir Struvelius, er wiſſe, daß ich mich ab und zu mit Tacitus beſchäftige, und er bitte mich um einige Auskunft. Er frug nach den Handſchriften, die ich vor Jahren im Auslande eingeſehen und verglichen, und nach der Durchzeichnung, die ich von den Schriftzügen derſelben für mich gemacht habe.“

„Du haſt ihm mitgetheilt, was du wußteſt?“ frug Ilſe.

„Ich habe ihm gegeben, was ich beſaß, das verſtand ſich von ſelbſt,“ erwiederte der Profeſſor. „Denn was er auch damit anfangen mag, es wird nicht ganz ohne Gewinn für die Wiſſenſchaft ſein.“

„Er ſoll deine Arbeit benützen, um die ſeine möglich zu machen? Jetzt wird er vor der Welt in deinen Federn ſingen,“ klagte Ilſe.

„Ob er das Gegebene mit Anſtand gebraucht, ob er es mißbraucht, iſt ſeine Sache, ich habe die Verpflichtung, einem bewährten Amtsgenoſſen nur das Ehrenhafte zuzutrauen. Das war mir keinen Augenblick zweifelhaft, wohl aber fiel mir Anderes auf. Er war nicht offen gegen mich. Er gab an, daß ihn die Kritik einiger Stellen des Tacitus beſchäftige, aber er verbarg mir die Hauptſache, das empfand ich deutlich. Da mußte ich ihm gerade heraus ſagen, daß ich ſeit langer Zeit für dieſen Schriftſteller ein warmes Intereſſe herumtrage, und daß ich ſeit dem letzten Sommer an ihn gefeſſelt ſei durch die, wenn auch unſichere Möglichkeit eines neuen Fundes.' Ich habe ihm die Nachricht gezeigt, welche mich zuerſt in deine Nähe leitete. Er iſt Philolog wie ich, und weiß jetzt, welche Bedeutung für mich dieſer Autor gewonnen hat."

„Mein einziger Troſt iſt," ſagte Ilſe, „daß der verſtändige Vater dem Struvelius ein ſchweres Verhängniß bereiten wird, wenn dieſer auf unſerm Gute nach der Handſchrift freien will."

Dem Profeſſor war der Gedanke an den Trotz ſeines gewaltigen Schwiegervaters heut tröſtlich und er lächelte. „Nach dieſer Seite bin ich ſicher. Aber was will der Andere mit Tacitus, die Hiſtoriker lagen doch ſonſt nicht auf ſeinem Wege? — Es iſt kaum denkbar, — aber ſollte das Unglaubliche geſchehen ſein? iſt die geheimnißvolle Handſchrift durch irgend einen Zufall aufgefunden und in ſeinen Händen? — Doch es iſt Thorheit, darum zu ſorgen." Er ſchritt heftig auf und ab und rief endlich, in ſtarker Bewegung ſeiner Frau die Hand ſchüttelnd: „Es iſt immer widerwärtig, wenn man ſich auf ſelbſtſüchtigen Empfindungen ertappt."

Er ging wieder an ſeine Arbeit, und als Ilſe leiſe die Thür öffnete, ſah ſie ſeine Feder in gleichförmiger Bewegung. Gegen Abend aber, wo ſie nach ſeiner Lampe ſah und die Ankunft des Doctors verkündigte, ſaß er, den Kopf auf die Hand geſtützt, in finſterm Sinnen. Sie ſtrich ihm leiſe über das Haar und er merkte es kaum.

Der Doctor aber nahm die Sache nicht ſo innerlich, er gerieth in Aerger über die Geheimnißkrämerei des Andern und über die Hochherzigkeit des Freundes, und es gab eine lebhafte Erörterung. „Möchteſt du dieſe Offenheit niemals bereuen," rief der Doctor, „der Mann wird aus deinem Silber ſeine Münzen ſchlagen. Denke an mich, dir wird ein Poſſen geſpielt."

„Zuletzt," ſo ſchloß der Profeſſor bedachtſam, „lohnt nicht, ſich darüber aufzuregen. Kam durch irgend einen unwahrſcheinlichen und unerhörten Zufall weſentlich Neues in ſeinen Beſitz, ſo hat er ein Recht auf alles vorhandene Material, auf meine Sammlungen, auf meine Unterſtützung, ſoweit ich ſie zu geben vermag. Uebt er ſeinen Scharfſinn nur an dem vorhandenen Text, ſo iſt unſerer kindlichen Hoffnung gegenüber Alles, was er fördern mag, unweſentlich.“

In ſolcher Weiſe zog unſcheinbar und harmlos ein akademiſches Gewölk herauf.

Vier Wochen waren vergangen, der Profeſſor war oft mit ſeinem Collegen zuſammengetroffen. Es konnte nicht auffallen, daß Struvelius den Namen Tacitus nicht über ſeine ſchweigſamen Lippen brachte, der Profeſſor aber blickte unruhig auf den Pfad des Amtsgenoſſen, denn er glaubte zu bemerken, daß der Andere ihm auswich. An einem friedlichen Abend ſaß Felix Werner mit Ilſe und dem Doctor am Theetiſch, als Gabriel eintrat und eine kleine Broſchüre in unſcheinbarem Zeitungspapier vor dem Profeſſor niederlegte. Der Profeſſor riß die Hülle ab, warf einen Blick auf den Titel und reichte das Heft ſchweigend dem Doctor. Der lateiniſche Titel lautete in die Sprache dieſes Buches überſetzt: „Ein Fragment des Tacitus, als Spur einer verlorenen Handſchrift mitgetheilt von Dr. Friedobald Struvelius, Profeſſor u. ſ. w.“ Ohne ein Wort zu ſagen, ſtanden die Freunde auf und trugen die Abhandlung in das Arbeitszimmer des Profeſſors. Ilſe blieb erſchrocken zurück, ſie hörte, wie ihr Gatte den lateiniſchen Text vorlas, und erkannte, daß er ſich zwang, durch langſames und feſtes Leſen ſeine Aufregung zu überwältigen. Was in dieſer verhängnißvollen Schrift enthalten war, darf leider dem Leſer nicht vorenthalten werden.

Aeltere Zeitgenoſſen erinnern ſich der Culturperiode, in welcher der Tabak aus Pfeifenköpfen geraucht wurde; ſie kennen die wohlthätige Erfindung, welche mit einem noch durch keine Forſchung hinreichend aufgehellten Worte Fidibus benannt wird; ſie kennen auch die normale Länge und Breite eines ſolchen Papierſtreifens, welchen unſere Väter aus verjährten Acten maſſenhaft zuſammenfalteten. Ein ſolcher Streifen, allerdings nicht von Papier, ſondern von einem Pergamentblatt geſchnitten, war in die Hände des Herausgebers gefallen. Der Streifen hatte aber vorher ſchwere Schickſale erfahren. Er war vor etwa zweihundert Jahren von einem Buchbinder auf die Rückſeite eines dicken Bandes geklebt worden, um die Dauer des Heftzwirns zu verſtärken, und er war für dieſen Zweck durch Leim übel zugerichtet. Nach Entfernung des Leims erſchienen die Schriftzüge einer alten Mönchshand. Das Wort Amen und einige heilige Namen machten zweifellos, daß das Geſchriebene dazu gedient hatte, chriſtliche Frömmigkeit zu fördern. Unter dieſer Mönchsſchrift aber waren andere und größere lateiniſche Buchſtaben ſichtbar, ſehr verblichen, faſt ganz geſchwunden, von denen man einige mit mäßiger Auſtrengung zu dem römiſchen Namen Piſo zuſammendeuten konnte. Da hatte nun Profeſſor Struvelius durch Hartnäckigkeit und durch Anwendung einiger chemiſcher Mittel möglich gemacht, dieſe untere Schrift zu leſen. Sie war nach den Formen ihrer Buchſtaben uralt. Da der Pergamentfidibus aber von einem ganzen Blatte abgeſchnitten war, enthielt er natürlich nicht vollſtändige Sätze, nur einzelne Wörter, welche in die Seele des Leſers fielen wie verlorene Noten einer fernen Muſik, die ein Wind ans Ohr trägt, es war daraus keine Melodie zu machen. Gerade das hatte den Herausgeber angezogen. Er hatte die verſchwundenen Buchſtaben ermittelt, die durchſchnittenen Worte ergänzt, ja, den geſammten fehlenden Theil des Blattes gemuthmaßt. Und er hatte durch bewundernswerthe Anwendung der allergrößten Gelehrſamkeit aus wenigen ſchattenhaften Flecken des Fidibus ziemlich die ganze Seite einer Pergamenthandſchrift hergeſtellt, wie ſie etwa vor zwölfhundert Jahren leibhaftig geweſen ſein konnte. Es war eine ſtaunenswerthe Arbeit.

Daraus ergab ſich Folgendes. Noch am deutlichſten, obgleich für gewöhnliche Augen kaum lesbar, war auf dem Pergamentſtreif ein gewiſſer Pontifex Piſo geweſen, in wortgetreuer

Ueberſetzung; Brückenmacher Erbs. Dieſer Erbs ſchien den Pergamentſtreif ſehr zu beſchäftigen, denn der Name zeigte ſich einigemal. Nun aber hatte der Herausgeber aus dieſem Namen und aus den Ruinen zerſtörter Wörter bewieſen, daß der Pergamentſtreif letzter Ueberreſt einer Handſchrift des Tacitus war, und daß ſeine Worte einem uns verlorenen Abſchnitt der Annalen angehörten: und er hatte endlich aus dem Charakter der ſchattenhaften Buchſtaben nachgewieſen, daß der Pergamentſtreif zu keiner der vorhandenen Handſchriften des Römers gehört habe, ſondern daß er durch Zerſtörung einer ganz unbekannten entſtanden ſei.

Die Freunde ſaßen, nachdem der Aufſatz vorgeleſen war, finſter und ſinnend. Endlich brach der Doctor aus: „Wie unfreundlich, dir dies zu verbergen, und doch deine Hilfe in Anſpruch zu nehmen!“

„Darauf kommt jetzt wenig an,“ erwiederte der Profeſſor, „die Arbeit ſelbſt kann ich nicht loben, ſie wendet auf unſichere Grundlage einen übergroßen Scharfſinn, und gegen Manches, was er ergänzt und vermuthet, wird Einſpruch zu erheben ſein. Aber warum ſprichſt du nicht aus, was uns beiden mehr am Herzen liegt, als das Ungeſchick eines wunderlichen Mannes. Wir ſind einer Handſchrift des Tacitus auf der Spur, und hier findet ſich das Trümmerſtück einer ſolchen Handſchrift, welche nach dem dreißigjährigen Kriege von einem Buchbinder zerſchnitten ward. Die Ausbeute, welche dies kleine Fragment für unſer Wiſſen geben mag, iſt ſo unbedeutend, daß der Gewinn den aufgewandten Fleiß gar nicht lohnt, gleichgültig für alle Welt, nur nicht für uns. Denn, mein Freund, wenn wirklich eine Handſchrift des Tacitus in ſolche Streifen zerſchnitten wurde, ſo iſt es mit großer Wahrſcheinlichkeit dieſelbe, auf welche wir gehofft haben. — Was weiter!“ ſchloß er bitter, „wir werden ein Traumbild los, das uns vielleicht noch lange geäfft hätte.“

„Wie kann dies Pergament von der Handſchrift unſeres

Freundes Bachhuber ſtammen?" rief der Doctor, „auf dieſem hier iſt der Text ja mit Gebeten überſchrieben."

„Wer ſteht uns dafür, daß nicht auch die Mönche von Roſſau wenigſtens einzelne verblichene Blätter mit ihrem geiſtlichen Hausbedarf übermalten? Dergleichen iſt nicht gewöhnlich, aber wohl denkbar."

„Vor allem mußt du ſelbſt das Pergamentblatt des Struvelius ſehen," entſchied der Doctor. „Genaue Betrachtung kann Manches aufhellen."

„Es iſt mir nicht bequem, deshalb mit ihm zu ſprechen, aber es ſoll morgen geſchehen."

Den Tag darauf trat der Profeſſor ruhiger in das Zimmer des Collegen Struvelius. „Sie mögen denken," begann er, „daß ich mit beſonderer Spannung Ihre Abhandlung geleſen habe. Nach dem, was ich Ihnen von einem unbekannten Codex des Tacitus mittheilte, wiſſen Sie, daß unſere Ausſicht, dieſen Codex zu ermitteln, ſehr verringert wird, wenn der Pergamentſtreif von Blättern des Tacitus geſchnitten iſt, welche noch vor zweihundert Jahren in Deutſchland erhalten waren."

„Wenn er geſchnitten iſt?" erwiederte Struvelius ſcharf. „Er iſt davon geſchnitten. Und was Sie mir über den Verſteck von Roſſau mittheilten, war doch unſicher, und ich bin nicht der Meinung, daß darauf Werth zu legen iſt. Wenn dort in der That eine Handſchrift des Tacitus vorhanden war, ſo iſt ſie allerdings zerſchnitten und dieſe Frage erledigt."

„Wenn ſolche Handſchrift vorhanden war?" entgegnete Felix. „Sie war vorhanden. Ich aber komme, Sie zu bitten, daß Sie mich das Pergamentblatt ſehen laſſen. Seit der Inhalt veröffentlicht iſt, wird das wohl keinem Bedenken unterliegen."

Struvelius ſah verlegen aus, als er antwortete: „Ich bedaure Ihren Wunſch, den ich übrigens ganz in der Ordnung finde, nicht erfüllen zu können, ich bin nicht mehr im Beſitz des Blattes."

„An wen habe ich mich deshalb zu wenden?“ frug der Profeſſor befremdet.

„Auch darüber bin ich vorläufig zum Schweigen verpflichtet.“

„Das iſt auffallend,“ brach Felix los, „und verzeihen Sie mir das offene Wort, es iſt ſchlimmer als unfreundlich. Denn ob die Bedeutung dieſes Fragments groß oder gering iſt, es ſollte nach dem Druck ſeines Inhaltes den Augen Anderer nicht entzogen werden. Ihnen ſelbſt muß daran liegen, daß Andere Ihre Herſtellung des Textes gründlich zu würdigen vermögen.“

„Das gebe ich zu,“ erwiederte Struvelius, „aber ich bin nicht im Stande, Ihnen die Einſicht dieſes Blattes zu bewirken.“

„Haben Sie daran gedacht,“ rief der Profeſſor auflodernd, „daß Sie durch ſolche Weigerung Mißdeutungen Fremder ausgeſetzt werden, Mißdeutungen, die niemals mit Ihrem Namen in Verbindung gebracht werden ſollten?“

„Ich halte mich ſelbſt für hinreichend befähigt, Wächter meines guten Namens zu ſein, und muß Sie bitten, dieſe Sorge vollſtändig mir zu überlaſſen.“

„Dann habe ich Ihnen nichts weiter zu ſagen, Herr Profeſſor,“ erwiederte Felix, und ging nach der Thür.

Im Gehen ſah er noch, daß ſich die Mittelthür öffnete und die Frau Profeſſorin, aufgeſchreckt durch die lauten Worte der Sprechenden, wie ein Genius eintrat und die Hand flehend nach ihm ausſtreckte. Er aber ſchloß nach flüchtiger Verbeugung die Thür und ging zornig nach Hauſe.

Die Wolke war geballt, der Himmel wurde finſter. Der Profeſſor nahm jetzt noch einmal die Abhandlung des unholden Collegen zur Hand. Und es war gerade, als wenn ein Luchs einen Haſen oder ein Zicklein zerriſſen hat und ſich des Schmauſes zu freuen bereit iſt, und der wilde Bergleu wirft ſich, die Mähne ſchüttelnd, gegen die Beute, daß der andere entweicht, die Schläge des Starken im Nacken.

Ilſe rief heut den Gatten zweimal vergebens zu Tiſche; als ſie beſorgt an ſeinen Stuhl trat, ſah ſie in ein verſtörtes

Antlitz. „Ich kann nicht eſſen,“ ſagte er kurz, „ſchicke hinüber, ich laſſe Fritz bitten, ſich ſogleich her zu bemühen.“

Ilſe ſandte erſchrocken in das Nachbarhaus, ſetzte ſich im Zimmer des Profeſſors nieder und folgte mit ihrem Blick dem auf und ab Schreitenden. „Was hat dich ſo erregt, Felix?“ frug ſie ängſtlich.

„Ich bitte dich, liebes Weib, iß heut ohne mich,“ rief er, und ſetzte ſeine Wanderung fort.

Eilig trat der Doctor ein: „Das Bruchſtück iſt nicht aus einer Handſchrift des Tacitus,“ rief der Profeſſor dem Freunde entgegen.

„Vivat Bachhuber!“ erwiederte dieſer noch an der Thür und ſchwenkte den Hut.

„Es iſt kein Grund zur Freude,“ unterbrach ihn der Profeſſor finſter, „das Fragment, ſoweit es überhaupt irgend wo her iſt, enthält eine Stelle des Tacitus.“

„Nun, irgend wo her muß es doch ſein,“ ſagte der Doctor.

„Nein,“ rief der Profeſſor mit ſtarker Stimme, „das Ganze iſt eine Fälſchung. Die obere Hälfte des Textes ſcheinen wüſt zuſammengeſchriebene Worte, auch ſind die Verſuche des Herausgebers, dieſe in einen verſtändlichen Zuſammenhang zu bringen, nicht glücklich. Der untere Theil des ſogenannten Fragments iſt aus einem Kirchenvater abgeſchrieben, welcher an einer bis jetzt nicht beachteten Stelle einen Satz des Tacitus anführt. Der Fälſcher hat einzelne Worte dieſes Citats mit regelmäßiger Auslaſſung der dazwiſchen liegenden Wörter auf den Pergamentzettel unter einander geſchrieben. Das letzte iſt unzweifelhaft.“ Er führte den Doctor, der jetzt faſt ſo betroffen ausſah, wie er ſelbſt, zu den Büchern und bewies ihm die Richtigkeit ſeiner Behauptung. „Der Fälſcher hat aus dieſem gedruckten Text des Kirchenvaters ſeine Weisheit geholt, denn er hat das Ungeſchick gehabt, einen Druckfehler des Setzers mit abzuſchreiben. So ſind wir mit dem Pergamentblatt fertig, und mit einem deutſchen Gelehrten auch.“ Er zog das

Tuch, den Schweiß von ſeiner Stirn zu trocknen, und warf ſich in einen Seſſel.

„Halt," rief der Doctor, „hier handelt es ſich um einen Gelehrten von Ruf und Ehre. Laß uns noch einmal kaltblütig unterſuchen, ob nicht ein zufälliges Zuſammenſtimmen möglich iſt."

„Suche," ſagte der Profeſſor, „ich bin am Ende."

Der Doctor verglich lange und ängſtlich den ergänzten Text des Struvelius mit den gedruckten Worten des Kirchenvaters. Endlich ſagte er traurig: „Was Struvelius ergänzt hat, trifft in Sinn und Wortlaut mit den Worten des Kirchenvaters ſo merkwürdig überein, daß man in Verſuchung geräth, die etwa abweichenden Worte ſeiner Ergänzung für Schlauheiten zu halten, durch welche ſeine Bekanntſchaft mit dem erhaltenen Citat verſteckt werden ſollte; aber unmöglich iſt doch nicht, daß Jemand durch Glück und Scharfſinn auf den richtigen Zuſammenhang kommen konnte, wie er ihn gefunden hat."

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß Struvelius ehrlich und in gutem Glauben ſeine Ergänzungen ſelbſt gefunden," verſetzte der Profeſſor. „Aber ſeine Niederlage iſt doch ſo widerwärtig als möglich. Betrüger oder betrogen, die unſelige Abhandlung iſt nicht nur für ihn, auch für unſere Univerſität eine gräuliche Demüthigung."

„Die Worte des Pergamentblattes ſelbſt," fuhr der Doctor fort, „ſind unzweifelhaft abgeſchrieben und unzweifelhaft eine Fälſchung. Und dir liegt die Pflicht ob, das Sachverhältniß aufzudecken."

„Meinem Mann?" frug Ilſe aufſtehend.

„Dem, der die Fälſchung gefunden, und wenn Struvelius der nächſte Freund wäre, Felix müßte es thun."

„Sprich zuvor mit dem Andern," bat Ilſe, „handle nicht ſo an ihm, wie er an dir; hat er geirrt, laß es ihn ſelbſt verbeſſern."

Der Profeſſor dachte nach und nickte dem Freunde zu:

„Sie hat Recht.“ Er eilte an den Tiſch und ſchrieb dem Profeſſor Struvelius ſeinen Wunſch, ihn heut noch in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Gabriel empfing den Brief, und das Herz war dem Profeſſor doch leichter geworden, denn er war jetzt bereit, ſich das Mittageſſen gefallen zu laſſen.

Ilſe erſuchte den Doctor, bei ihrem Gatten zu bleiben, und mühte ſich am Tiſch, die Herren ein wenig auf andere Gedanken zu bringen. Sie zog einen Brief der Rollmaus aus der Taſche, worin dieſe bat, ihr etwas Gelehrtes ganz nach Wahl des Herrn Profeſſors zum Leſen zu ſchicken. Und Ilſe ſprach den Wunſch aus, es möchte durch ſolche Sendung eine ſchöne Kiſte mit Rebhühnern und Eingeſchlachtetem gut gemacht werden, welche die Frau Oberamtmann der ſtädtiſchen Wiſſenſchaft gewidmet hatte. Das half doch etwas, die Mordgedanken der finſtern Männer in den Hintergrund zu drängen. Zuletzt brachte ſie eine große runde Wurſt herbei, welche die Rollmaus eigens dem Doctor beſtimmt hatte, und ſetzte ſie als Schaugericht auf den Tiſch. Wenn man die Wurſt anſah, wie ſie ſo vergnügt dalag, in runder Fülle, ohne innere Kämpfe, mit blauem Band umwunden, da war es unmöglich zu verkennen, daß auf dieſer Erde trotz falſchem Schein und leerer Anmaßung doch auch Gediegenes zu finden war. Und als die Männer das gute dicke Ding betrachteten, erweichte ſich ihr Herz zu einem leiſen Lächeln und einer mildern Auffaſſung menſchlicher Schwäche.

Aber da klingelte es und Struvelius erſchien. Der Profeſſor rückte ſich heftig zuſammen und ging mit ſtarken Schritten in ſein Zimmer, der Doctor entfernte ſich heimlich und verſprach, in Kurzem wieder zu kommen.

Zuverläſſig empfand Struvelius beim erſten Blick auf den Collegen, daß die letzte Unterredung ihre Schatten über dieſe neue Zuſammenkunft zu werfen drohe, denn er ſah betroffen aus und ſein Haar ſtand chaotiſch auf dem Haupte. Der Profeſſor legte ihm die gedruckte Stelle des Kirchenvaters vor

Augen und ſagte dazu nur die Worte: „Dieſe Stelle iſt Ihnen entgangen.“

„In der That,“ rief Struvelius, und ſaß lange darüber gebeugt. „Ich kann mir dieſe Beſtätigung gefallen laſſen,“ ſprach er endlich, von dem Folianten aufſehend.

Der Profeſſor aber legte den Finger auf das Buch: „In den Text des Pergamentblattes, welchen Sie ergänzt haben, iſt ein ungewöhnlicher Druckfehler dieſer Ausgabe aufgenommen, ein Druckfehler, welcher am Ende des Buches verbeſſert wurde. Die Worte des Pergamentblattes ſind alſo zum Theil nach dieſer gedruckten Stelle zuſammengeſetzt und eine Fälſchung.“

Struvelius blieb ſtumm ſitzen, aber er war ſehr erſchrocken und ſah ängſtlich in das zuſammengezogene Geſicht des Collegen.

„Es wird jetzt zunächſt Ihr Intereſſe ſein, dem Publikum darüber die unvermeidliche Aufklärung zu geben.“

„Eine Fälſchung iſt unmöglich,“ entgegnete Struvelius unbeſonnen, „ich ſelbſt habe das Pergamentblatt von dem alten Leim gereinigt, der den Text verdeckte.“

„Und doch ſagten Sie mir, daß das Blatt nicht in Ihrem Beſitz ſei. Sie werden begreifen, daß es mir keine Freude machen kann, einem Amtsgenoſſen gegenüber zu treten, deshalb müſſen Sie ſelbſt unverzüglich das ganze Sachverhältniß öffentlich darlegen. Denn daß die Fälſchung bekannt werden muß, iſt ſelbſtverſtändlich.“

Struvelius dachte nach. „Ich räume ein, daß Sie in guter Meinung ſprechen,“ begann er endlich, „aber ich habe die feſte Ueberzeugung, daß die Schrift des Pergamentes echt iſt, und ich muß Ihnen überlaſſen, zu thun, was Sie für Pflicht halten. Wenn Sie Ihren Collegen öffentlich angreifen, ſo werde ich das zu ertragen ſuchen.“

Nach dieſen Worten entfernte ſich Struvelius widerſpenſtig, aber in großer Unruhe, und die Angelegenheit wälzte ſich auf der Bahn des Unheils weiter. Ilſe ſah mit Betrübniß, wie heftig ihr Gatte unter der Störrigkeit ſeines Collegen litt, die er als unreinliches Weſen verurtheilte. Jetzt ſchrieb der Profeſſor in die wiſſenſchaftliche Zeitung, für welche er arbeitete, eine kurze Darſtellung des wirklichen Sachverhältniſſes. Er führte die verhängnißvolle Stelle des Kirchenvaters an und ſprach ſchonend ſein Bedauern aus, daß der ſcharfſinnige Herausgeber irgendwie durch einen Betrüger hintergangen ſei.

Dieſe ſchlagende Beurtheilung machte an der Univerſität ein ungeheures Aufſehen. Wie ein geſtörter Bienenſchwarm, welcher hierhin und dorthin fliegt, ſummten die Collegen durcheinander. Struvelius hatte wenig warme Freunde, aber er hatte auch keine Gegner. Zwar die erſten Tage nach jenem literariſchen Urtheil galt er für einen aufzugebenden Mann, aber er ſelbſt hielt ſich gar nicht dafür, ſondern verfaßte eine Entgegnung. Darin betonte er nicht ohne Selbſtgefühl die ſchöne Beſtätigung, welche ſeine Ergänzungen durch die von ihm allerdings überſehene Stelle des Kirchenvaters erhalten, er behandelte das Zuſammentreffen des Druckfehlers mit dem Wortlaut ſeines Pergaments als einen wunderlichen, keineswegs aber unerhörten Zufall, und verſagte ſich zuletzt nicht, einige ſcharfe Seitenblicke auf andere Gelehrte zu werfen, welche gewiſſe Autoren für ihre Domäne hielten, und einen kleinen Fund mißachteten, während doch kein unbefangenes Urtheil auf einen größern hoffen dürfe.

Dieſe tactloſe Anſpielung auf den geheimen Codex empörte den Profeſſor in tiefſter Seele, aber ſtolz verſchmähte er jeden weitern Kampf vor der Oeffentlichkeit. Die Entgegnung des Struvelius war allerdings übel gelungen, indeß hatte ſie doch die Wirkung, daß die Mitglieder der Univerſität, welche gegen Felix geſtimmt waren, den Muth gewannen, auf Seite des Gegners zu treten. Die Sache ſei immerhin zweifelhaft, und es ſei doch gegen die Bundespflicht des Amtes, ſeinen Collegen öffentlich ſo groben Verſehens zu bezichtigen. Der Angreifer hätte das auch einem Andern überlaſſen können. Gegen dieſe Schwachen kämpfte der beſſere Theil der Amtsgenoſſen aus dem Lager unſeres Profeſſors. Einige der angeſehenſten, unter ihnen alle von Ilſe's Theetiſch, beſchloſſen, daß die Angelegenheit nicht im Sande verlaufen dürfe. In der That ſtand für Struvelius der Streit ungünſtig genug, denn ihm wurde ernſtlich vorgeſtellt, daß ſeine Ehre ihn verpflichte, über das Pergament irgend eine Aufklärung zu geben. Er aber ſchwieg ſich durch dieſe Verhaue hingeworfener Behauptungen durch, ſo wohl oder übel ihm möglich war.

Auch die Abende in Ilſe's Zimmer erhielten durch dies Ereigniß einen kriegeriſchen Charakter, immer wieder ſaßen die nächſten Freunde, der Doctor, der Mineralog, und nicht zuletzt Raſchke, wie Kriegstribunen in Berathung gegen den Feind. Raſchke geſtand an einem Abend, daß er ſoeben bei dem verſtockten Gegner geweſen war und ihn flehentlich gebeten hatte, wenigſtens zu bewirken, daß irgend ein Dritter das unglückliche Pergament zur Anſicht erhalte. Und Struvelius war einigermaßen in Thauwärme gekommen und hatte bedauert, daß er Schweigen verſprochen, weil ihm noch andere Seltenheiten in Ausſicht geſtellt ſeien. Da hatte ihn Raſchke beſchworen, auf ſolche unheimliche Schätze zu verzichten und ſich die Freiheit der Rede zurück zu kaufen. Es war eine lebhafte Erörterung geweſen, denn Raſchke fuhr ſich mit der kleinen Theeſerviette — ſie hatte Franſen und war Ilſe's Freude — über Naſe und Augen und ſteckte ſie dann in ſeine Taſche. Als Ilſe ihm lachend ſeinen Raub zu Gemüth führte, brachte er nicht nur die Serviette hervor, ſondern mit ihr noch ein ſeidenes Taſchentuch, von dem er behauptete, daß es ebenfalls Ilſen gehören müſſe, obgleich es offenbar Eigenthum eines mit Schnupftabak umgehenden Herrn war. Deshalb wurde gegen ihn der Verdacht erhoben, daß er das Tuch aus dem Zimmer des Struvelius mitgebracht habe. „Nicht unmöglich," ſagte er, „denn wir waren bewegt."

Das fremde Taſchentuch lag auf einem Stuhle und wurde von den Anweſenden mit kalten Blicken und feindlichen Empfindungen betrachtet.

4.

Der Profeſſorenball.

In dieſe akademiſche Verſtörung fiel der große Profeſſorenball, das einzige Feſt des Jahres, welches ſämmtlichen Familien der Univerſität Gelegenheit gab, in fröhlicher Geſelligkeit zuſammenzutreffen. Auch Studenten und andere Bekannte wurden geladen, der Ball war in der Stadt wohl angeſehen und die Einladungen begehrt.

Ein akademiſcher Tanz iſt etwas ganz Anderes als ein gewöhnlicher Ball. Denn außer allen guten Eigenſchaften eines diſtinguirten Balles erweiſt er noch drei Vorzüge deutſcher Wiſſenſchaft: Fleiß, Freiheit und Gleichgültigkeit; Fleiß im Tanzen, auch bei den Herren, Freiheit in anmuthigem Verkehr zwiſchen Jung und Alt, und Gleichgültigkeit gegen Uniformen und lackirte Tanzſtiefeln. Zwar die Jugend hat auch hier im Ganzen einen weltbürgerlichen Charakter, denn dieſelben Tanzweiſen, Roben, Sträuße und Verbeugungen, grüßende Augen und geröthete Bäckchen mag man bei tauſend ähnlichen Feſten von der Newa bis nach Californien erblicken. Nur wer genauer zuſah, erkannte wohl an einem Mädchenkopf die geiſtvollen Augen und beredten Lippen, welche von dem gelehrten Vater auf ſie übergegangen waren, und vielleicht in Locken und Bändern eine kleine akademiſche Eigenheit. Und der alte Satz, welchen Tiefſinn vergangener Studenten gefunden: Profeſſorentöchter ſind entweder hübſch oder häßlich, empfahl ſich auch hier dem betrachtenden Menſchenfreund, die landesübliche Miſchung beider Eigenſchaften war ſelten. Und unter den Tänzern waren neben einigen Offizieren und der Blüthe ſtädtiſcher Jugend, dem gewöhnlichen Ballgut, hie und da junge Gelehrtengeſichter zu ſehen, hager und bleich, umfloſſen von ſchlichtem Haar, welches mehr geeignet war, ſinnig auf die Bücher hinabzuhängen, als im Tanz durch den Saal zu ſchweifen. Was aber dieſem Feſt ſeinen Werth gab, war gar nicht die

Jugend, ſondern Herren und Frauen in geſetzten Jahren. Unter den älteren Herren mit grauem Haar und fröhlichem Antlitz, welche in Gruppen zuſammenſtanden, oder behaglich zwiſchen den Damen umhertrieben, viele bedeutende Köpfe, feine ausgearbeitete Züge, ein friſches, lebendiges, unterhaltſames Weſen. Und unter den Frauen nicht wenige, die ſonſt das ganze Jahr geräuſchlos zwiſchen dem Arbeitszimmer des Gatten und der Kinderſtube einherſchwebten, und die ſich jetzt im ungewohnten Staatskleid dem Kerzenglanz ausgeſetzt ſahen, ebenſo ſchüchtern und verſchämt, wie ſie vor langer Zeit als Mädchen geweſen waren.

Diesmal aber war beim Beginn des Feſtes in einzelnen Gruppen doch eine gewiſſe Spannung unverkennbar. Der Theetiſch Werners hatte angenommen, daß Struvelius nicht kommen werde. Aber er war da. Er ſtand ſtill in ſich gezogen mit ſeinem gewöhnlichen zerſtreuten Blick unweit des Eingangs, und Ilſe und ihr Gatte mußten an ihm vorüber. Als Ilſe am Arm des Profeſſors durch den Saal ſchritt, ſah ſie, daß die Augen Vieler ſich neugierig auf ſie richteten, und hohe Röthe ſtieg ihr in die Wangen. Der Profeſſor führte ſie der Frau des Collegen Günther zu, welche mit Ilſe verabredet hatte, daß ſie am Abende zuſammenhalten wollten, und Ilſe war froh, als ſie auf einem der erhöhten Sitze neben der muntern Frau Platz gefunden hatte, und ſie wagte im Anfange nur ſchüchtern um ſich zu blicken. Aber der Schmuck des Saales, die vielen ſtattlichen Menſchen, welche ſuchend, plaudernd, grüßend den großen Raum füllten, dazwiſchen die erſten Klänge der Ouvertüre gaben ihr bald eine gehobene Stimmung. Sie getraute ſich weiter umzuſchauen und nach ihren Bekannten zu ſpähen, vor Allem nach dem lieben Manne. Sie ſah ihn unweit der einen Saalthür ſtehen inmitten ſeiner Freunde und Genoſſen, ragend an Haupt und Gliedern. Und ſie ſah unweit der andern Thür den Gegner Struvelius ſtehen mit kleinem Gefolge, faſt nur von Studenten umgeben; ſo ſtanden die

Männer zwiefach getheilt, den Groll in ihrem Buſen ehrbar bändigend. Aber zu Ilſe kamen die Bekannten des Gatten, der Doctor kam und lachte ſie aus, weil ſie vorher große Sorge gehabt, wie man in dem Gewirr fremder Menſchen einander finden werde, auch der Mineraloge kam und erklärte ſeine Abſicht, ſie um einen Tanz zu erſuchen. Doch Ilſe machte ihm dagegen ernſte Vorſtellungen: „Bitte, thun Sie das nicht, ich bin in den neuen ſtädtiſchen Tänzen nicht ſicher, und Sie möchten mit mir nicht gut beſtehen. Da wollen wir einen Grundſatz daraus machen und ich werde gar nicht tanzen. Aber das iſt auch nicht nöthig, denn mir iſt ſehr feſtlich zu Muth, und ich freue mich von Herzen über all die ſchmucken Leute.“ Bald traten Fremde heran, ließen ſich ihr vorſtellen, und ſie erlangte ſchnell größere Gewandtheit Tänze abzuſchlagen. Darauf führte auch der Hiſtoriker ſeine Tochter zu ihr, der würdige Herr ſprach längere Zeit mit Ilſe und ſetzte ſich endlich ſogar neben ſie, und Ilſe fühlte freudig, daß darin eine Auszeichnung lag. Endlich wagte ſie ſich ſelbſt einige Schritte von ihrem Platz, um Frau Profeſſor Raſchke zu ſich zu holen. Und es dauerte nicht lange, ſo bildete ſie mit den Bekannten eine hübſche kleine Geſellſchaft, die niedliche Frau Günther machte allerliebſte Scherze und erklärte ihr fremde Damen und Herren. Auch die Frau Rectorin kam herbei und ſagte, ſie müſſe ſich zu ihnen ſetzen, weil ſie merke, daß es bei ihnen ſo luſtig hergehe, und die Magnificenz warf ihre Augen wie Leuchtkugeln hin und her und zog einen Herrn nach dem andern zu der Gruppe; und wer der Magnificenz Hochachtung bewies, der begrüßte auch die neue Frau Collegin. Es wurde in ihrer Nähe ein Kommen und Gehen wie auf einem Jahrmarkt, und Ilſe und die Magnificenz ſaßen da wie zwei Nachbarſterne, von denen einer den Glanz des andern vermehrt. Alles war gut und ſchön, Ilſe war ſeelenvergnügt und es fand in ihrer Nähe nur etwas mehr freundſchaftliches Händeſchütteln ſtatt, als ſich im Ganzen mit der Feierlichkeit eines Balles verträgt.

Und als Felix auch einmal herzutrat und ſie fragend anſah, da drückte ſie ihm leiſe die Fingerſpitze und lachte ihn ſo glücklich an, daß er keiner weitern Antwort bedurfte.

Da, in einer Pauſe, als Ilſe die Wände des Saales entlang ſah, erblickte ſie auf der entgegengeſetzten Seite Frau Profeſſor Struvelius. Sie ſaß in auffallend dunklem Kleide, ihre eine ſapphiſche Locke hing ernſt und ſchwermüthig von dem feinen Haupt. Die Gattin des Feindes ſah bleich aus und blickte ſtill vor ſich nieder. In der Haltung der Frau war etwas, was Ilſen das Herz bewegte, und ihr war, als müßte ſie hinüber gehen. Sie überlegte, ob ihrem Felix das recht ſein werde, und fürchtete ſich auch vor einer kalten Abweiſung. Endlich aber faßte ſie ein Herz und ſchritt quer durch den Saal auf die gelehrte Frau zu.

Sie wußte nicht, was ſie that. Sie ſelbſt war viel mehr aufgefallen, ſie wurde viel ſchärfer beobachtet, und die Anweſenden beſchäftigte der Zwiſt zweier Häuptlinge viel angelegentlicher, als ſie ahnte. Wie ſie jetzt mit feſtem Schritt auf die Andere zuging, und ſchon einige Schritt vor ihr die Hand nach ihr ausſtreckte, da entſtand eine bemerkbare Stille im Saale, und viele Augen richteten ſich auf die beiden Frauen. Die Struvelius erhob ſich geradlinig, ſtieg eine Stufe von ihrem Sitz hinab und ſah ſo gefroren aus, daß Ilſe erſchrak und kaum eine alltägliche Frage nach ihrem Befinden über die Lippen brachte.

„Ich danke Ihnen," antwortete die Struvelius, „ich bin keine Freundin lauter Geſelligkeit, wohl nur deshalb, weil mir alle Eigenſchaften dafür fehlen. Denn zuletzt iſt dem Menſchen nur da wohl, wo er Gelegenheit hat, irgend eine Anlage thätig darzuſtellen."

„Mit meiner Anlage ſteht es vollends ſchlecht aus," ſagte Ilſe ſchüchtern, „aber mir iſt hier Alles neu, und deshalb unterhalte ich mich ſehr durch das Zuſehen, und ich möchte meine Augen überall haben."

„Das iſt bei Ihnen eine ganz andere Sache,“ verſetzte die Struvelius mit kalter Abfertigung.

Zum Glück wurde die dürftige Unterhaltung im Beginn unterbrochen. Denn die Conſiſtorialräthin ſchoß neugierig wie eine Elſter zu der Gruppe, um menſchenfreundlich zu vermitteln, oder in der auffallenden Scene mitzuwirken. Sie pickte in das Geſpräch hinein, und gleichgültige Reden wurden kurze Zeit fortgeſetzt. Ilſe kehrte erkältet auf ihren Platz zurück, mit ſich ſelbſt ein wenig unzufrieden. Sie hatte keine Urſache dazu. Die kleine Günther ſagte ihr leiſe: „Das war recht und ich bin Ihnen jetzt noch einmal ſo gut;“ und Profeſſor Raſchke kam zu ihr herangeſchoſſen; er erwähnte nichts, aber nannte ſie einmal über das andere ſeine liebe Frau Collega. Er frug beſorgt, ob er ihr nicht etwas Gutes, wie Thee oder Limonade zutragen dürfe, er nahm den feingeſchnitzten Fächer, den ihr Laura aufgenöthigt hatte, bewundernd aus ihrer Hand und ſteckte ihn aus Vorſicht in die Bruſttaſche ſeines Fracks. Dabei kam er auf eine luſtige Geſchichte, wie er als Student ſich in ſeiner kleinen Stube ſelbſt tanzen gelehrt hatte, um ſeiner gegenwärtigen Frau zu gefallen, und im Feuer ſeiner Erzählung begann er der Ilſe die Methode darzuſtellen, durch welche er ſich in der Stille die erſten Pas beigebracht. Er bewegte ſich gerade im Schwunge und der Schwanenflaum des Fächers ragte wie eine große Feder aus ſeinem Flügel hervor, als ein neuer Tanz begann und der Profeſſor durch die wirbelnden Paare mit Laura's Fächer weggefegt wurde. — Es waren nur wenige Schritte, die Ilſe durch den Saal gethan hatte, aber die kleine Aeußerung eines ſelbſtändigen Willens hatte ihr die gute Meinung der Univerſität gewonnen. Denn mancher Bemerkung, welche wohl über ihr ländliches Weſen gemacht wurde, klang jetzt bei Männern und Frauen die Anerkennung entgegen: ſie hat Gemüth und Charakter.

Nach altem Brauch wurde der Ball in ſeiner Mitte durch ein gemeinſchaftliches Abendeſſen unterbrochen. Würdige Profeſſoren waren ſchon einige Zeit vorher im Nebenzimmer ſpähend um gedeckte Tiſche gewandelt, hatten vorſorglich Zettel gelegt und mit wohlgeſchulten Kellnern eine Weinlieferung verabredet. Endlich lagerte ſich die Geſellſchaft, nach Familien geordnet, um die Tafeln. Als Ilſe am Arm des Gatten nach ihrem Platze ſchritt, frug ſie leiſe: „War's recht, daß ich hinüber ging?“ Und er erwiderte ernſthaft: „Es war nicht unrecht.“ Damit mußte ſie ſich vorläufig begnügen.

Während der Tafel brachte Magnificus den erſten Toaſt auf die akademiſche Geſelligkeit aus, und die Herren vom Theetiſch fanden, daß ſeine leiſe Anſpielung auf ein freundliches Zuſammenhalten der Collegen in zarter Weiſe an die brennende Frage des Tages rühre. Aber dieſe Wirkung ging ſogleich in andern Trinkſprüchen unter und Ilſe merkte, daß die Tiſchreden hier anders betrieben wurden, als in der Familie Rellmann, denn ein College nach dem andern ſchlug an das Glas. Wie zierlich und geiſtreich wußten ſie reden zu laſſen, ſie hielten ihre Frackſchöße und blickten ſelbſtgefällig in die Runde, und gedachten in herrlichen Worten der Gäſte, der Frauen und der übrigen Menſchheit. Als die Pfropfen des Champagners knallten, wurde die Beredſamkeit übermächtig, und es ſchlugen ſogar zwei Profeſſoren zu gleicher Zeit an die Gläſer. Da erhob ſich noch einmal der Profeſſor der Geſchichte, und Alles wurde ſtill. Er begrüßte die neuen Mitglieder der Univerſität, die Frauen und Männer, und Ilſe merkte, daß dieſer Gruß auch auf ſie ſelbſt gehe, und ſah auf ihren Teller herab. Aber ſie erſchrak, als er immer perſönlicher wurde und zuletzt gar ihren Namen laut in den Saal rief, und den der Mineralogin, welche auf der andern Seite ihres Felix ſaß. Die Gläſer klangen, ein Tuſch wurde geblaſen, viele Collegen und einige Frauen erhoben ſich und zogen mit ihren Gläſern heran, es entſtand hinter den Stühlen eine kleine Völkerwanderung, und Ilſe und die Mineralogin mußten ohne Aufhören anſtoßen, danken und ſich verneigen. Als Ilſe erröthend aufſtand, um mit den Grüßenden anzuſtoßen, ſtreifte ihr Blick unwillkürlich die nächſte Tafel, wo wieder die Struvelius gegenüber ſaß, und ſie ſah, wie dieſe nach dem Glaſe zuckte, aber ſchnell zurückfuhr und finſter vor ſich hinſtarrte.

Die Geſellſchaft erhob ſich, und jetzt erſt begann die rechte Feſtfreude. Denn auch die Profeſſoren wurden regſam und gedachten ihrer alten Tüchtigkeit. Und der Saal erhielt ein verändertes Ausſehen, denn jetzt drehten ſich auch ehrwürdige Herren mit ihren eigenen Frauen im Kreiſe. Ach, es war für Ilſe ein herziger und rührender Anblick! Mancher alte Frack und bequeme Wegſtiefel bewegte ſich im Tacte. Die Herren tanzten entſchloſſen mit allerlei Schleifung des Fußes und kühner Bewegung der Kniee in dem Stil ihrer Jugendzeit und mit dem Gefühl, daß ſie ihre Kunſt auch noch verſtanden. Einige der Frauen hingen ſchüchtern in den Armen der Tänzer, manche auch etwas ſchwerfällig, andern aber ſah man an, wie gut ſie das Regiment im Hauſe führten, denn wenn die Wiſſenſchaft des Gemahls nicht ganz ausreichte, wußten ſie ihn durch ein kräftiges Herumſchwingen im Kreiſe fortzutreiben. Und Magnificus tanzte mit ſeiner runden Frau, ſehr zierlich, und Raſchke tanzte mit ſeiner Frau und ſah beim Anlauf, der einige Zeit in Anſpruch nahm, triumphirend nach Ilſe hinüber. Bei dieſem Ball geſchah, was lange nicht vorgekommen war, die Profeſſoren wagten auch eine Senioren-Françaiſe. Als aber Raſchke dazu antrat, entſtand ein beſorgtes Kopfſchütteln ſeiner Vertrauten. Nicht ohne Grund, denn er brachte eine heilloſe Verwirrung in die Touren. Er wollte ſeine Frau durchaus nicht mit einer andern Dame vertauſchen, welche ihm gegenüberſtand, dann ergab ſich, daß er keine feſte Anſicht über ſeinen eigentlichen Platz gewinnen konnte, und erſt am Ende, als ein großer Stern gebildet wurde, bei welchem die Herren an der Außenſeite als Strahlen herumkreiſten, da fand er ſich an der Hand irgend einer Dame wieder zurecht und ſchwenkte lachend ſeine Beinchen gegen die Außenwelt.

Luſtiger wurde das Getümmel, alle Nachbarinnen Ilſens waren durch den Taumel ergriffen und tanzten Walzer; Ilſe ſtand unweit einer Säule und ſah in das bunte Treiben herab. Da ſtrich etwas hinter ihr herum, ein ſeidenes Kleid rauſchte, die Struvelius trat neben ſie.

Betroffen ſah Ilſe in die großen grauen Augen der Gegnerin, welche langſam begann: „Ich halte Sie für edel und gemeiner Empfindung ganz unfähig.“

Ilſe verneigte ſich ein wenig, um ihren Dank für die unerwartete Erklärung auszudrücken.

„Ich gehe umher,“ fuhr die Struvelius in ihrer gemeſſenen Weiſe fort, „wie mit einem Fluche beladen. Was ich in dieſen Wochen gelitten habe, iſt unausſprechlich, heute in der lauten Freude komme ich mir vor wie eine Ausgeſtoßene.“ Das Tuch in ihrer Hand zitterte, aber ſie ſprach eintönig fort: „Mein Mann iſt unſchuldig, und in der Hauptſache von ſeinem Recht überzeugt. Mir als ſeiner Frau geziemt, ſeine Auffaſſung und ſein Schickſal zu theilen. Aber ich ſehe auch ihn durch eine unſelige Verwickelung innerlich verſtört, und ich fühle mit Entſetzen, daß ihm die gute Meinung ſeiner nächſten Bekannten verloren ſein mag, wenn es nicht gelingt, die Zweifel zu löſen, welche ſich um ſein Haupt ſammeln. — Helfen Sie mir,“ rief ſie in plötzlichem Ausbruch die Hände ringend, und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Vermag ich das?“ frug Ilſe.

„Es iſt ein Geheimniß bei der Sache,“ fuhr die Struvelius fort, „mein Mann hat die Unvorſichtigkeit gehabt, unbedingtes Schweigen zu verſprechen, ſein Wort iſt ihm heilig und er ſelbſt iſt wie ein Kind in Geſchäften und weiß ſich in dieſer Sache keinen Rath. Ohne ſein Wiſſen und Zuthun muß verſucht werden, was ihn rechtfertigt. Ich bitte Sie, mir dabei Ihren Beiſtand nicht zu verſagen.“

„Ich kann nichts thun, was mein Mann mißbilligen würde, und ich habe bis jetzt niemals ein Geheimniß vor ihm gehabt," verſetzte Ilſe ernſt.

„Ich will nichts, was nicht vor dem ſtrengſten Urtheil beſtehen könnte," fuhr die Andere fort. „Ihr Gemahl ſoll zuerſt wiſſen, was ich etwa ermitteln kann; gerade deshalb wende ich mich an Sie. Ach, nicht deshalb allein, ich weiß Niemanden, dem ich vertrauen könnte. — Ihnen ſage ich, was ich nicht von Struvelius erfahren habe, er hat das unglückliche Pergamentblatt von Magiſter Knips erhalten und an dieſen wieder zurückgegeben."

„Das iſt der kleine Magiſter auf unſerer Straße?" frug Ilſe neugierig.

„Derſelbe. Ich muß den Magiſter veranlaſſen, daß er das Blatt wieder herbeiſchafft, oder mir ſagt, wo es zu finden iſt. Nicht hier iſt der Ort dies zu beſprechen," rief ſie, als die Tanzmuſik verſtummte. „Bei der Stellung unſerer Männer darf ich Sie nicht beſuchen, es würde mir zu ſchmerzlich ſein, die veränderte Haltung Ihres Gemahls in einer Begegnung zu empfinden; aber ich wünſche Ihren Rath und bitte Sie, eine Zuſammenkunft am dritten Orte möglich zu machen."

„Wenn Magiſter Knips im Spiel iſt," erwiederte Ilſe zögernd, „ſo ſchlage ich Ihnen vor, ſich zu Fräulein Laura Hummel, meiner Hausgenoſſin, zu bemühen, wir ſind in ihrem Zimmer ungeſtört, und ſie weiß mehr von dem Magiſter und ſeiner Familie als wir beide. Aber, Frau Profeſſorin, wir armen Frauen werden bei einem fremden Manne ſchwerlich etwas durchſetzen."

„Ich bin entſchloſſen, Alles zu wagen, um meinen Gatten von dem unwürdigen Verdacht zu befreien, der ſich gegen ihn zu erheben droht. Beweiſen Sie ſich ſo, wie Sie mir erſcheinen, und ich will Ihnen auf Knieen danken." Sie rückte wieder heftig mit der Hand und ſah dabei ſehr gleichgültig aus.

„Wir treffen uns morgen," verſetzte Ilſe, „darin wenigſtens darf ich Ihrem Vertrauen entſprechen." Und ſie beredeten die Stunde.

So trennten ſich die Frauen. Noch einmal ſah die Struvelius hinter der Säule hervor aus ihren großen Augen flehend nach Ilſe, dann umſchloß beide der Schwarm aufbrechender Ballgäſte.

Nach der Heimfahrt hörte Ilſe im Traum noch lange die Tanzmuſik und ſah fremde Männer und Frauen an ihr Lager kommen, und ſie lachte und wunderte ſich über die närriſchen Leute, die ſich gerade eine Zeit ausſuchten, wo ſie im Bette lag ohne ihr ſchönes Kleid und den Fächer. Aber in dieſe frohe Betrachtung fuhr die heimliche Sorge, daß ſie ihrem Felix von all dieſen Beſuchen nichts ſagen dürfe. Und da ſie leiſe über ſolchen Zwang ſeufzte, ſchwebte der Traum zurück nach der elfenbeinenen Pforte, aus welcher er herangezogen war, und ein feſter Schlummer löſte ihr die Glieder.

Am nächſten Morgen ging Ilſe zu Laura hinauf und vertraute ihr die Ereigniſſe des Abends, zuletzt die Bitte der Struvelius. Die geheime Zuſammenkunft mit der Frau Profeſſorin war ganz nach Laura's Sinn. Sie hatte in den letzten Wochen am Theetiſch mehr als einmal von dem geheimnißvollen Pergament gehört, ſie fand den Entſchluß der Struvelius hochherzig und ſprach von allem, was Magiſter Knips anzetteln könne, mit Verachtung.

Mit dem Stundenſchlag traf Frau Struvelius ein. Sie ſah heut recht gedrückt und leidend aus und man erkannte auch hinter ihren unbeweglichen Zügen die ängſtliche Spannung.

Ilſe kürzte die unvermeidliche Einleitung von Grüßen und Entſchuldigungen ab, indem ſie begann: „Ich habe Fräulein Laura von Ihrem Wunſche geſagt, das Pergamentblatt zu erhalten, ſie iſt bereit, Herrn Magiſter Knips ſogleich herüber zu rufen."

„Das iſt unendlich mehr, als ich zu hoffen wagte," ſagte die Struvelius, „ich war bereit mit Ihrer gütigen Hilfe ihn ſelbſt aufzuſuchen."

„Er ſoll herkommen,“ entſchied Laura, „und er ſoll ſich hier verantworten. Er iſt mir immer unausſtehlich geweſen, obgleich er mir manchmal für Geld hübſche kleine Bilder gemalt hat. Denn ſeine Demuth iſt ſo wie ſie keinem Manne geziemt, und ich halte ihn im Grund ſeines Herzens für einen Schleicher.“

Die Köchin Suſanne wurde gerufen und von Laura in Gegenwart der Frauen als Herold in die Burg der Knipſe geſandt. „Du ſagſt unter keinen Umſtänden, daß Jemand bei mir iſt, und wenn er kommt, führſt du ihn ſogleich herauf.“ Suſanne kehrte mit ſchlauem Geſicht zurück und überbrachte den Gegengruß: „Der Magiſter läßt ſagen, er wird ſich ſogleich die hohe Ehre geben. Er erſtaunte ſich, aber es war ihm recht.“

„Er ſoll ſich wundern,“ rief Laura. Die verbündeten Damen ließen ſich um den Sophatiſch nieder und empfanden den Ernſt der Stunde, welche ihnen bevorſtand. „Wenn ich mit ihm ſpreche,“ begann Frau Struvelius feierlich, „haben Sie die Güte, genau auf ſeine Antworten zu achten, damit Sie dieſelben im Nothfalle wiederholen können, ſeien Sie mir Beiſtand und Zeugen.“

„Ich kann ſchnell ſchreiben,“ rief Laura, „ich will aufzeichnen, was er antwortet, nachher kann er's nicht ableugnen.“

„Das wird zu ſehr wie ein Verhör,“ warf Ilſe ein, „es macht ihn nur mißtrauiſch.“

Draußen ſcholl das wüthende Gekläff eines Hundes. „Er kommt,“ rief die Struvelius und rückte ſich entſchloſſen zurecht. Ein polternder Schritt ließ ſich von der Treppe hören, Suſanne öffnete und Magiſter Knips trat ein.

Gefährlich ſah der nicht aus, ein kleiner gekrümmter Mann, von dem man zweifeln konnte, ob er jung oder alt war, ein blaſſes Geſicht mit hervorragenden Backenknochen, auf denen zwei rothe Flecke lagen, zuſammengedrückte Augen, wie Kurzſichtige zu haben pflegen, von vieler Nachtarbeit bei trüber

Lampe geröthet, ſo ſtand er, den Kopf auf eine Seite geneigt, in fadenſcheinigem Rock, ein demüthiger Diener, vielleicht ein Opfer der Wiſſenſchaft. Als er drei Damen ſitzen ſah, wo er ſeinem Herzen nur für eine Faſſung gegeben hatte, alle ſtreng und feierlich, darunter die Frauen gewaltiger Männer, blieb er beſtürzt an der Thür ſtehen. Doch faßte er ſich und machte drei tiefe Verbeugungen, wahrſcheinlich jeder Dame eine, enthielt ſich aber alles Gebrauchs der Worte. „Setzen Sie ſich, Herr Magiſter,“ begann Laura herablaſſend und wies auf einen leeren Stuhl gegenüber dem Sopha. Der Magiſter trat zögernd heran, rückte den Stuhl weiter aus dem Bereich der drei Schickſalsgöttinnen, und ſchob ſich mit einer neuen Verbeugung auf eine Ecke des Rohrgeflechts.

„Es wird Ihnen bekannt ſein, Herr Magiſter,“ begann Frau Struvelius, „daß die letzte Schrift meines Mannes Erörterungen veranlaßt hat, welche allen Betheiligten und, wie ich vorausſetze, auch Ihnen peinlich geweſen ſind.“

Knips machte ein ſehr klägliches Geſicht und legte den Kopf ganz auf eine Schulter.

„Ich berufe mich jetzt auf das Intereſſe, welches auch Sie für die Studien meines Mannes haben, und ich berufe mich auf Ihr Herz, wenn ich Sie erſuche, mir offen und geradſinnig die Auskunft zu geben, welche uns Allen wünſchenswerth ſein muß.“ Sie hielt an, Knips ſah mit gebeugtem Haupt von der Seite zu ihr hinüber und ſchwieg ebenfalls. „Ich bitte um eine Antwort,“ rief die Struvelius nachdrücklich.

„Ach ſehr gern, hochverehrte Frau Profeſſorin,“ begann endlich Knips mit feiner Stimme, „ich weiß nur nicht, worauf ich antworten ſoll.“

„Aus Ihren Händen hat mein Mann das Pergament bekommen, welches die Veranlaſſung zu ſeiner letzten Abhandlung geweſen iſt.“

„Hat der Herr Profeſſor der hochverehrten Frau Profeſſorin das geſagt?“ frug Knips noch kläglicher.

„Nein,“ antwortete die Struvelius, „aber ich habe durch die Thür gehört, daß Sie kamen, und ich habe gehört, daß er verſprach über etwas zu ſchweigen, und da ich ſpäter bei ihm eintrat, ſah ich das Pergament auf ſeinem Tiſch liegen, und als ich darnach frug, ſagte er mir auch: das iſt ein Geheimniß.“

Der Magiſter ſah ängſtlich in der Luft umher und ſenkte den Blick endlich auf ſeine Knieſpitzen, welche in ungewöhnlicher Glätte und Abgeſtoßenheit glänzten.

„Wenn der Herr Profeſſor ſelbſt meinten, daß die Sache Geheimniß ſei, ſo ſteht doch mir nicht zu, darüber zu ſprechen, ſelbſt wenn ich in der That etwas wüßte.“

„Sie verweigern alſo, uns Auskunft zu geben?“

„Ach! hochverehrte und wohlgeneigte Frau Profeſſorin, ich würde Niemandem lieber eine Mittheilung machen als den gütigen Damen, welche ich hier zu ſehen die Ehre habe, aber ich bin viel zu ſchwach Ihnen hierin zu dienen.“

„Haben Sie auch überlegt, was Ihre Weigerung für verwirrende Folgen haben muß für meinen Gatten, für die ganze Univerſität, und was Ihnen mehr als dies alles gelten muß, wenn Sie im Dienſt der Wahrheit ſtehen, für die Wiſſenſchaft?“

Knips gab zu, im Dienſt der Wahrheit zu ſtehen.

Laura merkte, daß das Verhör ſich in Seitenpfade ſchlängelte, auf denen das Pergament nicht zu finden war, ſie ſprang auf und rief: „Gehen Sie einmal hinaus, Magiſter Knips, ich habe mit Frau Profeſſorin etwas zu beſprechen.“ Knips erhob ſich bereitwillig und machte eine Verbeugung. „Sie dürfen aber nicht fort, treten Sie in das Zimmer nebenan. Kommen Sie, ich werde Sie ſogleich wieder einlaſſen.“ Knips folgte mit geſenktem Haupt und Laura kam auf den Fußſpitzen zurück und ſagte leiſe: „Ich habe ihn eingeſchloſſen, damit er nicht entläuft.“ Die Frauen neigten die Köpfe zu geheimer Berathung.

„Sie behandeln ihn zu zartfühlend, Frau Profeſſorin," flüſterte Laura, „bieten Sie ihm Geld, das wird ihn locken. Es iſt hart, daß ich ſo etwas ſagen muß, aber ich kenne die Familie Knips, ſie iſt egoiſtiſch."

„Auch ich habe für den äußerſten Fall daran gedacht," verſetzte die Struvelius, „ich wollte ihn nur nicht durch ein kaltes Angebot verletzen, wenn eine männliche Empfindung in ihm lebt."

„Ei was," rief Laura, „es iſt gar kein Mann, es iſt nur ein Haſenfuß. Und wenn er Ihnen widerſteht, ſo bieten Sie mehr. Bitte, hier iſt meine Sparcaſſe." Sie lief zum geheimen Schreibtiſch und holte die Perlentaſche hervor.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar," raunte die Struvelius und zog auch ihre Börſe aus dem Gewande. „Wenn es nur reichen wird," ſagte ſie ängſtlich an den Schnüren ziehend, „ſehen wir ſchnell, was wir haben."

„Behüte," rief Laura erſchrocken, „ſie iſt ja voll Gold."

„Ich habe zu Geld gemacht, was ich gerade konnte," erwiederte haſtig die Struvelius. „Das iſt ja jetzt alles unweſentlich."

Ilſe nahm beiden Frauen die Börſen aus der Hand und ſagte feſt: „Das iſt viel zu viel. Solche Summe dürfen wir ihm nicht anbieten, wir wiſſen nicht, ob wir nicht den armen Mann in Verſuchung führen ein Unrecht zu thun. Ueberhaupt, wenn wir Geld bieten, laſſen wir uns auf einen Handel ein, den wir gar nicht verſtehen." Das beſtritten die Andern, und im Flüſterton wurde eifrig darüber verhandelt.

Endlich entſchied Laura: „Zwei Goldſtücke ſoll er haben, und damit abgemacht." Sie eilte hinaus, den Gefangenen wieder einzuführen.

Als der Magiſter eintrat, ſah die Struvelius ſo bittend auf Ilſe, daß dieſe ſich überwand, die Verhandlung einzuleiten. „Herr Magiſter, wir Frauen haben uns in den Kopf geſetzt das Schriftſtück zu erhalten, welches die Herren Gelehrten ſo ſehr beſchäftigt, und da Sie Beſcheid wiſſen, bitten wir Sie, uns dabei zu helfen.“ Magiſter Knips bewegte ſeine Lippen zu einem unterthänigen Lächeln.

„Wir wollen es kaufen,“ fiel die Struvelius ein, „und wir bitten Sie, den Ankauf zu beſorgen. Sie ſollen das Geld haben, welches Sie dafür brauchen.“ Sie fuhr in ihre Börſe, vergaß in innerer Angſt die Verabredung und zählte einen Louisdor nach dem andern auf den Tiſch, daß Laura erſchrocken zu ihr ſprang und ſie von hinten heftig an dem Tuch zupfte. Knips trug ſein bedrängtes Haupt wieder auf der Schulter, und wie ein Hündchen auf die Hand des Brotſchneidenden ſtarrt, blickte er auf die kleinen Finger der Frau Profeſſorin, aus denen ein Goldſtück nach dem andern fiel. „Dies und noch mehr gehört Ihnen,“ rief die Struvelius, „wenn Sie mir das Pergament ſchaffen.“ Der Magiſter fuhr in die Taſche nach ſeinem Tuch und trocknete ſich die Stirne. „Wohl wird Denenſelben bekannt ſein,“ ſagte er klagend, „daß ich viele Correcturen leſen muß, und manches Mal in die liebe Nacht arbeiten, bevor ich nur den zehnten Theil von dem verdiene, was hier liegt. Es iſt eine große Verlockung für mich, aber ich glaube nicht, daß ich das Pergamentblatt ſchaffen kann. Und wenn es mir gelingen ſollte, ſo fürchte ich, es könnte nur unter der Bedingung ſein, daß den Streifen keiner der Herren Profeſſoren in die Hand bekommt, ſondern daß derſelbe hier in Gegenwart der hochverehrten Frauen und Fräulein vernichtet wird.“

„Gehen Sie noch einmal hinaus, Magiſter Knips,“ gebot Laura aufſpringend, „laſſen Sie aber Ihren Hut hier liegen, damit Sie uns nicht entwiſchen.“

Der Magiſter verſchwand zum zweiten Male. Wieder fuhren die Frauenköpfe zuſammen.

„Er hat das Blatt, und er kann es ſchaffen, jetzt wiſſen wir's,“ rief Laura.

„Auf ſein Anerbieten können Sie nicht eingehen,“ ſagte

Ilſe, „denn es liegt Ihnen doch nichts daran das Blatt zu behalten, es ſoll nur noch einmal von unſern Männern unterſucht werden, dann kann es ja der Herr Magiſter wieder zurücknehmen.“

„Bitte, ſchaffen Sie alles Gold fort bis auf dies hier,“ rieth Laura, „und erlauben Sie mir, jetzt aus einem andern Tone mit ihm zu ſprechen, denn meine Geduld iſt am Ende.“ Sie öffnete die Thür: „Kommen Sie herein, Magiſter Knips, und hören Sie mich mit Ueberlegung an. Sie haben ſich geweigert, das Geld iſt verſchwunden bis auf zwei Stücke, die liegen noch für Sie da. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle ſchaffen, was Frau Profeſſorin von Ihnen erbeten hat. Denn wir haben Ihnen deutlich angeſehen, Sie beſitzen das Blatt, und wenn Sie ſich noch weigern, ſo kommt uns der Verdacht, daß Sie dabei etwas Unehrliches verübt haben.“ Knips ſah ſie erſchrocken an und winkte flehend mit der Hand. „Und ich gehe ſogleich zu Ihrer Mutter und ſage ihr, daß es ein Ende hat zwiſchen ihr und unſerm Hauſe. Ich gehe hinüber zu Herrn Hahn und erzähle ihm von Ihrem Verhalten, und daß er Ihnen Ihren Bruder auf den Hals ſchickt. Ihr Bruder iſt in einem Geſchäft und weiß, was Redlichkeit heißt. Und wenn er es nicht einſieht, ſo wird Herr Hahn daran denken, und auch Ihrem Bruder wird es nicht zum Heile gereichen. Zuletzt will ich Ihnen noch etwas ſagen. Ich laſſe auf der Stelle Herrn Fritz Hahn herüber bitten, und wir theilen ihm Alles mit, und dann ſoll er mit Ihnen verhandeln. Denn daß Fritz Hahn mit Ihnen fertig wird, wiſſen Sie. Und ich auch, denn ich habe als kleines Mädchen dabei geſtanden. Ich kenne Sie, Herr Magiſter. Wir auf unſerer Straße ſind nicht von der Art, daß wir uns hinter's Licht führen laſſen. Und wir halten auf Ordnung in der Nachbarſchaft. Deshalb ſchaffen Sie das Blatt, oder Sie ſollen Laura Hummel kennen lernen.“ Das rief Laura mit blitzenden Augen, und ſie ballte die kleine Hand gegen den Magiſter. Und Ilſe ſah mit Erſtaunen, wie in der Rede der Eifrigen auf einmal der Doctor als Ajax gegen den Magiſter heranſtürmte.

Wenn ein Vortrag nach ſeinen Wirkungen beurtheilt werden darf, ſo war Laura's Anrede muſterhaft, denn ſie bewirkte in dem Magiſter völlige Zerſtörung. Er war unter den Menſchen und Gewohnheiten der kleinen Straße aufgewachſen, und würdigte ſehr wohl die Folgen, welche Laura's Feindſchaft für das geringe Behagen ſeines eigenen Lebens haben konnte. Er kämpfte deshalb eine Weile um die Worte, endlich begann er leiſe: „Da es ſo weit gekommen iſt, daß Fräulein Laura ſogar gegen mich ſelbſt etwas muthmaßt, ſo bin ich allerdings genöthigt den hochverehrten Frauen zu ſagen, wie die Sache zuſammenhängt. Ich kenne einen kleinen reiſenden Händler, der allerlei Antiquitäten mit ſich führt, Holzſchnitte, Miniaturen, auch Bruchſtücke alter Handſchriften, und was ſonſt in dieſer Art vorkommt, ich habe ihm manchmal Kunden zugewieſen, und wohl auch über den Werth ſeltener Sachen Auskunft gegeben. Dieſer Mann zeigte mir bei ſeinem Hierſein einen Haufen alter Pergamentblätter, über welche er bereits, wie er ſagte, mit einem Auswärtigen im Handel war. Und weil man jetzt auf die doppelt beſchriebenen Blätter ſehr aufmerkt, war ihm der Streifen aufgefallen, und mir auch. Ich las Einiges darin, ſoweit man es durch den Leim erkennen konnte, der noch darüber lag, und ich bat ihn, mir das Pergament wenigſtens zu leihen, damit ich es einem unſerer großen Herren Gelehrten zeigen könnte. Ich trug es zu Herrn Profeſſor Struvelius. Und als der Herr Profeſſor meinten, die Sache wäre vielleicht der Mühe werth, ging ich wieder zu dem Händler. Dieſer ſagte mir, verkaufen könne er das Blatt vorläufig nicht, aber es ſei ihm recht, wenn darüber geſchrieben würde, denn dadurch könnte es größeren Werth erhalten. Der Händler überließ es mir bis zu ſeiner Zurückkunft. In dieſer Woche iſt er wieder angekommen, um es mit fortzunehmen. Jetzt weiß ich nicht, ob es noch vorhanden iſt, und ich kann gar nicht ſagen, ob er es für dieſes Geld herausgeben wird. Ich beſorge Nein.“

Die Frauen ſahen einander an. „Sie Alle hörten dieſe Ausſage,“ begann die Struvelius. „Aber weshalb haben Sie, Herr Magiſter, meinen Mann gebeten, Niemandem zu ſagen, daß das Pergament von Ihnen kommt?“

Der Magiſter wand ſich auf dem Stuhl und ſah verlegen auf ſeine Kniee herab. „Ach, die hochverehrten Damen werden mir zürnen, wenn ich das ausſpreche. Herr Profeſſor Werner hat gegen mich immer viele Freundlichkeit gehabt und ich hatte Angſt, derſelbe könnte übel empfinden, wenn ich einen ſolchen Fund nicht zuerſt ihm zeigte. Und doch hatte auch Herr Profeſſor Struvelius mich wieder zu Dank verpflichtet, denn derſelbe hatte mir geneigteſt Correctur und Inhaltsverzeichniß ſeiner neuen großen Ausgabe übertragen. Deshalb ſtand ich zwiſchen zwei ſchätzbaren Gönnern in Verlegenheit.“

Das war ſo kläglich, daß es leider nicht unwahrſcheinlich war.

„O bewirken Sie, daß Ihr Gemahl ihn anhört,“ rief die Struvelius.

„Wir hoffen, Herr Magiſter, Sie werden Ihre Worte vor Andern wiederholen, welche den Inhalt beſſer verſtehen, als wir,“ ſagte Ilſe, und der Magiſter erklärte furchtſam ſeine Bereitwilligkeit.

„Aber das Pergament müſſen Sie doch ſchaffen,“ warf Laura dazwiſchen.

Knips zuckte die Achſeln. „Wenn es möglich iſt,“ ſagte er, „und ob der Mann für dieſen Betrag mir das Blatt überlaſſen wird —“

Die Struvelius griff wieder nach der Taſche, aber Ilſe hielt ihr die Hand feſt, und Laura rief: „Wir geben nicht mehr.“ „Dennoch aber,“ fuhr der Magiſter, gedrückt durch den Widerſtand ſeiner Richterinnen, fort: „es ſind Zweifel erhoben an der Echtheit, und wie es bei ſolchen Leuten geht, vielleicht hat das Blatt dem Händler dadurch an Werth verloren. — Aber, hochverehrte Frauen und Fräulein, wenn es mir gelingen ſollte, Ihnen zu dienen, ſo flehe ich in Ehrerbietung, daß Dieſelben mir nicht den unglückſeligen Antheil nachtragen, den ich ohne mein Verſchulden in dieſer ſchwierigen Sache gehabt habe. Sie hat mich die ganze Zeit ſehr bekümmert und ſeit die Worte des Herrn Profeſſor Werner gedruckt wurden, habe ich jeden Tag gejammert, daß ich je mit einem Auge auf das Blatt geſehen. Denn ich darf meine gewichtigen Gönner nicht verlieren, wenn ich nicht in den Abgrund des Elends ſinken ſoll."

Dieſe Worte regten den Richterinnen das Mitleid auf, und die Struvelius ſagte gütig: „Wir glauben Ihnen, denn es iſt eine häßliche Empfindung, auch wider Willen Andere getäuſcht zu haben." Aber Laura, welche ſich zur Vorſitzenden des Rathes aufgeworfen hatte, entſchied kurz: „Ich bitte alſo, daß alle Betheiligten ſich morgen um dieſelbe Stunde hierher bemühen. Ihnen, Magiſter Knips, gebe ich bis dahin Zeit, das Blatt in unſere Hände zu liefern. Nach Ablauf dieſer Friſt wird Wäſche entzogen, das Haus verboten und der Familie Hahn Anzeige gemacht. Sehen Sie zu, daß wir im Guten auseinander kommen."

Der Magiſter näherte ſich dem Tiſch, ſchob mit einem Finger die Geldſtücke in die hohle Hand, welche er beſcheiden unter den Rand der Tiſchplatte hielt, machte geknickt drei tiefe Verbeugungen und empfahl ſich den hochverehrten Anweſenden.

Ilſe erzählte dem Gatten das Abenteuer, und Felix hörte erſtaunt von der Rolle, welche das gelehrte Factotum in der Tragödie geſpielt hatte.

Schon am nächſten Morgen erſchien der Magiſter vor dem Gelehrten. Athemlos zog er das eingepackte Unglücksblatt aus der Taſche und trug es mit geneigtem Haupt und ausgeſtreckter Hand, immer kleiner werdend, demüthig und flehend von der Thür bis zum Arbeitstiſch des Profeſſors. „Dem Herrn Profeſſor dies zu bringen, möchte ich immer noch eher wagen, als zum zweiten Mal höherer weiblicher Würde entgegentreten. Wenn der Herr Profeſſor geruhen wollten, daſſelbe durch Dero Gemahlin geneigteſt in die Hände der neuen Eigenthümerin zu befördern.“ Auf die ſtrengen Fragen des Profeſſors begann er Bericht und Vertheidigung. Was er ſagte, war nicht unwahrſcheinlich. Dem Profeſſor war der Name des unſichern Händlers bekannt, er wußte, daß der Mann ſich in dieſen Wochen am Orte aufgehalten hatte, und bei den zahlreichen Verbindungen, welche Knips im Intereſſe ſeiner Gönner unterhielt, war ſeine Bekanntſchaft mit dieſem Verkäufer nicht auffallend. Der Profeſſor unterſuchte neugierig das Pergament. Hatte hier eine Fälſchung ſtattgefunden, ſo war ſie meiſterhaft ausgeführt; aber Knips ſelbſt brachte eine Lupe aus der Weſtentaſche und machte darauf aufmerkſam, wie man unter dem Vergrößerungsglaſe erkenne, daß einige Male die ſchattenhaften Schriftzüge der ſcheinbar älteſten Hand über die Buchſtaben des Kirchengebets geführt, alſo ſpäter aufgemalt ſeien. „Des Herrn Profeſſors Einwürfe in der Literaturzeitung haben mich aufmerkſam gemacht, und heut früh, als ich das Pergament in die Hand bekam, habe ich ſorgenvoll unterſucht, was vorher durch den aufgeſtrichenen Kleiſter undeutlich war. Und ſoweit ich mir in ſolchen Dingen überhaupt ein Urtheil erlauben darf, wage ich jetzt Dero Anſicht zu theilen, daß ein Falſarius an dieſem Blatt Uebles gethan hat.“

Der Profeſſor warf das Blatt weit von ſich: „Ich bedaure, daß Ihre Hand jemals an dies gerührt hat. Denn Sie haben, wenn auch wider Willen, eine Verwüſtung angerichtet, deren Schmerzlichkeit Sie wohl nicht überſehen. Auch um Sie ſelbſt thut es mir ſehr leid. Dieſer unglückliche Vorfall wirft einen Schatten auf Ihr Leben. Ich würde viel darum geben, wenn ich ihn hinwegwiſchen könnte. Denn wir kennen einander von mancher Arbeit, Herr Magiſter, ich habe für Ihre opfervolle Thätigkeit zu Gunſten Anderer immer Theilnahme gefühlt. Und trotz Ihrem Bücherſchacher, den ich nicht lobe, und trotz der Zerſplitterung Ihrer Zeit durch Arbeiten, die auch Schwächere abmachen könnten, habe ich Sie ſtets für einen Mann gehalten, deſſen ungewöhnliche Kenntniſſe Achtung einflößen."

Der gebeugte Magiſter erhob das Haupt und über ſein Geſicht flog ein Lächeln. „Und ich habe Herrn Profeſſor immer für den einzigen unter meinen vornehmen Gönnern gehalten, welcher das Recht hätte, mir zu ſagen, daß ich zu wenig gelernt habe. Der Herr Profeſſor ſind ebenſo der einzige, dem ich zu geſtehen wage, daß ich mich in der Stille auch als einen Gelehrten zu äſtimiren nicht unterlaſſen kann. Und ich verhoffe, daß Sie mir nicht das Zeugniß verſagen werden, Denenſelben ſtets ein zuverläſſiger und treuer Arbeiter geweſen zu ſein." Er fiel in ſein gedrücktes Weſen zurück, als er fortfuhr: „Was geſchehen iſt, ſoll mir für die Zukunft eine Lehre ſein."

„Ich muß mehr von Ihnen fordern. Zuerſt werden Sie ſich Mühe geben, durch Ihre Bekanntſchaft den Verſteck zu ermitteln, aus welchem dieſe Fälſchung hervorgegangen iſt, denn ſie iſt ſchwerlich der zufällige Einfall eines gewiſſenloſen Mannes, ſondern Beginn einer unheimlichen Induſtrie, welche noch mehr Unheil anrichten kann. Ferner iſt Ihre Pflicht, auf der Stelle Herrn Profeſſor Struvelius das Pergament zu überbringen und Ihre Entdeckung mitzutheilen. Sie ſelbſt aber werden gut thun, fortan vorſichtiger in der Wahl der Geſchäftsleute zu ſein, mit welchen Sie verkehren." Dieſe Anſichten theilte Knips vollſtändig und ſchied, indem er ſich flehentlich für die Zukunft zu hochgeneigter Berückſichtigung empfahl.

„Er iſt doch irgendwie bei der Schurkerei betheiligt," rief der Doctor.

„Nein," entgegnete der Profeſſor. „Sein Unrecht iſt, daß ihm bis zum letzten Augenblick mehr an einem Handel als an Ermittlung der Wahrheit lag.“ Und Frau Profeſſor Struvelius ſprach am Nachmittag zu Ilſe: „Was wir erreicht haben, iſt für meinen Gatten ſehr ſchmerzlich. Denn es gibt ihm die Ueberzeugung, daß er getäuſcht wurde, während Andere das wahre Sachverhältniß erkannt haben. Es iſt für eine Frau grauſame Qual, wenn ſie ſelbſt zu ſolcher Demüthigung des Liebſten die Hand reichen muß. Dieſes Leid werde ich lange in mir herumtragen. Auch unſere Gatten ſind einander ſo entfremdet, daß für beide längere Zeit nothwendig ſein wird, bevor die verletzte Empfindung einer unbefangenen Würdigung des Collegen Raum gibt. Mir aber liegt daran, daß das Verhältniß zwiſchen Ihnen und mir darunter nicht leidet. Ich habe den Werth Ihres Herzens erkannt, und ich bitte Sie, ſich trotz meinem ſchwerfälligen Weſen, das ich ſehr wohl kenne, die Freundſchaft gefallen zu laſſen, welche ich Ihnen entgegen trage.“

Als ſie in ihrem ſchwarzen Kleide langſam zur Thür hinausſchritt, wunderte ſich Ilſe, wie ſchnell der erſte Eindruck, den ihr die gelehrte Dame gemacht, durch andere Gefühle zurückgedrängt war.

In der nächſten Nummer der Literaturzeitung erſchien eine kurze Erklärung des Profeſſor Struvelius, worin er ehrlich bekannte, daß er durch einen — allerdings ſehr geſchickten — Betrug getäuſcht worden ſei, und daß er dem Scharfſinn und der freundlichen Thätigkeit ſeines verehrten Collegen dankbar ſein müſſe, welcher zur Aufklärung des Sachverhältniſſes beigetragen.

„Dieſe Erklärung hat die Frau geſchrieben,“ ſagte wieder der hartnäckige Doctor.

„Wir dürfen annehmen, daß die unbehagliche Novelle dadurch für alle Betheiligten zum Ende gebracht iſt,“ ſchloß der Profeſſor mit leichtem Herzen.

Aber auch die Hoffnungen eines großen Gelehrten gehen nicht immer in Erfüllung. Dieſer Streit der Scepter tragenden Fürſten an der Univerſität hatte nicht nur Ilſe in neuen Beruf eingeführt, auch einen Andern.

Magiſter Knips kauerte am Abend des entſcheidenden Tages, welcher die Richtigkeit des Pergaments enthüllt hatte, in der ungeheizten Kammer ſeiner dürftigen Wohnung auf dem Boden. Auf den Bretern an der Wand und auf dem Fußboden lagen die Bücher unordentlich gehäuft und er ſaß von ihnen ringsum eingeſchloſſen, wie ein Ameiſenlöwe in ſeinem Trichter. Er räumte eine alte Cigarrenkiſte ſeines Bruders, die mit kleinen Flaſchen und Farbentöpfchen gefüllt war, in eine dunkle Ecke und legte Bücher darüber. Dann ſtellte er die Lampe auf einen Schemel neben ſich, nahm mit innigem Behagen ein und das andere alte Buch in die Hand, betrachtete den Einband, las den Titel und die letzte Seite, ſtrich liebkoſend mit der Hand darüber und legte es wieder zum Haufen. Endlich faßte er mit beiden Händen den alten italieniſchen Druck eines griechiſchen Autors, ſchob ſich näher an die Lampe und unterſuchte Blatt für Blatt. Die Mutter rief zur Thür herein: „Höre auf mit deinen Büchern und komm aus der kalten Kammer zu deinem Abendbrot.“

„Seit zweihundert Jahren hat kein Gelehrter dies Buch geſehen, Mutter, ſie leugnen, daß es überhaupt vorhanden iſt, ich aber halte es in meinen Händen, und es gehört mir. Das iſt ein Schatz, Mutter.“

„Was hilft dir der Schatz, du armer Junge?“

„Ich hab' ihn, Mutter,“ ſagte der Magiſter zu den harten Zügen der Frau aufblickend, und ſeine zwinkernden Augen glänzten verklärt. „Heut erſt mußte ich eine Correctur leſen, in der ein berühmter Mann behauptet, dieſer Band, den ich hier halte, ſei nie vorhanden geweſen. Er wollte das „nie vorhanden“ mit geſperrter Schrift gedruckt, und ich habe es dem Setzer gezeichnet, aber ich wußte es beſſer.“

„Kommſt du wieder nicht los?“ rief die Mutter ärgerlich, „dein Bier wird am Ofen warm, mach' ein Ende.“

Widerſtrebend erhob ſich der Magiſter, fuhr mit ſeinen Filzſchuhen aus der Kammer und ſetzte ſich zu ſeinem Butterbrot in der Stube nieder. „Mutter,“ ſagte er der Frau, die dem ſchnellen Eſſen zuſah, „ich habe einiges Geld übrig, brauchſt du etwas, ſo kaufe dir's. Aber ich will wiſſen, was es iſt, und ich will es auch ſehen, daß nicht der Bruder dir das Geld wieder abborgt. Denn es iſt mit Sorgen verdient.“

„Dein Bruder wird mir jetzt Alles zurückzahlen; denn Hahn hat ihm ſeine Stelle gebeſſert und er hat ſein gutes Auskommen.“

„Das iſt nicht wahr,“ verſetzte der Magiſter, die Mutter ſcharf anſehend, „er iſt zu vornehm geworden, um noch bei uns zu wohnen, aber ſo oft er herkommt, will er etwas von dir. Und du haſt ihn immer lieber gehabt als mich.“

„Rede nicht ſo, mein Sohn,“ rief Frau Knips, „er hat nur eine andere Art, du haſt immer fleißig ſtill geſeſſen und geſammelt, und ſchon als kleiner Junge haſt du zuſammengetragen.“

„Ich habe mir etwas geſucht, das mir lieb war,“ ſagte der Magiſter und ſah nach ſeiner Kammer, „und ich habe Manches gefunden.“

„Ach, und wie ſauer läßt du dir's werden, mein armes Kind,“ ſchmeichelte die Mutter.

„Wie's kommt,“ antwortete der Magiſter und verzog in heiterer Stimmung ſein Geſicht. „Ich leſe Correcturen, und ich mache Arbeiten für dieſe Gelehrten, die vornehm im Wagen fahren und, wenn ich zu ihnen komme, mich behandeln wie einen römiſchen Sklaven. Und kein Menſch weiß, wie oft ich ihre Dummheiten ausbeſſere und die groben Fehler aus ihrem Latein. Ich thue es aber nicht Jedem, nur dem, welchen ich mag und der es wohl um mich verdient hat. Den Andern laſſe ich ſtehen, was ſie nicht gewußt haben, und ich zucke in der Stille die Achſeln über die hohlen Köpfe. Es iſt nicht Alles Gold was glänzt," ſagte er, und hielt behaglich ſein Dünnbier gegen das Licht, „ich allein weiß, wie es in manchem ausſieht. Ihre elenden Manuſcripte, immer wieder corrigirt, und das Schlechteſte darin nicht corrigirt; ich ſehe, wie ſie ſich abquälen und, was ſie etwa wiſſen, noch aus fremden Büchern mauſen. Man ſieht das alle Tage, Mutter, und man lächelt in der Stille über den Lauf der Welt."

Und Magiſter Knips lächelte über die Welt.

5.

Herr Hummel als Falſarius.

In den Häuſern der Parkſtraße waltete Friede, Duldſamkeit, heimliche Hoffnung. Seit Ilſe's Ankunft ſchien der alte Streit abgethan, das Kriegsbeil begraben. Zwar Hummels Hund knurrte und ſchnappte nach Hahns Katze, und wurde von ihr geohrfeigt, und der Markthelfer Rothe von A. C. Hahn ſchlug im Kuchengarten vor dem Schließer der Fabrik von H. Hummel auf den Tiſch und erklärte ihm ſeine Verachtung. Aber dieſe kleinen Vorfälle glichen unſchädlichen Waſſerblaſen, welche an der Stätte aufſtiegen, wo einſt ein ſtrudelnder Abgrund von Feindſchaft geweſen war, das Leben zwiſchen den beiden Häuſern floß dahin wie ein klarer Bach, und Vergißmeinnicht wuchs an ſeinem Ufer. Wenn ein menſchenfeindlicher Zauber in den Boden geſteckt war, zu jener Zeit, wo Frau Knips allein darauf herrſchte, ſo ſchien er jetzt durch weibliche Beſchwörung gänzlich beſeitigt.

An einem Morgen, kurz vor der Meſſe, ſtellte der Markthelfer einer Buchhandlung einen Stoß neuer Bücher auf den Schreibtiſch des Doctors. Es waren die Freiexemplare des erſten größeren Werkes, das er geſchrieben. Fritz ſchlug die erſten Seiten auf, ſah einen Augenblick in ſtillem Genuß auf den Titel, noch einmal flog die Hauptſache des Inhalts durch ſeine Seele. Dann ergriff er ſchnell die Feder, ſchrieb in das Exemplar einige herzliche Worte und trug es zu ſeinen Eltern hinab.

Das Buch handelte, um in der Weiſe Gabriels zu ſprechen, von den alten Indern, ſowie von den alten Deutſchen, es beſprach das Leben unſerer Vorfahren, vor der Zeit, in welcher dieſe den verſtändigen Entſchluß faßten, auf dem Blocksberg artige Brockenſträuße zu binden und im Vater Rhein ihre Trinkhörner auszuſpülen. Es war ein ſehr gelehrtes Buch, und es enthüllte, ſoweit der Verfaſſer ſich nicht geirrt hatte, viele geheime Tiefen der Urzeit.

Vater und Mutter, denen Fritz das Buch hinuntertrug, hatten nicht nöthig, ſich durch Fremde über die Bedeutung des Werkes belehren zu laſſen. Die Mutter küßte dem Sohne die Stirn und konnte ihre Rührung nicht bekämpfen, als ſie ſeinen Namen ſo groß und ſchön gedruckt auf dem Titel ſah; Herr Hahn aber nahm ihr das Buch aus den Händen und trug es in den Garten. Dort legte er es auf den Tiſch des chineſiſchen Tempels, las mehre Mal die Widmung und umkreiſte darauf den Pavillon, immer wieder hineinſehend, um zu beobachten, wie ſich der Bauſtil in Verbindung mit dem Buch ausnehme. Dabei begegnete auch ihm, daß er ſich einige Mal herzhaft räuſperte, um ſeiner freudigen Bewegung Herr zu werden.

Nicht geringer war die Freude im Arbeitszimmer des Profeſſors. Dieſer ging das Buch haſtig vom Anfang bis zum Ende durch. „Es iſt merkwürdig,“ ſagte er dann vergnügt zu Ilſe, „wie kühn und feſt Fritz auf die Sache losgeht. Dabei mit einer Selbſtbeherrſchung, die ich ihm nicht in dem Maße zugetraut habe. Vieles darin iſt mir ganz neu, mich wundert, daß er ſo ſchnell und heimlich mit der Arbeit abgeſchloſſen hat.“

Wie die gelehrte Welt das Buch des Doctors betrachtete, iſt aus vielem gedruckten Lobe erſichtlich. Schwerer iſt zu ſchätzen, wie es auf die Parkgaſſe wirkte. Herr Hummel ſtudirte in ſeiner Zeitung eine ausführliche Beſprechung des Werkes, nicht ohne Geräuſch, er ſummte bei dem Wort Veda, er brummte bei dem Namen Humboldt, und er pfiff durch die Zähne bei dem Lobe, welches der tiefen Gelehrſamkeit des Verfaſſers ertheilt wurde. Als endlich am Schluß Recenſent ſich nicht enthalten konnte, im Namen der Wiſſenſchaft dem Doctor förmlich Dank zu ſagen und das Werk allen Leſern angelegentlichſt zu empfehlen, verſtärkte ſich das Geſumm in Herrn Hummels Kopf bis zur Melodie des alten Deſſauers, und er warf die Zeitung auf den Tiſch. „Ich denke nicht daran, es zu kaufen," war Alles, was er den Frauen über ſeine Empfindungen gönnte. Aber er ſah im Laufe des Tages einige Mal nach der feindlichen Hausecke hinüber, wo das Zimmer des Doctors lag, und dann wieder nach dem eigenen Oberſtock, als wenn er die beiden Gelehrten und ihre Behauſungen gegen einander abſchätzen wollte.

Als Ilſe gegen Laura das Urtheil des Gatten über das Buch wiederholte, erröthete Laura ein wenig und erwiederte, ihr Köpfchen zurückwerfend: „Ich hoffe, es iſt ſo gelehrt, daß wir nicht nöthig haben, uns damit abzugeben." Aber die Abneigung, ſich darauf einzulaſſen, verhinderte ſie doch nicht, einige Tage ſpäter den Profeſſor um das Buch zu bitten, weil ſie es der Mutter zeigen wolle. Bei dieſer Gelegenheit wurde es in das Geheimzimmer getragen und verweilte dort längere Zeit.

Auch unter den übrigen Anwohnern der Straße wurde die Bedeutung der Familie Hahn, welche ſo rühmlich in die Zeitung gekommen, deren Fritz ſogar im Tageblatt geprieſen war, ſehr vermehrt. Die Wagſchale der Volksgunſt ſenkte ſich entſchieden auf Seite dieſes Hauſes, ſogar Hummel fand zweckmäßig, ſich nicht dagegen aufzulehnen, daß in ſeiner Familie mit kühler Anerkennung von dem Nachbarſohn geſprochen wurde.

Und wenn Dorchen, wie zuweilen geſchah, mit Gabriel auf der Straße zuſammentraf, ſo wagte ſie ſogar für einige Augenblicke in den Hofraum der Feinde zu treten, trotz dem Geknurr des Hundes und dem düſtern Blick des Hausherrn.

An einem warmen Abend des März hatte ſie gerade wieder im Vorbeigehen mit Gabriel Nothwendiges beſprochen und trippelte zierlich über die Straße nach ihrer Hausthür, während Gabriel ihr voll Bewunderung nachſah. Da trat Herr Hummel ins Freie und erhaſchte den letzten Gruß und Blick Gabriels.

„Sie iſt niedlich wie ein Rothſchwänzchen,“ ſagte Gabriel zu Herrn Hummel. Dieſer ſchüttelte menſchenfreundlich den Kopf. „Ich merke wohl, Gabriel, wie dieſer Haſe läuft. Und ich ſage nichts, denn es würde nichts nutzen. Aber Eines will ich Ihnen als eine gute Lehre mittheilen. Sie verſtehen das weibliche Geſchlecht nicht zu behandeln, Sie ſind nicht borſtig gegen das Frauenzimmer. Als ich jung war, zitterten ſie, wenn ich mein Taſchentuch ſchwenkte, und liefen doch um mich her wie die Ameiſen. Dieſe Nation will furchtſam ſein, Sie verderben ſich Alles durch Freundlichkeit. Ich ſchätze Sie, Gabriel, und deshalb gebe ich Ihnen dieſen Rath, wie man ihn gleichſam einem Freunde gibt. Sehen Sie, da iſt Madame Hummel. Sie iſt ziemlich kräftig, ich zwinge ſie doch; wenn ich nicht brummig wäre, würde ſie es ſein. Da nun gebrummt werden muß, ſo iſt mir immer pläſirlicher, daß ich derjenige bin.“

„Jedes Thier hat ſeine Manier,“ verſetzte Gabriel verbindlich, „ich habe kein Geſchick zum Brummbär.“

„Es will gelernt ſein,“ ſagte Herr Hummel wohlwollend. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein ſchlaues Geſicht: „Dort drüben ſchleicht man auch ſchon im Garten herum, wahrſcheinlich ſpeculirt man wieder mit einem neuen Einfall, den ich zu ſeiner Zeit mit dem richtigen Namen zu nennen mir unter allen Umſtänden vorbehalte.“ Er dämpfte ſeine Stimme: „Es iſt bereits etwas Anonymes abgeladen und in dem Garten geſchafft. — Aergerlich über ſeine eigne Vorſicht fuhr er fort: „Glauben Sie mir, Gabriel, durch das viele Erzeugen von Kindern wird die Welt feig, die Menſchen werden ſo zuſammengedrängt, daß die Freiheit aufhört, das Leben iſt eine Sklaverei vom erſten Kaſten, in den man gelegt wird, bis zum letzten. Ich ſtehe hier auf meinem eigenen Grund und Boden. Wenn ich an dieſer Stelle ein Loch graben will bis zum Mittelpunkt der Erde, kein Menſch kann mir's verwehren. Dennoch dürfen wir beide auf meinem freien Eigenthum nicht einmal mit gewöhnlicher Menſchenſtimme eine Meinung ausſprechen. Warum? Es könnte gehört werden und fremden Ohren mißfallen. So weit ſind wir. Man iſt ein Knecht ſeiner Nachbarn. Und nun bedenken Sie, ich habe nur Einen gegenüber, auf der andern Seite ſchützt mich das Waſſer und die Fabrik, und ich muß doch die Wahrheit hinunterſchlucken, die ich wenigſtens zehn Fuß von meiner Grenze ausſprechen will. Wer nun gar von allen Seiten mit Nachbarn umgeben iſt, der führt ein erbärmliches Leben, er kann ſich nicht einmal in ſeinem eigenen Garten den Kopf abſchneiden, ohne daß die ganze Nachbarſchaft ein Geſchrei erhebt, weil ihr der Anblick nicht gefällt.“ — Er deutete mit dem Daumen nach dem Nachbarhauſe und fuhr vertraulich fort: „Heut ſind wir verglichen worden, die Weiber haben nicht eher geruht. Und ich verſichere Sie, dort drüben fehlt die richtige Courage zum Streit. Die Sache wurde langweilig, da gab ich mich drein.“

„Es iſt doch gut, daß Alles wieder in Ordnung kam,“ ſagte Gabriel. „Wenn die Väter im Streit leben, wie ſollen die Kinder einander grüßen?“

„Warum ſollen ſie einander nicht auch Geſichter ſchneiden?“ rief Hummel ärgerlich. „Ich bin nicht für die ewigen Knixe.“

„Das weiß Jedermann,“ verſetzte Gabriel. „Wenn aber Fräulein Laura bei uns mit dem Doctor zuſammentrifft, was ja oft geſchieht, ſo kann ſie doch nicht gegen ihn brummen."

„Sie treffen alſo oft zuſammen?" wiederholte Hummel bedachtſam. „Da haben Sie wieder die Ueberfüllung, man kann einander nicht aus dem Wege gehen. Nun, meiner Tochter bin ich ſicher, ſie iſt von meiner Art, Gabriel."

„Das weiß ich doch nicht," erwiderte Gabriel lachend.

„Ich verſichere Sie, es iſt ganz mein Kopf," bekräftigte Hummel mit Ueberzeugung. „Was aber dieſen Frieden betrifft, ſo freuen Sie ſich nicht ſo ſehr darüber, denn verlaſſen Sie ſich auf mich, zwiſchen hier und drüben hat er keine Dauer. Wenn das Eis aufthaut und das Gartenvergnügen angeht, dann gibt's wieder Händel. Das iſt hier immer ſo geweſen. Und ich ſehe nicht ein, warum das nicht ſo bleiben ſoll, trotz Vergleich und trotz Ihrer neuen Herrſchaft, der ich übrigens meinen Reſpect nicht vorenthalten will."

Die Unterredung, welche ſich in den Garten hineingeſponnen hatte, wurde durch einen ſchwarzen feierlichen Mann unterbrochen, welcher einen großen Brief in bunter Hülle darbot, ſich vor Herrn Hummel aufſtellte und demſelben für ſeine abweſende Tochter die Aufforderung überbrachte, Pathenſtelle bei einem Kinde zu übernehmen, welches vor Kurzem geboren war, die Welt zu verengen. Gegen die Einladung war nichts einzuwenden, die junge Mutter, Frau eines Juriſten, war Laura's Freundin und eine Tochter ihrer angeſehenen Pathe, es war ein alter Familienzuſammenhang und Hummel nahm als Vater und Bürger das Ceremoniell der Einladung mit Würde entgegen. „Für wen iſt der Brief, den Sie noch in der Hand halten?" frug er den Lohndiener.

„Für Herrn Doctor Hahn, welcher mit Fräulein Laura zuſammen ſtehen ſoll."

„So?" ſagte Hummel ironiſch, „das geht ja mit vier Kutſchpferden. Tragen Sie Ihren Brief nur dort hinüber. — Habe ich's nicht geſagt, Gabriel?" wandte er ſich zu ſeinem

Vertrauten. „Kaum vor Gericht verglichen und auf der Stelle Gevatter, kein Menſch kann dafür ſtehen, daß nicht morgen der Strohmann von drüben zu mir kommt und mir Brüderſchaft anbietet. Da haben Sie die Folgen der Ueberfüllung und des Chriſtenthums. Diesmal iſt gar mein armes Kind das Opfer.“

Er trug den Brief in die Stube und warf ihn vor den heimkehrenden Frauen auf den Tiſch. „Das kommt von eurem Vergleich, ihr ſchwachen Weiber,“ rief er grollend, „hier hängen ſich die Amme und die Hebamme und der Herr Gevatter an euren Hals.“

Die Frauen ſtudirten den Brief und Laura fand rückſichtslos, daß die Frau Pathe gerade den Doctor für ſie zum Partner gewählt habe.

„Es iſt bequem für den Pathenwagen,“ höhnte Hummel aus ſeiner Ecke. „Er kann in einer Fahrt Zwei abliefern. Jetzt läuft der Humboldt von drüben in weißen Glacéhandſchuhen bis in dieſes Zimmer, um dich zur Kirche abzuholen, und ich traue ihm obendrein die Unverſchämtheit zu, daß er dir den Gevattergruß ſchickt.“

„Wenn er es nicht thäte, ſo wäre es eine Beleidigung,“ verſetzte die Gattin, „das muß ſchon der Menſchen wegen geſchehen, ſonſt gibt es ein Gerede. Dagegen dürfen wir nichts ſagen, er wird ihr den Blumenkorb ſchicken mit den Pathenhandſchuhen, und Laura ſendet ihm dagegen das Taſchentuch, wie es in unſerer Bekanntſchaft Brauch iſt. Du weißt ja, daß Laura's Pathe auf ſo etwas hält.“

„Seine Blumen in unſerm Hauſe, ſeine Handſchuhe auf unſern Fingern, und unſer Tuch in ſeiner Taſche,“ zankte der Hausherr, „das wird ja recht luſtig.“

„Ich bitte dich, Hummel,“ entgegnete ſeine Frau unwillig, „verleide uns nicht durch dein Schelten die Artigkeiten, die bei ſolcher Gelegenheit nicht zu vermeiden ſind, und hinter denen kein Menſch etwas ſucht.“

„Ich danke für eure Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und an denen Niemandem etwas gelegen iſt. Nichts iſt mir unter den Leuten hier ſo unausſtehlich, als ihre ewigen Artigkeiten durch die Vorderthür und ihr Kratzen durch die Hinterthür.“ Er ging aus dem Zimmer und ſchloß die Thür nicht leiſe. Die Mutter aber begann: „Im Grunde hat er nichts dagegen, er will nur ſein ſtrenges Weſen behaupten. Daß du dem Doctor etwas für ſeinen Gevattergruß ſendeſt, iſt nicht gerade nöthig, aber du biſt ihm noch eine Aufmerkſamkeit von dem Schäfer her ſchuldig.“

Laura verſöhnte ſich mit dem Gedanken, Gevatterin des Doctors zu werden, und ſagte: „Ich mache mir eine Zeichnung für die Zipfel des Tuches und ich ſticke ſie.“

Am nächſten Morgen ging ſie aus, Battiſt zu kaufen. Aber auch Herr Hummel ging aus. Er beſuchte einen Bekannten, der Kürſchner war, zog ihn vertraulich bei Seite und beſtellte ein Paar Handſchuhe ganz von weißem Katzenfell, mit fünf Fingern für eine kleine Hand. Und er forderte, daß an die Spitze jedes Fingers eine Katzenkralle befeſtigt werde. „Es muß aber etwas Zartes ſein,“ verordnete er, „von ungeborenem Kater, im Nothfall auch Säugling von Kanin, und daß mir die Krallen groß und ſteif herausſtehen.“ Dann trat er in einen andern Laden, ließ ſich bunt gedruckte Taſchentücher von Baumwolle zeigen, wie man ſie um einige Groſchen kauft, und wählte ein ſchwarz und rothes mit einem abſcheulichen Porträt, das gerade zu ſeiner Stimmung paßte. Dieſen Erwerb ſenkte er in ſeine Taſche.

Der Morgen des Tauftags brach an, in der Wohnung des Herrn Hummel klapperte das Plätteiſen, die Mutter that noch einige letzte Nadelſtiche, und Laura fuhr die Treppe geſchäftig auf und ab. Unterdeß wandelte Hummel zwiſchen Hausthür und Fabrik, jeden Eintretenden beobachtend, Speihahn ſaß auf der Schwelle und knurrte, ſo oft ein fremder Fuß an die Hausthür rührte. „Beweiſe dich, Speihahn, wie du biſt," brummte Hummel vor ſeinen Hund tretend, „und fahre der Jungfer von drüben an den Rock; ſie traut ſich nicht herein, wenn du Wache hältſt." Der rothe Hund antwortete, indem er ſeinem eigenen Herrn boshaft die Zähne wies. „So iſt's recht," ſagte Hummel und ſetzte ſeinen Spaziergang fort. Endlich erſchien Dorchen in ihrer Hausthür und tänzelte, einen verhüllten Korb in der Hand, zur Treppe des Herrn Hummel. Speihahn erhob ſich grimmig, ſtieß ein heiſeres Geſtöhn aus und ſeine Haare ſträubten ſich.

„Rufen Sie den häßlichen Hund weg, Herr Hummel," rief Dorchen ſchnippiſch, „ich habe einen Auftrag an Fräulein Laura."

Hummel gab ſeinem Geſicht einen wohlwollenden Ausdruck und griff in die Taſche. „Die Frauen ſind in Arbeit, mein hübſches Kind," ſagte er, ein ſchweres Geldſtück herausholend, „vielleicht kann ich's beſtellen." Die Botin war über die unerwartete Menſchlichkeit des Tyrannen ſo betroffen, daß ſie einen ſtummen Knix machte und das Körbchen in ſeine Hand gleiten ließ. „Es wird Alles auf's Beſte beſorgt werden," verſicherte Herr Hummel mit einnehmendem Lächeln.

Er trug den Korb in das Haus und rief Suſanne, ihn den Frauen zu bringen, darauf trat er wieder an die Thür und ſtreichelte den Hund.

Nicht lange, und er hörte, daß die Thür der Wohnſtube aufflog und ſein Name laut in den Flur gerufen wurde. Bedächtig ſchritt er in das Frauengemach und fand hier arge Zerſtörung. Ein zierlicher Korb ſtand auf dem Tiſch, zerſtreute Blumen lagen umher und zwei kleine Pelzhandſchuhe mit großen Krallen an den Fingerſpitzen lagen wie abgeſchlagene Tatzen eines Raubthiers auf dem Boden. Laura aber ſaß vor ihnen und ſchluchzte laut.

„Holla," rief Hummel, „gehört das auch zum Pathenvergnügen?"

„Heinrich," rief die Gattin heftig, „deinem Kinde iſt eine

Beleidigung widerfahren. Der Doctor hat gewagt, deiner Tochter dies zu ſenden."

„Ei," rief Hummel, „Katzenpfoten, und gar mit Krallen! Warum nicht, die werden warm halten in der Kirche, du kannſt den Doctor ja damit anfaſſen."

„Es ſoll ein Scherz ſein," rief Laura unter heißen Thränen, „weil ich ihn oben zuweilen geneckt habe. Eine ſolche Unzartheit hätte ich ihm niemals zugetraut."

„Kennſt du ihn ſo gut?" frug Hummel. „Nun, da es ein Spaß ſein ſoll, wie du ſagſt, ſo nimm es auch als einen Spaß. Dieſe Feuchtigkeit iſt unnöthig."

„Was ſoll jetzt geſchehen?" rief die Mutter, „kann ſie nach dieſer Beleidigung noch mit ihm Pathe ſtehen?"

„Ich ſollte meinen," verſetzte Hummel ironiſch. „Dieſe Beleidigung iſt eine Kinderei gegen andere Beleidigungen, gegen Hausmauern, Glockenſpiel und Hundegift. Wenn ihr das alles hinunterſchlucken konntet, warum nicht auch die Katzenpfoten?"

„Sie hat ihm ſelbſt ein Taſchentuch geſäumt und geſtickt," rief die Mutter wieder, „und ſie hatte ſich die größte Mühe gegeben noch fertig zu werden."

„Das ſende ich nicht hinüber," rief Laura.

„Alſo ſie hat es ſelber geſäumt und geſtickt?" wiederholte Herr Hummel. „Es iſt doch hübſch, wenn man mit ſeinen Nachbarn in Freundſchaft lebt. Ihr ſeid ein weiches Völkchen, und ihr nehmt die Sache zu ernſthaft. Das ſind ja Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und bei denen man nichts denken ſoll. So handelt doch nach euren Worten. Jetzt gerade müßt ihr das Zeug hinüber ſchicken, und ihr müßt euch gegen ihn und Jedermann gar nichts merken laſſen. Behaltet die Verachtung innerlich."

„Der Vater hat Recht," rief Laura aufſpringend, „hinweg mit dem Tuch. Und meine Rechnung mit dem Doctor ſei für immer geſchloſſen."

„So iſt's recht," beſtätigte Hummel, „wo iſt der Lappen? Fort damit."

Das Tuch lag bereits auf einer Platte in feines blaues Papier geſchlagen, ebenfalls von Frühlingsblumen umgeben. „Dies alſo iſt das Geſäumte und Geſtickte? wir ſchicken es ſogleich hinüber." Er nahm die Platte vom Tiſch und trug ſie eilig in die Fabrik, von dort ging das blaue Packet mit vielen Empfehlungen für den Herrn Gevatter in das Haus der Feinde.

Frau Hahn brachte Gruß und Gabe in das Zimmer ihres Sohnes. „Ah, das iſt eine liebe Aufmerkſamkeit," rief der Doctor und betrachtete angelegentlich die Blumen.

„Es kommt ab, daß man auch den Herren etwas ſendet," ſprach die Mutter behaglich, „ich hab's immer für eine hübſche Einrichtung gehalten, man ſollte an ſo etwas nicht rütteln." Neugierig entfaltete ſie das Papier und ſah ſehr betroffen aus. Ein bedrucktes baumwollenes Taſchentuch lag darin, lederartig, aus groben Fäden gewebt. Es konnte noch eine Atrappe ſein, in dieſer Hoffnung breitete ſie es auseinander, aber nichts war daran zu ſehen als ein grimmiger Kopf in den Teufelsfarben Roth und Schwarz. „Das iſt kein hübſcher Scherz!" rief die Mutter gekränkt.

Der Doctor ſah vor ſich nieder. „Ich habe Laura Hummel zuweilen geärgert. Dies hat wohl Bezug auf eine Neckerei, die wir gehabt haben. Bitte, Mutter, ſetze die Blumen in ein Glas." Er nahm das Tuch, verbarg es in einer Schublade und beugte ſich wieder über die Schrift. „Das hätte ich Laura doch nicht zugetraut," fuhr die Mutter bekümmert fort. Da aber der Sohn weitere Klagen nicht begünſtigte, ſtellte ſie ihm die Blumen zurecht und verließ das Zimmer, die Kränkung ihres Kindes in mütterlichem Herzen umherwälzend.

Der Wagen fuhr vor und der Doctor ſtieg ein, die Gevatterin abzuholen. „Er kann nur gleich auf der andern Seite wieder herauskriechen," ſagte Herr Hummel am Fenſter, „die

Hausthüren ſind nahe genug.“ Durch eine ſchwierige Wendung gelangte der Feſtwagen an die Treppe des Herrn Hummel, der Lohndiener öffnete den Schlag, aber bevor der Doctor die Stufen hinaufdringen konnte, erſchien Suſanne auf der Treppe und rief hinunter: „Bemühen Sie ſich nicht erſt herein, das Fräulein wird ſogleich kommen.“ Laura ſchwebte von den Stufen herab, ganz in Weiß, wie in eine Schneewolke gehüllt. Wie ſchön ſah ſie heut aus! Zwar die Wangen waren bleicher als gewöhnlich und die Augenbrauen finſter zuſammengezogen, aber der ſchwermüthige Zug gab ihrem Antlitz eine bezaubernde Würde. Sie vermied den Doctor anzuſehen, bewegte ihr Haupt nur ein wenig auf ſeinen Gruß, und als er die Hand bot, ihr Einſteigen zu unterſtützen, fuhr ſie an ihm vorüber und ſetzte ſich auf ihren Platz, als ſei er gar nicht vorhanden. Mit Mühe fand er Raum an ihrer Seite, ſie nickte noch einmal über ihn weg nach der Treppe, auf welcher jetzt Herr Hummel ſtand, der heut viel aufgeräumter ausſah als ſein Kind. Schwerfällig trabten die Roſſe vorwärts, die bleiche Laura ſah weder nach rechts noch links. Es iſt ihr erſtes Pathenamt, dachte der Doctor, iſt das feierliche Stimmung? Oder iſt es Reue über das bunte Tuch? Er ſah nach ihren Händen, die Handſchuhe, die er ihr geſandt, waren nicht darauf zu ſehen. Habe ich gegen die Mode geſündigt? dachte er wieder, oder waren ſie zu groß für die kleine Hand?

Er ſchweigt, dachte ſie, das iſt ſein böſes Gewiſſen, er denkt an die Katzenkrallen, und für mein Taſchentuch hat er kein Wort des Dankes. Ich habe mich doch ſehr in ihm geirrt. Und die Betrachtung wurde ihr ſo wehmüthig, daß ihr wieder eine Thräne in die Augen ſtieg, ſie aber preßte heftig die Lippen aneinander, drückte ſich ſelbſt den Daumen der rechten Hand und zählte in der Stille von eins bis zehn, ein altes Mittel, das ihr ſchon früher heftige Gefühle gebändigt hatte.

So kann das nicht bleiben, dachte der Doctor, ich muß ſie anreden. „Sie haben die Handſchuhe, die ich Ihnen zu ſenden wagte, nicht brauchen können," begann er beſcheiden, „ich habe gewiß recht ungeſchickt gewählt."

Das war zu viel. Laura wandte den Kopf mit heftiger Bewegung nach dem Doctor, er ſah einen Augenblick in zwei rollende zornige Augen und hörte die verächtlichen Worte: „Ich bin keine Katze." Und wieder zuckten ihre Lippen und ſie drückte krampfhaft die Hand zuſammen.

Fritz ſann erſtaunt darüber nach, ob Handſchuhe, welche Falten werfen, jemals ein charakteriſtiſches Kennzeichen unſerer Hausthiere geweſen ſein könnten. Er fand die Beziehung unergründlich. Wie ſchade, daß ſie Launen hat! Nach einer Weile begann er von Neuem: „Ich fürchte, die Zugluft wird Ihnen läſtig, ſoll ich das Fenſter ſchließen?"

„Ich danke," ſagte Laura mit eiſiger Kälte.

„Wiſſen Sie etwas über den Namen des Täuflings?" frug der Doctor weiter.

„Er ſoll Fritz heißen," erwiederte Laura, und zum zweiten Mal traf ein flammender Zornesblick ſeine Brillengläſer, dann trat wieder Profilſtellung mit Ohrläppchen und Naſenſpitze ein.

Ach, ſie war trotz dem Gewitter, das aus ihr blitzte, in dieſem Augenblick wunderſchön, und der Doctor konnte ſich das nicht verhehlen. Sie aber fühlte jetzt ebenfalls die Verpflichtung etwas zu reden, und begann über die Schulter: „Ich finde den Namen ſehr gewöhnlich."

„Da es mein eigener Name iſt und ich ihn jeden Tag hören muß," verſetzte der Doctor, ſo darf ich Ihnen vor Andern Recht geben. Es iſt wenigſtens ein deutſcher Name," fügte er gutmüthig hinzu, „es iſt unrecht, daß man dieſe ſo ſehr vernachläſſigt."

„Da mein Name auch aus der Fremde ſtammt," entgegnete Laura wieder über die Achſel, „ſo habe ich ein Recht, fremde Namen für gewählter zu halten."

Wenn ſie den ganzen Tag ſo bleibt, dachte Fritz entmuthigt, werden die nächſten Stunden peinlich ſein.

Bei Tiſche muß ich auch neben ihm ſitzen und den Hohn ertragen, dachte ſie. Ach, das Leben legt Schreckliches auf.

Sie fuhren am Taufhauſe vor, beide froh, daß ſie wieder unter Menſchen kamen. Als ſie in die Zimmer traten, ſtoben ſie nach den entgegengeſetzten Seiten auseinander. Aber natürlich mußten ſie zuerſt die junge Mutter begrüßen und ihre Bahnen ſtießen hier wieder zuſammen. Als Laura ſich zu der Pathe wandte, trat auch der Doctor von der andern Seite dazu. Und der guten Pathe fiel wieder jener Tag ein, wo die Beiden ebenſo feierlich in ihre Sommerwohnung gekommen waren, und ſie konnte ſich nicht enthalten, zu rufen: „Das hat etwas zu bedeuten, da ſeid ihr ja wieder zuſammen, ihr lieben Kinder.“ Laura erhob ſtolz das Haupt und erwiederte: „Nur, weil Sie es durchaus ſo gewollt haben.“

Man fuhr zur Kirche. Der Geiſtliche that alles Mögliche, dem Täuflinge in dieſem und jenem Leben gute Freundſchaft zu ſichern, und der kleine Fritz umkreiſte auf den Armen ſeiner Pathen widerwillig den Taufſtein. Als er aber dem großen Fritz überliefert wurde, brach er in ein zorniges Geſchrei aus, und Laura ſah mit Verachtung, wie der Doctor beunruhigt wurde und ungeſchickte Verſuche machte, durch Heben und Senken der Arme den Schreihals mit ſeinem Anblicke zu verſöhnen; bis ihm zuletzt die Hebamme — eine ſehr entſchloſſene Frau — aus der Noth half.

Je weiter die Sonne herab ſank, deſto unerträglicher wurde die Pflicht des Tages. Bei dem Taufeſſen gingen alle ſchwarzen Ahnungen Laura's in Erfüllung, ſie ſaß neben dem Doctor. Es war beiden ein ausgezeichnet behagliches Mahl. Der Doctor wagte noch einige Anläufe, ihre unbegreifliche Stimmung zu durchbrechen, er hätte ebenſo leicht mit einem Schwefelholz das Eis eines Gletſchers aufgethaut, denn jetzt war Laura an die kalte Luft geſelliger Nichtachtung gewöhnt. Sie ſprach ausſchließlich mit dem Taufvater, der auf ihrer andern Seite ſaß, und fand in der Unterhaltung mit dem heitern Manne die Schwungkraft des Geiſtes wieder, während Fritz immer ſtiller wurde und ſeine Nachbarin zur Linken, eine freundliche junge Frau, auffallend vernachläſſigte. Es wurde noch ärger. Denn als der Braten herannahte, kam der Mitgevatter, ein Stadtrath und ſonſt ein Mann von Welt und Wort, hinter den Stuhl des Doctors und erklärte, daß er den Toaſt auf den Täufling auszubringen keineswegs geſonnen ſei, weil ihm ein Kopfſchmerz alle Gedanken nehme, und daß der Doctor an ſeiner Stelle zu reden habe. Dem Doctor aber war dieſe Möglichkeit gar nicht eingefallen, und ihm war ſo unbehaglich zu Muthe, daß er ſich ebenfalls leiſe aber ernſthaft gegen die Zumuthung auflehnte. Laura hörte wieder mit tiefer Verachtung den Kampf der beiden Herren um eine Stilübung, die noch dazu nicht einmal ſchriftlich war. Auch der Hausherr wurde aufmerkſam und über die Geſellſchaft kam eine gewiſſe peinliche Erwartung, welche in der Regel nicht die Wirkung hat, widerwilligen Tiſchrednern ihre Geiſteskräfte zu beflügeln, ſondern vielmehr zu banger Gedankenloſigkeit herabzudrücken. Eben war der Doctor im Begriff, doch ſeine Pflicht zu thun, als Laura ihm noch einen kalten Blick gönnte, dann aufſtand und an das Glas ſchlug. Ein lautes Bravo begrüßte ſie und ſie ſprach zu ihrem eigenen Erſtaunen und zur Freude aller Anweſenden: „Da die Herren Pathen ihrer Pflicht ſo wenig eingedenk ſind, ſo bitte ich um Verzeihung, daß ich unternehme, was ſie hätten thun ſollen.“ Darauf brachte ſie tapfer ein Hoch aus. Es war ein ſehr gewagtes Unternehmen, aber es war gelungen und ſie wurde mit Beifall überſchüttet. Auf den Doctor dagegen richteten ſich jetzt die Stachelreden ſämmtlicher Herren. Es iſt wahr, er zog ſich noch erträglich heraus, denn die verzweifelte Lage gab ihm ſeine Kraft wieder, ja er hatte die Unverſchämtheit, zu erklären, daß er abſichtlich gezögert, um der Geſellſchaft die Freude zu bereiten, welche Allen durch die Beredtſamkeit ſeiner Nachbarin geworden ſei. Darauf hielt er einen luſtigen Vortrag über alles Mögliche, und als Alle lachten und Keiner mehr wußte wo er hinaus wollte, machte er eine kühne Wendung auf die Pathen und brachte die Geſundheit dieſer Menſchenclaſſe aus, und insbeſondere die ſeiner Nachbarin. Für die Anweſenden war das gut genug, für Laura war es ein unleidlicher Hohn und Heuchelei. Und als ſie mit ihm anſtoßen mußte, ſah ſie ihn wieder ſo feindſelig an, daß er ſich ſchnell von ihr zurückzog.

Jetzt aber begann er ihr in ſeiner Weiſe Gleichgültigkeit zu zeigen, er ſprach laut mit ſeiner Nachbarin, er trank mehre Gläſer Wein. Laura rückte ihren Stuhl von ihm ab und dachte, er trinkt am Ende gar zu viel, er wurde ihr unheimlich, und jetzt wurde ſie ſtiller. Der Doctor aber achtete gar nicht mehr darauf, er ſchlug wieder an das Glas und hielt noch eine Rede, und die war ſo poſſirlich, daß die Anweſenden dadurch in die glücklichſte Stimmung verſetzt wurden. Laura aber ſaß ſtarr wie ein Steinbild und ſah ihn nur manchmal verſtohlen von der Seite an. Darauf verließ der Doctor ganz ſeine Nachbarin, der Stuhl neben ihr ſtand leer, er hatte, um bildlich zu ſprechen, das baumwollene Taſchentuch darauf gelegt, ſie aber die kleinen Pelzhandſchuhe, daß der leere Stuhl unter ſeiner unſichtbaren Laſt recht unheimlich ausſah, und der Doctor ging hinter der Tafel herum und machte kleine Beſuche, und wo er anhielt, gab es Lachen und Anſtoßen der Gläſer. Und als er die Runde um den Tiſch geendet hatte, und zu Wirth und Wirthin trat, hörte Laura, wie dieſe ihm für den luſtigen Abend dankten und ſeine frohe Laune rühmten.

So kehrte er zu ſeinem Platz zurück. Und jetzt hatte er ſogar die Unverſchämtheit ſich an Laura zu wenden. Mit einem Ausdruck, in welchem Laura deutlich den Hohn erkannte, hielt er ihr unterm Tiſch die Hand hin und ſagte: „Machen wir Friede, böſe Frau Gevatterin; reichen Sie mir Ihre Hand.“ Da empörte ſich Laura's ganzes Herz, ſie rief: „Sogleich ſollen Sie meine Hand haben." Sie griff ſchnell in eine geheime Taſche, fuhr in einen Katzenhandſchuh und kratzte ihn damit auf die Rückſeite ſeiner Hand. „Da nehmen Sie den Händedruck, den Sie verdienen."

Der Doctor fühlte einen ſcharfen Schmerz, fuhr mit der Hand in die Höhe und ſah dieſe durch einige rothe Striche tätowirt. Laura aber warf ihm den Handſchuh in den Schoß und ſetzte dazu: „Wäre ich ein Mann, ich machte Ihnen auf andere Weiſe fühlbar, daß Sie mich beleidigt haben."

Der Doctor blickte um ſich, ſeine Nachbarin zur Linken war aufgeſtanden, auf der andern Seite bildete der Hausherr, über den Tiſch gebeugt, harmlos einen Wall gegen die Außenwelt. Dann ſah er erſtaunt auf den Fehdehandſchuh in ſeinem Schoß, Alles war ihm unbegreiflich, nur das Eine empfand er, daß Laura trotz ihrer Leidenſchaft von hinreißender Schönheit war.

Auch er fuhr mit der Hand in ſeine Taſche und ſagte: „Glücklicherweiſe bin ich in der Lage, auf dieſe Riſſe Ihr Geſchenk von heut Morgen legen zu können." Er holte das roth und ſchwarze Tuch hervor und mühte ſich, daſſelbe um die verwundete Hand zu ſchlingen, wobei nicht zu vermeiden war, daß die Hand ein unheimliches, mörderiſches Ausſehen erhielt. Als Laura die blutigen Schrammen ſah, erſchrak ſie, aber ſie wußte ihre Reue tapfer zu verbergen und warf ihm nur die kalten Worte zu: „Wenigſtens wird für Ihre Hand beſſer ſein, wenn Sie mein Tuch zum Verband nehmen, als dieſes ſteife Leder."

„Es iſt Ihr Tuch," verſetzte der Doctor traurig.

„Das iſt noch ſchlimmer, als alles Andere," rief Laura mit bebender Stimme. „Sie haben heut eine Art mit mir zu verkehren, die für mich entwürdigend iſt, und ich frage Sie, was habe ich gethan, um ſolche Behandlung zu verdienen?"

„Was habe denn ich gethan, daß Sie mir dieſe Vorhaltung machen?" frug der Doctor. „Sie haben mir heut Morgen dieſen Gevattergruß geſandt."

„Ich?" rief Laura, „Sie haben mir dieſe Katzenpfoten geſandt, aber nicht ich dies Tuch. Mein Tuch hatte nichts von den Reizen dieſes bunten Drucks, es war nur weiß."

„Ebenſo darf ich von meinen Handſchuhen ſagen, ſie hatten nicht den Vorzug Krallen zu beſitzen, es war gewöhnliches Leder."

Laura wandte ſich zu ihm hin und ſtarrte ihm ängſtlich in das Geſicht. „Iſt das wahr?"

„Es iſt wahr," verſicherte der Doctor mit überzeugender Aufrichtigkeit, „von dieſen Pelzhandſchuhen weiß ich nichts."

„Dann ſind wir beide Opfer einer Täuſchung," rief Laura beſtürzt. „O, verzeihen Sie mir, vergeſſen Sie, was geſchehen iſt." Und den Zuſammenhang ahnend fuhr ſie fort: „Ich bitte Sie, ſprechen wir nicht mehr davon. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Tuch umbinde." Er hielt ihr die Hand hin, ſie trocknete ihm die Finger mit ihrem Tuche und ſchlang es haſtig über die Riſſe. „Es iſt zu klein zum Verbande," ſagte ſie traurig, „wir müſſen Ihr eigenes darüber legen. Das war ein häßlicher Tag, Herr Doctor, o vergeſſen Sie und ſein Sie mir nicht böſe."

Böſe war der Doctor keineswegs, und das war auch aus der eifrigen Unterhaltung zu erkennen, in welche beide jetzt verſanken. Denn beiden war das Herz leicht geworden, und ſie waren bemüht einander das gegenſeitig zu beweiſen. Als der Wagen ſie vor ihren Thüren abſetzte, gab es einen herzlichen Nachtgruß.

Am nächſten Morgen trat Herr Hummel in Laura's Geheimzimmer und legte ein blaues Papier auf den Tiſch. „Da iſt geſtern ein Irrthum vorgefallen," ſagte er, „hier haſt du, was dir gehört." Laura öffnete ſchnell das Papier, ihr geſticktes Tuch lag darin. „Dem Doctor drüben habe ich ſeine Handſchuhe auch zurückgeſchickt und eine Empfehlung dazu, und ich habe ihm auch ſagen laſſen, es ſei ein Verſehen, und ich, der Vater Hummel, ſendete ihm, was ihm gehörte."

„Vater," rief Laura ihm gegenübertretend, „dieſe neue Kränkung war nicht nöthig. Mir magſt du anthun, was dir dein Haß gegen die Nachbarn eingibt, aber daß du nach Allem, was geſtern geſchehen iſt, aufs Neue einen Dritten verletzen kannſt, das iſt grauſam von dir. Dies Tuch gehört dem Doctor. Und da ich es zurückerhalte, werde ich es ihm bei erſter Gelegenheit wieder geben."

„Richtig," ſagte Hummel, „es iſt von dir mit eigenen Händen geſäumt und geſtickt. Thue jetzt, was du vor deinem Kopfe verantworten kannſt. Du weißt aber, und auch er weiß, was ich von dieſen Artigkeiten zwiſchen hier und dort halte. Willſt du gegen meinen entſchiedenen Willen handeln, ſo wage es. Auf einen Geſchenkfuß mit den Hähnen möchte ich unſere Wirthſchaft nicht einrichten, weder in Kleinem, noch in Größerem. Da du, wie ich höre, bei den Miethern mit dem Doctor oft zuſammenkommſt, ſo wird es gut ſein, wenn du auch daran denkſt. Dies ſollte eine Erinnerung ſein." Er ging gemüthlich zur Thür hinaus und ließ ſeine Tochter im Aufruhr gegen ſein hartes Regiment zurück. Sie hatte nicht gewagt, dem Vater zu widerſprechen, denn er war heut, abweichend von ſeinem polternden Weſen, in ruhiger Haltung und ſie fühlte aus ſeinen Worten einen Sinn, der ihr den Mund ſchloß und das Blut in die Wangen trieb. Und es wurde für das geheime Tagebuch ein ſtürmiſcher Vormittag.

Herr Hummel war auf ſeinem Comtoir mit einer Lieferung von Soldatenkäppis beſchäftigt, als ihn ein Klopfen ſtörte und zu ſeiner Verwunderung Fritz Hahn eintrat. Hummel blieb würdig ſitzen, bis der achtungsvolle Gruß des Andern vollzogen war, dann erhob er ſich langſam und begann im Geſchäftston: „Was ſteht zu Ihren Dienſten, Herr Doctor? Wenn Sie einen feinen Filzhut nöthig haben, wie ich annehme, ſo iſt das Verkaufslokal eine Treppe tiefer."

„Ich weiß es,“ verſetzte der Doctor artig. „Ich komme zunächſt Ihnen für das Tuch zu danken, das Ihre Güte mir ausgeſucht und geſtern zum Geſchenk gemacht hat.“

„Nicht übel,“ ſagte Hummel. „Es iſt der alte Blücher darauf gemalt; er iſt ein Stück Landsmann von mir und ich dachte, daß Ihnen das Tuch deswegen angenehm ſein würde.“

„Ganz recht,“ antwortete Fritz, „ich werde es mir als Andenken ſorgfältig aufheben. Ich verbinde mit meinem Dank die Bitte, daß Sie dieſe Handſchuhe hier Fräulein Laura überreichen. Wenn geſtern bei der Uebergabe ein Verſehen vorgefallen iſt, wie Sie mir freundlich mittheilen ließen, ſo habe ich daran keine Schuld. Da dieſe Handſchuhe Ihrem Fräulein Tochter bereits gehören, ſo bin ich natürlich außer Stande, dieſelben zurückzunehmen.“

„Wieder nicht übel,“ ſagte Hummel, „aber Sie ſind im Irrthum. Die Handſchuhe gehören meiner Tochter ganz und gar nicht, ſie ſind von Ihnen gekauft und von meiner Tochter mit keinem Auge geſehen worden. Und ſie ſind heut früh zum Eigenthümer zurückgewandert.“

„Verzeihung,“ erwiederte Fritz, „wenn ich Sie ſelbſt als Zeugen gegen Ihre Worte in Anſpruch nehme, die Handſchuhe ſind geſtern als ein landesübliches Geſchenk an Fräulein Laura geſchickt worden, Sie ſelbſt haben dem Boten die Sendung abgenommen, und durch Ihre Worte die Annahme beſtätigt. Die Handſchuhe ſind alſo durch Ihre eigene Mitwirkung Eigenthum des Fräuleins geworden, und ich habe durchaus kein Anrecht darauf.“

„Kein Advocat kann einen Fall beſſer ins Licht ſetzen,“ entgegnete Herr Hummel mit Behagen. „Es iſt nur ein Uebelſtand dabei. Dieſe Handſchuhe waren undeutlich, denn ſie lagen in Papier und Blumen verſteckt, wie ein Froſch im Graſe. Hätten Sie mir die Handſchuhe offen und mit der Bitte, ſie meiner Tochter zu geben, in dies Comtoir gebracht, ſo würde ich Ihnen ſchon geſtern geſagt haben, was ich Ihnen jetzt ſage, daß ich Sie nämlich für einen ganz wackern jungen Mann halte, und daß ich nichts dawider habe, wenn Sie jeden Tag Pathe ſtehen, daß ich aber ſehr viel dawider habe, wenn Sie meiner Tochter irgend etwas von dem beweiſen, was man hier zu Lande Artigkeit nennt. Ich bin gegen Ihr Haus nicht artig, und ich will es nicht ſein. Deshalb kann ich auch nicht zugeben, daß Sie gegen meine Leute artig ſind. Denn was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig."

„Ich bin wieder in der unangenehmen Lage," antwortete der Doctor, „Sie durch Ihre eigenen Thaten widerlegen zu müſſen. Sie ſelbſt haben mir geſtern die Ehre einer Artigkeit erwieſen. Da Sie mir als perſönliches Zeichen Ihres Wohlwollens ein Tuch geſchenkt haben, worauf ich, der ich nicht Ihr Mitgevatter bin, gar keinen Anſpruch hatte, ſo darf auch ich ſagen, was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig. Und gerade Sie werden gar nichts einwenden dürfen, wenn ich dieſe Handſchuhe in Ihr Haus ſende."

Hummel lachte. „Alle Hochachtung, Herr Doctor; Sie haben nur vergeſſen, daß Vater und Tochter nicht ganz daſſelbe ſind. Ich habe nichts dagegen, daß Sie mir gelegentlich ein Geſchenk machen, wenn Sie dieſem Triebe nicht widerſtehen können. Ich werde mir dann überlegen, was ich Ihnen dagegen zuſchicken kann. Wenn Sie alſo meinen, daß dieſe Handſchuhe für mich paſſend ſind, ſo will ich ſie als eine Ausgleichung zwiſchen uns beiden behalten. Und wenn ich einmal mit Ihnen zuſammen Pathe ſtehen ſollte, werde ich ſie über meine Daumen ziehen und Ihnen vorzeigen."

„Ich habe ſie Ihnen als Eigenthum Ihrer Tochter übergeben," erwiederte Fritz mit Haltung, „wie Sie weiter damit verfahren, darüber ſteht mir keine Entſcheidung zu, nur ein Wunſch."

„So iſt es recht, Herr Doctor," ſtimmte Hummel bei, „die Sache iſt zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgemacht, und wir ſind mit einander zu Ende."

„Noch nicht ganz,“ verſetzte der Doctor. „Was jetzt kommt, iſt allerdings eine Forderung an Sie. Auch Fräulein Laura hat als meine Gevatterin mir ein Tuch beſtimmt und überſandt. Das Tuch iſt nicht in meine Hände gekommen, ich habe unzweifelhaft das Recht, auch dieſes Tuch als mein Eigenthum zu betrachten, und ich erſuche Sie ergebenſt, die Zuſendung zu bewirken.“

„Oho,“ rief Hummel, und der Bär in ihm regte ſich. „Das ſieht aus wie Trotz, und darauf gebührt eine andere Sprache. Mit meinem Willen erhalten Sie das Tuch nicht, es iſt meiner Tochter zurückgegeben, und wenn ſie es Ihnen noch einhändigt, handelt ſie als ein ungehorſames Kind gegen das Gebot ihres Vaters.“

„Dann alſo iſt meine Abſicht, Sie zum Widerruf dieſes Verbotes zu veranlaſſen,“ antwortete der Doctor nachdrücklich. „Sie haben, wie ich geſtern zufällig bemerkte, die überſandten Handſchuhe mit anderen vertauſcht, welche bei Fräulein Laura den Glauben anregen mußten, daß ich ein unverſchämter und ſchaler Spaßmacher ſei. Solche hinterliſtige Kränkung eines Fremden, ſelbſt wenn er ein Gegner wäre, ziemt keinem redlichen Mann.“

Hummels Augen wurden groß und er trat einen Schritt zurück. „Alle Wetter,“ brummte er, „iſt ſo etwas möglich? ſind Sie der Sohn Ihres Vaters? ſind Sie Fritz Hahn, der junge Humboldt? Sie können ja grob ſein wie ein Bürſtenbinder.“

„Nur wo es nöthig iſt,“ verſetzte Fritz. „Ich habe mir in meinem Verhalten gegen Sie nie einen Mangel an Zartgefühl zu Schulden kommen laſſen, Sie aber haben gegen mich ein Unrecht begangen, und Sie ſind mir eine Genugthuung ſchuldig. Als ehrlicher Mann werden Sie mir dieſe geben und meine Genugthuung ſoll das Tuch ſein.“

„Es iſt hinreichend,“ unterbrach ihn Hummel, die Hand erhebend, „das alles nutzt Ihnen nichts. Denn ich will Ihnen, da wir unter uns ſind, geradezu ſagen, ich habe das nicht, was Sie Zartgefühl nennen. Wenn Sie ſich durch mich gekränkt fühlen, ſo wäre mir das in der Stille leid, inſofern ich Sie als einen muthigen jungen Mann vor mir ſehe, der auch ſeine Grobheit hat. Wenn ich mir aber wieder bedenke, daß Sie Fritz Hahn heißen, ſo kommt mir die Meinung, daß es mir ganz recht iſt, wenn Sie ſich durch mich gekränkt fühlen. Und damit müſſen Sie ſich begnügen.“

„Was Sie mir ſagen,“ entgegnete Fritz, „iſt zwar unhöflich, aber redlich iſt es nicht. Und ich gehe mit der Empfindung von Ihnen, daß Sie gegen mich etwas gut zu machen haben. Dies Gefühl iſt für mich jedenfalls angenehmer, als wenn ich in Ihrer Lage wäre.“

„Ich ſehe, wir verſtehen uns in allen Dingen,“ erwiederte Hummel, „wie zwei Geſchäftsleute, die beide ihren Vortheil gehabt haben. Ihnen iſt angenehm, daß ich ein Unrecht gegen Sie habe, und mir macht es keinen Kummer. So ſoll es bleiben, Herr Doctor. Wir ſind in unſerm Herzen und vor der Welt Feinde, im Uebrigen aber alle Hochachtung.“

Der Doctor verneigte ſich und ſchied aus dem Comtoir, Herr Hummel ſah nachdenklich auf die Stelle, wo er geſtanden hatte.

Er war den ganzen Tag in einer milden und menſchenfreundlichen Stimmung, die er zunächſt dadurch bewies, daß er mit ſeinem Buchhalter philoſophirte. „Haben Sie auch einmal Bienenzucht getrieben?“ frug er ihn über den Comtoirtiſch.

„Nein, Herr Hummel,“ antwortete dieſer, „wie ſollte ich dazu kommen?“

„Es fehlt Ihnen an Unternehmungsgeiſt,“ fuhr Hummel tadelnd fort, „warum wollen Sie ſich dieſes Vergnügen nicht gönnen?“

„Ich wohne ja in einer Dachſtube, Herr Hummel.“

„Thut nichts, die neuen Erfindungen erlauben den Bienengenuß in einem Tabakskaſten. Sie ſetzen den Schwarm hinein, öffnen das Fenſter und ſchneiden von Zeit zu Zeit Ihren Honig heraus. Sie können dabei ein reicher Mann werden. Sie ſagen, daß dieſes Geſchmeiß Ihre Hausleute und Nachbarn ſtechen wird, haben Sie keine Sorge, ſolche Rückſichten ſind altfränkiſch. Folgen Sie doch dem Beiſpiel gewiſſer anderer Leute, die auch ihre Bienenſtöcke an die Straße ſetzen, um die Ausgaben für Zucker zu erſparen."

Der Buchhalter wollte dieſem Vorſchlag zur Güte nicht widerſprechen. „Wenn Sie meinen," verſetzte er nachgiebig.

„Den Teufel meine ich, Herr," brach Hummel los, „laſſen Sie ſich nicht einfallen, mit einem Bienenſchwarm in der Taſche in mein Comtoir zu kommen, ich bin entſchloſſen, dergleichen Unfug unter keinen Umſtänden zu dulden. Für dieſe Gaſſe bin ich Hummel genug, und ich verbitte mir jede Art von Summen und Schwärmen um Haus und Hof."

Als er am Nachmittag mit Frau und Tochter im Garten luſtwandelte, hielt er plötzlich an. „Was war es doch, das hier durch die Luft flog?"

„Es war ein Käfer," ſagte ſeine Frau.

„Es war eine Biene," ſagte Herr Hummel. „Sollte dieſes Geſindel ſchon ausfliegen? Wenn es etwas gibt, was ich nicht leiden kann, ſo ſind es Bienen. Richtig, da iſt wieder eine. Sie beläſtigt dich, Philippine."

„Ich kann's nicht ſagen," antwortete dieſe.

Aber wenige Augenblicke darauf flog eine Biene unleugbar um Laura's Locken, und Laura mußte ſich mit ihrem Sonnenſchirme gegen die kleine Arbeiterin vertheidigen, welche die Wangen des Mädchens mit einem Pfirſich verwechſelte. „Es iſt auffallend," ſagte Hummel zu den Frauen, „das war doch ſonſt nicht ſo arg. In einem hohlen Baum des Parks muß ſich ein Bienenſtock etablirt haben, dergleichen kommt vor. Da draußen ſchläft der Parkwächter auf einer Bank, froh, daß ihn ſelber Niemand ſtiehlt. Du ſtehſt ja gut mit dem Manne, mache ihn doch darauf aufmerkſam. Das Ungeziefer iſt unleidlich.“

Frau Hummel ließ ſich zu einer Frage verleiten, der Wächter verſprach aufzumerken, kam nach einer Weile wieder an den Zaun und rief leiſe: „Pſt, Madame Hummel.“

„Der Mann ruft dich,“ ermahnte Hummel.

„Sie kommen aus dem Garten des Herrn Hahn,“ berichtete vorſichtig der Parkwächter, „dort ſteht jetzt ein Bienenſtock.“

„Wirklich?“ frug Hummel, „iſt es möglich, ſollte Hahn dieſe Liebhaberei gewählt haben?“ Laura ſah unruhig auf den Vater. „Ich bin ein friedlicher Mann, Wächter, und ich kann meinem Nachbar nicht zutrauen, daß er uns ſolchen Tort anthut.“

„Es iſt ſicher, Herr Hummel,“ ſagte der Parkwächter, „ſehen Sie dort das gelbe Ding?“

„Richtig,“ rief Hummel kopfſchüttelnd, „es iſt gelb.“

„Laß gut ſein, Heinrich, vielleicht wird es nicht ſo arg,“ begütigte ſeine Frau.

„Nicht ſo arg?“ frug Hummel zornig. „Soll ich zuſehen, wie ſich die Bienen auf deine Naſenſpitze ſetzen, ſoll ich dulden, daß meine Frau den ganzen Sommer eine Kugel vor ſich herträgt, ſo groß wie ein Apfel? Laß nur gleich eine Stube für den Chirurgus zurecht machen, er wird doch die nächſten Monate nicht aus unſerm Hauſe kommen.“

Laura trat an den Vater: „Ich ſehe dir's an, du willſt mit dem Nachbar wieder Streit anfangen; wenn du mich liebſt, thu' es nicht. Ich kann dir nicht ſagen, Vater, wie ſehr mir dieſes Gezänk zuwider iſt. Ich habe genug darunter gelitten.“

„Ich glaube dir's,“ erwiederte Hummel gemüthlich. „Aber gerade weil ich dich liebe, muß ich bei guter Zeit dieſen Injurien von drüben ein Ende machen, bevor dieſes beflügelte Zeug ſeinen Honig aus unſerm Garten hinüberträgt. Ich will dich von keiner Nachbarbiene anfallen laſſen, verſtehſt du?“

Laura wandte ſich ab und ſah finſter in das Waſſer, auf welchem abgefallene Kätzchen der Birken langſam der Stadt zuſchwammen. „Thun Sie etwas Uebriges, Wächter, um den Frieden zwiſchen Nachbarn zu erhalten,“ fuhr Hummel fort, „und richten Sie Herrn Hahn meine Empfehlung und die Bitte aus, er möchte ſeine Bienen anbinden, damit ich nicht in die Lage komme, wieder die Polizei zu Hilfe zu rufen.“

„Ich will ihm ſagen, Herr Hummel, daß die Bienen der Nachbarſchaft läſtig werden. Denn es iſt wahr, die Gärten ſind klein.“

„Sie ſind ja ſo enge, daß man ſie in einer Schachtel auf dem Weihnachtsmarkt verkaufen kann,“ räumte Hummel bereitwillig ein. „Thun Sie's auch aus Erbarmen mit den Bienen ſelbſt. Unſere drei Märzbecher werden als Futter nicht lange verhalten. Und nachher bleibt ihnen nichts übrig, als das eiſerne Gitter zu benagen.“ Er gab dem Wächter einige Groſchen und fügte für ſeine Frau und Tochter hinzu: „Um des lieben Friedens willen, ihr ſeht, wie ſehr ich den Nachbar ſchone.“

Die Frauen kehrten gedrückt und voll trüber Ahnung in das Haus zurück.

Da der Wächter ſich nicht wieder ſehen ließ, lauerte ihm Hummel am nächſten Tage auf. „Nun?“ frug er.

„Herr Hahn meinte, die Stöcke wären weit von der Straße hinter Gebüſch. Sie beläſtigten Niemanden. Und er würde ſich ſein Recht nicht nehmen laſſen.“

„Da haben wir's,“ brach Hummel los, „Sie ſind mein Zeuge, daß ich das Menſchenmögliche gethan habe, um Streit zu vermeiden. Der Mann hat vergeſſen, daß es einen Paragraph 167 gibt. Es thut mir leid, Wächter, aber jetzt muß die Polizei das letzte Wort ſprechen.“

Herr Hummel beſprach ſich vertraulich mit einem Polizeidiener. Herr Hahn aber gerieth wieder einmal in Aufregung und Zorn, als er auf's Rathhaus beſtellt wurde; und Herr Hummel behielt gewiſſermaßen Recht, denn die Polizei gab

Herrn Hahn den Rath, einer Beläſtigung der Nachbarn und Vorübergehenden durch Entfernung der Körbe zuvorzukommen. Herr Hahn hatte ſich ſo herzlich über ſeine Bienen gefreut, ihre Wohnungen waren mit allen neuen Erfindungen ausgeſtattet, auch waren es gar nicht unſere zornigen deutſchen Bienen, ſondern italieniſche, welche nur ſtechen, wenn ſie auf's Aeußerſte gereizt werden. Das half jetzt alles nichts, denn auch der Doctor und Frau Hahn baten, die Stöcke zu entfernen, und ſo wurden dieſe in einer dunkeln Nacht von Herrn Hahn unter bittern und niederbeugenden Empfindungen auf's Land geſchafft. An der Stätte, die ſie öde zurückgelaſſen, errichtete Herr Hahn wenigſtens einige Staarneſter auf Stangen. Sie waren ein ſchwacher Troſt. Die Staare hatten bereits nach dem alten Brauch ihres Stammes Boten durch das Land geſchickt und ihre Sommerwohnungen gemiethet, und nur Sperlinge nahmen frohlockend Beſitz von den Käſten und ließen als lüderliche Haushalter lange Strohhalme zu den Löchern herabhängen. Herr Hummel aber zuckte verächtlich die Achſeln und nannte die neue Erfindung mit lautem Baß Spatztelegraphen.

Das Gartenvergnügen begann, ſchwermüthige Ahnung war zur Wirklichkeit geworden, Argwohn und finſtere Mienen ſchieden auf's Neue die Nachbarhäuſer.

6.

Kleine Gegenſätze.

Eine Profeſſorsfrau hat auch Noth mit ihrem Mann. Wenn Ilſe einmal mit wohlbekannten Frauen zuſammenſaß, mit der Raſchke, der Struvelius und der kleinen Günther, etwa bei einem vertraulichen Kaffe, der nicht gänzlich verachtet wurde, dann kam ſo allerlei zu Tage.

Es war doch eine hübſche Unterhaltung mit den gebildeten

Frauen. Allerdings ſtreifte das Geſpräch zuweilen flüchtig über die Häupter der Dienſtboten, die Sorgen der Wirthſchaft wagten ſich auch als quakende Fröſche aus dem Weiher gemüthlicher Plauderei hervor, und Ilſe wunderte ſich, daß auch Flaminia Struvelius ernſthaft über das Aufbewahren kleiner Eſſiggurken zu ſprechen wußte, und daß ſie angelegentlich nach den Kennzeichen der Jugend an einer gerupften Gans forſchte. Die luſtige Günther aber erregte den Hausfrauen von größerer Erfahrung Entſetzen und Gelächter, als ſie erklärte, daß ſie das Geſchrei kleiner Kinder gar nicht ertragen könne, und daß ſie das ihre — das ſie noch nicht einmal hatte — vom erſten Anfang durch Streiche zu ehrbarer Ruhe zwingen werde. Wie geſagt, die Rede ſchweifte von Größerem auch auf dieſe Gebiete. Und wenn ſo einmal Unbedeutendes daran kam, geſchah es natürlich auch, daß die Männer einer ruhigen Beſprechung gewürdigt wurden, und da ergab ſich, daß jede der Frauen, wenn von Männern im Allgemeinen die Rede war, doch an ihren eigenen dachte, und daß jede, ohne daß ſie es ausſprach, ein heimliches Bündel Sorgen mit ſich herumtrug, und die Hörerinnen zu dem Schluß berechtigte, auch dieſer Mann ſei ſchwer zu behandeln. Gar nicht zu verbergen waren die Schickſale der Frau Raſchke, denn ſie waren ſtadtkundig. Man wußte ſehr wohl, daß er an einem Markttage in ſeinem Schlafrock zur Univerſität gezogen war, in einem leuchtenden Schlafrock, orange und blau mit türkiſchen Muſtern. Seine Studenten, die ihn zärtlich liebten und ſeine Gewohnheiten wohl kannten, hatten doch ein lautes Lachen nicht unterdrückt, und Raſchke hatte ruhig den Schlafrock über das Katheder gehängt und in Hemdsärmeln geleſen, und war im Ueberzieher eines Studenten nach Hauſe gekommen. Seitdem ließ Frau Raſchke den Gatten niemals ausgehen, ohne ihn noch einmal zu unterſuchen. Ferner kam heraus, daß er ſich nach zehn Jahren in den Straßen der Stadt noch immer nicht zurecht fand, und daß ſie ihr Quartier nicht wechſeln durfte, weil ſie überzeugt war, daß ihr Profeſſor ſich nicht daran ſtören und doch immer wieder in die alte Wohnung zurücklaufen würde. Auch Struvelius machte Sorge. Die letzte gewaltige hatte Ilſe perſönlich kennen gelernt, aber es wurde auch ermittelt, daß er von ſeiner Frau forderte, für ihn lateiniſche Correcturen zu leſen, weil ſie ein wenig dieſe Sprache gelernt hatte, und daß er gänzlich außer Stande war, freundlichen Weinreiſenden ſeine Aufträge zu verſagen. Denn die Struvelius hatte bei ihrer Verheiratung einen ganzen Keller voll kleiner und großer Weinfäſſer gefunden, die noch gar nicht abgezogen waren, während er ſelbſt bitterlich klagte, daß er keinen Wein in den Keller bekomme. Sogar die kleine Günther erzählte, daß ihr Gatte der Nachtarbeiten ſich nicht entſchlagen konnte und daß er bei einer ſolchen Ausſchweifung mit der Lampe unter den Büchern umherflackernd und einer Gardine zu nahe kam, die Gardine fing Feuer, er riß ſie ab, verbrannte ſich dabei die Hände und drang mit kohlſchwarzen Fingern in die Schlafſtube, verſtört, und einem Othello ähnlicher als einem Mineralogen.

Ilſe erzählte nichts aus ihrer kurzen Laufbahn, aber auch ſie hatte Gelegenheit, Erfahrungen zu machen. Zwar in ſpäter Arbeit war ihr Hausherr mäßig, auch mit dem Weine wußte er ziemlich Beſcheid, und trank bei Gelegenheit wacker ſein Glas, wie einem deutſchen Gelehrten ziemt. Doch mit dem Eſſen war's bei ihm traurig beſtellt. Es iſt zwar nicht ſchön, wenn man viel um den Magen ſorgt, und vollends einem Profeſſor nicht anſtändig, aber wenn einer gar nicht weiß, was er ißt, und Entenbein und Gansbein verwechſelt, ſo iſt das auch keine Freude für die, welche ihm etwas Gutes erweiſen möchten. Zum Tranchiren war er vollends nicht zu brauchen. Die zähen ſtymphaliſchen Vögel, welche Herkules erlegt hatte, und den ungenießbaren Vogel Phönix, den ſein Tacitus mit Achtung erwähnte, kannte er viel genauer als den Knochenbau einer Trute. Ilſe gehörte zwar nicht zu den Hausfrauen, denen Vergnügen iſt, den ganzen Tag in der Küche zu ſtehen, aber ſie verſtand das Geſchäft und ſetzte eine Ehre darein, für den Mittagstiſch ihr Herrſcheramt würdig zu üben. Das war alles vergebens. Er machte zuweilen einen Verſuch, ſeine Tafel zu loben, aber Ilſe kam dahinter, daß ſein Herz gar nicht dabei war. Denn als ſie ihm einen prächtigen Haſen vorſetzte und er an ihrer beobachtenden Miene merkte, daß eine Anerkennung erwartet werde, da lobte er die Köchin, weil ſie ein ſo ſtattliches Huhn eingekauft. Ilſe ſeufzte und ſuchte ihm den Unterſchied auseinander zu ſetzen, und ſie mußte erleben, daß ihr Gabriel nach Tiſch bedauernd ſagte: „Es iſt umſonſt, ich kenne den Herrn, er hat kein Geſchick zum Eſſen.“ Seitdem war Ilſe auf die Anerkennung angewieſen, welche ihr einzelne Herren des Theetiſches zollten. Das war ihr kein Erſatz. Auch der Doctor hatte nach dieſer Richtung nicht viel Achtungswerthes. Und es war jämmerlich und niederbeugend, die beiden Herren vor einem Schnepfenpaar zu ſehen, das der Vater geſchickt hatte.

Der Profeſſor aber hielt den Doctor für ausnehmend praktiſch, weil dieſer etwas Geſchick im Kaufen und Einrichten hatte, und er war gewöhnt, bei vielen Ereigniſſen des Tages den Freund zu Rathe zu ziehen. Der Schneider kam und brachte Tuchproben zu einem neuen Rock. Der Profeſſor ſah zerſtreut auf die farbigen Signale der aufgeklappten Mappe. „Ilſe, ſchicke doch zum Doctor, damit er wählen hilft.“ Ilſe ſchickte, aber mit böſem Willen: — zum Rockkaufen brauchte man den Doctor auch noch nicht, und wenn ihr lieber Mann darin keinen Entſchluß hatte, ſo war ſie doch da. Aber vorläufig half das nichts, der Doctor beſtimmte gebietend Rock, Weſte und den übrigen Kleiderbedarf ihres Gatten. Ilſe hörte der Verhandlung ſchweigend zu, aber ſie war recht herzlich böſe auf den Doctor, und auch ein wenig auf ihren Hausherrn. Sie beſchloß in der Stille, daß das nicht ſo bleiben dürfe, unternahm ſchnell eine Kopfrechnung mit ihrem Wirthſchaftsgeld, ließ den Schneider in ihr Zimmer kommen, und beſtellte ſelbſt einen zweiten Anzug für ihren Mann, mit dem Auftrage, dieſen zuerſt zu machen. Als der Künſtler ſein Werk abgeliefert hatte, rief ſie den Gatten und frug, wie ihm die Prachtſtücke gefielen. Er lobte, und ſie ſagte: „Sie ſind für dich. Ich mache mich ſo hübſch als ich kann, um dir zu gefallen, trage du auch einmal mir zu Ehren, was ich für dich ausgeſucht habe. Habe ich's getroffen, ſo wähle ich dir in Zukunft, und ich übernehme die Verantwortung für deine Kleidung."

Aber der Doctor ſah verwundert darein, als der Profeſſor in anderm Schmucke erſchien. Es ergab ſich jedoch, daß er nichts daran auszuſetzen vermochte. Und als Ilſe dem Doctor allein gegenüberſaß, begann ſie: „Beide lieben wir den Mann da drinnen, und wir wollen uns über ihn vereinigen. Sie haben das größte Recht, der Vertraute ſeiner Arbeiten zu ſein, und ich darf nie daran denken, mich darin Ihnen gleich zu ſtellen. Aber wo mein kleiner Hausverſtand ausreicht, da wenigſtens möchte ich ihm nützlich werden, und was ich ihm darin ſein kann, lieber Herr Doctor, überlaſſen Sie mir."

Sie ſagte das lächelnd, der Doctor aber trat ernſthaft vor ſie hin: „Sie ſprechen aus, was ich lange empfunden. Ich habe mehre Jahre mit ihm gelebt und manchmal für ihn gelebt, und dieſe Zeit war mir ein hohes Glück, jetzt fühle ich ſehr wohl, daß Sie den nächſten Anſpruch auf ihn haben. Ich werde verſuchen müſſen, mich in Manchem zu beſcheiden; es wird mir ſchwer, aber es iſt zuletzt gut, daß es ſo kommt."

„So waren meine Worte nicht gemeint," rief Ilſe unruhig.

„Ich verſtehe wohl, wie ſie gemeint waren, und ich verſtehe auch, daß Sie Recht haben. Ihre Aufgabe iſt nicht nur, ihm ſein Leben bequem zu machen. Denn er ſieht gleichgültig über Vieles weg, was den Tag ſchmückt und behaglich zurichtet. Aber inniges Bedürfniß iſt ihm, mit ſeiner Umgebung bei Allem, was ihn und ſeine Zeit bewegt, im Einklang zu leben. Darin iſt er weich und reizbar. Nicht daß ich ein Verſtändniß für Einzelheiten ſeiner Arbeit habe, machte ihn zu meinem Freund, ſondern weit mehr das gute Einvernehmen in den großen und kleinen Fragen unſeres Lebens. Ich ſehe jetzt, wie eifrig Sie bemüht ſind, auch darin ihm Vertraute zu werden. Glauben Sie mir, der wärmſte Wunſch meines Herzens iſt, daß Sie mit der Zeit dieſes hohe Recht erhalten."

Er ſchied mit ernſtem Gruß, und Ilſe ſah ihm betroffen nach. Der Doctor hatte an eine Saite gerührt, deren Schwirren ſie in ihrem Glücke immer wieder mit Schmerzen fühlte. Ihr war das neue Hausweſen leicht und klein und Alles ſchnurrte wie ein Kreiſel, und auch ſie legte keinen großen Werth auf ihre Thätigkeit. Aber es that ihr doch weh, daß ihre Arbeit dem Gatten ſo wenig war, und ſie dachte wieder: „Was ich ihm ſein kann, das merkt er kaum, und wo es mir ſchwer wird, ſeinem Geiſte zu folgen, da entbehrt er vielleicht eine Seele, die ein beſſeres Verſtändniß hat."

Das waren leichte Wolkenſchatten, welche über die ſonnige Landſchaft dahinfuhren, aber ſie kamen oft, wenn Ilſe in ihrem Zimmer grübelnd allein ſaß.

Einſt in der Dunkelſtunde war Profeſſor Raſchke angelangt, er zeigte ſich willig, über Abend zu bleiben, und Felix ſandte den Diener zur Frau Profeſſorin, dieſer die Sorge um den abweſenden Gatten zu nehmen. Da Raſchke unter den gelehrten Herren Ilſe's Liebling war, gab ſie in der Noth einen Küchenbefehl, der ihm wohlthun ſollte. Dieſer Befehl verurtheilte einige junge Hühner, welche kurz vorher lebend angelangt waren, zum Tode. Die Herren waren bereits in Ilſe's Zimmer, als aus der Küche ein klägliches Geſchrei ertönte und das Küchenmädchen ihr bleiches Geſicht an der Thür zeigte und die Herrin herausrief. Dort fand ſich, daß das Gemüth des Mädchens das Schlachten nicht bewerkſtelligen konnte. Da Gabriel die nöthigen Meucheleien ſonſt ſtill an entlegener Stätte beſorgt hatte, wußte ſie ſich heut keinen Rath, ein ängſtlicher Verſuch war ſchlecht abgelaufen, und Ilſe mußte das Unvermeidliche ſelbſt thun. Als ſie wieder eintrat, frug unglücklicher Weiſe Felix nach dem Grunde der Aufregung, und Ilſe erzählte kurz den Vorfall.

Die Hähnchen kamen auf den Tiſch, ſie machten der Küche keine Schande, Ilſe ſchnitt und legte vor. Aber ihr Gatte ſchob den Teller zurück, und Raſchke arbeitete zwar aus Artigkeit ein wenig an ſeinem Bruſtſtücke herum, würgte aber auch über den Biſſen. Ilſe ſah mit großen Augen auf die beiden Männer. „Weshalb eſſen Sie nicht, Herr Profeſſor?“ frug ſie endlich den Gaſt mit mühſam erkämpfter Ruhe.

„Es iſt nur eine Schwäche der Empfindung,“ antwortete Raſchke, „und Sie haben ganz Recht, es iſt eine Thorheit; mich ſtört noch das Geſchrei der armen Gebratenen.“

„Dich auch, Felix?“ frug Ilſe mit ausbrechendem Eifer.

„Ja,“ erwiederte dieſer, „iſt es nicht möglich, das Umbringen unmerklich zu machen?“

„Nicht immer,“ entgegnete Ilſe gekränkt, „wenn der Raum ſo enge und die Küche ſo nahe iſt.“ Sie klingelte und ließ den unglücklichen Braten abtragen. „Da man in der Stadt das Schlachten ſo ſehr bedauert, ſollte man kein Fleiſch eſſen.“

„Sie haben ganz Recht,“ wiederholte Raſchke verſöhnend, „und unſere Empfindlichkeit hat nur geringe Berechtigung. Wir finden die Zubereitungen unbehaglich und laſſen uns Bereitetes in der Regel ſehr wohl gefallen. Aber wer gewöhnt iſt, das Thierleben mit Theilnahme zu betrachten, den beunruhigt die Zerſtörung eines Organismus für egoiſtiſche Zwecke immer, wenn ſie in einer Weiſe vollzogen wird, an welche er zufällig nicht gewöhnt iſt. Denn das ganze Leben der Thiere hat für uns etwas Geheimnißvolles. Dieſelbe Lebenskraft, die wir an uns beobachten, iſt im Grunde auch in ihnen thätig, nur eingeengt durch eine anders beſchränkte und im Ganzen weit unvollkommenere Organiſation!“

„Wie kann man ihre Seele mit der des Menſchen vergleichen!“ rief Ilſe, „das Vernunftloſe mit dem Vernünftigen, das Vergängliche mit dem Ewigen!“

„Was das Unvernünftige betrifft, liebe Frau Collega, ſo iſt es ein Wort, bei dem man ſich in dieſem Falle nichts Genaues denkt. Wie groß der Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier auch ſei, er iſt ſchwer feſtzuſtellen, und auch nach dieſer Richtung ziemt uns Beſcheidenheit. Wir wiſſen ſehr wenig von den Thieren, ſelbſt von denen, welche täglich mit uns leben. Ich geſtehe Ihnen, daß mir der gelegentliche Verſuch, dies Unverſtändliche meinem Verſtändniß näher zu rücken, eine Achtung und Scheu vor dem fremdartigen Leben eingeflößt hat, bei welcher zuweilen Schrecken war. Ich leide nicht, daß Jemand von meinen Leuten ſein Herz an ein Thier hängt. Auch aus einer Weichheit des Gefühls, die, wie ich Ihnen zugebe, pedantiſch iſt. Aber die Einwirkung des menſchlichen Gemüthes auf die Thiere iſt mir vollends räthſelhaft und unheimlich erſchienen, es werden in den fremden Creaturen dadurch Seiten ihres Lebens entwickelt, welche ſie nach einzelnen Richtungen dem Menſchen ſehr ähnlich machen. Auch hat die liebevolle Annäherung an unſere Art für uns ſo viel Rührendes, daß wir leicht mehr Herz und Empfindung auf ein Thier wenden, als ihm und uns frommt.“

„Aber das Thier bleibt doch, wie es ſeit der Schöpfung war,“ rief Ilſe, „unverändert in ſeinen Trieben und Neigungen. Wir können einen Vogel abrichten und einen Hund zwingen, daß er überbringt, was er ſelbſt freſſen möchte, aber das iſt nur äußerer Zwang. Sind ſie ſich ſelbſt überlaſſen, ſo bleibt ihnen Art und Natur ungeändert, und was wir Cultur nennen, fehlt ihnen ganz.“

„Auch darüber ſind wir keineswegs ſicher,“ verſetzte Raſchke. „Wir wiſſen gar nicht, ob nicht jedes Geſchlecht der Thiere auch eine Bildung und Geſchichte hat, welche von der erſten Generation bis zur letzten reicht. Es iſt ſehr möglich, daß Kenntniſſe, Virtuoſitäten und Verſtändniß der Welt, ſoweit dies den Thieren möglich iſt, ſich in engerem Kreiſe ebenſo wandelte, als bei den Menſchen. Es iſt eine willkürliche Annahme, daß die Vögel vor tauſend Jahren genau ebenſo geſungen haben, als jetzt. Ich bin der Anſicht, daß Wolf und Fuchs auf cultivirtem Boden in ähnlicher Lage ſind, wie die letzten Trümmer der Indianerſtämme unter den Weißen, während ſolche Thiere, die in erträglichem Frieden mit den Menſchen leben, wie die Sperlinge und anderes kleines Volk, ſogar die Bienen, in ihrer Art klüger werden und im Laufe der Zeit Fortſchritte machen, Fortſchritte, die wir in einzelnen Fällen ahnen, die unſere Wiſſenſchaft aber noch nicht darzuſtellen vermag."

„Damit wird unſer Herr Oberförſter ſehr einverſtanden ſein," ſagte Ilſe ruhiger, „er klagt bitterlich, daß die Finken unſerer Gegend ſich ſeit Menſchengedenken in ihrem Geſange erbärmlich verſchlechtert haben, weil alle guten Sänger weggefangen ſind und die jungen nichts Ordentliches mehr lernen."

„Vortrefflich," rief Raſchke. „Und wie es unter den Thieren derſelben Art kluge und unwiſſende gibt, läßt ſich auch annehmen, daß den einzelnen eine gewiſſe geiſtige Arbeit zugewieſen iſt, welche über ihr Leben hinaus reicht. Die Erfahrung eines alten Raben oder die melodiſche Tonfolge einer ſchönſingenden Nachtigall wäre für die ſpäteren Geſchlechter nicht verloren, ſondern wirkte auch in ihnen mit einer gewiſſen Dauer. Nach dieſer Richtung darf man wohl von Cultur und Fortbildung auch der Thiere ſprechen. — Aber der Küche gegenüber bekennen wir, daß wir zum Nachtheil für das gemeinſame Behagen an unrechter Stelle gefühlvoll geworden ſind, und Sie zürnen uns deshalb nicht, liebe Freundin."

„Für diesmal wird es vergeſſen," erwiederte Ilſe verſöhnt, „das nächſte Mal ſetze ich Ihnen geſottene Eier vor, die werden doch kein Bedenken haben."

„Mit den Eiern iſt es auch ſo ein eigen Ding," verſetzte Raſchke, „doch darüber enthalte ich mich billig einer näheren Betrachtung. Was mich aber hierher geführt hat," fuhr er zu Felix gewandt fort, „war nicht Huhn, nicht Ei, ſondern College Struvelius. Ich ſuche für ihn Verſöhnung.“

Felix ſetzte ſich ſteif zurecht. „Kommen Sie in ſeinem Auftrage?“

„Noch nicht, aber auf Wunſch einiger Collegen. Sie wiſſen, daß für das nächſte Jahr ein energiſcher Rector nöthig wird. Es iſt unter den Bekannten wiederholt von Ihnen die Rede geweſen. Struvelius wird wahrſcheinlich Decan, ſchon deshalb wünſchen wir, daß Sie beide in ein freundliches Verhältniß treten. Noch mehr des akademiſchen Friedens wegen. Ungern ſehen wir unſere Alterthumswiſſenſchaft auf geſpanntem Fuße.“

„Was der Mann etwa gegen mich verſehen hat,“ antwortete der Profeſſor ſtolz, „kann ich ihm leicht vergeben, obgleich das kleinliche und verſteckte Weſen mir innerlich zuwider iſt. Daß er durch ſeine thörichte Arbeit ſich ſelbſt und dadurch unſere Univerſität bloßgeſtellt hat, ertrage ich ſchwerer. Was mich aber von ihm ſcheidet, das iſt die Unehrlichkeit ſeiner Empfindung.“

„Der Ausdruck iſt zu ſtark,“ rief Raſchke.

„Er entſpricht genau ſeinem Thun,“ behauptete der Profeſſor. „Als der Beweis einer Fälſchung geführt war, da noch war ſeine Furcht, eine Niederlage zu erleben, ſtärker als ſein Sinn für Wahrheit, und er hat ſich ſelbſt belogen, um Andere zu täuſchen. Das iſt eines deutſchen Gelehrten unwürdig, und für ſolches Unrecht kenne ich keine Vergebung.“

„Das iſt wieder zu hart,“ verſetzte Raſchke, „er hat offen und loyal ſeinen Irrthum bekannt.“

„Er hat es erſt gethan, als durch Magiſter Knips ihm und Anderen die Fälſchung an der Schrift augenſcheinlich nachgewieſen und dadurch die letzte Ausflucht genommen war.“

„Die Gefühle eines Menſchen ſind nicht ſo leicht wie Zahlen in ihre Elemente zu zerfällen,“ entgegnete Raſchke, „und nur wer billig urtheilt, wird richtig rechnen. Er hat gekämpft mit verletztem Stolz, vielleicht zu lange, aber er hat ſich herausgehoben.“

„Ich geſtatte an der Sittlichkeit eines wiſſenſchaftlichen Mannes keine irrationalen Größen, hier war die Frage, ſchwarz oder weiß, Wahrheit oder Lüge,“ rief Felix.

„Du haſt doch dem Magiſter größere Nachſicht bewieſen,“ ſagte Ilſe bittend, „ich habe ihn ſeit der Zeit mehr als einmal bei dir geſehen.“

„Der Magiſter hat in der Hauptſache geringere Schuld,“ antwortete der Gatte. „Als ihm die Frage ernſthaft vor die Seele trat, hat er ſehr wohl ſeinen Scharfſinn angewandt.“

„Er hatte Geld dafür bekommen,“ ſagte Ilſe.

„Er iſt ein armer Teufel, gewöhnt als Zwiſchenhändler bei Antiquargeſchäften einigen Vortheil zu haben, und Niemand wird an ihn die Forderung ſtellen, daß er ſich durchweg als Gentleman erweiſe. Soweit ſeine gedrückte Seele der Wiſſenſchaft angehört, iſt ſie nicht ohne männlichen Stolz, das weiß ich. Für dergleichen Naturen habe ich das wärmſte Mitgefühl. Denn ſein Leben iſt in der Hauptſache ein fortgeſetztes Martyrium zum Beſten Anderer. Wenn ich einen ſolchen Mann verwende, ſo weiß ich ſicher, wo ich ihm vertrauen kann, wo nicht.“

„Möchten Sie ſich darin nicht täuſchen,“ rief Raſchke.

„Ich übernehme Gefahr und Verantwortung,“ entgegnete der Profeſſor; „nichts weiter von dem Magiſter, er gehört nicht hierher. Wenn ich aber ſeine Schuld mit der des Struvelius vergleichen ſoll, ſo iſt mir nicht zweifelhaft, wer, Alles eingerechnet, den größeren Mangel an Ehrgefühl gezeigt hat.“

„Das iſt wieder ſo ungerecht,“ rief Raſchke, „daß ich eine ſolche Aeußerung über den abweſenden Collegen nicht anhören kann. Ich vermiſſe mit tiefem Bedauern in Ihrer Auffaſſung die Unbefangenheit, welche ich unter allen Umſtänden geboten halte, am meiſten im Urtheil über einen Amtsgenoſſen.“

„Sie ſelbſt haben mir geſagt,“ verſetzte der Profeſſor ruhiger, „daß er dem Verkäufer Schweigen verſprochen hat, weil ihm Ausſicht auf noch andere geheimnißvolle Pergamente gemacht wurde. Wie können Sie für ſolches Preisgeben des eigenen Selbſtgefühls ein Wort der Entſchuldigung finden?"

„Es iſt wahr," erwiederte Raſchke, „das hat er gethan, und das war ſeine Schwäche."

„Das war ſeine Unſittlichkeit," rief der Profeſſor wieder, „und darüber komme ich nicht weg. Wer anders denkt, mag ihm die Hand drücken."

Raſchke ſtand auf. „Wenn Ihre Worte meinen, daß derjenige weniger Ethos beſitzt, der dem Struvelius noch die Hand drückt, ſo entgegne ich Ihnen, daß ich dieſer Mann bin, und daß mich dieſe Handlung noch keinen Augenblick vor mir ſelbſt gedemüthigt hat. Ich habe vor Ihrem kräftigen und reinen Empfinden eine recht innerliche Hochachtung, und es iſt mir manchmal ein Beiſpiel geweſen, aber heut muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich Ihrer nicht freue. Iſt dieſe Härte doch im Grunde deshalb in Sie gekommen, weil Struvelius Sie perſönlich verletzt hat; ſo geht ſie über das Maß hinaus, nach welchem wir nicht uns ſelbſt, aber Andere beurtheilen ſollen."

„Sie gehe über das Maß hinaus," rief der Profeſſor, „ich kenne kein beſcheidenes Maß bei den Anforderungen, die ich an das Rechts- und Anſtandsgefühl meiner perſönlichen Bekannten ſtelle. Mir iſt nicht gleichgültig, bei dieſer Auffaſſung Sie zum Gegner zu haben; aber wie ich bin, ſelbſt ein unvollkommener und irrender Menſch, ich kann mir dieſe Forderungen an meine Umgebung nicht herabſtimmen."

„So will ich wünſchen," brach Raſchke los, „daß Sie ſelbſt nie in den Fall kommen, Anderen bekennen zu müſſen, Sie ſeien durch einen Betrüger gerade da getäuſcht, wo ſich Ihr Selbſtgefühl am kräftigſten erhob. Denn wer ſo ſtolz über Andere urtheilt, dem würde das Bekenntniß der eigenen Kurzſichtigkeit nicht geringe Schmerzen bereiten."

„Ja, es wäre furchtbar für mich," rief Felix, „auch wider meinen Willen Andere in Unwahrheit und Lüge zu verſtricken. Aber darauf vertrauen Sie, ich würde, um ſolches Unrecht zu ſühnen, Alles, was ich an Leben und Kraft noch habe, daran ſetzen. Unterdeß bleibt es zwiſchen jenem und mir wie bisher."

Raſchke rückte ſeinen Stuhl unter den Tiſch. „Dann gehe ich heute, denn ich bin durch unſere Erörterung aus der Ruhe gekommen, und ich würde ein ſchlechter Geſellſchafter ſein. Es iſt das erſte Mal, Frau Collega, daß ich aus dieſem Hauſe mit unbehaglichem Gefühl ſcheide, und nicht am wenigſten ſchmerzt mich, daß meine unzeitige Parteinahme für Hühnerſeelen auch gegen Sie den Kamm geſträubt hat."

Ilſe ſah betrübt in das erregte Antlitz des werthen Mannes, und um die wogenden Gedanken zu glätten und an gute Freundſchaft zu mahnen, ſagte ſie bittend: „Aber das arme Huhn iſt Ihnen nicht erlaſſen, das müſſen Sie doch noch eſſen, und ich ſorge dafür, daß es Ihnen morgen durch Ihre Frau zum Frühſtück vorgeſetzt wird."

Raſchke drückte ihr die Hand und eilte zur Thür hinaus, der Profeſſor ging heftig im Zimmer auf und ab, endlich trat er vor ſeine Frau und frug kurz: „Habe ich Unrecht?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Ilſe zögernd, „aber als der Freund zu dir ſprach, war meine ganze Empfindung auf ſeiner Seite, und mir war, als hätte er Recht."

„Auch du?" ſagte der Profeſſor finſter, wandte ſich ab und ſchritt in ſeine Arbeitsſtube.

Wieder ſaß Ilſe allein, das Herz war ihr ſchwer und ſie grübelte: „Er ſieht doch in vielen Dingen das Leben anders an als ich. Gegen die Thiere iſt er weicher und gegen die Menſchen zuweilen härter, als ich ſein kann. Wie ich mich auch mühe, ich bleibe ihm gegenüber ein ungeſchicktes Weib vom Lande. Er iſt gütig geweſen gegen die Rollmaus, er wird es auch gegen mich ſein, aber er wird immer gegen mich Nachſicht üben müſſen."

Sie ſprang auf und ihr Antlitz flammte.

Unterdeß fuhr Raſchke im Vorzimmer umher. Auch dort herrſchte Unordnung, Gabriel war noch nicht von ſeinem weiten

Wege zurückgekehrt, die Köchin hatte das abgeräumte Mahl bis zu ſeiner Ankunft auf einen Seitentiſch geſtellt, und Raſchke mußte allein ſeinen Ueberrock ſuchen. Er wühlte unter den Kleidern, griff einen Rock und einen Hut. Da er heut nicht zerſtreut war wie wohl ſonſt, fiel ihm bei einem Blick über die verſchmähte Abendkoſt noch zu rechter Zeit ein, daß er ein Huhn eſſen mußte. Deshalb erfaßte er die neuen Zeitungen, welche Gabriel für ſeinen Herrn zurecht gelegt hatte, nahm ſchnell ein Huhn aus der Schüſſel, wickelte es in die Blätter und verſenkte es in die Taſche, deren Tiefe und Geräumigkeit ihn angenehm überraſchte. So eilte er bei der erſtaunten Köchin vorüber zur Wohnung hinaus. Als er die Entréethür öffnete, ſtieß er an etwas, das an der Schwelle wurzelte, er hörte hinter ſich ein häßliches Geknurr und ſtürmte die Treppe hinab ins Freie.

Dabei flogen ihm die Reden des verlaſſenen Freundes durch den Kopf. Das ganze Verhalten Werners war ſehr charakteriſtiſch, und es war ein tüchtiges Weſen. Merkwürdig, daß in einem Augenblick des Zornes Werners Geſicht plötzliche Aehnlichkeit mit dem einer Dogge erhalten hatte. Hier wurde dem Philoſophen die geradlinige Kette ſeiner Betrachtungen gekreuzt durch die Erinnerung an das Geſpräch über Thierſeelen. „Es iſt doch zu bedauern, daß es immer noch ſchwer wird, den ſeeliſchen Ausdruck der Thiere zu fixiren. Gelänge das, ſo würde auch die Wiſſenſchaft davon Nutzen ziehen. Wer Ausdruck und Geberde der Leidenſchaften bei Menſchen und höheren Thieren genau bis auf Einzelheiten vergleichen könnte, der vermöchte aus dem Gemeingültigen wie aus den einzelnen Abweichungen Intereſſantes zu folgern. Denn dadurch würde das Naturgemäße ihrer dramatiſchen Bewegung und vielleicht einige neue Geſetze derſelben gefunden werden.“

Während der Philoſoph darüber dachte, fühlte er ein wiederholtes Ziehen am Rockſchoß. Da ſeine Frau die Gewohnheit hatte, ihn leiſe zu zupfen, wenn er neben ihr in Gedanken wandelte und einem Bekannten begegnete, ſo ließ er ſich dadurch nicht weiter ſtören, er nahm freundlich ſeinen Hut ab und ſagte gegen das Brückengeländer gewendet: „Guten Abend.“

„Dies Gemeinſame und Urſprüngliche des mimiſchen Ausdrucks bei Menſchen und höheren Thieren würde aber, genau erkannt, vielleicht ſogar neue Blicke in das große Geheimniß des Lebens verſtatten.“ — Es zupfte wieder. Raſchke nahm mechaniſch den Hut ab; es zupfte wieder. „Ich danke, liebe Aurelie, ich habe gegrüßt.“ Darüber entwickelte ſich in ihm der Seitengedanke, daß ſeine Frau nicht ſo tief unten am Rock ziehen könnte. Die zupfte, war gar nicht ſie, ſondern ſeine kleine Tochter Bertha, die zuweilen altklug neben ihm ging und ebenſo wie die Mutter leiſe die Glocke zum Grüßen zog. „Es iſt gut, mein Kind,“ ſagte er, da Bertha unaufhörlich an dem Rockſchoß kratzte und läutete. „Komm hervor, du Schelm,“ und er faßte in Gedanken hinter ſich, die Neckerin heranzuziehen. Er ergriff tief unten etwas Rundes, Zottiges, fühlte im Augenblick ſcharfe Zähne an ſeinen Fingern und wandte ſich erſchrocken um. Da ſah er im Laternenlicht ein röthlich ſchimmerndes Ungethüm mit dickem Kopf, mit geſträubtem Haar und einer Quaſte ſtatt des Schwanzes aus gehobener Stellung auf die Vorderbeine zurückfallen. Frau und Tochter waren ihm greulich verwandelt und er blickte verwundert auf das undeutliche Geſchöpf, das ſich ihm gegenüber ſetzte und ihn ebenfalls ſchweigend anſtarrte.

„Eine merkwürdige Begegnung,“ rief Raſchke. „Was biſt du, unbekanntes Weſen? muthmaßlich ein Hund, hinweg mit dir!“ Die Creatur wich einige Schritte zurück, Raſchke eilte in ſeiner Unterſuchung weiter: „Wenn man den Geſichtsausdruck und die Geberde der Affecte in ſolcher Art auf Grundformen zurückführte, ſo würde ſich jedenfalls als eins der thätigſten Geſetze das Beſtreben erweiſen, Fremdes anzuziehen und abzuſtoßen. Es wäre lehrreich, bei dieſen unwillkürlichen Bewegungen der Menſchen und Thiere zu unterſcheiden, was jeder Art naturnothwendig und was ihr conventionell iſt. Hinweg, Hund, thu' mir den Gefallen und geh nach Haus. Was will er von mir? er gehört offenbar in Werners Reich. Das arme Geſchöpf wird ſich unter der Herrſchaft einer fixen Idee in der Stadt verlaufen.“

Unterdeß wurden die Angriffe Speihahns leidenſchaftlicher, zuletzt bewegte er ſich in ganz unnatürlichem und rein conventionellem Marſche nur auf den Hinterbeinen vorwärts, indem er ſich mit den Vorderpfoten an die Rückſeite des Profeſſors ſtemmte, und mit dem Maul förmlich in den Rock einbiß.

Ein ſpäter Schuſterjunge blieb ſtehen und ſchlug an ſein Schurzfell. „Schämt ſich der Meiſter nicht, daß er ſich von dem armen Lehrjungen bockſchieben läßt?“ In Wahrheit ſah der Hund hinter dem Manne aus, wie ein Zwerg, der auf der Eisbahn einen Rieſen ſtoßend fortbewegt.

Raſchke's Intereſſe an den Gedanken des Hundes wurde größer. Er blieb an einer Laterne ſtehen, beſah und befühlte ſeinen Rock. Dieſer Rock war zu einem Sammetkragen und ſehr langen Aermeln gekommen, zu Vorzügen, welche der Philoſoph an ſeinem Ueberrocke niemals bemerkt hatte. Jetzt war die Sache klar, er ſelbſt hatte in Gedanken ein falſches Kleid gewählt, und der wackere Hund beſtand darauf, das Gewand ſeines Herrn zu retten und dem Räuber fühlbar zu machen, daß etwas nicht in Ordnung war. Raſchke freute ſich ſo ſehr über dieſe Klugheit, daß er ſich umdrehte, an Speihahn einige gütige Worte richtete und einen Verſuch machte, das borſtige Fell zu ſtreicheln. Der Hund ſchnappte wieder nach ſeiner Hand. „Du haſt ganz Recht,“ entgegnete Raſchke, „daß du mir zürnſt, ich will dir beweiſen, daß ich mein Unrecht einſehe.“ Er zog den Rock aus und hing ihn über den Arm: „Richtig, er iſt weit ſchwerer, als mein eigener.“ So ging er in ſeinem dünnen Leibrock friſch vorwärts und erkannte mit Befriedigung, daß der Hund die Angriffe auf den Rücken aufgab. Dafür aber ſprang Speihahn an der Rockſeite dahin, und wieder biß er nach dem Rock und nach der Hand und knurrte widerwärtig.

Dem Profeſſor wurde der Hund ärgerlich, und als er auf der Promenade an eine Bank kam, legte er den Rock auf die Bank, um den Hund in ernſter Begegnung nach Hauſe zu treiben. Dadurch wurde er zwar den Hund los, aber auch den Rock. Denn Speihahn ſprang mit gewaltigem Satze auf die Bank, ſtellte ſich breitbeinig über den Rock und erhob gegen den Profeſſor, der ihn vertreiben wollte, ein grimmiges Knurren und Fauchen. „Es iſt Werners Rock,“ ſagte ſich der Profeſſor, „und es iſt Werners Hund, es wäre unrecht, das arme Thier zu ſchlagen, weil es in ſeiner Treue leidenſchaftlich wird, und es wäre unrecht, Hund und Rock zu verlaſſen.“ So blieb er vor dem Hunde ſtehen und redete ihm freundſchaftlich zu, aber Speihahn achtete gar nicht mehr auf den Profeſſor, er wandte ſich gegen den Rock ſelbſt und kratzte, wühlte, biß hinein. Raſchke ſah, daß der Rock dieſe Wuth nicht lange ertragen konnte. „Er iſt verrückt oder toll,“ ſagte er ſich mißtrauiſch, „zuletzt werde ich doch Gewalt gegen dich brauchen müſſen, arme Creatur,“ und dabei überlegte er, ob er ebenfalls auf die Bank ſpringen und den Verrückten durch eine kräftige Fußbewegung in die Tiefe ſchleudern ſollte, oder ob er den unvermeidlichen Angriff beſſer von unten eröffnen würde. Er entſchloß ſich zu letzterem und ſah umher, ob irgendwo ein Stein oder Pfahl gegen den Wüthenden erreichbar ſei. Dabei blickte er auf die Bäume und den dunkeln Himmel über ſich, und die Oertlichkeit erſchien ihm ganz fremd. „Iſt hier Zauberei im Spiel?“ rief er ergötzt. „Bitte,“ wandte er ſich grüßend an einen einſamen Wanderer, der ſeines Weges kam, „in welcher Stadtgegend ſind wir wohl? Und könnten Sie mir wohl auf einen Augenblick Ihren Stock leihen?“

„Wirklich?“ entgegnete der Angeredete in unwilligem Ton, „das ſind ja ſehr verfängliche Fragen. Meinen Stock brauche ich des Abends ſelbſt. Wer ſind denn Sie, mein Herr?“ Der Fremde trat dem Profeſſor drohend näher.

„Ich bin friedlich,“ verſetzte Raſchke, „und thätlichen Angriffen durchaus abgeneigt. Es hat ſich nur zwiſchen jenem

Thiere auf der Bank und mir ein Streit um den Beſitz eines Rockes erhoben, und ich würde Ihnen verbunden ſein, wenn Sie den Hund von dem Rocke verſcheuchten. Aber ich bitte Sie, dem Thiere nicht mehr weh zu thun, als durchaus nöthig iſt."

„Iſt denn das Ihr Rock?" frug der Mann.

„Das kann ich leider nicht bejahen," verſetzte Raſchke gewiſſenhaft.

„Hier iſt etwas nicht in Ordnung," rief der Fremde und ſah wieder argwöhniſch auf den Profeſſor.

„Allerdings nicht," verſetzte Raſchke, „der Hund iſt außer ſich, der Rock iſt vertauſcht, und ich weiß nicht, wo wir ſind."

„Nahe beim Thalthor, Herr Profeſſor Raſchke," antwortete die Stimme Gabriels, welcher eilig zu der Gruppe trat. „Um Vergebung, wie kommen Sie hierher?"

„Vortrefflich," rief Raſchke vergnügt, „ich bitte, übernehmen Sie hier dieſen Rock und dieſen Hund."

Erſtaunt ſah Gabriel auf Freund Speihahn, der jetzt über dem Rocke ſaß und gegen ſeinen Gönner das Haupt ſenkte. Gabriel warf den Hund herab und riß den Rock an ſich. „Das iſt ja unſer Ueberzieher," rief er.

„Ja, Gabriel," beſtätigte der Profeſſor, „das war mein Irrthum, und der Hund hat dem Rock eine merkwürdige Treue bewieſen."

„Treue?" rief Gabriel entrüſtet und zog ein Packet aus der Taſche des Rockes. „Es war gefräßiger Eigennutz, Herr Profeſſor, hierin muß etwas Gebratenes ſein."

„Ha," rief Raſchke, „richtig, ich erinnere mich, das Huhn iſt an Allem ſchuld. Geben Sie mir das Packet, Gabriel, das Huhn muß ich ſelbſt eſſen. Und wir könnten jetzt mit völliger Befriedigung einander Gute Nacht ſagen, wenn Sie mir noch ein wenig meine Richtung durch dieſe Bäume angeben wollten."

„Aber Sie dürfen mir nicht in der Abendluft ohne Ueberrock nach Hauſe gehen," bat Gabriel wohlmeinend, „wir ſind nicht weit von unſerer Wohnung, am beſten wäre wirklich, der Herr Profeſſor kehrte mit mir um.“

Raſchke überlegte und lachte: „Sie haben Recht, lieber Gabriel, mein Aufbruch war ungeſchickt, und die Thierſeele hat heut eine Menſchenſeele zur Ordnung gebracht.“

„Wenn Sie dieſen Hund meinen,“ verſetzte Gabriel, „ſo wär's zum erſten Mal, daß er etwas Ordentliches zu Stande bringt. Ich merke, er iſt Ihnen von unſerer Thür nachgeſchlichen, denn dorthin ſtelle ich ihm des Abends die kleinen Knochen.“

„Er that einmal, als wäre er nicht ganz bei Sinnen,“ ſagte der Profeſſor.

„Er iſt ſchlau, wo er will,“ verſetzte Gabriel geheimnißvoll, „aber wenn ich von meinen Erfahrungen mit dieſem Hunde reden ſollte —“

„Sprechen Sie, Gabriel,“ rief der Philoſoph wißbegierig. „Nichts iſt von Thieren ſo werthvoll, als wahrhafter Bericht ſolcher, welche genau beobachtet haben.“

„Das darf ich von mir ſagen,“ beſtätigte Gabriel mit Selbſtgefühl, „und wenn Sie genau wiſſen wollen, wie er iſt, ſo verſichre ich Sie, er iſt verwünſcht, er iſt unehrlich, er iſt vergiftet und er hat einen Grimm gegen die Menſchheit.“

„Hm, ſo!“ verſetzte der Philoſoph kleinlaut, „ich merke, es iſt viel ſchwerer, einem Hunde ins Herz zu ſehen, als einem Profeſſor.“

Speihahn ſchlich ſtill und gedrückt, und hörte auf das Lob, das ihm ertheilt wurde, während Profeſſor Raſchke von Gabriel geleitet in das Haus am Parke zurückkehrte. Gabriel öffnete die Thür des Wohnzimmers und rief hinein: „Herr Profeſſor Raſchke.“

Ilſe ſtreckte ihm beide Hände entgegen: „Willkommen, willkommen, lieber Herr Profeſſor,“ und führte ihn in das Arbeitszimmer des Gatten.

„Da bin ich wieder,“ rief Raſchke vergnügt, „nach einer

Irrfahrt wie im Märchen; was mich zurückgeführt hat, waren zwei Thiere, die mir den richtigen Weg wieſen, ein gebratnes Huhn und ein vergifteter Hund.“ Felix ſprang auf, die Männer grüßten einander mit warmem Händedruck und es wurde nach aller Irrung noch ein herzerfreuender Abend.

Als Raſchke ſich ſpät entfernt hatte, ſagte Gabriel traurig zu ſeiner Herrin: „Dies war der neue Rock; das Huhn und der Hund haben ihn verwüſtet, daß es ein Jammer iſt.“

7.

Die Erkrankung.

Ueber dem Stadtwald und den Gärten rührte ſich das junge Leben des Frühlings. In ſtillem Wintertraum hatten Knoſpen und Raupen nebeneinander geſchlafen, jetzt ſchoß das Blatt aus ſeiner Hülle und der Wurm kroch über das junge Grün. Unter dem hellen Schein einer höheren Sonne begann der Kampf des Lebens, das Blühen und Welken, die bunten Farben und der Spätfroſt, in dem ſie erblichen, das luſtige Laub und der Käfer, der daran nagte. Der uralte Streit erhob ſich um Knoſpen und Blüthen wie im Herzen des Menſchen.

In Ilſe's Lehrſtunden wurde jetzt Herodot geleſen. Auch er ein Frühlingsbote des Menſchengeſchlechts an der Grenze zwiſchen träumender Poeſie und heller Wirklichkeit, der frohe Verkünder einer Zeit, in welcher das Volk der Erde ſich der eigenen Schönheit freute und die Wahrheit mit Ernſt zu ſuchen begann. Wieder las Ilſe in leidenſchaftlicher Spannung die Seiten, welche ihr eine verſchüttete Welt ſo lebendig und herzlich vor Augen ſtellten. Aber es war nicht mehr die ungetrübte erhebende Freude an dem Erzählten, wie bei dem Werk des großen Dichters, der Schickſal und Thaten ſeiner Helden ſo lenkte, daß ſie dem Gemüth auch da wohlthaten, wo ſie Leid und Schrecken erregten. Denn das iſt ein Recht der menſchlichen Erfindung, die Welt zu geſtalten, wie das weiche Herz des Menſchen ſie erſehnt: Wechſel und billiges Verhältniß in Glück und Leid, jedem Einzelnen nach ſeiner Kraft und ſeinem Thun Anerkennung und klug zugemeſſene Vergeltung. Der Geiſt aber, welcher hier das geſchwundene Leben regierte, waltete übermenſchlich; die Fülle des Lebendigen drängte ſich, eines verwüſtete das andere, erbarmungslos brach die Zerſtörung ein, ſie traf die Guten wie die Böſen, es war auch eine Vergeltung, es war auch ein Fluch, aber ſie ſchlugen unbegreiflich, grauſam, herzzermalmend. Das Gute blieb nicht gut, und das Böſe behielt den Sieg. Was erſt zum Segen war, wurde ſpäter zum Verderben, was heut wohlthätig Größe und Herrſchaft gab, das wurde morgen eine Krankheit, welche den Staat zerſtörte. Wenig galt jetzt der einzelne Held; wo ſich eine große Menſchenkraft für Augenblicke herrſchend erhob, ſah Ilſe gleich darauf, wie ſie dahinſchwand in dem wirbelnden Strom der Ereigniſſe. Kröſus, der überſichere gutherzige König, fiel, der ſtarke Cyrus verging, und Xerxes wurde geſchlagen. Aber auch die Völker verſanken, die große Wunderblume Egypten verdorrte, das goldene Reich der Lyder zerbrach, die mächtigen Perſer verdarben zuerſt Andere, dann ſich ſelbſt. Und in dem jungen Hellenenvolk, das ſich ſo heldenkräftig erhob, ſah ſie bereits den Zorn, die Miſſethat und die feindlichen Gegenſätze geſchäftig, durch welche das ſchönſte Gebilde des Alterthums nach kurzem Gedeihen vergehen ſollte.

Ilſe und Laura ſaßen einander gegenüber, zwiſchen ihnen lag das aufgeſchlagene Buch. Zwar wurde Laura nicht bei dem geheimen Vortrag des Profeſſors zugelaſſen, aber ihre Seele flog getreulich auf der Wildbahn nebenher. Ilſe theilte ihr von dem Erwerb ihrer Stunden mit und genoß die ſüße Freude, neues Wiſſen in den Geiſt einer Vertrauten zu ſenken.

„Auf dieſen Xerxes habe ich einen großen Zorn,“ rief

Laura, „ſchon von der Fibel her: Der Perſer Xerxes war ein reicher König, Xanthippe war ein Weib, doch taugten beide wenig. Ich dachte lange, Xanthippe wäre ſeine Frau geweſen, ich hätte ſie ihm gegönnt. Sehen Sie dagegen die dreihundert Spartaner, ſie ſenden die Andern nach Haus, kränzen ſich und ſalben ſich und ziehen ihr Feſtkleid an zum Tode. Das erhebt das Herz. Sie waren Männer. Und könnte ich ihrem Gedächtniß etwas Liebes erweiſen durch meinen dummen Kopf und meine ſchwachen Hände, ich wollte dafür arbeiten, bis mir die Finger ſchmerzten. Aber was kann ich Armſelige thun! Höchſtens Reiſetaſchen ſticken für ihren Weg in die Unterwelt, und die kämen zweitauſend Jahre zu ſpät. Wir Frauen ſind erbärmlich dran,“ rief ſie ärgerlich.

„Ich weiß andere aus der Schlacht,“ ſagte Ilſe, „die mir rührender ſind, als die dreihundert von Sparta. Das ſind die Theſpier, welche zugleich mit ihnen kämpften und ſtarben. Die Spartaner zwang ihr ſtolzes Herz, die ſtrenge Zucht und Befehl ihrer Obrigkeit. Die Theſpier aber ſtarben freiwillig. Sie waren kleine Leute, und ſie wußten wohl, daß die größte Ehre ihren vornehmen Nachbarn bleiben würde. Sie aber ſtanden treu in beſcheidenem Sinn, und das war weit ſelbſtloſer und edler. — Ach, ihnen allen war es leicht,“ fuhr ſie traurig fort, „aber die zurückblieben, ihre armen Eltern, die Frauen und Kinder, das zerſtörte Glück und der unſägliche Jammer daheim.“

„Jammer!“ rief Laura, „wenn ſie dachten wie ich, waren ſie ſtolz auf den Tod ihrer Lieben und trugen, wie dieſe, Kränze in ihrem Schmerz. Wozu iſt unſer Leben, wenn man ſich nicht freuen darf, es für Höheres hinzugeben.“

„Für Höheres?“ frug Ilſe. „Was den Männern höher gilt als Weib und Kind, iſt das höher auch für uns? Unſer Amt iſt, das ganze Herz auf ſie, die Kinder und das Haus zu richten. Wenn ſie uns genommen werden, uns iſt das ganze Leben verwüſtet und nichts bleibt als unendliche Trübſal. Da iſt für uns wohl natürlich, wenn wir ihren Beruf anders anſehen, als ſie ſelbſt."

„Ich will auch ein Mann ſein," rief Laura. „Sind wir denn ſo ſchwach an Geiſt und Gemüth, daß wir weniger Begeiſterung und Ehrgefühl und Liebe zum Vaterland haben müſſen als ſie? Der Gedanke iſt furchtbar, durch das ganze Leben nur Dienerin zu ſein eines Gebieters, der auch nicht ſtärker und beſſer iſt als ich, der Gummiſchuhe trägt, ſich die Füße nicht naß zu machen, und einen wollenen Shawl, ſobald ein rauhes Lüftchen weht."

„Man trägt dergleichen hier in der Nachbarſchaft," verſetzte Ilſe lächelnd.

„Es thun's die Meiſten," ſagte Laura ausweichend, „und glauben Sie mir, Frau Ilſe, dies Männervolk hat kein Recht darauf, daß wir unſer ganzes Herz und Leben auf ſie richten. Gerade die tüchtigſten haben kein volles Herz für uns. Wie ſollten ſie auch? Wir ſind ihnen gut zur Unterhaltung und ihre Strümpfe zu ſtopfen und vielleicht ihre Vertrauten zu werden, wenn ſie einmal nicht Rath wiſſen, aber die beſten von ihnen ſehen immer über uns weg auf das Ganze, und dort iſt ihr eigentliches Leben. Was ihnen Recht iſt, das ſollte uns billig ſein."

„Haben wir nicht genug an dem, was ſie uns von ihrem Leben geben?" frug Ilſe. „Iſt's auch nur ein Theil, er macht uns glücklich."

„Iſt es ein Glück, die größten Gefühle zu entbehren?" rief Laura wieder, „können wir ſterben wie Leonidas?"

Ilſe wies auf die Thür ihres Gatten. „Mein Hellas ſitzt dort drin und arbeitet, und mir pocht das Herz, wenn ich ſeinen Tritt höre, oder auch nur das Kniſtern ſeiner Feder. Für den einen Geliebten zu leben oder zu ſterben, iſt doch auch eine erhebende Idee, und ſie macht glücklich. Ach, nur glücklich, wenn man weiß, daß man ihm ein Glück iſt."

Laura flog zu den Füßen der Freundin, ſah ihr in das ſorgenvolle Antlitz und ſchmeichelte. „Ich habe Sie ernſthaft gemacht mit meinem Geſchwätz, und das war unrecht, denn ich möchte Ihnen jede Stunde ein Lächeln um die Lippen zaubern und immer ein freundliches Licht in die ſanften Augen. Haben Sie Geduld mit mir, ich bin ein Querkopf und ein unwirſches Ding, und oft unzufrieden mit mir und Andern, und ich weiß manchmal ſelbſt nicht warum. — Aber Xerxes taugt nichts, dabei bleibe ich, und wenn ich ihn hätte, ich könnte ihn alle Tage ohrfeigen.“

„Ihm wenigſtens iſt es vergolten worden,“ verſetzte Ilſe. Laura ſprang wieder auf. „Iſt das eine Vergeltung für den Buben, Hunderttauſende hat er umgebracht oder elend gemacht, und er fährt mit heiler Haut nach Hauſe. Es gibt keine Strafe, die hart genug iſt für ſolchen frevelhaften König. — Ich weiß aber recht gut, wie er war, er war ein verzogenes Mutterſöhnchen, er hatte immer in ſeinem elterlichen Hauſe gelebt, er war aufgewachſen im Ueberfluß, und alle Menſchen waren ihm unterthänig. Deswegen behandelte er Alle mit Verachtung. Es würde Andern ebenſo gehen, wenn ſie in die Lage kämen. Ich kann mir's recht gut denken, daß ich ſelbſt ſo ein Ungethüm ſein würde, und mancher Bekannte auch.“

„Etwa mein Mann?“ frug Ilſe.

„Der iſt mehr Cyrus oder Kambyſes,“ verſetzte Laura.

Ilſe lachte. „Das iſt nicht wahr. Aber wie wäre es mit dem Doctor drüben?“

Laura hob ſtrafend die Hand gegen das Nachbarhaus. „Der wäre Xerxes, gerade wie er im Buche ſteht. Wenn Sie ſich den Doctor denken ohne Brille, in einem goldenen Schlafrock, mit einem Scepter in der Hand, ohne ſein gutes Herz, was Fritz Hahn allerdings hat, und etwas weniger geſcheidt als er iſt, und noch mehr verzogen als er iſt, und als einen Menſchen, der kein Buch geſchrieben hat, und nichts gelernt hat als Andere ſchlecht behandeln, ſo iſt er ganz Xerxes. Ich ſehe ihn vor mir auf dem Throne ſitzen hier am Bach und mit ſeiner Peitſche in das Waſſer ſchlagen, weil es ihm die Stiefeln naß macht. Der hätte wohl gefährlich werden können, wenn er nicht hier am Stadtpark geboren wäre.“

„Das meine ich auch,“ verſetzte Ilſe.

Aber am Abend in der Lehrſtunde ſprach Ilſe zum Gatten: „Als Leonidas mit ſeinen Helden ſtarb, rettete er ſeine Landsleute vor der Herrſchaft fremder Barbaren, aber nach ihm endeten viele Tauſende des ſchönen Volkes im innern Kampf der Städte, und in ſolchem Streite verdarb das Volk, und nicht lange währte es, da kamen andere Fremde und nahmen ihren Enkeln doch die Freiheit. Wozu ſind die vielen Tauſende geſtorben, was half der Haß und die Begeiſterung und der Parteieifer, Alles war eitel und Alles ein Zeichen des Untergangs. Der Menſch iſt hier wie ein Sandkorn, das in den Boden getreten wird, ich ſtehe vor einem ſchrecklichen Räthſel, und mir wird bange auf der Erde.“

„Ich will verſuchen, dir eine Löſung zu geben,“ verſetzte der Gatte ernſt, „aber die Worte, welche ich dir heut ſagen darf, ſind wie die Schlüſſel zu den Gemächern des böſen Blaubart. Oeffne nicht zu haſtig jedes Zimmer, denn in einigen iſt zu ſchauen, was dir jetzt vorzeitig neue Unſicherheit aufregt.“

„Ich bin dein Weib,“ rief Ilſe, „und haſt du eine Antwort für die Fragen, welche mich peinigen, ſo fordere ich ſie.“

„Es iſt auch dir kein Geheimniß, was ich dir antworte,“ ſprach der Profeſſor. „Du biſt nicht nur, wofür du dich hältſt, ein Menſch, geſchaffen zu Leid und Freude, durch Natur, Liebe, Glauben mit Einzelnen verbunden, du biſt zugleich mit Leib und Seele einer irdiſchen Macht verpflichtet, um die du nur wenig ſorgſt, und die doch vom erſten bis zum letzten Athemzuge dein Leben leitet. Wenn ich dir ſage, daß du ein Kind deines Volkes und daß du ein Kind des Menſchengeſchlechts biſt, ſo iſt dir dies Wort ſo geläufig, daß du wohl nicht mehr an die hohe Bedeutung denkſt. Und doch iſt dies Verhältniß das höchſte irdiſche, in dem du ſtehſt. Zu ſehr werden wir von kleinauf gewöhnt, nur die Einzelnen, mit denen uns Natur oder freie Wahl verbindet, in unſer Herz zu ſchließen, und ſelten denken wir daran, daß unſer Volk der Ahnherr iſt, von dem die Eltern ſtammen, der uns Sprache, Recht, Sitte, Erwerb und jede Möglichkeit des Lebens, faſt Alles, was unſer Schickſal beſtimmt, unſer Herz erhebt, geſchaffen oder zugetragen hat. Freilich nicht unſer Volk allein; denn auch die Völker der Erde ſtehen wie Geſchwiſter neben einander, und ein Volk hilft Leben und Schickſal der andern beſtimmen. Alle zuſammen haben gelebt, gelitten und gearbeitet, damit du lebſt, dich freuſt und ſchaffſt.“

Ilſe lächelte. „Auch der böſe König Kambyſes und ſeine Perſer?“

„Auch ſie,“ verſetzte der Profeſſor, „denn das große Netz, in welchem dein Leben einer Maſche gleicht, iſt aus unendlich vielen Fäden zuſammengewebt, und wenn einer gefehlt hätte, wäre das Gewebe unvollſtändig. Denke zuerſt an Kleines. Der Tiſch, an welchem du ſitzeſt, die Nadel, welche du in der Hand hältſt, die Ringe an Finger und Ohr verdankſt du Erfindungen einer Zeit, aus welcher jede Kunde fehlt; damit dein Kleid gewebt werden konnte, iſt der Webſtuhl in einem unbekannten Volke erfunden, und ähnliche Palmenmuſter, wie du trägſt, ſind in einer Fabrik der Phönicier erdacht worden.“

„Gut,“ ſagte Ilſe, „das laſſe ich mir gefallen, es iſt ein hübſcher Gedanke, daß die Vorzeit ſo artig für mein Behagen geſorgt hat.“

„Nicht dafür allein,“ fuhr der Gelehrte fort, „auch was du weißt und was du glaubſt, und Vieles, was dein Herz beſchäftigt, iſt dir durch dein Volk aus eigener und fremder Habe überliefert. Jedes Wort, das du ſprichſt, iſt durch hunderte von Generationen fortgepflanzt und umgebildet worden, damit es den Klang und die Bedeutung bekam, welche du jetzt ſpielend gebrauchſt. In dieſem Sinne ſind unſere Ahnen aus Aſien ins Land gezogen, hat Armin mit den Römern für Erhaltung unſerer Sprache gekämpft, damit du an Gabriel einen Befehl geben kannſt, den ihr beide verſteht. Für dich haben die Dichter gelebt, welche dir in der Jugendzeit des Hellenenvolkes den kräftigen Klang des epiſchen Verſes erfanden, den ich ſo gern von deinen Lippen höre. Und ferner, damit du glauben kannſt, wie du glaubſt, war vor dreihundert Jahren in deinem Vaterlande der großartigſte Kampf der Gedanken nöthig, und wieder anderthalbtauſend Jahre früher in einem kleinen Volke Aſiens noch machtvolleres Ringen der Seele, und wieder funfzig Generationen früher ehrwürdige Gebote unter den Zelten eines wandernden Wüſtenvolkes. Das Meiſte, was du haſt und biſt, verdankſt du einer Vergangenheit, die anfängt von dem erſten Menſchenleben auf Erden. In dieſem Sinne hat das ganze Menſchengeſchlecht gelebt, damit du leben kannſt.“

Ilſe ſah mit Spannung auf den Gatten. „Der Gedanke erhebt,“ rief ſie, „und er kann den Menſchen ſtolz machen. Aber wie ſtimmt dazu, daß derſelbe Menſch wieder ein Nichts iſt und wie ein Wurm zertreten wird in dem großen Treiben deiner Geſchichte?“

„Wie du ein Kind deines Volkes und des Menſchengeſchlechtes biſt, ſo iſt es zu jeder Zeit der Einzelne geweſen, und wie er ſein Leben und faſt den ganzen Inhalt deſſelben dem größeren Erdengebilde verdankt, von dem er ein Theil iſt, ſo iſt auch ſein Schickſal an das größere Schickſal des Volkes, an die Geſchicke der Menſchheit gefeſſelt. Dein Volk und dein Geſchlecht haben dir Vieles gegeben, ſie verlangen dafür ebenſo viel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geiſt geformt, ſie fordern auch deinen Leib und Geiſt für ſich. Wie frei du als Einzelner die Flügel regſt, dieſen Gläubigern biſt du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich. Ob ſie als milde Herren dein Leben friedlich gewähren laſſen, ob ſie es ſich mit hoher Mahnung in einer Stunde fordern, deine Pflicht iſt dieſelbe; indem du für dich zu leben und zu ſterben meinſt, lebſt und ſtirbſt du für ſie. Das einzelne Leben iſt für ſolche Betrachtung unermeßlich klein gegen das Ganze. Uns iſt der einzelne verſtorbene Menſch nur erkennbar, ſofern er auf andere Menſchen eingewirkt hat, nur im Zuſammenhange mit denen, die vor ihm waren und nach ihm kamen, hat er Werth. Werth hat aber in dieſem Sinne der Große und der Kleine. Denn in ſolcher Pflicht gegen ſein Volk arbeitet Jeder von uns, wer ſeine Kinder erzieht, wer den Staat regiert, wer Wohlſtand, Behagen, Bildung ſeines Geſchlechtes mehrt. Unzählige wirken dies, ohne daß von ihnen eine perſönliche Kunde bleibt, ſie ſind wie Waſſertropfen, die mit andern eng verbunden als große Fluth dahin rinnen, für ſpätere Augen nicht erkennbar. Aber vergebens haben darum auch ſie nicht gelebt. Und wie die zahlloſen Kleinen Bewahrer der Bildung und Arbeiter für Fortdauer der Volkskraft ſind, ſo ſtellt auch die höchſte Kraft des Einzelnen, der größte Held, der edelſte Reformator durch ſein Leben nur einen kleinen Theil der Volkskraft dar. Während er für ſich und ſeine Zwecke kämpft, arbeitet er zugleich umgeſtaltend für ſeine Zeit, vielleicht über ſeine Zeit und ſein Volk hinaus, für alle Zukunft. Auch er zahlt nur die Schuld ſeines Lebens, indem er die Verpflichtung ſpäterer Menſchen größer und edler macht. Sieh, Geliebte, bei ſolcher Auffaſſung ſchwindet der Tod aus der Geſchichte. Das Reſultat des Lebens wird wichtiger als das Leben ſelbſt, über dem Mann ſteht das Volk, über dem Volk die Menſchheit, Alles, was ſich menſchlich auf Erden regte, hat nicht nur für ſich gelebt, ſondern auch für alle anderen, auch für uns, denn es iſt ein Gewinn geworden für unſer Leben. Wie die Griechen in ſchöner Freiheit heraufwuchſen und vergingen, und wie ihre Gedanken und Arbeiten den ſpäteren Menſchen zu gut kamen, ſo wird auch unſer Leben, das in kleinem Kreiſe verläuft, nicht vergeblich für die Geſchlechter der Zukunft."

„Ach," rief Ilſe, „das iſt eine Anſicht über das Erdenleben, die nur Solchen möglich iſt, welche Großes thun, und um die man ſich in ſpäter Zeit immer wieder kümmert. Mich friert dabei. Der Menſch iſt hier nur wie Blume und Kraut, und das Volk wie eine Wieſenfläche, und ſind ſie gemäht durch die Zeit, ſo iſt, was übrig bleibt, nur nützliches Heu für die Spätern. Alle, die einſt waren und die jetzt ſind, ſie haben doch auch für ſich ſelbſt gelebt, und für die, welche ſie ſich mit freier Liebe ſuchten, für Weib und Kind und ihre Freunde, und ſie waren noch etwas Anderes als eine Ziffer unter Millionen, und als ein Blatt am ungeheuren Baume. Und wenn ihr Daſein ſo klein iſt, und ſo unnütz, daß euer Auge keine Spur ſeines Schaffens erkennt, das Leben des armen Bettlers, meines Kranken am Dorffenſter, ihre Seelen werden doch behütet von einer Macht, welche größer iſt als dein großes Netz, das aus Menſchenſeelen gewebt iſt.“ Sie ſprang auf und ſtarrte dem Gatten ängſtlich in das Anlitz. „Beugt euren Menſchenſtolz vor einer Gewalt, die ihr nicht verſteht.“

Der Gelehrte ſah beſorgt auf ſein Weib. „Auch ich beuge mich in Demuth vor dem Gedanken, daß die große Einheit des Lebendigen auf dieſer Erde nicht die höchſte Macht des Lebens iſt. Nur der Unterſchied iſt zwiſchen dir und mir, daß ich gewöhnt bin, in meinem Geiſt mit den hohen Gewalten der Erde zu verkehren. Auch mir ſind ſie Offenbarungen, ſo ehrwürdig und heilig, daß ich dem Ewigen und Unbegreiflichen am liebſten auf dieſem Wege zu nahen ſuche. Du biſt gewöhnt, das Unerforſchliche im Bilde zu ſchauen, welches fromme Ueberlieferung in dein Gemüth gelegt hat, und ich wiederhole die Worte, welche ich dir früher ſagte: Dein Suchen und Vertrauen und das meinige entſpringen aus derſelben Quelle, und es iſt daſſelbe Licht, zu dem wir aufblicken, wenn auch auf verſchiedene Weiſe. Was dem Glauben früherer Geſchlechter die Götter und wieder die Engel und Erzengel waren, höhere Gewalten, welche als Boten des Höchſten das Leben der Einzelnen umſchweben, das ſind in anderem Sinne für uns die großen geiſtigen Einheiten der Völker und der

Menſchheit, Perſönlichkeiten, welche dauern und vergehen, aber nach andern Geſetzen als die einzelnen Menſchen. Und daß ich dieſes Geſetz zu verſtehen ſuche, das iſt ein Theil meiner Frömmigkeit. Du ſelbſt wirſt allmählich die beſcheidene und erhebende Auffaſſung des Heiligen, in welcher ich lebe, kennen lernen. Auch du wirſt allmählich erfahren, daß dein und mein Glaube im Grunde derſelbe iſt."

„Nein," rief Ilſe, „ich ſehe nur Eines, eine tiefe Kluft, welche meine Gedanken von deinen ſcheidet. O nimm mir die Angſt, welche mich jetzt um deine Seele peinigt."

„Nicht ich kann das thun, und nicht ein Tag kann das thun, nur unſer Leben ſelbſt, tauſend Eindrücke, tauſend Tage, an denen du dich gewöhnſt, die Welt ſo anzuſehen wie ich."

Er zog die Gattin, welche ſtarr vor ihm ſtand, näher an ſich und ſagte ihr leiſe: „Gedenke an den Spruch: im Hauſe meines Vaters ſind viele Wohnungen. Auch er, der ſo geſprochen, wußte, daß Mann und Weib Eines ſind durch das ſtärkſte Gefühl der Erde, welches Alles trägt und Alles duldet."

„Was kann ich dir ſein, dem der Einzelne ſo wenig und klein iſt?" frug Ilſe tonlos.

„Das Höchſte und Liebſte auf Erden, die Blüthe meines Volkes, ein Kind meines Geſchlechts, in dem ich ehre und liebe, was vor uns war und was uns überleben wird," rief der Profeſſor.

Ilſe ſtand allein unter den fremden Büchern, draußen ſchlug der Wind an die Mauern, er jagte die Wolken an dem Monde vorüber, bald wurde die Stube dunkel, bald füllte ſie ſich mit fahlem Scheine. Und in dem wechſelnden Lichte der Dämmerung dehnten ſich ihr die Wände zu einem unabſehbaren Raum, aus den Büchern ſtiegen fremde Geſtalten, ſie hingen an den Wänden und ſchwebten von der Höhe, ein Heer von grauen Schatten, die bei Tage in die geradlinigen Gehäuſe der Bücher gebannt waren, zogen gegen das Weib heran, und die Toten, die geſpenſtig fortlebten auf der Erde, ſtreckten die Arme nach ihr und forderten ihre Seele für ſich.

Ilſe richtete ſich hoch auf, ſie hob die Hände nach oben und rief ſich die hellen Bilder zu Hilfe, die von kleinauf ihre Tage ſegnend umgeben hatten, weiße Geſtalten mit leuchtendem Antlitz. Sie neigte das Haupt und bat: „Schützet mir den Frieden meiner Seele.“

Als Ilſe in ihr Zimmer trat, lag ein Brief ihres Vaters auf dem Tiſch, ſie öffnete haſtig und ſank, nachdem ſie die erſten Zeilen geleſen, ſchluchzend darüber hin.

Der Vater zeigte der Tochter den Tod eines alten Freundes an. Der gute Herr Pfarrer war aus dem engen Thal hinaufgetragen zu der Ruheſtätte, die er ſich auf dem Friedhof neben ſeiner Frau erwählt. Von der Aufregung, die ihm Ilſe's Scheiden verurſacht, hatte er ſich nicht wieder erholt, der Winter war in langem Siechthum vergangen, an einem warmen Frühlingsabend überraſchte ihn im Garten vor ſeinem Pfirſichbaume das ſchnelle Ende. Dort fand ihn die treue Magd und lief mit der Schreckensbotſchaft nach dem Schloſſe. Er hatte wenige Stunden vorher Clara gebeten, ſeinem lieben Kinde in der Stadt zu ſchreiben, daß es ihm jetzt wohl gehe.

Ilſe hatte oft im Winter um das Leben des Freundes geſorgt, und die Nachricht kam ihr nicht überraſchend. Und doch fühlte ſie gerade jetzt ſeinen Verluſt als entſetzliches Unglück. Das war ein Leben, welches feſt und treu an dem ihren hing, ſie wußte wohl, in den letzten Jahren war ſie der Mittelpunkt ſeiner Gedanken und faſt ausſchließlich der Inhalt ſeines Herzens geweſen. Sie hatte dies Leben, das ganz ihr gehörte, um eine ſtärkere Neigung verlaſſen, und ihr ſchien jetzt ein Unrecht, daß ſie von ihm geſchieden war. Sie ſah den Stab zerbrochen, der ſie feſtband an die Gefühle ihrer Kindheit. Und ihr war, als wankte der Boden und als ſei Alles unſicher geworden, das Herz des Gatten, die eigene Zukunft.

So fand ſie der Profeſſor, über den Brief gebeugt, in Thränen aufgelöſt, ihr Schmerz erſchütterte auch ihm das Herz, und er bat ſie ängſtlich, ihrer ſelbſt zu gedenken. Lange redete er zärtlich in ſie hinein. Endlich ſah ſie ihn wieder mit treuen Augen an und verſprach ruhig zu ſein.

Aber es gelang ihr nicht. — Nach wenigen Stunden mußte er ſie zu ihrem Lager führen.

Es wurde eine gefährliche Krankheit. Ilſe hatte Tage, wo ſie in tötlicher Schwäche bewußtlos lag. Wenn ſie einmal die müden Augen aufſchlug, ſah ſie in das abgehärmte Antlitz ihres Gatten, und ſie ſah Laura's Lockenkopf zärtlich über ihr Lager geneigt, dann ſchwand wieder Alles in dumpfer Betäubung.

Es war ein langes Ringen zwiſchen Leben und Vergehen, aber ſie überwand. Der erſte Eindruck, den ſie empfing, als ſie ſchmerzlos wie aus einem Schlummer erwachte, war das Rauſchen eines ſchwarzen Kleides und die große Locke der Struvelius, welche ihren Kopf durch die geſchloſſenen Vorhänge geſteckt hatte und kummervoll aus den grauen Augen auf ſie herabſah. Leiſe rief ſie den Namen ihres Gatten, und im nächſten Augenblick kniete er ſelbſt an ihrem Lager und bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und der ſtarke Mann war ſo außer Faſſung, daß ſein Leib in krampfhaftem Weinen bebte. Sie legte ihm die Hand auf das Haupt, ſtrich ihm das verworrene Haar zurück und ſagte ihm leiſe: „Felix, Geliebter, ich will leben.“

Jetzt kam eine Zeit großer Schwäche und zögernder Geneſung, noch manche Stunde kraftloſer Schwermuth, aber auch ein leiſes Lächeln flog zuweilen über ihre bleichen Lippen.

Draußen grünte der Frühling, nicht alle Knoſpen hatte der Nachtreif vernichtet, und die Stadtvögel zwitſcherten vor ihren Fenſtern. Mit Rührung ſah Ilſe, welch guter Krankenpfleger ihr Mann war, wie geſchickt er ihr die Arznei reichte und die Taſſe mit Brühe herzutrug, wie er kaum dulden wollte, daß einmal Andere ſeine Stelle an ihrem Lager einnahmen, und wie er auch jetzt noch trotzig verweigerte, ſich in der Nacht einige Stunden Schlaf zu gönnen, aber als ſie ſelbſt bat, ganz widerſtandslos und mit feuchten Augen nachgab. Von Laura erfuhr Ilſe, daß dieſer Mann ſehr große Noth gemacht hatte, er war in der argen Zeit ganz verſtört geweſen, finſter und heftig gegen Jedermann, er hatte bei Tag und Nacht an dem Lager geſeſſen, daß man gar nicht begriff, wie er ſelbſt den Zuſtand ausgehalten hatte. „Der Arzt konnte ihn nicht zwingen,“ ſagte Laura, „ich aber fand das rechte Wort, denn ich drohte ihm ernſthaft, daß ich Ihnen ſeine Widerſetzlichkeit klagen würde. Da überließ er mir endlich auf einzelne Stunden den Platz, und zuletzt auch der Struvelius, aber ungern, weil er behauptete, daß dieſe zu viel raſchele.“

Laura ſelbſt bewies jetzt prächtig ihre Liebe; ſie war ſtets zur Stelle, ſchwebte geräuſchlos wie ein Vogel um das Krankenbett, ſaß ſtundenlang unbeweglich, und wenn Ilſe die Augen aufſchlug und ein wenig bei Kräften war, hatte ſie immer eine hübſche Geſchichte bei der Hand. Wie ſie erzählte, war die Struvelius gleich am zweiten Tage hergekommen, hatte dem Profeſſor eine kleine Rede gehalten, worin ſie feierlich die Rechte einer Freundin in Anſpruch nahm, und ſich dann auf die andere Seite des Bettes geſetzt. Er aber hatte gar nichts von ihren Perioden gehört, war plötzlich aufgefahren und hatte ſie gefragt, wer ſie ſei, und was ſie hier wolle. Da antwortete die Frau Profeſſorin ihm ruhig, ſie heiße Flaminia Struvelius und ſie habe ebenfalls ein Recht hier zu ſein durch ihr Herz, und darauf hielt ſie ihm die Rede noch einmal, bis er ſich's endlich gefallen ließ. „Sogar ihr Mann war hier,“ ſetzte Laura vorſichtig hinzu, „als es gerade am ſchlimmſten war, und er ſtieß auf den Gemahl, und ich ſah, wie dieſer ihm die Hand reichte, aber, unter uns, ich glaube, er kannte ihn gar nicht. — Und dann,“ erzählte Laura, „kam auch der thörichte Menſch, der Doctor, gleich am erſten Abend mit ſeiner Schlafdecke und einer Kaffemaſchine von Blech und erklärte, er werde hier wachen. Da er nicht in die Krankenſtube gelaſſen werden konnte, ſetzte er ſich mit ſeinem Blech in des Profeſſors Stube und es war wie bei der Geſchichte mit dem Jokel, den ſein

Herr ausſchickt: der Profeſſor pflegte Sie und der Doctor pflegte den Profeſſor.“ Ilſe zog Laura's Kopf zu ſich nieder und ſagte ihr ins Ohr: „Und Schweſter Laura pflegte den Doctor.“ Worauf Laura ſie auf den Mund küßte, aber heftig mit dem Kopf ſchüttelte. „Wenigſtens läſtig war er nicht,“ fuhr ſie fort, „er verhielt ſich ſtill, und wir haben ihn als Cerberus gebraucht, der die Beſuche und die Vielen, welche anfrugen, abfertigte. Das hat er treulich gethan. Wenn es möglich wäre, ihn zu ſehen, ſo glaube ich, es würde ihm große Freude ſein.“

Ilſe nickte. „Laßt ihn herein.“ Der Doctor kam, Ilſe ſtreckte ihm den Arm entgegen und empfand aus dem treuen Händedruck und dem bewegten Geſicht des Nachbars, daß auch der gelehrte Vertraute des Geliebten, auf deſſen Beifall ſie nicht immer rechnete, als ein wackerer Freund an ihrem Lager ſaß. Und Ilſe erlebte, daß noch andere fremde Herren an ihr Bett drangen. „Wenn die Frau Collega Audienz gibt, ſo bitte ich mich zu melden,“ ſprach eine fröhliche Stimme draußen.

„Herein, Herr Profeſſor Raſchke,“ rief Ilſe von ihrem Lager.

„Da iſt ſie,“ rief er lauter, als in einem Krankenzimmer üblich iſt. „Zum frohen Licht entronnen dem ſchweren Verhängniß.“

„Was machen die Thierſeelen, lieber Herr Profeſſor?“ frug Ilſe.

„Sie freſſen im Stadtwald die Blätter ab,“ verſetzte Raſchke, „es hat in dieſem Jahr zahlloſe Maikäfer gegeben. — Siehe, da fliegt einer um die Arzneiflaſche, ich fürchte, er hat mich als Omnibus benutzt, um zu Ihnen zu dringen. Die Bäume ſtehen wie Beſen, und das Federvieh iſt ſo gemäſtet, daß alle Vorurtheile gegen den Genuß dieſer Mitlebenden gänzlich beſeitigt ſind. Ich zähle die Tage bis zu dem frohen Augenblick, wo die Freundin mir erlauben wird, einen Beweis meiner Beſſerung abzulegen.“

Es war eine langſame Geneſung, aber ſie war reich an tröſtender Empfindung. Denn das Schickſal gönnt dem Geneſenden gern als Entſchädigung für Gefahr und Schmerz, daß er ſeine Umgebung frei von dem Staub der Werktage ſchaut in reinen Umriſſen und friſchem Glanz. Dieſe milde Poeſie des Krankenlagers fühlte jetzt Ilſe, als ſie dem ehrlichen Gabriel die Hand entgegen hielt, die der Burſch küßte, ſein Schnupftuch in der Hand, während der Profeſſor rühmte, wie ſorglich er ſeinen Dienſt gethan. Sie fühlte dies Behagen, als ſie an Laura's Arm in den Garten hinabſtieg, und Herr Hummel in ſeinem beſten Rocke ehrbar auf ſie zuſchritt, das Haar glatt gebürſtet und die trotzigen Augen in milder Stimmung halb zuſammengedrückt, und hinter ihm langſam ſein Hund Speihahn, der den Kopf ebenfalls in widerwilliger Achtung ſenkte. Als Herr Hummel ſeine Huldigung dargebracht hatte, ſagte er in ſeinem Mitgefühl ſogar: „Wenn Sie ſich einmal eine ruhige Bewegung anthun wollen, ſo bitte ich, ſich meines Kahns ganz nach Belieben zu bedienen.“ Das war die höchſte Gunſt, die Herr Hummel erweiſen konnte, denn er traute den Bewohnern des Landes, in welchem er lebte, keine von den Fähigkeiten zu, welche für das Waſſer nothwendig ſind. Und er hatte allerdings Recht, wenn er eine Reiſe auf ſeinem Kahn ein ruhiges Vergnügen nannte, denn der Kahn blieb bei dem niedrigen Waſſerſtand dieſes Jahres häufig auf dem Grunde ſitzen, und die größte Aufregung, welche er geſtattete, war, daß man die Hände nach beiden Ufern ausſtreckte und mit jeder ein Grasbüſchel abriß.

Als Ilſe wieder in ihrem Zimmer ſaß, geſchah es oft, daß ſich die Thür leiſe öffnete, der Gatte eintrat, ihr Stirn und Mund küßte und dann vergnügt unter ſeine Bücher zurückging. Wenn ſie die zärtliche Sorge aus ſeinen Augen las, und ſein Glück, daß er ſie wieder geneſen und in ſeiner Nähe wußte, da zweifelte ſie nicht mehr an ſeiner Liebe, und ihr war, als dürfe ſie auch nicht mehr um das ſorgen, was er über Leben und Untergang der Einzelnen und der Völker dachte.

8.

Eine Frage der Reſidenz.

Unter den Fragen nach der Frau Profeſſorin, welche während der Krankheit kamen, war auch die eines Fremden. Gabriel erregte im Haushalt ein kleines Erſtaunen, als er erzählte: „Da ich einmal nach der Apotheke lief, ſtand ein Mann von feinem Ausſehen auf der Straße im Geſpräch mit Dorchen. Dorchen rief mich hinzu, der Mann erkundigte ſich nach Allerlei und es ſchien ihm ſehr ungelegen, daß Sie erkrankt waren."

„Haben Sie nach ſeinem Namen gefragt?"

„Den wollte er nicht nennen. Er wäre aus Ihrer Gegend und hätte ſich nur auf der Durchreiſe erkundigen wollen."

„Vielleicht war's Jemand aus Roſſau," klagte Ilſe, „wenn er nur nicht den Vater durch ſeine Reden geängſtigt hat."

Gabriel ſchüttelte den Kopf. „Er meinte etwas dabei, er ſpionirte nach dem ganzen Haushalt und that dreiſte Fragen, die ich ihm gar nicht beantworten wollte. Weil er ein ſchlaues Ausſehen hatte, ging ich ihm nach bis zum nächſten Gaſthof, und da ſagte mir der Hausknecht, daß es der Kammerdiener eines Fürſten wäre." Gabriel nannte den Namen.

„Das iſt unſer Landesherr," rief Ilſe, „was kann der an mir für Theil nehmen?"

„Der Mann wollte eine Neuigkeit nach Hauſe bringen," verſetzte der Gatte. „Er war wohl damals mit im Jagdgefolge, und es war gute Meinung."

Mit dieſem Beſcheid wurde Gabriel beruhigt, und Ilſe ſagte vergnügt: „Es iſt doch hübſch, wenn ein Landesvater ſich auch um die Kinder in der Fremde kümmert, denen es gerade ſchlecht geht."

Indeß Gabriels Kopfſchütteln war nicht ohne Grund, die Nachfrage hatte etwas zu bedeuten.

Hinter der Scheuer eines Bauerhofes ſaß eine junge Dame auf dem Raſen und band Wieſenblumen zu einem dicken Strauß; ein Knäuel blauer Wolle rollte in ihren Schoß, ſo oft ſie ein neues Büſchel Blumen einfügte. Auf der Wieſe vor ihr lief ein junger Herr geſchäftig durch das tiefe Gras, ſuchte die Blüthen zuſammen und legte ſie nach den Farben geordnet vor die Straußwinderin. Daß der Jüngling und das Fräulein Geſchwiſter waren, ließ ein ſtark ausgeprägter Familienzug ihres Angeſichts erkennen, und das gewählte Promenadenkleid machte Jedem zweifellos, daß Beide nicht unter Klee und Kamillen des Grundes aufgeblüht waren, auch wer nicht durch eine Lücke zwiſchen den Scheuern ſah, wie ſich auf der andern Seite Pferdeköpfe und die Treſſenhüte ihrer Dienerſchaft bewegten.

„Du bringſt den Strauß nicht zu Stande, Siddy,“ ſagte der junge Herr zweifelnd zu dem Fräulein, als dieſes ungeſchickt an dem zerriſſenen Wollfaden knüpfte.

„Wenn nur der Faden beſſer hielte,“ rief die Emſige, „mach mir den Knoten.“ Es erwies ſich, daß der junge Herr damit auch nicht leicht zu Stande kam. „Gib Acht, Benno, wie ſchön der Strauß wird, das iſt meine Kunſt.“

„Es iſt ja Alles viel zu locker,“ wandte der junge Herr ein.

„Für's erſte Mal iſt's gut genug,“ verſetzte Siddy. „Da, ſchau meine Hände an, und wie ſie riechen.“ Sie zeigte die blauen Spitzen der kleinen Finger, hielt ſie ihm an das Geſicht, und als er gutmüthig daran roch, gab ſie ihm einen kleinen Naſenſtüber. „Von den rothen Blumen habe ich genug,“ fuhr ſie, wieder über dem Strauße fort, „jetzt kommen nur weiße im Kreiſe herum.“

„Was für weiße?“

„Ja wer die Namen wüßte,“ verſetzte Siddy bedenklich,

„ich meine Margueriten. Wie nennen Sie dieſe weiße Blume?" frug ſie nach rückwärts gewandt die Bäuerin, welche reſpectvoll einige Schritt hinter dem beſchäftigten Paare ſtand und mit vergnügtem Lächeln dem Treiben der Beiden zuſah.

„Wir nennen ſie Gänſeblume," ſagte die Bäuerin.

„Ah, richtig," rief Siddy, „aber lange Stiele, Benno."

„Sie haben aber gar keine langen Stiele," klagte dieſer und trug herzu, was er in der Nähe abrupfen konnte. „Weißt du, was mich wundert?" begann er, neben der Schweſter im Graſe ſitzend. „Dieſe Wieſe iſt voll Blumen, wenn man ſie mäht, wird Heu daraus, und im Heu ſieht man von all den Blumen nichts."

„Nicht?" frug Siddy, und knüpfte wieder an der Wolle. „Sie mögen auch vertrocknet ſein."

Benno ſchüttelte den Kopf. „Sieh dir einmal ein Bündel Heu an, du wirſt wenig darin merken. Ich denke, die Leute pflücken ſie vorher heraus und verkaufen ſie in der Stadt."

Siddy lachte und wies über die grüne Fläche. „Da, ſchau um dich, ſie ſind zahllos, und die Leute kaufen auch nur die ewigen Gartenblumen. Und dieſe hier ſind doch weit zierlicher. Wie reizend iſt das Sternchen an der Blume unſerer Frau Marguerite." Sie hielt den Strauß ihrem Bruder hin und ſah liebevoll auf ihr Kunſtwerk.

„Du haſt es doch durchgeſetzt," ſagte der junge Herr bewundernd, „du biſt immer ein kluges Weibchen geweſen. — Mir thut's leid, Siddy, daß du von uns gehſt," ſetzte er traurig hinzu.

Die Schweſter ſah ihn ernſthaft an. „Iſt das wahr? — Erhalte mir immer deine Freundſchaft, mein Bruder, du biſt der Einzige hier, der mir den Abſchied ſchwer machen wird. — Benno, wir ſind wie zwei Waiſenkinder, die in einer kalten Winternacht im Schnee ſitzen."

Die ſo ſprach, war Prinzeſſin Sidonie, und die Sonne ſchien warm auf die blühende Wieſe vor ihr.

„Wie gefällt dir mein Bräutigam?“ frug ſie nach einer Pauſe, den blauen Faden häufig um den fertigen Strauß windend.

„Er iſt ein ſchöner Mann und er war ſehr freundlich zu mir,“ ſagte Benno nachdenklich. „Ob er geſcheidt iſt?“

Siddy nickte. „Er iſt darin ordentlich. Er ſchreibt auch liebe Briefe. Willſt du, ſo ſollſt du einen leſen.“

„Das möchte ich gern,“ rief Benno.

„Und weißt du,“ fuhr Siddy geheimnißvoll fort, „auch ich ſchreibe ihm alle Tage. Denn ich merke, eine Frau ſoll ihrem Manne Großes und Kleines vertrauen, und da will ich mich und ihn daran gewöhnen. Ich ſchreibe ihm der Sicherheit wegen unter fremder Adreſſe und meine Kammerfrau beſorgt die Briefe zur Poſt, denn ich fürchte, meine dummen Zeilen werden ſonſt geleſen, bevor ſie abgehen.“ Sie ſagte das gleichmüthig und betrachtete ihren Strauß. „Auch dieſen Beſuch bei Frau Marguerite erfährt er haarklein, und daß er dir gut gefallen hat. Und jetzt iſt der Strauß fertig,“ rief ſie fröhlich, „ich ſchlage ein Tuch darum, wir nehmen ihn in den Wagen, und ich ſetze ihn auf meinen Schreibtiſch.“

Benno lachte: „Er ſieht aus wie eine Keule, du kannſt ihn heut Abend im Ballet den Wilden borgen.“

„Er iſt doch beſſer als die flachen Teller, die man nicht einmal ins Waſſer ſetzen darf,“ antwortete die Schweſter aufſpringend. „Vorwärts, wir tragen ihn zum Brunnen.“

Sie eilten, von der Bäuerin gefolgt, nach dem Hofe. Benno ergriff einen Eimer und trug ihn nach der Pumpe. „Ich will pumpen,“ rief Siddy; ſie faßte den Schwengel und verſuchte zu drücken, aber es gelang ihr ſchlecht, nur einzelne Tropfen rannen in den Eimer. Benno tadelte: „Du biſt ungeſchickt, laß mich daran.“ Jetzt trat er an das Holz und Siddy faßte den Eimer; er drückte kräftig und der Strahl fuhr über den Eimer auf die Hände und das Kleid der Prinzeſſin. Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus, ließ den Eimer fallen, und Beide lachten laut. „Du haſt mich ſchön zugerichtet, unartiger Bonbon," rief Siddy. „Ei, das thut nichts, Mutter," tröſtete ſie die Bäuerin, welche herzulief und erſchrocken die Hände zuſammenſchlug. „Du, mir fällt etwas ein, ich ziehe mir den Rock unſerer Dame Marguerite an, und du einen Kittel ihres Mannes, und wenn der Vetter kommt, ſoll er uns nicht erkennen und wir überfallen ihn."

„Wenn nur Alles gut abläuft," wandte Benno bedenklich ein.

„Es ſieht uns ja Niemand," überredete Siddy. „Mütterchen," ſchmeichelte ſie der Bäuerin, „kommt in eure Kammer und helft mir beim Anziehen." Die jungen Herrſchaften ergriffen die Hände der Frau und zogen ſie in das Haus. Benno legte im Hausflur ſeinen Sommerrock ab, beſah mißtrauiſch den neuen Kittel, welchen eine ſtämmige Magd zutrug, und fuhr mit ihrer Hilfe hinein. Der zierliche Bauerburſch ſetzte ſich geduldig auf eine Bank, ſeine Gefährtin zu erwarten, und benützte die Muße, einen Schleifſtein zu drehen und neugierig die Fingerſpitze ein wenig daran zu halten. Während dieſer Unterſuchung fühlte er einen Schlag auf den Rücken, und ſah erſtaunt eine kleine Bäuerin in blauem Rock und ſchwarzer Jacke, die landesübliche Mütze auf dem Kopf, hinter ſich ſtehen. „Wie gefalle ich dir?" frug Siddy die Arme in einander legend.

„Allerliebſt," rief Benno überraſcht, „ich hätte nicht gedacht, daß ich eine ſo hübſche Schweſter habe." Siddy machte einen bäuriſchen Knix. „Wo haſt du bis heut die Augen gehabt, du thörichter Bonbon? — Und jetzt helfen wir in der Wirthſchaft. Was haben Sie für Ihre neuen Dienſtleute zu thun, Frau Marguerite?"

Die Bäuerin ſchmunzelte. „Dort iſt das Futter für die Kühe mit Schrotwaſſer abzubrühen," ſagte ſie.

„Nichts mehr mit Waſſer, wir haben genug davon. Komm, Benno, wir decken unterdeß den Tiſch im Garten unter den Obſtbäumen und tragen die ſaure Milch herzu." Sie drangen in die Stube, trugen zuſammen eine kleine Bank heraus und ſetzten ſie in den Grasgarten unter einen Apfelbaum, dann flogen ſie nach Tellern und Löffeln zurück, die Bäuerin und die Magd brachten den Tiſch, einen großen Milchnapf und Schwarzbrot. Siddy fuhr behende umher, deckte die Serviette über, ſtrich ſie eifrig zurecht und ſetzte die buntbemalten Thonteller auf. „Sieh dies an," flüſterte Benno und wies betrübt auf die abgenutzten Blechlöffel.

„Wir waſchen ſie noch einmal ab und trocknen ſie mit grünen Blättern," rieth die Schweſter. Wieder liefen ſie mit den Löffeln zu dem Brunnen und rieben kräftig mit Blättern daran, aber ſie vermochten keinen weißen Glanz hervorzubringen. „Es iſt ihre Art ſo," tröſtete Benno, „das gehört mit zum ländlichen Feſt."

Der Tiſch war gedeckt, Siddy rückte an den Schemeln und wiſchte mit ihrem Battiſttuch herum. „Du biſt der Erbprinz," ſagte Siddy, „du mußt auf die Bank und wir andern zu deinen Seiten. Das Schwarzbrot muß zerkrümelt werden, das kann ſich Jeder ſelbſt machen. Der Zucker fehlt, es kommt nicht darauf an." Sie ſaßen erwartungsvoll vor dem Milchnapf und klapperten im Tact mit den Löffeln. Ein kleiner grüner Apfel fiel vom Baum mitten in die Milchſchüſſel und verurſachte ein Spritzen. Beide lachten laut, ſprangen wieder auf, laſen die unreifen Aepfel und Pflaumen aus dem Graſe und ſpähten über die Hecke auf einen Feldweg, der zur Stadt führte. „Er kommt," rief Benno, „verſtecke dich."

Ein Reiter ritt im Galopp heran, von dem ſchnaubenden Pferde ſchwang ſich ein junger Offizier, er band das Pferd an einen Pfahl und ſprang mit einem Satz über die Hecke. Aber er hielt erſtaunt an, denn er wurde aus den Winkeln mit einem Kreuzfeuer von unreifen Aepfeln und Pflaumen überſchüttet, ſchnell ergriff er einige der grünen Geſchoſſe und vertheidigte ſich, ſo gut er konnte, gegen den Angriff. Die kleinen Bauerleute ſprangen hervor. „Endlich," rief Benno, „du haſt lange warten laſſen." Und Siddy verneigte ſich vor ihm:

„Prinz, die ſaure Milch iſt ſervirt." Prinz Victor ſah mit unverhohlener Verwunderung auf die junge Bäuerin. „Ei," ſagte er gutmüthig, „jetzt ſieht man doch endlich einmal, wie klein die Füße ſind, vor die man ſeine Huldigungen niederlegt. So war's recht, ihr Kinder. Aber vor allem muß ich Satisfaction haben für den Ueberfall." Er drehte ſein Taſchentuch zuſammen, die Geſchwiſter lachten und baten: „Sei gut, Vetter, wir thun's nicht wieder. — Ach, lieber Herr Oger, Gnade, Erbarmen," flehte Siddy und fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen.

„Nichts da," rief Victor, „ich erhalte euretwegen doch wieder Arreſt, da will ich euch wenigſtens vorher abſtrafen." So trieb er die Andern um den Tiſch. „Das thut weh, Vetter," rief Siddy; „laß die Thorheiten und komm zu Tiſch. Ich lege vor. Oben iſt der Rahm. Da wird Gerechtigkeit nöthig, wenn Victor dabei iſt."

Victor muſterte den Tiſch. „Das iſt alles ſehr ſchön, aber der Zucker fehlt."

„Es war keiner zu haben," riefen die Geſchwiſter im Chor. Victor griff in ſeine Taſche und ſetzte eine ſilberne Büchſe auf den Tiſch. „Was würde aus euch, wenn ihr mich nicht hättet. Hier iſt der Zucker." Und er griff wieder in den Rock und brachte eine Lederflaſche mit kleinem Trinkglas zu Tage. „Und hier iſt eine andere Hauptſache, der Cognac."

„Wozu?" frug Siddy.

„Zum Trinken, gnädigſte Couſine. Willſt du dies kalte Gelée ohne Cognac mit deinem Innern vermählen, ſo wage ich nicht zu widerſprechen, dir aber, Benno, rathe ich als Mann, ſorge für dein Heil."

Die beiden hielten verlegen ihre Löffel beim Stiele.

„Das wäre nothwendig?" frug Benno argwöhniſch.

„Es calmirt, wie unſer Doctor ſagt," erklärte Victor, „es pacificirt und zwingt die rebelliſche Maſſe zu ruhiger Submiſſion, welche in Frieden tiefer und tiefer wird. Verweigerſt du den

Cognac, ſo geht's wie auf dem Weg zur Hölle. Der Pfad iſt anfangs leicht, aber was dahinter kommt, iſt Chaos. Jedenfalls würde dir das heutige Ballet erſpart werden. Iſt euch die Sache klar?"

„Sehr klar," rief Siddy, „daß du uns zum Beſten haſt wie immer. Gib ihm eins auf die Finger, Benno."

Benno tippte ihm mit dem Löffel auf die Hand, Victor ſprang auf und parirte in Fechterſtellung mit ſeinem Löffel, und die Geſchwiſter jagten den Vetter wieder luſtig um die Bäume.

Da ſtörte ein eiliger Tritt, ein Lakai erſchien auf einen Augenblick an der Gartenthür: „Der durchlauchtigſte Herr kommt geritten," rief er.

Alle drei ſtanden ſtill, die Löffel ſanken ins Gras. „Wir ſind verrathen," rief Siddy erbleichend, „mache dich fort, Victor."

„Ich bin Offizier und darf nicht entlaufen," entgegnete dieſer achſelzuckend, ergriff ſeinen Säbel und hakte ihn eilig ein.

„Du nimmſt Alles auf dich, Benno," rief die Schweſter.

„Ich möchte wohl," verſetzte dieſer kleinlaut, „ich habe nur zum Erfinden niemals Geſchick gehabt."

Vor dem Hofe ſtieg der Fürſt mit Hilfe des Stallmeiſters ab, der Lakai eilte voran, die Pforte zu öffnen, langſam nahte das Schickſal. Der Fürſt trat in den Garten und ſein ſcharfer Blick flog über die jungen Herrſchaften, welche ſteif auf ihrem Platz ſtehen blieben und ſich vor ihm verneigten. Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeinen Mund, als er die Zurüſtungen des Tiſches ſah. „Wer von euch hat den ländlichen Carneval arrangirt?" frug er. Alle ſchwiegen. „Antworte, Benno," wandte er ſich finſter an den jungen Herrn im blauen Kittel.

„Siddy und ich wollten einmal auf einer Wieſe ſitzen, bevor die Schweſter unſer Land verläßt. Ich habe aus Ungeſchick die Schweſter mit Waſſer beſchüttet, ſie mußte ſich umziehen."

„Wo iſt dein Fräulein, Sidonie?" frug er die Tochter.

„Ich bat ſie, auf das nahe Gut ihrer Tante zu fahren und mich in einer Stunde von hier abzuholen,“ verſetzte Prinzeſſin Sidonie.

„Sie hat nicht gut gethan, meine Befehle zu vergeſſen, um die deinen zu erfüllen, und ſie hat ihre Pflicht verletzt, als ſie die Prinzeſſin einem ſolchen Abenteuer überließ. Es ziemt nicht, daß Prinzeſſinnen allein und verkleidet in Dorfhäuſern einkehren.“

Die Prinzeſſin preßte die Lippen zuſammen. „Mein gnädigſter Herr und Vater möge verzeihen, ich war nicht allein; ich hatte den beſten Schützer bei mir, den eine Fürſtin unſeres Hauſes haben kann, und der war Ew. Hoheit Sohn, mein erlauchter Bruder.“

Der Fürſt trat einen Schritt näher und ſah ihr ſchweigend ins Geſicht, und ſo ſtark war in ſeinem Antlitz der Ausdruck von Zorn und Abneigung, daß die Prinzeſſin erbleichte und die Augen niederſchlug. „Gehört Prinz Victor auch zu den Beſchützern, welche ſich die Prinzeſſin in den Bauerhof beſtellt?“ frug er. „Hat der Lieutenant — er nannte den Namen ſeines Geſchlechts — Urlaub, ſich aus der Garniſon zu entfernen?“

„Ich bin ohne Urlaub herausgeritten,“ verſetzte der Prinz in militäriſcher Haltung.

„Melde dich als Arreſtant,“ befahl der Fürſt.

Victor ſalutirte und machte Kehrt, er band ſein Pferd ab und nickte hinter dem Rücken des Fürſten über die Hecke ſeinem Vetter zu, bevor er der Stadt zutrabte.

„Ihr aber eilt, dieſe Mummerei los zu werden,“ befahl der Fürſt, „die Prinzeſſin fährt im Wagen des Erbprinzen nach Haus.“ Er winkte, die jungen Herrſchaften verneigten ſich und eilten aus dem Garten.

„Mir hat das Unglück geahnt,“ ſagte der Erbprinz im Wagen zu ſeiner Schweſter. „Arme Siddy!“

„Ich will lieber eine Magd dieſer Bäuerin ſein und Holzpantoffeln an den Füßen tragen, als dies Sklavenleben noch lange erdulden," rief die zornige Prinzeſſin.

„Laß dir nur heut beim Diner nichts merken," bat Benno.

Der Strauß von Wieſenblumen ſtand im Eimer und am Abend zerrupften ihn die Kühe der Bäuerin.

Den Tag darauf trat der Oberſthofmeiſter von Ottenberg, ein alter Herr mit weißem Haar, bei dem Fürſten ein. „Ich bemühe Ew. Excellenz," begann der Fürſt zuvorkommend, „weil ich in einer Familienangelegenheit Ihre Anſicht zu vernehmen wünſche. Der Tag naht, wo die Prinzeſſin uns verläßt. — Haben Sie meine Tochter heut geſprochen?" unterbrach er ſich.

„Ich komme von Ihrer Hoheit," antwortete ehrerbietig der alte Herr.

Der Fürſt lächelte: „Ich habe ihr geſtern einige ernſte Worte geſagt. Die Kinder ſpielten auf eigene Hand eine Idylle und ich traf ſie in Bauerkleidern und ausgelaſſener Stimmung. Unſere liebe Siddy hatte vergeſſen, daß ſolches Spiel Mißdeutungen ausgeſetzt iſt, die ſie zu vermeiden jede Urſache hat."

Der Oberſthofmeiſter verbeugte ſich ſchweigend.

„Doch nicht um die Prinzeß handelt es ſich. Die Zeit iſt gekommen, wo über die nächſten Jahre des Erbprinzen ein Entſchluß gefaßt werden muß. Ich habe daran gedacht, ihn trotz der Bedenken, welche ſeine zarte Geſundheit nahe legt, in eine größere Armee eintreten zu laſſen. Sie wiſſen, daß dies uns nur in Einem Staate möglich iſt. Auch dort hat ſich eine unerwartete Schwierigkeit gefunden. Es ſind dort zwei Regimenter, welche Sicherheit gewähren, daß der Prinz nur mit Offizieren von Familie in ein kameradſchaftliches Verhältniß treten würde. Aber das eine Regiment hat jetzt zum Commandeur denſelben Kobell erhalten, der vor Jahren unſern Dienſt quittirt hat; es iſt unthunlich, den Prinzen zu ſeinem Untergebenen zu machen. Bei dem andern Regiment aber iſt in den letzten Monaten das Unerwartete geſchehen und trotz dem Widerſtande des Offiziercorps ein Herr Müller eingeſchoben worden. So iſt dem Erbprinzen unmöglich gemacht in die einzige Armee zu treten, welche uns offen ſteht."

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob nicht das zweite Hinderniß zu beſeitigen wäre?" frug der Oberſthofmeiſter.

„Man möchte uns gern gefällig ſein," verſetzte der Fürſt, „weiß aber ſelbſt keinen Rath, denn das Einreihen des bürgerlichen Lieutenants war ein Zugeſtändniß, welches man aus politiſchen Gründen gemacht hatte."

„Und es würde nicht viel helfen, wenn an Name und Familie des Lieutenant Müller ſelbſt das Störende geändert würde?" warf der Oberſthofmeiſter ein.

„Auch das iſt vorſichtig verſucht worden, es hat ſich ergeben, daß in dem Vater des Menſchen keine Bereitwilligkeit war. Und Excellenz, zuletzt bliebe die Inconvenienz doch dieſelbe. Sie wiſſen, daß ich in dieſen Dingen keineswegs Puriſt bin, aber für den kameradſchaftlichen Verkehr des Tages wäre dem Erbprinzen ſolche Nähe doch gar zu unbehaglich. Müller oder von Müller, der Mehlſtaub bleibt."

Es entſtand eine Pauſe. Endlich begann der Oberſthofmeiſter: „Für jüngere Prinzen ohne Vermögen und die Möglichkeit, ſich ſelbſt eine kräftige Thätigkeit zu finden, ſind die Vortheile einer militäriſchen Carriere allerdings unleugbar. Ob ſie auch für einen Fürſten unzweifelhaft ſind, der die Vorbildung für einen großen Beruf ſucht? Ich erinnere mich, daß in früherer Zeit Ew. Hoheit das Soldatenſpiel an den Höfen als eine Modelaune ohne Vorliebe betrachteten."

„Das leugne ich nicht," verſetzte der Fürſt, „und Ihnen gegenüber darf ich mich wohl zu dieſer Anſicht bekennen. Der gewöhnliche Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft iſt jetzt nicht der Krieg, ſondern der Friede. Die angelegentliche Vorbildung eines jungen Fürſten für den Krieg wird allerdings in ſeinem Weſen einige männliche Seiten entwickeln, überliefert ihn aber in allen Hauptſachen hilflos den Händen ſeiner Beamten. Und im Vertrauen, Excellenz, die Freude an Epauletten iſt gerade während der Friedenszeit in die Höfe gedrungen, und im Fall eines großen Krieges, wo nur bei wirklichem Feldherrntalent Hilfe zu finden iſt, wird das militäriſche Dilettiren der Fürſten ſich mit wenigen Ausnahmen als durchaus unnütz erweiſen. Das alles iſt unleugbar. Leider iſt es gegenwärtig nicht mehr Modelaune, wenn an den meiſten Höfen dieſer Bildungsweg für junge Fürſten gewählt wird, ſondern ernſte Nothwendigkeit. Die Zeit, in welcher wir zu leben verurtheilt ſind, hat eine engere Verbindung der Höfe mit den Heeren unvermeidlich gemacht, und was einſt beſſer unterblieb, iſt jetzt eine Stütze fürſtlicher Stellung geworden."

„Ich ſehe die Stellung erlauchter Herren nicht dadurch verſtärkt, daß ſie ſchlechte Generäle ſind," erwiederte der Oberſthofmeiſter. „Ja, man darf behaupten, daß viele von den Schwierigkeiten, welche die Gegenwart zwiſchen Fürſten und Völkern aufgehäuſt hat, gerade daher rühren, daß unſere Prinzen neben vortrefflichen Anſichten über den Hufbeſchlag der Pferde und Ausarbeiten der Recruten, auch einige Vorurtheile und Unarten der Garniſon zu ihrem hohen Beruf mitbringen, und viel zu wenig von der Sicherheit, dem edlen Stolz und dem fürſtlichen Sinn, welchen die Uebung in den großen Geſchäften zu entwickeln vermag."

Der Fürſt lächelte. „Excellenz ſind alſo der Anſicht, daß der Erbprinz eine Univerſität beſuchen ſoll? Denn eine andere Schule gibt es doch nicht, wenn er einmal dieſen Hof verläßt. Der Prinz iſt ſchwach und beſtimmbar, die Gefahren, welche für ihn auf dieſem Wege liegen, ſind doch noch größer, als der Verkehr mit einem ungeeigneten Offizier."

„Es iſt wahr," warf der Oberſthofmeiſter ein, „daß während dieſer Jahre der Erbprinz gewiſſe Zugeſtändniſſe an den Brauch einer Akademie zu machen hat; für den perſönlichen Umgang finden ſich aber doch auf jeder Univerſität Söhne alter Familien, welche die Ehre den Prinzen zu entouriren wohl würdigen. Es wird vielleicht dort leichter ſein den jungen Herrn von unpaſſender Kameradſchaft frei zu halten, als beim Regiment."

„Nicht dieſe Gefahr fürchte ich," verſetzte der Fürſt, „ſondern unpraktiſche Theorie und zerſtörende Ideen, welche dort verkündet werden."

„Was man bekämpfen muß, ſollte man doch vorher kennen lernen," entgegnete der Oberſthofmeiſter. „Erachten Ew. Hoheit bei der vielſeitigen Erfahrung, welche Höchſtdenſelben ein reiches Leben verlieh, die Bekanntſchaft mit dieſen Ideen ſo gefährlich?"

„Wer geht in die Hölle, um fromm zu werden?" frug der Fürſt in guter Laune.

„Als ein großer Dichter dies gewagt hatte," verſetzte der Oberſthofmeiſter, „ſchrieb er ſein göttliches Gedicht. Und mein gnädigſter Herr, der ſelbſt warmes Intereſſe für wiſſenſchaftliche Thätigkeit vielfach bewährt hat, wird doch unſere Akademien höchſtens für Orte eines milden Fegfeuers halten. Sollte an den Seelen unſerer erlauchten Herren nach der Rückkehr von dieſer Stätte hie und da ein infernaliſches Flämmchen hängen, es wird durch die hohen Intereſſ[illegible]es fürſtlichen Berufes ſehr bald getilgt."

„Ja," beſtätigte der Fürſt mit devoter [illegible]ne, „es liegt eine Weihe auf dem Amt des Fürſten, welch[illegible] Weſen auch des ſchwachen Mannes für die großen Inte[illegible]en umbildet, welche er durch ſein Leben darzuſtellen hat. Aber, Excellenz, es iſt ſchwer, ohne verächtliches Mitleid auf die ſentimentale Gefühlsſeligkeit neuer Regenten zu ſehen, und aus Fürſtenmunde immer wieder die alten Phraſen von Liebe und Vertrauen gläubig nachgeſprochen zu hören. Allerdings ſind dieſe populären Aufwallungen vergänglich, und auch mancher von uns älteren hat einſt geſchwärmt und da grünes Moos zu pflanzen verſucht, wo es von der Sonne verſengt wird, aber die furchtbaren Gefahren unſerer argen Zeit machen ſolches Schwanken neuer Regenten immer gefährlicher, und falſche Schritte der erſten Regierungswochen mögen oft die ganze ſpätere Stellung verderben.“

Der Oberſthofmeiſter erwiederte entſchuldigend: „Es iſt vielleicht gut, weiſer zu ſein als Andere, aber nüchterner zu ſein als alle Andere, bringt doch nicht zu jeder Zeit Vortheil. Ein wenig Poeſie und jugendliche Begeiſterung mag man unſern Fürſten auch gönnen. Wenn ich deshalb für des Erbprinzen Hoheit den Beſuch einer Univerſität zu empfehlen wage, ſo thue ich dies mit der willkommenen Empfindung, daß ich damit auch Ew. Hoheit eigentliche Meinung ausſpreche.“

Der Fürſt ſah ſcharf nach dem Oberſthofmeiſter und auf ſeiner Stirn zog ſich ein ſchnelles Gewölk zuſammen. „Wie wollen Sie wiſſen, was meine geheimen Gedanken ſind?“

„Das wäre Ew. Hoheit gegenüber ein ganz vergeblicher Verſuch,“ verſetzte der alte Herr ruhig, „und es würde einem alten Diener wenig anſtehen, nach den geheimen Gedanken ſeines Herrn zu ſpähen. Aber Höchſtdieſelben haben bis jetzt dem Erbprinzen immer ſolche Gouverneure und Begleiter gegeben, welche nicht Militärs waren. Das legte einen Schluß auf Ew. Hoheit Willensmeinung für Jedermann nahe.“

„Sie haben Recht — wie immer,“ ſagte der Fürſt verſöhnt. „Und es war mir Freude, Ihre Auffaſſung in Uebereinſtimmung mit der meinigen zu finden. Denn es iſt immerhin ein ernſter Entſchluß, er raubt mir auf längere Zeit die Nähe meines lieben Benno.“

Der Oberſthofmeiſter bewies ſein Mitgefühl durch eine ſtumme Verbeugung. „Der Höchſte Entſcheid wird allerdings große Veränderungen hervorbringen, denn er entfernt zu gleicher Zeit alle jungen Herrſchaften vom Hofe.“

„Alle?“ frug der Fürſt überraſcht. „Der Erbprinz würde kurz nach der Vermählung ſeiner Schweſter abreiſen, aber da iſt ja noch Prinz Victor, welcher zurückbleibt.“

„Dann bitte ich unterthänigſt um Verzeihung,“ entgegnete der Oberſthofmeiſter, „ich hatte vorausgeſetzt, daß die Abreiſe des Erbprinzen auch den Uebertritt des Prinzen Victor in eine fremde Armee zur Folge haben würde.“

„Wie kommen Sie dazu?“ frug der Fürſt überraſcht. „Ich habe durchaus nicht die Abſicht, den Prinzen Victor in der Fremde zu fourniren, er mag ſeine Reitkunſt bei unſern Schwadronen üben.“

„In dieſem Falle würde ſeine Stellung am Hofe geändert,“ ſagte der Oberſthofmeiſter nachdenklich, „er erhält den Rang und wird für dieſe Jahre dem Hofe bei Gelegenheit der ſtellvertretende Prinz des erlauchten Hauſes.“

„Was fällt Ihnen ein, Oberſthofmeiſter?“ verſetzte der Fürſt unwillig.

„Hoheit wollen gnädigſt angeben, wie das vermieden werden ſoll. Das Recht des Blutes kann nie gegeben und nie genommen werden. Der Prinz iſt der nächſte Anverwandte, die Ordnung des Hofes fordert die entſprechende Stellung, und der Hof wird in tiefſter Ehrfurcht darauf beſtehen, daß ſie dem Prinzen nicht verſagt werde.“

„Der Hof,“ rief der Fürſt verächtlich, „ſagen Sie gerade heraus, der Oberſthofmeiſter.“

„Der Oberſthofmeiſter iſt von Ew. Hoheit dazu beſtellt, über die Ordnung des Hofes zu wachen,“ verſetzte der alte Herr mit Feſtigkeit. „Als perſönliche Meinung wage ich noch anzuführen, daß für den lebendigen und thatkräftigen Geiſt des Prinzen Victor der Dienſt in dieſer Reſidenz und die Nähe des Hofes nicht vortheilhaft ſind; es iſt vorauszuſehen, daß er öfter Ew. Hoheit Veranlaſſung zur Unzufriedenheit geben wird, und daß der Verluſt Höchſter Gnade bei dem aufgeweckten und volksthümlichen Weſen des Prinzen eine dauernde Veranlaſſung zu Mediſance und böswilligem Geſchwätz ſein würde. Deshalb wagte ich anzunehmen, daß die Bedenken, welche eine militäriſche Carriere des Erbprinzen in fremder Armee hindern, bei Prinz Victor ohne Gewicht ſein würden.“

Der Fürſt ſah finſter vor ſich hin. Endlich begann er mit Ueberwindung: „Ich muß Ihnen dankbar ſein, daß Sie mich auf dieſes Bedenken geführt haben. Ich werde nach reiflicher Ueberlegung meinen Entſchluß faſſen. Seien Excellenz überzeugt, daß ich den warmen Antheil wohl zu ſchätzen weiß, den ſie mir und den Meinen bewahren.“ Er neigte das Haupt, der Oberſthofmeiſter verließ das Zimmer; und die Falten im Antlitz des Fürſten zogen ſich drohend zuſammen, als er dem Alten nachſah.

Die Folge dieſer Unterredung war, daß der Erbprinz auf eine Univerſität geſandt wurde. Dies Ereigniß ward an der Univerſität im Schein der hölliſchen Flämmchen, welche hie und da loderten, nicht ganz ſo aufgefaßt als am Hofe.

Der Magnificus trat eines Abends bei Profeſſor Werner ein und begann, Ilſe begrüßend: „Sie haben Ihrem Lande ein gutes Beiſpiel gegeben, als Sie zu uns kamen, von oben iſt der Univerſität die Mittheilung geworden, daß im nächſten Semeſter Ihr Erbprinz bei uns ſeine Studien beginnen will.“ Zum Profeſſor gewandt fuhr er fort: „Man erwartet, daß wir Alles thun werden, den jungen Herrn zu fördern, was mit den Pflichten unſeres Amtes verträglich iſt. Ihnen habe ich den Hohen Wunſch auszudrücken, daß auch Sie dem Erbprinzen auf ſeinem Zimmer eine Vorleſung halten.“

„Ich leſe kein Prinzen-collegium,“ erwiederte der Profeſſor, „dazu iſt meine Wiſſenſchaft zu umfangreich, ſie läßt ſich nicht in eine Nußſchale packen.“

„Vielleicht würde ſich doch irgend ein populäres Thema ergeben,“ mahnte der kluge Magnificus. „Mir ſcheint faſt höherer Werth, als auf den Inhalt der Vorleſung, darauf gelegt zu werden, daß Ihre Perſon mit dem Erbprinzen in wohlthuende Verbindung tritt.“

„Wenn der Prinz ſich in meinem Hauſe wohl fühlen und unſerm Brauch fügen kann, ſo bin ich zu jeder anſtändigen Aufmerkſamkeit erbötig. In meinen Vorträgen führe ich ſeinetwegen keine Aenderung ein. Beſucht er als Student eines meiner Collegien, gut. Auf ſeinem Zimmer leſe ich weder ihm noch jemand Anderem."

„Wird man die Weigerung nicht als eine Unfreundlichkeit empfinden?" wandte der Rector ein.

„Wohl möglich," verſetzte der Profeſſor, „und ich geſtehe Ihnen, daß mir dies im vorliegenden Fall beſonders peinlich iſt. Aber keine perſönliche Rückſicht ſoll mich beſtimmen, von einem Grundſatz abzuweichen. Ich habe früher einmal die Erfahrung gemacht, wie demüthigend es iſt, einem Knaben, dem die nöthige Vorbildung, dem Verſtändniß und inneres Intereſſe fehlte, ernſte Männerarbeit zurechtzuſchneiden. Ich thue es nie wieder. Dann aber handle ich im Intereſſe dieſer jungen Herren ſelbſt, ſoviel ich als Einzelner vermag, deſſen Studien von der Heerſtraße fürſtlicher Bildung weitab liegen. Wollen ſie von uns etwas lernen, was für ihr Leben fruchtbar iſt, ſo ſollen ſie es ordentlich lernen, und ſie ſollen mit den Vorkenntniſſen zu uns kommen, welche ihnen möglich machen, von der Wiſſenſchaft Nutzen zu ziehen. Ich habe hie und da aus der Ferne geſehen, wie traurig es mit der innern Bildung der Mehrzahl beſtellt iſt. Das flache zerſtreuende Weſen ihrer Erziehung, welches ihnen faſt die Möglichkeit nimmt, an irgend einem Gebiete geiſtiger Arbeit ein warmes Intereſſe zu nehmen, macht ſie auch ſpäter für das Leben und für ihre Regentenpflichten wenig brauchbar. Und wir nehmen Theil an dieſem Unrecht, wenn wir Jünglinge, die in Wahrheit nicht die Kenntniſſe eines Tertianers haben, mit dem Schein und Firniß wiſſenſchaftlicher Cultur überziehen. Denn darauf iſt es doch in der Regel abgeſehen. Man braucht ſicher nicht die Univerſität zu beſuchen, um ein tüchtiger Mann zu werden; wenn man aber dieſen ſchwierigen Weg einſchlägt — und ich meine allerdings, jeder künftige Regent ſollte das —, ſo darf es nur in einer Weiſe geſchehen, welche auch tüchtige Reſultate ſichert. Ich verurtheile nicht die Lehrer, welche anders denken," ſchloß der Profeſſor, „es gibt ohne Zweifel Disciplinen, bei denen gedrängte Darſtellung einiger Hauptſätze möglich und nützlich iſt. Die Alterthumswiſſenſchaft wenigſtens gehört nicht dazu. Und deshalb bitte ich zu entſchuldigen, wenn ich mich dem jungen Herrn für Privatſtunden verſage.“

Der Rector zuckte die Achſeln und ſprach dieſen Grundſätzen ſeine Anerkennung aus.

„Mein armer Erbprinz,“ rief Ilſe bedauernd, als der Rector ſich entfernt hatte.

„Mein armer Codex,“ parodirte der Profeſſor lachend.

„Aber eine Ausnahme haſt du doch gemacht,“ wandte Ilſe ein, „bei deinem Weibe.“

„Hier iſt die Lehrſtunde nur der Leitfaden, unſer ganzes Leben die Erläuterung,“ verſetzte der Profeſſor. „Den künftigen Landesherrn von Bielſtein aber wirſt du unter dieſen Umſtänden wohl nur aus der Ferne als dein ſtilles Eigenthum betrachten können; und auch mir ſchwindet eine gewiſſe unſichere Hoffnung, welche ich auf das flüchtige Begegnen mit ſeinem Vater baute. Denn es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß man dort meine Weigerung als launiſchen Hochmuth auffaßt.“

Darüber hätte der Profeſſor ruhig ſein können. Es wird dafür geſorgt, daß ſolche Auffaſſung nicht zu rechter Zeit an die Adreſſe gelangt, für welche ſie beſtimmt iſt. Die Schärfe wird umgebogen, die Spitze abgebrochen und zuletzt hält man in hoher Luft dergleichen Geſinnung für ſo ungeheuerlich, daß man ſie nur den verworfenſten Menſchen zutraut. Dafür galt der Profeſſor keineswegs. Schon der Rector war vorſichtig genug, die Weigerung Werners durch Gründe zu verdecken, und in der Reſidenz des Fürſten hatte man einmal beſchloſſen, daß der Erbprinz ein Zuhörer des Profeſſors werden ſollte. Aus dem eingeſandten Verzeichniß der Vorleſungen wurde ein kleines Collegium Werners ausgeſucht: Beſichtigung und Erklärung antiker Bildwerke in Gipsabgüſſen, bei welchen der

Erbprinz mit ſeinem Begleiter wenigſtens nicht unter allerlei bunten Mützen zu ſitzen nöthig hatte, ſondern in fürſtlicher Iſolirung umherwandelnd gedacht werden konnte.

Wieder wogten die Wellen der reifen Aehren, als Ilſe mit ihrem Gatten dem Gute des Vaters zufuhr. Ein Jahr, reich an Freuden, nicht frei von Schmerzen, lag hinter ihr, auch ſie hatte jetzt eine kleine Geſchichte, Frieden mit Streit, Wachsthum und Vergehen am eigenen Leben erfahren. Wer in ihr Antlitz ſah, der konnte an der bleichen Wange das Leid erkennen, welches ſie getroffen, und an dem ſinnenden Blick, daß ernſte Gedanken durch ihr Haupt gezogen waren. Aber als ſie auf der Höhe das dunkle Dach des Vaterhauſes erblickte und an der wetterblauen Holzkirche vorbeifuhr, da war Großes und Kleines vergeſſen, und ſie empfand ſich wieder als Kind in dem Frieden der Heimat, der ihr jetzt ſo wohlthuend und troſtbringend erſchien. Als ſich die Gutsleute um die Thür drängten, als die Geſchwiſter heranſtürmten, und der Vater alle überragend den Gatten und ſie ſelbſt aus dem Wagen hob, da hielt ſie Jeden in ſtummem Gruß umfangen, aber als der kleine Franz an ihr aufſprang, drückte ſie ihn ſo lange an ihr Herz, bis ſie die Haltung verlor und in Thränen ausbrach, ſo daß ihr der Vater das Kind vom Arme nehmen mußte.

Es konnte nur ein kurzer Beſuch ſein, den die Gatten auf dem Gut machten, Amtsgeſchäfte zwangen den Profeſſor zu ſchneller Heimkehr, er hatte Ilſe den Vorſchlag gemacht, ſie länger beim Vater zu laſſen und abzuholen; ſie aber wollte nicht.

Prüfend ſah der Vater auf Haltung und Antlitz der Tochter und ließ ſich von dem Profeſſor immer wieder erzählen, wie ſchnell und gut ſie in der Stadt heimiſch geworden war.

Unterdeß flog Ilſe durch Hof und Garten hinaus in die

Landſchaft, wieder leichtbeflügelt wie die kleinen Geſchwiſter, die ihre Hand nicht loslaſſen wollten. „Alle ſeid ihr gewachſen,“ rief ſie, „mein Krauskopf aber am meiſten, der wird werden wie der Vater. Ein Landwirth, Franz.“

„Nein, ein Profeſſor,“ erwiederte der Knabe.

„Ach du armes Kind,“ ſagte Ilſe.

Die Feldarbeiter verließen die Garben und eilten ihr entgegen, es gab viel zu grüßen und zu fragen: der Großknecht hielt ſeine Pferde an, das Sattelpferd, der Schimmel, rückte heftig mit dem Kopfe. „Er kennt Sie recht gut,“ ſagte der Knecht und klatſchte luſtig mit der Peitſche. Ilſe ging in das Dorf und trug ihren Gruß zu den Toten und den Lebendigen, und als der kranke Benz ſie endlich losgelaſſen hatte, rief er nach ſeiner Tafel und verfertigte mit zitternder Hand ein Freudengedicht. Bedächtiger wandelte die Frau Profeſſorin durch den Hof. Vom Zuge der Mägde geleitet, ſchritt ſie den Gang zwiſchen den Rindern entlang, trotz ihrem modiſchen Kleide der ſagenhaften Frau Berchta ähnlich, welche Segen ſtreuend durch Stall und Haus des Landmanns gleitet. Vor jedem gehörnten Haupte hielt ſie an, die Kühe hoben die Mäuler zu ihr auf und brummten, bei jeder war eine wichtige Neuigkeit zu berichten. Die Mägde wieſen ihr ſtolz die angebundenen Kälber und baten um Namen für die erwachſenen Ferſen; denn der Herr hatte befohlen, daß Ilſe das Jungvieh mit Namen verſehen ſollte, und die Mägde freuten ſich über die vornehmen Stadtnamen Kalypſo und Xanthippe. — Alles vertraut und Alles wie ſonſt, und doch bei jedem Schritt Neues für Auge und Ohr.

Clara gab ihr Rechenſchaft über die Wirthſchaft; das Mädchen hatte ſich trefflich gehalten, ihr Lob, welches die Mamſell und, was wichtiger war, die Großmagd in vertraulicher Unterredung ertheilten, that Ilſe ſehr wohl, und ſie ſagte: „Jetzt erſt bin ich ganz beruhigt, ich kann hier entbehrt werden.“

Gegen Abend ſuchte der Profeſſor ſeine Frau, die ſeit Stunden verſchwunden war. Er hörte den Lärm der Kinder am Bach, und dachte ſich, wo Ilſe jetzt ſein müſſe. Als er um den Stein der Höhle bog, ſah er ſie im Halbdunkel ſitzen, das Auge nach dem Vaterhauſe gewandt. Er rief ihren Namen und ſtreckte die Arme nach ihr aus, ſie flog ihm an die Bruſt und ſagte leiſe: „Ich weiß, daß an deinem Herzen meine Heimat iſt; habe Nachſicht, wenn die alte Zeit mir jetzt mächtig wird.“

Am ſpäten Abend, als der Vater den Profeſſor in das Schlafzimmer führte und mit ihm noch Geſchäfte und Politik beſprach, ſchickte Ilſe ihre Schweſter Clara zu Bett und ſie ſetzte ſich auf den Stuhl. Da der Vater hereinkam, das Licht vom Tiſche zu holen, fand er die Ilſe wieder an ihrer alten Stelle zum Nachtgruß, und ſie hielt ihm den Leuchter hin. Er ſetzte das Licht auf den Tiſch, ging, wie er pflegte, vor ihr auf und ab und begann: „Du biſt bleicher und ernſter als du warſt. Wird das vorübergehen?“

„Ich hoffe, es wird vorübergehen,“ wiederholte die Tochter. — Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Man denkt über Vieles anders in der Stadt, und man glaubt anders, Vater.“

Der Vater nickte mit dem Kopf. „Das war's,“ ſagte er, „und deshalb habe ich um dich geſorgt.“

„Es wird mir unmöglich, ſchwere Gedanken los zu werden,“ ſprach Ilſe leiſe.

„Armes Kind,“ rief der Landwirth, „dabei dir zu helfen, geht über meinen Verſtand. Denn bei uns auf dem Lande iſt es leicht, an Vaterſorge zu glauben, wenn man über das Feld geht und ſich des Wachsthums freut. Aber laß dir von einem Landmann ein vertrauliches Wort ſagen. Es iſt in allen Dingen auf Erden Beſcheidenheit nöthig und Entſagung. Wir auf dem Lande ſind nicht beſſer und geſcheidter, weil wir wenig um das ſorgen, was dem Menſchen räthſelhaft iſt. Wir haben keine Zeit zu grübeln, das iſt bequem, und wenn uns ein Gedanke erſchreckt, hilft die Arbeit darüber weg. Aber manchmal kommt doch die Ungewißheit. Auch ich habe Tage gehabt, und ich habe ſie noch, wo ich mir meinen Kopf zerbreche, obgleich ich weiß, daß ich nicht auf's Reine kommen kann; und deshalb ſuche ich mir jetzt ſolche Gedanken fern zu halten. Das iſt Vorſicht, aber es iſt nicht Tapferkeit. Du biſt hineingeſetzt in ein Leben, wo dir das Hören und Nachdenken unvermeidlich wird. Du mußt dich durchkämpfen, Ilſe. Vergiß dazu zweierlei nicht. Die Menſchen haben von je ſehr verſchieden angeſehen, was ihnen nicht ganz verſtändlich war, und ſie haben einander deshalb ſeit alter Zeit gehaßt und wie Kannibalen geſchlachtet, nur weil Jeder gegen den Andern Recht haben wollte. Darin liegt eine Warnung. Aber Eines hat ſich immer bewährt gegenüber dem Zweifel: ſeine Pflicht thun, alle Tage das Nächſte thun, und im Uebrigen vertrauen, daß man nicht deshalb verloren iſt, weil man Eines und das Andere denkt. Biſt du der Liebe deines Mannes ſicher?"

„Ja," verſetzte Ilſe.

„Und haſt du eine aufrichtige Achtung vor dem, was er thut, für dich und für alle Andern?"

„Ja," rief Ilſe.

„Dann iſt Alles in Ordnung," ſagte der Vater, „denn an ſeinen Früchten erkennen wir den Acker. Um das Uebrige grämen wir uns nicht heut, nicht in der Zukunft. Gib mir das Licht und geh zu deinem Mann. Gute Nacht, Frau Profeſſorin."

Ordensburg Sonthofen Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Siebenter Band.

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT [illegible]
Bücherei
Zeichen: A003G
No.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Die verlorene Handſchrift. Roman in fünf Büchern. Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Seite
1. Die Buttermaſchine 3
2. Aus drei Cabinetten 29
3. Vielliebchen 48
4. Unter den Studenten 80
5. Alles geſtört 104
6. Vor dem Drama 123

Viertes Buch.

1. Der Fürſt 143
2. Im Pavillon 164
3. Zwei neue Gäſte 180
4. Neckereien 214
5. Hummels Triumph 243
6. Ein Capitel aus der verlorenen Handſchrift 260
7. Der Hummeln Cäſarenwahnſinn 282
8. Alte Bekannte 303
9. Im Thurm der Prinzeſſin 330
10. Ilſe's Flucht 348
11. Der Oberſthofmeiſter 374

Fünftes Buch.

1. Des Magiſters Ausgang 405
2. Vor der Entſcheidung 427
3. Auf dem Weg zum Steine 444
4. In der Höhle 469
5. Tobias Bachhuber 478

Die

verlorene Handſchrift.

Roman in fünf Büchern.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

1.

Die Buttermaſchine.

Im großen Saale der Univerſität war ein gewähltes Publikum verſammelt, Würdenträger der Regierung und Stadt, Männer der Wiſſenſchaft, hinter ihnen die Studenten, welche ab- und zuſtrömend die Thür des großen Portals in Bewegung erhielten. Oben aber auf der Gallerie ſaßen die Frauen der Profeſſoren, in der Mitte der erſten Reihe Ilſe mit Laura auf dem Ehrenplatz. Heut war für Ilſe ein großer Tag, denn der Glanz der höchſten akademiſchen Würde ſank auf das Haupt ihres Gatten. Felix Werner war zum Rector Magnificus gewählt und ſollte hier ſein Amt antreten.

In langem Zuge ſchritten die Lehrer der Univerſität in den Saal, vor ihnen die Pedelle in alterthümlicher Amtstracht, große Scepter in der Hand; die Herren ſelbſt nach den Facultäten geordnet. Die Theologie begann den Zug und die Philoſophie ſchloß den Reigen, dieſe an Zahl der Männer und Bedeutung die ſtärkſte Abtheilung, alle zuſammen aber bildeten eine ſtattliche Genoſſenſchaft, neben einzelnen Nullen gingen hochberühmte Herren, auf welche das Land ſtolz ſein durfte, und es war eine Freude für Jedermann, ſo viel gelehrtes Wiſſen körperlich verſammelt zu ſehen. Nur die würdige Darſtellung im Zuge gelang den großen Geiſtern nicht, ſie hielten ſchlecht Reihe, mancher ſah aus, als ob er mehr an ſeine Bücher denke, als an den Eindruck, welchen ſeine Geſtalt dem Publikum machen ſollte, einer hatte ſich gar verſpätet — er hieß Raſchke — und kam ſorglos und vertraulich grüßend hinter den jüngſten Privatdocenten hergelaufen. Den Zug empfing ein lateiniſcher Geſang des akademiſchen Sängerchors, nicht verſtändlich, aber feſtlich. Die Profeſſoren ordneten ſich auf ihren Sitzen, der bisherige Rector betrat ein hohes, mit Blumen verziertes Katheder, hielt zuerſt eine gelehrte Rede über den Nutzen, welchen vor längerer Zeit das unruhige Volk der Araber der mediciniſchen Wiſſenſchaft gebracht hat, und berichtete dann über die akademiſchen Ereigniſſe des letzten Jahres. Der Vortrag war ſchön und Alles war ſehr feierlich, die Ehrengäſte der Stadt und Regierung ſaßen unbeweglich, die Profeſſoren hörten ergeben zu, die Studenten knarrten nur wenig an der Thür, und wenn von dem gemalten Plafond der Aula zuweilen die Langeweile ihre großen Fledermausflügel gegen die Augen der Zuhörer herabbewegte, wie bei akademiſchen Schauſtellungen unvermeidlich iſt: — Ilſe merkte heut nichts davon. Als Magnificus den Vortrag beendet hatte, bat er mit einer zierlichen Handbewegung und den verbindlichſten Worten ſeinen Nachfolger, zu ihm auf die Erhöhung zu ſteigen. Ilſe erröthete, als ihr Felix das Katheder betrat. Der Rector nahm ſein Barett ab, die goldene Kette und den Mantel, der wie ein alter Fürſtenmantel ausſah, und Alles ſetzte und hing er um ſeinen Nachfolger mit warmen Wünſchen und Aeußerungen der Hochachtung. Laura flüſterte ihrer Nachbarin zu: „Wenn unſer Herr Profeſſor ein Schwert an der Seite trüge, wäre er ganz wie ein Kurfürſt auf den Bildern draußen;“ und Ilſe nickte freudig, es war genau ihre Anſicht. Jetzt aber trat Werner in Purpurmantel und Kette vor. Die Pedelle kreuzten ihre Scepter zu beiden Seiten des Katheders und der neue Rector hielt majeſtätiſch eine Anſprache an Profeſſoren und Studenten, worin er Günſtiges erbat und gutes Regiment verhieß. Wieder begann der akademiſche Chor ein lateiniſches Triumphlied und der Zug der Univerſitätslehrer bewegte ſich in das Nebenzimmer zurück, wo die Profeſſoren ihren Rector händeſchüttelnd umſtanden und die Pedelle Purpurmantel und Kette in Käſten packten, zur Schonung für ſpätere Zeiten. Auch Ilſe empfing die Glückwünſche der Frauen und des Theetiſches, welcher ſich an der Gallerietreppe aufſtellte und ſie luſtig mit „Magnificenz“ begrüßte.

Zu Haus fiel Ilſe dem Gatten um den Hals und ſagte ihm, wie ſtattlich er in ſeinem Ornate ausgeſehen habe. „Was die Zigeunerin ſprach,“ rief ſie, „heut iſt es erfüllt, heut trug der Mann, den ich liebe, den Fürſtenhut, ſei gegrüßt du mein Fürſt und Herr.“

Für den Nachmittag dieſes großen Tages war der Beſuch des Erbprinzen angemeldet, Ilſe ſah noch einmal in die Winkel der blanken Wohnung, damit ſie als Hausfrau keine Unehre erlebe, und ließ ſich von dem Gatten über die Form unterrichten, in der man mit vornehmen Herren ſpricht. „Damit ich Beſcheid weiß, wenn er ſich auch um mich kümmert. Ich bin unruhig, Felix, denn es iſt doch etwas Großes, den künftigen Herrn der Heimat kennen zu lernen.“

Mit dem Stundenſchlag fuhr der Wagen vor, Gabriel in ſeinem beſten Frack führte die Herren an das Zimmer des Rectors. Unterdeß ging Ilſe erwartungsvoll in ihrer Stube auf und ab. Nicht lange und ihre Thür wurde geöffnet, zwei Herren traten, von dem Gatten geleitet, ihr entgegen. Da war der Prinz, eine zarte Geſtalt unter Mittelgröße, ſchwarzes Haar, ein kleines Geſicht mit weichen Zügen, über den feinen Lippen ein dunkler Streif, welcher den beginnenden Bart andeutete, die Haltung etwas ſchlottrig und verlegen, ſo machte er den Eindruck eines zarten und ſchwächlichen Menſchenkindes. Befangen trat er auf Ilſe zu und ſagte ihr ſo leiſe, daß ſie kaum die Worte verſtand, wie ſehr er ſich freue, in ihr eine Landsmännin zu begrüßen.

Ilſe erhielt durch ſein ſchüchternes Weſen ihren Muth zurück, und da ſie in dem Anblick ihres jungen Prinzen ein wenig bewegt war, ſo begegnete ihr, daß ſie ihm eine kleine Rede hielt: „Wir aus unſerm Lande hängen an der Heimat, und da ich jetzt Ew. Hoheit ſo nahe vor mir ſehe, wage ich auch zu ſagen, daß ich Ew. Hoheit ſehr gut wieder erkenne. Sie waren noch ein ganz junger Herr, und ich war ein halbwüchſiges Mädchen, da ſah ich Sie zuerſt neben Ihrem Herrn Vater in der Reſidenz. Ew. Hoheit ſaßen auf einem ſehr kleinen Pferde, während mein Vater und ich grüßten, ſtand das Pferd ſtill und wollte nicht weiter gehen, Sie ſahen mich freundlich an, ganz mit denſelben Augen, wie jetzt. Ich hielt ein Paar Roſen in der Hand, und weil Sie unſer junger Prinz waren, bot ich Ihnen die Roſen an. Aber Sie ſchüttelten den Kopf, und Sie konnten auch nichts nehmen, weil Sie den Zügel halten mußten, und ich glaube, Sie waren etwas ängſtlich auf dem Pferde. Nur das Pferd fuhr mit ſeinem Kopfe nach den Blumen. Da kam ein Großer in Uniform herangeritten, faßte das Pferd, und wir traten zurück. Sie ſehen, ich weiß noch Alles, denn für ein Mädchen vom Lande iſt ſo etwas eine wichtige Erinnerung. — Aber erweiſen Hoheit mir doch die Ehre Platz zu nehmen.“

Der Begleiter des Prinzen, Kammerherr von Weidegg, begrüßte Ilſe verbindlich; er war ein Mann in mittlen Jahren, groß, von guter Haltung und keinem üblen Geſicht. Er übernahm die Leitung der Wechſelreden und ein kleines Geſpräch luſtwandelte über die Berge und Wälder des Heimatlandes. Es blieb ein anſtändiger Austauſch von Worten, welcher ſich ungewöhnlicher Gedanken gänzlich enthielt. Der Prinz war ſchweigſam, ſpielte mit einem Augenglaſe, und ſah befremdet und vorſichtig auf die ſtattliche Profeſſorsfrau, welche ihm gegenüber ſaß. Zuletzt frug der Kammerherr nach den Stunden, wo dies Zimmer ſich Fremden öffne, und drückte den Wunſch aus, dem Prinzen und ihm möge geſtattet ſein, zuweilen einzutreten. „Von den wenigen Beziehungen, welche die fremde Stadt bietet, iſt uns dies Haus beſonders werthvoll, in welchem mein durchlauchtigſter Prinz das Recht beanſpruchen darf, nicht ganz als Fremder behandelt zu werden.“ Das alles war recht ſauber und verbindlich, und als der Profeſſor die Fremden bis an die Entréethüre geleitet hatte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Nun, ſie ſehen ja menſchlich genug aus.“

„Ich habe mir Prinzen ganz anders gedacht, Felix, keck und übermüthig, dieſer hatte nicht einmal einen Stern auf der Bruſt.“

„Der war nur in die Taſche geſteckt,“ tröſtete der Profeſſor.

„Aber er ſieht aus wie ein guter Junge,“ ſchloß Ilſe, „und da er mein Landsmann iſt, ſoll er auch gut behandelt werden.“

„So iſt es recht,“ verſetzte der Profeſſor lachend.

Es machte ſich in den nächſten Wochen allmählich, daß der Erbprinz und ſein Kammerherr die gute Behandlung behaglich fanden. Der Kammerherr bewährte ſich als angenehmer Mann, er hatte größere Reiſen gemacht, hatte Einiges erlebt, Vieles geſehen und allerlei geleſen, auch was nicht gerade am Wege liegt; er ſammelte Autographen und war dem menſchlichen Geſchlecht durch kein Laſter und keine üble Gewohnheit läſtig. Während einem längeren Aufenthalte in Rom hatte er mit alten Bekannten des Profeſſors in Verbindung geſtanden, er war durch die Ruinen Pompeji's gewandelt und zeigte ein wohlthuendes Intereſſe an der Einrichtung altrömiſcher Häuſer. Außerdem verſtand er gut zu hören und zu fragen und erzählte zuweilen mit anſtändiger Medisance Anekdoten von vielgenannten Perſonen. So geſchah es, daß der Profeſſor gern mit ihm verkehrte, und daß er am Theetiſch Ilſe's den Wirthen willkommen, den Gäſten nicht unbequem war. Auch ihm ſelbſt ſchien der Verkehr mit den gelehrten Herren Freude zu machen, er beſuchte den Doctor und betrachtete bei dieſem alte Holzſchnitte, er behandelte den Profeſſor Raſchke mit rückſichtsvoller Artigkeit und begleitete nebſt ſeinem Prinzen den Philoſophen an einem klaren Winterabend bis zu der entlegenen Wohnung, während Raſchke ſehr intereſſante Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen mittheilte.

Daß der Erbprinz ſich ebenſo gut unter den Profeſſoren zurecht fand, konnte man nicht behaupten; er hörte dem Geſpräch der Männer leidend zu, wie einem akademiſchen Hörer ziemte, und ſprach durchaus und zu rechter Zeit das Schickliche. Nur zuweilen deutete er durch leiſes Knipſen ſeiner Lorgnette an, ſein Gemüth werde wohl eine andere Art von Unterhaltung nicht ungern ertragen.

Ilſe war unzufrieden, wenn er mit der Lorgnette knackte, und wenn ſie zu ihm hinüber ſah, hörte das Knipſen auf.

Denn Ilſe wollte, daß er ſich unter den andern Männern recht ſtattlich hervorthun ſollte, und ihr war, als könnten die Herren ihr ſelbſt einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Prinz für Männergeſchäfte kein rechtes Herz erwies. Sie war deshalb als Hausfrau mit zarter Aufmerkſamkeit um ihn bemüht; ſie wagte den Rath, daß er den Thee nicht zu ſtark trinken möchte, und bereitete ihm ſelbſt die Miſchung. Der Prinz ließ ſich das gern gefallen, er ſaß am liebſten auf dem Stuhl neben ihr und ſah ihr freundlich zu, wie ſie um den Tiſch wirthſchaftete. Nur ihr gegenüber ging er ein wenig aus ſeiner vorſichtigen Zurückhaltung heraus, er erzählte ihr was er von Merkwürdigkeiten der Stadt geſehen, und wenn er gerade nichts zu ſprechen hatte, machte er wenigſtens ihr Amt leicht, er ſtellte den Sahntopf vor ſie hin und hatte ein ſcharfes Auge auf die Zuckerbüchſe, wenn er meinte, daß Ilſe für ſich davon Gebrauch machen könne.

Einſt, als er wieder ſchweigſam neben ihr ſaß und die Herren gerade zornig über der Bibliothekverwaltung des Vaticans zu Gericht ſaßen, machte Ilſe den Vorſchlag, ein Werk anzuſehen, das ihr der Gatte gekauft hatte, gutgeſtochene Bildniſſe berühmter Gelehrten und Künſtler. Sie gingen zu der Lampe des Nebenzimmers, der Prinz betrachtete mit matter Theilnahme die Köpfe. „Von manchen weiß ich nichts,“ begann

Ilſe, „als einige Worte, die mir mein Mann über ſie erzählt hat. Ihre Bücher habe ich nicht geleſen, und von den ſchönen Werken, die ſie gemalt und componirt haben, kenne ich auch gar wenig.“

„Mir geht es gerade ſo,“ verſetzte der Prinz ehrlich, „nur die Muſiker kenne ich etwas.“

„Und doch iſt eine Freude, die Geſichter anzuſehen,“ fuhr Ilſe fort, „man denkt bei Jedem, wie der Charakter und die Vorzüge dieſes Mannes ſein möchten, und wenn man Jemand fragt, der mehr weiß, ergibt ſich manchmal eine Beſtätigung und manchmal ein Irrthum. Das hilft Einem die Männer lieb und vertraulich zu machen, und man ſucht Gelegenheit, auch mit ihrer Kunſt und Weisheit bekannt zu werden. Ich mühe mich jetzt, von einem nach dem andern mehr zu erfahren. Wenn man aber etwas von einem großen Manne geleſen hat und ſein Bild nach einiger Zeit wieder anſieht, dann iſt es, als ſchaute man in das Geſicht eines guten Freundes.“

„Leſen Sie gern?“ frug der Prinz aufblickend.

„Langſam,“ erwiederte Ilſe, „denn von ernſten Dingen geht nicht viel auf einmal in den ungelehrten Kopf, beſonders wenn es ſchwere Gedanken erregt.“

„Ich leſe nicht gern,“ verſetzte der Prinz, „am wenigſten, was einem ſo vorgelegt wird. Und mir iſt es langweilig, denn ich habe nichts Ordentliches gelernt und ich weiß nirgend recht Beſcheid.“

Das ſagte er mit Bitterkeit. Ilſe erſchrak über das Geſtändniß. „Dem werden Ew. Hoheit jetzt abhelfen, es iſt ja hier ſo ſchöne Gelegenheit.“

„Ja,“ verſetzte der Prinz, „vom Morgen bis zum Abend, und Alles durcheinander, ich bin jedesmal froh, wenn die Stunden zu Ende ſind.“

Ilſe betrachtete den jungen Herrn mit großer Betrübniß. „Das iſt ja für Ew. Hoheit ein rechtes Unglück. Haben Sie denn nichts, was Ihnen zu wiſſen oder zu beſitzen recht lieb iſt? Eine Sammlung von Steinen oder Schmetterlingen, oder von ſeltenen Büchern oder Kupferſtichen wie der Doctor drüben? Dabei hat man das ganze Jahr ſein Vergnügen, und man lernt auch allerlei, wenn man ſich dieſe werthen Sachen zuſammenträgt.“

„Wenn ich dergleichen haben will, kann ich Alles in Haufen geſammelt haben,“ verſetzte der Prinz. „Aber wozu? es ſteht ſchon ſo viel Zeug um mich herum. Wenn ich heut Steine ſuchen wollte, geriethen alle Leute um mich in Aufregung, und es würde mir entweder verwehrt, oder eine ganze Sammlung ins Haus getragen.“

„Das hilft freilich nichts,“ bedauerte Ilſe, „man muß ſelbſt um das Einzelne ſorgen, dann kommt die Freude. Ein Menſch kann nicht Alles wiſſen, aber etwas muß jeder haben, was er ordentlich verſteht. Wenn ich mein kleines Leben vergleichen dürfte mit dem großen, das Ew. Hoheit erwartet, ſo könnte ich Ihnen wohl etwas erzählen. Als meine gute Mutter ſich zu ihrer letzten Krankheit einlegte, war ich ein ganz junges Ding, aber ich wollte durchaus an ihrer Stelle die Wirthſchaft führen. Da fand ſich, daß ich mir nicht Rath wußte. Ich verſtand nicht einmal, ob die Leute fleißig oder träge waren, ich kannte auch nicht die Handgriffe, und wenn Jemand etwas ſchlecht machte, konnte ich's nicht lehren. Deshalb ſaß ich an einem Abend muthlos und ärgerlich über mich ſelbſt, und ich glaube, ich weinte. Da ſagte mein guter Vater: du durfteſt nicht ſo viel auf einmal übernehmen, du ſollſt erſt etwas genau lernen. Und er wies mich in die Molkerei. Wiſſen Ew. Hoheit was das iſt?“

„Nicht ſo recht,“ verſetzte der Prinz.

„Das iſt ja die Milchwirthſchaft des Gutes, ich will Ew. Hoheit ſagen, was dabei zu thun iſt.“

Sie erzählte ihm die ganze Tagesarbeit des Milchkellers. „Und jetzt machte ſich's ſo. Ich griff ſelbſt mit an, wurde feſt in der Arbeit und bekam ein Urtheil über die Mägde. Ich lernte jede Kuh genau kennen, und lernte auch, welche Art für uns am beſten war, und warum. Denn nicht jede Race paßt überall hin. Bald bekam ich den Ehrgeiz, Butter und Käſe recht fein zu machen. Ich erkundigte mich bei den Klugen und las auch zuweilen in einem Buch darüber. Dann beſprach ich mit dem Vater Verbeſſerungen. Und gerade als ich wegkam, war die Rede davon, ſtatt unſeres großen Butterfaſſes von Holz eine neue Maſchine anzuſchaffen. Sie iſt jetzt aufgeſtellt, ſoll ſehr gut ſein und ſchöne Butter machen, ich habe ſie aber noch nicht geſehen. Denn Ew. Hoheit kennen doch das Buttern?"

„Nein," verſetzte der Prinz.

Ilſe beſchrieb es ihm ein wenig. „Wenn aber der Vater um Johanni die große Rechnung machte, da war mein Stolz, daß die Kühwirthſchaft in jedem Jahr höhern Ertrag gab. Mich ärgerte nur, daß der Vater über meinen kleinen Gewinn lachte, denn der eigentliche Werth der Kühe lag für ihn in ganz andern Dingen." Auch darüber machte Ilſe eine leiſe Andeutung. „Und ſehen Hoheit," fuhr ſie fort, „erſt von dieſer Zeit ab fühlte ich mich in der Welt recht zu Hauſe. Noch jetzt, wenn ich einmal in eine Fabrik gehe, ertappe ich mich darüber, daß ich ſie wie eine andere Art Molkerei anſehe, und wenn von Staatseinnahmen und Regierung die Rede iſt, vergleiche ich ſie noch heut mit unſerer Wirthſchaft. Aber es iſt wohl thöricht, daß ich Ew. Hoheit von Butter und Käſe unterhalte."

Der Prinz ſah ihr treuherzig in die Augen. „Ach, gnädige Frau," ſagte er, „Sie ſind glücklich daran geweſen, mir aber iſt es nie ſo gut geworden, daß ich bei dem, was mir lieb war, recht ruhig beharren konnte. Vom Morgen bis zum Abend bin ich erzogen worden und von Einem zum Andern geſchleppt. Wenn ich als Kind in den Garten ging, war immer die Gouvernante dabei oder der Erzieher, und wenn ich im Graſe ſprang, wurde darauf gehalten, daß meine kleinen Sprünge auch für andere Leute gut ausſahen, niederkauern durfte ich nicht; und als ich mich einmal auf den Kopf ſtellen wollte, wie ich bei andern Knaben geſehen hatte, gab es Entſetzen wegen der Unſchicklichkeit und Arreſt. Jeden Augenblick hieß es, das paßt nicht für einen Prinzen, oder das iſt jetzt nicht an der Zeit. So oft ich aus der Stube kam, ſtarrten mich die fremden Leute an, auch ich mußte immer auf ſie ſehen und grüßen; mir wurde geſagt, wem ich die Hand geben durfte und wem nicht, wen ich anreden durfte und wen nicht. So ging es alle Tage. Immer waren es leere Redensarten, in drei Sprachen, und jeden Tag war der Gedanke obenan, daß man ſich nur gut präſentire. Einmal wollte ich mir mit der Schweſter einen kleinen Garten anlegen, ſogleich wurde der Hofgärtner gerufen, der uns graben und pflanzen mußte. Da war's uns vom erſten Tage verleidet. Dann wollten wir Theater ſpielen und hatten uns ſchon ſelbſt ein Stück ausgedacht, wieder wurde uns geſagt, das ſei dummes Zeug, und wir mußten ein Spiel auswendig lernen mit franzöſiſchen Redensarten, wo die Kinder immer riefen, wie lieb ſie Papa und Mama hätten, und wir hatten gar keine Mutter. Ueber dieſem Zurichten für den Schein iſt meine Kinderzeit vergangen. Ich verſichere Sie, ich weiß nichts gründlich, und wenn ich jetzt hier in dem ewigen Lernen bleibe, ſo habe ich das Gefühl, daß es mir gar nichts helfen wird, und ich komme mir ſehr unnütz vor in der Welt.“

„Ach, das iſt traurig,“ rief Ilſe in tiefem Mitgefühl. „Aber ich flehe Ew. Hoheit an, verlieren Sie nur nicht den Muth. Es iſt unmöglich, daß das Leben unter ſo vielen tüchtigen und geſcheidten Männern, die Sie hier finden, ohne Segen für Sie ſein ſollte.“

Der Prinz ſchüttelte den Kopf.

„Denken doch Ew. Hoheit an Ihre Zukunft,“ fuhr Ilſe leiſe fort. „Ach Sie haben alle Urſache, zuverſichtlich und tapfer zu ſein. Ihr Amt iſt doch das höchſte auf Erden. Wir andern arbeiten und ſind glücklich, wenn wir ein einzelnes

Menſchenleben vor dem Untergange bewahren, und wenn es noch ſo klein und elend iſt, Ihnen aber wird einmal Wohlſein und Leben von vielen Tauſenden in die Hand gegeben. Was Sie für Schule und Bildung thun durch gute oder ſchlechte Lehrer der Seelen, und ob Sie für Krieg oder Frieden ſtimmen, das kann ein ganzes Land glücklich machen oder verderben. Wenn ich an dieſen erhabenen Beruf denke, kommt mir die Ehrfurcht vor Ihnen, und ich möchte Sie auf meinen Knieen anflehen, daß Sie thun, was möglich iſt, um ſich zu einem tüchtigen Fürſten zu machen. Dafür iſt jetzt der beſte Rath, daß Sie guten Willen zeigen, auch das zu lernen, was Ihnen langweilig iſt. Und im Uebrigen vertrauen Sie der Zukunft, auch Ihnen wird die Freude am Leben und das Gefühl der Tüchtigkeit kommen."

Der Prinz ſchwieg, denn die Erwähnung ſeines künftigen Fürſtenamtes gehörte zu den Anſpielungen, welche bei Hofe verpönt ſind und die im ſtillen Geiſte zu verfolgen einem Thronerben noch weniger als Andern erlaubt iſt.

„Gelehrte Vorleſungen höre ich genug," ſagte endlich der Prinz, „ich wollte aber lieber, ich wäre bei einem Landwirth in der Lehre geweſen, wie Sie."

Sie kehrten zu den Herren zurück und der Prinz nahm den Reſt des Abends aufmerkſam an der Unterhaltung Theil. Als er ſich entfernt hatte, ſagte Ilſe zu ihrem Gatten: „Da geht er hin, er hat, was Tauſende froh machen würde, und doch iſt er unglücklich, denn ſie haben ihm ſein ehrliches Herz in Leder eingenäht, wie einer Gliederpuppe. O, ſei gütig gegen ihn, Felix, und gönne ihm manchmal etwas von deiner Seele, damit ein Theil deiner Sicherheit und Kraft auf ihn übergehe."

Der Gatte küßte ſie auf das Haupt und ſagte: „Dir wird das leichter möglich ſein als mir. Aber er ſelbſt hat ſich das Rechte geſagt, drei Jahre bei deinem Vater in der Wirthſchaft wären für ihn und ſein Land die beſte Hilfe."

Beim Frühſtück des nächſten Morgens nahm der Kammerherr die Zeitungen aus der Hand des Lakaien, der Prinz ſaß ſchweigend am Tiſch, ſpielte mit dem Kaffeelöffel und beobachtete eine Fliege, welche vom Rande des Sahntopfes unehrerbietige Verſuche machte, in die fürſtliche Milch zu ſinken. Da die ſchriftliche Inſtruction dem Kammerherrn die Pflicht auferlegte, den Prinzen vor jeder gefährlichen Lectüre zu behüten — es waren damit unzufriedene Zeitungen und ſchmutzige Romane gemeint — ſo bot er ſeinem Herrn zuerſt das unter allen Umſtänden gefahrloſe Tageblatt, während er ſelbſt eine wohlgeſinnte Zeitung ergriff, um dort die Hofnachrichten, Beförderungen und Ordensverleihungen zu muſtern. Er war längſt mit ſeiner Lectüre zu Ende, der Prinz aber ſtudirte noch immer über den friſchen Schellfiſchen und Auſtern. Betrübt ſah der Kammerherr, wie die junge Hoheit wieder einmal für den Lauf der Welt ſo geringe Theilnahme zeigte. Ein Bekannter des Kammerherrn war zum Rittmeiſter ernannt, ein anderer kündigte ſeine Verlobung an, er verfehlte nicht, den Prinzen aufmerkſam zu machen, dieſer aber lächelte nur in ſeiner zerſtreuten Weiſe.

Der Kammerherr ging alſo zu ſeiner nächſten Pflicht über, er überlegte das Programm des Tages. Und da ihm oblag, den Prinzen mit den Neuigkeiten der Kunſt, Literatur und der Stadt in geziemender Auswahl bekannt zu machen, ſo wartete er ungeduldig auf die Befreiung des Tageblattes, um ſich aus dieſem Rath zu holen. Endlich unterbrach der Prinz dieſe Erwägungen durch die Frage: „Hier finde ich eine permanente Ausſtellung landwirthſchaftlicher Geräthe, was iſt in ſolcher Ausſtellung zu ſehen?“

Der Kammerherr verſuchte, das zu erklären, und knüpfte vergnügt den Vorſchlag an, auch einmal dieſe Ausſtellung zu beſuchen. Der Prinz gab durch ein ſchwaches Kopfnicken ſeine Einwilligung zu erkennen, ſah nach der Uhr und ging auf ſein Zimmer, den dreiſtündigen Morgencurſus durchzumachen, eine Stunde Staatswiſſenſchaft, eine Stunde Mythologie und Aeſthetik, und eine Stunde Taktik und Strategie. Dann trat er mit ſeinem Begleiter den Weg nach der Ausſtellung an.

Selbſt dem Kammerherrn wurde langweilig zu Muth, als er hinter ſeinem jungen Herrn die großen Räume betrat, in denen unverſtändliche Maſchinen zahlreich durcheinander ſtanden. Der Geſchäftsführer des Fabrikanten begann die Erklärung, der Kammerherr that die Fragen, welche eine geziemende Wißbegierde andeuten ſollten, der Prinz ging geduldig von einem räthſelhaften Körper zum andern, und hörte etwas von Pflug, Exſtirpator und Walze. Endlich veranlaßte die große Dreſchmaſchine den Erklärer, einen Arbeiter mit einer Treppenleiter zu Hilfe zu rufen. Der Prinz überließ dem Kammerherrn die Mühe hinauf zu ſteigen und die innere Einrichtung zu bewundern, er ſpielte unterdeß mit ſeiner Lorgnette und frug den Geſchäftsführer in dem leiſen Ton, in dem er zu ſprechen gewöhnt war: „Haben Sie nicht auch eine Buttermaſchine?“

„Ja wohl,“ war die Antwort, „mehre von verſchiedener Conſtruction.“ Der Prinz gab ſich wieder ruhig der Betrachtung des großen Dreſchmechanismus hin und lernte die ſchöne Verrichtung ſchätzen, welche das ausgedroſchene Stroh, das er ſich zu denken aufgefordert wurde, auf einen unſichtbaren Futterboden hinaufbeförderte. Endlich kamen die Geräthe an die Reihe, welche ihm am Herzen lagen, moderne Nachfolger des alten ehrlichen Butterfaſſes. Da ſtanden ſie neben einander, das kleine Handgefäß, durch welches, wenn der Verſicherung des Führers zu trauen war, jede Hausfrau in unglaublich kurzer Zeit ihre Butter ſelbſt bereiten konnte, und die gewaltige Erfindung, welche den Bedürfniſſen der größten Milchwirthſchaft ſpielend genügte. Der Prinz ließ ſich beſchreiben, wie der Rahm hineingegoſſen, in eine gewiſſe kreiſende Bewegung geſetzt und durch dieſe Aufregung gezwungen wird, ſich mit ſich ſelbſt zu entzweien. Das alles hatte er ſchon viel ſchöner gehört, aber es machte ihm Spaß, die Vorzüge des modernen Baues einzuſehen, und er wurde innig von ſeiner Vortrefflichkeit überzeugt. Er that zum Erſtaunen ſeines Begleiters Fragen, ergriff die Kurbel und verſuchte ein wenig zu drehen, zog aber mit verlegenem Lächeln die Hand wieder zurück. Zuletzt frug er ſogar nach dem Preiſe. Der Kammerherr freute ſich über die anſtändige Wißbegierde, welche ſein junger Herr bewies, aber er wurde wieder gedemüthigt, als der Prinz ſich zu ihm wandte und franzöſiſch ſagte: „Was meinen Sie? Ich habe Luſt, die kleine Maſchine zu kaufen.“ Des Drehens wegen, dachte der Kammerherr mit innerm Achſelzucken. „Wie kommt es, daß Hoheit ſich gerade dafür intereſſiren?“ „Sie gefällt mir,“ erwiederte der Prinz, „und man möchte dem Mann doch etwas abkaufen.“

Die niedliche Erfindung wurde erſtanden, in das Quartier des Prinzen getragen und in ſeiner Arbeitsſtube aufgeſtellt. Gegen Abend, während der Prinz ſeine Muſikſtunde am Flügel verlebte, mußte die Maſchine ſogar in dem Rapport erſcheinen, welchen der Kammerherr für den regierenden Herrn verfaßte. Rühmend hob der Berichterſtatter das Intereſſe hervor, welches ſein Prinz den nützlichen Werkzeugen deutſcher Bodencultur erwieſen hatte. Allein ſelten war dem armen Kammerherrn ſo ſchwer geworden, die Pflicht eines getreuen Hofmanns zu üben, welchem ziemt, perſönliches Empfinden zurück zu drängen und Peinliches mit Anmuth zu umziehen. Denn in Wahrheit fühlte er tiefe Scham über die unnütze Spielerei ſeines Prinzen. Aber man lernt bei Hofe nie aus, wie ſehr man auch den Faltenwurf eines fürſtlichen Gemüthes ſtudire, ſelbſt dem weiſeſten Hofmarſchall bleiben einzelne Tiefen unerforſchlich.

Der Erbprinz aber bedeckte die Buttermaſchine mit einem ſeidenen Tuch, und wenn er allein war, trat er vorſichtig heran, drehte an der Kurbel und beobachtete den Mechanismus.

Einige Tage darauf hatte der Kammerlakai den Prinzen ausgekleidet, die Schlafſchuhe zurecht geſtellt und ſeine Nachtverbeugung gemacht, da blieb der kleine ausgehülſte Prinz gegen

Gewohnheit auf dem Stuhle ſitzen und hemmte den Abſchied des Dieners durch die Anrede: „Krüger, Sie müſſen mir einen Gefallen thun.“ — „Hoheit haben zu befehlen.“ — „Beſorgen Sie mir zu morgen früh, ohne daß es Jemand ſieht, einen großen Topf Milch, aber Sie ſetzen die Milch nicht auf Rechnung.“ — „Befehlen Hoheit gekochte oder ungekochte?“

Das war eine ſchwierige Frage. Der Prinz drehte ſchweigend am Schnurrbart und ſah ſeinen Krüger hilflos an. „Ich weiß nicht,“ brach er endlich heraus, „ich möchte gern einmal buttern.“

Krüger begriff ſcharfſinnig, daß dieſer Wunſch mit der neuen Maſchine zuſammen hing, und längſt gewöhnt, an vornehmen Herren nichts erſtaunlich zu finden, erwiederte er: „Dann muß aber die Maſchine erſt ausgebrüht werden, ſonſt ſchmeckt die Butter ſchlecht, und den Rahm dazu muß ich beſtellen. So möchten Ew. Hoheit ſich noch einen Tag gedulden.“

„Ich überlaſſe Ihnen Alles,“ ſagte der Prinz vergnügt, „nehmen Sie die Maſchine und ſorgen Sie, daß Niemand etwas erfährt.“

Als Krüger am Morgen des zweiten Tages beim Prinzen eintrat, fand er den jungen Herrn bereits angekleidet und meldete, ſtolz auf ſeine vertraute Stellung: „Der Herr Kammerherr ſchläft noch, es iſt Alles bereit.“

Der Prinz eilte auf den Zehen in die Stube, ein großer Topf Rahm wurde in den Leib der Maſchine gegoſſen, erwartungsvoll ſetzte ſich der Prinz an den Tiſch und ſagte: „Ich will ſelbſt drehen.“ Er drehte und Krüger ſah zu. „Aber gleichmäßig, Hoheit,“ ermahnte Krüger. Der Prinz konnte ſich nicht verſagen, den Deckel zu öffnen und hineinzublicken. „Es will noch nicht werden, Krüger,“ ſagte er kleinlaut. — „Nur immer munter, Hoheit,“ rieth Krüger, „bitte um gnädigſte Erlaubniß, weiter zu drehen.“ Darauf drehte Krüger und der Prinz ſah zu. „Es wird,“ rief der Prinz vergnügt, als er hineingeſehen.

„Ja, es iſt geworden,“ antwortete Krüger. „Jetzt aber kommt die andere Arbeit. Die Butter muß herausgenommen und ausgewaſchen werden. Befehlen Ew. Hoheit?“

„Nein,“ ſagte der Prinz mißtrauiſch, „das geht nicht. Aber die Maſchine iſt gut. Bringen Sie mir einen Löffel und das Weißbrot, ich fiſche heraus, was ich finde, man muß ſich zu helfen wiſſen.“ Der Prinz fuhr mit dem Löffel in das Getümmel, holte in der Bildung begriffene Butter heraus und ſtrich ſie mit einem Gefühl von Behagen, das ihm ganz neu war, auf ſein Weißbrot. „Sie ſchmeckt ſäuerlich, Krüger,“ ſagte er. „Das kann nicht anders ſein,“ verſetzte Krüger belehrend, „es iſt ja noch die Buttermilch drin.“ — „Das thut nichts,“ tröſtete ſich der Prinz. „Krüger, ich hätte nicht gedacht, daß beim Buttern ſo viel zu beobachten iſt.“ — „Ja, aller Anfang iſt ſchwer,“ ermuthigte Krüger. — „Es iſt gut,“ ſchloß der Prinz gnädig, „nehmen Sie die Maſchine heraus, und daß ſie mir recht rein wird.“

Seitdem ſtand die Buttermaſchine friedlich unter ſeidenem Tuche, der Prinz ſtellte ſich in einſamen Stunden zuweilen davor und überlegte, wie er ſie in die Hände liefern könne, denen er ſie heimlich beſtimmt hatte.

Die Sterne ſelbſt ſchienen das zu begünſtigen. Denn der rollende Erdball wälzte ſich dem letzten Himmelszeichen zu, welches die Seelen unſeres Volkes mit magiſcher Gewalt auf das ſchönſte Feſt des Jahres richtet. Weihnachten war nahe und die Frauenwelt der Parkſtraße fuhr in geheimnißvoller Thätigkeit einher. Der Verkehr mit guten Bekannten wurde unterbrochen, angefangene Bücher lagen im Winkel, Theater und Concertſaal wieſen leere Plätze, die Accorde des Flügels und die neuen Bravourarien klangen ſelten in die raſſelnden Wagen der Straße, innere Kämpfe wurden beſchwichtigt, und böſer Nachbarn ward wenig gedacht. Was eine Hausfrau oder Tochter zu leiſten vermochte, das wurde auch in dieſem Jahr auffällig. Vom Morgen bis zum Abend flogen kleine Finger zwiſchen Perlen, Wolle, Seide, Pinſel und Palette umher, der Tag wurde zu acht und vierzig Stunden ausgeweitet, ſelbſt in den Minuten eines unruhigen Morgenſchlummers arbeiteten dienſtfertige Heimchen und andere unſichtbare Geiſter im Solde der Frauen. Je näher das Feſt rückte, deſto zahlreicher wurden die Geheimniſſe, in jedem Schrank ſteckten Dinge, die Niemand ſehen ſollte, von allen Seiten wurden Packete in das Haus getragen, deren Berührung verpönt war. Aber während die Hausgenoſſen geheimnißvoll an einander vorüberſchlüpfen, iſt die Hausfrau ſtille Herrſcherin in dem unſichtbaren Reich der Geſchenke, Vertraute und kluge Rathgeberin Aller. Sie kennt in dieſer Zeit keine Ermüdung, ſie denkt und ſorgt für Jedermann, die Welt iſt ihr ein großer Schrank geworden mit zahlloſen Fächern, aus denen ſie unabläſſig herausholt, in die ſie Verhülltes nach weiſem Plane einſtaut. Wenn am Weihnachtsabend der Flitterſtern blitzt, der Wachsſtock träufelt und die goldene Kugel am Chriſtbaum ſchimmert, da feiert die Phantaſie der Kinder ihre große Stunde, aber die Poeſie der Hausfrauen und Töchter füllt ſchon Monate vorher die Zimmer mit fröhlichem Glanz.

Wenn man das Urtheil des Herrn Hummel als gemeingültig betrachten darf, iſt leider auch den Männern, welche die Ehre eines Hauſes zu vertreten haben, die Begeiſterung dieſer Wochen nicht vollſtändig entwickelt. „Glauben Sie mir, Gabriel,“ ſagte Herr Hummel an einem Decemberabend, während er einem Jungen nachblickte, der mit Brummteufeln umging, „in dieſer Zeit verliert der Mann ſeine Bedeutung; er iſt nichts als ein Geldſpint, in dem ſich der Schlüſſelbart vom Morgen bis zum Abend dreht. Die beſte Frau wird unverſchämt und phantaſtiſch, alles Familienvertrauen ſchwindet, Eines geht ſcheu an dem Andern vorüber, die Hausordnung wird mit Füßen getreten, die Nachtruhe gewiſſenlos ruinirt; wenn gegeſſen werden ſoll, läuft die Frau auf den Markt, wenn die Lampe ausgelöſcht werden ſoll, fängt die Tochter eine neue Stickerei an. Und iſt die lange Noth ausgeſtanden, dann ſoll man ſich gar noch freuen über neue Schlafſchuhe, welche einen Zoll zu klein ſind, und bei denen man ſpäter die grobe Schuſterrechnung zu bezahlen hat, und über eine Cigarrentaſche von Perlen, die platt und hart iſt, wie eine gedörrte Flunder. Endlich zu allerletzt, nachdem man goldene Funken geſpuckt hat wie eine Rakete,. fordern die Frauen noch, daß man auch ihnen ſelbſt durch eine Schenkung ſein Gemüth erweiſt. Nun, die meinigen habe ich mir gezogen."

„Ich habe doch auch Sie ſelbſt geſehen," wandte Gabriel ein, „mit Packet und Schachtel unter dem Arm."

„Dies iſt wahr," verſetzte Herr Hummel, „eine Schachtel iſt unvermeidlich. Aber, Gabriel, das Denken habe ich mir abgeſchafft. Denn das war das Niederträchtige bei der Geſchichte. Ich gehe jedes Jahr zu derſelben Putzmacherin und ſage: „eine Haube für Madame Hummel." Und die Perſon ſagt: „Zu dienen, Herr Hummel," und die Architektur ſteht reiſefertig vor mir. Ich gehe ferner jedes Jahr zu demſelben Kaufmann und ſage: „ein Kleid für meine Tochter Laura, ſo und ſo theuer, ein Thaler Spielraum nach oben und unten," und das Kleid liegt preiswürdig vor mir. Im Vertrauen, ich habe den Verdacht, daß die Frauen hinter meine Schliche gekommen ſind, und ſich die Sachen vorher ſelbſt ausſuchen, denn es iſt immer Alles ſehr nach ihrem Geſchmack, während in früheren Jahren Widerſetzlichkeit ſtattfand. Jetzt haben ſie die Mühe, den Plunder auszuwählen, und am Abend müſſen ſie noch heucheln wie die Katzen, auseinanderfalten und anprobiren, ſich erſtaunt ſtellen und mein ausgezeichnetes Geſchick loben. Das iſt meine einzige Genugthuung bei dem ganzen Kindervergnügen. Aber ſie iſt dürftig, Gabriel."

So knarrte mißtönend die Proſa des Hausherrn, doch die Parkſtraße achtete wenig darauf, und ſie wird ſolchen Sinn immer mit gebührender Mißachtung betrachten, ſolange ſüßer iſt für Andere ſorgen als für ſich ſelbſt und Freude zu machen ſeliger als Freudiges zu empfangen.

Auch für Ilſe wurde in dieſem Jahr das Feſt eine große Angelegenheit, ſie trug wie eine Biene zuſammen, und nicht nur für die Lieben in der Heimat. Denn auch in der Stadt hatten ſich viele große und kleine Kinder an ihr Herz geneſtelt, von den fünf unmündigen Raſchkes bis zu den kleinen Barfüßlern mit dem Suppentopf. Auch bei ihr wurden die Sophawinkel unheimlich für den Gatten, für Laura und den Doctor, wenn dieſe einmal unerwartet eintraten.

Als der Kammerherr einige Zeit vor dem Feſte einen Beſuch ſeines Prinzen bei dem neuen Rector ſchicklich erachtete, fanden die Herren Ilſe und Laura in eifriger Arbeit und den Salon der Frau Rectorin in eine große Marktbude verwandelt. Auf langem Tiſch ſtanden Weihnachtsbäumchen, und gefüllte Säcke lehnten ihren ſchweren Leib an die Tiſchbeine, die Frauen aber arbeiteten mit Elle und Schere, zertheilten große Wollzöpfe und wickelten Linnenſtücke auseinander, wie Kaufleute. Als Ilſe den Herren entgegentrat und ihre Umgebung entſchuldigte, bat der Kammerherr dringend, ſich nicht ſtören zu laſſen. „Wir dürfen nur hier bleiben, wenn wir das Recht erhalten, uns nützlich zu machen.“ Auch der Prinz ſagte: „Ich bitte um die Erlaubniß zu helfen, wenn Sie etwas für mich zu thun haben.“

„Das iſt freundlich,“ verſetzte Ilſe, „denn bis zum Abend iſt noch Vieles zu vertheilen. Erlauben Ew. Hoheit, daß ich Sie anſtelle. Nehmen Sie den Sack mit Nüſſen, Sie, Herr Kammerherr, haben Sie die Güte die Aepfel unter Ihre Obhut zu nehmen, du, Felix, erhältſt den Pfefferkuchen. Und ich bitte die Herren, kleine Häufchen zu machen, zu jedem zwanzig Nüſſe, ſechs Aepfel, ein Packet Kuchen.“

Die Herren gingen mit Feuer an die Arbeit. Der Prinz zählte gewiſſenhaft die Nüſſe und ärgerte ſich, daß ſie immer wieder unter einander fuhren, machte aber die Erfindung, durch zuſammengefaltete Papierſtreifen die Portionen beiſammen zu halten, die Herren lachten und erzählten, wie ſie ſich einſt in fremdem Lande die deutſche Feſtfreude verſchafft hatten. Der Duft der Fichtennadeln und Aepfel erfüllte die Stube und zog wie eine Feſtahnung in die Seelen aller Anweſenden.

„Dürfen wir die gnädige Frau fragen, wem unſere angeſtrengte Thätigkeit zu gut kommt?“ ſagte der Kammerherr, „ich halte hier einen ungewöhnlich großen Apfel, durch den ich gern einen Ihrer Lieblinge bevorzugen möchte. Jedenfalls thun wir, was armen Kindern Freude machen ſoll.“

„Zuletzt wohl,“ verſetzte Ilſe, „aber das geht uns nichts an, wir geben ſchon heut ihren Müttern. Denn die größte Freude einer Mutter iſt doch ihren Kindern ſelbſt einzubeſcheren, das Chriſtbäumchen zu putzen, und zu arbeiten, was die Kleinen gerade bedürfen. Dieſe Freude ſoll man ihr nicht nehmen, und deshalb wird ihnen der Stoff unverarbeitet geſchenkt. Auch die Weihnachtsbäumchen kaufen ſie am liebſten allein, jede nach ihrem Geſchmack; die hier ſtehen, ſind nur für ſolche Kinder, denen die Mutter fehlt. Und dieſe Bäumchen werden auch von uns ausgeputzt. Heut zum Feierabend wird Alles aus dem Haus getragen, damit die Leutchen zu guter Zeit das Ihre erhalten und ſich danach einrichten.“

Der Prinz ſah auf den Kammerherrn. „Würden Sie uns erlauben,“ begann er zögernd, „auch etwas für die Beſcherung zu kaufen?“

„Sehr gern,“ erwiederte Ilſe freudig. „Wenn Hoheit befehlen, kann unſer Diener das ſogleich beſorgen. Er weiß Beſcheid und iſt zuverläſſig.“

„Ich möchte ſelbſt mit ihm gehen,“ ſagte der Prinz. Der Kammerherr hörte verwundert auf dieſen Einfall ſeines jungen Herrn, da der Einfall aber löblich und nicht gegen die Inſtruction war, ſo lächelte er reſpectvoll. Gabriel wurde gerufen. Der Prinz ergriff freudig ſeinen Hut. „Was ſollen wir kaufen?“ frug er aufbrechend.

„Kleine Wachsſtöcke fehlen uns," verſetzte Ilſe, „dann von Spielzeug Puppen, für die Knaben Bleiſoldaten und für die Mädchen ein Kochgeſchirr, aber Alles hübſch handfeſt und ſparſam." Gabriel verließ mit einem großen Korbe hinter dem Prinzen das Haus.

„Sie haben gehört, was die gnädige Frau befohlen hat," ſagte der Prinz auf der Straße zu Gabriel. „Zuerſt die Wachsſtöcke, Sie ſuchen aus, und ich bezahle, wir ſollen ſparſam einkaufen, geben Sie Achtung, daß wir nicht betrogen werden."

„Das haben wir nicht zu fürchten, Ew. Hoheit," verſetzte Gabriel tröſtend. „Und wenn wir ja einmal einige Pfennige zu viel bezahlen, das kommt wieder andern Kindern zu gut."

Nach einer Stunde kehrte der Prinz zurück, Gabriel mit hochbeladenem Korb, auch der Prinz trug unter beiden Armen Puppen und große Düten mit Naſchwerk. Als der junge Herr ſo belaſtet eintrat, mit gerötheten Wangen, ſelbſt glücklich wie ein Kind, ſah er ſo gut und liebenswerth aus, daß ſich Alle über ihn freuten. Emſig packte er ſeine Schätze vor der Frau Profeſſorin aus und ſchüttete zuletzt die Zuckerdüten auf den Tiſch.

Seine Befangenheit war verſchwunden, er ſpielte in kindlichem Behagen mit den hübſchen Dingen, wies den Andern die kunſtvolle Arbeit an Marzipanpflaumen, bat Laura einen Tempelherrn aus Zucker für ſich zu behalten und wirthſchaftete zierlich und behend um den Tiſch, bis die Andern ihm bewundernd zuſahen und in ſeine Kinderſcherze einſtimmten. Als die Frauen den Ausputz der Fichtenbäumchen begannen, erklärte der Prinz, auch er werde dabei helfen. Er ſetzte ſich vor die Untertaſſe mit Eiweiß, ließ ſich die Handgriffe zeigen und wälzte die beſtrichenen Früchte in Gold- und Silberblättchen. Ilſe ſetzte als Preis für den Herrn, der am meiſten und beſten arbeiten würde, eine große Dame von Pfefferkuchen mit Reifrock und Glasaugen, und es entſtand ein löblicher Wetteifer unter den Herren, die beſten Stücke zu liefern. Der Profeſſor und der Kammerherr wußten alte Kunſtfertigkeit zu verwenden, der Prinz aber arbeitete als Neuling etwas lüderlich, es blieben einzelne leere Stellen, und an andern bauſchte das Schaumgold. Er war mit ſich unzufrieden, aber Ilſe ermunterte ihn: „Nur müſſen Ew. Hoheit ſparſamer mit dem Golde ſein, ſonſt reichen wir nicht.“ Zuletzt erhielt der Kammerherr die Dame im Reifrock, und der Prinz als außerordentliche Belohnung für ſeine Strebſamkeit ein Wickelkind, das aber auch durch zwei Glaskorallen in die Welt ſtarrte.

Draußen auf dem Weihnachtsmarkt ſtanden die kleinen Kinder um die Tannenbäumchen und Weihnachtsbuden und ſchauten ahnungsvoll und begehrlich auf die Schätze, und in Ilſe's Zimmer ſaßen die großen Kinder am Tiſche, ſpielend und glücklich; auch hier kam kein kluges Wort zu Tage, und der Prinz malte ſich zuletzt mit Eiweiß die Umriſſe eines Geſichtes auf die Handfläche und vergoldete ſie mit den Metallblättchen.

Als der Erbprinz aufbrach, frug der Profeſſor: „Darf ich fragen, wo Ew. Hoheit den Weihnachtsabend verbringen?“

„Wir bleiben hier,“ verſetzte der Prinz.

„Da ſeltene Muſikaufführungen in Ausſicht ſtehen,“ fügte der Kammerherr hinzu, „hat des Fürſten Hoheit auf die Freude verzichtet, den Prinzen zum Feſt in ſeiner Nähe zu haben, wir werden alſo ſtille Weihnacht im Quartier halten.“

„Wir wagen nicht einzuladen,“ fuhr der Profeſſor fort, „falls aber Ew. Hoheit an dieſem Abend nicht in anderer Geſellſchaft verweilen, würde uns große Freude ſein, wenn die Herren bei uns vorlieb nähmen.“

Ilſe ſah dankbar auf den Gatten, und der Prinz überließ diesmal nicht dem Kammerherrn die Antwort, ſondern nahm mit Wärme die Einladung an. Als er mit ſeinem Begleiter durch die gefüllten Straßen ſchritt, begann er vorſichtig: „Irgend etwas werden wir doch auch zu dem Weihnachtstiſch beiſteuern.“

„Ich habe ſoeben daran gedacht,“ verſetzte der Kammer-

Herr, „wenn Ew. Hoheit den wackern Leuten die Ehre erweiſen und den Abend bei ihnen zubringen, ſo bin ich nicht ſicher, wie der Fürſt eine Beiſteuer meines gnädigſten Prinzen zu dieſem Weihnachtsbaum auffaſſen wird."

„Nur nichts von Broſchen oder Ohrringen aus dem langweiligen Kaſten des Hofjuweliers," rief der Prinz mit ungewohnter Energie, „es darf nur eine Kleinigkeit ſein, am liebſten ein Scherz."

„Das iſt auch meine Anſicht," beſtätigte der Kammerherr. „Aber es iſt doch rathſam, den Entſcheid darüber dem durchlauchtigſten Herrn anheim zu geben."

„Dann bleibe ich lieber zu Hauſe," verſetzte der Prinz erbittert, „ich will nicht mit einem dummen Cadeau in der Hand eintreten. Läßt ſich nicht machen, daß der Beſuch ganz zwanglos erſcheint, wie auch die Einladung war?"

Der Kammerherr zuckte die Achſeln. „Wenige Tage nach dem Feſt wird der ganzen Stadt bekannt ſein, daß Ew. Hoheit dem Profeſſor Werner dieſe ungewöhnliche Ehre erwieſen haben. Ohne Zweifel wird das Ereigniß von irgend einem Unberufenen nach der Reſidenz geſchrieben. Hoheit wiſſen beſſer als ich, wie der Fürſt eine ſolche Nachricht aufnehmen mag, die ihm zuerſt von Fremden kommt."

Dem Prinzen war die Freude verdorben. „So ſchreiben Sie meinem Vater," rief er zornig; „aber ſtellen Sie die Einladung dar, wie ſie vorgebracht wurde, und ſprechen Sie ſich gegen jedes gnädige Geſchenk aus. Es würde dieſe Familie nur verletzen."

Der Kammerherr freute ſich über den Tact ſeines jungen Herrn und verſprach den Brief nach Wunſch einzurichten. Das verſöhnte den Prinzen und er begann nach einer Weile: „Ich habe mir ausgedacht, Weidegg, was wir geben dürfen. Frau Profeſſorin iſt vom Lande, ihr ſchenke ich als Attrape die Maſchine, die ich neulich gekauft habe, und ich lege hübſche Bonbons oder ſo etwas hinein."

Jetzt will er die unnütze Spielerei wieder los werden, dachte der Kammerherr. „Das geht unmöglich," erwiederte er laut. „Ew. Hoheit ſind gar nicht ſicher, daß Frau Profeſſorin den Scherz ſo auffaſſen wird, wie er gemeint war. Und verzeihen Ew. Hoheit die Bemerkung: es iſt ſehr mißlich, in ſolche Geſchenke etwas zu legen, was Mißdeutungen unterliegen kann. Ew. Hoheit vollends dürfen dergleichen niemals wagen. Wenn auch die liebenswürdige Frau ſelbſt nichts darin findet, in ihrem Kreiſe wird viel beſprochen werden, daß ein ſolcher Scherz von Ew. Hoheit gemacht iſt, und man würde darin leicht eine ironiſche Anſpielung auf ein gewiſſes ländliches Benehmen finden, welches der Dame unleugbar recht gut ſteht, aber doch hier und da Veranlaſſung zu leiſem Lächeln ſein kann."

Dem Prinzen fror das Herz, er war wüthend auf den Kammerherrn, und erſchrak auch wieder bei dem Gedanken, daß er Frau Ilſe verletzen könnte; die Poeſie des Feſtes war ihm gründlich verdorben, er ging ſtumm in ſein Quartier.

Auf den Brief des Kammerherrn kam die Antwort, daß der Fürſt gegen einen gelegentlichen Beſuch des Erbprinzen trotz der nahe liegenden Inconvenienz nichts einwenden wolle, und daß, wenn eine Aufmerkſamkeit überhaupt unvermeidlich ſei, dieſelbe von einem Gärtner und Conditor beſchafft werden müſſe. Es wurde alſo eine Menge von Blumen und Confitüren durch den Kammerherrn eingekauft und vor dem Prinzen aufgeſetzt. Dieſer aber ſah kalt und ſchweigend über den fröhlichen Farbenglanz. Zwei Lakaien trugen die Sachen gegen Abend zum Rector mit einem kleinen Billet des Kammerherrn, welcher im Namen ſeines durchlauchtigſten Prinzen bat, die Sendung zum Ausputz des Weihnachtstiſches zu verwenden. Unterdeß ſtand der Prinz finſter vor dem landwirthſchaftlichen Mechanismus und haderte bitter mit ſeiner fürſtlichen Würde.

Als er zur geziemenden Stunde bei Werners eintrat, war die Beſcherung vorüber, der Chriſtbaum ausgelöſcht. Ilſe hatte das ſo gewollt, „es iſt nicht nöthig, daß die fremden Herrſchaften ſehen, wie wir uns über die Geſchenke freuen.“ Der Prinz empfing den Dank Ilſe's über den prächtigen Schmuck ihres Tiſches mit Zurückhaltung und ſaß ſchweigend und zerſtreut vor dem Theekeſſel. Ilſe dachte: Ihm thut es weh, daß er keinen frohen Weihnachtsabend hat, das ärmſte Kind iſt luſtig vor ſeinem Fichtenbäumchen, und er ſitzt wie ausgeſchloſſen von den Freuden der Chriſtenheit. Sie winkte Laura und ſagte dem Prinzen: „Wollen Ew. Hoheit nicht unſern Chriſtbaum anſehen? Die Lichter mußten gelöſcht werden, ſonſt brannten ſie auf einmal herunter. Iſt's aber Ew. Hoheit recht, ſo zünden wir die ganze Herrlichkeit noch einmal an, und es wäre ſehr gütig, wenn Hoheit uns dabei helfen wollten.“

Das war dem Prinzen doch willkommen, und er ging mit den Frauen in das Weihnachtzimmer. Dort erbot er ſich den Stock zu nehmen, an deſſen Spitze ein Wachsſtockende befeſtigt war, um die höchſten Lichter des mächtigen Baumes zu erreichen. Während er geſchäftig an dem Baum arbeitete, wurde ihm das Herz etwas leichter, und er ſah mit Antheil auf die Geſchenke, welche unter dem Baume lagen. „Jetzt aber haben Ew. Hoheit die Güte hinauszugehen,“ ſagte Ilſe, „und wenn ich klingle, ſo gilt es Ihnen und Herrn von Weidegg, das kann Ew. Hoheit nicht erſpart werden.“ Der Prinz eilte hinaus, die Schelle tönte. Als die Herren eintraten, fanden ſie zwei kleine Tiſche gedeckt, darauf angezündete Bäumchen, und unter jedem eine große Schüſſel mit Backwerk, das man nur in der Landſchaft zu backen verſtand, welcher ſie angehörten. „Das ſoll eine Erinnerung an unſere Heimat ſein,“ ſagte Ilſe, „und auf den Bäumchen ſind die Aepfel und Nüſſe, welche die Herren ſelbſt vergoldet haben; die mit den rothen Flecken ſind Ew. Hoheit Arbeit. Und dies iſt eine reſpectvolle Sendung aus der Wirthſchaft meines lieben Vaters. Ich bitte die Herren, die geräucherte Gänſebruſt mit gutem Appetit zu verzehren; wir ſind ein wenig ſtolz auf dieſe Leiſtung. Hier aber, mein gnädigſter Prinz, iſt zur Erinnerung an mich ein kleines Modell von unſerm Butterfaß, denn dabei habe ich als ein Kind vom Lande meine hohe Schule durchgemacht, wie ich neulich Ew. Hoheit erzählte.“ Und auf dem Platze des Prinzen ſtand wohlhäbig dies nützliche Werkzeug aus Marzipan gefertigt. „Unten auf dem Boden habe ich Ew. Hoheit mein Sprüchel von damals aufgeſchrieben. Und ſo nehmen die Herrſchaften mit dem guten Willen vorlieb.“

Sie ſagte das mit ſo inniger Fröhlichkeit und bot dem Kammerherrn dabei ſo gutherzig die Hand, daß dieſem ſeine Anſtandsbedenken ſchwanden und er ihr recht wacker die Rechte ſchüttelte. Der Prinz aber ſtand vor ſeinem Fäßchen und dachte: Jetzt iſt der Augenblick oder er kommt nie. Er las unten die anſpruchsloſen Worte: „Hat man ſich mit Einem rechte Müh' gegeben, ſo bleibt es Segen für das ganze Leben.“ Da bat er ohne alle Rückſicht auf die dräuenden Folgen ſeines Wagniſſes: „Darf ich Ihnen einen Tauſch vorſchlagen? Ich habe auch eine kleine Buttermaſchine gekauft, ſie iſt mit einem Rade und einer Scheibe zum Drehen, und man kann ſich darin jeden Morgen ſeinen Bedarf ſelbſt machen. Es wäre mir große Freude, wenn auch Sie dieſe annehmen wollten.“

Ilſe verneigte ſich dankend, der Prinz bat, den Diener ſogleich in ſein Quartier zu ſenden. Während der Kammerherr noch erſtaunt den Zuſammenhang überdachte, wurde der Mechanismus in das Zimmer getragen, der Prinz ſetzte ihn mit eigenen Händen auf eine Ecke des Tiſches, erklärte der Geſellſchaft die innere Einrichtung, und war ſehr erfreut, als Ilſe ſagte, daß ſie Zutrauen zu der Erfindung habe. Wieder wurde er das fröhliche Kind von neulich, trank luſtig ſein Glas Wein und brachte mit gefälligem Anſtand die Geſundheit des Hausherrn und der Hausfrau aus, ſo daß der Kammerherr ſeinen Telemach gar nicht wieder erkannte. Und beim Abſchiede packte er ſich ſelbſt den Marzipan ein und trug ihn in der Taſche nach Hauſe.

2.

Aus drei Cabinetten.

Das Jahr des Rectorats hatte auch Ilſe's Haushalt und den Kreis ihrer Gedanken ſo umgeformt, daß ſie dem Gatten erſtaunt ſagte: „Ich bin jetzt wie aus der Schule in das Getümmel der Welt verſetzt.“ Die Tage ihres Felix waren mit zerſtreuenden Geſchäften belaſtet, ſchwierige Verhandlungen der Univerſität mit der Regierung, ärgerliche Vorfälle in der Studentenſchaft nahmen einen großen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch.

Auch die Abende verliefen nicht wie im erſten Jahr, wo Ilſe der ſtillen Arbeit des Gatten zuſah oder den Worten der Männer lauſchte; denn viele Abende waren dem Profeſſor durch Sitzungen des Senats in Anſpruch genommen und viele durch größere Geſellſchaften, denen er als Rector ſich nicht entziehen wollte. Wenn die Freunde zum Theetiſch kamen, fehlte zuweilen der Hausherr.

Ilſe hatte die Lehre des Vaters beherzigt. Sie lebte friſch darauf los und mied verwirrende Gedanken. Der Gatte ſelbſt war ängſtlich bemüht, Alles von ihr fern zu halten, was ihre Ruhe ſtören konnte, und die geiſtige Diät, welche ihr zu Theil wurde, that ihr ſehr wohl. Wenn er ſie in Geſellſchaft ſich gegenüber ſah, wieder in voller Kraft und Geſundheit, die Wange leicht geröthet, um Augen und Lippen heiteres Leben, da war ihm, als ſei ſeine Pflicht dieſe Seele für immer zu behüten vor dem übermächtigen Einbruch kämpfender Gewalten, und ihm war ganz recht, daß ſie auch durch häufigen Verkehr mit verſchiedenartigen Menſchen und durch die leichten Bande einer reichen Geſelligkeit heimiſch wurde in ſeinem Kreiſe. Freudig ſah er, daß ihre unbefangene Art Anerkennung fand, und daß ſie nicht nur von den Männern mit Auszeichnung behandelt wurde, auch den Frauen gefiel.

Doch das Privatiſſimum, wie Ilſe nach Univerſitätsgebrauch die Stunde nannte, wo ſie die lehrenden Worte des Gatten vernahm, wurde unter allen Störungen fortgeſetzt; darauf hielt die Hausfrau mit eiſerner Strenge, und wenn ein Tag verſäumt war, mußte das Verlorene am nächſten eingebracht werden. Aber auch in dieſe Stunden war ein anderer Inhalt gekommen. Der Profeſſor las jetzt mit ihr kleine Stücke alter Schriftſteller, welche in Vers und Proſa die graziöſe Schönheit des antiken Lebens abſpiegelten. Die unſchuldige Seele der Frau fand ſich in der heitern Sinnlichkeit dieſer fremden Welt arglos zurecht, und die Eindrücke, welche ſie erhielt, ſtimmten vortrefflich zu der Weiſe, in der ſie ſich jetzt das eigene Leben zurecht legte. Der Profeſſor erklärte ihr einzelne Gedichte der griechiſchen Anthologie und des Theokrit, Weniges aus der Lyrik der Römer, dazwiſchen aber zum Vergleich Gedichte des großen Deutſchen, der in einziger Weiſe griechiſche Schönheit mit deutſcher Empfindung zu vermählen gewußt. Wieder klangen in das Tagesleben der jungen Frau leiſe die Melodien des helleniſchen Saitenſpiels und der Rohrpfeife, wenn Laura über ihrem toten Kanarienvogel trauerte, oder wenn Ilſe ſelbſt mit Frau Günther traulich ſchwatzend nach dem ſtädtiſchen Muſeum ging, dem ſyrakuſiſchen Weibe gleich, welches die Nachbarin abholt, um die reiche Ausſtellung der Königin auf der Burg zu betrachten. Und als der Gatte ſich einmal in ſpäter Stunde über ihr Antlitz beugte, um zu ſehen, ob ſie entſchlummert war, da ſchlug ſie die Augen zu ihm auf und frug ihn, ob er etwa auf ihrer Schulter ſeine Versfüße abzählen wollte, und ſie wand ihm ihre langen Haare um den Hals und lachte, als er darüber ſeine große Abhandlung von den Gladiatoren im Stich ließ, über welcher er in der Stille arbeitete.

Auch die Würde der Magnificenz erwies Ilſe in großer Abendgeſellſchaft, alle Zimmer waren geöffnet, die ſchmucke Wohnung ſtrahlte im Kerzenglanz, die Häupter der Univerſität und Stadt mit ihren Frauen waren zahlreich erſchienen, der Prinz und ſein Kammerherr fehlten nicht. Laura half anmuthig die Honneurs machen und in der Stille die fremden Diener anweiſen; Küche und Wein thaten geſchmackvoll ihre Pflicht, die Gäſte geberdeten ſich artig und ſchieden fröhlich angeregt. Jetzt war der große Abend glücklich vergangen, auch der Doctor und Laura hatten ſich entfernt; Ilſe gab die letzten Aufträge an Gabriel und ſchritt noch einmal durch die Zimmer in dem frohen Gefühl, daß ſie ihrem Felix und ſich Ehre eingelegt hatte. Im Ankleidezimmer warf ſie einen Blick in den Spiegel. „Du haſt nicht nöthig, dich prüfend zu betrachten," ſagte der Gatte, „es war Alles ſehr ſchön, aber das Schönſte war die Frau Rectorin."

„Damon, mein Schäfer," verſetzte Ilſe, „wie biſt du verblendet. Doch ſagſt du's auch nicht zum erſten Mal, ich höre ſolche Worte ſehr gern, du kannſt daſſelbe mir noch recht oft erzählen. Aber Felix," fuhr ſie fort, indem ſie ihr Haar auflöſte, „es iſt immer etwas Feſtliches ſelbſt bei ſolcher Geſellſchaft, wo die Menſchen nichts thun als ſich unterhalten. Man trägt von Keinem viel davon, und doch iſt's ein hübſches Vergnügen unter ihnen umherzutreiben, Alle wollen artig ſein und ſuchen ſich auf's Beſte zu erweiſen, und Jeder iſt bemüht, ſich den Andern ein wenig anzupaſſen."

„Nicht Jedem gelingt bei ſolcher Gelegenheit, ſeinen Inhalt gut darzuſtellen, am wenigſten uns Büchermenſchen," antwortete Felix. „Aber es iſt wahr, dieſe Geſellſchaften geben Solchen, die in ähnlichen Lebenskreiſen ſtehen, eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Sprache und Haltung, zuletzt auch der Ideen. Und das iſt ſehr nöthig, denn im Grunde ſind auch die, welche nahe an einander leben, in einem weiten Gebiet ihres Empfindens und Denkens oft ſo verſchieden, als ob ſie aus verſchiedenen Jahrhunderten ſtammten. Wie hat dir der Kammerherr gefallen?"

Ilſe ſchüttelte den Kopf. „Er iſt der artigſte und aufgeweckteſte von Allen und weiß Jedem etwas Verbindliches zu ſagen; aber man möchte ihm doch nicht trauen, denn man hat wie bei einem Aal gar keinen Anhalt, und keinen Augenblick, wo man in ſein Herz ſieht. Da war mir unſer Prinz mit ſeinem ſteifen Weſen lieber. Er hat mir heut von ſeiner Schweſter erzählt, die muß ſehr geſcheidt und liebenswürdig ſein. Aus welchem deiner Jahrhunderte ſtammt denn er?"

„Aus der Mitte des vorigen," erklärte der Gatte lachend, „er iſt gute hundert Jahre älter als wir, aus der Zeit, wo die Menſchheit in zwei Klaſſen zerfiel, in Hoffähige und in Sklaven. Aber wenn du dich in unſerer Nähe umſehen willſt, kannſt du größere Unterſchiede erkennen. Da iſt unſer Gabriel, eine Menſchenſeele, die in ihren Vorurtheilen und ihrer Poeſie um dreihundert Jahre hinter der Gegenwart zurückgeblieben iſt. Seine Weiſe zu empfinden erinnert an die Zeit, in welcher die großen Reformatoren unſer Volk zuerſt zum Denken herangezogen. Dagegen die feindlichen Nachbarn ſind in mancher Hinſicht Repräſentanten von zwei entgegengeſetzten Richtungen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts neben einander liefen, in unſerm Hauſe eigenſinniger Rationalismus, bei den Alten drüben eine weiche Gefühlsſeligkeit."

„Und welcher Zeit gehöre ich an?" frug Ilſe ſich vor den Gatten ſtellend.

„Du biſt mein liebes Weib," rief er und wollte ſie an ſich ziehen.

„Ich will dir's ſagen," fuhr Ilſe zurückweichend fort, „nach eurer Meinung bin ich auch aus einer vergangenen Zeit, und das hat mich mehr geängſtigt, als ich jetzt ausſprechen will. Aber ich mache mir nichts mehr daraus. Denn wenn ich dich zwingen kann meine Hand zu küſſen, ſo oft ich dir's befehle" — der Profeſſor war ſehr willig dazu —; „wenn ich ſehe, wie es dich auch keine Ueberwindung koſtet mich einmal auf den Mund zu küſſen — es iſt nicht nöthig, daß du es jetzt verſuchſt, ich glaube dir; ferner, wenn ich merke, daß der gelehrte Herr nicht abgeneigt iſt, mir die Schlafſchuhe zu reichen, und vielleicht gar mein Nachtkleid, — gut, ich will nicht, daß du dich weiter bemühſt. Hier häkele mir die Ohrringe auf und mache das Käſtchen hübſch zu; und wenn ich außerdem merke, daß dir viel daran gelegen iſt mir zu gefallen, daß du auf meinen Wunſch die Conſiſtorialräthin zu Tiſche geführt haſt, die du gar nicht leiden kannſt, und daß du mir dies prächtige Kleid gekauft haſt, obgleich du vom Kaufen gar nichts verſtehſt; wenn ich ferner ſehe, daß Magnificenz ganz in meiner Botmäßigkeit ſind, daß ich die Schlüſſel zum Brote habe und ſogar deine Geldrechnung führe, und wenn ich mir endlich in das Gedächtniß zurückrufe, daß du guter, lieber Büchermann neben deinen Griechen und Römern auch Frau Ilſe kleiner Abhandlungen würdigſt, und daß dir eine Freude iſt, wenn ich ein wenig von deiner gelehrten Schreiberei verſtehe, ſo kommt mir die Meinung, daß du ganz mir angehörſt, du und deine Zeit, und daß es mir ganz gleichgültig iſt, aus welcher Periode der Weltgeſchichte meine Gemüthsart ſtammt. Denn wenn ich zurückgebliebenes Kind aus entlegener Zeit dich in das Ohrläppchen zwicke, wie ich jetzt thue, ſo wird mir der große Herr der Gegenwart und Zukunft und ſein Philoſophiren über verſchiedene Menſchen nur lächerlich. Nachdem ich dir dieſen Vortrag gehalten habe, kannſt du ruhig einſchlafen."

„Das wird ſchwer halten," verſetzte der Profeſſor, „wenn die gelehrte Hausfrau um das Lager herumwandelt und im Nachtkleide Reden hält, die langſtieliger ſind als die eines römiſchen Philoſophen. Und wenn ſie darauf mit den Schrankthüren klappert und in dem Zimmer umherfährt."

„Mein Tyrann fordert morgen früh ſeinen Kaffe, der muß heut herausgegeben werden, und ich kann nicht einſchlafen, wenn ich nicht alle Schlüſſel neben mir habe."

„Da hilft nichts," ſagte der Profeſſor, „als ernſthafte Beſchwörung," und einen Vers des Theokrit parodirend, rief er: „Drehhals, wende dich um, und ziehe das Weib in die Kammer."

„Ich muß nachſehen, ob noch irgend ein Licht brennt," rief Ilſe hinein. — Aber gleich darauf kniete ſie an ſeinem Lager nieder und umſchlang ihn mit ihren Armen. „Es iſt ſo ſchön auf der Welt, Felix," rief ſie, „bitten wir demüthig, daß unſer Glück dauere."

Ja du biſt glücklich, Frau Ilſe, aber wie dein Vater geſagt hat, du verdankſt dein Glück der Vorſicht, nicht der Tapferkeit.

Als Ilſe ihrem Vater ſchrieb, wie die große Abendgeſellſchaft verlaufen war, vergaß ſie nicht beizufügen, daß auch ihr künftiger Landesherr wieder unter den Gäſten geweſen war, und daß ſie ſich mit ihm recht verſtändig unterhalten habe. Der Vater ſchien ihr die letzte Mittheilung nicht recht zu würdigen, denn er antwortete ärgerlich: „Wenn du ſo einflußreiche Rathgeberin geworden biſt, ſorge lieber dafür, daß wir einen Anſchluß an die große Chauſſee erhalten; die Sache wird ſeit zehn Jahren von den Behörden hingezogen, es iſt eine Schande, daß wir von aller Welt ſo abgeſchnitten ſind. Der Schimmel hat das Bein gebrochen. Unſer Gut wäre an die zehntauſend Thaler mehr werth, wenn die Regierung nicht ſo ſaumſelig wäre."

Ilſe las den Brief ihrem Gatten vor und fügte hinzu: „Das mit der Chauſſee wollen wir dem Prinzen ſagen, der kann es bei ſeinem Vater durchſetzen." Der Gatte lachte. „Ich übernehme dieſen Auftrag nicht, der Prinz ſieht mir nicht aus, als ob er großen Einfluß auf die Regierung hätte."

„Das wollen wir doch ſehen," verſetzte Ilſe fröhlich, „bei nächſter Gelegenheit ſpreche ich ihn darauf an."

Dieſe Gelegenheit blieb nicht aus. Der Conſiſtorialrath, welcher jetzt theologiſcher Decan war, lud zu einem Thee. Es war eine vornehme und ehrwürdige Geſellſchaft, für Ilſe gar nicht behaglich, die Frömmigkeit des Decans war ihr längſt verdächtig, aus dem Frack des ſüßlichen Herrn ſah ſie oben deutlich einen eingeknöpften Fuchsſchwanz herausragen, in den Reden der Frau Decanin war eine unbequeme Miſchung von Honig und Galle, die Räume waren enge und heiß und die Gäſte gelangweilt. Aber der Erbprinz mit ſeinem Kammerherrn hatte zugeſagt. Als er eintrat, ſtrebten der Hausherr und einige Gäſte, welche den Brauch der Höfe kannten, nach einer Aufſtellung mit Front, aber der Erfolg wurde durch die Unachtſamkeit oder aufſäſſiges Weſen der Mehrzahl vereitelt. Der Prinz mußte ſich vom Hausherrn geleitet durch die Gruppen bis zur Frau Decanin durchkämpfen. Sein Blick prallte von ihren ſcharfen Zügen ab und irrte in ihrer Nähe umher, wo Ilſe ſtand, wie aus einem andern Planeten herabgeſtiegen. Sie war heut ſehr majeſtätiſch, der kleine Bandſchmuck ſaß wie ein Krönchen auf den lockigen Haaren, deren Fülle ihr Haupt mächtig umgab. Der Prinz ſah ſcheu auf ſie und konnte kaum die Worte finden, welche er ihr gönnen mußte. Als er ſich nach kurzem Gruß wieder zur Geſellſchaft wandte, war Ilſe unzufrieden, ſie hatte als gute Bekannte artigere Behandlung erwartet. Sie überlegte nicht, daß ſeine Aufgabe in der Geſellſchaft nicht die eines Privatmannes war, und daß er fürſtliche Pflichten zu erfüllen hatte, bevor er als Menſch unter den Andern umherlaufen konnte. Während er aber mit innerem Unwillen that, was ſeine Stellung erheiſchte, zuerſt langſam umherging, zu Ilſe's Gatten, dann zu den übrigen Würdenträgern, darauf feſte Stellung nahm, ſich Einzelne vorſtellen ließ und Fragen that, wie ſie für ſolche Fälle überlegt waren, wartete auch er ungeduldig auf den Zeitpunkt, wo ihm das Schickſal geſtatten würde, mit der Landsmännin ein wenig zu reden. Er hielt aber wacker Stand; der Profeſſor der Geſchichte ſprach ihm ſeine Freude aus, daß jetzt ältere Chroniken ſeiner Landſchaft herausgegeben würden, und ſuchte halb erzählend, halb belehrend die Bedeutung derſelben klar zu machen. Unterdeß bedachte der Prinz, daß die Frau Rectorin wenigſtens zu ſeiner linken Seite ſitzen werde, denn der Kammerherr hatte ihn aufmerkſam gemacht, daß die Decanin ſeine rechte Seite erhalten müſſe.

Die Sache war zweifelhaft. Denn die Decanin war zwar Wirthin, aber der Abend hatte einen gewiſſermaßen officiellen Univerſitätsſtrich, und Ilſe war ohne Widerrede unter den gelehrten Damen die vornehmſte. Jedoch dieſer Zweifel wurde deshalb unweſentlich, weil der Decan für zahlreiche Zuſendung theologiſcher Werke und bewundernde Huldigungsbriefe von dem Fürſten bereits das Comthurkreuz ſeines Ordens erhalten hatte. Daß er bis zu dieſem emporgeklettert, glich, wie der Kammerherr auseinanderſetzte, den Würdenunterſchied zwiſchen Magnificus und Decan ſo vollſtändig aus, daß die Decanin doch ſchließlich das beſte Recht hatte. Nun war allerdings, wie der Kammerherr zugab, im Grunde gleichgültig, wie man hier durcheinanderſaß, denn von einem Recht auf Rang konnte in dieſer Geſellſchaft überhaupt nicht die Rede ſein. Doch war es angemeſſen, wenn der Prinz nicht ganz verſäumte, zu diſtinguiren.

Alſo an ſeiner linken Seite wenigſtens hoffte der Prinz Frau Ilſe zu finden. Allein auch dieſe Erwartung wurde durch die Tücke der Decanin vereitelt. Denn in der Geſellſchaft erſchien die Frau eines Oberſten, Mann und Frau von alter Familie, erſt an den Ort verſetzt. Beſliſſen führte die Decanin den Kammerherrn der eintretenden Frau Oberſt zu, und bei der Begrüßung ergab ſich zum Ueberfluß, daß beide gemeinſame Verwandte hatten. Dadurch wurde die Rangordnung des Soupers zerrüttet. Die Dame forderte ihr Recht der Vorſtellung. Der Kammerherr führte ſie dem Prinzen entgegen, der Prinz aber kam artig zuvor, und ſprach ſeinen Wunſch aus, der Dame genannt zu werden. „Sie läßt ſich einem Studenten vorſtellen,“ ſagte erſtaunt die kleine Günther. — „Das iſt eine Beeinträchtigung der ſocialen Vorrechte, welche die Frau dem Mann gegenüber zu behaupten hat,“ verſetzte unwillig die Struvelius.

„Sie macht es doch recht hübſch," erwiederte Ilſe, „und wie ſie ſich mit ihm unterhält, gefällt mir." Die Frauen wußten nicht, daß der Gegenſtand ihrer Bemerkungen in dieſem Augenblick ſcheinbarer Erniedrigung den Triumph einer höhern Stellung freudig empfand. Der Prinz, die Oberſtin und der Kammerherr bildeten für kurze Zeit eine Gruppe, von welcher das Licht des Abends ausſtrahlte, alle drei in dem Bewußtſein, daß ſie unter Fremden zuſammengehörten.

Die Folge dieſer Vorſtellung war, daß die Frau Oberſt an der linken Seite des Prinzen zu ſitzen kam, und Ilſe, von zwei Decanen eingefaßt, ihm gegenüber. Für den Prinzen wurde die Bewahrung fürſtlicher Würde dadurch nicht leichter, daß er die Augen und das Lockenhaar ſeiner Landsmännin vor ſich erblickte, ſo oft er die Augen erhob. Langſam ſchlich ihm die Abendſtunde dahin, erſt kurz vor dem Aufbruch fand er Gelegenheit, ungezwungen mit Frau Ilſe zuſammen zu treffen. Warte, dachte Ilſe, die Chauſſee ſoll dir nicht geſchenkt ſein.

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Vater und dem Gut?" begann der Prinz mit einer Frage, welche die Unterhaltung ſchon öfter eingeleitet hatte. — „Es iſt keine gute Nachricht," entgegnete Ilſe, „denken Ew. Hoheit, eines unſerer Arbeitspferde hat den Fuß gebrochen. Es war ein Schimmel, den wir ſelbſt gezogen, ein gutes frommes Thier, ich bin manchmal auf ihm geritten, obgleich der Vater das nicht gern ſah. Denn ſehen Ew. Hoheit, der Weg bei uns bis zu der größeren Marktſtadt, wohin der Vater jedes Jahr das Getreide abliefern muß, iſt unverantwortlich ſchlecht, es geſchieht durch die Regierung gar nichts dafür. Seit zehn Jahren hängt die Sache, aber es kommt zu nichts. Wenn Ew. Hoheit etwas dazu thun könnten, daß uns eine Chauſſee gebaut wird, ſo bitte ich ſehr, Sie helfen der ganzen Gegend auf." Der Prinz ſah ihr treuherzig in die Augen und ſagte verlegen: „Das iſt Sache der Regierung, ich glaube, mein Vater weiß davon nichts."

„Das glaube ich auch," verſicherte Ilſe ſiegreich, „die Herren von der Regierung haben immer Gründe, nichts zu thun; Schwierigkeiten machen und kein Geld haben, das verſtehen ſie am beſten." Der Kammerherr trat in die Nähe, und da die Unterhaltung einen unheimlichen politiſchen Anſtrich erhalten, nahm der Prinz ſchnell ſeinen Rückzug mit den Worten: „Hoffen wir das Beſte," lächelnd und ſich verbeugend. Ilſe flüſterte beim Herausgehen ihrem Manne zu: „Felix, ich hab's ihm geſagt; er iſt ein gutes Kind, aber in Geſellſchaft hat er nichts als Redensarten."

Der Zufall wollte, daß einige Wochen darauf der fürſtliche Rath, welcher die oberſte Verwaltung von Roſſau hatte, nach der Univerſitätsſtadt kam, den Kammerherrn beſuchte und von dieſem zum Prinzen geführt ward. Er wurde zum Mittageſſen geladen, der Prinz zeigte ungewöhnlichen Antheil an den Verhältniſſen der abgelegenen Gegend, erkundigte ſich nach den Gütern und deren Beſitzern und ſagte endlich beim Kaffe, als er allein mit dem Rath am Fenſter ſtand: „Wie kommt es, daß noch keine Chauſſee in der Gegend iſt? Könnten Sie nicht etwas dafür thun?" Der Beamte ſetzte die Schwierigkeiten gebührend auseinander. Der Prinz erwiederte endlich: „Ja, ich weiß, an Gründen fehlt es nicht, Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie ſich Mühe geben wollten, die Sache doch durchzuſetzen."

Mit dieſen Worten im Herzen reiſte der Beamte nach Hauſe, höchlich aufgeregt durch dieſe Lebensäußerung ſeines zukünftigen Herrn. Er wälzte die Worte drei Tage lang im bekümmerten Gemüth, ihre Bedeutung wurde ihm immer größer, ſeine eigene Zukunft mochte davon abhängen. Endlich kam er zu der Anſicht, daß dies ein Fall ſei, der einen außerordentlichen Entſchluß nöthig mache, er ſetzte ſich auf, fuhr nach der Reſidenz und legte die ganze Unterredung und ein dickes verſtäubtes Actenbündel, Chauſſeeangelegenheiten, vor ſeinem Miniſter nieder. Der Miniſter dankte ihm für die Nachricht und kam wieder zu der Anſicht, daß hier ein Indifferenzpunkt vorliege, bei dem es klug ſei, Sereniſſimo Mittheilung zu machen. Am Ende eines Vortrags über Staatsangelegenheiten erwähnte er, daß im Diſtrict von Roſſau die Klagen über die ſchlechten Wege und das Verlangen nach einer Chauſſee lebhaft würden, und erzählte, bei welcher Gelegenheit der Erbprinz ſelbſt ſeinen Antheil an dem Bau ausgeſprochen habe. Der Fürſt erhob ſich ſchnell von ſeinem Seſſel. „Der Erbprinz? Was bedeutet das? — Es iſt mir lieb, daß mein Sohn Theilnahme für Landesangelegenheiten beweiſt,“ fügte er hinzu, „ich werde mir die Sache überlegen.“ Denſelben Tag ging ein eigenhändiger Brief des Fürſten an den Kammerherrn ab: „Woher kommt das Wohlwollen des Erbprinzen für den Chauſſeebau bei Roſſau? Ich fordere genauen Bericht.“ — Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, auch er fühlte ſeine Stellung durch ein Geheimniß gefährdet. Endlich wählte er, zwiſchen Vater und Sohn geſtellt, den Weg offener Entfaltung vor der künftigen Sonne, und theilte dem Prinzen die Frage des Fürſten mit.

„Sie ſehen, welche Wichtigkeit der Herr auf die Sache legt, es wird unvermeidlich ſein, ihm Näheres mitzutheilen.“

Der Prinz war ebenfalls betroffen. „Es war ja nichts als ein hingeworfenes Wort,“ entgegnete er zögernd.

„Um ſo beſſer,“ ſagte der Kammerherr, „es kommt nur darauf an, zu ſagen, wie in Ew. Hoheit der Wunſch entſtand. Dem Fürſten könnte auffallend ſein, wenn ſich Unterthanen oder Behörden an Ew. Hoheit, ſtatt an ihn ſelbſt gewandt hätten. Das war, ſoviel ich weiß, nicht der Fall.“

„Nein,“ verſetzte der Prinz, „ich habe bei dem Rector Magnificus davon gehört, ich habe ja nichts gethan, als den Rath, als er hier war, deshalb gefragt. Ich wollte doch eine Antwort geben können,“ fügte er klug hinzu.

Beruhigt ſetzte ſich der Kammerherr hin, rühmte in ſeinem Bericht den Profeſſor und Ilſe, welche ein angenehmes Haus machten, und verfehlte nicht, zu bemerken, daß der Erbprinz gern dort ſei. Er war erfreut, als wenige Tage darauf einer geſchäftlichen Mittheilung des Kabinetsſecretärs eine eigenhändige Nachſchrift ſeines Gebieters zugefügt war, in welcher dieſer ſeine beſondere Zufriedenheit mit dem Erbprinzen und dem Kammerherrn ausſprach.

Nicht weniger erfreut war Ilſe, als ihr der Vater ſchrieb: „Ilſe, kannſt du hexen? Es iſt Befehl gegeben, die Chauſſee ſofort in Angriff zu nehmen, der Wegebaumeiſter iſt bereits hier, die Straße abzuſtecken.“ Ilſe brachte am Mittag den Brief vergnügt aus ihrer Rocktaſche. „Lies, ungläubiger Mann, und ſieh, was unſer kleiner Prinz durchzuſetzen vermag, wir haben dem guten Herrn doch Unrecht gethan. Mein armer Schimmel hat ihn gedauert, und er hat ſeinem lieben Vater Alles geſchrieben.“

Als der Erbprinz wieder einmal in größerer Geſellſchaft an Ilſe trat, begann ſie nach der erſten Begrüßung leiſe: „Meine Heimat iſt Ew. Hoheit zu warmem Dank verpflichtet, Hoheit haben die Güte gehabt, ſich für die Chauſſee zu verwenden.“

„Wird ſie gebaut?“ frug der Prinz überraſcht.

„Und das wiſſen Ew. Hoheit nicht? Ihre Verwendung hat es doch bei Ihrem durchlauchtigſten Herrn Vater durchgeſetzt.“

„Das würde wenig genutzt haben,“ fuhr der Prinz heraus, „nein, nein,“ ſetzte er eifrig ablehnend hinzu. „Ich habe deshalb meinem Vater nicht geſchrieben. Es iſt ganz ſein eigener Entſchluß.“

Ilſe ſchwieg, ihr war unbegreiflich, was den Sohn eines Fürſten verhindern könne, dem Vater offen eine geſchäftliche Bitte vorzutragen, deren Erfüllung wohlthätig für Viele war. Und daß er jeden Antheil ablehnte, den er doch offenbar hatte, dünkte ihr eine ſehr ungeſchickte Beſcheidenheit.

Der Kammerherr aber hatte in dem letzten Kabinetsſchreiben eine Beſtätigung ſeiner Anſicht gefunden, daß der Fürſt den Verkehr des Erbprinzen im Hauſe des Rectors nicht ungern ſehe. Er dachte zuweilen über den Grund dieſer hohen Theilnahme an Menſchen nach, welche ſo ſehr außerhalb des Geſichtskreiſes fürſtlicher Beachtung ſtanden. Er kam darüber nicht recht auf's Reine. In jedem Fall war ſeine eigene Aufgabe, den Prinzen von dieſem Hauſe nicht zurückzuhalten und ſich ſelbſt dem Rector und ſeiner Hausfrau angenehm zu erweiſen. Dies Letztere that er gern und ehrlich, nicht nur, weil der Rector ein angeſehenes Haus machte. Er fand ſich zuweilen ohne den Prinzen bei dem Profeſſor ein, ließ ſich von ihm Bücher empfehlen, achtete ſehr auf ſein Urtheil über Menſchen, wählte, ſoweit ihn die Anweiſung des Fürſten nicht band, auch die Lehrer des Prinzen nach ſeinem Rath. Die energiſche Wucht und das ſtolze wahrhafte Weſen des Gelehrten zogen den Hofherrn an, und Werner wurde ihm bald eine werthvolle Bekanntſchaft. Auch Frau Ilſe war er aufrichtig zugethan und auch ſie erlebte einige Augenblicke, wo etwas von dem Herzen des Kammerherrn zu ſehen war.

Aber obgleich der Kammerherr alle Fügſamkeit eines Hofmanns hatte und wußte, daß dem Fürſten und ſeinem jungen Herrn die Beſuche im Hauſe des Rectors willkommen waren, bewies er doch an ſeinem Prinzen wenig Zuvorkommenheit gegen höchſte Wünſche. Ja, er war geneigt, Schwierigkeiten aufzufinden, wenn einmal, was freilich ſelten geſchah, ſein Prinz eine Theeſtunde bei Werners vorſchlug. Er kam in ſchicklichen Zwiſchenräumen mit dem Prinzen an, aber er vermied ſeit der Chauſſeeangelegenheit für den Erbprinzen größere Annäherung. Dagegen ſuchte der Kammerherr den Prinzen in geeigneter Weiſe unter den Studenten einzubürgern. Von den Genoſſenſchaften, welche ſich durch Farben, Bräuche und Statuten unterſchieden, war damals das Corps der Markomannen vor andern anſehnlich. Es war die ariſtokratiſche Verbindung, enthielt viele Söhne alter Familien, einige der beſten Schläger, ſeine Mitglieder trugen die bunte Mütze am ſtolzeſten, ſie waren vielbeſprochen, nicht gerade beliebt. Der Kammerherr fand in dieſem Corps einen Verwandten, und unter den Häuptern das wünſchenswerthe Verſtändniß für die ſociale Stellung des jungen Herrn.

So machte ſich's, daß der Prinz mit dieſer Verbindung näher bekannt wurde, er lud die Studenten in ſein Quartier, beſuchte zuweilen ihre kleinen Trinkabende, und wurde von ihnen in die Gewohnheiten des akademiſchen Lebens behaglich eingeführt. Er nahm Fechtſtunde, erwies darin trotz ſeinem zarten und wenig geſtählten Körper einiges Geſchick, und die ſauſende Klinge des Rappiers gefährdete in ſeiner Wohnung alltäglich Spiegel und Kronleuchter.

Ilſe aber ſprach gegen den Gatten ihre Verwunderung aus, daß der Prinz ſich zuerſt ſo ſchnell und rückhaltlos aufgeſchloſſen hatte, und ſich ſeit dem großen Erfolg in Chauſſeeſachen ſo vorſichtig zurückhielt. „Bin ich ihm zu anmaßend erſchienen?“ frug ſie bekümmert, „es war doch nur in guter Meinung geſagt. Aber ich merke, Felix, bei dieſen Herrſchaften iſt es nicht wie bei Unſereinem. Wo wir einmal gutes Zutrauen haben, da richten wir uns häuslich ein, ſie aber ſind wie die Vögel, ſie ſingen dicht beim Ohr ihr Lied, und huſch, fliegen ſie auf und ſuchen in der Ferne einen andern Ruheplatz.“

„Im nächſten Jahr kommen ſie vielleicht wieder,“ erwiederte der Gatte, „wer ſie ſich ans Haus zähmen will, hat das Nachſehen. Wenn ihr luſtiger Pfad ſie in die Nähe führt, mag man ſich ihrer freuen, aber um die Sorgloſen ſoll man ſich nicht das Herz beſchweren.“

Und Ilſe nickte und verſetzte: „Honig erfülle dir, Thyrſis, den Mund, ich höre und lerne.“

Aber in der Stille ärgerte ſich Ilſe doch über die Untreue ihres kleinen Singvogels.

„Heut treibt mich mein Pflichtgefühl zu Ihnen,“ begann der eintretende Kammerherr zum Profeſſor. Unter den Vorträgen, welche für den Erbprinzen gewünſcht werden, iſt auch einer über Heraldik. Ich bitte Magnificenz, mir einen Lehrer dafür nachzuweiſen, der wenigſtens einige Stunden zu geben vermöchte. In der Reſidenz war keine geeignete Perſönlichkeit, und ich geſtehe ohne Erröthen, daß meine eigenen Kenntniſſe viel zu dürftig ſind, als daß ich dem Prinzen davon etwas ablaſſen könnte.“

Der Profeſſor dachte nach. „Unter meinen Collegen weiß ich Niemand, den ich dafür empfehlen könnte. Es iſt möglich, daß Magiſter Knips auch darin Beſcheid weiß. Er iſt auf allen dieſen Seitenpfaden der Wiſſenſchaft gut bewandert, er iſt aber in engen Verhältniſſen aufgewachſen, und die Formen ſeiner Ergebenheit ſind ein wenig altfränkiſch.“

Dem Kammerherrn erſchien altfränkiſche Ergebenheit nicht als Hinderniß, und da er ſelbſt die Gelegenheit benutzen wollte, über die Bedeutung einer räthſelhaften Figur in ſeinem Wappen klar zu werden, welche einer Ofengabel ſehr ähnlich ſah, eigentlich aber ein keltiſcher Druidenſtab war, ſo verſetzte er: „Es würden doch nur wenige Stunden werden, und ich könnte ſelbſt dabei anweſend ſein.“

Magiſter Knips wurde gerufen, fand ſich, wie immer, auf der Stelle ein und wurde dem Kammerherrn vorgeſtellt. Dieſem erſchien die groteske Geſtalt allerdings in anderer Weiſe komiſch, als mancher von den Herren Profeſſoren, aber keineswegs ungeeignet. Die Beſcheidenheit war unverkennbar, die Devotion konnte nicht größer ſein, und wenn man ſeine Geſtalt in einen erträglichen Frack einband, ſo durfte ſie für den Nothfall neben dem Erbprinzen und dem Kammerherrn am Tiſche ſitzend gedacht werden. Der Kammerherr frug alſo, ob Herr Knips im Stande ſei, einige Vorträge über Heraldik zu halten.

„Falls Ew. Hoch- und Wohlgeboren gnädigſt vorlieb nehmen wollten mit deutſchem und franzöſiſchem Blaſon, ſo glaube ich, Denenſelben mein allerdings ungenügendes Wiſſen anbieten zu dürfen. In den engliſchen Wappen und Figuren dagegen iſt meine Kenntniß wegen mangelnder Gelegenheit nicht ausreichend. Dagegen würde ich Denenſelben über die neueren Unterſuchungen wegen der Ehrenſtücke Auskunft zu geben mich befleißigen.“

„Das wird nicht einmal nöthig ſein,“ verſetzte der Kammerherr, und zum Profeſſor gewandt, bat er: „Würden Magnificenz mir erlauben, mit dem Herrn Magiſter das Nähere zu beſprechen?“

Der Profeſſor überließ die Beiden der geſchäftlichen Verhandlung, und der Kammerherr fuhr freier fort: „Ich will im Vertrauen auf die Empfehlung des Herrn Rector einen Verſuch machen, ob des Erbprinzen Hoheit Ihre Vorträge benutzen kann.“

Knips wurde zuſehends kleiner und ſchwand faſt ganz in den Erdboden. Nur ſein Haupt neigte ſich von der Schulter andächtig nach dem Auge des Kammerherrn. Dieſer beſtimmte freigebig den Preis der Stunden, Knips lächelte und drückte die Augen zuſammen. „Dagegen muß ich die Forderung ſtellen, Herr Magiſter, daß auch Sie nicht verſchmähen ſich in Ihrem Aeußern ein wenig den beabſichtigten Vorträgen anzupaſſen. Schwarzer Frack und ebenſolche Beinkleider.

„Sie ſind vorhanden,“ erwiederte Knips in ſeinen höchſten Tönen.

„Weiße Weſte und weiße Cravatte,“ fuhr der Kammerherr fort.

„Ebenfalls vorhanden,“ flötete Knips wieder.

Der Kammerherr hielt doch für wünſchenswerth, ſich von dieſer Befähigung des Candidaten durch eigene Anſchauung zu überzeugen. „Ich erſuche Sie alſo, ſich auf geeignete Weiſe in der Wohnung des Erbprinzen einzufinden. Dort beſprechen wir das Nähere.“

Knips erſchien am nächſten Morgen in ſeinem Staatskleid, das Haar durch ſtarke Bürſtenſtriche geglättet, mit Handſchuhen und rundem Hut; und der Kammerherr fand, daß der Mann gar nicht ſo übel ausſah. Er machte ihn alſo noch aufmerkſam, daß es hier nicht auf wiſſenſchaftliche Erörterung, ſondern vielmehr auf einen ſchnellen Ueberblick ankomme, und übergab, um Knipſens Luftſchicht zu weihen, beim Abſchiede noch eine Flaſche wohlriechendes Waſſer für ein weißes Taſchentuch.

Knips bereitete ſich für ſeine erſten Stunden vor, indem er zuerſt ſeinen Farbekaſten, dann einige Briefſteller und alte Complimentirbücher hervorzog. Mit Hülfe des Farbekaſtens malte er einige Wappen, aus den Büchern ſchrieb er die ehrfurchtsvollen Redewendungen ab, welche unſere demüthige Kanzleiſprache im Verkehr mit den Großen eingeführt hat, und lernte alle auswendig. Zur Stunde ſtellte er ſich dem Kammerherrn vor, glatt und duftend, einer Blume gleich, welcher durch den Strahl hoher Sonne die Kraft des Stengels genommen iſt. So wurde er vor die Augen des Prinzen geführt, welkte auch vor dieſem eine Weile dahin, bis er durch einen Stuhl Halt erhielt, und begann ſeinen Vortrag, indem er das fürſtliche Hauswappen und das Wappen des Kammerherrn aus einer kleinen Mappe zog, in tiefſter Ehrfurcht zu Füßen legte und daran die erſten Erklärungen knüpfte.

Sein Vortrag war nach den eigenen Worten des Kammerherrn ganz magnifique, ſeine unterthänigen Arabesken drehten ſich zwar wunderlich und weitſchweifig, aber durchaus nicht unangenehm, ſie waren poſſirlich, und ſie paßten ſehr zu dem ſchnörkelhaften Inhalt ſeiner Vorträge. Er brachte häufig kleine Zeichnungen, Wappenbücher und Kupferwerke von der Bibliothek zum Anſehen und erwies ſich gründlicher unterrichtet, als vielleicht nothwendig geweſen wäre. Wenn er ſich ja einmal auf geſchichtliche Erörterungen einließ, die ihm anmuthiger waren als ſeinen Zuhörern, ſo hob der Kammerherr nur den Finger, und Knips flatterte ehrerbietig auf die Fahrſtraße zurück. Die Herren fanden mehr Gefallen an ſeinem Vortrage als an manchem andern, den des Magiſters hohe Gönner hielten. Die Stunden wurden über das ganze Halbjahr ausgedehnt, denn zufällig fand ſich, daß Knips auch in Turnieren, Ringelrennen, Faquins und anderen ritterlichen Ergötzlichkeiten Beſcheid wußte. Er erzählte dem Prinzen von alten Schaufeſten des eigenen hohen Hauſes, beſchrieb genau das Ceremoniel, und wußte ſogar die Namen der mitwirkenden Cavaliere anzugeben. Den Zuhörern erſchien dies Wiſſen ſtaunenswerth, ihn koſtete wenig Mühe, die Notizen aus Büchern zuſammen zu tragen. Und als er am Ende reichlich belohnt von dannen ſchied, war ſeinen Hörern leid, daß die luſtige Geſtalt nicht mehr ihre altfränkiſche und verkrauſte Weisheit vortragen ſollte.

„Mutter, ſieh her," rief Knips in ſeine Stube tretend, und holte eine kleine Geldrolle aus der Taſche, „das iſt die größte Summe, die ich je bei einem Geſchäft verdient." Die Mutter ſchlug mit den Händen auf die Schürze. „Da lobe ich mir die vornehmen Leute, die wiſſen meinen Sohn doch zu ſchätzen."

„Zu ſchätzen?" verſetzte Knips verächtlich, „die wiſſen gar nichts von mir und von dem was ich verſtehe. Und je weniger man ihnen beibringt, deſto lieber iſt es ihnen. Es macht ihnen Mühe, das nur aufzuſchlagen, was ſchon für alle Welt zugerichtet iſt, und was in hundert Folianten ſteht, war ihnen noch neu. Ich habe ſie behandelt wie kleine Jungen, und ſie haben es nicht gemerkt. Nein, Mutter, ſie verſtehen noch ſchlechter, mich zu benutzen, als hier das Profeſſorenvolk. Mich ehren nach meinem Wiſſen thut Niemand."

„Einer weiß es," murmelte er vor ſich hin, „aber der iſt hochmüthiger als der Kammerherr. Der Kammerherr thut, als wollte er über die alten Carrouſels und Maskeraden ſich ſelbſt unterrichten. Ich will ihm den kleinen Rohr zum Andenken ſchenken. Es ſteht gerade ſo wenig darin, daß es für ihn gut genug iſt. Ich habe das Buch um vier Groſchen gekauft, das Schweinsleder iſt noch ziemlich weiß, ich waſche es mit Salmiak und klebe ſein Wappen hinein. Wer weiß, wozu es nützen kann.“

Er wuſch ab und fuhr mit dem Pinſel in ſeinen Muſcheln umher. „Die Welt iſt voll Schwindel, Mutter. Wer hätte gedacht, daß ich mit dem alten ſchlottrigen Unſinn dieſer Wappenzeichen ein Capital verdienen würde?“ Und er zeichnete und tuſchte über dem Wappen: „Ich habe ſelten Gold in das Haus getragen, und dann war es immer für ſchlechtes Zeug, das mir keine Ehre gemacht hat.“ — Hier brach er ab. „Noch einmal ziehe ich meine Lohndienerkleidung an, wenn ich ihnen das Buch überreiche, dann ſchaff ſie mir aus den Augen.“

In der Gegend von Roſſau ſteckten Wegebauer Meßſtangen auf und in der Univerſitätsſtadt legte Magiſter Knips den weißen Schweinslederband in die Hände ſeines hochgeneigten Gönners. Ilſe freute ſich, daß der Weg zum Gut ihres Vaters für Jedermann leicht fahrbar ſein würde, und der Profeſſor hörte mit Antheil, daß der Mann, den er empfohlen, ſich gut anſchickte, und er lächelte wohlwollend über die Dankſagungen des Magiſters. Aber für den Kunſtbau der neuen Straße und für die erprobte Kunſtfertigkeit des kleinen Mannes ſollte den beiden Glücklichen, welche die Empfehlung an die rechte Stelle gebracht, noch Dank werden, den ſie ſich nicht begehrten.

3.

Vielliebchen.

Ilſe ſtellte eines Abends die letzten Süßigkeiten der Weihnachtszeit auf den Tiſch. Laura klapperte mit einer Knackmandel und frug den Doctor ernſthaft, woher der ehrwürdige Gebrauch der Vielliebchen komme. Der Doctor beſtritt das Ehrwürdige, wußte aber im Augenblick den Urſprung des Spiels nicht anzugeben, und war über dieſe Unſicherheit ſichtlich betroffen. Er vergaß deshalb ſeine Pflicht, zum gemeinſamen Genuß der Doppelmandel aufzufordern. Laura öffnete die Schale und legte nachläſſig zwei Mandeln zwiſchen ihn und ſich. „Da ſind ſie.“

„Soll's gelten?“ rief der Doctor erheitert.

„Meinetwegen,“ erwiederte Laura, „mit Geben und Nehmen, wie recht iſt. Aber es darf nur Scherz ſein,“ fügte ſie, des Vaters gedenkend, hinzu, „und kein Geſchenk.“ Beide aßen mit dem rühmlichen Entſchluß, das Spiel zu verlieren. Die Folge war, daß das Geſchäft nicht vorwärts gehen wollte. Laura überreichte dem Doctor in den nächſten Wochen Bücher, Theetaſſen, Teller mit aufgeſchnittenem Braten, er war wie ein Stock, niemals ſagte er: „Ich denke dran.“ Hatte er den Vertrag vergeſſen, oder war's gewöhnliche Ritterlichkeit? Laura aber durfte ihm ſeine Vergeßlichkeit gar nicht zu Gemüth führen, ſonſt gewann ſie das Vielliebchen. Sie wurde wieder einmal zornig auf ihn. „Mir reicht der gelehrte Herr gar nichts,“ ſagte ſie zu Ilſe, „er behandelt mich, als wäre ich eine Neſſel.“

„Das iſt Zufall,“ verſetzte Ilſe, „er hat's längſt vergeſſen.“

„Natürlich,“ rief Laura, „für einen hübſchen Scherz mit meiner unbedeutenden Perſon hat er kein Gedächtniß.“

„Mach' ein Ende,“ mahnte Ilſe, „erinnere du ihn daran.“

Es fügte ſich, daß der Doctor einmal nicht vermeiden konnte, ihr eine Schere aufzuheben und in die Hand zu reichen. „Ich denke dran,“ ſagte Laura ſchnippiſch, „beſſer als Sie.“

Darauf bot ſie dem Doctor die Zuckerbüchſe, der Doctor holte ſich ehrbar ein Stück Zucker heraus und ſchwieg. „Guten Morgen, Vielliebchen,“ rief ſie verächtlich. Der Doctor lachte und erklärte ſich für überwunden. „Es iſt gar nicht ſchön,“ fuhr Laura eifrig fort, „daß Sie ſich ſo wenig um Ihr Vielliebchen bekümmert haben, ich werde nie wieder eines mit Ihnen eſſen; gegen Herren, die ſo zerſtreut ſind, iſt es keine Ehre zu gewinnen.“

Kurz darauf überreichte ihr der Doctor ein winziges gedrucktes Büchel in zierlichem Einband. Auf dem erſten Blatte ſtand: „Für Fräulein Laura,“ und auf dem zweiten: „Die Entſtehung der Vielliebchen, ein Märchen.“ Es war die Geſchichte der ſchönen Königstochter, welche ſehr gern Knackmandeln aß, aber nicht heiraten wollte. Deshalb erfand ſie Folgendes. Sie ließ jedem Prinzen, der um ihre Hand warb — und es waren unzählige — die Hälfte einer Doppelmandel darbieten und ſie ſpeiſte den andern Zwilling. „Und wenn Ew. Liebden mich von jetzt ab zwingen können, daß ich etwas aus Dero Hand nehme, ohne die Worte zu ſprechen: ich denke dran, ſo bin ich zu jeder Vermählung bereit; wenn ich aber Ew. Liebden verleiten kann, etwas aus meiner Hand zu nehmen, ohne daß Ihnen die klugen Worte einfallen, ſo werden Dieſelben an Dero fürſtlichem Haupte unbedingt kahl geſchoren und verlaſſen ſofort meine Länder.“ Es war aber eine Tücke bei dieſem Vertrage. Nämlich der ſchönen Prinzeſſin durfte nach Hofſitte überhaupt Niemand etwas in die Hand reichen, bei Todesſtrafe, ſondern er reichte es der Staatsdame und dieſe reichte es der Königstochter. Wenn aber die Königstochter ſelbſt etwas wegnehmen oder überreichen wollte, wer konnte ihr das wehren? Es war alſo für die Freiwerber ein bitteres Vergnügen. Denn wie ſie ſich auch mühten, die Prinzeſſin zu verleiten, daß ſie ohne Angebot etwas aus ihrer Hand nahm, immer fuhr die Staatsdame dazwiſchen und verdarb die beſten Pläne. Wenn aber die Königstochter einen Freier abſchaffen wollte, that ſie einen Tag holdſelig gegen ihn, bis er ganz bezaubert war, und ſobald er neben ihr ſaß und bereits vor Freude taumelte, dann ergriff ſie wie von ungefähr etwas in ihrer Nähe, einen Granatapfel oder ein Ei, und ſagte leiſe: „Behalten Sie dies zu meinem Angedenken.“ Sobald nun der Prinz das Stück in die Hand nahm und vielleicht noch der rettenden Worte ein wenig gedachte, ſprang das Ding auseinander und ein Froſch, eine Horniſſe oder Fledermaus fuhr gegen ſeine Locken, daß er zurückſchreckte und im Schrecken die Worte vergaß. Und dann auf der Stelle geſchoren und fort mit ihm.

Das war durch Jahre gegangen, und in allen Königshäuſern trugen die Prinzen Perücken — auch dieſe ſind ſeitdem bräuchlich geworden — da traf ſich's, daß ein fremder Königsſohn zugereiſt kam in eigenen Geſchäften und aus Zufall die Mandelkönigin ſah. Er fand ſie ſchön, und er merkte die Tücke. Aber ihm hatte ein befreundetes graues Männchen einen Apfel geſchenkt, an den durfte er alle Jahre einmal riechen, dann kam ihm ein kluger Einfall. Und er war wegen der klugen Einfälle ſchon unter allen Königen ſehr berühmt geworden. Jetzt war gerade die Zeit des Apfels gekommen, er roch und da fiel ihm ein: wenn du das Spiel mit Nehmen und Geben gewinnen willſt, darfſt du ihr niemals und unter keinen Umſtänden etwas geben oder nehmen. Er ließ ſich alſo die Hände feſt in den Gürtel binden, ging mit ſeinem Marſchall zu Hofe, und ſagte, er wollte auch gern ſeine Mandel eſſen. Der Prinzeſſin gefiel er ſehr und ſie ließ ihm die Mandel reichen. Die nahm ſein Marſchall und ſteckte ſie ihm in den Mund. Da fragte die Königstochter, was denn das vorſtelle, und überhaupt, warum er die Hände immer im Gürtel trage. Und er antwortete, bei ſeinem Hofe ſei der Brauch noch viel ſtrenger als bei ihrem, er dürfe mit ſeinen Händen gar nichts nehmen und geben, höchſtens mit den Füßen oder dem Kopfe. Da lachte die Prinzeſſin und ſagte: „Auf die Weiſe können wir ja niemals in unſerm Spiel zuſammenkommen.“ Er zuckte die Achſeln und antwortete: „Nur wenn Sie geruhen wollten, etwas von meinen Stiefeln zu nehmen.“ „Das kann nie geſchehen,“ rief der ganze Hofſtaat. „Wozu ſind Sie hergekommen,“ frug die Prinzeſſin ärgerlich, „wenn Sie ſo dumme Gewohnheiten haben?“ „Weil Sie ſehr ſchön ſind,“ ſagte der Prinz, „wenn ich Sie auch nicht gewinnen kann, ich will Sie doch anſehen.“ „Dagegen kann ich nichts haben,“ verſetzte die Königstochter. Der Prinz blieb alſo am Hofe und gefiel ihr immer beſſer. Weil ſie aber auch ihre Bosheit hatte, ſuchte ſie ihn auf alle Art zu verführen, daß er die Hand aus dem Gürtel zog und doch etwas von ihr nahm. Sie unterhielt ſich immer mit ihm und ſchenkte ihm Blumen, Bonbons und Riechfläſchchen, und zuletzt gar ihr Armband, auch zuckte es ihm mehrmals in den Händen, aber da fühlte er die Bande und kam zur Beſinnung, nickte dem Marſchall und der ſammelte ein und ſagte: „Wir denken ſchon dran.“ Dabei wurde endlich die Prinzeſſin ungeduldig und ſie begann: „Mir iſt mein Taſchentuch herunter gefallen, Ew. Liebden könnten mir es aufheben.“ Der Prinz faßte das Tuch mit der Fußſpitze und ſchwenkte es gleichgültig, und die Prinzeſſin beugte ſich nieder, nahm das Tuch von ſeinem Fuß und rief zornig: „Ich denke dran.“ Darüber war ein Jahr vergangen, und die Königstochter ſagte zu ſich ſelbſt: So kann das nicht bleiben, hier muß Schicht gemacht werden, ſo oder ſo. Sie begann alſo zum Prinzen: „Ich habe den beſten Garten der Welt, den will ich morgen Ew. Liebden zeigen.“ Aber der Prinz roch wieder an ſeinen Apfel. Und als ſie in den Garten kamen, fing der Prinz an: „Hier iſt's wunderſchön. Damit wir aber in rechtem Frieden neben einander gehen und durchaus nicht durch unſer Spiel geſtört werden, bitte ich meine Herrin, daß dieſelbe nur auf eine Stunde meine Hofſitte annehme und ſich auch die Hände feſtbinden laſſe. Dann ſind wir eines des andern ſicher und uns kann nichts Aergerliches begegnen.“ Der Prinzeſſin war dies nicht recht, aber er bat und ſie wollte ihm doch die

Kleinigkeit nicht abſchlagen. So gingen ſie allein mit einander, die Hände im Gürtel gebunden. Die Vögel ſangen, die Sonne ſchien warm und vom Baum hingen die rothen Kirſchen bis auf die Wangen herunter. Die Prinzeſſin ſah auf die Kirſchen und rief: „Wie ſchade, daß Ew. Liebden mir keine davon pflücken können!“ Der Prinz antwortete: „Noth kennt kein Gebot,“ er nahm eine Kirſche mit dem Munde und bot ſie der Königstochter. Der Prinzeſſin blieb nichts übrig, ſie mußte ihren Mund an den ſeinigen bringen, um die Kirſche zu faſſen, und da ſie die Frucht zwiſchen den Lippen hatte und ſeinen Kuß dazu, vermochte ſie nicht, im Augenblick zu ſprechen: „ich denke dran.“ Da rief er laut: „Guten Morgen, Vielliebchen!“ zog die Hände aus dem Gürtel und fiel ihr um den Hals. Und wenn ſie nicht geſtorben ſind u. ſ. w. Dieſe Geſchichte hatte der Doctor luſtig ausgeführt und eigens für Laura drucken laſſen, ſo daß Niemand dies Büchel haben konnte, als ſie allein.

Laura trug das Märchen in ihr Geheimzimmer, ſah mit Stolz auf ihren gedruckten Namen und las immer wieder die kleine dumme Geſchichte. Und ſie ging nachdenkend auf und ab. Wenn ſie ſich ſo den ganzen Fritz Hahn überlegte, konnte ſie doch kein recht gutes Gewiſſen haben. Von klein auf hatte er ſie zu Danke verpflichtet, er war ſtets lieb und gut gegen ſie geweſen, und ſie, und ach noch mehr der Vater, hatten ihm immer wieder weh gethan. Reuevoll überdachte ſie alle Vergangenheit bis zu den Katzenpfoten; was ihr ſchon bei dem Vielliebchen in der Seele gelegen hatte, das wurde ihr jetzt deutlich, ſie konnte nicht unbefangen ſein, wie ſie doch ſollte, und nicht gleichgültig, wie ihr ganz recht geweſen wäre, weil ſie immer vor ihm in den eiſernen Banden einer Verpflichtung lag. „Ich muß mit ihm auf's Reine kommen!“ Ach, aber zwiſchen ihm und ihr ſtand als trennende Mauer das Verbot des Vaters. Sie überlegte, wie ſie, ohne jenem Befehl entgegen zu handeln, doch dem Doctor etwas Angenehmes erweiſen könne. Aehnliches hatte ſie ſchon einmal mit der Orange gewagt; wenn drüben Niemand wußte, daß der Scherz von ihr kam, dann war keine Gefahr, es entſtand kein zartes Verhältniß und keine Freundſchaft, die der Vater doch nur vermeiden wollte. Sie eilte zu Ilſe hinunter. „Die Verpflichtungen gegen den Doctor drücken mich mehr, als ich ſagen kann, es iſt unerträglich, immer in ſeiner Schuld zu ſein. Jetzt habe ich etwas ausgedacht, was dies Verhältniß zum Ende bringt.“

„Nimm dich nur in Acht,“ verſetzte Ilſe, „daß die Sache auch gründlich abgemacht wird.“

Darauf ſchlüpfte Laura in das Arbeitszimmer des Profeſſors und bat: „Helfen Sie mir zu einem Scherz gegen den Mann von drüben, er ſammelt ja allerlei alte Sachen, ich möchte etwas Seltenes für ihn erwerben, was ihm lieb wäre. Aber keine Seele darf wiſſen, daß ich dabei im Spiele bin, und er am wenigſten.“

Der Profeſſor verſprach auf etwas zu denken.

Einige Zeit darauf legte er in Laura's Hände einen kleinen zerriſſenen Band, der jämmerlich herabgekommen ausſah. „Es ſind Einzeldrucke alter Volkslieder,“ ſagte er, „die irgend einmal zuſammengebunden ſind, ich ſtieß durch einen glücklichen Zufall darauf. Das Büchlein iſt theuer, für den Liebhaber iſt ſein Werth unverhältnißmäßig größer als der Preis. Nehmen Sie keinen Anſtoß an dem ſchlechten Kleide, Fritz wird doch die einzelnen Lieder von einander löſen und in ſeine Sammlung ordnen. Ich bin überzeugt, Sie können ihm kein lieberes Geſchenk machen.“

„Er ſoll es erhalten,“ ſagte Laura vergnügt, „aber er ſoll gequält werden.“

Es war eine ſchöne Sammlung, ſehr ſeltene Stücke darunter, ein ganz unbekannter Druck des Liedes vom Ritter Tanhäuſer, das Lied vom Räuber Stürzebecher und andere erfreuliche Blätter. Laura trug das Buch herauf, und ſchnitt die gebundenen Bogen ſorgfältig von dem Bindfaden, der ſie locker zuſammenhielt. Darauf ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch und fuhr in der anonymen Briefſtellerei fort, welche ihr die Tyrannei des Vaters aufgenöthigt hatte, indem ſie mit verſtellter Hand Folgendes ſchrieb: „Lieber Herr Doctor, ein Unbekannter ſendet Ihnen dies Lied für Ihre Sammlung, er hat noch dreißig ähnliche, welche Ihnen beſtimmt ſind, doch unter Bedingungen. Erſtens: Sie bewahren gegen Jedermann, wer es auch ſei, unverbrüchliches Schweigen. Zweitens: Sie ſenden für jedes Gedicht ein anderes, das Sie ſelbſt gemacht haben, worüber es auch ſei, unter Adreſſe O. W. auf die Stadtpoſt. Drittens: Wenn Sie bereit ſind, in dieſen Vertrag zu willigen, ſo gehen Sie an einem der drei nächſten Tage Nachmittags um drei Uhr an No. zehn der Parkſtraße vorüber, etwas Blühendes am Knopfloch. Der Abſender wird ſich innig freuen, wenn Sie auf dieſen kleinen Scherz eingehen. Ihr ergebener N. N.“ Dieſem Briefe lag das Lied vom Stürzebecher bei.

Die Taſchenuhr des Doctors zeigte, wie durch ſpätere Nachforſchungen feſtgeſtellt wurde, neun Uhr fünf Minuten, als dieſer Brief in ſein Zimmer gebracht wurde: der Barometer war im Steigen, am Himmel leichtes Federgewölk, dazwiſchen die bleiche Mondſichel erkennbar. Der Doctor öffnete, ein alter Druckbogen ſtach gelblich vom grünen Poſtpapier eines Briefes ab. Er entfaltete haſtig die gelben Blätter und las: „Stortebecker und Godeke Michael, de rowten alle beede.“ Kein Zweifel, der niederdeutſche Urtext des berühmten Liedes, den die Welt bis dahin vermißt hatte, lag leibhaftig vor ihm. Ihm wurde ſo wohl zu Muth, wie dem Kinde vor der Einbeſcherung. Darauf las er den Brief, und als er am Ende angekommen war, las er ihn noch einmal. Er lachte. Offenbar war das Ganze eine Schelmerei. Aber von wem? Seine Gedanken flogen um Laura, aber ſie hatte ihn erſt geſtern Abend durch kalte Nichtachtung verletzt. An Ilſe war gar nicht zu denken, und dem Profeſſor ſah ſolch ſpielender Unfug vollends nicht ähnlich. Und was ſollte das Haus No. zehn? Die junge Schauſpielerin, welche dort wohnte, galt ſehr dafür, eine liebenswürdige und unternehmende Dame zu ſein. War es möglich, daß ſie ein Verſtändniß für Volkslieder hatte, und, das konnte der Doctor ſich nicht verbergen, auch ein zartes Verſtändniß für ihn ſelbſt? Dem ehrlichen Fritz begegnete, daß er einen Augenblick vor den Spiegel trat, aber er widerſprach ſogleich innerlich und zog ſich lachend zu dem Schreibtiſche und dem Volksliede zurück. Er konnte auf den Scherz nicht eingehen, das war klar, aber es war ſehr ſchade. Er legte den Stürzebecher bei Seite und ergriff ſeine Arbeit. Aber nach einer Weile nahm er ihn wieder zur Hand. Dieſes Prachtſtück wenigſtens war ihm ohne demüthigende Bedingung geſandt, vielleicht mochte er doch dies eine behalten. Er öffnete eine Mappe ſeiner alten Volkslieder und ſuchte die Stelle, wo das Gedicht eingereiht werden mußte, wenn es in der That ſein Eigenthum wurde. Er legte den Schatz in die Reihe, ſtellte die Mappe wieder in den Bücherſchrank und dachte, es iſt ja gleichgültig, wo der Bogen liegt.

In dieſer Weiſe kämpfte der Doctor bis nach dem Mittageſſen. Kurz vor drei Uhr war er zu einer ruhigen Auffaſſung gelangt. War es nur Scherz eines nahen Bekannten, ſo wollte er kein Spaßverderber ſein; hatte die Sendung irgend einen anderen Grund, ſo mußte auch das zu Tage kommen. Unterdeß mochte er die ſeltenen Drucke wohl aufbewahren, aber er durfte ſie nicht als ſein Eigenthum behandeln, bis das Recht des Abſenders daran und der Zweck der Sendung deutlich war. Dies Bedenken mußte er dem Unbekannten zuerſt mittheilen. Nachdem er dieſen nothdürftigen Vergleich zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinem Sammeltrieb zu Stande gebracht, holte er aus der Blumenſtube des Vaters etwas Blühendes, ſteckte es in ſein Knopfloch und trat auf die Straße. Unſicher blickte er nach den Fenſtern des feindlichen Hauſes, aber Laura war nirgend zu finden, denn ſie lauſchte hinter der Gardine und ſchnippte, als ſie die Blumen im Knopfloch ſah, mit den Fingern über den gelungenen Scherz. Der Doctor wurde verlegen, als er in die Nähe der vorgeſchriebenen Hausnummer kam. Die Lage war doch demüthigend und ihn reute ſeine Begehrlichkeit. Er ſah in die Fenſter des Unterſtocks, und ſieh! die junge Schauſpielerin ſtand gerade an den Scheiben. Er blickte auf ein geſcheidtes Geſicht mit einnehmenden Zügen, zog verbindlich ſeinen Hut, nicht ohne ſchwaches Erröthen; und das Fräulein dankte artig dem wohlbekannten Sohn des Nachbarhauſes. Der Doctor ging noch ein wenig auf der Promenade umher, ihm erſchien dies Abenteuer unheimlich. Es war doch nicht zufällig, daß die Künſtlerin am Fenſter ſtand und grüßte. Er wurde mit ſeinen Quergedanken nicht fertig, nur Eines war ihm ganz klar geworden, er behielt vorläufig den Stürzebecher.

Da ſeine Gewiſſensbiſſe nicht aufhörten, ſo rang er zwei Tage mit ſich ſelbſt, ob er ſich auf weiteren Briefwechſel einlaſſen dürfe. Am dritten waren die letzten Bedenken zum Schweigen gebracht. Dreißig Volkslieder, ſehr alte Drucke, die Verſuchung war übermächtig! Er holte ſeine eigenen Verſe heraus, Ergüſſe ſeiner lyriſchen Periode, muſterte und verwarf; endlich fand er eine unſchuldige Romanze, welche ihn in keiner Weiſe bloßſtellte; ſie wurde abgeſchrieben und von einigen Zeilen begleitet, worin auch er ſeine Bedingung ausſprach, daß er ſich nur als Bewahrer der Lieder betrachten könne.

Einige Tage darauf erhielt er eine zweite Sendung, es war ein werthes Mönchslied, worin die gebratene Martinsgans gefeiert wurde, dabei lag ein Zettel, welcher die ermunternden Worte enthielt: „Nicht übel, fahren Sie fort.“

Und wieder erhob ſich Laura's Geſtalt vor ſeinen Augen und er lachte die Martinsgans recht herzlich an. Das war auch ein alter Druck, der noch nirgend verzeichnet war! Er zog alſo diesmal eine Ode auf den Frühling aus ſeinen Poeſien und gab dieſe mit den befohlenen Buchſtaben O. W. zur Poſt.

Der Profeſſor wunderte ſich, daß der Doctor über das

Liederbuch ſchwieg, und äußerte dies gegen Ilſe, welche ein wenig im Geheimniß war. „Er darf nicht ſprechen," ſagte dieſe, „ſie behandelt ihn ſchlecht. Da er es iſt, hat der Scherz für das kecke Mädchen keine Gefahr."

Laura aber war ſelig über dies Schachſpiel mit verdeckten Zügen. Sie hob die Gedichte des Doctors ſorgfältig in ihrem Geheimbuch auf, und ſie fand, daß die Poeſie der Hahns gar nicht ſo ſchlecht war, ja ſie war ausgezeichnet. Aber faſt noch lockender als der Schriftwechſel wurde ihrem Uebermuth der Gedanke, dem Doctor ein kleines artiges Verhältniß zu der Schauſpielerin aufzuzwingen. Als ſie wieder mit ihm bei Ilſe zuſammentraf und einer der Anweſenden das Talent der jungen Dame rühmte, erzählte ſie unbefangen und gar nicht zum Doctor gewandt, was die Straße von bizarren Einfällen der Schauſpielerin wußte, daß ſie einſt ihr Hündchen mit einer Nachthaube ans Fenſter geſetzt, als ihr ein widerwärtiger Verehrer ein Ständchen angekündigt hatte, und daß ſie eine Vorliebe für bettelnde Handwerksburſchen habe und ſich mit ihnen meiſterhaft in der Mundart ihrer Landſchaft zu unterhalten wiſſe.

Der argloſe Doctor wurde nachdenklich. Sollte in der That die Schauſpielerin mit ihm in brieflichem Verkehr ſtehen, ohne daß er es wußte? Und Fritz begann der Dame eine gewiſſe ruhige Beachtung zu gönnen.

Als Laura einſt auf dem abonnirten Platz ihrer Mutter ſaß und einer Rolle der Künſtlerin zuſah, erkannte ſie in der Loge gegenüber Fritz Hahn, ſie beobachtete, daß er durch ſein Opernglas angeſtrengt auf die Bühne ſtarrte und einige Mal lebhaften Beifall zu erkennen gab. — Nun, der war glücklich auf falſche Fährte gebracht.

Indeß er mußte doch auch erfahren, daß der unbekannte Briefſender mehr verſtand, als Adreſſen zu ſchreiben. Laura durchſuchte die Lieder, dachte lange nach über den Text des alten Gedichtes vom Ritter Tanhäuſer, der bei Frau

Venus im Berge verweilt, und ſandte das Lied mit folgenden Zeilen:

„Während ich das Gedicht durchleſe, überkommt mich Rührung und Schreck vor dem Sinn dieſer alten Poeſie. Was wird nach der Meinung des Dichters aus der Seele des armen Tanhäuſers? Er hat ſich von Frau Venus losgeriſſen und kehrt reuig zum Chriſtenglauben zurück und als ihm der harte Papſt ſagt: „ſo wenig der Stock, den ich in der Hand halte, grün werden kann, ſo wenig kannſt du noch ſelig werden,“ da wankt er aus trotziger Verzweiflung zur Venus in den Berg zurück. Darauf erſt ergrünt der Stab in der Hand des Papſtes und vergebens ſendet dieſer ſeine Boten, den Ritter zurückzuholen. Wie verſteht der Sänger den Rückfall des Tanhäuſers? Wird die ewige Liebe und Barmherzigkeit dem Armen auch jetzt noch verzeihen, obgleich er ſich der Teufelin zum zweiten Mal ergibt? Iſt alſo dieſer alte Dichter ſo frei und groß geſinnt, daß er auch noch die Rückkehr zur Heidenfrau für verzeihlich hält? Oder iſt Tanhäuſer jetzt in ſeinen Augen für ewig verloren, und ſoll der grünende Stab nur anzeigen, daß der Papſt die Schuld trägt? Es würde mich freuen, darüber von Ihnen Aufklärung zu erhalten. Das Gedicht finde ich ſehr ſchön und ergreifend, und in den einfachen Worten, wenn man ſich erſt hineingeleſen hat, gewaltige Poeſie. Aber ich habe Angſt um das Schickſal des Tanhäuſers.
Ihr N. N.“

Der Doctor antwortete ſogleich: „Es iſt zuweilen ſchwer, aus der tiefen Empfindung und dem knappen Ausdruck alter Gedichte die Grundidee des Dichters zu verſtehen. Am ſchwerſten vor einem Gedichte, welches, durch Jahrhunderte vom Volksmunde fortgetragen, zuverläſſig in Wortlaut und Inhalt Aenderungen erfahren hat. Das erſte Motiv des Liedes, daß Sterbliche bei den alten Heidengöttern im Innern der Berge weilen, beruht auf einer Anſchauung, die noch aus der Heidenzeit ſtammt. Die Idee, daß der Chriſtengott milder iſt als ſein Stellvertreter auf Erden, wurde ſeit der Hohenſtaufenzeit in Deutſchland heimiſch. Man darf den Urſprung des Gedichtes wohl auf dieſe Zeit zurückführen. In den uns überlieferten Formen mag es etwa aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſtammen, wo die Unzufriedenheit mit der Hierarchie in Deutſchland bei Hoch und Niedrig allgemein war. Der hohe Gedanke dieſer Auflehnung gegen die Macht der Geiſtlichen war: nicht der Prieſter kann die Sünden vergeben, nur Reue, Buße, Erhebung des eigenen Herzens. Der Druck, welchen Ihre Güte mir überſandt hat, ſtammt aus der erſten Zeit Luthers, aber wir wiſſen, daß das Lied älter iſt, und wir beſitzen verſchiedene Texte, von denen einige noch ſtärker hervorheben, daß Tanhäuſer auch nach ſeinem Rückfall der göttlichen Gnade vertrauen dürfe. Zuverläſſig hielt der Sänger des überſandten Textes den armen Tanhäuſer für verloren, wenn dieſer ſich nicht wieder von Frau Venus frei machte. In dieſem Fall nicht. Der Volksſage nach iſt Tanhäuſer bei ihr geblieben. Aber den großen Gedanken, der auch unſer Leben adelt, daß der Menſch, ſolange Geiſt und Gemüth ihm nicht ausgebrannt ſind, in ſich ſelbſt die Kraft zur Erhebung über begangenes Unrecht trage, dürfen wir auch in dieſem Gedicht erkennen, deſſen poetiſchen Werth ich würdige wie Sie."

Als Laura dieſe Antwort erhielt — Gabriel war auch hier der vertraute Bote — ſprang ſie vor Freude von ihrem Arbeitstiſch hoch auf. Sie hatte mit Ilſe die Leiden Tanhäuſers beklagt und der Freundin eine Abſchrift des Gedichtes gegeben, jetzt lief ſie mit den Zeilen des Doctors hinunter, ſtolz, daß ſie durch den kindiſchen Scherz, über welchen Ilſe den Kopf geſchüttelt hatte, zu einer geheimen wiſſenſchaftlichen Erörterung gekommen war. Von dieſem Tage erhielt der geheime Briefwechſel für Laura und Fritz eine Bedeutung, an welche keines von beiden im Anfang gedacht hatte. Denn Laura wagte jetzt, wenn ſie über etwas nicht mit ſich auf's Reine kommen konnte, oder wenn ein ſtilles Intereſſe ſie beſchäftigte, ihre Gedanken, die bis dahin im Schreibtiſch verſchloſſen wurden, dem Nachbar mitzutheilen, und der Doctor ſah mit Erſtaunen und Freude ein weibliches Gemüth von kräftigem und eigenartigem Empfinden, das bei ihm Klarheit ſuchte und mit ungewöhnlichem Vertrauen ſich aufſchloß. Dieſe Stimmung war auch aus ſeinen Gedichten zu erkennen, ſie waren nicht mehr aus der Mappe herausgeholt, ſondern erhielten einen gewiſſermaßen perſönlichen Charakter. Und Laura wurden die Augen feucht, als ſie ein Blatt in der Hand hielt, welches in Verſen ſeine Spannung und Ungeduld ausſprach, den unbekannten Briefſteller kennen zu lernen. Es war ſo reine Empfindung in den Zeilen, und man ſah daraus ſo deutlich den guten und feinen Mann, daß man ein recht herzliches Zutrauen zu ihm haben mußte. Die alten Volkslieder, zuerſt die Hauptſache, wurden allmählich nur die Begleiter des ſtillen Briefwechſels, und Laura's begeiſterte Seele ſchwebte beflügelt über goldumſäumte Wolken, während unten Herr Hummel grollte und Herr Hahn mißtrauiſch neue Angriffe des Feindes erwartete.

Aber dies poetiſche Verhältniß zum Nachbarſohn, welches Laura's Unternehmungsgeiſt geſchaffen hatte, litt an derſelben Gefahr, welche allen poetiſchen Stimmungen droht, die rauhe Wirklichkeit konnte es jeden Augenblick zerſtören. Niemals durfte der Doctor wiſſen, daß ſie es war, die Tochter der Feinde, ſein alltäglicher Anblick, das kindiſche Mädchen, das in Ilſe's Zimmer mit ihm um Butterbrote und Knackmandeln zankte. Wenn ſie mit ihm Auge gegen Auge zuſammentraf, war er ihr der Doctor mit der Brille von ſonſt und ſie die kleine borſtige Hummel, welche mehr von der Unart ihres Vaters hatte, als Gabriel zugeben wollte. Das Schmollen und die Neckerei des Tages lief zwiſchen beiden fort wie früher. Dennoch war unvermeidlich, daß zuweilen aus Laura's Augen ein Strahl warmer Empfindung brach, und daß ſich der freundliche Humor, mit dem ſie den Doctor im Innern betrachtete, einmal durch flüchtige Worte verrieth. Fritz wandelte deshalb in einer Unſicherheit dahin, über die er im Stillen lachte, und die ihn doch quälte. Immer ſah er Laura vor ſich, wenn er einige Zeilen der gut verſtellten Hand auf ſeinem Zimmer las, doch ſobald er die Nachbarin beim Freunde traf, ſorgte ſie durch eine ſpöttiſche Bemerkung und durch ſpröde Zurückhaltung dafür, daß er wieder unſicher wurde. Sie zwang die Noth zu ſolcher Koketterie, er aber wurde immer auf's Neue kühl davon angeweht, und dann fiel ihm auf's Herz: ſie iſt es doch nicht, kann es denn die Schauſpielerin ſein?

Am Theetiſch entſtand allgemeines Erſtaunen, als der Doctor einſt fallen ließ, er ſei zu einem Maskenball eingeladen und nicht abgeneigt, ſich in das Getümmel zu ſtürzen. Der Ball wurde von einer großen Reſſource anſehnlicher Bürger gegeben, zu welcher auch Herr Hummel gehörte, die Geſellſchaft war dafür bekannt, daß die erſten Schauſpieler der Stadtbühne ſich dort als willkommene Gäſte im Kreiſe ihrer Verehrer bewegten. Da der Doctor ſonſt nie für dieſe Art geſelliger Unterhaltung ein Herz bewieſen hatte, ſah auch der Profeſſor verwundert auf den Freund, nur Laura ahnte den Zuſammenhang, aber Alle ließen ſich ſchweigend die Ankündigung eines bevorſtehenden Exceſſes gefallen.

Herr Hummel war nicht der Anſicht, daß ein Maskenball die Stätte ſei, wo die Tüchtigkeit des deutſchen Bürgers Triumphe feiert, er hatte widerwillig den ſchmeichelnden Bitten ſeiner Frauen nachgegeben und ſtand jetzt unter den Masken im Saale. Den kleinen ſchwarzen Domino hatte er wie ein Prieſtermäntelchen nachläſſig auf den Rücken geſchoben, den Hut in die Augen gedrückt, ſein breites Geſicht überragte auf allen Seiten den Florbart der Seidenlarve und war ſo unverkennbar wie ein Vollmond hinter dünnem Gewölke. Spöttiſch ſah er in das Gedränge der Masken, welche bei einander vorbeiſtrichen, etwas weniger behaglich und etwas ſchweigſamer, als ſie ohne Larve und bunten Rock geweſen wären. Und vor Andern zuwider waren ihm die eingeſtreuten Harlekine, welche beim Beginn des Feſtes eine Ausgelaſſenheit heuchelten, die ihnen nicht natürlich war. Herr Hummel hatte gute Augen, nur ging es ihm wie Andern auch: wenn Jemand maskirt war, vermochte er ihn nicht zu erkennen. Aber alle Welt erkannte ihn. Hinten zupfte etwas. „Was macht Ihr Hund Speihahn?“ frug mit einer Verbeugung ein Herr in Rococo. Hummel verneigte ſich wieder. „Danke für gütige Nachfrage, ich hätte ihn mitgebracht, Sie in Ihre Waden zu beißen, wenn Sie mit dieſem Artikel verſehen wären.“ — „Kann dieſe Hummel auch ſtechen?“ frug ein grüner Domino im Falſet. „Erſparen Sie ſich Ihre Bemerkungen, Fiſtulant,“ entgegnete Herr Hummel grollend, „Ihre Stimme iſt ja ins Weibliche umgeſchlagen, ſollte Ihnen etwas fehlen, ſo bedaure ich aufrichtig Ihre Familie.“ Er ſteuerte weiter. „Kaufſt du eine Partie Haſenhaare, Bruder Hummel?“ frug ein wandernder Tabuletkrämer. „Ich danke, Bruder,“ verſetzte Hummel grimmig, „du kannſt mir aber die Eſelshaare ablaſſen, welche dir deine Frau beim letzten Zanke ausgeriſſen hat.“

„Das iſt der grobe Filz,“ rief naſeweis ein kleiner Pierrot und ſchlug Herrn Hummel mit der Pritſche über den Bauch. Das war Herrn Hummel zu viel, er faßte den Pierrot beim Kragen, nahm ihm die Pritſche weg und hielt den Widerſetzlichen an ſein Knie. „Warte, mein Söhnchen,“ rief er, „dir wäre jetzt gut den Filz anderswo zu tragen als auf dem Kopfe.“ Aber ein beleibter Türke fiel ihm in den Arm. „Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, meinen Sohn anzufallen?“ „Iſt dieſes Beſteck Ihre Arbeit?“ frug Herr Hummel zornig, „ſchämen Sie ſich. Ihre löſchpapierne Phyſiognomie iſt mir nicht bekannt. Wenn Sie ſich als Türke der Anfertigung von ungezogenen Hanswürſten widmen, ſo müſſen Sie ſich auch türkiſchen Bambus auf dem Rücken Ihrer Producte gefallen laſſen, das iſt Völkerrecht. Sollten Sie dieſes nicht verſtehen, ſo melden Sie ſich morgen auf meinem Comtoir, ich werde Sie darüber ins Klare ſetzen und Ihnen eine Rechnung überreichen wegen des Uhrglaſes, das mir das Subject aus Ihrem Harem in der Taſche zerbrochen hat." Und damit warf er den Pierrot dem Türken in die Arme, die Pritſche auf die Erde und ſchritt ſchwerfällig durch die Maſken, welche ihn umringten. „Keine menſchliche Seele," grollte er vor ſich hin, „man iſt wie Robinſon unter den Wilden." Er bewegte ſich in den Tanzſaal, unbekümmert um die weißen Schultern und blitzenden Augen, welche neben ihm auftauchten und wieder verſchwanden. Endlich erblickte er zwei graue Fledermäuſe, die er perſönlich zu kennen glaubte, denn es ſchienen ihm die Maſken ſeiner Frau und Tochter. Er ging auf ſie zu, ſie aber wichen ihm ſcheu aus und verloren ſich im Gedränge. Es waren allerdings die Frauen ſeines Hauſes, aber ſie hatten die Abſicht unerkannt zu bleiben, und ſie wußten, daß das neben Herrn Hummel unmöglich ſei. So wandte ſich der verlaſſene Hausherr kurz um, ging in ein Nebenzimmer, ſetzte ſich einſam an einen der leeren Tiſche, nahm die Larve ab, beſtellte eine Flaſche Wein, frug nach dem Tageblatt und zündete eine Cigarre an. „Vergebung, Herr Hummel," rief ein kleiner Kellner, „hier wird nicht geraucht."

„Auch du?" verſetzte Herr Hummel trübe, „du ſiehſt, es wird geraucht. Dies iſt auch ein Maſkenſcherz. Denn heut wird alle Humanität und menſchliche Rückſicht aus Langerweile mit Füßen getreten, und das iſt's gerade, was man bal masqué nennt."

Unterdeß ſchlüpfte Laura unter den Maſken umher, ſie ſuchte den Doctor. Auch Fritz Hahn war für ſcharfe Augen leicht erkennbar, er trug über der Larve gemüthlich ſeine Brille. Er ſtand als blauer Domino neben einer eleganten Dame in rothem Mantel. Laura drängte ſich in die Nähe. Fritz ſchrieb der Dame etwas in die Hand, jedenfalls ihren Namen, denn ſie nickte gleichgültig, darauf ſchrieb er wieder etwas in ihre

Hand und wies auf ſich ſelbſt, wahrſcheinlich war es ſein eigener Name, denn die Dame nickte und Laura glaubte zu erkennen, wie ſie unter ihrem Flor lachte. Und Laura hörte, wie der Doctor die Dame mit dem Namen der Rolle anredete, in welcher er ſie neulich auf der Bühne geſehen hatte, und außerdem mit du. Das war zwar Maskenrecht, aber nöthig war es nicht. Der Doctor aber ſprach ſeine Freude aus, daß die Künſtlerin bei der Balkonſcene ſo gut verſtanden habe die aufglühende Empfindung in den ſchwierigen Verſen darzuſtellen. Der rothe Mantel wurde aufmerkſam, wandte ſich ganz dem Doctor zu und begann über die Rolle zu ſprechen. Die Dame redete eine Weile, und dann wieder Doctor Romeo und noch länger. Dabei trat die Schauſpielerin einige Schritte zurück an einen Pfeiler, der Doctor folgte ihr dahin, und Laura ſah, wie der rothe Mantel einige andere Herrenmasken kurz abfertigte und ſich wieder zum Doctor wandte. Endlich ſetzte ſich die Künſtlerin gar hinter den Pfeiler, wo ſie wenig von fremden Blicken geſehen wurde, und der Doctor ſtand an den Stein gelehnt neben ihr und ſetzte die Unterhaltung fort. Laura ſchob ſich zu dem Pfeiler und hörte, wie lebhaft die Unterhaltung von beiden geführt wurde. Es war von Leidenſchaft die Rede. — Nun, es war noch nicht die Leidenſchaft, welche beide für einander entflammte, ſondern vorläufig die der Bühne — aber auch das war mehr, als ein Freund des Doctors billigen konnte.

Laura trat raſch hervor, ſtellte ſich neben Fritz Hahn und hob warnend den Finger in die Höhe. Der Doctor ſah verwundert auf die Fledermaus und zuckte die Achſeln. Da ergriff ſie ſeine Hand und ſchrieb ſeinen Namen ein. Der Doctor machte eine Verbeugung, darauf hielt ſie ihre Hand hin. Wie konnte er ſie in der entſtellenden Hülle erkennen? Er gab ſtarke Zeichen ſeiner vollen Unwiſſenheit und wandte ſich wieder zu der Dame im rothen Mantel. Laura trat zurück und ihre Schläfe rötheten ſich unter der Maske. Auch im Zorn auf ſich ſelbſt! Denn ſie hatte dem Unglücklichen dieſe Gefahr gebracht, und ſie hatte darauf beſtanden, den Ball heimlich vor ihm und in einer Tracht zu beſuchen, welche das Erkennen ſo ſchwer machte.

Sie zog ſich zu ihrer Mutter zurück, welche endlich das Glück gehabt hatte, in der Frau Pathe eine Geſellſchafterin zu finden, und eine Ecke des Maskenſaales benutzte, um Beobachtungen über die körperliche Entwicklung des getauften kleinen Fritz auszutauſchen. Laura ſetzte ſich neben die Mutter und ſah theilnahmlos auf die tanzenden Masken. Plötzlich ſprang ſie wie von Federn geſchnellt in die Höhe, denn Fritz Hahn tanzte mit der Dame im rothen Mantel vorüber. War das möglich? Längſt hatte er das Tanzen abgeſchworen, mehr als einmal hatte er Laura wegen ihrer Freude daran verſpottet, auch ſie ſelbſt hatte vor ihrem Geheimbuch Stunden gehabt, wo ihr dieſe einförmige kreiſende Bewegung kindiſch und mit einer edleren Auffaſſung des Lebens unverträglich erſchien. Und jetzt drehte er ſich wie ein Kreiſel. „Was ſehe ich?“ rief auch ihre Mutter — „iſt das nicht — und die rothe iſt ja gar —“ „Es iſt gleichgültig, mit wem er tanzt,“ unterbrach Laura, um nicht die verhaßte Beſtätigung zu hören.

Aber ſie kannte Fritz Hahn und ſie wußte, daß dieſer Walzer etwas zu bedeuten hatte. Julia gefiel ihm ſehr, ſonſt hätte er's nicht gethan, ihr ſelbſt war dieſe Auszeichnung nie zu Theil geworden. Der alte Komiker der Stadtbühne trat als Pantalon zu ihnen, er hatte endlich die zwei einflußreichen Damen aufgefunden, er trippelte, machte groteske Verbeugungen und fing an die Mama mit kleinem Geklätſch zu unterhalten. Und eine ſeiner erſten Bemerkungen war: „Man hört, der junge Hahn wird zum Theater gehen, er ſtudirt mit unſerer Primadonna ſeine Liebhaberrolle ein.“ Laura wandte ſich mit Widerwillen von der platten Bemerkung ab.

Ihre letzte Hoffnung war die Zeit des Demaskirens, ungeduldig erwartete ſie den Augenblick. Endlich trat eine Pauſe ein, die Larven fielen. Sie nahm den Arm der Mutter, mit ihr durch den Saal zu gehen und die Bekannten zu grüßen; es dauerte lange, bis ſie in die Nähe von Fritz Hahn kamen, und er ſah nicht einmal nach ihnen hin. Laura zuckte mit der Hand, ihn leiſe anzurühren, aber ſie preßte die Finger feſt und ging aus großen Augen auf ihn blickend vorüber. Jetzt endlich that er, was längſt ſeine Schuldigkeit geweſen wäre, er erkannte ſie. Sie ſah die Freude auf ſeinem Geſicht und ihr wurde leichter zu Muth. Sie blieb ſtehen, während er ſich vor der Mutter verbeugte und einige höfliche Worte mit dieſer wechſelte, und ſie wartete, daß er anerkennen werde, wie ſie ihn bereits gegrüßt. Er aber ſprach kein Wort von der Begegnung. Hatten ihm ſo Viele den Namen in die Hand geſchrieben, daß er eine einzelne arme Fledermaus nicht im Gedächtniß behalten konnte? Und als er ſich zu ihr wandte, lobte er die Ballmuſik.

Das war die Beachtung, die er ihr gönnte! Mit Julia hatte er geſprochen, was zwiſchen freien Seelen der Rede werth iſt, und ihr gegenüber ſchnurrte eine gleichgültige Phraſe. Ihre Augen bekamen den düſtern Hummelblick, als ſie entgegnete: „Sie hatten ſonſt wenig Wohlgefallen an dem großen Hackebrett dort oben, das die Puppen hüpfen macht.“ Der Doctor lächelte befangen und bat um den nächſten Tanz. Das war ſo ungeſchickt als möglich. Laura antwortete bitter: „Die graue Fledermaus war bereits ſo dreiſt an Romeo heran zu flattern, damals hatte er keinen Tanz für ſie frei, jetzt thun ihr von dem hellen Licht die Augen weh.“ Sie neigte ihr Köpfchen wie eine Königin, nahm den Arm ihrer Mutter und ließ ihn hinter ſich zurück.

Was noch kam, war eitel Herzeleid. Noch einmal tanzte der Doctor mit der Dame im Mantel, und Laura ſah jetzt, wie freundlich die Verführerin ihn anlachte, und er tanzte ſonſt mit Niemandem. Um ſie aber kümmerte er ſich nicht weiter; und es war ein Glück, daß bald darauf Hummel zu den Seinen trat und ſagte: „Es hielt ſchwer, euch zu finden. Erſt als ich die Leute nach den zwei häßlichſten Verputzungen frug, wurde auf euch gewieſen. Es wäre mir lieb, wenn ihr morgen ohne Kopfſchmerz erwachtet, wir haben heut des Vergnügens genug ausgeſtanden.“ Laura war froh, als der Wagen an der Hausſchwelle hielt, ſie ſtürzte in ihr Zimmer, riß ihr Buch aus der Schublade und ſchrieb mit fliegender Haſt hinein: „Fluch meiner That und Fluch dem frevelhaften Scherz! Die Drachenzähne hab' ich mir ins Land geſtreut. In Waffen wächſt ein Herr von Feinden und bedräut mit ſcharfem Stahle mir das warme Herz.“ Und ſie wiſchte dabei über den Thränen, die ihr auf das Papier rollten.

Das klare Licht des nächſten Morgens übte auch auf ihre ſcheu flatternden Gedanken ſeine beruhigende Macht. Dort drüben lag Fritz Hahn wohl noch in ſeinem Bett. Der gute Junge war geſtern müde geworden. Es mochte doch noch mancher Tropfen Waſſer zum Meere fließen, bevor Freund Fritz ſich entſchloß, ſein Geſchick mit dem einer tragiſchen Künſtlerin zu verbinden. Sie holte ihren Vorrath von alten Druckbogen heraus und wählte. Da war ja ein recht luſtiges Lied: die Käferhochzeit, worin der Käfer auf dem Zaune die Jungfer Fliege auffordert ihn zu heiraten. Viele kleine Vögel bemühen ſich ernſthaft um die Hochzeit, dieſe aber wird zuletzt durch ein unrühmliches Privatvergnügen des Bräutigams verdorben. „Gut,“ ſagte Laura, „mein Käfer Fritz, ehe du die leichte Fliege Juliette heirateſt, ſollen noch andere Vögel ihr Stimmchen dazu geben.“ Sie legte das Lied zuſammen und ſchrieb dazu auf einen kleinen Zettel: „Sie vermuthen falſch. Der dies ſendet, war niemals Julia.“ Als ſie den Brief ſchloß, ſagte ſie beruhigt zu ſich ſelbſt: „Wenn er jetzt nicht merkt, daß er im Irrthum war, ſo muß man an ſeinem Urtheil verzweifeln.“

Der Doctor ſaß noch ein wenig betäubt bei ſeinen Büchern, als dieſer Brief bei ihm einfiel. Er warf einen Blick auf die Käferhochzeit; alte Einzeldrucke davon waren ihm überhaupt noch nicht vorgekommen und er ſah ſchon bei ſchnellem Ueberfliegen, daß manche Verſe ganz anders lauteten als in unſerm landläufigen Text. Dann nahm er den Zettel und ſuchte den Orakelſpruch deſſelben zu verſtehen. Allerdings jetzt war unzweifelhaft, daß die Sendung von der Schauſpielerin kam, denn wer ſonſt konnte wiſſen, daß er ſie mit Julia angeredet hatte, und daß lange von dieſer Rolle die Rede geweſen war. Aber was ſollten die Worte: Sie vermuthen falſch? Auch darüber ging ihm ein blendendes Licht auf. Er hatte behauptet, daß die Darſtellung der Leidenſchaft dem Künſtler nur bis zu einem gewiſſen Grade möglich ſei, wenn ihm nicht einmal das Leben ſelbſt eine ähnliche Kette von Empfindungen durch die Seele gezogen hätte. Das hatte die Schauſpielerin geleugnet und ſie hatten ſich darüber zu vereinigen geſucht. Ihre Worte bedeuteten alſo offenbar, daß ſie die Julia gegeben, ohne je eine große Leidenſchaft gefühlt zu haben. Nun dies war ein Geſtändniß, das wieder viel Vertrauen zeigte, ja vielleicht noch mehr. Der Doctor ſaß lange vor dem Blatt. Aber er wurde jetzt ziemlich ſicher, mit wem er Briefwechſel führe, und die Entdeckung machte ihn nicht froh. Denn wie er ſich auch mit verſtändigen Gründen geſträubt hatte, es waren doch immer Laura's Augen geweſen, die ihm von dem Papier entgegenſtrahlten, freilich ein ganz anderer Blick, als ſie ihm geſtern vergönnt hatte. Er legte die Käferhochzeit ſtill zu den andern Liedern, und wieder frug er ſich, ob er den Briefwechſel jetzt noch fortſetzen dürfe. Endlich packte er als Antwort die fällige Abgabe ein, etwas aus dem verblühten Vorrath ſeiner Mappe, und ſchrieb nichts weiter dazu.

Einige Tage darauf ging der Profeſſor mit Ilſe durch die Straße, und als ſie bei der Wohnung der Schauſpielerin vorbeikamen, ſahen beide den Freund am Fenſter der Heldin ſtehen, und Fritz nickte ihnen hinter den Scheiben zu.

„Wie kommt er zu dieſer Bekanntſchaft?“ frug der Profeſſor, „gilt die junge Dame nicht für ſehr emancipirt?“ „Ich fürchte,“ antwortete Ilſe bekümmert.

Zu Madame Hummel aber kam Frau Knips, welche der

Schauſpielerin gegenüber wohnte, mit noch feuchter Wäſche gelaufen und erzählte, daß am Abend zuvor ein ganzer Korb Champagner zu dem Fräulein geſchafft worden ſei, und daß man in der Nacht den lauten Geſang einer wilden Geſellſchaft über die ganze Straße gehört habe und der junge Herr Hahn ſei mitten darunter geweſen!

Am Sonntag war der Komiker zum Mittagsbraten des Herrn Hummel geladen, und eine ſeiner erſten Anekdoten war, daß er von einer luſtigen Geſellſchaft erzählte, die bei der Schauſpielerin geweſen war. Mit der Bosheit, welche auch Genoſſen derſelben Kunſt einander zu Theil werden laſſen, ſetzte er hinzu: „Sie hat einen neuen Verehrer gefunden, den Sohn von drüben. Nun das Geld ſeines Vaters wird doch auf dieſem Wege der Kunſt zu Hilfe kommen.“ Herr Hummel machte große Augen und ſchüttelte den Kopf, ſagte aber weiter nichts als: „Alſo auch Fritz Hahn iſt unter die Schauſpieler gegangen und lüderlich geworden, er wäre der letzte geweſen, dem ich ſo etwas zugetraut hätte.“ Frau Hummel aber ſuchte ihre Erinnerungen vom Ball zuſammen und fand darin traurige Beſtätigung, als Laura, welche heut ſehr bleich und ſchweigſam da ſaß, gegen den Mimen heftig herausfuhr: „Ich leide nicht, daß Sie an unſerm Tiſche in ſolchem Ton vom Herrn Doctor ſprechen. Wir kennen ihn gut genug, um zu wiſſen, daß er in Benehmen und Grundſätzen ein edler Menſch iſt. Er iſt Herr über ſein Thun, und wenn ihm das Fräulein lieb geworden iſt und er ſie zuweilen beſucht, ſo geht das keinen Dritten etwas an. Und es iſt boshafte Verleumdung zu ſagen, daß er dort etwas Unehrenhaftes begehen wird, und Geld ausgeben, das ihm nicht gehört.“

Dem Komiker kam vor Schrecken eine Brotkrume in die falſche Kehle, er verſank in den heftigſten Bühnenhuſten ſeines Lebens, die Mutter aber verſetzte, um den genialen Mann zu entſchuldigen: „Du ſelbſt haſt zuweilen gefühlt, daß das Benehmen des Doctors nicht das richtige war.“

„Wenn ich in thörichtem Unmuth ſo etwas geſagt habe," rief Laura, „war es ein Unrecht und es ſchmerzt mich ſehr; ich habe nur die Entſchuldigung, daß es niemals böſe gemeint war. Von Andern aber ertrage ich keine Kränkung unſeres Nachbars." Und ſie ſtand vom Tiſche auf und verließ das Zimmer.

Der Komiker rechtfertigte ſich gegen die Mutter, Herr Hummel aber faßte an ſein Weinglas und ſagte mit zugedrückten Augen ſeiner Tochter nachſehend: „Sie iſt bei trübem Tageslicht gar nicht von mir zu unterſcheiden."

Die Miſſethaten des Doctors machten ihm ſelbſt wenig Kummer. Er hatte ſeiner Tänzerin vom Ball einen Beſuch gemacht, denſelben, wobei er am Fenſter geſehen wurde. Einer ſeiner Schulfreunde, jetzt zweiter Tenor der Bühne, war dazu gekommen und hatte mit der Künſtlerin beſchloſſen, an ihrem nahen Geburtstage ein kleines Pickenick einzurichten, ſo war Fritz aufgefordert worden Theil zu nehmen. Es war eine luſtige Geſellſchaft geweſen, der Doctor hatte ſich unter den leichtbeſchwingten Vögeln der Bühne ſehr gut unterhalten und mit der Ruhe eines Weiſen über den guten Takt gefreut, welcher in der zwangloſen Weiſe ihres Verkehrs ſichtbar wurde. Auch manches verſtändige Wort wurde den Abend geſprochen, und er ging mit der Anſicht nach Hauſe, daß es für Seinesgleichen recht erfriſchend ſei, ſich einmal zu der luſtigen Kunſt zu geſellen. Aber er verſuchte an demſelben Abend auch durch eine Kriegsliſt ſeine unbekannte Briefſchreiberin zu ermitteln. Als man kleine Lieder ſang und mit munterer Grazie komiſche Reime herſagte, hatte er das Käferlied auf das Tapet gebracht und ehrbar angefangen: „Der Käfer auf dem Zaune ſaß, brum, brum, die Fliege die darunter ſaß, ſum, ſum." Einige hatten eingeſtimmt, die Dame im Mantel aber kannte das Lied gar nicht, nur ein ähnliches aus einer alten Rolle, und als der Baſſiſt dem Doctor die Melodie aus dem Munde nahm und bei den folgenden Verſen jeden der auftretenden Vögel durch

Geberde und komiſche Veränderungen der Melodie zu porträtiren wußte, da hatte die Wirthin ſo unbefangen gelacht und ſich vorgenommen das Lied zu lernen, daß der Doctor wieder ſehr zweifelhaft wurde, bei der Heimkehr auf ſeiner Hausſchwelle ſtehen blieb und bedeutſam nach dem Hauſe des Herrn Hummel hinüber ſah. Und wer genau unterſucht hätte, weshalb er nach dieſem Käferlied ſelbſt laut und übermüthig wurde wie die Andern, der hätte vielleicht gefunden, daß ihm durch jene Unbefangenheit der Schauſpielerin ein kleiner Stein vom Herzen geſchnellt war.

Aber das alles half ihm wenig gegenüber Brumm und Summ der Nachbarn. Die Parkſtraße hatte ihrem Fritz Hahn in der letzten Zeit erhöhte Beachtung gegönnt, ſein Bild war unter die ernſten Gelehrten ihres Albums eingereiht, welche ſie täglich betrachtete und beſprach. Jetzt ſchien ein fremder Zug in das bekannte Geſicht gekommen, und die Straße wollte nicht dulden, daß eines ihrer Kinder einmal anders ausſah, als ihr geläufig war. Deshalb fand viel Raunen und Kopfſchütteln ſtatt, Herr und Frau Hahn erfuhren das, nicht zuletzt der Doctor. Er lachte darüber, aber ganz recht war es ihm nicht.

„Tanhäuſer, edler Rittersmann, du liegſt in Frau Venus Banden, ich ſelbſt war der arge Papſt Urban, ich häufte dir Jammer und Schande.“ So klagte Laura in ihrem Zimmer, aber ſie verbarg den großen Schmerz, auch gegen Ilſe ſprach ſie kein Wort über die Gefahren des Doctors, und als dieſe einmal eine leiſe Anſpielung auf die neue Verbindung des Freundes wagte, zerriß Laura den Faden ihrer Stickerei und ſagte, während ihr das Blut heiß zum Herzen drang: „Warum ſoll der Doctor nicht hinübergehen? Er iſt ein junger Mann, dem es gut thut, verſchiedene Menſchen zu ſehen, er ſitzt ohnedies zu viel in der Stube und bei ſeinen Eltern, wäre ich ein Mann wie er, ich hätte längſt mein Bündel geſchnürt und wäre in die Welt gelaufen, denn dieſe engen Hausmauern machen kleinmüthig und pedantiſch.“

Am Theetiſch brachte einer der Anweſenden das Geſpräch auf die Schauſpielerin und zuckte die Achſeln über ihr freies Weſen. Laura empfand die Pein des Doctors: da ſaß der arme Fritz und mußte das verwerfende Urtheil anhören, die näheren Bekannten ſchwiegen und ſahen bedeutſam auf ihn, ſeine Lage war ſchrecklich, denn jeder Narr benutzte des Fräuleins ſchutzloſe Stellung, um ſich als Cato zu erweiſen. „Ich wundere mich,“ rief ſie, „daß die Herren ſo ſtrenge über kleine Streiche einer Künſtlerin urtheilen, das ſollten ſie doch uns überlaſſen. Einer ſolchen Dame darf man noch viel mehr zu gut halten, denn ihr fehlt aller Schutz und alle Freude, welche uns die Familie gibt. Ich bin überzeugt, daß ſie ein wackeres und feinfühlendes Mädchen iſt.“

Der Doctor ſah dankbar zu ihr hinüber und beſtätigte ihre Worte. Er merkte nichts, aber es war gekommen wie in ſeinem Kindermärchen, Laura bog ſich bereits zu ſeiner Fußſpitze herab und hob das Taſchentuch auf.

Noch mehr wurde ihr zugemuthet. Der Monat März begann in der Welt ſeine Theaterſtreiche. Erſt hatte er eine Schneelandſchaft aus grauen Wolkenſoffiten heruntergelaſſen, Dächer mit Eiszapfen, weiße Kryſtalle an den Bäumen und wildes Sturmgeheul hinter der Scene, plötzlich war Alles verwandelt, ein lauer Südwind wehte, die Knoſpen der Bäume ſchwollen, auf den Wieſen hob ſich junges Grün über die dürren Stiele; die Kinder liefen in den Stadtwald und trugen große Bündel der erſten Frühlingsblumen heim, fröhliche Menſchen zogen in unabſehbarer Wallfahrt durch die Parkſtraße dem warmen Sonnenſchein entgegen.

Auch über Herrn Hummel kam das Frühlingsahnen. Dies äußerte ſich jährlich dadurch, daß er Farbe für den Kahn miſchte und an einem kluggewählten Nachmittag mit Frau und Tochter in einen entlegenen Kaffegarten luſtwandelte. Für Laura war die feſtliche Reiſe ein mäßiges Vergnügen, denn Herr Hummel ſpazierte den Frauen mit ſtarken Schritten voraus, er freute ſich ganz in der Stille darüber, wie Alles in der alten Natur wieder in Stand kam, und gönnte den Seinen nur dann eine Bemerkung über die Schulter, wenn ihn eine Veränderung im Pflanzenwuchs ärgerte. Aber Laura wußte, daß der Vater auf dieſe Märzfreude hielt, und eilte auch in dieſem Jahre neben der Mutter hinter ihm her, einem einſamen Dorfe zu, wo Herr Hummel ſeine Pfeife rauchte, die Hühner fütterte, den Kellner abkanzelte, mit dem Wirth ein Geſpräch über die Saaten führte, und der Sonne geſtattete, ſich auch ihrerſeits über das gute Ausſehen ihres alten Bekannten Hummel zu freuen. Denn Herr Hummel, ſonſt keineswegs menſchenſcheu, liebte in der Natur allein zu ſein, und haßte die Sammelplätze der Städter auf dem Lande, wo der Duft von friſchem Kuchen und gebackenen Kräpfeln alle Natur wegräucherte.

Als er mit ſeinen Frauen den Kaffegarten betrat, ſah er unzufrieden, daß bereits andere Gäſte vorhanden waren. Er warf einen zweiten tadelnden Blick auf die luſtige Geſellſchaft, welche ſeinen gewöhnlichen Platz in Beſitz genommen hatte, und erkannte die junge Schauſpielerin, andere Mitglieder der Bühne, mitten unter ihnen den Sohn ſeines Gegners. Da wandte er ſich zu ſeiner Tochter und ſagte blinzelnd: „Heut wirſt du recht zufrieden ſein, hier haſt du ja außer dem Naturgenuß auch noch die Kunſt zur Hand.“ Laura erſchrak vor der harten Zumuthung, welche ihrer Kraft geſtellt wurde, aber ſie hob ſtolz das Haupt und ſchritt mit den Eltern in eine andere Ecke des Gartens. Dort ſetzte ſie ſich mit dem Rücken gegen die Fremden. Dennoch merkte ſie mehr von ihrem Treiben, als für die Faſſung gut war, ſie vernahm Lachen und luſtiges Gebrumm der Käferverſammlung; je weniger ſie ſah, um ſo peinlicher wurde der Lärm, und jedes Geräuſch wurde in der tiefen Stille fühlbar, denn auch Ohr und Auge der Mutter hing geſpannt an der andern Geſellſchaft. Nach einer Weile brach die laute Unterhaltung der Künſtler ab, aus den leiſen Reden glaubte ſie ihren Namen zu hören. Gleich darauf knirſchte hinter ihr der Kies, ſie dachte ſich, daß der Doctor in ihrem Rücken war.

Er trat an den Tiſch, grüßte ſtumm den Vater, machte der Mutter eine freundliche Bemerkung über das Wetter und war gerade im Begriff ſich an Laura zu wenden, mit einem Zwange, den ſie ihm wohl anſah, als Herr Hummel, der bis dahin den Einbruch des Feindes ſchweigend ertragen hatte, die Pfeife aus dem Munde nahm und mit ſanfter Stimme begann: „Iſt denn möglich, was man über Sie hört, Herr Doctor? Sie wollen ſich verändern?“ Laura fuhr mit dem Sonnenſchirm heftig in den Kies.

„Ich weiß nichts davon,“ verſetzte der Doctor kühl.

„Es geht das Gerücht,“ fuhr Herr Hummel fort, „Sie wollen Ihren Büchern Lebewohl ſagen und dramatiſcher Künſtler werden. Sollte dieſes doch der Fall ſein, ſo bitte ich Sie freundlich, auch meines kleinen Geſchäftes zu gedenken. Jede Art von künſtleriſcher Kopftracht, für Liebhaberrollen feiner Biber, für Lakaien mit Treſſen, und wenn Sie einmal den Bajazzo machen, eine weiße Filzmütze. Aber Sie werden lieber Clown heißen wollen. Es iſt jetzt eine gute Carriere geworden, Hanswurſt iſt aus der Mode, man wird Sie auch Herr Clown anreden.“

„Ich habe nicht die Abſicht zur Bühne zu gehen,“ erwiederte der Doctor. „Wenn ich ja auf den Einfall käme, würde ich Sie nicht um die Kunſtwerke Ihrer Fabrik bitten, ſondern um eine Unterweiſung in dem, was Sie für gute Lebensart halten. Ich würde dann auf der Bühne wenigſtens wiſſen, was ſich unter Männern von Anſtandsgefühl nicht ſchickt.“ Er grüßte die Frauen und entfernte ſich.

„Immer Humboldt,“ ſagte Herr Hummel ihm nachblickend.

Laura rührte ſich nicht, aber ihre dunklen Augenbrauen zogen ſich ſo drohend zuſammen, daß auch Herr Hummel davon Kenntniß nahm. „Ich bin ganz deiner Meinung,“ ſagte er behaglich zu ſeiner Tochter, „es iſt ſchade um ihn; wäre er nicht in dieſer Strohhütte verdorben, es hätte wohl etwas aus ihm werden können. Der iſt nun auch dahin." Dabei nahm er Kuchenbrocken und bot ſie einem Löwenhündchen, welches vor ihm auf den Hinterbeinen ſaß und die Vorderpfoten bittend auf und ab bewegte.

„Billy," rief eine Frauenſtimme durch den Garten. Aber Hund Billy achtete nicht darauf, ſondern fuhr fort Herrn Hummel ſeine Ergebenheit zu beweiſen, und dieſer, der für Thiere ein weicheres Gemüth hatte als für Menſchen, fütterte den Kleinen.

Die Schauſpielerin kam eilig heran. „Bitte geben Sie dem unartigen Thiere keinen Kuchen, es ſind Mandeln darin," bat die Künſtlerin und wehrte dem Hündchen.

„Ein hübſcher Hund," bemerkte Herr Hummel ſitzend.

„Wenn Sie erſt wüßten, wie geſcheidt er iſt," ſagte das Fräulein, „er verſteht alle Kunſtſtücke. Zeige dem Herrn, was du gelernt haſt." Sie hielt den Sonnenſchirm hin, Billy ſprang eifrig darüber weg und ſofort mit einem Satze auf den Schoß des Herrn Hummel, dort wedelte er mit dem Schweif und verſuchte ihm das Geſicht zu lecken.

„Er will Sie küſſen," ſagte die Schauſpielerin, „darauf dürfen Sie ſich etwas einbilden, denn das thut er gar nicht Jedermann."

„Es iſt auch nicht Jedermanns Sache," verſetzte Herr Hummel, und ſtreichelte den Kleinen.

„Sei dem Herrn nicht läſtig, Billy," ſchalt das Fräulein.

Herr Hummel ſtand auf und überreichte den Hund, der auf ſeinen Kuß nicht verzichten wollte und immer noch nach dem Geſicht des Hausbeſitzers züngelte. „Er iſt treuherzig," ſagte Herr Hummel, „und hat ganz die Farbe des meinigen."

Das Fräulein liebkoſte den Kleinen. „Der Schelm iſt leider ſehr verzogen; er kriecht in meinen Muff ſo oft ich in das Theater gehe, und ich muß ihn mitnehmen, obgleich das nicht geſchehen ſoll. Erſt neulich ſtand ich ſeinetwegen Todesangſt aus, denn während ich als Klärchen unter den Bürgern jammerte, war Billy aus der Garderobe gelaufen, wedelte zwiſchen den Couliſſen und machte mir Männchen."

„Es war ein ergreifendes Spiel," begann Frau Hummel.

„Ich fuhr wohl mehr umher als ſonſt," entgegnete die Schauſpielerin, „denn ich mußte bei jeder Wendung in die Couliſſe rufen: Kuſch, Billy!"

„Gut," nickte Herr Hummel, „immer Beſonnenheit."

„Heut aber bin ich dem Unartigen dankbar," fuhr das Fräulein fort, „denn er verſchafft mir hier auf dem Lande die Freude, meine Nachbarn zu begrüßen. Herr Hummel, wie ich höre."

Herr Hummel verneigte ſich ſchwerfällig. Die Schauſpielerin wandte ſich mit einer Verbeugung zu den Damen, welche ſtumm ihren Gruß erwiederten.

An der Dame war Manches, was Herrn Hummel gefiel. Sie war hübſch, ſah aus klugen Augen fröhlich in die Welt und trug etwas auf dem Kopf, was er perſönlich kannte. Er ergriff alſo einen Stuhl und ſagte mit einer zweiten Verbeugung: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?" Die Fremde nickte ihm zu und wandte ſich an Laura. „Ich freue mich, Sie endlich ſo nahe zu ſehen, Sie ſind mir keine Fremde mehr, ich habe manchmal an Ihnen rechte Freude gehabt, und es iſt mir lieb, daß ich Ihnen heut dafür danken kann."

„Wo war das doch?" frug Laura beklommen.

„Wo Sie gewiß nicht daran dachten," verſetzte die Andere. „Ich habe ein ſcharfes Auge und erkenne über die Lampen jedes Geſicht der Zuſchauer. Sie glauben nicht, wie ſehr das zuweilen peinigt. Da Sie einen feſten Platz haben, iſt mir oft Erholung geweſen, auf Ihren Zügen auszuruhen und den lebendigen Ausdruck zu betrachten. Und mehr als einmal habe ich, ohne daß Sie es wußten, für Sie allein geſpielt."

„Ha," dachte Laura, „das iſt keine Fliege, das iſt Frau

Venus.“ Aber ſie fühlte eine Saite angeſchlagen, die reinen Ton gab. Sie ſagte der Schauſpielerin, wie ungern ſie eine ihrer Rollen verſäume, und daß in ihrem Hauſe die erſte Frage vor dem neuen Theaterzettel ſei, ob auch das Fräulein mitſpiele.

Dies gab der Mutter Gelegenheit ſich an der Unterhaltung zu betheiligen. Dagegen rühmte die Schauſpielerin, wie gütig man ihr überall entgegen gekommen ſei. „Denn das Reizvollſte unſerer Kunſt,“ fuhr ſie fort, „ſind die ſtillen Freunde, welche wir in den Stunden des Spieles gewinnen, Menſchen, die man ſonſt vielleicht nie ſieht, deren Namen man nicht weiß, und welche doch unſer Leben mit Theilnahme begleiten. Lernt man bei Gelegenheit einmal dieſes Wohlwollen Fremder kennen, ſo wird es reiche Entſchädigung für die Leiden unſeres Berufes, unter denen die zudringliche Huldigung gemeiner Menſchen vielleicht das größte iſt.“

Nun die Huldigung des Doctors durfte ſie zu dieſen Leiden ſicher nicht zählen.

Während die Frauen in ſolcher Weiſe mit einander ſprachen und Herr Hummel beifällig zuhörte, traten auch einzelne Herren dem Tiſch näher. Frau Hummel begrüßte zuvorkommend den zweiten Tenor, der im Hauſe der Frau Pathe bisweilen ein Lied ſang, und der würdige Vater der Bühne, welcher Herrn Hummel aus der Reſſource kannte, begann mit dieſem ein Geſpräch über den Bau eines neuen Theaters. Darüber hatte Hummel als Bürger ſehr beſtimmte Anſichten, welche mit denen des würdigen Vaters ganz übereinſtimmten.

So verſchmolzen die beiden getrennten Geſellſchaften, und der Tiſch des Herrn Hummel wurde ein Mittelpunkt, den die Kinder Thalia's umſchwärmten. Während die Schauſpielerin mit Frau Hummel recht ehrbar und hausmütterlich die Uebelſtände ihrer Wohnung beſprach, ſah Laura nach dem Doctor. Er ſtand mehre Schritte von der Geſellſchaft an einem Baum und ſah nachdenkend vor ſich hin. Schnell trat

Laura zu ihm und begann mit fliegender Eile: „Mein Vater hat Sie beleidigt, ich bitte Sie um Verzeihung."

Der Doctor ſah auf. „Es that nicht weh," ſagte er gutherzig, „ich kenne ja ſeine Art."

„Ich habe ſie geſprochen," fuhr Laura mit bebender Stimme fort, „ſie iſt geſcheidt und liebenswürdig und hat eine unwiderſtehliche Freundlichkeit."

„Wer?" frug der Doctor, „die Schauſpielerin?"

„Verſtellen Sie ſich nicht gegen mich," fuhr Laura fort, „das iſt zwiſchen uns unnöthig, es gibt Niemand auf Erden, der Ihr Glück ſo von Herzen wünſcht als ich. Betrüben Sie ſich nicht über das Kopfſchütteln Anderer; wenn Sie der Liebe des Fräuleins ſicher ſind, iſt alles Uebrige Nebenſache."

Der Doctor erſtaunte immer mehr: „Ich will ja aber das Fräulein gar nicht heiraten!"

„Leugnen Sie nicht, Fritz Hahn, das ſteht Ihrem wahrhaften Weſen ſchlecht," rief die leidenſchaftliche Laura wieder. „Ich merke wohl, wie ſehr das Fräulein zu Ihnen paßt. Seit ich ſie geſehen, bin ich überzeugt, für alles Gute und Große finden Sie bei ihr Verſtändniß. Bedenken Sie ſich nicht und wagen Sie muthig Ihrem Herzen zu folgen. Denn ſehen Sie, Fritz, eine Sorge habe ich um Sie. Ihr Gefühl iſt warm und Ihr Urtheil iſt ſicher, aber Sie hängen zu feſt in den Banden Ihrer Umgebung. Ich zittere davor, daß Sie darum unglücklich werden können, weil Sie vielleicht nicht in der rechten Stunde einen Entſchluß faſſen, der Ihrer Familie ungewöhnlich erſcheint. Ich kenne Sie von meiner erſten Kindheit und weiß ſehr gut, daß Ihre Gefahr immer war, ſich ſelbſt für Andere zu vergeſſen. Darüber können Sie zu einem opfervollen Daſein kommen, und der Gedanke iſt mir ſchrecklich. Denn ich möchte, daß Ihnen alles Gute zu Theil wird, was ihr redliches Herz verdient." Die Thränen liefen ihr über die Wangen, als ſie ihn liebevoll anſah.

Jedes Wort, das ſie ſprach, klang dem Doctor wie Lerchentriller und Geſchwirr der Heimchen. Leiſe ſprach er: „Ich liebe das Fräulein nicht, ich habe nie den Gedanken gehabt, ihre Zukunft an die meine zu feſſeln.“

Laura trat zurück, über ihr Antlitz zog hohe Röthe.

„Es iſt eine flüchtige Bekanntſchaft, nichts weiter für jene und mich, ihr Leben gehört der Kunſt und ſchwerlich jemals ruhiger Häuslichkeit. Wenn ich für mich ein Herz zu begehren wagte, ſo wäre es nicht das ihre, ſondern ein anderes.“ Er ſah nach dem Tiſch hinüber, wo gerade ein lautes Lachen Herrn Hummel andeutete, und ſprach die letzten Worte ſo leiſe, daß ſie kaum bis in Laura's Ohr drangen, dabei blickte er ſchmerzlich vor ſich hin auf die Knoſpe des Fliederſtrauches, in welcher noch die junge Blüthe verborgen lag.

Laura ſtand unbeweglich wie vom Stabe eines Zauberers berührt, aber die Thränen liefen noch immer von ihrer Wange herab. Sie war nahe daran, die Kirſche ihres Vielliebchens mit den Lippen zu faſſen.

Da ſummten die luſtigen Käfer heran, die Schauſpielerin winkte ihr lächelnd zu, der Vater rief, das Märchen war zu Ende. Laura hörte noch, wie das Fräulein ſiegreich zum Doctor ſagte: „Er hat mir doch einen Stuhl angeboten, er iſt gar kein Brummbär, er war ſehr gut gegen Billy.“

Als Fritz in ſeine Wohnung kam, ſchleuderte er Hut und Ueberrock von ſich, ſprang an den Schreibtiſch und holte die kleinen Briefe der unbekannten Hand heraus. „Sie iſt es,“ rief er laut, „ich Thor, nur einen Augenblick zu zweifeln.“ Er las jeden der Briefe wieder durch und nickte bei jedem mit dem Kopfe. Das war ſein hochſinniges wackeres Mädchen; wie ſie ſich ſonſt auch ſtellte, heut hatte ſie ihm ihr wahres Antlitz gezeigt. Er wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er Laura bei den Freunden treffen würde. Sie trat ſpät ein, grüßte ihn ruhig und war den Abend ſchweigſamer und weicher als ſonſt. Wenn ſie ſich an ihn wandte, ſprach ſie zu ihm ernſthaft wie zu einem bewährten Freunde. Sehr gut ſtand ihr die milde Ruhe. Jetzt gab ſie ſich ihm wie ſie war, ein begeiſtertes Fühlen, ein reiches Gemüth. Sprödigkeit und neckende Laune, die alten Schalen, welche den ſüßen Kern verdeckt hatten, waren zerbrochen. Auch die ruhige Vorſicht freute ihn, mit der ſie unter den Freunden ihre Empfindung barg. Wenn die nächſte Liederſendung kam, dann ſprach ſie zu ihm, wie jetzt beiden um's Herz war, oder ſie gab doch ihm das Recht, offen an ſie zu ſchreiben. Der Doctor zählte am nächſten Morgen die Minuten, bis der Briefträger ſein Haus betrat. Er riß die Thür auf und eilte dem Manne entgegen. Fritz hielt einen neuen Brief in der Hand, er löſte ungeduldig das Couvert, keine Zeile des Abſenders lag dabei, er entfaltete den alten Druckbogen und las die Worte des groben Liedes:

„Hei ha ho. Steck an den Schweinebraten, darzu die Hühner jung! darauf mag uns gerathen ein friſcher freier Trunk. Hol Wein, ſchenk ein, trink mein liebes Brüderlein, heute muß Alles verſchlemmet ſein," und der ehrliche einfältige Doctor frug wieder: iſt ſie es? oder wäre möglich, daß ſie es nicht iſt?

4.

Unter den Studenten.

Wer dem Profeſſor von Herzen gut werden wollte, der mußte ihn ſehen, wenn er im Kreiſe ſeiner Zuhörer ſaß, der gereifte Mann unter der aufblühenden Jugend, der mittheilende Lehrer vor bewundernden Schülern. Denn des akademiſchen Lehrers ſchönſtes Vorrecht iſt, daß er nicht nur durch ſein Wiſſen, auch durch ſeine Perſönlichkeit die Seelen des nächſten Geſchlechtes adelt. Aus den Vielen, welche einzelne Vorträge hören, ſchließt ſich ein gewählter Kreis enger an den Gelehrten, im perſönlichen Verkehr ſchlingt ſich ein Band um Lehrer und Schüler, leicht gewebt, aber dauerhaft, denn was den Einen an den Andern feſſelt, oft den Fremden nach wenig Stunden zum Vertrauten macht, iſt ihr frohes Bewußtſein, daß Beide daſſelbe für wahr, groß, gut halten.

Dieſes Verhältniß, reizvoll und fruchtbar für beide Theile, iſt die edle Poeſie, welche die Wiſſenſchaft ihren Bekennern gönnt. Fremde und ſpätere Menſchen, welche den Werth eines Mannes nur nach ſeinen Büchern beurtheilen, ſie erhalten, wie hoch auch der Gelehrte ſelbſt dieſe Art von Ueberlieferung ſchätzen möge, doch nur ein unvollſtändiges Bild des Entfernten; weit anders wirkt der lebendige Quell ſchöpferiſcher Kraft auf die Seelen ſolcher, welche von Lippe und Auge des Lehrers ſein Wiſſen empfangen. Nicht nur der Inhalt ſeiner Lehre bildet ſie, mehr noch ſeine Art, zu ſuchen und darzuſtellen, am meiſten ſein Charakter und die beſondere Weiſe des Vortrags. Denn dieſe erwärmen dem Hörer das Herz und ſenken ihm Achtung und Neigung in das Gemüth. Solcher Abdruck eines menſchlichen Lebens, der in Vielen zurückbleibt, iſt für Arbeitsweiſe und Charakter der Jüngeren oft wichtiger, als der Inhalt empfangener Lehre. In den Schülern arbeitet das Weſen des Lehrers neues Leben ſchaffend fort, ſeine Vorzüge, zuweilen auch Eigenheiten und Schwächen. In jedem Hörer färbt ſich anders das charakteriſtiſche Bild ſeines ſtarken Meiſters, und doch iſt in jedem Schüler der Lehrer, der an dieſer Seele formte, vielleicht bis zur kleinen Abſonderlichkeit erkennbar.

Die Lehrſtunde, welche Felix für ſeine Frau feſtgeſetzt hatte, war nicht die einzige, welche er in ſeinem Hauſe gab. Ein Abend jeder Woche gehörte ſeinen Studenten. Da kamen zuerſt Einzelne, welche für ihre Arbeiten einen Wunſch hatten, mit Anfrage und Bitte. Später ſammelte ſich eine größere Zahl, auch Ilſe's Zimmer wurde geöffnet, Gabriel bot Thee und einfaches Abendbrot, eine Stunde verlief in zwangloſem Geſpräch und einzelnen Gruppen; bis ſich allmählich die Getreuen in das Arbeitszimmer des Lehrers zogen und den Kreis dichter um ſein geehrtes Haupt ſchloſſen. Dann ſaß der Profeſſor inmitten ſeiner Schüler, und das Zimmer wurde zuweilen enge. Auch hier formloſe Unterhaltung, bald ein launiger Bericht über Erlebtes, bald eingehende Erörterung, wobei der Profeſſor ſeine jungen Freunde zu thätiger Theilnahme anzuregen wußte; dazwiſchen ſchnelle Urtheile über Menſchen und Bücher in ſchlagender Rede und Antwort, wie ſolchen natürlich iſt, die aus flüchtigem Anſchlage eine lange Melodie erkennen. Felix erſchloß in dieſen Stunden ſein Inneres mit einer Offenheit, die er in ſeinen Vorleſungen nicht zeigte, er ſprach über ſich und Andere ohne Rückhalt und verhandelte behaglich, was ihm gerade auf der Seele lag. Aber wie verſchieden die Unterhaltung dieſer Abende dahinlief, immer waren es Männer derſelben Wiſſenſchaft, welche einander im Großen und Kleinen verſtanden und ſelbſt im Scherze ernſter Geiſtesarbeit gedachten.

Auch Frau Ilſe blieb dieſer vertrauten Geſellſchaft keine fremde Erſcheinung. Die Theilnehmer, ſämmtlich ernſthafte Männer, ältere Studenten oder junge Doctoren, freuten ſich der anſehnlichen Hausfrau, welche in ihrer einfachen Weiſe gern mit den Einzelnen verkehrte. Im Jahre vorher war einmal ihre Freude an der Odyſſee zu Tage gekommen, als ſie die Herren zum Genuß einer Hinterkeule des erdaufwühlenden Ebers aufgefordert und den wohlthuenden Wunſch ausgeſprochen hatte, die Geſellſchaft möge nicht verſchmähen, ihre Hände nach dem bereiteten Mahle auszuſtrecken. Seitdem hieß ſie in dem Kränzchen Frau Penelope, und ſie wußte, daß dieſer Beiname ſich auch über die Wände des Hauſes in die Studentenſchaft verbreitet hatte.

Nun hatte Ilſe auch unter den jungen Gelehrten ihre Lieblinge. Zu dieſen gehörte ein wackerer Student, nicht der bedeutendſte von den Zuhörern des Profeſſors, aber einer der fleißigſten. Er war ihr Landsmann und Ilſe hatte zuerſt an ihm erkannt, daß auch zarte Empfindung in der Bruſt eines

Studenten zu finden ſei. Unſer Student hatte in den letzten Jahren mit Erfolg daran gearbeitet, den Krater ſeines Innern durch Collegienhefte auszufüllen. Seiner Lyrik aber hatte er ziemlich entſagt; denn damals, wo der Profeſſor ihm ſeine Gedichte zurückſchickte, war er ſehr in ſich gegangen und hatte demüthig um Entſchuldigung gebeten; war auch ſeitdem mit Hilfe eines guten Stipendiums, das ihm Felix verſchafft, zu einer weniger menſchenfeindlichen Auffaſſung bürgerlicher Verhältniſſe durchgedrungen. Er bewährte ſich als ein treuer und anhänglicher Burſch und trug jetzt würdig den Titel Doctorandus, welcher nach Angabe unſrer Grammatiker einen Mann bedeutet, der zum Doctor gemacht werden ſoll oder muß. Dabei hatte er auch bei der Studentenſchaft eine gewiſſe Geltung, er bekleidete in der großen Verbindung Arminia ein Ehrenamt, trug noch immer ihre Farbenmütze und wurde dort zu den bevorzugten Weiſen gerechnet, welche an Trinkabenden von läſtiger Verpflichtung befreit ſind und die Pauſen, in denen ſtürmiſche Jugend Athem holt, durch ernſtes Geſpräch über Menſchentugend ausfüllen.

An einem Studentenabend brodelte die Unterhaltung ſchon in Ilſe's Zimmer ſehr laut und warf wiſſenſchaftliche Blaſen. Eine intereſſante Handſchrift war in entlegener ſüddeutſcher Bibliothek aufgefunden. Ueber den Fund und den Herausgeber wurde verhandelt und Felix zählte behaglich mit einigen Auserwählten alle ähnlichen Entdeckungen auf, welche in den letzten zwanzig Jahren gemacht waren. Da begann unſer Student, der gerade durch Frau Ilſe eine Taſſe Thee erhalten hatte, mit dem Löffel rührend, recht gemüthlich: „Dürfte nicht auch in der Nähe noch Manches zu finden ſein? So ſteht in meiner Heimat eine alte Kiſte, welche Bücher und Papiere aus dem Kloſter Roſſau enthalten ſoll. Es iſt nicht unmöglich, daß darunter etwas Werthvolles ſteckt.“

Das ſprach der Student und rührte mit dem Löffel, dem

Knaben gleich, welcher den brennenden Span in einer gefüllten Bombe herumdreht.

Der Profeſſor fuhr von ſeinem Stuhl in die Höhe und warf dem Studenten einen Flammenblick zu, daß dieſer erſchrak und die Taſſe ſchnell hinſetzte, um bei dem, was kommen mußte, nichts zu beſchütten. „Wo ſoll die Kiſte ſtehen?“

„Wo? weiß ich nicht,“ verſetzte der Student betreten, „vor einigen Jahren hat mir ein Landsmann davon erzählt, er war in der Gegend von Roſſau geboren“ — der Student nannte den Namen und Ilſe kannte die Familie. „Aber in unſerm Fürſtenthum muß es ſein, denn er hat dort als Hauslehrer an mehren Orten gelebt.“

„War er denn Philolog?“ frug ein älterer Hörer ebenſo ſehr im Jagdeifer als der Profeſſor.

„Er war Theolog,“ antwortete unſer Student.

Ein bedauerndes Geräuſch ging durch das Zimmer. „Dann iſt die Nachricht doch unſicher,“ ſchloß der Kritiker.

„Hat der Mann die Kiſte ſelbſt geſehen?“ frug der Profeſſor.

„Auch darüber bin ich nicht ſicher,“ erwiederte der Student, „ich hatte damals noch kein rechtes Verſtändniß für den Werth dieſer Mittheilung. Aber er muß ſie doch ſelbſt geſehen haben, denn ich erinnere mich, er ſagte, ſie wäre dick mit Eiſen beſchlagen.“

„Unglücksmann,“ rief der Profeſſor, „ſchaffen Sie uns Kunde von dieſem Kaſten.“ Er ging heftig im Zimmer auf und ab, die Studenten machten ſeiner Aufregung ehrerbietig Platz. „Die Nachricht iſt wichtiger, als ich Ihnen jetzt ſagen kann,“ begann der Profeſſor vor dem Studenten anhaltend. „Suchen Sie zunächſt Ihre Erinnerungen zu ſammeln. Hat Ihr Bekannter die Kiſte offen geſehen?“

„Wenn ich mir Alles zuſammenhalte,“ ſagte der Student, „möchte ich glauben, er hat ſelbſt geſehen, daß alte Kloſterſachen darin liegen.“

„Dann war ſie alſo nicht mehr verſchloſſen?“ frug der Profeſſor weiter. „Und wo iſt jetzt Ihr Freund?“

„Er iſt voriges Jahr mit einer Brauerstochter nach Amerika gegangen. Wo er ſich aufhält, weiß ich nicht, das wird aber bei ſeinen Verwandten zu erfahren ſein.“

Wieder ging ein mißbilligendes Geräuſch durch das Zimmer.

„Ermitteln Sie den Aufenthalt des Mannes, ſchreiben Sie ihm und fordern Sie genaue Auskunft,“ rief der Profeſſor. „Sie können mir keinen größern Dienſt erweiſen.“

Der Student verſprach das Menſchenmögliche. Als die Herren ſich entfernten, richtete Gabriel dem Studenten eine heimliche Einladung zu nächſtem Mittag aus. Ilſe wußte, daß ihrem Felix jetzt die Nähe des Vertrauten wohlthun werde, der einen Bekannten beſaß, der den Kaſten geſehen hatte, der die Bücher von Roſſau enthielt, unter welchen allerdings die Handſchrift des Tacitus liegen konnte, wenn ſie nicht irgendwo anders war.

Aber ſie ſelbſt hörte ohne Freude von der geheimnißvollen Kiſte. Denn Ilſe war leider in Sachen der Handſchrift immer noch ungläubig, ſie hatte einigemal den Gatten durch ihre Gleichgültigkeit verletzt und mied ſeit dem Unglück des Struvelius jede Erwähnung der verlorenen. Dazu hatte ſie noch einen beſonderen Grund. Sie wußte, wie ſehr der Gedanke und jede Erörterung ihren Felix aufregte. Er fuhr dann in die Höhe, ſprach in heftigen Worten, und ſeine Augen blitzten wie im Fieber. Zwar bändigte er ſich ſelbſt nach wenigen Augenblicken, und lachte wohl über ſeinen Eifer, aber der Hausfrau war ſolcher Ausbruch geheimer Leidenſchaft unbehaglich, denn ſie empfand bei dem plötzlichen Auflodern, daß der Gedanke an den Codex die Seele des geliebten Mannes wund drückte, und ſie argwöhnte, daß er in der Stille oft darüber träumte und Feindſeliges gegen die Mauern des Vaterhauſes ſann.

Auch heut hatte unſer Student den Sturm aufgeregt. Noch ſpät wurde der Doctor gerufen, lange wurde erörtert und geſtritten, Ilſe war erfreut, daß der Doctor auf die Kiſte nicht viel gab und durch verſtändige Einwürfe auch dem Profeſſor wieder eine launige Bemerkung über ſeine heiße Jagdluſt abnöthigte.

Als der Student am nächſten Mittag die Briefe, welche er geſchrieben hatte, als Zeichen ſeines Eifers mitbrachte, behandelte der Profeſſor die Nachricht ruhiger. „Es iſt eine unſichere Notiz," ſagte er, „ſelbſt wenn der Erzähler Wahrheit ſprach, mag noch jeder einzelne Umſtand, ſogar der Name des Kloſters, unrichtig ſein." Als vollends aus der Heimat des Studenten die Kunde einlief, der Theolog habe ſich irgendwo im Staate Wisconſin als Apotheker niedergelaſſen, und der Brief des Studenten in eine unſichere Ferne geſandt werden mußte, da ermäßigte ſich der Strudel, welchen die auftauchende Kiſte erregt hatte, zu gefahrloſen kleinen Wellen.

Der größte Vortheil erwuchs aus dieſem Vorfall zunächſt unſerm Studenten. Denn der Profeſſor theilte die Nachricht dem Kammerherrn mit und gönnte dieſem eine Andeutung, daß in dem Kaſten Sachen von hohem Werth verpackt ſein könnten. Der Kammerherr hatte früher einmal durch mehre Jahre die Geſchäfte eines Schloßhauptmanns beſorgt und war mit dem alten Hausgeräth einiger fürſtlichen Schlöſſer bekannt, wußte jedoch auf keinem Boden etwas Verdächtiges zu finden. Da ihm aber der Student als Günſtling des Hauſes vor Augen trat, wollte er an dem jungen Mann ſeine Geneigtheit erweiſen, und forderte denſelben auf, ſich als Landeskind dem Erbprinzen vorzuſtellen. Das geſchah. Eine Folge der Vorſtellung war, daß unſer Student zu einem Abend eingeladen wurde, an welchem der Prinz mehre akademiſche Bekannte bei ſich empfing.

Es war für den Studenten ein bangſamer Abend, und der Armine hatte allerlei Urſache argwöhniſch zu ſein. Denn in dieſem Jahr gährte es heftig in der Studentenſchaft. Gerade die Händel zwiſchen dem Corps der Markomannen und der großen Genoſſenſchaft Arminia hatten den Sturm aufgewirbelt. Und die letzte Veranlaſſung des Unwetters war ſeltſam und lehrreich für Jeden, der die geheime Verkettung irdiſcher Ereigniſſe beachtet. Jener Zwiſt der Profeſſoren, welcher die Vertreter der Alterthumswiſſenſchaft von einander ſchied, der Kampf zwiſchen Werner und Struvelius, hatte zu ſeiner Zeit die akademiſche Jugend durchaus nicht aufgeregt. Aber kurz darauf war unter den Studenten ein Lied aufgetaucht, in welchem die Abenteuer des Struvelius reſpectwidrig beſungen wurden. Dies Lied war als Kunſtwerk ſchwächlich, es lief im Bänkelton und war mit einem wiederkehrenden Schlußreim geziert, welcher lautete: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus, wer ſich verbrennt, der hat Verdruß.“ Der Dichter iſt nie ermittelt worden. Wenn man aber erwägt, daß dieſes Lied, ſoweit ſein poſſenhafter Inhalt erkennen ließ, feindſelig gegen Struvelius und zu Werners Ruhm gedichtet war, und wenn man ferner erwägt, daß es zuerſt unter den Arminen aufkam, und daß unter den Kindern Armins einer mit lyriſcher Vergangenheit war, daß dieſer Eine zu Werners Kränzchen gehörte, und daß im Kränzchen das Pergament einigemal verächtlich als Fidibus behandelt wurde, ſo kann man die vorſichtige Vermuthung nicht unterdrücken, daß unſer Student ſeine ſcheidende Muſe, als ſie gerade zur Thür hinausgehen wollte, noch zu dieſer niedrigen Leiſtung entwürdigt habe.

Das leichtfertige Lied war bei den Arminen heimiſch, ſein Schlußreim wurde zuweilen in ſtiller Nacht auf der Straße gehört, es war den Profeſſoren ſehr ärgerlich, und nicht zuletzt dem Theetiſch Werners, aber mit Gewalt ließ ſich nicht dagegen ankämpfen. Den Markomannen und ihren Bundesgenoſſen blieb das Lied und ſeine Veranlaſſung gleichgültig, aber ſie ſangen die Verſe nicht, weil dieſe einem Trinkliede der Arminen nachgebildet waren. Gerade da Werner ſein Rectorat antrat, ſaßen in einer Gaſtwirthſchaft Studenten aller Parteien durcheinander. Als ein Markomanne ſeine Pfeife an der Gasflamme anzündete und ſich dabei das Corpsband verſengte, ſangen einige Arminen höhnend den Schlußreim. Die Markomannen ſprangen auf und geboten Schweigen. Die natürliche Folge waren zahlreiche Forderungen. Leider blieb es dabei nicht. Ein Hauſe Arminen war vor das Lager der Markomannen gezogen und hatte auf der Heerſtraße dieſelbe unfreundliche Weiſe angeſtimmt, es war zu bedauerlichen Zuſammenſtößen zwiſchen den Parteien und der Stadtpolizei gekommen, Unterſuchungen und ernſte Strafen waren das Ende geweſen. Werner ſelbſt hatte in vertraulicher Beſprechung mit einzelnen Häuptern Alles gethan, das leidige Lied zu dämpfen, und ſeinem Anſehen war gelungen, den Geſang wenigſtens auf der Straße zu bändigen. Aber der Groll war in den Herzen zurückgeblieben. Durch allerlei widerwärtige Vorfälle wurde bemerkbar, daß die akademiſchen Bürger uneiniger als gewöhnlich und in widerſetzlicher Stimmung waren.

Dies alles wälzte der Armine in beſorgtem Gemüth, als er im Vorzimmer des Prinzen ſeine Mütze neben die Kopfzierden großer Markomannenhäuptlinge hing. Indeß verlief der Abend beſſer als er dachte. Die Markomannen beobachteten in dem geweihten Raume anſtändige Höflichkeit. Ja, das Zuſammentreffen erhielt eine Bedeutung. Denn gerade in dieſer Zeit war Veranlaſſung, ein Feſt der Univerſität durch ſolennen Commers zu feiern. Aber wie häufig große Angelegenheiten unſerer Nation, drohte auch dieſes Trinkfeſt durch den Zwiſt der Stämme vereitelt zu werden. Jetzt, wo der Armine unter den Markomannen Eispunſch trank, äußerte der Erbprinz, daß er gern einmal einen feierlichen Commers anſehen würde, und Beppo, Führer der Markomannen, ſprach gegen den Arminen eine Anſicht aus, wie der Zwiſt beigelegt werden könnte. Der Armine erbot ſich, dieſe Vorſchläge ſeinem Stamme zu überbringen. Als der Kammerherr Bedenken gegen eine Theilnahme des Erbprinzen am Commers erhob, verſicherte der Sohn Armins, von Punſch und Geſpräch begeiſtert, daß auch ſein Volk gemüthvoll die Ehre empfinden werde, die der Erbprinz dem Feſt durch ſeine Gegenwart erweiſe.

Die Bemühungen unſeres Studenten hatten Erfolg; das Kriegsbeil wurde begraben, die akademiſche Jugend rüſtete ſich zu einem gemeinſamen Feſte. Ein großer Saal, reich verziert mit den Farben aller Genoſſenſchaften, welche an dem Commers Theil nahmen, war mit langen Tafeln beſetzt. An den Enden ſtanden im Feſtſchmuck die Präſiden mit ihren Schlägern, auf den Stühlen ſaßen mehre Hundert Studenten nach Verbindungen gereiht; unter den Markomannen der Prinz und ſein Kammerherr, und der Prinz trug heut der Verbindung zu Ehren ihre Abzeichen. Rauſchende Muſik trug den vollen Klang der Lieder weit in die Runde, es war ein guter Anblick, ſo viele Männer, Hoffnung und Kraft des nächſten Geſchlechtes, in feſtlichem Geſange und den alten Bräuchen der Akademie bei einander zu ſehen. Ohne Störung verlief das Feſt bis gegen das Ende. Als der Kammerherr bemerkte, daß die Wangen glühten, der Geſang wilder dahinfuhr, und die Muſik dem akademiſchen Pulsſchlag nicht ſchnell genug tönte, mahnte er in der Pauſe zum Aufbruch. Der Prinz erhob ſich, ſelbſt erregt durch Geſang und Wein, vor ihm ſchritt der geſammte Adel der Markomannen, das wogende Volk zu theilen. Sie mußten ſich durch die Menge drängen, welche von den Stühlen aufgeſtanden war und durch einander ſchwirrte. So geſchah es, daß der Prinz von ſeinem akademiſchen Hofſtaat abgeſchnitten wurde und mit einem trotzigen Arminen zuſammenſtieß, der durch Wein geſtärkt und durch unſanfte Berührung der Vorausſchreitenden erbittert, den Weg nicht räumte, ſondern mit den Ellbogen unbillig verengte, und den Rauch ſeiner Pfeife ruhig vor ſich hin blies, ſo daß der Dampf dem Prinzen um den kleinen Bart fuhr. Da hatte der Prinz die Unbeſonnenheit, den Studenten anzuſtoßen und zu ſagen: „Sie ſind ein unverſchämter Wicht.“ Und der Armine ſprach mit lauter Stimme das verhängnißvolle Wort aus, welches nach akademiſcher Sitte einen Zweikampf, oder Ehrloſigkeit des Geſchmähten zur Folge hat. Er war im Nu von den düſtern Geſtalten der

Markomannen umdrängt, und daſſelbe Schmähwort regnete von allen Seiten wie Hagel gegen ſeine dreiſte Stirn. Er aber zog höhnend ſeine Schreibtafel und rief: „Einer nach dem Andern, daß keiner von dem Hofſtaat fehlt, wie der Herr, ſo das Geſinde.“ Und da der Andrang größer wurde, ſchrie er hinter ſich: „Hierher ihr Arminen!“ und begann im wilden Baſſe den Schlachtruf ſeines Stammes: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus!“ Im Saale brach das Getümmel los, über Stuhl und Tiſch ſprangen die Arminen ihrem gefährdeten Krieger zu Hilfe; nicht mehr einzeln, ſondern wie Heckenfeuer flogen die ſchmähenden Worte und Forderungen hin und her. Vergebens riefen die Präſiden zu den Plätzen, vergebens fiel die Muſik ein, zwiſchen das Geſchmetter der Fanfare klangen die zornigen Rufe der ſtreitenden Parteien. Zwar eilten die Präſiden auf einen Hauf zuſammen und trennten, im Zuge dazwiſchen fahrend, die Zankenden. Aber auf das wilde Toben folgten leidenſchaftliche Erörterungen, die Verbindungen ſtanden getrennt, die einzelnen Haufen verhöhnten einander und ſuchten nach altem Kriegsbrauch die Gegner allmählich bis zum äußerſten Worte zu treiben, ſchon waren einige Ausdrücke gefallen, welche durch den Sittencodex der Akademie gänzlich verboten ſind, die Schläger blitzten in der Luft und mehr als eine Fauſt packte ſtatt der Waffe die Weinflaſche. Die Muſik ſtimmte das Vaterlandslied an, doch die Weiſe klang den Empörten widerwärtig in ihren Zorn, von allen Seiten donnerte der Ruf: „Aufhören.“ Die verſchüchterten Muſiker ſchwiegen und der neue Ausbruch eines ungeheuren Tumultes ſchien unvermeidlich. Da ſprang ein alter Häuptling der Teutonen, der ſein Volk kannte, auf das Orcheſter, ergriff eine Geige, ſtellte ſich als Dirigent hoch auf einen Stuhl und begann die kindiſche Melodie: „Ach, du lieber Auguſtin, Alles iſt hin.“ Die Muſik fiel in klagenden Tönen ein. Jeder ſah nach der Höhe, man erkannte den anſehnlichen Mann, der angeſtrengt auf der Geige kratzte, die Stimmung ſchlug plötzlich um, es entſtand ein allgemeines Gelächter. Die Präſiden ſchmetterten mit ihren Klingen auf die Tiſche, daß mehr als eine zerſprang, und geboten Ruhe, die Führer aller Verbindungen traten zuſammen, erklärten den Commers für aufgehoben und forderten ruhigen Heimgang der Stämme, weil ſie ſelbſt alles Weitere in die Hand nehmen würden. Zornig drängte die Studentenſchaft zum Saale hinaus und zerſtreute ſich zu ihren Sammelplätzen. Aber in jedem Haufen wurden die Vorfälle mit leidenſchaftlicher Erbitterung beſprochen und eilige Geſandtſchaften ſchritten durch die Nacht von einem Lager zum andern.

Den Prinzen hatte der Kammerherr nach dem erſten Zuſammenſtoß aus dem Gewühl gerettet. Der Prinz ſaß in ſeinem Zimmer bleich und entſetzt über den Unfall und die Folgen, die er zu haben drohte. Auch der Kammerherr war beſtürzt, denn auf ſein Haupt fiel die Verantwortung für dieſen Skandal. Dabei ſah er mit wirklicher Theilnahme auf den jungen Fürſten, der die Kränkung ſeiner Ehre ſo tief empfand und wie gebrochen vor ſich hinſtarrte, unempfänglich für den Troſt, daß der Plebejer ſeine fürſtliche Ehre ſo wenig zu kränken vermöge, wie der Sperling auf dem Baum.

Nach einer ſchlafloſen Nacht empfing der Prinz die Aelteſten der Markomannen, welche kamen, um den Beſchluß ihres Stammes zu verkünden. Sie erklärten, daß ihr erſter Häuptling Beppo erwählt ſei, die Stelle des Prinzen bei den weiteren Verhandlungen mit dem Arminen zu vertreten, und der Senior bat ritterlich, ihm dieſe Ehre zu bewilligen. Er fügte hinzu: nach der Meinung ſeiner Genoſſenſchaft habe der Armine überhaupt keine Anſprüche auf den Vorzug, daß dem verruchten Schmähwort eine Forderung folge, und wenn der Prinz jedes weitere Eingehen verweigere, würden die Markomannen alle Folgen auf ihre Genoſſenſchaft nehmen. Aber ſie wollten nicht verbergen, daß ſie mit dieſer Anſicht allein ſtünden, ja daß ſie in ihrem eignen Corps Widerſpruch gefunden hätten. Und

Alles erwägend hielten ſie für die beſte Auskunft, wenn der Prinz dem akademiſchen Brauch ein Zugeſtändniß mache, deſſen Größe ſie allerdings tief empfänden.

Der Prinz war noch faſſungslos, der Kammerherr bat die Herren, Sr. Hoheit einige Stunden Zeit zur Erwägung zu laſſen.

Unterdeß trug unſer Student, den die Rückſicht auf ſeine Diſſertation gebändigt und vor perſönlichen Verwickelungen bewahrt hatte, die Kunde des Unheils beſtürzt an den Doctor, da er ſich in dieſer Angelegenheit vor den Rector nicht traute. Der Doctor eilte zum Freunde, der bereits durch die Pedelle und Berichte der Polizei von dem unerfreulichen Ereigniß wußte. „Ueber den perſönlichen Streitfall des Prinzen iſt mir bis jetzt keine Anzeige geworden, es iſt vielleicht für ihn ſelbſt und für die Univerſität wünſchenswerth, daß eine ſolche nicht erfolgt. Ich werde wachſam ſein und weitere Ausſchreitungen zu verhüten ſuchen, und ich werde meine Amtspflicht nach jeder Richtung auf das Strengſte thun, ſorgt aber dafür, daß ich über dieſe Angelegenheit nur erfahre, was mir Grundlage zu amtlichem Eingreifen werden kann.“

Faſt in derſelben Lage wie unſer Student war der Kammerherr, auch er ſtellte ſich ſorgenvoll beim Doctor ein, erzählte den Streit und frug, was der Doctor von der Verpflichtung des Prinzen halte, ſich durch ſeinen Stellvertreter auf einen Zweikampf einzulaſſen. Der Doctor erwiederte mit Zurückhaltung: „Jedes Duell iſt Unſinn und Unrecht. Wenn der Erbprinz von dieſer Anſicht durchdrungen iſt und die Folgen derſelben für ſein Leben und dereinſt für ſeine Regierung auf ſich nehmen will, ſo werde ich der letzte ſein, der gegen dies Martyrium etwas einwendet. Steht aber Ihr junger Herr nicht ſo ſicher und frei über den Vorurtheilen ſeines Kreiſes, und iſt auch ihm die ſtille Anſicht eingepflanzt, daß es für Cavaliere und Militärs eine beſtimmte Ehre gibt, welche noch etwas Anderes bedeutet als die Ehre eines Ehrenmannes, und welche in gewiſſen Fällen ein Duell nöthig macht, ſollte Ihr Prinz nach ſolchen Anſchauungen urtheilen und dereinſt regieren wollen, ſo will ich Ihnen allerdings bekennen, daß ich ihm das Recht nicht zugeſtehe, den Ehrbegriffen unſerer akademiſchen Jugend entgegenzutreten.“

„Sie ſind alſo der Meinung,“ frug der Kammerherr, „daß der Prinz ſich auf die angebotene Stellvertretung einlaſſen müſſe?“

„Ich habe weder Recht noch Wunſch hier eine Meinung auszuſprechen,“ verſetzte der Doctor. „Ich kann nur ſagen, daß mir die Stellvertretung auch nicht gefällt. Mir ſcheint die Sache ſo zu liegen: entweder Vernunft oder wenigſtens perſönlicher Muth.“

Der Kammerherr ſtand ſchnell auf. „Das iſt ganz unmöglich; es wäre nicht nur eine unerhörte Abweichung von dem Herkommen und würde für den Prinzen neue peinliche Verwickelungen herbeiführen, es iſt auch ſo vollſtändig gegen meine Ueberzeugung von dem, was einem Fürſten erlaubt iſt, daß davon unter keinen Umſtänden die Rede ſein kann.“

Der Kammerherr entfernte ſich, nicht angenehm von der radikalen Auffaſſung des Doctors berührt. Nach der Heimkehr ſagte er dem Prinzen: „Die Angelegenheit muß ſchnell beendet werden, bevor der Fürſt davon erfährt. Höchſtderſelbe wird bei der Perſönlichkeit des Gegners Ew. Hoheit jede Nachgiebigkeit auf das Strengſte unterſagen; und doch ſehe ich, daß die Beziehungen meines gnädigſten Prinzen zu der Studentenſchaft und vielleicht ſogar andere perſönliche Verhältniſſe auf das Aeußerſte gefährdet ſind, wenn es nicht gelingt, den hier üblichen Anſichten einigermaßen zu entſprechen. Darf ich deshalb Ew. Hoheit einen Rath geben, ſo iſt es immer der, daß Höchſtſie dem Kreiſe, in welchem wir einmal leben, eine große Bewilligung machen und Herrn von Halling als Vertreter annehmen.“

Der Prinz ſah gedrückt vor ſich nieder und ſagte endlich: „Das wird wohl das Beſte ſein.“

Der große Häuptling Beppe, eine der beſten Klingen der

Univerſität, ſollte ſich alſo für den Erbprinzen ſchlagen. Nun erwies ſich aber, daß die Arminen mit dieſer Vertretung keineswegs zufrieden waren, ſondern den unverſchämten Anſpruch erhoben, den Prinzen ſelbſt in Fauſthandſchuhen und Batiſthemd vor ſich zu ſehen. Namentlich Ulf der Dicke, Urheber des ganzen Skandals, erklärte, daß er den Markomannenführer ohnedies in ſeiner Brieftaſche finde und nicht auf die fröhliche Ausſicht verzichten wolle, mit ihm in Privatangelegenheiten einen Gang unter kleinen Mützen abzumachen.

Das war nicht zu leugnen; indeß ein großer Rath aller Senioren, welchen die Markomannen ſchnell zuſammenriefen, entſchied dafür, daß der Stellvertreter anzunehmen ſei. Dagegen wurde die liſtige Forderung der Markomannen abgelehnt, daß der Armine zuerſt gegen ihre Corpsgenoſſen auf die Kreide trete. Sie wollten dadurch den Prinzen der ganzen Sache überheben, da anzunehmen war, daß auch die ſtämmige Kraft des Arminen lange beſeitigt ſein würde, bevor nur die Hälfte der Namen in ſeiner Brieftaſel getilgt war. Es blieb alſo nichts übrig, als daß die beiden Kämpfer zu zwei verſchiedenen Malen auf einander los hieben, der Markomanne zuerſt im Namen des Prinzen. „Wir wollen uns beide Mühe geben, daß das zweite Mal nicht nöthig wird,“ ſagte der Markomanne beim Aufbruch bedeutſam zum Vertreter des Arminen.

Jede Vorkehrung war getroffen, den verhängnißvollen Zweikampf geheim zu halten, nur die Betheiligten wußten die Stunde, ſelbſt den Stammgenoſſen wurde von anderen Tagen geſprochen, denn die Pedelle waren wachſam, die Univerſität bereits von der höchſten Behörde aufgefordert, mit allen Mitteln weitere Folgen zu verhindern.

Am Mittag vor dem Zweikampf lud der Prinz die Markomannen zu Tiſche, es war dabei ſo viel von ähnlichen Geſchäften die Rede, daß ſelbſt dem Kammerherrn unheimlich wurde. Kurz vor dem Aufbruch ſtand der Prinz mit dem Senior in einer

Fenſterniſche, plötzlich faßte er die Hand des jungen Mannes, hielt ſie feſt und ein heftiges Schluchzen erſchütterte ihm die Glieder. Bewegt ſah der tapfere Knabe auf den Prinzen: „Es wird Alles gut gehen, Hoheit,“ ſagte er tröſtend.

„Für dich, aber nicht für mich,“ erwiederte der Prinz und wandte ſich ab.

Als gegen Abend der Erbprinz unſtät durch die Zimmer ging, machte der Kammerherr, der ſelbſt trübe Gedanken loswerden wollte, den Vorſchlag, heut Abend das Haus des Rectors zu beſuchen. Dies war der einzige Ort, wo er ſicher war, nichts von der widerwärtigen Geſchichte zu hören, und er war ſcharfſinnig genug zu ahnen, daß auch dem Prinzen dieſer Beſuch am erſten wohlthun werde.

Ilſe wußte Alles. Unſer Student, der wider Willen die Elſter geſpielt hatte, welche Unheil ſtiftend zwiſchen den Parteien auf- und ablief, umkreiſte immer noch ängſtlich das Haus des Rectors, er wagte an einem Studentenabend bei Frau Penelope zurückzubleiben, als ſich die Anweſenden in das Zimmer des Rectors zogen, erzählte der Fragenden den ganzen Streit, ſchilderte die gefährliche Lage des Prinzen und flehte, Sr. Magnificenz nichts von dem Vorfall zu ſagen. Als heut der Prinz eintrat, war unter den Anweſenden eine Spannung bemerkbar, welche ſolchen, die in gefährliche Geſchäfte verſtrickt ſind, die Unbefangenheit nicht zu erhöhen pflegt. Der Kammerherr war liebenswürdiger als je und erzählte hübſche Hofgeſchichten, aber er machte keine Wirkung. Der Prinz ſaß verlegen auf ſeinem Platz neben Frau Ilſe, auch aus ihren freundlichen Worten fühlte er den Ernſt, er ſah wie ihr Blick traurig auf ihm ruhte und ſich ſchnell abwandte, als er die Augen aufſchlug. Endlich begann er mit unſicherer Stimme: „Sie haben mir früher die Köpfe berühmter Männer gezeigt, darf ich Sie bitten mir den Band noch einmal zu weiſen?“

Ilſe ſah ihn an und ſtand auf. Der Prinz folgte ihr wie neulich zu der Lampe des Nebenzimmers. Sie legte den

Band vor ihn, er ſah theilnahmlos darüber weg und begann endlich leiſe: „Mir lag nichts an den Köpfen, nur mit Ihnen allein zu ſein. Ich bin hilflos und ſehr unglücklich. Ich habe keinen Menſchen auf Erden, der mir ehrlich räth, was ich thun ſoll. Ich habe einen Studenten gekränkt und bin ſchwer von ihm beleidigt. Jetzt ſoll ein Anderer für mich den Streit ausfechten.“

„Arme Hoheit!“ rief Ilſe.

„Sprechen Sie nicht ſo zu mir, gnädige Frau, wie ein Weib das anſieht, ſondern als ob Sie mein Freund wären. Daß ich Ihnen mit meiner Angſt zur Laſt falle, macht mich in dieſem Augenblicke vor mir ſelbſt verächtlich, und ich fürchte, ich werde es auch Ihnen ſein.“ Er ſah finſter vor ſich nieder.

Ilſe ſprach leiſe: „Ich kann nur reden, wie mir um's Herz iſt, haben Hoheit ein Unrecht gethan, ſo bitten Sie es ab, ſind Sie beleidigt worden, ſo verzeihen Sie.“

Der Prinz ſchüttelte das Haupt. „Das würde nichts nutzen, es würde mich auf's Neue beſchimpfen vor allen Andern und vor mir ſelbſt. Nicht darum frage ich Sie. Nur Eines will ich wiſſen, darf ich einen Andern meinen Streit auskämpfen laſſen, weil ich ein Prinz bin? Alle ſagen mir, ich müßte es thun, ich habe zu Keinem Zutrauen, nur zu Ihnen.“

Ilſe ſtieg das Blut in das Antlitz: „Ew. Hoheit legen eine Verantwortung auf meine Seele, vor der ich erſchrecke.“

„Sie haben einmal zu mir die Wahrheit geſprochen,“ ſagte der Prinz finſter, „wie noch niemals ein Menſch auf Erden, und jedes Wort aus Ihrem Munde war gut und herzlich. Und deshalb fordere ich auch, daß Sie mir heut Ihre wahre Meinung ſagen.“

„Dann alſo,“ rief Ilſe ihn groß anſehend, und das alte Sachſenblut wallte in ihr auf, „wenn Ew. Hoheit Streit angefangen, ſo müſſen Sie ihn auch ſelbſt als Mann zu Ende führen, und Sie ſelbſt müſſen dafür ſorgen, daß es in ehrenvoller Weiſe geſchehe. Ew. Hoheit dürfen nicht zugeben, daß ein Anderer um Ihres Unrechts willen Ihrem Gegner trotzt und ſeine geſunden Glieder in Gefahr ſetzt. Denn einen Fremden zu Unrecht verleiten und in Gefahr ſtürzen und dabei ruhig zuſehen, das iſt das Schrecklichſte von Allem.“

Der Prinz verſetzte kleinlaut: „Er iſt muthig und dem Gegner überlegen.“

„Und wie dürfen Ew. Hoheit Ihren Gegner einer fremden Kraft preisgeben, die ſtärker iſt als die Ihre? Wenn Ihr Stellvertreter gewinnt oder verliert, Sie werden ihm mehr ſchuldig als man einem Fremden ſchuldig ſein darf, und durch Ihr ganzes Leben wird Sie der Gedanke drücken, daß er Muth bewieſen hat, wo Sie ihn nicht gezeigt haben.“

Der Prinz wurde bleich und ſchwieg. „Ich fühle ebenſo,“ ſagte er endlich.

„Furchtbar iſt Alles, was auf dieſem Wege liegt,“ fuhr Ilſe mit gerungenen Händen fort, „Frevel hier und dort und blutdürſtige Rache. Aber iſt Ihnen unmöglich, ein Unrecht zu verhindern, ſo beſteht doch Ihre Pflicht zu ſorgen, daß es nicht größer werde und daß ſeine Folgen nicht auf Anderer Haupt ſinken, nur auf das Ihre. Und Alles in mir ruft: Sie ſelbſt müſſen thun, wo nicht, was Recht iſt, doch was am wenigſten Unrecht iſt.“

Der Prinz nickte mit dem Kopfe und ſaß wieder ſchweigend. „Ich darf keinem von meiner Umgebung etwas ſagen,“ begann er endlich, „am wenigſten dem dort,“ er wies auf den Kammerherrn. „Wenn ich verhindern ſoll, daß ein Anderer an meiner Statt den Streit ausficht, ſo muß das in den nächſten Stunden geſchehen. Wiſſen Sie Jemand, der mir dabei helfen würde?“

„Meinem Mann verbietet ſein Amt, in dieſer Sache etwas für Ew. Hoheit zu thun. Der Doctor aber.“

Der Prinz ſchüttelte den Kopf.

„Unſer Student,“ rief Ilſe, „er iſt Ew. Hoheit aufrichtig ergeben, er iſt ein Landsmann und fühlt großen Kummer über die Sache.“

Der Prinz überlegte. „Wollen Sie mir Ihren Diener für einige Stunden dieſes Abends erlauben, ſobald Sie ſeiner nicht mehr bedürfen?“

Ilſe rief Gabriel, der am Tiſche beſchäftigt war, in das Zimmer und ſagte zu ihm: „Thun Sie, was Se. Hoheit aufträgt.“ Der Prinz trat an das Fenſter und ſprach leiſe mit dem Diener.

„Verlaſſen ſich Ew. Hoheit ganz auf mich,“ ſagte Gabriel und ging zu ſeinen Taſſen zurück.

Der Prinz trat zu Frau Ilſe, welche unbeweglich da ſaß und auf das Buch ſtarrte. „Ich habe die Köpfe angeſehen,“ ſagte er ruhiger als er noch den Abend geweſen war, „und ich habe gefunden, was ich ſuchte. Ich danke Ihnen.“

Ilſe erhob ſich und kehrte mit ihm zur Geſellſchaft zurück.

Die Gäſte hatten ſich entfernt und Ilſe ſaß allein in ihrem Zimmer. Was hatte ſie gethan! Vertraute eines Mannes bei blutigem Beginnen, geheime Beratherin bei geſetzloſer That! Sie, ein Weib, war Verbündete eines Fremden, ſie, die Gattin des Mannes, der jetzt ein Wächter des Geſetzes ſein ſollte, war Helferin bei einem Verbrechen geworden. Welcher finſtere Geiſt hatte ihr die Sinne bethört, als ſie vertraulich der Rede des Andern antwortete und flüſternd mit ihm verhandelte, was ſie dem eigenen Mann nicht zu geſtehen wagte?

Nein, der ſie verlockt hatte, ein Fremder war er nicht. Seit ihrer Kindheit hatte ſie mit innigem Antheil von ihm gehört, er war der künftige Gebieter ihrer Heimat, einſt Herr über Leben und Tod auf dem Felſen, von dem ſie hinabgeſtiegen war in die Fremde. Seit er zuerſt vor ſie trat, ſo rührend in ſeiner freudeloſen Jugend, in der weichen Hilfloſigkeit ſeines Standes, hatte ſie zärtlich um ihn geſorgt, und was er ihr erwieſen hatte ſeit demſelben Tage, war ein liebenswerthes, lauteres Gemüth. Jetzt faßte ſie bebende Angſt auch um ihn. Sie hatte ihn in ſein Schickſal getrieben, ſie trug die Schuld eines Beginnens, das ſeinem Stande für ungeheuer galt. Wenn ihm zum Unheil wurde, was ſie gerathen, wenn der Gegner den armen ſchwachen Jüngling bis zum Tode traf, wie wollte ſie das ertragen in ihrem Gewiſſen?

Sie ſprang auf und wieder rang ſie die Hände. Der Gatte rief ihren Namen, ſie fuhr zuſammen, denn ſie fühlte ſich in einer Schuld gegen ihn. Und wieder frug ſie bange: „Welcher böſe Geiſt hat mich verwirrt? Bin ich nicht mehr, die ich war? Wehe mir, ich habe mich nicht gehalten, wie einer Chriſtin geziemt, nicht als eine beſcheidene Frau, die den Schrein ihrer Seele öffnen ſoll nur vor Einem. Dennoch aber," rief ſie ihr Haupt erhebend, „wenn er wieder vor mir ſtände und noch einmal früge, ob er als Mann handeln ſoll, oder als ein Schwächling, ich würde ihm wieder daſſelbe ſagen und immer wieder. Der Herr ſchütze mich!" —

Als Krüger in das Schlafzimmer trat, den Prinzen auszukleiden, gab ihm dieſer in kurzem Ton Aufträge, welche den Lakaien höchlich befremdeten. Da er aber dadurch ſeine vertraute Stellung befeſtigt ſah, verſprach er Gehorſam und Schweigen. Er löſchte die Lampen und ging auf ſeinen Poſten. Nach einer Stunde führte er den Studenten, welcher von Gabriel abgeliefert wurde, durch eine Seitenthür in das Schlafzimmer des Prinzen. Dort fand eine leiſe Unterredung ſtatt, deren Folge war, daß der Student in großer Aufregung aus dem Hauſe eilte und dem harrenden Gabriel den Auftrag gab, zu früher Morgenſtunde eine Droſchke an die nächſte Straßenecke zu beſtellen.

In dem Saale eines abgelegenen Kaffehauſes vor der Stadt war beim erſten Morgenlicht eine ernſte Geſellſchaft verſammelt, die Blüthe der Corps und Verbindungen, erprobte Geſellen von verwegenem Ausſehen, für jedes Studentenherz ein gewaltiger Anblick; heut ſollten nacheinander mehre von den vielen Blutverträgen jenes Abends ausgeführt werden.

Das erſte Geſchäft ſollte der Studentenehre des Erbprinzen gelten. Die Kämpfer waren ausgezogen und in ihre Fechtertracht gekleidet; Jeder ſtand mit ſeinem Secundanten und Zeugen in einer Ecke des Saales, der Doctor — es war der alte Teutone von der Geige — hatte in einem Winkel ſein Verbandzeug ausgebreitet und ſah mit grimmigem Behagen auf die bevorſtehende Arbeit, welche ihm neue lehrreiche Curen verſprach. Aber die Arminen waren aufſäſſig, noch einmal traten ihre Secundanten vor den Unparteiiſchen und erhoben Beſchwerde, daß der Prinz nicht gegenwärtig ſei, um wenigſtens durch ſeine Anweſenheit den Vertreter zu beſtätigen. Sie forderten deshalb, daß der bevorſtehende Gang nicht für ihn gerechnet werde, ſondern als perſönlicher Kampf der beiden Studenten, welche mit einander in mehrfache zarte Beziehungen getreten waren. Da die Markomannen kein gutes Gewiſſen hatten, denn ſie hatten bei den Verhandlungen dieſen Punkt zweideutig zu umgehen gewußt, machten ſie jetzt den Vorſchlag, daß der Prinz nachträglich mit dem Arminen oder deſſen Secundanten am dritten Ort zuſammenkommen ſollte, damit zwiſchen beiden die gebräuchliche Verſöhnung ſtattfinde.

Noch wurde darum gehandelt, mit Erbitterung, aber in kurzen Worten, wie der Zwang dieſer Stunde gebot, da pochte der Fuchs, welcher die Wache an der Treppe hatte, — es war ein junger Armine — zweimal an die Thür. Alle ſtanden unbeweglich. Nur die Secundanten rafften die Schläger zuſammen und warfen ſie in eine finſtere Kammer, und unſer Student, der als Zeuge ſeinem Stammgenoſſen noch ſeidene Stränge über die Pulsadern der Hand legte, ſprang ſchnell an die Thür und öffnete. Eine kleine Geſtalt im Mantel und runden Hut trat herein, es war der Erbprinz. Er nahm den Hut ab, ſein Geſicht ſah etwas bleicher aus als gewöhnlich, aber er begann mit ruhiger Haltung: „Ich bin heimlich hergekommen; ich bitte die Anweſenden mir zu erlauben, daß ich mir ſelbſt Genugthuung hole, und ich bitte Sie Nachſicht mit mir zu haben, wenn ich mich in dem Brauch ungeübt zeige, denn es iſt das erſte Mal, daß ich mich verſuche."

Es entſtand eine Stille, ſo tief, daß man das leiſe Schwirren des Rappiers hörte, welches in eine Ecke geſchleudert war, alle Anweſenden empfanden, daß dies ein wackeres Thun war. Nur Beppo, der Markomanne, ſtand beſtürzt und begann: „Schon deine Gegenwart genügt, die letzten Schwierigkeiten zu beſeitigen, ich beſtehe darauf, daß nicht umgeworfen wird, was beſchloſſen iſt," und leiſer fügte er hinzu: „Ich beſchwöre Ew. Hoheit, nicht das Unnöthige zu thun, es ladet uns allen eine Verantwortung auf, die wir nicht übernehmen dürfen."

Der Prinz erwiederte feſt: „Du haſt dein Verſprechen erfüllt, ich werde dir für den Willen ebenſo dankbar ſein, als für die That. Aber ich bin entſchloſſen." Er zog ſeinen Rock aus und ſagte: „Legt mir die Binden an."

Der Secundant des Arminen wandte ſich zum Unparteiiſchen. „Ich bitte, den Gegner zur Eile zu mahnen, wir ſind nicht hier, um Artigkeiten zu wechſeln; will ſich der Prinz ſelbſt Genugthuung holen, wir ſind bereit." Die Markomannen rüſteten den Prinzen, und man darf den tapfern Geſellen das Zeugniß nicht verſagen, ſie thaten es mit ſo inniger Ehrerbietung und ängſtlicher Sorgfalt, als ob ſie in der That Krieger des Volksſtammes wären, deſſen Namen ſie trugen, und ihr junges Königskind zum tötlichen Einzelkampfe ſtellen ſollten.

Der Prinz trat auf den Kreideſtrich, ſeinem Secundanten, einem harten Balafré, zitterte die Waffe in der Hand, als er ſich neben ihm auslegte. „Gebunden — Los!" Die Klingen ſauſten in der Luft. Der Prinz hielt ſich nicht ſchlecht, eine lange Gewöhnung, ſich vorſichtig zu beherrſchen, kam ihm zu gut, er vermied, gefährliche Blößen zu geben, und ſein Secundant zog ſich eine herbe Warnung des Unparteiiſchen zu, weil er ohne Rückſicht auf ſeine eigenen Glieder im Bereich des feindlichen Stahles lag. Der Armine war an Kraft und Kunſt weit überlegen, aber er geſtand ſpäter ſeinen nächſten Freunden, es ſei ihm doch ſtörend geweſen, das Fürſtenkind leibhaftig im Bereich ſeines Schlägers zu ſehen. Nach dem vierten Gange ſtrömte das Blut von Ulfs breiter Backe auf das Hemd. Sein Secundant forderte Fortſetzung des Kampfes, der Unparteiiſche erklärte den Streit für beendet. Der Prinz ſtand ſtill auf ſeinem Platze, jetzt entfiel der Schläger ſeiner Hand, und ein leiſes Zittern bewegte die Finger, aber ſein Mund lächelte, und es war ein guter Ausdruck in den frohen Zügen. Ein Knabe hatte durch die ernſte Viertelſtunde das Selbſtgefühl eines Mannes gewonnen. Bevor der Prinz ſich zu ſeinem Gegner wandte, fiel er dem Markomannen um den Hals und ſagte: „Jetzt kann ich dir von Herzen danken.“ Der Unparteiiſche führte ihn zum Gegner, der unwillig vor dem Doctor ſtand, und doch auch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das ihm weh genug that, und Beide reichten einander die Hände. Nun traten auch die Arminen grüßend zu dem Prinzen, während der Unparteiiſche in den Saal rief: „Zweiter Fall.“

Aber der Prinz, der ſeinen Mantel wieder umgethan hatte, ging zu dem Leiter des Zweikampfes und begann: „Ich kann nicht fortgehen ohne eine große Bitte auszuſprechen. Ich bin unglücklicher Weiſe die Veranlaſſung des peinlichen Vorfalles geweſen, welcher jetzt die Studentenſchaft entzweit, ich weiß wohl, daß ich gar kein Recht habe, hier einen Wunſch zu äußern, aber es wäre mir eine freudige Erinnerung für immer, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Verſöhnung und Friede beſchloſſen würde.“

Von ſeinen Markomannen hätte er in dieſem Augenblick das Schwerſte fordern dürfen, aber auch die Andern ſtanden unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Erlebniſſes. Ein beifälliges Murmeln ging durch den Saal, ſogar der Unparteiiſche rief mit lauter Stimme: „Der Prinz hat ein gutes

Wort geſprochen.“ Die düſtern Blicke Einzelner wurden nicht beachtet, die Secundanten und Senioren beriethen in der Mitte des Saales, das Ergebniß war, daß die ſchwebenden Forderungen zunächſt zwiſchen den Anweſenden ausgeglichen und eine allgemeine Verſöhnung eingeleitet wurde.

Der Prinz verließ, von den Markomannen umdrängt, das Haus und ſprang in den Wagen, Krüger öffnete ihm die Thür des Schlafzimmers. Der Kammerherr war über die lange Ruhe ſeines jungen Herrn gerade an dieſem Morgen ſehr verwundert; als er nach der Meldung des Kammerlakaien zum Frühſtück eintrat, fand er ſeinen Prinzen behaglich am Tiſch ſitzen. Nachdem Krüger hinausgegangen war, begann der Prinz: „Das Duell iſt abgemacht, Weidegg, ich habe mich ſelbſt geſchlagen.“ Der Kammerherr ſtand erſchrocken auf. „Ich ſage Ihnen das, weil es Ihnen doch kein Geheimniß bleiben würde. Ich hoffe, der Streit unter den Studenten wird damit abgemacht ſein. Sprechen Sie mir nichts dagegen und regen Sie ſich ſelbſt nicht auf, ich habe gethan, was ich für recht hielt, oder doch für das kleinſte Unrecht, und ich bin froher als ich ſeit langer Zeit war.“

Die Häupter der Markomannen hatten von den übrigen Anweſenden das Wort erbeten, daß die einzelnen Vorgänge dieſes Morgens nicht verbreitet werden ſollten, und man muß annehmen, daß Jedermann ſein Wort gehalten habe. Dennoch flog durch Univerſität und Stadt blitzſchnell die Kunde, daß der Prinz ſelbſt durch wackeres Verhalten die Händel ausgeglichen habe. Und der Kammerherr erkannte aus frohen Andeutungen der Markomannen und aus den freundlichen Grüßen, welche ſein junger Herr auf der Straße erhielt, noch mehr aber aus der veränderten Haltung des Prinzen ſelbſt, daß der heimliche Zweikampf doch eine gute Seite gehabt hatte, und das verſöhnte ihn ein wenig mit dem ärgerlichen Ereigniß.

Als der Prinz einige Zeit darauf das Haus des Rectors betrat, wurde er in das Arbeitszimmer geführt und Werner begrüßte ihn lächelnd. „Ich war genöthigt, meiner Regierung über die letzten Vorfälle zu berichten und, gemäß der übereinſtimmenden Ausſage der vorgeladenen Studenten, beizufügen, daß Ew. Hoheit Dazwiſchentreten weſentlich dazu beigetragen hat, den Frieden wieder herzuſtellen. Mir iſt der Auftrag geworden, Ihnen dafür warme Anerkennung der akademiſchen Behörde auszuſprechen. Perſönlich erlaube ich mir dem Wunſch Worte zu geben, daß Alles, was Ew. Hoheit in dieſen Tagen erlebt, Ihnen immer eine angenehme und fruchtbare Erinnerung ſein möge.“

Als der Prinz ſich vor Frau Ilſe verneigte, ſagte er leiſe: „Es iſt Alles gut gegangen, ich danke.“ Ilſe ſah ſtolz auf ihren jungen Herrn, und doch war die bange Unſicherheit der letzten Tage nicht ganz von ihr genommen, ſie war dem Prinzen gegenüber ſtiller als gewöhnlich.

5.

Alles geſtört.

Der Frühling flog luſtig durch das Land. Die Blüthenſträucher und die Beete der Gärten prangten ſtolz in den Farben ihrer Verbindung, in dieſem Jahre ſangen wirklich Staare in den Käſten des Herrn Hahn, und auf der Waldwieſe vor dem Garten des Herrn Hummel freuten ſich Hahnenfuß und wilder Lauch der feuchten Wärme. Den akademiſchen Bürgern wurde es eine behagliche Zeit, die Händel des Winters waren abgethan, die Pedelle zogen um zehn Uhr das Nachtcamiſol an, und die Vorleſungen der Herren Profeſſoren liefen gemüthlich nebeneinander hin wie Mühlräder bei hohem Stande des Waſſers.

Auch der Rector genoß die Ruhe, und ſie war ihm zu gönnen, denn Ilſe ſah beſorgt, daß ſeine Wange hagrer war als ſonſt, und daß am Abend zuweilen eine Ermüdung über ihn kam, die er früher nicht gekannt. „Er ſolle auf einige Monate ſein Arbeitszimmer verlaſſen," rieth der Arzt, „das würde ihm wieder für Jahre die Spannung geben, jedem Gelehrten thue zwei, drei Mal im Leben ſolche Erfriſchung noth, eine Reiſe wäre die beſte Cur."

Felix lachte dazu, aber die Hausfrau bewahrte den Rath in treuem Gemüth und ſuchte unterdeß den Gatten ſo oft als möglich von ſeinen Büchern in das Freie zu entführen. Auch heut zog ſie ihn am Arm durch Wald und grüne Wieſen. Sie wies ihm Schmetterlinge, die über den Feldblumen flatterten, und Vögelſchwärme, welche in der warmen Luft dahinzogen. „Jetzt iſt die Zeit deiner Unruhe, von der du mir einſt erzählt haſt, fühlſt du nichts davon?"

„Ja," ſagte der Profeſſor, „und wenn du mit mir ziehen willſt, ſo machen wir wenigſtens in Gedanken eine gemeinſame Reiſe in die Ferne."

„Du willſt mich mitnehmen?" rief Ilſe erfreut. „Ich bin wie ein Murmelthier, ich kenne nur die Höhle, aus welcher mein Herr mich geholt, und den Deckel des Kaſtens, in dem er mich füttert. Darf ich wünſchen, ſo fordere ich mir Eisberge, welche hoch über die Wolken ragen, und Abgründe, die ſteil ins Unermeßliche fallen. Aber aus den Bergen ſteige ich hinab zu Oelbaum und Orange, ſeit Jahren habe ich von den Menſchen gehört, welche dort gelebt haben, euch Allen lacht das Herz, ſo oft ihr von dem blauen Meer und der Herrlichkeit alter Städte redet. Das möchte ich ſehen, deine Worte dazu hören und die Freude fühlen, die du beim Wiederſehn von Allem haſt, was dir dort lieb geworden iſt."

„Gut," verſetzte der Profeſſor, „alſo die Alpen, dann bis Neapel. Ich habe nur zuerſt einige Wochen in Florenz für den Tacitus zu arbeiten."

Hui, dachte Ilſe, da iſt der Codex wieder!

Sie ſaßen unter der großen Eiche nieder, einem Rieſen des Mittelalters, der das neue Baumgeſchlecht im Stadtwald überragte wie die Kuppel Sanct Peters die Dächer und Thürme der heiligen Stadt. Und unter dem hohen Laubgewölbe, zu dem Ilſe gern die Schritte lenkte, machten ſie luſtige Reiſepläne zu Pinien und Cactushecken.

Als ſie aus dem Gehölz in die nahe Lichtung traten, ſahen ſie unter den Wieſenblumen die Livree eines Lakaien, ſie erkannten den Prinzen mit ſeinem Begleiter, neben ihnen einen Wirth aus dem nächſten Dorfe. Die Herren traten grüßend heran. „Hier wird ein Anſchlag gegen einige Stunden Ihrer Muße gemacht,“ rief der Kammerherr dem Profeſſor zu, und der Prinz begann: „Ich habe den Wunſch, einige Herren und Damen von der Univerſität ins Freie zu bitten, da ich hier doch nicht die Freude haben kann, ſie in eigenem Hauſe zu ſehen. Es ſoll keine große Geſellſchaft ſein, und ſo ländlich als möglich. Wir haben an dieſen Platz gedacht, weil die gnädige Frau ihn öfter gerühmt hat. Und ich werde Ihnen dankbar ſein, wenn Sie mir noch mit gutem Rath aushelfen wollen, wie die Sache am beſten einzurichten iſt.“

„Wenn Ew. Hoheit den Frauen eine Freude machen will, ſo laden Sie auch die Kinder ein. Iſt es zugleich ein Kinderfeſt, ſo ſind Hoheit ſicher, daß es Allen eine gute Erinnerung hinterläßt.“

Das wurde angenommen. Es erſchienen zierliche Einladungen, durch welche Rector und Decane und die Herren Profeſſoren, mit denen der Prinz perſönlich bekannt war, nebſt ihren Familien für ein Feſt im Freien geworben wurden. Der Gedanke fand bei Großen und Kleinen Beifall, und unter den Bekannten der Frau Profeſſorin regte ſich frohe Erwartung.

Auch Laura hatte eine Einladung erhalten, und ihre Freude war groß. Als ſich aber am Abend ergab, daß der Doctor nicht eingeladen war, wurde ſie unwillig.

„Mir fällt nicht ein, ſeinen Anwalt zu machen,“ ſagte ſie zu Ilſe, „doch er iſt genau in meiner Lage; wenn man mich um deinetwillen eingeladen hat, ſo mußte man deines Mannes wegen auch ihn auffordern. Daß man dies verſäumt hat, iſt eine Tactloſigkeit oder etwas Schlimmeres. Und da er nicht gebeten iſt, bin ich entſchloſſen, auch nicht zu gehen. Denn Fritz Hahn mag ſonſt ſein wie er will, eine Nichtachtung hat er von dieſen vornehmen Leuten nicht verdient."

Vergebens ſuchte ihr Ilſe auseinander zu ſetzen, daß der Doctor dem Prinzen, von dem doch die Einladung ausgehe, keinen Beſuch gemacht. Laura blieb eigenſinnig und verſetzte: „Du biſt ein beredter Vertheidiger deines Prinzen und in den Gebräuchen vornehmer Leute beſſer bewandert, als ich dir zugetraut hätte. Ich aber werde zum Feſte ſchulkrank, darauf verlaß dich. Wenn nicht anging, den drüben zu laden, ſo geht es bei mir auch nicht an. Sage aber dem Doctor nichts davon, damit Fritzchen ſich nicht etwa einbildet, ich thäte es ihm zu Liebe, es iſt nicht Freundſchaft für ihn, ſondern Bosheit gegen die Hofherren."

An einem Sonntag fuhr zuerſt ein großer Vorrathswagen mit Krüger und einem Koch in die Nähe der großen Eiche, Kutſchen des Prinzen holten die Herren und Damen, ein Omnibus mit Laubgewinden und Kränzen verziert lud die Kinder der Familien zuſammen. Auf der Wieſe war ein Zelt errichtet, ſeitwärts durch Gebüſch verdeckt eine Breterhütte mit aufgeſtelltem Kochherd; eine Muſikbande ſaß verſteckt im Walde und empfing die ankommenden Familien. Der Prinz und ſein Kammerherr begrüßten an der Waldecke und geleiteten zum Mittelpunkt des grünen Feſtraumes, wo ein ungeheures Werkſtück höchſter Bäckerkunſt den Leuchtthurm bildete, in deſſen Nähe man ſich vor Anker legte. Bald verrieth Geklirr der Taſſen, daß man ſich der unvermeidlichen Vorbereitung zu gemüthvoller deutſcher Fröhlichkeit hingab. Im Anfang waren die Geladenen feierlich, das Ungewöhnliche des Feſtes verurſachte Erwägung. Als aber Raſchke ſeine Rockſchöße faßte und ſich im Graſe lagerte, als die andern Herren ihm folgten und dargebotene Cigarren anzündeten, bekam die Wieſe ein theokritiſches Ausſehen. Da ſaß der Rector auf dem Raſen, die Beine wie ein Türke zuſammen geſchlagen, daneben der Conſiſtorialrath auf einem Stuhle und etwas entfernt auf einem abgeſchlagenen Baumſtamm der immer noch feindliche Struvelius, mit ſeinem ſtarrenden Haar und der ſchweigſamen Weiſe dem kummervollen Geiſt der alten Weide ähnlich. Abſeits von ihnen aber thronte auf einem alten Ameiſenhaufen, über den er ſein Taſchentuch gebreitet hatte, Magiſter Knips, er hielt ſeinen runden Hut ehrerbietig unter dem Arm und ſtand auf, ſo oft der Prinz in ſeine Nähe trat. Unterdeß war der Prinz bemüht, die Damen zu unterhalten, ſeit den letzten Vorfällen des Winters war er ohnedies Liebling der Frauen, heut eroberte er vollends durch verlegene Anmuth die Herzen der Mütter und Töchter. Er ſprach verbindlich mit jeder Einzelnen, winkte den Lakaien, wo es fehlte, war um Alles beſorgt und lachte über ſich ſelbſt, wenn er nicht Beſcheid wußte. Ilſe und er arbeiteten im ſtillen Einverſtändniß einander in die Hände, der Frauenwelt Liebenswürdiges zu erweiſen, Ilſe, gehoben von dem Gedanken, daß ihr Prinz den Leuten ſo gut gefalle, und der Prinz im Herzen ſelig über die kleine gemeinſame Arbeit, die er mit der Frau Rectorin beſorgte.

Noch nie hatte er ſich ihr ſo vertraulich nahe gefühlt, als heut. Er ſah nur ſie, er dachte nur an ſie. Im Geſchwirr der Redenden, unter den Klängen der Muſik lauſchte er auf jedes Wort aus ihrem Munde. So oft er zu ihr trat, empfand er das warme Leben der ſchönen Frau wie einen wonnigen Zauber. Sie faßte nach einem Baumblatt, ihr Spitzenärmel ſtreifte ſein Geſicht, und von der Berührung des feinen Gewebes röthete ſich ihm die Wange. Ihre Hand ruhte einen Augenblick auf der ſeinen, als ſie ihm einen bunten Käfer darbot, und er fühlte den flüchtigen Druck wie einen Schlag im Herzen. „Der Käfer weiß Ew. Hoheit Zukunft. Sie dürfen ihn fragen: Liebes Marienvögelein, wie lange werd' ich luſtig ſein? ein Jahr, zwei Jahr und ſo fort, bis er entfliegt." Der Prinz begann den Spruch, aber war noch nicht bis zum erſten Jahr gekommen, als der Käfer davonflog. „Das gilt nicht Ihnen," tröſtete Ilſe lachend, „der Kleine war noch böſe auf mich." „Lieber will ich das Unglück tragen," verſetzte leiſe der Prinz, „als daß es Ihnen naht." Da nun Ilſe, betroffen durch den innigen Klang ſeiner Worte, ſich zu den Frauen wendete, hob er verſtohlen das Tuch auf, welches ihr von der Schulter geglitten war, und drückte es hinter dem Baum an ſeine Lippen.

Lauter wurde die junge Welt, als aus der Hütte hinter dem Buſch zwei Männer hervortraten mit rothem Rock und Trommel und die Jugend zu einem Vogelſchießen einluden. Der Kammerherr nahm die Aufſicht über die Knaben, Ilſe über die Mädchen, Jäger und Lakai halfen bei den Armbrüſten, die Bolzen knallten ohne Aufhören gegen den Leib der aufgerichteten Vögel, denn das Treffen war bequem gemacht, und wer gerade nicht ſchoß, konnte Preiſe bewundern, welche auf zwei Tiſchen ausgeſtellt waren. Es ging Alles ſchnell, wie bei einem Hoffeſt ſchicklich iſt, die Lakaien durchwanderten unaufhörlich die Geſellſchaft mit jeder denkbaren Erfriſchung, die Splitter der Vögel fielen wie Hagel, und der Prinz vertheilte die Preiſe an die Kinder, die ihn umdrängten. Bertha Raſchke wurde Schützenkönigin, ein kleiner Conſiſtorialrath ihr Mitregent. Jauchzend zogen die Kinder mit ihren Geſchenken hinter den Trommlern her bis zu einer langen Tafel, wo ihnen eine Mahlzeit bereitet war. Sie mußten nieder ſitzen, in der Mitte König und Königin. Jäger und Lakaien trugen die Gänge eines feinen Soupers auf. Der Kammerherr hätte nichts Beſſeres erfinden können die Eltern zu verbinden, auch die Väter traten hinter die Stühle und freuten ſich innig, wie die Kleinen aus den Kryſtallgläſern unſchädlichen Wein tranken und ſelig aus roſigen Geſichtern die gemalten Teller und ſilbernen Aufſätze der Tafel anſtaunten. Bald wurden ſie luſtig, zuletzt erhob ſich ſogar der kleine Conſiſtorialrath und brachte die Geſundheit des Prinzen aus, alle Kinder ſchrieen Hoch, die Trommler trommelten, die Muſik fiel ein und die Eltern umſtanden dankend den Feſtgeber. Ilſe aber brachte eine Schärpe getragen, welche die Frauen von Feldblumen geflochten hatten, und bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm die Schärpe anzulegen. Er ſtand unter den frohen Menſchen ſelbſt gehoben durch die harmloſe Freude, welche die Andern erfüllte, und durch die achtungsvolle Neigung, welche ihn aus allen Augen anſah. Mit ſtummem Dank blickte er zu Ilſe herüber und ohne Veranlaſſung wurden ihm die Augen feucht. Und wieder ſchrieen die Kinder ihr Hoch und die Trommler wirbelten.

Da ſprengte ein Reiter in fremder Dienertracht aus dem Walde heran, der Kammerherr trat beſtürzt zu dem Prinzen und überreichte ihm einen Brief mit ſchwarzem Siegel. Der Prinz eilte in das Zelt, der Kammerherr folgte ihm.

Der junge Herr hatte bei Feldblumen kein Glück. Die Feſtfreude war dahin, die Geſellſchaft ſtand theilnehmend und unſicher in Gruppen um das Zelt. Endlich trat der Kammerherr heraus; während er ſich an den Rector wandte und die Anweſenden ihn umdrängten, ſah Ilſe den Prinzen an ihrer Seite, tiefe Trauer im Angeſicht. „Ich bitte Sie mich bei den Damen zu entſchuldigen, wenn ich mich ſogleich entferne. Der Gemahl meiner Schweſter iſt nach kurzer Krankheit geſtorben, und meine arme Schweſter iſt ſehr unglücklich geworden.“ Der Schmerz zuckte in ſeinem Geſicht, als er fortfuhr: „Ich ſelbſt habe meinen Schwager wenig gekannt, aber er war gegen meine Schweſter ſehr gut, und ſie fühlte ſich bei ihm glücklicher als je in ihrem Leben. Sie ſchreibt mir in Verzweiflung, und das Unglück iſt für ſie ganz unſäglich. Wie die Verhältniſſe ſind, wird ſie an ihrem jetzigen Wohnort nicht bleiben dürfen, ich ſehe voraus, daß ſie wieder zu uns zurückkehren muß. Das iſt unſer bitteres Schickſal, nirgend ruhig zu bleiben, immer wieder gewaltſam herausgeriſſen zu werden. Und ich weiß, mich wird ein ähnliches Unglück treffen. Ich fühle mich jetzt hier wohl, Ihnen darf ich das geſtehen, auch mir macht dieſer Todesfall Vieles unſicher, ich ahne, er wird auch mich von hier fortziehen. Ich reiſe morgen auf einige Tage zu meiner Schweſter, denken Sie mit Theilnahme meiner.“ Er verneigte ſich und trat in das Zelt zurück, in den nächſten Minuten rollte ſein Wagen der Stadt zu.

Ilſe eilte zu ihrem Gatten, dem vom Kammerherrn die Bitte ausgeſprochen war, bei der Geſellſchaft ſeine Stelle zu vertreten. Man beſchloß ſogleich aufzubrechen. Die Kinder wurden in die Wagen geſetzt, die Erwachſenen kehrten in ernſtem Geſpräch zur Stadt zurück.

Unterdeß ſaß die ſchulkranke Laura in ihrem Stübchen und ſtöberte unter den alten Liederdrucken. Nach jener Begegnung im Dorfgarten war ſie mit Schrecken zu der Erkenntniß gekommen, daß die Tage ängſtlicher Sorge um den Doctor ihren Schatz ſehr vermindert hatten, wohl ein Dutzend — und nicht der ſchlechteſten — war leidenſchaftlich hinübergeſchleudert, die Schnüre, an welchen ſie das Sammlerherz drüben feſthielt, drohten dünn zu werden. Deshalb war das Trinklied für längere Zeit die letzte Spende geblieben. Heut aber, wo Fritz eine Behandlung erfahren hatte, welche ihr mehr Kummer machte als ihm ſelbſt, mußte ſie auf einen kleinen Troſt für ihn denken.

Ein ſchwerer Tritt auf der Treppe ſtörte die Wahl. Laura hatte kaum Zeit ihren Schatz in die geheime Schublade zu werfen, als ſchon die ſchwere Hand des Herrn Hummel auf die Klinke drückte. Das war ein ſeltener Beſuch und Laura empfing ihn mit der Ahnung, daß er auch heut nicht ohne ernſte Veranlaſſung erfolge. Herr Hummel trat dicht vor ſeine Tochter und betrachtete ſie ſorgfältig, als wäre ſie eine neue Pariſer Erfindung. „Du haſt alſo Kopfſchmerz und konnteſt die Einladung nicht annehmen? Das bin ich an meiner Tochter nicht gewöhnt. Bei deiner Mutter kann ich nicht verhindern, daß ihr Gefühl zuweilen in das Gehirn ſteigt, von deinem Kopf fordere ich, daß er unter allen Umſtänden frei bleibe. Weshalb biſt du alſo der Einladung nicht gefolgt?"

„Es wäre mir ein unerträglicher Zwang geweſen," ſagte Laura.

„Ich verſtehe," verſetzte Herr Hummel. „Ich bin nicht ſehr für Fürſten, ich bin auch nicht gegen ſie. Ich kann nicht finden, daß ſie einen größeren Kopf haben als andere Leute, und ich bin deshalb veranlaßt, ſie als einfache Kunden der bürgerlichen Geſellſchaft zu betrachten, welche nicht immer Numero Eins weder ſind noch tragen. Jedoch, wenn dich ein Prinz mit andern anſtändigen Perſonen zu einem ehrbaren Sommervergnügen einladet, und du dich weigerſt, ſo frage ich als Vater nach dem Grund, und zwiſchen dir und mir ſoll jetzt von Kopfſchmerz keine Rede ſein."

Laura erkannte an dem unwirſchen Blick des Vaters, daß er noch Anderes im Schilde führe. „Wenn du die Wahrheit wiſſen willſt, ich mache dir kein Geheimniß daraus. Ich bin nicht meiner ſelbſt wegen eingeladen, denn was liegt den Leuten an mir, ſondern als Tiſchzugabe unſerer Hausgenoſſen."

„Das wußteſt du doch auch, als die Einladung ankam, und damals fuhrſt du vor Freude in die Höhe."

„Mir iſt der Gedanke erſt nachher gekommen."

„Als du erfuhrſt, daß der Doctor von drüben nicht geladen war," ſagte Hummel. „Deine Mutter iſt eine ſehr brave Frau, vor der ich alle Hochachtung habe, aber ihr begegnet zuweilen, daß man ihr ein Geheimniß abſchrauben kann. Wenn du alſo etwas ſpintiſirſt, was weder die Welt noch dein Vater erfahren ſoll, ſo wird es klug ſein, das Niemandem anzuvertrauen, weder in unſerm Hauſe noch in einem andern."

„Gut alſo," rief Laura entſchloſſen, „wenn du es gemerkt haſt, ſo höre es noch einmal von mir. Ich bin ein Bürger-

Kind wie Fritz Hahn drüben, er iſt öfter als ich mit den Herren vom Hofe zuſammengetroffen; daß man auf ihn keine Rückſicht nahm, hat mir klar gemacht, daß man meinesgleichen als eine überflüſſige Beigabe betrachtet.“

„Alſo der drüben iſt deinesgleichen?“ frug Herr Hummel, „das gerade war es, was ich dir ausreden wollte. Ich möchte nicht, daß du deine Gefühle nach den Wettergläſern von dort drüben einrichteſt. Ich möchte nicht, daß Hahn junior auf den Gedanken käme, einmal einen Schwibbogen über die Gaſſe zu bauen und in Schlafſchuhen von einem Haus in das andere zu wandeln. Der Gedanke gefällt mir nicht. Ich will dir nur einen Grund anführen, der mit meinem alten Zorn gar nichts zu thun hat. Er iſt ſeines Vaters Sohn, und er hat keine rechte Courage für das Leben. Wer aushalten kann, Jahr für Jahr in dem Strohneſt zu ſitzen und Bücher aufzuklappen, der wäre, wenn ich mich als Mädchen betrachte, nicht mein Mann. Es iſt möglich, daß er ſehr gelehrt iſt und gerade die Dinge weiß, um die ſich andere Menſchen wenig kümmern, ich habe aber noch nicht gehört, daß er ſich dadurch etwas Ordentliches verdient hat. Deshalb, wenn geſchehen könnte, was nicht geſchehen wird, ſolange das Grundſtück drüben ein Hühnerhof iſt, wenn ich Heinrich Hummel zugeben wollte, daß mein einziges Kind vor der weißen Muſe Strümpfe ſtrickte, ſo wäre dies für mein Kind ſelbſt ein Unglück. Denn du biſt meine Tochter. Du biſt innerlich ebenſo ſehr ein Dickkopf wie ich von außen, und wenn du unter ſolche ſchwachherzige Leute geräthſt, wirſt du ſie jämmerlich unterbuttern, und du ſelbſt wirſt darüber unglücklich werden. Deshalb alſo bin ich der Meinung, daß dein Kopfſchmerz eine Narrheit war, und ich wünſche nie wieder von Leiden dieſer Art zu hören. Guten Tag, Fräulein Hummel.“ Er ſchritt zur Thür hinaus und brummte auf der Treppe: „Blühe, liebes Veilchen, das ich ſelbſt erzog.“

Laura ſaß am Schreibtiſch und ſtützte das ſchwere Haupt mit beiden Händen. Das war ein fürchterlicher Auftritt, die Reden des gewaltigen Vaters riſſen ihr die Seele wund. Aber in ſeiner höhnenden Betrachtung des Nachbarſohnes war doch eine Wahrheit, die ihr ſelbſt ſchon wie eine feindliche Spinne über die bunten Blätter ihrer Theilnahme gekrochen war. Er mußte hinaus in die Welt. Unten die Freunde dachten daran in die Ferne zu ziehen, ach, ſie ſelbſt war ein armer Vogel, der vergebens aufflatterte, weil die Feſſel am Fuß zurückhielt. Er aber konnte ſich löſen. Sie verlor ihn aus der Nähe, ſie verlor ihn vielleicht für immer, aber das durfte ſie nicht hindern, ihm die Wahrheit zu ſagen. Haſtig fuhr ſie unter die alten Druckblätter, mit Mühe fand ſie ein Reiſelied, welches allerdings nicht recht auf den Doctor paßte, inſofern es die Gefühle eines recht lüderlichen Landſtreichers ausſprach. Das Lied war ſchlimm, aber es gab nichts Beſſeres, unſre Vorfahren fanden, ſofern ſie ſich nicht gerade der Wegelagerei befleißigten, geringes Vergnügen auf der Landſtraße. Der Brief mußte das Beſte thun. Sie ſchrieb alſo: „Die Sommervögel fliegen, auch die ſehnſüchtigen Träume der Menſchen ſuchen die Ferne. Zürnen Sie nicht, wenn der Abſender Sie bittet, etwas von der Stimmung dieſes loſen Liedes in Ihr eigenes Leben aufzunehmen. Für Sie iſt die Heimat zu enge, Ihr Werth wird hier nicht erkannt, wie Sie verdienen. Sie ſelbſt entbehren in dem ſtillen Hauſe der Eltern die Erfahrungen, welche der Mann gewinnt, wenn er ſich durch eigene Tüchtigkeit ein neues Leben formt. Wohl weiß ich, daß Ihre höchſte Aufgabe immer ſein wird, durch Schriftwerke Ihre Wiſſenſchaft zu fördern. Das vermögen Sie überall zu thun. Aber Sie ſollten doch nicht verſchmähen, auch im perſönlichen Verkehr auf Jüngere lehrend zu wirken und ſich ſelbſt an den Kämpfen Ihrer Zeit thätig zu betheiligen. Auf, Herr Doctor, auch Ihnen ſingt hier der unbekannte Vogel ſein Wanderlied. Mit Schmerz werden die Zurückbleibenden Sie miſſen."

Zu derſelben Stunde ſaß Gabriel in ſeiner Kammer und bürſtete die letzten Stäubchen von dem Feſtgewand, das er über den Stuhl gebreitet hatte, zu ſeinen Füßen leckte ſich der rothe Hund die Pfote und ließ zuweilen leiſes Geknurr hören, das faſt wie ein Seufzer klang. Gabriel betrachtete unzufrieden den Hund. „Schöner biſt du im letzten Winter nicht geworden und beſſer auch nicht. Dein tückiſches Daſein iſt nur auf deine Schüſſel und die Beine der Vorübergehenden gerichtet. Ich wüßte nicht, daß einmal ein Hund der Menſchheit ſo verhaßt geweſen wäre, wie du, und kein Hund hat dieſen Haß ſo verdient. Deine einzige Freude iſt, zu verachten was wohlanſtändig iſt. Denn was iſt dir der liebſte Feſttag? wenn es geregnet hat und die Pfützen auf dem Wege ſtehen und ein Sonnenblick die Leute verführt in den Wald zu ſpazieren. Dann lauerſt du auf der Steintreppe, und kommt ein junges Mädchen vor deine Augen in recht hellem Sommerkleide, ſo ſpringſt du mit einem Satz vor ihr in die Pfütze wie ein Froſch, daß ihr Kleid bis an den Hals beſpritzt wird, und ich eine Droſchke holen muß, worin die Perſon nach Hauſe fährt. Was hat dir geſtern der fliegende Cigarrenhändler gethan? Sein Kaſten ſtand auf einer Bank am Garten des Herrn Hummel, und das Geſchäft verſprach gut zu werden wegen der Mücken im Thale, aber da wurdeſt du Böſewicht hämiſch. Der Cigarrenmann tritt zwei Schritte von ſeinem Kaſten zu einem Bekannten, du ſpringſt gegen das Butterbrot, das auf dem Kaſten liegt, dabei mit allen vier Beinen auf das Glas; die Glasſcheiben brechen, die Splitter miſchen ſich mit den Cigarren, du trampelſt Glas und Stinkadores zu einem Brei und fährſt in das Haus zurück. Du haſt es durchgeſetzt, Scheuſal, dein Herr hat den Cigarrenmann angefahren, als dieſer gegen dich klagte, und der Mann hat ſeinen Kram aufgepackt und iſt mit einem Fluch von unſerm Hauſe weggezogen. Auf welchen Nachtwegen biſt du ſeitdem dahingefahren? Kein Auge hat dich geſehen.“ Er beugte ſich zu dem Hunde nieder. „Alſo diesmal iſt dir's wirklich ins Fleiſch gegangen, es iſt mir lieb zu merken, daß du nicht nur Andern ſchaden kannſt, ſondern auch dir ſelbſt.“ Gabriel ſah nach der Pfote und zog einen Glasſplitter heraus. Der Hund blickte ihn winſelnd an.

„Wenn ich nur wüßte,“ fuhr Gabriel kopfſchüttelnd fort, „was der Hund an mir findet. Sind es die Knöchel oder weiß er einen ſchlechten Streich von mir, der ihm Spaß macht? Er haßt alle Welt, knurrt auch gegen ſeinen Hauswirth, nur zu mir kommt er auf Beſuch und benimmt ſich wie ein guter Kamerad. Und noch verrückter iſt er zu meinem Rector. Ich glaube nicht, daß Magnificenz viel von dem Leben Speihahns weiß. So oft dieſer Unhold aber meinen Profeſſor ſieht, guckt er ihn aus ſeinem Haargebüſch ſchlau an und thut ſein Aeußerſtes, er wedelt mit der Quaſte. Und wenn der Herr nach der Univerſität geht, läuft er hinter ihm her wie ein Lamm hinter ſeiner Mutter. Wie kommt er dazu, ſeine ſchwarze Seele gerade auf meinen Gelehrten zu richten? Was will er von unſerer Wiſſenſchaft? Sie glauben doch nicht an dich, Junker Speiteufel.“ Er ſah ſich mißtrauiſch um und fuhr ſchnell in ſeinen Rock. Im Sonntagsſtaat trat er vor die Hausthür. Bei Hahns war Niemand zu Hauſe, denn Dorchens Geſicht ſah aus dem Fenſter der Putzſtube. Sie lächelte und nickte, Gabriel faßte ein Herz und ſchritt in den feindlichen Hausflur. Die Zimmerthür öffnete ſich, Dorchen knixte auf der Schwelle und Gabriel begann die Thür in der Hand feierlich: „Wenn ich an dieſem ſchönen Tag das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen auszugehen, ſo würde er mir noch angenehmer.“

Dorchen erwiederte, an der Schürze zupfend: „Ich muß als Hausunke hier ſitzen, aber das darf ja Sie nicht hindern.“

„Es fehlt mir dann die Heiterkeit,“ verſetzte Gabriel mit einer Verbeugung, „denn ich muß doch immer an Sie denken, und da ich Sie jetzt ſelbſt vor mir habe, iſt mir das viel lieber als das bloße Denken im Freien. Wenn Sie mich alſo ein wenig hier dulden wollen —“

„Treten Sie doch näher, Herr Gabriel.“

„Nur auf die Thürſchwelle,“ ſagte Gabriel eintretend und hielt die offene Thür in der Hand. „Ich wollte Ihnen nur bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich die Nummer, von welcher Sie neulich geträumt haben, bei keinem Collecteur finden konnte, ich habe jedoch eine andere genommen, und ich habe ſie von einem kleinen Betteljungen ziehen laſſen, weil das Glück bringt. Es würde mich erfreuen, wenn Sie dieſe Nummer mit mir zuſammen ſpielen wollten. Es iſt viel, denn es iſt ein ganzes Achtel.“

„Aber das wird ja keine gute Vorbedeutung, Gabriel,“ entgegnete Dorchen in artiger Verlegenheit.

„Warum nicht, Fräulein? es war ein richtiger Betteljunge.“

„Nein, ich meine, wenn zwei zuſammenſpielen, die einander lieb haben.“

„Liebes Dorchen,“ rief Gabriel näher tretend und faßte nach ihrer Hand.

Ein dumpfes Gegurgel unterbrach das Geſpräch. Dorchen fuhr erſchrocken von ihm fort. „Das war wie ein Geiſt,“ rief ſie.

„Dies iſt unmöglich,“ tröſtete Gabriel, „erſtens bei Tage, zweitens in einem neuen Hauſe und drittens iſt es mit Geiſtern überhaupt ſoſo. Es war nur auf der Straße.“

„Mir iſt ein rechter Troſt, daß Sie hier ſind,“ verſicherte das furchtſame Dorchen. „Allein ſein in einem großen Hauſe iſt immer ſchreckhaft.“

„Und zu zweien in einem kleinen iſt immer luſtig,“ ergänzte Gabriel unternehmend, „ach Dorchen, wenn wir daran denken dürften.“

Wieder hörte man leiſes Gekrächz. „Es iſt doch etwas hier,“ ſchrie Dorchen, „ich fürchte mich.“ Sie ſprang von ihm weg in die Mitte der Stube. Gabriel ergriff eine Elle und ſuchte unter den Möbeln. „Alſo du biſt's wieder,“ rief er zornig und fuhr mit der Elle unter das Sopha. In einem Satze und Schrei ſprang Speihahn hervor und auf den nächſten Stuhl, vom Stuhle auf den Pfeilertiſch, worauf die Stutzuhr ſtand, er ſchleuderte die Uhr herunter, ſtürzte mit einem unförmlichen Sprunge nach und fuhr durch den Thürritz ins Freie.

Es war die Stutzuhr, es war das Hochzeitsgeſchenk, Herr Hahn zog ſie jeden Abend auf, bevor er zu Bett ging; ſie hatte zwei Alabaſterſäulen mit vergoldeten Krönchen, das Gehäuſe war von amerikaniſchem Holz und ſtellte einen Triumphbogen vor. Jetzt lag das Kleinod in Trümmern, die Säulen gebrochen, das Holz zerborſten, das Zifferblatt zerſplittert, in dem offenen Werke wirbelte ein einziges Rad mit fürchterlicher Schnelligkeit, alles Uebrige war regungslos und tot. Dorchen ſtand entſetzt vor den Scherben und rang die Hände. „Das Scheuſal,“ ſeufzte Gabriel, bemühte ſich vergebens um das verwüſtete Kunſtwerk, und ſuchte mit nicht beſſerem Erfolg ſein armes Mädchen zu tröſten, welche vor den Schrecken der nächſten Stunde zitterte.

„Mir hat geahnt, daß heut etwas paſſiren würde,“ rief Herr Hahn nach der Heimkehr, „ich hatte geſtern zum erſten Mal vergeſſen, die Uhr aufzuziehen. Aber jetzt iſt meine Geduld zu Ende und es ſoll ein Krieg mit dem drüben werden auf Leben und Tod.“ Drohend trat er auf das ſchluchzende Mädchen zu. „Bezeuge die Wahrheit,“ gebot er, „das Gericht wird dein Zeugniß fordern, ſuche deine Rettung nicht in Heuchelei und Lüge. War er es, oder warſt du es?“ Dorchen berichtete noch einmal dramatiſch die ganze Miſſethat Speihahns, ſie rückte an dem Sopha, als könnte ſie den Hund leibhaftig hervorholen, ſie gab die geöffnete Thür weinend zu und erklärte Gabriels Anweſenheit aus einer Anfrage, die er gethan. „Unglückliche,“ drohte der zürnende Hausherr, „ich ſehe deine Verlegenheit, du warſt es ſelbſt, dein Gewiſſen peinigt dich. Wie kannſt du beweiſen, daß er unter dem Sopha war? Von deiner Seele fordere ich handgreiflichen Beweis.“

„Hier iſt er,“ rief Dorchen immer noch ſchluchzend, und wies in tragiſcher Stellung mit der Hand auf den Boden.

Und ein Beweis war unter dem Sopha unverkennbar, obgleich nicht gut handgreiflich, der Hund hatte zurückgelaſſen, was ſeinen Namen ſo ſicher beſtätigte, als hätte er ſein Petſchaft auf den Boden gedrückt.

Jetzt gab auch Frau Hahn zornig den Befehl, welcher einer Hausfrau vor ſolchem Greuel ziemte.

„Unterſteht euch nicht," rief Herr Hahn wieder, „hinweg mit Lappen und Tüchern, dies bleibt."

„Aber Andreas," klagte ſeine Frau.

„Dies bleibt, ſage ich, es muß recognoscirt und vidimirt werden. Holt ſogleich Rothe und ſeine Frau, und wen ihr von ſicheren Zeugen auf der Straße findet."

Die Zeugen kamen und umſtanden empört die Stätte des Verbrechens. Herr Hahn aber eilte an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb einen kräftigen Brief an Herrn Hummel, worin er die Unthat berichtete, die Zeugen nannte und drohend Schadenerſatz forderte. Dieſen Brief trug Rothe mit einem Bret, worauf die Trümmer der Uhr lagen, zu Herrn Hummel hinüber.

Hummel las bedächtig den Brief und warf ihn auf den Tiſch. „Ich laſſe Ihrem Herrn zu dem neuen Sommervergnügen gratuliren," ſagte er kalt. „Tragen Sie dieſen Präſentirteller ſogleich wieder zurück, ich habe auf ſolchen Unſinn keine Antwort. Man mag thun, was man nicht laſſen kann."

Am nächſten Tage erhob wieder eine gerichtliche Klage ihr Meduſenhaupt zwiſchen den beiden Häuſern. Diesmal war auch Frau Hahn tief empört, und als ſie am nächſten Tage Laura auf der Straße begegnete, wandte ſie ihr gutmüthiges Geſicht zur Seite, die Tochter der Feinde nicht zu grüßen.

Laura aber erhielt die Antwort des Doctors auf ihren Brief. Ein hübſches Gedicht rühmte das Glück des Elternhauſes und als beſte Freude des Nachbars Töchterlein, welche der Dichter im Garten unter ihren Blumen ſah, ſo oft er über den hohen Zaun blickte. Dann las ſie folgende Worte: „Die Mahnung, welche ſo herzlich aus Ihren Zeilen ſpricht, hat auch in mir geklungen. Ich weiß, was meinem Leben fehlt. Meine Wiſſenſchaft macht mir überhaupt unmöglich, in größeren Kreiſen Anerkennung zu finden, welche die Freunde eines Gelehrten ihm zuweilen eifriger fordern, als er ſelbſt; ſie erſchwert mir auch eine akademiſche Laufbahn, für welche ich jetzt auf einen zufälligen Ruf aus der Fremde angewieſen bin. Mit dieſen Erwägungen bin ich leicht fertig. Aber die Beſchaffenheit meiner Arbeiten nimmt mir auch alle Hoffnung, daß jemals äußere Erfolge das Hinderniß bewältigen werden, welches ſich gegen die geheimen Wünſche meiner Seele aufgethürmt hat. Ich habe Stunden, wo ſelbſt der große Gedanke ſeine Heilkraft verliert, daß Entbehren und Entſagen eine unerläßliche Bedingung für das Prieſteramt iſt, welches ich zu verwalten habe.“

„Armer Fritz!“ rief Laura, „ärmer noch ich ſelbſt. Sein Prieſteramt! — Weshalb muß er entbehren, weil er Sanskrit treibt? Nicht Muth fehlt dieſen Gelehrten, wie der Vater ſchmäht, aber die Leidenſchaft. Sie ſind ſelbſt ſtaublos und blutlos wie die alten Götter, von denen ſie ſchreiben. Das kniſtert einmal in ihrem Leben und gibt einen Funken, und man hofft auf eine mächtige Feuerflamme, aber ſogleich iſt wieder Alles gedämpft und durch kluge Erkenntniß zerdrückt.“ Sie ſprang auf. „Ha, könnte ich den Fritz beim Haar packen und hineinwerfen in das wildeſte Getümmel, wo er ſich blutig durchſchlägt, dem Vater trotzt und etwas Großes auf's Spiel ſetzt, um zu gewinnen, was er, wie er leiſe klagt, für ſich begehrt. Fluch dieſer ſtillen, klaren, gelehrten Luft, ſie macht langweilig die in ihr athmen! Ihre ſtärkſte Neigung iſt ein ſchmerzliches Achſelzucken über uns andere Sterbliche oder über ſich ſelbſt.“ So zürnte die leidenſchaftliche Laura in ihrer Dachſtube, und wieder wurde ihr Papier von bittern Thränen befeuchtet, als ſie in dem heroiſchen Vers Beruhigung ſuchte und die fremden Götter des Doctors in folgenden Zeilen ermahnte, gegen die Tücke Speihahns zu Felde zu ziehen.

Leuchtender Indra und ihr, glanzvolle Gewalten des Aethers,
  Welche dem Erdengeſchlecht jemals ſegnend genaht,
Eilt zur Rettung herbei, denn arg umdrängt uns das Unheil,
  Schwarze Geſtalten der Nacht füllen den friedlichen Hof,
Scheiden vom Kinde den Vater; und breit auf der Schwelle gelagert,
  Knurret bethörenden Fluch tückiſch der greuliche Mops.

Der Friede blieb geſtört, nicht nur den Nachbarn der Parkſtraße, auch dem jungen Herrn, an deſſen Feſt die Verwirrung eingebrochen war. Der Prinz wurde einige Wochen in der Fremde aufgehalten, nach ſeiner Rückkehr lebte er in der ſtillen Zurückgezogenheit, welche ihm durch die Trauer auferlegt war. Die Vorträge auf ſeinem Zimmer wurden wieder aufgenommen, aber ſein Platz an Ilſe's Theetiſch blieb leer.

Am Tage der akademiſchen Preisvertheilung brachte die Studentenſchaft ihrem Rector einen großen Fackelzug. Durch die alten Straßen wogte der flammende Schein, die Fanfare tönte, kräftiger Männergeſang brauſte dahin, Giebel und Erker leuchteten in buntem Glanz, die Präſiden ſchwenkten luſtig ihre Waffen, die Fackelträger ſpritzten die Funken gegen das andrängende Volk der Straßen. Der Zug wand ſich in die Gaſſe am Thal, er hielt vor dem Hauſe des Herrn Hummel, wieder Muſik und Geſang, eine Deputation betrat feierlich die Hausſchwelle. Hummel ſah ſtolz auf den langen Strom rothen Lichtes, welcher heranfluthete und ſich an der Maſſe ſeines Baues brach. Die ganze Ehre galt nur ſeinem Hauſe, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß Dampf und Lohe ſich gleich vertheilten und das feindliche Dachgeſims verklärten.

Oben beim Rector waren einige der nächſten Freunde verſammelt, er empfing in ſeinem Zimmer die Führer der Studentenſchaft zu Rede und Gegenrede. Während die Anweſenden nahe traten, die feierlichen Worte anzuhören, öffnete ſich leiſe die Thür von Ilſe's Zimmer; der Prinz trat ein. Ilſe eilte ihm entgegen, er aber begann ohne Gruß: „Ich komme heut Ihnen Lebewohl zu ſagen. Was ich ahnte, iſt eingetroffen, ich habe den Befehl erhalten, zu meinem Vater zurückzukehren. Morgen werde ich mit meinem Begleiter von dem Herrn Rector und Ihnen förmlichen Abſchied nehmen, ich wollte Sie vorher auf einen Augenblick ſehen. Und jetzt, da ich vor Ihnen ſtehe, habe ich keine Worte, für das, was mich hertrieb. Ich danke Ihnen für alle Freundlichkeit. Ich bitte Sie, mich nicht zu vergeſſen. Sie ſind es, die mir dieſe Stadt lieb gemacht hat. Sie machen mir ſchwer von hier zu ſcheiden." Er ſprach die Worte ſo leiſe, daß ſie nur wie ein Hauch in Ilſe's Ohr drangen, und er wartete ihre Antwort nicht ab, ſondern verließ das Zimmer ſo ſchnell wie er eingetreten war.

Draußen auf dem freien Platze an der Parkwieſe warfen die Studenten ihre Fackeln zu einem großen Haufen, hoch fuhr die rothe Lohe in die Luft, der Dampf ballte ſich bleigrau um die Wipfel der Bäume, er rollte an den Häuſern entlang, drang durch die geöffneten Fenſter und beengte den Athem. Niedriger wurde die Flamme, aus den verkohlten Bränden ſtieg dünner Rauch. Es war ein ſchnelles luſtiges Roth, ein flüchtiges Feuer, verglommen, zerweht, nur Rauch und Aſche blieben zurück. Aber Ilſe ſtand noch immer am Fenſter und ſah traurig auf die leere Stelle.

Universitäts- München

6.

Vor dem Drama.

„Er war ein Tyrann,“ ſagte Laura, „und ſie hatte Recht, ihm nicht zu gehorchen.“

„Er that in harter Weiſe ſeine Pflicht, und ſie ebenſo die ihrige,“ verſetzte Ilſe.

„Er war ein querköpfiger engherziger Burſch, der zuletzt gedemüthigt wurde, ſie aber eine edle Heldin, die Alles wegwarf, was ihr auf Erden lieb war, um mit großem Herzen die höchſte Pflicht zu üben,“ rief Laura.

„Er hat gehandelt in dem Zwange ſeines Charakters, wie ſie nach dem ihren. Sie war ſtärker als er und ging ſiegreich in den Tod, ihn zerbrach das Gewicht ſeines Thuns, da er lebte,“ entgegnete Ilſe.

Die Charaktere, über welche die Frauen ſprachen, waren Antigone und Kreon.

Der Profeſſor hatte an einem Herbſtabend die Tragödien des Sophokles auf den Tiſch ſeiner Frau gelegt. „Es iſt Zeit, daß du die ſchönſte Dichterkraft des Alterthums in ihren Werken verſtehen lernſt.“ Er las vor und erklärte. In den ſtillen Frieden des deutſchen Hauſes ſchwebten die hohen Gebilde der attiſchen Bühne. Ilſe hörte Fluch und herzerſchütternde Klage um ſich her, ſie ſah ein dunkles Verhängniß einbrechen über Menſchen von höchſtem Adel der Empfindung und ehernem Willen, ſie fühlte den Sturm der Leidenſchaft durch gewaltige Seelen toben, und hörte zwiſchen dem Schrei der Rache und Verzweiflung weich die Accorde rührenden Gefühls in unwiderſtehlichem Zauber ertönen.

Wohl war für Ilſe die Zeit gekommen, wo ſie Geſtalt und Schickſal fremder Menſchen mit gutem Verſtändniß in ſich aufzunehmen vermochte.

Nicht immer liegt das Sonnenlicht auf dem Pfade des

Menſchen, in täuſchender Nebelnacht ſucht er ſeine Richtung nicht mit dem Auge allein, er lauſcht dann auch auf geheime Stimmen in ſeiner Bruſt. Aus dem Kampf entgegengeſetzter Pflichten, aus dem Drange der Leidenſchaft rettet den Menſchen nicht zumeiſt der kluge Gedanke, nicht würdiges Lehrwort, ihn befreit oder wirft in die Tiefe ein kurzer Entſchluß, der wie eine Naturnothwendigkeit aus dem Innern bricht, und doch hervorgebracht wird durch den Zwang des ganzen früheren Lebens, durch Alles, was der Menſch weiß und glaubt, gedacht, gelitten und gethan hat. Was in der finſtern Stunde treibt zum guten Ziel oder in das Verderben, das nennen die Leute Charakter, und wie der Wanderer den Weg ſucht durch Hinderniſſe und Schrecken, das nennt der Zuſchauer vor der Bühne dramatiſche Bewegung.

Nur wer einmal unter den gaukelnden Bildern der Nacht dahingegangen iſt und ernſthaft auf die geheime Mahnung ſeines Innern gelauſcht hat, nur der verſteht völlig, wie Andern zu Muthe war, die in ähnlicher Lage den Ausweg aus beengendem Irrſal ſuchten und ſich Heil oder Verderben fanden.

Auch um Ilſe's Haupt waren in einzelnen Stunden flüchtige Schreckbilder dahingefahren, auch ſie hatte gebangt, ob ſie auf rechtem Wege war.

Die ſiebente Tragödie des Griechen war geleſen, die kühnſte Darſtellung herber Leidenſchaft und blutiger Rache. Ilſe ſaß noch ſtumm und erſchrocken über den fürchterlichen Ausbruch des Haſſes aus dem Herzen der Elektra. Da begann der Gatte, um ihr befreiende Gedanken herbeizurufen: „Jetzt haſt du Alles gehört, was uns von Kunſt und Gewalt eines wundervollen Dichtergeiſtes geblieben iſt. Du aber ſollſt mir berichten, welcher unter ſeinen Charakteren dich am meiſten gefeſſelt hat.“

„Meinſt du, wo mich die Gewalt ſeiner Poeſie am meiſten ergriffen hat, ſo iſt mir immer die neueſte Geſtalt die größte geweſen, und heut iſt es das ungeheure Bild der

Elektra. Frägſt du aber, welche Geſtalt mir am meiſten wohlgethan hat, —“

„Die ſanfte Jsmene,“ unterbrach lächelnd der Profeſſor. Jlſe ſchüttelte das Haupt. „Nein, der mir am meiſten gefällt, iſt der wackere Sohn des Achill. Erſt will er dem liſtigen Anſchlag des Genoſſen nachgeben und einem Unglücklichen Gewalt anthun, aber nach längerem Kampf ſiegt die edle Natur. Er erkennt, daß er ein Unrecht begehen will, und ermannt ſich.“

Der Profeſſor machte das Buch zu und ſah ſeine Frau erſtaunt an. „Denn ſieh,“ fuhr Jlſe fort, „gerade in den größten Geſtalten deines Griechen iſt eine Starrheit, die mich erſchreckt. Allen fehlt etwas, um Menſchen zu ſein wie wir, ſie zweifeln nicht wie wir, ſie ringen nicht, ob ſie recht thun, ihre Größe iſt, unverrückt etwas Fürchterliches zu wollen, oder den harten Nacken gegen ein furchtbares Schickſal zu ſtemmen. Wir aber fordern von dem ſtarken Menſchen, daß er zwar gewaltig thut, was er nach ſeinem Weſen thun muß, Gutes oder Arges, aber unſern vollen menſchlichen Antheil gewinnt er doch nur dann, wenn wir die Sicherheit haben, daß es in ſeinem Innern gerade ſo arbeitet, wie vielleicht in uns ſelbſt.“

„Wie vielleicht in uns ſelbſt?“ frug der Profeſſor ernſt und legte das Buch weg. „Woher kommt dir dieſe Erkenntniß? Jlſe, haſt du ein Geheimniß vor deinem Manne?“

Jlſe erhob ſich und ſah betroffen nach ihm hinüber.

Doch der Profeſſor fuhr heiter fort: „Jch will dir erſt ſagen, weshalb ich frage und was ich von dir wiſſen möchte. Als ich dich heimführte aus Hof und Flur, da warſt du trotz deinem innigen deutſchen Empfinden nach mancher Rückſicht eine Geſtalt, wie wir uns Nauſikaa und Frau Penelope behaglich in ihrer Umgebung ausmalen. Unbefangen nahmſt du die Bilder der Welt in dich auf, du ſtandeſt ſicher und ſtark in feſtumgrenztem Kreis von Rechten und Pflichten; mit kindlichem Vertrauen holteſt du von der Sitte deines Kreiſes und aus heiligen Sprüchen die Richtſchnur für Urtheil und Handeln. Deine Liebe zu mir, die Berührung mit anders geformten Seelen, der Einblick in ein neues Gebiet des Wiſſens erweckten in deinem Innern leidenſchaftliche Klänge, die Unſicherheit kam und der Zweifel, neue Gedanken arbeiteten heftig gegen alte Vorſtellungen, die Forderungen deines gegenwärtigen Lebens gegen den Inhalt deiner Mädchenjahre. Du warſt durch Monate unglücklicher als ich wußte. Jetzt aber biſt du in einer Zeit, wo ich mich deiner fröhlichen Ruhe und deines Gedeihens freute, zu einem Verſtändniß des Menſchen vorgedrungen, das mich überraſcht. Oft habe ich in den letzten Abenden mit heimlicher Freude geſehen, wie warm deine Theilnahme und wie mild dein Urtheil die Charaktere des Dramas begriff. Ich hatte erwartet, daß das Herbe und Ungeheure ihres Schickſals dich zuweilen abſtoßen würde, und daß du behend ſein würdeſt in Zuneigung und Abneigung, du aber haſt dein Mitgefühl den dunklen Geſtalten gegönnt wie den hellen, als wenn deine Seele ſelbſt unter der Ahnung gezuckt hätte, daß ſich im eigenen Leben Gutes in Böſes verkehren kann und Segen in Fluch, und als wenn du in dir ſelbſt erfahren hätteſt, daß der Menſch nicht nur dem äußern Sittengeſetze zu folgen hat, wie erhaben ſein Urſprung ſei, ſondern daß in Stunden der Noth noch ein anderes Gebot dazu kommen müſſe, welches aus der Tiefe der Menſchenbruſt heraufgeholt wird. Solche Einſicht aber wird dem Menſchen wohl nur in Stunden der eigenen Gefahr. Es iſt unwahrſcheinlich, daß du dazu gekommen biſt ohne Erfahrungen, die mir fremd geblieben ſind. Ich dränge mich nicht in dein Vertrauen, ich weiß, wie ſicher ich deiner bin, aber iſt dir's recht, ſo gib mir Auskunft, wie iſt dir die feine Empfindung für die geheimen Kämpfe ſolcher Menſchen aufgegangen, welche ein tragiſches Schickſal fortreißt?“

Ilſe faßte ihn an der Hand und zog ihn in ihr Zimmer. „Auf dieſer Stelle war's,“ rief ſie. „Ein Fremder frug mich, ob er ſich tötlicher Gefahr ausſetzen ſolle um ſeiner Ehre willen, oder ob er einen Andern der Gefahr preisgeben dürfe. Ich hatte ihm ein Recht zu ſolcher Frage gegeben, denn ich hatte ſchon früher zu ihm mit größerer Offenheit über ſein Leben geſprochen, als für eine vorſichtige Frau klug war. Ich ſtand und rang gegen die Frage, die er mir ſtellte, aber ich konnte die Antwort nicht verweigern, und, Felix, Alles geſagt, ich wollte auch nicht. Ich gab einen Rath, der ihm ein blutiges Ende hätte bereiten können, ich gab den Rath heimlich, und ich war verſtrickt in ein Verhängniß, aus dem ich mich nicht zu löſen wußte. Ich ſah mich um nach dir, ich durfte dir nichts ſagen, du wäreſt entweder untreu gegen deine Amtspflicht geworden, oder du hätteſt das Ehrgefühl eines Andern für immer ſchädigen müſſen; ich frug unſere heilige Lehre, ſie rief mir nur zu, daß mein Rath ſündhaft ſei. Ich war unglücklich, Felix, daß ich in dieſe Lage gekommen war, noch unglücklicher, daß du mir verſagen mußteſt und unſere Lehre mich nicht heraushob. Aber ich habe in dieſer Sache gerathen, wie mir um's Herz war. Es iſt nicht mein Verdienſt, daß Alles beſſer geworden iſt, als ich ängſtlich geſorgt. Seitdem weiß ich, Felix, was Gewiſſenskampf iſt. Und du kennſt das einzige Geheimniß, das ich vor dir hatte. That ich ein Unrecht gegen dich, ſo urtheile mild, denn, bei Allem was mir heilig iſt, ich konnte nicht anders."

„Und der Prinz?" frug der Gatte leiſe.

„Er iſt ein gutes freundliches Herz, ein unerzogener Mann, ich aber bin dein Weib. Ihm gegenüber war kein Zweifel und kein Kampf."

„Ich weiß genug, du ernſthaftes, ehrbares Weib," ſagte der Profeſſor, „ich kann jetzt dir gegenüber meine Bücher zuſammenpacken. Wenig gilt die Lehre, und ſei ſie noch ſo gut, gegen das Leben. Ein thörichtes Studentenduell, in dem du unſichtbarer Beirath warſt, hat für dein Inneres vielleicht mehr gethan, als meine klugen Worte in Jahren durchgeſetzt hätten. Sei gutes Muths, Frau Ilſe von Bielſtein, wie uns auch das Schickſal noch zauſen mag, ich weiß jetzt, mit inneren Kämpfen wirſt du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu ſorgen. Denn was auch uns Menſchen auf Erden ſtöre und aufrege, wer ſein eigenes Weſen einmal ſo weit kennen gelernt hat, daß er auch die Geheimſchrift anderer Seelen zu leſen vermag, der hat eine gute Schutzwehr gegen die Verſuchungen der Welt.“

Was der deutſche Gelehrte ſagte, der jetzt ſein Weib ſo ſicher in die Arme ſchloß, war nicht übel, nur ſchade, daß wir deshalb noch keine Sicherheit haben die Geheimniſſe anderer Seelen zu durchſchauen, weil wir etwas von der Arbeit unſerer eigenen belauſcht haben; und ſchade, daß die größte Kenntniß fremder Seelenſchrift nicht Schutzwehr wird gegen den Sturm der eigenen Leidenſchaften.

Der Kammerherr, welcher als Hofmarſchall des Erbprinzen fungirte, hatte beim Fürſten Vortrag über Angelegenheiten des Dienſtes. Es galt unter Anderem den Kammerlakai Krüger von der Buttermaſchine in die Ehren und, was nicht weniger wichtig war, in den vollen Gehalt eines erbprinzlichen Kammerdieners zu befördern. Wider Erwarten war der Fürſt bereit auf die Vorſchläge einzugehen, und der Kammerherr wollte bereits, der gnädigen Laune des Herrn froh, ſeinen Rückzug nehmen, als der Fürſt ihm den Abgang durch die gütige Bemerkung hemmte: „Ihre Schweſter Malwine ſah leidend aus; ſie tanzt doch nicht zu viel? Hüten Sie ihre zarte Geſundheit, nichts iſt für ſolche Conſtitution ſchädlicher als eine frühe Heirat. Ich wünſche ihr freundliches Geſicht noch lange am Hofe zu ſehen.“

Nun war aber Fräulein Malwine mit einem Offizier des Fürſten in der Stille verlobt, der Hof und die Stadt wußten es, die Verlobten aber waren arm, und zu ihrer Verbindung eine Erlaubniß des Fürſten nöthig. Um dieſe zu erhalten, wurde eine günſtige Stunde abgewartet. Deshalb erſchrak der Kammerherr über die Worte ſeines Herrn, er fand darin eine geheime Drohung, und während er für die huldvolle Theilnahme dankte, war auf ſeinem Geſicht deutlich die Betroffenheit zu leſen.

Nachdem der Fürſt durch dieſen kurzen Ruck am Wirbel ſein Inſtrument geſtimmt hatte, fuhr er gleichgültig fort: „Haben Sie eine Viertelſtunde Zeit, ſo begleiten Sie mich in das Antikenkabinet.“ Der Kammerherr verneigte ſich.

Durch Corridor und Säle ging es in einen entfernten Theil des Schloſſes, wo im oberſten Stock eine große Sammlung von alten Münzen, geſchnittenen Steinen und andern kleinen Ueberreſten aus griechiſcher und römiſcher Zeit aufgeſtellt waren. Mehre Generationen regierender Herren hatten dazu beigetragen, den größten Theil hatte der Fürſt ſelbſt von ſeinen Reiſen heimgebracht, er ſelbſt hatte in früheren Jahren an Aufſtellung der Sachen Antheil genommen, und große Summen auf Ankauf verwandt. Allmählich war dieſe Liebhaberei geſchwunden, ſeit Jahren hatte die Federbürſte des Conſervators den Staub nur für einzelne Fremde abgewehrt, welche zufällig in die faſt unbekannte Sammlung geriethen.

Deshalb folgte heut der Kammerherr ſeinem Herrn mit der Empfindung, daß dieſer ungewöhnliche Einfall irgend etwas bedeute, und obgleich er den ſonnigen Höhen des Erdenlebens nahe ſtand, neigte er ſich doch zu der trüben Auffaſſung, daß das Bevorſtehende nichts Gutes ſein werde. Der Fürſt nickte der tiefen Verbeugung des vernachläſſigten Aufſehers zu, durchſchritt prüfend die lange Zimmerreihe, ließ ſich einzelne Behältniſſe aufſchließen, nahm das geſchriebene Verzeichniß zur Hand und betrachtete angelegentlich die Goldmünzen Alexanders des Großen und ſeiner Nachfolger und eine Sammlung alter Glasgefäße und angeſchliffener Glasſcherben, an denen die kunſtvolle Arbeit der alten Glaſer auffallend war. Endlich frug er nach dem Fremdenbuch, in welches die Beſucher ihre Namen einzeichneten. Nachdem er den Mann durch einen Auftrag entfernt hatte, begann er zu ſeinem Begleiter: „Die Sammlung wird weniger geſehen als ſie verdient, ich habe längſt daran gedacht, ſie durch eine beſſere Aufſtellung und einen guten Katalog bekannt und für die Gelehrten nützlich zu machen. Sie iſt eine von den kleinen Freuden meines Lebens geweſen, ich habe Manches dabei gelernt, und Widriges auf Stunden vergeſſen. Wiſſen Sie Jemand, der geeignet wäre, die Leitung dieſer großen und dankenswerthen Arbeit zu übernehmen.“

Der Kammerherr beſann ſich, aber ihm fiel Niemand bei.

„Am liebſten ein Fremder,“ fuhr der Fürſt fort. „Das gibt ein vorübergehendes und ungezwungenes Verhältniß, er müßte natürlich als Gelehrter und als Menſch die beſten Bürgſchaften geben.“

Der Kammerherr nannte einen und den andern Sachverſtändigen aus anderen Reſidenzen; der Fürſt ſah ihn mit ſcharfem Blick an und ſchüttelte das Haupt. „Denken Sie darüber nach,“ ermahnte er, „vielleicht fällt Ihnen doch Jemand ein.“

Die Beſichtigung ging fort, bei einem antiken Gefäß erinnerte ſich der Fürſt mit Intereſſe, wie er dazu gekommen war. Eine Römerin, eine ſchöne, große Geſtalt, war plötzlich an ihn getreten und hatte ihm das Stück angeboten, mit ſo vornehmer Haltung, daß er, wie er lächelnd äußerte, von der ungewöhnlichen Weiſe der Frau und ihrer klangvollen Stimme überraſcht, mehr gezahlt hatte, als ſie forderte. Dem Kammerherrn fiel noch Niemand ein.

Auf dem Rückwege nach ſeinen Zimmern blieb der Fürſt in einem der einſamen Säle ſtehen und frug den Kammerherrn: „Iſt Ihnen nicht aufgefallen, daß die Scarletti ſchlechte Toilette macht?“ Der Kammerherr verneinte, denn die Tänzerin galt dafür in Gunſt zu ſtehen.

„Sie trug geſtern Abend an der Bruſt einen unförmlichen Blumenſtrauß. Wem von unſrer Jugend galt dieſe ungeſchickte Aufmerkſamkeit?“

Wieder erſchrak der Kammerherr, jetzt wußte er, daß ein

Hagelwetter gegen ſeine Saaten zog. „Da Sie heut in der Stimmung ſind, nichts zu wiſſen," fuhr der Fürſt in ſcharfem Tone fort, „ſo bemerke ich Ihnen, daß ich ungern ſehe, wenn der Erbprinz mit den Damen vom Theater irgend welche Verbindung unterhält. Er iſt nicht alt genug, um ſolche Verhältniſſe mit dem nöthigen Rückhalt durchzumachen, und die Eitelkeit der Erwählten trägt jede Gunſt prahlend zur Schau."

Der Kammerherr betheuerte bei ſeiner Ehre, daß er von dieſer Artigkeit des Erbprinzen nichts gewußt und daß, auch wenn die Annahme ſeines gnädigſten Herrn begründet ſei, nichts als ein flüchtiger Einfall des Prinzen dieſe Scene veranlaßt habe. „Ew. Hoheit werden überzeugt ſein, daß ich zu ſo etwas nicht die Hand biete."

„Ich will aber auch nicht, daß Sie die Augen ſchließen," fuhr der Fürſt bitter fort, „Sie haben in der Loge hinter dem Erbprinzen geſtanden, und Sie müſſen die kokette Huldigung geſehen haben, welche ihm die Perſon darbrachte. Die Sendung iſt wahrſcheinlich durch den neuen Kammerdiener befördert. Machen Sie dieſem bemerkbar, daß man in meinem Dienſt nicht auf zwei Schultern trägt. Von Ihnen aber verlange ich," fügte er ruhiger hinzu, „daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit verdoppeln. Die Geſundheit des Erbprinzen verlangt immer noch Schonung. Ich will nicht, daß er ſich durch ſolche Verhältniſſe körperlich zu Grunde richte. Er iſt müßig und weich. Was beſchäftigt ihn wohl jetzt?"

„Er beſucht regelmäßig die kleinen Abende der Frau Prinzeſſin."

„Und am Tage?" ſetzte der Fürſt das Examen fort.

„Wie Ew. Hoheit bekannt, liebt er Muſik, er ſpielt mit dem Concertmeiſter zu vier Händen."

„Was lieſt er?"

Der Kammerherr nannte einige franzöſiſche Bücher. „Darf ich mir einen unterthänigen Vorſchlag erlauben? Es würde Sr. Hoheit gewiß nach jeder Richtung nützlich ſein, wenn derſelbe die Freude hätte etwas zu ſchaffen und einzurichten, vielleicht durch eine Parkanlage oder einen Bau. Ich wage anzuführen, daß ſich eine ähnliche Thätigkeit junger Herren an andern Höfen als vortheilhaft bewährt hat. Vielleicht würde eines von Ew. Hoheit Schlöſſern für ſolche Beſchäftigung geeignet ſein.“

„Und der Erbprinz und Herr von Weidegg würden eigenen Hofhalt einrichten, und mehre Monate des Jahres fern vom Hofe ihre Villeggiatura halten,“ erwiederte der Fürſt.

„Ich betheure, daß ich dabei nicht an mich gedacht habe,“ antwortete der Kammerherr gekränkt.

„Ich verdenke es Ihnen nicht,“ verſetzte der Fürſt mit zermalmender Leutſeligkeit. „Die Rückſicht auf meine Kaſſe verbietet mir Ihrem Vorſchlag beizuſtimmen, aber ich will für die Zukunft daran denken. Daß der Prinz aus ſeinem Univerſitätsjahr kein Intereſſe mitgebracht hat, iſt mir unlieb. Hat ihm denn dieſe Zeit auch kein perſönliches Verhältniß zurückgelaſſen, das eine Bereicherung ſeines Lebens wäre?“

„Im Kreiſe des Profeſſor Werner hat er ſich ſehr wohl gefühlt,“ bemerkte zögernd der gute Kammerherr.

„Ich hoffe, er bewahrt ſeinem Lehrer eine dankbare Erinnerung.“

„Er ſpricht mit großer Theilnahme von ihm und ſeinem Hauſe,“ entgegnete der Kammerherr.

„Es iſt gut,“ ſchloß der Fürſt. „Die Beſchäftigung durch einen Bau werde ich mir überlegen, und Sie vergeſſen nicht, ein wenig für meine Sammlungen zu ſorgen.“

Dieſe neue Aufforderung brach die Kraft des Kammerherrn, noch ſchwieg er einige Augenblicke im inneren Kampf, während der Fürſt weiter ſchritt, das Haupt auf ihn zugeneigt wie Jemand, der etwas Entſcheidendes hören will.

„Für die Antiken wüßte ich allerdings keinen beſſern vorzuſchlagen, als den Profeſſor Werner ſelbſt,“ ſprach endlich der Kammerherr.

Der Fürſt blieb wieder ſtehen. „Sie halten ihn für geeignet?"

„Ueber ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung ſteht mir natürlich kein Urtheil zu," verſetzte der Kammerherr vorſichtig.

Geärgert durch dieſen feigen Verſuch des Rückzuges frug der Fürſt nachdrücklich: „Würde er einen ſolchen Auftrag annehmen?"

„Er hat dort eine angeſehene Stellung und iſt glücklich verheiratet, er würde ſicher ſeine Häuslichkeit nicht für längere Zeit verlaſſen."

„Vielleicht ließe ſich das einrichten," entgegnete der Fürſt. „Alſo Werner? Er hat mir bei flüchtiger Begegnung einen guten Eindruck gemacht. Erinnern Sie mich doch heut Abend daran, daß wegen Bielſtein etwas im Archiv nachzuſehen iſt."

So bemühte ſich ein Vater für das Gedeihen ſeines Sohnes.

Der Kammerherr erinnerte am Abend, daß wegen Bielſtein etwas im Archiv nachzuſehen ſei, und der Fürſt war dankbar dafür. Am nächſten Morgen wurde durch das Kabinet dem Archiv und einzelnen Zweigen der Hof- und Staatsverwaltung Befehl, alle auf Schloß Bielſtein und Kloſter Roſſau bezüglichen Acten von einem gewiſſen Alter hervorzuſuchen und einzuſenden. Dieſer Befehl veranlaßte ein ſtarkes Aufrühren von Staub, fünf große Lederſäcke wurden mit Urkunden und alten Papieren angefüllt. Das Geſammelte wurde an den Profeſſor geſandt; in einem Briefe ſprach der Fürſt ſeinen Dank für die Aufmerkſamkeit aus, welche der Profeſſor dem Erbprinzen erwieſen. Einer früheren Unterredung gedenkend, überſende er ihm zur Einſicht, was bei oberflächlichem Suchen über die Vergangenheit eines Ortes aufzufinden geweſen, an dem er Intereſſe nehme.

Dieſe Sendung bewegte zwei Forſchern das Haupt zu ſchwerem Sinnen. Schon damals als unſer Student die unſichere Nachricht über eine erhaltene Kiſte in den Frieden des Hauſes geſchleudert hatte, waren die Freunde wieder zu der Aufzeichnung des ſeligen Bachhuber zurückgekehrt und hatten jedes Wort derſelben noch einmal ſorgfältig erwogen: — „An einer hohlen und trockenen Stelle, loco cavo et sicco.“ — Das Wort Stelle, locus, gab viel zu denken, es war darüber durchaus zu keiner Klarheit zu kommen. — „Des Hauſes Bielſtein, domus Bielsteyn!“ — Hier war der Ausdruck Haus, domus, ſehr merkwürdig. Bedeutete er, daß der Codex in dem Wohnhauſe ſelbſt verſteckt lag, oder war das Wort Haus in der veralteten Bedeutung Ritterſitz, Gut, gebraucht? Der Doctor verfocht das Wohnhaus, der Profeſſor den Ritterſitz. Darauf aber kam ſehr viel an. Denn wenn domus nur das Gut bedeutete, ſo konnte die Handſchrift auch an irgend einer andern Stelle auf dem Gutsgrund verborgen ſein. — „Habe ich das alles niedergelegt, haec omnia deposui!“ — Sehr tröſtlich war das Wort Alles, omnia, denn es gab Sicherheit, daß der ſelige Bachhuber den Codex nicht zurückgelaſſen hatte. Aber das Niederlegen war um ſo zweifelhafter. Bezeichnete das Wort, daß der Codex nur in Bielſtein deponirt, alſo den Bewohnern gewiſſermaßen übergeben und anvertraut war, oder hatte Schreiber den Ausdruck gewählt, weil er das Einſenken, Verrammen, in die Tiefe Bergen andeuten wollte? Uns Laien im lateiniſchen Stil liegt freilich die Auffaſſung nahe, daß Bachhuber überhaupt froh war eine lateiniſche Vocabel zu beſitzen, durch welche er das Verſtecken ſeines Schatzes andeuten konnte. Dagegen aber ſträubte ſich die Empfindung der Gelehrten.

Zuletzt vereinigten ſich die Freunde in der Anſicht, daß die Hausmauern trotz jener Nachricht einer fortgeſetzten Beachtung werth ſeien. Die hohlen Stellen, welche der Doctor verzeichnet hatte, wurden gemuſtert, der Wandſchrank in Ilſe's Schlafſtube ſchien eine nicht verächtliche Möglichkeit darzubieten.

Der Profeſſor beſchloß in den nächſten Ferien wenigſtens darüber Sicherheit zu erhalten. Zwar geſtatteten die Geſchäfte des Rectorats auch diesmal nur einen kurzen Beſuch auf dem Gute, indeß vertraute der Profeſſor auf ſeine geſellſchaftliche Stellung, welche ihm Ilſe's Zimmer und den Wandſchrank öffnete.

Es war ein ſchöner Auguſttag, der Vater ritt auf den Feldern umher, Ilſe ſaß mit Clara in häuslicher Berathung, als ſich in der Küche ein Aufſtand erhob und die Mamſell außer ſich in das Wohnzimmer ſtürzte: „Es ſpukt wieder!" Und in der That erſchütterte ein lautes Pochen und Schlagen das Haus, die Mägde liefen im Flur zuſammen, der Lärm kam aus dem verwünſchenen Oberſtock. Ilſe eilte hinauf und traf, als ſie die Thür ihres Zimmers aufriß, ihren Gatten in Hemdsärmeln, wie er mit allerhand Werkzeug des Gutsböttchers im Wandſchrank arbeitete. Lachend empfing er ſie und rief zur Beruhigung hinab, daß er die Bretter am Wandſchrank feſtſchlage. Das war richtig, aber er hatte ſie vorher ausgebrochen. Die Handſchrift lag nicht dahinter, nichts war zu ſehen als ein mäßiger leerer Raum mit einigen Kalkbrocken. Nur ein Unerklärliches hatte ſich gefunden, das doch gewiſſermaßen an den Codex erinnerte, ein kleiner blauer Tuchlappen. Wie der in die Mauer gekommen, war räthſelhaft. Spätere Prüfung ergab, daß er nicht mit Indigo gefärbt, alſo wahrſcheinlich ſchon vor Einführung dieſer Farbe entſtanden war. Ob ihn eine Maus in hausmütterlicher Sorge dort niedergelegt und deponirt hatte, zum Schmuck ihres Wochenbettes und zugleich als eßbaren Vorrath für verzweifelte Fälle, konnte nicht ermittelt werden, da gegenwärtig dieſem Geſindel jede Ueberlieferung aus der Vergangenheit zu fehlen ſcheint, und die Thäterin ſelbſt wahrſcheinlich ſchon vor einigen hundert Jahren von einer Ahnfrau unſerer Katzen gefreſſen war.

Dieſe Entdeckung hätte eigentlich den Freunden die Zuverſicht ſteigern ſollen. Denn es gab jetzt bereits zwei Stellen, an welchen der Schatz zuverläſſig nicht war. Aber in der

Natur des Menſchen iſt viel Unlogiſches. Auch der Doctor neigte ſich jetzt der Auffaſſung des Profeſſors zu, daß die Handſchrift vielleicht gar nicht in dem Hauſe ſelbſt ſtecke, ja daß ſie wohl gar ſchon einmal aus ihrem Lager entfernt ſei.

So ſtand die Angelegenheit, als die Sendung des Fürſten eintraf. Die Freunde ſaßen viele Stunden vor den Koffern und prüften ſorglich die Acten. Für die Geſchichte der Landſchaft fand ſich viel Werthvolles darin, lange nichts, was zum Codex verhelfen konnte. Endlich hob der Profeſſor vom Boden eines Koffers ein dickes Bündel gehefteter Berichte, welche durch Beamte von Bielſtein der fürſtlichen Regierung überſandt waren. Darunter war das Schreiben eines Amtsverwalters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin dieſer anzeigte, daß er bei ſchwebenden gefährlichen Zeitläufen ſich beeile, Hohem Befehl gemäß, die annoch in ſeinem Verſchluß befindlichen Truhen mit Jagdgeräth und alten Büchern nach dem fürſtlichen Luſtſchloß Solitude abzuliefern.

Zuverläſſig hatte der Schreiber des Briefes nicht geahnt, welche Aufregung ſeine verblichene Schnörkelſchrift unter ſpäten Enkeln hervorbringen würde.

„Hier iſt die Kiſte des Studenten,“ rief der Profeſſor mit gerötheten Wangen und hielt dem Freunde das Actenſtück hin.

„Merkwürdig,“ ſagte der Doctor, „es iſt unmöglich, daß dies Zuſammentreffen zufällig iſt.“

„Die Kiſte des Studenten war kein Nebelbild,“ rief der Profeſſor ſeiner Frau in ihr Zimmer. „Hier iſt die Beſtätigung.“

„Wo ſteht die Kiſte?“ frug Ilſe neugierig.

„Das gerade iſt es, was wir noch nicht wiſſen,“ verſetzte der Profeſſor lachend. „Hier iſt eine neue Fährte, undeutlich, von der alten Richtung weit abſpringend, aber ſie kann auf kurzem Wege zu dem verſchwundenen Pergament leiten.“ Die

Freunde eilten in Waidmannseifer zu dem Actenbündel zurück. „Alte Bücher,“ rief der Doctor. „Das Haus war ein Jagdſchloß, das Gut kam erſt ein Menſchenalter vor Abfaſſung dieſes Briefes in den Beſitz dieſes Fürſtengeſchlechtes, es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt bei ihren kurzen Jagdbeſuchen dort Bücher aufgeſammelt haben.“

„Alte Bücher,“ rief auch der Profeſſor. „Es können auch Jagdjournale und Rechnungen gemeint ſein, aber unmöglich iſt nicht, daß die Truhen wenigſtens Einzelnes von dem alten Kloſtergut enthielten. Ilſe, wo liegt das Schloß deines Landesherrn, welches Solitude heißt?“

Ilſe wußte nichts von einem ſolchen Schloſſe.

„Es trifft ſich gut, daß der Fürſt ſelbſt uns eine Veranlaſſung gibt, darüber Näheres zu erkunden.“

„Ach ihr armen Männer,“ klagte Ilſe in der Thür, „jetzt ſeid ihr viel ſchlechter dran als früher; ſo lange der Schatz noch in unſerm Hauſe lag, hielt wenigſtens der Vater gute Wache, jetzt iſt er in einem Kaſten in die weite Welt gefahren, und ſogar von dem Hauſe, in welches er getragen ſein könnte, weiß man nichts mehr zu erzählen.“

Die Freunde lachten wieder. „Das Haus des Vaters bleibt deshalb noch verdächtig,“ tröſtete der Gatte.

Der Profeſſor ſandte Koffer und Inhalt an das fürſtliche Kabinet zurück, ſprach in einem Briefe an den Fürſten ſeinen warmen Dank aus und erwähnte, daß eine unſichere Spur ihm den Wunſch nahe lege, die Erlaubniß zu perſönlichen Nachforſchungen zu erhalten.

Dieſer Brief hatte für beide Theile die erſehnte Folge. Der Fürſt erhielt die Genugthuung, welche für irdiſche Hoheit werthvoll iſt, daß er eine Gunſt zu gewähren ſchien, während er ſelbſt eine ſuchte.

Der Profeſſor aber war freudig überraſcht, als umgehend ein Kabinetſchreiben des Fürſten eintraf, in welchem dem Profeſſor jede Förderung bei ſeinen Unterſuchungen verheißen und daran ein Vorſchlag geknüpft wurde. Der Fürſt wünſche die Prüfung ſeines Antikenkabinets durch eine wiſſenſchaftliche Größe, und der Fürſt würde Niemandem lieber dieſe Thätigkeit anvertrauen als dem Profeſſor. Er wiſſe wohl, wie werthvoll für Andere die Thätigkeit des Gelehrten ſei, er hoffe aber, die Sammlung würde auch ihm wichtig genug erſcheinen, um einige Wochen darauf zu wenden.

Zugleich ſchrieb der Kammerherr im Auftrage ſeines gnädigſten Herrn. Der Fürſt werde ſich freuen, den Profeſſor für die Zeit ſeines Beſuches in der Reſidenz gaſtlich aufzunehmen. Ein Gartenpavillon, der im erſten Frühjahr wohl bewohnbar ſei, werde ihm zur Verfügung geſtellt. Das Quartier ſei geräumig genug, um außerdem noch ſeine Familie aufzunehmen, und es ſei ihm befohlen hervorzuheben, daß der Profeſſor mit Gemahlin und Dienerſchaft darin vollkommen Raum finde, da der Fürſt nicht wünſche, daß der Gelehrte ſeine bequeme Häuslichkeit unterdeß ganz entbehre. Die erſten Wochen des Frühjahrs dürften für beide Theile die bequemſte Zeit ſein. Er, der Kammerherr, freue ſich darauf, ſeiner Landsmännin in der Hauptſtadt die Honneurs zu machen.

Der Profeſſor eilte mit beflügeltem Schritt zu ſeiner Frau und legte den Brief in ihren Schoß. „Hier lies, was unſere Reiſe in die Ferne gefährdet, es beanſprucht einen Theil der beſten Reiſezeit. Aber ich muß dieſe Einladung annehmen, denn jede Ausſicht, auch die entfernteſte, der Handſchrift habhaft zu werden, zwingt mich, Alles einzuſetzen, was der Menſch einer großen Hoffnung nur opfern darf. Willſt du mit mir auf die Jagd ausziehen? Du ſiehſt, die artigen Leute haben für Alles geſorgt.“

„Ich ein Gaſt unſeres Landesherrn!“ rief Ilſe, in den Brief ſehend, „nie hätte ich mir ſolche Ehre träumen laſſen. Was wird der Vater dazu ſagen! — Das iſt für dich eine ſehr ehrenvolle Einladung,“ fuhr ſie ernſt fort, „und du mußt ſie in jedem Fall annehmen. Für mich, wenn ich mir's recht überlege, iſt es doch am beſten, ich bleibe hier."

„Wozu dich auf Wochen von mir trennen? Es wäre das erſte Mal."

„So ſchicke mich unterdeß zum Vater," ſagte Ilſe.

„Iſt das nicht daſſelbe?" frug der Profeſſor.

„Was ſoll ich unter den fremden Menſchen?" fuhr Ilſe ängſtlich fort.

„Thorheit!" rief der Profeſſor, „haſt du einen Grund nicht mitzugehen?" und er ſah ihr unruhig in das Angeſicht.

„Nicht daß ich einen ſagen könnte," erwiederte Ilſe.

„Dann alſo entſchließ dich kurz und komm mit. Wir würden uns wahrſcheinlich freier fühlen, wenn wir dort nach eigenem Gefallen leben könnten, aber im Gaſthof einer fremden Stadt ſehe ich dich zu wochenlangem Aufenthalt auch nicht gern, und nach anderer Rückſicht befreit dieſe Aufnahme beide Theile vor Anbieten und Zurückweiſen einer Entſchädigung. Wir bleiben dort, ſolange ich unumgänglich nöthig bin, und dann geht's doch nach dem Süden, ſoweit wir kommen. Es iſt zuletzt nur Aufſchub der Reiſe von wenigen Wochen."

Als die zuſtimmende Antwort des Profeſſors eintraf, berichtete der Kammerherr in Gegenwart des Hofmarſchalls dem Fürſten. „Sorgen Sie dafür, daß der Pavillon ſo bequem als möglich eingerichtet wird. Zur Tafel aufgetragen wird im Pavillon zu der Stunde, welche der Herr Profeſſor angibt."

„Und wie befehlen Ew. Hoheit, daß die Fremden zum Hofe geſtellt werden?" frug der Hofmarſchall.

„Das iſt ſelbſtverſtändlich," verſetzte der Fürſt, „er hat das Vorrecht Fremder und wird gelegentlich zu kleiner Hoftafel eingeladen."

„Aber die Frau Profeſſorin?" frug der Hofmarſchall.

„Ah," ſagte der Fürſt, „die Frau, es iſt wahr, ſie kommt mit."

„Alſo," fuhr der Hofmarſchall fort, „zwei Gedecke im Pavillon, zwei Logenplätze, ein Lakai ohne Livree."

„Das genügt,“ entſchied der Fürſt, „das Weitere wird ſich finden. Wenn die Frau Profeſſorin unſern Damen einen Beſuch macht, ſo werden dieſe, wie ich annehme, die Artigkeit erwiedern. Im Uebrigen wollen wir der Prinzeſſin nicht vorgreifen.“

„Was ſoll das mit der Fremden?“ frug der Hofmarſchall vor dem Palais den Kammerherrn. „Sie kennen ja die Leute.“

„Wie man ſich in fremder Stadt kennen lernt,“ verſetzte der Kammerherr.

„Sie haben doch ihre Herkunft vermittelt?“

„Ich habe nur nach dem Befehl des Fürſten geſchrieben. Der Profeſſor iſt ein angeſehener Gelehrter von Ruf und durchaus Gentleman.“

„Aber was ſoll die Frau hier?“

Der Kammerherr zuckte die Achſeln. „Er war wohl nicht ohne die Frau zu haben,“ erwiederte er vorſichtig.

„Und doch lag dem Fürſten an ihr.“

„Iſt Ihnen das aufgefallen?“ frug der Kammerherr, „ich habe nichts davon bemerkt.“

„Er that als ob ſie ihm ſehr gleichgültig ſei. Und ſie iſt gewiſſermaßen ein Landeskind.“

„Sie wiſſen, daß der Fürſt der letzte wäre, welcher die Rechte des Hofes aus den Augen läßt. Es iſt kein Grund zur Sorge.“

„In jedem Fall muß die Prinzeſſin ſogleich ihre Stellung nehmen. Dieſe Frau Profeſſorin gilt, wie ich höre, für eine Schönheit.“

„Ich glaube, ſie iſt ebenfalls eine Frau von Charakter,“ entgegnete der Kammerherr.

Der Profeſſor erhielt den erbetenen Urlaub. Ilſe traf die Vorbereitungen zur Reiſe mit einem feierlichen Ernſt, der ihrer ganzen Umgebung auffiel. Sie ſollte jetzt mit ihrem Gatten in die Nähe des Fürſten kommen, den ſie aus der Ferne mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtete. Ihr fiel ſchwer auf das Herz, daß der Sohn nie von dem Vater geſprochen hatte, und daß ſie von dem erlauchten Herrn nichts weiter kannte, als Antlitz und Geberde. Sie ſuchte alle Erinnerungen und alle Anekdoten zuſammen, aber ſein Weſen blieb ihr undeutlich, und ſie frug ſich ängſtlich, wie wird er ſein gegen Felix und mich? Iſt er ein Kreon, oder ein Odyſſeus, oder Agamemnon der Völkergebieter? Und ſie ſetzte ſich aus dieſen Geſtalten ein Bild zuſammen, das ihr kein Vertrauen einflößte.

Während Felix die Bücher und Aufzeichnungen, welche ihm für die Reiſe unentbehrlich waren, zuſammenſuchte, ſtand der Doctor kummervoll im Zimmer des Freundes. Er war innig überzeugt, daß der Profeſſor ſich der Pflicht nicht entziehen durfte, die Handſchrift zu ſuchen, und doch war ihm dieſe Einladung des Hofes nicht recht. Der ſchnelle Aufbruch aus wohlbefeſtigtem Leben ängſtigte ihn und er ſah zuweilen prüfend auf Frau Ilſe.

Laura ſaß am letzten Abend neben Ilſe und lehnte ſich weinend an ihre Schulter. „Mir iſt, als ſtände mir Großes bevor,“ ſagte Ilſe, „und ich gehe mit Furcht. Dich aber verlaſſe ich ohne Sorge um deine Zukunft, obgleich dein kleiner Trotzkopf mich zuweilen geängſtigt hat. Denn ein Anderer wird dir immer der beſte Berather bleiben, auch wenn ihr euch wenig ſeht.“

„Ich verliere ihn zugleich mit dir,“ rief Laura unter Thränen, „Alles entſchwindet, was meinem Leben Freude geweſen war. In dem kleinen Garten, den ich mir in der Stille angelegt habe, ſind die Blüthen mit der Wurzel ausgeriſſen, auch für mich kommt die bittere Zeit der Entſagung, und der arme Fritz, der ohnedies mit ſtiller Reſignation umherläuft, wird jetzt ganz in ſeiner Einſiedelei verkommen.“

Sogar Gabriel, der die Reiſenden nach der Hauptſtadt begleiten und ihre Heimkehr aus der Ferne auf dem Gut des Vaters erwarten ſollte, war in dieſen Tagen aufgeregt und verſchwand öfter während der Dunkelſtunde im Hauſe des

Herrn Hahn. Am letzten Tage brachte er vom Markt ein ſchönes Kunſtblatt nach Hauſe, worauf ein Vogel von ungewöhnlichem Ausſehen durch aufgeklebte bunte Federn gebildet war, mit der Unterſchrift: Prachthahn aus Madagascar. Gabriel ſchrieb dazu mit ſauberer ſteifer Handſchrift die freundlichen Worte: „Getreu bis an den Tod" und trug gegen Abend den Hahn in den Hausflur der Gegner. Man konnte dort ein Geflüſter hören, und ein Taſchentuch ſehen, welches über zwei betrübte Augen gewiſcht wurde.

„Es ſoll keine Anſpielung ſein auf den Namen dieſes Hauſes," ſagte Gabriel und hielt den Vogel noch einmal gegen den Mond, welcher durch das Treppenfenſter ſeine Strahlen auf zwei traurige Geſichter herniederwarf, „aber es gefiel mir als Erinnerung. Denken Sie dabei an mich und die Worte, die ich darauf geſchrieben habe. Denn Scheiden muß ſein, aber es iſt ſchwer." Der ehrliche Junge fuhr nach ſeinem Tuche.

Dorchen nahm ihm das Taſchentuch weg, — ſie hatte das ihre vergeſſen — und weinte ſehr hinein. „Es iſt nicht auf lange," ſagte Gabriel in ſeinem Schmerze tröſtend. „Kleben Sie den Vogel in den Deckel Ihrer Truhe, und wenn Sie die Truhe öffnen, und ein gutes Kleid herausholen, denken Sie an mich."

„Immer," rief Dorchen weinend, „ich brauche das nicht."

„Wenn ich wiederkomme, Dorchen, ſprechen wir weiter, wie es mit uns werden ſoll, und ich hoffe, es ſoll gut werden. Das Tuch, in das Sie geweint haben, ſoll mein Andenken ſein."

„Laſſen Sie mir's," bat Dorchen ſchluchzend. „Ich will's Ihnen nur ſagen, ich habe Wolle gekauft und ich ſticke eine Brieftaſche. Die ſollen Sie tragen, und wenn ich Ihnen ſchreibe, thun Sie meine Briefe hinein."

Gabriel ſah trotz ſeinem Kummer ſehr glücklich aus und der Mond blickte ſpöttiſch herab auf die Küſſe und Gelübde, welche gewechſelt wurden.

Viertes Buch.

1.

Der Fürſt.

Der Erbprinz ging mit dem Kammerherrn durch die Gartenanlagen, welche drei Seiten des fürſtlichen Schloſſes umgaben. Er ſah gleichgültig auf die Farbenpracht der erſten Blumen und das junge Grün der Bäume, welches wie ein durchſichtiger Schleier um die Aeſte ſchwebte, heut war er noch ſchweigſamer als gewöhnlich; während der Vogel aus den Zweigen über ihm ſeine Weiſe pfiff, die Wellen der Frühlingsluft würzig von den Baumwipfeln wehten und gelben Blumenſtaub auf ſeinen Hut ſtreuten, klapperte er mit der Lorgnette. „Wer pfeift dort?“ frug er endlich, aus ſeiner Theilnahmloſigkeit erwachend. Der Kammerherr ſagte ihm, daß es eine Amſel ſei. Der Prinz ſuchte den ſchwarzen Vogel mit den Gläſern und frug dabei nachläſſig: „Was tragen die Leute vor uns?“

„Es ſind Stühle für den Pavillon,“ verſetzte der Kammerherr, „er wird dem Profeſſor Werner eingerichtet. Das Haus iſt jetzt ſelten geöffnet, früher bewohnte es der gnädigſte Herr zuweilen ſelbſt auf einige Tage.“

„Ich erinnere mich nie darin geweſen zu ſein.“

„Wollen Hoheit vielleicht die Räume betrachten?“

„Wir können vorbeigehen.“

Der Kammerherr lenkte auf den Pavillon zu, bei der Thür ſtand der Hofmarſchall, welcher gerade zum Rechten ſehen wollte. Der Erbprinz grüßte, warf einen flüchtigen Blick auf das Haus und wollte vorübergehen. Es war ein kleiner vergrauter Steinbau in verwegenem Zopfſtil, um Thür und Fenſter muſchelartige Arabesken und dicke Gehänge von ſteinernen Blumen, welche von kleinen waſſerſüchtigen Engeln an Bändern gehalten wurden, die Bänder waren wie aus Elephantenleder geſchnitzt, die Genien ſahen aus, als wären ſie aus ſchwarzem Sumpf gekrochen und eben erſt in der Sonne getrocknet. Unter dem jungen Laub ſtand der finſtere Bau wie eine große Kommode, in welcher alle gewelkten Blumen, die der Garten je getragen, und alle Moosbärte, die der Gärtner je von den Bäumen gekratzt, für ſpätere Geſchlechter aufbewahrt werden.

„Es iſt ein plumpes Haus,“ ſagte der Prinz.

„Gerade das düſtere Ausſehen hat dem gnädigſten Herrn immer wohlgefallen,“ verſetzte der Hofmarſchall. „Wollen Ew. Hoheit nicht das Innere anſehen?“ Langſam ging der Prinz die Stufen hinauf und durchſchritt die Zimmerreihe. Noch war der Modergeruch in den langverſchloſſenen Räumen nicht durch das Räucherwerk gebändigt, in allen Kaminen flammten die Scheite, aber die Wärme, welche ſie verbreiteten, kämpfte noch gegen die feuchte Luft. Die Einrichtung der Zimmer war durchaus regelrecht und vollſtändig. Schwere Thürvorhänge mit großen Quaſten und geſchweifte Möbel mit vieler Vergoldung und weißen Kappen zur Schonung der ſeidenen Ueberzüge, Spiegel mit breiten Barockrahmen; um die Kamine Laubgewinde aus grauem Marmor, darüber geſchnörkelte Vaſen und Nippſachen aus gemaltem Porcellan. Im Ankleidezimmer ſtand auf einem Marmorunterſatz unter Glasglocke eine große Uhr, über dem Zifferblatt goß eine nackte vergoldete Nymphe aus ihrer Urne Waſſer, welches zu gelbem Eis gefroren war. Alles war reich ausgeſtattet, aber die ganze Einrichtung, Möbel, Porcellan, Wände ſahen aus, als hätte nie ein Auge mit Freude darauf geruht, nie eine ſorgliche Hausfrau ſich des Beſitzes gefreut. Die Uhr war einſt ein Geburtstagsgeſchenk für den regierenden Herrn von einem gleichgültigen Verwandten geweſen, ſie war flüchtig betrachtet beim Kauf und ebenſo freudelos beim Empfange, jetzt war ſie mit einer Nummer eingetragen worden in die große Liſte, ſie hatte ſich in den erſten Jahren bemüht, durch Ticken ihr Zimmer behaglich zu machen, ihre Glasglocke hatte immer den Schall gedämpft, endlich hatte ſie die unnützen Verſuche aufgegeben und beharrte darauf, die zwölfte Stunde zu zeigen. Jetzt, wo der Kaſtellan ſie von Neuem aufgezogen, tickte ſie wieder müde und abgeſpannt, aber man ſah ihr den Wunſch an, auch dieſe Anſtrengung zu beenden. Es waren vornehme Allerweltsſachen, ſie hatten zuerſt in den großen Geſellſchaftsräumen geſtanden, welche bei Hoffeſten geöffnet werden, ſie hatten aufgehört modiſch zu ſein und waren in Seitenzimmer gebracht worden. Jetzt war ihre Beſtimmung, im Verzeichniß fortgeführt zu werden von einem Zeitalter auf das andere, und alljährlich einmal gezählt, ob ſie noch vorhanden waren. So lebten ſie ein unſterbliches Daſein, geſchont und nicht gebraucht, bewahrt und nicht beachtet, und dabei ſollten ſie immer höher hinauf gefördert werden aus den Cavalierſtuben in die Zimmer der Unterbeamten, zuletzt nach langer Ruhe auf den Boden.

„Es iſt feucht und kalt hier,“ ſagte der Prinz an den Wänden umherblickend, und beeilte ſich wieder ins Freie zu kommen.

„Wie gefällt Ew. Hoheit die Einrichtung?“ frug der Hofmarſchall.

„Sie geht an,“ verſetzte der Prinz, „bis auf die Bilder.“

„Einige ſind freilich etwas frei,“ gab der Marſchall zu.

„Meinem Vater wird lieb ſein, wenn Sie dieſe bei Seite ſtellen. Wann wird Herr Profeſſor Werner erwartet?“

„Heut gegen Abend,“ verſetzte der Kammerherr. „Haben Hoheit vielleicht den Wunſch, den Gaſt nach ſeiner Ankunft zu empfangen oder ſelbſt zu begrüßen?“

„Fragen Sie deshalb an,“ erwiederte der Prinz.

Als der Prinz mit ſeinem Begleiter die Treppe zu ſeinen

Zimmern im Schloſſe hinaufſtieg, begann der Kammerherr: „Die Frau Profeſſorin hat ſich früher einmal über die Blumen gefreut, welche Ew. Hoheit ihr ſandten, darf ich dem Hofgärtner den Auftrag geben, die Zimmer damit zu verſehen?“

„Thun Sie, was Ihnen paſſend dünkt,“ verſetzte der Erbprinz kalt. Er trat in ſeine Wohnung, ſah hinter ſich, ob er allein war, und ging mit ſchnellen Schritten zu dem Fenſter, von welchem er über den geſchorenen Raſenplatz und die blühenden Gebüſche auf den Pavillon ſehen konnte. Er ſtarrte lange zum Fenſter hinaus, dann nahm er ein Buch vom Tiſch und ſetzte ſich in die Sophaecke, zu leſen, aber er legte das Buch wieder auf den Tiſch, ging haſtig auf und ab und ſah auf ſeine Uhr.

Die Hoftafel war vorüber. Die Damen warfen einen halben Blick hinter ſich, ob ihr Hintergrund der Abſchiedsverbeugung günſtig ſei, die Herren faßten die Hüte unter den Arm, der Hofmarſchall trat in die Nähe der Thür und hielt mit gefälligem Anſtand ſeinen Stock unter dem Goldknopf, ſichere Anzeichen, daß die höchſten Herrſchaften an den Aufbruch dachten. Die Prinzeß, welche noch in Trauer war, kreuzte den Weg des Bruders: „Wann kommen ſie? Ich bin neugierig,“ frug ſie leiſe.

„Sie ſind vielleicht ſchon da,“ antwortete dieſer vor ſich niederſehend.

„Ich fahre heut zum erſten Mal ins Theater,“ fuhr die Prinzeſſin fort, „kannſt du, ſo komm in die Loge.“

Der Prinz nickte. Dem Marſchall kam eine Meldung, er trug ſie zu dem Fürſten. „Dein Lehrer Profeſſor Werner iſt angekommen,“ ſagte der Fürſt laut zum Sohne, „du wirſt den Wunſch haben, ihn zu begrüßen.“ Er neigte ſich gegen den Hof, die jungen Herrſchaften ſchwebten hinter ihm aus dem Saale.

Der Kammerherr eilte dem Pavillon zu, ruhiger folgte der Hofmarſchall. Ein fürſtlicher Wagen hatte die Reiſenden von der letzten Station abgeholt, die Bäume des Parkes, die Anlagen und die erleuchteten Fenſter des Reſidenzſchloſſes flogen an den Reiſenden vorüber. Der Pavillon war nicht mehr ein unförmlicher Bau, wie heut am Tage vor dem rückſichtsloſen Strahl der Sonne und den gleichgültigen Augen der Hofherren. Der Mond beſchien die Front, er übermalte mit ſchimmerndem Firniß die Mauern, verſilberte die Backen der Engel und die dicken Tulpenblätter ihrer Blumengewinde, und hob von der hellen Wandfläche die Schatten der vorſpringenden Geſimſe kräftig ab. Aus der geöffneten Thür drang Kerzenglanz, Lakaien in reich betreßter Livree hielten die ſchweren Armleuchter. Der Haushofmeiſter, ein freundlicher Mann in Frack und Kniehoſen, ſtand im Hausflur und begrüßte die Ankommenden mit verbindlichen Worten. Hinter den Lakaien ſtieg Ilſe am Arm des Gatten über den Teppich der Stufen, und als der Diener den Thürvorhang zurückſchlug und die Zimmerreihe im Kerzenglanz ſtrahlte, unterdrückte ſie mit Mühe einen Ausruf des Erſtaunens. Der Haushofmeiſter führte durch die Zimmer und erklärte kurz ihre Bedeutung. Ilſe erkannte mit ſchnellem Blick, wie ſtattlich und bequem auch die Nebenräume waren. Bewundernd ſtand ſie vor der Blumenfülle, die in Vaſen und Schalen aufgeſtellt war, ſie dachte, ob ihr kleiner Prinz dieſe zarte Aufmerkſamkeit gehabt, und war einen Augenblick enttäuſcht, als der Beamte erklärte, der Herr Kammerherr habe dies geſandt. Während ihr ein artiges Mädchen vorgeführt wurde, das ausſchließlich für ihren Dienſt beſtimmt war, ſtand Gabriel noch im Vorzimmer und überlegte, wohin er ſich und ſein Rüſtzeug tragen ſollte, damit die Stiefeln des Herrn Profeſſors morgen früh dem Glanz des Hauſes keine Schande machten, bis auch ihn einer der Lakaien in ſeine höhere Behauſung einführte und kameradſchaftlich auf die Laterne eines Gaſthauſes aufmerkſam machte, das für ruhige Stunden vorzüglich gelegen ſei.

Noch ging Ilſe wie betäubt von der Herrlichkeit durch die Gemächer und prüfte gerade den Verſchluß der Fenſter, um friſche Luft einzulaſſen, denn der ſtarke Geruch der Hyacinthen bedrohte mit Kopfſchmerz, da kam der Kammerherr und hinter ihm der Hofmarſchall, auch ein artiger Herr von ſehr feinem Weſen, und beide ſprachen ihre Freude aus, den Profeſſor und ſeine Gemahlin hier zu begrüßen, ſie erboten ſich zu jedem guten Dienſt und erklärten an den Fenſtern die Lage des Pavillons. Plötzlich riß der Lakai die Flügelthüren auf: „Des Erbprinzen Hoheit.“

Der junge Herr trat langſam über die Schwelle, er verneigte ſich ſtumm vor Ilſe und bot dem Profeſſor die Hand: „Mein Vater trug mir auf, Ihnen ſeine Freude auszuſprechen, daß Sie ſeinen Wunſch erfüllt haben,“ und zu Ilſe gewandt fuhr er fort: „Möchte Ihnen die Wohnung ſo bequem ſein, daß Sie Ihr Quartier an der Waldwieſe nicht zu ſehr vermiſſen.“

Ilſe ſah mit inniger Freude auf ihren Prinzen; er war, wie ihr ſchien, noch ein wenig gewachſen, ſeine Haltung war immer gedrückt, aber die Wangen waren doch etwas geröthet, es ging ihm nicht ſchlecht, das war wohl zu ſehen. Auch der kleine Bart war ſtärker und ſtand ihm gut.

Sie erwiederte: „Ich wage mich noch kaum umzudrehen, es iſt wie in einem Feenſchloß, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Geiſt aus der Wand ſpringen wird und fragen: befehlen Sie vielleicht, durch die Luft zu fahren? vier Schwäne halten mit einem goldenen Wagen am Fenſter; man braucht auch keinen Stuhl, um hinein zu ſteigen, denn die Fenſter reichen ja bis auf den Fußboden. — Die Parkſtraße ſendet ihre Huldigungen, und für die Sendung, welche mir der Herr Kammerherr unter die letzten Chriſtbäumchen machte, ſage ich Ew. Hoheit noch von Herzen Dank.“

Der Profeſſor trat zum Prinzen, nannte ihm die Namen einiger Amtsgenoſſen, welche ſich ihm zu geneigtem Andenken empfehlen ließen, und bat, dem Fürſten ſeinen Dank für die gaſtliche Aufnahme auszuſprechen, bis ihm ſelbſt die Ehre werde, ſich dem hohen Herrn vorzuſtellen. Alles kräuſelte ſich in runden und zierlichen Schnörkeln, die Lampen und ſilbernen Armleuchter glänzten, die Hyacinthen ſendeten aus allen Glöckchen ſüßen Wohlgeruch, die geſchloſſenen Vorhänge gaben den Zimmern ein trauliches Ausſehen, und an der gemalten Decke hielt ein fliegender Amor ein rothes Mohnbüſchel über die Häupter der Gäſte.

„Heut überlaſſen wir Sie der Ruhe, Sie müſſen ermüdet ſein,“ ſchloß der Prinz den Beſuch, und der Kammerherr verſprach morgen bei guter Stunde dem Profeſſor mitzutheilen, wann der Fürſt ihn empfangen werde. Kaum hatten die Herren ſich entfernt, als ein Diener meldete, daß zum Diner im Nebenzimmer ſervirt ſei. „Jetzt am Abend?“ wandte Ilſe ſchüchtern ein.

„Das hilft nichts,“ verſetzte der Profeſſor, „du haſt den erſten Schritt gethan, erweiſe auch ferner deine Tapferkeit.“ Er bot ihr in dieſer ritterlichen Luft den Arm, der Mann mit den Treſſen führte in das Nebenzimmer und rückte die Stühle des reichgeſchmückten Tiſches. Die Gänge wollten kein Ende nehmen, trotz Ilſe's Widerſpruch ſchnurrte das volle Mahl ab, und ſie ſagte endlich: „Ich laſſe mir Alles gefallen, dieſen Geiſtern gegenüber hilft kein Sträuben; wer in einem Fürſtenſchloſſe lebt, muß auch ſeine Dreiſtigkeit haben.“

Als die Mahlzeit endlich abgetragen und Ilſe auch ihrer Sorge um Gabriel enthoben war, begann ſie ſogleich ſich geſchäftig einzurichten. Während ſie auspackte und in Schränke und Schubkäſten legen ließ, ſagte ſie heimlich zum Gatten: „Das iſt ein ſehr ſchöner Willkommen, Felix, und ich habe jetzt ein rechtes Vertrauen, daß Alles gut gehen wird.“

„Haſt du denn je daran gezweifelt?“ frug der Profeſſor.

Ilſe antwortete: „Ich habe eine heimliche Angſt gehabt bis zu dieſer Stunde, weiß ſelbſt nicht warum, jetzt aber iſt ſie verſchwunden, denn die Menſchen ſind hier alle freundlich und ſehen gutherzig aus.“

Der Prinz ging durch die Anlagen dem Schloſſe zu. Hinter ihm unterhielten ſich die beiden Cavaliere.

„Das iſt ja eine außergewöhnliche Erſcheinung,“ ſagte der Hofmarſchall, „eine Schönheit erſten Ranges, darin iſt Race.“

„Es iſt eine in jeder Hinſicht ausgezeichnete Frau,“ verſetzte der Kammerherr laut.

„Das haben Sie mir ſchon einmal geſagt,“ erwiederte der Hofmarſchall, „ich wünſche Ihnen nachträglich Glück zu dieſer Bekanntſchaft von der Univerſität.“

„Wie gefällt Ihnen der Profeſſor?“ frug ablenkend der Kammerherr.

„Er ſcheint ein geſcheidter Mann,“ entgegnete der Hofmarſchall gleichgültig. „Nun, es iſt lange her, ſeit der Pavillon eine ſolche Schönheit bewahrt hat.“

Der Prinz wandte ſich um, er ſah beim Schein des großen Kandelabers am Schloſſe, daß die Herren einen ſchnellen Blick mit einander austauſchten.

Der Wagen des Prinzen hielt an der Treppe, er ſtieg ein ohne Wort und Gruß für ſeine Begleiter und fuhr in die Oper. Dort trat er in den Salon der fürſtlichen Loge.

„Wie gefallen ſich die Fremden in ihrem Pavillon?“ frug der Fürſt freundlich.

„Sie ſind mit Allem zufrieden,“ verſetzte der Erbprinz, „aber die Räume ſind feucht, und ſie werden für längern Aufenthalt ungeſund ſein.“

„Sie waren das doch bis jetzt nicht, ſoviel ich mich erinnere,“ verſetzte der Fürſt kalt, „ich hoffe, auch du wirſt dich davon überzeugen.“ Und zu dem Kammerherrn gewandt befahl er: „Morgen nach dem Frühſtück wünſche ich Herrn Werner zu ſprechen.“

Der Erbprinz ging in die Loge ſeiner Schweſter und ſetzte ſich ſtumm an ihre Seite.

„Wo ſind die Plätze der Fremden?“ frug die Prinzeſſin.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der Prinz. Die Prinzeſſin ſah fragend hinter ſich. „Gegenüber, die Fremdenloge," erklärte der Kammerherr, „aber ſie haben heut wohl noch mit ihrer Einrichtung zu thun."

„Was iſt dir, Benno?" frug die Schweſter nach dem erſten Akt, „du hufteſt."

„Ich habe mich ein wenig erkältet, es geht vorüber."

Nach dem Theater zog ſich der Prinz in ſein Schlafzimmer zurück und klagte gegen Krüger über Kopfſchmerz und rauhen Hals. Als er allein war, öffnete er das Fenſter und ſah über die Anlagen nach dem Pavillon, deſſen Lichter wie Sterne durch die Nacht ſchimmerten. Der Prinz horchte, ob er einen Ton von drüben erlauſchen könne. Ihm war warm, denn er nahm ſeine Halsbinde ab und ſtand lange unbeweglich am Fenſter, bis die kühle Nachtluft ſein Zimmer durchzogen hatte und drüben das letzte Licht erloſchen war. Dann ſchloß er leiſe die Flügel und ging zu Bett.

Vorſichtig war das nicht, denn der Prinz, deſſen Geſundheit ohnedies leicht geſtört wurde, fühlte ſich am nächſten Morgen ſtark erkältet, der Leibarzt ward eilig gerufen, der Prinz mußte das Bett hüten.

Als dem Fürſten die Erkrankung des Erbprinzen gemeldet wurde, gerieth er in ſehr üble Laune. „Gerade jetzt," rief er, „er hat alles Unglück eines kränklichen Menſchen." Noch als der Profeſſor gemeldet wurde, war die Weiſe, in welcher der Fürſt die Meldung annahm, ſo kalt und wegwerfend, daß der Kammerherr um die nächſte Stunde des Profeſſors beſorgt wurde. Indeß übten die lange Gewöhnung ſich huldreich darzuſtellen und die ſichere Haltung des Profeſſors beſänftigenden Einfluß, nach wenigen einleitenden Worten verſetzte der Fürſt die Unterhaltung nach Italien, es fand ſich, daß der Profeſſor in Briefwechſel mit einem vornehmen Römer von ungewöhnlicher Gelehrſamkeit ſtand, den der Fürſt zu ſeinen näheren Bekannten zählte, und daß er in Italien auch in den Kreiſen gelebt, welche dem Fürſten bei ſeiner letzten Reiſe wohlgethan hatten. Dadurch wurde der Profeſſor dem Fürſten allmählich in ganz anderes Licht geſtellt, er hatte ihn als ein gleichgültiges Werkzeug herzugeholt und ſah jetzt in ihm einen Mann, der perſönliche Beachtung zu fordern hatte, weil er mit Andern bekannt war, deren Stellung der Fürſt reſpectirte. Darauf frug der Fürſt, wie es mit der verlorenen Handſchrift ſtehe, und beobachtete lächelnd den leidenſchaftlichen Eifer des Profeſſors, als dieſer ihm von der neuen Spur berichtete, die er in den Acten gefunden. „Es wird gut ſein, wenn Sie mir in einer Denkſchrift den ganzen Stand der Angelegenheit auseinanderſetzen, das kommt meinem Gedächtniß am beſten zu Hilfe; fügen Sie bei, welche Förderung Sie von mir oder meinen Beamten irgend wünſchen.“ Der Profeſſor war dafür ſehr dankbar.

„Ich laſſe mir nicht nehmen, Sie ſelbſt in das Antikenkabinet zu führen,“ fuhr der Fürſt fort, „ich will dabei erfahren, wie ein Gelehrter, der volles Sachverſtändniß hat, die ſtillen Freuden eines übel unterrichteten Sammlers anſieht.“

Die Thüren flogen auseinander, der Gelehrte betrat an der Seite des Fürſten die weiten Säle. „Wir gehn zuerſt flüchtig durch die Zimmer, damit ich Ihnen kurz Inhalt und Anordnung vorführe,“ ſagte der Fürſt. Er berichtete, der Profeſſor blickte auf eine Fülle von hübſchen und lehrreichen Ueberreſten des Alterthums, auf Vieles, was ihm ganz neu war. Bald überließ der Erklärer den Gelehrten ſeinem eigenen Auge. Und jetzt gab dieſer die Erläuterung: hier eine Inſchrift, die wahrſcheinlich noch Niemand abgeſchrieben hatte, dort ein Thongefäß mit bedeutſamem Bilde, dort eine Statuette, merkwürdiges Nebenſtück zu einem berühmten antiken Bildwerk, hier die unbekannte Münze eines römiſchen Geſchlechts mit einem Familienwappen, dort wieder eine lange Reihe von Amuleten mit räthſelhaften Zeichen. Es war dem Fürſten Freude, Unſcheinbares als bedeutend zu erkennen und jeden Augenblick über Werth und Namen neue Aufſchlüſſe zu erhalten, der Profeſſor aber hatte den Tact lange Erklärungen zu vermeiden.

Er ſelbſt blickte mit friſcher Freude auf die Sammlung. Gerade war für ihn eine Zeit gekommen, wo er, nicht durch größere Arbeit beſchäftigt, eine heitere Empfänglichkeit für Eindrücke mitbrachte, und bei jedem Schritte empfand, wie reizvoll die neuen Anſchauungen waren, welche er erhielt. Denn ſehr Vieles ſtand hier, was zu näherer Unterſuchung lockte. Von dem ſchönen Behagen, welches er darüber fühlte, ging etwas auf den Fürſten über. Seine Fragen und die Antworten des Profeſſors nahmen kein Ende, bei vielen Stücken freute den Fürſten zu erzählen, wie er dazu gekommen, und der Profeſſor wußte ihn immer mit kleinen Geſchichten ähnlicher Funde zu neuem Berichte zu veranlaſſen. So vergingen einige Stunden, ohne daß der Fürſt Ermüdung merkte, und er war höchlich erſtaunt, als ihm die Meldung wurde, daß die Stunde des Diners nahe ſei. „Das iſt nicht möglich,“ rief er, „Sie verſtehen die ſchwerſte aller Künſte, die Zeit vergeſſen zu machen. Ich erwarte Sie bei Tafel, morgen ſehen Sie, ungeſtört durch mein Dazwiſchenreden, die Sammlung noch einmal an, dann gönnen Sie mir auch darüber ſchriftlichen Bericht, was die Aufſtellung zu wünſchen läßt, und wie zu machen iſt, daß das Beachtungswerthe auch der Wiſſenſchaft zu Gute kommt.“

Bei Tafel — es war Niemand anweſend als einige Cavaliere, denen der Profeſſor nach dem Rath des Kammerherrn ſchon am Morgen ſeinen Beſuch gemacht — wurde die Unterhaltung fortgeſetzt. Der Fürſt erzählte viel von Italien und verfehlte nicht im leiſen Anſchlag auch die perſönlichen Beziehungen des Profeſſors zu Bekannten des Fürſten durchklingen zu laſſen, damit ſein Hof über den Mann, der ihm gefiel, unterrichtet werde. Es war eine hübſche rollende Unterhaltung, und ehe der Fürſt die Geſellſchaft verließ, wandte er ſich noch einmal zum Profeſſor und ſagte: „Ich wünſche lebhaft, daß Sie ſich bei uns wohl fühlen, ich hoffe auf mehr als einen Tag, der für mich ſo anmuthig wird, als der heutige.“

Auch dem Profeſſor war der Tag eine rechte Erfriſchung geweſen, und in gehobener Stimmung ſagte er beim Herausgehen zu dem Oberſthofmeiſter: „Des Fürſten Hoheit verſteht gut, Wohlthuendes zu ſagen.“ Der Oberſthofmeiſter neigte artig das weiße Haupt: „Das iſt Beruf der Fürſten.“

„Wohl,“ fuhr der Profeſſor freudig fort, „aber ſo warmes Eingehen auf Einzelheiten bei einem ziemlich entlegenen Gebiete wiſſenſchaftlicher Forſchung war mehr, als ich vorausgeſetzt habe.“ Der Oberſthofmeiſter machte eine höfliche Bewegung, welche andeuten ſollte, daß er nicht geſonnen ſei, zu widerſprechen, ließ ſich einen altfränkiſchen kleinen Mantel umhängen, neigte ſich ſchweigend gegen die Herren, welche in ähnlicher Thätigkeit begriffen waren, und ſtieg in ſeinen Wagen.

Der Fürſt war an Geiſt und Bildung der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen überlegen. Er hatte viel von der Schwungkraft ſeiner Jugend in das höhere Mannesalter gerettet, ſein körperliches Befinden war vortrefflich und er pflegte ſeine Geſundheit ſorgfältig, er durfte ſich im Nothfall noch Anſtrengungen zumuthen, welche einem jüngeren Mann hart geweſen wären. Als junger Herr hatte er ſich den Wallungen der damals modiſchen Poeſie mit offener Empfindung hingegeben, höher und freier fühlen als andere Menſchen war ihm eine willkommene Lehre geweſen. Er hatte damals in Briefwechſel mit namhaften Gelehrten und Künſtlern geſtanden, erzählte gern, wie er einem hervorragenden Geiſt da und dort näher getreten war, und eine berühmte Sängerin bewahrte noch in alten Tagen ein beſonders koſtbares Armband, das er ihr einſt auf der Bühne in leidenſchaftlicher Begeiſterung ſelbſt um den Arm gelegt hatte. Aber ſeine Jugend- und Manneszeit war in einen ſchwachen kränklichen Zeitraum unſerer Entwickelung gefallen. In den Jahren, wo ein fremder Eroberer die deutſchen Fürſten behandelt hatte, wie die große Mehrzahl derſelben verdiente, hatte er auch, noch ein Jüngling, ſich vor dem Fremden gebeugt und den Sinkenden zu rechter Zeit verlaſſen, um ſich die Ausſicht auf ſein Land zu retten. Seitdem hatte er über verkümmerte Menſchen geherrſcht, denn er hatte ſein Gebiet in einer Zeit großer Erſchöpfung übernommen, er hatte wenig darin gefunden, was er zu ehren und zu ſcheuen gezwungen war, ſelten ein Recht, das von feſten Männern gegen ihn geltend gemacht wurde, keine öffentliche Meinung, welche ſtark genug war, ſeinen Uebergriffen die geſchloſſene Fauſt eines einmüthigen Entſchluſſes entgegen zu halten. Sein Land wurde durch die Beamten regiert, die Beamtenſtellen immer wieder vermehrt, über jeden verlorenen Schlüſſel einer Dorfkirche wurde ein Actenbündel angelegt, er ließ dies weitläufige Formenweſen, in dem die Bevölkerung wie erſtarrt dahinlebte, ruhig gewähren, und ſorgte nur dafür, daß die Beamten, wo einmal ſein perſönlicher Vortheil in das Spiel kam, gefügige Diener waren, welche ihm Geld ſchafften und ein begangenes Unrecht ihres Herrn behend der Oeffentlichkeit entzogen.

Er ſelbſt war, wo er mit ſeinem Volk in Verbindung trat, leutſelig und von beſter Laune, machte den Bittenden leicht, ihm zu nahen, hörte gefällig alle Klagen und ſchob theilnehmend die Schuld auf die Beamten. Er war nicht unpopulär; zuweilen murrten Unzufriedene über die hohen Steuern und über koſtſpielige Ausgaben ihres Fürſten, hier und da drang eine Anekdote aus ſeinem Privatleben in die Oeffentlichkeit, aber die neue Zeit, welche ſich auch in ſeinem Lande regte, kämpfte nur ſchwach in unbehilflichen Anläufen gegen die Grundſätze ſeiner Regierung. Und obgleich er als Regent keine Neigung zeigte, Uebelſtände aus eigenem Willen zu beſſern, erſchien er den Fernſtehenden doch als ein humaner, perſönlich gutherziger Mann. Er hatte für Jeden einen freundlichen Gruß, ein gnädiges Wort bereit, er wußte viel von den Privatverhältniſſen ſeiner Unterthanen und erwies den Einzelnen bei Gelegenheit ſeine perſönliche Theilnahme; er liebte die Kinder, denn er blieb bisweilen auf der Straße vor hübſchen Knaben und Mädchen ſtehen und frug nach ihren Eltern, veranſtaltete alljährlich den Schulkindern ſeiner Reſidenz ein Feſt, erſchien ſelbſt dabei, lachte und freute ſich über ihre Spiele.

Sein Hof war in vieler Beziehung ein Muſter von Ordnung und gefälligem Schein. Auch gegen ſeine Umgebung blieb er der vornehme Mann, und erreichte, was für einen Fürſten das Schwerſte iſt, daß die, welche ihn täglich umkreiſten, faſt immer ein Gefühl ſeiner Ueberlegenheit hatten. Er war nie Militär geweſen, er enthielt ſich nicht ſarkaſtiſcher Bemerkungen über die kriegeriſchen Neigungen anderer Friedensfürſten, und ſein Hof blieb lange Zeit frei von der militäriſchen Umgebung, welche an Nachbarhöfen den Dienſt der alten Chargen in den Hintergrund drängte und Uebelſtände der früheren Hofordnung mit neuen vertauſchte, welche nicht geringer waren. Doch allmählich machte er auch der Mode einige Zugeſtändniſſe, auch ſeine Adjutanten wurden einflußreiche Mitglieder des Hofhaltes. Der Dienſt bei ihm galt nicht für bequem, und er war trotz ſeiner Ruhe von den Herren ſeines Hofhaltes gefürchtet. Denn es gab Stunden, wo, wie es ſchien, ſein gehaltenes Weſen nicht nur mit Härte verſetzt war, ſondern mit einer ganz fremdartigen Zuthat, in ſolchen Augenblicken fiel ein cyniſcher Scherz oder ein brüskes herausforderndes Urtheil von ſeinen Lippen und er verlor jede Rückſicht auf Stimmung und Anſprüche ſeiner Umgebung. Aber Cavaliere und Adjutanten ertrugen die geheimen Dornen ihrer Stellung ohne die laute Kritik, welche ſonſt wohl von der Umgebung hoher Herren ausgeht. Denn der Fürſt verſtand es, ſie vor Fremden zu heben. Er hielt ſtreng auf Etikette, auch zu ihren Gunſten, vertrat geſchickt ihren Vortheil bei den höflichen Geſchenken, bei Orden und Brillanten, welche fremde Herrſchaften ſeinem Hofe zu machen verbunden waren; er muthete ihnen nie zu, was gegen die Würde ihres Amtes war. Und er wußte Fremden gegenüber ſich und ſeinen Hofſtaat ſtets würdig zu behaupten.

Seine Gemahlin war früh geſtorben, der bleichen zarten Dame bewahrten die Bewohner der Reſidenz immer noch ein dankbares Andenken. Man erzählte, daß die Ehe keine glückliche geweſen ſei, doch die Trauer des Fürſten nach dem Verluſt war heftig und dauernd, er ſprach noch immer mit großer Zärtlichkeit von der Geſchiedenen, und heftete ſelbſt alljährlich am Todestage einen Kranz an ihr Grabgewölbe.

Er hatte zwei Kinder. Das älteſte, die Prinzeſſin, war nach dem Tode des Gemahls an den Hof zurückgekehrt, und der Fürſt behandelte ſie vor den Augen des Hofes und des Volkes mit beſonderer Rückſicht. Dem Hofprediger hatte er ihretwegen ſein ganzes Herz aufgeſchloſſen. „Ich ſähe ſie gern auf's Neue vermählt, ſie hat das Recht, Anſprüche an das Leben zu machen, das Herz iſt warm, die Natur kräftig, und meinen Erfahrungen nach hat ein langer Witwenſtand für eine Fürſtin viele Uebelſtände. Aber ich fürchte, ſie wird widerſtreben. Ich bin gegen dies Kind vielleicht immer ein ſchwacher Vater geweſen. Sie wiſſen, hochwürdiger Herr, wie ſehr ſie immer mein Liebling war.“ Darauf hatte der fromme Herr mit gefalteten Händen ausgerufen: „Ich weiß es, und ich weiß, wie warm das Herz der durchlauchtigſten Prinzeſſin an ihrem geliebten Vater hängt.“ Auch das Volk merkte, daß der Fürſt ein guter Vater war. An jedem Geburtstage der Tochter wurde großes Hoffeſt befohlen, und als der Fürſt einſt in dieſer Zeit auf Reiſen geweſen war, erſchien er doch wider Erwarten am Abend des Geburtstages in der Loge der Prinzeſſin, küßte noch in Reiſekleidern die hohe Dame vor allem Volk auf die Stirn und ſagte, daß er ſeine Rückkehr beeilt habe, um ihr zum Feſte ſeinen Glückwunſch zu bringen. Auch ſonſt verſäumte er keine Gelegenheit, ihr kleine Artigkeiten zu erweiſen, die bei jedem Vater den Eindruck liebenswürdiger Ritterlichkeit machen, beim regierenden Herrn doppelt werthvoll ſind. Vor jedem Ball ſandte er ſelbſt der Tochter einen Blumenſtrauß, und jedesmal ließ er ſich denſelben vorher durch den Hofgärtner in das Schloß bringen, um ihn anzuſehen. Er hatte gern, wenn angeſehene Reiſende auch vor den Gemächern der Prinzeſſin ihre Ankunft meldeten, und achtete genau darauf, ob ſie ſich während ihrer Tournee durch den Saal auch gut unterhielt. Die Nebenſterne irdiſcher Hoheit haben bei ihrem Umkreiſen in der Geſellſchaft auf die Bewegungen der Hauptſonne geheime Rückſicht zu nehmen, die Prinzeſſin vergaß wohl einmal vor einem angenehmen Gaſt dieſe Rückſicht, dann verzögerte der Fürſt um ihretwillen ſeinen Aufbruch, ſah lächelnd nach ihr hin und hatte einen bequem ſtehenden Cavalier noch etwas Scherzhaftes zu fragen. Der Hof wußte freilich, daß in ſolchen Augenblicken die Scherze herber Natur waren, und man beeiferte ſich dann gar nicht in ſeiner Nähe zu ſtehen. Denn trotz der großen Mühe, welche ſich der Fürſt gab, ſein Verhältniß zur Prinzeſſin gut darzuſtellen, behauptete man doch, daß er ſie in der Stille mit Abneigung betrachtete. Wohl iſt einem Fürſten möglich, ſeiner täglichen Umgebung in wichtigen Dingen undurchdringlich zu bleiben, aber es iſt faſt unmöglich, ſie dauernd zu täuſchen.

Anders war die Stellung des Vaters zum Sohn. Dieſer war als ein kränklicher ſchüchterner Knabe durch die herriſche Weiſe, in welcher der Vater ſeine Erziehung überwachte, noch unſicherer geworden. Der Knabe hatte keine Anlage gehabt, ſich wirkungsvoll darzuſtellen, noch jetzt wurde ihm ſchwer, in der Unterredung mit Fremden ſeine Schüchternheit zu überwinden. Wenn ihm die Liſte der Eingeladenen überreicht wurde, und er überlegte, was er mit den Einzelnen ſprechen ſolle, ſo fielen ihm ſelten geſcheidte Fragen ein, und was er dann etwa vorbrachte, kam noch ſo ungeſchickt heraus, daß man deutlich merkte, er hatte den Kram einſtudirt. Selbſt dem Hofe gegenüber war der Prinz ſchweigſam und theilnahmlos, Damen und Herren waren deshalb geneigt anzunehmen, daß er ein wenig blöde ſei. Der Vater behandelte ihn mit Nichtachtung, und dem Sohne gegenüber klang ſeine Stimme zuweilen kurz und hart, als wenn es ſich nicht der Mühe lohne, die Geringſchätzung zu verbergen.

Darin aber that man dem Fürſten Unrecht. Ein regierender Herr ſieht in dem Sohne leicht den jüngern Mitbewerber. Der Sohn wird ſein Nachfolger, er iſt dazu da, ſchon in dem nächſten Geſchlecht ſeinen Vater vor aller Welt zu widerlegen, ſeine Einrichtungen umzuſtoßen, die Unzufriedenen und Gegner zu verſöhnen. Es iſt unvermeidlich, daß ihm einmal, wenn er Herr geworden, der Blick auf Vielem haftet, was unter der früheren Regierung nicht gut geweſen iſt, daß ihm Alles zugetragen wird, was ſein Vater im Geheimen gefehlt und geſündigt hat. Das war auch für den Fürſten Grund genug, den Erbprinzen fremd und kalt zu behandeln. Jetzt war er ein Nichts, ein machtloſer Sklave, der jeden Thaler nur durch die Gnade des Vaters erhielt, einſt ſollte er Alles ſein. Aber der Sohn war in ſeinen Augen unbedeutend, wie willenlos bewegte er ſich in vorgeſchriebenem Gleiſe, er hatte nie getrotzt, war mit Allem zufrieden, hatte ſich ſchweigend und ehrerbietig jedem Befehle gefügt, es war nicht anzunehmen, daß er in Wahrheit ſelbſt regieren würde, er konnte den Vater ſchwerlich in Schatten ſtellen. So kam zu der ruhigen Nichtachtung, welche in der Seele des Vaters lebte, allmählich ein kühles, faſt mitleidiges Wohlwollen. Die furchtſame Unterwürfigkeit des Prinzen war dem Fürſten ſehr bequem, es wurde ihm behaglich, das ſchwache Rohr, welches die Zukunft ſeiner Familie tragen ſollte, für das Leben mit den Stützen zu verſehen, welche der Fürſt zu geben verſtand. Ihm gegenüber gab er ſich wie er war, was er etwa für ihn that, geſchah mit der Empfindung, daß er nicht ſich, ſondern einem Andern Gutes erwies.

Und gerade jetzt, wo der Fürſt ſich bemüht hatte, dem Erbprinzen eine Freude zu machen, wurde dieſer krank!

Ilſe ging mit Gabriel durch die Zimmer und verſuchte die Einrichtung nach ihres Herzens Wunſch zu ſtimmen, ſie rückte über den Tiſchen, prüfte den Zug an den Vorhängen und betrachtete mißtrauiſch die Malerei der Porcellanvaſen. „Kaufen Sie in der Stadt einen Lampenſchleier, den hängen wir über die große Uhr.“

„Es iſt ohnedies noch eine andere da, welche ſich nicht weigert, zu gehen,“ verſetzte Gabriel. „Auch hört man die Uhr vom Schloſſe, aber ſie ſchlägt ſo traurig, daß man die Geduld darüber verliert. Mich wundert, daß in dieſer ſchönen Einrichtung Eines fehlt, und das iſt eine Uhr mit dem Kukuk. Der würde ſehr paſſen, er macht Leben, wenn er ſeine Thür öffnet und tiefe Complimente ſchneidet, es iſt ganz wie bei Hofe. Denn höflich ſind ſie hier, wenn auch das Gemüth hinterliſtig iſt. Dem Lakaien traue ich nicht, er frägt mich zu ſehr aus. Wie wär’s, wenn man den abſchaffte? Ich bin doch allein im Stande, mit dem Mädchen dieſe Wirthſchaft zu beſorgen. Gekocht kann nicht werden, es iſt gar keine Küche da, man muß wegen jedem Topf warmen Waſſers hinübergehen unter die Weißjacken, die im Keller wie Geiſter durcheinander wirthſchaften.“

„Da hilft nun nichts,“ entſchied Ilſe, „wir müſſen uns in die Ordnung gewöhnen, Hoffahrt will Noth leiden, Geheimniſſe haben wir nicht und ich weiß, Sie werden vorſichtig ſein.“

„Die Gärtner haben auch einen Tiſch und Stühle vor das Haus geſtellt und Blumen darum,“ ſagte Gabriel, „darf ich die Arbeit hinunter tragen? Die Sonne ſcheint warm.“

Ilſe trat vor das Haus, neben der Thür war ein Raum durch aufgeſtellte Topfgewächſe abgegrenzt, ein traulicher Platz im warmen Mittagslicht, man überſah aus dem grünen Verſteck die Wege und den geſchorenen Raſenteppich bis zu den Mauern des Schloſſes. Ilſe ſaß auf dem Gartenſtuhl nieder, hielt ihre Stickerei in den Händen und blickte hinüber auf den großen Steinpalaſt, der ſich mit ſeinem Thurm und neuen Seitengebäuden einige hundert Schritt von ihr erhob. Dort wohnten die Großen der Erde, denen ſie plötzlich ſo nahe gekommen war. Sie zählte die Reihe der Fenſter und dachte, daß viel mehr als hundert Stuben und Säle darin ſein müßten, alle ſtattlich und vornehm eingerichtet, und ſie überlegte, wie viel Menſchen wohl dazu gehörten, ein ſolches Gebäude zu füllen, damit es nicht leer und öde ausſehe. Der Tritt eines Mannes ſtörte ihre Gedanken. Ein Herr in geſetzten Jahren ging auf dem Kiesweg, er näherte ſich, es war der Fürſt. Ilſe ſtand erſchrocken auf, der Fürſt trat langſam auf ſie zu. „Madame Werner?“ fragte er, ſeinen Hut berührend. Ilſe verneigte ſich tief, ihr pochte das Herz, unvorbereitet ſtand ſie dem Manne gegenüber, der ihr in der ganzen Mädchenzeit als der höchſte Menſch auf Erden gegolten hatte. Wenn ſie ihn einmal geſehen, war es immer nur in vornehmem Vorüberſchreiten geweſen, und doch hatten ihre Gedanken ſeit den Jahren, wo ſie ihn mit Krone und Scepter eines Kartenkönigs ſchmückte, in ſcheuer Ehrfurcht an ihm gehangen. Oft, wenn ſie den Erbprinzen anſah, hatte ſie verſucht, ſich vorzuſtellen, wie ſein Vater ſein müſſe; was ſie etwa über ihn gehört, hatte nicht geholfen, ihr die Bangigkeit zu vermindern.

Der Fürſt ſah mit Wohlgefallen auf das ſchöne Weib vor ihm, welches in ſtummer Betroffenheit den ſchmeichelhafteſten Gruß entgegenbrachte. „Sie ſind mir nicht fremd,“ begann er, „und Sie haben Urſache, mit den Jahren zufrieden zu ſein, welche ſeit meiner Fahrt über den Hof Ihres Vaters vergangen ſind. Verſuchen Sie jetzt, wie ſich's bei uns lebt. Auch wir freuen uns des Frühlings, und ich ſehe, die Sonne blickt freundlich auf den Platz, wo Sie ſich anſiedeln.“ Er ſetzte ſich auf einen Gartenſtuhl, indem er auf einen andern wies. „Laſſen Sie ſich in Ihrer Arbeit nicht ſtören, ich bin ein Spaziergänger, der einen Ihrer Stühle erbittet, wenige Minuten zu raſten.“

„Die Arbeit lag in müßiger Hand,“ antwortete Ilſe, „ich ſah hinüber nach dem Schloß und überdachte, wie groß der Haushalt ſein muß, der ſo viel Raum fordert.“

„Es iſt ein alter Bau,“ bemerkte der Fürſt, „manches

Jahrhundert hat gearbeitet, ihn zu vergrößern, und doch will nach der Meinung meiner Beamten der Raum immer noch nicht reichen. Man breitet ſich leicht anſpruchsvoll aus. Aber gerade dann erfreut es wieder einmal, ſich ganz ins Enge zu ziehen, ich ſelbſt habe ſonſt dieſen Pavillon bewohnt, allein, mit wenigen zuverläſſigen Dienern. Solche Einſamkeit that wohl."

„Das kann ich mir denken," verſetzte Ilſe theilnehmend. „Uns kleinen Leuten aber iſt neu, ein ſo großes Weſen ſo prächtig eingefaßt zu ſehen. Schloß und Hofraum ſtehen unter den blühenden Bäumen, wie ein großer Edelſtein im Golde. Mir iſt's von Herzen lieb, daß ich Ew. Hoheit Haus und Leben jetzt ſo in der Nähe erblicke, man hat doch einen Anhalt und weiß, wie man ſich die Umgebung des gnädigſten Landesherrn denken ſoll."

„Sie betrachten ſich alſo noch als Kind des Landes?" ſagte der Fürſt lächelnd.

„Das iſt natürlich," antwortete Ilſe. „Von kleinauf habe ich von Ew. Hoheit als unſerm Oberherrn gehört, ſo oft ich in die Zeitung ſah, fand ich Ew. Hoheit Namen unter den Befehlen, überall habe ich Ew. Hoheit Bild geſehen, und ſeit ich in die Kirche ging, habe ich für Ew. Hoheit Glück und Geſundheit gebeten. Das gibt ein Verhältniß, es iſt freilich einſeitig, denn Ew. Hoheit können ſich nicht um uns alle kümmern, wir aber denken und ſorgen viel um den Landesherrn."

„Und beſprechen ihn auch zuweilen unzufrieden," verſetzte der Fürſt in guter Laune.

„Wie's gerade kommt, gnädigſter Fürſt," erwiederte Ilſe ehrlich, „man ſpricht auch von ſeinen Nachbarn nicht immer das Beſte. Zuletzt in Ernſt und Noth kommt doch das gute Herz zum Vorſchein. Ebenſo iſt es mit dem Landesherrn, Jeder macht ſich von ihm ein Bild nach ſeinem Wiſſen und Meinen, hofft auf ihn und zürnt mit ihm, zuletzt denkt er doch daran, daß ſein Fürſt und er zu einander gehören."

„Es wäre zu wünſchen, daß ſo billiger Sinn ſich an jedem Unterthan erwieſe," entgegnete der Fürſt. „Aber die Treue wankt, die perſönliche Zuneigung ſchwindet."

„Viele wiſſen auch zu wenig von ihrem Landesherrn," entſchuldigte Ilſe, „wie ſoll man ihm gut werden, wenn man wenig von ihm ſieht? Denn das Sehen thut viel; wir um Roſſau haben ſelten die Ehre, unſern Fürſten mit Augen zu erblicken."

„Die Geſinnung jener Gegend wird mir als unzuverläſſig geſchildert," verſetzte der Fürſt.

„Wir ſitzen im Winkel, aber wir haben auch unſer Herz. Ew. Hoheit erinnern ſich kaum noch an die Mädchen von Roſſau, welche Ew. Hoheit vor ſiebzehn Jahren an der Ehrenpforte empfingen. Es waren ihrer zwanzig, mehr hatte die kleine Stadt nicht aufgebracht. Sie trugen aber Alle die Landesfarben an Mieder und Rock, die Kleider mußten ſie ſich natürlich ſelbſt kaufen. Eine der Mädchen war blutarm, ſie war aber hübſch und ſollte nicht wegbleiben, da nähte ſie wochenlang vorher in der Nacht, ſich das Geld zum Kleide zu ſchaffen. Noch in ihrer letzten Krankheit, denn ſie iſt jung geſtorben, bat ſie, man möchte ihr im Sarge daſſelbe Kleid anziehen, denn der Tag war ihre größte Freude und Ehre geweſen. Ew. Hoheit aber konnten ſich damals gar nicht aufhalten, fuhren ſchnell durch die Ehrenpforte und haben vielleicht die Mädchen nicht einmal geſehen."

Während Ilſe ſprach, warf ſie verſtohlen Semmelkrumen zur Seite. Der Fürſt ſah auf ihre Hand. Ilſe entſchuldigte ſich. „Der Fink ruft ſeinem gnädigſten Landesherrn zu: „Gib, gib!" Die kleinen Broteſſer hier ſind gut gezähmt."

„Sie werden wahrſcheinlich von der Dienerſchaft gefüttert," ſagte der Fürſt.

„Die Thiere zu lieben iſt auch unſere Landesart," rief Ilſe, „und zahme Vögel ſtehen einem Herrenſchloß gut, denn hier ſoll Alles ein fröhliches Zutrauen haben."

Dem Fürſten fiel der Handſchuh zur Erde, die loyale Ilſe bückte ſich eilig darnach, der Herr ſah einen Augenblick ſinnend auf Ilſe's Kopf und Büſte. Er ſtand langſam auf. „Ich hoffe, Madame, daß auch Sie unter die Fröhlichen gehören, welche gutes Vertrauen zu dem Beſitzer dieſes Grundſtücks haben. Als Hauswirth, der ſich nach dem Befinden ſeiner neuen Miether erkundigt hat, wünſche ich Ihnen, daß Sie hier ſelbſt etwas von dem Behagen empfinden mögen, welches Sie Andern mitzutheilen wiſſen.“ Er grüßte artig zu Ilſe's ehrfurchtsvoller Verneigung und ging dem Schloſſe zu.

Dort erwartete ihn der Kammerherr, über das Befinden des Erbprinzen zu berichten: „Se. Hoheit iſt leider noch genöthigt, das Bett zu hüten.“

„Er ſoll ſich ruhig pflegen,“ verſetzte der Fürſt gnädig, „und das Zimmer ja nicht zu früh verlaſſen.“

2.

Im Pavillon.

Die prächtigen Irisfarben, womit Ilſe in den erſten Tagen ihren neuen Aufenthalt geſchmückt hatte, verblichen allmählich. Wie an Stelle des Haushofmeiſters und der empfangenden Lakaien jetzt ein einzelner Diener in dunklem Rock neben Gabriel trat, ſo kleidete ſich auch alles Andere, was Ilſe umgab, Wohnung und Menſchen, in die beſcheidenen Farben gewöhnlicher Erdentage. Das war in der Ordnung und Ilſe ſagte das ſelbſt ihrem Gatten. Nur eines war ihr nicht recht, daß ſie von ihrem Felix jetzt mehr getrennt war, als in der Stadt. Den Morgen und einen Theil des Nachmittags arbeitete er im Antikenkabinet, viele Stunden auch für ſeine eigenen Zwecke im Archiv und unter den Acten des Marſchallamtes, deren einfaches Zimmer ihm bereitwillig geöffnet wurde; kam er nach

Hauſe, ſo hatte er zuweilen Eile, ſich zur fürſtlichen Tafel umzukleiden, und Ilſe ſpeiſte allein. Wie gewandt der fremde Diener die große Zahl der Schüſſeln auftrug, ihr war die einſame Mahlzeit ungewohnt und traurig. Nur die Mehrzahl der Abende verging ihr in neuer Unterhaltung, dann hielt ein fürſtlicher Wagen vor dem Pavillon und entführte ſie mit ihrem Gatten in das Theater. Als ſie zum erſten Mal die geſchloſſene Loge nahe der Bühne betrat, freute ſie ſich des bequemen Platzes, der ihr erlaubte, ungeſtört durch das Publikum der Vorſtellung zu folgen. Wenn ſie ſich in ihrer Loge zurücklehnte, ſah ſie nichts von dem Zuſchauerraum, nur den Sitz des Fürſten gegenüber. Das Theater war ſehr ſtattlich, Dekorationen und Koſtüme viel reicher, als ſie in der Univerſitätsſtadt geſehen hatte, bei der Oper einige gute Sänger. Hingeriſſen von der Aufführung merkte ſie nicht, wie neugierig das Publikum nach ihr hinſah, daß auch der Fürſt ſein Augenglas oft auf ſie richtete. Bald kam ſie zu der Anſicht, daß das Theater noch das beſte Vergnügen der Reſidenz ſei, und der Gatte hielt darauf, daß ſie dieſe Zerſtreuung nicht entbehrte, obgleich er ſelbſt vielleicht vorgezogen hätte, über ſeinen Büchern zu bleiben oder ein Actenbündel des Archivs zu durchſuchen. In den Zwiſchenakten ſah Ilſe dann neugierig hinunter auf die Menſchen, die ihr alle fremd waren, und ſagte zu Felix: „Hier iſt doch die einzige Gelegenheit, wo ich noch Frauen in meiner Nähe habe."

Denn in den Tagesſtunden fühlte ſie die Einſamkeit. Der Vater hatte einen Geſchäftsfreund in der Stadt, ſie war gleich am erſten Tage hingegangen, aber in der Familie des kleinen Kaufmanns fand ſie Niemand, der ihr zuſagte; ſie war nach Anweiſung des Kammerherrn mit Felix bei den Damen des Hofes umhergefahren ihren Beſuch zu machen, in den meiſten Häuſern war Niemand zu Hauſe geweſen und ſie hatte Karten abgegeben. Spärlich kamen die Gegenbeſuche, und es traf ſich immer, daß Ilſe, wenn ſie einmal in die Stadt oder den

Schloßgarten gegangen war, bei der Heimkehr die Karte einer Dame auf dem Tiſch fand. Das war ihr gar nicht lieb, denn ſie wollte doch wiſſen, wie ſich mit den Frauen hier umgehen ließe. Zwar einige Herren des Hofes ſtellten ſich in den Morgenſtunden ein, der Kammerherr und der Hofmarſchall, aber auch die Beſuche des Kammerherrn wurden kürzer, er ſah gedrückt aus, und ſprach faſt nur von der anhaltenden Unpäßlichkeit des Erbprinzen.

Sehr begierig war Ilſe, die Prinzeſſin kennen zu lernen. Am zweiten Tage nach der Ankunft brachte der Kammerherr die Kunde, daß Ihre Hoheit Herrn und Madame Werner zu feſtgeſetzter Stunde ſehen wolle. Ilſe ſtand neben dem Gatten unter Seide und Vergoldung eines fürſtlichen Zimmers, die Thür flog auf, eine junge Dame in Halbtrauer ſchwebte herein. Ilſe erkannte auf den erſten Blick die Schweſter des Erbprinzen, eine feine zierliche Geſtalt, dieſelben Augen, nur kecker und glänzender, um den feinen Mund ein reizendes Lächeln. Die Prinzeſſin neigte gegen ſie ernſt das kleine Haupt, ſprach einige artige Worte zu ihr und wandte ſich dann zu Felix, mit dem ſie ſogleich in lebhaftes Geſpräch kam. Ilſe ſah mit Bewunderung auf die leichten Bewegungen, auf den Tact, mit welchem die Prinzeß Freundliches zu ſagen wußte, ſie merkte bald, daß aus der ſchönen Hülle ein lebhafter Geiſt hervorblickte, den Antworten des Gatten folgten blitzſchnell geſcheidte Einfälle der erlauchten Dame. Zum Schluß wandte ſich die Prinzeſſin wieder an Ilſe und ſagte, wie ſehr ihr Bruder bedaure, daß ſeine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, ſie hier zu ſehen. Worte und Ton waren ſehr gütig, und doch lag etwas von Stolz und fürſtlicher Würde darin, was Ilſe weh that. Als der Profeſſor bei der Rückfahrt mit Wärme von der liebenswürdigen Dame ſprach und ausrief: „Das iſt ein ungewöhnlich klarer Geiſt, wie ihr Ausſehen iſt auch ihre innere Arbeit von elfenhafter Anmuth," da ſchwieg Ilſe ſtill, ſie fühlte, daß der Gatte Recht hatte, aber ihr war, als hätte die Prinzeſſin ſie ausgeſchloſſen von der Annäherung, welche ſie ihrem Felix geſtattete.

In dieſer Stimmung war ihr eine Aufmerkſamkeit überraſchend und werthvoll. Seit jener Unterredung mit dem Fürſten überbrachte ihr der Hofgärtner jeden Morgen zu derſelben Stunde eine Schüſſel der prächtigſten Blumen im Auftrage des hohen Herrn. Dabei blieb es nicht, wenige Tage darauf kam der Fürſt wieder heran, als Ilſe vor der Thür ſaß. Er frug, ob ein leiſer Windzug nicht rathſam mache, in das Haus zu treten; ſie geleitete ihn in die Zimmer, er ſaß dort nieder, forſchte angelegentlich, wie ſie ſich unterhalte, ob ſie Bekannte in der Stadt gefunden, und war ſo gütig um ihr Wohlbefinden bemüht, daß Ilſe dem Gatten nach ſeiner Heimkehr ſagte: „Wie trügeriſch iſt doch die Anſicht, die man ſich über fremde Menſchen bildet. Als ich hierher kam, dachte ich mir den Herrn als einen recht hinterhaltigen Mann, und er iſt ſo freundlich und ſieht aus wie ein recht guter Hausvater. Nun — Strenge mag bei der großen Wirthſchaft hier wohl manchmal nöthig ſein.“

Das kurze Anſprechen des Fürſten wiederholte ſich. Beim nächſten Mal traf er den Profeſſor neben ſeiner Gattin. Diesmal war der Fürſt ernſter als ſonſt. „Wie waren Sie mit dem Erbprinzen zufrieden?“ frug er den Profeſſor.

„Die Vortragenden rühmten ſeinen Fleiß, unter den Studenten hatte er Popularität gewonnen, man ſah ihn allgemein mit Bedauern ſcheiden.“

Der Fürſt horchte auf das Wort Popularität. „Wie hat der Prinz verſtanden ſich dieſe zu erwerben?“

„Er hat Redlichkeit und entſchiedenen Willen bewieſen, man hatte Zutrauen zu ſeinem Charakter.“

Der Fürſt ſah prüfend auf den Profeſſor und erkannte aus der ruhigen Haltung, daß dies nicht unwahre Höflichkeit war.

„Die Zuneigung der Studenten hat ſich auch beim Abgange des jungen Herrn durch ein feierliches Ständchen bewieſen," fiel Ilſe ein.

„Ich weiß," verſetzte der Fürſt, „ich nahm an, daß Weidegg dabei etwas reichlich das Seine gethan habe."

„Es war freier Wille und warme Empfindung der Studentenſchaft," verſicherte der Gelehrte.

Der Fürſt ſchwieg.

„Auch uns Frauen iſt der junge Herr lieb geworden," ſetzte Ilſe das Lob fort, „und in unſerm Hauſe ſahen wir traurig den Stuhl leer, auf dem Se. Hoheit an unſern Theeabenden geſeſſen hatte."

Immer noch ſchwieg der Fürſt, endlich begann er in herbem Ton: „Was Sie mir ſagen, überraſcht mich. Ich darf Sie als Lehrer des Prinzen betrachten und zu Ihnen offener ſprechen als gegen meine Umgebung. Der Prinz iſt eine ſchwache Natur, und ich habe kein Vertrauen zu ſeiner Zukunft."

„Bei uns machte er den Eindruck, daß hinter ſchüchterner Zurückhaltung doch Anlage zu einem wackern und charakterfeſten Weſen vorhanden ſei," verſetzte der Profeſſor ehrerbietig.

Ilſe dachte, daß jetzt der Augenblick ſei, dem Prinzen etwas Gutes durchzuſetzen. „Wenn ich wagen darf, vor Ew. Hoheit auszuſprechen, was auch mein Gatte denkt, der Prinz wünſchte ſich nähere Kenntniß der Landwirthſchaft; da ich auch vom Lande bin, ſo werden Ew. Hoheit mir verzeihen, wenn ich dieſe Schule unſerem theuren jungen Herrn am liebſten gönnen würde."

„Auf dem Gut Ihres Vaters?" frug der Fürſt kurz.

„Wo es auch ſei," verſetzte Ilſe arglos.

„Mir ſelbſt hat er nie etwas von ſolchen Wünſchen geſagt," ſchloß der Fürſt ſich erhebend. „In jedem Falle bin ich Ihnen für den Antheil dankbar, den Sie an ſeiner Zukunft nehmen."

Er entfernte ſich mit gehaltenem Gruß zu den Geſchäften des Tages. Der Tag wurde hart für Alle, welche mit ihm zu thun hatten. Er ritt mit ſeinem Adjutanten weit hinaus in eine hügelige Waldlandſchaft, wo ſeine Soldaten nach einem Nachtmarſch Felddienſt übten. Sonſt kümmerte er ſich wenig um militäriſche Einzelheiten, heut hetzte er die Leute und ſeine Adjutanten durch plötzliche Aenderungen der Dispoſition weit umher. Als die Soldaten ermattet heimzogen, beſichtigte er noch ein entferntes Geſtüt und eine Waldpflanzung und ſtrich ſtundenlang auf rauhen Bergwegen einher. Niemand machte es ihm zu Dank, nur Tadel und bittere Bemerkungen fielen von ſeinen Lippen. Am Abend war Hofconcert, todmüde ſtand der Adjutant im Saale und zählte die Minuten bis zu ſeinem Rückzuge. Da forderte ihn der Fürſt, als er den Hof entließ, noch in ſein Arbeitszimmer. Hier ſetzte ſich der Fürſt auf einen Lehnſeſſel in die Nähe des Kamins und ſah in die Flamme, legte zuweilen ein Scheit an, hielt den ſilbernen Griff des Feuerhakens in der Hand, und ſchlug nach längern Pauſen mit dem eiſernen Haken an die metallene Einfaſſung des Feuerrahmens. Unterdeß ſtand der Adjutant einige Schritt hinter ihm, eine Stunde, zwei Stunden, einer Ohnmacht nah, erſt mitten in der Nacht erhob ſich der Fürſt und ſagte: „Sie werden müde ſein, ich will Sie nicht länger aufhalten.“ Er ſprach das mit ſanftem Tone, aber in ſeinen Augen glitzerte ein unheimlicher Schein, und der Adjutant geſtand ſpäter ſeinen nächſten Freunden, er werde den Blick nicht vergeſſen, ſolange er lebe.

„Zum dritten Mal hat der Fürſt den Pavillon beſucht,“ berichtete der Kammerherr dem Erbprinzen, welcher mit verhülltem Hals in ſeinem Zimmer ſaß. Der Erbprinz ſah auf das Buch nieder, das er vor ſich hingelegt hatte. „Fühlen ſich die Gäſte wohl in ihrer Umgebung?“

„Von Frau Profeſſorin möchte ich das nicht behaupten, ich fürchte, ſie geräth hier in eine ſchwierige Lage. Die auffallende Auszeichnung, welche des Fürſten Hoheit ihr zu Theil werden läßt, und gewiſſe alte Erinnerungen, welche ſich an den Pavillon knüpfen —"

Der Prinz ſtand auf und ſah den Kammerherrn ſo finſter an, daß dieſer verſtummte.

„Der Fürſt war heut ſehr ungnädig," fuhr der Kammerherr gedrückt fort. „Als ich über Ew. Hoheit Befinden berichtete, fand ich eine Aufnahme, welche nicht ermuthigend war."

Der Erbprinz trat an das Fenſter. „Die Luft iſt mild, Weidegg, ich will verſuchen, morgen auszugehen."

Der Kammerherr war ſehr unſicher, welche Aufnahme dieſer Entſchluß des Erbprinzen finden werde, er entfernte ſich ſchweigend.

Als der Prinz allein war, riß er den Shawl von ſeiner Bruſt und warf ihn in eine Ecke. „Thor, der ich war, ich wollte ſie vor dem Geſchwätz bewahren und habe Schlimmeres herbeigeführt. Ich ſelbſt ſitze hier in der Kartauſe und der Fürſt macht ihr an meiner Statt ſeine Beſuche. Es war ein feiges Mittel. Vermag ich nicht abzuwenden, was über die Arme heraufzieht, ſo will auch ich meine Rolle in dem Stück ſpielen, das hier beginnt."

Als der Prinz am nächſten Morgen bei ſeinem Vater eintrat, begann dieſer mit ruhiger Kälte: „Ich höre von Fremden, daß du dir Einblick in eine Landwirthſchaft erſehnt haſt. Der Wunſch iſt verſtändig. Ich will daran denken, wie du Gelegenheit erhältſt, dieſe Kenntniſſe irgendwo auf dem Lande zu erwerben. Das wird auch für deine Geſundheit vortheilhaft ſein und deiner Neigung zu poetiſchem Stillleben entſprechen."

„Ich werde thun, was mein lieber Vater mir befiehlt," antwortete der Erbprinz und verließ das Zimmer.

Der Fürſt ſah ihm nach und murmelte: „Kein anderer Laut in ſeiner Kehle als feige Ergebung, ſtets dieſelbe unterwürfige Geduld. Ihm zuckte keine Miene, keine Wimper, als ich das Unwillkommene befahl. Iſt möglich, daß dieſer ſchlaffe Knabe in der Verſtellung ein Meiſter iſt, der mich und uns alle hintergeht?“

Wenn Ilſe trotz der Auszeichnung, welche der Fürſt ihr zu Theil werden ließ, doch etwas von den dunklen Schatten ahnte, welche über dem Pavillon lagen, weit anders war die Stimmung ihres Gatten. Er lebte bereits mitten in kleinen reizvollen Unterſuchungen, zu denen ihm das Antikenkabinet Veranlaſſung gab, und die Poeſie ſeines ernſten Geiſtes arbeitete geſchäftig, ihm den Aufenthalt in der Reſidenz mit glänzendem Schein zu umziehen. Er war ein Jäger, der reine Bergluft athmend mit leichtem Schritt auf ſeinem Jagdgrund ſchreitet, während um ihn der Sonnenſtrahl Moosgrund und Haidekraut vergoldet. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen. wo in den Bereich ſeiner Hand kam, was er ſeit Jahren geträumt hatte. Zwar die neue Spur der Handſchrift blieb undeutlich. Was aus jenen Truhen geworden war, die in dem alten Briefe erwähnt wurden, war noch nicht zu ermitteln. In der Bibliothek des Fürſten, in einer Bücherſammlung der Stadt fanden ſich weder Handſchriften noch andere Bücher, welche aus der Habe des Kloſters Roſſau eingereiht ſein konnten. Er hatte die Bekanntſchaft mit dem Oberjägermeiſter erneuert, auch dieſer wußte keinen Raum zu nennen, wo altes Jagdgeräth aufbewahrt werde. Er durchlief alte Verzeichniſſe des Marſchallamtes, nirgend waren die Kiſten zu erkennen. Aber befremdlicher blieb, daß der Name eines fürſtlichen Schloſſes Solitude auch in der Reſidenz ganz unbekannt war, kein Druckwerk, kein altes Papier enthielt den Namen. Wenn auch durch einen Brand in der Hofkanzlei viele Acten vernichtet waren, aus dem Erhaltenen mußte ſich doch eine Kunde auffinden laſſen. Doch das Schloß war, wie aus einer alten Sage, verſchwunden und verſunken; auch außerhalb des fürſtlichen Gebietes, in angrenzender Landſchaft haftete nirgend dieſer Name. Offenbar war er wenig bekannt und bald mit einem andern vertauſcht worden. Wie ſeltſam aber auch dieſer Umſtand war, durch die Nachricht des Studenten hatte jener alte Brief des Beamten eine Bedeutung gewonnen, die dem Suchenden guten Erfolg wahrſcheinlich machte. Denn erſt vor wenig Jahren hatte Jemand, der von dem Werth ſolcher Nachrichten nichts wußte, die Kiſte von Roſſau geſehen, ſie war nicht mehr ein täuſchendes Bild aus ferner Vergangenheit, jeden Tag konnte ein glücklicher Zufall darauf führen. Vorläufig nur ein Zufall. Aber wenn der Profeſſor auf das Schieferdach des fürſtlichen Schloſſes blickte und die großen Treppen hinaufſtieg, kam ihm immer die frohe Ahnung, daß er jetzt ſeinem Fund nahe ſei. Mit Hilfe des Kaſtellans hatte er bereits den ganzen Schloßboden durchſucht, er war unter den mächtigen Balkenlagen des alten Baues herumgeklettert wie ein Marder, und hatte alte Dachkammern geöffnet, deren Schlüſſelbart vielleicht ſeit einem Menſchenalter nicht im Schloſſe gedreht war. Er hatte nichts gefunden. Aber es gab noch andere Häuſer des Fürſten in der Stadt und Umgegend, und ſein Entſchluß ſtand feſt, in der Stille eines nach dem andern zu durchſuchen.

In dieſer Zeit treibender Unruhe, wo die Phantaſie ſtets neue Ausſichten öffnete, war ihm der Verkehr mit gefälligen Menſchen ſehr erfreulich. Er ſelbſt innerlich angeregt, zeigte ſich als guter Geſellſchafter und beobachtete mit heiterem Antheil das Treiben ſeiner Umgebung. Der Fürſt zeichnete ihn auffallend aus, die Cavaliere waren zuvorkommend, er ſchritt ſicher und ohne Anſprüche neben ihnen dahin.

Der Kammerherr berichtete dem Profeſſor, wie gut er der Prinzeſſin gefallen habe, und Felix freute ſich, daß an einem Vormittage auch ſie mit ihrer Hofdame das Antikenkabinet beſuchte und um ſeine Führung bat. Als die Prinzeſſin ſich dankend entfernte, bat ſie ihn noch, ihr Bücher anzuweiſen, aus denen ſie ſich ſelbſt ein wenig über den Theil des antiken

Lebens unterrichten könne, deſſen Trümmer er ihr gewieſen, ſie erzählte ihm von einer antiken Vaſe, die ſie beſitze, und forderte ihn auf, dieſe bei ihr anzuſehen.

Jetzt ſtand der Gelehrte neben der Prinzeſſin vor der aufgeſtellten Vaſe. Er erklärte ihr den Inhalt des Bildes und erzählte Einiges über altgriechiſche Töpferarbeit. Die Prinzeſſin führte ihn in ein anderes Zimmer und wies ihm werthvolle Handzeichnungen: „damit Sie Alles ſehen, was ich von Kunſtſachen beſitze.“ Während er dieſe anſah, begann ſie plötzlich: „Sie haben jetzt etwas von uns kennen gelernt, wie ſind Sie mit uns zufrieden?“

„Man iſt mir ſehr freundlich entgegengekommen,“ erwiederte der Profeſſor, „das thut dem Selbſtgefühl wohl, mir macht Freude ein Tagesleben zu ſehen, das von dem meines Kreiſes abweicht, und Menſchen, welche anders geformt ſind.“

„Und worin finden Sie uns anders geformt?“ frug die Prinzeſſin angelegentlich.

„Die Gewöhnung, ſich in jedem Augenblick ſchicklich darzuſtellen und unter Andern ſeine Stellung zu behaupten, gibt den Perſonen eine leichte Sicherheit, welche ſehr wohlthuend wirkt.“

„Das wäre ein Vorzug, den wir mit jedem erträglichen Schauſpieler theilen,“ verſetzte die Prinzeſſin.

„In jedem Fall iſt es ein Vortheil, immer dieſelbe Rolle zu ſpielen.“

„Sie meinen, es iſt deshalb keine Kunſt, wenn wir Gewandtheit erwerben und unſere Sache beſſer machen,“ fiel die Prinzeſſin lächelnd ein, „aber darin liegt auch eine Gefahr, wir werden von klein ſo ſehr daran gewöhnt, uns angemeſſen zu erweiſen, daß unſere Aufrichtigkeit zuweilen in Gefahr kommt, wir beobachten die Wirkung unſerer Worte, und wir denken leicht mehr an die gute Wirkung als den wahrhaften Inhalt der Reden. Ich ſelbſt, während ich mit Ihnen ſpreche, bemerke mit Vergnügen, wie ich Ihnen gefalle, ich bin auch nichts weiter als eine arme Prinzeſſin. Aber wenn Ihnen an uns die Meiſterſchaft im Darſtellen der eigenen Perſon gefällt, uns zieht ebenſoſehr ein Weſen an, das ſicher in ſich ruht, ohne auf Wirkung zu achten, und wir finden vielleicht Mängel in der Form, einen kräftigen Ausdruck und dergleichen gerade anziehend, immer vorausgeſetzt, daß man uns nicht verletzt, denn darin ſind wir empfindlich. Wer uns auf die Dauer gefallen will, der thut gut, unſere Anſprüche jeden Augenblick zu ſchonen. Ich will nicht, daß Sie mich ſo behandeln,“ unterbrach ſie ſich, „aber ich denke dabei doch an Sie. Geſtern hörte ich, wie Sie dem Fürſten geradezu widerſprachen. Bitte, ſchonen Sie unſere Schwäche, ich möchte, daß Sie ſich recht lange bei uns gefielen.“

Der Profeſſor verneigte ſich. „Wenn ich im Widerſpruch wärmer wurde als nöthig war, ſo bin ich einer Verſuchung unterlegen, welche Männern meines Berufes gefährlich wird. Disputiren iſt die Schwäche der Gelehrten.“

„Gut, wir rechnen mit unſeren Eigenheiten gegen einander ab. Sie aber ſind in der glücklichen Lage, ſtets friſchweg anzugreifen, wir immer in der entgegengeſetzten, uns vorſichtig zu vertheidigen. Die große Sorge, welche uns von Jugend auf jeden Augenblick am Kleide zieht, iſt die, daß wir uns nichts vergeben. Bei Ihnen ſtreitet man ſich wahrſcheinlich ſelten um den Vorrang, ich fürchte, auch Ihnen iſt ſehr gleichgültig, welche Stufe Sie in unſerer Rangordnung einnehmen, uns iſt dergleichen große Angelegenheit, nicht nur unſerm Hofſtaat, noch mehr uns ſelbſt. Viele von uns ſind Tage lang unglücklich, weil ſie nicht bei Tafel den Platz erhalten, den ſie beanſpruchen. Mancher Beſuch unterbleibt deshalb, alte Verbindungen werden abgebrochen, und es gibt allerlei unfreundliches Gezänk hinter der Scene. Treten wir einmal klugen Leuten von Ihrer Art gegenüber, dann lachen wir wohl ſelbſt über die Schwäche, aber wenige ſind frei davon. Auch ich habe ſchon um meinen Platz bei der Tafel gefochten und mit dem Fächer Wind gemacht,“ ſetzte ſie mit muthwilliger Offenheit hinzu.

„Niemand mag ſich in jedem Augenblick von den Anſchauungen ſeiner Umgebung frei erhalten,“ verſetzte artig der Profeſſor. „Vor hundert Jahren war im Leben des Bürgers derſelbe peinliche Eifer um Rang und geſellige Bevorzugung. Bei uns iſt das anders geworden, ſeit unſer Leben einen ſtärkern geiſtigen Inhalt erhielt. In Zukunft wird man auch bei Hof über dergleichen als veralteten Trödelkram lächeln.“

Die Prinzeß hob drohend den kleinen Finger. „Herr Werner, das ſprach wieder der Gelehrte, verbindlich war das nicht. Wir bewegen uns nicht ſo ſehr im Nachtrabe der Mode und guten Lebensart, daß wir hinter den Menſchen zurückgeblieben ſind, von denen wir uns geſellſchaftlich abſchließen.“

„Vielleicht gerade deshalb,“ ſagte der Profeſſor, „weil man ſich abſchließt. Der wärmſte Herzſchlag unſerer Nation war von je in der Mitte zwiſchen oben und unten, von da aus verbreiten ſich Bildung und neue Ideen allmählich zu den Fürſten und in das Volk. Sogar Eigenthümlichkeiten und Schwächen einer Zeitbildung ſteigen in der Regel ein halbes Menſchenalter, nachdem die Gebildeten in der Mitte des Volkes darunter gelitten haben, auf die Throne, ſie erlangen dort erſt Geltung, wenn ſie im Volke durch neue Zeitrichtung bereits überwunden ſind. Auch deshalb wird es zuweilen ſchwer, daß ſich Fürſt und Volk in ernſten Dingen verſtehen.“

„O wie haben Sie Recht,“ rief die Prinzeſſin und trat näher an ihn. „Das iſt Verhängniß der Fürſten, unſer aller Unglück, daß die tüchtigſte Bildung unſerer Zeit ſelten freundlich auf uns wirkt. Die friſche Luft fehlt dem Kreis in dem wir leben, wir alle ſind weich und ſtubenkrank. Was uns nahe tritt, muß ſich unſern Vorurtheilen anbequemen, und wir gewöhnen uns, die Menſchen nur nach der künſtlichen Ordnung zu ſchätzen, die wir ſelbſt für ſie erdacht. Haben

Sie früher einmal mit einem unſerer großen Herren in Verbindung geſtanden?“

„Nein,“ entgegnete der Profeſſor.

„Haben Sie auch niemals, was Sie geſchrieben, einem hohen Herrn überſandt?“

„Ich hatte dazu keine Veranlaſſung,“ verſetzte der Profeſſor.

„Dann ſind Sie ſogar unbekannt mit der Scala von Huldbezeigungen, welche wir den Herren Gelehrten gegenüber feſtſtellen. Jetzt mache ich die ſchöne Belehrung über Thonvaſen quitt, die ich von Ihnen erhalten, auch ich gebe Ihnen Unterricht. Setzen Sie ſich mir gegenüber, Sie ſind jetzt mein Scholar.“ Die Prinzeß lehnte ſich in dem Seſſel zurück und zog ihr Geſicht in ernſte Falten. „Wir nehmen an, Sie ſind fromm und gut und ſchauen ehrerbietig nach dem Stiele des Reichsapfels hin, den wir in der Hand halten. Ihre erſte Sendung kommt, ein anſehnliches Buch; der Titel wird aufgeſchlagen: Ueber antike Thonvaſen. — Hm hm, wer iſt der Mann? Man erkundigt ſich ein wenig, es iſt gut, wenn bereits gedruckte Notizen über Sie zu haben ſind. Darauf anerkennende Antwort aus dem Kabinet, kurze Variation nach dem Formular Numero 1. Ihre zweite Sendung erſcheint, ein hübſcher Einband, ein angenehmer Eindruck, deshalb wärmere Anerkennung in verbindlichen Ausdrücken nach Formular 2. Dritte Sendung, wieder dick, der Goldſchnitt iſt untadelhaft, das Kabinet nimmt das Buch in die Hand und erwägt. Iſt der Verfaſſer eine kleine Leuchte, ſo tritt er in das Stadium der Buſennadel, iſt er höherer Beachtung werth, durch bekannten Namen, oder was uns ſicherer iſt, durch einen Titel, ſo gelangt er in den Geſichtskreis des Ordens. Ein Orden hat Klaſſen, welche an Fremde genau nach ihrem Titel ausgetheilt werden. Aber wer beharrlich iſt und nicht nachläßt immer auf's Neue zu verpflichten, der hüpft allmählich wie der Laubfroſch in Jahreszwiſchenräumen nach der Höhe.“

„Ehrerbietigen Dank für die Belehrung,“ erwiederte der

Profeſſor, „es ſei mir geſtattet, in dieſem Fall das Kabinet in Schutz zu nehmen. Was ſollen die erlauchten Herren zuletzt auf gleichgültige Sendungen Anderes thun, zumal wenn ſie in Menge einlaufen?“

„Es war nur ein gutmüthiges Beiſpiel,“ ſagte die Prinzeſſin, „wie hübſch wir die Stufen zu unſerer Gnade nach allen Richtungen gezimmert haben. Uebrigens ſind wir bei dem, was wir den Männern austheilen, nicht nur artig, ſondern auch haushälteriſch für uns ſelbſt beſorgt. Wer nicht bunte Bänder zu verſchenken hat, fühlt ſich ſehr genirt. Aber,“ fuhr ſie in verändertem Ton fort, „in derſelben Weiſe iſt ein großer Theil unſerer Thätigkeit auf eitlen Schein und leere Form gerichtet; und weil Hunderte ſo ſchwach und abhängig ſind, daß ſie ſich dadurch anziehen laſſen, meinen wir Millionen an uns feſſeln zu können.“

„Manch kleiner Vortheil wird damit erreicht,“ verſetzte der Profeſſor, „nur ein Irrthum iſt in der Rechnung: wer die Menſchen durch ihre Schwächen, Eitelkeit und Hoffahrt an ſich bindet, der erwirbt den beſten Theil ihres Lebens doch nicht; in ruhigen Zeiten iſt dieſes befliſſene Anziehen unnöthig, in der Gefahr erweiſt es nur die Stärke eines Strohſeils.“

Die Prinzeß nickte eifrig mit dem Haupt. „Man weiß das auch recht gut,“ ſagte ſie vertraulich, „und man fühlt ſich gar nicht wohl und ſicher, trotz dem maſſenhaften Ausſtreuen von Huld. Was ich zu Ihnen ſage, würde meinen erlauchten Verwandten wie Hochverrath klingen, nur weil ich es ausſpreche, nicht weil ich ſo denke. Halten Sie mich nicht für einen weißen Raben, es gibt Klügere als ich, die in der Stille ebenſo urtheilen, aber wir finden uns aus den Schranken nicht heraus, und wir klammern uns daran, obgleich wir wiſſen, daß die Stütze ſchwach iſt. Denn wie der Kolibri die Schlange, ſo betrachten wir das Antlitz, welches uns die neue Zeit entgegenhält, mit Schauder und hilfloſer Erwartung.“ Sie erhob ſich. „Doch ich bin ein Weib und habe kein Recht über dieſe großen Verhältniſſe mitzuſprechen. Wenn mir einmal bange wird, gebrauche ich das Vorrecht der Frauen, zu klagen, das habe ich Ihnen gegenüber reichlich gethan. Denn mir liegt ernſtlich daran, Ihnen zu gefallen, Herr Werner. Ich wünſche, daß auch Sie mich als ein Weib betrachten, welches Beſſeres verdient, als gefällige Worte und höfliche Nichtigkeiten. Gönnen Sie mir recht oft die Freude, an Ihrem Urtheil das meine zu berichtigen."

Sie hielt dem Gelehrten mit herzlichem Vertrauen die Hand entgegen. Werner beugte ſich tief herab und verließ das Zimmer. Die Prinzeß ſah ihm fröhlich nach.

Der Profeſſor trat warm von dem Geſpräch in den Pavillon und erzählte ſeiner Frau den ganzen Verlauf. „Ich habe nicht für möglich gehalten," rief er, „daß in Frauen dieſes Kreiſes ein ſo freies und hochſinniges Verſtändniß ihrer Stellung zu finden ſei. Das Schönſte war die heitere Unbefangenheit ihres Weſens, ein Liebreiz, der ſich jeden Augenblick in Accent und Bewegung ausſprach. Die kleine Dame hat mich bezaubert. Ich will ihr ſogleich das Buch zurecht machen, das ſie ſich gewünſcht hat." Er ſetzte ſich an den Tiſch, ſtrich gedruckte Stellen an und ſchrieb Bemerkungen auf kleine Zettel, die er hineinlegte.

Ilſe ſaß am Fenſter und ſah mit großen Augen auf den Gatten. Es war kein Wunder, daß die Prinzeß ihm gefiel, Ilſe ſelbſt hatte mit dem Scharfſinn einer Frau erkannt, wie fein ſie zu gewinnen wußte. Hier war eine Seele, die ſich unter dem Zwang ihres Hofes nach dem Verkehr mit einem freigebildeten Mann ſehnte, hier war ein kräftiger Geiſt, der ſich über die Vorurtheile ſeines Ranges erhob, gewandt, leicht beflügelt, mit ſchnellem Verſtändniß. Jetzt hatte dieſe Frau einen Mann gefunden, zu dem ſie aufſehen mußte, und ſie legte mit ihrer kleinen Hand die Feſſeln um ſeine Bruſt.

Es wurde dunkel im Zimmer, noch ſaß Felix, machte Zeichen und ſchrieb. Die Strahlen der Abendſonne lagen auf ſeinem Haupt, um Ilſe ſchwebten die dunklen Schatten des fremden Raumes. Im Rücken des Gatten erhob ſie ſich von ihrem Stuhl.

„Er iſt gut gegen mich," klang es in ihr, „er liebt mich, wie man an Jemandem hängt, den man ſich gezogen und zum Vertrauten gemacht hat. Er iſt nicht wie andere Männer, daß er meine Rechte hinwerfen wird an eine Fremde, er iſt arglos wie ein Kind und merkt nichts von der Gefahr, die ihm und mir droht. Hüte dich, Ilſe, daß du den Nachtwandler nicht weckſt.

„Ich Thörin! welches Recht habe ich zu klagen, wenn auch einer Andern ſeine reiche Seele zu Gute kommt? Bleibt nicht genug von dem Schatz ſeines Lebens noch für mich? Nein," rief ſie und ſchlang die Hände um den Hals des Gatten, „du gehörſt mir und ganz will ich dich haben."

Der Profeſſor ſah auf, ſein erſtaunter Blick brachte Ilſe zur Beſinnung. „Verzeih," ſagte ſie tonlos, „ich war in Gedanken."

„Was haſt du, Ilſe?" frug er gutherzig. „Deine Wange iſt heiß, biſt du krank?"

„Es wird vorübergehen, habe Geduld mit mir."

Der Profeſſor verließ ſein Buch und beſchäftigte ſich ängſtlich mit ſeiner Frau. „Oeffne das Fenſter," bat ſie leiſe, „die Luft in dem verſchloſſenen Raume legt ſich ſchwer auf die Bruſt."

Er war ſo herzlich um ſie bemüht, daß ſie wieder heiter auf ihn ſah: „Es war eine thörichte Schwäche, Felix, ſie iſt vorüber."

3.

Zwei neue Gäſte.

Der Profeſſor ſtand mit dem Kammerherrn im Arbeitszimmer des Fürſten. Dieſer hielt in der Hand die Denkſchrift, welche Werner über das Antikenkabinet verfaßt hatte. „Erſt hierdurch erhalte ich ein Urtheil über den Umfang des Katalogs, welchen Sie für nöthig halten. Ich bin bereit, auf Ihre Vorſchläge einzugehen, wenn Sie ſich verpflichten wollen, die oberſte Leitung der neuen Aufſtellung und des Katalogs zu übernehmen. Können Sie uns dieſen Dienſt nicht erweiſen, ſo bleibt Alles wie bisher, denn nur das große Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, und der Wunſch, Sie in meiner Nähe zu behalten, würde mich veranlaſſen, die nöthigen Opfer zu bringen. Sie ſehen, ich mache das Unternehmen von dem Grade der Zuneigung abhängig, welchen Sie ſelbſt für dieſe Arbeit hegen."

Der Profeſſor entgegnete, daß ſeine Anweſenheit für die erſte Einrichtung wünſchenswerth ſein möge, und daß er bereit ſei, einige Wochen darauf zu wenden. Später werde genügen, wenn er ab und zu die Fortſchritte der Arbeiten prüfe.

„Damit bin ich vorläufig zufrieden," ſagte der Fürſt mit kurzem Bedacht, „unſer Vertrag iſt alſo geſchloſſen. Ferner aber ſehe ich, daß es darauf ankommt, einen Arbeiter zu gewinnen, welcher unter Ihrer Leitung die Aufnahme der Kunſtgegenſtände bewältigt. Der Conſervator iſt dafür nicht brauchbar?"

Der Profeſſor verneinte dies.

„Und können Sie mir einen ſolchen Gehilfen vorſchlagen?"

Der Profeſſor muſterte im Gedanken die älteren Mitglieder ſeines Kränzchens.

Diesmal fiel dem Kammerherrn ſogleich der geeignete Mann ein. „Würde nicht Magiſter Knips für dieſe Arbeit paſſen?"

„In der That,“ ſagte der Profeſſor, „Fleiß, Kenntniſſe, ſeine ganze Perſönlichkeit machen ihn vortrefflich geeignet. Ich glaube, daß er auf der Stelle zu haben wäre. Auch für ſeine Zuverläſſigkeit gegenüber den Werthſtücken könnte ich bürgen. Aber ich darf dieſe Verantwortung doch nicht übernehmen, ohne Ew. Hoheit mitzutheilen, daß er einmal in ſeinem Leben durch Mangel an Vorſicht in einen widerwärtigen Handel verwickelt wurde, der nicht mir, aber mehren ſeiner Bekannten das Vertrauen zu ihm verringert hat.“

Darauf erzählte der Profeſſor ſchonend für alle Betheiligten die Geſchichte von dem gefälſchten Pergamentblatt des Tacitus.

Der Fürſt hörte aufmerkſam zu und erwog. „Ueber den Beſtand der Sammlungen erlauben die alten Verzeichniſſe augenblickliche Nachrechnung. Sie halten den Magiſter für unſchuldig an jenem Betruge?“

„Ich halte ihn dafür,“ ſagte der Gelehrte.

„Dann erſuche ich Sie, dem Mann zu ſchreiben.“

Wenige Tage darauf betrat Magiſter Knips die Reſidenz. Er trug Reiſetaſche und Hutſchachtel in eine anſpruchsloſe Herberge, hüllte ſeinen Leib auf der Stelle in die Gewänder, welche er ſelbſt gegen ſeine Mutter Lohndienertracht nannte, und ſuchte den Pavillon des Profeſſors auf. Gabriel ſah die Geſtalt von Weitem durch blühendes Geſträuch heranziehen, den Kopf auf der Schulter, den Hut in der Hand. Denn Knips erachtete für anſtändig, im Bann des fürſtlichen Schloſſes das Haupt entblößt zu tragen, und durchſchritt wie eine wandelnde Verbeugung den vornehmen Geſichtskreis. Auch der Profeſſor konnte ein Lächeln nicht bergen, als er den höfiſch zugerichteten Magiſter, glatt und duftend, mit zwei tiefen Verbeugungen vor ſich ſah. „Der Kammerherr hat Sie für dieſe Thätigkeit vorgeſchlagen, ich habe nicht widerſprochen. Denn unter der Vorausſetzung, daß ſie Ihnen in entſprechender Weiſe vergütet wird, bietet ſie Gelegenheit zu einer großen Anſtrengung, welche Sie vielleicht für immer aus kleiner Tagesarbeit heraushebt, und welche bei pflichtgetreuer Ausführung nicht nur Einzelne von uns, ſondern die ganze Wiſſenſchaft zu lebhaftem Dank verpflichten wird. Ihre Leiſtung hier mag deshalb für Ihr ſpäteres Leben entſcheidend ſein. Denken Sie jede Stunde daran, Herr Magiſter, daß Sie Gewiſſenhaftigkeit und Treue nicht nur der Wiſſenſchaft, auch dem Eigenthum des Fürſten zu beweiſen haben, welcher Sie vertrauend hierher rief."

„Hochwohlgeborner und hochverehrter Herr Profeſſor," erwiederte Knips, „als ich Dero Brief durchgeleſen hatte, war mir nicht zweifelhaft, daß Dero gütiges Wohlwollen mir Gelegenheit geben wollte, einen neuen Menſchen anzuziehen. Deshalb, an die Pforte eines unbekannten Lebens tretend, flehe ich tief bewegt vor Anderem um die Fortdauer von Dero guter Meinung, welche ich in treueſtem Gehorſam verdienen zu können vertraue."

„Gut alſo," ſchloß der Profeſſor, „melden Sie ſich bei dem Kammerherrn."

Schon am Tage darauf ſaß Knips vor einer Reihe antiker Lampen, den Frack durch Ueberziehärmel geſchützt, die Feder am Ohr, von Büchern der fürſtlichen Bibliothek umgeben. Er ſchlug nach, verglich, ſchrieb auf und war rüſtig in ſeiner Arbeit, als wenn er ſein Lebtag Commis in einem Lampengeſchäft des alten Roms geweſen wäre. Der Kammerherr meldete vor der Tafel heiter dem Prinzen: „Magiſter Knips iſt da," und der Prinz wiederholte der Schweſter: „Der weiſe Knips iſt da." „Ah der Magiſter," ſagte der Fürſt ebenfalls mit Laune.

In derſelben Woche wurde der Fürſt von dem Kammerherrn in die Sammlungen begleitet, damit Knips gelegentlich unter die Augen des Herrn geſtellt werde. Der Fürſt ſah neugierig auf den tiefgekrümmten Mann, dem der Angſtſchweiß ausbrach, und der jetzt völlig einer Maus glich, welche durch ſtarke Bezauberung verhindert wird, in ihrem Loche zu verſchwinden. Der Fürſt erkannte ſogleich, was er ſubalterne Natur nannte, und das bleiche breitgedrückte Antlitz, das zurückgezogene Kinn und die wehmüthige Miene ſchienen ihn zu ergötzen. Im Begriff weiter zu gehen, wies er auf den Bücherwall, aus welchem Knips emporgeſchoſſen war: „Sie haben ſich ſchnell heimiſch gemacht, ich hoffe, daß Sie bei uns finden, was Ihnen an Büchern unentbehrlich iſt.“

„Maßloſen Wünſchen entſagend,“ jammerte Knips in hohem Ton, „habe ich aus Allerhöchſtihrer Bibliothek vieles Brauchbare zu entleihen mir in tiefſter Unterthänigkeit geſtattet, Fehlendes aber mit Beihilfe verehrter Gönner aus den Bücherſammlungen meiner Vaterſtadt herbeizuſchaffen gewagt.“

Der Fürſt ging mit kurzem Kopfnicken weiter, Magiſter Knips blieb in der Stellung demüthiger Hingabe ſtehen, bis der Fürſt das Zimmer verlaſſen hatte, dann ſank er auf den Stuhl zurück und ſchrieb, ohne links und rechts zu ſehen, an dem angefangenen Worte weiter. So oft der Fürſt das Zimmer betrat und verließ, ſchnellte er auf und fiel zurück, durch Ehrfurcht in einen Automaten verwandelt.

„Sind Sie mit ihm zufrieden?“ frug der Fürſt den Profeſſor.

„Noch über Erwarten,“ antwortete dieſer.

Der Kammerherr, froh ſeiner Empfehlung, erinnerte den Fürſten, daß derſelbe Magiſter ſich auch als vortrefflicher Wappenmaler erwieſen habe und merkwürdige Kenntniſſe in Brauch und Feſtordnung der alten Höfe beſitze. Als der Fürſt den Saal verließ, ſtreifte ſein Auge verachtend über das geſenkte Haupt des Kleinen, aber Knips konnte mit dem Erfolge dieſer Vorſtellung zufrieden ſein, er war ſehr ehrerbietig und ſehr bequem für fernere Verwendung befunden.

Ihm wurde ſogleich Gelegenheit, ſeine Brauchbarkeit in einem außerordentlichen Fall zu beweiſen. Die Ordnung des Hofes war in allen Stücken muſterhaft, nicht am wenigſten wenn der Fürſt eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen hatte. Ein vertrauter Kabinetsrath zog vor jedem Geburtstag, bei welchem der Fürſt durch ſein Herz zu einem Geſchenk verpflichtet war, nicht weniger vor Volksfeſten, welche die Stiftung eines ſilbernen Bechers oder andern Beweis fürſtlicher Theilnahme nothwendig machten, den Tag des Feſtes nebſt der für das Geſchenk ausgeſetzten Summe aus ſeinem Verzeichniß und ſandte die Anzeige dem Kammerherrn. Denn dieſer war mit dem ehrenvollen, aber ſchwierigen Amte bekleidet, etwas Paſſendes zu wählen und anzukaufen. Bei Geburtstagen der fürſtlichen Familie hatte der Kammerherr aber nur Vorſchläge zu machen, der Fürſt entſchied ſelbſt über Geſchenke und Preiſe. Jetzt nahte der Geburtstag der Prinzeſſin. Der Cavalier machte deshalb ihrer Kammerfrau einen Beſuch und erkundigte ſich unter der Hand, was die Prinzeſſin ſich wohl wünſche. Auf dieſem nicht ungewöhnlichen Wege wurde allerlei feſtgeſtellt, der Kammerherr fügte aus eignem Antriebe modiſche Kleinigkeiten bei, darunter Vorlegeblätter zu bunten Anfangsbuchſtaben, welche gerade damals in Album und Briefbogen gemalt wurden, denn er wußte, daß die Prinzeſſin dergleichen gewünſcht hatte. Der Fürſt wählte aus der Liſte und blieb zuletzt an den Vorlegeblättern hängen. „Dieſe Pariſer Fabrikzeichnungen werden der Prinzeſſin ſchwerlich gefallen. Können Sie nicht gemalte Buchſtaben alter Pergamente von einem Zeichner nachbilden laſſen? Wer hat mir doch Ihren Magiſter Knips gerühmt? Er ſoll kleine Handzeichnungen recht zierlich anfertigen.“

Der Kammerherr freute ſich ehrerbietig des hohen Einfalls und ſuchte den Magiſter auf; Knips verſprach, alle Buchſtaben des Alphabets nach alten Handſchriften zu malen, der Kammerherr beſorgte unterdeß die Kapſel. Als die Arbeit des Magiſters dem Fürſten vorgelegt wurde, war dieſer in der That überraſcht. „Das ſind ja ſchöne alte Miniaturen,“ rief er, „wie kommen Sie dazu?“ Jeder Buchſtabe ſtand auf altem Pergament ſo gemalt, daß, wer flüchtig zuſah, nicht erkennen mochte, ob die Arbeit alt oder neu war.

Lange ſah der Fürſt auf die Blätter. „Dies iſt ein ſtaunenswerthes Talent; ſorgen Sie dafür, daß der Mann nach dem Werth ſeiner Leiſtung entſchädigt wird.“ Knips gerieth in ehrfurchtsvolles Entzücken, als ihm der Kammerherr die Zufriedenheit des Fürſten in glänzendem Gepräge zu erkennen gab. Dabei aber blieb es nicht. Denn kurz darauf beſuchte der Fürſt das Antikenkabinet in einer Stunde, wo Knips darin arbeitete. Der Fürſt hielt wieder vor dem Magiſter an. „Ich habe mich über die Bilder gefreut,“ ſagte er, „Sie beſitzen eine ſeltene Meiſterſchaft, Auge und Urtheil durch den Schein des Alterthums zu täuſchen.“

„Allerhöchſte Gnade möge verzeihen, wenn die Nachahmung wegen Kürze der Zeit nur unvollkommen ausfiel,“ erwiederte der gebeugte Knips.

„Ich bin ſehr damit zufrieden,“ entgegnete der Fürſt und muſterte ſcharf Antlitz und Haltung des kleinen Mannes. Er fing an, dem Magiſter Antheil zu gönnen. „Es kann Ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt haben, dieſe Kunſt in lohnender Weiſe auszuüben.“

„Allerhöchſter fürſtlicher Huld blieb vorbehalten, meine geringe Fertigkeit für mich werthvoll zu machen,“ verſetzte Knips, „bis jetzt habe ich ſolche Nachbildung nur zu meinem eigenen Vergnügen geübt, oder hie und da als Scherz, um einmal Andere zu necken.“

Der Fürſt lächelte und entfernte ſich mit einer wohlwollenden Bewegung des Hauptes. Magiſter Knips war ſehr brauchbar befunden.

Die Prinzeſſin ſaß an ihrem Schreibtiſch, die Feder flog in der kleinen Hand, ſie blickte zuweilen in ein Buch von gelehrtem Ausſehen und ſchrieb Stellen ab, welche ihr durch Striche bezeichnet waren. Tritte im Vorzimmer ſtörten die Arbeit, der Erbprinz trat ein, neben ihm ein Offizier in fremder Uniform. „Setzt euch, Kinder,“ rief die Prinzeß. „Lege deinen Sarras ab, Victor, und komm zu mir. Du biſt ein hübſcher Junge geworden, man ſieht dir's an, daß du dich unter fremden Leuten behauptet haſt.“

„Man ſchlägt ſich durch,“ erwiederte Victor achſelzuckend und ſtellte den Säbel vorſichtig in die Nähe, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte.

„Sei ruhig,“ tröſtete die Prinzeß, „wir ſind jetzt ſicher, er hat Geſchäfte.“

„Wenn er das geſagt hat, wollen wir uns nicht darauf verlaſſen,“ verſetzte Victor. „Du biſt ernſter geworden, Sibby, auch das Zimmer iſt verändert, Bücher und wieder Bücher,“ er ſchlug einen Titel auf. „Archäologie der Kunſt. Sprich, was thuſt du mit dem Zeug?“

„Man ſchlägt ſich durch,“ wiederholte Sibby achſelzuckend.

„Sibby beſchützt die Wiſſenſchaft,“ erklärte der Erbprinz. „Wir haben jetzt gelehrte Theeabende, ſie läßt Stücke leſen mit vertheilten Rollen. Nimm dich in Acht, du wirſt auch daran müſſen.“

„Ich leſe nur Böſewichte,“ entſchied Victor, „und allenfalls Bediente.“

„Das Beiwerk iſt mein Theil,“ ſagte der Erbprinz, „das Beſte, was an mich kommt, iſt ein gutmüthiger Vater, der zuletzt ſeinen Segen gibt.“

„Er hat keinen andern Ton in ſeiner Kehle,“ entſchuldigte die Prinzeß, „als ruhigen Biederſinn, er wehrt ſich, wenn er mehr als vier Verſe hintereinander vortragen ſoll, dabei entſteht noch jedesmal eine Pauſe, in der er ſich die Lorgnette zurecht rückt.“

„Sein eigentlicher Beruf iſt Paſtor,“ ſpottete Victor, „er würde ſeiner Gemeinde den Genuß kurzer Predigten und eines tugendhaften Wandels verſchaffen.“

„Höre, wenn er darin beſſer ſein ſollte als du, ſo wäre das noch kein Verdienſt. Victor, du ſtehſt bei uns in dem Ruf, immer noch ſehr unartige Streiche zu machen, und uns wird die Bekanntſchaft mit deinen Thorheiten nicht erlaſſen."

„Verleumdung," rief Victor. „Ich bin bei meinem Regiment übel angeſehen wegen allzu ſchroffer Grundſätze."

„Dann bewahre uns der Himmel vor einem Einbruch deiner Kameraden. Mir iſt recht, daß du deinen Urlaub in dieſer Galeere zubringen willſt, aber ich wundere mich darüber. Du biſt frei, dir ſteht die Welt offen."

„Ja, frei, wie eine Dohle, die aus dem Neſt geworfen iſt," verſetzte Victor, „man hat doch Stunden, wo Einem einfällt, daß die Garniſon nicht alle Reize einer Heimat hat."

„Und die ſuchſt du bei uns?" frug die Prinzeſſin. „Armer Vetter! — Aber du warſt unterdeß im Feldzug, ich wünſche Glück. Wir hören, du haſt dich brav gehalten."

„Ich hatte ein gutes Pferd," lachte Victor.

„Und du haſt die große Rundreiſe bei den Verwandten gemacht?"

„Ich habe die Myſterien dreier Höfe durchgeleſen," verſetzte Victor. „Zuerſt bei der Couſine, unſchuldiger Schäferhof und reizendes Stillleben. Der Hofmarſchall trägt eine Stickerei in der Taſche, an der er unter den Damen arbeitet. Die Hofdame kommt mit ihrem Bologneſer zum Diner und läßt ihn von der Küche füttern. Jede Woche werden zweimal Leute aus der Stadt auf Thee und Backwerk geladen. Wenn die Familie den Thee allein nimmt, wird um Haſelnüſſe geſpielt. Ich glaube, ſie werden im Herbſt vom ganzen Hofe geſammelt. Dann ging's zum Großonkel an den Hof der ſechsfüßigen Grenadiere, ich war der kleinſte unter der Geſellſchaft, den einen Tag waren Alle als Generäle gekleidet, den Tag darauf Alle als Nimrods in Jagdröcken und Gamaſchen; heut wird exercirt, morgen gejagt, Pulver iſt der größte Verbrauch des Hofes; auch das Ballet trägt, wie man ſagt, unter dem Flor Uniformen. Endlich kam der große Hof der Tante

Luiſe. Alle in weißen Köpfen mit Puder, hat Jemand jüngeres Haar, ſo ſucht er es ſo ſchnell als möglich los zu werden. Abends tugendhafte Familienunterhaltung, wer mediſirt, erhält am nächſten Morgen von der Fürſtin eine Aufforderung zu Beiträgen für milde Stiftungen. Prinzeß Minna frug mich, ob ich auch fleißig zur Kirche gehe, und als ich ihr ſagte, daß ich wenigſtens mit unſerm Feldprediger regelmäßig Whiſt ſpiele, fiel ich in Verachtung; ſie tanzte den erſten Contretanz mit ihrem Bruder, ich bekam erſt den zweiten. Die Abendgeſellſchaft genau nach ihren Würden aus den vier Schachteln geholt, jede in geſonderter Aufſtellung. Saal der wirklichen Geheimen, der Kammerherren, des Kleinviehes vom Hofe, und außerdem eine Vorhölle für unvermeidliches Bürgervolk, worin Banquiers und Künſtler der höchſten Beachtung harren."

„Dies ſteife Weſen macht uns vor aller Welt lächerlich," rief der Erbprinz.

Die Prinzeß und Victor lachten über den plötzlichen Eifer. „Seit wann iſt Benno roth?" frug Victor.

„Ich höre dies von ihm zum erſten Male," ſagte die Prinzeß.

„Ein Fürſt ſoll nur Gentlemen in ſeine Geſellſchaft laden, wer darin iſt, ſteht dem Andern gleich," belehrte der Erbprinz.

Wieder lachten die Andern. „Wir danken für den weiſen Spruch, Profeſſor Bonbon," rief Siddy.

„In dieſem Zimmer war's, wo wir dich als Eule anzogen, Bonbon, und wo du ſeufzend unter Siddy's Mantel ſaßeſt, als der Fürſt uns überraſchte."

„Und wo du Strafe erhielteſt," verſetzte Benno, „weil du mich armen Kerl ſo verunſtaltet."

„Mach's ihm noch einmal," bat Siddy.

„Wie du befiehlſt." Victor nahm ein buntes Seidentuch, formte zwei Zipfel durch Knoten zu Ohrbüſcheln und verhüllte den Kopf des Erbprinzen, der ſich das Manöver ruhig gefallen ließ. Sein ernſthaftes Geſicht mit den dunklen Augenbrauen blickte abenteuerlich aus der Hülle heraus. „Jetzt fehlt der Federrock,“ rief Siddy, „den denken wir uns dazu. Ich bin die Wachtel und Victor macht den Hahn. Ich kenne noch die Melodie, die wir uns als Kinder erdacht haben.“

Sie flog zum Flügel und fuhr über die Taſten, der Erbprinz drehte den Theaterzettel, welchen er in der Taſche trug, zu einer ſpitzen Düte und ſtöhnte hinein: „Uhü, Uhü, Frau Wachtel, ich freſſe Sie.“

Die Wachtel ſang: „Pikwerwit, alter Uhu, 's macht ſich nit.“ Und der Hahn krähte: „Kikeriki, allerliebſte Wachtel, ich liebe Sie.“

„Das iſt nie wahr geweſen, Victor,“ ſagte die Prinzeſſin unter dem Spiele.

„Wer weiß,“ entgegnete er, „Kikeriki.“

Das Concert war im beſten Gange, Victor ſprang auf den Teppich, ſchlug mit den Händen und krähte, der Erbprinz blies auf ſeinem Stuhle unermüdlich die Klagelaute des Uhu, Siddy bewegte ihr Köpfchen nach dem Tacte, ſang ihr Pikwerwit und rief dazwiſchen: „Ihr ſeid lächerliche kleine Jungen.“ Da klopfte es leiſe, ſchnell fuhren Alle auf, der Säbel flog an ſeinen Riemen, die Wachtel war im Nu in eine vornehme Dame verwandelt.

„Des Fürſten Hoheit läßt erſuchen, Höchſtdenſelben allein zu erwarten,“ meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ich wußte, daß er uns ſtören würde,“ brummte Victor aufbrechend.

„Hinweg ihr Kinder,“ rief Prinzeß Sidonie. „Noch einmal, mich freut's, Vetter, daß du wieder da biſt, wir Drei wollen zuſammen halten. Benno iſt brav und mein einziger Troſt. Vermeide, ſo oft der Fürſt zugegen iſt, dich mit mir zu beſchäftigen, ich nehme dir nicht übel, wenn du dich gar nicht um mich kümmerſt. Der Spion, welcher mir geſetzt wurde, iſt jetzt mein Fräulein, die Loſſau, jedes Wort, das du in ihrer Gegenwart ſprichſt, wird zugetragen. Die Herren kennſt du, luſtiger ſind ſie nicht geworden.“

„Da iſt Benno's Kammerherr heraufgekommen,“ forſchte Victor, „der Fürſt ſprach heut lange mit ihm.“

„Er iſt gutmüthig, aber ſchwach,“ bemerkte der Erbprinz, „und hängt ganz von ſeiner Stelle ab. Verlaß iſt nicht auf ihn.“

„Sei diesmal hübſch artig, Victor,“ fuhr die Prinzeſſin fort, „ſei ein guter Chineſe, trage deinen Zopf regelrecht, und benimm dich genau nach den Privilegien des Knopfes, den du auf deiner Mütze führſt. Jetzt macht fort, dort hinaus, die Treppe meiner Kammerfrau hinab.“

Prinzeß Sidonie eilte dem Fürſten an die Thür des Empfangzimmers entgegen. Der Fürſt durchſchritt die Räume bis in ihre Arbeitsſtube. Er warf einen Blick in das aufgeſchlagene Buch. „Wer hat dieſe Zeichen gemacht?“

„Herr Werner hat mir die wichtigſten Stellen angeſtrichen,“ verſetzte die Prinzeſſin.

„Er iſt mir lieb, daß du dieſe Gelegenheit benützeſt, dich durch einen ausgezeichneten Gelehrten fördern zu laſſen. Er iſt, wenn man von dem doctrinären Weſen abſieht, welches an dieſen Meiſtern der Bücher hängt, ein bedeutender Menſch. Ich habe den Wunſch, ihm für ſeine opfervolle Thätigkeit den Aufenthalt ſo angenehm zu machen, als die Verhältniſſe erlauben, und ich erſuche, daß du dabei das Deine thuſt.“

Die Prinzeß verneigte ſich ſtumm, die Finger ihrer Hand ſchloſſen ſich krampfhaft zuſammen.

„Da es unmöglich iſt, ihn und ſeine Frau dem Hofe näher zu ſtellen, ſo wünſche ich, daß du die Fremden einmal zu deinen kleinen Theeabenden einladeſt.“

„Mein gnädigſter Vater wolle mir verzeihen, wenn ich nicht ſehe, wie dies geſchehen kann. Die Abendgeſellſchaft hat bis jetzt immer nur aus meinen Damen und den erſten Mitgliedern des Hofes beſtanden.“

„So ändere das,“ ſagte der Fürſt kalt, „es bleibt dir unbenommen, noch einen oder den andern von unſern Beamten mit ihren Frauen herbeizuziehen."

„Verzeihung, mein Vater, da dies bis jetzt niemals geſchah, würde Jedermann bemerken, daß die Aenderung nur durch die beiden Fremden veranlaßt iſt. Es muß üble Nachrede verurſachen, wenn ein zufälliger Beſuch umzuwerfen vermag, was an dieſem Hofe bis zu dieſem Tage für erlaubt gehalten wurde."

„Die Rückſicht auf unartiges Geſchwätz ſoll dich nicht abhalten," antwortete der Fürſt gereizt.

„Mein gnädigſter Vater möge huldvoll die Rückſichten würdigen, welche mich verhindern etwas dergleichen zu thun. Es würde doch mir, der Frau, nicht ziemen, mich über Sitte und Brauch wegzuſetzen, welche mein Fürſt und Vater für ſich ſelbſt bindend erachtet. Du haſt geruht, Herrn Werner bei kleiner Hoftafel den Zutritt zu geſtatten, ihn würde auch ich, ohne ungewöhnlichen Anſtoß zu erregen, an meinem Theetiſch ſehn dürfen. Die Frau dagegen iſt von meinem gnädigſten Vater niemals mit dem Hofe in Verbindung gebracht. Es würde der Tochter ſchlecht anſtehen, zu wagen, was der Vater ſelbſt nicht gethan."

„Dieſer Grund iſt ein ſchlechter Deckmantel für böſen Willen," erwiederte der Fürſt, „dich hindert nichts, den Hof ganz wegzulaſſen."

„Ich kann keine Abendgeſellſchaft, und ſei ſie noch ſo klein, ohne meine Hofdamen laden," entgegnete die Prinzeſſin hartnäckig, „ich darf von meinen Damen nicht fordern, an ſo rückſichtslos zuſammengeladener Geſellſchaft Theil zu nehmen."

„Ich werde dafür ſorgen, daß Fräulein von Loſſau erſcheint," entſchied der Fürſt in bitterem Tone, „ich beſtehe darauf, daß du im Uebrigen nach meinem Willen thuſt."

„Verzeihung, mein gnädigſter Vater," verſetzte die Prinzeſſin in großer Aufregung, „wenn ich in dieſem Fall nicht gehorche."

„Du wagſt mir zu trotzen?" rief der Fürſt in einem plötzlichen Ausbruch von Zorn und kam der Prinzeſſin näher, die Prinzeß erblich und trat wie zur Abwehr hinter einen Stuhl.

„Ich bin hier die einzige Dame unſeres Hauſes,“ ſagte ſie entſchloſſen, „und ich habe in dieſer hohen Stellung Rückſichten zu nehmen, von denen mich nicht der Herr dieſes Hofes, nicht mein eigener Vater entbinden kann. Führen Ew. Hoheit eine neue Hofordnung ein, ich werde mich willig fügen, was aber Ew. Hoheit heut von mir verlangen, iſt keine neue Ordnung, es iſt Unordnung, demüthigend für mich und uns alle.“

„Freche, übermüthige Thörin,“ rief der Fürſt, ſeiner nicht mehr mächtig, „meinſt du meinen Befehlen entwachſen zu ſein, weil ich dich einmal aus meiner Hand ließ? Ich habe dich wieder hergezogen, um dich feſtzuhalten, du biſt in meiner Gewalt, keine Sklavin iſt es mehr. In dieſen Mauern gilt kein Wille, als der meine, und wenn du dich nicht beugſt, ich weiß verſtockten Sinn zu brechen.“ Er trat drohend auf ſie zu. Die Prinzeß wich an die Wand ihres Zimmers zurück. „Ich weiß, daß ich eine Gefangene bin,“ rief auch ſie mit flammenden Blicken, „ich wußte, ſeit ich hierher zurückkehrte, daß ich in meinen Kerker trat, ich weiß, daß kein Schrei der Angſt aus dieſen Mauern dringt, und daß eine Sklavin mehr Schutz findet unter den Menſchen, als das Kind eines Fürſten gegen den eigenen Vater. Aber in dieſem Zimmer habe ich eine Helferin, zu der ich oft flehend aufſehe, und wenn Ew. Hoheit mir jede Möglichkeit nehmen, bei Lebenden Hilfe zu ſuchen, ich rufe mir zum Schutz gegen Sie die Toten.“ Sie riß die Schnur eines Vorhangs, das lebensgroße Bild einer Dame wurde ſichtbar, in dem ſanften Antlitz ein rührender Zug von Trauer. Die Prinzeſſin wies auf das Bild und ſah nach dem Fürſten: „Wagen Ew. Hoheit die Tochter vor den Augen ihrer Mutter zu beſchimpfen.“

Der Fürſt fuhr zurück, ein rauher Ton drang aus ſeiner Bruſt, er wandte ſich ab und winkte mit der Hand. „Verhülle das Bild,“ ſprach er tonlos. — „Rege dich und mich nicht unnöthig auf,“ begann er mit verändertem Ton, „willſt du meinen Wunſch nicht erfüllen, es ſei, ich beſtehe nicht darauf.“ Er nahm ſeinen Hut vom Tiſch und fuhr in ſanfter Stimme fort: „Du biſt bei der Bürgerſchaft beliebt, das Wetter iſt ſommerwarm und verſpricht Dauer. Ich werde an deinem Geburtstage den Beamten und der Stadt ein Tagesconcert im Park veranſtalten; die Liſte der Einladungen werde ich dir durch den Oberſthofmeiſter zuſchicken. Am Abend iſt Galatafel und Feſtoper.“ Der Fürſt ſchritt durch die Thür ohne die Tochter anzuſehen, die Prinzeſſin folgte ihm bis an das Vorzimmer, wo die Dienerſchaft ſtand. Die Prinzeſſin machte bei der Thür eine tiefe Verbeugung, der Fürſt winkte ihr freundlich mit der Hand. Dann flog die Prinzeſſin in ihr Zimmer zurück, warf ſich vor dem Bild auf den Boden und rang die Hände.

Die Prinzen gingen durch den Park, die Spaziergänger grüßten und ſahen ihnen nach. Ehrbar und altbärtig rückte der Erbprinz ſeinen großen Hut, Victor fuhr leicht an die Huſarenmütze und nickte zuweilen einem hübſchen Geſichte vertraulich zu. „Alles alte Bekannte,“ begann er, „es freut Einen doch, daß man hier zu Hauſe iſt.“

„Du biſt immer ein Liebling der Leute geweſen,“ ſagte der Erbprinz.

„Ich habe ſie ergötzt und geärgert,“ verſetzte Victor lachend. „Ich fühle wie Herkules den mütterlichen Boden unter mir und bin zu jeder Miſſethat aufgelegt. Benno, ſieh nicht ſo gelangweilt aus, das leide ich nicht.“

„Wenn du nur alle Tage zu derſelben Stunde mit mir ſpazieren gingeſt, würdeſt du auch ſo ausſehen,“ erwiederte Benno und blieb vor einem leeren Waſſerbaſſin ſtehen, worin vier kleine Bären ſaßen und nach dem Publicum ſchauten, das ihnen Brot hinabwarf. Der Erbprinz nahm aus den Händen des Wärters, der mit abgezogener Mütze zu ihm trat, einige Brotſtücke und warf ſie gleichgültig den Bären zu. „Und wenn du auf höchſten Befehl dich alle Tage als populären Freund des Volkes zeigen und die dummen Bären füttern müßteſt, ſo würdeſt du die Bären auch langweilig finden.“

„Bah,“ rief Victor, „es ſteht ja nur bei dir, dieſe Mondkälber unterhaltend zu machen.“ Er ſprang mit einem Satz in den gemauerten Raum unter die Thiere, packte den erſten Bär wie einen Hammel, der zur Wollſchur getragen wird, und warf ihn auf den zweiten, ebenſo den dritten auf den vierten. Ein greuliches Gebrumm und Ohrfeigen der Bären begann, ſie balgten heftig mit einander, das Publicum jauchzte vor Vergnügen. „Ihre Hand, Kamerad,“ rief der Prinz einem Zuſchauer, welcher mit lauten Aeußerungen des Beifalls dem Unfug zuſah. „Helfen Sie heraus.“ Der Angerufene, es war Freund Gabriel, hielt beide Hände herunter. „Hier, Excellenz, ſchnell, daß die Bieſter nicht in die Uniformhoſe beißen.“ Er zog den Prinzen, der ſich mit ſeinen Füßen an die Mauer ſtemmte, kräftig herauf, Victor ſprang leichtfüßig auf den Mauerrand und gab ſeinem Beiſtand einen Schlag auf die Schulter. „Dank, Kamerad, wenn Sie einmal im Loch ſitzen, halte ich Ihnen auch die Hand entgegen.“ Das Volk ſchrie Bravo, es gab ein ehrerbietiges Gelächter, während unten das Fauchen, Kratzen und Beißen nicht aufhörte.

„Man muß Leben in die Verhältniſſe bringen,“ ſagte Victor, „wenn mich dein Vater nicht wegjagt, ſoll es in acht Tagen an euerm Hofe zugehen, wie hier in der Bärengrube.“

„Und ich hab's unterdeß weggekriegt,“ verſetzte Benno bekümmert, „Einer ſagte zum Andern, wenn Der doch auch ſo viel Courage hätte, und damit meinte er mich.“

„Sei ruhig, du biſt der Weiſe; vor einſichtsvollen Leuten ſetze ich deine Tugend ins helle Licht. Zunächſt erbitte ich dein Vertrauen. Welcher Dame vom Theater gönnſt du deine Aufmerkſamkeit, damit ich dir nicht in den Weg komme? Ich wünſche nicht meine Ausſichten bei dir zu verderben.“

„Man will an mir dergleichen durchaus nicht leiden," verſetzte Benno.

„Nicht leiden?" frug Victor erſtaunt. „Was iſt das wieder für eine Tyrannei? Iſt hier guter Ton geworden, tugendhaft zu ſein? Dann gönne mir wenigſtens eine Mittheilung, welche andere Dame aus politiſchen Gründen von mir nur aus der Ferne bewundert werden darf."

„Ich glaube, daß du freie Wahl haſt," entgegnete Prinz Benno gedrückt.

„Heil mir, daß ich nicht Erbprinz bin. Was aber hat den Fürſten veranlaßt, mich ſo gnädig hierher einzuladen?"

„Wir wiſſen es nicht, auch Siddy war überraſcht."

„Und ich Narr glaubte, ſie hätte die Hand im Spiele gehabt."

„Hätte ſie etwas dafür verſucht, ſo wäre dir ſicher keine Einladung geworden."

„Daß er mich nicht gern ſieht, iſt klar, es war ein kühler Empfang."

„Vielleicht will er dich verheiraten."

„Mit wem?" frug Victor ſchnell.

„Er hat dich doch veranlaßt, bei den Verwandten herumzureiſen," erwiederte der Prinz vorſichtig.

„Er? durchaus nicht. Ich wurde aus einer Hand in die andere ſpedirt und überall wie ein netter Junge behandelt. Das Ganze war offenbar eine Verabredung."

„Vielleicht ſteckt eine unſerer großen Eheſtifterinnen dahinter," ſagte der Erbprinz.

„Bei mir nicht, verlaß dich darauf. Ich bin bei ſämmtlichen geheimen Müttern unſeres Vaterlandes, welche die allerhöchſten Familiengefühle unter Aufſicht genommen haben, ſehr ſchlecht angeſchrieben, die rühren meinetwegen keinen Finger."

„Wenn's alſo der Vater nicht war und Niemand anders, ſo hat's der Oberſthofmeiſter gethan."

„Sei geſegnet für dieſen Verdacht," rief Victor. „Wenn er mich hierher haben wollte, dann ſteht Alles gut."

„Haſt du ihn geſprochen?“

„Ich war bei ihm, er ließ ſich ſogleich vom Feldzug erzählen und ſprach in ſeiner Art freundlich, nicht mehr als ſonſt.“

„Dann war er es, verlaß dich darauf.“

„Aber warum?“ frug Victor, „was ſoll ich hier?“

„Das mußt du mich nicht fragen, um mich kümmert er ſich wenig.“

„Warum lenkſt du bei jedem Seitenweg vom Pavillon ab,“ frug Victor, „habt ihr dort Fußangeln aufgeſtellt? Wetter, welch prachtvolles Geſicht! Sieh, du Duckmäuſer. Alſo ihr ſeid tugendhaft geworden?“

Der Erbprinz erröthete vor Zorn. „Die Dame dort oben hat Anſpruch auf die rückſichtsvollſte Behandlung,“ ſagte er finſter.

„Das iſt alſo die ſchöne Fremde,“ rief Victor. „Sie lieſt. Wenn ſie nur einen Blick herunterwerfen wollte, damit man mehr als das Profil ſähe. Wir gehn hinauf, du führſt mich ein.“

„In keinem Fall,“ verſetzte der Erbprinz, „wenigſtens jetzt nicht.“

Victor ſah ihn verwundert an. „Du weigerſt dich mich dieſer Dame vorzuſtellen? Ich brauche dich nicht.“ Er machte ſich von ihm los.

„Du biſt toll,“ rief der Erbprinz ihn zurückhaltend.

„Ich war nie mehr bei Sinnen,“ entgegnete Victor. Er eilte einem Baum zu, der ſeine niedrigen Aeſte in der Nähe des Fenſters emporſtreckte und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze in die Höhe. Ilſe ſah auf, erkannte den Erbprinzen und einen aufſteigenden Offizier und trat vom Fenſter zurück. Victor brach eine Gerte ab und berührte die Scheiben. Man hörte im Hauſe ſchellen, das Fenſter wurde geöffnet, Gabriel ſah heraus. „Immer in der Luft, Excellenz?“ rief er, „was befehlen Dieſelben?“

„Richten Sie Ihrer Herrin meine ehrerbietige Bitte aus, ſie in einer dringenden Angelegenheit nur einen Augenblick zu ſprechen.“

Ilſe erſchien mit ernſtem Geſicht am Fenſter, hinter ihr der Diener; der junge Herr hielt ſich mit einer Hand feſt und griff mit der andern grüßend an ſeine Mütze. „Ich erbitte Ihre Vergebung, gnädige Frau, daß ich dieſen ungewöhnlichen Weg wähle, mich Ihnen vorzuſtellen, mein Vetter dort unten hat mich wider meinen Willen hier heraufgeſchickt.“

„Wenn Sie hinunter fallen, mein Herr, nehmen Sie die Ueberzeugung auf den Erdboden mit, daß das Klettern unnütz war, die Thür des Hauſes ſteht offen.“

Ilſe trat zurück, Victor verneigte ſich wieder. „Die Dame iſt ganz meiner Meinung,“ rief er ſtrafend dem Erbprinzen zu, „daß du ſehr Unrecht gethan haſt, mich von der Thür abzuſperren.“

„Es gibt nach dieſer Etourderie keinen Ausweg, als daß wir ſogleich hinaufgehen und um Entſchuldigung bitten,“ entſchied der Erbprinz zornig.

„Das war ja gerade, was ich wollte,“ rief Victor, „man muß den Menſchen nur verſtändig zureden.“

Der Erbprinz trat mit ſeinem Vetter ein, Ilſe empfing die Prinzen mit ſtummer Verbeugung.

„Dies iſt derſelbe Mann,“ begann der Erbprinz, „von dem ich Ihnen, gnädige Frau, bereits erzählt habe, er hieß ſchon als Knabe bei denen, welche ſein Weſen kannten, Junker Eulenſpiegel.“

„Ew. Hoheit hätte es doch nicht thun ſollen,“ verſetzte Ilſe traurig, „ich bin hier fremd und einer Mißdeutung mehr ausgeſetzt als Andere.“ Sie wandte ſich an den Erbprinzen. „Es iſt das erſte Mal, daß ich Ew. Hoheit ſeit Ihrer Geneſung ſehe.“

„Ich bin in Gefahr, wieder aus Ihrer Nähe verbannt zu werden,“ entgegnete der Erbprinz, „und Sie haben das gewollt.“

Ilſe ſah ihn befremdet an.

„Sie haben meinem Vater den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, die ich einſt mit Ihnen hatte," fuhr der Erbprinz bekümmert fort. „Sie haben dadurch den Fürſten veranlaßt zu beſchließen, daß ich von hier auf das Land verſetzt werde."

„Ich möchte um Alles nicht, daß Ew. Hoheit von mir glaubten, ich habe ein Vertrauen verrathen. Waren die harmloſen Worte, die ich zu Ihrem Herrn Vater geſprochen, gegen Ew. Hoheit Wunſch, ſo kann ich zu meiner Entſchuldigung nur ſagen, daß ſie aus der wärmſten Empfindung für Ew. Hoheit hervorgegangen ſind."

Der Erbprinz verneigte ſich ſchweigend.

„Dies Terzett iſt nur aus Diſſonanzen zuſammengeſetzt," rief Victor. „Alle drei ſind wir gekränkt, Jeder durch die beiden Andern; am tiefſten ich, denn mich hat mein ungefälliger Vetter in die Gefahr geſetzt, gänzlich aus Ihrer Gnade zu fallen, bevor ich ſie zu gewinnen Gelegenheit hatte. Dennoch bitte ich um die Erlaubniß, mich Ihnen wieder vorzuſtellen in beſſerer Beleuchtung, als mir das Baumlaub dort draußen zukommen ließ."

Die Prinzen empfahlen ſich, im Freien ſagte Victor: „Ich wollte nur wiſſen, was die Frau Profeſſorin zu bedeuten hat, ich merke jetzt, daß es für mich in keinem Fall rathſam iſt, meine Ehrerbietung geräuſchvoll zu Füßen zu legen. Sei mir nicht böſe, Benno, ich bin kein Spielverderber, kannſt du mich brauchen, ſo befiehl über mich."

Der Erbprinz blieb ſtehen und ſah ſeinen Vetter ſo ſchmerzlich an, daß dieſer auch ernſthaft wurde. „Willſt du mir einen Dienſt erweiſen, für den ich dir dankbar ſein werde, weil ich lebe, ſo hilf dazu, daß die Bewohner jenes Hauſes unſere Gegend ſo ſchnell als möglich verlaſſen. Es bringt kein Glück uns nahe zu ſein."

„Sag's ihnen doch gerade heraus, dir werden ſie mehr glauben als mir."

„Welchen Grund ſoll ich angeben?" frug der Erbprinz.

„Es gibt nur einen, und ich bin der letzte, der ihn ausſprechen darf.“

„Die Frau ſieht wenigſtens aus, als wüßte ſie recht gut ſich ſelbſt zu berathen,“ tröſtete Victor. „Größere Sorge habe ich um dich, ich ſehe, du biſt in Gefahr diesmal mit dem Fürſten zu ſehr einer Meinung zu ſein. Wirſt du nicht wenigſtens Einwürfe wagen, wenn er dich fortſchicken will?“

„Mit welchem Recht?“ frug der Erbprinz. „Er iſt mein Vater, Victor, und mein Herr. Ich bin der erſte ſeiner Unterthanen, mir ziemt es, der Gehorſamſte zu ſein. So lange er mir nichts befiehlt, was gegen mein Gewiſſen iſt, bin ich verbunden, ihm auf der Stelle zu gehorchen. Das iſt die Richtſchnur, die ich für mein Thun gezogen habe. Aus innerer Ueberzeugung.“

„Geſetzt aber,“ warf Victor entgegen, „ein Vater wollte ſeinen Sohn entfernen, um Andern Unheil zu brauen, denen der Sohn Antheil gönnt?“

„Ich meine, der Sohn müßte doch gehen,“ verſetzte der Erbprinz, „wie ſchwer es ihm auch wird; denn ihm ziemt nicht einmal einen Verdacht gegen den Vater in ſeiner Seele zu dulden.“

„Mehr Sohn als Prinz,“ rief Victor, „und wir ſind am Ende, tugendhafter Benno. Ah, Bergau, wohin?“

Der angeredete Hofmarſchall erwiederte bedrängt: „Nach dem Pavillon, mein Prinz.“

„Haben Sie Näheres über den Schrecken gehört,“ frug Victor geheimnißvoll, „den man im Schloſſe des Großonkels gehabt hat? über eine Frau oder vielmehr Erſcheinung, die in Wirklichkeit ein Geiſt war, der als Geſpenſt auftrat, mit einem Getöſe, welches als Gepolter anfing und mit einem Trauermarſch endete, wobei die Thüren zitterten und die Kronleuchter klirrten wie ein Schellengeläut? Nichts gehört?“

„Nicht das Geringſte; welche Erſcheinung? wann? und wie?“

„Ich weiß durchaus nichts,“ antwortete Victor. „Kommt

Ihnen etwas zu Ohren, ſo bitte ich um Nachricht.“ Das verſprach der Hofmarſchall und eilte vorwärts.

Der Hofmarſchall war in ſeinem Dienſt untadelhaft, er kannte alle Tafelgedecke und Gläſer perſönlich, überflog gewiſſenhaft die Rechnungen, ſorgte für einen guten Weinkeller und verſtand gründlich die Repräſentation ſeines Amtes. Außerdem war er ein wackerer Edelmann, fromm, mit reichem Kinderſegen beglückt, aber er war nicht, was man einen großen Geiſt nennt. Dieſe letzte Eigenſchaft machte ihn bisweilen zu einem werthvollen Kämpfer des Hoflagers, denn er verfocht mit der Sicherheit eines Fanatikers den geheiligten Brauch ſeines Hofes gegen unberechtigte Anſprüche fremder Gäſte, und wurde vom Fürſten wohl einmal als Sturmbock benutzt, um eine Mauer anzurennen, welche ein Anderer vorſichtig umging. Heut trat der Hofmarſchall bei Ilſe ein, im Herzen unwillig über den Auftrag, den er geſchickt auszuführen befehligt war. Er traf die Frau Profeſſorin in ungünſtiger Stimmung. Die Dreiſtigkeit Victors, der geheime Vorwurf in den Worten des Erbprinzen hatten ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt gemacht, und mißtrauiſch gegen die unklaren Verhältniſſe, von welchen ſie umgeben war. Der Hofmarſchall rührte lange die Bowle um, aus welcher er einzuſchenken hatte, er drehte die Unterhaltung auf Ilſe's Heimat und ihren Vater, den er nach ſeiner Annahme einmal bei einer Thierſchau geſehen hatte. „Ein ſchönes Gut, wie man hört, höchſt achtungswerther Charakter.“ Ilſe, über jedes Lob ihrer Lieben erfreut, ging arglos auf dies Geſpräch ein und erzählte von Gütern und Nachbarn in ihrer Gegend. Endlich begann der Hofmarſchall: „Herr Bauer iſt jeder Auszeichnung würdig; verzeihen Sie mir deshalb eine Frage: Hat Ihr Vater denn niemals den Wunſch gehabt, geadelt zu werden?“

„Nein,“ verſetzte Ilſe und ſah den Hofmarſchall groß an, „wie ſollte er zu dieſem Wunſch kommen?“

„Ich enthalte mich aller Bemerkungen über die günſtigen

Folgen, welche eine ſolche Erhebung für die Zukunft Ihrer Geſchwiſter haben würde, ſie liegen auf der Hand. Es iſt leicht zu begreifen, daß beſcheidenes Selbſtgefühl einen Mann verhindern kann, ſich um dieſen Vorzug zu bewerben. Ich bin aber überzeugt, daß des Fürſten Hoheit auch im eigenen Intereſſe eine ſolche Verleihung gern ſehen würde. Denn die Stellung Ihres Herrn Vaters zu meinem gnädigſten Herrn würde dadurch viel günſtiger."

„Es iſt eine recht günſtige Stellung," ſagte Ilſe.

„Ich darf wohl bei den perſönlichen Beziehungen, in welche Sie zu unſern hohen Herrſchaften getreten ſind, darüber offener ſprechen," fuhr der Hofmarſchall ſicherer fort. „Für des Fürſten Hoheit, und für uns alle würde werthvoll ſein, wenn Höchſtderſelbe bei gelegentlicher Anweſenheit in jener Gegend ein Haus fände, in welchem eine gaſtliche Aufnahme möglich wäre."

Erſtaunt unterbrach ihn Ilſe: „Ich bitte, Herr von Bergau, mir das näher auseinanderzuſetzen, ich verſtehe von dieſen Dingen gar nichts. Der Fürſt hat doch ſchon einigemal unſer Haus mit ſeiner Anweſenheit beehrt."

Der Hofmarſchall zuckte die Achſeln. „Man hat in der Noth das freundliche Anerbieten Ihres Herrn Vaters angenommen, es mußte immer ein kurzes, wie gelegentliches Abſteigen bleiben, denn wenn auch Ihr Vater ſelbſt in ſeiner amtlichen Stellung für dieſe Ehre nicht ganz ungeeignet war, ſo fehlte doch die Hausfrau, welche die Honneurs des Hauſes machen konnte."

„Ich vertrat dieſe Stelle, ſo gut ich vermochte," ſagte Ilſe.

Der Hofmarſchall verneigte ſich. „Es hat Erwägungen gekoſtet, wie das Frühſtück einzurichten wäre, ohne die Frauen des Hauſes zu beleidigen, und es war ſehr willkommen, daß Herr Bauer ganz davon abſah, für die Frauen eine Theilnahme daran zu verlangen. Geſtatten Sie mir endlich noch die Bemerkung, eine Standeserhöhung Ihres Vaters würde ſogar für Sie ſehr werthvoll ſein. Denn Ihr Herr Gemahl iſt als Gelehrter von ausgezeichneten Verdienſten ebenfalls in der Lage, daß ein angedeuteter Wunſch deſſelben ihm Rang und Stand verſchaffen könnte, welche ihn bei Hofe etabliren. Unter dieſen Vorausſetzungen aber würde ſich auch für Sie ein Zutritt bei Hofe, wenn auch mit Beſchränkungen durchſetzen laſſen. Dem Fürſten und der Prinzeſſin wäre durch unſere Hofordnung Gelegenheit gegeben, Ihnen bisweilen im Schloſſe bei Gegenwart der Chargen Zutritt zu geſtatten, zu größerem Hofball und Hofconcert wären Einladungen möglich.“

Ilſe ſtand auf. „Es iſt genug, Herr Hofmarſchall, jetzt verſtehe ich. Was mein Vater thut, wenn ihm angeboten wird, wovon Sie ſprechen, glaube ich zu wiſſen; er wird lachen und das Angebotene zurückweiſen, und er wird ſagen, wenn unſer bürgerliches Haus unſerm Landesherrn nicht gut genug iſt darin einzukehren, ſo verzichten wir auf dieſe Ehre. Ich aber habe im Zurückweiſen nicht die Ruhe, welche ich meinem Vater zutraue, und ich ſage Ihnen, mein Herr, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß ich als Frau der hieſigen Geſellſchaft nicht für vollberechtigt gelte, ich würde keinen Fuß hierher geſetzt haben.“

Mit Mühe bezwang Ilſe den Zorn, welcher in ihr arbeitete. Der Hofmarſchall war beſtürzt und verſuchte ſich in zudeckender Rede, aber mit Frau Ilſe war nicht mehr zu verhandeln, ſie blieb ſtehen und zwang ihn dadurch zum Aufbruch.

Der Profeſſor fand ſeine Frau im dunklen Zimmer vor ſich hinbrütend. „Willſt du einen Adelsbrief haben?“ rief ſie aufſpringend, „er wird auf der Stelle für dich ausgefertigt und für den Vater auch, damit wir alle den Vorzug erhalten, volle Menſchen zu werden, mit denen die Leute im Schloß verkehren können, ohne ſich gedemüthigt zu fühlen. Es wird ihnen unbequem, daß ſie uns nur wie gelegentlich ſehen können. Ich weiß jetzt, weshalb ich allein ſpeiſe, und weshalb der Fürſt in Bielſtein nicht unſere Wohnſtube betrat. Uns thut ein neuer Name noth, damit wir die Bildung und den Anſtand erhalten, welche uns würdig machen, zu Hofe zu gehen. Uns noch nicht einmal, vielleicht unſere Kinder. Kannſt du das anhören, ohne vor Scham zu erröthen, daß wir hier ſind? Sie füttern uns wie fremde Thiere, die ſie ſich aus Neugierde anſchaffen und wohl wieder aus dem Pferch hinausjagen."

„Holla, Ilſe," rief Felix, „du verwendeſt mehr Pathos als nöthig iſt. Was kümmern uns die Vorurtheile der Menſchen hier? Wir ſind hergekommen, weil ſie etwas von uns begehrten, wir etwas bei ihnen ſuchten. Hat der Fürſt nicht Alles gethan, uns den Aufenthalt in der Weiſe angenehm zu machen, wie wir ſie gewohnt ſind? Wenn die Leute hier durch den Brauch, in dem ſie erzogen ſind, und durch die Sitte ihres Kreiſes veranlaßt werden, den Verkehr mit uns durch beſtimmte Formen abzugrenzen, was kümmert das uns? Wollen wir ihre Vertrauten werden und mit ihnen zuſammen leben, wie mit unſern Freunden daheim? Solches Aufſchließen unſerer Seelen haben ſie ſich doch noch nicht verdient. Als wir herkamen, traten wir in ein einfaches Contractverhältniß, wir übernahmen auch die Verpflichtung, uns in ihre Lebensordnung zu fügen."

„Und wir behielten die Freiheit, von hier zu gehen, ſobald uns dieſe Ordnung nicht mehr gefällt."

„Ganz recht," verſetzte der Profeſſor, „ſobald wir einen ausreichenden Grund haben, ſie unerträglich zu finden. Ich meine, das iſt nicht der Fall. Man verlangt von uns nichts Entwürdigendes, ja man zeigt uns befliſſene Aufmerkſamkeit, was kümmert uns der Theil ihres Lebens, den ſie uns nicht geben, und den wir zu begehren weder Recht noch Veranlaſſung haben."

„Täuſche uns beide nicht," rief Ilſe. „Wenn in unſerer Stadt Jemand zu dir ſagte, du darfſt nur meine Schuhe anſehen, aber den Blick nicht bis zu meinem Geſicht erheben, du darfſt nur im Freien mit mir zuſammen kommen, aber nicht in meinem Hauſe, ich kann nur ſtehend bei dir eſſen, aber an deinem Tiſch niederzuſitzen verbietet mir meine Würde, was wirſt du, der du ſo ſtolz in deinem Kreiſe ſitzſt, einem ſolchen Thoren antworten?“

„Ich werde nach dem Grund ſeiner Befangenheit fragen, vielleicht ihn bedauern, vielleicht mich von ihm wegwenden.“

„So thu's hier,“ rief Ilſe. „Denn wir ſind geladene Gäſte, vor denen die Hausleute die Thür zuſperren.“

„Ich wiederhole dir, wir ſind nicht Gäſte, welche geladen wurden, mit den Menſchen hier geſellig zu verkehren. Ich bin zur Arbeit hergerufen, und ich habe dieſen Ruf angenommen, weil ich für meine Wiſſenſchaft ſo Großes ſuche, daß ich weit andere Uebelſtände ertragen müßte, als etwa unbequeme Gewohnheiten des Hofes. Dies wichtige Intereſſe darf ich nicht auf's Spiel ſetzen durch ein Auflehnen gegen geſellige Anſprüche, die mir nicht gefallen. Gerade weil ich ohne beſondere Ehrfurcht auf dieſe Ordnung ſehe, ſtört ſie mir nicht die Laune.“

„Es thut aber weh und macht zornig, daß Menſchen, an deren Leben man Antheil nimmt, an ſo greulich veraltetem Trödel hängen,“ rief Ilſe immer noch erbittert.

„Das alſo iſt es?“ frug Felix. „Wir ſorgen auch um das Seelenheil der Anſpruchsvollen ſelbſt? Das läßt ſich eher hören. Nun, an jedem Privilegium hängt ein alter Fluch, der die Meiſten trifft, welche daran Theil haben. Das mag auch von den Vorrechten des Hofes gelten. Das Leben unſerer Fürſten iſt in den Bann beſtimmter Kreiſe eingeſchloſſen, Anſchauung und Vorurtheil einer Umgebung, die ſie ſich nicht frei wählen dürfen, umgibt ſie vom erſten Tage ihres Lebens bis zum letzten. Daß ſie nicht ſtärker und freier ſind, rührt zum großen Theil von der engen Atmoſphäre, in welche ſie durch die Etikette gebannt ſind. Das iſt ein Unglück nicht nur für ſie ſelbſt, iſt für uns alle ein Leiden, daß unſere Fürſten ſo häufig die bürgerliche Geſellſchaft mit den Augen eines Kammerjunkers betrachten. Dieſen Uebelſtand mag man als Mitlebender ſchmerzlich fühlen. Und ich meine allerdings, der Kampf, welcher in unſerm Vaterlande auf verſchiedenen Gebieten entbrannt iſt, wird nicht eher mit einem guten Frieden enden, als bis die Gefahren beſeitigt ſind, welche die alte Hofordnung der Erziehung unſerer Fürſten bereitet. Auch ſcheint mir in der That, daß dieſe ſtarre Ordnung ſchon an vielen Stellen durchlöchert iſt, die Zeit mag kommen, wo das Unverſtändige darin ein Stoff für gute Laune und Satire wird. Denn die Etikette der Höfe iſt zuletzt ein Ueberreſt aus vergangener Zeit, wie unſere Zunftverfaſſung und ähnlicher veralteter Brauch. Darin haſt du Recht. Wer ſich aber perſönlich ſo ſehr reizen läßt, wie du in dieſer Stunde, der ſetzt ſich dem Argwohn aus, daß er nur deshalb zürnt, weil er ſich ſelbſt den Zutritt zu abgeſchloſſenen Kreiſen begehrt."

Ilſe ſah ſchweigend vor ſich nieder. „Dir und mir," fuhr der Profeſſor fort, „geziemt bei zufälliger perſönlicher Berührung mit ſolchen Anſchauungen nur Eins: kühle Nichtachtung. Wir wünſchen zum Vortheil unſerer Fürſten die Schranken beſeitigt, welche ihnen den Verkehr mit ihrem Volke einengen, aber wir haben durchaus nicht Wunſch und Drang, uns an die Stelle derer zu ſetzen, auf welche die Gebieter unſeres Landes jetzt ausſchließlich angewieſen ſind. Denn im Vertrauen, wir alle, deren Leben in angeſtrengter geſchäftlicher Thätigkeit verläuft, wir würden in der Regel ſchlechte Geſellſchafter der Fürſten ſein, uns fehlt nicht nur die zierliche Sicherheit der Form, die ſich eher gewinnen ließe, auch die wohlthuende Gefügigkeit im Tagesverkehr, die Stärkeren werden leicht durch Unabhängigkeit verletzen, die Schwachen durch haltloſe Unterwürfigkeit verächtlich werden. Nur die Freiheit der Wahl fordern wir für die Regierenden. Ein Gefühl dürfen wir aber ohne Ueberhebung bewahren, daß Alle, die ſich geſellig von unſern Kreiſen ſcheiden, mehr verlieren als wir. Was die Herzen erwärmt, den Geiſt erhellt, muß man aus dem Volke holen. Wer ſich das ſchwer macht, der entbehrt."

Ilſe trat zu ihm und legte ihre Hand in die ſeine.

„Deshalb, Frau Ilſe,“ fuhr der Gatte heiter fort, „laß dir ruhig für dieſe wenigen Wochen gefallen, was um dich vorgeht. Käme dir einmal die Aufforderung, in Wirklichkeit Gaſt für die Geſelligkeit eines Hofes zu werden, dann magſt du vorher über deine Anſprüche in Verhandlung treten, und wenn du in ſolchem Falle ablehnſt, dann thuſt du's mit Lachen.“

„Sprichſt du ſo aus ſicherer Ruhe deiner Seele?“ frug Ilſe und ſah den Gatten forſchend an, „oder weil dir jetzt ſehr viel daran liegt, hier zu bleiben?“

„Mir liegt Alles an meiner Handſchrift,“ verſetzte der Profeſſor, „im Uebrigen entbehre ich der Ruhe weniger als du. Denn du haſt in deiner Jugend und vollends im letzten Jahr mit warmer Empfindung um Perſonen dieſes Fürſtenſchloſſes geſorgt, du haſt dich in einzelnen Stunden ihnen vertraulich nahe gefühlt und deshalb biſt du jetzt mehr verletzt als nöthig wäre.“

Ilſe nickte beſtätigend mit dem Haupt.

„Halt' aus, Ilſe,“ mahnte der Gatte herzlich, „denke daran, daß du frei biſt und jeden Tag davon fliegen kannſt. Aber mir wäre lieb, wenn du mich nicht allein ließeſt.“

„Iſt dir das lieb, Felix?“ frug Ilſe weich.

„Ungläubige,“ rief der Profeſſor. „Heut laſſen wir das Theater und nehmen unſere Leſeabende auf. Ich habe mitgebracht, was dir die Grillen vertreiben ſoll.“ Er trug die Lampe auf den Tiſch, ſchlug ein kleines Buch auf und begann: „Es war an einem Pfingſtentag, Nobel, der König von allen Thieren, hielt Hof“ und ſo fort.

Frau Ilſe ſaß, die Arbeit in der Hand, neben dem Gatten, wie ſonſt fiel das Licht der Lampe auf das Antlitz des Geliebten, ſie ſuchte ſpähend darin zu leſen, ob er noch gegen ſie fühle, wie ehemals; bis endlich die Frevelthaten des Fuchſes auch ihre Lippen zum Lächeln zogen und ſie ihm das Buch aus der Hand nahm, um weiter zu leſen mit ruhigem Athem, behaglich, wie in der Heimat. —

„Wie geht es der kranken Frau von Bergau?“ frug am andern Morgen die Prinzeß ihr Hoffräulein, die kleine Gotlinde Thern.

„Schlecht, Hoheit, ſie hat ſich ſehr aufgeregt über die plötzliche Abreiſe ihres Gatten, und ihre Entbindung wird jede Stunde erwartet.“

„Bergau iſt verreiſt? warum jetzt?“ frug die Prinzeß erſtaunt.

„Der Fürſt hat ihm den Einkauf von Porzellan in einer fremden Stadt befohlen.“

Die Prinzeſſin ſah bedeutſam auf die Vertraute. „Verzeihen Hoheit, daß ich es auszuſprechen wage,“ fuhr das Hoffräulein fort, „wir alle ſind empört. Bergau hat geſtern, wie man vernimmt, einen Auftritt mit der fremden Dame im Pavillon gehabt, heut früh hat er von des Fürſten Hoheit den Befehl erhalten unter Ausdrücken, welche jede Einwendung unmöglich machten.“

„Was hat's denn im Pavillon gegeben?“ frug die Prinzeſſin.

„Das weiß man nicht,“ erwiderte das erzürnte Fräulein. „Aus den Andeutungen Bergau's muß man ſchließen, daß die Fremde Anſprüche erhoben hat, Zutritt bei Hofe gefordert und mit ihrer Abreiſe gedroht. — Die Anmaßung der Fremden iſt unleidlich, wir alle bitten, daß Hoheit die Gnade haben, unſere Rechte zu vertreten.“

„Gute Linde, ich bin für euch ein gefährlicher Bundesgenoſſe,“ verſetzte die Prinzeſſin traurig.

Der Geburtstag der Prinzeſſin wurde von Hof und Stadt gefeiert. Viele Leute trugen Feſtkleider, lange Züge Glückwünſchender bewegten ſich nach dem Vorzimmer des Fürſtenkindes, zwei Diener hatten vollauf zu thun, Liſten und Federn darzubieten, damit die Ankommenden ihre Namen einzeichneten. Die Prinzeß empfing am Morgen den Hofſtaat; ſie erſchien zum erſten Mal in hellen Farben und ſah ſchöner aus als je. In dem geöffneten Seitenzimmer ſtanden die Tiſche, welche mit Geſchenken bedeckt waren, viel wurde von den Damen das prachtvolle Kleid bewundert, welches der Fürſt ſeiner Tochter verſchrieben hatte, und von den Weiſen des Hofes kaum weniger die ſchöne Arbeit an den Miniaturen des Magiſters.

Um drei Uhr begann das Concert im Schloßgarten, Herren und Frauen des Adels, der Beamten und Bürgerſchaft traten in den gedeckten Raum, die Damen der Prinzeſſin begrüßten und ordneten die Frauenwelt durch leiſe Winke zu einem großen Kreis, hinter welchen die Herren als dunkle Einfaſſung traten, auf der einen Seite die Familien des Hofes, auf der andern die Stadt. Die Gäſte fügten ſich mit Behendigkeit dem Zwange der mathematiſchen Linie, nur auf der Stadtſeite gab's kleine Unordnung. Der neue Stadtrath Gottlieb, ein anſehnlicher Fleiſchermeiſter, ſchob Frau und Tochter nach hinten und ſtellte ſich breitbeinig in die Vorderreihe, und es bedurfte einer Aufforderung des Hoffräuleins, um die Zurückgeſtellten hervorzuziehen. „Ich zahle die Steuern,“ ſagte der gebändigte Gottlieb mit verlegenem Trotz zu ſeiner Umgebung, aber er begegnete auch bei ſeinen Nachbarn einem verurtheilenden Lächeln.

Als Ilſe neben dem Gatten in die fremde Geſellſchaft trat, fühlte ſie ſich durch die kalten neugierigen Blicke erſchreckt, welche von allen Seiten gegen ſie ſtachen. Der Kammerherr führte ſie zu der erſten Hofdame, und die Baroneß machte nach kühler Begrüßung eine gehaltene Handbewegung, durch welche Ilſe an das Ende der Hofſeite gegenüber dem Eingange geſtellt wurde. Pünktlich erſchienen unter Vortritt der Marſchälle die Herrſchaften, am Arme des Fürſten ſtrahlend und lächelnd die Prinzeß, hinter ihr die Prinzen. Die Kleider der Damen rauſchten wie Wellen bei dem ehrfürchtigen Niedertauchen, hinter ihnen beugte auch der Männerkreis ſeine Häupter in feierlichem Schwunge. Die Prinzeß machte die tiefe Cercleverneigung, ein Meiſterſtück höchſter Hoftechnik, und begann ihren Rundgang. Frau Sonne ſchien warm wie im Sommer, Alles freute ſich des ſchönen Tages und des frohen Geburtstagskindes; die Prinzeß war wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit und erwies heut ihre Begabung, ſich edel darzuſtellen, in der gehobenen Stimmung, welche, wie man ſagt, von der Ausübung ſchöner Kunſt unzertrennlich iſt. Vor ihr bewegte ſich die Hofdame, zog Einzelne noch durch einen Wink zur Vorderreihe und nannte die Namen, welche der Prinzeß etwa fremd waren. Die Prinzeſſin hatte für Jeden ein herzliches Wort oder doch ein Kopfnicken und ſüßes Lächeln, welche das Gefühl gaben, daß man wohl beachtet ſei. Der Fürſt aber ſtand heut unter ſeinen Bürgern mit aller Behäbigkeit eines guten Hausvaters.

„Eine große Zahl alter Freunde und Nachbarn,“ ſagte er dem Oberbürgermeiſter. „Ich wußte, daß dies ganz nach dem Herzen meines Kindes ſein würde. Denn es iſt für ſie nach ſchwerer Prüfungszeit wieder das erſte Mal, daß ſie mit Vielen zuſammentrifft, welche freundlichen Antheil an ihrem Leben nehmen.“

Aber keine von allen geladenen Frauen ſah mit ſolcher Spannung auf den Cercle der Prinzeſſin, als Ilſe. Sie vergaß ihren Zorn über Standesvorurtheile, ſie vergaß auch das Mißbehagen, welches ihr die eigene Einſamkeit unter den fremden Frauen bereitete, und blickte unverwandt auf die junge Fürſtin. Etwas von dem Reiz, den die Huld der vornehmen Dame für die Anweſenden hatte, empfand doch auch Ilſe. Dieſe Leichtigkeit, in wenig Minuten ſo Vielen etwas Wohlthuendes von dem eigenen Weſen zu geben, war ihr ganz neu. Unruhig ſchaute ſie nach ihrem Felix zurück, auch er beobachtete mit Freude die anmuthsvollen Bewegungen der Prinzeſſin. Sie kam näher, Ilſe vernahm ihre Fragen und die Antworten der Glücklichen, denen ſie nähere Beachtung zu Theil werden ließ, Ilſe ſah auch, daß das Auge der Prinzeſſin flüchtig bis zu ihr hinabſtreifte und daß ſein Ausdruck ernſter wurde. Die Prinzeß hatte ſich bei einem alten Fräulein, das vor Ilſe ſtand, verweilt und angelegentlich nach dem Befinden der kranken Mutter erkundigt, jetzt ſchritt ſie langſam an Ilſe vorüber, neigte faſt unmerklich das Haupt und ſagte leiſe: „Ich höre, Sie wollen uns verlaſſen.“

Die unerwartete Frage und Kälte in Ton und Angeſicht regten den Stolz der Profeſſorin auf, unter dem Strahl ihrer großen Augen hob ſich auch die Geſtalt der Prinzeſſin, beide wechſelten einen feindſeligen Blick, als Ilſe antwortete: „Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung, wenn ich bei meinem Gatten bleibe.“ Die Prinzeß ſah auf den Profeſſor, wieder flog ein fröhliches Lachen über ihr Geſicht, ſie ſetzte ihre Wanderung fort. Auch Ilſe wandte ſich ſchnell zu ihrem Mann, er ſchaute durchaus harmlos und vergnügt in die Welt, er hatte von dem kleinen Auftritt gar nichts gemerkt.

Wohl aber der Fürſt. Denn er ſchritt quer durch den Raum auf Ilſe zu und begann: „Unter alten Bekannten begrüßen wir auch die neuen. Doch für mich und den Erbprinzen paßt der Ausdruck nicht. Denn wir ſind der Gaſtlichkeit Ihres Hauſes oft zu Dank verpflichtet geweſen, und es iſt uns beſonders werthvoll, daß wir Ihnen heut den Kreis zeigen, in welchem wir heimiſch ſind. Ich bedaure, daß Ihr Herr Vater nicht unter uns iſt, ich hege warme Achtung vor ſeiner gediegenen Tüchtigkeit, und ich weiß ſeine Verdienſte um die Landſchaft ſehr wohl zu ſchätzen. Er hat bei der landwirthſchaftlichen Ausſtellung einen Preis erhalten, richten Sie ihm meine Glückwünſche aus. Ich hoffe, ſein Beiſpiel wird für mein Land nicht verloren ſein.“

Der Fürſt verſtand gut zu machen, was ſein Hof an Ilſe verſah. Eine Profeſſorfrau hat ſtarke Bedenken gegen Hofbrauch und vornehme Anſprüche. Aber wenn denen, die ſie liebt, in feierlicher Verſammlung ein wohlverdientes Lob aus erlauchtem Munde zu Theil wird, das freut ſie doch trotz alledem. Nach der verletzenden Frage der Tochter war die glänzende Auszeichnung durch den Vater eine ſchöne Genugthuung. Ilſe ſah den Fürſten mit einem Blick inniger Dankbarkeit an, und dieſer wandte ſich jetzt freundlich zu ihrem Felix, und blieb lange vor ihm ſtehen. Als er endlich zu Andern trat, hatte die ungewöhnliche Beachtung, welche er den Fremden vor ſeinem verſammelten Volke gönnte, die landesüblichen Folgen; auch die Herren des Hofes ſchoben ſich heran und erwieſen Ilſe und dem Profeſſor von der Seite ihre Aufmerkſamkeit. Ilſe ſah jetzt ruhiger in den Kreis und bemerkte, wie der Erbprinz langſam durch die Reihen ging und Herren und Damen nach einer geheimen wohlgeordneten Reihenfolge aufſuchte, dabei mitunter auf dem Wege anhielt und ſein Augenglas bewegte, als ob er etwas überlege; während Prinz Victor als Komet eine durchaus unregelmäßige Bahn wandelte, deren Punkte ſich nur beſtimmen ließen, wenn man die hübſcheſten Geſichter herausſuchte. Er hatte lange mit der Tochter des Stadtrath Gottlieb geſprochen und das Fräulein zu einem Lachen gebracht, über das ſie ſelbſt ſo erſchrak, daß ſie roth wurde und ihr Taſchentuch vor den Mund hielt; als er plötzlich neben Ilſe ſtand. „Eine ſolche Blumenausſtellung iſt luſtig,“ begann er nachläſſig wie zu einem guten Kameraden. „Man muß freilich auch manchen ſtachligen Cactus in Kauf nehmen.“

„Für die Herrſchaften, welche mit ſo Vielen zu ſprechen haben, mag ſie doch ermüdend ſein,“ ſagte Ilſe.

„Glauben Sie das ja nicht,“ verſetzte Victor. „Es iſt ſüß, ſo viel Leute vor ſich zu ſehen, welche nicht muckſen dürfen, wenn man’s ihnen nicht erlaubt; für dieſen Genuß erträgt fürſtliches Blut noch größere Strapazen. Kennen Sie das Spiel: Dreh dich nicht um, der Plumpſack geht um? Dies hier iſt eine Abart, welche zum Vergnügen hoher Herrſchaften eingerichtet wurde. Nur daß die Kläpſe nicht auf den Rücken, ſondern vorn verabreicht werden.“

Der Kreis gerieth in Bewegung, der Fürſt bot der Prinzeſſin den Arm und führte ſie in ein großes buntverziertes Zelt, die Gäſte folgten, eine Schaar Lakaien bot Erfriſchungen. Darauf nahmen die Damen hinter den hohen Herrſchaften Platz, die Herren ſtanden in der Runde. Das Concert begann mit majeſtätiſchem Paukenſchlag und ging nach kurzem Verlauf, unter raſenden Einfällen ſämmtlicher Geigen, zu Ende. Jetzt aber begrüßte die Prinzeſſin auch die Herren, dieſe allerdings mit minderer Regelmäßigkeit. Ilſe ward von Fräulein von Loſſau in ein Geſpräch verflochten, die Prinzeß aber trat zu Felix Werner und that eifrige Fragen, der Profeſſor wurde warm und erklärte, die Prinzeß frug immer mehr, lachte und antwortete. Der dienſtthuende Obermarſchall blickte verſtohlen nach der Uhr, es war höchſte Zeit für die Damen des Hofes, ſich zum Diner umzukleiden, der Fürſt aber winkte ihm zu, ſah zufrieden nach der Prinzeſſin und ſagte in beſter Laune zu ſeinem Sohn: „Heut regiert ſie, wir warten gern.“

„Meine liebe Hoheit vergißt uns alle über den Fremden,“ flüſterte Fräulein von Thurn bekümmert dem Prinzen Victor zu.

„Beruhigen Sie deshalb Ihr treues Herz, Dame Goſlinde,“ tröſtete der Prinz. „Unſre Herrin Bradamante hat ihre ſiegreichen Waffen ein langes Jahr nicht gebraucht; ſie würde heut ihre Kraft verſuchen, und wenn ſie einen Kohlkopf vor ſich hätte.“

Am nächſten Morgen ſaß die Prinzeſſin unter ihren Hofdamen, der vergangene Tag wurde beſprochen wie Brauch iſt, die Prinzeſſin bewundert, über Abweſende ein wenig geurtheilt, und über Kleidung und Haltung einiger Stadtmütter Erſtaunen ausgedrückt.

„Aber mit der Stadtkämmerin haben Hoheit nicht geſprochen,“ rief Goſlinde Thurn, „die arme Frau hat das als Zurückſetzung empfunden und nach dem Concert geweint.“

„Wo ſtand ſie?“ frug die Prinzeß.

„Nahe bei der Fremden,“ antwortete die Thurn.

„Ah deshalb,“ rief die Prinzeß. „Wie ſieht ſie denn aus?“

„Ein rundes Frauchen mit braunen Augen und rothen Backen. Mein Bruder wohnt in ihrem Hauſe, daher kenne ich ſie. Sie verſteht ausgezeichnete Obſtkuchen zu backen.“

„Mach's gut, Linda,“ ſagte die Prinzeß, „ſage ihr etwas Freundliches von mir.“

„Darf ich ihr erzählen, daß Hoheit von ihrem guten Kirſchſafte gehört haben und gern einige Flaſchen davon erhalten würden? Das macht ſie überglücklich!“

Die Prinzeſſin nickte. „Die Tochter des Stadtrath Gottlieb wird eine Schönheit,“ lobte die Baronin Hallſtein.

„Prinz Victor hat alle Andern über ihr vergeſſen,“ rief die Loſſau gekränkt.

„Wünſchen Sie ſich Glück, liebe Betty,“ verſetzte die Prinzeſſin ſcharf, „wenn Sie von meinem Vetter vergeſſen werden. Die Aufmerkſamkeiten des Prinzen ſind in der Regel beunruhigend für die Damen, denen er ſie zu Theil werden läßt.“

„Aber dankbar ſind wir alle,“ rief die Hallſtein, eine Dame von Muth und Charakter, „daß Ew. Hoheit gegenüber der Frau vom Pavillon den Hof vertreten haben. Die kühle Abfertigung hat allgemein gefreut.“

„Meinſt du, Wally?“ ſagte die Prinzeß nachdenkend. „Die Frau iſt ſtolz und hat mir getrotzt. Aber ich hatte ſie zuerſt verletzt und an einem Tage, wo ich im Vortheil war.“

4.

Neckereien.

Das Jahr ließ ſich nach jeder Richtung leichtfertig an. Die Schnepfen waren häuslich eingerichtet, bevor die Jäger ihre Waſſerſtiefeln angelegt hatten, und die Märzbecher hatten wirklich im März geblüht. Der Mond lachte zwiſchen dem erſten und letzten Viertel jeden Abend mit ſchief gezogenem Mund, an den Höfen begannen Prinzeſſinnen mit Profeſſoren nach verlorenen Handſchriften zu ſuchen, und in den Städten zeigten die Bürger eine ungewöhnliche Neigung zu Maitrank und zu gewagten Unternehmungen. Auch ruhige Köpfe erfaßte der Taumel, Stroh und Papier wurden mächtig. Alle Welt trug nicht nur Hüte, auch Mützen von Stroh, alle Welt betheiligte ſich an Papiergeſchäften und neuen Aktien. Das Haus Hahn kam obenauf. Die Beſtellungen der kleinen Kaufleute liefen ſo maſſenhaft ein, daß ſie gar nicht mehr ausgeführt werden konnten, in allen Winkeln des Hauſes ſaßen Mädchen und nähten Strohbänder zuſammen, der Schwefelgeruch wurde auf der Straße und in den Nachbargärten unerträglich. Herr Hummel ſaß des Abends auf ſeinem umgeſtürzten Kahn, wie Napoleon auf Helena als ein überwundener Standpunkt und aufgegebener Mann. Mit zorniger Verachtung ſchaute er auf den Taumel der Menſchheit. Wiederholt forderten ihn ſeine Bekannten auf, die große Bewegung auf ſich wirken zu laſſen, Mitglied zu werden von irgend einer Geſellſchaft, eine Bank zu gründen, Kohlen zu graben, Eiſen zu ſchmelzen. Er wies alle dieſe Zumuthungen kurz von ſich ab. Wenn er in ſeine thatloſen Werkſtätten ging, welche ſich faſt nur durch den Kampf gegen Motten erhielten, und ſein Buchhalter eine Vermuthung über die nächſten Pariſer Hutformen wagte, ſo lachte er wild und entgegnete: „Ich verbitte mir jede Muthmaßung über die Deckel, welche die Leute brauchen werden, wenn dieſer Schwindel aufhört. Wollen Sie aber durchaus die nächſte Mode wiſſen, ſo will ich ſie Ihnen andeuten. Pechkappen werden die Leute tragen. Ich wundere mich, daß Sie noch an Ihrem Pulte ſitzen. Warum machen Sie es nicht wie andere Ihrer Collegen, welche jetzt überall in den Weinhäuſern liegen?"

„Herr Hummel, das erlauben mir meine Mittel nicht," verſetzte der gedrückte Mann.

„Ihre Mittel?" rief Hummel, „wer frägt jetzt darnach? Schwefelhölzer ſind ſo gut wie baar Geld, die Eckenſteher machen Wechſelgeſchäfte und ſchenken einander ihre Bruſtbilder. Warum leben Sie nicht wie der Buchhalter Knips von drüben? Als ich meiner Frau beim Italiener eine Apfelſine kaufte, ſah ich ihn in der Hinterſtube ſitzen, mit einer Flaſche Champagner in Eis. Warum ſetzen Sie ſich nicht auch ins Eis in dieſer hitzigen Zeit? Es iſt Alles ein greulicher Schwindel geworden, ein Sodom und Gomorrha, das Strohfeuer brennt, aber es wird ein Ende mit Schrecken nehmen."

Herr Hummel ſchloß ſein Comtoir und ſchritt im Zwielicht nach dem Stadtpark, wo er wie ein Geiſt an der Grenze ſeines Grundſtücks auf- und abwandelte. Aus ſeinen Betrachtungen wurde er durch ein wildes Gekläff des rothen Hundes geweckt, welcher an eine umſchattete Bank des Parks ſtürzte und wüthend in die Stiefeln und Beinkleider eines Mannes biß. Hummel trat näher, ein Männlein und ein Fräulein flogen auseinander. Hummel war Weltmann genug ſich nichts merken zu laſſen, aber er zog ſich eilig in ſeinen Garten zurück und ſetzte dort ſeine Wanderung im Sturmſchritt fort. „Ich hab's gewußt, ich hab's geſagt, ich habe gewarnt. Der arme Teufel." Dabei trat er zornig auf den eignen Buchsbaum und vergaß die Stunde des Abendeſſens, ſo daß ſeine Frau zweimal in den Garten rufen mußte. Auch als er bei Tiſche ſaß, finſter und mit einem Wetter geladen, äußerte er eine ſo tiefe Menſchenverachtung, daß die Frauen bald verſtummten. Laura machte noch einen Verſuch, das Geſpräch auf die Frau Bürgermeiſterin zu bringen, welcher Hummel große Verehrung bewies, ſo oft ſie vorbei ging, aber er brach in die entſetzlichen Worte aus: „Sie iſt auch nichts Beſſeres als ein Weib.“

„Jetzt iſt's genug, Hummel,“ rief ſeine Frau, „dieſes Benehmen iſt ſehr unerfreulich, und ich muß dich erſuchen, deine üble Laune nicht ſo weit zu treiben, daß ſie dich des Urtheils über weiblichen Werth beraubt. Ich kann Vieles verzeihen, aber niemals einen Frevel am Adel menſchlicher Natur.“

„Bleib mir vom Leibe mit deinem menſchlichen Adel,“ verſetzte Hummel, ſtand vom Tiſch auf, rückte heftig den Stuhl an ſeinen Platz und ſtürmte in die Nebenſtube, wo er im Halbdunkel wieder zornig auf- und abſchritt; denn Gabriel lag ihm ſehr im Sinn. Allerdings war die geſellſchaftliche Stellung dieſes Mannes keine hervorragende, er war nicht Verwandter, nicht Hausbeſitzer, nicht einmal Bürger. Deshalb erwog Herr Hummel, daß eine Einmiſchung in die geheimen Gefühle deſſelben ihm ſelbſt ſchwerlich anſtehe. Aber zu dieſer Erkenntniß drang er nicht ohne Kämpfe durch. Und er vermochte die Stimme, welche in einem Winkel ſeines Herzens zu Gunſten Gabriels brummte, durchaus nicht zum Schweigen zu bringen.

Unterdeß ſaßen die Frauen an dem verſtörten Tiſch. Laura ſah finſter vor ſich nieder, ihr waren ſolche Auftritte nicht neu, und ſie wurden ihr immer ſchmerzlicher. Die Mutter aber war über den unverhohlenen Zorn gegen die Frauenwelt ſehr beſtürzt und verſank unter den Wogen ſturmbewegter Gedanken. Sie kam endlich zu der Ueberzeugung, daß Hummel eiferſüchtig ſei. Das war ſehr lächerlich, und es gab durchaus keine erträgliche Veranlaſſung zu ſolcher Leidenſchaft. Aber die Einfälle der Männer waren von je unberechenbar. Der Mime war den Tag vorher auf ihren Wunſch erſchienen, er war ſehr unterhaltend geweſen, Braten und

Wein hatten ihm vortrefflich geſchmeckt und er hatte ihr beim Abſchiede mit kühnem dramatiſchem Blick die Hand geküßt. War es möglich, daß dieſer Blick das Unheil angerichtet hatte? Jetzt ging auch Frau Hummel auf und ab, ſah im Vorbeigehen nach dem Spiegel und beſchloß als tapfere Hausfrau ihrem Mann noch heut Abend ſeine Thorheit vorzuhalten. „Geh hinauf, Laura," ſagte ſie leiſe zu ihrer Tochter, „ich habe mit deinem Vater allein zu ſprechen."

Laura nahm ſchweigend den Leuchter und trug ihn auf ihren Geheimtiſch, ſie ſtellte ſich an das Fenſter und ſah nach dem Nachbarhauſe hinüber, wo die Lampe des Doctors durch die Vorhänge ſchimmerte. Sie rang die Hände und rief: „Fort, fort von hier, das iſt die einzige Rettung für mich und ihn."

Unterdeß hatte Frau Hummel das Nachtmahl abräumen laſſen, ſie ſammelte noch einmal Muth zu der bevorſtehenden ſchweren Stunde und trat endlich an die Thür des Nebenzimmers, in welchem Herr Hummel noch immer umhertobte. „Heinrich," begann ſie feierlich, „biſt du jetzt im Stande, den Fall, welcher dir alle Haltung geraubt hat, ruhig zu betrachten?"

„Nein," rief Hummel und warf einen Stiefel an die Thür.

„Ich kenne die Veranlaſſung deines Zorns," fuhr Frau Hummel fort und blickte verſchämt vor ſich nieder. „Darüber bedarf es keiner Erklärung. Es iſt möglich, daß er ſich zuweilen mit Blicken und kleinen Bemerkungen mehr herauswagt als nöthig wäre, aber er iſt doch ein talentvoller und liebenswürdiger Mann, und man muß ſeinem Beruf etwas zu Gute halten."

„Er iſt ein elender Laffe," rief Herr Hummel und ſchleuderte den zweiten Stiefel von ſich.

„Das iſt nicht wahr," rief Frau Hummel eifrig. „Aber wenn es wäre, Heinrich, ſelbſt wenn du ihm jede Unwürdigkeit zutrauen könnteſt, vergiß nicht, daß in dem Herzen des Weibes Stolz und Pflichtgefühl wohnen und daß dein Verdacht eine Beleidigung gegen dieſe ſchützenden Genien wird.“

„Sie iſt eine gefallſüchtige einfältige Gans,“ rief Hummel und riß ſeine Schlafſchuhe unter dem Bett hervor.

Frau Hummel fuhr entſetzt zurück. „Dieſe Behandlung hat dein Weib nicht verdient. Du trittſt mit Füßen, was dir heilig ſein ſollte. Komm zu dir, ich beſchwöre dich, deine Eiferſucht bringt dich dem Wahnſinn nahe.“

„Ich eiferſüchtig auf ſolche Perſon?“ rief Hummel verächtlich und klopfte heftig die Aſche ſeiner Pfeife aus. „Dann müßte ich in der That verrückt ſein. Laß mich mit all dem Unſinn in Ruhe.“

Frau Hummel ergriff ihr Taſchentuch und begann zu ſchluchzen. „Er war mir manchmal eine Erheiterung, er erzählte Geſchichten, wie ich ſie in meinem Leben nie wieder hören werde, aber wenn er dich ſo aufregt, daß alle Vernunft deiner Seele ſchwindet, und du deine Frau durch die unwürdigſten Vögelnamen beſchimpfſt — ich habe manches Opfer gebracht in unſerer Ehe, auch er ſoll noch am Altar des häuslichen Friedens fallen. Nimm ihn hin, er ſoll nie wieder eingeladen werden.“

„Wer iſt Er?“ frug Hummel.

„Wer ſonſt als unſer Komiker?“

„Wer iſt ſie?“

Frau Hummel ſah ihn mit einem Blick an, der unzweifelhaft machte, daß ſie ſelbſt die Dame war.

„Iſt es möglich?“ rief Hummel erſtaunt. „So ſchwimmen wir Aepfel? Warum willſt du deinen Theaterhanswurſt am häuslichen Altar ſchlachten? Setze ihm lieber etwas Geſchlachtetes vor, das wird für alle Theile bequemer ſein. Sei ruhig, Philippine. Du biſt manchmal undeutlich in deinen Reden und du machſt zu viel Geklatſch, du haſt deine Theatergeſpinſte im Kopfe und du haſt deine Launen und verwirrten Einfälle, aber im Uebrigen biſt du meine brave Frau, auf die ich nichts kommen laſſe, weder vor Andern, noch in meinen Gedanken. Und jetzt fahre mir nicht mehr vor dem Lichte herum, denn ich habe mich entſchloſſen und ich will ihm einen Brief ſchreiben.“

Während Frau Hummel ſich betäubt auf das Sopha ſetzte und überlegte, ob ſie durch das Lob ihres Gatten gekränkt oder beruhigt ſein dürfe, und ob ſie ſich ſelbſt närriſch getäuſcht, oder ob Heinrichs Wahnſinn nur die neue furchtbare Form der Bonhommie angenommen habe, ſchrieb Herr Hummel wie folgt:

„Mein guter Gabriel, geſtern, den 17. hujus, Abends $7^{3}/_{4}$ Uhr, ſah ich auf der Bank Numero 4 der Waldwieſe die Dorothee von drüben und Knips junior zuſammenſitzen. Da Speihahn attakirte, flohen ſie auseinander. Dies zur Warnung und weitern Beſchlußfaſſung. Ich bin bereit, nach Ihrer Ordre zu verfahren. Stroh, Gabriel! Ihr affectionirter H. Hummel.“

Zu gleicher Zeit mit dieſem Schreiben flog ein Brief Laura's an Ilſe in den Pavillon. Recht kummervoll ſchrieb die treue Seele. Die kleinen Händel des Hauſes und der Nachbarſchaft kränkten ſie mehr als nöthig war, von dem Doctor ſah ſie wenig, und was ihr den bitterſten Schmerz machte, ſie hatte das letzte Lied ausgegeben, ſie wußte dem Doctor nichts mehr zu ſenden und wollte den Briefwechſel ohne Beilage fortſetzen. Verwundert las Ilſe einen Satz, deſſen Sinn ihr nicht recht verſtändlich war. „Ich habe mir bei Fräulein Jeannette Erlaubniß ausgewirkt, einzelne Lehrſtunden in ihrer Anſtalt zu geben, ich will nicht länger ein unnützer Broteſſer ſein. Seit ich dich aus meiner Nähe verloren, iſt es um mich kalt und öde, mein einziger Troſt bleibt, daß ich wenigſtens vorbereitet bin, auch in die Fremde zu fliegen und dort die Körnchen einzuſammeln, welche ich zur Friſtung meines Lebens brauche.“

„Wo iſt mein Mann?“ frug Ilſe ihr Mädchen.

„Der Herr Profeſſor iſt zu Ihrer Hoheit der Frau Prinzeſſin gegangen.“

„Rufen Sie Gabriel.“

„Er hat eine traurige Nachricht erhalten, er ſitzt auf ſeiner Stube.“

Gleich darauf trat der Diener mit verſtörtem Weſen ein. „Was iſt geſchehen, Gabriel?“ frug Ilſe erſchrocken.

„Es iſt nur in meinen eigenen Sachen,“ verſetzte Gabriel mit bebender Stimme, „es iſt keine gute Nachricht, welche mir dies Papier zugetragen hat.“ Er griff in den Rock und holte Hummels zerknitterten Brief hervor, wandte ſich ab und legte den Kopf auf das Holz des Fenſter.

„Armer Gabriel!“ rief Ilſe. „Aber noch iſt eine Erklärung möglich, welche das Mädchen rechtfertigt.“

„Ich danke Ihnen für den guten Glauben, Frau Profeſſorin,“ ſagte Gabriel feierlich, „aber dieſer Brief meldet mein Unglück. Der ihn geſchrieben hat, iſt zuverläſſig wie Gold. Ich wußte Alles, bevor ich ihn erhielt. Sie hat mir auf mein letztes Schreiben nicht geantwortet, ſie hat mir die Brieftaſche nicht geſchickt, und geſtern gegen Abend, als ich draußen umherging und gerade an ſie dachte, flog neben mir eine Lerche in die Höhe und ſang mir ein Lied, das mir Gewißheit gab.“

„Das iſt Thorheit, Gabriel, Sie dürfen nicht dadurch Ihr Urtheil beſtimmen laſſen, weil Ihnen zufällig bei einem Vogel trübe Gedanken kommen.“

„Es war deutlich, Frau Profeſſorin,“ erwiederte Gabriel traurig. „Gerade als die Lerche aufflog und ich an die Dorothee dachte, fielen mir Worte ein, die ich als Kind gehört hatte und ſeit der Zeit nicht wieder. Es iſt kein Aberglaube dabei und ich kann Ihnen den Spruch erzählen: Lerche, liebe Lerche, hoch über dem Rauch, was haſt du mir Neues zu ſagen? Dieſer Gedanke kam mir, und darauf vernahm ich ſo deutlich, als wenn mir Jemand die Antwort ins Ohr ſpräche:

Zwei Verliebte ſeh' ich am Haſelſtrauch, den dritten hör' ich klagen, zwei treten über den Stein in das geweihte Haus, der dritte ſitzt allein und wiſcht ſich die Augen aus.“ Gabriel fuhr nach ſeinem Taſchentuch. „Das war eine ſichere Vorbedeutung, die Dorothee verleugnet mich.“

„Gabriel, ich fürchte, ſie war immer ein Flattergeiſt,“ rief Ilſe.

„Sie hat ſelbſt ein Herz wie ein Vogel,“ entſchuldigte Gabriel, „ſie iſt keine ernſte Perſon und hat die Art, Alle freundlich anzulachen. Das wußte ich. Aber, daß ſie fröhlich und ſorglos war und angenehm ſcherzte, hat ſie mir lieb gemacht. Es war ein Unglück für mich und ſie, daß ich von ihr weggehen mußte, gerade da ſie ihr Gemüth auf mich richtete und die Andern abhielt, welche hübſch gegen ſie thaten. Denn ich weiß, der Buchhalter hatte ſchon lange ein Auge auf ſie, er hatte ihr Ausſicht gemacht, ſie zu heiraten, und das war eine beſſere Verſorgung, als ich ihr geben konnte.“

„Hier muß etwas geſchehen,“ rief Ilſe. „Wollen Sie nach der Stadt zurück und ſelbſt zum Rechten ſehen? Mein Mann wird Ihnen ſogleich die Erlaubniß geben. Vielleicht iſt es doch nicht ſo ſchlimm.“

„Für mich iſt es ſo ſchlimm, als es ſein kann, Frau Profeſſorin. Wollen Sie die Güte haben und für die Dorothee ſorgen, daß ſie nicht unglücklich wird, ſo danke ich Ihnen von Herzen. Ich will ſie nie wieder ſehen. Ja, Frau Profeſſorin, hat man Jemanden lieb, ſoll man ihn nicht allein laſſen, wenn er in Verſuchung iſt.“

Ilſe verſuchte zu tröſten, aber ſie fühlte die Worte Gabriels tief in ihrem Herzen. „Der Dritte ſitzt allein,“ klagte es in ihr fort.

Sie ſtand wieder allein im Saal und ſah ſcheu auf die fremden Wände. Aller Schmerz, der je in dieſem Raume eine Menſchenſeele bewegt hatte, Eiferſucht und verletzter Stolz, fieberhafte Erwartung und hoffnungsloſes Sehnen, Trauer um zerſtörtes Glück und Grauen vor der Zukunft, Schrei der Angſt und Stöhnen eines gequälten Gewiſſens, herbe Mißtöne aus ferner Vergangenheit, längſt verhallt, zerfloſſen, verweht, ſie ſandten heut einen undeutlichen zitternden Nachklang in das argloſe Herz des Weibes. „Es iſt unheimlich hier, und wenn ich in Worte faſſen will, was mich ängſtigt, ſo verſagen ſie. Ich bin keine Gefangene, und doch umgibt mich die Luft eines Kerkers. Der Kammerherr ließ ſich ſeit Tagen nicht ſehen, und der Prinz, der ſonſt zu mir ſprach wie zu einer Freundin, kommt ſelten, nur auf Minuten, und dann iſt es ſchlimmer, als ob er nicht da wäre. Er iſt gedrückt wie ich, und ſieht mich an, als fühlte er dieſelbe namenloſe Angſt. Und ſein Vater? Wenn er vor mich tritt, iſt er ein freundlicher Herr, dem man gut ſein könnte, und ſobald er mir den Rücken wendet, verzerren ſich vor meiner Seele die Züge ſeines Antlitzes. Es thut nicht wohl, den Großen der Erde nahe zu ſein, ſie neigen ſich Einem zu, öffnen ihre Seele wie gute Freunde, und kaum fühlt man die Erhebung, daß das Höchſte Einem ſo großes Anrecht gewährt, dann ziehen ſich die neckenden Geiſter plötzlich wieder in ihr unſichtbares Reich zurück, und man kümmert ſich, denkt an ſie und regt ſich auf. Solch Leben nimmt den Frieden.

„Felix ſagt, man ſoll nicht ſorgen um dieſe Sorgloſen. Wie kann man Antheil und Sorge meiden, wenn ihrer Seele Wohlfahrt ein Segen für Alle iſt?

„Iſt es nur darum, Ilſe,“ frug ſie, „daß die Gedanken ruhelos fliegen? Oder iſt es Stolz, bald verletzt, und bald wieder geſchmeichelt, iſt es Angſt um Geliebtes, das ſie mir in der Stille entreißen wollen?

„Weshalb bangt mir um dich, mein Felix? Warum zage ich, weil er hier ein Weib gefunden hat, das ſeinem Geiſte ebenbürtig iſt? Bin ich es nicht auch? An ſeinem Licht bin ich heraufgewachſen, ich bin nicht mehr die unwiſſende Landfrau, die er ſich einſt von den Herden geholt hat. Fehlt mir auch der lockende Reiz der vornehmen Dame, was kann ſie ihm mehr geben als ich? Er iſt kein Knabe und er weiß, daß ich jede Stunde nur für ihn lebe. Ich verachte euch, ihr kläglichen Bilder, wie habt ihr Zugang zu meiner Seele gefunden? Ich bin keine Gefangene dieſer Wände, und wenn ich hier weile, wo ihr Macht habt über die Menſchen, ich bleibe um ſeinetwillen. Man ſoll nicht verlaſſen den man liebt, das Wort iſt auch für mich geſprochen. Aber meines Vaters Kind ſteht nicht kläglich in der Kammer und wiſcht ſich die Augen, wenn der Geliebte auch einmal mit einer Prinzeſſin unter dem Haſelſtrauch ſitzt.“

Gabriel ſchlich in einem abgelegenen Theil der Anlagen dahin, da fühlte er einen Schlag auf der Schulter, Prinz Victor ſtand hinter ihm. „Freund Gabriel?“ „Zu Befehl, Hoheit.“ „Wo gedient?“ „Blaue Huſaren.“ „Gut,“ nickte der Prinz, „wir ſind von derſelben Waffe. Ich höre, Sie ſind ein zuverläſſiger Burſch. Wo fehlt's Ihnen?“ Er zog ſeine Börſe heraus. „Wir theilen, nehmen Sie, was Sie brauchen.“

Gabriel ſchüttelte den Kopf.

„Dann ſind die Weiber ſchuld,“ rief der Prinz, „das iſt ſchlimmer. Iſt ſie ſtolz?“ Gabriel verneinte. „Iſt ſie ungetreu?“ Der arme Burſch wandte ſich ab. „Bei den Eltern bin ich leider ein ſchlechter Fürſprecher,“ ſagte der Prinz theilnehmend, „das Geſchlecht der Väter gönnt mir wenig Zutrauen. Wenn's aber gilt, einem Mädchen ins Gewiſſen zu reden, dann rufen Sie mich.“

„Ich danke für den guten Willen, Hoheit, mir iſt nicht zu helfen. Das muß hinunter gearbeitet werden.“ Er wandte ſich wieder ab.

„Pfui, Kamerad, haben Sie den Soldatenſpruch vergeſſen: Alle gern haben, Eine lieben, ſich um Keine grämen? Wird ja einmal das Herz ſchwer, ſo muß man nicht allein umherlaufen, wie Sie thun. In Ermangelung eines andern Gefährten nehmen Sie vorläufig mit mir vorlieb.“

„Das iſt zu viel Ehre,“ ſagte der arme Gabriel, nach der Mütze greifend.

Der Prinz hatte ihn während dieſer Reden von dem offenen Wege abgeführt in ein dichtes Gebüſch, er ſetzte ſich jetzt auf die Wurzel eines alten Baumes und wies mit einer Handbewegung Gabriel an den nächſten Stamm.

„Hier liegen wir im Verſteck, Sie ſehen dort hinaus, ich hier auf den Weg, daß uns Niemand überraſcht. Wie ſind Sie mit Ihrem Quartier zufrieden? Haben Sie gute Bekannte gefunden?“

„Ich meine, es iſt klug, hier Niemandem zu trauen,“ antwortete Gabriel vorſichtig.

„Nun,“ verſetzte der Prinz, „ich bin nicht von hier, ich habe nichts dagegen, wenn Sie mit mir eine Ausnahme machen. Nehmen Sie an, wir ſäßen im Felde, an demſelben Feuer und tränken aus einer Feldflaſche. Sie haben Recht, es iſt hier nicht Alles ſo ſicher wie es ausſieht. Das nächtliche Spuken im Schloſſe gefällt mir auch nicht. Sie haben davon gehört?“ Gabriel beſtätigte lebhaft. „In ſolchem alten Schloß,“ fuhr der Prinz behaglich fort, „ſind manche Thüren, die Wenige kennen, vielleicht auch Gänge in der Wand. Ob's Geiſter ſind oder etwas Anderes, wer weiß es. Das ſchleicht daher und kommt auf einmal hervor, wo man nicht dran denkt, und wenn man gerade ſein Nachthemd angezogen hat, öffnet ſich eine geheime Thür, oder eine Diele des Fußbodens ſteigt in die Höhe, und eine verdammte Erſcheinung ſchwebt herauf, räumt ab, was auf den Tiſchen iſt, und ehe man ſich beſinnt, iſt's wieder verſchwunden.“

„Wer's leidet, Hoheit,“ erwiederte Gabriel tapfer.

„Ja, wer ſich zur Wehr ſetzen könnte,“ lachte der Prinz, „es ſtreckt die Hand aus und man iſt unbeweglich, es hält dem Schlafenden einen Schwamm vor die Naſe und er erwacht nicht.“

Gabriel horchte hoch auf.

„Die Leute erzählen, auch in Ihrem Pavillon ſoll's nicht geheuer ſein,“ fuhr der Prinz fort. „Es wäre doch gut, wenn ein ſicherer Mann einmal in der Stille Alles durchſuchte. Findet man einen Zugang, der nicht in Ordnung iſt, ſo ſperrt man ihn mit einer Schraube oder mit einem Riegel zu. Es iſt freilich unſicher, ob man etwas findet. Denn dergleichen Teufelswerk iſt ſchlau angebracht.“

Er winkte bedeutſam zu Gabriel, der geſpannt auf ihn ſtarrte.

„Das iſt nur ein Gedanke von mir,“ ſagte der Prinz, „wenn aber ein Soldat in fremdem Quartier liegt, ſo ſieht er ſich nach einer Sicherheit um für die Zeit, wo ſeine Leute ſchlafen.“

„Ich verſtehe Alles,“ verſetzte Gabriel leiſe.

„Man muß Andern nicht unnöthige Angſt machen,“ fuhr der Prinz fort. „Aber in der Stille thut man ſeine Pflicht als braver Junge. Ich ſehe, das ſind Sie.“ Der Prinz erhob ſich von ſeiner Baumwurzel. „Können Sie mich einmal brauchen, oder hätten Sie mir etwas zu ſagen, was Niemand ſonſt zu wiſſen braucht, ich habe einen Burſchen, den mit dem großen Schnauzbart, einen guten ſtillen Menſchen, machen Sie ſeine Bekanntſchaft. Im Uebrigen pflegen Sie ſich hier. Da lungert ja bei Ihnen noch ein Lakai herum, iſt ein Gang zu thun, ſo kann der ihn abmachen. Es iſt gut für eine Herrſchaft, wenn in fremdem Hauſe immer ein zuverläſſiger Mann zur Hand iſt. Guten Tag, Kamerad. Hoffe, ich habe Sie auf andere Gedanken gebracht.“

Er entfernte ſich, Gabriel blieb in tiefem Nachdenken zurück. Die Neckerei des Prinzen hatte den treuen Mann aus ſeinem Schmerz aufgerüttelt, er wirthſchaftete jetzt den ganzen Tag geſchäftig im Hauſe, nur des Abends, wenn ſeine Herrſchaft im Theater war, ſah man ihn zuweilen neben dem Diener des Prinzen in geräuſchloſer Unterhaltung auf einer Gartenbank.

An die Wände des Pavillons heftete der Geiſt trüber Ahnung ſeine grauen Schleier, im Fürſtenſchloß aber wirthſchaftete unterdeß ein unſichtbarer Kobold anderer Art, Große und Kleine verſtörend.

Der Stall war in Beſtürzung. Das liebſte Reitpferd des Fürſten war ein weißer Ivenacker. Als der Reitknecht am Morgen zu dem Pferde trat, fand er ihm auf der Bruſt ein großes ſchwarzes Herz gemalt. Die ſchändende Farbe ließ ſich nicht abwaſchen, wahrſcheinlich hatte der Böſewicht eine Tinctur, welche für das Haupthaar der Menſchen erſonnen war, zu dieſem Frevel angewendet. Die Sachverſtändigen erklärten, nur die Zeit könne den Schaden heilen. Es war unvermeidlich, dem Fürſten Anzeige zu machen, der Herr gerieth in heftigen Zorn, ſtrengſte Unterſuchung wurde angeſtellt. Die Nachtwache des Stalles hatte Niemand geſehen, kein fremder Fuß hatte den Raum betreten, nur der Reitknecht des Prinzen, ein ſchnauzbärtiger Kunde aus fremdem Volk, hatte zugleich mit der übrigen Stallbedienung ein Pferd ſeines Prinzen beſorgt, welches dieſer vor Kurzem von einem Verwandten zum Geſchenk erhalten. Der Mann wurde verhört, er ſprach wenig Deutſch, war nach der Ausſage des übrigen Perſonals harmlos und einfältig, es war durchaus nichts auf ihn zu bringen. Zuletzt wurde der Stallknecht, welcher die Wache gehabt, aus dem Dienſt gejagt. Er verſchwand aus der Hauptſtadt und wäre ſehr ins Elend gekommen, wenn nicht Prinz Victor den armen Teufel in ſeiner Garniſon untergebracht hätte.

Das Ballet gerieth in Aufruhr. In dem neuen Ballo tragico „der Nix“ hatte die Prima Ballerina Giuſeppa Scarletti eine glänzende Rolle, in der ſie grünſeidene Höschen mit reichem Silberbeſatz tragen ſollte. Als ſie vor der erſten Aufführung dies Gewandſtück, welches für die Rolle bedeutſam war, anlegen wollte, war die Helferin ſo ungeſchickt, ihr daſſelbe verkehrt, die Rückſeite nach vorn, zu reichen. Die Dame ſprach kräftig ihre Ungeduld aus, die Garderobiere drehte das

Stück um, wieder war die Rückſeite vorn. Das Kunſtwerk wurde näherer Betrachtung unterworfen, man fand mit Entſetzen, daß es wie eine geſchloſſene Muſchel aus zwei Hohlſeiten zuſammengeſetzt war. Die Scarletti gerieth in Wuth, dann in Thränen und nervöſe Zufälle, der Regiſſeur, der Intendant wurden gerufen, die Künſtlerin erklärte, nach dieſer Schmach und Aufregung nicht tanzen zu können. Erſt als Prinz Victor, den ſie hochſchätzte, ſelbſt in das Ankleidezimmer kam, ihr ſeine tiefe Entrüſtung auszuſprechen, und erſt als der Fürſt ihr ſagen ließ, daß die Kränkung auf's Strengſte beſtraft werden ſolle, gewann ſie den Muth zurück, welchen die ſchwierige Rolle nöthig machte. Unterdeß hatte auch die elfenhafte Schnelligkeit des Theaterſchneiders den Schaden ihres Kleides gebeſſert. Sie tanzte entzückend, aber mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, der ihr ſehr gut ſtand. Schon war der Intendant froh, daß das Unglück ſo vorübergegangen war, ſchon wurde in der letzten Decoration die ganze Tiefe der Bühne erſchloſſen, da zeigten ſich plötzlich in der Nixengrotte unter bengaliſchem Feuer die ausgetauſchten Beinkleider, ſie hingen friedlich an zwei Zacken eines ſilbernen Felſens, als wären ſie von einem Waſſergeiſt zum Trocknen aufgehängt. Darauf unruhige Bewegung, lautes Gelächter im Publicum, der Vorhang mußte fallen, bevor das bengaliſche Feuer niedergebrannt war. Alles ſchnob Rache, aber der Miſſethäter war wieder nicht zu ermitteln.

Der Dienerſchaft ſträubte ſich das Haar. Man wußte, daß in ſchweren Zeiten des fürſtlichen Hauſes eine ſchwarze Dame durch Gänge und Säle ſchritt und daß dieſe Erſcheinung der hohen Familie ein Unglück bedeute. Der Glaube war allgemein, ſelbſt der Hofmarſchall theilte ihn, ſeinem eigenen Großvater war die ſchwarze Frau erſchienen, als dieſer einſt in einſamer Nacht auf die Rückkehr ſeines gnädigſten Herrn wartete. An einem Abend hatte ſich der Hof entfernt und der Hofmarſchall ſchritt, den Lakaien mit der Leuchte vor ſich, durch die leeren Säle, dem Flügel zu, in welchem der Prinz Victor als Gaſt wohnte, um nach Verabredung bei dieſem eine ſtille Cigarre zu rauchen. Plötzlich fuhr der Lakai zurück und wies zitternd in eine Ecke. Dort ſtand die ſchwarze Geſtalt, das Haupt mit dem Schleier verhüllt, ſie erhob drohend die Hand und verſchwand durch eine Tapetenthür. Dem Lakaien fiel die Leuchte aus der Hand, der Hofmarſchall tappte im Finſtern bis zum Vorzimmer des Prinzen und ſank dort auf das Sopha. Als der Prinz aus ſeinem Ankleidezimmer eintrat, fand er den Herrn in einem Zuſtand der höchſten Aufregung, ſelbſt ein Glas Punſcheſſenz, welches er ihm eigenhändig eingoß, vermochte den Gebeugten nicht aufzurichten. Die Kunde, daß die ſchwarze Dame erſchienen ſei, flog durch alle Räume des Schloſſes, die bange Erwartung eines Unheils beſchäftigte den Hofſtaat und die Dienerſchaft. Die Lakaien liefen des Abends im Schnellſchritt durch die Corridore und erſchraken vor dem Wiederhall ihrer eigenen Tritte, die Hofdamen wollten ihre Zimmer gar nicht mehr ohne Begleitung verlaſſen. Auch der Fürſt erfuhr davon, er zog die Augen finſter zuſammen und ſah bei der Tafel verächtlich nach dem Hofmarſchall hinüber.

Sogar die Hofdamen blieben nicht verſchont. Fräulein von Loſſau, welche in dem Damenſchloß, einem Flügel des Palaſtes, über den Gemächern der Prinzeſſin wohnte, kam zur Nacht in der glücklichſten Stimmung nach ihren Zimmern. Prinz Victor hatte ſie auffallend ausgezeichnet, er war ſehr drollig geweſen und hatte ihr dabei einigemal Gefühl gezeigt, das bei ihm ſelten durchbrach. Sie ließ ſich von ihrem Mädchen entkleiden und legte ſich unter anmuthigen Gedanken auf ihrem Lager zurecht, Alles wurde ſtill, ſie ſank in den erſten Schlummer, das Bild des Prinzen gaukelte im Contretanz vor ihr. Da, horch, ein leiſes Geräuſch, es kniſterte, Etwas ſtrich langſam unter ihrem Bett dahin. Sie fuhr in die Höhe, der unheimliche Ton hörte auf; ſchon war ſie im Begriff, ſich ſelbſt zu belügen, daß Alles nur eine Einbildung des Schlafes ſei, da kniſterte und fuhr es wieder unter dem Bett, es ſtieß an ihre Schlafſchuhe, es kam raſſelnd hervor, ſie hörte ein furchtbares Stöhnen und ſah beim matten Schein der Nachtlampe, daß ſich eine Kugel langſam hinter dem Stuhle heranſchob und vor dem Bette Halt machte. Halb bewußtlos vor Entſetzen fuhr ſie aus dem Bett, berührte mit dem nackten Fuß einen fremden Gegenſtand, fühlte an der Stelle einen ſcharfen Schmerz und ſank mit einem Schrei zurück. Jetzt erhob ſie im Bett gellenden Hilferuf, bis ihr Mädchen herbeiſtürzte und zitternd das Licht anzündete, das Fräulein wies immer noch ſchreiend in eine Ecke, wo die ſtachlige Geſpenſterkugel jetzt in ruhiger Furchtbarkeit verweilte und ſich allmählich als ein großer Igel darſtellte, der noch träumeriſch von ſeinem Winterſchlaf mit einer Thräne an der Naſe daſaß. Das Fräulein wurde vor Schrecken krank. Als der Arzt am frühen Morgen zu ihr eilte, fand er Lakaien und Kammermädchen in geſchloſſenem Haufen vor ihrer Thür verſammelt. An der Thür war ein weißes Schild von Pappe befeſtigt, darauf mit großen Buchſtaben zu leſen: Bettina von Loſſau, fürſtliche Hofſpionin. Wieder wurde ſtrengſte Unterſuchung befohlen, und wieder wurde der Miſſethäter nicht ermittelt.

Aber der neckende Geiſt, welcher ſich unter dem Schieferdache des Schloſſes einquartirt hatte, trieb nicht nur mit Hof und Dienerſchaft ſeine Poſſen, er wagte auch den Profeſſor in gelehrter Arbeit zu ſtören.

Ilſe ſaß allein und betrachtete zerſtreut die Bilder zu Reineke Fuchs, als der Lakai die Thür aufriß: „Des Fürſten Hoheit.“

Der Fürſt ſah über das aufgeſchlagene Bild des Buches: „Das iſt alſo die Laune, mit welcher Sie unſere Zuſtände betrachten. Die Satire der Blätter iſt bitter, aber ſie enthalten eine unvergängliche Wahrheit.“

Ilſe ſchloß erröthend das Buch. „Die unartigen Thiere ſind rohe Egoiſten, das iſt bei Menſchen doch anders.“

„Meinen Sie?“ frug der Fürſt. „Wer darüber Erfahrungen gemacht hat, wird nicht ſo wohlwollend urtheilen. Die zweibeinigen Thiere, welche ihre Zwecke in der Nähe des Herrſchers verfolgen, ſind in der Mehrzahl ebenſo rückſichtslos in ihrer Selbſtſucht und ebenſo geneigt, ihre Anhänglichkeit zu betheuern. Es iſt nicht leicht, ihre Anſprüche zu bändigen.“

„Neben einzelnen Argen bilden doch Beſſere die Mehrzahl, bei denen das Tüchtige überwiegt,“ wandte Ilſe mit bittender Stimme ein.

Der Fürſt neigte artig das Haupt. „Wer Alle überſehen ſoll, muß die Beſchränktheit jedes Einzelnen lebhaft empfinden, denn er muß wiſſen, wo und wie weit er ihm vertrauen darf. Solche Beobachtung fremder Natur, welche ſtets bemüht iſt, das Weſen von dem Schein zu trennen, die Brauchbarkeit zu prüfen und dem Beobachter ein überlegenes Urtheil zu bewahren, ſchärft den Blick für die Mängel Anderer. Es iſt möglich, daß wir bisweilen in der Stille zu ſtreng urtheilen, während Sie, eine Frau mit warmem Gemüth, in die liebenswertheren Schwächen verfallen und das Menſchenvolk allzu günſtig betrachten.“

„Dann iſt mein Loos doch glücklicher,“ rief Ilſe und ſah den Fürſten mit ehrlichem Kummer an.

„Es iſt ſchöner und beglückender,“ ſagte dieſer mit Empfindung, „ſich ohne Zwang ſeinem Gefühl hinzugeben, arglos mit den Wenigen zu verkehren, welche man ſich frei erwählt, Unheilvolles durch eine leichte Wendung zu vermeiden, dem Geliebten ein fröhliches Herz zwanglos zu öffnen. Wer aber in der kalten Luft der Geſchäfte zu leben verurtheilt iſt, im Kampf gegen zahlloſe Anſprüche, welche einander feindlich kreuzen, der vermag dieſes Daſein nur zu ertragen, wenn er ſein Tagesleben mit einer Ordnung umgibt, welche ihm wenigſtens eine gehäufte Laſt des Unwillkommenen fern hält und die Füchſe und Wölfe zwingt, ihre harten Köpfe zu beugen. Solche Ordmung des Hofes und der Regierung iſt kein vollkommenes Werk, oft wird darüber geklagt, vielleicht wurde Ihnen ſelbſt Gelegenheit zu bemerken, daß Brauch und Etikette eines Hofes nicht ohne Härte ſind. Dennoch ſind ſie nothwendig. Denn ſie erleichtern uns den Rückzug und erhalten uns in einer gewiſſen Abſonderung, dadurch aber helfen ſie uns die innere Freiheit bewahren." Ilſe ſah vor ſich nieder.

„Doch glauben Sie mir," fuhr der Fürſt fort, „auch wir bleiben Menſchen, wir möchten uns gern der Stunde warm hingeben, und mit Solchen, die uns werth geworden, zwanglos zuſammenleben. Wir müſſen uns oft beſcheiden, und wir erleben Augenblicke, wo ſolche Entſagung ſehr ſchwer wird."

„Aber innerhalb der Hohen Familie fallen dieſe Rückſichten doch weg," rief Ilſe. „Der Vater und ſeine Kinder, die Geſchwiſter untereinander, dieſe heiligen Verhältniſſe dürfen niemals geſtört werden."

Die Miene des Fürſten verfinſterte ſich. „Auch ſie leiden in der außergewöhnlichen Stellung. Man lebt nicht zuſammen, man ſieht ſich weniger allein, und häufig von Andern beobachtet. Jeder kommt zum Andern aus ſeinem beſonderen Kreiſe von Intereſſen, aus einer Umgebung, die ihn beeinflußt, und die ihm vielleicht das Zutrauen zu ſeinen nächſten Verwandten mindert. Mein Sohn iſt Ihnen bekannt. Er hat alle Anlage zu einem gutherzigen offenen Menſchen, Sie werden bemerkt haben, wie argwöhniſch und verſtockt er geworden iſt."

Ilſe vergaß kluge Gedanken und fühlte ſich wieder ein wenig ſtolz als Vertraute.

„Verzeihung," rief ſie, „das habe ich nie gefunden, er iſt nur ſchüchtern und zuweilen ein wenig ungeſtüm."

Der Fürſt lächelte. „Sie haben neulich eine Anſicht darüber ausgeſprochen, was ſeiner Zukunft vortheilhaft ſein würde. Er ſoll einmal die Geſchäftsführung großer Familiengüter überſehen, ihm wäre allerdings gut, wenn er die Arbeit des Landwirths aus eigener Anſchauung kennen lernte. Er fühlt ſich ohnedies am Hoſe nicht wohl.“ Ilſe nickte mit dem Kopfe. „Auch das haben Sie ſchon bemerkt?“ frug der Fürſt heiter.

Ich will meinem Prinzen doch Gutes rathen, dachte Ilſe, wenn es ihm auch nicht ganz bequem iſt. „Dann wage ich zu ſagen,“ rief ſie, „daß jetzt gerade die beſte Zeit gekommen iſt. Denn, gnädigſter Herr, er muß doch die Frühjahrsbeſtellung lernen, und die iſt in vollem Gange, er kommt nur noch zur Gerſte zurecht, da darf man nicht aufſchieben.“

Dem Fürſten gefiel dieſer Eifer ſehr. „Nicht ſo leicht iſt der Ort gefunden,“ ſagte er.

„Wenn Ew. Hoheit hier in der Nähe eine Domäne haben, wobei ein Schlößchen iſt.“

„Dann könnte er recht oft nach der Stadt kommen,“ bemerkte der Fürſt mit rauher Stimme.

„Das taugt nicht,“ fuhr Ilſe eifrig fort. „Er muß zuerſt die Arbeit der Leute gründlich kennen und dazu regelmäßig auf dem Felde ſein.“

„Einen beſſern Rathgeber konnte ich nicht finden,“ ſagte der Fürſt in vortrefflicher Laune. „In der Nähe fehlt die Gelegenheit. Ich habe an das Gut Ihres Vaters gedacht.“

Ilſe ſtand überraſcht auf. „Aber unſer Hausweſen iſt gar nicht eingerichtet, einen ſolchen Herrn aufzunehmen,“ erwiederte ſie mit Zurückhaltung. „Nein, gnädigſter Herr, die bürgerliche Ordnung unſerer Familie würde nicht für die Anſprüche eines jungen Fürſten paſſen. Ich ſchweige von andern Bedenken, die mir früher unbekannt waren, und die mir erſt hier auf die Seele gefallen ſind. Deshalb, wenn ich nach meinem Gefühl ſprechen darf, bin ich der Meinung, daß dies aus vielen Gründen nicht gut angeht.“

„Es war nur ein Gedanke,“ verſetzte der Fürſt in der glücklichſten Stimmung. „Der Zweck würde ſich vielleicht erreichen laſſen, ohne Herrn Bauer unbillig zu beengen. Meine

Abſicht war," fuhr er mit ritterlicher Artigkeit fort, „Ihnen und Ihrem Vater einen offenkundigen Beweis meiner Achtung zu geben, ich habe dazu beſondere Veranlaſſung." Er ſah Ilſe bedeutſam an, ſie dachte an den Geburtstag der Prinzeſſin.

„Ich weiß warum," ſagte ſie leiſe.

Der Fürſt rückte ſeinen Stuhl näher. „Ihr Vater hat eine große Familie?" frug er. „Ich erinnere mich dunkel, einige rothbäckige Knaben geſehen zu haben."

„Das waren die Brüder," lachte Ilſe, „es ſind prächtige Jungen, gnädiger Herr, wenn ich als Schweſter loben darf. Sie werden einmal Ew. Hoheit Freude machen. Noch ſind ſie etwas ungeleckt, aber brav und geſcheidt. Mein Franz hat mir erſt geſtern geſchrieben, ich möchte Ew. Hoheit von ihm grüßen. Das kleine Kerlchen denkt, dergleichen geht nur ſo. Nun will ich doch, weil es die Gelegenheit gibt, den Gruß an meinen lieben gnädigen Herrn ausgerichtet haben, es iſt ein dummer Kindergruß, aber er kommt aus gutem Herzen." Sie neſtelte an ihrer Taſche und brachte einen Brief hervor, der mit ſchönen Buchſtaben bemalt war. „Sehen Ew. Hoheit, ſo hübſch ſchreibt das Kind. Ach, aber ich darf den Brief nicht zeigen, denn Hoheit werden darin wieder eine Beſtätigung finden, daß die Menſchen immer eigennützige Wünſche im Hintergrund haben, wenn ſie an ihren Fürſten denken. Der unglückliche Junge hat auch einen Wunſch."

„Da haben wir's!" ſagte der Fürſt.

Ilſe wies ihm den Brief, der Fürſt faßte gnädig das Papier mit ihr an und ſeine Hand lag auf der ihren. „Er iſt ſo unverſchämt, Ew. Hoheit um einen großen Lederball zum Aufblaſen zu bitten. Der Ball iſt bereits gekauft."

Sie ſprang auf und trug einen rieſigen bunten Ball herzu. „Den ſchicke ich noch heut, und ich ſchreibe ihm dazu, daß es ſich gar nicht zieme, einen ſo großen Herrn um etwas anzubetteln. Er iſt ſchon neun Jahre, aber er iſt noch ſehr kindiſch. Ew. Hoheit müſſen ihm das zu Gute halten."

Ergriffen von der unbefangenen Herzlichkeit entgegnete der Fürſt: „Schreiben Sie ihm zugleich, daß ich ihm ſagen laſſe, er ſoll ſich den heiteren Sinn und das loyale Gemüth ſeiner älteſten Schweſter durch die Gefahren des Lebens retten. Auch ich fühle, wie ſehr Ihr Weſen denen zum Segen iſt, welche das Glück haben in Ihrer Nähe zu athmen. In einem Treiben, welches mit aufreibenden Eindrücken angefüllt iſt, wo Haß und Argwohn mehr von dem Frieden der Seele nehmen, als die Stunden der Ruhe zurückgeben können, habe ich mir doch Empfänglichkeit bewahrt für die unſchuldige Friſche eines Gemüthes wie das Ihre iſt. Ich freue mich Ihrer von Herzen.“

Wieder legte er ſeine Hand leiſe auf die ihre, Ilſe ſah beſchämt durch das Lob ihres lieben Landesherrn vor ſich nieder.

Da nahte ein eiliger Schritt, der Fürſt erhob ſich, der Profeſſor trat ein. Er verneigte ſich vor dem Fürſten und ſah überraſcht auf ſeine Frau. „Du biſt nicht unwohl?“ rief er fröhlich. „Verzeihung, gnädigſter Herr, ich kam in Sorge um meine Frau. Ein fremder Knabe zog die Klingel am Antikenkabinet und brachte die Botſchaft, der Fremde möge ſogleich nach ſeiner Frau ſehen, ſie ſei erkrankt. Gut, daß es eine Verwechslung war.“

„Ich bin dem Irrthum dankbar,“ verſetzte der Fürſt, „da er mir Gelegenheit gibt Ihnen ſelbſt zu ſagen, was ich vor Madame Werner niederlegen wollte: der Stall hat Befehl, Ihnen zu jeder Stunde einen Wagen bereit zu halten, wenn Sie bei Ihren geheimnißvollen Nachforſchungen eine Reiſe in die Umgegend wünſchen.“ Er empfahl ſich gnädig.

Der Fürſt öffnete das Fenſter ſeines Arbeitzimmers, die Luft war ſchwül, lange hatte die Sonne über der frohen Erde geglänzt, jetzt war ſie verſchwunden, ſchwere Wolken wälzten ſich wie unförmliche Waſſerſchläuche über der Stadt und dem Schloß. Der Fürſt holte tief Athem, aber die Gewitterluft preßte den Dampf aus den Eſſen des Schloſſes herab an ſein Fenſter und der Rauch fuhr wie ein grauer Nebel um ſein

Haupt. Er riß die Thür der Galerie auf, welche zu ſeinen Audienzzimmern führte, und ſchritt haſtig über den Teppich. An den Wänden hing eine Reihe Oelbilder, Köpfe ſchöner Frauen, denen der Fürſt einmal Beachtung geſchenkt hatte. Sein Blick irrte von der einen zur andern, am Ende der Reihe war noch ein leerer Platz, er blieb davor ſtehen und ſeine Phantaſie malte ein Bild hin mit blonden Haaren und einem treuherzigen bürgerlichen Licht in den Augen, rührend wie keines der andern Geſichter.

„So ſpät!“ klang es in ihm. „Es iſt die letzte Stelle, und es iſt das ſtärkſte Gefühl. Thoren, die uns ſagen, daß die Jahre gleichgültig machen. Wenn ſie mir begegnet wäre am anderen Ende,“ er ſah die Galerie hinab, „bei dem Beginn meines Lebens, als ich noch vor einem Roſenſtrauch ſehnſüchtig an die Wangen des Mädchens dachte und durch den Geſang einer Grasmücke empfindſam gerührt wurde, hätte damals ein ſolches Weib mir ſchützend erhalten, was ich für immer verlor?

„Unnütze Frage, die um Vergangenes ſorgt. Feſthalten muß ich für die Gegenwart, was in den Bereich meiner Hand gekommen iſt. Der ſchwache Jüngling iſt ihr gleichgültig, aber ſie ſelbſt fühlt ſich hier unheimiſch, und wenn ſie ſich mir entwindet, ich bin ohnmächtig ſie zurück zu halten. Ich bleibe allein, täglich dieſelben gelangweilten Geſichter, deren Gedanken man kennt, bevor ſie ausgeſprochen werden, denen man anſieht, bevor ſie den Mund öffnen, was ſie für ſich wollen und wie ſie ſich vorbereiten eine Empfindung zu lügen. Was ſie von Witz und Willen haben, das arbeitet in der Stille gegen mich; was ich von ihnen erhalte, iſt nur der künſtliche Schein des Lebens. Es iſt traurig ein Meiſter zu ſein, vor dem ſich lebendige Seelen in Maſchinen verwandeln, Jahr aus Jahr ein die Klappen am Kopf zu öffnen und das Räderwerk zu betrachten. Ich ſelbſt habe es ihnen eingeſetzt,“ lächelte er, „aber mich langweilt meine Arbeit.

„Ich weiß,“ murmelte er, „daß unter dieſen künſtlichen Uhren der Zweifel aufkommt, ob meine unſelige Kunſt ſie zu Lügen der Menſchennatur gemacht hat, oder ob ich ſelbſt nur ein Automat bin, welcher aufgezogen nickt und gedankenlos dieſelben gnädigen Worte wiederholt. Ich weiß, es gibt Stunden, wo ich über mich ſelbſt die Achſeln zucke, wenn ich als Pantalon oder Bramarbas auf der Bühne ſtolzire, ich merke den Draht, der meine Gelenke bewegt, ich fühle ein Gelüſt, meinen eigenen Kopf in den Schraubſtock zu ſtellen und zu beſſern, was in mir ſchadhaft wurde, und ich ſehe einen großen Kaſten geöffnet, in den man mich wirft, wenn meine Rolle ausgeſpielt iſt.

„Oh,“ ſtöhnte er aus tiefer Bruſt, „ich weiß, daß ich wirklich bin, wenn nicht bei Tage, doch bei Nacht. Keinen von meiner Umgebung quälen die einſamen Stunden wie mich, ihnen pocht’s nicht fieberheiß an die Schläfe, wenn ſie ſich in den Winkel legen, nachdem ihr Tagewerk abgeſchnurrt iſt.

„Wo habe ich Freude zwiſchen den Ledertapeten dieſer Räume oder unter den alten Schildereien der Mutter Natur? Lachen ohne Freude, Zorn über Nichtigkeiten, Alles kalt, gleichgültig, ſeelenlos.

„Nur in den ſeltenen Augenblicken, wo ich bei ihr bin, fühle ich mich wie ein anderer Menſch, dann empfinde ich, daß flüſſiges Blut in meinen Adern rollt. Wenn ſie in ihrer ehrlichen Einfalt von dem Vielen ſpricht, was ſie liebt und worüber ſie ſich freuen kann, die Frau mit dem Kinderherzen, dann werde auch ich wieder jung wie ſie. Sie erzählte von ihrem Bruder Krauskopf. Ich ſehe den Knaben vor mir, ein draller Burſch, mit den Augen ſeiner Schweſter, ich ſehe wie der kleine Dummkopf in ſein Butterbrot beißt, und mir iſt das ſo beweglich, als läſe ich eine rührende Geſchichte. Ich möchte den Jungen zu mir heraufheben, als wenn ich ſein guter Vetter wäre.

„Sie ſelbſt iſt wahr und geradſinnig, es iſt ein klares

Gemüth und hinter ruhiger Milde birgt ſich die ſtarke Leidenſchaft. Wie ſie auffuhr gegen meinen Boten, den armen Widder Bellyn, der ihr den Adelsbrief in der Taſche zutragen ſollte! Sie iſt ein Weib, mit der zu leben der Mühe werth iſt und für die ein Mann viel thun kann, ſie zu erwerben.

„Doch was vermag ich ihr gegenüber? Was ich ihr geben kann, das gilt ihr wenig, was ich ihr nehmen muß, wie wird ſie das überwinden?“ Er ſah ſcheu auf die leere Stelle der Wand. „Dort ſollte einſt ein anderes Bild hängen,“ rief er, „warum hängt es nicht da? Warum liegt die Erinnerung an eine Verſchwundene ſeit alter Zeit in meinem Hirn wie ein Stein, deſſen Druck ich fühle bei Tage unter den Menſchen, und bei Nacht, wenn ich das müde Haupt mit meinen Händen preſſe? Das Weib von damals ſchlief in demſelben Zimmer vor vielen, vielen Jahren, wo jetzt die Fremde ruht, und ſie wachte nicht auf, als es klug geweſen wäre. Und da ſie erwachte und zur Beſinnung kam, zerſprang in ihrem ſchwachen Geiſt eine Feder und ſie ſchwand dahin, wo die Leiber fortleben ohne vernünftige Seelen.“

Ein Fieberſchauer fuhr ihm durch den Leib, er ſchüttelte ſich und ſprang mit einem Satz aus der Galerie, blickte ſcheu hinter ſich und ſchlug die Thür zu.

„Die rohe Leidenſchaft iſt verglüht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „man wird bedächtiger mit den Jahren. Feſthalten will ich ſie, wie es auch ſei. Es iſt nicht mehr die ſengende Glut der Jugend, es iſt das Herz eines gereiften Mannes, das ich ihr entgegentrage. Mit feſter Geduld will ich erwarten, was die Zeit mir bereitet, langſam wird dieſe Frucht in der warmen Sonne reifen, ich harre aus. Aber feſthalten will ich ſie. Auch der Mann bei ihr wird aufmerkſam, es war ein ungeſchickter Vorwand, den er log, auch er entringt ſich meiner Hand. Ich muß ſie halten, und für dieſe Kinderherzen gibt es nur ein kindiſches Mittel.“

Die Schelle tönte, der Diener trat ein und erhielt einen Auftrag.

Magiſter Knips ſtand vor dem Fürſten, ſeine Wangen waren geröthet, in ſeinen Zügen arbeitete heftige Erregung.

„Haben Sie die Denkſchrift geleſen, welche Profeſſor Werner über die Handſchrift abgefaßt hat?“ frug der Fürſt herablaſſend. „Was iſt Ihre Anſicht darüber?“

„Es iſt eine ungeheure ſtaunenswerthe Nachricht, Allerdurchlauchtigſter, allergnädigſter Fürſt und Herr. Wohl darf ich ſagen, daß ich dieſe Entdeckung in allen Gliedern fühle. Wenn es gelänge, die Handſchrift zu finden, der Ruhm wäre unvergänglich, er würde bei jeder Ausgabe, worin von Handſchriften die Rede iſt, bis an das letzte Ende der Welt im Vorwort erneuert werden, er müßte den Gelehrten, welchem dieſer größte irdiſche Glücksfall zu Theil wird, auf einmal hoch herausheben über ſeine Mitmenſchen. Auch der erhabene Fürſt, dem nach Titel 22 § 127 eines hohen Landesgeſetzes unzweifelhaft das nächſte Recht an dem gefundenen Schatze zuſteht, Höchſtderſelbe würde als Schirmherr eines neuen Zeitalters unſerer Kenntniß des betreffenden Römers von den Zungen aller Völker gefeiert werden.“

Der Fürſt hörte zufrieden dieſen ſchwärmeriſchen Ausbruch des Magiſters, der in der Begeiſterung ſeine demüthige Haltung vergaß und pathetiſch den Arm nach der Richtung ausſtreckte, wo er die Strahlenkrone über dem Haupte des Fürſten ſchweben ſah.

„Dies alles würde geſchehen, wenn man den Schatz fände,“ ſagte der Fürſt, „noch iſt er nicht gefunden.“

Knips ſank zuſammen. „Allerdings iſt der Gedanke vermeſſen, daß ein ſolches Glück einem Lebenden beſchieden ſei, dennoch wäre Frevel, an der Möglichkeit zu zweifeln.“

„Dem Profeſſor Werner ſcheint viel an dem Funde gelegen,“ warf der Fürſt gleichgültig ein.

„Derſelbe müßte nicht ein Gelehrter von gediegenem Urtheil ſein, wenn er nicht die Wichtigkeit dieſes Gewinnſtes ebenſo tief empfände, als Höchſtdero allerunterthänigſter Diener und Knecht.“

Der Fürſt unterbrach den Redenden. „Herr von Weidegg hat Ihnen den Antrag geſtellt in meinem Dienſt zu bleiben. Sie haben angenommen?“

„Mit den Gefühlen eines geretteten Menſchen,“ rief Knips, „welcher Dank und Segenswünſche in unbegrenzter Verehrung zu Ew. Hoheit Füßen niederzulegen wagt.“

„Haben Sie ſich bereits verpflichtet?“

„In feierlichſter Weiſe.“

„Gut,“ ſagte der Fürſt und hielt mit einer Handbewegung den Strom ehrfurchtsvoller Betheuerung in den Lippen des Magiſters zurück.

„Man hat mir gerühmt, Herr Magiſter, daß Sie beſonderes Glück haben, dergleichen Seltenheiten aufzufinden. Glück,“ wiederholte der Fürſt, „oder was daſſelbe iſt, Geſchick. Halten Sie im Ernſt für glaublich, daß die undeutlichen Spuren zu dem verlorenen Schatz führen?“

„Wer darf noch behaupten, daß ein ſolcher Fund unmöglich iſt?“ rief der Magiſter. „Ja wäre mir erlaubt in tiefſter Ehrfurcht meine Anſicht auszuſprechen, welche wie ein Freudenſchrei aus meinem Innern bricht, es iſt ſogar — ich darf nicht ſagen wahrſcheinlich — aber es iſt doch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Zufall darauf führt. Jedoch wenn ich mir geſtatten darf, eine ehrfurchtsvolle Erfahrung in Worte zu faſſen, welche vielleicht nur Aberglaube iſt: wenn ſich die Handſchrift findet, ſo findet ſie ſich nicht da, wo man ſie erwartet, ſondern irgendwo anders. So oft mir bis jetzt in meinem beſcheidenen Daſein das Glück eines Fundes zu Theil geworden iſt — ich erwähne nur den italieniſchen Homer von 1488 — ſo war dies immer gegen alles Vermuthen; und was Allerhöchſte Huld meine Geſchicklichkeit nannte, das iſt, wenn ich das Geheimniß meines Glückes zu offenbaren mich unterfange, im letzten Grunde nichts als der Umſtand, daß ich häufig da geſucht habe, wo nach gemeiner menſchlicher Vermuthung ein Schatz zu liegen keine Veranlaſſung hatte.“

„Die Ausſicht, welche Sie eröffnen, iſt jedenfalls für einen Ungeduldigen nicht tröſtlich,“ verſetzte der Fürſt, „denn das kann lange währen.“

„Menſchengeſchlechter mögen ſchwinden,“ rief Knips, „aber die Gegenwart und Zukunft wird ſuchen, bis der Codex gefunden iſt.“

„Das iſt mir ein ſchlechter Troſt,“ lächelte der Fürſt, „und ich geſtehe, Herr Magiſter, Sie täuſchen durch dieſe Worte die heitere Erwartung, welche ich hegte, daß Ihre Spürkraft und Geſchicklichkeit mir recht bald das Vergnügen machen würde; das Buch in den Händen des Profeſſors zu ſehen, das Buch ſelbſt oder doch einen handgreiflichen Beweis ſeiner Exiſtenz. Ich bin Laie in all dieſen Sachen, und ich habe durchaus kein Urtheil über die Wichtigkeit, welche Sie der Entdeckung beilegen. Mir iſt es zur Zeit nur um einen Scherz zu thun, oder, ich wiederhole die Worte, welche Sie mir neulich vor den Miniaturen ſagten, um eine Neckerei.“

Ausdruck und Haltung des Magiſters veränderten ſich allmählich wie unter der Beſchwörung eines Zauberers, er ſank zuſammen, legte das Haupt auf die Achſel und ſah in ängſtlicher Spannung auf den Fürſten.

„Kurz geſagt, ich wünſche, daß Herr Werner recht bald auf eine ſichere Spur der Handſchrift geleitet werde, wenn es nicht möglich iſt die Handſchrift ſelbſt herbeizuſchaffen.“

Knips ſchwieg und ſtarrte auf den Sprechenden.

„Ich erſuche Sie,“ fuhr der Fürſt nachdrücklich fort, „Ihr bereits bewährtes Talent für dieſen Zweck in Thätigkeit zu ſetzen. Ihre Hilfe dabei müßte allerdings mein Geheimniß bleiben, denn ich möchte Herrn Werner gönnen, daß er ſelbſt das Vergnügen empfindet einen Fund zu machen. So iſt ja wohl der Ausdruck.“

„Es muß eine große Handſchrift ſein," ſtöhnte Knips.

„Ich fürchte," verſetzte der Fürſt nachläſſig, „ſie iſt längſt in Stücke zerriſſen. Nicht unmöglich, daß ſich einige zerſtreute Blätter irgendwo erhalten haben."

Der Magiſter ſtand wie vom Donner gerührt. „Es iſt ſchwer, den Herrn Profeſſor zu befriedigen."

„Um ſo größer wird Ihr Verdienſt ſein, Verdienſt und Lohn."

Knips blieb zuſammengeſunken ſtehen und ſchwieg.

„Iſt Ihre Zuverſicht geſchwunden, Herr Magiſter?" ſpottete der Fürſt. „Es iſt doch nicht das erſte Mal, daß Ihnen ein ſolcher Fund gelingt." Er trat dem kleinen Mann näher. „Ich weiß etwas von früheren Proben Ihrer Kunſtfertigkeit, und ich bin über den Umfang Ihres Talentes durchaus nicht mehr im Zweifel."

Knips ſchreckte zuſammen, aber er fand noch keine Worte.

„Im Uebrigen bin ich mit Ihrer Thätigkeit zufrieden," fuhr der Fürſt mit veränderter Stimme fort, „ich zweifle nicht, daß Sie nach mehrfacher Richtung verſtehen werden, ſich den Beamten meines Hofes nützlich zu machen uno dadurch Ihre eigene Zukunft wohl zu berathen."

„Hohe Ehre," jammerte Knips und zog ſein Taſchentuch.

„Was die verlorene Handſchrift betrifft," fuhr der Fürſt fort, „ſo wird der Aufenthalt des Herrn Werner, wie ich fürchte, nur vorübergehend ſein. Ihnen würde die Aufgabe zufallen, die Nachforſchungen in unſerem Lande fortzuſetzen."

Knips erhob ſein Haupt und ein Strahl von Freude zuckte über ſein verſtörtes Geſicht.

„Hat die Handſchrift in der That ſo großen Werth, wie die Herren Gelehrten meinen, ſo würde, im Fall nach der Abreiſe des Profeſſors noch etwas zu entdecken bliebe, für Sie bei uns gerade die Thätigkeit gefunden ſein, welche Ihnen beſonders zuſagt."

„Dieſe Ausſicht iſt die höchſte und gnädigſte, welche meinem Leben zu Theil werden kann," erwiederte Knips muthiger.

„Gut," ſagte der Fürſt, „verdienen Sie ſich jetzt dieſes Anrecht und verſuchen Sie zunächſt, was Ihre Geſchicklichkeit vermag."

„Ich werde mir Mühe geben, Ew. Hoheit zu dienen," verſetzte der Magiſter, die Augen auf den Boden geheftet.

Knips verließ das Kabinet. Der kleine Mann, welcher jetzt die Treppe hinabſchlich, ſah anders aus, als jener glückſelige Magiſter, der vor wenig Minuten hinaufgeſtiegen war. Das bleiche Geſicht war nach vorn gebeugt und ſein Auge irrte ſcheu über die Mienen der Diener, welche ihn neugierig betrachteten. Er griff in Verwirrung nach ſeinem Hut, und er, der Magiſter, ſetzte ihn noch im Fürſtenſchloſſe auf ſein Haupt. Er trat hinaus auf den Platz, der Sturm fegte durch die Straßen, trieb Staub in Wirbeln um ihn her und jagte ihm die Rockſchöße vorwärts. „Er treibt," murmelte Knips, „er treibt, wie kann ich widerſtehen? Soll ich zurückkehren in die kalte Kammer zu meinen Correcturen, ſoll ich mein Lebtag von der Profeſſorengnade abhängen und den ſtolzen Tröpfen Bücklinge machen, immer in Sorge, daß ein Zufall dieſen Gelehrten verräth, wie auch ich einmal ihr Meiſter war und ſie höhnte?

„Hier aber ein gutes Leben, und Gelegenheit, unter Unwiſſenden der Klügſte zu ſein und ihnen unentbehrlich zu werden. Ich bin es ſchon jetzt, der Fürſt hat ſich zu mir geſtellt wie ein Kamerad zum andern, und er kann, wenn ich ſeinen Willen thue, ſich ſo wenig von mir ſcheiden, wie das Pergament von der Schrift."

Er wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirn. „Ich ſelbſt finde den Codex," fuhr er zuverſichtlicher fort. „Jacobi Knipsii sollertia inventum. Ich kenne das große Geheimniß, und ich will ſuchen Tag für Tag, wo nur ein Kellerwurm kriecht und eine Spinne ihr Gewebe anhängt. Bei mir ſteht es dann, ob ich den Profeſſor zum Gehilfen nehme bei der Herausgabe oder einen Andern. Vielleicht nehme ich ihn, und er ſoll mir dankbar ſein. Denn er findet ſchwerlich den Schatz, er iſt viel zu vornehm, um zu horchen und zu ſpioniren, wo die Truhen verſteckt ſind.“

Der Magiſter beflügelte ſeine Schritte, hinter ihm pfiff der Wind in ſcharfen Tönen, riß vertrocknete Zweige des letzten Jahres vom Baum und warf ſie an den Hut des kleinen Mannes. Schneller kreiſten die Staubwirbel um ſeinen Leib, ſie bargen das ſchwarze Feſtkleid in fahlem Grau, glitten fort mit dem Schreitenden und hüllten ihn ein, daß ihm das Grün der Bäume und die Geſtalten der Menſchen entſchwanden, und er in einer Wolke dahinlief, bedeckt mit Erdenſtaub und toten Blättern. Er aber hob wieder ſein Taſchentuch, ſeufzte und wiſchte den Schweiß von ſeinen Schläfen.

5.

Hummel's Triumph.

Es wurde ſchwül in der Natur und unter den geſchäftigen Menſchen. Der Barometer fiel plötzlich, Gewitter und Hagelſchauer fuhren über das Land; das Vertrauen ſchwand, die Aktien wurden werthloſes Papier, dem Uebermuth folgte Jammer, auf den Straßen ſtand Waſſer, die Strohhüte verſchwanden wie vom Sturm zerweht.

Wer in dieſer wechſelvollen Zeit die Gemüthlichkeit des Herrn Hummel beobachten wollte, der mußte die Nachmittagsſtunde vor drei Uhr wählen, wo er ſeine Gartenthür öffnete und ſich an den Zaun ſetzte. In dieſer Stunde gab er wohlwollenden Gedanken Audienz, er hörte auf den Schlag der Stadtuhr und ſtellte die eigene, las etwas im Tageblatt, zählte die regelmäßigen Spaziergänger, welche alltäglich zu derſelben Stunde in den Wald und wieder zur Stadt zogen, und hielt darauf, die Bekannten anzureden und ihren Gruß zu empfangen. Dieſe Bekannten waren meiſt Hausbeſitzer, ſtarke Köpfe, auch Mitglieder der Stadtverordneten und des Raths.

Heut ſaß er an der geöffneten Pforte, ſah ſtolz nach dem Haus gegenüber, in welchem eine innere Bewegung erkennbar war, prüfte die Vorübergehenden und empfing würdig die Grüße und kurzen Anreden der Stadt. Der erſte Bekannte war Herr Wenzel, Rentier und ſein Gevatter, der ſeit vielen Jahren jeden Tag des Sommers und Winters denſelben Weg durch die Parkwieſe machte, um in wohlthätige Wärme zu kommen. Es war das einzige feſte Geſchäft ſeines Lebens, und er ſprach deshalb auch von wenig Anderem. „Guten Tag, Hummel.“ — „Guten Tag, Wenzel.“ — „Iſt's geglückt?“ frug Herr Hummel. — „Es hat lange gedauert, aber es iſt geworden,“ ſagte der Rentier. „Ich darf nicht ſtehen bleiben, ich wollte nur fragen, wie geht's mit Dem drüben?“

„Wie ſo?“ frug Hummel ärgerlich.

„Du weißt nicht, daß ſein Buchhalter verſchwunden iſt?“

„Warum nicht gar!“ rief Hummel.

„Sie ſagen, er hat Börſengeſchäfte gemacht und iſt nach Amerika entwiſcht. Aber ich muß fort, es zieht längs den Häuſern. Guten Tag.“ Der Rentier entfernte ſich eilig.

Herr Hummel blieb in großem Erſtaunen zurück. „Guten Tag, Herr Hummel,“ weckte die Stimme des Stadtraths. „Ein warmer Tag, achtzehn Grad im Schatten. Sie haben doch gehört?“ er machte mit dem Stockknopf eine Bewegung nach dem Nachbarhauſe.

„Nichts,“ rief Hummel, „man lebt an dieſem Orte wie verrathen und verkauft. Feuersbrunſt, Seuche und Ankunft hoher Perſonen — es iſt ein reiner Zufall, wenn man davon erfährt. Wie iſt's mit dem entlaufenen Buchhalter?“

„Es ſcheint, daß Ihr Nachbar dem Manne zu viel Vertrauen geſchenkt hat, dieſer ſoll auf den Namen ſeines Prinzipals in der Stille tolle Aktiengeſchäfte gewagt haben und dieſe Nacht geflohen ſein. Man ſpricht von vierzigtauſend."

„Dann iſt Hahn verloren," ſagte Hummel. „Unrettbar. Es ſollte mich nicht wundern. Dieſer Mann iſt immer ein Phantaſt geweſen."

„Vielleicht iſt's nicht ſo arg," tröſtete der Stadtrath ſich losmachend.

Herr Hummel blieb mit ſeinen Gedanken allein. „Natürlich," ſagte er zu ſich ſelbſt, „das mußte ſo kommen. Immer oben hinaus, Häuſer, Fenſter, Gartenſpielerei, keine Ruhe, der Mann iſt aus wie ein Licht."

Er vergaß die Vorübergehenden, bewegte ſich in ſeinem Hauptgange auf und ab und ſah zuweilen verwundert auf die feindlichen Mauern.

„Aus wie ein Licht," wiederholte er mit dem Behagen eines tragiſchen Schauſpielers, welcher den ſchrecklichſten Ausdruck für ein Kraftwort ſeiner Rolle zu finden bemüht iſt. Ein halbes Menſchenalter hatte er ſich über den Mann dort drüben geärgert; ehe er noch den erſten Anſatz zu dem Bäuchlein erhielt, das er jetzt ſtattlich trug, hatte er dieſes Mannes Hausweſen und Geſchäft gehaßt. Dies Gefühl war ſeine tägliche Unterhaltung geweſen, es gehörte zu ſeinem Tagesbedarf wie ſein Stiefelknecht und der grüne Kahn. Jetzt kam die Stunde, wo das Schickſal Dem drüben heimzahlte, daß er Herrn Hummel durch ſein Daſein gekränkt hatte. Hummel ſah auf das Haus und zuckte die Achſeln, der Mann, der ihm dieſes unförmliche Ding vor die Augen geſetzt, war jetzt in Gefahr, ſelbſt hinausgeſchleudert zu werden; er ſah auf den Tempel und die Muſe, dieſes Spielwerk eines armen Teufels wurde nächſtens von irgend einem Fremden niedergeriſſen. Hummel trat in die Wohnſtube, auch dort wandelte er auf und ab und erzählte ſeinen Frauen in kurzen Sätzen das Unglück, er beobachtete von der Seite, daß Frau Philippine erſchrocken auf das Sopha eilte, ſich zurechtſetzte und häufig die Hände zuſammenſchlug, daß Laura in das Nebenzimmer ſtürzte und ein lautes Weinen nicht bändigen konnte, und er wiederholte mit ſchauderhaftem Behagen die greulichen Worte: „Er iſt aus wie ein Licht.“

Ebenſo trieb er's in ſeiner Fabrik, er ging langſam in der Niederlage auf und ab, ſah majeſtätiſch auf einen Haufen Haſenhaare, nahm einen der feinſten Hüte aus der Papierkapſel, hielt ihn gegen das Fenſter, gab ihm mit der Bürſte einen Strich und brummte wieder: „Auch er geht zu Ende.“ Sein Buchhalter kam heut das erſte Mal in ſeinem Leben zu ſpät an das Pult, er hatte auf dem Wege von dem Unglück vernommen, berichtete aufgeregt ſeinem Prinzipal und wiederholte zuletzt ſchadenfroh die Unglücksworte: „Mit dem geht's zu Ende.“ Da ſah ihn Hummel mit durchbohrendem Blick an und ſchnaubte, daß dem Mann das furchtſame Schreiberherz tief hinabſank: „Sie wollen wohl auch Procuriſt werden, wie der Ausgekratzte? Ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihres Vertrauens, ich kann ſolche Banditenwirthſchaft nicht brauchen, ich bin mein eigener Procuriſt, Herr, und ich verbitte mir jede Art von Geheimnißkrämerei hinter meinem Rücken.“

„Aber Herr Hummel, ich habe ja keine Geheimnißkrämerei getrieben.“

„Das danke Ihnen der Teufel,“ dröhnte Hummel in ſeinem wildeſten Baß; „es iſt kein Verlaß mehr auf Erden, nichts iſt feſt, die heiligſten Verhältniſſe werden gewiſſenlos zerſtört, auf ſeine Freunde durfte man ſchon lange nicht mehr vertrauen, jetzt gehen ſogar die Feinde durch die Lappen. Heut legen Sie ſich ruhig als Deutſcher ſchlafen, morgen wachen Sie als Franzoſe auf, und wenn Sie nach Ihrem germaniſchen Kaffe ſeufzen, bringt Ihnen die Wirthin eine Schüſſel Pariſer Spinat ans Bett. Es ſollte mir lieb ſein, von Ihnen zu erfahren, auf welcher Stelle dieſes Erdbodens wir uns jetzt befinden.“

„In der Thalgaſſe, Herr Hummel.“

„Das ſprach aus Ihnen der letzte Reſt des guten Genius, den Sie noch auf Lager haben. Sehen Sie durch das Fenſter, was ſteht dort?" Er wies auf das Nachbarhaus.

„Parkſtraße, Herr Hummel."

„Wirklich?" frug Hummel ironiſch. „Seit der grauen Vorzeit, wo Ihre Voreltern hier auf den Bäumen ſaßen und Bucheckern knabberten, hieß dieſe Gegend die Thalgaſſe. In dieſes Thal habe ich den Grund meines Hauſes gelegt und einen Zettel eingemauert für ſpätere Ausgrabungen: Heinrich Hummel, Nummer 1. Jetzt haben die Umtriebe jenes verbrannten Strohmanns auch dieſe Wahrheit umgeworfen. Trotz meinem Proteſt beim Rath ſind wir polizeilich in Parkarbeiter umgeſchrieben. Kaum iſt das geſchehen, ſo ſchreibt ſich auch der Buchhalter des Mannes in einen Amerikaner um. Glauben Sie, daß Knips junior, dieſer Molch, ſeine Unthat gewagt hätte, wenn ihm nicht der eigene Prinzipal mit gutem Beiſpiel vorangegangen wäre? Da haben Sie die Folgen elender Neuerungen. Zwanzig Jahre habe ich an Ihnen herumgeſtrichen, aber ich glaube, ſogar Sie ſind jetzt im Stande, Ihren Stuhl umzuwerfen und ſich in ein anderes Geſchäft umzuſchreiben. Pfui, Herr, ſchämen Sie ſich Ihres Jahrhunderts."

Für die Familie Hahn war es ein Trauertag. Der Hausherr war am Morgen zur gewöhnlichen Stunde auf ſein Comtoir in der Stadt gegangen und hatte vergebens ſeinen Buchhalter erwartet. Als er endlich in die Wohnung des jungen Mannes ſandte, brachte der Markthelfer die Nachricht zurück, daß derſelbe verreiſt ſei und auf ſeinem Tiſch einen Brief an Herrn Hahn zurückgelaſſen habe. Hahn las den Brief und brach an ſeinem Pult in jähem Schreck zuſammen. Er hatte ſeinem Geſchäft ſtets als treuer Arbeiter vorgeſtanden, mit geringen Mitteln hatte er begonnen, durch eigene Kraft war er zum wohlhabenden Mann geworden; aber er hatte in Geldgeſchäften ſeinem gewandten Commis mehr überlaſſen, als vorſichtig war. Der Mann war unter ſeinen Augen aufgewachſen, hatte durch geſchmeidigen Dienſteifer allmählich ſein volles Vertrauen gewonnen und war vor Kurzem mit dem Recht verſehen worden, den Namen der Firma unter geſchäftliche Verpflichtungen zu ſetzen. Der neue Procuriſt war den Verſuchungen einer aufgeregten Zeit unterlegen, er hatte hinter dem Rücken ſeines Prinzipals wilde Speculationen gewagt. In dem Briefe legte er ein offenes Geſtändniß ab. Für ſeine Flucht hatte er eine kleine Summe veruntreut, ſeine Verluſte aber hatte Herr Hahn am nächſten Tage mit ungefähr zwanzigtauſend Thalern zu decken. Der Blitzſtrahl fuhr aus heitrem Himmel in das friedliche Leben eines Bürgerhauſes. Herr Hahn ſandte nach ſeinem Sohn, der Doctor eilte zur Polizei, zum Rechtsanwalt, zu Geſchäftsfreunden, und immer wieder nach dem Comtoir zurück den Vater zu tröſten, der wie gelähmt vor ſeinem Pulte ſaß und der Zukunft faſſungslos entgegenſah.

Der Mittag kam, wo Herr Hahn ſeiner Frau das Unglück mittheilen mußte, und der Jammer erhob ſich in den Wänden des Hauſes. Frau Hahn ging verſtört durch die Zimmer, vor dem Herde ſchrie Dorothee und rang die Hände. In den Stunden des Nachmittags eilte der Doctor wieder zu Bekannten und zu Geldleuten, aber während dieſer Woche eines allgemeinen Schreckens, wo Jeder dem Andern mißtraute, war das Geld verſchwunden, der Doctor fand nichts als Mitleid und Klagen über die furchtbare Zeit. Die Flucht des Buchhalters machte auch zuverläſſige Freunde argwöhniſch gegen den Umfang der Verpflichtungen, welche vielleicht auf der Firma laſteten, ſelbſt auf das Haus war mit den größten Opfern keine ausreichende Summe zu erhalten. Die Gefahr wurde mit jeder Stunde drohender, die Angſt größer. Gegen Abend kehrte der Doctor von dem letzten vergeblichen Gange in das Haus ſeiner Eltern zurück, dem Vater hatte er ein heiteres Antlitz gezeigt und tapfer getröſtet, aber in ſeinem Haupt hämmerte unabläſſig der Gedanke, daß dieſes Unglück auch ihn vollends von der Geliebten ſcheide. Jetzt ſaß er müde und allein in der dunklen Wohnſtube und ſah nach den erleuchteten Fenſtern des Nachbars hinüber.

Er wußte wohl, daß ein Freund ſeinem Vater in dieſer Noth nicht fehlen würde. Aber der Profeſſor war fern, auch war die Hilfe, welche dieſer zu leiſten vermochte, unzureichend, ſie kam im beſten Fall zu ſpät. Nur noch wenige Stunden, und die Entſcheidung trat ein. Was dazwiſchen lag, eine Zeit der Ruhe für Jedermann, wurde dem Vater eine unendliche Qual, wo er hundertfach das Bittere des nächſten Tages durchmachen ſollte mit ſtarrem Auge und fieberhaftem Pulsſchlag, und dem Sohn bangte um die Wirkung, welche die furchtbare Spannung auf den reizbaren Vater haben mußte.

Da ſchwebte es leiſe in das dunkle Zimmer, eine helle Geſtalt ſtand neben dem Doctor, Laura faßte ſeine Hand und hielt ſie mit beiden Händen feſt. Sie beugte ſich zu ihm herab und blickte in das kummervolle Antlitz. „Ich habe drüben die Noth dieſer Stunden durchgefühlt, ich kann die Einſamkeit nicht länger ertragen,“ ſagte ſie leiſe. „Iſt keine Hilfe?“

„Ich fürchte, keine.“

Sie berührte ihm mit der Hand das lockige Haar. „Sie haben das Loos erwählt, gering zu achten, was ſich Andere ſo ängſtlich begehren. Das Licht der Sonne, welche Ihr Haupt verklärt, ſoll niemals durch die Qualen dieſer Erde getrübt werden. Seien Sie ſtolz, Fritz, nie dürfen Sie es mehr ſein als in dieſen Stunden, denn Ihnen kann ſolches Unglück nichts nehmen, was einer Klage werth iſt.“

„Mein armer Vater!“ rief Fritz.

„Ihr Vater iſt doch glücklich,“ fuhr Laura fort, „denn er hat ſich einen Sohn erzogen, dem kaum ein Opfer iſt, zu entbehren, was anderen Menſchen das beſte Glück erſcheint. Für wen haben Ihre lieben Eltern geſammelt als für Sie? Heut dürfen Sie ihnen zeigen, wie frei und groß Sie ſtehen über dieſen Sorgen um totes Metall.“

„Wenn ich auch für mein Leben das Unglück dieſes Tages empfinde,“ ſagte der Doctor, „ſo war es nur um einer Andern willen.“

„Iſt es Ihnen ein Troſt, mein Freund,“ rief Laura in ausbrechendem Gefühle, „ſo will ich Ihnen heut ſagen, daß ich treu zu Ihnen halte, was auch geſchehen möge.“

„Liebe Laura!“ rief der Doctor, ſie aber ſang ihm weich wie ein Vogel in das Ohr: „Mir iſt's recht, Fritz, daß Sie mir gut ſind.“ Fritz legte ſeine Wange zärtlich auf ihre Hand. „Ich mühe mich, Ihrer nicht unwerth zu ſein,“ fuhr Laura fort. „Was ich armes Mädchen vermag, verſuche ich im Geheim ſchon lange, um mich frei zu machen von dem kleinen Tand, der an unſerm Leben hängt. Ich habe mir Alles überlegt, wie man haushalten kann mit ſehr wenig, ich verwende nichts mehr auf unnütze Kleider und ſolchen Kram. Ich bin eifrig, auch etwas zu verdienen. Ich gebe Stunden, Fritz, und man iſt mit mir zufrieden. Der Menſch braucht ſehr wenig zum Leben, dahinter bin ich gekommen, ich habe in meiner Stube keine größere Freude als den Gedanken, mich unabhängig zu machen. Das wollte ich Ihnen heut ſchnell ſagen. Und noch Eines, Fritz, wenn ich Sie auch nicht ſehe, ich denke immer an Sie und ich ſorge um Sie.“

Fritz ſtreckte die Arme nach ihr aus, aber ſie entzog ſich ihm, noch einmal winkte ſie an der Thür, dann flog ſie über die Straße zurück in ihre Dachſtube.

Dort ſtand ſie im Dunkeln mit pochendem Herzen, von außen fiel ein matter Lichtſtrahl durch die Scheiben und beleuchtete das Schäferpaar am Tintenfaß, daß es verklärt in der Luft ſchwebte. Heut dachte Laura nicht an ihr Geheimbuch, ſie ſah hinüber nach dem Fenſter, wo der Geliebte ſaß, und wieder ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Aber ſie faßte ſich mit kurzem Entſchluß, holte in der Küche Licht und einen Topf mit Waſſer, ſuchte Spitzenärmel und Kragen zuſammen und weichte ſie in einer Schüſſel ein, auch dieſen Plunder konnte ſie ſich allein zurecht machen. Es war wieder eine kleine Erſparniß, es konnte doch einmal dem Fritz zu Gute kommen.

Herr Hummel ſchloß ſein Comtoir und ſetzte ſeine Wanderungen fort. Die Thür zu Laura's Stube öffnete ſich, die Tochter fuhr zuſammen, als ſie den Vater auf die Schwelle treten ſah, feierlich wie einen Boten der Vehme. Hummel bewegte ſich auf ſeine Tochter zu und ſah ihr ſcharf in die verweinten Augen. „Alſo wegen Dem drüben?" Laura barg das Geſicht in den Händen, wieder bewältigte ſie der Schmerz.

„Da haſt du deine Glöckchen," brummte er leiſe. „Da haſt du deine Taſchentücher und deine Inder. Es iſt dort drüben aus." Er klopfte ihr mit der großen Hand auf die Schulter. „Höre auf, wir haben ihn nicht umgebracht, eure Schnupftücher beweiſen gar nichts."

Es wurde dunkel, Hummel ging auf der Straße zwiſchen den beiden Häuſern auf und ab, ſah das feindliche Haus von der Parkſeite an, wo es ihm weniger geläufig war, und ſein breites Geſicht verzog ſich zu einem ſiegesgewiſſen Lächeln. Endlich entdeckte er einen Bekannten, der aus dem Nachbarhauſe eilte, und ging mit ſtarken Schritten hinter ihm her. „Wie ſteht's?" frug er, den Arm des Andern faſſend, „kann er ſich halten?"

Der Geſchäftsfreund zuckte die Achſeln, „es wird kein Geheimniß bleiben," und berichtete über Lage und Gefahr des Gegners.

„Wird er Deckung ſchaffen?"

Der Andere zuckte wieder die Achſeln. „Bis morgen ſchwerlich. Geld iſt jetzt unter Brüdern nicht zu haben. Natürlich iſt der Mann mehr werth, das Geſchäft gut, das Haus unverſchuldet."

„Das Haus iſt keine zwanzigtauſend werth," unterbrach ihn Hummel.

„Gleichviel, bei geſundem Stande des Geldmarkts würde er den Schlag ohne Gefahr aushalten. Jetzt fürchte ich das Schlimmſte."

„Ich hab's ja geſagt, er iſt aus wie ein Licht," murrte Hummel und drehte ſich kurz ab nach ſeinem Hauſe.

Im Zimmer des Doctors ſaßen Vater und Sohn über Briefen und Rechnungen, an den Wänden glänzten im Lampenlicht die goldenen Titel der Bücher und der ſauberen Mappen, in denen der Doctor ſeine Schätze barg, emſiger Sammelfleiß hatte ſie aus hundert Winkeln zuſammengeholt und hier in ſtattlicher Ordnung verbunden, jetzt ſollten auch ſie auseinander flattern in alle Welt. Muthvoll redete der Sohn in die Seele des verzweifelten Vaters. „Iſt das Unglück nicht zu wenden, das wie ein Orkan über uns einbrach, wir ertragen es mannhaft, deine Ehre vermagſt du zu wahren. Der größte Schmerz, den ich empfinde, iſt doch nur, daß ich dir jetzt ſo wenig nützen kann, und daß der Rath jedes Geſchäftsmannes mehr Werth hat, als die Hilfe des eigenen Sohnes."

Der Vater legte das Haupt auf den Tiſch, kraftlos und betäubt.

Da ging die Thür auf, aus dem dunkeln Vorſaal trat mit ſchweren Schritten eine fremde Geſtalt in das Zimmer. Der Doctor ſprang auf und ſtarrte auf die harten Züge eines wohlbekannten Geſichtes, Herr Hahn aber ſtieß einen Schrei aus und fuhr von dem Sopha, um das Zimmer zu verlaſſen. „Herr Hummel," rief der Doctor erſchrocken.

„Natürlich," verſetzte Hummel, „ich bin's, wer ſollte es auch ſonſt ſein?" Er legte ein Packet auf den Tiſch. „Hier ſind zwanzigtauſend Thaler in ehrlichen Stadtſchuldſcheinen und hier iſt eine Empfangsbeſcheinigung, die Sie beide unterſchreiben. Morgen laſſen Sie mir dafür eine Hypothek ausſtellen auf Ihr Haus, die Papiere werden mir in Natura zurückgezahlt, denn ich will nicht zu Schaden kommen, der Curs iſt zu ſchlecht. Die Hypothek ſoll für mich auf zehn Jahr unkündbar ſein, damit Sie nicht glauben, ich will Ihnen Ihr Haus nehmen, Sie können zurückzahlen, wann Sie wollen, das Ganze oder in Theilen. Ich kenne Ihr Geſchäft, auf Ihr Stroh iſt jetzt kein Geld zu erhalten, aber in zehn Jahren kann der Schade überwunden ſein. Ich mache nur eine Bedingung, daß kein Menſch von dieſem Darlehn erfährt, am wenigſten Ihre Frau, und meine Frau und Tochter. Dazu habe ich meine guten Gründe. Sehen Sie mich doch nicht an, wie die Katze den Kaiſer,“ fuhr er zum Doctor gewendet fort. „Setzen Sie ſich hin, zählen Sie die Papiere und die Nummern. Machen Sie keine Worte, ich bin kein Mann von Gefühl, und Redensarten können mir nichts nützen. Ich denke auch an meine Sicherheit. Das Haus iſt ſchwerlich zwanzigtauſend Thaler werth, aber es genügt mir. Wenn Sie's wegtragen wollen, werde ich's ſehen. Sie haben geſorgt, daß es mir nahe genug vor den Augen ſteht. Zählen Sie und unterſchreiben Sie, Herr Doctor,“ befahl er und drückte den Sohn auf einen Stuhl.

„Herr Hummel,“ begann Hahn etwas undeutlich, denn in ſeiner Gemüthsbewegung wurden ihm die Worte ſchwer, „dieſe Stunde vergeſſe ich Ihnen nicht bis zu meinem Ende.“ Er wollte auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen, aber es kam ihm heiß aus den Augen und er arbeitete ſtark mit ſeinem Taſchentuche.

„Setzen auch Sie ſich nieder,“ ſagte Hummel und drückte ihn auf das Sopha. „Geſetztheit und kaltes Blut ſind immer die Hauptſache, ſie ſind beſſer als chineſiſches Zeug. Ich ſage Ihnen heut weiter nichts und Sie ſagen mir auch kein Wort über dieſe Angelegenheit. Morgen wird Alles vor Notar und Gericht glatt gemacht, dann vierteljährlich pünktlich die Zinſen gezahlt, und im Uebrigen bleibt es zwiſchen uns beim Alten. Denn ſehen Sie, wir ſind nicht bloß Menſchen, wir ſind auch Geſchäftsleute. Als Menſch weiß ich ganz genau, was für gute Seiten Sie haben, auch wenn Sie mich verklagen. Unſere

Häuſer aber und unſere Geſchäfte ſtimmen nicht. Wir ſind zwanzig Jahr Gegner geweſen mit Haar und Stroh, mit unſern Liebhabereien und unſerm Gitterzaun. Das ſoll ſo bleiben. Ihre Muſen ſind mir nicht recht, und meine Hunde ſind Ihnen nicht recht, obgleich ich jetzt glaube, daß es dieſer Schurke von Buchhalter auch hinter Ihrem Rücken gethan hat. Es iſt dieſelbe Geſchichte wie bei den Wechſeln, heimliche Vergiftung mit Auskratzen. Was alſo nicht ſtimmt, das braucht nicht zu ſtimmen. Wenn Sie mich borſtig nennen und einen groben Filz, ich will grob gegen Sie ſein, und ich will Sie für einen Strohkopf halten, ſo oft mir der Aerger über Sie kommt. Demungeachtet kann daneben das ruhige Geſchäft gehen, welches wir jetzt miteinander machen. Und wenn einmal, was ich nicht hoffen will, mich die Räuber ausplündern, ſo werden Sie auch da ſein, ſoweit Sie vermögen. Dies weiß ich und ich habe es immer gewußt, und deshalb bin ich heut gekommen."

Hahn ſah mit einem Blicke warmer Dankbarkeit zu ihm auf und griff wieder nach ſeinem Tuch.

Hummel legte ihm die ſchwere Hand auf den Kopf, wie einem kleinen Kinde, und ſagte leiſe: „Sie ſind ein Phantaſt, Hahn. — Der Doctor iſt fertig, jetzt unterſchreiben Sie, und laſſen Sie ſich beide das Unglück nicht übermäßig zu Herzen gehen. So," fuhr er fort und beſtreute das Papier ſorgfältig, „morgen um neun Uhr ſchicke ich Ihnen meinen Anwalt auf's Comtoir. Bleiben Sie hier, die Treppe hat ſchlechtes Licht, aber ich finde mich ſchon zurecht. Gute Nacht."

Er trat auf die Straße und ſah ſich geringſchätzig nach den feindlichen Mauern um. „Keine Hypothek?" brummte er. „H. Hummel, erſte und letzte, zwanzigtauſend." In der Familienſtube gönnte er ſeinen Frauen einige beruhigende Worte. „Ich habe mich erkundigt, die Leute werden ſich halten. Ich verbitte mir alſo jedes weitere Geſeufz. Wenn ihr wieder einmal der elenden Mode zu Gefallen einen Strohhut braucht, ſo kömmt ihr das Geld eher zu den Hühnern tragen als zu Andern, ich gebe meine Erlaubniß."

Einige Tage darauf trat Fritz Hahn in das kleine Comtoir des Herrn Hummel. Dieſer ſcheuchte den Buchhalter durch einen Wink mit dem Finger hinaus und begann kühl von ſeinem Lehnſtuhl: „Was bringen Sie mir, Herr Doctor?"

„Mein Vater fühlt die Verpflichtung, dem großen Vertrauen, das Sie ihm bewieſen, dadurch zu entſprechen, daß er Ihnen Einblick in den Stand ſeines Geſchäftes gibt und Sie bittet, ihn in einzelnen Verwicklungen zu unterſtützen. Er iſt der Meinung, daß er, bis dieſe Erſchütterung überwunden iſt, nichts Wichtiges ohne Ihre Beiſtimmung thun darf."

Hummel lachte hell auf. „Ich ſoll einen Rath geben, und Ihrem Geſchäft? Sie bringen mich in eine Lage, welche ganz unnatürlich iſt und gegen welche ich mich wehre."

Der Doctor legte ihm ſchweigend die Ueberſicht über Activa und Paſſiva vor die Augen.

„Sie ſind ein feiner Kunde," rief Hummel, immer noch erſtaunt. „Aber für einen alten Fuchs iſt dieſes Tellereiſen nicht ſchlau genug." Dabei blickte er doch auf Credit und Debet, und nahm einen Bleiſtift in die Hand. „Hier finde ich unter den Activis funfzehnhundert Thaler für Bücher, welche verkauft werden ſollen, ich habe nicht gewußt, daß Ihr Vater auch dieſe Liebhaberei hat."

„Es ſind meine Bücher, Herr Hummel, ich habe in dieſen Jahren weit mehr Geld dafür ausgegeben, als meinen Arbeiten unbedingt nothwendig iſt. Ich bin entſchloſſen, zu verkaufen, was ich entbehren kann; ein Antiquar hat ſich bereits erboten, dieſe Summe in zwei Raten zu zahlen."

„Handwerkszeug darf kein Executor pfänden," ſagte Hummel und machte einen dicken Strich durch den Poſten. „Ich glaube zwar, daß es unleſerliche Schmöker ſind, aber die Welt hat viele dunkle Winkel, und da Sie einmal eine Vorliebe dafür haben, als Kauz unter Ihren Mitmenſchen zu ſitzen, ſo ſollen Sie in Ihrem Loch bleiben.“ Er betrachtete den Doctor mit einem ironiſchen Blinzen. „Haben Sie mir nichts weiter zu ſagen? Ich meine nicht über das Geſchäft Ihres Vaters, das mich gar nichts angeht, ſondern über ein anderes Geſchäft, das Sie ſelbſt zu betreiben ſcheinen, wobei Sie den Wunſch haben, ſich mit meiner Tochter Laura zu aſſociiren.“

Der Doctor erröthete. „Ich hätte einen andern Tag für dieſe Erklärung gewählt, welche Sie jetzt von mir fordern. Aber auch ich habe den heißen Wunſch, mich darüber mit Ihnen zu verſtändigen. Ich habe mich lange mit der ſtillen Hoffnung getragen, daß es der Zeit gelingen könnte, Ihre Abneigung gegen mich zu vermindern.“

„Der Zeit?“ unterbrach ihn Hummel, „das iſt mir lächerlich.“

„Jetzt bin ich durch die hochherzige Hilfe, welche Sie meinem Vater geleiſtet, Ihnen gegenüber in eine Stellung gekommen, welche für mich ſo ſchmerzvoll iſt, daß ich Sie anflehen muß, mir Ihr Mitgefühl nicht zu verſagen. Ich werde bei angeſtrengter Thätigkeit und glücklichen Zufällen erſt nach Jahren in der Lage ſein, eine Frau ernähren zu können.“

„Brotloſe Künſte!“ unterbrach Herr Hummel brummend.

„Ich liebe Ihre Tochter, und ich kann dies Gefühl nicht opfern. Aber ich habe die Ausſicht verloren, ihr eine Zukunft zu bieten, welche den Anſprüchen, die ſie zu machen berechtigt iſt, einigermaßen entſpricht, und die rettende Hilfe, welche Sie meinem Vater gebracht, macht auch mich ſo abhängig von Ihnen, daß ich meiden muß, was Ihnen Unwillen erregen könnte. Deshalb ſehe ich für mich eine öde Zukunft.“

„Ganz, wie ich erwartet habe,“ verſetzte Hummel, „miſerabel.“

Der Doctor trat zurück, aber er legte gleich darauf ſeine Hand auf den Aermel des Nachbarn. „Dieſe Sprache nutzt Ihnen nichts mehr, Herr Hummel,“ ſagte er lächelnd.

„Edel, aber miſerabel," wiederholte Hummel mit Genuß. „Schämen Sie ſich, Herr, Sie wollen ein Liebhaber ſein? Sie wollen ſich unterſtehen, meiner Tochter Laura zu gefallen, und Sie ſind ein ſolcher ſchwachherziger Haſe mit Seitenſprüngen? Wollen Sie Ihre Gefühle nach meiner Hypothek reguliren? Wenn Sie verliebt ſind, ſo fordere ich von Ihnen, daß Sie ſich benehmen wie ein ſpringender Löwe, jaloux und mordſüchtig. Pfui, Herr, Sie ſind mir ein ſchöner Adonis, oder wie dieſer Nicodemus ſonſt heißt."

„Herr Hummel, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter," rief der Doctor.

„Ich verweigere ſie Ihnen," ſagte Hummel entſchieden, „Sie verſtehen meine Worte falſch. Mir fällt nicht ein, auch noch mein Kind in dieſe Maſſe zu werfen. Aber daß ich meine Tochter Ihnen nicht geben will, darf Sie gar nicht irre machen. Ihre verdammte Schuldigkeit iſt, wie das Wetter hinterher zu ſein. Sie müſſen mich angreifen und in mein Haus dringen, wogegen ich mir allerdings vorbehalte, Sie hinaus zu weiſen. Aber ich habe es immer geſagt, Ihnen fehlt die Courage."

„Herr Hummel," verſetzte der Doctor mit Haltung, „ich erlaube mir die Bemerkung, daß Sie jetzt nicht mehr ausfällig ſein dürfen."

„Warum nicht?" frug Hummel. Der Doctor wies auf die Papiere. „Was hier geſchehen, macht mir ſchwer, wieder grob zu werden, es kann Ihnen kein Vergnügen machen, einen Wehrloſen anzugreifen."

„Dieſe Anſprüche ſind mir nur lächerlich," erwiederte Hummel. „Weil ich Ihnen mein Geld gegeben habe, ſoll ich aufhören, Sie zu behandeln wie Sie verdienen? Weil Sie vielleicht nicht ganz abgeneigt wären, meine Tochter zu heiraten, ſoll ich Sie mit einer Sammtbürſte ſtreicheln? Hat man je ſolchen Unſinn gehört!"

„Sie irren," fuhr der Doctor artig fort, „wenn Sie meinen, daß ich ganz außer Stande bin, Ihre Sprache zu reden. Ich gebe mir deshalb die Ehre, Ihnen zu bemerken, Ihre höhnende Laune verſteht ſo zu verletzen, daß ſelbſt die empfangene Wohlthat ihren Werth verliert.“

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Wohlthat,“ unterbrach Hummel, „ich war nur wohlthätig aus Rachſucht.“

„Darauf will ich Ihnen ebenſo ehrlich ſagen,“ fuhr der Doctor fort, „daß es auch für mich eine ſchwere Stunde war, als Sie auf mein Zimmer traten. Ich wußte, wie drückend die Verpflichtung auf meinem Leben laſten würde, die Sie uns auferlegten. Ich ſah auf meinen armen Vater, und der Gedanke an ſein Unglück ſchloß mir den Mund. Ich für meinen Theil wäre lieber betteln gegangen, als daß ich von Ihnen Geld genommen hätte.“

„Nur weiter!“ ermunterte Hummel.

„Was Sie für meinen Vater gethan, gibt Ihnen noch nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Dieſes Geſpräch ſtärkt mich in der Ueberzeugung, die ich vom erſten Augenblick hatte, daß wir Alles aufbieten müſſen, Ihnen ſo ſchnell als möglich die erhaltene Summe zurück zu zahlen. Sie haben den Poſten für meine Bücher geſtrichen, ich werde ſie doch verkaufen.“

„Unſinn!“ rief Hummel.

„Ich werde es thun, wie unbedeutend auch die Summe im Vergleich zu unſerer Schuld iſt; weil die Tyrannei, welche Sie über mich ausüben wollen, mir unerträglich zu werden droht. Ich wenigſtens will Ihnen nicht in dieſer Weiſe verpflichtet ſein.“

„Sie wollen es doch in einer andern Weiſe, die Ihnen mehr zuſagt.“

„Ja,“ verſetzte der Doctor; „da Sie das größte Opfer, welches ich Ihnen bringen konnte, ſo verächtlich zurückweiſen, ſo werde ich fortfahren, um die Liebe Ihrer Tochter zu werben, auch gegen Ihren Willen. Ich werde verſuchen, ſie zu ſprechen, ſo oft ich kann, mich ihr ſo werth zu machen, als ich im

Stande bin. Sie ſelbſt haben mir dieſen Weg gezeigt, Sie werden ſich gefallen laſſen, daß ich ihn betrete, und wenn Sie nicht zufrieden ſein ſollten, werde ich auf Ihren Unwillen keine Rückſicht nehmen."

„Endlich!" rief Hummel, „es kommt zum Vorſchein. Ich ſehe doch, daß Sie nicht ganz ohne Bosheit ſind. Darum laſſen Sie uns ruhig dieſe Angelegenheit beſprechen. Sie ſind nicht der Mann, den ich meiner Tochter wünſche. Ich habe Sie von meinem Hauſe fern gehalten, und es hat nichts genützt. Denn es hat ſich doch ein verdammtes Gefühl entſponnen. Deshalb bin ich der Meinung, dies Geſchäft jetzt anders zu betreiben. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie manchmal in mein Haus kommen. Sie werden das mit Beſcheidenheit thun, ich ſehe es Ihnen an. Ich werde Sie als nicht vorhanden betrachten, meine Tochter wird Gelegenheit haben, Sie ruhig mit unſern vier Wänden zu vergleichen. Was daraus wird, warten wir beide ab."

„Auf dieſen Vorſchlag gehe ich nicht ein," ſagte der Doctor entſchloſſen. „Ich beſtehe nicht darauf, daß Sie mir in dieſer Stunde die Hand Ihrer Tochter bewilligen; den Zutritt zu Ihrer Familie aber nehme ich nur unter der Bedingung an, daß Sie ſelbſt ſich gegen mich ſo verhalten, wie gegen einen Gaſt Ihres Hauſes ſchicklich iſt, und daß Sie gegen mich die Pflichten eines Wirthes freundlich erfüllen. Ich werde nicht dulden, daß Sie in der Weiſe zu mir ſprechen, wie heut unter vier Augen. Eine Kränkung durch Worte oder Nichtachtung ertrage ich von Ihnen am wenigſten. Es liegt mir nicht nur daran, Ihrer Tochter zu gefallen, ſondern auch Ihnen angenehmer zu werden. Dazu fordere ich Gelegenheit. Können Sie auf dieſe Bedingung nicht eingehen, ſo komme ich lieber gar nicht."

„Humboldt, unternehmen Sie nicht zu viel auf einmal," mahnte Herr Hummel kopfſchüttelnd, „denn ſehen Sie, ich ſchätze Sie, aber ich kann Sie wirklich nicht recht leiden. Deshalb will ich mir überlegen, wie weit ich Ihnen gefällig ſein kann, ich verſichere Sie, es wird mir ſauer werden. Unterdeß nehmen Sie dieſe Papiere mit ſich. Ihr Vater hat ſich die Lehre gekauft, daß er ſeine Geldgeſchäfte ſelbſt beſorgt. Im Uebrigen ſteht die Sache nicht ſchlecht und er wird ſich allein heraushelfen, Sie brauchen dazu weder mich noch einen Andern. Guten Morgen, Herr Doctor."

Der Doctor nahm die Papiere unter den Arm. „Ich bitte um Ihre Hand, Herr Hummel."

„Nicht ſo haſtig," wehrte Hummel.

„Es thut mir leid," ſagte der Doctor lächelnd, „aber ich kann es Ihnen heut nicht erſparen."

„Nur aus angeborner Höflichkeit," entgegnete Hummel, „aber nicht aus guter Meinung."

Er reichte ihm die große Hand und ließ ſie ſich kräftig ſchütteln. „Ihre Bücher behalten Sie," rief er dem Scheidenden nach. „Den Schwindel kenne ich, Sie werden ſich das Zeug doch wieder anſchaffen und ich muß am Ende noch einmal mein Geld dazu geben."

6.

Ein Capitel aus der verlorenen Handſchrift.

Tobias Bachhuber! Als deine Taufpathen beſchloſſen, daß du Tobias heißen ſollteſt, haben ſie deinem Leben und ihren eigenen Enkeln ſchlechte Dienſte geleiſtet. Denn wer dieſen Namen führt, wird vom Schickſal genöthigt zu erleben, was niemals günſtiger benamten Menſchen zugemuthet werden darf. Wann hat der Vogel Schwalbe gegen Andere gewagt, was er dem erſten Beſitzer deines Namens durch unwürdiges Beſchmeißen anthat? Wer hat eine ſo elende Brautfahrt erlebt, als der arme Sohn des Blinden, Tobias der jüngere? Denn mußte dieſer nicht faſten, die Gebetſchnüre halten und mit einem mörderiſchen Geiſt kämpfen, gerade in den Stunden, in welchen ſonſt jedem Sterblichen geiſtiger Kampf höchlich verübelt wird? Auch an dir, ſeliger Bachhuber, hat ſich das Unglück des Namens greulich bewährt. Ob vielleicht der ganze blutige Schwedenkrieg deshalb entſtand, weil dem Schweden ein Gelüſt nach deinem Codex ankam, ſoll hier nicht erörtert werden; man darf vertrauen, daß neue Geſchichtsforſchung auch noch dieſen geheimen Beweggrund ans Licht ziehen wird. Aber unleugbar biſt du ſelbſt in dem Kriege jämmerlich drauf gegangen, ja ſogar an deinem Schatz, den du verſteckteſt und gleichſam deponirteſt, hängt noch der Fluch deines Namens. Allen, welche damit zu thun haben, werden die Augen geblendet und ein böſer Geiſt würgt ihre Hoffnungen.

Auch den Profeſſor quälte die Blindheit und ängſtigte der Dämon. Er hatte nichts gefunden. Mancher wäre ermüdet und hätte abgelaſſen, ihm wurde der Eifer gemehrt. Denn er ſuchte keineswegs kopflos, er wußte ſehr wohl, daß der Fund an einer langen Kette von Zufällen hing, welche ſich jeder Berechnung entzogen. Aber er wollte thun, was in ſeinen Kräften ſtand; ſeine Aufgabe war, der gelehrten Welt die Sicherheit zu geben, daß Archive, Sammlungen und Wirthſchaftsverzeichniſſe des Fürſten gründlich durchſucht ſeien. Dieſe Gewißheit wenigſtens vermochte er beſſer zu erlangen als jeder Andere, und er that damit ſeine Pflicht gegen den Fürſten und ſeine Wiſſenſchaft. Aber die innere Ungeduld wurde heftiger, die heitere Spannung der erſten Zeit ſteigerte ſich zu unbehaglicher Aufregung, die lange Erwartung, immer getäuſcht, ſtörte ihm auch die Stimmung des Tages. Wieder ſaß er oft in ſich geſunken, ja, er ſprach täglich von dem Schatze und Ilſe konnte es ihm nicht recht machen, ihre Einwürfe, ſelbſt ihr Troſt verletzten ihn, denn ihm war ſehr ärgerlich, daß ſie ſeinen Eifer gar nicht theilte. Er wußte genau, wie die Handſchrift ausſehen würde, dick, großes Quadrat, ſehr alte Buchſtaben, vielleicht aus dem ſechſten Jahrhundert, verblichen, manche

Blätter halb zerſtört, er verbarg ſich durchaus nicht, daß die Bosheit der Zeit, des Waſſers und der Ratten arges Spiel damit getrieben hatte.

Heut trat der Profeſſor mit gerötheten Wangen in das Arbeitzimmer der Prinzeſſin.

„Endlich vermag ich gute Nachricht zu bringen. In einem kleinen Actenbündel des Marſchallamtes, das mir unbegreiflicherweiſe bis jetzt entgangen iſt, fand ich auf einem einzelnen Blatt eine verlorene Notiz. Die Truhen, welche der Beamte von Bielſtein im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem verſchwundenen Schloſſe ſandte, werden darin kurz als No. 1 und 2 bezeichnet, mit dem Vermerk, daß ſie Manuſcripte des Kloſters von Roſſau, außerdem alte Armbruſte, Bolzen u. ſ. w. enthalten. Es waren alſo zwei Truhen, und Handſchriften des Kloſters lagen darin.“ Die Prinzeſſin ſah neugierig auf das Blatt, welches er vor ſie hinlegte.

„Es war Zeit, daß dieſe Nachricht kam,“ fuhr der Profeſſor fröhlich fort, „denn ich geſtehe Ew. Hoheit, das Geſpenſt verfolgte mich bei Tag und Nacht. Dies iſt eine werthvolle Beſtätigung, daß ich auf richtigem Wege bin.“

„Ja,“ rief die Prinzeſſin, „ich bin überzeugt, wir finden den Schatz. Wenn ich nur ein wenig dazu helfen könnte! Wäre er durch Beſchwörung zu gewinnen, wie gern wollte ich den Zaubergürtel umbinden und Frau Hekate anrufen. Leider iſt dieſer Weg Geiſter zu bezwingen veraltet, und die geheime Kunſt, durch welche die Herren Gelehrten ihre Schätze heben, iſt ſchwer zu erlernen.“

„Auch ich bin jetzt wenig beſſer als ein unglücklicher Geiſterbanner,“ antwortete der Profeſſor. „Schlecht wäre ich empfohlen, wenn Ew. Hoheit meine Arbeiten nach der Thätigkeit beurtheilen wollten, welche ich hier durch Aufrühren des alten Staubes beweiſe. Man freut ſich und wird getäuſcht wie ein Kind. Es iſt ein Glück, daß das Schickſal uns Bücherſchreiber ſelten durch ſolche Gaukeleien neckt; was wir etwa für

Andern gewinnen, hängt nicht mehr vorzugsweiſe von zufälligem Funde ab."

„Ich aber ahne etwas von dem Ernſt der Arbeit, welche ich nicht ſehe," ſagte die Prinzeſſin, „Ihre Güte hat mir wenigſtens ein kleines Guckfenſter geöffnet, durch welches ich in die Werkſtatt der ſchaffenden Geiſter blicken kann. Ich begreife, daß die Arbeit der Gelehrten für Jeden, der zu ihrer ſtillen Gemeinde gehört, einen unwiderſtehlichen Reiz ausüben muß. Ich möchte die Frauen beneiden, denen das Glück wird, ſolcher Thätigkeit durch ihr ganzes Leben nahe zu ſein."

„Wir ſind kühne Eroberer am Schreibtiſch," erwiederte der Profeſſor, „aber dem Eroberer und ſeiner Umgebung wird oft das Mißverhältniß zwiſchen innerer Freiheit und äußerer Unbehilflichkeit fühlbar. Wer das wirkliche Leben mit uns durchmacht, der wird uns leicht überſehen und unſere Einſeitigkeit ſchwer ertragen. Denn, Hoheit, die Gelehrten ſind ſelbſt wie die Bücher, welche ſie ſchreiben. In der Mehrzahl ſtehen wir ſchlecht gerüſtet in dem Wirrwarr der Geſchäfte, zuweilen hilflos in der vielgeſtaltigen Thätigkeit unſerer Zeit. Wir ſind treue Freunde ſolcher Stunden, in denen der Menſch neue Kraft ſucht für den Kampf des Lebens, aber in dem Streit ſelbſt ſind wir häufig ungeübte Helfer."

„Dachten Sie bei Ihren Worten an ſich ſelbſt?" frug die Prinzeſſin ſchnell.

„Nein," verſetzte der Profeſſor, „ich trug ein Bild im Sinne, das ich mir aus den Zügen vieler Berufsgenoſſen zuſammengeſetzt hatte, aber wenn Ew. Hoheit nach mir fragen, auch ich bin nach dieſer Richtung ein regelrechter Gelehrter. Denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie unfertig mein Urtheil in allen Fragen iſt, bei denen nicht mein Wiſſen oder meine ſittlichen Empfindungen mir Sicherheit geben."

„Das iſt mir gar nicht recht, Herr Werner," rief die Prinzeſſin und lehnte ſich würdevoll auf dem Seſſel zurück. „Meine Phantaſie war im beſten Fluge, ich ſaß als Gebieterin der Welt da, bereit, meine Völker zu beglücken, und ich machte Sie zu meinem Miniſter."

„Das Zutrauen thut mir wohl," entgegnete der Profeſſor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehilfen der Herrſchaft zu ſuchen, ſo könnte ich dieſe Würde nur dann mit gutem Gewiſſen annehmen, wenn Ew. Hoheit Inſaſſen vorher alle in der Preſſe des Buchbinders zurechtgeſchnitten wären, wenn ſie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich beſagt, was jeder für einen Inhalt hat."

Die Prinzeſſin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie ſprang auf und trat vor ihn. „Immer ſind Sie wahrhaft und klar, und hoch das Haupt."

„Dank für die Beurtheilung," verſetzte der Profeſſor fröhlich. „Selbſt Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geiſt, der in einem Buche ſteckt, Sie rühmen mich ſo offen, als ob ich die Worte nicht verſtände, die man über mich ſpricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recenſion vorzutragen."

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören," rief die Prinzeſſin, „denn Sie würden trotz der Harmloſigkeit, die Sie an ſich loben, am Ende ſo viel aus mir herausleſen, als wenn auch ich Goldſchnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir iſt ernſt zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, ſeit Sie bei uns ſind, geht mir ein beſſeres Verſtändniß für den Werth des Lebens auf. Sie wiſſen nicht, welcher Gewinn für mich iſt, einen Geiſt zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben ſeiner Umgebung, nur ſeiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menſchen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, ſie alle denken und ſorgen behaglich um ſich ſelbſt und ſchließen bequeme Verträge zwiſchen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbſtloſigkeit und eine unabläſſige Hingabe des eigenen Daſeins an die höchſte Arbeit des Menſchen. Dies iſt etwas ſo Großes und Gewaltiges, daß mich die Bewunderung weich macht, wenn ich Sie anſehe. Ich fühle den Werth ſolches Daſeins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, begeiſtert, den Himmel im Herzen. Das iſt meine Recenſion über Sie, Herr Gelehrter, ſie iſt vielleicht nicht gut geſchrieben, aber ſie kommt vom Herzen.“

Das Auge des Gelehrten ſtrahlte, als er dem Fürſtenkinde in das geröthete Antlitz ſah, aber er ſchwieg. Es war eine lange Pauſe. Die Prinzeſſin wandte ſich ab und neigte ſich über die Bücher. Endlich begann ſie mit leiſer Stimme: „Sie gehen zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlaſſen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu ſein, ich habe in der Kunſtgeſchichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verſtändlich war.“

Der Profeſſor nahm das aufgeſchlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies iſt die Theorie einer andern Kunſt, es iſt nicht das rechte Buch.“ Die Prinzeſſin las: „Blancmanger zu machen.“ Sie ſchlug den Titel auf. „Geiſtreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin.“ Erſtaunt wandte ſie das Buch um, es war derſelbe einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?“ rief ſie ärgerlich und ſchellte ihrer Kammerfrau. „Es iſt Niemand hier geweſen,“ betheuerte dieſe, „als vorhin die Prinzen.“

„Ja dann,“ rief die Prinzeſſin kleinlaut, „da iſt nichts zu hoffen. Wir ſtehen jetzt unter der Herrſchaft eines ſchadenfrohen Kobolds und müſſen warten, ob unſer Buch ſich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgibt, rufe ich Sie zurück.“

Als der Profeſſor entlaſſen war, kam die Kammerfrau erſchrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübſeligem Zuſtande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat emſig darüber ſtudirt, er war wüthend, als ich ihm den Band fortnahm.“

Zu derſelben Stunde ſtand der Kammerherr vor dem Fürſten. „Ihre Freunde von der Univerſität haben ſich bei uns eingelebt; ich ſetze voraus, auch Sie thun das Ihre, ihnen unſere Stadt lieb zu erhalten.“

„Profeſſor Werner ſcheint ſehr befriedigt,“ entgegnete der Kammerherr mit Zurückhaltung.

„Hat Ihre Schweſter Malwine die Bekanntſchaft der Frau Profeſſorin gemacht?“

„Leider iſt meine Schweſter genöthigt, unſere kranke Tante auf dem Lande zu pflegen.“

„Das iſt ſchade,“ verſetzte der Fürſt, „ſie mag Urſache haben, dieſen Zufall zu bedauern. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Anſicht ausgeſprochen, daß dem Erbprinzen eine praktiſche Thätigkeit wohlthun werde; der Gedanke hat mich beſchäftigt. Es wird nothwendig, im Bezirk von Roſſau die Möglichkeit eines zeitweiſen Aufenthalts zu ſchaffen. Die alte Oberförſterei iſt dafür nicht übel geeignet. Ich habe mich entſchloſſen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdſchloß zu verwandeln. Der Erbprinz ſoll dieſen Bau an Ort und Stelle ganz in ſeinem Sinn anordnen, Sie werden ihn begleiten. Der Baudirector hat Anweiſung, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Koſtenanſchlag wünſche ich mitzuſprechen. Unterdeß wird der Erbprinz ſich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförſterei mir vorbehalten ſind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anſpruch nehmen wird, ſo mag er ſeine Muße benützen, in der Wirthſchaft des Herrn Bauer einen Einblick in unſern Landbau zu erwerben. Er ſoll die Feldarbeiten und die Buchführung kennen. Das Jahr iſt bereits vorgeſchritten und macht ſchnellen Aufbruch wünſchenswerth. Es iſt Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüſten Sie ſich zur Reiſe. Ich hoffe, daß dieſe Anordnung einen Wunſch erfüllt, den Sie wohl längſt gehegt haben. Die ſchöne Landſchaft und der ſtille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfriſchung ſein.“

Der Kammerherr verbeugte ſich erſchrocken vor ſeinem Herrn, der ſo gnädig die Verbannung vom Hofe ausſprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es iſt Exil,“ rief er außer ſich.

„Treffen Sie ſchnell Ihre Anſtalten,“ antwortete der Erbprinz ruhig, „ich bin vorbereitet, noch in dieſer Stunde fortzugehen.“

Der Erbprinz ging zu ſeinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlſt, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, dieſen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältſt, ſo ſage ich mir, du verſtehſt beſſer als ich, was meiner Zukunft dient. Aber,“ fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier ſcheiden, ohne eine Bitte auszuſprechen, die mir ſehr am Herzen liegt.“

„Sprich, Benno,“ ſagte der Fürſt gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Profeſſor und ſeine Frau ſo ſchnell als möglich aus der Nähe des Hofes.“

„Was ſoll das?“ frug der Fürſt rauh.

„Der Aufenthalt iſt hier für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche ſie gekommen iſt, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück iſt mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unſerer Gegend den Frieden ihrer Tage zu ſtören droht.“

„Und weshalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir ſo theuer iſt?“ frug der Fürſt.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau ſei,“ erwiederte der Erbprinz entſchloſſen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was du Ehrbarkeit nennſt,“ ſagte der Fürſt bitter, „dann wird dieſe Tugend leicht verloren.“

„Es iſt nicht die Wohnung allein," fuhr der Erbprinz fort. „Die Damen des Hofes haben ſich ganz zurückgehalten, die Fremden werden viel beſprochen, Geſchwätz und Verläumdung ſind thätig, ihr ſchuldloſes Leben falſch darzuſtellen."

„Ich höre mit Erſtaunen," entgegnete der Fürſt, „wie lebhaft deine Sorge für die fremde Frau iſt, du ſelbſt haſt ihr doch, wenn ich recht vernahm, während dieſer Wochen nur wenig von ritterlicher Aufmerkſamkeit gegönnt."

„Ich habe es nicht gethan," rief der Erbprinz, „weil ich mich verpflichtet fühlte, wenigſtens für meine Perſon zu vermeiden, was ihr ſchaden konnte. Ich ſah die ſpöttiſchen Blicke unſerer Herren, als die Fremden ankamen, ich hörte geringſchätzige Worte über die neue Schönheit, die in jenem Hauſe eingeſchloſſen ſei, und mir drehte ſich vor Scham und Zorn das Herz um. Deshalb habe ich mich mit Schmerzen bezwungen, ich habe vor meiner Umgebung Gleichgültigkeit geheuchelt und habe ihr ſelbſt eine kalte Miene gezeigt, aber, mein Vater, es iſt mir ſchwer geworden, und die letzten Wochen waren für mich voll bitterer Sorge, denn ich habe die glücklichſten Stunden meiner akademiſchen Zeit in ihrem Kreiſe verlebt."

Der Fürſt hatte ſich abgewandt, er zeigte jetzt dem Sohne ein lächelndes Antlitz. „Das alſo war der Grund deiner Zurückhaltung! Ich hatte vergeſſen, daß du in den Jahren ſanfter Regung ſtehſt und geneigt biſt, in deinem Verhältniß zu Frauen mehr ſchwärmeriſches Gefühl aufzuwenden, als für einen Mann gut iſt. Und doch möchte ich dich darum beneiden. Leider gönnt das Leben ſo weicher Empfindung keine Dauer." Er trat vor den Prinzen und fuhr gütig fort: „Ich leugne nicht, Benno, daß ich die Ankunft dieſer Fremden in deinem Intereſſe anders anſah. Für einen Prinzen von deiner Anlage iſt vielleicht nichts ſo bildend, als zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Anſprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Dir ſind Liebeleien mit den Damen des Hofes oder mit anſpruchsvollen Intrigantinnen gefährlich, du haſt dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingibſt, mit dir ſpielt und dich ſelbſtſüchtig für ihre Zwecke benutzt. Nach Allem, was ich wußte, war dein Verhältniß zu der Dame im Pavillon gerade, was du für deine nächſte Zukunft brauchteſt. Aus Grundſätzen, denen ich die volle Anerkennung nicht verſage, haſt du vermieden, dieſe idylliſchen Beziehungen wieder aufzunehmen. Du ſelbſt haſt nicht gewollt, was ich dir in guter Meinung bereitete; mir ſcheint deshalb, du haſt das Recht verloren, in dieſer Angelegenheit noch überhaupt etwas zu wollen."

„Vater," rief der Erbprinz und rang erſchreckt die Hände, „daß du mir dies ſagſt, iſt unbarmherzig. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß die Einladung zu uns in geheimer Abſicht geſchehen ſei, ich habe dieſen Verdacht niedergekämpft und mich darum geſcholten. Jetzt aber ſtehe ich entſetzt vor dem Gedanken, daß ich ſelbſt die Schuld an dem Unglück guter Menſchen trage. Deine Worte geben mir das Recht, meine Bitte zu wiederholen: entlaß ſie ſo ſchnell als möglich, oder du machſt deinen Sohn unglücklich."

„Ich lerne dich von ganz neuer Seite kennen," verſetzte der Fürſt, „und ich bin dir dankbar für den Einblick, den du mir endlich in dein ſchweigſames Weſen geſtatteſt. Du biſt entweder ein überſpannter Träumer oder du biſt mit einem Talent für Diplomatie verſehen, das ich dir niemals zugetraut hätte."

„Ich bin dir gegenüber nichts als wahr," rief der Erbprinz.

„Soll die Frau nach dem Hauſe Vielſtein kommen, um gerettet zu werden?" frug der Fürſt höhnend.

„Nein," erwiederte der Erbprinz leiſe.

„Deine Forderung verdient kaum eine Antwort," fuhr der Fürſt fort. „Die Fremden ſind hergerufen für eine gewiſſe Zeit, der Mann ſteht nicht in meinem Dienſt, ich bin weder in der Lage ſie fort zu ſchicken, denn ſie haben mir keinen

Grund zur Unzufriedenheit gegeben, noch ſie wider ihren Willen hier zu halten."

„Verzeihung, mein Vater," rief der Erbprinz, „du ſelbſt haſt durch die gnädige Aufmerkſamkeit, welche du der Frau täglich zu Theil werden läßt, durch artige Sendungen und öfteren Beſuch dem Hof die Meinung erregt, daß du ihr eine beſondere perſönliche Beachtung zuwendeſt."

„Iſt der Hof ſo befliſſen, dir vorzutragen, was mir, gegenüber dem unziemlichen Benehmen Anderer, ſchicklich erſcheint?" frug der Fürſt.

„Mir wird wenig von dem geſagt, was unſere Umgebung ſpricht, ſei überzeugt, daß ich kein offenes Ohr für ihre Vermuthungen habe, aber es iſt unvermeidlich, daß auch ich zuweilen hören muß, was Alle beſchäftigt und in Harniſch bringt. Denn man wagt ſogar zu behaupten, daß ſich jeder deine Ungnade zuziehe, der ihr nicht Aufmerkſamkeit beweiſt; und man hält bereits für beſonders achtungswerth und charakterfeſt, ihr Artigkeiten zu verſagen. Dich wie ſie bedroht die Verläumdung. Vergib mir, mein Vater, daß ich es gerade heraus ſage, du ſelbſt haſt durch deine Gnade die Frau in die gefährliche Lage gebracht, und deshalb liegt dir ob, ſie daraus zu befreien."

„Der Hof wird immer tugendhaft, wenn ſein Herr eine Dame auszeichnet, welche nicht in die Hofkreiſe gehört; auch du wirſt lernen, ſolche Sittenſtrenge gering zu achten," verſetzte der Fürſt. „Es iſt eine ungewöhnliche Neigung, Benno, die dein furchtſames Weſen an die Grenzen der Redefreiheit treibt, welche dem Sohn gegen den Vater geſtattet iſt."

Dem Erbprinzen röthete ſich das bleiche Antlitz. „Ja, mein Vater," rief er, „höre, was jedem andern Ohr Geheimniß bleiben wird. Ich liebe die Frau ſo warm und von ganzem Herzen, daß ich ihr mit Freude das größte Opfer bringen würde. Die Macht, welche Schönheit und Unſchuld des Weibes auf einen Mann ausübt, habe ich bei ihr gefühlt, mehr als einmal habe ich mich an ihrem lauteren Gemüth aufgerichtet. Ich war ſelig in ihrer Nähe, und unglücklich, wenn ich nicht in ihre Augen ſah. In dem ganzen Jahre habe ich in der Stille an ſie gedacht, in dieſem ſchmerzvollen Gefühl bin ich zum Mann herangewachſen. Daß ich jetzt den Muth habe, vor dich zu treten, verdanke ich dem Einfluß, den ſie auf mich geübt. Ich weiß, mein Vater, wie unglücklich ſolche Leidenſchaft macht, ich kenne die Qual, das geliebte Weib für immer zu entbehren. Was mich erhoben hat in den bitterſten Stunden des ſehnſüchtigen Verlangens, das war allein der Gedanke an den Frieden ihrer reinen Seele. Jetzt weißt du Alles, mein Geheimniß habe ich zu deinen Füßen niedergelegt, ich flehe, mein Herr und Vater, ſchone dies Vertrauen. Haſt du bisher für mein Wohl geſorgt, heut iſt die Stunde, wo du mir den höchſten Beweis deiner Treue geben kannſt. Ehre die Frau, welche dein unglücklicher Sohn liebt.“

Das Antlitz des Fürſten hatte ſich unter den Worten des Sohnes verändert, der Prinz erſchrak vor dem feindlichen Ausdruck. „Suche dir für deine Poeſien das Ohr eines fahrenden Ritters, der begierig das Waſſer hinuntertrinkt, in welches ſeine Dame ein Thränchen geweint hat.“

„Ja, ich ſuche deine ritterliche Hilfe, mein Fürſt und Herr,“ rief der Erbprinz außer ſich, „ich beſchwöre dich, laß mich nicht vergebens werben, ich rufe dich zu einem Dienſt für mich und ſie, als Prinz unſeres erlauchten Hauſes und als Mitglied derſelben Genoſſenſchaft, deren Wahlſpruch wir beide tragen. Verſage nicht deinen Beiſtand in ihrer Gefahr.“

„Wir ſtehen nicht im Ordensſaal,“ verſetzte der Fürſt kalt, „und die Phraſe klingt widerwärtig in die Stimmung des Werkeltages. Ich habe dein Vertrauen nicht begehrt, zu dreiſt haſt du mir's aufgedrungen, wundere dich nicht, daß der Vater über die vermeſſene Rede zürnt und der Fürſt dich ungnädig entläßt.“

Der Erbprinz erblich und trat zurück. „Der Zorn des

Vaters und die Ungnade meines Herrn ſind ein Unglück, welches ich tief fühle; aber noch furchtbarer iſt mir der Gedanke, daß hier am Hofe ein Unrecht gegen eine Unſchuldige verübt wird, ein Unrecht, an welchem auch ich Theil haben ſoll. Wie ſchwer dein Zorn mich treffe, ich ſage dir doch, du ſelbſt haſt die Frau der Mißdeutung ausgeſetzt, und ſolange ich dir gegenüberſtehe, werde ich dir das ſagen und nicht ablaſſen mit der Bitte: entferne ſie von hier, um ihrer Ehre und um unſerer Ehre willen."

„Da deine Worte endlos um daſſelbe Trugbild flattern," antwortete der Fürſt, „ſo iſt es Zeit, dieſer Unterredung ein Ende zu machen. Du wirſt auf der Stelle abreiſen, du wirſt der Zeit überlaſſen, ob ſie mich vergeſſen läßt, was ich heut von dir erfahren. Bis dahin magſt du in der Einſamkeit darüber nachſinnen, daß du ein Thor warſt, als du den Vormund Fremder ſpielen wollteſt, welche vollſtändig in der Lage ſind, für ihr eigenes Heil zu ſorgen."

Der Erbprinz verneigte ſich. „Hat mein durchlauchtigſter Herr noch einen Befehl für mich?" frug er mit zuckenden Lippen.

Finſter entgegnete der Fürſt: „Dir bleibt nur noch übrig, daß du ſelbſt die Fremden gegen deinen Vater aufregſt."

„Ew. Hoheit wiſſen, daß mir dergleichen nicht geziemen würde."

Der Fürſt winkte mit der Hand, der Sohn ſchied mit ſtummer Verbeugung.

Der Prinz rief nach ſeinem Wagen und eilte zu ſeiner Schweſter. Die Prinzeß ſah ängſtlich in ſein verſtörtes Geſicht: „Du ſollſt fort?"

„Lebe wohl," ſagte er, ihr die Hand reichend, „ich gehe auf's Land, uns noch ein neues Schloß zu bauen, wenn wir einmal die Scene wechſeln wollen."

„Wann kehrſt du zurück, Benno?"

Der Erbprinz zuckte die Achſeln. „Sobald der Fürſt befiehlt. Ich habe jetzt den Auftrag, ein wenig Baumeiſter und Landwirth zu werden, auch dies iſt eine nützliche Thätigkeit. Lebe wohl, Sidonie. Sollte der Zufall dich einmal mit Frau Werner zuſammenführen, ſo würde ich dir verbunden ſein, wenn du nicht auf das Geſchwätz des Hofes achten, ſondern daran denken wollteſt, daß ſie eine wackere Frau iſt, und daß ich ihr von früher großen Dank ſchuldig bin."

„Biſt du unzufrieden mit mir, mein Bruder?" frug die Prinzeſſin ängſtlich.

„Mache gut, Siddy, was du noch gut machen kannſt, lebe wohl."

Prinz Victor begleitete ihn zum Wagen. Der Erbprinz faßte ihn an der Hand und ſah bedeutungsvoll nach dem Pavillon hinüber, Victor nickte. „Es iſt mein eigener Vortheil," ſagte er. „Ehe ich nach der Garniſon gehe, beſuche ich dich im Lande des Farnkrauts, ich erwarte, dich als Bruder Klausner zu finden mit langem Bart und einer Mütze von Baumrinde. Lebe wohl, Ritter Toggenburg, und lerne dort, daß die beſte Philoſophie auf Erden iſt, jeden Tag für verloren zu halten, an dem man keinen dummen Streich gemacht hat. Beſorgt man dies Geſchäft nicht ſelbſt, ſo übernehmen Andere die Mühe. Es iſt immer luſtiger, Hammer zu ſein, als Ambos."

Der Fürſt war heut während der Hoftafel ſo finſter und ſchweigſam, daß es den meiſten Anweſenden auffiel, nur kurze Bemerkungen fielen von ſeinem Munde, zuweilen ein herber Scherz, dem man anmerkte, daß die Seele des Fürſten nach Faſſung rang; der Hof verſtand, daß dieſe unheimliche Stimmung mit der Abreiſe des Erbprinzen zuſammenhing, und Jeder hütete ſich, den Verſtörten zu reizen. Der Profeſſor allein genoß den Vorzug, dem Fürſten ein Lächeln abzunöthigen, als er gutlaunig von dem verzauberten Schloß Solitude erzählte. Nach der Tafel ſprach der Fürſt neben dem Profeſſor mit einem Adjutanten, der Profeſſor wandte ſich an den Oberſthofmeiſter, und obgleich er die unzugängliche Artigkeit des Mannes ſonſt mied, that er heut doch eine gleichgültige Perſonenfrage. Der Oberſthofmeiſter antwortete verbindlich, daß der nahe Hofmarſchall ſicher die beſte Auskunft geben könne, und veränderte ſeinen Platz. Gleich darauf trat der Fürſt, quer durch die Geſellſchaft ſchreitend, an den Oberſthofmeiſter, zog ſich mit dieſem in eine Fenſterniſche zurück und begann: „Sie haben mich auf meiner erſten Reiſe nach Italien begleitet und, wenn mir recht iſt, ein wenig meine Liebhaberei für Alterthümer getheilt. Unſere Sammlung wird neu geordnet, an einem Katalog fleißig gearbeitet.“

Der Oberſthofmeiſter ſprach ſeine Anerkennung der fürſtlichen Opferwilligkeit aus.

„Profeſſor Werner iſt ſehr thätig,“ fuhr der Fürſt fort, „es iſt erfreulich, wie ſchnell er einen Ueberblick zu geben verſteht.“ Der Oberſthofmeiſter blieb ſtumm.

„Sie erinnern ſich, Excellenz, wie beluſtigend uns in Italien die Sammler waren, welche den Fremden durch Lohndiener in ihre Kabinette zogen und um eine erloſchene Inſchrift endlos Mund und Arme bewegten. Wie die meiſten Menſchen an einer fixen Idee leiden, ſo auch unſer Gaſt. Er argwöhnt, daß in einem Hauſe unſeres Fürſtenthums eine alte Handſchrift verborgen liege, deshalb hat er die Tochter des Hausbeſitzers geheiratet, und da er trotzdem ſeinen Schatz nicht gefunden, ſucht er jetzt in der Stille dies Nebelbild auf allen Böden der Reſidenz. Hat er nie gegen Sie darüber geſprochen?“

„Ich habe noch keine Veranlaſſung gehabt, ſein Vertrauen zu ſuchen,“ erwiederte der Oberſthofmeiſter.

„Da haben Sie etwas verloren,“ fuhr der Fürſt fort, „er ſpricht in ſeiner Weiſe gut und gern darüber; es wird Sie unterhalten, einmal dieſe Art von Narrheit näher zu betrachten. Kommen Sie nachher mit ihm in mein Arbeitszimmer.“

Der Oberſthofmeiſter verneigte ſich und meldete beim

Aufbruch dem Profeſſor, daß der Fürſt ihn noch zu ſprechen wünſche.

Die Herren traten bei dem Fürſten ein, dieſem eine erheiternde Unterhaltung zu ſchaffen.

„Ich habe Seiner Excellenz erzählt,“ begann der Fürſt, „daß Sie bei uns noch ein beſonderes Intereſſe als Jagdliebhaber verfolgen. Wie ſteht's mit der Handſchrift?“

Der Profeſſor berichtete über ſeine neue Entdeckung und die beiden Truhen. „Der nächſte Jagdgrund, worauf ich hoffe, ſind die Böden und Kammern im Sommerſchloß der Frau Prinzeſſin; weigern auch dieſe eine Beute, ſo weiß ich mir kaum noch eine undurchſuchte Stätte.“

„Es ſoll mich freuen, wenn Sie recht bald zum Ziele kommen,“ ſagte der Fürſt und blickte zu dem Oberſthofmeiſter hinüber. „Ich nehme an, daß es auch für Ihr eigenes Leben von Wichtigkeit ſein würde, dieſe Handſchrift zu finden. Sie werden ſich ja wohl dazu verſtehen, dieſelbe durch den Druck bekannt zu machen.“

„Es wäre die höchſte Aufgabe, die mir werd[illegible] könnte,“ verſetzte der Profeſſor, „vorausgeſetzt, daß Ew. [illegible]it Huld mir dies Werk anvertrauen wollte.“

„Sie ſollen die Arbeit übernehmen und kei[illegible]derer,“ erwiederte der Fürſt lächelnd, „ſoweit ich ein Recht [illegible]e, darüber zu beſtimmen. Alſo das unſichtbare Buch würde für Ihre Wiſſenſchaft in Wahrheit große Bedeutung haben?“

„Die größte Bedeutung. Aber der Inhalt wäre für jeden Gebildeten von hohem Werth, ich meine, er würde auch Ew. Hoheit feſſeln,“ ſagte der Profeſſor arglos und freudig, „denn der Römer Tacitus iſt in gewiſſem Sinne ein Hofſchriftſteller, Mittelpunkt ſeiner Erzählung ſind die Charaktere der Kaiſer, welche in dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Geſchicke der alten Welt beſtimmt haben. Es iſt freilich im Ganzen ein trübes Bild.“

„Er iſt ein Schriftſteller der Unzufriedenen?“ ſagte der Fürſt.

„Er iſt der große Berichterſtatter über eine eigenthümliche Verbildung der Charaktere, welche bei den Herren der antiken Welt eintrat, wir verdanken ihm eine Reihe von pſychologiſchen Schilderungen der Krankheit, welche ſich damals auf dem Throne entwickelte.“

„Das iſt mir neu,“ verſetzte der Fürſt, ſich auf ſeinem Stuhl bewegend.

„Ew. Hoheit würden, ich bin überzeugt, mit dem größten Antheil die verſchiedenen Formen dieſer Seelenkrankheit betrachten, und Höchſtdieſelben würden in andern Zeiträumen der Vergangenheit, ja in früheren Zuſtänden unſeres eigenen Volkes viele bedeutſame Seitenbilder finden.“

„Sie nehmen alſo eine beſondere Krankheit an, welche nur die Regenten befällt?“ frug der Fürſt, „die Mediciner werden Ihnen für dieſe Entdeckung beſonderen Dank wiſſen.“

„In der That,“ rief der Profeſſor eifrig, „iſt die furchtbare Bedeutung dieſer Erſcheinung noch viel zu wenig gewürdigt, keine andere hat auf das Schickſal der Nationen ſo unermeßlichen Einfluß geübt. Was Peſt und Krieg verdarben, iſt wenig gegen die verhängnißvolle Verwüſtung der Völker, welche durch dies beſondere Leiden der Herrſcher angerichtet wurde. Denn dieſe Krankheit, welche noch lange nach Tacitus unter den römiſchen Imperatoren wüthete, iſt kein Leiden, welches auf das alte Rom beſchränkt war, ſie iſt zuverläſſig ſo alt, wie die Despotien des Menſchengeſchlechts, ſie befiel auch ſpäter in den chriſtlichen Staaten zahlreiche Herrſcher, ſie brachte in jeder Zeit anders geformte, groteske Geſtalten hervor, ſie war durch Jahrtauſende der Wurm, welcher, in der Hirnſchale eingeſchloſſen, das Mark des Hauptes verzehrte, das Urtheil vernichtete, die ſittlichen Empfindungen zerfraß, bis zuletzt nichts übrig blieb, als der hohle Schein des Lebens. Zuweilen wurde es Wahnſinn, den auch der Arzt nachweiſen kann, aber in zahlreichen anderen Fällen hörte die bürgerliche Zurechnungsfähigkeit nicht auf und der geheime Schaden barg ſich ſorgfältig. Es gab Zeiträume, wo nur einzelne feſtgefügte Seelen ſich völlige Geſundheit bewahrten, und wieder andere Jahrhunderte, wo ein friſcher Luftzug aus dem Volke die Häupter, welche das Diadem trugen, frei erhielt. Ich bin überzeugt, wer den Beruf hat, die Zuſtände ſpäterer Zeit genau zu unterſuchen, wird im Grunde denſelben Verlauf der Krankheit ſelbſt noch in den milderen Formen unſerer Bildung erkennen. Meinem Leben liegen dieſe Beobachtungen fern, auch zeigt der römiſche Staat allerdings die abenteuerlichſten Formen der Krankheit, denn dort ſind die größten Verhältniſſe und eine ſo mächtige Entfaltung der Menſchennatur in Tugend und Verkehrtheit, wie ſeitdem ſelten in der Geſchichte."

„Den Herren Gelehrten aber macht es beſondere Freude, dieſe Leiden früherer Herrſcher ans Licht zu ſtellen?" frug der Fürſt.

„Sie ſind gewiß lehrreich für alle Zeiten," fuhr der Profeſſor ſicher fort, „denn ſie prägen durch furchtbare Beiſpiele die Wahrheit ein, daß der Mann, je höher er ſteht, um ſo ſtärkere Schranken nöthig hat, welche die Willkür ſeines Weſens bändigen. Ew. Hoheit freies Urtheil und reiche Erfahrung werden ſchärfer als Jemand aus meinem Lebenskreiſe beobachten, daß dieſe Krankheitserſcheinungen ſich ſtets da zeigen, wo der Regierende weniger zu ſcheuen und zu ehren hat, als ein anderer Sterblicher. Was den Menſchen in gewöhnlicher Lage geſund erhält, iſt doch nur, daß ihm eine ſtrenge und unabläſſige Controle ſeines Lebens in jedem Augenblick fühlbar wird, ſeine Freunde, das Geſetz, die Intereſſen Anderer umgeben ihn von allen Seiten, ſie fordern gebieteriſch, daß er Denken und Wollen der Ordnung füge, durch welche Andere ihr Gedeihen ſichern. Zu jeder Zeit iſt die Gewalt dieſer Feſſeln bei dem Regenten minder ſtark; was ihn einengt, vermag er leichter niederzuwerfen, eine ungnädige Handbewegung ſcheucht den Warnenden für immer von ſeiner Seite, vom Morgen bis zum Abend iſt er mit Perſonen umgeben, welche ihm bequem ſind, ihn mahnt kein Freund an ſeine Pflicht, ihn ſtraft kein Geſetz. Hundert Beiſpiele lehren, daß frühere Herrſcher ſelbſt bei großen äußeren Erfolgen an innerer Verwüſtung litten, wo nicht eine ſtarke öffentliche Meinung und kräftige Theilnahme des Volkes am Staat ſie unabläſſig zwang, ſich ſelbſt zu behüten. Es liegt nahe, an die rieſengroße Kraft eines Feldherrn und Eroberers zu denken, den die Erfolge und Siege des eigenen Lebens ins Wüſte und Maßloſe getrieben haben, er war ein furchtbarer Phantaſt geworden, Lügner gegen ſich ſelbſt, Lügner gegen die Welt, bevor er geſtürzt wurde, und lange bevor er ſtarb. Doch dergleichen zu unterſuchen, iſt, wie geſagt, nicht mein Beruf."

„Nein," ſagte der Fürſt tonlos.

„Die entfernte Zeit," begann der Oberſthofmeiſter, „welche Sie im Auge haben, war aber nicht nur für die Regenten, auch für die Völker eine traurige Epoche. Wenn mir recht iſt, war das Gefühl des Abſterbens allgemein, auch bewunderte Schriftſteller taugten nicht viel, mir wenigſtens ſind ſolche Männer wie Apulejus und Lucian als eitle und kläglich gemeine Menſchen erſchienen."

Der Profeſſor ſah überraſcht auf den Hofmann.

„In meiner Jugend las man dergleichen häufiger," fuhr dieſer fort. „Ich verdenke den Beſſeren jener Zeit nicht, wenn ſie ſich mit Widerwillen von ſolchem Treiben abwandten und ſich in das engſte Privatleben oder in die thebaniſche Wüſte zurückzogen. Deshalb, wenn Sie von einer Krankheit der römiſchen Imperatoren ſprechen, möchte ich entgegnen, daß ſie nur Folge einer ungeheuren Erkrankung der Völker iſt, obgleich ich ſehr wohl einſehe, daß ſich während dieſem Verderb der Einzelnen ein großer Fortſchritt des Menſchengeſchlechts vollzogen hat, die Befreiung der Völker aus abſchließendem Volksthum zu einer Cultureinheit, und der neue Idealismus, welcher durch das Chriſtenthum auf die Erde kam."

„Zuverläſſig iſt die Form des Staates und die Form der

Bildung, welche die einzelnen Kaiſer vorfanden, entſcheidend für ihr Leben geweſen. Jedermann iſt in dieſem Sinne Kind ſeiner Zeit, und wenn es gilt, das Maß ihrer Schuld zu beſtimmen, dann wird vorſichtiges Abwägen ziemen. Aber was ich die Ehre hatte, Sr. Hoheit als beſondern Vorzug des Tacitus anzuführen, iſt auch nur die Meiſterſchaft, mit welcher er die eigenthümlichen Symptome und den Verlauf des Cäſarenwahnſinns ſchildert."

„Sie waren alle wahnſinnig," unterbrach der Fürſt mit heiſerer Stimme.

„Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Profeſſor arglos. „Auguſtus wurde auf dem Throne ein beſſerer Mann, und nach der Zeit, in welcher Tacitus ſchrieb, haben noch manche gute und maßvolle Herrſcher gelebt. Etwas von dem Fluch, welchen übel beſchränkte Macht auf die Seelen ausübt, mag an der Mehrheit der römiſchen Kaiſer erkennbar ſein. In den beſſeren aber lag er wie eine Kränklichkeit, welche, nur ſelten bemerkbar, immer wieder durch Tüchtigkeit oder gute Natur gebändigt wurde. Eine Anzahl freilich verdarb durchaus, und in ihnen entwickelte ſich die Krankheit nach einer beſtimmten Stufenfolge, deren innere Geſetzlichkeit wir wohl begreifen."

„Sie wiſſen alſo auch, wie den Leuten zu Muthe war?" fuhr der Fürſt auf, den Profeſſor ſcheu anblickend.

Der Oberſthofmeiſter trat in eine Fenſterniſche.

„Der Verlauf der Krankheit iſt im Allgemeinen nicht ſchwer zu verfolgen," verſetzte der Profeſſor erfüllt von ſeinem Gegenſtande. „Die Uebernahme der Regierung wirkt zunächſt erhebend. Der höchſte Erdenberuf ſteigert auch beſchränkte Menſchen wie den Claudius, verdorbene Buben wie den Caligula, Nero und Domitian während der erſten Wochen zu einem gewiſſen pathetiſchen Adel. Lebhaft iſt das Beſtreben zu gefallen, beſliſſen die Arbeit ſich durch Gnade feſtzuſetzen; die Scheu vor einflußreichen Perſönlichkeiten oder vor dem Widerſtreben der Maſſe zwingt zur Vorſicht. Die Herrſchaft aber hat den Menſchen zum Sklaven gemacht, und der Sklavenſinn trägt eine Verehrung entgegen, welche den Kaiſer äußerlich über andere Menſchen hinausſtellt, er iſt von den Göttern beſonders begnadigt, ja ſeine Seele ein Ausfluß der göttlichen Kraft. In dieſer knechtiſchen Unterwürfigkeit Aller und der Sicherheit der Herrſchaft wuchert bald der Egoismus. Die zufälligen Forderungen eines ungebändigten Willens werden rückſichtslos, die Seele verliert allmählich das Urtheil über Bös und Gut, der perſönliche Wunſch erſcheint dem Regierenden ſofort als Bedürfniß des Staates, jede Laune des Augenblicks heiſcht Befriedigung. Das Mißtrauen gegen Unabhängige führt zu kopfloſem Argwohn, wer ſich nicht fügt, wird als Feind beſeitigt, wer ſich geſchmeidig anzupaſſen verſteht, iſt ſicher, eine Herrſchaft über den Herrſcher auszuüben. Die Familienbande reißen, die nächſten Verwandten werden als geheime Feinde umlauert, der gleißende Schein eines herzlichen Vertrauens wird bewahrt, plötzlich durchbricht eine Miſſethat den Schleier, mit welchem Heuchelei ein innerlich hohles Verhältniß umzogen hat.“

Der Fürſt rückte mühſam ſeinen Seſſel von dem Kaminfeuer in das Dunkel.

Der Profeſſor fuhr eifrig fort: „Die Idee des römiſchen Staates verliert ſich zuletzt ganz aus den Seelen, ja ſie wird als feindſelig gehaßt, nur perſönliche Anhänglichkeit wird gefordert, treue Hingabe an den Staat erſcheint als Verbrechen. Dieſe Hilfloſigkeit und das Schwinden des Urtheils über die Tüchtigkeit, ja über die wirkliche Ergebenheit der Menſchen bezeichnen einen Fortſchritt der Krankheit, durch welchen bereits die Zurechnungsfähigkeit beeinträchtigt wird. In dieſer Zeit werden die Bildungselemente immer beſchränkter und einſeitiger, das Wollen immer eitler und kleinlicher. Ein kindiſches Weſen wird ſichtbar, Freude an elendem Tand und eitlen Poſſen, daneben eine bubenhafte Tücke, welche zwecklos verdirbt, es wird Genuß, nicht nur zu quälen, auch die Qualen Anderer zu ſchauen, unwiderſtehlich wird das Gelüſt, Hervorragendes in das Gemeine herab zu ziehen, ja auch Gleichgültiges zu vernichten. Sehr merkwürdig iſt, wie mit dieſer Abnahme der Denkkraft eine unruhige und zerſtörende Sinnlichkeit überhand nimmt. Ihre dunkle Gewalt wird übermächtig. Während ſonſt die Würde des höhern Alters auch dem Schwachen Haltung gibt, verletzt hier das widerliche Bild bejahrter Wüſtlinge, wie Tiberius und Claudius. In einer ſchamloſen und raffinirten Hingabe an Lüſte wird die letzte Lebenskraft zerſtört."

„Das iſt ſehr merkwürdig," wiederholte tonlos der Fürſt.

Der Profeſſor ſchloß: „So vollendet ſich der Verderb in vier Stufen, zuerſt maßloſe Selbſtſucht, dann Argwohn und Heuchelei, dann knabenhafte Unvernunft, das Letzte thut widerwärtige Ausſchweifung."

Der Fürſt erhob ſich langſam von ſeinem Seſſel, er ſtrauchelte, der Oberſthofmeiſter trat ängſtlich näher, aber der Fürſt preßte die Hand auf die Lehne und wandte ſich dem Profeſſor zu; ohne ihn anzuſehen ſagte er verabſchiedend: „Ich danke den Herren für eine vergnügte Stunde." Man hörte den Worten die Anſtrengung an, welche ſie ihm koſteten. Im Hinausgehen frug der Profeſſor leiſe den Oberſthofmeiſter: „Ich habe den Fürſten gewiß durch die gedehnte Erörterung gelangweilt?"

Der Oberſthofmeiſter ſah erſtaunt in das freundliche Antlitz des Gelehrten: „Ich zweifle nicht, der Fürſt wird Ihnen ſehr bald beweiſen, daß er aufmerkſam zugehört hat."

Als ſie auf der Treppe waren, klang ein heiſerer Mißton aus der Ferne, der alte Herr fuhr zuſammen und lehnte ſich an die Wand.

Der Profeſſor lauſchte, Alles war ſtill. „Das war wie der Schrei eines wilden Thieres," ſagte er.

„Es klang von der Straße," verſetzte der Oberſthofmeiſter.

7.

Der Hummeln Cäſarenwahnſinn.

Herr Hahn fuhr an ſeinem Gartenzaun dahin. Seine Seele war mit Dankbarkeit gefüllt; da dieſe aber verhindert wurde, durch das gewöhnliche Ventil freundlicher Rede auszuſtrömen, drang ſie ihm in diejenige Kammer ſeines Hauptes, in welcher er die Pläne für Verſchönerung des Gartens aufbewahrte. Der hochherzige Gegner von drüben feierte nächſtens ſeinen Geburtstag, das hatte Herr Hahn auf weitem Umwege entdeckt. An dieſem Tage durfte ihm vielleicht ein heimliches Zeichen der Achtung vor Augen geſtellt werden. Der größte Schatz im Garten des Herrn Hahn waren ſeine Topfroſen, Bäumchen und Sträuche von jeder Größe und Farbe, prachtvolle Roſen, welche faſt das ganze Jahr blühten und von den Vorübergehenden ſehr bewundert wurden. Er trug ſie eigenhändig im Garten hin und her und benutzte ſie zum Ausputz verſchiedener Gruppen. Dieſe Roſen beſchloß er in ſtiller Huldigung zu widmen. Längſt hatte er in der Mitte des feindlichen Gartens ein wüſtes Rondel bedauert, das den ganzen Sommer thatlos dalag, als Lagerplatz für den rothen Hund oder eine umherſchweifende Katze. Wenn Herr Hummel an ſeinem Feſttage in den Garten trat, ſollte das runde Beet in eine blühende Roſengruppe verwandelt ſein.

Dieſer Gedanke verſchaffte Herrn Hahn viele glückliche Stunden und erhob ihn ein wenig aus der Tiefe ſeines Kummers. Er trug alſo die Roſen in einen verſteckten Winkel, ſtellte ſie vor ſich nach Größe und Farbe in Reihe und Glied und ſchrieb mit Kreide Nummern auf die Töpfe. Bei dem Hauſe des Parkwärters, welches jetzt als äußerſter Vorpoſten der Stadt am Fluſſe ſtand, ſchwamm ein kleiner Kahn, dieſen entlieh Herr Hahn in vertraulichſter Weiſe für einige Nachtſtunden. Vor dem erſten Morgengrau des feindlichen Geburtstages ſchlüpfte er aus ſeinem Hauſe, trug die Töpfe über den Parkweg in den Kahn und fuhr mit ſeiner Ladung bis zu der kleinen Treppe, welche aus dem Waſſer in den Garten des Herrn Hummel führte. Er ſchlich mit ſeinen geliebten Roſen an das runde Beet, ordnete ſie geräuſchlos nach der Nummer, topfte jede einzelne aus und verwandelte die öde Stätte in ein prachtvolles Roſengebüſch. Als die Sperlinge in der Dachrinne ihre erſten Schimpfreden auf ihn hinabſchrieen, hatte er die Erde des Beetes wieder mit kleinem Rechen geebnet. Noch einen vergnügten Blick warf er auf ſein Werk, einen zweiten auf die dämmrige Hauswand, hinter welcher Herr Hummel der Ueberraſchung des Morgens entgegenſchlummerte, dann ſchlich er mit Grabeiſen und leeren Scherben wieder in ſeinen Kahn, ruderte bis zum Hauſe des Parkwärters und barg ſich und ſein Gartengeräth auf dem eigenen Grunde, bevor das erſte Sonnenlicht ſeinen Schornſtein roſig anmalte.

Herr Hummel trat zur gewöhnlichen Stunde in die Wohnſtube, empfing in guter Laune den Glückwunſch ſeiner Frauen, blickte gnädig auf den Feſtkuchen, welchen Frau Philippine neben ſeinen Kaffe geſtellt, und auf die Reiſetaſche, welche ihm Laura geſtickt, nahm ſeine Zeitung zur Hand und weihte ſich durch Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten der Menſchen für die Geſchäfte ſeines eigenen Lebens. Alles ließ ſich gut an, er nahm in der Fabrik und im Comtoir die Gratulationen auf wie ein Lamm, er ſtreichelte den knurrenden Hund und ſchrieb Geſchäftsbriefe voll Hochachtung an ſeine Kunden.

Als er gegen Mittag zu ſeinen Frauen zurückkehrte, trat auch der Doctor von drüben in das Zimmer und brachte ſeinen Glückwunſch dar. Auf der ſonnigen Stirn des Hausherrn lagerte ſich eine dunkle Wolke und es wetterleuchtete unter ſeinen ambroſiſchen Brauen. „Sieh da, auch Saul unter den Propheten! Wollen Sie einen verlorenen Eſel nach dem Hauſe ihres Vaters holen? Damit können wir nicht aufwarten. Oder wollen Sie einen Vortrag halten über die Sprache der Orangutangs im Kokoslande?“

„Meine Vorträge ſind Ihnen noch nicht läſtig geworden,“ erwiederte der Doctor. „Ich komme nicht dazu, weil Ihre gaſtliche Zuvorkommenheit ſelbſt die Mühe übernimmt, die Anweſenden durch Ergüſſe Ihrer guten Laune zu unterhalten. Ich habe Ihnen bereits meinen Wunſch ausgedrückt, niemals Zielpunkt derſelben zu ſein.“

„So vertheidigen Sie ſich doch, wenn Sie können,“ rief Herr Hummel.

„Nur die Rückſicht auf das Behagen der Anweſenden hindert mich,“ verſicherte der Doctor, „Ihnen in Ihren vier Wänden die Antwort zu geben, welche Sie zu wünſchen ſcheinen.“

„Es würde mir leid thun, wenn Sie durch meine vier Wände in Nachtheil geſetzt würden,“ bedauerte Hummel. „Ich mache Ihnen den Vorſchlag, ſtellen Sie ſich mit mir auf gleichen Fuß, bleiben Sie drüben und ſtecken Sie den Kopf zum Fenſter hinaus, ich werde daſſelbe thun, wir können dann über die Straße einander anſingen, wie zwei Canarienvögel.“

„Jetzt aber bin ich hier,“ ſagte der Doctor mit einer Verbeugung, „und erhebe den Anſpruch, dies Stück Geburtstagskuchen in Frieden und unter freundlichen Geſichtern zu verzehren.“

„Dann erſuche ich Sie, ohne übergroßen Schmerz auf mein Geſicht zu verzichten,“ brummte Hummel. Er öffnete die Thür nach dem Garten und ſchritt unzufrieden die Stufen hinab. Schon von Weitem ſah er die junge Roſengruppe im Tageslicht unſchuldig lächeln. Er umkreiſte die Stätte, ſchüttelte den Kopf und lud ſeine Frauen in den Garten. „Wer von euch hat dieſen Einfall gehabt?“ frug er. Die Frauen bezeugten ſo lebhaft ihre Ueberraſchung, daß er von ihrer Unſchuld überzeugt wurde; er rief den alten Schließer, den Buchhalter, Alle bewieſen völlige Unwiſſenheit. Die Miene des Herrn

Hummel wurde finſter. „Was heißt das? Hier iſt eingeſchlichen worden, während wir ſchliefen, nächtlicher Gartenbau iſt nicht nach meinem Geſchmack; wer darf ſich unterſtehen, mein Grundſtück ohne Erlaubniß zu betreten? Wer hat dieſe Naturproducte eingeführt?"

Er ging unruhig die Waſſerſeite entlang, neben ihm ſchlich Speihahn. Der Hund kroch die Waſſertreppe hinab, roch an einem braunen Holz, welches auf der letzten Stufe lag, ſtieg wieder zur Höhe, wandte ſich gegen das Haus des Herrn Hahn und machte knurrend einen höhniſchen Katzenbuckel. Es war ſo deutlich, als hätte er die freundlichen Worte geſprochen: „Wünſche wohl zu ſpeiſen."

„Richtig," rief Hummel, „der Einbrecher hat den Griff des Steuerruders zurückgelaſſen. Der braune Griff gehört zu dem Kahn des Parkwärters. Tragen Sie ihn hinüber, Klaus, ich fordere Antwort, wer gewagt hat, dieſen Kahn hier anzulegen." Der Schließer eilte mit dem Holze fort und brachte verlegen die Antwort, Herr Hahn habe ſich in der Nacht den Kahn ausgebeten.

„Wenn es Ahnungen gibt," zürnte Hummel, „ſo war dies eine. Nächtliche Schleicherei Ihres Vaters verbitte ich mir unter allen Umſtänden," fuhr er den Doctor an.

„Ich weiß nichts davon," entgegnete der Doctor. „Hat dies mein Vater gethan, ſo erſuche ich Sie, auch wenn Ihnen an den Roſen nichts liegt, ſich doch die gute Meinung gefallen zu laſſen."

„Ich proteſtire gegen jede Roſe, welche auf meinen Weg geſtreut werden ſoll," grollte Hummel. „Zuerſt hatten wir giftige Klößchen aus übler Meinung, und jetzt Roſenblätter aus guter. Ihr Vater ſollte an etwas Anderes denken, als an ſolche Poſſen. Noch iſt der Grund und Boden mein, und dies Scharren der Hähne gedenke ich zu verhindern." Er fuhr wild unter die Roſen, packte Stämmchen und Aeſte, riß ſie aus dem Boden und warf ſie in einen wüſten Haufen.

Der Doctor wandte ſich finſter ab, Laura aber eilte zu dem Vater und ſah ihm zornig in das harte Geſicht. „Was du herausreißeſt," ſprach ſie nachdrücklich, „ich ſetze es mit meinen Händen wieder ein, daß du's nur weißt." Sie lief in eine Ecke des Gartens, trug Töpfe herzu, kniete am Boden und preßte die Stöcke mit ihren kleinen Erdballen wieder in die Gefäße, ebenſo heftig, als der Vater ausrodete. „Ich will ſie pflegen," rief ſie dem Doctor zu, „ſagen Sie Ihrem lieben Vater, daß nicht Alle in unſerm Hauſe ſeine Freundlichkeit mißachten."

„Thu', was du nicht laſſen kannſt," verſetzte Herr Hummel ruhiger. „Klaus, was ſtehen Sie da und glotzen auf Ihren Hinterbeinen wie eine Schildkröte? Helfen Sie Fräulein Hummel bei ihrer freundlichen Erdarbeit. Dann tragen Sie die ganze Einbeſcherung wieder hinüber zu dem jugendlichen Blumenzüchter. Eine Empfehlung, und er hätte im Dunkeln die Gärten verwechſelt. Die Roſen möchte er ſelber begießen, bis wir jungen Mädchen mit einander zum Tanze gingen. Dann würde ich ihn um das Grünzeug zu einem Kranze bitten." Er drehte der Geſellſchaft den Rücken und ging mit ſtarken Schritten nach ſeinem Comtoir. Laura kauerte am Boden und arbeitete an den gemißhandelten Roſen mit geröthetem Antlitz und düſterer Entſchloſſenheit. Der Doctor half ſchweigend. Er hatte ſeinen Vater wohl hinter dem Zaune geſehen und wußte, wie tief der Arme den neuen Trotz des Gegners empfinden werde. Laura hörte nicht auf, bis alle Blumen ſo gut als möglich in den Töpfen geborgen waren, dann tauchte ſie die Hände in das vorbeifließende Waſſer, und ihre Thränen miſchten ſich mit der Fluth. Sie zog den Doctor nach dem Zimmer. Dort rang ſie außer ſich die Hände. „Das Leben iſt ſchrecklich, wir gehen beide unter in dem kleinlichen Hader. Es gibt nur eine Rettung für Sie und für mich, ſind Sie ein Mann, ſo finden Sie, was uns löſt von dieſem Jammer." Sie ſtürzte aus dem Zimmer, die Mutter winkte heftig dem Doctor, zurück zu bleiben, als dieſer folgen wollte.

„Sie iſt außer ſich,“ rief Fritz, „was meinen ihre Worte? was fordert ſie von mir?“

Die Mutter ſetzte ſich verlegen auf ihren Sorgenſtuhl, räuſperte ſich und zupfte an ihren Aermeln. „Ich muß Ihnen etwas vertrauen, Herr Doctor,“ begann ſie zögernd, „was für uns beide ſehr ſchmerzlich iſt, und doch weiß ich mir keine Hilfe, und alle Vorſtellungen, die ich meinem unglücklichen Kinde mache, ſind vergebens. Um Ihnen nichts zu verſchweigen, es iſt eine große Verirrung, und ich hätte nie erwartet, daß ſo etwas möglich wäre.“ Sie hielt an und ſuchte Kraft in ihrem Taſchentuche. Fritz ſah ängſtlich auf die verſtörte Frau Hummel, ein Geheimniß Laura's, das er ſeit Wochen geahnt, ſollte jetzt vernichtend auf ſeine Hoffnungen fallen.

„Ich will Ihnen ja Alles geſtehen, lieber Herr Doctor,“ fuhr die Mutter mit vielem Seufzen fort, „Laura ſchätzt Sie unendlich, und der Gedanke, Ihre Frau zu werden, iſt ihr, ich darf es im Vertrauen ſagen, nicht fremdartig und auch nicht gerade unangenehm. Aber ſie hat ſich etwas in den Kopf geſetzt, was fürchterlich iſt und was ich mich ſchäme über meine Lippen zu bringen.“

„Sprechen Sie es aus,“ rief der Doctor in Verzweiflung.

„Laura will von Ihnen entführt werden.“

Fritz ſaß ſtarr.

„Es iſt unmenſchlich, daß ich als Mutter dieſen Wunſch gegen Sie ausſprechen muß, aber ich weiß mir keinen Rath mehr.“

„Aber wozu?“ frug der Doctor, immer noch betäubt.

„Das gerade iſt das Schmerzlichſte von Allem, und das ſoll ſie Ihnen ſelbſt bekennen. Wie ſie auf den Gedanken gekommen iſt, durch Dichtungen oder durch Zeitungsberichte aus der großen Welt, ich weiß es nicht. Aber in ihrer Stimmung, welche immer aufgeregt und tragiſch iſt, kann ich ihr keinen Widerſtand leiſten. Ich fürchte mich, meinem Mann darüber eine Mittheilung zu machen, ich beſchwöre Sie, thun Sie das

Ihrige mein Kind zu beruhigen. Sie iſt von Gefühlen zerriſſen und ich vermag den innern Kampf dieſer jungfräulichen Bruſt nicht mehr widerſtrebend anzuſehen.“

„Ich bitte um Erlaubniß,“ verſetzte der Doctor, „darüber ſogleich mit Laura zu ſprechen.“ Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, eilte er die Treppe zu Laura's Zimmer hinauf. Er pochte. Als ihm keine Antwort wurde, riß er die Thür auf. Laura ſaß an ihrem Schreibtiſch und ſchluchzte recht herzlich.

„Liebe, ſüße Laura,“ rief der Doctor an ihrer Seite, „ich habe mit Ihrer Mutter geſprochen, laſſen Sie mich Alles wiſſen.“

Laura fuhr auf. „Jede warme Empfindung wird mit Hohn beworfen, jede Stunde, in der ich Sie ſehe, wird mir durch die Feindſeligkeit des Vaters verbittert. Dem ärmſten Mädchen geht das Herz auf, wenn ſie die Stimme des geliebten Mannes hört, ich aber muß fragen, iſt das die Seligkeit der Liebe? Wenn ich Sie nicht ſehe, bangt mir nach Ihnen, und wenn Sie zu uns kommen, fühle ich mich gequält, und lauſche ängſtlich auf jedes Wort des Vaters. Sie ſelbſt ſehe ich freudenlos und niedergeſchlagen. Fritz, Ihre Liebe zu mir macht Sie unglücklich!“

„Geduld, Laura,“ ſagte der Doctor, „halten wir aus. Mein Vertrauen zu dem Herzen des Vaters iſt beſſer als das Ihre. Allmählich wird er ſich mit meinem Anblick verſöhnen.“

„Nachdem uns beiden der Muth gebrochen iſt, eine große Neigung durch zahlloſe kleine Widerwärtigkeiten zerdrückt iſt. Ich kann Ihre Frau nicht werden, Fritz, auf dieſem Wege, zwiſchen den Händeln unſerer feindlichen Häuſer, mich verdirbt die enge Straße und der alte Haß. Oft habe ich hier geſeſſen und mich abgehärmt, daß ich kein Mann bin, der herauskann, ſich ſelbſt ſein Glück zu ſuchen. Hören Sie ein Geheimniß. Fritz,“ rief ſie vor ihn tretend, und rang wieder die Hände, „ich werde hier hochmüthig, boshaft und ſchlecht.“

„Davon habe ich noch wenig gemerkt,“ erwiederte Fritz erſtaunt.

„Ich verberge es Ihnen,“ rief Laura, „aber ich kämpfe täglich mit unreinen Gedanken; ich bin gleichgültig gegen die Liebe der Eltern: wenn der Vater mich auf den Kopf drückt, ſo ſchreit der Teufel in mir, er könnt' es auch laſſen; wenn die Mutter mich in ihrer Weiſe zur Geduld ermahnt, ſo iſt mir ihre Rede in der Stille ärgerlich, weil ſie vielleicht ſchönere Worte gebraucht, als nöthig wäre. Den Hund haſſe ich ſo, daß ich ihn manchmal ohne Veranlaſſung knuffe. Das Geſpräch am Sonntagstiſch, die Geſchichten des alten Schauſpielers, der ewige kleine Klatſch der Straße erſcheinen mir unerträglich. Ich fühle, daß ich ein garſtiges Kind bin, und ich habe manchmal auf dieſer Stelle über mich geweint und mich ſelbſt gehaßt. Aber die ſchlechten Anwandlungen kehren wieder und werden mächtiger. Das wird hier nicht beſſer, wo wir beide im Banne leben, als zwei verwöhnte Kinder. Wir verſinken, Fritz, in dieſer Umgebung! Auch die liebende Sorge der Eltern hört auf zu beglücken. Was die Frau Baſe über Den und über Die klagt, und daß man ſich nicht naſſe Füße macht, wollene Strümpfe und des Sonntags Kuchen mit Zuckerguß: — das alle Jahre, das ganze Leben hindurch!“ Sie riß ihr Memoirenbuch auf und hielt ihm ein Bündel Gedichte und Briefe entgegen. „Hier ſind Ihre Briefe, durch dieſe habe ich Sie liebgewonnen, denn hier ſind Sie, wie ich Sie verehre. So will ich Sie immer haben. Wenn ich Sie dann wiederfinde zwiſchen Ihrem und unſerm Hauſe, wie Sie die Schelte des Vaters ertragen müſſen, wie Sie ſich ängſtlich mühen, es allen Theilen recht zu machen, und wenn ich merke, daß Sie bei jedem rauhen Lüftchen doppelte Shawls tragen, ſo wird mir heiß und bange auch um Sie, und ich ſehe Sie als einen recht verwöhnten Stubengelehrten vor mir, und mich als eine kleine dicke Frau mit einer großen Haube und einem nichtsſagenden Geſicht, welche bei der Kaffetaſſe ſitzt und ſich über die täglichen Spaziergänger aufhält, und dieſer Gedanke ſchnürt mir das Herz zuſammen.“

Fritz erkannte ſeine Briefe. Längſt war ihm zweifellos, daß Laura die ſtille Vertraute geweſen, aber als er jetzt auf die Geliebte blickte, welche den geheimnißvollen Briefwechſel in die Höhe hielt, da dachte er nicht mehr der Laune, welche ihm ſoeben wehe gethan hatte, er fühlte nur ihre Treue und die Poeſie des zarten Verhältniſſes. „Liebe, liebe Laura,“ rief er ſie umſchlingend, „unruhig pochendes Herz. Wo iſt der fröhliche Uebermuth hin, der dir damals die Hand führte, als du dem armen Sammler das Seil um den Nacken legteſt? Mir ſind zwei Seelen, mit denen ich innig verkehrte, zu einer geworden, du aber zerlegſt mich und dich ſelbſt jetzt klagend in Alltagsmenſchen und in höher berechtigte Naturen. Was hat dir dein fröhliches Vertrauen genommen?“

„Unſere Noth, Fritz, und der Schmerz, ohne Freude Sie zu ſehen, ohne Erhebung Ihre Stimme zu hören. Sie ſind bei mir und Sie ſind mir oft ferner, als in jenen Tagen, wo ich Sie gar nicht ſah oder nur in Geſellſchaft der Freunde.“ Sie löſte ſich aus ſeiner Umarmung. „Liebſt du mich, und biſt du der Mann, der dies geſchrieben, ſo wage, mich aus dieſer Enge hinauszuziehen. Fange mit mir ein neues Leben an, ich will mit dir arbeiten und entbehren, du ſollſt ſehen, daß ich Kraft habe, ich will Tag und Nacht darauf denken, wie ich den Tagesbedarf verdiene, damit du ungeſtört durch die kleine Noth in deiner Wiſſenſchaft weilen kannſt. Sei friſch und keck, wirf die ewigen Bedenken von dir, wage einmal zu thun, was Andere mit Achſelzucken betrachten.“

„Wenn ich es thäte,“ antwortete Fritz ernſt, „für mich iſt das Wagniß gering. Für dich ſteht auf dem Spiel, woran du jetzt nicht denkſt. Wie magſt du wähnen, daß ein gewagter Entſchluß dir heilſam ſei, wenn er einen neuen Mißklang in deine Seele wirft und dich für dein ganzes Leben mit einer Schuld gegen Andere belaſtet?“

„Wenn ich ein Unrecht auf mich nehme," rief Laura finſter, „ich thue es nicht nur für mich. Ich fühle, daß es ein Unrecht iſt, ach ſehr. Aber ich wage es für unſere Liebe. Niemals wird mein Vater mit gutem Willen Ihre Hand in meine legen. Er weiß, wie ich an Ihnen hänge, und iſt nicht ſo hart, mein Unglück zu wollen, aber er vermag ſeine Abneigung nicht zu bekämpfen. Heut hat er ſich zu der Anſicht gezwungen, daß Sie der Mann ſind, dem ich angehöre, morgen kommt ihm wieder die gallige Empfindung, wie ſehr ihm das verhaßt iſt. Wagen Sie ihm zu trotzen, und Sie werden ihm ſelbſt einen Gefallen thun, beweiſen Sie feſten Willen, er wird zürnen, aber er wird ſich dem Muthigen leichter verſöhnen. Er liebt mich," ſagte ſie leiſe, „aber er iſt fürchterlich hart gegen Andere."

„Iſt er das immer?" frug der Doctor. „Nun ſo kennt die Tochter doch nicht den ganzen Werth ihres Vaters. Ich würde in dieſer Stunde ein Unrecht gegen ihn und dich begehen, wenn ich dir verſchwiege, was nach ſeinem Willen für dich Geheimniß bleiben ſoll. Höre denn: als mein armer Vater in Verzweiflung neben mir ſaß, da trat dein Vater in unſer Haus und gab uns in einer großartigen Weiſe die Mittel, um den drohenden Sturz abzuhalten. Weißt du nicht, daß ſein Schmollen und Zanken oft Ausdruck eines rauhen Humors iſt?"

Laura's Augen hingen an ſeinem Mund, als wollte ſie die Worte von ſeinen Lippen ſtehlen. „Das hat der Vater gethan?" rief ſie außer ſich, hob die Arme zum Himmel und warf ſich zu ihrem Memoirentiſch nieder. Fritz wollte ſie aufheben. „Laß mich," bat ſie leidenſchaftlich, „es wird vorübergehn, ich bin glücklich, laß mich jetzt allein, Geliebter."

Der Doctor ſchloß leiſe die Thür und ging hinab zur Mutter, welche immer noch in Kummer verſunken auf dem Sopha ſaß und alle aufregenden Scenen der Entführung in mütterlicher Angſt durchkoſtete. „Ich bitte Sie, Laura jetzt nicht durch Vorſtellungen zu ängſtigen," ſagte er, „ſie ſelbſt wird die Ruhe wiederfinden, vertrauen wir ihrem wackeren Herzen.“ Mit dieſen klugen Worten ſuchte der Doctor ſich ſelbſt zu tröſten.

Unterdeß lag Laura auf den Seſſel geſtützt und bat dem Vater in Gedanken immer wieder ab, wo ſie ihm Unrecht gethan. Seit Jahren trug ſie den Schmerz mit ſich herum, der für das Herz eines Kindes am bitterſten iſt, heut war der Druck von der Seele genommen. Endlich ſprang ſie auf, zog ihr Tagebuch hervor, riß ein Blatt und wieder eins heraus, ballte die Blätter zuſammen und errichtete in dem Ofen ein kleines Opferfeuer, ſie ſah zu, bis die letzten Funken am ſchwarzen Zunder hin und herliefen, dann ſchloß ſie die Ofenthür und eilte aus dem Zimmer.

Herr Hummel ſaß in ſeinem Waarenlager vor einem Bataillon neuer Hüte mit breiter Krempe und runder Kappe, welche zur Muſterung vor ſein Feldherrnauge geſtellt waren, und er ſprach ſtrafend zu ſeinem Buchhalter: „Es iſt das reine Barbierbecken. Der Menſch verliert ſeine Hoheit. Allerdings, bei dieſen Deckeln wird verdient, Niemand merkt die Katzenhaare, die darin ſind; aber ſie rauben dem Kopf des deutſchen Bürgers den letzten Reſt von freier Luft, den er bis jetzt in ſeinem Cylinder heimlich mit ſich herumtrug. In meiner Jugend erkannte man einen Bürger an drei Stücken: auf dem Leibe trug er einen Rock von blauem Tuch, auf dem Kopfe einen ſchwarzen Hut, und in der Taſche einen großen Hausſchlüſſel, mit deſſen Bart er bei nächtlichem Ueberfall die Naſen der Meuchelmörder abdrehte. Jetzt ſchießt er in grauer Joppe auf ſein Bockbier los, die Hausthüren öffnet man mit kleinen Korkziehern, und die letzten Cylinder werden nächſtens für die Kunſtſammlungen als Rarität aufgekauft. Sie können nur gleich eine Partie von unſerm Fabrikat für die Alterthumsforſcher zurückſtellen.“

Dies behagliche Gebrumm wurde durch Laura unterbrochen, welche heftig eintrat, den Vater mit flehendem Blick bei der Hand faßte und aus dem Waarenlager in ſein kleines Comtoir zog. Herr Hummel unterwarf ſich dieſer Führung geduldig wie Lot, den der Engel aus den brennbaren Stoffen des Thales entführte. Als Laura mit dem Vater allein war, fiel ſie ihm um den Hals, küßte und ſtreichelte ihm die Wange und brachte lange nichts heraus, als: „mein guter edler Vater.“ Herr Hummel ließ ſich dieſe ſtürmiſchen Liebkoſungen eine Weile gefallen. „Höre auf mit dem Edelmuth. Was willſt du? Dieſe Einleitung iſt zu großartig für einen neuen Sonnenſchirm oder ein Concertbillet.“

„Vater,“ rief Laura, „ich weiß Alles, was du an unſern Nachbarn gethan haſt, ich bitte dich um Verzeihung, ich Unglückliche habe dein Herz verkannt und in vielen Stunden gegen deine Härte gegrollt.“ Sie küßte ihm unter Thränen die Hände.

„Hat dieſer Duckmäuſer von drüben geſchwatzt?“ frug Hummel.

„Er mußte mir's ſagen, und es war eine ſelige Stunde für mich. Jetzt will ich dir Alles bekennen, in Scham und Reue. Vergib mir,“ ſie ſank an ihm nieder. „Vater, ich bin krank geworden in dieſen Jahren, ich habe dich für lieblos gehalten, das ewige Geſumm und die Feindſchaft mit den Nachbarn haben mich ſehr unglücklich gemacht, und mir iſt das Leben hier oft zur Qual geworden.“

Herr Hummel ſetzte ſich ernſthaft zurecht, doch ein wenig betroffen über das Bekenntniß ſeines Kindes, und ihm war dunkel, als hätte er in Widerhaarigkeit allerdings etwas zu viel geleiſtet. „Jetzt iſt's genug,“ ſagte er. „Das iſt Alles aufgeregtes Zeug und Phantaſterei. Wenn ich mich durch dieſe Jahre geärgert habe, mir iſt es nicht ſchlecht bekommen, und ich denke, Den drüben auch nicht. Was iſt das für eine unpaſſende Schwermuth, daß du jetzt darüber Lamento erregſt.“

„Habe Nachſicht mit mir,“ bat Laura. „Es iſt mir in die Seele gekommen als unwiderſtehliche Sehnſucht, einmal hinaus zu ſpringen aus dieſer engen Straße. Vater, ich möchte mit einem Satze hinein in die Welt.“

„Nicht übel,“ meinte Herr Hummel, „ich möchte auch einen Satz machen, wenn ich nur wüßte, wo dieſe luſtige Welt zu finden iſt.“

„Vater, du haſt mir oft erzählt, daß du als Wanderburſch aus der kleinen Stadt zogſt, wie leicht dir damals im Herzen war, und daß du durch das Wandern zu einem Mann geworden biſt.“

„Das iſt richtig,“ beſtätigte Hummel, „es war ein ſchöner Morgen und es waren acht Groſchen in der Taſche. Mir war zu Muthe wie einem geflügelten Spitz.“

„Vater, ich möchte auch wandern.“

„Du?“ frug Hummel. „Mein Ränzel habe ich aufgehoben, es hat nur noch wenig Haare, aber du kannſt dir die Stiefeln darüber binden, dann ſieht man's nicht.“

„Gut, Vater, auch ich will ausziehen und ſingen, ich gehe unter fremde Leute und ſuche, die mir gefallen, ich fange dort an, mein Neſt zu bauen, ich prüfe meine Kraft und ſchlage mich durch auf meine eigene Fauſt.“

„Zieh dir Hoſen an,“ ſagte Hummel, „du kannſt doch nicht allein auf die Wanderſchaft gehen.“

„Ich will mir auch Jemanden mitnehmen,“ antwortete Laura leiſe.

„Unſer Mädchen Suſanne? ſie kann dir die Laterne tragen: die Wege in dieſer Welt ſind zuweilen kothig.“

„Nein, Vater, ich meine den Doctor.“ Sie erhob ſich zu ſeinem Ohr und flüſterte hinein: „Ich will mich vom Doctor entführen laſſen.“

„Pfui Spinne!“ rief Hummel verwundert, „du vom Doctor? Wenn du den Doctor entführteſt, dann wäre noch eher Verſtand darin.“

„Das will ich auch,“ verſicherte Laura.

„Alſo Gegenſeitigkeit,“ ſagte Hummel. „Höre, die Sache wird ernſt, laß deine Umarmungen unterwegs, halt die Hände an den Leib und mache ein Geſicht, wie einer Bürgerstochter geziemt, und nicht wie eine Komödiantin." Er drückte ſie auf ein Stühlchen in der Fenſterniſche. „Jetzt rede deutlich. Alſo du willſt den Doctor entführen. Ich frage, womit? Denn dein Taſchengeld reicht nicht weit, und dort drüben iſt auch nicht viel für ſolche Sonntagsvergnügen übrig. Ich frage, warum? Willſt du ihn vorher heiraten, ſo würde dir die Entführung ſehr verdacht werden, denn ich habe noch nicht gehört, daß eine Frau ihren angetrauten Mann gewaltſam entführt hat. Willſt du ihn nicht heiraten, ſo gibt es etwas, was du von deiner Mutter her kennen mußt, und was man Sittſamkeit nennt. Alſo heraus."

„Ich will ihn zum Manne," bat Laura leiſe.

„Ah, ſo pfeift die Droſſel. Und war dein Doctor bereit, dich vor einer anſtändigen Hochzeit zu bewahren und mit dir weg zu laufen?"

„Nein, er ſprach wie du, und erinnerte mich, daß ich dir den Schmerz nicht machen dürfe."

„Er iſt in einzelnen Stunden menſchlich," verſetzte Hummel, „ich bin ihm für die gute Meinung verbunden. Endlich frage ich, wohin willſt du ihn entführen?"

„Nach Bielſtein, Vater, auf das Gut. Dort iſt die Kirche, in welcher Ilſe getraut wurde."

„Ich verſtehe," nickte Hummel, „unſere ſind zu geräumig, und was nachher? wollt ihr auf dem Gute in Tagelohn arbeiten?"

„Vater, wenn wir reiſen dürften," flehte Laura.

„Warum nicht?" entgegnete Hummel ironiſch, „etwa nach Amerika als Collegen des Knips junior. Du biſt toll wie ein Märzhaſe. Die rechtmäßige und einzige Tochter von H. Hummel will mit dem Nachbarſohn, der ebenfalls in ſeiner Art rechtmäßig und einzig iſt, ins Schlaraffenland laufen, von Vater und Mutter, aus einem maſſiven Hauſe und einem blühenden Geſchäft. Daß dieſe Stunde in meinem Kalender ſtehen würde, hätte ich niemals gedacht.“ Er ging bekümmert auf und ab. „Jetzt alſo höre deinen Vater. Wärſt du ein Junge, ich hätte dich geſtenzt und getriezt nach meiner Art, welche die Leute eine grobe Art nennen; du aber biſt ein Mädchen geworden, die Mutter hat dich nach ihren Grundſätzen gebildet. Jetzt ſehe ich mit Schrecken, daß wir dir zu viel Willen gelaſſen haben und daß du recht unglücklich werden könnteſt für dein ganzes Leben. Du haſt dir den Doctor in den Kopf geſetzt, du hätteſt ebenſo gut auf einen lüderlichen tragiſchen Helden oder auf einen Prinzen verfallen können, und mir wird greulich, wenn ich daran denke.“

„Ich bin aber nicht darauf verfallen,“ äußerte Laura kleinlaut, „denn ich bin meines Vaters Tochter.“

Hummel packte ihre Haarflechten und betrachtete ſie kritiſch. „Dickkopf,“ ſagte er, „aber die Miſchung iſt anders, es iſt etwas von höherer Weiblichkeit dabei, Phantaſie mit mimiſchen Einfällen. Jetzt iſt das Unglück da. Und hier iſt ein kräftiger Bürſtenſtrich nöthig.“ Dieſe Worte wiederholte er einigemal und ſetzte ſich nachdenkend auf ſeinen Stuhl. „Alſo du willſt meine Einwilligung zu einer kleinen Entführung? Ich gebe ſie dir. Unter einer Bedingung. Die Sache bleibt zwiſchen uns beiden, du thuſt nichts ohne meinen Willen, auch deine Mutter darf nicht wiſſen, daß du mit mir davon geſprochen. Du ſollſt in die Welt kutſchiren, aber wie ich haben will. Im Uebrigen danke ich dir für dies Angebinde, das du mir zu meinem Geburtstage machſt. Du biſt ein ſchönes Veilchen, das ich mir gezogen habe. Hat man je gehört, daß ein ſolches Gewächs ſich ſelbſt beim Kopfe packt und aus dem Boden reißt?“

Laura umſchlang ihn wieder und weinte. „Setze dein Pumpwerk nicht in Bewegung,“ rief Herr Hummel ungerührt, „das kann uns beiden nichts mehr helfen. Glückliche Reiſe, Fräulein Hummel.“

Laura aber ging nicht, ſondern blieb an ſeinem Halſe hängen. Der Vater küßte ſie auf die Stirn. „Mach' dich fort, ich muß mir überlegen, mit welcher Bürſte ich dich glatt ſtreiche."

Laura verließ das Zimmer, Herr Hummel ſaß lange allein an ſeinem Pulte und hielt ſeinen Kopf mit beiden Händen. Endlich begann er wieder leiſe den alten Deſſauer zu pfeifen, für den eintretenden Buchhalter ein Zeichen, daß weiche Gefühle in ihm überhand nahmen. „Springen Sie hinüber zu dem Doctor, ich laſſe ihn erſuchen, ſich ſogleich hierher zu bemühen."

Der Doctor trat in das Comtoir. Herr Hummel griff in ſein Pult und brachte ein kleines Papier hervor. „Hier gebe ich Ihnen das Geſchenk zurück, das Sie mir einmal gemacht haben." Der Doctor öffnete, zwei kleine Handſchuhe lagen darin.

„Sie können die Handſchuhe meiner Tochter an dem Tage geben, wo Sie mit ihr getraut werden, und können ihr ſagen, ſie kämen von ihrem Vater, dem ſie entlaufen wäre." Er wandte ſich ab, trat an das Fenſter und trommelte auf den Scheiben.

„Ich habe Ihnen bereits früher geſagt, Herr Hummel, daß ich dieſe Handſchuhe nicht zurücknehme. Am wenigſten thue ich es zu dieſem Zweck. Wenn mir der glückliche Tag heraufſteigt, wo ich Laura heimführen darf, ſo wird es nur ſo geſchehen, daß Sie ſelbſt die Hand der Tochter in die meine legen. Ich bitte, lieber Herr Hummel, heben Sie die Handſchuhe bis zu dieſem Tage auf."

„Sehr verbunden," verſetzte Hummel, „Sie ſind ein erbärmlicher Don Juan. Ich bin verpflichtet," fuhr er in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche Sie nahe genug angeht: meine Tochter Laura wünſcht Sie zu entführen."

„Was jetzt in Laura ſtürmt," antwortete der Doctor,

„und ihr dieſen wilden Gedanken eingegeben hat, iſt wohl auch Ihnen kein Geheimniß. Sie fühlt ſich gedrückt durch das ſchwierige Verhältniß, in welchem wir beide zu einander ſtehen. Ich hoffe, die Aufregung wird vorübergehen."

„Darf ich mir die beſcheidene Frage erlauben," frug Hummel, „ob Sie die Abſicht haben, ſich auf ihren Plan einzulaſſen?"

„Ich werde es nicht thun," entgegnete der Doctor.

„Warum nicht?" frug Hummel kalt, „ich für meinen Theil habe nichts dagegen."

„Das iſt für mich ein Grund mehr, Ihnen gegenüber keine Unbeſonnenheit zu begehen und keine zuzugeben."

„Ich könnte mein Geld dem Spital vermachen," ſpottete Herr Hummel.

„Auf dieſe Bemerkung habe ich nur eine Antwort," erwiederte der Doctor, „Sie ſelbſt glauben nicht, daß dieſer Umſtand mein Thun beſtimmt."

„Leider," verſetzte Hummel, „ihr ſeid beide unpraktiſches Volk. Sie hoffen alſo, daß ich Ihnen zuletzt auch ohne Entführung meinen Segen gebe?"

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Doctor, „wie Sie ſich auch gegen mich ſtellen, ich vertraue, daß die Güte Ihres Herzens größer ſein wird als Ihre Abneigung."

„Verlaſſen Sie ſich nicht auf meine Nachgiebigkeit, Herr Doctor, ich glaube nicht, daß ich Ihnen jemals den Hochzeitsſchmaus ausrichten werde. Mein Kind gibt ſich mit Vertrauen in Ihre Hand, greifen Sie zu."

„Nein, Herr Hummel," ſagte der Doctor entſchieden, „ich thue es dennoch nicht."

„Iſt meine Tochter im Preis geſunken, weil ſie ſo bereit iſt Ihre Frau zu werden?" frug Herr Hummel bitter und ſeine Stimme klang rauh. „Das arme Mädchen hat in der gelehrten Bekanntſchaft allerlei Ideen bekommen, die zu dem einfachen Leben ihres Vaters nicht paſſen."

„Das iſt ungerecht gegen uns alle, auch gegen die abweſenden Freunde,“ rief der Doctor unwillig. „Was Laura jetzt ſtört, iſt nur ein wenig Schwärmerei, noch hängt etwas von der kindlichen Poeſie der erſten Mädchenjahre in ihr. Wer ſie liebt, der mag ihrer lauteren Seele in Allem vertrauen. Nur in Einem muß er ihr gegenüber feſtes Urtheil behaupten, er wird hier und da milde Kritik ihrer poetiſchen Einfälle ausüben müſſen. Ich aber wäre der Liebe ihres reinen Herzens nicht werth, wenn ich eine übereilte Handlung zugeben wollte, die ihr ſpäter Schmerzen bereiten muß. Laura ſoll nichts thun, was ihrer ſelbſt unwürdig iſt.“

„Dies alſo iſt indiſch?“ bemerkte Herr Hummel, „es iſt ein Funke von geſundem Menſchenverſtand in Ihren Botocuden und Braminen. Wiſſen Ihre gelehrten Bücher auch eine Entſchuldigung dafür, daß die Tochter ſich im Hauſe ihrer Eltern nicht wohl fühlt?“

„Daran ſind Sie allein ſchuld, Herr Hummel,“ ſagte der Doctor ernſthaft.

„Hoho,“ rief Herr Hummel, „auch dieſes noch.“

„Verzeihen Sie mir eine offene Rede,“ fuhr der Doctor fort. „Laura's Vater hat die Art, bei aller Liebe für die Seinen ein wenig zu ſehr den Tyrannen des Hauſes zu ſpielen. Laura iſt von kleinauf gewöhnt mit furchtſamer Scheu auf Ihre kräftige Natur zu blicken, deshalb fehlt ihr die unbefangene Auffaſſung Ihres Weſens und die Freude an Ihrer närriſchen Laune, welche wohl Fernſtehende empfanden. Hätten Sie Laura's Entzücken geſehen, als ich ihr bekannte, was Sie an meinem Vater gethan, Sie würden niemals an ihrem Herzen zweifeln. Jetzt iſt ihr die Angſt um unſere Zukunft übermächtig geworden. Seien Sie aber überzeugt, wenn Laura ihrer Phantaſie nachgeben und ſich von dem elterlichen Hauſe löſen dürfte, das nächſte Gefühl würde ihr nagende Reue und Sehnſucht nach den Eltern ſein. Auch deshalb handelt der Mann, welchem ſie jetzt ein Opfer bringen will, nicht nur ehrlich, ſondern auch klug, wenn er ſich dagegen auflehnt.“

Herr Hummel ſah grimmig auf den Doctor. „Da ſteht der alte Petz an einen Pfahl gebunden, die jungen Hündlein zauſen ihm das Fell und die Hähne krähen über ſeinem Haupt. Laſſen Sie ſich warnen durch mein Schickſal. Vermeiden Sie unter allen Umſtänden weibliche Nachkommenſchaft.“ Er ſchlug mit der Fauſt auf die Handſchuh, packte ſie wieder ein, ſtrich das Papier glatt und verſchloß das Päckchen in ſeinen Schreibtiſch. „So ſperre ich mein Rabenkind wieder ein; im Uebrigen bleibe ich Ihr ergebener Diener. Alſo Ihre alten Inder ſagen Ihnen, daß ich ein drolliger Kauz bin und für fremde Leute ein luſtiger Lebemann. Iſt das Ihre Meinung von meinen natürlichen Gaben?“

„Nun,“ entgegnete der Doctor mit einer Verbeugung, „ganz ſo harmlos ſind Sie nicht. Gegen mich waren Sie immer ausgezeichnet grob.“

„Ich zanke mich mit Niemand lieber, als mit Ihnen,“ warf Herr Hummel anerkennend dazwiſchen.

Der Doctor verneigte ſich wieder. „Wenn Sie mit andern Menſchen ſpielen, wie mit Kätzchen, ſo laſſen ſich die Andern ſolche Behandlung nur darum gefallen, weil ſie im Grunde hinter Ihrem unwirſchen Weſen die gute Meinung merken. Ich gerade kann Ihnen das ſagen, weil ich zu den wenigen Menſchen gehöre, denen Sie wirkliche Abneigung gönnen. Und da Sie nebenbei hartnäckig ſind, ſo weiß ich ſehr wohl, daß ich noch manchen Strauß mit Ihnen ausfechten muß, und ich bin gar nicht ſicher, wie es zuletzt noch zwiſchen uns werden ſoll. Das hindert mich übrigens nicht, die verbiſſene Liebenswürdigkeit Ihrer Natur anzuerkennen.“

„Ich verbitte mir jede weitere Beleuchtung meiner Innerlichkeit,“ rief Herr Hummel. „Ich erhebe Widerſpruch dagegen, daß Sie mich wie einen Floh im Schattenſpiel an die Wand malen. Sie haben eine nichtswürdige Weiſe, Ihre Mitmenſchen mikroſkopiſch zu behandeln. Was Ihre Thätigkeit als Liebhaber meiner Tochter betrifft, ſo bin ich damit zufrieden. Sie wollen mein Kind nicht in der Art haben, wie ſie zu haben iſt? Ich danke Ihnen für Ihre Bedenken. Wir ſind darin ganz einer Meinung, und Sie ſollen ſie jetzt gar nicht haben.“ Der Doctor wollte ihn unterbrechen, Hummel winkte mit der Hand. „Jede weitere Rede iſt unnütz, Sie verzichten auf die Tochter, aber Sie haben die Achtung des Vaters gerettet, und Sie haben außerdem das Gefühl, zu Laura's Beſtem zu handeln. Da Sie ein ſo großer Biedermann ſind, werden Sie ſich damit beruhigen. Sie wollen ſich dem Cölibat ergeben, ich würde Sie beneiden, wenn mich nicht die Rückſicht auf Madame Hummel daran hinderte.“

„Das hilft Ihnen nichts, Herr Hummel,“ verſetzte der Doctor, „ich bin durchaus nicht geſonnen, auf Laura's Hand zu verzichten.“

„Ich verſtehe,“ erwiederte Herr Hummel, „Sie wollen fortfahren, mein Kind über die Straße anzuſchwärmen. Dies ſtille Vergnügen kann ich Ihnen leider nicht mehr lange geſtatten, denn ich bin allerdings der Meinung, daß Laura auf einige Zeit aus meinem Hauſe gehen ſoll. Und da Sie ſich ſtatt der Tochter die Hochachtung des Vaters erwählt haben, ſo wollen wir dieſen Punkt in gutem Einvernehmen beſprechen. Denn in Einem irren Sie, wenn Sie meinen, daß meine Tochter Laura ihre Phantaſien auf gutes Zureden unterdrückt. Haben Sie nicht auch mir zuweilen ins Gewiſſen geredet? Es war wirklich für Ihre Jahre alles Mögliche, und es hat Ihnen bei mir gar nichts genützt. Gerade ſo iſt's mit dieſem hartnäckigen Kinde. Deswegen bin ich als Vater der Meinung, daß wir wenigſtens in etwas dem Unſinn meines Wurms nachgeben. Ueberlegen Sie, wie weit Sie uns gefällig ſein können. Sie will zu der Profeſſorin. Nach dieſer Reſidenz, wo mein Miether kein Hausweſen hat, ſoll ſie nicht, aber nach Bielſtein iſt ſie mehrmals eingeladen.“

Der Doctor antwortete: „Ich habe dringende Veranlaſſung in den nächſten Tagen meinen Freund aufzuſuchen, gern werde ich den Umweg über Bielſtein wählen, wenn Sie mir geſtatten, für dieſe Fahrt Laura's Reiſebegleiter zu ſein. Ein Geheimniß aus der Reiſe mache ich nicht, am wenigſten meinen Eltern."

„Dieſe Entführung iſt ſo ruppig," unterbrach Hummel, „daß ich als Mädchen mich ſchämen würde, dabei mitzuſpielen. Aber man darf von Ihnen nicht viel verlangen. Ich will nicht zu Hauſe ſein, wenn dieſe Abfahrt vor ſich geht, das werden Sie natürlich finden. Ueber die nächſte Zukunft meines Kindes habe ich bereits meinen Plan gemacht. Für die Reiſe übergebe ich Ihnen mein Kind mit Vertrauen."

„Herr Hummel," rief der Doctor unruhig, „ich erbitte größeres Vertrauen. Wie haben Sie über Laura's nächſte Zukunft beſtimmt?"

„Da Sie ſich entſchloſſen haben mich hochzuachten, ſo erſuche ich Sie mit der vertraulichen Andeutung zufrieden zu ſein, daß ich gar nicht geſonnen bin, Ihnen darüber eine Mittheilung zu machen. Sie behalten meine Werthſchätzung, und ich behalte meine Tochter. Unſer Vertrag iſt geſchloſſen."

„Der Vertrag iſt mir aber durchaus nicht recht, Herr Hummel," warf der Doctor ein.

„Schweigen Sie. Wenn Sie in Folge dieſes Vergleiches Ihre Theaterlaufbahn wieder aufnehmen, ſo gebe ich Ihnen nur den Rath, ſpielen Sie niemals Liebhaberrollen: die Zuſchauer laufen Ihnen zu allen Thüren hinaus. Alſo ich behandle die Leute wie Kätzchen? Dann wird alſo auch Ihr Vater, der behandelte Kater von heut früh wiſſen, daß ich nur mit ihm geſpielt habe. Sie können ihm darüber eine Andeutung machen. Meine Frau hat heut zum Geburtstag einige Hähne gerupft; ſollte dieſer Braten Ihnen nicht peinliche Gefühle erregen, ſo wird mich freuen, Sie zu Mittag bei mir zu ſehen. Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, mit meiner Tochter allein zu ſprechen, denn der Hausmime iſt eingeladen, er beſorgt die Unterhaltung, Sie können ſtill ſitzen. Guten Morgen, Herr Doctor."

Wieder ſtreckte ihm der Doctor die Hand entgegen. Herr Hummel ſchüttelte ſie eine Weile und brummte dazu. Als er wieder allein in ſeinem Comtoir ſaß, klang auf's Neue die Melodie des alten Deſſauers in dem engen Raume, und jetzt friſch und herzhaft. Nicht lange, und die zweite der beiden Arien, über deren Töne Herr Hummel unbeſchränkt verfügte, brach aus ſeinem Innern, er ließ auch das liebe Veilchen blühen. Endlich miſchte er gar die Trommelſchläge des Deſſauers und das Veilchen zu einem künſtleriſchen Mus. Der Buchhalter, welcher wußte, daß dieſes Potpourri einen Zuſtand höchſter Frühlingswärme bezeichnete, ſteckte ehrerbietig lächelnd ſeinen Kopf in das Comtoir.

„Sie mögen heut auch zu Tiſche kommen," befahl Herr Hummel gnädig.

8.

Die Bekannte.

Seit jener Unterredung über römiſche Kaiſer hatte ſich der Fürſt durch einige Tage ſeinem Hofe entzogen. Er war krank. Seine nervöſe Aufregung war, wie der Leibarzt erklärte, die gewöhnliche Folge einer Verkältung. Nur wenige Bevorzugte erhielten in dieſen Tagen Zutritt — unter ihnen auch Magiſter Knips — ſie hatten keine Veranlaſſung, ſich ihrer vertrauten Stellung zu freuen, denn mit dem hohen Kranken war ſchweres Auskommen.

Heut ſaß der Fürſt in ſeinem Arbeitzimmer, vor ihm ſtand ein älterer Beamter mit ſchlauem Geſicht, welcher die Tagesereigniſſe der Reſidenz berichtete, Urtheile, die an öffentlichen Orten über den Fürſten und das hohe Haus geſummt hatten, kleine ſkandalöſe Anekdoten aus Familien, aber auch Beobachtungen, welche im fürſtlichen Schloß gemacht waren, wohin die

Prinzeſſin am letzten Tage ausgefahren ſei und wen ſie bei ſich geſehen habe. „Prinz Victor war von drei bis vier Uhr bei der Baronin Hallſtein, die er jetzt täglich beſucht, am Abend mit Offizieren ſeines früheren Regiments zuſammen, er iſt erſt gegen Morgen zurückgekehrt. Der Diener hatte Befehl, ihn nicht zu erwarten.“

„Wie war's im Pavillon?“ frug der Fürſt.

„Nach dem Bericht des Lakaien kein Beſuch aus der Stadt, auch keine Briefe, Alles wie gewöhnlich. Als die Fremden am Nachmittag vor der Thür ſaßen, ſprach die Frau von einer Reiſe in die Schweiz, der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede ſein könne, bevor er nicht hier zu glücklichem Ende gekommen ſei. Darauf verſtimmtes Schweigen. Am Abend waren beide im Theater.“

Der Fürſt nickte und verabſchiedete den Beamten. Als er allein ſaß, rückte er ſeinen Stuhl an die Wand und lauſchte auf den Ton eines Glöckchens, welcher kaum hörbar aus der Tiefe heraufzitterte; ſchnell öffnete er die Thür einer Wandniſche und nahm die Papiere heraus, welche ein vertrauter Secretär durch eine Röhre in der Wand aus dem Unterſtock heraufbefördert hatte. Es waren Schreiben von verſchiedenen Händen, er durchflog ſchnell den Inhalt, behielt endlich ein Bündel Kinderbriefe in der Hand. Wieder lächelte er. „Alſo der große Ball zum Aufblaſen hat bereits ein Loch.“ Die Miene wurde ernſt. „Ein echter Bauer, ihm fehlt jede Empfindung für die Ehre, die Stulpſtiefeln eines Prinzen auf ſeinen Beeten zu ſehen.“ Er nahm einen andern Brief. „Der Erbprinz an ſeine Schweſter. Es iſt der erſte Brief des frommen Johannes aus Patmos, nichtsſagend, als wäre er für mich geſchrieben. Das mag wohl auch ſein. Der Inhalt iſt dürftig und kalt, aber der ihn geſchrieben, iſt ein Gentleman. Er drückt den Wunſch aus, auch die Schweſter möge die ſchöne Zeit auf dem Lande verleben. Wir ſind darin einer Meinung,“ ſetzte er in guter Laune hinzu, „Blumen pflücken und mit

Gelehrten über die Tugend römiſcher Damen ſprechen. Dieſer Wunſch ſoll allen Theilen erfüllt werden.“ Er legte die Briefe in die Niſche zurück und drückte mit dem Fuß eine Feder am Boden, leiſe rauſchte es in der Wand, die Sendung ſchwebte hinab.

Der Fürſt erhob ſich von ſeinem Stuhle und ſchritt durch das Zimmer. „Meine Gedanken fahren ruhelos um dieſen Mann. Ich habe ihn zuvorkommend aufgenommen, ich habe ſogar ſeine verrückten Hoffnungen mit größter Aufmerkſamkeit behandelt, und mir begegnet, daß ein unpraktiſcher Träumer mich blasphemirt. Weshalb dieſer tückiſche Angriff auf mich? Er that ihn mit dem boshaften Scharfſinn eines Kranken, der beſſer erkennt als die Geſunden, wo es einem Andern fehlt. Was er ſchwatzte, war halb leere Reflexion und halb blöde Schlauheit eines Thoren, der auch den Wurm in der Hirnſchale mit ſich herumträgt. Gleichviel, wir kennen einander, wie der Augur den Genoſſen. Zwiſchen uns iſt ein Familienhaß aufgebrannt, wie nur Verwandte gegen einander fühlen, ein dauerhafter treuherziger Haß, der ſich hinter Lächeln und artigem Beugen des Kopfes verbirgt. Streich um Streich, mein römiſcher Vetter, du ſuchſt eine Handſchrift, die bei mir verborgen liegt, ich aber etwas Anderes, was du mir vorenthältſt.“

Er ſank in den Seſſel zurück und ſah ſcheu nach der Thür. Dann fuhr er mit der Hand in einen Stoß Bücher und zog eine Ueberſetzung des Tacitus heraus. Mit dem Finger tippte er auf das Buch. „Der dies ſchrieb, war auch krank. Er ſpionirt unabläſſig um die Seelen ſeiner Herren; ihre Bilder füllen ihm die Phantaſie ſo ſehr, daß ihm das römiſche Volk und die Millionen anderer Menſchen unbedeutend geworden ſind, er beargwöhnt jeden Schritt ſeiner Gebieter und er vermöchte ſie doch nicht zu entbehren, wie ſeine Zeit ſie nicht entbehren konnte. Er ſtarrt auf ſie wie auf Sonnen, über deren Verfinſterung er grübelt, und die auch ihm, dem kleinen Planeten, ſein Licht geben. Schon zweifelt er an einer vernünftigen Ordnung der Welt, das iſt jedem Menſchenhirn der Anfang vom Ende. Aber er hat noch Witz genug, einzuſehen, daß ſeine Herren erkrankt ſind durch die Erbärmlichkeit von Seinesgleichen, und ſeine beſte Politik iſt die des alten Oberſthofmeiſters, mit ſtummer Verbeugung zu ertragen."

Er ſchlug die Blätter auf. „Nur Einer, den er in ſein Buch geſperrt hat," begann er wieder, „war ein Mann, von dem zu leſen beweglich iſt. Das war die finſtere Majeſtät des Tiberius. Der kannte das Geſindel und mißhandelte es, bis die elenden Sklaven zuletzt auch ihn unter die Irren ſteckten. Weißt du, Profeſſor Tacitus, weshalb der große Kaiſer zu einem ſchwachen Narren wurde? Niemand weiß es, Niemand auf Erden als ich und Meinesgleichen. Er wurde wahnſinnig, weil er nicht aufhören konnte, ein fühlender Menſch zu ſein. Viele verachtete er und Viele haßte er, und doch konnte er das kindliche Gefühl nicht miſſen, zu lieben und zu vertrauen. An dieſem Zipfel ſeines irdiſchen Lebens faßte ihn ein gemeiner Burſch, der ihm einmal perſönliche Aufopferung gezeigt, und zog den ſtarken Geiſt zu ſich herab in den Schmutz. Eine armſelige Schwäche des Herzens hat den harten Politiker des kaiſerlichen Roms zum Thoren gemacht. Uns alle verderben die weichen Gefühle, welche in einſamer Stunde aufſteigen, untilgbar iſt dies Verlangen nach reinem Herzen und treuem Gemüth, unſterblich die Sehnſucht nach den idealen Zuſtänden des Menſchen, welche der Dichter ſchildert und der Pedant glaubt."

Er las mit halblauter Stimme eine Stelle: „So ſchreibt der römiſche Kaiſer ſeinem Senat: Die Götter und Göttinnen ſollen mich ärger ſtrafen, als ich mich täglich geſtraft fühle, wenn ich weiß, was ich euch, verſammelte Väter, ſchreiben ſoll, oder wie ich es ſchreiben ſoll, oder was ich euch in dieſem Augenblicke durchaus nicht ſchreiben darf."

Er ſchlug auf das Buch. „Der hat's gefühlt. Den Brief könnte noch mancher Andere ſchreiben und er könnte weinen, daß er ſo ſchreiben muß.“ Er ſeufzte tief, der Kopf ſank ihm in die Hände und auf den Tiſch.

An der Thür regte ſich's leiſe, der Fürſt fuhr in die Höhe. Der Kammerdiener meldete: „Hofmarſchall von Bergau.“

Der Hofmarſchall trat ein. „Die Frau Prinzeſſin frägt an, zu welcher Stunde ſie Ew. Hoheit Lebewohl ſagen darf.“

„Lebewohl?“ frug der Fürſt ſich beſinnend. „Weshalb?“

„Ew. Hoheit haben anzuordnen geruht, daß die Frau Prinzeſſin heut auf einige Tage nach ihrem Sommerſchloß abreiſt.“

„In der That,“ verſetzte der Fürſt. „Mir iſt heut recht wohl, lieber Bergau, ich wünſche mit der Prinzeſſin beim Frühſtück zuſammen zu treffen. Iſt auch Ihnen angenehm, daß Sie dort den Dienſt leiten?“ frug er freundlich.

„Ich bin meinem gnädigſten Herrn dafür ſehr dankbar,“ erwiederte aufrichtig der Hofmarſchall.

„Welche Dame hat die Prinzeſſin zur Begleitung gewählt?“

„Da Hoheit die Wahl freigeſtellt haben, iſt Fräulein Gotlinde beſtimmt.“

„Ich bin damit einverſtanden,“ ſagte der Fürſt gnädig. „Laſſen Sie die gute Gotlinde zum Frühſtück laden und ſtellen Sie ſich ſelbſt dabei ein, damit ich Sie alle vor der Abreiſe noch einmal um mich ſehe. Noch Eins. Herr Werner wird Ihnen nachfolgen, er wünſcht für ſeine gelehrten Zwecke Geräth und Räume des Schloſſes zu durchſuchen. Seien Sie ihm in jeder Weiſe behilflich und laſſen Sie es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen. Ich habe dabei einen vertraulichen Auftrag für Sie.“

Der Hofmarſchall machte eine klägliche Miene, welche deutlich proteſtirte.

„Ich wünſche dieſen bedeutenden Mann ganz für uns zu gewinnen,“ fuhr der Fürſt fort. „Sondiren Sie, welche äußere Stellung oder Auszeichnung ihm willkommen wäre. Ich bemerke, daß mir viel daran liegt, ihn feſtzuhalten.“

Der Hofmarſchall antwortete bekümmert: „Ew. Hoheit betheure ich, daß ich das hohe Vertrauen ehrfurchtsvoll zu ſchätzen weiß, und doch conſternirt mich dieſer Auftrag. Denn er ſetzt mich wieder in Gefahr, den Unwillen meines gnädigen Herrn zu erregen. Mir wurde hinreichende Gelegenheit, zu bemerken, daß bei dieſen Leuten auf ein dankbares Entgegenkommen nicht zu rechnen iſt.“

„Sie müſſen nichts bieten, nur aus ihm einen Wunſch herauslocken,“ verſetzte der Fürſt trocken.

„Wenn dieſer Wunſch aber in das Maßloſe hinausſchweifen ſollte?“ frug der Hofmarſchall unſicher.

„So hüten Sie ſich, zu widerſprechen, überlaſſen Sie mir die Entſcheidung, ob ich ihn für maßlos halte. Senden Sie mir ſofort Nachricht.“ Der Fürſt winkte Entlaſſung, beobachtete ſcharf Verbeugung und Abtreten des Hofmarſchalls und ſah ihm kopfſchüttelnd nach. „Er iſt noch nicht alt, und ſchon trifft ihn der Fluch, er wird grotesk. Hier iſt auch ein Räthſel menſchlicher Natur für euch, ihr Gelehrten, daß Jemand, der alle Stunden Miene und Haltung beherrſchen muß, der im täglichen Verkehr mit Anſpruchsvollen Feingefühl und gute Form ſehr nöthig hat, daß gerade der in alten Tagen leicht dem Schickſal verfällt, dieſen beſten Erwerb ſeines Lebens zu verlieren, haltlos zu ſchwatzen und durch ungebändigten Egoismus läſtig zu werden. Du weißt die Antwort darauf, Kaiſer Tiberius, weshalb der Dienſt bei dir, dem klugen Mann, deine Diener allmählich zu Zerrbildern ihres eigenen Weſens gemacht hat. Nun, ſie haben ſich an dir gerächt, es iſt Alles in der Ordnung. In dem Gefüge der Welt iſt eine verzweifelte Vernunft; Jammer, o Jammer, daß wir beide geringe Veranlaſſung haben, uns darüber zu freuen.“ Er ſtöhnte und wieder verbarg er das Haupt in den Händen.

Kurz darauf hielt Ilſe im Pavillon neue Briefe aus der Heimat in der Hand. „Wie kann vierblättriger Klee aus gut geſchloſſenem Briefe verloren gehen?" frug ſie den Gatten. „Luiſe hat an ihrem Geburtstage einige Kleeblätter gefunden und in dem vorletzten Briefe dir geſchickt, damit du Glück haben ſollteſt. Das Kind kommt in die Jahre, wo ſolches Spiel Freude macht. Der getrocknete Klee lag nicht in ihrem Briefe, und da ſie flüchtig iſt, ſchalt ich ſie darum in meiner Antwort. Heut betheuert ſie, ihn ganz zuletzt in das Couvert geſteckt zu haben."

„Er mag dir ſelbſt beim Aufbrechen des Briefes herausgefallen ſein," tröſtete der Profeſſor.

„Der Vater iſt nicht mit uns zufrieden," fuhr Ilſe bekümmert fort, „ihm iſt nicht recht, daß der Prinz in ſeine Nähe gekommen iſt, er fürchtet Störungen für die Wirthſchaft und das Geſchwätz der Leute. Worüber wollen die Leute ſchwatzen? Clara iſt doch noch ein halbes Kind, und der Prinz wohnt ja gar nicht auf unſerm Gute."

„Alles iſt grau auf der Erde," klagte ſie, „das Licht der lieben Sonne fehlt überall. Auch hier die Verſtörung, der Fürſt krank, unſer Prinz verſchwunden, wie vom Sturm weggefegt. Wie konnte der Prinz abreiſen, ohne guten Tag, guten Weg zu ſagen? Darüber kann ich mich nicht beruhigen. Denn das haben wir nicht um ihn verdient und nicht um ſeinen geſchmeidigen Kammerherrn. Ich fürchte, er geht nicht gern auf das Land, und er zürnt mir, Felix, weil ich einige Worte darüber geſagt. Wenn er unzufrieden iſt, ſo wird er ganz ſchweigſam und gleichgültig ſein, darauf kenne ich ihn, und darüber wird ſich wieder mein Vater ärgern. Das kann nicht gut thun, und mir liegt die Sache ſchwer auf dem Herzen."

„Läßt dir dieſer Kummer noch Raum für die Geſchäfte anderer Leute," begann der Profeſſor fröhlich, „ſo gönne auch mir einigen Antheil. Ich meine, das einſame Schloß gefunden zu haben, das ich ſo lange ſuchte, aus dieſer Chronik ſehe ich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Landſitz, nach welchem die Prinzeſſin abreiſt, mitten im Walde lag. Ich höre, in den entlegenen Mauern wird viel alter Hausrath aufbewahrt. Mir iſt zu Muthe, wie in meiner Kindheit am Vorabend meines Geburtstages. Ich habe dem Schickſal einen großen Wunſchzettel geſchrieben, und wenn ich an die Stunde denke, wo dieſe Einbeſcherung mir werden kann, fühle ich dieſelbe pochende Erwartung, die dem Knaben den Schlaf verſcheuchte. Es iſt ja kindiſch, Ilſe," fuhr er fort, ſeiner Frau die Hand reichend. „Ich weiß es, habe auch du Nachſicht mit mir, ich habe dich oft mit meinen Träumen gelangweilt, das wird jetzt ein Ende nehmen. Denn dort endet zwar nicht die Hoffnung, den Schatz einmal zu finden, wohl aber iſt dort die letzte Stätte, wo ich ihn zu ſuchen Veranlaſſung habe."

„Wie aber, Felix, wenn du das Buch wieder nicht findeſt?" frug Ilſe traurig und hielt ſeine Hand feſt.

Die Stirne des Profeſſors zog ſich finſter zuſammen, er wandte ſich kurz ab und ſagte rauh: „Dann ſuche ich weiter. — Wäre doch Fritz gekommen."

„Sollte er denn kommen?" frug Ilſe verwundert.

„Ich habe ihn darum erſucht," verſetzte der Gatte. „Er antwortete, daß die Geſchäfte ſeines Vaters und ſein Verhältniß mit Laura ihn noch zurückhalten. Auch für ihn ſcheint ſich eine Kriſis vorzubereiten. Er erhebt gegen das Verzeichniß, das ich hier fand, Bedenken, die ich für unbegründet halte."

„O wäre er bei uns!" rief Ilſe, „ich ſehne mich nach einem befreundeten Geſicht wie ein Reiſender, der Tage lang durch öde Wildniß fährt."

Der Profeſſor wies zum Fenſter hinaus. „Dieſe Wildniß ſieht doch menſchlich genug aus, und ein Beſuch, den du dir forderſt, fährt bereits vor das Haus."

Ilſe hörte das Rollen fremder Räder, welche unſichere Gleiſe in den fürſtlichen Kies zogen. Ein Wagen hielt vor dem Pavillon, der ländliche Kutſcher klatſchte mit der Peitſche. Die Diener eilten vor die Thür, Gabriel knöpfte an der Lederdecke des Wagens, eine kleine Dame fuhr heraus, gab dem Lakaien ein Packet und Gabriel eine Schachtel, und rief dem Kutſcher zu, wegen des Anſpannens nachzufragen. Eilig ſtieg ſie die Treppe herauf und verſchlang auf dem Wege die Malerei und die Gipsſchnörkel mit ihren Augen.

„Das iſt große Freude, Frau Oberamtmann," rief Ilſe erfreut an der Stubenthür. Der Profeſſor eilte der Fremden entgegen und bot ihr den Arm.

„Meine theure Ilſe," rief die kleine Dame, „verehrter Herr Profeſſor, da bin ich! Denn Rollmaus hat für ſeine Geſchwiſterkinder die Aufſicht über ein Gut in der Nähe erhalten, und da er in dieſe Gegend reiſen mußte um zum Rechten zu ſehen und nur kurze Zeit verweilen wird, ſo dachte ich wegen der Annehmlichkeit des Wiederſehens Ihnen beiden einen Beſuch zu machen. Der Vater grüßt und die Geſchwiſter, von denen Clara ſich ausbildet wie Ihr jüngerer Zwilling."

„Herein, herein," rief Ilſe, „Sie ſelbſt ſind der beſte Gruß aus der Heimat."

Die Rollmaus blieb an der Thür ſtehen. „Ich bitte nur einen Augenblick," rief ſie auf die Schachtel zeigend.

„Sie kommen zu alten Freunden."

„Ich bitte dennoch, damit ich dieſem decolletirten Hauſe keine Schande mache."

Die Frau Oberamtmann wurde in ein Nebenzimmer geführt, die Schachtel geöffnet und nachdem die gute Haube aufgeſetzt und weiße Randverzierungen um Hals und Arme geſteckt waren, flatterte die gelehrte Frau mit Ilſe in die Wohnſtube. „Prachtvoll," rief ſie und ſah bewundernd nach der Decke, wo der Liebesgott ihr ſein Mohnbüſchel entgegenſtreckte. „Man erkennt an dem Flitzbogen auf der Stelle, daß es ein Cupido iſt, welchen man ſogar öfter auf Pfefferkuchenbildern ſieht, wo er zwiſchen zwei brennenden Herzen ſteht. Verehrter Herr Profeſſor, das Glück uns wieder zu ſehen und in ſolcher Umgebung, iſt wirklich ſehr groß. Ich habe mich lange auf dieſe

Stunde gefreut, wobei ich Ihnen zugleich meinen Dank ſage für die letzten überſandten Werke, in denen ich bis zur Reformation vorgedrungen bin. Rollmaus wäre gern mitgekommen, aber die Brennerei macht ihm zu thun wegen der alten Blaſe, welche dort herausgenommen werden muß."

Bei dieſer Begrüßung fuhren die Augen der Frau Oberamtmann neugierig in alle Winkel der Stube. „Wer hätte gedacht, liebe Ilſe, daß Sie und der Herr Profeſſor mit unſeren fürſtlichen Perſonen in ein freundſchaftliches Verhältniß kommen würden? Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mich bereits beim Herfahren nach dem fürſtlichen Hof umgeſehen habe, welcher aber wahrſcheinlich auf der andern Seite liegt, da ich hier nur Gartengewächſe erblicke."

„Es iſt keine Wirthſchaft bei dem Schloß," erklärte Ilſe, „nur der Stall iſt geblieben und die große Küche."

„Man ſpricht von ſechs Köchen," rief die Rollmaus, „welche alle vorzugsweiſe Mundköche ſind, obgleich ich nicht weiß, für welchen andern Theil des menſchlichen Körpers ſonſt noch gekocht werden ſoll. Aber die Originalitäten bei einem Hofe ſind überhaupt ſehr groß, wozu auch die Silberwäſcherinnen gehören, von denen ich wirklich nicht glaube, daß ſie ihre Pflicht thun; wenigſtens iſt das kleine Courant in unſerm Lande ſehr ſchmutzig und es wäre ein großes Scheuerfeſt dafür nothwendig. Man ſagt, daß der junge Prinz jetzt auf die Oberförſterei kommt; unſer Oberförſter iſt in voller Occupation, er flucht über die Einquartierung und hat ſich neue Uniform beſtellt." Sie wurde ernſthaft, fiel in Gedanken und es entſtand eine Pauſe, aus welcher ſie ſich dadurch zog, daß ſie ihre Naſenſpitze faßte, Ilſe gutmüthig anſah und dieſer die Hand drückte. „Es ſcheint Regenwetter zu kommen," fuhr ſie kleinlaut fort, „und die Landwirthe klagen, daß der Käfer im Frühjahr den Raps gefreſſen hat. Hier freilich iſt's wie im Paradieſe, obgleich ich hoffe, daß keine wilden Thiere herumſpazieren, und jetzt auch keine Zeit iſt, wo man Aepfel mit Vergnügen vom Baume brechen kann. Dagegen hat ſich hier in der Reſidenz etwas aufgethan, was ſehr merkwürdig ſein ſoll. Denn wie ich mit Rollmaus nach dem Gute kam, erzählte der Inſpector von einer Wahrſagerin, welche den Leuten dieſer Stadt wunderbare Dinge prophezeit. Wiſſen Sie etwas Sicheres über ihre Qualität?"

„Wir haben wenig Bekannte," antwortete Ilſe, „Neuigkeiten erfahren wir nur aus den Blättern."

„Mir wäre wirklich lieb zu hören, was an der Perſon iſt. Denn ich habe in der letzten Zeit das Studium der Phrenologie angefangen, und ich höre, lieber Herr Profeſſor, daß auch dieſe Forſchung von mehren Seiten angefochten wird. Ich ſelbſt bin darüber unſicher. Ich habe den Kopf von Rollmaus unterſucht, und bin erſchrocken, wie ſehr an ſeinen Ohren der Zerſtörungstrieb entwickelt iſt, während er doch bei jedem Taſſenhenkel, den die Mädchen abbrechen, unzufrieden wird. Wiewohl ich wieder, lieber Herr Profeſſor, auf Ihrer Stirn das Denkvermögen beſtätigt finde. Die Buckel ſind ſehr groß, womit ich nicht ſagen will, daß ſie Ihnen ſchlecht ſtehen. Um aber wieder auf die Wahrſagerin zu kommen, ſo hat ſie dem Inſpector geſagt, daß er verheiratet war, daß ſeine Frau geſtorben iſt und daß er zwei Kinder hat, und daß er noch eine Frau nehmen wird, welche ihm wieder einen Nachwuchs von zweien importiren wird. Und das iſt alles richtig, denn er geht bereits auf Freiersfüßen. Nun frage ich Sie, woher kann die Perſon das wiſſen?"

„Vielleicht kennt ſie den Inſpector," verſetzte der Profeſſor, unter ſeinen Papieren aufräumend. „Ich rathe nicht ihrer Kunſt zu vertrauen und ich kann Ihnen auch das Studium der Phrenologie nicht empfehlen. Jetzt aber laſſen Sie uns wiſſen, wie lange Sie bei uns bleiben, ich bin genöthigt, in das Muſeum zu gehen, und will Sie bei meiner Rückkehr wiederfinden."

„Ich kann einige Stunden bleiben," tröſtete die Rollmaus

„ich habe drei Meilen zu fahren, aber die Wege hier ſind beſſer, als bei uns. Obgleich auch jetzt über unſerer Chauſſee gebaut wird, die Wegebauer karren ſchon bei der Stadt Roſſau, denken Sie, liebe Ilſe, die ſteinerne Brücke zwiſchen der Stadt und Ihrem Gute iſt bereits abgebrochen, ſie haben eine Nothbrücke gezimmert. Alſo auf einige Stunden bitte ich Sie, mit mir in Ermangelung eines Beſſeren vorlieb zu nehmen.“

Der Profeſſor entfernte ſich, die Frauen ſprachen vertraulich über die Familien der Heimat, wobei die Rollmaus ſich wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen nicht ganz begab, denn ſie fuhr mitten in der Unterhaltung mit dem Finger an Ilſe's Schläfe und bat um Erlaubniß, ihren Scheitel zu befühlen, worauf ſie erfreut ſagte: „Es iſt viel Aufrichtigkeit da, wie ich immer vorausgeſetzt habe.“ Dabei ſah ſie Ilſe bedeutungsvoll an. Sie war redſelig und herzlich, aber ſie verrieth eine Befangenheit, welche Ilſe auf die ungewohnte Umgebung ſchob.

Nachdem die Frau Oberamtmann die Wohnung bewundert hatte, die Bilder beurtheilt und den Stoff der Möbelüberzüge befühlt, wies Ilſe auf das Sonnenlicht, welches aus den Regenwolken brach, und machte den Vorſchlag, durch die Parkanlagen zu gehen. Erfreut ſtimmte die Frau Oberamtmann bei, ſie wandelte mit feſtem Landſchritt neben ihrer Führerin, und Ilſe hatte viel zu thun, die Fragen der aufgeregten Dame zu beantworten. Dabei kamen ſie in einen Theil der Anlagen, welcher in dieſer Stunde den vornehmen Leuten der Reſidenz zur Promenade diente. „Welche Ueberraſchung!“ rief die Rollmaus plötzlich und faßte Ilſe's Arm. „Hochfürſtliches Coſtüm.“ Bei einer Biegung des Weges wurde der Hut eines Lakaien ſichtbar, die Prinzeſſin, begleitet von Fräulein Gotlinde und dem Prinzen Victor, kam gerade auf ſie zu. Unter ehrfurchtsvollen Grüßen der Spaziergänger näherten ſich die Herrſchaften, auch Ilſe trat zur Seite und verneigte ſich. Die Prinzeſſin blieb ſtehen. „Wir ſind im Begriff, Sie aufzuſuchen,“ begann ſie freundlich, „mein Bruder war zu ſchneller Abreiſe veranlaßt, er wird Ihrem Vater ſagen, wie leid ihm that, daß er Ihre Grüße nicht in das väterliche Haus mitnehmen konnte." Ihre Augen ſtreiften über die Frau Oberamtmann, welche ſich mit beiden Händen auf ihren Schirm ſtützte und den Kopf vorbeugte, um keine Silbe von den Lippen der erlauchten Dame zu verlieren. Ilſe nannte den Namen: „Eine treue Nachbarin aus der Gegend von Roſſau, welche für einige Tage hier in der Nähe weilt." Die Rollmaus tauchte tief herab und ſagte faſt bewußtlos vor Schreck: „Es iſt nur drei Meilen von hier, in Krötendorf, obwohl mit gnädigſter Erlaubniß nicht mehr Kröten daſelbſt wohnen, als an andern anſtändigen Orten."

„Sie ſind auf dem Spaziergange," ſprach die Prinzeſſin zu Ilſe, „wollen Sie mich nicht ein Stück begleiten?" Sie winkte Ilſe neben ſich und ſetzte zwiſchen ihr und dem Hoffräulein den Weg fort, Prinz Victor blieb zurück und geſellte ſich zur Frau Oberamtmann.

„Alſo die Kröten werden auf Ihrem Gut nicht gemäſtet?" begann der Prinz die Unterhaltung.

„Nein, mein Gnädiger," verſetzte die Rollmaus, verlegen an ihrem Schirme neſtelnd. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie durch eine richtige Titulatur coordiniren ſoll."

„Prinz Victor," erwiederte der junge Herr nachläſſig.

„Ich bitte um Verzeihung, daß mir dieſer ehrenvolle Name noch keine Befriedigung gewährt. Darf ich noch um die ſonſtige Titulatur bitten, welche bei Pfarrern durch Hochehrwürden ausgedrückt wird? Denn bei fürſtlichen Perſonen anzuſtoßen, iſt nicht erfreulich, und mir ſind dieſe Adreſſen nicht geläufig."

„Nennen Hochwohlgeboren mich Hoheit, ſo wird uns beiden Recht geſchehen."

„Ganz wie Sie befehlen," rief die Rollmaus erfreut.

„Sie ſind näher mit der Frau Profeſſorin bekannt?"

„Seit ihrer Kindheit," erklärte die Frau Oberamtmann,

„ich war ihrer ſeligen Mutter befreundet, und ich darf wohl ſagen, ich habe Freude und Trauer mit unſerer lieben Ilſe getheilt, Prinz Victor Hoheit kann ihr treues Herz unmöglich ſo gut kennen als Unſereiner. Zuletzt iſt ſie durch die gelehrte Bekanntſchaft in andere Atmoſphäre gekommen, aber ſchon vor der Verlobung, als die Fackeln brannten und ihre Geſchwiſter Fichtenäſte trugen, war mir deutlich, daß daraus eine Partie werden mußte."

„Gut," ſagte der Prinz, „wie lange bleiben Sie in unſerer Nähe?"

„Nur bis Ende der Woche, denn die Wirthſchaft geht bei Rollmaus jeder Reſidenz vor, was auch gar nicht zu verwundern iſt, da er nicht Neigung zur Wiſſenſchaft hat, welche mich beſeelt. Wozu in der Stadt beſſere Gelegenheit iſt, obgleich man auch auf dem Lande ſeine Beobachtungen macht, an Köpfen und andern Naturgegenſtänden."

„Das Wetter iſt unſicher, Ihr Wagen iſt doch von allen Seiten geſchloſſen?" unterbrach ſie der Prinz.

„Es iſt eine Britſchka mit ledernem Verdeck," entgegnete die Rollmaus. „Wogegen ich offenherzig geſtehen will, daß es mir bei dieſem Beſuche ein ganz unerwartetes Vergnügen iſt, Hoheit hier neben mir zu ſehen, denn ich habe ſchon von Ihnen allerlei gehört."

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein," bemerkte der Prinz lächelnd, „wenn Sie mir ganz freundſchaftlich ſagen, was Sie gehört haben. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß mein Ruf noch lange nicht ſo arg iſt, als er ſein könnte."

„Es mag Jemand noch ſo edel ſein, er entgeht der Nachrede nicht," rief die Rollmaus eifrig. „Man ſpricht von Streichen. Ich fürchte, Hoheit werden mir verübeln, wenn ich dieſe Nichtswürdigkeiten in den Mund nehme."

„Sprechen Sie nur etwas," ermuthigte der Prinz, „was es auch ſei."

„Man behauptet, daß Hoheit debuſchiren, daß Hoheit als ein luſtiger Vogel leben und noch Anderes, was ich zu wiederholen mich ſcheue.“

„Nur heraus,“ ermunterte der Prinz.

„Daß Hoheit andere Leute zum Narren haben.“

„Das thut weh,“ bedauerte der Prinz. „Iſt Ihr Kutſcher ein beherzter Mann?“

„Er iſt nur etwas grob, ſogar gegen Rollmaus, der ihm Vieles nachſieht.“

„Glauben Sie mir, Frau Oberamtmann,“ fuhr der Prinz fort, „es iſt ein trauriges Geſchäft, Prinz zu ſein. Unruhe vom Morgen bis zum Abend. Jeder will haben und Keiner bringt etwas, außer Rechnungen. Darüber geht die Heiterkeit verloren, man wird trübſinnig und ſchleicht durch die Büſche. Meine liebſte Erholung iſt am Abend ein friedliches Geſpräch mit meiner guten alten Amme und Erzieherin, der verwitweten Cliquot, und eine kleine Patience, die ich mit meinen vier königlichen Freunden lege. Zuletzt zählt man die guten Werke zuſammen, die man den Tag zu Stande gebracht hat, ſeufzt, daß ihrer ſo wenig ſind, und ſucht ſeinen Stiefelknecht. Wir ſind die Opfer unſeres Standes. Wenn ich die Frau Profeſſorin um etwas beneide, ſo iſt es ihr Diener Gabriel, ein zuverläſſiger Mann, den ich auch Ihrem Wohlwollen empfehle.“

„Ich kenne ihn bereits,“ fiel die Rollmaus freudig ein. „Wobei ich bekennen muß, daß die Selbſtbiographie, welche Sie von ſich geben, mit Allem übereinſtimmt, was ich bei Hoheit an dem Organismus des Kopfes entdecke, ſoweit nicht der Hut die Ausſicht benimmt, was freilich ſehr der Fall iſt.“

„Ich wäre meiner Hirnſchale dankbar,“ brummte der Prinz, „wenn ſie bei Jedermann meinen Worten ſo leicht Glauben verſchaffen wollte.“

„Es wird mir, ſolange ich lebe, ſowohl Plaiſir als Souvenir ſein,“ fuhr die Rollmaus mit einem ſchreitenden Knixe fort, „daß mir der Zufall dieſen intimen Commers mit Ew. Hoheit verſchafft hat. Die Erinnerung daran will ich mir, wenn ich dies ſagen darf, durch Ew. Hoheit Bild vexiren, von dem ich hoffe, daß es in den Handlungen zu haben ſein wird. Man ſtellt ſich davor, wenn man ſich gerade im Singularis befindet, wie jetzt mein Sohn Karl vor ſeiner Grammatik, und denkt an die vergangenen Stunden.“

Prinz Victor ſah die Rollmaus mit einem Blicke innigen Wohlwollens an. „Ich werde nie dulden, daß Sie mein Portrait kaufen, ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen ein Exemplar als Andenken zu überſenden. Es iſt leider nicht ſo getroffen, wie ich wünſche. Der Maler hat mich ſtärker aufgefaßt, auch mit dem Anzug bin ich nicht ganz zufrieden, er ſieht einem geiſtlichen Talar gar zu ähnlich. Indeß bitte ich, den Ueberfluß freundlich hinweg zu denken. Hält Oberamtmann Rollmaus auf gute Pferde? Zieht er die Fohlen ſelbſt?“

„Immer, Hoheit, er iſt deswegen bei den Nachbarn berühmt.“

Der Prinz wandte ſich in einem ganz neuen Intereſſe zu der kleinen Dame. „Könnte man vielleicht mit ihm ein Geſchäft machen? Ich ſuche einige dauerhafte Reitpferde. Wie iſt er beim Handel?“ frug er treuherzig.

„Er iſt ein ſehr guter Wirth,“ verſetzte die Rollmaus zögernd und ſah den Prinzen mit heimlichem Bedauern an. „In Pferden gilt er ſeinen Bekannten für ſehr erfahren, und — und wenn ich es ſagen darf, für frottirt.“

„Was heißt das?“ frug der Prinz.

„Ich bitte um Vergebung,“ rief die Rollmaus ängſtlich, „es würde für mich als Gattin nicht wohlanſtändig ſein, wenn ich das unangenehme Wort gerieben verwenden wollte.“

Der Prinz zog die Lippen zu einem leiſen Hauch zuſammen, welcher wie ein unterdrücktes Pfeifen klang. „Alſo er iſt Hochwohlgeboren ſehr unähnlich. Dann wird ſchwerlich etwas zu machen ſein. Hat Frau Profeſſorin nicht Luſt, Sie auf einige Tage im Dorf der Kröten zu beſuchen?“

„Es wäre uns die größte Freude,“ rief die Rollmaus, „aber das Haus ſteht leer und iſt nicht eingerichtet, wir müſſen uns behelfen, auch die Küche iſt kalt.“

„Alſo nur für den äußerſten Nothfall,“ ſagte der Prinz.

Unterdeß ſchritt Ilſe an der Seite der Prinzeſſin durch die Gruppen der grüßenden Städter, ihr war das Herz nicht ſo leicht, als ihrer Frau Oberamtmann. Die Prinzeſſin ſprach gütig zu ihr, aber über Gleichgültiges, wandte ſich auch wohl nach der andern Seite zu ihrem Hoffräulein. Es war offenbar nicht der Wunſch, ſich mit Ilſe zu unterhalten, was die Aufforderung veranlaßt hatte, es war eine Schauſtellung der Huld vor den Leuten, das empfand Ilſe deutlich, ſie fühlte die Abſicht heraus, frug ſich in der Stille, weshalb das nöthig ſei, und ihr Stolz bäumte gegen eine Huld auf, die nicht vom Herzen kam. In dem belebteſten Theil der Promenade wurde Ilſe noch eine Weile von der Prinzeſſin feſtgehalten. „Ich verlaſſe heut die Reſidenz,“ ſagte die Prinzeſſin, „und gehe für Tage oder Wochen auf das Land, vielleicht wird mir das Vergnügen, Sie dort zu ſehen.“ Auch Prinz Victor rückte verbindlich an ſeinem Hut und ſagte nichts als die Worte: „Die Luft wird ſchwül.“

Ilſe grübelte über dem kleinen Vorfall, als ſie mit ihrer Begleiterin dem Pavillon zuging, ſie antwortete zerſtreut den begeiſterten Reden der Frau Oberamtmann und ſah nur mit halbem Blick auf die Spaziergänger, von denen jetzt viele auch vor ihr den Hut zogen.

Gabriel hatte der Frau Oberamtmann zu Ehren für Kaffe geſorgt und in dem abgeſchloſſenen Raume vor der Thür den Tiſch gedeckt. Dort ſaßen die Frauen nieder, die Rollmaus ſah entzückt auf blühende Azaleen, rühmte den Kuchen der Reſidenz und noch weit mehr die hohen Herrſchaften, und plauderte in ihrer beſten Laune fort, während Ilſe ernſthaft vor ſich niederſah. „Einige Fürſtlichkeiten habe ich geſehen, jetzt hätte ich noch Luſt zur Wahrſagerin. Es iſt merkwürdig, liebe Ilſe, daß meine ſchätzbare Verbindung mit dem Herrn Profeſſor immer nach dem Ahnungsvermögen hinarbeitet. Als ich ihn zuerſt ſah, kam das Geſpräch auf meine Jette, welche jetzt als Schenkwirthin recht dick wird, und heut wieder auf die Wahrſagerin. Es iſt wirklich kein Vorwitz, wenn ich den Wunſch habe, dieſe Perſon zu befragen. Mir liegt nichts daran, meine Zukunft zu erfahren, da ich ohnedies genau weiß, wie Alles geſchehen wird. Denn wir leben gewiſſermaßen in natürlichen Verhältniſſen; zuerſt kommen die Kinder, dann wachſen ſie groß, man wird älter und wenn man nicht ſtirbt, bleibt man noch eine Weile am Leben. Das iſt mir nie ſcrupulös geweſen, und ich wüßte nicht, was mir die Perſon darin Neues entdecken könnte. Es müßte denn ein Unglück ſein, das uns paſſiren ſoll, und das will ich gar nicht prophezeit haben. Mir iſt es vielmehr nur um die Belehrung, ob eine ſolche Perſon mehr weiß, als wir andern. Denn in unſerer Zeit wird auch das Ahnungsvermögen bezweifelt, und mir ſelbſt hat nie etwas geahnt, außer einmal bei Zahnſchmerz, wo mir träumte, daß ich eine Pfeife rauchte, was denn auch geſchah und garſtige Wirkungen hatte, welche aber nicht wunderbar genannt werden können.“

„Vielleicht weiß die Wahrſagerin zuweilen mehr als Andere,“ verſetzte Ilſe zerſtreut, „weil ſie irgendwo die Kenntniß fremder Verhältniſſe erworben hat.“

„Ich habe mir ſchon etwas ausgedacht,“ rief die Oberamtmann, „ich würde ſie nur wegen der ſilbernen Suppenkelle fragen, welche auf eine unerklärliche Weiſe aus unſerer Küche verſchwunden iſt.“

„Was will die Frau daran wenden, wenn ich's ihr ſage?“ frug eine hohle Stimme. Die Rollmaus fuhr in die Höhe. An der Hausecke ſtand ein großes Weib hinter den Topfgewächſen, von den Schultern hing ihr ein verſchliſſener Mantel, das Haupt war mit einem dunklen Tuche verhüllt, hinter welchem zwei blitzende Augen nach den Frauen ſtachen. Die Rollmaus faßte Ilſe's Arm und rief erſchreckt: „Das iſt die Wahrſagerin ſelbſt, liebe Ilſe, ich erbitte Ihren Rath, ſoll ich ſie fragen?"

Das Weib trat vorſichtig hinter dem Strauchwerk hervor, ſtellte ſich vor Ilſe und lüftete das Kopftuch. Ilſe erhob ſich und ſah unruhig auf die ſcharfen Züge eines verfallenen Geſichts. „Die Zigeunerin!" rief ſie zurücktretend.

„Eine Keſſelflickerfrau," ſagte die Rollmaus unwillig, „dieſes Ahnungsvermögen kenne ich, es hängt mit Hühnermauſen zuſammen und mit noch ſchlimmeren Dingen. Erſt ſtehlen ſie und verſtecken und dann verkünden ſie, wo das Geſtohlene liegt."

Die Fremde achtete nicht auf den Angriff der Frau Oberamtmann. „Meine Leute ſind gehetzt worden wie die Füchſe im Wald, der Froſt hat ſie getötet, eure Wächter haben ſie gefangen, die noch leben, liegen zwiſchen Mauern und klirren mit der Kette. Ich ziehe allein durch das Land. Schöne Frau, denken Sie nicht daran, was in jener Nacht die Männer gethan, denken Sie nur an das, was ich Ihnen vorausgeſagt. Iſt es nicht eingetroffen? Jetzt ſehen Sie auf das ſteinerne Haus dort drüben, und Sie ſehen wie er langſam auf dem Kieswege herankommt bis in die Stube, in welcher der nackte Knabe an der Decke hängt."

Ilſe's Antlitz zog ſich zuſammen. „Ich verſtehe den Sinn eurer Rede nicht, nur Eines höre ich, daß ihr hier Beſcheid wißt."

„Manches Jahr ſind meine Füße durch den Schnee geglitten," fuhr die Landſtreicherin fort, „ſeit ich zum letzten Mal durch die Pforte dieſer ſchwarzen Thiere getreten bin." Sie wies auf die beiden Engel mit Tulpengewinden. „Jetzt hat die Krankheit auch mich geſchlagen." Sie ſtreckte ihre Hand aus. „Geben Sie junge Frau, einer Kranken von der Landſtraße, die einſt denſelben Weg gegangen iſt, den Sie jetzt ſchreiten."

Ilſe's Wange röthete ſich, ſie ſah ſtarr auf die Bettlerin und ſchüttelte verneinend das Haupt. „Nicht Geld will ich von Ihnen," ſagte das Weib eindringlich. „Bitten Sie für mich bei dem

Geiſte dieſes Hauſes, wenn er Ihnen einmal erſcheint. Ich bin müde und ſuche ein Lager für mein Haupt. Sagen Sie ihm, die Fremde, der er das Zeichen umgehangen hat,“ ſie wies auf ihren Hals, „bittet um ſeine Hilfe.“

Ilſe ſtand unbeweglich, ihre Wangen glühten und ihr Auge ſah zornig auf das unheimliche Weib.

„Was wenden Sie daran, Ihr Silber wieder zu finden?“ frug zur Rollmaus gewandt die Bettlerin in verändertem Ton.

„Ihr alſo ſeid die Wahrſagerin?“ fuhr die Rollmaus entrüſtet auf ſie ein, „nicht einen Kreuzer wende ich an euch. Wer euren Kopf unterſucht, würde einen ſchönen Organismus darauf finden. Solche kauderwelſche Worte habe ich ſchon oft gehört. Macht euch fort, bevor die Polizei kommt. Eine von eurem Volk hat meiner Großmagd prophezeit, ſie würde einen Gutsbeſitzer heiraten, und ich mußte das Mädchen abſchaffen, welche ſonſt brauchbar war, weil ſie anfing, gegen Rollmaus ſelbſt zu ſcharmuziren, obgleich dieſer nur darüber lachte. Geht, wir wollen nichts mit euch zu thun haben.“

„Denken Sie an meine Bitte,“ rief die Fremde Ilſe zu, „ich komme wieder.“

Die Frau wandte ſich ab und verſchwand hinter dem Hauſe.

„Es ſind Bälger,“ erklärte die Oberamtmann in tiefem Aerger, „glauben Sie nichts von Allem, was ſie ſagen. Dieſe hier ſprach noch ärgern Unſinn als die andern. Ich glaube gar, liebe Ilſe, Sie laſſen ſich zu Herzen gehen, was dieſer Betteltanz parlirte.“

„Sie kennt dies Haus, ſie wußte wohl, was ſie ſprach,“ ſagte Ilſe tonlos.

„Natürlich,“ verſetzte die Rollmaus, „ſie ſchweifen umher und gucken durch alle Ritze, ſie haben ein gutes Gedächtniß für anderer Leute Geſchäfte, nur an ihre eigene Dieberei wollen ſie nicht erinnert ſein. Dieſes Object hier habe ich ſehr im Verdacht wegen meiner Suppenkelle. Wenn das die berühmte

Wahrſagerin ſein ſollte, dann iſt mir alle Forſchung verleidet. Ach, und ich ſehe, Ihnen auch."

„Ich kenne das Weib," erwiederte Ilſe, „ſie gehört zu der Bande, die unſere Kinder beſtahl und den Arm meines Felix verwundete. Jetzt tritt die unheimliche Geſtalt wie ein Geſpenſt vor meine Seele und ihre dunklen Worte erregen mir Grauen. Sie drohte, wieder zu kommen, mich faßt die Angſt, daß dieſes Weib noch einmal an mich heranſchleicht. Hinweg von hier."

Ilſe eilte in das Haus, die Oberamtmann folgte und rieth wohlwollend: „Kommt ſie wieder, ſo wird ſie weggejagt. Für dieſes Ahnungsvermögen gibt es kein beſſeres Mittel als Gefängniß bei Waſſer und Brot."

Ilſe ſtand im Wohnzimmer, auch dort ſah ſie ſich ſcheu um. „Der ihr das Kreuz umhing, war der Herr dieſes Schloſſes; und als ſie damals am Hofthor die wüſten Worte zu mir ſprach, meinte ſie nicht meinen Felix."

„Acht Groſchen meinte ſie und nichts weiter," tröſtete die Rollmaus.

„Wie darf ſie wagen, mein Leben mit dem ihren zu vergleichen? Wie weiß ſie, ob der Herr dieſes Hauſes auf meine Worte hört?"

Die Oberamtmann mühte ſich vergebens, durch verſtändige Betrachtungen über die Nichtswürdigkeit weiblicher Vagabonden zu beruhigen. Ilſe ſah mit gefalteten Händen vor ſich hin, die Troſtſprüche der wackern Freundin verhallten vor ihrem Ohr.

Im Hauſe ſprachen fremde Stimmen, Gabriel öffnete die Thür und meldete den Hausmeiſter. Der alte Mann trat dienſteifrig ein und bat, die Störung zu entſchuldigen. „Mein gnädigſter Herr befahl mir anzufragen, ob vielleicht eine fremde Landſtreicherin hier bettelte. Sie hat ſich in das Schloß geſchlichen, Zugang zu der Frau Prinzeſſin geſucht und dieſe erſchreckt, als Hochdieſelbe abreiſen wollte. Seine Hoheit laſſen vor der Fremden warnen, ſie iſt eine gefährliche Perſon."

„Sie war hier,“ verſetzte Ilſe, „und ſprach wilde Reden, ſie ließ merken, daß ſie im Hauſe bekannt ſei.“

Der Hausmeiſter ſah bekümmert aus, als er fortfuhr: „Es iſt lange her, da hatte die hochſelige Fürſtin ſich einmal eines ſingenden Mädchens erbarmt, dem die Mutter an der Landſtraße geſtorben war. Sie ließ das Geſchöpf unterrichten, und weil es drollig war und ſich gut anließ, wurde es zuletzt ins Schloß genommen und zu kleinen Dienſten gebraucht, aber es hat den Herrſchaften ſchlecht gelohnt. In einer Zeit, wo die hohe Familie ſchweres Unglück traf, fiel die Perſon in die Gewohnheit ihrer Kinderzeit zurück, ſie ſtahl und wurde unſichtbar. Heut will ein Diener in dem fremden Weibe das Mädchen wiedererkannt haben. Das hat der Kammerdiener Sr. Hoheit zugetragen, und der gnädige Herr, welcher ohnedies leidend iſt, hat ſich darüber aufgeregt. Bereits ſuchen die Landreiter auf allen Straßen nach der Fremden.“

Der Alte empfahl ſich, Ilſe ſah ihm finſter nach, aber ſie ſagte doch ruhiger zur Oberamtmann: „Daher alſo die Sprache der Landſtreicherin, welche anders klang, als ſonſt bei bettelndem Volk, und daher ihr Wunſch, die Verzeihung des Fürſten zu erhalten.“

Jetzt aber ſaß die Rollmaus gedrückt und kleinlaut. „Ach, liebe Ilſe, wenn die Hexe wirklich hier unter den fürſtlichen Perſonen gelebt hat, dann mag ſie Vielerlei wiſſen, was in dieſem Hauſe geſchehen iſt, denn die Leute ſprechen nichts Gutes davon, und ſie ſagen, daß in früherer Zeit hier fürſtliche Amoretten gewohnt haben. Das Haus kann ja nichts dafür, und wir andern auch nicht, es iſt nur deshalb, weil der Erbprinz jetzt zu Ihrem Vater kommt und Sie ihn ſchon von der Univerſität kennen. Darüber ſchütteln die Menſchen ihre Köpfe, es iſt dummes Geſchwätz.“

„Was für Geſchwätz?“ rief Ilſe mit rauher Stimme und faßte die Hand der Oberamtmann.

„Man redet, Sie ſeien die Urſache, daß der Prinz im unſere Gegend kommt. Wir würden uns alle ſehr freuen, wenn Sie vor Ihrer Reiſe noch den Vater beſuchten, wie verabredet war, aber ich glaube wirklich, ſolange der Prinz dort iſt, wäre beſſer, wenn Sie hier blieben oder auch wo anders. Es iſt nur zur Vorſicht,“ fügte ſie beruhigend zu, „und Sie müſſen ſich das nicht zu Herzen nehmen.“

Ilſe ſtand abgewandt, lautlos, unbeweglich, die Oberamtmann fuhr in tröſtender Rede fort, aber Ilſe vernahm kaum noch ihre Worte.

Man lehrt nicht umſonſt junge Prinzen landwirthſchaftliche Maſchinen drehen und ſich duelliren, Frau Ilſe; das Lehrgeld wird dir bezahlt, doppelt, in neuem Gepräge, wie Hofbrauch iſt.

Es war eine lange bangſame Stille im Zimmer. Ilſe ſah wild umher, dann nahm ſie einen Rohrſtuhl, ſetzte ſich der Oberamtmann gegenüber, ihre Finger flogen über einer Handarbeit. „Sprechen wir nicht mehr von ſolchen Verläumdungen,“ ſagte ſie. „Was macht Ihr Sohn Karl? Sind Sie mit ſeinem Fleiß zufrieden? Und wie geht's mit dem Clavier? Es iſt immer gut, wenn er etwas Muſik verſteht.“

Die Oberamtmann kam über den Tänzen, welche ihr Sohn Karl ſpielte, wieder zu guter Laune, ſie ſchwatzte fort, Ilſe hörte ſchweigend zu und zählte über den Stichen, welche ſie mit bunten Wollfäden machte.

Der Profeſſor kehrte zurück, kurz darauf fuhr der Kutſcher vor. Frau Rollmaus verſchwand in die Nebenſtube, ihren Kopfputz in die Schachtel zu packen, dann nahm ſie wortreichen Abſchied von ihrem lieben Herrn Profeſſor. Die letzten Worte Ilſe's waren: „Es mag lange dauern, bis wir uns wiederſehen, erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, auch wenn ich fern bin.“

„Was meinten deine feierlichen Worte beim Abſchied der Nachbarin?“ frug der Profeſſor verwundert.

„Sie meinen, daß wir hier in einem Hauſe ſind, in welchem einer ehrlichen Frau vor den Wänden graut,“ rief Ilſe mit flammendem Blick, „und ſie meinen, daß ich fort will von hier und daß es für dich Zeit iſt, dein Weib wegzuführen aus einem ungeſunden Leben."

Sie erzählte ihm mit fliegendem Athem, was ihr die Roßmaus geklagt, die Bettlerin zugeraunt.

„Ich bin verſtrickt, Felix," rief ſie, „durch meine eigene Schuld, ich klage dir's. Wie ich mich gehalten gegen den jungen Prinzen, mein Gott weiß, ich habe keinen Gedanken gehabt, der deinem Weibe Unehre machte, aber ich bin unvorſichtig geweſen und ich büße dafür ſchrecklich, ſchrecklich! Jetzt verſtehe ich, was mich wie eine Ahnung gequält hat in den letzten Wochen. Liebſt du mich, ſo führe mich ſchnell fort von hier, denn der Boden brennt unter meinem Fuße."

Auch den Profeſſor packte ein ſcharfes Weh, als er ſein Weib in Schmerzen ringen ſah, die ſo bitter ſind, daß ſie die ſtärkſte Seele einer Frau betäuben, die edelſte Kraft für Stunden zerbrechen. „Mir iſt widerwärtig und demüthigend wie dir, dem Häßlichen in das nackte Angeſicht zu ſehen, ich bin bereit, Alles zu thun, was ich vermag, um dich von dieſem Leide zu löſen. Laß uns ruhig erwägen, wie das geſchehen kann. Nicht in ſolcher Leidenſchaft darfſt du, was dir ziemt, beſchließen, denn dir fehlt jetzt die Freiheit, das Rechte zu wählen. An welchem alten Hauſe, das ein Miether bezieht, das ein Gaſtwirth öffnet, hängen nicht peinliche Erinnerungen? Müßiges Geſchwätz vermag ſelbſt der nicht von ſeinem Haupte zu bannen, der in ungewohnter Umgebung gleichförmig hinlebt. Wende den Blick ab von dem Gemeinen. Um ſeinetwillen aufzubrechen wie Flüchtlinge, ziemt nicht dir und nicht mir. Was haben wir gethan, Ilſe, daß wir unſer Selbſtgefühl verlieren? Gegen die feindſelige Arbeit des thörichten Zufalls gibt es nur eine Weisheit, ſicher vorwärts gehen und wenig darum ſorgen. Dann verhallt und verklingt der Mißton von ſelbſt im Geräuſch der Straße. Wer ſich davon ſtören läßt, der vergrößert ihn durch ſeine eigenen Schmerzen. Geſetzt, wir brechen plötzlich auf aus dieſem

Hauſe. Du würdeſt in die Fremde das Gefühl tragen, daß du als Beſiegte von hier gehſt, und unaufhörlich würde dich die Sorge verfolgen, daß ein mißtönendes Gemurmel hinter uns nicht zum Schweigen gebracht iſt."

„Du ſprichſt ſehr kalt und verſtändig," rief Ilſe in innerer Empörung, „trotz deiner Worte fühlſt du wenig die Kränkung deines Weibes."

„Wäreſt du in der Faſſung, die ich ſonſt an dir ehre, du würdeſt ſo ungerechte Klage nicht über deine Lippen bringen," verſetzte der Gatte finſter. „Wenn ich dich in Gefahr ſähe, ich würde noch dieſe Stunde mit dir fortziehen; habe ich erſt nöthig, darüber gegen dich ein Wort zu verlieren? Aber ſelbſt gegen das Geſchwätz der Schwachen iſt dir dieſer Aufenthalt hier vorläufig der beſte Schutz, denn der Prinz iſt fern, du aber weilſt zurückgezogen bei deinem Gatten."

„Ich weiß, woher dieſe Gleichgültigkeit kommt," murmelte Ilſe.

„Du weißt, was mich hier feſſelt," erwiderte der Profeſſor, „und wärſt du mir, was du ſein ſollteſt, Verbündete bei meinen Hoffnungen, und hätteſt du daſſelbe Gefühl für den Werth des Gutes, das ich ſuche, du würdeſt gleich mir empfinden, daß ich keinen ablenkenden Schritt thun darf, wenn ich nicht erkenne, daß er nöthig iſt. — Ertrage nur noch für den nächſten Tag dieſen Aufenthalt, liebe Ilſe, wie unbehaglich er dir heut erſcheint," fuhr er herzlich fort. „Ich bin eingeladen, in dem Landſchloß der Prinzeſſin zu ſuchen, dort wird ſich, wie ich ahne, finden, was uns von hier frei macht."

„Gehe nicht!" bat Ilſe vor ihn tretend, „laß mich nicht allein in dieſer fürchterlichen Unſicherheit, in einer Angſt, die mich ſchaudern macht vor mir ſelbſt und vor jedem fremden Laut, den ich in dieſen Räumen höre."

„Angſt?" rief der Profeſſor unwillig, „eine Angſt vor Geſpenſtern. Selten iſt das Leben in der Fremde ſo leicht und bequem, als uns dieſer Aufenthalt. Mißklänge gibt es überall, und nur unſer iſt die Schuld, wenn wir ſie übermäßig empfinden.“

„Gehe nicht!“ flehte Ilſe von Neuem. „Ja, es ſind Geſpenſter, die mich verfolgen, ſie hängen bei Tag und Nacht über meinem Haupte. Gehe nicht, Felix,“ rief ſie, die Hand erhebend, „dich lockt nicht die Handſchrift allein, auch das Weib, das dich dort erwartet. Das weiß ich ſeit den erſten Tagen in dieſer Stadt, ich ſehe, wie der Zauber ihrer flüchtigen Seele dich umgarnt. Ich habe die Furcht bis heut in mir niedergekämpft mit dem Vertrauen, das ich zu meinem geliebten Manne haben muß. Gehſt du jetzt, Felix, wo ich mich an dich klammern möchte, wo ich jeden Augenblick bei deiner Stimme Troſt ſuche, ſo kommt mir der Zweifel an dir und der furchtbare Gedanke, daß meine Noth dir gleichgültig iſt, weil du ſelbſt kalt gegen mich wurdeſt.“

„Wohin biſt du gerathen, Ilſe!“ rief der Gelehrte erſchrocken, „iſt mein Weib, das ſo ſpricht? wann habe ich dir je meine Empfindungen verhüllt? Und vermagſt du nicht in meiner Seele zu leſen, wie in einem aufgeſchlagenen Buch? Das alſo war es, was ſo ſchwer auf dir lag! Gerade das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ ſagte er treuherzig und bekümmert.

„Nein, nein,“ rief Ilſe außer ſich, „ich habe Unrecht, ich weiß es, achte nicht auf meine Worte, ich vertraue dir, ich halte mich an dich, o Felix, ich müßte verzweifeln, wenn dieſer Halt mir bräche.“ Sie warf ſich an ſeinen Hals und ſchluchzte. Der Gatte umſchlang ſie, auch ihm wurden die Augen naß bei dem Jammer ſeines Weibes. „Bleibe bei mir, mein Felix!“ fuhr Ilſe weinend fort, „nur jetzt laß mich nicht allein, ich bin immer noch ein kindiſches einfältiges Herz, habe Geduld mit mir. Ich bin hier krank, ich weiß nicht, woher das kommt; ich liege an deinem Herzen, und ich zittere davor, daß du mir fremd werden könnteſt, ich weiß, daß du mein biſt, und ich ringe dabei mit der ängſtlichen Ahnung, daß ich dich hier verlieren werde. Wenn du zur Thür hinausgehſt, iſt mir als müßte ich einen Abſchied von dir nehmen auf immer, und wenn du zurückkehrſt, ſehe ich dich zweifelnd an, als wärſt du mir in wenig Stunden verwandelt. Ich bin unglücklich, Felix, und das Unglück macht mißtrauiſch, ich bin ſchwach und klein geworden, und ich ſcheue mich, dir es zu ſagen, weil ich fürchte, daß du mich deshalb gering achten könnteſt. Bleibe hier, Geliebter, gehe nicht zu der Prinzeſſin, nur morgen nicht.“

Der Gatte faßte ihr Haupt und ſah ihr in die verweinten Augen. „Wenn morgen nicht,“ entgegnete er herzlich, „dann doch übermorgen, oder an anderem Tage. Erſparen kann ich uns die kurze Fahrt von wenigen Stunden nicht, ſie aufgeben wäre ein Unrecht, das wir beide nicht auf uns laden dürfen. Je länger ich zögere, Ilſe, um ſo länger ſehe ich dich feſtgehalten in dieſen Wänden. Iſt nicht klug, ſchnell zu thun, was uns frei macht, auch in deinem Sinne?“

Ilſe löſte ſich aus ſeiner Umarmung. „Du ſprichſt verſtändig in einer Stunde, wo ich einen andern Ton aus deiner Bruſt hoffte,“ verſetzte ſie ruhiger. „Ich weiß, Felix, du willſt mir nicht wehe thun, und ich hoffe, du biſt auch in dieſer Rede wahr gegen mich und verbirgſt mir nichts. Aber ich fühle mit tiefem Herzen ein altes Weh, das mich an trüben Tagen überfallen hat, ſeit ich dich kenne. Du denkſt anders als ich, und du fühlſt anders in manchen Dingen, der einzelne Menſch und ſein Leiden gilt dir wenig gegen die großen Gedanken, die du mit dir herumträgſt, du ſtehſt auf der Höhe in klarer Luft und haſt keinen Antheil an der Angſt und Noth im Thale zu deinen Füßen. Klar iſt die Luft, aber kalt, und mich friert dabei.“

„Das iſt die Art des Mannes,“ ſagte der Profeſſor, tiefer bewegt durch den gehaltenen Schmerz ſeines Weibes, als durch ihre laute Klage.

„Nein,“ antwortete Ilſe vor ſich hinſtarrend, „das iſt die Art des Gelehrten.“

In der Nacht, als der Gelehrte längſt im Schlummer lag, da erhob ſich das Weib an ſeiner Seite vom Lager und ſpähte durch die Dämmerung auf das Antlitz des geliebten Mannes. Sie ſtand auf und ergriff die Nachtlampe, daß der gelbe Schein auf ſein ruhiges Antlitz fiel, und große Thränen ſanken aus ihren Augen auf ſein Haupt. Dann ſetzte ſie ſich vor ihn, rang die Hände und bändigte mit Anſtrengung das Weinen und den Krampf, welche ihr den Leib erſchütterten.

9.

Im Thurm der Prinzeſſin.

Als die Prinzeſſin von ihrem drängenden Vater in die Heimat zurückgerufen wurde, hatte das erlauchte Haus, deſſen Namen ſie jetzt trug, nicht nur darauf beſtanden, daß ſie fortan einige Monate des Jahres an dem Wohnſitz ihres verſtorbenen Gemahls zubringe, auch daß ihr in der Reſidenz des Vaters ein geſonderter Hofhalt eingerichtet werde. Darüber war ein Vertrag geſchloſſen, welcher allerdings den Zweck hatte, der jungen Fürſtin eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu wahren. Um den Wortlaut des Vertrags zu erfüllen, wurde der Prinzeſſin ein fürſtliches Schloß auf dem Lande als Wohnſitz überwieſen, da in der Reſidenz ſelbſt kein geeignetes Gebäude vorhanden war. Das Schloß lag eine halbe Tagereiſe von der Stadt, am Fuße belaubter Hügel, zwiſchen Wäldern und Dorffluren, im Sommer ein anmuthiger Ruheſitz; die Prinzeſſin hatte dort bereits einige Monate ihres Trauerjahrs zugebracht.

Es war ein warmer Tag, an welchem der Profeſſor nach dem Schloſſe fuhr. Die Luft war durch das Gewitter der Nacht nicht abgekühlt, der ſtrömende Regenguß hatte Furchen in die glatte Kunſtſtraße geriſſen, zwiſchen den Ackerbeeten ſtand das Waſſer, an dem üppigen Grün des Raſens, an den

Blättern der Wegpflanzen hingen die Tropfen, eine feuchte Brutwärme lag über der Erde, der Waſſerdunſt färbte die entfernten Höhen mit dunklem Blau. Am Himmel zogen die Wolken flüchtig dahin, bald verhüllten ſie neckend die Sonne und warfen ihre Schatten über die ſproſſende Flur, bald öffneten ſie den Lichtſtrahlen ein Thor, dann flog ein feuriger Glanz über Baumgipfel, Dächer und den fruchtbaren Grund. Schneller Schatten und heller Schein am Himmel und auf der Erde, erſt deckte das Wolkenheer mit grauen Gewändern den geradlinigen Weg, welchen der Gelehrte fuhr, wieder lag die Straße vor ihm als ein goldener Pfad, der zum erſehnten Ziele führt.

Grelles Licht und dunkler Schatten flogen auch durch die Seele des Gelehrten. „Die Schrift wird gefunden; ſie bleibt uns verborgen," rief es in ihm und ſein Auge umwölkte ſich. „Wenn ſie nicht gefunden wird? Viele werden dann mit Verwunderung leſen, wie täuſchend der Schein war, wie nahe die Möglichkeit; mancher wird bedauernd auf ſeine Hoffnung verzichten, die ihm über den Worten des Kloſterbruders aufgeht; doch den Schmerz der Entſagung wird Keiner fühlen wie ich. Ein Gedanke, der durch Jahre die Phantaſie unterhalten, die Augen auf einen Punkt gerichtet hat, iſt mir übermächtig geworden. Mit tauſend Eindrücken aus alter und neuer Zeit ſpielt des Mannes freier Geiſt, er bändigt ihre Gewalt durch abwägenden Verſtand und Kraft des Willens. Mir aber iſt ein kleines Bild aus verloſchenen Zügen des alten Buches ſo tief in die Seele gedrungen, daß die Hoffnung zu erwerben das Blut in den Adern hüpfen macht, und die Furcht zu verlieren die Spannung der Muskeln lähmt. Allzugroß iſt der Eifer, das weiß ich, er hat mich hart gemacht gegen die kindliche Angſt meines Weibes, auch ich bin nicht ſtärker geworden, ſeit ich auf dem unſicheren Pfad eines Wildſchützen dahinfahre. Jeder hüte ſich, daß ihm ſeine Träume nicht die Herrenrechte des Geiſtes verringern, auch der Traum guter

Stunden, wo die Seele ſich arglos einer großen Empfindung hingibt, mag abwenden von dem geraden Wege der nächſten Pflicht.“

Das goldene Licht flog über ſein Antlitz. „Wenn ſie aber gefunden wird. Es iſt nur ein kleiner Theil unſeres Wiſſens aus alter Zeit, der in ihr verborgen liegt. Und doch würde gerade dieſer Fund eine verdämmerte Landſchaft mit hellem Glanze füllen, und einige Jahrzehnte des alten Lebens würden für unſer Auge in feſten Umriſſen ſichtbar werden, als ob ſie in nächſter Vergangenheit lägen. Der Fund könnte hundert Räthſel löſen und tauſend neue aufregen, jedes ſpätere Geſchlecht dürfte der größeren Habe ſich freuen und mit beſſerer Kraft neuen Aufſchluß begehren. Auch ihr wünſche ich die Freude eines Fundes, welche dort im Schloſſe ſo warmherzig meine Sorge theilt, auch ihr wäre eine große Erinnerung für immer, daß ſie wohlthuenden Antheil gehabt an der erſten Arbeit des Suchenden.“

Höher ſtiegen die Berge, farbiger wurden ihre Maſſen. Die Linien der Vorhügel ſchieden ſich von der nebligen Ferne, zwiſchen dem ſchwarzen Wald öffneten ſich blaue Mündungen der Thäler. Der Wagen rollte in einen wohlgehegten Forſt, gedrängte Föhren und Fichten ſchloſſen eine Weile die Ausſicht; als die Straße wieder ins Freie führte durch Raſenflächen und Baumgruppen, lag das Schloß gerade vor den Augen des Gelehrten. Ein mächtiger alter Thurm mit Zinnen gekrönt, ragte aus niedrigem Gehölz, über ihm ſtand die Sonne des Nachmittags und malte lange Regenſtreifen in den Dunſt der Luſt. Das braune Mauerwerk hob ſich in der einſamen Landſchaft wie der letzte Pfeiler eines zertrümmerten Rieſenbaues, nur an der hellen Steinfaſſung der wohlgefügten Fenſter erkannte man, daß es wohnliche Räume enthielt. An den Thurm gelehnt ſtieg das kleine Schloß herauf, mit ſteilem Dach und ſpitzbogigen Fenſtern, in ſeiner mäßigen Größe ein ſeltſamer Genoſſe des gewaltigen Thurmbaues. Aber trotz dem

Mißverhältniß der verbundenen Theile war das Ganze ein ſtattlicher Ueberreſt des Mittelalters, vielen Geſchlechtern hatten die feſten Mauern zu Schutz und Wehr gedient.

Wilder Wein ſandte ſeine Ranken bis auf das Dach des Hauſes und um die Fenſter des Thurmes, welcher in ſieben Stockwerken aufſtieg, durch ſtarke Strebepfeiler geſtützt. In der Höhe wuchs Quendel und Gras aus den Fugen des verwitterten Steins, aber die Grashalme, welche noch vor wenig Tagen den Grund bedeckt hatten, waren ausgeriſſen, Hofraum und Thüren hatten ſich für die neuen Bewohner feſtlich geſchmückt, Blumentreppen und Topfgewächſe waren reichlich aufgeſtellt. Nur an einer Ecke war die ſchnelle Arbeit nicht beendet, der grünliche Schimmer am Boden und ein Schwarm ſchwarzer Vögel, der um die Zinne des Thurmes flatterte, gaben Zeugniß, daß der Bau leer von Menſchen in einſamer Landſchaft geſtanden hatte.

Der Profeſſor ſprang aus dem Wagen, der Marſchall winkte ihm von der Rampe Grüße zu und führte ihn ſelbſt in das einfache Gaſtzimmer. Kurz darauf leitete er ihn durch einen gewölbten Gang des Schloſſes in den Thurm. Die Prinzeſſin ſtand, von einem Spaziergang zurückgekehrt, den Sommerhut in der Hand, am Eingang des Thurmes. „Willkommen in meiner Solitude,“ rief ſie dem Gelehrten entgegen, „glücklich ſei die Stunde, in welcher dies alte Haus Ihnen die Thüren öffnet. Hier ſtehen Sie an der Pforte meines Reiches, ich habe mich faſt in jedem Stockwerk des Thurmes angeſiedelt, er iſt unſer Frauenzwinger. Wenn dieſe feſte Eichenthür verſchloſſen wird, können wir Frauen ein Amazonenreich gründen und die ganze Männerwelt, ſoweit ſie hier ſichtbar wird, gefahrlos mit Tannzapfen bewerfen. Denn dies iſt die Frucht, welche hier am beſten gedeiht. Kommen Sie, Herr Werner, ich führe Sie der Stätte zu, auf welcher Ihre Gedanken jetzt mehr verweilen, als bei uns Kindern der Gegenwart.“

Eine ſteinerne Wendeltreppe verband die Stockwerke des

Thurms, jedes enthielt Zimmer und Kabinette, nur das höchſte war Bodenraum. Die Prinzeſſin wies geheimnißvoll die Treppe hinauf. „Dort oben unter der Plattform iſt Alles vollgeſtopft mit altem Hausrath. Ich konnte ſchon geſtern der Neugierde nicht widerſtehen, einmal in die Kammern zu blicken, es liegt in wirrem Haufen durcheinander, wir werden Arbeit haben.“

Der Profeſſor ſah freudig auf das wohlerhaltene Steinwerk der bogigen Thüren und auf die kunſtvolle Arbeit des alten Schloſſers. Es war in neuer Zeit wenig gethan, um den alten Schmuck der Wände anſehnlich zu machen und kleine Schäden zu beſſern. Aber wer Antheil nahm an Meißel und Schnitzmeſſer der alten Bauherren, der erkannte überall mit Behagen, daß der Thurm leicht zu einem Prachtſtück alten Stils geformt werden konnte. Der Diener öffnete die Thür zu den Zimmern der Prinzeſſin. Auch dieſe waren einfach hergerichtet, die zerſchlagene Glasmalerei der kleinen Fenſter war durch bunte Scheiben kunſtlos ausgebeſſert, nur Bruchſtücke der alten Bilder hafteten in dem Blei.

„Hier iſt noch viel zu thun,“ erklärte die Prinzeſſin, „das ſoll in den nächſten Jahren allmählich geſchehen.“

Im Vorzimmer klirrten die Schlüſſel des Kaſtellans, der Profeſſor wandte ſich nach der Thür. „Einen Augenblick Geduld,“ rief die Prinzeſſin, ſie flog in ein Nebenzimmer und kehrte in einem hellen Mantel mit Kappe zurück, der ſie faltig umhüllte, nur das feine Antlitz war ſichtbar, die großen ſtrahlenden Augen und der lächelnde Mund. „Das iſt die Gnomentracht, in der ich den ſtaubigen Geiſtern des Bodens zu nahen wage.“

Sie ſtiegen zu dem höchſten Stockwerk hinauf. Während der Kaſtellan am Gebund den Schlüſſel ſuchte, befühlte der Profeſſor das Holz der Thür und bemerkte gemeſſen: „wieder ſchöne Schloſſerarbeit.“ Aber ſein Auge fuhr unruhig an den Umriſſen der Thür umher.

„Ich hoffe,“ ſagte die Prinzeſſin leiſe.

„Alles ſieht hoffnungsvoll aus,“ verſetzte der Gelehrte.

Die dicke Thür ächzte in ihren Angeln. Ein großer Raum öffnete ſich dem ſuchenden Blick. Durch enge Mauerluken fiel ein ſcharfes Licht auf die geheimnißvolle Stätte, in dem eindringenden Luftſtrom wirbelten die Atome des Staubes, davor und dahinter dämmrige Dunkelheit. Hochgethürmt, ineinander geſchoben lag hier alter Hausrath; rieſige Schränke mit ausgebrochenen Thüren, plumpe Tiſche mit Kugeln am Ende der Beine, Stühle mit geradliniger Lehne und Lederpolſtern, aus denen das Roßhaar quoll; dazwiſchen Bruchſtücke alter Waffen, Hellebarden, zerfreſſene Schienen, verroſtete Helme. Undeutlich ragten die Formen durcheinander, Stuhlbeine, Holzplatten mit eingelegter Arbeit, eine Rundung von altem Eiſen. Es war ein trödelhaftes Gewirr künſtlicher Gebilde aus mehren Jahrhunderten. Die Hand berührte den Tiſch, an welchem ein Zeitgenoſſe Luthers getrunken hatte, der Fuß ſtieß an einen Schrein, dem Kroaten und Schweden die Thür ausgeſchlagen, auf dem weißlackirten Seſſel mit dem verſchoſſenen Sammetpolſter hatte einſt ein Hoffräulein geſeſſen im Reifrock mit gepudertem Haar, jetzt ruhten ſie zuſammengeſchichtet in wüſtem Haufen, die abgethanen Hülſen früherer Geſchlechter, halb zerſtört und ganz vergeſſen, leere Puppengehäuſe, aus denen die Schmetterlinge geflogen waren. Alles lag mit graulicher Leichendecke überzogen, mit dem letzten Schutt des geſchwundenen Lebens. Zu Pulver zerrieben kräuſelte ſich in der Luft, was einſt Form und Körper war, feindlich ballte der Staub ſeine Wolken gegen die Eintretenden, welche kamen, an ſeinem Beſitzthum zu rühren, das er mit dicken Lagen überzog; er hing ſich an Haare und Kleider des neuen Lebens und quoll langſam durch die geöffnete Thür hinab den Räumen zu, wo bunte Farbe und glänzender Schmuck die Menſchen umgab, um auch dort den endloſen Kampf der Vergangenheit gegen das Neue zu führen, den ſtillen Kampf, der ſich täglich erneut im Großen wie im Kleinen, der Neues alt macht und

Altes auflöſt, um zuletzt die Keime jungen Lebens hilfreich zu nähren.

Der Profeſſor ſah wie ein Falk zwiſchen Tiſch- und Stuhlbeinen in den dämmerigen Hintergrund. „Hier iſt vor Kurzem geräumt worden,“ ſagte er, „über die vordern Möbel iſt gefegt.“

„Ich habe geſtern verſucht, ein wenig zu ſäubern,“ ſagte der Kaſtellan, „weil Ihre Hoheit den Wunſch ausſprach, hier einzutreten, aber wir ſind nicht weit gekommen.“

„Haben Sie das Geräth des Raumes früher einmal durchſucht?“ frug der Profeſſor.

„Nein,“ erwiederte der Mann, „ich bin erſt im vorigen Jahre durch des Fürſten Hoheit hierher verſetzt.“

„Beſteht ein Verzeichniß der Sachen?“

Der Mann verneinte.

„Wiſſen Sie, daß Kiſten oder Truhen hier ſtehen?“

„Ich meine dergleichen bemerkt zu haben,“ antwortete der Kaſtellan.

„Holen Sie die Arbeiter, das Geräth hinauszuſchaffen,“ befahl die Prinzeſſin. „Heut wird jedes Stück dieſes Bodens betrachtet.“

Der Kaſtellan eilte hinab, der Profeſſor ſuchte wieder durch die aufgethürmten Maſſen zu ſpähen, aber das grelle Licht in der Höhe blendete die Augen. Er ſah auf das Fürſtenkind; ſie ſtand im hellen Gewande an der Thür wie die Fee des Schloſſes, welche in die Wohnung der altbärtigen Hausgeiſter geſtiegen iſt, ihre Huldigungen entgegen zu nehmen.

„Es wird eine lange Arbeit und Ew. Hoheit werden ſich an dem Umherſchleppen der ſtaubigen Möbel nicht erfreuen.“

„Ich bleibe bei Ihnen,“ rief die Prinzeſſin. „Iſt der Antheil, den ich an dem Funde haben kann, auch winzig klein, ich will ihm doch nicht entſagen.“

Beide ſchwiegen, der Gelehrte rückte ungeduldig über den Stühlen. In der Staubwolke flatterten Motten auf und eine Mauerſchwalbe flog aus dem Neſt, das ſie an der Fenſterluke gebaut hatte. Alles war ſtill, nur ein leiſes Klopfen klang regelmäßig wie der Pendelſchlag der Uhr in dem wüſten Raum.

„Das iſt die Totenuhr,“ flüſterte die Prinzeſſin.

„Der Holzwurm thut ſeine Arbeit im Dienſt der Natur, er löſt was abgelebt iſt in ſeine Elemente.“

Es wurde ſtill im Holz. Nach einer Weile tickte der Wurm wieder, darauf ein zweiter, ſie hämmerten und nagten emſig: dahin, dahin, hinab! Ueber den Häuptern der Suchenden aber krächzten die Dohlen und aus der Tiefe zog leiſe der Geſang einer Nachtigall in das eifrige Schaffen der Totengräber.

Die Arbeiter kamen, ſie trugen ein Stück des Geräthes nach dem andern auf Vorraum und Treppe. Dichter wirbelte der mißfarbige Staub, die Prinzeſſin flüchtete ſich in den Vorſaal, der Profeſſor aber verließ nicht ſeinen Poſten. Er griff ſelbſt zu, hob und rückte in der vorderſten Reihe. Er trat einen Augenblick an die Thür, Athem zu holen, lachend empfing ihn die Prinzeſſin. „Sie ſind verwandelt, als hätten auch Sie in der Kammer dieſer Auferſtehung geharrt. Und mir geht es, wie ich merke, nicht beſſer.“

„Ich ſehe eine Truhe,“ meldete der Profeſſor und eilte zurück. Noch ein wirrer Knäuel von Stuhlbeinen und Lehnen wurde abgehoben, dann faßten die Arbeiter einen kleinen Kaſten, welcher im Dunkeln ſtand. „Setzt hin,“ rief der Kaſtellan und fuhr ſchnell mit dem großen Borſtbeſen darüber. Das Gefäß wurde an das Licht getragen, es war eine Truhe von Kienholz mit gewölbtem Deckel, die Oelfarbe des Anſtrichs an vielen Stellen geſchwunden, an den Ecken eiſerne Beſchläge, ein roſtiges Schloß, das den Schließhaken feſthielt, aber locker im Holze hing. Auf dem Deckel der Kiſte war verſtäubt und abgerieben eine 2 in ſchwarzer Farbe ſichtbar. Der Profeſſor ließ die Kiſte zu den Füßen der Prinzeſſin niederſetzen. Er wies auf die Ziffer. „Dies iſt wahrſcheinlich eine der Truhen, die der Beamte von Roſſau nach dem Schloß Solitude geſchickt hat," ſagte er mit erkünſtelter Ruhe, aber ſeine Stimme bebte. Die Prinzeſſin kauerte neben ihm nieder und verſuchte den Deckel zu heben, das Schloß löſte ſich aus dem Holz, die Kiſte ging auf.

Oben lag ein dickes Buch in Pergament gebunden. Schnell wie der Löwe nach ſeiner Beute fuhr der Profeſſor darnach, aber legte es ſogleich wieder hin. Es war ein altes Meßbuch, auf Pergament geſchrieben, die Deckel ſchadhaft und zerriſſen, die Lagen des Pergaments hingen locker am Bande. Er griff wieder in die Kiſte, ein zerriſſenes Jagdnetz füllte den übrigen Raum, außerdem einige ſchadhafte Armbrüſte, ein Bündel Bolzen, kleines Eiſenwerk. Er erhob ſich, ſeine Wange war entfärbt, aber ſein Auge glühte. „Das iſt die zweite Nummer, wo iſt die erſte?" rief er. Er ſprang in den Raum zurück, die Prinzeſſin folgte. „Vorwärts, ihr Männer," befahl er, „holt die andere Truhe." Die Männer hoben und räumten. „Dort ſteht noch etwas," rief einer der Arbeiter; der Profeſſor eilte vor ihm zur Stelle, hob und zog, es war nur ein leerer Kaſten.

Die Arbeit ging fort. Auch den Hofmarſchall hatte die Neugierde herbeigetrieben, er muſterte eifrig die alten Möbel, und ließ zuſammenſtellen, was nach ſeiner Anſicht noch ausgebeſſert und im Schloſſe aufgeſtellt werden mochte. Die Treppe füllte ſich mit Hausrath, auch ein Zimmer der Dienerinnen wurde geöffnet und mit alten Sachen beſetzt. Eine Stunde war verronnen, der Raum wurde leerer, die Sonne ſtand tief, ihre Strahlen malten das Bild der Mauerluke roth an die entgegenſtehende Wand, die andere Kiſte fand ſich nicht. „Schafft Alles hinaus," rief der Profeſſor, „das letzte Holz." Ein Haufen alter Spieße, zerſchlagene Gläſer und Thonkrüge wurden aus dem Winkel hervorgeholt, abgefallene Tiſchbeine, geſplitterte Fourniere, in der Ecke noch ein großer Zinnkrug, der Raum war leer. Auf dem Boden lagen zernagte Holzſtückchen, an denen der Totenwurm ſein Werk bereits gethan.

Der Profeſſor trat wieder in die Thür. „Dieſe Kammer iſt geräumt,“ ſagte er mit künſtlicher Ruhe dem Kaſtellan. „Oeffnen Sie den Nebenraum.“

„Ich glaube nicht, daß ſich darin etwas findet,“ verſetzte der ermüdete Mann. „Dort liegen wohl nur alte Breter und Oefen, die früher im Schloſſe geſtanden haben.“

„Hinein!“ mahnte der Profeſſor.

Der Kaſtellan öffnete zögernd die Thür, eine zweite Kammer, noch größer, noch weniger einladend bot ſich dem Blick, rußige Kacheln, Ziegel und Schieferplatten lagen berghoch am Eingange, darüber hölzernes Rüſtzeug, das wahrſcheinlich bei der letzten Reparatur des Schloſſes gebraucht war.

„Mir iſt lieb, daß ich dies ſehe,“ rief der Hofmarſchall, „ſolche Belaſtung des Oberſtocks iſt ungehörig. Dies Zeug muß ganz aus dem Thurm geſchafft werden.“ Der Profeſſor war auf einen Berg von Schieferplatten geſtiegen und ſuchte in der Finſterniß nach der andern Truhe, aber das Chaos war wieder zu groß.

„Ich laſſe ſogleich aufräumen,“ tröſtete der Hofmarſchall, „aber das mag längere Zeit dauern, wir kommen heut ſchwerlich zu Ende.“

„Der Profeſſor ſah bittend auf die Prinzeſſin. „Nehmen Sie mehr Leute,“ rief ſie.

„Auch darüber vergeht die letzte Tageszeit,“ bemerkte der Hofmarſchall verſtändig. „Wir ſehen, wie weit wir kommen. In jedem Fall ſoll der Herr Profeſſor morgen bei guter Zeit den Zugang gebahnt finden.“

„Unterdeß ſchütteln wir den erſten Staub von unſren Gewändern,“ ſagte die Prinzeſſin, „und treten in meinem Bibliothekzimmer ab; es liegt gerade unter uns, Sie können von dort die Arbeit der räumenden Leute überwachen. Die Truhe ſchaffen wir zu meinen Büchern. Ich nehme ſie mit mir, und ich erwarte Sie.“ Zwei Männer trugen die gefundene Nummer 2 in die Bibliothek, widerwillig ging der Profeſſor nach ſeiner Stube, ſich umzukleiden.

Die Prinzeſſin ſchritt, den Gelehrten erwartend, über den Teppich, auf welchen die alte Truhe geſtellt war. Nicht mit freiem Herzen ſah ſie dieſer Zuſammenkunft entgegen, ſie barg in ihrer Seele einen Wunſch und einen Auftrag. Ihr Abſchied vom Fürſten war diesmal freundlicher geweſen als ſeit Jahren; der Herr hatte ſie vor dem Aufbruch in ein Seitenzimmer geführt und zu ihr über Werner geſprochen. „Du weißt, daß man dem ehrlichen Bergau nicht allzuviel überlaſſen darf, mir wäre lieb, wenn auch du etwas dazu thäteſt, den Gelehrten in unſerer Nähe zu halten. Ich habe mich in dieſer kurzen Zeit an ihn gewöhnt und würde die anregenden Stunden ungern miſſen. Aber ich denke nicht an mich allein. Ich werde älter, deinem Bruder wäre gerade ein ſolcher Mann für ſein ganzes Leben von höchſtem Werth, ein Mann in voller Kraft, der gegenüber unſrem zerſtreuenden Treiben immer geſammelt und ſicher in ſeinen Intereſſen ſteht. Das Verſtändniß dafür wünſche ich euch beiden erhalten und geſteigert, auch dir, Sidonie. Ich habe mit beſonderer Genugthuung geſehen, wie warm die Empfindung iſt, mit welcher du die Studien unſerer gelehrten Männer begleiteſt. Deine Seele wird durch das Zwitſchern der artigen Vögel, welche uns umgeben, nicht hinreichend unterhalten, gerade dir mag einige Nachhilfe von kundiger Seite eine edlere Auffaſſung der Welt öffnen. Suche dieſen Mann zu gewinnen, jede Art von läſtiger Verpflichtung ſoll ihm erſpart bleiben; was jetzt etwa ſeine Stellung unſicher macht, hebt ſich von ſelbſt, ſobald er bei uns eingebürgert iſt. Ich fordere nicht, daß du mit ihm ſprichſt, ich wünſche es nur; und ich möchte dir den Glauben beibringen, daß ich dabei auch an deine Zukunft denke.“

Ohne Zweifel war das der Fall.

Die Prinzeſſin hatte die Worte des Vaters mit der ſtillen

Kritik gehört, welche dieſe beiden Blutsverwandten gegenſeitig auszuüben gewöhnt waren. Aber der Ton, den die feine Zunge des Fürſten in ihre Seele ſandte, klang diesmal ſo voll in ihr wieder, daß ſie ihre Bereitwilligkeit ausſprach, mit Herrn Werner zu reden.

„Wenn du etwas dergleichen unternimmſt,“ hatte der Fürſt zuletzt geſagt, „ſo thue es nicht halb. Benütze den milden Einfluß, den du etwa auf ihn ausüben kannſt; laß zu feſtem Wort und Verſprechen werden, was der Gelehrte uns zu bewilligen geneigt iſt.“

Jetzt dachte die Prinzeſſin unruhig dieſer Worte. Ach, ſie hätte dem werthen Mann gern denſelben Wunſch aus eigenem Herzen an das ſeine gelegt, und ſie empfand ein Mißbehagen darüber, daß ihr geheimer Gedanke auch Wille eines Andern war.

Der Profeſſor trat in die Bibliothek der Prinzeſſin, er ſah flüchtig auf die Gipsabgüſſe und Bücher, welche friſch ausgepackt und ungeordnet umherſtanden. „Schwer trägt ſich die Erwartung,“ ſagte er, „wenn ſie ſo heftig aufgeregt iſt. Man könnte lachen über den höhniſchen Zufall, der uns einen Bruder entgegen getragen, an welchem nichts liegt, und den andern vorenthält, der unermeßlich wichtig wäre.“

Die Prinzeſſin wies mit der Hand nach der Thür, draußen auf der Treppe klang der Tritt tragender Leute. „Nur noch kleine Geduld, iſt's nicht mehr heut, dann morgen in der Frühe.“

„Morgen,“ rief der Profeſſor, „dazwiſchen liegt eine Nacht. Unterdeß pocht unabläſſig der Wurm, arbeiten die Kräfte der Zerſtörung. Zahllos ſind die Möglichkeiten, welche uns von einer Hoffnung ſcheiden, ſicher iſt nur der Erwerb, den wir in der Hand halten.“ Er betrachtete die Truhe. „Sie iſt weit kleiner, als ich wähnte, wie zufällig lag das Meßbuch darin, noch iſt nicht einmal ganz ſicher, woher ſie ſtammt, und noch iſt ſehr zweifelhaft, was in der andern Kiſte verborgen liegt.“

Die Prinzeſſin öffnete den Deckel. „Unterdeß halten wir uns an das Wenige, das wir gefunden.“ Sie hob den Pergamentband heraus und legte ihn in die Hand des Gelehrten. Einzelne Blätter glitten abwärts, der Profeſſor griff darnach, ſein Auge zog ſich zuſammen, er ſprang an das Fenſter. „Zwei Blätter, welche nicht hineingehören.“ Er las. „Ein Stück der Handſchrift iſt gefunden,“ rief er. Er hielt der Prinzeſſin die Blätter hin, ſeine Hand zitterte, und die Erſchütterung arbeitete ſo heftig in ſeinem Antlitz, daß er ſich abwandte. Er eilte an den Tiſch und ſuchte in dem Meßbuch, Seite für Seite ſchlug er heftig um vom Anfang bis zum Ende. Die Prinzeſſin hielt die Blätter erwartungsvoll in der Hand, ſie trat zu ihm; als er das Haupt erhob, ſah er zwei große Augen in zärtlichem Mitgefühl auf ſich geheftet. Wieder ergriff er die beiden Blätter. „Was ich hier halte,“ rief er, „iſt zugleich werthvoll und troſtlos, man möchte weinen, daß es nicht mehr iſt, es iſt ein Bruchſtück aus dem ſechſten Buch der Annalen des Tacitus, das wir bereits einmal in anderer Handſchrift beſitzen. Dies waren zwei Blätter einer Pergamentlage, zwiſchen denen mehre verloren ſind. Die Schrift iſt wohlerhalten, beſſer als ich gedacht hatte, ſie iſt den Zügen nach im zwölften Jahrhundert von einem Deutſchen geſchrieben.“ Er ſuchte im Licht der Abendſonne ſchnell nach dem Inhalt. Die Prinzeſſin blickte über ſeine Schulter neugierig auf die dicken Buchſtaben der Mönchshand. „Es iſt richtig,“ fuhr er ruhiger fort, „der Fund iſt von hohem Intereſſe. Es wird lehrreich ſein, dieſe Handſchrift mit der einzigen vorhandenen zu vergleichen.“ Er ſah wieder nach. „Ob es eine Abſchrift iſt,“ murmelte er, „vielleicht weiſen beide auf gemeinſame Quelle. Alſo auch die Handſchrift, welche wir ſuchen, muß zerriſſen ſein, dieſe Blätter ſind herausgefallen und vielleicht während des Einpackens in ein falſches Buch geſchoben. Noch iſt Manches räthſelhaft, aber die Thatſache ſcheint mir feſt zu ſtehen, wir halten hier einen Ueberreſt der Handſchrift von Roſſau, und dieſer Fund darf eine Bürgſchaft ſein, daß auch das Uebrige nahe. Wie viel?“ fuhr er finſter auf, „und in welchem Zuſtande?“ Wieder hörte er unruhig auf den Tritt der Männer, welche die Kammer räumten. Er ſtürmte aus dem Zimmer die Treppe hinan, aber er kehrte nach wenigen Augenblicken zurück. „Das geht langſam,“ ſagte er, „noch iſt nichts zu ſehen.“

„Ich weiß gar nicht, ob ich wünſchen darf, daß es ſchnell gehe,“ rief die Prinzeſſin munter, aber ihr Auge ſtrafte den lachenden Mund Lügen. „Wiſſen Sie auch, daß ich uneigennützig bin, wenn ich Ihnen helfe, die Handſchrift zu finden? Solange Sie ſuchen, gehören Sie uns. Haben Sie den Schatz gehoben, dann ziehen Sie ſich in ihr unſichtbares Reich zurück, und uns bleibt das Nachſehen. Ich habe Luſt, die übrigen Kammern des Hauſes vor Ihnen zu verſchließen und nur Jahr um Jahr eine zu öffnen, bis Sie ſich ganz zu uns gewöhnt haben.“

„Das wäre grauſam nicht nur gegen mich,“ verſetzte der Profeſſor.

Die Prinzeſſin trat ihm gegenüber. „Ich ſpreche nicht eitle Worte,“ ſprach ſie ſchnell in verändertem Tone. „Der Fürſt wünſcht, daß Sie ſich bei uns anſiedeln. Bergau hat Auftrag, über Aeußerlichkeiten, welche Ihren Entſchluß nicht beſtimmen werden, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn ich dieſelbe Bitte ausſpreche, ſo folge ich meinem eignen Herzen.“

„Sehr unerwartet tritt dieſe Forderung an mich,“ entgegnete der Gelehrte erſtaunt. „Mein Brauch iſt, dergleichen ſtill und in verſchiedenen Stimmungen zu erwägen, ich bitte Ew. Hoheit, in dieſer Stunde keine Antwort zu fordern.“

„Ich kann Sie Ihnen nicht erſparen,“ rief die Prinzeſſin. „Denn ich möchte in meiner Weiſe ſelbſt um Sie werben. Sie ſollen Amt und Thätigkeit ſich hier ſo frei wählen, als unſere Verhältniſſe geſtatten, man will Sie in aller Weiſe auszeichnen und jeden Wunſch, deſſen Befriedigung in der Macht des Fürſten ſteht, erfüllen.“

„Ich bin Univerſitätslehrer," erwiederte der Profeſſor, „ich bin es mit Freude, nicht ohne Erfolg. Mein ganzes Weſen, der Gang meiner Bildung weiſen mich auf dieſen Beruf. Die Rechte und Pflichten, welche mein Leben umſchließen, halten mich mit feſten Banden. Ich habe Schüler, ich ſtehe mitten in dem Werk, das ich in ihre Seelen ſchreibe."

„Sie werden nirgend Schüler finden, die Ihnen treuer ergeben ſind und wärmer an Ihnen hängen, als meinen Bruder und mich."

„Ich bin kein Lehrer, der auf die Dauer einen Fürſten zu fördern vermag, ich bin gewöhnt an den ſtrengen Gang meiner Wiſſenſchaft und die ſtille Arbeit unter meinen Büchern."

„Der letzte Theil Ihrer Thätigkeit wenigſtens geht hier der Welt nicht verloren. Gerade hier ſollen Sie Muße finden, vielleicht mehr, als unter Ihren Studenten."

„Das neue Leben würde mir neue Pflichten bringen," antwortete der Profeſſor, „und als Mann müßte ich ſie mir fordern. Es würde mir auch Zerſtreuung bieten, an welche ich nicht gewöhnt bin. Sie laden ſich einen Mann, den Sie für feſt halten; wohl, er ſteht feſt in ſeinem Kreiſe, es beſteht keine Bürgſchaft dafür, daß er Ihnen in anderm Leben ebenſo erſcheinen werde. Vertrauen Sie nicht, daß ich Ruhe und Sammlung, wie Sie der Arbeiter bedarf, mir in veränderter Stellung bewahrte, und mein Mißbehagen über innere Störungen würde auch meiner Umgebung fühlbar ſein. Schmeichelnd tönt der neue Ruf mir in das Ohr. Aber ſelbſt wenn ich hier für mein Haus und meine Privatverhältniſſe Alles hoffen dürfte, was dem Leben Behagen gibt, ich müßte doch da verharren, wo ich meiner Perſönlichkeit nach am beſten nütze. Ich habe heut die Ueberzeugung nicht, daß mir dies hier gelingen würde."

Die Prinzeſſin ſah betrübt vor ſich hin. Immer noch klangen von draußen die Tritte der Männer, welche die Handſchrift von aufgehäuftem Schutt befreiten.

„Und doch," fuhr der Profeſſor fort, „wenn uns das Glück wird, die Handſchrift zu finden, ſo werden viele Tage, vielleicht viele Jahre meines Lebens durch eine neue Aufgabe in Anſpruch genommen, welche ſo groß iſt, daß ich dann meine Amtsthätigkeit als eine Laſt empfinden dürfte. Dann hätte ich das Recht zu fragen, in welcher Umgebung ich für dieſes Werk am beſten gefördert werde. Für dieſen Fall würde mir auch das Recht zu Theil, die Akademie für längere Zeit zu verlaſſen. Finde ich nicht, ſo wird mir doch ſehr ſchwer werden, von hier zu ſcheiden, meine Seele wird noch lange ruhelos um dieſe Stätte ſchweben."

„So laſſe ich Sie nicht frei," rief die Prinzeſſin, „ich höre nur die Worte Pflicht und Pergament. Gilt Ihnen denn gar nichts die Neigung, welche wir Ihnen entgegentragen? Vergeſſen Sie in dieſem Augenblick, daß ich eine Frau bin, und betrachten Sie mich als einen warmherzigen Knaben, der hingebend zu Ihnen aufſieht, und der nicht ganz unwerth iſt, daß Sie an ſeiner Seele Antheil nehmen."

Der Profeſſor ſah auf den Schüler, der vor ihm ſtand und kein Weib ſein wollte. Die Fürſtin hatte nie verführeriſcher ausgeſehen, er blickte auf die gerötheten Wangen, auf die Augen, welche ſo herzlich an ſeinem Antlitz hingen, und auf die rothen Lippen, die vor innerer Bewegung zuckten. „Meine Schüler ſehen ſonſt anders aus," ſagte er leiſe, „und ſie ſind gewöhnt, ſtrengere Kritik auch an ihrem Lehrer zu üben."

„Ertragen Sie einmal," rief die Prinzeſſin, „daß Sie in einem empfänglichen Gemüth reine Bewunderung finden. Ich habe Ihnen früher geſagt, wie werthvoll mir iſt, Sie zu kennen, ich bin keine Kaiſerin, welche ein Reich regiert, und ich will Ihre Kraft nicht verwenden für meine Geſchäfte. Aber ich würde für ein hohes Glück halten, Ihrem Geiſte nahe zu ſein, die edlen Worte aus Ihrem Munde zu hören. Ich fühle die Sehnſucht, das Leben mit den klaren Augen eines Mannes anzuſehen. Sie haben mir leicht, wie ſpielend, Räthſel gelöſt, die mich quälten, und Fragen beantwortet, mit denen ich ſeit Jahren rang. Herr Werner, Sie haben ſich mir gütig zugeneigt; wenn Sie von hier gehen, werde ich da, wo ich jetzt am liebſten weile, mich vereinſamt finden. Wäre ich ein Mann, ich zöge Ihrer Lehre nach, ich bin hier gefeſſelt, und ich winke Sie zu mir."

Hingeriſſen lauſchte der Gelehrte auf die weiche Stimme, welche ſo innig zu überreden wußte.

„Ich bitte nicht für mich allein," fuhr die Prinzeſſin näher tretend fort, „auch mein Bruder bedarf eines Freundes. Ihm wird einſt die Aufgabe, für Viele zu ſorgen. Was Sie an ſeinem Geiſte thun, das gereicht Andern zum Heil. Wenn ich aus der Gegenwart mich träume in die Zukunft unſeres Hauſes, dieſes Landes, ſo fühle ich ſtolz, daß wir Geſchwiſter eine Ahnung von dem haben, was unſere Zeit von ihren Fürſten fordert, und ich fühle den Ehrgeiz, daß wir beide uns vor Andern würdig dieſes hohen Berufes erweiſen. Ich hoffe in meiner Heimat ein neues Leben entfaltet, den Bruder und mich umgeben von den beſten Geiſtern unſeres Volkes; was ein guter Fürſt zu ſpenden vermag, reiche Einfaſſung eines wohlbefeſtigten Daſeins, das ſehe ich tüchtiger Geiſteskraft zugetheilt. So leben wir verſtändig und ernſthaft, wie unſere Zeit verlangt, mit einander, es ſoll kein luſtiger Hof werden in altem Stil, aber es ſoll ein herzlicher Verkehr ſein zwiſchen dem Fürſten und dem Geiſt der Nation. Das wird uns freier und beſſer machen, es mag auch dem Ganzen zu gut kommen, es kann noch ſpäteren Zeiten eine frohe Erinnerung ſein. Wenn ich mir ſolche Zukunft denke, dann, Herr Werner, ſehe ich Sie als lieben Gefährten unſeres Lebens, und der Gedanke macht mich ſtolz und glücklich."

Die Sonne ſank, ihr letzter Strahl fiel glühend auf die Fürſtin und das Haupt des Mannes. Süß tönte das Lied der Nachtigall im Fliederbuſch, der Gelehrte ſtand ſchweigend der ſchönen Frau gegenüber, welche ihm das Leben ſo roſig malte; ihm pochte das Herz und ſeine Kraft ward klein. Wieder ſah er nahe vor ſich zwei ſtrahlende Augen, und noch einmal tönten die bittenden Worte: „Bleiben Sie bei uns" ihm mit hinreißendem Zauber in das Ohr.

Da rauſchte es leiſe an der Prinzeſſin nieder, die Blätter der Handſchrift, welche ſie berührt hatte, fielen auf den Boden. Der Profeſſor bückte ſich darnach und ſchnellte in die Höhe. „Ew. Hoheit ſehen mit fröhlichem Blick in die Zukunft," begann er weich, „mein Auge iſt gewöhnt, die einzelnen Zeilen in der Schrift vergangener Zeit zu leſen. Hier liegt meine nächſte Aufgabe, um dieſe Blätter flattern meine Träume. Ich bin nur ein Mann der Schreibſtube, und ich werde weniger, wenn ich mehr zu ſein fordere. Ich weiß, daß ich Vieles entbehre: in dieſer Stunde, wo das leichtbeſchwingte Leben ſo ſchön vor mir glänzt, fühle ich dies tiefer als je. Aber mein beſtes Glück muß ſein, daß ich aus ſtillen Wänden in andere Seelen ſenke, was dort zur Blüthe und Frucht wird. Und meine größte Belohnung muß ſein, daß ein Anderer in guten Stunden, wo er ſich der eigenen Tüchtigkeit bewußt wird, mit flüchtiger Erinnerung auch des entfernten Lehrers denkt, ſeines Lehrers, der nur einer war unter Tauſenden, die ihn gebildet haben, nur ein einzelner Säemann auf den unabſehbaren Feldern unſerer Wiſſenſchaft."

So ſprach der Gelehrte. Aber als er mit mühſam erkämpfter Haltung ſagte, was wahrhaft und ehrlich war, da dachte er nicht allein an die Wahrheit, und nicht allein an den Schatz, den er ſuchte, ſondern an den größern, den er verlaſſen, um mit der ſchönen Fee des Thurmſchloſſes auf die Jagd zu ziehen. Er hörte die flehenden Worte: „Geh nicht, Felix!" und ſie waren ihm eine Mahnung zu guter Stunde. „Wenn ich zu ihr kehre, wird ſie wohl mit mir zufrieden ſein," ſann der Argloſe. Es wurde ihm erſpart, ſie darum zu fragen.

Unten rollte ſchnell ein Wagen heran, der meldende Diener nahte dem Zimmer. „So ſtarr Ihr Wille, ſo feſt Ihr Sinn," rief die Prinzeſſin leidenſchaftlich. „Aber auch ich bin eine hartnäckige Mahnerin; ich ſetze meine Werbung fort, Herr Werner. Krieg zwiſchen uns beiden. Auf Wiederſehen zum Abend.“ Sie eilte die Stufen hinab. Das Abendlicht ſchwand hinter einer finſtern Wolkenwand, der Waſſerdampf ſchwebte in langen Streifen über die Wieſen und hing ſich an die Wipfel der Bäume, und um die Mauern des Thurmes flogen krächzend die Dohlen. Oben knarrte die Thür der Kammer, der Kaſtellan raſſelte mit den Schlüſſeln, während der Gelehrte liebevoll auf die Blätter ſah, welche er in der Hand hielt.

10.

Ilse's Flucht.

Ilſe war am Morgen dieſes Tages von dem Abſchiedsgruß des Gatten erwacht, ſie ſaß an ihrem Lager und horchte auf die rollenden Räder. „Das war eine bangſame Nacht,“ ſagte ſie, „nach den Thränen und der Angſt kamen die Träume. Ich hing über einem Abgrund, tief unten im Nebel rauſchte ein Waſſerſturz, Felix hielt mich von oben an einem Tuch, ſeine Kraft ließ nach, ich fühlte das an dem Tuche, aber ich hatte im Traume keine Sorge, es war mir lieb, daß Felix mich losließ und nicht mit mir hinabſank. Schwebe in Frieden abwärts, mein Traum, zu deiner Pforte von Elfenbein, du warſt ein guter Traum, denn ſonſt habt ihr einen Hang zum Schlechten, und manchmal muß man ſich euer ſchämen.

„Er fährt dahin und ich bin allein. Nein, mein Felix, du weilſt bei mir, auch wenn ich deine Stimme nicht höre. Ich war geſtern heftig gegen dich, das thut mir ſehr leid. Ich trage dich doch in mir herum, ganz nach deiner Lehre vom Geiſt des Menſchen, der in den Andern übergeht. Das

Stück Felix, welches ich in mir bewahre, wollen wir heut in Ehren halten und ſtill ausdauern in dem häßlichen Hauſe."

Sie öffnete die Vorhänge. „Es wird wieder ein trüber Tag, die Finken ſitzen ſchon am Fenſter und ſchreien nach der ſäumigen Frau, die heut das Frühſtück ihrer Kleinen verſchlief. Draußen blüht es, und die großen Blätter des Rhabarbers blähen ſich vor Behagen in der feuchten Luft. Dem Vater aber muß des Regens zu viel werden, die Saat leidet. Nicht Jedem kann es der liebe Gott zugleich recht machen, begehrlich ſind wir alle.

„In der Heimat ſchwatzen ſie über mich. Die Nachbarin ſagte nicht das Aergſte was ſie wußte. Dergleichen bin ich nicht gewohnt. Als ich das Weib meines Felix wurde, da meinte ich enthoben zu ſein über jede Niedrigkeit der Erde, jetzt aber fühle ich die Stiche in meiner Seele."

Sie hielt die Hand über die Augen. „Keine Thräne heut?" rief ſie aufſpringend. „Wenn die Gedanken mir wild umherziehen, ich will mir ſelbſt beweiſen, daß auch ich etwas von einem Gelehrten habe, ich will ruhig auf mein eignes Herz ſehen, und ſein Pochen ſtillen durch kluges Nachdenken. Als er zuerſt zu uns kam und der ſchöne Inhalt ſeiner Rede mich aufregte, da verfolgte mich ſein Bild in meine Kammer; ich nahm ein Buch, aber ich wußte nicht, was ich las, ich ergriff eine Rechnung, aber ich konnte nicht mehr zuſammenzählen, ich merkte, daß es ſtürmiſch in mir werden wollte. Und es war doch ein Unrecht, ſo an einen Mann zu denken, der mir derzeit noch ein Fremder war. Da ging ich mit meiner Angſt in die Kinderſtube, räumte allen Geſchwiſtern ihre Sachen auf und ſah nach, ob die Knaben etwas zerriſſen hatten. Ich war damals ein ſehr hausbackenes Ding. Ach, ich bin's immer geblieben; ich hoffe, heut ſoll es mir helfen. Ich ſuche den leichten Kram zuſammen. Denn mir iſt doch, als wäre mir die Reiſe nahe, dafür iſt gut, wenn Alles gerüſtet iſt." Sie öffnete Schrank und Kommode, zog ihren Koffer hervor und packte ein.

„Wohin?“ frug ſie leiſe, „in die Weite? Wie lange iſt's her, da hatte ich große Flügel wie eine Schwalbe und flog mit meinen Gedanken froh in die Fremde, und jetzt ſind dem armen Schwälbchen die Schwingen gelähmt, ich ſitze allein auf meinem Zweig, ich möchte mich tief verſtecken in die Blätter und ich fürchte mich vor dem Flattern und Schwatzen der Nachbarn.“ Sie ſtützte das Haupt müde in die Hand. „Wo ſoll ich hin?“ ſeufzte ſie, „zum Vater ſoll ich nicht, wie ſoll ich jetzt Berge und alte Säulen mit Freude ſchauen? wie kann man ein Herz haben für die Bilder der Natur und für das Treiben vergangener Völker, wenn das eigene Leben nicht in Ordnung iſt?

„Man ſoll ſich immer betrachten als das Kind des ganzen Menſchengeſchlechts, ſagt mein Felix, und das Haupt frei halten für den hohen Gedanken, daß die Millionen Geſtorbener und Lebender mit uns verbunden ſind zu einer unauflöslichen Einheit. Wer aber nimmt mir ab, von denen, die waren und um mich ſind, was mir durch die Seele ſtürmt und was ſtets auf's Neue quälend in mir aufſteigt? wer löſt mich von der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und von einer heißen Angſt um das Kommende? Ach, es iſt eine Lehre für die großen Stunden des Menſchen, wo er ruhig um ſich ſchaut, aber die Lehre iſt zu hoch für den armen Gequälten.“

Sie nahm die kleine Bibel von dem Schrank, welche ihr der gute Pfarrer auf dem Stein beim Abſchied geſchenkt hatte, und zog ſie aus ihrer Kapſel. „Ich habe lange verſäumt, in dir zu leſen, liebes Buch, denn wenn ich deine Blätter aufſchlage, ſo fühle ich mich wie ein doppeltes Weſen, die alte Ilſe wird lebendig, die einſt deinen Worten ohne Grübeln vertraute, und dazwiſchen ſehe ich wieder mit den Augen meines Mannes prüfend auf manche Blätter, und ich frage, ob auch noch jeder Ausſpruch, den ich hier finde, mein Gedanke ſein darf. Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unſicherheit nicht ſchützt.

Auch wenn ich die Hände zuſammenlege und bitte, wie ich als Kind gelernt, ſo weiß ich, daß ich um nichts bitten darf, als um die Kraft, ſelbſt zu überwinden, was mir den Muth beſchwert."

Der Gärtner trat in das Zimmer, heut wie jeden Morgen, und bot einen Korb Blumen, welchen der Herr des Schloſſes ihr ſandte. Ilſe fuhr auf und wies nach dem Tiſch. „Setzen Sie hin," ſagte ſie kalt, ohne den Korb zu berühren. Sonſt hatte ſie dem Mann oft ihre Freude gezeigt an dem ſchönen Blüthenſchmuck, den er gezogen, und der Gärtner, dem immer weh that, daß die vornehmen Herrſchaften über das Seltenſte wegſahen, hatte ſich an den warmen Antheil der fremden Frau ſo gewöhnt, daß er jeden Morgen ſelbſt die Blumen brachte und ihr die neuen Lieblinge des Glashauſes nannte. Das Beſte, was er hatte, ſchnitt er für ſie ab. „Die Andern merken es doch nicht," ſagte er, „und ſie behält auch die lateiniſchen Namen."

Heut ſetzte er gekränkt den Blumenkorb hin. „Es ſind neue Pantoffelblumen dabei," begann er vorwurfsvoll, „es iſt mein Sortiment, Sie ſehen dieſe Arten nicht wieder." Ilſe fühlte das Leid des Gärtners, ſie trat mit Ueberwindung an den Tiſch und ſagte: „Wohl ſind ſie ſehr ſchön. Aber die Blumen, lieber Herr, verlangen auch ein leichtes Herz, und das fehlt mir jetzt. Ich verdiene heut Ihre Freundlichkeit ſchlecht, ſeien Sie mir darum nicht böſe."

„Wenn Sie nur auf die orangefleckten achten wollen," rief der Gärtner in Künſtlerbegeiſterung, „dieſe ſind mein Stolz und ſonſt nirgend in der Welt zu haben."

Ilſe rühmte die grünen. „Manches Jahr habe ich mich gemüht," fuhr der Gärtner fort, „ich habe Alles gethan, um guten Samen zu erhalten, immer kam Gewöhnliches. Als ich faſt den Muth verloren hatte, blühten in einem Jahre alle die neuen Arten. Nicht meine Kunſt that es," fügte er ehrlich hinzu, „es iſt ein Geheimniß der Natur, ſie hat mir das Glück gegeben und die Sorge benommen ganz auf einmal."

„Sie hatten ſich doch darum bemüht und wacker das Ihre gethan,“ antwortete Ilſe, „handelt man ſo, dann mag man auch dem guten Geiſte des Lebens vertrauen.“

Der Gärtner ging beruhigt von dannen, Ilſe ſah auf die Blumen. „Auch er, der euch zu mir ſandte, iſt mir zur Angſt geworden. Und doch war er der Einzige hier, der mir gleichmäßige Freundlichkeit und eine gute Haltung gezeigt hat. Felix hat Recht, es iſt für uns kein Grund, ſeinetwegen unruhig zu ſein. Wer weiß, ob er große Schuld hat an den häßlichen Reden, die um dieſes Haus fliegen. Ich darf ihm nicht Unrecht thun. Aber wenn ich ſeine Blumen betrachte, iſt mir jetzt, als läge eine Natter darin, denn ich weiß nicht, iſt ſeine Seele lauter oder unrein, ich verſtehe ſeine Art nicht, und das macht unſicher und argwöhniſch.“ Sie ſtieß den Korb weg und wandte ſich ab.

Das Mädchen, welches ihr zur Bedienung übergeben war, kam betrübt in das Zimmer und bat, ihr bis morgen Urlaub zu geben, weil ihre Mutter auf einem Dorf in der Nähe ſchwer erkrankt ſei. Ilſe erkundigte ſich gütig nach der Krankheit, gab ihr mit Wünſchen und gutem Rath die erbetene Freiheit. Das Mädchen ſchlich verſtört aus der Thür, Ilſe ſah ihr traurig nach. „Auch ihr iſt das Herz ſchwer. Es trifft ſich gut, daß Felix nicht zu Hauſe iſt, da kann ich mir allein helfen. Es wird ein ſtiller Tag werden, nach dem Sturm von geſtern iſt mir das recht.“

Wieder klopfte es, der Kaſtellan vom Schloſſe brachte die Briefe, welche ihm der Poſtbote auch für den Pavillon abgab. Es waren heut Briefe der Geſchwiſter, die den regelmäßigen Verkehr zwiſchen dem Stein und ſeiner entfernten Tochter unterhielten. Ueber das ernſte Geſicht von Frau Ilſe flog ein Strahl der Freude.

„Das iſt ein guter Morgengruß,“ ſagte ſie, „ich will heut meiner Bande ausführlich antworten, wer weiß, ob in den nächſten Wochen Zeit dafür iſt.“ Sie eilte an den Schreibtiſch, las, lachte und ſchrieb, die Angſt war von ihr genommen, ſie plauderte als frohes Kind in den Redensarten und Gedanken der Kinderſtube. Darüber verrannen die Stunden, Gabriel trug das Mittagsmahl auf und ab. Als er ſie am Nachmittag wieder über die Briefe geneigt fand, blieb er hinter ihr ſtehen und kämpfte mit ſich, ob er ſie anreden ſollte, aber da Ilſe ſo tief in ihre Arbeit verſenkt war, nickte er vor ſich hin und ſchloß die Thür.

Zuletzt ſchrieb Ilſe an den Vater. Wieder wurde ihr das Haupt ſchwer, und aus der Tiefe ſtieg die Angſt und legte ſich brennend um ihre Bruſt. Sie ſprang vom Schreibtiſch auf und ging heftig durch das Zimmer. Da, als ſie dem Fenſter nahe kam, ſah ſie, daß der Herr des Schloſſes langſam auf dem Kieswege dem Pavillon zuſchritt.

Ilſe trat ſchnell zurück. Nicht ungewohnt waren ihr die kurzen Beſuche des Fürſten, heut aber blickte ſie ſcheu auf die Wände, das Blut ſchoß ihr zu dem Herzen, ſie preßte die Hände auf die Bruſt und rang nach Faſſung.

Die Thür flog auf. „Ich komme zu hören,“ begann der Fürſt, „wie Sie die Einſamkeit dieſer Stunden ertragen. Auch mein Haus iſt geräumt, die Kinder ſind von mir gezogen, es iſt leer unter dem Schiefer des großen Baues.“

„Ich habe die Muße benützt mit entfernten Freunden zu verkehren,“ antwortete Ilſe. Sie wollte heut die Namen der Kinder vor dem Fürſten nicht nennen.

„Gehört zu dieſen Freunden auch das kleine Volk, welches in der Ferne auf dem Steine umherſpringt?“ frug der Fürſt lächelnd, „haben die Kinder vom Gute wieder ihre Wünſche ans Herz gelegt?“ Er ergriff einen Stuhl und lud Ilſe zum Sitzen ein.

Seine Haltung gab auch ihr größere Ruhe, er ſah in dieſem Augenblick aus wie ein kluger und wohlwollender Mann.

„Ja, Hoheit,“ verſetzte Ilſe. „Diesmal aber war meine jüngere Schweſter Luiſe die eifrigſte Briefſtellerin.“

„Verſpricht ſie Ihnen ähnlich zu werden?“ frug der Fürſt leutſelig.

„Sie iſt jetzt zwölf Jahr,“ erwiederte Ilſe gehalten, „ſie hat Gefühle über Alles, und ihre Phantaſie fliegt um jeden Strohhalm. Es ſieht faſt aus, als ob ſie die Dichterin der Kinderſtube ſein wollte. Ich weiß nicht, wie dieſer phantaſtiſche Sinn in unſere Wirthſchaft gekommen iſt. Sie erzählt mir in ihrem Brief eine ganze lange Geſchichte, die ihr ſelbſt begegnet ſei, und die doch nichts iſt als ein kleines Märchen, das ſie irgendwo geleſen hat. Denn ſeit ich in der Stadt bin, ſind mehr Märchenbücher auf den Stein gekommen, als in meiner Jugend.“

„Wahrſcheinlich iſt es nur kindliche Eitelkeit,“ ſagte der Fürſt freundlich, „welche ſie antreibt eine Erfindung für Wahrheit auszugeben.“

„So iſt es auch,“ antwortete Ilſe lebhafter. „Sie will ſich im Walde verirrt haben, und als ſie einſam unter den Pilzen ſaß, kamen die kleinen Thiere unſeres Hofes, die ſie ſonſt füttert, die weiße Maus im Käfig, das Kätzchen und der Schäferhund, ſetzten ſich um ſie und lieſen vor ihr her, bis ſie ſich aus dem Walde fand. Die Katze neben der Maus, Hoheit, das war dumm! Dieſe Geſchichte erzählt ſie dreiſt als Wirklichkeit und fordert mich noch auf, ſie rührend zu finden. Das wurde doch zu arg, ich habe ihr aber auch meine Meinung geſagt.“

Der Fürſt lachte, er lachte von Herzen. Es war ein ſeltener Klang, der an den Wänden des dunklen Zimmers dahinzog, und verwundert ſchaute der Liebesgott oben auf den luſtigen Mann herab. „Darf ich fragen, welche Kritik dem poetiſchen Gemüth zuertheilt wurde?“ frug der Fürſt. „In dem Märchen iſt doch eine poetiſche Idee, daß Freundlichkeit, welche man Andern erwieſen, zur rechten Stunde wieder vergolten wird. Das iſt leider nur Dichtereinfall, die Wirklichkeit kennt ſolche Dankbarkeit ſelten.“

„Man ſoll auch im Leben nicht auf fremde Hilfe bauen,“ verſetzte Ilſe feſt. „Und man ſoll Freundlichkeit Andern nicht erweiſen, damit ſie vergolten wird. Es iſt ja beſondere Freude, wenn ein Ton, den man in die Welt gerufen hat, als Echo herzlich zu uns zurückklingt, aber man ſoll nicht darauf vertrauen; ein verirrtes Kind ſoll tapfer ſeine fünf Sinne zuſammennehmen, damit es den Weg zur Heimat ſelbſt findet. Vor Allem aber ſoll man nicht poetiſche Einfälle für ein erlebtes Ereigniß ausgeben. Darüber gab's wieder Schelte, denn, Ew. Hoheit, Mädchen in dieſen Jahren muß man immer zu richtiger Beſinnung zwingen, ſie verlieren ſich leicht in Träumerei.“

Der Fürſt lachte wieder. Wo weilen die klugen Thiere, Frau Ilſe, welche dir freundlichen Rath geben in deiner Noth?

„Sie woren zu ſtreng,“ ſagte der Fürſt. „Auch uns Erwachſenen täuſcht die Hexe Phantaſie ewig das Urtheil; man ängſtigt ſich ohne Grund und man hofft und vertraut ohne Berechtigung. Wer immer vermöchte, das unbefangene Urtheil über die eigene Lage zu bewahren, der wäre ſo frei, daß er das Leben ſchwerlich noch ertrüge.“

„Die Phantaſie verwirrt uns,“ antwortete Ilſe umherblickend, „aber ſie warnt uns auch.“

„Was iſt alle Wärme der Empfindung, jede Hingabe an andere Menſchen?“ fuhr der Fürſt traurig fort, „nichts als ein feiner Selbſtbetrug. Wenn ich jetzt mir mit der frohen Empfindung ſchmeichle, daß es mir gelang, einen Antheil auch an Ihrem Herzen für mich zu gewinnen, zuletzt iſt auch das nur eine Täuſchung; aber es iſt ein Traum, den ich mir ſorgfältig erhalte, denn er thut mir wohl. Mit einem Genuß, den ich lange entbehrt, höre ich auf die ehrlichen Worte Ihrer Stimme, und mich peinigt der Gedanke, daß ich dies anmuthige Behagen je wieder miſſen ſoll. Es hat für mich höheren Werth, als Sie wohl meinen.“

„Ew. Hoheit ſprechen zu mir, wie zu einem recht guten Freunde,“ entgegnete Ilſe ſich hoch aufrichtend, „und wenn ich den Ausdruck, womit Sie mir dies Gütige ſagen, zu Herzen nehme, ſo muß ich glauben, daß Ihnen ganz ſo zu Muthe iſt, wie Sie reden. Mir aber ſtört jetzt dieſelbe Phantaſie, welche Sie tadeln und loben, auch das Vertrauen, welches ich gern zu Ew. Hoheit haben möchte. Und ich will darüber nicht ſchweigen, denn mir thut weh, nach ſolchem lieben Wort etwas gegen Sie auf dem Herzen zu behalten.“ Sie ſtand ſchnell auf. „Mir ſtört meinen Frieden, daß ich in einem Hauſe wohne, welches der Fuß anderer Frauen meidet.“

Der Fürſt blickte überraſcht auf die Frau, welche mit feſter Haltung die innere Unruhe beherrſchte. „Die Wahrſagerin,“ murmelte er.

„Ew. Hoheit wiſſen ſo gut, welche Dienſte die Phantaſie thut,“ fuhr Ilſe ſchmerzlich fort. „Mich hat ſie gequält, und mir wird ſchwer in dieſem Raum an die Achtung zu glauben, deren Ew. Hoheit mich verſichern.“

„Was hat man Ihnen zugetragen?“ frug der Fürſt mit ſcharfem Ton.

„Was Ew. Hoheit aus meinem Munde zu hören nicht verlangen dürfen,“ verſetzte Ilſe ſtolz. „Es iſt möglich, daß ein Herr vom Hofe über dergleichen gleichgültiger denkt. Das ſage ich mir ſelbſt. Mir aber hat Unglück gebracht, daß ich hier bin. Es iſt ein Fleck auf einem ſaubern Gewande, mein Auge haftet ſtarr darauf, ich waſche ihn weg mit meiner Hand, und doch liegt er immer wieder vor mir, denn es iſt ein Schatten, der von außen darüber fällt.“

Der Fürſt ſah finſter vor ſich hin. „Ich benütze die Ausreden nicht, welche Sie ſelbſt dem Herrn eines Hofes in den Mund legen, denn ich fühle in dieſem Augenblicke tief und leidenſchaftlich wie Sie, daß man Ihnen ein Unrecht gethan. Ich habe nur eine Entſchuldigung,“ fuhr er in gehobener Stimme fort, „Sie kamen her, mir fremd, und wenig ahnte ich, welchen Schatz man in meiner Nähe barg. Seitdem haben Sie bei kurzem Gruß und Kommen für mich eine Bedeutung gewonnen, der ich mich widerſtandslos hingebe. Selten erlaubt mir das Schickſal unverhüllt zu ſagen, was ich empfinde. Ich ſcheue mich, die hochtrabenden Worte eines Jünglings zu gebrauchen, denn ich will Sie nicht beunruhigen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gegen Sie weniger ſtark fühle, weil ich meine Bewegung zu verbergen weiß.“

Ilſe ſtand in der Mitte des Zimmers, ein flammendes Roth fuhr ihr über die Wangen. „Ich bitte Ew. Hoheit kein Wort weiter zu ſprechen, denn mir ziemt nicht das zu hören.“

Der Fürſt lächelte bitter. „Schon habe ich Sie verletzt, und Sie machen mir ſchnell deutlich, daß eine Täuſchung war, wenn ich auf Ihre Neigung hoffte. Und doch bin ich Ihnen gegenüber ſo arm, daß ich Sie bitte, Ihr Mitgefühl einer Leidenſchaft nicht zu verſagen, die ſo heiß in mir glüht, daß ſie mir in dieſer Stunde die Herrſchaft über mich ſelbſt genommen hat.“

Ilſe flüſterte vor ſich hin: „Hinweg von hier!“

„Entſagen Sie dieſem Gedanken,“ rief der Fürſt in höchſter Aufregung. „Ich kann Ihren Anblick, den Klang Ihrer Stimme nicht entbehren. Wie ſpärlich er mich erfreut, er iſt das Glück meiner Tage, in einem Leben ohne Freude und Liebe das einzige große Gefühl. Daß ich Sie mir nahe weiß, hält mich aufrecht im Kampfe gegen Gedanken, die mich in düſteren Stunden betäuben. Wie der andächtige Wanderer auf das Glöcklein des Eremiten lauſcht, ſo horche ich auf den leiſen Ton, der aus Ihrem Leben in das meine klingt. Laſſen Sie ſich die Hingabe des einſamen Mannes gefallen,“ ſetzte er ruhiger bittend hinzu. „Ich gelobe, Ihr Zartgefühl nicht mehr zu kränken, ich gelobe, mich mit dem Anrecht an Ihr Leben zu begnügen, das Sie mir in freier Wahl geben.“

„Mich aber reut jedes Wort, das ich zu Ew. Hoheit geſprochen, und mich reut jede Stunde, in der ich ehrfürchtig Ihrer gedacht,“ rief Ilſe in aufloderndem Zorn. „Ich war ein armes gläubiges Kind," fuhr ſie außer ſich fort, „und ich habe für meinen Fürſten die Hände gefaltet, ehe mein Auge ihn geſehen, jetzt, da ich ihn kenne, graut mir vor ihm, und ich raffe mein Kleid zuſammen und ſpreche: Hebe dich weg von mir."

Der Fürſt fiel in einen Stuhl. „Es iſt ein alter Fluch, der aus dieſen Wänden in mein Ohr brauſt, es iſt nicht Ihre Seele, die mich von ſich ſtößt. Von Ihren Lippen ſoll nur das Wort der Liebe und des Erbarmens kommen. Nicht der Verſucher bin ich, ſelbſt ein Wanderer in der Wüſte, nichts um mich, als öder Sand und ſtarrer Fels. Und ich höre verſchmachtend ein Kinderlachen, ich ſehe die blondgelockte Schaar bei mir vorüberziehen, ich ſehe zwei Augen mit warmem Gruß auf mich geheftet, und eine Hand, die dem Müden mit der gefüllten Schale zuwinkt, und wie ein Nebelbild iſt Alles verſchwunden, ich bleibe allein und ich verderbe." Er ſchlug die Hände vor die Augen. Ilſe erwiederte kein Wort, ſie ſtand abgewandt und blickte durch das Fenſter nach den Wolken, welche flüchtig am Himmel zogen.

Es war ſtill im Zimmer. Keines regte ſich und Keines ſprach. Langſam erhob ſich der Fürſt, er trat vor Ilſe, wie verglaſt waren ſeine Augen, und ſeine Bewegungen mühſam und gezwungen. „Hat Sie verletzt, was ich in überſtrömendem Eifer ſprach, ſo vergeſſen Sie es. Ich habe Ihnen gezeigt, daß auch ich noch nicht frei von der Schwäche lebe, vergeblich auf einen verwandten Herzſchlag zu hoffen. Denken Sie nur daran, daß ich ein Irrender bin, der bei Ihnen Troſt geſucht hat, es war eine demüthige Frage, können Sie keine Antwort geben, ſo zürnen Sie doch dem armen Bittenden nicht." Ein langer Blick fiel auf ſie, heiße Leidenſchaft, tötlich verletzter Stolz und etwas Anderes, das der Frau Entſetzen erregte, lag in ſeinem Auge, feſt und ſtarr ſah auch ſie ihm in das Antlitz, er hob warnend den Finger und ſchritt zur Thür hinaus.

Sie lauſchte auf die Tritte des Schreitenden, ſie merkte jede Treppenſtufe, die er hinabſtieg, als ſich die Hausthür hinter ihm ſchloß, riß ſie an der Klingel.

Gabriel, der im Vorzimmer geſtanden, trat ſchnell herein. „Ich will fort von hier,“ rief Ilſe.

„Wohin, Frau Profeſſorin?“ frug der erſchrockene Diener. Wohin? brauſte es in Ilſe's Ohr.

„Zu meinem Mann,“ rief ſie, aber als ſie die eigenen Worte hörte, fuhr ſie zuſammen; auch er war in einem Hauſe des Fürſten, er war bei der Tochter des argen Mannes, er ſelbſt nicht ſicher dort, ſein Weib nicht ſicher bei ihm. Wohin? wirbelte ihr im Hirn. Beim Vater auf dem Stein war der Sohn des argen Mannes; ſie dürfe nicht hinkommen, hatte die Nachbarin geſagt. Sie ſenkte betäubt das Haupt, das Gefühl der Hilfloſigkeit legte ſich centnerſchwer auf ſie. Aber ſie erhob ſich wieder und trat nahe zu Gabriel. „Ich will dies Haus verlaſſen,“ ſagte ſie, „ich will dieſe Stadt verlaſſen, noch heut, auf der Stelle.“ Der Diener rang die Hände. „Ich wußte, daß es ſo kommen würde,“ rief er.

„Sie wußten es?“ frug Ilſe finſter, „und ich nicht und mein Gatte nicht? Lag denn auf der Straße für Jedermann ſichtbar, was ihm und mir Geheimniß war?“

„Ich merkte, daß es hier ſehr unheimlich iſt,“ antwortete Gabriel, „und daß Niemand dem vornehmen Herrn traut, welcher dort hinausging. Wie durfte ich Ihnen ſagen, was nur mein einfältiger Gedanke war?“

„Es iſt nicht gut, wenn man ſich zu wenig um die Reden der Leute kümmert,“ verſetzte Ilſe. „Ich will an einen Ort, wo ich eine Frau finde, Gabriel. Schaffen Sie mir ſogleich einen Wagen und begleiten Sie mich zur Frau Oberamtmann. Wir laſſen Alles hier, Sie kehren in das Haus zurück, damit Sie zur Stelle ſind, wenn mein Mann eintrifft.“

„Woher ſoll ich den Wagen nehmen?“ frug Gabriel zögernd.

„Aus der Stadt, und nicht aus dem Marſtall.“

Gabriel ſtand und überlegte, endlich ſagte er kurz: „Ich gehe, Frau Profeſſorin, haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zuſieht, wenn Sie ſich zur Reiſe bereiten.“

„Niemand darf es wiſſen,“ rief Ilſe heftig. Gabriel eilte hinaus, Ilſe verriegelte die Thür und flog in das Nebenzimmer. Dort ſuchte ſie das Unentbehrliche für die Reiſe zuſammen, Hut und Hülle. Sie ſchloß alle Behälter und packte die Schlüſſel in ein Bund. „Wenn Felix kommt, ſoll er nicht ſagen, daß ich kopflos entlaufen ſei.“ Sie ging auch an ſeinen Arbeitstiſch und verſiegelte die Briefe in einem Packet. „Damit kein neugieriges Auge auf euch blickt,“ ſagte ſie. Als ſie die Briefe der Kinder und ihre eigenen Antworten zuſammenſchloß, überfiel ſie ein Schauer und ſie barg das Bündel ſchnell unter den übrigen Schriften. Sie war fertig, Gabriel kehrte noch nicht zurück, er ſäumte lange. Mit feſtem Schritt ging ſie durch die Zimmer. „Fremder ſeid ihr mir geworden, je länger ich hier weilte. Die Pracht des erſten Abends, wo iſt ſie geblieben? Es war ein kalter Glanz, feindſelig meinem Leben, könnte ich jede Erinnerung an euch aus der Seele reißen, es wäre mir lieb.“ Sie ſetzte ſich auf die Stelle, wo ſie in der Nacht über den ſchlafenden Gatten geblickt. „Das war der letzte traurige Blick auf ſein liebes Haupt, wann ſehe ich es wieder? Ich gehe von dir, mein Felix. Wer uns das geſagt hätte, als wir nebeneinander vor dem Altare ſtanden! Ich laſſe dich zurück unter argdenkenden Menſchen, dich, auch dich in Gefahr, und ich gehe allein in die Fremde, Rettung für mich zu ſuchen, weit weg von dir. Wer uns das geſagt noch vor wenig Tagen, ich hätte ihn einen Lügner geſcholten in ſein Angeſicht. Ich gehe, mein Felix, um mich zu retten für dich, denke daran,“ bat ſie vor dem Lager, „und zürne mir nicht. Um Kleineres ginge ich nicht.“ Sie ſank an den Kiſſen nieder und rang die Hände in thränenloſem Schmerz. Lange lag ſie ſo, endlich pochte es an der äußern Thür, ſie ſprang auf und öffnete, aber ſie fuhr zurück, als ſie in das bleiche Antlitz des treuen Dieners ſah.

„Ich habe keinen Wagen beſtellt," ſagte Gabriel, „denn es würde nichts nützen."

„Was heißt das?" frug Ilſe finſter.

„Der Wagen, welcher hier vorfährt, würde die Frau Profeſſorin nicht dahin bringen, wo Sie wollen, nur dahin, wo Andere wollen."

„So gehen wir ſelbſt und nehmen in der Stadt ein Fuhrwerk, wie es auch ſei."

„Wohin wir gehen," erwiederte Gabriel, „werden wir beobachtet, wenn ich einen Wagen rufe, wird er wieder abbeſtellt."

„Sie ſind ſelbſt erſchrocken, Gabriel, und Sie ſehen Gefahren, wo keine ſind," erwiederte Ilſe unwillig.

„Wenn auch ein ehrlicher Mann Sie zu der Frau Oberamtmann fährt," fuhr Gabriel fort, „ſo iſt doch zweifelhaft, ob Sie auf dem Gute ankommen. Sehen Sie den Mann dort unten am Schloſſe? Er geht langſam wie ein Spaziergänger, aber er verwendet kein Auge von dieſem Hauſe. Das iſt einer von unſern Wächtern, und er iſt nicht der einzige."

„Wer hat Ihnen das geſagt?" frug Ilſe.

„Ich habe einen guten Freund hier, der zum Schloſſe gehört," antwortete Gabriel zögernd, „zürnen Sie nicht, Frau Profeſſorin, daß ich bei ihm anfrug, denn er kennt alle Schliche. Es iſt ja möglich, ſagt mir dieſer, daß es glückt. Denn man kann die Leute in der Stadt doch nicht zu Räubern oder Betrügern machen, aber es iſt unſicher und gefährlich."

Ilſe ergriff ihren Hut und Mantel.

„Ich gehe, Gabriel," ſagte ſie ruhig. „Wollen Sie mich auf meinem Gange begleiten?"

„Liebe Frau Profeſſorin, wohin Sie wollen," rief Gabriel. „Hören Sie aber erſt auf meinen Vorſchlag. Der Bekannte meint, das Sicherſte iſt, wenn der Herr Oberamtmann Sie ſelbſt abholen kommt und zwar am Abend. Die Abende ſind finſter, und Sie können dann vielleicht aus dem Hauſe gehen, ohne daß der Lakai oder ein Anderer es bemerkt.“

„Eine Gefangene!“ rief Ilſe. — „Wer iſt Ihr Bekannter?“ frug ſie Gabriel ſcharf anſehend.

„Er iſt ſicher wie Gold“, betheuerte Gabriel, „und ich werde es der Frau Profeſſorin ſpäter gern erzählen, nur heut bitte ich mich nicht zu fragen, denn er hat wegen ſeiner eigenen Sicherheit gefordert, daß kein Menſch von ihm erfahre.“

„Ihrer Treue vertraue ich,“ verſetzte Ilſe kalt, „aber Sie ſelbſt können getäuſcht werden. Fremdem Rath folge ich nicht.“

„Er hat mir ein Pferd angeboten,“ rief Gabriel, „es ſteht bereits vor der Stadt. Wenn Sie mir eine Zeile an den Herrn Oberamtmann mitgeben, ich reite ſelbſt und bringe den Wagen bei guter Zeit.“

Ilſe ſah finſter auf den Diener. „Darüber vergehen viele Stunden, ich will nicht allein hier bleiben. Ich gehe zu Fuß auf der Landſtraße zu meinen Freunden.“

„Sehen doch Frau Profeſſorin nach dem Himmel, ein Wetter zieht herauf.“

„Es iſt mir recht,“ rief Ilſe, „ich gehe nicht zum erſten Mal durch den Regen. Wollen Sie mich nicht begleiten, ſo erwarten Sie hier meinen Mann und ſagen ihm, ich wäre hinausgegangen auf meine Heimat zu, wenn ich bei guten Leuten bin, werde ich ihm ſchreiben.“

Gabriel rang die Hände, Ilſe knüpfte Hut und Mantel um.

Da erhob ſich unten im Hausflur ein lauter Wortwechſel, Gabriel riß die Thür auf, eine fremde Baßſtimme zürnte heftig gegen den Lakaien: „Ich aber ſage Ihnen, Levkoi, oder was für eine Pflanze Sie ſonſt ſind, ich bin nicht der Mann, der ſich die Thür vor der Naſe zuſchlagen läßt; ſie iſt zu Hauſe.“

Ilſe warf Hut und Mantel von ſich, ſprang an die Treppe und rief hinunter: „Herr Hummel!“

„Gehorſamſter Diener, Frau Profeſſorin,“ rief Hummel herauf. „Ich komme ſogleich, ich will nur erſt dieſem Majordomus meine Hochachtung ausſprechen. Sie ſind ein Intrigant, Herr, und ein Subject, dem ich diejenige Behandlung wünſche, welche es verdient: dreijährige Haſel und ſtramm angezogen. Ich komme, Frau Profeſſorin.“ Er ſtieg ſchwerfällig die Treppe herauf, Ilſe flog ihm entgegen, führte ihn an der Hand in ihr Zimmer, und ſo übermächtig wurde ihr jetzt die Erſchütterung, daß ſie ihr Haupt auf ſeine Schulter legte und weinte.

Herr Hummel hielt ſtill und ſah theilnehmend auf Frau Ilſe.

„Alſo das iſt Hofbrauch?“ frug er leiſe, „und in dieſem Tone wird hier Converſation gemacht?“

„Mein Gatte iſt verreiſt, ich will hinweg, Herr Hummel, helfen Sie mir ins Freie.“

„Das iſt ganz mein Fall,“ verſicherte Hummel, „ich bin ohnedies mitten in einem Entführungsgeſchäft; ich komme in dieſe Stadt, um Ihnen wegen meiner Tochter Laura eine Bitte vorzutragen und bei ſchwarzen Herren hierſelbſt Einiges in Ordnung zu bringen. Wohin wollen Sie reiſen?“

„Zu guten Freunden, welche mich in das Haus meines Vaters bringen.“

„Dies iſt der rechte Weg,“ ermuthigte Hummel. „In verzweifeltem Fall, wenn Alles in der Welt wankt, ſoll das Kind zum Vater zurück. Dieſe Treue bleibt, ſie iſt zwanzig Jahr alt, bevor die des Mannes anfängt. Da Ihr Herr Vater nicht vorhanden iſt, ſo erlauben Sie, daß ein Anderer, der auch weiß, was Sorge um ein Kind heißt, bei Ihnen die Stelle des Vaters vertritt.“

Ilſe hielt ſich an ihm feſt, Hummel drückte ihr in ſeiner Weiſe zart die Hand, es war doch ein kräftiger Druck.

„Jetzt Ruhe und kaltes Blut. Es kann keine geringe Sache ſein, welche Sie ſo ſtark bewegt. Ich verlaſſe Sie nicht eher, bis ich Sie gut aufgehoben weiß.“ Er ſah auf Gabriel, der ihm ein Zeichen machte. „Sie alſo, Frau Profeſſorin, kümmern ſich um gar nichts. Setzen Sie ſich ruhig hin und erlauben Sie, daß ich mich mit Gabriel beſpreche. Ich ſorge Ihnen für Alles, und ich ſtehe für Alles."

Ilſe blickte ihn dankbar an und ſetzte ſich gehorſam nieder. Hummel winkte Gabriel in das Nebenzimmer. „Was iſt hier vorgefallen?" frug er.

„Der Herr iſt auf einige Tage verreiſt, unterdeß iſt man unartig gegen die Frau Profeſſorin geworden, hier gehen große Schlechtigkeiten vor, man will ſie nicht abreiſen laſſen."

„Meine Miether nicht abreiſen laſſen?" rief Herr Hummel, „lächerlich! Ich habe einen Reiſepaß bis Paris in der Taſche, wir ſpringen über dieſes Land hinweg wie Heupferde. Ich hole ſogleich eine Fuhre." Gabriel ſchüttelte den Kopf. Die Vertrauten handelten eine Weile mit einander. Herr Hummel kam zurück und ſagte mit größerem Ernſt zu Ilſe: „Jetzt bitte ich, ſetzen Sie ſich an den Schreibtiſch und verfaſſen Sie einige Zeilen an den Herrn Oberamtmann; an den Mann und nicht an die Frau, ſonſt gibt's Verwirrung; er ſoll ſogleich nach Empfang dieſes Schreibens mit einem geſchloſſenen Wagen hierher kommen, er ſoll in der Vorſtadt beim ſchwarzen Bär mit dem Wagen halten, er ſoll ſeinen Wagen nicht verlaſſen, es wäre ein großer Freundesdienſt. Weiter nichts. Dieſen Brief ſchafft Gabriel an die Adreſſe. Wie er ihn beſorgt, iſt ganz ſeine Sache und kümmert uns nicht, will er fliegen, wie dieſer zweideutige Genius an der Decke, welcher ſeinen Paletot vergeſſen hat, ſo wird das um ſo beſſer ſein. Alſo der Brief iſt fertig, verzeihen Sie, wenn ich ihn leſe. Alles richtig und genau. Schnell fort, Gabriel. Sobald Sie beim Schloſſe vorüber ſind, dann Carriere, bis dahin benehmen Sie ſich als ruhiger Menſchenfreund, ich erlaube Ihnen, meinen Deſſauer zu pfeifen, wenn Sie das im Stande ſind. Sollte man Sie fragen, ſo beſorgen Sie für mich Geſchäfte."

Gabriel eilte zur Thür hinaus. Hummel rückte ſich einen Stuhl vor Frau Ilſe und ſah auf ſeine Uhr. „Sie werden fünf Stunden auf den Wagen warten, wenn Alles gut geht.

Unterdeß müſſen Sie mich bei ſich ertragen, ich verlaſſe dieſes Haus nicht ohne Sie. Laſſen Sie ſich den Aufſchub nicht leid ſein, mir iſt er lieb, denn ich habe mit Ihnen als mit einer braven Frau, vor welcher ich mit wahrem Reſpect den Hut abnehme, auch über meine Angelegenheiten zu ſprechen, welche mir ſehr auf dem Herzen liegen. Wir haben Zeit genug dafür. Ich habe auch dem Herrn Profeſſor einige Papiere mitgebracht, es kommt wenig darauf an, ſie werden aber hier auf den Tiſch gelegt, damit wir als Geſchäftsleute einander gegenüber ſitzen. Dann aber werde ich mich freuen, wenn Sie dem Judas im Bedientenzimmer meinetwegen einen Auftrag geben. Haben Sie jedoch die Güte, vorher Alles wegzuräumen, was daran erinnert, daß Sie von mir entführt ſein wollen."

Ilſe ſah ihn unſicher an. „Was darf ich dem Mann ſagen, Herr Hummel?"

„Sie ſind eine ſo gute Hausfrau," verſetzte Hummel verbindlich, „daß ich Ihnen durchaus überlaſſen kann, was Sie mir vorſetzen wollen. Ich bin den ganzen Tag gereiſt." Er machte eine kleine Handbewegung nach ſeiner Weſte.

Ilſe ſprang auf, ſie mußte trotz ihrer Angſt lächeln über das ſorgliche Weſen des Hauswirths. „Verzeihen Sie mir, Herr Hummel."

„Das iſt die rechte Stimmung," beſtätigte Hummel, „es gibt kein beſſeres Mittel gegen das Tragiſche, als einen gedeckten Tiſch. Ich bitte deshalb nicht um einen Teller, ſondern um zwei, es würde mir nicht munden, wenn Sie zuſehen wollten. Glauben Sie mir, Frau Profeſſorin, die edelſten Gefühle ſind unzuverläſſig, wenn nicht ein ehrliches Butterbrot gleichſam als Stempel darauf gedrückt worden iſt. Das macht ruhig und feſt. Und Sie werden heut dieſe Tugenden noch nöthig haben."

Ilſe ſchellte. „Erſcheint das Beſteck," fuhr Hummel fort, „ſo nennen Sie ihm meinen Namen und Firma. Ich reiſe überhaupt nicht incognito, und ich wünſche hier gar nicht myſteriös betrachtet zu werden."

Der Lakai erſchien, Ilſe gab ihm Auftrag, im Gaſthof das Nöthige zu holen, und frug, wie er dazu gekommen ſei, ihre Anweſenheit vor ihrem lieben Hauswirth zu verleugnen.

Der Mann ſtotterte eine Entſchuldigung und entfernte ſich eilig.

„Als ich in dies Haus kam, wußte ich bereits, daß hier nicht Alles in Ordnung war. Ich frug im Schloſſe nach Ihnen und erhielt keine genügende Auskunft, ich frug hinter dem Schloſſe einen Mann, welcher umherſtrich, nach Ihrer Behauſung. Er ſah mich an wie ein Kreuzſchnabel. Sie wären verreiſt, behauptete er und verſuchte meine Geheimniſſe auszupumpen. Darüber gab es eine kurze Unterhaltung, wobei Kreuzſchnabel ſeine Bosheit kund gab, weil ich ihn wegen Unbekanntſchaft mit ſeinem gewöhnlichen Titel einen Spion nannte. Der Wachtpoſten trat dazu, und ich ſah, die Herren Confratres hatten Luſt, mich feſtzuhalten. Da kam ein junger Herr des Weges, frug die Andern nach dem Grund des Lärms und ſagte, er wüßte, daß Sie zu Hauſe wären. Er begleitete mich bis vor dieſes Haus, frug höflich nach meinem Namen, nannte mir auch den ſeinen, Lieutenant Baumläufer, und rieth, ich ſollte mich ja nicht abſchrecken laſſen, das Dienervolk ſei unverſchämt, Sie aber würden ſich freuen, einen alten Freund zu ſehen. Er muß auch Ihnen bekannt ſein."

Der Lakai deckte den Tiſch. So oft er Herrn Hummel die Teller bot, ſah ihn dieſer mit vernichtendem Blick an und beeiferte ſich nicht, ihm ſein Amt leicht zu machen. Dagegen bot er Frau Ilſe ritterlich die Speiſen und ermahnte ſie durch ein bedeutungsvolles Räuſpern, ſich vorzuſehen. Während der Diener abräumte, begann Hummel ſich zurecht rückend: „Jetzt erlaube ich mir, von unſern Geſchäften zu ſprechen, es wird ein langer Vortrag, haben Sie Geduld."

Es war Abend geworden, Finſterniß lag über dem unheimlichen Hauſe, das Wetter zog herauf, die Fenſter klirrten im Winde und der Regen rauſchte. Ilſe ſaß wie im Traum. Zwiſchen dem heftigen Sturm des verſinkenden Tages und der bangen Erwartung einer wilden Nacht lagerte ſich vor ihr die behagliche Proſa der Parkſtraße, furchtlos, ſicher, mit ſich und der Welt zufrieden, ſoweit dieſe Welt nicht gerade ärgerlich wurde. Aber ſie fühlte, wie wohlthuend dieſer Gegenſatz war, ſie vergaß ſogar ihre eigene Lage und hörte mit inniger Theilnahme auf den Bericht des Vaters. „Ich ſpreche mit einer Tochter,“ ſagte Herr Hummel, „die zu ihrem Vater zurückgeht, ihr ſage ich, was ich Niemandem ſonſt erzähle, mir iſt's hart, zu ertragen, daß mein Kind mich verlaſſen will.“ Er ſprach über das Kind, welches ſie beide liebten, und jeder von ihnen hatte Freude an dem andern. So verrannen einige Stunden.

Der Lakai kam wieder und frug reſpectvoll die Frau Profeſſorin, ob ſie Gabriel weggeſchickt.

„Er iſt in meinem Auftrage ausgegangen,“ brummte Herr Hummel gegen den Fragenden, „er beſorgt für mich Geſchäfte von Geldeswerth, mit denen ich Ihre Ehrlichkeit nicht beläſtigen wollte. Wenn ſich noch Jemand aus der Stadt nach mir erkundigt, ſo bitte ich Sie zu befehlen, Frau Profeſſorin, daß dieſer Mann nicht auch mich verleugnet.“

Er ſah wieder nach ſeiner Uhr. „Vier Stunden,“ ſagte er. „War das Pferd gut, und hat Gabriel ſich nicht in der Finſterniß verirrt, ſo können wir ihn jeden Augenblick erwarten. Iſt's ihm nicht geglückt, ſo ſeien Sie immer ohne Sorgen, ich führe Sie doch aus dem Hauſe.“ Unten ſchellte es, die Hausthür wurde geöffnet, Gabriel trat ein. Die Freude lachte aus ſeinem Geſicht. „Punkt zehn Uhr hält der Wagen vor der Herberge,“ ſagte er vorſichtig, „ich bin ſchnell vorausgeritten.“

Ilſe ſprang auf, wieder flog der Schreck des Tages, die Sorge um die Zukunft durch ihr Haupt. „Bleiben Sie ſitzen,“ mahnte Hummel wieder, „ſtarkes Umhergehen iſt verdächtig, ich halte unterdeß mit Gabriel hier daneben noch einmal Rath.“

Dieſe Berathung währte lange Zeit, endlich kam Herr Hummel zurück und ſagte ernſthaft: „Jetzt, Frau Profeſſorin, machen Sie ſich bereit; wir haben eine Viertelſtunde zu gehen, laſſen Sie ſich unſer Thun ruhig gefallen, es iſt Alles ſorgfältig bedacht.“

Herr Hummel ſchellte, Gabriel, der zu dem Späher im Unterſtock zurückgekehrt war, trat ein wie gewöhnlich, er zog Schlüſſel und einen Schraubenzieher aus der Taſche. „Ich habe die kleine Hintertreppe ſchon in den erſten Wochen verſchloſſen und die Thür mit einer großen Schraube geſperrt, die Leute wiſſen nicht, daß ich die Schlüſſel habe.“ Er ging in einen Nebenraum der Hinterſtube und öffnete den Zugang einer verborgenen Treppe. Herr Hummel ſchlich ihm nach. „Ich will wiſſen, wo ich wieder eingelaſſen werden ſoll,“ ſagte er zurückkehrend zu Frau Ilſe. „Wenn ich Sie hinausgeführt habe, muß hier Jemand als Ihr Geiſt umherpoltern, ſonſt dürfte die ganze Mühe vergeblich ſein. Gabriel führt Sie die Hintertreppe hinab, während ich zur Vorderthür hinausgehe und den Lakaien unterhalte. Ich treffe Sie eine kurze Strecke von dieſem Hauſe im Gebüſch, Gabriel führt Sie zu mir; ich werde mich zurechtfinden.“ Ilſe faßte ängſtlich ſeine Hand. „Ich hoffe, Alles ſoll gut gehen,“ ſagte Herr Hummel bedächtig. „Sorgen Sie für einen Mantel, der Sie ſo unkenntlich macht als möglich.“

Ilſe flog an den Schreibtiſch und ſchrieb mit fliegender Eile die Worte: „Lebe wohl, Geliebter, ich gehe zum Vater.“ Noch einmal überkam ſie der Schmerz, ſie rang die Hände und weinte. Hummel ſtand achtungsvoll zur Seite, endlich legte er die Hand auf ihre Schulter: „Die Zeit verrinnt.“ Ilſe ſprang auf, ſchloß den Zettel in ein Couvert, reichte ihn Gabriel und verhüllte ſchnell ihr Haupt. „Jetzt vorwärts,“ mahnte Herr Hummel mit leiſem Gebrumm, „zu beiden Thüren hinaus. Ich gehe zuerſt. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Profeſſorin,“ rief er laut durch die offene Thür zurück, „wünſche wohl zu ruhen.“ Wuchtig ſchritt er die Treppe hinab, der Lakai ſtand auf den letzten Stufen. „Kommen Sie einmal her, Jüngling,“ rief Hummel, „ich wünſche Sie nach Ihrem Tode ausgeſtopft und vor dem Rathhauſe aufgeſtellt als ein Muſterbild von Wahrheitsliebe für ſpätere Zeiten. Wenn ich wiederkomme, und verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde mir wieder das Vergnügen machen, Ihnen meine Hochachtung auszuſprechen, dann will ich dem Herrn Profeſſor die ganze Erbärmlichkeit Ihres Daſeins enthüllen. Ich habe große Luſt, Ihre Nichtsnutzigkeit im hieſigen Tageblatte bekannt zu machen, damit Sie zur Vogelſcheuche werden für Jedermann.“

Der Diener hörte mit geſenkten Augen zu und verneigte ſich ſpöttiſch. „Gute Nacht, Höfling,“ rief Herr Hummel hinausgehend, und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Herr Hummel wandelte im Geſchäftsſchritt vom Hauſe abwärts zur linken Seite, wo ein Pfad in das Dickicht führte; dort verbarg er ſeine Geſtalt dem trüben Licht der Laternen. Der Regen ſtrömte und der Wind rauſchte in den Gipfeln. Herr Hummel ſah ſich vorſichtig um, als er in die dichte Finſterniß des Platzes trat, an welchem einſt Gabriel und der Prinz von den Geſpenſtern des Schloſſes zu einander geſprochen. Ein leiſes Raſcheln im Gebüſch, eine hohe Geſtalt trat zu ihm und faßte ſeinen Arm. „Gut,“ ſagte Herr Hummel leiſe, „vorläufig gerettet. Schnell zurück, Gabriel, und erwarten Sie mich zur Zeit. Wir aber ſuchen dunkle Wege und meiden die Laternen, im Hellen verbergen Sie Ihr Geſicht unter dem Schleier.“ Ilſe ſchritt am Arm ihres Hauswirths hinein in die Nacht, gedeckt durch den großen Schirm, welchen Herr Hummel über ſie hielt.

Im Rücken der Flüchtigen ſchlugen die Thurmglocken die zehnte Abendſtunde, als ſich die Umriſſe der letzten Herberge vor dem Thor von dem düſtern Himmel abhoben. „Nicht früher, nicht ſpäter,“ ſagte Herr Hummel und hemmte den Schritt der eilenden Begleiterin. In demſelben Augenblick kam ihnen ein Wagen langſam aus der Finſterniß entgegen. Ilſe's Arm zuckte. „Ruhig," bat Herr Hummel, „ſehen Sie nach, ob das Ihre Freunde ſind."

„Ich erkenne die Bläſſe," flüſterte Ilſe athemlos. Herr Hummel trat an den verdeckten Kutſcherſitz, auf welchem zwei Männer ſaßen, und frug mit ſchnell erfundener Loſung: „Kröten?"

„Dorf," antwortete eine feſte Stimme. Der Oberamtmann ſprang zu Ilſe herab, in dem Wagen rührte ſich's, ein Zipfel der Lederdecke wurde geöffnet, eine kleine Hand fuhr heraus. Hummel ergriff und ſchüttelte ſie. „Als Zugabe angenehm," ſagte er. Ohne ein Wort zu ſprechen knöpfte der Oberamtmann die Lederdecke auf. „Meine liebe Freundin," rief von innen eine zitternde Frauenſtimme. Ilſe wandte ſich zu Herrn Hummel. „Keine Worte," ſagte dieſer, „gute Fahrt." Ilſe wurde hineingeſchoben, die Frau Oberamtmann faßte Ilſe's Arm und hielt ihn kräftig feſt. Während Oberamtmann Rollmaus das Leder wieder zuknöpfte, begrüßte ihn Herr Hummel. „Ich freue mich," ſagte er. „Für Austauſch der Namen iſt die Gelegenheit nicht günſtig. Auch iſt unſere Klaſſe in der Naturgeſchichte nicht dieſelbe, aber die Pünktlichkeit zu rechter Stunde war gegenſeitig und der gute Wille." Der Oberamtmann ſchwang ſich wieder auf den Kutſcherſitz und ergriff die Zügel. Er wendete den Wagen, Herr Hummel klopfte noch einmal an das naſſe Leder, gemächlich trabten die Pferde ins Freie, dann hörte Herr Hummel einen kurzen Zuruf, mit geſtrecktem Lauf ging es in die Finſterniß hinein.

Hummel ſah dem Wagen nach, bis dieſer durch den dichten Regenſchleier verdeckt war, warf noch einen prüfenden Blick auf die leere Straße und eilte wieder der Stadtgegend zu, in welcher das Schloß lag. Durch die entlegenen Theile der Anlagen ſuchte er den Pavillon; an derſelben Stelle, wo Gabriel die Herrin ihm übergeben hatte, tauchte er in den tiefen Schatten der Bäume und tappte vorſichtig durch das naſſe Gebüſch bis an die Hinterſeite des Hauſes. Er fühlte ſich an der Wand entlang. „Setzen Sie ſich auf die Schwelle,“ flüſterte Gabriel, „ich ziehe Ihre Stiefeln aus.“

„Kann dieſe Hoftoilette mir nicht erſpart werden?“ ſummte Hummel, „Strumpfhoſen ſind gegen meine Natur.“

„Alles iſt umſonſt, wenn man Sie auf der Treppe hört.“

Hummel ſchlich hinter Gabriel die Treppe hinauf in finſtere Stuben. „Hier ſind die Zimmer der Frau Profeſſorin. Sie müſſen im Dunkeln auf und ab gehen und zuweilen mit den Stühlen rücken, bis ich Sie rufe. Es iſt jetzt noch ein anderer Aufpaſſer gekommen, ſie ſprechen unten mit einander, ich fürchte, ſie haben einen Argwohn, daß wir etwas im Schilde führen, ſie ſehen mich ſehr von der Seite an. Der Lakai trägt jeden Tag die Lampen aus den Wohnzimmern, daran darf nichts geändert werden, er ſchöpft Verdacht, wenn er nicht hört, daß Jemand in den Nebenſtuben umhergeht. Iſt Alles zur Ruhe, dann verläßt der Lakai das Haus, dann können wir mit einander ſprechen.“

„Es iſt gegen mein Gewiſſen, Gabriel,“ brummte Hummel, „in einem fremden Hauſe ohne Erlaubniß des Eigenthümers oder des Miethers zu verweilen.“

„Still,“ mahnte Gabriel ängſtlich, „ich höre den Mann auf der Treppe, ſchließen Sie hinter mir die Thür.“

Herr Hummel ſtand allein im Finſtern, er ſetzte ſeine Stiefeln neben den Lehnſtuhl, umkreiſte beide und gab ihnen zuweilen einen Ruck. „Immer zart,“ dachte er, „denn es iſt der Tritt einer Profeſſorsfrau. Die Anforderungen, die in dieſen Zeiten an einen Hausbeſitzer gemacht werden, überſteigen alle Gedanken. Entführung aus fremden Häuſern und Damenrollen in nächtlicher Finſterniß.“ Draußen hörte man die Schritte der Männer, er ſtieß an ſeine Stiefeln. „Dunkelheit in fremdem Hauſe iſt mit nichten wünſchenswerth,“ fuhr er bei ſich fort, „ich habe immer einen Haß gegen finſtere Räume gehabt, ſeit ich einmal in ein Kellerloch fiel, dieſer Nebel iſt nur gut für Katzen und Spitzbuben. Das Jämmerlichſte aber für einen Bürger iſt, wenn man ihm ſeine Stiefeln vorenthält.“ Er hörte einen leiſen Tritt im Nebenzimmer, und wieder rückte er an dem Stuhl.

Endlich wurde es ſtill im Hauſe, Herr Hummel ſetzte ſich in dem Lehnſeſſel zurecht und ſah ſich müde in dem fremden Zimmer um. Von draußen fiel durch einen Ritz der Vorhänge ein matter Lichtſchein an die Wand, die Quaſte eines Vorhanges, der vergoldete Knauf eines Seſſels ſchimmerten in der Dunkelheit. Jetzt zog Herr Hummel unwiderruflich die Stiefeln an und ergab ſich noch eine Weile mißfälliger Beurtheilung der Welt. Indeß, ſeine Bürgerſtunde war gekommen, und heut hatte ihn die Reiſe ermüdet. Er verſank allmählich in träumeriſches Sinnen, ſein letzter deutlicher Gedanke war: „nur in dieſer fürſtlichen Finſterniß nicht ſchnarchen.“ Mit dieſem Vorſatz ſchloß er die Augen und ſagte den Sorgen der Welt Lebewohl.

Im Schlafe war ihm, als höre er ein leiſes Geräuſch, er öffnete die Augen und blickte in dem Zimmer umher. Undeutlich nahm er wahr, daß eine Wand anders ausſah als ſonſt. Der große Spiegel, welcher in die Wandfläche gefügt war, ſchien verſchwunden, ihm kam vor, als ob eine verhüllte Geſtalt in der Wand ſtehe und ſich bewege. Er war ein beherzter Mann, aber der Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Er verſchanzte ſich hinter dem Stuhl. „Iſt dies nur ein Schattenſpiel,“ begann er mit ſtockender Stimme, „ſo bitte ich, ſich nicht ſtören zu laſſen; ich bewundere die Kunſt, aber ich trage meine Geldbörſe nicht bei mir. Behaupten Sie aber ein Menſch zu ſein, ſo fordere ich größere Deutlichkeit, ich fordere die landesüblichen Rundungen hinten und vorn. Ich ſelbſt habe die Ehre, mich Ihnen bei dieſer mangelhaften Beleuchtung vorzuſtellen. Hutfabrikant Heinrich Hummel, meine Legitimation iſt in Ordnung, Reiſepaß nach Paris.“ Er fuhr mit der Hand nach der Bruſttaſche. „Da ein anſtändiger Bürger verpflichtet iſt, ſich in dieſes gefährlichen Zeiten zu ſchützen, ſo ſteht in meinem Paß polizeilich bemerkt: avec un pistolet. Bitte, dies freundlich zu berückſichtigen." Er zog ein Taſchenpiſtol heraus und hielt es vor ſich. Wieder ſah er nach der Stelle, nichts war zu ſehen. Der Spiegel ſtand wie vorher. Er rieb ſich die Augen. „Dummes Zeug," ſagte er, „es war am Ende nur eine verſchlafene Einbildung."

Draußen wurde die Hausthür geſchloſſen. Noch eine Weile ſtand er, argwöhniſch umherblickend, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Endlich hörte er das Klopfen Gabriels an der Thür. Er öffnete, nahm ihm ſchnell das Licht aus der Hand, trat zu dem Spiegel und beleuchtete Rahmen und Wand. „Er ſteht eiſenfeſt," ſagte er vor ſich hin, „es war nur eine Täuſchung." Aber er ergriff doch eilig ſeinen Hut und zog den Diener aus dem Zimmer. „Für heut iſt's genug," brummte er, „ich wünſche, ſchnell aus dieſem Hauſe geſchafft zu werden. Mir iſt nicht recht, daß Sie allein hier bleiben, Gabriel. Morgen früh ſuche ich Sie auf, ich habe den Tag über in der Stadt zu thun. Verſuchen Sie, zu ſchlafen, wir werden beide in unſerm Bette an dieſen Streich denken, und an ſie, welche noch ein ſicheres Dach ſucht zum Schutz gegen Nachtwind und Geſpenſter."

Ilſe fuhr durch die Nacht. Um ſie rauſchte der Regen, der Sturm tobte durch die Bäume, hoch ſpritzte das Waſſer aus den Gleiſen um Pferde und Wagen. Nur zwiſchen den Geſtalten der Männer auf dem Vorderſitz ſah ſie ein Stück des Nachthimmels, der ſchwer und ſchwarz über der Flüchtigen hing. Zuweilen blickte ein Lichtfunke aus dem Fenſter eines Hauſes, dann wieder nichts als Regen, Sturm und ſchwarze Nacht. Die Nachbarin hielt immer noch ihre Hand, auch ſie ſchwieg ängſtlich während der unheimlichen Fahrt. Ilſe fuhr hinein in die Welt, in eine lichtarme, ſturmgepeitſchte, thränenreiche Welt. Unſicherheit und bange Sorge überall, wenn ſie an den Geliebten dachte, den ſie in den Händen des Verfolgers zurückließ, wenn ſie das bekümmerte Antlitz des Vaters vor ſich ſah, und die Fluren des Gutes, wo der Jüngling weilte, deſſen Nähe ihr jetzt mit neuem Schmerz drohte. Aber ſie ſaß hochaufgerichtet. „Wenn er zurückkehrt zu der Thür, über welcher die ſchwarzen Engel ſchweben, dann wird er vergebens nach ſeinem Weibe fragen. Ich aber habe gethan, was ich mußte, der Herr meines Lebens walte über mir."

Hinter dem Wagen klang Hufſchlag, er kam näher; wo ſich der Feldweg zum Gute ſchied von der großen Landſtraße, fuhr auf ſchäumendem Pferde ein Reiter heran, er rief denen auf dem Kutſcherſitz zu, Wagen und Reiter ſtürmten einige Augenblicke nebeneinander vorwärts, dann hielt der Reiter ſein Roß zurück. Der Oberamtmann warf einen Baumzweig in den Wagen. „Den hat der Reiter für Frau Ilſe hergebracht, er ſei von dem Baum unter ihrem Fenſter und die Rechnung ſei bezahlt."

11.

Der Oberſthofmeiſter.

Zu derſelben Stunde, in welcher Ilſe den tröſtenden Worten ihres Hauswirths lauſchte, fuhr der Wagen des Oberſthofmeiſters an das Thurmſchloß der Prinzeſſin. Erſtaunt hörte die Prinzeſſin die Meldung des Dieners und flog in ihr Empfangzimmer hinab. Der Profeſſor ließ die Truhe mit ihrem Inhalt in ſein Zimmer ſchaffen und hatte ſich eben über die Handſchrift gebeugt, als der Hofmarſchall eintrat, um ſeines Auftrags ledig zu werden.

Unterdeß erwartete die Prinzeſſin den alten Herrn.

Das Amt des Oberſthofmeiſters theilte ihm den Ehrendienſt bei der Prinzeſſin zu, es galt für eine achtungsvolle

Entfernung von der Perſon des Fürſten. An dem Flügel des Schloſſes, den die Prinzeſſin bewohnte, ſah man ſeinen Wagen jeden Morgen zu derſelben Stunde vorfahren. Sein perſönliches Verhältniß zu der jungen Herrin ſchien kühl, in Hofgeſellſchaften wurde er von ihr nur ſoweit ſchicklich war ausgezeichnet, die Bittſteller erfuhren zuweilen, daß ihre Geſuche ihm mitgetheilt waren. In der Stadt galt er für einen gutherzigen Mann, er wurde wegen ſeiner Wohlthätigkeit von den Bürgern mit Achtung betrachtet und war der einzige unter den Herren des Hofes, über welchen nie ein abgeneigtes Urtheil laut wurde. Er wohnte in einem altfränkiſchen Hauſe, von Gärten umgeben, war unverheiratet, und lebte als reicher Mann, ohne nahe Verwandte, ſtill vor ſich hin. Er war, wie man annahm, ohne regelmäßigen Einfluß, er ſtand nicht in Gunſt, und wurde deshalb von den jüngeren Cavalieren mit ritterlicher Achtung behandelt. Trotzdem war er dem Fürſten und Hofe unentbehrlich. Er war der Großwürdenträger, nothwendig für die Repräſentation, er war Rathgeber in Familienangelegenheiten, Geſandter und Begleiter bei feierlichen Staatshandlungen. Denn er war von früher an den meiſten Höfen Europa's wohlbekannt, hatte Verbindungen in der großen Diplomatie, er genoß die beſondere Gnade einiger auswärtigen Herrſcher, an deren gutem Willen dem Fürſten gelegen ſein mußte, und da bei unſeren Höfen die Meinung, die ein Hofmann in der Fremde genießt, auch für das Urtheil des Schloſſes maßgebend zu ſein pflegt, ſo machte den Oberſthofmeiſter der Briefwechſel, in dem er mit den Leitern auswärtiger Politik ſtehen ſollte, und die reiche Auswahl, welche ihm unter breiten Bändern freiſtand, für den Fürſten ſelbſt zu einer Autorität, welche ebenſo läſtig als ſchätzenswerth war, für den Hof aber zum ſtillen Berather und zur letzten Zuflucht in ſchwierigen Fragen.

Jetzt öffnete dem alten Herrn der Diener mit tiefer Verbeugung die Thür zum Empfangsraum der Prinzeſſin. Gleichgültige Fragen und Antworten wurden gewechſelt, dann trat die Prinzeſſin in das Nebenzimmer und forderte ihre treue Kammerfrau durch einen Wink auf, vorn Wache zu halten. Als die Unterredung vor dem Ohr jedes Lauſchers geſichert war, änderte ſich die Haltung der Prinzeſſin, ſie eilte auf den alten Herrn zu und ſah ihm fragend in das ernſte Geſicht: „Iſt etwas vorgefallen? Nichts Kleines hat Sie veranlaßt, ſich hierher in die Wildniß zu bemühen. Was haben Sie Ihrem Töchterchen zu ſagen? iſt es Lob oder ſind es Schelte?“

„Ich erfülle nur meine Pflicht,“ verſetzte der alte Herr, „wenn ich mich einſtelle, um Ew. Hoheit Befehle entgegen zu nehmen, und nachzuſehen, ob der Aufenthalt meiner gnädigſten Herrin ſchicklich vorgerichtet iſt.“

„Excellenz kommen zu ſchelten,“ rief die Prinzeſſin zurücktretend, „denn Sie haben kein freundliches Wort für Ihr kleines Weibchen.“

Der Oberſthofmeiſter neigte entſchuldigend das weiße Haupt. „Wenn ich Ew. Hoheit ernſter erſcheine als ſonſt, ſo ſind es vielleicht nur die Grillen eines alten Mannes, welche ſich zu ungelegener Zeit eingeſtellt haben. Ich bitte um Erlaubniß, mich durch Ew. Hoheit Anblick davon zu befreien. Die leidende Geſundheit des Fürſten legt uns allen Sorge auf, ſie mahnt an die Vergänglichkeit jedes Lebens. Selbſt der guten Laune des Prinzen Victor gelang nicht, mich von trüben Gedanken zu löſen.“

„Wie geht es dem Vetter?“ frug die Prinzeſſin leicht.

„Er überwindet die Schwierigkeit, ein Prinz zu ſein, in ſeiner wunderlichen Weiſe,“ erwiederte der Oberſthofmeiſter, „aber es iſt ein tüchtiger Kern in ihm, er vermag wohl ernſte Sachen klug zu behandeln. Mich freut,“ ſetzte der Hofmann hinzu, „daß meine gnädigſte Herrin warm für einen Verwandten empfindet, der Höchſtderſelben treu ergeben iſt.“

„Er war gegen mich ſtets nett und zuverläſſig,“ ſagte die Prinzeſſin obenhin. „Jetzt aber haben Sie mich hart genug geſtraft. Was Sie mir zu ſagen haben, darf zwiſchen uns beiden nicht ſo verhandelt werden." Sie faßte einen Seſſel und ſchob ihn in die Mitte der Stube. „Hier ſitzen Sie nieder, mein würdiger Herr, und mir erlauben Sie, daß ich die Hand des Freundes faſſe, wenn er mir ſagt, was ihm um meinetwillen Sorge macht." Sie rückte ſich ein niedriges Tabouret herzu, hielt mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn und ſah ihm ſpähend in die Augen. „Hoheit kennen das Mittel, mir zu dreiſter Bitte Muth zu machen," ſagte der Hofmann lächelnd.

„So iſt's beſſer," rief die Prinzeſſin erleichtert, „ich höre die Stimme und ich halte die Hand, denen ich am liebſten vertraue."

„Ich aber wünſche Ew. Hoheit eine ſtärkere und nähere Stütze als mich ſelbſt," begann der alte Herr ernſthaft.

Die Prinzeſſin fuhr in die Höhe. „Das alſo war's, was Excellenz zu dieſer Reiſe beſtimmte?" rief ſie ängſtlich.

„Das war die Sorge, welche mich beſchäftigte. Es iſt nichts weiter als eine Anſicht," entſchuldigte der Oberſthofmeiſter ſein Haupt neigend.

„Und das ſoll mich ruhiger machen?" rief die Prinzeſſin. „Was hat mir bis jetzt die Möglichkeit geſchafft zu leben, als Ew. Excellenz Anſichten."

„Da Ew. Hoheit, noch in der Witwentrauer, zur Heimat gefordert wurden, war mir der Wunſch des Fürſten willkommen, weil ich dadurch das Recht erhielt, dies Geſpräch mit Ew. Hoheit zu führen." Es wies mit ſeiner Handbewegung auf den Sitz, die Prinzeſſin eilte wieder an ſeine Seite. „Auch jetzt, wo ich Ew. Hoheit vor mir ſehe in dem heitern Glanz der Jugend, überreich ausgeſtattet, Andere zu beglücken und des beſten Glückes theilhaftig zu werden, vermag ich den Gedanken nicht abzuwehren, daß Ihnen Unrecht iſt, auf die Freuden des Hauſes zu verzichten."

„Ich habe dies Glück genoſſen, und habe es verloren," rief die Prinzeſſin. „Jetzt bin ich vertraut mit dem Gedanken, Manchem zu entſagen. Ich ſuche mir dafür eine Entſchädigung, welche auch Sie nicht für unwürdig halten."

„Es iſt ein Unterſchied zwiſchen uns von mehr als funfzig Jahren," ſagte der alte Herr. „Was mir, dem unbedeutenden Manne, freiſteht, das wird der Tochter des hohen Geſchlechtes nicht ebenſo leicht geſtattet. Ich bitte meine geliebte Herrin um Erlaubniß," fuhr er mit leiſer Stimme fort, „heut an den Vorhang zu rühren, welcher ein finſteres Bild aus Ihrer frühen Jugend verhüllt. Sie waren Zeugin der Scene, welche den Fürſten von Ihrer erlauchten Mutter ſchied."

„Es iſt eine dunkle Erinnerung," flüſterte die Prinzeſſin, ängſtlich zu dem alten Herrn aufſehend, „die Mutter machte dem Fürſten Vorwürfe, es war etwas über den unſeligen Pavillon. Der Fürſt gerieth in eine Aufregung, die furchtbar war. Ich, das kleine Mädchen, lief herzu und umſchlang das Knie der Mutter, er ſchleuderte mich fort, —" die Prinzeß verhüllte die Augen. Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung und erwiederte ablenkend: „Die Nachwirkung dieſes Ereigniſſes wurde verderblich für das Leben einer edlen Frau, aber auch für Sie ſelbſt. Damals äußerte ſich zuerſt die krankhafte Reizbarkeit des Fürſten, welche ſeitdem ſeine Stimmung verdüſtert. Von jener Stunde ſieht der Fürſt in Ihnen eine lebende Zeugin deſſen, was er ſelbſt als ſeine Krankheit und ſeine Schuld empfindet. Er hat ſich Jahre lang gemüht, Ihnen durch Güte und Aufmerkſamkeiten jenen Eindruck zu verwiſchen, er hat nie geglaubt, daß ihm das gelungen iſt. Scham, Argwohn, Furcht haben ihm ſtets wieder das Verhältniß zu Ihnen verdorben. Er will Sie nicht von ſich laſſen, weil er fürchtet, daß Ihr Vertrauen einem andern Menſchen verrathen könnte, was er ſelbſt ſich zu bergen bemüht iſt. Er hat widerwillig der erſten Werbung nachgegeben, er wird auch eine zweite ſehr unfreundlich empfangen, denn er wünſcht nicht, Ew. Hoheit wieder vermählt zu ſehen. Wohl aber freut er ſich in den Stunden, wo über ſeinem ungewöhnlichen Geiſt finſtere Wolken liegen, des Gedankens, daß Ew. Hoheit das Recht verlieren könnten, ihm in der Stille Vorwürfe zu machen. In ihm nagt, daß er die fürſtliche Würde ſeiner Gemahlin tödlich gekränkt hat, ihn beſchäftigt jetzt der Gedanke, daß auch Ew. Hoheit über andern Verhältniſſen vergeſſen könnten, was Beruf einer Fürſtin iſt."

„Er hofft vergebens," rief die Prinzeſſin außer ſich. „Nie wird eine unwürdige Leidenſchaft mich vor ſeine Füße werfen; nicht umſonſt bin ich das Kind Ihrer Sorge geweſen."

„Was iſt unwürdig für eine Fürſtin?" frug der Oberſthofmeiſter nachdenkend. „Daß Ew. Hoheit ſich frei erhalten von den kleinen Paſſionen, welche bei der Quadrille eines Maskenballs aufflattern, davon iſt man überzeugt. Aber auch das geiſtvolle Spiel mit ſchönen und großen Intereſſen vermag einer Frau das Leben zu ſtören. Leicht hängt ſich Schwärmerei an den feinſten geiſtigen Genuß, mehr als einmal iſt ein Weib gerade da in der größten Gefahr geweſen, wo ſie, von außen kräftig angeregt, ſich höher, freier, edler fühlte als ſonſt. Es iſt ſchwer, eine entzückende Muſik zu hören, und dem Künſtler, der ſie uns geſchaffen, warme Theilnahme zu verſagen."

Die Prinzeſſin ſah vor ſich nieder.

„Geſetzt den Fall," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „daß ein Kranker in galliger Laune ſo grübelte und für ſolchen Zweck handelte, die Geſunde würde ſich wohl hüten, ihm den Willen zu thun."

„Sie würde ſich aber auch nicht ſtören laſſen in dem, was ſie für Ehre und Reichthum ihres Lebens hält," rief die Prinzeſſin zu dem Alten aufſehend.

„Gewiß nicht," verſetzte dieſer, „wenn ſolche Güter in der That durch die ſpielende Hingabe einer Frau an Kunſt oder Wiſſenſchaft zu erwerben ſind. Am ſchwerſten wird eine Fürſtin dabei Befriedigung finden. Niemand verdenkt einer Frau aus dem Volke, wenn ſie eine große Begabung zum Lebensberuf macht; vermag ſie, als Sängerin oder Malerin ſich zu befriedigen und Anderen zu gefallen, ſo lacht ihr alle Welt freudig entgegen. Wenn aber meine gnädigſte Prinzeſſin ihre ſchöne muſikaliſche Anlage benutzen wollte, öffentliche Concerte zu geben, weshalb würden die Menſchen darüber die Achſeln zucken? Nicht, weil Ew. Hoheit Talent geringer iſt als das einer andern Künſtlerin, ſondern weil man Ihrem Leben andere Aufgaben zutheilt. Die Nation ſtellt an ihre Fürſten ſehr beſtimmte ideale Forderungen. Wenn leider den fürſtlichen Herren unſerer Zeit nicht leicht wird, dieſen Idealen zu entſprechen, für die Frauen der erlauchten Geſchlechter macht die ernſte Richtung der Gegenwart dies eher möglich als in meiner Jugend. Eine Fürſtin unſeres Volkes ſoll das edle Vorbild einer guten Hausfrau ſein, nichts mehr, nichts Anderes. Treu und wohlthuend und feſt gegen ihren Gatten, ſorgfältig in den Pflichten des Tages, warmherzig gegen Bedürftige, gütig und theilnehmend gegen Alle, denen der Vorzug wird ihr zu nahen. Hat ſie Geiſt, ſie ſoll ſich hüten zu glänzen, hat ſie Talent für die Geſchäfte, ſie ſoll ſich wahren eine Intrigantin zu werden. Sogar die ſchöne Meiſterſchaft geſelliger Tugenden wird ſie mit größter Beſcheidenheit üben. Wohlgewogenes Gleichgewicht der weiblichen Vorzüge iſt der beſte Schmuck einer Fürſtin, ihre höchſte Ehre, daß ſie liebenswerther und beſſer iſt als die Andern, ohne daß man darüber erſtaunt, in Allem gut und tüchtig, nach keiner Richtung anſpruchsvoll. Denn ſie ſteht zu hoch, um für ſich zu begehren und zu erobern."

Die Prinzeſſin ſaß neben dem Sprechenden, das Haupt auf den Arm geſtützt, ſie ſah traurig vor ſich hin.

„Meine theure Fürſtin hört dergleichen nicht zum erſten Mal aus meinem Munde. Oft habe ich um die Gefahr geſorgt, welche Ihnen ein hochfliegender Geiſt und die behende Einbildungskraft bereiten, das Wiegengeſchenk einer neidiſchen Fee, welche Ew. Hoheit zu glänzend und verführeriſch machte. Denn dieſe herrliche Begabung trägt die Schuld, daß Sie keine vornehme

Natur ſind, wie Ihr erlauchter Bruder, der Erbprinz. Zu lebhaft iſt das Bedürfniß, ſich geltend zu machen und auf Andere zu wirken. Den Bruder durfte man mit vollem Vertrauen ſeiner guten Art überlaſſen, jedes Einreden in ſeine Seele war bei dem vielgeplagten Kinde vom Uebel. Die reiche Künſtlernatur aber, welche mit ſo großen Augen auf mich ſieht, habe ich ſtets vor einer feinen Koketterie der Empfindung zu ſchützen geſucht. Ich bin jetzt ein harter Mahner an hohe Pflichten, weil ich Gefahren ahne, welche dieſe eroberungsluſtige Seele über ſich und Andere heraufbeſchwört."

„Ich höre aus liebevollen Worten einen harten Vorwurf," erwiederte die Prinzeſſin gehalten. „Ich ſoll mich vermählen, — um vornehm zu werden."

„Meiner lieben Hoheit wünſche ich, daß ſie dieſes große Ziel erreiche als Hausfrau eines Gemahls, der Ihrer Hingabe nicht unwerth iſt. Nur auf dieſem Wege darf eine Fürſtin wahres Glück erwarten. Auch dies Glück wird nicht ohne Entſagung erworben, ich weiß es, Jedem iſt ſchwer, ſich ſelbſt zu beſchränken, wer im Purpur geboren iſt, übt dieſe Tugend zehnmal ſchwerer als ein Anderer. Verzeihung," fuhr er fort, „ich bin geſchwätzig geworden, wie uns Alten vom Hofe zuweilen begegnet."

„Nicht zu viel hat mir mein Freund geſagt, noch zu wenig," rief die Prinzeſſin bewegt. „Mir iſt der Gedanke lieb geworden, ſtill vor mich hinzuleben, umgeben von Männern, die mich das Höchſte lehren, was eine Frau zu erwerben vermag. Auch auf dieſem Wege finde ich zarte Pflichten, edle Bande, welche mich mit den Beſten vereinen, auch ein ſolches Leben iſt einer Fürſtin nicht unwerth; mehr als eine hat in früherer Zeit dies Loos gewählt, und die Nachwelt denkt ihrer mit Achtung."

„Ew. Hoheit meint nicht Königin Chriſtine von Schweden," verſetzte der Oberſthofmeiſter. „Aber auch anderen war ſolche Wahl ſelten zum Heil. Denn Ew. Hoheit erwäge, wenn eine Fürſtin ſich mit weiſen Männern umgibt, ſie meint dabei immer einen Mann, der ihr der weiſeſte iſt.“

Die Prinzeſſin ſchwieg und ſah vor ſich hin.

„Wir haben lange der Fürſtinnen gedacht,“ begann der alte Herr, „man darf auch das Schickſal der Männer beachten, welche durch zarte Bande an das Leben einer erlauchten Frau geſchloſſen werden. Geſetzt, es gelänge, einen Freund zu finden, der ohne unziemliches Fordern mit Selbſtverleugnung und völliger Ergebenheit ſein Leben den bewegten und wechſelvollen Tagen einer Fürſtin widmet: viel muß er aufopfern und entbehren. Recht des Mannes iſt, daß das Weib ſich ihm hingibt; hier ſoll ein Mann die Kraft, ja auch die Leidenſchaft ſeiner Natur in Feſſeln legen für eine Frau, welche nicht ihm gehört, der er nur vorſichtig in einzelnen Stunden nahen darf wie der Freund dem Freunde, die ihn ſelbſt betrachtet als eine gewiß ſehr werthvolle Habe, zuerſt als ſchönen Schmuck, zuletzt im beſten Fall als nützliches Hausgeräth. Am ſchlechteſten ſteht auf dieſem Poſten der Künſtler, der Gelehrte, ich habe immer vor ſolchem wandelnden Converſationslexikon eines fürſtlichen Haushalts Bedauern gefühlt. Auch große Talente gleichen dann den Philoſophen des alten Roms, welche mit langem Bart und dem Mantel ihrer Schule im Schweif einer vornehmen Dame durch die Straßen zogen.“

Die Prinzeſſin ſtand auf und wandte ſich ab.

„Beſſer allerdings iſt die Lage des Mannes,“ ſchloß der Oberſthofmeiſter, „dem ſeine Perſönlichkeit geſtattet, das ganze Leben ſeiner hohen Freundin durch ſtille Arbeit zu leiten. Aber auch er muß nicht nur ſelbſt das Schönſte miſſen, er wird auch ſeiner Herrin beim reinſten Willen nicht immer ein Glück ſein. Wer mehr ſein will als ein treuer Diener, der vermindert die Sicherheit ſeiner Herrin. Wird ſolche ritterliche Hingabe angeboten, ſo mag ein edles Weib zögern, ſie anzunehmen; ſie hervorzulocken, ziemt einer Fürſtin nicht.“

Der Prinzeſſin ſtürzten die Thränen aus den Augen, ſie wandte ſich ſchnell dem Alten zu. „Ich kenne ein ſolches Leben,“ rief ſie, „das in unaufhörlicher Selbſtverleugnung drei Frauen unſeres Hauſes zum Segen war. O mein Vater, ich weiß wohl, was Sie uns geweſen ſind, haben Sie Geduld mit Ihrem armen Pflegekinde, ich ringe gegen Ihre Worte, es wird mir ſchwer, ihnen mein Ohr zu öffnen, und doch weiß ich, Sie ſind der einzige ſichere Halt, den ich bis jetzt im Leben gehabt habe, Ihre Mahnung der einzige Zuruf, der meine Jugend vor dem Verderben bewahrte.“ Wieder faßte ſie ſeine Hand und ihr Haupt ſank an ſeine Schulter.

„Ich habe Ihre Großmutter geliebt,“ erwiederte der alte Herr mit zitternder Stimme, „es war in einer Zeit, wo dergleichen leichtherzig aufgefaßt wurde, ein reines Verhältniß, ich habe für ſie gelebt, ich habe ihr täglich entſagt; ſie war doch unglücklich, denn ſie war Gemahlin eines andern Mannes, und gerade die heiligſten Pflichten wurden ihr durch mein Leben erſchwert. Ich habe Ihre Mutter als ſorglicher Diener behütet, ich habe doch nicht verhindert, daß ſie unglücklich wurde und in dem Gefühl ihres Elends ſtarb. Jetzt halte ich das dritte Geſchlecht an meinem Herzen und ich möchte, bevor ich von hier ſcheide, daß mein Leben und das Leiden der Mütter Ihnen zur Lehre ſei. Habe ich je für Sie geſorgt, ſo thue ich es jetzt, hat mein liebes Kind je aus meinen Worten das Herz eines väterlichen Freundes gefühlt, ſo ſoll ſie jetzt meinen Rath nicht gering achten, wie nüchtern er auch glänzende Träume ſtöre.“

„Ich will Ihrer Worte denken,“ rief die Prinzeſſin, „ich will mich mühen, zu entſagen, aber, Vater, mein gütiger Vater, es wird mir ſchwer.“

Der alte Herr rückte ſich ſchnell zuſammen und unterbrach ihre Worte. „Es iſt genug,“ ſagte er in der Haltung ſeines Amtes, „Hoheit haben heut große Nachſicht gegen mich geübt, noch leben Andere, welche auch ihren Antheil an höchſter Huld begehren.“

Es klopfte an der Thür, die Kammerfrau trat ein. „Der

Diener meldet, daß Fräulein Gotlinde und die Herren im Theezimmer harren.“

„Ich habe mit Sr. Excellenz noch über Geſchäfte zu ſprechen,“ antwortete die Prinzeſſin leiſe, „ich laſſe Gotlinde bitten, bei unſerm Gaſt meine Stelle zu vertreten.“

Der Abend lag über dem Thurmſchloß, die Fledermaus flatterte aus ihrem Schlupfwinkel in der geräumten Kammer, ſie zog ihre Kreiſe im Hofraum des Schloſſes und ſchnalzte verwundert, daß ſie in einer leeren Behauſung erwacht war. Die Eule flog in die Thurmluke und ſuchte mit runden Augen nach der alten Stuhllehne, von der ſie ſonſt auf die dummen Mäuſe gelauert hatte, und die Totenuhr, die der Gelehrte aus der einſamen Kammer unter die lebenden Menſchen hinabgetragen hatte, nagte und tickte auf der Treppe und in den Zimmern des Schloſſes. Der Regen ſchlug an die Mauern und der Sturmwind heulte um den Thurm. Das Weib des Gelehrten fuhr durch die Nacht flüchtig wie ein gehetztes Wild, er aber ſchritt noch in ſeinem Zimmer auf und ab und formte träumend aus den gefundenen Blättern die ganze verlorene Handſchrift. Und wieder wunderte er ſich, daß ſie ganz anders ausſah, als er ſeit Jahren gedacht hatte.

Auch um das Fürſtenſchloß in der Reſidenz heulte der Wind und große Regentropfen ſchlugen an die Fenſter, auch dort tobten die Gewalten der Natur und forderten Zugang in die feſte Burg der Menſchen. Säle und geſchmückte Zimmer füllte das Dunkel der Nacht wie ein finſterer Rauch, nur die Laternen aus den Anlagen warfen ihren bleichen Schein durch die Fenſter, er hing an den Hüllen der Kronleuchter und dem goldenen Zierat der Wände und machte die Oede der menſchlichen Räume noch trauriger. Die Schloßuhr rief in melancholiſchem Schlage durch das Haus, daß die erſte Stunde des neuen Tages gekommen ſei. Dann wieder Stille, öde Stille überall. Zuweilen kniſterte es in dem Parket des Fußbodens, und durch eine geöffnete Scheibe blies der Zugwind in die Vorhänge, welche ſchwarz um die Fenſter hingen wie Leichenſchmuck, der aufgeſteckt wird beim Begräbniß eines Hausgenoſſen. Hier und da ſchien ein ſpärlicher Strahl aus der Tieſe auf die Bilder an der Wand, dort hingen in der fremden Tracht ihrer Zeit die Ahnen des Fürſtenhauſes, und wenn bei Tage der Kaſtellan die neugierigen Fremden durch die Säle geleitete, dann nannte er ihre Namen und ſprach die Worte des Lobes über ſie, welche er eingelernt hatte. Viele Geſchlechter hatten in dieſen Räumen gehauſt, ſtattliche Männer und ſchöne Frauen hatten ſich hier im Reigen geſchwungen, in goldenen Bechern war der Wein gefloſſen, gnädige Worte, feſtliche Rede und das leiſe Gemurmel der Liebe waren hier gehört worden, der Glanz jeder früheren Zeit war überboten durch reicheren Zierat der ſpäteren. Alles aber war verſchwunden und verweht, über den bunten Farben lag die Schwärze der Nacht und des Todes. Die ſich einſt hier verbeugt und des bunten Gewühls geladener Gäſte gefreut, ſie alle waren hinabgeſtiegen zur Tieſe, nichts war geblieben in dieſer Stunde als traurige Leere und unheimliche Stille und eine einzelne Geſtalt, welche geräuſchlos wie ein Geiſt auf dem glatten Boden dahinſchlich. Es war der Herr dieſes Schloſſes. Das Haupt vorgebeugt wie im Traume, ging er bei den Bildern ſeiner Ahnen vorüber.

„Das ſcheue Reh entlief,“ flüſterte er, „der Panther ſprang zu kurz, heulend ſchleicht er, das Haupt geſenkt, in ſeine Kluft zurück. Die große Katze konnte ihre Krallen nicht bergen. Die Jagd iſt aus, es iſt Zeit, den Hammer dieſer Bruſt in Ruhe zu ſetzen.

„Es war nur ein Weib, ein kleines unbekanntes Menſchenleben, aber die Gaunerin Phantaſie hat meine Sinne an ihren Leib gebunden, ihr allein gehört, was ich von Wärme und Hingabe für das Menſchenvolk übrig habe.“ Er blieb vor einem Bilde ſtehen, auf welches das trübe Licht einer gedämpften Lampe fiel. „Du Alter im Harniſch weißt, wie

Einem ums Herz iſt, der flüchtig von Haus und Hof zieht und ſeinem Feind überlaſſen muß, was ihm lieb war. Als du aus dem Schloſſe deiner Väter eilteſt, ein heimatloſer Flüchtling, verfolgt von der Meute fremder Söldner, da war dir elend zu Muth und du warfſt einen wilden Fluch hinter dich. Aermer fühlt ſich dein Enkel, der jetzt flüchtig durch das Erbe gleitet, das du ihm hinterlaſſen, dir blieb die Hoffnung im harten Herzen, ich habe heut Alles verloren, wofür zu athmen der Mühe lohnt. Sie iſt meinen Wächtern entflohen. Wohin? Auf den Stein zu ihrem Vater! Fluch der Stunde, wo ich ſelbſt, durch ihre Worte getäuſcht, den Knaben in ihre Berge ſandte.“

Er ſchlich weiter. „Die dritte Station auf dem Wege zum Ende,“ grübelte er, „iſt eitles und nichtiges Spiel und bubenhafte Tücke. So ſagte der gelehrte Pedant. Es traf ein, ich bin entſtellt zu einem kindiſchen Zerrbild meiner Natur. Kläglich iſt das Geflecht des Netzes, welches ich um ihre Glieder legte, feſter Wille vermochte es im Augenblick zu zerreißen. Er hatte Recht, knabenhaft war das Spiel. Durch einen Federbart wollte ich ihn feſthalten, und bevor noch die Kunſt des Magiſters ihre Wirkung gethan, ſtörte ich mir ſelbſt den Erfolg durch die zitternde Haſt meiner Leidenſchaft. Wenn ihm die Kunde kommt, daß ſein Weib entflohen, dann ſchnürt auch er ſeine Bücher und höhnt mich in ſicherer Ferne. Schlechter Spieler, der an die Spielbank trat mit gutem Vorſatz, Stück um Stück auf das grüne Tuch zu ſetzen, und der im Wahnſinn den Beutel hinwarf und durch eine Kugel Alles verlor. Fluch über ihn und mich! Er darf nicht von mir, er darf ſie nicht ſehen. Doch was nützt ihn zu halten, wenn ich nicht ſeine Glieder in Eiſen ſchmiede oder ſeinen Leib da unten berge, wo wir alle geborgen werden, wenn die Andern Macht erhalten, ſich unſer zu entledigen. Du lügſt, Profeſſor, wenn du mich deinen alten Kaiſern vergleichſt. Mir graut bei dem Gedanken an Dinge, die jene lachend thaten, und mein Hirn weigert ſich zu denken, was einſt ein kurzer Wink der Hand befahl.

„Eine Kugel und ein Würfel für zwei,“ fuhr er fort, „das iſt ein luſtiges Spiel, von Meinesgleichen erfunden. Wie's trifft, der Eine fällt, der Andere ſpringt davon. Wir würfeln, Profeſſor, wer von uns beiden dem Gegner dieſen letzten Dienſt erweiſt. Und ich werde dir zunicken, du Träumer, wenn ich der Glückliche bin, der zur Ruhe gebracht wird.

„Reicht dein Witz aus, Philoſoph, dein Schickſal vorauszuſehen, wie jenem alten Sterndeuter gelang, den dein Tiberius nach der eigenen Zukunft frug? Laß uns verſuchen, wie weiſe du biſt.“

Er ſtand wieder ſtill und ſah unruhig auf die dunklen Bilder. „Ihr ſchüttelt mit den Köpfen, ihr Alten an der Wand, mancher von euch hat gethan, was Anderen leid wurde, ihr ſeid alle ehrenvoll eingeſargt mit Trauermarſchall und Leichenpferd, man hat Lieder geſungen euch zu Ehren und die Gelehrten haben lateiniſche Wehklagen geſchmiedet und geſeufzt, daß der goldene Regen aufhörte, der aus eurer Hand auf ſie herabfiel. Dort ſteht einer von euch,“ rief er und ſah mit ſtarrem Auge in einen Winkel, „dort ſchwebt der Wehegeiſt heran, der ſchwarze Schatten, der durch dieſes Haus fährt, wenn das Unglück naht, die Schuld und die Buße. Es fährt dahin, die Narren zu ſchrecken, weſenlos, ein Spuk meiner kranken Laune. Ich ſehe, wie es die Hand hebt, es ſcheucht, und mir graut vor der Malerei meines Gehirns. Hinweg,“ rief er laut, „hinweg! Ich bin der Herr des Hauſes!“ Er lief durch die Zimmer und ſtrauchelte, der ſchwarze Schatten eilte hinter ihm. Der Fürſt ſtürzte auf den Fußboden.

Er rief laut nach Hilfe in dem öden Raum. Als der vertraute Diener aus dem Vorzimmer des Fürſten herzueilte, fand er ſeinen Herrn auf der Erde liegen. „Ich hörte einen gellenden Ruf," rief der Fürſt, ſich wild erhebend, „wer hat geſchrieen über meinem Haupt?"

Der Diener verſetzte zitternd: „Ich weiß nicht, wer es war, ich hörte den Ruf und eilte herbei."

„Ich war es wohl ſelbſt," ſagte der Fürſt tonlos, „mich überkam die Schwäche."

Am frühen Morgen rief der Profeſſor den Kaſtellan und ſtürmte die Thurmtreppe hinauf, er fuhr in der Kammer umher und rückte an Bohlen und Bretern, er fand manchen vergeſſenen Kaſten, nicht den, welchen er ſuchte. Er ließ den Kaſtellan jeden Nebenraum des Schloſſes öffnen, ſchritt durch die Böden und Keller, nirgend eine Spur. Er ſuchte bei dem Förſter, welcher in einem Nebenhauſe wohnte, auch dieſer wußte keine Auskunft zu geben. Als der Gelehrte wieder in ſein Zimmer trat, legte er das Haupt auf ſeine Hände. Aber er ſchalt ſich und bändigte ſich. „Zu ſehr habe ich die kühle Umſicht verloren, welche Fritz die höchſte Tugend des Sammlers nennt. Gewöhne dich an den Gedanken zu entſagen und prüfe ruhig die Hoffnung, welche noch dauert. Sei auch nicht undankbar für das Wenige, das du gewonnen." Aber ihm wurde ſchwer, bei den gefundenen Blättern zu verweilen, und er ging wieder ſinnend auf und ab. Er hörte Stimmen im Hofe, eiliges Laufen in dem Gange, endlich meldete ein Lakai die Ankunft des Fürſten, und daß dieſer den Profeſſor beim Frühſtück zu ſehen wünſche.

An der Thurmſeite, welche der Morgenſonne entgegen lag, war unter blühendem Geſträuch die Tafel gedeckt. Als der Profeſſor unter das Dach trat, welches die Stelle vor Regen und Sonnenſtrahlen ſchützte, fand er neben der Dienerſchaft auch die Forſtbeamten aufgeſtellt, und außer dem Marſchall den Oberſthofmeiſter, welcher unruhiger als der Profeſſor die plötzliche Ankunft des Fürſten bedachte.

Der alte Herr näherte ſich dem Gelehrten und ſprach

Gleichgültiges. „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?" frug er verbindlich.

„Ich werde um Erlaubniß bitten, in der nächſten Stunde nach der Stadt abzureiſen, ich bin fertig."

Es währte lange, bis die Herrſchaften kamen. Als der Fürſt aus der Thür trat, fiel ſein leidendes Ausſehen allen Anweſenden auf, ſeine Bewegungen waren haſtig, die Züge verſtört, die Blicke fuhren unſtät über die Geſellſchaft. Er wandte ſich zuerſt mit harter Frage an den Förſter. „Wie durften Sie das widrige Geſchrei der Dohlen am Thurme leiden? Es ware Ihre Sache, dort aufzuräumen."

„Ihre Hoheit, die Frau Prinzeſſin, hatte in vorigem Sommer für die Vögel gebeten."

„Mir iſt der Ton unerträglich," ſagte der Fürſt, „bringen Sie Gewehre und machen Sie ſich bereit, einigemal darunter zu ſchießen."

Da der Verbrauch von Jagdpulver zu den regelmäßigen Landfreuden des Hofes gehörte, und der Fürſt auch in der Umgebung des Schloſſes gern ſelbſt einmal auf einen Raubvogel oder ein anderes lockendes Ziel ſein Gewehr richtete, fand der Hof dieſen Auftrag weniger hart als der Gelehrte.

Der Fürſt wandte ſich an den Oberſthofmeiſter. „Ich bin überraſcht, Excellenz hier zu finden, ich wußte nicht, daß auch Sie ſich für dies Stillleben Urlaub ertheilt haben."

„Mein gnädigſter Herr dürfte überraſcht ſein, wenn ich meine Pflicht nicht gethan hätte. Es war meine Abſicht, Eurer Hoheit noch heute in der Reſidenz über das Befinden der Frau Prinzeſſin zu berichten."

„Alſo darum?" bemerkte der Fürſt ſpöttiſch, „ich hatte vergeſſen, daß mein Oberſthofmeiſter ſeines Wächteramtes nicht müde wird."

„Ein Amt, das man faſt ein halbes Jahrhundert im Dienſt des erlauchten Hauſes geübt hat, wird zur Gewohnheit," erwiederte der Oberſthofmeiſter. „Ew. Hoheit haben den Eifer eines

Dieners, der ſich gern nützlich machen möchte, ſonſt mit Nachſicht beurtheilt."

Der Fürſt wandte ſich an den Hofmarſchall und frug mit gedämpfter Stimme: „Will er bleiben?"

Der Hofmarſchall verſetzte gedrückt: „Es war kein Verſprechen, nicht einmal ein Wunſch aus ihm zu holen."

„Ich wußte es bereits," unterbrach der Fürſt rauh. Er kehrte ſich zu dem Profeſſor, und zwang ſich heftig zu freundlicher Miene, als er ſagte: „Ich habe von meiner Tochter gehört, welchen Verlauf Ihr Feldzug gegen Stuhlbeine genommen hat. Ich wünſche darüber noch mit Ihnen allein zu ſprechen."

Man nahm Platz. Der Fürſt ſtarrte vor ſich hin und trank einige Gläſer Wein, auch die Prinzeſſin ſaß ſchweigend, es war eine einſilbige Unterhaltung. Nur der Oberſthofmeiſter wurde geſprächig, er frug nach einer Büſte Winckelmanns und ſprach von dem lebhaften Antheil, welchen die Nation jedem ungewöhnlichen Schickſal ihrer geiſtigen Führer zuwendet.

„Es muß doch ein angenehmes Gefühl ſein," ſagte er verbindlich zum Profeſſor, „gewiſſermaßen von der ganzen gebildeten Welt gehütet zu werden. In hundert Fällen vergeht das Privatleben unſerer großen Gelehrten ohne beſondere Ereigniſſe und doch beſchäftigt ſich unſer Volk ſo gern mit dem Lebenslauf der Geſchiedenen. Wen ein günſtiger Zufall mit Herren Ihresgleichen in Berührung ſetzt, der mag ſich vorſehen, daß er nicht unter den Händen ſpäter Biographen für alle Ewigkeit mit einem entſtellenden Strich verſehen wird. Ich geſtehe," fügte er lächelnd hinzu, „daß dieſe Scheu mich mancher lehrreichen Bekanntſchaft beraubt hat."

Der Profeſſor erwiederte ruhig: „Das Volk iſt ſich bewußt, daß es zuerſt durch die Arbeit der Studierſtuben aus dem Elend heraufgekommen iſt, bei längeren Erfolgen im politiſchen Leben wird auch die Theilnahme an den Trägern unſerer bisherigen Cultur auf ein beſcheideneres Maß zurückgeführt werden.“

„Ich habe dem Fürſten erzählt, daß Sie hier doch etwas gefunden,“ bemerkte die Prinzeſſin über den Tiſch.

„Da iſt nahebei ein merkwürdiger Fund in altem Hünengrabe gemacht,“ knüpfte der Oberſthofmeiſter an und berichtete weitläufig über Totenurnen.

Aber der Fürſt ſelbſt wandte ſich an den Gelehrten. „Jetzt iſt doch Hoffnung, daß ſich auch das Uebrige finden wird.“

„Leider weiß ich nicht mehr, wo ich ſuchen ſoll,“ entgegnete der Profeſſor.

„Was Sie gefunden haben,“ fuhr der Fürſt mit Selbſtüberwindung fort, „iſt alſo unbedeutend.“

Dem Profeſſor war nicht recht, daß die Rede wieder auf die Handſchrift kam, er empfand Mißbehagen von ſeinem Römer zu erzählen. „Es ſind einige Kapitel aus dem ſechſten Buch der Annalen,“ verſetzte er mit Haltung.

„Als Ew. Hoheit in Pompeji ſtanden,“ fiel der Oberſthofmeiſter ein, „erregten die eingekratzten Aufſchriften der Wände Aufmerkſamkeit. In dieſen Tagen fiel mir eine hübſche Abhandlung darüber in die Hand. Es iſt feſſelnd, das lebhafte Volk des alten Unteritaliens in den unbefangenen Aeußerungen ſeiner Liebe und ſeines Haſſes zu beobachten. Man fühlt ſich bei den naiven Ausrufungen der kleinen Leute faſt ebenſo lebhaft in die alte Zeit verſetzt, als wenn man jetzt ein Zeitungsblatt in die Hand nimmt, das vor mehren Jahren geſchrieben wurde. Wer den Bürgern Pompejis geſagt hätte, daß man nach achtzehn Jahrhunderten noch wiſſen würde, wen ſie in zufälliger Verſtimmung einmal feindſelig behandelt haben, dem hätten ſie es ſchwerlich geglaubt. Wir freilich ſind vorſichtiger.“

„Alſo das war der Haß kleiner Leute,“ bemerkte der Fürſt zerſtreut, „Tacitus weiß davon nichts, ihn kümmert der Skandal des Hofes. Wahrſcheinlich hatte auch er ein Hofamt.“

Die Prinzeſſin ſah unruhig auf den Fürſten. „Iſt von dem Inhalt der beiden Pergamentblätter auch etwas für uns Frauen belehrend?“ frug ſie wieder ablenkend.

„Nichts Neues,“ antwortete der Gelehrte, „da, wie ich die Ehre hatte, Ew. Hoheit zu ſagen, uns dieſelbe Stelle bereits aus einer italieniſchen Handſchrift bekannt iſt. Es ſind kleine Ereigniſſe im römiſchen Senat.“

„Zank der verſammelten Väter,“ warf der Fürſt nachläſſig ein, „es waren elende Sklaven. Iſt das alles?“

„Am Schluß ſtand noch eine Anekdote aus dem Privatleben des Tiberius. Der verſtörte Geiſt des Fürſten klammert ſich an die Aſtrologie; er ruft Sterndeuter zu ſich und läßt in das Meer ſchleudern, die er in Verdacht eines Betruges hat. Auch der kluge Thraſyllus wird über den verhängnißvollen Felſenpfad zu ihm geführt, er verkündet die verborgenen Geheimniſſe des kaiſerlichen Lebens. Da forſcht Tiberius lauernd, ob er auch wiſſe, was ihm ſelbſt der gegenwärtige Tag bringen werde. Der Philoſoph frägt die Geſtirne und ruft zitternd aus: „Bedenklich iſt meine Lage, ich ſehe mich in Todesgefahr.“ An dieſer Stelle bricht unſer Bruchſtück ab. Der Vorfall mag ſich wiederholt haben, dieſelbe Anekdote haftet an mehr als einem Fürſtenleben.“

Um die Zinne des Thurmes flog die Schaar der Dohlen, ſie ſchwatzten und ſchrieen und erzählten einander, daß unten der Weidmann ſtand, der ein Wild ſuchte.

Der Fürſt erhob ſich ſchnell. „Dieſem Geſchrei der ſchwarzen Vögel ſoll ein Ende gemacht werden,“ er winkte dem Büchſenſpanner. Der Mann trat heran und legte ein Gewehr in die Hand des Fürſten. Der Fürſt ſetzte den Kolben auf die Erde und wandte ſich zu dem Profeſſor, während die Prinzeſſin beunruhigt durch die letzten Worte des Gelehrten mit ihrem Gefolge abſeits ſtand und um Faſſung rang.

„Die Prinzeſſin hat mir geſagt,“ begann der Fürſt, „daß

Sie Bedenken tragen, einen Wunſch zu erfüllen, der uns allen große Bedeutung gewonnen hat. Ich hoffe, daß die Hinderniſſe nicht unüberwindlich ſein werden.“

„Mir ziemt,“ verſetzte der Profeſſor, erfreut durch die gütigen Worte des Fürſten, „einen ſo ehrenvollen Antrag ruhig zu erwägen. Ich habe nicht nur auf meine Wiſſenſchaft Rückſicht zu nehmen, auch auf Anderes.“

„Worauf?“ frug der Fürſt.

„Auf den Wunſch einer geliebten Frau,“ ſagte der Profeſſor. Ein plötzliches Zucken kam über die Glieder des Fürſten.

„Und wie betrachten Sie Ihr Verhältniß zu mir?“ frug der Fürſt mit heiſerer Stimme.

Der Gelehrte ſah den Fürſten an, aus den Augen ſprühte tötlicher Haß und der glitzernde Schein des böſen Blickes, er ſah die Mündung des Gewehres gegen ſeine Bruſt gerichtet und daß der gehobene Fuß des Fürſten um den Drücker fuhr. Der Wetterſtrahl zuckte, kein Raum zur Flucht, keine Zeit zur Regung; der Gedanke des letzten Augenblicks fuhr ihm durch das Haupt. Er erblickte vor ſich das verzerrte Antlitz des Kaiſers Tiberius und er ſagte leiſe: „Ich ſtehe auf dem Pfad des Todes.“

„Der Fürſt ſinkt!“ ſchrie der Oberſthofmeiſter. Er warf ſich mit ausgeſtreckten Armen gegen den Herrn und ergriff ſeine Hände. Der Fürſt wankte, das Gewehr fiel zu Boden, er ſelbſt wurde von den Armen der Herbeieilenden aufgefangen.

Die Prinzeſſin flog herzu und ſah fragend dem Gelehrten in das bleiche Antlitz. „Den Fürſten überkam ein plötzlicher Schwindel,“ antwortete dieſer ruhig.

„Der Herr wird ohnmächtig,“ rief der Oberſthofmeiſter. „Wie geht es Ihnen, Herr Werner?“ Die Hände des alten Mannes zitterten.

Gebrochen hing der Fürſt in den Armen ſeiner Begleiter, er wurde nach dem Schloß getragen.

Die Umſtehenden ſprachen in warmen Worten ihren

Schreck über den Zufall aus, die Prinzeſſin eilte dem kranken Fürſten nach. Ehe der Oberſthofmeiſter folgte, ſagte er noch zum Profeſſor, indem er ihm prüfend ins Auge ſah: „Nicht zum erſten Mal erkrankt der Fürſt an ſolchem Zufall, Ihnen kam das überraſchend, Sie wußten nicht, daß der Fürſt leidend iſt?“

„Ich weiß es ſeit heut,“ erwiederte kalt der Gelehrte.

Wenige Minuten darauf trat der Oberſthofmeiſter in das Zimmer des Profeſſors, welcher ſich zur Abreiſe bereitete.

„Ich komme, Ihre Nachſicht zu erbitten,“ begann der Oberſthofmeiſter. „Denn ich muß Ihnen durch ein Bekenntniß läſtig werden, welches für mich peinlich iſt. Sie haben neulich in meiner Gegenwart dem Fürſten von dem Cäſarenwahnſinn römiſcher Kaiſer berichtet. Was Sie damals ſagten, war mir ſehr lehrreich.“

„Ich ahne jetzt,“ verſetzte der Profeſſor finſter, „daß der Ort dafür ſehr wenig geeignet war.“

„Mehr als Sie annehmen,“ ſagte der Hofmann trocken. „Für mich war vorzugsweiſe lehrreich nicht was Sie ſagten, ſondern daß Sie es ſagten. Ich hatte nicht für möglich gehalten, daß Jemand ſo ſcharfſinnig Vergangenes nachfühlen und ſo bereitwillig auf ein Urtheil über ſeine Umgebung verzichten könnte. Sie haben damals einem Kranken ſeine eigene Krankheitsgeſchichte erzählt.“

„Ich habe darüber ſoeben Beobachtungen gemacht,“ antwortete der Gelehrte.

„Der Fürſt iſt gemüthskrank. Es iſt jetzt nothwendig, daß Sie es wiſſen. Ich habe Ihnen noch ein zweites Bekenntniß abzulegen. Mir iſt begegnet, daß ich Sie falſch beurtheilt habe.“

„Es würde mir von Werth ſein, wenn Ihr gegenwärtiges Urtheil günſtiger wäre als das frühere,“ entgegnete der Profeſſor mit Haltung.

„In Ihrem Sinne, ja,“ fuhr der Oberſthofmeiſter fort. „Ich habe Sie in Ihren hieſigen Beziehungen längere Zeit für einen vorſichtigen Mann gehalten, der klug ſeine Zwecke verfolgt, ich habe erfahren, daß Sie das nicht ſind, ſondern etwas Anderes.“

„Ein ehrlicher Mann, Excellenz.“

„Wir haben einander nichts vorzuwerfen,“ antwortete der Hofmann das Haupt neigend, „wie Sie den Fürſten, ſo habe ich Sie ſelbſt unrichtig beurtheilt. Aber mein Verſehen iſt das größere. Denn ich bin der ältere, und ich habe nicht wie Sie die Entſchuldigung eines beſonders reichen Geiſtes, welcher zuweilen erſchwert, andere Naturen unbefangen aufzufaſſen. Eine Entſchuldigung aber haben wir beide. Es iſt ſelten leicht, ſolchen gerecht zu werden, welche in andern Kreiſen aufgewachſen ſind und in Tugenden und Schwächen fremdartige Miſchung zeigen. Befriedigung oder Verletzung des eigenen Selbſtgefühls irrt uns allen das Urtheil. Wo die gemüthlichen Neigungen abweichen, entfremdet Mißbehagen, wo kräftig Töne der eigenen Bruſt ſympathiſch wiederklingen, gefährdet ſchnelle Annäherung. So habe ich Ihre ehrliche Unbefangenheit zu niedrig geſchätzt, ich zahle in dieſer Stunde die Buße, denn ich übergebe Ihnen ein Geheimniß in dem Vertrauen, daß Sie es mit hohem Sinn aufnehmen werden.“

„Ich nehme an, daß Excellenz mir dieſe Mittheilung nicht ohne beſtimmte Veranlaſſung machen.“

„Man geht damit um, Sie in unſerer Stadt feſtzuhalten,“ warf der Oberſthofmeiſter hin.

„Mir ſind ſeit geſtern Anträge in dieſer Richtung zugegangen.“

Der Oberſthofmeiſter fuhr fort: „Ich habe nicht nöthig, um Ihre Antwort zu ſorgen. Sie haben die Meinung kennen gelernt, welche ſich hinter artiger Hülle verbarg. Wiſſen Sie, weshalb der Fürſt Ihnen den Antrag gemacht hat?“

„Nein. Bis zu dieſem Morgen habe ich nicht gezweifelt, daß ein gewiſſes perſönliches Wohlwollen und die Anſicht, daß ich hier nützlich ſein könnte, der Beweggrund war.“

„Sie irren,“ entgegnete der Oberſthofmeiſter. „Man will Sie nicht bloß deshalb feſthalten, um Sie für vergängliche Privatintereſſen zu verwenden, das letzte Motiv ſind, wie ich annehme, die Grillen eines Kranken, welcher in Ihnen bald einen Gegner ſieht, bald einen Scharfſinn fürchtet, der ſchonungslos krankhafte Stimmungen vor der Welt aufdecken könnte. Sie ſollen hier feſtgebannt werden, man will Sie ſtreicheln, kratzen, beobachten, verfolgen. Sie ſind ein Gegenſtand des Intereſſes, der Scheu und Abneigung geworden.“

Der Profeſſor ſtand auf. „Was ich erlebt und was Sie mir ſagen zwingt mich dieſe Stätte augenblicklich zu verlaſſen.“

„Ich wünſche nicht,“ ſagte der Oberſthofmeiſter, „daß Sie mit einem lauten Mißton von hier ſcheiden, wenn dies vermieden werden kann; um Ihretwillen nicht, und wegen manchem von uns nicht.“

Der Profeſſor trat an den Tiſch, auf welchem die Pergamentblätter lagen. „Ich erbitte Ihre Geduld, wenn ich nicht ſogleich ruhige Haltung wiederfinde. Die Lage, in welche wir verſetzt ſind, iſt wie aus einem fremden Jahrhundert, ſie ſteht in furchtbarem Gegenſatz zu der heitern Sicherheit, womit wir das eigene Leben und die Seelen unſerer Zeitgenoſſen betrachten.“

„Heitere Sicherheit?“ frug der Oberſthofmeiſter traurig. „An Höfen wenigſtens dürfen Sie dieſe nicht ſuchen, und nirgend, wo der Einzelne aus dem Privatleben heraustritt. Heitere Sicherheit! Auch ich möchte fragen, ob wir aus Einem Jahrhundert ſind. Schwerlich hat es eine Zeit gegeben, wo ſo Vieles unſicher, das Alte ſo abgelebt und das Neue ſo ſchwach war.“

Der Profeſſor hob erſtaunt das Haupt bei der lauten

Klage des Greiſes. Der Oberſthofmeiſter fuhr zürnend fort: „Ich höre überall von den Hoffnungen, die man im Volke hat, ich ſehe häufig ein junges burſchikoſes Vertrauen. Es iſt freilich noch weit von gereifter Kraft, aber ich verarge einem gemüthvollen Manne nicht, wenn er darauf Hoffnungen ſetzt. Ja ich darf einräumen, daß dieſer jugendliche Muth in der That die beſte Hoffnung iſt, welche wir haben. Aber ich bin ein alter Mann, ich vermag dies Neue nirgend, wo es über die Intereſſen des Privatlebens hinausſtrebt, bedeutend zu finden. Ich fühle die Abnahme der Lebenskraft in der Luft, welche mich umgibt. Meine Jugend fällt in eine Zeit, wo die beſte Bildung der Nation den Höfen nahe ſtand; meine eigenen Vorfahren haben durch ſechs Jahrhunderte an den Thorheiten und Verbrechen, aber auch an dem Stolz ihrer Zeit eifrig Theil genommen, ich bin zum Manne erwachſen in der Vorſtellung, daß Fürſten und Adel die geborenen Führer der Nation ſind. Ich ſehe mit Trauer, daß ſie auf lange, vielleicht für immer dieſe Führung verlieren. Manches, was Sie neulich erzählten, paßt genau auf die letzten Jahrzehnte, welche ich durchlebt. Es war eine ſchmerzvolle Zeit. Die dumpfe Schwäche im Leben des Volkes hat am meiſten auf den Höhen verwüſtet. Auch da hat es nicht an einzelnen ehrenwerthen und kräftigen Männern gefehlt. Welche Zeit hätte ſie ganz entbehrt? Aber, was die edelſte Blüthe der Volkskraft ſein ſollte, das iſt gerade in dieſer leeren und ſchalen Zeit am tiefſten erkrankt."

Der Profeſſor warf ein: „Iſt Grund zur Trauer, wo vielleicht der Einzelne verliert, das Ganze gewonnen hat?"

„Zuverläſſig nicht," verſetzte der Hofmann, „wenn nur der Gewinn für das Ganze ſo ſicher ſtünde. Aber mit Erſtaunen ſehe ich, daß gerade die größten Angelegenheiten der Nation von allen Seiten ſchülerhaft klein betrieben werden. Vieles Werthvolle iſt verloren, Beſſeres nicht gewonnen. Die Feinheit der Empfindung, welche ſich ſonſt in allen Formen des Verkehrs ſehr wohlthuend ausdrückte, vorſichtige Behandlung wichtiger Geſchäfte werden ſelten. Wenn dieſer Vorzug nicht ausreicht, Charaktere zu bilden, wie ſie vielleicht die Gegenwart braucht, er machte doch das Leben gefällig und ſchön. Was einſt häufig war an den Höfen und den Geſchäften, ſicheres Gefühl der Ueberlegenheit, graziöſe Herrſchaft über Andere, das müſſen wir entbehren. Die Diplomatie hat aufgehört vornehm zu ſein. Man brüskirt, man aventurirt, nicht nur der Adel der Geſinnung, ſogar der anmuthige Schein deſſelben fehlen, an den Höfen hat unſichere Kleinlichkeit, ein mürriſches, gereiztes, abſchließendes Weſen überhand genommen, in der Diplomatie Ungezogenheiten und Leichtſinn ohne Kenntniſſe und ohne männlichen Willen. Unſere Prinzen klirren als bewaffnete Müßiggänger einher, die alte Hofzucht iſt verloren, man fühlt ſich haltlos auf der Defenſive und ſucht in thörichten Uebergriffen ſein Heil. Es iſt ſchwer ſich die Empfindung fern zu halten, daß es mit dieſem Treiben unaufhaltſam abwärts gehe."

Der Profeſſor lächelte über die Trauer des alten Herrn.

„Ich verdenke Ihnen nicht," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „wenn Sie das Unglück dieſer Verwandlung weniger ſchmerzlich empfinden als ich. Es iſt nur ſchade, daß es immer noch die höchſten irdiſchen Intereſſen ſind, mit welchen in ſolcher Weiſe geſpielt wird."

„Iſt denn aber das Unglück ſo allgemein?" verſetzte der Profeſſor.

„Unſerem vielgeſtaltigen Leben fehlt es nicht an glänzenden Ausnahmen," ſagte der Oberſthofmeiſter. „Es war uns auch in der Zeit, wo wir vor der Welt die größten Trauerſpiele aufführten, noch vergönnt, hier und da eine heitere Novelle ins Leben zu rufen. Kaum jemals hat es uns ganz an einem Lande gefehlt, welches die fünf Charaktere eines guten Hofes in dauerndem Zuſammenleben vereinte: einen geradſinnigen Herrn, eine liebenswürdige Fürſtin, einen hochgeſinnten Staatsmann, eine geiſtreiche Hofdame und unter den

Cavalieren einen überlegenen Geiſt. Aber die Stätten ſind ſelten geworden."

„Waren ſie jemals häufig?"

„Sie waren in der Zeit, aus welcher meine erſten Erinnerungen ſtammen, der Stolz unſerer Nation," verſetzte der Oberſthofmeiſter.

„Gerade in jener Zeit haben wir auch Anderes gewonnen, worauf wir noch jetzt ſtolz ſind," entgegnete der Gelehrte. „Es waren kurze Jahrzehnte, in welchen die Höfe für Pflegeſtätten der feinſten Zeitbildung galten, und nur durch die ſeltſamen politiſchen Schickſale unſeres Volkes iſt dieſe Führerſchaft möglich geworden. Jetzt iſt ſie auf andere Kreiſe übergegangen, und für die vornehme Bildung Einzelner haben wir die vermehrte Tüchtigkeit Vieler eingetauſcht."

„Auch hierbei iſt ein Verluſt," rief der Oberſthofmeiſter, „daß vornehme Naturen überhaupt ſelten geworden ſind. Ich bin bereit, die großen Fortſchritte anzuerkennen, welche das Bürgerthum in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat. Aber die Tüchtigkeit, welche das Volk in Erwerb und Verkehr entwickelt, iſt zu ſelten verbunden mit ſicherem Selbſtgefühl, ja auch ſelten mit der feſtgegründeten Stellung, deren eine politiſche Kraft bedarf. Zu häufig iſt das Schwanken zwiſchen unzufriedenem Trotz und übergroßer Fügſamkeit, doch ſiegt die Begehrlichkeit, zu klein iſt der Opfermuth. Ueberall hat der Wohlſtand zugenommen, wer dürfte das leugnen? Nicht in demſelben Maße das Verſtändniß für die höchſten Angelegenheiten der Nation."

„Die Lebenden kommen herauf," erwiederte der Gelehrte, „die Söhne werden ſicherer und freier ſtehen, auch auf dieſem Gebiet gehört unſere Zukunft denen, welche emſig arbeiten."

„Vieles mag verloren gehen," ſagte der Oberſthofmeiſter, „bevor die Steigerung, welche Sie erwarten, ſo groß wird, daß ſie den Aufſtrebenden Antheil an der Herrſchaft verſchafft. Ich bin zu alt, mich von Hoffnungen zu nähren, deshalb vermag ich Ihre lichtvolle Auffaſſung unſerer Lage mir nicht anzueignen. Ich wünſche unſerer Nation Gutes, woher es auch komme, ich weiß, ſie hat Aergeres überſtanden als das gegenwärtige Hängen zwiſchen einer niederſteigenden und einer aufſteigenden Bildung. Aber ich fühle, daß die Luft, in der ich lebe, immer ſchwüler wird, die Spannung der Gegenſätze gefährlicher. Wenn ich zurückſehe auf ein langes Leben, ſo graut mir zuweilen vor dem Siechthum, das ich geſchaut. Es war keine Zeit rieſiger Laſter, wie Ihre Kaiſerperiode, aber es war eine Zeit, in welcher nach kurzem poetiſchen Traum die Schwäche dürftiger Seelen herrſchte und verdarb. Die Geſtalten, welche in dieſer Zeit verkommen ſind, werden der Nachwelt nicht fürchterlich erſcheinen, aber grotesk und verächtlich. Sie, Herr Profeſſor, leben in einem neuen Zeitalter, wo ſich ein jüngeres Geſchlecht unbehilflich müht heraufzukommen. Mir fehlt Empfänglichkeit für die neue Art und mir fehlt der Muth zu hoffen, denn mir fehlt jede Fähigkeit die Jüngern bildend zu fördern."

Er war aufgeſtanden. Der Greis und der jugendfriſche Mann, der Diplomat und der Gelehrte ſtanden einander gegenüber, der Eine Sprecher für die Welt, welche ſich abwärts neigte, der Andere Verkünder der Lehren, welche unabläſſig die alte Welt erneuen. Auf dem ruhigen Antlitz des Alten lag ſtille Trauer, in den geiſtvollen Zügen des Jüngern arbeitete kräftig die Empfindung, ein hoher Sinn und ein feiner Geiſt ſchaute aus den treuen Augen Beider.

„Was wir einander zu ſagen hatten," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „iſt geſagt. Ich habe verſucht gut zu machen, was ich gegen Sie verſehen, möge Ihnen die geſchwätzige Offenheit, mit der ich mich Ihrem Urtheil hingab, eine kleine Genugthuung dafür ſein, daß ich zu lange gegen Sie ſchwieg. Es iſt die beſte Genugthuung, die ich einem Manne Ihrer Art zu geben weiß. Was die krankhafte Stimmung Anderer betrifft, von welcher wir ausgingen, ſo bedarf es darüber zwiſchen uns keiner Worte; beide werden wir beſonnen thun, was unſere Pflicht iſt, um die Menſchen, welche unſerer Sorge vertraut ſind, vor Gefahr zu hüten, auch uns ſelbſt zu wahren, Herr Werner. Leben Sie wohl! Möge die Thätigkeit, welche Sie gewählt haben, Ihnen das freudige Vertrauen zu Ihrer Zeit und Ihrem Geſchlecht erhalten, bis in die Jahre, welche ich auf meinem Scheitel trage. Dies höchſte Glück des Menſchen habe ich, der unbedeutende Mann, zuweilen mit Schmerzen entbehrt, wie ſie Ihr großer Römer gefühlt hat.“

„Geſtatten Excellenz auch mir, Ihnen eine Bitte auszuſprechen,“ verſetzte der Gelehrte mit warmer Empfindung. „Noch oft mag die ungeübte Rührigkeit der Jüngern Ihnen ein bitteres Lächeln abnöthigen, und nicht immer werden die unfertigen Werke, welche wir Pioniere der Wiſſenſchaft aufwerfen, den Forderungen genügen, welche Sie auch an uns ſtellen; denken Sie, wenn Sie uns tadeln müſſen, auch nachſichtig daran, daß unſer Volk die Bürgſchaft ſchöpferiſcher Jugend ſo lange in ſich trägt, als die Ehrfurcht vor jeder geiſtigen Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß ihm nicht verloren ſind. Solange die Nation ſich ſelbſt verjüngt, vermag ſie auch ihre Fürſten und die Leiter ihrer Geſchäfte mit neuem Leben zu erfüllen. Denn wir ſind nicht Römer, ſondern warmherzige und dauerhafte Germanen.“

„Nero wagt nicht mehr die Apoſtel einer neuen Lehre zu verbrennen,“ erwiederte der Oberſthofmeiſter mit trübem Lächeln. „Darf ich dem Fürſten von Ihnen das Herkömmliche ſagen, das Sie ihm ausſprechen dürfen, ohne Ihrer Würde wehe zu thun?“

„Ich bitte darum, Excellenz,“ verſicherte der Profeſſor.

Der Profeſſor eilte, ſich bei der Prinzeſſin zu beurlauben, ſie empfing ihn in Gegenwart ihres Fräuleins und des Hofmarſchalls. Wenige Worte wurden gewechſelt; während ſie die Hoffnung ausſprach ihn recht bald in der Reſidenz wiederzuſehen, wollte ihr die Sprache verſagen. Als er das Zimmer verlaſſen, flog ſie hinauf in die Bibliothek und blickte hinab auf den Wagen, in welchen die Truhe geladen wurde. Sie brach einige der Blumen ab, welche der Gärtner in ihr Zimmer geſetzt, und ſchlang ſie mit einem Bande zuſammen. „Sein Auge ſah auf euch und ſeine Stimme klang in dem Raum, in dem ihr euer flüchtiges Leben verbringt. Es war ein kurzer Traum! kein Traum, ein ſchönes Bild war's aus neuer Welt.

„Wie ſich die Frau fügt dem ſtärkern Geiſt in liebevoller Hingabe, ihr Auge auf das ſeine geheftet, das Glück habe ich geahnt. Nur einmal hat meine Hand die ſeine berührt, und doch habe ich an ſeinem Herzen gelegen, unſichtbar, körperlos, Niemand weiß es, er ſelbſt nicht, ich allein empfand die Wonne. Leichtes, luſtiges Band, gewebt aus den zarteſten Fäden, die ſich von einer Menſchenſeele zur andern ziehen, du ſollſt zerreißen und verwehen, nur das Gefühl bleibt, daß die Neigung, welche zwei Freunde zu einander zog, zum Segen wurde für eines der beiden.

„Du ernſter Mann gehſt deinen Pfad, und ich den meinen, und wenn der Zufall uns zuſammenführt, dann neigen wir uns artig vor einander und grüßen uns mit höflicher Rede. Lebe wohl, Gelehrter, ſo oft mir einer deiner Genoſſen entgegentritt, ich werde fortan wiſſen, daß er zu einer ſtillen Gemeinde gehört, in deren Vorhof auch ich demüthig mein Haupt geneigt."

Aus den Baumgipfeln, auf die das Fürſtenkind niederſah, ſangen die Vögel. Der Wagen rollte davon, ſie beugte ſich herab und hielt den Strauß in der ausgeſtreckten Hand, dann warf ſie die Blumen mit kräftigem Schwunge in den Wipfel eines Baumes, ſie hingen unter den Blättern, ein kleiner Vogel flog auf, doch er ſetzte ſich im nächſten Augenblick wieder vor den Strauß und ſang ſein Lied fort. Die Prinzeſſin aber legte ihr Haupt an die Mauer des Thurmes.

Der Gelehrte fuhr der Stadt zu, die Truhe, welche er gefunden, ſtand vor ihm. Schneller noch und ſtürmiſcher als auf der Herfahrt fuhren die wechſelnden Gedanken durch ſeine Seele, er trieb den Kutſcher zur Eile, und eine unbeſtimmte Angſt heftete ihm den Blick an die Stelle, wo die Thürme der Hauptſtadt aufſteigen ſollten. Dazwiſchen aber ſah er immer wieder die Geſtalt des Oberſthofmeiſters vor ſich und hörte die traurigen Worte der leiſen Stimme. „Unermeßlich groß iſt der Unterſchied zwiſchen den engen Verhältniſſen dieſes Hofes und der gewaltigen Größe des kaiſerlichen Roms, unermeßlich groß auch der Unterſchied zwiſchen dem bekümmerten Hofherrn und der düſtern Geſtalt eines römiſchen Senators. Und doch iſt etwas in dem Gefüge der Seele, die ſich mir heut aufgethan, was mich mahnt an ein Bild aus längſt vergangener Zeit, und was er ſprach, klingt in meiner Seele wie ein ſchwacher Ton aus dem Herzen des Mannes, deſſen Werk ich vergebens geſucht. Denn wie wir Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu erklären bemüht ſind, ſo deuten wir auch Zuſtände und Geſtalten entfernter Zeit nach dem Gemüth der Menſchen, welche uns lebend umgeben. Das Alte ſendet unaufhörlich ſeine Geiſter in unſere Seelen und unaufhörlich legen wir uns das Alte zurecht nach dem Bedürfniß unſeres warmen Herzens.“

Fünftes Buch.

1.

Des Magiſters Ausgang.

Profeſſor Raſchke ſaß auf dem Boden ſeiner Wohnſtube. Die Farbenpracht des türkiſchen Schlafrocks war vermindert, treues Beharren im Dienſte wiſſenſchaftlicher Theorie hatte ihm einen Schimmer von fahlem Grau verliehen, aber er umhüllte doch würdig die Glieder ſeines Herrn. Der Profeſſor hatte ſich zu ſeinem älteſten Sohn Marcus niedergeſetzt, um dieſem das Studium des erſten ABC-Buchs zu erleichtern; als der Kleine ermüdet bei den Bildern ausruhte, hatte der Vater, um dieſe Unterbrechung für ſich zu nützen, ein Handexemplar des Ariſtoteles aus der Taſche gezogen. Er las und machte mit einem Bleiſtift Anmerkungen ohne zu beachten, daß ſein Sohn Marcus längſt das Bilderbuch weggeworfen hatte und mit den übrigen Kindern, unter denen auch der Pupus ſtolperte, um den Vater einen Kringeltanz aufführte. „Papa, nimm die Beine weg, wir können nicht drum herum," rief Bertha die älteſte, von der man wirklich größere Klugheit hätte erwarten dürfen. Raſchke zog die Beine ein, und da er ſeinen Sitz ſeitdem unbequem fand, erſuchte er die Kinder, ihm einen Stuhl zu bringen. Sie trugen den Stuhl herzu, er ſtützte ſich mit dem Rücken dagegen. „Wir können wieder nicht herum," riefen die tanzenden Kinder. Raſchke ſah auf: „Dann alſo werde ich mich auf den Stuhl ſetzen." Das war den Kindern recht und der Höllenlärm ging weiter. „Komm her, Bertha," ſagte Raſchke, „du kannſt mir als Pult dienen," er legte das Buch auf ihre Zöpfe, las und ſchrieb. Die Kleine ſtand mäuschenſtill unter dem Buch und ſchalt die Andern, weil ſie Lärm machten.

Es klopfte, der Doctor trat ein.

„Pfui, Fritz," rief Raſchke ihm entgegen, „ich kenne Sie nicht mehr, ich muß mich wirklich auf Ihr Geſicht beſinnen. Iſt das recht, Ihre Freunde ſo hintenan zu ſetzen in einer Zeit, wo ein Freundesgruß Ihnen wohlthun konnte? Laura hat mir erzählt, was Ihren lieben Vater betroffen. Ein ſchwerer Verluſt," fuhr er traurig fort, „wenn ich nicht irre, Zweimalhunderttauſend."

„Gerade eine Null zu viel," ſagte Fritz.

„Es kommt wenig darauf an," verſetzte Raſchke, „wie groß die Summe war, nur auf das Leid, welches ſie lieben Menſchen bereitet hat. Ich war bei Ihnen, Fritz, in jenen Tagen, ich habe mich ſogleich aufgemacht, es kam nur," fügte er bekümmert zu, „ein Umſtand dazwiſchen. Ich bin ſonſt gewöhnt, des Abends auf Ihre Straße zu gehen, und, es kurz zu ſagen, ich gerieth in ein falſches Haus und kam mit Mühe für die Vorleſung zurecht."

„Bedauern Sie mich nicht," entgegnete der Doctor, „freuen Sie ſich mit mir, ich bin ein glücklicher Mann, gerade in dieſer Zeit habe ich gefunden, was ich zu erreichen verzweifelte, Laura's Herz und die Einwilligung des Vaters."

Raſchke klopfte dem Doctor auf die Schulter und drückte ihm erſt die eine, dann die andere Hand. „Der Vater," rief er, „er war das Hinderniß, ich kenne ihn etwas, und ich kenne auch ſeinen Hund. Wenn ich von dem Hunde auf den Mann ſchließen darf," fügte er zweifelnd hinzu, „ſo iſt er ein Original. Iſt's nicht ſo, Freund?"

Der Doctor lachte. „Es iſt alte Feindſchaft über die Straße. Meine arme Seele wird von ihm mißhandelt, wie die Pſyche im Märchen von Frau Venus. Er läßt ſeinen Zorn an mir aus und ſtellt mir unlösbare Aufgaben. Aber hinter ſeinem Trotze merke ich doch, daß er ſich mit meiner Neigung verſöhnt. Ich ahne Frohes, in dieſen Tagen begleite ich Laura nach Bielſtein. Nur um des Freundes willen habe ich gewünſcht, dieſe Reiſe eher anzutreten. Ich werde eine Sorge nicht los. Mich beunruhigt, daß der Magiſter in der Nähe Werners iſt."

Raſchke fuhr ſich in die Haare. „Freilich!" rief er.

„Ich habe dazu beſtimmte Veranlaſſung," fuhr der Doctor fort. „Der Händler, welcher den falſchen Pergamentſtreif des Struvelius in die Stadt gebracht haben ſollte, wurde von der Mutter des Magiſters zu mir gewieſen. Ich behandelte ihn, wie natürlich war, er aber betheuerte, von jenem Pergament nichts zu wiſſen, und niemals ein ſolches Blatt durch den Magiſter verkauft zu haben. Der Zorn des Mannes über die unwahre Behauptung des Magiſters hat mich ängſtlich gemacht. Er beſtätigt einen Verdacht, den ich gegen die Echtheit eines andern Schriftſtücks, das mir Werner aus der Reſidenz mittheilte, bereits in einem Briefe geäußert. Ich kann die Sorge nicht fern halten, daß der Magiſter ſelbſt der Fälſcher war, und Schrecken befällt mich bei dem Gedanken, daß er jetzt ſeine Kunſt gegen unſern Freund zu üben verſucht."

„Das iſt eine ſehr ernſte Sache," rief Raſchke unruhig auf und ab gehend. „Werner vertraut dem Magiſter unbedingt."

Auch der Doctor wandelte auf und ab. „Denken Sie den Fall, daß ſein großartiges Vertrauen Opfer einer Gemeinheit würde. Stellen Sie ſich den bittern Schmerz vor, den ihm das bereiten müßte. Mit einem peinlichen Eindruck, den wir andern ohne großen Kampf verwiſchen, wird er lange ſelbſtquäleriſch und hart ringen."

„Sie haben ganz Recht," rief Raſchke und fuhr ſich wieder in die Haare. „Ihm iſt nicht eigen, ſittliche Häßlichkeit ohne große Aufregung zu überwinden. Sie müſſen ihn auf der Stelle warnen, und zwar Aug' in Auge."

„Leider vermag ich das erſt in mehren Tagen, unterdeß bitte ich Sie, Profeſſor Struvelius von der Ausſage des Händlers in Kenntniß zu ſetzen.“

Der Doctor entfernte ſich, Raſchke vergaß den Ariſtoteles und bedachte ängſtlich die Untreue des Magiſters. Noch zürnte er mit dem kleinen Mann, als es klopfte und Struvelius mit Flaminia in der geöffneten Thür ſtand.

Raſchke begrüßte, rief ſeine Frau, bat niederzuſitzen und vergaß darüber, daß er im türkiſchen Schlafrock ſtand.

„Wir kommen mit einem Wunſch,“ begann Flaminia feierlich. „Er gilt unſerm Collegen Werner. Mein Mann will Ihnen mittheilen, was uns beide tief erſchüttert hat.“

Raſchke fuhr von ſeinem Stuhle in die Höhe. Der Gatte, deſſen Erſchütterung nur an ſeinem geſträubten Haar ſichtbar war, erzählte: „Mir wurde geſtern eine Einladung auf die Polizei. Als ein Bruder des Magiſter Knips nach Amerika entwich, belegte man ſeine Sachen auf Anſuchen kleiner Gläubiger mit Beſchlag, und weil er den größten Theil ſeines Eigenthums in der Wohnung der Mutter bewahrte, wurde auch dort weggenommen. Darunter einige Gefäße und Mappen, welche offenbar nicht dem Entwichenen gehörten, ſondern deſſen Bruder. Eine dieſer Mappen enthielt Durchzeichnungen nach Handſchriften, viele Verſuche, alte Schrift nachzuahmen, und beſchriebene Pergamentblätter. Den Beamten hatte dies befremdet, er forderte mich auf, unter der Hand davon Einſicht zu nehmen. Nähere Betrachtung ergab, daß der Magiſter ſelbſt ſich lange um die Fertigkeit bemüht hat Schriftzüge des Mittelalters nachzuahmen. Aus den Fragmenten aber, welche ich in der Mappe gefunden, iſt unzweifelhaft, daß er noch andere Fälſchungen im Vorrath hat, welche zum Theil jenem Pergamentſtreif genau entſprechen.“

„Dies genügt, Struvelius,“ begann die Gattin, „jetzt laß mich ſprechen. Sie mögen denken, Herr College, daß uns zunächſt Werner einfiel, und daß wir uns der Angſt nicht entſchlugen, auch der Gatte unſerer Freundin werde durch den

Betrüger in eine Verlegenheit kommen. Ich forderte Struvelius auf an Profeſſor Werner zu ſchreiben, er aber zog vor, die Nachricht durch Sie zu befördern. Dieſer Weg ſchien auch mir ſachgemäß."

Raſchke zog, ohne ein Wort zu ſagen, ſeinen Schlafrock aus, lief in Hemdärmeln durch das Zimmer und ſuchte in den Winkeln. Endlich fand er wenigſtens ſeinen Hut, den er aufſetzte.

„Aber Raſchke!" rief Frau Aurelie. „Wie ſo?" frug er eilig. „Hier gilt kein Säumen. Bitte ſehr um Verzeihung, Frau Collega," rief er ſeinen Aermel betrachtend und fuhr wieder in den Schlafrock, behielt aber in der Aufregung ſeinen Hut und ſetzte ſich ſo gerüſtet den Freunden gegenüber. Bertha nahm ihm auf einen Wink der Mutter leiſe den Hut ab. „Hier iſt ein ſchneller Entſchluß nöthig," wiederholte er.

„Man hat keinen Grund," fuhr Struvelius fort, „die Habe des Magiſters ſeiner Mutter vorzuenthalten, indeß würde man Ihnen bereitwillig eine Durchſicht der Schriften geſtatten."

„Das wünſche ich gar nicht," rief Raſchke, „es würde mir den Tag verderben; Ihr Urtheil, Struvelius, genügt."

Noch ein aufgeregter Austauſch der Anſichten, und der Beſuch enthob ſich. Wieder ging Raſchke ſtürmiſch einher, daß die Flanken ſeines Schlafrocks über die Stühle flogen. „Liebe Aurelie, erſchrick nicht, ich bin zu einem Entſchluß gekommen, ich werde morgen verreiſen."

Die Profeſſorin ſchlug die Hände zuſammen. „Was fällt dir ein, Raſchke?"

„Es iſt nothwendig," ſagte er. „Ich verzweifle durch einen Brief die feſten Anſichten Werners zu erſchüttern. Meine Pflicht iſt, zu verſuchen, ob geflügeltes Wort und ausführliche Darſtellung größere Wirkung haben. Ich muß wiſſen, wie der Freund zum Magiſter ſteht, nach Andeutungen des Doctors befürchte ich von der Thätigkeit des Falſarius das Aergſte. Ich habe einige freie Tage vor mir, ich kann ſie nicht beſſer verwenden."

„Aber Raſchke, du willſt reiſen?“ frug ſeine Frau vorwurfsvoll. „Wie kannſt du dich auf ſo etwas einlaſſen?“

„Du verkennſt mich, Aurelie, in unſerer Stadt bin ich allerdings zuweilen unſicher, aber in der Fremde finde ich mich überall ſehr gut zurecht.“

„Weil du noch niemals allein in der Fremde warſt,“ verſetzte die kluge Frau.

Raſchke trat vor ſie und hob warnend die Hand. „Aurelie, es gilt dem Freund, auf Kleinigkeiten darf man keine Rückſicht nehmen.“

„Du wirſt nie hinkommen,“ entgegnete ſeine Frau mit trüben Ahnungen.

„Es iſt viel leichter, auf ſicherem Fahrzeug durch die halbe Welt zu fliegen, als auf zwei Beinen durch die Gaſſe, halbe Bekannte ſind am unbequemſten.“

„Und dann das Reiſegeld, Raſchke,“ warnte Frau Aurelie, leiſe wegen der Kinder.

„Du haſt in deinem Wäſchſchrank eine alte ſchwarze Sparbüchſe,“ mahnte Raſchke ſchlau, „denkſt du, ich weiß nichts davon?“

„Ich habe darin für einen neuen Frack geſammelt,“ ſagte die Profeſſorin.

„Du willſt mir meinen Frack nehmen?“ rief Raſchke hitzig, „gut, daß ich dahinterkomme. Jetzt würde ich nach jener Reſidenz reiſen, wenn ich auch gar keine Veranlaſſung hätte. Heraus mit der Büchſe.“

Frau Aurelie ging langſam, brachte die Sparbüchſe und legte ſie ihm mit ſtummem Vorwurf in die Hand. Der Profeſſor zwängte das Geld ſammt der Büchſe in die Taſche ſeiner Beinkleider, ſchlang den Arm um ſeine Frau und küßte ſie auf die Stirn. „Du biſt mein liebes Weib,“ rief er, „jetzt aber nicht geſäumt. Bringt mir den Plato und Spinoza.“

Plato war die ſeidene Mütze und Spinoza der dicke Mantel des Profeſſors. Die Schätze des Hauſes hießen ſo, weil ſie von dem Honorar zweier Bücher über die beiden Philoſophen gekauft waren. Das Aufſehen, welches die Werke in der gelehrten Welt gemacht hatten, war ſehr groß, das Honorar ſehr klein geweſen. Unter den Kindern entſtand eine Bewegung, denn die ſchönen Stücke wurden nur zuweilen im Winter für einen Sonntagsſpaziergang herausgeholt. Der kleine Hauſe lief mit der Mutter.

„Bring Alles zurück, Raſchke, ich habe Angſt, etwas geht verloren.“

„Wie ich dir ſage, Aurelie, auf Reiſen kannſt du mir ſicher vertrauen.“

„Ich will doch eine Zeile an Werner ſchreiben, er ſoll darauf achten, daß du beides behältſt, den Brief ſtecke ich dir in die Rocktaſche, wenn du ihn nur abgeben wollteſt.“

„Warum nicht?“ rief Raſchke unternehmend.

Am nächſten Morgen begleitete Frau Aurelie ihren Gatten zu der Reiſegelegenheit und achtete darauf, daß er auf den richtigen Platz kam. „Wenn du nur erſt wieder glücklich bei uns wärſt,“ klagte ſie. Raſchke küßte ihr ritterlich die Hand und ſetzte ſich auf ſeine Reiſetaſche. „Die Sitze haben eine merkwürdige Höhe,“ rief er und baumelte mit den Beinchen. Die Mitreiſenden lachten, er ſagte freundlich: „Ich bitte die Herren ſehr um Entſchuldigung.“

Die Laternen brannten und der Mond ſchien aus weißem Dunſt auf die Wand des Pavillons, als der Profeſſor zurückkehrte. Kein Lichtſtrahl fiel aus den Fenſtern, düſter und verlaſſen ſtand das Haus, von einem bläulichen Phosphorſchein überzogen. Die Thür war verſchloſſen, der Lakai verſchwunden. Der Gelehrte zog die Glocke, endlich kam Etwas die Treppe herab, Gabriel öffnete und ſtieß einen Freudenruf aus, als er ſeinen Herrn vor ſich ſah. „Wie geht es meiner Frau?“ rief der Profeſſor.

„Frau Profeſſorin iſt nicht zu Hauſe,“ entgegnete Gabriel ſcheu. Er winkte ſeinen Herrn in das Zimmer, dort holte er den Brief Ilſe's hervor. Der Profeſſor las die Zeilen und hielt ſie betäubt in der Hand. Auch dies war eine Handſchrift, die er gefunden, ſie meldete, daß ſein Weib von ihm gegangen war; jedes Wort fuhr wie ein Meſſerſtich in ſeine Seele. Als er zu Gabriel aufblickte, erkannte er, daß er noch nicht Alles wußte. Der Diener erzählte, der Gelehrte ſtieß den Seſſel von ſich, ſeine Glieder zitterten im Fieber. „Wir verlaſſen ſogleich dieſes Haus," ſagte er tonlos, „räumen Sie zuſammen."

Wie ein römiſcher Prieſter, der in geheimer Andacht zu ſeinem Gotte betet, hatte er ſein Haupt verhüllt gegen die Klänge, welche von Außen in die Seele dringen. Ohr und Auge hatte er abgeſchloſſen von den Geſtalten, welche ihn umwandelten, jetzt riß das Schickſal die Hüllen von ſeinem Haupte.

„Herr Hummel wollte nicht vor Ihrer Ankunft reiſen," fuhr Gabriel fort, „ihm iſt es eilig."

„Ich gehe nach ſeinem Gaſthof, folgen Sie mir," ſagte der Profeſſor, „im Schloſſe melden Sie, daß ich ausgezogen ſei." Er wandte ſich ab und verließ das Haus. Als er bei dem Schloß vorüberkam, warf er einen wilden Blick auf die Fenſterreihe der Zimmer, welche der Fürſt bewohnte. „Noch iſt er nicht zurück, Geduld," murmelte er; dann ging er vor ſich hinbrütend zum Gaſthof. Er forderte Wohnung und frug nach ſeinem Hauswirth. Gleich darauf trat Herr Hummel bei ihm ein. „Gute Botſchaft," begann dieſer in ſeinem ſanfteſten Ton, „ein Bote des Oberamtmanns trug mir ſoeben die Nachricht zu, daß Alle glücklich fortgezogen ſind. Es iſt wohl aus Vorſicht geſchehen, daß kein Brief an Sie beilag."

„Es war wohl aus Vorſicht," wiederholte der Gelehrte und ſein Haupt ſank ihm ſchwer auf die Bruſt.

Herr Hummel ſetzte ſich zu ihm und ſprach ihm leiſe ins Ohr, bei den letzten Worten fuhr der Profeſſor entſetzt auf und ein Stöhnen klang durch den Raum. „Der Menſch iſt kein Uhu," erklärte Herr Hummel begütigend, „und es iſt eine Ungerechtigkeit von ihm zu verlangen, daß er in der Finſterniß Kopf und Schwanz einer Ratte unterſcheiden ſoll. Aber jeder Hausbeſitzer weiß auch, daß es nichtswürdige Erfindungen der Architektur gibt. Dieſe Andeutung widme ich nur Ihnen, ſonſt Niemandem. Ich habe mich vor mehren Tagen bei Ihrem Herrn Schwiegervater angemeldet. Fritzchen Hahn iſt in Ihrer Abweſenheit zu einem Doctor Fauſtus geworden, der mein armes Kind durchaus auf ſeinem Höllenmantel nach Bielſtein tragen will. Darf ich auch Ihre Ankunft dort verkünden?"

„Sagen Sie," verſetzte der Gelehrte finſter, „ich werde in der erſten Stunde kommen, nachdem ich hier abgerechnet habe." Er hielt Herrn Hummel feſt an der Hand, als wollte er den Vertrauten ſeines Weibes nicht von ſich laſſen, und geleitete ihn ſo hinab in den Hausflur. Dort waren neue Reiſende angekommen, ein kleiner Herr in Mantel und ſchöner ſeidener Reiſemütze wandte ſich, ohne unter dem großen Schirm aufzuſehen, an den Profeſſor und ſagte: „Ich würde Ihnen ſehr verbunden ſein, wenn Sie mir ein Zimmer anweiſen wollten. Ich bin hier doch am rechten Orte?" Er nannte den Namen der Stadt. Der Profeſſor nahm dem Herrn die Reiſetaſche ab, faßte ihn ohne ein Wort zu ſprechen unter den Arm und führte ihn ſchnell die Treppe hinauf. „Sehr artig," rief Raſchke, „ich danke Ihnen aufrichtig, ich bin durchaus nicht ermüdet, mein einziger Wunſch iſt Herrn Profeſſor Werner zu ſprechen. Können Sie das vermitteln?"

Werner öffnete ſein Zimmer, nahm dem Andern die Mütze vom Kopf und ſchloß ihn in die Arme.

„Mein theurer College," rief Raſchke, „ich bin der glücklichſte Reiſende der Welt; ſonſt iſt ein Pilger auf der Landſtraße zufrieden, wenn ihm kein Unglück begegnet, ich aber habe im Wagen beſcheidene denkende Menſchen gefunden, der Conducteur hat mir beim Wagenwechſel meine Mütze nachgetragen, man hat mich gütig bis vor dieſes Haus begleitet, und jetzt, wo ich zum erſten Mal auf meinen eigenen Füßen ſtehe, finde ich mich am Arme deſſen, nach dem ich ausgefahren bin. Es iſt eine Freude zu reiſen, College, bei jeder Meile merkt man, wie gut und warmherzig das Volk iſt, in dem wir leben. Wir ſind Thoren, daß wir unſere Vorträge nicht im Wagen halten. Die Sorge unſerer Frauen iſt durchaus nicht gerechtfertigt; ſelbſt iſt der Mann."

So frohlockte Raſchke. „Wer wohnt in dieſem Zimmer," frug er, „ich oder Sie?"

„Hier oder daneben, wie Sie wollen," verſetzte Werner.

„Dann neben Ihnen, denn Freund, ich wünſche Sie ſo wenig als möglich zu entbehren."

„Sie kommen zu einem Mann, dem warmer Zuſpruch noth thut," ſagte der Gelehrte. „Meine Frau iſt bei ihrem Vater, ich bin allein," ſetzte er mit ſtockendem Athem hinzu.

„Sie ſehen aus wie ein Wanderer, der bei ſchlechtem Wetter den Mantel um ſich zieht," rief Raſchke, „deshalb wird Sie, was ich zutrage, wenigſtens nicht aus heiterer Ruhe ſtören. Denn mein Botenamt iſt, eine Menſchenſeele in Ihren Augen zu erniedrigen, das iſt hart für uns beide."

„Ich habe heut erlebt, was auch einen feſteren Bau aus allen Fugen treiben kann. Wenig mag noch zurück ſein, was mich erſchüttert, ich bin gefaßt zu hören."

Raſchke ſetzte ſich neben ihn und begann ſeinen Bericht, er fuhr dabei auf dem Sopha hin und her, klopfte dem Freund auf die Kniee, ſtreichelte ihm den Arm und bat um Faſſung.

Wieder war eine Hülle von dem Haupt des Suchenden gezogen, der allein mit ſeinem Gott zu reden glaubte. Der Gelehrte hielt ſtill und zuckte nicht. „Das iſt furchtbar, Freund," ſagte er am Ende. Damit brach er kurz ab, und den ganzen Abend gedachte er mit keinem Wort des Magiſters.

Am nächſten Morgen ſaßen die Profeſſoren wieder auf Werners Zimmer bei einander. Werner warf die beiden Pergamentblätter auf den Tiſch. „Dies wenigſtens hat mit dem

Magiſter nichts zu thun, ich ſelbſt habe es aus altem Geröll hervorgeholt. Dort liegt das Meßbuch auf der Truhe, es koſtet mich Ueberwindung, den theuer erkauften Erwerb anzuſehen.“

Raſchke betrachtete das Pergament. „Sehr bedeutend,“ erklärte er, „wenn dies wirklich iſt, was es ſcheint.“ Er eilte zu der Truhe und durchſuchte das Meßbuch. „Wahrſcheinlich würde auch das Miſſale einen Anhalt dafür gewähren, ob es in dem Mönchskloſter von Roſſau gebraucht worden,“ ſagte er, „ich bedaure, daß zu dieſer Prüfung meine Kenntniß der Kloſtergewohnheiten nicht ausreicht.“ Er öffnete den Kaſten und hob den Inhalt heraus. Von der Zerſtreuung, welche ihn ſonſt wohl ſtörte, war nichts zu bemerken, mit ſcharfen Augen ſah er umher, als ob er die dunklen Worte eines alten Philoſophen zuſammenſuche. „Sehr merkwürdig,“ rief er, „nur Eines wundert mich. Iſt die Kiſte ausgefegt worden?“

„Nein,“ verſetzte Werner auffahrend.

„Die drei Begleiter einer hundertjährigen Ruhe fehlen, Staub, Spinngewebe und Inſektenſchalen, es müßte doch etwas im Innern des Deckels oder Bodens hängen, denn die Truhe hat Ritze, welche den Geſchlechtern der Kerbthiere Zugang verſtatten.“

Er räumte weiter und unterſuchte den Boden. „Unter dem Holzſplitter hängt etwas Papier,“ er zog einen winzigen Papierfetzen heraus und über die edlen Züge ſeines Angeſichts legte ſich ein tiefer Schatten. „Lieber Freund, machen Sie ſich gefaßt auf eine unwillkommene Beobachtung. Auf dieſem Fragment ſtehen nur ſechs gedruckte Wörter, aber es ſind Lettern unſerer Zeit, es iſt unſer Zeitungspapier, und eines der ſechs Wörter iſt ein Name, der in der Politik dieſer Tage oft genannt wird.“ Er legte das Papierſtückchen auf den Tiſch. Werner ſtarrte darauf ohne ein Wort zu ſagen, auch ſein Angeſicht verwandelte ſich, als ob ein Augenblick die Arbeit von zwanzig ſorgenvollen Jahren gethan hätte. „Die Sachen ſind von mir ausgepackt und wieder eingelegt worden, möglich, daß das Papier dabei hineingefallen iſt.“

„Möglich,“ wiederholte Raſchke.

Der Profeſſor ſprang auf und ſuchte in fliegender Eile ſein Handexemplar des Tacitus hervor. „Hier ſind die Lesarten der Florentiner Handſchrift, ein Vergleich mit den Pergamentblättern wird Licht geben.“ Er verglich einige Sätze. „Es ſcheint eine genaue Copie,“ ſagte er, „zu genau, ungeſchickt genau.“ Er hielt die Handſchrift prüfend von der Seite gegen das Licht, er goß einen Tropfen Waſſer auf eine Ecke des Pergaments und wiſchte mit einem weißen Tuch, im nächſten Augenblick ſchleuderte er Tuch und Pergament auf den Boden und ſchlug die Hände heftig vor ſein Geſicht. Raſchke ergriff die Blätter und ſah auf die geſchädigte Ecke. „Es iſt richtig,“ beſtätigte er traurig, „eine Schrift, welche ſechshundert Jahre auf dem Pergament geſtanden hat, läßt andere Spuren in dem Stoff zurück.“ Heftig ging er auf und ab, die Hände in den Rocktaſchen, fuhr ſich mit dem Tuch über das Geſicht und warf es, den Irrthum bemerkend, weit von ſich. „Ich kenne dafür nur ein Wort,“ ſagte er nachdrücklich, „ein Wort, das der Menſch ungern über ſeine Lippen gehen läßt, und das Wort heißt: Schurkerei.“

„Es war ein Bubenſtück,“ rief Werner mit ſtarker Stimme.

„Hier halten wir an, Freund,“ bat Raſchke, „wir wiſſen, daß eine Täuſchung beabſichtigt war, wir wiſſen, daß der Verſuch vor Kurzem gemacht wurde; wenn wir den Ort des Fundes und Ihr Hierſein zuſammenhalten, ſo dürfen wir, ohne gegen Jemand ungerecht zu ſein, als Thatſache annehmen, daß das Unrecht verübt wurde, Sie zu hintergehen. Wer es verübt hat, darüber haben wir nur Argwohn, ſtarkbegründeten Argwohn, keine Sicherheit.“

„Dieſe Sicherheit ſoll uns werden,“ rief Werner, „bevor der Tag um viele Stunden älter wird.“

„Allerdings,“ entgegnete Raſchke, „dieſe Sicherheit muß gewonnen werden, denn Argwohn darf in des Menſchen Haupt nicht dauern, er zerfrißt alle Bilder und Gedanken, welche ihm nahe kommen. Uns iſt aber die letzte Frage zurück: zu welchem Zweck ward das Unrecht verübt? War es der Muthwille eines Buben, dann wird der Frevel an Ehrwürdigem nicht geringer, aber die ärgſte Schändlichkeit iſt es nicht. War es überlegte Bosheit, um Sie zu ſchädigen, dann das härteſte Urtheil. Wie ſtehen Sie zum Magiſter?"

„Es war überlegte Bosheit, einen Menſchen zu ſchädigen an Leib und Seele," betonte der Profeſſor mit feierlichem Ernſt, „aber der Thäter war nur das Werkzeug, den Gedanken gab ein Anderer."

„Halt," rief Raſchke wieder, „nicht weiter, auch dies iſt nur Argwohn."

„Es iſt nur Argwohn," wiederholte der Profeſſor, „auch dafür ſuche ich Sicherheit. Man hat mich hingehalten, als ich den Weg nach dem Landſchloß machen wollte, von Tag zu Tag, unter kleinem Vorwand; der Magiſter fehlte vor kurzem einen Tag bei der Arbeit, die ihm zugewieſen war, er entſchuldigte ſich mit Krankheit; als er wortreiche Entſchuldigung ausſprach, fiel mir ſein ſcheues Weſen auf. Man hatte den Wunſch, mich hier zu feſſeln, aus Gründen, für welche Sie in dem Bereich Ihrer Empfindungen kaum ein Verſtändniß finden würden. Man hoffte dieſen Zweck zu erreichen, wenn man den fanatiſchen Eifer, an dem ich erkrankt war, aufregte, ohne ihn ganz zu befriedigen. Das iſt mein Argwohn, Freund, und ich fühle mich elend, ſo elend, wie nie in meinem Leben." Er warf ſich auf das Sopha und verbarg wieder ſein Geſicht.

Raſchke trat zu ihm und ſprach leiſe: „Kränkt Sie ſo ſehr, Werner, daß man Sie getäuſcht?"

„Ich habe vertraut, und getäuſchtes Vertrauen thut weh, aber ich denke bei dem Jammer, den ich fühle, nicht allein an mich, auch an das Verderben eines Andern, der zu uns gehört."

Raſchke nickte mit dem Haupt. Wieder ging er heftig durch die Stube und ſah zornig auf die Truhe.

Werner erhob ſich und ſchellte. „Ich wünſche Magiſter Knips zu ſprechen,“ ſagte er dem eintretenden Gabriel, „ich laſſe ihn erſuchen, ſich ſo bald als möglich hierher zu bemühen.“

„Wie werden Sie zu ihm reden?“ frug Raſchke beſorgt vor dem Freund anhaltend.

„Ich bedarf ſelbſt ſo ſehr der Nachſicht,“ verſetzte Werner, „daß Sie meine Heftigkeit nicht zu fürchten haben. Auch ich bin ein Kranker und ich weiß, daß ich mit Einem ſprechen ſoll, der kränker iſt als ich.“

„Nicht krank,“ rief Raſchke, „nur erſchreckt, wie ich. Sie werden ihm ſagen, was nothwendig iſt, im Uebrigen überlaſſen Sie ihn ſeinem Gewiſſen.“

„Ich werde nur ſagen, was nothwendig iſt,“ wiederholte der Profeſſor vor ſich hinſtarrend.

Gabriel kehrte zurück und brachte die Nachricht, der Magiſter wollte gegen Abend, wenn er das Kabinet verlaſſe, beim Profeſſor vorſprechen.

„Wie nahm der Magiſter die Botſchaft auf?“ frug Raſchke.

„Er ſchien erſchrocken, als ich ihm ſagte, daß der Herr Profeſſor im Gaſthof wohnt.“

Der Profeſſor hatte ſich in die Ecke gedrückt, aber der Philoſoph ließ ihm keine Ruhe, er ſprach beharrlich von Angelegenheiten der Univerſität und zwang ihn durch häufige Fragen zur Theilnahme. Endlich äußerte er den Wunſch, ins Freie zu gehen, ungern gab der Profeſſor dem Drängenden nach.

Werner geleitete vor das Stadtthor, auch auf dem Wege antwortete er ſpärlich auf die lebhaften Reden des Freundes. Als ſie zu der Herberge kamen, wo Ilſe in den Wagen des Oberamtmanns geſtiegen war, begann der Gelehrte mit rauher Stimme: „Dies iſt der Weg, auf dem mein Weib aus der Stadt entfloh, ich bin ſchon heut am frühen Morgen dieſelbe Straße gegangen, und ich habe bei jedem Schritt gefühlt, was einem Mann die ärgſte Demüthigung iſt.“

„Vor ihr war Licht und hinter ihr Finſterniß,“ rief Raſchke. Er redete von Frau Ilſe und gedachte jetzt der Aufträge, welche ihm ſeine Kinder an die Tante mitgegeben hatten.

So verging der Nachmittag; wieder ſaß Werner vor ſich hinbrütend auf ſeiner Stube, als Gabriel die Ankunft des Magiſters meldete. Bevor Raſchke in das Nebenzimmer eilte, drückte er noch einmal die Hand des Andern und ſah ihn bittend an: „Ruhe, Freund.“

„Ich bin ruhig,“ verſetzte dieſer.

Magiſter Knips hatte ſich dem bildenden Einfluß des Hofes nicht entzogen, ſein ſchwarzes Kleid war von einem Schneider gefertigt, der ein fürſtliches Wappen vor der Werkſtatt führte, ſeine Haare waren frei von Federn und ſeine Sprache hatte neuern Ausdruck der Ehrerbietung angenommen. Jetzt ſah er lauernd und trotzig aus. Werner maß den Eintretenden mit langem Blick; wenn ihm noch ein Zweifel geblieben war an der Schuld des Magiſters, jetzt kannte er den Thäter. Er wandte ſich einen Augenblick ab, um ſeinen Widerwillen zu bekämpfen. „Betrachten Sie dies,“ ſagte er und wies mit dem Finger auf die Pergamentblätter.

Knips nahm das Blatt in die Hand, und das Pergament zitterte, als er ſein blödes Auge darüber neigte.

„Es iſt wieder eine Fälſchung,“ ſagte der Profeſſor, „die Lesarten des erſten Florentiner Codex, ſogar die Eigenthümlichkeiten ſeiner Orthographie ſind mit einer ängſtlichen Genauigkeit, welche jedem alten Abſchreiber unmöglich geweſen wäre, auf dieſe Blätter nachgezeichnet. Auch die Schrift verräth ſich als neu.“

Der Magiſter legte das Blatt nieder und erwiederte unſicher: „Es ſcheint allerdings eine Nachahmung alter Schrift, wie bereits der Herr Profeſſor erkannte.“

„Ich fand dieſe Arbeit,“ fuhr der Gelehrte fort, „im

Thurm des Landſchloſſes, gepackt in jenes zerriſſene Meßbuch, in jene Truhe gelegt, unter alte Möbel verſteckt. Sie aber, Herr Magiſter, haben dies Blatt verfertigt, Sie haben es an Ort und Stelle geborgen. Das iſt nicht alles. Sie haben ſchon vorher, um mich auf falſche Fährte zu bringen, das Verzeichniß der Truhen in alte Rechnungen geſteckt, Sie haben die Ziffern 1 und 2 für die Kiſten erfunden. Auch die Schrift dieſes Verzeichniſſes iſt von Ihnen gemacht, mich zu täuſchen.“

Der Magiſter ſtand mit geſenktem Haupt und ſuchte die Antwort. Er wußte nicht, auf welche Bekenntniſſe Anderer ſich die feſte Behauptung gründete. Hatte der Kaſtellan ihn verrathen? hatte der Fürſt ſelbſt ihn preisgegeben? Ihn überkam die Angſt, aber er entgegnete verſtockt: „Ich habe es nicht gethan.“

„Vergebens ſuchen Sie auf's Neue zu täuſchen,“ fuhr der Gelehrte fort. „Wenn ich nicht bereits Grund hätte, Ihnen ins Geſicht zu ſagen, daß Sie dies thaten, Ihr Benehmen vor dieſem Blatt wäre vollgültiger Beweis. Kein Laut des Befremdens, kein Wort des Abſcheues gegen ſolchen Verſuch einer Fälſchung. Welcher Gelehrte kann dergleichen anſehen und ſtumm bleiben, wenn ihm nicht das eigene Gewiſſen den Mund ſchließt? Was habe ich Ihnen gethan, Herr Magiſter, daß Sie mir dieſen bittern Schmerz bereiten? Geben Sie mir eine Entſchuldigung für Ihr Thun. Habe ich Sie je gekränkt? Habe ich je in Ihnen finſtere Leidenſchaft gegen mich aufgeregt? Jeder Grund, der mir das Widerwärtige begreiflich macht, wird mir willkommen ſein. Denn mit Entſetzen ſehe ich auf dieſe Verirrung einer Menſchenſeele.“

„Der Herr Profeſſor haben mir niemals Grund zur Klage gegeben,“ antwortete Knips gedrückt.

„Und dennoch,“ rief der Profeſſor, „mit ruhigem Blut, gleichgültig, in frevelhaftem Spiel das Arge gethan, das war ſehr ſchlecht, Herr Magiſter.“

„Vielleicht ſollte es nur ein Scherz ſein;“ ſeufzte der

Magiſter, „vielleicht wurde ſo zu dem geſagt, der die Schrift gefertigt. Er hat nur gehandelt nach dem Befehl eines Andern, nicht in freier Wahl, und nicht mit eigenem Willen."

„Welche Macht der Erde durfte Ihnen befehlen, gegen einen Andern ſo überlegte Tücke zu üben?" frug der Profeſſor traurig. „Sie ſelbſt wußten doch ſehr gut, welche Folge dieſe Täuſchung für mich und Andere haben konnte."

Magiſter Knips ſchwieg.

„Mit mir ſind wir fertig," rief der Gelehrte, „kein Wort über den Plan, welchem dieſe Fälſchung dienen ſollte, und keinen weiteren Vorwurf über das Unrecht, das Sie gegen einen Mann geübt, der Ihrer Ehrlichkeit vertraute."

Er warf das Pergament unter den Tiſch, Knips ergriff ſchweigend ſeinen Hut, das Zimmer zu verlaſſen.

„Halt," gebot der Profeſſor, „nicht von der Stelle. Was Sie gegen mich perſönlich verſucht haben, darüber darf ich ſchweigen. Nicht vorzugsweiſe dieſer Handſchrift wegen habe ich Sie herbeſchieden. Aber der Mann, den ich vor mir ſehe, auf den ich mit einem Grauen blicke, das ich ſo noch nie gefühlt, iſt noch etwas Anderes als ein gewiſſenloſes Werkzeug im Dienſte Fremder, er iſt ein untreuer Philolog, ein Verräther an ſeiner Wiſſenſchaft, Fälſcher und Betrüger da, wo nur die Ehrlichkeit ein Recht hat zu leben, ein Verdammter da, wo es keine Sühne und Gnade gibt."

Dem Magiſter fiel ſein Hut zur Erde.

„Sie haben den Pergamentſtreif des Struvelius geſchrieben, jener Händler hat gegen Sie ausgeſagt, Ihre Schreibübungen ſind mit Beſchlag belegt und in Ihrer Vaterſtadt unter den Händen der Polizei."

Immer noch ſchwieg der Magiſter, er fuhr nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Jetzt wenigſtens ſprechen Sie," rief Werner. „Geben Sie mir eine Erklärung des furchtbaren Räthſels, wie Jemand, der zu uns gehört, ſich muthwillig Alles zerſtören kann, was ſeinem Leben Halt und Adel gibt. Wie vermag ein Mann von Ihren Kenntniſſen in ſo roher Weiſe gegen ſeine Wiſſenſchaft untreu zu werden?"

„Ich war arm, und mein Leben voll Plage," verſetzte Knips leiſe.

„Ja, Sie waren arm, ſeit Ihrer frühen Jugend haben Sie vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, ſchon als Kind haben Sie auf Vieles verzichtet, was Andere gedankenlos genießen. Sie haben dafür das ſtille Bewußtſein erworben, daß Sie ſich heraufrangen zu innerer Freiheit und zu demüthiger Freundſchaft mit dem großen Geiſt unſeres Lebens. Ja, Sie wuchſen zum Mann unter zahlloſen Opfern und Entſagungen, welche Andere fürchten. Sie haben dafür gelernt und gelehrt, was der höchſte Beſitz des Menſchen iſt. Vor jeder Correctur, die Sie hilfreich für Andere laſen, vor jedem Wörterverzeichniß, das Sie zu einem Klaſſiker auszogen, haben Sie bei den Worten, die Sie verbeſſerten, bei den Zahlen, die Sie ſchrieben, das Bedürfniß gehabt, wahr zu ſein. Gerade Ihre Tagesarbeit war ein unabläſſiger emſiger Kampf gegen das Falſche und Unrichtige. Doch mehr als das und ſchlimmer als das, Sie ſind kein gedankenloſer Lohnarbeiter geweſen, Sie haben ganz und voll zu uns gehört, Sie waren in der That ein Gelehrter, bei deſſen Wiſſen ſich oft Anſpruchsvollere Rath erholten, Sie bargen nicht nur eine Maſſe einzelner Kenntniſſe in Ihrem Geiſt, Sie verſtanden auch ſehr wohl, welche Gedanken aus ſolchem Wiſſen aufſteigen. Das alles waren Sie, und doch ein Fälſcher. Ganz treue Hingabe und Selbſtverleugnung und dicht daneben frevelhafte Willkür; ein zuverläſſiger und emſiger Gehilfe und dazwiſchen ein Betrüger, dreiſt und höhnend wie ein Teufel."

„Ich war ein gequälter Mann," begann Knips. „wer anders gelebt hat, weiß nicht, wie ſchwer es iſt, immer in ſeiner Wiſſenſchaft zu dienen und fremden Füßen nachzutreten. Sie haben nie für Andere, die weniger wiſſen als Sie, gearbeitet.

Sie verſtehen nicht, welches Gefühl es gibt, wenn die Anderen hochfahrend benutzen ohne Anerkennung und ohne Dank, was man ihnen von ſeinem Wiſſen gegeben hat. Ich bin nicht unempfindlich gegen Freundlichkeit. Der Herr Profeſſor war der erſte, welcher bei dem erſten Autor, den Derſelbe herausgab, in den letzten Zeilen der Einleitung meinen Namen genannt hat, weil ich Denenſelben bei der Arbeit gedient. Und doch habe ich weniger für Sie gethan als für jeden andern meiner alten Gönner. Das Exemplar, welches Sie mir damals geſchenkt, habe ich unter meine Bücher auf den Ehrenplatz geſtellt. So oft ich müde wurde von der Nachtarbeit, habe ich dieſe Zeilen geleſen. Dergleichen Freundlichkeit habe ich ſelten erfahren. Aber ich habe die Qual gefühlt mehr zu wiſſen als ich bedeute, und mir hat die Gelegenheit gefehlt mich herauszuarbeiten aus meiner Enge. Da iſt's gekommen." Er ſtockte und brach ab.

„Es war Stolz," ſagte der Profeſſor ſchmerzlich, „es war Neid, der aus einem bedrängten Leben herausquoll gegen Glücklichere, die vielleicht nicht mehr wußten, es war das Gelüſt nach Ueberlegenheit über Andere."

„Das war's," fuhr Knips klagend fort. „Zuerſt kam der Einfall auch über Solche zu lachen, die mich benutzen und verachten, ich dachte, wenn ich will, kann ich euch in meiner Hand haben, ihr Herren Gelehrten. Dann wurde es ein Vorſatz, und es hielt mich feſt. Ich habe manche Nacht geſeſſen und darüber gearbeitet, ehe ich ſo weit kam, und manchmal habe ich's wieder weggeworfen, Herr Profeſſor, und unter meinen Büchern verſteckt. Aber es lockte mich fortzufahren, es wurde mir ein Stolz, die Kunſt zu gewinnen. Als ich ſie endlich hatte, machte mir's Spaß ſie zu gebrauchen. Es war mir weniger um den Gewinn, als um die Ueberlegenheit."

„Es iſt leicht," verſetzte der Profeſſor, „Männer von unſerer Art da zu täuſchen, wo ſie gewöhnt ſind ſicher zu vertrauen. Wo der Scharfſinn verſagt, den wir bei unſerer Arheit gewinnen, da ſind Viele von uns wie die Kinder, und wer älter iſt und ſie hintergehen will, der mag leicht eine Weile mit ihnen ſpielen. Es war ein ſchwacher Ruhm, die Kunſt eines Satans gegen Argloſe zu üben."

„Ich wußte, daß es ein Teufel war, mit dem ich umging. Ich wußte es vom erſten Tage, Herr Profeſſor, aber ich konnte mich nicht gegen ihn wehren. So war es," ſchloß Knips und ſetzte ſich erſchöpft auf die Truhe.

„So war es, Herr Magiſter," rief Werner ſich aufrichtend, „aber ſo darf es ferner nicht bleiben. Sie waren einer von uns, Sie dürfen es nicht mehr ſein. Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchſten Gut, welches dem Geſchlecht der Menſchen vergönnt iſt, an der Ehrlichkeit ſeiner Wiſſenſchaft. Sie ſelbſt wiſſen, daß ein Todfeind unſerer Seelen wird, wer dieſe Ehrlichkeit gefährdet. In unſerem Reiche, wo der beſchränkten Kraft des Einzelnen täglich der Irrthum droht, iſt der Wille, wahr zu ſein, eine Vorausſetzung, die Keiner entbehren darf, ohne Andere in ſein Verderben zu ziehen."

„Ich war nur der Handlanger," ſeufzte Knips, „und wenig hat man ſich um mich gekümmert. Hätten mich Andere als einen Gelehrten geachtet, es wäre nicht geſchehen."

„Sie ſelbſt haben ſich dafür gehalten," rief der Profeſſor, „und Sie hatten ein Recht dazu. Sie fühlten den Stolz Ihrer Wiſſenſchaft und Sie kannten wohl Ihren hohen Beruf. Sie wußten ſehr gut, daß auch Sie, der demüthige Magiſter, Theil hatten an dem Prieſteramt und an dem Fürſtenamt in unſerem Reich. Kein Purpur iſt edler und keine Herrſchaft iſt machtvoller als die unſere, wir führen die Seelen unſeres Volkes aus einem Jahrhundert in das andere, unſer iſt die Pflicht über ſeinem Lernen zu wachen und über ſeinen Gedanken. Wir ſind ſeine Vorkämpfer gegen die Lüge und gegen die Geſpenſter aus vergangener Zeit, welche noch unter uns wandeln mit dem Schein des Lebens bekleidet. Was wir zum Leben weihen, das lebt, und was wir verdammen, das vergeht. Von uns werden jetzt die alten Tugenden der Apoſtel gefordert, gering zu achten, was vergänglich iſt, und die Wahrheit zu verkünden. Sie waren in dieſem Sinn geweiht wie Jeder von uns, Ihr Leben verpflichtet Ihrem Gott. Auf Ihnen lag, wie auf uns allen, Verantwortung für die Seelen unſerer Nation. Sie haben ſich dieſes Amtes unwerth gemacht und ich traure, ich traure armer Mann, daß ich Sie davon ſcheiden muß.“

Der Magiſter fuhr in die Höhe und ſah flehend zu dem Gelehrten auf.

Der Profeſſor redete nachdrücklich: „Mein iſt die Pflicht, dies auszuſprechen gegen Sie und gegen Andere. Was Sie damals an meinem Amtsgenoſſen gethan, was Sie noch von ähnlichen Verſuchen bereitet haben, das darf kein Geheimniß bleiben. Die Ehrlichen müſſen gewarnt werden vor der Kunſt, welche zu üben ein Dämon Sie getrieben hat. Aber in der letzten Stunde, wo Sie vor mir ſtehen, fühle auch ich, daß ich zu wenig gethan, Ihnen Hilfe gegen die Verſuchung zu geben. Ohne böſen Willen habe vielleicht auch ich zuweilen mißachtet, was werthvoll in Ihnen war für Andere, auch ich habe wohl vergeſſen, wie ſchwer die Arbeit des Tages auf Ihnen lag. Hat meine Härte Sie je gedrückt und verbittert, ſo büße ich heut dafür. Denn als ich kurzſichtiger, irrender Menſch beförderte, was Sie herausheben ſollte aus äußerer Bedrängniß, da lud ich eine Mitſchuld auf mich, daß Sie hier der Verſuchung auf's Neue verfielen. Das ängſtigt mich ſchwer, Herr Magiſter, und ich fühle wie Sie die Qualen dieſer Stunde.“

Magiſter Knips ſaß erſchöpft und zuſammengekauert auf der Truhe, der Gelehrte ſtand über ihm und ſeine Worte ſanken wie Schläge auf des Magiſters Haupt. „Ich darf nicht verſchweigen, Herr Magiſter, daß Sie ein Fälſcher ſind, Sie dürfen nie wieder in unſerm Kreiſe ſich lebendig rühren, Ihre Laufbahn als Gelehrter iſt durch Ihr Verbrechen geſchloſſen, Sie ſind unſerer Wiſſenſchaft verloren, verloren für Alle, welche an Ihren Arbeiten einen Antheil nahmen. Sie ſind geſchwunden für uns, auf der Stätte, wo Sie unter uns geſtanden haben, iſt nichts geblieben als ein ſchwarzer Schatten. Eine Menſchenkraft, mühſam herausgezogen, ein Geiſt von ungewöhnlichem Scharfſinn und Inhalt iſt uns verloren und tot. Und wie über einen Toten traure ich über Sie.“

Der Gelehrte weinte, Knips drückte ſein Geſicht in die Hände. Werner eilte zum Schreibtiſch. „Brauchen Sie Mittel Ihr zerſtörtes Leben in anderer Umgebung zu erhalten, hier ſind ſie. Nehmen Sie, was Sie bedürfen.“ Er warf Geld auf den Tiſch. „Verſuchen Sie Ihr Haupt zu bergen, wo Ihnen Niemand aus unſerer Gemeinde begegnet. Möge Ihnen jedes Gut zu Theil werden, das auf der Erde noch für Sie übrig iſt. Aber fliehen Sie, Herr Magiſter, meiden Sie die Stellen, wo man mit Trauer Ihrer denkt und mit dem Widerwillen, den der ehrliche Arbeiter gegen den untreuen empfindet.“

Knips erhob ſich, ſein Geſicht war noch bleicher als gewöhnlich, er blickte verſtört umher. „Ich brauche kein Geld,“ ſagte er tonlos, „ich habe genug zu meiner Reiſe. Ich bitte den Herrn Profeſſor für meine Mutter zu ſorgen.“

Der Gelehrte ſtand abgewandt und der kräftige Mann ſchluchzte. Magiſter Knips ging an die Thür, dort blieb er ſtehen. „Ich habe den Homer von 1488, ſagen Sie meiner Mutter, daß Sie Ihnen das Buch gibt. Wenn Ihnen auch der Gedanke an mich traurig iſt, behalten Sie doch das Buch. Es war mir ein Schatz.“

Der Magiſter ſchloß die Thür und ging langſam aus dem Hauſe. Der Wind fegte durch die Straßen, er ſtieß an den Rücken des Magiſters und beſchleunigte ſeinen Schritt. „Er treibt,“ murmelte Knips wieder, „er treibt vorwärts.“ Auf dem freien Platz blieb er im Winde ſtehen und ſah nach den Wolken, welche in eiligem Fluge unter dem Monde dahinfuhren, unförmliche Gebilde aus grauem Dunſt ſchwebten und glitten über ſeinem Haupte. Er dachte an die letzte Correctur, welche er in ſeiner Vaterſtadt geleſen, und ſprach griechiſche Worte vor ſich hin, es waren Verſe aus den Eumeniden des Aeſchylus: „Packt an, packt an, packt an, ihr Götterhunde." Er ging hinauf zu dem Schloſſe und blieb vor den erleuchteten Fenſtern ſtehen, die vier Rappen, welche den Fürſten vom Thurmſchloß nach der Stadt zurückführten, flogen an ihm vorüber, er ballte die hagere Hand gegen den Wagen. Dann lief er um das Schloß herum auf die Parkſeite. Dort drückte er ſich unter den Fenſtern des Fürſten an einen Baum, ſah zum Schloſſe hinauf, hob wieder die Fauſt gegen den Schloßherrn und ſeufzte. Er blickte auf den dunklen Aſt, der über ihm ragte, ſtarrte auf den Himmel und die grauen flatternden Schatten, welcher unter dem Mond dahinzogen, und verzweifelte Gedanken fuhren ihm durch den Sinn. „Wenn der Mond verſchwindet, ſo ſoll es auch mir ein Zeichen ſein."

Er ſah lange auf den Mond. Dabei zog ihm leiſe unter wilden Gedanken ein lateiniſcher Satz durch ſein gequältes Hirn: „Der Mond und die Erde verhalten ſich wie kleine Punkte zum Weltall, das ſagt ſchon Ammianus Marcellinus. Ich habe die Handſchriften dieſes Römers verglichen, ich habe Conjecturen gemacht zu jeder Seite ſeines verdorbenen Textes, ich habe Jahre lang über ihm geſeſſen. Wenn ich hier thue, um dieſen unwiſſenden Fürſten zu ärgern, was dem Haman gethan wurde, ſo geht der Apparat zu meinem Römer verloren." Er tauchte unter dem Baume hervor und lief in ſeine Wohnung. Dort raffte er ſeine Habe zuſammen, ſteckte ſein Handexemplar des Ammianus in die Rocktaſche und eilte mit ſeinem Bündel dem Thor zu.

Man ſagt, er ſei in daſſelbe Land, das vor ihm ſein Bruder geſucht, tief hinein gen Weſten gezogen.

Er entwich und barg ſein Haupt, ein untreuer Diener und ein Opfer der Wiſſenſchaft. Sein Lebelang hatte er über geſchriebenem Wort geſeſſen, jetzt riß ihn aus der Heimat das lebendige Wort, welches von einer andern Seele in die ſeine drang. Bei Tag und Nacht hatten ihn die Buchſtaben der Bücher umgeben und gelehrte Schrift, die aus dem Rohr auf das weiße Blatt gefloſſen war, aber ihm hatte zu rechter Zeit der Segen des Wortes gefehlt, welches aus dem Munde in das Ohr, vom Herzen zum Herzen klingt. Denn was wir als das Gemeinſte gebrauchen, iſt uns auch das Höchſte. Geheimnißvoll iſt uns noch heut, wie unſern Vorfahren, ſeine Gewalt. Das Geſchlecht unſerer Schriftzeit, geübt die Laute in ihrem Bilde zu ſchauen, gewöhnt, die Kräfte der Natur durch Maß und Wage zu ſchätzen, denkt ſelten daran, wie mächtig klangvolles Wort der Menſchenbruſt in uns waltet. Es iſt Herrin und Dienerin, es erhebt und zerſtört, es macht krank und ſchafft Heilung. Glücklich der Lebende, dem es voll und rein in das Ohr tönt, der den weichen Laut der Liebe, den herzhaften Ruf des Freundes unabläſſig empfängt. Wer den Segen der Rede entbehrt, die aus warmem Herzen quillt, der wandelt ſchon als Lebender unter den Andern wie ein Geiſt, der vom Leibe gelöſt iſt, wie ein Buch, das man aufſchlägt, benützt, von ſich abthut nach Gefallen. Der Magiſter hat durch geſchriebenes Wort geſündigt, ihn hat der Schmerzensruf einer Menſchenſtimme in die dämmrige Ferne geſcheucht.

2.

Vor der Entſcheidung.

Die Rinder brüllten und die Glöckchen der Schafherde läuteten, in den ſchoſſenden Halmen der grünen Saat wogte der Wind. Durch Haus und Garten ſchritt wieder das älteſte Kind des Gutes, umgeben von den Geſchwiſtern. Wo iſt der frohe Glanz deiner Augen geblieben und dein herzliches Kinderlachen, Frau Ilſe? Ernſt iſt das Antlitz und gemeſſen die

Geberde, prüfend mißt dein Blick die Menſchen und die Wege, auf denen du gehſt, und ruhiger Befehl tönt aus deinem Munde. Die Heimat hat dir das Herz nicht leicht gemacht, und nicht wiedergegeben, was du in der Fremde verloren.

Aber eifrig übt ſie ihr Recht, Liebe zu fordern und zu erweiſen, vertraute Bilder ſendet ſie in deine Seele und alte Erinnerungen weckt ſie bei jedem Schritt. Die Menſchen, die dich in ihrem Herzen treu gehegt, Thiere, die du gezogen, Bäume, die du gepflanzt, ſie neigen ſich grüßend vor dir und arbeiten geſchäftig, mit heiteren Farben zu überdecken, was dir finſter im Innern liegt.

Der erſte Abend war ſchwer. Als Ilſe in das Haus trat, geleitet von den Nachbarn, eine Flüchtige, die zu verbergen ſucht, was ſie quält, da warfen bei dem Schreck des Vaters, unter den neugierigen Fragen der Geſchwiſter noch einmal Zorn und Angſt ſchwarze Schatten über ihr Haupt. Aber an der Bruſt des Vaters, unter dem Dach des feſten Hauſes, drang mit dem Gefühl der Sicherheit wieder die alte Kraft des Bodens in die Glieder der Landfrau, und ſie vermochte den Augen ihrer Lieben zu verbergen, was nicht allein ihr Geheimniß war.

Noch eine ſchwere Stunde kam. Ilſe ſaß am ſpäten Abend wie vor Jahren auf ihrem Stuhl, gegenüber dem Vater. Nach ihrem Bericht ſah der ſtarke Mann ängſtlich vor ſich hin, ſprach ein hartes Wort über ihren Gatten, und Fluch gegen einen Andern. Als er ihr ſagte, daß auch im Vaterhaus noch Gefahr drohe, als er ihr Vorſicht befahl für Schritt und Tritt, und als er erzählte, wie in ihrer Kindheit ein dunkles Gerücht gegangen, daß ſchon einmal ein Mädchen vom Steine, ein Kind des früheren Beſitzers, das Opfer vornehmer Herren geworden ſei, da rang ſie noch einmal die Hände zum Himmel. Aber der Vater hatte ihre Hände gefaßt und ſie zu ſich in die Höhe gezogen. „Unrecht begehen wir, daß wir über unſicherer Zukunft vergeſſen, wie gnadenvoll die Vorſehung dich behütet hat. Ich halte dich an der Hand, du ſtehſt auf dem Grunde deiner Heimat. Wir thun, was der Tag fordert, und ſtellen alles Andere größerer Macht anheim. Um die Reden Fremder ſorgen wir nicht, ſchnell wechſelt das Wetter. Halte ſtill und vertraue."

Die jüngeren Kinder plaudern ſorglos, ſie fragen nach dem ſchönen Leben in der Reſidenz, ſie wollen genau wiſſen, was die Schweſter geſchaut, und vor Allem, wie der Herr des Landes gegen Ilſe war, er, den ſie ſich denken wie den heiligen Chriſt, als den unermüdlichen Spender von Freude und beglückender Gunſt. Aber die älteren wehren dieſer Rede, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, mit dem zarten Gefühl, das Kinder für die Lage Solcher haben, die ſie lieben. Ilſe begleitet die Schweſter Clara durch den Oberſtock, ſie richtet Zimmer ein für die Gäſte, welche erwartet werden, und ſtellt einen Rieſenſtrauß ihrer Gartenblumen in die Stube, welche Herr Hummel bewohnen ſoll. Die Brüder ziehen ſie durch den Obſtgarten in das enge Thal, ſie zeigen ihr den hohen Steg über das Waſſer, welchen der Vater weiter oben zu der Grotte gelegt hat und der eine Freude für Ilſe ſein ſoll, weil er den Zugang zu ihrem Lieblingsplatz bequem macht. Ilſe geht längs dem hochgeſchwollenen Bach, das Waſſer zieht gelb und trübe über die Felsblöcke, es hat den ſchmalen Wieſenſtreif an den Ufern überſchwemmt und fließt in ſtarker Strömung thalwärts auf die Stadt zu. Ilſe ſucht den Platz, wo ſie einſt unter Laub und wilden Wegpflanzen verborgen lag, als ſie in den Augen ihres Felix das Bekenntniß ſeiner Liebe geleſen. Auch die heimliche Stelle iſt überfluthet, undurchſichtig rinnt der Strom darüber hin, die Blüthendolden ſind geknickt und übergoſſen, die Erlenbüſche bis an die obern Zweige bedeckt, Rohrhalme und mißfarbiger Schaum hängen um die Blätter; nur der weiße Stamm einer Birke ragt aus der Zerſtörung hervor und um die tiefſten Aeſte wirbelt die Fluth. „Der Schwall verläuft," klagt Ilſe; „in wenig Tagen taucht der Boden wieder an das Licht, und wo das Grün verdorben iſt, treibt der milde Sonnenſtrahl ein neues hervor. Wie aber ſoll es mit mir werden? Mir fehlt das Licht, ſo lange er nicht bei mir iſt, und wenn ich ihn wiederſehe, wie wird er gewandelt ſein? Wie wird er, der ernſte und eifrige, ertragen, was feindlich in mein Leben gedrungen iſt und in das ſeine?"

Der Vater bewacht ſorglich ihre Schritte, er ſpricht öfter im Hauſe ein als ſonſt; ſo oft er vom Felde zurückkehrt, erzählt er ihr von der Arbeit des Gutes, er denkt immer daran, daß ſeine Rede nicht an einen Gedanken rühre, der ihr Schmerzen macht, und die Tochter fühlt, wie zart und liebevoll die Aufmerkſamkeit des Vielbeſchäftigten um ſie waltet. Jetzt winkt er ihr ſchon von weitem zu, neben ihm ſchreitet eine unterſetzte Geſtalt mit großem Kopf und wohlhäbigem Ausſehen. „Herr Hummel!" ruft Ilſe freudig und eilt mit beflügeltem Fuß auf ihn zu. „Wann kommt er?" fragt ſie ihm erwartungsvoll entgegen.

„Sobald er frei iſt," verſetzt Hummel.

„Wer hält ihn noch dort?" ſagt die Frau traurig vor ſich hin.

Herr Hummel erzählt. Bei ſeinem Bericht glätten ſich die Falten auf Ilſe's Stirn, und ſie führt den lieben Gaſt in die alten Mauern. Herr Hummel ſteht erſtaunt unter dem hohen Geſchlecht, das auf dem Steine wächſt, er ſieht bewundernd auf die Mädchen und achtungsvoll auf die Köpfe der Knaben. Heut vergißt Ilſe nicht, was einer guten Hausfrau gegen den willkommenen Gaſt ziemt. Herr Hummel aber wird fröhlich unter dem Landvolk, er freut ſich über den Blumenſtrauß in ſeiner Stube, er zwingt den drallen Buben Franz ſich auf ſeine Kniee zu ſetzen, und läßt ihn aus ſeinem Glaſe trinken bis zum Uebermaß. Dann geht er mit dem Landwirth und Ilſe durch die Wirthſchaft, klug iſt ſein Urtheil, der Wirth und er, jeder erkennt in dem Andern bedächtigen Verſtand. Zuletzt frägt ihn Ilſe herzlich, wie ihm ihre Heimat gefalle.

„Alles großartig," erklärt Hummel, „Wuchs, Kopf, Strauß, Viehſtand und Häuslichkeit. Es ſteht zu dem Geſchäft von H. Hummel wie ein Kürbis zu einer Gurke. Alles tüchtig und voll, nur für meinen Geſchmack zu viel Stroh."

Der Landwirth ruft Ilſe beiſeit: „Der Prinz will wieder abreiſen, er hat den Wunſch geäußert, dich vorher zu ſprechen. Willſt du ihn ſehen?"

„Heut nicht. Dieſer Tag gehört euch und dem Gaſt. Aber morgen," ſagt Ilſe.

Am Morgen des nächſten Tages trat Profeſſor Raſchke, zur Reiſe bereit, in das Zimmer des Freundes. „Der Magiſter ſoll verſchwunden ſein?" frug er ängſtlich.

„Er hat gethan, was er mußte," verſetzte Werner finſter, „wie er auch lebe, wir haben ihn geſtern beſtattet."

Raſchke ſah unruhig in das gefurchte Antlitz des Andern. „Gern ſähe ich Sie auf dem Wege zu Frau Ilſe, am liebſten mit ihr vereint auf dem Rückwege zu uns."

„Kein Zweifel, Freund, ich werde beide Wege ſuchen, ſobald ich Recht dazu habe."

„Frau Ilſe zählt die Stunden," mahnte Raſchke in größerer Sorge, „erſt wenn ſie den Geliebten bei ſich feſt hält, wird ſie ruhig ſein."

„Mein Weib hat die Ruhe lange entbehrt, während ſie an meiner Seite war," ſprach der Gelehrte. „Ich habe nicht verſtanden, ſie zu ſchützen, ich habe ſie den Krallen wilder Thiere überlaſſen, bei Fremden hat ſie den Troſt gefunden, den ihr der eigene Mann verweigerte. Die Nichtachtung des Gatten hat ſie da geſchädigt, wo die Frau am ſchwerſten verzeiht. Ich bin zu einem ſchwachen Träumer geworden," rief er, „unwerth der Hingabe dieſes reinen Lebens, und ich fühle, was ein Mann nie fühlen ſollte, ich fühle Scham, mein gutes Weib wiederzuſehen." Er wandte ſein Angeſicht ab.

„Zu hoch geſpannt iſt dies Empfinden," entgegnete Raſchke,

„zu hart der Vorwurf, den Sie jetzt zürnend gegen ſich ſelbſt erheben. Sie wurden durch liſtige Winkelzüge Weltkluger getäuſcht. Sie ſelbſt haben ausgeſprochen, daß es ruhmlos leicht iſt, uns da zu hintergehen, wo wir nicht viel klüger ſind als die Kinder. Werner, noch einmal bitte ich, reiſen Sie mit mir zugleich ab, wenn auch auf anderem Wege."

„Nein," verſetzte kurz der Gelehrte. „Ich habe mein Lebelang die Beziehungen zu anderen Menſchen reinlich behandelt. Halbheit in Neigung und Abneigung iſt mir unerträglich. Fühle ich Neigung, ſo ſoll mein Händedruck und das Vertrauen, das ich gebe, den Andern keinen Augenblick in Zweifel laſſen, wie mir um's Herz iſt. Muß ich ein Verhältniß löſen, auch da habe ich die Rechnung ſtets ganz und voll geſchloſſen. Jetzt kann ich nicht aufbrechen wie ein Flüchtling."

„Wer fordert das?" frug Raſchke, „nur wie ein Mann, der die Augen abwendet von häßlichem Gewürm, das vor ihm auf dem Boden kriecht."

„Hat das Gewürm den Mann geſchädigt, ſo iſt ihm Pflicht zu verhüten, daß das Schädliche auch Andern gefährlich wird, und kann er Andere nicht behüten, er wird ſich ſelbſt genug thun, wenn er ſeinen Weg ſäubert."

„Wenn ihm aber der Verſuch neue Gefahr bringt?"

„Er wird doch thun, was er vermag, ſich ſelbſt zu genügen," rief Werner. „Das Recht, welches ich erhalten habe gegen Einen, ich laſſe mir's nicht rauben. Die Kränkung meines Weibes mahnt, es mahnt das verlorene Leben eines Gelehrten, um welches wir beide trauern. Sagen Sie mir nichts mehr. Freund, mein Selbſtgefühl hat in dieſen Tagen große Schädigung erfahren, und mit Recht. Ich fühle meine Schwäche mit einer Bitterkeit, die gerechte Strafe iſt für den Stolz, mit dem ich auf das Leben Anderer geſehen. Ich habe an Struvelius geſchrieben, ich habe ihn um Verzeihung gebeten, daß ich die kleine Unſicherheit, die einſt ihn ſtörte, ſo hochmüthig empfand. Hier iſt der Brief an den Collegen; ich bitte Sie, die Zeilen abzugeben, und ihm zu ſagen, wenn wir uns wiederſehen, dann ſoll kein Wort über das Vergangene von unſern Lippen fallen, nur er ſoll wiſſen, wie ſchwer ich dafür gebüßt habe, daß ich gegen ihn hart war. Aber wie ſehr ich die Geduld und Nachſicht Anderer bedarf, ich würde das Letzte verlieren, was mir den Muth gibt die Augen aufzuſchlagen, wenn ich von hier gehen wollte, bevor ich mit dem Schloßherrn dort oben abgerechnet habe. Ich bin kein Weltmann, der gelernt hat ſeinen Zorn hinter einem höflichen Gruß zu verbergen."

„Wer ſolche Abrechnung ſucht," warnte Raſchke, „muß auch die Mittel haben, den Gegner dabei feſtzuhalten, ſonſt mag eine neue Demüthigung werden, was Genugthuung ſein ſoll."

„Dieſe Genugthuung geſucht zu haben bis zum Aeußerſten," verſetzte Werner, „auch das iſt Befriedigung."

„Werner," rief der College, „ich will nicht hoffen, daß Ihr erregter Zorn Sie hinabzieht in die gedankenloſe Rachſucht der Schwachen, welche ein rohes Spiel mit dem eigenen Leben und dem des Andern Genugthuung nennen."

„Er iſt ein Fürſt," ſagte der Profeſſor mit finſterm Lächeln, „ich trage keine Sporen, und der letzte Verſuch, den ich mit meiner Kugelform anſtellte, war Nüſſe darin zu quetſchen. Wie mögen Sie mich ſo verkennen? Aber es gibt Forderungen, welche deutlich ausgeſprochen ſein wollen, damit ſie zur That werden. Noch wohnt in dem Wort eine heilende Kraft, wenn nicht für den, der die Rede hört, doch für den, der ſie ſpricht. Ihm ſagen muß ich, was ich von ihm heiſche. Er mag zuſehen, wie er das Wort hinunterwürgt in ſein freudloſes Herz."

„Er wird weigern, Sie zu hören," warf Raſchke ein.

„Ich werde ſuchen ihn zu ſprechen."

„Er hat der Mittel viele, Sie zu hindern."

„Er gebraucht ſie auf ſeine Gefahr, denn er nimmt ſich dadurch den Vortheil, den er hätte, mich ohne Zeugen zu hören."

„Er wird das ganze Rüſtzeug gegen Sie in Bewegung ſetzen, das ihm ſeine hohe Stellung gibt, er wird ſeine Gewalt rückſichtslos gebrauchen, Sie zu bändigen.“

„Ich bin kein ſchreiender Wahrſager, der den Cäſar auf offener Straße anfällt, um vor den Idus des März zu warnen. Daß ich weiß, was ihn demüthigt vor ſich ſelbſt und ſeinen Zeitgenoſſen, das iſt meine Waffe. Und ich verſichere Sie, er wird mir Gelegenheit geben ſie zu gebrauchen, wie ich will.“

„Er verreiſt,“ rief Raſchke ängſtlicher.

„Wohin kann er reiſen, wo ich ihm nicht nachkomme?“

„Ihn wird die Beſorgniß, welche Sie in ihm erregen, zu finſterer That treiben.“

„Er wage ſein Aergſtes, ich will thun, was mir Frieden gibt.“

„Werner,“ rief Raſchke, die Hände erhebend, „ich darf Sie in dieſer Lage nicht verlaſſen, und doch machen Sie dem Freunde fühlbar, wie ohnmächtig ſein ehrlicher Rath gegen Ihren ſtarren Willen iſt.“

Der Profeſſor ging auf ihn zu und küßte ihn. „Leben Sie wohl, Raſchke. So hoch als ein Mann in der Achtung eines Andern ſtehen kann, ſtehen Sie in meinem Herzen. Zürnen Sie nicht, wenn ich in dieſem Fall mehr dem Drang des eigenen Weſens folge, als der milden Weisheit des Ihren. Grüßen Sie von mir Frau Aurelie und die Kinder.“

Raſchke fuhr ſich über die Augen, zog ſeinen Rock an und ſteckte den Brief an Struvelius in die Rocktaſche. Dabei fühlte er einen andern Brief, er zog ihn heraus und las die Aufſchrift. „Ein Brief meiner Frau an Sie,“ ſagte er, „ich weiß nicht, wie er mir in die Taſche kommt.“

Werner öffnete, wieder flog ein kurzes Lächeln über ſein Geſicht. „Frau Aurelie bittet mich für Ihr Wohlbefinden zu ſorgen. Der Auftrag kommt zu guter Stunde; ich begleite Sie zur Stelle Ihrer Abfahrt, wir wollen auch Mütze und Mantel nicht vergeſſen.“

Der Profeſſor führte den Freund zu der Reiſegelegenheit, die Männer ſprachen in der letzten Stunde über die Vorleſungen, welche beide im nächſten Halbjahr zu halten wünſchten. „Denken Sie des Briefes an Struvelius,“ war das letzte Wort Werners, als der Freund im Wagen ſaß.

„Ich denke daran, ſo oft ich Ihrer gedenke,“ rief Raſchke, die Hand zum Wagen hinausſtreckend.

Der Profeſſor ging nach dem Schloß zur großen Abrechnung mit dem Mann, der ihn in ſeine Hauptſtadt gerufen. Ihn empfing die Dienerſchaft mit verlegenen Blicken. „Der Herr iſt im Begriff zu verreiſen und wird erſt in einigen Tagen zurückkehren. Wohin er reiſt, weiß man nicht,“ ſagte der Hausmeiſter bekümmert. Der Profeſſor forderte, ihn doch bei dem Fürſten zu melden, ſein Anliegen ſei dringend; der Diener brachte die Antwort, der Fürſt ſei vor der Rückkehr nicht zu ſprechen, der Gelehrte möge ſeine Wünſche einem der Adjutanten mittheilen.

Werner eilte zu dem abgelegenen Hauſe des Oberſthofmeiſters. Er wurde in die Bücherſtube geführt, ſah flüchtig auf den verſchoſſenen Teppich des Bodens, auf die alte Tapete, welche durch Kupferſtiche in dunklen Rahmen verdeckt war, auf große Bücherſchränke mit Glasthüren, von innen verhängt, als wollte der Eigenthümer ſelbſt was er las fremdem Auge entziehen. Der Oberſthofmeiſter trat eilig herein.

„Ich ſuche vor der Abreiſe des Fürſten eine Unterredung mit ihm,“ begann der Profeſſor, „ich bitte Excellenz um gütige Vermittlung für die Audienz.“

„Verzeihen Sie die Frage, wozu?“ frug der Oberſthofmeiſter. „Wollen Sie mit einem Leidenden noch einmal über ſeine Krankheit ſprechen?“

„Der Kranke verſieht ein hohes Amt und hat Gewalt und Recht eines Geſunden; er iſt ſeinen Mitlebenden verantwortlich für ſein Thun. Ich halte für Pflicht, nicht von hier zu gehen, ohne ihm auszuſprechen, daß er nicht mehr in der Lage iſt, die Pflichten ſeiner Stellung zu üben, und ich halte für ein Gebot meiner Ehre, zu bewirken, daß er aus dieſer Stellung ſcheidet.“

Der Oberſthofmeiſter ſah den Gelehrten erſtaunt an. „Und darum müſſen Sie auf dieſer Unterredung beſtehen?“

„Die Erfahrungen, welche ich ſeit meiner Rückkehr vom Lande hier gemacht, zwingen mich dazu; ich muß vor Andrem die Unterredung ſuchen durch jedes Mittel, welches mir erlaubt iſt, was auch die Folge ſei.“

„Auch die Folge für Sie ſelbſt?“

„Auch dieſe. Der Fürſt kann mir nach Allem, was geſchehen, ein perſönliches Zuſammentreffen nicht verſagen.“

„Was er nicht ſollte, wird er doch verſuchen.“

„Er thut es auf ſeine Gefahr,“ verſetzte der Profeſſor.

Der Oberſthofmeiſter ſtellte ſich vor den Profeſſor und begann nachdrücklich: „Der Fürſt will noch heut nach Roſſau abreiſen. Der Plan iſt Geheimniß, ich erfuhr zufällig die Befehle, welche für den Marſtall ertheilt wurden.“ Der Gelehrte fuhr zurück. „Ich danke Ew. Excellenz von Herzen für dieſe Mittheilung,“ ſprach er mit erzwungener Faſſung, „ich werde verſuchen, vorher eine ſchnelle Warnung hinzuſenden. Ich ſelbſt reiſe ebenfalls dorthin, doch nicht eher, bis Excellenz meinen Verſuch unterſtützt haben, den Fürſten vor ſeiner Abreiſe zu ſprechen.“

„Wenn Sie durch mich um eine Audienz nachſuchen,“ ſagte der Oberſthofmeiſter überlegend, „ſo will ich als Beamter des Hofes und aus perſönlicher Hochachtung für Sie Ihren Wunſch dem Fürſten ſogleich vortragen. Aber ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine Kritik vergangener Ereigniſſe durch Sie, Herr Profeſſor, nach jeder Richtung für bedenklich erachte.“

„Ich aber bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in dieſem Fall nicht nur die Kritik geübt, auch eine Forderung geſtellt werden muß,“ rief der Profeſſor.

„Nur in das Ohr des Fürſten? Oder auch vor andern Menſchen?“ frug der Oberſthofmeiſter.

„Wenn mir Ohr und Sinn des Fürſten verſchloſſen bleibt, dann vor Jedermann. Ich erfülle damit eine ernſte Pflicht gegen Alle, welche unter den finſtern Einfällen eines zerrütteten Geiſtes leiden könnten, eine Pflicht, der ich mich als ehrlicher Mann nicht entziehen darf. Ich werde ſein Ankläger vor Fürſten und Volk, wenn ſtille Vorſtellung ihn nicht beſtimmt. Denn es iſt nicht zu dulden, daß die Zuſtände des alten Roms in unſerer Nation geſpenſtig aufleben.“

„Das iſt entſcheidend,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter. Er ging zu ſeinem Schreibtiſch, hob ein Schriftſtück hervor und bot es dem Gelehrten. „Leſen Sie. Werden Sie auf eine perſönliche Unterredung mit dem Fürſten verzichten, wenn dies Papier von ſeiner Hand unterzeichnet iſt?“

Der Profeſſor las und neigte ſein Haupt gegen den Oberſthofmeiſter. „Sobald er aufhört zu ſein, was er bis jetzt war, darf ich ihn als Kranken betrachten. In dieſem Fall würde meine Unterredung mit ihm zwecklos. Unterdeß wiederhole ich meine Bitte, mir vor Abreiſe des Fürſten die erbetene Audienz zu erwirken.“

Der Oberſthofmeiſter nahm das Papier zurück. „Ich werde verſuchen Ihr Anwalt zu ſein. Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Fürſt in den nächſten Stunden nach Roſſau reiſt. Sehen wir uns wieder, Herr Werner,“ ſchloß feierlich der alte Herr, „ſo ſei es an einem Tage, wo unſer beider Haupt frei iſt von der Sorge um etwas, das man ſelbſt zuweilen gering achtet, wie Sie in dieſem Augenblick thun, das man ſich aber nicht gern durch den Einfall eines Dritten rauben läßt.“

Der Profeſſor eilte zu dem Gaſthof und rief ſeinen Diener. „Heut beweiſen Sie mir Ihre Treue, Gabriel, nur ein reitender Bote kann zu rechter Zeit in Bielſtein eintreffen. Verſuchen Sie das Mögliche, nehmen Sie Courierpferde, ſchaffen Sie einen Brief in die Hände meiner Frau, bevor die Hofwagen dort ankommen.“

„Zu Befehl, Herr Profeſſor,“ ſagte Gabriel in kriegeriſcher

Haltung, „es iſt auch für einen gedienten Huſaren ein ſtarker Ritt; wenn der Pferdewechſel mich nicht aufhält, ſo traue ich mich wohl den Brief zu rechter Zeit zu beſorgen.“ Der Profeſſor ſchrieb in fliegender Eile und fertigte Gabriel ab; dann beſtellte er ſich ſelbſt Poſtpferde und eilte in die Wohnung des Oberſthofmeiſters zurück.

Der Fürſt lag in ſeinem Seſſel, die Wangen bleich, die Augen erloſchen, ein ſchwer erkrankter Mann; müde hing ihm das Haupt vom Nacken. „Ich hatte ſonſt doch andere Gedanken und vermochte, wenn ich auf die Taſten drückte, mehr als eine Melodie zu ſpielen; jetzt wandelt ſich Alles in eine mißtönende Weiſe: ſie iſt fort, ſie iſt in der Nähe des Knaben, ſie lacht des thörichten Werbers. Nichts ſehe ich vor mir als das Gleis der Landſtraße, welche zu ihr führt. Eine fremde Gewalt hämmert in mir ewig dieſelben Noten, ein ſchwarzer Schatten ſteht neben mir und weiſt mit dem Finger unabläſſig auf denſelben Pfad, ich vermag mich nicht zu wehren, ich höre die Worte, ich ſehe den Weg, ich fühle die dunkle Hand über meinem Haupt.“

Der Kammerdiener meldete den Oberſthofmeiſter.

„Ich will ihn nicht ſehen,“ herrſchte der Fürſt den Diener an. „Sagen Sie Sr. Excellenz, ich ſei im Begriff auf's Land zu reiſen.“

„Excellenz bitten, es handle ſich um eine dringende Unterſchrift.“

„Der alte Thor,“ murmelte der Fürſt. „Führen Sie ihn herein. — Ich bin leider preſſirt, Excellenz,“ rief er dem Eintretenden zu.

„Ich wünſche die Zeit meines Durchlauchtigſten Herrn nicht lange in Anſpruch zu nehmen,“ begann der Hofmann, „Profeſſor Werner bittet, daß Ew. Hoheit geruhe, ihn vor ſeiner Abreiſe zu empfangen.“

„Was ſoll die Zudringlichkeit?“ rief der Fürſt, „er war bereits hier, ich habe ihn abweiſen laſſen.“

„Ich erlaube mir die ehrfurchtsvolle Bemerkung, daß nach Allem, was vorausgegangen, ihm die Ehre einer perſönlichen Verabſchiedung nicht wohl verweigert werden kann. Ew. Hoheit werden der Letzte ſein, welcher ſo auffallende Verletzung ſchicklicher Rückſicht loben würde."

Der Fürſt ſah feindſelig auf den Oberſthofmeiſter. „Gleichviel, ich will ihn nicht ſprechen."

„Außerdem aber iſt nicht rathſam, demſelben dieſe Unterredung zu verweigern," fuhr der alte Herr nachdrücklich fort.

„Darüber bin ich der beſte Richter," verſetzte nachläſſig der Fürſt.

„Derſelbe iſt Mitwiſſer einiger Thatſachen geworden, deren Bekanntwerden man im Intereſſe fürſtlicher Würde ſelbſt mit ſchweren Opfern vermeiden muß, denn derſelbe iſt nicht verpflichtet das Geheimniß zu bewahren."

„Niemand wird auf den einzelnen Träumer achten."

„Deſſelben Ausſage wird nicht nur Glauben finden, auch gegen Ew. Hoheit einen Sturm erregen."

„Geſchwätz aus den Bücherſtuben reicht nicht bis zu meinem Haupt."

„Derſelbe iſt ein hochgeachteter Mann von Charakter und wird ſeine Beobachtungen benutzen, um vor der ganzen gebildeten Welt zu fordern, daß am hieſigen Hofe die Möglichkeit ähnlicher Beobachtungen aufhöre."

„Er thue, was er wagt," rief der Fürſt mit ausbrechendem Grimm, „man wird ſich zu hüten wiſſen."

„Noch kann die Niederlage verhütet werden: es gibt dagegen aber nur ein letztes und gründliches Mittel."

„Sprechen Sie, Excellenz, ich habe Ihr Urtheil ſtets geachtet."

„Was jenen Profeſſor aufregte," fuhr der Hofmann bedächtig fort, „das wird, zu allgemeiner Kenntniß gebracht, allerdings Geräuſch und gefährliche Nachrede hervorbringen; ſchwerlich mehr. Es war eine perſönliche Wahrnehmung, die ihm am Fuß des Thurms aufgenöthigt wurde, es war eine Vermuthung, die er unter dem Dach deſſelben Thurms hervorgeholt hat. Nach ſeiner Behauptung ſind zwei Verſuche gemacht, welche nicht zu folgenſchwerer That wurden. Auf ſolcher Grundlage ein öffentliches Urtheil der geſitteten Welt herauszufordern iſt mißlich. Wie redlich der Berichterſtatter ſei, er mag ſich ſelbſt getäuſcht haben. Ew. Hoheit bemerkten richtig, der Eifer eines einzelnen Gelehrten würde unliebſames Geſchwätz veranlaſſen, nichts weiter.“

„Vortrefflich, Excellenz,“ unterbrach der Fürſt.

„Leider tritt ein bedenklicher Umſtand hinzu. Für jene perſönliche Wahrnehmung am Fuß des Thurms hat derſelbe Gelehrte einen Zeugen. Und dieſer Zeuge bin ich. Wenn er ſich auf mein Zeugniß beruft, will ſagen, auf meine perſönliche Wahrnehmung, ſo werde ich erklären müſſen, er hat Recht, denn ich bin nicht gewohnt, halbe Wahrheit für Wahrheit zu achten.“

Der Fürſt fuhr in die Höhe.

„Ich war es, der die Hand feſt hielt,“ bemerkte der Hofmann leiſe. „Und weil jener Gelehrte Recht hat, und weil ich deſſelben Anſicht über das Befinden meines gnädigen Herrn beſtätigen müßte, ſage ich, es gibt nur ein letztes und gründliches Mittel.“ Der Oberſthofmeiſter hob die Urkunde aus der Mappe. „Mein Mittel iſt, daß Ew. Hoheit durch einen großen Entſchluß dem Unwetter zuvorkomme und hochgeneigt geruhe, dies zur Willenserklärung zu machen.“

Der Fürſt warf einen Blick in das Papier und ſchleuderte es von ſich. „Sind Sie unſinnig, alter Mann?“

„An mir iſt dieſe Eigenſchaft noch nicht bemerkt worden,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter traurig. „Möge mein gnädigſter Herr die Angelegenheit mit gewohntem Scharfſinn erwägen. Es iſt leider unmöglich geworden, daß Ew. Hoheit die Anſtrengungen eines hohen Berufes in bisheriger Weiſe ertragen. Selbſt wenn Ew. Hoheit dazu bereit wären, hat ſich die

Schwierigkeit erhoben, daß getreue Diener in der peinlichen Lage ſind, dieſe Auffaſſung nicht zu theilen.“

„Dieſe treuen Diener ſind mein Oberſthofmeiſter.“

„Ich bin einer davon. Wenn Ew. Hoheit nicht geruhen wollten, jenem Entwurf Höchſtihren Beifall zu geben, ſo würde mir die Rückſicht auf etwas, das mir theuerer ſein muß als Ew. Hoheit Gnade, verbieten, ferner im Dienſt zu bleiben.“

„Ich wiederhole die Frage: Sind Sie kindiſch geworden, Oberſthofmeiſter?“

„Nur bewegt, ich meinte nicht, jemals wählen zu müſſen zwiſchen meiner Ehre und meinem Dienſt.“ Er holte ein anderes Document aus der Mappe.

„Ihre Entlaſſung?“ rief der Fürſt leſend. „Sie hätten dazuſetzen können: in Gnaden.“ Der Fürſt ergriff die Feder. „Hier, Freiherr von Ottenberg, Sie ſind Ihres Amtes quitt.“

„Es iſt kein freudiger Dank, den ich Ew. Hoheit dafür ſage. Demnach aber ſpreche ich, Hans von Ottenberg, die ehrfurchtsvolle Bitte aus, daß Ew. Hoheit noch in dieſer Stunde auch das andere Schriftſtück zu unterzeichnen geruhe. Denn falls Hochdieſelben zögern wollten, die flehende Bitte eines früheren Dieners zu erfüllen, ſo würde dieſelbe Bitte von jetzt ab mehrfach Ew. Hoheit Ohr beläſtigen und von Seiten, denen Hochdieſelben nicht ſo viel Nachſicht zu beweiſen pflegen, als ſeither mir. Bis jetzt war's einer, der bat, ein Profeſſor, jetzt ſind's zwei, er und ich, in den nächſten Stunden wird die Zahl Ew. Hoheit läſtig werden.“

„Ein früherer Oberſthofmeiſter als Aufwiegler!“

„Nur als Bittender. Ew. Hoheit haben Recht, daß der höchſte Entſchluß, welchen ich zu beeinfluſſen ſuche, durchaus freiwillig ſein muß. Aber ich flehe nochmals an, zu erwägen, daß er nicht mehr zu vermeiden iſt. Ew. Hoheit Hofſtaat wird in der nächſten Stunde vor derſelben Entſcheidung ſtehen wie ich; denn die Rückſicht auf die Ehre dieſer Herren und Damen wird mich zwingen, ſämmtliche Gründe, welche mich beſtimmten, auch ihnen nicht zu verſchweigen. Ohne Zweifel werden die Herren des Hofes gleich mir Ew. Hoheit bittend nahen und gleich mir um Enthebung nachſuchen, falls ihr Flehen erfolglos bleibt; und ohne Zweifel werden Ew. Hoheit neue Diener finden. Die Rückſicht auf Ehre und Amt Ihrer Beamten wird mich verpflichten, Ew. Hoheit Miniſtern dieſelbe Mittheilung zu machen. Auch dieſe mögen durch weniger bedenkliche Staatsdiener erſetzt werden. Ferner würde ich mich aus Ehrfurcht und Ergebenheit gegen dies Hohe Haus, aus Sorge um Leben und Wohlfahrt des Erbprinzen und ſeiner erlauchten Schweſter, ſowie aus Anhänglichkeit gegen dies Land, in welchem ich ergraut bin, genöthigt ſehen, verwandte Regierungen um eine energiſche Wiederholung dieſer meiner Bitte anzugehen. Solange ich am Hofe diente, zwang mich Eid und Pflicht zur Verſchwiegenheit und zur Rückſicht auf Ew. Hoheit perſönliche Intereſſen. Dieſer Verpflichtung bin ich enthoben, und ich würde von jetzt für das allgemeine Wohl gegen Ew. Hoheit ſtehen. Ew. Hoheit mögen ſelbſt ermeſſen, wohin das führen muß. Jene Unterſchrift kann hinausgeſchoben, nicht mehr vermieden werden. Jede Zögerung verſchlechtert die Lage; die Unterſchrift würde nicht mehr als freiwillige That eines hohen Entſchluſſes erſcheinen, ſondern als abgedrungene Nothwendigkeit. Endlich erwägen Ew. Hoheit, der Profeſſor hatte am Thurmſchloß eine aufregende Beobachtung gemacht, eine andere am Leben eines gewiſſen Magiſters; mein Schickſal iſt, Mehres zu wiſſen, was nicht Dienſtgeheimniß war."

Der Fürſt lag in ſeinem Seſſel, das Haupt abgewandt, er ſchlug die Hände vor das Antlitz. Es wurde eine lange unheimliche Stille.

„Sie waren mein perſönlicher Feind vom erſten Tage meiner Regierung," fuhr der Fürſt endlich auf.

„Ich war meines gnädigſten Herrn getreuer Diener; perſönliche Freundſchaft wurde mir nie zu Theil, und ich habe ſie nie geheuchelt."

„Sie haben von je gegen mich intriguirt.“

„Ew. Hoheit iſt wohl bewußt, daß ich als ein Mann von Ehre gedient,“ verſetzte der Freiherr ſtolz. „Auch jetzt, wenn ich noch einmal bitte, dieſes Schriftſtück in der gebotenen Form zu unterzeichnen, ſtütze ich mich nicht auf die Rechte, welche mir Ew. Hoheit vieljähriges Vertrauen gibt; ich berufe mich auch nicht, um dieſes wiederholte Drängen zu entſchuldigen, auf die Theilnahme, die ich an dem Anſehn und Wohlergehen dieſes Hohen Hauſes zu nehmen berechtigt bin. Ich habe noch einen andern Grund, von Ew. Hoheit Haupt die letzte Demüthigung, das heißt ein öffentliches Beſprechen Höchſtihrer Geſundheit fernzuhalten. Ich bin ein loyaler und monarchiſch geſinnter Mann. Wer noch Ehrfurcht vor dem hohen Amt eines Fürſten in ſich bewahrt, gerade dem iſt dringend geboten, zu verhüten, daß dies Amt in den Augen der Nation erniedrigt werde. Dies ſoll er verhüten, nicht dadurch, daß er Unzuträgliches verſchleiert, ſondern dadurch, daß er es austilgt. Deshalb ſteht ſeit jenem Ereigniß am Thurm zwiſchen Ew. Hoheit und mir der Streit ſo, daß ich, um Ew. Hoheit erhabenes Amt zu ſchützen, Ew. Hoheit Perſon opfern muß. Ich bin dazu entſchloſſen, und deshalb bleibt Ew. Hoheit nur die Wahl, ob Höchſtdieſelben das Unvermeidliche thun wollen: freiwillig und vor den Augen der Welt in Ehren, oder auf übermächtiges Drängen Fremder in Unehren. Die Worte ſind geſprochen, ich bitte um kurzen Entſcheid.“

Der alte Herr ſtand dicht vor dem Fürſten, feſt und kalt blickte er in die unſicheren Augen ſeines früheren Gebieters und wies mit dem Finger unverrückt auf das Pergament. Es war der Wächter, der ſeinen Kranken bemeiſtert.

„Nicht jetzt, nicht hier,“ rief der Fürſt außer ſich. „In Gegenwart des Erbprinzen will ich berathen und mich entſcheiden.“

„Gegenwart und Unterſchrift der Miniſter ſind für das Document nöthig, nicht die Gegenwart des Prinzen. Da

Ew. Hoheit verziehen vor den Augen des Erbprinzen zu unterzeichnen, ſo werde ich mir die Ehre geben, Ew. Hoheit nach Roſſau zu folgen, und einen der Miniſter bitten, zu dieſem Zweck mich zu begleiten.“

Der Fürſt ſah nachdenkend vor ſich hin. „Noch bin ich Fürſt,“ rief er aufſpringend, ergriff die unterſchriebene Entlaſſung des Freiherrn und zerriß ſie: „Oberſthofmeiſter von Ottenberg, Sie werden mich in meinem Wagen nach Roſſau begleiten.“

„Dann wird der Miniſter in meinem Wagen Ew. Hoheit folgen,“ ſagte der alte Herr ruhig; „ich eile, ihn davon zu benachrichtigen.“

3.

Auf dem Weg zum Steine.

Zu der ſtillen Landſtadt, welche einſt fromme Anſiedler um die Kloſterglocke betender Mönche erbaut, zu dem Steine, worauf einſt die Heidenjungfrau ihrem Stamm weiſſagende Worte geraunt, fliegen jetzt auf verſchiedenen Straßen Roſſe und Räder mit lebenden Menſchen, welche Entſcheidung ihres Schickſals ſuchen, hier fröhlich aufſteigendes Hoffen, dort abwärts geneigte Kraft, hier holder Traum einer ſchwärmeriſchen Jugend, dort wüſter Traum eines finſtern Geiſtes. Im Thal und über dem Stein ſchweben die Geiſter der Landſchaft, ſie rüſten ſich, die flüchtigen Fremden nach dem Gaſtrecht der Heimat zu empfangen.

Das erſte Morgengrau ſandte ſeinen bleichen Schimmer in Laura's Arbeitsſtube, ſie ſtand an ihrem Memoirentiſch und warf den letzten Blick nach dem vertrauten Buch, in welches ſie mit flüchtiger Hand die Schlußworte geſchrieben hatte. Sie ſchnürte das Buch und die Gedichte des Doctors zuſammen und barg ſie unter dem Deckel ihres Reiſekoffers. Noch einen langen Blick warf ſie auf das Heiligthum ihrer Mädchenjahre, dann flog ſie die Treppe hinab in die Arme der ängſtlichen Mutter.

Es war eine wundervolle Entführung, ein ſtiller Sonntagmorgen, geheimnißvolle Dämmerung, am Himmel düſtere Regenwolken, welche ſchauerlich von einem dunkelrothen Morgenſchein abſtachen. Laura lag lange in den Armen der weinenden Mutter, bis Köchin Suſanne zum Aufbruch drängte, dann ſchlüpfte ſie aus dem Haus auf die Straße, wo der Doctor ſie erwartete, und eilte neben ihm zu dem Wagen. Denn der Wagen war jenſeit der Ecke an einen einſamen Platz beſtellt, nicht vor das Haus, darauf hatte Laura beſtanden. Es war eine wundervolle Entführung, ein beſcheidener und wackerer Reiſegenoſſe, das Haus der geliebten Freundin als Reiſeziel, zuletzt eine große Ledertaſche mit kaltem Braten und anderem Vorrath, welchen Frau Hahn ſelbſt in den Wagen trug, um ihren Sohn und Laura noch einmal zu küſſen und mit Thränen zu ſegnen.

Aber, um in der Sprache des abweſenden Herrn Hummel zu reden, wenn unſer Herrgott im Kutſchwagen fährt, ſitzt der Teufel auf der Pechbüchſe. Hier ſetzte ſich der Teufel auf den kalten Braten. Speihahn nämlich hatte in den letzten Tagen ſein vereinſamtes Daſein ſchwer ertragen. Seit der Abreiſe des gelehrten Oberſtocks war er immer mißvergnügt geweſen, ſeit vollends der Hausherr verſchwunden war, fehlte ſeinem Leben die Anerkennung, welche auch ein Böſewicht ungern entbehrt. Heut ſah er mit kaltem Blinzen, wie Laura um die trauernde Mutter ſchwebte, er ſah mit einem Schielblick die heftigen Bewegungen der Köchin Suſanne, welche den großen Reiſekoffer zum Wagen trug, dann trollte er auf die Straße, um dort ſeinem Haß gegen das Nachbarhaus Ausdruck zu geben. Als aber Frau Hahn mit der Ledertaſche zum Wagen eilte, merkte er ein Unheil und war bei der Hand. Er ſchlich der Nachbarin nach, und während dieſe auf den Wagentritt ſtieg, um ihren Fritz vor der rauhen Morgenluft zu warnen und

Laura noch einmal zu küſſen, benutzte Spitehahn den Futterſack, welchen der Kutſcher an die Vorderräder geſtellt hatte, ſprang hinauf und fuhr unter die Lederſchürze des Kutſchers, entſchloſſen, ſeine Zeit zu erwarten. Der Kutſcher ſetzte ſich, fühlte mit ſeinem Fuß an das zweideutige Weſen, er nahm an, daß der Hund zur Reiſegeſellſchaft gehöre, hob unternehmend ſeine Peitſche und ſetzte den Entführungswagen in Bewegung. Noch ein Blick und Zuruf an die Mutter, und die waghalſige Fahrt begann.

Laura's Seele bebte unter dem Druck der leidenſchaftlichen Gefühle, welche die langerſehnte und gefürchtete Stunde hervorrief. Die Häuſer der Stadt entſchwanden, die Pappeln der Landſtraße tanzten vorüber. Sie ſah ängſtlich auf ihren Fritz und faßte mit den Fingerſpitzen ſeine Hand. Fritz lachte und drückte die Hand kräftig.

An ſeinem Muth richtete ſie ſich ein wenig auf. Sie ſah ihm zärtlich in das treue Geſicht. „Der Morgen iſt kühl," begann Fritz, „erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mantel ſchließe."

„Mir iſt ſehr wohl," verſicherte Laura und fuhr mit der zitternden Hand aus dem Mantel, um ſich wieder mit ihren Fingerſpitzen an dem Geliebten zu halten.

So ſaßen ſie ſchweigend nebeneinander, die Sonne guckte verſchämt aus ihrer rothen Gardine hervor und lachte Laura an, daß dieſe die Augen ſchloß. Ihr ganzes Kinderleben flog in flüchtigen Bildern an ihr vorüber. Zuletzt die bedeutſamen Worte, welche ſie bei den jüngſten Beſuchen von ihren Freundinnen gehört. Die Pathe hatte zu ihr geſagt: komm bald wieder, Kind. Laura hatte bewegt gefühlt, daß das Wiederſehen in einer unabſehbaren Ferne lag. Ihre Gevatterin hatte herzlich gefragt: wann ſehen wir uns wieder? In Laura klang rührend als Echo: wer weiß, wann. Rings um ſie aber regte ſich der junge Tag, ein Taubenſchwarm flog über das Feld, ein Haſe rannte längs dem Wege wie zum Wettlauf, ein prächtiges Büſchel blauer Blumen ſtand am Grabenrand, rund umher glänzten die rothen Dächer aus dem Kranz der Obſtbäume, Alles auf der Erde hoffnungsgrün, blühend und wogend im Morgenwind. Landleute kamen ihnen entgegen, welche nach der Stadt zogen, ein Bäuerlein ſaß auf ſeinem Wagen, der Rauch aus ſeiner Pfeife wirbelte luſtig in der Luft, er nickte zu Laura Guten Morgen, und Laura hielt ihre freie Hand hinaus, als wollte ſie der ganzen Mitwelt einen Gruß ſenden. Mit ihrem kleinen Wagen kam die Milchfrau, welche an der Straßenecke feilbot, auch dieſe grüßte: „Guten Morgen, Fräulein.“ Laura fuhr zurück und ſah Fritz erſchrocken an: „Sie hat uns erkannt.“

„Kein Zweifel,“ beſtätigte der Doctor luſtig.

„Sie iſt geſchwätzig, Fritz, ſie kann's nicht verſchweigen, ſie erzählt's allen Dienſtmädchen unſerer Straße, daß wir zuſammen dieſen Weg gefahren ſind. Mir wird angſt, Fritz.“

„Wir fahren ſpazieren,“ frohlockte der Doctor, „wir fahren zum Beſuch bei irgend Jemandem, wir ſollen auf dem Lande mit einander Pathen ſtehen, machen Sie ſich um dieſe Kleinigkeiten keine Sorge.“

„Bei dem Pathenſtehen fing's an, Fritz,“ verſetzte Laura beruhigt. „Die Kuchenpfoten haben Alles verſchuldet.“

„Ich weiß nicht,“ meinte Fritz ſchlau, „ob das Unglück nicht ſchon weit früher anfing. Sie waren noch ein kleines Mädchen, da erhielt ich ſchon einen Kuß.“

„Davon weiß ich nichts,“ ſagte Laura.

„Es war um einen Korb bunter Bohnen, den ich Ihnen aus unſerem Garten brachte. Ich forderte den Kuß. Sie ließen ſich den Preis gefallen, aber Sie fuhren ſich gleich darauf mit der Hand über den Mund. Sie gefielen mir ſeit damals beſſer als alle Andern.“

„Sprechen wir nicht von ſolchen Dingen, Fritz,“ wehrte Laura ängſtlich, „meine Erinnerungen aus der Urzeit ſind nicht alle ſo harmlos.“

„Ich bin immer kurz gehalten worden," rief Fritz, „auch heut. Es iſt eine Schande. Das kann nicht ſo fortgehen, es wird ein ernſtes Ausſprechen darüber vor Allem nöthig. Wenn man zuſammen reiſt wie wir beide, will ſich nicht ſchicken, daß man das ſteife Sie gegen einander gebraucht."

Laura ſah ihn vorwurfsvoll an. „Heut nicht," ſagte ſie leiſe.

„Das hilft nun nichts," rief Fritz entſchloſſen. „Ich laſſe mich nicht länger als Fremden behandeln. Erſt einmal habe ich das ehrliche Du gehört, und dann nicht wieder. Mir thut es weh."

Das war nun Laura leid. „Aber nur, wenn wir ganz allein ſind," bat ſie.

„Ich ſchlage Brüderſchaft vor," fuhr Fritz ungerührt fort, „ein für allemal, man verſpricht ſich ſonſt nur und es gibt Verwirrung." Er bot ihr ſeine Hand, die ſie ein wenig ſchüttelte, dabei machte ſich's, daß ſeine Wange der ihren nahe kam, und ehe ſie ſich's verſah, fühlte ſie einen Kuß auf ihren Lippen.

Sie ſah ihn zärtlich an, aber gleich darauf fuhr ſie zurück und drückte ſich in ihre Wagenecke. Fritz war heut weit anders als ſonſt, er ſah unternehmend und trotzig aus. Zu Hauſe war er immer beſcheiden geweſen, Laura hatte bei ſich ſchon mehr als einmal an die Brüderſchaft gedacht; „wenn zwei Menſchen ſo mit ganzer Seele einander gehören, ſollen ſie ſich das auch ſagen," hatte ſie in ihr Buch geſchrieben. Jetzt machte er wenig Umſtände. Er legte ſich kühn aus dem Wagen. Wenn Reiſende entgegenkamen, beugte er ſich gar nicht zurück wie ſie ſeit der Milchfrau, ſondern ſah herausfordernd auf die Leute und grüßte zuerſt. „Ich muß von den Indern anfangen," dachte ſie, „damit ich ihn auf andere Gedanken bringe." Sie frug ihn nach dem Inhalt der Veda.

„Heut kann ich mich gar nicht darauf beſinnen," rief Fritz ausgelaſſen. „Mir iſt ſo glücklich zu Muth, daß ich nicht an die alten Bücher denken mag. Sie haben vier Abtheilungen, in jeder finde ich nur einen Gedanken: Laura, das geliebte Mädchen, wird mein. Ich möchte im Wagen tanzen vor Freude.“ Und er hüpfte auf ſeinem Sitz in die Höhe, wie ein kleiner Junge.

Fürchterlich war Fritz verwandelt, ſie kannte ihn nicht wieder, ſie entzog ihm ihre Hand, wickelte ſich in ihr Tuch und ſah ihn mißtrauiſch von der Seite an.

„Der Himmel hüllt ſich in Wolken,“ ſagte ſie mit trüben Ahnungen.

„Oben drüber ſcheint die Sonne,“ verſetzte Fritz behaglich, „ſie kommt in wenig Augenblicken wieder hervor. Ich ſchlage vor, die große Ledertaſche zu unterſuchen, welche die Mutter mitgegeben hat, ich hoffe, es iſt etwas Gutes darin.“

Die Proſa der Familie Hahn verrieth ſich. Laura ſah mit geheimem Kummer, wie eifrig der Doctor in der Taſche kramte. Indeß auch ſie hatte in der Aufregung wenig des Frühſtücks gedacht, und als Fritz ihr den Inhalt bot, ſtreckte ſie doch die kleine Hand darnach aus, und beide aßen herzhaft.

Der Platz neben dem Kutſcher verdunkelte ſich, ein unförmlicher Kopf fuhr um das Fenſter, ein mißtönendes Knurren wurde im Wagen gehört. Laura wies erſchrocken auf den Kopf. „Wehe uns, da iſt wieder der Hund.“ Auch der Doctor ſah zornig auf die feindliche Geſtalt. „Wir jagen ihn hinunter,“ rief Laura, „er mag nach Hauſe laufen.“

„Er findet ſich ſchwerlich nach Hauſe,“ wendete der Doctor bedenklich ein, „was wird dein Vater ſagen, wenn er ihm verloren geht?“

„Er war der Feind meines Lebens,“ rief Laura empört, „und jetzt ſollen wir ihn in die Welt mitnehmen? Das iſt unerträglich, das iſt eine ſchlimme Vorbedeutung, Fritz.“

„Vielleicht begegnet uns ein Wagen, der ihn zurücknimmt,“

tröſtete der Doctor. „Unterdeß kann er nicht verhungern.“ Er reichte ihm trotz des Abſcheues, den er ihm redlich gönnte, ein Frühſtück hinaus, der Hund verſchwand wieder unter der Wagendecke.

Laura aber blieb verſtört. „Fritz, lieber Fritz,“ rief ſie plötzlich, „laſſen Sie mich allein.“

Der Doctor ſah erſtaunt zu ihr hinüber. „Das „Sie“ war ein orthographiſcher Fehler und muß gebüßt werden.“ Er näherte ſich wieder ihrem Munde. Laura fuhr zurück. „Wenn Sie mich lieben, Fritz, ſo laſſen Sie mich jetzt allein,“ rief ſie händeringend.

„Wie kann ich das?“ frug Fritz, „wir fahren ja miteinander in die Welt.“

„Setze dich zum Kutſcher auf den Bock,“ bat Laura flehentlich. Sie ſah ſo ernſt und gedrückt aus, daß Fritz gehorſam halten ließ, aus dem Wagen ſtieg und zum Kutſcher hinaufkletterte. Laura holte tief Athem, ſie wurde ruhiger. Ihr Wort hatte Einfluß auf ihn. Wie wild er auch war, er that doch Manches nach ihrem Gefallen. Sie ſaß allein, ihre Gedanken flogen wieder muthiger in das Land hinaus. Der Doctor wandte ſich häufig um, klopfte an das Fenſter und frug, wie es ihr gehe. Er war doch ſehr zartfühlend und liebevoll um ſie beſorgt.

„Auf mir liegt die ganze Verantwortung für ſeine Geſundheit,“ dachte ſie; „was bis jetzt ſeine liebe Mutter für ihn gethan, das wird meine Pflicht. Eine ſüße Pflicht, geliebter Fritz. Vor Nachtarbeiten werde ich ihn hüten, denn ſeine Geſundheit iſt zart, und alle Tage führe ich ihn ſpazieren auch bei rauhem Wetter, damit er ſich daran gewöhnt.“ Sie ſah zum Wagen hinaus, der Wind ſchüttelte die Baumblätter, ſie klopfte von innen an das Fenſter. „Fritz, es iſt windig, Sie haben keinen Shawl um.“

„Ich ſoll ja keinen umhaben,“ rief der Doctor von außen, „dieſe Verweichlichung wird nicht mehr geſtattet.“

„Ich bitte, Fritz, ſeien Sie kein Kind, nehmen Sie ihn um, Sie werden ſich ſicher erkälten.“

„Mit „Sie“ nehme ich ihn nun gar nicht.“

„Nimm ihn, Herzensfritz, ich beſchwöre dich,“ flehte Laura.

„Das klingt anders,“ ſagte Fritz. Das Fenſter wurde geöffnet, der Shawl wanderte hinaus.

„Er iſt eiſenfeſt,“ ſagte Laura, ſich wieder auf ihrem Sitz zurecht rückend. „Wie gefällig er ausſieht, er weiß ſehr genau was er will, und er wird mir nicht nachgeben, wo ſeine Ueberzeugung ihm das nicht erlaubt. Das iſt auch gut ſo, denn ich merke, ich bin immer noch ein kindiſches Ding und der Vater hat Recht, ich brauche einen Gatten, der ruhiger in die Welt ſieht als ich.“

Es fing an zu regnen. Der Kutſcher zog ſeinen Mantel hervor, Fritz breitete ſeine Decke aus und hüllte ſich hinein. Ihr wurde angſt um den Fritz, wieder klopfte ſie an das Fenſter. „Es regnet, Fritz.“ Das konnte der Doctor nicht leugnen. „Kommen Sie herein, Sie werden naß und erkälten ſich.“

Der Wagen hielt, Fritz kletterte wieder gehorſam in das Innere, Laura wiſchte die kleinen Tropfen auf dem Haar ſeiner Decke mit ihrem Taſchentuch ab.

„Viermal „Sie“ geſagt,“ begann Fritz ſtrafend. „Wenn das ſo fortgeht, wirſt du eine große Rechnung zahlen.“

„Sei ernſthaft,“ bat Laura, „mir iſt feierlich zu Muth: ich denke an unſere Zukunft. Ich will darauf ſinnen Tag und Nacht, Geliebter, daß du die Mutter nicht entbehrſt. Deine liebe Mutter hat dir bis jetzt den Kaffe hinaufgetragen, das iſt ungemüthlich, du kommſt zu mir herüber und nimmſt dein Frühſtück mit mir ein. Dieſe halbe Stunde muß mir Indien abtreten. Um zehn Uhr ſchlage ich dir ein Ei und ſchicke es dir hinüber, am Mittag kommſt du wieder zu mir herüber, ich ſorge für gute Küche, wir leben einfach, wie wir beide gewohnt ſind, aber kräftig. Dann erzählſt du mir ſchnell etwas aus deinen Büchern, damit ich weiß, was mein

Mann treibt, denn dies iſt das Recht der Frau. Am Nachmittag treſſen wir uns auf der Straße.“

„Wie ſo?“ frug Fritz, „herüber, hinüber und auf der Straße, wir wohnen ja doch zuſammen.“

Laura ſah ihn mit großen Augen an, langſam überzog die Röthe ihr Geſicht bis an die Schläfe.

„Wir können als Mann und Frau doch nicht in verſchiedenen Häuſern wohnen?“

Laura hielt die Hand vor die Augen und ſchwieg. Da ſie nicht antwortete, zog ihr Fritz leiſe die Hand vom Geſicht, große Thränen liefen von ihrer Wange herab. „Meine Mutter,“ weinte ſie leiſe. So rührend war der Ausdruck ihres Wehes, daß Fritz mitfühlend ſagte: „Gräme dich nicht drum, Laura, wir wohnen, wie du willſt, und wir leben ganz, wie dir's recht iſt.“ Aber auch die freundlichen Worte vermochten das arme Herz nicht zu tröſten, um welches ſich die mädchenhafte Angſt vor der Zukunft legte. Der bunte Nebel war zerfloſſen, mit welchem ihre kindliche Phantaſie ſich das freie Leben in der Nähe des Geliebten verhüllt hatte.

Sie ſaß ſchweigend und finſter.

Der Kutſcher hielt vor einer Dorfherberge, ſeine Pferde und ſich ſelbſt zu erquicken. Die junge Wirthin ſtand, ihr Kind auf dem Arm, in der Thür, ſie trat an den Wagen und lud artig ein abzuſteigen. Laura ſah unſicher den Doctor an, er winkte, der Wagenſchlag wurde geöffnet, Laura ſetzte ſich vor der Thür auf eine Bank und that, um die Sicherheit einer Reiſenden zu erweiſen, Familienfragen an die junge Frau. Die Frau antwortete zutraulich: „Es iſt das erſte Kind, wir ſind erſt ſeit zwei Jahren verheiratet. Um Vergebung, Sie ſind auch junge Eheleute?“ Laura erhob ſich ſchnell, wieder glühte ihre Wange feuriger als die aufgehende Sonne, während ſie ein leiſes Nein erwiederte.

„Na, dann ſicher Brautleute,“ ſagte die Frau, „das ſieht man auf zehn Schritt.“

„Woran wollen Sie das erkennen?“ frug Laura, ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Man hat ſo ſeine Zeichen,“ verſetzte die Frau, „wie Sie nach dem Herrn ausſchauten, das war deutlich genug.“

„Getroffen!“ rief der Doctor glücklich, aber auch ihm war die Wange etwas geröthet. Laura wandte ſich ab und kämpfte um Faſſung. Das Geheimniß ihrer Reiſe lag offen vor Jedermanns Blick. In der Stadt wußten ſie es, auf dem Dorfe ſprachen ſie davon. Sie war Braut geworden durch fremde Zungen. Die Eltern hatten ihr nicht die Hand in die des Geliebten gelegt, keine ihrer Freundinnen hatte ihr Glück gewünſcht, jetzt kam die Fremde auf der Landſtraße und ſagte ihr auf den Kopf zu, was ſie war. „Hätte die Frau erſt Alles gewußt, daß ich von Fritz Hahn heimlich entführt bin ohne Verlobung und ohne Brautſtand, welches Geſicht würde ſie gemacht haben?“ Laura rang unter dem Mantel die Hände, ſie ſtieg in den Wagen, bevor der Kutſcher die Krippe wegſetzte, und wieder rannen ihr die Thränen aus den Augen. Der Doctor, welcher von dieſer Stimmung nichts ahnte, wollte einſteigen. „Bitte,“ rief Laura außer ſich, „ſetzen Sie ſich zum Kutſcher, mir iſt ſehr traurig um's Herz.“

„Weshalb?“ frug Fritz leiſe.

„Ich habe ein frevelhaftes Spiel getrieben,“ rief Laura, „Fritz, ich möchte wieder umkehren. Was wird die Frau von mir denken? Sie hat recht gut geſehen, daß wir nicht verlobt ſind.“

„Sind wir's denn nicht?“ frug der Doctor verwundert, „ich betrachte mich entſchieden als Bräutigam, und die Freunde, zu denen wir reiſen, werden die Sache genau ſo anſehen.“

„Ich beſchwöre Sie, Fritz, laſſen Sie mich nur jetzt allein; was ich fühle, kann ich keiner Menſchenſeele geſtehen; bin ich ruhiger, ſo werde ich klopfen.“

Fritz kletterte wieder auf den Kutſcherbock. Laura verlebte in der Einſamkeit ihres Wagens eine troſtloſe Stunde.

Sie fühlte etwas Fremdes an ihrem Mantel, ſah erſchreckt auf den leeren Sitz und fuhr zurück, neben ihr ſaß der Dämon, der Feind ihres Lebens, der rothe Hund. Er ſtemmte ſeine Vorderbeine breit auseinander und hob ſeinen Schnurrbart hoch in die Luft, als wollte er ſagen: Jetzt entführe ich. Der Doctor iſt auf den Bock geſetzt, und ich, der alte Händelmacher, der Menſchenfeind, ich, der an vielem Schmerz der Dichterſeele neben mir ſchuld iſt, der in ihrem Tagebuch durch Vers und Proſa verwünſcht wurde, ich, die gemeine und unwürdige Wirklichkeit, welche vor ihren Füßen lag, ich ſitze hier neben der Entführten, ein düſteres Bild ihres Schickſals, Geſpenſt ihrer Jugend und böſes Omen für ihre künftigen Tage, ich lagere an der Stelle, wo ihre kindiſche Poeſie lange einen Andern hinträumte, und ich höhne ihre Thränen und ihre Noth. Er leckte ſeinen Bart und blickte unter ſeinen langen Haaren verächtlich auf ſie. Und Laura pochte an das Fenſter, um ſelbſt den Wagen zu verlaſſen und ſich auch auf den Bock zu ſetzen.

Unterdeß ſaßen die Mütter ſorgenvoll in den feindlichen Häuſern. Seit die Tochter abgereiſt war, zagte Frau Hummel vor dem Zorn ihres Gatten. Von Laura wußte ſie, daß ihr Mann gegen die Reiſe nach Bielſtein nichts hatte und ſich nur unwiſſend ſtellte, um ſein trotziges Weſen gegen die Nachbarn zu behaupten. Aber was dahinter lag, ahnte er nicht; wenn zur Entſcheidung kam, was nun mit Laura und dem Doctor werden ſollte, war von ihm noch Alles zu fürchten. Frau Hummel hatte die Reiſe befördert, um den Haustyrannen zur Einwilligung zu zwingen, jetzt wurde ſie mißtrauiſch gegen ihre eigene Klugheit. In ihrer Noth warf ſie die Mantille über ihr Morgenkleid und eilte aus dem Hauſe, um bei der Nachbarin Troſt zu holen.

Das Herz der Frau Hahn war durch ähnliche Sorgen bewegt, auch ſie war bereit, in Morgenkleid und Mantille bei

Frau Hummel vorzuſprechen. Die Frauen trafen außerhalb der Häuſer zuſammen, ein Austauſch mütterlicher Sorgen begann. Sie benützten den neutralen Boden, der zwiſchen den feindlichen Gebieten lag, zu leiſem Wechſelverkehr und vergaßen darüber, daß ſie auf der Straße ſtanden. Die Glocken läuteten, die Kirchgänger kehrten nach Hauſe, immer noch ſtanden ſie bei einander und ſorgten um Vergangenes und Künftiges. Da näherte ſich ihnen in gewähltem Gewande der Mime. Schon von weitem machte er eine dramatiſche Handbewegung, welche angelegentlichen Gruß ausdrückte. Heut ſah Frau Hummel mit Sorge auf den geſchätzten Gaſt, ſie fürchtete ſeine Vermuthungen und noch mehr die ſcharfe Zunge. Das Geſicht des Künſtlers glänzte vor Freude, und ſeine Bewegungen wurden gefühlvoll. „Welche Ueberraſchung," rief er im Ton eines warmherzigen Onkels, „welche anmuthige Ueberraſchung! Der alte Streit iſt abgethan, Blumengewinde ziehen ſich von einem Hauſe zum andern, was der Zwiſt der Väter verſchuldet, ſühnt die Liebe der Kinder. Aus warmem Herzen bringe ich meinen Glückwunſch dar."

„Wie meinen Sie das?" frug Frau Hummel betroffen, „und was bedeuten Ihre Worte?"

„Entführung," rief der Mime und hob ſeine Hand zum Segen.

Die beiden Mütter ſahen einander erſchrocken an. „Ich muß Sie bitten, bei Ihren Ausdrücken mehr die wirklichen Verhältniſſe zu berückſichtigen," verſetzte Frau Hummel, ſich an den letzten Trümmern ihres Stolzes aufrichtend.

„Entführung," rief der Mime wieder freudeſtrahlend. „Ganz dem Humor dieſes Hauſes angemeſſen, es iſt ein Meiſterſtreich."

„Daß Sie uns nicht beleidigen wollen," betonte Frau Hummel erregt, „nehme ich im Vertrauen auf alte Freundſchaft an. Aber ich muß Sie im Ernſt bitten, Ihre Ausdrücke beſſer zu wählen."

Der Mime erſtaunte über den Widerſtand ſeiner Gönnerin. „Ich wiederhole nur, was mir ſoeben die Stadtpoſt gemeldet hat.“ Es zog ein zierliches Brieſchen aus ſeinem Rock. „Ich bitte die verehrten Damen ſich ſelbſt davon zu überzeugen.“ Er wies das Billet hin und las mit lauter Stimme auf der Straße vor: „Die Verlobung des Doctor Fritz Hahn mit meiner Tochter Laura und die heut morgen ins Werk geſetzte Entführung deſſelben aus ſeinem elterlichen Hauſe zeige ich ergebenſt an. Hummel. — Dies entſpricht ganz dem Charakter unſeres launigen Freundes.“

Noch ſtanden die Frauen faſſungslos, da rauſchte ein ſeidenes Kleid von den Granitplatten heran, eilig kam die Frau Pathe, ihr Geſangbuch in der Hand, und begann ſchon von weitem: „Was muß man erleben, ihr böſen Leute! Iſt es recht, daß die Hausfreunde erſt in der Kirche vom Prediger erfahren müſſen, was hier vorgeht?“

„Was meinen Sie?“ riefen beide Frauen völlig verwirrt.

„Daß Ihre Kinder heut in der Kirche aufgeboten ſind, zum erſten, zweiten und dritten Mal. Es gab ein allgemeines Erſtaunen, und wie unfreundlich Sie auch gegen uns gehandelt haben, daß Sie ein Geheimniß daraus machten, es war bei allen Bekannten eine innige Freude. Jetzt iſt die ganze Stadt voll davon.“

Ohne ein Wort zu reden, flogen die beiden Mütter einander in die Arme. Mitten auf dem Fahrweg der Parkſtraße, welche früher Thalgaſſe hieß, gerade zwiſchen denbei den Hausthüren, genau zwiſchen den beiden Gitterzäunen. Der Mime ſtand gerührt daneben und bewegte den Arm nach der Bruſttaſche, und die Frau Pathe faltete die Hände.

Auch denen vom Gut war es ein unruhiger Sonntag. Während der letzten Nacht war in den Bergen ein Wolkenbruch niedergeſtürzt, und eine wilde Fluth wälzte ſich über dem Waſſerpfade dahin, den ſonſt der Bach zwiſchen Wieſen durchlief. Die älteſten Leute erinnerten ſich nicht ſolches Wogendrangs, der Bach war ohnedies hoch angeſchwollen ſeit dem Regen der letzten Wochen, jetzt brauſte und donnerte er durch das enge Thal zwiſchen dem Stein und der Berglehne und übergoß die Felder, wo ihm nicht ſteiles Land und Fels trotzten. Jäh und zornig ſchoß das Waſſer durch die Enge, es ſprudelte über den Felsblöcken und um die Köpfe der Weiden. Auf ſeiner Oberfläche trug es gemähtes Gras der Wieſen, alte Rohrſtengel, abgeriſſene Baumäſte, aber auch Trümmer von Menſchenwohnungen, die weiter oben von der Fluth erreicht waren. Die Leute vom Gute ſtanden an der Hecke des Obſtgartens, ſahen ſchweigend nach dem Strom hinab und nach den Ueberreſten zerſtörten Lebens, die er auf ſeinem Rücken dahintrug. Kam etwas angeſchwommen, was von Menſchenhand gemacht war, ein Reiſigbündel, ein Bret, eine Hausthür, dann ging ein Summen durch die Zuſchauer. Aber die Kinder liefen geſchäftig am Waſſerrand entlang und zogen mit Stangen an ſich, was ſie zu erreichen vermochten. Sie erhoben lautes Geſchrei, als von fern ein lebendes Thier heranſchwamm, es war ein Zicklein, das auf dem Breterdach ſeines Stalles ſtand. Als das Kleine die Menſchen ſah, ſchrie es kläglich und bat um Rettung. Hans legte einen Brunnenhaken aus und faßte das Bret, das Zicklein ſprang an das Land, wurde von den Kindern im großen Zuge nach dem Hofe geführt und dort gefüttert.

Ilſe ſtand an dem neuen Steg zu der Grotte. Vor wenig Wochen war er gebaut, jetzt drohte auch ihm die Zerſtörung. Schon neigten ſich die Stützen zur Seite. Die Uebermacht des Waſſers arbeitete an den niedrigen Enden und lockerte die Klammern. Um den vorſpringenden Fuß des Felſens, welcher die Grotte wölbte, wirbelten die Waſſerblaſen, die Gewalt des Staues zog tiefe Furchen in der Fluth.

„Dort läuft Jemand vom Berge,“ riefen die Gutsleute. Um die Grotte kam eilig ein Mädchen, ein großes Tuch mit friſchgemähetem Berggras auf dem Rücken, ängſtlich hielt ſie auf der Felsplatte an und zagte über den gebogenen Steg zu gehen.

„Es iſt die Anna des armen Benz,“ rief Ilſe, „ſie darf nicht drüben in der Wildniß bleiben, wirf deine Laſt ab, friſch Anna, ſchnell herüber.“ Das Mädchen kam flüchtig über den Steg. „Sie ſoll die letzte ſein,“ befahl Ilſe, „keines von euch betritt das Holz, es hält den Andrang nicht mehr lange aus.“

Der Landwirth kam herzu. „Die Fluth verläuft noch dieſe Nacht, wenn nicht neuer Regen fällt, aber des Schadens, den ſie thut, werden die Leute lange gedenken. Unten um Roſſau ſieht's noch ärger aus, das Waſſer übergießt die Felder, Hummel iſt hinabgeeilt, er ſorgt um die Brücke und den Weg, den ſeine Tochter kommen ſoll. In unſerm Dorf tritt das Waſſer in die Stuben der letzten Häuſer, die Leute ſchicken ſich an, nach unſerm Hofe zu räumen. Geht hinab zu helfen,“ befahl er den Gutsleuten, und halblaut fuhr er zu ſeiner Tochter fort: „Der Prinz iſt nach dem Dorf gegangen, dort den Schaden zu betrachten, er will dich ſprechen, iſt dir's recht ihn jetzt zu ſehen?“

„Ich bin bereit,“ ſagte Ilſe.

Sie ging mit dem Vater längs der Hecke dem Dorfe zu, dort ſtieg ſie zu dem Friedhof hinauf. „Ich bleibe in der Nähe; wenn der Prinz zurückkommt, laß mich rufen.“

Sie ſtand an dem Mauerrand und ſah hinüber nach dem Grabe ihrer lieben Mutter und vor ſich auf die Stelle, wo der alte Pfarrer neben ſeiner Frau ruhte. Die Aeſte der beiden Bäume, welche ſie daneben gepflanzt, hingen ihr über das Haupt. Sie dachte, wie gern ihr alter Freund darüber geſprochen, daß es in der großen Welt im Ganzen genau ſo ſei, wie in ſeinem Dorfe, Natur und Leidenſchaften der Menſchen überall gleich, und daß man in dem kleinen Thal daſſelbe erleben könne, wie im Getümmel der Gewaltigen.

„Hier iſt mein Vater der Herr,“ dachte ſie, „und wir die Herrenkinder, die Leute ſind gewöhnt, uns zu gehorchen, und ſich ebenſo freundlich um uns zu kümmern, wie wir um jene dort im Lande. Ihre Kinder könnten auch erleben, wenn ein arggeſinnter Wirth auf dem Stein wohnte, was Andere erfahren mußten. Aber ſie dürfen ihr Recht ſuchen und ſie finden Schutz zu jeder Stunde.

„Wie wird er, der ſtolze Mann, ertragen, daß ſein Weib nicht Recht findet und nicht den Schutz einer ſtärkeren Macht gegen die Kränkung, die man ihr angethan und ihm? — Wir ſollen wohlthun unſern Beleidigern. Wenn der böſe Herr aus dem Lande jetzt zu mir käme, krank und hilflos, darf ich ihn aufnehmen in meinem Hauſe, und darf ich mich an ſein Lager ſetzen, obgleich ſolcher Liebesbeweis mir auf's Neue verderblich wird? Ich habe einen weißen Mantel getragen; den Schmutzfleck, den er darauf geworfen, ſehe ich jede Stunde, und keine Thräne wäſcht ihn weg. Er hat mir meinen reinen Mantel genommen, ſoll ich ihm, wenn er heiſcht, auch noch meinen Rock geben? Hohes, ehrwürdiges Gebot, das der tote Freund mich lehrte, ich ſtehe erſchrocken vor dir. Denn es iſt ein Streit der Pflichten, und der Gedanke an meinen Felix ſagt mir Nein.

„Ich bin fertig auch mit dem Erbprinzen, wie ſchuldlos er iſt. Ich weiß, er hat ſich einſt den Zuſpruch der einfachen Frau mit warmem Herzen begehrt, und meine Eitelkeit hat mir oft geſagt, daß ich ihm werth bin als eine gute Freundin in ſeinem vornehmen, einſamen Leben. Furchtbar habe ich gebüßt für dieſen eitlen Stolz. Auch er iſt mir von jetzt ab ein Fremder. Was kann er noch von mir wollen? Ich ahne, daß er gerade ſo denkt wie ich, er will nichts, als Abſchied nehmen auf immer. Wohl, ich bin dazu gerüſtet."

Den Fußpfad vom Dorfe kam der Erbprinz herauf, Ilſe blieb an der Kirchhofmauer ſtehen und neigte ſich ruhig ſeinem Gruß. „Nach der Reſidenz habe ich den Wunſch geſandt, mit meinem Vetter eine größere Reiſe zu machen," begann der Prinz, „ich hoffe, meine Bitte wird gewährt. Darum wollte ich auch Ihnen ein Lebewohl ſagen.“

„Ich habe Ew. Hoheit ſo beurtheilt, wie jetzt Ihre Rede Sie mir zeigt,“ antwortete Ilſe.

„Mir wurde in der Stadt wenig Gelegenheit Sie zu ſprechen,“ fuhr der Erbprinz ſchüchtern fort, „mir würde wehe thun, wenn Sie mich des Undanks oder kalter Geſinnung für fähig hielten.“

„Ich kenne jetzt den Beweggrund, der Ew. Hoheit fern gehalten hat,“ verſetzte Ilſe vor ſich hinſehend, „und ich bin dankbar für die gute Meinung.“

„Heut will ich Ihnen zugleich für Ihren Gemahl ſagen,“ fuhr der Prinz fort, „daß ich darüber arbeite für meine Zukunft nützlich zu machen, was ich in Ihrer Nähe gelernt. Ich weiß, daß dies der einzige Dank iſt, den ich Ihnen noch abſtatten darf. Wenn Sie einſt hören, daß man mit mir zufrieden iſt, dann denken Sie, gnädige Frau, in der Stille daran, daß ich vor Allem Ihrem Hauſe die Stärkung meines Rechtsgefühls verdanke, ein unbefangenes Urtheil über den Werth der Menſchen und ein höheres Maß für die Pflichten eines Mannes, der das Wohl Vieler beſorgen ſoll. Ich mühe mich, der Theilnahme, die Sie mir ſchenkten, nicht ganz unwerth zu ſein. Erfahren Sie von Andern, daß mir dies gelang, dann denken Sie an mich ohne Abneigung.“

Ilſe ſah ihm in das aufgeregte Geſicht, es waren die ſanften ehrlichen Züge, die ſie ſo oft mit ängſtlichem Antheil geſchaut; ſie ſah, wie tief er fühlte, daß etwas Fremdes zwiſchen ihn und ſie getreten war, und ſie ſah, wie beſcheiden er ſie zu ſchonen wußte. Dennoch ermaß ſie nicht die ganze Gewalt des Schmerzes, welchen der junge Mann darum in ſich trug, weil ihm der Vater die Poeſie ſeiner Jugend geſtört hatte. Sie ahnte nicht, daß die Strafe, welche dem Vater Geſetz und Urtheil der Menſchen nicht auflegen konnten, an der ſchuldloſen Seele des Sohnes vollzogen wurde. Was ihr der Vater zu Leide gethan, das verdarb ſeinem Kinde das glücklichſte Gefühl des jungen Lebens, die zarte Freundſchaft zu der Frau, an der er mit ſchwärmeriſcher Neigung hing. Aber die warmherzige Ilſe erkannte den wackeren Sinn des Mannes, der ihr gegenüberſtand, ihre vorſichtige Zurückhaltung ſchwand, und mit der alten Offenheit ſagte ſie zu ihm: „Man ſoll nicht ungerecht ſein gegen Unſchuldige, und in ſeinem Herzen nicht untreu werden gegen Solche, deren Vertrauen man gehabt hat, wie ich das Ihre. Was ich Ew. Hoheit jetzt wünſche, das iſt ein Freund; ich habe wohl geſehen, daß er Ihrem Leben fehlt, und ich habe gemerkt, wie ſchwer man ſich vor niedriger Schätzung der Menſchen bewahrt, wenn man immer nur von Dienern umgeben iſt.“

An den freundlichen Worten Ilſe's brach die mühſam behauptete Faſſung des Prinzen. „Ein Freund für mich?“ frug er bitter. „Mich hat das Unglück früh in die Lehre genommen, mir iſt's vergällt, Freundſchaft zu ſuchen und mich daran zu freuen. Ueber die Liebe, die ich gefühlt, iſt ein Gift gegoſſen. Verzeihen Sie,“ unterbrach er ſich, „ich bin ſo gewöhnt Ihnen zu klagen und bei Ihnen Troſt zu ſuchen, daß ich mich ſelbſt jetzt nicht enthalte von mir zu ſprechen, obgleich ich weiß, daß ich das Recht dazu verloren.“

„Arme Hoheit!“ rief Ilſe, „wie wollen Sie für das Wohl Anderer ſorgen, wenn Ihr eigenes Leben leer iſt an Licht? Wenn ich für Ew. Hoheit Zukunft ein Glück erſehne, ſo meine ich als Frau die Freundſchaft im Hauſe, eine Seele, die Sie verſteht, eine Gattin, welche auch eine Freundin Ihrer Gedanken iſt.“

Der Prinz wandte ſich zur Seite, ihr das Weh zu verbergen, das er bei dieſer Rede empfand. Ilſe ſah ihn traurig an, ſie war noch einmal die gute Beratherin von ſonſt geworden.

Um die Mauer des Kirchhofs ſchlich ein Bettelweib heran. „Darf ich heut bitten?“ begann eine heiſere Stimme in Ilſe's

Rücken, „iſt's nicht der Vater, ſo iſt's doch der Sohn.“ Ilſe wandte ſich um, wieder ſah ſie in die hohlen Augen der Landfahrerin und rief entſetzt: „Hinweg von hier!“

„Die Frau kann mich nicht mehr fortſcheuchen,“ ſagte die Fremde niederkauernd, „denn ich bin müde und meine Kraft iſt am Ende.“ Man ſah, daß ſie Wahrheit ſprach.

„Die Reiter haben mich gejagt von einem Grenzpfahl zum andern. Wenn die Uebrigen kein Mitleid haben, die Frau vom Steine ſollte nicht ſo hartherzig ſein, denn zwiſchen der Bettlerin und ihr iſt alte Kameradſchaft. Auch ich habe einmal mit den Vornehmen verkehrt, ich habe ſie verlaſſen und doch hingen meine Träume immer über den goldenen Häuſern. Wer den Zauberſaft getrunken hat, wird die Erinnerung nicht los. Sie hat mich wieder in dieſes Land getrieben und wieder, ich habe meine Leute hergeführt, ſie liegen eingefangen wegen der alten Gedanken, die mich verfolgten.“

„Wer iſt das Weib?“ frug der Prinz.

Die Bettlerin hob die Hände in die Höhe. „Auf dieſem Arme habe ich den Erbprinzen gehalten, da er ein Kind war und nichts von ſich wußte, ich habe mit ihm geſeſſen auf dem Sammet, in der Stube ſeiner Mutter, jetzt liege ich am Kirchhof der Landſtraße, und die Hand bleibt leer, die ich nach ihm ausſtrecke.“

„Es iſt das Zigeunermädchen,“ ſagte leiſe der Prinz und kehrte ſich ab.

Die Bettlerin ſah ihn höhniſch an und ſprach zu Ilſe: „Sie ſpielen mit uns, ſie verderben uns, aber ſie haſſen die Erinnerung an alte Zeit und an ihr Verſchulden. Laſſen Sie ſich warnen, junge Frau, ich kenne die Geheimniſſe dieſes hohen Geſchlechts, und ich kann Ihnen erzählen, was ſie an Ihnen verſucht haben, und was ſie einer Andern gethan, die vor Ihnen in dem Hauſe auf jener Höhe aufgeblüht war, und die ſie auch hineingeſetzt hatten in den vergoldeten Kerker, an dem die ſchwarzen Engel ſchweben.“

Ilſe ſtand über die Bettlerin geneigt, der Prinz trat zu ihr. „Hören Sie nicht auf das Weib,“ rief er.

„Sprecht weiter,“ ſagte Ilſe tonlos, „ich höre.“

„Sie war jung und hochgewachſen wie du, ſie war eingefangen wie du, und als die Mutter dieſes Mannes mich aus ihrer Nähe entfernt hatte, weil ich dem Fürſten gefiel, da wurde ich zur Dienerin beſtellt für die Fremde. An einem Morgen mußte ich mich frei bitten bei der eingeſetzten Frau von meinem Dienſt, weil ſie allein ſein ſollte.“

„Ich flehe, hören Sie nicht auf ihre Rede,“ bat der Prinz und trat abwehrend hinzu.

„Ich höre,“ ſprach Ilſe wieder über die Alte geneigt, „ſprecht leiſe.“

„Als ich am nächſten Morgen zurückkam, fand ich ſtatt des blondhaarigen Weibes eine Verrückte im Hauſe und ich floh mit Schrecken aus dem Schloß. Willſt du wiſſen, durch welche Thür der Wahnſinn bei der Frau einſchlich?“ Sie fuhr fort in leiſem Gemurmel. Ilſe neigte das Ohr an ihren Mund, aber ſie ſprang plötzlich zurück, ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſchlug die Finger vor ihr Antlitz. Der Prinz lehnte ſich an die Mauer und rang die Hände.

Von dem Fahrwege klang ein lauter Ruf, ein Mann ſtieg eilend herauf, er hielt einen Brief und winkte ſchon von weitem. „Gabriel!“ ſchrie Ilſe und eilte ihm entgegen, ſie entriß ihm den Brief, las und ſtützte ſich zuſammenbrechend an die Steine des Friedhofs. Der Prinz ſprang herzu, ſie aber hielt den Brief wie zur Abwehr gegen ihn und rief: „Der Fürſt kommt hierher.“

Der Prinz ſah erſchrocken auf Gabriel. „Es iſt keine Meile von hier,“ meldete der erſchöpfte Diener, „da überholte ich die fürſtlichen Wagen, erſt kamen ſie mir zuvor, dann wieder ich. Die Pferde arbeiten noch auf der unfertigen Straße, die Brücke aber zwiſchen hier und Roſſau iſt kaum noch für Reiter und Fuhrwerk zu überſchreiten, ich mußte das Pferd mit dem Poſtillon zurücklaſſen, ich glaube nicht, daß ſie noch herüber kommen, wenn nicht zu Fuß.“ Der Prinz eilte, ohne ein Wort zu ſagen, auf dem Wege nach Roſſau hinab. Ilſe flog, den Brief in der Hand, den Stein hinauf zu dem Vater, der ihr mit dem Herrn von Weidegg entgegen kam. „Gehen Sie, Ihren Fürſten zu begrüßen,“ rief ſie wild dem Kammerherrn zu, „mein Felix kommt,“ rief ſie dem Vater zu und warf ſich ihm an die Bruſt.

Vor der Rothbrücke, welche nach der Flur von Roſſau führte, ſammelten ſich die Leute. Auch Gabriel eilte an das Waſſer zurück, er hatte dort Herrn Hummel getroffen, welcher am Uferrand auf und ab ging und unruhig über den Strom ſah. „Die Welt iſt erbärmlich klein,“ rief Herr Hummel ſeinem Vertrauten zu, „man trifft ſich immer wieder. Wer ſo gejagt iſt wie Sie, ſollte ſich pflegen, Sie ſind erſchöpft und ſehen mir ſehr verändert aus. Setzen Sie ſich auf dieſen Klotz und behandeln Sie ſich mit Hochachtung.“ Er drückte Gabriel nieder, knöpfte ihm den Rock zu und klopfte ihm mit der großen Hand auf die Backe. „Ihnen thut eine Stärkung noth, aber das Beſte, was wir hier haben, iſt ein erſoffener Kaulbarſch, und ich möchte Sie nicht als einen ſcheußlichen Neuſeeländer behandeln, der in der Meßbude um einen Groſchen Eintrittsgeld rohe Weißfiſche verzehrt. Nehmen Sie hier die letzte Hilfe eines alten Pariſer Reiſenden.“ Er zwang ihm eine Tafel Chocolade auf.

Wenige Schritte davon an der Brücke ſtand der Prinz, er ſah mit verſchränkten Armen in das Waſſer, welches auf der Seite von Roſſau den Uferrand erreicht hatte und ſich ſchnell über den Weidegrund und die niedrigen Felder der Stadt ausbreitete, es rauſchte vom Damme und ſpülte die Erde zur Tiefe. Schnell wurde der Riß größer, weiter dehnte ſich die Waſſerfläche. Auch auf der nächſten Strecke des neuen Weges, welche noch nicht gepflaſtert war, ſchimmerten Waſſerlachen zwiſchen den Sandhäufchen und den Karren der Erdarbeiter, der Weg ragte als ein dunkler Streif aus der lehmigen Fluth. Noch kamen einzelne Leute von Roſſau herüber, ſie kneteten im Brei der Straße und hielten ſich furchtſam an die glatten Stangen, welche das Brückengeländer erſetzten. Denn das Waſſer ſtieß heftig an die Böcke, es floß dicht unter den Bohlen entlang, und der Ruf der Zuſchauer auf der Bielſteiner Seite mahnte zur Eile. Von der Höhe eilte der Kammerherr herzu und ſah ängſtlich in das Angeſicht ſeines ſchweigenden Herrn. Ihm folgte der Landwirth. „Dürfte ich thun, wie ich wollte, ich bräche dieſe wankenden Breter mit meinen eigenen Händen ab,“ ſagte er zornig zu Herrn Hummel.

„Die Wagen kommen,“ ſchrieen die Leute. Aus dem Thor von Roſſau fuhren in geſtrecktem Trabe vier Pferde den Wagen des Fürſten heran. Neben dem Fürſten ſaß der Oberſthofmeiſter. Finſter hinbrütend hatte der Fürſt die lange Fahrt gemacht, einzelne wilde Worte, ein Blick voll von heißem Haß, das war ſein Reiſeverkehr mit dem Begleiter geweſen.

Der Hofmann hatte vergebens den Fürſten zu ruhigem Geſpräch veranlaßt, ſogar die Rückſicht auf die beiden Diener, welche im offenen Wagen hinter den Reiſenden ſaßen, hatte die Stimmung des Fürſten nicht gebändigt. Erſchöpft von der ſtillen Anſtrengung dieſer Fahrt ſaß der alte Herr, ein Wächter neben dem Kranken, aber ſein ſcharfer Blick beobachtete jede Bewegung des Nachbars. Als ſie aus der Stadt ins Freie fuhren, begann der Fürſt lauernd: „Sie kannten den Reiter, der ſo haſtig uns überholte.“

„Er war mir fremd,“ ſagte der Oberſthofmeiſter.

„Er trug die Botſchaft unſerer Ankunft in die Berge, man hat ſich gerüſtet uns zu empfangen.“

„Dann hat er Ew. Hoheit einen Dienſt geleiſtet, denn ſchwerlich hatte man im Jagdhaus eine Ahnung von Ew. Hoheit gewichtigen Entſchlüſſen.“

„Noch ſind wir nicht am Ende unſeres Dramas, Oberſthofmeiſter,“ ſagte der Fürſt lächelnd, „und die Kunſt das

Kommende vorauszuſehen iſt verloren. Auch Excellenz verſtehen dieſe Kunſt nicht.“

„Ich habe mich immer begnügt vorſichtig zu deuten, was meine Gegenwart umgibt, ich habe dadurch zuweilen verhütet, daß die Zukunft mich unangenehm überraſchte. Wenn ich durch einen Zufall verhindert würde, in dem Drama, von welchem Ew. Hoheit ſprachen, meine Rolle bis zur letzten Scene durchzuführen, ſo iſt dafür geſorgt, daß Andere meine Partie übernehmen.“

Der Fürſt warf ſich auf ſeinem Sitz zurück. Der Wagen fuhr in dem durchweichten Schutt. Die Pferde ſtampften und bäumten, der Kutſcher ſah unſicher zurück. „Vorwärts,“ rief der Fürſt mit ſcharfer Stimme.

„Der Erbprinz erwartet Ew. Hoheit zu Fuß an der Brücke,“ ſagte der Oberſthofmeiſter. Im Schritt ging es vorwärts, der Kutſcher bändigte mit Mühe die Pferde, welche vor der glitzernden Waſſerfläche und dem Geräuſch der Fluth ſcheuten.

„Vorwärts,“ befahl der Fürſt von Neuem.

„Erlauben Ew. Hoheit dem Kutſcher zu halten. Der Wagen kann ohne Gefahr nicht weiter.“

„Fürchten Sie die Gefahr, alter Mann?“ rief der Fürſt, und der Haß verzog ihm das Geſicht. „Hier ſitzen wir beide im Waſſer. Gleiches Schickſal, Herr Hofmeiſter, ein ſchlechter Diener, der ſeinen Herrn verläßt.“

„Ich wünſche auch Ew. Hoheit zurückzuhalten,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter.

„Vorwärts,“ rief der Fürſt wieder.

Der Kutſcher hielt. „Es iſt unmöglich, gnädigſter Herr,“ ſagte er, „wir kommen nicht mehr über die Brücke.“

Der Fürſt ſprang im Wagen auf und hob den Stock gegen den Kutſcher. Erſchreckt peitſchte der Mann auf die Pferde, ſie bäumten und ſprangen zur Seite.

„Halt!“ rief der Oberſthofmeiſter. Die ängſtlichen Lakaien ſprangen bereitwillig herab und hielten die Pferde. Der Oberſthofmeiſter öffnete den Schlag und kletterte aus dem Wagen. „Ich flehe Ew. Hoheit an auszuſteigen.“

Der Fürſt ſprang heraus, warf noch einen Blick finſteren Haſſes auf ihn und eilte zu Fuß vorwärts. Er betrat die Brücke, um ihn rauſchte die Fluth.

„Bleibe zurück, Vater,“ flehte der Erbprinz. Der Fürſt lächelte und ging weiter auf den wankenden Bretern. Er hatte die Mitte der Brücke und die tiefe Strömung überſchritten, noch wenige Schritte und ſein Fuß betrat das Ufer von Bielſtein. Da hob ſich neben der Brücke eine zuſammengedrückte Geſtalt vom Boden und ſchrie ihm wild entgegen: „Willkommen in dieſem Lande, durchlauchtiger Herr, Gnade für die arme Bettlerin. Ich bringe Eurer Hoheit den Gruß der blonden Frauen vom Steine.“

„Hinweg mit der Verrückten!“ rief der Kammerherr.

Der Fürſt ſah ſtier auf die wilde Geſtalt, er wankte und hielt ſich an die Stange des Geländers, der Erbprinz flog ihm entgegen, der Fürſt trat mit Widerwillen zurück, ſein Fuß verlor den Halt, er glitt an der Seite des ſchlüpfrigen Bretes hinab in die Fluth. Ein lauter Schrei der Umſtehenden, der Sohn ſprang ihm nach, im nächſten Augenblick war ein halbes Dutzend Menſchen im Waſſer, unter den erſten Gabriel, bedächtiger folgte Herr Hummel. Die rieſige Geſtalt des Landwirths ragte aus der Strömung, er hielt den Fürſten, Gabriel und Hummel faßten den jungen Herrn. „Dem Fürſten iſt nichts geſchehen,“ rief der Landwirth dem Prinzen zu und ſetzte den Betäubten am Uferrand nieder. Der Erbprinz warf ſich neben dem Vater auf den Boden. Der Fürſt ſaß auf dem Kies der Straße, die fremde Bettlerin hielt ihm das Haupt, er ſah mit verglaſten Augen vor ſich hin, und erkannte nicht den knieenden Sohn, und nicht das gefurchte Antlitz der Fremden, welche ſich über ihn beugte. „Er lebt,“ verſetzte der Landwirth leiſe, „aber die Glieder verſagen ihm den Dienſt.“ Auf der andern Seite des Waſſers ſtand der Oberſthofmeiſter, er rief dem Kammerherrn franzöſiſche Worte zu, dann eilte er mit dem Wagen zurück, befahl zu wenden und nach Roſſau zu fahren, um von da den nächſten ſichern Uebergang zu erreichen. Mit Mühe wurden die Wagen zurückgeſchafft.

Unterdeß war am Ufer von Bielſtein ein Bret der halbzerſtörten Brücke abgeriſſen und der Fürſt daraufgeſetzt, ſo gehalten und getragen wurde er dem Gute zugeführt. Die Kinder des Landwirths liefen voraus und öffneten die Thür des alten Hauſes. Im Hausflur ſtand Ilſe, farblos wie ein Bild von Stein. Der Fürſt war aus dem Waſſer gerettet, hatten die Brüder ihr zugerufen, er nahte dem Dach des Hauſes, dem er ſeit zwei Geſchlechtern Fluch und Entſetzen war. Sie ſtand im Hausflur, nicht mehr die Ilſe von einſt, ſondern ein wildes Sachſenweib, das dem Feind ihres Stammes den Götterfluch in das Geſicht ſchleudert, ihre Augen glühten und die Finger ihrer Hände ſchloſſen ſich krampfhaft zuſammen. Die Männer trugen den erſchöpften Mann an die Stufen der Treppe. Da trat Ilſe auf die Schwelle und rief: „Nicht hier herein.“ So gellend war ihr Schrei, daß die Träger anhielten. „Nicht in unſer Haus,“ rief ſie zum zweiten Mal und hob die Hand drohend zur Abwehr.

Der Fürſt hörte die Stimme, er lächelte und nickte gnädig mit dem Haupt.

„Es iſt Chriſtenpflicht, Ilſe,“ rief der Landwirth.

„Ich bin das Weib des Gelehrten,“ rief Ilſe finſter gegen ihn. „Unſer Dach bricht über ihm zuſammen.“

„Entfernen Sie Ihre Tochter,“ ſagte der Erbprinz leiſe, „ich fordere Einlaß für den Fürſten dieſes Landes.“

Der Landwirth trat auf die Stufen und faßte Ilſe's Arm. Sie riß ſich los. „Du jagſt deine Tochter aus dem Hauſe, Vater,“ rief ſie außer ſich. „Biſt du ein Diener dieſes Herrn, ich bin es nicht. Hier iſt nicht Raum zugleich für ihn und meinen Gatten, er kommt, uns zu verderben, ſeine Nähe bringt Fluch.“ Sie riß die Thür des Gartens auf und flog unter den Bäumen dahin, ſie brach durch die Hecke und eilte hinab nach der Tiefe. Dort ſprang ſie auf den Steg, von dem ſie vor Kurzem die Leute des Dorfes geſcheucht hatte, wild brauſte unter ihr die Fluth, das Holzwerk bog ſich und ſtöhnte. Ein Riß, ein Krach, mit ſtarkem Schwunge hob ſie ſich auf der andern Seite zum Felſen, hinter ihr wirbelten die Trümmer der Brücke thalab. Sie ſtand auf dem Felsvorſprung vor der Grotte und hob mit wildem Blick die Hände zum Himmel. Hinter ihr kam der älteſte Bruder vom Garten gelaufen und ſchrie laut auf, als er die Bruchſtücke der Brücke dahintreiben ſah.

„Ich bin geſchieden von euch,“ rief Ilſe, „ſage dem Vater, er ſoll nicht ſorgen um mich, die Luft iſt rein, ich ſtehe im Schutz des Herrn, dem ich diene, und mir iſt leicht im Herzen.“

4.

In der Höhle.

Das dunkle Waſſer gurgelte und ſtrömte zum Thale, der Wiederſchein des Abendroths glänzte von den Erkerfenſtern des alten Hauſes, unter dem Stein der Höhle ſtand allein das Weib des Gelehrten. Wo einſt die Frauen der alten Sachſen auf das Rauſchen der Waldbäume gelauſcht, wo das Weib des gejagten Räubers die Steine geſchleudert auf die Verfolger, ſtand wieder eine flüchtige Tochter des Felſens und ſah hinab auf das wilde Treiben der Gewäſſer und hinauf zu dem Hauſe, wo der Feind ihres Gatten im Lehnſtuhl des Vaters lag. Noch hob ſich ihre Bruſt in tiefen Athemzügen, aber ſie blickte freundlich auf den braunen Fels, der ſich über ihr zum ſchützenden Obdach wölbte. Unter ihr wälzte ſich wilde Fluth und Zerſtörung, um ſie herum ſpielte ſorglos das kleine Leben der

Natur. Die Libellen jagten einander über dem Waſſer, die Bienen ſummten um die Kräuter der Berglehne, die Waldvögel ſangen ihr Abendlied. Sie ſetzte ſich auf die Steinbank und rang nach friedlichen Gedanken, ſie legte die Hände zuſammen und neigte das Haupt; das Wetter, welches durch ihr Inneres gefahren, ſchwand dahin in der Thräne, welche ihr aus dem Auge floß. „Ich will nicht an mich denken, nur an meine Lieben. Die Kleinen werden nach mir verlangen, wenn ſie zu Bett gehen, heut hören ſie nicht die Stadtgeſchichten, die ich ihnen zum Einſchlafen erzählen muß. Sie waren alle naß von ihrer Fiſcherarbeit, und in der Verwirrung wird Niemand für trockne Strümpfchen ſorgen, ich habe über Anderem vergeſſen was ihnen nöthig war. Der Jüngſte beſteht eigenſinnig darauf ein Profeſſor zu werden. Mein Knabe, du weißt nicht was du willſt. Was mußt du lernen und an dir ändern! denn die Arbeit, die das Leben an uns thut, iſt unermeßlich. Als ich hier neben dem Vater ſaß, glaubte ich einfältig, daß die Menſchen um ſo edler ſind, je höher ihr Amt iſt, die vornehmſten unter Allen die beſten, und daß alles Gewichtige auf Erden groß und mit feinem Geiſte gemacht wird. Auch da die beiden Gelehrten kamen und ich an dieſer Stelle mit Felix zuerſt über Bücher ſprach, da wähnte ich noch, was gedruckt zu leſen iſt, das müſſe ungefälſchte Wahrheit ſein, und Jeder, der ſchreibt, ein grundgelehrter Mann. So kindiſch denken noch Viele. Aber ich bin ein Trotzkopf geworden, der ſich heftig auflehnt gegen Andere, ſogar gegen die Worte meines Mannes, der bei mir am höchſten ſteht.“ Sie ſah mit trübem Lächeln vor ſich hin, aber gleich darauf neigte ſie das Haupt und wieder rannen die Thränen in den Schoß.

Vom Garten herüber erſcholl der Zuruf des Bruders. „Holla, Ilſe, biſt du da? Noch ſind die Fremden im Hauſe, ſie binden einen Trageſſel für den Kranken zuſammen, er ſoll nach der Oberförſterei geſchafft werden. Der Vater hat zu thun, Boten auszuſenden. Auch die Brücke nach Roſſau iſt mit dem Waſſer herangegangen, wir können nicht nach der Stadt, und Niemand aus der Stadt zu uns. Wir ängſtigen uns, wie du zu uns herüber kommen ſollſt.“

„Sorge nicht um mich, Hans; ſage den Mädchen, ſie ſollen unſern lieben Gaſt nicht vergeſſen über den Fremden, und grüße mir die Kinder, ich will nicht, daß ſie zum Gutenachtgruß an den Waſſerrand kommen, denn das Ufer iſt glatt.“

Ilſe ſetzte ſich an den Eingang der Höhle und blickte in dem Raume umher, erſt am Morgen hatte ſie hier geſeſſen; als das hohe Waſſer heranfloß, war ſie über den Steg geeilt, die Geſchwiſter zu warnen. Noch lag ihre Arbeit auf der Bank und ein Buch, das ihr einſt, da ſie noch Mädchen war, der Pfarrer geſchenkt. Es war das Leben der heiligen Eliſabeth, von einem eifrigen Geiſtlichen ihrer Kirche geſchrieben. „Als ich zuerſt von dir erfuhr,“ dachte ſie, „Frau Ilſe von der Wartburg, du vornehme Namensſchweſter, war mir dein Leben rührend, und Alles was du gethan und was die Sage von dir erzählt, ſchien mir ein Beiſpiel für mich ſelbſt. Du warſt ein Weib, fromm, verſtandvoll und liebenswerth und einem wackern Herrn vermählt. Da machte ihn die Sehnſucht, in ſeinem Ritterſtand beſondere Ehre und Kriegsruhm zu erwerben, blind gegen die nächſte Pflicht ſeines Lebens, er verließ dich und die Bauern ſeiner Heimat und zog in die Fremde und das Land Italien. Wohl zwei Jahre ritt er umher, er kehrte müde und nüchtern zurück. Aber er fand ſein liebes Weib nicht wie er ſie verlaſſen. Du hatteſt dich in der Einſamkeit nach dem Manne gebangt, und in deiner Schwermuth gegrübelt über die großen Geheimniſſe des Lebens. Dein eigenes Daſein war voll Sehnſucht geweſen, darüber warſt du zu einer frommen Büßerin geworden. Du trugſt das härene Hemd und ſchwangſt die Geißel über deinem Rücken, du beugteſt Stirn und Gedanken vor einem unduldſamen Prieſter. Und du thateſt, was nicht recht war und nicht ſchicklich, du legteſt den Ausſätzigen, um deinem Gott zu gefallen, in das Bett deines lieben Mannes. In deiner überſpannten Frömmigkeit haſt du dein warmes Herz und die ſchamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdeſt von den Geiſtlichen heilig geſprochen, aber du arme Frau hatteſt in deinem Ringen um das, was ſie die Gnade Gottes nannten, menſchliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert. Es iſt nicht gut, Ilſe, wenn Mann und Frau ſich ohne zwingende Noth von einander ſcheiden.

„Wer gegen den Geliebten hart wird, der begeht dies Unrecht doch nur, weil er ſelbſt ihm Leides gethan oder weil er ſich von ihm gekränkt meint. Woher kam es doch, daß du erkrankte Fremdlinge auf dem Lager pflegteſt, das dein Gatte verlaſſen? Ich fürchte, heilige Eliſabeth, es war der Trotz gekränkter Liebe, und es war die geheime Rache über die lange vergebliche Sehnſucht nach deinem Gatten. Dein Beiſpiel iſt für uns keine Lehre, es iſt eine Warnung. Meine alte Freundin Penelope, das arme heidniſche Fabelweib, war menſchlicher und ſie war eine beſſere Frau als du. Sie weinte jede Nacht um den Geliebten, und als er endlich zu ihr zurückkam, da ſchlang ſie ihre Arme um ihn, weil er die geheimen Zeichen des Lagers noch kannte.“

Wieder klang es von der andern Seite des Waſſers. „Hörſt du mich, Ilſe?“ rief der Landwirth am Uferrand.

„Ich höre, Vater,“ antwortete Ilſe ſich erhebend.

„Die Fremden ziehen zum Hofe hinaus,“ ſagte der Vater, „der Kranke iſt ſo ſchwach, daß er Andern ſchwerlich zu ſchaden vermag; du aber biſt in Wahrheit von uns geſchieden. Es dunkelt und es iſt keine Ausſicht zur Nacht den Steg über das Waſſer zu zimmern. Geh auf deiner Seite thalab über die Hügel nach Roſſau, dort bleibe bis morgen bei unſren Bekannten. Es iſt ein weiter Umweg, aber du kannſt vor Nacht dort ſein.“

„Ich bleibe hier, mein Vater,“ rief Ilſe hinüber, „der Abend iſt mild, es ſind nur wenige Stunden bis zum nächſten Morgen.“

„Mir iſt's hart, Ilſe, daß mein wildes Kind unter dem Felſen ruhen ſoll im Angeſicht ihres Hauſes."

„Sorge nicht um mich. Der Mond geht über mir und die Sterne; du weißt, ich fürchte mich nicht vor den Zwergen der Höhle und auf meinen Bergen auch nicht vor Gewalt der Menſchen."

Die Dämmerung des Abends ſank über das tiefe Thal, aus dem Waſſer hob ſich der Nebel, er ſchwebte langſam von Baum zu Baum nach der Höhe, er wogte und ballte ſich und zog zwiſchen Ilſe und dem Vaterhaus ſeine dämmrigen langen Schleier. Die Stämme der Bäume, das Schieferdach des Hauſes verſchwanden, die Höhle ſchwebte in Wolken und Luft, gelöſt von der übrigen Erde, unter undeutlichen Schatten, ſie hingen ſich an das Thor des Felſens und flatterten an Ilſe's Füßen dahin, ſie fuhren zuſammen und zerfloſſen.

Ilſe ſaß am Stein des Einganges, die Hände über das Knie gefaltet, in ihrem hellen Gewande ſelbſt einem Fabelweibe aus alter Zeit, einer Herrin der ſchwebenden Schatten vergleichbar. Sie blickte auf ihrer Uferſeite entlang nach dem Bergweg, der von Roſſau herführte.

Da ſchallte dumpf durch den Nebel der ferne Schritt des Wanderers, dem eine hilfreiche Göttin ſeinen Pfad in dunklen Wolken verbarg. Ilſe faßte an den feuchten Stein. Neben ihr am Boden bewegte ſich's, undeutlich huſchte etwas vorüber, vielleicht eine Nachtſchwalbe oder Eule. „Er iſt es," ſagte Ilſe leiſe, ſie ſtand langſam auf, aber die kräftige Frau bebte und hielt ſich an die Felſen.

Aus dem weißen Dunſt trat die Geſtalt eines Mannes, auch er hemmte erſtaunt ſeinen Schritt, als er das Weib an der Felswand ſtehen ſah. „Ilſe," rief eine helle Stimme.

„Ich erwarte dich hier," rief ſie leiſe. „Halte dort ſtill, Felix. Du findeſt dein Weib nicht, wie du ſie verlaſſen. Ein Andrer hat ſich begehrt, was dir gehört, ein giftiger Hauch hat mich getroffen, man hat gewagt, mir Worte zu ſagen, welche ein ehrliches Weib nicht hören darf, und man hat mich betrachtet, wie eine gekaufte Sklavin.“

„Du haſt dich dem Feinde entzogen.“

„Ich habe es gethan, darum ſtehe ich hier. Aber ich bin in den Augen der Leute nicht mehr, wie ich einſt war. Du hatteſt ein ſäuberliches Weib; die jetzt vor dir ſteht, iſt im Gerücht wegen Vater und Sohn.“

„Geräuſch der Zungen verklingt wie der Waſſerſchwall vor deinen Füßen. Wenig gilt, was die Anderen meinen, wenn wir gethan haben, was uns ſelbſt befriedigt.“

„Mir thut wohl, daß dir die einzelnen Menſchen ſo wenig ſind gegen deine Gedanken. Aber ich bin nicht ſo ſtolz und frei. Ich berge mein Leid, aber ich fühle es immer. Ich bin erniedrigt vor mir, und ich fürchte, Felix, auch vor dir. Denn ich habe mir mein Unglück ſelbſt bereitet, ich bin zu herzlich geweſen gegen Fremde, und ich habe ihnen ein Recht gegeben über mich.“

„Du biſt erzogen im Glauben an die Autorität. Wer löſt ſich von frommer Gläubigkeit ohne Schmerzen?“

„Ich bin erwacht, Felix. Antworte mir noch einmal,“ fuhr ſie mit ſtockendem Athem fort, „wie kommſt du zu mir zurück?“

„Als ein müder, irrender Mann, der das Herz und die Vergebung ſeines Weibes ſucht.“

„Was hat dir dein Weib zu vergeben, Felix?“ frug ſie wieder.

„Daß mir die Augen geblendet wurden bei meinem Suchen, und daß ich der nächſten Pflicht vergeſſen, um ein Traumbild zu jagen.“

„Iſt das alles, Felix? Haſt du mir dein Herz zurückgebracht, wie es ſonſt gegen mich war?“

„Liebe Ilſe,“ rief der Gatte ſie umſchlingend.

„Ich höre den Ton deiner Liebe,“ rief ſie leidenſchaftlich und warf ihre Arme um ſeinen Hals. Sie zog ihn in die

Grotte, ſtrich ihm mit den Händen die Waſſertropfen aus dem feuchten Haar und küßte ihn auf den Mund. „Ich halte dich, geliebtes Leben, ich klammere mich feſt an dich und keine Gewalt ſoll mich mehr von dir ſcheiden. Hier ſitze, vielduldender Wanderer, ich halte deine Schultern und dein Haupt, laß mich aus deinem Munde hören allen Kummer, den du erlebt.“

Der Gelehrte hielt ſein Weib im Arm. Er fühlte ihr Beben, als er von ſeinen Abenteuern berichtete. „Mich hetzte heißer Zorn und Angſt hinter dem Fürſten her auf dem Wege nach Roſſau,“ ſchloß er ſeinen Bericht, „unerträglich ſchien mir der Aufenthalt beim Wechſel der Pferde. Unten in der Stadt traf ich ein Wagengetümmel, ärger wie am Markttag, vor der Herberge Gewirr der Räder, Geſchrei der Menſchen, Landleute und Lakaien des Hofes, welche nicht über das Waſſer kamen. In der Stadt erfuhr ich von Fremden, daß der Feind unſeres Glückes durch die Hand des Schickſals getroffen ward, die in dem Waſſer nach ſeinem Leben ſchlug. Man rief mir entgegen, daß die Brücke zu dir gebrochen ſei, ich ſprang aus dem Wagen, um den Fußpfad über die Berge zu ſuchen, und den Weg hinter dem Garten. Da fuhr mir der Hund unſeres Hauswirths um die Beine, ein Kutſcher unſerer Stadt trat grüßend zu mir und erzählte, daß er Fritz und Laura nach der Stadt gebracht, ſie aber waren hinausgegangen, weit unten ſtromab einen Uebergang zu finden. Du magſt denken, daß ich zu warten nicht vermochte.“

„Ich wußte, daß du dieſen Weg ſuchen würdeſt,“ rief Ilſe. „Heut biſt du zu mir gekommen, zu mir allein, nur mir gehörſt du an, heut biſt du mir auf's Neue geſchenkt, und zum zweiten Mal gelobſt du dich mir. Die Menſchenwohnungen um uns ſind verſchwunden, wir beide ſtehen einſam in dem wilden Geklüft der Zwerge, du, mein Felix, dem die ganze Welt gehört, der alle Geheimniſſe des Lebens kennt, Vergangenes weiß und Künftiges ahnt, du haſt jetzt nichts als die Decke dieſer Felskluft und das Grastuch der armen Anna, worein ich dir die müden Glieder hülle. Noch iſt der Stein warm, und ich ſtreue dir das Gras unſeres Berges zum Lager. Nichts haſt du in der Wildniß, mein Held, als Fels und Kraut, und die Ilſe an deiner Seite.“

Jetzt iſt ſtille Nacht, leiſer rauſcht die Strömung, um die Brombeerranken über der Höhle hängt ſich der weiße Nebeldunſt zu dichtem Vorhange. Dämmrige Schemen gleiten das Thal entlang, ſie ſchweben in langem, weißem Gewande am Felsthor vorüber, hinab in das Freie, wo ſie ein friſcher Luftzug zerweht. Hoch oben ſpannt der Mond ſein weißes ſchimmerndes Zelt, aus Lichtſtrahlen und Waſſerdunſt gewebt, über das Thal, und luſtig lacht der alte Gaukler herab auf die Felsgrotte. Wie das täuſchende Mondlicht die Sterblichen neckt durch weſenloſen Schein, ſo necken ſie ſich ſelbſt durch die Bilder ihrer Phantaſie, in Liebe und Haß, in Laune und Zorn; ihr Leben verrinnt, indem ſie ihrer Pflicht gedenken und dabei irren, die Wahrheit ſuchen und dabei träumen. Der Geiſt fliegt hoch und das Herz ſchlägt warm, aber der Kobold Phantaſie wirthſchaftet unabläſſig zwiſchen dem Ernſt des Lebens, der Klügſte täuſcht ſich ſelbſt, und den Beſten betrügt ſein Eiſer.

Schlummre in Frieden, Frau Ilſe. Du ſitzeſt auf der Steinbank und hältſt das Haupt deines Gatten im Schoß, ſelbſt in der Seligkeit dieſer Stunde fühlſt du noch das Leid, das dir und ihm geſchehen, und ein leiſer Seufzer ſchwirrt wie ein Nachtfalter an dem Geſtein der Höhle. Schlummre in Frieden. Denn du haſt in dieſen Wochen erlebt, was dir Gewinn wird für alle Tage deiner Zukunft. Du haſt gelernt, aus der Tiefe deines eigenen Lebens Urtheil zu holen und entſcheidenden Entſchluß. Sieh, Ilſe, der leichtgebauten Erzählung von dem, was du erlitteſt, wollte nicht geziemen, die hohen Fragen über das Ewige, die du erhobſt, den Zweifel und deine Gewiſſenskämpfe einzeln aufzuzählen. Das wäre zu ſchwere Ladung für den flüchtigen Nachen. Aber wie der rudernde Schiffer, welcher das Auge nach unten richtet, doch die Himmelswolken im Wiederſcheine der Fluth erkennt, ſo wird deine innere Befreiung aus dem Wiederſchein deiner Gedanken ſichtbar, aus Antlitz und Geberde und aus deinem Thun.

Schlummert ruhig, ihr Kinder des Lichtes, manche Hoffnung ward euch getäuſcht und mancher holde Glaube iſt durch rauhe Wirklichkeit zerſtört. Geſtalten vergangener Zeit, Geſtalten, die ihr mit Ehrfurcht in eurem Herzen getragen, haben lebendig auch in euer Leben gegriffen. Denn was der Menſch denkt und was der Menſch träumt, das gewinnt eine Gewalt über ihn; was einmal in die Seele gefallen, das wirkt lebendig darin fort, erhebend und treibend, herabziehend und zerſtörend. Auch um euch erhob ſich ein Spiel phantaſtiſcher Träume. That es euch weh in einzelnen Stunden, die Kraft eures Lebens hat es doch nicht geſchädigt, denn die Wurzeln eures Glückes liegen ſo tief, als dem Menſchen, der vergänglichen Blüthe der Erde, im Boden zu haften vergönnt iſt. Schlummert friedlich unter dem Dach des wilden Felſens, Wärme haucht der Stein um euer Lager, und die uralte Wölbung der Decke ſpannt ſich ſchützend über die müden Augen. Um euch ruht und träumt der Wald; am Eingange der Höhle ſitzen die alten Bewohner des Felſens, weiß nicht, ſind es die Erdmännchen, an welche Ilſe nicht glaubt, oder ſind es alte Freunde des Gelehrten, die kleinen gaisfüßigen Pane, welche ihr Waldlied auf der Rohrpfeife blaſen. Sie halten ihre Finger an den Mund und hauchen zuweilen leiſe in ihr Rohr, daß es zu dem Rauſchen des Waſſers tönt, wie der ſanfte Laut eines ſchlafenden Vogels.

5.

Tobias Bachhuber.

Ilſe berührte leiſe das Haupt des Gatten, welches in ihrem Schoße lag. Felix ſchlug die Augen auf, ſchlang den Arm um ſein Weib und ſah einen Augenblick befremdet auf die wilde Umgebung. Wie ein weißer Vorhang ſchwebte der Nebel vor dem Bogen der Höhle, der erſte Schimmer des Morgens färbte in dem dunklen Gewölbe einzelne vorſpringende Zacken mit hellerem Braun, das Rothkehlchen ſang und die Amſel pfiff, das holde Licht des Tages war nahe. „Hörſt du nichts?“ flüſterte Ilſe.

„Die Vögel ſingen und das Waſſer rauſcht.“

„Aber unter uns im Berge arbeitet eine fremde Gewalt. Es wühlt und ſtöhnt.“

„Es iſt ein Waldthier,“ ſagte der Profeſſor, „ein Fuchs oder ein Kaninchen.“

Lauter wurde das Geräuſch um den Sitz der Beiden; Etwas ſtieß an den Stein der Bank, arbeitete und ſeufzte wie ein Mann, der eine ſchwere Laſt trägt.

„Sieh,“ flüſterte Ilſe, „es kommt heraus, es ſchleicht um unſere Füße, dort ſitzt das fremde Ding, es hat glänzende Augen, es hat einen blitzenden Mantel um.“

Der Profeſſor ſtützte ſich auf ſeine Hand und ſchaute nach der dunklen Stelle am Boden, wo eine kleine Geſtalt ſaß mit bärtigem Geſicht, den Leib verhüllt in ſteifem ſchimmerndem Gewande.

Die beiden Gatten ſahen regungslos auf die Erſcheinung.

„Glaubſt du jetzt an die Geiſter des Ortes?“ frug leiſe der Gatte.

„Ich fürchte mich, Felix, ich ſehe deutlich das Gold des Kleides, ich ſehe einen kleinen Bart und ein häßliches Geſicht.“ Sie erhob ſich.

„Biſt du der Zwergkönig Alberich?“ frug der Profeſſor, „und liegt hier der Nibelungenhort?“

„Es iſt der rothe Hund,“ rief Ilſe, „er hat ein Röckchen an.“

Der Profeſſor ſprang auf, der Hund legte ſich ihm winſelnd vor die Füße; der Gelehrte beugte ſich nieder, fühlte einen fremden Stoff um den Leib des Hundes und riß die Hülle ab. Er trat in den Eingang und hielt ſie gegen das Dämmerlicht; es war alter vermoderter Stoff mit Goldfäden durchwirkt. Der Hund fuhr befreit von ſeiner Laſt mit Geknurr aus der Höhle. Der Profeſſor ſah lange auf das zerſchliſſene Gewebe, ließ den Lappen fallen und ſagte ernſthaft: „Ilſe, ich bin am Ziel meines Suchens. Dies ſind die Ueberreſte eines geiſtlichen Meßgewandes. Der Hund hat dies aus einem Loch gezogen, in das er ſpürend gekrochen war, der Schatz der Mönche liegt hier in der Höhle. Ich bin fertig mit meinen Hoffnungen. Vor wenig Tagen hätte mich dieſe Entdeckung ſchwindeln gemacht, jetzt liegt eine ſo finſtere Erinnerung darüber, daß mir die Freude an Allem, was die Tiefe bergen mag, faſt geſchwunden iſt.“

Am andern Ufer wurden Stimmen laut; Hans rief wieder durch den Nebel ein Holla, er grüßte die Schweſter und Felix, welche auf die Platte vor der Höhle traten, mit lautem Jubelruf: „Das Waſſer iſt gefallen.“ Die andern Geſchwiſter ſtürmten nach, traten dicht an das Waſſer, jauchzten und ſchrieen; Franz brachte ein Butterbrod in Zeitungspapier und erklärte ſeine Abſicht, dies Frühſtück hinüberzuwerfen, damit die Leute drüben nicht verhungerten. Die Kinder bekämpften dieſen Entſchluß und eifrig wurde über einen Plan gehandelt, Bindfaden an einem Ball überzuwerfen und das Butterbrot daran zu befeſtigen. Das Tagesleben des Gutes klang wieder in gewohnter Weiſe.

„Iſt Fritz angekommen?“ rief der Profeſſor über den Strom.

„Sie ſind noch in Roſſau," rief Hans, „die Brücke iſt erſt gegen Morgen fertig geworden. Herr Hummel iſt auf und hinab."

Auch der Vater kam, gefolgt von einem Trupp Arbeiter, welche Balken und Breter herzutrugen. Die Männer gingen ins Waſſer und trieben dort eine Unterlage in den weichen Boden, auf der ſie einige ſchlanke Baumſtämme über das Waſſer legten. Der Profeſſor zog an dem zugeworfenen Seile; nach ſtündiger Arbeit war ein ſchmaler Steg errichtet. Der Landwirth war der erſte, der zu ſeinen Kindern herüberkam. Die Männer wechſelten ernſten Gruß. „Haben die Leute am Tage eine Stunde Zeit," ſagte der Profeſſor, „ſo mögen ſie hier noch ein letztes Werk thun; der Verſteck des Mönches war in dieſer Höhle."

Zu derſelben Zeit ſtieg Herr Hummel mit ſchnellen Schritten zur Stadt Roſſau hinab. Noch arbeiteten die Zimmerleute über der Brücke, er warf einen bedenklichen Blick auf die Stelle, wo er im Waſſer die Füße des jungen Prinzen gefaßt hatte, und brummte: „Er ging unter wie eine Kanonenkugel. Tüchtigkeit zur See fehlt dieſem Volke oben und unten, ſie haben in der ganzen Gegend nicht einmal einen Kahn. Vor zwanzig Jahren ſoll einer hier geweſen ſein, wie das Gerücht geht; er iſt zu Kaffeholz zerſchlagen. Der beſte Dank an dieſen Vielſtein für die Unruhe, die wir ihm machen, wird ſein, daß ich ihm einen Kahn unter ſeine Strohbündel ſchicke."

Mit dieſem Vorſatz trat er in die Thür des Lindwurms. Dort traf er auf den verſchlafenen Wirth. „Wo iſt das junge Paar, das geſtern Abend hier ankam?"

„Sie werden wohl noch oben ſein," ſagte dieſer gleichgültig, „die Rechnung iſt noch nicht bezahlt."

„Sie ſind ein Gaſtwirth für reiſende Faulthiere, aber nicht für Menſchen," rief Herr Hummel, „ich habe längſt gewünſcht, ein ſolches monſtröſes Foſſil lebendig zu erblicken. Natürlich, Ihr Hotel iſt zu groß, als daß Sie ſich um jeden gemeinen Reiſenden kümmern könnten. Ihre Gäſte putzen ſich die Stiefeln und Sie ſchreiben die Rechnung. Haben Sie die Güte mir die Klingel zu Ihrem Portier nachzuweiſen.“ Als er zum Oberſtock hinaufſteigen wollte, hörte er einen Freudenſchrei. „Vater, mein Vater,“ rief Laura die Treppe hinabſtürzend; ſie warf ſich ihm an den Hals und hielt ihn feſt mit ſo warmem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit und Trauer, daß Herr Hummel gnädig wurde. „Geſindel!“ rief er, „habe ich euch erwiſcht? Wartet, ihr ſollt mir die Entführung theuer bezahlen.“

Der Doctor polterte ebenfalls von oben herab und begrüßte freudig Herrn Hummel. „Euer Wagen fährt mit den Sachen nach, wir gehen voran,“ befahl Herr Hummel. „Wie war dein Don Juan?“ frug er die Tochter leiſe.

„Vater, er hat wie ein Engel für mich geſorgt und die ganze Nacht auf einem Stuhl vor meiner Thür geſeſſen. Es war ſchrecklich, mein Vater.“

„Und wie gefällt dir eine ſolche Entführung? Sie iſt poetiſch, ſie gibt große Gefühle, man vermeidet dadurch den Baumkuchen und die ungeſalzenen Scherze des Mimen.“

Laura aber drückte ſich an den Vater und ſah ihn flehend an, bis Herr Hummel ſagte: „Es war alſo eine Kur. Dann will ich gern die Rechnung des Lindwurms bezahlen.“

Sie ſchritten miteinander zum Thor hinaus, Hummel zwiſchen den beiden Entführten. „Wie war ſie unterwegs?“ frug er den Doctor vertraulich.

„Sehr liebenswürdig,“ rief dieſer, den Arm des Vaters drückend, „aber ängſtlich, ich wurde viermal auf den Kutſchbock geſchickt, weil ihr die Reue ankam.“

„Warum ſind Sie als Mann hinaufgeklettert?“ frug Hummel entrüſtet.

„Mir war lieb, daß ſie das Ungewöhnliche der Reiſe ſo tief empfand.“

„Mir iſt lieb, daß mein Pudel ins Waſſer geht, ſagte der Floh und ertrank,“ ſpottete Herr Hummel. „Weshalb ſahen Sie die Angſt meines Wurms nicht ruhig an? Es hätte Ihnen manchen Tanz mit ihr erſpart, wenn Sie gleich am erſten Tage feſt geweſen wären.“

„Sie war noch nicht meine Frau, Herr Hummel,“ ſagte der Doctor.

„Alſo geduldige Bosheit,“ verſetzte der Vater, „Sie mögen Ihr Schickſal abwarten.“

Als ſie in die Nähe des Hofes kamen, die Tochter am Arm des Vaters, den ſie nicht mehr loslaſſen wollte, begann dieſer: „Heut kein Wort über eure greuliche Entführung. Vor den Leuten hier habe ich deinen Unſinn vertuſcht und einen Mantel umgehangen, damit du die Augen aufſchlagen kannſt. Ihr ſeid angemeldet und erwartet als ruhige Reiſende. Wir bleiben heut hier zuſammen, morgen ſpreche ich als Vater ein letztes Wort mit deiner Poeſie.“

Vor dem Thore empfing die Wanderer fröhlicher Gruß der Hausgenoſſen. Der Profeſſor und der Doctor lagen einander in den Armen. „Du kommſt zu guter Stunde, Fritz, das Abenteuer, welches wir vor Jahren hier begannen, heut kommt es zum Ende. Der Schatz des Frater Tobias iſt entdeckt.“

Nach einigen Stunden brach die ganze Geſellſchaft zur Höhle auf, die Werkleute folgten mit Eiſen und Hebebäumen.

Der Landwirth betrachtete den Steinblock im Hintergrunde der Höhle, unten an der Seite ſah er ein Loch, daſſelbe, aus welchem der Hund zur Oberwelt geſtiegen war. „Dieſe Oeffnung iſt neu,“ rief er, „ſie war jedenfalls durch einen Stein verſchloſſen, der hinabgefallen iſt.“

Die große Steinbank wurde mit Anſtrengung weggewälzt, eine Oeffnung, ſo weit, daß ein Mann ohne Schwierigkeit einkriechen konnte, zeigte ſich dem Blick. Die Lichter wurden hineingehalten, ſie erhellten eine abwärts geneigte Fortſetzung der Höhle, die noch mehre Ellen tief in den Berg hineinging.

Es war ein wüſter Raum. Sicher war er in der Mönchszeit trocken geweſen, aber er war es nicht mehr. Baumwurzeln hatten den zerklüfteten Fels auseinander getrieben, oder Schichten des Geſteins hatten ſich in naſſer Zeit geſenkt, es war vom Berge her ein Zugang für Waſſer und Thiere entſtanden, Waldſtreu und Knochen bildeten eine wirre Maſſe. Die Arbeiter fuhren mit ihren Werkzeugen hinein und räumten auf, neugierig ſaßen und ſtanden die Anweſenden umher, der Profeſſor, trotz ſeiner Ruhe, dicht an dem Schatze. Den Doctor aber litt es nicht lange zuzuſehen, er zog ſeinen Rock aus und ſtieg in die Oeffnung. Vermoderte Stücke eines dicken Tuches wurden heraufgebracht, wahrſcheinlich war der Schatz in einem großen Sack zu ſeinem Verſteck gefahren worden. Dann kamen Altardecken und geiſtlicher Ornat.

Ein froher Ruf, der Doctor reichte ein Buch hinauf, das Antlitz des Profeſſors war hoch geröthet, als er darnach griff. Es war ein Miſſale auf Pergament. Er gab es dem Landwirth, der jetzt mit großem Antheil auf den lange geleugneten Schatz blickte. Der Doctor reichte das zweite Buch, Alle drängten ſich herzu, der Profeſſor ſaß auf dem Boden und las, es war eine jämmerlich zugerichtete Handſchrift des heiligen Auguſtinus. „Zwei," ſagte er, ſeine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. Der Doctor reichte das dritte Buch, wieder geiſtliche lateiniſche Hymnen mit Noten. Das vierte ein lateiniſcher Pſalter. Der Profeſſor hielt die Hand hin und die Hand zitterte; „gib her," rief er.

Dumpf klang die Stimme des Doctors aus der Höhlung: „Es iſt nichts mehr darin."

„Sieh genauer nach," ſagte der Profeſſor mit ſtockendem Athem.

„Hier das letzte," rief der Doctor und reichte ein viereckiges Bretchen heraus, „und hier noch eins." Es waren zwei Bücherdeckel aus feſtem Holz, die Außenſeite mit geſchnitztem Elfenbein überzogen. Der Profeſſor erkannte beim erſten Blick an der gebräunten Platte, in den abgeſtoßenen Figuren die byzantiniſche Arbeit der letzten römiſchen Zeit, eine Kaiſergeſtalt auf dem Throne, über ihr Engel mit der Glorie. Großes Quadrat, Arbeit des fünften oder ſechſten Jahrhunderts. „Es ſind die Deckel der Handſchrift, Fritz, wo iſt der Text?"

„Kein Text vorhanden," tönte wieder die dumpfe Stimme des Doctors.

„Nimm das Licht und leuchte." Der Doctor nahm auch die zweite Leuchte hinein, er fuhr mit Hand und Hacke an jedem Punkte des Felſens umher, er warf die letzte Nadel Waldſtreu hinaus, und den letzten Ueberreſt des Sackes. Es war nichts von der Handſchrift zu ſehen, kein Blatt, kein Fidibus. Der Profeſſor ſah auf die Deckel. „Man hat ſie abgeriſſen," ſagte er tonlos, „wahrſcheinlich hielten die Mönche den römiſchen Kaiſer in Elfenbein für einen Heiligen." Er hielt die Deckel an das Licht, auf der innern Seite des einen waren unter Staub und Moder in alter Mönchſchrift die Worte zu leſen:

„Von Ausfahrt des Schweigenden."

Jetzt fuhr der Schweigende aus ſeiner Höhle, aber er ſchwieg, ſein Mund blieb ſtumm für immer.

„Unſer Traum iſt zu Ende," ſagte der Profeſſor gefaßt, „die Mönche haben den unleſerlichen Text aus den Deckeln geriſſen und zurückgelaſſen, die Handſchrift ging wohl nicht mehr in den gefüllten Sack. Der Schatz iſt verloren für das Wiſſen unſeres Geſchlechtes. Die Hand berührt, was einſt Hülle der Handſchrift war, und uns wird das ſchwere Gefühl nicht erſpart um das Unwiederbringliche zu trauern, als wäre es vor unſern Augen untergegangen. Wir aber kehren beſonnen an das Licht zurück, und thun unſere Pflicht, lebendig zu machen, was erhalten blieb, für unſer Geſchlecht und für die, welche nach uns ſein werden."

„Bachhuber hieß dieſer Genius," rief Herr Hummel, „er war ſeinem Zeichen nach ein Eſel."

Der Landwirth aber legte die Hand auf die Schulter des Sohnes. „Gegen den Landwirth habt ihr Gelehrten zuletzt doch Recht behalten," ſagte er. „Schließt die Oeffnung wieder mit der Steinbank," befahl er den Arbeitern, „die Höhle ſoll werden wie ſie war."

Still kehrte die Geſellſchaft zum alten Hauſe zurück, die Knaben trugen die Bücher, die Mädchen die Bündel zerſchliſſener Mönchsgewänder, ſie machten Pläne, die Goldfäden für ſich herauszuziehen, der Profeſſor hielt die Deckel der verlorenen Handſchrift.

Als ſie das Haus betraten, klapperte von der andern Seite Hufſchlag, der Landwirth trat in die Thür, der alte Oberförſter hielt auf ſeinem Rappen an. „Ich reite in Eile über den Hof, Beſcheid zu ſagen; bei uns geht's drunter und drüber, Hofbeamte, Miniſter, von allen Seiten werden Aerzte geholt, meine Leute ſind ſämmtlich fortgeſchickt, ich muß ſelbſt nach Roſſau, einen Courier zu beſtellen. Ich fürchte, mit dem Herrn ſteht's ſchlecht, er erkennt Niemanden. Jetzt erwartet der Erbprinz noch die Ankunft des Leibarztes, ſobald dieſer die Erlaubniß gibt, wird die Geſellſchaft nach der Reſidenz aufbrechen. An allem Schrecken iſt dieſer unglückliche Umbau meiner ſtillen Wohnung ſchuld. Noch Eins, weil mir's gerade einfällt. Ihr Schwiegerſohn ſucht ja alte Papiere und Bücher. Da ſtehen bei uns noch einige Kiſten mit ſolchem Plunder aus uralter Zeit, wo die Oberförſterei noch fürſtliches Pürſchhaus war, über der Thür iſt unter der Tünche ein fremdes Wort zu erkennen: Solitudini, welches „in der Einſamkeit" bedeuten ſoll. Die Kiſten ſind morſch, beim Bau werden ſie doch von der Stelle geſchafft. Iſt's bei uns ruhiger, dann könnte der Herr Profeſſor vielleicht einen Blick drauf werfen."

„Da iſt auch das Luſtſchloß Solitude mit den echten Kiſten des Beamten,“ rief der Profeſſor. „Ich thue keinen Schritt mehr nach jenem Hauſe.“

Der Doctor ergriff ſeinen Hut, ſprach leiſe mit Laura und dem Landwirth. „Ich bitte mich für heut zu beurlauben,“ ſagte er hinausgehend.

Erſt am Abend kehrte er zurück. „In den Kiſten ſind Baurechnungen vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts über Ausbeſſerungen am Kloſtergebäude und über dieſen Hof. Außerdem einige Bände Corneille. Der Candidat, welcher nach Amerika ging, iſt mit dem Oberförſter verwandt.

„Wir ſind geneckt worden,“ ſagte der Profeſſor ruhig. „Es iſt gut, daß jeder Zweifel geſchwunden iſt.“

„Nun,“ entgegnete der Doctor, „daß die alte Handſchrift zerſtört ſei, dafür haben wir doch keinen Beweis. Es iſt immer noch möglich, daß ſie ganz oder in Trümmern irgendwo zum Vorſchein kommt. Wer weiß, auf welchen Bücherrücken ihre Streifen kleben.“

„Auf den Büchern, welche der Schwede mit Flammenſchrift in Roſſau geſchrieben hat,“ verſetzte der Profeſſor mit trübem Lächeln. „Wir ſind fertig mit der Handſchrift, Fritz, die Quälgeiſter ſind uns gründlich gebannt.“

In der frühen Morgenſtunde des nächſten Tages fuhr eine Reihe Hofwagen von der Oberförſterei ab; der erſte war dicht geſchloſſen, in ihm lag der kranke Fürſt, behütet von ſeinen Aerzten, ein aufgegebener Mann. Vor der Fahrt winkte der Erbprinz den Oberförſter an ſeinen Wagen. „Gibt es einen andern Weg nach Roſſau, als durch den Hof jenes Gutes?“

„Ueber die lange Höhe, durch den Wald, es iſt ein Umweg,“ erwiederte der Oberförſter.

„Wir fahren den Waldweg,“ befahl der Erbprinz. Unterwegs begann er zu ſeinem Begleiter: „Ich erwarte von Ihrem Charakter, Weidegg, daß Sie bei jeder Gelegenheit den Menſchen, welche dort wohnen, achtungsvolle Zuneigung beweiſen werden. Ich bin der Sohn des kranken Fürſten, welchem dort von einer Stimme die Aufnahme verſagt wurde. Ich werde die Schwelle jenes Hauſes nicht wieder betreten, und ich wünſche, daß Sie den Namen der Frau in meiner Gegenwart niemals erwähnen.“

Der traurige Zug bewegte ſich nahe bei der Stelle vorüber, wo einſt der Blitzſtrahl die Fichte zerſchlagen. Im Schritt fuhren die Wagen auf dem Holzwege des Bergrückens. „Fahren Sie voraus,“ ſagte der Prinz, „ich gehe eine Strecke zu Fuß.“ Er trat auf den Gipfel des Berges, das junge Tageslicht färbte die düſtern Büſchel des Haidekrauts mit goldigem Grün. Von derſelben Höhe, wo einſt eine frohe Geſellſchaft geraſtet hatte, ſah der Prinz hinab auf den Bielſtein, welcher aus dem weißen Frühnebel ragte, auf Dach und Erker des alten Hauſes. Lange ſtand der Prinz regungslos, von dem Thurm der Dorfkirche klang das Glöckchen in die Bergluft hinauf, er neigte ſein Haupt, bis der leiſe Ton verhallt war, dann ſtreckte er grüßend die Hand nach dem Steine aus, wandte ſich ſchnell ab und ſchritt den Waldweg entlang.

Auf dem Hofe des Bielſteins aber krähten zu derſelben Stunde die Hähne, die Sperlinge ſchrien im Weinlaub, die Leute rüſteten ſich zur Arbeit des Tages. Da pochte die Fauſt des Herrn Hummel dreimal an die Stubenthür, hinter welcher ſeine Tochter Laura ſchlief. „Steh auf, entführtes Wurm,“ brummte er, „wenn dir noch lohnt von deinem verlaſſenen Vater Abſchied zu nehmen.“ Er fuhr im Zimmer umher und klapperte mit den Pantoffeln, Laura’s Kopf guckte durch einen Thürritz.

„Vater, du willſt uns doch nicht verlaſſen?“

„Du haſt mich verlaſſen,“ verſetzte Hummel, „wir wollen noch ſchnell die letzten Redensarten miteinander abmachen. Zieh dich ordentlich an, du ſollſt mich den Berg hinab begleiten, ich warte unten im Hausflur.“ Er mußte eine gute

Weile ſeiner Tochter harren, ging ungeduldig auf und ab und ſah nach der Uhr. „Glauben Sie mir, Gabriel,“ verſicherte er dem Diener, der in ſeinem beſten Staat zu ihm trat, „vieles Unglück kommt von den langen Haaren der Weiber. Deshalb können ſie nie zu rechter Zeit fertig werden, darin liegt ihr Vorrecht, womit ſie uns vexiren, und darum behaupten ſie das ſchwächere Geſchlecht zu ſein. Ordnung und Pünktlichkeit werden nie erreicht, wenn nicht dem ganzen Frauenvolk an einem Tage der Zopf abgeſchnitten wird.“

Laura ſchwebte die Treppe herab, hing ſich an den Arm des Vaters und ſtreichelte ihm mit der kleinen Hand die Wange.

„Komm in den Garten, Theaterprinzeſſin,“ brummte er, „ich habe mit dir noch einige Augenblicke allein zu reden. Entführt wärſt du, den Skandal haſt du durchgeſetzt. Wie iſt dir zu Muth?“

„Bangſam, lieber Vater,“ ſagte Laura kleinlaut. „Ich weiß, daß es eine Thorheit war, und Ilſe ſagt es auch.“

„Dann wird's ſchon richtig ſein,“ beſtätigte Hummel trocken. „Und was ſoll jetzt mit dir werden?“

„Was du willſt, mein Vater,“ erwiederte Laura. „Fritz und ich ſind der Meinung, daß wir dir unbedingt zu folgen haben. Ich habe durch meine Thorheit jedes Recht verloren, dir einen Wunſch auszuſprechen. Wenn ich noch bitten darf,“ ſetzte ſie furchtſam hinzu, „ich möchte einige Zeit hier bleiben.“

„Alſo du willſt deinen Entführer wieder los werden?“

„Er geht zu ſeinen Eltern zurück, und wir warten, mein Vater, bis er einen Ruf bekommt an eine Univerſität, er hat Ausſichten.“

„So?“ ſagte Hummel kopfſchüttelnd, „das alles wäre vor der Entführung verſtändig geweſen; jetzt iſt es zu ſpät. Ihr ſeid bereits miteinander in der Kirche aufgeboten, einmal für dreimal.“ Laura trat zurück. „Das thaten die Leute nicht anders,“ fuhr Hummel fort. „Als bekannt wurde, daß ihr ausgeriſſen ſeid, hat ſich die Geiſtlichkeit nicht nehmen laſſen euch aufzubieten; ihr wart noch nicht lange zum Thor hinaus, als dieſes Unglück vor ſich ging.“

Laura ſtand erſchrocken, ein heißes Roth fuhr ihr über die Wangen. In der Waldkirche unten läutete das Glöckchen. Herr Hummel zog ein Papier aus der Taſche. „Das ſind dieſe verdammten alten Pathenhandſchuhe, ich wünſche dies Zeug endlich los zu werden. Hier haſt du deine Ausſtattung, weiter kann ich dir nichts mitgeben. Zieh ſie ſchnell an, damit die Leute wenigſtens an deinen Fingern merken, daß für dich heut ein Feſttag iſt. Bei der Geſchichte mit dem Trauringe kannſt du ſie ſchnell wieder abziehen.“

„Vater!“ rief Laura und rang die Hände.

„Du wollteſt ja keinen Baumkuchen leiden,“ ſpottete Hummel, „da muß das Hochzeitskleid und manches Andere auch entbehrt werden. Dieſer Schrecken wäre paſſender geweſen vor der Entführung, jetzt wird unweigerlich geheiratet, entweder zur Stunde oder gar nicht. Meinſt du, daß man nur zum Spaß in die Welt zieht?“

„Meine Mutter!“ rief Laura, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

„Du haſt ja deiner Mutter entlaufen wollen, und wenn dein Vater nicht aus guter Meinung zu den fremden Leuten gekommen wäre, ſo hätteſt du das Geſchäft ganz allein abgemacht. Unſern hausbackenen Bürgergefühlen wollteſt du ja aus dem Wege gehen.“

Laura hielt ſich mit zitternder Hand an einem Baum und ſah den Vater flehend an. „Du biſt doch nicht ſo kühn, als ich dachte, jetzt kommt der Banghaſe bei dir zum Vorſchein.“

Laura warf ſich an die Bruſt des Vaters und ſchluchzte an ſeinem Herzen, er ſtreichelte ihr die Locken. „Kleine Hummel,“ ſagte er herzlich, „Strafe muß ſein, und es iſt keine harte Strafe; mir iſt recht, daß du ihn heirateſt. Er iſt ein braver Mann, das habe ich gemerkt, und wenn es dein Glück iſt, ich will ſchon mit ihm auskommen, du mußt nur nicht gleich ſummen und ſchwärmen, wenn ich einmal auf meine Art dürfte. Es iſt mir auch recht, daß du ihn heut heirateſt, das iſt jetzt für alle Theile gut, deine Brautgefühle kannſt du ſpäter haben, mache nachher deine Rührung durch, wie du willſt. Jetzt ſei mein tapferes Kind, wir dürfen die Andern nicht warten laſſen. Biſt du bereit?“

Laura weinte, aber es klang leiſe wie ein Ja.

„Dann wollen wir den Bräutigam wecken,“ entſchied Hummel, „ich glaube, dies Opferlamm ſchläft noch ohne Ahnung ſeines Schickſals.“

Er verließ ſeine Tochter, eilte zur Thür des Doctors und ſah in das Zimmer. Fritz lag in feſtem Schlummer. Hummel ergriff die Stiefeln, welche vor der Thür ſtanden, und ſetzte ſie hart vor das Bett.

„Guten Morgen, Don Juan,“ brummte er. „Haben Sie die Güte, ſich ſogleich in dieſes Leder hineinzubemühen. Dies ſind Ihre Brautſtiefeln. Meine Tochter Laura läßt Sie erſuchen ſich zu beeilen, der Geiſtliche wird ungeduldig.“

Der Doctor ſprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Iſt das Ernſt?“ frug er.

„Greulicher Ernſt,“ ſagte Hummel.

Auf den Doctor brauchte er nicht lange zu warten. Er trat in den Garten, wo Laura noch immer allein in der Laube ſaß, ängſtlich wie ein eingeſperrter Vogel, der ſein Bauer nicht zu verlaſſen wagt. Hummel führte den Doctor zu ihr. „Da habt ihr euch,“ begann er feierlich. „Es iſt ein ſchöner Morgen, gerade wie damals, wo ich als Wanderburſch auszog. Heut ſchicke ich mein Kind in die Welt, und das iſt eine andere Sorte von Gefühlen. Ich habe nichts dagegen, wenn ihr glücklich miteinander lebt, bis zuerſt eure Kinder von euch in die Welt laufen, dann die Enkel. Denn der Menſch iſt wie ein Vogel, er müht ſich und trägt die Halme zuſammen für ſein Haus, aber die junge Brut achtet das Neſt der Eltern nicht.

So wird der alte Rabe jetzt allein ſitzen und Wenige finden, die ſich über ſein Krächzen ärgern. Nehmen Sie meinen Dickkopf hin, lieber Fritz, laſſen Sie ihr nicht zu viel Willen. Ich habe Sie mir einige Zeit angeſehen, und ich will Ihnen jetzt etwas im Vertrauen ſagen, bei der Geſchichte mit den Katzenpfoten fiel mir ein, daß Sie doch am Ende kein übler Mann für dieſe Hummel wären. Daß Sie Hahn heißen, iſt zuletzt auch nur ein Unglück.“ Er küßte Beide recht herzlich. „Jetzt kommt, ihr Ausreißer, denn die Andern warten.“ Hummel ſchritt vor ſeinen Kindern nach dem Hauſe, er öffnete die Thür der Wohnſtube, die ganze Familie war verſammelt. Laura flog zu Ilſe und verbarg ihr heißes Geſicht an der Bruſt der Freundin. Dieſe nahm den Brautkranz, den die Schweſtern herzutrugen, und ſetzte ihn auf Laura's Haupt. Gabriel öffnete die Thür. Vor Jahren hatte der Doctor den Freund von den Brombeerranken an der Mauer in die Kirche gezogen, jetzt ſchritt auch er, die Geliebte an der Hand, in die kleine Dorfkirche, wieder ſtreuten die Kinder Blumen. Als der Geiſtliche die Hände des Brautpaars zuſammengab, faßte auch Ilſe die Hand ihres Gatten.

„Die Mutter fehlt,“ ſagte Hummel zu der Neuvermählten, als dieſe ihm nach der Trauung um den Hals fiel. „Und des Doctors Wirthſchaft auch. Ihr aber ſeid Bürgerkinder, und wie erhaben eure Gefühle ſind, ihr werdet euch unſerm Brauche fügen. Ihr reiſt von hier nach eurer Vaterſtadt zurück. Dort werden die Mütter euch Nachhochzeit halten, und du, Landläuferin, ſollſt den ſchlechten Gedichten nicht entgehen. Ihr werdet mich entſchuldigen, wenn ich an dieſem Tage nicht zu Hauſe bin, ich mache meine Geſchäftsreiſe, und zweimal in einer Woche ſein Kind zu verheiraten, ſchickt ſich nicht.“ Leiſe erklärte er der Tochter: „Unter uns, ich mag nicht mit der Hühnerfamilie zuſammen in den bewußten Brautkuchen picken.“

„Ihr ſollt nicht bei mir wohnen, und nicht in dem Hauſe drüben, das hat die Freundin hier gerathen, und es iſt mir ganz recht. Nach dem Hochzeiteſſen mögt ihr einige Wochen reiſen, dann aber kehrt ihr in die Heimat zurück.“

„Die Brautreiſe macht ihr allein,“ ſagte der Profeſſor, „nicht mit uns. Ilſe und ich ſind entſchloſſen, nach kurzer Raſt zur Stadt zurückzukehren. Ich habe noch einige Monate dieſes Sommers vor mir, ich will ſie wenigſtens für einen engern Kreis von Zuhörern nützlich machen. Unter den Büchern finden wir wieder, was uns in der Fremde entſchwand, Frieden im Innern, und Frieden mit unſerer Umgebung.“

Es war um die Oſterzeit des folgenden Jahres, da ſtanden Herr Hummel und Gabriel beide in feſtliches Schwarz gekleidet vor der Thür des Hauſes Nr. 1 in der Parkſtraße.

„Ich war bei ihr,“ begann Herr Hummel vertraulich zu Gabriel, „ich habe ihr diesmal das Geld ſelbſt gebracht, weil Sie das wollten. Bei den Wirthsleuten und Nachbarn habe ich mich nach ihr erkundigt. Sie hält ſich ordentlich und das Weſen iſt verändert. Viel Waſſer, Gabriel,“ er wies auf die Augen.

„Sie waren doch freundlich zu ihr?“ frug Gabriel finſter.

„Wie ein Lamm,“ verſetzte Hummel, „und ſie gleichfalls. Die Stube war dürftig, ein einziges Bild hing darin ohne Rahmen, Gabriel, als eine Erinnerung an ihren glücklichen Stand in jenem Hauſe. Es war ein Hahn mit goldenen Federn.“

Gabriel wandte ſich ab.

„Zuletzt wurde der Aufenthalt für meine trockene Conſtitution zu feucht. Aber es wird für ſie geſorgt. Sie ſoll in ein anſtändiges Geſchäft als Verkäuferin, und für den illegitimen Knips werden die Frauen ſorgen. Ich habe mit Madame Hummel geſprochen und dieſe mit der Hahnfrau drüben, die beiden werden ihren wohlthätigen Kohl zurecht kochen.

Denn was Sie betrifft, Gabriel, allen Reſpekt, aber was zu viel iſt, das iſt zu viel.“

Herr Hummel faßte achtungsvoll einen Weſtenknopf Gabriels und drehte das abgewandte Antlitz mit dem Knopf wie durch eine Schraube auf ſich zu. Dann ſah er eine Weile in die trüben Augen, ohne ein Wort zu ſprechen. Aber die beiden verſtanden einander. „Es war eine ſchwere Zeit, es war eine tolle Zeit, Gabriel, in jeder Hinſicht,“ begann Herr Hummel endlich kopfſchüttelnd, „was wir mit Souveränen ausgeführt haben, war keine Kleinigkeit.“

„Er hatte wenig Gewicht,“ ſagte Gabriel, „und trug ſich wie eine Feder.“

„Darauf kommt's gar nicht an,“ erwiderte Herr Hummel, „die Sache war verdienſtlich. Denken Sie, was das heißt, einen jungen Fürſten retten, das machen uns Wenige nach. Und mir kamen einen Augenblick ehrgeizige Gedanken. Nämlich der Kammerherr, kein übler Mann, und ein alter Bekannter von uns, rührte mich auf, als er neulich verſprach.“

„Er hat auch mich rufen laſſen,“ unterbrach ihn Gabriel mit Selbſtgefühl. „Der Prinz Victor hatte ihm aufgetragen, er ſollte mir ſeine Grüße ausrichten und ſagen, der Prinz würde jetzt die Prinzeſſin heiraten.“

„Auch dieſe Art von Hofbeſitzern wird häuslich,“ nickte Herr Hummel, „das iſt doch wenigſtens ein Anfang. Alſo der Kammerherr verſicherte mich höchſter Dankbarkeit, machte ſo ſeine Redensarten und ſtichelte endlich auf ein Prädikat, wiſſen Sie, was das iſt?“

„Hm,“ entgegnete Gabriel, „wenn es etwas iſt, was man bei dieſem Hofe verſchenkt, ſo wird es ſich wohl mit einer bunten Schweinsblaſe vergleichen, in welcher kein Tabak iſt, es wird wohl ein Titel ſein.“

„Getroffen,“ entſchied Herr Hummel. „Was meinen Sie zu Herr Hofhutfabrikant und Hausbeſitzer Heinrich Hummel?“

„Schwindel,“ antwortete Gabriel.

„Richtig, es war eine Schwäche, aber ich kam noch zu rechter Zeit dahinter. Denn ich fragte dieſen Kammerherrn: welche Zumuthung würden Sie dafür an mich richten? Gar keine, ſagte er, als daß Sie ein anſehnliches Geſchäft darſtellen. Das iſt mein Fall, ſagte ich. Aber was für Hüte wird man bei mir ſuchen? Denn wer Erfahrungen gemacht hat wie ich, der wird mißtrauiſch. Und ſehen Sie, Gabriel, da kam der Schwindel heraus. Denn was war ſeine Anſicht und Zumuthung? Ich war in ſeinen Augen ein Mann, bei dem auch Strohhüte umgingen. Da dankte ich für die Ehre und drehte ihm den Rücken."

„Nun," wandte Gabriel ein, „bei dieſem Stoff muß eine Milderung eintreten. Wir ſind ja jetzt gute Freunde mit Den drüben, und wenn Sie Ihre Tochter dem Hauſe verwilligt haben, warum nicht auch einen Artikel in das Geſchäft?"

„Mengen Sie mir nicht dieſe Dinge durcheinander," wehrte Herr Hummel ärgerlich. „Es iſt ſchlimm genug, daß ich als Vater und gewiſſermaßen auch als Nachbar meinen alten Zorn verloren habe. Worüber ſoll man ſich jetzt noch ärgern, wenn hier die Hand gedrückt und dort unter der verdammten Muſe Familienpunſch getrunken wird? Nein, ich war ein ſchwacher Vater, ich war als Nachbar ein unverantwortlich leichtſinniger Mann. Aber, Gabriel, auch der Wurm, welcher getreten wird, behält noch ſeinen Stachel. Und mein Stachel iſt das Geſchäft. Darin bleibt die Feindſchaft. Jedes Frühjahr die Rachſucht, und bei der Winterkälte mein Triumph. Mein Kind habe ich verloren, mein Geld habe ich dieſen Phantaſien hinübergetragen, aber ich bin immer noch Manns genug, um es mit Den da drüben aufzunehmen." Er ſah auf die leere Stelle der Freitreppe, wo ſonſt ſein Hund Speihahn zu ſitzen pflegte. „Dieſer fehlt mir," fuhr Herr Hummel fort, nach der Tiefe zeigend.

„Er iſt dahin und aus der Menſchheit ausgewiſcht," ſagte Gabriel.

„Er war ein Hund nach meinem Herzen,“ beſchwerte Hummel, „und ich habe daran gedacht, was meinen Sie, Gabriel, wenn ich ihm im Garten ein Denkmal ſetzte? Hier an der Straße, nur ein niedriger Stein, und darauf nur das eine Wort Spitzhahn. Wenn die Pforte offen ſteht, würde man's über die Straße leſen können. Es wäre ein Gedächtniß für das arme Thier, und außerdem an die gute Zeit, wo man einem Hahn noch die Federn rupfen konnte, ohne wegen Kindesmord angeſchrieen zu werden.“

„Es geht nicht,“ verſetzte Gabriel, „was würden die Schwiegersleute drüben dazu ſagen?“

„Pfui Teufel!“ rief Herr Hummel und wandte ſich ab.

Ja, Spitzhahn war der Menſchheit entwichen. Seit jener Stunde, wo er im dämmerigen Morgengrau den goldenen Chorrock des ſeligen Dachhaber als Halskrauſe um ſich geſchlagen hatte, war er verſchwunden. Keine Forſchung, kein Geldgebot des Herrn Hummel vermochten ſeine Spur zu ermitteln, vergebens wurden die Schäfer und Gutsarbeiter der Umgegend, ſogar die Behörden von Roſſau in Bewegung geſetzt, er war entwichen wie ein Geiſt. Die Stelle an der Freitreppe blieb leer. Die Lücke, welche er in der bürgerlichen Geſellſchaft zurückließ, wurde durch jüngeres Hundegeſchlecht der Parkſtraße ausgefüllt; die Nachbarſchaft fühlte bei jedem Gange auf der Straße ein Behagen, welches ſie lange entbehrt hatte, der Cigarrenhändler ſtellte ſeine Bank wieder an Herrn Hummels Garten, und die weißgekleideten Fräulein, welche nach dem Stadtpark gingen, entſagten allmählich der Gewohnheit, vor dem Hauſe des Herrn Hummel abzubiegen und auf die Straßenſeite hinüberzuflüchten. Spitzhahn wurde von Vielen ohne Bedauern vergeſſen, nur bei alten Inſaſſen der Straße blieb die Erinnerung an ihn als finſtere Sage. Gabriel allein dachte jeden Abend an den Verlorenen, wenn er die kleinen Knochen für gleichgültige Nachbarhunde zurückſtellte. Aber er wunderte ſich über das Verſchwinden des Hundes nicht. Er hatte längſt gewußt, daß es mit dieſer Kreatur ſo oder ſo kommen müſſe.

Dieſer Anſicht war eine Beſtätigung geworden, an welche Gabriel ſein ganzes Leben hindurch dachte. Denn als er im Herbſt mit ſeiner Herrſchaft wieder den Bielſtein beſuchte, hatte er ſich einmal einen freien Nachmittag erbeten und war, wie er jetzt öfter that, allein mit ſeinen Gedanken dahingeſchritten. Er ging im Wald weit über die Oberförſterei hinaus, zwiſchen dicken bemooſten Buchenſtämmen, zwiſchen Farnkraut und Heidelbeeren. Es wurde Abend, graue Dämmerung legte ſich um den Wanderer, er war über ſeine Richtung unſicher geworden und ſuchte unruhig den Weg nach Hauſe. Ganz in der Ferne rollte der Donner, und zuweilen fuhr ein gelber Schein über den Himmel und erhellte für einen Augenblick die Baumſtämme und den Moosgrund. Bei ſolchem hellen Schein ſah er ſich plötzlich an einem Kreuzweg; er fuhr zurück, denn wenige Schritte von ihm ſchritt quer über den Pfad eine große dunkle Geſtalt, einen breitkrempigen Filzhut auf dem Haupt, ein Gewehr auf der Schulter, ohne Gruß und lautlos glitt ſie vorüber. Gabriel ſtand und ſtaunte. Wieder ein Schein, und denſelben Weg liefen zwei Hunde, ein ſchwarzer und ein röthlicher Köter mit dickem Kopf und geſträubtem Haar; plötzlich blieb der rothe ſtehen, wandte ſich gegen Gabriel, und dieſer ſah deutlich an dem Ende des Hundes eine Quaſte, welche ſich webelnd regte. Im nächſten Augenblick tiefe Finſterniß, Gabriel hörte vor ſeinen Füßen ein leiſes Winſeln und ihm war, als ob etwas ſeine Stiefeln lecke. Noch ein leiſes Rauſchen, dann war Alles ſtill.

Die auf dem Gute behaupteten, es ſei ein Wilddieb, oder der große Waldbelaufer jenſeit der Grenze geweſen; Gabriel aber wußte, wer der Nachtjäger war und wer der Hund war. Der den Hund einſt in Hummels Haus geſchickt, ohne Geld und ohne Namen, der hatte ihn auch abgerufen. Der Hund bellte jetzt wieder durch die Nacht, wenn der Sturm wie ein Hifthorn blies, wenn die Wolken unter dem Monde dahinflogen und die Bäume ihre Gipfel ächzend zur Erde neigten. Dann lief er über die Berge von Roſſau, durch die Gründe des Bielſteins, er heulte und der Mond lachte ſpöttiſch auf die Stelle herab, an welcher Tobias Bachhuber ſeinen Schatz deponirt hatte, darunter die Deckel der verlorenen Handſchrift.

Aber wenn keinem Beobachter zweifelhaft ſein konnte, was es mit dieſem Hunde für ein Ende nehmen mußte, weit unſicherer iſt das Urtheil der Gegenwart über eine andere Schattengeſtalt, welche um die Höhle ſchwebt.

Was kann dein Schickſal ſein, unſeliger Frater Tobias Bachhuber? Dein Benehmen gegen die Handſchrift war ſo, daß es Alles überſteigt, was man von einem Tobias erwarten konnte. Es ſtand ſehr zu befürchten, daß dein Leichtſinn gegen die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit auch deiner geſellſchaftlichen Stellung im Jenſeits geſchadet habe. Gegen deine Seligkeit, Bachhuber, mußten ſchwere Zweifel entſtehen. Denn das Unrecht, das du an uns begangen, war ſo groß, daß es auch einem Engel Thränen auspreſſen mußte. Uns Sterblichen iſt unmöglich, deiner noch mit dem Vertrauen zu denken, zu dem uns deine treuherzigen Worte verführten: „haec omnia deposui, dies alles habe ich niedergelegt.“ Das war eine Unwahrheit, Bachhuber, und die Wunde getäuſchter Zuverſicht wird ſtets auf's Neue brennen.

Antworte auf die Frage, Tobias, was waren deine Anſichten über den Zuſammenhang des Menſchengeſchlechts? über die Verbindung der vergangenen und lebenden Geiſter? oder über das große Netz der Menſchheit, in welchem du eine Maſche warſt? Deine Anſichten waren erbärmlich, du ſtopfteſt die große Handſchrift, die Sehnſucht unſerer Tage, in einen Sack, und da der Sack zu voll wurde, riſſeſt du den Text heraus und bewahrteſt für ſpätere Geſchlechter die Deckel! Dreimal pfui!

Und dennoch ſchwebteſt du ruhelos um die Höhle, und dennoch polterteſt du ſeit der Schwedenzeit in den Kammern des alten Hauſes umher! Wozu dieſe Geſchäftigkeit, thörichter Mönch? Sollteſt du vielleicht doch etwas bedacht und behütet haben, was zum Wohle der Enkel gereicht und dem erwähnten Zuſammenhange des Menſchengeſchlechtes dient?

In der That, es wurde ein Schatz gehoben. Er ſieht freilich anders aus, als die Forſcher vermutheten, da ihr Auge zuerſt auf den undeutlichen Buchſtaben deines Verzeichniſſes ruhte. Der Schatz, den die beiden Gelehrten gehoben, hat kleine geballte Fäuſte, runde Wänglein und liebe Augen. Er iſt lebendig geworden, aber er verhält ſich keineswegs ſchweigſam. Bachhuber, ſollteſt du deine Ordensregel leichtſinnig behandelt haben? haſt du dieſen Schatz in zwei Wohnungen an der hohlen und trocknen Stelle deponirt, welche in unſerer Laienſprache Wiege heißt?

Heut iſt große Taufe in der Wohnung des Profeſſors, es iſt eine Doppeltaufe. Des Profeſſors Sohn heißt Felix und des Doctors junge Tochter Cornelia. Die Kinder haben faſt zu gleicher Zeit den Entſchluß gefaßt, durch ihr Erſcheinen dieſe überfüllte Welt zu verengen. Die Pathen des Knaben ſind Raſchke und Frau Struvelius, die Pathen des Mädchens Struvelius und Frau Raſchke, Herr Hummel aber iſt Doppelpathe und ſteht in der Mitte, er ſchwenkt bald den einen, bald den andern Täufling.

„Es iſt mir lieb, daß Ihres ein Sohn iſt,“ ſagt er zum Profeſſor, „er wird blond und er wird luſtig. Denn das weibliche Geſchlecht nimmt überhand und wird uns zu kräftig, wir müſſen uns durch Zuwachs ſtärken, ſonſt findet ein völliges Unterbuttern ſtatt. Es iſt mir lieb, daß deines ein Mädchen iſt,“ ſagt er zu ſeiner Tochter, „das Ding iſt ſchwarz und borſtig, es wird kein Hahn, ſondern eine Hummel.“

Die Taufe iſt vorüber und Profeſſor Raſchke erhebt das Glas: „Zwei neue Menſchenſeelen im Reich der Bücher, zwei Gelehrtenkinder mehr in unſerer doctrinären, wunderlichen, pedantiſchen, grilligen Zunft. Ihr Kinder werdet eure erſten

Reitübungen auf Folianten anſtellen, euren erſten Helm und eure erſte Schürze werdet ihr aus Correcturbogen eurer Väter anfertigen, früher als Andere werdet ihr mit heimlichem Bangen auf die Bücher ſchauen, die eure roſige Jugend umſtehen. Wir aber wünſchen, daß auch ihr dazu helft, einem ſpäteren Geſchlecht den ſtolzen Sinn zu bewahren, mit welchem eure Väter das eigene Leben hingeben als Suchende, Denkende, Geſtaltende. Auch ihr, ob Mann, ob Weib, ſollt treue Bewahrer der idealen Habe unſeres Volkes ſein. Ihr werdet ein Volksthum finden, das ſtärker die Flügel regt und höhere Forderungen an ſeine geiſtigen Führer ſtellt. Wie die Gegenwart uns, wird auch euch eure Zeit zuweilen mit einem Lächeln betrachten; ſorgt dafür, daß es ein herzliches Lächeln ſei. Und ſorgt dafür, daß dem Volke dies Amt werth bleibe, das ihr von euren Vätern überkommt, und das auch ihr verwalten ſollt als ehrliche Arbeiter im Reiche der Wiſſenſchaft, treu im Glauben an den guten Geiſt unſeres Lebens."

Raſchke ſprach's und ſchwenkte das Glas. „Bitte, es iſt mein Glas," rief die Struvelius, „trinken Sie meine Handſchuhe nicht, ſie liegen darin."

„Richtig," entſchuldigte ſich Raſchke, „es iſt Leder." Er goß bedächtig den Wein aus ſeiner Flaſche über die Handſchuhe und rief ſein Hoch!

Aber in der dämmrigen Ecke am Bücherſchrank, wo das kleine Notizbuch des Fraters lag, erſchien, von Jedermann unbeachtet, die demüthige Geſtalt Bachhubers, einer Kindermuhme ähnlich, ſie grüßte und verneigte ſich dankend.

Als die Freunde geſchieden waren, ſaß Ilſe am Lager, das Kind vor ſich auf dem Schoß; Felix kniete an ihrer Seite und beide ſahen herab auf das junge Leben, das zwiſchen ihnen lag. „Es iſt ſo klein, Felix," ſagte Ilſe, „und doch macht Alles was war, und Alles was iſt, die Mutter nicht ſo glücklich, als der leiſe Herzſchlag in ſeiner Bruſt."

„Ruhelos ringt der denkende Geiſt nach dem Ewigen," rief der Gelehrte, „wer aber Weib und Kind am Herzen hält, der fühlt ſich der hohen Gewalt unſeres Lebens einig verbunden in ſeligem Frieden.“

Die Wiege ſchaukelte, wie von Geiſterhand berührt. — So alſo ſieht der Schatz aus, verewigter Bachhuber, den du einem ſpätern Geſchlecht durch hilfreiche Thätigkeit vermittelt haſt? Es iſt wahr, du haſt an uns Uebles gethan. Jedoch, wenn man wieder erwägt, wie ſorglich du in dem alten Hauſe und anderswo bedacht warſt, als Eheſtifter ſpäteren Menſchen gutherzige Dienſte zu leiſten, ſo kann man dir am heutigen Tauftage auch nicht böſe ſein. Eins ins Andere gerechnet, darf man wohl ſagen: du warſt ein Unglückspilz, aber dein Herz war nicht ſchlecht. Und am Ende, Tobias Bachhuber, biſt du doch nach vielen Bedenken aus alter Barmherzigkeit unter die Seligen aufgenommen, aber allerdings mit einem Fragezeichen: du trägſt am Rücken deiner himmliſchen Kutte als Nota für ewige Zeiten ein hölliſches Schwänzchen — wegen der verlorenen Handſchrift des Tacitus.

Ende.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Achter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-~~
~~ANSTALT PASING~~
~~Bücherei~~
~~Zeichen:~~ [illegible]
~~Nr.~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

I. Ingo.

Seite
1. Im Jahr 357 1
2. Das Feſtmahl 19
3. Offene Herzen 43
4. Am Königshofe 58
5. In den Waldlauben 68
6. Der Abſchied 101
7. Ingo am Königshofe 116
8. Die letzte Nacht 134
9. Zur Idisburg 154
10. Am Quell 169
11. Der Wetterſchlag 183

II. Ingraban.

1. Im Jahr 724 209
2. Ein Chriſt unter Heiden 231
3. Im Sorbendorf 250
4. Die Heimkehr 283
5. Die Verſammlung am Walde 305
6. Walburg 327
7. Unter den Schatten 347
8. Unter der Glocke 371
9. Die Heimfahrt 387

Die Ahnen.

Roman.

Erſte Abtheilung:

Ingo und Ingraban.

Ihrer Kaiſerlichen Hoheit

der Kronprinzeſſin

Victoria

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

Dies Werk ſoll eine Reihe frei erfundener Geſchichten enthalten, in welchen die Schickſale eines einzelnen Geſchlechtes erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit, und wird, wenn dem Verfaſſer die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem friſchen Geſellen, der noch jetzt unter der deutſchen Sonne dahin wandelt, ohne viel um Thaten und Leiden ſeiner Vorfahren zu ſorgen.

Das Buch will Poeſie enthalten, und gar nicht Culturgeſchicht. Freilich, gefällige Kürze wird man an dem Unternehmen nicht gerad rühmen. Wie die einzelnen Geſchichten zu einem Ganzen verbunden werden, möchte der Verfaſſer gern im Anfange verſchweigen.

Der Plan zu ſolcher Arbeit mißfiel Eurer Kaiſerlichen Hoheit nicht Jetzt aber, wo ich meine wilden Männer vorſtelle, werde ich nachdenklic darüber, wie ſie vor dem unbeſtechlichen Urtheil der Herrin beſtehen werden. Denn um Menſchen der Vergangenheit für die Poeſie zu verwerthen, muß man ein ähnliches Geſchick erweiſen, wie der Ueberſetzer aus fremder Sprache. Auch haben die alten Ahnen eine unbequeme Vornehmheit; ſie wenden dem modernen Enkel nur ein gewiſſes Maß von menſchlichen Empfindungen zu, ſie geſtatten ungern, lange in ihrer Geſellſchaft zu weilen, und ſie zwingen den Schaffenden nicht ſelten, aufſpringende Laune ſtilvoll zu bändigen.

Dieſer Band führt in Zeiten, welche der Dichter leichter verſteht, als der Hiſtoriker. Daß die Erzählung eine Landſchaft ſchildert, in welcher auch Eurer Kaiſerlichen Hoheit die Menſchen, Berge und Wälder lieb ſind, war dem Verfaſſer während der ganzen Arbeit eine geheime Freude.

Leipzig, 16. November 1872.

Guſtav Freytag.

I.

Ingo.

1.

Im Jahr 357.

Auf der Berghöhe ſtand an dem Verhau, das die Wälder der Thüringe von den Katten ſchied, der junge Wächter und hütete den ſteilen Pfad, welcher aus den Gründen der Katten nach der Höhe führte. Ueber ihm ragte der Wipfel einer mächtigen Buche, nach beiden Seiten lief der Grenzzaun den Kamm der Berge entlang, in dem dichten Geſtrüpp blühten die Brombeeren und die wilde Roſe. Der Jüngling trug den Wurfſpeer in der Hand, auf dem Rücken am Riemen ein langes Horn, nachläſſig lehnte er an dem Baum und horchte auf die Stimme des Waldes, den pickenden Specht oder das leiſe Raſſeln in den Zweigen, wenn ſich ein Waldthier durch das Dickicht wand. Zuweilen ſah er ungeduldig nach der Sonne und wandte den Blick zurück, wo hinter ihm in ferner Thallichtung Blockhäuſer und Gehege für Herdenvieh lagen.

Plötzlich bog er ſich vor und lauſchte; auf dem Pfad vor ihm klang leiſer Fußtritt, durch das Baumlaub wurde die Geſtalt eines Mannes ſichtbar, der mit ſchnellem Schritt zu ihm heraufſtieg. Der Wächter drehte den Riemen des Hornes und faßte den Speer zum Wurfe; als der Mann aus dem Gehölz auf den freien Grenzrand trat, rief er ihn an, die Spitze des Wurfſpeers entgegenhaltend: „Steh, Waldgänger, und ſinge den Spruch, der dich von meinem Eiſen löſt!“ Der Fremde ſchwang ſich hinter den letzten Baum ſeiner Seite, ſtreckte die geöffnete Rechte vor ſich und ſprach hinüber: „Ich grüße dich friedlich, ein Landfremder bin ich, unkundig der Loſung."

Mißtrauiſch rief der Wächter ihm entgegen: „Du kommſt nicht wie ein Häuptling mit Roß und Geſinde, du trägſt nicht den Heerſchild eines Kriegers, auch ſcheinſt du nicht ein wandernder Krämer mit Pack und Karren." Und der Fremde rief zurück: „Weit komme ich her über Berg und Thal, mein Roß verlor ich im Wirbel des Stromes, ich ſuche das Gaſtrecht in deinen Höfen."

„Biſt du ein wildfremder Mann, ſo mußt du harren, bis meine Genoſſen dir das Land öffnen. Unterdeß gib mir Frieden und nimm ihn von mir."

Die Männer hatten einander mit ſcharfen Augen beobachtet, jetzt lehnten ſie ihre Speere an die Grenzbäume, traten in den freien Raum und boten die Hände. Beim Handſchlag prüfte einer des andern Antlitz und Geberde. Der Wächter blickte mit ehrlicher Bewunderung auf den mächtigen Arm des Fremden, der wenige Jahre älter war als er ſelbſt, auf die feſte Haltung und die ſtolze Miene.

„Nicht mühelos wäre der Schwertkampf mit dir auf grünem Raſen," ſagte er treuherzig, „ich bin faſt der längſte Mann unſerer Methbank und doch muß ich zu dir hinaufſehen. Sei gegrüßt unter meinem Baum und ruhe, indeß ich deine Ankunft verkünde."

Während der Fremde ſorglos der Einladung folgte, hob der Wächter ſein Horn an den Mund und blies einen lauten Ruf in die Thäler ſeines Volkes. Die wilden Klänge tönten im Wiederhall von den Bergen. Der Wächter ſchaute nach den Hütten der fernen Lichtung und nickte zufrieden mit dem Kopf, denn um die Häuſer wurde eine Bewegung ſichtbar; nach kurzer Zeit eilte ein Reiter der Höhe zu. „Nichts über einen ſtarken Hall aus Auerhorn," ſprach er lächelnd und glitt neben dem Fremden in das Haidekraut, während ſein ſchneller Blick den Aushau des Waldes entlang und in das fremde Thal vor ihm flog. „Sprich, Wandrer, iſt vielleicht ein Verfolger auf deiner Fährte, oder haſt du ſonſt Krieger im Walde geſehen?"

„Nichts ſchallt im Walde, als was hineingehört," verſetzte der Fremde, „kein Spürer der Katten achtete auf meinen Pfad ſeit ſechs Nächten und Tagen."

„Die Söhne der Katten kommen blind zur Welt, wie junge Hunde," rief der Wächter verächtlich. „Dennoch meine ich, daß du dich gut auf Waldverſteck verſtehſt, wenn du ihre Wachen vermieden haſt."

„Vor mir war Licht, hinter mir Finſterniß," antwortete ſtolz der Fremde. Der Wächter ſah mit Antheil auf den Mann, in dem gebräunten Antlitz war jetzt deutlich die Erſchöpfung zu ſehen, der Leib lag ſchwer gegen den Baumſtamm. Eine Weile überlegte der Wächter: „Hatteſt du die Rache der Katten zu fürchten, ſo haſt du wohl auch tagelang Feuer und Rauch entbehrt und üble Reiſekoſt gefunden, denn der Wald bietet jetzt nicht einmal Beeren und wilde Frucht. Sieh, ich gehöre zur Bank des Häuptlings, nicht weiß ich, ob er dir ſein Brot und Salz reichen wird; aber hungernden Mann im Walde mag ich nicht ſchauen. Nimm und iß aus meinem Ranzen." Der Wächter griff hinter den Baum, holte eine Taſche von Dachsfell hervor und bot darin Schwarzbrot und Fleiſch. Der Fremde ſah ihn dankbar an, aber er ſchwieg. Da hielt ihm der Wächter ein kleines Horn entgegen, öffnete den Holzdeckel und mahnte freundlich: „Nimm auch das Salz, unter dem Baum iſt mein Heimweſen, hier bin ich der Wirth." Der Fremde faßte darnach: „Geſegnet ſei dir die Gottesgabe, wir ſind Freunde." Er aß kräftig, der Jüngling ſah ihm zufrieden zu.

„Wenn die milde Sonne ihre Strahlen durch das Baumlaub ſendet, dann iſt dein Wächteramt froher Dienſt," begann der Fremde endlich das Geſpräch, „wenn aber der Wald tobt in der Sturmnacht, dann bedarf der Waldhüter Muth."

„Der Grenzrain hier iſt den guten Göttern des Volkes geweiht,“ verſetzte der Wächter, „von beiden Seiten rinnen die heiligen Quellen hinab in die Thäler, wir Waldleute aber ſind vertraut mit dem Nachtgeſang der Bäume.“

„Du biſt jung an Jahren,“ fuhr der Fremde fort, „dein Herr ſchenkt dir großes Vertrauen, daß er dem Einſamen die Sorge um die Landesmark überläßt.“

„Es ſtehen der Männer mehr an dem Grenzzaun,“ erklärte der Wächter. „Wir beſorgen wenig von einem Einbruch der feindlichen Haufen durch den Bergwald, denn ſchwer wird es dem Fuß des Fremden über Fels und Waldbach in die Gehege zu bringen. Aber das Gerücht kündet, daß vor kurzer Zeit ein heißer Krieg an der Römergrenze entbrannt iſt zwiſchen den Alemannen und dem Cäſar, den ſie Julianus nennen, und vor zehn Tagen fuhr bei uns zur Nachtzeit das wilde Heer des Gottes durch die Luft — er ſah ſcheu in die Höhe — ſeitdem wahren wir die Landesmark.“

Der Fremde wandte das Haupt und blickte jetzt zum erſten Mal hinüber nach dem Heimatland ſeines Gefährten. In vielen Reihen zogen ſich die langgeſchwungenen Berghöhen hintereinander, querdurch führte ein tiefes Thal, da wo es ſich zu der Lichtung erweiterte, glänzte im Sonnenlicht der Schaum des Waldbachs.

„Und jetzt laß mich wiſſen, Gutgeſell, weſſen Zeichen du trägſt und wohin deine Weiſung mich führt.“

„In allen Thälern, welche dein Auge ſieht, und weiter bis in die Ebene hinab, waltet als Häuptling Herr Answald, der Sohn Irmfrieds, welchem auch ich diene.“

„In der Fremde vernahm ich, daß ein großer König über das Volk der Thüringe herrſcht, ſie nannten ihn König Biſino,“ verſetzte der Wandrer.

„Du haſt das Richtige gehört,“ beſtätigte der Jüngling. „Aber dies Waldland hier iſt frei unter ſeinem eigenen Herrengeſchlecht ſeit alter Zeit und der große König des Landes iſt zufrieden, daß wir ihm die Grenze hüten und jedes Jahr Roſſe an ſeinen Hof ſenden. Wenig ſorgen wir Waldleute um den König, und unſer Herr Answald geht nur ſelten zu Hofe nach der Königsburg."

„Und zählt König Biſino eure Rinderherden nicht, die ich dort bei den Hütten ſehe?" frug der Fremde wieder.

„Hm, es war einmal Waffenlärm in den Dörfern, weil der König ſeine Eber unter unſern Eichen mäſten wollte, auch kam dem König das Gelüſt den wilden Ochs in unſern Wäldern zu jagen, aber man hat nichts mehr davon gehört."

Der Fremde ſah ernſthaft in das Thal hinab: „Und wo iſt der Hof deines Herrn?"

Der Wächter wies die Thallücke entlang. „Er liegt am Ausgang der Berge, für einen ſchnellen Wanderer drei Stunden thalab, uns aber trägt ein Roß von der Weide in kürzerer Zeit dorthin. Hörſt du den Hufſchlag? Das Horn hat meinen Geſellen verkündet, daß ein Fremder zu geleiten iſt; der mich ablöſt, kommt."

Den Bergweg trabte ein Reiter herauf, ein ſtattlicher Jüngling, dem Wächter ähnlich an Antlitz und Geberde, er ſchwang ſich vom Pferde und ſprach leiſe mit ſeinem Gefährten. Der Wächter übergab ihm das Horn, warf die Ledertaſche über die Schulter und bot das Pferd dem Fremden. „Ich folge deinem Schritt," ſagte dieſer ablehnend; er grüßte mit Hand und Haupt den neuen Wächter, der ihn neugierig betrachtete, und wandte ſich mit ſeinem Führer dem Thale zu.

Steilab führte der ſchmale Pfad zu dem gewundenen Lauf des Gießbaches, zwiſchen Baumrieſen, deren lange Moosbärte grauſilbern im Sonnenlicht glänzten, über Wurzeln, die wie rieſige Schlangen auf dem Weg lagen und ſich in hohem Bogen wanden, wo das Geröll, welches ehedem unter ihnen lag, vom Waſſer fortgeſpült war. Am Rand des Baches hemmte Treibholz und gehäufte Menge trockener Binſen, dort hatte im Frühjahr die Wucht des Waſſers geworfene Stämme an die

Seite gefegt, daß ſie wild durcheinander lagen mit entlaubten Aeſten; aber das Meſſer der Waldleute hatte einen ſchmalen Weg durch das Gewirr der Reiſer gehauen. Mit beflügeltem Schritt eilten die Männer thalab, ſie ſprangen in weitem Schwunge von Stein zu Stein, von Baum zu Baum, vorauf der junge Wächter; oft ſchwang er ſich hoch durch die Luft, wie ein Federball im Wurfe thalab geſendet luſtig hüpft; und wo ein breites Rinnſal den Gang hinderte, wiederholte er den Sprung nach rückwärts, um ſeinem Gefährten Muth zu machen.

Dem Roß hatte er den Zügel über den Hals geworfen, folgſam wie ein Hund ſprang es dem Manne nach; auch dem Hengſt war der unebene Weg zum Spiele. Zufrieden maß der Wächter mit den Augen einen ſtarken Schwung, den der Fremde über den Gießbach gethan hatte, und betrachtete darauf die Fußtritte auf dem weichen Grund. „Du ſchreiteſt mächtig für einen müden Mann,“ ſagte er, „mich dünkt du haſt wohl ſchon früher weite Sprünge auf blutiger Haide gewagt. An deiner Spur ſehe ich, daß du von unſerem Volke biſt, denn die Spitze des Fußes ſtrebt auswärts und ſtark drückt der Ballen. Vordem hielt ich dich nach deiner Rede für einen fremdländiſchen Mann. Haſt du einmal Römertritte geſchaut?“

„Sie ſchreiten mit kleinem Fuß und kurzem Schritt auf ganzer Sohle wie müde Leute.“

„So ſagen auch unſere Männer, die im Weſten waren. Ich habe bisher nur waffenloſe Händler des ſchwarzhaarigen Volkes geſehen,“ fügte er entſchuldigend hinzu.

„Mögen die Schickſalsfrauen den Römerfuß von eurem Grunde fern halten,“ antwortete der Fremde.

„Du ſprichſt wie unſere Alten; wir Jungen aber denken, kommen ſie nicht zu uns, ſo kommen wir wohl zu ihnen, denn wundervoll ſoll ihr Land ſein, alle Häuſer von buntem Stein, das ganze Jahr mildes Sonnenlicht und im Winter grüne Erde; der ſüße Wein gemeiner als Dünnbier, von Silber die Seſſel und Bänke, die Mädchen tanzen im Goldſchmuck und ſeidenem Gewand und der Krieger iſt ein Herr der ganzen Pracht."

Vergebens erwartete der Wächter die Antwort des Fremden, ſie ſchritten eine Weile ſtumm neben einander, endlich faßte der Jüngling das Roß beim Zügel: „Hier wird die Thalfahrt wegſamer, ſteig auf, daß wir vor Abend ans Ziel kommen." Der Fremde legte die Hand auf den Widerriſt des Pferdes und ſprang wuchtig in den Sitz, der Führer nickte zufrieden und pfiff leiſe, das Roß trug den Reiter in großen Sätzen thalab, der Jüngling lief zu Fuß nebenher, ſeinen Speer ſchwingend und bisweilen dem Roß zujauchzend, welches dann den Kopf zu ihm wandte und zur Antwort wieherte.

„Wer ſind die Weiber dort in hellen Gewändern?" frug der Fremde, als ſie nahe der Lichtung auf einer Höhe anhielten und in das Gehege ſahen. „Hui!" rief der Wächter, „die Mägde vom Herrenhofe ſind gekommen, dort iſt Frida's braune Kuh, hörſt du die ſchöne Schelle, die ihr am Halſe hängt, und dort iſt das Mädchen ſelbſt." Sein geröthetes Geſicht verrieth, daß ihm die Begegnung erfreulich war.

„Sieh die alten Hütten, in ihnen wohnt der Rinderhirt, im Sommer ziehen die Rinder des Dorfes auf Waldweide, und unſere Mädchen kommen und holen die Arbeit des Kellers nach dem Herrenhofe. Dort drüben aber im Buchenwalde hauſt der Schweinhirt mit ſeinem Volk, es gibt nicht ſchönere Maſt im Lande, ſoweit die Sonne ſcheint." Sie betraten die Lichtung, der Wächter entfernte die Stangen, welche den Eingang zum Rinderpferch verlegten, und der Fremde ritt in den umhegten Raum, wo die Kühe brüllend umherliefen, während die Frau des Hirten mit ihren Mägden das Milchgeräth zum kühlen Keller trug, der aus Stein und Moos gefügt abwärts von der Sonne lange Reihen der Milchſchüſſeln bewahrte. „Gutes Glück, Fremdling," rief der Wächter, „unſer Herrenkind, Irmgard, iſt ſelbſt hier, um nach der Herde zu ſehen; wird ſie dir hold, ſo kannſt du guter Pflege gewärtig ſein."

„Welche iſt es, die du mit Namen nennſt?“ frug der Fremde.

„Dort befiehlt ſie den Mägden, du kennſt ſie leicht heraus.“ Die Jungfrau ſtand bei dem Karren, der mit zwei Stieren beſpannt den Gewinn der Milchkammer zum Herrenhof fahren ſollte: feſtgeſchlagene Butter in Fäſſern vom Holz des wilden Pflaumenbaums und kümmelgewürzten Käſe in grüne Blätter gepackt.

„Geh zu ihr, Geſell, und künde, daß ein Fremder bittend naht. Ich ſcheue mich, das Kind deines Herrn anzureden, ſo lange mir der Vater nicht den Herdſitz geſtattet hat. Und da du freundlich geſinnt biſt, ſprich gut von mir, ſoweit du vermagſt.“ Der Fremde ſprang vom Pferde und neigte ſich der Jungfrau aus der Ferne.

Frei ringelten die gelben Locken um ihre hohe Geſtalt, ſie umſäumten die kräftigen Formen des jugendlichen Antlitzes und wallten lang herab bis an die Hüften. Ein ſilberbeſchlagener Gürtel hielt das weiße Linnengewand zuſammen, darüber trug ſie ein kurzes Oberkleid von feiner Wolle, zierlich mit der Nadel geſtickt, über dem Handgelenk der nackten Arme goldene Ringe. Aus großen Augen ſah ſie nach dem Fremden hinüber und erwiederte mit leiſem Kopfnicken den ehrerbietigen Gruß.

Der Wächter trat zu dem Herrenkind: „Der Fremde ſucht eine Ecke an unſerer Bank und eine Herdſtelle für ſein wegmüdes Haupt; ich geleite ihn zum Hofe, daß der Herr über ſein Schickſal entſcheide.“

„Wir geben dem Wanderer Raſt, den die Götter uns ſenden. Wer er auch ſei, ob gut oder arg, der bittend unſerem Herde naht, drei Tage hat er Gemach, dann frägt der Vater, ob er ein gerechter Mann iſt und unſeres Daches nicht unwerth. Denn du weißt es ja ſelbſt, Wolf, viel wildes Volk zieht elend durch das Land und trägt den Fluch, der an ſeinen Schritten haftet, in das Haus des ehrlichen Mannes.“

„Er ſieht aus, wie einer, der ſich ehrlich hält gegen Freund und Feind," ſprach der Wächter.

Die Jungfrau warf einen flüchtigen Blick auf den Fremden: „Wenn er ſich ſo bewährt, wie du ſagſt, ſo mögen wir uns ſeiner Ankunft freuen. Reich ihm den Krug mit Milch, Frida!"

Der Fremde trank, und als er den Krug dankend an Frida zurückgab, ſagte er: „Segen über deine milde Hand. Der erſte Gruß im Lande war willig von warmherzigem Manne geboten, der zweite hier ſei mir eine Verkündigung, daß ich auch im Herrenhauſe den Frieden finde, nach dem ich mich leidvoll ſehne."

Unterdeß hatte der Wächter für ſich eins von den Roſſen eingefangen, welche in beſonderem Gehege ſprangen. Während er ſich anſchickte aufzuſitzen, trat die rothwangige Frida zu ihm: „Glück hatteſt du, Wolf, im Schlafe," ſpottete ſie, „an dem Grenzdorn iſt, da du ruhteſt, ein fremder Vogel hängen geblieben. Wie war dein Schlummer, Wächter, auf dornigem Lager?"

„Die Eule ließ mich nicht ſchlafen, ſie ſchwatzte über Frida, die bei Nacht am Zaune ſteht und rüttelt, um zu erſchauen, von wannen ihr ein Hausherr kommen wird."

„Ich aber ſah einen Stieglitz auf dürrem Strauch, der ſammelte alle Diſtelwolle zu einem Ehebett für den reichen Wolf."

„Und ich weiß eine Stelze," verſetzte Wolf zornig, „welche die Veilchen zertrat, die ſie ſuchen ſollte, und dabei in die Neſſeln fiel."

„In die Neſſeln deines Ackers nicht, du dummer Wolf!" rief Frida.

„Ich kenne eine, der ich den Ball nicht zuwerfe beim nächſten Reigen," antwortete Wolf.

„Wenn der Wolf tanzt, fliegen die Gänſe auf den Baum und lachen," ſpottete Frida.

„Winde dir ein Kränzlein aus Haferſtroh, Jungfer Gans,“ rief Wolf vom Pferde zurück und trabte abwärts mit dem Fremden, der ſich zartfühlend auf die Länge eines Speerwurfes von dieſem Wechſelgeſpräch entfernt hatte.

„Er iſt ein unartiger Knabe,“ klagte Frida der Herrin.

„Aus dem Walde ſchallte zurück, was du hineingerufen,“ antwortete dieſe lachend. Und dem fremden Reiter nachſehend fuhr ſie fort: „Er ſieht aus wie ein Herr über viel Volk.“

„Und doch war ſein Bundſchuh zerriſſen und die Jacke ſo reiſemüde,“ ſagte Frida.

„Meinſt du, daß der Fels nur die Füße des armſeligen Wanderers ſchneidet? Wer weit her kommt, von dem glauben wir, daß er viel geſehen hat und viel gewagt; es thut uns leid, wenn er ein arger Mann geworden iſt aus Begehrlichkeit und Noth, und wir wollten ihm gern Frieden geben, wenn wir es vermöchten.“

Die Sonne ging zur Rüſte und die Bäume warfen lange Schatten auf den Weg, als die Reiter das Ende des Thalgrundes erreichten. An beiden Seiten wichen die Berge zurück, längs dem Bache breiteten ſich helles Gras und bunte Wieſenblumen, ein rothhaariger Fuchs fuhr vor ihnen über den Pfad. „Der Rothkopf weiß, daß die Menſchenwohnungen nahe ſind,“ ſagte der Wächter, „er ſchleicht am liebſten, wo er den Hofgeſang der Hähne hören kann.“

Vor ihnen lag im Abendlicht das Dorf, von Graben und baumbeſetztem Wall umſchloſſen, durch die Lücken der Bäume ſah man hier und da die weißen Giebel unter braunem Strohdach, und kleine Rauchwölkchen, die aus den Dächern aufſtiegen. Seitwärts vom Dorfe erhob ſich auf kleiner Anhöhe der Herrenhof, mit beſonderem Pfahlwerk und Graben umgeben, über die zahlreichen Häuſer und Ställe des Hofes ragte hoch das Dach des Saals, der Firſt mit ſchön geſchnitzten Hörnern.

Auf dem Wieſengrund vor ihnen übte ſich eine Schaar Knaben im Kampfſpiel, ſie hatten ein hohes Gerüſt geſtellt und ſchwangen ſich der Reihe nach hinauf und jauchzend wieder herab. Als die Reiter nahten, rannte der Hauſe an den Weg und ſtarrte trotzig auf den fremden Mann. Der Wächter rief einen Knaben und ſprach leiſe zu ihm; der Knabe flog wie ein junger Hirſch in großen Sprüngen dem Herrenhofe zu, während die Reiter mit Mühe den Schritt ihrer unruhigen Pferde bändigten. Auf der Dorfſtraße tanzten im Staube die kleinen Kinder den Ringelreigen, die Knaben nackt bis auf die Wolljacke, die kleinen Mädchen im weißen Hemde, ſie ſtapften barbeinig im Staube und ſangen. Der Ring löſte ſich, als die Reiter herankamen, an den Luken der Dorfhäuſer wurden Frauenköpfe ſichtbar, aus jeder Thür ſprang eine Schaar blauäugiger Kinder; auch Männer traten an die Thür und muſterten mit Falkenblick das Ausſehen des Fremden, und der Wächter verfehlte nicht, ſeinen Begleiter zu ermahnen, daß er hierhin und dorthin ſchaue und die Hausbewohner vom Pferde grüße, „denn," ſagte er, „freundlicher Gruß öffnet die Herzen und du magſt die Gunſt der Nachbarn bald gebrauchen."

Unterdeß war der Knabe in den Herrenhof gelaufen. Fürſt Answald ſaß in der Holzlaube, dem ſchattigen Vorbau des Herrenhauſes; er ſelbſt war ein hoher Mann, breitſchultrig mit offenem Antlitz unter ſeinem grauen Haar, er trug die wollene Hausjacke über dem Hemde mit Biberfell beſetzt, ſeine Lederſtrümpfe mit bunten Riemen geſchnürt, und nur die würdige Haltung und die Ehrfurcht, mit welcher die Anderen zu ihm ſprachen, ließen erkennen, daß er der Wirth war. So ſaß er umgeben von ſeinen Bankgenoſſen und ſchaute zufrieden auf zwei wohlgenährte Stiere, welche von den Knechten vorbeigetrieben wurden, weil ſie zu Opferthieren ausgewählt waren für ein bevorſtehendes Feſtmahl der Landgenoſſen. Der Knabe drängte ſich behend an einen alten Mann mit klugem Geſichte, der zur Linken des Häuptlings ſtand und den Worten des Herrn höflich Antwort zu geben wußte, und kündete leiſe ſeine Botſchaft. „Der junge Wolf führt einen Fremden her," berichtete der Alte auf den fragenden Blick des Herrn, „der Mann kam ohne Geleit der Katten, ohne Roß und Kriegskleid, ein einzelner Mann aus dem Elend, er ſucht das Gaſtrecht.“

„Bereitet ihm den Gruß in der Halle,“ befahl Herr Answald gleichmüthig und gab ſeinen Mannen ein Zeichen, daß ſie ſich entfernten. Und zu ſeinem Vertrauten ſprach er: „Mit Sorgen ſeh' ich die fremden Strolche. Seit am Rhein der Römerkrieg aufgebrannt iſt, fliegen heiße Funken durch das Land, und mancher Geſell, der Gewaltthat gelitten, ſchweift durch die Länder und übt Frevel in bitterem Haſſe.“

„Kommt er als Flüchtling aus dem Süden, ſo mag er Kunde wiſſen von dem Römerkrieg.“

„Er mag auch römiſche Untreue in das Land tragen. Die welſche Sitte ſchleicht wie eine Peſt durch unſere Thäler, ſie hat die Burgen der Könige mit Uebermuth gefüllt. Auch unſere Herren möchten im Purpurkleide prangen und ſchurkiſche Leibwächter füttern, die ihr Meſſer dem freien Mann in den Rücken ſtoßen, wenn ſein Antlitz ihrem Herrn verleidet iſt. Doch komm, wer auch der Fremde ſei: was einem darbenden Mann gebührt, ſoll ihm werden. Du aber ſorge, durch kluge Rede ſein Geheimniß zu ergründen.“

Der Häuptling trat in das Haus und ſetzte ſich auf den Herrenſitz, der geſchnitzt aus Eichenholz der Thür gegenüber ſtand, belegt mit dem ſchwarzen Fell eines jungen Bären. Die Füße des Herrn ruhten auf einem Schemel, in der Hand hielt er den weißen Herrenſtab.

Draußen am Hofthor ſtiegen die Reiter ab, der Fremde lehnte ſeinen Speer an den Pfoſten und ſetzte ſich ſchweigend auf den Sitz außerhalb des Thors. Der Sprecher trat heraus und lud ihn mit feierlichem Gruß vor den Herrenſitz. Der Fremde trat hoch aufgerichtet auf die Schwelle des Hauſes, er und der Häuptling blickten einander einen Augenblick forſchend an und Beiden gefiel was ſie ſahen.

„Heil dir, Fürſt Answald, Irmfrieds Sohn!“

„Heil ſei auch dir!“ klang es vom Herrenſitz zurück.

„Spende wegemüdem Mann den Trunk aus deinem Born, die Frucht von deiner Flur, den Schirm deines Daches. Ich komme freundlos, heimatlos und ſchutzlos zu deinem Herde; verleihe mir, was dem Wanderer das Gaſtrecht deines Volkes gewährt.“

Hildebrand trat vor und ſprach: „Der Fürſt verleiht dir nach des Volkes Brauch drei Tage Raſt, drei Tage Koſt, dann frägt der Fürſt das Volk nach ſeinem Willen. — Tragt ihm den Sitz zum Herd, ihr Knaben, und bietet ihm die Gaben der Götter.“

Drei Jünglinge trugen das Geräth, der eine den Schemel, auf dem der Fremde niederſaß, der andere in zwei Schalen Brot und Salz, der dritte einen Holzkrug, mit dunklem Bier gefüllt. Dieſer bot den Trunk zuerſt dem Fürſten, der den Krug mit den Lippen berührte, dann dem Fremden. Darauf gab der Sprecher dem Gefolge einen Wink und Alle verließen den Raum.

„Und jetzt, Wanderer,“ begann Hildebrand zu den Füßen des Fürſten niederſitzend mit vertraulichen Worten: „da du Sicherheit gewonnen haſt für Leib und Glieder, ſo gib auch uns Bericht ſoweit du vermagſt, wenn du etwas hinter unſern Bergen geſchaut und gehört haſt, was uns zum Nutzen ſein kann und dir nicht zum Schaden. Denn es iſt ſorgenvolle Zeit, und der vorſichtige Wirth müht ſich Kunde zu holen von bewanderten Männern. Willſt du erzählen, wenn die Götter dir verliehen haben, daß ſich deine Worte willig auf der Zunge zu einander fügen; oder ſoll ich fragen, was zu erfahren uns noth thut?“

Der Fremde erhob ſich: „Ich trage Kunde, die das Herz der Männer bewegt, nicht weiß ich, ob ſie euch Freude bereitet oder Trauer. Eine Schlacht iſt geſchlagen, die größte ſeit Menſchengedenken. Die Wölfe heulen auf der Walſtatt und die Raben fliegen über das Gebein der Alemannen, denen unſer Gott den Sieg verſagt hat. Die Franken haben dem Römer die Schlacht gewonnen, die Könige der Alemannen Hnodomar und Athanarich ſind gefangen, mit ihnen viele Königskinder; die Heerſchaaren des Cäſars brennen in den Thälern des Schwarzwaldes bis an den Main und treiben die Gefangenen zu Hauf. Der Cäſar iſt mächtig geworden über das Grenzland, man ſagt, daß die Katten Geſandte in ſein Lager geſchickt haben, um ein Bündniß zu bieten."

Ein tiefes Schweigen folgte dieſen aufregenden Worten. Fürſt Answald ſah finſter vor ſich nieder, auch Hildebrand hatte Mühe, ſeine Bewegung zu verbergen.

„Wir haben Frieden mit Römern und Alemannen," ſagte er endlich vorſichtig; „und der Thüring fürchtet nicht die Macht des Cäſars. Du ſelbſt aber warſt, wie ich erkenne, in der Nähe, als die Schlacht geſchlagen wurde und du haſt ſeitdem die Dörfer der Katten gemieden, die doch, wie du ſagſt, dem Römer wohlgeneigt ſind. Ich frage dich nicht, wem du den Sieg gewünſcht haſt."

„Ich gebe Beſcheid ohne Frage," rief der Fremde ſtolz, „ich habe nicht Römerſold genommen."

Ein Strahl von Wohlwollen brach aus den Augen des Häuptlings. „Du biſt kein Alemanne," ſagte er, „du biſt nach deiner Sprache von den Kindern unſeres Gottes, die fern im Oſten wohnen."

„Ein Vandale von der Oder," verſetzte der Fremde raſch.

„Es iſt ein weiter Weg von deinem Heimatland bis zu der Walſtatt am Rhein, Wanderer. Hat auch dein Volk ſeine Krieger in den Streit geſendet?"

„Ich kam an den Rhein ohne meine Landgenoſſen, ein ſchweres Geſchick trieb mich aus meiner Heimat Flur."

„Ein ſchweres Geſchick bereitet ein Gott, oder des Mannes trotziger Muth. Möge dein Herz nicht bedrücken, was dich aus der Heimat geſcheucht hat."

Der Fremde neigte dankend das Haupt. „Des Gaſtes Sorge iſt, daß er ſeinem Wirth gefalle; verzeih, wenn ich ſuche, was dir den Fremden vertraulich macht. Ich habe in meiner Heimat ein Lied des Sängers gehört, daß zu der Väter Zeit ein Held aus Thüringeland unter den Kriegern meines Volks gegen die Römer kämpfte, weit ſüdwärts an der Donau, Irmfried war ſein Name."

Der Fürſt richtete ſich im Seſſel hoch auf und ſprach: „Seine Hand lag ſegnend auf meinem Haupt, er war mein Vater."

„Blutbruder wurde er einem Krieger meines Volkes. Als der Fürſt aus meiner Heimat ſchied, zerbrach er mit ſtarker Hand ein römiſches Goldſtück und ließ die Hälfte zurück, daß ſie ein Zeichen der Gaſtfreundſchaft für ſpätere Geſchlechter ſei. Iſt die eine Hälfte des Goldſtücks dein, ſo iſt die andere mein."

Er hielt das helle Goldblech dem Fürſten hin. Herr Answald fuhr heftig vom Stuhle und prüfte das Stück am Licht. „Still," rief er gebietend, „Keiner ſpreche ein Wort. Geh, Hildebrand, und trage deiner Herrin das Wahrzeichen, daß ſie es an die andere Hälfte halte; und ſage ihr, daß ſie allein ſei, wenn ich einen Fremden zu ihr führe." Hildebrand eilte hinaus, der Wirth trat nahe an den Gaſt und betrachtete ihn erſtaunt vom Kopf bis zum Fuß: „Wer biſt du, Mann, der mir ſo hohen Gruß in das Haus trägt?" und freudig fuhr er fort: „nicht thut es noth das Zeichen zu ſuchen, ſeit du die Schwelle betrateſt, haſt du mir das Herz erregt. Komm, Held, daß du mir da deinen Namen kündeſt, wo die beiden Hälften des geheimen Zeichens ſich zuſammenfügen." Er ſchritt eilig voran, der Fremde folgte.

In ihrem Gemach ſtand Frau Gundrun, die Fürſtin, und hielt die beiden Hälften des Goldſtücks an einander. „Hier ſind zwei Aehren von einem Halme," rief ſie dem Gemahl entgegen, „was du mir ſandteſt, iſt König Ingberts Zeichen."

„Und der ſich dem Knie der Herrin naht," ſprach der Fremde, „iſt Ingo, König Ingberts Sohn."

Langes Schweigen folgte dem Ausruf, die Hausfrau ſah ſcheu auf den ſtolzen Krieger, auf das edle Antlitz, die königliche Geſtalt, und ſie neigte ſich tief zum Gruß; der Fürſt aber rief bekümmert: „Oft habe ich gewünſcht, das Antlitz der Gaſtfreunde zu ſehen, der erlauchten Helden aus Göttergeſchlecht; von reichem Hofhalt hat mir der Vater erzählt, von mächtigem Gefolge in glänzendem Stahlhemd. Aber anders fügten die hohen Gewalten das Wiederſehen. Im Wanderkleide, als werbenden Fremdling ſchau' ich den großen Volkskönig und Schrecken fühle ich im Herzen. Gutes bedeute die Stunde, wo ich dein Antlitz ſchaue. Dennoch gedenke ich, daß ich dir ehrbar meine Treue erweiſe."

„Ich aber komme nicht als Glücklicher zu dir und der Herrin," ſprach Ingo ernſthaft, „ein Flüchtling bin ich und nicht will ich, mein Schickſal hehlend, deinen Schutz erſchleichen. Aus der Heimat bin ich getrieben von dem eigenen Ohm, der nach des Vaters Tode dem Knaben die Krone nahm, mühſam haben getreue Männer mich geborgen, bis ich zum Manne wuchs; Gefahr iſt mein Loos, des Königs Boten ſind mir gefolgt von Volk zu Volk, ſie boten Geſchenke und forderten meinen Leib. Mit dem kleinen Haufen der Getreuen fuhr ich zum Kampf der Alemannen, ihre großen Könige waren mir hold, am Schlachttag führte ich einen Haufen ihres Volks. Jetzt ſucht der Cäſar ſiegesſtolz nach denen, die ſich ihm nicht barfuß unterwerfen. Weit reicht ſeine Macht in den Königsburgen, ich ſah die Boten deiner Nachbarn, der Katten, mit dem Friedenszeichen zum Rhein reiten, und ich bin darum ſechs Tage und Nächte heimlich auf Wolfespfad durch ihre Gaue gezogen, faſt ein Wunder war's, daß ich ihnen entrann. Das ſollſt du wiſſen, bevor du ſprichſt: Sei Ingo mir willkommen."

Der Wirth ſtand unſicher und ſuchte das Auge ſeiner Hausfrau, welche in dem Seſſel ſaß und vor ſich niederblickte:

„Was ehrlich iſt und was die Eide gebieten, das thu' ich," ſprach Herr Answald endlich und die Wolke wich von ſeinem Antlitz: „Sei mir willkommen, Ingo, Königsſohn."

„Edlen Sinn verräthſt du, Held," begann die Fürſtin, „daß du dich ſcheuſt, Gefahr in den Hof deines Gaſtfreundes zu leiten. Uns aber ziemt zu erwägen, wie wir zugleich die Treue erweiſen und unſere Höfe vor der Gefahr beſchützen. Weit ſchallt der Name eines Königs durch die Lande und viele Feinde umlauern den Helden, der unter Krone geht, du ſelbſt haſt es leidvoll erfahren. Drum meine ich, nur Vorſicht hilft dir und uns zum Heile. Und darf ich meinem Hausherrn treue Meinung ſagen, ſo dünkt mir gut, daß dein Gaſt unbekannt in deinem Hauſe weile und Keiner von ſeiner Herkunft wiſſe, als du und ich allein."

„Soll ich im eigenen Hauſe den werthen Gaſt verſtecken?" rief der Wirth unwillig, „ich bin kein Diener, nicht des Cäſars, nicht der Katten."

„Auch der König der Thüringe ſpeiſt ſeine Mahlzeit gern aus den goldenen Schüſſeln, welche Römerkunſt gefertigt hat," fuhr die Hausfrau fort, „hüte dich des Königs Argwohn zu wecken."

Der Gaſt ſtand unbeweglich und vergebens ſuchte die Fürſtin ſeine Meinung zu erkennen.

„Schwer iſt es edles Blut im Dienerkleid zu bergen," wandte Herr Answald ein.

„Auch Held Siegfried, von dem der Sänger meldet, ſtand im Knechtsgewand am Ambos."

„Und ſchlug zuletzt den Ambos in den Grund und den Schmied dazu," rief der Wirth. „Sprich Ingo ſelbſt, wie willſt du, daß wir dich halten?"

„Ich bin der Flehende," antwortete der Gaſt mit Selbſtüberwindung, „und darf nicht hadern, ob du hoch, ob du niedrig mich reihen willſt unter den Genoſſen deiner Bank. Meines

Namens berühme ich mich nicht, aber ich berge ihn nicht, und zu ruhmloſer Arbeit wirſt du mich nicht ſtellen."

„Er meint wie ich," rief der Fürſt.

„Stets fürchten die Helden Minderung ihrer Ehre," ſprach lächelnd die Fürſtin. „Was ich bitte, iſt leicht gewährt, nur kurze Zeit laß dir das Gewand gefallen, welches wir dem Fremdling im Hofe ſpenden; unterdeß wirbt dir mein Herr im Volk gute Meinung. — Nicht ewig währt der Kriegsruf an der Grenze, dem Cäſar wird's an neuem Streit nicht fehlen, in wenig Monden iſt das Geräuſch verhallt, indeß gelingt's wohl auch den König zu gewinnen."

„Ich will's bedenken bis zur Nacht," ſprach der Wirth, „denn klug räth meine Hausfrau und oft habe ich ihren Rath erprobt. Bis dahin hülle dich, o Held, in demuthvolles Weſen, denn vertraue mir, mit bedrängtem Herzen erſehne ich den Tag, wo ich in offener Halle künden kann, was deine und meine Ehre fordert.

So verließen die Männer der Herrin Kammer. Als aber am Abend der Hauswirth auf ſeinem Lager niederſaß, rief er unwillig: „Mir frißt's am Herzen, daß ich ihn ſehen ſoll zu unterſt an der Bank." Aber die Fürſtin antwortete leiſe: „Erſt prüfe doch, ob er auch werth iſt deines Schutzes. Denn ungewöhnlich iſt des Fremden Art und freudenlos ſein Schickſal. Sein Geheimniß bergen wir vor Jedem, und auch vor Irmgard, unſerm Kind."

2.

Das Feſtmahl.

Im Hofe des Fürſten wurde den Landgenoſſen das Feſt gerüſtet. Die Hausfrau ſchritt mit den Mägden durch die Räume, wo die Vorräthe der Küche bewahrt wurden, in langer Reihe hingen dort die Schinken, runde Würſte und in Rauch gedörrte Zungen der Rinder; ſie freute ſich des guten Vorraths, ließ abheben für die Küche und befahl den Mägden in die beſten Stücke ein Zeichen zu ritzen, damit der Vorſchneider dieſe den Tiſchen der Aelteſten aufſetze. Dann ging ſie in den kühlen Keller, der von Stein gewölbt in einer Ecke lag, wo das Sonnenlicht wenig hinkam, hochbedeckt mit Erde und Raſen, dort wählte ſie die Fäſſer mit ſtarkem Biere und die Krüge mit Meth und ſah zweifelhaft auf einige große fremdartige Thongefäße, die halb im Boden vergraben in einer Ecke ſtanden. „Ich meine nicht, daß mein Herr des Weines begehren wird, doch wenn er darnach ruft, ſo ſagt dem Schenken, daß ſie das kleine nehmen, denn die anderen ſtehen und harren auf einen größeren Feſttag. Und ſehet ſelbſt zu, daß die ungeſchickten Geſellen mir den theuren Thon nicht zerſchlagen, denn was mühſam im Stroh durch Roſſe und Männer herbeigeführt wurde aus dem welſchen Land, dem könnte die lange Reiſe durch das Ungeſchick der methgefüllten Knaben wohl verdorben werden.“ Ernſthaft blickte ſie noch einmal durch den großen Raum: „Es iſt Vorrath genug für eines Häuptlings Haus und manches liebe Jahr mag der Meth das Herz der Männer erfreuen, mögen die Götter uns ſchaffen, daß unſere Helden

Alles fröhlich und in Ehren leeren. Und höre, Frida, man weiß ja wohl, was die Männer zumal gebrauchen, aber beim Trunk trügt der Anſchlag, auch wenn er reichlich war. Laß noch drei Krüge von altem Meth in Vorrath herausheben, und ſage dem Schenken, wenn die Männer friedlich ſind und in ehrlichem Geſpräch, ſo wird ihnen am Ende noch dies geboten, wenn ſie aber wider einander eifern und zwieträchtig hadern, ſo ſoll er vorſichtig ſein mit dem Gießen, daß uns kein großes Unheil entſtehe.“

Die Herrin ſchritt zu dem Küchenhauſe, darin brannten mächtige Feuer auf ſteinernen Platten. Die Jünglinge waren vor dem Hauſe beſchäftigt, die Opferthiere zu zerlegen, dazu große Hirſche und drei Eber des Waldes, und das Fleiſch an lange Spieße zu ſtecken. Die Mägde aber ſaßen in langer Reihe vieles Geflügel rupfend, oder ſie rundeten mit den Händen gewürzten Weizenteig zu anſehnlichen Bällen. Und Knaben des Dorfes warteten mit lachendem Antlitz auf die Zeit, wo ſie die Spieße drehen würden, damit auch ihnen vom Feſt der Helden ein wohlſchmeckender Antheil werde.

Unterdeß ſchafften die Mannen des Häuptlings um die große Halle. In der Mitte des Hofes ſtand der mächtige Bau, aus dicken Fichtenbalken gefügt, eine Treppe führte zu dem geöffneten Thor, im Inneren trugen zwei Reihen hoher Holzſäulen die Balken des Daches, von den Säulen bis zu den Wänden liefen auf drei Seiten erhöhte Bühnen; in der Mitte, gegenüber der Thür ſtand darauf der Ehrenſitz des Wirthes und der vornehmſten Gäſte, daneben ein ſchön geſchmückter Raum, einer Laube gleich, für die Frauen des Hauſes, damit ſie dem Feſtmahl der Männer zuſchauen konnten, ſolange ſie begehrten. Und die jüngſten der Mannen ſchmückten die Holzlaube mit blühenden Zweigen, die ſie in der Flur abgehauen. Draußen aber fuhr Wolf einen großen Wagen mit Binſen und Kalmus heran, den er am Ufer des nahen Teiches geſchnitten, um den Fußboden zu beſtreuen.

„Hier iſt gut ſein, Gaſt,“ begann Wolf grüßend zu Ingo, „auch dir war die Herrin gnädig, du wandelſt in neuem Gewande, das unſere Weiber gewebt; wie trägt ſich das Tuch der Mädchen aus Thüringeland?“

„Was gern geboten wird, ſitzt dem Empfänger bequem,“ antwortete der Fremde lächelnd, „ich freue mich deine Stimme wieder zu hören, denn Tage lang warſt du auswärts.“

„Wir Herdgeſellen holten mit den Hunden die Feſtbraten aus dem Wald,“ verſetzte der Mann. „Hilf, Theodulf,“ rief er einem Gefährten zu, „ſoll ich allein den Wagen räumen?“

Theodulf, ein ſtolzer Mann aus dem Gefolge, griff ſteifarmig in die Binſen und ſprach über die Schulter zu dem Fremden: „Wer gewöhnt iſt, fremdes Gewand zu bitten, der ſoll nicht müßig ſtehen, wenn beſſere Männer die Hände rühren.“

Ingo ſah finſter auf den Sprecher, eine hohe Kriegergeſtalt, breitbruſtig mit einer langen Narbe auf der Wange; dem Fremden begegnete mit gleichem Trotz der Mann des Fürſten, an den Augen des Einen entzündete ſich der Zorn des Andern, bis die Blicke beider Gegner wie Flammen gegen einander ſprühten. Aber mit Selbſtbeherrſchung bändigte Ingo ſeinen Grimm und verſetzte den Rücken kehrend: „Hätteſt du gutherzig gemahnt, folgte ich williger deiner Weiſung.“

Der Wächter aber raunte ihm zu: „Hüte dich, den zu reizen, er iſt ein unwirſcher Geſell, der gern Eiſen beißt, er ſtammt aus der Freundſchaft der Herrin, und er dient nicht wie wir, denn er iſt aus edlem Geſchlecht, hat ſich nur auf Zeit gelobt, und wird einſt im reichen Erbe ſeiner Väter ſtehen. Kein Wunder, daß ihn die Binſen ſtechen, wenn er ſie tragen ſoll.“

„Wer dient, muß tragen,“ verſetzte Ingo finſter.

Aber auch die Mädchen ſorgten um das Feſtkleid des Fremden. „Sieh, Herrin, wie ſtolz der Fremde in dem Wams ſchreitet, das ihm die Fürſtin geſpendet hat,“ ſagte Frida zu Irmgard. „Wackerer Sinn adelt geringes Kleid,“ verſetzte Irmgard.

„Gering?" rief Frida, „die Jacke iſt vom allerbeſten Tuch aus unſern Truhen, ich muß ſie doch kennen, denn ich ſelbſt habe ſie einſt genäht. Seltſam iſt es, daß die Herrin ſo feines Gewand an einen fahrenden Mann wendet."

„Auch der Mann iſt ja wohl kein Alltagsſohn," antwortete Irmgard.

„Das meine ich auch," beſtätigte Frida neugierig: „denn ich ſah, wie die Fürſtin ihn vorher im Hofe anredete, da er ihr in den Weg trat; von beiden Seiten war's ein Herrengruß, ſie lachte ihm zu und ſtrich mit der Hand an ſeine Kleider, als ob er ein vertrauter Mann aus der Freundſchaft wäre."

„Als der Fremde geſtern Abend an den Herd trat, wo die Männer verſammelt ſaßen," verſetzte Irmgard, „da hatte vorher der Vater ſorglos geſcherzt mit dem Geſinde, doch als er den Fremden ſah, wandelte ſich ihm die Geberde, er hob ſich um dem Fremden entgegen zu gehen, that es aber nicht; doch feierlich war fortan ſein Weſen und das Mahl ſo ſtill, als ob ein Bote vom Königshofe am Herrentiſch ſäße."

„Auch der Fremde ſchritt," fuhr Frida eifrig fort, „da er eintrat, kräftig auf den Herrn zu, als wollte er ſich bei dem Herrenſitz lagern und einer von den Knaben mußte ihn an der Jacke zurückziehen auf ſeinen Platz, daß er die Ehrfurcht nicht vergaß."

„Ich ſah's," nickte Irmgard, „er lachte dazu," und bei der Erinnerung lachte ſie ſelbſt.

„Und doch ſitzt er ganz unten an der Bank," rief Frida, „und jetzt, wo der witzige Wolf wieder ſeine große Zunge rührt, hat er des Knaben Weisheit anzuhören."

„Iſt's ein Geheimniß," ſagte Irmgard leiſe, „ſo wird es uns Mädchen wohl zuletzt verkündet."

„Du ſelbſt aber Herrin," mahnte Frida, „haſt ihm ſeither wenig Huld erwieſen. Die erſten waren wir doch, die er ehrbar grüßte und drei Tage lang haſt du ihm jede Rede geweigert. Unfreundlich wird der Mann dich ſchelten, und hartmuthig, nicht wagt er, dich anzureden, da er aus dem Elend kommt; darum biete du ihm endlich den Gruß.“

„So laß uns thun, was ſich gebührt,“ antwortete Irmgard. Sie trat mit Ueberwindung zu dem Haufen der ſtolzen Knaben, welche dem Fürſten folgten, wenn dieſer durch die Dörfer ritt oder in den Vorkampf der Schlacht trat. Aber als ſie dem Fremden nahe kam, ſcheute ſie ſich vor den Anderen zu ihm zu reden, ſie hielt bei Theodulf an und ſprach: „Spät ertönte geſtern dein Hifthorn am Thore, wie war die Jagdbeute, Vetter?“

Theodulf erröthete vor Freude, weil das Herrenkind ihn eher als die Anderen begrüßte, er erzählte ihr von ſeinem Jagdglück und führte ſie zu einem Holzverſchlag, wo ein zweijähriger Bär unzufrieden ſaß. „Die Hunde zauſten ihm das Fell, ich band ihn mit Riemen und trug ihn lebend zum Hofe, er wird wohl ein Spielgeſell für die Kinder im Dorfe.“

Als Irmgard den Braunen betrachtet hatte und ſich mit Frida entfernte, rief dieſe unwillig: „Fürwahr, mit artigen Worten haſt du dem Fremdling zugeſprochen.“

„Nahe genug war ich bei ihm,“ antwortete Irmgard, „und er ſchwieg doch.“

„Er weiß beſſer, was dem Herrenkinde geziemt,“ verſetzte Frida.

Aber Irmgard achtete ſeitdem auf den Fremden und als ſie ihn abſeit von den Anderen am Zaun des Hofes lehnen ſah, ging ſie allein bei ihm vorüber, hielt wie zufällig an und ſprach: „Auf dem Hollunderbaum über deinem Haupt wohnt ein kleiner Grauvogel, der Nachtſänger. Die Mädchen beſchwören jeden Abend das Wieſel und den Kauz, damit ſie ihm nicht das Neſt zerſtoßen. Singt er dir, ſo höre ihm gütig zu, daß er ſich deines wohlmeinenden Sinnes freue. Sie ſagen, er mahnt im Sange Jeden an das, was ihm lieb iſt.“

Ingo antwortete treuherzig: „Alles Geflügel, der Habicht in der Luft und der Sänger im Buſch, ſingen dem fremden Mann daſſelbe Lied in das Ohr, ſie mahnen ihn an die Heimat. Dort ſtreute einſt die liebe Mutter den Vögeln Winterkoſt, damit ſie ihrem Sohne in ſeinem Leben gute Vorbedeutung ſängen. Die Treue haben ſie ſeitdem bewährt. Manches Mal haben die wilden Boten im Federkleid den unſtäten Mann auf der Haide und im Holz vor Gefahr gewarnt. Sie ſind die Genoſſen ſeines Schickſals geblieben; wie er wandern ſie heimatlos über die Menſchenerde und wie er nähren ſie ſich vom Raub, den ſie greifen, oder von der Gabe, die ihnen ein Gaſtfreund ſpendet.“

„Und doch finden ſie überall Flocken, aus denen ſie ihr Neſt bauen,“ verſetzte Irmgard.

„Wo aber darf der Heimatloſe ſein Haus zimmern?“ frug ernſthaft der Gaſt. „Wer bei der Schwelle ſeines Hauſes ſteht und die Roſſe auf dem Erbe der Väter zählt, der weiß nicht, wie die Bedürftigkeit am Herzen des ſtolzen Mannes nagt, wenn er Gabe nehmen muß, der ſelbſt Andern ſpenden möchte.“

„Du klagſt über die Gaſtſpenden im Hauſe, das dich an ſeinem Herd aufgenommen hat?“ antwortete Irmgard vorwurfsvoll.

„Selig preiſe ich den Wirth und die Herrin, die im anſehnlichen Hauſe dem Landfremden huldreich ſind,“ verſetzte der Gaſt. „Aber unſicher ſchweifen die Gedanken des Mannes, dem ſie eine Ecke an ihrer Bank vergönnen. Denn immer ſpäht der Fremdling ſorgenvoll nach der Miene des Wirthes, ob dieſer ihm auch die Gunſt bewahre. Jeder im Hofe ſteht ſicher auf ſeinem Recht, nur dem wildfremden Wanderer iſt der Grund, auf dem er ſchreitet, wie dünne Eisdecke, die vielleicht morgen unter ihm bricht, und ſo oft ſich ein Mund gegen ihn öffnet, weiß er nicht, ob die Worte ihm Ehre bedeuten oder Schmach. Zürne mir nicht um dieſe Klagen,“ bat er. „Deine Augen und deine Worte haben geheime Sorgen meiner Bruſt herausgelockt und zu dreiſt wagte ich vertrauliche Rede. Mir wäre leidvoll, dir zu mißfallen.“

„An deine Worte gedenke ich in Zukunft,“ antwortete Irmgard leiſe, „ſo oft ich einſame Wanderer in unſerem Hofe ſehe. Du aber vertraue, daß du Manchem hier willkommen biſt. Die Thüringe lieben freudigen Muth und geſellige Rede, erweiſe dich heut ſo unter den Nachbarn, und wenn ich dir Gutes rathen darf, ſo weiche nicht abſeit von den jungen Männern, wenn ſie die Kampfſpiele üben. Denn ich meine, daß es dir auch im Kampfe wohl gelingen mag. Gewinnſt du Lob unter den Landsleuten, ſo freut ſich unſer Hof, denn dem Wirth iſt es Ehre, wenn der Gaſt Ruhm erwirbt. Und ich merke, auch der Vater will dir wohl.“ Sie neigte erröthend das Haupt und entwich aus der Nähe des Fremden; er aber ſah ihr freudig nach.

Der Fürſt ſtand vor dem Herrenhauſe und empfing dort die Edlen und die freien Bauern, welche auf allen Wegen zu Fuß und Roß heranzogen und am geöffneten Thor von Hildebrand, dem Sprecher, begrüßt wurden. Wer zu Roß nahte, der ſtieg dort ab und die Jungen führten ſein Pferd in ein weites Gehege und banden es feſt, damit die Knechte ihm den Schaum mit Stroh abrieben und alten Hafer in die Krippe ſchütteten. Würdig war Gruß und Anrede, in weitem Ringe ſtanden die Gäſte auf dem Hofe, eine ſtolze Genoſſenſchaft, anſehnliche Männer aus zwanzig Dörfern der Gegend, alle in ihrem Kriegsſchmuck, den Eſchenſpeer in der Hand, Schwert und Dolch an der Seite, in ſchöner Lederkappe, die mit Zähnen und Ohren des wilden Ebers geſchmückt war; mancher ragte unter dem Eiſenhut, in einem Lederkoller oder Kettenpanzer über dem weißen Hemd und in hohen Lederſtrümpfen, die bis zum Leibe reichten, mancher auch, der reich war und die Waare der rheiniſchen Krämer beachtete, trug einen Ueberwurf von fremdem Zeug, das ſeine Haare von bunter Farbe hatte und wie das zarte Fell eines Raubthiers glänzte. Schweigend ſtanden die Männer und freuten ſich der Verſammlung, nur einige, die zu einander traten, tauſchten leiſe Worte über die Gerüchte, welche durch das Land flogen von der großen Schlacht im Weſten und von bedrohlicher Zeit. Aber wer die Meinung der Menſchen kannte, wie Hildebrand, der Sprecher, der merkte wohl, daß ihr Sinn kraus war und ihre Gedanken ungleich. Lange währte die Begrüßung, denn immer noch kamen Einzelne, die ſich verſpätet hatten, bis der Sprecher an den Häuptling trat und auf den Stand der Sonne wies.

Da führte der Wirth ſeine Gäſte vor die Halle, feierlich betraten ſie im Zuge die Stufen; am Eingang empfing ſie die Hausfrau, neben ihr ſtand die Tochter mit den Mägden. Ehrerbietig huldigten die Männer den Frauen; die Fürſtin reichte Allen die Hand und frug gebührlich nach ihren Frauen und dem Hausſtand, den Männern von der Freundſchaft bot ſie die Wange zum Kuß. Die Häupter des Volks nahmen gewichtig Platz auf den Seſſeln der Bühne und begannen ernſtes Männergeſpräch, während der Schenk und die Diener in langer Reihe einzogen; dieſe trugen in Holzkannen den Frühtrunk und behagliche Zukoſt, weiße gewürzte Brotkuchen und Fleiſch aus dem Rauchfang.

Unterdeſſen rüſteten die Jungen ungeduldig auf dem Raſengrund vor dem Hofe die Bahn zu kriegeriſchem Spiel. Die Knaben des Dorfes begannen den Kampf, damit auch ſie das Lob der Krieger erwarben, ſie rannten nach dem Ziel, ſprangen über ein Roß und ſchoſſen mit dem Rohrpfeil nach der Stange. Bald aber ergriff der Eifer die Jünglinge, ſie warfen die Speere, ſie ſchleuderten den ſchweren Felsſtein und ſprangen ihm nach und als Theodulf in mächtigem Schwunge den ſchwerſten Stein geworfen und den weiteſten Sprung gethan, klafterweit über die Andern hinaus, da erſcholl lautes Jauchzen bis zur Halle. Und die Alten und Weiſen des Volks behielt es nicht länger auf ihren Sitzen, auch ſie eilten zur Schau auf den Raſen. Groß wurde der Ring der Zuſchauer, die

Weiber des Dorfes ſtanden in ihrem Feſtſchmuck, geſondert die Männer, und im Umkreis klang immer lauter der Zuruf und das Lob der Sieger.

Unter den Schauenden ſtand Ingo und achtete ſchweigend auf die hebende Kraft. Da trat zu ihm Iſanbart, ein alter Häuptling des Gaues, betrachtete ihn prüfend und begann feierlich, ſo daß die Rede der Andern verſtummte: „Auch in deinem Volke, Fremdling, woher du auch ſtammſt, übt ſich wohl der junge Krieger in Sprung und Waffen. An deinem Auge und Arm ſehe ich, daß du des Spiels nicht ganz unkundig biſt; vielleicht gefällt dir's, unſern jungen Männern zu zeigen, was in deiner Heimat Brauch iſt, wenn du auch nicht die Kunſt eines Häuptlings verſtehſt. Biſt du aus dem Oſtlande, wie ich vernehme, ſo vermagſt du wenigſtens die Holzkeule zu ſchwingen, auch dieſer Wurf erweiſt die Kraft des Mannes, obgleich meine Landgenoſſen ihn wenig üben. In der Halle ſah ich über dem Sitz des Wirthes ein ſolches Holz.“

Ingo antwortete dem ehrbaren Greiſe: „Wenn mir's der Fürſt geſtattet und die Häupter des Volkes, ſo will ich verſuchen, was ich ehedem gelernt.“

Der Fürſt winkte, einer aus dem Gefolge ſprang nach dem Hofe und trug eine Waffe aus Eichenholz herzu, vom Griffe nach rückwärts gekrümmt, vorn mit ſcharfer Schneide. Die Keule ging von Hand zu Hand, lachend wogen die Männer das leichte Werkzeug. „Eine Waffe dieſer ähnlich trägt unſer Sauhirt, um Wölfe zu ſchlagen,“ rief Theodulf verächtlich, aber Iſanbart der Greis entgegnete ſtrafend: „Du ſprichſt thöricht, ich ſah von ſolchem Holz, nicht ſo ſchwer als dies, einen Schädel brechen wie einen Thonkrug.“ Und er legte die Keule dem Wirth in die Hand.

„Wer jemals in den Oſtmarken über eine Walſtatt geritten iſt,“ ſprach der Fürſt, „der kennt die Wunden, welche dieſer Knorren ſchlägt. Doch von alten Kriegern habe ich gehört, daß ein Geheimniß in dem Holze liegt und daß man ſchwer des Wurfes mächtig wird, denn tückiſch ſoll es dem Unvorſichtigen das eigene Haupt treffen. Nicht unwerth iſt dieſes Holz der Hand eines Edlen, denn es war vor Zeiten eines Königs Waffe und mein Vater brachte ſie aus der Fremde heim.“

„Dann ſoll ſie ihre Kunſt dem Sohn erweiſen,“ rief Ingo freudig und faßte darnach. Mit kurzem Armſchwung warf er die Keule, ſie flog in krauſem Bogen durch die Luft, doch als Alle meinten, daß ſie zu Boden ſchlagen würde, fuhr ſie wie durch eine Schnur gezogen wieder nach dem Manne zurück; er packte ſie in der Luft am Griff und warf ſie wieder hierhin und dahin, immer ſchneller, und immer kehrte ſie gehorſam vom Schwunge in ſeine Hand. So mühelos und luſtig ſchien das Spiel mit dem Eichenkloben, daß die Zuſchauer näher traten und lautes Gelächter durch den Kreis ging.

„Das iſt ein Gaukelſpiel des fahrenden Mannes,“ rief Theodulf verachtend.

„Es iſt eines Mannes Handwehr,“ verſetzte der Fremde entgegen, „ſchwerlich iſt dein Schädel feſter als dieſe Eiſenkappe.“ Er ſprach zu Wolf und dieſer legte in Weite eines Speerwurfs einen alten Eiſenhelm auf einen Pfahl. Der Fremde maß das Ziel, wog die Waffe in ſchwingender Hand, warf ſie im Bogen nach dem Helm und ſprang in gewaltigem Satze nach. Laut krachte das berſtende Metall und doch fuhr die Keule wieder zurück und wieder packte ſie Ingo mit ſtarker Hand und hielt ſie hoch. Ein Ruf des Erſtaunens ſcholl in dem Ringe, ein Haufe ſammelte ſich neugierig um den zerſchlagenen Helm.

„Wohlan,“ begann Theodulf herablaſſend, „haſt du uns deine Gewohnheit gezeigt, ſo verſuch' es auch mit unſerm Brauch. Führt den Springern die Roſſe heran.“

Zuerſt wurden zwei Roſſe neben einander geſtellt, Kopf an Kopf und Schweif an Schweif. Die Springer traten zurück und ſchwangen ſich mit kurzem Anlauf hinüber; faſt allen glückte der Sprung, aber bei drei Roſſen gelang er nur einer kleinen Zahl und über vier ſprang Theodulf allein und als er hinter den Roſſen zum Haufen der Andern zurücktrat, ſah er herausfordernd den Fremden an und winkte mit der Hand zur Folge. Der Fremde neigte das Haupt ein wenig und that denſelben Sprung ſo ſicher, daß das Feld vom Beifall wiederhallte. Da rief Theodulf das fünfte Roß heran zum ſchweren Sprung, nur ſelten vollbrachte ihn einer der Behendeſten. Aber der Thüring war gereizt und entſchloſſen, das Aeußerſte zu thun. Er ſelbſt ordnete die Pferde anders, daß der Schimmel als fünfter ſtand, dann ſah er um ſich, empfing den Zuruf ſeiner Freunde und wagte den mächtigen Sprung. Und er kam hinüber, nur daß er beim Niedertauchen mit ſeinem Rücken den Schimmel ſtreifte. Aber während er vortrat und ſich über das Jauchzen des Volkes freute, tönte noch lauterer Zuruf hinter ihm und umgewandt ſah er den Fremden, der diesmal ſchnell und mühelos in ſeinem Rücken den Sprung vollbrachte. Der Thüring erblich vor Zorn, er ging ſchweigend an ſeinen Platz und mühte ſich vergebens, den Neid herabzudrücken, der ihm aus den Augen brach. Die Alten aber traten zu dem Fremden und rühmten ſeine Kunſt und der alte Häuptling begann: „Ich erkenne, Fremder, wenn mich nicht deine Geberde täuſcht, du biſt nicht unkundig des Schwunges auch über ſechs Roſſe, den ſie Königsſprung nennen, und der nicht in jedem Menſchenalter einem Helden gelingt. Ich ſah ihn einmal, da ich jung war, mein Volk niemals.“ Und er rief laut: „Führt das ſechſte Roß heran!“ Da erhob ſich im Kreiſe Gemurmel und die Entfernten drängten näher herzu, während die Jünglinge eilten, das Roß zu ſtellen. Neben Ingo aber trat die Fürſtin, ſie war bekümmert um die Niederlage ihres Verwandten und ſprach leiſe zu dem Gaſte: „Erwäge, Held, leicht trifft der Pfeil des Jägers den Auerhahn, wenn er die Flügel breitend ſeine Stimme erhebt.“ Aber Ingo ſah auf Irmgard, welche in froher Erwartung hinter der Mutter ſtand und ihn freundlich anlachte, und er antwortete mit heißen Wangen: „Zürne mir nicht, Herrin, ich bin gefordert, nicht habe ich mich in den Kampf gedrängt; ungern entſagt der Mann der angebotenen Ehre.“ Er trat rückwärts zum Sprunge, hob ſich gewaltig in die Luft und vollbrachte den Schwung, daß alles Volk jauchzte, und da er zurückkehrte, achtete er nicht auf die unwillige Miene der Fürſtin, er freute ſich, daß ihm die Kunſt gelungen war und daß Irmgards Angeſicht roſig erglänzte. Lange wogten die Zuſchauer durch einander, ſprachen über die Kühnheit des Fremdlings und rühmten ihn, bis dem Wettkampf der Männer andere Ziele geſetzt wurden. Ingo ſtand fortan ſtill neben den Häuptlingen und Niemand forderte ihn zu neuem Streit.

Schon neigte ſich die Sonne von ihrer Höhe, da nahte der Sprecher dem Fürſten und lud die Geſellſchaft zum Mahle. In fröhlicher Erwartung folgten die Männer dem Rufe, ſie wandten ſich im Zuge nach dem Hofe zurück und ſchritten die Stufen der Halle hinauf. Der Sprecher und der Truchſeß traten ihnen vor und ordneten an den Tafeln der Halle Jeden nach Rang und Gebühr. Dies war eine ſorgliche Arbeit, denn Jeder begehrte den Platz, der ihm geziemte: entweder am Tiſch des Häuptlings, oder nahe bei ihm, lieber auf der rechten Seite als auf der linken. Es war eine lange Reihe von Tiſchen, die Sitze daran für die Vornehmſten mit einer Armſtütze und für die Anſehnlichen immer noch mit hoher Lehne, für die Jüngeren ein ſchöner Schemel. Schwer war’s, Allen mit dem Ehrenſitz Genüge zu thun, aber der Sprecher verſtand ſein Amt und wußte Manchem ſeinen Platz zu loben wegen der Nachbarn und der Nähe der Frauen und wegen gutem Ueberblick über den Saal. Zunächſt der Thür lagerten die Bankgenoſſen des Hausherrn in langer Reihe, dort hatte den Ehrenplatz Theodulf und ihm gegenüber ſaß ganz unten der Fremde. Da Alle erwartend ſaßen, trat der Schenk mit den Dienern ein und trug in ſchönen Holzbechern den Begrüßungstrank; der Wirth erhob ſich, trank den Gäſten gutes Heil zu, und Alle ſtanden auf und leerten die Becher. Darauf kam der Truchſeß mit ſeinem Stabe und hinter ihm eine lange Reihe Diener, welche die erſte Tracht auf die Tiſche ſetzten; da ergriff Jeder ſein Meſſer, das er an der Seite trug und begann rüſtig das Mahl.

Im Anfang war es ſchweigſam um die Bänke, denn Allen ſtörte die Rede der eigene Hunger und ſie rühmten nur mit leiſem Dank die reichliche Fürſorge der Herrin. Doch die Aelteſten in der Nähe des Fürſten tauſchten ernſthafte Worte, ſie dachten an vergangene Thaten der Helden und lobten die Tugenden ihrer Roſſe. Die Andern aber horchten eſſend gern auf ihr Geſpräch.

Und ein Edler an der Seite des Fürſten begann laut: „Das liebſte fürwahr im Sommer iſt mir ein ſolches Hochfeſt, wo die Landgenoſſen einander auf grüner Wieſe im Heergewand grüßen, die grauen Häupter erinnern ſich alter Kriegsreiſen, die ſchlachtenfrohe Jugend erweiſt im Spiele, daß ihre Kraft dereinſt die Ehren der Väter mehren wird. Die Sonne ſcheint warm und das Antlitz des Wirths lacht den Gäſten entgegen; auch das Herdenvieh ſpringt umher und die Aehren der Gerſte bräunen ſich im Südwind; fröhlich wird des Mannes Herz in ſolcher Zeit und ungern gedenkt er der Sorgen. Dennoch ziemt dem Manne, auch beim Mahle das Schwert nicht weiter von ſich zu legen, als der Arm reicht, denn wechſelvoll iſt alles Leben in den Thälern der Menſchen, bald wohl verdeckt ſchwarzgrauer Wolkenſchild den Himmel, ein weißes Schneetuch den Grund; kein Glück der Menſchenerde dauert und der nächſte Tag mag neues Schickſal bringen. So geht auch jetzt durch das Volk eine Kunde aus dem Römerland, Manche ſorgen darum und ihre Gedanken fragen unſern Wirth, ob er Botſchaft erhielt, die uns zu wiſſen frommt.“

Dieſe Rede ſprach die Meinung Aller aus und von allen Tafeln klang Beiſtimmung, dann wurde es ſehr ſtill; der Fürſt aber antwortete mit Vorſicht: „Von großem Schlachtendrang vernahmen wir Alle und erwägen, ob er uns zum Heile ſein werde. Dennoch rathe ich nicht, daß wir Waldmänner heut von dem Trinkhorn abwärts ſpähen mit ſorgenvollem Blick. Noch wiſſen wir nur, was die Wanderer zutrugen aus der Fremde, vielleicht was ſie ſelbſt geſchaut, vielleicht undeutliches Gerücht. Darum ritten unſere Boten über den Wald ſüdwärts nach neuer Kunde. Wir harren ihrer Heimkehr, dann prüfen die Weiſen, ob die Botſchaft werth iſt, daß das Volk darum ſorge.“

Da dieſe Worte kund gaben, daß der Wirth nichts über den Römerkrieg berichten wollte, ſo entſtand undeutliches Gemurr und Herr Answald merkte, daß die Gäſte gern mehr vernommen hätten und daß ſie ſeines Schweigens nicht froh waren.

Darum trat jetzt auf ein ſtilles Zeichen des Herrn der Sprecher vor und rief mit lauter Stimme: „Die Schwerttänzer nahen und erbitten ſich Gunſt.“ Da ſchwieg Jeder und rückte den Seſſel zum Schauen zurecht, die Frauen erhoben ſich von den Sitzen.

Ein Pfeifer und ein Sackbläſer ſchritten voran, hinter ihnen zwölf Tänzer, junge Krieger aus dem Volk und von des Häuptlings Bank im weißen Unterkleid mit buntem Gürtel, das blitzende Schwert in der Hand; vor ihnen als dreizehnter Wolf, der Schwertkönig, in rothem Gewande. Sie hielten am Eingang und grüßten die Waffen ſenkend, darauf begannen ſie den Sang des Reigens und ſchwebten in langſamem Schritt nach dem freien Raum vor der Herrenbank. In der Mitte hielt der Schwertkönig, die zwölf Genoſſen umkreiſten ihn feierlich mit gehobenem Schwert. Er gab ein Zeichen, die Pfeifer blieſen, ſchneller wurden die Bewegungen, nach rechts ſchwang ſich die Hälfte im innern Ringe, die andere von außen entgegengeſetzt und Jeder tauſchte mit allen, denen er begegnete, Schwertſchlag nach Ordnung der Hiebe. Dann tauchte zwiſchen den blinkenden Schwertern der König hindurch, bald nach außen, bald nach innen im Kreiſe ſchwebend, mit ſeiner Waffe fing und erwiederte er die Schläge der Andern. Kunſtvoller wurden die Verſchlingungen, heftiger die Bewegungen, Einer nach dem Andern wand ſich wie im Kampf durch die kreiſende Reihe der Uebrigen. Dann theilten ſie ſich in Haufen im Takte gegen einander eilend und mit den Waffen ſtreitend, bis ſie zugleich je drei und je vier in Kämpferſtellung ſich verflochten. Plötzlich ſenkten Alle im großen Kreiſe die Schwerter zur Erde und verſchränkten ſie im Nu am Boden zu einem künſtlichen Geflecht, das ausſah wie ein Schild. Der Schwertkönig trat darauf und die zwölf Genoſſen verſtanden ihn auf dem Schilde aus Schwertern geformt vom Boden heraufzuheben bis über ihre Schultern, wo er ſtand und mit ſeinem Schwert den Fürſten, die Gäſte und die Frauen grüßte. In gleicher Weiſe ließen ſie ihn langſam zu Boden, löſten Eiſen von Eiſen und begannen aufs neue im Kreiſe gegen einander zu ſpringen, jetzt Sprünge und Schwertſchläge ſchnell wie der Blitz, kaum vermochte das Auge den einzelnen Streichen zu folgen, im Wirbel flirrte der blanke Stahl, und ſchwangen ſich die Leiber der Männer unter den ſcharfen Waffen, die Pfeife gellte, das Sackrohr ſummte in wilden Klängen, die Funken ſprühten von den Schwertern. So lief das Spiel der Helden in des Fürſten Halle bis die Tänzer anhielten, wie durch Zauber gebannt, in der Stellung von Kämpfern je zwei gegenüber. Darauf begann wieder der Reigenſang der Tänzer und langſamen Schrittes feierlich grüßend ſchwebten ſie bei einander vorüber und ſchritten im Zuge zum Saale hinaus. Um die Sitze dröhnte der Beifallsſturm, die Gäſte ſprangen begeiſtert auf und riefen den Tänzern fröhlichen Dank.

In der Nähe des Fürſten erhob ſich Rothari, ein Edler, und begann:

„Ich rede, wie ich denke, kunſtvolleres Schwertſpiel ſahen meine Augen niemals bei andern Leuten und wir Thüringe ſind auf der Männererde gerühmt wegen ſolcher Kunſt. Dort unten aber an der Bank des Fürſten ſitzt ein Fremder, kriegeriſcher Werke wohl mächtig. Und wenn ich ihn nach der Tüchtigkeit ſchätze, die er heute erprobt hat, ſo würde ich ihm ſeinen Stuhl hoch herauf unter die Starken ſetzen. Doch ungleich vertheilen die Götter ihre Gaben, auch ein Fremder, der ſeine Ahnen nicht kennt, mag ein achtbarer Kriegsmann werden. Die Leute ſagen, daß zuerſt aus dem Hof des Fürſten die Kunde von der Römerſchlacht in unſer Land geflogen ſei, und da ich den Fremden ſah, hielt ich ihn für den Boten; doch der Keulenwurf erwies, daß er aus dem Oſtland ſtammt. Ich bringe dem Gaſte in der Halle den Heilgruß."

Ingo erhob ſich und dankte. Da rief Theodulf laut: „Manchen ſah ich ſpringen und ſchwingen auf weichem Raſen, der hoher Sprünge in der Feldſchlacht vergißt."

„Recht mahnſt du," verſetzte Ingo kalt, „doch Manchem nagt auch Neid in der Seele, weil er ſelbſt nicht als Höchſter auf dem Raſen ſich ſchwang."

„Für ehrenwerther als ein Springer gilt bei uns der Mann, der ſeine Narben vorn am Leibe trägt," verſetzte Theodulf.

„Ich aber lernte von Alten und Weiſen, daß nicht unrühmlicher ſei, tiefe Wunden zu geben als zu erleiden."

„Sicher gebührt dir die Würde eines Häuptlings, dem ſein Gefolge die Schilde vorhält gegen feindliche Speere, damit ſein Antlitz mairöthlich daure zur Freude des Volks," höhnte wieder der Mann des Fürſten.

„Und ich hörte Manchen, der einen Schwertſchlag empfangen, darüber gluckſen wie ein Huhn über ſein Ei," verſetzte Ingo verächtlich.

„Ruhmloſe Wunden auch birgt das Hemde, die Spuren der Streiche, die den Rücken bedrängten," rief Theodulf mit flammendem Angeſicht.

„Ruhmlos nenne aber ich die boshafte Zunge, die in der Halle nach dem Gaſtfreund ſticht. Nicht ehrenwerth dünkt mir ſolche Rede, dem Thüring geziemt nicht der falſchen Römer Brauch.“

„Kennſt du ſo gut den Brauch der Römer,“ rief vom andern Tiſch ein wilder Kriegsmann aus Theodulfs Freundſchaft, „ſo haſt du auch wohl ihre Streiche gefühlt.“

„Im Kampfe ſtand ich den Römerkriegern,“ rief Ingo ſich vergeſſend. „Frag dort im Lager nach deinen Geſippen, nicht Jeder gibt dir Antwort, der meinem Schwerte genaht.“

Laute Schreie füllten die Halle, als der Fremde verrieth, daß er gegen die Römer geſtanden hatte. „Gut ſprachſt du, Fremder,“ ſchrie es von allen Seiten, und wieder an andern Tafeln: „Uebel prahlt der Fremde, hoch Theodulf!“

Der Fürſt erhob ſich und rief mit mächtiger Stimme: „Den Wortkampf ſtille ich, an den Frieden mahne ich im feſtlichen Saal.“ Da verſtummten die lauten Rufe, aber der Streit der Meinungen ſchwebte geräuſchvoll um alle Tiſche, die Augen flammten und ſtarke Hände hoben ſich. Während dem Gewirr ſprang ein Jüngling aus dem Gefolge des Häuptlings die Stufen herauf und ſchrie in die Halle: „Volkmar, der Sänger, reitet in den Hof.“ „Er ſei willkommen,“ rief der Fürſt. Und zu dem Sitz der Frauen gewandt fuhr er fort: „Irmgard, mein Kind, begrüße deinen Lehrer und geleite ihn zu unſerm Tiſch.“ So befahl der kluge Wirth, um die Hadernden an die Gegenwart der Frauen zu mahnen. Seine Worte wirkten wie eine Beſchwörung auf die brauſende Menge, die düſtern Mienen wurden hell und Mancher ergriff den Krug und that einen tiefen Trunk, um ein Ende zu machen mit ſeinen Gedanken und ſich vorzubereiten auf das Lied des Sängers. Irmgard aber trat aus der Laube und ſchritt durch die Reihen der Männer zu der Schwelle. Auf den Stufen des Saals ſtand gedrängt die Jugend des Dorfes und ſtarrte neugierig in die Halle. Da durchſchritt Irmgard den Haufen und erwartete im Hofe den Sänger, der ſich unter einem der Dächer zum Feſt gerüſtet hatte. Mit ehrbarem Gruß kam er auf ſie zu, ein Mann von mäßiger Größe mit leuchtenden Augen, das krauſe Goldhaar mit Grau durchzogen, zierlich trug er ſeinen Ueberwurf von buntem Tuch, die nackten Arme mit Goldringen geſchmückt, eine Kette um den Hals, das Saitenſpiel in der Hand.

„Du kommſt zu guter Stunde, Volkmar,“ rief ihm die Jungfrau zu, „ſie ſträuben ſich gegen einander, es thut noth, daß dein Lied ihnen das Herz erhebt. Bewähre heut deine Kunſt, und wenn du kannſt, ſinge ihnen Frohes.“

„Was hat ihnen den Sinn verſtört?“ frug der Sänger, der gewöhnt war ſeine Kunſt wie ein kluger Arzt zu ſpenden. „Iſt's wieder der wilde Hofhalt des Königs Biſino, dem ſie grollen, oder ſtreiten ſie um die Römerfahrt?“

„Die jungen Männer halten nicht Frieden,“ antwortete das Herrenkind.

„Iſt's nichts weiter?“ verſetzte der Sänger gleichgültig. „Es wäre vergebene Müh' ihre Waffengänge auf grüner Haide zu hindern.“ Da er aber die ernſte Miene der Jungfrau erkannte, fügte er hinzu: „Sind's die Tollköpfe vom Hofe, dann, Herrin, fürchte ich, daß mein Lied ihren Neid nicht zu tilgen vermag. Könnte ich dein freundliches Lachen in ein Lied faſſen und Jedem in das Ohr ſingen, ſo würden ſie Alle mir folgen wie die Lämmer. Doch was ich heut bringe,“ ſetzte er mit verändertem Tone hinzu, „iſt ſo ſchwer, daß ſie darüber ihren Streit ſicher vergeſſen. Es iſt üble Zukoſt für ein Feſtmahl. Dennoch muß ich hinein, ihnen die Mär verkünden, ich weiß nicht, ob ſie ſich dann noch Sang begehren.“

„Willſt du beim Mahl die Trauerbotſchaft ſagen?“ frug die Jungfrau ſorglich, „das macht ihnen den Muth vollends ſchwer und empört ſie in Zorn.“

„Du kennſt mich ja doch,“ verſetzte der Sänger, „ich gebe ihnen nur ſo viel, als ſie vertragen können. Wen hat der Fürſt zur Halle geladen?“

„Es ſind unſere alten Landgenoſſen.“

„Sind Fremde darunter?"

„Niemand," verſetzte die Jungfrau zögernd, „als ein armer Wanderer."

„Dann ſei ohne Sorgen," ſchloß der Sänger, „das Gemüth der Unſeren kenne ich und wie man ihnen den Abendtrunk miſcht."

Während die Jungfrau durch eine Seitenthür in die Laube ſtieg, betrat der Sänger die Halle. Als er auf der Schwelle ſtand, erſcholl ein Zuruf und Gruß, der laut von der Decke wiedertönte. Stolz empfand Volkmar, daß er ein Günſtling war, er trat mit behendem Schritt in den freien Raum vor dem Tiſch des Häuptlings und verneigte ſich tief gegen ihn und die Herrin.

„Sei tauſendmal gegrüßt, du Geliebter des Volkes!" rief ihm der Fürſt entgegen, „die Vögel unſeres Gaues, die im Winter geſchieden waren, ſingen längſt ihr Sommerlied, nur den Sänger der Helden haben wir vergeblich erſehnt."

„Nicht die Vögel hörte ich in der Luft den Sommer verkünden, die Kriegshunde des Gottes hörte ich heulen im Winde und die bunte Wolkenbrücke erblickte ich, auf der die Helden in endloſer Schaar zu der Halle der Götter hinaufzogen. Den Rheinſtrom ſah ich dahinfließen in rothen Wellen, bedeckt mit Leibern der Männer und Roſſe, die Walſtatt ſchaute ich und das blutige Thal, wo die Hügel der Erſchlagenen liegen zum Fraß für die Raben, und Könige weiß ich mit gefeſſelten Gliedern im Römerlager den Beilſchlag erwartend." Ein lauter Aufſchrei folgte dieſen Worten. „Erzähle Volkmar, wir hören," ſagte der Fürſt.

Der Sänger fuhr durch die Saiten und es ward ſo ſtill in dem Raum, daß man die tiefen Athemzüge der Gäſte vernahm. Darauf rührte er die Saiten und begann zuerſt erzählend, dann mit gehobener Stimme und melodiſchem Tonfall ſingend ſeinen Bericht von der Schlacht zwiſchen den Alemannen und Römern. Er nannte die Namen der Könige und

Königskinder, welche mit den Alemannen über den Rhein dem Cäſar entgegenzogen, und zuerſt die Reiter der Römer in die Flucht ſchlugen und dann die erſte Schlachtreihe. Darauf ſang er: „Hinter die zweite Reihe der Römerſchaaren ritt gebietend auf ſeinem Roſſe der Cäſar, über ihm ſchwebte als Banner das Drachenbild, der Rieſenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer, purpurroth war der Wurm, und aus dem aufgeſperrten Rachen fuhr die züngelnde Flamme. Und der Cäſar rief die Bataver vor und die Franken: ‚Herauf, ihr Germanenhelden, nicht zwingen meine Welſchen den Sturm der Feinde.‘ Der Herold ritt und die Franken hoben ſich hellleuchtend vom Boden, nach Schaaren geordnet, mächtig ſchwang Aimo, Arnfrieds Sohn, das Schwert in dem Vorkampf.“

„Das iſt mein Bruder!“ rief es von einem Tiſch. „Heil Aimo!“ dröhnte es in einer Ecke des Saals.

„Sie zogen heran in geraden Reihen, die weißen Schilde mit dem Stierbild geſchmückt; hart war der Drang, wie Feuerflammen den Haidegrund ſo räumte ihr Schwert die Walſtatt vom Sturm der Alemannen. Doch in neuem Keil ſprangen die Alemannen herein, voran die Könige, und wieder wichen die Römer. Da mahnte der Cäſar ſeine letzte Schaar, die im Römerheer der Dornhag des Feldherrn heißt.“

„Archimbald!“ rief es wild in dem Saale. „Eggo!“ von einer andern Seite.

„Dort ſtand als Führer über hundert Mann ein hünenhafter Geſell, der Thüring Archimbald, und Eggo, ſein Brudersſohn, wohl erfahren im Kriegsbrauch der Römer. Sie ſtemmten das Knie im Boden feſt, ſie deckten den Leib mit dem Lindenſchild und wehrten als dreifache Schildburg mit ſtarrenden Speeren. Und wieder brachen die Alemannen heran, die Schilde krachten im Hieb der Aexte, die Speere fuhren durch Rüſtung und Leib, die Toten ſanken in langen Reihen und über die Leiber der Gefallenen drängte der Schwall, Schild an Schild und Bruſt gegen Bruſt, wie Kampf der

Stiere in umhegtem Pferch. Da ſchied ſich das Schlachtenglück von den Alemannen, ſie fuhren rückwärts, ihnen graute vor dem Hauf der ſterbenden Genoſſen. Die Sonne ſank und das Kriegsheil ſchwand. Die gelöſten Schaaren wälzten ſich flüchtig zum Ufer des Stromes und hinter ihnen ſtürmten mit Meſſer und Speer die Römer wie die Meute hinter dem Hirſch; in den Rhein hinab ſprang das flüchtige Volk, die Sieger am Ufer mit lautem Geſchrei warfen die Speere in ein wildes Gewühl von Männern und Roſſen, von toten Leibern und ertrinkenden Helden. Der Nix des Stromes ſtreckte die Krallenhände umher und zog die Helden zur Tiefe in ſeine Behauſung."

Der Sänger hielt an, ein lautes Stöhnen ging durch die Verſammlung, nur einzelne Heilrufe erklangen dazwiſchen; der Fürſt hörte geſpannt auf die Ausbrüche des Schmerzes und der Freude. Dann fuhr Volkmar fort, indem er die Trauerklänge mit kräftiger Weiſe vertauſchte: „Der Cäſar trat an den Uferrand und ſah lachend hinab in der Männer Noth. Er rief ſeinem Bannerträger, der den Drachen trug, das rothe Scheuſal aus Purpur gewirkt, darin ein Gott der Römer gefügt den Siegeszauber, den Tod der Feinde: ‚Laß ſchweben den Drachen über der Fluth, daß er ſeine Zähne zeige und die flammende Zunge dem ſterbenden Volke. In der Luft hoch fliegt er gegen die Himmelshalle der Toten, wenn ſie aufſteigen auf der Wolkenbrücke, ſo weiſt er die Zähne; der Römerdrache hemmt ihnen die Reiſe, daß ſie abwärts fahren den Weg der Fiſche, hinab in das Dunkel zu Hela's Thor.‘ Da rächte den Hohn der letzte Held, der mit den Waffen die Römer beſtand, Ingo, Ingberts Sohn von Vandalenland, der Königſohn aus Göttergeſchlecht. Er hatte gekämpft an König Athanarichs Achſel, voran im Kampfe, ein Schrecken der Römer. Da das Schlachtenglück ſich wendete, ſchritt er zurück mit ſeinem Geſinde, das ihm folgte auf dem Kriegspfad von Land zu Land, langſam und zornig wie ein brimmender Bär wich er zum Ufer, wo am Fuß des Felſens die Kähne lagen. Dort trieb er zuſammen die Frauen des Heers, die Schickſalsverkünderinnen, die Blutbeſprecherinnen, und zwang ſie zur Abfahrt, daß die heiligen Mütter dem Schwerte der Römer entrannen. Auch den Sänger drängte er hinab in den Kahn und er ſelbſt umſchanzte hochherzigen Sinnes die Stelle der Abfahrt mit Waffe und Leib. Gelöſt war das Leitſeil, die Kähne ſchwebten, umſchwirrt von den Speeren der Römer auf grüner Fluth; die Feinde drängten und mühſam kämpfte die Schaar am Fuß des Felſens den letzten Kampf. Da ſchaute der Held auf dem Steine über ſeinem Haupt den Drachen des Cäſar, den grimmigen Wurm, und im Sprunge durchbrach er die Wachen des Römers; er ſprang auf den Stein, mit Bärengriff faßte er den Rieſen, der das Banner trug, und warf ihn vom Felſen. Leblos tauchte in die Fluthen der Römer und das Banner erhebend rief der Held gewaltig den Schlachtruf und ſprang mit dem Drachen hinab in den Strom. Ein Wuthgeſchrei gellte aus Römermunde; die bittere Schmach vor den Augen des Cäſar zu rächen, den Kühnen zu ſchlagen, das heilige Zeichen der Römer zu retten, warf Mann und Roß ſich wie toll in den Strom. Doch abwärts trieb im wirbelnden Strome der rothe Drache, der ſiegreiche Held. Noch einmal ſah ich den Arm ihn heben und ſchütteln das Banner, dann ſah ich ihn nimmer. Der Cäſar ließ ſuchen an des Stromes Rand auf beiden Ufern mit trübem Sinn; zwei Tage darauf fand weit abwärts ein Späher am Alemannenufer gebrochen den Bannerſpeer, den Drachen des Feindes brachte Keiner zurück. Da kehrte den Männern an den Ufern des Rheins der Muth in die Seelen, der Siegeszauber des Cäſar war im Strome verloren, und vergeltendes Unheil nahte dem Römerheere. Geſandte der Katten, die aufwärts kamen, um dem Römervolk Bündniß zu bieten, ſie hemmten die Reiſe, da ſie erfuhren das böſe Vorzeichen. Gerochen war der Hohn des Siegers durch ſtarken Arm, und geſchwunden von der Männererde König Ingo, der Held.“

Der Sänger ſchwieg und beugte das Haupt über das Saitenſpiel, ſtill war es in der Halle, wie nach einer Totenklage, die Augen der Männer glänzten und in den Geſichtern arbeitete die Bewegung. Aber in keinem mehr als in dem des Fremden. Da der Sänger eintrat und im Vorübergehen ſein Gewand berührte, hatte er das Haupt niedergebeugt und, wie ſein Nachbar Wolf ohne Freude wahrnahm, an dem Bericht des Sängers weniger Theil genommen, als einem Krieger ſchicklich war, und die Bankgenoſſen hatten auf ihn gewieſen und ſpottende Worte getauſcht. Als aber der Sänger von dem Kampf um das Drachenbild begann, da hob er das Antlitz, ein roſiges Licht flog über ſeine Züge und ſo ſtrahlend und verklärt war der Blick, den er nach dem Sänger warf, daß, wer auf ihn ſah, die Augen nicht abwenden konnte, wie ein Goldſchein hob ſich das helle Lockenhaar um das begeiſterte Antlitz. Und als der Sänger ſchwieg, ſaß er noch unbeweglich.

„Sieh dort hin, Volkmar,“ rief eine tiefe Frauenſtimme, vor Bewegung zitternd, und alle Blicke folgten der Richtung, nach welcher die Hand Irmgards wies, die hoch aufgerichtet in der Laube ſtand.

Der Sänger fuhr empor und ſtarrte nach dem Fremden: „Der Geiſt des Stromes gab den Helden zurück,“ rief er entſetzt, doch gleich darauf ſprang er vor: „Selig iſt der Tag, an dem ich dich ſchaue, Held Ingo, Ingberts Sohn, du mein Retter, der letzte Kämpfer in der Alemannenſchlacht.“

Die Gäſte fuhren von ihren Sitzen, die Halle erdröhnte vom Jubelruf. Der Sänger ſtürzte auf Ingo zu, beugte ſich auf ſeine Hand und rief: „Leibhaftig halte ich dich. Niemals ward meinem Liede ſo ſchöner Lohn.“ So führte er den Fremden an den Tiſch des Fürſten, der ihm mit naſſen Augen entgegeneilte: „Geſegnet ſeiſt du, heldenhafter Mann, heut fällt mir ſchwere Laſt vom Herzen, ich wußte wohl, nicht läßt ſich bergen des Helden Ruhm. Sei gegrüßt in meinem Hauſe, du Gaſtfreund aus der Väter Zeit. Rückt den Seſſel, Knaben, daß der Fürſt ſich den Edeln meines Volks geſelle. Trage Wein herzu, Schenk; im Feſtbecher, mit dem Römertrank aus Römergolde trinken wir Heil dem königlichen Helden, dem Sohn unſrer Götter.“

3.

Offene Herzen.

Am frühen Morgen ſchritt Irmgard durch das thauige Gras dem Walde zu. Weißer Nebel wallte am Boden und hing wie Gewand der Waſſergeiſter um die Bäume. Aus dem Dampf der Wieſe hob ſich die helle Geſtalt der Jungfrau, ſie ſang und jauchzte mit gerötheter Wange und langflatterndem Haar, ſelig im Herzen; ſo fuhr ſie durch die wirbelnden Wolken dahin einer Göttin der Flur vergleichbar. Denn ſie hatte gehört und geſchaut, was Heldenthum heißt und was den Mann emporhebt aus den Schrecken des Todes in die Geſellſchaft der hohen Götter; alle Landgenoſſen hatten ſich vor der Heldenkraft des Einen geneigt, der ihr heimlich gefiel und vertraulich war wie kein Anderer. Sie ſtieg den Bergweg hinauf bis zu der Stelle, wo die Halle des Vaters hinter dem Baumlaub verſchwand; dort ſtand ſie allein zwiſchen Wald und Fels, unter ihr rauſchte der Gießbach, über ihr ſchwebten die Lichtwolken des kommenden Tages. Sie trat auf den Stein und ſang dem Felſen und dem rauſchenden Waſſer die Weiſe des Sängers und die Worte des Liedes, die ſie in der Halle gehört. Sie kündete freudig, was ihr von der Kunſt des Volkmar im Gedächtniß haftete und als ſie zu dem Sprung in den Rhein kam, gefiel er ihr ſehr, ſie ſang in der Begeiſterung: „Ihr klugen Vögel auf den Bäumen, Boten der Götter, und ihr kleinen Elbe unterm Farnſtrauch, hört es noch einmal.“ Und ſie wiederholte die Worte. Und als der Held zuletzt im

Strome verſchwand, wurde ihr ſein Verſchwinden traurig und da ſie ein ſinnvolles Weib war, ſo ergoß ſich ihre Bewegung in neuen Worten und ſie ſang noch eine Klage des Sängers. Ueber den Rufen der Waldvögel und dem leiſen Klingen des Bergquells tönte das Lied des jungen Weibes mächtig vom Felſen zurück.

Da rollte in ihrer Nähe ein Kieſel zum Bach, ſie ſah zur Seite und erkannte abſeit eine Geſtalt, die eingehüllt in das luftige Gewebe der Nixen unter ihr an einem Baumſtamm lehnte; der Held, deſſen Ehre ſie dem Walde verkündet, ſtand leibhaftig in ihrer Nähe und als ſie erſchrocken zurücktrat, vernahm ſie ſeine bittende Stimme: „Singe weiter, o Jungfrau, daß ich aus deinem Munde höre was glücklich macht. Lieber als alle Kunſt Volkmars iſt mir der Ton aus deiner Kehle. Denn als der Sänger ſang und die Halle vom Zuruf der Männer dröhnte, da dachte ich immer an dich und die ſtolzeſte Freude war mir, daß du die Kunde vernahmſt.“

„Im Schrecken über deinen Anblick ſchwinden die Worte,“ antwortete Irmgard und ſuchte ſich zu faſſen, als er ihr näher trat. „Unter dem Hollunderbaum war ich muthiger dich anzureden,“ fuhr ſie endlich fort, „doch auch damals bedurfteſt du, o Held, wenig meines Rathes, und wenn ich daran gedenke, muß ich mich über meine Thorheit wundern; verſpotte du mich darum nicht. Denn geradeaus geht die Rede unter uns Waldleuten und einfältig ſind unſere Gedanken. Mir aber thut weh, daß du zweimal aus meinem Munde gehört haſt, was du ſchon weißt; hätte ich dich gekannt wie du biſt, ſo hätte ich meine gute Meinung ehedem dir beſſer verborgen und auch heut bedrückt mich die Scham, weil du mich belauſchteſt.“

„Verhehle mir nicht, Irmgard,“ flehte der Gaſt, „wenn du huldvoll gegen mich geſinnt biſt, denn glaube mir, ſelten hört ein Gebannter herzliche Rede aus dem Mund einer guten Frau. Auch wenn der Sänger ihn preiſt und der Wirth ihm zutrinkt, dennoch ſteht er ausgeſchloſſen vom Geſchlecht und der Freundſchaft; ſchwerlich gewährt dem Güterloſen ein anſehnlicher Mann ſeine Tochter als Ehegemahl und keine Söhne läßt der Flüchtling auf der Erde zurück, die ſeiner Thaten ſich rühmen.“

Irmgard ſah ernſthaft vor ſich nieder.

„Du aber,“ fuhr Ingo fort, „dulde, daß ich dir bekenne, was ich Geheimes auf der Seele trage. Verachteſt du mein Vertrauen nicht, ſo ſitze hier auf dem Stein, damit ich dir's künde.“

Irmgard ſaß gehorſam nieder, der Mann ſtand vor ihr und begann: „Vernimm, was mir nach der Alemannenſchlacht geſchah: Die Sterne ſchienen, ich lag todmüde am kieſigen Ufer des Stromes, das rothe Band des Römers um den kraftloſen Arm geſchlungen, der Nachtwind ſtöhnte die Totenklage, die Wellen rauſchten, kalt war der Leib und betäubt das Hirn. Da neigte ſich ein gramvolles Antlitz über mich, die Schickſalsverkünderin war es der Alemannen, ein weiſes Weib, die Vertraute der Götter. ‚Dich ſuche ich, Ingo, unter den Leibern der Männer, daß ich dir dein Leben bewahre, wie du mir das meine.‘ Sie zog mich vom Ufer empor, bedeckte die Glieder mit warmer Hülle und bot mir heilkräftigen Trank; darauf riß ſie den Langſpeer vom fremden Banner und warf betend den zerbrochenen Stab zurück in den Strom. Im Waldesdickicht barg ſie den Müden und ſaß bei dem Lager wie eine Mutter Nacht und Tag. Beim Abſchied ergriff ſie das Purpurzeichen und ſprach: ‚Hier weiſe ich die Fäden, die dein Schickſal lenken, die Götter laſſen dem Helden die Wahl. Wirfſt du von dir den Zauber, den Römer geſponnen, ſo magſt du altern in friedlicher Stille, verborgen im Volke, geduldig im Leben und ſchickſalsfrei. Doch bewahrſt du das Purpurbild mit tückiſchen Augen und feuriger Zunge, dann ſingt wohl unter den Kriegern der Sänger dein Lob, gewaltig lebt dein Gedächtniß bei Andern; doch fürchte ich, der Drache verbrennt dir dein Glück und den Leib. Wähle jetzt, Ingo, denn die Götter theilen dem Mann ſein Schickſal nach ſeinen Gedanken, und aus ſeinen Thaten fallen die Looſe, die ſchweren und leichten, wie er geworfen, ſo wird ſein Geſchick.' Da ſprach ich: Längſt, liebe Mutter, warfen die Götter und die Thaten der Ahnen mir mein Erdenloos, von den Göttern kam ich zur Menſchenerde, ruhmloſes Dehnen auf weichen Fellen vermag ich nicht zu küren, du weißt es ja ſelbſt; im Vorkampf mit meinen Genoſſen zu ſchreiten, die Männer der Erde hinaufzuführen zum Wolkenſaal der Helden, das iſt mein Amt. Bin ich auch ein Fremdling bei fremden Geſchlechtern, ich fürchte dennoch nicht den weiſenden Finger der Schickſalsfrau, mit feſtem Herzen will ich unter den Helden ſchreiten, meinem Mannesmuth will ich fröhlich vertrauen. Bringt auch Haß mir der Drache: der Ruhm ſchafft Freunde, nimmer berge ich mein Haupt vor dem Licht der Sonne.

„Da nahm die Mutter den Purpur zur Hand, ſie trennte die Häupter des Drachen vom gewundenen Leibe, die Häupter behielt ſie, das Gewebe des Leibes warf ſie in die Flamme des Herdes. ‚Vielleicht löſe ich ſo das drohende Unheil von deinen Tagen,' ſprach ſie am Herde. Die Flamme ſchlug hoch auf, mißfarbiger Qualm erfüllte den Raum, ſie ſtürzte hinaus und riß mich ins Freie. Dann band ſie die Häupter mit biegſamer Weide, knüpfte die Knoten, raunte das Lied und bot mir den Bund in lederner Taſche, damit ich ihn heimlich vor Jedem bewahre. ‚Es ſchützt vor dem Waſſer, nicht wahrt's vor dem Feuer, dein Leben befehle ich in der Götter Hut.' So wies ſie mich nordwärts mit Reiſeſegen.

„Dies, Jungfrau, iſt das Geheimniß meines Lebens, dir künde ich's gern. Was die Götter mir fügen wollen, weiß ich nicht, dir aber vertraue ich, was ſonſt Keiner weiß. Denn ſeit ich in das Land kam und dich ſchaute, iſt mir der Sinn geändert und mir dünkt beſſer, neben dir zu ſitzen oder zu Roß über die Flur zu reiten, als mit den Geiern dem Schlachtgetümmel nachzuziehen. Sehr gewandelt ſind meine Gedanken und der Muth wird mir ſchwer bedrückt, weil ich ein unſtäter Mann bin, denn ſonſt kümmerte mich mein Schickſal nicht ſehr, meinem Arm vertraute ich und einem günſtigen Gott, der den Verbannten vielleicht dereinſt in die alte Heimat zurückrufen würde. Jetzt aber ſehe ich, daß ich dahinfahre wie dieſes Fichtenreis auf ſeiner Scholle über die rinnende Fluth.“ Er wies auf einen jungen Fichtenbaum, der vom Bergwaſſer mit Moos und Erde losgeriſſen war von ſeinem Standort und aufrecht durch die Waſſerwirbel dahinfuhr. „Kleiner wird die Scholle,“ ſagte Ingo ernſthaft, „die Erde bröckelt ab, zuletzt vergeht er zwiſchen den Steinen.“ Irmgard erhob ſich und folgte mit geſpanntem Blick der Bahn des wilden Strauches; er fuhr thalab, drehte ſich im Strudel und ſchnellte vorwärts, bis er zwiſchen Nebel und Fluth faſt unſichtbar wurde. „Er ſteht,“ rief ſie endlich frohlockend und ſprang am Bach hinab der Stelle zu, wo der Baum an einer vorſpringenden Landzunge haftete. „Sieh her,“ rief ſie dem Mann, „hier grünt er an unſerm Ufer, wohl möglich iſt es, daß er feſt an das Land wächſt.“

„Du aber,“ rief Ingo hingeriſſen, „ſage mir, ob dir das lieb wäre.“

Irmgard ſchwieg.

Da brach über der Wolkenwand die Sonne hervor, ihre Strahlen verklärten die helle Geſtalt der Jungfrau, das Haar glänzte wie Gold um Haupt und Schultern, während ſie mit niedergeſchlagenen Augen, die Wangen geröthet, vor dem Manne ſtand. Ihm hob ſich das Herz in Freude und Liebe, ehrfürchtig trat er an ſie heran, ſie blieb wie feſtgebannt, regte leiſe die Hand zur Abwehr und murmelte bittend: „Die liebe Sonne ſieht's.“ Er aber küßte ſie herzlich und rief der lachenden Sonne zu: „Sei gegrüßt, milde Herrin des Tages, ſei uns gnädig und bewahre vertraulich was du ſchauſt.“ Er küßte ſie wieder und fühlte ihren warmen Mund gegen den ſeinen.

Doch da er ſie umſchlingen wollte, hob Irmgard den Arm, ſie ſah ihn mit heißer Liebe an, aber ihre Wange war erblichen und ſie wies ihn mit einer Handbewegung aufwärts nach den Bergen. Er gehorchte und ſprang von ihr, und als er ſich rückwärtsſchauend nach ihr wandte, hatte die Lichtumfloſſene ſich vor dem Bäumchen auf die Knie geworfen und hielt die Arme flehend zum Himmelsſchein empor.

An demſelben Morgen geſellten ſich die Edeln und Weiſen, Führer der Gemeinden und bewährte Krieger im Hauſe des Herrn Answald, und ſaßen nieder auf den Seſſeln, die ihnen zu beiden Seiten des Herdes gereiht waren. In der Mitte nahm der Wirth ſeinen Sitz, hinter ſeinem Stuhle ſtand Theodulf. Der Sprecher ſchloß die Thür und der Fürſt ſprach zu der Verſammlung: „In mein Haus iſt gekommen Ingo, König Ingberts Sohn, durch Gaſtfreundſchaft mir verbunden von den Vätern her. Heut begehre ich für ihn das Gaſtrecht des Volkes, damit er ſicher ſei nicht allein in meinem Hauſe, auch in eurem Lande vor Feinden aus der Fremde und im Volke, daß er Recht finde gegen Miſſethäter und Schutz durch die Waffen der Nachbarn gegen Jeden, der ihm feindlich trachtet nach Ehre und Leben. Als Bittender ſteh' ich vor euch für den werthen Mann, bei euch ſteht es zu geben oder zu weigern.“ Nach den Worten entſtand tiefe Stille; endlich erhob ſich Iſanbart, lang hing ihm das ſchneeweiße Haar um das narbige Antlitz, die hohe Geſtalt ſtützte ſich auf den Stab, aber kräftig tönte die Stimme des Greiſes und achtungsvoll lauſchten die Männer: „Dir, Fürſt, ziemt es zu ſprechen, wie du gethan. Wir ſind gewöhnt, daß du dem Volke gibſt, und wenn du von dem Volke bitteſt, ſo ſind unſere Herzen bereit zur Gewährung. Ruhmvoll iſt der Mann, und daß er ſelbſt es iſt, und nicht ein lügender Landfahrer, dafür bürgt das Lied des Sängers, ein gaſtliches Zeichen, das er mit ſeinem Wirthe verglichen hat und über dem anderen ſeine Würde in Antlitz und Gliedern. Aber wir ſind zu Wächtern beſtellt über das

Wohl von Vielen, und zur Vorſicht mahnt die ſorgliche Zeit, deshalb ziemt uns ernſte Berathung und Ausgleich der Meinungen, welche etwa die Helden des Volks zwieſpältig ſcheiden."

Er ſetzte ſich und die Nachbarn nickten ihm ehrfürchtig zu. Aber heftig erhob ſich Rothari, ein Edler aus altem Herrengeſchlecht, ein dicker Mann mit rothem Antlitz und röthlichem Haar, ein rühmlicher Zecher, auch wacker im Männerkampf und luſtig im Reigen, ihn nannten die Knaben im Spott König Bausback: „Ein Rath am Morgen ſoll wie ein Frühtrunk ſein, kurz und kräftig. Ich meine, hier braucht es nicht lange Erwägung, wir haben ihm neulich beim Weintrunk Heil gerufen, wir werden ihm heute nicht Waſſer in ſeinen Krug ſchütten, er iſt ein Held der zwei gute Bürgen hat, das Lied des Sängers und unſer Wohlgefallen, das iſt mir genug, ich gebe ihm mit meiner Stimme das Gaſtrecht."

Die Alten lächelten über den Eifer des Treuen und die Jüngeren riefen ihm Beifall zu, da ſtand Sintram auf, Theodulfs Oheim, ein Mann ohne Brauen, mit bleichem Auge und hagerem Geſicht, ein harter Wirth, gefährlich ſeinen Feinden, doch von klugem Rath und angeſehen am Hofe des Königs. „Du, o Fürſt, biſt ihm huldreich geſinnt und er ſelbſt verdient es, ſo ſagt ihr; das gibt auch mir die Richtung für meinen Wunſch und willig würde ich ihn als Gaſt begrüßen, wie wir zuweilen dem fremden Wanderer thun, deſſen Lob nicht der Mund des Sängers verkündet. Doch ein Zweifel bändigt mir den Wunſch in der Bruſt und ich frage: kommt er als unſer Freund aus der Fremde? Nicht alle jungen Krieger des Gaues hauſen auf der Heimaterde, ich denke auch derer, die nach Ruhm und Glück auswärts zogen. Wer von unſern Blutgenoſſen hat mit den Alemannen gefochten? Ich weiß Keinen. Im Heere der Römer aber ſtehen kühne Schwertträger unſerer Verwandtſchaft, ſind dieſe dem Fremden feind, wie dürfen wir uns ſeine Freunde nennen? Sind ſie gefallen, ſo ſchallt in unſern Dörfern die Totenklage; wer hat ſie gefällt? Vielleicht der ſchlachtenkühne Mann, der ſich ja ſelbſt beim Mahl deſſen rühmte. Wie dürfen wir Gaſtrecht dem Feinde bieten, der feindlich unſer Blut vergoſſen? Nicht weiß ich, ob er's that, doch wenn er es nicht that, ſo war's ein Zufall, ſeine Abſicht war's, da er für den König Athanarich ſtritt. Im Römerheer höre ich rühmt man, daß der Cäſar ſeine Siege allein den Volksgenoſſen verdankt, welche unſere Sprache reden; wie Rieſen ſtehen die rothwangigen Söhne unſeres Landes über den ſchwarzäugigen Fremden. Der Cäſar lohnt ihnen durch Armringe und Ehren, durch die höchſten Aemter. Fragt nach einem gewaltigen Kriegsmann und ſtolzen Herrn in Rom, dann ſagen die römiſchen Händler mit neidiſchem Blick: Germanenblut ſind ſie. Wo ſoll unſere Jugend des Krieges Ehre finden und Liebe bei den Göttern, wenn friedlich im Lande die Waffen roſten? Die Ueberkraft unſerer Gaue — wohin ſoll ſie ziehen, damit die Brüder daheim das Erbe genießen, wenn nicht der Cäſar ſein Schatzhaus den Wandrern öffnet? Darum ſage ich, nützlich iſt uns ſein Reich, und wer gegen ihn kämpft, ſteht auch gegen unſern Vortheil. Sehet zu, daß der Fremde unſeren Männern nicht den Pfad ſperre, welcher hochſinnige Helden zu Goldſchatz und Ehre führt."

Finſter ſaßen die Männer, ihnen war zur Trauer, daß er Wahrheit ſprach. Doch das Schweigen brach Bero, der Vater Frida's, ein hartknochiger Bauer aus dem freien Moor, die buſchigen Brauen zog er mißvergnügt zuſammen: „Du ſandteſt den Bruder ins Heer der Römer," ſprach er rauhſtimmig und langſam, „du ſitzeſt gemächlich auf ſeinem Erbe, mich wundert nicht, daß du die fremde Brut lobſt. Der Bauer aber freut ſich nicht der trotzigen Geſellen, die von ihrer Speerreiſe aus dem Römerland heimkehren, denn üble Landgenoſſen werden ſie, Verächter unſerer Sitte, Prahler und Lungerer. Darum ſage ich, ein Unheil ſind die Römerfahrten unſerem Volke. Ziehen unſere jungen Krieger in den Lagerdienſt des fremden Feldherrn, ſie thun's auf eigene Gefahr, nicht hat das Volk ſie dazu erkoren und geweiht. Ich rühme mir ſeßhaftes Hauſen daheim, ehrlichen Axtſchlag und darauf ehrlichen Frieden mit den Nachbarn, welche meine Götter und meine Sprache ehren. Jetzt haben wir Frieden mit Jedermann, kommt heut ein Alemanne an unſern Herd, ein wackerer Geſell, wir lagern ihn am Feuer, kommt morgen ein Römerkrieger, der uns ehrlich dünkt, wir thun vielleicht daſſelbe. Beide müſſen ſie beſcheiden leben nach unſerem Recht und mögen ſie einer dem andern die Luft und des Herdes Flamme nicht gönnen, ſo laßt ſie ihre Schwerter nehmen und außerhalb des Dorfzaunes ihren Streit auskämpfen. Die Schläge ſind ihre Sorge, nicht unſere. Darum ſpreche ich ſo, hier iſt ein heldenhafter Mann, ob Römer, ob Vandale, er ſei willkommen an unſerer Bank, die Hauswirthe bleiben wir und bändigen ihn, wenn er des Landes Frieden ſtört.“

Er ſprach's und ſetzte ſich trotzig auf ſeinen Schemel, beiſtimmend murmelten die Alten. Da erhob ſich Albwin, ein edler Mann; ſie ſagten, daß ein Hausgeiſt im Balkendach ſeines Hofes wohne ſeit der Väterzeit und in der Nacht die Kinder des Geſchlechtes wiege, und daß dieſe darum nicht zu dem Himmel wüchſen, wie die anderen Menſchen; denn zierlich und klein waren Alle ſeines Blutes, doch artig von Geberden und guter Worte mächtig. Und er ſprach: „Vielleicht vermagſt du ſelbſt, o Fürſt, die Meinung der Herren und Nachbarn zu verſöhnen; ſie Alle gönnen das Beſte dem Helden, der aus dem Kriege zu deinem Herde kam. Sie ſorgen nur, daß er vielleicht einſt die Landgenoſſen durch ſein Schickſal beſchwere. Denn es iſt erlauchtem Mann eigen, nicht träg unterm Dach des Wirthes zu liegen, er ſammelt ſich Anhang und ſchafft ſich Gegner; je größer eines Mannes Ruf das Land durchdringt, deſto gewaltiger zieht er die Genoſſen in ſeine Wege. Wir ſind nicht ſo karg, daß wir die Tage zählen, während denen wir einen Wanderer in der Halle bergen, doch kennen wir des Helden Meinung nicht; und darum ſei es mir vergönnt, den

Wirth zu fragen. Iſt es dem Fremdling nur um kurze Ruhe und Gemach zu thun, dann braucht's nicht der Berathung. Will er die Tage ſeiner Zukunft in dem Volk beſchließen, ſeinen Saal ſich zimmern auf unſerm Boden, dann mögen wir nicht nur das Heil des Fremden, auch das unſere klug bedenken."

„Du mahnſt mit Grund," verſetzte ernſt der Fürſt, „und doch muß ich deiner Rede die Antwort weigern; du ſelbſt weißt, nicht ziemt dem Wirth, die Stunde der Abfahrt aus dem Gaſt zu ſpähen, und dürfte ich's, hier würde ich es nimmer thun, denn aus dem Elend kommt der edle Mann, er ſelbſt weiß nicht, ob die Heimkehr ihm bald, oder ob ſie ihm niemals vergönnt iſt."

Wieder hob ſich Rothari, der ungefüge Mann, und ſprach im Zorn: „Was ſoll das Markten mit der Zeit, wir Thüringe, wenn wir die Herzen öffnen, thun's nicht auf Zeit. Gebt ihm das Gaſtrecht in dem Volk und macht ein Ende."

Laut riefen die Männer Beifall und ſprangen von ihren Sitzen. Da trat Sintram in die Mitte des Kreiſes und rief mit ſcharfer Stimme in die aufgeregte Menge: „Sieh zu, Fürſt, daß nicht die Führer unſeres Gaues wie Knaben hinter dem bunten Vogel hinabſpringen in unerforſchte Kluft; ich fordere Schweigen, wenig iſt noch bedacht, was unſerem Heile frommt."

Der Fürſt winkte mit ſeinem Stabe, unwillig ſetzten ſich die Männer, und erhoben drohendes Gemurmel gegen Sintram; aber ungerührt fuhr er fort: „Mächtig biſt du, o Fürſt, und ſcharf iſt das Eiſen der Landgenoſſen, aber Thüringe ſind wir und ein König waltet über uns, es ziemt, daß der König dem fremden Königſohne Gaſtrecht gebe, nicht wir." „König Biſino, König Blaubeere?" ſchrieen zornige Stimmen. „Will Sintram, daß ein Bote des Königs die Gelübde vorſpreche, die wir am Herdfeuer ſagen ſollen?" rief ein finſterer Thüring.

„Der König iſt der oberſte Herr," ſprach Herr Answald bedächtig, „im Rath des Volkes ſoll ſein Name mit Scheu genannt werden.“

„Wohl weiß ich,“ rief der beharrliche Sintram den Drohenden entgegen, „daß wir den König nicht fragen, wenn ein wegemüder Mann, deſſen Name Niemand gehört hat, an unſerer Bank niederſitzt; der aber jetzt gekommen, iſt ein ruchbarer Krieger, ein Römerfeind. Wir kennen nicht des Königs Sinn, ob ihm der Fremde nütze oder ſchade, und ob er, der des Volkes Frieden bedenkt, unſer Gaſtrecht lobe oder ſchelte.“

Da erhob ſich Turibert, der Opferprieſter, der zur Rechten des Fürſten ſaß, und begann mit lauter Stimme, die mächtig unter dem Balkendach tönte: „Du fragſt, ob der König uns huldreich zunicken wird oder ſein Antlitz zornig abwenden? Ich ſchelte deine Sorge nicht, Mancher frägt ja, wie der Haſe läuft und was der Uhu ſchreit. Ich aber künde euch, was Männern kundbar iſt auch ohne Vorzeichen. Die Menſchengötter haben uns als Geſetz geweiht, daß wir dem ſchuldloſen Fremdling Erde gönnen und Waſſer, Luft und Licht. Zürnt der König, weil wir uns ehrlich halten gegen einen Bittenden, wir müſſen's tragen, denn ſchwerer iſt der Götter Zorn als Königs Grimm. Iſt jener Mann euch Feind, weil er Römer fällte, ſo löſcht ſogleich die Herdflamme, a[illegible] er niederſitzt, und führt ihn aufwärts über den Grenzwald. Doch daß er vielleicht leidig werden könnte, vielleicht auch nicht, das zu bedenken iſt nicht Landesbrauch und nicht Befehl der Götter.“

„Hört auf ſein Wort,“ begann aufs neue Iſanbart. „Ich ſah meine Söhne fallen im Schlachtendrang, auch meine Enkel ſind geſchwunden von der Männererde, ich weiß nicht, warum ich zurückgeblieben bin in dem Kampf zwiſchen Nacht und Tag, zwiſchen Sommer und Winter und zwiſchen Liebe und Zorn in den Seelen der Männer. Vielleicht aber bewahrten mich die Gewaltigen hier, damit ich den Jüngeren Bericht gebe von dem Schickſal ihrer Väter. In der Vorzeit, ſo ſagten mir die Alten, bauten alle Thüringe auf ihren Fluren als freie

Männer, in Eidgenoſſenſchaft der Gaue. Aber Zwietracht kam in das Volk, die in den Nordgauen kämpften ſieglos gegen das Meſſer der Sachſen. Da kürten die Nordgaue ſich einen König, ſie richteten den hohen Stuhl auf und legten die Stirnbinde um das Haupt eines Helden, deſſen Kriegsruhm kundbar war. Und ein Herrengeſchlecht wurde mächtig, es baute aus dem Geſtein der Ebene ſich eine Steinburg und ſammelte Krieger des Volkes in den Mauern. Unſere Vorfahren aber, die Waldmänner, ſaßen unbotmäßig auf dem Erbe der Väter, unduldſam gegen die Königsherrſchaft. Lange währte der Streit unſeres Gaus mit den Königsmannen. Wenn des Königs Schaar gegen unſern Grenzzaun zog, dann trieben wir die Herden in den Laubwald und ſahen finſter zu, wie die Thalleute unſere Höfe in Flammen ſetzten. Wir ſammelten uns hinter dem Verhau und zählten die Tage, bis wir Vergeltung übten an Herden und Kriegern des Königs. Endlich bot der König gütlichen Vergleich. Ich war ein Knabe, als unſere Gauleute zuerſt den Nacken beugten vor des Königs rother Binde. Seitdem ſandten wir unſere jungen Männer in ſeine Kriege, dafür zogen die Königsmannen in unſere Reihen, wenn unſer Gau mit den Gemeinden der Katten in Krieg gerieth. Ungeduldig ertrugen die Könige unſere laue Huldigung, oft haben ihre Boten verſucht, unſere Herden zu ſchätzen und die Garben unſeres Ackers zu zählen, mehr als einmal iſt bei euren Lebzeiten die Fehde mit den Leuten des Königs entbrannt. Gemeinſamer Vortheil zwang wieder zum Frieden, aber neidiſch ſpähen die Berather des Königs von den Zinnen der Burg nach unſerm freien Wald. Jetzt leben wir noch unverſehrt; Ring und Gewand kommen aus der Königsburg an die Leiber unſerer Edlen und lauter Gruß empfängt unſere Gaugenoſſen in der Königshalle. Dennoch warne ich, daß wir nicht fügſam uns gewöhnen an Herrendienſt, daß wir nicht fragen und König Biſino nicht Antwort ſende, daß wir nicht bitten und ein Herr uns Gnade gewähre. Denn jeder Vorwand die Macht zu zeigen iſt am Königshofe willkommen. Ob den Königsleuten der fremde Mann lieb oder leid ſei: wenn wir ſie fragen, uns ſchaffen ſie Leid. Fragen wir jetzt wegen des Gaſtrechtes und erbitten Gewähr, ſo trägt uns morgen ein Königsbote Befehle zu. Darum däucht mir beſſer, wir bleiben, ſo wie wir zuvor geweſen. Den Gaſt zu befrieden iſt unſer Hausrecht, nicht Recht des Königs. So ſei es geendet. Da ich ein Mann war in der beſten Kraft, da ward ich dem Vater unſeres Wirths ein Reiſegenoſſe, ich ſtand im Kampf an der Schwertſeite jenes Helden, deſſen Sohn jetzt an unſerm Herde harrt. Ein milder Mann, hochmuthig und ſtark war der Vater und ich ſehe, der Sohn iſt von gleichem Schlag. Als ich den jungen Helden jüngſt beim Spiele fand, da wurde wieder Traum aus alter Zeit lebendig, ein Freundesauge ſah ich, nicht das eines Fremden, die Hand des Königs, die ich einſt in der Fremde berührt, ich hielt ſie aufs neue; und darum möchte ich ihm werben die Neigung des Volks, den Sitz an unſerer Bank.“ Der Greis ſetzte ſich langſam nieder, aber um den Herd ſcholl lauter Ruf, die Schwerter raſſelten in den Scheiden: „Heil Iſanbart, Ingo Heil! Wir geben ihm das Gaſtrecht!“ Der Fürſt erhob ſich und ſchloß die Berathung: „Ich danke den Freunden und Landgenoſſen. Was hier verhandelt wurde, ſei geſprochen und abgethan, und Keiner trage dem Andern Groll nach um verklungenes Wort; denn den Häuptern des Volkes ziemt einmüthiger Beſchluß, damit im Ring der Landgemeinde nicht Zweifel und Zwiſt den Frieden ſtöre.“

Herr Answald ging von Mann zu Mann und nahm von Jedem darüber den Handſchlag, auch Sintram ſchlug ein und lächelte vertraulich, als der Fürſt ihn anſah. Rothari aber ſchlug ein, daß es ſchallte, und rief dabei: „Mich freut's,“ und bei den Worten des rührigen Mannes ging ein Lächeln über die ernſten Geſichter. Der Sprecher öffnete die Thür und die Helden ſchritten würdig aus dem Hofe auf die Wieſe, wo der Ring der Landgenoſſen verſammelt war. Dort wurde durch Zuruf der Menge dem Fremden das Gaſtrecht des Volkes ertheilt, ſie luden ihn in den Ring, und geleiteten ihn darauf nach heiligem Brauch zu dem großen Herdkeſſel des Fürſten. Ueber dem Keſſel ſprachen die Häupter des Volkes und Ingo einander den Eidſchwur.

Der Fürſt aber begann zu dem Gaſte: „Beſchworen iſt das Bündniß und ein Haus in meinem Hofe wird dir, Held Ingo, bereitet, damit du darin Gemach habeſt, ſolange es dir gefällt. Du ſelbſt aber beſtelle dir den Kämmerer; wähle dir unter meinen Bankgenoſſen einen, welcher dir behagt, nur Hildebrand, den Sprecher, und Theodulf, der ſelbſt von edlem Geſchlechte iſt, möchte ich ungern entbehren. Die Anderen werden jeder für ehrenwerth erachten, dir den Treueid in die Hand zu legen und deinen Schritten zu folgen, ſolange du unter uns weilſt, zumal, wenn ſie erfahren, daß es mir lieb iſt.“ Da trat Ingo zu Wolf und ſprach: „Der Erſte warſt du, der dem Fremdling an der Landesmark Brot und Salz bot, und freundlich haſt du ſeither dich erwieſen. Willſt du es wagen, Genoſſe eines Verbannten zu ſein? Keine andere Schatzkammer habe ich als Wald und Haide, wenn der Fürſt mir geſtattet dort Beute zu ſuchen, und die Walſtatt mit den Armringen erſchlagener Feinde. Einem armen Herrn wirſt du folgen und keinen andern Lohn vermag ich dir zu bieten als guten Sinn und treue Hilfe mit Speer und Schild.“ Wolf antwortete: „Lehre mich, o Herr, deine Kunſt in der Feldſchlacht zu ſtehen, dann bin ich ſicher Goldſchatz zu erwerben, wenn die Götter mir geſtatten, daß ich im Kampfe dauere. Doch laden ſie dich zu ihrer Halle, ſo weiß ich, daß auch mir der Weg ruhmvoll ſein wird, auf dem ich dir folge.“ Dies ſprach er und gelobte ſich dem Gaſte in ſeine Hand.

Auch Theodulf hatte die Verſöhnung mit Ingo geſucht. Noch am Abend des Gaſtmahls, als der Fürſt den Helden zum Ehrenſitz geleitete, war Sintram, mit andern Männern aus der Freundſchaft, zu Theodulf getreten. Sie hatten im Geheim berathen, wie der Kampf zwiſchen den Gegnern zu hindern ſei, und Theodulf war darauf gefolgt von ſeinem Geſchlechte vor Ingo getreten und hatte geſprochen: „Anders wird die Schau über das Land, wenn die Sonne aus den Wolken bricht. So habe auch ich deinen Werth nicht gekannt, da ich Ungünſtiges zu dir ſprach. Nicht dir galt meine Rede, ſondern einem ruhmloſen Mann, der jetzt geſchwunden iſt; vergiß darum auch du die kränkenden Worte, damit ich nicht der Einzige im Saal ſei, dem du mit Fug grollſt." Und der Fürſt fügte hinzu: „Er ſpricht gute Worte, keiner von uns wünſcht dir noch Uebles, Held. Ich ſelbſt begehre für ihn die Verſöhnung, denn ich war es, der deinen Namen den Hofgenoſſen verbarg." Da antwortete Ingo: „Die Schmähworte vergaß ich, Theodulf, unter dem Liede des Sängers, ungern würde ich noch ferner an die Rache denken."

In rothem Goldglanz ſtieg ein neuer Morgen für Ingo herauf. Aber im Bergwald folgt auf heißen Morgen ein Wettertag, und auch die Wärme der Herzen ſchwindet ſchnell im Sturme zorniger Gedanken.

4.

Am Königshofe.

In der Königsburg der Thüringe ſaß auf hohem Stuhl Giſela, die Königin, ſie ſtützte das Haupt mit dem weißen Arm und das Lockenhaar fiel ihr unter der Königsbinde über die Hand und deckte ihr die Augen. Zu ihren Füßen legte eine Dienerin das Goldgeräth vom Königsmahl in die Truhe zurück und zählte die Stücke, bevor ſie die Truhe verſchloß und in das Schatzhaus der Herrin lieferte, ſie ſah lachend ihr Angeſicht verzogen in dem gerundeten Metall und blickte auf die Herrin; aber die Königin kümmerte der Goldſchatz wenig. Einige Schritte davon ſaß König Biſino, ein tapfrer Kriegsmann, vierſchrötig von Leibe, mit ſtarken Gliedern und breitem Angeſicht, er trug auf ſeiner Wange ein ſchwarzes Mal, das erblich war in ſeinem Geſchlecht, einem Ahnen war's zum Spott geweſen, jetzt aber galt's für ein Königszeichen, gab's auch nicht Schönheit, es gab doch Stolz. Unwirſch war der König, der reichliche Trunk hatte ihm die Stirnadern geſchwellt, und er haderte gegen den Sänger Volkmar, der vor ihm ſtand.

„Ich habe dich nach dem Mahle gefordert," ſprach der König, „daß die Königin dich befrage, aber ſie ſcheint nicht zu wiſſen, daß wir hier ſind."

„Was befiehlt mein Herr?" frug Frau Giſela ſich ſtolz aufrichtend.

„Es iſt traun Grund," murrte der König, „die Augen zu öffnen, wenn die Könige am Rhein Eiſenbänder tragen und im feuchten Kerker liegen."

„Warum boten ſie ihre Hände den Feſſeln?“ verſetzte Giſela kalt. „Wer Tauſende ſeiner Krieger zur Totenhalle führt, dem ziemt übel, Anderen den Vortritt zu laſſen. Ich ſehe die Tapferen mit Todeswunden auf blühender Haide, die blutloſen Geſichter im Kerker kümmern mich nicht.“

„Auch tapferen Mann verläßt das Glück,“ ſprach der König und ſah ſcheu nach ſeinem Gemahl. „Du aber, Geſell, haſt nicht Alles gekündet. Einer entfloh und kam in mein Land; in dem Hofe des Fürſten gab's lautes Getön, vom Heilruf Ingo bebte die Halle, du warſt dabei, ſchnellzüngiger Spielmann, was haſt du deinen Geſang getauſcht? Weit anders klang dein Lied in der Waldlaube.“

„Schlechter Ruhm wäre dem Sänger, wenn ſein Lied eintönig auf einer Saite ſchwirrte. Mein Amt iſt Jedem das Seine zu geben, daß froh ſich das Herz des Hörers öffne. Dem König verſchwieg ich den Namen der Helden nicht, denn rühmliche That lebt durch meinen Mund. Doch ich wußte nicht, daß der Flüchtling dem großen Volksherrn den Sinn beſchwert.“

„Ich kenne dich,“ rief der König in ausbrechendem Zorn, „du tauchſt behend wie die Otter im Fluß, hüte dein glattes Fell vor den Streichen meiner Knaben.“

„Der Sänger hat Friede auch bei wildem Volk. Deine Knaben, o König, die trotzigen Männer, deren Lärm jetzt aus dem Hofe bis in den Steinthurm ſchallt, auch ſie ſcheuen den Sänger; denn jede Unthat trägt er durch die Länder und wird ihm ſein Mund für immer geſtillt, dann rächen den Toten ſeine wackeren Genoſſen. Dein Zorn erſchreckt mich nicht, doch ungern entbehre ich deine Gnade, denn reich haſt du treuen Dienſt belohnt. Nicht vermag ich zu erkennen, warum mein Herr den Namen des Fremden ungünſtig hört; der Flüchtling ſcheint mir ein wackerer Mann, treu ſeinen Freunden und nicht begehrlich nach fremdem Gut.“

„Du ſprichſt nach Gebühr,“ ſagte die Königin freundlich,

„und der König kennt wohl deinen Werth. Nimm hier für deine Kunde, war ſie auch leidvoll, des Königs Botenlohn.“

Sie winkte der Dienerin, welche ihr die ſchwere Truhe vor die Füße ſchob, ſie faßte hinein und bot wahllos dem Sänger ein goldenes Trinkgefäß. Der Sänger ſah betreten darauf hin, bis die Königin die Brauen finſter zuſammenzog, da nahm er den Becher und neigte ſich tief auf ihre Hand, die ſie ihm reichte. „Hat dein ſchneller Fuß noch Friſt bei uns zu weilen, ſo lehre meine Mägde den neuen Tanzreigen, den du das letzte Mal in unſerer Halle aufführteſt. Und laß dich alsdann finden in meiner Nähe.“

Sie winkte ihm gnädig den Abſchied; der König ſah ihm unzufrieden nach.

„Du biſt freigebig mit dem Gold deiner Truhe,“ ſagte er finſter.

„Einen guten Handel macht der König, wenn er mit Gold das Unrecht abkaufen kann, das er einem niederen Mann zugefügt hat. Geringe Ehre iſt es meinem Herrn, ſeine Sorge dem fahrenden Mann zu verrathen, der von Halle zu Halle um Lohn ſingt. Dir bleibt nur die Wahl, den Mund des Mannes durch einen Becher zu ſchließen, oder für immer durch einen Schwertſchlag. Darum gab ich ihm die Sühne, damit er ſchweige, denn weit berühmt iſt der Mann und gefährlich wäre es den Zeugen deiner Furcht zu töten.“

Der König fuhr kleinlaut fort, beſtürzt, wie ihm öfter geſchah, durch den hochfahrenden Sinn der Königin: „Was räthſt du gegen den Fremden, den die Waldleute ſich mir zum Trotz als Gaſtfreund geſellt haben, ſoll ich auch ihm Gold bieten oder Eiſen?“

„Deine Gunſt, König Biſino, denn Ingo, Ingberts Sohn, iſt ein erlauchter Mann.“

„Iſt es beſſer für mich, daß er den Königſprung vermag?“ frug der König wieder.

Frau Giſela ſah ihn an und blieb ſtumm. „Edlen Sinn bindet nur Vertrauen," verſetzte ſie endlich und trat vor den König. „Will mein Herr die Gefahr vermeiden, ſo lade er ſelbſt den Fremden an ſeinen Hof und erweiſe ihm die Ehre, die ihm gebührt. Gefährlich iſt der Königſohn vielleicht unter den Bauern am Walde, nicht in deiner Königsburg und in deiner Heerſchaar. Hier iſt er dein Gaſtfreund, ihn bindet der Schwur und deine Gewalt."

Der König überlegte: „Gut räthſt du, Giſela, und du weißt, ich ehre deine Worte. Was die Zukunft bringt, das will ich erwarten." Er erhob ſich, die Königin winkte der Magd, ſich zu entfernen. Als ſie allein war, ging ſie mit heftigem Schritt im Raume auf und ab. „Giſela heiße ich, vergeiſelt bin ich in fremdem Land zu freudloſem Lager dem gemeinen Mann. Seit Jahren ſitzt das Königskind der Burgunden elend auf dem Thron und die Gedanken ziehen rückwärts zu dem Land der Meinen und zu der Kinderzeit. Dort ſah ich ihn, den einſt der Vater mir zum Gemahl beſtimmte, da ich ein Kind war und er ein Knabe. Ingo, gebannter Mann, hart war dein Reiſebrot und bitter dein Trunk in der Verbannung, bitterer doch mein Gram in der Königsburg. So oft aus fremdem Lande ein fahrender Krieger kam, forſchte ich nach deinem Geſchick. Jetzt naht dein Schritt dem Pfad, auf dem ich ſchreite, ſei mir willkommen, ob du mir lieb wirſt oder leid; denn müde bin ich der Einſamkeit."

Draußen klang vielſtimmiges Lachen und Geſang der Mägde, die Königin ſaß nieder und hörte, die Hände über dem Knie geſchlungen, auf die Weiſe des Reigen, die der Sänger ſang. Die Dienerin führte den Sänger leiſe herein. „Du haſt Vieles erzählt beim Mahle des Königs," rief ſie ihm lächelnd zu, „was meinem Herrn ſchwere Gedanken gemacht hat; jetzt laß du mich im Vertrauen wiſſen, wie du ſelbſt den Banden der Römer entrannſt, denn nahe genug war die Gefahr, daß ich einen werthen Mann verlor, der mir oft Freude gebracht hat. Haſt du ein Lied von der eigenen Noth, ſo will ich's hören."

„Wenig dachte ich an mich ſelbſt in jener Stunde, Herrin, ich ſah auf einen Andern, der mich errettete und ſich ſelbſt in größeres Leid warf."

„Ich meine, das war jener Fremde," ſprach die Königin, „hebe den Sang an und dämpfe deine Stimme, wenn du kannſt, daß nicht unnützes Volk ſich an den Pforten dränge."

Volkmar begann mit leiſer Stimme ſeinen Bericht von der Kahnfahrt und dem Sprung in den Rhein. Zu der kleinen Fenſteröffnung drang golden der Strahl der Abendſonne herein, er umſäumte die Geſtalt des Sängers, der in tiefer Erregung vorſang, was ihm das Herz bewegte; im Dunkel ſaß die Königin und wieder fiel ihr das volle Haar über die Hand, die ihr geneigtes Haupt ſtützte, unbeweglich ſaß ſie da, in ſich ſelbſt verſunken, bis der Sänger mit jenem Wiederfinden in der Halle ſchloß.

„Das wird ein rühmlicher Geſang für zwei, für ihn und dich," ſagte die Königin gütig, da der Sänger geendet. „Du ziehe mit dem Segen der Götter zu Halle und Herd, daß die Kunde im Volke ſich verbreite." —

Beim Abendtrunk ſaß der König unter ſeinen Knappen, das Jauchzen und Lachen der ſtarken Leibwächter umklang den Herd, aus großen Stangen und Bechern ſchöpften ſie den würzigen Trank. „Spiel den Reigen, Sänger," rief einer der Wilden, „den du heut des Königs Mägde gelehrt, damit auch wir geſchickt die Weiſe ſpringen auf der Haide." „Laßt ihn," ſpottete Hadubald, ein narbiger Kriegsmann, der vor Zeiten Trabant am Römerhofe geweſen war und jetzt dem König diente, „ſein Lied iſt gerade gut genug, daß die Kraniche darnach hüpfen im Hühnerhofe. Wer die Tänzerinnen, die ſchmeichelnden Mädchen aus Alexandrien, geſchaut, dem dünkt das Stapfen der Bauern im Graſe wie Marſch der Gänſe."

„Er iſt ſtolz geworden," rief ein Anderer, „ſeit er den Goldbecher der Königin im Gewande birgt; hüte dich, Volkmar, unſicher iſt ein Goldſchatz dem fahrenden Mann, der über die Haide zieht.“

„Wolfgang iſt dein Name,“ verſetzte der Sänger, „und wie der Wolf gehſt du ſelbſt lauernd über die Haide; übel geziemt an der Bank des Königs dein neidvoller Blick auf der Herrin Geſchenk.“

Er nahm ſein Saitenſpiel zur Hand, rührte die Saiten und ſang die Weiſe des Reigen. Da zuckte es den Männern in den Gliedern, ſie ſchwenkten die Arme im Takte auf die Tafel und pochten mit den Füßen den Tritt; auch der König ſchlug mit der Hand auf den Deckel des Weinkrugs und nickte weinſelig mit dem Haupte. Beim zweiten Vers aber erhoben ſich die methgefüllten Knaben, nur die Alten widerſtanden und umklammerten mit der Hand feſt das Trinkhorn, die Andern aber traten je zwei den Reigen in langer Kette um die Bänke herum, daß der Saal laut ertönte. Der König lachte. „Du weißt ſie zu zwingen,“ rief er dem Sänger zu, „komm näher, Volkmar, du ſchlauzüngiger Mann, ſitz neben mir, daß ich dir vertraulich meine Meinung künde. Ich war heut unwirſch, es war nicht böſe gemeint, mir lag deine Botſchaft ſchwer auf der Seele. Was aber den goldenen Becher betrifft, den die Königin dir geſpendet, ſo war nicht unrecht, was mein alter Knabe dir ſagte. Gold iſt Herrenmetall und paßt nicht für den Reiſeſack eines mäßigen Mannes; du ſelbſt ſingſt ja, daß es den Mänern der Erde Unheil bereitet. Weiſe würdeſt du handeln, wenn du ganz in der Stille dieſe Beute mir aus gutem Herzen zurück in das Schatzhaus ſtellteſt.“

Gern hätte der Sänger ſich das Prachtſtück bewahrt und er antwortete: „Was das Auge des Herrn begehrt, ſchafft dem Diener kein Glück; doch bedenke, Herr, auch in des Königs Schatz wird zum Unſegen das Stück, an welchem Trauer und Neid der Menſchen hängt, die es verloren.“

„Darum ſei außer Sorgen,“ verſetzte der König ſchmeichelnd, „mir thut das nichts.“

„Doch wenn die Herrin erfährt, daß ich ihr Geſchenk ſo gering geachtet, mit Recht wird ſie mir zürnen,“ ſagte der Sänger.

„Sie kennt es kaum, Volkmar, glaube mir,“ fuhr der König überredend fort. „Ihr iſt im Herzen ganz gleich, ob es Gold oder Kupfer iſt. Wenn die Waldleute im Herbſt ihre Pferde an meinen Hof ſenden, magſt du dir ein gutes Roß ausſuchen mit runden Hufen, und mein Kämmerer gibt dir ein ſchönes Gewand aus den Truhen, das wird dich ſtattlicher machen im Volk, als das runde Blech. Denn ich meine es gut mit dir, Volkmar, ich fürchte für dich den Neid meiner Knappen.“

„Zuchtloſe Worte hörte ich am Herd des Königs,“ verſetzte der Sänger gekränkt.

„Trag ſie nicht ſchwer, Volkmar,“ rieth der König begütigend, „es iſt wahr, ihre Rede iſt zuweilen wild und ich bändige mühſam ihre Gewaltthat; aber des Königs Kunſt iſt, Jeden zu gebrauchen in ſeiner Weiſe, ſie thun als ſchnelle Königsboten um Gold und einen warmen Sitz an meiner Bank Alles was ich will und fragen nicht, ob die That blutig ſei oder nicht. Wie kann ein König walten im Volk ohne ſolche Diener? Denn hochfahrend iſt der Männer Sinn, Jeder will nur thun, was ihm beliebt, Jeder trotzt auf ſein Recht und ſucht ſich Rache und Keiner fügt ſich fremdem Willen. Jeder begehrt Kampf und Wunden zu eigenem Ruhm und iſt eilig zu den Göttern hinaufzufahren. Ich meine auch zuletzt einmal einen Sitz zu fordern in der Götterhalle, jetzt aber möchte ich lieber auf der Männererde über gefügige Nacken blicken; und muß auch ich Männer wegſchaffen aus dem Licht, weil ſie ſchädlich ſind, ſo ſind es doch nur wenige; die andern aber auf ihrem Erbe zu erhalten, iſt mein Vortheil und mein Ruhm, daran denke, Volkmar, weil du ein ſinnvoller Mann biſt. Trotzig iſt das Volk und geſchwollen ſein Sinn, des Königs Sorge aber iſt, für Alle zu bedenken, was dem Lande frommt. Darum ſchilt mir nicht meine Getreuen. Es iſt beſſer, ſie üben zuweilen eine Noththat, als daß alle Andern Gewalt gegen einander ſinnen und das Volk der Thüringe einem fremden Geſchlecht Frondienſt leiſte.“

Der Sänger ſchwieg. Der König fuhr ſchlau fort: „Der Wein hat mir das Herz geöffnet und ich will zu dir reden, wie zu einem Freunde. Sage an, wie man zu einem Bruder ſpricht, welch ein Mann iſt der Fremdling? Ich möchte ihm gern trauen, aber er iſt noch von der ungefügen Art, die ſich rühmt, daß einſt ein Gott in dem Ehebett ihrer Großmütter gelagert habe. Die Art iſt wenig nütze auf der Männererde, ihr Blut iſt ſchwarz geworden, wie alter Meth im verpichten Kruge, ſie ſchaffen ſchweren Rauſch im Volke, ſie geberden ſich, als ob ſie die Vettern des Kriegsgotts wären und betrachten aller Anderen Schickſal wie Spreu, die ſie vor ſich her blaſen. Iſt der Fremde ein ſolcher Geſell?“

„Mich dünkt, ſein Muth iſt fröhlich und ſorglos ſein Herz, nur daß ein ſchweres Schickſal auf ihm liegt,“ antwortete Volkmar.

„Wie hält er ſich beim Becher?“ frug der König, „ich lobe mir einen rothwangigen Knaben, dem der Trunk die Kehle öffnet.“

„Er weiß fröhlich Beſcheid zu geben bei Trank und Rede,“ verſetzte der Sänger.

„Dann ſoll er mir willkommen ſein an meiner Bank,“ rief der König und ſchlug auf ſeinen Trinkkrug. „Dich aber habe ich gewählt zum vertrauten Boten, daß du mir den Fremdling aus den Waldlauben in meine Burg ſchaffſt; führe ihn vor mein Angeſicht.“

Volkmar erhob ſich und ſtand überlegend: „Ich will dem Fremden deine Botſchaft künden. Doch damit er den gewogenen Sinn meines Herrn erkenne, ſo flehe ich, daß mein König ihm zuvor Frieden gelobe und ſicheres Geleit zum Hofe und vom Hofe, mein König und ſeine Knaben in der Halle.“

„Was fällt dir ein, Sänger?“ frug der König mit ausbrechendem Unwillen, „wie kann ich ein Gelöbniß geben dem Wildfremden, deſſen Geſinnung ich nicht kenne!“

„Du willſt doch, o Herr, daß er ſich in deine Hand gebe. Leicht iſt es, von einem Einzelnen den Schwur zu fordern. Mein Herr würde ſelbſt den Fremdling für einen Thoren halten, wenn er ſich unter die Knaben hierher wagte ohne Frieden.“

„Was braucht mein König den fahrenden Mann zu ſolcher Botſchaft?“ rief Wolfgang, „er ſende uns, wir bringen den Fremden auf ſeinen Füßen oder in ſeinem Schild, längſt ſteht uns der Wunſch nach einer Reiſe in die Dörfer der frechen Bauern.“

„Still,“ ſagte der König, „eure grobe Zunge gebrauche ich jetzt nicht, wenn ich mit meinen Waldleuten handeln will. Volkmar ſoll mein Bote ſein, denn heut iſt der Tag guter Worte, kommt der Tag für harte That, dann rufe ich euch. — Du meinſt alſo, er wird kein ſolcher Narr ſein?“ frug er lauernd und aus den ſchwimmenden Augen brach ein heißer Blick, wie der Feuerſtrahl aus einer Dampfwolke, aber er bezwang ſich und fuhr gemüthlich fort:

„Wohlan, ich will ihm Alles geloben. Und ihr ſchweigt dort!“ gebot er ſeine Stimme erhebend in den Lärm ſeiner Mannen. „Tretet heran und gelobt in meine Hand Frieden für Ingo, Ingberts Sohn, zum Hofe, am Hofe und vom Hofe.“ Die Männer thaten den Schwur. „Und jetzt, Sänger,“ ſchloß der König drohend, „lege ich dir auf deine Seele, daß du ihn herführſt ohne Verzug.“

„Ich bin nur dein Bote, Herr, nicht vermag ich ihn zu zwingen.“

„Bedenke dein eigenes Heil, Volkmar,“ rief der König und hob die Fauſt in die Höhe. „Leid wäre dir, wenn du in Zukunft die Vatererde meiden müßteſt.“

„Ich will mich halten als ein treuer Bote,“ antwortete der Sänger ernſt.

„So iſt es recht, Volkmar," ſchloß der König beſänftigt und erhob ſich. „Geendet ſei der Trunk, brecht auf von den Sitzen, und du Volkmar ſollſt mir heut anſtatt Kämmerer ſein, geleite mich." Der König ſtützte ſich ſchwer auf Volkmars Schulter und ſchritt mit ihm über den Hof zum Schlafhaus der Königin. Unterwegs ſagte er ihm luſtig ins Ohr: „Nun, Schelm, wo bleibt der Becher?"

Volkmar öffnete den Beutel, den er an ſeinem Gurt trug, und bot das Goldgefäß dem König dar. „Stecke mir's ins Gewand," ſagte der König, „ich will um deinetwillen ſorgen, daß Frau Giſela das Ding nicht erblickt."

Am nächſten Morgen verließ der Sänger die Burg. Der König ſah ſeinem Boten mißtrauiſch nach und dachte in ſeinem Sinn: meine Waldfüchſe werden mir den Fremden ſchwerlich in die Burg ſenden. Wenn ſie ihn meiner Forderung weigern, dann geben ſie mir einen Grund gegen ſie zu ziehen, ihren Bauernſtolz zu brechen und ein Ende zu machen mit ihrem freien Bunde. Dann aber wählen ſie den Ingo zu ihrem Führer, er dünkt mich ein mannhafter Recke, und es könnte einen harten Kampf geben unter Scheitholz und Waldpilzen. Was dann das Ende wird, weiß Keiner, und ich habe keine Luſt meinen Leib zum Schemel zu machen, über den ein Anderer zum Herrenſitz ſteigt. So trank er ſorgenvoll ſeinen Meth, verſchloſſen auch gegen die Königin, die mit ihren großen Augen forſchend auf ihn hinſah und zuweilen ſeine Gedanken errieth ohne daß er ſie ausſprach.

Tag auf Tag verrann, Ingo kam nicht. Dagegen pochte eines Abends Sintram, Theodulfs Ohm, an das Thor. Der König empfing ihn mit offenen Armen, er ſprach lange heimlich mit ihm und Frau Giſela merkte, wie der König dem Edlen mit einem Händedruck verſicherte: „Dein Vortheil und meiner ſollen zuſammen in den Wald ſpringen wie zwei Wölfe." Aber als Held Sintram geſchieden war, ſah auch ihm der König unzufrieden nach, und nannte ihn einen ſchiefäugigen Fuchs.

5.

In den Waldlauben.

Auf dem Herrenhof und im Dorfe knarrten die Erntewagen, die Mannen des Häuptlings vergaßen im Drange der Arbeit zuweilen ihren Kriegerſtolz und halfen den Knechten, die Schnitter banden dem großen Gott des Volkes die letzte Garbe mit frommem Zuruf und brachten im Reigen ſpringend den Aehrenkranz zur Halle des Fürſten; die barbeinigen Dorfkinder ſchwärmten wie Droſſeln um das Vorholz und ſammelten Beeren und Nüſſe in langen Düten aus Holzſpänen. Jeder war eifrig die Früchte einzuheimſen, welche die Göttin der Flur dem ſeßhaften Manne ſpendet. An der Seite des Hofherrn achtete Ingo auf die friedlichen Werke, die er ſonſt nur vom hohen Kriegsroſſe geſchaut hatte; er hörte mißfällig, wenn ſein Wirth ſich wie ein Bauer über die Wölfe ärgerte, weil ſie ihm ein junges Rind zerriſſen, öfter aber lachte er froh, wenn er Irmgard unter den Mägden ſah, denen ſie bei der Arbeit gebot. Ihm und der Jungfrau pochte das Herz in Freude, wenn ſie vor den Andern im Hofe und auf der Flur höflichen Gruß tauſchten und zuweilen wenige Worte. Denn ſtreng war die Hofzucht, geſondert lebten die Männer, und Ingo ſcheute ſich ſeit er den Gaſtſchwur gethan, durch dreiſtes Nahen den Frieden des Hofes zu verletzen. Faſt Alle blickten ihn freundlich an, nur das Auge der Fürſtin umwölkte ſich, wenn ſie ihm nachſchaute. Ihr kränkte den ſtolzen Sinn, daß er gegen ihren Rath einen Mann ihrer Freundſchaft im

Kampfſpiel beſiegt hatte, auch daß ihr Wunſch, ihn als fremden Landfahrer zu halten, durch den Sänger vereitelt war. Und noch Anderes war ihr beſchwerlich. Sie hatte ihren Blutsverwandten, den Theodulf, zum Gemahl der Tochter erkoren, ihr eigenes Geſchlecht und Herr Answald hatten ſchon vor Jahren darum gehandelt. Jetzt beobachtete ſie argwöhniſch die Tochter und den Gaſt.

Eines Tages kam ein fahrender Gaukler mit ſeinem Kaſten in die Flur, er blies vor dem Hofe des Fürſten auf der Sackpfeife, bis die Leute aus dem Dorfe herzu liefen; auch die Mannen und Knechte des Fürſten traten aus dem Hofthor. Als der Ring geſchloſſen war, begann der Mann in unbehilflicher Sprache ſeinen Bericht, daß er in dem Kaſten einen Römerheld berge und wenn die Krieger und die ſchönen Frauen ihre Gunſt erweiſen wollten, ſo ſei er bereit ihn zu zeigen. Er pochte auf den Kaſten, da hob ſich der Deckel und ein kleines häßliches Ungethüm, von Geſicht einem Menſchen ähnlich, mit einem Römerhelm über den Ohren, hob ſeinen Kopf hervor und ſchnitt Geſichter. Viele fuhren zurück, die Beherzteren aber lachten über das Wunder. Der Mann öffnete den Kaſten und der Affe ſprang hervor in einer Panzerjacke wie ein römiſcher Krieger gekleidet. Er fuhr mit den hageren Beinchen auf dem Graſe umher, überſchlug ſich in der Luft und tanzte. Zuerſt entſetzten ſich die Landleute, dann erſcholl lautes Gelächter und Beifallsruf, ſo daß Hildebrand in die Laube lief und den Herren verkündete: „Ein Gaukler tanzt vor dem Hofthor mit einem kleinen wilden Mann, den ſie einen Affen nennen.“ Darauf trat auch der Fürſt mit Ingo und den Frauen heraus und freute ſich an den luſtigen Sprüngen des Affen. Zuletzt nahm der Affe den Helm ab, lief im Kreiſe umher und der Mann rief: „Spendet, ihr Helden, meinem römiſchen Krieger, was ihr von Römermünzen im Seckel habt, kleine und große, je edler der Held, um ſo größer das Geldſtück. Wer keines hat, lege Wurſt und Eier in den Kaſten.“

Da lachten die Leute und Mancher griff an den Gürtel, Andere trugen aus dem Hofe herzu, was dem fahrenden Mann als Reiſekoſt diente. Auch zu den Herren trat der Fremde und der Fürſt und Theodulf holten römiſches Kupfer aus den Taſchen und Frida hörte, wie Theodulf auf Ingo weiſend zu dem Gaukler ſagte: „Der große Held dort ſpendet dir wohl am reichlichſten.“ Als der Mann nun mit ſeinem Affen dem Helden Ingo nahte, da ſorgte Frida, ob der Fremde und ſein Kämmerer Wolf in den Jacken der Fürſtin wohl auch etwas finden würden, was ſie austheilen könnten, und um die Beſchämung abzuwehren, riß ſie ſchnell eine der kleinen Silberſchellen ab, welche ihr das Herrenkind zum Bruſtſchmuck geſchenkt hatte, und vorſpringend ſprach ſie: „Dir ſpendet dieſer Held, welcher die Sprünge der Römer beſſer kennt als du, wenn du ihm Antwort gibſt auf eine Frage: Welches Gewand trägt dein Ungethüm, wenn du unter den Römern Gaben begehrſt?“

Der Mann nahm das Silber, ſah ſcheu nach Ingo und antwortete dem Mädchen frech: „Den Gruß der Vandalen kenne ich als verfänglich und grob. Dir aber ſage ich, wer im Tanze den Römern gefallen will, muß nackt ſpringen. Was mein Affe dort thut, rathe ich auch dir.“ Frida rief ihm zornig nach: „Ich meine unter den Fremden verhöhnt dein tanzender Kater ebenſo die Krieger meines Volkes, wie die Fremden bei uns.“ Da nickten die Männer und wandten ſich lachend von dem Gaukler ab. Ingo aber trat zu ihm und frug: „Woher weißt du, daß ich von den Vandalen bin?“

„Deutlich genug trägſt du's auf dem Haupte,“ verſetzte der Mann und wies auf die Kappe Ingo's, in welcher drei Schwungfedern des wilden Schwans ſteckten. „Kaum acht Tage ſind es, da erlitt ich bei den Burgunden hartes Fegen von deinen Federn.“ Ingo's Antlitz wandelte ſich, er ergriff den Mann haſtig beim Arm und zog ihn zur Seite: „Wie viel waren ihrer, die dieſes Zeichen trugen?“

„Mehr als zehn und weniger als dreißig," verſetzte der Mann, „ungefüge Worte gaben ſie mir, weil mein Kleiner dort mit Gänſefedern tanzte, und bedrohten mich durch Schläge."

„Der dich ſchalt, war ein alter Kriegsmann mit grauem Bart und Narben auf der Stirn?"

„Du nennſt ihn wie er war, Herr, und außerdem von groben Sitten."

Irmgard ſah, daß der Held Mühe hatte ſeine Bewegung zu verbergen, er löſte ſich von den Andern und ging allein nach dem Hofe zurück.

Da kurz darauf Volkmar als Königsbote in den Hof trat, empfing ihn Ingo wie einen Freund, den er ſehnſüchtig erwartet hatte, er hörte ſeine Botſchaft und führte ihn zu dem Fürſten; dort hielten die Drei vertrauten Rath.

„Der König hat mich geladen," ſprach Ingo, „er hat mir Sicherheit gelobt. Was auch die Meinung ſeines Herzens ſei, mir geziemt es der Ladung zu folgen. Nur Eines hemmt mich und mit Scham ſpreche ich es aus, nicht wie ein entblößter Mann darf ich zu dem Hof des Königs gehen, du gedenkſt wohl, o Herr, wie ich zu dir kam."

Bekümmert verſetzte der Fürſt: „An Roß und Gewand würde es dir, o Held, nicht fehlen und Wolf würde dich als Kämmerer geleiten, dennoch rathe ich nicht, daß du den Worten des Königs traueſt und dich unter die Aexte ſeiner Leibwächter wagſt, denn ſpurlos möchteſt du verſchwinden hinter den Steinmauern. Die Reiſe wäre ein unrühmliches Ende für dein Heldenthum.

Auch Volkmar ſprach: „Dir, Held Ingo, ziemt es, die Gefahr gering zu achten, du weißt ja, daß dem Mann zuweilen die Kühnheit am beſten gedeiht. Wenn du aber der Ladung des Königs folgſt, wie du willſt, ſo darfſt du das nimmermehr als ein einzelner Wanderer thun. Dem König und ſeinem Geſinde würdeſt du verächtlich ſein, unwürdig wäre die Behandlung, die ſie dir zufügten, auch wenn der König dir nicht an das Leben geht. Denn an Königshöfen iſt die Art, nur ſtattliches Gewand, Roſſe und Geſinde geben dem Helden ein Anſehen. Darum bevor du zu dem König reiteſt, mußt du das alles erwerben. Folgen dir aber Männer aus dieſen Waldlauben, ſo wirſt du dem König gänzlich verhaßt.“

„Gut ſprichſt du, Volkmar, in Allem,“ verſetzte Ingo. „Willſt du dich zurück unter die Augen des Königs wagen, ſo ſage ihm, daß ich dankbar bin für die hohe Botſchaft und daß ich vor ſein Angeſicht treten werde, ſobald ich gerüſtet bin, wie es ſeine und meine Ehre fordert.“

„Ich trage die Antwort,“ entgegnete Volkmar, „und ich hoffe mich behend zur Seite zu ſchwingen, wenn er ſeinen Trinkkrug nach mir wirft.“

Auch Herr Answald gab ſeine Zuſtimmung zu dieſem Dank, denn ihn bedrückte im Geheimen die Forderung des Königs, wenn er die Sorge auch mannhaft barg.

Als Ingo und Volkmar allein waren, begann Ingo: „Wer einen guten Rath geſchenkt hat, der gibt wohl auch den zweiten. Du ſiehſt, ich bin einem Kinde gleich, das aus dem Waſſer geholt und neu in die Welt geſetzt iſt. Hier ſind die Leute gutherzig, aber Kriegsfahrten beginnen ſie ſelten, ſpähe, du treuer Geſell, wo irgend im Lande für ein Schwert rühmliche Arbeit zu finden iſt.“

„Harre nur ein wenig aus,“ antwortete Volkmar lachend, „und laß dir unterdeß gefallen, wenn die Jungfrau Irmgard vor dir meine Reigen ſingt, denn wohlgeübt iſt ſie im Lied und Saitenſpiel. Höre ich von ehrlicher Heerfahrt, ſo ſollſt du's erfahren; doch du weißt, im Herbſt lockt den Krieger die Heimat, im Frühjahr die Schwertreiſe.“

„Und jetzt höre weiter,“ fuhr Ingo fort, „was mich in der Nacht ſchlaflos umherwirft. Der Sprung in den Rhein ſchied mich von meinen Mannen, hinter mir brachen die Heerhaufen der Römer wie ein Waſſerſchwall in das Land, die Prieſterin barg mich mit Sorgen bis ſie mich nordwärts ſandte; beim Abſchied verhieß ſie mir nach den Volksgenoſſen zu ſuchen, die mit mir bei den Kähnen geſtanden hatten. Jüngſt aber hörte ich von einem Gaukler, daß Krieger meines Volkes in dieſem Mond unter den Burgunden lagerten, einer davon war, wie mir ſchien, Berthar, den du kennſt. Hegſt du mir gute Geſinnung, Volkmar, ſo forſche, wenn du kannſt, nach den Treuen; denn wie hold mir Manche ſind, die hier um mich leben, ich vermag nicht froh zu werden, bis ich weiß, ob einer von den Meinen dem Eiſen der Römer entwichen iſt.“

Der Sänger nickte und wandte ſich zum Abgang. „Der Herr dieſes Hofes bewährt dir guten Sinn, aber wandelbar iſt der Menſchen Gemüth und leicht wird müde, wer ſich nur auf ein Bein ſtützt. Du haſt mich durch dein Vertrauen geehrt, da du vorhin ſprachſt, wie du aus dem Waſſer gehoben wurdeſt. Darum flehe auch ich um eine Gunſt. Einſt gabſt du mir dieſen Goldring, nimm ihn, o Herr, jetzt zurück, damit ich dir meine Treue erweiſen kann, du ſpendeſt mir ſpäter wohl noch mehr, wenn die Götter dir Glück verleihen. Der Ring ſchafft dir Roß und Gewand oder wirbt dir einen hilfreichen Gefährten.“

„Lieber leihe ich von dir als von einem Andern,“ verſetzte Ingo, „aber du weißt, der Krieger zieht nicht ohne Gold zur Schlacht. Was mir Berthar an jenem Tage zureichte, wo ich ihn verlor, das berge ich noch im Gewande; damit wenn mein Leib einſam auf der Haide liegen ſollte, alsdann ein Anderer das Gold bei mir finde und mich zum Dank ehrlicher Beſtattung werth achte.“

„Dann, Held, gedenke auch klug der Lebenden; und wenn ich dir rathen darf, ſo gib davon an die Jungfrau Frida, denn ſie raunen im Hofe, daß ſie eine Silberſchelle für dich abgeriſſen hat um ihrer Herrin zu gefallen; und ſpende auch an Wolf, deinen Kämmerer, damit ihn die Andern nicht ſchmähen, weil er einem kahlen Herrn dient. Zürne nicht, daß ich wie dein Vertrauter ſpreche, aber wer gewöhnt iſt um Huld zu werben, der verſteht wohl auch wie man Gunſt gewinnt.“

Ingo reichte ihm lachend die Hand. „Nur dir biete ich nichts,“ ſprach er, „denn gern bleibe ich dir ſchuldig.“

„Und ich dir, ſolange ich athme,“ grüßte Volkmar ſich ehrerbietig auf der Schwelle verneigend.

Ingo folgte dem Rath des Treuen. Als er ſeinem Kämmerer zwei Goldſtücke in die Hand legte, auf denen das Bild des großen Römerherrn Conſtantinus zu ſehen war, da merkte er an dem glücklichen Geſicht des Mannes und an dem warmen Dank, wie werthvoll ſolche Gabe in den Waldlauben war. Und nach der Mahlzeit trat er in Gegenwart der Andern vor Irmgard und ſprach: „Deine Geſpielin Frida hat für das Silber, das ſie dem Gaukler bot, mir eine frohe Botſchaft eingehandelt, gern möchte ich ihr dafür meinen Dank erweiſen und ich bitte dich, Jungfrau, daß du ihr in dieſen Münzen ihre Spende zurückgibſt.“ Da ging das fremde Gold auch unter den Frauen von Hand zu Hand, der Fürſt und alle Wohlmeinenden waren erfreut, daß der Gaſt ſich ſo gehalten hatte, wie ſeiner Würde gebührte, und Ingo merkte aus dem Dienſteifer der Männer, daß ihr guter Wille behender wurde, ſeit ſie für ſich Gutes hoffen durften; denn Alle gedachten, daß dem Herrn Ehre ſei viel zu geben, dem Dienenden aber, Gabe zu empfangen.

Ingo aber ſuchte auch nach einer Gabe für die, welche ihm lieb war. Als Irmgard im Hofe unweit dem Hollunderſtrauch ſtand, da trat er von der Seite eilig auf ſie zu, ſie hörte ſeinen Schritt, aber ſie kehrte ſich nicht um, damit Keiner die Freude in ihrem Antlitz erkenne. Abgewandt von den Andern ſahen ſie einander in die Augen und diesmal merkten beide die Nachtſängerin nicht, welche über dem Aſt ängſtlich ihre Kinder an die Abreiſe mahnte. Ingo begann die heimliche Rede: „Im Federgewand eines Schwans flog einſt Schwanhild, die Ahnfrau meines Geſchlechtes, über die Männererde, ſeitdem ſind die letzten Schwungfedern des Schwans das heilige Zeichen, welches die Männer und Frauen meines Stammes an Helm oder Stirnbinde tragen, wenn ſie ſich feſtlich ſchmücken. Dem lebenden Vogel ſuchen wir die Federn zu rauben, denn einen Schwan zu töten iſt meinem Volk Frevel. Heut gelang mir's einen Schmuck zu gewinnen. Dir, Holde, biete ich ihn, ob du ihn annimmſt und dir bewahrſt. Auf den Federkiel ritzte ich das Zeichen, womit ich zeichne was mein iſt."

Irmgard erſchrak, ihr ahnte, daß er durch die Federn bot, was er mit Worten nicht ſagen durfte, und ſie frug unſicher: „Wie ſoll mein ſein, was dein iſt?"

Der Mann antwortete in tiefer Bewegung: „Nur darum liebe ich das Leben, weil ich eine Jungfrau kenne, welche dies Zeichen einſt vor allem Volk auf ihrem Haupte tragen ſoll." Und er hielt ihr wieder den Schmuck hin.

Da nahm Irmgard die Federn und barg ſie in ihrem Gewande. Ganz wenig ſtreifte ſeine Hand an die ihre, aber ſie fühlte tief im Herzen die Berührung.

„Irmgard!" rief die befehlende Stimme der Fürſtin im Hofe. Noch einen herzlichen Gruß mit den Augen tauſchten die beiden, dann eilte die Jungfrau dem Hauſe zu.

„Was ſprach heut der Fremde zu dir?" begann die Mutter zur Tochter, „ſeine Hand rührte an deine und roth ſah ich deine Wange."

„Die Schwungfedern eines Vogels wies er mir, die ſeinem Geſchlecht ein Erkennungszeichen ſind, wenn die Helden ſie am Haupt tragen," antwortete Irmgard, aber wieder flog das verrätheriſche Roth über ihre Wange.

„Eine Thörin hörte ich einſt, die in der Halle der Männer laut ihre Stimme erhob, daß Alle ſchwiegen, wie die Waldſänger ſchweigen, wenn der junge Kukuk ſein Krähen beginnt."

„War es vermeſſen, daß ich auf ihn wies, Unſitte war es nicht; voll war mir das Herz und die Freunde werden mir verzeihen. Zürne auch du nicht, Mutter."

Aber die Fürſtin fuhr fort: „Ohne Freude ſehe ich den Fremdling an unſerm Herde raſten. Dem Hausherrn geziemt gaſtfrei zu ſein gegen den Bittenden, aber die Hausfrau hält die Schlüſſel in feſter Hand, daß nicht das Gut verſchwendet werde, und ſie wahrt ihren Hühnerhof, daß nicht der Marder eindringe. Meint der Fremde mit dem Sprung über die Roſſe ſich hineinzuſchwingen in den Erbhof meines Herrn, in Vorrathskammer und Küche, ſo wird ihm ſein dreiſter Muth wenig frommen. Du aber, da du meine Tochter biſt, ſollſt fremd bleiben Einem, der als ein Wildling lebt, heimatlos, gebannt und ſo armſelig wie der fahrende Bettler, der an unſerm Thor um Gaben fleht.“

Irmgard richtete ſich hoch auf. „Von wem ſprichſt du, Herrin? Meinſt du den Helden, dem der Hausherr den Ehrenſitz bietet? den Schuldloſen, der im Vertrauen auf die Eide der Väter zu uns kam? Ich habe gehört, daß der Vater meines Vaters im heiligen Trank Tropfen ſeines Blutes miſchte mit dem Blut eines Königsgeſchlechts, damit die Nachkommen einander lieb behalten und ehren ſollen. Iſt der Sohn jenes Königs auch Andern ein Fremder, im Hauſe meines Großvaters darf ihn Keiner ſo nennen, ſelbſt du nicht.“

„Höre ich deine trotzige Rede,“ rief die Mutter, „ſo entbrennt in mir der alte Schmerz, daß dein Bruder nicht mehr unter den Lebenden weilt. An dem unſeligen Tage, wo ihn ein Mann des Königs erſchlug, wurdeſt du das einzige Kind meiner Sorgen und übel lohnſt du der Mutter für ihre Mühe.“

„Wäre mein Bruder am Leben, auch er würde ſich als höchſte Ehre begehren der Kampfgeſell des Helden zu ſein, den du einen Bettler ſchmähſt.“

„Da dein Bruder von der Männererde dahinſchwand, wurdeſt du Erbtochter in dieſem Lande und die Mutter hat zu bedenken, wem dich der Vater vermähle.“

„Bin ich Erbtochter in dieſem Hofe, ſo bin ich auch Erbin der Bundespflicht und geſchworener Eide und ich denke ſie treu zu halten. Nie habe ich deiner Freundſchaft die Ehre geweigert, weder dem Ohm Sintram noch deinem Neffen Theodulf, wie ich auch im Herzen von ihnen denke. Du aber ſchilt mich nicht, wenn ich auch ſolchen Liebe erweiſe, welche dem Geſchlecht meines Vaters befreundet ſind.“

„Schweige, du Widerſpenſtige,“ rief die Mutter heftig, „zu lange hat der Wille des Fürſten dich im Hauſe bewahrt; es iſt Zeit, daß dir der übermüthige Sinn bezwungen werde durch die Vermählung.“

Als die Fürſtin das Gemach verlaſſen hatte, ſtarrte Irmgard vor ſich hin und hielt die Hände feſt zuſammengepreßt. „Die Herrin redet hart mit den Mägden,“ begann Frida eintretend, „im Milchkeller verdarb der Rahm.“

„Streng iſt ſie auch gegen uns Andere,“ antwortete Irmgard mühſam nach Worten ringend. „Du biſt mir treu und ich habe Niemanden, dem ich vertrauen kann, als dich, wenn du Muth haſt den Unwillen der Herrin zu ertragen.“

„Ich bin eine Freie; dir habe ich mich zur Geſpielin gelobt, nicht der Hausfrau, und um deinetwillen weile ich im Herrenhofe, obgleich der Vater mich nach Hauſe begehrt. Manchmal haben wir den Zorn der Herrin überwunden, vertraue mir auch jetzt was dich grämt.“

„Unwillig wurde die Mutter auf unſern Gaſt, den ſie am Anfang ſo gütig beachtete, und ich fürchte es kann ihm an Pflege fehlen; denn wo die Herrin nicht mahnt, ſind die Mägde ſäumig.“

„Sei ohne Sorge, da doch der junge Wolf ſein Kämmerer iſt. Wenn ich dem Knaben Erlaubniß gebe, erzählt er mir mehr von ſeinem Herrn als wir hören wollen.“ „Laß mich Alles hören,“ mahnte Irmgard, „denn gut iſt, wenn man weiß, was die Gäſte bedürfen.“

„Und wir vernehmen auch gern von Einem und dem Andern,“ verſetzte Frida lachend. „Viel lieber iſt mir der Gaſt, als der Waſſerreiher Theodulf, der den Kopf hinten im Nacken trägt. Und das ſage ich dir, wenn die Freiwerber des Theodulf in den Hof kommen, und man ſagt ja, daß ſie kommen werden, dann ſollen ſie einen Beſen am Hofthor finden, durch das ſie hinausgehen; damit ſie ahnen, was wir Mädchen von ihrer Werbung denken.“

Aber Irmgard barg nach dieſen dreiſten Worten ihr Geſicht in den Händen, die Thränen rannen ihr durch die Finger, ihr Leib bebte im Schmerz. Frida umſchlang das Herrenkind mit den Armen, kniete vor ihm nieder und gab ihm Küſſe und zärtliche Worte.

Nicht zufällig geſchah es, daß kurze Zeit nach dem Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter Held Sintram in den Hof ritt. In der Kammer der Fürſtin ſaß er mit dem Wirth lange im vertrauten Geſpräch, für ſeinen Verwandten, den Theodulf, beredete er noch einmal die Brautwerbung. Denn ſolange der Edle als Mann im Hofe verpflichtet war, und durch Dienſteid an den Fürſten gebunden, konnte die feierliche Werbung nicht geſchehen. Aber zum Neujahr in den zwölf Nächten ſollte ihn der Fürſt ſeines Eides entledigen, dann würde Theodulf mit den Freiwerbern ſeinen Eintritt halten und im Frühling ſollte die Vermählung ſein. Alles wurde feſtgeſetzt, auch Brautkauf und Mitgift, und die Fürſtin mahnte, daß die Männer einander über dem heimlichen Abkommen ihr altes Gelöbniß erneuten. Vergnügt lachte Sintram als er wieder das Roß beſtieg, und da ihn der Wirth bis vor das Thor geleitete und dort ſorglos mit warmem Händedruck entließ, ſo verachtete der Scheidende gänzlich den Beſen, welchen die zornige Frida an die Seite des Hofthors geſtellt hatte; nur Theodulf, der beim Abſchied herzugetreten war, gab dem Beſen einen Fußtritt, daß er weit wegflog und warf auf Frida, der er im Hof begegnete, einen Blick voll von heißem Haß.

So verging nach Sonnenglut und Wetterwolken der fröhliche Sommer. Die Felder waren geräumt, die Gaugenoſſen wurden geſellig. Die anſehnlicheren Höfe des Gaues begehrten nach der Reihe den Gaſt zu bewirthen, Gelage wechſelten mit Jagdreiſen über die Waldhügel, der Fürſt und Ingo waren jetzt ſelten daheim. Dem Fürſten wurde der Gaſt noch werther, als er ſah, wie ſehr dieſer von den Gaugenoſſen gerühmt wurde und wie vornehm und geradſinnig er ſich hielt. Von den Sorgen im Frauengemach merkte der Hausherr völlig nichts, die kluge Wirthin verſchwieg was ihrem Herrn unſichere Gedanken machen konnte, ſie war zufrieden, daß die Helden wochenlang auswärts ſchweiften. Aber Ingo erkannte, daß Irmgard feierlich ausſah, und er zürnte, daß ihm ſo ſchwer wurde, ſie ohne Zeugen zu ſprechen.

Einſt ritt Ingo mit dem Fürſten nach demſelben Gehege, welches er zuerſt betreten hatte, als er über die Berge kam. Im Walde rieſelte das gelbe Laub zum Boden, um die Lichtungen klang Jagdruf der Männer und Gebell der Meute. Die wohlgenährten Rinder liefen brüllend umher, der Hirt bereitete den Aufbruch aus der Wildniß in die Dörfer, und die Mädchen vom Herrenhofe waren wieder beſchäftigt, die letzte Tracht aus dem Milchkeller in den Wagen zu heben. Während Herr Answald die Füllen betrachtete, ſtand Ingo neben Irmgard. Dieſe wies auf Frida, die mit dem Milchkrug vorüberging: „Aus dieſem Quell ſchöpfteſt du bei uns den erſten Trunk, und da, wo du ſtehſt, ſah ich dich zum erſten Mal. Seitdem iſt das luſtige Grün geſchwunden, die Wildvögel ſind fortgeflogen.“

„Auch aus deinem Antlitz wich die Freude,“ verſetzte Ingo herzlich.

Doch Irmgard fuhr fort: „Selig waren einſt die hohen Frauen, welche im Federkleide dahinſchwebten, wohin ſie ihr Wille trieb. Ich weiß ein Mädchen, das am Gießbach ſteht und ſich ſehnt nach der Himmelskunſt. Zwei Federhemden möchte ſie nähen für Schwan und Schwänin; aber vergeblich iſt der Wunſch, und ſie ſchaut traurig nach, wenn die gefiederte Schaar ſich von ihrer Flur in die Ferne ſchwingt.“

„Vertraue mir,“ bat Ingo leiſe, „was verſtört dir den Muth?“

Irmgard ſchwieg. „Der Tag wird kommen, wo dir's Andere ſagen, nicht ich,“ antwortete ſie endlich. „Weilſt du den Winter bei uns, ſo fürchte ich nicht, was er auch an Sorgen bringe.“

Die Rede unterbrach wildes Jauchzen und fremder Kriegsruf. Ingo fuhr empor; wie damals in der Halle ſtrahlte ſein Antlitz vor Freude, während die anderen Männer zu einem Haufen ſprangen und nach den Waffen griffen.

„Sie kommen in Frieden,“ rief Bero's Tochter, „mein Vater reitet unter ihnen,“ und ſie wies auf eine Schaar Reiter, welche jubelnd und die Speere ſchwingend von der Höhe herabrannten. Ingo eilte ihnen entgegen, die Reiter ſprangen ab und umdrängten den Helden, ſie hielten ſeine Arme, neigten ſich auf ſeine Hände, umſchlangen die Knie, wieder und wieder erklang der wilde Jubelſchrei. Ingo rief die Namen der Einzelnen, umarmte und küßte ſie und die Thränen brachen ihm aus den Augen; auch vergeblich ſuchend irrte ſein Blick von einem zum andern, nicht alle ſtanden lebend vor ihm, die er zu grüßen hoffte. Und doch war das Glück dieſer Stunde ſo groß, daß er und die Fremden lange die Gegenwart der Anderen vergaßen. Um den Fürſten ſammelten ſich ſeine Mannen, die der Kriegsruf aus dem Walde herangezogen, auch dem Herrn und der Jungfrau wurden die Augen naß und ſie lauſchten hingeriſſen auf ſchnelle Frage und Antwort, auf Lachen und Klageruf der Fremden. Ruhiger ſah Bero in die Schaar, während er dem Fürſten erzählte: „Ich war ſüdwärts geritten über unſere Berge hinab bis zum Idisbach, wo das kleine Volk der Marvinge wohnt, und als ich mit den Leuten dort um Herdenvieh handelte, traf ich auf dieſen Flug wilder Gänſe, der ſeine Leitgans ſuchte. Ich wußte Beſcheid und da mir ihr behendes Weſen gefiel, ſo führte ich ſie her.“

Ingo trat vor den Fürſten: „Verzeih, o Herr, daß wir in der Freude vergaßen um deine Huld zu ſorgen. Dieſe hier ſind Gebannte wie ich, um meinetwillen wichen ſie aus der lieben Heimat, auch ſie haben nicht Eltern, nicht Freunde; nur einander ſind wir Blutbrüder für Leben und Tod und unſer Stolz iſt, daß wir uns einer dem andern ehren und Glück und Leid theilen, ſolange wir heimatlos über die Männererde wandern. Auf ihrem treuen Herzen allein ſteht der Königſtuhl des armen Ingo; wo ſie ihr Haupt niederlegen, da muß auch das meine ruhen. Mich haſt du freundlich aufgenommen, Fürſt, aber jetzt bin ich ein Hauſe geworden und unſicher trete ich vor deine Augen."

„Willkommen ſind ſie Alle," rief Herr Answald aus warmem Herzen, „der Hof iſt weit und gefüllt ſind die Scheuern, ſeid gegrüßt, ihr edlen Gäſte."

„Dennoch rathe ich," warf Bero bedächtig ein, „daß du, Häuptling des Gaues, die Fremden in die Dörfer vertheilſt. Alle Nachbarn werden ſie gutwillig als Gäſte empfangen, dann hat Jeder ſein Theil und Keiner wird beſchwert. Denn ſie führen auch Beuteroſſe an der Leine, darunter Hauptengſte; ſieh dieſen Schimmel, Herr! Mancher Nachbar hätte ſeine Freude ein Roß zu erhandeln und im Winter am Herdfeuer von fremder Kriegsfahrt zu hören."

Herr Answald lächelte, aber er verſetzte eifrig: „Du denkſt verſtändig, Bero, der Hof aber hat das nächſte Recht, und diesmal, Nachbar, läßt er's ſich nicht nehmen. In wenig Tagen zimmert ihr Gäſte mit meinen Knaben den Schlafſaal, dort mögt ihr geborgen den Winterſturm überdauern.

„Der Wille war gut," ſprach Bero. „Führe meinen Braunen her, Frida." Er trat zu einem alten Krieger der Vandalen, reichte ihm die Hand und ſagte: „Gedenkt unſerer Reden. Jetzt ſteht ihr auf Herrengrund, begehrt ihr einmal unter das Dach des Bauern, ſo ſeid ihr willkommen im freien Moor." Er ſprach noch einige Worte zu ſeiner Tochter, dann ſchwang er ſich wuchtig auf ſein Roß und trabte grüßend thalab.

Ingo aber führte die einzelnen Genoſſen dem Hofherrn zu und nannte die Namen. Vor den andern ſtand ein bejahrter Krieger, die Glieder wie aus Erz geformt, feſt die Züge und kühn der Blick, lang hing ihm der graue Bart herab, ein Held, dem man anſah, daß er der Schlachten gewohnt war und hart gegen jede Gefahr. „Dies iſt Berthar, ein edler Mann. Er führte mich, da ich ein Knabe war, unter ſeinem Schild aus ſeinem brennenden Hofe, meinem letzten Zufluchtsort an der Landesmark — die Burgunden hatten ihn angeſteckt, die damals mit meinem Oheim verbündet waren. Seitdem war er mein Lehrer in allem Waffenwerk; wie ein Vater hat er meine Jugend gehütet, ihm danke ich, wenn ich bisher meiner Ahnen nicht unwerth war.“

Und als Herr Answald dem Helden die Hand bot, antwortete dieſer: „Ich erinnere mich des Tages, wo mein Vater den deinen in ſeinem Hofe bewirthete, es war ein Herbſttag wie heut und es war gute Jagd in den Bergen, die wir die Rieſenberge nennen. Ich erlegte damals den erſten Eber, und Herr Irmfried lud mich ſcherzend zur Jagd in die Waldhügel der Thüringe. Lange bin ich gereiſt, und weißer Reif fiel auf mein Haar, bis ich in dein Gehege vordrang, aber jetzt bin ich hier, o Herr, und bereit, wenn du's geſtatteſt, hinter dir auf den Wildpfad zu ſteigen.“

Dieſe Rede freute den Fürſten, auch er nannte den Fremden die Würden ſeiner Bankgenoſſen und mahnte beide Theile einander gute Geſellen zu ſein. Darauf ritt er mit Irmgard voran, damit Ingo vertraulicher mit den Wiedergefundenen rede. Als die Vandalen geſondert waren, erhoben ſie noch einmal den Heilruf und ritten im Getümmel freudig durch einander. Wieder flogen Fragen und Antworten hin und her, bis Berthar die Schaar zum Hofe führte. Schwer war die Reihe zu erhalten, denn immer noch drängten die Treuen um ihren Herrn und ihr Geſchrei ſchallte von den Bergen zurück. Ingo aber ſprach auf dem Wege zu Berthar: „Wundergleich iſt mir, daß ich deine

Hand halte, mein Vater. Du aber berichte mir noch einmal Alles, wie ihr euch aus der Schlacht gerettet und mich gefunden.“

„Auf dem Pfad der Fiſche zog der Herr,“ begann Berthar lachend, „ihm folgte das Geſinde. Wir ſchlugen über unſere Ferſen manchen Schwertſchlag gegen die verfolgende Schaar, bis ich am Ufer eine Stelle zum Abſprung erſpähte; wie die Fröſche hüpften deine Knaben in den Rhein — nicht alle, Herr, du gedenkſt auch ihrer, die heut fehlen. Auf den Lindenſchilden rangen wir abwärts in herber Noth, umſchwirrt von den Pfeilen der Feinde. Da ſandte uns ein freundlicher Gott die Hilfe. Ein Weidenſtamm, durch die Fluth vom Ufer geriſſen, trieb als gewaltiger Kloß mit Wurzel und Aſtwerk langſam den Strom entlang, er deckte die Müden, und ziehend richteten wir ihn abwärts vom Römerufer. So fuhren wir in dichtem Schwarme gemengt mit flüchtigen Kämpfern der Alemannen, gleich einem Volk Aale, welches um ein totes Wild wimmelt. Als wir gerettet ans Ufer der Landsleute ſtiegen, bargen wir uns im dichten Wald und forſchten bei Nacht in den Thälern um Kunde nach dir. Den letzten Dienſt dachten wir unſerm Herrn zu erweiſen und ſeinen Totenhügel zu umrennen. Aber vergebens war das Spähen und Fragen, keiner der Flüchtigen hatte dein Antlitz geſchaut. Da ſchlugen wir uns kummervoll über den Schwarzwald bis in das Land der Burgunden, gedrängt von den Heerhaufen der Römer. Als wir von den burgundiſchen Wächtern vor das Angeſicht ihres Königs Gundomar geführt wurden, war der Ruf von deinem Sprunge ſchon zu ihm gedrungen, auch er meinte dich hinaufgehoben in die Halle der Götter. Dir war er feindſelig geweſen, jetzt aber ſeufzte er, da ich deinen Namen nannte, er gedachte deiner Tugend und ſcheute ſich, uns gebunden den Römern auszuliefern. Er bot uns an, ſeinem Heere bei einem Zuge zu folgen, den er oſtwärts gegen die Markleute an der Donau rüſtete. Wir bedurften gar ſehr Roſſe und Gewand, denn wir waren wie Dohlen in der Mauſe und ſehnten uns nach Raub.

Darum zogen wir mit und es gelang uns wohl, deine Knaben kamen zu guten Roſſen und ziehen ſtattlich einher mit gefüllten Säcken. Im vorletzten Mond lagen wir eines Abends am Ufer der Donau, die Burgunden trugen die Beute zuſammen, tranken luſtig und ſchwatzten, wie ſie gern thun, mit römiſchen Händlern und Gauklern, die um Gewinnſt und Gabe herangeeilt waren. Deine Knaben aber hatten trüben Muth und ſahen zu, wie die dürren Blätter im Herbſtwinde hinfuhren. Da trat ein fahrender Mann zu mir und begann grüßend: ‚Gefällt dir’s, Held, ſo will ich dir ein Räthſel ſagen, ob du die Antwort darauf findeſt: Wer ſchwenkte den Spielmann in das Schiff, wer tauchte unter Speeren wie ein wunder Schwan?‘ Ich erſchrak und antwortete: König Ingo ſchwenkte den Volkmar in das Schiff, und der König verging im Strom wie ein wunder Schwan. Da antwortete der Fremde: ‚Du biſt es, den ich ſuche, und weit bin ich darum gewandert als Bote meines Genoſſen. Jetzt, weil ich dich gefunden, höre auch den zweiten Spruch, den dir Volkmar ſendet: In Irmfrieds Halle ſitzt der Hüter der Schwäne, am Herdſitz der Thüringe harrt er der Entflogenen.‘

„Da wurden wir froher als ich’s ſagen kann, denn wir verſtanden, was der Name Irmfried bedeutete. König Gundomar wollte uns behalten, ich aber bat ihn uns die Heimfahrt zu geſtatten. Ich ſagte ihm nicht, daß die Heimat deiner Knaben da iſt, wo der Leib ihres Herrn ſeinen Schatten wirft.“

„Arme Knaben,“ klagte Ingo finſter, „der Schatten iſt klein geworden, er deckt nicht mehr die Spur eurer Füße.“

„Auch dir geht wohl eine neue Sonne auf,“ tröſtete der Alte, „die deinen Schatten über weites Land wirft. Jetzt gilt es, daß deine müden Knaben einen Unterſchlupf finden gegen den Winterſturm. Sobald die Knospen der Bäume ſchwellen, geleiten wir dich zu neuer Heldenfahrt. Sage mir, König, ob die Dächer, die ich vor mir ſehe, uns wohl während des Winters beſchirmen.“

„Mögen die Götter uns das gnädig fügen," verſetzte Ingo ernſt. „Mehr Glück fand ich hier als ich ahnte, geringere Sicherheit als ich hoffte."

Das Thor des Herrenhofes war weit geöffnet, der Wirth empfing die Fremden und geleitete ſie zur Halle; dort wurde ihnen das Begrüßungsmahl bereitet, und vertheilt zwiſchen den Mannen des Fürſten lagerten die Vandalen an den Bänken. Am nächſten Morgen begann ein emſiges Hämmern und Heben; aus dem Vorrath von Balken und Sparren, der hoch geſchichtet im Hofe lag, wurde an Ingo's Haus ein Schlafſaal für ſeine Genoſſen gezimmert, dabei ein vorläufiges Gehege für die Roſſe. Nach wenig Tagen ſtand der Bau gerichtet, denn groß war die Zahl der helfenden Hände. Auch die Nachbarn kamen, begrüßten die Fremden und muſterten die ſtarke Koppel lediger Roſſe, ſie kauften und tauſchten und nahmen für Beuteroſſe, die ſie behielten, andere in das Winterfutter. Um den ſtillen Herrenhof war jetzt luſtiges Gewühl der Gauleute und Getümmel der Männer und Roſſe; die hohen Geſtalten der Vandalen ſchritten in ihrer fremden Kriegertracht zwiſchen den Häuſern und lagen neben den Mannen des Fürſten auf den Stufen der Halle, ſorglos lachend und gern erzählend, wie die Art ihres Stammes war, ſie zogen mit den Hofleuten in den Wald und ritten als willkommene Gäſte in die Dörfer des Gaues.

Aber die Herren im Hofe merkten nach wenig Wochen, daß es ſchwierig war unter ihrem Gefolge den Frieden zu erhalten. Denn die Jungen waren ſtolz und jäh im Zorn und die Alten achteten eiferſüchtig auf die Ehre ihrer Herren. So kamen Radgais, der Vandale, und Agino, ein wilder Geſell des Hofes, miteinander in Zwiſt, weil der Vandale einem Mädchen des Dorfes, das ihm zulachte, eine Spange geſchenkt hatte. Darüber wurde Agino unwillig und ſprach höhnend:

„Wir meinten ſonſt, daß der Schatz deines Herrn gering ſei, jetzt aber ſehen wir, daß ihr Gutes im Sacke bergt.“

„Wer ſein Leben im Kampfe wagt,“ antwortete der Vandale, „dem fällt auch Silber in die Taſche, wer auf der Tenne driſcht wie du, dem wachſen Schwielen in die Hand.“

Dieſe Reden hörten die Hofleute und als am andern Morgen Berthar mit ſeinen Mannen zu dem Speicher kam, um für die nächſten Tage den Roſſen Hafer zu holen, da weigerte ihm Hildebrand, der in der Wirthſchaft Ausgeber war, den gedroſchenen Hafer und er ſprach: „Habt ihr die ſchwieligen Hände unſerer Knaben geſchmäht, ſo mögt ihr die Garben auch ſelbſt ausſtampfen mit euren Füßen oder mit denen eurer Roſſe, wie es euch gefällt; meine Geſellen weigern ſich der Arbeit für euch, da ihr ſo gröblich redet. Nehmt den Hafer in Garben und nicht in Säcken.“

Begütigend antwortete Berthar: „Unrecht war es von meinem Geſellen, den Landesbrauch der Wirthe zu verachten. Aber du ſelbſt biſt ein bewanderter Mann und weißt, daß die Bräuche auf Erden verſchieden ſind. Anderswo heben die Bankgenoſſen eines Herrn nur die Garben in den Banſen, ſie ſchneiden und ſchwingen das Futter und auf dem Felde reiten ſie mit der Egge, aber es gilt ihnen für unrühmlich den Pflugſterz und den Flegel zu halten. Darum übe Nachſicht mit meinem Gefährten, weil ihn als fremden Mann eure Sitte wundert.“

Aber Hildebrand verſetzte unwirſch: „Wer unſer Brot ißt, ſoll ſich unſerm Brauch fügen; darum nimm nur die Garben, denn fortan erhältſt du nur dieſe.“

Da mußten die Vandalen mit Garben bepackt zu ihrem Stalle ziehen und Berthar befahl grimmig: „Werft die Garben in die Futterbank und ſchneidet, bis das Eiſen bricht.“

Seit jener unweiſen Rede des Radgais gab es manchen Streit unter den Mannen, aber beide Theile waren bemüht, ihn vor den Herren zu bergen. Beim Kampfſpiel hatten ſie anfänglich in denſelben Reihen geſtanden und einer des andern Kampfweiſe nachgeahmt, wie die Fürſten ihnen gerathen, jetzt traten ſie geſondert in den Wettkampf, ſo daß der Fürſt vor dem Reiterſpiel mit Schild und Stange zu Theodulf ſagte: „Warum halten die Gäſte abſeit auf ihren Roſſen, gern ſchauten wir, wer das beſte Lob verdient.“ Da antwortete Theodulf: „Sie ſelbſt wollen den Wettkampf nicht leiden, zu hart ſchellen die Stäbe der Thüringe auf ihre Schilde.“ Und der Fürſt ritt zu Berthar: „Wohlauf, Held, miſche deine Reihen mit unſerm Volk.“ Da antwortete auch der Alte: „Nur um des Friedens willen halte ich unſere Knaben geſondert, damit nicht in der Hitze des Kampfes ein falſch geworfener Stab Streit errege.“ Und der Fürſt mußte ſchweigend dem getrennten Ritt zuſchauen. Er mußte auch hören, wie ſeine Hofmannen ſpöttiſch lachten, wenn die Fremden mit ihren Keulen warfen; dann rief aus den Reihen der Thüringe wohl ein kecker Geſell das peinliche Scheltwort: Hundeſchläger. Und wieder, wenn die Hofleute beim Steinwurf ſprangen und einem der Schwung mißglückte, dann zogen die Vandalen ihre Mienen kraus und ſummten ein höhnendes Wort, das ſie erfunden hatten, weil die Thüringe bei ihren Mahlzeiten runde Ballen aus Teig von Weizenmehl vor vielem Anderen hochachteten.

Und als nach dem Spiel der Reigentanz begann, da konnte man ſehen, daß die Mägde vom Hofe ſich nur zu ihren Landgenoſſen geſellten, und wenn die Fremden nicht ein Dorfkind fanden, das mit ihnen zum Reigen antreten wollte, ſo mußten ſie zuſehen. Darüber wurde der Fürſt unwillig, und er rief zu den Vandalen: „Warum verachten meine Gäſte das Hofgeſinde?“ Und wieder antwortete Berthar: „Die Mädchen des Hofes klagen, daß unſere Sprünge ihnen die Knöchel renken.“ Da trat die kecke Frida hervor, neigte ſich gegen den Alten und ſagte: „Wenig kümmere ich mich darum, ob ich Andern mißfalle, wenn ich die Hand eines Fremden ergreife. Denn ich kenne einen vom Hofe, der die Mädchen bedräut hat, wenn ſie ſich mit den Gäſten ſchwingen. Gefällt dir's, Held Berthar, und achteſt du mich nicht zu gering, ſo führe du mich zum Tanze.“ Berthar lachte und mit ihm die Herren, der Alte faßte die Hand der Jungfrau, ſprang wie ein Jüngling und ſchwenkte ſie rüſtig über den Raſen, daß Alle auf ihn ſahen und Beifall riefen.

Die Fremden merkten wohl, daß die Fürſtin ihnen gar nicht gewogen war, ſelten nur redete ſie die Edelſten unter ihnen an, ſelbſt den Helden Berthar nicht, obgleich er von erlauchtem Geſchlecht ſtammte. Aber auch die Fürſtin fand Grund zur Klage, denn zwei von den Vandalen, die Brüder Alebrand und Walbrand, hatten mit zwei Mägden der Fürſtin ſcharfe Worte gewechſelt und hatten dieſen am Abend aufgelauert und die Widerwilligen geküßt und ihr Gewand verſchoben. Darauf trat die Fürſtin im Hofe zu Ingo und erhob laute Klage über die Unzucht ſeiner Mannen, und Ingo, tief gekränkt durch die harten Worte der Fürſtin und durch die Miſſethat ſeines Geſindes, hielt Gericht über die Schuldigen in der Gaſtherberge. Und obwohl ſich bei der Prüfung ergab, daß es mehr Uebermuth als arger Frevel geweſen war, ſo ſtrafte er ſie doch hart mit Worten und ſetzte ſie zu ſichtlichem Schimpf herab in die unterſte Stelle an ſeiner Bank. Traurig ſaßen ſeitdem die Uebelthäter im Kreiſe der Genoſſen. Aber die Gnade der Fürſtin erwarben die Fremden darum doch nicht. Als Ingo einſt früher denn ſonſt vom Herde des Fürſten in ſeine Herberge kehrte, vernahm er in dem neuen Anbau daneben das ſcharfe Knirſchen der Mühlſteine und er frug Berthar erſtaunt: „Drehen die Mägde den Mühlſtein im Schlafhauſe der Männer?“ Da antwortete der Alte: „Weil du ſelbſt fragſt, ſollſt du es wiſſen. Nicht die Dirnen drehen, deine Knaben müſſen die ruhmloſe Arbeit unfreier Weiber vollenden, wenn ſie ihr Brot eſſen wollen; denn die Mägde weigern ſich noch weiter für uns das Mehl zu mahlen und die Wirthin gibt ihnen Recht. Bitter iſt ſolche Arbeit für die Helden eines Königs. Gern hätten wir dir verborgen, was deinem Gaſtfreund zur Unehre gereicht.“

Ingo trat hinter einen Pfeiler und bedeckte ſein Geſicht mit der Hand.

Draußen heulte der Nordſturm um das Dach und warf eine graue Decke von Schnee und Eiswaſſer über den Hof. „An die Hausbalken tobt ein ungefüger Geſell,“ fuhr Berthar fort, „er iſt jetzt Gebieter auf Landſtraße und Feld und möchte meinem König die Ausfahrt aus dieſem Hofe verwehren. Dennoch ahne ich, daß du darauf denkſt. Darum höre noch Eins, was mir Held Iſanbart, mein alter Kriegsgeſelle, vertraute, den ich geſtern heimſuchte. Der römiſche Krämer Tertullus war mit ſeinen Packpferden im Gau; von Weſten kam er und zog nach der Burg des Königs. Du kennſt den Mann, bei den Alemannen galt er für den ſchlaueſten Späher des Cäſars. Jetzt hat er den Hof, in dem wir einliegen, vermieden, obgleich hier für einen Kaufmann der beſte Markt wäre. Im Gaue aber hat er überall nach dir und uns geforſcht und hat feindliche Reden geführt, daß der Cäſar dich ſuche und daß er hohen Preis zahlen würde, wenn er deinen Leib oder dein Haupt unter ſeinem Banner erblickte, damit die üble Ahnung getilgt werde, welche ſeit deinem Drachenraube den Römerkriegern das Herz beſchwert. Fährt der römiſche Krämer zum König Biſino, ſo birgt er in ſeinem Kaſten eher Geſchenke an den König als Waaren, denn er war gar nicht eilig die Bündel aufzuſchnüren, wie ſonſt doch die Art dieſer Leute iſt. Darum ſaß Iſanbart, der Held, ſorgenvoll und er läßt dich warnen, daß du einer Botſchaft des Königs weniger traueſt als ehedem.“

Ingo legte dem Getreuen die Hand auf die Schulter: „Auch du, Held, willſt lieber in die Falle reiten, die uns der König ſtellt, als noch länger dies Knarren der Mühlſteine hören, womit ein feindliches Weib uns die Ehre kränkt. Dennoch hält es mich hier feſt wie in Eiſenbanden. Für dieſe Kränkung erbitte ich bei dem Fürſten Abhilfe, den Gau verlaſſe ich nicht, bevor ich Eines weiß, was ich mit heißem Wunſch hoffe.“

Als Herr Answald am nächſten Morgen mit den Bankgenoſſen beim Frühſtück ſaß ohne die Fremden, da öffnete ſich die Thür und Irmgard trat auf die Schwelle, hinter ihr trug Frida einen Sack mit Mehl. „Verzeih, Herr,“ begann Irmgard, „daß ich dir anzubieten wage, was die Hand deiner Tochter auf dem Mühlſtein mahlen half.“ Die Jungfrauen ſtellten den Sack an die Füße des Fürſten. Verwundert ſah der Fürſt auf den Sack. „Was bedeutet die geſtäubte Gabe, ſoll ſie zu einem Opferkuchen für die Götter, weil die Hände freier Jungfrauen den Stein gedreht haben?“

„Nicht zum Opfer,“ verſetzte Irmgard, „ſondern zur Sühne für verletzte Gaſtpflicht haben freie Hände das Korn gemahlen. Ich flehe, daß du, Herr, wenn es dir recht dünkt, dies Mehl deinen Gäſten ſendeſt. Denn ich höre, deine Hofleute weigern ihnen bereits das Mehl zu Brei und Brot und die edlen Gäſte müſſen unter deinem Dache ſelbſt die Arbeit unfreier Weiber verrichten.“

Da ſchwollen dem Fürſten die Stirnadern und er rief ſich mächtig erhebend: „Wer hat mir dieſe Schmach angethan? Sprich, Hildebrand, denn dein iſt die Sorge für die Mahlzeiten der Gäſte.“

Hildebrand beugte ſich verlegen vor dem Zorn des Fürſten. „Die Mägde waren erbittert über Ungebühr der Vandalen und weinten über harte Arbeit, und die Herrin meinte, daß ſie Grund haben zur Klage.“

„Wie darfſt du die Ungebühr Weniger durch ſchweres Leid vergelten, das du Allen zufügſt? Deinen Herrn haſt du entehrt vor ſeinen Gäſten und üble Nachrede geſchaffen vor dem Volke. Ergreift zur Stelle den Sack und tragt ihn nach der Herberge der Gäſte, und dir, Alter, rathe ich, daß du mitgehſt und ihnen ſolche Entſchuldigung machſt, welche ſie willig annehmen. Den Mägden aber ſage, wenn ſie ſich ferner noch einmal beklagen, ſo ſoll ihnen eine harte Hand größeres Aechzen verurſachen."

„Zürne nicht den Mägden, Herr," ſprach Irmgard, „ſie ſind ſonſt gutwillig und würden auch die gehäufte Arbeit ertragen; aber einer in deinem Hofe unterfängt ſich herriſch mit dem Geſinde zu ſchalten und dieſer iſt dein Schwertträger Theodulf. Viele fürchten ſein hartes Weſen und ſorgen, ob ſie jetzt oder dereinſt ſeine Gunſt haben. Er verbietet den Mägden die Arbeit für die Gäſte und auch den Tanz, wie es ihm gefällt. Niemand wagt dir das zu klagen; ich aber als deine Tochter gedenke nicht zu leiden, daß in dem Hofe meines Vaters einer, der ein Diener iſt, unſere Ehre kränkt."

Da der Fürſt dies vernahm, gedachte er wohl, daß ſein Kind Recht hatte, und fühlte doch auch geheime Sorge, weil die Jungfrau mit ſolcher Mißachtung von dem Manne ſprach, den er ihr in der Stille zum Gemahl beſtimmt und der jetzt ſo grimmig vor ihm ſtand. Er wurde deshalb wildzornig auf Alle und rief der Tochter zu: „Nicht umſonſt haſt du die Mühle gedreht, wie harter Stein zermahlen deine Worte den Leumund deines Verwandten. Dennoch tadle ich deine Gabe nicht, denn ſie vermag vielleicht eine ſchwere Beleidigung zu ſühnen. Du aber," rief er drohend die Hand gegen Theodulf erhebend, „vergiß nicht, daß ich in dieſem Hofe Herr bin ſo lange ich lebe, damit ich nicht vergeſſe, daß die Hausfrau dir Gutes wünſcht. Wagt einer von euch noch gegen die Gäſte feindliche Rede oder geheime Tücke, ſo dürfte der Hof und ſeine Haut für ihn zu enge werden."

Herr Answald wies Alle hinaus und kränkte ſich einſam. Endlich ging er in das Haus der Fürſtin und ſprach auch zu dieſer zornige Worte und geringes Lob gegen ihren Vetter Theodulf. Frau Gundrun verfärbte ſich, ſie merkte wohl, daß ſie zu viel gewagt hatte und daß ihr Gemahl mit Recht um üble Nachrede beſorgt war, und ſie ſprach begütigend: „Das mit den Mägden ſollte für die Fremden nur eine Warnung ſein, damit ſie das Hofrecht ſcheuen, es iſt abgethan und wird in Zukunft vermieden, ſorge auch du nicht weiter darum. Und was den Vetter betrifft, ſo weißt du ja, wie treu er dir gedient hat und daß er um deinetwillen ſeine Narben trägt.“ Und als es ihr gelungen war, den Herrn ein wenig zu beſänftigen, fuhr ſie fort: „Wie ſorglos war vor wenig Monden der Blick in Hof und Flur, jetzt aber ſchwand der Frieden im Hauſe, die Eintracht im Lande und mit Schwerem bedroht der Zorn des Königs. Ein erlauchter Mann iſt dein Gaſt, aber Unheil hängt ſich an ſeine Ferſen. Ich denke an deine Tochter, Herr, ſie fleht, daß die Vermählung mit Theodulf gemieden werde. Wider den Willen der Eltern hebt ſich begehrlich der Sinn des Kindes.“

„Was hat Ingo mit dem Groll des Mädchens zu thun?“ frug der Fürſt ärgerlich.

Frau Gundrun ſah ihn mit großen Augen an. „Wer zu Roſſe dahinfährt, achtet wenig auf das Kraut am Boden. Merke, Herr, auf ihre Blicke und Wangen, wenn ſie einmal mit dem Fremden ſpricht.“

„Kein Wunder, daß er ihr gefällt,“ verſetzte der Fürſt.

„Wenn er aber an Vermählung denkt?“

„Das iſt unmöglich,“ rief der Fürſt mit mißtönendem Lachen. „Er iſt ja ein Gebannter ohne Habe und Gut.“

„Warm ſitzt ſich’s am Herd in den Waldlauben,“ fuhr die Fürſtin fort.

„Ein Fremder ſollte ſo Unſinniges wagen, ein Mann, der gar nicht von unſerm Volke iſt und kein anderes Recht hat, als daß ihn die Landgenoſſen dulden? Unnöthig ſorgſt du, Gundrun, ſchon der Gedanke daran empört mir den Muth.“

„Wenn du ſo meinſt,“ ſprach die Fürſtin nachdrücklich, „dann freue dich nicht des Tages, an dem er unſer Haus betrat, nicht des Sanges in der Halle und nicht der fahrenden Männer, welche jetzt bei uns einliegen, auf das Gaſtrecht pochend und das Gut meines Herrn verzehrend. Der König begehrt den Fremden, laß ihn ziehen, bevor er und ſein Haufe Vielen unter uns Jammer bereitet.“

„Weißt du mehr von Vertraulichkeit zwiſchen ihm und meinem Kinde als du mir ſagſt?“ frug der Fürſt vor ſie tretend.

„Nur was ſich dem ankündet, der ſehen will,“ verſetzte die Fürſtin vorſichtig.

„Mit großem Geräuſch und freudigem Herzen habe ich ihn empfangen,“ fuhr Herr Answald fort, „jetzt vermag ich ihn nicht als einen Ueberläſtigen zu entſenden. Den Gemahl der Tochter zu wählen iſt des Vaters Recht, und keine Vermählung gibt es für das Kind als durch den Vater, das weiß auch dein Kind, da ſie nicht ſinnlos iſt. Ich gedenke des Eides, den ich deinen Freunden gelobt, du aber bändige, wenn du kannſt, den Hochmuth deines Neffen und ſorge dafür, daß er ſich unſerm Kinde werther macht als er jetzt noch iſt, damit nicht der Trotz der Jungfrau im nächſten Frühjahr ausbricht, wenn wir ſie zur Vermählung ſchmücken.“

Seit dieſem Morgen war Herr Answald in ſeinem Gemüthe beſchwert, ſo oft er den Fremden gegenübertrat; unmuthig erwog er die Vermeſſenheit, und achtete mißtrauiſch auf Wort und Geberde des Gaſtes, und er dachte zuweilen ſelbſt, daß das Lagern um ſeinen Herd im Winter eine Laſt ſein werde. In dieſen Tagen des Mißmuths ritt Held Sintram ein, als Unglücksbote vom König an den Häuptling und den Gau geſandt. Denn der König erhob helle Klage über das verſteckte Hauſen der fremden Schaar und forderte unter Drohungen ihre Auslieferung in ſeine Hände. Der Fürſt erkannte, daß entweder dem Gaſte oder ihm und den Landgenoſſen eine nahe Gefahr drohe. Da er kein niedrig denkender Mann war, ſo gewann er ſeine Würde zurück, er trat vor Ingo und ſagte offenherzig, daß er die Häupter des Gaues unter dem Vorwande einer Jagd zu ſtiller Berathung laden werde. Ingo neigte ſich nach den Worten beiſtimmend und verſetzte: „Die erſte Rede gebührt hierbei den Wirthen, die zweite dem Gaſte.“

Die Boten ritten; drei Tage darauf ſaßen die Edlen und Weiſen des Gaues wieder am Herde des Häuptlings. Aber es war nicht mehr Sommerluft, wo der Sinn der Männer fröhlich über der Erde waltet, ſondern harte Winterzeit, wo ſich Sorge und Groll erheben. Diesmal war die Miene des Fürſten kummervoll, als er begann: „Eine zweite Botſchaft ſendet der König um den Helden Ingo und ſein Geſinde und diesmal an die Gaugenoſſen und mich, nicht durch den Sänger, ſondern durch den Helden Sintram. Der Volkskönig fordert die Fremden für ſeine Königsburg; ob wir ſeinem Gebot widerſtehen oder unſer Heil bedenkend nach ſeinem Willen thun, das frage ich.“ Darauf erhob ſich Sintram und wiederholte die Drohung des Königs: „Mit Gewalt will er die Fremden holen, wenn wir ſie nicht ſenden, ſeine Mannen toben laut und freuen ſich des Zuges gegen unſere Höfe. Einſt habe ich vordenkend gewarnt, jetzt droht uns nahe das Unheil. Hatten wir auch gelobt, den Fremden gaſtlich zu ſchützen, jetzt iſt nicht er es allein, der auf dem Lande liegt, ein fremdes Geſchlecht reitet durch unſere Thäler und läſtig wird dem Volke das wilde Geſinde.“ Langes Schweigen folgte der Rede, bis Iſanbart endlich die Stimme erhob: „Da ich alt bin, wundert mich nicht, wie leicht ſich der Sinn der Menſchen ändert; ſchon ehedem ſah ich manchen Wirth, der fröhlich war einen Gaſt zu begrüßen, aber fröhlicher ihn zu entlaſſen. Darum mögeſt du, o Fürſt, vor Allem den Landgenoſſen ſagen: hat der fremde Held das Hofrecht verletzt und deine Ehre geſchädigt, oder hat ſein Geſinde Miſſethat geübt im Volke?“ Zögernd verſetzte Fürſt Answald: „Ich klage nicht über Frevel, die der Gaſt verübt, doch ungefüge und fremdländiſch iſt die Art ſeiner Mannen und ſie eint ſich ſchwer unſerm Landesbrauch.“ Da nickte Iſanbart mit ſeinem grauen Haupt und ſprach: „Daſſelbe habe auch ich erfahren, da ich mit deinem Vater Irmfried im Land der Vandalen als Gaſt niederſaß. Auch wir waren, ſoweit ich gedenke, den Vandalen ungefüge und fremdländiſch. Doch unſere Wirthe lachten freundlich darüber und verglichen den Zwiſt der Mannen, wo er ausbrach, immer haben ſie uns gebeten länger zu weilen und mit reichem Gaſtgeſchenk haben ſie uns entlaſſen, als wir endlich heimritten. Darum meine ich, Vorſicht geziemt dem Wirth, bevor er fremde Gäſte aufnimmt, und Nachſicht, ſolange ſie unter ſeinem Schutze weilen.“ Und Rothari, den ſie Bausback nannten, ſprang auf und rief: „Bei jedem Volk der Männererde iſt, ſoweit ich verſtehe, ein Geſetz: zu ſeinem Herrn gehört das Geſinde. Wer den Herrn aufnimmt, kann ſeinem Gefolge den Frieden nicht weigern, wenn die Fremden nicht ſelbſt ſich durch Miſſethat friedlos machen. Wohl verſtehe ich, daß die Zahl der Schwurgeſellen deinem Hofe, o Fürſt, zur Laſt wird, denn allzugroß iſt die Zahl der Männer und Roſſe für einen Hof. Du aber begehrteſt, als ſie kamen, die Ehre ſie allein vor andern zu herbergen. Wären ſie in den Höfen der Edlen und Bauern vertheilt je nach ihrer Geburt, dann hätten die Gäſte Niemanden beſchwert und hätten beim Abendfeuer am Herde Viele durch ihren Bericht aus fremden Ländern erfreut.“ Gekränkt antwortete der Fürſt: „Ich habe den Rath nicht über das Lagern in meinem Hofe gefordert, ſondern über das Gebot des Königs, welches uns hart bedrängt.“ Da ſprach Bero, der Bauer ihm entgegen: „Noch Anderes bedrängt uns, Herr, mehr als die zwanzig und zwei Fremden. Der König ſucht einen Vorwand um den Zehnten von unſern Herden für ſich zu erhalten und die Garben von unſern Feldern, wir aber erkennen, daß Herde und Ackerland uns ohnedies zu klein werden für unſern Bedarf. Alle Dörfer ſind mit rüſtiger Jugend gefüllt, ſie fordert Baugrund für neue Höfe, Ackerland, Wieſe und Waldweide. Wer ſoll es hergeben, Alles iſt aufgetheilt und verſteint, die Hirten klagen, daß die Herden der Grundherren zu groß werden und der Eckern und Eicheln zu wenig, dem

Roden des Waldes widerſtehen die Gemeinden und noch mehr die Häuptlinge. Darum meinen Viele, die Zeit ſei gekommen, wo unſer Volk wieder ſiedeln muß jenſeit der Landesmark wie zur Zeit der Väter und der Ahnen. Und wir fragen in den Dörfern, wo iſt leeres Land zum Beſiedeln auf der Männererde? So herrſcht Mißvergnügen im Volke und unſere Jungen werden dem zufallen, der ihnen freien Ackergrund bietet, ſelbſt wenn es der König wäre. Das ſage ich um zu warnen, denn gefährlich iſt die Habgier der Herren, wenn ſie die Waffen des Volkes für ſich begehren. Dennoch rathe ich nicht, daß wir die Gäſte dem König ausliefern. Will der König mit Gewalt ſie entführen, ſo möge er es verſuchen. Auch mir erregt der Gedanke Grimm, daß die Knaben des Königs mir die Rinder wegtreiben und die Scheuer anzünden möchten, aber von unſerem Recht laſſe ich mich nicht abdrücken, Jedermann wird es für unrecht halten, wenn wir die Gäſte im Schneeſturm austreiben. Und lieber will ich mit meinem Hofe untergehen als ihnen aus Furcht das Gelöbniß brechen.“

Wieder ſprang Rothari auf, ſchlug vergnügt in die Hand des Bauern und rief: „So ſpricht ein wackerer Nachbar, hört auf ſeine Worte.“

Endlich begann auch Albwin mit gewinnender Miene: „Was der Freie geſagt, dem falle auch ich zu. Ich rathe, wir halten den Eid, der uns vielleicht läſtig wird, wenn die Gäſte daran mahnen und ſich unſern Schutz begehren. Wollen ſie aber freiwillig aufbrechen, ſo geben wir ihnen Förderung und Gaſtgeſchenke, damit ſie ungefährdet ziehen, wohin ihnen der Muth ſteht. Dem König aber liefern wir ſie nicht in die Hand, außer mit ihrem freien Willen.“

Da ſtimmte die Mehrzahl bereitwillig bei, auch der Fürſt und Sintram. Aber Rothari rief zornig: „Ihr wollt handeln wie der Fuchs mit der Bäuerin, als er ihr ſagte: ich gelte dir das Huhn, aber fordere nichts.“ Und Iſanbart warnte: „Wie mögt ihr die Pflicht auf die Seele des Gaſtes legen, die auf euch und euren Kindern liegt. Wer kann den Wirth loben, der die Großmuth des Gaſtes anruft.“

So ſtritten die Waldleute gegen einander und zwieſpältig blieb die Meinung.

Unterdeß ſang Hildebrand im Hofe laut den Jägerſpruch und blies auf dem großen Horn die Waidgeſellen zuſammen. Gerüſtet mit Speer und Armbruſt, die Bracken an der Leine, eilten die Thüringe aus dem Hofthor; mit dicken Speereiſen, mit Hornbogen und Keule kamen die Vandalen, welche der Hunde entbehrten. Hildebrand ſchied den Jagdzug in zwei Haufen, Hofmannen und Gäſte, die Männer aus der Landſchaft theilte er beiden zu. Die Jäger ſprachen leiſe den Waidſegen, dann begann Berthar zu dem Jagdmeiſter: „Schlecht wird es deinen Gäſten ohne Hunde auf glattem Pfad gelingen, ſorge wenigſtens, Held, da du doch die Gänge des Wildes kennſt, daß mein Haufe nicht vergeblich den Schnee drückt, denn auch der ſchnelle Fuß vermag nimmer Wild zu erreichen, wo keines vorhanden iſt. Manchmal haſt du uns in die Irre geſandt fern von den Fährten der Waldrieſen; achte, wenn dir's gefällt, heut darauf, daß wir nicht vor den Gaugenoſſen gekränkt werden.“

„Wer Glück und Geſchick entbehrt, ſchilt den Treiber,“ verſetzte Hildebrand, „du mahnſt ohne Grund, ich habe billig getheilt.“ Das Horn rief, die Hunde zerrten an den Riemen, fröhlich brachen die Jäger auf und grüßten die Frauen, welche der Ausreiſe am Hofthor zuſahen. Als die Vandalen bei Irmgard vorüberzogen, erhoben ſie plötzlich hellen Jubelruf und neigten die Waffen und Knie vor ihr. Auch Ingo trat von der Seite in ihre Nähe.

„Du allein, Held, hörſt nicht auf den Jagdgeſang?“ frug Irmgard.

„Noch Andere bleiben zurück,“ verſetzte Ingo nach der Halle weiſend.

„Zweifle nicht an ihrer Treue,“ flehte Irmgard. „Wenn du bei deinen Helden biſt, ſorgen wir nicht ſehr, daß wieder ein Feuer zwiſchen ihnen und unſeren Männern aufbrennt.“ So mahnte ihn das Weib, welches er lieb hatte, ſelbſt zu der Jagd, die Manchem kummervoll wurde.

Ingo rüſtete ſich ſchnell mit dem Jagdzeug und eilte den Genoſſen nach, er erreichte ſie noch vor der Theilung und wurde von ſeinen Kriegern mit Zuruf empfangen, auch die Landgäſte freuten ſich ſeiner und als gute Geſellen betraten Alle den Wald. Hildebrand wies die Pfade, und von den Jünglingen des Dorfes geführt verſchwand ein Haufe nach dem andern in den Thalwindungen und zwiſchen den Hochſtämmen. Bald erſchollen aus der Ferne die Schläge der Treiber an die Stämme, das Gebell der Hunde und zuweilen ein luſtiger Hornruf. Diesmal hatten die Vandalen den beſſern Erfolg, ſie beſchlichen eine Auerherde, darunter den mächtigen Stier, der bereits im Hofe verkündet war, und ihnen gelang es, die Herde von der Höhe in ein tiefes Thal zu treiben, wo die Schneewehen den großen Leibern der Thiere den Lauf hinderten. Dort warfen ſich die Männer von oben gegen die rieſigen Stiere, mit gellendem Jagdruf, mit Pfeilſchuß und Speerwurf drangen die Geſellen vom Rand der Höhen thalab. Und ſie fällten die Herde, nur ein Häuptling der Thiere, das Ungethüm, brach durch zu wegſamerer Stelle. Da warf Ingo das ſchwere Eiſen gegen ihn, ein Blutſtrom ergoß ſich nach dem Wurf. „Er hat es!“ rief Ingo und der Heilruf der Andern antwortete. Aber der Waldrieſe arbeitete ſich empor bis zum Hochwald, in weiten Sprüngen folgte ihm ſpeerlos Ingo, ſein Meſſer ſchwingend. Wieder brach das Thier, den Speer ſchleppend, in ein tiefes Thal und während Ingo auf der Höhe vorwärts ſtürmte um ihm auf ſchneeweißem Grunde zuvorzukommen, hörte er unten Gebell der Hunde, Jagdruf und Hornklang, und als er ſich in das Thal warf, fand er den Stier am Boden, den Speer Theodulfs im Leibe, der Mann aber ſtand auf dem Thier und blies den Siegesruf.

„Mein iſt das Wild nach Waidrecht,“ rief Ingo und ſchwang ſich auf den Leib des Gefällten, „mein Speer gab ihm den Todeswurf.“ Ueber der Beute ſtanden die Männer gegen einander und heißer Haß ſprühte aus ihren Augen. „Mein iſt die Waffe und mein der Stier,“ rief Theodulf. Da riß Ingo den Speer des Andern aus dem Leib des Stiers und warf ihn weitab, ſo daß er in den Aeſten einer Fichte hängen blieb. Dem Thüring ſchlugen vor Wuth die Zähne zuſammen, einen Augenblick machte er Miene ſich im Fauſtkampf gegen Ingo zu ſtürzen, aber die ſtolze Haltung des Mannes verwirrte ihm den Gedanken, er ſprang zurück und hetzte die Meute der Hunde gegen Ingo. Heulend fielen die wüthenden Thiere den Helden an, vergebens ſchrie Hildebrand: „Wehe!“ Ingo ſtieß mit ſeinem Meſſer das grimmigſte nieder, aber auch die Vandalen ſprangen herzu den König aus der Noth zu retten und trieben ihre Eiſen den Hunden in den Leib. „Geendet iſt die Jagd!“ rief Berthar befehlend, „jetzt beginnt eine andere, der Bube darf die nächſte Sonne nicht ſchauen, der die Hunde auf unſern König gehetzt hat. Heut waren wir Hundeſchläger, wie du uns nannteſt, und der letzte Hund, den wir ſchlagen, biſt du.“ Er hob die Keule zum Wurf, aber mit eiſernem Griff umklammerte ihm Ingo den Arm: „Keiner wage ihn zu berühren, der Mann gehört meinem Schwert. Du aber Hildebrand, lade die Richter zum Waidgericht, auf der Stelle vor blutiger Spur und erlegtem Wild entſcheidet über mein Recht.“ Die beiden Haufen wählten geſondert jeder einen Mann, dieſe den dritten. Die Richter ſchauten die Wunden, folgten der Todesſpur bis zu der Stelle, an welcher Ingo's Eiſen den Stier getroffen, dann kehrten ſie zurück, traten zuſammen und ſprachen das Urtheil: „Dem Helden Ingo gehört die Beute.“ Ein wildes Lächeln flog über das Antlitz des Königs, er kehrte dem Stier den Rücken. „Ich rathe,“ begann Hildebrand mit trüber Miene, „daß die Haufen nicht in gleicher Zeit zum Hofe ziehen, gefällt's euch, ihr Helden, ſo nehmt den Vortritt.“

„Die leichteſten ſeid ihr,“ verſetzte Berthar, „meine Geſellen werden Mühe haben, ihre Beute aus dem Walde zu ſchleifen. Dennoch meine ich, daß wir auf die Jagdehre nicht verzichten, denn von dieſer Jagd wird im Lande wohl noch länger erzählt.“ Schweigend ſchritten die Bankgenoſſen des Herrn Answald dem Hofe zu, nur Theodulf ſprach in ſeiner hochfahrenden Weiſe, um durch die Worte den Grimm zu bewältigen, der in ihm kochte; ohne Jagdruf betraten ſie den Hof, Hildebrand eilte zum Fürſten. — Es war finſter, als die ſiegvolle Schaar mit ihrer Beute ankam. „Blaſt den Freudenruf,“ rief Berthar, „wie ſo reicher Jagd gebührt.“ Der Halageſang ertönte, aber Niemand öffnete das Hofthor und Wolf mußte vorſpringen und den Querbaum zurückſchieben. Die Vandalen legten die Jagdbeute vor dem Hauſe des Fürſten nieder, ſchieden grüßend von den Genoſſen aus Thüringen und ſammelten ſich ſtill in ihrer Herberge.

Der Hof lag finſter und der Winterſturm heulte über den Dächern, aber in allen Häuſern und in der Halle ſummte das Geräuſch halblauter Rede.

6.

Der Abſchied.

Zum Nothkampf auf der Aue, den die Sonne nicht ſchauen darf, ſchritt im Grau des nächſten Morgens Ingo mit ſeinen Schwertgeſellen Berthar und Wolf. Unter ihren Füßen ächzte der Schnee, der Nachtwind fuhr um ihre Häupter und trieb Schneewolken von den Bergen in das Thal; die ſchwarze Wolkendecke barg alles Himmelslicht, nur die Geiſter des Todes herrſchten auf der Erde, ſie ſchrieen aus dem Winde, ſie raſſelten in den dürren Bäumen und rauſchten im Eiswaſſer die Kunde, daß von zwei Eidgeſellen eines Herdes der eine geſchieden werden ſollte vom Sonnenlicht, damit er hinabſteige in das kalte Nebelreich. Berthar wies ſchweigend in die Dämmerung, auf der andern Seite des Baches ſtanden drei Männer, es war Theodulf mit Sintram und Agino, ſeinen Genoſſen. „Ihre Füße waren ſchneller," ſprach Ingo unzufrieden, „rühme die, welche zuerſt der Nebelaue den Rücken kehren." Vor ihnen lag die Stätte des Kampfes, ein ſandiges Eiland mit dünner Schneedecke, auf beiden Seiten vom ſtrudelnden Waſſer umgeben. Die Schwerthelfer grüßten einander lautlos über den Bach, ſie ſchritten zu den Weiden am Uferrand, ſchnitten ſtarke Zweige und ſchälten mit dem Meſſer die Rinde. Dann ſprangen Berthar und Sintram durch das Waſſer, beide betraten zu gleicher Zeit den Grund der Aue und ſteckten den Kampfplatz mit weißen Stäben ab. Darauf trat jeder von ihnen an eine Spitze des Eilandes, der eine ſtromauf, der andere ſtromab und winkte ſeinem Kämpfer mit dem Arm. Die Kämpfer neigten ſich vor den hilfreichen Göttern und murmelten den Rothſegen, dann wateten ſie durch das Waſſer zu ihren Geſellen. Die Helfer wichen zurück über den Bach und die Todfeinde ſprangen gegen einander, ſchildlos in Helmkappe und Panzerhemd mit geſchwungenem Schwert. Stahl ſchlug an Stahl, um ſie ſtöhnte der Wind und rauſchte das Eiswaſſer. Es war harter Männerkampf, nicht unwerth erwies ſich Theodulf des Ruhmes, den er unter ſeinen Genoſſen hatte, eine Weile dröhnte der Streit, der ſo ſchnell zum Tode führt, und Berthar ſah unzufrieden das Roth am Morgenhimmel, den Boten des Tages. Da ſtrauchelte Theodulf unter ſchwerem Schlage und wieder ſprang Ingo nach ihm, und zerbrach ihm mit ſtarkem Schwertſtreich das Haupt durch den Eiſenhelm, daß ein Blutſtrom herausbrach und der Mann des Fürſten rückwärts auf den Schnee ſank. Ingo ſchwang ſich über ihn und erhob das Schwert, ihm mit der Spitze die Gurgel zu durchſtechen. In demſelben Augenblick brach der erſte Lichtſtrahl über die Hügel, der rothe Schein fiel auf das Angeſicht des wunden Mannes, Sintram vergaß in der Todesangſt das gebotene Schweigen und ſchrie über den Bach: „Schone ſein, die Sonne ſieht's.“ Bei dem Lichtſtrahl und dem Schrei fiel ein weicher Gedanke in die grimmige Seele des Siegers, er zuckte das Schwert zurück und ſprach: „Die Herrin ſoll's nicht ſchauen, daß ich dem Gaſtfreund ſeinen Mann durchſteche. Lebe, wenn du kannſt,“ und er wandte ſich ab. Theodulf murmelte am Boden die Fauſt gegen ihn erhebend: „Ich danke dir's nicht.“ Ingo aber ſprang durch das eiſige Waſſer ans Ufer und wandte der Inſel und dem Gefallenen den Rücken, während Berthar vorwurfsvoll ſagte: „Zum erſten Mal kargte der König, als er einem Todfeind das Reiſegeld in das Nebelland zahlte.“

„Ich ſorge nicht um eines Mannes Rache, der unter meinem Schwert lag,“ verſetzte Ingo. Schweigend folgten ihm ſeine Schwertgeſellen, während die Helfer des Andern über das Waſſer drangen und an der Rüſtung des Verwundeten zerrten.

Vor der Gaſtherberge ſtanden die Vandalen im Haufen gerüſtet, ihren Gruß, da ſie den König gerettet von der Aue zurückkehren ſahen, hemmte Berthar. Im Hofe ſammelten ſich die Mannen des Fürſten und die Landgenoſſen in finſterer Erwartung, bis der Weheruf Sintrams erſcholl und hinter ihm zwei Männer den gefällten Helden auf einer Bahre in den Hof trugen. Als die Bahre vor dem Hauſe der Frauen niedergeſetzt wurde, ſtürzte die Fürſtin heraus, warf ſich mit lautem Schrei neben dem Verwandten nieder und hob die Arme flehend zu ihrem Gemahl. Dem ſtarren Schweigen im Hofe folgte wilde Bewegung, Racheruf und Geſchrei; die Landgenoſſen, die Häupter des Volkes eilten beſchwichtigend von einem Haufen zum andern, auch ſie bedachten ſorgenvoll, daß ein Feuer aufgebrannt war, welches ſchwerlich durch klugen Rath gelöſcht wurde.

Zuerſt gerieth Wolf in Bedrängniß. Als er zu ſeinen alten Bankgenoſſen trat, welche in gedrängtem Schwarme vor dem Krankenhaus ſtanden, da gaben ſie ihm feindſelige Blicke und wendeten die Rücken und Agino ſprach: „Wer im Waffengang gegen unſern Geſellen geſtanden hat, der iſt geſchieden von unſerer Bank und wenn ich dir zum letzten Mal Gutes rathen ſoll, ſo meide unſere Nähe, damit dir nicht kaltes Eiſen für deinen Verrath zahle.“

„Ihr handelt ſchmachvoll an dem Genoſſen,“ entgegnete Wolf heftig, „ehrlich habe ich mich gehalten nach meinem Schwur, den ihr damals alle rühmtet; wie durfte ich mich meinem Herrn verſagen in der Noth zwiſchen Waſſer und Haide?“

„Warſt du ſein Geſelle in der Noth,“ verſetzte der Andere, „ſo birg dich in ſeiner Kammer und zeche unter ſeinen Fremden den Meth, den er dir ſchenkt; denn verhaßt iſt uns dein Name und getilgt ſei dein Gedächtniß in unſerm Ringe.“

Auch Hildebrand trat zu ihm und begann feierlich: „Seit du ein Knabe warſt, kenne ich dich, und gern möchte ich dir Gutes rathen, wenn ich vermöchte; aber es iſt ein alter Spruch: wo der Herr gleitet, fällt der Mann zur Erde. Auch wenn unſer Fürſt Answald dir wohlmeinend iſt, er vermag dich nicht zu ſchützen gegen den Grimm des Hofes. Vielleicht berede ich ihn, daß er dich frei gibt von deinem Hofeid, dann wandere mit deinem Schwert und ſuche dein Heil in der Fremde."

Wolf trat zur Seite an die Hofmauer und barg ſein heißes Geſicht vor dem Blick der Genoſſen.

„Iſt dein Reiſegepäck ſo ſchwer, daß du weinſt wie ein Kind, das die Wanderſchaft fürchtet?" ſprach eine Frauenſtimme neben ihm. Wolf antwortete erbittert: „Daß auch du mich höhnſt, Frida, iſt ärger als das Andere, denn um deinetwillen war ich froh in dem Hofdienſt."

„Es gibt wohl andere Höfe als dieſen Saal, der abſeit liegt von dem Reiſepfad der Helden, wo ein Krieger leichter die Gunſt des Herrn gewinnt und vielleicht auch Haus und Land, damit er ſich ein Weib vermähle. Mir gefällt nicht die Bank der Helden, an welcher ein Weib gebietet."

„Du räthſt mir zu gehen," antwortete Wolf in hellem Erſtaunen, „und du ſelbſt bleibſt doch hier."

„Für die Kunkel bin ich geſchaffen und ich muß harren, bis mich ein Mann auf ſein Roß hebt und in ſeinen Hof führt. Aber verächtlich dünkt mich eine Herrſchaft, welche zuerſt vor dem Gaſte die Arme ausbreitet und dann beängſtigt wird durch ſeine Gegenwart. Schwinge dich auf, trabe muthig über die Haide und ſuche dir einen treueren Herrn."

„Du warſt ſelten freundlich gegen mich, Frida, dennoch kommt mir's ſchwer an, dich unter den Hofknaben zurück zu laſſen," verſetzte der ehrliche Wolf.

„Vielleicht weiche auch ich einmal aus dem Hofe," antwortete Frida trotzig. „War ich auch zuweilen hart gegen dich, Wölflein, ſo wiſſe doch, daß ich die Tölpel dort haſſe, ſeitdem ſie dir die Genoſſenſchaft weigern." Sie ſah ihn freundlich an und verſchwand. Wolf ſchritt getröſtet nach der Herberge der Gäſte.

„Was raunen dort die ſtolzen Knaben unter einander?“ frug ihn Berthar prüfend.

„Sie haben ſich von mir geſchieden,“ antwortete Wolf finſter, „weil ich mit dem König Ingo zur Aue ging.“

„Und was meinſt du zu thun, junger Thüring?“

„Ich habe mich deinem Herrn gelobt,“ entgegnete Wolf. Berthar faßte ihn bei der Hand. „So ſpricht ein wackerer Mann. Immer haſt du mir gefallen, denn du warſt treu im Dienſt und gutartig gegen meine Geſellen. Jetzt will ich ſorgen, ſoweit ich vermag, daß dich die Wahl nicht reue. Tritt zunächſt abwärts von uns zu dem Helden Iſanbert, damit er dich ſchütze und dir durch ſeine Fürſprache von dem Eide helfe, der dich an den Hofherrn bindet. Dann kehre dich zu uns. Einen Sohn haben mir die Götter verſagt, ich will dich halten wie mein eigen Blut, den letzten Trunk theile ich mit dir und mein letzter Schwertſchlag ſei an deiner Seite. Willkommen in unſerer Mitte zur Wanderung auf der Männererde, zum Gewinn von Beute und zum ſeligen Ende in der Männerſchlacht.“

Aber auch Irmgard empfand die Verſtörung dieſes Morgens. „Wo iſt die Tochter?“ rief der Fürſt am Lager des Verwundeten, „daß ſie mit ihrer Heilkunſt der Mutter helfe.“

Leiſe, damit kein Anderer die Worte höre, verſetzte die zornige Fürſtin: „Ungehorſam weigert ſie ſeinem Lager zu nahen.“ Herr Answald trat heftig in Irmgards Gemach, die Wange der Jungfrau war erblichen, aber ihr Auge mied nicht den zornigen Blick des Vaters. „Am Lager deines Verlobten iſt dein Sitz, du Kaltſinnige!“ rief er ihr zu.

„Haſſen würde ich mich ſelbſt, hätte ich mein Leben Jenem gelobt,“ antwortete Irmgard unbeweglich.

„Der Vater that es für dich und hätte ich's nicht gethan, von deinem Geſchlecht iſt er und mein Waffengenoſſe. Ehrſt du ſo wenig, was die Sitte von dir heiſcht?“

„Auch ich gedenke, mein Vater, was deinem Kinde geziemt. Er, der getroffen liegt von wohlverdientem Schlage, hat die Meute gehetzt gegen unſern Gaſtfreund. Bin ich ein Kind dieſes Hauſes, ſo iſt er mir fortan ein Fremder und ein Feind.“

„Wie eine Wahnwitzige redeſt du. Wohl kenne ich den argen Wunſch, der dir den Sinn bethört; zu lange habe ich nachſichtig das Unleidliche getragen.“ Er hob den Arm gegen die Tochter.

„Töte mich, mein Vater,“ ſchrie Irmgard, „du haſt die Macht, aber auf meinen Füßen trete ich nimmer zu dem Bett des argen Mannes.“

„Biſt du jetzt ſo entſchloſſen,“ rief der Fürſt außer ſich, „ſo ſollſt du doch dem Zwange dich beugen. Ich gehe den Quell abzuleiten, der dieſen Jammer in meinen Hof treibt. Du aber lebe geſondert als Gefangene, bis dein trotziger Muth ſich fügt.“ Drohend verließ er das Gemach und ſchritt über den Hof nach dem Herdſitz. Dort ſammelten ſich die Gaugenoſſen, dorthin wurde auch Ingo von zwei Häuptern des Volkes geleitet.

Das Antlitz des Fürſten war roth vor Zorn und ihm bebte die Stimme, da er an ſeinem Herdfeuer in der Verſammlung begann: „Zum Tode verwundet haſt du, Ingo, Ingberts Sohn, meinen Schwertträger Theodulf, einen Edlen des Volkes, den Verwandten meines Ehegemahls, den Sohn, dem ich meine Tochter zur Hausfrau gelobt; geſchädigt haſt du ihn an Leib und Leben in heimlichem Kampf, den die Sonne haßt; gekränkt haſt du meine Ehre, verletzt die Gaſtpflicht, gebrochen den Eid, darum weigere ich dir fortan den Frieden meines Hauſes und Hofes, ich löſe das Bündniß, das einſt die Väter verband, die Flamme des Herdes tilge ich, die dich jetzt noch wärmt, und das Waſſer verſchütte ich, über dem wir einander gaſtlichen Frieden gelobt.“ Er ſchwenkte den Herdkeſſel empor und goß ihn in die Flamme, daß der weiße Dampf ſich ziſchend im Hauſe verbreitete.

Ingo aber rief dagegen: „Eine Noththat verübte ich, bis zum Tode gekränkt an meiner Ehre, wie ſie Jeder üben muß, der nicht achtlos im Volke leben will. An deinen gaſtlichen Herd dachte ich, als der arge Mann unter meinem Schwert lag und ich die Spitze zurückzog. Für das Gute, das ich unter deinem Dach genoſſen, danke ich dir noch jetzt beim Scheiden; vor dem Argen, daß du und deine Freundſchaft mir fortan ſinnen, werde ich mich bewahren. Wie du die Flamme getilgt, die mir gaſtlich geleuchtet, ſo werfe ich das Gaſtzeichen, das dein Vater meinem Vater übergab, in die kalten Kohlen deines Herdes, ab thue auch ich die Gaſtpflicht, die mich hier band, als ein Fremder kam ich und als ein Fremder gehe ich; den Göttern, den hohen Schwurzeugen klage ich das Unrecht, das du an mir und meinem Geſchlecht verübſt und ihren Segen erflehe ich für Jeden, der in dieſem Hofe und Lande mir Gutes wünſcht.“ Er wandte ſich zum Abgang, da erhob ſich Iſanbart und ſprach: „Biſt du durch eine Noththat verfeindet unſerm Häuptling, den wir ehren, ſo biſt du noch nicht verfeindet dem Volk, das dir durch unſern Mund den Frieden gelobt hat. Willſt du harren, bis die Gemeinde über deinen Zwiſt mit Herrn Answald entſchieden hat, ſo biſt du willkommen mit deinem Geſinde im Hofe und am Herd eines Alten, der einſt im Kampf an der Seite deines Vaters geſtanden hat.“

Ingo trat zu dem Greis und neigte ſich tief vor ihm: „Segne mein Haupt, o Vater, bevor ich ſcheide. Denn unrühmlich wäre mir fortan noch im Gaue zu verweilen und Zwieſpalt in den Dörfern aufzuregen. Deiner Treue denke ich aber, ſolange ich athme.“

Der Greis legte ihm ſchweigend die Hand auf das Haupt, dann trat Ingo auf die Schwelle. Mit Zorn und Sorge ſah der Fürſt, daß ſich ein Theil ſeiner Landgenoſſen erhob, den Scheidenden zu geleiten. Iſanbart bot dem Fremden die Hand und führte ihn durch die Schaar der Hofmannen, welche bewaffnet mit drohenden Geberden um die Thür drängten; dieſen gegenüber hielten auf ihren Roſſen die Vandalen bereit zum

Ausbruch und, wenn es noth war, zum Kampfe. Aber die Würde der Volkshäupter bändigte den Grimm der Jüngeren; Ingo ſchwang ſich auf ſein Roß, das ihm Berthar zuführte, noch einen langen Blick warf er zurück in den Hof, dann trieb er ſein Roß zum Sprunge durch das Hofthor, ihm folgte ebenſo die Schaar ſeiner Mannen. Als die Hofgenoſſen ihnen Drohworte nachriefen, gebot die zürnende Stimme Iſanbarts Schweigen. Der Fürſt aber ſaß ſtumm in ſchweren Gedanken an ſeinem kalten Herde.

Hinter den Reiſenden klapperten auf dem gefrorenen Boden Roßhufe, Bero trieb ſein Pferd an Ingo's Seite und begann, nachdem er eine Weile neben ihm geritten war: „Ich war's, der deine Geſellen dir zuführte, heut möchte ich dir guten Willen erweiſen; das Dorf, in dem ich hauſe, liegt auf deinem Wege, laß dir's gefallen, Held, bei mir einzukehren und Bauernkoſt zu verſuchen.“

„Ich rathe, Herr,“ ſprach Berthar, „daß du der Ladung des Freien folgſt, denn wohlgeſinnt habe ich ihn gefunden und von klugem Rath.“

„Du biſt nicht der einzige deines Geſchlechtes, der es mit uns gut gemeint hat, da wir im Herrenhofe waren,“ verſetzte Ingo mit trübem Lächeln. Und die Helden verabredeten den Beſuch, worauf Bero zufrieden ſeinen Gaul in einen Seitenpfad lenkte.

Ihm folgte mit lautem Zuruf Rothari. „Eure erſte Einkehr ſei in meinem Hofe,“ rief der runde Mann und ſtreckte ſeine Hand vom Roß aus, um Vielen die Hand zu ſchütteln. „Wirf die Sorgen hinter dich, Held, und grolle nicht mit uns Andern, weil du in Unfrieden von Einem ſcheideſt,“ und neben Ingo reitend fuhr er vertraulicher fort: „Auch in unſerm Gau wird mancher Mann ſich wundern, daß dein Schwert einem Zänker nicht die letzte Ehre vergönnt hat, denn der Mann und ſein Geſchlecht haben Feinde im Volke, weil ſie unbillig ſind, und ich bin auch einer davon.“ So trabte er mit tröſtlichen Worten unter den Gäſten, wirbelte zuweilen ſeinen Speer in der Luft und erzählte luſtige Fahrten, bis auch die Fremden zuhörend lachten.

Als am nächſten Morgen der erſte Dämmerſchein in das dunkle Gemach fiel, erhob ſich Irmgard leiſe vom Lager, damit ſie die ſchlafende Wächterin nicht wecke, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Mir träumte, oben am Gießbach ſteht der Eine, der mich erwartet. Bereiſt iſt das Ufer der rinnenden Fluth, gelöſt iſt der Fichtenbaum, der an unſerm Boden hing, thalab treibt er mit dem Waſſer zwiſchen Eis und Steinen und nimmer ſehe ich ihn wieder. Nicht weiß ich, was ich noch im Leben lieben ſoll, da er von uns wich.“ Sie warf eine dunkle Hülle um ihr Gewand, öffnete leiſe die Thür und ſchritt über den leeren Hof. „Wer löſt mir die Riegel am Thor?“ ſprach ſie an der Pforte, aber als ſie daran rührte, fand ſie die Holzkeile des Sperrbaums herausgetrieben. Sie ging durch das Thor und eilte über den Schnee den Bergen zu an die Stelle, wo ſie früher den Geliebten gefunden. Als ſie aber näher kam und am Gießbach eine hohe Geſtalt in der Dämmerung erkannte, erſchrak ſie und hielt an. Da eilte Ingo ihr entgegen: „Ich dachte dich zu finden an dieſer Stelle, die Ahnung trieb mich auf ſchnellem Roſſe durch die Nacht.“

„Unter die Feinde reitet der König,“ antwortete Irmgard, „weil mein Geſchlecht ihm die Treue brach. Bitter iſt der Gedanke, verhaßt iſt mir das Leben. Denn auch du wirſt uns zürnen, wenn du in der Noth an die Halle meiner Väter denkſt.“

„Deiner gedenke ich, wo ich auch weile,“ rief Ingo, „von dir hoffe ich alles Heil meiner Tage. Die liebſte biſt du mir und ſtark iſt dein Muth, darum lege ich heut in deine Hand die Fäden, an denen, wie die Prieſterin ſprach, mein Schickſal hängt.“ Er bot ihr eine kleine Taſche von Otterfell mit ſtarken Riemen daran. Irmgard ſah ſcheu auf die Gabe. „Sie birgt den Drachenzauber,“ fuhr Ingo leiſe fort, „den Sieg der

Römer, wie unſere Krieger meinen, und auch mein Loos. In der Königsburg hat der Römer Gold geſpendet, möglich iſt, daß die Mannen des Königs mir Unheil bereiten. Töten ſie mich mit meinem Geſinde, ſo ſoll doch der Römer nicht wieder gewinnen, was, wie man ſagt, ihm den Sieg verleiht. Darum bewahre du mir den Purpur, bis ich ihn fordere; wenn aber den Feinden ihr Werk gelingt, dann trage das Geheimniß zu dem Totenhügel, den ſie über mich werfen, und ſenke es dort tief in die Erde, damit kein Fremder es jemals gewinne.“

Irmgard ergriff die Taſche, hielt ſie mit beiden Händen und ihre Thränen rollten darauf. „Fremd wurdeſt du dem Herd meiner Väter, mein Gaſtfreund bleibſt du doch, Ingo, und nahe an meinem Herzen ſollſt du wohnen. Hier bewahre ich, was du mir boteſt, und zu den Schickſalsgöttern flehe ich, daß dies Unterpfand auch mir Antheil werde an deinem Geſchick. Wäre ich als Knabe geboren, wie die Eltern ſich wünſchen, ich dürfte dir auf deinem Pfade folgen. Aber einſam werde ich ſitzen mit verſchloſſenen Lippen im freudeloſen Hauſe, und an dich werde ich denken, den nur die Habichte ſchauen, die wilden Vögel, wenn ſie zwiſchen Himmel und Menſchenerde fliegen. Denn ruhelos wanderſt du edler Mann durch feindliche Mauern unter wehendem Wind und fallendem Reif.“

„Traure nicht, Holde,“ bat Ingo, „denn ich fürchte nicht, daß es den Feinden gelingen wird mich auszutilgen; wirbelt auch kalter Schnee, mein Herz iſt froh, da ich dir vertraue, um die ich ſorge. Bei Nacht und Tag iſt mein Gedanke, wie ich dich mir gewinne.“

„Dem der Vater zürnt und den die Mutter haßt, den liebt das Kind; gibt es größeres Leid auf Erden?“ klagte Irmgard.

Da umſchlang er ſie mit ſeinen Armen und ſprach zärtlich: „Birg deine Liebe ſtill vor den Andern, wie der Baum ſeine Kraft in der Erde birgt, wenn der Sommer weicht. Jetzt tobt um uns die wilde Gewalt des Winterrieſen, mit weißem Bahrtuch bedeckt iſt die Wonne der Flur. Auch du, Holde, trage ſtill die eiſige Laſt. Wenn die Knoſpen ſpringen und junges Grün aus der Erde ſprießt, dann ſchaue empor zur Frühlingsſonne und lauſche, ob du den Sang der wilden Schwäne hörſt, wenn ſie durch die Luft ziehen.“

„Ich berge und harre,“ antwortete Irmgard feierlich, „du aber denke, wenn der Sturm um dein Haupt tobt, daß ich zu dir klage und rufe, und wenn die milde Sonne über dir lacht, daß ich um dich weine.“ Sie riß ein Band von ihrem Gewande und knüpfte es um ſeinen Arm. „So binde ich dich für mich, damit du auch wiſſeſt, daß du mir gehörſt wie ich dir,“ und ſie warf die Arme um ſeinen Hals und hielt ihn feſt umſchlungen.

Von der Seite klang mißtönend der Schrei eines Raubvogels. „Der Wächter mahnt, daß du dich von mir wenden ſollſt,“ rief Ingo. „Segne mich, Irmgard, daß meine Reiſe heilvoll ſei für dich und mich.“ Er neigte das Haupt unter ihre Hände, ſie aber hielt die Arme über ihn, bewegte die Finger und raunte den Segen. Dann umfing der Mann ſie noch einmal in heißem Trennungsweh und ſchwang ſich aufwärts in den Tannenwald. Irmgard ſtand wieder allein zwiſchen Fels und Wald und um ſie wehte der Winterſchnee.

Spät am Morgen ritten die Vandalen aus dem Hofe Rothari's, unter ihnen Ingo mit gehobenem Muth, obwohl er ſchwieg, denn ſeine Gedanken flogen zurück zu dem Weib im Herrenhofe. Um Mittag kamen ſie nach dem freien Moor und zu dem Dorf, das man im Lande Friemar nannte, wo die Hofſtätte Bero's ſtand. Die Sonne ſchien luſtig auf das weiße Erdtuch und an den Häuptern der Weiden glitzerte der Reif. Die Brücke über den Dorfgraben war mit grünen Fichtenzweigen geſchmückt, am Wächterhaus daneben ſtanden die Landleute im Feſtkleide, vor ihnen Bero und ſeine ſechs Söhne, kräftige Jünglinge mit ſtarken Gliedern und großen Händen. Und Bero rief: „Als die letzten Gaugenoſſen wohnen wir an deiner Straße und wir gedenken euch warm zu halten unter unſern Rohrdächern, bis ihr in die Fremde reitet." Die Reiter ſtiegen fröhlich ab und ſchritten zwiſchen den Landleuten in das Dorf. „Wir theilen uns in die Bewirthung," fuhr Bero fort, „damit jeder von den Nachbarn Gaſtfreunde ehre, und gefällt es den jungen Geſellen, ſo mögen ſie nach dem Mahl mit unſern Knaben die Mädchen zum Tanze führen in geräumiger Stube oder auf gefegter Tenne, wie unſer Brauch iſt." Darauf ergriff er ſelbſt den Zügel von Ingo's Roß und geleitete ſeine edlen Gäſte durch das offene Hofthor. Während ſeine Söhne die Roſſe anbanden und den Hafer ſchütteten, traten die Herren vor das Haus, auf deſſen Schwelle Frida's Mutter mit ihren Mägden auf die Fremden wartete und die ſonnengebräunte Hand bot. Ueber dem geſtampften Lehmboden des weiten Hausflurs ſtand ein gedeckter Tiſch mit den Holzſtühlen, von der erhöhten Bühne im Hintergrunde guckten blauäugige, flachsköpfige Kinder hervor und bargen, wenn die Gäſte ihnen zulachten, verlegen die Köpfe hinter der Brüſtung. „Rufe zum Mahl," mahnte der Bauer ſeine Frau, „und bringe das Beſte, was wir vermögen, denn die Gäſte ſind Herrenkoſt gewohnt." Ingo lud die Wirthin neben ſich auf den Sitz, ſie aber wehrte und trug ſelbſt die Speiſen auf und ab. „Das dünkt mich gute Gewohnheit," erklärte Bero, „denn das Auge der Wirthin ſieht am ſchnellſten was dem Gaſte fehlt, und auch dem Wirthe wird zuweilen läſtig, wenn die Ohren der Dienſtleute auf das geſprochene Wort horchen."

Viele Gerichte bot die Wirthin, endlos trug ſie die Schüſſeln und bei jeder nöthigte ſie zu nehmen. Endlich führte der Wirth den König und Berthar in ſeine Kammer, dort ſaßen die drei am kleinen Tiſch nieder und er ſchenkte ihnen in die Töpfe kräftigen Meth, vor Alter ſchwärzlich und dick wie Honigſeim. „Den Trank hat meine Mutter gebraut, da ſie in dieſen Hof kam," ſagte er empfehlend. Er hob ſeinen Krug, brachte den Gäſten den Heilgruß und begann feierlich: „Unſere Alten verkünden, daß einſt ein Gott die Edlen ſchuf, die freien Bauern und die Knechte, da er über den Erdgarten wanderte. Jeder Art verlieh er beſondere Gaben, euch Edlen, das Volk im Kampfe anzuführen, wenn wir euch folgen; uns dagegen, im Sommer und Winter über den Fluren zu walten; den Knechten, ſorgenvoll mit gekrümmtem Rücken zu arbeiten. Der Edle und der Freie — beide können einander nicht entbehren. Ihr Helden vermögt nicht Ruhm zu gewinnen, wenn wir euch nicht auf die Kampfhaide nachziehen, und wir mögen nicht ſicher bauen, wenn ihr uns nicht durch Rath und Waffenwerk die feindlichen Nachbarn abwehrt. Ihr habt die beſte Ehre im Kampfe, denn ſelten feiert der Sänger die Kriegsthat der Bauern, aber ruhelos iſt euer Leben und unſtät fahren die Geſchlechter der Edlen dahin. Wir aber weilen dauerhaft auf dem Acker und wenn auch ein Wirth erſchlagen wird und ſein Hof verbrannt, ſo treten doch ſeine Söhne in die Schuhe des Vaters, zimmern und bauen wieder über den Schollen."

Die Gäſte freuten ſich der guten Rede und nickten ihm Beifall. Und bedächtig fuhr Bero fort: „So habe ich nun euch, ihr Helden, durch manche Woche beachtet und ich habe erkannt und vernommen, daß ihr billig denkt und in guter Zucht lebt. Darum meine ich, wir könnten wohl einander nützlich ſein. Hofft völlig nichts von unſern Edlen, manche unter ihnen wiſſen ſich ſelbſt nicht zu berathen; und erwartet nichts von dem Könige, denn er hegt Argwohn und Neid gegen Jedermann, der ihm nicht dient. Verſucht darum euer Heil mit den Bauern. Als ich dich, Held Berthar, vom Süden herführte, da ſprach ich bereits ein wenig von meinem Geheimniß, wie man mit einem Fremden ſpricht; heut aber will ich euch völlig vertrauen. Gaſtfreund bin ich von den Ahnen her mit freien Männern am Idisbach. Sie gehören einem redlichen Volk zu, man nennt ſie die Marvinge. Blutsverwandt ſind ſie uns Thüringen, längſt aber hauſen ſie für ſich als ein kleiner Stamm in den Thälern am Bach der Idis, der hohen Schickſalsfrau. Sie haben vor Jahren ihr Herrengeſchlecht und die beſten Krieger verloren, weil dieſe ſich ihnen verfeindeten und nach Ruhm und Beute weſtwärts unter die Franken zogen.

Seitdem ſitzen die Zurückgebliebenen bedrängt von unſern Siedlern jenſeit der Berge und ſüdwärts gegen den Main von den Burgunden. Unleidlich iſt ihnen die Doppelzwinge geworden und ein Theil bereitet ſich in der Stille, wenn die Bäume wieder grüne Reiſer treiben, gleichfalls auszureiſen und den Fürſten nachzuziehen. Deshalb ritt auch ich im Herbſt über die Berge, um Roſſe und Zugochſen zu vertauſchen gegen ihre Schweine, die ſie nicht ſelbſt ſchlachten wollen. Dort ſah ich wonnevolles Weideland, billig zu kaufen, und ich dachte an die Knaben in meinem Hofe. Die Gaſtfreunde aber klagten mir, ſoviel ihrer jetzt noch im Land der Väter bleiben wollten, daß ihrem kleinen Bienenſchwarm der Weiſel fehle, denn ſie entbehren ein Herrengeſchlecht, welches für ſie mit den Nachbarn gute Freundſchaft halten könnte oder auch rühmlichen Streit führen gegen die raubluſtigen Edlen an der Grenze. Die Bauern im Idisthale aber wollen nicht Thüringe, nicht Burgunden werden, ſondern ihre eigene Art behalten und wollen ſich lieber mit einem fremden Geſchlecht zuſammen ſchwören, als mit unſeren Edlen, am wenigſten aber mit den Königen. Darum denke ich an dich, Held Ingo. Denn euer ſind wenige, ihrer ſind mehre, und ihr vermögt nicht ſie zu bedrücken. Dorthin rathe ich dir im Frühjahr zu gehen. Ob es euch zum Heile wird, da müßt ihr ſelbſt zuſehen, aber Manchem, der das Land baut, wäre es Vortheil, und darum rathe ich's euch."

„Achte auf ſeine Rede, mein König," rief Berthar, „dies iſt die beſte Botſchaft, die du ſeit lange gehört, und wahrhaft jedes Wort; ich ſelbſt ſah das Land und ſprach die Männer. Vom Main waren wir nordwärts geritten über die Grenze der Burgunden, durch magern Kiefernwald und ſandige Haide, da erblickten wir von der Höhe ein weites Thal, darin ein rinnendes Waſſer, das ſie den Bach der Schickſalsfrau, der heiligen Idis, nennen. Steile Hügel mit Laubwald, auf der Wieſe ſo hohes Gras, daß unſere Roſſe Mühe hatten durchzuſchreiten. Dort weiß ich eine Berglehne, wohl geeignet für eines Königs Burg: wie von einer Warte ſieht man über das Idisthal und über die Wälder bis weit hinter den Main.“

Ingo lachte. „Auch du, grauer Wanderer, hoffſt auf Zimmerarbeit und einen warmen Sitz am eigenen Herde? Seltſam iſt das Schickſal des Fahrenden, der Fürſt weiſt mich von ſeinem Hofe, der Bauer bietet mir ein Land, gerade da wir wieder dahin ziehen ohne Haft auf dem Boden, der Wolke ähnlich, die unter der Sonne treibt. Nur Eines fürchte ich, du verſtändiger Wirth: durch die Mauern des Königs Biſino muß ich zu dem Idisbach reiten.“

„Meide den König,“ mahnte Bero, „weiche über die Grenze, ſo wirſt du ſeiner ledig.“

„Zürne nicht,“ antwortete Ingo, „wenn ich diesmal in die Gefahr ſpringe wie ein fahrender Recke und nicht herumgehe wie ein ſeßhafter Mann. Ich ſelbſt habe dem König auf ſeine Ladung die Antwort gegeben, daß ich kommen werde, und ich halte mein Wort, obgleich er mir abhold iſt. Auch du wirſt die Fahrt nicht ſchelten. Denn meide ich jetzt noch den König, ſo erkennt er meinen feindlichen Sinn, und wenn unſere Knaben, wie du willſt, im Frühjahr einen Holzring unweit ſeiner Landesmark zimmern, ſo würde ſeine Rache den Siedlern am Idisbach ſchnell ein finſteres Schickſal bereiten.“ Er ergriff die Hand des Bauern. „In Anderem will ich deinem Rathe folgen und darum ſage mir jetzt, wie ich um den Landbeſitz mit deinen Gaſtfreunden handeln ſoll, damit wir uns in der grünen Reiſezeit durch Bündniß vereinen.“

Die Helden neigten die Häupter und ſaßen lange in Berathung, während draußen die Schalmei und Sackpfeife tönte und die jauchzenden Paare zum Tanze zogen.

7.

Ingo am Königshofe.

Auf einer Anhöhe hielt Wolf, der den Vortrab führte, und wies mit der Hand in die Ferne. Vor der reiſigen Schaar erhob ſich aus der ſchneebedeckten Landſchaft der mächtige Steinbau einer Königsburg, hohe Mauern, dicke Thürme mit Zinnen, dazwiſchen die rothbraunen Ziegeldächer der Königshäuſer, ein ſchreckhafter Anblick für die Landgenoſſen. „Leicht mögen die Vögel in ſolchen Käfig hineinkommen, aber heraus zu fliegen wird nicht jedem gelingen,“ brummte Berthar. Ein kurzer Hornton klang von den fernen Zinnen. „Dort rührt ſich der Thürmer, jetzt trabt, damit ſie unſern Eifer erkennen.“

Durch einen Hohlweg zwiſchen zwei Felſen ritten die Fremden dem ſteinernen Außenwerk zu, welches der Brücke vorgebaut und auf ſeiner Höhe mit bewaffneten Mannen beſetzt war. „Die Knaben haben die Thore geſchloſſen, um ſich auf unſern Beſuch zu bereiten,“ rief der Alte und ſchlug an den eiſernen Klöpfel des Thores. Von der Höhe frug der Thürmer nach Namen und Begehr. Ingo antwortete. Aber lange harrte die Schaar und ungeduldig ſtampften die Roſſe, bevor das ſchwere Thor ſich knarrend öffnete und die Brücke dahinter zur Erde ſank. Die Reiter ſprengten in den Hofraum der Burg, an allen Thüren drängten ſich bewaffnete Männer; der Sprecher des Königs trat den Gäſten entgegen, noch einmal klang Frage und Antwort, dann rieth der Mann mit umwölkter Miene abzuſteigen, und geleitete die Helden, welche ihre Roſſe am Zügel führten, vor die große Königshalle. „Wo weilt der Wirth?“ rief Berthar unwillig gegen den Sprecher, „mein Herr iſt nicht gewöhnt die Schwelle des Hauſes zu betreten, bevor der Hauswirth darauf ſteht.“ Aber in dem Augenblicke öffnete ſich die Thür der Halle, König Biſino ſtand im Kreiſe ſeiner Edeln am Eingang, neben ihm Frau Giſela. Ingo trat auf die Stufen und neigte ſich. „Lange haben wir vergeblich auf dich gewartet, Fremdling, und ſäumig war der Lauf deines Roſſes aus dem Walde zu meinem Sitz,“ begann der König mit düſterem Blick. Sogleich aber trat Frau Giſela einen Schritt vor, ſie bot dem Helden die weiße Hand zum Willkommen und winkte grüßend mit dem Haupt ſeinem Gefolge zu. „Da ich ein Kind war, nicht größer als hier mein Sohn, ſah ich dich, Herr, in der Halle der Burgunden; aber wir denken vergangener Zeit und alter Freundſchaft. Reiche dem Vetter die Hand,“ befahl ſie dem Knaben, „und ſiehe zu, daß du ein Held wirſt, gerühmt in dem Volk wie er.“

Das Kind hielt dem Gaſte die Hand hin, Ingo hob den Kleinen zu ſich empor und küßte ihn, und der Knabe hing ſich ſogleich vertraulich um den Hals des Mannes. Jetzt trat auch der König näher; zwiſchen dem Königspaar ſchritt Ingo in die Halle und tauſchte mit Beiden Worte der Begrüßung, bis der König dem Sprecher befahl, die fremden Gäſte zur Herberge zu führen. Ingo kehrte zu ſeinem Gefolge zurück, die Mienen der Thüringe wurden freundlicher, ein und der andere Krieger trat zu den Fremden, begrüßte ſie und begleitete ſie an den Saal, der zur Wohnung der Gäſte beſtimmt war. Die Diener trugen Speiſe und Trank, Polſter und Decken. Und wieder kam der Sprecher des Königs und lud Ingo zum Königsmahle.

Es war ſpäter Abend, als Ingo von einem Kämmerer des Königs und dem Fackelträger geleitet zu der Herberge ſeiner Mannen zurückkehrte. An der Thür des Saales ſaß Berthar allein, das Schlachtſchwert hielt er zwiſchen den Beinen, der

Schild lehnte am Pfoſten, im Fackellicht ſchimmerte ſein grauer Bart und der Panzer unter dem Lodenrock. Ingo entließ grüßend die Diener des Königs, Berthar ſteckte die Fackel in die große Tülle des eiſernen Leuchters, der mannshoch in der Mitte des Raumes ragte. Der Lichtſchein fiel auf die Reihen der Männer, die auf den Polſtern am Boden ſchliefen, das Schwert an der Seite, zu ihren Häuptern Helm und Panzerhemd. „Du hielteſt treue Wache, Vater,“ ſprach Ingo, „wie behagen dir unſere neuen Wirthe?“

„Sie ſchielen,“ lachte der Alte, „das Sprichwort gilt, je größer ein König, um ſo wilder die Flöhe in der Schlafdecke, die er dem zugewanderten Gaſt breitet. Mager war die Abendkoſt, die der Wirth bot, aber die Königin ſandte Wein und ſüßes Zubrot und deine Knaben liegen ſatt und reiſemüde bei ihrem Heerſchild. Es iſt ein geräumiger Bau,“ fuhr er fort, in die dunklen Winkel ſpähend, „dort auf der Bühne iſt dir in einer Laube das Herrenlager aufgeſchlagen. Merke, mein König, unter den Steinwänden der Rieſenburg iſt dies der einzige hölzerne Saal, abſeit ſteht er an der Mauer, die ihn im Rücken überragt, und wenn einer der Königsmannen etwa bei Nacht eine Fackel an das Holzwerk legt und die Thür ſchließt, dann lodert der Saal ſtill in Flammen auf und das Kniſtern wird die Ruhe des Burgherrn wenig ſtören.“

Ingo wechſelte einen Blick des Verſtändniſſes mit dem Alten und frug leiſer: „Wie war der Gruß der Königsmannen?“

„Sie ſchlichen wie Füchſe um das Neſt, wenig ſind ſie an Hofſitte gewöhnt, ſie prahlten mit der Macht ihres Gebieters und betrachteten prüfend unſere Waffen. Ich merke, Herr, ſie hoffen alle, daß ſie mit uns ſcharfen Schwertſchlag tauſchen werden. Mein König war zuweilen von Feinden umringt, nie aber war das Gehege ſo feſt.“

„Noch weiß König Biſino nicht, was er befehlen ſoll,“ verſetzte Ingo, „und die Königin iſt uns wohlgeſinnt.“

„Keiner vom Hofgeſinde rühmte mir, daß die Königin ſchön ſei," verſetzte der Alte, „daraus erkenne ich, daß ſie ihre Herrin fürchten. Vielleicht hilft die Furcht meinem König dieſe Nacht zu ruhigem Schlaf. Ich löſche die Fackel, damit ihr Schein nicht einem Speer die Ruheſtätte verräth. Stets iſt dem Gaſte die erſte Nacht in der Herberge die ſorgenvollſte."

„Vielleicht auch die letzte," verſetzte Ingo. „Mir ziemt die Wache, Vater, dich ſende ich auf das Lager."

„Meinſt du, der Alte würde ſchlafen, wo ſich dein Auge nicht ſchließt?" Er trug für Ingo einen Seſſel in die Nähe des Eingangs, wo der Schatten den Sitzenden deckte, dann lagerte er ſelbſt wieder auf ſeinem Schemel, legte die Hände auf den Schwertgriff, lauſchte nach dem Geräuſch im Hofe und ſchaute zuweilen nach dem Sternenhimmel der friſchen Winternacht. „Auch die Sterne dort oben ſitzen, wie man ſagt, auf ſilbernen Stühlen und wehren das Unheil von dem bedrängten Manne, welcher flehend zu ihnen aufſieht," begann Berthar fromm. „Ich bin ein alter Stamm und es iſt Zeit, daß ich gefällt werde, auch für dich, mein König, habe ich zuweilen den Kampf mit edlen Feinden erſehnt, als ruhmvolles Ende deiner Mühen. Jetzt aber ſchaute ich am Walde ein gutes Weib, das dir treu geſinnt iſt, und jetzt fürchte ich für dich die finſtere Nachtwolke, welche uns vom Sternenlichte trennt, und ich fürchte den Nachtſturm, wenn er um dies Holzdach fährt. Denn in der Finſterniß wird, ſo denke ich, der König thun, was ihm ſein arger Muth eingibt."

„Du weißt, Vater, manches Mal haben wir die Gefahr kalter Gaſtfreundſchaft überwunden," antwortete Ingo.

Der Alte lächelte bei der Erinnerung und fuhr geſprächig fort: „Immer lobe ich mir, wenn das Eiſen in der Luft fliegt, ein freies Feld und ein beſſeres Licht als von flackerndem Holz. Dennoch ſprichſt du gut, König, denn Vieles iſt unſicher auf der Männererde, aber Nichts trügt ſo ſehr als die Erwartung vor dem Streit. Je länger man durch Speere und Schwerter gewandelt iſt, deſto weniger hegt man Gedanken über das Ende. Und um dir Alles zu ſagen, ich argwöhne die hohen Schickſalsfrauen werfen uns vor dem Männerkampf die Looſe mit lachendem Munde. Sie ſchleudern uns in die ärgſte Todesgefahr wie zum Scherz und ziehen uns wieder luſtig bei der Haarlocke heraus, und ein ander Mal berauſchen ſie den Sinn durch Träume des Sieges und legen uns tot auf die Haide. Wie ſie aber auch das Herz des Mannes prüfen, zuletzt freuen ſie ſich doch über uns Schildknaben hier auf Erden und ſpäter anderswo."

Die Rede unterbrach ein leiſes Schwirren und ein Schlag, ein Pfeil flog aus dem Hofe nach der Stelle wo Ingo ſaß, das Eiſen ſchlug an die Schwertſcheide, der Pfeil ſank auf die Diele. Die Männer blieben unbeweglich, aber kein Ruf und kein neuer Angriff folgte dem Ueberfall. „Suche dein Bette, du Narr," rief Berthar und wies auf einen dunklen Schatten, der an den Häuſern in der Finſterniß verſchwand. Er hob den Todesboten auf. „Der Pfeil iſt aus einem Jagdköcher."

„Es iſt eine Waare, die Tertullus für uns zurückließ," verſetzte Ingo, „ſo ſchwächlichen Gruß ſendet König Biſino nicht."

Die Helden ſaßen harrend, nichts rührte ſich weiter, die Sterne rückten auf ihren Stühlen langſam am Himmelsgewölbe dahin, lichtlos lag die Königsburg in tiefem Schweigen. Endlich begann Berthar: „Ueber den weintrunkenen Knaben des Wirthes liegt jetzt wohl der Schlaf, Zeit iſt, daß auch du der Ruhe gedenkſt." Er trat zu den Schläfern und rüttelte Wolf den Kämmerer auf; der junge Krieger ſprang behende auf die Füße und geleitete ſeinen Herrn zum Lager, dann ergriff er Schild und Speer und ſtand neben dem Alten an der Thür, bis der erſte graue Tagſchein über den Himmel flog.

Für den nächſten Tag war große Jagd verkündet. Auf dem freien Raum vor der Königshalle ſtampften die Roſſe, die Meute der Rüden und Bracken ſchlug an, mühſam von den ſtarken Waidgängern an den Riemen gehalten, die Mannen ſammelten ſich in fröhlichem Gewühl, den König zu erwarten. Auch Ingo ſtand mit einem Theil ſeines Gefolges an das Roß gelehnt, des Aufbruchs gewärtig. Endlich kam der König, der das Waidwerk noch mehr liebte als einen guten Trunk am Herde, im Jagdkleide, den ſchweren Jagdſpieß in der Hand. Die Hörner blieſen den Morgengruß und freundlich trat er zu Ingo und frug laut: „Wie war die Nachtruhe, Vetter? nicht hörte ich vorher, daß du von den Vätern her ein Blutsfreund der Königin biſt, ſei mir willkommen auch als Verwandter an meinem Hofe.“

Die Mannen des Königs lauſchten den Worten und ſahen erſtaunt einander an. Ingo aber antwortete ehrerbietig: „Ich danke dem König, daß er mir ſo huldreichen Gruß beut.“

„Wohlan,“ fuhr Biſino fort, „verſuche heut an unſerer Seite die Kraft deines Speers.“ Er beſtieg ſein Roß, das Thor flog auf, die Brücke ſchwebte herab und hinaus ins Freie ſtoben die Hunde, hinter ihnen der reiſige Zug. Auch Ingo tummelte fröhlich das Roß, welches ſich wie ſein Herr des freien Grundes unter den Füßen freute. Er ritt nahe dem König und forſchend ſah ſein Wirth auf die edle Geſtalt und auf die ſichere Kraft, mit welcher Ingo ſein ſtarkes Jagdpferd bändigte. Zuweilen rief er ihn an ſeine Seite und ſprach zu ihm vertraulich wie zu einem alten Genoſſen, ſo daß wohl einer von den Königsknaben dem andern zuraunte: „Wozu rühmt der Kater die Maus als Frau Baſe, wenn er ſie doch in den Krallen hält.“ Aber das war des Königs Meinung nicht, er fand Gefallen an Ingo und hörte in ſeinem Ohr noch günſtige Worte, welche die Königin über den Fremden geſagt hatte und auch ſein junger Sohn, der ihm das Liebſte auf Erden war. Und der König dachte, er iſt fürwahr ein freudiger Geſell und es macht froh ihm zuzuſehen, warum ſoll ich ihm nicht Gutes erweiſen, ſolange ich ihn noch unter den Lebenden hegen kann? es gibt Andere, deren Tod mir bequemer wäre. So kam ihm ſeine Huld wirklich vom Herzen und er ließ ſich luſtig berichten von der Kraft eines Löwen, den Ingo im Zwinger der Alemannenkönige geſehen hatte.

Bald nahm ein hoher Eichwald die Jagdgenoſſen auf. Bis dahin hatte das Auge der Königin von der Zinne ihres Thurmes den Ausfahrenden nachgeſehen. Jetzt rief ſie den Kämmerer und die Frauen und ſtieg hinab in den leeren Hof. Sie hielt zur Verwunderung ihres Gefolges bei der Küche an und ſprach einige Worte über den Feſtbraten mit dem Koch, der ſolcher Ehre ſelten genoß und fröhlich gelobte die Schüſſeln des Jagdmahls mit beſter Kunſt zu rüſten. Als ſie zum Saal kam, in welchem die Fremden lagen, hörte ſie die Schläge eines Hammers. Berthar ſaß in der Thür, er tengelte mit dem Schärfhammer die Eiſen der Wurfſpeere auf einem Stein und ſang dazu leiſe eine gute Beſchwörung für ſcharfes Eiſen. Die Königin hielt an, winkte gebieteriſch ihrem Gefolge zurückzutreten und ſtand nahe den Stufen, auf den ſchlagenden Mann ſchauend, bis dieſer aufſah, ſein Schurzfell und den Hammer wegwarf und der Königin huldigend entgegentrat. „Welches Wild gedenkſt du mit dem Eiſen zu fällen, Held des Königs Ingo?“ frug Frau Giſela, „daß du in der Burg weilſt, während draußen die Jagdhunde rennen?“

„Den Vorrath ſchärfe ich für ein anderes Halageſchrei,“ verſetzte Berthar, „weit rühmt man im Lande die Jagdluſt des Königs.“

„Ungern wird dein Herr im Walde den alten Kampfgeſellen miſſen.“

„Das Wild, welches im Sonnenlicht ſpringt, erlegt mein Herr mit ſeinen Knaben wohl allein, bei der Wolfsjagd in der Nacht will ich ihm nicht fehlen.“ Die Königin ſah ihm feſt ins Auge und trat einen Schritt näher: „Nicht zum erſten Male ſehe ich dich, Berthar, iſt auch ſeitdem Schnee auf dein Haupt gefallen, ich kenne dich wieder.“

„Unſicher iſt das Gedächtniß des Alten, viele Menſchen ſah

Universitäts-

ich ſeit mein Herr heimatlos wandert; in mein Auge flogen die Funken, da mein Hof in der Heimat brannte, daß ich das ſchöne Antlitz vor mir nicht erkenne."

„Mit Grund zürnſt du, Alter, meinem Geſchlecht. Einſt ſchloſſen der Vater deines Königs und der meine einen Bund, aber Gundomar, mein Bruder, vergaß die alten Eide, er kämpfte als Bundesgenoſſe eurer Feinde an der Oder, und ich wurde, noch ein Kind, als Gemahl dem König der Thüringe geſandt. Kennſt du mich jetzt, Berthar?"

„Das Reis wuchs zu ſtolzem Baume; andere Vögel ſingen jetzt in ſeinem Laube als vor Zeiten."

„Dennoch trägt der Baum jedes Jahr die gleichen Blüthen. Und der alte Schlachtenheld findet an der Königin einen Freund. Biſt du zufrieden mit deiner Herberge in der Burg und haben die Königsknaben dir höflichen Gruß geboten?"

„Am Hofe grüßt der Diener wie der Herr; deine Huld, Königin, iſt Bürgſchaft für den guten Willen der Deinen."

Das Antlitz der Königin umwölkte ſich: „Das iſt die Sprache ſtolzer Gäſte," fuhr ſie mit gezwungenem Lächeln fort, „luſtiger meine ich war dir das Leben in den Waldhütten."

„Wir ſind Wanderer, Herrin. Wer heimatlos durch die Völker zieht, dem hilft behender Sinn; Hof und Gemahl ſind ihm verſagt, er nimmt, was der Tag ihm bietet: die Beute, den Trunk, die Frauen, er hat nicht Wahl und nicht Qual und ſorglos denkt er beim Scheiden an die Arbeit des nächſten Tages." Der Alte ſah, wie die Königin ihn wieder anlachte, ſie trat näher und ſprach: „Dort in dem Thurm iſt der Königin Gemach, wenn du einmal zu jenem Fenſter aufſchauſt von deinen Speeren, ſo brennt dort vielleicht eine Leuchte, dir die Wolfsjagd vorher zu künden." Sie winkte ihm grüßend und wandte ſich zu ihrem Gefolge. Der Alte aber ſah ihr ſtaunend nach, dann ergriff er wieder den Hammer und pochte, aber er ſang nicht mehr.

In der nächſten Nacht ſtörte kein Pfeil und kein Gebell der Königswölfe den Schlaf der fremden Gäſte. Mit jedem Tage wurde der König freundlicher zu ihnen, und rühmte vor ſeinen Mannen ihre Hofſitte und ihre Kunſt die Roſſe im Kampfſpiel zu treiben. Hermin, der junge Königſohn, kam oft zum Vetter Ingo in die Herberge, übte ſich vor ihm mit ſeinen Kinderwaffen, ſtrich dem Helden Berthar den grauen Bart und bat um luſtige Mären. An einem Jagdmorgen wurde Ingo dem Wirth noch genehmer, als er ihm vorher geweſen war. Der König war in ſeiner Jagdluſt den Andern weit vorausgeritten und an einer Bergſteile vom Roſſe geſprungen, dort glitt er im Eiſe aus und lag einen Augenblick wehrlos vor den Hörnern eines wilden Ochſen. Da trat Ingo mit eigener Lebensgefahr über den Leib des Herrn und fällte das wüthende Thier. Der König erhob ſich und hinkend von dem Sturze ſprach er: „Jetzt, wo wir allein ſind und keiner meiner Mannen in der Nähe, erkenne ich deine gute Geſinnung; denn wäreſt du nicht wie ein Rüde herangeſprungen, ſo hätte der Zornige mich geſchleudert zum Schaden meiner Rippen, und Niemand hätte dir einen Vorwurf machen dürfen. Was Keiner zu wiſſen braucht, weiß doch ich."

An dem Tage ſaß der König fröhlich beim Mahl auf dem Herrenſitz, neben ihm Frau Giſela, zur andern Seite Ingo. „Heut freue ich mich des Jagdglücks," begann der König, „ich freue mich meiner Herrſchaft und des Goldſchatzes, den ihr Alle hier vor Augen ſeht, und ich trinke Heil dem Helden Ingo, weil er im Kampf mit dem Bergſtier ein guter Genoſſe war. Freuet euch heut Alle mit mir, wenn ihr die ſilbernen Becken und die Goldbecher ſeht, welche vor euren Augen aufgeſtellt ſind mir und euch zur Ehre. Auch du, Ingo, haſt manchen Hof mächtiger Gebieter beſucht; ſage mir, Held, ob du irgendwo beſſeres Geräth aus dem Schatzhauſe geſchaut haſt."

„Gern preiſe ich deinen Reichthum, o König, denn wo das Schatzhaus gefüllt iſt, da, meinen wir, waltet der Herrſcher in Sicherheit, gefürchtet von feindlichen Nachbarn und von den

Argen im Volke. Zwei Tugenden hörte ich immer rühmen an dem mächtigen Volksherrn, daß er verſteht den Schatz zu rechter Zeit zu ſammeln und zu rechter Zeit an ſeine Getreuen zu ſpenden, damit ſie ihm in der Noth folgen.“

Dieſe Worte waren ganz nach der Meinung der Helden, welche am Königstiſch ſaßen, und ſie nickten und murmelten beifällig.

„Auch die Alemannen waren ein goldreiches Volk, bis der Cäſar ihnen das Land verwüſtet hat,“ fuhr Ingo fort. „Doch meine ich, ſie gewinnen Manches wieder, denn ſie ſind rührig nach Beute und verſtehen den Handel mit den Krämern. Dazu leben ſie römiſcher als andere Landgenoſſen, in Steinhäuſern wohnen dort auch die Bauern, die Frauen ſticken mit der Nadel bunte Bilder auf die Gewänder und um ſie hängen ſüße Trauben im Weinlaub.“

„Kennſt du auch Frauen der Römer?“ frug die Königin, „viel Wunderliches erzählen die Mannen des Königs von ihrer Schönheit, obwohl ſie braun von Haut und ſchwarzhaarig ſind.“

„Sie ſind behend in Sprache und Bewegung der Glieder und lieblich lockt der Gruß ihrer Augen, nur ihre Zucht hörte ich ſelten rühmen,“ verſetzte Ingo.

„Auch du warſt im Römerlande?“ frug der König neugierig.

„Zwei Jahre ſind es,“ beſtätigte Ingo, „da ritt ich als Begleiter des jungen Königs Athanarich friedlich in die Mauern der großen Kaiſerſtadt Trier. Ich ſah hohe Wölbungen und Steinmauern wie von Rieſen errichtet. Dichtgedrängt lacht das Volk auf den Straßen, aber die Krieger, welche dort an den Thoren ſtehen mit dem Römerzeichen auf ihren Schilden, haben unſere Augen und ſprechen unſere Sprache, obwohl ſie ſich mit Unrecht rühmen Römer zu ſein.“

„Die Fremden geben uns ihre Weisheit, ſie verkaufen uns Gold und Wein, wir aber leihen ihnen die Kraft der Glieder, ich lobe den Tauſch,“ verſetzte Hadubald, dem es unlieb war, wenn man den Römerdienſt verachtete.

„Ich aber, o König,“ begann Berthar, „halte wenig von der Weisheit der Römer, die Andere rühmen. Auch ich war ſonſt ſchon in den großen Steinburgen, welche die Römer gemauert haben, zuerſt damals, als mein Herr Ingo mich ſüdwärts ſandte über die Donau nach der Auguſtaburg, wo jetzt die Schwaben ihr Heimweſen einrichten. Ueber die zerbrochene Stadtmauer ritt ich mühſam hinein, dort habe ich viel Unſinniges geſehen, das auch für einen bewanderten Mann unheimlich iſt. Die Römerhäuſer ſtanden ſo dicht gedrängt wie eine Schafherde im Gewitter, keines ſah ich, wo Raum war für einen Hof, ja nur für eine Dungſtätte. Ich frug meinen Wirth, er ſagte, ſie hocken, wenn ihnen die Noth ankömmt, ſchamlos wie Hündlein auf der Straße. Ich lag in ſolchem Steinloch, die Wände und der Fußboden waren glatt und ſchimmerten in vielerlei bunten Farben, als Decke hatten die treuen Schwaben ein Strohdach gerichtet; ich verſichere euch, mir war es enge zwiſchen dem Stein während der Nacht, und ich war froh, als am Morgen die Schwalben im Stroh ſangen. Es hatte zur Nacht geregnet und in einer Waſſerlache am Boden ſah ich im Morgenlicht zwei Enten. Nicht leibhaftig, ſondern auf dem Stein des Bodens wie gemalt. Ich trat herzu, ſchlug mit meiner Axt in den Steinboden und fand ein lächerliches Werk aus vielen kleinen Steinen zuſammengeſetzt, jeder Stein war in den Boden gekittet und oben ſo glatt geſchliffen wie eine Steinaxt; aus ſolchem bunten Geſtein waren die zwei Vögel gemacht, die wir als Enten kennen. Und es war eine Arbeit, über der mehre Männer viele Tage geſchafft haben, nur um den harten Stein zu ſchleifen. Das erſchien mir ganz unſinnig. Und mein Schwabe meinte das auch.“

„Vielleicht iſt ihnen die Ente ein heiliger Vogel, welcher ſich dort nicht häufig findet; denn manche Vögel ſind überall auf der Menſchenerde und andere nicht,“ ſagte Valda, ein verſtändiger Mann aus dem Gefolge der Königin.

„So meinte ich auch, aber mein Wirth wußte, daß ſie dergleichen zu ihrem Vergnügen anfertigen, um darauf zu treten.“

Die Männer lachten. „Formen unſere Kinder nicht auch kleine Bären aus Lehm und Backöfen aus Sand und ſpielen Tage lang mit Nichtigem? Die Römer ſind geworden wie Kinder,“ rief Balda.

„Du ſprichſt das Richtige. Kleine Steine haben ſie zu Vögeln geſchliffen, während in ihren Wäldern die Krieger der Schwaben ihre Blockhäuſer zimmerten. Auch wenn ſie eſſen wollen, liegen ſie wie Frauen, die ihre Sechswochen halten.“

„Was du hier wegen der Enten vorbringſt,“ rief Wolfgang der Königsknabe unwillig, „iſt ganz unrichtig und thöricht. Denn den Römern iſt eigen, daß ſie Alles nachmachen können in Farben und mit Stein, nicht nur Vögel, auch Löwen und kämpfende Krieger. Jeden Gott und jeden Helden verſtehen ſie zu bilden, daß er daſteht wie lebendig. Das thun ſie ſich ſelbſt zur Ehre und ihm zum Gedächtniß.“

„Ueber den Steinen reiben ſie und aus unſerem Blut ſind die Helden, welche ihre Schlachten ſchlagen. Iſt es ihre Weiſe, Knechtesarbeit zu lieben, ſo iſt unſere Weiſe, über Knechte zu herrſchen. Ich preiſe den Helden nicht, der ſich einem Knechte zum Dienſt gelobt,“ verſetzte der Alte.

„Knechte nennſt du, die doch Herren ſind faſt über die ganze Männererde? älter iſt ihr Geſchlecht und ruhmvoller ihre Sage als die unſere,“ rief Wolfgang wieder.

„Haben ſie dir davon geſchwatzt, ſo haben ſie gelogen,“ entgegnete Berthar. „Ob der Ruhm echt iſt und die Sage wahrhaft, das erkennt Jedermann daraus, wenn ſie denen, welche ſich rühmen, den Muth beim Männerkampf erhebt. Darum vergleiche ich den Ruhm der Römer mit einem Waſſerſchwall, der einſt das Land übergoß und dann zu einem Sumpf eintrocknete, den Ruhm unſerer Helden aber mit einem Bergquell, der über die Steine rauſcht und ſeine Fluth in die Thäler treibt.“

„Dennoch vertrauen die Weiſen der Römer darauf," warf Ingo ein, „daß ihre Macht ſtärker geworden iſt, als ſie ehedem war. Denn ſie rühmen ſich, daß zur Zeit ihrer Väter ein neuer Gott in ihr Reich gekommen iſt, welcher ihnen Sieg verleiht."

„Ich vernahm längſt," ſprach der König, „daß ſie ein großes Geheimniß in ihrem Chriſtus haben. Auch iſt ihr Glaube durchaus nicht eitel, denn ſie ſind in Wahrheit jetzt ſiegreicher als vor Zeiten. Vielerlei hört man darüber und Niemand verkündet Genaues."

„Sie haben ganz wenig Götter," erklärte Berthar geheimnißvoll, „oder vielleicht nur einen mit drei Namen, einer heißt Vater, der andere Sohn und einer heißt der dritte."

„Der dritte heißt Teufel," rief Wolfgang, „ich weiß das, ich ſelbſt war zu meiner Zeit unter den Chriſten, und ich verſichere dich, o König, mächtiger iſt ihr Zauber als jeder andere. Ihr geheimes Zeichen lernte ich und einen Segen, ſie nennen ihn Noſterpater, der Heilkraft hat gegen jeden Leibesſchaden." Und er ſchlug ehrfürchtig ein Kreuz über ſeinem Weinkrug.

„Dennoch erachte ich in meinem Sinn," verſetzte Berthar hartnäckig, „auch den Römern kommt der Tag, wo ſie trotz ihrer gemauerten Städte und trotz ihrer neuen Götter und trotz ihrer Kunſt in ſteinernen Enten erkennen, daß anderswo ſtärkere Männer leben, welche ihr Holzdach frei in den Wind ſtellen."

„Auch uns iſt die Kunſt der Römer nützlich," entſchied der König. „Es iſt einem König Ehre, was die Anderen klug erdenken, für ſich zu gebrauchen. Doch freue ich mich deiner Worte, Held Berthar, denn verſtändig iſt der Mann, der höher vom eigenen Volke denkt als von dem fremden."

Und als das Mahl beendet war und der König mit Ingo allein beim Becher ſaß, da begann er redſelig: „Ich ſehe, Held, die Schickſalsfrauen haben dir bei deiner Geburt manches Leid angebunden, aber auch manche gute Gabe, denn ſie haben gefügt, daß die Herzen der Menſchen ſich dir freundlich öffnen. Auch ich, wenn ich deine Rede höre und wenn ich betrachte, wie du unter meinen Mannen dahergehſt, möchte dir wohlgeneigt ſein. Nur Eines beſchwert mir den Muth, daß du dich unter meine Bauern in den Waldhütten gelagert haſt, denn ihr Sinn war von je aufſätzig und ich fürchte, daß du mir dort zum Schaden hauſeſt."

„Mein König ſorgt ohne Grund," verſetzte Ingo ernſt, „ſchwerlich werde ich je wieder am Herde des Herrn Ansvald ruhen."

„So ſchnelles Ende nahmen Eide und Genoſſenſchaft?" frug der König vergnügt. „Soll ich dir glauben, da du mir Seltſames kündeſt, ſo berichte mir, wenn es dir gefällt, was dich von ihm geſchieden hat."

„Ungern erträgt der Wirth fremde Einlieger auf ſeinem Hofe," ſprach Ingo ausweichend. „Vertraulichkeit der Herren zwingt auch die Mannen Frieden zu halten," antwortete der König, „du ſagſt mir nicht Alles und darum vermag ich nicht dir zu trauen."

„Will der König mir huldvoll geloben bei ſeinem Schwert, daß geheim bleibe zwiſchen uns Beiden der Grund meines Zwiſtes mit Herrn Ansvald, ſo will ich dir ihn wahrhaft künden, denn ſchädlich wäre mir dein Argwohn und Heil hoffe ich von deinem guten Willen." Der König hob ſchnell das Schwert, hielt die Schwurfinger darauf und gelobte.

„Wohlan denn, ſo wiſſe, o König, daß mir Irmgard, die Jungfrau, lieb iſt und daß der Vater mir darum zürnt, weil er dem Geſchlecht des Helden Sintram die Vermählung gelobt hat."

Vergnügt lachte der König. „Unrecht hatteſt du, Ingo, wenn du auch ein ſchlachtenkundiger Mann biſt, von dem Häuptling die Tochter zu begehren. Wie darf der Vater dem erbeloſen Fremdling ſeine Erbtochter in die Hand geben? Unſinnig würde ihn das ganze Volk ſchelten, unleidlich wäre es.

daß ein Landfremder auf dem Herrenſtuhl der Waldlauben ſäße. Ja, wenn der Vater ſelbſt dir die Tochter im Ringe der Zeugen angeloben wollte, ich der König dürfte das nimmer leiden und ich müßte meine Knaben reiten laſſen und ein Volksheer aufbieten um euch zu hindern."

Ingo ſah wild auf den König, ſo daß dieſer die Waffe an ſich zog. „Feindliche Worte ſagſt du dem Gebannten. Vieles Leid habe ich erduldet als Gaſt auf den Bänken, aber ſchwer gewöhnt ſich der Muth des Mannes, mißachtende Rede zu ertragen, und ich meine, der edle Sinn des Königs ſollte dem Stolz eines Unglücklichen nicht wehe thun."

„Beſſer bin ich dir jetzt geſinnt als je zuvor," verſetzte der König luſtig. „Doch bleibt dir wohl noch die Hoffnung, den Groll des Vaters zu überwinden."

„Gebunden iſt der Fürſt durch ſeinen Eid, und mächtig iſt das Geſchlecht des Sintram am Walde, auch die Hausfrau des Fürſten iſt aus ſeiner Freundſchaft."

Der König ſchlug auf ſeinen Weinkrug, wie er pflegte, wenn ihm etwas nach Wunſche war. „Am liebſten wäre mir, die Jungfrau einem meiner Mannen zu vermählen; gar nicht willkommen iſt mir, wenn das Geſchlecht des Sintram einſt die Höfe und den Schatz des Fürſten in ſeine Gewalt bekommt, denn ich kenne ihren tückiſchen Sinn. Aber am allerwiderwärtigſten wäre mir, wenn du mit gutem Willen des Vaters ſein Eidam würdeſt. Denn wie der Geruch des Honigs die Bären zum Waldbaum lockt, ſo würde das Lob der Sänger alle ſtreitluſtigen Fäuſte in deinen Höfen ſammeln, Vandalen und andere ſchweifende Männer, und du würdeſt als ein Landherr der Thüringe mir ſchnell feindlich werden, auch wenn du nicht wollteſt. Das bedenke," ſchloß der König überredend und füllte mit eigner Hand ſeinem Gaſte den Becher. „Trinke, Held Ingo, und begnüge dich. Wenn die Wölfe auf der Walſtatt ſchmauſen, dann rühmen ſie die Gaſtfreundſchaft deines Schwertes, welches ihnen reiches Mahl bereitete, aber denke nicht mehr darauf, meine Thüringe in den Waldlauben durch Gaſtgelage zu bethören.“

„So höre auch du, König, den Rath des Fremdlings,“ rief Ingo zornig, „denke auch du nicht daran, die Jungfrau einem andern Mann zu vermählen, denn ſolange ich lebend die Arme rege, ſoll kein Anderer ſie heimführen. Schon einmal hat den Theodulf mein Schwert auf die Aue geſtreckt, ein Zufall war's, daß er dem Tode entrann, ihm hemme ich den Brautlauf und ebenſo jedem Anderen aus deinem Volke.“

Jetzt lachte der König ſo laut, daß er ſchütterte. „Je länger du ſprichſt, deſto lieber höre ich dich, wenn du auch trotzig gegen mich redeſt. Du denkſt nach eines fahrenden Helden Weiſe und ich vertraue, du wirſt dich auch bei der That ſo erweiſen. Bezwinge den Vater, lege den Theodulf, den ſtelzbeinigen Narren, auf die blutige Haide und hebe dir das Weib in dein Brautlager. Von ganzem Herzen will ich helfen, daß dir dies alles gelinge.“

Ingo prüfte mißtrauiſch die Geberde des Königs, der ſo fröhlich vor ihm ſaß, ob ihm vielleicht der Wein die Gedanken verſtöre, und er ſprach: „Der Sinn deiner Worte, Herr, iſt mir verborgen, du rühmſt und ſchiltſt mich um dieſelbe Sache. Wie magſt du gern hören, was dir unleidlich dünkt, und wie kannſt du mir helfen bei einer Werbung, die du ſelbſt hindern willſt, auch wenn der Brautvater nicht hinderte?“ König Biſino aber entgegnete mit Würde: „Setze dich wieder zu deinem Trinkhorn. Manches, was dem Mann zur Ehre gereicht, iſt dir eigen; aber das Schwerſte von Allem vermochteſt du nicht zu gewinnen, du haſt nicht die Königskunſt. Deine Gedanken eilen gerade vorwärts, wie der Hund auf der Spur eines Hirſches; ein König aber kann nicht einfältig ſein in Gunſt und Rache, Vieles muß er bedenken, Niemandem kann er völlig vertrauen und jeden Mann muß er zu gebrauchen wiſſen in eigenem Nutzen. So gönne auch ich Irmgard, die Jungfrau, lieber dir als manchem Anderen; die Jungfrau, verſtehe mich, nicht aber ihr Erbe, und nicht nach dem Tode des Vaters den Herrenſitz in den Waldlauben.“

Ingo ſetzte ſich neben ihn und neigte gehorſam das Haupt weiter zu hören. „Seit ich König bin,“ fuhr der Andere fort, „iſt meine Herrſchaft unſicher durch den Trotz der Waldleute und die Macht ihres Fürſten, des Herrn Answald. Und lange habe ich eine Gelegenheit geſucht, über ſie Herr zu werden. Darum warſt auch du mir unerträglich in den Waldlauben, weil du ein Führer ſein konnteſt über ihre Haufen. Und wenn deine Vandalenbrut um den Herrenſitz dort lagern wollte, ſo müßte ich dich austilgen als meinen Feind, wenn ich dir auch wohlgeneigt bin. Das bedenke, Held! Jedoch gewinnſt du die Tochter als Feind des Vaters durch Gewaltthat, wie die Helden verüben, wenn die Sehnſucht ſie treibt, ſo ſchwindet das Erbkind aus dem Hofe, und ich brauche nicht zu ſorgen, daß die Herrſchaft dort auf ein anderes Herrengeſchlecht übergehe. Begreifſt du jetzt, was ich meine, ſtierköpfiger Ingo?“

„Die Jungfrau begehre ich und nicht den Herrenſitz in deinem Lande. Aber hart iſt es mir, daß mein Weib ihr Geburtsrecht verlieren ſoll, weil ſie ſich mir vermählt.“

„Dafür laß mich ſorgen,“ verſetzte der König kalt. „Willſt du das Weib mit dir führen in die Fremde, ſo bin ich als guter Geſell auf deiner Seite, nur mußt du mich nicht zwingen, daß ich als König gegen dich das Landrecht verfechte. Sieh zu, Held Ingo, wie du dir das Weib gewinnſt durch freche That und ich will dich rühmen.“

„Gönnſt du mir das Weib, o König, ſo gönne mir auch Burg oder Hof, in dem ich ſie vor den Verfolgern berge,“ rief Ingo und faßte bittend an die Hand des Königs. König Biſino faltete das Geſicht, zuletzt war ehrliches Wohlwollen in ſeinen Mienen, als er bedächtig antwortete: „Wieder zwingt mich die Königskunſt, dir deine Bitte zu weigern. Wie vermag ich in meinem Volke als dein Hehler zu beſtehen gegen das Landgeſchrei? Kann ich dir insgeheim helfen, ſo thue ich's gern aus guter Meinung gegen dich und weil es mir nützt. Wie ich dir aber helfen kann mit Rath und ſtiller That, das erwäge. Nur mein Schatzhaus vermag ich dir nicht zu öffnen, denn Armringe und Römermünzen muß ich für mich ſelbſt bewahren, damit in der Nothzeit Krieger für mich fechten."

„Der große Wirth des Volkes erweiſt ſeine Huld, indem er von ſeinen Schätzen ſpendet oder den Königſchild über dem Bedrängten hält. Wie will der König mir helfen, wenn er beides verſagt?" frug Ingo enttäuſcht.

König Biſino machte die Augen klein und zwinkerte ſchlau. „Der König ſchließt die Augen, wie ich jetzt thue; damit laß dir genügen, Held!" Obwohl unwillig, mußte Ingo lachen über das breite Angeſicht des Herrn, während dieſer aus den Augenritzen nach ihm ſchielte. Auch der König freute ſich über ſein Lachen: „So iſt es recht, und jetzt wirf die Sorge von dir, die dich beſchwert, und thu mir fröhlich Beſcheid, denn lieber trinke ich mit dir als mit Anderen, ſeit ich weiß, daß der junge Bär kein beſſeres Schlupfloch hat als meinen Zwinger. Darum will ich heut auch dir Geheimes vertrauen. Der Römer Tertullus hat mir jüngſt allerlei zugeraunt und hohes Gebot gethan, wenn ich dich dem Cäſar ausliefere. Und da du hierher kamſt, ſann ich dir nicht gerade Günſtiges. Jetzt aber, da ich dich erkenne wie du biſt, will ich dich lieber für mich ſelbſt bewahren."

8.

Die letzte Nacht.

Um die Thürme der Königsburg tobte der uralte Streit der Winterrieſen gegen die guten Götter, welche das Wachsthum auf der Menſchenerde ſchützen. Die harten Gewaltigen hoben ein graues Wolkendach zwiſchen Himmelslicht und Erde, ſie bedrängten auch den Helden Ingo durch finſtere Gedanken und durch Sorge um das Heil derer, die ihm lieb waren. Die Sturmgeiſter trieben die Schneewehen durch die Ritzen der Herberge bis auf die Schlafdecken der Gäſte; ſelbſt der Krieger, welcher einen Bärenpelz trug, merkte den ſcharfen Zahn des Froſtes, drängte ſich bei Tage zum Herdfeuer in den Hallen des Wirthes und ſang bekümmert: „Schneezeit iſt dem fahrenden Helden leid, denn ſein beſter Freund wird das Tannenſcheit.“ Die unholden Feinde des Lebens ſchieden auch den Strom durch ſchwere Eisdecke von der freien Luft, zornig ſchlug und hämmerte der Nix, welcher in der Tiefe ſein Heimweſen führt, von unten gegen die kryſtallene Laſt. Was aber unter der Eisdecke wogte, welche die Gedanken der Königin verbarg, das wußte Keiner; ſie allein ſaß ſtill unter den ſtreitenden Männern, ſtets gleich war ihre kalte Freundlichkeit gegen die Fremden; nur dem König dünkte, daß Frau Giſela weniger hochfahrend ſprach als ehedem. Wenn der Nordwind ſeine Todeslieder um die Thürme des Königs heulte, dann murrte Biſino zuweilen gegen ſeine Gäſte, aber immer wieder überwand das Wohlgefallen an dem Fremden den Aerger, und ſo oft ein

Sonnenſtrahl die Schneedecke röthlich färbte, rief er: „Dieſen Winter rühme ich, denn ich höre gute Worte an der Herrenbank und in der Kammer.“ Zu den Jagdreiſen, welche vom Könige den Helden bereitet wurden, kam auch ein Kriegszug gegen einen Gau der Sachſen, dorthin ritten die Vandalen neben den Königsmannen; und als die Helden ſiegreich und mit Beute beladen heimkehrten, pries der König laut das gute Schwert Ingo's und ſeine Knaben ſaßen ſeitdem geduldig mit den Fremden um die Bänke.

Der Schnee ſchmolz im Frühlingslicht, neues Grün ſchoß aus dem Boden, an Birken und Haſeln hingen die braunen Kätzchen; auch in den Seelen der Menſchen regte ſich die Hoffnung des neuen Lebens und der Wunſch nach Ausfahrt aus dem Winterdach. Die erſten Wandervögel flogen aus dem Süden heran, mit ihnen Volkmar der Sänger, er kündete in der Königshalle vergangene Kämpfe der Götter und Helden und ſang leiſe in Ingo's Ohr von der Trauer und Sehnſucht eines Waldvogels. Dann berichtete er, daß in den Lauben Unfriede und harte Rede den Sinn der Weiſen beſchwerten. Theodulf ſaß noch als ſiecher Mann im Hofe des Fürſten, die Freundſchaft des Sintram war dort mächtig und Herr Answald herrſchte unwirſch über die Bankgenoſſen und hatte den Sänger zur Hochzeit der Tochter für die Maienzeit gefordert. Aber auch aus der Königsburg gingen vertrauliche Grüße in die Wälder. Wolf erhielt einen Urlaub in ſeine Heimat. Er ſprach vor ſeiner Reiſe heimlich mit ſeinem Herrn und Berthar, raſtete auf dem Wege in den Höfen des Rothari und Bero und ritt mit Bero auf wenig betretenen Waldwegen ſüdwärts dem Main zu. Als er zurückkehrte, ſah man in der Gaſtherberge frohe Mienen.

Endlich ſprengte auch der Strom die Eisdecke und ergoß ſeine Fluth herrſchluſtig über das junge Grün der Wieſen, im plötzlichen Schwall rauſchten ſeine Waſſer und die Menſchen merkten ſcheu die Gewalt des Unbändigen. Aber der Oſtwind erhob gegen ihn ſtarkes Blaſen, er dämpfte die Fluth und trocknete den Grund am Rande der Waldhügel. Der Falkner hatte dem Königſohn zwei junge Buſſarde zur Jagd auf kleine Vögel abgerichtet und Hermin erbat an einem Morgen vom Vater den Ausritt, um die Kunſt der geflügelten Jäger zu prüfen. Schon war das Roß des Königs für die Beize geſattelt, da ſprengte ein Bote in den Hof und trug Nachrichten zu, welche dem König die Braue finſter zuſammenzogen. Er ließ ſein Roß zurückführen und ſandte den Sohn mit der Königin und dem Helden Ingo auf die Hügel. Warm ſchien die Sonne, zum erſten Mal ritt Ingo neben der Königin ohne ihr Gefolge in das offene Land. Der Falkner löſte dem Buſſard die Haube, der junge König jagte mit dem Helden Balda und ſeinen Begleitern jauchzend unter dem Vogel dahin. Gemächlicher folgte die Königin. Sie tummelte mit gerötheten Wangen ihr feuriges Roß und lachte ihrem Begleiter zu, der ſich über das ſchöne Weib an ſeiner Seite freute und vorſorglich auf die Sprünge ihres Roſſes achtete. Als er einmal helfend in den Zügel griff, hielt die Königin an und ſprach: „Ich denke des Tages, wo du einem Kinde denſelben Dienſt thateſt, als wir weit von hier nebeneinander über die bunten Blumen dahinritten; damals ſaß ich ängſtlicher, aber ich wollte dich's nicht merken laſſen."

„Runder war an jenem Tage das Antlitz meiner königlichen Baſe," rief Ingo luſtig, „und kürzer die Locke, welche um das Haupt flog. Aber als du mir hier in der Halle entgegentratſt und den König ſo günſtig an alte Zeit mahnteſt, da erkannte ich aus der ſtolzen Miene das Geſicht des kleinen Mädchens, und ich merkte wohl, daß ich dir den Dank ſchulden werde, wenn man in der Königsburg mir Gnade erwies."

Die Königin lachte und trieb ihr Roß wieder in wilden Sprüngen umher, bis die Reiter vor ihr hinter einer Erdwelle verſchwanden, dann hielt ſie von neuem an und ſprach herzlich: „Danke mir immerhin, Ingo, denn gern höre ich, daß ich dir werth bin. Beide ſind wir aus unſerer Heimat in die Fremde geſcheucht, ſeit der Haß meines Geſchlechtes uns trennte. Auch ich vergaß deiner nicht, oft habe ich nach dir gefragt, wenn ein Wanderer aus dem Süden in die Burg kam. Wie ein Bruder im Unglück wurdeſt du mir, und mit Stolz vernahm ich, daß du dich edel hielteſt unter ſchwerem Geſchick. Als du endlich zu uns drangſt, wurde ich froher als wohl ſonſt.“ Sie ſah ihn ſo freundlich an, daß er unter dem Zauber ihres Blickes hingeriſſen nach ihrer Hand griff, ſie ſtreckte ihm den weißen Arm entgegen und ritt ſo das Antlitz ihm zukehrend eine Weile neben ihm hin. Dann warf ſie übermüthig ſeine Hand zurück, jagte auf's neue in wilden Roßſprüngen über das Feld und wandte ſich rückwärts, ob er ihr nachkam. Und wieder ſprach ſie lachend: „Ein Anderer denkt dich zu halten wie einen Jagdfalken unter der Kappe, aber ich meine wohl, der Aar ſchwingt ſich einmal frei auf und zieht ſeine eigenen Pfade im Sonnenlicht. Denn du, Vetter, biſt nicht geſchaffen, Diener eines Andern zu ſein, und wer dich feſthalten will, der ſehe zu, daß ihn die Fänge nicht verwunden.“

Als die Königin vertrauliche Rede begonnen hatte, gedachte der Held ihr etwas aus den Waldlauben zu ſagen, was ihm ſonſt immer auf der Seele lag, aber bei den Worten und den Augen der Königin gelang es ihm nicht, bis ſie ſelbſt mit verändertem Tone ſprach: „Und doch hing einſt der Edelfalk mit gebundenen Flügeln im Hofe des Bauern. Ich preiſe die Thorheit des Vaters, weil ſie das ruhmloſe Band zerriſſen hat, denn dir ziemt das Höchſte zu begehren. Nur kühne Gewaltthat vermag dich heraufzuheben über die Häupter der Andern, daran denke, Ingo. Komm zu meinem Sohn, mich freut's, daß das Kind dir vertraut, keinen beſſeren Lehrmeiſter wünſche ich ihm für alles Heldenwerk als dich.“ Wieder jagte ſie vor ihm hin, der Königsmantel und ihre Locken flogen im Winde, ſie warf den kleinen Wurfſpeer, den ſie in der Hand hielt, vor ſich in die Luft und fing ihn im Laufe; Ingo aber blieb jetzt hinter ihr zurück, bis beide ſich dem Jagdzug anſchloſſen und dem kämpfenden Buſſard zuriefen, der mit einem Waſſerhuhn in den Fängen herabſank.

Als der Jagdzug in die Königsburg zurückkehrte, fand er dort ungewöhnliche Bewegung. Reiter kamen und gingen, die Diener trugen Teppiche und Polſter in das ſteinerne Haus, welches für vornehme Gäſte beſtimmt war, von der Königshalle her tönte Geklirr der Waffen und Hufſchlag zahlreicher Roſſe. Ingo ſprang mit dem jungen Königſohn am Schlafhaus der Vandalen vom Pferde und Berthar eilte ihm entgegen: „Während du draußen den Habichten nachſchauteſt, ſtieß ein anderer Raubvogel in den Königshof. Der Cäſar hat neue Botſchaft geſandt und wer, meinſt du, kam als Bote? Der wildeſte Geſell aus dem Römerheer, der Franke Harietto, den ſie den Heervertilger nennen, er, der einſt den raubenden Sachſen in der Waldesnacht die Köpfe abſchnitt und wie Kohlhäupter nach der Stadt trug. Schon bevor er kam, ſchritt der König finſter durch die Höfe, verlegen war ſeine Antwort auf meinen Gruß, und die Königsknaben ſahen über die Achſel auf uns und mieden unſere Geſellſchaft. Eben war ein Kämmerer des Königs in der Herberge, und verkündete ſtotternd, daß er dein Mahl hierher tragen werde, damit du nicht den Römern an der Bank des Königs begegneſt.“

„Iſt's nicht beim Mahle, ſo ſei es im Hofe,“ verſetzte Ingo, „wir bergen unſer Antlitz vor dem Ungethüm nicht; meint ſeine Botſchaft mich, ſo iſt gut, wenn wir ſie früh erfahren. Komm, Vetter,“ rief er den Königſohn, „ſehen wir zu, wie die Fremden reiten und der König die Boten der Römer begrüßt.“ Das Kind ging neben ihm über den Hof in den großen Burgraum vor der Königshalle. Dort ſtanden die Fremden vor den Roſſen, während der König dem Geſandten die Anſehnlichſten aus ſeinem Gefolge bei Namen nannte und dieſer von Mann zu Mann ſchritt, mit kriegeriſchem Gruße hier und da einzelne Worte ſpendend. Ueber die hohen Knaben des Königs ragte der römiſche Franke faſt um eines Hauptes Höhe. Wie ein Rieſe ſtand er da, gewaltig an Schultern und Gliedern, die Arme beſteckt mit Ringen, auf dem Schuppenpanzer goldene Kaiſerbilder. Unter dem Helme ſtarrten die buſchigen Brauen, düſter war ſein Blick, kaum bemerkbar ſein höfliches Lächeln.

Als Biſino mit ſeinem Gaſt eine Wendung machte, trat er plötzlich Ingo gegenüber, der den König ſchweigend grüßte und ihm den Knaben zuführte. Der König ergriff ſchnell die Hand ſeines Sohnes und zog ihn an ſich. Aber der Blick des Fremden haftete feſt auf Ingo und unwillkürlich zuckte die Hand nach dem Schwert, als denke er darauf, den Feind ſeines Herrn ſchnell zu erlegen. Doch Ingo trat grüßend auf ihn zu und begann: „Da wir uns zum letzten Mal ſahen, Held Harietto, war es an einem heißen Tage; ehrlicher war dein Blick, während du dein Schwert gegen mich ſchwangſt auf blutiger Walſtatt, als hier, wo der Wille eines fremden Herrn dir die Hand vom Gruße zurückhält."

„Gern würde ich dir ſagen, Held Ingo, daß ich mich freue dir zu begegnen, doch ich ſtehe hier als Bote des großen Römers und nicht freundlich iſt ſeine Meinung gegen dich."

„Ich aber rühme die Botſchaft nicht," antwortete Ingo, „die dem tapferen Manne verwehrt, im Königsfrieden einen Kampfgeſellen zu begrüßen, mit dem er einſt ehrliche Schläge getauſcht hat."

„Dich und mich warfen zürnende Götter aus der Heimat in feindliche Schlachtreihen, beide folgen wir dem Eid, der uns bindet," ſprach der Franke.

„Du folgteſt den Feldzeichen der Fremden, ich dem Ruf unſerer Landgenoſſen."

„Im Lager des Römers ſingt der Sänger dieſelben Lieder wie hier im Lande," entgegnete Harietto.

„Mich lehrten die Lieder, die ich als Knabe hörte, die Herrſchaft der Fremden meiden," verſetzte Ingo.

„Kommt Alle zu des Cäſars Banner, dann ſind wir die Römer."

„Alle rufſt du, Harietto, die hier ſtehen, nur Einen, meine ich, ladeſt du nicht. Und darum zürne nicht, wenn ich für unziemlich halte, den Hals vor dem Hochgericht des Cäſars zu beugen.“

Beide neigten ſtolz das Haupt und traten auseinander. Die Königsmannen aber hatten ſich dazu gedrängt, nach Rede und Gegenrede murmelten ſie beiſtimmend, ſtärker, wenn Harietto ſprach, doch auch Ingo's Worten fehlte der Beifall nicht und er ſah, daß bei ſeinen letzten Worten der König ſelbſt mit dem Kopf nickte.

Der Geſandte ſchritt mit dem König in den Saal, wo ſeine Begleiter die Geſchenke des Cäſars aufſtellten. Der König ſchaute erfreut auf Goldſchalen und Becher, auf die wundervolle Arbeit mit eingeſetzten Edelſteinen, und verſicherte den Geſandten, er ſei ein Freund des Cäſar und zu vielem guten Dienſt erbötig. Da begehrte Harietto geheimes Geſpräch, und als der König alle Hörer weggeſcheucht hatte, forderte der Franke die Auslieferung Ingo's.

Biſino erſchrak, er ſaß lange überlegend und antwortete endlich, die Forderung ſei allzuhart für ihn und er brauche Zeit um eine Antwort zu finden, der Geſandte möge ſich's unterdeß als Gaſt an ſeinem Hofe gefallen laſſen. Aber Harietto drang auf ſchnellen Entſchluß, bot höhere Geſchenke und drohte. Da empörte ſich der Stolz des Königs und zornig rief er, was er freundlichem Geſuch verweigere, werde er dem Drohenden vollends nicht bewilligen. So entließ er den Fremden und dieſer lagerte mit ſeinem Gefolge unter den Knaben des Königs, trank mit ihnen und theilte Geſchenke aus.

König Biſino aber blieb verſtört; zuletzt ging er in ſein Schatzhaus, ſetzte ſich auf den Schemel, beſichtigte mit ſchwerem Herzen noch einmal die neuen Geſchenke und überzählte darauf ſeine Schnüre, an denen goldene Armringe aufgereiht waren, ſeine großen Schüſſeln und Kannen, die goldenen Becher und Trinkhörner. Mit Mühe hob er eine Silberſchüſſel, ſpiegelte ſich darin und ſprach kummervoll zu ſich ſelbſt: „Grämlich iſt das Bild, das ich ſehe. Der Fremde hat mir reiche Geſchenke gebracht, obgleich die größte Schale nur vergoldetes Silber und keine rühmliche Gabe an einen Volkskönig iſt. Dennoch würde ich ungern die anderen Gaben miſſen, von denen er ſpricht, und der Römer gibt ſie mir nicht, wenn ich Jenen nicht lebendig oder vielleicht auch tot ausliefere. Aber wenn ich das Unrecht auf mein Leben nehme und ihn ſeinen Feinden einhändige, ſo werde ich ſcheuſälig vor allem Volk als ein Miethling der Fremden und weil ich den Gaſtfreund einem ehrloſen Tode preisgebe. Auch thut mir der Geſell ſelbſt leid, denn gutherzig iſt er und ehrbar und ein treuer Genoſſe beim Kruge und auf dem Roſſe. Dagegen wenn ich ihn trotz den Römern bewahren will, ſo droht mir markverzehrende Arbeit, der Krieg räumt vielleicht meinen Schatz, er mindert die Kraft des Volkes und rüttelt an meinem Königſtuhl.“ Sein Blick fiel auf ein Schwert, welches über dem glänzenden Metall an der Wand hing. „Dies iſt die Königswaffe meines Geſchlechtes, gerühmt im Liede und gefürchtet im Volke, manche ſchwere That hat ſie ausgeführt, ein Gott hat, wie die Sage kündet, einſt den Stahl dazu gehämmert, mich wundert, daß ich heut die Augen nicht von ihr abwenden kann.“ Und ſeufzend fuhr er fort: „Ich habe mit ihm getrunken, gejagt und an ſeiner Seite gefochten und ich wünſche ihm, daß ſein Ende rühmlich ſei wie das ſeiner Väter, die es auch eilig hatten, die Todeswunde auf der Bruſt zu erhalten. Vermag ich ihn nicht zu retten, ſo will ich ihm doch wenigſtens Königsehre erweiſen.“

Der König erhob ſich und ergriff die Waffe. Da fühlte er ſich leiſe am Arme gefaßt, er fuhr zuſammen und zückte das Schwert; vor ihm ſtand Frau Giſela und ſah ihn ſpottend an: „Will der König mit ſeinem Tafelgeräth zu Felde ziehen, daß er darüber Heerſchau hält?“

„Worin liegt Königsmacht, wenn nicht im Schatze?“ frug der König unwillig zurück. „Wie kann ich der Begehrlichen

Sinn feſthalten und ihren Treuſchwur gewinnen, wenn ich ihnen nicht von dem fremden Metall ſpende? In meinem Lande haben es Wenige, und Alle fordern es, woher ſoll ich's holen, wenn ich's nicht von den Fremden erkaufe?"

„Der König will den Mann an die Römer verhandeln?" frug die Königin und ihre Augen flammten wie Feuer.

„Würde ich mich bedenken, wenn ich's thun wollte?" murrte der König. „Aber dieſer Fremde ſitzt wie ein Uhu auf meinen Bäumen, alles Geflügel der Luft ſchießt heran und ſchreit gegen ihn, nicht lange, ſo ſenden auch die Könige von der Oder und fordern ſeinen Leib."

„Du täuſcheſt mich nicht," brach die Königin in heißem Zorne los, „ſiehe zu, o König, ob du leben kannſt nach ſolcher Schmach, ich will es nicht. Dem meineidigen Mann, der um römiſches Gold ſeinen Schwurgenoſſen verkauft, weigere ich die Genoſſenſchaft an Tiſch und Lager."

Der König ſah mit querem Blick auf ſie: „Heftig ſtürmen deine Gedanken, Frau Giſela, ich meine, ſie verfehlen das Ziel."

„Wer darf mehr für des Königs Ehre eifern als die Königin?" antwortete das Weib nach Faſſung ringend. „Getrauſt du dich nicht ihn vor dem Römer zu bewahren, ſo entlaß ihn von deinem Hofe. Beſſer iſt es, ſich ſchwach zu erweiſen als treulos."

„Damit er nach der Kränkung lebe als mein Feind," ſprach der König.

„So binde ihn durch hohen Schwur; er iſt, wie ich meine, von denen, die ihr Gelübde halten."

„Will die Königin ihn dazu überreden, daß er der Kränkung niemals gedenke?" frug der Burgherr lauernd.

„Ich will," verſetzte Frau Giſela tonlos, „wenn es dem Könige nützt." Beide ſtanden einander mit finſtern Gedanken gegenüber, endlich begann der König: „In der Noth dient ſchnelle That, verſuche dein Heil, Giſela, ſende ihm heute Abend Botſchaft, daß er in deinen Thurm ſteige zu geheimer

Unterredung, vielleicht hilfſt du ihm dort zu einer guten Ausfahrt."

Die Königin ſah vor ſich nieder, erblichen war ihr Antlitz als ſie antwortete: „Ich will ihn zur Ausfahrt mahnen, da du es gebieteſt." Sie wandte dem König ſchnell den Rücken, er ſah ihr finſter nach.

Am Abend harrte die Königin in ihrem Thurmgemach, die Nachtvögel ſaßen auf der Mauer und klagten über das Unheil, welches drinnen Einem bereitet werden ſollte, in den ſcharfen Stößen der Luft, die durch das offene Fenſter drang, flackerte die Wachsfackel und trieb den Schatten des ſchönen Weibes an den Wänden hin und her. Frau Giſela ſtand inmitten des Raumes, im Feſtgewande, die rothe Königsbinde über die Stirn, das bleiche Haupt vorgebeugt, die Hände feſt geſchloſſen wie zu gewaltſamer That. „Scheideſt du von hier, Ingo, mir iſt es Qual, ärger als Tod, und weileſt du, dann iſt von Dreien, welche leben, Einer zu viel." Sie fuhr zuſammen und horchte wieder, aus der Tiefe erklang Gemurr von Stimmen und leiſes Waffengeklirr. Da riß ſie die Fackel von dem hohen Leuchter und hielt ſie zum Fenſter hinaus, daß der Rauch und die lodernde Flamme an die Thurmzinne wehte und die Eulen erſchreckt aufflogen. Aus der Ferne antwortete nach wenigen Augenblicken ein einzelner Jagdruf, die Königin hob die Leuchte zurück und ſchob den Teppich vor die Fenſteröffnung.

Auf der Steintreppe klang ein Männertritt. „Er iſt es," ſprach ſie leiſe. Aber als ſich die Thür öffnete, fuhr ſie zurück, denn König Biſino trat ein, düſter war ſein Antlitz, der vierſchrötige Leib gedeckt mit einem Panzerhemd, das Haupt mit dem Stahlhut; am Griff ſeines Schwertes ſchimmerte im Lichte ein blutrother Stein. „Die Königin iſt geſchmückt wie zu einem Hochfeſt," ſagte er zornig.

„Du haſt es gewollt."

„Ich will auch unſichtbar ein Zeuge ſein deiner Unterredung mit ihm, und damit du Alles ſprichſt wie ich geboten, ſo höre die Warnung: am Fuße des Thurmes harren zwei meiner Knaben mit harten Händen, ſteigt er hinab ohne mich, er überſchreitet nicht lebend die Schwelle."

„Gut ſorgte der König," antwortete Frau Giſela ſtarr. Da fiel ihr Blick auf das Schwert des Königs und ſie ſchrie: „Blutig glänzt der Stein an dem Meſſer des Königs, die Todeswaffe deiner Ahnen iſt's," und ihr Entſetzen mühſam bändigend fuhr ſie fort: „Vom Gemach der Königin bleibt ſonſt das Schwert der Männer ausgeſchloſſen. Warum kränkt der König mein Recht?"

„Es iſt nur Vorſicht, Giſela," verſetzte der König grimmig. Er ſchritt nach dem Hintergrund des Zimmers, öffnete eine kleine Seitenthür und verſchwand dahinter.

Wieder ſtand die Königin allein und in wilder Empörung flogen ihre Gedanken. „Gewaltthat ſinnt der lauſchende König, und ich ſoll helfen bei nichtswürdiger That."

Da klang draußen der Tritt des Andern und Ingo trat ein, ungerüſtet und ſchwertlos. „Ich danke dir, Baſe Giſela," begann er herzlich, „daß du mir heut deinen Thurm öffneſt." Er ſah in den geſchmückten Raum, auf geſtickte Teppiche an der Wand und koſtbares Geräth aus fremdem Lande. „Seit ich die Mutter verlor, habe ich niemals wieder das Prunkgemach einer Königin betreten. Was ſtehſt du ſo feierlich, Baſe?" fuhr er traurig fort, „verzeihe mir, wenn ich mich nicht, wie ich ſollte, der Ehre freue, daß du den armen Ingo im Königſchmucke empfängſt." Er ergriff ihre Hand, trotz der Angſt flog ein roſiger Schein über ihr bleiches Antlitz, als ſie die Hand zurückzog. „Leichter iſt der Aufgang zum Gemach der Königin als der Sprung aus der Thurmthür," ſprach ſie leiſe.

„Ich ſah lauernde Knaben des Königs," antwortete Ingo, „und mich verwundert das nicht, denn ich weiß, Harietto hat den Sinn des Königs, der mir ſonſt gütig war, gegen mich empört, darum flehe ich, ſorge du, ſoweit du vermagſt, daß mir nicht Schmach widerfahre. Müde bin ich, Königin, meines Erdenlooſes, verleidet bin ich jedem Gaſtfreund, elend überall, gleich einem tollen Wolf gehetzt von Hof zu Hof, verächtlich wird mir ſolches Leben, denn eines beſſern Schickſals fühle ich mich werth, und ſelbſt denke ich zu ſorgen, daß ich nicht als Lebender durch Römerfeſſeln gebunden werde. Wenn du aber mein Geſchick nicht zu wenden vermagſt, dann, flehe ich, rette meine Blutgenoſſen, den irrenden Schwarm, vor ruhmloſem Tode. Gern werden ſie kämpfen gegen wen es auch ſei, aber ſie fürchten ein Verderben, das ſich ihnen unſichtbar nahen mag, denn feſt eingehegt ſtehen wir zwiſchen Steinmauern.“

Lautlos ſtarrte die Königin nach der verborgenen Thür, plötzlich ſtieß ſie einen heiſeren Schrei aus, denn der König trat hervor und rief: „Eingehegt biſt du ſelbſt zur letzten Wunde.“ Mit gehobenem Schwert fuhr der König gegen Ingo, aber wie eine Löwin ſprang Frau Giſela dem Herrn entgegen und wand ihm den Arm, daß das Schwert klirrend zu Boden fiel. Ingo ergriff die Waffe und rief ſie ſchwingend: „Ich halte deinen Tod in der Hand, König Biſino, wenig wird dir deine Rüſtung frommen, wenn ich die That üben wollte, die du mir zugedacht. Danke dem Gotte, dem du vertrauſt, daß der Gaſtſchwur mir heiliger iſt als dir.“ Und er warf die Waffe dem König vor die Füße. Ein leiſer Ton wie das Stöhnen eines Weibes zitterte durch den Raum.

Der König ſah wild um ſich: „Du ſprichſt als ein Mann; wohlan, hebe dein Schwert von der Treppe, wir fechten.“

„Ich habe dir Friede geſchworen,“ antwortete Ingo unbeweglich.

„Und ich dir,“ rief der König, „gebrochen iſt der Eid, du biſt frei, hebe die Waffe.“

„Gegen dich kämpfe ich nicht um mein Leben,“ verſetzte Ingo, „ehrwürdig iſt mir dein Königshaupt, wenn du mir auch zuweilen Uebles gedacht haſt. Und nimmer will ich helfen, daß der Ruf deines Gemahls entehrt werde durch dein oder mein Blut, das vor ihrem Lager vergoſſen wird. Muß ich vertilgt werden, dann klage ich nicht, wenn du ſelbſt es thuſt, dann ſtoß zu, König, und ſei bedankt für das Gaſtgeſchenk.“

Der König beugte ſich das Schwert zu erheben, da klang von unten Geſchrei und Kriegsruf, Ingo ſchnellte empor. „Fluch mir, vergeſſen habe ich in der eigenen Noth die Nothgenoſſen. Den Sang meiner Schwäne höre ich, ich komme. Du wahre dich, König, ich finde was dich zwingt.“ Mit Sturmeseile brach er aus der Thür, der König raunte heiſer: „Erbarmen kennen die nicht, die unten ſeiner harren,“ und er eilte ihm mit geſchwungenem Schwerte nach.

Aber Ingo ſprang nur wenige Stufen hinab, wo ſein Schwert lehnte und unter dem Gemach der Königin der junge Sohn neben dem Helden Balda ſchlief. Er raffte den Knaben vom Lager, drückte ihn an ſich und flüſterte ihm zu: „Hilf mir, Hermin, mir droht das Verderben. Ich thue dir kein Leid, wenn nicht von dem König meinen Genoſſen ein Uebles geſchieht.“ Der Knabe hing ſchlaftrunken in ſeinem Arm und faßte ihn um den Hals. „Gern helfe ich dir, Vetter,“ ſagte er ahnungslos. Bevor der alte Krieger ſich vom Lager erhob, trug Ingo den Knaben hinauf an die Thür der Königin, wo der König mit dem Schwerte ihm entgegen ſprang. Aber Biſino fuhr entſetzt zurück als er ſein Kind unter dem Meſſer Ingo's erblickte. „Geh voran, König Biſino,“ rief Ingo befehlend, „bereite mir den Weg, ich halte was dich zwingt. Das Leben deines Knaben ſei Bürge für die Häupter der Meinen. Lebe wohl, Frau Giſela, flehe zu den Göttern, daß das Haus des Königs nicht zerbreche in dieſer Nacht.“

Die Männer eilten die Steintreppe hinab, Frau Giſela lauſchte ſtarr nach Getöſe und Fall am Fuß der Treppe. Ob ſie wünſchen ſollte, daß er entrann, der den Sohn ihr gepfändet? Ob er ſelbſt zurückkehren würde in ihr Thurmgemach, oder der König oder keiner von beiden, das ſtürmte ihr durch die Seele;

ſie fühlte Haß gegen ihn, der ihre Hilfe ſich nicht begehrt, und doch auch heiße Angſt um ſein Leben, und Angſt vor der Wiederkehr des Königs. Sie ſprang an das Fenſter und ſah hinaus in die Nacht. Sie hörte fernes Gemurr und helles Geſchrei, dann wurde es ſtill, ſie ſah einen Feuerſchein blinken, aber auch er verloſch, die Nacht blieb ſchwarz und unſicher, wie ihr eigenes Schickſal. — Auf den letzten Stufen vor der Thurmthür hielt Ingo an: „Verjage die Hunde, König, daß ihr Biß nicht deinen Sohn treffe.“ Der König trat ungern vor, aber er verſcheuchte ſeine Wächter. Ingo ſprang an ihm vorüber wie ein flüchtiger Hirſch zu der Herberge ſeiner Mannen. Nicht vermochte der König ihm zu folgen, ſo ſehr er ſich eilte.

Um die Herberge ſtanden die Haufen der Königsknaben, gerüſtet mit Schild und Speer, manche auch mit Fackeln in der Hand. Auf dem Erdboden vor den Stufen loderte eine rothe Flamme und warf ein unſicheres Licht in den dunkeln Saal und auf die wilden Geſichter der Vandalen. „Was blinzen die Käuze beim Lichtſchein und wenden abwärts den Blick?“ rief Berthar von der Treppe, „mich wundert's, daß die Knaben des Königs vor niederträchtigem Werke ſich ſcheuen, ſie ſind ja, wie ich höre, gewöhnt bei Nacht zu töten. Für ganz ſchamlos gelten ſie im Volke. Hat ſie erſchreckt, daß mein Schwert ihrem Fackelträger den Brand zerſchlug? Tretet näher, ihr böſen Verzagten, damit ihr vor allem Volke verflucht werdet als Friedensbrecher. Heran, auf daß meine Knaben euch die letzte Fahrt rüſten.“

„Grobe Worte ſind die Münze des heimatloſen Bettlers,“ rief Hadubald entgegen, „gut verſtehſt du ſie zu zahlen, wenn du an fremden Bänken lungernd durch die Welt fährſt. Ganz unnütz ſeid ihr auf der Männererde und ſchwerlich ärgert ihr fortan noch fremde Höfe durch euer Geſchrei.“

So bereiteten ſich die Helden durch heftige Rede zum Kampf; da ſprang durch den lärmenden Haufen Ingo, den Königſohn im Arme. Er fuhr auf die Stuſen und ſtand unter ſeinen Getreuen. Ein lauter Heilruf der Vandalen tönte um die Halle; Ingo aber rief befehlend gegen die Knaben des Königs: „Weicht zurück, tapfere Helden der Thüringe, der junge König, den ich halte, gebietet euch Frieden. Wollt ihr, daß ſein Haupt unverſehrt bleibe, ſo vermeidet meine Mannen zu kränken. Heil ſei dem König in der Herberge,“ ſetzte er hinzu da Biſino herankam, und Frieden bedeute ſein Nahen. Betritt, o König, huldvoll das Schlafgemach deiner Gäſte, denn nicht durch Waffen, meine ich, enden wir heut die Verſtörung. Hilf mir den König geleiten, Hermin, mein Vetter!“ Er ließ den Knaben zur Erde und trat, das Meſſer über ihn haltend, dem König entgegen, das Kind ergriff die Hand des Vaters und ſtand zwiſchen beiden Helden. „Entzündet die Fackeln an der Flamme,“ rief Ingo den Seinen zu. „Jedermann weiche aus dem Raume, ihr Vandalenhelden bewacht auf den Stufen die Berathung der Könige!“

Mürriſch winkte Biſino ſeinem Geſinde den Zugang zu räumen, dann gebot er Hadubald mit einer gleichen Zahl von Königsmannen die Stufen zu beſetzen. Auf die erhöhte Bühne der Halle, wo Ingo's Lager ſtand, geleitete dieſer den Herrn, er ſelbſt ſaß ihm gegenüber und ſchlang ſeinen Arm um den jungen König. Biſino ſetzte ſich zögernd und ſah finſter vor ſich hin. „Du meinſt mich durch das Haupt meines Sohnes zu zwingen, daß ich dich und deine Landſtreicher verſchone. Aber wild hat der Zorn ſich erhoben zwiſchen dir und mir, und dauerlos wäre, ſo fürchte ich, die Verſöhnung. Entziehſt du dich heut meinem Zorn, ſo trifft er dich doch morgen oder zu anderer Zeit, denn ſelbſt wenn die Bitte dieſes Knaben dir meinen Zwinger öffnet, ſo weißt du doch, daß meine Macht weit reicht und daß des Königs Wille dich umſtellt wie ein gehetztes Wild.“

„Wohl ehre ich deine Macht, König,“ verſetzte Ingo, „und ich weiß, daß es mir mühſelig wäre über die Brücke zu reiten und über die Haide zu traben, wenn dein Zorn ſeindlich hinter mir fährt. Dennoch meine ich, daß der König edel handelt, wenn er mir die Treue hält, ſoweit die Eide reichen. Den Zweikampf hat mir der König angetragen; ruhmvoll war das Erbieten und eines Helden würdig, und vermag er mich nicht zu dulden auf der Männererde, ſo weiß ich wohl, daß es für mich keine beſſere Ehre gibt im Gedächtniß der Menſchen, als durch die Waffe des Königs zu fallen, oder wenn ich ihn ſelbſt vorauf ſenden ſollte in die Totenhalle, mit meinen Gefährten vertilgt zu werden durch den Grimm der Thüringe. Dennoch iſt es mir unleidlich gegen dich zu kämpfen, mein Herr und Wirth, denn freundlich warſt du gegen mich, Gutthat genoß ich an deinem Hofe, ehrenwerth iſt mir auch dein Gemahl und hier der Knabe, den ich im Arm halte, und Frohes habe ich von deiner Huld für mein Leben gehofft. So kränkt mich's, obgleich ich den Schwertgrimm für rühmlich halte, daß ich um meinen Leib feindlich gegen dich ringen ſoll."

„Verſtändig ſind deine Worte," verſetzte der König, „auch dein Sinn iſt redlich, wie ich vermuthe, und ungern ſinne ich auf dein Verderben, aber mich zwingt die Königsnoth, die Keiner verſteht, außer wer als Wirth über ſeinem Volke waltet. So wiſſe denn, friedloſer Mann, der Cäſar fordert, daß ich dich ausliefere an ſeine Boten."

„Will der große Volkskönig dem Befehl eines neidvollen Römers gehorchen wie ein Beſiegter?"

„Die Katten hat er aufgehetzt, ſie ſind eilig ſich Sklaven und Herden zu holen aus meinem Volke, um deinetwillen ſollen die Thüringe den Schlachtgeſang ſingen."

„Stelle mich in deine Heere, o König," unterbrach ihn Ingo, „nimmer kehre ich zurück, wenn nicht als Sieger."

„Meinſt du, daß du mir als Sieger willkommener wäreſt als jetzt, du mit der Erbtochter?" frug der König finſter. „Ueber die Schlachten der Thüringe waltet der König allein!"

Da legte Ingo die Hände auf das Haupt des Knaben und ſprach traurig: „Gleich dieſem Kinde wuchs ich fröhlich auf unter der Königskrone, ſchuldlos wie dein Sohn war ich, da ich aus der Heimat geſcheucht wurde. Denke daran, König, daß ſich ſchnell die Geſchicke der Männer wandeln, auch du weißt nicht, welches Schickſal deinem Knaben einſt bereitet iſt. Wie auch die Götter uns die Looſe werfen, von uns fordern ſie, daß wir treu ſind unſerm Wort. Sorge auch du, o Herr, damit ſie nicht den Eid, den du dem armen Ingo geſchworen, einſt an dem Haupte deines Sohnes rächen.“

„An den Sohn denke ich, daß ich ihm die Herrſchaft ſichere, wenn ich mich des Eides gegen dich entledige,“ verſetzte der König.

„So löſe den gaſtlichen Eid, ohne daß die Götter dir zürnen,“ fuhr Ingo flehend fort, „entlaß mich mit meinem Geſinde ungekränkt aus deiner Burg und aus deinem Lande. Mehr fordert dein Volk nicht, und begehrt der Römer Aergeres von dir, ſo kränkt er deine Ehre. Hilf mir, Knabe, und bitte bei deinem Vater für mich.“

Hermin kniete nieder und umſchlang das Knie des Königs: „Thu dem Vetter kein Leid, mein Vater!“

Der König ſah lange auf den Knaben, über welchen Ingo die bewehrte Hand hielt. „Du weißt nicht, was du bitteſt, Kind,“ ſagte er endlich. Und mitleidiger zu Ingo aufſehend fuhr er fort: „Willſt du, Ingo, mir mit hohem Eide geloben, niemals dieſe Nacht zu rächen, niemals ſchädlich zu ſein mir und meinem Sohne, und niemals Freundſchaft zu ſuchen im Herrenſitz am Walde, ſo will ich dich entlaſſen aus meiner Burg, aus meinem Land.“

„Den Eid nehme ich auf mein Leben,“ ſprach Ingo leiſe, „wenn auch der König mir geloben will bei dem Haupt dieſes Knaben, der Worte zu gedenken, die er vor Kurzem zu mir ſprach und das Königsauge zu ſchließen gegen mein Thun, wenn nicht das Volksgeſchrei übermächtig zwingt.“

Der König lächelte finſter. „Ich will, wenn du mir Etwas von deinen Gedanken vertrauſt.“ Ingo neigte beiſtimmend das

Haupt. „Wohlan denn, ſetze dich zu mir wie einſt und künde leiſe dein Geheimniß.“ Die Könige ſprachen heimlich und der Knabe ſaß zwiſchen ihnen und umfaßte mit den Händen Beider Knie.

Auf den Stufen lagen getrennt die Vandalen und die Königsknaben hinter ihren Schilden. Ueber ihnen ſaßen auf den Schemeln die beiden Schwerthalter Berthar und Hadubald gegeneinander. Da begann Hadubald: „Frieden bereitet, wie ich merke, das Geſpräch im Saale unſeren Schwurherren. Gefällt dir's, Held, ſo tilgen wir den Groll durch einen Trunk, den einer meiner Genoſſen ſchnell zu ſchaffen weiß, denn kühl weht die Nachtluft.“

„Mordbrenner!“ verſetzte Berthar grimmig.

„Thöricht handelſt du, den Diener zu ſchelten, der gethan hat, was ſeinem Herrn nützt.“

„Nachtſchächer!“ brummte Berthar wieder, „deine Treue brachſt du für des Königs Bier, ſeitdem iſt der Trunk verdorben, den du bieteſt.“

„Wer hochmüthig verſchmäht, beim Zapfen Beſcheid zu thun, der wahre ſich, daß nicht ſein Blut gezapft wird auf grüner Haide.“

„Auf grüner Haide und im finſtern Wald, wie hier in der Herberge biſt du blutiger Schläge ſicher, ſobald dich nicht der Königsfrieden ſchützt; damit begnüge dich, Held!“

Lange währte die Zwieſprache der Herren, endlich rief der König: „Bringe den Becher, Schenk, Minne zu trinken, bevor Held Ingo ſcheidet.“ Willig regten ſich die Mannen auf den Stufen, der Schenk lief und trug einen großen Becher Meth herzu, die Könige thaten über dem Becher und auf dem Haupt des Knaben einander das Gelöbniß. „Und jetzt ſcheiden wir, Ingo,“ ſagte der König, „leid thut mir's, daß du ein fahrender Held und nicht von meinem Geſchlecht biſt, und doch, wärſt du von meinem Stamme, du wärſt mir vielleicht weniger vertraulich.“

„Denke mein im Guten, o Herr,“ dankte Ingo und fröhlich rief er dem Alten zu: „Rüſte den Aufbruch, wir reiten.“

„Bei Sonnenlicht kamen wir,“ verſetzte Berthar, „mein Herr und ſeine Helden entweichen nicht wie Nachtdiebe. Will der Häuptling, daß wir aufbrechen bevor der Hahn ſingt, ſo flehe ich, König Biſino, daß deine Knaben uns mit den Fackeln leuchten, die ſie am Abend ſorglich um dieſes Haus getragen haben, damit wir bei unſerer Abfahrt den hellen Schein nicht miſſen.“

Der König ſah zuerſt zornig auf den Kühnen, aber er ſprach: „Ich lobe dich, du verſtehſt für deinen Herrn mit Schlägen und mit Worten zu ſtreiten. Beſteigt die Roſſe, ihr ſtolzen Gäſte, ihr Mannen aber entzündet die Brände, denn der König ſelbſt gibt das Geleit zum Thor.“

Auf der Brücke ſchied Ingo von dem König und ſeinem Sohn und Alle erſtaunten, als der König nach dem Abſchied noch einmal über die Bretter zu Ingo eilte, ihn mit den Armen umfing und küßte. Lachend ſah Berthar auf die finſtern Mienen der leuchtenden Königsknaben. „Reitet im Schritt,“ gebot er vor dem Thor den Vandalen, „damit ſie nicht wähnen, daß wir ihren Gruß im Rücken fürchten.“ Und nach einer Weile rief er: „Nimm die Spitze, Wolf, und laß die Roſſe ſpringen, friſch bläſt die Nachtluft und wohl gelang uns die Reiſe nach der Königsburg.“

Als ſich das Thor hinter den Gäſten geſchloſſen hatte, befahl der König ſeinen Knaben: „Wer etwa morgen oder ſpäter von dieſer Nacht ſchwatzt, oder wer noch mit dem Römer beim Trunke raunt wie heut mancher gethan, dem zerſchellt die Axt des Königs das Thor ſeiner Worte.“

Darauf nahm er das ſchlafende Kind in die Arme und trug es zu ſeiner eigenen Kammer. Als er beim Thurme vorüberkam, blickte er finſter nach dem Gemach der Königin. Dort drinnen lag ein troſtloſes Weib mit dem Haupt an der Fenſtermauer und hörte auf den Schall der Stimmen und auf den Hufſchlag, welcher in der Ferne verklang. Der König aber dachte: „Wenn ſie nicht ſo erlaucht wäre von Geſchlecht, wäre es beſſer für mich und ſie. Denn gern möchte ich ihr Schläge geben und ſie dann wieder lieb haben. Sie aber wollte das Tuch zerſchneiden zwiſchen ſich und mir, und ſie hat gerungen gegen mein Schwert; ob ſie meint, daß ich ihr das vergeſſe? — Was aber den Römer betrifft, ſo iſt mir's im Herzen lieb, daß ihm nicht ſein Wille geſchieht, denn nichtswürdig war die Forderung und herriſch war der Bote. Jetzt will auch ich ihm Silber ſtatt dem Golde bieten, das er ſich begehrt.“ Und am andern Morgen lud der König den erſtaunten Hariette und ſprach: „Um des großen Cäſars willen habe ich Alles gethan und ausgeführt, was die Königsehre mir geſtattet und nicht mehr. Dem Gebannten habe ich das Gaſtrecht aufgekündigt und ihn ohne Geleit entlaſſen, damit er aus meinem Lande weiche. Und er trabt jetzt wohl ſchon weit von hier über die Haide.“ Als der König wieder in ſein Schatzhaus ging und ſein Angeſicht in der Schüſſel betrachtete, da ſprach er ſeufzend zu ſich ſelbſt: „Eine Sorge wich, aber eine größere kam; nur Eines iſt mir lieb, es iſt ein ehrliches Geſicht, das ich ſchaue.“

9.

Zur Idisburg.

Auch in den jungen Männern der Walddörfer regte ſich die Reiſeluſt, als die Reiſer der Bäume vom Safte ſchwollen und das junge Laub aus den Knospen brach. Es war ein heimliches Summen in den Höfen und friſche Geſellen hielten im Waldverſteck ſtillen Rath; denn nicht die Alten und Weiſen des Gaues hatten den Auszug geboten und nicht die heiligen Opfer des Gaues ſollten ihn weihen, nur Unzufriedene löſten ſich von der lieben Heimat, willkürlich und auf eigene Gefahr, weil ihnen der Sinn nach beſſeren Landlooſen ſtand. Anfangs waren nur Wenige entſchloſſen, ihr Glück in der Fremde zu ſuchen, vor ihnen Baldhard und Bruno aus Friemar, Söhne des Bero; bald aber ergriff die Sehnſucht auch Andere, jüngere Söhne ehrbarer Wirthe, neben ihnen wilde Geſellen und Waldläufer, die ſich lieber rauften als bauten, auch manchen Hausvater, dem ſeine Nachbarn gehäſſig waren. Manchen hatte auch ein Mädchen, welches ihm lieb war, heimlich gemahnt, vor der Reiſe warb er um ſie, und wo der Töchter mehre im Hauſe waren, wagte der Vater ſein Kind an die ferne Hoffnung. Diesmal war es kein Zug in unbekannte Ferne, auf dem der Mond und die Sterne führen, der wehende Wind oder der fliegende Rabe; denn die neuen Siedelſtätten lagen nur wenige Tagereiſen von der Gaugrenze, und die Reiſe ging durch Wälder und Marken von Landgenoſſen, die in früheren Geſchlechtern denſelben Weg gezogen waren. Deshalb ſorgten die Fahrenden wenig um Waffengefahr auf dem Wege und nicht ſehr um Nahrung und Viehfutter. Auch da, wo ſie bauen wollten, durften ſie freundlichen Gruß hoffen, denn ein kluger Wirth hatte im Voraus ſorglich um ihre Reiſe gehandelt und mit dem Volke, dem ſie zuzogen, Vertrag geſchloſſen. Und doch rüſteten die Wanderluſtigen ihre Abfahrt noch heimlicher als ſonſt Brauch war; denn nicht alle Häupter des Gaues freuten ſich der Reiſe, durch welche die Zahl ihrer jungen Krieger gemindert wurde, nicht Fürſt Answald und nicht das Geſchlecht des Sintram, und dieſe ſuchten dem Drange zu wehren, ſoweit ihre Macht reichte. Auch den Eifer des Königs hatten die Fahrenden zu fürchten, denn er mochte ihnen die Beſiedelung ſtören, bevor ſie auf dem neuen Grunde feſtgewurzelt waren. Darum hatten ſich die Wanderluſtigen in nächtlichem Rathe zuſammengeſchworen und die Söhne des Bero zu Führern gewählt, in den letzten Monaten hatten ſie für die Fahrt gerüſtet, Beiſteuer in ihrer Freundſchaft erbeten, Wagen und Ackergeräth gezimmert und um Vieh gehandelt ſoweit ſie vermochten. Und ſie wollten einzeln und mit wenig Geräuſch aufbrechen, um ſich jenſeit der Gaugrenze zu geordnetem Zuge zu ſammeln.

Im erſten Morgenlicht ſtanden die Wagen mit Saatkorn und Hausrath bepackt. Ueber dem feſten Bohlengefüge ſpannte ſich die Decke von Leder, die gejochten Rinder brüllten, Frauen und Kinder trieben das Herdenvieh hinter dem Wagen zuſammen, und große Hunde, die treuen Begleiter der Fahrt, umbellten das Fuhrwerk. Die Geſchlechtsgenoſſen und Nachbarn trugen zum Abſchied herzu, was als Reiſekoſt diente oder ein Andenken an die Heimat ſein konnte. Durchaus nicht fröhlich war der Abſchied, auch dem muthigen Mann bangte heimlich vor der Zukunft. War das neue Land auch nicht endlos weit, faſt Allen war es unbekannt, und unſicher war, ob die Götter der Heimat auch dort Schutz gewährten und ob nicht ſchädliche Würmer und Elbe Vieh und Saat zerſtören wollten oder feindliche Männer die Höfe abbrennen. Auch die Kinder fühlten das Grauen, ſie ſaßen ſtill auf den Säcken und die Kleinen weinten, obgleich die Eltern ihnen Haupt und Hals mit heilkräftigem Kraut umkränzt hatten, das den Göttern lieb iſt. Mit der aufgehenden Sonne erhoben ſich die Fahrenden, der älteſte ihres Geſchlechts oder eine weiſe Mutter ſprach ihnen den Reiſeſegen und Alle flehten murmelnd um gutes Glück und bannten durch Zauberſpruch die ſchädlichen Waldthiere und ſchweifende Räuber. Die anderen Dorfleute aber, welche daheim blieben, blickten ſcheu auf die Wanderer wie auf verlorene Menſchen, unheimlich dünkten ihnen die Frevler, welche ſich von dem Segen der Heimat löſten. Denn immer zog es die Landgenoſſen mächtig nach der Ferne und doch graute ihnen immer vor einem Leben fern von den Heiligthümern, von Sitte und Recht der Heimat.

Die Wagen bewegten ſich knarrend zu den Bergen, von der Höhe ſahen die Wanderer noch einmal nach dem Dorf ihrer Väter zurück und neigten ſich grüßend gegen die unſichtbaren Gewalten der Flur; mancher unzufriedene Geſell warf auch einen Fluch zurück wider ſeine Feinde, die ihm die Heimaterde verleidet hatten. Dann nahm Alle der Bergwald auf. Mühſam war die Fahrt auf ſteinigen Wegen, in welche das Schneewaſſer tiefe Furchen geriſſen hatte, oft mußten die Männer von den Roſſen ſteigen und mit Haue und Spaten die Bahn fahrbar machen, wild erſcholl Ruf und Peitſchenſchlag der Treiber, die Knaben ſprangen hinter den Wagen und hemmten den Rücklauf durch Steine, und doch zerrten die Zugthiere machtlos, bis ein Geſpann dem andern half oder Männer und Frauen die ſtarken Schultern an die Räder ſtemmten. War die Reiſe wegſamer, dann umritten die Männer ſpähend den Zug mit gehobener Waffe, bereit zum Kampf gegen Raubthiere oder rechtloſe Waldläufer. Als die Wanderer aber nach der erſten Tagfahrt das einſame Waldthal erreichten, welches zur Verſammlung beſtimmt war, da wurde die Mühe des

Tages über der Freude vergeſſen, Landsleute in der Wildniß vor ſich zu ſehen; hell jauchzten die Kommenden von der Höhe und die Lagernden antworteten mit gleichem Ruf, auch ſolche, die ſich ſonſt wenig gekannt, begrüßten einander wie Brüder. Die Männer traten zu Hauf und Baldhard, ein meßkundiger Mann, bezeichnete den Lagerraum mit Stäben. Dort wurden die Zugthiere abgeſchirrt, die Wagen zu einer Burg zuſammengeſtoßen, und im Ringe herum die Nachtfeuer auf zuſammengetragenen Steinen entzündet. Während die Hausthiere weideten, von bewaffneten Jünglingen und von den Hunden gehütet, bereiteten die Frauen die Abendkoſt; die Männer aber ſchlugen aus Stangenholz den nächtlichen Pferch für die Herde, vertheilten die Wachen und holten aus den Wagen was ſie von kräftigem Trunk mitgebracht hatten; dann lagerten ſie und ſprachen bedächtig von dem guten Weideland, das ſie am Idisbach hofften und von dem endloſen Wald im Süden der Berge, wie ſteinig der Baugrund, wie ſteil die Gelände und wie darum dies Bergland ſpärlich bewohnt ſei. Als das Mahl beendet war, wurden die werthvollſten Roſſe und Rinder im Wagenringe geſammelt und die ſchlaftrunkenen Kinder unter dem Lederdach geborgen. Nach ihnen ſtiegen die Frauen in das enge Gemach, nur die Männer ſaßen noch eine Weile beim Trinkhorn geſellt, bis auch ihnen die Augen ſchwer wurden und die kalte Nachtluft ihre Fröhlichkeit hemmte. Da hüllten ſie ſich in Pelze und Decken und legten ſich an die Feuer oder unter die Wagen. Es wurde ſtiller, nur der Wind blies von den Bergen, die Wächter umſchritten den Wagenring und den Pferch und warfen zuweilen Holzſcheite in die lodernden Feuer. Aber unabläſſig bellten die Hunde, denn aus der Ferne klang heiſeres Geheul und um den Flammenring trabten gleich Schatten im aufſteigenden Nebel die begehrlichen Raubthiere.

In ſolcher Weiſe zogen die Wanderer drei Tage langſam durch den Bergwald, der Regen rann auf ſie nieder und der Wind trocknete ihnen die durchnäßten Kleider. Zuweilen hielten ſie in den Thälern an Höfen ihrer Landsleute, dort trafen ſie entweder wilde Geſellen, die durch den Kampf mit dem Walde gehärtet waren, oder ärmliche Siedler, welche über den rauhen Ackerboden klagten und auch den Reiſenden das Herz ſchwer machten. Am vierten Morgen zogen ſie bei dem hölzernen Thurmgerüſt vorüber, welches an der Landesmark der Thüringe gezimmert war; erſtaunt ſah der Wächter, der im Hofe daneben wohnte und ſonſt wenig um reiſende Haufen zu ſorgen hatte, auf die Fahrenden; dieſe aber riefen ihm laute Grüße zu, denn er war, obgleich nur ein einſamer Waldmann, der Letzte ihres Volkes. Von da durchfuhren ſie eine Stunde die Grenzwildniß, unfruchtbare Kieshöhen mit knorrigen Kiefern, wo niemals ein Siedler einen Hof gebaut hatte und ſelten der Schlag einer Axt erklungen war, denn unheimlich lag der Strich und ſchädliche Geiſter fuhren, wie man ſagte, die Grenze entlang, weil ſie ausgeſchloſſen waren von dem Boden, den gute Volksgötter für die ſeßhaften Männer behüteten. Aber jenſeit des Kiefernwaldes ſahen die Siedler von der Höhe freudig in ein weites Thal, das mit anſehnlichen Hügeln und dichtem Laubwald eingefaßt war. Dort zog ſich in gewundenem Lauf der Idisbach durch die Wieſen und am Fuß der Anhöhen lagen Höfe und getheiltes Ackerland. Luſtig ſchien die Sonne über das helle Grün und das ſproſſende Laub, die Roſſe ſchnoben als ſie die friſche Thalluft witterten und die Rinder brüllten der Weide entgegen, die Wanderer aber hoben die Arme flehend zu der Göttin auf, welche über dem Thal waltete und die Leben der Männer wohl zu behüten vermochte, wenn ſie ihr lieb wurden.

Ein reiſiger Mann ſprengte den Wanderern entgegen und wirbelte ſchon von weitem grüßend ſeinen Speer in der Luft, ihm jauchzten die Anſiedler zu, da ſie ihren Landgenoſſen Wolf erkannten; auch die Frauen drängten ſich an ſein Roß und die Kinder ſtreckten die kleinen Hände aus den Wagen. „Heil ſei euch, liebe Landsleute,“ rief Wolf, „vollbracht iſt die Fahrt.

Lagert an den Höfen, denn auf jenem Hügel harren die Weiſen des Gaues am Opferſtein den Bund feſt zu machen, damit ihr rechtlich werdet im Volke und eure Landlooſe gewinnet.“ Da rührten ſich Alle mit neuem Eifer und zogen auf trocknem Raſenweg zu Thale.

Und Baldhard begann vertraulich zu Wolf, der neben ihm ritt: „Von der Königsburg der Thüringe fuhrt ihr bei Nacht und Nebel an unſerm Hofe vorüber wie unmenſchliche Geſtalten der Finſterniß. Damals war kaum Zeit dir die Hand zu drücken und die Tage unſerer Reiſe zu bereden. Seitdem haben wir nichts von euch gehört und geſehen, ich hatte große Sorge um euer Geſchick und mußte doch vor den Andern meine Zweifel verbergen.“

Wolf lachte. „Die Vandalen verſtehen die Kunſt ſich unſichtbar zu machen, und ich meine, vor allen Andern ſtammt Berthar der Held von dem Geſchlecht der Waldelbe, denn er tummelt ſich unter dem wilden Farnkraut ſo heimiſch wie wir im Dorfe, auch wenn er als ein Fremder durchreitet. Sogar ihre Roſſe legen ſich im Waldverſteck nieder, wie lauernde Hündlein. Wir ſind ganz ungeſehen über die Grenze geſtoben und in dies Land gedrungen. Hier fanden wir guten Empfang, dein Vater hatte vorſorglich Alles bereitet. Mein Herr Ingo waltet jetzt hier als Häuptling und die Bauern der Marvinge werden, wie ich merke, ſeiner froh. Die Leute hier aber wirſt du als altväteriſch und ehrbar erkennen. Sie trinken ihr Bier noch aus dicken Näpfen von Eichenholz, welche wahrhaftig ſchwer zu heben ſind; doch der Trank iſt rühmlich. Wir aber haben ſeither wenig Muße gehabt, ein Theil von uns ſchanzt mit Hammer und Axt auf den Bergen und Andere ſind dem Herrn nach Süden über den Main gefolgt zu den Burgunden. Heut kommt ihr zu guter Stunde, denn der Häuptling, dem ihr euch geloben wollt, iſt gerade jetzt zurückgekehrt. Fürſt Ingo erwartet euch beim Volksopfer.“

„Siehſt du den Helden Berthar,“ verſetzte Baldhard, „ſo gib ihm dies von Frida, meiner Schweſter, ſie befahl mir's ernſtlich, es ſei für ihn im Herrenhofe gewunden." Und er legte einen Knäuel in die Hand des Andern.

Von der Lagerſtatt ſchritten die Thüringe einem Berge zu, der ſein rundes Haupt über die anderen Höhen erhob. Vor dem letzten Anſtieg hielt Ingo mit ſeinem Gefolge zu Roß, die Vandalen ſprangen ab, als die Siedler nahten und riefen ihnen frohen Gruß zu. Auch die Thüringe wurden muthig, da ſie den Helden vor ſich ſahen, dem ſie einſt in ihrer Heimat Gaſtrecht gegeben hatten und der ihnen jetzt ein guter Führer in der Gefahr und ein gerechter Richter ſein konnte. Ingo führte die Schaaren den Berg hinauf zum Opferſtein, wo die Männer des Thales dicht gedrängt ſtanden, vor ihnen Marvalk der Greis, ihr Opfermann. In drei Haufen ſonderten ſich die Opferer am Stein, dreimal drei Stiere wurden den guten Göttern an den Stein geführt, drei für jedes Volk. Ueber dem Opferkeſſel banden ſich die Männer zu einem Bunde und gelobten den Helden Ingo als Häuptling zu ehren. Darauf wurde im Baumſchatten das Opfermahl gerüſtet und Allen erſchien als ein gutes Angebinde, als der Häuptling ſich erhob und ſeinem Volk verkündete, daß der alte Streit um die Landesmark mit den Burgunden verglichen ſei.

Von dem Opfermahl ritt Ingo mit Berthar thalab einer andern Höhe zu, auf welcher die Vandalen ihr Heimweſen ſchanzten. Auf dem Wege ſprach er fröhlich: „So haben wir uns mit zwei Königen vertragen und mögen hier wohl gedeihen, wenn die Götter uns gnädig bleiben. Deinem Kriegszug mit den Burgunden danke ich, daß es mir bei König Gundomar gelang; er grollt jetzt dem Uebermuth der Römer und wird, wie ich hoffe, in der nächſten Zeit Frieden halten."

„Unterdeß bauen wir uns hier feſt zwiſchen den Steinen," lachte Berthar, „und nach wenig Jahren ſoll es auch einem großen Volkskönig ſchwer werden, uns die neuen Sitze zu brechen. Sieh dort, mein König, die Stätte deines eigenen Hofes."

Von einer waldbewachſenen Berglaite ragte ein ſteiler Felſenhügel wie eine Bergnaſe über das Thal des Idisbaches, von der Höhe dahinter durch eine Einbuchtung geſchieden. Der Berg hob ſich ſtolz aus dem grünen Thal, auf ſeinem Gipfel trug er alte Eichbäume als den einzigen Laubſchmuck. Denn an den Seiten des Berges waren die Stämme gefällt und über der halben Höhe mit Felsgeſtein und Erde zu dichtem Verhau geſchichtet, davor ein Graben gezogen, der ſo weit von dem Gipfel entfernt war, daß keine Wurfwaffe zur Höhe hinaufreichte. Klug hatte der Alte die Rinnſale des Waſſers und kleine Schluchten benutzt, um geſicherte Wege von dem Gipfel zum Ringwall zu führen, damit am Tage des Kampfes die Belagerten auf und ab eilen konnten, ohne daß der Feind aus der Tiefe ſie traf; den verſchanzten Abhang aber hatte er ſo geböſcht, daß von dem beherrſchenden Gipfel Steine und Wurfſpeere freie Bahn niederwärts fanden. Da, wo der Burghügel ſich an die Berglaite ſchloß, war der Graben tiefer, der Wall höher. Auf dieſer Seite ſprang ein ſtarker Quell unter einem Felshaupt hervor, innerhalb des äußeren Walls, nicht ſehr weit vom Gipfel des Hügels. Dort hatten die zimmernden Männer den Baumſchatten bewahrt, damit der Zugang zum Quell ſchattig und ſicher ſei. Aber auch der Gipfel des Hügels war geebnet und längs ſeinem Rande ein zweiter Wall aus Steinen und Stammholz geſchichtet. Er umſchloß die Eichen und einen Raum, der groß genug war, um in der Noth Herdenvieh, Weiber und Kinder der Siedler einzufaſſen. Da wo der ſteile Reitweg vom Thale durch den Ringwall zur Burg führte, ſperrte ein Thor und ein Holzthurm für den Wächter den Zugang. Auf der höchſten Stelle des Gipfels inmitten zwiſchen den Bäumen zimmerten die Mannen Ingo's aus großen Balken die Halle des Königs; daneben bezeichneten Stäbe im Boden die Stellen, wo die Wohnung der Mannen, der Stall für Roſſe und Rinder und die Vorrathsräume erbaut werden ſollten. Damit aber dem König in der Bauzeit das Gemach nicht fehle, war ihm in dem Wipfel der höchſten Eiche ein Baumhaus errichtet. Zwiſchen die ſtarken Aeſte hatten die Knaben wagrechte Balken gefügt, darüber Dielen genagelt, die inneren Eichenzweige abgehauen oder nach außen gezogen, den freien Raum im Laube mit Bohlen ſo umſchlagen, daß zwei Stockwerke übereinander im Wipfel ſtanden. Am Stamm lief die ſchmale Treppe hinauf, jedes der beiden Gemächer war nach unten durch eine Fallthür geſchloſſen.

Freudig ſah Ingo auf die gethane Arbeit. Noch freudiger führte ihn der alte Werkmeiſter von Stelle zu Stelle. „Vogelfrei kamen wir in dies Land,“ ſprach er lachend, „unter den Vögeln ſoll mein König hauſen, bis Herdſitz und Halle bereitet iſt. Und ſieh, dort unten am Bach der Schickſalsfrau richten die Knaben der Thüringe bereits die Wagenburg an der Stätte, wo ſie ihr Dorf bauen werden. Zu ihnen ſtellte ich deinen Kämmerer Wolf, denn kundig iſt er ihres Landbrauchs. Sieh weiter hinab in den Grund, dort iſt ein wonniges Land für Rinderherden und aus dem Walde dahinter ſchreit der Hirſch und brüllt der wilde Ochs. In der Ferne aber nach Süden, wo der Idisbach in den Main rinnt, ſchauſt du die grauen Wälder der Burgunden und die Hügel, auf denen ſie ſich ihre Grenzburgen geſchichtet haben.“

„Das Bauer iſt gezimmert,“ antwortete Ingo, dem Treuen die Hand reichend, „aber die Waldſängerin, die ich darin bergen will, klagt jenſeit der Berge. Das Größte iſt noch zurück. Freudenlos fahre ich umher und die Angſt um das Schickſal der Andern drückt mir den Athem.“

„Nimm dazu meine Botſchaft. Dies ſandte Bero's Tochter aus dem Herrenhofe,“ antwortete Berthar und zog eine Schnur gereihter Haſelnüſſe hervor. „Merke, mein König, ſinnvoll hat das Mädchen dir die Friſt geſteckt. Die erſte Frucht, halb weiß halb ſchwarz, meint die Zeit der Nachtgleiche, jede andere einen folgenden Tag, auf jede ſiebente iſt das Bild des wechſelnden Mondes geritzt, die letzte Nuß iſt ſchwarz und eine

Eiſennadel ſteckt darin, dieſe bedeutet, wie ich verſtehe, den Tag, welcher zur Vermählung beſtimmt iſt. Jetzt zähle, Herr. Kurz iſt die Friſt, die dir bleibt; zum letzten Mal hat der Mond gewechſelt.“

Da rief Ingo: „Wähle mir, Vater, die Blutgenoſſen für verwegene That, und rüſte nach dem Brauch unſerer Heimat die Männer und Roſſe für den Vandalenritt in der Schwärze. Du aber flehe mit uns zu den Nachtgeiſtern um Sturm und Finſterniß.“

Ueber den Waldlauben zogen die ſchwarzen Wolken dahin, die Schatten dehnten ſich und glitten wieder zuſammen, bald fuhr es beim Mond vorüber wie Manneshaupt, bald wie goldſchimmernder Fuß eines Roſſes. Von den Bergeshäuptern wälzte ſich dichter Nebel herab, bleigrau wand er ſich um die Höhen, floß in die Thäler und hüllte in greulichen Dämmer, was auf der Erde ragte, Fels und Laub und den ſchreitenden Mann. Der Wind heulte über die Berge langhallenden Klageruf und ſchüttelte die Wipfel der Bäume, daß ſie ihre Aeſte tief gegen das Thal neigten; hier und dort dröhnte es im Walde von ſchwerem Fall, alte Urſtämme, vom Moder gehöhlt, brachen zuſammen, Baum ſtürzte auf Baum und riß die belaſteten, welche unter ihm krachten, tief hinunter in das enge Thal. Schreiend fuhr das Volk der Raben auseinander und wirbelte abwärts in die Kluft, wo die geſcheuchten mit Schnabel und Fängen ſich feſtklammerten. Unten aber rauſchte zornig die Schaumfluth des Baches, ſie ſchwoll gegen die Baumſperre und hob ſich von Fels zu Fels, in tollem Wirbel kreiſten darin die Aeſte und Stämme und der Waſſerſchwall ſchlug an die Berge.

Ueber das Waldgebirge breitete ſich ein fahler Lichtſchein, vielleicht kam er aus dem Boden, vielleicht aus den Wolken des Himmels, undeutlich ſah man die Berge über die ſchwarze

Nacht der Thalgründe ragen. Plötzlich flammte ein Blitzſtrahl. Und wilder als Brauſen des Waldes und Gekrach der Bäume klang der Herrenruf des Donnergottes.

Ingo ſtand hoch über dem Gießbach, mit der Fauſt hielt er ſich feſt an einer Wurzel, die ſeitwärts aus dem Boden ragte und ehrfurchtsvoll neigte er ſein Haupt zu Strahl und Donnerton. „Unter den Nachtgöttern, die ich mir zur Hilfe beſchwor, nahſt auch du," murmelte er, „ſtarker Gebieter, was kündet dem flehenden Mann die Himmelsflamme, in der du daherfährſt? Mahnſt du mich hinweg von der Menſchenerde in die Lichthallen, und ſoll ich zerbrechen, wie die Waldwipfel im Sturme, oder willſt du mir vergönnen, daß ich der Frucht gleich, die von deinem Baume fällt, feſthafte in den Thälern, wo Menſchen wohnen? Haſt du ein Zeichen für mich, ſo laß mich vernehmen, ob die That, die ich wagen will, mir zum Heile gelingt." Da fuhr ein Feuerſtrahl aus der Wolke in den Felſen unter ihm und aus dem Fels flammte blaues Licht dem Blitzſchlag entgegen, der Donner krachte, das Felshaupt löſte ſich und ſank in Sprüngen hinab von der Höhe in das Thal, immer wilder die Sätze und ſchneller der Sprung, es brach durch den Wald und ſplitterte den Stein, bis es in den Gießbach ſchlug, daß der Giſcht hoch gegen den Himmel ſprühte. Aber dem Schlag und Getöſe folgte Stille und aus der Ferne klang mahnend ein Nachtruf von Männerſtimmen. Da rief Ingo in wilder Freude: „Die Hochzeitsknaben höre ich, ſie laden zum Brautlauf; ſegne unſer Werk, großer Gebieter," und die Waffe ſchwingend ſprang er durch Wetterwolken und Finſterniß dem Thale zu.

Der Mond war hinter den Bergen geſchwunden, ſchwarze Nacht deckte die Waldlauben, mit Getöſe fuhren die Sturmrieſen um die Häuſer des Herrenhofes, ſie ſchlugen den eiſigen Regen auf die Dächer, ſchleuderten die Breter vom Firſt der Halle und ſtießen brüllend gegen die geſchloſſenen Thore. Wer von den Männern im Toben der Nachtgewalten wachte, der barg ſcheu das Haupt in ſeinem Pfühl, ſelbſt die Hofhunde lagen winſelnd in den Hütten und unter der Treppe. Im Gemach der Jungfrau flackerte das Licht der Lampe in der ſcharfen Zugluft, die durch Thür und Wände drang. Irmgard ſaß an ihrem Lager, vor ihr kniete auf dem Boden Frida, hielt mit ihren Armen den Leib der Geſpielin umfaßt und horchte ängſtlich auf das Geheul der Nachtgeiſter.

„Die Windsbraut fährt dahin über die Höfe,“ klagte Irmgard, „gejagt von den Rieſen; wer es wagt, ſein Meſſer in den Wirbel zu werfen, der verwundet, ſo ſagen ſie, das flüchtige Weib. Auch mich hat der Vater mit dem Meſſer bedroht, weil ich auf meinen Knieen flehte, mir morgen das Gelübde an den argen Mann zu erlaſſen. Dahin fahren will ich wie die Rieſenbraut, bevor ich dem Verhaßten die heiligen Worte ſage.“

„Sprich nicht ſo furchtbar,“ bat Frida, „daß nicht die Uebermenſchlichen draußen es hören und dich an deine Rede mahnen.“ Und wieder hob ſie ihr Haupt und lauſchte.

„Nicht lange währte die Seligkeit, die mir die Götter ſandten, als er in den Hof trat,“ begann Irmgard wieder. „Damals war ich ſorglos, als die Nachtſängerin mir Gutes ſang und die ſchwarzen Beeren am Fruchtbaum hingen, ſtolz meinte ich im Federkleid über die Männererde zu ſchweben, wenn er zu mir ſprach. Jetzt ſtarre ich allein in die Finſterniß. Haſſen muß ich mich,“ fuhr ſie auf, „daß ich über die eigene Noth klage. Ingo, Geliebter, bitter iſt die Sorge, die ich um mich ſelbſt fühle, aber größer das Leid um dein Geſchick, denn du biſt dahingeſchwunden im Nachtwind, Keiner bringt mir Kunde von dir und ich weiß nicht, denkſt du mein oder haſt du mich vergeſſen, athmeſt du noch in der Fremde, bedrängt wie ich, oder ſoll ich dir den Purpur tragen unter die Erdſcholle.“ Sie ſprang auf und rief: „An meinem Herzen berge ich dein Geheimniß, gebunden bin ich an dein Leben und leben muß ich, bis ich weiß, wo das Haupt meines Königs ruht.

Sieh zu, ob der Morgen naht, vor dem ich bebe," rief ſie der Geſpielin zu. Frida ſprang an die Fenſteröffnung und ſchob einen Zipfel der Decke zurück, gellend brach ein Windſtoß herein, warf einen Strahl Himmelswaſſer in das Gemach und traf die Wange der Frauen mit kalten Schlägen. „Keinen grauen Schein ſehe ich am Himmel und keinen Klang höre ich als das Stöhnen in der Luft," verſetzte Frida und verſchloß wieder die Oeffnung mit Laden und Decke.

„Sei bedankt," ſprach Irmgard, „jetzt iſt noch Zeit fröhlich zu ſein. Wenn aber der Morgen kommt, dann werden ſich die Hochzeitsgäſte ſammeln, im Feſtkleid nahen ſie und der Ring wird geſchloſſen, ſie ziehen das Weib hinein, ſie ſprechen ihr die Worte vor und höhnen ſie durch die Frage, ob ſie geloben will. Nein," ſchrie ſie. „Dann ſehe ich erſchreckte Geſichter und zornroth eines. Er faßt nach dem Meſſer. Stoß zu!" Und das Antlitz in den Händen bergend klagte ſie: „Armer Vater, auch dir wird es traurig ſein dein Kind zu verlieren. Denn auf einſamem Pfade fahre ich dahin, über leere Haide gleite ich, durch Eisſtröme wate ich, ſtill iſt der Weg und kalt iſt die Nacht zum Thor der Todesgöttin und um mich herum regen ſich lautlos die ſchwarzen Schatten."

Die Hausthür erdröhnte und ſprang auf, eine Schattengeſtalt drang herein, eine zweite, ein ganzer Hauf, rieſig die Leiber, ſchwarz die Häupter und ſchwarz das Gewand. Entſetzen faßte die Frauen, als ſie das Nachtgreuel ſahen. Aber aus dem Ring der ſchweigenden und gleitenden Unholde ſprang einer heran. Nur ein Laut, ob ein Schrei, ob ein Seufzer, kam von Irmgards Lippen, dann ſank eine dunkle Kappe über ihr Haupt, mit Rieſenſtärke ward ſie gefaßt und hinausgetragen in die Sturmnacht. Hinter ihr warf ein anderer der Nachtgeſellen die Hülle über Frida's Haupt und wollte ſie heben. Sie aber ſträubte ſich heftig und obgleich ihr ſchauderte, rief ſie doch: „Freiwillig will ich gehen auf eignem Fuße auch unter Nachtgeſpenſtern; hinter der Bärenkappe merke ich eine röthliche Locke, die ich kenne.“ Im nächſten Augenblick war das Gemach leer, die Thür von außen geſchloſſen, durch eine große Lücke der Hofmauer, welche die Nachtgeſellen gebrochen, ſprangen ſie ins Freie. Unter Sturm und Regen ſchnaubten wilde Roſſe und fuhren Reiter dahin. Und wieder ſchrien die Geiſter des Sturmes gellenden Racheruf und ſchleuderten das Wolkenwaſſer gegen die Dächer des Hofes, aus dem das Herrenkind geſchwunden war.

Als der nächſte Tag ſich neigte, ſchwieg der Sturm und die Sonne färbte mit rothem Abendlicht die Eichen der Idisburg. Da ſprengte aus dem finſtern Walde, der hinter dem Holzring ragte, eine Schaar Reiter dem Burgwall zu. Berthar, der ſelbſt die Thurmwache hielt, eilte an das Thor und rief die Arme hebend den Kommenden lauten Heilgruß entgegen. Die Roſſe ſtoben in den Hof, zwei verhüllte Frauen wurden herabgehoben, Ingo löſte die Kappe der erſten und Irmgards bleiches Antlitz wurde vom Sonnenlicht beſtrahlt. Die Vandalen warfen ſich vor ihr auf die Knie, ſie faßten ihre Hand und den Saum des Gewandes und riefen jubelnd Heil ihrer Königin. Berthar aber nahte der Regungsloſen ehrfurchtsvoll, faßte ihre Hand und ſprach: „Schließt den Ring, Blutgenoſſen, fleht, daß die hohen Götter den Bund der Könige ſegnen.“ Und er that die heilige Frage der Vermählung an Ingo, Ingberts Sohn, den König der Vandalen. Darauf wandte ſich der Alte, der an Vaterſtelle ſtand, zu der Jungfrau und that dieſelbe Frage. Da öffneten ſich ihre Lippen zum erſten Mal ſeit der Angſtnacht, aber die bebenden Worte klangen: „Ja, ich will.“ Und die Vandalenfrau barg ihr Angeſicht an der Bruſt des Mannes, der ihr lieb war.

Unter den Eichen wurde das Brautmahl gerüſtet, die Knaben trugen die Holztafeln und ſtellten ſie auf Kreuzhölzer, die ſie gefügt. Auch den Ehrenſitz für den Wirth und die Wirthin hatten ſie vorſorglich gezimmert und mit einer Armlehne erhöht. „Laß dir, edle Herrin, heut zum Willkommen das wilde Mahl deiner Knaben gefallen," bat der Alte. „Holzſchüſſeln bieten wir dir ſtatt Silber und zu dem Trunke aus dem Quell und dem Meth, den die Bauern gebraut, das Fleiſch eines Ebers aus deinem Walde. Sei gnädig und hold deinem Volke."

Und am Abend ſprach Berthar vor der Eiche zu Ingo: „Wie lange ich lebe, oft war ich fröhlich in meinem Sinn, wenn ich auch nur ein ſchweifender Recke bin; aber fröhlicher als zuvor ſtehe ich heut vor meinem Herrn. Denn das Neſt, das wir hier gebaut wie die Habichte über dem Felſen, das dünkt mich gute Arbeit für dich und für eine Andere. Und methſelig will ich das Werk rühmen, die guten Bollwerke, die tiefen Gräben, die ſchaffenden Fäuſte der Männer. Mehrerlei Menſchenwerk habe ich geübt und öfter habe ich zerſchlagen als gebaut, aber als die trefflichſte Arbeit lobe ich neben dem Sprunge in die Schlacht die Arbeit der Axt, welche auf herrenloſem Grunde ein Heimweſen ſchafft. Ruhe, mein König, auf bräutlichem Lager; zum erſten Mal ſeit du ein Knabe warſt, ſchlummerſt du als Herr auf eigenem Grunde und legſt den Arm einem Ehegemahl um ihren Hals. Ruhe ſorglos, denn deine Knaben wachen ehrfürchtig im Ringe um das grüne Brautgemach ihres Herrn. Selig war der Tag, ſelig ſei die Nacht und Heil bedeute eurem Leben der Einzug in den Hof."

10.

Am Quell.

Einmal hatte der Sommer die Eichen auf der Idisburg in das grüne Laubkleid gehüllt und einmal der Winter die Aeſte kahl gefegt, aber hell flammte durch das ganze Jahr das Herdfeuer des neuen Hofes unter den Bäumen. Jetzt war wieder Sommer und gute Zeit; in langer Reihe zogen die kleinen Lichtwolken am Himmel und unten um den Fuß der Laubhügel in langer Reihe gemächlich die Schafe und Rinder. Zwiſchen den Eichen erhob ſich jetzt ein mächtiger Holzbau, der Herrenſaal. Wer die Stufen hinaufſtieg, trat durch das Thor in die weite Halle, er ſah hinten den heiligen Herd, über ſich das ſtarke Balkendach, an den Seiten die erhöhte Bühne, dahinter die Eingänge zu den Kammern des Herrn und der Hausfrau. In dem Hofraum davor ſtanden vom Bollwerk überragt das niedrige Schlafhaus der Mannen, die Ställe und Vorrathsräume.

Unter der Eiche, welche das Laubhaus trug, ſaß Irmgard und blickte ſelig vor ſich nieder, denn auf dem Boden lag ihr kleiner Sohn im Lindenſchild ſeines Vaters, und Frida ſchaukelte ihn. Der Kleine griff mit den Händchen nach einer Biene, die vor ihm ſummte. „Weiche abwärts, Honigträgerin,“ ſcheuchte Irmgard, „und thue dem kleinen Helden kein Leid, er weiß ja noch nicht, daß du eine Waffe unter dem Pelzrock birgſt. Fliege zu deinen Geſpielen und ſei fleißig den ſüßen Seim zu kochen, damit mein Held im Winter an deiner Arbeit ſeine Freude habe.

Denn ein junger Burgherr iſt er und wir heben für ihn den Zehnten von allem Guten, das im wilden Walde gedeiht. Sieh, Frida, wie er die Fauſt ballt, und wie wild er vor ſich blickt, er wird einſt ein Krieger, den die Männer fürchten. Dort bringt ihm auch der Vater ſeine Jagdbeute," rief ſie freudig, hob den Kleinen aus dem Schilde und hielt ihn in die Höhe, als Ingo herzutrat mit Hornbogen und Jagdſpeer, einen erlegten Rehbock auf der Schulter. Der Häuptling beugte ſich über den Sohn und ſtrich ſeinem Weibe grüßend das Lockenhaar, dann legte er das Wild am Baume nieder. „Der Schnellfuß hier kreuzte meinen Weg, als ich über die Berge nach der Burgundenmark ſchritt. Sie iſt nahe genug und man erreicht ſie ohne viele Roßſprünge," ſetzte er lachend hinzu. „Einem der Marvinge wurden in der Nacht zwei Rinder aus dem Waldgehege geraubt, wir folgten der Spur, ſie führte über die Grenze und unſere Boten gehen ſüdwärts den Raub einzufordern. Doch ſorge ich, es iſt vergeblich, denn ungerecht ſind die Grenzleute drüben und wir vermögen nicht anders zu unſerer Habe zu kommen, als daß auch wir auf ihrem Grunde in die Herden fallen. Ueble Heldenarbeit iſt ſolcher Nachtwandel eines Katers, der mauſen geht; doch fordern ſich's die gekränkten Bauern, und der Häuptling darf's nicht weigern."

„Dafür lachen dir die Landgenoſſen grüßend zu und auch dein Weib freut ſich der Ehre, die ſie ihr erweiſen," tröſtete Irmgard.

„Ein gutes Weib habe ich, das um meinetwillen froh iſt," verſetzte Ingo. „Dennoch fürchte ich, daß ſie nur ſelten noch einen Sänger hört, der die Thaten ihres Hauswirths rühmt. Heute Nacht träumte mir, daß die Waffen über unſerm Lager klangen, und als ich auffuhr, ſah ich, wie mein Schwert in der Scheide hüpfte. Weißt du, was der Traum bedeutet, du Zeichenkundige?"

„Daß mein König ſich nach Ausfahrt ſehnt," verſetzte Irmgard ernſthaft, „hinweg von der Mutter und dem Kinde.

Eng iſt der Hof und verborgen dein Hauſen im Walde. Wohl ſehe ich zuweilen die Wolke auf deiner Stirn und höre Kampfesworte von den Lippen des Schlafenden, wenn ich mich über dich beuge.“

„Das iſt Mannesart, wie du weißt,“ verſetzte Ingo, „daheim auf dem Lager die Schwertreiſe zu erſehnen und wieder nach dem Kampfe die Heimkehr an den Hals der Gemahlin. Wohl möglich, daß der Geſang meines Schwertes uns einen Strauß mit den Burgunden wahrſagt, denn ärgerlich ſind die Händel und Gundomars Geſinnung wird kalt. Sieh dorthin, auch der Alte iſt in einen Zimmermann gewandelt,“ er wies auf Berthar, der mit Axt und großer Ledertaſche über den Hof ſchritt.

„An der Zugbrücke iſt ein Schaden zu heilen,“ erklärte der Held und trat grüßend näher, „und der Hände ſind wenige. Deine Knaben, König, rüſten mit den Landleuten fröhlich das Nachtfeſt der Sommermitte und bereiten die Holzſtöße zu Bergfeuern.“

„Du aber wachſt für uns Alle,“ ſprach Irmgard.

„Vorſicht ziemt dem Wächter, welcher einen Schatz behütet,“ verſetzte Berthar und neigte ſich gegen Irmgard, und bedeutſam fuhr er fort: „Gegen Norden ragt das Giebeldach dieſes Saales und in den Bergen ſammeln ſich die argen Wetter. Nordwärts ſehe ich oft, wenn auch der Tag ſonnenwarm iſt wie heut. Verzeihe, Herrin, daß ich ſtille Sorge erwecke. Solange mein alter Geſell Iſanbart athmete, hemmte er wohlgeſinnt die Rachegedanken jenſeit der Berge, denn Herr Answald beachtete ſeine Worte. Seit ſie aber den Hügel über ihm ſchütteten, haben die Feinde allein das Ohr des Häuptlings. Nicht das Volksgeſchrei fürchte ich noch, wohl aber heimliche Rachefahrt über den Wald. Ungern ſehe ich, wenn die Herrin allein in die Thäler wandelt.“

„Soll ich als eine Gefangene leben, Vater?“ frug Irmgard traurig.

„Nur die nächſte Zeit laß dir unſere Sorge gefallen. Manche Wunde vernarbt, iſt doch auch die des Theodulf geheilt und er ſchreitet, wie ſie ſagen, jetzt am Hofe des Königs einher.“

Vom Bollwerk klang laute Rede, der Wächter auf dem Holzgerüſt blies in das Horn und hing an den Ruf luſtige Töne, die gar nicht dazu gehörten. Irmgard lachte. „Es iſt ein Freund,“ ſprach Ingo, „der Wächter will ihm eine Ehre thun.“ „Volkmar,“ ſchrie Irmgard und eilte dem Sänger entgegen, der eilig in den Hof trat. Aber ſie hielt an, als ſie in das feierliche Geſicht des Wandrers blickte. „Aus der Heimat kommſt du, doch ich erkenne, einen Freundesgruß bringſt du nicht.“

„Von der Königsburg komme ich,“ begann Volkmar und in ſeinem Antlitz zuckte die Bewegung, als er ſich vor der Herrin und dem Häuptling verneigte, „nur kurz war meine Raſt in den Waldlauben. Herr Answald ließ ſatteln, um nach der Königsburg zu reiten, die Fürſtin ſaß unter den Mägden, ſtill war es im Hofe, Niemand frug, wohin ich ging.“ Irmgard wandte ſich ab, aber im nächſten Augenblick faßte ſie die Hand des Gemahls und ſah liebevoll zu ihm auf.

„Als Bote des Königs kommſt du,“ begann Ingo, „ich hoffe, wohlmeinende Sendung trug er dir auf.“

„Verſtummt ſind die Lippen des Königs,“ verſetzte Volkmar, „geendet iſt ſeine Sorge um Königsſtuhl und Schatz, tot fand man ihn auf ſeinem Lager, nachdem er am Abend vorher luſtig unter ſeinen Mannen gezecht hatte. Der Holzſtoß wurde ihm gerichtet und die Flammen loderten um ſeine Leibeshülle.“ Tiefes Schweigen folgte ſeinen Worten.

„Ein machtvoller Herr war er und ein beherzter Kriegsmann, ein beſſeres Ende habe ich ihm gewünſcht als unter ſeinen trunkenen Leibwächtern,“ begann erſchüttert Ingo. „Wie er auch gegen Andere gehandelt hat in mürriſchem Argwohn, mir war er ein Gehilfe zu meinem Glück und durch ein ganzes Jahr hat er den Andrang meiner Feinde gehemmt.“

„Den Schlüſſel zur Schatzkammer bewahrt jetzt die Königin für ihren Sohn,“ fuhr der Sänger fort, „ſie herrſcht gewaltig in der Königsburg und ſendet ihre Mannen in das Land. Um die Wette reiten die Edlen an ihrem Hofe Huld zu gewinnen; ſchwerlich wagt Jemand ihrer Herrſchaft zu trotzen. Schon meint Mancher, daß die Fauſt des toten Königs weniger gedrückt habe als die weißen Finger der Frau Giſela. Das kündige ich dir, Fürſt, von Niemandem geſandt, du erwäge, ob es dir Unheil bedeute.“

„Mit gleichem Ernſt berichteſt du Trauriges und Frohes,“ antwortete Ingo lächelnd. „War der König mir nicht ſchädlich, die Königin kenne ich als gütig und edelgeſinnt. Jetzt erſt darf ich mit leichtem Muthe mich meines Glückes rühmen, ſoweit es an dem Willen der Nachbarn hängt.“

„Unſicher iſt die Gunſt einer herriſchen Frau,“ ſprach der Sänger.

„Ein treuer Grenzwart war ich dem toten König, warum ſollte ich ſeinem Sohne weniger ſein? und ſolange Frau Giſela den Thüringen gebietet, erwarte ich Gutes von dort. Du ſprachſt die Königin?“

„Feindlich ſtach der Blick der Königin, als ſie mich in dem Hauſen ſah. ‚Denkſt du jemals wieder in meinem Hofe den Mägden deine Reigen zu ſpielen,‘ rief ſie mir zu, ‚ſo meide die Bergfahrt. Wenn die Elſter über die Wälder fliegt, rauſt ihr der Habicht die Federn. Vielſchwatzender Bote warſt du dereinſt, ſorge um deine Zunge.‘ So winkte ſie mir Entfernung, ich aber eilte flüchtig durch die Wälder hierher, mich trieb die Sorge um dich und die Herrin.“

„War die Sorge auch eitel, dennoch ſei bedankt für deine Treue. Dir hat ein Verläumder die Königin verfeindet. Wie ſie mir geſinnt iſt, habe ich in ſchwerer Stunde erfahren, bewährt iſt die Freundſchaft und gemeinſam der Quell unſeres Blutes. Denn uns Beiden walten die hohen Ahnen im Götterſaal, als zwei Kinder eines Geſchlechtes ſtehen wir unter Fremden auf den beiden Seiten der Berge, ich der Mann und ſie das Weib.“

„Doch nicht dein Weib, Herr,“ warf Berthar ein.

Ingo lachte. „Gleichwol iſt ſie ein Weib und übel ſtünde uns Männern, die Laune einer Frau zu fürchten.“

„Noch übler, ihrer Freundſchaft zu vertrauen,“ mahnte der Alte. „Als die Bärin klein war, leckte ſie die Hand des Mannes, den ſie ſpäter im Nacken packte.“

„Gar zu hartnäckig iſt dein Mißtrauen,“ ſchalt Ingo gutherzig. „Aber ich will die Klugheit üben, die du räthſt. Wir reiten ſelbſt in die Dörfer und laden die Alten zum Rath, ob wir eine Botſchaft ſenden an die neue Königin und vorſichtig auf Rüſtung denken. Iſt die Arbeit unnütz, ſo lachen wir ſpäter der Sorge. Du Volkmar, weile als Gaſt bei uns, bis du erkennſt, daß Frau Giſela dir wieder hold wird; du weißt ſelbſt, wie lieb uns deine Nähe iſt.“

„Verzeih, Herr,“ antwortete der Sänger ernſthaft, „wenn ich meine Fahrt nicht hemme, ſchneller als Sprung des Hirſches und Flug des Falken eilt der Zorn dieſes Weibes. Völlig hat ſie vergeſſen, daß ſie ehedem meine Botenfahrt vor dem toten König rühmte. Meinſt du vor ihr ſicher zu ſein, mir hoffe ich's nicht.“

„Wer darf dem wanderluſtigen Sänger den Fuß hemmen? Mußt du ſcheiden, ſo laß dir's doch gefallen bei der Herrin am Herde auszuruhen und kehre bald wieder unter unſere Eichen.“

„Ich werde die Stätte wieder aufſuchen, wo die Eichen ſtehen,“ verſetzte der Sänger, ſich über die gebotene Hand des Häuptlings neigend.

Ingo ſchritt mit Berthar zu den Roſſen, Irmgard ſah ihm nach. „Vieler Geheimniſſe biſt du kundig, Volkmar,“ ſprach ſie leiſe, „aber du vermagſt der angſtvollen Frau doch nicht alle Gedanken zu deuten, welche durch das Haupt ihres Gemahls ziehen.“

„Die Gedanken ſchwirren im Haupt, wie Schwalben im Hausdach, ſie fliegen aus und ein,“ tröſtete der Sänger, „du aber gleichſt dem Herdfeuer im Hauſe, welches Frieden gibt und froh macht; ſorge nicht um die ſchwärmenden Schatten. Doch auch dir, Herrin, nahe ich als verſchwiegener Bote. Da ich aus den Waldlauben ſchied, trat Frau Gundrun mit mir zu dem Gehege, worin ſie das Hofgeflügel verwahrt. Sie wies auf ein Storchweibchen und ſprach: „Der Vogel entflog im Sommer dem Hofe, aber vor dem Winter kam er zurück und brachte ſein Junges mit, jetzt füttern wir beide. Eine, die du kennſt, ſchwand von hier, weil ſie die Schwungfedern eines Wanderſchwans erfaßt hatte, trage ihr jetzt ein anderes Reiſezeichen zu.“ Und der Sänger bot ihr das Zeichen, die Flügelfeder eines Storches und die Kielfeder eines jungen Vogels mit einem Faden zuſammengebunden. Irmgard hielt den Gruß ihrer Mutter in der Hand und ihre Thränen fielen darauf: „Frau Adebar, die Störchin, flog zum Hofe zurück, weil ihr ein Raubvogel den Wirth ihres Neſtes zerkrallt hatte. Mir aber gebietet mein Herz, den wilden Falken zu widerſtehen, welche gegen meinen Hausherrn die Flügel ſchwingen. Komm, Volkmar, daß ich dir mein armes Storchkind zeige, das jauchzend die kleinen Hände ballt, wenn ſein Vater ſich über ſein Antlitz neigt.“

Am Nachmittag war es ſtill auf der Ringburg. Der Sänger war geſchieden, Inge eilte mit den Hofgenoſſen durch die Thäler. Frau Irmgard ſtand an dem Quell, der unweit des Hauſes unter einem Felſen hervorrieſelte. Dort hatten die Männer der Herrin einen ſchönen Steintrog gemeißelt, in dem ſich das Waſſer ſammelte. Warm ſchien die Sonne, luſtig plätſcherte das kühle Waſſer und floß aus dem Steintroge thalab; über die Felswand hingen von oben die Aeſte eines Eſchenbaumes als ein ſchirmendes Dach und um den Quell ſtanden Weiden und bargen mit ihrem grauen Blättergewand die Stelle vor fremden Augen.

Irmgard hielt den kleinen Sohn über den heiligen Quell. „Liebe Herrin des rinnenden Waſſers,“ flehte ſie, „ſei hold meinem Kinde, daß ſeine Glieder ſtark werden und ſein Leib wohlgeſtaltet wie der meines Herrn.“ Sie badete den Knaben, welcher ungeduldig ſchrie und mit den Beinchen um ſich ſchlug, ſie rieb ihm den kleinen Leib mit dem Linnentuch, hüllte ihn warm ein, legte ihn auf das Moos und ſprach ihm koſend zu, bis ſein Schreien endete und er die Mutter wieder anlachte. Dann erhob ſie ſich und legte ihr Obergewand ab, daß ſie ungegürtet im Unterkleide ſtand, ſie ſpülte am Waſſer den Saum des durchnäßten Gewandes rein und breitete es aus, wo die Sonnenſtrahlen auf den Raſenweg fielen. „Einſt hatte ich Dienerinnen, welche ſich zu meinem Dienſt aufſchürzten, und ſelten rührten meine Hände an Herd und Trog; jetzt hauſe ich mit Frida und den Mahlmägden allein in der Wildniß und rauh wird die Hand, ich fürchte, daß das meinen Herrn kränkt. Wäre meine Hand weich wie einſt, ihm würde manches Behagen fehlen. Wie könnte er leben ohne meine Hilfe an der wilden Mark?“ Sie ſah auf ihr Bild, welches in dem bewegten Waſſer hin und her fuhr, und löſte das Band ihrer Haare. Die langen Ringellocken ſanken herab und tauchten mit den Spitzen in das Waſſer, ſie aber ſtarrte in die Fluth und ſprach leiſe: „So gefiel ich ihm einſt; wiſſen möchte ich, ob er noch ſo denkt wie damals, wo er mich im Morgenlicht küßte? oder hat mich der ſtille Gram gewandelt um den Zorn des Vaters und die Trauer der Mutter? Ich berge doch meine Seufzer dem Könige und winde die Hände nur in der Einſamkeit. Ihm aber kränkt die einſame Ruhe den ſtolzen Muth und er ſehnt ſich hinaus zu ruhmvollem Heldenwerk, denn hoch fährt ſein Sinn und er iſt ſein Lebelang gewöhnt den Adlern die Walſtatt zu bereiten. Jetzt birgt er ſein Haupt unter dem Holzdach um meinetwillen.“

So ſenkte ſie das Haupt über den Steinrand in ſchweren Gedanken. Der Thürmer rief und von Tritten klang der

Stein, ohne daß ſie darauf achtete. Da ſchnaubte neben ihr ein Roß und eine tiefe Frauenſtimme rief: „Was lauert das Weib am Brunnenrand, ſo gierig ihr eigenes Antlitz zu beſchauen, daß ihr Auge und Ohr verblendet ſind.“

Irmgard fuhr auf. Vor ihr hielt hoch zu Roß eine mächtige Frau, von dem gelben Haar hing ein Schleier herab, über die Schultern und des Roſſes Rücken ein Purpurmantel, von Goldmetall blitzte die Rüſtung des Roſſes und ſein Huf ſtampfte auf dem Linnengewand, das Irmgard ausgebreitet hatte. Und hinter der Fremden ſah ſie das bleiche Geſicht Sintrams. Die heiße Röthe ſtieg ihr in die Wangen, ſie wußte wer die Fremde war, vor der ſie ohne Gürtel mit entblößtem Bein ſtand. Aber aus ihrem Auge flammte der Zorn, wie aus dem der Königin. So prüften einander die Frauen ſchweigend mit feindlichen Blicken, dann ſchlug Irmgard ihre Haare wie einen Schleier über die Bruſt und tauchte neben dem Brunnen nieder in das Moos, damit ſie die nackten Beine berge. Sie nahm ihr Kind in den Schoß und hielt es vor ſich. „Iſt das Weib ſtumm, das ſich auf den Boden duckt?“ rief die Königin ihrem Begleiter zurück. „Es iſt Frau Irmgard ſelbſt, Herrin,“ antwortete Sintram. „Die Königin ruft dich, Baſe Irmgard.“

Irmgard blieb unbeweglich ſitzen, aber ſie rief befehlend: „Wende dein Antlitz ab, Sintram, nicht ziemt es dir die Augen auf mich zu richten, während das Roß deiner Königin über meinem Gewande ſtapft.“

„Haſt du ſo gut gelernt was dem Weibe geziemt im Hofe deines Vaters, aus dem du entwichen biſt als Dirne eines fremden Mannes?“

„Unwahr ſchmähſt du, wenn du gleich eine Königin biſt,“ rief ihr Irmgard zornig entgegen, „treu lebe ich meinem verlobten Gemahl. Siehe zu, Neidvolle, ob du gleicher Ehre dich rühmen darfſt.“

Drohend erhob die Königin den Arm, da klangen Stimmen auf der Höhe. „Hierher Ingo,“ rief Irmgard außer ſich.

„hilf deinem Weibe!“ Den ſteilen Fußpfad an ihrer Seite ſprang Ingo herab, erſtaunt ſah er ſein Weib am Boden und vor ihr hoch zu Roſſe die Königin mit ihrem Begleiter. Er ſchritt bei ſeinem Weibe vorüber, und beugte huldigend Haupt und Knie vor Frau Giſela. „Heil der großen Herrin der Thüringe,“ rief er fröhlich, „in Ehrfurcht grüße ich dein edles Haupt, ſchenke deine Huld dem Hauſe des treuen Vetters.“ Das Angeſicht der Königin wandelte ſich, da ſie den Helden ſo froh in ehrerbietiger Haltung vor ſich ſah, und ſie ſprach gütig: „Heil ſei auch dir, mein Vetter.“

„Uebt Niemand der Königin den Hofbrauch, daß er ihr vom Roſſe helfe?“ rief Ingo und bot der Königin den Fuß und den Arm, damit ſie ſich herabſchwinge. Frau Giſela faßte mit der Hand in ſein lockiges Haar ſich daran zu halten und ließ ſich an ſeinem Fuße herab.

„Verzeih, Baſe Giſela,“ fuhr Ingo fort, als die Königin vor ihm auf dem Boden ſtand, „ungebührlich iſt es, daß meine Hausfrau vor den Augen der Königin und eines fremden Mannes entblößt ſitze, leihe ihr huldvoll den Mantel, damit ſie ſich geziemend entferne,“ und behend faßte er ihren Mantel, da wo ihn die Spange feſthielt und zog ihn von den Schultern. Die Königin erblich und trat zurück, Ingo aber ſchlug den Mantel um den Leib ſeiner Frau und befahl ſie erhebend und auf den Weg weiſend: „Verlaß uns.“

Irmgard hüllte ſich und den Knaben in das weite Gewand und ſchritt den Fußpfad hinauf. Ingo aber wandte ſich wieder zur Königin, er ſah, wie dieſe nach Faſſung rang und daß Sintram vom Roſſe geſprungen war und mit gezogenem Schwert herankam. Aber die Königin winkte und Sintram trat gehorſam zurück.

„Dreiſt war die Hand, welche der Königin den Mantel nahm, aber dem Manne geziemt die Ehre ſeines Hauſes zu wahren; du Ingo haſt muthig gebeſſert, was wir im Eifer verſahen und ich zürne dir darum nicht.“ Sie winkte ihrem

Begleiter zum zweiten Mal, Sintram wich mit den Roſſen weiter abwärts, Ingo ſtand der Herrin allein gegenüber. „So iſt es gekommen, wie ich begehrte,“ begann Frau Giſela, „du biſt vor meinen Augen, Ingo, wie einſt, wo ich dich auf den Stufen der Halle empfing, und wie damals nahe ich dir gutgeſinnt.“ Und ernſter fuhr ſie fort: „Du haſt Feinde in meinem Lande, welche dir Unheil ſinnen, und laut ſchallt ihr Racheſchrei in der Königsburg; auch meine Heimatgenoſſen, die Burgunden, erheben, wie ich höre, Klage gegen dein raubendes Volk.“

„Du kennſt den Brauch an den Landmarken, Königin, für den Schaden, den meine Leute durch die Fremden erfuhren, ſetzten ſie ſich ſelbſt das Maß der Rache. Doch wurde durch meine Genoſſen ein Thüring gekränkt, ſo waren wir eilig dem Geſchädigten Sühne zu leiſten; laß auch du, Königin, dir den Frieden gefallen, den Ingo und ſeine Markleute von deiner Macht erſehnen.“

„Der Held, den ich einſt kannte, hatte höheren Stolz als Kühe der Burgunden in ſeine Ringburg zu treiben,“ ſpottete die Königin.

„Der Mann, welcher unſtät über die Erde ſchweift, zimmert gern ein Dach, unter dem er als Wirth gebietet,“ verſetzte Ingo.

„Unſicher nenne ich das Hausdach,“ antwortete die Königin, „aus welchem die Hauswirthin durch Volksgeſchrei gefordert wird. Der Vater und der Bräutigam, denen du das Weib geraubt, fordern den Heereszug gegen dich, der junge König bedarf die Hilfe ſeiner Edlen, er kann nicht weigern die Geraubte von dir zurückzufordern und nahe iſt, wie ich fürchte, dir das Verderben, denn mühſam hielt der Königswille bis jetzt die zornigen Männer zurück.“

„Was du drohſt, Königin, zwingt mich, noch feſter in meinem Hofe zu ſtehen, iſt Kriegsthat nahe, mir iſt ſie willkommen, roſtig wird das Schwert, das am Herde hängt.“

„Thörichter Mann,“ rief die Königin näher tretend, „ganz ahnungslos lebſt du im Walde, während von allen Seiten die Jäger gegen dich ziehen. Der Cäſar begann neue Kriegsfahrt gegen die Alemannen, auch dich ſucht ſeine Rache; den Burgunden hat er Bündniß geboten und Gundomar hat ſein Volksheer geladen."

„Den Cäſar nennſt du," rief Ingo. „Dank für die gute Botſchaft, Königin! Darum klang mein Schwert und dort naht der Kämpfer, den ich mir bei Tag und Nacht erſehne." Seine Augen leuchteten und ſeine Hand fuhr nach der Waffe.

„Gut ſprichſt du, Held," rief Giſela ſelbſt ergriffen von ſeiner Glut, „verlorene Mühe wäre es, dich durch Gefahren zu ſchrecken. Die Warnung trage ich zu, denn ruhmvollere Genoſſenſchaft weiß ich für dich, als unter den Bauern des Waldes und der Mark. Ingo, mein Vetter, du biſt es, dem ich lieber als einem andern Mann den jungen König und mich ſelbſt anvertraue; einen Helden begehre ich, der dem Volksheer vorſchreitet in der Schlacht und der meinen Sohn lehrt wie man Ruhm gewinnt. Zu ſolcher Hoheit habe ich dich erkoren und dich für die Königsburg zu werben, bin ich hier."

Ingo ſtand überraſcht, heftig wirbelten ihm die Gedanken durch das Haupt. Vor ſich ſah er das ſchöne Weib in der Königskrone, die Hand hielt ſie ihm entgegen, was die Sehnſucht und Glück des ſtolzeſten Helden war, das trug ſie ihm bittend zu.

„Du warſt ein Knabe," fuhr Frau Giſela in tiefer Bewegung fort, „da legten die Väter meine Hand in die deine, du wurdeſt ein Held, gerühmt von den Völkern und ich ein unzufriedenes Weib in der Königsburg, da ſtrichſt du wieder mit deinem Finger ſchmeichelnd über meine Hand. Was dich von der Königin trennte iſt ſeitdem auf dem Scheiterhaufen dahin gelodert. Jetzt komme ich und lade mir den erlauchteſten aller Helden in dieſen Ländern. Beide flehen wir zu demſelben hohen Gott, die Enkel zum Ahnen, denn aus dem Geſchlecht der Götter ſtammen wir beide, hoch dürfen wir das

Haupt erheben über alles Volk der Menſchenerde, du und ich, wir ſind durch die Unſichtbaren ſelbſt geweiht zu Herrſchern des Volkes.“ Als Ingo von den Lippen der Andern dieſelben Worte vernahm, die er ſelbſt geſprochen hatte, da ſah er wie betäubt auf die Herrin, die einer Göttin gleich über ſein Schickſal ſann. — Von der Höhe rauſchte es, der Mantel der Königin fiel herab, in der Ferne verklang das leiſe Wimmern eines Kindes.

„Dies iſt der Schmuck, der geliebtem Helden gebührt,“ rief die Königin und rührte mit der Hand ſeine Schulter. Ingo hob das Haupt.

„Eine leiſe Stimme höre ich in meiner Noth,“ ſagte er vor ſich hin, „meinen kleinen Sohn höre ich über mich klagen und wie ein Mann, der aus dem Traume erwacht, ſtehe ich vor der Königin. An Eine bin ich gebunden, die mir theurer iſt als mein Leben. Alles hat ſie für mich verlaſſen, im Ringe der Blutgenoſſen habe ich ihr gelobt, daß ich um ſie ſorgen will wie ihr Vater und mit ihr allein das Lager theilen als ihr echter Gemahl. Wie darf ich ſie meiden und zur Königsburg ziehen?“

„Nicht weiter, Ingo,“ rief Frau Giſela und ihr Antlitz flammte, „gedenke, daß du auch mir die Hand gereicht, denke jener Nacht, wo ich das Schwert des toten Königs gehalten. Damals, wo ich dir dein Leben bewahrte, haben die Unſichtbaren mein Schickſal an deines gebunden. Mir gehörſt du an, mir allein und theuren Preis habe ich für dich gezahlt.“

„Hochherzig und als Heldin haſt du dich mir erwieſen,“ verſetzte Ingo, „und dankbar bleibe ich dir, ſolange ich athme.“

„Pfui über den kalten Gruß,“ rief die Königin außer ſich, „und pfui über den Helden, der mit höflichen Worten dankbar iſt, daß ein Weib ſich für ihn mit dem Fluch der Todesgötter belaſtet. Verſtehſt du ſo wenig, was ich gethan, da ich dem eigenen Eheherrn das Schwert band? Die böſen Gewalten habe ich heraufbeſchworen gegen mein eigenes Leben, Argwohn und den lauernden Haß; Galle war ſeitdem mein

Trank und der eines Andern, verdächtig jedes Wort und ruhelos jede Nacht. Ob ich noch ferner im Licht athmen würde, wenn der Andere fortfuhr mit ſeinen wilden Knaben zu zechen, das war meine Sorge, herznagende Sorge bei Tag und Nacht.“

„Haſt du Todesnoth ertragen um meinetwegen,“ ſprach Ingo bewegt, „ſo rufe mich, wenn dich Gefahr bedrängt und willig werde ich mit meinem Blut zahlen, was ich von deiner Laſt zu tragen habe.“

Die Königin hörte kaum ſeine Worte, ſie trat nahe zu ihm und flüſterte mit heiſerer Stimme: „Biſt du ſo willig, Trauter? wohl möglich, daß der Andere nicht geſtorben wäre, hätteſt du nicht in jener Nacht in meinem Gemach geſtanden.“

Der Held fuhr zurück, ſeine Wange erblich, aber kalt war ſein Blick als er antwortete: „Meinſt du, Königin, daß du meinem Herzen lieber wurdeſt, wenn du um meinetwillen ſchwere That auf dein Leben nahmſt?“

„Was ſtarrſt du mich an wie von Stein,“ ſchrie Frau Giſela, ſie faßte ſeinen Arm und ſchüttelte ihn: „Nicht dürfen wir zwei, du und ich, nebeneinander noch auf der Männererde dauern, wenn du mir nicht folgſt.“

Zornig löſte ſich der Held von ihrer Hand. „Haſt du durch heimliches Nachtwerk auch auf mein Haupt den Zorn der Rachegötter geſammelt: ich bin bereit die Buße zu zahlen, aber frei von dir, nicht als Knecht an dein Leben gebunden.“

Die Königin ſah ſcharf in ſein Angeſicht, langſam hob ſich ihr Arm und die Hand ballte ſich drohend. „Geworfen ſind die Stäbe, in welche die Schickſalsfrau deine und meine Zukunft ritzte. Du haſt gewählt, Ingo, und das Zeichen, das du gefunden, bedeutet Noth.“ Sie wandte ſich ab, krampfig hob ſich der Leib, aber thränenlos blieb das Auge und ſteinern war ihr Antlitz als ſie auf die untergehende Sonne weiſend halblaut ſagte: „Auf morgen.“ Eilig ſchritt ſie zu den Roſſen. Ingo ſchleuderte den Königsmantel mit dem Fuße den Berg hinab und ſprang auf dem Wege, den Irmgard gegangen, ſeinem Hofe zu.

11.

Der Wetterſchlag.

Durch die enge Pforte, welche vom Quell in den Burghof führte, eilte Ingo zum Thor. Er fand das verſchloſſene mit ſeinen Mannen beſetzt, auf dem Thurmgerüſt rief ihm Berthar entgegen: „Sieh abwärts, mein König, dort im Thale reitet die Frau mit ihren Geſellen der Landmark zu. So flüchtig ſtiebt Keiner dahin, der ſorgloſen Muthes iſt.“

„Sie ſchied im Zorn, Vater.“

Berthar erkannte in der umwölkten Miene des Häuptlings, was dieſer nicht ausſprach. „Scheucht der Hirt einen männlichen Wolf aus dem Pferch, ſo meidet der Gehetzte die Wiederkehr drei Tage lang, die hungrige Wölfin aber wagt in der nächſten Nacht neuen Einbruch. Hirt der Marvinge, wann erwarteſt du den Sprung gegen deine Hürden?“

„Zu morgen,“ verſetzte Ingo.

Der Alte nickte. „Nicht geheuer iſt's dort im Norden. Auf der Warte, die wir an deiner Landmark zimmerten, ſieht Radgais, er iſt einer der Klügſten, und ich meine nicht, daß er ſchläft, denn er hat den Sänger Volkmar angerufen und weiß, daß der Löffel einer Königin den Thüringen neuen Brei einrührt. Dennoch ſtieg kein Rauch von ſeiner Höhe, hell iſt der Tag und klar die Luft, ich fürchte, Herr, nicht freiwillig ſchloß er die Augen.“

„Die Königin ritt auf Waldwegen, die Warte zu meiden,“ verſetzte Ingo. In dem Augenblick aber, wo er ausſpähte, hob ſich nordwärts am goldenen Abendhimmel ein weißer Dampf, höher ſtieg die Rauchſäule und färbte ſich ſchwärzer.

„Wir verſtehen die Warnung," rief Berthar, „die Knaben der Königin brechen über die Grenze. Herzlich wünſche ich, daß ihnen der Wächter entrinnt."

„Schaue auch nach Süden, Berthar, dort hebt ſich gegen uns der alte Feind. Zum dritten Mal wirbt der Cäſar um unſern Leib, diesmal fordert er von den Burgunden, daß ſie uns austilgen. Die Königin drohte mit den Waffen ihres Bruders Gundomar."

Wieder ſah der Alte in das Angeſicht des Häuptlings und merkte an der harten Miene, daß der Andere an ſchweren Kampf dachte. Da zog er ſeinen Leibgurt feſter und ſprach mit wildem Lächeln: „Die Friſt iſt kurz, für zwei Könige den Hof zu ſchmücken. Doch behend ſind deine Knaben, längſt waren wir ſolcher Ehre gewärtig und wer ungeladen in unſerm Ringe ſchmauſen will, der wird wohl ſelbſt ein Schmaus für Rabe und Aar. Befiehl, mein König, deine Knaben ſind bereit zu fechten."

„Entzünde das Nothfeuer," gebot Ingo, „ſende Späher nach der Südmark und warne in den Dörfern der altſäſſigen Bauern, daß ſie ihr wehrloſes Volk und die Herden in ihrem Waldringe bergen und uns von Bewaffneten ſenden, was ſie vermögen."

Da rief Berthar mit mächtiger Stimme den Kriegsgeſang der Vandalen über den Hof: „Wohlauf, ihr Schwanenſöhne, in die Waffen, tragt das Eiſenbecken und entzündet die Harzflamme; ruhmreicheren Tanz beginnt ihr heute Nacht als um brennende Klötze."

Gleich darauf loderte von der Höhe ein mächtiges Feuer und gewappnete Männer jagten zu Roß den Berg hinab.

Irmgard ſaß in dem hohen Brautgemach, das ihr einſt die Vandalen zwiſchen dem Eichenlaub gezimmert hatten. In der Hand hielt ſie das warnende Zeichen der Mutter. Sie ſtarrte darüber hinweg in das Leere. Als ſie unten im Burgringe den Schritt des Gemahls vernahm, wandte ſie die Augen nach ihm, ob er zu ihr treten würde. Doch er ſprach mit Berthar. Endlich ſtieg er herauf, und vor ſie tretend begann er: „Der Mantel der Königin flog nach der Tiefe, die Frau wich zornig von unſeren Bergen.“

„Auf dem Felſen lag ich über dem Brunnen, die Angſt warf mich zu Boden und die Scham. Da hörte ich Rede und Gegenrede, ich ſah wie mein Hauswirth ſich zu dem fremden Weib neigte und ich hörte wie ſie ihr Recht forderte an ſeinem Leben.“

„Dann haſt du auch gehört, daß ich widerſprach,“ verſetzte er gutherzig.

„Die Worte verklangen, denn mein Sohn wimmerte und ich trug ihn auf das Lager des Vaters, ob er ihm eine Stiefmutter findet.“

„Irmgard!“ rief der Gemahl erſchrocken, „was ſinnſt du?“

„Meinſt du, daß ich liegen will an deinem Wege wie ein Stein, der deinen Fuß von Heldenthum und Königskrone ſcheidet? Ich höre, meine Volksgenoſſen ſagen, daß ich dir nicht vermählt bin zu rechter Ehe, und ſchmachvoll war der Gruß, den die Königin mir bot. Wenn du die Dirne heimwärts ſendeſt, wird die Königin dir wieder hold, wie ſie zuvor war.“

„Du biſt gekränkt und hart ſchneiden deine Worte,“ verſetzte Ingo, „ich aber meine, nicht du ſollſt daran denken das Tuch zwiſchen uns zu zerſchneiden, denn eine Andere ſinnt darauf mit argen Gedanken. Sie will den Gemahl von dir löſen; doch nicht wie du wähnſt, um ihm ein Königslager zu bereiten. Denn auf eine andere Ruheſtätte denken ſie für den landfremden Ingo, und ſie wälzen dort unten im Thal die Steine, um ihn zu bergen in der lichtloſen Kammer.“

Irmgard fuhr wild auf, wie von einer Schlange geſtochen. Er aber zog die Widerwillige an ſich und ſprach ihr zärtlich zu: „Mühſelig war meine Fahrt über die Männererde, ich war noch ein Knabe, da mußte ich wie ein Raubthier durch die Thäler traben mir Beute zu holen, die mein Leben friſtete, während die Jäger auf meiner Fährte ſchlichen. Mehrmals war mir der Tag verleidet, wenn ich demüthig die Knöchlein an fremdem Tiſch begehrte und den kalten Blick des Gaſtfreundes ſah. Dennoch meine ich, nicht ganz unrühmlich bin ich durch die Schlachtreihen der Feinde gedrungen und ehrlich habe ich geworben, daß mir dereinſt ein Freudenſitz werde in der Halle der Helden. Damals erſchien mir der letzte Sprung in die Schaar der Feinde als das beſte Glück; und wenn der Schlachtgeſang ſummte, dann hörte ich, daß die Unſterblichen ihren Enkel hinaufrieſen in ihr Gefolge. Erſt ſeit ich dich ſah und du mir lieber wurdeſt als mein eigenes Leben, fand ich viele Freude in dieſer Welt und behaglich ſchien mir's oft, im Sonnenſchein über den Thälern zu ſitzen und zu lachen, wenn die Böcklein in unſerem Hofe gegen einander ſprangen und meine Kampfgeſellen in der Butte die wilden Waben heimbrachten. Aber da die Götter mir ſolches Glück gewährten, theilten ſie mir auch zu, daß es dauerlos ſein ſollte und leidvoll für dich, die mir lieb iſt. Durch frechen Hofraub mußte ich dich gewinnen. Aermer biſt du als mein Weib denn daheim. Niemand rief dir Heil als meine wilden Genoſſen und die Siedler, welche ſich mir zugeſchworen haben, weil ſie daheim ſchlechtes Glück fanden. Ich habe es oft gewußt, wenn du neben dem Gebannten deine Thränen verbargſt und die Seufzer nach der Heimat. Heut haben die Ueberirdiſchen mich gemahnt als der Mantel fiel. Wohl iſt es möglich, mein Weib, daß ſie mich zu ſich laden wollen, darum ſorge ich jetzt, daß die Ausfahrt ruhmvoll ſei und ſchädlich den Feinden."

„Reite aus dem Holzring," rief Irmgard, „und baue dir in der Fremde ein neues Heimweſen."

„Das Wildthier ſchlüpft aus ſeinem Lager, wenn die Meute rennt, nicht der Wirth eines Volkes."

„Du lebteſt verborgen ein ſeliges Jahr, deinen Knaben hobſt du im Schilde und dein Weib hing an deinem Hals. Denke auch daran, Ingo, bevor du wählſt.“ Angſtvoll ſtarrte ſie ihm ins Geſicht.

Ingo trat noch einmal zu den kleinen Lichtöffnungen und ſpähte nach allen Seiten in die dämmrige Landſchaft. Wie rothes Gold leuchtete der Himmel und unten im Thale ſtieg der Nebel aus dem Bach. Er ſah auf die geſchwungenen Hügel, die dunklen Wälder, die fruchtbare Flur; dann wandte er ſich zu ſeinem Weibe und umfing ſie: „Als der Sänger in der Halle ſang und du vor Allen den Fremdling ehrteſt, da war ich dir lieb, weil ich den Helden voranſchritt auf dem Todespfade. Was hat deinen Sinn gewandelt, Vandalenfrau?“

„Die Angſt, die ich fühlte, dich zu verlieren,“ antwortete Irmgard leiſe und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

Ingo hielt ſie feſt umſchlungen: „Mein Haupt trug ich hoch als Heimatloſer, fröhlich genoß ich das Glück des Tages, weil ich das Leben für wenig hielt gegen ruhmvollen Tod, ſtolz war ich, treu zu ſein Jedem, dem ich mich gelobt, und furchtbar meinen Feinden. Wer dieſen Stolz mir demüthigen will, den töte ich, oder er trifft mich. Stolzer aber als ſonſt bereite ich diesmal den Kampf. Denn gewaltig naht der Feinde Drang, wie nie zuvor, und du Geliebte ſollſt mit deinen Augen ſchauen, ob der Sänger den Helden dir wahrhaft gerühmt hat. Rüſte dich, Fürſtin, zum Ehrentage deines Gemahls, denn bald hörſt du um dein Brautgemach das wilde Lied deiner Schwäne und über den Wolken ſchauſt du die Himmelsbrücke, auf welcher die Helden ſich aufwärts heben.“

Dunkler wurden die Schatten der Nacht, das Nothfeuer flammte und warf rothes Licht und Rußwolken über den Hof, auf dem die Männer ſich zur Abwehr rüſteten. Sie räumten die Hofſtätte von Karren und Geräth, trugen die Wurfſpeere und häuften die Steine; auch die Mägde halfen, ſie holten in vielen Trachten das Waſſer aus dem Quell und füllten die Fäſſer und Bottiche an der Halle. Boten der Dorfleute rannten in den Hof, reiſige Männer ſprengten ab und zu und Befehlsworte der Führer klangen in dem umhegten Raum.

Irmgard ſtieg mit Frida aus der hohen Kammer herab. Niedergerungen war ihr Zweifel und wie getragen durch einer Göttin Kraft ſchritt ſie über den Hof. Berthar lachte vergnügt, da ſie ihm nahte. Er erhob ſich ſchnell vom Boden, wo er an einer großen Wurfſchleuder hämmerte, und grüßte ſie wie ein Krieger ſeinen Häuptling. „So freut mich's, die Königin geſchmückt zu ſehen, das Licht des Antlitzes freut mich und der Goldſchmuck auf der Bruſt. Das Hochfeſt rühme ich, wo die Braut in ſo reichem Schmucke wandelt. Denn luſtiger fechten wir Knaben, wenn wir die Herrin ſchauen, die ſich wie eine Schlachtenjungfrau über den Krieger beugt. Du aber höre noch vertrauliche Rede des Alten. Eine gute Herrin warſt du den wilden Knaben in friedlicher Zeit, du haſt geſorgt für Alle und warſt ſtolz gegen Jeden, wie einer klugen Wirthin ziemt, auf daß nicht ein dreiſter Blick und ein unziemlicher Scherz der Methtrunkenen ſich zu dir hinaufwage. Jetzt aber, wenn dir's gefällt, zeige den Männern freundlichen Sinn, ſprich gütig zu Jedem und theile reichlich den Vorrath, den du in Keller und Scheuer behüteſt. Denn ich ſorge nicht, daß uns Speiſe und Trank noch mangeln wird, ſolange wir fechten; und Mancher ſchlägt grimmiger und wirft ſtärker die Waffen, wenn er unter ſeinen Genoſſen durch Meth und anſehnliche Zukoſt geehrt wird. Bisher haben wir nur auf die Räuber der Burgunden gelauert, diesmal gibt's Arbeit, von der auch ſpätere Geſchlechter erzählen.“

Irmgard reichte die Hand, die der Alte ehrfurchtsvoll faßte: „Für mich iſt Alles gekommen, wie ich es immer erſehnte,“ fuhr er fort, „kurzes Feld und heißer Kampf, und ich an der Schulter meines Herrn. Nur daß der Hauſe ſo klein iſt, der mit ihm über die Walſtatt ſchreitet, das macht mir Sorge. Denn lieber zählt der Kriegsgott auf ſeiner Flur die Schocke der gemähten Männer, als die einzelnen Halme.“

„Komm heran, Wolf,“ rief Berthar dem jungen Thüring zu, „du haſt eine gute Art mit den Weibern zu verkehren, und ſie rühmen dich als Reigentänzer. Darum ſollſt du als Frauenvogt wachen. Führe die Weiber an, wenn ſie die Steine vom Felſen rollen und wenn ſie die Eimer ſchwingen gegen einen Brandpfeil auf dem Giebeldach. Hebe die Felle der Rinder und Hirſche, die wir geſammelt, aus der Grube und breite das genetzte Leder über das Holzdach, denn als beſter Schutz gegen Wurffeuer dient uns nächſt dem Baumlaub das naſſe Fell.“

„Näher dem Herrn meinte ich zu ſtehen,“ verſetzte Wolf unzufrieden.

„Niemand wird dir wehren, zur rechten Zeit deinen Sprung zu thun,“ tröſtete der Alte, „aber rühmlicher als du wähnſt iſt dein Werk, denn ich merke, auch die dort draußen werden in Frauenweiſe darum kämpfen, ob dem einen oder dem andern das Mus verbrenne.“

„Du meinſt, Vater, es wird ein heißer Tag für manchen von uns.“

„Für manchen von ihnen, ſo ziemt ſich zu reden,“ verbeſſerte Berthar. „Sorge nur darum, daß du als ſchmucker Knabe den hohen Schickſalsfrauen gefällſt.“

„Nicht an mich dachte ich,“ antwortete Wolf und blickte über die Schultern nach dem Hauſe.

„Sieh nicht rückwärts, iſt Geſetz im Männerkampf. Alles, was hinter dir wandelt, mag für ſich ſelbſt ſorgen, nur die vor dir ſind, darfſt du ſehen.“

Als Wolf die Bündel der naſſen Felle mit einem Seile auf das Dach ziehen wollte, ſtellte ſich Frida zu ihm und begann ſpöttiſch: „Zu rühmlichem Dienſt biſt du erkoren, übel riechen die Teppiche, welche du über uns breiteſt. Wirſt du der Kämmerer, der uns Frauen beſchützt, ſo bleiben die Feinde uns willig zehn Schritt vom Leibe und heben die Naſe abwärts mit Grauen.“

„Wäre ich Häuptling,“ verſetzte Wolf ärgerlich, „ich ſtellte dich über das Thor vor allem Heere, auf daß du den Feinden durch ſcharfe Worte das Herz verwundeſt. Hilf mir die Leiter im Innern des Saals zu der Dachluke heben und halte die Seile, damit ich oben die Felle löſe.“ Willig folgte Frida ſeinem Rath, und als er Alles gebreitet hatte und von der Höhe herabkam, ſah er ſich in dem leeren Raume um und gab ihr ſchnell einen Kuß. Frida ſträubte ſich nicht, ſondern zog plötzlich ein Band hervor und ſprach: „Halte den Arm, Wolf, daß ich mich dir verbinde. Schauen wir morgen den Abend, ſo will ich dir angehören als dein Weib. Oft war ich widerwärtig gegen dich, heut ſage ich dir, daß du mir lieb biſt und kein Anderer.“ Sie band ihm den Arm, er aber rief: „Den Zorn der Königin will ich rühmen, der meiner Diſtel den Stachel nahm.“ Sie küßte ihn herzlich, dann riß ſie ſich los und ſprang zu den Mägden.

Unter der Mondſichel trieben wieder die Wolken dahin, wilde Geſtalten, Menſchenleib und Pferdegebein, bald von gelbem Lichte umſäumt, bald kohlſchwarz in grauer Dämmerung. Aus dem Idisbach wand und ballte ſich der Nebel und ſtieg aufwärts gegen den Ringwall und die Burg. Thiergeſchrei und Menſchenſtimmen ſchallten um das Burgthor, auf den Pfaden aus der Tiefe führten die Dorfleute Roſſe und Rinder und die braunwolligen Schafe. Mit den Lindenſchild ſchritten die Männer und trieben mit dem Speer die Herden zur Eile, hochbepackt mit Hausrath eilten die Weiber und Kinder. Gramvoll war ihnen der Weg zur Höhe, denn wer ſich rückwärts wandte der ſorgte, ob er auch in den Hof, den er ſich jüngſt gebaut, lebend zurückkehren, oder ob der Hof ſelbſt in Flammen lodern werde. An der Sperre des unteren Ringwalls drängten ſich die Flüchtigen, und der Vandale, welcher dort den Zugang hütete, mußte anweiſen und ſchreien, daß ſie in dem Dunkel nicht vom Pfade wichen, der zum Thor führte. Auf dem Gipfel füllte ſich der Burgraum mit Menſchen und

Herdenvieh. Die Rinder brüllten, die Roſſe fuhren wild umher und die Weiber drückten ſich mit ihren Bündeln an den Holzwall. Aber Berthar mahnte die Männer, die Hofthiere in Reihen zu ſtellen, die Schafe mit einem Pferch zu umſchließen. In der Mitte des Raumes flammte ein Feuer, dort brodelten die Töpfe für die Darbenden und der Schenk zapfte den Durſtigen Bier, das ſie reichlich begehrten. Berthar ſchritt von einem der Männer zum andern, bot ihnen würdig wie in friedlicher Zeit den Gruß, frug nach der Meinung und prüfte dabei verſtändig ihre Zahl und den Muth. „Was ſäumen die Nachbarn vom andern Ufer des Bachs, wo ſind die armfeſten Bauern vom Ahornwald und dem Finkenquell?“ rief er dem Thüring Baldhard zu: „Hat den Marvingen der weiße Nebel den Sinn geblendet, daß ſie den Schrei des Thürmers nicht hörten und den Feuerſchein nicht ſahen?“

„Langſam regen ſie ihre Glieder,“ verſetzte Baldhard bekümmert, „Herdenvieh und Karren ſah ich abwärts treiben zu ihren Heiligthümern im Walde, ſie werden nicht eilig ſein, Roſſe und Kinder zu verlaſſen. Dennoch wäre ihnen Eile rathſam, denn im letzten Zwielicht zog eine Schaar vom Norden her den Bach entlang, Schilde glänzten und Eiſenkappen. Und ich argwöhne, es ſind die wilden Knaben der Königin, welche in den Höfen jenſeits ein Nachtlager ſuchen.“

Auf dem Pfad aus der Tiefe ſprengte ein Reiter heran, wild fuhr er auf ſchaumbedecktem Roß durch das Thor und winkte im Jagen dem Alten zu. „Radgais!“ rief dieſer und eilte ihm nach zu dem Saal, wo Ingo mit den Aelteſten der Dorfgenoſſen die Meldung der Krieger empfing. Der Bote ſprang grüßend ab. „In hellem Haufen drangen die Königsknaben durch unſere Mark, es iſt ihr ganzer Schwarm, dazu Mannen des Theodulf. Mühſam entrann ich über die Berge, nachdem ich das Strohfeuer entzündet. Sie aber halten ſich hinter den Bäumen im Thale, denn ſchwerlich ſind ihrer mehr als hundert Schilde.“

„Sahſt du die Königin?“

„Außer Theodulf nur den alten Räuber Hadubald.“

„Warf Frau Giſela keine größere Schaar in die Sättel,“ ſprach Berthar verächtlich, „ſo mögen wenige ihrer Treuen den heimiſchen Trinkkrug wiederſchauen.“

„Dort naht Einer vom Main, der andere Gäſte meldet,“ verſetzte Ingo. Walbrand, der Vandale, ſtob heran.

„Als ich, mein König, gen Süden durch den Kieferwald kam, um über die Landesmark zu ſpähen, da hörte ich auf dem Saumpfad Klappern der Schilde. Ich barg mein Roß und wand mich zu Fuß durch das Dickicht; in langem Zuge kam's heran, ein Heer der Burgunden aus drei Haufen geſchaart, Fußvolk und Reiter. Neben dem Führer ritt ein fremder Geſell, ein Römer war's von der Leibwache des Cäſars, die man Protectoren nennt, ich erkannte den Helm und die Rüſtung und hörte ſein Lachen und römiſche Worte. Sorglos wateten ſie heran im Sande, ohne Vortrab und Späher, ganz ſicher des Sieges. Mit wenig Begleitern hätte ich ihnen Grauen erregt. Aus dem Dickicht brüllte ich gegen ſie wie der Nachtrabe brüllt, da hielten ſie erſchreckt an und ſahen durch die Bäume nach den Wolken. Ich aber warf hinter den Stämmen hervor meine Waffe gegen den Römer. Der Held fiel in den Sand und ſtöhnte, ſie aber ſchrieen laut auf, und ich entſprang in das Dunkel. Ich hoffe, ein übles Vorzeichen wird es ihnen.“

„Wir rühmen die Sorge der Königin,“ ſprach Ingo, „daß ſie ein fremdes Heer gegen meine Mannen in Harniſch ruft. Traute ſie dem guten Willen der Thüringe ſo wenig, daß ſie ihr Heimatvolk zum Schwerttanze lud? Wo ſcheuchteſt du ihre Helden durch den Sang des Vogels?“

„Auf halbem Wege zwiſchen hier und dem Main,“ antwortete Walbrand, „ich ſah noch, wie ſie zur Nacht lagerten. Spät erwachen die Burgunden; wenn ſie ſich auch eilen, ſtehen ſie doch nicht, bevor der Morgen warm wird, im

Thale. Pferdetritte merkte ich unten im Nebel jenſeit des Baches."

Ingo winkte ihm Entlaſſung und ſprach zu Berthar: „Sorge, mein Vater, daß Alle ſchlafen außer den Wächtern, denn morgen werden ſie Augen brauchen, welche feſt in ihren Köpfen ſtehn, und geruhte Glieder. Halte gute Wache am Thor, damit nicht unter dem flüchtigen Anzug ein Feind zuſchleiche. Im Morgenlicht ſammeln wir die Bauern und zählen die Häupter. Die Schaar wird klein für den Ring. Wir aber kämpfen um das Leben und jene dort um karge Beute. Zum letztenmal bevor wir uns dem Kampfzorn weihen, ſei in Frieden gegrüßt, mein Vater. Daß ſie uns flüchtige Männer großer Volksrüſtung werth achten, darüber lachen wir heut und dafür danke ich dir, du Treuer."

Der Morgen graute, die Wolken trugen blutrothen Saum und bargen die Sonne. In der Ringburg erhoben ſich die Schläfer von der Erde. Die Männer rüſteten ſich zum Dienſt für den Kriegsgott, den Erbarmungsloſen, ſie ſalbten und ſträubten ihr Haar, daß es röthlich ſtarrte, ſie legten um Arme und Hals die Ringe von Bronze und Gold, ſie zogen den Gürtel am Leibe feſt, daß der Schritt behender ſei und der Schwung der Glieder gewaltiger. Mancher legte ſein Hemd an von Hirſchleder, mit Eiſenſchuppen bedeckt, mancher auch warf die braune Wolljacke von ſich und öffnete das Hemd, damit man die ruhmvollen Narben auf der Bruſt ſchaue. Finſter war der Blick der Krieger, wild ihr Muth und ſchweigſam ihr Thun. Denn unziemlich war im Dienſte des Schlachtengottes unnütze Rede.

Berthar ſprach zu Wolf, der ſich neben ihm wappnete, einen dicken Goldring darbietend: „Lange habe ich das Prachtſtück bewahrt, das ich einſt als Königsgabe gewann. Nimm du es heut als Geſchenk von deinem Geſellen, nicht ungeehrt ſollſt du den Speer ſchwingen an unſerer Seite, damit die Feinde nicht ſagen: „Sehet, nur kärglichen Lohn erwarb der

Thüring an der Bank des Fremden." Wolf ſtreifte den Ring über ſeinen Arm, ſah den Alten dankend an und antwortete:

„Denke auch, Vater, wenn du den Streit ordneſt, daran, daß ich nicht als Frauenvogt unter den Weibern bleibe, und zürne nicht, wenn ich noch Eines ſage: Herrenfeind iſt auch Mannesfeind, aber am fröhlichſten wird ſich mein Arm gegen die Burgunden heben, die nicht von meinem Stamme ſind."

Der Alte lächelte finſter: „Unnütz bellſt du, junger Brackhund. Noch iſt der Geruch des Blutes nicht in deiner Naſe, wenn der Tag heraufſteigt und die Wolken dort oben ſich ſchwärzer ballen, wirſt du ſelbſt deiner Sorge wenig achten."

Vor dem Saale des Königs war der Opferſtein gerichtet. Um den Stein ſammelten ſich die Krieger. Ingo trat mit ſeinen Mannen aus der Halle in grauem Stahlhemd, unter einem Helm, der mit dem Haupte eines Ebers gedeckt war, ſilbern waren die Zähne und roth glühten die Augen des Unthiers. Ein junges Roß führten die Knaben herbei, Berthar ſtieß ihm den Opferſtahl in den Leib und riß die tötliche Wunde. Der König ſang das Blutgebet und jeder der Männer trat herzu, tauchte die Rechte in das Roßblut und alle ſchworen einander die Todestreue und dem Herrn Gehorſam.

Aus dem Gipfel des Baumes rief eine helle Frauenſtimme: „Wahre dich, König, die Heerſchilde glänzen und die Spitzen der Speere." Das Horn des Thürmers warnte in wildem Ruf und ein Bote ſprang zum König. „Den Bach entlang reitet die Schaar der Königsmannen, unter ihnen die Königin." Da erſcholl der Kriegsruf im Hofe der Burg, die Krieger ergriffen Schild und Speer und traten zum Kreiſe, das Schlachtgebet in die Höhlung des Schildes zu ſingen. Das wilde Lied erklang laut in die Thäler, langſam und feierlich im Beginn, anſchwellend wie der Sturmwind, bis es ſcharf und markerſchütternd tönte wie das Geheul der Windsbraut. Als es verſtummt war, antwortete von unten gellendes Geſchrei. Berthar rief die Befehle und die geordneten Haufen der Krieger zogen den Berg hinab und beſetzten den Ringwall. „Zwieſpältig tönte das Kampflied," ſprach Berthar leiſe zu Ingo, „ungleich bei unſeren Mannen und den Landleuten, du wirſt heut nur der heimiſchen Weiſe vertrauen." Noch einmal ſtieg Ingo mit dem Alten in den Wipfel des Baumes. „Frau Giſela führt in Wahrheit Niemand mit ſich als die luſtigen Mannen ihrer Burg und das Geſinde des Sintram. Dafür hat ſie die Burgunden geladen, daß ſie ihr ſchnell das Werk vollenden. Und willig ſind ſie gekommen, denn ihrer ſind zehn gegen einen von uns. Sieh, Held, ſchon ziehen ſie den Schildring um unſern Graben. Hinab zum Wall! Die Sitte fordert, daß ich die Königin begrüße; ich halte die Seite wo ſie gebietet, du leite das Volk ſüdwärts gegen die fremden Haufen."

Mit beflügeltem Schritt eilten die Helden an den Verhau. Rundum erhob ſich Geſchrei, die Pfeile und Speere flogen, in kleinen Haufen ſprangen die Belagerer heran und trugen Steine und Reiſigbündel gegen den Außenwall, um den Graben zu füllen.

Ueberall, wo nordwärts der Drang am heftigſten war, klang mächtig der Schlachtruf Ingo's, und vom Südrand her antwortete die Stimme Berthars; und wo der König die Speere warf, dorthin rannte auch Theodulf Rache fordernd in den Vorkampf. Mehr als einmal zitterte ſein Speer nahe an Ingo's Haupt in den Balken des Walles, und der Schild des Thürings klaffte geborſten von der Waffe des Königs. Aber der Anſprung der Belagerer mißlang, mit heißen Wangen wandten ſie ſich abwärts, ordneten die zerriſſenen Haufen, trugen aus dem Dorf der Thüringe und aus dem Walde Bohlen zuſammen und arbeiteten hart darüber mit Axt und Hammer.

„Mit ſtarkem Schwunge hoben ſich die Fäuſte deiner Geſellen," rief Berthar rühmend dem Sohne Bero's zu. „Sind die Knaben der Königin in Zimmerleute verwandelt? Verächtlich iſt der Kriegsmann, der hinter dem Breterſchild kauert."

Und zu Ingo ſprach er lachend: „Die Burgunden erwieſen ſchwachen Eifer im Stoße, gar nicht zahlreich ſind die Opfer, die wir auf meiner Seite dem Kriegsgott fällten. Und wir müſſen zu ihm rufen: nimm gnädig mit Wenigem vorlieb, wie der Kukuk zum Bären ſagte, als er ihm beim Gaſtmahl drei tote Fliegen bot.“

Unter die heißen Strahlen der Mittagſonne wälzten ſich graue Wetterwolken, da riefen die Hörner der Belagerer zu neuem Kampf und wieder erhob ſich der heulende Schlachtruf in beiden Schaaren. Stärker war der Anſturm und größer die Gefahr, denn nicht vergebens hatten die Belagerer ihre Aexte gebraucht. Von allen Seiten fuhren ſie hinter ſtarken Bohlenſchilden heran und wieder warfen ſie Steine und Holzbündel in den Graben und ſchleppten Baumſtämme und lange Balken, die Tiefe zu überbrücken; auch Gerüſte hatten die Burgunden gerichtet, in denen ein Balken als Sturmbock hing, donnernd ſchlugen die geſchwenkten Balken gegen das Bollwerk, und lange Haken riſſen den Bohlenzaun hinab in den Graben. Um die wilden Werkzeuge entbrannte der grimmigſte Streit. Wich ein Haufe der Belagerer rückwärts, ſo ſprang im Nu ein neuer heran, denn hinter den Kämpfern hielt die Königin und trieb mit Worten und gehobenem Arme unabläſſig zum Sturm. Endlich gelang es den feindlichen Schaaren hier und da den äußern Wallring zu zerreißen und über den Graben hinaufzuklimmen. Da wogte eine Weile an den geöffneten Pfaden das Kampfgewühl, feſt ſtemmten die Burgleute Holzſchilde und Leiber, den Riß zu ſtopfen. Aber wie die Fluth durch den zerriſſenen Damm, ſo ſtürmte die Ueberzahl der Feinde hinein und die kleinen Haufen der Vertheidiger wurden rückwärts gedrängt nach der Höhe. Ingo ſtand vor dem Burgthor mit wenigen Blutgenoſſen, welche heut an ſeiner Achſel kämpften, und deckte durch Schild und Speer den Rückzug ſeiner Krieger. Als Letzter ſprang er ſelbſt in das Thor und hinter ihm hob ſich die Brücke.

Die Belagerer riefen das Siegesgeſchrei und drangen gegen den Burgwall, der den Gipfel des Berges umſchloß. Aber kurz war die Freude, von der ſteilen Höhe flogen jetzt dichter die Speere, und große Steine ſprangen herab und riſſen blutige Bahnen in die ſtürmenden Haufen. Denn enger war jetzt die Kette der Vertheidiger und ſorgenvoll ihr Zorn, da ſie für die letzte Schanze kämpften, die vor dem Verderben ſchirmte; alle Hände regten ſich, auch die Frauen ſtanden hochgeſchürzt die Steine hebend und den Männern zureichend. Unerträglich wurde es endlich den Feinden an der Steile zu haften, in großen Sprüngen flohen ſie zurück und manchem noch zerſchlug der geſchleuderte Felsblock die gehobenen Beine.

Da ritt die Königin zornig vor ihre Mannen und rief: „Wollt ihr den Meth der Königin ferner trinken, ihr hüpfenden Helden, ſo ringt euch aufwärts zu den Weiden und werft den Steintrog nieder, aus dem ſie ſchöpfen, vielleicht fangen ſie dann mit den Lippen die rinnenden Tropfen.“ Theodulf flog um den Berg und befahl gemeinſamen Ausſprung von allen Seiten; wieder riefen die Hörner und gellte das Geſchrei und wieder flogen Speere und Steine vom Bergeshaupt. Aber während der Ring der Belagerer von unten die Pfeile dahin ſchoß, wo ein Haupt oder Arm über die Brüſtung ragte, ſchlich Hadubald mit vier Genoſſen in dem Rinnſal des Quells hinauf zu den Weiden, alle gebeugt unter den Schilden, ſtarke Hebeſtangen in der Hand. Sie fuhren hinter die Bäume, wo der Felſen ſie deckte. Doch dem Helden Berthar entging nicht die drohende Gefahr, die nächſten Speergenoſſen raffte er zuſammen und eilte mit ihnen durch die Pforte hinab. „Wir faſſen von unten, ihr ſendet vom Felſen die Pfeile, damit Keiner entrinne.“ Da, als der Alte unter die Bäume ſprang, dröhnte der mächtige Steintrog, abwärts aus ſeinem Lager geworfen. Berthar rief zornig dem Hadubald zu: „Unſegen ſchafft es dir, Weinſchwelg, zum Waſſerquell zu wandeln,“ und zerbrach ihm mit der Keule das Haupt, bevor der Andere die Waffe erhoben hatte. Auch die übrigen Königsmannen erlagen den Streichen der Vandalen, nur Einer ſprang abwärts, aber er ſank auf dem Wege zu Boden, den tötlichen Pfeil im Rücken, und von der Höhe begrüßte lauter Freudenruf ſeinen Sturz. Darauf verſtummte das Kampfgeſchrei und oben wie unten ſummten die ſchnellen Worte in den Haufen.

„Der Steintrog iſt geworfen,“ ſprach Berthar zurückkehrend leiſe zu Ingo, „wild rinnt jetzt das Waſſer abwärts und mühſelig wird es den Ringgenoſſen, ſich und ihren Thieren den Trunk zu ſchöpfen.“

„Die Königin kannte den Quell,“ verſetzte Ingo mit finſterm Lächeln. „Vermochten die unten den Stein zu werfen, wir heben ihn wieder. Rüſte die Bäume, wähle die Streiter und ziehe die Schildburg um die hebenden Arme der Landgenoſſen.“

Während Ingo ſprach, ſchlug über ihm ein Pfeil ſchwirrend in das Thurmgerüſt und eine kleine Flamme loderte um den haſtenden.

„Dort mahnt Frau Giſela unſer Volk an den verwüſteten Quell,“ rief Berthar. Rund um den Berg ſprangen einzelne Bogenſchützen aufwärts und ſchoſſen Brandpfeile gegen das Bollwerk, ſorglich bemüht, durch behende Bewegung die geworfenen Steine zu vermeiden. Hier und da leckte die Flamme an den Balken und Pfählen, die Belagerten ſchlugen mit Stangen gegen die Pfeile und zerwarfen die Flammen, aber immer häufiger lohten die Brände; wild klang das Geſchrei der Warnenden, die Kinder heulten, die Roſſe bäumten wenn ein Brandpfeil unter ſie flog, zerriſſen die Halfter und fuhren raſend durch die gedrängte Menge. Da wurde die Arbeit peinvoll und manchem der Vertheidiger ſank Hoffnung und Muth.

Mit kleinem Gefolge nahte in geſtrecktem Lauf ein Reiter den Schaaren der Königin. Ihn und ſeine Begleiter empfing lauter Zuruf aus dem Haufen des Theodulf. Herr Answald ſtieg vom Pferde: „Täuſchende Botſchaft lud mich zu deinem Hofe, Königin, während du hier Rache übſt in meiner Sache.“

„Ungeladen kommſt du und unwillkommen," verſetzte die Königin, „meine nicht, dich zwiſchen mich und die Rache zu ſtellen, den unerbetenen Mittler treffen die Pfeile von zwei Seiten. Das Schickſal Jener wendet kein Sterblicher, wenn nicht ſie ſelbſt es vermögen."

„Will die Königin herrſchen über das Volk der Thüringe, ſo wird ſie den Brauch des Landes ehren. Weiber ſehe ich dort und Kinder von unſerem Blut, greulich iſt es, Speer und Brandpfeil gegen die Wehrloſen des eigenen Volkes zu ſchleudern. Wer ein freier Thüring iſt und ſich Sieg begehrt in ehrlichem Kampfe, der helfe mir die Schmach wenden. Fleht mit mir zur Königin, daß ſie meide, was uns Alle ruchlos macht in dem Gedächtniß der Menſchen."

„Gut ſpricht der Fürſt," rief ein alter Kriegsmann, und die Thüringe ſchlugen die Speere zuſammen: „Heil dem Herrn Answald!" Finſter ſah die Königin über den Haufen, aber ſie ſchwieg.

„Höre mich, Herrin," ſchrie der Häuptling entſetzt durch ihr hartes Antlitz, „mein eigenes Kind, das ich einſt dem Theodulf verlobte, ſteht unter den Brandpfeilen, und gleich ihr andere Frauen aus den Waldlauben. Gegen mein Kind ſteht mir allein die Strafe zu, und Niemand, auch du nicht, ſoll ſie mir über dem Haupte wegnehmen." Er ſprang in den Weg vor den Haufen. „Hier ſtehe ich, Answald, ein Fürſt der Thüringe. Manches Mal habe ich eure Herrſchaaren in den Kampf geführt. Bevor ihr wagt die Unkriegeriſchen zu ſchlachten, die dort im Ring die Arme heben, ſollt ihr erſt mich töten, damit ich die Schande nicht überlebe." Wieder erſcholl lauter Zuruf der Krieger.

„Zu mir, ihr Königsknaben," rief Frau Giſela, ſich hoch aufrichtend. Aber auch Theodulf und Sintram drängten ihre Roſſe an das der Königin und ſprachen leiſe zu ihr. — „Wärſt du nicht außer dir, alter Mann," begann die Königin endlich und ihre Stimme bebte im Zorn, „ſo würde ich dich ſtrafen, weil du tollkühn dieſe zum Ungehorſam aufrufſt. Wenig liegt mir am Herzen Blut der Bauern zu vergießen, wenn ſie auch eigenmächtig außerhalb der Mark ſich gelagert haben. Laß das Horn ertönen, Theodulf, und ſchrei in den Ring. Die Landleute ſollen freie Ausfahrt haben, nicht nur die Weiber und Kinder, ſondern auch die Männer, und waffenlos aus dem Wall ziehen, ohne Schaden an Leib und Gut durch Gnade der Königin.“ Wieder klang aus den Haufen frohes Beifallsgeſchrei. In langgezogenen Tönen mahnte das Horn vom Streite abzuſtehen. Theodulf trat bis in Wurfweite vom Thor und ſchrie mit mächtiger Stimme die Gnade der Königin in die Burg.

Drinnen erhob ſich ungeſtüme Bewegung. Das Thor blieb verſchloſſen, aber am Walle und an den Schanzpfählen riſſen in Verzweiflung wilde Geſtalten, ſie warfen Pfähle und Balken nach der Tiefe und rollten dem Holzwerk nach. Ein flüchtiger Haufe quoll hier und da aus der Verſchanzung, mit Weibern und Kindern in angſtvollem Gedränge die Roſſe und Rinder. Auch einzelne Männer ſprangen herab, denen die Schwurhand noch vom Opferblute roth war, durch die Noth geſcheucht und ermüdet vom hoffnungsloſen Kampf. Doch die Mehrzahl der Bauern ſtand auf der Höhe zuſammengedrängt, die Schilde am Fuß, unſicher ſchauten ſie den Frauen nach und dem herabſtürzenden Herdenvieh. Nur der Eid hielt ſie und die Scham.

Da trat Ingo zu ihnen und rief mit lauter Stimme: „Freiwillig ſeid ihr gekommen, frei mögt ihr auch gehen, da eure Landgenoſſen euch rufen. Euere Blicke und widerwilligen Dienſt begehre ich nicht. Wenig Ehre bringt mir der Krieger, der ſich nach Weib und Kind ſehnt während des Kampfes. Willig löſe ich euch von eurem Eide; gedenkt, wenn ihr wollt, der eigenen Rettung.“

Da legten Mehrere ſtill die Schilde an das Bollwerk und ſprangen abwärts ohne ſich umzuſehen. Berthar aber rief in den Haufen der Bleibenden: „Nicht durch einen Wurf fällt auf der Tenne die Spreu aus dem Weizen. Noch manchen ſehe ich, den der Wind über den Zaun wegblaſen mag. Verſucht es noch einmal, ihr ſtolzen Geſellen. Gern entbehren wir die Genoſſenſchaft der Waldleute."

Wieder fielen Schilde zum Boden und die Träger entſchwanden mit finſteren Mienen.

„Was weilt mein König, ihren Jammer zu ſchauen? Beſſer ſchwingen ſie ſich, wenn die Scham ihnen nicht die Beine hemmt. Euer iſt die Wahl; der eine Weg führt aufwärts zum Saal des Königs, der andere thalab zu eurem Dung." Er folgte ſeinem Herrn, der zur Halle eilte. Die Zurückgebliebenen ſtanden noch einige Augenblicke beiſammen; da ſie ſich allein ſahen, ſchwand ihnen der Kriegerzorn. Nur Wenige eilten dem Könige nach, die Anderen ſuchten waffenlos das Freie. Unter den Letzten, welche den Ring verließen, waren Waldhard und Bruno.

Aus der Tiefe ſprangen die Haufen der Königin jauchzend empor. Die den Ausgang ſuchten, hatten ihnen den Zugang geebnet; die Anſtürmenden zerhieben die Sperren des Thores, ihr Schwarm drang heftig gegen den offenen Raum vor dem Saale. Aber ſchnell wichen ſie zurück; denn aus der Schleuder, die Berthar auf die Treppe des Eingangs geſtellt hatte, flogen die ſpitzen Baumpfeile in ihre Reihen. Sie ſuchten Schutz längs dem Bollwerk, und wieder flogen Speere hin und wieder, und aus der Tiefe fuhren die Brandpfeile gegen das Dach.

Längs dem Dachbalken der Halle wirbelte weißer Rauch und durch den Dampf klang der Ruf: „Waſſer herauf!" Auf der Leiter klomm ein Mann und rief von der Höhe: „Es kniſtert im Dach, die Rindshaut ſchwelt; ein Burgundenpfeil trieb das Feuer an den Vorſprung des Daches, es glimmt und flackert, geleert ſind die Eimer."

„An unſerem Brunnen labt ſich die Königin," rief Berthar hinauf, „fehlt dir Waſſer, ſo gieße dem Feuer unſer Bier auf die Zungen." Der Wind fuhr heulend über das Dach und trieb eine Rauchwolke und feurige Lohe in die Höhe. Ein Jubelſchrei der Feinde folgte dem Windſtoß, die Flamme brach züngelnd hier und da durch die deckenden Häute. „Komm herab, Wolf," rief Berthar dem Helden in der Höhe zu, der mit verſengtem Haar und ſchwarzen Händen ſich mühſam an der Leiter feſthielt, „dir ſelbſt rinnt aus dem Leibe der Quell, roth trieft's von der Leiter."

„Es war nicht genug, das Feuer zu löſchen," antwortete Wolf; er fuhr herab, ſchüttelte ſeine blutende Hand und griff nach Schild und Speer.

„Oeffnet die Thüren, ihr Blutgenoſſen," befahl Berthar, „damit der Luftzug unſrer Herrin den Rauch vertreibe. Soll der König allein die Schildwacht halten? Werft die Speere rings um den Bau; ſoweit ſie fliegen, reicht jetzt das Königreich der Vandalen."

Ingo ſtand auf der Treppe des Saals, vom Schilde gedeckt, über ihm fuhren dicke Rauchwolken vom Wetterſturm getrieben an die Schaaren der Feinde und umhüllten ihnen Rüſtung und Geſicht.

„Geöffnet iſt die Halle," rief Ingo den Starrenden entgegen, „mit dem Willkomm harrt der Wirth. Was ſäumen die verzagten Gäſte?"

Aus dem Rauch ſprang ihm eine Geſtalt entgegen, ein ſchildloſer Mann, und eine Stimme rief: „Irmgard, mein Kind! Der Vater ruft, rette dich, Unſelige!"

Irmgard hörte in der Halle den Schrei, wild fuhr ſie auf und legte den Sohn in Frida's Arm. Und wieder rief es von draußen ſchriller und angſtvoller: „Irmgard! verlorenes Kind!"

Ingo ſetzte den Schild zu Boden und ſah über die Achſel zurück: „Der Habicht ſchreit nach ſeinem Neſtling, gehorche dem Ruf, Fürſtin der Thüringe."

Bei dem Gemahl vorüber ſtürzte das Weib dem Vater zwiſchen den feindlichen Speeren entgegen. Aus den Haufen der Thüringe brach ein Freudenſchrei und Heilruf. Sie umſchlang den Vater und rief: „Wohl mir, mein Auge ſchaut dich und an deiner Bruſt hältſt du mich.“

Dem Helden Answald bebte das Herz und er zog ſie mit ſich. „Die Mutter wartet, liebes Kind.“

„Segne mich,“ rief Irmgard, „heiß iſt das Gemach, wo ein armes Kind nach der Mutter ſchreit, ſegne mich, Vater,“ rief ſie, ihn krampfhaft feſthaltend.

Der Fürſt legte den Arm um ihr Haupt, ſie beugte ſich tief vor ſeine Kniee, dann erhob ſie ſich ſchnell, trat zurück und die Hand gegen ihn ausſtreckend rief ſie: „Grüße die Mutter!“ und wandte ſich mit ſtarkem Schwunge rückwärts nach dem brennenden Hauſe. Ingo hatte unbewegt geſtanden, den ſcharfen Blick gegen die Feinde gerichtet. Als ſein Weib aber zu ihm in die Todesnoth zurückkehrte, trat er ihr entgegen und breitete die Arme, ſie zu umſchließen. Da ſchwirrte der Eſchenſpeer aus Theodulfs Fauſt und traf den König von der Seite unter den Arm. Still ſank Ingo nach der Halle zurück aus den Händen der Gemahlin. Berthar ſprang vor und deckte mit dem Schild den Wunden, den ſeine Mannen ſeufzend auf die erhöhte Herrenbank trugen. Vor ihm kniete Irmgard, aber Berthar rief in den Raum: „Laßt Weiber trauern um des Königs Wunde; ſchnell heran, ihr Geſellen, dem König zu folgen auf ſeinem Pfad. Vier ſind der Thore in des Königs Halle, aus jedem führt der Weg nach dem Himmelsſaal. Sorgt, daß ihr rächt die Königswunde. Walbrand, der letzte warſt du an des Herrn Bank, dafür ſpringſt du heut als erſter, und der letzte ſei ich.“

Die Vandalen ſprangen an die Thore, von da die Stufen hinab, einer nach dem andern, wie der Alte ſie rief. Und von Neuem erhob ſich um das Haus Kampfgetöſe und Getümmel. Wilder fuhr der Sturmwind über das lodernde Dach, hoch oben rollte der Donner, das Dach der Halle krachte, Aſche und brennende Schindeln fielen herab. Frida ſetzte betäubt das Kind auf das Lager des Königs.

„Der Knabe lacht,“ rief Irmgard und warf ſich ſchluchzend über das Kind, welches fröhlich mit den Beinchen ſchlug und die Hände nach den Flammenhaufen am Boden ausſtreckte. Feſt hielt Irmgard ihr Kind umſchloſſen, es war lautloſe Stille im Raum. Dann riß ſie die Taſche von Otterfell, die Gabe der Schickſalsfrau, aus ihrem Gewande, hing dem Knaben die Taſche um den kleinen Leib, hüllte ihn in die Decke und das Kind noch einmal küſſend rief ſie zu Frida: „Rette ihn und ſinge ihm von ſeinen Eltern.“ Frida aber ſprang zu Wolf, der als Speerhüter am Lager des Königs ſtand und flehte: „Komm, am hintern Thor ſtehen Männer aus unſeren Lauben, wir dringen in den Wald.“

Da rief der Alte mit heiſerer Stimme: „Wo ſäumt der Vortänzer? Die Springer harren.“

„Lebe wohl, Frida,“ verſetzte Wolf, „nicht zu gleicher Thür fahren wir aus dem Feuer, lebe wohl und denke mein.“ Noch einmal ſah er ſie mit treuen Augen an, dann brach er mit mächtigem Satz aus der Thür, ſprang über die glühenden Holzkloben vor der Treppe und ſchleuderte ſeinen Speer einem Knaben der Königin mitten in die Bruſt, daß dieſer zuſammenbrach und ein lauter Schrei im Ringe der Männer erſcholl. Auf den Helden flogen die Pfeile, er blutete aus mehren Wunden, aber ſein Schwert ſchwingend, warf er ſich in den Haufen, vor welchem Theodulf ſtand, zur Rechten und Linken taumelten die Getroffenen zurück, wild hob er die Waffe gegen den alten Bankgenoſſen, da brach er ſelbſt ſterbend zuſammen.

Und wieder rief Theodulfs Stimme gewaltig mahnend: „Die Balken beben, rettet die Frauen!“ Und Fürſt Answald ſchrie an das Thor ſpringend: „Irmgard! rettet mein Kind!“ Da erhob ſich am Thor gegen ihn die zuſammengeſunkene Geſtalt des Alten, mit Aſche bedeckt das Haupt, gebrannt der Bart, die Gier nach Rache im Antlitz. Und grimmig rief er: „Wer iſt es, der ſo frech am Schlafgemach des Königs lärmt und Einlaß begehrt? Biſt du es, Narr, der einſt bereute, daß er Gaſtrecht bot? Mit kaltem Gruß haſt du meinen König entlaſſen, kalt wie Eiſen ſei die Antwort, die der Vandale dir bietet.“ Und ſchnell wie ein Raubthier ſprang er von den Stufen und ſtieß die Waffe dem Häuptling der Thüringe durch Panzer und Bruſt. Dann rief er über den entſetzten Haufen: „Vollbracht iſt Alles und gut war das Ende. Zieht heim, bleichnaſige Thoren, und dreht mit den Weibern die Mühlſteine eurer Königin. Der große König der Vandalen ſteigt aufwärts zu ſeinen Ahnen.“ Um ihn flogen die Geſchoſſe, er aber ſchüttelte die Eiſen ab wie ein verwundeter Bär, wandte ſich ſchwerfällig nach der Halle, ſetzte ſich mit ſeinem Schilde an den Fuß des Königslagers und ſprach nicht mehr.

Durch das zerbrochene Thor ritt die Königin gegen die brennende Halle. Laut rollte der Donner und die Blitze zuckten, von der Flamme des Hauſes glühte wie rothes Feuer der Golddraht des Panzers, welcher ihre Bruſt umſchloß. Sie tauchte vom Roſſe zu Boden, ſcheu wichen die Männer zurück, denn leichenbleich war ihr Antlitz und finſter gezogen die Brauen.

Sie ſtand unbeweglich und ſah in die Lohe. Nur einmal regte ſie ſich und warf die Augen flammend zur Seite, als ſie ein Weib merkte, das, ein Kind auf dem Arme, gegen die Männer rang, welche ſie feſthielten. „Es iſt nur die Dienerin,“ ſprach Theodulf halblaut mit fahler Wange, „und es iſt das Kind.“ Die Königin befahl durch eine heftige Geberde, das Weib zur Seite zu führen. Das Feuer leckte über den Firſt hoch gegen die Wolken, der Wetterſturm fuhr in die Flamme, daß ſie weit umherloderte, er warf brennende Spähne und Breter gegen Frau Giſela und den Haufen der Männer. Aber die Königin ſtand unbeweglich und ſtarrte in die Glut.

Drinnen im Haus war es ſtill, Irmgard kniete am Lager des Gatten; ihr Haar deckte ſeine Wunde, ſie hielt ihn feſt umſchlungen, und lauſchte auf ſeine Athemzüge.

Der todwunde Mann legte den Arm um ſie und ſah ihr ſtumm in die Augen. „Ich danke dir, Ingo,“ ſprach ſie, „ſei mir gegrüßt, Geliebter, auf dem letzten Lager liegen wir beide geſellt.“ Näher rollte der Donner. „Hörſt du die oben rufen?“ murmelte der Sterbende. „Halte mich, Ingo,“ rief Irmgard. Ein flammender Blitzſtrahl erfüllte die Halle, ein Wetterſchlag dröhnte, die Balken des Daches brachen zuſammen.

Draußen ſchoß auf die betäubten Mannen der Königin der Hagelſchauer, die Eisſtücke ſchlugen auf Helm und Panzerhemd. „Die Götter laden ihren Sohn zu ſich in den Saal,“ ſchrie die Königin und verhüllte ihr Haupt in den Mantel. Die Männer aber warfen ſich unter ihren Schilden zu Boden und bargen das Antlitz vor dem Zorn des Donnergottes. Als das Wetter vorübergerauſcht war und die Krieger ſich ſcheu erhoben und um ſich ſchauten, da war die grüne Bergfläche mit grauem Eiſe bedeckt, zuſammengeſtürzt lag das Haus und aus der naſſen Kohle züngelten kleine Flammen. Die Königin, wie in Stein verwandelt, ſtand immer noch vor der Brandſtätte und ſprach vor ſich hin: „Die Eine liegt ſtill auf heißem Lager, die Andere ſteht draußen vom Hagel geſchlagen; vertauſcht hat der Neid der Götter die Looſe, mein Recht war es, dort drinnen zu ſein.“

„Wo iſt ſein Kind?“ frug ſie mit wildem Blick umherſehend. Frida und das Kind waren verſchwunden. Die Krieger ſuchten an der Berglehne und in den Thälern, ſie ſpähten in jeden hohlen Baum und in jedes Dickicht verflochtener Zweige, Theodulf durchzog mit ſeinem Gefolge den ganzen Gau der Waldleute und forſchte an jedem Herdfeuer. Aber von dem Sohne Ingo's und Irmgards erhielt die Königin niemals Kunde.

II.

Ingraban.

1.

Im Jahr 724.

Auf dem Waldwege, der vom Main nordwärts in das Hügelland der Franken und Thüringe führt, zogen an einem heißen Sommertage drei Reiter ſchweigend dahin. Der erſte war der Führer, ein junger Mann von ſtarken Gliedern; das lange Haar hing ihm wild um das Haupt, die blauen Augen waren in unaufhörlicher Bewegung und ſpähten nach beiden Seiten des Weges in den Wald. Er trug eine verſchoſſene Lederkappe, über der braunen Jacke eine große Taſche mit Reiſevorrath, in der Hand den Wurfſpeer, auf dem Rücken Bogen und Jagdköcher, an der Seite ein langes Waidmeſſer, am Sattel ſeines Roſſes eine ſchwere Waldaxt. Einige Schritte hinter ihm ritt ein breitſchultriger Mann in den Jahren ſeiner beſten Kraft, mit großem Haupt, die mächtige Stirn und die blitzenden Augen gaben ihm das Ausſehen eines Kriegers. Aber er trug ſich nicht wie ein Mann des Schwertes, das kurz geſchorene Haar deckte ein ſächſiſcher Strohhut, an dem langen Gewande war nicht Wehrgehenk, nicht Waffe ſichtbar, nur die Axt, welche jeder Reiſende in der Wildniß führte, ſteckte im Sattel; nach dem großen Lederſack, der vor ihm befeſtigt war, mochte man ihn für einen Händler halten. Ihm zur Seite trabte ein Jüngling in gleicher Tracht und Ausrüſtung, der auch auf dem Rücken ein Bündel trug und in der Hand einen Baumzweig, mit dem er ſein Rößlein antrieb. Daß der Führer die Reiſenden nicht als gewaltige

Leute achtete, war durch ſein Benehmen deutlich, denn er trug ſein Haupt hoch, ſo oft er auf eine Frage des älteren Mannes kurze Antwort gab, und er ſah nur zuweilen, wenn der Weg ſteil aufwärts ging, oder die beiden weit zurückblieben, mit düſterm Blick hinter ſich und wandte die Augen ſchnell wieder ab, wie von unholden Geſellen. Durch Sand und über Steinblöcke zog ſich der rauhe Pfad zwiſchen alten Kieferſtämmen von einer Erdwelle zur andern; auf dem braunen Grunde wuchs wenig Anderes als Wolfsmilch, Haidekraut und dunkle Waldbeeren. Es war ſtill im Walde, nur die Krähen ſchrien über den Wipfeln, die heiße Luft war mit Harzgeruch erfüllt und kein Windeshauch kühlte die erhitzten Wangen. Als der Weg einmal ſteil aufwärts ging, ſprang der Jüngling ab, pflückte am Wege einen Strauß Beeren und bot ihn dem Reiter. Dieſer dankte mit einem freundlichen Blick und begann in lateiniſcher Sprache: „Siehſt du ein Ende des Waldes? Unſere Roſſe ermüden, die Sonne neigt zur Raſt.“

„Stamm hinter Stamm, mein Vater, und kein Lichtſtrahl vor uns im Holze.“

„Du biſt an die rauhen Pfade nicht gewöhnt, Gottfried,“ fuhr der Aeltere bedauernd fort, „ungern nahm ich dich in das wilde Land und ich bin unzufrieden, daß ich deiner Bitte nachgab.“

„Ich aber bin glücklich, mein Vater,“ verſetzte der Jüngling mit frohem Lächeln, „daß ich dich begleiten darf als dein unwürdiger Diener.“

„Die Jugend freut ſich ſtets der Wanderſchaft,“ ſprach der Reiter. „Sieh unſern Führer, ihn kümmert die Tagesglut wenig, er iſt ein kraftvoller Wildling, der des Pfropfreiſes harrt.“

„Unfreundlich hält er ſich gegen uns, mein Vater.“

„Iſt er auch unwirſch, warum ſollte er unehrlich ſein? Er hat der Frau Hildegard und mir ſelbſt in die Hand gelobt, uns ſicher über die Berge zu führen, und er ſieht nicht aus wie ein Schächer. Doch wäre er's auch, einer iſt ſtärker in der Wildniß als er." Er neigte das Haupt. „Merke, er hat gefunden, was ihm die Reiſe ſtört."

Die Haltung des Führers war verwandelt, hochaufgerichtet ſaß er im Sattel mit gehobenem Speer wie zum Anſprung bereit.

Der Fremde ritt zu dem Führer: „Dein Name iſt Ingram, wie ich vernahm."

„Ingraban der Thüring bin ich," verſetzte der Reiter ſtolz die Worte des Andern beſtätigend, „und dies iſt der Rabe, mein Roß;" er rührte an den Hals des edlen Thieres, das von Farbe ſchwarz war, wie ſein geflügelter Namensbruder, und unter der Hand des Reiters wiehernd das Haupt erhob.

„Ich erkenne, wohlbekannt ſind dir die Reiſepfade auch fern von deiner Heimat."

„Oft ritt ich als Bote meiner Landgenoſſen zu dem Fankengrafen über den Main."

„So iſt dir auch Frau Hildegard, die Grafenwitwe, von früherher zugethan."

„Ich ſtritt in der Schaar ihres Eheherrn, als ihn die Wenden erlegten. Eine gute Frau iſt Hildegard, da ſie meinen kranken Knecht in Pflege nahm."

„Am Lager des Kranken fand ich dich, und ich bin froh, daß ich ſolch ſicheren Führer gewann. Was hemmt dir jetzt die Reiſe?"

Die Hand des Führers wies auf eine Spur im Sande. — „Hier lief eine Herde wilder Roſſe," ſagte der Fremde, auf die Spur blickend.

„Reiter waren es, mehr als drei, und feindſelig wird ihr Gruß, wenn ſie uns treffen," antwortete der Führer.

„Woher weißt du, daß es Feinde ſind?"

„Hofft in deinem Lande ein Wanderer in der Wildniß auf ehrlichen Gruß?" frug der Führer zurück, „die hier gezogen ſind, waren Krieger, welche mit fremder Zunge reden, von dem Wendenvolk an der Saale, das man die Sorben nennt; weit ſchweifen ſie auf ihren Pferden nach Jagdbeute und Herdenvieh. Dort liegt ihr Zeichen," er berührte mit dem Speer einen kurzen Rohrpfeil mit Steinſpitze. „Sie haben unſern Weg gekreuzt nach dem letzten Regen."

„Und hoffſt du uns verborgen vor den Fremden über die Berge zu führen?"

„Habt ihr den Muth, ſo habe ich den Willen. Manchen Stieg über die Waldhügel weiß ich, den ihre Haufen meiden; doch rathe ich, haltet euch ſchweigſam und nahe an meinem Roß."

Vorſichtiger ritten die Fremden dicht hinter dem Führer.

Der Saumpfad ſenkte ſich in ein ſtilles Waldthal, führte durch ſumpfigen Grund und das Bett eines Baches, und ſtieg auf der andern Seite wieder in den Wald. Zwiſchen hohen Buchenſtämmen zogen ſie behaglicher dahin auf grünem Moosgrunde, welchen die ſchrägen Sonnenſtrahlen vergoldeten. Und wieder ſenkte ſich der Pfad in ein weites Thal. Am Waldesrand hielt der Führer an. „Dies iſt das Idisthal," ſagte er das Haupt zum Gruße neigend, „und dort rinnt der Idisbach nach dem Main." Durch hohes Wieſengras leitete er zu einer Furt des Baches, von da trabten ſie eine Hügelreihe entlang nordwärts. Einſam und menſchenleer lag das blühende Thal. Einigemal kamen die Reiſenden über altes Ackerland, noch waren die Beetfurchen ſichtbar, aber Schlehdorn und ſtachliger Ginſter ſtanden dicht wie eine Hecke darauf, und die Pferde hatten Mühe durchzudringen. Der Fremde ſah mit Theilnahme auf die zerſtörte Cultur. „Hier haben einſt fleißige Hände gebaut," ſagte er bedauernd. „Seit Menſchengedenken liegt die Stätte wüſt," antwortete der Führer gleichgültig. Weiter oben wies er auf eine Erdhöhe: „Auch dort ſtand ein Hof, aber die Wenden haben ihn verbrannt, da ich ein Knabe war. Das wilde Kraut ſchießt ſeit zwanzig Sommern in die Höhe. Sorgſt du um gebrochene Höfe, ſo magſt du hier viele finden. Ueber dem Bach haben vor Zeiten die Avaren gelagert, braunhäutige Männer mit ſchrägen Augen, ſie tragen, wie die Alten erzählen, geflochtene Zöpfe um das Haupt und ſind ein mächtiges Oſtvolk, aber grauſame Mordbrenner. Dort drüben lag, wie die Sage meldet, eine große Zahl Höfe an einem geweihten Wald von ſolchen Bäumen, die wir Ahorn nennen, jetzt ſtehen nur noch wenige der alten Stämme, die Avaren haben ſie niedergebrannt, und wo die Höfe waren iſt Wuſtung. Aber das iſt lange her, es wäre mühſam, den Jahrwuchs der Fichten zu zählen, welche darüber ragen. Ueberall, wo du hier Dornen und Kletten ſiehſt, ſtand einſt ein Bau, mancher iſt zur Zeit der Väter, mancher im Gedächtniß Lebender zerriſſen, mehre in den letzten Jahren, es dauern nur hier und da einige."

Da der Fremde ſchwieg, wies der Führer auf den Himmel, über den ſich das Abendroth breitete, und ritt aus dem Thalpfad einen ſchmalen Weg bergauf. Die Roſſe der Reiſenden klommen mühſam nach durch dichtes Holz bis auf eine Berghöhe. Der Gipfel war ein unebener Raum, baumlos, mit niedrigem Buſchwerk und wilden Blumen bewachſen. Nur eine mächtige Eſche erhob ſich in der Mitte aus dem niedrigen Kraut. Die Reiter ſahen von drei Seiten weit über die Hügel, ſüdwärts bis über den Main, nach Norden auf die blauen Berge der Thüringe, geradeaus in eine weite Thalebene, die von hochgeſchwungenen Hügeln eingefaßt war. Hinter ihnen dehnte ſich eine Berglaite, von dem vorderen Gipfel durch Erdhaufen und Senkungen getrennt, welche ausſahen wie ein alter Wall und Graben. Der Führer ſprang vom Roſſe und neigte ſich tief gegen den Eſchenbaum, dann trat er an den Rand des Gipfels und ſah forſchend in das Thal und den Saum der Wälder entlang. Und wieder wandte er ſich der Eſche zu und ſprach ehrfürchtig: „Hier iſt der Ibisberg und dies iſt der heilige Baum der hohen Schickſalsfrauen. Schutz vor ſchädlichen Gewalten hat die Stelle und darum habe ich euch hierher geführt."

„Als ein kundiger Führer haſt du dich erwieſen," verſetzte der Fremde, die gute Lagerſtätte überſchauend. Er ſtieg ab und löſte ſelbſt die Lederſäcke vom Sattel der Roſſe. „Sicher weißt du auch einen Quell in der Nähe." Der Führer ergriff die Zügel der Pferde. „Gebiete deinem Knaben, daß er die Flaſchen trage und mir helfe den Zaun zu richten," ſagte er und führte die Thiere auf die Berglaite zu etwa hundert Schritt hinab, wo ein Quell aus einer bemooſten Einfaſſung von Stein thalab rann. Dort pflöckte er die Roſſe an, damit ſie weideten, hob die ſchwere Axt und winkte dem Jüngling, daß er ihm nach dem Wald folge.

Als der Fremde ſich auf dem Gipfel allein ſah, umſchritt er betend mit gebeugtem Haupte den Raum, in welchem die Eſche ſtand. Darauf unterſuchte er ſorgfältig die Stelle, als ein Mann, der die Zeichen der Natur zu deuten wußte, und ſtieß mit dem Fuß unter eine knorrige Wurzel des Baumes, welche hoch über dem Boden ragte; er fand lockeren Grund, fuhr mit dem Stiel der Axt hinein und hob mit Anſtrengung einen Stein heraus, über den die Wurzel gewachſen war; ihre Ausläufer waren in ein Loch des Steines gedrungen und hatten den Stein geſprengt. Verwundert ſah der Mann auf das regelmäßig gebohrte Loch. Dann nahm er ehrfürchtig den Lederſack, ſchob ihn an die Stelle des Steins und über ſein Geſicht flog ein Lächeln. „Hauſt ein Unhold in dieſem Baum, ſo ſoll ihm der geborgene Schatz Noth bereiten." Noch einmal ſchaute er prüfend auf den unebenen Boden ringsumher und auf das üppige Grün, welches daraus geſchoſſen war, dann zog er aus der Taſche ſeines Gewandes ein kleines Buch, ſetzte ſich, daß das Abendlicht darauf fiel, öffnete die Schließen und las in dem Pergament. Er hörte das Dröhnen eines Holzſchlägels und merkte, wie der Führer ſich anſchickte weiter abwärts den Nachtzaun zuſammen zu ſchlagen. „Hierher, Ingram," rief der Fremde befehlend hinunter. Der Führer ſchüttelte mit dem Haupt und ſchlug weiter. Da trat der Fremde näher und gebot: „Trag die Pfähle herauf, wir raſten am Baum.“

„Das geht nimmer an,“ verſetzte der Führer.

„Und warum nicht, wenn ich es will?“

„Soll der Feuerſchein auf der Höhe den fremden Spähern dein Lager künden?“

„Die Nacht iſt warm, gern entbehren wir die Flamme, auch ein Krieger wie du behilft ſich wohl ohne Kochherd.“

Ingram ſtand unbeweglich und ſah finſter auf den Fremden.

„Wer du auch ſonſt biſt,“ fuhr dieſer fort, „für dieſe Reiſe haſt du dich mir gelobt um guten Sold, und ich bin der Herr unſerer Fahrt. Willſt du nicht nach meinem Willen thun, ſo ziehe deinen Weg, ich ſuche meinen Pfad ohne dich.“

„Ungern diene ich dir,“ antwortete der Führer heftig, „und nur, weil eine, die mir Gutes that, mich geworben hat; und wenn ich frei bin von meinem Wort und du ein Schwert zu führen weißt, ſo will ich lieber dein Feind ſein als dein Freund, das magſt du wiſſen, Fremder. Jenen Baum aber habe nicht ich zu ſcheuen, ſondern du, denn weit bekannt iſt er im Lande und um ihn ſchweben ſeit der Urzeit hohe Gewalten, welche dir feind ſind und nicht mir.“

„Ob ſie mir feind ſind, will ich dir zeigen, wenn du mir folgſt,“ antwortete der Fremde und ſchritt dem Baume zu. Er hob ſeine Axt und rief: „Haben ſie Grimm, ſo mögen ſie zürnen, haben ſie Macht, ſo mögen ſie mich treffen wie ich dieſen Stamm.“ Und mit ſtarkem Schwunge ſchlug er die Axt in den Baum. Der Führer trat zurück, griff nach ſeiner Waffe und ſtarrte nach der Höhe, ob von dort ein Götterzeichen den Frevler treffe; aber Alles blieb ſtill, nur ein trockener Zweig mit Eſchenſamen fiel herab. „Sieh her,“ rief der Fremde, auf das Samenbündel weiſend, „das iſt der Zorn deiner Gewaltigen. Der Baum, vor dem du zagſt, war einſt ein flatterndes Samenkorn wie dieſes hier, aus einem winzigen Kern iſt er gewachſen. Wo hauſten die Gewaltigen, welche du fürchteſt, als der Baum noch ein Samenkorn war? Meinſt du, der Baum hat geſtanden von Anfang der Menſchenerde? Merke, unter ſeinen Wurzeln fand ich dieſen Stein, riſſig und geſprengt durch die Kraft des Baumes. Betrachte den Stein, es iſt ein Mühlſtein, wie ihn die Weiber drehen um das Getreide zu mahlen. Bevor die Eſche war, hat hier ein Hausweſen lebender Menſchen geſtanden. Geringe Ehre verdienen die Götter, welche erſt dann in der Eſche mächtig wurden, als die Menſchen geſtorben waren, die vor dem Baume hier hauſten. Der Herr aber, welchem ich diene, iſt der Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, er allein iſt ewig und allmächtig von der Urzeit und wird ewig und allmächtig ſein, wenn der letzte Span dieſes Baumes aus der Welt geſchwunden iſt.“

Der Führer kauerte zu dem zerbrochenen Stein nieder und ſah in die Oeffnung, auf das Wurzelſtück und auf Reſte von Holzkohlen, welche an dem Sandſtein hafteten. Das Haar hing ihm über das Geſicht und ſeine Bruſt hob ſich in heftigen Athemzügen. „Stand ein Haus hier, ſo hat es gebrannt,“ ſprach er endlich leiſe vor ſich hin. „Da ich klein war, ſagten ſie mir, daß meine Vorfahren auf dem Berge geſiedelt haben. Alte Leute haben einen Sang davon gewußt, der Sänger, den die Wenden erſchlugen, war dieſes Liedes kundig.“

Der Fremde berührte ihm die Schulter. „Die Nacht ſteigt herauf, im Walde heulen die Wölfe, hole die Pfähle, Ingram.“

Der Führer erhob ſich. „Hierher führte ich dich,“ ſprach er bitter, „damit ich dir meinen Eid halte und du ſicher ſeieſt in der Nähe einer hohen Herrin, die ich mir günſtig weiß. Du aber ſtörſt der Göttin den Frieden durch deine Art und du verſtörſt mich durch ſchwere Gedanken, die du mir in das Herz ſenkeſt. Haſt du Macht Vergangenes zu wiſſen und ohne den Schutz der Ueberirdiſchen zu dauern, ſo bereite dir ſelbſt die Nachtraſt, wo du magſt, ich helfe dir nicht.“

Der Fremde ergriff ſchweigend einen der Pfähle, welche der Jüngling unterdeß herzugetragen hatte, und hob den Schlägel. Wuchtig fielen die Hiebe auf die Pfahlköpfe, Gottfried bot die Hölzer und flocht Zweige zwiſchen die Stäbe, bis rings um den Baumſtamm ein Zaun gerichtet war, der die Roſſe und Männer eng einzuſchließen vermochte. Gottfried führte die Pferde der beiden Reiſenden in den Zaun, der Fremde aber trat, als Alles vollendet war, zum Führer und ſprach freundlich: „Auch für dich und dein Thier iſt Raum in unſerm Frieden.“

„Ich und mein Roß begehren deines Schutzes nicht,“ antwortete Ingram abweiſend. Er hob den Mühlſtein von ſeiner Stelle und trug ihn an den Rand des Gipfels weit ab von den Fremden, dann ſprang er zum Quell, löſte ſeinem Roß die Beinfeſſel und führte es zu dem Steine, dort lagerte er neben ſeinem Thiere, und ſchob den Stein unter ſein Haupt.

In der Umzäunung band Gottfried zwei Holzſtäbe zu einem Kreuz zuſammen, küßte den Stab und übergab ihn ehrfurchtsvoll dem Fremden, dieſer ſteckte ihn zu der Wurzel des Baumes, welche ſeinen Schatz bedeckte. Beide knieten nieder und erhoben den lateiniſchen Abendgeſang, mit mächtiger Stimme ſang der ältere die feierliche Weiſe, der Jüngling reſpondirte. Die melodiſchen Klänge tönten von der nahen Bergwand zurück und kämpften mit den wilden Stimmen der Nacht, welche kreiſchend und heulend aus dem Walde ſchallten. Der Führer erhob ſich, da der Geſang begann, aber die vollen Töne der bewegten Menſchenſtimme bändigten ihm die Haſt, er blieb abgewandt ſitzen und ſtarrte in den gelben Schein am Rande des Himmels.

Als der Geſang beendigt war, ſetzte ſich der Fremde neben die Wurzel und ſchob die Taſche ſeinem Begleiter zu. „Iß,“ ſagte er befehlend auf die abwehrende Bewegung des Jünglings, „du biſt der Wanderſchaft ungewohnt, der Herr begehrt jetzt auch die Kraft deines Leibes.“ Gehorſam nahm der Jüngling wenige Biſſen, dann legte er ſich zu den Füßen des Fremden nieder, der ſorglich ſeinen Mantel über ihn deckte.

Es wurde ſtill in dem kleinen Gehege. Das letzte Abendlicht ſchwand in bleichem Schein, der langſam nach Norden zog, zuweilen rauſchte der Nachtwind in den Blättern und die Eule ſchrie ihren Klageruf über den Wanderern; nur aus dem Walde tönten ferner und näher die Thierſtimmen, dann hoben ſich die müden Roſſe vom Boden und ſchnoben ängſtlich mit den Nüſtern. Der Fremde ſaß unbeweglich, die Hände gefaltet; wenn es im Baum rauſchte, ſah er wie erwartend in die Aeſte und nach dem Himmel, über welchem ſich tiefe Finſterniß breitete.

Unterdeß ſtarrte der Führer hinunter in die Tiefe, wo über dem Bach im Dämmerſchein der weiße Waſſerdampf hinzog. „Ich ſchaue, wie ſie dahinſchweben über der Fluth," murmelte er leiſe, „gehüllt in weiße Gewande ſchaffen ſie um das Waſſer, ſie ſinnen Hilfe und Heil ihrem Getreuen, ſie verhüllen ſeinen Pfad vor dem Verfolger, ſie löſen ihn aus den Banden der Feinde; manchmal wenn ich unter der Eſche lag, hörte ich ihren Geſang in der Tiefe. Meine Väter ſind hierher gewandert in ſchweren Tagen und haben Hilfe erfleht von den weißen Frauen. Und ich habe vernommen, daß ſie die Schutzfrauen meines Geſchlechts geweſen ſind ſeit der Urzeit. Jetzt ängſtigt mich der Mühlſtein, den der fremde Mann mit ſeinem Zauber heraufgeholt hat unter dem Baume, was mir das Zeichen bedeute. Die Baumwurzel fuhr durch den Stein, uralt iſt der Stein, wie der Fremde ſagt, und er iſt älter als der Götterbaum. Und bevor der Baum war, und die Götter walteten, lebten ſchon meine Ahnen. Welches war der Gott, der ſie damals gnädig beſchirmt hat? Längſt iſt Glück und Sieg von meinem Geſchlechte gewichen. Den Großvater erſchlugen die braunen Avaren, den Vater tötete ein Wende, da ich noch klein war, und die Mutter ſtarb in Trauer. Ueberall iſt jetzt geſchwunden die Freude der Erde. Selten nur ſinnen die Götter gutes Glück meinem Volke und ein fremder Gott zieht in die Thäler. Das Haus iſt verbrannt, das einſt auf der Höhe ſtand, und das Glück meines Geſchlechtes iſt verbrannt. Und mir wird das Herz kummervoll. Jene dort beten in fremder Weiſe und ſie haben ein ſtarkes Vertrauen zu ihrem Gott. Sind ſie Thoren, ſo mögen unſere Götter ihre Macht an ihnen erweiſen.“ Im Rücken des Betenden zuckte ein Blitz, der Donner rollte, Ingram rief ſeinen Kriegsruf. „Wohl mir, ich höre das Dröhnen ſeines Wagens, er kommt, die Frevel der Fremden zu rächen.“ Er warf ſich auf die Erde und verhüllte ſein Haupt.

Der Wetterwind ſchüttelte die Aeſte des Baumes und warf Blätter und Zweige auf die Reiſenden. Dieſe aber erhoben noch einmal frommen Geſang und unter Donner und rauſchendem Regen klang es durch die Stille der Nacht wie ein Siegeslied über das Toben der Natur. Erſt nachdem das Wetter hinter die Berge gezogen war, verſtummte der Sang, und wieder ward es ſtill im Gehege, nur die Regentropfen ſchlugen leiſe auf die Baumblätter. So verging die Nacht, beim erſten Morgengrau hob ſich eine dunkle Geſtalt vor dem Zaun und der Führer ſah ſpähend nach dem Fremden.

„Windig war dein Nachtlager unter freiem Himmel,“ begann der Fremde, „deine Eſche gab uns Schutz vor dem Sturm, nicht vor dem Waſſer der Wolken. Biſt du der Kunſt mächtig, ein Feuer auf dem naſſen Boden zu entzünden, ſo würdeſt du meinem Knaben und dir ſelbſt guten Dienſt leiſten; wo nicht, ſo laß uns aufbrechen, damit Wärme in die Glieder meines Gefährten komme.“

„Es iſt weite Tagfahrt bis in den Bergwald der Thüringe,“ verſetzte der Führer, „und Zeitverluſt möchte Unheil ſchaffen.“ Er befühlte neugierig den Mantel des Fremden. „Du biſt doch naß,“ ſetzte er frohlockend hinzu, „auch dich trifft der Regen.“

„Wenn Gott will,“ antwortete der Andere.

Schnell rüſteten die Männer den Aufbruch, der Fremde holte den Lederſack unter der Baumwurzel hervor und knüpfte die Riemen ſorglich an den Sattel des Roſſes, das der Jüngling unterdeß aus dem Futterſack freſſen ließ, dann neigten Beide ſich noch einmal an dem Holzkreuz, und ſprachen den Reiſeſegen. Ingram führte über den Wall und die Grabentiefe in den Bergwald. Heut ritt er ſchneller als am letzten Tage, aber ſein ſcharfer Blick prüfte wieder jeden Buſch und Stein. So oft ſie aus dem Wald in ein Wieſenthal kamen, gab er den Fremden ein Zeichen zurückzubleiben, und winkte nach einer Weile mit gehobener Hand ihm zu folgen. Mühſelig war der Weg über Baumwurzeln und durch das Sumpfwaſſer, welches ſich an tiefen Stellen des Waldes geſammelt hatte, dann nahm er wohl ſelbſt die Roſſe beim Zügel und wies dem Jüngling die trittfeſten Stellen. Er war ſchweigſam wie geſtern, aber er war mehr um die Reiſenden beſorgt. Als ſie einmal von der Höhe in ein weites Thal ritten, ſagte er: „Hier müſſen wir durch freies Land, hört ihr mich Hara rufen, dann wendet ſo ſchnell euch die Roſſe tragen zum Walde zurück, vielleicht, daß euch die Flucht gelingt.“

Der Fremde lächelte. „Sei ohne Sorge um uns und denke an das eigene Heil.“

„Treibt das Pferd, daß es ſpringe,“ mahnte der Führer.

Als ſie wieder im Walde dahinritten, begann der Fremde dankbar: „Gutherzig erweiſeſt du dich, und als treu rühmt man deines Volkes Art.“

„Der Thüring iſt feſt in Liebe und Haß,“ ſagte der Führer.

„Auch ſein Haß iſt nicht der eines hinterliſtigen Mannes,“ verſetzte der Fremde lächelnd. „Nicht geradeaus nach Norden geht der Pfad, den du uns führſt.“

„Wer Kampf vermeiden will, muß ſich wenden wie der Fuchs wenn die Hunde bellen. Sieh dort den fernen Feuerſchein,“ er wies mit der Hand durch die Stämme, „was dort brennt, iſt ein Hof.“

„Vielleicht that's der Wetterſchlag.“

„Die Röthe ſtieg auf in ſtiller Nacht.“

Der Fremde ſah finſter nach dem ſchwachen Licht hinüber, das am Rand des Horizontes aus der Dämmerung blinkte.

„Du kennſt den Hofherrn?“ frug der Fremde.

„Es iſt ein Franke,“ verſetzte der Thüring kalt, „ſein Großvater kam weit von Weſten her in das Land.“

„Sieht der Thüring ruhig zu, wenn ſein Landsmann erſchlagen wird?“

„Frage den großen Herrn der Franken und nicht mich, weshalb er ſeine Volksgenoſſen von Fremden erſchlagen läßt,“ rief der Führer. „Einſt waren wir Thüringe ein ſiegreiches Volk, da brachen die Franken ins Land, mit ihnen die Sachſen und Angeln, unſere Krieger fielen auf der Walſtatt und die Fremden theilten ſich in die Fluren der Landgenoſſen. Sie ſagen, daß damals der Mehrtheil unſerer Krieger den Pfad des Todes wandelte. Jetzt ſitzt über uns ein Sendbote des fränkiſchen Königs, er ruft uns zu den Waffen wenn es ihm gefällt. Ich ſah, wie der letzte durch die Wenden erſchlagen wurde, ſeitdem ſind wir Waldleute ſchutzlos und unſere Alten ſchloſſen Frieden mit den Feinden, frage mich nicht, um welchen Preis, alljährlich ſehe ich die Klauen unſerer Herdenthiere in das Slavenland gehen, aber wenige herauskommen.“

„Auch du trägſt Speer und Schwert,“ unterbrach ihn der Fremde hart.

„Willſt du verſuchen, ob ſie ſchneiden?“ brach der Thüring los. Er riß ſeine Jacke auf und wies auf lange rothe Narben. „Ich meine, mehr habe ich gegeben als empfangen. Doch es bringt wenig Ehre,“ murmelte er, „ſich gegen einen Waffenloſen zu rühmen.“

„In guter Meinung rede ich,“ begütete der Fremde. „Ich meine, ihr habt doch viele Roſſe geſchlachtet, denen zu Ehren, die ihr als Götter rühmt und die ich Unholde nenne, und ich fürchte, wohl noch anderes Blut iſt gefloſſen vom Opferſtein, noch greulicher dem Gott, dem ich diene, und doch waren eure Götter zu ſchwach euch Sieg zu gewähren gegen die

Pfeile der Wenden. Nicht für weiſe halte ich den Mann, der ſich auf einen Rohrhalm ſtützt, wenn ihm die Knie wanken.“

„Der Gott der Schlachten wägt die Looſe wie es ihm gutdünkt, er ſpendet Sieg, wem er will,“ verſetzte der Führer.

„Thöricht iſt deine Rede, wenn ich recht berichtet bin. Denn andere Götter ſind es, denen die Wenden opfern, und wenn ſie die Leute aus euren Dörfern heimwärts treiben, dann ſingen ſie, daß ihr Gott ſtärker iſt als der eure.“

„Gibt der Chriſtengott Sieg ſeinen Bekennern? Ich ſah doch manchen meiner Landsleute, der das Zeichen des Kreuzes machte, erſchlagen auf der Walſtatt.“

„Nicht Jeder, der das Kreuz ſchlägt, iſt ein Krieger des ewigen Gottes,“ antwortete der Fremde nachdrücklich. „Wer Sieg erfleht von dem großen Himmelsherrn, der muß vorher ſein eigenes Leben würdig machen der Gotteshilfe, treu leben nach Gottes Geboten und jede niedere That meiden. Hoch iſt und ſchwer der Dienſt, aber herrlich der Lohn, hier Sieg und Freude, und Glück im Himmel. Und ich ſage dir, nicht eher wird euer Volk der Fremden mächtig werden, als bis die Kreuzfahne vor euch zieht und jeder von euch Herz und Gedanken geheiliget hat dem großen Gott der Chriſten.“

„Lehre auch das den König der Franken oder wer ſonſt dort gebietet. Denn wir hören, daß der König durch den Chriſtenglauben zu einem Mönch verdorben iſt und daß einer ſeiner Helden die Lande regiert.“

Der Führer wandte ſich ab, der Fremde aber ſprach zu ſeinem Begleiter: „Du hörſt ſeine Worte. Der Thüring haßt den Franken und beide den Sachſen, ein Stamm vertilgt den andern, und die Ehre ihrer Helden iſt Männerblut zu vergießen und das wehrloſe Geſchlecht fortzutreiben, damit ſie ihre Luſt an ihm büßen und ſeine Rücken gebrauchen als Schemel für ihre Füße. Seit ich ein Knabe war in fernem Land, ſah ich die Menſchen wilde Frevel üben, Rauben und Töten war der Höllenſchrei, der aus hunderttauſend Kehlen kam. Wahrlich, der Erdgarten iſt zu einer Wildniß geworden, überall Wüſtung und zertrümmerter Bau früherer Geſchlechter, wie ein Rudel Wölfe bellen die noch leben in der Einöde. Und wo noch ein Volk männerreich auf dem Boden hauſt, den es ſich durch Brand und Mord gewann, da leben die Sieger zuchtlos, ſtets gierig nach Goldſchatz und Fleiſchesluſt. Gänzlich verderbt hat der üble Teufel dies Geſchlecht, das er beſitzt, und doch verſtopfen ſie die Ohren gegen die Botſchaft der Gnade, auch wenn ſie das Kreuz ſchlagen und ſich Chriſten nennen. Keine Rettung gibt es für die, welche nach Gottes Ebenbild aufrecht gehen, als die eine, daß ſie alle die harten Nacken beugen dem einen Herrn, von dem geſchrieben ſteht, ſanft iſt mein Joch.“

In der Landſchaft, welche ſie jetzt betraten, lagen in den Thälern oder auf halber Höhe der Berge, wo ein kräftiger Quell aus dem Boden rann, hie und da Dörfer und einzelne Höfe fränkiſcher Anſiedler, die Höfe klein, die Häuſer zerfallen und nothdürftig geflickt, daneben oft leere Brandſtätten. Hof und Dorf waren umwallt, aber auch Wall und Graben waren verfallen und zerriſſen. Nur wenig Leute ſahen ſie auf dem Felde, in dem Dorfe rannten die Kinder und Frauen an den Hofzaun und ſtarrten den Reiſenden nach; ſtolz grüßte der Führer und der achtungsvolle Gegengruß zeigte, daß er den Leuten für einen anſehnlichen Mann galt. Zuweilen war am Hausgiebel über dem Zeichen des Beſitzers ein Kreuz gemalt, dann ſegnete der Reiſende die Bewohner an der Thür mit dem Chriſtengruß, erſtaunt vernahmen ihn die Leute und eilten auf die Reiter zu. Aber der Führer trieb haſtig vorwärts und im Trabe der Roſſe verklangen die Zurufe und Fragen. Wieder kamen ſie an ein Dorf, ohne Zaun ſtanden die hohen Strohdächer, welche faſt bis zum Boden reichten, ſelbſt die Fliederbäume fehlten, welche ihre ſchwarzen Beeren ſonſt in jedem Hofe wieſen. Nackte Kinder, bräunlich und ſchmutzbedeckt wälzten ſich neben den Ferkeln auf der Dungſtätte, kleiner waren die Leute, rundlich und platt die Geſichter und ſtatt der bedächtigen Ruhe, mit welcher die Reiter anderswo von den Dorfbewohnern begrüßt wurden, tönten ihnen hier lautes Geſchrei, Schelte und Verwünſchungen in fremder Sprache entgegen.

„Sind die Fremdlinge häufig auf eurem Grunde?“ frug der Fremde.

„Es ſind Wenden von oſtwärts, in mehren Dörfern hauſen ſie hier und in Thüringen, ſie zahlen Zins dem Grafen des Frankenherrn, aber übelgeſinnt bleiben ſie und widerbellig.“

Er hielt das Pferd an und horchte auf die Verwünſchungen, welche ihnen von einem häßlichen Weib nachgeſchrien wurden, dann ſpornte er wieder das Pferd und rief: „Vorwärts!“ Schnell fuhren ſie dahin, der Führer richtete ſich oft im Sattel auf und wandte die Augen rechts und links. Nach einer Weile ritt der Fremde an ſeine Seite: „Gefällt dir's, ſo ſage mir, was unſere Roſſe ſo flüchtig vorwärts treibt.“

„Nur wenig verſtehe ich die Sprache der Wenden,“ antwortete Ingram, „aber das Weib, der arge Laſterbalg, wünſchte uns Unheil, wenn wir auf unſerm Wege den Kriegern ihres Volkes begegnen würden. Unruhe iſt in der Luft, ſchon ſeit dem Morgen fliegen die Habichte und Krähen nordwärts. Mich reut's, daß ich ſolche nicht gefragt habe, die in unſerer Sprache reden.“ Er rief ſeinem Roſſe zu und flog voraus, die Reiſenden hatten Mühe ihm zu folgen; dem nächſten Hofe, welcher auf einer Höhe ſichtbar wurde, ritt er in geſtrecktem Laufe zu und winkte den Anderen zurückzubleiben. Die Reiſenden ſahen ihn auf dem Hügel halten, bald jagte er wild herunter und vor ihnen dahin. Als ſie endlich einen ſteilen Aufſtieg erreichten, frug der Fremde: „Willſt du uns nicht ſagen, ob Gefahr droht?“

„Der Hof war leer, auch die Ställe leer, jedes Haupt entwichen, mich wundert, daß kein Flüchtling uns entgegenkommt,“ verſetzte der Führer finſter.

„Vorwärts,“ rief er, „wenn ich euch nicht verlaſſen ſoll.“

„Gedenkſt du die Gefahr zu meiden, wenn wir vor dem Abend die Roſſe ermüden?“ bemerkte der Andere ruhig.

„Ich will ſehen,“ verſetzte Ingram kurz und ritt wieder vor.

So ging es eine Stunde vorwärts, durch Buſchholz und über Wieſengrund, endlich ſahen ſie in der Entfernung ſeitwärts vom Wege einen großen Hof unter Lindenbäumen, das Roß des Führers flog wie ein Pfeil dem Hofe zu, ſie erkannten, daß der Führer einigemal anhielt, dann mit weiten Sprüngen hinter den Bäumen verſchwand. Langſamer folgten die Reiſenden. Da ſie heran kamen, fanden ſie das Dach zerriſſen, die Thür eingeſchlagen, die Kohlen eines Feuers vor dem Hauſe. Der Führer beugte ſich über Etwas das im Graſe lag. Es war ein toter Mann, das Haupt durch einen Keulenſchlag gebrochen. „Dies war der Wirth des Hofes,“ ſprach der Führer mit zuckendem Munde. „Er war von Geſchlecht ein Franke, aber ein gaſtfreier Mann. Und er iſt gefallen als ein Krieger. Seht dorthin.“ Erde war aufgewühlt und zu zwei runden Hügeln geſchichtet. „Die Kinder haben ihre Toten begraben.“ „Wann iſt es geſchehen?“ frug der Fremde traurig.

„Geſtern bevor der Tag warm wurde,“ verſetzte der Führer und wies auf den Leib eines Slavenroſſes, das durch einen Speerwurf des Hofbeſitzers getroffen daniederlag. Der Fremde ſprang ab und eilte nach dem Hauſe: „Komm, daß wir Hülfe bringen, wenn dort noch Jemand athmet.“

„Du ſorgſt vergeblich,“ entgegnete der Führer. „Seine Tochter Walburg und ſeine kleinen Knaben ſind fortgetrieben. Die Kuh mit der Glocke iſt geſchlachtet, auf ſeinem Roſſe Goldfeder ſitzt ein Slave; die Wenden wiſſen aufzuräumen, ſie lieben nicht halbes Werk.“

Der Fremde ergriff einen Spaten und begann ein Grab zu ſchaufeln. „Rathſam wäre dir von dieſer Stätte zu entweichen,“ rief der Führer unruhig. Der Andere wies auf ein Kreuz, das mit blauem Waid in den nackten Arm des Toten gezeichnet war: „Er iſt von meinem Glauben und ich darf nicht gehen, bevor ich ſeine Hülle vor Wolf und Geier geſichert habe.“

Der Führer trat zurück und murmelte: „Mancher Mann, der das Kreuz geſchlagen, liegt heut ſtill auf blutigem Grunde.“ Die Reiſenden höhlten das Grab, legten den Toten hinein, knieten zum Gebet, deckten das Grab mit Erde und ſteckten ein Holzkreuz darauf. Dann winkte der Fremde den Jüngling hinweg und blieb allein vor dem Erdhaufen liegen.

Unterdeß war der Führer vorwärts geeilt auf der Spur der Feinde, wie ein Jagdhund ſprang er über den Grasgrund; ſchon harrten die Fremden ſeiner, als er mit glühendem Antlitz zurückkehrte. „Ich erkannte die Fährte, die Fußtritte des Weibes und der Kinder; nur eines der Roſſe war beſchlagen, ich meine, das iſt ein Pferd des Ratiz, des Sorbenhäuptlings. Ich treffe ihn wohl in wenig Tagen,“ rief er drohend. — „Beantworte mir eine Frage, Fremder: Würdeſt du dich freuen, den Ratiz erſchlagen zu ſehen mit ſeinem Haufen?“

„Nein,“ verſetzte der Fremde.

„Er hat Männer deines Glaubens getötet und führt ihre Kinder in elende Knechtſchaft.“

„Nein, ſage ich dir,“ wiederholte der Fremde.

Der Führer raunte einen Fluch, plötzlich trat er zu dem Roß des Fremden: „Bekenne mir, was führſt du in dem Lederſack, den du ſo ſorglich hüteſt?“

„Nicht ziemt dir ſolche Frage,“ entgegnete der Reiſende kalt, „und ich weigere dir die Antwort.“

„Ich meine du haſt Armringe darin und Silber, wie es die fremden Kaufleute in das Land bringen,“ ſprach der Führer und ſtarrte begehrlich auf den Lederſack.

„Vielleicht iſt darin, was du nennſt,“ ſagte der Fremde, „vielleicht auch nicht, was kümmert's dich. Dein kann es nimmer werden.“

Der Führer ſah ihn mit feindſeligem Blick an, dann fuhr es über ſein Geſicht wie ein Krampf, er warf ſich auf den

Boden und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Der Fremde ergriff ſeine Axt, ſtellte ſich vor den Liegenden, zog ihm die Hand vom Antlitz und legte die Axt hinein. „Hier iſt die Waffe, mein Sohn, und hier iſt das Haupt eines Wehrloſen, willſt du treffen, ſo verſuche den Schlag. Willſt du lieber hören, ſo achte auf das Wort eines älteren Mannes.“ Ingram ließ die Waffe ins Gras fallen, und ſaß mit geneigtem Haupt auf dem Boden. „Ich weiß, was dich verſtört,“ fuhr der Fremde fort, „die Räuber treiben ein junges Weib in ihre Berge, du denkſt daran ſie zu entledigen mit den Waffen oder durch Kauf, und du meinſt, der fremde Mann ſoll dir dazu dienen. Spreche ich Wahrheit, ſo antworte.“

„Sie ſprach ſtolz zu mir,“ erwiederte er leiſe, „weil ich nach dem Brauch meiner Väter beim Roßopfer unter der Eiche ſtand, aber mir iſt gräulich, daß ſie in der Hand des Ratiz bleiben ſoll, und in meine Seele fiel es wie ein Strahl aus den Wolken, daß ich eilen muß ſie loszukaufen. Dann führe ich ſie als Gefangene heim, ſie wird mein eigen, und ich ihr Herr.“

„Und ſie muß thun nach deinem Willen,“ ſprach der Fremde kalt, „wie aber, wenn dein Feind Ratiz ebenſo denkt?“

Der Führer knirſchte mit den Zähnen und warf ſich wieder in das Gras.

„Sie ſind wie die Beſtien,“ ſagte der Fremde in lateiniſcher Sprache. „Steh auf, Führer,“ befahl er mit ruhigem Tone, „und vollende vor Allem, was du gelobt haſt. Jetzt fordert deine Ehre, daß du uns ſicher in deine Heimat bringſt, wenn wir dir auch fremd und unwillkommen ſind. Biſt du erſt frei von dieſer Pflicht, dann erwäge, welches die nächſte ſein wird. Aber vergiß nicht, daß das Weib, welches du dir begehrſt, unter mächtigem Schutz dahin zieht auf dornigen Pfaden. Denn ſie wird geleitet durch die geflügelten Boten meines Gottes, die Engel, damit ſie erhalten werde für dieſe Welt oder hinaufgeführt in den Himmelsſaal der Chriſten. Trägt ſie auch Sorbenbande, dennoch iſt ſie in der Hand eines gütigen Vaters, der Alle hört, die in der Noth ihn anrufen. Will er, daß ſie gelöſt werden ſoll durch dich, ſo wird es geſchehen. Du aber thue, was jetzt deines Amtes iſt.“

Der Führer ſtand auf, ſchüttelte ſich und ſprang ſtumm in ſeinen Sattel. So zogen die Wanderer weiter nach Norden, jeder mit ſich beſchäftigt, der Fremde ſprach nur ſelten einige lateiniſche Worte zu ſeinem Begleiter. Als die Sonne ſank, betraten ſie die finſtern Wälder des Gebirges, welches die Thüringe von den Franken ſcheidet.

Sie hörten hinter den Bäumen Hundegebell und dazwiſchen ein tiefes mißtönendes Gebrumm. „Führſt du uns in eine Bärenhöhle?“ frug der Fremde.

„Hier wohnt Bubbo, der Landfahrer,“ verſetzte der Führer, „er fängt Bären, weiß ihre Wuth zu bändigen und verkauft ſie weit ſüdwärts im Lande der Franken, an Herrenhöfe, zuweilen auch an fahrendes Volk. Sein Hof iſt im ganzen Lande gefürchtet, er hat Frieden bei Freund und Feind und verſteht manche geheime Kunſt.“

„Er iſt von deinem Glauben?“ forſchte der Fremde.

„Wenige wiſſen, zu welchen Göttern er fleht,“ ſagte der Führer.

„Dann laß uns den ungaſtlichen Hof meiden.“

„Sieh auf den Himmel, die Nacht bringt Regen, dein Knabe und eure Pferde bedürfen Nachtraſt, denn morgen ſteigen wir über den Wald auf wildem Wege, wo kein Wirth uns aufnimmt.“

Der Mann blickte auf den Jüngling an ſeiner Seite und gab ſchweigend ein Zeichen der Gewähr. Da ſie näher kamen, wurde das Gekläff der Rüden wilder, die grunzenden Stimmen einer Bärenfamilie miſchten ſich darein, und als Ingram an das Thor ſchlug, tobte der Lärm ſo arg, daß der Fremde ein Kreuz ſchlug. Lange pochte der Führer, endlich klangen Menſchentritte und rauher Zuruf an die Thiere; Ingram rief ſeinen Namen durch das Thor, der Sperrbalken wurde zurückgeſchoben, und eine rieſige Männergeſtalt trat in den Thürſpalt. Der Führer ſprach leiſe mit dem Wirth. Durch kurze Handbewegung lud dieſer zum Eintritt, er faßte die zitternden Pferde am Zügel und zog ſie in den Hof, den er hinter ihnen wieder verſchloß. Die Reiſenden entlaſteten ihre Thiere im Dunkel, dann führten Ingram und der Wirth die Roſſe nach einem Stall. Als die Männer auf den geſtampften Lehmboden der Hausflur traten, hielt der Wirth eine Kienfackel an die züngelnden Kohlen des Holzklotzes, der auf dem Herde lag, und leuchtete mit der rußigen Flamme ſeinen Gäſten in das Geſicht. Da er das Antlitz des Fremden erkannte, trat er zurück, die Fackel entglitt ſeiner Hand und ſprühte auf dem Boden, bis der Führer ſie faßte und in den Eiſenring am Herde ſteckte.

„Nimmer hätte ich geglaubt dein Angeſicht in meiner Hütte zu finden. Unhold war der Gruß, den du mir boteſt, da ich dich das erſte Mal ſah; mit meinen Bären ließeſt du mich weghetzen von dem Haus deiner Gaſtfreunde.“

„Und da ich dich zum zweiten Mal ſah,“ antwortete der Fremde ruhig, „löſte ich deinen Hals von der Weide, die für dich gedreht war. Und da ich dich zum dritten Mal ſah, ſtandeſt du als Täufling vor mir im weißen Hemd und das heilige Waſſer rann über dein Haupt.“

„Das Taufhemd iſt lange zerriſſen, es war das letzte Mal weniger werth als ſonſt wohl in früheren Jahren, wo ich mich in euer Waſſer tauchen ließ; und ungern denkt der Mann an die Stunden der Noth, in denen er ein Haupt vor fremdem Zauber gebeugt hat,“ verſetzte der Wirth ſcheu. „Du haſt mir weh gethan und du haſt mir wohl gethan. Dennoch meine ich, du biſt ein Mann großer Geheimniſſe kundig, und auch mich rühmen die Leute als einen, der Manches weiß. Und wenn ich dir Frieden gebe unter meinem Dach, ſo magſt du zum Dank mich wohl noch manch Geheimniß lehren.“

„Ich will dich lehren,“ ſagte der Fremde, „wenn du Ohren haſt zu hören.“

„Wohlan, ſo ſoll das Frühere ausgeglichen und vergeſſen ſein und ich will dich halten als meinen Gaſt, dich und deine Begleiter mit Abendkoſt und Herberge, und ich grüße dich an meinem Herde, dich, Herr Winfried, vor dem die Leute knien und den ſie Bonifacius und einen Biſchof nennen."

Als die Reiſenden am Abend des nächſten Tages aus dem dunklen Fichtenwald ritten, ſchauten ſie von der Berghöhe niedrige Hügel, in der Ferne offenes Land. Vor ihnen lag am Fuße des Berges ein Dorf, grau die Dächer, grau die Balken, rund herum ein Zaun aus Pfahlwerk und ein breiter Graben. Eng gedrängt ſtanden die Häuſer in den Dorfgaſſen, damit die Abwehr eines feindlichen Ueberfalles leichter ſei. Außerhalb des Zaunes erhoben ſich an der Berglehne zwei einzelne Höfe wenige Bogenſchüſſe von einander entfernt. Zu jedem führte ein Fußpfad von dem Dorfwege ab. An dieſer Wegſcheide hielt Ingram und ſagte kurz: „In das Land der Thüringe habe ich euch geleitet, dies iſt das Dorf, dort iſt der Hof des Franken, den ſie einen Meier des Grafen nennen, und dort ſteht er ſelbſt. Vollbracht iſt, was ich gelobt, fahret dahin."

Während die Fremden mit geneigtem Haupt ihrem Gott dankten und um Segen für ihren Eintritt flehten, jagte Ingram von dannen und war bereits hinter einem Vorſprung des Holzes verſchwunden, als Winfried nach ihm aufſah. Von der andern Seite aber kam der fränkiſche Verwalter ihnen entgegen, ein Mann mit grauem Haar und ernſter Miene. Winfried bot ihm den Chriſtengruß und das Geſicht des Mannes röthete ſich vor Freude, als er antwortete: „In aller Ewigkeit." Und als ihm Winfried ein ausgeſchnittenes Pergamentblatt hinhielt, das Erkennungszeichen, welches die Herrin dem Meier ſandte, da nahm dieſer ehrerbietig den Hut vom Haupte, ergriff ſelbſt die Zügel der Roſſe und führte die Fremden nach ſeinem Hofe.

2.

Ein Chriſt unter Heiden.

Abwärts vom Dorfe auf die Ebene zu ſtand ein verfallenes Haus von einem Holzzaun umgeben, an welchem beſtäubte Kletten die grauen Blätter breiteten; der Zaun war löcherig und nachläſſig geflickt, und die Hühner und Ferkel des Hofes fanden das ganze Jahr müheloſen Durchgang. Hinter dem Thor war aus zwei Stangen ein Holzkreuz errichtet, als einziges Zeichen, daß Meginhard, den ſie Memmo nannten, dort wohnte, ein Prieſter der Chriſten. Widerwillig hatten die Dorfleute ihm vor Jahren auf die Verwendung des Grafen geſtattet in der leeren Hütte zu wohnen. Dennoch fehlte im Innern nicht gänzlich das Behagen. Durch die Ritze der geſchloſſenen Fenſterladen ſah man, daß auf dem Herde ein luſtiges Feuer brannte. Daneben ſaß Memmo, ein kleiner rundlicher Mann, vor ihm ſtand auf ſchlechtem Holztiſch ein Krug mit Bier, auf dem Herde kochte im Topfe ein Huhn und eine kräftige Magd wirthſchaftete mit dem Holzlöffel um den Stein. „Lange brodelt das Huhn, Gedelind,“ ſprach der kleine Mann und blickte ſehnſüchtig nach dem Topfe, „ſchwinge den Löffel und lege Holz an, denn dies iſt das Einzige, was man hier im Lande reichlich hat.“ Aber Gedelind kümmerte ſich wenig um den Seufzer des Herrn, ſie fuhr unwirſch über den Herd und ſah zuweilen zornmuthig auf den Prieſter herab. „Sicherlich hätte mein Herr ein beſſeres Geſchenk von dem kranken Nachbar erwerben können als das Ding da“ — ſie wies mit dem Löffel in die Ecke der Hütte, wo auf dem

Strohbund ein ſlaviſches Mädchen kauerte, das mit geſenktem Haupt vor ſich hin ſtarrte. „Durch viele Wochen habt ihr die böſen Geiſter beſprochen, die in dem kranken Bein des Mannes ſaßen; für große Mühe iſt dies ein erbärmlicher Dank, eine Gefangene, ein ſchwaches elendes Ding, zu gar nichts gut. Warum hat er euch nicht ein Kalb in die Wirthſchaft geſchenkt? Oft genug habe ich euch gerathen ihm eure Meinung darüber unter den Fuß zu legen. Wir haben kaum genug um zwei Mäuler zu füttern, jetzt kommt das dritte, und dazu eine Wilde mit verworrenem Haar, die kein Wort ſprechen mag und die mir neue Sorge ſchafft zu der, die ich um euch habe.“

Memmo blinzte ſchlau in die Ecke. „Und doch nahm ich ſie um deinetwillen, Godelind,“ ſagte er begütigend, „für die Weide und das Feld, gern will ich dich ſchonen.“

„Habe ich je über die Arbeit geklagt?“ ſchmollte die Gebieterin des Herdes nur wenig beſänftigt. „Jetzt ſoll ich Wache halten um den fremden Unhold.“ Sie ſtürzte das gekochte Huhn in eine irdene Schüſſel und ſetzte das heiße Gericht mit einem Löffel ihrem Herrn vor. Ein wohlriechender Rauch ſtieg in die Höhe, Memmo ſaß die Kühlung erwartend und klapperte ungeduldig mit dem Holzlöffel am Schüſſelrand. Da knarrte es draußen am Zaun und gleich darauf pochte ein Stab an die Thür viermal in kurzen Abſätzen. Dem Prieſter fiel der Löffel aus der Hand, er fuhr erſchreckt in die Höhe, ſtarrte auf die Thür als ob er einen Geiſt fürchte und murmelte nach dem dritten Schlage leiſe halb bewußtlos: „In nomine spiritus sancti. amen.“ Der letzte Schlag erklang und gleich darauf flog die Thür von ſtarker Hand geriſſen auf, ein Mann trat herein in dunklem Gewande und eine tiefe Stimme ſprach auf der Schwelle: „Sei gegrüßt im Namen des Herrn.“ Stumm ſtand Memmo, alles Roth aus ſeinem Geſichte war entwichen; Winfried betrachtete einen Augenblick die Bewohner der Hütte, dann trat er an das Fenſter, ſchlug den Fenſterladen auf, nahm Schüſſel und Huhn, warf ſie hinaus, daß die Scherben krachten, und rief gebietend: „Hinaus mit den Frauen.“ Gobelind hatte die Arme untergeſtemmt, gar nicht geſonnen, dem Befehl des Fremden zu gehorchen, da ſah ſie, wie ihr Herr mit heftiger Handbewegung winkte, daß ſie weiche, ſie merkte, daß der flammende Blick des Fremden ſich auf ſie richtete, und ihr Muth wurde klein; ſie riß die gefangene Slavin mit ſich fort und eilte zur Thür. „Suche eine andere Herberge zur Nacht, Weib,“ rief ihr Winfried nach, „denn die Zelle dieſes Mannes betritt dein Fuß ſchwerlich wieder.“ Hinter den Frauen ſchloß er die Thür, ſchob den Riegel vor und trat zu dem ſprachloſen Memmo. „Ins Elend biſt du gegangen, mein Genoſſe,“ ſprach er traurig, „und in übler Geſellſchaft finde ich dich; ich komme, deine Seele zu mahnen. Auf die Knie, Meginhard, mein armer Bruder, und bekenne deine Uebelthat, denn der Tag der Buße iſt gekommen, ſiehe zu, daß du die Gnade des Richters erwirbſt.“

Betäubt fiel der Mönch vor dem Biſchof auf die Knie und begann ein lateiniſches Gebet zu murmeln. Die Herdflamme loderte luſtig weiter und warf die Schatten der Männer hin und her, das Waſſer im Kochtopf hob den Deckel und ziſchte auf dem Herde, aber Niemand kümmerte ſich darum, bis die Flamme ſich ſenkte und das Waſſer ſchwieg. Dunkler wurde es im Raum, die verglühenden Kohlen warfen ein ſchwaches Dämmerlicht und von der andern Seite fiel matter Sternenſchein durch die Fenſteröffnung, aber immer noch lag der Prieſter am Boden, nur ſchwere Seufzer und das Summen feierlicher Gebete wurden gehört, dann die ſcharfen Schläge der Geißel und leiſes Stöhnen. So ging es fort bis in die Nacht. Und als das Sternenlicht in dem Grau des neuen Tages verging, lag Memmo immer noch mit dem Antlitz am Boden, die Arme in Kreuzesform ausgeſtreckt und neben ihm kniete der Fremde und die tiefen Töne ſeiner Stimme klangen feierlich über dem Schluchzen des Liegenden.

Winfried öffnete die Thür, das erſte Morgenlicht drang in den dämmrigen Raum, am Zaunthor ſtand der junge Gottfried und neigte ſich ſchweigend vor dem Lehrer, denn noch war die Tagſtunde nicht gekommen, wo ein Bruder ſprechen durfte. „Ich meinte dich wohlgeborgen auf dem Lager des Gaſtfreundes,“ ſagte der Fremde und winkte ihm die Erlaubniß zu reden.

„Verzeih, mein Vater, mich trieb die Sorge um dich hierher.“

„Dort drinnen liegt einer, der gefallen iſt. Weile bei ihm, damit er dein Angeſicht ſchaue, wenn er ſein Haupt erhebt, und ſtütze ſeine wankenden Schritte,“ und leiſer fügte er hinzu: „Wie einen Hänfling, der dem Bauer entflogen war, habe ich ihn eingefangen und unruhig wird ſeine Seele flattern. Hilf ihm, obwohl er älter iſt, daß er ſich der Zucht wieder gewöhne, und gib ihm nach ſoweit du darfſt. Denn ungeſchickt wäre es, dem Verwilderten allen Troſt zu nehmen.“

Der Fremde ſchritt dem Dorfe zu, wo ſich's in den Häuſern rührte, der junge Mönch ſetzte ſich leiſe neben den Büßenden; nicht lange und dieſer ſchauerte zuſammen, hob vorſichtig das Haupt und ſah erſtaunt ſtatt des furchtbaren Biſchofs einen Jüngling neben ſich, in deſſen hellem Antlitz warmes Mitleid leuchtete. „Visio venit, ein Friedensbote erſcheint,“ murmelte er erſchrocken und fiel auf das Geſicht zurück, um es nach einer Weile wieder zu erheben. „Ich fühle warmen Athem über meinem Haupt, biſt du einer von uns, ſo ſprich.“

„Gottfried heiße ich, mein Vater, und bin dein Bruder und Diener.“

„Er iſt fort,“ ſeufzte Memmo ſich furchtſam umſchauend und fühlte mit der Hand nach ſeinem wunden Rücken. Mühſam ſetzte er ſich auf und faßte den Kopf mit beiden Händen. „Gänzlich bin ich verwandelt, die Schüſſel mit dem Huhn warf er aus dem Fenſter und Frau Godelind,“ — er bekreuzigte ſich — „hinweg du Teufel. Schwer bin ich verſucht worden, mein Sohn, unter den Heiden, zwiſchen Pferdeköpfen und Roßfleiſch habe ich geſeſſen, und wenn ſie im Mai den Reigen tanzten, forderten ſie, daß ich mit Frau" — er bekreuzigte ſich wieder. „Sicher iſt der Biſchof ein heiliger Mann, menſchlicher Schwachheit völlig enthoben. Auch du kennſt die Regel, mein Bruder, obwohl du jung biſt."

Gottfried nickte freundlich.

„Dann weißt du auch, mein Sohn, daß den Getreuen nach der Pönitenz geſtattet iſt, die heißen Lippen anzufeuchten, aqua cum aceto, durch Waſſer mit Eſſig. Eſſig fehlt in dieſem Lande, aber," fuhr er überredend fort, „dort ſteht an ſeiner ſtatt ein Reſt Dünnbier, es iſt Waſſer genug darin, ich bitte dich, reiche mir den Krug."

Gottfried holte bereitwillig den Trunk, der erſchöpfte Mann that einen tiefen Zug, hielt darauf den Krug in ſeinen gefalteten Händen und begann wehmüthig ſein Morgengebet. Gottfried ſprach die Worte mit, dann ſchüttelte er in der Ecke das Stroh zum Lager zurecht, geleitete den Wunden zur Ruheſtätte und ſprach ihm leiſe Gebete vor, bis der Vater entſchlief.

Als Winfried am ſpäten Morgen zu dem Mönch zurückkehrte, fand er ihn muthiger auf ſeinem Stuhl ſitzen. Gottfried hatte die Zelle geſäubert, einen kleinen Altar aufgerichtet und mit Fichtenzweigen und wohlriechendem Quendel umhangen. Da der Biſchof eintrat, machte Memmo einen Verſuch ſich zu erheben, Winfried aber drückte ihn ſanft in den Stuhl zurück.

„Nicht als Arzt komme ich in dieſer Stunde, der ſeinen Kranken zum Heilmittel nöthigt, als dein alter Geſelle ſetze ich mich zu dir, und iſt dir's nicht zu beſchwerlich, ſo bitte ich dich, mein Bruder, daß du mir wahrhaft verkündeſt, was du in dieſem Volke Schweres geduldet haſt, denn wahrlich nicht leicht war das Amt, das dir befohlen war, und ich finde dich nicht in fröhlicher Arbeit."

„Gar nichts Günſtiges kann ich dir ſagen, ehrwürdiger

Vater," begann Memmo kleinlaut, „fünf Jahre habe ich hausgehalten unter dieſem Geſchlecht, wie Daniel in der Löwengrube; verhärtet ſind ihre Herzen und trotzig ihr Muth, und der beſte unter ihnen hat Stunden, wo er ſich geberdet wie der üble Teufel aus der Hölle. Wenige gibt es, die da glauben, und ſie glauben nur, wenn ihnen ein Bein verrenkt iſt oder der böſe Geiſt des Fiebers ſie ſchüttelt, dann ſenden ſie zu mir, daß ich vor ihnen bete, und ſchlagen emſig das Kreuz; den nächſten Tag aber ſchicken ſie zu der Heidenfrau, welche Zauberkünſte übt, und machen wieder das Hammerzeichen über ihren Leib. Sie fragen oft, ob unſer Gott ihnen Sieg ſchaffen kann gegen die Slaven und Sachſen, dann möchten ſie es wohl mit ihm verſuchen. Er ſoll ſich ihnen geloben wie ein Diener, aber ſie wollen ihm nicht daſſelbe thun."

„Du kennſt die Chriſten dieſer Landſchaft?" frug Winfried ungeduldig, „denn dazu biſt du hergeſandt, wie die Schwalben ihre Boten vorausſenden."

„Wohl meine ich, daß ich ſie kenne, ſoweit das Land reicht von der Saale bis zur Werra," verſetzte Memmo. „Und ich ſchrieb dir nach deinem Gebot die Namen Einiger, welche Anſehn haben, und noch die treueſten ſind. Von Prieſtern aber bin ich das einzige Lamm unter bellenden Wölfen. Denn andere gibt es noch, die ſich Chriſtenprieſter nennen, aber ſie ſind reine Teufelsbraten, ſie halten ſich mehr als ein Weib, ſie ſitzen mit den Heiden beim Opferſchmauſe und die Pferdehäupter hängen neben ihren Kreuzen, ſie wollen auch nichts wiſſen von unſerm großen Vater in Rom. Vor alter Zeit iſt dieſe Art ins Land gekommen, ſie malen mit Farbe Zeichen in ihre Haut."

„Schottiſche Wildkatzen," rief Winfried zornig.

„Viel habe ich hier erduldet durch Schläge, und durch Hohnreden," fuhr Meginhard fort. „Das Aergſte aber geſchah mir im letzten Jahr, als die Wenden ins Land fielen. Die Thüringe ſtellten ſich ihnen entgegen unweit der Saale, und ſie bedräuten mich und forderten von mir, da ich ihr Gaſt ſei und ihren Frieden genieße, daß ich mit ihnen ziehe und als ein unkriegeriſcher Mann neben ihrer Schaar auf dem Hügel ſtehe und Sieg für ſie herab bete. Sie zogen mich fort und ſtellten mich auf, aber die Wenden wurden ihrer mächtig, erſchlugen einen Haufen, brachen in die Dörfer, zündeten an und führten die Weiber und Kinder hinweg in Knechtſchaft; auch mich fingen ſie, mit Weiden wurde ich gebunden und ſie trieben uns wie eine Herde Schafe oſtwärts in die Sklaverei. Jämmerlich war die Reiſe unter Heidenweibern und weinenden Kindern, wer niederſank und nicht mehr aufzuſtehen vermochte, der erhielt einen Keulenſchlag und lag am Wege. Spärlich war auch die Reiſekoſt, gleich Ebern bot man uns Brei im Troge. Zwei Tage und Nächte wanderten wir ſo den Angſtpfad, bis wir die Dörfer der Wenden erblickten und die Stangen, an denen die Banner ihrer Häuptlinge hingen. Dort theilten ſie uns in die Dörfer, ich aber mit einem Haufen wurde dem Sorben Ratiz zu Theil, dem greulichen Manne, der ſich dieſſeit der Saale ſeine Ringburg geſchanzt hat. Die Heiden hielten ein großes Gelage, mich aber beſtimmten ſie zu jämmerlichem Tode, weil ſie mein geſchorenes Haupt ſahen, und die Teufel ſpuckten mir auf den Scheitel. Gebunden lag ich und hoffnungslos, da trat Herr Ratiz in den Stall und frug mich durch einen Mann, der ihn begleitete, von welchem Stamm und Männergeſchlecht ich ſei. Ich aber ſagte ihm, daß ich ein Mönch ſei und du der ehrwürdige Vater, dem ich mich gelobt habe zur Reiſe unter die Thüringe. Da erweichte der Herr ſein Herz, daß er meine Bande löſen ließ und durch ſeinen Begleiter mir mit großer Heimlichkeit offenbarte, er wünſche Boten zu ſenden an den Gebieter der Franken im Weſten und er wiſſe, daß du ein mächtiger und friedfertiger Mann ſeiſt und wohl ein Fürſprech werden könneſt für ſein Begehren. Und der verſchlagene Wolf, der ſatt war von dem Morde in unſerm Schafſtall, behauptete, daß auch er den Frieden liebe; die Grenzgrafen der Franken aber ſeien räuberiſch und blutdürſtig. Und ich mußte ihm geloben dieſe Botſchaft dir zu bringen, ſo ſchnell ich könnte. So wurde ich erledigt, geſpeiſt und gekleidet und bis in die Nähe unſerer Dörfer geführt. Wie ich dir auch ſogleich verkündet habe in meinem Briefe, den Hunibald, der Franke auf ſeiner Fahrt nach Weſten mit ſich nahm."

„Was du geſchrieben haſt, habe ich geleſen," verſetzte Winfried. „Unterdeß iſt der Wolf wieder hungrig geworden und auf's Neue in das Land der Franken gebrochen. Haſt du erkundet, was er vom Herrn Karl, der über die Franken herrſcht, für ſich begehrt? Denn Frieden halten mögen die Franken und die Slaven ſo wenig wie zwei Hamſter in einer Grube."

„Mich dünkt, er begehrt Geſchenke und vielleicht das Land, das er ſich geraubt hat."

„Will er bekennen und den Werken des Teufels entſagen?" frug Winfried.

„Eher beißt ein Fuchs in der Falle ſich den Schwanz ab; in ihm iſt nicht mehr Frömmigkeit als in einer hohlen Nuß."

„Manche, die das Kreuz ſchlagen, ſind ebenſo leer," entgegnete Winfried. „Iſt er ein kalter Heide, ſo mögen ſeine Kinder warme Chriſten werden. Jetzt aber ſprich zu mir von einem andern Mann, du kennſt den Ingram, welchen die Heiden Ingraban nennen."

„Nicht viel Gutes habe ich von ihm genoſſen, er iſt einer von den Feinden des Kreuzes; dort oben hauſt er auf der Stätte, die ſie den Rabenhof nennen, denn die ſchwarzen Heidenvögel niſten in den Bäumen und krächzen unholde Lieder. Er aber iſt voran bei allem Streit und hält die Herzen der Jugend in ſeiner Hand. Während jener Schlacht ſah ich, wie ſeine Geſellen ihn verwundet aus dem Kampfe trugen; und ſie meinen, wäre er im Vorkampf geritten bis zum Ende, dann hätten die Slaven nicht obgeſiegt."

Winfried erhob ſich und ſah prüfend in die Ecken der

Hütte. „Das Geſetz befiehlt, daß die Brüder zuſammen hauſen unter einem Dach, nicht ziemt mir bei Fremden zu herbergen, wo ein Bruder ſein Haus hat. Sorge, mir hier ein Lager zu bereiten.“

Erſchrocken vernahm Memmo dieſen Entſchluß. „Gering iſt die Hütte, ehrwürdiger Vater, und das Dach iſt ſchadhaft, der Regen läuft hinein, übel ſteht es auch mit der Koſt; doch ich meine nicht,“ verbeſſerte er ſich, „daß dir daran gelegen iſt. Und dann, ehrwürdiger Vater, verzeih, die kleinen Vögel, die ich bisher hielt, ſingen laut und ſie ſchmeißen zuweilen unverſchämt. Herr, befiehlſt du, daß ich die Vögel fliegen laſſe? Im kalten Winter ſind ſie zu mir geflogen, manche ſind im Frühjahr in die Lüfte geflattert, einige haben ihr Neſt gebaut zwiſchen den Sparren, ſie haben die zweite Brut ausgebracht und manchmal, wenn ich kleinmüthig war, hat ihr Gezirp mich gefreut. Peccavi,“ fügte er faſt weinend hinzu, „es iſt Sünde ſein Herz an eine Kreatur zu hängen, aber Vater, ſie kommen immer wieder, wenn ich ihnen nicht den Hals umdrehe; vor allen der Stieglitz, er iſt der ſchönſte Vogel in dieſem Lande.“

Winfried hörte finſter den Klagegeſang des zuchtloſen Mönches. „Gib deinem Bruder nicht weniger gern die Nachtraſt, als deinen Geſpielen im Federkleid.“

„Fruchtlos war die Arbeit an den Herzen der Menſchen,“ fuhr Memmo traurig fort, „eher noch behielten die Vögel das heilige Wort. Jedes Jahr fing ich junge Raben und Elſtern, lehrte ſie das Kyrie eleiſon und ließ ſie wieder fliegen. Im lichten Gehölz hier kannſt du zuweilen ihre Stimme hören, wenn ſie die heiligen Worte ſingen. Auch an dem Ingram meinte ich manche Unbill zu rächen, die er mir zugefügt, und ich ſetzte ihm meine jungen Raben auf ſeine Bäume, damit ſie unter den Heidenvögeln den Herrn anrufen ſollten, aber die andern Raben fuhren grimmig gegen ſie und rauften ihnen die Federn, weil den wilden unſer Geſang widerwärtig war. Und ſie kamen zu mir zurück. Aber auch dieſe, die ich gezähmt hatte, ließen ihre Tücke nicht, ſie fraßen mir meine kleinen Geſellen und ſeit dem letzten harten Winter ſind die Kleinen allein bei mir geblieben. Verzeihe mir, ehrwürdiger Vater.“

„Ich zürne dir nicht, mein Bruder,“ verſetzte Winfried, „da ich dich ausſandte, wußte ich, daß du kein Säemann warſt für ſteiniges Land, aber von freundlichem Herzen, und daß dich die Heiden hier, weil du wohlmeinend biſt, vielleicht dulden würden. Wie ein Kundſchafter, der in das gelobte Land gegangen iſt, warſt du mir. Jetzt bin ich ſelbſt gekommen, dies Volk meinem Herrn zu unterwerfen.“

Durch das geöffnete Thor führte Gottfried ein bepacktes Pferd in den Hof, er band das Thier an den Pfoſten, hob den Lederſack ab und trug ihn in die Hütte. Ein warmer Strahl von Liebe und Sorge fiel aus den Augen Winfrieds auf ihn. „Was ſagte der Führer, der ſo unfreundlich von uns ſchied?“

„Kaum drang ich zu ihm,“ klang die weiche Stimme des Mönches zurück, „die Knechte wieſen mich rauh fort, endlich bewegte meine Bitte doch Einem das Herz, er führte mich in das Gehege, wo der Mann ſeine Roſſe koppelte, gleich einem, der ſie wegſchaffen will. Ich ſprach ihm deine Botſchaft, er aber war ungeduldig zu hören: „Nimmer hätte ich deinen Herrn geleitet, wäre ich ſeines Amtes kundig geweſen. Lohn für das Geleit begehre ich nicht, weder einen Armring noch Frankenſilber; auch ſeine Dankbarkeit erfreut mich nicht, und guten Willen hat er von mir gar nicht zu erwarten, wenn er ihn in Zukunft fordern ſollte.“ So ſprach er und ſtand vor mir wie Turnus, der finſtere Held, von dem der Römer Virgilius meldet, daß er ſich gegen den König Aeneas erhebt.“

„Dein König Aeneas, mein Sohn,“ bemerkte Winfried lächelnd, „hat gegen den Wilden keine andern Waffen, als die redliche Meinung ihm und Anderen zu nützen. Du aber bete, daß uns das gelinge.“ Winfried trat zum Tiſch, löſte die

Riemen des Leders, nahm eine Holzkapſel heraus und übergab den Sack feierlich dem Prieſter. „Hüte ihn wie das Licht deiner Augen, Meginhard, er birgt heilige Gebeine, dazu Gewänder und Gefäße für die Kirche, welche wir hier bauen werden.“ Während Memmo mit großen Augen auf den Biſchof und wieder auf den Behälter der Koſtbarkeiten ſah, gab Winfried dem Jüngling einen Wink und verließ mit ihm die Hütte.

Mit ſtarken Schritten eilte der Biſchof dem Hügel zu, welcher ſich vor dem Walde erhob, gefolgt von Gottfried, welcher das Roß führte. Auf der Höhe hielt Winfried an: „Schneller als ich meinte,“ begann er mit bewegter Stimme, „iſt die Stunde gekommen, wo ich dich auf rauhem Pfad zu den Heiden entſenden muß, du Kind meiner Schweſter. Das Liebſte will ich den Gefahren der Wildniß preisgeben, der Herr möge mir verzeihen, daß ich um den Boten in ſeinem Dienſt ängſtlich zage.“

„Vertraue mir, mein Vater,“ bat Gottfried.

„Dem Sorben Ratiz ſollſt du Antwort ſagen auf ſeine Frage an mich, du kennſt die Frage und du kennſt die Antwort.“

„Ich kenne ſie, Vater.“

„Dem Heiden Ingram ſollſt du helfen die Gefangenen zu löſen. Denn dich an dieſe Botſchaft zu wagen, habe ich dem Himmelsherrn gelobt, als ich am Grabe des Franken kniete; aber jähzornig und unhold iſt der Mann, den ich dir als Genoſſen werben will.“ Winfried ſchritt wieder mit ſtarken Schritten vorwärts, und hielt auf's Neue: „Ich war ein Jüngling wie du, da trat ich einſt in Angelland, unſrer Heimat, an einen verfallenen Steinbau, den dort vor Jahrhunderten das Römervolk errichtet hatte. Denn in alter Zeit, bevor die Botſchaft des Herrn zu den Landgenoſſen kam, waren die Völker gebändigt durch das große Reich der Römer und faſt überall hatten dieſe ſich feſte Burgen geſchanzt. Damals ſah ich, wie Krieger meines Stammes in den Steinen einen Haufen Weiber und Kinder zuſammentrieben, den ſie aus den Nachbarbörfern geraubt hatten. Ich hörte die Peitſchenſchläge und das Gewimmer und ich ſah die Schwertſtreiche, womit die Waffenloſen geſchlachtet wurden; ich aber lag eine Höllennacht auf dem Römerſteine.

„Denn die Mörder und die Gemordeten, beide rühmten ſich Chriſten zu ſein. Und ich erkannte mit Entſetzen, daß auch die Gotteslehre auf Erden ihre heilbringende Kraft verlor. Ueberall haderten die Biſchöfe gegen einander, einer ſchalt den andern Irrlehrer, ſchlug ihn in das Angeſicht oder zückte das Meſſer gegen ihn, aber kaum einer that nach dem Gebot des Herrn; und wie die Hirten ſo waren auch die Herden völlig verdorben, jede Sünde und Unzucht ſah ich in geiler Blüthe, die Heiden oft redlicher als die Chriſten. Ich meinte, daß ich wahnwitzig werden könnte über ſolche Erdennoth, und ich flehte zu dem Himmelsherrn, dem ich mich gelobt hatte, um Rettung für die Menſchheit aus unſerem Elend. Da kam in mich die Botſchaft des Heils, wie eine Feuerflamme fuhr ſie mir durch die Glieder, daß ich in Schreck und Seligkeit hoch aufſprang. Denn mir wurde offenbart, was dem Menſchenvolk Rettung bringt, eine neue Zucht für die Zuchtloſen und neue Vereinigung für die Verfeindeten. Geſchwunden iſt die Herrſchaft der Römer, aber zu Rom wohnt jetzt der fromme Nachfolger der Apoſtel. Er ſoll werden zu einem oberen Richter aller Herzen und Gewiſſen, und ſoll auf der Erde walten als der große Häuptling des Himmelskönigs. Wir aber ſollen ihm alle ebenſo im Glauben dienen, wie den Königen und Häuptlingen in weltlichen Werken. Und mein iſt das Amt, die Völker der Erde zu ſeinem Dienſt zu führen, Frieſen, Sachſen, Heſſen, Thüringe, und wenn mir der Herr gnädig iſt, auch die wilden Horden, welche ſie Wenden nennen. Den Frieden meines Gottes will ich Allen bringen. Damit der Glaube für die Völker der Erde heilkräftig werde, will ich ſie lehren, daß ein einiger Gott über ihnen waltet, ein großer Wirth in der Himmelsburg, und hier auf Erden als ſein Vogt der Biſchof zu Rom, ehrwürdig und gewaltig über Alle. Einheit der Lehre ſoll auf Erden ſein, und Einheit im Gehorſam, damit auch Einheit in der Liebe werde. Darum habe ich gepredigt unter den Frieſen und Heſſen, darum bin ich ſelbſt nach Rom gezogen und habe mich auf meinen Knien dem Papſt in ſeine Hände gelobt als Mann meines Gottes, und darum wandere ich jetzt hier durch das Unkraut der wilden Thäler allein mit dir, Knabe, denn austilgen will ich den Jammer der Welt und Heil Allen verkünden, die jetzt im Elend ſind. Solches hat mir unſer Herr in jener Angſtnacht geboten.

Der Jüngling küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand, Winfried hielt ihn feſt und ſprach ruhiger: „Du mein Liebling, der du die Jahre eines Knaben haſt und den Sinn eines Weiſen, du biſt mir treu und wenig Gedanken gibt es, die ich dir verberge. Nicht die Heiden ſind es, die mir die größte Noth bereiten, größer iſt die Arbeit, die ich habe, wo ich Hilfe erwarten könnte. Die Franken, welche ſich Chriſten nennen, ihre Biſchöfe, die zuchtloſen Frevler, von denen jeder mit allen andern ſtreitet, die ſind, dünkt mir, die ſchlimmeren Wölfe. Ein würdiger Mann iſt der Biſchof zu Rom. Aber auch er ſah mich zuerſt an wie einen Unſinnigen, als ich vor ihn trat und ihm bekannte, daß er der höchſte Herr werden müſſe über den Glauben der Männererde, um uns alle zu retten. Viel Eigennutz gibt es dort und Gier nach weltlicher Herrſchaft; aber der Herr, dem ich mich gelobt habe, wird mir helfen, daß ich den Unverſtand der Großen überwinde wie den Trotz dieſer langhaarigen Wilden. Darum folge auch du mir zu dem Heiden, mein Sohn, öffne die Ohren und vernimm auf dem Wege, was dir noch zu wiſſen noth iſt.“

Als ſie die Höhe erreichten, auf welcher der Rabenhof lag, ſtob ihnen eine Koppel wilder Roſſe entgegen, auf dem einen ſaß Ingram, auf einem andern ſein Diener. Winfried trat in den Weg, daß das Roß Ingrams bäumte, und der erhitzte

Reiter, als er es kraftvoll bändigte, dicht vor dem Biſchof hielt. „Was kommſt du ſelbſt mich aufzuhalten?“ rief Ingram zornig, „unſelig war die Stunde, wo ich dir Dienſt gelobte.“

„Wer auf eine Reiſe ausfährt, wie die deine,“ antwortete Winfried, „der handelt nicht weiſe, mit einer Verwünſchung die Fahrt zu beginnen.“

„Deinen Segen begehre ich nicht, Chriſt, beſſeren Schutz weiß ich mir zu gewinnen als dein Zeichen gibt.“

„Und doch vertrauen Manche im Sorbendorfe, denen der Weidenring die Hände zuſammenſchnürt, auf das heilige Zeichen, welches du thöricht mißachteſt. Schmähſt du den Himmelsgott, zu dem die Chriſten flehen, vor deiner Reiſe, ſo wahre dich, daß deine Fahrt nicht fruchtlos ſei.“

Der Reiter wollte ſein Roß antreiben, jetzt hielt er ſtill und ſah finſter vor ſich hin. „Bändige dein heißes Blut,“ fuhr Winfried mit Würde fort, „bedächtiger Rath dient vor ſchneller That. Bin ich dir auch unwillkommen, ſo verachte doch nicht meine Worte; ſteige ab, Ingram, wenn du in Wahrheit das Weib löſen willſt.“

So nachdrücklich war die Mahnung, daß der Thüring ſich vom Pferde ſchwang und ſeinem Knechte die Zügel zuwarf.

„Mache kurz, was du mir zu ſagen haſt, Fremder, denn der Boden brennt mir unter den Füßen.“ Winfried führte den Ungeduldigen einige Schritt abſeits. „Beantworte mir eine Frage, wenn du willſt, die ich wohlmeinend thue, und in großer Sorge um die Gefangenen. Führſt du mit dir, was dir vor dem Ratiz zur Löſung dienen kann? Oder hoffſt du, daß es dir gelingen wird, die Weiber und Kinder aus dem Sorbenlager zu rauben?“

Mit zuckendem Antlitz antwortete Ingram: „Wer dem Lager des Räubers naht, greift das Geraubte wie er kann. Vermag ich unerkannt einzudringen, ſo ſuche ich ſie heimlich zu entführen.“

„Du ſagteſt mir, ihr Thüringe habt den Sorben Frieden gelobt.“

„Nicht ich, auf dem Lager lag ich mit blutigem Leibe.“

„Aber die Alten haben ihn gelobt, auch für dich.“

„Gebrochen iſt der Eid durch Jenen, als er meinen Gaſtfreund erſchlug. Wer mag mich ſchelten, wenn ich den befreundeten Mann räche?“

„Dein Volk wird fragen, ob du von der Freundſchaft des Toten biſt, du aus dem Land der Thüringe, er ein Franke.“

Ingram ſchwieg.

„Und wenn die Grenzwächter der Sorben dich erſpähen? Sicher ſind ſie des Grenzbrauches kundig und ſorgen jetzt um eine Rachefahrt der Franken. Darum meine ich, auch dir iſt nicht verborgen, daß du nur in Frieden die Gefangenen löſen kannſt.“

„So magſt du wiſſen,“ entgegnete Ingram finſter, „was ich ungern bekenne, daß ich mir Löſegeld ſuchen will durch Verkauf der Roſſe, die du hier ſiehſt; einige darunter ſind wohl werth den Sattel eines Königs zu tragen. Unſicher iſt, ob der Ratiz ſelbſt die Roſſe nimmt, denn voll von Hufen iſt, wie ich fürchte, das Lager der Diebe ſeit ihrem letzten Zuge. Deshalb will ich die Roſſe jetzt an die Erfesfurt treiben, wo der große Markt meines Volkes iſt, ob ich Armringe oder fränkiſches Silber dafür einhandele. Doch mißlich iſt ein Verkauf in der Noth. Das iſt die Sorge, die mich ängſtigt.“

„Und gibt es andern Kaufpreis, der dir den Willen des Slaven bezwingt?“

„Rothes Gold der Zwerge und Silber, das der Schmied künſtlich geſchlagen hat,“ verſetzte Ingram ſchnell. „Ihm kann der niedrige Mann nicht widerſtehen. Aber ſolch Königsgut hat der Thüring nicht.“

Winfried zog die Kapſel hervor und drehte ſie auf, einen großen Becher hob er heraus, von außen Silber, von innen Gold, mit einem Kranz von Weinlaub und erhöhten Menſchenbildern daran, ein wundervolles Stück Arbeit. „Aus dem Schatz eines Königs ſtammt es und von einem königlichen Mann iſt es in meine Hand gelegt. Meinſt du, daß dies Stück uns die Kinder löſen wird?"

„Nie ſah ich ſolch ein Werk von Menſchenhand," rief der Thüring mit leuchtenden Augen, „ſilbern ſind die Kinder und nackt, ſie wandeln um den Becher als ob ſie lebten." Und gehaltener ſetzte er hinzu ſich ſeiner Neugier ſchämend: „So großes Schatzſtück löſt viel."

„Dann ſei der Tag geſegnet," rief Winfried, „wo ich den Becher empfing."

Aber wieder fuhr ein dunkler Schatten über das Geſicht des jungen Kriegers, und das Gefäß ſtolz zurückgebend ſagte er: „Fahre hin mit deinem Becher, du ſchlauer Fremdling," und wandte ſich den Roſſen zu.

Doch Winfried hielt ſeinen Arm. „Meine nicht, Ingram, daß ich deine Gunſt erkaufen will durch Silber und Gold. Du haſt dich ja ſelbſt geweigert Führerlohn zu empfangen. Wäreſt du von den Kindern des großen Gottes, dann dürfte ich dir das Schmiedewerk zu chriſtlicher That ſchenken. Du aber haſt deine wilde Begier mir verrathen. Nicht als deine Sklavin darfſt du das Frankenweib heimführen in dein Haus, ihr ſelbſt und ihrem Geſchlechte ſchenke ich den Becher, und rettet er ſie aus der Gefangenſchaft, ſo kehrt ſie wieder als eine Freie, ſie und Andere, die du zu löſen vermagſt. So iſt meine Meinung. Dich aber bitte ich um der Gebundenen willen, daß du für ſie alle den Handel vollendeſt und ſie darauf herführſt in den Schutz, den ſie ſich ſelbſt begehren."

„Dein ſoll die Ehre ſein, und nicht mein," erwiederte Ingram heftig.

„Nicht du, nicht ich ſpenden den Kaufpreis, ich ſelbſt beſitze weniger als der ärmſte deiner Landgenoſſen, ich bin nur ein Bote des Chriſtengottes und ſeinem Schatz gehört dies Silber."

Scheu ſah der Krieger auf das blinkende Metall. „Birg es in ſeinem Holze, denn ſehr fürchte ich, daß ein übler Zauber in ſolcher Gabe ſei."

„Auch rathe ich nicht, daß du ſelbſt dieſen Kaufpreis trägſt," fuhr Winfried fort, „denn auch ich habe einen Boten zum Ratiz zu ſenden in Geſchäften des Frankenkönigs, meinen jungen Bruder Gottfried. Du aber wirſt der Sprecher ſein um den Loskauf, und ich bitte dich, daß du dem Jüngling geſtatteſt mit dir zu reiten, und daß du ſelbſt mir gelobſt, treu um ihn zu ſorgen."

„Rauh iſt der Weg zu dem Dorfe des Ratiz, ſchnell muß die Fahrt ſein, und nicht gefahrlos iſt raſcher Botenlauf in den Bergen, wie mag ich den Knaben davor bewahren?"

„Du haſt ſeine Kraft verſucht und du haſt ihn nicht ſchwach gefunden." Der Krieger ſah auf Gottfried hinüber, der das Roß des Biſchofs am Zügel hielt, und ſein Antlitz wurde freundlicher. Er überlegte. „Ich erkenne," ſagte er endlich, „daß du wie ein Herr meinen Willen richten willſt. Nicht weiß ich, ob es zu meinem Heil iſt, wenn ich nach deinem Verlangen thue, und wäre es um meinetwillen, ich thäte es nicht. Aber ein Weib ſehe ich ſitzen mit gerungenen Händen in der Sklaverei." Er fuhr heftig auf und rief: „Ich gelobe den Knaben zu halten wie einen aus meiner Freundſchaft," und legte ſeine Hand in die des Biſchofs, dann eilte er zu ſeiner Koppel, gab ſeinen Männern Befehle und ließ die ledigen Roſſe nach dem Hofe zurückführen. Unterdeß ſprach Winfried leiſe zu dem Jüngling, faltete die Hände über dem Haupte und tiefer Schmerz zuckte in ſeinem Geſicht, als er den Reiſeſegen über ihn ſprach.

„Heran, Jüngling," mahnte Ingram, ſeinen Wurfſpeer ſchwingend, „viel Zeit ward verloren in dem Streit der Worte, laß den Hufſchlag klingen zur Reiſe ins Slavenland." Prüfend ſah er noch einmal auf das Roß und den friedlichen Reiter, ihm gefiel, daß der Jüngling feſt im Sattel ſaß, und er nickte ihm grüßend zu. Laut rief er ſein Horn, und Roſſe und Reiter ſtoben abwärts dem Waldweg zu. Winfried ſah dem Flüchtigen nach und hob die Hände zum Himmel.

In der Hütte ſtand Memmo lange Zeit vor dem Lederſack, bekreuzte und verneigte ſich und trug ihn in eine Ecke, er legte ſorgfältig Stroh darüber und ſetzte ſich in tiefen Gedanken nieder. Zuweilen ſchüttelte er den Kopf: „Wer ſoll die Kirche bauen? er und ich. Und wer ſoll den Taufſtein aus dem Felſen hauen? wieder ich. Viele Hammerſchläge werden dieſe Arme thun und der Rücken wird ſich beugen unter der Laſt der Balken. Wer aber wird eingehen in den Hof der Täuflinge? Niemand als die Schwalben aus der Luft und die Mäuſe vom Felde; bis an einem wilden Tage das Heidenvolk heranſpringt und mit ſeinen Schwertern die Kreuze auf unſere Schädel ſchlägt. Von heut bin ich ein fremder Gaſt in meinem Hauſe; aber es ſteht geſchrieben: eures Bleibens iſt nicht hienieden und der Menſch iſt wie Heu.“ Da knarrte das Hofthor und ein rothes Geſicht ſah zum Fenſter herein. „Alle guten Geiſter! das iſt Frau Gotelind. Hinweg, Weib,“ gebot er heftig, ohne ſich von ſeinem Platze zu bewegen. „Ich kenne dich nicht!“

„Uebel ſeid ihr verwandelt,“ rief das Weib zornig hinein, „welcher Zauber hat euch den Sinn bethört?“

„Hinweg, Gotelind!“ wiederholte Memmo mit ſtrengem Ton, „wenn dich der Biſchof ſieht, biſt du verloren; du ſtehſt unter dem Kreuz und er hat Macht über dich.“

„So viel gebe ich auf euren Biſchof,“ rief Gotelind, einen Strohhalm nach dem Prieſter werfend, „und ſo viel auf euch, der ihr nichts ſeid als ein Feigling. Iſt das mein Lohn für treue Pflege, und für alle Dienſte, die ich euch bei Tag und Nacht gethan, daß ihr mich von einem Fremden aus dem Hauſe weiſen laßt?“

„Wenig nützt es über Vergangenes zu klagen,“ verſetzte Memmo aus ſeiner Tiefe, „ich ſage mich los von dir für alle

Zukunft. Suche Odbrecht bei deiner Geiß und behalte das Slavenmädchen, nur hüte, daß du das arme Ding nicht mißhandelſt; nimm meinetwegen auch das Ferkel im Stall, es muß dahingehen mit dem Andern, aber ſchweige und entferne dich, denn ich bin in tiefer Betrachtung, und läſtig iſt mir dein Geſchwätz. Verwandelt hat mich dieſe Nacht und mich reut's, daß dein Fuß je meine Schwelle betrat."

„Du feiger Mann," ſchrie Gotelind in hellem Zorn, „manchmal noch ſoll dich reuen, daß du die Dienerin von dir weiſeſt, und ich will lachen, wenn ich an den Thoren denke, der am kalten Herde Waſſer vom Bache trinkt und ungekochte Bohnen kaut." Ihr Geſicht verſchwand aus der Oeffnung und gleich nachher erſcholl mißtönendes Gequiek aus dem Stalle. „Da führt ſie hin," ſeufzte Memmo, „was der Schatz meines Hauſes war," und er ſenkte ergeben das Haupt, bis ſich der Stieglitz darauf ſetzte und von dem kahlen Scheitel fröhlich ſein Lied zwitſcherte. Memmo hob leiſe die Hand, der Vogel flatterte heraus und der Mönch küßte ihm ſeinen rothen Kopf.

3.

Im Sorbendorf.

Auf der Sorbenfahrt hielten die Reiter Abendraſt, die Pferde ſtanden in feſtem Gehege, Ingram und Gottfried lagen unter einem Baum und Wolfram der Knecht bereitete am großen Feuer die Nachtkoſt. Er trug eine Lederflaſche, die einem Schlauch ähnlich war, herzu. „Das Bier iſt am Quellwaſſer gekühlt, wohl möge es euch munden.“ Da Gottfried die Flaſche dankend von ſich wies, ſprach Ingram gutherzig: „Als ein wackerer Reiſegeſell haſt du dich ſeither erwieſen, verſchmähe nicht unſere Koſt, wenn wir auch nicht von deinem Glauben ſind. Denn ich merke, in Vielem hadern die Menſchen miteinander, aber Speiſe und Trank ehren ſie alle.“

„Zürne nicht, mein Genoſſe, ungewohnt iſt mir der ſtarke Trank und das Fleiſch der ſpringenden Thiere. Doch weil es dir lieb iſt, will ich dein Mal theilen,“ und er legte ſeinen Brotkuchen bei Seite, aß ein wenig von dem Fleiſch und trank von dem Bier.

„Sage mir, wenn es dir nicht läſtig dünkt,“ fuhr Ingram fort, „biſt du auch von denen, welche für unrecht halten ein Weib zu umhalſen?“

„Es iſt ſo, wie du ſagſt,“ antwortete Gottfried erröthend.

„Bei meinem Schwert, wunderliche Bräuche habt ihr,“ ſpottete Ingram. „Zwei Sklavinnen halte ich, und wenn mir's gefällt, umſchlingen ſie mich mit ihren Armen, aber beide gebe ich hin und jedes andere Weib der Erde, wenn ich die Jungfrau gewinne, um derentwillen wir reiten. Gern erfreut ſich der Mann ſeines Lebens; wir anderen ſind wie die Vögel, welche luſtig ſingen und ihr Neſt bauen, du aber biſt wie ein grauer Kauz, der im Baumloch ſitzt und alle Vögel ſchreien ihn an.“

„Auch meinem Leben fehlt die Freude nicht,“ verſetzte Gottfried lächelnd, „froh bin ich, daß ich mit dir reiſe, wenn du mich auch gering achteſt; denn ich möchte dir helfen bei einem guten Werke.“

„Was haſt du davon, wenn es uns gelingt die Gefangenen loszukaufen?“

„Ich thue nach dem Gebot Gottes, des allmächtigen Himmelsherrn.“

„Iſt dein Herr allmächtig wie du ſagſt und gibt er dir Befehl Gefangene zu löſen, ſo wundert mich, daß er nicht vielmehr den Andern wehrt Gefangene fortzutreiben.“

„Frei hat Gott die Menſchen geſchaffen, damit dieſe ſich ſelbſt ihr Schickſal bereiten. Aber wie du die Perlen überſiehſt, welche an eine Schnur gereiht ſind, ſo überſieht der große Gebieter alle Thaten, ja auch alle Gedanken jedes Erdgebornen, und darnach ſchätzt er die Tüchtigkeit des Mannes, ob er ihn in jenem Leben heraufhebt unter ſeine Bankgenoſſen oder ob er ihn hinabſtößt in das Totenreich des üblen Drachen. Darum thut dem Menſchen noth, unabläſſig zu ſorgen, daß er nach dem Gebot ſeines Gottes thue.“

„Wahrlich,“ rief Ingram, „das iſt harter Dienſt, und wie Knechte lebt ihr im Zwange, ich aber rühme mir den Mann, der den Ueberirdiſchen ihre Ehre gibt, aber wo er etwas wagt, vor Allem frägt, ob es ihm ſelbſt Anſehn bringe und Vortheil.“

„Iſt nicht auch dir eine Ehre, wenn die Frauen deiner Landsleute danken, daß du ſie aus den Mühlen der Sorben gelöſt haſt, und wenn du die unſchuldigen Kinder von den Schlägen erledigſt, von dem Hunger und von ſchmachvollem Dienſt unter dem ſchmutzigen Volke?“

Ingram dachte nach. „Es ſind die Kinder unſerer Nachbarn jenſeit der Berge und manches davon habe ich vielleicht auf dem Arm gehalten, dir aber ſind ſie fremd. Kein Jahr vergeht, wo nicht in allen Ländern Herden von ihnen zu Markte getrieben werden.“

„Hätte ich Gold und Silber,“ rief Gottfried, „alle wollte ich löſen, wäre ich ein großer Held, alle wollte ich retten.“

„Wohl erkenne ich, ihr Chriſten, haltet zu einander wie Nachbarn und Freunde.“

„Mein Vater hat mir geboten, daß wir auch die Heidenfrauen und ihre Kinder zurückführen, wenn es uns gelingt,“ verſetzte Gottfried.

„Dann werden andere gefangen,“ warf Ingram ein.

„Dazu ſind wir in die Welt geſandt, daß wir die Gebote verkünden des himmliſchen Königs, der ſo voll Erbarmen iſt, daß er Jedem Glück und Heil bereiten will auf der Männererde und im Himmel. Wenn erſt Alle ſeinen Geboten folgen, dann wird keiner den andern verhandeln wie ein Kalb oder ein Rind, ſondern er wird ihn betrachten ſowie geſchrieben ſteht: nach dem Ebenbild Gottes iſt der Menſch geſchaffen und aufrecht ſoll er gehen unter den Thieren, welche mit gebeugtem Haupt die Knechtſchaft tragen.“

Ingram ſchwieg eine Weile. „Alles rothe Gold der Zwerge, von dem ſie ſagen, daß es nicht gemeſſen werden kann, würde nicht ausreichen zu einer Befreiung aller Gebundenen, und du, der du unkriegeriſch biſt und von zartem Leibe, willſt dich ſolcher Arbeit unterwinden?“

„Ein Krieger bin ich, du merkſt es nur nicht,“ antwortete Gottfried, „demüthig vor meinem Herrn, aber ſtärker als du glaubſt. Verzeihe mir, Herr, daß ich mich vor ihnen rühme,“ ſetzte er hinzu.

Ingram maß ihn mit den Augen, die zarte Jünglingsgeſtalt und der milde Ausdruck des begeiſterten Antlitzes bewegten ihm das Herz und er ſprach leiſe: „Viel geheimes

Wiſſen, ſo meinte auch Bubbo, der Bärenführer, iſt euch zu Theil geworden. Ich fürchte, ihr möchtet es gebrauchen Anderen zum Nutzen oder zum Schaden.“

„Jedermann freundlich ſein und Niemandem ſchädlich, iſt meines Herrn Gebot,“ erwiederte Gottfried feierlich.

„Einem lichten Gott mag dieſer Befehl wohl anſtehen,“ warf Wolfram ein, der bis dahin am Reh und Bier ſein Beſtes gethan hatte und ſich jetzt zufrieden vor das Feuer ſtreckte. „Aber auf der Männererde iſt es ſchwer, mit ſolcher Lehre durch den Wald zu reiſen. Glaube mir, Fremder, auch hier zu Lande haben wir Uebermenſchliche, die ganz denſelben Sinn haben, den du an deinem Gotte rühmſt. Siehſt du an der Berglaite den vorhangenden Stein? Dort,“ ſagte er leiſe, „wohnt ein Geſchlecht von guten Zwergen, freundliche kleine Leute, nie hat man gehört, daß ſie Jemandem ein Leid gethan. Aber wer ihnen bei der Waldfahrt von ſeinem Reiſevorrath hinlegt, der hat Glück auf dem Wege und ſchon Manchem haben ſie zugewinkt und dürre Blätter und Nüſſe geboten; dieſe wurden in ſeinem Reiſeſack bei Nacht zu Golde. Iſt der, dem du dienſt, ein Zwerg, ſo mag er wohl von den guten ſein, denn es gibt auch arge.“

„Viel Ungehöriges miſcht deine Rede, Wolfram,“ entgegnete der Mönch, „der Chriſtengott ſpendet nicht Blätter und Nüſſe, und er gibt kein Angebinde, welches das Glück im Hauſe des Menſchen erhält.“

„Dennoch gibt es ſolchen Schutz auf Erden,“ ſagte Ingram, „ich kenne einen Mann, dem eine Gabe für ſein Geſchlecht verliehen wurde von den Schickſalsfrauen; ich kenne die Stelle, wo ſie verborgen liegt, und ich weiß, daß ſie ihren Segen bewährt hat durch viele Geſchlechter.“

„O traue nicht auf den Zauber,“ mahnte Gottfried eifrig. „Täuſchend iſt jede Gabe der Unholden. Hochmüthig macht ſie den Mann und maßlos, bis der Tag kommt, wo ſein Hoffen ſich ganz eitel erweiſt und der Herr ihn demüthigt in ſeinem Stolz.“

Ingram lächelte. „Jeder berge, was ihn muthig macht, in ſtillem Herzen. Beide wollen wir als gute Gefährten nicht forſchen, wo der andere ſeinen Schatz bewahrt. — Der Thau fällt und morgen reiten wir auf wilden Wegen, nimm hier die Decke und verhülle die Glieder, daß ſie dir nicht ſteif werden in der Nachtluft der Berge. Wecke mich, Wolfram, nach Mitternacht."

Am nächſten Nachmittag ſahen die Reiter baumloſes Land vor ſich. Die Stämme waren erſt vor Kurzem gefällt und an dem Rand des Waldes als Verhau geſchichtet, denn noch ſtanden die Stümpfe auf grünem Boden, jeder von jungem Aufſchuß und wilden Stauden umgeben, und überall auf dem Grunde erhoben ſich die niedrigen Büſche. Als die Reiſenden einer nach dem andern durch eine ſchmale Lücke des Verhaues gedrungen waren, erkannten ſie vor ſich mehre Reiter, welche zuerſt das Lärmzeichen anbrannten, daß eine hohe Rauchwolke emporſtieg, und dann von niedriger Anhöhe ſchreiend und die Waffen ſchwenkend auf ſie zukamen, Männer in langem Graurock von Hanf gewebt und mit Pelz beſetzt, obgleich es Sommerzeit war, eine dicke Pelzkappe auf dem Haupt, mit Keule und Hornbogen bewaffnet; kleine, behende Leiber, breite Geſichter mit großen Schnauzbärten und braunem ſchlichten Haar, wild drohten und riefen ſie. Wolfram ritt vor und gab in ihrer Sprache Beſcheid. „Aus Thüringen ſind wir, in Frieden kommen wir, Ingram der Held und ich ſein Mann, und der Dritte iſt Gottfried, ein Bote des Herrn Winfried."

Die Reiter fuhren untereinander und redeten mit heftigen Geberden, bis einer, der einen Bund Adlerfedern an der Pelzmütze trug, — es war Slavnik, die Nachtigall genannt, weil er bei den Trinkgelagen des Ratiz vorſang, — zu Ingram ritt und dieſen in der Sorbenſprache höflich begrüßte. Als der Thüring ihm in derſelben Weiſe auf den Gruß antwortete, neigte der Sorbe ſich noch freundlicher und redete ſo hoch und und weich wie ein Mädchen; was der Knecht erklärte: er freue ſich ſehr, aber die Reiſenden müßten auf ihr Geleit warten nach Grenzbrauch. So hielten ſie und die Sorben ſchloſſen hinter ihnen den Verhau.

„Gleich den Kindern ſind ſie," rief Ingram, „und wie ein Kinderſpiel iſt ihr Wall, leicht ſetzt ein Roß darüber." Aber der Sorbe hatte ihn doch verſtanden und antwortete in deutſcher Sprache, nur ungelenk: „Ich aber weiß einen Tag, wo der Rabe aus dem Land der Thüringe nicht über den Zaun flog, den das Eiſen der Sorben um ihn ſchloß."

„Du haſt Recht," entgegnete Ingram lachend, „ich fiel in den Zaun und die Dornen ritzten den Leib." Und beide Männer grüßten einander mit der Hand. So harrten die Reiſenden wohl eine Stunde, da kam es von der Höhe wie eine dunkle Wolke, ein größerer Trupp Reiter wirbelte durcheinander, kleine und feurige Roſſe, auf denen die Krieger mit hohem Knie ſaßen. Von allen Seiten drehten ſie ſich um die Fremden, die Nachtigall gab ein Zeichen und vorwärts ging es auf dem kurzen Raſen in hellem Haufen, die Fremden in der Mitte. Vor ihnen breitete ſich ein weites Thal mit einzelnen alten Bäumen beſetzt, unter denen die Sorbenkrieger und ihre Pferde im Sommer den Schatten ſuchten; im Thale war ein Ringwall aus Erde und Raſen errichtet, darin das runde Dorf mit Strohhütten, deren Dächer faſt an die Erde reichten, wie das Lager eines Heerhaufens lag es da. Ganz in der Mitte des Dorfes erhob ſich ein rundlicher Hügel, wieder mit einem Ringwall bekrönt, welcher die Halle des Ratiz und die Hütten ſeines Hofes umſchloß. Auf langer Stange ragte ſein Banner und wehte den Fremden zu. Mit heißen Wangen rief Ingram zu Gottfried: „Bei meinem Haupt, wenn ich nicht unverſehrt hinausführe die, welche wir ſuchen, ſo will ich nicht raſten und ruhen, bis ich brennendes Werg an meinem Pfeil ſehe und bis der Pfeil haftet an dieſem Mauſeneſt."

„Zürne nicht in dieſer Stunde, mein Reiſegeſell, ſondern flehe, daß der Herr uns gnädig ſei."

Das Dorfthor wurde geöffnet, die Reiter ſtoben durch die Lagergaſſe und über den runden Platz am Fuß des Hügels. Dort kauerte am Dorfteich ein Haufe halbnackter Weiber und Kinder, bleich die Geſichter und verworren das Haar. Ingram ſpornte ſein Roß und fuhr aus dem Trupp auf das Waſſer zu, aber die Sorbenreiter verlegten ihm mit zorniger Miene den Weg und faßten die Waffen.

„Bedenke, Herr, wer die Waare ergreift, bevor er ſie gekauft hat, zahlt theuren Preis," warnte Wolfram leiſe. Und weiter ging es in ſchnellem Roßlauf den Hügel hinan. Wieder wurde der Balken eines Thors zurückgeſchoben, die Roſſe ſtampften in dem weiten Hofraum, die Fremden wurden zur Halle vor das Angeſicht des Ratiz geführt.

Inmitten ſeiner Vertrauten ſaß der Slave auf einem Stuhl mit hoher Lehne und Seitenarmen wie ein Fürſt, auf Schemeln um ihn her am Tiſch die Führer ſeiner Haufen, wilde Geſichter darunter mit großen Narben. Der Häuptling war ein ſtarker Krieger, vierſchrötig und mit kurzem Hals ſaß er da, in dem breiten Geſicht ſtanden die Augen ſchräg, dünn und grannig war der Bart. Die Fremden neigten ſich, Ratiz aber blieb mit ſeinem Gefolge ſitzen und bewegte unmerklich das Haupt.

„Frage einer den Kater," rief Ingram zornig, „ob es Brauch ſeines Stammes iſt, Fremde ſo zu begrüßen."

Der Sorbe winkte einem Mann mit langem weißem Bart, der in der Reihe ſaß, dieſer trat an die Fremden und begann in deutſcher Sprache: „Mein Herr Ratiz grüßt die machtvollen Herren und er thut ihnen dieſe Frage. Ihm iſt berichtet, daß einer von ihnen weit herkommt aus dem Lande, wo der große Herr der Franken auf dem Goldſtuhl ſitzt, iſt einer aus dieſem Lande geſendet, der nenne ſich." Der Mönch antwortete: „Ich bin es, Gottfried, der Bote Winfrieds, des Biſchofs."

Befremdet ſahen die Slaven auf den Jüngling in ſchmuckloſem Gewande; mit gefurchter Stirn redete Ratiz zu ſeinem Sprecher, und dieſer erklärte: „Meinem Herrn däucht, wenig Achtung bezeigen ihm die Gewaltigen der Franken, daß ſie ihm einen Boten ſenden, der ſo jung iſt und in ſo ärmlichem Kleide wandelt.“

„Ich bin ein Chriſt und dem großen Gott des Himmels verlobt, Sünde iſt mir ein anderes Gewand an meinem Leibe zu tragen als dies härene Kleid. Ich komme, obgleich ich jung bin, weil mein Herr mir vertraut.“

Wieder ſprach der Slave heftig zu einem ſeiner Genoſſen, dieſer verſchwand aus dem Saal. „Mein Herr frägt dich,“ fuhr der Sprecher fort, „ob du einer von den Weiſen biſt, welche das Geheimniß beſitzen, von Thierhaut die Gedanken der Männer zu erkennen, und ob du von denen biſt, welche die fremde Sprache verſtehen, die ſie Latein nennen.“

„So iſt es,“ erwiederte Gottfried.

Auf die Deutung des Sprechers wich der Groll in dem Geſicht des Sorben einem großen Erſtaunen. Der Bote kam zurück und brachte ein zerdrücktes und gebräuntes Pergament. „Meinem Herrn Ratiz wird es ſchwer zu glauben, daß ein Jüngling wie du ſo großer Dinge mächtig ſei, er wünſcht, daß du ihm eine Probe ablegſt von deiner Kunſt und den Männern die Gedanken verkündeſt, welche für den Kundigen auf dieſer Haut zu erkennen ſind.“ Gottfried entfaltete das Pergament. „Zuerſt ſage uns, warum uns undeutlich iſt, was darauf verzeichnet iſt.“

„Es iſt Latein,“ verſetzte Gottfried, „und man muß es leſen können.“

Ratiz ſchlug mit der Hand auf den Tiſch und nickte zur Beſtätigung ſtark mit dem Haupte. „Du haſt das Richtige geſagt,“ wiederholte der Mann, „wenn es dir gefällt, ſo verkünde uns das Latein.“

Gottfried überblickte das Blatt, es war die zerriſſene Urkunde eines alten Frankenkönigs, welche die Slaven vielleicht bei einer Plünderung geraubt hatten. Der Mönch begann: „In nomine domini, sanctae et individuae trinitatis, amen.“ Indem er ſich bei den heiligen Worten verneigte, ſchlug Ratiz wieder auf den Tiſch und ſprach feierlich zu ſeinen Genoſſen, worauf der Alte erklärte: „Mein Herr iſt zufrieden, daß du ihm beſtätigt was er ſchon weiß; es iſt der Brief, den der große Herr der Franken an meinen Herrn geſchrieben hat, ein Fürſt dem andern, daß er mißbillige und abthun wolle die Ungerechtigkeiten ſeiner Grenzgrafen und daß dein Herr meinem Herrn Freundſchaft anbiete. Wir wußten, daß dies darin ſteht, und deshalb freuen wir uns deiner Worte.“ So prahlte der ſchlaue Räuber, um ſeine Geſellen zu täuſchen. Bevor Gottfried ſich von ſeinem Staunen erholte, hob ſich Ratiz, trat auf ihn zu, ſtrich ihm an beide Wangen, als ob er ihn küßte, und forderte die Diener auf, einen Stuhl neben den ſeinen zu rücken, damit der Mönch ſitze. „Dich grüßt mein Herr als den Geſandten deines Herrn und er bittet, daß du ihm die Botſchaft von dem großen Herrn der Franken verkündeſt.“

„Wenig habe ich zu ſagen im Auftrage meines Herrn Winfried, des Biſchofs, und dies Wenige iſt vielleicht nur für das Ohr des Herrn Ratiz“, verſetzte der Mönch vorſichtig.

„Weiſe ſprichſt du, Herr Gottfried, Heimliches der Herren iſt nicht für Jedermanns Ohr; geruhe zu harren, bis die Zeit kommt.“

Da der Alte dem Mönch einen Stuhl bot, trat Ingram an den Tiſch, hob einen leeren Schemel, ſtellte ihn dröhnend auf den Boden nahe zu Ratiz und ſetzte ſich ebenfalls. Schweigend ertrugen die Sorben dieſen Eigenwillen, jetzt aber wandte ſich Ratiz zu ihm und der Sprecher erklärte die ſtolzen Worte: „Mich wundert's, Ingraban, daß du kommſt dich an meinem Tiſche zu lagern, ungeladen und unbefreundet in meinem Volke. Thut dir ein Seſſel noth, weil die Wunden dich ſchmerzen welche dir das Meſſer meiner Krieger gehauen hat?“

„Geheilt ſind die Ritze und Niemand ſpricht mehr davon,“

erwiederte Ingram. „Die Leute rühmen nicht den Wirth, der den Fremdling zwingt, ſich ſelbſt den Schemel zu tragen.“

„Lange warſt du Feind meinem Volke, Niemand weiß, was dich in unſere Halle führt, denn kein Herdenvieh treibſt du, wie ich höre, welches die Sorben deinem Volke als Zahlung auferlegt haben.“

„Vergebens mühſt du dich, mich durch Worte zu kränken. Friede iſt beſchworen zwiſchen den Thüringen und deinem Volk, und friedlich komme ich wie der Händler kommt zu Kauf und Tauſch der Gefangenen, die du auf deinem letzten Zuge hergetrieben haſt.“

„Sendet dich der Mann, den ſie Winfried den Biſchof nennen, und haſt du dein Haupt in der Noth gebeugt unter das Spiel ihrer Finger, wenn ſie ein Kreuz machen?“

„Ich habe dem Glauben meiner Väter nicht abgeſagt, als Reiſegenoſſe führte ich den Mann des fremden Biſchofs zu dir.“

Der Sorbe winkte ſeinen Geſellen, allen lag am Herzen, den Handel bald zu ſchließen, am liebſten durch Auslöſung in das Frankenland; denn war der Raub zurückgekauft, dann hatten ſie weniger um Haß und Rache der Franken zu ſorgen. „Meinen Kriegern iſt es nicht eilig, den Gewinn ihrer Jagd zu verkaufen, gefüllt iſt das Lager mit Korn und Herdenvieh aus den Frankendörfern und leicht vermögen wir die Gefangenen zu nähren, bis die Händler aus dem Süden kommen.“ Und zu Gottfried gewendet fuhr er fort: „Will der Biſchof ſich eine Gemeinde kaufen aus den Herden der Weiber und Kinder?“

„Mein Vater erbittet von dir als Gunſt, daß du mir geſtatteſt, die Gefangenen zu ſehen und die zu begrüßen, welche unſeres Glaubens ſind.“

„Führt ihr mit euch, was Gefangene löſt? Gering iſt, ſo ſcheint es, euer Reiſegepäck.“

„Wir denken dir zu bieten, was Gefangene erledigt nach Brauch der Grenze,“ entgegnete Ingram. „Doch wer kauft, will vorher die Waare ſchauen, zeige uns, wenn es dir gefällt, die gefangene Schaar.“

Der Sorbe überlegte und ſprach mit ſeinen Tiſchgeſellen. Er wandte ſich zu Gottfried: „Gern will ich deinem Herrn ein Zeichen geben, daß mir ſeine Botſchaft werth iſt. Ihr ſollt Freiheit haben, die Gefangenen zu ſehen. Geht, Fremdlinge, mein Alter wird euch begleiten.“ Die Boten verneigten ſich und verließen den Saal, ſie hörten hinter ſich Lärm und Gelächter der Bankgeſellen.

Vor der Thür wurde der Weißbart vertraulich, wie einer, der harten Zwanges entledigt iſt, er nahm die Pelzmütze ab, verneigte ſich tief und ſprach überredend: „Wo die Raben jagen, findet auch die Krähe ihr Theil. Wenn es den Herren gelingt, Gefangene zu entledigen, ſo vertraue ich, ſie werden auch dem Väterchen eine Spende reichen, denn mühſelig iſt mein Amt in zwei Sprachen zu reden und gute Dienſte vermag ich euch noch zu thun.“ Gottfried ſah unſicher auf ſeinen Begleiter. „So iſt ihr Brauch,“ ſagte dieſer. Er löſte von ſeiner Jacke die ſilberne Spange, den einzigen Schmuck, den er trug. „Nimm dies, Vater, als Zeichen guten Willens. Und wenn Bubbo, der Bärenhändler, das nächſte Mal euch aufſucht, dann ſende ich dir ein Stück rothes Tuch aus dem Weſtland. Der Alte hielt demüthig die Hand hin. „Will Herr Ingram mir dies betheuern?“ Und als Ingram zwei Finger auf den Knauf ſeines Schwertes legte: „Ich ſchwöre dir's,“ lachte der Alte zufrieden: „Euer Wort, Herr, gilt an der Grenze wie Waare.“ Sie ſchritten über den Hof; am Thorhauſe rief der Alte einige lungernde Krieger an, welche ſogleich herzuſprangen und den Fremden auf dem Fuße folgten; aber der Alte, um ſeinen Dienſteifer zu erweiſen, trieb ſie befehlend mehre Schritte zurück.

Vom Hügel ſtiegen ſie hinab auf den Dorfplatz, dort ſtand am Teiche ein langes Haus wie eine Scheuer, der Berathungsſaal der Gemeinde. Der Alte öffnete das niedrige Thor und Ingram ſprang voraus in den dämmrigen Raum. „Walburg!“

rief er. Aus einer Ecke klangen zwei klägliche Stimmen: „Hier!“ Ueberall rührte ſich's auf dem Heu, womit der Boden belegt war. Zwei blonde Knaben umſchlangen die Füße Ingrams und ſchluchzten laut. „Wo iſt die Schweſter?“ frug Ingram mit hohler Stimme. „Sie iſt zum Ratiz hinweggeführt auf den Berg.“ Die Zähne des Mannes knarrten wie eine Raspel, ſeine Fauſt ballte ſich und gleich darauf warf er ſich neben den Kindern auf die Knie, umſchlang ſie und heiße Thränen rollten auf die krausharigen Köpfe der Weinenden. In der Mitte des Raumes aber tönten die feierlichen Worte: „Kommt zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ſpricht der Herr.“ Durch die geöffnete Thür fielen die Lichtſtrahlen auf das milde Antlitz des Jünglings, welches in Mitgefühl und Begeiſterung wie das eines Engels ſtrahlte.

Die Frauen und Kinder, welche unter dem Kreuzeszeichen lebten, drängten ſich um ihn, manche fielen jammernd vor ſeine Füße auf das Angeſicht, andere hoben die kleinen Kinder in die Höh, daß er ſie ſegne. Auch die Heidenfrauen hörten ſeine Worte mit geſenktem Haupt und falteten die Hände. Er aber ſprach die heiligen Worte der Verkündigung und betete mit lauter Stimme, es ward ſtill im Raum und man hörte daneben nur Seufzen der Frauen und leiſes Weinen der Kinder. Dann trat er grüßend zu den Einzelnen, ſegnete jede Mutter mit dem Chriſtenſegen, und ſprach ihr leiſe die Bitten vor, welche ihr zumeiſt am Herzen lagen. Bis der Alte kam und mit abgezogener Mütze dringend bat: „Gefällt dir's, Herr, ſo folge mir, damit Herr Ratiz uns nicht zürne.“ Gottfried trat zu Ingram und rührte ihm leiſe die Schulter. „Wo iſt das Weib, welches du ſuchſt?“

„In den Hütten des Räubers,“ war die klangloſe Antwort.

„So laß uns gehen, daß auch ihr der Gruß meines Gottes werde.“

Mit Anſtrengung erhob ſich Ingram und ſchüttelte die weinenden Knaben ab. Gottfried führte dieſe zu einem Chriſtenweib, das allein kniete, und ſagte ihr: „Was du ihnen thuſt, thuſt du dem Herrn, ſorge für ihr Wohl.“ Als er ſich aber zum Ausgang wandte, drängte ſich der verzweifelte Haufe um ihn, ſie ſtreckten die Arme nach ihm aus, faßten krampfhaft ſein Kleid und wollten ihn feſthalten. Und es half wenig, daß der Alte die Armen anherrſchte und durch die Peitſche zurücktrieb.

Mit ſchnellem Schritt eilten die Männer den Hügel hinauf. „Ich muß das Chriſtenmädchen im Hofe des Ratiz ſprechen,“ begann Gottfried, und da der Alte das Haupt ſchüttelte: „Hindere mich nicht, Vater, mir iſt's befohlen.“

„Ich wage den Zorn meines Herrn,“ wandte der weißbärtige Sorbe ein. „Ich will deinen Lohn verdoppeln,“ rief Ingram rauh. „Meinſt du, wir werden dir das Weib aus der Hütte ſtehlen?“ Der Alte lächelte und nickte, und führte ſie den Rand des Hügels entlang, wo im Schutze des Walles eine Anzahl niedriger Strohhäuſer ſtand. „Zwanzig Frauen hat Herr Ratiz und bei einer hauſt das fremde Weib, wohl möglich, daß er ihr in Kurzem eine neue Hütte baut, wenn ſie ihm nicht verleidet wird.“ Ingram ſtieß die Thür auf, aber ſein Fuß zauderte einzutreten. „Geh voran,“ raunte er dem Mönch zu. Aber aus dem Gemach rief eine tiefe Frauenſtimme: „Ingram,“ ein junges Weib ſchritt bei dem Prieſter vorbei und faßte den Zögernden bei der Hand. „Mir ahnte, daß ich dich noch ſehen würde, denn treu war dein Herz unſerem Hofe.“ Und als ſie ſeinen ſtarren Blick ſah und den Schmerz in ſeinem Geſicht, rief ſie: „Du Thor, würde ich ſonſt mit dir reden?“ Da wollte er ſie in die Arme ſchließen, ſie aber entwand ſich ihm. „Hätteſt du neben dem Vater geſtanden, die Weide hätte uns nicht geſchnürt. Auch jetzt ſehe ich dich anders vor mir als ich dachte. Wo ſind die Speere der Landgenoſſen, welche ſich die Weiber und Kinder ihrer Freundſchaft zurückfordern? Nicht mich meine ich, denn ich fürchte meine Tage ſind gezählt, aber die Brüder meine ich, den Haufen der Weinenden, die auf dem Stroh harren, bis der Sklavenhändler ſie in die Fremde treibt."

„Mit dieſem komme ich, um wegen der Löſung zu handeln," antwortete Ingram auf den Mönch deutend.

Erſtaunt ſah das Weib in das fremde Jünglingsgeſicht, und als Gottfried die Hand erhob, das heilige Zeichen zu machen, da beugte ſie ſich langſam nieder bis ſie auf dem Boden kniete und ſprach das Bekenntniß des Chriſtenglaubens. „Segne mich, heiliger Mann, und bitte für mich. Ja, bitte für mich!" rief ſie mit plötzlichem Ausbruch bitteren Schmerzes, „daß ich Erbarmen finde, wenn ich thue, was dem Herrn mißfällt. Gebetet habe ich und mich bereitet, wie meine Mutter mich's gelehrt."

Gottfried ſegnete ſie. „Ich allein bin der Richter, ſpricht der Herr, und alle Rache iſt mein," mahnte er leiſe. Sie erhob ſich ſtumm und wandte ſich wieder zu Ingram: „Selten verläßt mich die Hüterin, ſchon zankt ſie draußen mit dem Weißbart. Lebe wohl, Ingram, beide hoffen wir auf die Löſung durch dich oder mich. Ein ehrlicher Freund warſt du, denke künftig mein und wiſſe, daß ich dir zuweilen verhehlt habe, wenn ich dich lieber kommen als gehen ſah. Willſt du mir noch einen Freundesdienſt thun? Mühſelig iſt es Herdholz zu ſpalten, wenn das Meſſer fehlt, die Weiber hier haben mir Alles genommen. Sie ſagen, der Freund ſoll dem Freunde nichts ſchenken was ſchneidet. Du aber ſchenke mir, wenn du willſt."

Ingram riß ſein Meſſer vom Gürtel, ſie barg es in ihrem Kleide und küßte ihn auf die Stirn, wie man ein geliebtes Kind beim Abſchiede küßt. Er ſprang hinaus, wo der Mönch ſeiner wartete, ſtieß an die Frau des Ratiz, die er nicht ſah, und hörte die Schmähungen nicht, die ſie hinter ihm herrief. Es war ihm jetzt alle Rede der Menſchen wie Gezwitſcher der Vögel.

Während ſie der Halle in der Mitte des Hofes zuſchritten, berührte ihm Gottfried den Arm: „Du biſt außer dir und hörſt nicht meine Worte, und doch thut es noth, daß wir uns zum Kauf rüſten. Denke daran, wie wir die Löſung bieten.“

„Bei meinem Haupt,“ rief Ingram, „jede Löſung iſt mir verhaßt außer einer, daß ich mit dem Räuber kämpfe, Eiſen gegen Eiſen.“

„Doch zu freundlichem Loskauf bewahre ich dir noch den Becher.“

„Beſſer wird der Zauber des Chriſtengottes in deiner Hand wirken als in meiner,“ verſetzte Ingram finſter, „denn mir ſcheint, er öffnet dir die Herzen, daß ſie alle dich mehr ehren als einen Krieger.“

Sie traten in die Halle, ungeduldig rief ihnen Ratiz entgegen: „Euch war mühſam, die Gefangenen zu zählen, läſtig iſt der Iltis im Hühnerhofe, jetzt gilt es zu kaufen, wenn ihr in Wahrheit als Händler kommt und nicht als Späher.“

„Als Bote komme ich,“ erwiederte Gottfried, „du weißt das, denn du ſelbſt haſt durch Meginhard, den Prieſter, mich von meinem Herrn, dem Biſchof, erbeten. Und Herr Winfried ſprach, da ich ſchied: „Mir ziemt nicht wie ein Händler mit dem Helden Ratiz um den Kaufpreis zu markten. Aber ein Königsgeſchenk will ich ihm bieten gegen die Gefangenen ſeines letzten Zuges, und meinen guten Willen, wenn er ihn begehrt, gegen den ſeinen, Gabe um Gegengabe in freundlichem Tauſch. Und Held Ingram ſoll der Bote des Geſchenkes ſein.“ Gottfried zog die Kapſel aus dem weiten Gewande und löſte die Hülle.

Ingram hatte allmählich doch an dem Geſpräch Antheil genommen, jetzt trat er zu dem Mönch und ſagte ſchnell: „Gib ihn nicht aus der Hand; wer den Vogel verkauft, muß ihn feſthalten, daß er nicht entfliege.“ Er faßte den Becher und hielt ihn dem Sorben hin. „Sieh zu, wie das Prachtſtück aus einem Königsſchatz neben deinem Methkrug ſtehen wird.“ Der Sorbe vermochte einen lauten Ausruf des Vergnügens nicht zu bergen, als er das glänzende Metall und die Figuren ſah; auch ſeine Geſellen drängten ſich um den Becher, Kopf an Kopf, ſummten einander ins Ohr und lachten über die kleinen Geſtalten darauf. „Ehrwürdig iſt Winfried, der Biſchof, weil er mir ſolche Gabe ſendet,“ rief Ratiz, „geſtatte, Held Ingram, daß ich prüfe, wie ſchwer ſie iſt.“

„Meine Hand bleibt darüber, Sorbe,“ ſagte Ingram, „noch iſt der Becher mein.“

„Noch iſt er dein,“ beſtätigte Ratiz nachdenkend und wog mit der Hand. Er rief den Sprecher mit weißem Bart. Dieſer nahm vor dem Becher achtungsvoll die Mütze ab, beſichtigte ihn unter Ingrams Hand genau und berührte ihn mit der feuchten Zunge von innen und außen, holte ſein Meſſer hervor und machte einen Einſchnitt in den untern Rand, um nach dem Bruch zu ſehen, dann ſprach er leiſe zu ſeinem Herrn.

„Und dies iſt die Bedingung für das Geſchenk des Biſchofs,“ fuhr Ingram fort, „du gibſt zuerſt in unſere Hände ungeſchädigt Walburg, die Tochter Willihalms, des Franken, den du erſchlagen haſt, und ihre zwei Brüder, zum zweiten die anderen Gefangenen eurer letzten Beutefahrt vom älteſten bis zum jüngſten, und zum dritten Goldfeder, das Pferd Willihalms und zwei gute Rinder als Reiſekoſt für die Erledigten.“

Bei dem Namen Walburg fuhr der Sorbe auf, doch bändigte er ſeinen Unwillen, ſah prüfend auf ſeine Geſellen und ſprach: „Sehr ſeltſam iſt das Silber aus dem Königsſchatz, das ihr uns gezeigt habt, wenn es auch nur im Innern golden iſt. Gefällt es euch, ihr Franken, ſo räumt auf kurze Zeit die Halle, damit wir in Ruhe berathen.“

Gottfried bemerkte, daß er den Becher kälter anſah, den Ingram im Angeſicht der Sorben hoch in die Höhe hielt. Der Thüring barg das Geräth in der Kapſel und die Boten traten ins Freie. „Jetzt ſinnen ſie auf Hinterliſt,“ rief Ingram verächtlich.

„Sie ſcheuen meinen Herrn Winfried,“ verſetzte der Mönch ruhig. „Ich lobe dich, daß du die Rinder erbeten haſt, denn ſchwer wäre es, dreißig und ein Menſchenhaupt in den Bergen zu ſpeiſen. Aber wozu forderſt du das Roß?“

„Fürwahr als ein unkriegeriſcher Mann frägſt du: hoffſt du, daß Willihalm in dem Grabe, das ihr ihm geſchaufelt, Ruhe finden wird, wenn ein Sorbe auf ſeinem Leibroß reitet? Soll er zu Fuß wandeln über den Wolkenſtieg, und wenn die Helden in der Nacht reiten, hinter ihnen herlaufen wie ein Troßbube?“

Gottfried bekreuzigte ſich. „Im Himmel der Chriſten bedarf es eines Roßgeſpenſtes nicht.“

„Er war ein Kriegsmann, wenn er auch Chriſt war,“ entgegnete Ingram ſtolz. „Was aber will der Slave von der Gunſt deines Biſchofs?“

„Vielleicht will er Grenzgraf der Franken werden und über dem Sorbendorf ſeine Burg bauen,“ ſagte Gottfried lächelnd.

Ingram ſtieß einen Fluch aus. „Und ihr möchtet ihm dazu helfen?“

„Du weißt, daß er Chriſten erſchlagen und geraubt hat,“ antwortete Gottfried.

In der Halle war lange Berathung und heftiger Zank der Männer. Endlich lud der Weißbart zum Eintritt. Wieder hob Ingram den Becher empor, aber die Sorben wandten die Blicke ab. Ratiz begann: „Unmäßig ſind die Gaben, die ihr für euren Biſchof fordert, aber meine Edeln wollen Spende um Spende geben, ohne viel zu ſchatzen. Die Gefangenen, welche noch nicht getheilt ſind, ſollt ihr als Gegengabe nehmen, dazu ein Rind, dreijährig, von fetter Weide. Nur zwei Häupter weigern wir euch, Walburg und Goldfeder, den Falben. Die Magd iſt ein Ehrengeſchenk meines Volkes für mich, und das Roß ſteht im Stalle des Helden Slavnik, welcher mir der nächſte iſt an Ehren und Schlachtenruhm. Ihr bringt das Geſchenk nach eurer Wahl, wir ſenden das unſere ebenſo.“

„Herr Winfried hat mit ſeiner Hand den Leib des Franken

Willihalm beſtattet und an ſeinem Grabhügel gelobt, für die Kinder zu ſorgen,“ antwortete Gottfried, „bedenke, Herr, du würdeſt ihm nicht freundlichen Sinn erweiſen, wenn du das Chriſtenweib zurückhielteſt.“

„Nur um des Weibes willen nahm ich den Becher von dem Fremden und ließ mir gefallen ſeinen Boten zu geleiten, und vor den anderen ſuche ich das Weib bei dir,“ rief Ingram zornig.

„Darum alſo biſt du in das Haus meiner Frauen gedrungen,“ verſetzte der Sorbe lauernd. „So höre meine letzten Worte: die Knaben entſende ich dem Biſchof, das Weib bleibt mein. Widerſtehſt du dem Tauſch, dann enthebe dich mit dem Becher, zu lange haſt du in unſerm Lager geweilt, und achte darauf, daß du ihn wohlbehalten heimwärts bringſt. Ohne Geleit biſt du gekommen, und ohne Geleit ſcheideſt du.“

„Was ſinnſt du auf heimlichen Ueberfall im Walde; fürchten die Sorben den Kampf auf offenem Felde?“ rief Ingram. „Hier ſtehe ich, du liſtiger Mann, und erbiete mich um das Weib zu kämpfen gegen jeden deiner Krieger, ja gegen zwei. Stelle gegen Ingraban und den Raben zwei deiner beſten Krieger auf den ſtärkſten Sorbenroſſen, und die Götter walten des Sieges.“

Auf dieſe Herausforderung ſprangen die Sorbenkrieger von ihren Bänken und ihr Geſchrei ſchwirrte durch die Halle, aber der Häuptling zwang ſie mit einer Handbewegung auf die Sitze zurück und ſprach: „Manche rühmen die Kraft deines Armes, aber durchaus nicht rühmen kann ich den Sinn deiner Rede. Thöricht wäre ich, wenn ich meine Krieger auf das Kampffeld ſenden wollte, um etwas zu erwerben, was ich bereits durch Speer und Roß gewonnen habe. Und wenig Ehre wäre es meinen Helden, wenn ſie um eine lauernde Sklavin im Ringe kämpften. Einen andern Kampf biete ich dir, der im Frieden beſſer geziemt. Ich höre, daß du des Bechers kundig biſt wie dem Manne gebührt, auch mich hat nicht leicht ein Gegner beim Trinkkruge gefällt. Wohlan, laß uns unſere Kraft prüfen; du ſetzeſt dein Roß, den Raben, und ich das Frankenweib, der Sieger empfängt beide. Das ſcheint mir guter Rath.“

Lauter Beifallsruf erſcholl um den Tiſch, nur Ingram ſtand betroffen. „Das Roß gehört zum Manne wie das Schwert, und unfreundlich wird dereinſt der Gruß meiner Ahnen, wenn ich die Zucht meines Roſſes in ein Sorbendorf liefere. Das fürchte ich ſehr; dennoch ſetze ich dir zwei Hengſte von dem Stamme des Raben, fünfjährig und vierjährig, edler als einer von deinen Gäulen. Nur mein Schlachtroß, das mein beſter Freund war, wo kein Arm eines Menſchen mir half, das behalte ich zurück.“

„Unbekannt ſind die Gewinne, die du bieteſt, und weit iſt der Weg zu deinem Stall. Der Rabe und die Gefangene, beide ſind hier im Hofe, das iſt gerechter Wettſtreit.“

Ingram ſtand in heftigem Kampfe. „Wohlauf, bei den Schickſalsfrauen meines Geſchlechtes, her die Becher, und der Streit beginne.“

Wieder ſcholl fröhlicher Lärm der Sorben, wie ein Schrei der Teufel klang er in Gottfrieds Ohr. „Ruchlos iſt das Becherſpiel um ein Menſchenleben,“ rief er dazwiſchen tretend.

Ratiz winkte höflich abwehrend, Ingram aber verſetzte unwillig: „Wenig Glück hat mir das Silber deines Biſchofs gebracht, weiche von mir, daß ich zu meinem Gott flehe, ob er mir helfe.“

Der Alte trug einen großen Methkrug und zwei Becher zu, beide ganz gleich aus Maſerholz gedreht. Er wies den gefüllten Krug und die leeren Becher den Kämpfern, dieſe ſahen ernſthaft hinein und prüften die Gefäße. Darauf füllte der Weißbart einen Becher bis zu dem Strich, welcher den Rand bezeichnete, goß den Meth aus dem erſten in den zweiten, um die Größe zu erweiſen, und rückte zwei gleiche Schemel ohne Lehnen an den Tiſch. Die Helden ergriffen die Becher, wandten ſich abwärts nach der Himmelsgegend, vor welcher ſie zu den Göttern flehten, und murmelten leiſe das Glück bringende Lied. Dann löſten beide die Waffen von ihrer Hüfte, der Slave gab das Krummſchwert einem Genoſſen, Ingram aber rief: „Allein bin ich in der Fremde, frage, Alter, ob einer unter den Sorbenkriegern mir ein treuer Schwerthüter ſein will bis zum Ende des Kampfes.“

Gottfried machte eine Bewegung, aber Ingram wies ihn mit der Hand ab und der Mönch trat mit hochgerötheten Wangen zurück. Du erhob ſich ein junger Sorbenkrieger von ſtolzem Ausſehen, Ingram ſah ihm in das Geſicht und ſagte: „Wir ſahen uns ſonſt wohl auf blutigem Felde, Held Miros.“ Der Krieger gelobte treue Schwertwache und ſetzte ſich zur Seite hinter Ingram, das Schwert haltend. Die Kämpfer ließen ſich auf den Stühlen nieder, ruhig waren ihre Bewegungen und gemeſſen ihre Haltung, denn wer heftig den Sinn regte, der kam bei dieſem Spiel in Gefahr. Und der Weißbart rief laut: „Außer den Herren, welche auf dem Kampfſtuhl ſitzen, ſchweige jeder, daß nicht ſeine Rede den Sinn der Zecher verwirre. Den Herren aber ziemt im Kampfgeſpräch zu bedenken, daß jede Wunde, die ihre Zunge ſchlägt, verſchmerzt ſein ſoll am nächſten Morgen.“ Darauf rückte ſich der Sprecher einen niedrigen Schemel mitten zwiſchen die beiden und wiederholte was einer ſprach, geſchickt in der Sprache des andern. So weich und gewandt war die deutende Rede, daß ſie wie ein Lied zwiſchen den harten Worten der Kämpfenden tönte.

Ratiz nahm zuerſt ſeinen Becher, hob ihn und ſprach: „Zu gleichem Kampfe bringe ich den Meth, Ratiz, Sohn des Kadun, ein Herr in den Sorben,“ und von der andern Seite ſcholl es zurück: „Beſcheid thut Ingraban, Sohn des Ingbert, ein freier Thüring.“ Beide leerten die Becher und ſtürzten ſie auf den Tiſch. Der Alte füllte und verbeugte ſich tief vor jedem der Herren. Wieder begann Ratiz:

„Schwarz iſt der Vogel, nach dem du, wie ich höre, genannt biſt, aber weiß iſt der Aar, der über den Zelten meiner Krieger ſchwebt. Ein Reh ſah ich liegen am Quell im Walde und auf ihm ſaß mit ſtarken Fängen der Adler und ſchmauſte, aber im Kreiſe herum krächzte die Schaar der Raben und lauerte auf den Abfall.“

Ingram antwortete: „Den Namen erfinden dem Helden die lieben Eltern und ungern hört er den Namen ſchmähen. Nicht weiß ich den deinen zu deuten, denn ſelten frug ich nach deinem Geſchlecht, doch rathe ich, meide ihn zu gebrauchen bei meinem Volk, denn er klingt uns wie Ratte, das diebiſche Thier hinter dem Mehlſack.“

„Verſteht ihr nicht Worte der Sorbenkrieger, ihre Schläge habt ihr doch oft gefühlt.“

„Fünf Panzer von Linnen und fünf krumme Schwerter, die Beute der Walſtatt, zähle ich an der Wand meiner Halle, meinſt du, daß deine Krieger gutwillig ſie boten ohne Hiebe?“

„Mancher ſchleicht ſpähend beim Mondſchein über die Walſtatt, hinter den Wölfen ſucht er den Raub und trägt bleichwangig und zagend die Habe erſchlagener Helden ſich heim in den Rauchfang,“ verſetzte Ratiz.

„Iſt dir's verleidet, die Gefallenen zu zählen, die mein Schwert auf dem Raſen zurückließ, ſo zähle die Wunden derer, die leben. Mehr als einer von deinen Kriegern rühmt ſich der Narben, die er mir verdankt.“

„Grund haben ſie alle, dein Schwert zu preiſen,“ ſpottete Ratiz, „denn leicht heilten die Ritze, und ſie lachen der Narben.“

„Schnellfüßige Läufer trifft leiſe der Schwertſchlag, nur wer ſelbſt ſtarke Hiebe ſpendet, empfängt das gleiche Gaſtgeſchenk',“ erwiederte Ingram.

„Gut ſprichſt du, Held,“ rief Ratiz, „denn ſelbſt birgſt du nah am Herzen die Gaſtgeſchenke, welche Sorbenſchwerter dir ſchlugen.“ Er winkte, ſie tranken und ſtürzten die Becher.

Wieder füllte der Alte und höflicher begann Ratiz: „Vergebens iſt es, dich Held mit harten Worten zu necken, noch iſt der Methkrug gefüllt und Zeit zu freundlicher Rede. Laß uns rühmen, was jedem das Liebſte auf Erden iſt. Vor Allem gefällt mir der Herrenſitz auf dem Hügel, um mich die Hütten der Krieger, und vor mir, ſoweit das Auge reicht, die Rinderweide, die mein Schwert gewann."

„Was das Schwert gewann, mag das Schwert verlieren; weiter als die Rinderherde ſchreitet und die Grenzzeichen ragen, reicht der Ruhm des tapfern Mannes," verſetzte Ingram.

„Ruhm gewinnt, wer Land gewinnt," rief Ratiz.

„Ruhm gewinnt auch, wer ſein Heimatland gegen den fremden Einbrecher vertheidigt," antwortete Ingram. „Ungleich iſt unſer Loos. Ich ſtehe auf dem Erbe meiner Väter, du aber müh'ſt dich um geraubtes Land."

„Höher achte ich den wilden Stier, der mit ſeiner Herde über den Erdboden ſchweift, als die Jochkuh im Pferch," rief Ratiz.

„So lange die Weiſen gedenken, ſaß mein Geſchlecht auf freiem Erbe," ſprach Ingram, „du aber kamſt oſtwärts aus der Fremde und Niemand weiß woher."

„Mein Volk weiß es," entgegnete der Sorbe ſtolz. „Dennoch tadle ich deinen Trotz nicht, denn wohlbekannt iſt dein Name bei Freund und Feind. Gefällt dir's, Held, ſo verkünde uns die Abenteuer, die du erlebt." Er bat ſo, um dem Andern die Redeluſt zu wecken.

Aber Ingram mied die Verſuchung und verſetzte: „Was ich erlebte, das wißt ihr wie ich, denn mein junges Leben haftete ſtets in der Heimat, und gewann ich Ruhm bei den Meinen, ſo war's nur in den Kämpfen mit euch, weil ich feſt ſtand neben meinen Freunden und gegen euch als ein ehrlicher Feind."

Wieder füllte der Alte die Becher.

„Oft rühmen meine Krieger," begann Ratiz ſpottend, „deine erſte Beutefahrt im Walde, damals als du dem Fuchſe gleich nach Honigwaben ins Holz ſchlichſt. Du hörteſt die Bären und krochſt hinauf in die Aeſte, unten ſchmauſten die Bären den Honig, dich aber ſtachen die Bienen dahin, wo du ſaßeſt. Und heute noch hingſt du von den Speeren der Bienen zerſtochen am Aſte, hätte dich nicht Gubbo, der Waldmann, erlöſt.“

„Dafür liegen jetzt die Felle der Bären an meinem Herde,“ erwiderte Ingram lachend. „Wie gelang es dir doch damals, Ratiz, mit deiner Heldenfahrt, als du auszogſt auf die Freite, um ein Weib der Thüringe zu gewinnen? Die Dorfknaben überfielen den Hof, in dem du lagerteſt, und als ſie mit Schwertern die Hütte durchſuchten, entfloh deine Schaar, du ſelbſt aber bargſt dich bedrängt in dem Backtrog, den die Weiber über dich ſtürzten, und Waizenteig hing in deinem Barte, als du ſchwertlos entrannſt. Gern erzählen unſere Mägde am Herde von deinem harten Lager unter dem gehöhlten Holz.“

Finſter packte Ratiz ſeinen Becher und ſtampfte ihn auf den Tiſch. „Klüglicher war mir das gelungene Entrinnen als deinen Geſellen das fruchtloſe Suchen.“ — Er drückte ſeinen Grimm eine Weile ſchweigend hinab, dann rief er höhnend: „Höre dafür, was die Wila, die Schickſalsfrau der Serben, mir einſtmals ſang.“ Und er begann nach der Weiſe ſeines Volkes zu ſingen: „Alles wird dir wohl gelingen auf dem Felde, bei dem Trinkkrug, doch die allergrößte Freude ſollſt du haben, wenn ein fremder ungeſchlachter Hüne in dein Lager bringt. Grob ſind Worte und Geberden, als ein armer Schlucker kommt er ungeladen und er bettelt um ein Weib für ſeinen Herdſitz. Doch du wirſt ihn wohl empfangen, höflich zu dem Becher laden, aber enge iſt ſein Schädel, Starkes kann er nicht vertragen. Haſt du ihn in Meth berauſcht, bind ihm flugs das Bein mit Seilen, ſcher ihm dann das Haar vom Haupte, ſetz ihn vor die Thür der Halle, daß die Weiber ſeiner lachen und die Kinder ihn bewerfen.“

Ingram verſetzte finſter: „Ich aber hörte eine Sage erzählen von Däumling, dem ruhmvollen Helden, den ſie Germagroß nennen. In dem Sandhaufen höhlte er ſich mit den Händen ſeine Burg und deckte die Veſte mit Stroh, das er von der Tenne mauſte. Er ſah von ſeiner Halle über die Maulwurfshügel und rühmte ſich, Alles iſt mein, ſoweit mein Auge reicht, keinen ſtattlicheren Helden kenne ich auf Erden, nur Eines fehlt mir zu meinem Glück, ich ſende die Boten zum Hofe des Königs, daß ich Herzog werde über die Maulwürfe und Mäuſe des Feldes. Da kam ein Bauer und mit hartem Fuß zertrat er unverſehens die Burg, und Held Däumling entfloh in ein Rattenloch und wand die Hände in Kummer.“

Der Sorbe fuhr mit der Hand nach der Schwertſeite und griff heftig umher, als er die Waffe nicht fand; Ingram aber lachte laut über das vergebliche Suchen.

Wieder und wieder füllte der Alte. Dem Ratiz ſchwammen die Augen und ſeine Hand wurde unſicher, wenn ſie den Becher faßte. Er merkte die Gefahr und dachte ſchlau darauf, den Gegner zu verwirren. „Luſtig ſitzen wir hier im Gefecht der Zungen, lieblicher ſchlürft ſich der Meth, wenn wir mit unſern Augen auf das Weib ſchauen, welches der Preis des Siegers ſein wird. Führet das Frankenweib her, daß wir uns am Anblick ergötzen.“ Zwei ſeiner Genoſſen ſprangen auf und eilten der Thür zu.

Ingram ſchlug auf den Tiſch. „Unbillig ſtörſt du das Spiel, denn traurig iſt es mir, die Tochter eines werthen Mannes als Sklavin unter den Feinden zu ſchauen.“

„Löſen willſt du ſie doch, du ſtarker Zecher, haſt du Kraft, ſo erweiſe ſie jetzt. Umbindet ihr nicht die Hände mit den Weiden, damit der Gaſt ſie ohne Kränkung der Seele betrachte.“

Ingram ſah finſter vor ſich nieder und ſchwer wurde ihm das Haupt; die Männer ſchritten hinaus und führten das Mädchen in die Halle der Schweigenden. Walburg blieb an der Thür ſtehen, und ihr Blick umwölkte ſich, als ſie auf Ingram ſah, auf die Trinker und die gleichen Becher. „Tritt näher, Frankenkind," begann Ratiz, „denn um dich geht der Streit, ohne Schwertkampf der Helden ſollen die Götter entſcheiden. Im Maſerholz ſchwenken wir deine Looſe, ob du heimziehſt mit Held Ingram, oder ob ich dir eine Hütte baue und ein Lager darin breite für dich und mich, wie ich hoffe."

Empört rief das Mädchen dem Thüring zu: „Einen beſſeren Helfer habe ich mir erkoren, ſchmachvoll wäre mir die Löſung durch den Trinkkrug. Denke nicht, Ingram, dir ein Weib durch Meth zu gewinnen, übe den Heidenbrauch um Sorbenmädchen, nicht um mich." Sie wandte ihm den Rücken, trat in die Ecke, in welcher Gottfried ſaß, kniete an ſeiner Seite nieder und verbarg das Geſicht mit den Händen. Heiße Röthe ſtieg in das Geſicht Ingrams, da ſich das Weib verachtend von ihm wandte, undeutlich merkte er das höhnende Lachen der Slaven, er erhob ſich vom Stuhl und rief in ausbrechendem Zorn: „Falſch war das Spiel und verflucht ſei der Becher, den ich noch trinke." Er ſchleuderte den Becher auf den Boden und zugleich mit dem Holze ſank er ſelbſt in ſchwerem Fall. Wilder Jubelſchrei der Sorben durchtönte die Halle, ſein Helfer, welcher das Schwert gehalten, trat zu ihm und gebot: „Tragt ihn unter mein Dach, damit ich ihm meine Treue erweiſe und ihn bei ſeiner Waffe bewahre."

Ratiz aber erhob ſich ſiegreich in trunkenem Muth und ſchritt auf das Frankenmädchen zu. „Mein biſt du, doppelt gewonnen iſt die rundliche Wange, und mein ſollſt du bleiben, nicht denke ich mit der Vermählung zu ſäumen. Auf, führt ſie zur Hütte und ladet den Sänger, daß er das Brautlied ſpiele."

Dicht vor ihm erhob ſich von den Knien die Jungfrau, bleich war ihr Geſicht und hart der Blick, den ſie auf den Häuptling warf. „Niemand vermöchte dich zu retten vor meiner Hand," rief ſie, „du Unthier, das kaum den Vater gefällt hat und jetzt Unehre über die Tochter bringen will. Danke deinem Glück, daß ein Heiliger neben mir ſteht. Du rühmſt meine glatte Wange, ſieh her, ob ſie dir noch gefällt.“ Blitzſchnell fuhr ſie mit dem Meſſer aus dem Gewande, hielt es ihm entgegen, daß er zurückfuhr, ſchnitt mit dem Stahl ſich eine klaffende Wunde in die Wange, daß ihr Blut herunter ſtrömte, und hob den Stahl wieder gegen ſich ſelbſt. Da ſprang Gottfried herzu und entriß ihr die Waffe. Ratiz ſtieß einen ſchweren Fluch aus und packte den Methkrug, um ihn gegen das Weib zu werfen, aber auch er taumelte und ſtürzte zu Boden, übermannt vom Meth und vom Zorn. Die Sorben ſammelten ſich um ihren Häuptling und Gottfried führte mit Hilfe des Weißbarts die wunde Jungfrau nach ihrer Hütte, dort ſuchte er das ſtrömende Blut zu ſtillen und mit dem Sorbenweibe die klaffende Wunde zu binden.

In der Hütte des Miros ſaß ſpät am nächſten Morgen Ingram, das Haupt in der Hand und ſeine Gedanken wirbelten wild durcheinander. Auf dem Schoß hielt er das Schwert, welches ſein Gaſtfreund ihm in die Hände zurückgelegt hatte. Miros ſtand vor ihm und erzählte von dem letzten Ausgang des Gelages und von der Wunde des Weibes. „Sie hätte den Faden ihres Lebens durchſchnitten, denn ihr Sinn war wild, als der fremde Bote ihr das Meſſer entwand. Unnütz war die Mühe, das Meſſer wäre ihr rühmlicher geweſen, als die Keule des Ratiz ſein wird.“

Ingram zuckte und griff nach ſeinem Schwert. „Was würdeſt du thun, wenn dir ein gefangenes Weib mit dem Meſſer drohte?“ frug Miros. Ingram nickte beſtätigend mit dem Kopf. „Wäre ſie tot durch rühmliche That, die ſie ſelbſt an ſich vollbracht, und wäre der Ratiz durch mein Schwert erlegt, dann wäre ich wieder frei und könnte lachen,“ murmelte er. „Jetzt aber bedrängt mich der Zauber, den die unholden Chriſtenmänner durch ihren Geſang und durch ihr Silber auf meinen Weg geworfen haben. Darum hat mir der Gott, der des Trinkhorns mächtig waltet, ſeine Hilfe verſagt. Auch ihn höhnten die Rieſen durch ihre Wunder und ruhmloſe Kämpfe mußte er ausfechten. Mir iſt das Leben verleidet und die Heimkehr begehre ich wenig."

„Bleibe bei uns," rieth der Sorbe theilnehmend, „und gewöhne dich an unſern Brauch, dann baut dir Herr Ratiz eine Hütte, und wenn du das Weib mit der zerriſſenen Wange noch begehrſt, ſo iſt möglich, daß er dir ſie ſchenkt, damit ſie deinen Mühlſtein drehe."

Ingram lachte: „Könntet ihr vergeſſen, daß ich eure Krieger erſchlug? Würde doch mein Schwert aus der Scheide ſpringen, wenn es neben einer Sorbenkeule hinge. Wie kann Friede dauern zwiſchen euch und mir? Nein, Mires, anders rathen mir die Schickſalsfrauen. Und du meinſt, daß er ſie töten wird?"

„Wie kann er anders?"

„So ſage ihm, daß ich ihn zum Kampf fordere auf der Haide zwiſchen eurer und unſerer Mark auf den ſechſten Tag von heut."

„Sage ſelbſt ſolche Botſchaft, wenn du Luſt haſt aus dem Sonnenlicht zu ſcheiden, auch du ſtehſt unter ſeiner Hand und wenn er dich entläßt, ſo weiß er, daß ein Todſeind frei von ihm reitet. Denke vor allem an das eigene Heil!"

„Du ſprichſt verſtändig, friedlich will ich von euch gehen oder gar nicht. Die Götter mögen auch mir das Loos werfen. Der Becherkunſt iſt dein Herr mächtig, wie ich ſehe, laß ihn verſuchen, ob er auch das Würfelſpiel verſteht, ſein Schickſal gegen das meine. Geh, mein Wirth, und trage ihm eine Botſchaft, die er annehmen mag oder nicht nach ſeinem Gefallen. Noch einmal meſſen wir uns in friedlichem Kampf, wie der Würfel fällt, den unſere Hände gleiten laſſen, um Alles oder Nichts; er ſetzt in das Spiel das Weib und mein Roß, das er geſtern gewonnen, und ich —"

„Und du?"

„Mich ſelbſt, ob ich frei davon reite oder als ſein Gefangener hier bleibe, bis gütliche Schatzung vereinbart wird, welche mich löſt, nach Brauch der Grenze." Der Sorbe trat zurück. Er öffnete ſein Hemd und wies eine Narbe. „Du weißt, wer mir dieſen Schlag gab, denke daran, Held; unrühmlich wäre mir zu ſagen, daß ein Knecht die Wunde geſchlagen hat."

Ingram reichte ihm die Hand. „Geh doch, Fremdling, tief bin ich verſtrickt und meine Stunde iſt gekommen, wo ich die Hohen fragen will, ob ſie retten oder verderben."

Der Sorbe ging unzufrieden hinaus, Ingram legte das Haupt auf den Tiſch. „Seit der Fremde den Mühlſtein unter dem Baume herauf ſcharrte, iſt das Glück von mir gewichen und der Segen, den die Ahnen mir hinterlaſſen, hat ſeine Kraft verloren. Eine hat ſich zornig von mir gewendet, ich aber will prüfen, ob ich noch die Kraft habe, ſie durch meine Beſchwörung zu gewinnen, oder ich will ihr Loos theilen."

Draußen klang der Tritt bewaffneter Männer. Ratiz trat ein, begleitet von einem Theil ſeiner Krieger. Ihm lagen die Augen noch tief im Kopf und heiſer war ſeine Stimme, als er ſprach: „Du kamſt als ein eifriger Spieler. Den erſten Kampf bot ich, den zweiten bieteſt du. Fürwahr, hoch achteſt du dich ſelbſt, lieber mag ich das Weib und das Roß als dich, und ungern thue ich deinen Willen. Aber meine Krieger fordern, daß ich dein Spiel nicht zurückweiſe. Dein Einſatz gilt, Roß und Weib für dich oder du für mich, ein Würfel und ein Wurf."

„Weib und Roß, beide unverſehrt zur Stelle für mich, oder mein Löſegeld für dich, ſo wie mich deine Krieger ehrlich ſchätzen," verſetzte Ingram.

„Wir werden dich ehren als Krieger, wenn wir dich ſchätzen," beſtätigte der Häuptling. „Beide wollen wir's geloben." Die Männer faßten an ihre Schwerter und ſprachen den Eid. „Haſt du einen Mann," fuhr Ratiz fort, „deſſen Würfel du vertrauen kannſt, wie ich ihm vertraue, ſo nenne den Namen."

„Mein Wirth Miros,“ antwortete Ingram.

Miros trat in eine Ecke der Hütte, holte den Würfel aus dem Kaſten und ſtellte ihn auf den Tiſch, einen Holzbecher dazu. „Ehrlich iſt der Würfel und ehrlich ſei das Spiel,“ ſagte Miros, „und Jeder, der hier ſteht, gelobe dem Sieger treue Erfüllung.“

Die Männer ſchwuren, die Kämpfer traten bei Seite und ſprachen leiſe ihre Beſchwörung. „Der das Spiel gefordert hat, thue den erſten Wurf,“ gebot Miros. Er legte den Würfel in den Becher und bot ihn Ingram. Das Angeſicht des Thürings war bleich und ebenſo das des Ratiz. Stille war in der Hütte und Alle ſtarrten auf den Tiſch. Ingram ſchüttelte und warf. „Fünf,“ rief Miros. „Ein guter Wurf,“ ſprach Ratiz, er nahm den Becher, ſchüttelte und warf. „Sechs,“ rief Miros. Ein gellender Siegesruf, der weit über das Thal zog, erſcholl in der Hütte, Alle traten von Ingram zurück. Er ſtand einen Augenblick mit geneigtem Haupte, dann löſte er ſein Schwert und warf es auf den Boden. Ratiz legte die Hand auf ihn: „Mein Knecht biſt du, holt die Weide und bindet ihm die Hände.“

Vor der Hütte des Ratiz, in welcher Walburg lag, ſaß der Mönch. Vor ihm tummelten ſich wilde Geſellen mit den Roſſen, die ſie aus den Ställen gezogen hatten, und anſehnliche Sorbenkrieger eilten einzeln oder in kleinen Haufen zu der Halle des Häuptlings. Aber gleichgültig ſah der Mönch auf dies fremdartige Kriegertreiben; er hatte die Nacht vor der Hütte gewacht, zuweilen war er eingetreten und hatte die Slavenfrau geweckt, welche neben dem Lager der Verwundeten lag, daß ſie die Wunde mit kaltem Waſſer netze, oder er hatte der Fiebernden einen Trunk gereicht und leiſe an ihrem Haupt gebetet. Jetzt ſchauerte ſein erſchöpfter Leib in der warmen Morgenſonne, aber ſeine Gedanken flogen unabläſſig zu dem Chriſtenmädchen in der Hütte. Zum erſten Mal in ſeinem Leben hatte er um ein Weib zu ſorgen, er fühlte darüber eine wonnige Freude, lächelte vor ſich hin und ſah dann wieder ernſthaft und demüthig nach der Höhe.

In der Nähe hörte er Eiſengeklirr und ſchnellen Tritt, Ratiz ſtand mit ſeinem Gefolge vor ihm in Waffen, zum Auszug gerüſtet, unter den Kriegern Ingram, waffenlos mit geſenktem Haupt, die Arme durch ſtarke Weiden auf den Rücken gebunden. Ratiz wies auf die Sonne. „Weit iſt dein Weg, junger Bote, und widerwärtig iſt dein Anblick meinem Volke. Das Spiel, welches in meiner Halle begann, iſt beendigt. Sieg und Ruhm haben mir die Götter verliehen. Dennoch will ich dir halten, was ich dir geſtern bot, wenn du deinem Biſchof mich rühmen willſt. Gib mir das Silber und nimm die Gefangenen.“

„Willſt du jetzt die Antwort des Biſchofs auf deine Frage hören?“

„Sprich,“ gebot Ratiz, „ich und meine Edlen, wir hören.“

„Du begehrſt Geſandte an den Hof des Helden Karl nach dem Weſtland zu ſenden, und du begehrſt, daß mein Herr der Biſchof ihnen Geleit werbe und geziemenden Empfang bei dem Frankenherrn. Habe ich recht deine Meinung geſagt, ſo beſtätige mir ſie vor dieſen.“

„Seine eigene Sorge hat jeder Tag,“ erwiederte der Sorbe ausweichend, „viele Monde iſt's her, daß ich nicht an die Geſandtſchaft dachte, meine Krieger fürchten nicht die Macht der Franken, wo ſind ihre Heere, wir ſehen ſie nicht.“

„Haſt du deinen Sinn geändert, dann bin ich der Rede enthoben.“ Er trat zur Seite, Ratiz aber begann einlenkend: „Auf ſcharfer Wage wägſt du die Worte, Fremder, noch iſt es möglich, daß mir's gefällt die Boten zu entſenden, vielleicht auch nicht.“

Gottfried ſchwieg.

„Will der Mann, den ſie Winfried nennen, mir Bürge werden, daß meine Krieger am Hofe des Frankenherrn freundlichen Empfang finden und Gewähr ihrer Forderung?“

„Nein," verſetzte Gottfried nachdrücklich. „Deine Forderung kennt mein Herr nicht, wie kann er Fürſprech werden? Zu gewähren und zu verſagen ſteht allein bei Herrn Karl, nur daß deine Boten das Ohr des Fürſten erreichen, dazu kann er helfen, und ob er dazu helfen wird, das ſteht bei dir. Auf ſeinem Wege ſah er brennende Höfe und erſchlagene Chriſten."

„Du biſt ein Fremder und unkundig des Grenzbrauches," entgegnete der Sorbe mit querem Blick, „nur Nothwehr üben wir und Vergeltung. Auch unſere Krieger liegen erſchlagen und unerträglich ſind die Frevel der Franken."

„Du klagſt über Unrecht der Franken, ebenſo der Franke über das eure, der große Gott im Himmel allein weiß, wer den größeren Frevel gewagt hat. Jetzt aber ſuchſt du das Ohr des Frankenherrn. Wie mag Herr Karl anders urtheilen als ſein Volk? Und du ſuchſt die gute Meinung eines Biſchofs der Chriſten, auch der Chriſt ſieht das Unrecht, das den Bekennern ſeines Glaubens zugefügt iſt. Ich kann nicht gehen, Herr, ohne das Weib in der Hütte und ohne meinen Gefährten, den ich ſchwertlos und gebunden ſehe."

„Er war dein Gefährte, jetzt iſt er mein eigener Knecht. Sein Wille war's, verſpielt hat der Narr ſein Roß und ſein Schwert und in Banden harrt er des Schickſals, das wir ihm fügen."

Ein leiſer Seufzer Ingrams wurde gehört, zitternd ſchwand der Ton in der Morgenluft, aber aus der Hütte klang ein lauter Schrei der Frau. Ratiz herrſchte den Gebundenen an: „Rede, Knecht, damit der Mann, der dich geſandt hat, nicht deinetwegen von unſerm Vertrag weiche." Ingram wandte ſich ab, aber er ſenkte beſtätigend das Haupt.

„Die Sorge für ihn und das Weib iſt mir auf die Seele gelegt," rief Gottfried, „wie ſoll ich vor das Antlitz deſſen treten, der mich zu dir geſandt hat, wenn ich ſie nicht mitbringe?"

„Habe ich nicht ſchon vorher einen Mann deines Biſchofs ohne Löſung entlaſſen?" rief Ratiz zornig dagegen, „und auch du ſtehſt noch unverletzt vor mir. Weißt du nicht, du Thor, wenn ich meine Hand aufhebe, ſo ſpringen meine Krieger auf dich und ſchälen mit ihren Meſſern dein geſchorenes Haupt.“

„Mein Schickſal ſteht nicht in deiner Hand, ſondern in der Hand meines Gottes,“ erwiederte Gottfried muthig. „Thue was du darfſt, binde mich, töte mich, wenn dein wilder Sinn dich dazu treibt, aber freiwillig verlaſſe ich dieſe Höhe nicht, ohne die Gebundenen.“

Ratiz ſtieß einen Fluch aus und ſtampfte mit dem Fuß. „So laſſe ich dich durch meine Krieger an den Grenzzaun führen und hinüber werfen, du hartnäckiger Thor.“

„Laß ſie frei und behalte mich zurück als Knecht oder als Opfer, wie du willſt.“

„Unſinnig wäre der Tauſch, ein junges Weib und einen Krieger gegen dich, der nicht Mann und nicht Weib iſt.“

Gottfried erblich, aber in ſtrenger Zucht gewöhnt ſich zu bezwingen, antwortete er: „Verachteſt du den Boten, ſo höre um deiner ſelbſt willen die Botſchaft. Mit einem Volksheer zieht der ſiegreiche Frankenfürſt gegen ſeine Feinde heran, ſchon lagert er unweit der Werra; einen neuen Grafen hat er in das Land der Thüringe geſandt, die Grenze zu wahren. Suchſt du in Wahrheit Verſöhnung und Friede mit dem Frankenherrn, ſo magſt du eilen deine Geſandten in ſein Lager zu ſchicken.“

Ratiz ſtand betroffen und ſprach heftig zu dem Weißbart, der ängſtlich ſchnelle Fragen des Sorben und die Antworten des Mönches deutete. Als Ratiz zur Seite ſchritt und leiſe mit ſeinen Kriegern verhandelte, trat Gottfried zu Ingram: „Was zürnſt du mir, armer Mann, wende dich nicht von mir ab, denn treu iſt meine Meinung.“

Ingram ſah düſter auf ihn, aber auch ſeine Stimme klang weich als er antwortete: „Du haſt mir Unglück gebracht, denn du haſt meinen Zornmuth erregt. Deine Hilfe begehre ich nicht und fruchtlos iſt Alles was du für mich verſuchſt. Löſe das Weib und ſage ihr, wenn du willſt, daß lieber ich ſelbſt ſie gelöſt hätte. Nimmer änderſt du mein Geſchick. Als ein Unſinniger habe ich mich treuloſem Volk ergeben, denn Böſes weiſſagt mir der Blick des Sorben und die Freude ſeines Geſindes. Siehe zu, daß du mir Wolfram, meinen Mann, ſendeſt, denn ſie bereiten ſich mich zu ſchatzen; damit ich ihn noch vor eurer Fahrt unterweiſen kann, wenn ſie redlich an mir handeln. Und werden ſie zu Böſewichten an mir, dann ſage noch dem Weibe und den Freunden daheim, daß die Weiden der Sorben mich nur binden ſolange ich will. Bevor ſie mich zum Knechtesdienſt zwingen, gewinne ich mir ein blutiges Zeichen auf Haupt oder Bruſt, damit ich aufwärts fahre und meine Ahnen mich erkennen. Du aber weiche von mir und wandle deinen Pfad, ich ſuche wohl allein den meinen."

Der Mönch trat zurück, die Thränen floſſen ihm aus den Augen, als er vor ſich hin ſagte: „Verzeihe ihm, Herr, und erbarme dich ſeiner."

Die Berathung der Sorben war zu Ende, Ratiz ſprach mit finſterer Miene zu Gottfried: „Damit dein Herr erkennt, daß meine Krieger hochſinnig denken, ſo nimm das Weib mit der zerriſſenen Wange zu dir auf deinen Weg. Große Urſache haſt du, Jüngling, meine gute Geſinnung zu rühmen, ziehe hin mit den Gefangenen und laß den Becher des Biſchofs zurück. Sprich kein Wort weiter," fuhr er mit ausbrechendem Zorn fort, „theures Geſchenk bezahle ich für deine Reiſe, fahr' dahin und ſage deinem Biſchof, gleiche Treue erwarte ich von ihm, wenn meine Boten zu ihm kommen." Er wandte ſich mit ſtolzem Gruß ab und winkte ſeinem Gefolge. Der Weißbart und Miros blieben zurück, die Anderen traten um Ingram. Ohne ſich umzuſehen, kehrte dieſer der Hütte den Rücken, der Mönch ſah ihm nach, bis ſeine hohe Geſtalt zwiſchen den Sorbenkriegern in der Halle verſchwand.

4.

Die Heimkehr.

Auf dem Saumpfad, der dem Waldgebirge zuführte, wallte eine waffenloſe Schaar. Voran ging ein ſchlanker Knabe, das Holzkreuz tragend, welches er aus zwei Stäben zuſammengefügt hatte, hinter ihm leitete Gottfried den Haufen der Kinder. Das goldene Haar der Kleinen flatterte in der Morgenluft, barfüßig ſtapften ſie vorwärts, die Bäckchen geröthet und die Augen blau wie der Himmel. Ueber ihnen flogen die Lerchen und zur Seite ſchwebten die Bienen und Schmetterlinge; alle Wegblumen und Gräſer des Thals hoben und neigten ſich unabläſſig grüßend im Winde gegen ſie. Hinter den Kindern zogen die Frauen, welche dem Kreuz angehörten, halbentblößte Geſtalten, die Häupter geſenkt, die Geſichter vergrämt, manche von ihnen trug auf den Schultern ihr kleines Kind. Mitten darunter ſaß auf dem Roß des Prieſters Walburg, das Antlitz dicht verhüllt. Der Mönch begann eine lateiniſche Hymne, feierlich zog der Geſang in die wilde Landſchaft, die Frauen und Kinder drängten ſich näher heran und ſangen am Ende jeder Strophe ſich tief verneigend das heilige Kyrie eleiſon, denn mehr vermochten ſie nicht; aber aus bewegten Herzen kam der Anruf, und oft rangen ſie die gefalteten Hände. Hinter der Chriſtenheit wandelte ungern die Kuh, der Schatz des Haufens, welchen Miros den Abziehenden mitleidig geſpendet hatte. Das Rind ſchied Chriſtenthum und Heidenſchaft, denn bei ihm liefen die Heidenfrauen mit ihren Kindern, und eine von ihnen, Gertrud, eine hochgeſchürzte Magd, hielt zur linken

Seite des Rindes den Strick und ſchwenkte den Stab. Aber die Heidenkinder blieben nicht auf der Bahn, ſondern fuhren wild umher, und ſuchten nach Wurzeln auf der Wieſe, nach Beeren und Pilzen im Gehölz. Als letzter kam Wolfram geritten, der ſpäter als die Andern das Lager des Ratiz verlaſſen hatte, er ſcheuchte die Säumigen vorwärts und trabte den Zug entlang bis zur Spitze, Ausſchau zu halten. „Ich lobe deine Kunſt, dies barfüßige Volk zuſammenzuhalten,“ begann er zu dem Mönch, „du wirſt ſie noch gebrauchen. Drei Tage fahrt ihr mit Kinderſchritten durch die Bergwildniß, und wenn du zu den erſten Häuſern der Landsleute kommſt, magſt du kalten Empfang finden.“

„Ich vertraue deiner Hilfe,“ verſetzte Gottfried, in das gutherzige Geſicht blickend.

Wolfram räuſperte ſich ſtark. „Einer iſt hinten geblieben und mir iſt die Haut näher als das Hemd.“

„Willſt du zu den Sorben zurück und dieſe im Walde verlaſſen?“ frug Gottfried erſchrocken.

Der Mann beantwortete die Frage nicht. „Er war immer jäh und unbedacht,“ ſagte er, „und doch lebt keiner, der ihn beim Methkrug überwindet. Einem Betrüger iſt er arglos verfallen, der Becher des Ratiz hat ein Geheimniß, die Sorben erzählten es am Feuer und lachten. Wenn der Gaukler mit dem Finger an den Becher drückt, ſo läuft der Meth in eine Höhlung ab, und wenn der Schenk wieder drückt, läuft der verborgene Trank in den Becher zurück. Der eine trank nur die Hälfte, der andere das Ganze. Voll von Liſten ſind dieſe ſchmutzigen Zwerge und durch Liſt haben ſie ihn bewältigt. Beim Becher verloren, beim Würfel verloren und mit Weiden gebunden, das iſt zu viel für ihn. Manchen Schlag wird er ſchlagen müſſen, bevor er ſeinen Stolz wiederfindet. Und darum will ich zu ihm, hat er geſpielt, ſo ſpiele ich auch, ihn zu löſen oder ihm zu folgen; denn bei uns iſt ein Spruch: wie der Herr, ſo der Knecht.“

Gottfried wechſelte mit ihm einen Blick des Einverſtändniſſes: „Hebe mir einen Zweifel; wenn dir gelingt, dem Unglücklichen die Bande zu löſen, biſt du ſicher, ob er dir in die Flucht willigen wird? Er ſelbſt hat ſich freiwillig der Freiheit entäußert, von einer Schatzung ſprach er, die ihn entledigen müſſe, und doch ſah er aus wie Einer, der an ſeinem Geſchick verzweifelt.“

„Mein Wirth hält die Treue, wie wenige im Lande,“ antwortete Wolfram, „aber wenn er entrinnen kann, wird er nicht ſäumen. Weißt du denn nicht, und haben die Sorben dir es verborgen? Ein ſchmachvolles Urtheil haben ſie über ihn gefunden, als ſie in der Halle Rath hielten. Denn ihr Spruch iſt gefallen, daß ſie ihn bei ihrem nächſten Hochfeſt über den Opferſtein beugen wollen als Ehrengabe für ihren Gott. Elende Hunde!“ rief er zornig, „wer hat je gehört, daß Einer, der ſich ſelber in die Knechtſchaft geſpielt hat, von dem Meſſer des Opferers entſeelt wird?“

„Greulich iſt was du ſagſt,“ rief Gottfried entſetzt.

„Du ſprichſt ganz über ſie wie ſich's gebührt,“ lobte Wolfram befriedigt durch den Zorn des Mönches. „Wer ſich hingibt, weil er ſein Spiel verloren, der kauft ſich los von dem Manne, der Gewalt über ihn hat, durch Rinder und Roſſe, wenn er ſie ſchaffen kann, und dem Sieger iſt es Ehre ihn niedrig zu ſchatzen. Iſt mein Wirth doch kein kriegsgefangener Mann, denn nur ſolchem gebührt der Schnitt mit dem Opfermeſſer, wenn die Götter ein Mannopfer heiſchen.“

Als Gottfried ſprachlos die Hände rang, fuhr Wolfram begütigend fort: „Sei ruhig, mein Wirth wird ihnen dieſe Hoffnung verderben, er ſelbſt ſoll ſein Meſſer zurückerhalten, gegen wen er es gebrauchen will. Und darum, Fremder, kurz geſagt, will ich euch verlaſſen, denn ich merke, die Späher der Sorben folgen nicht mehr in unſerer Spur. Biſt du des Weges unkundig, wie ich fürchte, ſo wird die Treiberin Gertrud dir rathen, ſie iſt von unſerer Seite des Waldes und weiß Beſcheid in den Bergen, wenn ich ihr die nächſten Wegſtunden deute."

„Sage mir noch eins, Wolfram, wenn du magſt. Gute Wache halten die Sorben, Niemand der größer iſt als ein Wieſel vermag den Hügel hinaufzuklimmen, ohne daß ſie ihn erſpähen. Wie gedenkſt du allein durch die Verſchanzung zu dringen?"

„Du frägſt zu Vieles auf einmal," verſetzte Wolfram ſchlau, „forſche bedächtig, damit ich dir antworte. Ohne Helfer bin ich nicht. Wo das Lager des Ratiz liegt, war ſonſt ein Gehege meines Volkes, welches ſie das Dorf des Ebers nennen. Viele Siedler hat der Räuber erſchlagen, andere ſitzen noch dort in der Knechtſchaft; mehr als einem iſt's unleidlich, einem Sorbenherrn die Roſſe zu ſtriegeln, und ich habe Kundſchaft mit ihnen. Du rühmſt die Wachen der Sorben, ich fürchte nur ihre Hunde, die ſtruppigen Kläffer; doch ich führe bei mir, was ihnen das Heulen verwehrt."

„Aber Ratiz und ſeine Krieger auf der Höhe?" Wolfram drängte ſein Roß näher an den Mönch: „Haſt du nicht gemerkt, was für ein Kind zu ſehen war, daß der Sorbe zu neuem Beutezug rüſtete? Er hat dir die Gefangenen verkauft, bevor die Händler heranzogen, obwohl dieſe Witterung haben von einem Raube wie die Geier von der Walſtatt. Damit ſie nicht umſonſt kommen, holt er ſich neuen Fang aus den Frankendörfern im Süden, oder wo ihm ſonſt ſeine Späher rathen."

Empört rief Gottfried: „Und zugleich begehrt er Frieden mit dem Frankenherrn?"

„Vielleicht meint er, daß der Friede werthvoller wird, wenn er ſich furchtbar erweiſt. Willſt du den Kater zwingen, das Mauſen zu meiden?" entgegnete Wolfram.

„Du aber," begann Gottfried nach einer Weile, „haſt nicht bedacht, was du dieſen hier bereiteſt. Wenn dir das Unglaubliche gelingt, deinen Herrn zu entledigen, dann wird der grimmige Sorbe die Frauen zurückholen; breit iſt unſere Spur und langſam der Gang."

„Auch du, der Chriſtenmann, würdeſt ihnen nicht zu gering ſein für ihr Götterfeſt,“ antwortete Wolfram nachdenklich und warf einen mitleidigen Blick auf die Kinder. „Sicherlich kann Eile retten; droht euch Gefahr von rückwärts, ſo iſt's nicht bevor die Sonne morgen ſinkt.“ Er ſah Gottfried mißtrauiſch an. „Unſere Alten ſagen, daß die Chriſtenprieſter viele geheime Künſte verſtehen, vielleicht gefällt es dir, den Sorbenroſſen die Kraft zu nehmen, oder ein Blendwerk zu erregen, das den Spähern die Spur verwirrt.“

„Kein Menſch auf der Männererde vermag das, nur der Chriſtengott allein,“ ſagte Gottfried, „ſeinem Schutz will ich uns empfehlen.“

Wolfram nickte beiſtimmend. „Immer habe ich geglaubt, daß euer Gott viel vermag; ich gehöre gar nicht zu denen, welche den Chriſtenglauben verachten. Chriſtengebet und Heidengebet mag kräftig ſein um das Blut zu ſtillen, wenn man ſich geſchnitten hat, oder um Regen vom Himmel zu ziehen, wenn die Saaten verdorren. Ich aber merke, daß die gar nicht im Glück leben, welche am eifrigſten den Unſichtbaren zurufen. Darum vertraue ich am liebſten auf mich ſelbſt. Und hier löſe ich mich von euch. Laß nicht die Weiber und Niemand ſonſt merken, wohin ich von euch ſchweife. Und höre, damit ich dir meine gute Meinung erweiſe, laſſe ich dies Pferd zurück, möglich, daß ich's bereue, möglich auch, daß ein Thier mich hindert, denn nicht hoch zu Roß gedenke ich durch die Holzringe der Sorben zu traben. Die Trude trägt ein Handbeil und vermag die Kuh zu ſchlachten. Fahr wohl, Fremder, ſehen wir uns wieder, ſo iſt es, hoffe ich, im Lande der Thüringe.“

Der Mann blickte noch einmal auf die flüchtige Schaar, über die Ringellocken der Kinder und die verblichenen Geſichter der Frauen, dann ſtieg er vom Pferde und wartete, bis die Treiberin der Kuh an ihm vorüberkam. „Höre ein vertrauliches Wort, Trudis,“ ſprach er leiſe, „ich gehe nach Jagdbeute über die Hügel, das Pferd laſſe ich euch zurück; der Braune iſt freundlich gegen die Kinder, hänge die Schwachen darauf, ſo mag er euch nützen, denn Eile iſt rathſam. Bin ich zur Nacht nicht zurück, ſo ſorge du um die Wache und ſchüre das Feuer, damit ihr das Ungeziefer des Waldes abwehrt.“

Das Weib ſah ihn unwillig an: „Dieſen Sprung lehre deine Jungen, ſagte der Fuchs, als er zur Häſin ſprang und ihr den Kopf abbiß. Du Waldläufer verläßt die Waffenloſen, wie ſollen dieſe ſich retten mit dem Stabe in der Hand und den Kindern auf dem Rücken?“

„Manchen Kriegsmann weiß ich, der deine Zunge mehr fürchtet als einen Schwertſchlag; verſuche ſie auch einmal gegen die Bären,“ verſetzte der Mann begütigend und ging in einer Anwandlung von Unſicherheit noch einige Schritt mit. „Denn ich muß ſcheiden, Gertrud,“ ſagte er endlich vertraulich. „Achte auch auf den Weg, damit ich euch wiederfinde; der euch führt, iſt nur ein Fremder. Dies hier iſt der Rennweg der Sorben, auf dem ſie zum Raube nordwärts reiten, er führt über Berg und Thal, zu beiden Seiten rinnen die Quellen abwärts, ihr braucht auf ihm nicht waten und nicht überbrücken. Wenn ihr eilt, kommt ihr heut im Sonnenlicht zum großen Eichwald an die Saale, da wo der Sorbenbach hineinfällt, der das Grenzwaſſer des Ratiz gegen uns iſt. Durch den Sorbenbach führt eine Furt, ſeht zu, daß ihr euch vor Abend hindurch windet bis eine Stunde weſtwärts zu dem Eibengehölz, aus dem ein heiliger Quell ſpringt, dort ſteht auf der Höhe ein alter Mauerthurm aus Holz und Stein ſeit der Väter Zeit als eine Grenzwarte, aber die Slaven haben ihn zerriſſen; dort, rathe ich, raſtet im Gemäuer. Morgen aber lauft ihr neben dem Saalwaſſer nordwärts, die Strömung zur Rechten, die Wälder zur Linken; über euren Weg rinnen kleine Bäche, ſie ſind leicht zu durchwaten und der Pfad iſt eben, aber es hauſen diebiſche Slaven am Ufer. Gelingt es euch, ſie zu meiden, ſo kommt ihr endlich zu dem großen Bach, den ſie das ſchwarze Waſſer nennen, da wo es in die Saale läuft, darüber müßt ihr auf dem Baumſtamm flößen, denn das Waſſer iſt tief. Hinter der Ueberfahrt dürft ihr in keinem Fall längs der Schwarza aufwärts ſtreben, denn dort ſind wilde Klippen und unheimlicher Bannwald, der den Nachtgöttern geweiht iſt, und Jedermann fürchtet das Thal wegen der Geſpenſter. Ihr aber wandelt weiter nordwärts an der Saale bis zu dem Hügel mit einem alten Thurmgerüſt, in dieſem haltet die zweite Nachtraſt. Von da führt der Weg gerade dahin, wo jetzt die Sonne untergeht, zwei Tage lang.“

„Wiederhole den Sang, damit ich ihn feſthalte,“ antwortete das Mädchen aufmerkſam. Wolfram gab auf's Neue ſeinen Bericht, legte die Zügel des Pferdes in die Hand einer Frau und ſah noch zu, wie drei Kinder jauchzend hinaufſtrebten. Dann ſuchte er eine harte Wegſtelle und ſchwang ſich mit weitem Satze in das Gehölz.

In großer Verſammlung der Sorben theilte der Oberprieſter dem gebundenen Ingram das Schickſal mit, welches ihm beſchloſſen war. Feierlich waren die Mienen der Sorbenkrieger als der Opfermann ſprach und der Weißbart den Spruch deutete, ſie ſpähten in das Antlitz des Gebundenen, wie er die Botſchaft aufnehmen würde, und ſahen mißvergnügt, daß ſein Auge nicht ſtarr wurde, ſondern zornig leuchtete, als er dem Ratiz zurief: „Dein Spruch iſt tückiſch und unehrlich, nicht wie ein Krieger, ſondern wie ein altes Weib ſuchſt du blutige Rache an dem Wehrloſen!“

„Dem Gezirp der Grillen gleichen die Schmähworte eines Gebundenen,“ verſetzte Ratiz und ſchritt ſtolz an ihm vorüber. „Zäumt mir den Raben, daß ich ihn reite; das Opferthier führt in den Stall.“ Miros und einige von dem Geſinde führten den Gefangenen in ein leeres Blockhaus auf der Höhe. „Gefällt dir's, Ingram,“ ſagte der Sorbe, „mir zu geloben, daß du aus dem Raume nicht weichſt, ſo laſſe ich dir die Füße frei, damit du ſie regeſt.“

Ingram dankte ihm mit einem Blick, aber er ſprach: „Von einem Mann des Ratiz nehme ich keine Gunſt, auch wenn ſie freundlich geboten wird.“

„Dann bindet ihm die Beine und zwängt ihn an den Boden.“ Im Nu war Ingram geſchnürt, zur Erde gelegt und mit dem Leibe an einen ſchweren Holzklotz gebunden. Der Sorbe verließ den Raum, ein junger Krieger hielt die Wache. Ingram lag am Boden, ein aufgegebener Mann und träge war der Zug ſeiner Gedanken. Nur einmal hob er ſich, als er Hufſchlag hörte, er rief ein lautes Hara, das Wiehern eines Roſſes antwortete, und er merkte den Hieb des treibenden Reiters. Dann ward es wieder ſtill, durch eine kleine Luke der Holzwand fiel das Sonnenlicht in den Raum, immer näher zur Gegenwand ſchob ſich das goldene Viereck; er ſah gleichmüthig darauf, ihm waren die Stunden langweilig. Neben dem Lichtloch hatte eine Schwalbe ihr Neſt gebaut, die Vögel flogen aus und ein, die Jungen flatterten in der Oeffnung und ließen ſich von den Alten füttern. Er dachte daran, daß auch in ſeinem Hofe die Schwalben unter dem Dach bauten und zuckte, wie von einem Meſſer geſtochen; aber der Gedanke zerrann wieder.

So kam der Abend, der Wächter brachte Brot und Waſſer, er nahm dankend an, daß der Mann ihm den Krug zum Munde führte, das Brot wies er zurück. Das Gold der Sonne wurde feuriger, dann ſchwand es in mildem Roth, zum letzten Mal kamen die Schwalben herein, zwitſcherten und zankten im engen Neſt und er ſah durch die Luke, wie die Abendröthe den Himmel bedeckte, bis auch ſie in mattem Grau verſchwand. Dunkel erfüllte den Raum; der Mann, welcher an der Thür lagerte, zog ein Heubund unter ſeinen Kopf und entſchlief. Auch Ingram rückte das müde Haupt auf den Klotz ſoweit die geſchnürten Arme erlaubten, die Augen ſanken ihm zu und undeutlich wurde ihm ſeine Umgebung.

Da raſſelte es leiſe draußen am Boden, Etwas ſtrich längs dem unterſten Balken hin, wie der Igel, wenn er längs der

Hecke fährt. Ingram richtete den Leib auf, ſeine Seele trat geſpannt in Auge und Ohr und aus ſeinen Lippen drang ein ſummender Laut.

Zum zweiten Male knarrte der Igel längs der Wand, und zum zweiten Male gab Ingram Antwort und ſtarrte auf das Luftloch in ſeiner Nähe, er ſah, wie etwas durch die Oeffnung hinein geſchoben wurde, es fuhr auf und ab wie an einer Schnur und klang leiſe an der Wand. Er wußte, es war ein Meſſer. Die Arme waren ihm gebunden und die Füße gebunden, vielleicht mochte er es mit den Füßen erreichen und feſthalten, wenn es ihm gelang, den ſchweren Holzklotz, an den er gefeſſelt lag, zu rücken. Er ſtemmte und ſchob, dann faßte er das Meſſer zwiſchen die geſchnürten Füße und mühte ſich, bis er den Griff zu ſeinem Munde hob. Er hielt das Meſſer mit den Zähnen und zerſchnitt allmählich den Strick, der ſeinen Leib am Klotze feſthielt, dann ſtemmte er die Spitze des Meſſers in den Boden und rieb an der Schneide die Weiden, welche ihm die Arme banden; mit den befreiten Händen löſte er leicht die Füße. Es war langwierige, ſorgliche Arbeit. Noch jetzt blieb er liegen und regte die Arme und Beine, bis in die geſchwollenen Glieder wieder Bewegung kam. Dann klopfte er leiſe an die Wand wie ein Holzwurm pickt, und lauſchte. Eine lange Zeit verging, endlich hörte er eine bekannte Stimme leiſe rufen: „Jetzt zu mir.“ Der Wächter rührte ſich, aber blitzſchnell zog Ingram ſeine Jacke ab, warf ſich über den Sorben an der Thür, ſchnürte ihm die Jacke über dem Haupt zuſammen und Hände und Füße mit dem Seil, raunte ihm zu: „Dein Leben danke dem Krug Waſſer“ und ſprang aus der geöffneten Thür. Draußen regte ſich nichts, er fuhr um das Haus herum, eine Freundeshand faßte ihn und half ihm beim Schwunge über den Zaun. Zwei Männer rollten den Berg hinab und eilten durch die Dorfgaſſen. Wüthend kläfften die Hunde und der Andere ſtieß einen Fluch aus: „Die Köter ſind ihre beſte Hilfe, wir verfehlen das Schlupfloch.“ Da wurde es plötzlich tageshell, von der entgegengeſetzten Seite des Lagers brach ein Feuer auf, beide ſprangen vorwärts wie vom Winde getrieben. Einer von den Wächtern, die längs dem Zaune gingen, ſchrie ſie an, Wolfram antwortete in der Sorbenſprache und wies nach dem Feuer. Durch eine Lücke im Dorfzaun glitten ſie in den Graben hinab, im nächſten Augenblick ſtanden ſie im Freien. „Jetzt ſchnellen Schritt und gutes Glück.“ Hinter ihnen erſcholl wirres Geſchrei und Rufe. Vor den Laufenden erhob ſich im Felde ein hoher Birnbaum, unter ſeinem Blätterdach hielt ein Reiter ledige Roſſe. Die Flüchtigen ſchwangen ſich auf die Pferde und ritten in die Nacht hinein, während hinter ihnen die Flamme zum Himmel ſtieg und der Lärm des erwachten Dorfes klang.

Der wilde Ritt trieb das Blut ſchneller durch Ingrams Adern, vom Roſſe reichte er ſeinem Treuen die Hand. „Wer iſt der Dritte?“ frug er.

„Godes, einer von uns, ein Roßknecht des Miros; er hat ſich mir gelobt; ſein Herr hat ihn mit der Peitſche geſchlagen, dafür hat er ihm eine Fackel angeſteckt. Die Flamme mag uns Rettung werden, ſie ſteigt jenſeit der Ratiʒburg auf, dorthin zieht es ihre Gedanken von unſerem Wege.“

Der Reiter vor ihnen hob warnend den Arm: „Vorſicht, Herr, wir nahen dem Ringzaun an der Dorfmark. So ſchlaftrunken iſt keine Sorbenwache, daß ſie den rothen Schein am Himmel mißachtet und den Tritt dreier Pferde, die aus ihrem Weidegrund brechen.“

Sie waren einen Hügel hinab gejagt, gedeckt durch das Baumlaub, jetzt fuhren ſie hinaus auf das offene Gelände zwiſchen die Baumſtümpfe, hinter ihnen leuchtete der Feuerſchein, er fiel auf die weißen Slavenröcke, welche zwei der Reiter trugen, und warf die Schatten vor ihnen auf das Feld. „Dort im Dorfe half uns die heiße Lohe, hier hat ſie unſern Nachtmantel verbrannt,“ brummte Wolfram. Von der Seite ſcholl Anruf und Geſchrei und Hufe klapperten. „Jetzt gilt es leben oder verderben," rief der Mann und die Flüchtlinge ſauſten wie Sturmwind dahin, hinter ihnen die Verfolger. Ein Pfeil fuhr auf Ingrams Sattel, ein anderer ſtreifte ſein wehendes Haar. „Hier iſt der Holzring der Grenze," mahnte Wolfram, ſie trieben die Pferde zum Sprunge und flogen hinüber, noch wenige Roßſprünge und über ihnen breiteten ſich die Aeſte eines Fichtenwaldes. Auf ſchmalem Wege ritten die Reiter bergauf, die Pferde ſtolperten und ſtöhnten. „Bricht ein Pferdefuß, ſo ſollen Sorbenmädchen weinen," rief Wolfram. Aber die Rufe der Verfolger wurden ſchwächer und verhallten. „Die Nachtjagd im finſtern Wald dünkt ihnen gefährlich. Gemach Gebes, Pferdeleib und Menſchenbein ſind nicht von Eiſen, die Aeſte zauſen das Haar und die Stämme brechen die Knie."

Sie ſchlugen ſich durch das Dickicht die Höhe hinauf und ritten durch niedriges Buſchholz über einen langen Bergrücken. Der Weg hatte ſich gewandt, zu ihrer rechten Seite flammte das Feuer, immer höher und röther, und dunkle Rauchwolken wirbelten durch die Maſſe. Mitten in der feurigen Lohe hob ſich der Hügel des Ratiz, die beleuchtete Halle und die Strohdächer. Plötzlich blinkte ein heller Schein auf dem Firſt der Halle, ein weißes Licht flackerte über das Dach, gleich darauf ſtanden auch die Dächer des Hügels in hellen Flammen und die Röthe breitete ſich über den halben Nachthimmel. „Dort ſengt das Räuberneſt," rief Ingrams Mann in wilder Freude, „nicht umſonſt haſt du, Herr, beim Eintritt mit den Feuerzungen gedroht." Ingram lachte, aber er blickte ſcheu auf die Flamme und kalt fuhr es ihm über den Leib. Seit ſeiner Kinderzeit war ihm ein Hausbrand greulich und oft hatten ihn ſeine Geſellen darum gehöhnt, jetzt mühte er ſich wegzuſehen, aber immer zog es ihm die Augen nach der Lohe; er fühlte deutlich wie Einem zu Muthe war, der hoffnungslos mit beklommenem Athem darin ſaß, er dachte an die Worte des Jünglings, der ihn bat, nichts Böſes zu wünſchen, und plötzlich erinnerte er ſich des Wächters, den er unter dem

Strohdach gefeſſelt hatte, und er wandte unwillkürlich ſein Pferd nach dem fernen Sorbendorfe zurück. Aber Wolfram riß das Thier beim Zügel vorwärts, trieb es durch einen Schlag und rief lachend: „Der Gaul merkt, daß ſein Stall brennt.“ „Manches Sorbenweib muß heut ſtöhnen im heißen Ofen,“ rief der Führer ebenſo zurück.

„Das iſt ſchwache Vergeltung für den Mordbrand, den ſie in unſern Dörfern geübt,“ verſetzte Wolfram, „ich denke, der Ratiz wird die Luſt verlieren, morgen Frankendörfer zu brennen, die Kerzen leuchten ihm heimwärts.“ Ingram ſchwieg.

Noch eine Stunde ritten die Reiter, der rothe Schein wich hinab an den Horizont, das bleiche Licht des neuen Tages ſtieg herauf, mit leichterem Herzen ſah Ingram die Brandröthe im Frühlicht dahinſchwinden. Der Morgennebel ſetzte ſich in Haar und Gewand der Reiter und die Roſſe zogen ihre Spur in den graulichen Thau, der auf dem Raſen des Grundes lag. Vor ihrem Wege ſchoß ein Bach, ſie tränkten die Roſſe, der Vordermann ritt mit dem Lauf des Waſſers bis zu einer Stelle, wo viele Tritte auf dem feuchten Grund ſichtbar wurden, dort trieben ſie die Roſſe hindurch bis hinter ein Erlengebüſch unweit des andern Ufers. Der Führer hielt.

„Ich erkenne, was du meinſt, Godes,“ ſagte Wolfram. „Wähle unſern Weg, Herr; durch die Furt ſind die Frankenfrauen geſchritten, die der Chriſt erledigt hat, man ſieht jeden Fußſtapfen, das Roß des Prieſters mit fremdländiſchem Eiſen, die Kinder, die Kuh, und hier den tiefen Tritt, welchen die Gertrud in den Boden geſtampft hat. Sollen wir nachziehen auf ihrem Wege? Ein Blinder könnte ihn fühlen.“

Ingram ſah düſter auf den Wieſengrund. „In wenigen Stunden haben wir ſie eingeholt, wenn die müden Sorbengäule uns noch tragen, obgleich du gut gewählt haſt unter den Roſſen des Miros.“

„Die Weiber raſteten dieſe Nacht im Steinthurm an der Saale, den die Slaven zerriſſen,“ erinnerte Wolfram.

Ingram ſah vor ſich nieder. „Wie mag der Vogel fliegen, wenn ihm die Schwingen ausgerauft ſind, waffenlos bin ich.“

„Ich ſah dich doch ſonſt ſchon mit knotigem Aſtholz treffen, wenn andere Waffen fehlten,“ verſetzte Wolfram erſtaunt.

„Führt unſere Spur zu den Frankenfrauen, ſo locken wir den Ratiz auf ihre Fährte und leiten ihnen die Gefahr auf ihrem Weg.“

„Ein hungriger Bär packt das Wild, das er zunächſt erreicht. Meinſt du, daß die Sorben jetzt an etwas Anderes denken als an Rache? Dreißig und ein Haupt können bezahlen für die rothe Lohe, ſchwerlich wird der Ratiz ſeine Krieger zurückhalten, auch wenn er wollte, wenn dieſe bei der Heimkehr ihre Weiber und Kinder aus der Aſche aufheben.“

Wieder fuhr es kalt über den Rücken Ingrams. „Theurer Preis wurde bezahlt für das Haupt des einen Mannes.“

„Hätte er nur den Raben und ſein Schwert,“ dachte Wolfram bekümmert, „denn völlig iſt der Mann verwandelt. Willſt du, ſo fragen wir den Godes, er kennt die Sorben.“ Er rief den Führer heran und ſtellte die Frage. Godes antwortete: „Einige folgen uns Männern, ob ſie uns fangen; aber das Sorbenvolk wird, wie ich denke, ausziehen gegen die entledigten Weiber.“

„Und wann mag der Ratiz in ſeine zerſtörte Burg einfliegen?“ frug Ingram.

Der Mann ſah nach dem Himmel und überlegte. „Hat er den Nachtbrand geſehen, und er hat ihn geſehen, ſo kann er noch vor Mittag ſich an den Kohlen ſeiner Halle das Mahl bereiten.“

„Dann drückt er zum Abend den Nacken des Prieſters,“ rief Wolfram.

„Genug,“ gebot Ingram und ſtieß dem Pferd ſeine Ferſen in die Flanke. Sie ritten weiter über Berg und Thal, bis ſie den verfallenen Thurm vor ſich ſahen, zu ihm führte deutlich die Spur. Sie drangen auf den Gipfel, umritten den wüſten Balkenring, erkannten den Raſtplatz, die Haut der geſchlachteten Kuh, eine Feuerſtätte, in der Ecke gepflückte Zweige und gerauftes Gras. „Hier war das Lager der Walburg," ſagte Wolfram. Sein Herr warf nur einen Blick darauf, dann trieb er ſein Roß wieder aus den Balken ins Freie. „Jetzt haben wir ſie ſicher," tröſtete Wolfram, „die Spur weiſt nordwärts, gerade wie ich mit den Weibern beredet hatte."

Die Reiter folgten vorſichtig der Spur, ſie überſchritten die Bäche, bogen zuweilen in den Wald aus, um die Slavenhöfe am Wege zu meiden, und kamen im Nachmittag an den ſchwarzen Bach. Fröhlich erkannten ſie die Stelle, wo der Zug durch das Waſſer gedrungen war, und trabten nach kurzer Raſt nordwärts weiter. Der Grund war hier feſter, und die Spur ging ihnen verloren. Sie hielten an und ſuchten, endlich fanden ſie die Hufſpur zweier Roſſe, welcher ſie folgten, bis Ingram eine Stelle traf, wo der Boden weicher wurde. „In geſtrecktem Lauf ſind die Thiere geſprengt, wer von der Schaar kann gefahren ſein wie der Wind; die Stapfen der kleinen Füße ſehe ich nicht." Er ſtieg ab, eilte mit beflügeltem Schritt zurück, durchſuchte die ganze Umgebung, aber er erkannte nichts von Menſchentritten. „Hat der Chriſtengott ſie der Erde enthoben?" rief er bekümmert. Die Reiter trabten unſicher weiter.

„Die Roſſe waren ledig," ſagte Wolfram, „mein Brauner führt; wir mögen ſie, wenn ſie nicht im Magen der Wölfe ſchwanden, an deinem Hofthor finden. Wahrlich, der Fremde verſteht manches Geheimniß, die Kinder ſind in die Felſen zu den Zwergen gegangen, oder als Vögel davongeflogen. Folgen ihnen die Sorben, dann wird es ein Wiederſehn unter der Erde oder in den Wolken."

Ingram hörte wenig auf den Troſt ſeines Mannes, mit ängſtlichem Blick ſuchte er längs der Saale und auf der andern Seite im Dickicht. Aber fruchtlos war das Spähen. Sie hielten wieder, dann ritten ſie vorſichtig auf dem Saumwege zurück, bis Wolfram ſeinem Herrn in den Zügel griff. „Hier bis zu dem Felſen ſind ſie gegangen, und hier werden ſie ſpurlos. Wir aber reiten dem Ratiz fruchtlos in die Arme." Ingram wandte ſein Roß und wieder ging es in geſtrecktem Lauf heimwärts bis zu der Höhe, welche die zweite Nachtraſt der Frauen ſein ſollte. Dort ſprangen die Reiter von den Roſſen und durchſuchten im Abendlicht den Hügel und ſeine Umgebung. Aber ſie fanden weder Menſchen noch ihre Fußtritte. Zuletzt endlich die Hufſpuren der zwei Roſſe.

„Hier zu raſten meine ich nicht," begann Ingram das düſtere Schweigen brechend, „folgt mir aufwärts in die Berge, vielleicht erblicken wir dort von der Höhe ihr Feuer." Wieder ritten ſie weiter, der große Gebirgswald nahm ſie auf, ſie mußten abſteigen und ihre müden Roſſe führen.

Unter den Bäumen wurde es finſter, immer noch lauſchten ſie auf den Ton von Menſchenſtimmen oder auf ein fremdartiges Geräuſch, aber nur die alten Gebieter des Bergwaldes, die Rieſenbäume, raunten zu ihnen in ihren geheimnißvollen Tönen. Endlich hielt Wolfram an, als ſie in ein dunkles Waldthal geſtiegen waren. „Fleiſch und Bein wollen nicht mehr zuſammenhalten, gefällt's euch, Herr, ſo raſten wir, ſonſt verlieren wir die Pferde."

Ingram ſprang ab und ſprach mit heiſerer Stimme: „Unſelig ſei das Lager, auf dem ich dieſe Nacht raſte; iſt euch die Ruhe nöthig, ſo erwartet mich; ich fahre zurück durch die Wildniß und ſuche das Feuer der Hilfloſen. Hoffe nicht mich zu bereden, Wolfram," ſetzte er befehlend hinzu. „Die Sorge macht mich zornig, bin ich mit dem Morgen nicht zurück, ſo fahrt heimwärts und erwartet mich im Hofe."

„Was einer thun muß, ſoll der andere nicht hindern," verſetzte Wolfram, kummervoll ſeinem Herrn nachſehend. „Ich lobe nicht den Verſtand eines Mannes, der bei Nacht dem Schrei der Raubthiere nachzieht. Laß uns die Roſſe ſichern vor dem Ungeziefer, Geſind, und unſern Gürtel feſter ſchnallen, denn ſchmal iſt die Nachtkoſt. Einer ſchläft nach dem andern, wer den längſten Halm zieht, hat die erſte Wache." Sie zogen, Godes ſetzte ſich mit dem Rücken gegen einen Baumſtamm, legte die Keule neben ſich, Wolfram ſtreckte ſich der Länge nach in das Moos. „Trägt mich ein Bär fort, ſo zahle ihm den Trägerlohn," ſagte er ſchläfrig und war nach wenig Augenblicken entſchlafen.

Durch die Nacht rang Ingram bergauf, verſtört war ſein Sinn, wild der Flug ſeiner Gedanken, und rings um ihn die Schwärze des Todes. Mit der Hand griff er vorwärts in die Finſterniß, er taſtete an den Stämmen und ſank zu Boden zwiſchen Steinen und knorrigen Wurzeln, aber immer wieder erhob er ſich und drang höher und immer ſah er vor ſeinen heißen Augen das lodernde Dorf und die feurigen Zungen, welche über die Strohdächer des Ratiz flackerten. Er dachte an die Rache der Sorben, neuer Mordbrand würde in den Grenzdörfern ſeiner Heimat aufſteigen, und auf ihn würde die Schuld fallen. Und zwiſchen ſolchen Angſtgedanken hörte er die leiſen Worte des Mönches: „Rächet euch nicht, denn die Rache iſt mein." Thörichte Worte für das Ohr eines Kriegers! Wie kann ein ſolcher thatlos ſeinem Gott die Sorge überlaſſen, den Feind zu verderben. Die Götter hatten ja auch ihn ſelbſt nicht vor der Kunſt und vor der Tücke des Ratiz bewahrt. Durch das Grauen des Waldes wand er ſich dahin als ein entlaufener Knecht. Sein Angeſicht wurde glühend heiß und ſeine Fauſt ballte ſich, er ſtürmte fort und ſchlug mit ſeinem Leib an Baumſtamm und Felſen, bis er keuchend zur Höhe kam, wo der Sturmwind alte Stämme gefällt hatte und der graue Nachthimmel über ihm ſichtbar war. Er kletterte mühſelig auf das Gewirr von Aeſten und Wurzeln und ſuchte einen Ausblick auf die Höhen und auf das Thal davor, ob ein Feuerfunke blinke durch die Schwärze oder der Laut einer Stimme hörbar ſei. Er wußte, daß es ein kindiſches Hoffen war.

Alles um ihn war finſtere, öde, menſchenfeindliche Wildniß.

Nur die Ueberirdiſchen ſprachen hier, wenn die Wipfel rauſchten, und unten in der Tiefe heulten die Krieger des Waldes, die wilden Thiere. Hier waren die Götter ſogar dem wehrhaften Manne feindlich, würden ſie Erbarmen üben gegen den Haufen, der mit dem Kreuz des Fremden dahinzog, und würden ſie die Frauen retten vor Bärenklaue und Wolfsbiß, vor dem jähen Abgrund und dem fallenden Baum? Keiner konnte ſagen ob die Götter mächtig waren und von gutem Willen, ſie ſelbſt waren geworden und hatten das Geſchlecht der Männererde gezeugt, und ſie ſollten alt werden und grämlich, wie die Weiſen verkündeten, und die Götter und die Geſchlechter der Menſchen ſollten zuletzt untergehen in bitterem Todeskampfe vor dem Weltbrand? Der Chriſtengott aber war, wie der Fremde rühmte, ewig. Und er ſollte ewig regieren hier auf der Erde und im Himmelsſaal. Daher war auch der Chriſtenmann ſo feſt, denn er vertraute auf die Dauer und auf die Sorgfalt ſeines Gottes. — Sie hatte ſich das Antlitz zerriſſen, weil ſie den Feind des Lebens nicht töten wollte. Lieber als das Wohlgefallen der Menſchen war ihr das Gebot ihres Gottes. Ihr Gott hatte ſie feſt gemacht, weil ſie ihm treu war.

Ingram ſeufzte tief und ſeinem Stöhnen antwortete aus der Tiefe das Geheul der grauen Wölfe. Er kannte ſolchen Geſang der Götterhunde, ſo ſchrieen ſie, wenn ſie ſich zum Leichenmahle rüſteten auf der Walſtatt oder um den Pferch einer Herde. Dort unten ſtrichen ſie um ihre Beute. Und er dachte ſich die ſchwachen Pfähle, welche Frauenhand geſchlagen hatte, das Weib und die Kinder, und um ſie die glühenden Augen und die aufgeſperrten Rachen der Wölfe. Schreiend ſchwang er die Keule und ſprang hinab wie ein Raſender, er fiel, und er ſprang wieder und fiel, und als er ſich aufraffte, hörte er dicht vor ſich einen Stein gleiten und eine Weile darauf in die Tiefe krachen. Er warf ſich zurück und ſein Haar ſträubte ſich, er merkte, daß vor ihm ein Abgrund gähnte. Eine Weile lag er ſo, kraftlos, in kaltem Schweiß gebadet, aber wieder heulten die Raubthiere, ſie zankten mit einander und wie heiſeres Lachen klang ihr Gebell. Er kletterte rückwärts und fuhr längs der Höhe dahin, bis er einen Quell rieſeln hörte, er fühlte ſich zu dem Waſſer, ſchöpfte in der hohlen Hand und führte es an den brennenden Mund, dann ſtieg er vorſichtig in dem Rinnſal bis zur Thaltiefe, in welcher ein Bach der Saale zufloß. In dem Dämmer des erſten Zwielichts ſah er jenſeit des Baches die grauen Schatten der Wölfe beim gierigen Fraß, die Naſen in dem Blut eines gejagten Wildes, gedrängt wie die Schafe am Brunnentrog. Tief aufathmend wich er zurück, und lief den Bach abwärts der Saale zu. Es trieb ihn zu der Stelle, die ſein Mann zum Lager der Weiber gewählt hatte. Ob ſie dort in der Nähe raſteten? Da, wo die Waldhügel zum Saalufer abfielen, hielt er an. Vor ſich ſah er verglimmende Feuer, er hörte ſtampfende Hufe und ſah eine grauröckige Geſtalt neben einem Roſſe ſtehen, den Wächter des Lagers. Die Verfolger waren auf dem Wege. Er warf ſich zu Boden und wand ſich im Schatten des Gehölzes entlang, angſtvoll mit den Augen durch die Dämmerung nach Weibern und Kindern unter den ſchlafenden Feinden ſpähend. So lag er und wartete auf das Frühlicht.

Er, der im Buchenlaub lag mit rothen Augen, und der Sorbe, welcher hundert Schritt von ihm wachte, beide Nachtgänger wußten nicht, wie nahe ihnen die Ruheſtätte war, in welcher das Kreuz ſtand. Auf einer langgeſtreckten Höhe, etwa eine Wegſtunde nach Weſten zu, hatte der Mönch ſeine Schützlinge gelagert. Ganz friedlich war ihre Fahrt geweſen, zwei ſonnige Tage zwiſchen Laub und blühendem Gras, zwei ſtille Nächte unter dem Sternenlicht. Es hatte ſie kein wildes Thier umheult und kein Nachtgeſpenſt der Wälder geſchädigt; ſie waren an Sorbenhütten vorübergekommen, dort hatten die Sorben Waſſer aus dem Brunnen zugetragen und die Wangen der Kinder geſtreichelt, eine Slavenfrau hatte der Gertrud mitleidig einen Topf geſchenkt, als werthvolle Gabe, damit ſie den Kindern die Wurzeln und Pilze koche, und kleine Sorbenjungen waren mitgelaufen, den Geſang zu hören, und hatten verſucht das Kyrie nachzuſchreien. Von dem Feuerſchein in ihrem Rücken wußten die Fahrenden nichts und als ein Sorbenmann ſie darnach frug, hatten ſie das ehrlich geſagt und der Mann hatte ihnen geglaubt und ſich über das feurige Zeichen am Himmel ſehr gewundert. Erſt am letzten Mittag, da ſie zum Schwarzwaſſer gelangten, hatte Walburg, während der Mönch bei ihr vorüberging, den Schleier gehoben und mit Anſtrengung zu ihm geſagt: „Raſte nicht wo Ingrams Mann geboten, ziehe nicht den Pfad, den er dir gewählt, vergeblich wäre es durch haſtige Fahrt die Kinder vor dem Verfolger zu retten. Laß mich abſteigen, ich vermag wohl zu gehen, und jage die Roſſe ohne uns nordwärts, denn ſie ziehen uns die Wölfe und die Sorben nach. Lieber vertraue unſer Leben dem Bannwald und den Klippen der Schwarza. Dort birg die Kinder.“ Den Rath billigte Gertrud, obwohl ihr vor Ungeheuern graute, denn auch ſie hatte ihre Gedanken über den Feuerſchein und über das Jagdglück des Wolfram. Und als ſie über das Schwarzwaſſer gedrungen waren, rief Gertrud einige Weiber und die Knaben und führte ſie mit den Roſſen auf weichem Grunde eine Wegſtrecke denſelben Pfad entlang, welchen Wolfram ihr vorgeſungen hatte, bis dahin, wo der Boden hart wurde und die Tritte undeutlich, dann trieb ſie die ledigen Roſſe mit ſtarken Schlägen nordwärts und lehrte die Kinder die Schritte hinter ſich zu ſetzen und rückwärts zu ſtapfen bis an die Stelle des Baches, von der ſie gekommen waren.

„Es iſt eine Kinderliſt,“ ſagte ſie, „vielleicht hilft ſie doch Kluge täuſchen.“ Darauf zogen ſie im ſchwarzen Thal entlang, das Waſſer zur Linken, bis ihnen ein Bach, der aus der Richtung ihrer Heimat in die Schwarza rann, den Weg hemmte. An dieſer Waſſerrinne zogen ſie thalauf, endlich erſtiegen ſie langſam und mit müden Beinen eine Berglaite und gingen auf dem Rücken noch eine Strecke dahin, während der Himmel ſich röthete. Da fanden ſie ein altes Verhau, das früher einmal Jäger oder flüchtige Thalleute zuſammengeworfen hatten, ſie drängten ſich hinein, ſuchten den Quell und zündeten im Abendlicht unter den Bäumen ihre Feuer an. Die Frauen bereiteten für Walburg ein Lager von Haidekraut und rüſteten wilde Nachtkoſt. Die Kinder aber lagerten ſich im Kreiſe um Gottfried, und dieſer erzählte ihnen die Geſchichte von einem Königſohn aus Morgenland, der Joſeph hieß und den ſeine Brüder in eine tiefe Grube warfen, die ganze Geſchichte bis dahin, wo Joſeph ſeinen alten Vater wiederfand und küßte. Die Kinder ſaßen um ihn, die kleinſten drückten ſich an ſeine Arme und hingen ſich an ſeinen Hals, die blauen Kinderaugen blickten ihn ſo geſpannt und ſo fröhlich an, daß er ſich vorkam wie ein Seliger unter den Engeln. Und als er geendet hatte und Alles um ihn her ſchwieg, rief ein kleiner Heidenknabe, den ſie Bezzo nannten, indem er an ihm hinaufkletterte und ſeinen Hals umfing: „Ich bin Joſeph, und ich will eſſen." Alle lachten und ſahen auf Gertrud, welche mit einem Holzſtabe im Topfe rührte. Da hockten die Kinder um das Feuer und die Frauen theilten ihnen auf Tellerlein vom Rinde die Biſſen zu, worauf die Frauen auch der eigenen Mahlzeit gedachten. Gottfried aber ſang den Kindern das Nachtgebet vor, und ein grauer Waldvogel knarrte zu dem Amen der Gemeinde ſeinen rauhen Triller, gerade wie einſt in der Zelle unter den Brüdern der alte Hunibert, welcher harthörig war. Dann legte Gottfried die Kinder zur Nachtruhe; aneinander geſchmiegt, die Köpfe ins Moos gedrückt, ſchliefen ſie ein.

Neben ihm ſaß eine junge Heidenfrau, verworren hing ihr das Haar um das bleiche Geſicht und ihre Augen ſtarrten ausdruckslos umher. Sie war die zwei Tage ſchweigend unter den andern hingewankt und mit ſcheuer Theilnahme hatten die Frauen ihr gedient, wie unglücklich ſie auch ſelbſt waren.

Jetzt öffnete ſie zum erſten Mal die Lippen: „Gut ſorgſt du um die Lebenden, Fremdling; aber wenig nützt deine Mühe dem toten Kinde, das zerſchlagen am Wege liegt. Klein waren ſeine Beinchen und es weinte da es lief. Jetzt wiſcht wohl ſein Schatten in der Nacht längs dem wilden Wege und ſucht die Mutter, oder es ſitzt tief unten im Brunnen, wo die weiße Frau die armen Kinderſeelen hütet, kalt iſt das Waſſer, ſtumm kauert das Kind und die Mutter ſehnt ſich und verhaßt iſt ihr das Leben.“

Gottfried kniete zu ihr in das Moos, auch ihm rannen die Thränen vom Angeſicht. „Die weiße Frau kenne ich, welche dein totes Kind behütet, und den Weg weiß ich, der zu ihr führt; denn uns iſt Etwas verkündet von den Kleinen, und es ſteht in den heiligen Büchern geſchrieben: Der Kleinen iſt das Himmelreich. Nicht im kalten Brunnen kauert dein Liebling, die Jungfrau Maria iſt's, wie ich meine, welche hoch oben im Himmel über den Kindern waltet. In Wonne leben ſie und ſchwingen ihre Flügel und hohe Engel heißen ſie unter den Menſchen. Selig jauchzen ſie dem Frommen entgegen, der aus der Erde aufſteigt in den Himmelsſaal. Harre, Frau, und vertraue, auch dir wird dein Engel entgegenfliegen in deiner letzten Stunde und wird dich hinaufführen in den Saal der ewigen Freude.“

Das Weib weinte laut, dann legte ſie die Hände über die ſeinen und flehte angſtvoll an ihm niederſinkend: „Bete deinen Sang, damit ich es wiederfinde.“

Gottfried ſprach ihr die fromme Bitte vor und ſie wiederholte ſtöhnend die Worte.

Zuletzt trat er zu Walburg, ſah zu ob ihr die Wunde genetzt war und ſegnete ſie. Die Kranke verſuchte ſich aufzuraffen und drückte ihm dankbar die Hand. Der Mönch zog ſeine Hand zurück, aber die Hand bebte. „Nicht mir erweiſe treue Geſinnung, Jungfrau,“ ſprach er, „denn wenn ich für dich ſorge, ſo geſchieht es nicht um dir gefällig zu werden, ſondern weil ich nach dem Befehl des großen Himmelsgottes handle. An ihn denke, ich bin nur wie der Windhauch, der dir ſeine Stimme zuträgt, daß ſie in dein Ohr tönt. Von Vater und Mutter bin ich gewichen und von meiner Schweſter Herzen habe ich mich geriſſen, keinem Menſchen zu Liebe darf ich handeln, nur ihm diene ich, und was er mir gebietet, das thue ich, ſei es mir ſchwer oder leicht.“ So ſtärkte er ſeufzend ſich ſelbſt.

Walburg ſank auf ihr Lager zurück und Gottfried ſchritt mit geſenktem Haupt zum Eingang des Geheges. Die Nacht ſtieg herauf, die Frauen lehnten die Köpfe an die Baumſtämme und Gottfried ſaß lange allein mit ſeinen Gedanken, bis auch ihm der Schlummer die Augen ſchloß. Und im Schlaf machte er das Kreuz, wenn das Gebell der Waldthiere aus der Tiefe ſcholl und der Schrei des Uhus.

Wolfram ſchaute müde nach dem Morgenhimmel, als auf der Höhe Zweige brachen und Ingram herabſprang. Mit verſtörtem Antlitz rief der Held: „Nur ein Zeichen ſah ich, die Feuer der Sorben, mit zwanzig Pferden liegen ſie an der Saale. Zwei Jägerhaufen neiden einander das Wild; neu beginnt die Suche, auf die Roſſe und hinein in den Wald.“

5.

Die Verſammlung am Walde.

Wie ein wilder Eber ſchnaubend in ſein Lager fährt, wenn er mit Mühe das Gebiß der Hunde vermieden hat, ſo ſprang Ingram in den Rabenhof. Er ſchüttelte Wunihild, die Sklavin, von ſich ab, als ſie ihm die Arme entgegenſtreckte, auch ſeinen Knechten, die ihm frohen Gruß zuriefen, gab er kurze Antwort; mit brennenden Augen, ſehnſüchtig nach Schlaf, warf er ſich auf ſein Lager, aber jammervolle Gedanken riſſen ihn hin und her. Ohne Schwert und Roß, als ein entwichener Knecht kehrte er in den Hof ſeiner Väter zurück, Alles ſah er noch einmal vor ſich: die höhnende Miene des Sorben, das brennende Dorf, ein Weib, das ſich zornig von ihm abwandte, und den fremden Knaben, vor dem ſie kniete. Er ballte die Fauſt und ſchleuderte das Fell ſeines Lagers von ſich. „Sind ſie im Dorfe?“ rief er dem eintretenden Wolfram entgegen.

„Unten wachten nur noch Wenige, und keiner wußte von ihnen zu ſagen, auch um die Hütte des Prieſters war es leer und ſtill,“ verſetzte ſein Mann, „ſind ſie geflogen, wer weiß, wo ſie anhalten, und ſind ſie in einen Berg entrückt, wer weiß, wann ſie zurückkehren.“ Ingram eilte zur Thür. „Wohin, Herr?“ rief der Mann ihn kräftig feſthaltend. „Nach ſolcher Hetzjagd und vier ſchlafloſen Nächten iſt dir der Sinn verſtört, ich leide nicht, daß du noch einmal zu Roſſe ſteigſt. Wir haben gethan was in Manneskraft ſtand und noch mehr. Auf unſerer Spur haben wir die Sorben fortgelockt; wandeln die Verſchwundenen mit ihren Füßen auf der Erde, ſo haben wir ſie dadurch vielleicht von den Feinden gelöſt. Was der wilde Wald an ihnen gethan, das konnten wir nicht ändern. Waghalſig ſind wir den heimkehrenden Sorben wieder nachgezogen, doch ſpurlos blieben uns die Flüchtigen auch während dem zweiten Ritt. Wären es die Häupter unſerer Brüder, wir hätten nicht tollere Jagd um ſie reiten können. Jetzt iſt die Kraft verthan; ſorge für dich ſelbſt.“ Mit ſolchen Reden zwängte er den Herrn auf das Lager zurück und ſetzte ſich zu ihm. Er erzählte ihm immer wieder von den Waldwegen, die ſie Kreuz und Quer gemacht hatten, und wie wahrſcheinlich es ſei, daß Zaubergebet des Prieſters die Wallenden der Gefahr enthoben habe, bis Ingrams Haupt auf den Pfühl zurückſank und ein unruhiger Schlaf ihm die Beſinnung nahm. Da erſt ſchlich Wolfram in ſeine Kammer.

Als Ingram ſpät am Morgen aus wirrem Traum auffuhr, ſtand Wolfram wieder an ſeinem Lager. „Es war Unrecht, dich zu wecken, Herr, aber Unglaubliches wird dein Auge ſehen, wenn es dir gefällt vor das Thor zu treten. Das Thal iſt verwandelt, viele Männer aus der Landſchaft ſehe ich geſammelt, auf allen Wegen ziehen die Krieger in ihrem Feſtkleide heran, auch Weiber darunter, was doch ſonſt bei einem Volksrath unerhört iſt. Um das Haus des Memmo drängen ſich Heiden und Chriſten. Herr Gerold iſt ſelbſt gekommen, der neue Graf, welchen der Frankenherr als Grenzwächter geſchickt hat, und mit ihm Frau Berſwind, ſein Gemahl, die rundliche Frau. Ich ſehe viele Speere der Häuptlinge und Männer aus allen Walddörfern. Auch in deinem Hofe ſtampfen die Roſſe guter Genoſſen. Dein Geſell Bruno harrt deiner, Kunibert und andere mit ihrer Freundſchaft, denn große Botſchaft des Frankenherrn iſt angekündigt, und um den Fremden geht die ganze Bewegung.“ Ingram ſprang vom Lager und vor das Thor, wo ihn eine Anzahl ehrbarer Landleute mit würdigem Gruße empfing und neugierig ſein verſtörtes Ausſehen muſterte. Aber ihm wie den Anderen zog es den Blick abwärts nach dem Anger und den Wieſen, die ſich um das Haus des Chriſtenmanns Memmo breiteten. Auch er ſah betroffen das feſtliche Gewühl, ſtampfende Roſſe, bewaffnete Reiſige und zahlreiche Haufen der Landgenoſſen, welche wie bei einem großen Volksmarkt bis weit über das Feld ſtanden oder lagerten und ſich noch unabläſſig durch Zuzug vermehrten. Er erkannte die Banner mehrer Edlen, welche mit ihrem Gefolge herangezogen waren, vor andern ſolche, die dem Chriſtenglauben geneigt waren, wie Aſulf, einer der erſten im Lande. Auch Gundhari, Rothari's Sohn, der wohlhäbige Mann, bewegte ſich rührig durch die Haufen, Godolav war da, ein großer Mann aus den Thüringen, die man Angeln nannte, weil ihre Väter vor alter Zeit von einem Nordvolk in das Land gedrungen waren, dann der Häuptling Albold, Albharts Sohn, deſſen Erbgüter an die Dorfflur grenzten. Aber auch Edle der Heidenſchaft ſchritten in der Menge einher, unter ihnen mancher, der dem neuen Glauben bitterfeind war. „Wahrlich," rief Wolfram in neuem Erſtaunen, „viel Ehre erweiſen unſere Herren dem zugewanderten Fremden, daß ſie ihn hier in der ſchlechten Hütte aufſuchen unter einem Dach, dem die Schindeln im Winde davon geflogen ſind."

„Niemals hätte ich gemeint, daß ſo viele in unſerm Lande leben, die ſich vor dem Marterholz neigen," begann Bruno, Bernhards Sohn, ein anſehnlicher Mann aus Friemar, deſſen Geſchlecht ſeit alter Zeit mit dem Hofe des Ingram befreundet war. „Der Fremde hat mit ſeinem Stabe die ganze Landſchaft aufgerührt wie einen Ameiſenhaufen, auf allen Pfaden ſind die Boten geritten; er ſelbſt war nach dem Markte Erfesfurt gewandert zum Grafen, der dort gerade Gericht hielt, und Herr Gerold hat ſogleich zwei von ſeinem Geſinde drüben in den Meierhof gelegt, damit ſie für den Fremden reiten und ihn beſchirmen. Seht, dort tritt der Fremde aus dem Hauſe, ganz verändert iſt er in Kleidung und Geberde, und wie ein großer Herr wandelt er dahin."

Winfried ſchritt aus der Hütte in biſchöflichem Talar, von Seide und Gold glänzte ſein Gewand, in der Hand hielt er den gekrümmten Stab, hinter ihm gingen Memmo und ein anderer Prieſter. „Da iſt auch Bardo der Graurock, der an dem Tiſche des Grafen ſitzt, ein guter Trinker war er ſonſt und manchen Biſſen Roßfleiſch ſah ich ihn tilgen beim Opferfeſt. Heut wandelt der ſtreitſüchtige Mann demüthig hinter dem Fremden. Wahrlich, viele Nacken weiß dieſer Mann zu beugen."

„Nicht die unſern," rief Ingram und wandte dem Thale den Rücken.

Aus der Niederung ſtieg Kunibert, ein älterer Mann aus der Freundſchaft des Ingram, zu den Landleuten herauf. „Bethört ſehe ich alles Volk," begann er; „auch du, Ingram, biſt, wie ich höre, im Dienſte des fremden Biſchofs geritten."

„Ich zog in meiner eigenen Sache zu den Sorben," verſetzte Ingram finſter. „Ihr aber ſeid verſammelt, wie ich ſehe, euch vor dem Fremden zu beugen."

„Du weißt nicht, was ihm vor dem Volk die Ehre gibt, er hat lateiniſche Botſchaften in das Land gebracht, einen Brief des Frankenherrn an unſere Häuptlinge und das ganze Volk, der ſeinetwegen geſchrieben wurde. Gerold, der Graf, ließ den Brief durch ſeinen Prieſter leſen, unverletzlich ſoll der Mann unter uns ſtehen, der Frankenherr erklärt ihn für ſein Mündel, ſuchen wir Urtheil gegen ihn, ſo ſollen wir unſere Klage an den Frankenhof tragen, unſerem Gerichte iſt der Fremde enthoben. Das alles ſtand in dem Briefe, den der Prieſter deutete und der Graf beſtätigte. Erſtaunt war der ganze Ring, als er von der Thierhaut die Worte des großen Franken hörte. Schwer iſt es, dagegen das Haupt zu erheben."

„Widerwärtiges, das zum Ohre eingeht," rief Ingram, „weiſt die Zunge hinaus, und wo die Zunge nicht reicht, das Schwert."

„Wie ſoll der Mann kämpfen gegen unſichtbare Mächte, welche aus der Ferne zu uns reden," erwiederte Kunibert, „fürwahr, die Chriſten verſtehen manche Kunſt, gegen welche wir ſchwach ſind. Sie haben den Zauber der lateiniſchen Sprache, die wenige von uns kennen. In den Briefzeichen verkehren ſie miteinander wie Landgenoſſen, wenn ſie auch daheim in verſchiedener Zunge reden. Da ich jung war, focht ich im Frankenheere am Rhein und darauf an der Donau und an allen Orten fand ich die lateiniſche Sprache und daſſelbe Geheimniß ihrer Buchſtaben. Sie ſenden einander ihre Worte auf der Thierhaut zu über Land und Meer. Mit einem Rohr ſchreiben ſie Befehle und die Worte ſtehen feſt für alle Zeit, und wenn unſer Wille dagegen bäumt, weiſen ſie auf ihr Pergament und Niemand vermag ſie zu widerlegen. Was einer vor vielen Jahren geredet hat bezeugen ſie durch ſchwarze Buchſtaben, ſie ſchenken und begaben damit und entſcheiden darnach über Mein und Dein."

„Wahrlich," rief Ingram, „ich hoffe, der Eid ehrenwerther Männer ſteht höher als ihre ſchwarze Schrift, und ehe ich wegen einem Brief, den ſie vorweiſen, hingebe was mir gehört, kämpfe ich mit jedem von ihnen im Ringe der Landgenoſſen."

„Die neuen Verkünder ziehen ſchwerlich das Schwert. Denn widerwärtig ſind ſie in ihrer unkriegeriſchen Art. Wären ſie Helden, welche auf der Kampfhaide ſtärker ſind als die Gegner, ſo dürfte ein tapferer Mann ſich ihnen wohl fügen, wenn auch widerwillig. Aber waffenloſem Fremdling ſolche Ehre zu geben, wie der Frankenherr dieſem Winfried zutheilt, iſt für uns alle eine Schmach und ich entwich aus der Verſammlung, weil mir der Zorn darüber in das Haupt drang."

„Dennoch rathe ich," begann Wolfram, der dazugetreten war, „daß die Herren von der Höhe herabſteigen. Denn jene ſind, wie ich vernehme, dabei, neue Briefe zu leſen. So viel Seltſames wurde noch nie im Ringe der Waldleute verhandelt." Trotz ihrem Groll traten die Männer ins Freie, Ingram mit ſchwerem Herzen, denn ihm war die Begegnung mit Winfried unheimlich, und er barg ſeine Geſtalt in dem Haufen der Andern.

An der Linde, wo das große Frankenbanner wehte, hielt Graf Gerold ein Pergament in die Höhe und rief über die Haufen: „Dies iſt ein Brief aus Rom, welchen der ehrwürdige Papſt Gregor, der dort auf goldnem Stuhle ſitzt, an Häuptlinge des Volkes niedergeſchrieben und geſandt hat: wer ſeine Worte hören will, der trete herzu.“

Da drängten ſich Alle um die Linde, ein Prieſter verlas den lateiniſchen Brief und der Rufer kündete mit weit ſchallender Stimme die Deutung in der Landesſprache, welche ihm der Prieſter Satz für Satz vorſprach. Die Gemeinde vernahm die Worte: „Den machtvollen Männern, ſeinen Söhnen Aſulf, Godolav, Wilari, Gundhari, Albold und allen gottgeliebten Thüringen, welche treue Chriſten ſind, ſendet dies Papſt Gregor.“

Mit gehobenem Haupte und gerötheten Wangen traten die Häuptlinge, deren Namen gerufen wurde, vor die Andern und der wohlbeleibte Gundhari rief in ſeiner Freude laut: „Gundhari bin ich und hier ſtehe ich.“ Scheu blickte die ganze Verſammlung nach den Ruhmvollen, welche durch das weiße Pergament aus fernem Lande angeſprochen wurden. Ihre Verwandtſchaft drängte ſich um ſie und Viele ſtreckten die Hälſe, um einen Anblick der Schrift zu erhalten.

Der Rufer fuhr fort und kündigte die Briefworte des Papſtes. „Uns iſt berichtet eure herrliche Treue gegen Chriſtus. Denn als die Heiden euch zum Götzendienſt drängten, habt ihr in feſtem Glauben geantwortet, ihr wolltet lieber ſelig ſterben als die Treue gegen Chriſtus, die ihr einmal auf euch genommen, irgendwie verletzen. Darüber ſind wir mit hoher Freude erfüllt und haben unſerm Gott und Erlöſer, dem Spender aller Güter, gebührenden Dank geſagt. Seine Gnade wird euch noch beſſeres Gedeihen ſchaffen, wenn ihr mit frommem Sinne bei dem heiligen Sitz der Apoſtel euer Heil ſucht, ſo wie Königſöhnen und Miterben des Reiches bei dem königlichen Vater Heil zu ſuchen geziemt. Darum haben wir euch unſern geliebten Bruder Bonifacius zu Hilfe geſandt, wir haben ihn zum Biſchof geweiht und zu eurem Prediger beſtellt, damit er euch im Glauben unterweiſe. Wir begehren und mahnen, daß ihr ihm in Allem beiſtimmt, auf daß euer Heil im Herrn völlig werde."

Dieſer Verkündigung folgte ehrfurchtsvolles Schweigen, endlich begann Aſulf, welcher nach Geſchlecht und Gütern der vornehmſte war, ein ſtattlicher Mann, dem die grauen Locken über die breiten Schultern hingen: „Gefällt dir's, Herr, ſo laß mich die Stelle ſehen, auf welche der ehrwürdige Vater in Rom meinen Namen geſchrieben hat." Winfried nahm das Pergament und wies auf die Namen, Alle drängten herzu.

„Groß iſt die Ehre, die du uns durch dieſen Brief bereiteſt," begann Godolav, „wir bitten dich, Herr, lies uns und dem Volke noch einmal die wundervolle Botſchaft. Denn lieber iſt ſie mir als ein gutes Schlachtroß, und als eine ganze Herde, die ſich in meinem Walde an Eicheln mäſtet."

Noch einmal las Winfried, mit gefalteten Händen hörten die Männer und nickten bei jedem Satze die Beſtätigung.

„Immer habe ich gemeint," begann Aſulf auf's Neue, „daß der große Gott der Chriſten, dem wir uns gelobt haben, ſehr wohl beachtet, ob ſeine Mannen ihm den Treuſchwur bewahren und das Roßfleiſch meiden; jetzt aber ſehe ich, daß ſein mächtiges Auge über weite Länder reicht, da ſogar der Biſchof, der als Vogt der Apoſtel zu Rom ſitzt, genau weiß, wie ich mich unter den Eichen verhalten habe. Welcher andere Gott kann aufkommen gegen ein ſo gutes Gedächtniß? Denn wer dies weiß, der weiß auch Anderes, was ich thue, und wenn ich ihm etwas Liebes erweiſe, ſo bin ich ſicher, daß er mir's lohnen wird in dieſem oder jenem Leben, wie es ihm gefällt. Darum möchte ich dir, ehrwürdiger Vater, ein Zeichen geben, daß ich gegen den großen Himmelsherrn dankbar bin. Wir hören, daß du hierher kommſt, unſerm Gott, den die Heiden den neuen nennen, Heiligthümer zu bauen. Zu meinem Erblande gehört ein Gut, junge Rodung, es hat dreißig Morgen Ackerland, auch Waldweide und ein kleines Holz, du kannſt den Bau dort unten im Thale ſehen; nimm es, ſo bitte ich, von mir an als eine Gabe für den Himmelsherrn, damit du eine Kirche darauf gründeſt und einen Prieſter dazu ſetzeſt, welcher für mich und Alle, die von meinem Stamme ſind, bei dem großen Himmelskönig Fürbitte thut, auf daß er unſer ferner gnädig gedenke."

„Als ein kluger Mann, der für ſein Wohl ſorgt, hat Herr Aſulf geſprochen," rief Albold. „Und wir alle wiſſen, daß er von edlem Geſchlecht iſt. Aber ich meine doch nicht, daß er ein Vorrecht haben darf über allen Landgenoſſen, und daß er allein vor Anderen eine Kirche hegen darf und einen geſchorenen Mann, der für ihn fleht. Auch ich biete einen Acker hier ganz in deiner Nähe, denn nicht geringer iſt mein Beſitz als der ſeine, und ich hoffe, daß dem Heiligen im Himmel auch die Gabe, welche wir andern zutragen, ehrenwerth erſcheinen wird."

„Ich will daſſelbe," riefen zwei oder drei Stimmen, und die Angebote von Kirchenland folgten raſch aufeinander.

„Was ihr dem Herrn darbringt," ſprach Winfried auf den Stufen des Altars, „gleich Königskindern, welche um die Gnade des königlichen Vaters werben, das empfange ich im Namen des Himmelsherrn, damit es euch und eurem Geſchlecht zur Ehre und zum Heile ſei, tretet heran und beſtätigt eure Gabe knieend vor ſeinem Angeſicht zu meiner Hand in Gegenwart des Grafen und der Gemeinde, damit Alles feſt werde durch euer Gelöbniß."

Die Männer knieten vor dem Altar und gelobten.

Bis dahin hatten die Heiden abſeit geſtanden und höhniſch über die bereitwilligen Spender von Ackerland gelacht. Als aber noch ein dritter Brief aus Rom verleſen wurde an das ganze Volk der Thüringe, der auch ſie anging, da fühlten ſie doch als eine Ehre, daß der große Biſchof in Rom ſo zutraulich zu ihnen ſprach wie zu guten Bekannten, und die wohlmeinende Anrede bändigte den Ausbruch ihres Grolles.

Von dem Grafenbanner ſchritten die Chriſten, durch Winfried und die Prieſter geführt, in langem Zuge zu dem Altar, der unter Baumesſchatten erhoben war. Der Gottesdienſt begann. Die Heiden wichen zurück und hörten aus der Ferne Gebet und feierlichen Geſang der Prieſter. Dann trat Winfried auf die Stufen des Altars und ſprach zu der Gemeinde von der Botſchaft des Heils; daß der große Himmelskönig ſeinen Sohn geſandt habe auf die Männererde, um Alle zu erlöſen von Uebel und Sünde, und durch die heilige Taufe und ihr Gelöbniß zu binden in eine große Gefolgeſchaft, damit ſie hier Glück und Heil fänden, und nach dem Leben im Chriſtenhimmel wohnen könnten als ſelige Bankgenoſſen des Himmelsherrn. Und er kündete die hohen Gebote, denen jeder Chriſt nachleben ſoll, damit der Herr ihn als ſeinen treuen Mann beachte. Die Stimme des Predigers klang mächtig und drang tief in die Seelen, auch die Heiden lauſchten mit zugeneigtem Ohr. Nie hatten die Männer ſo ſinnvolle Rede über Himmel und Erde vernommen, welche aus einer bewegten Menſchenbruſt tönte, und herzerſchütternd däuchte ihnen die Kraft der Worte. Als er geendet hatte und die Chriſten alle niederknieten, damit er ſie ſegne, war es ſtill unter den Heiden und kein Hohnwort und Gelächter tönte widerwärtig in die feierliche Handlung. Auch der Wildeſte ſcheute die Gegenwart der Edlen und vielleicht noch mehr die Reiſigen des Grafen, welche zu Roß mit ihren Speeren in weitem Ringe um den Baum hielten.

Nach dem Gottesdienſt drängten ſich die chriſtlichen Häuptlinge und das Volk ehrfürchtig nahe an Winfried, ſie ſuchten ein freundliches Wort von ihm zu gewinnen, ſeine Hand zu faſſen oder doch einen Zipfel ſeines Gewandes zu berühren, er aber ſprach zu den Einzelnen wie ein Fürſt zu ſeinen Getreuen, hörte ihre Bitten und wußte Jedem durch Rede und tröſtlichen Spruch wohlzuthun. Herr Gerold wünſchte ihm Glück: „Alles iſt dir heut wohl gelungen. Ich ſelbſt hoffe Gutes von deiner Ankunft, denn williger werden ſie mir jetzt den Zins zahlen, wenn du mahnſt, und ich vertraue, ſobald du ihnen die Waffen ſegneſt, mögen ſie auch den Slaven ſtärkere Hiebe geben als ehedem.“ Dann ſahen die Leute mit Erſtaunen, daß ſogar die ſtolze Frau Berſwind ſich zu der Hand des Biſchofs herabneigte als ſie leiſe zu ihm ſprach: „Ehrwürdiger Vater, wenn ich recht berichtet bin, ſteht in den heiligen Büchern geſchrieben, daß die verlobten Männer alle Wendenfrauen, welche ſie mit ihrem Speer gewinnen oder auch kaufen, von ihrem Lager fern halten ſollen. Das aber thun viele in dieſem Lande und anderswo gar nicht, denn ſie liebkoſen auch gefangene Weiber und ſchenken ihnen wohl gar ſilberne Nadeln und Ringe. Dies iſt das größte Leidweſen und Aergerniß, und ich flehe, daß du auch den Gerold deshalb eindringlich mahnſt.“ Das verſprach ihr Winfried ernſthaft.

Und wieder ein Häuptling begann: „Gern wüßten wir deine Meinung, Herr, über die Opfermahle der Heiden, damit wir uns halten wie Chriſten gebührt; denn luſtig iſt der Opferſchmaus auf grünem Raſen und ungern würde ihn Mancher miſſen. Ich aber eſſe nie von dem Roßfleiſch, wenn ich nicht vorher ein Kreuz über den Teller geſchlagen habe, damit die Heidenſpeiſe dem Chriſtengott nicht widerwärtig ſei, ich hoffe, das gefällt auch dir.“ Und der Häuptling Wilari, welcher in dem römiſchen Briefe genannt war, rührte den Biſchof an und ſprach vertraulich: „Ich bin nicht der Mann, der einem andern ſeine Ehre beneidet, zumal, wenn er ſie ſelbſt auch genießt; aber was den Helden Gundhari betrifft, ſo war uns allen wunderlich, daß er in dem Brief des römiſchen Papa genannt war. Denn ſonſt hat er oft am Opferſtein geſtanden und iſt mit den Andern im Oſterreigen geſprungen.

Aber damals, wo er widerſtand, war er unwirſch wegen des ſtarken Methes, den er geſchöpft hatte, und als ihn die Nachbarn anfaßten um ihn fortzuziehen, wurde er ärgerlich, zog ſein Schwert und verſchwor ſich, daß er Jedem feind ſein werde, der ihn von ſeinem Sitze treibe. Ob er das aus Treue gegen den Chriſtenglauben that, das magſt du ſelbſt ermeſſen, denn er fing gleich darauf an ärgerlich zu ſingen, ſchlug gewaltſam auf den Tiſch und ſchlief ein."

„Widerſtand er einſt im Rauſche, in Zukunft thut er es auch wohl nüchtern," tröſtete Winfried und wandte ſich zu dem Grafen. „In der Ferne erkannte ich den Thüring Ingram vom Rabenhofe, vor Tagen entſandte ich ihn zu dem Sorben Ratiz, geraubte Weiber und Kinder durch das Gut meines Herrn zu löſen. Mir wird ſchreckhaft, daß er zurückgekehrt iſt und ſich fern hält, gefällt dir's, ſo laß ihn rufen, daß er Bericht gebe."

„Der Mann hat guten Leumund, wie ich vernehme," antwortete der Graf. „Kommt er von den Sorben, ſo wird auch Anderen als euch Chriſten werthvoll, ſeine Botſchaft zu hören." Und er gebot dem Rufer: „Lade die Häuptlinge und Alten zum Ringe in den Hof der Frau Hildegard und fordere den Ingram, daß er vor dem Biſchof erſcheine."

Im Zuge geleiteten die Herren den Biſchof nach dem Meierhofe. Kurz darauf wurde Ingram in den gedrängten Kreis geführt, welcher ſich am Herd verſammelt hatte. Seine Wange war bleich und düſter ſeine Miene, als er unter die Erſten ſeines Volkes trat, ſtumm grüßte er die Verſammlung und mied das Auge des Biſchofs, aber der Graf wies ſchweigend mit der Hand auf Winfried. „Wo iſt Gottfried, wo ſind die Kinder, Ingram?" rief dieſer in einer Bewegung, die er nicht zu beherrſchen vermochte.

„Ich weiß es nicht," verſetzte Ingram kurz.

„Und du ſtehſt doch unverſehrt vor mir," rief ihm der Biſchof entgegen.

„Dein Bote hat die Frauen und Kinder durch dein Silber erledigt, Alles iſt ihm bei Ratiz gelungen. Vor fünf Tagen zogen ſie in der Frühe aus dem Lager des Ratiz, Wolfram, mein Mann, begleitete ſie bis in die Nähe des Sorbenbaches; ihre Spur fand ich den Tag darauf dieſſeit des ſchwarzen Waſſers, ſie ſelbſt habe ich nicht gefunden.“

Winfried wandte ſich ab und rang heftig ſeinen Zorn und Schmerz in demüthiger Ergebung zu bändigen. Aber hart war ſein Antlitz, als er ſich wieder zu Ingram kehrte. „Oft habe ich gehört, daß es einem Krieger wohl anſtehe, ſeinem Reiſegeſellen in Gefahr an der Seite zu bleiben.“

„Nicht ich habe deinen Boten als Geſellen geſucht, du ſelbſt trugſt mir ihn an. Ihn führte ſein Gott, mich das Geſchick, das mir die Götter meines Volkes fügten.“

„Dennoch verkündet von dir der Ruf,“ begann der Graf wieder, „daß du einen Genoſſen nicht ohne Noth in der Wildniß verläßt; gefällt dir's, ſo ſage uns, was dich von ihm geſchieden hat.“

Ingram ſah finſter zur Erde. „Nicht vermag ich's zu bergen, denn ruchbar wird es doch im Volke. Ich lag bei Ratiz verſtrickt, widerwärtig rollten die Würfel, meine Freiheit hatte ich im Spiel verloren.“

Die Verſammelten regten ſich unruhig und viele erhoben ſich von ihren Sitzen.

„Uebel bedacht war es, ein gutes Schwert der Thüringe an einen Sorbenwürfel zu wagen,“ verſetzte der Graf. „Ich hoffe, du haſt billigen Loskauf gefunden.“

„Die Hunde brachen mir die Treue,“ rief Ingram, „ſie weigerten die Löſung und gelobten mich ihrem Opferſtein und dem Meſſer des Prieſters. Ich aber brach in der nächſten Nacht aus, hinter mir ſchlug die Lohe zum Himmel, das Lager des Ratiz iſt niedergebrannt.“ Ein lauter Ruf des Staunens und Beifalls ging durch die Verſammlung, Herr Gerold ſtand ſchnell auf und trat zu Ingram. „Wahrlich, Mann,“ rief er,

„in kalten Worten kündeſt du, was deinem Volke wohl einen Sommer lange heiße Arbeit machen kann. Ich aber bin von meinem erlauchten Herrn Karl nicht in dies Land geſandt, um zu dulden, daß ferner Hufe und Klauen eurer Herden oſtwärts getrieben werden. Und meinem Schwert haſt du gute Botſchaft gebracht, ob dir ſelbſt, darüber mögen deine Landgenoſſen entſcheiden. Haſt du das Räuberneſt angezündet?"

„Godes that es, ein Knecht der Sorben, der uns die Roſſe zur Flucht gab, ich ſandte ihn heut auf einem meiner Hengſte nordwärts in das Land der Sachſen, damit er die Rache der Sorben meide."

„Als ein wilder Knabe haſt du gehandelt," ſprach der Graf, „und in eigener Sache deinem Volke einen Kriegsfall bereitet. Mich aber wundert, daß der Ratiz jetzt noch Frieden hält und ſogar Geleit für Geſandte erbittet. Denn ſeine Boten harren bereits an der Grenze. Weißt du noch etwas zu künden, Ingram, was einen von uns angeht?"

„Nur, was mich angeht, Herr. Im Ringe der Edlen und Alten ſtehe ich, geſchmäht kann ich nicht leben. Wenn jener Chriſt mir vorwarf, daß ich ſeinem Genoſſen die Treue brach, ſo habt ihr doch vernommen, daß ſeine Klage ungerecht war. Ich aber will ſeinem Boten, den ſie Gottfried nennen, das Zeugniß geben, daß er als treuer Reiſegenoſſe an mir gehandelt hat, obgleich ich ſeinen guten Willen mir nicht begehrte. Denn er bot ſein eigenes Haupt dem Sorben für das meine und wäre zurückgeblieben an meiner Statt, wenn die Sorben und ich ſelbſt ſeinen Antrag angenommen hätten. Und darum war mir leid, daß ich ihn in der Wildniß nicht fand, obwohl ich ihn mit meinen Geſellen drei Tage geſucht habe. Das ſage ich euch, damit ihr es wiſſet, nicht dem Biſchof, welcher mir widerwärtig denkt."

Als Ingram ſo trotzig gegen den Biſchof ſprach, entſtand Gemurr der Chriſten und rühmendes Waffengeklirr der Heiden. Ingram aber fuhr fort: „Doch eine größere Sorge bedrängt mich, und darum will ich euch fragen. Ich bin dem Ratiz entwichen, weil er gegen den Vertrag an mir handeln wollte, aber ich fuhr ohne Löſung aus den Banden. Und die Sorben werden mich fortan einen entlaufenen Knecht ſchelten, das nagt mir am Herzen.“ Er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Wiſſen will ich, ob meine Landsleute mich auch dafür halten, und ob ſie laut oder in der Stille beiſtimmen, wenn ein Feind im Lande ſolche Schmährede gegen mich wagt. Und denkt ihr darum niedrig von mir, ſo ſattle ich zur Stelle mein Roß und reite aus dem Lande, ſo lange bis ich den Ratiz und ſeinen Haufen finde und dort mir ehrliche Ausfahrt ſuche aus der Hülle meines Leibes.“

Tiefe Stille folgte ſeinen Worten, endlich begann Aſulf, der älteſte unter den verſammelten Edlen: „Verhält es ſich, wie du ſagſt, haben die Sorben dir Schatzung verſprochen und dich nachher für das Opfermeſſer beſtimmt, ſo darf dich kein redlicher Mann darum ſchelten, daß du ihre Weiden zerſchnitten haſt, ſobald du vermochteſt. Daß du aber mit dem fremden Räuber um Roß und Schwert und deine Freiheit geſpielt haſt, ſolche wilde That liegt fortan auf deinem Leben, du mußt ſie tragen und Niemand kann dir die Laſt abnehmen. Mancher wird es für ein luſtiges Wagſtück halten, weil du dich doch wieder entledigt haſt, Mancher auch für eine Kränkung, die du dem Gedächtniß deiner Vorfahren zufügteſt. Sorge, Held, daß deine Landgenoſſen in Zukunft Anderes preiſen, was du ruhmvoll thuſt.“

Die Chriſten ſtimmten dem Häuptling bei und die Heiden ſchwiegen, aber keiner widerſprach. Wieder war tiefe Stille, da begann Winfried: „Nicht meines Amtes iſt es, über das weltliche Lob eines Kriegsmannes zu entſcheiden, das ſteht euch allein zu, Häuptlinge des Volkes. Nur Eines darf ich euch ſagen, liebevoll und barmherzig iſt der Gott, dem ich diene, und er richtet nicht nur über die Thaten der Menſchen, auch über ihre Gedanken. Manches wilde Werk beurtheilt der

Himmelsherr wohl gnädiger, weil er den Sinn des Menſchen durchſchaut. Gefällt's euch, ihr Edlen und Weiſen, ſo fragt den Krieger, weshalb er ſo vermeſſen mit dem Sorben gewürfelt hat.“

„Du hörſt auch dieſe Frage, Ingram,“ ſprach der Graf, „willſt du Antwort geben, ſo rede.“

In Ingram kämpfte heftig Stolz und Abneigung gegen den Prieſter mit dem Wunſch, das zu ſagen, was in den Augen ſeiner Landsleute wohl eine Rechtfertigung war, aber ſein Trotz behielt die Herrſchaft, der Schweiß trat auf ſeine Stirn als er antwortete: „Ich will nicht.“

Da erhob ſich Kunibert und rief: „Da Held Ingram ſchweigt, will ich euch künden, was ich von ſeinem Diener Wolfram gehört habe. Um Walburg, das Frankenmädchen, die Tochter ſeines Gaſtfreundes, den die Sorben erſchlugen, wagte er das Spiel, weil der Sorbe das Weib für ſein Lager beſtimmt hatte und nicht anders freigeben wollte.“

Ein leiſes Summen ging durch die Verſammlung und die ernſten Mienen entwölkten ſich. „War es für ein Weib, Ingram,“ begann der Graf lächelnd, „und für das Kind deines Gaſtfreundes, ſo werden die jungen Geſellen und Mädchen deshalb von dir nicht ſchlechter denken. Ich aber rathe dir, nicht in der Weiſe eines verzweifelten Mannes dein Pferd zu ſatteln. Harre, bis der Tag kommt, wo du in meiner Schaar deine Rechnung mit dem Ratiz ausgleichſt.“ Er winkte ihm Entlaſſung, Ingram verließ ſchweigend den Meierhof, hinter ihm klang das Geräuſch lebhafter Rede.

Der Abend kam und das verſammelte Volk lagerte ſich zur Nachtraſt; rings um das Dorf loderten die Feuer in der Niederung und auf den Bergen, die Männer ſaßen nach Dörfern und Geſchlechtern geſondert, ſprachen über die Ereigniſſe des Tages und über die große Veränderung, die der neue Biſchof dem Land bedeute. Zwiſchen den Feuern ſchritt Winfrid, von den Prieſtern begleitet; wo er einem Chriſtenhaufen nahte, erſcholl lauter Heilruf, er trat grüßend heran und redete mit den Männern. Dann vernahm man den Klang eines Glöckchens, das Memmo trug, die Raſtenden knieten um die Flamme, Winfried ſprach das Abendgebet und ertheilte den Segen. Wo aber ein Heidenhaufe ſaß, ging er wie ein Häuptling mit würdigem Gruß vorüber, er fand kalten Gegengruß und finſtere Mienen, doch keiner wagte ihn durch Worte zu kränken, erſt hinter ſeinem Rücken klangen leiſe Verwünſchungen.

Um den Rabenhof brannten die Feuer nicht, nur das letzte Abendlicht vergoldete die Linde, welche in der Mitte des Hofes ſtand. Dort ſaßen und lagen eine Anzahl anſehnlicher Heiden, ihre Mienen waren ſorgenvoll und um große Dinge ging ihr Geſpräch.

„Mich freut's, Ingram, daß du dem Fremden in der Verſammlung ſo muthig widerſtandeſt,“ begann Brune, Bernhards Sohn, zu dem Genoſſen, der die Augen abwärts gekehrt neben ihm auf dem Boden lag. „Doch auch dem Fremden muß ich Ehre geben wegen der Worte, die er zuletzt über die Würfel ſprach. Denn gewichtig war die Mahnung, daß man auch die Geſinnung eines Mannes bedenken ſoll.“

„Schlau iſt ſeine Rede und hinterhaltig ſein Sinn,“ rief Ingram zornig von der Erde, „die Franken am Main thaten klug daran mir ſein Amt zu verhehlen.“

„Niemand wird leugnen,“ fuhr Bruno fort, „daß er ein gewaltiger Mann iſt; mächtig verkündete er heut vor Allen; er ſchrie wie der Sturmwind ſchreit. Unerhört iſt es in der Welt, daß Jemand am lichten Tage vor allem Volk ſo große Botſchaft ausruft und durch Briefe und Schrift bezeugt, daß ſein Gott mächtiger ſei, als die Götter, zu denen wir flehen.“

„Auch ein Lügner mag laute Stimme haben,“ verſetzte Kunibert.

„Er aber iſt kein Landläufer,“ entgegnete Brune, „wie ein König wandelt er einher, würdig, in vornehmem Gewande, ein weit anderer Mann ſcheint er als der kleine Meginhard, und wenn ich recht urtheile, ſo gleicht er durchaus nicht einem Betrüger."

„Wie kannſt du ihn einem König vergleichen," rief Kunibert, „da er keine Waffen trägt und ganz unkriegeriſch iſt."

„Hat nicht manches Volk, das zu unſern Göttern fleht, den gleichen Brauch? Auch bei unſern Nachbarn, den Sachſen, iſt es dem Opferer nicht erlaubt den Speer zu werfen und im Haufen zu kämpfen. Sage uns, Ingram, da du ſein Geleitsmann warſt, ob du ihn als einen furchtſamen Mann erkannt haſt."

In innerm Widerſtreben antwortete Ingram: „Ich habe ihn in der Gefahr furchtlos gefunden, aber unmännlich weigert er ſich Rache zu nehmen an einem Feinde."

Seine Genoſſen ſahen erſtaunt einander an und die jüngeren lachten verächtlich. Nur Bruno ſprach kopfſchüttelnd: „Auch ich habe vernommen, daß ihr Gott gebietet, die Feinde zu lieben, dennoch lache ich nicht über ſolche Lehre, wenn ſie auch jedem wehrhaften Mann unrühmlich und unverſtändig erſcheint. Denn ich merke, auch in ihr iſt ein Geheimniß und eine Deutung, die ich nicht verſtehe. Iſt doch Graf Gerold ein Chriſt und mancher Andere, der ſeines Schwertes froh wird. Wie die Franken auch ſonſt von Gemüth ſein mögen, daß ſie vor Blut erſchrecken, darf ihnen keiner nachſagen. Und gerade an dieſer Lehre von der Liebe mögen wir erkennen, daß die Chriſten ſich auf eine Schrift ſtützen, die ihnen von einem Gotte überliefert iſt, denn einem Gott iſt eher möglich, Unmenſchliches zu gebieten, als einem Mann, und alle Chriſten lehren und ſprechen daſſelbe, auch wenn es ihnen ſelbſt läſtig wird darnach zu handeln. Achtet wohl darauf, genau mit denſelben Worten wie jener Biſchof ſprach auch ſonſt der kleine Memmo, und der Prieſter des Grafen, obgleich ſie nicht ſo ſtreng gegen das Roßfleiſch und das Beilager mit fremden Frauen eiferten als der Fremde. Furchtbar für uns alle iſt eine Lehre, welche von dem Gotte ſelbſt herkommt, und als wahrhaft durch ſeine Schrift bezeuget wird."

„Deutlicher ſprechen unſere Götter zu uns,“ rief Ingram das Haupt erhebend, „von ihnen berichtet das Lied des Sängers und der Spruch der Weiſen, ihre Stimme höre ich im rauſchenden Baum, im ſingenden Quell, im Schlage des Donners; jedes Frühjahr fährt der Sturmwind über die Thäler und wenn die Götterhunde bellen und die Geiſterroſſe ſchnauben, zieht der große Schlachtengott über unſern Häuptern dahin. Wer begehrt ſich ein ſtärkeres Zeugniß als dieſes, das wir alle Tage ehrfürchtig hören oder ſehen.“

„Sinnvoll redeſt du,“ ſprach Bruno zu den Raben aufblickend, welche um den Baum flogen und ihr wildes Lied ſchrien, „überall ſchweben ſie um uns und ihre Boten verkünden, daß ſie nahe ſind. Dennoch ängſtigt mich, daß ſie gegen den Fremden ohnmächtig werden. Wenn ſie im Wipfel des Baumes wohnen, wenn ſie durch die Luft fahren, warum ſtrafen ſie ihn nicht? Das Zelt hatte er für den Dienſt ſeines Gottes errichtet unter dem Fruchtbaum, von dem wir die Loosſtäbe ſchneiden; an dem Baume rinnt ein Quell, zu deſſen Herrin wir flehen, ich ſah auf den Baum und ich ſah in den Quell, während er ſprach; das Laub rührte ſich gerade wie ſonſt, und wenn er ſchwieg, ſang der Quell weiter. Ich ſchaute der Sonne, unſerer lieben Herrin in das Angeſicht, als ihre Strahlen auf ſein Haupt fielen, bis ſie mir für meine Unverſchämtheit den Blick ſchwärzte, aber mir ſchien, daß ſie fröhlich ausſah wie ſonſt immer und daß ſie ihm gar nicht feind iſt. Ja, ich fürchte, ſogar der Donner vermag nichts gegen ihn.“

Ingram ſeufzte, er wußte, daß der Donnergott vermied, den Verwegenen zu treffen.

„Darum ſage ich,“ fuhr Bruno kummervoll fort, „es iſt eine große Verkündigung, die wir am lichten Tage durch helles Wort und durch neue Gedanken hören. Wer in verſammeltem Volk ſeiner Rede lauſcht, dem wird es ſchwer ihm zu widerſprechen. Dann ſind die Gedanken, welche er aufregt, viel gewaltiger als die Stimmen der Ueberirdiſchen, welche wir ehren. Aber, wenn der Mann allein ſteht im dunkelen Nebel, am Waldbach, bei der wogenden Halmfrucht, oder auch in der Dämmerung am Herde, dann wird wieder die Verkündigung des Chriſten ſchwach und unſere Götter werden mächtig. Zwieträchtig iſt, wie ich ahne, die Herrſchaft der Götter; der neue Gott der Chriſten, den ſie den dreieinigen nennen, herrſcht wie ein Tageskönig, wo ſich die Männer zuſammengeſellen und ſtarke Rede erſchallt; jedoch die Götter unſeres Landes ſchweben daneben, ſie walten und ſchaffen, aber ich ſorge, ſie vermögen ihn nicht zu überwinden. Schreckenvoll iſt ſolche Zeit für jeden treuherzigen Mann. Ob ſie einen Kampf der Götter bedeutet und Untergang der Männererde, oder eine neue Herrlichkeit, wer vermag das zu ſagen?"

Er ſenkte traurig das Haupt, auch die Anderen ſchwiegen, bis Kunibert begann: „Jeder von uns hat ſchwere Gedanken. Mir aber widerſteht der fremde Brauch und die neue Lehre, denn die alten Götter gaben meinem Leben Ehre und Segen, unbedachtſam und frevelhaft wäre ich, wenn ich die Holden verließe. Darum denke ich ſo, hat ſich ein Kampf erhoben zwiſchen unſern Göttern und dem Chriſtengott, ſo harren wir ehrfurchtsvoll, welcher der ſtärkere ſei. Deutlich wird das auch für uns Männer; denn wer ſich mächtiger erweiſt als Glücksſpender und Siegbringer, dem müſſen wir folgen, wenn wir nicht thöricht ſind. Iſt der Chriſtengott ſo gewaltig wie du ſagſt, ſo mag er demnächſt unſeren Waffen Sieg geben gegen die Slaven, wenn wir wider ſie kämpfen. Das meine ich, wird das große Gottesgericht ſein, wo unſerem Volk die Looſe geworfen werden und zugleich den Göttern ſelbſt."

„Folge du gefügig dem Sieger," fuhr Ingram im Zorne auf, „ich denke treu zu bleiben den Gewaltigen, denen meine Väter gelobt haben, und die mir, ſeit ich ein Kind war, bei Tag und Nacht ehrwürdig geweſen ſind. Längſt wiſſen wir, daß Kampf iſt auf der Männererde, und Kampf im Reiche der Götter. Jeden Winter bringen die finſteren Todesgewalten gegen die guten Bewahrer unſeres Glücks, mühſam iſt der Streit zwiſchen Tageswärme und Nachtreif, auch hinter Sonne und Mond rennen, wie die Sage kündet, unabläſſig die Rieſenwölfe, ſie zu verſchlingen. Ich aber will, bin ich auch nur ein einzelner Mann, in dem Götterſtreit bei den guten Geiſtern meiner Ahnen ſtehn, ob ſie ſiegen oder unterliegen. Lodert ihre Welt in Flammen, ſo will ich vergehen mit den Geliebten, denen ich zeither gedient. Denn Haß fühle ich gegen die neue Liſt und die gewundene Rede und das ſiegesfrohe Lächeln der Prieſter.“ Er erhob ſich heftig und eilte aus ſeinem Hof ins Freie. Bruno ſah ihm beſorgt nach. „Der Sinn iſt ihm verſtört durch die Sorbenbande und ich fürchte, er denkt auf Gewaltthat.“

Das glühende Abendroth wich dunklem Grau, nur ein matter röthlicher Schein lag noch an dem Bergwald und den Höhen, da vernahm man auf dem Thalwege, der von der Saale her zum Dorfe führte, feierlichen Geſang. Aus der Dämmerung bewegte ſich ein wallender Zug, der Knabe mit dem Holzkreuz, hinter ihm Gottfried nnd der ganze Haufe der Frauen und Kinder, Walburg auf einem Karren von zwei Rindern gezogen. Freudengeſchrei und lauter Zuruf des Volkes empfing die Geretteten, als ſie den brennenden Feuern nahten. Erſtaunt ſahen die Fahrenden auf die Flammen und das Volksgewühl und empfingen die Glückwünſche der andringenden Menge. Der Biſchof ſelbſt eilte mit geöffneten Armen dem Zuge entgegen; umringt von dem Volke ſtattete ihm Gottfried ſeinen erſten Botenbericht ab, wie die Erledigten ausgezogen und an dem ſchwarzen Bach nnd der Waſſerrinne aufwärts in den Wald gedrungen waren; dort hatten ſie Tag und Nacht die Schrecken der Wildniß empfunden. Aber als ſie endlich zu einem einſamen Hofe kamen, hatte der Wirth, obwohl er mehr Heide als Chriſt war, einen Karren beſpannt und aus Furcht vor den Sorbenkriegern ſeinen Hausrath und die Kranke darauf geſetzt und die Wandernden mit Hausgenoſſen und Vieh begleitet.

Durch die Menge, welche dem Bericht lauſchte, brach Ingram. In ſeliger Freude rief er ſchon von Weitem den Namen der Jungfrau, vergeſſen war in dieſem Augenblick aller bittere Zorn und in heller Verklärung ſtrahlte ſein mannhaftes Antlitz. So erkannte ihn Walburg. Das Schleiertuch vor ihrem Geſicht bewegte ſich und ihre Hand ſtreckte ſich ihm entgegen. Da trat Gottfried heran, faßte ihre Hand, hob ſie mit Hilfe des Führers vom Karren und führte ſie zu Winfried. Walburg ſank auf die Knie und Ingram wich zurück. Mit ſchnellen Worten berichtete Gottfried ihren Namen und ihr Geſchick und Winfried ſprach liebevoll: „Vor einem fernen Grabe habe ich gelobt für dich zu ſorgen wie ein Vater, der Himmelsherr hat die erſte Bitte erhört, die ich in dieſem Lande um eine Seele zu ihm that, ich nehme dich auf als ein Unterpfand, daß der Herr auch ferner meinem Thun gnädig ſein wird.“ Er ſah zu dem Meierhofe hin, wo bereits eine Menge geſchichteter Stämme zu neuem Bau lag, und rief froh: „An dieſer Waldecke ſoll, wie ich hoffe, eine Herberge erſtehen, worin mancher Gebundene aus den Feſſeln gelöſt wird. Sei bedankt, mein Sohn, für die gute Reiſe; deine Rückkehr löſt auch einen Andern von ſchwerer Verantwortung.“

An Ingrams Händen hingen die kleinen Brüder der Walburg. „Kommt zu mir, ihr Knaben,“ entgegnete Ingram heftig und zog ſie mit ſich fort.

Aber Winfried ſelbſt trat ihm in den Weg. „Mein ſind die Knaben, und mein iſt jedes Haupt dieſes Zuges.“

„Die Söhne meines Gaſtfreunds ſind's, und die Sorge für ihr Wohl nehme ich auf mich,“ rief Ingram in aufloderndem Zorn.

„Durch das Gut des Herrn ſind die Kinder gelöſt, und nicht durch das deine,“ antwortete der Biſchof.

„Krieger ſollen ſie werden und nicht kniebeugende Chriſten,“ grollte Ingram, die Knaben feſthaltend.

„Ich aber fürchte, Ingram," verſetzte Winfried, „daß ihnen der wilde Haushalt deines Hofes nicht gedeihen wird, und ich habe die Pflicht ſie davor zu bewahren, denn meiner Lehre gehören ſie. Gib die Hände frei, die du feſt hältſt."

In hellem Ausbruch der Wuth fuhr Ingram nach ſeinem Schwert, der Biſchof faßte die Hände der Knaben und ſtand dem Wüthenden mit gehobenem Haupt gegenüber. „Nicht das erſte Mal ſtehe ich vor deiner Waffe," ſagte er mahnend.

Der Graf trat ſchnell vor Ingram und hielt ihm ſelbſt die Schwerthand feſt. „Unſinnig biſt du, Ingram, daß du dich gegen einen Geſchorenen regſt. Laß dir Gutes rathen, Mann; hebſt du das Schwert, ſo verlierſt du die Hand."

Aber Ingram riß ſich los, ihm wirbelte es vor den Augen, blutigroth waren die Geſichter, welche ihn höhniſch anſchauten, und ganz außer ſich rief er: „Von meinen Göttern ſcheidet er mich, und die ich liebe, löſt er von mir, rächen will ich den Schaden oder nicht leben," und im Sprunge ſchwang er ſein Schwert gegen den Biſchof. Da ſah er plötzlich vor ſich nicht das verhaßte Geſicht des Prieſters, ſondern ein Frauenantlitz, marmorbleich, voll Schrecken die Augen, auf der Wange eine blutigrothe Wunde, und er fuhr zurück, entſetzt über die Verwandlung.

„Greift den Friedensbrecher!" gebot Herr Gerold. Wildes Geſchrei erhob ſich und Schwerter blitzten. Ingram aber rannte mit gehobener Waffe der Höhe zu; ſeine Freunde und Genoſſen aus der Heidenſchaft drängten ſich zwiſchen ihn und die zornige Menge, bis die Rufe der Verfolgenden in der Ferne verklangen und den Gejagten das ſchützende Dunkel des Waldes umſchloß.

6.

Walburg.

Nach dreitägiger Lehre und Feſtfeier waren die Gaugenoſſen heimgezogen, die Chriſten mit gehobenem Haupt, die Heiden in Kleinmuth. Aber draußen in dem weiten Land der Thüringe wirkte die Bewegung fort, welche durch den Zauber eines kräftigen Mannes aufgeregt war, der Windſtoß aus dem Waldthal wurde zum ſtarken Sturme, er durchfuhr das ganze Land und warf alte Heidenbäume nieder.

Winfried wohnte nicht mehr in der Hütte des Memmo. Auf den Rath des Grafen war ihm beim Meierhof eine Halle errichtet worden, damit er würdiger das Volk empfange. Doch war er ſelten daheim, von Reiſigen und von einem Gefolge anſehnlicher Männer begleitet zog er raſtlos durch das Land, und wo er erſchien, ſtritten die Männer über Opfermahle und ihr künftiges Heil in der Himmelsburg. Viele zogen das weiße Gewand der Täuflinge an, noch mehre ſtanden unſicher zur Seite, ohne Waffen gegen das laute Wort aus Menſchenbruſt und gegen das Weſen des Mannes, der ſo ſicher wie ein Gott Beſcheid wußte, wo Andere ſich im Zweifel ängſtigten. Fand er auch überall bittere Feinde, wider den erſten Andrang ſeiner Lehre vermochten ſie ſich nur wenig zu wehren, denn gütig und ſchonend ſprach er zu den Einzelnen und Jedem gab er ſeine Ehre, er war freundlich zu den Frauen, ſein Antlitz wandelte ſich in helle Fröhlichkeit, wenn er mit den Kindern ſprach, und wo er einen Bedrängten oder Darbenden fand, gab er

Alles was er ſelbſt gerade hatte und bat ſo feierlich und dringend, daß er oft auch die Harten zur Gutthat beredete. Im ganzen Lande ſagten die Leute, daß er ein milder und vornehmer Mann ſei, und darum hörten ſie ihn williger.

Aber auch das Dorf, in dem er zuerſt eingekehrt war, wies nach wenigen Wochen die Verwandlung. Auf dem Meierhofe, welchen Frau Hildegard dem Chriſtengott als Geſchenk dargebracht hatte, erhob ſich bei der Halle ein Thurmgerüſt und daran ein großer im Viereck eingehegter Raum, der dem Gottesdienſte geweiht war. Außerdem mehre neue Blockhäuſer: ein Schlafhaus für die losgekauften Frauen und Kinder, daneben ein Arbeitshaus, in dem ſich an jedem Wochentage die Spindeln drehten und Webſtühle klapperten; und gegenüber ein zweites Arbeitshaus mit einem großen Kreuz über dem Giebel, die erſte Schule im Lande. Dort ſaßen die Knaben, deren Vormund der Biſchof geworden war, auf niedrigen Holzbänken, ſie lernten in ihrer Sprache das Vaterunſer und den Glauben, und im Latein Kirchengebete und Geſang, dabei auch ein wenig das Verſtändniß der lateiniſchen Worte. Denn Memmo erfand für ſie wichtige Sprüche mit deutſchen und lateiniſchen Wörtern in der Art wie: meus avus heißt mein Ahn, pater heißt der Vater, vir bin ich der Mann, filius der Sohn. Memmo lächelte jedesmal ſtolz, wenn er den Knaben einen neuen Spruch beibrachte, er ſtrich denen, welche gut lernten, ſo zart über das gelbe Kraushaar, wie ſeinem Stieglitz über das rothe Käppchen, aber den Ungefügen zahlte er unerbittlich ihr Kerbholz mit einer großen Birkenruthe, welche der Unartigſte jeden Sonnabend neu liefern mußte, damit er ſelbſt die erſten Streiche empfange. Auch Schreibgeräth bereitete er, um den Knaben das Geheimniß der Schrift zu offenbaren. Er kochte den ſchwarzen Zauberſaft der Tinte, während ihn die Knaben ängſtlich umſtanden; er lehrte ſeine Schüler kleine Holztafeln ſchneiden und einrahmen und für den Gebrauch des Griffels mit einer dünnen Lage Wachs überziehen, für die

Tinte aber mit weißem Birkenbaſt bekleiden. War Gottfried im Dorfe, ſo unterrichtete dieſer im Kirchengeſang, zu ſeiner Schule gehörten auch die Frauen und Mädchen. So oft die Weiſe des Abendliedes von der Höhe über das Dorf klang, hörten die Landleute mit der Arbeit auf und ſahen furchtſam zu dem Hofe empor, wo dem neuen Gott der Nachtgruß geboten wurde. Und wenn Memmo mit ſeinen Schülern durch Wieſe und Holz zog, und ihnen die Tugenden der Bäume und Kräuter erklärte, dann wurden ſeine kleinen Geſellen von den Dorfknaben angeſchrien wie gezähmte Vögel von wilden, und er hatte zuweilen mit ſeinem Stocke Arbeit, um die Köpfe der Raufenden auseinander zu bringen.

Weit durch das Land lief das Gerücht von der neuen Schule und von der ſeltſamen Chriſtenzucht. Obgleich das unkriegeriſche Weſen den Anſehnlichen mißfiel, ſo dünkte doch Manchem vortheilhaft, einen jüngeren Sohn daran zu wagen, die armen Leute aber warben dringend um Aufnahme, und ſchon dachte Winfried daran, die Schule nach dem großen Markt der Thüringe zu verlegen.

Einige Frauen und Kinder waren durch ihre Freunde abgeholt worden, aber die Mehrzahl ſaß noch unter dem Schutz des Biſchofs und begehrte ſich kein beſſeres Glück, denn der Haushalt war wohleingerichtet und aller Bedarf des Lebens wurde in feſter Ordnung bereitet. Die Chriſten hatten nach der großen Verſammlung auf die Mahnung des Biſchofs freiwillige Spenden zugetragen: Lebensmittel, Flachs, ſogar Viehhäupter. Anderes gewann eigener Fleiß der Hauſenden. Was Wald und Flur von eßbaren Früchten bot, wurde geſammelt, die Ernte des Gutes von eifrigen Händen eingebracht, jedem Einzelnen wußten die Väter nach ſeinen Kräften ein Amt zu geben, welches dem Haushalt nützlich war. Neben dem Meier und ſeiner Frau ſtanden Walburg und Gertrud der Wirthſchaft vor, die eine im Frauenhauſe, die andere in den Ställen und auf dem Felde. So oft Winfried von ſeinen Reiſen heimkehrte, empfing er wie ein Gutsherr die Berichte ſeiner Getreuen, er ſtand fröhlich unter den Kindern, freute ſich der guten Köpfe, welche Memmo lobte, und mahnte die Säumigen. Und jedesmal hatte er einen beſondern Gruß für Walburg und ihre Brüder.

Walburg war geneſen. Memmo hatte ſeine ärztliche Kunſt wohl an ihr bewährt, mehre Wochen hatte er ihr die Arbeit in freier Luft verboten, heut war ihr völlige Heilung verkündet, und ſie ſtand zum erſten Mal im Hofe, das Antlitz zur Hälfte von dem Schleiertuch bedeckt, welches nach dem Gebot des Paters die vernarbte Wange noch einige Zeit von der wehenden Luft ſcheiden ſollte. Sie hielt eine Webe Leinwand an das Licht, prüfte die Fäden und maß an einem Stab die Länge, während zwei kleine Mädchen die rollenden Falten in ihren Schoß aufnahmen. „Es iſt noch keine Herrenleinwand,“ ſagte ſie in fröhlichem Eifer zu Gottfried, indem ſie auf ſeinen ſtummen Gruß mit Kopfnicken antwortete, „denn der ehrwürdige Biſchof wollte, daß wir zunächſt für die Kinder arbeiten ſollten. Denke, mein Bruder, jeder der Knaben ſoll zu ſeiner Wolljacke noch zwei Hemden und ein Paar Bundſchuhe erhalten. Wie Söhne von Häuptlingen werden ſie einhergehen, und das iſt gut, damit ſie Jedermann achte, weil ſie doch jetzt deine Schüler ſind. Und dann ſind noch Betten zu ſtopfen für Große und Kleine, und Inlet und Ueberzug zu nähen, und wir haben alle Hände voll zu thun, damit das Haus in Ordnung ſei, wenn der kalte Winter kommt. Viele kleine Betten ſind nöthig, denn der Herr Winfried will wieder, daß jedes der Kleinen ſein eigenes Bett habe, was hier zu Lande unerhört iſt. Aber braunes Wolltuch iſt bereits vorhanden, und gern möchte ich vor den Andern dir ein Hausgewand nähen; denn, verzeihe, Bruder Gottfried, wenn ich es ſage, das, welches du trägſt, wird fadenſcheinig und wir bekümmern uns darüber.“

„Sorge nur für die Andern,“ verſetzte Gottfried, „wird mein Rock ſchlecht, ſo webe und nähe ich mir ſelbſt einen, oder empfange einen andern, den ein Bruder genäht hat; denn es iſt nicht Brauch, daß ein Bruder Frauenarbeit trage." Er ſprach dies eifriger als noth war und fuhr dabei dem kleinen Bezzo über den Kopf, der ſich an den Füßen Walburgs anklammerte und da ſie ihn nicht beachtete, ungeduldig an ihrer Hüfte hinaufkletterte. „Sie drücken wieder," rief Bezzo. „Er meint ſeine Schuhe," erklärte Walburg ihn auf den Arm nehmend, „er hat Heidenbeinchen, welche die Gebote des Biſchofs nicht leiden wollen, und einen wilden Heidenkopf, und der Unhold weiß, daß er ein Liebling iſt, weil er auf der Reiſe dir lieb wurde. Sei artig, Bezzo, und bitte den frommen Bruder, daß er ein Kreuz über dir ſchlägt gegen deine unbändigen Gedanken."

Damit war Bezzo einverſtanden, er ſtrebte von dem Halſe der Jungfrau heftig an den des Mönches und bat: „Ich will ein Kreuz auf den Kopf, denn da gibt uns Baſe Walburg Honigſeim." Walburg entſchuldigte ſich: „Man muß den Kleinen das Kreuz lieb machen." Gottfried aber löſte den Knaben erröthend von Hals und Arm der Jungfrau, ſetzte ihn zur Erde und ſprach ihm freundlich zu.

„Wir Frauen ſehen dich jetzt ſelten in unſerer Nähe," fuhr Walburg treuherzig fort, „und doch hängen die Herzen alle an dir; während der Sorbenfahrt ſorgteſt du eifriger um uns."

„Der Mönch iſt ein ungeſchickter Rathgeber bei Frauenarbeit," antwortete Gottfried, „aber dir darf ich es ſagen, im nächſten Frühjahr kommt Kunitrud, meine Schweſter, aus Angelland hierher, ſie wird mit euch hauſen. Sie hat ſich dem Herrn gelobt, geht geſchleiert und ſoll die Herrin einer Frauengemeinde werden, ſie iſt weiſer als ich."

„Verſteht eine Geſchleierte auch Latein?" frug Walburg erſtaunt.

„Die ich nannte, ſpricht es wohl beſſer als ich, der ehrwürdige Vater rühmt ihre Kunſt in den Verſen; manches heilige Buch hat ſie geleſen."

„Wie werden wir vor ſolcher Frau beſtehen?“ rief Walburg erſchrocken.

„Sie iſt jung wie du, und, wenn ich nicht irre, ſo iſt ſie dir ähnlich in Antlitz und Geberde,“ verſetzte Gottfried befangen, „ich hoffe, ſie wird dir eine gute Geſellin werden.“

„Sie iſt jung und hat ſich dem Herrn gelobt?“ fuhr Walburg nachdenklich fort, „ſo Großes hat die Jungfrau auf ſich genommen? Denn ich weiß wohl, iſt ſie geſchleiert, ſo darf ſie im Mai nicht mehr mit den Mädchen auf die Wieſe gehen, ſie darf keinen Mann mehr freundlich grüßen und gar nicht an ein Ehegemahl denken und an Kinder im Hauſe. Das iſt hohe und ſchwere Pflicht für ein junges Herz. Verzeih, ehrwürdiger Bruder,“ unterbrach ſie ſich, als ſie in das geröthete Geſicht des Mönches ſah, „ich vergaß, daß ſie deine Schweſter iſt, auch du haſt dein junges Leben dem Herrn geheiligt und wir andern ſehen's mit Staunen.“ Gottfried neigte das Haupt, grüßte ſie ſchweigend und ging ſchnell nach der Schule. Walburg aber trat an das Waſſerbecken des Laufbrunnens, hob den Schleier und betrachtete die rothe Narbe ihrer Wange; mit einem Seufzer ließ ſie den Schleier herunter. „Dem Mädchen ſteht die Narbe übel im Geſicht,“ ſagte ſie bedauernd zu ſich ſelbſt, „und ſchwerlich wird noch Jemand meine Wange rühmen. Ob die Schweſter aus Angelland auch eine Maſer im Antlitz trägt, daß ſie der Erdenfreude entſagt hat?“

Sie fühlte einen Schlag auf der Schulter und wandte ſich raſch um, Gertrud ſah ſie lachend an und drückte ihr einen Kranz von Eſchenlaub und rothen Beeren auf das Haupt, wie die Mädchen im Herbſt beim Tanze trugen. „Beſſeres Glück für die Zukunft,“ rief ſie. „Recht wohl ſteht dir der Kranz, wenn man auch nur deinen halben Mund lachen ſieht.“

„Die frommen Väter verſtehen Alles,“ entgegnete Walburg, „ſie wiſſen ſogar ein Mädchengeſicht wieder ganz zu machen.“

„Gute Männer ſind die Langröcke,“ rief Gertrud. „Aber meinſt du, daß, einer von ihnen ſtark genug iſt, eine wackere Magd im Reigen über ſeine Hüfte zu ſchwingen?"

„Rede nicht ſo wild," bat Walburg und hing den Kranz an den Brunnen.

Gertrud ſchlug ihre feſten Arme übereinander und ſah ihre Gefährtin ſpottend an. „Ich denke, du biſt insgeheim ebenſo geſinnt; denn Alles hier iſt ſehr ſäuberlich, aber jauchzen habe ich noch Niemanden gehört als etwa kleine Knaben, und auch die werden gemahnt den Kopf zu neigen. In meinem Leben ging mir's niemals ſo gut als unter dem Kreuze und ganz gern lernte ich das Kyrie und Amen rufen. Aber Mädchen, die ganze Herrlichkeit möchte ich in mancher Stunde dahin geben, wenn ich nur einmal mit einem friſchen Knaben in der Sommermitte über das Nachtfeuer ſpringen könnte."

„Schweige von dem Heidenbrauch, daß dich nicht die Kinder hören," mahnte Walburg.

„Biſt du ſo ergeben, daß du keine Gedanken mehr haſt, die über den Chriſtenhof hinausgehen?" frug Gertrud. Doch als ſie den traurigen Blick der andern ſah, that ihr die Frage leid und ſie fuhr fort: „Wie kommt's, daß du nie zu mir von dem Manne ſprichſt, der deinetwegen an den Herd deines Vaters kam?"

„Ich ſcheue mich Andere nach ihm zu fragen," verſetzte Walburg leiſe, „da ich nicht weiß, wie er gegen mich geſinnt iſt. Die Frauen ſagten mir, er reitet weit von hier im Heere der Franken. Immer ſtand ſein Sinn nach einem großen Kriegszuge, und als er das letzte Mal am Main war, wollte er deshalb Kundſchaft einziehen. Was ſiehſt du mich ſo an, Gertrud?" rief ſie heftig, „du weißt von ihm, was du mir nicht ſagen willſt; ſei barmherzig und rede."

„Hörteſt du nicht, was Viele wiſſen?" antwortete Gertrud, „das Grafengericht hat über ihn geſeſſen. Wenn ſie ein Urtheil gegen ihn gefunden haben, ſo mögen dir's Andere künden, nicht ich."

„Wo iſt Wolfram?“ rief Walburg. „Täglich habe ich nach ihm ausgeſehen, aber verlaſſen liegt der Rabenhof.“

„Es geht dort ſtill her,“ erwiederte Gertrud, „die Knechte und Mägde haben ſich verzogen.“

„Wer füttert ſein Vieh?“ frug Walburg ſchnell.

„Vielleicht, daß Wolfram noch dort verſtohlen hauſt. Iſt es dir Ernſt, den Mann des Verſchwundenen zu ſehen,“ fuhr ſie leiſer fort, „ſo will ich dir dazu helfen.“

„Schaffe ihn her,“ bat Walburg angſtvoll.

„In den Hof wagt er ſich ſchwerlich, weil die Reiſigen des Grafen um das Thor lauern. Da du jetzt in das Freie gehen darfſt, ſo komm mit vor das Thor, doch verrathe mich nicht, wenn ich dir helfe; denn was verſtehen die Prieſter davon, wenn zwei einander lieb haben, ſie werden klug thun ſich gar nicht darum zu kümmern,“ und ſie ſchwenkte ihren großen Sahnlöffel ohne Ehrfurcht gegen die Schule, in welcher Gottfried lehrte.

Als die Mädchen vor das Thor traten, ſahen ſie einen Haufen Volkes, wie er ſich jedesmal ſammelte, wenn der Biſchof von einer Reiſe zurück erwartet wurde. Neben den Reiſigen ſtanden Arme und Kranke, welche ſich Almoſen und Heilung begehrten, Chriſten aus der Umgegend, die Segen oder guten Rath erſehnten. Seitwärts aber hielten Krieger in fremder Slaventracht; mit Abſcheu erkannte Walburg die Mützen und den Pferdeſchmuck der Sorben, unter ihnen den Weißbart aus dem Gefolge des Ratiz, ſtattlich angethan in langem Tuchrock mit glänzendem Schwertgürtel. Der Alte nahte den Frauen mit tiefen Verbeugungen und begann die Pelzmütze in der Hand drehend: „Ganz gut gelang, wie ich merke, den Frauen die Fahrt über den Sorbenbach.“ Walburg bezwang ihren Widerwillen, als ſie antwortete: „Auch eure Reiſe zum großen Frankenherrn glückte in Frieden, ſoweit ich ſehe.“

„Das Geleit deines Herrn des Biſchofs war kräftig, wir ſind wohlbehalten bis hierher zurückgekehrt. Aber mir iſt damals Vieles verbrannt, als ihr von uns wichet, und dem Alten thut eine Hilfe noth."

„Wir ſahen auf der Fahrt die Röthe, wenn wir uns rückwärts wandten."

„Stroh brennt ſo leicht als Schindeln," verſetzte der Alte freundlich und blickte über die Holzdächer des Hofes. „Aber meine Landsleute bauen ſchnell, kommſt du das nächſte Mal zu uns, ſo findeſt du neue Strohdächer."

„Nimmermehr begehre ich euer Dorf zu ſchauen," rief Walburg in ehrlichem Abſcheu.

„Möge dir Alles werden wie du es begehrſt," entgegnete der Weißbart demüthig, „mir wäre auch willkommen, wenn die Jungfrau dem Väterchen zu ſeinem Recht verhelfen wollte. Held Ingram, welcher unſern Banden entfloh, hatte, da er noch frei war, aus guter Meinung mir ein Stück rothes Tuch gelobt, damit ich ihm bewillige, dich zu ſprechen. Ich habe es bewilligt; nach dem Tuche ſehne ich mich noch. Dem Mann iſt es ſeither auch hier übel gelungen, ich aber möchte nicht, daß ſein Gelöbniß gegen mich unerfüllt bliebe. Vermag die Jungfrau mir zu meinem Rechte zu helfen, ſo wäre mir's lieb."

„Iſt Ingram um meinetwillen dir etwas ſchuldig, ſo will ich ſorgen, wenn er es nicht kann, daß du deine Gebühr erhältſt," ſagte Walburg und entwich dem beredten Danke des Sorben.

Die Mädchen gingen bis zu dem Vorſprung des Waldes, der ſich nahe an die Wegſcheide erſtreckte, dort gebot Gertrud ihrer Gefährtin niederzuſitzen, ſie ſelbſt breitete ein weißes Tuch am Saum des Gehölzes und wandelte als wenn ſie Kräuter ſuchte am Holz entlang, bis ſie langſam zu ihrer Gefährtin zurückkehrte. „Iſt er im Hofe, ſo kommt er; harre, ob er das Zeichen ſieht."

Nicht lange ſaßen die Mädchen, vor den Blicken aus ihrem Hofe gedeckt, da ſchritt Wolfram aus dem Rabenhof in das

Holz und wand ſich hinter dem Baumlaub zu ihnen. Walburg eilte ihm entgegen. „Wo iſt Ingram?“

„Er heißt nicht mehr Ingram, Wolfsgenoß nennen ihn jetzt die Leute, friedlos haben ſie ihn gemacht wie ein Wildthier des Waldes.“ Walburg rang die Hände. „Es freut mich, daß du ſeiner gedenkſt,“ fuhr Wolfram fort, „denn in dem Hofe, aus welchem du kommſt, ſinnen ſie ihm nichts Gutes. Seinetwegen ſaßen die Alten unter den drei Linden um den Grafenſtuhl. Ich ſtand an ihrem Gehege und es war ein bitterer Tag. Der Hauptmann des Grafen trat in den Ring und erhob die Klage, laut riefen ſie den Namen meines Herrn gegen Hof, Acker und Weide. Aber er ſelbſt antwortete nicht, ſondern Bruno als ſein nächſter Freund trat für ihn in den Ring. Dreimal gab er Antwort auf die Klage und dreimal beriethen die Landgenoſſen. Nach dem dritten Rath fiel der Spruch: Da mein Herr den Frieden des Frankenherrn und des Volkes durch die Schwerthand gebrochen habe, ſo ſolle er fortan Frieden haben wie der Wolf, wo ihn kein Auge ſieht und kein Ohr hört. Und bei den Wölfen hauſt jetzt der Friedloſe.“

Walburg ſchrie auf, Wolfram aber ſetzte kummervoll hinzu: „Sie ſagen, daß der Spruch ganz mild war, den Hof haben ſie ihm nicht verbrannt, Bruno hat unterdeß die Hand darüber gelegt; und ehrlos haben ſie ihn auch nicht gemacht, wohl möglich, daß ihn die wilden Thiere zu ihrem König wählen.“

„Wo weilt er ſelbſt?“ rief Walburg.

Wolfram ſah ſie bedeutſam an: „Vielleicht im wilden Wald, vielleicht unter hartem Stein, aus dem Licht der Sonne iſt er geſchwunden.“

Walburg winkte heftig ihrer Begleiterin zurückzuweichen und ſprach leiſe: „Ich hoffe, er reitet namenlos im Frankenheere.“

„Ich hoffe nicht,“ erwiederte Wolfram.

„Du birgſt ihn in ſeinem Hofe."

„Sein Dach ſchützt ihn nicht mehr vor fremden Spähern."

„Dann bekenne mir, wo er iſt, Wolfram, bei deiner Seele und Seligkeit beſchwöre ich dich," rief ſie feierlich.

„Für meine Seele und Seligkeit wünſche ich Günſtiges," betheuerte Wolfram, „aber ich weiß nicht, ob ſie gedeihen werden, wenn ich meinen Herrn verrathe. Dennoch erkenne ich, daß ich allein ihm nicht zu helfen vermag. Willſt du mir verſprechen, daß du geheim bewahrſt was ich dir künde, ſo ſollſt du erfahren was ich ſelbſt weiß." Walburg machte ein Kreuz und reichte ihm die Hand. „Unter den Urſtämmen im wilden Wald wiſſen mein Herr und ich einen hohlen Baum, in dem wir Waidgeräth und was man ſonſt für Waldfahrt bedarf zu bergen pflegen, wie Brauch der Jäger iſt. Dorthin trug ich ihm am Morgen, nachdem er entwichen war, ſein Jagdzeug, Waffen und Kleider und ſang in der Nähe ſo laut ich vermochte den Jagdruf, welchen er von mir kennt. Als ich am zweiten Tag wiederkam, war der Baum geleert. Seitdem ſchrie ich dort öfter mein Lied und als ſein Urtheil verkündet war, weilte ich in der Nähe bis er ſelbſt kam. Aber freudenlos wurde das Wiederſehen, ſeine Wangen waren fahl und wortkarg die Rede. Und als ich mich erbot ihn zu begleiten, wies er das kurz ab und ſprach: In der Halle der Götter hauſe ich, für einen, der im Sonnenlicht wandelt, iſt dort kein Raum. Kehre nicht wieder, Wolfram, denn friedlos wird Jeder, der ſich dem Ausgeſtoßenen zuwendet."

„Nannte er meinen Namen?" unterbrach ihn Walburg.

„Er frug nicht einmal nach ſeinen Roſſen," verſetzte Wolfram. Die Jungfrau ſenkte traurig ihr Haupt. „Nur von den Sorben ſagte er mir etwas, woraus ich erkannte, daß er ganz verſtört iſt. Rothes Tuch forderte er für den Weißbart und daß ich darum eins unſrer Roſſe auf den Markt führen ſollte, es ſei gelobte Schuld."

„Haſt du nach ſeinem Gebot gethan?" frug Walburg.

„Das Tuch habe ich eingetauſcht, aber die Gabe dem alten Diebe zu gewähren ſcheint mir thöricht und unſinnig, denn ſeine Speergeſellen haben an meinem Herrn treulos gehandelt und er lebt mit ihnen in tödlicher Fehde.“

„Thue dennoch nach dem Gebot, auch um meinetwillen,“ bat Walburg.

„Die Hunde lagern jetzt im Dorfe wie Häuptlinge,“ grollte Wolfram, „ich ſah den Alten; als ein Späher ſchleicht er einher und nichts Gutes bedeutet ſeine Ankunft. Möge dies der letzte Gewinn ſein, den er im Sacke heimträgt. — Seit jenem Tage erblickte ich meinen Herrn nicht mehr, doch was ich noch in dem Baume barg, wurde faſt immer abgeholt. Geſtern aber fand ich ein Stück Rinde in der Höhlung und auf der innern Seite das Bild eines Roſſes geritzt. Morgen denke ich ihm ſein beſtes Pferd hinzuführen und dazu noch eins für einen Andern, damit er nicht allein reitet.“

„Und wornach ſteht ſein Sinn? das ſage mir noch, Wolfram, wenn du es weißt.“

„Wo ſoll er hin wenn nicht gegen die Sorben. Denn die Weiden ſind es, die ihm jetzt am meiſten das Herz einſchnüren. Als wilder Wolf will er dort beißen, bis ihn ein Keulenſchlag trifft. Ich möchte lieber anderswohin. Aber mich treibt eine Vorbedeutung, da ich doch Wolfraban heiße. Ich erkenne, mein Name gibt mir die Weiſung, daß ich ihn auf dem Wolfſprung begleite.“

„Führe nicht die Roſſe in den Wald, auf denen er mit dir zum Tode reitet,“ ſprach Walburg feierlich, „denn ich will ihm helfen, daß er lebe, wenn ich's vermag. Gelobe mir, mich morgen an dieſer Stelle zu erwarten, bevor du zu dem Baume wandelſt, damit ich dir überbringe, was deinem Herrn nützen mag.“

Wolfram überlegte. „Ich weiß, daß du ihm wohlgeſinnt biſt, und du wirſt ihn nicht ſeinen Feinden verrathen.“

„Niemals,“ rief Walburg.

„Wohlan, ſo erwarte ich dich hier, wenn die Sonne morgen früh über den Waldrand ſteigt."

Die Mädchen eilten zum Hofe, denn vom Dorfwege nahte ein Reitertrupp, in ſeiner Mitte der Biſchof. Ihn begrüßte Heilruf der harrenden Menge und der Hofgenoſſen. Wie ein Häuptling ſchritt er durch das Volk in die Halle, welche ihm errichtet war, und empfing dort nach der Reihe die Geſandten und die Flehenden. Zuletzt ſprengte auf ſeinem Kriegsroſſe Herr Gerold ſelbſt in den Hof, ihm trat der Biſchof auf der Schwelle entgegen, bot den Friedensgruß und geleitete ihn zu dem Herdſitz.

„Den Raben von drüben habe ich verſcheucht," begann der Graf, „du biſt an ihm gerächt."

„Ich danke dir nicht dafür, Gerold, du weißt, wie ich für ihn gebeten habe."

„Nicht mein Vortheil war es," entgegnete der Franke unwillig, „das beſte Schwert der Thüringe zu zerbrechen. Daß ich das Urtheil gefordert habe, geſchah nur darum, weil mir von meinem Herrn dein Heil auf die Seele gelegt iſt. Denn du vermochteſt nicht im Volke zu dauern, wenn der erſte Mann ungeſtraft blieb, der gegen dein Haupt das Schwert gezückt hat. Verächtlich wurdeſt du vor Jedermann und von allen Seiten wären die Heidenmeſſer an dich gedrungen. Willſt du den Thüringen deine Botſchaft ferner verkünden, ſo mußt du ihnen erweiſen, daß deine Feinde ausgetilgt werden."

„Haſt du jenen Mann ausgetilgt," ſprach Winfried, „weil er zuchtlos den Frieden des Volkes brach, ſo darf ich dir nicht widerſtehen. Begehrteſt du aber Rache für mich, ſo haſt du mir wehe gethan. Auch du kennſt das hohe Gebot, welches geſchrieben ſteht, daß wir unſern Feinden Gutes thun ſollen."

„Steht es geſchrieben, ſo ſiehe du zu, ob die Männer hier dir's glauben," rief Gerold unzufrieden, „ich aber hoffe, daß du nicht gekommen biſt, um dieſem Volke den Männermuth zu nehmen, ſondern zu ſtärken, denn hier thut nicht Geduld und Lammesſinn noth, ſondern Krieg und ſcharfes Gefecht, dazu bin ich in dies Land geſandt und ich erkenne, der Wille des erlauchten Helden Karl iſt, daß du mir dabei hilfſt. Als wir mit einander aus dem Angeſicht des Frankenherrn ſchieden, da legten wir unſere Hände in einander und gelobten treue Geſellen in dem Volk der Thüringe zu ſein, ich für meinen Herrn, du für den Chriſtengott, denn verfallen lag dies Grenzland und feſte Führer waren ihm nöthig.“

„Treu haſt du bisher unſern Vertrag erfüllt,“ verſetzte Winfried herzlich. „Und gern gebe ich das Zeugniß, daß ich vor andern Menſchen dir dankbar bin, wenn es mir gelingt die harten Nacken am Taufſtein zu beugen. Denn die Furcht vor deinen Bewaffneten iſt mein einziger irdiſcher Schutz, und glaube mir, kein Tag vergeht, wo nicht hier im Hofe von meinen Getreuen für dein Wohl gebetet wird.“

Herr Gerold neigte ein wenig das Haupt. „Ganz willkommen iſt mir, wenn du mir im Himmel gutes Gemach bereiteſt, denn ich ſelbſt habe wenig Geſchick dazu. Aber nicht weniger lieb wäre mir, wenn du mir auch auf andern Wegen deine Treue bewährteſt; und daß ich dir's gerade herausſage: mir gefällt nicht, daß du den Boten des Ratiz freies Geleit zu dem Helden Karl ausgewirkt haſt und daß du über die Grenze bis in das Wendenland geſchorene Boten laufen läßt, denn du handelſt gegen meinen Vortheil und wohl auch gegen den eigenen.“

„Erwäge auch,“ mahnte Winfried ruhig, „daß ich nichts gethan habe ohne dein Wiſſen. Mein Beruf iſt, auf der Männererde den Frieden Gottes zu verkünden, wie durfte ich mich weigern dem Helden Karl den friedfertigen Wunſch des Ratiz zu melden. Wir vernahmen, daß der Räuber mit manchem aus ſeinem eigenen Volke verfeindet iſt, und dem großen Frankenherrn ſelbſt war willkommen, auch über die Slaven an der Grenze ſeine Herrſchaft zu breiten.“

„War es ihm willkommen,“ zürnte Gerold, „mir und

Anderen, die an der Grenze gebieten, wäre es verhaßt und unleidlich. Meinſt du, daß wir den Ratiz als Grenzgrafen neben uns dulden werden, zu unſerm Schaden an Land und an Zehnten? Und heut ſage ich dir, mich freut's, daß es mir und meinen Fürſprechen gelungen iſt, ihn bei Herrn Karl zu hindern. Ohne günſtigen Beſcheid kehren die Sorben zurück und dem Ratiz iſt befohlen über die Saale zurückzuweichen."

„Und wenn er es nicht thut?" frug Winfried.

„Dann ſoll er der erſte ſein, den wir fällen, damit Furcht das Slavenvolk bändige."

„Wenn aber ſeine Landsleute ihm helfen?"

„Das gerade iſt, was ich will," rief Gerold. „Meinſt du, ich habe Luſt, dieſen Sommer mein Schwert müßig in der Scheide zu tragen?"

„Und neu erhebt ſich Mord und Brand und die Greuel des Grenzkrieges," erwiederte Winfried traurig, „zerſtörte Höfe ſehe ich, erſchlagene Wirthe und die Wehrloſen gleich dem Vieh getrieben, verwildert auch die Herzen der Sieger."

„Ich habe dich weiſe gefunden auch in weltlichen Dingen," verſetzte Gerold, „dieſe Rede aber dünkt mir thöricht. Ob du die Thüringe deiner Lehre unterwirfſt, das häng[illegible]tzt nicht allein von den Gebeten ab, die du ihnen vorſpri[illegible] ſondern von den Schlägen, welche ich mit einem Volkshee[illegible] Wenden zutheile. Denn die Heiden werden dir nur dan[illegible] Hälſe zuneigen, wenn ſie unter dem Chriſtenbanner Sie[illegible]halten. Und wenn du einſt die Oſtvölker bekehren willſt, ſo werden auch dieſe erſt auf deine Worte hören, wenn ſie erkennen, daß ihre Götzen nicht mehr Sieg ſpenden."

„Mein Werk iſt es, den Völkern der Erde den Frieden des Gottesreiches zu verkünden," antwortete Winfried, „dein Amt iſt, die Feinde des Frankenherrn niederzuwerfen. Durch viele Jahre habe ich erfahren, daß die heilige Lehre nicht plötzlich Sinn und Gedanken der Männer wandelt und manches

Menſchenalter mag vergehen, bevor die Chriſten ſelbſt die Worte der Liebe und des Erbarmens begreifen. Ich weiß auch, daß nur ein Volk, welches den Heiden ſiegreich widerſteht, ſich den Chriſtenglauben bewahrt, darum will ich, daß die Herrſchaft der Franken ſich ſo weit breite, als es mir gelingt, meinem Himmelsherrn Bekenner zu gewinnen. Mit dem hohen Fürſten Karl habe ich dies vereinbart, daß er der einzige weltliche Herr ſein ſoll über alles bekehrte Heidenland, wie der Biſchof zu Rom der einzige Vogt des Himmelsherrn. So weit wünſche ich dir Sieg und ich darf zu dem Allwaltenden flehen, daß er ihn deiner Heldenkraft gewähre. Aber wenn du den Kampf begehrſt aus Begierde nach Kriegsruhm und Beute, dann hüte dich, daß nicht auch dich die Strafe treffe, wenn du aus dieſem kurzen Leben in das ewige hinübergehſt.“

„Meine Sorge um das Himmelreich habe ich in deine Hände gelegt, Biſchof,“ ſagte der Graf mit geheimem Bangen, „und ich vertraue, du wirſt meinen Vortheil dort wahrnehmen, wie auch ich hier für den deinen kämpfen will, obgleich du mir zuweilen widerſtehſt. Und ſo laß uns wieder gute Geſellen ſein; ich reite an die Grenze, und bald mag deine Fürbitte mir heilſam werden.“

Er ſchritt klirrend aus der Thür und Winfried ſprach hinter ihm ſtill zu ſich ſelbſt: „Ich hole mir beſſere Freude bei meinen kleinen Pfleglingen.“ Er wandelte in das Arbeitshaus, grüßte die Frauen und Kinder, ſchritt mit Walburg durch alle Räume, ließ ſich berichten was in ſeiner Abweſenheit gethan war, und betrachtete die Werke des Webſtuhls und die Schätze der Vorrathskammer. Lächelnd rührte er an das Schleiertuch der Jungfrau, welches die eine Hälfte ihres Geſichtes deckte. „Ich muß die Kunſt des Arztes rühmen, denn gut hat er dir die Wunde geheilt und der Schade wird noch durch die Zeit gebeſſert. Bald kommt wohl Einer und der Andere und begehrt dich zur Hausfrau. Wir aber werden dich ungern miſſen, denn dein Sinn iſt feſt und was deine Hand berührt, gedeiht. Du biſt zur Hälfte geſchleiert, vielleicht gibt Gott dir die Gnade, daß du dein ganzes Leben ſeinem Dienſte weihſt.“

Da erröthete Walburg, aber ſie ſah dem Biſchof offenherzig in das Geſicht als ſie antwortete: „Oft kam mir der Gedanke, für mein Leben hier zu bleiben, als ich mit der Wunde ſaß; denn ſelig iſt der Frieden in deiner Nähe und viel Leidvolles habe ich erfahren. Aber, mein Vater, auch ohne Gelöbniß bin ich gebunden an das Schickſal eines Andern. Zürne nicht, wenn ich dich an den Mann mahne, welcher frevelhaft das Eiſen gegen dein Haupt gehoben hat.“

Die Stirn des Biſchofs umwölkte ſich, war es Zorn gegen Ingram oder Unwille, weil Jemand ſeinem Wunſche widerſtand, im nächſten Augenblick ſah er wieder gütig auf das Weib, welches flehend die Hände faltete. „Sie haben ihm den Frieden genommen, Walburg, nachdem er ihn vorher ſelbſt verloren hatte.“

„Deshalb will ich zu ihm, ehrwürdiger Vater.“

„Du, Jungfrau?“ frug Winfried erſtaunt, „in die Wildniß, in ein fernes Land, zu einem verachteten Haupte?“

„Wo er auch athme, wie er auch lebe, in dem wilden Wald, unter dem Fels, bei Raubthieren und Raubgenoſſen, ich will zu ihm. Denn, Herr, ich bin's ihm ſchuldig.“

„Deinem Vater im Himmel biſt du ſchuldig nichts zu thun, was gegen ſeine Gebote iſt. Auch Zucht und Sitte ſind dem Weibe geboten und waghalſiges Preisgeben des eigenen Lebens iſt ihm Unrecht.“

„Ich verſtehe die Lehre, ehrwürdiger Vater,“ verſetzte Walburg demüthig. „Sonſt habe ich mich züchtig gehalten und ſtolz gegen werbende Knaben, auch gegen ihn. Er aber hat ſeine Freiheit um mich gewagt und ſein Leben. Frevelhaft war das Wagniß, ich weiß es, mein Vater, und allzuhart habe ich es ihm ſelbſt geſagt, das reut mich jetzt. In Noth und

Elend iſt er um meinetwillen gekommen, ich will gehen ihn zu retten."

„Vermagſt du das, Mädchen?"

„Der liebe Gott wird mir gnädig ſein," entgegnete Walburg.

„Weißt du ſchon," frug Winfried prüfend, „ob er ſich deine Nähe begehrt? Bauſt du auf das Verlangen, das er einſt hatte dich zu beſitzen? Walburg, mein armes Kind, das Angeſicht, welches er holdſelig fand, haſt du verderben."

Walburg ſah vor ſich nieder und um ihren Mund zuckte der Schmerz. „Bei Tag und Nacht habe ich daran gedacht, und ich fürchte ſehr, mein Antlitz iſt ihm verleidet. Aber mein toter Vater war ſein Gaſtfreund und er wird die Tochter als eine gute Bekannte aufnehmen, wenn er ſich auch fortan ein anderes Weib begehren ſollte."

„Wo birgt ſich der Heilloſe?"

„Oben im Bergwalde, ſein Diener Wolfram wird mich zu ihm führen."

„Und wenn ich dir verbieten wollte, dein Leben und deine Seele an die Wildniß zu wagen, was würdeſt du dann thun?"

Walburg ſank vor ihm auf die Knie und die gerungenen Hände zu ihm aufhebend, antwortete ſie leiſe: „Ich müßte doch gehen, ehrwürdiger Vater."

„Walburg," rief der Biſchof drohend und zornig blitzten ſeine Augen. Schnell erhob ſich Walburg. „Was hat dich getrieben, Herr, als du hierher kamſt unter die Heiden? Dein heiliges Haupt gibſt du täglich dem Haß und der Bosheit deiner Feinde preis. Sorglos und fröhlichen Herzens reiteſt du durch die Dörfer der Heiden und fragſt nie, ob dich ein Pfeil aus dem Dickicht treffe. So großes Vertrauen bewahrſt du auf Gottes gnädigen Schutz, und du zürnſt der Magd, die in deiner Nähe lebt, daß auch ſie ihr Leben an die Gefahren der Wildniß wagt. Groß iſt dein Amt, ehrwürdiger Vater, vielen Tauſenden willſt du Rettung bringen aus dem Verderben, ich bin ein armes Weib, ich habe nur ein Leben, um daß ich bete und weine, aber den Muth habe ich wie du, einen Willen wie du; und ſolange ich frei auf meinen Füßen wandle, werde ich meine Schritte dorthin richten, wo er ſein ruheloſes Haupt birgt. Denn ich erkenne, arge Unholde ſchweben um ihn und bedrängen ſeine Seele, und darum muß ich eilen ihn zu retten, wenn ich es vermag."

„Als ein geſchworener Mann des Himmelskönigs fahre ich über die Haide und durch den Wald," verſetzte Winfried ernſt, „in meinem Amte wage und dulde ich, du aber, wenn du dich einem Unſeligen geſellen willſt, folgſt der Leidenſchaft, welche auf Erden das Weib an den Mann bindet. Nicht meines Amtes iſt, dein Thun zu rühmen oder zu verdammen. Wäre ich in Wahrheit dein Vater und ſtünde mir zu, dir den Gemahl zu wählen, ich würde dich hindern oder dich ſelbſt begleiten. Als dein geiſtlicher Berather ſage ich dir, die Abſicht kann ich nicht tadeln, die wilde Fahrt darf ich nicht loben." Er wandte ſich von ihr, da er aber die Jungfrau regungslos mit geſenktem Haupt ſtehen ſah, trat er wieder zu ihr und nahm ſie gütig bei der Hand. „So muß ich als Biſchof ſprechen, aber wenn du doch den Unholden Trotz zu bieten wagſt, ſo werde ich darum nicht ſchlechter von dir denken, während der Fahrt will auch ich in deiner Sache zu dem Herrn beten, ob er mich gnädig erhört, und wenn du zu mir zurückkommſt, wie du gegangen biſt, ſo will ich dich empfangen als mein wiedergefundenes Kind." Walburg neigte ihr Haupt und der Biſchof betete über ihr.

Winfried kehrte in ſein Gemach zurück, und nachdenklich ſprach er zu ſich ſelbſt: „Mein Geſelle Gerold iſt der redlichſte unter den Franken, die ich kenne. Auch die Magd, welche ihr Leben für einen Verſchollenen hingeben will, mag wohl in dieſem Lande eine der beſten ſein, und doch ſind beide nicht echte Erben des Gottesreiches. Furchtbar iſt es zu denken, wie gering die Zahl Solcher iſt, welche das Leben im Erdgarten nur als Vorbereitung betrachten für die Halle der Herrlichkeit." „Komm, mein Sohn,“ rief er dem eintretenden Gottfried zu, „ich ringe mit ſchweren Gedanken, und deine Nähe wird mir eine Erquickung. Doch mit Sorge ſehe ich, daß dein Antlitz bleich und deine Miene verhärmt iſt; was Andere zu wenig üben, das thuſt du im Uebermaß. Ich lobe nicht dein Entbehren der Speiſe, nicht dein nächtliches Wachen und nicht die Geißelſchläge, die, wie ich durch die Wand höre, deinen Rücken treffen. Grüble nicht über Träume und ängſtige dich nicht, daß flatternde Gedanken dir das reine Gewand deiner Seele verderben können. Zu einem arbeitſamen Gehilfen an hartem Werke hat dich der Herr beſtimmt, und kraftvoll brauche ich dich, denn viel iſt noch zu thun. Krieg ſteht bevor an der Grenze, aus unſerer Friedensſaat iſt er aufgegangen; und wir haben zu ſorgen, daß die jungen Gemeinden nicht von den Unholden zerſchlagen werden. Deinen Reiſegenoſſen Ingram hat das Urtheil getroffen und wir wollen darauf ſinnen, wie wir dem Friedloſen die Rückkehr in die Heimat bereiten, denn er gehört zu den Kindern unſeres Gebetes. Fortan bete du auch für Walburg, die Jungfrau. Sie hat ſich eigenwillig von uns gelöſt und geht zu dem Friedloſen in die Wildniß.“

Gottfried ſchwieg, aber ein Schauer fuhr ihm über den Leib und er ſtützte ſich an die Wand, der Biſchof ſah erſchrocken auf die gebrochene Geſtalt. „Gottfried, mein Sohn,“ rief er, „was iſt mit dir?“ Da ging der Mönch leiſe an die Truhe, in welcher die heiligen Gewänder lagen, nahm die Stola hervor und that ſie dem Biſchof mit flehendem Blick um. Winfried ſetzte ſich in den Stuhl, der Mönch kniete an ſeiner Seite und faltete die Hände über den Knien des Biſchofs; faſt unhörbar waren die Worte, welche er ſprach, aber dem ſtarken Mann klangen ſie wie ein Schlachtruf in das Ohr, und als der Jüngling geendet hatte und mit ſeinem Haupte auf den Knien des Biſchofs lag, ſaß dieſer über ihn gebeugt und hielt die heiße Stirn des Betenden, ſo voll von Schmerz wie der Jüngling ſelbſt.

7.

Unter den Schatten.

Am nächſten Morgen ſchritt Walburg mit ihrem Führer dem Walde zu. Hinter ihr rief Gertrud traurig in die Flur: „Neig dich Laub und neig dich Gras, denn eine freie Magd will ſich vom Sonnenlicht ſcheiden.“

In dem lichten Gehölz über dem Dorfe weidete die Rinderherde. Die Kühe liefen neugierig aus dem Gebüſch und ſtarrten die Jungfrau an, auch der Hirt trat an den Weg, bot den Gruß und frug, wohin ſie im Frühlicht wandle. „In die Berge,“ antwortete Walburg leiſe und der Mann ſchüttelte den Kopf. Ein vorwitziges Kalb trabte hinter ihr her und roch an ihrem Korbe. „Weiche von mir, Braunchen,“ mahnte ſie, „denn der Weg, den ich gehe, wäre dir gefährlich, du haſt Frieden bei den Leuten, alle müſſen dich beachten, wenn du auch nur ein Jährling biſt, und wenn dich ein Fremder ſchädigt, ſo muß er es deinem Herrn ſchwer büßen. Der aber, den ich ſuche, iſt ärmer als du, denn Jeder darf ungeſtraft ſeinen heißen Muth an ihm kühlen, und ſchutzlos ſchweift er ohne Recht.“ Sie faßte ihren Handkorb feſter und eilte dem Führer nach.

Auf dem Gipfel des Hügels wandte ſie ſich um und ſtreckte die Hand grüßend nach der ſonnigen Ebene aus, ſie ſchaute über die Beute der Ackerflur, auf die grauen Dächer des Dorfes und auf den Meierhof, in dem ſie Zuflucht gefunden hatte; ſie dachte an die Kinder, wer ihnen das Frühbrot austheilen werde, und ſah die Brüder mit heißen Wangen bei ihren Holztafeln in der Schule ſitzen, und den kleinen Bezzo, der ſchreiend durch den Hof lief ſie zu ſuchen. „Wenn er ſchreit, wird er die

Schule ſtören, und ich fürchte, ſie werden ihn abſtrafen, weil er um mich weint.“ Und vor ihrem Auge erſchien das ernſte Angeſicht Winfrieds, als er zu ihr ſprach: „Du folgſt irdiſcher Liebe und auf dieſe Welt haſt du deine Sache geſtellt, ich aber auf jene.“ Da ſeufzte ſie: „Ob er mir im Herzen zürnte, das möchte ich wohl wiſſen. Aber er hat mich doch geſegnet,“ tröſtete ſie ſich. „Vielleicht bittet er gerade jetzt zum Himmelsherrn für mich, wie er mir verhieß, und unter ſeinem Gebet fahre ich ſicher dahin; denn ich denke, er muß dem großen Gott ſehr lieb ſein und ihm zu Gefallen werden mich die Himmelsboten beſchützen. Doch meinetwegen fliegen ſie ſchwerlich, weil der Friedloſe ſich ſo gröblich gegen den Biſchof erhoben hat.“

Längs dem rauſchenden Bach gingen ſie wohl eine Wegſtunde, bis ſie dahin kamen, wo die letzten Markzeichen in den Grenzbaum gehauen waren und die Geleiſe der Holzwagen aufhörten. Dort begann die Wildniß, welche nur der Jäger betrat, ein ſcheuer Wanderer, der über die Berge zog, und der geſetzloſe Räuber, welcher heimatlos über die Erde irrte. Vor ihnen erhob ſich der wilde Wald. Urſtämme mit langen Flechten umhangen glänzten ſilbergrau, gleich rieſigen Säulen, welche hoch oben das Laubdach trugen. Dichter Schatten deckte den Grund, über dem Wurzelgeflecht und geſtürzten Stämmen lag die grüne Moosdecke und große Farnwedel breiteten ſich in der Dämmerung. Wolfram zog die Mütze, wie dem Jäger geziemte, wenn er unter die Wildbäume trat, und Walburg neigte ſich mit ehrfürchtigem Gruß gegen den Hochwald: „Ihr Gewaltigen wachſt frei gegen den Himmel, Sonnenſchein und Regen fühlt ihr auf den Gipfeln und der Quell im Felſen netzt euren Fuß. Gönnt auch mir das Gute, das ihr uns Fremdlingen gewährt, wenn wir euch furchtſam nahen, die Waldfrucht als Koſt, weiches Moos als Lager, eure Zweige als Decke und eure Stämme als eine Ringburg gegen die Feinde.“ Noch einmal wandte ſie ſich zum Lichte zurück, dann trat ſie beherzt in den Schatten.

Wohl eine Stunde führte Wolfram zwiſchen den Stämmen über Berg und Thal. Endlich hielt er auf der Höhe vor einer rieſigen Buche und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Dies iſt der Baum.“ Er bog vorſichtig das Farnkraut zurück, hob ein Stück Buchenrinde ab, welches die Höhlung verdeckte und wies hinein. Dann ſpähte er vom Höhenrand rings umher. Nichts war zu ſehen. „Es iſt noch nicht die Zeit, in welcher er kommt, doch biſt du ſicher, daß er heut nicht ausbleibt, denn er hofft auf ſein Roß.“

Der Jungfrau pochte das Herz als ſie um ſich ſah, eine Rieſenſäule hinter der andern, bis die fernſten ſie dicht einhegten wie eine ungeheure Mauer. „Wir ſcheiden, Wolfram, weiche zurück nach dem Hofe und laß mich hier, daß ich ihn allein treffe.

„Wie darf ich ein ſpeerloſes Weib unter dem wilden Gewächs zurücklaſſen!“ verſetzte Wolfram unwillig.

„Geh dennoch, du Treuer, was ich mit ihm zu reden habe, geht uns allein an und kein Anderer ſoll es hören. Willſt du mir freundlich ſein, ſo kehre morgen um Mittag hierher zurück und frage den Baum, wie es um mich ſteht. Ich will es, Wolfram, und du kränkſt mich, wenn du anders thuſt.“

Wolfram ſtreckte ihr die Hand hin. „Fahre wohl, Walburg, ich ginge nicht, aber ich weiß, daß der Andere nicht lange ſäumen wird.“ Er ſchritt abwärts ſolange die Jungfrau ihn ſehen konnte, dann warf er ſich auf den Boden. „Harren will ich, bis ich ſeine Geſtalt merke, damit ihr Jemand nahe bleibt, der den Waldbrauch kennt.“

Walburg ſaß allein unter dem Baum, ſie legte die Hände zuſammen und blickte empor nach der Höhe, wo ſie den blauen Himmel nicht mehr ſah, nur Aeſte und Blätter. Unter den grauen Stämmen herrſchte tiefes Schweigen, ſelten tönte von hoch oben der Ruf eines Vogels. Da fuhr es leiſe am nächſten Baumſtamm herab, ein Eichhorn ſetzte ſich ihr gegenüber auf den Aſt, neigte ihr zuweilen den kleinen Kopf zu und blickte ſie mit den runden Augen an, während es eine Ecker in den

Pfoten hielt und daran nagte. Auch Walburg grüßte das Waldthier und ſprach rühmend: „Gut ſtehen dir deine Ohrbüſchel und dein ſtolzer Schweif; ſei mir freundlich, Rothhaar, denn ich ſinne dir nichts Böſes, und könnte ich dir helfen mit Eicheln und Eckern in deinem Haushalt, ich thäte es gern. Doch reicher biſt du als ich, denn du hältſt dein Weſen hoch in der Baumhalle, wir Menſchenkinder aber ſchreiten beſchwerlich über die Wurzeln. Ich kümmere mich um einen, den du leicht erſpähſt, wenn du durch die Wipfel ſchweifſt, ſiehſt du ihn auf ſeinem Wege, ſo laufe vor ihm, daß du ihn zu mir führſt.“ Das Eichhorn nickte mit dem Kopf, warf die Frucht auf den Boden und fuhr eilig den Stamm hinauf.

„Es thut nach meinem Willen,“ ſprach Walburg lächelnd. Da vernahm ſie einen ſchnellen Schritt, ſie hörte ſich beim Namen rufen und ſah den Friedloſen, der zwiſchen den Stämmen auf ſie zuſprang, ſich neben ihr in das Moos warf und ihre Hand faßte. „Kommſt du doch,“ rief er, und in dem frohen Schreck verſagte ihm die Stimme. „Dich noch einmal zu ſehen, habe ich heimlich gehofft und täglich wandelte ich über das Moos wie gebannt an den Baum.“ Walburg ſtrich ihm liebkoſend die Wange und das Haar. „So bleich das Antlitz, verworren die Locke und hager der Leib, du armer Schatten, der das Sonnenlicht meidet, dir war der Wald feindlich, denn dein Ausſehen iſt vergrämt und dein Auge ſtarrt wild auf das Kind deines Gaſtfreunds.“

„Es iſt unmenſchlich im Walde und fürchterlich iſt die Einſamkeit für den Ausgeſtoßenen,“ erwiederte Ingram, „ſeinen Fuß klemmt die Baumwurzel, die Aeſte raufen ihm das Haar und die Krähen in der Höhe reden mißtönend mit einander, ob er ihnen zum Fraß wird oder nicht.“ Er fuhr empor. „Weiß ich doch nicht, ob ich mich freuen ſoll, da ich dich ſehe; du kommſt von den Prieſtern und du gehſt zu ihnen zurück, um ihnen die gute Botſchaft zu verkünden, daß du mich in Elend und Jammer gefunden haſt.“

„Ich war bei den Prieſtern und ich komme zu dir," antwortete Walburg feierlich, „aus dem Hof der Chriſten bin ich gegangen, um für dich zu ſorgen, wenn ich es vermag; die Menſchen habe ich verlaſſen und den wilden Wald habe ich gewählt, wenn du mich haben willſt."

„Walburg!" ſchrie der Friedloſe, warf ſich wieder neben ihr auf den Grund, er umſchlang ſie mit ſeinen Armen, drückte ſein Haupt an ihren Leib und ſchluchzte wie ein Kind.

Walburg hielt ihm das Haupt, küßte ihn auf ſein Haar und ſprach ihm tröſtend wie eine Mutter zu: „Sei ruhig, du Wilder, iſt dein Schickſal auch ſchwer, du haſt eine, die dir's tragen hilft. Auch ich bin aufgewachſen nahe der Wildniß und nahe den Räubern der Grenze; die Bedrängten rettet wohl geduldiger Muth. Setze dich dort mir gegenüber, Ingram, und laß uns bedächtig reden wie ſonſt, wenn wir am Herde meines Vaters zu einander ſprachen."

Ingram ſetzte ſich gehorſam, aber er hielt ihre Hand feſt.

„Drücke auch nicht ſo traulich meine Hand," mahnte Walburg, „denn ich habe dir Schweres zu ſagen, was der Mund eines Mädchens nicht gern ſpricht." Ingram aber unterbrach ſie: „Bevor du redeſt, höre auch meine Meinung." Er hob einen Kieſel aus dem Mooſe und warf ihn hinter ſich. „So thue ich ab, was uns trennte, vergiß auch du, Walburg, was dich an mir gekränkt hat, gedenke nicht der Sorbenfeſſel und nicht der Löſung durch die Fremden, und ich flehe, verſtöre mich nicht durch ſtrenge Rede, denn ſo ſelig fühle ich mich jetzt, da ich dich vor mir ſchaue und deine Treue erkenne, daß ich um Bann und Friede wenig ſorgen will. Du biſt meinem Herzen ſehr lieb und heut, wo du zu mir kommſt, mag ich an nichts denken als an dich und mich deiner zu freuen."

Der Schleier, welcher das halbe Antlitz der Jungfrau verhüllte, bewegte ſich. „Sieh doch erſt zu, Ingram, wen du lieb haſt, wir loben den Freier, der vorher betrachtet was er erwerben will." Sie ſchlug den Schleier zurück, eine rothe Narbe zog ſich über die linke Wange, eine Hälfte des Geſichts war ungleich der andern. „Das iſt die Walburg nicht, deren Wange du einmal geſtreichelt haſt.“ Er ſah das Angeſicht vor ſich, welches ihn damals erſchreckt hatte, wo er das Schwert gegen den Biſchof hob. Sie blickte ſpähend nach ihm, und als ſie ſein Staunen ſah, verhüllte ſie die Wange wieder und wandte ſich ab um ihre Thränen zu verbergen.

Ingram rückte ſich näher und rührte leiſe an die andere Wange. „Laß mich dieſe küſſen,“ ſagte er treuherzig. „Ich bin erſchrocken, denn wild ſteht die Narbe in deinem Geſicht, aber ich weiß, daß du ſie erhalten haſt als ich ein Thor war; und die Männer und Frauen werden dich darum nicht weniger ehren.“

„Du ſprichſt ehrbar, Ingram, aber ich fürchte, mein Anblick wird dir dereinſt mühſelig, wenn du mich mit Andern vergleichſt. Ich bin ſtolz und wenn ich dein Weib werde, ſo will ich dich allein haben für Leben und Tod, denn das iſt mein Recht. Auch ich will dir ſagen, wie mir ums Herz iſt. Als ich noch ausſah wie andere Mädchen, hatte ich dich mir als Ehewirth gehofft, und wenn du nicht mein Gemahl wirſt, ſo wird es ſchwerlich ein anderer Mann auf Erden, auch wenn mich einer begehren wollte. Vor kurzem aber hörte ich eine Stimme, die wie aus meinem Innern zu mir ſprach, daß ich mich einem andern Herrn verlobe, dem Himmelsgott, der ſelbſt die Wundenmale trug. Den halben Schleier haben ſie über mich gelegt; ob ich dereinſt mein Haupt ganz verhülle oder nicht, darum ſorgte ich in bitterer Angſtſtunde.“

Ingram ſprang auf. „Viel Böſes wünſche ich den Prieſtern, denn ſie haben deine Gedanken von mir abgewandt.“

„Das haben ſie nicht gethan,“ verſetzte Walburg eifrig, „du kennſt ſie nicht, die du ſchmähſt. Setze dich wieder und höre ruhig, denn zwiſchen uns ſoll Vertrauen ſein. Stündeſt du im Glück vor mir, ſo würde ich vielleicht mein Herz verbergen und wenn du noch bei meinen nächſten Verwandten um mich werben wollteſt, ſo wäre dir die Freite langwierig wegen der Narbe, denn ich würde deiner Beſtändigkeit nur ſchwer trauen. Jetzt aber ſehe ich, daß dir ein Freund noth thut und daß dein Leben in großer Gefahr iſt, da iſt die Angſt um dich in mir übermächtig geworden und ich bin zu dir gekommen, damit du unter den Raubthieren nicht verwilderſt und wenn ich's hindern kann, im Walde nicht vergeheſt. Denn ich weiß, und du weißt es auch, daß ich in der Noth zu dir gehöre." Sie nahm den Schleier ab: „Sehen ſollſt du mich fortan wie ich bin, ich verſtecke mein Geſicht nicht vor dir."

Wieder warf ſich Ingram an ihrer Seite nieder und umfing ſie. „Sorge nicht um meine Rettung und nicht um meine Seligkeit, an beiden liegt mir wenig, wenn du mir nicht ſagſt, was ich hören will, daß du zu mir kommſt, weil du mich lieb haſt."

„Ich will mich dir angeloben," ſprach Walburg leiſe, „wenn du mir daſſelbe thuſt."

Jauchzend zog er ſie in die Höhe. „Komm, wo die milde Sonne ſcheint, daß wir die heiligen Worte ſprechen." Aber als er ihr in die Augen ſah, die in Liebe und Zärtlichkeit an ſeinem Angeſicht hingen, verwandelte ſich ſeine Geberde, die herbe Sorge fiel ihm auf das Herz und er wandte ſich ab. „Wahrlich," rief er, „ich bin werth unter Wölfen zu hauſen, daß ich die Tochter des toten Gaſtfreunds dem Grauen der Wildniß preisgeben will. Vergeſſen habe ich, wer ich bin. Jetzt ſehe ich um mich graues Holz und wildes Kraut und ich höre über mir den Schrei der Adler. Uebel habe ich mein eigenes Leben berathen, aber ein niedriger Mann bin ich nicht und die Treue eines Weibes mag ich nicht mißbrauchen, damit auch ſie verderbe. Geh, Walburg, es war nur wie ein luſtiger Traum." Er lehnte ſich an einen Baum und ſtöhnte, Walburg hielt ſeinen Arm feſt.

„Ich ſtehe doch unverſehrt an deiner Seite und ich vertraue auf den mächtigen Schutz deſſen, den wir Vater nennen und dazu auch auf Speer und Schwert meines Helden, an dem ich mich feſthalte."

„Ich war ein Krieger, jetzt bin ich ein ruchloſer Schatten. Es iſt hart, Walburg, Feuer und Rauch zu meiden, noch härter, jedem Wanderer ſcheu aus dem Bereich ſeiner Augen zu weichen oder eines Kampfes gewärtig zu ſein ohne Feindſchaft und Grimm, nur weil der Andere nach dem Friedloſen wie nach einem tollen Hunde ſchlägt. Aber härter als Leibesnoth und Mord im Waldesdunkel iſt es, feige das Haupt zu bergen und unrühmlich dahinzuleben wie das Ungeziefer unter den Bäumen, unerträglich iſt ſolches Lungern und die einzige Hilfe wird ein ſchnelles Ende im Schwertkampf. Geh, Walburg, und willſt du mir deine Liebe erweiſen, ſo ſage einem, der einſt mein Mann war, daß er mir ein gezäumtes Roß herführe, damit ich mir die letzte Rache ſuche.“ Er warf ſich auf den Boden und barg das Geſicht in dem Moos.

Walburg fühlte heiße Angſt um den Liegenden, aber ſie zwang ſich zu muthiger Rede; neben ihm ſitzend ſtrich ſie ihm die wirren Locken zurecht. „Thuſt du doch, als ob du Niemand im Lande hätteſt, der noch um dein Wohl ſorgte. Schon Mancher, der den Frieden verloren hatte, gewann ihn zurück, wenn der Zorn geſchwunden war. Es that Vielen leid, daß der Spruch gegen dich fiel. Herr Winfried ſelbſt hat bei dem Grafen für dich gebeten.“

„Sage mir das nicht zum Troſte,“ fuhr Ingram zornig auf, „ganz widerwärtig iſt mir ſolche Bitte und verhaßt jede Gutthat des Prieſters. Vom erſten Tage, wo ich ihn ſah, hat er mich richten und ſchicken wollen wie einen Knecht, dich und mich wollte er hinterliſtig für ſich benützen. Als ich das Urtheil über mich vernahm, da dachte ich beſſer von ihm als je zuvor, wenn ich ihn auch haßte, denn ich meinte, er hat doch den Mannesſinn, ſich an ſeinem Feinde zu rächen. Sein Mitleid aber iſt mir das Unerträglichſte von Allem, denn ganz will ich ihm verleidet ſein.“

Walburg ſeufzte. „Wie darfſt du ihn ſchelten, er übt doch nur was ihm der Glaube gebietet, Gutes zu thun ſeinen Feinden.“

„Vielleicht kommſt auch du zu mir, Chriſtenmädchen, um Gutes zu thun nach deinem Glauben, und im Innern verachteſt du mich."

Walburg ſchlug ihn leiſe auf das Haupt. „Dein Kopf iſt hart und deine Gedanken ſind ungerecht." Und ſie küßte ihn wieder auf die Stirn. „Nicht allein der Biſchof iſt dir wohlgeſinnt, auch der neue Frankengraf hat dich gegen den Bruno bedauert, dein Schwert hat er hoch gerühmt und wie ungern er dich miſſen würde bei der nächſten Schwertreiſe gegen die Slaven. Denn vernimm, du Held der Thüringe, ſie ſagen, daß noch dieſen Herbſt nach der Ernte ein Volksheer gegen die Wenden geboten wird."

Ingram fuhr auf. „Ha, das iſt gute Kunde, Walburg, wenn ſie auch mich Unſeligen ausgeſchloſſen haben."

„Höre noch Anderes," fuhr Walburg fort, „der große Frankenfürſt liegt, wie ſie ſagen, ſelbſt gegen die Sachſen im Felde und überall rüſten die Helden zu neuem Streit."

„Du machſt mich toll; meinſt du, ich werde überleben von den Schwertgenoſſen getrennt zu ſein, wenn ſie ſich Ehre erwerben?"

„Ich denke darauf, daß du in ihren Reihen kämpfen ſollſt, und auch darum bin ich hier."

Ingram ſah erſtaunt zu ihr auf, aber ein Hoffnungsſtrahl fiel in ſeine Seele und er frug: „Wie kannſt du mir dazu helfen?"

„Noch weiß ich es nicht," antwortete Walburg muthig, „aber ich hoffe Gutes für dich. Ich gehe zu dem Grafen, und wenn er nichts vermag, zum Frankenfürſten ſelbſt in die Fremde, und ich flehe zu unſern Landsleuten. Von Hof zu Hof will ich wandern und bitten, vielleicht, daß ſie mir günſtig ſind, weil ſie dein Schwert jetzt gebrauchen."

„Du treues Mädchen!" rief Ingram hingeriſſen.

„Und doch willſt du mir verwehren dir zu helfen, du thörichter Mann," mahnte Walburg leiſe, „denn du weigerſt dich, mein Gelübde anzunehmen. Wie kann die Jungfrau vor den Fremden für dich ſprechen, wenn ſie dir nicht verlobt iſt.“

Ingram hob die Hand und rief: „Wenn ich leben ſoll und wenn ich jemals noch mit leichtem Muth über die lichte Flur wandle, dann will ich verſuchen, ob ich deiner Geſinnung zu danken vermag.“

„Jetzt ſprichſt du, wie ich’s gern höre,“ ſagte Walburg froh, „und wie mit meinem künftigen Hauswirth will ich Alles mit dir bereden, damit wir ein beſſeres Glück für uns finden. Du behältſt mich bei dir hier im Walde oder wo es ſonſt ſei, ſolange ich dir tröſtlich bin; und wenn es dir gut dünkt, ſendeſt du mich in das Land, damit ich als deine künftige Hausfrau um deine Sachen ſorge. Die Leute werden mir’s glauben, wenn ich es ihnen ſage, daß ich als deine Braut komme. Für den Rabenhof wird es gut ſein, wenn eine Frau nach Ordnung ſieht. Deine Dienerinnen haben ſich verlaufen, und ſie dürfen nicht wiederkommen, denn ich denke allein Herrin im Hauſe zu bleiben.“ Ingram nickte zuſtimmend. „Auch das Vieh braucht Pflege, wie ich merke, und ich werde dir eine Magd werben; das beſpreche ich mit Bruno, der ein beſcheidener Mann iſt. Seinen Rath höre ich auch, wie wir dir den Frieden wiederſchaffen. Nicht ohne ſchwere Buße kannſt du ihn gewinnen, wenn es dir glückt; die Buße wirſt du leiſten, wenn ſie dich auch einen Theil deines Landes koſtet, entweder an deinem Hofe oder an dem Erbacker deiner lieben Mutter im Thale.“ Ingram ſeufzte. „Es war ein ſchwerer Spruch, den ſie gegen dich ausriefen, daß du Friede haben ſollſt, wo dich Niemand ſieht und hört. Aber das harte Wort vermögen ſie mild zu deuten. Auch die Chriſten werden nicht nach dir ſpähen und nicht horchen, bis du wieder ſichtbar und ruchbar wirſt im Volke, wenn du gleich in dem Rabenhofe weilſt, oder im öden Hofe meines lieben Vaters, in den ich gern zurückkehrte. Dies ſind meine Gedanken und jetzt ſage mir die deinen.“

„Mein Gedanke iſt,“ rief Ingram, „daß ich ein gutes Weib haben werde, wenn das Schickſal mir verſtattet im Lichte zu leben, und eine Hausfrau, die verſtändiger für das Rechte ſorgt als ihr Wirth.“

„So rühme ich dich, Ingram,“ fuhr Walburg ſiegreich fort. „Wie wir aus der Noth kommen, weiß der liebe Gott allein, aber ihm vertraue ich und ihm danke ich, daß ich dich im Walde gefunden und dein Herz erkannt habe, wie du geſinnt biſt.“ Sie neigte das Haupt und ſprach das Vaterunſer, Ingram ſaß ſtill an ihrer Seite und hörte auf die Bitten, die ſie raunte. Als ſie darauf neben ihm ſaß mit gefalteten Händen und lächelndem Munde, rührte er leiſe an ihren Arm und bat: „Komm, Walburg, daß ich dich aus dem Schatten in die Sonne führe.“ Das Mädchen wandte ſich zu ihm: „Steht mir die Narbe ſehr häßlich?“

„Ich merke ſie nicht mehr,“ verſetzte Ingram ehrlich.

Walburg ſeufzte. „Vielleicht wirſt du ſie gewohnt. Du aber, mein Held, harre noch ein wenig. Wie du jetzt biſt, darf dich die Sonne nicht ſehen, denn ſie ſcheint ungern durch Löcher im Gewande auf die bloße Haut und auch das wilde Haar ſteht einem Bräutigam ſchlecht. Zieh erſt die Jacke aus, daß ich dir ſie nähe, und ſuche unterdeß den Quell, damit du dir daran das Haupt ſchmückeſt wie ſich’s gebührt.“ Sie öffnete ihren Korb und holte emſig Faden und Nadel hervor. „Allerlei habe ich mitgebracht, was kein Menſch unter den Bäumen findet und was doch Jeder braucht, wenn er Andern gefallen will. Hier iſt dein Bräutigamshemd, ob du es meinetwegen tragen willſt, ich habe es unter Schmerzen genäht als ich krank ſaß. Denn du lebſt jetzt nicht mehr für dich allein, auch für mich haſt du zu ſorgen und vor Allem haſt du darauf zu denken, daß du mir immer gefällſt.“ Sie trieb ihn fort und beſſerte eifrig die Riſſe in dem braunen Wollkleide.

Als er wieder aus der Tiefe auf ſie zuſprang, riß ſie den letzten Faden ab und half ihm die Jacke anziehen und vom Mooſe ſäubern: „So gefällſt du mir, denn ganz verwandelt ſiehſt du unter den Bäumen. Und jetzt, Ingram, bin ich bereit dir zu folgen, wohin es auch ſei.“ Sie packte ihr kleines Geräth zuſammen, und als er den Korb heben wollte, wehrte ſie es. „Das geziemt dem Krieger nicht, nur mich ſelbſt darfſt du tragen, wenn mich die Kraft verläßt. Gib mir deine Hand, damit ich mich darauf ſtütze.“

So ſchritten ſie ſchweigend neben einander über den Moosgrund bis zu einem Felshaupt, das ſich zwiſchen den Bäumen erhob. Der Stamm, welcher einſt darauf geſtanden hatte, war gefallen und auf der Stätte blühten im Sonnenlicht wallende Gräſer, Haidenröschen und blaue Glockenblumen. Da drückte ſie ſeinen Arm und mühte ſich ihre Bewegung unter einem Lächeln zu verbergen: „Halt an, Ingram, und vernimm noch das Letzte. Deine Braut will ich werden zu dieſer Stunde, aber dein Ehegemahl wird die Tochter deines Gaſtfreundes erſt im Ringe der Verwandten, wenn mein Oheim die Frage der Vermählung thut. Denn der Sitte gedenken wir, auch wenn wir allein ſind. Bis dahin liegt zwiſchen uns ein blankes Meſſer, das du mir einſt geſchenkt.“ Sie zuckte in ihr Gewand und hob die Klinge heraus, die ſie in der Halle des Ratiz gegen ſich gebraucht hatte. „Denke an das Meſſer, Ingram, wenn du meine Wange nicht ſiehſt.“

„Leidig iſt das Meſſer,“ rief Ingram unwillig.

„Ein guter Warner iſt es,“ erwiederte Walburg und faßte bittend ſeine Hand. „Mahnen ſoll es dich, damit du dein Lebelang deine Hausfrau ehren kannſt.“

Ingram ſeufzte, aber gleich darauf ſprach er mit gehobenem Haupt: „Du denkſt, wie meinem Weibe gebührt.“

Beide traten in das Licht und ſprachen vor der Himmelsſonne ihre Namen und die Worte, durch welche ſich jedes dem andern verlobte für das Leben und den Tod. Als Ingram das Weib nach der Sitte durch ein Zeichen binden wollte und zurück ſah um ein Reis zu brechen, das er ihr um den Arm winde, da ſagte ſie leiſe: „In deiner Taſche barg ich das feſte-

Band, welches mich an dich bindet.“ Er faßte den harten Gurtriemen des Meſſers, das er ihr in der Todesnoth gereicht hatte. Und als er ſie nach dem Verlöbniß umſchlang, da fühlte ſie, wie ſein ſtarker Leib in der Aufregung bebte, und ſie ſah, daß die Sonne ein bleiches und trauriges Antlitz beſchien. Lange hielt ſie ihn feſt und ihre Lippen bewegten ſich. Aber gleich darauf begann ſie heiter: „Jetzt lagere, Held, damit ich dir das Brautmahl bereite, denn das iſt eine Ehre der Braut und ſie läßt ſich's nicht nehmen. Fehlt's heut an anderen Gäſten, ſo laden wir die kleinen Waldvögel, wenn dieſe hier auf der Höhe bereit ſind uns Freundliches zu ſingen.“ Sie zwang ihm die Koſt ein, welche ſie mitgebracht hatte, und legte ihm die guten Biſſen vor, wie einem Kranken. Dabei erzählte ſie ihm gleichmüthig ihre Sorbenfahrt, und von dem Fleiß auf dem Meierhofe, auch von dem Kranz der wilden Gertrud, bis er ſie wieder muthig anlachte.

Die Sonne ſtieg aus der Mittaghöhe hinab und Ingram ſah nach dem Himmel. „Ich erkenne, mein Herr denkt an den Aufbruch,“ ſagte Walburg. „Führe deine Waldbraut, wohin es dir gefällt. Sicher haſt du als rühmlicher Jäger eine Baumhütte, die ich dir ſtattlich machen will.“

„Das Lager des Wildthiers, nach dem du frägſt, iſt unter den Steinen,“ antwortete Ingram ernſthaft, „zufällig habe ich es aufgefunden und außer mir kennt es wohl nur Einer, der lebt. Es iſt weit von hier und ungern führe ich dich hinein; doch iſt es gut, wenn du die Zuflucht kennſt.“

„Komm,“ rief Walburg, „mich ängſtigt, daß deine Augen ſo unruhig umherfahren wenn ich zu dir rede.“

Wieder gingen ſie unter dem Schattendach auf ungebahntem Wege dahin, aus dem Laubwald in Nadelholz, über Berg und Thal, durch Erdſpalten und rinnende Bäche. Einmal hielt Ingram ſtill, warf ſich zu Boden und riß Walburg nach. „In der Nähe läuft ein Saumpfad über die Berge,“ raunte er. Gleich darauf hörte Walburg Männerſtimmen und ſah in einiger

Entfernung zwei Bewaffnete vorüberreiten. Als Stimmen und Hufſchlag verhallten und Ingram ſich erhob, war er bleich wie ein Sterbender und kalter Schweiß lag auf ſeiner Stirn. „Es waren Reiſige des Grafen,“ ſagte er heiſer. Sie ſtrich ihm mit ihrem Tuch über die Stirn. „Halte nur aus, auch der Tag wird kommen, wo dieſe ſich grüßend vor dir neigen,“ aber ſie fühlte tief im Herzen die bittere Scham des Friedloſen. Stumm gingen ſie weiter. Oft hielt Ingram an, lauſchte und ſah ängſtlich um ſich, endlich drangen ſie abwärts durch dichtes Laubholz, zwiſchen dem nur einzelne Hochſtämme ragten. Als Walburg mühſam an den Fuß eines ſteilen Abhangs niedergetaucht war, wo das Gebüſch dicht umſchloß, hielt Ingram an: „Hier iſt die Stelle; fürchte dich nicht, Walburg, und vertraue mir.“ Sie nickte ihm zu, er bog die Zweige auseinander und wälzte eine Steinplatte zur Seite, vor ihm gähnte eine ſchwarze Oeffnung. „Enge iſt der Pfad, der in die Tiefen der Erde führt, hier iſt fortan deine Wohnung, Wolfsbraut.“ Walburg trat ſchaudernd zurück und machte das Kreuzeszeichen. „Biſt du es erſt gewöhnt, dann lachſt du wie ich,“ tröſtete Ingram, aber er ſelbſt lachte nicht. „Ich gehe voran und halte dich an der Hand, bücke dein Haupt, daß der Fels dich nicht verletze.“ Er drang hinein und zog ſie nach. In ſchwarze Nacht ging es eine Strecke abwärts, ſie taſtete mit Fuß und Hand.

„Fürchterlich iſt der Weg in die Totenhölle,“ ſeufzte ſie; er aber zog ſie weiter. „Jetzt ſteh' feſt, damit ich dir leuchte.“ Er ließ ihre Hand los; ſie ſtand auf unebenem Boden, an ihren Seiten war der Fels gewichen und mit Entſetzen griff ſie um ſich in leere Finſterniß. Da erglomm ein Funke, das Licht ging auf und erfaßte einen Haufen Reiſig; bei der rothen Flamme ſah ſie rings um ſich eine gewölbte Höhle, die ſcharfen Zacken des Geſteins blitzten wie Silber und rothes Gold. Vor ihr neigte ſich der Boden ſchräge hinab bis zu einer ſchwarzen Waſſerfläche, welche den hinteren Grund der Höhle bedeckte.

Der Rauch wirbelte aufwärts um den ſtrahlenden Fels, bis er in graulicher Dämmerung ſchwand, wo durch einen Spalt in der Höhe ein bleicher Schimmer Tageslicht hineinfiel. Zwiſchen dem blinkenden Stein, dem ſchwarzen Waſſer und der lodernden Flamme ſank Walburg auf die Knie und ſchloß mit gefalteten Händen die Augen. „Fürchte dich nicht, Walburg,“ ermuthigte Ingram, „iſt der Stein auch kalt und das Waſſer auch tief, dennoch iſt der Felsbau ein guter Schutz.“

„Hier iſt die Behauſung der Heidengötter,“ murmelte Walburg bebend, „in ſolcher Höhle ſchlummern ſie im Winterſturm, wie die Leute ſagen. Jetzt mögen ſie hier weilen, um ſich vor dem Chriſtengott zu bergen, und frevelhaft war es für dich und mich in ihre Nacht zu dringen.“

Ingram ſah unruhig um ſich, aber er ſchüttelte das Haupt. „Hauſen ſie hier, ich habe ſie noch nicht gefunden, obgleich ich gezagt habe ganz wie du, da ich zuerſt hier eindrang. Und wieder zu anderer Stunde habe ich hier gelegen am flammenden Feuer und in ſchwarzer Finſterniß und ich habe ſie mit wildem Muthe gerufen, daß ſie mir helfen, alle heiligen Götternamen. Aber Walburg,“ flüſterte er, „keiner hat mich gehört. Der hohen Menſchenherrin Frija meinte ich gehöre die Steinhalle, denn die Weiſen ſagen, daß ſie gnadenvoll in den Bergen waltet und ſterbliche Männer zuweilen bei ſich aufnimmt. Und da ich verzweifelte und ausgeſtoßen war, ſo wähnte ich, daß ſie mir die Gunſt ihrer Höhle gewährt habe, und obwohl ſich mir das Haar ſträubte, ſo nannte ich ſie doch, ich flehte und ſchrie und gelobte mich ihrem Dienſt, aber ſie kam nicht. Die Flamme loderte wie jetzt, nur in dem Waſſer wirbelte es und ich erkannte eine große Waſſerſchlange, welche umherfuhr. Ich ſchaute in ihr die Göttin, warf mich zu Boden und hörte die Schlange rauſchen, gerade wie jetzt,“ er wies auf das Waſſer, Walburg ſtieß einen gellenden Schrei aus, denn eine große Schlange wand ſich in der Fluth und ihr Kopf hob ſich über die Wellenringe an der Oberfläche.

„Flieh, Ingram,“ flehte Walburg, „ich weiß und es ſteht in den heiligen Büchern geſchrieben, daß ſolcher Wurm dem Menſchen alles Unheil ſinnt.“

„Er bringt Schätze, ſagen ſie,“ verſetzte Ingram leiſe, „doch habe ich hier noch kein Gold erſpäht. Einmal kam die Schlange hervor und rollte ſich auf der warmen Kohlenſtätte, da meinte ich ſicher, daß ſie die Herrin der Höhle ſei. Aber Mädchen, ich glaube nicht mehr, daß ſie es iſt. Denn ich ſah einſt, wie eine Maus längs dem Waſſer dahinfuhr. Und der Wurm ſchnellte hervor und verſchlang die Maus und lag dann am Ufer mit geſchwollenem Leibe.“

„Weißt du, wer die Maus war?“ mahnte Walburg ängſtlich. „Mancher Unhold wandelt in Maushülle.“

Aber Ingram entgegnete kopfſchüttelnd: „Ich meine, es war eine Waldmaus wie viele andere. Seitdem fürchte ich die Schlange nicht ſehr. Und wenn ſie auch Manches vermag, ſo iſt's doch nichts Arges, denn friedlich hauſen wir nebeneinander. — Und daß ich dir Alles vertraue, Walburg,“ fuhr er ſchwermüthig fort, „ich glaube nicht mehr, daß die Menſchengötter groß um mich ſorgen. Es gelang mir auch nicht mit Hilla, der weiſen Frau, als ich mich in ihre Hütte wagte.“

„Unſeliger,“ ſchrie Walburg, „zu der Zauberfrau biſt du gegangen, die ſie eine Hegiſſe nennen? Sie opfert den Nachtgeiſtern und heillos wird Jeder, der mit ihr zu thun hat.“

„Das ſagt ihr Chriſten. Doch leugne ich nicht, ihr Weſen iſt traurig und unhold ihre Arbeit. Sie forderte zu dem Nachtwerk, das ſie für mich beginnen wollte, ein lebendiges Kind.“

„Du aber widerſtandeſt?“ rief Walburg.

„Ich dachte an dich,“ antwortete Ingram zögernd, „und daß ich zu den Sorben gefahren war, um Kinder zu löſen. Und ich ging nicht wieder zu ihr. Seitdem lebe ich wie Einer, den die Ueberirdiſchen nicht mehr ſchützen, denn auch ſie achten den Friedloſen gering. Nur einer hohen Herrin vertraue ich mich,“

ſetzte er geheimnißvoll hinzu: „der Schickſalsfrau, welche mit ihren Schweſtern auf dem Gewäſſer ſchwebt, und ich meine, es wird beſſer um mich ſtehen, wenn ich in dem Thal flehe, über dem ſie waltet.“

„Von der Waſſerfrau am Idisbach ſprichſt du?“ frug Walburg ſcheu. Ingram nickte. „Sie iſt meinem Geſchlecht ſeit der Urzeit hold, und eine Sage kündet, wie ſie uns günſtig wurde. Willſt du ſie hören, ſo vernimm, denn dies iſt die Stunde, wo ich dir mein Geheimniß vertrauen darf.“ Er warf neue Holzbündel in die Flammen, daß ſie praſſelnd aufloderte, zog die erſchrockene Walburg neben ſich auf einen Moosſitz und begann feierlich: „Ingo iſt der Ahn genannt, von dem ich ſtamme, ein Held der Thüringe. Er war der Tochter ſeines Häuptlings lieb, die der Vater einem Andern gelobt hatte. Und als der Held ſeinen Feind auf der Kampfaue gefällt hatte, machten ſie ihn friedlos und er ſchweifte als fahrender Recke. Einſt ritt er am Waſſer dahin, ſie ſagen, es war der Idisbach, da ſah er eine wilde Otter, welche gegen einen Schwan kämpfte. Er erlegte die Otter, und als er darauf unter dem Eſchenbaum ſaß auf der Höhe, hob ſich aus dem Schwanenkleid die Herrin des Baches, ſang über ihm glückbringende Runen und begabte ihn mit einem Zauber, der ihm Sieg und Unſichtbarkeit gegen ſeine Feinde verlieh. Mit dem Zauber drang der Held bei Nacht in den Hof des Häuptlings und entführte die Jungfrau, welche er liebte. Er zimmerte ſich über dem Bach der Göttin ſeinen Hof, dort hauſte er gewaltig, die Männer des Thales dienten ihm, und keiner ſeiner Feinde vermochte ihm obzuſiegen. Einſt aber holte der kleine Sohn des Helden den Zauber aus der Truhe, hing ihn um und wandelte in den Wald. Da wurden die Feinde meines Ahnen mächtig und verbrannten ihn und die Hausgenoſſen mit dem Hofe. Nur der Knabe entrann. Von ihm ſtamme ich.“

„Weißt du, Ingram, ob die Gabe in Wahrheit Glück brachte?“ frug Walburg.

„Wie darfſt du zweifeln," rief Ingram unwillig, „es iſt geheime Kunde meines Geſchlechtes, und ich ſelbſt bewahre noch den Zauber, das Erbe meiner Ahnen."

„Du trägſt bei dir, was von Unholden ſtammt?" ſchrie Walburg angſtvoll. „Laß mich's ſehen, daß ich wiſſe, denn auch dies iſt jetzt mein Recht."

„Du ſtehſt unter dem Kreuze," erwiederte Ingram beſorgt, „und ich weiß nicht, ob du dem Zauber günſtig biſt und er dir. Doch will ich dir's heut nicht bergen." Er riß das Kleid auf und wies eine kleine Taſche von abgeſtoßenem Fell, die an ſeinem Halſe hing. „Dies Zeichen iſt ſo echt und heilig als irgend etwas auf Erden; ſieh her, du magſt noch erkennen, daß es in Wahrheit vom Otterfell ſtammt. Mein Vater trug es zuweilen, und meine Mutter übergab es mir. Als ich nach den Kindern ritt, barg ich es nicht im Gewande, und darum, fürchte ich, wurde der Sorbe meiner Herr. Nach der Heimkehr band ich es um."

„Und an demſelben Abend verlorſt du den Frieden," mahnte Walburg.

„Ich verlor ihn," verſetzte Ingram düſter, „vielleicht, daß der Zauber nicht den Frieden bewahrt, denn friedlos war auch mein Ahnherr, da er ihn empfing."

Mit geheimem Grauen erkannte Walburg, daß der Mann, den ſie liebte, unter der Macht unholder Gewalten ſtand. Die Flamme loderte und warf rothe Funken umher, der zackige Stein leuchtete und blitzte und unten in der Tiefe wirbelte der teufliſche Wurm.

„Wer wärmt hier ſo frech ſein Gebein?" rief eine wilde Stimme vom Eingang her, „den Rauch roch ich über den ganzen Berg."

Aus dem Felsſpalt trat ſchwerfällig in dunklem Kleide von Fellen eine rieſige Geſtalt, blutbeſpritzt war das Geſicht und Blut träufelte von den Armen, als der Unhold ſich dem Feuer näherte. Walburg fuhr entſetzt in die Höhe. „Ich ſehe

Zwei. Biſt du unſinnig, Wolfsgenoß, daß du dir ein Weib unter die Erde holſt?“

„Du wählteſt üble Stunde einzudringen, Bubbo,“ entgegnete Ingram unwillig, „und dir ſteht Drohen ſchlecht an, wo du ſelbſt die Hilfe Anderer gebrauchſt; denn ich ſehe, hartem Kampf biſt du entronnen.“

„Den Bär erlegte ich, mich packte die Bärin, und wir rollten zuſammengeballt vom Felſen. Mein gutes Glück war, daß ſie unten lag und für mich den Sturz bezahlte, ich ſchleppte mich mühſam hierher, wo ich dich zu finden hoffte,“ brummte Bubbo und ſetzte ſich ſchwerfällig auf das Moos.

„Sieh zu, wo er wund iſt, damit ich ihn verbinde,“ mahnte Walburg, welcher die Noth des Andern den Muth zurückgab, und ſie trug den hilfreichen Korb heran.

„Biſt du's, Walburg?“ murrte Bubbo. „Der Armknochen iſt gebrochen, und der Leib voll Riſſe, ſchiene den Arm mit Rinde und ſprich deinen Segen, wenn du es vermagſt, denn ich fürchte, meine Braunen werden über dieſen Sturz frohlocken.“

Während Ingram Waſſer ſchöpfte und aus der Höhle eilte, um Baumrinde und Moos zu holen, bereitete Walburg den Verband. „Nimmer hätte ich gedacht, daß mein Schleier einmal an deinen Wunden haften würde, Bubbo,“ ſagte ſie gutherzig.

„Es iſt nicht zum erſten Mal, daß du an mir bindeſt,“ verſetzte der Waldmann ſo höflich als er vermochte. „Und wenn noch Jemand unſer Geheimniß theilen ſoll, ſo iſt mir recht, daß du es biſt, obgleich ich dich für unklug halte, weil du aus dem Meierhofe unter dieſen kalten Stein fährſt.“

Als Ingram zurückkehrte, ſchiente Walburg mit ſeiner Hilfe den Arm und deckte die Fleiſchwunden.

„Vermagſt du mir einen Trunk zu reichen, ſo wäre mir's lieb,“ bat der Waldmann, „das Waſſer dort unten iſt rein und kalt.“ Der Jungfrau grauſte hinabzuſteigen, ſie hob eine

Flaſche aus dem Korbe und füllte einen kleinen Holzbecher. „Dies iſt ein Trank, den Herr Winfried uns gelehrt hat, er iſt heilſam gegen ſcharfen Schmerz. Er wird dich zuerſt ſorglos machen und darauf müde, und das iſt jetzt für dich das Beſte.“

„Ich würde den Trank deines Biſchofs rühmen, aber er ſchwindet wegen ſeiner Spärlichkeit auf dem Wege abwärts,“ ſeufzte Bubbo, den Becher zurückgebend. „Doch leugne ich nicht, daß es beſſer iſt einen Trunk aus ſeinem Vorrath zu bekommen als einen Fluch.“

„Du kennſt den Biſchof?“ rief Walburg. Ein langes Brummen war die Antwort. „Wie ſollte ich ihn nicht kennen, da er ſich ſelbſt meiner rühmt. Denn im letzten Mond, als er mit Reiſigen des Grafen über die Berge nach den Frankendörfern ritt, ſchlugen die Speerleute ihr Kreuz da ſie bei meinem Hofe vorbeikamen, doch er ſprach: ‚Hier halten wir an.“ Bubbo lachte laut. „Die Reiter machten große Augen und redeten leiſe zu ihm, er aber verſetzte: ‚Hier wohnt mein Gaſtfreund.‘ Sie pochten lange am Thor,“ fuhr er redſelig fort, „obgleich ich auf der Innenſeite ſtand. Als ich endlich öffnete, ſprach der Biſchof zu mir: ‚Wir wollen dich nicht durch unſer Einlager beſchweren, nur um einen Trunk Waſſer bitte ich dich und daß du mir ſagſt, ob ich dir in etwas nützen kann.‘ Als wir nun allein am Herde ſaßen, mahnte ich ihn an ein altes Verſprechen, daß er mir wohl etwas von ſeiner Kunſt mittheilen könnte. Und er ſprach: ‚Ich bin immer bereit, was begehrſt du?‘ Ich ſagte: Gold; ich will es finden oder gewinnen. Er antwortete: ‚Gut, ich will dir's weiſen.‘ Und er holte aus ſeinem Lederſack Pergament in einem Holzkaſten, was ſie ein Buch nennen, und ſchlug es auf. Ich erſtaunte mehr als jemals in meinem Leben, denn von Gold waren die Runen, welche auf das weiße Leder geſchrieben waren. Sie leuchteten mir in die Augen, daß ich erſchrak, da ſprach er: ‚Du thuſt wohl deine Mütze abzunehmen, denn die Worte, welche geſchrieben ſtehen, ſind heilig, und hier iſt die Verkündigung, welche für dich gegeben iſt.‘ Er wies mir die Stelle und deutete ſie: Es war einmal ein Mann, ſo armſelig, krank und verachtet, daß Niemand mit ihm verkehren wollte, und gerade den trugen die Boten der Ueberirdiſchen in die Himmelsburg und ſetzten ihn auf den Ehrenplatz; den reichen und vornehmen Mann aber, der in Purpur wandelte, ſtießen ſie hinab in das finſtere Nachtreich. Und der Biſchof ſprach: ‚Merke wohl, im Chriſtenhimmel iſt den Armen, Verfolgten und Ausgeſtoßenen gutes Gemach bereitet, ob ſie auch heimatloſe Leute und Bärenführer ſind, wenn ſie ihre Sünden bereuen. Schwerer wird dem Reichen der Weg in den Himmelsſaal als dem Armen. Darum wenn es dir übel gedeiht bei deinen Bären, denke auf ein beſſeres Leben und komm zu mir, damit dir dort oben das Glück bereitet werde, das dir hier verkündet iſt.‘ Gleich darauf ritt er davon, ich aber ſaß am Herde und merkte, daß er mir nicht übel gerathen hatte. Denn auch ich begehre nach dieſem Leben ein beſſeres Glück als ich hier im Winterſturm bei meinen langlodigen Genoſſen hatte. Und mir fiel ein, wie ich dereinſt im Frankenreich mehr als einen Siedler geſehen habe, der einſam bei ſeinem Kreuze um die Gunſt des Himmelsherrn bittet. Wenn der Chriſtengott auch dem ſchickſalsloſen Waldmann einen Ehrenſitz zutheilt, ſo möchte ich ihm wohl dienen wie er's begehrt. Und dieſe Höhle, in der ich jetzt gezauſt liege, könnte einmal meine Wohnung ſein."

Ingram lachte laut. „Du, Bubbo, willſt unter den Chriſten beten?"

„Vielleicht thue ich's," verſetzte der Waldmann trotzig. „Iſt die Chriſtenlehre ſo mild gegen die Armen und Unfreien, dann mögen Alle, die den Nacken hoch tragen, ſich fortan wahren, denn alles arme Volk muß dem Biſchof zufallen, und der Armen ſind mehr als der Reichen."

„Du aber weißt ein Schwert zu führen," rief Ingram.

„Ich habe getötet mit jeder Waffe, Menſchen und Thiere, wie mich die Noth trieb," entgegnete der Rieſe finſter, „was habe ich davon gehabt? Daß mich die Leute ſcheu anblicken, daß ich im Schnee und Winterſturm allein hauſe und daß kein Gott und kein Mann Sorge um mich trägt. Wer ſeit dreißig Sommern und Wintern in der Waldwüſte mit den Raubthieren heult, der kümmert ſich nicht mehr um die Menſchengötter der Heiden. Graubärte hörte ich ſchwatzen und fahrende Sänger hörte ich viel ſingen von der Götterhalle, zu der die Helden aufſteigen, aber daß dort Jemand den Bärenſänger freundlich begrüße, habe ich niemals gehört. Du biſt kaum einen grünen Sommer Wolfsgenoſſe und haſt gelernt am Opferſtein zu flehen und Gutes zu hoffen. Ich aber habe zuweilen neben der Felskluft gelauert, aus welcher der Uhu fliegt, wenn er ſein Wu-hu ſchreit, damit die Männer im Thal ihre Köpfe bergen und das ſauſende Gottesheer erwarten, und ich habe dem Schreier den Kopf zerſchlagen und die Fänge abgeſchnitten, ohne daß ſein Gott mich hinderte. Und ich ſage euch, ich fürchte die Götter nur ſelten und ihrem guten Willen vertraue ich gar nicht. Erbarmungslos ſind die Gewaltigen des Waldes und immer feindlich dem Menſchen, nur Leiden und Ungemach theilen die zu, welche im Sturme fahren und um die Baumgipfel ſchweben; was ich Gutes genoſſen habe, erwarb ich mir mühevoll ſelbſt."

Ein Dröhnen unterbrach ſeine Rede, ſo gewaltig, daß der Felſen bebte, Ingram und Walburg fuhren empor, Bubbo lauſchte, dann lachte er: „Ein Baum ſtürzte, der Wurm und der Moder haben ihm das Holz zerfreſſen. Meint ihr, das iſt eine Mahnung der Menſchengötter? Es ſtürzen ihrer viele, wo ſie Niemand hört." Und er fuhr fort: „Ich ſcheue den Bären, wenn ich ohne Waffen bin, ich ſcheue die giftige Schlange, ich fürchte die tückiſchen Elbe, wenn ſie in meine Glieder fahren und mich kraftlos machen, und ich fürchte zuweilen den Biß der Kälte und den Strahl aus den Wolken. Im Uebrigen weiß ich, daß die Ueberirdiſchen nur gegeneinander wüthen in grimmigem Kampfe.

Darum denke ich, daß in den goldenen Buchſtaben des Biſchofs ein Geheimniß liegt, welches mir wohl helfen kann aus dieſer Waldöde. Und in Kurzem werde ich es ſicher erkennen."

„Gehe zu ihm, Bubbo," rief Walburg, „damit du ſeine Lehre noch einmal hörſt."

„Gerade das will ich nicht thun," entgegnete Bubbo ſchlau, „es könnte mir jetzt auch übel bekommen. Eine beſſere Prüfung weiß ich. Wenn der Chriſtengott ſtark genug iſt, ſeinen Häuptling ſelbſt vor der Gefahr zu ſchützen, ſo mag dereinſt wohl auch mir Gutes geſchehen. Darum hänge ich mein Schickſal an das Schickſal des Biſchofs. Gerade in dieſer Stunde ziehen, wie ich meine, ſeine Feinde gegen ihn. Würgen ſie ihn, dann iſt der Chriſtengott auch nicht ſtärker als die andern, und ich jage meine Braunen, bis mich wieder einmal einer umarmt wie heut. Wird aber mein Gaſtfreund ſeiner Feinde mächtig, dann werde ich ein Mann ſeines Gottes."

Der Jungfrau preßte die Angſt das Herz zuſammen, ſie mühte ſich ruhig zu ſagen: „Wunderlich iſt deine Hoffnung, wie ſoll dem Herrn Winfried nahe Gefahr drohen, das Land iſt im Frieden und die Reiter des Grafen umgeben ihn."

Bubbo lächelte finſter. „Da ihr Wolfskinder ſeid wie ich, ſo mögt ihr's hören: Vielleicht kommt der Ratiz über ihn."

Ingram fuhr auf. „Woher willſt du das wiſſen?"

„Die Blätter im Walde haben mir's erzählt, und die Krähen haben mir's zugetragen," erwiederte Bubbo. „Ich war bei Ratiz, kurz nach deinem Ausbruch; wie ein toller Kater fuhr er zwiſchen den verbrannten Hütten umher. Und zuerſt fand ich ſo üblen Empfang, daß ich um den Rückweg ſorgte. Schnell aber änderte er die Miene und bot mir Frankengeld, wenn ich einem Reiter in meiner Hütte heimlichen Unterſchlupf geben wollte und ſelbſt nach der Werra gehen, um dort eine Botſchaft ſeiner Geſandten zu empfangen, ſobald dieſe vom Frankenherrn zurückkehrten. Denn nur langſam vermögen ſie im Geleit durch das Land der Thüringe zu ziehen und werden überall verweilt. Ich that nach ſeinem Willen, nahm den Läufer mit mir in den Hof und ritt weſtwärts zur Werra, auf die Geſandten zu harren. Dieſe gaben mir mit trüben Mienen ein Zeichen für den Läufer und drängten mich heim zu reiten. Als ich das Zeichen dem Läufer gab, ſprang dieſer zur Stelle aufs Pferd und fuhr wie vom Winde getrieben nach der Richtung des Sorbenbachs zu.“

„Von deinem Hofe zum Dorf des Sorben vermag kein Reiter in gerader Richtung zu ſprengen, denn pfadlos iſt die Gegend nach Oſten,“ rief Ingram.

„Ueber den Rennweg ritt er, du Narr. Iſt der hohe Pfad auf den Bergen auch den Thüringen heilig und euren Roſſen verboten, warum ſollte er es den Sorben ſein? Den Fremden graut vor andern Göttern und ſie fragen wenig nach den euren, wenn ſie auf Raub ſinnen. Darum ſage ich, der Ratiz will in die Thäler der Thüringe einbrechen, bevor ſie das Volksheer gegen ihn führen. Fängt er den Biſchof, ſo zwingt er die Franken zu Vielem. Vielleicht weiß er auch einen Hof, an dem er gern ſein gebranntes Lager rächen würde. Denn damit drohte der Bote in meiner Hütte.“

Ingram that ſchweigend ſeine Waffen um. „Wann ritt der Sorbenläufer zum Lager des Ratiz?“

„Heut iſt der vierte Tag,“ verſetzte Bubbo in ſchläfrigem Behagen. „Was greifſt du nach dem Speer, du Thor? Dich haben ſie hinausgeworfen und wenn du heimkehrſt, mag dich Jeder erſchlagen.“

Ingram antwortete nicht, ſondern gab Walburg einen Wink ihm zu folgen. „Treuloſer Wicht,“ rief Bubbo ſich mühſam erhebend, „willſt du deinen Genoſſen in der Noth verlaſſen?“ Walburg ſetzte die Flaſche und den Speiſevorrath an das Lager. „Hier magſt du dauern bis wir wiederkehren,“ rief ſie, „und wenn du Gutes für deine Zukunft hoffſt, ſo verſuche zum Chriſtengott zu beten, daß er dir die Looſe verzeihe, die du über den Biſchof geworfen haſt.“

8.

Unter der Glocke.

Als die Friedloſen aus dem Felsſpalt in die freie Luft traten, war die Sonne geſunken und dämmeriges Mondlicht lag über dem Laube. Eilig brach Ingram durch das dichte Gebüſch und die Jungfrau hatte Mühe ihm zu folgen. Endlich erreichten ſie den Rand des Gehölzes, das offene Land lag vor ihnen und über ihren Häuptern breitete ſich der Nachthimmel. Walburg merkte, daß ihr Gefährte das Haupt hoch trug und daß ſeine Rede gebietend klang, wie dem Krieger geziemte. „Das Holz entlang läuft oſtwärts der Weg nach dem Rabenhofe, dorthin gehen wir, denn in der Heimat finde ich meine Feinde und die Rache.“

„Vertraue mir, was du ſinnſt.“

„Die Schmach der Weiden will ich tilgen, das Blut des Ratiz begehre ich,“ verſetzte er finſter. „Anders, als du meinteſt, Walburg, ſoll mein Geſchick ſich erfüllen. Du wollteſt mir in treuem Herzen friedliche Heimkehr bereiten, aber die Unſichtbaren widerſtreben. Was der wunde Mann in der Höhle ſprach, wird ein Fremder als verwirrte Rede deuten oder doch nur als unſichern Argwohn, ich aber weiß, daß jedes Wort Wahrheit iſt; ich kenne den Sorben, ich ſah ſein Lager brennen, ich denke, daß er einen Racheſchwur gegen mich gethan hat, wie ich gegen ihn. Ich weiß,“ rief er mit wilder Geberde, „daß die Sorben jetzt die Brände tragen, um die Dächer meines Hofes zu ſengen. Wann ritt der Weißbart aus dem Meierhofe heimwärts?“

„Geſtern um Mittag."

Ingram nickte. „Dann ſind die Geſandten jenſeit der Saale in Sicherheit und der Sorbe hat Freiheit zu thun was ihm gelüſtet." Er ſchritt wieder raſch vorwärts und ſprach: „Ich erkenne die Sorben deutlich vor mir." Die Jungfrau drängte ſich an ihn. „Nicht hier," bedeutete er, „weit von uns auf dem Rennwege raſten ſie. Den Ratiz ſehe ich liegen und meinen Raben mit der Beinfeſſel des Böſewichts, den Helden Miros erkenne ich und alle Geſellen der Halle. Am heiligen Walde lagern ſie, nahe dem Gipfel, welcher den Opferſtein des Donnerers trägt, denn dort iſt eine gute Bergeſtelle für die Reiſekoſt, die ſie zur Rückfahrt brauchen, und ſie haben die Koſt unter den Steinen niedergelegt. Ihre Feuer ſind niedrig, damit kein Schein ſie verrathe, und über ihnen ragen die Eichen. Der Sorbe hat nur einen Theil ſeines Volkes mitgebracht, ſchwerlich mehr als hundert der flüchtigſten Roſſe, denn den ganzen Schwarm wagt er nicht über die Berge zu führen, und er weiß, nur ſchnelle Reiterfahrt kann ihm frommen. Er gedenkt zum Morgengrau auf dem heiligen Wege an unſer Dorf zu dringen, denn in finſterer Nacht vermag er nicht mit reiſigem Volk durch die fremde Wildniß zu fahren, und auch der Mond wird ihm nach Mitternacht fehlen. Das alles ſehe ich deutlich, Mädchen, und Niemanden vermag ich zu rufen, und keiner wird meinen Worten glauben."

„Ich aber will für dich ſprechen, damit wir Andere retten," verſetzte Walburg.

„Sorgſt du um die Prieſter?" frug Ingram hart.

„Könnteſt du mich ehren, wenn ich's nicht thäte?" erwiederte Walburg, „meine Brüder ſchlafen unter ihrem Dach."

Sie hörten Hundegebell. „Dort liegt der Herrenhof des Aſulf," mahnte Walburg und wies auf die Dächer, welche wenige Bogenſchüſſe vom Wege im Mondlicht glänzten.

„Wahrlich, all mein Trachten iſt ins Ueble verwandelt," rief Ingram. „Ehedem ſprangen meine Gedanken mit Roſſes-

Hufen, rund und hart war mein Wille, jetzt aber laufe ich niedrig auf Eberfüßen, denn zwieſpältig theilt ſich Liebe und Haß; Viele, die ich haſſe, muß ich beachten wie Freunde, und die mir Leid zufügten, warne ich vor Gefahr. Jämmerlich dünkt mir ſolche Theilung. Wandelt der neue Gott unſere Hufe in Klauen, dann mögen die Krieger bald zu Weibern werden.“

Dennoch ſchritt er dem Hofe zu, unter wüthendem Hundegebell ſchlug er an das Thor und rief dreimal den Schlachtruf der Thüringe in den Hof. Die rauhe Stimme des Wächters frug von Innen: „Wer ſchlägt ſo wild und ſchreit im Frieden der Nacht den Kampf aus?“

Ingram rief entgegen: „Die Sorben reiten in den Bergen. Wecke deinen Herrn, daß er ſich eile, wenn er den Biſchof retten will.“

„Sage zuvor, wer ſo rauhes Nachtlied ſingt?“ Da antwortete die Jungfrau: „Die Walburg iſt's, die in dem Hofe des Biſchofs war,“ und ſchnell eilten ſie davon, bevor der Wächter nach den Nachtgeſtalten ausſah.

Daſſelbe riefen ſie in alle Höfe, die an ihrem Wege lagen, und als ſie vor das Heimatdorf kamen, mahnte Ingram den ſchlafenden Wächter in der Thorhütte ebenſo. Es war nach Mitternacht, als ſie über das Dorf hinauf kamen; die letzten Strahlen des niederſteigenden Mondes fielen auf die neuen Gebäude des Meierhofes, der Hof Ingrams lag dunkel im Schatten der Bäume. Wo der Weg ſich von der Dorfſtraße trennte, hielt Ingram an: „Dort liegt der Hof meiner Väter und dort hauſen deine Brüder und die Prieſter. Vielleicht nehmen ſie dich wieder bei ſich auf, obgleich du den Frieden verloren haſt. Wähle, Walburg.“

„Ich habe dich gewählt,“ entgegnete Walburg, „du aber gedenke der Knaben.“

Ingram bewegte zufrieden das Haupt und wandte ſich dem Meierhofe zu. „Wo iſt das Schlafhaus der Prieſter?“ Walburg führte ihn vor die neue Halle. „Wahre dich,“ flüſterte ſie, „die Reiſigen des Grafen liegen im Hofe.“ Aber Ingram achtete nicht darauf. Er pochte an den Laden. „Iſt der Jüngling hier, den ſie Gottfried nennen, ſo möge er hören.“

Drinnen regte ſich's. „Iſt es deine Stimme, Ingram, die mich ruft? Ich höre, mein Reiſegeſelle.“

„Wolfsgenoß heiße ich,“ antwortete Ingram rauh, „und dein Reiſegeſelle will ich nicht ſein, ſondern dein Feind. Du aber haſt deine Hände den Weiden geboten, damit ein Anderer frei werde, darum bringe ich dir von ihm, der im wilden Steine hauſt, eine Warnung. Durch den Wald ſchallt es, daß der Ratiz über die Berge reitet, um den Biſchof zu fangen und euch auszutilgen. Siehe zu, ob du dein Haupt und andere, die dir lieb ſind, zu retten vermagſt, denn nahe iſt euch das Verderben.“

Die Thür öffnete ſich, Winfried trat auf die Schwelle. Der Speer in Ingrams Hand zuckte, aber er wendete ſein Geſicht ab als der Biſchof ſprach: „Die Warnung kündet, was Sorge macht, doch meldet ſie zu wenig um Andere zu retten. Sahſt du oder ein Anderer den Anzug der Sorben?“

„Nur ihr Anſchlag wurde verrathen,“ verſetzte Ingram kurz.

„Und wann erwarteſt du den Einbruch?“

„Vielleicht heut zum Frühlicht, vielleicht erſt in den nächſten Tagen.“

„Heut iſt der Tag des Herrn, im Frühlicht ſammelt der Himmelsgott die Getreuen bei ſeinem Heiligthum, dort wird er die Flehenden gnädig beſchirmen. Auch dem Friedloſen iſt die Freiſtätte bereitet, ſuchſt du Frieden, ſo tritt ein.“

„Deinen Frieden begehre ich nicht,“ rief Ingram über die Achſel, „Wolf und Wölfin ſpringen abwärts von deinem Pferch.“ Er entwich mit ſchnellen Schritten, gleich darauf ſah Winfried zwei Schatten über den Weg gleiten und in der Richtung des Rabenhofes verſchwinden.

Ingram öffnete eine ſchmale Pforte, welche von außen unkennbar durch das Pfahlwerk ſeines Hofzauns führte, und half der Jungfrau über Graben und Zaun in den Rabenhof. „Unrühmlich iſt ſolcher Eintritt der Braut in den Hof des Verlobten,“ murmelte er zornig, „meine eigenen Rüden fallen mich an,“ aber im nächſten Augenblick umſprangen ihn die Hunde mit freudigem Gebell. „Schweigt, ihr Wilden, allzu deutlich ſchallt euer Willkommen in das Thal.“ Er pochte an den Stall, in welchem die Kammer Wolframs war.

„Ich verſtehe den Gruß der Hunde und den Schlag der Herrenhand,“ erſcholl eine fröhliche Stimme und Wolfram trat heraus. Unter der Linde ſtanden die Drei in eiliger Berathung. „Darum alſo lachte der ſchurkiſche Weißbart, als ich ihm das Tuch gab,“ rief der erſtaunte Wolfram, „und darum fuhr er mit den Blicken ſo freundlich über unſere Dächer. Iſt Alles wie du ſagſt, Herr, ſo drohen die Sorben heut oder in den nächſten Tagen. Noch ſind ſie nicht da; und wir vermögen auf die Vertheidigung des Hofes zu denken.“

„Das Dach des Gebannten iſt preisgegeben,“ verſetzte Ingram, „die Speere der Landgenoſſen werden es nicht ſchützen auch wenn ſie vermöchten. Was aber immer dem Hofe geſchehe, dennoch denke ich, den Pferdedieben ihre Freude zu verderben. Haben ſie auch den Raben, das übrige edle Blut meines Stalles will ich ihnen nimmermehr hinterlaſſen. Die Zucht der Mähren, welche ſeit meinen Ahnen berühmt war, ſoll gerettet werden und ebenſo die Sorbenbeute, die ich am Herde bewahre. Ich ſattle hier was ich bedarf; mit der ledigen Koppel und der Kampfbeute jage du thalab zum Hirſchwald und birg ſie dort in der Schlucht, wo unſer Verſteck iſt.“

Wolfram wies auf Walburg. „Du ſprichſt gut. Doch die Jungfrau weiß recht wohl mit den Pferden Beſcheid, leicht weiſe ich ihr den Weg nach der Tiefe, denn ungern weiche ich in dieſen Stunden von dir.“

„Ich bleibe, Ingram,“ bat Walburg, „wo ich dir nahe bin.“

„Dann muß ich den nächtlichen Ritt thun,“ ſchloß Wolfram unzufrieden. „Doch kenne ich einen, der ſich nicht in der Tiefe duckt. Auf dem Wege ſchlage ich an den Herrenhof des Albold und lade ihn zur Sorbenjagd.“

Haſtig regten ſich die Hände, nach kurzer Zeit ſtob Wolfram mit den Roſſen thalab. Bevor er ſchied, ſagte er zu Walburg: „Dir binde ich unſern Falben an das Thor, wenn du ihn brauchſt; er gebührt dir, denn er ſtammt aus der Zucht deines Vaters.“

Ingram trat ſein Roß am Zügel führend zu der Jungfrau und faßte ſie an der Hand. „Komm aus dem Hofe in das Sternenlicht. Ich ſtehe hier, um die letzte Wache zu halten vor dem Hofe meiner Ahnen, und ich fürchte, keiner von den Göttern und keiner von allen Menſchen ſorgt um den Ausgeſtoßenen. Wenn hier Speere geworfen werden, ſo weiß ich nicht, ob mich zuerſt eine Waffe meiner alten Kampfgenoſſen trifft, oder der Fremden. Preisgegeben bin ich dem Eiſen und preisgegeben iſt mein Hof den Bränden, freundlos und ohne Geſellen ſtehe ich auf der Männererde vor meinem letzten Kampf. Denn hier denke ich den Sorben zu erwarten. Du aber ſage, wenn ſpäter noch Jemand nach mir frägt, daß ich nicht unmännlich auf die letzte Wunde geharrt habe. Nur um dich fühle ich heißen Schmerz, du haſt um meinetwillen den Frieden verloren, verachtet biſt du wie ich und allein. Und meine ſchwere Sorge iſt, daß du nicht wieder in die Hände der Sorben fällſt. Darum beachte meine Bitte, bleibe bei mir, ſolange die Nacht uns deckt, damit ich eine Menſchenhand halte; und wenn das graue Licht auf die Wege fällt, ſo reite abwärts bis zu meinem alten Geſellen Bruno, er iſt ein ehrlicher Mann und wenn du ihm meinen letzten Gruß bringſt, ſo wird er um meinetwillen für dich ſorgen. Bin ich erſt dahingeſchwunden, dann werden ſie auch im Volke dich wieder ehren.“ Er hielt ihre Hand feſt und die Trauernde fühlte den bebenden Druck.

„Du gedenkſt zu ſterben, Ingram, wie ein Hoffnungsloſer; ich aber will daß du leben ſollſt, und mein ganzes Glück hoffe ich von den Tagen deiner Zukunft. Darum bin ich zu dir in den Wald gekommen und darum mahne ich dich jetzt, wenn ich gleich nur ein Weib bin. Anderes erwarte ich von dir, als daß du hier auf die Speere harrend am leeren Hofe die Wache hältſt. Haben deine Landgenoſſen auch hart an dir gehandelt, dennoch leben Viele in der Nähe und weiter unten im Thale, deren Wohl auch dir am Herzen liegt. Du biſt hochſinnig und darfſt nicht thatlos weilen, bis ſie von den Räubern überraſcht werden. Niemand kennt den Wald wie du und Niemand iſt zur Stelle nach den Feinden auszuſpähen, darum flehe ich, Held, daß du vor den Andern ſelbſt prüfeſt, ob dich die Ahnung betrogen hat. Kündeſt du, wo die Feinde nahen, ſo mögen Waffenloſe ſich retten und die Krieger den Feind leichter abwehren.“

„Du ſendeſt mich in der Nothſtunde von dir?“ frug Ingram düſter. „Willſt du dich zu den Chriſten flüchten? Sie ſelbſt ſind ſchutzlos wie du.“

„Du ſprichſt hart und deine Worte thun mir weh,“ rief Walburg. „Nicht um mich ſorge ich. Aber deinetwegen denke ich der heiligen Lehre; haben Andere Uebles an dir gethan, dir geziemt es gut an ihnen zu handeln.“

„Du ſagſt es,“ verſetzte Ingram. „Die zu mir in den wilden Wald gekommen iſt, ſoll nicht umſonſt fordern, daß ich dahin zurückgehe, lebe wohl, Walburg, ich reite.“

Aber Walburg hielt ihn feſt. „Noch nicht, Geliebter. Da du gehen willſt, graut mir davor, daß ich ſelbſt dich in die Gefahr ſende. Du darfſt nicht reiten, wenn du kämpfen willſt, denn warnen ſollſt du, damit Andere ſich retten. Hier weile ich, an deiner Statt halte ich die Wache am leeren Hofe, bis du zu mir kehrſt. Daran denke. Willſt du aber den Sorben dort im Kampfe beſtehen, ſo halte ich flehend deinen Leib feſt, damit du mir nicht im Walde vergeheſt.“ Sie umſchlang ihn leidenſchaftlich mit ihren Armen, Ingram küßte ſie auf das Haupt. „Sei ruhig, Mädchen, wenn ich nicht will, umſtellen mich die Sorben ſchwerlich und ich will zurückkehren und die Botſchaft bringen dir und deinen Freunden. Entlaß mich, Geliebte; denn der Morgen iſt nahe.“ Er drückte ſie noch einmal an ſich, ſprang auf das Roß und trabte dem Walde zu.

Walburg ſtand allein. Sie war gewöhnt, die Männer, um welche ſie ſorgte, in Gefahr zu wiſſen, heut aber rang ſie hilflos die Hände in der Angſt um Alle, die ihr lieb waren. Neben ihr der Hof, unheimlich wie eine Behauſung der Toten, vor ihr ein ſchwarzer Rand des Gehölzes, in welchem die Mörder lauerten und ſie ſelbſt allein unter dem Nachthimmel, auf den Augenblick der Flucht harrend. Sie griff in die Mähne des Pferdes, um ſich daran feſtzuhalten, und ſah hinüber nach dem Meierhofe, von dem ſie freiwillig ſich ausgeſchloſſen hatte. Dort bewegten ſich Lichter, die Menſchen waren wach und eilten ab und zu, als ob ſie zum Ausbruch rüſteten. Das Thor wurde geöffnet und Reiter fuhren in ſchnellem Lauf abwärts, ſie wußte, daß es die Reiſigen waren, welche der Biſchof mit Botſchaft in das Land ſandte. Und immer wieder flogen ihre Gedanken dem Krieger zu, den ſie ſelbſt dem rachſüchtigen Feinde entgegengeſandt hatte. So ſtand ſie, die Hände am Halſe des Roſſes gefaltet, und ihr Blick irrte zwiſchen dem Walde und Hofe und hinauf zu den Sternen, deren Licht ſchwach und bleich wurde im erſten Grau des nahenden Tages.

Da erhob ſich in der Stille des Morgens ein heller Klang, der noch niemals im Lande vernommen war. Langſam und feierlich tönten die Schläge wie vom ehernen Heerſchild eines Gottes, mahnend, drohend, klagend weithin durch die Luft. Der Ruf klang in die Thäler, in denen Menſchen wohnten, und über das Schattendach des wilden Waldes. Die flüchtigen Frauen, welche das Vieh abwärts trieben, und die Krieger, welche ſich zum Kampf rüſteten, ſtanden ſtill und ſahen erſchrocken nach dem Himmel und auf die Wipfel der Bäume, als müßte der Klang einen Gegenruf erwecken. Aber kein rollender Donner und kein heulender Sturmruf antwortete, der Himmel wölbte ſich wolkenlos und röthete ſich fröhlich im Oſten die aufſteigende Sonne zu begrüßen. Die Singvögel im Gebüſch hielten inne mit ihrem Morgengeſchrei und flatterten auf den Zweigen, die Raben, welche um die hohen Tannen ſchwebten, rauſchten empor, krächzten lauten Warnungsruf für ihre Genoſſen und flogen dem finſtern Walde zu. „Seht, wie die Raben des alten Gottes entweichen," ſchrien die Dorfleute. — Oben im Bergwald ritten wilde Heergeſellen vom Rennwege in die Waldgründe herab, um Brand und Tod in die Thäler der Thüringe zu tragen; auch dieſe hielten erſtaunt an. Ihr Häuptling fuhr nach der Höhe zurück, ihn umdrängten ſeine Krieger, ſie ſuchten eine lichte Stelle zur Ausſchau über das Land, aber ſie vermochten nichts zu erblicken; nur der geheimnißvolle Klang zitterte aus der Ferne unabläſſig um ihr Ohr wie zur Verkündigung, daß ein unſichtbarer Feind ihnen Verderben drohe. Sie wußten nicht zu deuten, woher der tönende Schrei kam, drang er aus der Erde, ſchwebte er aus den Wolken, war er die Stimme des Chriſtengottes, welcher ſeine Getreuen vor den lauernden Feinden warnte? leiſe raunten ſie zu einander und dem Muthigſten wurde das Herz ſchwer.

Unten aber im Lande, ſoweit die rufende Stimme in der Morgenluft ſchwebte, ergriffen die Männer ihre Waffen, hüllten ſich in das Kriegsgewand und eilten auf allen Pfaden der Stelle zu, von welcher die Mahnung in ihr Ohr ſchlug. Nicht die Chriſten allein, auch die Heiden kamen aus den Höfen, denen der Friedloſe und die Speerreiter des Grafen Botſchaft zugerufen hatten.

Auf dem Thurmgerüſt, das die Chriſten an der Halle des Biſchofs erbaut hatten, ſchwang ſich die Glocke und ſang der Jungfrau am Heidenhofe mit heller Stimme: komm herzu. Walburg lauſchte mit gefalteten Händen dem neuen Klang ihres Glaubens, ſie dachte betend, ob auch der Späher, der jetzt im Waldesdunkel ritt, die Mahnung ehrfürchtig vernehmen werde. Als ſie aufblickte, erkannte ſie in der Morgendämmerung die

Haufen der heranziehenden Landgenoſſen, ſie ſah über dem Nebel, der auf dem Dorfanger lag, Banner der Häuptlinge, Getümmel der Reiter und die Züge bewaffneter Landleute, welche zu dem Meierhofe heraufſtiegen und den großen Bohlenverſchlag, den geweihten Raum für den Gottesdienſt, umſtanden. Und ſie vernahm von drüben aus dem Heiligthum unter den Klängen der Glocke den Morgengeſang der Prieſter, der Frauen und Kinder des Hofes. Da gedachte ſie, daß jetzt ihre Brüder ſingend am Altar ſtanden und daß auch ſie durch ihr Gelübde dem Himmelsgott gebunden war und in die Gemeinde der Chriſten gehen müſſe. Sie ſah noch einmal in den leeren Hof zurück, nahm das Roß am Zügel und ſchritt, wohin ſie geladen wurde. Das Roß band ſie an einen der Holzhaken, welche auf der Außenſeite des Bohlenzaunes angebracht waren, ſie ſelbſt trat in den geweihten Raum und kniete nieder ganz hinten bei den Frauen. Vor dem Altar ſtand Winfried im biſchöflichen Gewande und verſah das hohe Amt, ſiegreich und machtvoll ertönte ſeine Stimme unter dem Klang der Glocke, welche noch immer die Treuen lud und die Feinde warnte.

Unterdeß wand ſich Ingram vorſichtig durch die Waldesnacht aufwärts. Nur auf dem heiligen Wege, der zu den Opferſteinen der Höhe führte, vermochte ein fremder Reitertrupp, wenn der Morgen kam, den Abſtieg in die Thäler zu wagen. Oft horchte der Einſame und ſah ungeduldig auf den ſchmalen Streifen des Nachthimmels, der über ihm ſichtbar war. Als der erſte Tagesſchimmer über die Wipfel flog und graue Dämmerung auf den rauhen Pfad ſenkte, hörte auch er den fernen Hall der Glocke und hielt ſtaunend an. Er hatte den Gruß des Chriſtengottes ſchon früher einmal unter den Franken vernommen, heut empfand er eine wilde Freude, daß der fremde Menſchengebieter die Volksgenoſſen zur rechten Zeit aufweckte. Um ſich herum merkte er nur die Nachtlaute des Waldes, dennoch wußte er, daß die Sorben nahe waren, denn untilgbar malte ihm ſein heißer Haß die Geſtalt des

Sorbenhäuptlings vor, den falſchen Blick und das höhnende Lachen. Da, ganz nahe dem Rennwege, wo der ſteile Abſtieg von der Höhe wegſamer in dem Grunde läuft, hörte er klirrende Waffen und ſtolpernde Hufe und erkannte den Vortrab der Sorben; unter den erſten den Ratiz auf ſchwarzem Hengſte. Als Ingram ſeinen Todfeind auf dem Raben heranreiten ſah, ſtieg ihm das Blut in das Haupt und in wildem Grimm rief er alle Vorſicht vergeſſend ſein Roß mit dem Namen an und riß ſein eigenes Pferd zur Flucht herum. Der Kriegsſchrei der Sorben gellte durch den Wald, als ſie ſich entdeckt fanden und ihren Feind vor ſich erkannten, und eine tolle Jagd zwiſchen den Bäumen begann. Ingram aber, der des Weges beſſer kundig war, kam weit voraus; nur das edle Roß des Ratiz, durch den Ruf ſeines alten Herrn und die Nähe des Stallgenoſſen gemahnt, trug den Häuptling in großen Sprüngen hinter Ingram her, voraus allen Sorbenkriegern. So ging die Hetze thalab aus dem Urwald und längs der Wagengeleiſe des lichten Gehölzes bis an den Waldesrand in die Nähe der Höfe. Hier hob ſich Ingram im Sattel und ſchrie den Schlachtruf über die Lichtung.

Der Schrei unterbrach das Amt des Prieſters, die ausgeſtellten Wachen wiederholten den Ruf, die Männer ſchwangen ſich aus dem Holzring und ſuchten ihre Roſſe, die Weiber und Kinder drängten ſich um den Altar, vor welchem der Biſchof ſtand, das Kreuz hoch emporhaltend. Als Ingram freien Raum vor ſich ſah und den Racheſchrei des Sorben hinter ſich hörte, trieb er ſein Roß zu einer Wendung und warf, da Ratiz heranfuhr, ſeinen Speer gegen den Feind. Aber der Schild des Sorben fing die Waffe und während Ingram ſein Pferd herumriß, flog der Speer des Ratiz in die Hüfte des Thieres. Hoch ſchlug es aus, ſank und ſchleuderte ſeinen Reiter an dem Bohlenzaun der Gemeinde zu Boden, daß er hilflos dalag.

Aus dem Holzring gellte der Angſtſchrei eines Weibes.

Gottfried kannte wohl die Stimme, derſelbe Schrei hatte ihm ſchon einmal wie mit Meſſern in das Herz geſchnitten. Der Jüngling warf noch einen ſtrahlenden Blick auf Walburg, ſchwang ſich behend über die Brüſtung und eilte zu dem Friedloſen. Ratiz, welcher mit ſeiner Streitkeule den Anlauf bewaffneter Landleute abgewehrt hatte, ſtürmte heran und ſchleuderte die tötliche Waffe gegen den liegenden Ingram. Da hob ſich vor dieſem Gottfried mit ausgebreiteten Armen. Die Keule ſauſte und traf das Haupt des Mönches, lautlos ſank er neben Ingram auf den Boden. In dieſem Augenblick der Noth riß Meginhard am Glockenſeil und über dem Haupt des Sorben dröhnte aufs Neue der Kriegsruf des Chriſtengottes in ſtarken hämmernden Schlägen. Der Wilde ſtarrte um ſich und trieb ſein Pferd zurück.

Von allen Seiten erſcholl das Kampfgeſchrei, aus dem Holz brachen die Sorbenkrieger hervor, um den Taufring ſammelten ſich die Thüringe und ritten ihnen entgegen, in wirrem Getümmel trieben Freund und Feind auf der abwärts geneigten Fläche umher. Als Ingram ſich erhob, ſah er vor ſich das blutende Haupt Gottfrieds und gegenüber eine Rauchſäule, welche aus ſeinem Hofe aufſtieg. Einen Augenblick beugte er ſich über den Liegenden, dann packte er die Wurfkeule des Sorben, ſprang auf ein lediges Pferd, welches zur Seite angepflöckt ſtand, und warf ſich wieder in das Getümmel. Zwiſchen den Linnenpanzern der Sorbenkrieger und den grauen Eiſenröcken der Thüringe fuhr er wie toll dahin, den Flügel des weißen Adlers ſuchend, welcher über der Kappe des Häuptlings ragte. Undeutlich merkte er, daß Miros beim Banner der Sorben ſeine Krieger zu ſammeln ſuchte, daß Wolfram mit dem Haufen des Häuptlings Albold gegen den Miros anritt und daß die Sorben allmählich nach dem Walde zurückgedrängt wurden. Endlich erkannte er den Häuptling, der ſich den Verfolgern durch die Wendungen ſeines Pferdes zu entziehen wußte und nach dem Holze ſtrebte. Ingram fuhr in geſtrecktem Lauf durch die Thüringe ſeinem Feinde zu, indem er mit Ruf und Handbewegung ſeine Landsleute zwiſchen den Häuptling und die Sorbenſchaar trieb. Ratiz ſah das glühende Auge und das flatternde Haar des grimmigen Gegners vor ſich, in ſeiner Hand die geſchwungene Keule und er hörte über ſich die dröhnende Stimme des Chriſtengottes, da ſtieß er einen Fluch aus und ſprengte in den Wald, Ingram folgte ihm. Bald jagte dieſer allein hinter dem Häuptling über Baumwurzeln, Waſſerrinnen und Steinblöcke den ſchmalen Grund hinauf, der zum Rennweg führte. Mehr als einmal verſuchte der Sorbe die Wendung, um ſeinen Gegner mit dem Krummſchwert anzufallen, aber nirgend bot der Pfad feſten Anritt und immer noch tönte über ihm der unheimliche Schlachtgeſang in den Lüften. In der wüthenden Jagd zuckte durch die Seele Ingrams wie Wetterſchein die Freude, daß der Rabe ſo trefflich lief, und er merkte erſtaunt, daß auch er wieder auf einem guten Roß ſeines eigenen Stalles ſaß, welches von dem Raben nicht laſſen wollte, obgleich es ihm näher zu kommen nicht vermochte. Er ſtieß einen ſcharfen ziſchenden Ruf aus und der Rabe hielt an und bäumte. Wüthend trieb und peitſchte der Sorbe, und ſtöhnend gehorchte das edle Roß ſeinem Reiter, aber der Verfolger flog näher heran. Zum zweiten Mal ſchrie Ingram, zum zweiten Mal bäumte das Roß des Sorben, noch einmal gelang es dieſem, das blutende und ſchäumende Thier vorwärts zu treiben. Als aber zum dritten Mal der Rabe ſich ſteil erhob, ſeinen Reiter zu werfen, glitt der Sorbe herab und ſchnell wie der Blitz fuhr ſein Stahl in den Leib des Roſſes. Laut ſchrie Ingram und ein höhnendes Lachen antwortete, der Sorbe ſprang der ſteilen Höhe zu. Im nächſten Augenblick flog die Keule und Ratiz ſank zu Boden.

Ingram ſchwang ſich vom Roſſe, ergriff die Waffe und ein zweiter Schlag traf den Liegenden, der ſolcher Nachhilfe nicht mehr bedurfte. Der Sieger löſte dem Toten das Krummſchwert von der Seite und riß die Adlerfedern von der zerſchlagenen

Helmkappe. Dann warf er ſich zu Boden und umfing den Hals des Raben, der ihn ſterbend mit treuen Augen anſah.

Als Ingram ſich erhob, ſchleuderte er noch einen wilden Blick auf ſeinen Feind, der obgleich erſchlagen doch dalag wie ein Herr der Männererde, die Fauſt geballt, die Glieder im Sprunge zuſammengezogen; und er ſah noch einmal über das tote Thier, welches einſt die Glieder ſo edel bewegt hatte, und jetzt nichts war als ein unförmliches Stück Erde. Dann fing er ſein Roß und ritt langſam der Heimat zu. Der ſcharfe Grimm, welcher ihn ſeither wild umhergetrieben hatte, war plötzlich geſchwunden und er gedachte ganz ruhig ſeiner Fahrt zu den Sorben wie einer alten Sage. Da vernahm er um ſich ein leiſes Tönen und Worte einer ſanften Stimme: „Ich bin ein Krieger, du merkſt es nur nicht,“ und vor ihm erſchien das Antlitz des Jünglings, wie dieſer einſt traurig von ihm geſchieden war mit den Worten: „Du armer Mann.“ Immerfort klangen dem Reiter dieſe Worte in der Seele und dabei rannen ihm heiße Thränen aus den Augen, immerfort tönte von weitem mahnend und klagend die Glocke des Chriſtengottes. Jetzt wurde ihm, der von der Rachefahrt zurückkehrte, alles Geheimniß des neuen Glaubens in dem leiſen Klange offenbart. Als ein Held des Chriſtengottes hatte der Jüngling ſein Leben hingegeben für einen, der nicht ſein Freund war; und ebenſo hatte ſich der große Häuptling der Chriſtenheit dem Tode geopfert, um dem friedloſen Volk der Erde ein ſeliges Leben in der Himmelsburg zu bereiten. Und Ingram hörte aus dem Sang der Glocke die Stimme des Toten, welcher ihn rief: „Komm auch du.“ Da ſpornte er ſein Roß, denn er merkte, jetzt lud der Gott auch ihn, weil er ihn durch den Tod ſeines Kriegers geworben hatte. — In der Nähe hallte das Kriegsgeſchrei der verfolgenden Thüringe, Ingram aber ſah zu dem Morgenlicht auf, welches die Spitzen der Bäume vergoldete, und ritt nach der Stätte, von welcher die Ladung hell und heller in ſeine Seele ſchlug.

Auf den Stufen des Altars ſaß Winfried, das verhüllte Haupt des toten Mönches in ſeinem Schoß, nur ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Um ihn knieten die ſchluchzenden Chriſtenfrauen, dahinter ſtanden mit geſenktem Haupt die Krieger, welche zur Wache des Heiligthums zurückgeblieben waren.

Da trabte ein Reiter an den Holzring, eine der Frauen erhob ſich aus dem Kreiſe der Knieenden und ſchritt zum Eingang. Gleich darauf trat ein Mann in den Raum, ſchwertlos, die Aufregung des Kampfes im Antlitz. Alle wandten die Blicke von ihm und wichen ſcheu aus ſeinem Wege, er aber achtete nicht darauf, ſchritt zum Altar und ſetzte ſich zu Füßen des Toten auf die Stufen unweit des Biſchofs, ſo daß der Leib des Jünglings zwiſchen beiden lag. Der Biſchof regte ſich, als der Mann, der ihm feind war und für den der Jüngling ſich dem Tode preisgegeben hatte, in ſeiner Nähe niederſaß. Ingram aber legte den Helmſchmuck des Sorben auf das Gewand des Toten und ſprach leiſe: „Er iſt gerächt; der Sorbe Ratiz liegt erſchlagen,“ und er ſah prüfend in das Geſicht des Biſchofs.

In dem Herrn Winfried wallte das Blut ſeines Geſchlechtes, da er vernahm, daß der Mörder ſeines Schweſterſohns erlegt war, er richtete das Haupt auf und ein düſteres Licht flammte in ſeinen Augen; aber im nächſten Augenblick bewältigte die heilige Lehre den Grimm, er ſtreifte mit einer Handbewegung den Adlerfittig vom Gewande des Mönches, lüftete die Hülle, welche das Haupt bedeckte, und ſprach auf die zerbrochene Stirn deutend tonlos: „Der Herr ſpricht, liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch beleidigen.“

Ingram aber rief laut: „Jetzt erkenne ich, daß du in Wahrheit dem Gebot eines großen Gottes folgſt, wenn es dir auch bitter und ſchwer wird. Auch ich glaube an den Gott dieſes Jünglings, der aus eigenem Willen für mich geſtorben iſt, obgleich ich ſein Feind war. Denn ſolche Liebe iſt das größte Heldenthum auf Erden.“

Er hob die Hülle vom Antlitz des Toten und küßte ihn auf den Mund. Darauf ſaß er ſtill neben ihm und verdeckte ſein Geſicht in den Händen.

„Die Worte des Friedloſen dürfen nicht hallen, wo Landgenoſſen weilen,“ begann mit gedämpfter Stimme Aſulf, der hinter Ingram ſtand. „Iſt ein Gebannter hier, ſo berge er ſein Haupt, bis das Volk ihm den Frieden zurückgibt.“

„Dort drüben brennt der Hof meiner Väter, Aſulf, wenn die Thüringe wollen, können ſie den Wolf in die Flammen werfen,“ antwortete Ingram und beugte ſich wieder über den Toten.

„Am Altar des Herrn iſt die Freiſtätte des Friedloſen,“ ſprach Winfried aufſehend, „halte das Kreuz über ihn, Meginhard, und geleite ihn zu deiner Hütte.“

„Laß mich hier,“ bat Ingram, „ſolange ſeine Leibeshülle unter uns liegt. Denn ſpät habe ich meinen Reiſegeſellen gefunden.“

9.

Die Heimfahrt.

Eine Woche ſpäter ſtand Ingram in der Hütte des Prieſters an der Holzſtufe des Altars, welchen einſt Gottfried errichtet hatte. Der eintretende Memmo ſetzte einen Korb vor ihm nieder und mahnte: „Laß dir das Mahl gefallen, die Frauen vom Meierhofe waren alle dabei beſchäftigt.“

„Du ſorgſt freundlich um deinen Gefangenen,“ ſagte Ingram ſchwermüthig, „jede Koſt iſt bitter für den Eingehegten, welchem die Freiheit fehlt.“

„Ich kenne manchen Hausgenoſſen, der anders denkt,“ verſetzte Memmo und ſah zu ſeinen Vögeln auf. Als Ingram ſchwieg, fügte er geſchwätzig hinzu: „Ich war mit Walburg in der Höhle bei dem Bären Bubbo; er hat den ganzen Trank des Biſchofs ausgetrunken und den Einbruch der Heiden verſchlafen, der Mann iſt übel zugerichtet und ſprach durchaus verwirrt, als wenn er Einſiedler werden wollte.“

Ingram nickte, aber er ſchwieg. Und Memmo fuhr bei ſich ſelbſt fort: „Nie habe ich ſo große Veränderung geſehen, als der Glaube in dieſem Heiden hervorbringt; wenn ich ihm ein Heubund unter den Kopf rücke, dankt er ſo zierlich wie ein Mädchen. Das Vaterunſer hat er gelernt wie Wenige. Vielleicht wird er ſogar ein Mönch, dann müßte ich ihn Latein lehren. Einſt wollten ſeine Raben das Kyrie nicht leiden, jetzt zwinge ich ihn ſelbſt zu mensa und filius,“ und Memmo lachte auf ſeinem Schemel über die große Hoffnung.

Vor dem Hauſe klirrten Waffen, die Thür öffnete ſich, Graf Gerold trat auf die Schwelle. „Ich rufe dich, Ingram,“ redete er den Auffahrenden an, „du magſt dein Haupt wieder frei tragen im Volke. Unter den Linden haben ſie dir den Frieden zurückgegeben, wenn du die Buße bezahlſt in Viehhäuptern oder in Land, und die Schatzung war mäßig. Weißt du es noch nicht, ſo vernimm auch dies: auf dem Rennwege hinter dem Hügel des Donnerers haben deine Landgenoſſen den flüchtigen Haufen der Räuber erreicht, nur wenige Sorben ſind entronnen; dieſe Kunde ſoll dir tröſtlich ſein. Ich aber komme ſelbſt, dich zum Kriegsgeſellen zu werben. Zu Roſſe, Held, in wenigen Tagen reiten wir über die Saale.“ Mit kurzem Gruß verließ er die Hütte.

Als Ingram hinter ihm ins Freie trat und das Haupt zum Sonnenlicht hob, fühlte er ſich leiſe angefaßt. „Jetzt biſt du ganz mein,“ rief Walburg in ſeiner Umarmung. Da berührten ihre Finger das Lederband, welches er am Halſe trug, ſie trat ängſtlich zurück: „Ingram, du trägſt noch bei dir, was von den Unholden kommt.“

„Die Gabe meiner Ahnen meinſt du,“ verſetzte der Mann betroffen, „wie darf ich ſie verachten!“

„Bedenke, Geliebter, vieles Unheil hat dir der Zauber gebracht, wer weiß, wie ſehr er dir noch den Sinn verwandelt, wenn du ihn bewahrſt.“

„So wie du, warnte einſt ein Anderer,“ erwiederte Ingram, „und ich fürchte, ich habe zu viel auf das Erbſtück getraut. Ich will es abthun, du aber magſt es verwahren.“

„Nicht ich und kein Anderer,“ rief Walburg, „nur Einer ſoll darüber entſcheiden, und das iſt Herr Winfried ſelbſt.“

„Willſt du mich vor die Augen des Biſchofs führen?“ frug Ingram unruhig.

„Merke wohl, Ingram,“ mahnte Walburg, „wie das Zauberſtück dich von dem Biſchof fern halten will.“

Er löſte den Riemen und bot ihr die Taſche; ſie warf ein Tuch über das Bündel, ſegnete ſich und griff darnach. „Und jetzt fort von hier zu ihm. Beuge dich, Ingram," bat ſie den Zögernden, „denn um Gnade ſollſt du werben bei Einem, der ſtärker iſt als du." Voll Mitleid und Zärtlichkeit ſah ſie ihn an, vergaß einen Augenblick das Teufelswerk in ihrer Hand und küßte ihn, dann zog ſie ihn haſtig mit ſich fort.

In ſeiner Kammer ſaß der Biſchof allein, als Walburg eintrat, den Geliebten nach ſich ziehend. „Kommſt du endlich, Ingram," ſprach Winfried aufſehend, „lange habe ich dich erwartet und theuren Preis haben wir beide gezahlt, bis du den Weg zu mir fandeſt."

„Ein Zauber, den die heidniſche Schickſalsfrau gebunden, liegt in dem Erbe ſeiner Ahnen und erbittert ihm ſeinen redlichen Sinn," klagte Walburg. „Löſe du ihn von der Macht der Unholden."

„Die Gnade des Himmelsherrn ſoll dich befreien, Ingram, und der Kampf, den du ſelbſt durchkämpfeſt, ſolange du auf der Erde weilſt. Wo iſt der Zauber, der euch ängſtigt?"

„Hier liegt das Grauwerk unter weißem Tuch," ſagte Walburg und legte das Bündel ſcheu auf den Holzſtoß am Herde. Winfried wandte ſich und ſprach ſein Gebet, dann faßte er nach dem geweihten Waſſer, das im Becken bei der Stubenthür ſtand, beſprengte das Tuch und ſeinen Tiſch und zog das Erbſtück des Teufels hervor. Es war eine kleine Taſche aus abgeſtoßenem wolligem Fell von vielen verknoteten Fäden umſchlungen. Winfried öffnete weit den Fenſterladen und die Thür, dann machte er über ſein Meſſer das heilige Zeichen, ſchnitt kräftig durch Faden und Leder und ſuchte den Inhalt. Staub und vertrocknete Kräuter fielen ihm in die Hand, dazwiſchen ein neues Bündel von rother Farbe; er rollte es auseinander und trat zurück. Vor ihm lag von Seidenſtoff, dicht wie Filz gewirkt, mit Goldfäden geſtickt ein Bild gleich dem Haupt des Wurms, den man Drachen nennt. Von hellem Gold glänzten die Augen, um den aufgeſperrten Rachen ſtanden die goldenen Zähne, aus ihm ragte wie ein Pfeil die rothe Zunge.

„Schwerlich vermag menſchliche Kunſt ſolch teufliſches Bild zu ſchaffen,“ rief Winfried erſtaunt und hielt das Holzkreuz über den Drachenkopf. „Wirf Holz auf die Herdkohlen, Jungfrau, in der Flamme des Chriſtenherdes bergen wir das Heidenbild; verſchwinden ſoll es aus dem Angeſicht der Menſchen, denn wie lebendig glänzt das Auge und leckt die Zunge.“

Das Herdholz kniſterte, die Flamme hob ſich hoch über den Kohlen, Winfried trug vorſichtig die Taſche, die zerfallenden Kräuter, zuletzt das Drachenhaupt zu dem Feuer und ſtieß ſie mit dem Eiſen kräftig hinein. Ein dicker Rauch, gelblich und weiß, wirbelte auf, er ſtieg hoch bis zum Herdloch der Decke und wand ſich um die Dachbalken. Ingram lag an der Thür auf den Knien. „Bitter iſt mir von meinen Ahnen zu ſcheiden,“ ſeufzte er. Aber über ſeinem Haupt hielt Walburg die Hände gefaltet und ſah verklärt auf Winfried, der vor dem Herde ſtand, das Kreuz hoch hebend, bis die letzten Wirbel des Dampfes durch das Dach entſchwebt waren. Darauf trat er zu Ingram: „Bereite deine Seele, damit du ein treuer Mann des Chriſtengottes werdeſt und deinen Sitz gewinneſt in der Hochburg des Himmels. Als eine Gabe, welche der Himmelsherr dir durch mich bietet, empfange dies geweihte Gewand, das du tragen ſollſt, wenn du zum Taufſtein trittſt und dich gelobſt dem ewigen Gotte.“

Auf der Brandſtätte des Hofes, in welchem einſt die Raben gekrächzt hatten, erhob ſich eine Kirche und vom Thurmgerüſt klang die Glocke der Chriſten. Wenige Wegſtunden davon, nahe dem großen Markt der Thüringe, ſtand der neue Hof Ingrams und die Halle, welche er gebaut hatte. Bald wuchs um den Hof ein anſehnliches Dorf, welches noch in ſpäten Geſchlechtern das Erbgut des Ingram genannt wurde. Im ganzen Lande rühmten die Leute ſein Glück und ſeine Hausfrau, welche ihm den Hof mit einer Schaar blondlockiger Kinder füllte, die gaſtliche Halle und daneben auch die Zucht ſeiner

Kriegsroſſe, der Rabenkinder. Er war als Kriegsheld gefeiert bis weit im Oſten der Saale, in den Grenzkriegen ein Schrecken der Feinde, eine ſtarke Hilfe der fränkiſchen Grafen. Mehr als einmal wurde er zu dem Hofe der großen Frankenherren geſandt, dort fand er immer Gunſt und er merkte wohl, daß er dort ſeinen ſtillen Fürſprech hatte. Als endlich König Pippin, der Sohn des erlauchten Herrn Karl, ſelbſt nach Thüringen kam, um ein Heer gegen Sachſen und Wenden zu führen, da ritt Ingram in ſeinem Gefolge und der König ehrte ſein tapferes Schwert durch Lob und Begabung. So oft Winfried von ſeinem erzbiſchöflichen Sitze zu Mainz nach Thüringen fuhr, zog Ingram bis an die Landesgrenze, den großen Kirchenfürſten zu begrüßen, alle ſeine Knaben taufte der Erzbiſchof ſelbſt und empfing jedes Jahr von der Hausfrau Weben der feinſten Leinwand, die auf den Webſtühlen des Hofes gefertigt wurde. Stets war der Biſchof mild gegen Ingram und freundlicher als gegen Andere, und er war bemüht vor den Leuten zu erweiſen, wie hoch er den Helden achte. Nur betrat er nie die Schwelle des Treuen, um gaſtlich darin auszuruhen, obwohl Frau Walburg zuweilen mit Thränen darum flehte; aber ihre Knaben liebkoſte er und nie vergaß er bei ſeiner Ankunft im Lande ihr ſelbſt eine Spende zu bringen.

Dreißig Jahre waren vergangen ſeit der erſten Fahrt, die Winfried in das Land der Thüringe gewagt hatte. Neben Ingram ſtanden drei Söhne und drei Töchter in blühender Jugend; der älteſte Sohn, das Ebenbild des Vaters, war bereits ein erprobter Krieger, der in geſondertem Hofe herrſchte, auch der zweite bändigte die wildeſten Roſſe und harrte ungeduldig ſeiner erſten Kriegsreiſe; der jüngſte, Gottfried, war nach dem Willen der Eltern der Kirche beſtimmt und fröhlich ſang ſeine Kinderſtimme die lateiniſchen Hymnen, welche ihn fromme Väter als Gäſte der Eltern gelehrt hatten. Und Wolfram, der Meiſter des Hofes, welcher die Hinterſaſſen ſeines Herrn wohlmeinend regierte, ſprach zu Gertrud, ſeiner

Frau: „Sehr mächtig iſt der Zauber, welcher in den neuen Chriſtennamen wirkt," dabei ſchlug er mit Anſtrengung ſein Kreuz, „unſer Gott fordert den jüngſten Herrenſohn für ſeinen Dienſt und es nützt nichts, ihm zu widerſtreben. Vergebens habe ich dem Knaben Wolfshaare in die Jacke genäht und drei Rabenfedern in ſeinen Pfühl geſteckt, vergebens lehrte ich ihn auch mit dem Bogen ſchießen und die Keule werfen, der unkriegeriſche Name Gottfried zwingt ihn übermächtig. Ich hoffe, er wird wenigſtens ein Biſchof, der doch den Andern, welche geſchorenes Haar tragen, gebietet und den Ehrenſitz an der Tafel erhält."

Mehre Jahre war der große Erzbiſchof nicht nach Thüringen gekommen und ſeine Treuen vernahmen aus Mainz die Kunde, daß er zuweilen die Beſchwerden des Alters fühle und daß ihre Augen ihn wohl nimmermehr ſchauen würden, da bat Walburg den Gemahl, daß er bei ſeiner nächſten Fahrt zum Königshofe ſie und die Söhne nach Mainz geleiten möge, damit ſie alle noch einmal den Segen des Heiligen empfingen und der junge Gottfried durch ihn für die Kirche geweiht würde.

Gerade damals waren die Heiden an der Nordgrenze in die Chriſtenheit eingebrochen, hatten dreißig Kirchen zerſtört, die Männer erſchlagen, Weiber und Kinder fortgetrieben. Da war der greiſe Erzbiſchof ſelbſt zu der Grenze geeilt, er hatte mitgenommen, was der Schatz ſeines Biſthums gewähren konnte, um die Gefangenen loszukaufen und die zerſtörten Gotteshäuſer aufzubauen. Ein halbes Jahr war er von Mainz abweſend geweſen, den Schaden zu beſſern und die Grenzleute in Glauben und Eintracht zu ſtärken.

Jetzt war er zurückgekehrt. Während ſein Gefolge im Hofe ſich der Heimat freute, betrat Biſchof Lullus, ein vertrauter Schüler, das Gemach des Erzbiſchofs; leiſe ſchob er den Vorhang der Thür zurück und trat mit frommem Gruße ein. Winfried ſaß im Lehnſtuhl, in ſeinem Schoße lagen aufgerollte Briefe, er aber blickte ſtarr durch den Fenſterbogen in das

Morgenlicht und winkte nur mit der Hand die Antwort auf den Gruß. Lange ſtand Lullus in ehrfürchtigem Schweigen, er merkte betroffen, daß der Greis halblaut mit ſich ſelbſt ſprach, und vernahm endlich die Worte: „Zeit iſt, daß ich mich zur Fahrt rüſte nach dem Saal meines Herrn, ſehr ſehne ich mich nach der blutigen Wunde auf meiner Bruſt, die mir das Wolkenthor öffnet.“

Entſetzt über die fremdartige Rede begann der Prieſter: „Was irrt den Sinn meines ehrwürdigen Vaters, daß er ſpricht wie ein weltmüder Mann des Schwertes?“

„Der Welt müde bin auch ich,“ verſetzte der Erzbiſchof, „denn wie ein Seefahrer ſteure ich durch die Woge, die ſich ohne Aufhören wälzt, mein Kiel ſtößt an die Klippen, der Eisfroſt feſſelt mir die Füße mit harten Banden und der Winterſturm ſchlägt mir mit hartem Flügel die Stirn. Endlos iſt der Kampf und freudenlos iſt was ich um mich ſchaue, und mich verlangt herzlich nach der Bucht, in welcher ich mein Haupt niederlegen will.“

„Freudenlos nennſt du dein Leben, ehrwürdiger Vater, du, dem der Herr Sieg und Ehre gab, wie niemals einem Manne?“ erwiederte der Prieſter. „Laß das Auge deines Geiſtes die Länder durchmeſſen, über welche du walteſt. Vierzig Jahre haſt du als Krieger Gottes gegen den Teufel geſtritten, viele hunderttauſend Seelen haſt du dem Glauben gewonnen, viele hundert Kirchen und Zellen der Brüder erheben ſich in dem Lande, das du als eine Wildniß betrateſt. Die Bäume der Heiden ſind überall gereutet, einem Herrn gehorchen die trotzigen Nacken, der milde Gott ſchenkt ihnen Gedeihen, beſſere Zucht im Hauſe und Gehorſam gegen das Geſetz. An den Grenzen werden die mörderiſchen Feinde gebändigt durch tapfere Chriſtenkrieger, im Lande der Heſſen, der Thüringe und Baiern lernen die Knaben in der heiligen Schrift leſen. Du biſt geweſen wie geſchrieben ſteht: ein Sämann ging aus zu ſäen, und ruhmvoll iſt deine Ernte. Feſt gegründet iſt der einheitliche wahre Glauben auf der Männererde durch dich. So Großes iſt dir gelungen, was trauerſt du, Herr?“

Winfried erhob ſich und ſchritt durch das Gemach. „Drei Nachfolgern der Apoſtel, welche zu Rom über die Kirche walten, habe ich mich gelobt. Gegen dich darf ich mich rühmen, ich war ihnen ein treuer Mann, ich habe ſie zu Herren gemacht in der katholiſchen Chriſtenheit. Die widerwilligen Nacken der Laien, den Hochmuth und Eigennutz ungetreuer Biſchöfe habe ich gebeugt für ſie; Einheit in Lehre und Gehorſam habe ich allem Volke auferlegt, damit ſie willigen Gehorſam finden, wo ſie im Namen des Herrn gebieten. Die Seelen der Menſchen habe ich ihnen unterzwungen, ſie ſelbſt habe ich nicht zwingen können in Allem gute Diener des Himmelsherrn zu ſein. Nicht das Reich des Herrn in Armuth und Demuth zu gründen ſind ſie eifrig. Nach Landerwerb ſehe ich ſie lüſtern, nach Goldſchatz und nach irdiſcher Herrſchaft. Schlechte begünſtigen ſie und Frevelhafte ſchonen ſie, wo es ihnen nützt; klüger ſind ſie, als wir, aber größer wurde auch ihre Hoffart. Drei Päpſten habe ich gedient, jetzt kommt der vierte, ein fremder Mann, und ſeine Gunſt wird er, ſorge ich, austheilen in neuer Weiſe wie es ſein Vortheil iſt. Mein iſt das Amt, die Heiden zu bekehren. Zu ihrem Vogt bin ich geſetzt durch den Herrn, auf dieſem Rechte ſtehe ich feſt gegen den Pontifex in Rom wie gegen den Teufel. Da ich jung war, that ich meine erſte Kreuzreiſe in dem Herrn gegen das wilde Volk der Frieſen. Unabläſſig habe ich um die Widerſpenſtigen geſorgt und ihnen das Kreuz über die Häupter gehalten. Die Biſchöfe der Franken ſaßen träge in elender Fleiſchluſt, irrgläubig und unbotmäßig ihr Kirchgut verſchwelgend, und keiner ſorgte um die Bekehrung der Ungläubigen. Jetzt, wo ich dort mit harter Arbeit und Herzensangſt ein Bisthum gegründet habe, wollen ſie mir das Friesland nehmen und einem andern Erzbiſchof unterordnen, auf daß unſere Arbeit verdorben werde und unſere Saat unter neuem Andrang der heidniſchen Wogen erſäuft. Du weißt es, mein treuer Sohn und Genoſſe, daß ich nicht für mich die Ehre begehre, ſondern die Rettung der Elenden. Demüthig habe ich meinen neuen Herrn Stephan gefleht, mir das Friesland zu laſſen, das älteſte Kind meiner Sorgen. Nicht weiß ich, was dort die Schlauheit der römiſchen Prieſter erſinnt. Ich aber gedenke ſie der Wahl zu entheben, ſelbſt will ich in das Friesland gehen, ob es ihnen lieb oder leid iſt. Dem großen Himmelsherrn will ich die Frage ſtellen, ob ich noch länger Diener eines Dieners ſein ſoll, oder ob er den müden Alten fortan würdigt, ihm ſelbſt zu ſeinen Füßen zu ſitzen. Meinen letzten Kriegszug meine ich zu thun.“

Im Hofe des Erzbiſchofs drängte ſich an einem ſonnigen Maimorgen das Volk der Stadt und der Landſchaft. Zunächſt an den Stufen des Palaſtes ſtanden die geiſtlichen Brüder, auf der einen Seite Prieſter und Diakonen, auf der andern Mönche der Klöſter, neben ihnen die hageren bärtigen Geſtalten der Einſiedler, welche ihre Baumzelle verlaſſen hatten, um den Segen des Erzbiſchofs zu empfangen. Haupt an Haupt ſtanden die Leute, aber es war eine feierliche Stille, bekümmert waren alle Mienen, Thränen in vielen Augen wie bei dem letzten Heimgange eines Fürſten. Von den Stufen des Palaſtes hoben die Schiffsleute das Reiſegeräth, vier Leviten trugen die Truhe des Herrn mit ſeinen Büchern und dem Reliquienſchatz zu dem Rheinſchiff, deſſen Wimpel unter dem Kreuzeszeichen luſtig im Morgenwind flatterte; und bei jedem Stück, das die Männer zum Rheine ſchafften, ging ein banges Geſumm und Seufzen durch die Menge. In dem Saal des Palaſtes ſtand Winfried im Kreiſe derer, welche er lieb hatte, der Biſchöfe, ſeiner Schüler, und ſeiner Landsleute aus Angelland, die wie er über das Meer gekommen waren um die Heiden zu lehren. Auch Frauen hatten ſich verſammelt, mehre ihm blutsverwandt, die meiſten geſchleiert. Inmitten der gebeugten Schaar ragte hochaufgerichtet Winfried. Freundlich ſtrahlte ſein Auge, als er von Einem zum Andern ſchritt, leiſe

Worte der Lehre und des Troſtes ſpendend. Als er bei dem Haufen der Frauen auch Walburg begrüßte, zog ſie mit der Hand ihren Knaben hervor, warf ſich zu ſeinen Füßen und flehte: „Meinen Sohn, den jungen Gottfried, bringe ich dem Herrn, lege noch deine Hand auf ihn, Vater, damit ſein Leben geſegnet ſei.“ Winfried lächelte als er den ſtattlichen Knaben betrachtete, und ſeine Hand berührte das lichte Haar. Dann nahm er den Knaben, führte ihn zu einem Vertrauten, dem Abt Sturmi von Fulda, und wandte ſich nach der Thür. Alle Anweſenden ſanken auf die Knie und ſegnend ſchritt er zum Ausgang. Da fiel ſein Blick auf die hohe Geſtalt Ingrams, der in ſeinem Kriegskleide nahe der Schwelle kniete. Er hielt an und ſprach feierlich: „Dich, Ingram, lade ich heut zu mir, willſt du noch einmal der Führer meiner Reiſe ſein?“

„Ich will, Herr,“ antwortete Ingram aufſtehend mit leuchtendem Blick.

„So nimm Abſchied von Weib und Kind, denn du ſollſt für den Herrn unter Schilde gehen.“

Unten im Hofe wogte das Volk wie Wellen des Meeres. Da der Erzbiſchof heraustrat, fiel Alles auf die Knie, und die Arme aufhebend ging er langſam hindurch zum Schiffe. Dort wandte er ſich noch einmal, grüßte und ſegnete und lachte freundlich den Kindern zu, welche von den weinenden Müttern aufgehoben wurden, damit ſie den Mann Gottes ſchauten. Ingram aber hielt ſeine Frau, welche ſtolz ohne Thränen neben ihm ſchritt, die Augen feſt auf ihn gerichtet, und mit der andern Hand hielt er die Hände ſeiner drei Söhne. Und als er ſich am Ufer von den Seinen löſte, faßte er die Schwurhand ſeines älteſten Sohnes, legte die Hand des Wolfram hinein und ſprach zu dieſem: „Sei du ihm treu, wie du dem Vater warſt.“

Die Schiffer löſten die Seile und rheinabwärts ſchwebte das Schiff, am Ufer lag das Volk auf den Knien und ſah dem Fahrzeug nach, bis es hinter einer Biegung des Stromes verſchwand.

Es war eine ſonnige Fahrt, gleich einer langen Feſtreiſe.

Wo eine Kapelle ſtand auf den Höhen oder ein Kirchlein unt
am Strom, da drängten ſich die Leute und läuteten die Glock
wenn das Schiff kam und abfuhr. Jeden Abend legten d
Reiſenden an, wo fromme Chriſten wohnten. Herr Winfri
ſtieg an das Land, begrüßte die Gemeinden und ruhte unte
dem Dach derer, die ihm vertraut waren, während Ingra
am Maſte unter dem Kreuzbanner lag und die Schiffswac
hielt. So fuhren die Reiſenden den Rhein abwärts bis dahi
wo er zum See wird, ſie legten vor Utrecht an und nahm
den Biſchof von Friesland, welchen Winfried eingeſetzt hatt
zu ſich in das Schiff. Dann fuhren ſie oſtwärts bis zu
Grenze der heidniſchen Frieſen. Dorthin hatte Herr Winfrie
im voraus das neubekehrte Volk geladen, damit er den G
tauften die Hand auflege und ſie im Glauben befeſtige, ſei
Boten waren durch das ganze Friesland gegangen und hatt
ſeine Ankunft verkündet. An der Mündung des kleinen Fluſſ
Borne, welcher die chriſtlichen und heidniſchen Frieſen tren
landeten die Fahrenden kurz vor dem beſtimmten Tage in ein
Bucht, wo die Fluth einen Wall von zugetriebenen Bau
ſtämmen aufgehäuft hatte. Der Erzbiſchof trat aus dem Schi
wählte die Lagerſtelle und umſchritt weihend den Raum; In
ram ließ die Zelte aufſchlagen, den Graben ſchütten und d
angeſchwemmte Holz zum Walle ſchichten.

Als er bei dem Wall ſtand, die Richtung maß und ſel
die Pfähle ſchlug, ging Herr Winfried bei ihm vorüber u
ſprach: „Du mühſt dich emſig, uns mit Holz und Erde
umſchanzen, haſt du auch darum geſorgt, Einen über uns na
ſeinem Willen zu fragen? Denn er zieht die Schildburgen u
zerwirft ſie, ganz nach ſeinem Gefallen.“

„Zürne nicht, Herr, daß ich den Hammer bis über d
Abendgebet ſchwinge, denn Warnung kam mir von den Leut
am Ufer, vieles Raunen und wildes Gemurr verſtört die Dörf
der Heiden und klein iſt die Zahl der Schilde, welche de
Haupt ſchützt.“

Winfried aber hörte gar nicht darauf, ſondern fuhr fort, nach dem Himmel blickend: „Dichter ſtanden die Bäume im Lande der Thüringe. Dort warſt du der erſte, welcher mir auf der Reiſe die Nachtpfähle hieb. Damals fiel der Eſchenſame herab auf den Boden und der Same heilbringender Lehre ſank in dein Herz. Sieh, ein neuer Baum iſt im Schutze Gottes erwachſen, nicht die unholden Schickſalsfrauen ſchweben darum, ſondern hohe Engel, die geflügelten Boten Gottes, vielleicht, daß ſie auch dir jetzt oder bald einmal eine gnadenvolle Auffahrt bereiten."

Er ſegnete ihn und ſchritt in ſein Zelt zurück, das inmitten der andern ſich ſtattlich erhob. Ingram legte den Hammer weg, er rüſtete ſich und ſetzte ſich mit Schild und Speer an das Lagerthor zur Nachtwache. Ueber die weite Ebene ſpähte ſein Blick, gleich dem Herrn Winfried ſah er nach der Nachtröthe, welche vom Norden her ſo hell ſchien, wie er ſie noch niemals geſchaut. Er dachte an ſein Weib und die blühenden Kinder, die jetzt daheim in Frieden ſchliefen und die er ſo herzlich lieb gehabt, er überlegte das ganze glückliche Leben, das er mit ſeiner Hausfrau geführt, ſeine ruhmvollen Kriegsfahrten und das Lob ſeiner Streitgeſellen, auch Wolfram und ſeine Rabenroſſe kamen ihm in den Sinn, und er lachte und ſegnete in Gedanken alle Häupter der Seinen und betete für jedes; leicht war ihm das Herz und er ſah immer wieder nach dem Himmelsrand, wo die Röthe langſam nach Oſten zog, bis die Helle aufſtieg und die kleinen Wolken roſig leuchteten wie ein Thor der aufgehenden Sonne. Da merkte er, wie das Thor geöffnet wurde, durch das er ſelbſt hinaufſteigen ſollte zu der Burg des Himmelsherrn als einer ſeiner Krieger, und er kniete nieder und ſprach das Gebet, welches ihn Walburg gelehrt. Als er aufblickte, erkannte er fern im Dunſt eine dunkle Maſſe, ſie ſchob ſich heran, Speereiſen blinkten und weiße Schilde. Er ſchloß den Eingang, rief ſeinen Kriegsſchrei und eilte zu dem Zelte des Biſchofs und zu den Hütten der

Krieger. Aus dem Zelte tönte das Glöckchen, Winfried trat hervor, das Wort des Herrn in der Hand, umdrängt von den Geiſtlichen. Draußen am Graben erhob ſich mißtönendes Geheul, die Heiden liefen gegen das Pfahlwerk und riſſen an den Hölzern. Ingram ſprang den Speer ſchwingend auf ſie und trieb ſeine Schildgenoſſen zum Kampfe. Aber mächtig erſcholl die Stimme Winfrieds: „Höret das Gebot des Herrn, vergeltet nicht Böſes mit Böſem, ſondern Böſes mit Gutem. Thut ab Krieg und Kampf, denn der Tag iſt gekommen, den wir lange erſehnten, heut lohnt der große Gott des Himmels ſeinen Getreuen. Bereitet iſt uns der Hochſitz in himmliſcher Halle, die Schaaren der Heiligen geleiten uns vor den Thron des Himmelsherrn.“

Da warf Ingram ſein Schwert den einbrechenden Heiden entgegen; er trat mit ausgebreiteten Armen vor den Herrn Winfried, rief laut den Namen des Jünglings, der einſt ſein Reiſegeſelle geweſen war, und empfing die Todeswunde. Nach ihm der Erzbiſchof und darauf die übrigen, Geiſtliche und Laien. Nur wenige aus dem Gefolge retteten ſich über das Waſſer und berichteten von dem Ende der frommen Helden.

Mit großem Gefolge fuhr der Häuptling des Chriſtengottes zu der Halle ſeines himmliſchen Königs.

Die Gebeine Winfrieds führten fromme Väter den Rhein hinauf, dem Thüring Ingram aber ſchütteten chriſtliche Frieſen am Strande den Totenhügel und umſchritten die Stelle mit Gebet. Nicht die Raben des Waldes flogen darüber, ſondern weißbeſchwingte Möven, und ſtatt der Baumwipfel rauſchten in ſeiner Nähe die Wogen des Meeres, wie der Sturmwind ſie trieb, ein Jahrhundert nach dem andern.

Doch aus ſeinem Hofe unter den Buchen und Fichten des Waldes wuchs und breitete ſich fröhlich ſein Geſchlecht.

Die Wogen und Wälder rauſchten aus einem Jahrhundert in das andere daſſelbe geheimnißvolle Lied, aber die Menſchen kamen und ſchwanden und unaufhörlich wandelten ſich ihnen die Gedanken. Länger wurde die Kette der Ahnen, welche jeden Einzelnen an die Vergangenheit band, größer ſein Erbe, das er von der alten Zeit erhielt, und ſtärkere Lichter und Schatten fielen aus den Thaten der Vorfahren in ſein Leben. Aber wundervoll wuchs dem Enkel zugleich mit dem Zwange, den die alte Zeit auf ihn legte, auch die eigne Freiheit und ſchöpferiſche Kraft.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Neunter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-~~
~~ANSTALT PASING~~
~~Bücherei~~
~~Zeichen: V~~
~~Nr.: 1005 a~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Das Neſt der Zaunkönige.

Seite

1. Im Jahr 1003 3
2. Die Geſellen 32
3. Der letzte Tag im Kloſter 62
4. In der Heimat 91
5. Die Trennung 105
6. Auf der Reiſe 137
7. Vor der Feſtung 167
8. Die Noth des Grafen 193
9. Unter den Rößlein der Hörſila 214
10. Die Entführung 243
11. Die Mutter auf der Burg 260
12. Das Gericht des Königs 290
13. Schluß 315

Die Ahnen.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Das Neſt der Zaunkönige.

1.

Im Jahr 1003.

Wo die Geiſa das Waſſer ihrer Quellen in die Fulda gießt, lag zwiſchen Wieſen und fruchtbaren Feldern das Kloſter Herolfsfeld. Hohe Fürſten des Himmels waren ſeine Beſchützer, denn die Kloſterkirche umſchloß die Reliquien zweier Apoſtel; doch den größten Eifer für das Gedeihen des Kloſters hatten zwei Gefährten des heiligen Bonifacius bewieſen: Erzbiſchof Lullus, der die erſten Mönche auf das leere Feld führte, und der Heidenbekehrer Wigbert, deſſen Gebeine erſt viele Jahre nach ſeinem Tode im Kloſter niedergeſetzt wurden, der aber ſeitdem durch zahlloſe Wunder den Ruhm der Stätte erhöhte. Als das ſtärkſte von ſeinen Wundern rühmten die Leute, daß in der einſamen Landſchaft ein mächtiges Menſchenwerk entſtanden war, Thürme und hohe Kirchgiebel, um dieſe herum eine große Zahl von Gebäuden aus Stein und Lehm, deren wettergraue Holzdächer wie Silber in der Mittagſonne glänzten. Was man Kloſter nannte, war in Wahrheit eine feſte Stadt geworden, durch Mauern, Pfahlwerk und Graben von der Ebene geſchieden. Länger als zweihundert Jahre hatten die Mönche gebetet, um den Gläubigen Heil und guten Empfang in jenem Leben zu bereiten, dafür waren ſie ſelbſt reich geworden an irdiſchem Grundbeſitz, den ihnen fromme Chriſten in der bittern Sorge um das Jenſeits geſpendet hatten. Die Burgen, Dörfer und Weiler, welche ihnen gehörten, lagen über viele Gaue vertheilt, nicht nur im Lande der Heſſen, auch unter Sachſen und Baiern, vor Allem in Thüringen. Ein guter Theil des Kirchengutes, das Bonifacius erworben hatte, darunter die erſten Schenkungen, welche die Waldleute in Thüringen zur Heidenzeit gemacht, gehörte jetzt dem Kloſter, und wenn der Abt ſeine Lehnsleute und Hinterſaſſen zu einer Kriegsfahrt aufrief, ſo zogen ſie dem Lager der Sachſenkaiſer zu als ein Heer von Reitern und Fußvolk, in ihrer Mitte der Abt als großer Herr des Reiches mit einem Gefolge von edlen Vaſallen. Länger als zweihundert Jahre hatten die Brüder auch mit Axt und Pflug gegen den wilden Wald und das wilde Kraut gekämpft, hatten unermüdlich die Halmfrucht geſäet, Obſtbäume gepflanzt und Weingärten eingehegt. So waren ſie allmählich große Landbauer geworden, nach Tauſenden zählten ſie ihre Hufen, ihre zinspflichtigen Höfe und die Familien der unfreien Arbeiter. Jetzt ſaßen ſie in der Fülle guter Dinge als eine Genoſſenſchaft von hundert und fünfzig Brüdern zwiſchen gefüllten Scheuern und ſpringenden Herden, ſahen vergnügt über die reiche Habe und ordneten ſelbſt als umſichtige Landwirthe das Tagewerk der zahlreichen Gehülfen, deren Häuſer im Zaun ihres Herrenhofes ſtanden oder ſeitwärts an der Fulda zu einem großen Dorf vereinigt waren. Doch nicht allein über Landarbeit, ſondern über Alles, was Handwerk und Kunſtfertigkeit zu ſchaffen vermochte, walteten als Meiſter die Genoſſen, welche ſich dem Chriſtengott gelobt hatten. Neben dem Palaſt des Abtes und den Gaſthäuſern für Fremde, zwiſchen den Viehhöfen und Scheuern, dem Brauhauſe und den weiten Kellergewölben erklang der ſchwere Hammer des Waffenſchmieds auf dem Ambos, und daneben der kleine Hammer des Künſtlers, welcher edle Steine in Gold und Silber zu faſſen wußte für Kirchengeräth, für koſtbare Bücherdeckel und für Trinkgefäße des Abtes und vornehmer Gäſte. Ein Bruder bewahrte den Schlüſſel zu dem Rüſthaus, in welchem die Helme, Schwerter und Schilde für ein ganzes Heer bereit lagen, ein anderer zählte den Gerbern die Häute zu, prüfte kunſtverſtändig ihre

Arbeit, miſchte die Farbe und kochte die Beize für buntes Leder und Gewand. Und wieder ein anderer maß die Räume für neue Bauten, verfertigte den Riß und wies die Maurer an, wie ſie den Gewölbbogen ſchwingen und dauerhaften Mörtel miſchen ſollten. Von weiter Ferne her zogen die Leute zum Kloſter, nicht nur um bei den Gebeinen der Heiligen zu beten und durch Gaben das Gebet der Mönche zu kaufen; auch wer klugen Rath und irdiſchen Vortheil begehrte, ſuchte dort Beiſtand. Der Kaufmann fand Waaren, die er gegen andere vertauſchte, der große Grundherr holte ſich den Bauplan für ein Steinhaus, das er auf luftiger Höhe errichten wollte, oder bat um einen meßkundigen Bruder, der ihm fernes Waſſer in ſeinen Hof zu leiten und einen Fluß mit ſteinerner Brücke zu überſpannen wußte. Wer vollends krank war, der neigte ſich flehend vor dem Arzte des Kloſters und erhielt aus der Apotheke die Holzbüchſe mit kräftiger Salbe und den ruhmvollen Trank des heiligen Wigbert. Jeder Dürftige und Bettler im Lande kannte das Haus, denn er war ſicher, dort Hilfe gegen den Hunger zu finden und gutherzige Spende an den nöthigſten Kleidern. Was die Einen in ihrer Sündenangſt vor den Altären der Heiligen opferten um den Himmel zu gewinnen, das vermehrte vielen Anderen die Freude des irdiſchen Lebens. Aber die Mönche ſelbſt, die ſich dem Herrn zu demüthiger Entſagung und Buße geweiht hatten, wurden allmählich ſtolze Lehrer und Gebieter in weltlichen Dingen und vermochten nicht mehr mit der alten Kloſterzucht Haus zu halten.

An einem heißen Nachmittag des Sommers lag auf den Stufen des Hochaltars ein fremder Mönch in ſtillem Gebet. Stab und Reiſehut hinter ihm ließen erkennen, daß er neu angekommen war; bei dem Reiſegeräth kniete ein junger Bruder des Kloſters, der ihn begleitet hatte. In dem Chorſtuhl zunächſt dem Sitz des Abtes ſaß der Dekan Tutilo, welcher Präpoſitus des Kloſters war, ein hoher breitſchultriger Mann mit jähzornigen Augen und buſchigen Brauen, er hielt die Hände nachläſſig gefaltet und ſah ungeduldig auf den Fremden, deſſen Andacht kein Ende nehmen wollte. Klein war die Zahl der Väter, welche das Gebet abwarteten, nur wenige der Ehrwürdigſten ſaßen in den Stühlen, unter ihnen Heriger, der Kellermeiſter, ein fröhlicher Mann und Liebling der Brüder, dem Alle gern dienten und der Jeden mit freundlicher Rede gefügig machte, dann der Pförtner Walto, welcher Sprecher des Kloſters war, als kluger Herr wohlbekannt im ganzen Lande; auch die beiden Alten, Bertram und Sintram, zwei Sachſen, welche mit ihren runden Köpfen und weißen Haarkronen einander ähnlich ſahen wie Zwillinge und deshalb von den Mönchen im Scherz die Stiefel genannt wurden; ſie waren an einem Tage ins Kloſter gekommen, wohnten in derſelben Zelle und arbeiteten beide in den Gärten; was einer wollte, gefiel auch dem andern und ſie wandelten ſtets zuſammen, obgleich ſie ſchweigſam waren und auch mit einander nicht viel redeten.

Als der Beter ſich endlich erhob und mit geſenktem Haupt vor den Dekan trat, ergriff dieſer ſeine Hand, führte ihn in die Mitte des Chors und neigte ihm das Ohr zu, in welches der Fremde die geheimen Worte ſprach, an denen die Prieſter und Würdenträger von der Regel Benedikts einander erkannten. „Geſegnet ſei dein Eingang, mein Bruder Reinhard,“ antwortete der Dekan mit rauher Stimme, welche von der Decke zurückhallte, und gab den Bruderkuß, worauf der Fremde den andern Brüdern daſſelbe that. „Nicht mühelos wird das Lehramt ſein, zu dem du aus der Schulſtube des Kloſters Altaha gerufen biſt, denn du wirſt harte Köpfe finden und eine zuchtloſe Herde; doch dem heiligen Wigbert fehlt es nicht an Bäumen, um Ruthen daraus zu ſchneiden. Komm, daß ich dir unſere Häuſer zeige und die Walſtatt, auf welcher du den Krieg gegen die Unwiſſenheit führen ſollſt.“ Er ging voraus, die Brüder folgten, zuletzt der junge Mönch mit dem Reiſegeräth des Fremden.

Tutilo führte in die Klauſur, die große Burg des Kloſters, welche zweiſtöckig inmitten aller Höfe und Gebäude ragte. Sie enthielt die Wohnungen der Mönche und der geweihten Schüler, die von ihren Eltern in den Zipfel der Altardecke gewickelt waren, damit ſie einſt Mönche würden. Das Haus ſtand im Viereck um einen freien Platz, von allen Seiten nach außen geſchloſſen, nur durch die Kirche war der Eingang und gegenüber ein Ausgang zu den Küchen und Nebengebäuden. In der Mitte des Hofes umgaben alte Lindenbäume einen Brunnen, und nach dem Hofe öffnete ſich der ganze Bau, denn ein weiter Säulengang zog ſich am Unterſtock auf den vier Seiten entlang und die Mauer des Oberſtocks erhob ſich auf den ſchöngemeißelten Steinſäulen. Zwiſchen die Säulen waren bequeme Holzbänke geſtellt, damit die Brüder bei ſchlechtem Wetter luſtwandeln oder ausruhen konnten, wie es ihnen gefiel. Ganz verlaſſen ſtand das Haus, der Fremde vermochte kein geſchorenes Haupt zu entdecken, obgleich in dieſer Stunde die Regel den Brüdern erlaubte, ſich von Arbeit und Gebet zu erholen. Tutilo merkte die ſuchenden Blicke des Bruders und auf den Säulengang weiſend erklärte er: „An anderen Tagen würdeſt du die Hände oft rühren müſſen, wenn du die Menge der Brüder und Schüler an den Fingern abzählen wollteſt, heut aber ſind ſie ausgezogen. Die letzten Tage waren ſchwül, ein Wetter droht und das ganze Geſinde des heiligen Wigbert arbeitet im Heu. Dies iſt alter Brauch des Kloſters, er ſtammt, wie ſie ſagen, aus der Zeit der erſten Väter, jetzt freilich iſt die Fahrt mehr ein Feſt als eine Arbeit. Bald wirſt du ihr Gewimmel merken, wenn ſie zurückkehren.“

Als ſie die innern Räume betraten, ſah der zugewanderte Bruder in dem großen Refectorium einen Credenztiſch mit ſchönen Bechern und Trinkkannen, darunter nicht wenige von edlem Metall, und als er in einen Gang kam, an welchem Zellen der Brüder lagen, erblickte er durch die offenen Thüren große Stühle mit ſeidenen Kiſſen belegt, auf den Lagerſtätten weiche Kopfkiſſen und lodige Decken von buntgefärbter Wolle, die mit geſtickten Borten eingefaßt waren, daneben große Truhen und metallene Leuchter mit Wachslichtern oder ſchwere vergoldete Lampen, auf einem Tiſche ſogar ein Bretſpiel mit geſchnitzten Männlein und Thieren, ſo daß er merkte, wie die Mönche unter Geräthſchaften, die ſie ſich ſelbſt erworben hatten, ganz gemächlich hauſten. Und Reinhard, obwohl er als Mönch gewöhnt war ſeine Zunge zu hüten, konnte den Ausruf nicht unterdrücken: „Gleich weltlichen Fürſten wohnen die Knechte des Heiligen.“

Tutilo merkte das Mißfallen, aber er erwiederte ſtolz: „Auch ich meine, daß unſere Brüder ihr Haupt hoch tragen dürfen, wenn ſie ſich mit den Weltleuten vergleichen. Doch was du hier von eigenem Gut der Brüder etwa geſehen haſt, gehört nur den Dekanen und den Alten, denn dieſe allein haben die Licenz.“

Der Fremde ſenkte ſchweigend das Haupt. Tutilo winkte dem jungen Mönch zurückzubleiben, zog einen großen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete in dem Kreuzgang eine niedrige Pforte, die er hinter ſeinen Begleitern wieder verſchloß. Sie ſtanden in dem Hofe der Abtei zwiſchen Ställen und Vorrathshäuſern vor einem ſtattlichen Holzbau, um den ein Laubengang führte. Doch auch hier war Alles leer, die Lichtöffnungen des Hauſes waren mit Fenſterglas und Blei verſchloſſen, aber die Scheiben waren erblindet und manche Raute war zerſchlagen. „Du weißt ja wohl,“ ſagte Tutilo mit düſtrer Miene, „daß Herr Bernheri, unſer Abt, es verſchmäht unter den Brüdern zu wohnen. Dort oben auf dem Berge St. Peter hat er ſich eine eigene Zelle ſtattlich hergerichtet, dort hauſt er mit denen, die ihm am liebſten ſind, und ſelten betritt ſein Fuß dieſen Herrenhof. Oben hört man's deutlicher, wenn der Auerhahn balzt und der Hirſch ſchreit. Wir aber in der Tiefe harren der Gebote, welche er aus der Höhe zu uns ſendet. Hier beginnt wieder dein Reich,“ fuhr er fort und geleitete in einen andern umhegten Hof. „Hier iſt die äußere Schule, worin die Schüler zu übermüthigen Weltgeiſtlichen erzogen werden; dreißig Scholaſtiker zählte das Kloſter, erſt ſeit dem Tode deines Vorgängers hat ſich die Zahl vermindert. An der erſten Bank ſitzen nur Söhne von Edlen, meiſt Thüringe und Heſſen, trotzige Knaben ſind darunter, ungern fügen ſich die ſtolzen darein, im Kloſter zu dienen.“

„Schwingen auch ſie heut das gedörrte Gras?“ frug der Fremde.

„Einen wenigſtens magſt du ſehen,“ verſetzte der Kellermeiſter Heriger leiſe und wies nach der Höhe. In dem Schallloch des Glockenthurmes ſaß ein Jüngling und ſtarrte hinaus auf die Höhen im Oſten, ohne die Mönche im Hofe zu beachten. „Es iſt Immo, der Thüring, er hängt oft dort oben und immer ſieht er nach derſelben Himmelsſeite, weil dort ſeine Heimat liegt!“

Reinhard maß den Jüngling mit einem ſchnellen Blick: „Erkenne ich ihn recht auf ſeinem luftigen Sitze, ſo ſieht er mehr einem jungen Kriegsmann ähnlich, als einem Schüler, der auf das heilige Oel und die Stola hofft.“

„Du wirſt ihn wild und tückiſch finden,“ entgegnete Tutilo. „In den erſten Jahren hat ihn unſer Herr Bernheri verzogen, jetzt thun ihm Hunger und Geißel noth, und du würdeſt ihn vielleicht im Keller auf dem Stroh erblicken ſtatt dort in hoher Luft, wenn die Brüder nicht allzuoft an das Verdienſt ſeines Ahnherrn dächten.“

„Denn wiſſe, mein Bruder,“ fuhr Heriger fort, „er iſt aus dem Geſchlechte eines ſeligen Helden, der, wie ſie ſagen, zugleich mit dem heiligen Bonifacius von den Heiden erſchlagen wurde. Sein Ahnherr war es, zu dem der Heilige in der Todesnoth ſeine letzten Worte ſprach, welche in den Büchern geſchrieben ſtehn: Wirf dein Schwert von dir! Und darum haben auch von je die Männer und Frauen ſeines Geſchlechtes unſer Kloſter mit Hufen und Gaben ausgeſtattet.“

Gegenüber dem Schülerhauſe lag der Kirche angebaut die Bibliothek und die Stube der Schreiber. Der Fremde betrat ein kahles Gemach; die beiden Fenſter waren durch Glas und Blei verſchloſſen, aber große Spinnengewebe hingen an Wand und Rahmen, und durch die Scheiben drang nur ein trübes Zwielicht, ſo daß eine brennende Lampe das Beſte thun mußte, um den Raum zu erhellen. Vor der Lampe ſaß am Pult ein ſchreibender Mönch. Langſam erhob er ſich als die Brüder eintraten und noch während er den Ankömmling begrüßte, waren die kleinen Augen in ſeinem runzligen Geſicht auf die Pergamentblätter gerichtet.

„Willſt du deinen Augen Pönitenz anthun, Vater Gozbert," begann Tutilo verwundert, „daß du das Sonnenlicht ausſperrſt?"

„Es muß ein dunkler Nebel in der Welt ſein," antwortete der Mönch, „denn es will nicht hell werden."

„Nicht der Nebel iſt es, der dir das Licht raubt, ſondern die Bosheit Anderer," rief Tutilo das Fenſter öffnend, „ſieh her, die Scheiben ſind von außen durch trübe Farbe verdunkelt und merke, Jemand hat dir einen üblen Streich geſpielt."

„In Wahrheit, draußen ſcheint die Sonne," ſagte der Mönch, „ich erkenne Lehm und Kienruß an den Scheiben."

„Ich aber weiß, wer die Ungebühr gegen dich geübt hat, entweder ſelbſt oder durch die Jungen," erwiederte Tutilo, „denn der Scholaſticus Immo leitet die Knaben zu vielem Frevel an. Doch ſein Maß iſt voll." Und auf Reinhard blickend fügte er hinzu: „Vater Gozbert iſt ein Künſtler in der Schrift, wenige verſtehen ſich beſſer auf jede Art von Ductus."

Gozbert ging zu einem Bücherbret, ſchlug einen Codex auf und zeigte mit Selbſtgefühl die Blätter, auf welche Buchſtaben mit bunten Farben gemalt waren.

„Ich ſah ſelten ſo leuchtendes Gold ſo wohl geglättet," lobte der Fremde.

„Durch den Stein Achates," erklärte Gozbert und blätterte zum Anfange zurück, dort war als großes Bild ein Kaiſer auf ſeinem Stuhl und zur Seite vier Frauen, tief gebeugt mit ſeltſamen Kronen auf dem Haupt, jede eine Mulde in den Armen, worin etwas Undeutliches lag, darüber ſtanden die Namen von vier Ländern, welche zum Reich gehörten. „Ich ſelbſt habe den Weibern die Verneigung erdacht,“ ſagte Gozbert ſtolz, „denn in der alten Handſchrift, die wohl noch aus der Urzeit der Römer ſtammt, ſtanden ſie gerade.“

„Niemand merkt, daß es das Geſäß des Vaters Sintram iſt, welches Gozbert viermal gebildet hat,“ meinte Heriger mit luſtigem Augenzwinkern, „denn Sintram mußte oft gekrümmt ſtehen mit den Händen am Thürpfoſten, während Gozbert zeichnete.“ Der Schreiber warf einen mißbilligenden Blick auf den Sprecher und zeigte mit dem Finger auf das röthliche Geſicht des Kaiſers. „Herr Otto der Rothe ſeligen Andenkens.“

„Ich aber will unſern Vater rühmen,“ fuhr Heriger fort, „denn ſchwerlich wird man einen Schreiber unter den Lebenden finden, welcher mehr geſchrieben hat; vierzig Jahre lang ſchreibt er bei uns jeden Tag im Sommer und Winter; funfzig Bücher bewahrt das Kloſter von ſeiner Hand und nicht wenige ſind zum Tauſch gegeben gegen andere.“

Gozbert neigte beſcheiden den Kopf während des Lobes, aber ſeine kleinen Augen glänzten. „Wenn es mir nur nicht an Pergament gefehlt hätte,“ ſagte er, „und an Büchern zum Abſchreiben.“

„Vielleicht wird es möglich, daß du von dem Kloſter, aus dem ich komme, ein gutes Buch geliehen erhältſt,“ tröſtete Reinhard.

„Was es auch ſei,“ verſetzte Gozbert erfreut, „ich ſchreibe es gern, wenn du oder ein anderer Gelehrter mir ſagt, daß keine Sünde darin ſteht. Denn die heiligen Namen zeichne ich mit Roth aus und die Uebles bedeutenden Namen in den profanen Büchern habe ich immer weggelaſſen, ſo oft ich ihre

Tücke merkte. Manche Nacht habe ich in Aengſten gewacht und oft hat mir beim Schreiben geſchaudert, ob ich nicht vielleicht etwas ſchreibe, was dem Heil meiner Seele ſchaden könnte. Endlich bin ich gewarnt worden, daß ich die ſündigen Bücher meide." Er ſchlug das Kreuz und wandte ſich geheimnißvoll zu dem neuen Mönche, während die Andern, welche die Lieblingsgeſchichte des Alten wohl kannten, einander bedeutſam anſahen. „Merke auf jenen Holzkrug, mein Bruder," fuhr Gozbert fort, „in welchem ich mein Trinkwaſſer bewahre. Ein Deckelkrug, dieſem gleich, ſtand an derſelben Stelle, als ich gerade Einiges von dem Heiden Ovidius ſchrieb. Da hörte ich hinter mir den Deckel klappen, ich wandte mich um und mein Haar ſträubte ſich, der Krug ſtand ſtill, aber zuweilen hob ſich der Deckel und ſchlug wieder abwärts, wie von innerer Gewalt getrieben. Ich rief die Heiligen zu Hilfe, plötzlich ſah ich zwei Hörner aus dem Krug ragen und wieder verſchwinden. Im Entſetzen ſtieß ich den Krug um, und ſogleich ſprang der teufliſche Geiſt, einem kleinen Thier mit Hörnern ähnlich, aus dem Holz, fuhr in dem Zimmer umher und endlich durch den Thürritz hinaus, indem er böſen Nebel und Geſtank zurückließ. Ich aber erkannte die Warnung."

„Hätte der böſe Geiſt nicht den Dampf zurückgelaſſen," bemerkte Heriger, „ſo würden Manche vermuthen, daß es ein junger Haſe geweſen ſei, den der Thüring Immo heimlich in den Krug unſeres Vaters geſetzt hatte."

„Es war der Teufel," behauptete Gozbert unwillig. „Seitdem ſchreibe ich nur heilige Bücher."

„Du haſt ſicher das beſte Theil erwählt, mein Vater," tröſtete Reinhard grüßend, und ſie ſchieden aus der Zelle. Der Schreiber aber ſetzte ſich wieder zu ſeinem Pult; oben webte die Spinne und unter ihr ſchrieb der Mönch.

Tutilo wurde geſprächiger, als ſie die Höfe betraten, in denen die Arbeiter des Kloſters unter Aufſicht der Mönche für Handwerk und Landbau thätig waren. „Du ſiehſt, Bruder," begann er das Haupt erhebend, „nicht gering iſt das Haus des heiligen Wigbert, ſein Segen hat die Keller und Scheuern gefüllt, wie gierig auch die Grafen und Dienſtmannen ihre Fäuſte nach Aeckern und Herden ausſtrecken. Und jetzt, da ich dir die Thüren geöffnet habe und deinen Herdſitz gewieſen, jetzt berichte auch du, wenn dir gefällt, was du außerhalb des Kloſters erfahren haſt, denn wildes Gerücht geht durch die Lande, daß die Kinder der Welt in neuem Zwiſt gegen einander toben.“

„Zürne nicht, mein Vater, wenn ich deinem Willen nicht auf der Stelle genüge,“ verſetzte Reinhard demüthig, „du ſelbſt weißt ja am beſten, daß der Mund des Bruders, der aus der Ferne kommt, verſchloſſen ſein muß, bis die Erlaubniß des Herrn Abtes ihn öffnet.“

Der helle Zorn flammte aus Tutilo's Augen. „Statt des Abtes ſtehe ich hier und mein iſt das Recht, dir die Zunge zu löſen.“

Reinhard warf ſich ſchnell vor ihm auf den Boden und flehte die Hände erhebend: „Verzeih, mein Vater, daß ich dir Unmuth erregte, da ich dir Gehorſam ſchuldig bin im Stande; nur was die heilige Regel mir gebietet, meinte ich zu thun. Selbſt wünſche ich, daß du Alles wiſſeſt, denn ſchwere Kunde bringe ich aus dem Lande, aber auch dir würde es gefallen, wenn du der Abt wäreſt, daß ich eher dir als Andern die Botſchaft verkündete.“

Tutilo blickte finſter auf ſeine Begleiter, aber er ſah an den verlegenen Mienen, daß ſie das Recht des Flehenden erkannten, darum ſchwieg er und ließ den Mönch zu ſeinen Füßen liegen, bis Heriger, der Kellermeiſter, begann: „Da der Bruder ſich nach Gebühr demüthigt, ſo rathe ich, daß du ſelbſt ihn nach St. Peter zu unſerem Herrn Abt begleiteſt, damit auch wir erfahren, was dem Kloſter zum Heil oder Unheil werden mag; vor allem aber, daß du es wiſſeſt, da du jeden Tag um unſer Wohl zu ſorgen haſt.“

Tutilo wandte ſich unfreundlich nach dem Sprecher, aber er bezwang ſich und antwortete dem Liegenden mit einer Stimme, der man den Aerger wohl anmerkte. „Ungern wandle ich aus der Pforte nach jener Höhe, doch will ich dein Gewiſſen, mein Bruder, nicht beſchweren. Erhebe dich und harre mein an dem Thore. Du aber, Walto, gebiete mein Roß zu ſatteln, damit ich die Befehle unſeres Herrn auf der Höhe erbitte.“ Er wandte ſich ab und hörte nicht darauf, wie der Kniende ſich dem Gebet der Brüder empfahl. Reinhard erhob ſich hinter dem Rücken des Präpoſitus und ſchritt mit geſenktem Haupt neben dem Pförtner dem Ausgange des Kloſters zu. Tutilo aber entließ die Brüder, welche ihn begleitet hatten, und ſprach zu ſeinem Vertrauten Hunico: „Uebles weiſſagt die fremde Biene in unſerm Stock. Der Narr iſt von der neuen Zucht, welche die Füße küßt und Fauſtſchläge in den Nacken gibt, er wird die Becher der Brüder zählen und um einen gekochten Kalbskopf die Geißel ſchwingen. Wer ſo willig iſt, ſich in den Staub zu werfen, der wird auch dem König und den Grafen nicht widerſtehen, wenn ſie uns die Zehnten und Hufen nehmen und das Heiligthum kahl machen, wie es zur Zeit des Lullus war, wo die Brüder ſich ſelbſt an den Pflug ſpannten und ihr gutes Glück prieſen, wenn ihnen ihr tägliches Pfund Brot ohne Abzug gereicht wurde. Ich aber meine nicht umſonſt die Speicher gefüllt zu haben, kommt es zum Kriege, ſo ſuchen auch wir einen neuen Abt, welcher das Kloſter erhöht und nicht erniedrigt; denn es leben wenige Fürſten im Reiche, die ſo ſtark ſind als wir ſein könnten, wenn ein Mann auf dem Abtſtuhl ſäße und nicht ein Schwächling.“ Er ſchritt gewaltig in die Klauſur, ſich zu der unwillkommenen Fahrt zu rüſten.

Während die anſehnlichen Führer der Brüderſchaft durch die Höfe wanderten, ſchlich der junge Mönch, welcher den fremden Bruder geleitet hatte, unbeachtet in die Kirche zurück, neigte ſich vor den Altären, glitt die Säulen entlang und öffnete im Vorhofe den Eingang einer hölzernen Gallerie, welche aus der Kirche zu dem Glockenthurm des Erzengels Michael führte. Er ſtieg die Wendeltreppe hinauf bis zu dem Bodenraum unter den Glocken. Dort ſtand der Altar des hohen Engels, der im Federhemd in den Lüſten waltete und den Wetterſchlag vom Glockenthurm abhielt. Indem der Mönch ſein Gebet murmelte, rief von oben eine helle Stimme: „Rigbert, ſei willkommen.“ Der Mönch hob warnend den Finger, kletterte die ſteile Stiege hinauf, welche zu dem Glockenſtuhl führte, und ſtand wenige Schritte von dem Jüngling Immo. Dieſer ſaß in dem Schallloch auf ſchmalem Bret, das für eine Dohle bequemer war als für einen hochgewachſenen Mann, und beobachtete ungeduldig das Nahen des Mönches.

„Du kommſt aus Thüringen, ſeit Mittag erwarte ich dich; der Dienſtmann Hugbald ritt an euch vorüber und brachte die Kunde in das Wächterhaus. Du ſaheſt die Quellen der Waldbäche ſpringen, du hörteſt wie der Bergwind weht, und wie das junge Volk der Thüringe unſere Reigen auf dem Anger ſingt. Was weißt du mir zu ſagen aus den Waldlauben?“

„Noch rinnen die Quellen vom Rennſtieg zu Thale, und die Waldaxt klingt an den Baumſtämmen. Aus Erfurt, dem großen Markte, ritt mein Reiſeherr Reinhard nach der Zelle unſerer Brüder in Ordorf, auf dem Wege raſteten wir in einem Edelhoſe.“

Eine heiße Röthe fuhr dem Schüler über das Geſicht und mit heller Stimme rief er, die Hand gen Oſten hebend: „Ich meine, das war der Hof meiner Väter.“

„Wir wurden wohl empfangen von der edlen Hausfrau.“

„Das war meine Mutter,“ ſchrie der wilde Knabe und wandte ſein Antlitz von dem Mönche ab, weil ihm Thränen über die Wangen lieſen. „Sprich mir von ihr,“ fuhr er nach einer Weile fort und kehrte ſich wieder dem Mönch zu.

„Sie erſchien mir als eine heilige Frau und einer Fürſtin ſah ſie gleich, obgleich ſie ſchmucklos in Witwentracht vor uns ſtand.“

„Mein Vater ſtarb an ſeiner Wunde in fernem Land und der Sohn vermochte nicht ihn zu rächen. In den Kerker bin ich geſteckt. Unſelig iſt die Hand, die das Rauchfaß ſchwingt ſtatt des Eiſens.“

„Mehr hilft deiner Seligkeit der Rauch am Altar als die wilden Worte,“ mahnte der Mönch.

„Du freilich trägſt geduldig die braune Schafwolle, die ſie dir geſponnen haben.“

„Mich hat meine Mutter, da ich ein Kindlein war, dem Heiligen auf den Altar gelegt, weil ſie das Liebſte dem Himmel weihen wollte, und meine Heimat iſt ſeitdem im Gotteshauſe.“

„Auch mich haben ſie, da ich noch ein Knabe war, zum Dienſt des Altars beſtimmt, obgleich ich das erſtgeborne Kind war und ein Recht hatte, das Banner meines Vaters zu führen. Aber dem Vater wurde der Vorſatz leid, denn du weißt ja wohl, meine Fäuſte ſind nicht gemacht Feder und Gebetbuch zu halten, ſondern Schildrand und Roſſeszügel. Zu einem Kriegsmann wurde ich erzogen, obgleich der Mutter Böſes ahnte, bis mein Vater mit dem jungen Kaiſer Otto nach Italien zog und in die Gefangenſchaft der treuloſen Griechen gerieth. Da kam die Angſt in unſern Hof, ſchöne Hufen mußte die Mutter dem Kloſter verkaufen, um das Löſegeld für den Vater zu finden, und nicht die Hufen allein, auch den Sohn riethen die frommen Väter zu ſpenden, damit die erzürnten Heiligen ſich des Vaters wieder erbarmten. Ich trug damals mein erſtes Panzerhemd, jetzt trage ich dies mißfarbige Kleid eines dienenden Schülers und fahre in dieſer großen Mauſefalle wie eine gefangene Ratte längs den Bretern dahin. Den Vater haben die Heiligen doch nicht heimgeleitet, ich aber bin gefeſſelt.“

„Wie mochten ſie ein Opfer gnädig empfangen,“ antwortete der Mönch traurig, „das ſo unwillig ſich gegen den Altar ſträubte.“

„Zu Roſſe wäre ich für ſie geritten bis an das Ende der

Welt, aber auf den Knien gleiten über den glatten Stein, das kann ich nicht. Denn meine Ahnen dachten hoch und ich ſtamme aus einem Geſchlecht von Kriegern."

„Und doch ſollte deine Dienſtbarkeit mild ſein, du Begehrlicher, der immer an die Freuden der Welt denkt. Nicht Mönch ſollteſt du werden, ſondern ein üppiger Kanonikus, der ſeidenes Gewand trägt, hoch zu Roſſe ſitzt und mit den Frauen koſt wie ein Anderer."

„Warum trage ich nicht das weiße Gewand?" frug Immo zornig, „Andere, die noch jünger ſind in der Kloſterſchule, werden dadurch doch ein wenig getröſtet. Doch ich weiß wohl, theuer iſt ſolche Gunſt und Niemand von den Meinen zahlt einem Biſchof den Preis für die weiße Leinwand. Aber hätte ich auch was du für mich erſehnſt, du weißt, die Fledermaus iſt ein unholdes Thier, ſie iſt nicht Maus, nicht Vogel; und ich bin von dem Geſchlecht, welches bei Sonnenſchein ſich über die Flur ſchwingt. Was ſahſt du noch, Rigbert, in unſerer Halle?"

„Von dem Söller wies Frau Edith meinem Reiſeherrn die Kapellen der Umgegend; und als die Glocken hier und da läuteten, weil die Sonne im Mittag ſtand, brach aus dem Gehölz eine Schaar Reiter, alle auf hellen Roſſen."

„Das waren meine Brüder," rief Immo, „das iſt unſere Zucht."

Der Mönch nickte beſtätigend: „Frau Edith ſprach freudig zu dem Prieſter: Sieh, Reinhard, das ſind meine ſechs Neſtlinge. Sie kommen, das Futter zu picken. Iſt's nicht ein kräftiger Flug?"

„Und die Dohle ſitzt hier im Thurmloch," rief Immo dazwiſchen.

„Sie rauſchten heran wie durch die Luft getragen, ſechs feurige Reiter, wild flog ihr Haar durch die Luft; waren ſie mit Vögeln zu vergleichen, ſo waren ſie doch nicht als Waldſänger zu erkennen, denn ſcharf ſtachen ihre Augen."

Immo lachte erfreut. „Mich verdrießt's nicht, wenn du die Männer meines Geſchlechtes mit Habichten vergleichſt; ich hoffe, die Knaben werden ihre Fänge erweiſen. Saheſt du das Roß, auf dem mein jüngſter Bruder ritt, der kleine Gottfried, den wir Friedel nennen? Ein Knabe war Friedel, da ich vor ſechs Jahren von Hauſe ſcheiden mußte, er ſchlang die kleinen Arme um meinen Hals und weinte bitterlich, und als ich von der Schwelle wich, rannte er mir ſchluchzend nach und zog an meinem Gewand, mich feſtzuhalten. Ich hob ihn auf das Roß, das mir gehörte, gab den Zügel in ſeine Hand und raunte dem Hengſte zu, daß er dem Kleinen zugethan ſei. Niemand hat mir geſagt, wie das Roß ihm dient. Du mußt es geſehen haben, Rigbert, wenn du auch ein Mönch biſt. Es iſt ein ſächſiſches Pferd aus der Zucht des Königshofes, die Farbe iſt ganz weiß und Mähne und Schweif glänzen wie Silber. Sahſt du das Roß, Rigbert, ſo ſprich.“

„Wohl ſah ich das ſeltene Thier.“

„Zwölfjährig iſt es jetzt,“ fuhr Immo eifrig fort, „und es mag meinen Friedel noch tragen, wenn er das erſtemal in die Schlacht reitet; denn ein altes Roß und ein junger Held, ſagt das Sprichwort, gehören zuſammen. Wie ſaß das Kind auf meinem Roſſe?“

„Sah ich recht, ſo trug das Roß den älteſten deiner Brüder, den ſie Odo nennen.“

Immo ſprang wie ein wildes Thier aus der Luke hinab auf die Stiege und packte den Mönch. „Odo, ſagteſt du, der jetzt Erbe iſt an meiner Statt. Mir nahm er die Hufen und die Herrſchaft im Lande, jetzt entwendet er auch dem Bruder mein letztes Geſchenk. Vergeſſen bin ich und verachtet iſt mein Gedächtniß und im Knechtdienſt lebe ich wie einer, den ſie im Kriege gefangen haben.“ Er warf ſeinen Leib dröhnend gegen die Holzwand, ein krampfhaftes Schluchzen erſchütterte ihm die Glieder.

„Ganz thöricht geberdeſt du dich, Immo. Wie darfſt du den Bruder ſchelten? nicht er hat dich zu uns gebracht und ein Zufall kann geweſen ſein, daß er das Pferd tauſchte.“

Immo aber antwortete nicht und der Mönch harrte ſchweigend, bis der heftige Anfall vorüber war. Endlich richtete ſich Immo auf und frug ruhiger: „Bringſt du mir Botſchaft von der Mutter?“

„Den Segen deiner Mutter trägt dir Vater Reinhard zu, wenn der Herr Abt es geſtattet. Achte darauf, Immo, daß du dem Fremden gefällſt, denn wiſſe, als Meiſter der Schule iſt er in dies Kloſter geſendet und von morgen iſt er dein Herr.“

„Er wird widerwillige Diener finden in der äußern Schule. Iſt er ein Geſelle wie der arge Tutilo?“

Der Mönch ſah unruhig um ſich. „Du ſprichſt lauter als in Kloſterwänden geziemt,“ und bittend fuhr er fort: „Immo, du haſt mir Güte erwieſen, ſeit du unter den Dächern des heiligen Wigbert umherfährſt, und du haſt mir erlaubt dein Geſelle zu ſein, ſoweit ich aus der Klauſur dir die Hand durch den Zaun zureichen durfte; laß dich jetzt mahnen an unſere Treue in der Schule. Liebſt du dein Leben und dein Glück und wünſcheſt du Gutes für die Tage deiner Zukunft, ſo füge dich dem neuen Lehrer; denn ſoweit ich ihn erkenne, iſt er von mildem Herzen aber von der ſtrengen Zucht, und ich meine, es kommt eine andere Zeit auch für die Höfe des heiligen Wigbert. Vieles hörte ich flüſtern in den Zellen der Brüder, als wenn wir alle hier zu wenig nach der Regel lebten.“

Immo lachte. „Sage das den Vätern. Ich ſah vorhin durch das Schalloch, wie ſie um die Heuhaufen im Reigen ſprangen, und ſie hielten die Mägde des Dorfes an der Hand.“

„Schweig,“ raunte der Mönch, „war das Thun nicht gut, darüber im Kloſter zu ſprechen iſt Frevel, nicht uns allein ſteht Faſten und Ruthenſchlag bevor; mit den Scholaſtikern werden ſie anfangen.“

„Unſere Fleiſchkoſt iſt mager,“ ſpottete Immo, „wollen ſie uns gebieten zu faſten, ſo müſſen wir den alten Katerweg über die Dächer wandeln, du kennſt ihn ja wohl?" Der Mönch bekreuzigte ſich. „Dann laufen wir zur Nacht in den Wald und beſchleichen das Wild. Manchen Bock haben wir im Holze gebraten und du kennſt ein Loch im Zaune, durch welches gute Biſſen auch in die Klauſur gereicht wurden."

Flehend ſah der Mönch den Spottenden an: „Ich habe es gebeichtet und gebüßt."

„Ich hoffe, die Pönitenz war nicht hart, Bruder Rigbert," lachte Immo, doch herzlicher fuhr er fort: „Ich weiß, daß du mir in guter Meinung räthſt, und will mich wahren, ſo ſehr ich kann. Doch jetzt erzähle, Landsmann, von deinem eigenen Vaterhauſe im freien Moor, das ſie Friemar nennen. Wie lebt Baldhard der alte, dein Vater, und Sunihild, deine Mutter? Manchen Trunk Milch bot ſie mir, ſo oft ich durch das Dorf ritt und an ihrem Zaune hielt, und manch warnendes Wort ſprach dein Vater, das ich ungern vernahm, obwohl er Recht hatte. Aber ich mußte ihn mit Ehrfurcht hören, wegen ſeines weißen Haars und weil er meinem Vater werth war. Wenn er in unſern Hof kam, erhielt er immer den beſten Herdſitz; denn es iſt, wie du weißt, von alter Zeit gutes Vertrauen zwiſchen dem Edelhof und dem Freihof."

„Ich ſah das Dach meiner Eltern ragen, Vater und Mutter ſah ich nicht," klagte Rigbert leiſe; Immo ſtarrte ihn erſtaunt an. „Für mich war geſchrieben: du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen; ich wandte das Geſicht ab, als ich das Haus zwiſchen den Linden erkannte, damit den Heiligen meine Entſagung gefalle und mein Gebet für die Eltern Erhörung finde."

Immo fuhr wieder mit einem Satze von dem Gefährten weg auf den Balken der Thurmluke und ſtarrte ſchweigend ins Freie. Als er ſich nach einer Weile umwandte, bemerkte er mißfällig das geſenkte Haupt und die gefalteten Hände des Mönches, und begann ungeduldig: „Merke wohl, Rigbert, dürftig iſt die Kunde, die du mir aus der Heimat zuträgſt."

„Vater Reinhard bringt üble Neuigkeit von den Gütern in Thüringen,“ verſetzte Rigbert vorſichtig.

„Hat der Hof meiner Mutter Frieden mit den Nachbarn?“

„Sorglos weidete man in deiner Heimat die Herden und ohne Wächter arbeiteten die Leute auf dem Felde. Nur deine Mutter ſprach bekümmert mit Vater Reinhard.“

„Du ſpendeſt dürftigen Trank wie ein karger Wirth, ich muß dich unfreundlich ſchelten.“

„Viel mehr habe ich dir geſagt als mir zu ſagen Recht iſt. Nur weil ich noch meine Reiſekutte trage, getraute ich mich ſo mit dir zu ſprechen. Wenn die Väter heute Abend zur Hora rufen, dann flehe ich die Brüder fußfällig an, daß ſie alle für mich wegen meiner Reiſeſünden beten, dann hoffe ich, wird ihr Flehen auch meiner Schwatzhaftigkeit die Vergebung gewinnen. Sonſt ſpräche ich nicht mit dir, wie ich jetzt gethan. Daran denke, Immo, und zürne mir nicht.“

„Gutwilliger als du will ich dir verkünden, was wir hier im Kloſter vernahmen,“ begann Immo verſöhnt. „Ein Heereszug ſteht bevor und gewaltiges Getöſe von Speer und Schild. Die Herrſchaft des neuen Königs Heinrich, dem die Völker im vorigen Jahre den Herrenſtuhl erhöht haben, zerreißt in Stücke, ſein ganzes Reich gleicht unſerer Eisbahn auf der Fulda, als ſie beim Thauwind brach. Ueberall ſchlagen die Eisſchollen gegen einander. Täglich erzählen in unſern Herbergen die Gäſte und die armen Wanderer, daß Alles ſchwankt, was feſt war. Der ſtreitbare Held Hezilo, der Babenberger, hat ſich machtvoll gegen den König erhoben, mit ihm verbunden iſt der eigene Bruder des Königs, dann der tapfere Graf Ernſt, von dem alle Spielleute ſingen, auch die Slavenherzöge und viele Fürſten des Reiches. Die Mönche behaupten, daß der König geringe Hoffnung hat ſeinen Feinden zu widerſtehen. Die Grafen hier in der Nähe rufen ihre Dienſtmannen, werben Reiſige und treiben Roſſe und Rinder in ihre Burgen, Keiner traut dem Andern und Alle ſchreien, daß der große Streit um das Reich ausgefochten werden ſoll, ſobald die Ernte von den Feldern herein iſt. Ich aber hoffe, wenn erſt die Waffen um Wigberts Haus dröhnen, wird auch mir gelingen hinauszufahren.“

„Sinnſt du ſo Arges,“ ſprach Rigbert unwillig, „dann iſt dir jedes Wort ſchädlich, das ich aus der Fremde berichtete, und mich reut's, daß ich dir den Frieden der Seele verſtörte.“

„Hoffſt du hier im Kloſter Frieden zu finden?“ frug Immo lachend, „bald wirſt du merken, daß die Väter in der Klauſur gerade ſo zwieträchtig gegen einander ſtehen wie die Kriegsleute draußen. Denn unſer Abt, Herr Bernheri, will dem König dienen, Tutilo aber iſt ein Oheim des Babenbergers Hezilo. Oft hören wir durch den Zaun Geſchrei der Mönche und heftige Worte, bald für König Heinrich, bald für den Hezilo.“

Rigbert wandte ſich ſchweigend der Treppe zu.

„Nur eins ſage mir noch, bevor ſie dich einſperren,“ rief Immo, indem er mit großem Satz zu dem Mönche ſprang und ſeine Hand faßte, „denn lange habe ich nach dir ausgeſehen und dieſe Stunde erwartet. Vernahmſt du daheim Gutes oder Böſes von dem Manne, der den Söhnen Irmfrieds feindſelig denkt, obgleich er der Bruder ihres toten Vaters iſt. Haſt du vernommen, für welchen König mein Oheim Gundomar in das Feld reitet?“

„Er weilt, wie die Landsleute ſagen, beim König Heinrich, dem er ſeit lange vertraut iſt, und man rühmt ihn als gewaltigen Kriegsmann.“

„Wir aber haben wenig Treue von ihm erfahren. Nur einmal ſah ich ihn, als ich noch ein Kind war, da ſchleuderte er mich aus ſeinem Wege, daß ich mit blutendem Haupt auf dem Boden lag. Mir wäre willkommener gegen ihn im Felde zu ſtehn als an ſeiner Schwertſeite. Doch wir von der äußeren Schule ſind alle für König Heinrich.“

Während Immo mehr zu ſich ſelbſt als zu dem Mönche ſprach, glitt dieſer lautlos die Treppe hinab. Immo ſtand allein und ſeufzte ſchwer. Was er aus der Heimat gehört hatte, machte ihm das Herz nicht leichter und der neue Lehrer war ihm vollends nicht zur Freude. Noch einen Blick warf er vom Thurme hinab, um dem Tutilo oder andern Dekanen nicht über den Weg zu laufen, dann eilte er abwärts und wand ſich zwiſchen Gebäuden und Hecken den Gärten zu. Da er hinter ſich Tritte von Männern und Pferden hörte, fuhr er durch eine Lücke des Zauns, die ihm wohlbekannt war, auf die andere Seite der grünen Wand und pries ſein gutes Glück, als er aus dem Verſteck den gefürchteten Tutilo erkannte, welcher, zur Reiſe gerüſtet, neben einem fremden Kriegsmann dem Ausgange zuſchritt. Immo wußte, daß der Fremde ſeit dem Morgen im Gaſthaus des Kloſters lag, und wunderte ſich über die Vertraulichkeit, mit welcher der Reiſige den ſtolzen Mönch behandelte, denn er ging, ſein Roß am Zügel führend, ſorglos auf der Ehrenſeite und trug den ſchlechten Eiſenrock mit der Haltung eines Fürſten. Während Immo vom Wege wich, wechſelten die Beiden den Scheidegruß. „Lebe wohl, Vetter,“ ſprach der Fremde, „unluſtig war diesmal mein Sitz an deiner Gaſtbank, denn die neugierigen Augen deines Volkes und die gewundenen Fragen machten mir Sorge.“

Tutilo lächelte. „Viele der Wigbertleute kennen den Grafen Ernſt von Angeſicht und wohl alle haben von deinem Heldenwerk vernommen, welches die Wanderer rühmen. Gerade deinetwegen ſchwärmt heut mein ganzes Volk in der Ferne auf grünem Raſen, der Pförtner aber iſt mir treu. Dennoch rathe ich, daß du ohne Säumen aufbrichſt. Vertraue mir, ich hindere die Reiſe zum Könige, welche unſer Abt den Dienſtmannen des Kloſters bereitet.“

„Denke auch daran,“ unterbrach ihn der Fremde eifrig, „uns das Land offen zu halten für den Zug unſerer Heerhaufen, welche wir aus Sachſen und Thüringen erwarten. Denn ich kenne den falſchen König, er iſt behend wie ein Wieſel und ſeine Augen ſind bei Tag und Nacht geöffnet, ich ſorge, er reitet eher ins Feld als wir. Lebe wohl, Vetter, ſehe ich dich wieder, ſo rüſteſt du mir ein Feſtmahl in der Abtei."

Der Mönch ſprach den Segen und der Fremde ſchwang ſich auf das Roß. Als der Hufſchlag in der Ferne verklang, ſchritt auch Tutilo der Pforte zu, an welcher ihn Reinhard erwartete.

Immo harrte, bis Alles um ihn ſtill war, dann ſpähte er durch die Thür des Arzneigartens, und als er den alten Sintram darin ſah, trat er vorſichtig ein und näherte ſich dem Mönch, welcher mit dem Grabſcheit vor einem kleinen Geſträuch ſtand und unverwandt eine Blume betrachtete. Der Jüngling ſprach ſeinen Gruß, der Alte nickte ihm freundlich zu, gab ihm das Grabſcheit in die Hand und wies auf das Beet, an dem er gegraben hatte. Geduldig begann Immo die unwillkommene Arbeit, der er ſich nach Kloſterſitte nicht entziehen durfte.

Unterdeß beharrte Sintram vor dem Strauch, bis er endlich in ſeiner Freude das Schweigen brach: „Sieh dieſe Roſe, die ein Bruder dem Wigbert aus Gallien gebracht hat; wie eine Kugel war ſie geſchloſſen, aber die liebe Sonne hat ihr den Mund geöffnet; blicke hinein, ſchöne Farben hat ſie und zahlloſe Blätter. Halte deine Naſe näher heran, denn die Würze ihres Geruchs iſt heilkräftig und die böſen Geiſter, welche in den Leib fahren und Siechthum bereiten, fürchten den Duft und meiden ihre Nähe. Die Weiſen ſagen, ſie iſt von dem Herrn in den Erdgarten geſetzt, damit ſie dem Menſchen ein Anzeichen ſei. Denn auch ihm iſt das Herz geſchloſſen, bis das Licht des Glaubens darauf fällt, dann öffnet ſich ſeine Seele der himmliſchen Liebe."

Immo verließ gern das Beet und ſah achtungsvoll auf die Roſe, aber Anderes lag ihm mehr im Sinn. „Zeige ſie auch dem neuen Magiſter, welcher, wie man ſagt, aus der Fremde gekommen iſt, um die Schüler Dialectik zu lehren."

„Du haſt die Wahrheit gehört," verſetzte der Alte vorſichtig.

„Dann, Vater, ſage ihm, wenn du vermagſt, Gutes von mir, denn ich fürchte, Andere werden ihm allerlei Nachtheiliges in das Ohr raunen. Leidvoll wäre es mir, wenn er feindſelig gegen mich handelte, denn er kennt meine Mutter und mein Geſchlecht, er hat die Macht mir zu ſchaden und ſeine Fürſprache mag mir helfen, daß ich von der Schülerbank gehoben werde. Allzulange, mein Vater, trage ich, wie du weißt, dies Gewand.“

„Sorge du nur ihm zu gefallen,“ mahnte der Alte, „er hat wohl ſelbſt Augen und wird ſchwerlich der Meinung Anderer folgen. Mir ſcheint, er hat dich bereits geſehen, da du unter den Dohlen ſaßeſt.“

„Die Puſillen in der Schule, welche noch nicht funfzehn Jahr ſind, fürchten ſehr ſeine Ruthe, es wäre gut für ihn und uns, wenn er Nachſicht übte. Die erſte Bank iſt harter Streiche nicht gewohnt und er wird es ſchwer finden, das edle Blut über die Bank zu legen.“

„Dennoch rathe ich dir nicht, ihm das zu ſagen,“ entgegnete der Gärtner, „du ſelbſt möchteſt dafür büßen. Jetzt aber wende dich abwärts, Immo, dort naht Bruder Bertram aus dem Friedhofe. Unrecht war es, hier ohne Erlaubniß einzudringen.“

„Gerade ſeinetwegen kam ich zu dir, mein Vater, und ich flehe, daß du bei ihm mein Fürſprecher werdeſt. Denn ganz unſicher ſind die Tage meiner Zukunft, und wenn ich das Kloſter verlaſſe, ſo weiß ich Niemanden, der meiner Jugend mit gutem Rath zu Hilfe kommen wird. Dein Geſelle aber hat im letzten Winter freiwillig verheißen, daß er mir, bevor ich aus dem Kloſter ſcheide, als Gabe die Weisheit übergeben will, welcher die Männer ſeines Geſchlechts in der Stille vertraut haben. Wenn er mich noch der geheimen Lehre für würdig erachtet, ſo erſehne ich, daß er ſie mir jetzt oder doch bald einmal ſpende. Du aber zürne mir nicht, daß ich darum zu dir komme. Ich weiß ja, Vater, daß du mir nichts Uebles ſinnſt, denn ich fand geſtern in der Ecke bei dem Neſt der Rothkehlchen einen Binſenkorb voll Kirſchen, und ich weiß auch, wer ihn hingeſtellt hat.“

Der Alte lächelte vergnügt. „Die Rothkehlchen ſind liſtige

Vögel, ſie tragen Mancherlei hin und her. Auch ich fand in dieſem Frühjahr, als mir meiner Sünden wegen die Gicht in die Hand gefahren war, ein Paar Fauſthandſchuhe von Otterfell bei meinem Geräth, ich habe nicht gefragt, woher ſie kamen.“ Er ſprach das Letzte zu ſeinem Geſellen Bertram, der langſam herangewandelt war und ebenfalls ſein Grabſcheit in der Hand hielt. Die beiden Alten blickten einander bedeutſam an und Bertram, welcher der ernſthaftere war, ſetzte das Geſpräch fort, als wenn er die früheren Reden gehört hätte, und begann würdevoll: „Darum naheſt du auch jetzt zu günſtiger Stunde, denn heut iſt der Tag, wo ich dir ſchenken will, was ich dir einſt verſprach und was ich bis jetzt als mein Geheimniß bewahrte, wie ich es von einem Oheim erhielt, der es als Kriegsmann in der größten Noth ſeines Lebens erprobt hat. Mir ſelbſt vermag es nicht zu dienen, denn es iſt ein Gut für Weltleute und nicht für Mönche, dir aber kann es wohl frommen, denn ich merke, dein wilder Muth wird dich bald einmal über den Zaun des Kloſters hinaustreiben. Tritt abwärts aus der Sonne in den Schatten eines Fruchtbaumes, denn nur im Dunkeln darf ich dir's geben.“ Der Alte wandte ſich einer Ecke des Gartens zu, wo ein großer Apfelbaum ſeine Zweige tief zur Erde breitete, ehrfürchtig folgte ihm der Jüngling. Sintram machte den Beſchluß. So ſchritt Immo zwiſchen den beiden Spatenträgern in den Baumſchatten, dort blieb Sintram im Sonnenlichte zurück, Bertram aber trat an den Stamm und winkte den Jüngling nahe zu ſich. Er ſtützte den Spaten an den Baum, faltete die Hände und murmelte ſein Credo, dann ſagte er mit gehobener Stimme: „Vielerlei Lehren gibt es, welche den Mann feſt machen, wenn ſeine Gedanken ſich unſicher wälzen; und die heilſamſten von allen ſind die heiligen Befehle, welche verkündet ſind. An dieſe gedenke vor andern. Die Lehren aber, welche ich für dich bereit halte, vermögen dir nicht zu helfen in der Freude und nicht beim Gelage und nicht bei Kauf und Verkauf, aber ſie ſind gute Helfer in der

Noth. Neige dein Ohr zu mir, damit das Geheimniß meiner Gabe bewahrt bleibe, und gelobe mir, daß du ſie nicht auf die Zunge nehmen und von dir geben willſt außer an einen ehrlichen Mann in guter Meinung.“

Das gelobte Immo.

Da pflückte Bertram vier Grashalme von der Erde, reichte dem Jüngling einen in ſeine Hand und ſprach feierlich: „Drei Lehren ſind es und eine, mit denen ich dich begabe, öffne dein Ohr und halte ſie feſt. Die erſte bedeutet, daß dem Manne nicht geziemt zu dienen, wo er gebieten darf; und ſie lautet:

Birg niemals in die Hand eines Herrn, was du allein behaupten kannſt.“

Und als Immo die Worte wiederholt hatte, reichte Bertram den zweiten Halm: „Dieſer Spruch ſoll dich mahnen, wenn du einem Freunde unwillkommene Kunde ins Haus trägſt, daß du ſie ihm vertrauſt, bevor der Staub auf deinen Schuhen verweht iſt; und der Spruch lautet:

Ueble Botſchaft auf der langen Bank macht dem Boten und dem Wirth das Herz krank.“

Zum dritten Halm ſprach er: „Mißachte den Eid, der in Todesnoth geſchworen wird. Wer dir Liebes gelobt ſich vom Strange zu löſen, der ſinnt dir Leid, ſo oft er des Strickes ſich ſchämt.“

Und beim vierten gebot er:

„Deines Roſſes letzter Sprung, deines Athems letzter Hauch ſei für den Helfer, der um deinetwillen das Schwert hob.“

Als Immo jeden Spruch nach Gebühr wiederholt hatte, beſchloß Bertram die Begabung, indem er gerührt ſagte: „Es iſt Brauch, daß der Spender heilſamer Lehren ein Entgelt dafür erhalte. Da du wenig haſt und ich wenig nehmen darf, ſo hoffe ich die guten Engel werden dir jene Pelzhandſchuhe als Gegengabe anrechnen. Wegen des Otterfells aber hat dich der Gerber verrathen, und wir wiſſen auch, daß dir's Herr Bernheri geſchenkt hat, als du ihm die Otter lebendig brachteſt.

Und jetzt neige dein Haupt, mein Sohn Immo, damit ich dich ſegne; denn du haſt die Weisheit meiner Vorfahren empfangen und ich will flehen, daß ſie deinem Leben nütze, wie ſie denen genützt hat, die ſie vor dir beſaßen. Wenn du ſie aber mißachteſt und ihr zuwider handelſt, ſo ſiehe zu, daß die Verachtung ſich nicht an dir räche.“ Immo beugte das Haupt in die Hand des Alten und empfing den Segen. Dann traten ſie wieder aus dem Schatten in die Sonne, die beiden Greiſe blickten einander zufrieden an und führten ihren Günſtling zur Gartenthür, dort begann Sintram: „Merke auch noch dies von meinetwegen. In all deiner Zukunft ſorge dafür, daß du immer Jemanden haſt, der für dich zu dem Himmelsherrn betet. Jetzt thut mein Bruder Bertram dies täglich für dich und auch ich gedenke des Abends deiner. Denn wir haben dein Gemüth längſt erkannt, obgleich du unbändig dahinfährſt. Aber wir Beide ſind alt. Oft hören die Himmliſchen nicht gern die Worte eines Bedrängten, weil er ihnen durch ſeine Miſſethat verleidet iſt, wenn aber ein Anderer für ihn bittet, ſo fühlen ſie leichter Erbarmen. Unſelig iſt auf Erden nur der, welcher in der Noth allein die Hände faltet ohne einen Helfer. Darum gehe in Frieden, Immo, und denke auch darauf, daß du dem Präpoſitus nicht mißfällig wirſt.“

Immo ſah bewegt den beiden Alten in die freundlichen Geſichter, welche einander ähnlich waren wie zwei Aepfel desſelben Baumes, er neigte ſich tief vor ihnen und entwich. Langſam ſchritt er die Hecke entlang, ſetzte ſich endlich in den Schatten einer Mauer und wiederholte und bedachte in der Stille die Lehren des Bertram. Dann ſprang er auf und ſchritt dem Hofe der Reiſigen zu, der vor der großen Kloſterpforte neben dem Haus des Pförtners ſtand. Dort lagen im Wachthauſe zu jeder Zeit einige kleine Dienſtmannen des Kloſters und dort weilte Immo am liebſten; er hatte daſelbſt auch ſeine beſten Genoſſen, obgleich die Dekane das nicht zu wiſſen brauchten.

Als er in den Hof trat, fand er eine Reihe Heuwagen, welche von den Knechten entladen wurden, während ein bejahrter Dienſtmann im Schuppenhemd, die Blechkappe in der Hand neben ſeinem Roſſe ſtand und geduldig den Arbeitenden zuſah. „Gib mir ein Pferd, Hugbald,“ begann Immo leiſe zu dem Kriegsmann, „daß ich mit dir reite.“

Hugbald blickte bedeutſam nach dem Stall und wies auf einen handfeſten Mönch zwiſchen den Heuwagen — es war der Bruder, welcher dem Pförtner in ſeinem ſchweren Amt als Troſt beigegeben war. Immo verſchwand in dem Stalle. Als die entlaſteten Wagen zum geöffneten Thor hinausfuhren, beſtieg auch der Reiſige ſein Roß, hielt unter dem Thore an und ſprach mit dem Mönch, der auf den Verſchluß achten ſollte. Da ſtob Immo auf flüchtigem Pferde an den Redenden vorüber und war außer Rufes Weite, bevor der Mönch ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Der Vater Pförtner hat mir befohlen,“ rief der unzufriedene Mönch, „dieſen nicht ins Freie zu laſſen, weil er ſich vermeſſen hat, ohne Erlaubniß auf St. Michael zu reiten, aber er wiſcht dahin wie ein Feuermann in der Nacht.“

„Laß ihn immerhin,“ begütete der Dienſtmann, „mir iſt es recht, wenn ich heut einen ſchnellen Knaben an der Seite habe. Denn um dir meine Meinung zu ſagen, ich werde froh ſein, wenn du am Abend Wigberts Knechte und Geſpanne vollzählig zurück erhältſt.“

„Du verkündeſt, was üble Ahnung macht,“ rief der Mönch erſchrocken. „Wie mag uns Gefahr drohen, leben wir doch in Frieden mit den Nachbarn.“

„Ich ſah ſchwarze Vögel flattern über der Grenze unſerer Waldwieſen, und ich kenne den Schwarm. Die Dohlen ſind es aus den Buchen des Grafen Gerhard, ſie fliegen gern dorthin, wo ſein gewappneter Haufe reitet; um unſere Markſteine ſchwebten ſie und lachten untereinander.“

„Anderen mögen die Schwarzen Böſes bedeuten, doch nicht uns," tröſtete der Mönch, „denn wir im Kloſter beten jedes Jahr für den Grafen Gerhard und für die Seele ſeines Vaters."

„Es iſt wohl möglich, daß die Vögel ſich darum nicht kümmern," verſetzte Hugbald. „Auch ſah ich etwas im Holze des Grafen blinken, ich meine, es war eine Helmkappe. Du ſelbſt magſt erwägen, ob die Mannen des Gerhard an dieſem heißen Tage den Eiſenhut tragen, weil ſie das Heufeſt des Kloſters feiern."

„Harre, daß ich dem Vater Tutilo die Kunde zutrage," rief der Mönch.

„Unnütz wäre die Mühe," antwortete der Dienſtmann die Achſeln zuckend, „ich ritt hierher, weil ich der Meinung war, die Reiſigen unſeres Herrn Abts von St. Peter als Helfer zu erbitten. Aber Herr Tutilo wollte vor einem Sonnenblink auf fremdem Eiſen nicht erſchrecken und verbot mir wegen der Heuernte an das Thor des Abtes zu reiten. Auch hat in Wahrheit das Kloſter Fäuſte genug auf die Wieſen geſandt, vielleicht daß ſie mit den Heugabeln ihre Tapferkeit erweiſen. Doch ſollte mir das Pferd ſtraucheln, ſo wird der Jüngling dort zurückreiten und euch mahnen, daß ihr das Glockenſeil zieht." Der Reiter nickte und trabte den Wagen nach, der Mönch verſchloß kopfſchüttelnd das Hofthor.

Als Hugbald den Jüngling erreicht hatte, welcher hinter einem Gebüſch ſeiner harrte, begann er: „Dein Pferd haſt du gut gewählt, wenn du dich heut im Felde gegen einen Feind tummeln willſt, aber den Stecken in der Hand vermag ich nicht zu loben; er iſt nur gut, um einen Hund zu treffen, nicht aber eine Eiſenhaube. Auch dein Strohhut wird dir ſchwerlich das krauſe Haar ſchirmen, wenn dich ein Schwertſchlag erreicht."

„Denkſt du an Hiebe?" frug der Jüngling und richtete ſich hoch auf.

„Wer über das Feld reitet, darf immer daran denken," erwiederte Hugbald vorſichtig, „darum nimm noch eine Warnung. Wenn du merken ſollteſt, daß Bewaffnete gegen mich ſprengen, ſo treibe die Weiber mit den Rechen hinter einen Strauch und ſieh ſelbſt aus der Ferne zu, damit du berichten kannſt, daß ich mich ehrlich gehalten habe.“

„Ich meine, Vater, beſſer werde ich das erkennen, wenn ich an deiner Seite reite,“ ſagte Immo ſtolz und trieb ſein Pferd zum Sprunge.

Hugbald lächelte ein wenig, dann wies er ernſthaft nach dem nahen Berge, wo der Abt ſein Haus hatte. „Dennoch iſt es ſchwer zwei Gebietern zu dienen. Dort oben liegen wackere Geſellen müßig, welche bei einer Schlägerei im Heu wohl den Rücken decken könnten. Aber was einem Herrn gefällt, will der andere nicht leiden.“

„Sage mir, ob du um Gefahr ſorgſt, ſo will ich hinaufreiten ſie zu rufen.“

„Damit Herr Tutilo mir ſpäter Feindſeliges ſinne,“ verſetzte Hugbald kopfſchüttelnd. „Lieber vertraue ich auf die Hilfe des heiligen Wigbert, denn ich habe ihm, ſo lange ich lebe, nie etwas genommen und manchen Schlag zu ſeiner Ehre gethan, warum ſollte er mich alſo mißachten?“ So ritten ſie ohne anzuhalten an St. Peter vorüber dem Laubwald zu, welcher in weitem Kreiſe die Niederung umſchloß.

2.

Die Geſellen.

Die beiden Mönche zogen nebeneinander durch das Flußthal, Tutilo hoch zu Roß, Reinhard demüthig zu Fuß; in heißem Sonnenlicht ſtiegen ſie den Hügel hinauf, auf welchem Herr Bernheri, der Abt, ſich ein kleines Kloſter erbaut hatte, ganz nach ſeinem Herzen, ſeinen Mönchen zum Trotz. Es ſah einer Burg ähnlicher als einer heiligen Zelle, hinter dem Graben ragte eine hohe Mauer und an dem offenen Thor ſaß auf ſeinen Spieß geſtützt ein Kriegsmann. Gemächlich erhob er ſich, empfing mit geringer Kopfneigung den Segen, welchen Tutilo ſpendete, und führte in den Hofraum. Dort ſtand neben einer Kapelle das neugebaute Haus des Abtes, eine zweiſtöckige Kemenate mit einem Vorhaus, deſſen Dach auf ſchön geſchnitzten Holzſäulen ruhte, daneben erhoben ſich Ställe und ein umhegter Raum, aus welchem unabläſſig das Gebell vieler Hunde klang. Gegenüber dem Haus des Abtes ragte eine hölzerne Halle für das Kriegsvolk, auf den ſchattigen Stufen dehnten ſich mehre Bewaffnete, ihnen geſellt zwei Mönche. Die großen Trinkkannen, welche dazwiſchen ſtanden, und das laute Gelächter der Trinker bewieſen, daß dieſe Kloſterleute nicht unter ſtrenger Zucht lebten. Tutilo begann bitter, während er einritt: „Du weißt, mein Bruder, St. Petrus war ein Kriegsknecht, er trug ein Schwert in der Nacht, da der Herr verrathen ward; darum gefiel es auch dem Abte, dieſe Behauſung von Jägern und Schwertträgern als eine

Burg St. Peters zu gründen.“ Die eintretenden Mönche ſtörten die luſtige Geſellſchaft, die Kloſterbrüder eilten herzu und während ſie um den Segen baten, blickten ſie ſpähend und mißtrauiſch nach dem Präpoſitus.

Als ein Mönch von St. Peter die Glocke der Abtei gezogen hatte, trat Eggo, der vertraute Kämmerer des Abtes, in die Thür und führte die Gäſte eine Wendeltreppe hinauf in das Gemach, wo Herr Bernheri am liebſten zu weilen pflegte. Dort ſah man zwiſchen den Säulen und Rundbogen der kleinen Fenſter in ein Waldthal hinab, und im Vordergrund auf grüne Weiden und wogende Aehrenfelder, das große Kloſter Wigberts aber ſah man nicht. Ueber dem Tiſch in der Mitte des Raumes lag eine Decke, welche zierlich mit der Nadel geſtickt war, auf dem hohen Lehnſtuhl weiche Kiſſen. Geweihe, die an der Wand befeſtigt waren, dienten als Haken, woran Waffen zur Jagd und zum Kriege hingen: Hornbogen und Köcher, Eberſpieße und große Halsbänder mit eiſernen Stacheln für die Jagdhunde.

Herr Bernheri war ein wohlbeleibter Herr mit großem Haupte; dem gerötheten Geſicht und den dicken Augenlidern merkte man an, daß er ſorgfältig den Wein ſeines Kellers prüfte; er trug einen langen Hausrock von feinem dunklem Tuch, am Halſe ein goldenes Kreuz. Die Mönche knieten nieder, Tutilo zögernd und mit ſteifem Nacken, ſo daß man den Zwang erkannte.

Der Abt blickte unzufrieden auf den Präpoſitus und begann, während er mit flüchtiger Handbewegung den Segen ertheilte: „Ungern ſehe ich heut dein Geſicht, Tutilo, da du doch die Brüder, wie ich höre, in das Heufeſt geſandt haſt. Es wäre beſſer, wenn du deine gefurchte Stirn den Heimkehrenden entgegen hielteſt, damit ihnen die weltliche Fröhlichkeit aus dem Herzen ſchwände. Aber auch die krächzende Krähe flieht gern dorthin, wo ſich die Habichte niederlaſſen.“

„Du ſelbſt, Herr und Abt von St. Wigbert, vergleichſt dich mit dem Habicht, der ſich in dem Kloſtergut niedergelaſſen hat,“ verſetzte Tutilo ſchnell aufſtehend, „ich aber und mancher von den Brüdern meinte, daß in der Nothzeit des Kloſters den Brüdern gezieme, ihren Groll zu vergeſſen und einträchtig auf Nützliches zu denken, was die Gefahr abwenden kann.“

„Du ſprichſt gut,“ antwortete der Abt ungnädig, „ſorge dafür, daß deine Thaten der Rede nicht widerſprechen. Kommſt du auch ungeladen, ſitze dennoch nieder, ob du dem Kloſter deine Treue erweiſen kannſt.“ Er winkte dem Mönch Eggo, dieſer verſchwand und trug drei große ſilberne Becher und eine Weinkanne herzu, die er auf den Tiſch ſtellte, er ſelbſt aber trat hinter den Lehnſtuhl des Abtes. Dieſer ſetzte ſich gewichtig, winkte den Gäſten zu beiden Seiten Platz zu nehmen und ſagte auf die Becher weiſend: „Es ſei erlaubt. Ich freue mich deiner Ankunft, Reinhard. Deine Klugheit iſt rühmlich bekannt, du haſt dich den Heiligen unſerer Kirche in meine Hand zugeſchworen und als vertrauten Boten habe ich dich nach Thüringen geſandt, damit du gleich einem Fremden ohne Gunſt und Haß die Höfe des Kloſters bereiſeſt und mit eigenen Augen Alles erkundeſt, denn üble Nachrichten erhalten wir aus jedem Gaue. Jetzt berichte von unſern Höfen und von den Zellen, in denen unſre Brüder hauſen, damit wir Alles erfahren, wenn es auch unwillkommen iſt.“

Reinhard holte einen Pergamentſtreifen heraus, auf dem die Hufen und Höfe des Kloſters verzeichnet waren, und begann den Reiſebericht. Es war eine lange Reihe von Klagen der Verwalter über Gewaltthat der Grafen und Widerſpenſtigkeit der Verpflichteten. Als er innehielt, that Herr Bernheri einen tiefen Trunk und ſprach darauf ſeufzend: „Solange ich lebe, habe ich erfahren, daß die Frommen ſpenden und die Gottloſen nehmen. Sonſt waren der Frommen mehr und der Gottloſen weniger. Wie ein Weiher iſt das Kloſtergut, in den die kleinen Quellen rieſeln; wenn er aber gefüllt iſt, kommen die Müller des Teufels, öffnen ihre Gräben und leiten die Fluth wieder ab über ihre Mühlräder. Ich ſorge, der Weiher wird einmal leer und meine Mönche werden wie Karpfen in mißfarbigem Schlamme zappeln.“

„Wer kommendes Unglück meldet, dem danken wir, wenn er auch ſagt, wie zu helfen iſt. Unerhört iſt es, daß ein neuer Bruder die Geheimniſſe des Kloſters erfährt, welche ſonſt nicht einmal den Dekanen bekannt ſind,“ fiel Tutilo mit rauher Stimme ein. „Leichter iſt es Klagen vorzutragen, als die Hilfe zu finden.“

„Du ſelbſt weißt ja, mein Vater,“ antwortete Reinhard, „wo die beſte Hilfe zu finden iſt. Die Heiligen fragen vor Allem, ob unſere Brüder nach der heiligen Regel ihren Dienſt thun. Den Säumigen aber entziehen ſie ihre Gnade. Manches ſah ich in St. Wigberts Kloſter, was nicht nach der Regel war.“

„Sage das doch den Mönchen in Fulda, in Corvey und ſonſtwo, überall iſt der Muthwille größer als bei uns,“ rief Tutilo zornig, „und lebt ihr in Altaha, die ihr euch als ſtarke Beter rühmt, deshalb in größerer Sicherheit?“

„Gern verkünde ich dir, o Herr, auch Günſtiges,“ fuhr Reinhard ruhig fort, „nämlich daß unter den Waldleuten, welche bei unſerer Zelle Ordorf wohnen, ein neuer Eifer erwacht iſt. Die Brüder, welche du dorthin geſandt haſt, leben in froher Hoffnung, denn ſie meinen, großes Heil ſei ihnen widerfahren. In mehr als einer Nacht ſahen die Brüder Licht in der Kirche und als Hunibald der Magiſter einſt aufſtand und hineinging, erkannte er einen Schein über der Platte, unter welcher, wie die Sage geht, der ſelige Vater Meginhard, der Genoſſe des heiligen Bonifacius, beſtattet iſt. Viel erzählen ſie dort von den chriſtlichen Heldenthaten, die Meginhard zu ſeiner Zeit unter den Heiden gewirkt hat. Die Laien drängen ſich in die Kirche und beten auf ſeinem Grabe und große Heilungen von ſchweren Leiden werden berichtet, die an dieſer Stätte ganz plötzlich gelungen ſind. Das läßt Hunibald dir durch mich mit Freuden verkünden.“

Der Abt ſchüttelte unzufrieden das Haupt. „Ich kenne den Sinn unſerer Brüder in Orderf, ſie ſind gutwillig, aber unbeſonnen und ihrem Glauben fehlt die Prüfung. Ich kenne auch alte Vetteln, welche von einer Stätte zur andern laufen und ihre Gebreſten heilen laſſen, damit man ſie rühme, auf den Schultern trage und mit guter Koſt füttere. Die in Orderf mögen ſich wahren, daß die Kinder der Welt uns nicht verſpotten und daß nicht zuletzt ein großes Scandalum aus dem Wunder werde.“

„Es iſt nicht begehrliches Volk allein, welches zuſtrömt, auch ehrbare Leute rühmen die Wunderkraft des ſeligen Bekenners.“

„Und vermagſt auch du ſie zu rühmen nach dem was du geſehen haſt?“ frug der Abt prüfend.

„Ich hatte, wie du weißt, nicht die Zeit und nicht das Amt, nach der Wahrheit zu forſchen,“ erwiederte Reinhard.

„Ich aber meine,“ rief Tutilo, die Fauſt auf den Tiſch ſetzend, „daß den Heiligen zu Herolfsfeld ein übler Dienſt geſchieht, wenn der ſelige Memmo zu Orderf einen Zulauf als Wunderthäter erhält und am Ende gar zu Rom als Heiliger aufgenommen wird. Denn die Leute in den Waldlauben werden froh ſein, wenn ſie einen beſonderen Fürbitter gewinnen, und die Edlen werden bei König und Papſt bald darauf antragen, daß wir Orderf aus unſerer Kloſterzucht entlaſſen und daß dort oder in der Nähe eine eigene Abtei gegründet wird, und Meginhard würde ſich ſchnell als ein großer Räuber am Wigbert erweiſen. Deshalb rathe ich, daß wir unſern Heiligen getreu bleiben und uns nach Kräften bemühen, die Wunder zu ſtillen und nicht landkundig zu machen.“

Der Abt nickte. „Er ſpricht das Richtige. Wenn ein Lichtſchein dem Kloſter helfen könnte, ſo vertraue ich, würden unſere Fürbitter es auch bei uns nicht daran fehlen laſſen. Weißt du eine andere Hilfe, mein Bruder, wenn auch durch weltliche Mittel?“

Reinhard antwortete demüthig: „Wenn ich das Schickſal deiner Herrſchaft, Herr, erwäge, ſo finde ich, daß dieſer zu ſehr fehlt, was ihr Schutz und Sicherheit gewähren könnte. Durch ganz Thüringen liegen die Hufen und Höfe zerſtreut in den Dorffluren und zwiſchen den Lehnsgütern der Grafen; aber klein iſt die Zahl der Vögte und der Bewaffneten, welche für das Kloſter Helm und Schwert tragen. Mächtiger iſt der Abt von Fulda, um vieles reicher an Vaſallen; am mächtigſten der Erzbiſchof von Mainz, denn ſeine Kriegsleute lagern ſicher in der großen Stadt Erfurt. Die Mönche von Fulda und die Kanoniker in Erfurt aber ſinnen Ungünſtiges für dein Kloſter und breiten ſich aus, dir zum Schaden, auch in den Waldlauben an dem Rand der Berge, wo ſonſt deine Herrſchaft feſt gegründet war. Darum meine ich, dir thun vor Allem Burgen noth mit treuer Beſatzung. Als ich von Erfurt nach Ordorf zog, ſah ich in der Ebene, wo das Gebirge beginnt, einen Ring von Hügeln, auf denen Warten und Burgen ſtehen, ſie ſchließen einen Weiher und Wieſen ein, ſchwer iſt der Zugang, denn viele Teiche liegen am Saum der Hügel. Dort ragt im Hintergrunde die Waſſenburg, welche dem Kloſter gehört, doch ſie iſt halb verfallen. Der ganze übrige Bergwald aber und das Land darum gehört dem Geſchlecht des Jünglings Immo, der in der Schule des Kloſters gehalten wird. Dies Geſchlecht beherrſcht von den Bergen wie von einem großen Wall die Landſtraße und die Umgegend. Und ich höre, es bringt gern ſeine Spenden zum Kloſter.“

„Gut haſt du geſehen, mein Bruder,“ rief der Abt, „ich kenne die rothen Hügel und ich weiß, daß ſie gewaltig ſind, aber ſie ſind freies Erbe eines Geſchlechtes, welches ſeit der Urzeit im Lande hauſt, und ich meine nicht, daß ſie ihr Erbe dem Kloſter gutwillig in die Hand geben werden.“

„Vielleicht würden ſie ſelbſt als Vögte ihre Burgen bewahren, wenn ſie zum Heil ihrer Seele dieſelben vorher den Heiligen in die Hand gegeben hätten,“ verſetzte Reinhard.

„Wahrlich, Bruder," erklärte Tutilo, „als ich zuerſt von deiner Sendung hörte, war ſie mir widerwärtig; was du aber hier kündeſt, iſt daſſelbe, was auch ich für eine gute Hilfe des Kloſters halte, und ich muß deine Klugheit preiſen."

„Ich aber kenne unſern Schüler Immo und ſeine Sippe," warf der Abt ein, „hochfahrend iſt ihr Sinn."

„Was die Kinder der Welt ungern thun, dazu zwingt ſie oft die Angſt vor der Hölle des üblen Teufels," ſprach Reinhard. „Dennoch würde ich nicht an dieſe Hilfe gedacht haben, wenn mir nicht Frau Edith, die Mutter des Immo, vertrauliche Botſchaft an dich, meinen Herrn, aufgetragen hätte und zwar gerade wegen dieſer Burgen. Denn ſie fleht dich an, daß mir erlaubt ſei, dem Sohn ihren Segen zu bringen und ihn mit einer guten Nachricht zu erfreuen. Das Geſchlecht hat beſchloſſen, die Mühlburg als Angebinde an das Stift zu Erfurt zu geben, damit der Schüler Immo dort Kanonikus werde und durch den Erzbiſchof Willigis unſerm Kloſter enthoben. Seht ſelbſt zu, meine Väter, ob unſer Kloſter dadurch Vortheil gewinnt. Sehr bereitwillig werden die Erzbiſchöflichen zu Erfurt ſein die Burg zu empfangen, für uns aber ſcheint mir dieſe Wandlung verderblich."

„Lieber wollte ich den Wolf in meiner Lämmerherde ſchauen," rief Herr Bernheri.

„Nimmer darf der Knabe und ſein feſtes Haus dem Wigbert entſchlüpfen," drohte Tutilo.

„Ich weiß Einen, der das Seine gethan hat, durch Stirnrunzeln dem Jüngling Immo das Kloſter zu verleiden," ſagte Herr Bernheri ſtrafend.

„Wäre der Knabe beſſer in die Kloſterzucht gewöhnt worden, er würde nicht zurück in die Welt begehren," entgegnete Tutilo, „auch die Weide biegt ſich nur, wenn eine feſte Hand ſie zuſammendreht. Und ehe ich leide, daß die Burg den prahleriſchen Schwelgern zu Erfurt geöffnet wird, zwinge ich den Schüler mit eigner Hand in die Klauſur."

„Du wirſt es ſchwer finden, ihn in der Büßerzelle zum Mönche zu ſchlagen, mein Bruder,“ verſetzte der Abt. „In Vielem haſt du meine Herde verleitet, aber ſchwerlich wird ſie dir folgen, wenn du das Kind aus dem Geſchlecht unſerer Gutthäter durch Zwang zurückhalten willſt. Ich rathe dir, daß du lieber dem Bruder Reinhard vertraueſt, denn nicht allein wegen ſeiner Grammatik und Dialectik gefiel es mir ihn hierher zu laden, ſondern weil er die Kunſt verſteht, die Herzen der Jugend zu gewinnen und, damit ich metaphorice ſpreche, auch junge Stoßvögel an die Hand zu gewöhnen. Verſuche du, mein Bruder, ob du die Neigung des Knaben für den Wigbert gewinnen kannſt. Er iſt ein Falk aus den thüringiſchen Bergen, dieſe ertragen ſchwer die Kappe, ſind ſie aber gebändigt, dann ſtoßen ſie freudig. Und jetzt gefällt mir, daß wir uns erheben. Manches Andere will ich mit Bruder Reinhard allein verhandeln. Du aber, Tutilo, ziehe zurück und zähle die Heuwagen, bis es mir paſſend erſcheint dich zu rufen oder bis ich ſelbſt hinunterſteige und den Convent der Brüder verſammle, welchen du Uebles gegen mich in das Ohr raunſt.“

Das Geſicht Tutilos flammte in Zornesröthe als er ſich erhob. „Du aber, Abt Bernheri, gedenke nicht, das Wichtigſte den Brüdern zu verbergen und im Rücken des Kloſters die Wahl zu treffen über den König, dem wir in Zukunft dienen ſollen. Kein Wort hat dein Bote berichtet von dem Kampf, der ſich um die Krone erhebt, und doch iſt dies die nächſte Sorge, und eine größere als um Hufen und Burgen. Meine nicht, Bernheri, mich zu hintergehen. Wenn du auch Abt biſt, du ſelbſt würdeſt es ſchwer entgelten, denn mein iſt die Sorge, daß das Heiligthum nicht durch dich mit Unehren beladen wird.“

„Sorgſt du ſo eifrig um den Vortheil der Brüderſchaft,“ rief Herr Bernheri ebenfalls zornig, „ſo ſorge auch, daß der Reiter, welcher dir die Botſchaft des Markgrafen zugetragen hat und der verborgen im Gaſthauſe liegt, ſpurlos verſchwinde, bevor ihn meine Reiſigen ergreifen. Dich ſelbſt könnte ich Verräther nennen; ein Wink von mir, und du kehrſt nur zum Gericht in das Kloſter zurück. Aber ſeit vielen Jahren habe ich die Bosheit deines Weſens ertragen und auch jetzt gedenke ich, weil ich älter und klüger bin als du, dich zu behandeln wie einen Trunkenen, von dem geſchrieben ſteht, er weiß nicht was er thut.“

Tutilo verließ das Zimmer ohne Gruß, der Abt ging heftig auf und ab, endlich ergriff er die Kanne, ſetzte ſie aber mit einem Seufzer wieder hin. „Selbſt der Wein ſchadet zornigem Gemüth und ich begehre nicht unwilliger auf ihn zu werden, als ich bereits bin.“

„Ich aber bringe dir,“ begann Reinhard, ein Pergament aus der Kutte ziehend, „den Gruß des Königs und ſeine Mahnung, daß du die Reiſigen des Kloſters ohne Verzug ſammelſt und durch die Wälder von Fulda zu ſeinem Heere ſendeſt. Damit auch du ſeine Gnade erkennſt, o Herr, ſendet er dir, was du lange erſehnt und erbeten haſt, die Schenkung des Bannwaldes um St. Peter, der bisher Königsgut war. Du mögeſt ſorgen, mahnt der König, daß die Treue des Kloſters ſich ebenſo bewähre wie des Königs Gnade.“

Schnell griff Herr Bernheri nach der Urkunde: „Die beſten Hirſche zwiſchen Fulda und Main halte ich in dieſem Pergament,“ aber bald verdüſterte ſich ſein Blick. „Du haſt geſehen, mein Bruder, wie jener unholde Mann geſinnt iſt; nach allen Seiten murrt er den Leuten Arges in die Ohren und hat die Knechte Wigberts ganz vom König abgewandt, nicht weiß ich, ob ich noch Herr bin im Kloſter und über meine Schildträger. Dennoch will ich thun was ich vermag, indem ich den Convent zuſammenrufe. Du aber eile dem Tutilo nach und rühme unterdeß im Kloſter die Schenkung, damit die Unzufriedenen mein Herrenwort williger anhören.“

Während der Abt dem Mönche die letzten Befehle gab, erſcholl auf den Feldwegen, die zum Kloſter hinführten, Jauchzen und Geſang; die Brüder und Mannen auf dem Petersberg drängten zum Thore hinaus und ſahen neugierig in das Thal hinab. Hochbeladen in langer Reihe kamen die Heuwagen heran, auf den Wieſenbäumen darüber ſaßen und ritten die Buben des Dorfes ſchreiend und die Arme ſchwenkend. Hinter den Wagen ſchritten zwei Spielleute mit Sackpfeife und Fiedel, ſie führten eine luſtige Weiſe ſpielend die Schaar der Arbeiter. Denn Männer und Frauen, mit Laub und Wieſenblumen bekränzt, hielten einander an den Händen und ſprangen trotz der Arbeit des heißen Tages luſtig den Reigen; vom Pfade ab zogen ſie die Kette bald ſeitwärts über die Flur, bald zwiſchen den Wagen hindurch. Ihnen folgten die Herren des Kloſters, voran die beiden Schulen; auch die Schüler ſprangen und tanzten durcheinander, manche ſaßen zu Pferde und trieben die Gäule zu luſtigen Sätzen. Sogar die Väter gedachten nicht ſehr ihrer Würde, mehr als einem war das Haupt ſchwer, ſo daß er von den andern geleitet werden mußte, und man merkte auch, weshalb er ſo unſicher ſchwankte, denn ganz am Ende fuhr ein Wagen mit leeren Fäſſern, welche zwiſchen den Bretern kollerten, und mit Trinkgefäßen, deren Henkel an die Leiterbäume gehängt waren. Endlich hob ein Bruder ſein lateiniſches Trinklied an und viele ſtimmten ein und ſangen die Schlußverſe mit kühnen Bewegungen der Arme, und eilte eine Magd, die ſich verſpätet hatte, bei dem langen Zuge der Väter vorbei, dann geſchah es wohl, daß einer der Begeiſterten ſie in den Arm kniff oder auch in die Backen. So wälzte ſich der Schwarm ſchreiend und ſingend dem Kloſter zu. Die untergehende Sonne warf ihr goldenes Licht auf heiße Geſichter und glänzende Augen, die Treiber knallten mit ihren Peitſchen um die Wette, ſogar die Thiere ſchritten luſtiger vorwärts.

Plötzlich ſtockte der Zug an dem Kreuzwege, wo ein Pfad von Oſten heranlief, die Buben auf den Heuwagen ſprangen empor und wieſen in die Ferne, die Wagen hielten an, die vorderſten Knechte ſchrien nach rückwärts, Spiel und Geſang endeten in einem Mißton. Denn von dem Seitenweg her tönte wilder Klageruf widerwärtig in die Feſtfreude. Langſam bewegte ſich eine andere Abtheilung der Kloſterleute vom Holze her dem Flußthale zu, mit geſenkten Häuptern und Wehgeſchrei trugen ſie einen undeutlichen Gegenſtand heran. Die Leute im Zuge verſtanden wohl, was der Ruf bedeutete, dort war Einer erſchlagen, und die Rüſtigen liefen über das Feld dem trauernden Haufen entgegen. Zu einem wirren Knäuel vereinigten ſich die beiden Haufen. Die Knechte peitſchten ängſtlich ihre Geſpanne zu ſchnellerem Schritt, um ſie in den Kloſterhöfen zu bergen, die Anderen umſtanden entſetzt eine Bahre, auf der ein totwunder Mann lag. Schnelle Fragen und Antworten folgten einander, Heugabeln und Meſſer wurden geſchwenkt und an Stelle des lateiniſchen Schelmenliedes klang wilder Racheruf über das weite Thal. Tutilo ſpornte ſein Roß zu ſchnellen Sätzen. Als der gefürchtete Mönch in das Gedränge ſtob, fuhren die Leute auseinander, im nächſten Augenblick aber begann wieder Wehgeſchrei und Totenklage. Der Mönch ſprang ab, beugte ſich über den Mann und ſah nach der ſchweren Kopfwunde. Dann gebot er ihn in das Krankenhaus des Kloſters zu tragen und forderte Bericht über die Miſſethat. „Wo ſind die Geſpanne?“ frug er unruhig um ſich blickend, „wo iſt Hugbald?“

„Die Geſpanne geraubt, die Knechte geſchlagen und fortgeführt, Hugbald gefangen und mit ihm der Scholaſticus Immo,“ riefen ihm die Leute entgegen, bis auf ſeinen Wink der alte Bruder Bardo vortrat und ſtöhnend das ganze Unheil verkündete. Die Waldwieſen, auf denen Bardo die Heumahd zu ordnen hatte, lagen weitab von den übrigen Gründen, welche aus den Höfen des Kloſters bewirthſchaftet wurden. Sie waren neuerer Erwerb, doch Niemand hatte beim Auszuge geahnt, daß dort ein Feind laure. Ungeſtört hatten die Arbeiter in den Tagen zuvor gemäht und das Heu gewendet, nur von einem Bewaffneten begleitet, wie bei fernen Feldarbeiten auch im Frieden Brauch war. Aus Vorſicht hatte heut Hugbald geboten, daß die Knechte ihre Roſſe abſpannen und während die Heuhaufen geſetzt wurden, unter Aufſicht eines Reiſigen auf freier Höhe, von der weite Umſchau war, zuſammenhalten ſollten, bis er ſelbſt das Einbringen gebiete. Als er endlich gekommen war, begleitet von dem Schüler Immo, hatten die Knechte ihre Geſpanne zu den Wagen zurückgeführt. „Schon vorher war uns unheimlich geworden,“ kündete Bardo, „denn wir hatten in der Ferne hinter den Büſchen einzelne Bewaffnete erkannt, welche hin und her ritten. Gerade als ſich der Zug der beladenen Wagen in Bewegung ſetzte, brach ein Schwarm Reiter aus dem Holz und ritt über die Felder auf die Geſpanne zu. Unſere Reiſigen hoben die Wurfſpeere und warfen ſich ihnen entgegen, auch die Knechte ergriffen die Heugabeln und ſprangen gegen die fremden Reiter, aber klein war die Zahl der Unſern, im Nu waren ſie umringt. Der Mann, welcher auf der Bahre liegt, fiel ſogleich vom Roſſe in ſein Blut, nur Hugbald ſchoß den Wurfſpeer und ſchlug mit dem Schwerte, drei waren gegen ihn, doch der Jüngling Immo fuhr wie ein Wirbelwind zwiſchen ſie, ich ſah zwei vom Pferde ſtürzen und die ledigen Thiere laufen. Ganz tapfer hielt ſich unſer Scholaſticus und er hatte den Hugbald frei gemacht, aber dieſer rief: „wie mag ich zurückkehren ohne die Wagen“ und warf ſich aufs Neue einem andringenden Haufen entgegen bis er entwaffnet und mit Weiden gebunden war, und gleich ihm der Jüngling Immo; darauf wurden auch die Knechte übel geſchlagen und gefeſſelt. Mit großem Gefolge ſtob Graf Gerhard, den wir alle kennen, heran und rief mit zornrothem Geſicht: „Verderben über euch, ihr Wigbertleute, mein iſt das Heu, mein die ganze Markung. Nichtig iſt die Schenkung, deren ihr euch von meinem Vater her mit Unrecht rühmt; die Geſpanne und eure Dienſtleute treibe ich fort, eine geringe Entſchädigung ſind ſie für den Verluſt, den ich durch viele Jahre von euch erlitten. Läßt ſich noch einer von euch Geſchorenen auf dieſer Flur blicken, ſo ſollen ihm meine Gewappneten die Haut über die Ohren ziehen. Ihr Mönche aber wandelt ſtracks zurück, nur die heulenden Mägde laſſe ich euch. Und ſagt eurem Abt: will er ſeine Dienſtleute lebend wiederſehen, ſo ſoll er ſich eilen das Löſegeld zu ſenden, denn ich gedenke ſie nicht lange im Kerker zu füttern. Hinweg mit euch, denn euer Anblick iſt mir verhaßt.“ So ritt er mit einem Fluche aufwärts dem Buchenwald zu und hinter ihm zogen die Heuwagen und die Gefangenen. Wir aber ſtanden weinend um den gefällten Mann, mühſam trugen wir mit den Weibern ſeinen Leib auf den Baumäſten hierher.“ Als der Alte geendet hatte, begannen die knienden Weiber wieder ihr Wehegeſchrei und der Racheruf der Wigbertleute klang durch das Thal.

Tutilo ſah auf die zornige Schaar wie ein Häuptling, der die Zahl ſeiner Getreuen muſtert. „Sie ſagen, Graf Gerhard will für König Heinrich ins Feld reiten, hier merket die Treue der Königsmannen. Als ein Walddieb ohne Aufkündigung des Friedens hat er das Kloſter ruchlos gekränkt. Ihr aber, fromme Knechte des Wigbert, gedenkt der Vergeltung, ſchreit zu den heiligen Nothhelfern um Rache, daß ſie ein gehäuftes Maß Unheil über den Verfluchten ſenden, bereitet eure Wehren, ſchlagt an der Glocke des Erzengels den Nothſchlag zur Warnung für Alle, die noch im Felde ſind, daß ſie ſich ſammeln, und entzündet die Feuerzeichen auf den Höhen, damit auch die Entfernten wiſſen, daß unſer Kloſter von Feinden bedrängt iſt. Folgt mir zu den Höfen, damit wir um Thor und Mauer ſorgen, denn aus dem Frieden ſind wir geſetzt in Unfrieden und auf Abwehr denken wir und Vergeltung. Du aber, Bardo, bändige deinen Schreck und ziehe jene Straße nach St. Peter, damit du einem Andern Bericht gebeſt; ich ſehe dort den Abt Bernheri herabſteigen, geringe Freude wäre mir ihm jetzt zu begegnen.“ Er ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte voraus dem Kloſter zu, einem Kriegsmann ähnlicher als einem Mönch.

Den Andern aber hob ſich der Muth, als ſie ſeinen wilden Zorn erkannten, und hinter ihm eilte der große Schwarm von Männern und Weibern auf der Landſtraße dahin, während Bardo mit den Brüdern, die das Unglück geſchaut hatten, traurig dem Abte entgegen ging.

In der Halle des Grafen Gerhard beleuchtete der rothe Schein vieler Kienfackeln die Holzwände und die rußigen Balken der Decke. Gegenüber der Thür führten einige Stufen zu dem erhöhten Raum, auf welchem der Herrentiſch ſtand, dort brannten große Wachslichter, ein weißes Tiſchtuch war aufgedeckt und neben den Thontellern blinkten ſilberne Kannen und Becher. In der Halle waren zwei lange Tafeln gerichtet mit Sitzen darum und unten an der Thür eine dritte kleine, alle mit Holzgeräth und irdenen Krügen beſtellt.

Der Kämmerer des Grafen trat an die Thür der Halle und blies auf einem Horn, das er am Halſe trug, den Ruf zum Mahle in den Hof. Klirrend drangen die Schwertmannen in die Halle und reihten ſich hinter den Holzſtühlen, auf der rechten Seite die freien Vaſallen und unterhalb, wo das Tiſchtuch aufhörte, ihre Knechte, auf der linken Seite die unfreien Hofleute mit den Knechten. Die Freien waren meiſt bäueriſche Genoſſen, welche lungernd in den Dörfern des Grafen ſaßen, bis ſie zum Schwertdienſt entboten wurden, die Unfreien aber, obgleich ſie die ſchlechtere Bank beſetzten, achteten ſich für heldenhafter, weil viele von ihnen im Herrenhof hauſten, täglich hinter dem Grafen ritten und ſchönes Gewand und gute Roſſe von ihm empfingen. Die Freien wiederum waren ſtolz auf ihre Herkunft und verachteten die Knechtſchaft der Geſchmückten, ſo daß die beiden Bänke in Eiferſucht lebten. Ganz unten an der Thür aber, getrennt von den Andern, harrten an beſonderm Tiſch die beiden Fechter, Ringrank und der Sachſe Sladenkop, unehrliche Leute, welche ihr Blut dem Grafen verkauft hatten und öffentlich mit ſcharfem Eiſen gegen ihresgleichen kämpften, oder auch heimlich Jedermann niederſchlugen, ſo oft es ihr Lohnherr gebot.

Der Kämmerer ſtieg auf die Stufen des Ehrenſitzes und gab ein zweites Hornzeichen. Da öffnete ſich eine ſchmale Thür der Hinterwand und Graf Gerhard trat ſelbſt herein, hinter ihm ſeine Tochter Hildegard, welche den kleinen Bruder an der Hand führte. Der Graf hatte ſeinen eiſernen Kettenrock mit einem hellen Hauskleide vertauſcht, das bis über die Knie herabging und von breiter geſtickter Borte umſäumt war, darüber trug er am weißen Ledergurt ſein Schwert, an den Beinen hohe rothe Strümpfe und ſchön geſtickte Schuhe. Er war wohl älter als funfzig Jahr, in ſeinen ſchrägen Augen glitzerte das Weiße, ſo daß den Leuten ſein Blick nicht gefiel, und da die niedrige Stirn ſtark zurücktrat und ſeine Naſe ſich lang über den fränkiſchen Schnauzbart gegen das ſpitze Kinn dehnte, ſo hatte er wegen ſeinem wölfiſchen Ausſehn den Beinamen Iſegrim erhalten. Gern wendeten die Mannen den Blick von ihm auf die Jungfrau, ſie ſchauten bewundernd auf die ſchlanke Geſtalt, welche ihr weißes Aermelgewand mit buntem Gürtel und Saume ſo ſtolz trug, auf langes blondes Haar, das durch ein blaues Band über der Stirn zuſammengehalten wurde, und auf ein rundliches Kinderantlitz, über dem der unwiderſtehliche Zauber der Unſchuld lag.

Der Graf winkte, und als das Horn zum drittenmal rief, ſtiegen aus dem Hofe der Truchſeß mit den Küchenknaben und der Mundſchenk mit dem Küfer in die Halle und ſie ſetzten die Speiſen und große Trinkkrüge auf die Tafel. Der Herr trat zu ſeinem Lehnſtuhl, nahm die Mütze ab und hielt einen Augenblick das Geſicht hinein, Alle neigten die Häupter und mancher Fromme ſchlug das Kreuz, dann rückten die Burgleute kräftig die Stühle, zogen ihre Meſſer aus der Scheide und begannen ſchweigend die Arbeit des Mahles.

„Wohl gelang uns die Fahrt in das Heu," begann der Graf, einen Becher hebend, „und mit Stolpern und Ausgleiten endete der Reigentanz der luſtigen Mönche. Trinkt, Bankgenoſſen, und ſorgt, daß der Ausgang ſo rühmlich ſei als der Anfang.“ Heller Beifallsruf erhob ſich und die Trinkkannen wurden in der Luft geſchwenkt. „Führt den alten Hugbald mit ſeinem Knaben aus dem Thurme herbei. Sie waren die einzigen, welche wacker die Reiterwaffe gebrauchten, ſie ſollen nicht Schwarzbrot kauen, während wir uns des Mahles freuen.“ Zwei Knechte eilten hinaus; nach einer Weile wurden Hugbald und Immo eingeführt, beide waffenlos. Als ſie auf der Schwelle ſtanden, rief der Graf durch den Saal hinab: „Tritt näher, Alter, lagere dich dort unter meinen eiſernen Knaben.“ Er wies auf den Tiſch zur rechten Seite, wo zwiſchen den Rittern und Knechten eine Bewegung entſtand, und mahnte wohlwollend: „Laßt ihn das Tiſchtuch haben, denn er trug manches Jahr ſeine Sporen als ein ehrlicher Geſell und ſoll ungekränkt von meinen Tellern eſſen.“ Hugbald ging ſchweigend auf den Platz, welcher ihm geräumt wurde, und antwortete gleichmüthig auf die Grüße und Spottreden ſeiner Nachbarn.

„Hüpfe auch du auf die Bank, junger Kloſterkauz,“ gebot der Graf und winkte Immo, welcher an der Thür ſtehen geblieben war.

„Ladet Herr Gerhard mich ein in ſeiner Halle niederzuſitzen?“ frug Immo erröthend, aber mit einer Stimme, die hell durch den Raum klang.

„Oeffnet ihm eine Ecke,“ befahl der Hofherr zu den Knechten gewandt. Aber Immo eilte mit gehobenem Haupt durch die Halle dem Tiſch des Grafen zu, er ſtieg die Stufen zum Herrenſitz hinauf und drängte mit der Hand den Kämmerer, der ihn aufhalten wollte, bei Seite. „Dir würde geziemen, mir den Stuhl zu rücken,“ rief er. So trat er auf die Erhöhung, trug einen Seſſel neben die Tochter des Grafen, ſprach freundlich nach allen Seiten grüßend: pax domini vobiscum und ſetzte ſich. Graf Gerhard ſah ſprachlos vor Erſtaunen auf den kecken Eindringling. „Uebel gedeihe dir deine Frechheit; ſeit wann klettern die Schüler in den Abtſtuhl? Doch Wunderliches hören wir über die Unordnung in Wigberts Hofe."

„Im Hofe des Heiligen ſitze ich demüthig an der Schülerbank, bei euch, Herr, ziemt mir der Stuhl in eurer Nähe."

„Werft den Schamloſen von ſeinem Sitz," befahl der Graf zornig.

„Dann führt mich zurück in den Thurm," rief Immo, „denn bei allen Heiligen des Himmels, an keiner Bank lagere ich, keinen Biſſen und keinen Trunk nehme ich in dieſem Saal, wenn mir nicht ein Ehrenſitz bereitet wird, wie ihn mein Vater erhielt, wenn er dieſe Burg betrat."

„Wer biſt du, Knabe, daß du mir unter meinem eigenen Dache zu trotzen wagſt?"

„Es iſt Immo, Herr, Sohn des Helden Irmfried, welcher das Banner der Thüringe im Lande Italien trug," bedeutete ein alter Dienſtmann in der Nähe des Grafen, „und darin hat er Recht, die Männer ſeines Geſchlechts haben von je einen Herrenſtuhl begehrt."

„Jetzt erkenne ich dich, Immo," verſetzte der Graf ruhiger, „bei meinem Schwert, früh krümmt ſich der Haken. Dennoch ſollen meine Knaben dich abwärts führen, da du kein Krieger biſt, ſondern nur ein halber Mönch."

Immo erröthete vor Zorn. „Ich aber meine, daß eure Reiſigen meinen Arm gefühlt haben, fragt nach, wenn es euch gefällt, ob die Stöße nur halb waren und in Mönchsweiſe gegeben, oder nach Art eines ehrlichen Kriegers. Und wenn ich wüßte, daß die Starken, gegen welche ich geritten bin, in dieſem Saal wären, ſo würde ich ſie gern friedlich begrüßen und ſie bitten, daß ſie ihren Groll gegen mich ſchwinden laſſen. Denn ich habe nur gethan, wozu ich als Geſelle des Hugbald verpflichtet war, und ich hoffe, auch ſie ehren den Spruch: auf der Haide ſchlagen, beim Trunke ſich vertragen."

Da rief ihm ein junger Dienſtmann von der Bank entgegen: „Haſt du auch meinem Genoſſen das Haupt zerſchlagen, luſtiger Immo, ſo will ich dir doch Beſcheid thun, wenn der Graf dir einen Trunk verſtattet. Denn laut dröhnte dein Holz an meiner Eiſenhaube, und ich ſchulde dir noch einen Dank vom letzten Kirchfeſt, wo ich allein gegen eine Anzahl Kloſterleute rang und du mir zu Hilfe ſprangſt, damit der Kampf ehrlicher ſei. Treffe ich dich mit einem Schwert aber ſpäter auf grünem Grunde, dann zahle ich dir die Streiche zurück, und du magſt ſie tragen."

Ein beifälliges Gebrumm ging um die Bänke.

„Wohlan," entſchied der Graf, „da du dich vor meinen Mannen nach Gebühr zu entſchuldigen weißt, ſo will auch ich heut an die Ehren deines Vaters gedenken. Siehe zu, ob du meine Tochter Hildegard erbitten kannſt, daß ſie deinen Stuhl in ihrer Nähe leidet, denn ſie iſt gleich dir vor Kurzem aus der Kloſterſchule geſchlüpft, und ſie ſoll dir wie ein Abt in Latein dein Urtheil ſprechen. Wir andern aber wollen ruhig zuſchauen, wenn ſie über dem Scholaſticus zu Gericht ſitzt."

Das Mädchen ſaß unbeweglich und ſah erröthend vor ſich hin.

„Sei mir hold," bat Immo, „da du doch aus der Schule biſt."

Ein freundlicher Blick des Einverſtändniſſes fiel auf ihn, dann ſah ſie wieder vor ſich hin.

„Haſt du das Sprechen verlernt, Hildegard?" frug der Graf unwillig. „Sechs theure Roſſe haben die frommen Frauen genommen, um dich in ihrer Zucht zu unterweiſen, obgleich ich das Gewieher der Roſſe lieber höre als das unverſtändliche Murmeln in fremden Zungen. Mich reut meine Spende, wenn du dem dreiſten Schüler nicht zu antworten vermagſt."

„Cave ne iram augeas," ſprach das Mädchen leiſe, ohne den Schüler anzuſehen.

„Nur dürftig rinnen die Worte wie aus verſiegendem Quell, was haſt du ihm geſagt, Mädchen?" frug der Graf.

„Sie hat mich gemahnt," antwortete Immo ſich erhebend, „daß ich mit ehrerbietiger Bitte euch nahen ſoll. Darum flehe ich, Graf Gerhard, daß ihr mir, wenn ich auch euer Gefangener bin, den Sitz geſtattet und mich nicht von eurem Tiſche ſendet. Denn um euch Alles zu ſagen, gar nicht reichlich war heut die Mittagskoſt im Kloſter und der Ritt zwiſchen den Roſſen eurer Reiſigen war auch einem fröhlichen Imbiß ſehr ungleich, und gern würde ich Heil für euch und die Jungfrau trinken, wenn ich es vermöchte."

Da der Graf an dem beifälligen Murmeln ſeiner Dienſtmannen erkannte, daß dieſen die Art des Jünglings wohlgefiel, ſo lachte er und rief über die Bänke: „Wahrlich, dieſer Schüler verſteht nicht nur ſich ſelbſt, auch Andern Ehre zu geben. Darum gefällt mir, daß heut die beiden Lateiner zuſammen ſitzen. Fülle deinen Becher, Hildegard, und biete ihm den Trunk, rücke ihm auch deinen Teller hin, denn als dein Geſelle ſoll er heut von deinem Teller eſſen und aus deinem Becher trinken."

Das Mädchen ſchob den Teller zögernd nach dem Fremden hin.

„Ich merke," ſagte Immo ärgerlich, „daß dir dein Geſelle unwillkommen iſt."

„Wundere dich nicht, Immo," ſpottete der Graf, „du biſt wie ein Froſch aus dem Kloſterweiher herangehüpft. Ihr aber geht es wie der Königstochter, welcher auch ein Froſch zum Geſellen geſetzt war, ſtolz ſah ſie auf den Quaker, kalt erſchien ihr ſein Fell und nur mit zwei Fingern griff ſie ihn an."

„Ja, ſo that ſie, Herr," verſetzte Immo dreiſt, „aber zuletzt wurde der Quaker doch ihr Gemahl."

Der Graf und ſeine Bankgenoſſen lachten laut. „Mißfällt dir auch ſeine ungefüge Stimme," gebot der Graf ergötzt der Jungfrau, „ſo fülle ihm doch den Becher."

„Trinke mir zu," mahnte Immo, „dies iſt mein Recht, da ich dein Geſelle bin."

Hildegard berührte den Becher mit ihren Lippen, ſchob ihm den Becher hin und ſagte leiſe: „Stille ein wenig den lauten Geſang, denn der Reiher ſchwebt über dir."

„Sieh zu, Frau Reiherin, ob meine Hand kalt iſt wie eine Froſchhand," verſetzte Immo, ihre Hand faſſend.

„Du wirſt dreiſt, Herr Froſch," antwortete das Mädchen, die Hand zurückziehend, „tauche zurück in deinen Quell." Sie hob die Kanne und goß ihm den Becher voll.

„Sei bedankt, Geſelle," ſprach Immo. „Komme ich einmal aus dem Kloſter, ſo ſende ich auch dir Etwas, das dir Freude macht."

„Du weilſt ungern im Kloſter, mir aber wurde das Scheiden bitter," begann Hildegard zutraulicher, „denn ſelig waren die Tage meiner Jugend unter den frommen Frauen, und wilde Reden höre ich hier unter den Männern."

„Manches Vöglein, das aus dem Bauer kam, duckt ſich furchtſam auf dem Aſte, zuletzt lernt es doch unter dem blauen Himmel fliegen," tröſtete Immo.

„Als mir die Mutter ſtarb, fand ich unter den frommen Frauen getreue Pflege."

„Waren ſie ſtreng in der Schule?" frug Immo theilnehmend.

„Am Vormittag durften wir nur lateiniſch reden," erklärte Hildegard, „und wir laſen im St. Auguſtinus und die Verſe im Virgilius: Conticuere omnes."

„Infandum regina jubes renovare dolorem," rief Immo, „manchmal hat mir der Heide den Kopf heiß gemacht," und beide lachten vergnügt einander an.

„Auch andere Kunſt lernten wir," fuhr Hildegard muthig fort, „denn im Schreiben war Mutter Mechthild ſehr geſchickt und ſie vergönnte mir, daß ich die Hymnen für mich ſchrieb. Ich habe auch das Buch genäht, ich habe es auch ſelbſt in Holz gebunden und der Schmied hat acht Edelſteine in die Ecken geſetzt."

„Dieſe Kunſt vermag ich nicht zu üben," verſetzte Immo.

„Auch mit der Nadel lernten wir Bilder ſticken aus Purpur und bunten Seidenfäden. Sogar Goldfäden für die Kunſtreichen fehlten ſelten im Kloſter. Sieh her, das habe ich mir ſelbſt geſtickt,“ und ſie wies ihm die Verzierungen am Aermel ihres Gewandes.

Immo ſah bewundernd darauf. „Dir iſt es beſſer gelungen als mir. Aber beide ſind wir Waiſen, ich kam in das Kloſter, weil mir der Vater ſtarb, jetzt fürchte ich, daß bald einmal die Schere knipſt, um mir das Haar zu ſcheren.“

„Du meinſt wohl, es ſei ſchade um deine Locken,“ ſpottete Hildegard, aber ſie ſah doch theilnehmend auf ſein Haar, welches im Lichte glänzte und länger herabhing, als ſtrenge Kloſterzucht ſonſt den Schülern geſtattete. Wenn der Mutter Mechthild einmal die Goldfäden fehlen, ſo kann ſie deinen Haarſchopf dazu verſpinnen.“

„Lieber wäre mir, wenn dir gefiele, für mich einen Goldfaden aus deinem Gewande zu ziehen. Hier iſt mein Finger, binde ihn mit deinem zuſammen, da du doch heut mein Geſelle biſt. Denn wiſſe, das iſt Brauch in der Welt.“

„Das iſt übler Brauch,“ verſetzte das Mädchen erröthend, „ich vermöchte dich doch nicht bei mir feſtzuhalten. Auch habe ich vernommen, daß treue Geſellen ſolche Gewohnheit haben, ſie ſitzen bei einander auf demſelben Zweige und ſingen dieſelben Lieder. Deine Weiſe aber iſt, wie ich merke, ſehr ungleich der meinen.“ Sie neigte das Haupt ein wenig auf die Seite und lud ihn durch einen luſtigen Blick zum Wortkampf ein. „Mir gefällt's, wenn das Glöcklein im Kloſter klingt, dann ſingen wir fromme Hymnen.“

„Mir aber gefällt's, wenn das Waldhorn tönt,“ antwortete Immo ebenſo, „dann bellen die Hunde, dann ſpringen die Hirſche und luſtig reitet der Jäger im wilden Wald. Was ſagſt du dazu, mein Geſelle?“

„In deinem grünen Wald heult der Wolf und hauſt der wilde Bär, im Kloſter aber ziehen wir mit Kreuz und Fahne und danken dem Himmelsherrn.“

„Mühſelig iſt es, immer den Kopf zu neigen und mit langſamem Fuße zu ſchleichen. Ich lobe mir den grünen Anger und bunten Klee, dort werfen die Knaben und Mädchen den Ball und ſpringen den Reigen. Wie gefällt dir das, mein Geſelle?“

„Beim wilden Reigen ſah ich die Knaben das Meſſer ziehen und blutige Streiche ſtörten den Tanz; ich lobe mir, wenn das junge Geſchlecht im Kreiſe ſitzt und die Vorleſerin Gutes aus den Büchern verkündet.“

„Leicht kommt der Schlaf, wenn man thatlos kauert. Viel lieber ſchwinge ich ſelbſt den Speer und das Schwert und reite im Eiſenhemd über die Haide. Was ſagſt du dazu, mein Geſelle?“

„Ein Kriegsmann willſt du werden,“ rief das Mädchen erſchrocken, „ſie werden dich töten,“ und ſie vergaß das Redeſpiel.

„Wenn ſie das vermögen; ich aber will ſorgen, daß es ihnen nicht gelinge.“

Die Jungfrau ſah ſcheu aus ihren großen Augen auf den Nachbar. Daß er nicht geiſtlich werden wollte, ſtörte ihr die Sicherheit, ſie ſchob ihr Gewand zuſammen und ſchwieg.

Immo achtete in ſeinem Uebermuth nicht auf ihre Bewegung und rief: „Mir iſt heut Manches ſchlecht gelungen, die Schwertleute haben ſich an mich gehängt und mich hart geſchnürt, und ich weiß nicht, was mir dein Vater erſinnen wird. Dennoch bin ich froher als je in meinem Leben und ich könnte auf meinem Stuhl hüpfen. Ich fühle auch gegen Niemanden Groll und es iſt mir ganz lieb, daß ſie mich gefangen haben. Ich weiß nicht, woher das kommt, wenn mir nicht darum ſo wohl iſt, weil ich neben dir ſitze und mit dir aus einem Becher trinke. Wonnig iſt mir zu Muthe und ich möchte wohl einmal aus Herzensgrund aufjauchzen oder auch ſingen. Aber mein Geſang würde nicht Jedermann freuen, denn meine Stimme iſt rauh. Noch anderes Recht habe ich als dein Geſelle, und auch das ſollſt du wiſſen. Denn küſſen darf ich dich, wenn ich will.“

Hildegard erſchrak und wandte ſich ab: „Hüte dich, daß der Vater das nicht hört, ſchnell würde dein Ehrenſitz dir genommen werden.“

„Um den Vater ſorge ich nicht, nur um deinen Zorn,“ verſetzte Immo übermüthig, „und daß ich dich vor den Kriegsleuten nicht beſchäme. Aber wenn ich dich einmal allein wiederſehe, dann beſtehe ich auf meinem Recht. Mögen die guten Engel fügen, daß dies bald geſchehe.“ Und er ſang halblaut die Worte des Hymnus: „Audi, benigne Conditor, nostras preces cum fletibus.“*)

Das Mädchen nahm die Weiſe auf und ſang halblaut andere Zeilen des Liedes entgegen: „Dona, per abstinentiam jejunet ut mens sobria.**) Flehe zu den Heiligen, daß du nüchtern wirſt, denn wie ich höre, redeſt du gleich einem Berauſchten.“

„Wie du geſchickt zu entgegnen weißt,“ rief Immo begeiſtert, „du biſt ein ſinnvolles Weib, wenn du mich auch verhöhnſt.“

Der Graf hatte unterdeß mit ſeinen Mannen emſig dem Wildpret und ſtarken Bier zugeſprochen und nur einzelne Reden mit den Vertrauten, welche ihm zunächſt ſaßen, gewechſelt, jetzt lehnte er ſich zufrieden auf dem Stuhle zurück und hörte die lateiniſchen Worte des Hymnus, welche ſeine Tochter ſprach. „Merkt auf unſere Kloſterleute,“ rief er, „ſie ſummen nach Art der Mönche mit geneigten Köpfen,“ und da er im Geheimen ſtolz auf das Wiſſen ſeiner Tochter war, fuhr er fort: „Fremde Worte ſprechen mag Jeder, aber das Geſprochene verſtehen iſt ſchwerer. Vermagſt du einzuſehen, Immo, was das Mädchen zu dir geſungen hat?“

„Ja, Herr,“ verſetzte Immo, „ſie mahnt mich mäßig zu ſein, damit euer Trank mir nicht das Hirn betäube.“

„Allzuſtreng iſt Hildegard,“ lachte der Graf, „dir ſoll auch einmal etwas Gutes gegönnt ſein. Obwohl ich erkenne, daß es dir an Dreiſtigkeit nicht fehlt, du junger Zaunkönig. Denn Zaunkönige nennt ja wohl das Volk die Männer deines Geſchlechtes.“

---

*) Erhöre, gütiger Schöpfer, unſer Gebet und Flehen.

**) Gib, daß durch Enthaltſamkeit ſein Sinn mäßig und nüchtern werde.

Immo bezwang mit Mühe den aufſteigenden Zorn. „Weil meine Vorväter als alte Landherren auf freiem Erbe ſaßen, deshalb haben die Mönche ihnen im Scherz den Namen Reguli, kleine Könige, gegeben.“

Da rührte ſich auch Egbert, ein unfreier Dienſtmann des Grafen, welcher ſtattlich in rothem Gewande daſaß, weil er der Sprecher war und ein Liebling ſeines Herrn, und rief ſpottend in den Saal: „Eine Sage weiß ich. Als die Vögel den Genoſſen zum König wählen wollten, der ſich am höchſten ſchwingen würde, barg ſich ein Zwerg von Vogel in den Federn des Adlers und ließ ſich hinauftragen bis dahin, wo er den Weltenherrn auf ſeinem Stuhle ſah, dort flatterte er über das Haupt des Adlers und piepte: König bin ich. Da lachte oben der alte Gott in ſeiner Halle und unten ſchrien die Vögel im Zorn, bis der Herr des Erdgartens gebot, daß der Betrüger ſeine Krone nur heimlich in den Waldhecken tragen dürfe, wo ihm Niemand zuſieht. Darum heißt auch ihr Zaunkönige, weil eure Herrlichkeit im Buſch verſteckt iſt.“

Immo erhob ſich im hellen Zorn und rief: „Nicht dem Diener antworte ich, ſondern dem Herrn. Ihr ſelbſt habt es ja wohl erfahren, Graf Gerhard, daß die Helden meines Geſchlechtes ihr Haupt nicht in der Waldhecke bergen. Nie hat einer von meinen Ahnen ſein Land vom König oder von der Kirche zu Lehen genommen, wie die erbeloſen Franken und Sachſen, welche von der Dienerbank in das Land kamen, um bei uns Grafen zu werden. Manchen weiß ich, der ſich jetzt rühmt ein Edler zu ſein, weil er als Diener eines Königs mit großem Gefolge reitet, obgleich ſeine Vorfahren aus der Küche und aus dem Stall geſchlüpft ſind.“

Mißtönender Lärm erhob ſich an den Bänken und die

Hand des Grafen Gerhard griff nach dem Meſſer, das er an ſeiner Seite trug, der Jüngling aber ſah mit blitzenden Augen über die Verſammlung, ſtattlich ſtand er da trotz ſeinem Schülerkleide und rief laut in das Getöſe: „Zürnt mir nicht, ſtarke Helden, daß ich als ein unberühmter Jüngling vor euch meine Stimme erhebe. Aber keiner unter euch würde ſchweigend zuhören, wenn man ſeinem Geſchlecht durch ſtechende Worte die Ehre mindert. Auch zu euch, Graf Gerhard, flehe ich, daß ihr ohne Kränkung vernehmt, was ich nur zur Abwehr ſprach. Heil trinke ich euch und euren Kindern und Dank ſage ich euch, wie dem Gaſte gebührt.“ Er leerte den Becher und ſetzte ſich.

Der Graf barg ſeinen Groll hinter gezwungenem Lachen. „Ich höre, du haſt unter den Mönchen gelernt, mit zwei Zungen zu reden.“

„Ueberall rühmen die Leute,“ antwortete Immo, „daß die Zunge eine gute Waffe iſt und wir Schüler haben, wie ihr wißt, vor Andern darin Ruf.“

„Oft haben auch wir erfahren, wie ſcharf die Zunge der Mönche ſchneidet,“ entgegnete der Graf, „vor Andern aber bei den Mönchen des Wigbert, und wir alle wiſſen, daß ihr dort ſehr ungeiſtlich lebet und der Gebete für arme Seelen wenig gedenkt. Auch von dir ſelbſt, Immo, erinnere ich mich gehört zu haben, daß du wild in dem Kloſter hauſeſt und ſogar den Mönchen üble Streiche ſpielſt. Soll deine Rede mir beſſer gefallen als ſeither, ſo berichte ein wenig von deinem Streit mit den Geſchorenen.“

„Verzeiht, Herr,“ verſetzte Immo ernſthaft, „die Rinder kämpfen oft mit ihren Hörnern gegen einander, wenn aber der Bär naht, dann ſchließen ſie ſich einmüthig zuſammen und weiſen ihm die bewehrte Stirn; ſo wäre auch mir Unrecht, an fremdem Tiſch von den Vätern Uebles zu berichten, denn als ein Kind des heiligen Wigbert haſt du mich ergriffen.“

„Du ſorgſt ſchlecht für dein Wohl,“ rief der Graf zornig,

„wenn du dein Kloſter in dieſer Halle rühmſt. Denn undankbar und treulos haben Wigberts Mönche an mir und meinem Geſchlecht gehandelt. Oft habe ich mich enthalten ihnen Uebles zu thun, wo ich es doch vermocht hätte, und mühſam habe ich den Zorn meiner Mannen gebändigt, wenn ſie die Rinder des Kloſters begehrten und den Uebermuth eurer Dorfleute anſahen. Auch wegen der Wieſen und Fluren, von denen ich heut den geſchorenen Schwarm vertrieben habe, ertrug ich ſchon lange das Unrecht. Denn meinem Vater gehörte der ganze Grund und er hat ihn, wie die Mönche behaupten, dem Kloſter zugeſchrieben, da ich noch jung war, unter der Bedingung nämlich, daß ſie ſeine arme Seele von dem Höllenfeuer frei beten ſollten. Dies aber haben ſie uns zum Unheil und zur Schmach verſäumt. Und ihr alle ſollt es wiſſen, was mir begegnet iſt, damit ihr mein Recht gegen die Wigbertleute erkennt. Jämmerlich war das Geſicht, welches ich neulich hatte, da ich auf meinem Bette lag.“ Er bekreuzigte ſich heftig und fuhr fort: „Ich ſah im Traum eine unſelige Geſtalt von Flammen umgeben und mit glühenden Ketten an den Beinen gefeſſelt und ich erkannte, daß ſie ſo geſtaltet war wie mein Vater, da er lebte. Der traurige Geiſt wies auf den Grenzhügel, welchen die Mönche nach der Schenkung neu geſchüttet haben, und ſeufzte: mein war es uao dein ſoll es wieder ſein. Mir fuhr das Entſetzen durch den Leib, bis die Geſtalt verſchwand. Daraus erkannte ich deutlich, daß die Geſchorenen als Lügner an meinem Vater gehandelt haben oder auch, daß ihr Gebet ganz unwirkſam geworden iſt, weil ſie in Weltſünden leben; und darum beſchloß ich mein Eigenthum wieder zurückzufordern. Vermag Wieſe und Feld nicht meinem Ahn einen guten Sitz in der Himmelsburg zu erwerben, ſo ſoll daſſelbe Land doch Solchen, die mir treu ſind, einen warmen Sitz auf Erden bereiten; denn es wird dazu helfen zwei bis drei Kriegsleute mit ihren Roſſen zu erhalten, wenn ich es ihnen als Lehn zutheile.“

Ein freudiges Geſchrei ging um die Tiſche und laute Heilrufe erklangen dem Sprecher. Der Graf that einen herzhaften Trank und ſah zufrieden über ſeine Bewaffneten. „Dies ſage ich in deiner Gegenwart, Immo. Denn obgleich du dich heut trotzig an meinem Tiſche geberdeſt, ſo will ich dich doch morgen zu deinem Abt entſenden, damit du ihm meine Beſchwerde verkündeſt. Ich wähle aber dich, weil ich merke, daß du recht gut verſtehſt deine Worte zu ſetzen, und weil ich dich als nutzloſen Schüler nicht im Kerker bewahren mag. Die Geſchorenen, welche mein Geſinde fing, habe ich entlaſſen, damit ſie nicht als Gefangene in meinen Mauern Unheil herabbeten, die Kloſterknechte aber halte ich in Banden, bis dein Abt ſie auslöſt oder ſich mit mir wegen der Wieſen verträgt. Und ich fordere, daß er ſich mit der Löſung beeile, wenn er ſie lebend wiederſehen will, da ich ſie nicht lange zu füttern gedenke. Den Hugbald aber bewahre ich zu anderm Tauſch. Denn zwei meiner Knechte, ſattelfeſte Knaben, liegen auf der Burg des Abtes verſtrickt, weil ſie neulich auf meinen Stuten beim Roßgehege des Abtes vorbeiritten. Da brachen die jungen Hengſte des Herrn Bernheri aus und jagten eigenwillig hinter den Stuten her, und als meine Knaben den Füllen die Leine umwarfen, nur damit ſich dieſe nicht in den Wald unter die Wölfe verſprengten, da kamen Dienſtmannen des Kloſters herzu, ſchrien meine Leute trotz ihrer guten Meinung als Roßdiebe an, riſſen ſie von den Pferden und führten ſie ſammt den Stuten nach dem Berg des Abtes. Mich aber kränkt dies Unrecht ſehr und ich fordere meine Knaben und Pferde gegen den Hugbald und ſein Pferd; das magſt du deinem Herrn verkünden."

Immo hörte erſtaunt die Rede des Wirthes, ihm fiel ſchwer aufs Herz, daß auch ſein Geſchlecht dem Kloſter werthvolle Hufen verkauft hatte, und er fühlte nicht den Drang die Mönche zu vertheidigen. Er ſah nach Hugbald, welcher mürriſch hinter ſeinem Becher ſaß, und begnügte ſich, trotz der Freude über ſeine nahe Befreiung ruhig zu ſagen: „Alles, was ihr mir auftragt, werde ich dem Herrn Abt berichten, auch euer Traumgeſicht, wenn ihr das begehrt."

Als er aber ſeitwärts nach Hildegard blickte, war ihr Antlitz geröthet und große Thränen rannen aus ihren geſenkten Augenlidern herab. Da erkannte er, daß die Jungfrau bitteres Leid über die Reden ihres Vaters empfand, und ſie wurde ihm dadurch noch lieber. Sie aber vermied ihn anzuſehen, ſtand ſchweigend auf, hob den Bruder von ſeinem Sitz und erbat leiſe vom Grafen die Entlaſſung, der ihr gleichgiltig durch eine Handbewegung geſtattete aus der Halle zu ſcheiden. Und zu der Bank ſeiner Mannen gewandt rief er: „Führt auch die Verſtrickten in ihre Zelle zurück; wenn ſie nüchtern abwärts ſteigen, ſo iſt es ihre Schuld."

„Lebe wohl, Hildegard," ſprach Immo leiſe und faßte heftig ihre Hand. „Denke mein, lieber als Alles auf der Welt wird mir ſein, wenn ich dich wiederſehe."

„Sei auch du geſegnet," antwortete Hildegard und neigte ſich vor dem Vater. Immo freute ſich, daß ſie die Mannen ſtolz als Herrin grüßte; die kleine Thür öffnete ſich und ſie verſchwand. Jetzt brannten die Fackeln dem Jüngling trübe, die wilden Mienen der Männer erſchienen ihm unheimlich, und er folgte mit ſtummem Gruß dem Kämmerer. „Sorge dafür, daß die beiden Kloſterkrähen einen beſonderen Käfig erhalten und Stroh zu warmem Sitze," rief der Graf unter dem Gelächter der Reiſigen dem Kämmerer nach.

Während Hugbald ſchweigend auf der Streu lag, bis er im Schlafe ſeines Kummers ledig wurde, ſaß Immo neben ihm in ſeligen Gedanken, er überlegte jedes Wort und jede Miene der Jungfrau, ſpät ſank er in Schlummer.

Am nächſten Morgen wurde er in den Hof geführt und vernahm noch wie im Traume ungnädige Entlaſſung und harte Worte aus dem Munde des Grafen. Als er aber auf das Pferd ſteigen wollte, das ihm ein Reiſiger zuführte, ging eine junge Magd aus dem Frauengemach bei ihm vorüber, legte ihm verſtohlen etwas in die Hand und ſagte leiſe: „Nimm zurück was dir gehört.“ In ein großes Lindenblatt war ein Blättchen Pergament gewickelt, auf dem Pergament ſtand mit ſchöner Schrift der Reiſegruß: „Die lieben Engelein ſollen dich hüten und ſegnen auf allen deinen Wegen“; rings um die Schrift war mit der Nadel ein Goldfaden durch das Pergament gezogen. Er drückte das Blatt an ſeine Bruſt und barg es in ſeinem Gewande.

Immo ritt aus den Buchen von einem Reiſigen des Grafen bis an die Grenze begleitet. Er fand das Thor St. Peters geſchloſſen, die Brücke gehoben, wurde von Bewaffneten angerufen und mußte längere Zeit harren, bevor ihm der Eingang geſtattet wurde. Herr Bernheri, welcher im Kloſterhofe vor ſeinen Dienſtmannen ſaß, vernahm unwirſch die Botſchaft des Grafen und entſandte den Boten mit dem Mönch Eggo ſogleich zur Fulda hinab in das Kloſter. Auch das Kloſter war in ein Kriegslager verwandelt, am Eingang des Dorfes ſtanden die Weiber in Haufen, ſie ſchrien dem Kommenden entgegen, umringten ſein Roß und forderten Kunde über die Gefangenen. In dem Hofe der Reiſigen drängten ſich Kriegsleute und Knechte, das Rüſthaus war geöffnet und die Knechte trugen Eiſenhemden und Waffen zu langen Reihen. In den Arbeitshöfen ſchwärmten die Brüder, aus der Klauſur entlaſſen, aufgeregt durcheinander; bei der Mauer und dem Pfahlwerk zimmerten Arbeiter an den Treppen und Bänken für die Bogenſchützen, und im Vorhof der Kirche ſtand Tutilo, ein Schwert über der Kutte, als Hauptmann der großen Burg, welche zur Vertheidigung gerüſtet wurde. Unfreundlich ſah er auf Immo: „Hugbald liegt gefangen. Leichter hätte das Kloſter dich entbehrt als ſeinen Dienſtmann.“

„Nicht mein iſt die Schuld,“ verſetzte Immo, „daß Hugbald gegen die Feinde keine andere Hülfe fand als meinen Stab.“

Finſter wies ihn Tutilo mit einer Handbewegung zur Seite, Immo aber eilte zu ſeinen Genoſſen, welche vor Allem froh waren, daß ſie heut nicht durch den neuen Lehrer in die Schule gerufen wurden. Von ihnen umdrängt berichtete Immo ſeine Fahrt und führte die Willigen vor das Rüſthaus, wo die Schüler gewappnet wurden, um mit den Knechten die Mauer und die Umgegend des Kloſters zu bewachen. Eggo aber verkündete den Mönchen, daß Herr Bernheri am nächſten Morgen herabkommen werde, um die Brüder im großen Convent zu verſammeln. Mit düſteren Mienen vernahmen die Meiſten die Botſchaft.

Der ganze Tag verging im Getümmel; trotz der Nachricht, welche Immo gebracht hatte, ſorgten die Mönche, daß der Graf einen Anlauf gegen das Kloſter wagen oder daß ſeine Dienſtmannen in Hütten und Dörfer einbrechen würden. Bis zum Abend kamen von allen Seiten Flüchtlinge mit ihrer werthvollſten Habe, auch das Herdenvieh wurde herangetrieben von Anger und Weide, zuletzt kam noch der Sauhirt mit ſeinen Borſtenträgern, und die Brüder hatten Noth, die Menge der Menſchen und Thiere in den Höfen zu bergen. Als die Sonne unterging, war in dem Kloſter, das ſonſt am Feierabend ſo ſtill in der Landſchaft ſtand, ein wirres Getöſe und Geſchrei, die Rinder brüllten, die Schweine grunzten, die Schmiede ſchlugen auf die Speereiſen und die Zimmerleute hieben Balken und Bretter für die Verſchanzung.

3.

Der letzte Tag im Kloſter.

Im Chor der Kirche ſammelte ſich der Convent; haſtiger als ſonſt drängten die Brüder herzu, heiß die Köpfe, gefurcht die Stirnen; und ein Summen, das nichts Gutes bedeutete, ging durch die Gemeinde. Als Herr Bernheri mit ſeinen Begleitern in den Chor trat, blieben die Nacken der Mönche ungebeugt und aus dem Summen wurde ein mißtönendes Geſchrei. Der Abt ſtand einen Augenblick überraſcht bei ſeinem Sitz und ſah auf mehr als hundert und zwanzig Häupter ſeiner aufſäſſigen Kinder, aber da er von Natur ein muthiger Mann war, wenn auch ermüdet durch Müßiggang und Wohlleben, ſo zog er ſeine Augenbrauen zuſammen, blickte aus ſeinem großen Haupt herausfordernd über den Haufen und ſetzte ſich ſteif in den Abtſtuhl. Die Hora begann und der Abt ſelbſt erhob die Stimme: „Deus in adjutorium", aber unordentlich tönte der Geſang der Brüder und der Lector eilte ſo ſehr er konnte, verſprach ſich und mengte die Zeilen. Als die letzten Klänge verrauſcht waren, begann wieder das unzufriedene Brummen. Da erhob ſich Herr Bernheri von ſeinem Stuhl und ſtand auf ſeinen Krückſtock gelehnt gewichtig vor den Brüdern. Er eröffnete den Convent durch den lateiniſchen Gruß und fuhr mit lauter Stimme fort: „Mein iſt das Recht zu befehlen und euer die Pflicht zu gehorchen. Dennoch habe ich heut, wie die Regel erlaubt, die ganze Gemeinde zur Berathung verſammelt; ſorgt dafür, daß es mir nicht leid thue und daß es euch bei den Heiligen nicht zum Schaden gereiche, wenn ihr mir unbändig widerſteht. Gutes und Uebles habe ich euch zu verkünden. Das Gute iſt von unſerm Herrn, dem König Heinrich gekommen, denn er hat uns den großen Bannwald bei St. Peter, den wir uns längſt erſehnten, mildthätig geſchenkt.“ Der Abt hielt an, aber keinerlei Beifall dankte für die Begabung, und der Abt ſetzte die Rede unzufrieden fort: „Das Ueble aber kommt von dem Grafen Gerhard. Sehr gröblich hat dieſer das Kloſter geſchädigt, durch den Schüler Immo hat er unpaſſende Worte hierher geſandt, nämlich, daß er ein Recht auf die Waldwieſen erhalten habe, weil ſein Vater im Höllenfeuer ſtöhne.“

Aufs Neue erhob der Convent zorniges Gebrumm; Herr Bernheri ſchwenkte die Hand verächtlich gegen die Worte des Grafen: „Ich kenne ſeit lange den argen Wicht Gerhard und ſeine Gewohnheiten. Immer hat er üble Traumgeſichte, wenn er den Frieden brechen will. Schon vor vielen Jahren träumte ihm etwas wegen unſerer Hirſchjagd, die er ſich begehrte; er würde alle ſeine Väter und Mütter auf die heißeſte Bank der Hölle ſetzen, wenn er dadurch für ſich einen weltlichen Vortheil erreichen könnte. So viel gebe ich auf ſeine Träume,“ — er blies kräftig den Athem in die Luft. „Ich aber fürchte ſehr, er ſelbſt wird dafür in den Höllenrachen geworfen werden, obwohl er zuweilen beim Waidwerk und bei einem ſtarken Trunk nicht ſchlechter war als Andere. Denn wenige kenne ich unter den weltlichen Fürſten und Herren, die nicht ebenſo raubgierig ſind. Alle trachten darnach, viele Dienſtmannen mit Lehen zu begaben, damit dieſe ihnen bei ihren Fehden die reiſigen Knechte zuführen. Die Dienſtmannen greifen das Kleine im Wald und auf der Straße und ihre Herren das Große vom Könige und der Kirche; zum Kriege ſind ſie nöthig, aber den Frieden vermögen ſie ſchwer zu bewahren, wenn nicht ein ſtarker Herr ſie zur Ruhe zwingt.“

Der Abt holte Athem und auf’s Neue tönte das dumpfe

Brauſen der Menge, doch war es weniger feindſelig. Und Herr Bernheri hob wiederum an: „Gekränkt bin ich wie ihr alle, und wären meine Beine geſund und mein Sinn weniger gewitzigt, ſo würde ich vielleicht ſelbſt den Streithengſt beſteigen; ſo aber mahnt mich die Erfahrung vieler Jahre und meine eigene Krankheit zur Vorſicht. Zuerſt will ich euch verkünden, was unfehlbar geſchehen wird, wenn wir gegen den Grafen rüſten. Dorfhäuſer werden brennen und Männer erſchlagen werden und das Ende wird ſein, daß er außer dem Raub, den er jetzt gepackt hat, ſich noch größeren fordert wegen der Mühe und Koſten ſeiner Rüſtung, und daß er uns mehr ſchädigt als wir ihn, denn das Kloſter bedarf zum Gedeihen den Frieden, er aber den Krieg, und er vermag uns von unſern Gütern in Thüringen zu ſcheiden. Vor dem König aber wird er Recht behalten und nicht wir, denn ſchwerlich hätte er ſeinen Vater in der Hölle geſchaut, wenn er nicht wüßte, daß der König ihm bei den Wieſen gegen das Kloſter helfen will. Darum, wie ſehr ich den Grimm über ſeine Miſſethat fühle, bin ich dennoch gewillt ihm diesmal ein wenig nachzugeben, vielleicht, daß er ſich begnügt das Land nur auf ſeine Lebenszeit zu behalten und bei ſeinem Tode dem Kloſter zurückzugeben. Dies iſt die Hoffnung, welche uns bleibt, denn er iſt ein angefreſſener Stamm und mancher Wurm nagt in ſeinem Holze, auch ihn ängſtigen zuweilen ſeine Miſſethaten jetzt und noch mehr in der Zukunft.“

Unter hellem Geſchrei der Mönche ſprang Tutilo auf und rief dem Abt mit harter Stimme entgegen: „Jetzt erkennen die Brüder alle, in welchem Sinne du die Worte des Gebetes gerufen haſt: „Erlaß uns unſere Verpflichtung, wie auch wir ſie erlaſſen unſern Verpflichteten,“ du ſelbſt hoffſt, daß du für dein eigenes Unrecht ein mildes Urtheil empfangen wirſt, weil du andere Verbrecher ſtraflos dahin ziehen läßt. Aber du ſollſt auch verſtehen was die Brüder gemeint haben, als ſie laut riefen: „Befreie uns von dem Argen,“ denn damit meinten ſie nicht den Grafen Gerhard allein, ſondern noch Jemanden. Niemals hätte der Graf gewagt, Kloſtergut anzugreifen, wenn er nicht wüßte, daß Solche, die zu Wächtern des Kloſters geſetzt ſind, ſelbſt eigennützig mit dem Gut der Kirche ſchalten. Oft haſt du das bewieſen; unter Anderm auch neulich, als der fremde Händler ſtarb, den wir in ſeiner letzten Krankheit ein Jahr lang gepflegt hatten. Denn bei ſeinem Tode verließ er dem heiligen Wigbert ein Käſtchen mit edlen Steinen, die er aus Welſchland gebracht hatte, und wir hofften, daß die Steine den Altären ein Schmuck werden ſollten und außerdem vielleicht einmal jährlich den Brüdern ein frohes Liebesmahl verſchaffen. Du aber haſt die Steine an dich genommen und durch den Schmied in Becher ſchlagen laſſen, die du ſelbſt gebrauchen wirſt oder auch ein Anderer, wie es dir gefällt. Nicht als ein Vater, ſondern als ein Tyrann herrſcheſt du über die Gemeinde. Deinen Günſtlingen geſtatteſt du jede Unbill und dagegen verſagſt du den Brüdern auch die erlaubte Erquickung. So thateſt du neulich, da du ein Verbot erließeſt, welches ich lächerlich und kindiſch ſchelte, daß nämlich der Koch an den Faſttagen den Brüdern niemals Lebkuchen backen ſoll. Dieſe Speiſe war Vielen eine heilſame Ergötzlichkeit, worauf ſie ſich durch die Woche freuten. Du aber haſt dies aus Bosheit verwehrt, weil es ihnen lieb war. Antworte, wenn du vermagſt, zuerſt wegen der kleinen Dinge, denn noch Weiteres haben wir über dich zu klagen.“

Dieſer Angriff wurde durch ſtarkes Gebrumm der Brüder bekräftigt. Da ihnen manche Speiſe verſagt war, ſo hatte das Erlaubte für die Meiſten um ſo größern Werth und ſie dachten und murmelten viel über Trunk und Koſt. Und Tutilo wußte, daß ſie wegen dem entzogenen Gebäck ihrem Abte ſtärker zürnten als wegen Aergerem.

Das Geſicht des Abtes röthete ſich bei der Beſchuldigung und er rief: „Schweig mit deinen ungebührlichen Reden, ſowohl aus Scham vor mir, als aus Furcht vor den Heiligen.

Ganz ungehörig iſt, was du an geweihter Stätte über das Pfeffergebäck vorbringſt. Denn jeder Verſtändige wird mir Recht geben, daß der Pfeffer, welchen ſie hineinthun, für Mönche allzuhitzig iſt, und weil ſie die Speiſe ſtark mit Honig würzen, ſchmeckt ihnen nachher jeder Wein ſauer und ſie ziehen bei ihrem Trunk ärgerliche Geſichter. Was aber den Schatz betrifft, ſo habe ich allein das Recht zu erwägen, wie er dem Kloſter den größten Vortheil bringt. Die Becher habe ich zum Geſchenk beſtimmt für Solche, an deren gutem Willen das Heil des Kloſters hängt, und ich ſelbſt traure, daß es nöthig iſt, durch Gaben zu ſühnen, was deine Untreue verbrochen hat. Denn mit Empörern verhandelſt du, und du verleiteſt die Brüder zur Untreue gegen Herrn Heinrich, unſern König. Aber allzulange habe ich die Tücke deines Weſens ertragen, und ich bin entſchloſſen mit dir zu verfahren, wie unſer Vater, der heilige Benedikt, gebietet, wenn ein Präpoſitus von dem böſen Geiſte des Hochmuths aufgeblaſen wird. Mehr als viermal habe ich dich mit Worten gemahnt, jetzt naht der Tag deiner Strafe; fügen ſollſt du dich, oder du wirſt aus dem Kloſter geworfen zu einer Warnung für die Andern. Die Pforte ſperre ich dir auf, du magſt auslaufen, wohin du willſt, und die Thoren, welche dir anhängen, mit dir.“

Da erhob ſich der Convent in wilder Bewegung, die Bande der Zucht zerriſſen in der Wuth, welche die Seelen erfüllte. Dicht vor den heiligen Reliquien brach die Empörung aus, von ihren Sitzen ſprangen die Mönche an die Stufen des Hochaltars mit heißen Geſichtern und glühenden Augen; ſtarke Arme ſtreckten ſich und mißtönendes Geheul erfüllte die Kirche.

Aber auch im Rücken der Streitenden klang lauter Ruf und die eiſerne Gitterthür, welche den Vorhof vom Hauptſchiff der Kirche trennte, krachte in ihren Angeln. Denn dort hinten drängte gewaltſam ein wilder Haufe mit Leibern und Stangen. Nur wenige von den Mönchen hörten auf den Lärm, der von außen kam, doch Rigbert lief durch die Kirche nach dem Eiſengitter und ſchrie ſich mit ausgebreiteten Armen davor ſtellend: „Immo, Unſeliger, was wagſt du? Biſt du des Lebens müde, daß du mit den Ungeweihten in die Klauſur brichſt?“

„Wir ſind nur müde vom Stehen und Harren,“ rief Immo luſtig hinein. „Meinſt du, die Schule wird fern bleiben, wo die Mönche einander knuffen? Oeffne die Thür, Rigbert, wenn du ein guter Genoſſe biſt.“

„Niemals, denn es wird euer Verderben. Was willſt du in der Kirche?“

„Schläge zu Ehren des heiligen Wigbert austheilen, wen es auch trifft. Wer iſt in der Noth?“

„Sie bedrängen den Herrn Abt.“

„Wie, das gute Weinfaß? Geſellen, wir helfen dem Abt!“

Die Schüler riefen gellenden Kampfſchrei und wieder raſſelten die Stangen an dem Thor, gegen welches ſich der Mönch mit ſeinem Leib ſtemmte; da griff Immo behend durch das Gitter und ſchob den Riegel zurück. Die Thür flog auf und die Schüler drangen herein; allen weit voraus ſprang Immo dem Chore zu. Ueber den Rücken zweier Mönche, die er als Bock gebrauchte, flog er wie ein Federball vor den Altar und ſtand allein mitten unter den Tobenden, nahe dem Abt, der das ſchwere Kreuz vom Altar gehoben hatte und den Aufrührern entgegen hielt, während die Brüder ſeiner Partei wie eine Schaar geſcheuchter Hühner auseinander geflattert waren und hinter dem Altar und den Stühlen Schutz ſuchten.

„Hara!“ rief der wilde Immo, „zu Hilfe dem Herrn Abt. Komm heran, Dekan Tutilo, damit ich dich lehre deinem Abt den Fuß zu küſſen.“

Die Mönche wichen beim Anblick des Jünglings zurück, der mit drohender Geberde einen Eiſenſtab ſchwingend vor ihnen ſtand. Der allgemeine Zorn wandte ſich gegen den Einbrecher. „Hinaus mit dem Frevler!“ ſchrien viele Stimmen. „Die Klauſur iſt gebrochen, geißelt den Miſſethäter!“ Ein Mönch ſprang hinter den Altar und riß die Geißel, welche dort für die Mönchbuße lag, aus dem Kaſten; von Hand zu Hand ging die blutbeſprengte, Tutilo packte ſie und ſtürzte damit auf den Schüler los. Aber im Nu lag der ſtarke Mann von einem Schlage getroffen am Boden, Immo hob die Geißel über ihn und rief: „Das ſei dein Lohn, bellender Hund!“ So ſchnell war die That, ſo unerwartet der Frevel und ſo wild ſchlug der trotzige Jüngling, deſſen Kraft die Brüder wohl kannten, daß alle einen Augenblick ſtarr ſtanden und dem Getöſe plötzliche Stille folgte. Aber gleich darauf erhob ſich wieder das Getümmel und Geſchrei: „Zu Boden mit dem Böſewicht, werft ihn in den Kerker, bindet ihn auf das Kreuz!“ Während ſich ſo die Anhänger des Tutilo zum Angriff anfeuerten und Immo mit flammenden Augen gegen ſie die Stange hob, da geſchah, was Allen unerhört war: die beiden Alten Bertram und Sintram warfen ſich zwiſchen den Haufen gegen einander auf die Knie und baten zu gleicher Zeit und mit denſelben Worten einer den andern um Verzeihung. Denn als der Kampfzorn die Brüder ergriff und zwieſpältig ſchied, da hatte ſich zum erſtenmal ereignet, daß die Beiden nicht derſelben Meinung waren und Bertram hatte auf der Seite des Abtes, Sintram aber auf der des Tutilo die Fauſt geballt. Und als ſie nun beide zu gleicher Zeit ſahen, daß ſie einander mit der drohenden Fauſt gegenüber ſtanden, hatte jeder ſich über ſein eigenes Unrecht entſetzt und ſie baten mit Thränen einander ab und umarmten ſich, während ſie auf den Knien lagen. Als der empörte Haufe die Greiſe am Boden ſah, wurde ihm der Anblick unheimlich, einige von den Roheſten lachten, aber die Mehrzahl fuhr entſetzt zurück. In dieſem Augenblick ſprang Reinhard auf die Stufen des Altars und rief die Arme erhebend: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit uns Sündern! Kniet nieder, ihr Brüder, und flehet um die Vergebung der Heiligen. Nicht durch Geſchrei wird der Schaden des heiligen Wigbert geheilt; ihr ſeht ſelbſt: wie ihr euch gegen den Vater des Kloſters, ſo empört ſich Bruder gegen Bruder und die ruchloſe Jugend gegen euch alle. Eure Feindſchaft ſtärkt nur die Feinde draußen. Wollt ihr euch helfen, ſo rathe ich, daß heut nicht in der Menge verhandelt wird, was zum Frieden des Kloſters dient, ſondern daß die Dekane und die Alten ſich mit unſerm Herrn Bernheri in friedlicher Berathung vereinen. Du aber, Jüngling, wirf die Geißel weg, mit der du an heiliger Stätte gefrevelt haſt, und erwarte in Demuth die Strafe, welche die Brüder dem Verbrecher finden."

Die Geißel fiel zur Erde neben Tutilo, welcher ächzend auf dem Boden ſaß und betäubt ſeinen Kopf auf die Hand ſtützte. Immo ſtarrte wild umher. Da er merkte, daß er allein war und daß ſeine Genoſſen ſich in den Ecken und hinter den Säulen zu bergen ſuchten, trat er an den Stuhl des Abtes zurück, aber ſeine Augen flogen herausfordernd über den Haufen. Herr Bernheri begann zornig: „Nicht die Geweihten des Herrn ſehe ich vor mir, ſondern eine Herde wilder Eber, welche begierig iſt die eigenen Ferkel zu freſſen. Ich aber verachte euer Grunzen und das Schnauben eurer ungewaſchenen Rüſſel, denn, wie ſagt der hohe Apoſtel: „Sie wandeln dahin in ihrer Dummheit." Was aber hier Reinhard, der würdige Bruder, vorſchlägt, das gefällt auch mir. Mit den Dekanen und mit den Ergrauten, welche nicht Hechſel in ihrem Kopf haben, gedenke ich in ſpäterer Stunde die Leiden des Kloſters zu erwägen, bis dahin mögen ſie ſelbſt in der Stille prüfen, ob ſie eine Hilfe finden. Denn auch der Eſel ſchreit laut, wenn er müßig ſteht, wenn er aber die Säcke tragen muß, ſo ſchweigt er geduldig. Sie ſollen auch einmal die Laſt tragen, ich bin es müde, allein für euch grobe Klötze Rath zu ſuchen, wo es keinen gibt. Und ſo ſcheide ich jetzt den Convent, wandelt bis morgen dahin in Frieden. Ich aber verweile hier in meinem Hofe, damit Niemand meint, daß ich den Unzufriedenen das Feld räume. Beſtelle was noth thut, mein Kämmerer Eggo, und dieſen behenden Springer nimm mit dir. Nie ſah ich einen Scholaſticus ſo wild auf geſchorenen Köpfen zum Altar reiten.“ Der Abt wandte ſich ſchwerfällig zum Altar und neigte ſich. Reinhard eilte zu den Brüdern und ſprach nachdrücklich in die Aelteſten hinein, doch mürriſcher Widerſpruch erhob ſich und laute Stimmen riefen: „Der Schüler gehört in unſern Kerker, denn er hat gegen einen Mönch gefrevelt.“ Der Abt wandte ſich wieder dem Haufen zu: „Der Scholaſticus gehört unter die Zucht des Lehrers Reinhard, dem Reinhard aber gebiete ich mir zu folgen, denn ich bedarf ſeiner, damit ich ihn, wenn es noth thut, zu euch ſende.“ Herr Bernheri ſtieg langſam vom Altar, warf noch einen verachtenden Blick auf die empörte Gemeinde und ſchritt unaufgehalten durch ſeinen Ausgang nach dem Abtshofe. Um ihn drängten ſich die Getreuen von St. Peter, ſein Kämmerer hielt den Jüngling, welcher friedlich folgte, bei der Schulter; als letzter ging Reinhard.

Hinter dem Abte brauſte noch lange die wogende Menge, die erſte Wuth war verraucht, aber bitterer Groll zurückgeblieben. Tutilo wurde von zwei Brüdern in die Klauſur geführt, wo er ſich erſt erholte, nachdem der Kellermeiſter einen Krug Würzwein in ſeine Zelle geſtellt hatte. Neben dem Kruge ſaßen einige alte Brüder, den Kranken zu pflegen; ſie prüften und billigten den Trunk und zürnten, obgleich ſie mit gedämpfter Stimme ſprachen, heftig auf Mehre, welche abweſend waren.

Unterdeß ſtand Immo in der Büßerzelle der Abtei, ein Bruder von St. Peter, der ihm fremd war, hatte ihm ein Bund Stroh hineingebracht und einen Krug mit Trinkwaſſer ohne ein Wort zu ſprechen, und Immo, der den Kloſterbrauch kannte, hatte auch keine Frage gethan, um ſich nicht über die verſagte Antwort zu ärgern. Einen Augenblick dachte er daran, den Bruder feſtzuhalten und an ſeiner Stelle hinauszuſpringen, aber mit leiſem Stöhnen gab er den Gedanken auf, denn er wußte wohl, daß das Haus des Abtes von Reiſigen beſetzt und keine Möglichkeit zur Flucht war. Er unterſuchte ſeinen Kerker, doch dieſer bot geringen Troſt, er war nicht in freier Höhe gezimmert und kein Dach erhob ſich über ihm, es war ein Kellerloch, nicht viel länger als ein Mann, und die kleine Lichtöffnung vermochte kein Geſchöpf, das größer war als eine Katze, zu durchklettern. So blieb ihm nichts übrig als auf dem Stroh zu ſitzen und die finſtern Gedanken wegzuſcheuchen, welche wie Fledermäuſe um ſein Haupt ſchwirrten. Lange tröſtete ihn ein wenig die Ueberlegung, daß er den Tutilo, der immer herriſch gegen ihn geweſen war, ſo ſchön zu Boden geſchlagen hatte. Er griff nach dem Pergament mit dem Goldfaden und wiederholte ſich die Worte, welche Hildegard zu ihm geſprochen hatte, aber dabei wurde der Gedanke in ihm übermächtig, daß er jetzt zum zweitenmal als Gefangener in elendem Kerker ſaß. Als gar der Abend kam und der Hunger ſtark in ihm nagte, wurde ihm froſtig zu Muthe und ihm fiel ein, daß ſeine Zelle für eine furchtbare Stätte galt. Manche Geſchlechter vergangener Mönche hatten hier Jahre lang gebüßt und in Kreuzesform dagelegen, während die Geißel über ihren Rücken flog und ihr Blut auf den ſchwarzen Boden rann. Unheimliche Geſchichten erzählten die Schüler von der Noth der Frevler, welche der Abt gefeſſelt hielt, und wer in der Dämmerung an der Zelle vorübergehen mußte, der wandte das Haupt ab und beeilte den Schritt. Daß Tutilo und ſeine Genoſſen ihm todfeind geworden waren, erkannte er jetzt deutlich, und ihm kam auch vor, als könnte er wohl das Sühnopfer werden, über deſſen Leib der Abt mit den Mönchen Frieden mache. Wild ſah er umher und griff im letzten Zwielicht an die Wände; es waren dicke Mauern, hier und da hatte ein Büßer ſein Kreuz in den Kalk geritzt, um davor zu beten. Da neigte auch er das Haupt und begann einen lateiniſchen Pſalter, aber unter den heiligen Worten kam ihm die Angſt, was wohl die Apoſtel Simon und Thaddäus, vor deren Gebeinen er den Tutilo niedergeworfen hatte, von ſeinem Thun denken würden.

Er konnte nicht glauben, daß Tutilo als ein arger Mann in Gunſt bei den Hohen ſtehe, aber ob ſie beſonderes Wohlwollen für ihn ſelbſt hegen könnten, erſchien ihm ſehr zweifelhaft, denn ſicher hatte er eine ſchwere That begangen und ihr Heiligthum entweiht. Da faltete er die Hände und bat den heiligen Wigbert, ſein Fürſprecher zu werden. Dieſer war ihm immer hold erſchienen und am liebſten hatte er vor ſeinem Altar gebetet, denn er dachte ſich, daß der Heilige auf Erden ein guter Geſelle ſeines Ahnherrn geweſen und ſeit alter Zeit dem Geſchlechte vertraulich war. So bat er jetzt demüthig um ſeine Hilſe. Und als er an die Heimat dachte, wurde ihm das Herz weich.

Aber ſtürmiſch hoben ſich wieder die Gedanken. Wenn er die Eiſenſtange nur hätte, die er heut früh geſchwungen, dann könnte er wohl die Thür erbrechen. Und er ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden, ob es irgendwo hohl klänge. Denn aus der Tiefe der Erde kam geheimnißvoll die Fülle aller guten Dinge, nicht nur die Landleute, die noch Heidenbrauch übten, auch die Mönche wußten das. Vielen Goldſchatz barg die Mutter Erde, aber auch anderes Metall ſchenkte ſie aus ihrem Vorrath den Bedrängten. Warum ſollte nicht auch er in ſeiner Noth eine Waffe aus der Erde graben, die ihn von der drohenden Schmach erlöſte. Er griff und ſtieß wieder an Wänden und Boden umher, aber nirgend erkannte er hartes Eiſen. Und er faltete auf's Neue die Hände und kauerte auf dem Stroh.

Während er demüthig in der Finſterniß ſaß, vernahm er von außen langſame Tritte, ein Lichtſtrahl fiel durch das Eiſenſchloß golden in die Zelle, ein Schlüſſel knarrte, die Thür ging ächzend auf, und ein Mann trat ſchwerfällig herein und beleuchtete vom Eingange mit ſeiner Blendlaterne den Sitzenden. Immo ſchnellte empor, er erkannte Bernheri, ſeinen Abt und Herrn. „Stemme dich von außen gegen die Thür, Eggo,“ begann der Abt nach rückwärts gewandt, „damit der Scholaſticus Saliarius nicht auf den Einfall komme, uns ſelbſt als Springböcke zu gebrauchen oder gar in unſerm eigenen Keller einzuſchließen.“ Immo ließ ſich auf die Knie nieder und ſenkte ſchweigend das Haupt, ſuchte aber doch durch verſtohlene Blicke die Meinung des Herrn zu errathen.

„Sieh, Immo,“ fuhr der Abt feierlich fort, auf den Gebeugten herabblickend, „du biſt zum Greuel geworden vor allem Volke und die Töchter Israels ſchreien Wehe über dich; welches aber nur tropice gemeint iſt, denn ich hoffe, daß du Unglücksvogel dich in Wirklichkeit von jüdiſchen Weibern ſtets fern gehalten haſt, zumal keine in der Nähe des Kloſters zu finden ſind. Aber was die Schrift ſagt, das gilt jetzt von dir: „Aus der Tiefe ſchreie ich und Niemand hört meine Stimme.“ Ganz verworfen biſt du und die hohen Engel würden dich mit zahlloſen Backenſtreichen begaben, nur daß ſolche Regung der Hände für Himmliſche unſchicklich iſt. Was dich erwartet, weißt du. An ein Kreuzholz wirſt du gebunden und ſo lange gegeißelt, bis dein Vater Tutilo für dich bittet; ich meine, er wird ſich nicht beeilen. Und ſpäter wirſt du auf Stroh gelegt in der Klauſur der Brüder, wo nicht Sonne noch Mond dich beſcheinen. Solches ſind die Folgen deiner Springerei und deines nächtlichen Dachkletterns. Meinſt du, daß ich nicht weiß, wer mir die Böcke bei Mondſchein aus dem Walde holt? Item, das ſind die Folgen deines Abtſpiels am Feſte der unſchuldigen Kindlein. Meinſt du, daß mir unbekannt iſt, wie du dir damals in der Schule ein Kiſſen unter deine Kutte gebunden haſt, um deinen hagern Leib gleichſam zum Hohn für mich mit einem Bauch zu verſehen? Je mehr ich deine Art erwäge, deſto mehr Sünde finde ich in dir und erkenne, daß du zu denen gehörſt, von denen geſchrieben ſteht: „Sie ſollen vertilgt werden wie Spreu.“ Erkenne deine Miſſethat und bereue, denn es bleibt dir nicht viel Zeit. Auch der Floh ſpringt nur ſo lange, bis er geknickt wird.“

Immo ſchauerte. Doch nicht ohne Nutzen war er ſechs Jahre im Kloſter geweſen und er hatte ein wenig die Mönchskunſt gelernt, die Miene des Andern zu beobachten und vorſichtig die Worte zurückzuhalten. Darum antwortete er demüthig: „Mein Herr und Vater, mich reut nicht, daß ich ſo geſchwind war, ſo lange den Tutilo nicht reut, daß er die Hand gegen ſeinen Herrn erhoben hat.“

„Ich merke,“ rief Herr Bernheri, „du hoffſt, daß ich in dieſes Loch herabgeſtiegen bin, um dich daraus emporzuheben. Darin irrſt du gänzlich. Da ich Abt der Brüder bin, ſo heiſcht meine Würde, deine Miſſethat zu ſtrafen, wenn dieſe auch in guter Meinung für mich verübt wurde. Denn ſobald der Morgen anbricht, werden Viele das Urtheil über dich fordern. Heut aber denke ich daran, daß du aus altem Geſchlechte biſt und daß auch ich einſt mich meiner Abkunft rühmte, bevor ich mich einem Herrn gelobte, vor dem Alle gleich ſind, Freie und Unfreie. Darum komme ich zu dir. Haſt du das Gitter der Kirche gebrochen, ſo vermagſt du vielleicht auch dieſe Thür zu öffnen und hinauszufahren ohne daß dich Jemand ſieht, du biſt ja gewöhnt die Pfade eines Marders zu wandern.“ Aus dem Faltengewand des Abtes ſank ein eiſernes Werkzeug auf den Boden. Immo ſchnellte in die Höhe und ſeine Augen glänzten, aber er faßte ſich und antwortete: „Mein Herr möge mir verzeihen, wenn ich nicht wie ein Dieb ausbrechen will. Wohin ſoll ich fliehen? In den Hof meiner Väter vermag ich nicht zurückzukehren, wenn ich als Verbrecher dem Wigbert entweiche, denn ſchnell würden die Väter den flüchtigen Schüler zurückfordern vor ihr Gericht.“

„Sprichſt du ſo ſtolz, du Thor,“ rief der Abt, „ich meine, jede Stelle, wo der Himmel dich deckt oder das Laub dich verbirgt, wird für dich luſtiger ſein als die Mauerſteine dieſes Kerkers.“

Immo ließ ſich wieder vor dem Abt auf die Knie nieder. „Dennoch flehe ich, daß mein Herr mir ehrlichen Urlaub gibt und mich als Freien entſendet.“

„Mit einem Gefolge von Zinken und Poſaunen,“ verſetzte der Abt unwillig, „ganz toll biſt du in weltlichem Hochmuth.

Und welche Herrlichkeit der Erde gedenkſt du für dich zu begehren, wenn du den Kloſtermauern entweichſt?"

„Ein Schwert will ich finden und ein Roß; denn, hochwürdiger Vater, ein Kriegsmann will ich ſein und kein Mönch."

„Wirſt du ein Mönch, ſo wird bald der üble Teufel dein Abt werden, und wirſt du ein Kriegsmann, ſo wirſt du einer von den Wölfen, welche um St. Wigberts Stall heulen, bis ſie dir auf grüner Haide ein Bett ſchaufeln."

„Herr," erwiederte Immo flehend, „zu deinen Füßen will ich geloben, daß ich in allen meinen Tagen daran denken werde, wie ich an dir einen gütigen Vater fand."

„Bin ich eine Dirne, daß du mich mit Verheißungen und mit ſchönen Worten bereden willſt? Außerdem ziemt mir nicht, an dieſem kalten Ort der Buße von weltlichen Dingen zu reden. Und deshalb frage ich dich zum letzten Mal, ob du lieber die Geißel wählſt oder eine zerbrochene Thür."

„Nicht die Geißel will ich und nicht die heimliche Flucht. Um gnädige Entlaſſung flehe ich zu meinem Herrn, damit ich mein Haupt hoch tragen kann unter meines Gleichen."

„Einem nimmerſatten Windhunde gleichſt du," verſetzte Herr Bernheri, „und ärgerlich willſt du mir werden." Aber er ſah dabei mit Wohlgefallen auf den Jüngling. „Ich ſchließe dich wieder ein. Bleibe auf den Knien und ſprich den 37. Pſalm, wo er lautet: „Miser factus sum et curvatus," wenn du die Worte vermagſt, was ich dir nicht zutraue. Und dabei harre auf die Heiligen, ob ſie ſich deiner erbarmen." Der Abt wandte ſich ab, Immo faßte ihm nach dem Gewand, aber Herr Bernheri entzog ſich eilig, der Riegel fuhr in das Schloß und Immo war allein in tiefer Dunkelheit. Er griff nach dem Eiſen und preßte die Hand darum, wild ſtürmten ihm die Gedanken durch die Seele, Sorge und Hoffnung, dennoch hielt er jetzt das Geräth in der Hand, welches ſeine letzte Zuflucht ſein konnte. Wie durch ein Wunder war ihm auf den Boden gelegt, was er von den Gewaltigen, die unter der Erde hauſten, erſehnt hatte. Brachte die Nacht keine andere Hilfe, ſo konnte er dieſe gebrauchen. Er ſtand in der Finſterniß und horchte auf jedes Geräuſch, das von außen kam.

Nicht lange, ſo vernahm er wieder Tritte und ſah einen Lichtſtrahl, der Riegel raſſelte und der Mönch Eggo winkte ihm zu folgen. Leiſe gingen beide die Stufen hinauf; ein großer Raum, in den ſie traten, war undeutlich erhellt durch die glimmenden Holzkloben im Kamin. Auf Bänken an der Wand und auf dem Boden lagen Reiſige des Abtes in tiefem Schlaf. Wieder mahnte ein Zeichen des Mönchs zur Vorſicht, er öffnete eine eiſenbeſchlagene niedrige Thür und führte eine Wendeltreppe hinauf. Als Immo aus der Tiefe emportauchte, befand er ſich in einem kleinen Zimmer, deſſen Wände zierlich mit dunklem Holz getäfelt waren.

Auf dem Tiſch ſtand eine metallene Lampe, deren röthliche Flamme im Luftzuge flackerte und rauchte; Eggo trug eine Wolldecke herzu, legte ſie auf den Boden und flüſterte: „Rühre dich nicht und ſchlafe wenn du vermagſt.“ Gehorſam ſetzte ſich Immo auf die Dielen und als er zur Seite blickte, ſah er den Mönch wie einen Schatten an der Wand dahingleiten und hinter einem Teppich verſchwinden. Er ſtarrte in den dämmrigen Raum, auf die dunklen Breterwände, an denen die Hirſchgeweihe ſich im lodernden Lichte bewegten, und auf die Waffen in den Ecken, deren Metall bald hell erglänzte, bald in Finſterniß ſchwand. Aber das Herz war ihm leicht geworden, denn er erkannte wohl, daß Herr Bernheri ihn nicht für die Rache des Tutilo aufbewahren wollte; er ſchloß die müden Augen und entſchlief.

So mochte er lange gelegen haben, da erwachte er von einer leiſen Berührung, er fuhr auf und blickte erſtaunt um ſich. Noch war es Nacht, die Lampe brannte trüber, über den Waldhügeln lag der graue Dämmerſchein des nahen Morgens, und an ſeinem Lager erkannte er eine dunkle Geſtalt. Erſchrocken hob er den Leib und ſtützte ſich auf die abgewandte

Hand. Neben ihm ſaß der fremde Mönch, der als Lehrer in das Kloſter gekommen war. Immo wollte aufſpringen, aber Reinhard drängte ihn durch eine Bewegung zurück. „Sitze an meiner Seite, Immo, und öffne dein Ohr, damit eine leiſe Mahnung in deine Seele falle. Höre mich mit Vertrauen, wenn ich dir auch noch fremd bin, denn nicht als dein Kerkermeiſter, ſondern wie ein Freund will ich zu dir reden und von deiner Heimat will ich dir Gutes verkünden. Frau Edith ſendet dir ihren Mutterſegen: Sage meinem Sohn, ſprach ſie, jeden Abend und jeden Morgen flehe ich zu den Heiligen, daß ſie ihm das Siegesthor öffnen. Schwer wird der Mutter das Angeſicht des Sohnes zu miſſen, auch darum hoffe ich, daß die Himmliſchen das Opfer gnädig annehmen.“

Immo ſenkte das Haupt, erweicht durch den Gedanken an die Heimat. Reinhard fuhr fort: „Schon in der nächſten Zukunft hätte ſich dir die Pforte des Kloſters geöffnet, damit du unter den Kindern der Welt dem Herrn dieneſt. Aber dein frecher Muth hat dich ſchuldig gemacht, ſchwerer Strafe biſt du verfallen. Darum komme ich, um mit dir zu erwägen, wie du dich retteſt.“

Immo neigte ſich über die Hand des Lehrers und ſprach demüthig: „Kannſt du mir helfen, Vater, ſo flehe ich, verlaß mich nicht.“

„Eine Rettung weiß ich,“ erwiederte Reinhard, „die ſeligſte von allen: demüthige dich ſelbſt, Immo, vor dem Altar und trage geduldig die Folgen deiner Unthat. Ein Weltgeiſtlicher ſollteſt du werden, wähle das Mönchsgewand und gelobe dich dem heiligen Wigbert. Das iſt die Buße, welche dir alle hohen Fürſten des Himmels geneigt macht und ebenſo die Herzen der Brüder im Kloſter.“

Immo ſprang auf, ſeine Hände ballten ſich und zornig rief er: „Meinſt du, daß ich als büßender Mönch vor dem Altar liegen und daß Tutilo die Geißel über mir ſchwingen ſoll, wie ich ſie heut über ihm ſchwang?“

„Fürchteſt du die Geißel des Tutilo, dann denke lieber daran, daß du jetzt unter ſeiner Fauſt ſtehſt und daß ihm morgen die Brüder die Rache geben werden, die er an deinem Leibe zu fordern hat.“

„Nimmer ſchwingt er die Peitſche über mir, während ich athme,“ ſchrie Immo. „Wenn ſie mich zur Verzweiflung treiben, ſo ſollen ſie einen Verzweifelten finden. Vor dem Altar töte ich ihn und Jeden, der mich anzugreifen wagt; von der Kloſtermauer ſpringe ich, vom Thurm ſtürze ich mich und Feuer lege ich in das Haus der Mönche. Wenig liegt mir an dem Leben eines Hundes und ich werfe es von mir, wie ich dieſes Gewand von mir ſchleudere, wenn ich ein anderes auf meinem Wege finde.“

„Wie ein Heilloſer ſchreiſt du,“ verſetzte Reinhard, „Tutilo ſprach nicht unrecht, als er dich mit einer wilden Katze verglich.“

„That er das,“ rief Immo, „ſo freut's mich, daß er die Krallen gefühlt hat.“

„Dennoch rathe ich dir, mein Sohn, daß du dich noch einmal an meine Seite ſetzeſt, wenn du deine Wuth zu bändigen vermagſt. Wehre mir nicht dir zu rathen, weil dies Eine, die dir lieb iſt, von mir erbat.“

Immo ging langſam zu ſeinem Lager zurück, ließ ſich zu den Füßen des Mönchs nieder und ſtützte ſein heißes Haupt in die Hand.

„Wundre dich nicht, Immo, wenn ich dich einlade zu werden, was ich ſelbſt bin. Denn auch ich habe mich von Vater und Mutter geſchieden und ich habe die Roſſe und Hufen, die mein Erbtheil ſein ſollten, den Heiligen dargebracht, weil ich um meiner Seele Heil bebte und lieber die Gnade des Herrn wählte als die vergänglichen Freuden dieſer Welt. Auch ich entſage und gehorche und wandre wie ein Fremdling durch die Welt. Ob der Froſt den Leib bedrängt, der Hunger quält und Gefahren drohen, gleichgiltig und verächtlich iſt mir das alles in den Stunden ſeliger Freude. Nicht Liebe des Weibes, nicht das Lied des Sängers, welches den Helden ehrt, ſchaffen ſolches Glück wie die Heiterkeit iſt, die ich im Herzen trage, wenn ich zu den Füßen des Herrn liege, dem ich mich als Knecht gelobt habe. Darum möchte ich deine Seele und die Seelen Aller, welche mir vertraut werden, den Greueln der Welt entreißen und den Handgriffen des üblen Teufels.“

Immo ſchwieg nachdenkend. „Vater,“ ſprach er, „beantworte mir eine Frage, die ich unwiſſend thue. Wenn es dir und andern frommen Männern nun gelänge, alle Chriſten auf deinen Weg zu leiten und wenn Alle zu Mönchen und Nonnen würden, verzeih, Vater, aber ich meine, dann wird es an Kindern fehlen.“

„Ob du arglos ſprichſt oder ob du mich durch gewundene Rede verſuchen willſt, du ſollſt die Verkündigung hören,“ verſetzte Reinhard feierlich. „Käme dieſe ſelige Zeit, die, wie du ſelbſt weißt, noch weit entfernt iſt, dann wird ſich der Himmel aufthun und der Herr wird mit den himmliſchen Heerſchaaren heranziehen zum Gericht; aus der alten Welt des Jammers und der Sünde wird eine neue erſtehen, in welcher die Seligen im Lichtglanz dahin wandeln.“

Immo ſah bei dem röthlichen Schein der Lampe wie das Auge des Mönchs leuchtete und ſeine Hände ſich unwillkürlich zum Gebet ſchloſſen. „Du ſelbſt weißt, mein Vater,“ begann er bittend, „daß der gute Gott den Vögeln ungleichen Geſang gegeben hat. So hat er auch den Menſchen verſchiedene Gaben ausgetheilt, als er in den Erdgarten kam, um die Kinder durch ſeine Geſchenke zu ehren. Ich aber möchte den Gaben vertrauen, die ich an mir erkenne.“

„Mit guten Sinnen ſprichſt du, Immo,“ ſagte Reinhard, „und verwundert höre ich, wie klug du die Worte ſetzeſt. Auch dies iſt eine Gabe, die der Herr Solchen verliehen hat, die er für ſeinen Dienſt beſtimmt.“

„Nicht zum erſtenmal füge ich die Worte in dieſer Sache,“

verſicherte Immo, „denn oft haben Väter des Kloſters, die mir günſtig waren, ähnlich zu mir geſprochen wie du. Wiſſe, Vater, da du ſo gutherzig mit mir redeſt, zu lange weile ich ſchon im Kloſter und ich bin ſeiner herzlich müde. Wenn ich auf dem Roß ſprenge, bin ich glücklicher als zu Fuß und, Vater, als ich gegen die Reiter des Grafen ritt, um den Hugbald herauszuziehen, da war mir ſo fröhlich zu Muth, wie nach deinen Worten dir bei dem Altare. Daran erkenne ich, daß ich nicht gemacht bin, Mönch zu werden.“

„Und doch Immo,“ erwiederte Reinhard, „ſollen alle Menſchen in jenem Leben theilhaftig werden der Gemeinſchaft der Heiligen.“

„Und meinſt du, Vater, daß man in der großen Halle des himmliſchen Königs nur Ehre erlangen kann, wenn man den Freuden dieſer Welt gänzlich entſagt und als Mönch oder Nonne betet?“

„Wie magſt du zweifeln,“ entgegnete Reinhard eifrig, „da es verkündet iſt. Weißt du nicht, daß geſchrieben ſteht: wer ſich erniedrigt, der ſoll erhöhet werden? Wer lebt demüthiger als der Mönch? Schwer iſt's in den Freuden der Welt dem Herrn wohlgefällig zu bleiben und die liebſten Genoſſen des Himmelsherrn werden nur die ſein, welche hier entſagen und büßen.“

„Wahrlich, Vater,“ rief Immo, „wenn es in der Himmelsburg ſo iſt wie du verkündeſt, daß die Mönche und Nonnen vor den andern an der Herrenbank ſitzen, dann will ich in den Pferdeſtall, wo die Roſſe des Engels Michael ſtehen und anderer ſchneller Boten, denn lieber will ich dort die Pferde ſtriegeln und die Steigbügel halten, als ewig den Kopf neigen und in das Ohr wiſpern und nach der Miene des Präpoſitus und der Dekane ſehen, wie hier die Mönche thun.“

Dem Mönch empörte ſich das Herz, aber er antwortete ruhig: „Zuchtloſe Worte vernehme ich in den Mauern des Kloſters; ſonſt hört man ſie nur auf den Burgen der Gewappneten, welche eilig ſind, Menſchenblut zu vergießen. Deine Rede iſt heillos auch für einen Weltgeiſtlichen, wenn du ein Kanonikus zu Erfurt wirſt, wie dein Geſchlecht will.“

„Verleidet iſt mir das weiße Gewand wie die wollne Kutte,“ rief Immo, „und verhaßt auch der Sitz im Chore von Erfurt.“

„Zu dem Grunde, auf welchem dein Geſchlecht hauſt, gehört die Mühlburg. Dieſe Burg wollen deine Verwandten dem Erzbiſchof zu Mainz, der dem Stift in Erfurt gebietet, übergeben, damit du als Kanonikus ausgeſtattet werdeſt, wie Brauch iſt.“

Wieder fuhr Immo in die Höhe. „Um meinetwillen ſoll mein Geſchlecht verzichten auf den feſten Sitz, der unſere Ehre war. Mehrmals flüchtete der Vater, wenn der Grenzkrieg entbrannte, die Roſſe und Rinder und unſere ganze Habe in den ſichern Bau, und ich und meine Brüder ſprangen auf den Mauern und kletterten in den Schluchten. Ein Ahn von mir hat, wie du wiſſen wirſt, den Berg, auf dem die Wigbertleute die Waſſenburg gebaut haben, dem Kloſter geſchenkt, jetzt ſoll auch die zweite Burgſtätte dahin ſchwinden um meinetwillen! Jammervoll iſt mir zu ſehen, wie unſer Erbe weggegeben wird, damit die Geſchorenen in den Wäldern gebieten, wo ſonſt unſer Jagdruf erklang. Wehe mir, daß ich Niemanden habe, der meine Klage anhört, als einen landloſen Mönch.“

„Vermagſt du noch einmal den Rath des Landloſen anzuhören,“ verſetzte Reinhard ſich erhebend, „ſo vernimm, was ich dir ungern ſage und nur, weil es mir befohlen ward, was aber für deinen weltlichen Sinn die letzte Hilfe ſein kann in der Noth, welche dich bedrängt. Merke wohl, Immo, du kannſt frei von hier ziehen, wohin dich dein Gelüſt treibt, ein Kriegsmann magſt du werden, der auf die Mühlburg ſein Gemahl heimführt und unter den Edlen von Thüringen im Heergewand reitet.“

„Sage mir, Vater, was ſoll ich thun, damit ich dies Glück erreiche?“

„Gelobe, bevor du ſcheideſt, Burg und Berg deinem Herrn Bernheri in die Hand zu geben, damit du ſie als Lehn für dich und dein Geſchlecht zurückerhältſt. Nützen wirſt du dem Kloſter auch als Lehnsmann und Vogt, der für das Kloſter ſorgt, wie ja Viele aus den edelſten Geſchlechtern thun, um den Heiligen zu gefallen. Gelobſt du dies, ſo vermag der Abt dich zu ſchützen gegen jeden Feind, den du hier und anderswo haſt; denn auch ſo dienſt du den Heiligen und du weißt ja ſelbſt, es iſt leichter Dienſt, den ſie dir auflegen."

Immo ſtand betroffen. Der Weg, welchen ihm der Mönch wies, bot Vieles, wornach ſein Herz ſich ſehnte, er wußte recht gut, wie ſtolz das Kloſter auf ſeine Burgen war und daß er als Lehnsmann des Kloſters den Wigbertleuten werthvoller wurde, wie als Mönch. Dennoch empörte ſich ſein ſtolzes Herz bei dem Gedanken, als Dienender den Schild zu tragen. Er ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin.

Reinhard, der den Kampf des Jünglings beobachtete, ſetzte hinzu: „Einer deiner Ahnen ſtarb in der Heidenzeit unter dem Schildrand für die heilige Kirche. Wie darf ſein Enkel zaudern? Dienſtmann der Heiligen wurde jener im Tode, du aber ſollſt in demſelben Dienſte mit Ehren leben."

Immo fuhr zuſammen, denn bei der Rede des Mönchs vernahm er noch eine andere Stimme und neben dem hagern Antlitz des Lehrers ſah er das rundliche Geſicht und das herzliche Lächeln des Greiſes Bertram und in ihm klangen die Worte, welche ihm übergeben waren: „Birg nie in fremder Hand, was du allein zu halten vermagſt, wenig frommt dem Manne zu dienen, wo er gebieten könnte." Da ſprach er: „Ich höre eine Mahnung in meinem Innern, daß ich deinem Rath nicht vertrauen ſoll, und ich will nicht."

„Eine Waiſe biſt du, ohne Freundſchaft ſtehſt du hier, dein eigenes Geſchlecht iſt deinen weltlichen Wünſchen zuwider; St. Wigbert aber vermag dich zu ſchützen wie ein Vater und keinen erlauchteren Herrn kannſt du wählen als den hohen Heiligen."

„Ich will nicht dienen," entgegnete der Jüngling; die Lippen ſchloſſen ſich feſt und er ſah in ſeinem Trotz aus wie ein älterer Mann.

„Nur kurz iſt die Zeit, die zum Widerſtande bleibt," mahnte Reinhard, nach dem Fenſter deutend, „ſieh dieſen Docht, welcher verglimmt, und den Morgen, welcher aufſteigt."

„Und ich will nicht und will nicht," antwortete Immo tonlos.

Reinhard wandte ſich traurig ab: „Fruchtlos iſt die Mühe, dir durch Worte den trotzigen Sinn zu wandeln. Dennoch bleibſt du ein Kind meiner Sorgen und käme der Tag, wo du gute Meinung für dich begehrſt, ſo wiſſe, Immo, daß du ſie bei mir findeſt." Er hob die Hand zum Segensgruß und verließ das Zimmer.

Immo ſah ihm nach und dachte: ob dieſer ſo iſt, wie Sintram ſprach, daß er treulich für mich beten wird? und er ſchüttelte das Haupt. Er warf ſich auf ſein hartes Lager zurück, aber die Gedanken fuhren ihm ſtürmiſch durch das Haupt und er mußte immer wieder nach dem Himmel ſehen, der im Oſten ſich röthete.

Da öffnete ſich die Seitenthür und Herr Bernheri ſelbſt trat herein, hinter ihm Egge mit einer großen Kerze in kupfernem Leuchter. Immo fuhr in die Höhe und neigte das Haupt vor dem Gebieter. Mürriſch begann der Abt: „Da ſeht den Neſtling aus den Waldhecken; aber ſtörriſch iſt er wie ein junger Geier und Reinhard hat ſich vergebens bemüht, ihm die Kappe umzulegen. Obwohl ich im Voraus geſagt habe, daß von dir nicht viel Gutes zu erwarten iſt. Ganz unlieb iſt mir deine Widerſpenſtigkeit und ich thäte am klügſten, dich gänzlich deinem Schickſal zu überlaſſen, welches wahrſcheinlich jämmerlich ſein wird."

Immo ſchwieg, aber das Herz hämmerte ihm in der Bruſt. Herr Bernheri ging ſchwerfällig auf und ab, an ſeinen zwinkernden Augen und der geſträubten Haarkrone konnte man erkennen, daß er ſich erſt vor Kurzem vom Lager erhoben hatte. „Bringe mir einen Becher mit gewürztem Wein, Egge, und ſtelle ihn hier auf den Tiſch. Mit dir aber, du ſpringender Scholaſticus, will ich ein Ende machen auf meine Weiſe und es ſoll mich nicht kümmern, ob ſie dir oder Andern mißfällt.“ Wieder ging er nachdenkend auf und ab. „Setze dich an das Pult, nimm die Schreibtafel und den Griffel und laß mich erkennen, ob du etwas von der Kunſt der ſchwarzen Buchſtaben gelernt haſt.“

Immo's Hand bebte und ſeltſam erſchien ihm in dieſer Stunde die Forderung des Abtes, aber er ſetzte ſich gehorſam und frug: „Welchen Ductus befiehlt mein Herr?“

„Vermagſt du,“ fuhr der Abt bedächtig fort, „in leidlichem Latein einen Brief zu ſchreiben? Verfertige zur Stelle etwas Paſſendes an mich, damit ich dich prüfe. Schreibe alſo, daß du wegen des Faſtens und deiner Körperſchwäche einen Trunk Wein erſehnſt und mich darum anflehſt.“

Immo überlegte. Endlich begann er mit gerötheten Wangen die Arbeit, welche einige Zeit in Anſpruch nahm. Unterdeß trug auch Egge ein Schreibpult herzu und ſchrieb nieder, was der Abt ihm leiſe gebot. Es war darüber zwiſchen Beiden ernſte Berathung und Immo ſorgte, daß ſie gar nicht zu Ende gehen würde. Endlich wandte ſich der Abt um und ſah den Scholaſticus, welcher mit der Tafel zur Seite ſtand. Der Herr ſtreckte die Hand darnach aus und hob ſich, um dem Lichte näher zu ſein. „Wie?“ ſagte er, „du haſt dich ſogar getraut, einen Vers einzuflechten? Bibere si vis vinum, scribere debes latinum.*) Iſt auch der Vers nur rhythmice und nicht metrice geſtellt, ſo haſt du dir damit doch den Trunk verdient.“ Er wies auf den Becher. „Wage ihn zu heben, damit du die Kellerluft vergeſſeſt. Und jetzt hole Athem und antworte: Würdeſt du im Stande ſein, auf Pergament an dieſen Bruder Egge aus der Ferne zu ſchreiben in dem gebräuchlichen Ductus?“

---

*) Willſt du trinken Wein, mußt du ſchreiben Latein.

„Ich getraue mir's wohl," bejahte Immo freudig.

Der Abt ſeufzte. „Da du ſo unverſchämt biſt, von meiner Würde zu verlangen, daß ich für dich gerade ſo unter die Brüder ſpringe, wie du für mich gethan haſt, ſo habe ich mich entſchloſſen dich von hier zu entſenden, bevor die Sonne aufgeht. Du ſollſt als mein Bote reiten. — Was ſiehſt du mich an, Eggo? Du meinſt, ich ſoll ihn durch einen Eid binden? Laß die heiligen Reliquien in ihrem Schrein, ungeſchworen geht er von uns, er ſoll auch ungeſchworen ſeine Straße ziehn. Solange ich lebe, ſah ich hohe Eide ſchwören und hohe Eide brechen. Ich habe erkannt, daß der ein Thor iſt, welcher auf die Treue der Menſchen baut. Dennoch habe auch ich Jemanden gefunden, der ſich mir bewährt hat im Spiel und in der Todesnoth. Denn als ich jung war und einſt mit meinem Jagdbogen im Waldverſteck lag, wo das Wild zur Tränke läuft, da überfielen mich Nachſchleicher, blutdürſtige Räuber. Ich rief meinen Nothſchrei, aber nur Einer hörte, der damals mein Geſelle war, er ſprang über die Felſen herzu und ſchlug ungerüſtet wie Simſon mit ſeiner Keule unter die Mörder. Zweien ſetzte ich den Fuß auf den Hals und durchſtach ihnen die Gurgel. Ich trug keinen Hautriß davon, der Andere aber einen ſchweren Hieb in die Schulter. Du ſelbſt kannſt die Narbe geſehen haben, Jüngling, wenn du an der Achſel deines Vaters ſtandeſt, denn er war es, der mich damals vom Tode löſte. Und an ihn habe ich gedacht, als ich dich aus dem Kerker holen ließ. — Jetzt aber merke auf, denn ich will deinen leeren Kopf mit allerlei gewichtiger Kunde füllen. Von allen Seiten heben ſich die Nacken der Großen gegen unſern König Heinrich. Klein iſt die Zahl ſeiner Getreuen, auch im Kloſter leben vielleicht Solche, welche den Feinden des Königs Gutes gönnen. Vermagſt du zu verſtehen, was ich dir ſage?"

„Gewiß Herr," verſicherte Immo eifrig, „außer dem Tutilo ſind die Dekane Hunico, Wolfheri, Sigibold und der Andern der Pförtner Walo für den Babenberger, und die meiſten Alten haben nicht den Muth dieſen zu widerſtehen; doch Heriger hält zu dem König und er iſt meines Herrn Abts beſte Hilfe. Von den jüngeren aber ſind die Thüringe und Sachſen wohl zur Hälfte dem König gutgeſinnt."

Der Abt ſtarrte den Jüngling an. „Weiß die äußere Schule ſo gut, was in der Klauſur vorgeht?"

„Auch zu uns fliegt mancherlei über den Zaun," fuhr Immo fort, „ich merkte auch, daß vorgeſtern Graf Ernſt, der ruhmvolle Held, heimlich in der Herberge des Kloſters lag."

„Führe ihn zu den Reliquien," rief ſchnell der Abt, „und binde ihn durch einen theuren Eid, daß er niemals einem Andern verkünde, was er von Wigberts Geheimniſſen errathen hat."

Eggo führte den Jüngling vor den Schrein und nahm ihm den Schwur ab, während Herr Bernheri noch immer erſtaunt daſaß und zuweilen mit dem Kopf ſchüttelte. Als Immo wieder vor dem Abte ſtand, begann dieſer prüfend: „Du alſo gedenkſt dich an den König zu hängen."

„Meine Mutter ſtammt aus einem Geſchlecht, welches ſich der Verwandtſchaft mit den Sachſenkönigen rühmt."

Der Abt lachte. „Wer König wird, dem wachſen die Vettern wie Hederich im Hafer. Dir aber bleibt ohnedies keine Wahl, ſeit du ſo ruchlos den Tutilo gebläut haſt. Darum vertraue ich dir dieſe drei Briefe an," er hob die Arbeit des Eggo vom Tiſche. „Mit dem erſten reiteſt du in deine Heimat, er geht an deine Mutter und ſpricht von deiner Entlaſſung wegen der wilden Kriegszeit, damit die Frau meine gute Meinung für dich erkenne."

Immo ergriff freudig den Brief.

„Dafür ſollſt du mir in deiner Heimat dienen. Die Seelen der Brüder in Ordorf ſind durch die Bosheit eines Andern, der hier im Kloſter weilt, vergiftet, aber der Vogt auf der Waſſenburg iſt mir treu. Dieſem trägſt du den zweiten Brief, und da er als Kriegsmann des Leſens unkundig iſt, wirſt du allein ihm den Brief vertraulich vorleſen, damit keiner von den Brüdern die Schrift erblicke. Und was du von ihm und Andern über die Rüſtungen in Thüringen erfährſt, das ſollſt du an Bruder Eggo ſchreiben und durch den Reiſigen, welcher dich begleitet, hierher ſenden. Dann aber rathe ich dir, daß du ſo bald als möglich deine Helmkappe bindeſt und dich allein oder mit Kriegsleuten, welche dir folgen wollen, über die Berge zum Könige durchſchlägſt. Du wirſt Herrn Heinrich in Regensburg an der Donau finden oder doch in der Gegend. Dort gibſt du den dritten Brief an ſeinen Kanzler Erkambald. Spähe nach den Mienen des Kanzlers und erlauſche, ſo viel du vermagſt, über den Kriegszug und die gute Meinung des Königs für mich. Was du erkundeſt, das ſchreibe wieder an Bruder Eggo. Setze keine Namen in deine Briefe, aber die Anfangsbuchſtaben, damit wir erkennen, wen du meinſt. Als Boten gebrauche den Spielmann Wizzelin, welchen du kennſt, denn dieſen habe ich geworben und in das Lager geſandt. Du ſelbſt aber ſei bemüht, dem Kanzler zu gefallen, ich habe ihm auch deinetwegen einige Worte geſchrieben."

Von der Wachskerze fiel eine metallene Kugel, deren Faden durchgebrannt war, in die große Tülle; der eherne Ton klang ſcharf durch das Zimmer. Aus der Kloſterkirche tönte der Geſang der Vigilien. Der Abt erhob ſich. „Es iſt Zeit, daß dein Fuß aus den geweihten Wänden gleite, ſonſt möchteſt du ſie ſchwerlich verlaſſen. Es iſt auch Zeit, die unheiligen Gedanken abzuthun. Ein ungewohnter Dienſt iſt meiner zuchtloſen Herde dieſer Nachtgeſang, ich meine die Angſt um ihre Miſſethat hat ſie vom Lager geſcheucht. Und Allen thut Vergebung noth. Auch mir, der ich erhöht bin zum Abte, gebührt jetzt meiner Nichtigkeit zu gedenken und, wie die Regel befiehlt, tief hinabzuſteigen bis zu der ſiebenten Stufe der Demuth, um mit dem bekümmerten Hiob zu ſprechen: Ein Wurm bin ich und nicht ein Menſch, ſcheuſälig den Leuten und greulich dem Volke. Ungerecht habe ich mich vor dir, o Jüngling, meiner weltlichen Geburt gerühmt und, was noch jämmerlicher iſt, meiner wilden Thaten im Walde. Hochmüthig bin ich im Grunde meines Herzens und wer über meinen Bauch ſpottet, hat guten Grund, denn gar wenig lebe ich nach der Regel; oft habe ich geſündigt durch Gebratenes und Buttergebäck, vom gewürzten Wein zu geſchweigen; manchmal habe ich voll mein Lager geſucht, und wer mich mit einem Weinfaß vergleicht, der ſpricht nicht unwahr. Vielen Haß nähre ich in meiner Seele gegen Manche und Andere verachte ich; viel denke ich auch an meinen Schatz von Silber und edlen Steinen, an die wilden Ochſen im Walde und an die Fährten der Hirſche; ein ungetreuer Verwalter bin ich und in Furcht lebe ich vor der Strafe. Denn zu einem Eckſtein war ich beſtellt, aber ich bin nur gut dazu, daß die Andern ihre unſauberen Sohlen auf mir abſtreifen.“ Er ſtöhnte tief und faltete die Hände, während Immo, der ſich bei dem Beginn des Nachtgeſanges auf die Knie niedergelaſſen hatte, dem Gottesdienſte des Abtes verwundert zuhörte, obwohl er wußte, daß es zu den Geboten des Kloſters gehörte, ſich ſelbſt zu erniedrigen. Nach vielen Seufzern erhob der Abt das Haupt, als einer, der ſchwerer Pflicht Genüge gethan hat, und begann rauh: „Was kauerſt du noch, du Heupferd, um zu warten, bis dich die Schnäbel der dunklen Vögel zerhacken, die dort drüben ſo haſtig ſingen, nicht gleich Heiligen des Herrn, ſondern wie Staare in den Weiden des Teiches. Enthebe dich aus meinen Augen.“

„Ich kann nicht gehen ohne den Segen meines Herrn; denn wie ein Vater habt ihr euch gegen mich erwieſen heut und ſonſt in der Schule.“

Der Abt legte ihm die Hand auf das Haupt, ſprach den lateiniſchen Segen und ſtrich über das lockige Haar. „Sei dankbar gegen mich, ſoweit du vermagſt, obwohl ich fürchte, daß dein Gedächtniß darin kurz ſein wird. Mancher, der wie du als ein Springer aus dem Kloſter in die Sünden der Welt hineinfuhr, ſchlich mit grauem Haar unter der ſchweren Bürde ſeiner Schuld in das Kloſter zurück. Gedenke, daß am Altar eine Heimat Aller iſt, die müde werden unter ihrer Laſt.“ Er zog einen ledernen Beutel aus ſeinem Gewande. „Nicht als ein kahler Schüler ſollſt du Bote reiten, denn unter Kriegsleuten iſt der Geldloſe verloren. Die Briefe gib nicht von dir, ſo lange du deinen Arm heben kannſt, die Feinde abzuwehren. Eine Reiterkleidung und Waffen findeſt du bei dem Roſſe, damit nicht kundbar wird, daß du aus dem Hühnerhofe des Kloſters entflogen biſt.“ Er reichte dem Jüngling die Hand, welche dieſer mit naſſen Augen küßte. Eggo winkte ungeduldig und führte die Wendeltreppe hinab durch die dämmerige Halle, in welcher die Gewappneten lagen. Lautlos durchſchritten ſie den Hof; der Mönch öffnete eine Pforte der Mauer, wies auf den ſchmalen Steg, der über den Graben führte, und auf einen Reiter, der jenſeit des Grabens ein leeres Roß am Zügel hielt, dann grüßte er mit der Hand und ſchloß hinter dem Jüngling die Pforte. In großen Sätzen ſprang Immo ins Freie, während aus der Kloſterkirche feierlich das Ambroſianum erklang.

Als Immo die Roſſe erreicht hatte, warf ihm der Reiter die Zügel zu. „Hugbald!“ ſchrie der Jüngling in freudiger Ueberraſchung, da er das ehrliche Geſicht des Dienſtmanns erkannte.

„Schweig, Geſelle,“ murmelte der Reiter, auf die weißen Wolkenſtreifen weiſend, welche aus dem Nebel der Niederung wallend gegen das Kloſter zogen. „Ungern hören die Waſſerfrauen den Ruf der Männer, während ſie in der Luft ſchweben. Hier draußen walten andere Geiſter als innerhalb der Mauern und obgleich hinter uns noch Wigberts Stimme ertönt, werden dieſe hier einen Dienſtmann des Heiligen doch wenig ehren, wenn er ihren Zorn erregt. Harre, bis wir über die Brücken gedrungen ſind und die freie Höhe erreicht haben.“

Sie ritten ſchweigend durch den dichten Nebel die Fulda entlang. Aber Immo konnte ſein pochendes Herz nicht bändigen, er drängte ſein Roß an das des Alten, ergriff ſeine Hand und rief: „Mich freut's, daß du durch den Wechſel aus der Gefangenſchaft gelöſt biſt.“

„Wenig Ehre brachte mir der Tauſch,“ brummte der Alte, „gegen einen Pferdedieb ausgewechſelt zu werden, iſt kränkend genug, mich haben ſie gar für zwei gerechnet. Doch da jetzt ein Sonnenſtrahl auf uns ſcheint, ſollſt du dich in einen Kriegsmann wandeln.“ Er neſtelte einen Bund vom Sattel. „Wirf dir den Reitermantel um,“ dann knüpfte er den Eiſenhut und das Schwert los und reichte beide dem Jüngling. „Hier nimm auch den Wurfſpieß, er iſt von den ſchweren, ich weiß, daß du ihn zu werfen vermagſt. Recht wohl ſteht dir die Stahlkappe und mich reut nicht, Immo, daß ich dich im Walde und auf der Haide meine Singweiſen lehrte.“

Immo umſchlang vom Roſſe den Lehrmeiſter und küßte ihm den grauen Bart: „Geſegnet ſeiſt du, daß du mich zur Reiſe gewappnet haſt,“ dann ſprengte er in geſtrecktem Laufe vorwärts, wirbelte den Speer, und während der Thau von ſeinen Locken träufelte und über die heißen Wangen lief, jauchzte er dem goldenen Licht des Tages zu.

4.

In der Heimat.

Am nächſten Tage ritt Immo mit Hugbald aus Geiſaha, einer Burg des Kloſters, der Heimat zu. Auf beiden Seiten des Weges zogen ſich niedrige, langgeſtreckte Hügel dahin, die Rücken mit Wald bewachſen, an den Gehängen die Aehrenfelder, deren Frucht ſich bräunte. In den Niederungen dehnten ſich zwiſchen ſumpfigen Wieſen große Teiche, die mit Erlen und Weiden umgeben waren. Zahlreich und anſehnlich waren die Dörfer der Landſchaft, jedes durch Pfahlwerk und breiten Graben oder durch das Waſſer eines Sees geſichert. War ein Dorfthor geſchloſſen, dann zogen die Reiter auf der Außenſeite herum über den Anger, auf welchem das Hornvieh weidete; fanden ſie ein Thor geöffnet, ſo ſprengten ſie über die Brücke und antworteten auf die Frage des Wächters, der eilig ſeinen ſchweren Spieß aus der Ecke holte und ihnen entgegentrat. Immo fuhr dahin mit fröhlichem Herzen und unter dem Druck der Schenkel hob ſich ſein Roß zum Sprunge.

Vor den Reitern zog ſich eine Flurſcheide quer über den Weg, ein breiter Graben, dahinter ein aufgeworfener Wall mit einer dichten Baumhecke, bei der Brücke ein hoher Grenzhügel, auf dem ein wettergraues Thurmgerüſt ſtand. „Sieh das alte Grenzzeichen meiner Väter,“ rief Immo, „einſt war das ganze Land dahinter unſer Erbe, jetzt freilich gehören viele Hufen fremden Herren, dagegen liegen wieder Höfe, die uns gehören, außerhalb der Mark. Doch ehren wir das alte Malzeichen.“ Er ſchwang ſich vom Roſſe, ſprang auf den Hügel, riß blühendes Kraut ab und ſteckte es an ſeinen Hut. „So nehme ich Beſitz von dem Lande meiner Ahnen, bezeuge mir's, liebe Sonne, daß Laub und Gras mir diene.“ Am Ufer eines Gebirgsbachs ritten ſie wohl eine Meile dahin, Immo wies auf das klare Waſſer und auf die bunten Steine, welche den Bach von beiden Seiten umſäumten. „Jetzt rinnſt du niedrig, Bach meiner Heimat, und ein Knabe vermag dich zu durchwaten, aber ich kenne die Macht deiner Strömung, denn im Frühjahr und nach dem Wetterſturm brauſeſt du zornig zwiſchen den Hügeln dahin und oft ſchlug deine Fluth an die Schwelle unſeres Saals und wir hüpften barbeinig im Hofe durch den wilden Schwall.“

Südwärts zur rechten Hand hoben ſich die Hügel ſteiler, an ihrem Fuße breiteten ſich weite Seen, die Abhänge bedeckte der Laubwald, dazwiſchen aber ſchimmerte bald roth bald bläulich die nackte Erdmaſſe der Berge; auf den Gipfeln ſtand hier ein Wartthurm, dort eine Burg und wieder eine. „Das iſt der rothe Bergwall, um welchen mein Geſchlecht ſich gelagert hat,“ erklärte Immo ſtolz, „hoch ſind die Berglehnen und ſteil der Weg zu den Gipfeln, manchesmal haben die Helden dort ihren Feinden widerſtanden.“

An einem Wege, der nach Süden führte, hielten die Reiter und nahmen Abſchied, denn Hugbald ſollte nach der Waſſenburg vorausziehen; und ſie beſprachen das Wiederſehen in den nächſten Tagen.

Als Immo allein war, ritt er in geſtrecktem Laufe vorwärts. Vor ihm lag in der Niederung durch eine Mauer umſchanzt der große Hof ſeiner Väter, der Bach theilte ſich und umfloß den feſten Sitz Ingramsleben von allen Seiten. Viele Gebäude ſtanden innerhalb des Hofes, in der Ecke ein dicker viereckiger Thurm, mit kleinen Fenſterritzen, oben mit Zinnen gekrönt, durch einen Graben von dem übrigen Baue getrennt, er war die feſte Burg des Hofes, in welche ſich bei ſchnellem Ueberfall die Hofherren zurückziehen konnten zu ihren Kindern und Schätzen, die ſie dort geborgen hatten. In der Mitte des Hofes aber erhob ſich das Herrenhaus mit hohem Dach, mit einer Laube auf der Sonnenſeite und einer Gallerie darüber, um das Haus ſtanden nahe der Mauer zahlreiche Ställe und Wohnungen der Dienſtleute. Außerhalb des Hofes erkannte man längs dem Waſſer die Dächer des kleinen Dorfes, welches dazu gehörte. Der Reiter hielt vor der Brücke an, ihm pochte das Herz, er neigte einen Augenblick das Haupt und flehte zu den Heiligen, dann ſetzte er mit großem Sprunge durch das offene Thor. Sein Roß ſtieg, er hob ſich hoch im Sattel und grüßte den Hof ſeiner Väter.

Still lag der Hof in der Ruhe der erſten Abendſtunde, Niemand kam, den Gaſt anzurufen und das Roß zu halten. Immo lenkte ſein Pferd abwärts den Ställen zu. Dort kauerte auf der Dungſtätte des Hofes das Federvolk in großen Schwärmen, auch der Hahn mit den Hennen ſaß zuſammengeduckt unter dem Dach der Ställe. Nur der alte Kranich, welcher dem Geflügel zum Vogt geſetzt war, ſtand mitten auf dem Strohhaufen, richtete den Hals hoch auf und wandte ſeinen ſcharfen Schnabel dem fremden Reiter zu. Als aber Immo vom Pferde ſprang und fröhlich den Namen des Kranichs: „Ludiger“ rief, da erkannte der kluge Vogel ſeinen alten Herrn und vergaß gänzlich ſeiner Würde, er ſchrie und rannte mit ausgebreiteten Flügeln und aufgeſperrtem Schnabel dem Sohn des Hauſes entgegen, gerade als wollte er ihn umfangen, und ſchmiegte ſeinen Kopf an den Leib des Mannes. Immo aber ſtrich ihm liebkoſend den rothen Scheitel, bis der Vogel wieder vergnügt zu ſeinem Volke lief. Dort breitete er die Flügel und fing vor der ganzen Gemeinde an ſich zu drehen und zu tanzen, ſodaß die Hühner gackerten und das Geſchlecht der Enten und Gänſe ſich erhob und lautes Schnattern begann, erſtaunt über die Geberden des ernſthaften Meiſters. Alle Vögel ſchrien und hinten im Hundezwinger bellten die Bracken.

Da ſah die alte Dienerin Gertrud aus einer Seitenthür der Halle und rief zurück: „Gutes Glück ſteht dem Hofe bevor, Herr Ludiger tanzt vor ſeinem Volke“; aber im nächſten Augenblick ſtieß auch ſie einen Schrei aus, lief die kleine Hintertreppe hinab und umſchlang mit ihren Armen den Fremdling.

Aus der Umarmung der Wärterin ſprang Immo in den Saal. Von der Schwelle erkannte er auf dem Herrenſtuhl die Herrin des Hofes im braunen Trauergewande, das Haar mit dunklem Schleier umhüllt, das edle Antlitz wenig gewandelt in den Jahren ſeiner Abweſenheit, noch immer ſo ſchön und gebietend, wie er es ſehnſüchtig in ſeiner Seele geſchaut hatte. „Meine Mutter,“ rief er außer ſich, warf ſich zu ihren Füßen, umſchlang ihre Knie und weinte wie ein Kind in ihrem Schoß. Frau Edith wollte ſich heftig erheben, als der fremde Mann zu ihren Füßen niederſtürzte, aber gleich darauf faßte ſie ſein Haupt mit ihren Händen und drückte ihn feſt an ſich. Als der Sohn zu dem Antlitz der Mutter aufſah, hielt ſie ihn an den Locken und ſah ihn ſtarr an, während ihr Geſicht ſich röthete. „Ein Mann biſt du geworden,“ ſprach ſie erſchrocken, aber im nächſten Augenblick warf ſie die Arme wieder um ihn und küßte ihn auf die Stirne und das Haar, wie die Mutter einem kleinen Kinde thut. Schnell folgte Frage und Antwort. „Wiſſe, Immo,“ begann die Mutter, „nicht ganz unerwartet kommſt du. In der letzten Nacht hatte ich einen Traum, gleich einer Verkündigung. Auf meinem letzten Lager fand ich mich, gelähmt waren meine Glieder und vergebens mühte ich mich die Hände zum Gebet zu falten. Da neigte dein Angeſicht ſich über mich, im goldenen Schmuck des Biſchofs ſtandeſt du vor mir, um dein Antlitz ſtrahlte ein heller Schein und du boteſt mir das Heiligthum. Mich aber durchdrang ein ſeliger Friede, wie ich ihn nie gefühlt. Glücklich iſt die Mutter, Geliebter, welcher der Sohn das Thor des Himmelsſaals öffnet.“

Als Immo von ſeiner Reiſe erzählt hatte, zog er den Brief des Abtes aus dem Gewande. „Lies ihn,“ ſagte die Mutter ſich ſetzend, „du biſt der einzige im Hauſe, welcher der fremden Schrift und Sprache kundig iſt, darum erkläre mir den Inhalt, damit ich Alles verſtehe.“ Mit geheimer Sorge öffnete Immo den Brief, ungern wollte er der Mutter in dem Glück des Wiederſehens Unholdes von ſeiner Trennung aus dem Kloſter berichten. Aber das Schreiben enthielt nur einen Gruß des Abtes für Frau Edith, und daß er den Sohn aus der Schule mit ſeinem Segen zurückſende, damit er nach eigenem Willen für ſeine Zukunft ſorge.

„Willkommen iſt mir die Antwort deines Abtes auf meine Bitte, die ich durch Vater Reinhard an ihn that, und Alles iſt für dich bereitet, damit du ein Held des Himmelsherrn werden kannſt. Doch heute ſprich nicht zu mir von künftigen Tagen, denn ſorglos möchte ich mich deiner Heimkehr freuen.“ Sie zog ihn bei der Hand in den Hof und öffnete die Gitterthür des Gartens, in welchem eine Anzahl Obſtbäume auf dem Grasgrund ſtand. Dort lagerte das junge Geſchlecht Irmfrieds. Auf einer Bank ſaß Odo, der ältere, einem gereiften Manne gleich, breitſchultrig, gemeſſen in ſeinen Geberden, das rundliche Geſicht mit den vorſtehenden Augen und der bedächtigen Miene ganz ungleich dem Ausſehen der andern Brüder. Dieſe lagen im Graſe, Ortwin, der redegewandte, welcher Sprecher des Hofes war, ſummte ein Lied und würfelte dabei auf einem Bretlein mit ſich ſelbſt, der ſtarke Erwin warf ſitzend einen Stein, den mancher Andere ſchwerlich gehoben hätte, unermüdlich in die Höhe und freute ſich ihn geſchickt wieder zu faſſen, und Adalmar und Arnfried lagen langgeſtreckt einander gegenüber, hielten jeder mit zurückgebogenen Armen einen Baum umklammert und ſtießen mit den Beinen einen runden Fichtenſtamm, daß er ruhelos zwiſchen ihnen hin und her rollte, und ſie lachten laut, wenn der ungefüge Klotz einem von ihnen ſo gefährlich nahte, daß es eines ſtarken Stoßes bedurfte, ihn abzuwehren. Aber ſeitwärts von den Brüdern übte ſich Gottfried mit Hilfe eines alten Knechts im Speerwurf gegen aufgeſtellte Breter, und die Stangen, welche der Knabe warf, dröhnten kräftig von dem Holze. Die Brüder ſprangen auf, als ſie die Mutter erblickten, und Immo ſah als ſtolze Jünglinge wieder, die er als Knaben verlaſſen hatte. Sie boten nach der Reihe dem Bruder Hand und Mund, ihr verlegener Gruß erſchien ihm kalt, nur der jüngſte, Gottfried, hing ſich an ſeinen Hals und Immo lachte, als das roſige Kindergeſicht zu ihm aufſah. „Alle ſeid ihr ſtattliche Helden geworden,“ rief er, „aber am meiſten gewachſen iſt mein Kleiner.“ „Im nächſten Jahr erhalte auch ich den Schwertgurt,“ antwortete dieſer freudig in ſeinen Armen.

Aber die Mutter zog den Aelteſten wieder zu ſich: „Sieh, die Knaben und die Bäume, ſie ſind zuſammen aufgeſchoſſen.“

„Alles, was unter deiner Hand ſteht, gedeiht, ich ſehe, auch die Obſtträger lohnen der Herrin die Mühe.“

„Die frommen Väter von Ordorf brachten nicht umſonſt die Pfropfreiſer zu unſerm wilden Holz; wundervoll gewürzig ſind die Aepfel, ſie trugen zum erſtenmal reichlich in dem Jahre, wo du von uns ſchiedeſt, und als der Herbſt kam, hatte ich das Herzeleid, daß du die guten nicht mehr ſchmeckteſt. Dafür ſandte ich einen Korb an die hohe Frau Adelheid, die Kaiſerin, welche damals neben unſerer Mark ihren Hof hielt. Denn gütig war ſie immer geſinnt und ſie freute ſich auch über die Früchte und ſchenkte mir als Gegengabe eine Büchſe mit Balſam aus dem heiligen Land. Das iſt in Wahrheit ein kaiſerliches Geſchenk, denn es heilt ſchnell auch tiefe Schwertwunden und es hat ſich an tapferen Männern hier in der Gegend mehr als einmal bewährt.“

„Zeige mir deine Kunſt,“ ſprach Immo zu Gottfried, „die wohl in Kurzem auch tiefe Wunden ſchlagen wird.“ Der Knabe ergriff die Stangen und warf herzhaft. „Ich lobe die

Treffer,“ ermunterte Immo, bald ergriff er ſelbſt die Gere und ſie gellten ſo ſtark vom weitgeſteckten Ziele, daß Gottfried freudig die Hände zuſammenſchlug und die andern Brüder Beifall riefen.

„Ganz gut gefällt mir, Immo,“ ſagte Edith zuſchauend, „daß du in der Schule auch Werke eines Kriegsmannes geübt haſt. Denn reiteſt du einſt als ein gewaltiger Herr und Biſchof unter deinen Kriegern, dann mußt du auch die Helden, welche das Schildamt bei dir verſehen, durch Gut und Gaben ehren; und darum ziemt dir zu verſtehen, wer am beſten ſeine Waffe gebraucht.“

Immo legte die Stangen zur Seite und ſenkte das Haupt.

An dem Gitter ſtand Gertrud und erinnerte an das Mahl. In der Mitte ihrer Söhne betrat Edith den Saal, in welchem die Tiſche geſtellt waren. An der Thür ſtanden gedrängt die Dienſtleute, um den Gruß des Herrenſohnes zu erwarten. Während Immo unter ſie trat und mit alten Vertrauten fröhlichen Gruß wechſelte, brachte der Truchſeß die Speiſen und Trinkkannen. Die Mutter führte den Sohn zum Ehrenſitz an ihrer Seite: „Schmal war die Koſt meines Lieblings im Kloſter,“ ſagte ſie lächelnd, „dafür hat er dort das Glück genoſſen, neben heiligen Männern zu ſitzen. Und ich vertraue, auch du haſt dir in deinem Dienſt bereits Ehre erworben.“

„Im Dienſt vor den Altären gewinnt ein Schüler geringe Ehre,“ verſetzte Immo unzufrieden. „Zuerſt ſollte ich das Rauchfaß ſchwenken, doch den Brüdern gefiel nicht der Schwung meiner Arme. Dann war ich Thürſteher und mit der Keule wachte ich an der Pforte, das unordentliche Volk abzuwehren, aber auch dieſer ruhmloſen Arbeit enthoben mich die Dekane, weil einige Schreihälſe aus der Menge Wehe riefen wegen eingeſchlagener Zähne. Zuletzt las ich manchmal als Lector vor den kleinen Altären.“

Die Brüder lachten, aber Edith merkte in ihrer Mutterfreude den Aerger des Sohnes gar nicht, und zu ihrem Sitz tretend, bat ſie: „Sprich das lateiniſche Gebet, das ſich in der Stunde ziemt, wo ein Geweihter das Haus ſeiner Väter betritt.“

„Ich weiß nur von Einem, der als verlorener Sohn nach Hauſe kam,“ murmelte Immo, und er ſprach das lateiniſche Vaterunſer.

Immo ſaß wieder in dem Saal ſeiner Väter und ſah verwundert in den großen Raum. Auf dem Fußboden aus geſchlagenem Lehm, welcher glatt war wie eine Tenne, ſtanden die Tiſche ganz wie ſonſt, von dem Herrenſitz ſah er durch die geöffnete Thür in den wohlbekannten Hof; hinter ihm und auf den Seiten lief, durch ein geſchnitztes Geländer eingefaßt, die erhöhte Bühne, von welcher zahlreiche Thüren nach den Kammern und Wohnräumen des mächtigen Hauſes führten. An den Wänden hingen die alten Rüſtungen und Waffen, Kampfbeute früherer Helden, auf der Bühne im Hintergrund ſtand der Ofen und daneben der Herrenſtuhl, im Winter der wärmſte Platz, aber ehrenvoll auch im Sommer. Alles war wie vor Jahren. Auch wenn er ſeine Mutter anſah und die alten Diener des Hauſes, ſo dünkte ihm ſeine Abweſenheit und das Kloſter faſt nur ein übler Traum. Wenn er aber die männliche Stimme der erwachſenen Brüder hörte und die kurzen Reden, die ſie während ihrer eifrigen Arbeit am Tiſche wechſelten, ſo kam ihm wieder vor, als ſei er bei den Erdmännchen in der Höhle geweſen, viele Jahre lang, denn er merkte, daß ein neues Geſchlecht in dem Saal herrſchte.

Nach dem Mahle trat Immo zu ſeinen Brüdern und ſuchte ein freundliches Geſpräch, während Frau Edith der Dienerin Gertrud winkte und mit ihr den Saal verließ.

Als Edith wieder eintrat, ſetzte ihr die Dienerin den Spinnrocken neben den Ofen, die Herrin ſaß auf dem Stuhle nieder und ergriff die Spindel. „Komm an meine Seite, Immo,“ ſagte ſie, „damit ich vertraulich mit dir rede, wie ſonſt. Seit du von uns gingſt, hat dieſe Hand manches Gewebe geſponnen, auch für dich, mein Sohn; ich ſpann dir gute Wünſche hinein, und manchmal, wenn ich deiner dachte, lag die Spindel in meinem Schoß. Denn neben dieſem Rocken ſtand deine Wiege, ich hob dich heraus und du griffſt nach den bunten Bändern am Flachſe. Und als du im Hemdchen laufen lernteſt, da kauerteſt du auf der Fußbank und warfſt deine Beinchen um die Stange. Später ſprangſt du übermüthig um meine Arbeit, wirrteſt mir den Flachs und verkehrteſt mir die kreiſende Spindel. Jetzt freilich haſt du bei den frommen Vätern gelernt, ruhig zu ſitzen. Sieh dorthin,“ unterbrach ſie ſich ſelbſt, „an dem Thürpfoſten haftet noch der Speer mit den Zeichen deines Wachsthums. Denn am Speer maß euch der Vater, jedem von euch nagelte er einen Schaft an den Pfoſten und in den Schaft ſchnitt er jedem ſeine eigene Marke, mit welcher der Sohn in Zukunft ſein Geräth zeichne. Und als das Friedel ſein Maß erhalten ſollte, da lachte der Vater, weil er am Pfoſten keinen Raum mehr fand, und ſchlug den Speer an die zweite Thür, dort ſteht er allein. Denn dem Vater war das Prüfen der Größe in jedem Jahr eine Freude, obgleich die Alten ſagen, daß man die Kinder nicht meſſen ſoll, euch aber hat es nichts geſchadet, denn ihr ſeid alle hoch emporgeſchoſſen. Tritt an das Maß,“ bat ſie, und als Immo ihren Willen that, rief ſie erfreut: „Mehr als eines Kopfes Länge überragſt du das letzte Zeichen und der größte biſt du geblieben. So ziemt es ſich auch und ich dachte das immer. Wiſſe, Immo, in jeder Größe vermag eine Mutter ihre Kinder zu ſchauen, wenn ſie gerade nicht bei ihr ſind. Auch dich ſchaute ich in meinem Sinn, ganz klein und wieder größer. Aber wunderlich war es, wenn ich allein ſaß, dann hielt ich dich in meinen Gedanken am liebſten als ein kleines Kind auf meinem Schoß, und ich freute mich, daß du die Arme zu mir aufhobeſt, obwohl du doch älter warſt als meine Knaben. Vielleicht ſah ich dich ſo, weil du als kleines Kind mir gehörteſt.“

Immo neigte ſich zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Wende dich noch ein wenig ab, wenn ich mit dir rede," ſagte Edith und eine feine Röthe flog über ihre Wangen. „Denn wenn du mich heut anſiehſt mit den Augen und mit dem Antlitz deines Vaters, dann weiß ich nicht, du Holder, ob ich deine Mutter bin. Kehre dich doch zu mir," rief ſie wieder und warf den Arm um ſeinen Hals, „denn lange habe ich dich entbehrt und mir war's zuweilen, als ob ich ſelbſt fremd im Hauſe ſei, weil du mir immer fehlteſt. Sommer und Winter ſchwanden dahin, meine Knaben wuchſen heran, oft machten ſie am Abend der Mutter die Freude, ſtill am Herde zu ſitzen, oft trieb ſie auch ihr Jugendmuth auf den Höfen der Nachbarn umher. Doch muß ich meine Söhne rühmen, denn gehorſam und der Mutter treu geſinnt waren meine Knaben alle."

„Auch ich bin dein Sohn," rief Immo.

„Ja du," antwortete Edith und blickte ihn mit ſtrahlenden Augen an. Und leiſe fuhr ſie fort: „Anders vermag ich mit dir zu reden als mit ihnen, und als ich dich am Tiſch hörte, ſprachſt auch du nicht wie die Knaben, denn reichlicher ſchweben deine Worte von der Zunge und mit fremdem Klange dringen ſie in das Ohr. Doch hört es ſich gut an, Immo, und es macht dich meinem Herzen vertraulich. — Reich und froh fühle ich mich heut zum erſtenmal wieder, ſeit mein Gemahl von uns ritt, und mir iſt, als könnte ich dir alles Geheime ſagen, wie man es am Altare den Heiligen zuraunt, du liebes Opferkind. Denn du gehörſt ja, wenn du auch unter uns weilſt, mehr den Himmliſchen an als wir andern."

Lange Jahre hatte Frau Edith in ihrem Witwenſchleier ſtill dahingelebt, als ernſte Gebieterin hatte ſie die wilden Söhne gezogen und über den Dienſtleuten gewaltet, ihr eigenes Herz, wenn es heftig pochte, hatte ſie feſt gebändigt; jetzt brach in der Freude des Wiederſehens die Mutterliebe wie ein ſtarker Bergquell aus der Tiefe ihrer Seele. Dem Sohn ſchien ſie einer begeiſterten Seherin gleich, noch niemals hatte er ſie ſo gehört; er lauſchte hingeriſſen auf den Klang ihrer bewegten Stimme und doch empfand er geheimen Schmerz bei den liebevollen Worten.

Die Söhne traten nach der Reihe vor die Mutter und boten den Nachtgruß, jedem legte ſie die Hand auf. Als letzter kam Immo, da ſtand die Mutter auf und als er ſich neigte, den Segen zu empfangen, umſchlang ſie ſein Haupt und ſtreichelte ihm Haar und Wange, die Freudenthränen in den Augen. „Führe du ihn zu ſeinem Lager,“ gebot ſie der alten Gertrud, „denn du warſt vor Zeiten ſeine Wärterin.“

„Wohin leiteſt du mich, Mutter?“ frug Immo lächelnd, „ich kenne den Breterverſchlag hinter der Halle, in dem ich ſonſt ſchlief.“

„Der würde dir jetzt wenig ziemen,“ verſetzte die Alte, „denn Frau Edith hat dir ſelbſt das Lager bereitet.“ Sie führte durch den Hof zu einem ſtattlichen Bau, der wie eine große Laube aus Stein und Holz errichtet war und zwei Gemächer neben einander enthielt; die Wände des kleineren Raumes waren mit Teppichen bekleidet, der Boden mit grünen Binſen beſtreut, auf dem Lager weiche Kiſſen und eine prachtvolle Decke, über welcher Greifen und andere geſtickte Fabelthiere einherſchritten, an der Wand hing ein großes Kreuz, davor war ein Betpult, eine große Wachskerze erhellte den Raum. Immo ſtand betroffen in der Thür. „Ich rieche die Kirche,“ rief er, denn ein Duft von heiligem Räucherwerk erfüllte den Raum.

„Der hochwürdige Herr von Magdeburg hat hier vor Kurzem geruht,“ antwortete Gertrud, die Knie beugend.

„Im Gaſtgemach des Hofes ſtehe ich, das den vornehmen Fremden bereitet wird,“ rief Immo traurig, „ich meinte in das Haus meiner Väter zu kommen.“

„Du dienſt ja dem Himmelsgott ſchon hier auf Erden,“ wiederholte Gertrud die Worte der Herrin. „Unter uns andern Menſchen biſt du ja nichts weiter als ein Gaſt, du armes Kind.“

Immo winkte der Dienerin die Entlaſſung und als ſie ſich mit Segenswünſchen entfernt hatte, ſetzte er ſich nieder und barg ſein Geſicht in den Händen, denn die Worte der Alten ſchnitten ihm in das Herz; er merkte, daß ſie Recht hatte und daß er nur ein Gaſt im Vaterhauſe war.

Als er am Morgen erwachte, hörte er draußen an der Wand das Schwalbenvolk ſchwatzen und ſingen, gerade wie in der Schule, und er wartete, daß die kleine Glocke am Michael läuten werde. Draußen aber pfiff ein junger Knecht geſchickt eine luſtige Weiſe, die Immo in ſeiner Kinderzeit oft gehört hatte. Da erkannte Immo wieder die Heimat und er dachte vergnügt, daß der Knabe wohl einer Magd des Hofes, die ihm lieb war, ſeinen Morgengruß zugerufen habe, was in dem Kloſter niemals geſchah. Als er die Augen aufſchlug, ſah er, daß die Lichtöffnungen ſeiner Fenſterläden nicht in Kreuzesform geſchnitten waren, wie im Kloſter, ſondern als runde Herzen, und ein großes Herz voll Licht lag golden auf dem Fußboden. Da lachte er und ſprang auf, und während er ſich anzog, nahm er ſich vor geduldig zu ſein und auch Schmerzliches zu ertragen, bis er das Vertrauen der Brüder gewonnen und bis er die Mutter mit ſeinen weltlichen Gedanken verſöhnt hätte. Und er fürchtete, daß dies ein ſchwerer Kampf ſein werde.

Nach dem gemeinſamen Frühmahl ſchürzte Frau Edith ihr Gewand, um in der Wirthſchaft nach dem Rechten zu ſehen, und Immo gedachte des vertrauten Briefes, den ihm Herr Bernheri für den Dienſtmann auf der Waſſenburg übergeben hatte. Als er der Mutter bekannte, daß er dorthin reiten werde, ſahen die Brüder einander bedeutſam an und tauſchten leiſe Worte. Darum begann Immo freundlich zu Odo: „Ueberall ſorgen die Leute, daß ein großer Krieg bevorſteht, ſage mir, mein Bruder, ſeid ihr für König Heinrich oder Hezilo?“

„Noch iſt die Kriegsfahne nicht aufgeſteckt," verſetzte Odo vorſichtig, „wir aber hören aus der Oſtmark, daß die Slavenherzöge rüſten, und dieſe ſind für uns die nächſte Sorge."

„Unter den Mönchen vernahm ich, daß die Böhmen ſich dem Hezilo verbündet haben, ſicher weißt du, ob die Grafen der thüringiſchen und ſächſiſchen Mark den Böhmen widerſtehen wollen."

„Wir vermuthen," antwortete Odo, „daß ihr Wille iſt, ein Heer zum Schutze der Grenze zu ſammeln; dann hoffe ich, werden auch wir reiten."

„Sonſt zog unſer Wald zu dem Banner, welches der Vogt des Königs in Erfurt aufſteckte," warf Immo ein.

„Ich aber meine," entgegnete Odo, „daß der Königsvogt ſich nicht beeilen wird, ſeine Burg zu verlaſſen und nach Süden zu ziehen, wenn an der nahen Grenze der Kriegslärm erhoben wird. Bei uns denkt Jeder daran, ſich im Hauſe zu wahren, denn Einer mißtraut dem Andern."

Immo ſchwieg gekränkt, denn er ſah, daß auch die Brüder ihm mißtrauten. Er rief deshalb den Knaben Gottfried und erbat von der Mutter, daß dieſer mit ihm reite. Auf dem Wege erzählte ihm der Harmloſe, was er bereits ahnte, daß die Mutter für König Heinrich war, die Brüder aber für den Babenberger. Und noch mehr erfuhr er. Auch ſeinetwegen war ein langer Kampf zwiſchen Mutter und Brüdern geweſen, denn die Brüder hatten ſich dagegen geſträubt, dem älteſten die Mühlburg vor der Theilung zu überlaſſen, damit ſie dem Stift des Erzbiſchofs zufalle, und nur widerwillig hatten ſie dem Anſehn der Mutter nachgegeben. „Die Brüder hatten Recht," rief Immo dem verwunderten Gottfried zu. Auf der Waſſenburg wußte der alte Dienſtmann wenig vom Laufe der Welt, doch freute er ſich des Briefes und beſſerte auf Hugbalds Rath an den Mauern. Auch in Arnſtadt, der dritten Burg, welche das Kloſter am Walde beſetzt hielt, vermochte Immo nicht viel zu erfahren. Da ritt er nach Erfurt zu dem Vogt des Königs, der ſeinem Vater vertraut geweſen war; dort wurde er freundlich empfangen und vernahm Vieles, was dem Abt werthvoll ſein mußte. Auch das Pergament zum Briefe kaufte er in der Stadt und den Dienſtmann Hugbald brachte er als Gaſt nach dem Hofe, nachdem er ihm einen Wink gegeben hatte, über die letzten Tage im Kloſter zu ſchweigen.

So vergingen die erſten Tage in der Heimat unter der Arbeit, die er für Herrn Bernheri übernommen hatte. Er war wenig mit den Hofgenoſſen zuſammen, und Frau Edith erfreute ſich an dem Eifer, den Immo für ſeinen Abt bewies. Und als ſie merkte, daß er in der Kemenate über dem Pergament ſaß, ging ſie ſelbſt in den Hof und ſcheuchte die Mägde und den Kranich mit ſeinem Hühnervolke in die entfernteſte Ecke, damit kein Geräuſch die ſeltene Arbeit ſtöre.

5.

Die Trennung.

Immo trat zu ſeinen Brüdern, welche gewappnet, in der Eiſenhaube die Roſſe ſattelten. Das Herz lachte ihm, als die hochgewachſenen Knaben ſich ſo geſchwind mit den Pferden tummelten. Da ſah er, daß Odo den weißen Sachſenhengſt herausführte, und ihm ſchoß das Blut nach dem Haupte, aber er bewältigte die Erregung in Mönchsweiſe, indem er ſchnell ein Vaterunſer ſprach; dann ging er an das Roß und ſprach ihm leiſe zu, das Thier ſpitzte die Ohren und wieherte. „Einſt gehörte das Pferd mir,“ ſagte er zu Odo, „und als ich ſchied, ſchenkte ich es unſerm Bruder Gottfried.“

„Das thateſt du,“ beſtätigte Odo gleichmüthig, „aber da es das beſte Pferd im Hofe iſt und für die Zucht werthvoll, ſo reite ich es lieber ſelbſt; denn der Knabe iſt unvorſichtig und tummelt ſich wild, wo der Hengſt zu Schaden kommen könnte.“

Immo ſchwieg, führte das Roß, welches ihm Herr Bernheri zur Reiſe geſchenkt hatte, aus dem Stall, ſattelte es neben den andern und begann: „Gefällt es euch, ſo reite ich mit.“

Die Brüder ſahen einander an, und Immo merkte, daß eine ſtille Abweiſung in ihren Blicken lag, endlich ſprach Odo zu den andern: „Da er als unſer Bruder im Hofe weilt, ſo mögen wir es nicht wehren. Doch nicht müßig reiten wir über das Feld, Immo, und für einen Gaſt aus der lateiniſchen Schule wird es ein langer Ritt, denn wir ſtreifen über die Fluren wegen Sicherheit der Dörfer, ſowohl in unſerem Erbe als auch auf dem Lande der Nachbarn nach altem Brauch.“

„Ich kenne den Brauch,“ erwiederte Immo, „und möchte euch begleiten, wie ich zuweilen unſerm Vater gefolgt bin.“

Ode nickte, aber Immo fühlte, daß es keine freundliche Einwilligung war, und die jungen Adalmar und Arnfried ſprachen leiſe zu einander und lachten.

„Wie kommt es, daß Gottfried uns nicht begleitet?“ frug Immo auf dem Roß.

„Er trägt nicht den Schwertgurt,“ erklärte Ode kurz. „Vorwärts,“ und in geſtrecktem Lauf ſprengten die Reiter aus dem Hofe.

Die Brüder ſahen von der Seite prüfend auf Immos Reitkunſt.

„Langgefeſſelt ſind die heſſiſchen Pferde,“ begann Erwin ſpottend, „übel ſteht ihnen die Bocknaſe.“

„Hättet ihr dem Bruder ein Roß aus der Hofzucht geboten, wie ſich gebührte, ſo würde das fremde Geſicht euch nicht ärgern,“ verſetzte Immo und ſah ſo finſter auf den Tadler, daß dieſer zur Seite ausbog.

„Ich habe nicht gehört, daß du uns das Begehren geſtellt haſt,“ ſagte Ode trocken.

„Freundlicher Sinn wartet bei dem, was ſich geziemt, nicht auf die Bitte,“ entgegnete Immo.

„Bei uns aber iſt die Gewohnheit,“ antwortete Ode, „daß der Gaſt am liebſten das eigene Pferd beſteigt, deſſen Tugenden er vertraut.“

„Ich lobe den Reiter,“ rief Immo mit blitzenden Augen, „dem auch auf einem mäßigen Pferde ein guter Sprung gelingt. Folgt mir, ihr Knaben.“ Er hob die Hand und ſetzte über Graben und Hecke, die ſich längs dem Wege hinzogen. Sogleich folgten die Brüder einer nach dem andern, nur Ode ritt ruhig auf dem Wege weiter, und als die Reiter zurückſprangen und lachend die aufgeregten Thiere zum Trabe bändigten, ſagte er kühl: „Wir haben heut einen langen Ritt und ein verſtauchtes Bein wird uns hindern.“ Aber das ſchnelle Weſen Immos gefiel doch den andern, ſie wandten ſich ſeitdem vertraulicher zu ihm und hörten theilnehmend auf ſeinen Bericht über die Zucht der Kloſterfüllen.

So ritt die Schaar in ſcharfem Trabe über die Fluren, voran Ortwin, der Sprecher, zuletzt Erwin, der Marſchall. Nahten die Reiter dem Wallgraben eines Dorfes, ſo blies Ortwin in ein Horn des Auerſtiers, das er am Riemen trug, und ſie ſprengten in die Dorfgaſſe vor den Hof des Ortsmeiſters, wo ſie anhielten, bis der Mann heraustrat. Verſchieden waren Gruß und Fragen, wenn er ein Freier und wenn er ein Höriger des Geſchlechtes war. Auch in der Flur hemmten die Reiter den Trab, wo Arbeiter auf dem Acker ſchafften oder wo Hirten weideten; dann eilten auch dieſe heran und berichteten: ob fremdes Volk über die Flur geſtrichen, ob ein Diebſtahl im Felde erkannt, ob ein Raubthier in die Gehege gebrochen ſei und ob ein Wanderer neue Kunde aus der Welt zugetragen habe. Verwundert ſtarrten die Landleute auf den fremden Reiter, aber wenn ſie ihn erkannten, traten ſie mit lautem Zuruf heran und boten ihm treuherzig die Hand, in den Dörfern drängten ſich auch die Weiber und Kinder um ihn und Immo hatte zuweilen Mühe ſich aus dem Haufen zu löſen, wenn Odo wartend nach ihm zurückſah.

Ueber kahle Höhen und Geſtrüpp ritten ſie in einen alten Buchenwald und zogen ſich zwiſchen mächtigen Stämmen, an denen ſelten die Axt klang, der Höhe zu. Dort gab Ortwin das Zeichen, aus der Tiefe vor ihnen antwortete ein ähnlicher Hornruf und wildes Geheul von Hunden. Die Reiter ſtiegen in ein Keſſelthal hinab und ſahen vor ſich die Hütte, welche der Sauhirt für den Sommer aus Stangenholz und Rinde zuſammengeſchlagen hatte, und daneben das Gehege für die Schweine. Es war ein düſterer Ort, in den Vertiefungen des aufgewühlten Bodens ſtand ſumpfiges Waſſer, um welches ſich die entblößten Baumwurzeln wie dicke Schlangen dahinwanden; das Roß Immos ſchnaubte und ſcheute vor der unholden Stätte. Ein rieſiger Mann in einem Rock aus Fellen, mit hohen Lederſtrümpfen und Schuhen, an denen noch die Haare hingen, kniete auf dem Boden, beſchäftigt einen toten Wolf abzubalgen. Er erhob ſich, ſcheuchte die anſpringende Meute und begann mit finſterem Lächeln: „Den alten Grauhund traf mein Holz dieſen Morgen. Wollt ihr, daß die Herde nicht zerſprengt werde, ſo helft ſelbſt die Wölfe ſchlagen, ihr Herren, denn ſeit vielen Jahren haben ſie nicht ſo arg zwiſchen den Hügeln geheult als in dieſem Sommer, ich allein mit den Knechten vermag ihrer nicht Herr zu werden. Die Nachtgänger wiſſen, daß die Helden in der Ebene ſich zur Kampfheide rüſten und ſie heulen nach ihrem Antheil an Lebendem und Totem."

„Was haſt du von der Herde verloren?" frug Odo.

Der Knecht wies auf eingekerbte Zeichen an den Pfoſten der Hütte. „Die Waldweide wird gut," ſagte er kurz, „und ihr könnt den Schaden ertragen. Ein fremdes Roß ſehe ich," ſetzte er hinzu, „aber darüber zwei Augen, die einſt meinen Wald ſo gut kannten als ich."

„Sei gegrüßt, Eberhard," rief Immo und faßte die Hand des Mannes.

Eberhard muſterte den Arm. „Es iſt eine Herrenfauſt. Kommſt du feſtzuhalten oder wegzugeben?"

„Ich gedenke zu bewahren, was mir zufällt," antwortete Immo.

Da erhellte ſich das Geſicht des Mannes und er rief: „Ich dachte wohl, daß du von dem Glockenſeil der Geſchorenen zurückkehren würdeſt. Denn du gehörſt zum Walde, und hier merkt der Mann andere Unſichtbare, welche ungern auf das Bimmeln der Oderſer Glocke hören." Er betrachtete die Brüder und fuhr dann fort: „Sechs Söhne Irmfrieds ſahen vor mir und allen weide ich mit meinen Knaben ihre Herden. Dennoch will ich wiſſen, wem ich ſelbſt in Zukunft angehöre, und ihr ſollt mir's kund thun."

Die Beiden ſahen einander lächelnd an. „Du ſollſt es wiſſen nach der Theilung."

„Meint ihr den alten Knecht gleich ſeiner Herde durch's Loos einem unter euch zuzuwerfen? Anders gedenke ich meinen Herrn zu finden. Steigt ab und folgt mir, ihr Jünglinge, denn ich will euch den Willen eures Vaters verkünden." Er führte hinter die Hütte zu dem ſtärkſten Eichbaum, den er mit Bündeln Aſtholz umſchichtet hatte. „Seit acht Jahren liegt das Aſtholz an dieſer Stelle und jedes Jahr binde ich und ſchichte ich auf's Neue, damit das Holz den fremden Augen verberge, was mir das liebſte Stück meiner Habe iſt." Als er geräumt hatte, ſah man an dem Stamme eine Waldaxt, die mit ſtarkem Schwunge eingetrieben war. „Dieſe Axt," begann der Hirt, „ſchlug Herr Irmfried in den Baum, als er das letztemal zu ſeinen Ebern kam. Damals bot er mir eine Hand zum Abſchiede, weil ich ihm ein treuer Knecht geweſen war, und die andere Hand legte er auf mein Haupt. Ich frug unter ſeinen Händen: Herr, wenn ihr nimmer heimkehrt, wem ſoll ich ferner dienen? Darauf ſprach er: Deiner Herrin Edith, ſo lange ſie dir das Brot hinausſendet und dir das Lager bereiten läßt, wenn du im Winter zum Hofe kehrſt. Ich antwortete: Das thue ich gern. Aber ſieben Friſchlinge laufen auf dem Hofe, und wenn mich die wilden Gewalten des Waldes bis zu dem Tage verſchonen, an welchem ihnen die Eberzähne ſchießen, welchem der jungen ſoll ich angehören? Laßt mich nur dem beſten dienen." „Wer der beſte wird, weiß nur der Chriſtengott, verſetzte der Herr, nicht ich. Herr, ſagte ich dagegen, der ſtärkſte iſt mir im Walde der beſte. Da ſprach der Herr: Wenn der Tag kommt, wo die Sieben mit einander zu deinem Baum treten, ſo nimm dieſe Axt, neu geſchärft und mit neuem Stiel, und biete ſie meinen Söhnen dar, damit jeder von ihnen die Axt in dieſen Baum ſchlage, mit dem beſten Schwunge den er vermag, der jüngſte zuerſt, der älteſte zuletzt, ſo wie ich ſie jetzt ſchlage. Und ſiebenmal ſollſt du ſelbſt die geſchwungene Axt aus dem Holz reißen, dabei prüfe, welcher von meinen Knaben am ſchärfſten ſchlägt; und der dir ſelbſt als der ſtärkſte erſcheint, dem magſt du dienen. Da hob Herr Irmfried ſeine Axt aus dem Sattelgurt und ſchlug ſie in den Stamm, ſo wie ſie jetzt noch hängt.“ Die Jünglinge traten neugierig an die Waffe des Vaters. Der Alte aber ſtellte ſich abwehrend davor und fuhr mit gehobenen Armen fort: „So bezeuge der Eichbaum und bezeuge die Herrenaxt, daß Held Irmfried mir ſolches Verſprechen gethan hat. Vor meinen Zeugen frage ich euch, ihr Söhne des Toten, ob ihr den Willen eures Vaters zu ehren gedenkt oder nicht.“

„Wir gedenken ſeines Willens,“ antwortete Odo.

„So helft auch mir, daß ich darnach zu thun vermag. Achtmal hat das Laub gegrünt, Niemand hat die Axt gehoben; das Eiſen iſt verroſtet, das Holz iſt herumgewachſen, ich ſelbſt hütete ſorglich meine Zeugen an ihrer Stelle. Jetzt aber naht die Zeit, wo ihr Sieben zu euren Tagen kommt und im Schwertgurt das Erbe eures Vaters theilen werdet. Für dieſen Tag muß ich den Stiel ſchnitzen und das Eiſen ſchärfen und darum will ich, daß heut einer von euch die Herrenaxt heraushebe und mir in die Hand lege, damit ich mein Recht gewinnen kann.“

Da rief der junge Adalmar nach dem Axtſtiel greifend: „Gefällt es euch, Brüder, ſo ſchärfe der Knecht zur Stelle die Schneide und heut ſchon prüfen wir die Kraft, damit er ſeinen Willen habe.“

„Mir aber gefällt es nicht, daß ihr leichtherzig an dem Stiele zerrt,“ verſetzte der Sauhirt finſter. „Nicht alle ſeid ihr verſammelt, der Jüngſte iſt noch ein Kindlein und ganz richtig begehre ich die Herrenwahl, wie euer Vater gebot. Heut will ich ſelbſt einen von euch rufen, der zuerſt nach ſeinem Vater den Stiel erfaſſen ſoll.“

Odo antwortete: „Wenn dein Ruf nur ein Spiel ſein ſoll, das dir gefällt, ſo ſpreche ich nicht dawider.“

Da ſprach der Hirt: „Ich aber wähle die Hand, die von

Wolfsblut roth iſt. Denn du, Immo, warſt der einzige, der dem alten Knechte die Hand gereicht hat, wie dein Vater that. Tritt an den Stamm und zucke dreimal, dann weiche zurück."

Immo trat herzu und rückte gewaltig am Holzgriff. Beim dritten Zuge brach der Stiel, Immo aber riß das Eiſen aus dem Baume, daß es auf den Grund fiel. Da hob der Alte das Eiſen auf und betrachtete es kopfſchüttelnd: „Eine Vorbedeutung erkenne ich für dich ſelbſt, Immo; feſt iſt dein Griff, mit dem du die Herrſchaft erwirbſt, doch hüte dich, daß ſie dir nicht bei haſtiger That entgleite. Ich aber bewahre die Axt bis zu dem Tage, an dem ſich der Knecht ſeinen Herrn ſucht."

Der Alte kehrte zu dem Wolfsbalg zurück, die Brüder ſchwangen ſich auf die Roſſe. Aus der Markung ihrer eigenen Dörfer führte Ortwin die Schaar auf fremden Grund.

Wenige Wegſtunden nordwärts umgab der Neſſebach mit Teichen und ſumpfigem Moor wie ein großer Wallgraben andere Höhen, an welchen fruchtbares Ackerland unter lichtem Laubwald lag. Auch dort waren alte Wohnſtätten der Thüringe, während hinter ihnen im Norden viele angeſiedelte Franken ſaßen, welchen der Graf von Tonna gebot; die Bauern vom Moor der Neſſe aber hielten ſich gern zu ihren Landgenoſſen am Walde. Sie waren ſtolz auf ihre Freiheit und wurden von den Dienſtmannen des Grafen als altväteriſch in Bräuchen und Bewaffnung verſpottet. Denn ſie zogen ungern zu Roſſe ins Feld, auch wenn ſie es vermochten. Aber ſie waren auch als trotzige Geſellen in der ganzen Gegend gefürchtet und man wußte, daß ſie in Kriegsfahrten ſtarke Fäuſte bewährt hatten.

Seit alter Zeit beſtand zwiſchen ihnen und dem Geſchlecht des Irmfried, welches um die rothen Berge wohnte, ein gutes Vernehmen. Niemand wußte zu ſagen, woher das Bündniß kam, es war ſeit je geweſen und die Weiſen ſagten, daß es ſchon lange beſtanden hatte, bevor die Ungarn ins Land brachen. Und es war ein alter Brauch, daß das Geſchlecht Irmfrieds bei allen Fehden, welche die Dörfer mit den Nachbarn hatten, und auch bei Miſſethaten, über welche das Geſchrei erhoben wurde, im Eiſenhemd herzuritt und mit den Freien dort gemeinſam die Abwehr und Rache betrieb; dafür zog auch die Jugend der Dörfer dem Geſchlecht mit Speer und Bogen zu Hilfe, wenn dieſes mit Andern verfeindet war. Dieſe gute Nachbarſchaft war den Grafen und den geiſtlichen Herren unlieb. Denn die Landleute wehrten ſich trotziger gegen jede neue Laſt, welche die Grafen auflegen wollten, und man ſagte ihnen nach, daß ſie auch heimlich abſeit von dem Grafenſtuhl unter einander Urtheil fänden gegen ihresgleichen in ſchweren Fällen.

Als die Reiter dem erſten Dorfe nahten, erhob Ortwin den Horngeſang und ſie fanden an Thor und Brücke die Alten des Dorfes aufgeſtellt. Odo ritt vor und wechſelte mit ihnen alte Sprüche, welche den Freien am Walde eigen waren und Anderen ungebräuchlich. „Im Sonnenſchein, beim Wandel des Mondes, unter glitzerndem und fallendem Stern kommen wir zu euch wegen Recht und Rache.“ Worauf die Bauern antworteten: „So grüße euch die Sonne, der Mond und der lichte Morgenſtern, ſeid willkommen in unſerer Burg.“ Und als die Reiter abgeſtiegen waren, wurde ihnen ein Trunk gereicht und den Roſſen Hafer in kleinen Krippen, dabei ſagte ein alter Bauer: „Freiwillig reitet ihr und freiwillig ſchütten wir den Hafer,“ worauf Odo antwortete: „Und wenn wir nicht ritten, dann würdet ihr reiten und wir würden euch den Hafer ſchütten.“ Darauf beſprach ſich Odo heimlich mit den Alten und die Schaar brach zum nächſten Dorfe auf.

Als ſie aus einem Gehölz herab kamen, um den Bach zu durchreiten, ſahen ſie vor ſich eine hohe Rauchwolke aus niedergebranntem Hauſe aufſteigen. Ortwin hielt und rückwärts gewandt ſah er ſeinen Bruder Odo bedeutungsvoll an, dieſer nickte und die andern Brüder tauſchten leiſe Worte. Als ſie nun weiter hinunterkamen zum Rand des Baches, fanden ſie die Furt durch einen Wagen geſperrt, Hausrath, Leinwand und Kleider lagen unordentlich und halbverbrannt darauf. Ein bleiches, vergrämtes Weib hockte auf dem Sitz und hielt ein ſchreiendes Kind in den Armen, während der Mann mit verſtörtem Geſicht und geſchwärzten Händen vergebens auf ſein Pferd ſchlug, damit das kraftloſe Thier aus dem ſtrudelnden Waſſer die Höhe gewinne. Der Mann grüßte die Reiter mit ſcheuem Blick, aber gleich darauf rief er kläglich um Hilfe. Doch Odo wandte das Pferd ab und die Brüder ſprengten aufwärts zu einer andern Stelle des Bachs, ohne den Gruß des Mannes zu erwiedern und ſeine Noth zu beachten. Immo, der im Kloſter gewöhnt war, den Armen und Nothleidenden Mitleid zu erweiſen, ſprach den Brüdern zu: „Schmählich iſt es, wegzureiten, während der Arme mit Weib und Kind im Waſſer ringt.“ Odo rief herriſch zurück: „Soll ich dir Gutes rathen, ſo folge uns, ohne dieſen anzureden.“

„Pfui über euch,“ rief Immo wieder, „daß ihr ein Weib und Kind in der Angſt zurücklaßt.“ Er ſprang ab, band ſein Pferd an einen Baum und watete in das tiefe Waſſer. „Treibe noch einmal,“ rieth er dem Manne und griff ſelbſt mit voller Kraft in die Räder, die Peitſche knallte, der Mann ſchrie und mit der Hilfe des Starken gelang es, den Karren aus dem Bach heraufzuführen. „Wer biſt du?“ frug Immo, „und warum entfährſt du hilflos der Feuerſtätte?“

„Hunold bin ich genannt, wir gehören dem großen Biſchof zu Erfurt. Sein Vogt hat mich auf neuer Rodung angeſiedelt, im Frühjahr haben ſeine Leute mir geholfen, die Hütte zu bauen. In dieſer Nacht wurde ſie mir niedergeſengt und als der Hund in der Stube bellte und ich erwachte, war die Thür von außen verſchlagen. Mit der Axt mußte ich ſie unter loderndem Feuer ausbrechen, um dieſe zu retten. Einſam blieb ich während des Mordbrandes, kein Nothſchrei führte mir einen Helfer zu.“

„Und wo willſt du hin, Unglücklicher?“

„Hinweg von hier, die Flur iſt unheimlich für Fremde; den Herrn Vogt will ich anflehen, daß er mich anſiedle, wo es auch ſei, nur weit von hier. Beſchwerlich iſt ein Lager unter den Diſteln.“ Das Weib heulte und das Kind ſchrie, Immo griff in den Beutel, den ihm der Abt geſchenkt hatte, und legte der Frau eine Handvoll runden Silberblechs in den Schoß. „Aus dem Kloſter ſeid ihr blanken, und in Kloſterweiſe ſtreue ich euch aus,“ ſagte er gutherzig. Er ſchüttelte ſich das Waſſer aus dem triefenden Gewande, ſprang in den Sattel und ritt den Brüdern in geſtrecktem Laufe nach. Als er ihre Schaar erreichte, warfen die Andern finſtere Blicke auf ihn und wandten die Geſichter ab.

„Seit wann beſchützen die Söhne Irmfrieds den nächtlichen Mordbrand?“ frug Immo zu Odo reitend verächtlich.

„Nicht wir haben das Feuer entzündet,“ erwiederte Odo. „Kränkt dich, daß wir von einem Vogelfreien abwärts ritten, ſo kränkt uns deine hilfreiche Hand.“

„Galt euch der Mann als vogelfrei, ſo lobe ich den Brauch nicht, ihm Weib und Kind zu ſengen.“

„Führt der Hahn ſein Volk in die Burg des Fuchſes, ſo büßt es Henne und Huhn. Ich rieth dir nicht, unſerm Ritt zu folgen.“

„Unwillkommen iſt der Mahner,“ rief Ortwin, „der unſere Bräuche nicht kennt.“

Und Erwin: „Dünkſt du dich klüger als deine Landsleute, ſo wärſt du beſſer bei den Mönchen geblieben.“

„Kommſt du uns Mönchslehre zu geben,“ ſpottete Adalmar, „ſo wirſt du hier eine demüthige Gemeinde nicht finden.“

„Wie die Eule ſchreiſt du deinen Warnungsruf und dein Geſang klingt widerwärtig im Lande,“ höhnte auch der junge Arnfried.

„Daß ich der älteſte unter euch bin,“ verſetzte Immo ſich hoch im Sattel aufrichtend, „das will ich euch, ihr zuchtloſen Knaben, bewähren durch meine Lehre, die ihr mit Achtung hören mögt, und durch die Fauſt, mit der ich die Ungehorſamen ſtrafe.“ Sein Roß ſetzte im Sprunge zwiſchen die Schreier und ſo gebieteriſch war ſeine Haltung, daß die Jüngeren verſtummten.

„Du irrſt, Immo,“ begann Odo, „nicht du biſt der erſte im Hofe und auf unſerer Flur, und nicht dir kommt es zu, die Knaben zu ziehen, ſondern mir. Denn ich bin, da der Oheim uns verfeindet iſt, der älteſte des Geſchlechts, welcher ein Schwert trägt und auf Heldenwerk denkt, du aber wirſt ein betender Pfaffe.“

„Ob ich dereinſt ein geiſtliches Gewand tragen werde oder nicht, jetzt führe ich mein Schwert wie ihr, und die Ehre des Aelteſten fordere ich als mein Recht, das nicht du und kein Anderer mir nehmen ſoll.“

„Nicht die Jahre allein zählen wir, auch die Thaten des Mannes,“ antwortete Odo. „Während du auf der Schülerbank ſaßeſt, zog ich mit deinen Brüdern zum Kampf. Viermal hielt ich die Schildfeſſel im Grenzkriege gegen die Slaven, auch deine jüngeren Brüder ſind mehr als einmal auf die Kampfhaide geritten. Wo ſind die Heldenthaten, deren du dich rühmen kannſt?“

„Ihr ſahet zu, wenn Häuſer brannten und Weiber in der Noth ihre Arme heben. Wenig vermag ich eure Kriegsthaten zu loben,“ rief Immo. „Fahret dahin auf eurem Wege, ich finde den meinen allein.“ Er wendete zornig ſein Roß und ritt ſeitwärts über die Flur.

Als Immo in beſchwertem Muthe dahin fuhr, hörte er aus der Ferne kunſtvollen Peitſchenknall, einen Gruß, den er wohl kannte. Er ſprengte über das Brachfeld zu dem Acker, den Brunico, der Bruder des Mönches Rigbert, mit den Ochſen des Vaters pflügte. Der junge Landmann hielt an, Immo ſtreckte ſchon von weitem die Hand aus, den Jugendgeſpielen zu begrüßen. „Denkſt du der Reden,“ ſprach Immo, „die wir einſt in unſerm Hofe tauſchten; daß wir mit einander im Eiſenhemd reiten wollten?“

Brunico nickte. „Langſam wandeln die Ochſen und langweilig dünkt mich die Schollen zu treten.“

„Ich komme dich mahnen, ob du mit mir zum Heere des Königs ziehen willſt als mein vertrauter Mann, der ſich mir für die Schwertreiſe gelobt.“

Die Augen Brunicos glänzten. „Wenn der König und der Markgraf nur noch ein Jahr warten wollten, bevor ſie auf einander losſchlagen, ſo wäre das beſſer wegen des Hengſtes, auf dem ich dich begleiten will. Denn das Roß iſt noch jung für die Kriegsfahrt. Ich ſelber bin meines Vaters Sohn und ſitze an ſeiner Bank. Und wenn ich auch etwas thun will, ſo bin ich doch der Worte nicht mächtig, um den Alten zu bereden; das mußt du wagen. Und dann gibt es noch Jemanden, den ich gern darum früge.“

„Iſt die Jungfrau aus eurem Dorfe?“ frug Immo lächelnd.

Brunico ſchüttelte das Haupt und wies nach Oſten. „Weiter aufwärts am Bach. In der nächſten Nacht hole ich dort Beſcheid.“

Als Immo die Schaar der Brüder aus dem Dorfe reiten ſah, lenkte er ſein Pferd dem Hofe des Baldhard zu. Der Bauer ſtand in ſeinem Hofthor. „Sei gegrüßt, Immo,“ rief er ihm zu, „einem Helden gleichſt du auf deinem Roſſe; reite ein, damit du der Mutter von ihrem Kinde erzählen kannſt.“

Immo ſaß zwiſchen den beiden Alten und vertraulicher als gegen ſein eigenes Geſchlecht ſprach er zu ihnen vom Kloſter und von der treuen Geſinnung des Rigbert. Frau Sunihild trug auf was ſie vermochte, um den Gaſt zu ehren, und pries ihn glücklich, daß er den Heiligen dienen ſollte; doch in der Miene des Hausherrn erkannte Immo trotz der gutherzigen Weiſe eine Unzufriedenheit. „Manches Mal haſt du mir Gutes gerathen, Vater,“ begann Immo, „auch heut begehre ich etwas von dir, was meiner Zukunft nützen ſoll.“

„Willſt du Geheimes von mir hören,“ verſetzte der Alte, „ſo tritt hinaus ins Freie, denn der Wind, der über das Halmfeld weht, verträgt geheime Worte beſſer als die hallende Hauswand.“ Baldhard führte ſeinen Gaſt aus der Niederung nach der alten Grenzeiche, die auf freier Höhe weit im Lande ſichtbar ſtand. „Du kennſt die Sage,“ begann der Alte, „welche verkündet, daß um dieſe Eiche vor Zeiten ein Lintwurm gehauſt hat, welcher Feuer in die Höfe trug und ſich die Menſchen zum Fraß raubte, bis einmal ein ſtarker Held mit ſeinem kleinen Sohn des Weges kam. Dieſer ſetzte ſeinen Sohn auf einen Stein, und als der Arge herankam das Kind zu holen, erlegte der Held den Wurm, aber ihn ſelbſt verbrannte die flammende Lohe, welche aus dem Rachen des Unthiers kam. Ein Weib aus unſerm Dorfe drang muthig zu der Stätte, ſie fand den Helden tot, den Knaben unverſehrt unter brennendem Holz und verſengtem Gras. Unſere Väter meinen, der Knabe ſei von deinem Geſchlecht geweſen und das Weib, welches ihn bewahrte und erzog, von meinem. Darum iſt dies die Stelle, wo ich mit dir am liebſten vertraulich reden will.“ Er trat unter die Eiche, wies nordwärts über die große Flur ſeines Dorfes und die benachbarten Markungen und begann: „So weit du hier das Land ſiehſt, war einſt Alles freies Erbe handfeſter Männer, ſiehe zu, was die Kirche und die Grafen daraus gemacht haben. In allen Dörfern liegen jetzt die Hufen unter verſchiedenem Recht. Viele gehören den Mönchen deines Kloſters, andere den Mönchen von Fulda, noch mehre dem Erzbiſchof von Mainz, und was am leidigſten iſt, viele auch den gräflichen Dienſtmannen. Dieſe ſitzen unter uns und ſperren, wenn ſie es vermögen, ihre Höfe mit einem Graben gegen das Dorf, obgleich ſie vielleicht als unfreie Leute unter der Fauſt der Grafen ſtehen. Völlig zerriſſen iſt die Gemeinſchaft der Dorfgenoſſen, ſchon ſind an vielen Stätten unſeres Stammes die Freien in der Minderzahl, alljährlich verſchlingen die Kirche oder fremde Gebieter mehr von unſern Hufen und Behauſungen. Wie ſollen die Landleute noch zuſammen halten, wenn ſie von allerlei Herren Befehle empfangen und um die Gunſt Verſchiedener zu ſorgen haben. Keine Dorflinde kenne ich, unter welcher der Friede bewahrt wird, bei jeder Fehde der Großen ſtreiten die Genoſſen deſſelben Dorfes gegen einander und über jede Flur reiten fremde Herrenroſſe. Wer aber mächtig iſt, ob er die Kutte trägt oder den Schwertgurt, der weiß ſich auszubreiten, wenn er ſich einmal in einer Flur eingeniſtet hat. In unſerem Dorf mißlang es den Fremden bisher noch in den Bund der Freien einzubringen. Denn wenn die Grafen wider das Recht im Gemeindeholz gerodet hatten, um ihre Leibeigenen anzuſiedeln, ſo weigerten unſere Knaben den Unfreien Gruß und Verkehr auf dem Anger und verbrannten bei Nacht die neuen Hütten.“ Er ſah mit einem wilden Blick nach der Seite, von welcher die Rauchſäule aufſtieg. „Ich ſelbſt habe einen Sohn auf den Altar gelegt, weil die Mutter das weinend von mir erbat, und ich hoffe, die Gabe wird den Heiligen willkommen ſein. Auch bin ich nicht ſäumig, dem Kloſter Spenden zu geben, und mehr als ein Füllen und manches junge Rind habe ich nach Ordorf geführt. Aber das Land, auf dem wir im Herrenſchuh ſchreiten, wollen wir, ſoweit es uns noch geblieben iſt, vor den begehrlichen Mönchen bewahren, obgleich ſie uns viel Günſtiges in der großen Wolkenburg verheißen. Darum vernahmen wir Landleute mit Trauer, daß dein Geſchlecht um deinetwillen eine gute Burg der Kirche übergeben will. Denn wir gedenken wohl, daß die rothen Berge zur Zeit unſerer Väter der ganzen Landſchaft vor den wilden Ungarn Zuflucht gewährt haben. Damals lagen die Weiber und Kinder und das Herdenvieh unſerer Dörfer in eurem Bergwall und die Männer verſchanzten die Thalwege und die Höhen mit Verhau und Waſſer und wehrten den Einbruch der grauſamen Heiden ſiegreich ab. Damals öffnete dein Geſchlecht uns die rettende Burg und ſeine Helden geboten im Kampfe. Jetzt aber ſollen die Pfaffen dort herrſchen und Niemand weiß, wem ſie bei einer Fehde anhängen werden.“

Immo ergriff die Hand des Bauern. „Vater, ſo wie du, denke auch ich. Wenn ich es zu hindern vermag, ſoll kein Geſchorener auf der Mühlburg gebieten, nicht der Erzbiſchof und nicht ein Anderer."

„Du ſelbſt aber biſt der Kirche verlobt?" frug Baldhard erſtaunt.

„Als Kriegsmann will ich zu König Heinrich reiten, wie ſehr auch meine Mutter traure, und gerade deshalb komme ich zu dir."

„Wahrlich," rief der Bauer, dem Jüngling kräftig die Hand drückend, „jetzt gefällſt du mir ganz und gar, Immo, und ich hoffe auch, obwohl du jung biſt, daß du dieſen Sinn bewahrſt und in deinem Leben allem Herrendienſt widerſtehſt."

„Gefällt dir was ich will, mein Vater," fuhr Immo fort, „ſo hilf mir auch, daß ich's ausführe. Denn nicht als Einzelner möchte ich dem König zuziehen, ſondern mit der Jugend unſerer Dörfer. Auch deinen Sohn Brunico, der einſt mein Geſpiele war, erbitte ich von dir für die erſte Schwertreiſe."

Baldhards Geſicht zog ſich ernſt zuſammen und er überlegte lange, bevor er entgegnete: „Willſt du mit einem Gefolge, wie dir geziemt, zum Heer des Königs reiſen, ſo ſiehe zu, ob dir manche unſerer jungen Männer mit freiem Willen folgen, ich wehre dir's nicht und ich ſpreche nicht dagegen. Doch einen Heerdienſt über das harte Maß, welches uns ohnedies aufgelegt iſt, vermag ich auch nicht zu loben."

„Vielleicht gefällt dir der Zug beſſer, mein Vater," beredete Immo, „wenn du ſelbſt an das denkſt, was wir an deinem Herde über den böſen Willen der thüringiſchen Grafen ſprachen. Denn iſt der König in Bedrängniß durch die Untreue der Großen, ſo wird er es rühmen, wenn die freien Waldleute ihm jetzt ihre Treue beweiſen, und darum mag der Zug euch in Zukunft frommen gegen die Grafen."

„Verſtändig ſprichſt du, um mich zu überreden," verſetzte der Alte, „aber wer mehr thut als ihm obliegt, der wagt vielleicht auch mehr als ihm Recht iſt. Wenn der König ſeinen Feinden unterliegt, dann würden wir's büßen, daß wir mehr

Eifer gezeigt haben, als uns geboten war. Darum dürfen unſere Knaben nur als Freigänger der Donau zuziehen, auf ihre eigene Gefahr und ohne Ladung der Gemeinde. Nützt uns ihr Zug beim Könige, ſo haben wir den Vortheil, im andern Falle tragen ſie den Schaden. Ich ſehe auch ungern, daß du meinen jüngſten Knaben zu deinem Roßdienſt werben willſt, und ich würde dir ihn am liebſten verſagen. Aber ich gedenke, daß es mir nützen kann, wenn mein Geſchlecht ſich dem deinen werth erhält. Auch der Kriegskunſt des Knaben kann es frommen, daß er einmal an deiner Seite ſich im Schwertdienſte übt. Dennoch fürchte ich für ihn die Verführung. Denn wenn er mit dir unter dem Rittervolk dahinfährt, werden ihm die rothen Strümpfe der fränkiſchen Dienſtmannen und ihr weißer Schwertgurt vielleicht gefallen und er wird fortan lieber den Speer halten als den Pflugſterz. Ich aber kann nicht ertragen, daß der ehrliche Bau in unſerer Flur ihm verleidet wird. Darum gelobe mir, daß du meinen Knaben nur auf Jahr und Tag an dich bindeſt und daß du ihm, ſoweit du vermagſt, ſein Heimatsdorf lieb erhältſt und auch die Peitſche, mit welcher er einſt auf ſeinem freien Erbe über Rinder und Roſſe gebieten ſoll.“

Das gelobte Immo und in gutem Einvernehmen verhandelten Beide über die Fahrt zum König.

Als Letzter kehrte Immo am Abend in den Saal zurück, die Brüder ſaßen zuſammen an der Bank, beachteten ſeinen Eintritt wenig und ſprachen leiſe mit einander. Immo ſah finſter über ſie weg, begrüßte die Mutter, welche auf ihrem Stuhl ſeine Ankunft erwartet hatte, und ſetzte ſich abſeit. Ihm gegenüber hingen an der Wand die Rüſtungen, welche ſein Vater als Siegeszeichen aus dem Kriege heimgebracht hatte, daneben auch Slavenſchwerter und Streitkeulen, die er noch nicht kannte. Er wußte, es waren Beuteſtücke ſeiner jüngeren Brüder. Da wurde ihm der Sinn noch mehr beſchwert; er trat an eine Rüſtung ſeiner Ahnen, hob das Schwert vom

Pflock, trug es zu ſeinem Sitz, zog es aus der Scheide, prüfte ſeine Schärfe und legte es neben ſich. Odo ſtand ſchweigend auf, nahm die Waffe weg und ſchritt zu dem Nagel, um ſie aufzuhängen. Da fuhr Immo empor, riß dem Bruder das Schwert aus der Hand und rief: „Unheil bringe dir der Griff nach meiner Waffe, denn dies Erbſtück des Geſchlechtes fällt nach dem Brauch dem älteſten zu.“

„Vielleicht dem älteſten Kriegsmann,“ verſetzte Odo, „der aber biſt du nicht. Beſſeres hat das gute Eiſen verdient als an der Seite eines Pfaffen zu hängen, der das Schwert nur trägt, wenn er ſeines geſchorenen Haares vergißt.“

„Verſuche es zu nehmen,“ drohte Immo, „ſo ſollſt du ſelbſt erfahren, ob meine Hand es zu ſchwingen vermag.“

Gertrud, die zu den Füßen der Herrin ſaß, that einen gellenden Schrei. Edith erhob ſich aus ihren Gedanken und als ſie die Brüder kampfluſtig gegen einander ſah, wurde ihr Antlitz totenbleich und ſie ſtürzte zwiſchen die Hadernden: „Gib mir die Waffe, Immo,“ rief ſie und faßte die Scheide, „Unheil hängt an dem Eiſen.“ Sie löſte die Waffe aus der Hand des Sohnes. „Wiſſet, ihr Zornigen, euer Vater ſelbſt mied das Schwert, denn er trug es an einem Tage, der ihn oft gereut hat. Und als ein Unglückszeichen hängt es ſeitdem ungebraucht an der Wand. Harret der Zeit, wo das Loos geworfen wird über dieſe und andere Habe, ich meine, keiner von euch wird dann noch lüſtern ſein, die Waffe an ſich zu reißen.“ Sie hing das Schwert an den Pflock und trat zu ihrem Sitz zurück, während die Söhne von einander abgewandt gegen ihren Unwillen rangen.

Die Mutter, in deren Antlitz noch der Schrecken zuckte, gebot von der Höhe: „Thöricht war euer Streit. Den Frieden des Hauſes habt ihr gebrochen, gleich unbändigen Knaben widerſtrebt ihr einander. Reichet euch die Hand zur Verſöhnung, damit auch ich euren Frevel vergeſſe.“ Und da die Söhne unbeweglich ſtanden, rief ſie mit flammenden Augen: „Du zuerſt, Immo, ich befehle es." Widerwillig ſtreckte Immo die Hand aus, die Odo ebenſo ergriff. Ein langes unbehagliches Schweigen folgte, endlich begann Edith: „Sage mir, Immo, wie kommt es doch, daß du zu deiner Mutter ſo gar nicht von dem Kloſter ſprichſt und von deiner Lehrzeit."

„Du ſelbſt weißt, Mutter, daß es nicht ziemt, die Geheimniſſe des Kloſters kund zu thun."

„Iſt denn Alles geheim, was ein Schüler dort erfährt?" frug die Mutter. „Ich meine, nur die Mönche ſind gebunden."

„Auch mich bindet ein Gelöbniß, das ich vor Herrn Bernheri gethan," erwiederte Immo.

„Dann lobe ich dein Schweigen," fuhr Edith fort, „doch laß die Mutter noch eine Frage thun, wie kommt es doch, daß du die frommen Väter zu Ordorf nicht begrüßt haſt, da du doch ſonſt jeden Tag durch die Flur reiteſt? Mancher von ihnen kennt dich aus dem Kloſter und von früher her und mehr als einer will dir wohl. Und daß ich dir Alles ſage, der Magiſter war heut in unſerm Hofe, deinetwegen kam er hierher und er klagte, daß die Väter und die Scholaſtiker in ſeiner Zelle ſich beſchwert fühlen, weil du dich von ihnen fern hältſt, obgleich du doch auf der Waſſenburg mit den Dienſtmannen verkehrt haſt."

„Gute Kundſchaft haben die Mönche," entgegnete Immo bitter, „und neugierig ſchleichen ſie hin und her."

„Du haſt Unrecht," verſetzte Edith, „guten Leumund haben ſie im Lande." Da Immo ſchwieg, fuhr ſie fort: „Der Magiſter klagte, daß ein Bruder, der von dem großen Mann Tutilo geſandt iſt, ſchwere Kunde aus dem Kloſter gebracht habe. Von hartem Zwiſt der Mönche ſprach er und daß viele aus dem Kloſter ſcheiden wollten. Auch dem Boten des Tutilo lag es ſehr am Herzen, daß du in die Zelle nach Ordorf kämeſt."

„Wenn ein Bote Tutilos mich ladet," rief Immo, „ſo wird er vergeblich harren. Er mag ſeine Botſchaft, wenn er es wagt, hierher zu meinem Ohr tragen." Immo ſchritt aus der Halle in Mißbehagen und Sorge. Er gedachte einer guten Lehre des Bertram, die er nicht befolgt hatte. Weil er der Mutter und den Brüdern am erſten Tag ſeinen Willen verborgen hatte, fand er ſich in Widerwärtigkeiten verſtrickt. Auf den Beifall der Brüder durfte er nicht mehr hoffen und das Herzeleid der Mutter ängſtigte ihn jetzt viel mehr als auf der Reiſe. Dennoch erkannte er, daß er ſeinen kriegeriſchen Sinn nicht länger bergen durfte, und er beſchloß, am nächſten Tage ſich zuerſt den Brüdern mit verſöhnlichem Gemüth zu eröffnen und darauf der lieben Mutter. Als er aber nach wortkargem Abend in ſeinem Schlafgemach wieder den Weihrauch roch und die Kerze und die geſtickte Herrendecke ſah, da bedrängte ihn die Ehre ſchwer, und auch am andern Morgen machten ihm die zwitſchernden Vögel und der pfeifende Knabe das gepreßte Herz nicht leichter.

Auf einem Vorſprunge des Mühlbergs waren die ſtreitbaren Söhne Irmfrieds verſammelt, dazu die Dienſtmannen, welche die Burg und die Wartthürme der nächſten Höhen beſetzt hielten. Hinter den Männern erhob ſich die ſtarke Burgmauer, welche die beiden Thürme und das hohe Dach eines Herrenſaals umſchloß, ſeitwärts ragten die Gipfel und Bergleiten des langgezogenen Ringwalls. Gerade unter dem Vorſprung war der Ring gegen das Thal geöffnet, gegenüber dem Mühlberg ſtand ein hoher Vorberg, gekrönt mit feſtem Thurme, die beiden Höhen beſchützten gleich Schanzen den Zugang. Durch die Thalöffnung dazwiſchen warf die Abendſonne ihr Licht in die umſchloſſene Tiefe, auf Ackerſtücke und Wieſen, und auf den großen mit hohem Rohr bewachſenen Teich, über welchem dichte Schwärme von Staaren und Waſſervögeln auf und niederflogen in unaufhörlichem Schwatzen und Zanken. Hoch aber über ihnen zogen zwei Bergadler ihre Kreiſe, bis ſie in die Wolken der flatternden Vögel hinabſtießen ihre Beute zu holen, dann ſchrie und rauſchte der ungeheure Schwarm und ſtob in wildem Getümmel auseinander.

Immo ſtand ſeinen Brüdern gegenüber. Er ſagte ihnen, daß er für die Tage ſeiner Zukunft den Schwertgurt gewählt habe ſtatt der Stola, und er bat ſie mit herzlichen Worten, ihn als Bruder in ihre Genoſſenſchaft zu nehmen und ihm als ſein Recht die Ehren des älteſten zu gewähren und ſeinen Antheil am Erbe. Er geſtand ihnen auch, daß er dem König zuziehen wolle, und daß ſeine Ehre nicht geſtatte, als Landloſer unter den andern Edlen zu reiten.

Als er ſeinen Willen verkündete, ein Kriegsmann zu werden, riefen ihm die Dienſtmannen Heil und ſchlugen ihre Waffen zuſammen, die Brüder aber ſtanden mit umwölkter Stirn und waren nicht willig ihm nachzugeben. Endlich begann Odo: „Hat ſich dein Sinn ſo gewandelt, daß du gegen den Willen der Eltern ein Kriegsmann werden willſt, ſo ſiehe zu, wie du dich vor unſerer Mutter entſchuldigſt. Darüber mit dir zu rechten, ſteht uns Brüdern nicht zu. Die Theilung des Vatererbes aber vollbringen wir erſt in Jahr und Tag, wenn das Kind Gottfried ſein Schwert trägt und bei der Theilung als Jüngſter ſein Recht ausüben darf, vorweg zu wählen. Denn ſo iſt es beſchloſſen und wir alle haben uns ſeither in der Gemeinſchaft wohl befunden. Die Mühlburg hatten wir widerwillig auf das Bitten der Mutter von dem Erbtheil ausgeſchieden, doch nur für den Fall, daß du die Pflicht der Weihen über dich nimmſt, welche das Geſchlecht dir aufgelegt hat. Weigerſt du dich dein Haupt zu ſcheren, ſo beſtehen wir andern darauf, daß die Burg uns allen gemeinſam bleibe bis zur Theilung. Die Herrſchaft aber im Geſchlechte, über Dienſtmannen und Höfe geſtehen wir dir nicht zu, obgleich du an Jahren der älteſte biſt, denn aus dem Kloſter kommſt du, fremd dem Lande und fremd kriegeriſcher Sitte, und wir vermögen Keinem, der von der Schülerbank entlief, die Sorge um unſer Wohl und Wehe zu übergeben. Ziehe du dem Heere des Königs zu, wenn dich der Wunſch übermächtig treibt, verſuche, ob du dort als Aelteſter Ehre gewinnſt. Im Walde aber und im Thale der Heimat behaupte ich bis zur Theilung mein Recht, die Brüder und Mannen zu führen.“

Immos Hand ballte ſich und das Blut ſchoß ihm zum Haupte, aber Berthold, der alte Dienſtmann, welcher in der Mühlburg gebot, trat ſchnell in den Ring und begann gegen Odo: „Traurig iſt dieſer Tag für einen Alten, der euch beide auf dem Arme hielt, als ihr noch lachende Kinder wart. Euch Herrenſöhnen ſteht wohl an, heiß nach Ehre und Macht zu ſtreben, doch hörte ich den Mann noch höher rühmen, der ſich friedlich mit ſeinem Geſchlecht verträgt. Aber deiner Rede, Herr Odo, muß ich widerſtehen. Denn nicht zwiſchen euch allein ſchwebt der Streit, auch uns verdirbt er das Leben. Das Erbe des Vaters mögt ihr theilen, wann es euch gefällt, über die Ehre des Aelteſten aber müßt ihr euch zur Stelle entſcheiden. Das fordern wir, die wir euch dienen, als unſer Recht. Ihr ladet uns und gebietet, daß wir auf die Kampfhaide ziehen und gegen Jeden ſtreiten, der euer Feind iſt, und Jeden ehren, den ihr ehrt. Dem Geſchlecht Irmfrieds haben wir Treue geſchworen und wir folgen, ſolange das Erbe ungetheilt iſt, dem Aelteſten. Bisher warſt du, Odo, uns der älteſte. Jetzt aber ſteht ein Bruder, der an Jahren dir voraus iſt, im Schwertgurt gegen dich und begehrt ſein Geburtsrecht. Euch beiden zugleich vermag keiner von uns zu gehorchen, wenn ihr uneinig ſeid. Und ich ſage dir, wir Dienſtmannen müſſen, bevor die Sonne untergeht, den Herrn erkennen, welchem wir fortan folgen. Darum vertragt euch zur Stelle gütlich, was ich herzlich wünſche, oder entſcheidet euren Streit wie Helden geziemt, indem ihr ein Urtheil ſucht vom Himmel oder von der Erde oder von eurem Schwert.“

„Gut ſpricht der Alte,“ rief Immo. „Ich biete dir die Hand zur Verſöhnung, mein Bruder, behalte du bis zur Theilung das Recht der Erſtgeburt in allen Höfen, ja auch unter den Nachbarn, welche uns freiwillig ehren; mir laßt die Burg mit den Bergen und den Dienſtmannen, bis in Jahr und Tag das ganze Geſchlecht ſich gütlich vergleicht.“

„Hältſt du die rothen Berge in deiner Hand,“ verſetzte Odo, „ſo bleibt das Geſchlecht in der Ebene wehrlos und die Mutter und die Brüder mögen büßen, was dein wechſelnder Sinn ihnen erfindet. Nöthig ſcheint mir, daß in dem Kriege, der jetzt entbrennt, Land und Leute in einer Hand ſtehen, damit nicht auf dem Grunde unſerer Väter der Kampf zwiſchen Brüdern beginne. Darum vermag ich nicht nach deinem Willen zu thun, ſelbſt wenn ich dir beſſere Geſinnung gegen uns zutraute, als du zeither bewieſen haſt, und bevor ich dir nachgebe, hole ich ein Urtheil von meiner Schwertſeite.“ Er griff nach dem Schwert, die Brüder ſammelten ſich um ihn.

„So bezeugt mir, ihr Helden, die ihr meinem Geſchlechte dient,“ rief Immo in aufbrennender Wuth, „bezeuge mir, hoher Himmel und du Grund meiner Väter, daß ich den gerechten Stolz gebändigt und ihm nachgegeben habe, ſoweit ich vermochte, und daß er mich ſchmäht und meinen guten Willen verachtet. Entehrt vermag ich nicht zu leben, das Blut des Bruders ſcheue ich mich zu vergießen. Darum fordre ich ein Urtheil vom Himmel oder aus der Tiefe. Beſſer iſt es, daß einer von uns beiden dahinſchwinde, als daß das ganze Geſchlecht in Zwiſt verderbe. Seht um euch, ihr Männer, wo ihr ſteht, die rothen Berge gleißen und leuchten zu der Herrenwahl und die in der Erde hauſen, rüſten ſich einen Helden zu empfangen.“ Er wies vor ſich hin, die Tiefe lag in grauem Dämmer, der Dunſt auf Waſſer und Wieſe ſchied den Bergring von der Ebene; wie abgelöſt vom Boden ſchwebten die Gipfel in der Luft und in der Abendſonne leuchtete das Erdreich gleich glühendem Metall.

„Gewaltig ſind die Worte, die du in der Schule gelern haſt,“ warf ihm Odo mit düſterm Blick entgegen, „doch ſchwerlich gleicht ihnen die That. Du warſt behend, über geſchorene

Köpfe zu hüpfen, aber denke nicht, dich ebenſo mit leichtem Fuß in die Ehre des Geſchlechts zu ſchwingen.“

„Verhöhnſt du meine Sprünge,“ ſchrie Immo außer ſich, „ſo wage auch du mir einen Sprung nachzuthun, den ich jetzt um mein Recht wage. Das Gottesurtheil hole ich von dem Boden unſrer Väter, vertrauſt du deinem Recht, ſo folge mir nach, oder entweiche.“ Er wies nach der Seite.

Dort gähnte wenige Schritte von den Männern ein Erdriß, der nahe am Gipfel begann und ſich bis zum Fuß des Berges hinzog. Vielleicht hatte das herabſtürzende Waſſer die Kluft geöffnet, vielleicht hatte unterirdiſche Gewalt das Gefüge des Bodens geſprengt. Die Stelle war unheimlich, und die Leute wußten, daß ſich die Schlucht in mancher Zeit ſchloß und wieder öffnete, ſo oft Unheil die Landſchaft bedrohte. Nackt und kahl ſtarrte das wilde Erdreich in dem Spalt, kein grünes Kraut haftete darin, nur beim Gewitterregen rauſchten ſchäumend die Waſſer in trübem Schwall hinab und führten den rothen Schlamm über das lichte Gehölz und den Wieſengrund. Ungern klomm Jemand längs dem Riß hinab, denn man ſagte, daß dort der Eingang in das Innere des Berges ſei, und daß böſe Gewalten aus dem Reich des alten Gottes das Thor hüteten. Mehr als einer der Burgleute hatte bei Nacht ihr Geſchrei gehört, Schnauben der Roſſe und Bellen der Hunde, und Viele hatten im Abendlicht erkannt, wie große Rudel von Wölfen hinein- und herausfuhren. Jetzt gerade war der Riß auf der Oberfläche breiter als wohl ſonſt, an manchen Stellen ſo tief, daß man von oben in das Innere des Berges hineinzuſehen meinte.

Immo ſprang an den Schlund, aber Berthold lief ihm nach und ſchlang die Arme um ihn. „Halt ein,“ bat er, „greulich iſt die Stelle, kein Menſchenfuß vermag die Tiefe zu überfliegen, fürchte die Unſichtbaren, welche dort unten lauern.“

Aber Immo ſchüttelte den Alten ab und rief: „Den guten Gewalten meines Lebens vertraue ich, ob ſie mir gnädig ſind.

Sieh her, Odo, der Springer ſchwingt ſich in ſein Erbe, folge mir, Kriegsmann, wenn du vermagſt.“ Und weit ausholend ſetzte er in mächtigem Schwunge über den Schlund. Erſchrocken ſahen die Männer die wilde That, als er aber am andern Rand des Schlundes auf die Knie ſank und die beiden Arme gegen die untergehende Sonne hob, da ſchrien die wilden Genoſſen lautes Heil und zogen die Schwerter. Im nächſten Augenblick verſtummten die Rufe, der Leib eines Mannes ſank mit ſchwerem Fall, Odo ſtürzte in die Tiefe. Immo wandte ſich um und Entſetzen durchfuhr ihn, als er den Bruder undeutlich unter ſich liegen ſah. Die jüngeren Brüder liefen abwärts, die Gewappneten drängten ſich mit ſtarren Blicken um den Spalt. Sobald aber Immo erkannte, daß Odo, der weiter abwärts an das Licht getragen wurde, die Glieder regte und ſich auf die Schulter eines Bruders ſtützte, hob er ſich empor auf den Vorſprung, der untergehenden Sonne zu, riß das Schwert aus der Scheide, ſchwang es dreimal gegen die Sonne und rief: „Zu mir, ihr Helden. Von der Sonne holten meine Ahnen ihr Recht und von keinem geborenen Manne. Bezeuge mir, milde Herrin, daß ich als rechter Erbe Beſitz ergreife von Burg und Herrſchaft.“

Die Schatten der Nacht lagen auf dem Lande und dunkle Wolken verdeckten das Sternenlicht, als Immo in den Hof zurückkehrte. Vor der Thür harrte ſeiner der jüngſte Bruder. „Wie geht es dem Geſtürzten?“ frug Immo. „Er ſitzt zerſchlagen im Saal,“ antwortete der Knabe traurig. Immo athmete tief und ſtieß die Thür auf, die Mutter ſaß bleich auf ihrem Sitz, die Brüder ſchweigend an der Bank.

Als Immo auf der Schwelle der Mutter gegenüber ſtand, erhob ſie ſich, riß das Schwert, welches ſie den Abend vorher den Händen des Sohnes entwunden hatte, von der Wand und ſchleuderte es zwiſchen ſich und Immo auf den Boden. „Hier nimm, was dir zukommt,“ rief ſie, „die Theilung des Erbes ſuchſt du bei den böſen Geiſtern des Abgrundes. Das Recht des Aelteſten begehrſt du an Leib und Leben deiner Brüder. Dem Helden, der ſo mannhaft denkt, gebührt die unheilvolle Waffe; prüfe die Schneide, du Held. Erkennſt du alte Roſtflecke darauf, ſo wiſſe, daß die Waffe ſchon einmal von Bruderblut geröthet iſt.“

Immo trat einen Schritt auf Odo zu. „Mich reut der wilde Zorn, mein Bruder, und groß war meine Angſt, als ich dich in der Tiefe ſah. Zur Stelle fühlte ich ſchweres Leid. Daß ich dich wiederfinde, nimmt mir das Grauen von der Seele.“

Aber Odo ſah finſter vor ſich hin und antwortete nicht.

„Ich lobe die Entſchuldigung,“ rief Edith bitter, „welche eine Unthat abbläſt wie den Staub der rothen Berge. Und da wir alle hier geſellt ſind, das ganze Geſchlecht Irmfrieds mit freundlichem Herzen und guter Meinung zu einander, ſo vernehmt eine Sage, meine Söhne, welche die Mutter am Feierabend für euch bereit hält. Einſt, da ich Jungfrau war im Vaterhauſe, dachte ein junger Held der Thüringe darauf, ein Sachſenmädchen zur Hausfrau zu werben, und der Vater war ihm wohlgeneigt. Da kam der ältere Bruder des Jünglings, mächtiger an Gut und Ehren, von einem Kriegszuge in den Sachſenhof, dieſer gewann größere Gunſt des Vaters und erhielt die Jungfrau zum Weibe. Unter den Brüdern entbrannte Feindſchaft, in den Mauern ihrer Stammburg zogen ſie gegen einander die Schwerter und der jüngere wurde durch die Waffe des Bruders ſchwer getroffen. Seitdem ahnte den Gatten Uebles für die Zukunft und ſie meinten den Zorn der Ewigen zu verſöhnen, wenn ſie das erſte Kind dem Dienſt des Himmelskönigs weihten. Dies Kind warſt du, Immo. Heut aber trug ein Bruder deines Kloſters mir die Kunde zu, daß du am Altar der Heiligen die Hand gegen einen Geweihten erhoben haſt und als ein Miſſethäter aus dem Kerker des Kloſters entwichen biſt.“

„Den Tutilo ſchlug ich am Altar nieder,“ rief Immo dagegen, „weil er die Fauſt gegen ſeinen Abt ballte und gegen mich ſelbſt die Geißel ſchwang. Wurde die heilige Stätte entweiht, nicht ich war der Verbrecher, ſondern er. Und wagt der Babenberger mir noch einmal gegenüber zu treten, bei allen Heiligen des Himmels, wo es auch ſei, ich thue ihm daſſelbe. Du ſelbſt aber weißt, daß ich nicht aus dem Zaun des Kloſters gebrochen bin, ſondern durch den Abt in Freiheit zu dir geſandt.“

„Nicht als ein Freier kehrteſt du in das Haus deiner Väter, als Geweihten des Herrn begrüßten wir dich und du täuſchteſt die Mutter durch unwahren Bericht.“

„Das that ich nicht,“ entgegnete Immo. „Als ich die Freude ſah, mit der du auf meine Weihen hoffteſt, da wurde mir allzuſchwer, dir zu ſagen, daß ich die Stola für mich nicht begehre. Heut aber bekenne ich dir's, obwohl du zornig biſt. Ich vermag nicht den Heiligen zu dienen, wie du forderſt.“

„Ungehorſam willſt du ſein deinen Eltern und treulos gegen den Himmelsherrn,“ rief Edith heftig.

„Gehorſam wirſt du mich finden in Allem, worin der Sohn ſeiner Mutter gehorchen darf, und um die Gnade des Himmelsherrn denke ich als ein ehrlicher Kriegsmann zu werben. Aber ein Pfaff werde ich nicht.“

„Als ich dir das erſte Gewand auf deinen Leib zog, habe ich dich dem Dienſt der Heiligen gelobt. Wie darfſt du wagen, das Gelübde deiner Mutter unwahr zu machen?“

„Haſt du dein Kind zum Opferthiere geweiht, um dich von der eigenen Noth zu löſen,“ rief Immo, „ſo ſiehe zu, ob du ihm ſeine Hörner zu binden vermagſt. Iſt das die Liebe der Mutter, daß ſie den Sohn in das Elend ſtößt und mit ſeinem Haupte die Buße bezahlt, um ſich ſelbſt das irdiſche Heil zu ſichern?“

Edith zuckte wie unter einem Schlage, ihr Antlitz erblich, als ſie ſprach: „Eines Gottloſen Stimme höre ich. Für ein Elend gilt dir der heilige Dienſt und einen Verſtoßenen nennſt du dich, während ich dir das Beſte bereiten will, was dem Menſchen auf dieſer Erde vergönnt iſt. Mein biſt du, von meinem Leibe kommſt du und meine Treue hat dir das Leben bewahrt. Wem gehörſt du an, wenn nicht deiner Mutter?“

„Gabſt du mir das Leben, ſo gabſt du mir doch nicht denſelben Wunſch, der dir die Seele füllt. Nicht nach deinen Gedanken vermag ich zu wandeln, Liebe und Leid fühle ich anders als du und dem eigenen Willen gedenke ich fortan zu vertrauen, wenn ich auch deinen Rath ehrfürchtig höre.“

„Biſt du ſo frei von der Pflicht gegen die Mutter und gegen dein Geſchlecht, ſo vergiß auch, wer dich laufen lehrte und wer dir zuerſt die Worte deiner Rede verſprach, vergiß, daß du ein Sohn des Irmfried und der Edith biſt, und wandle dahin gleich einem Vater- und Mutterloſen, der irgendwo am Waſſer oder unter dem Baum gefunden iſt. Alles Gute, das dir von der Mutter und den Ahnen kommt, willſt du für dich nützen, deines Geſchlechtes willſt du dich rühmen, und wenn ſie dir ſagen, daß dein Antlitz dem deines Vaters gleicht, willſt du lachen und nicken. Aber was dir von Pflichten obliegt als dem Sohne deines Hauſes und dem Kinde deiner Eltern, dem willſt du dich frevelhaft entziehen. Ich lobe die Klugheit, Immo. Doch wiſſe, du Freier, wenn du deine Pflicht gegen die Mutter verachteſt, ſo naht der Tag, wo die Mutter ſich deiner ſchämt.“

Mit glühendem Antlitz trat Immo zurück: „In der Halle meiner Väter höre ich die Kuttenträger ziſchen; ſehnſüchtig kam ich her und begehrte die Liebe der Mutter und der Brüder; geſchwunden iſt die Treue, kalte Hohnrede vernahm ich von den Lippen der nächſten Verwandten. Lenke du den Flug deiner Neſtlinge, Mutter, wie es dir gefällt, mir aber haſt du den Sinn verwandelt und unter den wilden Thieren will ich lieber hauſen, als hier.“ Er ſprang aus der Thür und über den Hof, riß ſein Pferd aus dem Stalle, hob den Balken des Hofthors und ſprengte über die Brücke, während die Mutter in der erleuchteten Halle ſtand und die Hände über ihr Herz preßte. „Eile ihm nach,“ befahl die Mutter, „daß ſeine Seele nicht unter den böſen Geiſtern der Nacht verderbe.“

„Wie mögen wir ihn hindern, er iſt ja der ältere,“ verſetzte Odo trotzig. Doch Gottfried lief in den Hof und rief den Namen des Bruders in die Nacht hinaus, nur undeutlich klang die Kinderſtimme in das Ohr des Entweichenden. Es war ein leiſer Ton, aber die Thränen brachen dem Flüchtigen aus den Augen, da er ihn hörte. In die Nacht hinein ritt Immo halb bewußtlos, das Blut hämmerte in ſeinem Haupte, die Mondſichel am Himmel zitterte und die Sterne flirrten und verſchwanden vor ſeinen Augen; er ſprengte durch den Bach, daß die Fluth um ſein Haupt ſpritzte, und fuhr über Wieſengrund und Felder den Bergen zu. Dort fand er ſich in dichter Finſterniß, ſchwarze Baumwipfel bargen das Wolkenlicht, die Aeſte und Zweige ſchlugen in ſein Geſicht und hielten wie mit Krallen ſein Haar und Gewand. Zitternd ſuchte das Roß einen Weg durch das wilde Geſtrüpp, bis der Reiter wieder den Nachthimmel über ſich ſah und einzelne Hügel, die dunkel vor ihm aufſtiegen. Als er ſich in dem Thalkeſſel zwiſchen den rothen Bergen fand, da erhob er den Arm in wilder Freude nach den Gipfeln und ritt längs dem Bergwall dahin. Die Stimmen, welche in dem hohen Rohre ſchrien und flüſterten, warnten ihn, daß er ſein Roß der Höhe zu riß, denn dort unten hauſten tückiſche Geiſter, die Roß und Mann feſt hielten und langſam hinab in die grundloſe Tiefe zogen. Vor ihm flackerte durch den Waſſerdunſt ein rothes Feuer und unheimliche Schatten huſchten rieſengroß durch den Lichtſchein. Da ſträubte ſich ihm das Haar, auch das Roß ächzte und ſtauchte zurück und er hörte eine Menſchenſtimme: „Wer ſtört das Mahl und dringt in den Reigen, haltet ihn feſt und werfet ihn zu Boden.“ Er ſpornte das Roß zu weiten Sätzen und als er vorüber eilte, ſah er eine Flamme auf Steinhaufen, grellbeleuchtete Geſtalten von Männern und Weibern, wilde

Geſichter und gehobene Arme. Wie vom Sturmwind getragen fuhr er hindurch, hinter ihm flogen Speere und krachte eine geworfene Axt, lautes Hallo und Geheul folgte. Dann war er wieder allein in dichtem Nebel. Er ſchlug ſein Kreuz und ſprach haſtig das Credo, er wußte, jene hinter ihm waren Landleute aus der Ebene, die dort heimlich alten Opferbrauch übten. Als Kind hatte er Schreckensvolles gehört von der Grauſamkeit, mit welcher ſie die Störer ihrer abgöttiſchen Feier ſtraften, und er erinnerte ſich, daß er ſchon einmal als Knabe von fern den Lichtſchein geſehen hatte und daß der fromme Bruder, der damals ſein Lehrer war, ihn ermahnt hatte ſich abzuwenden, damit der teufliſche Schimmer ihm nicht den Sinn verſtöre.

Wieder umſchloß den Reiter unheimliche Nacht. Kläglich ſeufzten die Unken im Teich und über ihm jammerten die Nachtvögel, die Rudel der Wölfe bellten und heulten und ihre ſchwarzen Schatten fuhren durch den Nebel dahin; da meinte er in der Luft die Gewaltigen der Nacht zu ſchauen, rieſige Männer auf dunklen Roſſen, welche ihm zuwinkten und nach dem Thor im Berge wieſen. Denn vor ihm gähnte der Erdriß, den er heut überſprungen hatte, und die Schatten mahnten zur Rache. Er hielt wie feſt gebannt, das gellende Geſchrei der Nachtthiere und das Flattern in der Luft betäubte ihm das Hirn, daß er im Sattel ſchwankte. Aber im nächſten Augenblicke rückte er ſich kräftig auf dem Roſſe zurecht und athmete tief wie einer welcher erkennt, daß ſein Bangen unnöthig war. Denn zwiſchen dem wilden Heidenlärm vernahm er laut und lauter das Rauſchen eines gebändigten Waſſers, unter welchem ſich ein Rad ſchwang, und er vernahm das Klappern des Mühlwerks, die freundliche Stimme, welche von den Mönchen durch die Worte gedeutet war: Hilf, Herre Gott. Daran dachte er jetzt. Die Mühle klang bei Tag und Nacht langſam und ſchneller, wo Menſchenwerk fleißig geübt wurde, ſie hatte Frieden bei Heiden und Chriſten und Gutes bedeutete ihr Geſang Jedem, der ihn hörte; alle Hausfrauen im Lande riefen ihr Heil und Segen zu, denn das kluge Werk befreite ihren Hof von der Mühe die Handſteine zu drehen; die wilden Thiere fürchteten den Lärm und ſogar der tückiſche Waſſergeiſt ſaß, wie die Leute wußten, ſtundenlang am Ufer und horchte erſtaunt auf das luſtige Pochen. Und er hatte einſt, da die Mühle gerade ſtill ſtand, dem Vater des jetzigen Müllers zugerufen: „Müller, laß dein Hackebret klingen, damit meine Kleinen darnach tanzen.“ Da lachte Immo und er gedachte, daß er einſt im Kloſter als Schüler bei großer Waſſersnoth mit dem Sintram und einigen Jünglingen dem Müller zu Hilfe geſandt worden war. Dort hatte Vater Sintram in der Nacht lange gegen den Waſſerſchwall gebetet, bis er darüber entſchlief. Die frechen Knaben aber hatten dem ſchlafenden Greiſe ſein Geſicht und den Scheitel ganz mit Mehl beſtreut, daß er ausſah wie ein Schneemann. Und als der Alte ſo verwandelt vor den Müller trat und aus dem Lachen des Mannes die Unthat erkannte, da hatte er ruhig ſein Haupt in das Waſſer getaucht und darauf zu Immo geſagt: „Mir geſchah recht, weil ich im Schlaf meine Pflicht vergeſſen hatte. Du aber mein Sohn haſt Unrecht gethan, einem alten Manne die Ehre zu kränken.“ Seit dieſen milden Worten beſtand das gute Vernehmen zwiſchen ihm und den beiden Greiſen.

Immo ſprang vom Roſſe und blickte lange auf das ſtäubende Waſſer und die weißen Blaſen, welche in der Finſterniß dahinſchwanden, übertönt war das wilde Geſchrei in ſeinem Rücken, er ſtand im Frieden, den der Menſch von den Gewalten der Natur erzwingt. Er beugte ſich nieder zum Waſſer und ſchöpfte einen Trunk mit der hohlen Hand, dann ſchlug er kräftig an die Pforte, bis Ruodhard, der Müller, öffnete und verwundert den Herrenſohn und das Roß in ſeinem Gehege aufnahm.

Am Morgen ſaß Immo allein in dem öden Thurmgemach der Mühlburg, der Gewitterregen ſchlug gegen die Mauern und goß ſein Waſſer durch die kleine Fenſteröffnung auf den Steinboden. Die gute Lehre, welche der Mönch im Garten ihm zugetheilt hatte, war von ihm mißachtet worden. Hätte er der Mutter und den Brüdern ſogleich bei der Ankunft die ganze Wahrheit geſagt, ſo hätte der Zorn nicht wie ein verdecktes Feuer um ſich gefreſſen, bis er die Freundſchaft verdarb. Er gedachte auch der Rede des Sintram und frug ſich ſelbſt, ob er noch Jemanden in der Welt hätte, der für ihn bete. Denn den Himmliſchen wahr er wohl verleidet, die im Kloſter haßten ihn und die eigene Mutter hatte ihn von ſich geſtoßen. Ein Gefühl der Einſamkeit, wie er es im Kloſter nie gekannt, bedrückte ihm das Herz, jetzt war er frei, er ſaß als Herr in der Burg, welche die Feinde das Neſt der Zaunkönige nannten, aber er war auch frei wie ein Vogel und freundlos.

Als er aufſah, ſtand vor ihm die alte Gertrud, vom Regen durchnäßt, und ſtellte einen Tragkorb zu ſeinen Füßen nieder. „Dies ſendet dir Frau Edith, Immo.“

„Was ſprach die Mutter?“ frug Immo wild.

Gertrud hob ein leinenes Bündel aus dem Korb und breitete es mit zitternden Händen auf der Bank aus. „So redete Frau Edith zu mir: Trage dies dem Jüngling Immo und ſage ihm, ich ſende was ihm gehört und was ich in der Stille von ſeiner Habe bewahrte. Dies iſt das erſte Hemdlein, das ich ihm ſpann und das er trug, die Leinwand iſt vergilbt, denn kein Sonnenſtrahl hat ſie gebleicht und kein Nachtthau hat ſie genetzt, aber die bittern Thränen der Mutter hängen daran, denn als er das erſte Gewand auf ſeinem kleinen Leibe trug, habe ich ihn dem Dienſt der Heiligen gelobt. Und hier ſind andere Gewänder des Kleinen, ſein Spielwerk, an dem er ſich freute, als er zu meinen Füßen ſaß, und die Kinderwaffen, welche ihm der Vater geſchnitzt hat. Alles hob ich auf in der Truhe und oft hat mich getröſtet, es herauszuholen und dabei an meinen Sohn zu denken. Jetzt hat er ſich feindlich von mir gelöſt, darum ſende ich ihm was ſein iſt.“

„Hart iſt die Mutter,“ klagte Immo, ſeine Augen in der Hand verbergend.

„Und Frau Edith ſprach weiter: Sage dem Kriegsmann, daß die Treue einer Mutter nicht verloren geht, wenn auch der Sohn ſtatt des Vaterhauſes ſich die finſtere Nacht erwählte. Solange ich lebe werde ich harren, daß er zu den Heiligen zurückkehrt. An dem Tage werden ihm meine Arme geöffnet ſein und der Ehrenſitz im Saal ſeiner Väter bereitet.“

„Vergebens wird ſie dieſen Tag erwarten,“ rief Immo.

„Beide ſeid ihr feurig,“ fuhr Gertrud begütigend fort, „wenn auch die Mutter ihre Haſt beſſer zu bergen weiß, als du. Denn ganz ruhig ſprach ſie zu mir, aber ich weiß wohl, wie ihr zu Muthe war. Euch beiden kommt wohl die Ueberlegung, daß eins dem andern ſich fügt. Unterdeß gebot mir Frau Edith, daß ich auf dem Berge bei dir bleibe, mein Sohn, damit dir in der Einſamkeit die Pflege nicht fehle.“

Immo reichte der Alten die Hand. „Du wirſt nicht lange für mich ſorgen, denn ich gedenke von hinnen zu reiten.“

Am nächſten Tage ſprengte der Knabe Gottfried in den Hof. „Heimlich habe ich mich aufgemacht,“ begann er ſchüchtern, „ich komme dich zu bitten, mein Bruder, daß du meiner in Liebe denkſt.“

Immo drückte den Treuen feſt an ſich. „Sprich auch, wenn ich nicht da bin, freundlich von mir zu der Mutter.“

„Auch ſie gedenkt deiner,“ verſetzte Gottfried zutraulich, „denn wiſſe, zum Mittagsmahl trägt ſie ſelbſt deinen Stuhl an ihre Seite und ſetzt deinen Teller und deinen Becher auf den leeren Platz.“

„Vergeblich iſt die Sorge der Mutter, der Sitz wird leer bleiben,“ rief Immo finſter.

6.

Auf der Reiſe.

Hügel und Thal lagen im Sonnenlicht und der Bergwind wehte kräftig vom Walde her, als eine Schaar junger Thüringe von der Höhe in das Thal des Idisbachs hinabzog. An ihrer Spitze ritt Immo im eiſernen Kettenhemd, den Stahlhelm am Sattelgurt, den Holzſchild um den Hals gehängt, einen ſtarken Speer in der Hand, neben ihm Brunico in ähnlicher Rüſtung. Ihnen folgten zu Fuß wohl dreißig rüſtige Jünglinge in kurzem Eiſenhemd und leichter Helmkappe, mit hohen Lederſtrümpfen und nackten Knieen, auf dem Rücken den runden Schild mit eiſernem Buckel, darunter den Köcher mit Pfeilen, in der Hand den Kampfbogen und zwei Wurfſpeere. Mitten in der Schaar führten zwei Heerwagen, mit ſtarken Roſſen beſpannt, den Kriegsbedarf: Waffen, Wollmäntel und Säcke mit Lebensmitteln. Mit behendem Fuß ſchritten die Knaben des Waldes und mancher hob unnöthig die Beine, um ein wenig den Reigen zu ſpringen, welchen der Rufer des Hauſens vorſang. In der Nähe eines Gehölzes hielt der Zug. Die Späher eilten voran, auf die Zeichen, welche ſie zurückgaben, tauchte der ganze Hauſe in den Buſch. Immo ſprang zur Erde, ſtellte die Wächter und die Jünglinge bereiteten ſich und den Roſſen das Mittagsmahl. Nur Brunico ritt vorwärts, begleitet von einem leichtfüßigen Genoſſen. Nicht lange, und er kehrte eilig zurück: „Eine reiſige Schaar liegt vor uns auf dem Wege, gerade unter der Irisburg. Sie ſorgen wenig um Wache und Ausguck. Das Banner, welches ſie führen, gehört, wenn wir recht erkennen, dem Grafen Gerhard. Es ſind mehr als hundertzwanzig Roſſe, die Reiſigen bereiten das Mahl am Bache und hauſen übel im Dorfe unter der Burg; ich ſah ſie Garben und Geräth aus den Höfen herzuſchleppen und die Landleute liefen ihnen nach und ſchrien."

„Ob uns die Begegnung lieb oder leid iſt," entſchied Immo, „wir vermögen ſie ſchwerlich zu vermeiden. Denn da auch Graf Gerhard dem König zuzieht, ſo ziemt uns nicht gleich Wölfen heimlich hinter ihm herzutraben. Folge mir zu ſeinem Lager, ihr andern aber bergt euch im Verſteck." Und er beſprach mit dem Hauptmann ſeiner Knaben, was die Vorſicht gebot.

Die beiden Reiter mieden den geraden Weg zum Lager des Grafen, um die Richtung ihrer Raſtſtelle nicht zu verrathen, über einen Hügel ritten ſie im Trabe dem Banner zu. Brunico ſtieß in das Horn, das er am Halſe trug, und ſie harrten der Antwort. Im Lager entſtand eine Bewegung, zwei Gewappnete kamen ihnen entgegen, Ruf und Gegenruf wurden getauſcht, die Gräflichen fuhren rückwärts zu ihrem Herrn und brachten eine höfliche Einladung.

„Sei gegrüßt im Kriegskleide, du Flüchtling aus Wigberts Stall," rief der Graf lachend dem Ankommenden zu. „Auch meine Helden werden dich als Reiſegenoſſen willkommen heißen. Denn nur bis zum Main iſt unſer Weg frei, von da müſſen wir uns länger als eine Tagfahrt an den Burgen des Hezilo vorbeiwinden, und wir ſorgen, ob er uns die Straße verhauen wird. Mit geringem Gefolge kommſt du, hoffſt du allein beim König Anſehn zu gewinnen?"

„Meine Knaben blieben zurück, ſie ſchreiten auf ihren eigenen Beinen," erwiederte Immo.

„Mit Fußläufern ziehſt du heran," ſpottete der Graf. „Doch ihr in den Waldlauben übt alten Bauernbrauch. Mich wundert, Immo, daß du nicht beſſer für dich geſorgt haſt. Geringe Ehre wird dir die unritterliche Schaar erwerben, denn an ſolchem Troß fehlt es dem Könige nicht.“

„Ihr werdet anders von ihnen denken, wenn ihr erſt ihre Schläge geprüft habt,“ verſetzte Immo.

„Wohlan, Jeder verſuche ſein Beſtes,“ fuhr der Graf fort und Immo glaubte ein ehrliches Wohlwollen in ſeinem Geſicht zu erkennen. „Andere Arbeit beginnt jetzt, als unſer Hader mit den Mönchen war. Setze dich neben mich, heut biete ich dir mit gutem Willen den Trinkkrug, da du zu uns gehörſt. Der lateiniſchen Reden biſt du ledig, obgleich meine Tochter Hildegard deine Stimme wohl vernehmen würde, wenn du ein Mönchsgeſchrei erheben wollteſt, denn ſie begleitet unſern Zug und raſtet nicht gar weit von meinen wilden Knaben.“

Immo hatte Mühe, die freudige Ueberraſchung zu verbergen. „Warum führt ihr die Tochter in das Heerlager?“

Der Graf lachte ſchlau. „Die Königin hat ſie nach Regensburg geladen, die hohe Frau Kunigund hat, wie der Bote rühmt, Gutes von dem Kinde gehört und will der Mutterloſen eine Beſchützerin ſein. Verſtehſt du wohl, Immo, was dieſe Huld bedeutet?“

Immo bekannte ſeine Unwiſſenheit.

„Die Händler haben den Brauch, wenn ſie ein Geſchäft für die Zukunft bereden, ſo geben ſie einander ein Unterpfand für treue Erfüllung. Du haſt bereits etwas von den Waldwieſen vernommen. Dieſe halte ich, der König aber begehrt dagegen die Jungfrau. Und gern führe ich ſie ihm zu, denn ich vertraue auf das Glück und die Klugheit des Königs. Ihm iſt bisher Vieles gelungen, und ich hoffe, daß auch mir dieſer Krieg Land und Leute mehren ſoll, denn meine Wälder grenzen an die Mark des Hezilo. Und darum bringe ich mein ganzes Heergefolge dem Könige, wahrlich mit großen Koſten. Sieh, Immo, auch meine Kampfhähne führe ich mit mir,“ er wies auf die beiden Fechter, welche in neuem, buntem Gewande zu unterſt auf dem Raſen ſaßen und mit ihren rieſigen Armen große Trinkkrüge ſchwenkten. „Denn König Heinrich achtet wenig auf die fahrenden Leute und vor andern ſind ihm die ſchweifenden Frauen verhaßt, welche ſich im Tanze vor den Helden drehen und dabei ihres Gewandes entledigen. Ja man ſagt, daß ihm alles Weibervolk verleidet iſt. Doch die Kämpfer ſchaut er gern, wenn ſie herzhaft gegen einander ſchlagen. Und dies ſage ich euch, Hahn Ringrank und Hahn Sladenkop, wenn ich euch zum Ergötzen des Königs gegen einander kämpfen laſſe, ſo begehre ich andere Wunden als die einzölligen, die ihr im Vertrauen auf meine Gutherzigkeit einander anzumeſſen pflegt. Denn dergleichen ſchwache Ritze kann der König bei jeder Kirchweih ſehen. Herrenwunden verlange ich diesmal, dreizöllig, und wenn ihr den König ehren wollt, noch tiefer und länger und zwar mit ſpitzem Eiſen und nicht auf die Arme, ſondern auf die Bruſt.“

Die Fechter ſahen bekümmert einander an und Ringrank antwortete ſich erhebend: „Drei Zolle auf der Bruſt mögen unſern Brotherrn um zwei Kämpfer ärmer machen. Fordert der Herr großen Dienſt, ſo erſehnt ſich der Mann großen Lohn. Sorgt wenigſtens, daß wir beide gegen einander kämpfen und nicht gegen die Kämpfer, welche der König mit ſich führt, denn dieſe ſind ungerecht bei dem Meſſen der Wunden, um ihren eigenen Ruhm gegen Andere zu erhöhen.“

Die Herren lachten und ſaßen in guter Laune beim Mahl, tranken und riefen Heil, wie unter Helden Brauch iſt.

Da nahte in geſtrecktem Lauf Egbert, der Dienſtmann, und trat ſtaubbedeckt, mit heißem Antlitz vor den Grafen. „Durch wilden Ritt holte ich Kunde, die Manchem ſorgenvoll wird,“ rief er. „Dem König iſt ſein ganzer Schatz genommen. Held Magano, der Diener des Babenbergers, hat den Schatz auf der Reiſe gefangen, ich ſelbſt ſah den Mann des Markgrafen und ich ſah die lange Reihe der Saumroſſe und Karren in ſeine feſte Burg treiben.“

Mit Schreckensrufen ſprangen die Bankgenoſſen von ihren Sitzen und drängten ſich um den Boten, auch der Graf erhob ſich beſtürzt. „Wie ein Unſinniger geberdeſt du dich, daß du dieſe Kunde vor allen Ohren ausrufſt.“

„Herr, ſie läuft durch das ganze Land wie Waſſer durch den gebrochenen Damm, in den Dörfern eilten die Leute zuſammen, und ich ſah, daß friſche Geſellen, die dem Lager des Königs zuritten, von den Roſſen ſtiegen und die Köpfe ſenkten; wie ſoll einer unter dem Habicht dahinreiten, welchem die Federn gerupft ſind?“

„Oft hörte ich den großen Schatz des Königs rühmen,“ begann kopfſchüttelnd ein alter Kriegsmann, „und gern dachte ich an das goldene Kreuzgeld darin, an die Armringe und Becher, mit denen er ſeine Getreuen lohnen würde; die Baiern haben lange an dem Schatz geſammelt, manch uraltes Schmuckſtück lag darin aus Sachſenland, das einſt Wieland, der Held, geſchmiedet hat.“

„Jetzt aber iſt der König ſo kahl wie meine Handfläche,“ rief Egbert, „wer ihm dient, mag zuſehen, wie er die Koſten des Zuges wiederfindet. Denn nicht der Goldſchatz allein iſt in die Hand des Markgrafen gefallen, ſie ſagen, daß auch die Königskrone dabei war, die heilige Lanze und die hohen Reliquien, an denen die Königsmacht hängt.“

Die Krieger erſchraken. Viele bekreuzten ſich und die Augen Aller wandten ſich nach dem Grafen, deſſen unſicherer Blick verrieth, daß er mit ſchwerem Zweifel rang. „Iſt die Krone verloren, wie mag er das Reich bewahren?“ fuhr ihm heraus. „Unheil brachte der Tag, an dem wir auszogen, und üble Vorbedeutung war es, daß der Sauhirt die Faſelſchweine über den Weg trieb.“

„Auch andere Botſchaft bringe ich, Herr,“ fuhr Egbert fort. „Als ich vom Main den Kieferwald heraufritt, raſtete an der Landſtraße Heriman, der Goldſchmied aus Erfurt, der nach ſeinen Worten zum König Heinrich reiſt. Da er ein Packpferd bei ſich hatte, ſo rieth ich ihm, ſich unter euren Schutz zu begeben, er aber widerſtrebte und ich verließ ihn im Walde allein mit ſeinem Knechte.“

Der Graf ſah ſeinen Dienſtmann kummervoll an ohne zu antworten. Aber Immo vermochte ſeinen Unwillen nicht zu unterdrücken.

„Dreiſte Worte höre ich von den Helden eurer Bank, Graf Gerhard; mich dünkt, ſie ſtehen Solchen übel, die dem König zuziehen.“

„Wie vermag ich ihre Gedanken zu beugen,“ entgegnete der Graf ärgerlich, „da ſie doch Recht haben? Kann der König ſeinen Kriegern nicht lohnen, wie ſollen ſie ihm dienen? Entweicht zur Seite,“ rief er den Dienſtmannen zu, „vergällt iſt mir der Trunk, harret, bis ich allein den Rath finde, der uns frommt.“

Die Bankgenoſſen brachen auf und ſetzten ſich in die Nähe ihrer Roſſe mit bedrängtem Gemüth zu kleinen Haufen.

Immo merkte, was in der Seele des Grafen vorging und daß ſeine ſtille Hoffnung, der Jungfrau in den nächſten Tagen als Reiſegenoſſe nahe zu ſein, ſchnell dahinſchwand. Er begann deshalb: „Zürnt meiner Jugend nicht, wenn ich dreiſt mit euch rede. Ich ahne, daß euch die Reiſe zum König verleidet iſt, denkt daran, daß ſeine Gefahr großer iſt als die eure, und daß ihr ihm gerade jetzt eure Treue erweiſen müßt. Denn er iſt nach Recht unſer Herr, und er hat euch, wie ihr mir vertrautet, im Voraus gelohnt. Ich vernahm immer, daß Treue und Dankbarkeit ſtarke Ketten ſein ſollen, welche den Helden binden.“

„Du ſprichſt gut,“ verſetzte der bekümmerte Graf, „aber du biſt jung. Glaube mir, Immo, als ich in deinen Jahren war, lebte ich ſo treu und dankbar wie ein Hündlein, ich lief hin und her, um Andern zu dienen, und wenn mir die Könige einen Brocken zuwarfen, ſo ſprang ich vor Freude. Jetzt aber habe ich eigenes Gut zu bewahren und muß vielen Begehrlichen ſpenden, jetzt räth mir die Vorſicht, vor Allem zu fragen, was mir vortheilhaft iſt, damit ich mich in meiner Macht erhalte zwiſchen Pfaffen und Laien, welche ſämmtlich gierig ſind, ſich zu meinem Schaden auszubreiten.“

„Zürnt mir nicht, Graf Gerhard, wenn ich euch ſage, daß es edler iſt mit Ehren unterzugehen als in Schande zu leben,“ rief Immo.

„Daſſelbe iſt immer auch meine Meinung geweſen,“ verſicherte der Graf. „Ganz wie du war auch ich in meiner Jugend willig, mich für den Herrn töten zu laſſen, dem ich damals diente. Jetzt aber bin ich ſelbſt ein Herr, welcher Andere erhält, die für ihn auf der Walſtatt ſterben, jetzt habe ich um eine Herrenehre zu ſorgen und dieſe befiehlt mir vor Allem, daß ich Herr bleibe über Andere und mit hundert oder zweihundert Roſſen ins Feld ziehe, für oder gegen wen es auch ſei. Darum will ich auch dir Gutes rathen. Setze dich nicht in ein Haus, welches ſtürzen will.“

„Soll ich umkehren?“ frug Immo prüfend. Da der Graf keine Antwort gab, fuhr er nachdrücklich fort: „Ich gehe zum König, und wenn Alle von ihm abfallen, ſo ſoll er doch im letzten Kampfe nicht allein ſtehen.“

„Auch du biſt nicht allein, Immo, du haſt für Andere zu ſorgen, welche dir folgen.“

„Ich will ſie fragen, ob auch ihnen mit dem Raub des Schatzes die Kampfluſt geſchwunden iſt. Die ich führe, ſind freie Knaben vom Walde, und ich weiß die Antwort im Voraus.“

„Wie viel ſind ihrer?“ frug der Graf mit einem Wolfsblick. „Mich wundert, daß du ſie von meinen Leuten getrennt hältſt.“

Immos Auge flog über das Thal, er ſah, daß er ſelbſt in der Gewalt des Grafen war, denn ein Wort vermochte die ganze Meute gegen ihn zu hetzen, er trat deshalb zurück, legte die Hand an das Schwert und antwortete: „Meine Knaben ſind ſchnell zu Fuß und von der Heimat her an Waldverſteck gewöhnt, auch ihr Lager haben ſie vorſichtig gewählt und wer ſie bewältigen wollte, würde harte Stöße erhalten und ſchwerlich Beute aus ihren Taſchen davon tragen. Darum iſt es beſſer, daß ihr uns ungekränkt ziehen laßt wohin wir wollen. Ihr aber vernehmt zum Abſchied noch Eins: Große Lügen erzählen die Leute auf der Landſtraße, vielleicht war es gar nicht der Schatz des Königs, welcher gefangen wurde, oder doch nicht der beſte Theil. Wer die Ehre eines Herrn hat, wie ihr nach eurer Rede, der ſollte vorſichtig ſein, bevor er ſie gegen Schande weggibt. Lebt wohl, Graf Gerhard, wenn wir uns wiederſehen, ſo möge es in Frieden ſein, denn zweimal habe ich als Gaſt an eurem Tiſch geſeſſen und ungern würde ich euch feindlich gegenüberſtehen.“

Während der Graf betroffen die kluge Warnung erwog, gewann Immo ſein Roß, welches Brunico bereit hielt, und verließ unangefochten das Lager.

Als die Sonne ſank, warf ſie ihr goldenes Licht über die Höhe, auf welcher die Idisburg ſtand. Der alte Thurm glänzte wie mit leuchtender Farbe übergoſſen und an der niedrigen Burgmauer lagen die Ranken der Brombeeren wie mit Purpur und Goldfaden umwunden. In der unteren Hälfte des umſchloſſenen Raumes brüllten die Rinder, welche von den Dorfleuten dort zuſammengetrieben waren. Auf der höchſten Stelle im Burgwall ſtand eine Sommerlinde, welche ihre großen Blätter als ein dichtes Laubdach faſt bis zum Boden breitete. Es war ein wonniger Platz, wilde Glockenblumen blühten in dem lichten Schatten und kleine Schmetterlinge fuhren hin und her, die Vögel lockten ihre Jungen in den Aeſten des Baumes zuſammen und die Grillen ſchwirrten den Chorgeſang zu dem Ruf der Gefiederten. Dort ſaß Hildegard, das Grafenkind; die Hände im Schoß gefaltet ſah ſie in das Thal über das Lager der Reiſigen, über den Laubwald und über die geſchwungenen Höhen dahinter bis in die Ferne, wo Erde und

Himmel im Dämmerlicht zuſammenfloß. In ehrerbietiger Entfernung lagerten einige alte Dienſtmannen, welche zum Schutz der Jungfrau hinauf geſandt waren, auch ſie ſchauten abwärts nach dem Main hin und wieſen einander unter dem lichten Gewölk die Grenzburgen des Feindes. Es war ſtill um die Jungfrau, nur einzelne Klänge aus dem geräuſchvollen Lager drangen herauf, zur Seite blökte das Herdenvieh und zuweilen lief eine Ferſe nahe heran und rupfte die Blätter des Baumes. Dann knackte und rauſchte es hinten in den Zweigen, Hildegard wandte ſich um und ſcheuchte die Vorwitzigen, aber ſie kamen doch wieder, und das Mädchen vergaß zuletzt in ihren Träumen die genäſchigen Gäſte.

Ihre Lippen bewegten ſich und leiſe klangen die geſungenen Worte des heiligen Liedes:

Audi, benigne Conditor,
nostras preces cum fletibus.*)

Aber ſie gedachte im Singen nicht ſehr an den Schöpfer, ſondern mehr an einen Flehenden, der ihr dieſelben Worte vor wenig Wochen im Scherz zugerufen hatte. Und während ſie ſo ſang und mit verklärtem Blick vor ſich hinſah, war ihr, als tönte der Sang noch einmal über ihr in dem Baume. Sie hielt inne, da rauſchte es in den Zweigen und bei dem Säuſeln der Blätter klang über ihr wieder dieſelbe Weiſe, aber mit anderen Worten, und ſie vernahm von der Höhe:

Rana coaxat suaviter
In foliis viridibus.**)

Sie ſaß unbeweglich, ein Lächeln flog um ihren Mund und eine hohe Röthe ergoß ſich über ihr Antlitz, aber ſie wagte nicht aufzuſehen, damit der luſtige Traum nicht entſchwinde. „Biſt du es, Geſelle?“ frug ſie leiſe. Aber gleich darauf ſchämte ſie ſich der vertraulichen Rede.

---

*) Höre, gütiger Schöpfer, unſer Gebet und Flehen.
**) Der Froſch quakt lieblich in den grünen Blättern.

„Ich liege über dir in den grünen Blättern," klang es von oben zurück. „Ganz gut iſt mein Lager auf ſtarkem Aſt; blicke aufwärts, wenn dir's gefällt, damit ich einmal deine großen Augen ſehe, denn dieſe haben mich hergezogen."

Das Mädchen erhob ſich ſchnell und wandte ſich dem Aſt zu, in demſelben Augenblick neigte Immo das Haupt behend abwärts, umſchlang von der Höhe mit einer Hand ihren Hals und küßte ſie auf den Mund. „Guten Tag, Geſelle," ſprach er, „ſo hatte ich mir's ausgeſonnen und ſo iſt es vollbracht." Er fuhr wieder aufwärts und ſah von ſeinem Aſte zärtlich in das geröthete Antlitz.

„Wenn ich die Wächter rufe, fangen ſie dich," murmelte Hildegard halb bewußtlos.

„O thue es nicht," flehte Immo, „denn bei Tag und Nacht dachte ich daran, ob ich dich wiederſehe. Wenn die liebe Sonne nach Weſten ging, ſo freute ich mich, daß ſie deine Wangen beſcheinen würde. Oft habe ich dir Botſchaft gerufen über Berg und Thal und den Bergwind ermahnt, daß er dir etwas von mir zutragen ſolle. Aber ruhelos ſchweift der Wind und unſicher iſt, ob er nach unſeren Bitten thut. Darum kam ich lieber ſelbſt."

Hildegard ſah ihn furchtſam an. „In unſerem Thurme fand ich ein graues Käuzlein, als es in Noth war, das bewahrte ich mir gern in meinem Gemache. Aber über Nacht hat es ſich in ein Raubthier verwandelt. Ganz anders erſcheinſt du mir hier als daheim in der Halle; wie ein Drache in ſeinem Schuppenkleide liegſt du auf dem Aſt, und ich weiß nicht, biſt du noch der, an den ich dachte, oder biſt du ein Fremder."

„Aus dem Gewand des Kauzes bin ich geſchlüpft und das Eiſenhemd trage ich, Hildegard, auch um deinetwillen. Wenn einmal der Spielmann vor dir ſingt und du vernimmſt, daß er auch meine Thaten rühmt, dann ſollſt du ſtolz ſein auf deinen Geſellen."

„O du thörichter Immo,“ rief das Mädchen kummervoll, „wie ſoll ich mich freuen, wenn ich von den Schwertern höre, die dich bedrohen, und bedenke, daß die Streitaxt gegen dich fliegt. Leidig iſt mir der Ruhm, den die Sänger geben, denn ſie preiſen am liebſten die Helden, welche tot auf der Walſtatt liegen. Ich aber dachte dich zuweilen gern an meiner Seite, dann ſangen wir zuſammen und ich ſtrafte dich, wenn du unartig warſt, indem ich dich an deinen Haaren zog.“

„Thue das jetzt,“ bat Immo, neigte den Kopf wieder zu ihr herab und ſah ſie bittend an. Aber der Jungfrau rannen die großen Thränen aus den Augen, ſie lehnte ihr Haupt an den Baumſtamm und weinte ſtill vor ſich hin. Immo ſchob ſich näher, wieder legte er ſeinen Arm um ihren Hals und ſprach ihr leiſe ins Ohr: „Geliebte, dich ſelbſt will ich gewinnen auf der Kampfhaide. Wenn ich mein Haupt ſtolz tragen darf, erbitte ich dich von deinem Vater zum Gemahl.“

Hildegard blickte ihn treuherzig unter Thränen an und antwortete: „Das weiß ich, und darum weine ich.“

Da küßte er ſie wieder und ſie widerſtrebte ihm nicht. „Auch du biſt meinem Herzen lieb geworden,“ fuhr ſie ſeine Hand haltend, leiſe fort, „zuerſt am Abend in der Halle und dann an jedem Tag und Abend noch lieber, wenn ich in der Einſamkeit an dich dachte. Denn einſam lebte ich im Hauſe unter den Buchen und nur ſelten vernahm ich ein Freundeswort. Der Bruder iſt unbändig, meinen Vater ſah ich wenig und er ängſtigt mich durch wilde Reden und durch die Sorge, die ich um ſeine Seele habe. Da, wenn ich allein ſaß, ſchaute ich dein lachendes Antlitz vor mir und ich ſprach vertraulich zu dir als zu meinem lieben Geſellen. Und ich dachte auch an dich, wenn die Amſel in ihrem ſchwarzen Kleide ſchlug, denn im ſchwarzen Schülerkleide ſaßeſt du neben mir; und ich dachte zuweilen auch an dich, wenn ich längs dem Weiher ging, wo die Quaker ſo luſtig ſchrien. Das darf dich nicht verdrießen,“ und ein flüchtiges Lächeln zog über ihr unſchuldiges Geſicht. „Jetzt aber ſoll ich dein gedenken, wenn die Grauwölfe nach Raub heulen und wenn die Geier über mir in der Luft ſchweben. Wie vermag ich Gutes für dich und mich zu hoffen, da du das Glück erſt vom Schlachtfelde holen willſt. Immo,“ rief ſie angſtvoll, „wenn du auf die Kampfhaide ziehſt, ſo weiß ich nicht mehr, ob du an der Seite meines Vaters kämpfen wirſt oder gegen ihn; denn der Vater“ — ſie hielt inne und legte ihre Wange auf ſeine Hand.

„Ich weiß, was mir deine Lippe verbirgt,“ antwortete Immo, „ich aber gehe zum Könige, denn ich höre, er iſt in der Noth.“ Da drückte ſie krampfhaft ſeine Hand und weinte wieder darauf. „Leidvoll iſt für uns beide, Hildegard, daß ich zum König halte, obwohl dein Vater ihn meiden wird?“

Die Jungfrau ſah ihn mit großen Augen an. „Du wirſt thun, was dir dein redliches Herz gebietet. Wenn ich auch traure, denke nicht, daß ich dich bei dem Vater feſthalten will.“

„So ſpricht mein guter Geſelle,“ rief Immo froh und neigte das Haupt wieder zu ihr herab. „Den hohen Engeln vertraue ich, deren Segen du mir geſendet haſt, daß ſie uns beide wieder zu einander führen. Dich aber flehe ich an, wenn ein fahrender Spielmann vor dir ſingt, ſo wende dich nicht ab, wie die Kloſterfrauen zuweilen thun, ſondern ſpende ihm etwas und ſprich dabei die Worte: „auch für dich fliegt ein Engel,“ dann freut er ſich und ſagt dir vielleicht Kunde von mir. Und haſt du eine Botſchaft für mich, ſo gib ſie mit denſelben Worten einem Fahrenden, daß er ſie ins Lager des Königs zu ſeinem Geſellen Wizzelin trage. Dieſen kenne ich als einen treuen Mann, obgleich er ohne Ehre lebt. Das verſprich Geliebte, mir aber gib den Scheidegruß.“

Die Jungfrau hob ſich zu ihm empor und hielt ihre Hand über ſein Haupt: „Du denke mein, wenn du allein biſt und zuweilen auch unter den wilden Helden, und vor Allem im Abendlicht, wenn du die grünen Blätter über dir ſiehſt, wie jetzt, und immer — und immer.“ Sie warf die Hände um ſeinen Hals und küßte ihn herzlich. Er aber hielt ſie feſt; und das Geſchwirr der Grillen übertönte leiſe Worte, Seufzer und Küſſe der Liebenden.

Noch einmal umſchlang ſein Arm die Weinende, dann verſchwand er im grünen Laubdach. Hildegard ſaß wieder auf dem Stein und lauſchte; die Zweige rauſchten und knickten hinter ihr, dann wurde es ſtill. Noch immer malte die Abendſonne das Baumlaub mit röthlichem Gold, die Grillen und Vögel im Wipfel ſchwirrten und ſchrien und die blauen Glockenblumen ſtanden ſo luſtig wie vorher. Aber das Mädchen ſah ernſthaft in eine fremde Welt, das Kind war unter der Sommerlinde zur Braut geworden.

Auf einem Hügel im bairiſchen Frankenlande, der weite Ausſicht bot, ſaß zwei Tage ſpäter ein fremder Krieger am Zaun eines einſamen Bauerhofes. Er trug die gewöhnliche Rüſtung eines Reiſigen, hatte den Helm neben ſich auf die Bank gelegt, ſchnitt mit ſeinem Dolch in ein großes Schwarzbrot und verzehrte behaglich die Biſſen. Daß der Kriegsmann einen Wachtpoſten befehligte, war leicht zu erkennen. Denn aus dem Hofe vernahm man das Schnauben und den Hufſchlag von Pferden, welche dort geborgen waren; zur Seite hielt in Entfernung eines Pfeilſchuſſes ein gepanzerter Reiter auf ſchwerem Kriegsroß, unbeweglich das Antlitz nach Norden gewandt, und weiter vorwärts ſtanden im Halbkreiſe hinter Büſchen und am Rand der nächſten Höhen berittene Späher; wo den Roſſen auf der Höhe die Deckung fehlte, waren ſie in Senkungen des Bodens zurückgeführt, während ihre Reiter hinter Steinen oder im Graſe verſteckt lagen. Auch der Befehlende auf der Bank unterbrach zuweilen ſeine Mahlzeit, um in die Ferne zu ſchauen. Als einige Reiter heranſprengten, erhob er ſich ungeduldig. „Wen bringſt du dort wider ſeinen Willen heran, Bernhard?“ rief er dem Führer zu, als dieſer am Fuß des Hügels hielt.

„Es ſind zwei wilde Knaben. Der eine gibt vor, das Lager zu ſuchen. Bote nennt er ſich mit einem Brief an den Kanzler."

Der Kriegsmann winkte, Immo wurde zu Fuß durch zwei Bewaffnete den Hügel heraufgeführt. „Wer ſendet dich mit dem Briefe?" frug der Gebietende, den Jüngling mit ſcharfem Blick muſternd.

„Frage den Kanzler, wenn du das wiſſen willſt," erwiederte Immo. „In meiner Heimat lobt man den Boten nicht, der gegen Fremde von ſeiner Sendung ſchwatzt."

„Wo iſt deine Heimat?"

„Ein Thüring bin ich, und freundlichen Gruß habe ich von den Mannen König Heinrichs gehofft, denn Schwertgenoſſe will ihnen werden gegen den Markgrafen."

„Schlägt dein Arm ſo ſcharf als deine Zunge behende iſt, ſo mag der König dich wohl gebrauchen," verſetzte der Andere gleichgiltig, „doch damit wir ſehen, ob du die Wahrheit ſprichſt, ſo weiſe uns den Brief."

„Das denke ich nicht zu thun," entgegnete Immo unwillig, „mein Auftrag lautet, den Brief dem Kanzler in ſeine eigene Hand zu geben; dich aber erſuche ich um Geleit, damit ich ihn finde."

„Ich will den Brief ſehen," wiederholte der Kriegsmann ſeinem Wächter. Dieſer winkte den Kriegern und faßte den Arm Immos, aber der Starke entwand ſich ihm, ſprang zur Seite und zog ſein Schwert. „Wer mir das Pergament entreißt, den mache ich zum toten Mann," rief er zornig.

Auch Bernhard zog ſein Schwert. „Auf ihn, ſchlagt den Frechen nieder."

„Halt," rief der Befehlshaber, „bergt das Eiſen, auch du, Fremdling. Ich fordere von dir, daß du mir den Brief zeigſt, ich gelobe dir, daß ich ihn zurückgebe und dich, wenn du willſt, zu dem Kanzler geleiten laſſe." Er faßte an den Knopf ſeines Schwertes, Immo gab dem ruhigen Befehle zögernd nach. Er zog eine kleine Taſche hervor, die er an einem Riemen unter dem Gewande trug, und hielt ein geſchloſſenes Pergament in die Höhe.

„Gib her, damit ich ſehe, ob es ein Brief iſt.“

„Schwerlich wirſt du die Aufſchrift zu leſen vermögen, auch wenn du der Buchſtaben kundig biſt, denn die Außenſeite iſt leer.“

„Du biſt ein Bote aus Herolfsfeld,“ frug der Kriegsmann das Siegel betrachtend und ſeine Augen blickten ſcharf nach dem Jüngling. „Haltet ihn feſt.“ Er löſte das Siegel, entfaltete den Brief und las, während Immo heftig gegen ſeine Wächter rang. „Thut ihm nichts zu Leide,“ rief er, „es iſt Immo, Sohn des Helden Irmfried, und guten Empfang hat er im Lager des Königs zu erwarten. Halt Ruhe, du Wilder,“ ſetzte er halb lächelnd halb unwillig hinzu, als er ſah, daß Immo ſeine Bändiger bewältigte und den Helden Bernhard wie einen Klotz auf den Raſen warf. „Der Kanzler hat mir das Recht gegeben, ſolche Briefe zu leſen; du aber freue dich des Zufalls, denn er mag dir eher zum Heil als zum Schaden ſein.“

„Wer aber biſt du?“ verſetzte Immo in hellem Zorn, „bei St. Wigbert, wenn du nicht König Heinrich ſelbſt biſt, ſo haſt du grobe Ungebühr geübt an Herrn Bernheri, an dem Kanzler und an mir und du ſollſt mir's mit dem Schwert bezahlen.“

„Da ich hierzu keine Luſt habe,“ antwortete der Kriegsmann ruhig, „ſo denke, daß ich der König bin,“ und als er in dem ehrlichen Geſicht des Jünglings ein maßloſes Erſtaunen erkannte, welches ſeltſam gegen die zornige Geberde abſtach, fuhr er lachend fort: „ob ich's bin oder nicht, das ſoll dich jetzt nicht kümmern, frage nicht nach meinem Namen, du wirſt ihn wohl ſpäter erfahren, begnüge dich damit, daß ich dir wohlgeſinnt bin und daß ich das Beſte mit dir theilen will, was ich habe.“ Er wies auf das ſchwarze Brot und ein Thongefäß mit Waſſer, welches dabei ſtand. „Setze dich zu mir wie ein Krieger zum andern, nachdem du deinen Brief wieder geborgen haſt, und beantworte mir die Fragen, die ich dir thue."

Immo ſtarrte immer noch erſtaunt auf den Fremden, im Anfang war er ihm nicht anſehnlich erſchienen, jetzt ſah er einen Mann vor ſich, der etwa zehn Jahre älter war, als er ſelbſt, das Geſicht war hager und bleich, aber zwei geſcheidte Augen ſtanden darin, deren Ausdruck ſchnell wechſelte, und den beweglichen Mund umzogen kleine Falten, ſo daß der Fremde faſt ausſah wie Vater Heriger, welche der beſte Vorleſer im Kloſter war. Immo beugte ſein Knie, um den König zu ehren, aber der Kriegsmann machte ein ſchnelles Zeichen mit der Hand. „Bei Waſſer und Brot ſpare den Königsgruß, bis du König Heinrich in ſeiner Würde ſiehſt, ſetze dich zu mir und gib mir Antwort. Doch vorher muß ich dich dieſen Helden verſöhnen. Faßt an eure Schwerter und gelobt einander keinen Groll zu tragen und den Schwingkampf auf dem Raſen nicht zu rächen."

Das thaten die Männer und reichten mit gerötheten Geſichtern einander die Hände. „Und jetzt, Immo, verkünde mir, wie kommt es, daß du aus der übelgeſinnten Burg der Wigbertmönche zu König Heinrich reiteſt; denn die Leute ſagen, daß ihm das Glück nicht hold iſt."

„Herr, wer ihr auch ſeid," erwiederte Immo, „da ihr gütig zu mir redet, ſo will ich euch Alles bekennen. Noch vor wenig Wochen ſorgte ich nicht ſehr um den König und den Markgrafen, nur daß ich die Kloſterregel ungern ertrug und mich nach dem Schwertamt meines Vaters ſehnte. Seit ich aber über dem Tutilo die Geißel geſchwungen hatte und ſchnell das Kloſter verlaſſen mußte, riethen mir meine Gedanken, dem Könige zu folgen."

Als der Kriegsmann von den Geißelhieben des Tutilo vernahm, begann er laut zu lachen und ſchlug ſich mit den Händen auf die Schenkel, ſo daß Immo ihn erſtaunt anſah und die Anſicht erhielt, dies könne der König nicht ſein. „Er hat den Babenberger mit ſeiner eigenen Waffe geſchlagen," rief der

Luſtige, „wahrlich, jetzt wundert mich nicht, daß dir im Kloſter zu heiß wurde, denn du haſt dir dort einen Todfeind gemacht.“

„Es iſt wohl ein Verwandter des Königs,“ dachte Immo und ſchnitt mit größerer Ruhe in das Schwarzbrot, das ihm der Andere hinſchob.

„Fahre fort,“ ſprach der Kriegsmann, „wie waren deine Gedanken, die dich zum König führten?“

„Nun, Herr, ich dachte, wir ſind doch faſt in gleicher Lage. Denn auch von König Heinrich ſagen ſie, daß er zum Geiſtlichen beſtimmt war, er aber hat ſich das Schwert gewählt.“

„Dafür gehört er zu dem Geſchlecht, welches die Krone trägt,“ verſetzte der Kriegsmann, „du aber beräthſt dich übel, wenn du der Stola zu entrinnen ſuchſt. Fehlt dir die Demuth, um den Haarkranz eines Mönches zu tragen, ſo wiſſe, auch der Biſchof reitet hoch zu Roß. Er trägt ſein Panzerhemd, und manchen ſah ich in hartem Gedränge ſeine Streiche austheilen; Falken und Jagdhunde fehlen ihm nicht und für andern Zeitvertreib erhält er leicht Dispens. Dem Könige aber ſind die Biſchöfe, die er einſetzt, die treueſten Diener; ſie ſind die Gehilfen ſeiner Herrſchaft, denn wenn ſie auch Söhne haben, ſo folgen ihnen dieſe nicht auf dem Biſchofsſtuhl, und der König hat nicht nöthig, die harten Nacken eines Geſchlechtes zu beugen, welches ſeine Herrſchaft widerwillig erträgt.“

„Dennoch hörte ich im Kloſter,“ antwortete Immo beſcheiden, „daß die Weltgeiſtlichen mehr um ihre eigene Herrſchaft ſorgen als um den Vortheil des Königs und daß ſie ebenſo begehrlich ſind nach irdiſchem Gut wie die Mönche. Denn auch dieſe üben allzuwenig die fromme Sitte und ſie werben und ſchleichen wegen Hufen und Burgen. Das habe ich ſelbſt zu meinem Schaden erfahren.“

„Haben ſie auch dich ſchon um deiner Sünden willen geängſtigt?“ frug der Andere lachend. „Ich weiß recht wohl, Niemand verſteht ſo gut als ſie mit Kreuz und Bußpſalmen Land und Gut zu erkämpfen.“ Doch ernſthafter ſetzte er hinzu:

„Heilige Männer ſind die Mönche, und wir Sünder vermöchten ihr Gebet nicht zu entbehren, auch die Wohlthaten nicht, welche ſie dem Lande ſpenden. Sieh, wenn du es zu verſtehen vermagſt, überall wo ſie gleich den Bienen ihre Waben füllen, bändigen ſie den wilden Heidentrotz im Volke, lehren Kunſt und ſchaffen große Werke. Zuweilen aber werden ſie faul im Stock, wenn des Honigs zu viel iſt, und wer es mit dem Lande wohl meint, muß ihnen dann den Honig nehmen, damit er Andern nützt. Vielleicht ſind die Söhne Wigberts in derſelben Lage.“

„Es iſt doch der König ſelbſt,“ dachte Immo und ihm fuhren die Worte heraus: „So meinte auch Graf Gerhard, da er jetzt dem Wigbert die Wieſen genommen hat.“

Die Haltung des Kriegsmanns wandelte ſich plötzlich. „Was weißt du vom Grafen Gerhard?“ ſagte er kurz.

Zögernd berichtete Immo, was er die letzten Tage im Kloſter erlebt hatte. Ueber das Geſicht des Kriegsmanns glitt wieder ein Lächeln, während er mit Antheil zuhörte. „Wo weilt Graf Gerhard?“ frug er, „vernahmſt du etwas von ihm in den letzten Tagen?“ Und als er merkte, daß Immo zu ſprechen zögerte, fuhr ein ſcharfer Blick wie der eines Adlers auf den Jüngling: „Wenn du deine Treue für den König beweiſen willſt, ſo rede die Wahrheit. Wo kamſt du über den Main?“

„Ich möchte ungern etwas ſagen, was dem Grafen zum Schaden gereichen kann,“ verſetzte Immo, „dennoch ſehe ich, daß es ſich nicht bergen läßt. Er lag mit ſeinem Haufen am Idisbach auf dem Wege nach dem Süden.“

Der Krieger ſtand auf. „Gutes verkündeſt du, und du ſollſt den Dank genießen. Denn auf ihn harren wir hier. Wann ſaheſt du ſein Lager?“

„Vorgeſtern Abend ritt ich hinaus.“

„Wohl, die Rechnung war genau. Dann können wir heute Abend ſeine ſchnellen Reiter erwarten. Wie ſtark war ſein Haufe?“

„Mehr als hundert Roſſe zählte ich. Dennoch, Herr, zürnt nicht, wenn ich Unſicheres ſage, er lag auf den Wieſen, ob er aufgebrochen iſt, weiß ich nicht.“

„Was haſt du, Jüngling?“ frug der Kriegsmann befremdet.

„Als ich wegritt, war gerade die Kunde gekommen, daß dem Könige der Schatz entführt iſt; und darüber war großes Rennen und Umherlaufen im Lager.“

Der Fremde trat vor Immo, ſah ihm feſt in das Geſicht, dann faßte er ſeine Hand mit eiſernem Druck, führte ihn einige Schritt zur Seite und ſagte leiſe: „Du meinſt, er zögert deshalb zu kommen?“

„Ich weiß nichts Sicheres, Herr,“ erwiederte Immo.

„Deine Meinung will ich hören, Jüngling, ſprich die Wahrheit, wenn dir dein Leben lieb iſt, denn du ſtehſt vor deinem König.“

Immo warf ſich auf die Knie. „Heil ſei meinem Herrn!“ rief er.

Doch der König winkte ihm ungeduldig aufzuſtehn. „Antworte!“

„Laßt mich's nicht entgelten, Herr, wenn ich Unwillkommenes verkünde. Sie ſprachen davon auf dem Iſisberg ein Lager zu ſchanzen, und im Morgengrau ſah ich Boten reiten nach der Böhmer Grenze, wo, wie ſie ſagen, die beſten Burgen des Markgrafen ſind.“

Der König wandte ſich ab und ſah finſter vor ſich nieder. „Der Graf fängt früh an wie ein großer Herr zu handeln. Wer hundert Roſſe ins Feld führt, der iſt noch nicht vornehm genug, um den König zu verrathen,“ rief er bitter. „Sendet dein Geſchlecht dich allein?“ frug er argwöhniſch.

„Ich führe dreißig leichtbewaffnete Knaben herzu, ſichere Bogenſchützen aus dem Walde. Ich ließ ſie im Verſteck zurück mit einem ſchwerverwundeten Kaufmann, den wir auf unſerm Wege fanden; ihn hatten Räuber gefällt, als er zum Lager des Herrn Königs ritt.“

Der König fuhr in die Höhe. „Wie heißt der Kaufmann?"

„Es iſt Heriman aus Erfurt, ein anſehnlicher Burgmann. Da er Vielen von uns wohlbekannt iſt, wollten wir ihn nicht zurücklaſſen."

„Wahrlich," rief der König, „als ein Unglücksbote kommſt du. Iſt der Wunde beraubt?"

„Sein Knecht lag erſchlagen, Roß und Waarenballen waren entführt."

Der König winkte ſchnell mit der Hand, daß Immo zurücktreten ſollte. Dieſer eilte den Hügel hinab zu den Leibwächtern, bei denen Brunico die Pferde hielt, und er ſah aus der Ferne, daß der König auf dem Schemel gebeugt ſein Haupt in die Hand ſtützte. Auf einen Ruf Heinrichs ritt von der andern Seite der große Kriegsmann herzu, welcher den ausgeſtellten Wachen gebot. „Graf Gerhard hemmt ſeine Reiſe," rief dem Abſteigenden der König entgegen, „er wird ſich mit dem Babenberger vereinen, und Heriman liegt beraubt am Boden."

„Oft warnte ich den König," erwiederte der Angeredete, „der Treue des Wolfes Gerhard zu vertrauen, er nimmt ſeine Beute, wo er ſie findet."

„Er raubt wie die Andern," fuhr Heinrich fort, „er iſt nicht ſchlechter als ſeines Gleichen und ſchleicht vorſichtig durch die Thäler."

„Seine kleine Schaar wird der König ohne Schaden entbehren."

„Nicht die Schilde, welche er von uns abführt, betraure ich; aber gerade, daß er kein Held iſt, der Kühnes wagt, ſondern ein Mann wie andere Edle auch, das ſchlägt mir die Wunde. Denn wie er, werden Viele handeln. Wahrlich, es ſteht ſchlecht mit der Sache des Königs, wenn dieſe Art Raubthiere von ſeinem Pfade weicht."

„Auch hat Graf Gerhard ſich bereits vorweg genommen, was ihm der König als Lehn verſprochen hatte," begann der große Krieger kalt, „und ihm fehlte der Grund, den andern

Empörer vorgeben, daß der König zuerſt ihnen ein Gelöbniß gebrochen habe.“

Heinrich fuhr auf wie von einer Natter geſtochen. „Unleidlich iſt dein Trotz,“ antwortete er ſcharf, „willſt auch du zu meinem Bruder und zu dem Babenberger hinüberreiten, daß du mich in dieſer Stunde einen Treuloſen nennſt und zu einem Geſellen des Grafen Gerhard machſt?“

„Ich habe mich dir gelobt, König, und ich denke meinen Eid zu halten, obgleich auch ich zu denen gehöre, die du als Raubthiere ſchmähſt. Aber die Wahrheit berge ich dir nicht, das haſt du oft erfahren. Ich ſtand dabei, als der König dem Markgrafen bairiſches Land verſprach, damit das Geſchlecht der Babenberger dem König zum Throne helfe. Und ich hörte wieder, daß der König auch ſeinem eigenen Bruder die Herzogswürde in demſelben Baiern verhieß. Jetzt ſchreien beide durch das Land, daß Heinrich ihnen das Wort gebrochen habe. Befiehl mir, ſie im Kampfe zu erlegen, und du weißt, ich werde es thun, wenn ich es vermag. Aber wundere dich nicht, wenn jene Beiden von Vielen gelobt werden, weil ſie ihr Anrecht gegen dich mit den Waffen ſuchen.“

Der König nahm die kühne Rede ſchweigend auf und ſaß wie getroffen von der Vergeltung, endlich hob er das Haupt und begann: „Da ich König wurde, dachte ich beſſer von den deutſchen Edlen. Aber in dem erſten Jahre habe ich ſie erkannt. Jedermann hüte ſich zu verſprechen, was er nicht zu halten vermag, und zumeiſt hüte ſich, wer die Krone trägt. Doch glaube mir, Geſelle, Keinem wird ſchwerer auf ſeinem Wort feſtzuſtehen, als dem Könige, wenn er ein Löwe bleiben will in dem Reich gefräßiger Thiere. Niemand weiß es und Niemand glaubt es, wie dem König ſein verpflichtend Wort und ſein redlicher Wille zu einer Todesgefahr wird in ſchlimmen Tagen. Durch die Treue, die er Andern erweiſt, ſchafft er ſich Untreue. Wer heute ſein Freund iſt, wächſt morgen, ſobald er Gut und Gabe erhalten hat, zu ſeinem Gegner. Jeder begehrt Macht und je größer ſeine Macht wird, deſto höher ſteigt ſeine Begehrlichkeit. Wahrlich, wie ein verächtlicher Tänzer ſchwankt der König auf dem Seil, und die Arme, welche er ausſtrecken muß, um das Gleichgewicht zu bewahren, heißen Liſt und Gewalt. Jammervoll wäre ſeine Ausſicht nach dem Tode, wenn ihm nicht gelänge, den Himmelsherrn wieder zu verſöhnen durch Demuth und fromme Werke. Daß Gutes aus dem Uebel komme, das iſt des Königs geheimer Troſt.“ Er ſtützte das Haupt in die Hand und ſah traurig vor ſich nieder.

Ein Reiter jagte heran, ein zweiter und dritter. „Sieh auf, König,“ rief ſein Begleiter, „dort hinten blinken die Speereiſen in der Sonne, Krieger ſind es des Gerhard oder der Babenberger, deine Wächter fahren nach rückwärts. Führt die Roſſe her,“ gebot er. „Hoffen die Thoren zum zweitenmal einen Schatz zu fangen? ſie ſollen nichts gewinnen als harte Schläge.“

Auf die Ruhe in der Landſchaft folgte wilde Bewegung, die flüchtigen Reiter ſammelten ſich vor dem Könige, am Hofthor ſtampften die herausgeführten Pferde, der König beobachtete noch immer einen Trupp Feinde, welcher die Wurfſpeere ſchwenkend, heranjagte. „Geringe Ehre wäre es für den König, mitzukämpfen,“ mahnte der Vertraute. Heinrich nickte gleichmüthig und ſchwang ſich auf ſein Roß, während aus der Ferne gellender Kriegsruf erſcholl.

Immo ſah mit pochendem Herzen und ſtrahlenden Augen auf den Feind, er band ſich den Eiſenhut feſt, rückte den Schild am Arme zurecht, wirbelte den Speer und wollte zu den Wachen ſprengen, welche ſich gegen den Feind ordneten. Da fiel eine Hand ſchwer in die Zügel ſeines Pferdes, neben ihm hielt der große Kriegsmann, ein glühender Blick aus Augen, die er wohl kannte, bannte ihn feſt und eine Stimme, deren Ton ihm tief in das Herz drang, befahl: „Zurück!“

„Mein Oheim Gundomar,“ rief der überraſchte Jüngling und trieb unwillkürlich ſein Pferd mit einem Sprung zur Seite. „Es iſt mein erſter Kampf, wie darf ich umwenden?“

„Wohl hätteſt du verdient, daß jene dort dich ſchnell auf den Raſen legen. Dennoch gehorche, Knabe!“ und der Oheim riß ihm das Pferd herum, ſchlug es mit der Speerſtange und beide ſtoben nebeneinander hinter dem Könige her, der mit wenigen Begleitern flüchtig voranritt. Immo fuhr dahin wie im Traum, zuweilen ſah er verſtohlen auf die düſtre Geſtalt des gewaltigen Reiters, der an ſeiner Seite jagte. „Wende dein Haupt nicht rückwärts,“ befahl Gundomar kurz, „achte auf den Zügel, dein Pferd hat heut mehr Meilen gemacht als dir frommen wird, und jene folgen auf auserwählten Roſſen.“

„Mich kränkt's, Oheim, daß ich davonreite.“

„Ich meine, Andere kränkſt du, daß du im Felde reiteſt,“ klang es von dem andern Roſſe zurück und weiter ging es Hügel hinauf und hinab. Die Sonne brannte, die Luft wehte ſcharf an die Wangen. Immo hörte hinter ſich Roſſe ſchnauben und ſah den Hauptmann, mit dem er gerungen hatte, blutend und ſtaubbedeckt an der Seite ſeines Oheims. Dieſer wies auf die Niederung vor ihnen, durch welche ein Bach mit Erlen und Weidengebüſch umwachſen dahinrann. „Du kennſt die Furt, ſammle dahinter die noch ſchlagen können und ſtelle dich noch einmal gegen die Feinde, wollen ſie durchſchwimmen, ſo finden ſie die Ufer ſteil, ihr reitet im Vortheil. Fahre wohl, Bernhard, wer übrig bleibt, ſorge dafür, daß er ſeine Geſellen aus dem Fegfeuer löſe, ich gedenke deiner Seele, thue mir daſſelbe.“ Er winkte mit der Hand, der Reiter blieb zurück; ſie tauchten in das Waſſer, der weiße Schaum hing ſich an ihre Kleider. Der Oheim riß das Roß des Neffen an wegſamer Stelle das ſteile Ufer hinauf und wieder ging es vorwärts in geſtrecktem Lauf. Hinter ihnen klang ſtärker der Ruf der Verfolger, darauf ein Gegenſchrei der Königsmannen und Getöſe des Kampfes. Als ſie wieder eine Anhöhe erreicht hatten, ſah Held Gundomar nach rückwärts, Freund und Feind jagten wild gemengt in geringer Entfernung nach, vor ihnen durchritt der König die Furt eines andern Baches, weiter vorn hob ſich ein ſteiler Berghang mit dichtem Fichtenholz bewachſen. „Hinter dem Harzwald findet er Rettung,“ ſagte der Ohm zu ſich ſelbſt und ritt voran in den Bach. Am andern Ufer gebot er: „Nur wenige Verfolger ſind dem Haufen voran, mache die Kehre zum Anlauf.“ Er wandte ſein mächtiges Streitroß im Bogen und fuhr von der Höhe herab den Feinden entgegen, welche aus dem Bach auftauchten. Behend folgte Immo ſeinem Beiſpiel. Als er den feindlichen Reitern entgegenritt, ergriff ihn der Kampfzorn ſeines Geſchlechtes, er hörte ſeinen Oheim das Kyrie eleiſon mit ſchmetternder Stimme rufen, auch er rief ſein Hara, und Roß und Reiter ſchlugen gegeneinander. Ihn umgab ein wilder Wirbel von Männern, welche aus dem Waſſer emporrangen, von ſpringenden Roſſen und gehobenen Armen. Er warf ſeinen Speer und traf mit dem Schwert, die Streiche dröhnten von den Schilden und Helmkappen. In der gerötheten Fluth des Baches ſah er ſinkende Krieger und ledige Roſſe, an ſeiner Seite fand er den treuen Brunico wacker dreinſchlagend mit blutigem Haupte. Und er vernahm wieder die donnernde Stimme ſeines Oheims: „Wendet nach rückwärts!“ Da tauchte er ſchnell zu Boden, riß dem Manne, den er gefällt hatte, ſeinen Speer aus der Wunde, und die geborgene Waffe mit Jauchzen über dem Haupt ſchwenkend, ſprengte er hinter dem Oheim die Berglehne aufwärts, bis zu einer Stelle, wo ein Hohlweg den ſteilen Abhang durchſchnitt. Dort ſtieg Gundomar ab und gebot ihm durch eine Handbewegung daſſelbe zu thun, dem Brunico aber winkte er, die keuchenden Roſſe weiter hinauf zu treiben. „Hierher habe ich dich geführt, weil du aus edlem Geſchlechte biſt, und hier iſt das Thor, an dem du halten ſollſt, bis du fällſt,“ befahl der Oheim mit düſterer Miene, „denn Helden ſehe ich gegen uns reiten und kein anderer Pfad führt zum König als über unſere Leiber. Stehe als erſter in dem Wege. Nimmer meinte ich, daß die Heiligen mir zur Buße meiner Sünden auferlegen würden, dich zu rächen; doch heut will es das Schickſal ſo fügen.“ Er trat auf einen Stein, wo ſeine mächtige Geſtalt weit erkennbar ragte, und ſtellte den Schild an ſeinen Fuß.

Aus der Tiefe ſprengten feindliche Reiter. „Weiche abwärts, Graf Ernſt,“ rief Gundomar ihrem Führer entgegen, „fruchtlos war dein Jagdritt, mein Schild ſperrt dir die Wildbahn.“

Graf Ernſt ſprang vom Roſſe und zuckte die Schildfeſſel am Arme zurecht. „Drei Zäune deiner Speerreiter habe ich durchbrochen, meinſt du, daß der letzte mich aufhält? Behende verſteht dein König zu fliehen, ſeine Helden haben gelernt mit den Beinen zu kämpfen, den Rücken bieten ſie willig unſeren Speeren.“

„Vergebens ſuchſt du mich zum Streite zu locken,“ rief Gundomar entgegen. „Ich denke daran, daß wir einſt in der Fremde Kampfgenoſſen wurden, als dein Schild den Tod von meinem Haupte abwehrte.“

„Ich meide dich, ſolange ich andere Beute finde, thue du daſſelbe,“ rief der Babenberger. Er hielt den Schild über ſein Haupt und ſprang die Bergſteile wie ein Raubthier hinauf gegen Immo. Als dieſer den gefürchteten Helden erkannte, den er einſt im Kloſter geſehen hatte, hob ſich ſein ſtolzer Muth, und er trat ihm entgegen. Die Speere der Helden flogen und beide hafteten in den Schilden. Sie zogen die Schwerter und tauſchten blitzſchnelle Schläge, daß die Funken an Helm und Schildrand ſprühten. Erprobt war die Kraft des Grafen, aber der Arm Immos ſchlug ſtärker von der Höhe abwärts.

Die Krieger, welche dem Grafen folgten, zauderten kurze Zeit und ſahen auf den Kampf der beiden Helden, dann warfen ſie ſich gegen den andern Wächter des Bergthors und Gundomar rang gegen ſie wie ein Eber gegen die Hunde.

Mehr Feinde ſprengten heran, auch gegen Immo rannte ein zweiter, ein dritter. Immo erhob ſeine ganze Kraft wider den Grafen zu wildem Sprunge, er ſchmetterte mit dem Schwert in den Helm und drückte den Schild gegen den Leib des Feindes, daß dieſer wankte. Da traf ihm ſelbſt ein geworfener Streitkolben das Haupt, ſo daß er zurückfuhr und auf den Weg ſank. Aber in demſelben Augenblick ſprang Brunico über ihn und hielt ſeinen Schild den Markgräflichen entgegen; von der Höhe drang ein Trupp Reiter in den Hohlweg und aus dem Gewühl der Männer und Roſſe vernahm Immo die ſcharfe Stimme des Königs: „Ergreift den Verräther.“ Thalab wogte der Kampf und aus der Tiefe erſcholl freudiges Kampfgeſchrei der Königlichen. Als Immo allein lag, fühlte er, daß ihn ein Fuß unſanft berührte, und als er halb bewußtlos aufſah, glaubte er das Antlitz Gundomars über ſich zu erkennen und zwei Augen, welche mit kaltem Haß auf ihn ſtarrten; darnach verlor er die Beſinnung.

Der König hielt auf dem Wege, ſäuberte ſein blutiges Schwert an den Haaren des Roſſes und rief lachend Gundomar zu: „Der Böſewicht Ernſt iſt gefangen, und diesmal entgeht er ſchwerlich der Rache des Königs. Du aber ſollſt meine Geſchwindigkeit loben, denn ich kam zur rechten Zeit, um dich herauszuhauen.“ Er blickte auf den liegenden Immo. „In fröhlichem Jugendmuth zog er heran, kurz war der Waffendienſt des Treuen.“

„Das Leben des Königs zu bewahren, tauſchte er Schläge mit einem Helden. Sein Ausgang war rühmlicher, als er hoffen durfte,“ verſetzte Gundomar finſter. Da rief Brunico, der auf dem Boden ſaß und das Haupt des Gefällten im Schoße hielt, unwillig: „Wenig frommt ihm der Unkenruf, kaltes Waſſer wäre ihm dienlicher. Ich meine, er ſoll noch manches Jahr leben, Andern zur Freude oder zum Aerger, je nachdem ſie ſind.“

Der König beugte ſich über den Liegenden. „Du ſorge für ihn," befahl er dem Knappen, „im Ring meiner Leibwache ſoll ihm das Lager bereitet werden." Der Hauſe ritt dem Lager zu, in ſeiner Mitte die ſchwertloſen Gefangenen. Auf einer Trage aus grünen Zweigen wurde Imme von Reiſigen des Königs im Walde geborgen. Als er aus der Betäubung erwachte, fand er ſich in einem Zelt auf weichem Lager unter den Händen des jüdiſchen Arztes, welchen der König geſandt hatte, mit lautem Heilruf begrüßt von ſeinem treuen Geſpielen.

Im Zelt des Königs mahnte Gundemar mit der Sorgfalt, welche einem vertrauten Diener wohl anſteht: „Heiß war der Tag auch für den König, und Ruhe wünſche ich ihm heut für Seele und Leib."

„Du freilich ruhſt nach deinem Heldenwerk," erwiederte Heinrich, „du verbindeſt die Wunden, ſiehſt in die Abendſonne und freuſt dich der Streiche, die du ausgetheilt. Der König aber ſetzt ſich auf den Sorgenſtuhl und beginnt die kleine Arbeit, welche ihr Helden verachtet. Führt den Reiſigen des Thüring Imme herein."

Brunico wurde eingeführt, er trug den Kopf verbunden und neigte ſich ſchwerfällig an der Thür.

„Auch du haſt dir erworben, was die Leute lieber an andern rühmen, als ſelbſt nach Hauſe tragen," begann der König und wies auf das blutige Tuch.

„Die Eiſenkappe hielt's nicht aus, der Schädel ertrug's," entgegnete Brunico zufrieden.

„Wo liegt Heriman, der Goldſchmied?" frug der König.

„Auf unſerm Karren, zwiſchen den Mehlſäcken."

„Wer iſt bei ihm?"

„Ich hoffe Niemand, außer meinen Geſellen vom Moor und von den Bergen des Imme."

„Vermagſt du den Heriman durch die Späher des Feindes hierher zu ſchaffen?"

Brunico rechnete: „Von Mittag bis zur Veſper ruhig getrabt, von da bis zum Abend mit dem Herrn König wie die Haſen gelaufen, beträgt zuſammen eine gute Tagfahrt ſüdwärts. Dennoch habe ich Vertrauen, ſoweit man im Walde zurückſchleichen kann, denn wir verſtehen uns auf die Liſten im Holze."

„Erzähle mir, wie du den Heriman fandeſt."

Brunico holte mehrmals Athem und wiſchte mit dem Aermel an ſeinem Eiſenhut, denn langes Reden war ihm unlieb. Endlich begann er: „Als mein Geſpiele am Idisberg auf die Sommerlinde ſtieg, dachte ich, er könnte herunterfallen, denn dieſe Art Holz iſt brüchig. Deshalb legte ich mich an die Mauer, ihm beizuſtehen."

„Was ſoll die Rede?" warf der König ein, „wer iſt dein Geſpiele?"

„Derſelbe Immo, welchen der Herr König kennt."

„Biſt du nicht ſein Dienſtmann?"

„Ein Freier bin ich aus dem Moor und freiwillig begleite ich ihn."

„Seltſamen Ritterbrauch übt man in deiner Heimat," ſpottete der König zu Gundomar gewandt. „Weshalb ſtieg Held Immo auf die Linde?"

„Weil etwas darunter war," verſetzte Brunico mit ſchlauem Augenzwinkern.

„Schwert oder Spindel?" frug der König.

„Spindel," beſtätigte Brunico.

Der König nickte: „Daher die Schweigſamkeit des Jünglings."

„Wie ich ſo an der Mauer herumſchlich, vernahm ich, daß die Fechter des Grafen in einem Erdloch mit einander zankten wegen der dreizölligen Wunden, welche der König an ihnen ſehen will."

„Wie?" unterbrach der König, „was habe ich mit den Fechtern des Grafen zu thun?"

Aber Brunico, der froh war, jetzt aus ſeinem Gedächtniß die Rede eines Andern herauszuholen, fuhr herzhaft fort: „Ich ſelbſt vernahm, daß der Herr König die fahrenden Leute mißachtet, insbeſondere die Weiber, welche im Tanzen ihr Gewand abwerfen. Ja, man ſagt, daß ihm alle Weiber verleidet ſind. Aber die Kämpfer beachtet er. Darum forderte Graf Gerhard, daß ſeine Fechter vor dem Könige kämpfen ſollten, dagegen forderten wieder die Fechter eine Begabung. Als ich ſo über ihnen lag, hörte ich ſie weiterhin von den Waaren ſprechen, welche ſie für ihren Herrn von einem Kaufmann geraubt hatten. Das verkündete ich dem Helden Immo, als er ſich zu mir fand; wir berechneten die Zeit und ſuchten die Spur der beiden Räuber; nicht lange, ſo fanden wir den Heriman, den mancher von uns kannte. Immo verband die Wunden, wie er im Kloſter gelernt hatte, wir luden den Heriman auf unſern Wagen, brachen auf ſobald der Morgen graute und ſchlugen uns ſüdwärts in die Wälder. Mein Geſpiele Immo aber harrte mit einigen der ſchnellſten Knaben als Späher im lichten Holz, wohin ſich Graf Gerhard wenden werde. Ich blieb unterdeß bei den Karren und dem Heriman."

Der König nickte. „Du haſt Alles treulich berichtet. Sorge, Gundomar, daß Kundſchafter ihn begleiten, die mit den Waldwegen Beſcheid wiſſen." Er winkte Entlaſſung, aber Brunico ſtand unbeweglich und glättete auf's Neue an ſeinem Eiſenhut. „Was begehrſt du noch?" frug der König.

Brunico überlegte. „Auch gibt es noch eine Geſchichte von einem Bündel, welches mir Heriman für den Herrn König anvertraut hat."

Heinrich ſprang auf und packte den Arm des Thürings. „Wo iſt die Botſchaft, wo iſt das Bündel?"

Brunico ſah den König gekränkt an. „Behalten will ich's nicht." Er wandte ſich vom König ab und arbeitete mit den Händen längere Zeit innerhalb ſeines Panzerhemdes, endlich brachte er eine kleine Ledertaſche heraus. „Sie ſoll für den Herrn König, aber mein Geſpiele weiß noch nichts davon," ſagte er und ſah zweifelnd auf die Taſche.

Heinrich riß ſie ihm aus der Hand, öffnete und rief Gundomar zu: „Die Briefe ſind es aus Magdeburg und dem Sachſenland, lange erſehnt und glücklich geborgen. So iſt doch unſere Fahrt gelungen und auch du haſt die Stöße nicht vergebens erhalten. Laß mich allein und dieſen nimm mit dir, er hat guten Botenlohn verdient.“

Als die Nacht über dem Heerlager heraufſtieg, Männer und Roſſe ermüdet ſchliefen und die Lagerfeuer niedrig brannten, ſah man noch immer im Zelt des Königs das brennende Licht und Schatten ſeiner Boten, welche herzu und hinaus eilten.

7.

Vor der Feſtung.

Im Ringe um das Königszelt wachten die Bogenſchützen Immos; denn der König hatte, um die kleine Schaar zu ehren, ihr neben ſeinen Baiern den Schutz des eigenen Leibes anvertraut. Zwei von ihnen hielten die Speerwache am Eingang des Zeltes, die andern ſaßen nach altem Brauch, den Bogen in der Hand, den Pfeil an der Senne, in weitem Kreiſe umher und wechſelten nur kurze Worte mit gedämpfter Stimme. Immo ſtand nahe dem Zelt und ſchaute mit lebhaftem Antheil in das Thal vor ſeinen Füßen, auf die Mauern und Thürme der großen Veſte, von welcher das Banner des Babenbergers trotzig gegen das Königszelt wehte. Der Mauerring war vor alter Zeit durch Sorben oder Böhmen im verwüſteten Grenzland errichtet worden, und die Babenberger hatten ihn mit ihrer beſten Kunſt erhöht, ſo daß er jetzt die ſtärkſte von allen Burgen des Markgrafen war. Darum hatte dieſer ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Schätze darin geborgen, viele ſeiner beſten Helden hineingeſetzt und ſeinen eigenen Bruder als Befehlshaber. Gegen die Burg war der König wie ein Sturmwind hereingebrochen und hielt ſie mit eiſernem Griff umklammert. Seine Heerhaufen lagen unter ihren Bannern rings um den Bach, der in ſeinen Armen die Feſtung einſchloß, die Hütten und Zelte füllten den Thalrand und zogen ſich an den Hügeln hinauf. Lange Züge von Geſpannen führten Fichtenſtämme aus den Wäldern heran, und Schaaren von Zimmerleuten fügten das Holz zu hohen Thürmen, von denen die Bogenſchützen gegen die Vertheidiger der Mauer kämpfen ſollten. Hier und da ragte ein Sturmbock aus dem Haufen der Arbeiter, das Holzgerüſt, in welchem an ſtarker Kette ein mächtiger Baumſtamm hing, der von hinten nach vorn geſchwungen, auch feſten Mauern das Gefüge zerbrach. Von allen Seiten ſcholl kriegeriſches Getöſe zu dem Schlag der Aexte und Hämmer. Hornruf trieb die Arbeiter zum gleichzeitigen Heben der Laſten und einzelne Heerhaufen zum Ausſchwärmen oder zum Rückzug. Längs dem Waſſer lagen hinter Holzſchirmen oder in der Deckung, welche der Boden gab, behende Bogenſchützen, welche ihre Pfeile nach jedem Haupt und Arm richteten, die ſich über die Mauerbrüſtung erhoben. Gegen die Schützen fuhren von oben geſchleuderte Speere und Steine, zuweilen, wenn ein größerer Haufe näher herandrang, flog ein ſpitzer Baumpfahl oder ein Felsſtück aus der Standſchleuder des Thurmes. Dann erſcholl ein heller Warnungsruf und der Haufe ſtob auseinander, doch wer getroffen wurde, blieb zerſchlagen am Boden.

Immo trat ſchnell zurück und grüßte den Speer ſenkend, als der große Erzbiſchof Willigis von Mainz, der mächtigſte Herr nach dem Könige, begleitet vom Kanzler, aus dem Zelte trat. „Oft ſah ich Helden in der Blüthe des Lebens niedergemäht vom Schwert der Feinde oder durch den Willen der Könige,“ begann der Erzbiſchof, „und mir ſcheint, wer ſich am herrlichſten erhebt, den wirft ſein Geſchick am tiefſten. Dennoch traure ich über den Fall des Ernſt von Oeſtreich, denn gleich einem wonnigen Frühlingstag erſchien ſein Leben dem Volke. Aber der König fühlt kein Erbarmen.“

„Ihr kennt ja ſelbſt unſern Herrn, ehrwürdiger Vater,“ verſetzte der Kanzler, „er iſt mild, wenn er vertraut, aber wo er ſich rächt, begehrt er die Vernichtung.“

Der Erzbiſchof mahnte ſeinen Begleiter durch einen Blick auf Immo, zu ſchweigen, der Kanzler wandte ſich grüßend an den Jüngling. „Du ſiehſt, Held Immo, daß der Brief deines Abtes dir eine gute Stätte bereitet hat, ich freue mich, daß der König gegen dich huldvoll geſinnt iſt. Auch ich habe wohl Günſtiges zu ihm geſprochen, und wenn du eine Gelegenheit findeſt, mir gute Dienſte zu thun, ſo hoffe ich, du wirſt es an dir nicht fehlen laſſen.“

Das Zelt öffnete ſich wieder, von Gundomar und Wächtern begleitet trat Graf Ernſt in das Freie. Er hatte ſein Todesurtheil empfangen, aber er trug ſein Haupt hoch und grüßte mit würdiger Haltung die geiſtlichen Herren. Da begegnete ſein Auge dem Blick Immos, welcher ihn mit Bewunderung und Trauer betrachtete, ſchnell trat er auf ihn zu und ſagte: „Ich kenne dich wohl, Held, dein Schwertſchlag war es, der mir die Kraft lähmte, wo ich ihrer am meiſten bedurft hätte, und du biſt es, der mein Haupt unter das Urtheil eines ſtrengen Richters gebeugt hat. Aber willig rühme ich heut, daß du mannhaft gegen mich geſtanden haſt. Es war ehrlicher Kampf, ohne Groll ſcheide ich auch von dir.“ Und er bot ihm die Hand.

Immo hielt die Hand feſt und antwortete bewegt: „Oft, wenn ich von euren ruhmvollen Thaten vernahm, dachte ich, daß es mein größtes Glück ſein werde, dereinſt im Schwertkampf an eurer Seite zu ſtehen. Jetzt rührt es mein Herz, daß es dieſe Waffe war, die euch im letzten Kampfe traf, und gern wollte ich die theure Ehre dahingeben, wenn ich euch dadurch retten könnte.“

„Hilfe für mich iſt nur noch beim Himmelsherrn,“ entgegnete der Graf mit einem Blick auf den Erzbiſchof, „dir aber mögen die Heiligen beſſeres Erdenglück zutheilen als ich empfing.“ Mit gehaltenem Gruß wendete er ſich ab.

Gundomar aber begann unfreundlich gegen Immo: „Dem Helden ſtand wohl an, dich mit Worten zu ehren, dir aber rathe ich zu bedenken, daß ein günſtiger Schwertſchlag noch Keinen zum Helden gemacht hat.“

„Ich traf ſo gut ich vermochte und denke daſſelbe gegen Jeden zu thun, der mir feindlich entgegentritt,“ erwiederte Immo.

„Auch der Grashalm ſteigt üppig empor, wenn ihn die warme Sonne beſcheint, der erſte Wetterregen ſchlägt ihn zu Boden,“ ſpottete Gundomar.

„Nicht eure Freundſchaft hob mich empor, als ich auf dem Boden lag,“ grollte Immo.

Als die beiden Helden einander gegenüber ſtanden, mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen, da ſahen die Anweſenden mit Staunen, wie gleich ſie einander in Antlitz und Geberde waren, beide hochragende Geſtalten mit breiter Stirne und ſtarken Augenbrauen, mit gewölbter Bruſt und ſtarken Gliedern; voller und heller ringelte ſich das Haar Immos, in den dunkleren Locken Gundomars ſchimmerten einzelne Silberfäden, aber an Haltung und Geberde glichen ſie einander wie Brüder, ähnlich klang ſogar der Ton ihrer Stimme.

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater,“ wandte ſich Gundomar zum Erzbiſchof, „daß leerer Wortwechſel in eurer Gegenwart laut wurde. Mir iſt das Gemüth beſchwert durch das Loos eines edlen Waffengefährten.“

„Leicht eifern die Helden gegeneinander,“ bemerkte der Erzbiſchof rückſichtsvoll, „auch wenn ſie von einem Geſchlechte ſind. Bei der Noth des Einen denkt der Andere doch, was ſeiner Ehre geziemt.“

Während Immo den abwärts Schreitenden finſter nachblickte, ſah er vor ſich zwei Zeigefinger über's Kreuz gelegt und hörte nahe an ſeinem Ohr die fragenden Worte: „Es tu scolaris?“ Dies war der vertrauliche Gruß, woran die lateiniſchen Schüler im Lande einander erkannten, und der ihn ſo grüßte, war der König. Ehrerbietig trat er zurück und neigte die Waffe. „Ich höre, dein Oheim ſähe dich lieber im Kloſter als im Heerlager.“

„Ich bin ihm verleidet,“ antwortete Immo, „und ich ſorge, daß ſein übler Wille mir die Huld des Herrn Königs mindere.“

„Das beſorge nicht,“ ſagte Heinrich trocken. „Zudem magſt du wiſſen, daß Held Gundomar ſeine Feinde lieber ins Antlitz ſchlägt als hinterrücks angreift; und ſoll ich dir Gutes rathen, ſo meide ſeine Nähe, wenn er die Brauen grimmig zuſammenzieht, wie er manchmal thut. Doch ein anderer Held hat dir, wie ich vernahm, beſſeres Lob geſpendet.“ Er wies nach dem Wege, auf welchem Graf Ernſt zwiſchen den Wächtern ging. „Gräme dich nicht, daß du den Spielleuten ihren Helden genommen haſt; denn er iſt einer von den Recken, welche durch das Lied müßiger Geſellen gefeiert werden, ſelten aber durch das Lob bedächtiger Männer. Sie werfen ihren Handſchuh hierhin und dorthin und kämpfen wie Bären um eine hohle Nuß, unbekümmert, ob Land und Leute darüber zu Grunde gehen. Darum gleicht auch ihr Ruhm der lodernden Schindel, welche beim Hausbrande fliegt, wie gerade der Wind ſie treibt, bis ſie am Boden flackert und in Finſterniß verlöſcht.“

„Verzeiht, Herr,“ verſetzte Immo demüthig, „wer unter dem Helme reitet, wie mag der den Stolz auf große Thaten entbehren?“

„Der Weiſe aber nennt eine That nicht darum groß, weil ſie mit ſchwerer Lanze und ſtarkem Arm vollbracht wird, ſondern weil ſie großen Nutzen bereitet. Vieles, was leiſe ins Ohr geraunt wurde, ſchuf beſſeren Segen, als der wildeſte Sprung über die Haide.“

„Dennoch verzeihe mir der König, wenn ich ſage, Wenige werden freudig das Schwert ſchwingen und in den Feind reiten, wenn ihnen nicht die Ehre, die ſie gewinnen, der liebſte Schatz auf Erden ſein darf.“

„Du denkſt ganz wie die Laien,“ ſchalt der König, „ich traute dir beſſere Einſicht zu. Da du im Kloſter warſt, ſollteſt du gelernt haben, daß es höhere Siege gibt, als mit Schild und Schwert, indem man die Seelen der Helden und der anderen begehrlichen Menſchen bezwingt, damit man ein Herr wird über ſie.“

„Das iſt das Amt des Königs," antwortete Immo. „Ich habe gehört, daß der große Kaiſer Karl, der König Etzel und andere gewaltige Herren, von denen die Sage kündet, ſich ausdachten, was ihnen nützen könnte, und dann ihre Helden ſandten, damit ſie es vollbrächten, zu dem einen Werk die Klugen, zu dem andern die Starken; und daß ſie Jeden zu gebrauchen wußten, wozu er diente. Ich aber bin nur einer, der dem König mit ſeinem Schwerte dienen will. Und ich begehre die Ehre eines Helden, welche mir gebietet, meine Genoſſen lieb zu haben und mich an meinen Feinden blutig zu rächen. Ob die Rache auch zum Amt eines Königs gehört, das weiß ich nicht."

Heinrich ſah ihn mit großen Augen an. „Immo tu es scolaris. Du biſt weit ſchlauer, als ich dachte. Was willſt du mir zu verſtehen geben? Fahr fort."

„Herr," ſprach Immo kühn, „als ich den Grafen Ernſt abwärts führen ſah, da fiel mir auf's Herz, ein hochgeſinnter Held wie dieſer vermöchte dem König wohl noch ſeine Treue durch gute Dienſte zu erweiſen. Denn ſie ſagen, daß er nur deshalb in Empörung und Unglück gekommen iſt, weil er dem Hezilo als Anverwandter die Treue gehalten hat."

„Dem König aber hat er die Treue gebrochen," rief Heinrich.

„In Zukunft könnte er wohl dem König allein nützen, denn des Königs Würde verſteht, wie man die Seelen der Helden und der anderen begehrlichen Menſchen zwingt, damit ſie gehorſam dienen."

„Hat St. Wigbert dir ſo gut die Zunge gelöſt," frug der König, „daß du ſie gegen mich für einen Verräther zu gebrauchen wagſt?"

Immo beugte das Knie. „Mit dem Schülergruß wurde ich angerufen; habe ich zu dreiſt geſprochen, ſo möge die Gnade des Königs mir verzeihen."

Der König nickte. „Du haſt Recht und ich werde mich hüten, dir noch einmal das Fingerkreuz zu zeigen, damit du mir nicht wieder eine Lection herſagſt." Und als Immo ihn bittend anſah, fuhr er mit Königsmiene fort: „Sei ruhig, Hauptmann, ich zürne dir nicht.“

Reiſige ſprengten herauf, im Lager erhob ſich Geſchrei und Getümmel, ein donnernder Jubelruf wälzte ſich von Haufen zu Haufen durch das ganze Heer. Unter dem Geleit einer reiſigen Schaar wurde ein langer Zug von Heerwagen und beladenen Laſtthieren durch das Lager geführt und nahe dem Bach, den Belagerten ſichtbar rund um die Feſtung bis zu der Höhe des Königs. Das war der Schatz, den der Held des Markgrafen gefangen und den der König zurückgewonnen hatte, nachdem er die Burg des Magano eingenommen. Jetzt wurde der Schatz im Triumph durch das Lager geführt, die Krieger zu tröſten und die Feinde zu entmuthigen. Die Augen des Königs leuchteten, als ſie dem Zuge der Wagen folgten, und ſich noch einmal zu Immo wendend, ſchloß er: „Suchſt du gleich Ehre und nicht Gold, ich hoffe doch, es ſoll auch für dich etwas Glänzendes herausgehoben werden, wenn der König ſeine Treuen belohnt.“ Er ging dem Erzbiſchof entgegen, welcher dem Zelte des Königs zuſchritt.

Als die Sonne ſank, zog eine Schaar breitſchultriger Baiern mit Stiernacken und großen Häuptern heran, die Königswache zu halten. Immo wechſelte mit dem Führer den Gruß, löſte ſeine Knaben von ihren Plätzen und führte ſie zu der Stelle des Lagers, wo ſie ſich aus Fichtenzweigen die leichten Hütten erbaut hatten. Während die Thüringe das Feuer anzündeten, um ihr Mahl zu bereiten, warf er ſelbſt einen dunklen Mantel über, den Goldſchmuck ſeiner Rüſtung zu verdecken, vertauſchte ſeinen Helm mit der leichten Eiſenkappe eines Gefährten und eilte ins Freie. Rings um die Feſtung brannten die Lagerfeuer, zwiſchen den röthlichen Flammen und den weißen Rauchſäulen ſchritten die Krieger wie dunkle Schatten hin und her. Auch über der Feſtung ſchwebte eine rothe Dampfwolke, welche verrieth, daß die Belagerten nach den Gefahren des Tages für die ermüdeten Leiber ſorgten.

Immo durchſchritt die letzten Lagerreihen der Königsmannen, beantwortete den Ruf der Wachen und trat in das offene Land, welches dunkel und ſtill vor ihm lag. Nur an einer Stelle wirbelte weit abſeit vom Lager ein feuriger Dampf, deſſen Flamme in der Tiefe verborgen war. Dorthin eilte Immo. Von der Höhe blickte er über eine Erdſenkung, in welcher eine Anzahl Laubhütten und Zelte unordentlich durcheinander ſtand. Saitenſpiel und Geſang und das Geſchrei Trunkener tönten zu ihm herauf, Männer und Frauen glitten an den Feuern vorüber und ſchlüpften von einer Hütte in die andere. Dort war das Lager der fahrenden Leute, welche als Sänger und Fiedler, als Tänzer und Gaukler dem Heere folgten, um die Krieger in den müßigen Stunden zu ergötzen und ihren Antheil an der Beute zu gewinnen. Uebel berüchtigt war die Stelle, denn die Wanderer, welche dort hauſten, waren aller Ehre bar und wurden durch kein Recht geſchützt, nur durch die Gunſt mächtiger Helden, welche ſie zu gewinnen wußten. Als Immo in das Gewirr der Hütten und Feuerſtellen eindrang, wurde der Lärm und das Gewühl läſtig und er zog ſeinen Mantel dichter zuſammen. Bezechte Krieger ſchrien ihn an, buntgekleidete Weiber boten ihm luſtigen Gruß, ein rieſiger Bär, der an einen Pfahl gebunden war, zerrte brüllend an ſeiner Kette, die Fiedel klang und das Sackrohr brummte; in einer Hütte ſchwang ſich, umdrängt von einem Haufen Gewappneter, eine zierliche Dirne in hohen Sprüngen durch die Luft; in einer andern ſaß ein Spielmann, ſang mit melodiſchem Tonfall ein Lied von den Thaten vergangener Helden und riß dabei kräftig die Saiten der kleinen Harfe; neben einem großen Feuer ſprang ein ſchlauäugiger Geſell umher, welcher ſchnurrige Lügengeſchichten erzählte, und wenn die Zuhörer laut auflachten, mit dem Becher herum lief, damit man ihm Silberblech ſpende. Endlich kam Immo zu einem Zelt, welches inmitten der andern recht anſehnlich ſtand, mehre gute Roſſe waren daneben angepflöckt und darüber wehte ein Banner, auf deſſen Tuch zwei gekreuzte Pfeile ſichtbar wurden.

In der Zeltthür ſaß Wizzelin, ein kräftiger Mann von mittleren Jahren mit klugem Geſicht, er trug ein zierliches Gewand von zweierlei Tuch, die eine Hälfte roth, die andere grün, um den Hals eine Goldkette, am Armgelenk einen dicken Goldring. Er gebot dem Lager als Hauptmann und ſchlichtete gerade einen Streit zweier Genoſſen, welche zu beiden Seiten eines Eſels ſtanden. „Frei lief der Eſel,“ entſchied er luſtig, „und zu gleicher Zeit packte ihn Gozzo am Schwanz und Bezzo am Ohr, und jeder meint, daß darum der Eſel ihm gehöre. Beide habt ihr Unrecht geübt, denn ihr habt einander ärgerlich geſcholten, der Fahrende aber gewinnt nur durch Lachen ſein Recht und ſeine Beute. Dem Eſel vollends habt ihr die Ehre gekränkt, denn da er als Freier lief, hat er das Recht, ſich ſeinen Herrn zu wählen.“ Er wies auf einen Diſtelſtrauch zur Seite. „Jeder von euch nehme eine Blüthe des wehrhaften Krautes in die Hand, dann haltet Beide die Fäuſte vor den Helden: weſſen Kraut er frißt, dem will er ſich angeloben.“ Die Männer lachten und nickten, und Gozzo führte ſiegreich den Eſel zu ſeiner Hütte.

Jetzt erſt erhob ſich Wizzelin, der ſeither Immo nur durch einen Seitenblick begrüßt hatte; mit tiefer Verneigung führte er ihn in das Zelt, zündete einen langen Kienſpan an, den er in den Boden ſteckte, und ſchloß den Eingang durch eine vorgezogene Decke. „Sprecht leiſe,“ ſagte er, „denn meine Kinder ſind treu, aber neugierig. Viele Augen ſehen nach dem ſtattlichen Helden und ſuchen die Geldtaſche unter ſeinem Mantel.“

„Sie öffnet ſich gern für dich,“ verſetzte Immo darnach greifend.

„Laßt noch,“ rieth Wizzelin, „ich will die Gabe erſt verdienen. Auch für euch erſehne ich den Tag, wo die Kriegsbeute ausgetheilt wird und die Schaaren der Helden heimwärts ziehen. Ich ſelbſt werde froh ſein, wenn ich wieder in die

Höfe meiner Thüringe reite. Denn hier ſchwebt ein Geier über uns und unſicher ſchlagen wir mit den Flügeln.“

„Doch merke ich, du haſt auch hier Gunſt gewonnen,“ erwiederte Immo lächelnd, „ich ſah im Vorübergehen manchen anſehnlichen Kriegsmann in deinen Hütten.“

„Einem aber ſind wir Fahrende verhaßt,“ bekannte Wizzelin zutraulich. „Kein Mönch iſt ſo unhold gegen mein Volk, als der König; und wenn es auf meinen Willen ankäme, ſo wäre ich drüben beim Heere des Babenbergers, wo die Mehrzahl meiner Genoſſen weilt und weit beſſer geehrt wird.“

„Willſt du deine Kinder in den Mauern der Feſtung bergen? Ungern erträgt, wie ich höre, dein Volk die Noth einer belagerten Burg.“

„Vielleicht finden wir das Lager des Hezilo an einer anderen Stelle,“ antwortete der Spielmann.

„Weißt du, wo?“ frug Immo ſchnell.

Wizzelin ſchüttelte das Haupt. „Wir Friedloſen, Herr, ſingen und ſagen nicht Alles was wir wiſſen und vergebens wäre es, aus uns herauszulocken, was wir nicht geſtehen wollen. Eins aber ſage ich euch: unſer Lied wird den König Heinrich ſelten rühmen, und ſeit er das Urtheil gefällt hat über den Grafen Ernſt, iſt das fahrende Volk ihm feind und der König mag ſich vor der behenden Zunge meiner Kinder hüten wie ein Roß vor einem Schwarm Horniſſen.“ Und bedeutſam ſetzte er hinzu: „Auch der Held, welcher in ſeinem Heer Ehre gewinnt, mag ſich hüten ihm zu vertrauen, denn kalt und hart iſt er wie Stahl.“

„Iſt dir der Markgraf lieber, wie kommt's, daß du bei uns lagerſt und nicht beim Hezilo?“

„Ihr ſelbſt wißt einen Grund, daß ich hierher geſandt bin; andere behalte ich für mich. Auch der Spielmann denkt zuweilen, daß es ſein Vortheil iſt, dem Sieger zu folgen.“

„Sei gelobt, Wizzelin, daß du für uns den Sieg hoffſt,“ rief Immo.

„Noch iſt er nicht erkämpft,“ verſetzte der Spielmann. „Hütet ihr euch nur, daß ihr euren Antheil daran nicht verſchlaft.“ Und leiſer ſetzte er hinzu: „Soll ich euch Gutes rathen, ſo wandelt morgen und an den nächſten Tagen im Graſe, bevor die Sonne aufgeht; ſammelt den Frühthau und ſtreichet euch damit die Augen, er hilft, wie die Weiſen ſagen, zu ſcharfem Geſicht.“

Immo überlegte die Worte, dann griff er ſchnell nach ſeiner Geldtaſche. „Sage mir mehr, Wizzelin.“

„Ich thu' es nicht,“ entgegnete der Andere, „auch nicht, wenn ihr verſucht mir die Augen durch Goldblech zu blenden.“ Er ſchob den Vorhang zurück und blies auf einer kleinen Querpfeife einige ſchrille Töne ins Freie, gleich darauf vernahm Immo daſſelbe Zeichen an mehren Stellen des Lagers. „Weshalb ihr kommt, weiß ich, ohne daß ihr mir's ſagt,“ ſetzte Wizzelin ernſthaft die Unterredung fort, „den Gruß, welchen ich euch im Kloſter lehrte, hat mir noch keines meiner Kinder zugetragen. Darum iſt meine Meinung, daß euer Geſelle, deſſen Botſchaft ihr erwartet, nirgend weilt, wo der Wind über die Halme weht und ein Baum Schatten auf die Flur wirft, ſondern umſchloſſen von Stein und Speereiſen.“

„Du meinſt in einer Burg des Hezilo?“

„Auch in den Burgen ziehn meine Kinder ein und aus. Wenn aber eine Mauer vom Feinde umringt iſt, ſo wird ihnen das Fahren gehemmt.“

„Sie iſt in der Feſtung, die wir belagern,“ rief Immo erſchrocken.

Wizzelin lachte. „Ihr werdet euch behender auf die Mauer ſchwingen, wenn ihr das hofft.“ Als er aber den Schrecken im Geſicht des Jünglings ſah, fuhr er begütigend fort: „Meinung iſt nicht Gewißheit; harret, vielleicht kommt noch ein Bote für euch. Das wollte ich euch ſagen. Und jetzt öffnet die Taſche und gebt mir meinen Sold, denn jetzt werdet ihr die Stücke nicht zählen.“

Immo reichte dem Spielmann die Geldtaſche. „Nimm; mir laß nur, daß ich nicht ganz leer bin, bis ich die nächſten Beuteroſſe gewinne.“

Wizzelin ſchüttete ſich die Hand voll Silber und ſenkte ſie behende in ſein Gewand. „Ich habe getheilt,“ ſagte er die Taſche zurückgebend. „Was ich euch ließ, hole ich mir mit Anderem, wenn ihr euren Antheil an der Siegesbeute empfangt. Vergeßt den Mantel nicht, ihr mögt ihn noch heut im Morgenthau brauchen. Ich ſelbſt begleite euch bis an die Grenze meines Landes.“

„Dein Land iſt überall, wo Menſchen unſerer Sprache wohnen,“ antwortete ihm Immo zunickend. „Wo iſt die Grenze?“

„Wo dies Sandloch aufhört,“ erklärte Wizzelin, „und wer weiß, wie lange.“ Sie durchſchritten eilig das Lager, die Feuer brannten wie vorher, aber um die Hütten war es ſtiller; die Tänzerin war verſchwunden, der Lügenerzähler ſaß allein und packte über einem Bündel, nur wenige Kriegsleute ſaßen und lungerten noch an den Zelten. Doch um die Karren, welche am Abhang in der Reihe ſtanden, bewegten ſich geſchäftige Geſtalten und im Aufſteigen ſah Immo, daß der Eſel, welcher ſich den Gozzo zum Herrn gewählt hatte, an einen Karren geſchirrt wurde. Immo, dem die Angſt um das Schickſal der Geliebten das Herz beklemmte, begann auf die beſpannten Wagen weiſend: „Wie ein Wanderer in der Wildniß bin ich, dem ſein Roß davonläuft. Wann ſehe ich dich wieder, Wizzelin?“

„Frage die Wolken und den Wind, wohin ſie ſchweifen, aber nicht einen Fahrenden,“ entgegnete der Spielmann lachend. Er neigte ſich vor Immo und tauchte zurück, im nächſten Augenblick tönte wieder die ſcharfe Querpfeife.

Auf dem Wege hielt Immo an und mühte ſich, aus dem Feuerkranz, der um die Feſtung loderte, die Lager der einzelnen Heerhaufen zu erkennen. In weiter Entfernung war der Hügel, auf dem die königlichen Zelte ſtanden, dort und jenſeit der

Feſtung lagen bairiſche Haufen, weiter abwärts Schwaben, Mainzer und Fuldaer, gerade vor ihm Herzog Bernhard mit ſeinen Sachſen. Da nickte er zufrieden und wandte ſich ſchnellfüßig dem ſächſiſchen Lager zu. Bald unterſchied er hinter der langen Reihe flammender Feuer die ſtarken Heerwagen, welche die Sachſen zu einer Wagenburg zuſammengeſtoßen hatten, um dahinter wie in einem Walle ſorglos zu ruhen. Von den Wachen angerufen wurde er auf ſein Begehr zum Zelt des Herzogs geführt. Der Kämmerer kam unwirſch aus dem Zelte. „Wie mag ich meinen Herrn wecken?“ antwortete er auf die Forderung Immos. „Jämmerlich iſt Bier und Meth in Baierland, und mein Herr ſchöpft hier ſo üblen Nachttrunk, daß ich allen Heiligen danke, wenn er nur erſt eingeſchlafen iſt.“

„Iſt das die Meinung, die du von deinem Herrn hegſt, du grober Waldgötze,“ rief eine tiefe Stimme aus dem hintern Zelt und ein Lederſtrumpf kam gegen den Rücken des Kämmerers herausgeflogen. „Ich will wiſſen, wer da iſt. Biſt du es, Held Immo, ſo tritt herein.“

Der Kämmerer öffnete den Vorhang, Immo erkannte beim matten Schein einer Lampe den Herrn, der mit einem Ledenmantel aus heimiſcher Wolle zugedeckt lag und das gutherzige Geſicht ihm fragend zuwandte. Er berichtete die Warnung, welche Wizzelin geraunt hatte, und den plötzlichen Aufbruch der fahrenden Leute. „Sie wären nicht von ihren Feuerſtellen gewichen, wenn ſie nicht beſorgten, daß der Markgraf auf ihrer Seite angreifen wird.“

„Schwerlich hat Hezilo die Spielleute zu ſeinen Vertrauten gemacht,“ verſetzte der Herzog kopfſchüttelnd. „Und wenn er kommen will, ſo ſind wir bereits da. Auch iſt Hezilo ein Chriſt und ein ritterlicher Mann, der ſeinen Feind niemals anfallen wird, während die Unholde der Nacht durch die Lüfte fahren. Und wäre er wie ſein Vater war, ſo würde er uns auch Tag und Stunde vorher wiſſen laſſen, obwohl wir die

Stärkeren ſind. Doch die jetzige Jugend mißachtet alte Bräuche, zumal wenn ſie ihr beſchwerlich ſind. Darum war deine Sorge unnöthig."

„Vielleicht liegt der Markgraf uns ſo nahe," wandte Immo ein, „daß er nicht bei Nacht, aber beim erſten Morgenſchein in das Lager einzubrechen vermag. Ihr ſelbſt mögt ermeſſen, ob er im Vortheil kämpft, wenn er zu dieſer Stunde an unſere Hütten dringt."

Der Herzog richtete ſich mit halbem Leibe auf. „Wecken kann ich meine Sachſen nicht, denn wenn ſie bei Tage mannhaft kämpfen, ſo haben ſie dafür, ſobald ſie ſchlafen, ein ſolches Gottvertrauen, daß auch ein brüllender Löwe ſie ſchwerlich in die Höhe brächte." Er ſetzte gemächlich ein Bein auf den Boden und zog einen Lederſtrumpf an. „Dennoch will ich ein Uebriges thun." Er befahl den Hauptmann ſeiner Leibwache zu rufen, forderte den zweiten Strumpf und ſchritt gewichtig im Zelte auf und ab. „Sobald die erſte Lerche aufſteigt, ſollen ſie gerüſtet bei den Roſſen ſtehen." Zuletzt warf er den Mantel um. „Komm ins Freie, Held, damit ich ſelbſt zum Rechten ſehe." Sie ſchritten die Reihe der Wachen entlang, der Herzog prüfte mit ſcharfem Blick ihre Aufſtellung und gab dem Hauptmann Befehle. „Sende zugleich behende Läufer zu den nächſten Schaaren, aber vorſichtig, daß man aus der Ferne die Bewegung nicht merke. Auch die Nachbarn ſollen ſich rühren." Und als der gute Herr Alles vorſorglich beſtellt hatte, ſprach er zu Immo: „Gedenke auch du der Ruhe, ich mißtraue jedem Manne, der ſein Lager gering achtet. Haſt du uns Günſtiges gerathen, ſo ſoll dir's vergolten werden, bleibt's bei deinem guten Willen, ſo werde ich auch dieſen dem König rühmen."

„Gern möchte ich mit dem kleinen Haufen meiner Genoſſen morgen früh in eurer Nähe ſein," verſetzte Immo, „ich bitte, daß ihr mir's geſtattet und mich beim König entſchuldigt, wenn ich eigenwillig zu euch aufbreche."

„Deine Knaben ſollen eine rühmliche Ecke meiner Holzung bewachen," entschied der Herzog, erfreut durch den Eifer, „du aber ſollſt unter meinen Helden reiten und in meiner Nähe hoffe ich dich zu finden."

Im erſten Morgengrau klangen bei den Sachſen die Lärmtöne, gleich darauf erhob ſich wilder Lärm, die Rufer ſchrien, Pfeifen und Hörner gellten, das ganze Lager fuhr wie ein aufgeſcheuchter Ameiſenhaufen durcheinander, bald ſprangen ledige Roſſe über das Feld und verwundete Helden wurden aus dem Gewühl getragen. Vom Sachſenlager her ſcholl immer wilder das Kriegsgeſchrei der Angreifer und Vertheidiger und das Dröhnen der feindlichen Äxte an den Bohlen der Wagenburg. Hin und her wogte der heiße Kampf, dreimal ſuchte der Markgraf den Lagerring in wildem Anſturm zu durchbrechen. Aber die Reiter des Herzogs drangen an jeder Stelle, welche gefährdet war, aus ihrer Burg, hemmten dreimal den Sturmlauf der Feinde und wehrten dem Durchbruch, bis der König ſelbſt mit neuen Schaaren herankam. Da wandten Jene plötzlich ihre Roſſe und verſchwanden wie ſie gekommen waren. Auch die Verfolgung, welche König Heinrich befahl, vermochte ſie nicht zu erreichen.

Als der Kampf vorüber war und Immo mit glühendem Antlitz ſein ſchäumendes Roß zur Ruhe zwang, ritt Herzog Bernhard zu ihm und ihn vor allem Heere küſſend rief er: „Heut habe ich dich erkannt, wie du biſt; die alte Treue zwiſchen Sachſen und Thüringen iſt auf's Neue bewährt, mir und meinen Helden biſt du fortan ein Waffenbruder und ein lieber Genoſſe, ſo oft du es begehrſt." Und auch König Heinrich nickte dem glücklichen Immo mit freundlichem Lächeln zu, als er die Reihen der Krieger entlang ritt.

Seit dieſem Morgen wurde das Lager des Königs täglich beunruhigt, bald hier bald dort ſuchte der Feind überraſchend einzudringen; die leichten böhmiſchen Reiter, welche ihm zugezogen waren, warfen ſich auf ihren behenden Pferden überall, wo der Boden die Annäherung begünſtigte, gegen die Königsmannen; jeder Hauſe, welcher Futter und Vieh aus der Umgegend herbeitreiben ſollte, mußte die plötzlich auftauchenden Schaaren des Markgrafen abwehren. Dieſer aber fand in den Wäldern und Seitenthälern der heimiſchen Landſchaft ſicheren Verſteck. Auch die Belagerten rührten ſich kräftig. Da ſie von den hohen Thürmen der Veſte weit in das Land ſchauten, ſo brachen ſie zu derſelben Zeit, wo die Haufen des Markgrafen gegen die Belagerer ritten, mit ihrem Fußvolk aus den Thoren, verbrannten ein Thurmgerüſt, welches gegen ſie aufgerichtet war, warfen die Sturmböcke und führten die Ketten als Siegeszeichen nach der Stadt.

Der König hielt beharrlich die Feſtung umſchloſſen, noch war er der Stärkere, aber er wußte wohl, daß die beſte Hilfe, auf welche er zählen durfte, um ihn geſammelt war, während der Widerſtand des Markgrafen die Unzufriedenen in allen Theilen des Reiches ermuthigte und das kleine Heer des Feindes ſich mit jedem Tage vergrößerte, nicht nur durch böhmiſche Reiter, auch durch Banner aus dem Norden. Deshalb ritten die Königsboten, meiſt geiſtliche Herren, nach allen Richtungen aus dem Lager, um den Zorn der Mißvergnügten durch Verheißungen zu ſtillen und die Verſtärkung des Feindes zu hindern. Aber es wurde den Geſandten des Königs bereits ſchwer, durch die Reiter des Hezilo ins offene Land zu gelangen.

An einem Abend, wo Immo mit ſeinen Knaben wieder die Königswache hielt, trat Herzog Bernhard zu ihm und begann vertraulich: „Der Markgraf kämpft gegen uns wie das Hündlein gegen den Igel, er ſpringt bellend um uns herum, zuletzt verſetzt er uns doch einen Biß ins Weiche. Es macht Sorge das Heer zu ernähren und ſorgenvoll wird auch der Lagerdienſt.“ Er wies nach dem Felde, wo an Stelle der Wachen zahlreiche gepanzerte Reiter in weiterer Entfernung aufgeſtellt waren. „Der König läßt unabläſſig nach dem Verſteck des Markgrafen ſpähen, aber keinem unſerer Läufer iſt es gelungen, die Stelle zu erkunden. Vergebens hat der König auch nach fahrenden Leuten umhergefragt, dies ruhmloſe Volk iſt verſchwunden, wurde einer auf dem Felde ergriffen, ſo ſchwieg er oder log, obgleich der Büttel ihn hart ängſtigte.“

„Dennoch ſage ich dir, weder die Babenberger, noch wir andern haben geahnt, welch ein Kriegsherr König Heinrich iſt, denn mit Weisheit erwägt er ſelbſt Großes und Kleines.“

Während der Herzog ſprach, ſprang Harald, der erſte Heerrufer, aus dem Zelt des Königs und eilte den Hügel hinab, ihm folgten ſeine Genoſſen, ſich ſchnell durch das Lager vertheilend. „Sieh dorthin, Held Immo, der König iſt müde ſtill zu kauern und er denkt ſelbſt einen Sprung zu thun.“

Am nächſten Morgen zogen beim erſten Hahnenſchrei die reiſigen Schaaren des Königs von allen Seiten ins Freie, geräuſchlos, in kleinen Haufen, ohne Feldzeichen, um ſich außer Geſichtsweite der Feſtung zum Heere zu vereinigen. Dem König war gelungen, das ſchwer zugängliche Thal zu erkunden, in welchem der Markgraf ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Zugleich rüſteten die Bogenſchützen und die übrigen Haufen der Fußkämpfer einen Angriff gegen die Veſte, ihnen hatte der König geboten: „Haltet gute Wache, indem ihr mit dem Anſturm droht und auf die Vertheidigung denkt, hütet euch auch, ihr Helden, den Feind allzuſehr zu bedrängen, damit er nicht ausbreche, um ſich zu retten. Am liebſten werde ich euch belohnen, wenn ich das Lager ſo wiederfinde, wie ich es verlaſſe.“

Auch Immo ritt unter den Wächtern des Königs, welche in der Schlacht vor ſeinem Leibe kämpften und ihm die Gaſſe öffneten, wenn er ſelbſt einen erlauchten Helden beſtreiten wollte. Mehr als eine halbe Tagefahrt zog die reiſige Schaar über Hügel und Thal, die Sonne ſchien heiß, die Panzerringe brannten durch Leder und Hemd auf die Haut und der Schweiß rieſelte von den Flanken der Roſſe. Aber der Zuruf des Königs trieb unabläſſig vorwärts, bald an der Spitze bald am Ende des Zuges befeuerte er die Müden durch Scherzworte oder ſcharfen Tadel, er allein, den ſeine Feinde als weichlich verſpottet hatten, ſchien Sonnenbrand und Durſt nicht zu fühlen. In der Glut des Mittags klomm die gepanzerte Schaar eine ſteile Höhe hinan. Vielen wurde die Anſtrengung unerträglich, Roſſe und Reiter brachen zuſammen, aber der König mahnte und trieb, wirbelte luſtig den Wurfſpeer, ſchalt und verhieß Belohnungen. Dicht vor der Höhe hielten die Müden zu kurzer Raſt. Heinrich ordnete die Schaaren in der Stille, auch lauter Rede wurde gewehrt. Dann hob er grüßend den Speer, die Poſaunen und Hörner ſchmetterten und brüllten ihre wilden Weiſen und in geſtrecktem Lauf ſtob die Heerſchaar auf günſtiger Bahn nach dem engen Thale, worin die Banner, die Zelte und Hütten des Hezilo ſtanden. Es war die Tageszeit nach dem Mahle, wo die Markgräflichen am ſorgloſeſten ruhten; kaum einer der Helden war mit ſeiner Rüſtung bekleidet, auch die Roſſe ſtanden ungeſattelt an ihren Seilen. Furchtbar tönte den Feinden das Kyrie eleiſon, der Schlachtruf des Königs, in die Ohren, nur die Tapferſten wagten dem Anſturm entgegen zu ſprengen und das drohende Verderben aufzuhalten, ſie wurden erſchlagen oder verjagt, der Zaun des Lagers wurde durchbrochen, bevor der Widerſtand ſich daran ſammelte; die Mehrzahl der Krieger gefangen, während ſie nach den Waffen ſchrie. Der Markgraf ſelbſt entrann mit einer kleinen Zahl ſeiner Getreuen.

Als Immo in der erſten Reihe der Leibwächter den Hügel hinabritt, ſuchte ſein ſcharfes Auge unter den feindlichen Bannern das Zeichen des Grafen Gerhard. Er ſah es nicht, aber der erſte Krieger, der gegen ihn anritt, war Egbert, ein Günſtling des Grafen. Immos Speer warf den hochmüthigen Dienſtmann in das Gras und über den Gefallenen brach der wilde Strom vorwärts. Der Held fand ſich vor dem König im Kampfe gegen Leibwächter des Markgrafen, er ſtieß, ſchlug und that ſein Beſtes, aber mitten in dem blutigen Gedränge ſuchte er immer wieder nach dem Buchenreis, welches die Dienſtmannen des Grafen an ihrer Rüſtung zu tragen pflegten. Als der Schwall verrauſcht war und der laute Geſang des Rufers die Helden zuſammenlud, da ſprengte er zurück zu der Stelle, wo er den Egbert getroffen, aber ſein Speer hatte die Arbeit zu gut gethan und er vermochte von dem Lebloſen keine Kunde einzuholen. Er durchritt die Haufen der Gefangenen, aber auch dort fand er die Buchenzweige nicht und er holte mit Mühe die Kunde heraus, daß Mannen des Grafen unter den Flüchtigen entronnen waren.

Nur die nöthigſte Raſt verſtattete der König den Siegern. Von allen Ecken ließ er das Lager in Brand ſtecken und achtete nicht auf das Murren ſeines Heeres, welches in den eroberten Hütten Ruhe und Beute gehofft hatte. Eilig ließ er die Gefangenen und die Beuteroſſe rückwärts treiben und brach wieder in Sonnenglut nach dem eigenen Lager auf, obgleich die ermatteten Sieger mürriſch in ihren Sätteln hingen, gleich geſchlagenen Männern. Immo ſah von der Höhe zurück auf das Thal, welches mit lodernden Flammen und einer ungeheuren Rauchwolke gefüllt war. Da hörte er wieder den treibenden Ruf des Königs, und Heinrich winkte an ſeiner Seite reitend ihm zu: „Ich ſah dich mannhaft treffen, Held Immo, und mächtigen Staub aufregen quadrupedante putrem sonitu, wie der Heide ſagt. Herzog Bernhard,“ rief er ſich unterbrechend, „gibt es kein Mittel, aus dieſem Schneckenritt herauszukommen?“

Der Herzog ſprengte an die Seite des Königs. „Mann und Roß werden die Glut des Tages lange fühlen.“

„Das mögen ſie ſpäter halten, wie es ihnen beliebt, heut aber brauche ich ſie nicht auf dem Wege, ſondern im Lager, und ich wollte, uns wäre die Heidenkunſt erlaubt, einen Sturmwind zu beſchwören, der das Heer in der Wolke dahintreibt.“

Der Herzog ſchlug ein Kreuz. „Die Himmliſchen gewähren zuweilen dem Bittenden Regen, auch dieſer würde das Heer vorwärts treiben.“

„Ich kann nicht frei athmen, Vetter,“ fuhr der König leiſe fort, „bis ich das Lager geſichert ſehe, denn wenn die in der

Feſtung nicht verblendet ſind, ſo mag unſer Schade größer werden, als der Gewinn.“

„Reite voraus,“ rieth der Herzog.

„Dann fallen dieſe ganz von den Pferden und legen ſich auf die Haide,“ entgegnete der König.

„Willſt du meinen Sachſen deinen Wein und Meth preisgeben, ſo will ich verſuchen, ob ich ſie noch vor Sonnenuntergang in ihre Wagenburg bringe.“

„Von Herzen gern,“ verſetzte der König, „denn wenn wir heut einen Ausbruch des Feindes abwehren, ſo denke ich morgen den Krieg zu beenden.“

Der Herzog befahl ſeiner Schaar zu halten und ließ durch den Rufer verkünden, daß der ganze Tonnenvorrath des Königs noch heut derjenigen Schaar als Ehrentrunk zugetheilt werden ſollte, welche zuerſt das Lager erreiche.

Die Helden ſahen einander mürriſch an, doch allmählich erſchien ihnen der Vorſchlag nicht verächtlich, ſie lächelten ein wenig und die Roſſe begannen zu traben. Als der Rufer den Baiern verkündete, daß die Sachſen um des Königs Wein davon ritten, ärgerten ſich die Baiern, weil das Getränk aus ihrem Lande genommen war und ihnen zuerſt gebührte, und ihre Roſſe trabten ebenſo.

Die Sonne neigte ſich dem Horizont zu, als Heinrich, der mit ſeiner Leibwache dem Heere die letzte Meile vorausgeſprengt war, von der Höhe das Thal der Feſtung erblickte. Als er die Lagerſtätten mit ihren wehenden Bannern unverſehrt vor ſich ſah, da brach er in einen lauten Freudenruf aus und neigte ſein Haupt, um das Gelübde, das er dem Himmel in der Sorge gethan, mit dankbarem Herzen zu wiederholen. Wie er zum Lager hinabſtieg, klang von der Seite Heermuſik und eine Schaar von Reitern und Fußvolk zog mit ihren Wagen ganz gemächlich dem Lager zu. Verwundert frug der König: „Wer ſind dieſe, die ſo luſtig am Feierabend reiſen, nachdem die Andern das Werk gethan haben?“ Immo ritt vor: „Es iſt das rothe Kreuz von St. Wigbert. Herr Bernheri ſendet ſeine Mannen."

Da lachte der König: „So hat der Jagdſpieß des Alten doch die Empörer gebändigt," und der Schaar entgegen reitend rief er ihrem Führer Hugbald zu: „Als ſäumige Schnitter nahet ihr, die Halme ſind gemäht. Dennoch ſeid willkommen zum letzten Sprunge um den Erntekranz." Und als Immo ſeinen alten Genoſſen Hugbald begrüßte, ſprach dieſer: „Unſer Herr Abt ſendet dir ſeinen Segen und Dank für deine Mahnungen, die ihm die Spielleute zugetragen haben. Manchen Heiltrunk hat er dir zu Ehren gethan. Jetzt hält er ſich auf dem Berge gegen ſein eigenes Kloſter verſchanzt. Doch hoffe ich, euer Sieg ſoll den Tutilo mit ſeinem ganzen Anhang austreiben."

Am nächſten Morgen ließ der König die Gefangenen rings um die Mauern führen, die Belagerten zu ſchrecken, und ſandte ſeinen Rufer, die Uebergabe der Feſtung zu fordern. Dem Geſchlecht des Markgrafen und den Dienſtmannen verſprach er freien Abzug in das böhmiſche Land, bei längerem Widerſtand drohte er mit Austilgung durch Feuer und Schwert. Die Helden der Burg ſaßen in ſorgenvoller Berathung, die Bedächtigen riethen, beſſer ſei es, Etwas zu retten, als Alles zu verlieren, denn reißendem Waſſer und ſiegreicher Hand vermöge man ſchwer zu widerſtehen, aber die Meiſten riefen, ſie wollten lieber ſterben, als die Mauern übergeben, ſo lange ihr Herr noch in Freiheit lebe. Und ſie weigerten zuletzt die Uebergabe. Den ganzen Tag wurde verhandelt, der König aber beſchloß die Unſchlüſſigen am nächſten Morgen durch einen Angriff zu zwingen.

Es war eine mondloſe Sternennacht, Immo wachte mit ſeinen Knaben am Ufer des Baches, nur einen Pfeilſchuß von der Feſtung entfernt. Wie Jäger im Bergwald lagen die Thüringe, ihre braunen Wollmäntel über der Rüſtung, Bogen und Pfeil in der Hand, wo ein Strauch oder eine kleine Senkung des Bodens Deckung gab. Sie lauerten auf jedes Geräuſch und jeden Schatten, der hinter dem Bach und an den Zinnen der Feſtung ſichtbar wurde. Gerade vor ihnen erhob ſich ein dicker viereckiger Mauerthurm, welcher aus der Fluchtlinie der Mauer nach dem Bach vorſprang, damit man aus ihm die anſtürmenden Feinde von der Seite treffen konnte. Die röthliche Rauchwolke, welche jede Nacht über der Feſtung ſchwebte, ſank tiefer, das Geräuſch entfernter Stimmen verhallte; Mitternacht war vorüber und der graue Dämmerſchein am Rand des Himmels rückte von Norden nach Oſten. Da vernahm Immo neben ſich das leiſe Gequarr eines Froſches, das Zeichen, durch welches die Jäger einander mahnten; im nächſten Augenblick wand ſich Brunico auf dem Boden zu ihm. „Sieh zur halben Höhe des Thurmes. Es regt ſich in der Luke, ich meine, dort iſt ein Lebender zu merken, der graue Schatten ſinkt langſam abwärts.“ Gleich darauf klang es im Waſſer. „Er watet oder ſchwimmt.“ Immo gab das Zeichen, hier und da tauchte ein Haupt vom Boden, die Rohrpfeile flogen an die Sennen und die ſpähenden Blicke fuhren über jede Stelle des Ufers. Wieder rauſchte es, der Leib eines Mannes hob ſich über den Rand des Baches, vorſichtig ſchob er ſich auf dem Boden vorwärts gerade dem Verſteck der Thüringe zu. Schon hatte er einen niedrigen Strauch erreicht und richtete ſich hinter ihm auf der Lagerſeite in die Höhe, um in das ferne Land zu blicken; da, als ſeine Geſtalt über dem Grunde erkennbar wurde, klangen von beiden Seiten die Sennen und flogen die Pfeile gegen ihn. Der Mann ſtöhnte, neben ihm fuhr Brunico in die Höhe, nach kurzem Ringen trat der Knappe wieder an Immos Seite, und mit einer Geberde des Abſcheus ſein Schwert einſteckend, brummte er: „Es war Ringrank, der Fechter.“ Immo ſprang zu der Stätte, an welcher der Unſelige lag, beugte ſich über ihn und das ſchwere Haupt hebend raunte er ihm ängſtlich zu: „Wer ſendet dich?“ Der Sterbende taſtete mit der Hand nach ſeinem Meſſer, als er aber über ſich das traurige

Antlitz Immos ſah und die freundlichen Worte hörte, murmelte er: „Der Rache des Königs dachte ich zu entrinnen, darum trug ich einen Gruß für dich.“

„Wo iſt ſie?“ frug Immo tonlos.

„Wo ich war,“ ſeufzte der Mann wieder und fiel zurück.

Die bleichen Sterne ſchienen auf glanzloſe Augen, Immo deckte dem toten Fechter das Gewand über das Angeſicht und wandte ſich ab. Ihm hämmerte das Herz in der Bruſt und ſein Blick haftete feſt auf dem Thurme, aus dem der Fechter herabgeſtiegen war. Er winkte Brunico an ſeine Seite, dann wand er ſich ſelbſt bis an das Ufer des Baches. Als er zurückkehrte, rief er ſeine Mannen in eine Thalſenkung nach rückwärts. „Mahnt den Hugbald, der neben uns liegt, daß er mit Wigberts Knechten unſere Stelle beſetze. Euch aber, meine Knaben, lade ich, daß ihr mir folgt. Denn was mir auch geſchehe, ich klimme den Pfad hinauf, den der Tote herabgeſtiegen iſt. Die in der Stadt vertrauen der Nacht und ihrem Handel mit dem Könige, keinen Wächter erkenne ich auf der Zinne, noch hängt das Seil. Halten wir erſt den Thurm, ſo ſoll Hugbald mit Sturmzeug uns folgen.“

„Manche Klippe unſerer Berge, die wir erklommen, war höher,“ ermunterte Brunico. „Führe, Immo, wir folgen.“ Die ſchnellen Knaben ſtiegen geräuſchlos zum Bach hinab, ſie tauchten in die Fluth, wateten und ſchwammen und waren nach kurzer Zeit am Fuß des Thurmes verſammelt. Immo prüfte den Halt des Seils. „Der Erſte ſei ich,“ brummte Brunico, ihm den Arm haltend. „Keiner vor mir,“ befahl Immo, „ſchwinde ich dahin, ſo führe du die Treuen zurück.“ Er ſchwang ſich am Seile aufwärts und hob ſich in die Oeffnung des Thurmes, gleich darauf ſchüttelte er das Seil, und ſeine Knaben folgten ſchnell einer dem andern.

Das Stockwerk des Thurmes war menſchenleer, die Taſtenden fanden in der Mitte eine große Standſchleuder und an beiden Seiten offene Thüren, ſie führten zu der Holzgallerie, welche an der inneren Fläche der Mauer unter den Zinnen entlang lief. Auch die Gallerie in ihrer Nähe war ohne Bewaffnete, nur von dem nächſten Thurme, durch welchen ein Thor nach dem Waſſer führte, klangen die Tritte der Wachen. Während Brunico vorſichtig die kleine Treppe hinabſtieg, welche von der Gallerie zum untern Stockwerk des Thurmes reichte, gab einer der Knaben rückwärts dem Hugbald das verabredete Zeichen, einen flüchtigen Feuerſchein. Dann harrten die Thüringe ungeduldig auf das erſte Tageslicht.

Unten aber am Bache rührte ſich's. Hugbald hatte den bairiſchen Schanzmeiſter zu Hilfe gerufen; die Belagerer rollten leere Fäſſer an das Ufer und ſchnürten ſie mit Bohlen zu einem leichten Floß. Sie zogen die Sturmleitern über den Bach und hoben ſie mit Hilfe des Seils zu der Thurmöffnung. Als der Morgen dämmerte, war der Thurm und die nächſte Gallerie in den Händen der Königsmannen; ohne Lärmzeichen drangen ſie bis zu dem Thore, überfielen die ſorgloſen Vertheidiger, zerſchlugen die Sperrbalken der Thorpforte und warfen die Fallbrücke über das Waſſer.

Da erhob ſich in der Feſtung Alarmruf und Nothgeſchrei. Die geworfenen Vertheidiger liefen vom Thore brüllend durch die Straßen, Hörner und Poſaunen tönten, und aus den Gaſſen der Stadt ſtürmten die erweckten Helden an das verlorene Thor. Ein heißer Kampf entbrannte um die beiden Thürme und die Mauer dazwiſchen. Die Markgräflichen umſchanzten mit Schild und Speer den Zugang zu den nächſten Gaſſen, ſie liefen unter ihren Schilden gegen die Thoröffnung, rückten auf der Mauerhöhe gegen die Thürme vor und warfen ihre Geſchoſſe von der Gallerie auf die Königsmannen, welche von außen über die Brücke drängten, und drinnen die eroberten Thürme beſetzt hielten. Die Königsmannen aber ſendeten Speere auf die Andringenden und ſchoſſen Brandpfeile gegen die Dächer der nächſten Häuſer. Bald ſtiegen Rauchſäulen und lodernde Flammen aus den Höfen, und in das Getöſe das Kampfes miſchte ſich das Gebrüll der Rinder und das Geheul der Einwohner.

Der König hielt auf einem Hügel nahe dem Thor, um welches geſtritten wurde, er ſah, wie die lodernden Flammen hinter der Mauer aufſtiegen, und nährte den Kampf durch neue Haufen, welche er über die Brücke trieb. Aber wie ſehr er ſich des Erfolges freute, er dachte auch daran, daß der letzte Streit gegen die geſammelte Macht der Verzweifelten ſeinem eigenen Heere einen guten Theil der Kraft nehmen könne, und daß an der abgewandten Seite der Feſtung noch eine feſte Burg lag, in welcher die Feinde ſich wohl zu halten vermochten, bis der Böhmenherzog zu Hilfe kam. Deshalb bezwang er die Sehnſucht nach Rache und ſandte ſeinen Heerrufer über den Bach nach der Burgſeite, um auf's Neue mit den Belagerten zu handeln.

In das Gewühl am Thore klang der Ruf, daß der König ſich vertragen wolle, und der Kampfzorn der Vertheidiger wurde ſchwächer. Einer nach dem andern warf ſich nach rückwärts, um ſeine Habe aus der brennenden Stadt zu retten und die Burg zu gewinnen, und die Königsmannen ſtürmten mit hellem Siegesrufe vor. Als erſter Immo, gefolgt von den ſchnellſten ſeiner Knaben. Gleich einem Wüthenden war er von der Mauer gegen das Thor gefahren. Während er im Kampfe ſtieß und ſchlug und jeden Anſturm der Feinde zurückwarf, hatte er nur einen Gedanken, zu ihr durchzudringen, die zwiſchen Rauch und Glut und dem Todeskampf der Männer die Arme zum Himmel hob. Jetzt ſprang er wie ein wildes Roß durch Qualm und züngelnde Flammen in die Gaſſen der Stadt. Laut ſchrie er über die Haufen und in die offenen Höfe den Namen Hildegard. Der geborſtene Helm war ihm vom Haupte geworfen, das blutbeſprengte Haar flog ihm wild um die heißen Schläfe. Zwiſchen Herdenvieh, beladenen Karren, über Leichen der Gefallenen, durch kleine Haufen feindlicher Krieger ſtürmte er vorwärts, bald ausweichend, bald Schläge tauſchend, bis er den Marktplatz der Stadt erreichte, wo das Getümmel am wildeſten durcheinander wogte. Er überſtieg die gedrängten Karren der Flüchtigen und wand ſich durch eine Schaar feindlicher Reiter, wie ein Verzweifelter mit dem Strome ringend. Da, in der Mitte des Marktrings, wo das ſteinerne Kreuz auf einer Erhöhung ragte, ſah er einige böhmiſche Krieger auf eine helle Geſtalt eindringen, die am Fuß des Kreuzes lag und mit beiden Armen den Stein umſchlang. „Hildegard,“ ſchrie er und ein ſchwacher Gegenruf: „Immo, rette mich,“ klang in ſein Ohr. Den Wilden, welcher die Hände nach der Liegenden ausſtreckte, ſchleuderte er zur Seite, daß dieſer das Aufſtehen für immer vergaß, ſeine heranſpringenden Genoſſen verſcheuchten den fremden Schwarm. Er nahm die Gerettete in ſeine Arme, küßte das bleiche Antlitz und rief ſie mit den zärtlichſten Grüßen, und als ſie die Augen aufſchlug, da hob er ſie lachend empor, während ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten, und mit dem Schildarm ſie umſchlingend, hielt er am Kreuze die Wache für das geliebte Weib, das an ſeinem Hals hing und ſich feſt an ſeine Bruſt drückte. Ueber ihm wirbelte der glühende Rauch, um ihn krachten die ſtürzenden Balken und das Kampfgetümmel wälzte ſich durch die Straßen der Stadt, aber er ſtand, umgeben von Tod und Vernichtung wie ein Seliger, und er ſah, wie die hohen Engel mit flammenden Schilden und Speeren durch die Lohe ſchwebten und um ihn und die Geliebte eine feſte Schildburg zogen.

An der Ecke des Marktes wehte ein Banner, auf welchem er das weiße Roß der Sachſen erkannte, da rief er: „Glückauf, mein Geſelle, dort nahen die Helden, denen ich am liebſten vertraue, damit ſie dich zum König geleiten.“

8.

Die Noth des Grafen.

Der Kampf um die Krone war entſchieden. Mit unwiderſtehlicher Gewalt trieb der König den Markgrafen der böhmiſchen Grenze zu, eine Burg nach der andern fiel in ſeine Hände, die Flammen, welche aus den gebrochenen Mauern aufſtiegen, verkündeten dem erſchreckten Lande den Sturz eines edlen Geſchlechtes und die Rache des Königs. Schonungslos wollte der König Alles mit Feuer und Schwert tilgen, was an die Herrſchaft ſeines Feindes erinnerte, und die harten Vollſtrecker ſeines Willens fühlten zuweilen ein Mitleid, das er nicht kannte, und milderten in der Ausführung ſein Gebot. So ſcharf war des Königs Zorn, daß ſich Jedermann über die Schonung wunderte, die er einem der Verſchworenen zu Theil werden ließ. An dem Grafen Ernſt wurde das Todesurtheil nicht vollſtreckt, der Held büßte nur mit einem Theil ſeines Schatzes und wurde in milder Haft gehalten. Und die Leute rühmten den Erzbiſchof Willigis, weil ſeine Bitten den Haß des Königs gedämpft hätten.

Während der Markgraf als landloſer Flüchtling in Böhmen umherirrte und die übrigen Empörer demüthige Boten ſandten, um die Gnade des Königs zu gewinnen, hielt Heinrich ſeinen Hof in Babenberg, der Stammburg ſeines Feindes. Dort ſammelte ſich das ſiegreiche Heer, der Belohnung und Entlaſſung harrend, auch die Königin Kunigund kam von Regensburg an; mit großem Geleite holte ſie der König ein, und die

Edelſten des Heeres begrüßten die Herrin nach altem Heldenbrauch auf ihren Roſſen im Eiſenhemd, indem ſie zu zwei Schaaren getheilt in geſtrecktem Lauf durcheinander ritten und dabei die Gerſtangen durch wilden Wurf an den Schilden der Gegner zerbrachen.

Immo hatte in dem Kampfſpiel ſeine Reitkunſt rühmlich erwieſen, die Jungfrau aber, in deren Augen er am liebſten ſein Lob geleſen hätte, blickte nicht auf den glänzenden Zug. Er wußte, daß Hildegard auf Befehl des Königs unter der Aufſicht einiger frommer Schweſtern in der Stadt weilte, aber ihm war trotz aller Mühe nicht gelungen zu ihr zu bringen. Als er jetzt vom Roſſe ſtieg und in die Herberge trat, fand er den Spielmann Wizzelin, der in neuem Gewande und mit klirrendem Goldſchmuck, das Saitenſpiel in der Hand ſeiner wartete, umdrängt von Kriegsleuten, welche mit dem wohlbekannten Mann Scherzreden tauſchten und ihn mahnten, ſeine Kunſt vor ihnen zu erweiſen.

„Gutes Glück bringe mir das Wiederſehen, du flüchtiger Wanderer,“ rief Immo.

„Auch euch iſt Alles gelungen,“ antwortete der Spielmann, „und als ein Glückskind rühmten euch die Leute, während ihr heut ſo hurtig rittet. Liegt euch noch am Herzen, zu erfahren was ihr einſt von mir begehrtet, ſo vermag ich Beſcheid zu ſagen.“

Immo führte ihn ſchnell in ſeine Kammer.

„Sie iſt hier,“ ſprach Wizzelin leiſe, „ſie will euch ſehen, und ich vermag euch zu ihr zu führen. Die alten Nonnen, bei denen ſie weilt, ſind keine ſtrengen Wächter, auch ſie vernehmen gern, wenn ich vor ihnen die Saiten rühre. Folgt mir ſogleich, wenn es euch gefällt, doch haltet euch eine Strecke hinter mir zurück, denn ich bin den Helden hier nicht unbekannt,“ fügte er ſtolz hinzu, „und muß auf viele Grüße antworten.“

Sie traten auf die Straße, der Spielmann glitt behend durch das Gewühl von Reitern und Roſſen, von Burgmannen und Landleuten, welche herzu geſtrömt waren, den Einzug zu ſehen. Oft wurde er angerufen, auch Gelächter und Spottreden klangen ihm entgegen. Gegen die Huldreichen verneigte er ſich und verſprach Beſuch und Lied, den Spöttern antwortete er mit dreiſter Gegenrede, ſo daß er die Lacher ſtets auf ſeiner Seite hatte. Endlich bog er in eine ſtille Seitengaſſe und fuhr durch das Thor eines dürftigen Hofes. Er wies auf eine niedrige Fenſteröffnung, hob einen Zipfel der Decke, welche das Innere verbarg, und ſagte zu Immo: „Springt dreiſt durch die Thür, ich halte die Wache.“

Immo eilte in das Haus. Mit einem Freudenſchrei warf ſich Hildegard in ſeine Arme und drückte ſich an ſeine Bruſt.

„Wie bleich du biſt, Hildegard, und gleich einer Gefangenen ſehe ich dich bewahrt.“

„Sie ſind nicht hart gegen mich, und wären ſie es auch, ich würde es wenig beachten, wenn ich an dich denke und dein Antlitz zu ſehen hoffe. Denn ſo oft mich die Einſamkeit ängſtigt und die Gefahr bedroht, biſt du mir in meinen Gedanken nahe, du Lieber, mich zu tröſten. Bald aber werden ſie mich von hier fortführen zu der Königin, in ihrem Gefolge ſoll ich bewahrt werden.“

„Das iſt gute Botſchaft,“ rief Immo, „dort vermag ich dir eher nahe zu ſein.“

Aber Hildegard ſchwieg, ihr Haupt lag ſchwer an ſeiner Bruſt, und ihr junger Leib bebte in ſeiner Umarmung. „Hoffe das nicht, Immo, denn nicht für ein fröhliches Leben denkt mich der König zu retten, nur weil der große Erzbiſchof Mitleid mit mir hatte. Sie halten mich feſt, wie die frommen Mütter ſagen, damit ich nicht gleich einer Dirne auf die Straße geſchleudert werde. Mein unglücklicher Vater!“ rief ſie mit gerungenen Händen. „Geh von mir, Immo, denn Elend iſt mein Loos, und meinem Vater droht das Verderben.“

Immo wußte wohl, daß der König damals, als er dem

Geſchlecht des Hezilo Abzug aus der Feſtung geſtattete, den Grafen Gerhard mit ſeinem Geſinde aus dem Zuge der Entweichenden herausgeriſſen hatte, um ihn für ſeine Rache zu bewahren. Seitdem konnte Niemand ſagen, was mit dem Grafen geſchehen war. Deshalb frug Immo ſorgenvoll: „Vernahmſt du, wo er weilt?“

„Er liegt im Thurm der Stadt gefangen, ich war bei ihm und er begehrt in ſeiner Noth nach dir. Eile, Immo, denn kurz iſt, wie ſie ſagen, die Friſt, welche ihm noch auf dieſer Erde geſtattet wird. Tröſte ihn, wenn du vermagſt, und dann komm noch einmal zu mir, damit ich dich ſegne und dir für deine Liebe danke. Denn, Immo, merke wohl, die Tochter eines entehrten Mannes kann nicht ferner dein Geſelle ſein. Suche dir die Braut unter den geſchmückten Frauen, welche mit der Königin eingezogen ſind und ſich gleich dir des Sieges freuen; ich aber und mein Geſchlecht ſchwinden dahin wie die flammenden Häuſer und die Weiber und Kinder, die ich mit der Peitſche hinaustreiben ſah.“

Immo rief unwillig: „Ich hörte immer, die durch ein Band gebunden ſind, ſollen auch Leid und Liebe miteinander theilen bis in den Tod. Meinſt du, Hildegard, daß ich dich losbinde von deiner Pflicht gegen mich? Mein biſt du, aus der brennenden Stadt habe ich dich getragen und was ſie auch über dich erſinnen, ſolange ich athme, darfſt du dich Niemandem geloben als mir, nicht der Königin und nicht den Heiligen. Zur Stelle ſuche ich deinen Vater auf, ob ich ihm nützen kann.“ Er hob ihr geſenktes Antlitz mit der Hand zu ſich herauf und ſah ihr in die Augen. Lange dachte er an die heiße Liebe, mit der ſie ihn bei dieſem Scheiden anſah. „Morgen bei guter Zeit bringe ich Botſchaft,“ rief er noch an der Thür.

Am Fuß der Thurmtreppe ſprach der Wärter zu Immo: „Ihr werdet den Grafen in unehrlicher Geſellſchaft finden, wenn euch beliebt, jetzt hineinzugehen. Einer ſeiner Fechter iſt bei ihm, er hat ihn gefordert; ich rathe, daß ihr harret, bis der ruchloſe Mann gewichen iſt."

„Oeffne doch," verſetzte Immo, „er hat mich dringend begehrt."

Als Immo mit dem Schließer eintrat, ſah er den Grafen auf einer Holzbank ſitzen, und vor ihm ſtand Sladenkop, der Fechter, ein unförmlicher Geſell mit Armen und Beinen, die ausſahen, als ob ſie von einem rieſigen Thier genommen wären, mit kleinen ſcharfen Eberaugen, kurzer Stirn und borſtigem Haar. Die Miene des Mannes war verlegen und ſein Geſicht geröthet. Immo wandte den Blick mit mehr Theilnahme auf den Grafen. Denn ſehr bekümmert erſchien dieſer, die Augen lagen tief und fuhren ängſtlich umher, er war hagerer geworden und ſein Kopf ſtand nicht mehr ſo trotzig zwiſchen den Schultern wie ſonſt, ſondern hing ein wenig nach vorwärts. Immo grüßte und winkte dem Schließer abzutreten, welcher mit einem argwöhniſchen Blick auf den Fechter ſagte: „ich harre draußen an der Thür, wenn ihr mich ruft."

„Ich freue mich, Immo," antwortete der Graf dem Gruße, „daß du nicht verſchmähſt mich aufzuſuchen, obwohl ich im Unglück bin. Immer hat dein Geſchlecht mir edle Art gezeigt und gute Freunde ſind wir von neulich, wo du in meiner Halle ſaßeſt und wo du in meinem Lager den Würzwein trankeſt. Jetzt verläßt mich Alles, ſogar dieſer Köter," er wies auf den Fechter. „Betrachte ſeine Arme, ſo habe ich ihn gefüttert, und mir hat er ſein Leben gelobt, jetzt aber ſträubt er ſich, mir im Kampfe einen Vortheil zu geben."

„Verhüten die Heiligen, daß euch jemals das Loos zu Theil werde, dieſem da im Kampfe gegenüber zu ſtehen."

„Emſig flehe ich zu den Heiligen, daß ſie es verhüten mögen; aber es ſcheint, daß ſie Luſt haben, es zu geſtatten. Denn wiſſe, Immo, der König hat Uebles gegen mich im Sinn, und weil wir am Idisbach in der Uebereilung dem Erfurter Kaufmann ſeine Ballen genommen und den Mann dabei beſchädigt haben, ſo will der König mir die Ehre nehmen, ich ſoll als gerichteter Räuber um mein Leben kämpfen, und weil ich Fechter gehalten habe, ſo fordert er in ſeinem Zorn, daß ich vor dem Ringe ſeiner Edlen gegen meinen eigenen Fechter ſtreiten ſoll.“ Immo trat erſchrocken zurück. Der Gefangene erkannte die Theilnahme und fuhr vertraulicher fort: „Aus deinen Augen ſehe ich, Immo, daß ich dir Alles ſagen darf; merke wohl, dieſer Undankbare, der meinen Silberring an ſeinem Arm trägt und der mir gelobt hat, um Geld und Nahrung in jedem Kampfe ſein Leben für mich zu wagen, er will ſich jetzt von mir nicht treffen laſſen.“

„Wie kann ich eine Abrede mit euch machen, Herr, da ihr kein Fechter ſeid und des Handwerks nicht kundig,“ fiel gekränkt der Fechter ein. „Wäret ihr einer von meinen Genoſſen, ſo wollte ich einen Arm oder ein Bein wohl daran wagen. Ihr aber würdet mir, wenn ich euch einen Vortheil gäbe, das Eiſen in die Glieder treiben, daß ich des Aufſtehens für immer vergäße.“

„Du biſt ein Narr, das zu fürchten. Ich war in meiner Jugend ein Schwerttänzer und treffe, wohin ich will, wenn mein Gegner Beſcheidenheit erweiſt. So nimm doch die beſten Gedanken in deinem dicken Kopf zuſammen. Wenn ich dich wirklich ein wenig zu ſehr träfe, durch die Hand eines Edlen zu fallen, wäre für dich das ehrenvollſte Ende, das du finden könnteſt.“

Der Mann ſtand mit zuſammengezogenen Augenbrauen und überlegte. „Ja, Herr,“ ſagte er zögernd, „ihr ſprecht nicht ohne Grund, auch der Fechter hat ſeine Ehre. Und wenn ihr mich trefft, ſo ſoll dies mein Troſt ſein und es wird Nachruhm gewähren bei allem fahrenden Volk. Doch wenn ihr mich nicht trefft, ſondern ich euch, dann wäre der Ruhm noch größer.“

„Du aber haſt dich mir gelobt, wie kannſt du mich treffen, du Schuft?“ zürnte der Graf.

Der Fechter ſah finſter vor ſich nieder. „Ich weiß, was ihr meint," erwiederte er endlich, „und ich merke, daß ich in der Klemme bin wie ein Marder. Sie ſollen nicht ſagen, daß ich gegen meinen Herrn unehrlich gehandelt habe. Solange ich euren Ring trage, ſeid ihr ſicher vor meinem Eiſen; feilen ſie mir den Ring ab, ſo fechte ich als des Königs Kämpe und dann, meine ich, darf ich euch treffen."

„Weiche hinaus, du Elender," rief der Graf zornig, „mich reut's, daß ich ſo manches Kalb und Rind in deinen Magen geſtopft habe, und mich reut's, daß ich in meiner Noth bei einem Ehrloſen Hilfe ſuche."

Der Fechter ſah verlegen und unſchlüſſig auf den Zornigen, dann wandte er ſich trotzig zum Abgang. Als ſich hinter ihm die Thür geſchloſſen hatte, ſaß der Graf eine Zeit lang ſchweigend auf der Bank, und Immo ſah, daß ihm große Schweißtropfen von der Stirne rannen. Endlich begann er mit gebeugter Haltung: „Wundre dich nicht, Immo, daß ich gerade dich bitten ließ. Du kennſt den Brauch in heiligen Dingen, du biſt ſelbſt ein halber Geiſtlicher, obgleich du das Schwert führſt, und vor Allem biſt du jung, erſt aus Wigberts Zucht gekommen, du kannſt noch nicht ſehr viel Böſes gethan haben, und die Heiligen werden dir eher etwas zu Gute halten, als einem Andern. Darum möchte ich dir Vertrauen ſchenken in der Sache, die mir jetzt zumeiſt am Herzen liegt. Willſt du mir geloben eine Bitte zu erfüllen, ſo thue es."

Da Immo erwartete, daß der Graf an ſeine Tochter denken würde, ſo war er gern bereit und ſprach an ſein Schwert faſſend: „Ich will, wenn ich es ohne Schaden für meine Seele thun kann."

„Es iſt ein frommes Werk," verſetzte der Gefangene traurig. „Wiſſe, Immo, daß es ſchwer iſt, auf Erden ohne Sünde zu leben. So habe auch ich, wie ich fürchte, zuweilen etwas gethan, was mich den Heiligen verleiden kann, ich ſorge, daß es ihr Zorn iſt, der mich in dieſe Gefahr gebracht hat und daß ſie mich gar nicht gutwillig hören werden, wenn ich ſie hier aus dieſem Loche um meine Rettung anflehe. Denn in meinem Jammer bekenne ich, wenig habe ich ihrer im Glück geachtet. Dem Gebet der Mönche mich zu übergeben, kann gar nichts frommen, denn auch dieſe ſind mir zum Theil verfeindet, und ſie beten nur eifrig, wenn ſie Hufen und reiche Gaben erhalten. Meines Gutes aber wird, wie ich fürchte, der König mich entledigen. Darum iſt mir eingefallen, was mich wohl retten könnte. Ich habe meine Sünden aufſchreiben laſſen; nicht gerade alle, denn mit den kleinen will ich den großen Fürſten des Himmels nicht läſtig werden, aber die ſchwerſten. Drei Tage und drei Nächte habe ich zwiſchen dieſen Steinen darüber nachgedacht ſie zu finden und zu bereuen. Dem Beichtiger der Gefangenen — er iſt ein ausgelaufener Mönch und ein guter alter Mann — habe ich ſie hergeſagt und er hat ſie auf mein Drängen niedergeſchrieben und verſiegelt.“ Er holte ein zuſammengelegtes Pergament unter ſeinem Sitze hervor, wies es dem erſtaunten Immo und ſprach feierlich: „Hierin ſind meine Sünden, nämlich die groben. Mir kann Rettung bringen, wenn du ſie zu wunderthätigen Reliquien großer Heiligen trägſt und ſie in ihrem Schrein oder doch darunter birgſt, damit die Heiligen ſelbſt mein Bekenntniß empfangen, und wenn ſie es leſen, ſich meiner erbarmen.“

Immo trat erſchrocken zurück und ſah ſcheu auf das zuſammengelegte Pergament. „Wie darf ich mich unterfangen, dies Blatt den Heiligen zu übergeben, da ich kein Prieſter bin?“ frug er. „Und wie kann ich einen Reliquienſchrein erreichen, da ich ſelbſt kein ſolches Heiligthum beſitze?“

„Schaffe das Blatt an einen Ort, wo große Heilige hauſen,“ bat der Graf ängſtlich.

„Ich ſelbſt bin aus dem Kloſter in Unfrieden geſchieden,“ antwortete Immo, „und weiß nicht, ob mir die Mönche dort geſtatten werden, dem Altar des heiligen Wigbert oder gar den hohen Apoſteln zu nahen.“

„Auch erwarte ich wenig Gutes von dieſen Heiligen,“ ſeufzte der Graf zerknirſcht, „denn ich leugne nicht, alte Händel habe ich mit ihnen und ſie möchten mir das gedenken. Auch in Fulda, fürchte ich, hat man ſchon Manches von mir vor den Altären geraunt. Wandle leiſe zu einem hohen Heiligthum, wo man mich weniger kennt. Einen Reliquienſchrein weiß ich, den beſten von allen,“ und er bob ſeinen Mund zu Immos Ohr und flüſterte: „das iſt der Himmelsſchatz unſeres Herrn, des Königs. Er iſt hier zur Stelle und ſchnelle Fürbitte thut mir noth, ſonſt kann ſie mir für dieſes Leben nichts mehr helfen.“

„Wie vermag ich zu dem Heiligthum des Königs zu bringen?“ rief Immo.

„Ich weiß, daß du zu den Auserleſenen gehörſt, welche die Wache in ſeiner Behauſung haben, da mag dir wohl möglich werden, daß du das Pergament ungeſehen unter die Decke ſchiebſt. Vielleicht gelingt dir auch, den Geſchorenen des Königs, der über dem Schrein wacht, durch Flehen und Gabe zu gewinnen. Verſprich ihm Großes; denn wiſſe, einen Goldſchatz, der nicht klein iſt, bewahre ich unter einem Baume verborgen; wird der Prieſter zu der Gutthat geneigt, ſo will ich den Schatz daran wenden und ihm die Stelle offenbaren.“

„Um die Heiligthümer des Königs ſorgt jetzt der fromme Abt Godohard,“ verſetzte Immo kummervoll, „der Goldſchatz wird ihn nicht locken, den hohen Himmelsfürſten, die für den König bitten, in deiner Sache ſo zudringlich zu nahen.“

„Ich finde dich kalt, Immo, wo es gilt, einen alten Genoſſen deines Vaters aus der Angſt zu retten,“ klagte der Graf und griff ſich nach der feuchten Stirn. „Beſſeres hatte ich von dir gehofft und Anderes hatte ich auch mit dir im Sinne. Denn als ich dich neben Hildegard, meinem Kinde, ſitzen ſah, wie du als Geſelle ihr zutrankeſt, da fiel mir Einiges ein, was ich mit deinem Vater beredet hatte, als ihr beide noch klein waret, und ich dachte, was nicht geworden iſt, vielleicht kann es doch noch werden, wenn die Heiligen es fügen und auch dein Wille dahin geht. Jetzt freilich bin ich arg verſtrickt, du aber biſt im Glücke. Dennoch erinnerte ich mich an die Augen, die du damals machteſt, als ich dich in meinen Saal laden ließ. Aber ich ſehe, der Menſchen Sinn iſt veränderlich, zumal wenn ſie jung ſind.“ Er ſetzte ſich ſeitwärts auf die Bank und faltete die Hände, aber er ſah von der Seite ſcharf nach dem offenen Antlitz des Jünglings, in welchem der innere Kampf ſichtbar war.

Wild ſtürmte es durch Immos Seele, Hoffnung, die Geliebte durch den Vater zu erwerben, und wieder Mißbehagen darüber, daß der Vater ſie ihm für eine heimliche That verkaufen wollte. Er ſtand in innerm Ringen und dabei fiel ihm die Lehre ein, welche ihm der alte Bertram für ſein Leben mitgegeben hatte, daß er dem Gelöbniß eines Mannes, der in Todesnoth ſei, niemals trauen ſolle. „Wegen deiner Tochter fordere ich keinen Eid von dir, und du gedenke mich nicht durch ihren Namen zu beſchwören, daß ich dir helfe. Denn deine Noth will ich nicht mißbrauchen zu einem Gelöbniß.“

„Du denkſt edel, Immo,“ rühmte der Graf, „ſei auch barmherzig.“

„Gib mir das Pergament,“ rief Immo entſchloſſen, „ich will thun, was ich kann, wenn auch nicht gerade ſo wie du meinſt, doch nach meinen Kräften; obwohl ich zage, daß mir die hohen Gewalten deshalb zürnen werden. Vermag ich nichts, ſo lege ich deine Sünden wieder auf deine Seele wie ich ſie empfing.“

„Ganz hochſinnig finde ich dich, Immo, und ich vertraue deinem Muth und deiner Klugheit,“ rief der erfreute Graf. Er legte das Pergament in die Hand des Andern und hielt ſich mit beiden Händen an ſeinem Arme feſt. Immo ſchob das Pergament vorſichtig in die Taſche ſeines Gewandes und wandte ſich zum Abgange. „Ich fürchte, das Blatt verbrennt mir den Rock,“ ſagte er unruhig, „lebe wohl, ſoweit du es hier vermagſt. Ich kehre wieder, ſobald ich die That verſucht habe.“ Den wortreichen Dank des Grafen unterbrach das Klirren des Schloſſes.

Als der König am Abend nach dem Mahle in ſeine Herberge kam und durch den Haufen der Edlen und Geiſtlichen ſchritt, welche ihn erwarteten, um Segen für ſeine Nachtruhe zu erflehen oder ihm aufzuwarten, da ſah er huldvoll, wie ſeine Gewohnheit war, nach allen Seiten umher, grüßte und nickte. Die neu Angekommenen aber, wenn ſie Edle waren oder Geiſtliche, faßte er bei der Hand und küßte ſie. Als der König Immo erblickte, der ſich in die vorderſte Reihe geſtellt hatte und ihn bei dem Gruß bittend anſah, da merkte er wohl, daß dieſer Huld begehre, winkte ihm gütig zu und ſprach: „Als ein ſtolzer Held haſt du dich heut getummelt, edler Immo, hell klangen deine Speere an den Schilden.“ Und weil er gern daran dachte, daß Immo ein Gelehrter war, fügte er, um ihn vor den Andern noch mehr zu ehren, einen lateiniſchen Vers hinzu: Stolz ſchwingt der Held Ascanius die Waffen im Kampfſeld. Und nachdem er, wie dem Könige geziemt, Jedem ſeinen Antheil an Ehren gegeben hatte, trat er in ſein Schlafgemach. Als er ſich dort ermüdet niederſetzte, begann der Kämmerer zu ihm: „Der Thüring Immo fleht um die Gunſt, deiner Hoheit etwas zu ſagen.“

„Hat er es ſo eilig Lohn zu fordern für ſeinen Sprung von der Mauer, ich habe ihm ja ſoeben vor allen Leuten wohlgethan.“

„Er ſagte,“ antwortete der Kämmerer ſich entſchuldigend „daß er dem König etwas Geheimes vertrauen müſſe.“

„Die Geheimniſſe des Jünglings hätteſt auch du empfangen können.“

„Das meinte ich auch,“ entgegnete der Kämmerer, „er aber flehte. Gefällt's dem König, ſo ſende ich ihn fort, denn er harrt vor der Thür.“

„So führe ihn herein,“ befahl der König und ſtützte müde das Haupt in die Hand.

Immo trat ein, kniete nieder und zog das Pergament des Grafen aus ſeinem Gewande.

„Was bringſt du mir ſo ſpät, Immo,“ frug der König und ſah kalt auf den Knienden.

„Die Sünden des Grafen Gerhard,“ erwiederte Immo und legte das Pergament zu den Füßen des Königs.

„Verhüten die Heiligen, daß ich ſo unſelige Gabe annehme,“ verſetzte der König, mit dem Fuß das Pergament wegſtoßend, „Unheil bedeutet ſolche Spende, ſprich, was ſoll der Brief?“

„Die Beichte iſt es des Grafen,“ ſagte Immo feierlich, indem er das Kreuz ſchlug. Der König folgte ſchnell ſeinem Beiſpiel. „Der Graf verzweifelt in ſeiner Noth durch die Mönche bei den Himmliſchen Gnade zu finden, zumal er ihnen nichts mehr zu ſpenden hat, denn ſein Gut und Geld liegen in des Königs Hand. Da ließ er in der Herzensangſt durch einen armen Prieſter ſeine Sünden niederſchreiben und forderte von mir, daß ich ſie heimlich zu den Heiligthümern meines Herrn und Königs trüge, damit die gewaltigen Nothhelfer ſich ſeiner erbarmten.“

„Und du haſt ihm den Sündenbrief nicht zur Stelle vor die Füße geworfen, Verwegener?“

„Zürne mein König nicht, wenn ich gefehlt habe, mich erbarmte ſeine Angſt. Wohl weiß ich, daß es ein Unrecht wäre, zu dem heiligen Geheimniß meines Königs zu ſchleichen und den Brief des armen Sünders dort zu verſtecken, wie er begehrte. Dennoch wagte ich nicht, ſeiner Seligkeit hinderlich zu ſein, und ich meine als redlicher Mann und nicht als Hehler zu handeln, wenn ich von der Gnade des Königs erbitte, daß mein Herr der Seele des hilfloſen Mannes beiſtehe und ſeinem Prieſter geſtatte, das Pergament zum Heiligthum des Königs zu tragen.“

„Und was hat dir der Graf verſprochen, damit du dieſe freche Bitte wagſt?“ frug der König hart, „denn meine Edlen pflegen Nichts für Nichts zu thun.“

„Man hat mich gelehrt, von einem Manne in der Todesnoch nicht Gabe und nicht Verſprechen anzunehmen," antwortete Immo.

„Der dich ſo ſeltene Vorſicht gelehrt hat, hätte dich auch lehren ſollen, gegenüber deinem Könige die Scham zu bewahren. Wie mögen die hohen Gewaltigen des Himmels, deren Gnade ich ſelbſt froh bin, wenn ſie ſich zu meinem Heiligthum herniederneigen und mich ſchützend umſchweben, wie mögen dieſe zugleich die Beſchützer meiner Feinde werden? Und wie kannſt du das wollen, wenn du kein Verräther biſt?"

„Ich vernahm die hohe Lehre," bat Immo knieend, „daß der Himmelsherr gern Erbarmen mit dem Sünder hat, und wenn der König, der des Herrn Schwert auf Erden hält, hier den Schuldigen richten muß, ſo mag ihn doch in ſeinem Amte tröſten, daß die Bitte ſeiner Heiligen den armen Sünder aus den Krallen des üblen Teufels errettet."

„Mir aber liegt gar nichts daran," rief der König ungnädig, „den untreuen Mann dereinſt an der Himmelsbank wiederzufinden, wenn die Himmliſchen mir dort den Herdſitz bereiten wollen. Das mußteſt du wiſſen, du Thor, bevor du ſeine Sünden mir auf die Seele legteſt. Denn wenn ich nach ſeinem unverſchämten Verlangen thue, ſo ſchaffe ich Einem, der mein Feind war, Hilfe in jenem Leben und vielleicht auch noch in dieſem. Und wenn ich ihm dagegen ſeinen Willen nicht thue, ſo mögen die Heiligen mir zürnen, weil es mir an Erbarmen fehlt. In ſolche Gefahr ſetzt mich dein dreiſtes Verlangen. Entweiche mit dem Briefe und trage ihn zu einem andern Heiligthum, zu welchem du willſt, wenn dir an der Gunſt des Grafen mehr gelegen iſt, als an dem Vortheil deines Königs. Doch halt," rief der König noch zorniger, „wer weiß, ob der Böſewicht nicht Manches hinein geſetzt hat, was mir ſelbſt zum Schaden gereichen könnte, wenn die Unſichtbaren darauf hören." Der König neigte ſich ſchnell zu Boden, faßte den Brief und erbrach das Siegel. „Die Beichte des Grafen Gerhard will ich zuerſt vernehmen, ehe ſie zu den Heiligen bringt." Er bekreuzte ſich und ſetzte ſich nahe zu der Kerze. „Schwach war die Kunſt des Geſchorenen, der dieſe Krähenfüße hingeſetzt hat," murmelte er. „Mit ſeiner letzten Verrätherei fängt der Sünder an, ich glaube wohl, daß ſie ihn am meiſten ängſtigt. Sie reut ihn, ſo lange er im Thurm ſitzt. — Dann kommt der Kaufmann. Der Goldſtoff, den er geraubt hat, war für die Königin beſtimmt, und er hat ihn noch nicht einmal herausgegeben." Und er las fort mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Immo merkte, daß der König ſeine Gegenwart ganz vergeſſen hatte, denn er ſprach zuweilen laut von den geheimen Thaten.

„Den Grafen Siegfried im Walde überfallen, wobei ihn leider mein Mann Egbert erſchlug. Die Miſſethat blieb ungerochen," rief der König, „die Leute ſagten damals, der Gefällte ſei von Räubern erſchlagen worden. — Hier folgen Sünden gegen die Wigbertleute. Es iſt eine ganze Reihe. Schwerlich würde Abt Bernheri dafür Abſolution ertheilen. — Mit Herzog Heinrich, dem Zänker — der dreiſte Böſewicht, meinen Vater ſo zu nennen." — Der König ſah um ſich, und als er Immo noch auf den Knieen fand, ſprang er auf und winkte ihm zornig die Entlaſſung. Dann ergriff er wieder das Pergament: „Mit Herzog Heinrich verſchworen gegen Kaiſer Otto." Der König warf das Pergament auf den Tiſch und ſchritt heftig im Zimmer auf und ab. „Das Unrecht meines eigenen Vaters ſoll ich zum Schrein der Heiligen tragen, damit die Heiligen es wiſſen und an mir rächen. Unerhört iſt die Bosheit." Wieder eilte er zum Tiſch. „Und hier ſteht es, meine eigene Sünde," und er las: „mit Heinrich, der jetzt König iſt, Verabredung getroffen gegen ſeinen Vetter, den jungen Kaiſer Otto." Der König faßte das Pergament, drückte es mit der Fauſt zuſammen und ſchleuderte es in den Kamin. Er riß die Kerze aus dem Leuchter, hielt ſie daran, bis das Blatt ſich bräunte und kniſternd verkohlte, und ſtieß heftig mit dem Fuß in die Aſche. „Dies ſei der Heiligenſchrein, zu dem ich deine Sünden trage, du Ruchloſer. Mich ſelbſt ſoll ich verklagen vor meinen Nothhelfern um deinetwillen. Lieber laſſe ich dich unter deiner Sündenlaſt leben wie bisher, als daß ich dir den Himmel öffne. Siehe ſelbſt zu, ob du auf dieſer Erde das Erbarmen der Himmliſchen gewinnſt, ich weigere dir die Hilfe, die du begehrſt.“ Der König ſtand finſter vor dem Kamin. „An mein eigenes Unrecht mahnt er mich und ich fühle den Schrecken und die bittere Reue. Für mich ſelbſt will ich zu den Ewigen flehen wegen alter Sünden und daß ich jetzt dem Flehen einer armen Seele nach der Seligkeit meine Hilfe verweigerte.“ Und Heinrich eilte zu dem vergoldeten Schrein, um den, wie er meinte, die hohen Fürſten des Chriſtenhimmels unſichtbar walteten, enthüllte die heilbringenden Reliquien und warf ſich mit gerungenen Händen vor ihnen nieder.

In der Frühe des nächſten Tages begann die Feier der Heerſchau. Unter den Mauern der Feſtung Babenberg waren auf freiem Felde Schranken errichtet, die Pfoſten mit grünen Zweigen umwunden, die Treppen mit koſtbaren Teppichen belegt, an einer Seite ſtand auf hohen Stufen der goldene Königsſtuhl. Dort wollte der König die Gaben vertheilen und ſein ſiegreiches Heer entlaſſen. Als die Sonne aufging, zogen die Schaaren von allen Seiten der Ebene zu und lagerten bei ihren Bannern in weitem Ringe um den eingefriedeten Raum. Eine unzählige Menge Volkes drängte an den Schranken, um den König und das Feſtgepränge zu ſchauen. Die Helden des Heeres ritten in ihrem beſten Schmuck herzu, ſtiegen von den Roſſen und ſammelten ſich in der Umzäunung. Als der König auf ſeinem Schlachtroſſe herankam, in Königstracht, die Krone auf dem Haupt, begleitet von der Königin und einem endloſen Gefolge geiſtlicher und weltlicher Herren, da brauſte der Heilruf durch die Schaaren, und auch die Landleute ſchrien und hoben die Arme, obgleich Viele von ihnen über das Schickſal ihrer alten Herren bekümmert waren. Der König und die

Königin ſtiegen die Stufen hinauf und ſetzten ſich würdig auf den Königsſtuhl, um ſie herum ſaßen auf niedrigen Stühlen die Edelſten des Reiches. Nachdem der Rufer Stille geboten hatte, erhob ſich der Erzbiſchof von Mainz, ſprach das Gebet, ſegnete den Tag und verkündete mit mächtiger Stimme, die weit in das Feld ſchallte, den Willen des Königs. Zuerſt die Strafen, welche der königliche Richter über die Empörer verhängt hatte. Jeden derſelben nannte er beim Namen, dann ſeine Miſſethat und die Strafe, welche nicht ſanft war. Nur den Bruder des Königs nannte er nicht, um das hohe Geſchlecht zu ſchonen.

Immo ſtand in den Schranken nahe den Stufen und lauſchte geſpannt auf jedes Wort des Erzbiſchofs. Als in der unſeligen Reihe der Beſiegten der Name des Grafen Gerhard gerufen wurde, hielt er ängſtlich den Athem an, denn er wußte, daß der Geliebten unſägliches Wehe bereiten würde, was darauf folgte. Aber ihm ſchoß vor Freuden das Blut ins Geſicht und durch die ganze Verſammlung ging ein leiſes Summen, als der Erzbiſchof aus dem großen Pergament verkündete, daß die Gnade des Königs die Miſſethat des Grafen nicht an ſeinem Leben und ſeiner Ehre, ſondern nur an einem Theile ſeines Gutes rächen wolle, und daß dem Treuloſen geſtattet werde, ſeinem Lehnsherrn auf's Neue den Treueid zu ſchwören. Immo machte eine heftige Bewegung, um aus den Schranken zu eilen, und der alte Hugbald, welcher als Führer der Kloſtermannen auch die Ehre genoß, in den Schranken zu harren, mußte ihn am Arme halten, daß er die Feierlichkeit nicht ſtörte. Sorglos und mit lachendem Munde vernahm er eine lange Reihe von Belohnungen, welche der Erzbiſchof verkündete, denn der König theilte die großen Lehen der Babenberger unter ſeine Edlen. Jeder, der ein Herrenlehn empfing, ritt mit ſeinem Gefolge in geſtrecktem Lauf dreimal um die Schranken, ſtieg am Eingange ab, trat die Stufen hinauf, empfing knieend die Fahne und ſchwor den Eid in die Hand des Königs. Das währte lange, und die Sonne brannte heiß, bevor Alles nach Gebühr vollendet war. Aber die Krieger und das Volk ertrugen gern den Sonnenbrand, denn was darauf folgte, war der freudigſte Theil der Begabung. Der Kämmerer des Königs ſchritt in die Schranken, gefolgt von einer langen Reihe wohlgekleideter Diener, welche an Stangen große Truhen trugen, die ſie vor den Stufen des Königsſtuhls nebeneinander niederſetzten. Die Decken wurden abgehoben, und ein Goldſchatz, wie ihn wenige Menſchen geſchaut hatten, blinkte in der Sonne. Große Kannen, Becher und Schalen, Dolche und reichgeſchmückte Helme, Ketten und Armringe lagen kunſtvoll geſchichtet übereinander. Nach der Enthüllung ſcholl ein lautes Geſchrei und zahlloſe Heilrufe, die Zuſchauer drängten ganz außer ſich an die Schranken, die zahlreichen Trabanten mußten ſtoßen und ſich entgegenſtemmen, um den Einbruch abzuwehren. Und die Vertheilung der Ehrengeſchenke an die Tapfern des Heeres begann. Der Kanzler trat vor nnd öffnete eine Pergamentrolle, welche bis an den Boden reichte, laut rief er den Namen jedes Helden und die Gabe, womit er geehrt wurde. Die rechte Seite innerhalb der Schranken war durch den Rufer geräumt; wer von dem Kanzler geladen wurde, trat vor den Stuhl des Königs, empfing ſein Geſchenk, huldigte und ſchritt vergnügt der andern Seite zu. War er aber aus vornehmem Geſchlecht, ſo überreichte der Kanzler dem König die Spende und dieſer theilte ſie ſelbſt dem Glücklichen zu und ſprach, wenn er ihn hoch ehren wollte, einige huldreiche Worte. Auch das Heer und Volk begleitete mit lautem Zuruf die Gaben, wenn der Empfänger rühmlich bekannt und im Heere beliebt war. Aus der Nähe Immos wurden viele Helden gerufen, Hugbald trat vor und empfing ſeine Kette, nicht lange darauf hörte Immo den Namen ſeines Geſpielen Brunico, welcher ganz hinten an den Schranken ſtand, und als dieſer einen ſchweren Goldring erhielt, ſprach der König vom Throne: „Den Schmied haſt du mir gerettet, trage dafür ſeine Arbeit.“ Aber Immo wurde nicht gerufen. Die Truhen leerten ſich, die Unruhe in der Umgebung des Königs zeigte an, daß der Aufbruch nahe war. Immo ſtand mit einer kleinen Zahl Anderer unbeachtet auf ſeiner Stelle. Er merkte, daß ſich verwunderte Blicke nach ihm richteten, und er begann zornig die Kränkung zu fühlen. Hatte ihn auch der König am letzten Abend ungnädig entlaſſen, er wußte doch, er hatte dem König gut gedient, und war oft vor Andern ausgezeichnet worden. Zwar um den Goldſchatz hatte er wenig geſorgt, aber auch er hatte zuweilen daran gedacht, daß ein Schmuckſtück eine gute Erinnerung ſein werde. Jetzt erkannte er, daß der düſtre Blick Gundomars von der Höhe auf ihm haftete, und er fühlte ärgerlich über ſich ſelbſt, daß er erröthete und den Leuten ein gleichgiltiges Geſicht zu zeigen nicht vermochte. Er merkte auch, daß Herzog Bernhard, dem ſeine Würde erlaubte, in der Nähe des Königs ſich freier zu rühren, hinter den Stuhl des Königs trat und daß der König ſich einen Augenblick nach rückwärts wandte. Er verſtand die Worte des Königs nicht und ſie hätten ihn auch nicht erfreut, denn Heinrich antwortete der gutherzigen Frage des Herzogs nach Immo: „Er hat bereits weit mehr erhalten, als er verdient.“ Da ſtieg der Herzog die Stufen herab und ſchritt über den Platz dahin, wo Immo faſt allein ſtand, ſtellte ſich behaglich neben ihn und ſagte lächelnd: „Für uns beide, für dich, Held Immo, und für mich, klingt heut das Goldblech nicht.“

„Euch, erlauchter Herr,“ verſetzte Immo mit einem dankbaren Blick, aber mit zuckenden Lippen, „vermag keine Königsgabe an Ehren etwas zuzuſetzen, mir aber, hoffe ich, ſoll die Verweigerung der Gabe die Ehre nicht mindern.“

„So iſt es recht, Held,“ mahnte der Herzog, „ſieh trotzig geradeaus. Vernimm ein Geſuch, das ich dir zur Stelle ausſpreche, weil ich erkenne, daß du ſchwerlich im Dienſt des Königs beharren wirſt. Komm als mein Gaſt mit mir in mein Sachſenland, wir jagen miteinander die wilden Ochſen in der Haide. Du ſollſt das Waidwerk bei uns nicht ſchlechter finden als in deinen Bergen. Und noch Anderes begehre ich von dir. Die Burgen, welche fremde Seeräuber an der Küſte im Waſſer geſchanzt haben, will ich brechen, ſobald der Eisfroſt eine harte Bahn zu ihren Holzringen bereitet, dabei ſollſt du mir helfen. Biſt du's zufrieden, ſo ſchlage ein.“ Er hielt ihm die Hand hin, welche Immo freudig ergriff. Und der Herzog fuhr fort: „Der König erhebt ſich, das Heer zu entlaſſen. Unſere Krieger ſind ungeduldig, die Herden der Beutethiere und der gefangenen Böhmen zu theilen.“

Der König und ſeine Edlen beſtiegen die Roſſe; die Helden ſprengten auseinander zu ihren Haufen. Vor jeder Schaar hielt der König an, zollte ſeinen Dank und ſprach die Worte der Entlaſſung. Auch als er zu dem kleinen Haufen der Bogenſchützen kam, welche Immo führte, neigte er das Haupt und rief: „Treu erfüllt habt ihr den Eid, den ihr freiwillig gelobtet, ich löſe euch von der Pflicht, zieht in Frieden heim zu euren Bergen.“ Aber dabei ruhte ſein Blick kalt und feindſelig auf ihrem Führer, und dieſer erkannte, daß der König ihn ungnädig von ſich entfernte und daß ſein Schickſal ihn anders, als er ſelbſt gedacht hatte, aus dem Königsdienſt löſte. Er grüßte zum letzten Mal mit ſeiner Waffe den Kriegsherrn und führte ſeine Knaben nach der Stadt zurück.

Aus der Herberge eilte er zum Grafen Gerhard, bairiſche Königsmannen hielten die Wache und weigerten ihm den Zutritt; er ſtürmte zu dem Hofe der Nonnen, die frommen Mütter waren mit Hildegard durch Reiſige aus der Stadt geleitet, Niemand wußte zu ſagen, wohin. Da ſuchte er den Kanzler auf, dieſer empfing ihn kalt. „Soll ich dir Gutes rathen, ſo entziehe dich dem Auge des Königs, denn ich fürchte, er ſinnt dir nichts Günſtiges. Für die Jungfrau wird der König ſelbſt ſorgen; wie ich vernehme, will mein Herr, daß ſie geſchleiert werde, damit ſie für die Miſſethaten des Vaters von den Heiligen Verzeihung erwerbe.“

Mit Mühe bewahrte Immo die Kraft, den Segen des Kanzlers zu erbitten, den dieſer mit einer nachläſſigen Handbewegung ertheilte. Er kam verſtört in ſeine Herberge und trat in die Kammer, in welcher Heriman, der Goldſchmied, lag, der von ſeiner ſchweren Wunde langſam genas. Oft hatte Immo während der Belagerung in der Hütte des Kranken geſeſſen und dem klugen Landsmann vertraut, was ihm auf der Seele lag, jetzt ſetzte er ſich bleich und erſchöpft neben ihn. „An einem Tage habe ich Alles verloren, worauf ich hoffte, und wenn ich von hier weiche, wie ich ſoll, ſo nehme ich ein Herz voll Angſt und Sorge mit mir. Dennoch vermag ich das Land nicht zu räumen, bevor ich die Jungfrau wiedergeſehen habe.“

„Ich bleibe zurück,“ verſetzte Heriman tröſtend, „dir danke ich, Immo, daß ich lebe und meine Glieder wieder zu regen beginne. Dieſe Schuld zahle ich dir jetzt oder wann du verlangſt. Beſſer vielleicht als du ſelbſt vermag ich dir zu nützen. Denn Kundſchaft habe ich beim Könige und vielen Großen, und mancher Stolze beachtet in der Stille meine Worte. Ziehe mit dem Herzog, denn weilſt du hier, ſo wird es dein Verderben. Du läßt Einen zurück, der ein wenig die Weiſe kennt, wie man die Geheimniſſe der Mächtigen erkundet. Noch iſt die Jungfrau nicht geſchleiert. Und was ich erfahre, Günſtiges oder Ungünſtiges, das ſollſt du wiſſen.“

Während der Burgmann dem jungen Helden Troſt einſprach und dieſer gern ſeinen Worten lauſchte, ſcholl in der Hausthür und auf der Straße ein wirres Getön von Pfeifen, Fiedeln und Menſchenſtimmen, ein wilder mißtönender Lärm von allerlei Weiſen, welche durcheinander klangen, von Gelächter und trunkenem Geſchrei. Immo eilte die Treppe hinab. Im Hausflur ſaß Brunico an der weit geöffneten Thür, eine Trinkkanne in der Hand, umgeben von ſeinen Bogenſchützen, vor ihm aber auf der Schwelle und auf der Straße ſtand ein großer Haufe fahrender Spielleute, von denen jeder unbekümmert um die andern in ſeiner Kunſt das Beſte that, ſo daß ein unordentliches und greuliches Getöſe durch das Haus und über die Straße ſchallte. „Schneller,“ trieb Brunico, „ihr zirpt wie die Mädchen, die zum erſtenmal im Reigen ſpringen. Wer um die Wette läuft, darf ſeinen Athem nicht ſparen.“ Von Neuem begann das tolle Gefiedel und Geſchrei. „Jetzt merkt auf,“ mahnte Brunico lachend, „der Schnellſte fängt den Preis.“ Er zog den goldenen Ring vom Armgelenk und hielt ihn in die Höhe, ſchleuderte ihn über die Köpfe der Spielleute in den Staub der Straße und rief: „So wirſt der Bauer von Friemar den Armring des Königs.“ Gleich Hunden ſprangen die Fahrenden nach dem Ringe, ſie fielen und überſchlugen ſich in wirrem Knäuel, das Volk ſchrie, jauchzte und balgte ſich mit den Unehrlichen, bis endlich einer der Spielleute den Goldſchmuck faßte, emporhielt und ſchnellfüßig mit dem Preiſe entrann. Und als Immo den Geſpielen ſchalt: „Wie magſt du eine werthvolle Gabe vergeuden, die dein Geſchlecht und dein Mädchen lange erfreut hätte?“ da antwortete Brunico: „Ich warf ſie fort, damit ſie mir nicht die Augen blenden ſollte. Denn übel ſtände mir an, das Ehrengeſchenk eines Königs zu tragen, der dich gekränkt hat, während er mir ſpendete.“

9.

Unter den Rößlein der Horſila.

Die Felder in Thüringen waren geleert, die Viehherden weideten auf den Stoppeln und die Jäger zogen mit ihren Hunden in den Bergwald. Auch die Brüder Immos hatten durch einige Wochen den Heerſchild getragen, ſie waren gegen die Elbe gezogen, um einen Einbruch der Böhmen zu rächen, aber der Feind war ihnen eilig hinter ſeine Berge ausgewichen und ſie fanden nur die verkohlten Trümmer der niedergebrannten Höfe. Da waren ſie unzufrieden heimgekehrt und ſannen mit ihren Landsleuten auf einen vergeltenden Zug für das nächſte Frühjahr.

Als ſie an einem hellen Herbſtabend von der Jagd zurück kamen und gerade über die Brücke eines Nachbardorfes ritten, fanden ſie den Weg durch Gedränge der Einwohner geſperrt, und noch immer liefen die Leute aus den Höfen, einander zurufend und heranwinkend. In der Mitte hielten Reiter, und um dieſe ſchloß ſich der Ring. Die Jagdhunde der Brüder fuhren mit wüthendem Gebell gegen den Hauſen, und Erwin hatte Mühe, die Zerrenden an ihren Riemen zurückzuhalten.

„Es ſind Fremde, welche ausgefragt werden,“ rief Ortwin, und ſchneller trabten die Roſſe. Die Dorfleute machten den Jünglingen grüßend Platz und dieſe fanden in der Mitte den Spielmann Wizzelin, der wie ein Herr gekleidet und von einem dienenden Genoſſen begleitet war, welcher das Saitenſpiel bewahrte. Zwei Landleute hielten das Roß des Spielmannes am Zügel, vor ihm ſtanden die Aelteſten des Dorfes und in großem Kreiſe Alt und Jung mit aufgeriſſenen Augen, Verwunderung und helle Neugierde in den Geſichtern. „Sei gegrüßt, Spielmann,“ rief Odo lächelnd, „wer deine Pferde betrachtet, muß rühmen, daß du Glück im Kriege gehabt haſt.“ Wizzelin neigte ſich artig und trieb ſein Pferd, damit es die wohlgeformten Glieder rege. „In dem ſiegreichen Heere findet auch ein armer Spielmann etwas Gutes,“ erwiederte er ſtolz.

„Wunderbares erzählt er von dem Glück des Königs und wie die Burgen des Markgrafen brannten,“ berichtete ein alter Bauer.

„Tag und Nacht könnte ich euch erzählen, Niemand vermöchte in einem Niederſitzen alle Heldenthaten herzuſagen,“ fuhr Wizzelin fort. „Auch bei euch raſte ich wohl einmal und ſinge unter der Linde; jetzt aber öffnet den Weg, denn ich begehre dringend weiter zu ziehen.“

„Ich hoffe, du herbergſt heut bei uns im Hofe,“ mahnte Odo. Doch unter den Dorfleuten erhob ſich Gemurr. „Er hat noch wenig geſagt,“ riefen mehre Stimmen. „Wir verlangen von den Nachbarn zu hören, welche freiwillig zu König Heinrich gezogen ſind,“ ſchrien Andere.

„Als Helden kehren ſie zurück, ihre Wagen ſind ſchwer mit dem Kampfgewinn beladen und Beuteroſſe führen ſie in langer Reihe, auch böhmiſche Knechte, welche ihnen der König zugetheilt hat, wenn ſie dieſelben nicht bereits an die Händler verkauft haben; denn ihnen wird mühſam ſein, die Menge der Sklaven auf der Reiſe zu ernähren.“

Ein lauter Schrei der Verwunderung antwortete, und die Knaben ſchlugen in ihrer Aufregung Burzelbäume im Staube.

„Sahſt du den Dindo, den Sohn meiner Schweſter Wendilgard?“ frug eine ſtattliche Bäuerin.

„Dindo?“ verſetzte Wizzelin, „der Held mit den runden Backen, ſicher kenne ich ihn. Er kehrt ganz heil zurück, und ich meine, in ſeinem Reiſegepäck liegt auch eine Spange, welche das ſtolze Herz ſeiner Baſe erfreuen wird.“

„Was weißt du von Engilbrecht," klang es aus dem Haufen, „und vom Vortänzer Richilo?"

„Engilbrecht kommt ohne Wandel, ſo wie er gegangen iſt, und der ſchnelle Richilo hat neue Reigen getanzt von der Mauer in eine brennende Stadt, beide ſchreiten mit gebauſchten Taſchen einher und bringen für Manche, die ihnen lieb ſind, Gutes in ihren Säcken; geduldet euch jetzt und ihr alle werdet erſtaunen."

Wieder ging das frohe Schwirren durch die Verſammlung und Aller Blicke richteten ſich nach den Brüdern. Niemand wollte die Frage thun, die zuerſt ihnen gebührte. Da ſie aber ſchwiegen, rief Sigilind, ein muthiges Weib: „Weißt du etwas von Brunico, dem Sohn des alten Baldhard?"

„Ha," rief Wizzelin, „du nennſt einen von den großen Helden des Königs Heinrich; laut hörte ich ſeinen Goldſchatz rühmen, denn Armringe aus Königsgold, die wohl ein halbes Pfund ſchwer waren, hat er meinen Genoſſen auf die Straße hingeworfen als Lohn für ihre Lieder."

Da ſcholl wieder ein lauter Schrei des Erſtaunens, und Sigilind, Giſa, Engiltrud und die andern Weiber hoben die Hände zum Himmel und rannten von dannen, um den Höfen die unglaubliche Kunde zuzutragen.

„Schnatternd wie Gänſe fahren ſie mit gereckten Hälſen auseinander," ſpottete Wizzelin leiſe zu Odo, „die Bahn iſt gefegt, gefällt's euch, ſo dringen wir durch." Und nach allen Seiten grüßend und Rückkehr verheißend, trabte er mit den Brüdern von dannen.

Kaum war der Spielmann in das Thor des Herrenhofes geritten, ſo flog die Kunde von ſeiner Ankunft durch jeden Stall und jede Kammer; auch hier drängten die Leute heraus, die Knechte waren befliſſen, ihm und ſeinem Gefährten die Pferde anzubinden, und die Mägde ſteckten die Köpfe zuſammen und bewunderten ſein ſchönes Gewand und die klirrende Kette. Nur Murhard, der Hofhund, und ſein Geſchlecht waren nicht willig zu wedeln, ſie bellten wüthend und unabläſſig und ſprangen feindſelig an den Spielleuten herauf, und Wizzelin klagte gegen Odo, welcher die Hunde ſcheuchte, mit finſterem Lächeln: „Der Fahrende vermag die Gunſt der Männer und Frauen zu gewinnen, die Köter aber bleiben ſeine Feinde, ſie erkennen ihn in jedem Gewande.“ Er ordnete Haar und Rock und zog ſein Geſicht in ehrbare Falten, als er in den Saal vor die Augen der Herrin Edith trat. Hinter ihm ſammelten ſich die Dienſtleute, alle in froher Erwartung der Kunſt, die er nach dem Mahle ſpenden würde. Den Spielleuten wurde ein beſonderer Tiſch geſtellt, aber Edith winkte, daß ihnen gute Koſt geboten wurde und der beſte Meth des Hauſes. Und Wizzelin erhielt den Meth in einem Silberbecher, welcher ihm der Ehre wegen noch lieber war als der Trank.

Nach dem Mahle begann Edith: „Da du beim Heere des Königs weilteſt, ſo gib uns Kunde, ſoweit du vermagſt. Denn nur Undeutliches hörten wir von ſeinem Siege und dem Unglück der Feinde.“

Der Spielmann erhob ſich und begann ſeine Sage vom Raub des Schatzes, von Belagerung der Veſte und von den Kämpfen gegen Hezilo. Er ſprach langſam und feierlich und ſeine Rede tönte zuweilen wie Geſang; Vieles berichtete er getreu nach der Wahrheit, Anderes wie es ihm in den Sinn kam. Den Namen des Mannes aber, an den Jeder in der Halle dachte, nannte er nicht. Regungslos, mit verhaltenem Athem lauſchten die Zuhörer, nur wenn er vom Schlachtgewühl erzählte, rührten ſich die Männer, ihre Augen glänzten und ſie nickten einander zu, und ſo oft er den Fall der Helden und den Brand der Burgen beklagte, ſeufzten die Frauen. Als er ſeinen langen Bericht beendet hatte, ſprach Edith: „Füllt ihm auf's Neue den Becher. Du aber bewahre das Silber mit unſerm Dank, denn große Dinge haſt du uns verkündet, die wir alle im Gedächtniß behalten, ſolange wir leben.“ Da ſprang Gottfried auf überreichte dem Spielmann den

Becher und begann: „Weißt du etwas von meinem Bruder Immo, ſo verkünde auch das, denn an ihn dachten wir alle, während wir dich hörten.“ Bei dieſen Worten des Knaben brachen die Dienſtleute in einen Freudenſchrei aus, es war ein kurzer Ruf, der ſchnell verhallte, aber er kam aus bedrängten Herzen, die von einer Laſt befreit wurden. Wizzelin hob den Becher und rief: „Heil ſei dir, junger Held, daß du als der Erſte nach ihm frägſt im Saale ſeiner Väter.“ Er ergriff ſein Spiel, fuhr ſchnell über die Saiten und ſprach: „Dieſes Spiel hat oft von ſeinem Namen getönt, denn wir Fahrende ſingen mehr als ein Lied von ihm auf den Märkten und am Herdfeuer. Wollt ihr das eine hören, wie er den Grafen Ernſt ſchlug?“ Und die Saiten rührend, ſtimmte er die Weiſe an: „Einen Helden weiß ich, Immo aus Thüringeland. So lautet das Lied,“ erklärte er, „höre Geſchlecht Irmfrieds!“ Und er begann ſeinen Sang, wie Immo an der Furt des Baches die Helden des Babenbergers ſchlug, den Waltram, Hartwin und den jungen Hadamund, und wie er darauf die Wache am Felſenthor hielt, um durch ſeinen Leib den König zu decken. Dort lief der edle Graf Ernſt gegen ihn an, die Speere flogen, die Schilde krachten und aus den Schwertern fuhr die feurige Lohe, bis der Babenberger mit zerſchlagenem Helme betäubt zurückfuhr. Da warf Wolfere von fern her den Hammer und traf dem jungen Helden das Haupt, daß er blutend zurückſank. Aber den Fall ſeines Edlen zu rächen, ſprang König Heinrich ſelbſt in den Kampf.“

Oft hatte der Spielmann die Herzen der Hörer bewegt wie er wollte, und er war gewöhnt, daß ſie durch hellen Ruf und leiſes Stöhnen ihren Antheil kundgaben. Heut aber freute ſich der Schlaue über das Entzücken, welches er erregte. Die dienenden Frauen ſtreckten in ihrer Aufregung die Hände immer wieder dem Himmel zu, Gertrud ſchluchzte vor Freude, und die Dienſtmannen ſchnoben heftig mit den Naſenflügeln und griffen mit den Händen um ſich. Der Knabe Gottfried ſtand wie verzückt mit glühenden Wangen und aufgeriſſenen Augen, ſeine ſchlanke Geſtalt ſchien zu wachſen und ſein goldenes Haar ſträubte ſich um das Haupt. Auch Andere ſah der Sänger, welche ſich gegen die Gewalt ſeiner Töne wehrten, bis ihr ſtolzer Groll dahinſchmolz in der heißen Freude über die Ehren eines Hausſohns. Die Mutter barg nach den erſten Tönen ihr Geſicht in der Hand, und als er den Sturz Immos verkündete, erhob ſie ſich von ihrem Sitz und trat zurück in das Dunkel. Die Brüder ſaßen im Anfange mit zuſammengezogenen Brauen gleich Männern, welche gefaßt ſind, Unwillkommenes zu hören. Doch auch ihr Widerſtand wurde ſchwach, in ihren Augen leuchtete die Freude, die jüngeren ſprangen auf und traten nahe zu dem Sänger, nur Odo blieb ſitzen, aber um ſeinen Mund zuckte die Bewegung. Und als der Sänger endete und ein Jubelgeſchrei der Dienenden, welches nicht enden wollte, durch den Saal brauſte, da trat Odo zu dem Spielmann, bot ihm den Becher, aus dem er ſelbſt getrunken hatte, und ſprach: „Nimm noch dies Silber, das dir die Söhne Irmfrieds ſpenden. Leben wir auch in Zwiſt mit dem Bruder, wir freuen uns doch, wenn der Name unſeres Geſchlechtsgenoſſen im Lande gerühmt wird.“

„Weißt du mehr von ihm?“ rief Gottfried.

Der Spielmann rührte ſogleich wieder die Saiten. „Ihr mögt wählen unter den Liedern, die ich von ihm habe.“ Und er verkündete ihnen nach der Reihe Alles, wie Held Immo unter den Sachſen ritt, wie er den Dienſtmann Egbert ſchlug und wie er als Erſter ſich mit ſeinen Genoſſen in die Feſtung ſchwang.

Der Sang war verklungen, die Hörer ſaßen ſchweigend, ganz aufgelöſt von der ſtarken Bewegung. Da ergriff Wizzelin ſeine Fiedel und begann mit dem Bogen die Saiten zu rühren, langſam, in einer rührenden Weiſe, aber er ſang und ſprach nicht mehr. Auch die Verſammelten ſaßen ſtill und wenn Einem das Herz zu weich wurde, ſo wiſchte er verſtohlen die Thräne ab.

Das war die erſte Kunde von Immo, welche in ſein Vaterhaus drang. Nicht lange darauf kehrten die Bogenſchützen in ihre Dörfer zurück mit hochbeladenen Wagen und manchem ſchönen Beuteſtück. Mehr als Einer wurde nach dem Hofe geladen und erzählte, ſo gut er vermochte, von ſich ſelbſt und von ſeinem Anführer, und daß Immo mit dem Sohne Baldhards am Main von ihnen geſchieden war, um zu den Sachſen an die See zu fahren. Seitdem kam keine Nachricht von dem Helden, auch die Eltern Brunicos wußten Nichts zu erkunden. Die Blätter fielen und der Sturmwind tobte um die Mauern der Mühlburg, von welcher der alte Dienſtmann Berthold täglich nach ſeinem Herrn ausſah. Berg und Wald lagen unter weißer Schneedecke. Jeder, der einen warmen Ofenſitz erlangen konnte, ſchlüpfte hinein und lauſchte vergnügt auf das Brodeln im kupfernen Topfe. Aber der Stuhl, den Edith täglich dem Herrenſohne rückte, blieb leer, und Niemand wußte zu ſagen, ob er unter dem Dach eines Gaſtfreundes geborgen ſaß, oder ob er auf wilder See umhertrieb in raſendem Sturm und wirbelndem Schnee.

Die weiße Decke, welche den Bergwald verhüllte, ſchwand im Frühlingswind. In tauſend Rinnen rieſelte und ſtrömte das Waſſer zu Thale, jeder kleine Quell wurde zum Bach, die Waldbäche flutheten wie große Ströme, die Weiher und Seen am Fuß der Berge überſchwemmten Ried und Wieſen, und dem Fremden, welcher von einer Höhe auf die thüringiſche Ebene herabſah, glitzerte überall zwiſchen Wald und Ackerbeeten eine gewundene Waſſerfläche entgegen, aus welcher die Dorfzäune hervorragten, und er konnte zweifeln, ob er einen ungeheuren See vor ſich ſah mit zahlloſen Inſeln, oder einen breiten vielarmigen Strom. Dann lagerte am Morgen und Abend dichter Nebel auf der Fluth, und bei Tage flatterten ungeheure Schwärme von Waſſervögeln darüber hin. Aber nach wenigen Wochen war der Schwall vermindert, Sonne und Wind verſcheuchten den Waſſerdunſt, die Erde ſog begierig das befruchtende Naß und während die Knoſpen der Bäume ſchwollen, hob ſich der Wieſengrund wieder aus der Fluth und die Waldbäche zogen gebändigt durch ihre Ufer den Flüſſen zu und ſtrudelten, wo ein Baumſtamm oder eine Erdſcholle in ihrem Bett haftete. Dies war die Zeit im Jahre, wo die Männer aus den Waldlauben ſich ihrer Schiffahrt freuten. Denn auch ihnen war ein Fluß zu Theil geworden, nur klein, aber ehrwürdig dem ganzen Lande, welcher aus den Waldbächen zuſammenrann und zwiſchen dem Gebirge und ſteilen Hügeln der untergehenden Sonne zufloß. Die Horſila war damals kein unſcheinbarer Bach, ſie trug befrachtete Kähne in die Werra, und weit von Norden her kamen Fahrzeuge der Sachſen und Frieſen die Strömung hinauf bis an den Wald. Dort war bei dem alten Dorfe Horſilgau der kleine Hafen, wo ſie ein- und ausluden; eine werthvolle Stätte für die Waldleute, denn die Landfracht vom Norden her war theuer und der Weg oft unſicher. Das Waſſer brachte ihnen die kunſtvolle Arbeit der frieſiſchen und flämiſchen Weber und manches Kaufmannsgut, das ihre Frauen ungern entbehrt hätten; ſie aber tauſchten dagegen ein, was ihr Land an Waaren bot: Honig und Wachs, Pelzwerk und Thierhäute. Auch die Erfurter kamen heran, ſo oft die Kähne abfuhren und anlegten, ſie ſchlugen am Ladeplatz ihre Bänke auf, kauften und tauſchten und führten die Fracht auf hochbepackten Karren nach ihrem großen Markt. Vor Andern aber freuten ſich die Mönche des heiligen Wigbert der Schiffahrt, ſie waren ſeit alter Zeit die Herren der kleinen Waſſerſtraße und ſie hielten die Burg Gotaha zumeiſt darum hoch, weil dieſe eine Veſte ihres Hafens war und ihr Herrenrecht über den Fluß behaupten half. Denn der Zehnte, welchen die Mönche von allem Schiffsgut erhoben, war eine werthvolle Einnahme des Kloſters, er lieferte die Wolldecken ihrer Lager, Stoff zu ihren Kutten und vor Allem die geehrte Faſtenſpeiſe, den geſalzenen Heerfiſch, welcher ihnen das ganze Jahr Freude an ihrem Trunk gab. So werthvoll war dies Herrenrecht, daß ſie durch viele Jahre blutige Kämpfe darum geführt hatten. Dennoch vermochten ſie es nicht ungeſchmälert gegen einen Nachbar zu bewahren, welcher klug gleich ihnen und ſtärker als ſie ebenſo auf der Nordſeite der Horſila herrſchte, wie ſie längs dem Walde. Ihr Feind war das Kloſter von Fulda, in welchem der heilige Bonifacius beigeſetzt war. Und die beiden Glaubensboten, Winfried und Wigbert, kämpften aus ihren Klöſtern zweihundert Jahre nach ihrem Tode grimmige Fehden um die Heringstonnen der Nordſee und um die Gewebe derſelben Frieſen, deren Vorfahren ſie einſt bekehrt hatten. So heftig tobte der Kampf zwiſchen den Bewaffneten der beiden Klöſter, daß die Sachſenkönige mehr als einmal gezwungen waren, ſich zwiſchen die Streitenden zu ſtellen. Endlich hatten die Mönche von Fulda das Recht erworben, daß auf ihrer Uferſeite Kähne frei von dem Zoll der Wigbertleute fahren durften. Aber der Haß der Klöſter wurde durch den Schiedsſpruch des Königs nicht geſtillt, und faſt in jedem Jahre wurden Männer erſchlagen und Häuſer niedergebrannt.

Diesmal brach das Eis und ſchmolz der Schnee früher als ſonſt. Das Thauwetter vereitelte einen Rachezug, den König Heinrich über die gefrorenen Sümpfe in das Slavenland gerüſtet hatte. Dafür bereitete es den Waldleuten die Freude, daß ſie am Feſt der Tag- und Nachtgleiche auf ſchneeloſem Anger ihre Reigen ſprangen, und daß ſie an demſelben heilbringenden Tage auch die Kahnfahrt auf ihrem Fluß eröffneten. Die Fahrt war eine Woche vorher zu Erfurt und auf dem Lande angeſagt worden, damit ſich bei Zeiten rüſte, wer Gut und Waare nach der Werra zu den Heſſen und Sachſen abwärts führen wolle. Schon hatten die Erfurter ihre Laſtwagen zu einer kleinen Wagenburg beim Dorfe vereint. In langer Reihe lagen die Kähne, welche von den Waldleuten die Waſſerrößlein genannt wurden, am Ladeplatz, neu getheert, lang und ſchmal, zum Theil beladen auf die Abfahrt harrend, während die andern durch Schiffer und ſtarke Laſtträger gefüllt wurden Aber auch von der Mündung des Fluſſes waren bereits einige Kähne ſtromaufwärts geführt, die Schiffer hatten ihre Güter an dem Ufer geſchichtet und harrten der neuen Ladung, ſie waren an ihren Strohhüten, den langen weißen Röcken und den breiten Schwertmeſſern als Sachſen zu erkennen. Ein weiter Raum war auf dem Anger abgeſteckt und mit einem Seil umfriedet, dort ſtand das Marktkreuz und St. Wigberts Banner, und daneben hielt der Hauptmann mit ſeinen Bewaffneten und dem Büttel, um den Marktfrieden zu erhalten und von Vieh und Waaren den Zoll zu erheben. In der Ferne auf der andern Seite des Baches wehte neben einem Schuppen das Banner von Fulda, geſchützt durch Gewappnete, welche der großen Familie des heiligen Bonifacius angehörten. Doch auf der Wigbertſeite war der rege Verkehr.

Auch die Landleute, welche nicht ſelbſt um Schiffahrt ſorgten, eilten an dieſem Tage gern zu der Stätte. Wer Freunde und alte Genoſſen begrüßen wollte, konnte ſie dort finden, wer ſich einem Herrn zum Dienſte geloben wollte, ſuchte dort die Gelegenheit, Roſſe und Herdenvieh wurden aus den Winterſtällen zum Verkauf herangetrieben. Die Edlen der Umgegend kamen im Eiſenhemd mit ihrem Gefolge und das Volk der Fahrenden fehlte nicht mit ſeiner Muſik, mit neuen Liedern und Kunſtſtücken. Im ganzen Lande war die Luſt dieſes Tages berühmt und ſie erſchien den ſtreitbaren Männern um ſo ehrenvoller, weil ſelten ein Feſt verging ohne Schwerthiebe und tiefe Wunden.

Die Sonne ſchien hell, und größer als ſeit langer Zeit war das Gewühl der zugewanderten Gäſte. Nicht allein an dem Fluſſe, in allen Dörfern längs dem Bergwald wurde der Ausgang des Winters und die junge Herrſchaft des Sommers gefeiert, man ſah lange Reihen geſchmückter Dorfleute im Freien tanzen und vernahm ihren Geſang und das Getön der Fiedeln und Pfeifen, überall auf den Hügeln und den Vorſprüngen der

Berge waren Holzſtöße errichtet, welche nach Untergang der Sonne brennen ſollten, denn die ganze Nacht galt für günſtig und heilbringend, ſie wurde beim Trinkkrug, unter Geſang und Reigentanz durchwacht und war Vielen der liebſte Theil des Feſtes.

Zwiſchen den Bänken, worauf die Erfurter ihre Waare ausgelegt hatten, zogen die Dienſtmannen der Edlen mit ihren Knechten, daneben junge Dorfhelden vom Neſſebach; auch die Leute aus den Wendendörfern waren mit ihren Frauen gekommen, und neben thüringiſcher Sprechweiſe vernahm man ſächſiſche Worte und die feintönende Rede der Slaven. Durch das Gewühl ſprengten ſechs hochgewachſene Reiter, die Söhne Irmfrieds, unter ihnen Gottfried, der heut zum erſtenmal im Schwertgurt über das Land ritt und ſtolz auf die Grüße und Glückwünſche antwortete, welche ihm hier und da aus den Haufen zugerufen wurden. Neugierig blickte der junge Krieger auf die fremdländiſchen Männer und Waaren, aber die neue Würde hielt ihn ab von freudigem Ausruf und Fragen. Die Brüder ſtießen auf einen Trupp berittener Spielleute, darunter auch Weiber in fremder Tracht, welche ihre Pferde in künſtlichem Tanze trieben, während die Männer um die Raſtſtelle handelten. Als die Sechs einen Augenblick in der Nähe hielten, ſcheute das Roß eines fahrenden Weibes und ſie glitt dicht vor den Brüdern auf den Boden. Mitleidig ſprang Gottfried ab, um ſie vor den Pferdehufen zu bewahren, aber wie ein Federball hob ſich das Weib vom Boden und bevor er ſich's verſah, fühlte er einen leichten Schlag auf ſeiner Wange, das Weib ſchwang ſich in den Sattel und davonſprengend rief ſie lachend: „Geſegnet ſeien dir die hübſchen rothen Wangen.“ Da lachten die Leute ringsumher, Gottfried aber wurde vor Zorn noch röther und warf einen feindlichen Blick auf die Dirne. Noch grollte er über die Dreiſtigkeit, da hörte er, wie Graf Markwart von Tonna ſpottend den Brüdern zurief: „Seit wann treibt ihr Helden Kaufmannſchaft wie die Krämer zu Erfurt?“

Odo ſah ihn befremdet an. „Richtige Worte redeſt du.“

Der Graf wies auf Ballen und Tonnen, welche am Ufer lagen. „Sie tragen das Zeichen, womit ihr market, was euer iſt. Ich rühme die Klugheit, welche das Erbe durch Handel zu mehren weiß.“

Odo verſetzte: „Rühmlicher wäre es, das Erbe durch Kaufmannſchaft zu mehren als durch raubgierigen Wolfsſprung auf der Haide, den die Leute dir zutrauen.“

Markwart hob zornig den Arm, doch als ſechs hochſtämmige Helden nahe um ſein Roß drängten, begnügte er ſich Feindſeliges zu murmeln und wandte ſich zur Seite. Die Brüder aber ritten zu den Tonnen und ſahen erſtaunt die Runenmarke, welche mit weißer Farbe den Stücken aufgemalt war. „Das iſt Immos Zeichen,“ riefen ſie wie aus einem Munde und Odo frug den Schiffer, welcher dabei ſtand: „Woher kommſt du und für wen bringſt du das?“

„Mein Waſſerroß trug es vom Norden, drei Wochen haben wir gegen den Strom gerungen und mancher treibende Ba[illegible]ſtamm ſtreifte an den Bord, bevor wir ausluden. Für einen Burgmann im Lande iſt es beſtimmt.“ Die Brüder beſtürmten ihn mit Fragen, aber von Immo wußte der Mann nichts zu berichten.

In der hölzernen Halle, welche unweit des Baches errichtet war und im Sommer allerlei Frachtgut bewahrte, ſaßen heut die Häupter der Landſchaft, Edle und Grafen, welche dem Feſte zugeritten waren. Markwart von Tonna war da mit ſeiner ganzen Sippe und ſeinen trotzigen Dienſtmannen, die Grafen aus dem Nordgau und Andere, neben den Thüringen auch Heſſen, unter dieſen Graf Gerhard aus den Buchen. Ihn hatte die Gnade des Königs wieder zu einem ſtattlichen Herrn gemacht, denn obgleich ihm die Waldwieſen und mancher andere ſchöne Acker abgenommen waren, galt er noch immer für reich an Erbe und Lehen, auch in Thüringen hatte er unweit der Horſila Hufen und hörige Leute. Heut begrüßte er die edlen

Thüringe zum erſtenmal ſeit ſeinem Unglück, er war leutſelig und mild gegen Jedermann, und wenn einer auf die letzte Gefahr anſpielte, ſo zuckte er nur wehmüthig mit den Achſeln. Aber die meiſten der Anweſenden vermieden davon zu ſprechen, denn ſie wußten wohl, daß ſie ſelbſt um ein Kleines in derſelben Noth geweſen wären. Der Raum war mit Tiſchen gefüllt, und der Schenkwirth, auch ein Knecht des heiligen Wigbert, lief mit den Kannen umher und drehte fleißig am Hahn ſeiner Fäſſer. Die Sonne ſank hinter die Berge und es dämmerte in dem fenſterloſen Raume, als die Söhne Irmfrieds eintraten. Odo grüßte, und von mehren Tiſchen klang der Gegengruß, aber Markwart und ſein Geſchlecht, welches mit dem Grafen Gerhard unweit des Einganges ſaß, ſperrte, ſich breit ſetzend, den Weg zu den Tiſchen. „Gib Raum, Markwart,“ ſagte Odo, „damit wir dir nicht die Knie ſcheuern.“ Aber der Held ſtreckte ſein Bein kräftig aus und verſetzte: „Mich wundert, daß die Söhne Irmfrieds begehren, ihren Sitz unter den Edlen des Landes zu nehmen, da ſie ſonſt häufiger die ſchwieligen Hände der Bauern drücken, als die unſern.“

„Harre, bis wir für ehrenvoll halten, deine Hand zu faſſen,“ entgegnete Odo, „unterdeß wundere dich nicht, daß ich deinen Stuhl ſchwenke, da du ſelbſt das nicht thun willſt.“ Mit einem kräftigen Ruck drückte er den beſchwerten Stuhl bei Seite. Markwart hielt ſich mit Mühe im Gleichgewicht; er fuhr auf und mit ihm ſein Geſchlecht, die Hände griffen an die Schwerter und das Eiſen klirrte in der Halle. Aber der Hauptmann des heiligen Wigbert rief mit lauter Stimme: „Gedenkt des Marktfriedens,“ und Gerhard ſprang begütigend dazwiſchen und rief: „Wer eine Hand zu viel hat, der greife an das Schwert, ihr andern aber hütet euch, denn jedes Thun hat ſeine Zeit und jetzt iſt die Zeit friedlich zu trinken.“ Dieſer Rede riefen viele Stimmen Beifall, der Lärm wurde geſtillt und der Wirth lief wieder mit den Kannen. Gerhard aber begann in der ſchweigenden Verſammlung verſöhnliches Geſpräch: „Obgleich an dieſer Stelle die Mönche Wigberts ihr Rauchfaß ſchwingen, ſo will ich doch über ſie die Wahrheit ſagen. Ich weiß Manchen, der größeres Vertrauen zu andern Fürbittern hat. Darum möchte ich dich, Held Odo, fragen, was dir von neuen Wundern des Glaubenshelden Meginhard bewußt iſt. Denn auch davon hören wir gern beim Trunke."

Bevor Odo die Antwort gab, rief der Mönch, welcher während des Sommers als Aufſeher im Dorfe wohnte: „Ungewaſchenes Zeug kommt aus eurem Munde, Gerhard, weil ihr unſerm Heiligen in ſeiner eigenen Halle die Ehre vermindern wollt. Achtet lieber auf Anderes, was draußen vorgeht. Denn wundervolle Kunde vernehmen wir, die Jedermann mit Staunen erfüllt. Ein fremder Spielmann ſagt ſie den Leuten, auch euch, ihr Herren, wird es freuen ſie zu hören. Dich aber, du Geſchlecht Irmfrieds, geht ſie noch mehr an als die Andern." Der Mönch ſteckte eine Fackel an, daß ihr rothes Licht die Halle erleuchtete, und in das Thor ſprang ein Spielmann, gefolgt von einem großen Haufen Neugieriger, er ſchwang ſich auf eine Bank, die einer ſeiner Genoſſen vor den Eingang ſtellte, und lud mit heftigen Armbewegungen alle edlen Helden und Jedermann ein, die unerhörte Neuigkeit zu vernehmen, welche aus dem Nordmeer gekommen war, vom Kampf der Sachſen gegen die Seeräuber. Bei hartem Winterfroſt hatten die Sachſen den Sieg gewonnen, indem ſie über das Strandeis zogen und die feſten Burgen der Räuber zerbrachen, und unter ihnen ſtritten die Helden der Thüringe, der edle Immo, Irmfrieds Sohn, und Brunico, ſein Genoſſe. Grimmig war die Noth der Helden im Streit gegen die Seegeſpenſter und gegen die Rieſen unter dem Räubervolk, die mit Eiſenſtangen auf ſie ſchlugen. Und er ſchrie: „Alles was je von Kämpfen geſungen wurde, iſt wenig gegen dieſen Kampf, und Alles, was je von einem Schatz geſchaut wurde, iſt ganz wenig gegen den unermeßlichen Goldſchatz, den die Helden aus den Burgen der Räuber gewannen. Von ihm will ich euch jetzt erzählen, ſo weit ich ihn ſelbſt mit meinen Augen erkannt habe, denn Alles vermöchte Einer nicht zu ſchauen. Zuvor aber ſpendet mir etwas, denn ſpäter, wenn ihr gehört habt, lauft ihr auseinander.“ Da lachten die Zuhörer und Viele griffen nach den Ledertaſchen, der Spielmann hob einen Beutel an einer langen Stange und fuhr damit durch die Verſammlung, er überging Keinen, und wenn Jemand mit dem Kopf ſchüttelte, ſo ſchnitt er ihm ein Geſicht, oder ſagte ihm etwas Boshaftes, wenn er das wagte, ſo daß die Herren lachten und williger gaben. Und als er eingeſammelt hatte, erhob er ſich wieder, beſchrieb die Herrlichkeit des Goldgeräthes und ſchätzte es nach hundert Pfunden recht genau, bis die Leute an der Thür vor Erſtaunen die Hände zuſammenſchlugen. Als er geendet hatte, ſchied er von ſeinen Zuhörern, indem er ſchrie: „Jetzt ziehet dahin, ihr edlen Herren und guten Leute, und verkündet es Jedermann im Lande, denn ſelig ſind die Eltern und ſelig iſt die ganze Verwandtſchaft der Helden, die mit ſo theurem Goldſchatz heimkehren.“

Die Zuhörer am Eingange liefen auseinander, in der Halle vernahm man durch das Geſumme halblauter Reden Rufe des Erſtaunens. Aller Augen hefteten ſich auf die Brüder und Mancher trat an ihren Tiſch und rief ihnen ſcherzend Heil zu: auch neidiſches Gemurr und mißgünſtige Blicke ſtachen gegen ſie. Odo aber ſprach verwundert: „Iſt auch der Fahrende ein verlogener Mann, vielleicht iſt doch Manches wahr. Haltet feſt an euren Sitzen und wehrt euch mit ſcharfer Zunge gegen jede Ungebühr, denn ich merke, nicht in Frieden reiten wir heut nach Hauſe.“

Graf Gerhard aber eilte aus der Halle, gefolgt von einem vertrauten Dienſtmann, denn es zog ihn mächtig zu den geheimnißvollen Ballen und Fäſſern, welche, wie er vernahm, dem glücklichen Immo gehörten. Er wandelte längs dem Bach, und ſein Mann wies auf den geſchichteten Haufen und die weißen Zeichen. „Alles riecht nach Faſtenſpeiſe, die von der

See kommt,“ begann der Graf und ſeine Naſenflügel zuckten. „Das iſt die Schlauheit. Sie haben den Schatz ganz unſcheinbar unter Eßbarem oder auch unter andern Waaren geborgen. Von je waren die Sachſen ein liſtiges Volk, obgleich ſie ſich ganz einfältig zu ſtellen wiſſen. Viel Wunderliches hörten wir längſt über den Goldſchatz der Seeräuber. Aus allen Meeren haben ihn die Wilden zuſammengeraubt, durch viele Geſchlechter haben ſie geſammelt, wie Könige ſaßen ſie in ihren Strandburgen, ſie tranken ihr Bier aus goldenen Schüſſeln, welche mit Edelſteinen beſetzt waren, und man ſagt, daß ſie die Hufe ihrer Roſſe nur mit Silber beſchlugen. Dies alles hat ihnen Herzog Bernhard und dazu Held Immo genommen, und was hier liegt, mag dieſen zum reichſten Manne im Lande machen, wenn er es auf ſeine Burg heimführt.“

Er blickte ſcharf um ſich, in der Nähe war Niemand zu erkennen, auf den Bergen flammten die Oſterfeuer, aus den Hütten klang Geſchrei und Jauchzen und weiter abwärts am Bache lautes Gezänk und der Ruf nach Waffen.

Die Wächter der Ladungen waren ſorglos zuſammengetreten und ſchauten nach der Stelle, wo wilde Worte und Schläge getauſcht wurden. Der Dienſtmann traf eine kleine Tonne, welche von den andern abgerollt war, mit einem Stoß, daß ſie zur Seite fuhr. „Gefällt's euch, Herr,“ ſagte er lüſtern, „ſo gebe ich der Runden noch einige Tritte, und ihr könnt in Ruhe prüfen, wie dieſer Schatz der Räuber ausſieht.“

Unwillig entgegnete der Graf: „Willſt du mich im Königsfrieden zum Diebe machen, du Wicht? Wie darf ein ehrlicher Mann fremdes Gut nehmen, wenn er es nicht durch Gewalt und Schwertſchlag gewinnt? Holla, Wächter! hütet euer Gut, die Fäſſer kollern.“

Ein Mann in langem Mantel, den Hut tief in das Geſicht gedrückt, ſprang herzu, hob das Faß an ſeine Stelle und brummte: „Hütet euch ſelbſt, daß ihr nicht auf den Boden kollert.“

„Enthalte dich der Grobheit, Freund,“ verſetzte der Graf ſanftmüthig, „denn ich meine es gut. Ich hoffe, Held Immo läßt ſeinen Goldſchatz nicht lange im Wind und Mondenſchein liegen.“

„Habt auch ihr gehört, daß der Held ſeinen Schatz in dieſen Tonnen bewahrt?“ frug der Mann. „Wir harren der Wagen: noch während dort die Feuer brennen, wird Alles hinter Thor und Riegel geborgen.“

„Ich lobe die Vorſicht,“ beſtätigte Gerhard. „Die Oſterfeuer werden heut Nacht den Weg zur Mühlburg erleuchten. Wer aber ſchreit dort und ſchlägt ſo wild?“ frug er einen der Wächter, welcher herantrat.

„Es ſind wieder die Knechte der Heiligen, welche einander bei den Haaren faſſen,“ antwortete dieſer lachend, „die Fuldaer ſind über das Waſſer gekommen, um die Dorfmädchen im Reigen zu ſchwingen, und die Knaben Wigberts wollen das nicht leiden.“

Der Graf ſchüttelte mißbilligend das Haupt. „Uns ſchelten die Mönche, wenn wir einmal das Schwert ziehen, aber Niemand von uns hegt einen ſolchen Grimm gegen ſeinen Feind, wie die Heiligen gegen einander. Wollen ſie ſelbſt nicht Frieden halten, ſo ſollen ſie ſich nicht wundern, wenn auch wir zuweilen einer dem andern den Weg verhauen.“ In ſchweren Gedanken ſchritt er der Halle zu, hinter ihm ballte Brunico, der Mann im Mantel, die Fauſt.

Auch auf dem umfriedeten Raum vor der Halle hatte der nächtliche Jubel begonnen. Ueberall loderten hohe Freudenfeuer, die Bänke, auf denen die Krämer gute Biſſen feil boten, waren umdrängt von Begehrlichen; was ſtolze Knaben gern ihren Mädchen ſchenken: bunte Bänder, Glasringe, Halsperlen und kleine Metallſpiegel, wurde eifrig gekauft, am dichteſten umlagert waren die Stellen, wo aus Fäſſern und großen Kannen Bier und Meth geſchenkt wurde; überall wo ein Spielmann geigte, ein Sänger ſang, ſammelten ſich die Zuhörer. Um die Feuer aber ſchwangen friſche Knaben die Mädchen im

Tanze, geſondert nach Gauen und Dörfern; zwar fehlten ihnen die Abzeichen aus Baumlaub und Blüthen, durch welche ſie ſich im Sommer unterſchieden, aber Viele trugen das rothe Kreuz Wigberts, andere das Rad, mit welchem Erzbiſchof Willigis ſeine Angehörigen bezeichnete, und die aus dem Neſſebruch führten ein Büſchel rother Wolle, mit grünem Band umbunden, ſtatt der Diſtel, welche ſie zu andrer Zeit auf ihren Mützen trugen. Viele tanzten in Eiſenhemd und Helmkappe, alle die klirrenden Schwerter an der Seite, zu ihren hohen Sprüngen ſchrien Pfeife und Fiedel in gellenden Tönen. Von allen Feuern erklangen Heilrufe und markdurchdringende Jauchzer, welche die Thüringe vom Walde gewaltiger auszuſtoßen wußten als andere Helden.

„Mich wundert, daß dieſe hier ſo ſanft ſind und ſich ganz ohne Meſſer ergötzen,“ bemerkte Gerhard im Durchſchreiten zu ſeinem Dienſtmann, „ſonſt waren ſie behender, das Eiſen von der Hüfte zu holen.“

„Die einander raufen wollen, ſpringen jetzt noch über den Zaun ins Freie,“ lachte der Dienſtmann, „weil ſie ſich ſcheuen, ihre Hand unter das Beil zu legen. Später reißen ſie wohl die Schranken nieder, dann klingen auch hier ſcharfe Weiſen.“

Am Thor der Halle ſtieß Gerhard auf den Mönch, welcher von zwei Dienern begleitet den großen Zinnbecher trug, in welchem St. Wigbert an dieſem Feſte anſehnlichen Gäſten den Ehrentrunk bot. Dieſe Spende war den Herren der Halle die wichtigſte Handlung des Abends, denn ſtets empfing der zuerſt den Becher, welcher ſeinem Geſchlecht nach der Edelſte war. Viele der ſtolzen Herren erhoben den Anſpruch und fühlten Eiferſucht gegen Andere, darum ſchuf der Becher jedes Jahr, wenn nicht zufällig einer von den höchſten Herren des Reiches anweſend war, dem bevorzugten Geſchlechte Händel und Feindſchaft. Gerade deshalb war der Vortrunk um ſo ehrenvoller. Der Mönch ſtand mit dem Becher in der Mitte der Halle, ſegnete den Wein und begann: „Da unter den edlen Herren, welche St. Wigbert begrüßt, Niemand dem Königsgeſchlecht der Sachſen angehört, ſo reiche ich den Becher heut dem Helden aus dem älteſten Geſchlecht der Thüringe.“ Und er trug den Becher zu Odo. Einzelne Stimmen riefen Beifall, doch lauter war das mißfällige Gemurr und Geſchrei. Die Gegner ſteckten die Köpfe zuſammen und fuhren von ihren Sitzen, Odo aber erhob ſich, trank der Verſammlung Heil und reichte den Becher ſeinem Bruder Ortwin. Da rief Graf Gerhard, den die Andern zu ihrem Wortkämpfer gewählt hatten: „Sehr ungeſchickt iſt die Wahl des Mönches und eine Kränkung für uns alle. Einen Jüngling hat er zum Vortrunk gerufen, während hier nicht Wenige ſitzen, deren Haar im Rath und Kampfe ergraut iſt.“

„Eure Klage nenne ich ungerecht,“ rief Odo zurück, „denn nicht den jungen Krieger ſoll der Trunk ehren, ſondern das Geſchlecht, für welches ich hier als älteſter ſtehe.“

„Wir aber vermögen nicht die Ehren deines Geſchlechtes zu rühmen,“ entgegnete Gerhard. „Haben deine Ahnen auch hier und da das Schwert mannhaft geſchwungen, was Keiner von uns ableugnet, ſo führt ihr doch kein Banner, welches der König euch in die Hand gelegt hat, wie wir andern, die wir als Herren das Schildamt üben. Und wenn ihr auf eure edle Herkunft pocht, ſo wiſſet, daß man hier und anderswo euren Bauernadel belacht.“

Die jüngern Brüder ſprangen von ihren Sitzen und Odo rief: „Wenn der König unſere entlaufenen Knechte mit Lehen und mit einem Banner begabt, ſo rühmen ſich die Knechte große Herren zu ſein. Wir Bauern aber meinen, der König kann zum Grafen und Markgrafen ernennen, wen er will, aber Niemanden zu einem Edlen.“

„Euch aber,“ rief Graf Gerhard wieder, „haben die Mönche zu Edlen gemacht, ja man ſagt auch, daß ſie euch in der Stille zu kleinen Königen gekürt haben, nur daß man nicht laut davon reden darf.“

Odo ſchlug an ſein Schwert. „Ich erkenne, daß ihr ſelbſt Luſt habt, von dem Königsſtabe, den wir in der Hand führen, die Belehnung zu erhalten.“

Da erhob ſich wieder der Hauptmann von St. Wigbert und rief mit mächtiger Stimme durch die Halle: „Uebel fügen ſich heiße Worte zu ſtarkem Trunk, ich rathe, daß ihr beide in dieſer Nacht euren Wortkampf ſtillt, und morgen, wie euch Herren gebührt, an Verſöhnung denkt oder an Schwertſchlag.“

Aber Gerhard fuhr eifrig fort: „Nicht wir andern haben den Unfrieden begonnen, ſondern dieſe, vorhin, als ſie hier eintraten. Und es iſt wohlbekannt im Lande, daß ihr ſogar untereinander nicht Frieden halten könnt. Schon zur Zeit eurer Väter raunte man im Volke mancherlei von der Brudertreue, welche die Männer eures Geſchlechts einander beweiſen, und jetzt hören wir wieder, daß ihr eurem älteſten Bruder Unheil geſonnen habt, ſo daß dieſer als ein fahrender Recke in der Welt umherſchweift.“

Da winkte Odo finſter dem jungen Gottfried, daß dieſer vor den verſammelten Edlen ſeine erſte Kampfprobe ablege, denn er war ſchneller Worte mächtig. Und in der Stille, welche dem kränkenden Vorwurf des Grafen folgte, ſprang Gottfried vor und rief laut: „Eure Rede iſt unwahr, Graf Gerhard, nie haben wir gegen unſern Bruder Immo Untreue erwieſen, und jetzt leben wir in großer Sorge um den Abweſenden. Deshalb erſuche ich euch, daß ihr die Kränkung zur Stelle widerruft.“

„Ein Hähnchen höre ich krähen,“ verſetzte der Graf lachend.

„So vernehmt, ihr edlen Herren,“ fuhr Gottfried fort, „daß ich vor euch allen den Grafen Gerhard einen Verleumder nenne, und überall außerhalb des Marktfriedens will ich mit meinen Brüdern das an ſeinem Leib und Leben erweiſen, wo ich ihn treffe.“ Er löſte ſeinen Handſchuh und warf ihn vor den Grafen, dieſer aber ſtieß verächtlich mit dem Fuß daran.

Da flog ein anderer Eiſenhandſchuh zu dem kleinen des

Jünglings Gottfried; und von dem Eingang her rief eine tiefe Stimme: „Nehmt auch den meinen.“ Ein hoher Krieger ſchritt auf den Grafen zu, dieſer fuhr zurück wie vor einem Geiſte, als er die zornige Entſchloſſenheit in einem wohlbekannten Antlitz ſah, und vermochte nur zu antworten: „Dich habe ich hier nicht erwartet, und dich habe ich nicht gemeint, Held Immo.“

Als er den Namen nannte, der heut in Aller Munde war, regten ſich die Anweſenden, viele ſprangen auf und drängten heran, um den Helden zu ſehen. Immo aber wies auf die Fehdezeichen: „Widerruft die Kränkung und gebt vor allen Edlen meinen Brüdern ihre Ehre, oder nehmt den Streit auf auch mit mir.“

Gerhard blickte ſcheu auf den neuen Gegner: „Du ſelbſt magſt wiſſen, Immo, daß ich ungern gegen dich kämpfe, wenn ich an Vergangenes denke; und du weißt auch, daß meine Ehre mir nicht geſtattet, Kampfesworte, die vor den Edlen geſprochen ſind, zu widerrufen.“

„Ob wir Gutes oder Arges in vergangener Zeit miteinander gehandelt haben,“ verſetzte Immo, „das alles ſei vergeſſen in dieſer Stunde. Als Sohn meines Geſchlechtes ſtehe ich dir gegenüber und Abbitte fordere ich von dir, oder ich ſuche an deinem Leben die Rache.“

Da rief Gerhard mit querem Blick: „Meine nicht, mir durch dein ſtolzes Drohen den Willen zu beugen, ich widerſtehe dir, wenn du auch jetzt auf deinen Goldſchatz vertrauſt;“ und die Handſchuhe vom Boden hebend und auf den Tiſch werfend, rief er: „Du denke daran, wenn du den Schaden trägſt, daß nicht ich die Fehde gefordert habe, ſondern du. Und darum ſei Unfriede zwiſchen uns ſtatt Friede, ſobald wir den Schranken den Rücken kehren, und Kampf ſei um Leib und Leben, Gut und Habe zwiſchen mir mit meinen Helfern und dir mit deinen Helfern.“ Er wandte ſich trotzig ab, ſetzte ſich zu ſeinem Genoſſen Markwart und verhandelte leiſe mit dieſem

Immo trat zu dem Tiſch der Brüder und den Jüngling Gottfried küſſend, ſprach er: „Ich grüße euch, meine Brüder. Gewährt mir einen Sitz in eurer Mitte und einen Trunk aus eurem Becher, damit die Fremden erkennen, daß ſich die Söhne Irmfrieds in der Noth nicht von einander ſcheiden.“

Die Brüder rückten zuſammen, Ortwin trug ihm den Stuhl und Odo goß ihm den Trank ein, der Stolz wehrte ihnen zu reden, und ſie ſaßen ſchweigend bei einander. Doch von den andern Tiſchen eilten Bekannte des Geſchlechts mit den Trinkkannen heran, den Helden zu begrüßen, und er ſtand von Vielen umgeben und antwortete auf die neugierigen Fragen. Aber ſein Blick flog prüfend durch den Raum und nach dem Tiſche des Grafen Gerhard, bis er an der Thür ſeinen Vertrauten Brunico erkannte, da winkte er dieſem und trat mit ihm zur Seite in heimlichem Geſpräch.

Brunico drängte ſich hinaus ins Freie; nicht lange, ſo klang in dem Gewirr von vielerlei Tönen ein neuer Geſang, ähnlich dem Quarren eines Froſches; bald hier bald dort ſchrie einer aus dem Volk der Langſchenkel, ſo daß die Leute einander lachend frugen: „Iſt auch der brüllende Held Reginheri in ſeinem Sumpf erwacht?“ Doch als ſich der Froſchgeſang auf einer Stelle außerhalb der Schranken vereinte und mit einem lauten Heilruf endete, da dachten die Andern, daß dies ein Zeichen übermüthiger Genoſſen war, welche mit einander zu den Bergfeuern ausſchwärmten.

Die Helden in der Halle, welche nicht ſelbſt der Fehde theilhaftig waren, freuten ſich, daß der Feſtabend ſo rühmlich verlief und daß man davon im Lande ſingen und ſagen würde. Sie ſaßen jetzt friedlich bei ihren Kannen, denn ihr Gemüth war erfriſcht, wie die Flur nach einem Gewitter.

Plötzlich klang in das wilde Geſchwirr des Marktes ein Klageſchrei und der Ruf nach Rache. Der Geſang verſtummte, die Pfeifer und Fiedler ſetzten ab, die Krämer liefen zur Abwehr vor ihre Bänke und warfen mit ihren Knechten die

Waaren ſchnell in die geöffneten Kaſten. In die Halle ſprang ein verſtörter und blutender Mann und ſchrie: „Die Hunde des Bonifacius ſind über das Waſſer gedrungen, einer von uns liegt erſchlagen, rächet den Schaden, ihr Wigbertmannen.“ Und unter die verſtörten Haufen eilend, rief der Mann dieſelbe Klage. Da ſchwand die Freude in wildem Zorn, die Frauen wichen in das Dunkel zurück, die Männer fuhren zuſammen, riſſen flammende Brände aus den Feuern und ſtürmten dem Fluſſe zu. Vergebens ſprengte der Vogt mit ſeinen Mannen dazwiſchen und ſchrie den Frieden aus, die Wüthenden löſten die Haltſeile der leeren Kähne und drängten ſich hinein, mancher Wilde ſprang ins Waſſer und rang ſich hinüber auf die Seite der Fuldaer. Dort ſtürmten Bewaffnete entgegen, um die Einbrecher in die Fluth zu werfen, und dicht am Ufer entbrannte der Kampf. Aber neue Haufen folgten über den Fluß, auf Tonnen und Bänken ſuchten ſie durch das Waſſer zu ſchwimmen; die Fuldaiſchen wurden rückwärts gedrängt, die rothe Lohe flammte an dem Holzhaus, über welchem das Banner des heiligen Bonifacius wehte, und das Banner ſelbſt verſchwand in den aufſteigenden Flammen.

Auch die Herren in der Halle waren an das Ufer geeilt, die einen in bitterer Sorge, die andern ſchadenfroh. Da ſprach Immo zu ſeinen Brüdern, und es waren die erſten Worte, die er ſeit dem Eintritt mit ihnen wechſelte. „Gefällt es euch, Söhne meines Vaters, ſo reiten wir. Laßt euch nicht beſchweren, wenn ich euch begleite; denn ich merke, Andere ſinnen darauf, uns außerhalb des Friedens zu treffen.“

Und Odo antwortete mit derſelben Zurückhaltung: „Da der Unfriede uns alle angeht, ſo ſei auch die Abwehr und der Angriff gemeinſam.“ Sie verließen zuſammen die Halle und eilten zu ihren Roſſen. Erſtaunt fanden die Brüder Immos, daß bei ihren Knechten und Roſſen eine reiſige Schaar von Landleuten aus den freien Dörfern hielt.

Nicht lange nachher knarrten die Räder beladener Wagen auf dem Wege, welcher zwiſchen dem Leinbach und einem Waldhügel nach der Mühlburg führte. Nur zwei Reiter bildeten die Bedeckung, die Knechte hatten Mühe, die Pferde in dem aufgeweichten Wege bergan zu treiben, ſie ſchrien laut und knallten mit den Peitſchen. Endlich kam an einer kleinen Steile der Zug ganz ins Stocken. Da raſſelte und klang es im Holz, eine Anzahl Reiter ſperrte die Straße und warf ſich gegen die Wagen. Die berittenen Wächter flohen ohne Kampf thalab, auch die Knechte ſprangen flüchtig dem Bach zu. Als Graf Gerhard heranſprengte, war das Werk gethan, die Wagen in Beſitz ſeiner Reiſigen. Er lachte und rief: „Leichten Kaufes wurde großes Gut in ehrlicher Fehde gewonnen. Lenkt die Wagen ſeitwärts in das Holz; treibt, meine Mannen, in einer Stunde haben wir es hinter Waſſer und Mauer geborgen.“ Die Pferde wurden einen Waldweg bergan geführt, ſie ſchritten jetzt rüſtiger als vorher und der Graf brummte vergnügt vor ſich hin. „Ich hörte zuweilen rühmen, junger Immo, daß dein Schwert gut ſchneidet, aber in Liſten biſt du ſchwach und der Alte hat dir behende abgeführt, worauf du mit trotzigem Muthe vertrauteſt.“ Der Zug betrat eine kleine Lichtung des Waldes, welche in hellem Mondſchein lag, umgeben von dichtem Niederholz, deſſen laubloſe Aeſte die lichte Stelle mit dunklem Grau einfaßten. Da flimmerte es in dem Holze hier und da wie von blankem Eiſen, die Reiter, welche die Vorhut bildeten, jagten zurück und meldeten athemlos, daß der Weg durch Gewappnete verſperrt ſei; auch hinter der kleinen Schaar des Grafen klang ein Kriegsruf, Hörner und laute Stimmen antworteten, und mit Erſtaunen ſah der Graf ſich rings eingehegt durch Fußvolk und Reiter. Er riß die Pferde des vorderſten Wagens herum auf die Mitte der Waldwieſe und gebot den Reiſigen einen Ring um die Wagen zu ziehen. Er umritt ſeinen Haufen, hob den Speer und erwartete muthig den Anlauf.

Aber der Angriff erfolgte nicht. Den ganzen Rand der

Lichtung hielten ſchnellfüßige Knaben umſtellt, auf dem Wege ſtampften die Roſſe der Gegner, und man vernahm ein Rollen und Dröhnen als ob Baumſtämme gewälzt würden. Jenſeit des Weges zog ſich ein offener Wieſengrund dem Gebirge zu, dort hatten die Dorfleute der Umgegend einen mächtigen Holzſtoß gethürmt, welcher in dieſer Nacht als Freudenfeuer aufflammen ſollte. Um den Stoß ſchwebten die Schatten, er wurde zuſehends kleiner. „Herr," warnte den Grafen ſein vertrauter Dienſtmann, „ſie ſperren die Wege, denn durch das Niederholz vermögen unſere Roſſe ſchwerlich zu dringen. Brecht aus, bevor ſie uns einhegen."

„Soll ich den Schatz im Stich laſſen?" frug der Graf unwillig, „was in den Wagen liegt, gibt Gold und Ehre für euch alle," und er ſchrie hinüber zu den feindlichen Reitern: „Was ſäumen die Helden heranzuſprengen, offen iſt das Kampffeld. Trotzige Worte hörten wir in der Halle, hier aber, merke ich, ſchlottern euch die Beine im Bügel."

Da rief Brunico zurück: „Schlecht kämpft ſich's im Waldesdunkel, harret noch ein wenig, bis wir euch die Oſterfeuer anzünden."

„Brecht durch, Herr," rieth der Vertraute auf's Neue, „denn ſie ſchichten das Holz auf der Wegſeite zu einem Walle."

„Pfui über dich, Immo," ſchalt der Graf, in dem jetzt die Sorge mächtig wurde, „unritterlichen Brauch übſt du, ich harre deiner, komm heran und ſchlage dich um den Schatz."

Immo rief zurück: „Auch euch war der Pfad zum Kampfe geöffnet, allzu lange habt ihr euch um die Tonnen gedrängt, jetzt rathe ich, mit uns in Bauernweiſe den Feſtbrauch zu üben. Die Flammen lodern, ſchwingt euch zum Tanze über die Scheite." Eine kleine Flamme leckte auf, die zweite, die dritte, bald ſperrte das Feuer wie ein Wall die Belagerten von dem Wege ab. Aber auch längs dem ganzen Rande des Niederholzes leuchteten die Funken, jeder der Knaben, welche dort die Wache hielten, ſchwenkte Kienfackeln, denen gleich, womit ſich die Dorftänzer auf den Bergen um die Flammen drehten; und jeder ſchleuderte mit wildem Geſchrei und Jauchzen die lodernden Brände gegen die Roſſe der Belagerten. Die Roſſe ſcheuten und ſtiegen, die Reiter ſelbſt, entſetzt über das feurige Gefängniß, vermochten der wüthenden Thiere nicht Herr zu werden, mehr als einer wurde abgeworfen und lag ächzend am Boden. In dieſem Augenblicke brachen die Söhne Irmfrieds mit ihrer Schaar wie ein Wetterſturm durch die Flammen, im Nu waren die Helfer des Grafen überrannt, gefangen und gebunden. Der Graf ſelbſt ſchlug tapfer mit dem Schwert um ſich, aber durch eine mächtige Fauſt wurde er am Nacken gepackt und von ſeinem Roſſe geſchwenkt, daß er ſchwertlos auf den Boden fiel. „Ergebt euch, Gerhard,“ rief Immo, „gelobt als mein Gefangener zu folgen, damit ich euch die Schmach der Weiden erſpare.“ Betäubt gelobte der Graf.

In wenig Augenblicken war das Werk gethan, behend rannten die Thüringe, die flüchtigen Roſſe der Gebundenen einzufangen. Sie bändigten die Pferde an den Laſtwagen und zerwarfen das Holz des brennenden Walles, und nachdem ſie ſich auf ein Zeichen Brunicos mit hellem Jubelruf um die Brüder geſammelt hatten, brach der ganze Zug mit den Wagen und den Gefangenen nach der Mühlburg auf.

Längs der Freudenfeuer, welche überall auf den Hügeln und um die Dörfer flammten, zogen die Sieger jauchzend und ſingend dahin. Es war tief in der Nacht, als ſie in die Burg kamen. Immo, der während der Fahrt ſich von den Brüdern fern gehalten hatte, ritt jetzt zu ihnen, als ſie im Hofe auf den Roſſen hielten, und ſprach grüßend: „Seid willkommen im Hauſe unſerer Väter, nehmt vorlieb mit karger Bewirthung, denn erſt beim Licht der letzten Sonne iſt der Wirth aus der Fremde heimgekehrt. Gefällt es euch, ſo enden wir unſern Handel mit den Gefangenen noch während der luſtigen Nacht, wie er begonnen wurde.“

„Du warſt beim Sprung um die Scheite der Vortänzer,“

ſagte Odo lächelnd, „wir vertrauen, daß du auch gegen die Gefangenen unſer Recht wahren wirſt.“

Im Hofe der Mühlburg wurde ein großes Feuer entzündet, und herbeigeholt was der Vogt aus dem Keller zu liefern vermochte. Kräftig tranken die Thüringe, und auch den Gefangenen, welche kummervoll auf den Stufen der Halle kauerten, wurden die Kannen geſchwenkt. In der Halle aber ſaßen die Söhne Irmfrieds mit ihren Dienſtmannen und die Landleute von der Neſſe, unter ihnen mit gebeugtem Haupt der waffenloſe Graf. Da rief Immo ihm zu: „Hebt den Becher, Graf Gerhard, und trinkt trotz eurer Noth. Einſt lag ich als Gefangener in eurem Thurm, da ludet ihr mich in eure Halle und botet mir den Trunk an eurem Tiſch. Heut thue ich euch mit Freuden daſſelbe zur Vergeltung.“

„Ich lobe dich, Immo,“ antwortete der Graf trübe, „daß du in dieſer Stunde an den Wechſel des Glückes denkſt, Beide haben wir ihn ſeit jenem Abend in der Halle erfahren. Vergiß auch nicht, daß dem Sieger eine Ehre iſt, Maß zu halten in Allem, was er dem Gefangenen auflegt. Behandelt mich mit Billigkeit, ihr edlen Herren, denn glaubt meiner Erfahrung, die ich mir zu meinem großen Kummer erworben, wer allzuviel für ſich begehrt, fühlt zuletzt ſelbſt den Schaden.“

Immo verſetzte ernſthaft: „Meine Brüder und ich, wir ſind Herren geworden über euren Leib und euer Leben und wir vermögen euch jetzt zu zwingen durch Haft und Bande und zu ſchatzen an Habe und Gut, weil ihr wider die Wahrheit und wider eigenes Wiſſen das Anſehn und die Ehre unſeres Geſchlechtes mit gehäſſigen Worten angefeindet habt. Dennoch ſollt ihr erkennen, daß die Söhne Irmfrieds gegen einen bezwungenen Feind Billigkeit üben. Eure Zunge hat euch in Unfrieden gebracht, eure Zunge ſoll euch auch den Frieden wieder gewinnen, wenn ihr ſie weiſe gebraucht, ſolange die Thüringe ſich in dieſer Nacht um die Feſtfeuer ſchwingen.“

In dem Grafen erwachte eine frohe Hoffnung und er rief:

„Sage mir, was ich reden ſoll, damit ich mich aus der Noth löſe.“

Und Immo fuhr fort: „Wollt ihr Abbitte thun wegen aller kränkenden Worte und wollt ihr mit allen euren Helfern ſchwören, nichts von dem, was in dieſer Nacht gegen euch geſagt und gethan worden iſt, an uns oder an einem unſerer Helfer zu rächen, ſondern in Zukunft Frieden und guten Verkehr zu bewahren, ſo mögt ihr mit unſern Gefangenen, mit Waffen und Roſſen, frei und ledig von hinnen reiten, ſobald der erſte Sonnenſtrahl unſere Dächer beſcheint.“

Graf Gerhard ſprang erfreut in die Höhe und rief: „Wahrlich, Immo, manchen Beweis deines guten Verſtandes habe ich erhalten, aber dieſen will ich dir niemals vergeſſen. Ich bin bereit zu Allem, was du von mir verlangſt, zu Abbitte und Gelöbniß.“

„Wohlan,“ gebot Immo, „ladet Jeden in die Halle, der jetzt im Hofe weilt, zuletzt die Gefangenen. Und mit dieſen werdet ihr euch barhaupt und ſtehend demüthigen.“

Ein Hornzeichen rief die Gäſte und das ganze Geſinde zuſammen und als Alle verſammelt waren, führte Immo den jungen Gottfried auf den Ehrenſitz und zu dieſem ſprach der Graf barhaupt die Abbitte: „Alles, was ich gegen Ehre und Anſehen deines Geſchlechtes jemals geſagt und gethan habe, das ſei ungeſagt und ungethan, alle edlen Rechte erkenne ich ihm zu und auch den Vorſitz und Vortrunk. Denn wiſſet, ihr Herren, wenn ich auch manchmal im Aerger anders ſprach, immer habe ich das Geſchlecht Irmfrieds vor andern hochgeſchätzt. Und ich bin bereit, nachdem ich Vergangenes abgebeten habe, alles Gute für die Zukunft zu geloben, nicht nur weil ich in Noth bin, ſondern auch weil ich merke, daß dies in Wahrheit meines Herzens Wunſch iſt.“

Als der Graf dies nach Gebühr vollendet hatte und ſeine Worte durch die andern Gefangenen beſtätigt waren, wurde er mit ihnen in die kleine Kapelle vor den Altar geführt, dort gelobten die Helden für alle Zukunft jedem Rachegedanken zu entſagen. Darauf ward der Graf auf den Ehrenſitz in der Halle geleitet, und jetzt trat Gottfried vor und bot ihm den Friedensbecher. Gerhard that einen tiefen Trunk und ſeufzte, aber er wurde mild und froh, ja er lachte ein wenig über ſein Unglück und ſprach allerlei Vertrauliches zu Immo.

Beim Aufgang der Sonne wurden die Roſſe der Gäſte vorgeführt und Immo geleitete den Grafen ſelbſt in den Hof. Als dieſer aufſteigen wollte, ſah er die beladenen Wagen und mit einem ſehnſüchtigen Blick ſprach er zu Immo: „Hätte ich dieſe in ehrlicher Fehde gewonnen, ſo würde ich fortan meinen Meth aus goldenem Becher trinken.“

Da antwortete Immo: „Eifrig habt ihr darum geworben und als ein Held euer Leben dafür gewagt. Wiſſet, ihr habt gefochten wie der alte Hildebrand, um wollene Decken, welche die Sachſen mit guter Kunſt verfertigen, und zumeiſt um den geſalzenen Seefiſch, welchen die Leute den Hering nennen.“

Als die Entledigten abgezogen waren, dankte Immo mit freundlichen Worten die Landleute ab, welche als freiwillige Helfer herangeritten waren. „Da die Gefangenen gegen den Gebrauch kein Löſegeld gezahlt haben und auf ihren Roſſen davon reiten, ſo nehmt dafür mit meinem Dank einen Theil der Waaren aus dem Sachſenland, welche ihr wieder gewonnen habt; nicht als Entgelt, ſondern zur Verehrung.“ Das waren die Nachbarn wohl zufrieden und Immo gebot dem Brunico, einen billigen Antheil auszuſcheiden. Dieſen luden ſie vergnügt auf einen Karren und ſchieden mit Heilruf zu ihren Dörfern.

10.

Die Entführung.

In der Halle ſtanden die Brüder zum Aufbruch gerüſtet, als Immo ihnen entgegen trat. „Den großen Goldſchatz der Räuber hat der fahrende Mann mir angelogen, doch brachte ich reiche Beute und die Gaſtgeſchenke der Sachſen heim; nicht die Waſſerroſſe führten meinen Kampfgewinn der Mühlburg zu, ſondern die Packpferde, welche Brunico leitete. Für euch, Söhne Irmfrieds, ſind die Ballen geöffnet, damit ihr daraus wählet, was jedem von euch gefällt, und ich bitte euch, dieſe Gabe anzunehmen anſtatt der Schatzung, die ich den Gefangenen erließ, ohne euch zu fragen.“

„Solches Angebot iſt gebührlich gegen Fremde, nicht gegen die Genoſſen des eigenen Geſchlechts,“ antwortete Odo finſter, und Ortwin rief: „Du thuſt uns weh, wenn du uns Gold bieteſt, wo wir brüderlichen Gruß erwarten.“

Da flog helle Freude über Immos gramvolles Angeſicht. „Wollt ihr freundlich zu mir reden und brüderlich gegen mich handeln, ſo wißt, meine Brüder, daß mein Herz ſich viele Jahre nach eurer Liebe geſehnt hat. Schon im Kloſter fühlte ich traurig unter Fremden die Einſamkeit und gedachte mich täglich heim in eure Mitte, und auch jetzt unter den Gaſtfreunden vermochte ich nicht die frohen Spiele ihrer Knaben zu ſehen, ohne daß ſich mir das Herz in Gram zuſammenzog. Denn wie ein Ausgeſtoßener lebte ich, weil mir eure Freundſchaft fehlte. Begehrt ihr, liebe Knaben, daß ich euch brüderlich begrüße, ſo ſpringt heran wie einſt, denn die Arme des Bruders ſind geöffnet, euch zu empfangen."

Ortwin warf ſich um ſeinen Hals und küßte ihn und wie er thaten die Jüngeren, nur Odo ſtand zur Seite. Gottfried aber ergriff Immos Hand und legte ſie in die Hand des Andern. Odo drückte ſie und begann: „Der Zorn iſt geſchwunden mit dem grünen Laub dieſes Sommers, beide wollen wir vertrauen, daß in dem neuen Lenz unter uns ſieben ſich die Treue bewähre." Und auf Gottfried weiſend fuhr er fort: „Du ſiehſt, wir haben ihn gewappnet und da du zu uns zurückgekehrt biſt, vermögen wir jetzt in Frieden das Erbe zu theilen. Vor einem Jahre widerſtand ich dir, als du das Recht des Aelteſten forderteſt, fortan bin ich gleich meinen Brüdern bereit, dir zu folgen, wenn du uns führſt."

Aber Immo rief mit ausbrechender Leidenſchaft: „Leite du die Brüder und bewahre du die Ehre des Geſchlechtes, denn ich kehre nicht zurück, um in Frieden unter euch zu leben. Ein großes Leid berge ich in meinem Herzen und mein Leben muß ich wagen in wilder That, noch bevor die nächſte Sonne aufgeht. Wiſſet, der Tochter des feindlichen Mannes, den wir heute demüthigten, habe ich heimlich mein Leben gelobt, der König aber will ſie ſchleiern, ob es ihr und dem Vater lieb oder leid ſei. Bevor ſie morgen früh zu Erfurt die Kloſterſchwelle betritt, hole ich ſie auf die Mühlburg, was mir auch darum geſchehe. Dem Zorn des Königs trotze ich und dem Rechte des Landes widerſtehe ich, um ſie zu erwerben, denn ohne ſie iſt mir mein Leben verhaßt."

Die Brüder ſahen betroffen einander an. „Zu früh habt ihr mich brüderlich begrüßt, ihr Söhne Irmfrieds," fuhr Immo heftig fort, „mich wundert nicht, wenn ihr euch von mir abwendet, wie von einem Kranken, deſſen Berührung Unheil bringt. Meint auch nicht, daß ich euch mahnen will an die Hand, die ihr mir jetzt gereicht habt, und an den brüderlichen Kuß. Denn eure Hilfe bei der That fordere ich nicht, den

Raub wage ich wohl allein mit denen, die ſich mir gelobt haben. Euch aber ſage ich vorher, was ich thun werde, damit ihr mir tröſtlich ſeid, ſoweit ihr es vermögt, ohne euch zu verderben. Doch nein, liebe Brüder," unterbrach er ſich ſelbſt, „aus Klugheit und Vorſicht hätte ich's euch nimmer bekannt, aber eure Freundlichkeit hat mir die Seele weich gemacht. Denn Sommer und Winter habe ich die Laſt allein getragen. Selig macht der Gedanke an das geliebte Weib, aber furchtbar quält die Angſt ſie zu verlieren, und manche Nacht habe ich in der Fremde auf meinem Lager die Fauſt geballt, oder kindiſch geweint, wie mir jetzt geſchieht." Er wandte ſich ab, hielt die Hände vor das Angeſicht und ſein ſtarker Leib bebte im Krampf.

Es war totenſtill in der Halle. Endlich ſagte Odo: „Wenn unſere Eltern einen Rath hielten, der ihr Wohl und Wehe anging, ſo ſaßen ſie vertraulich neben einander am Herdfeuer nieder. Führe auch du uns zum Herde der Burg, an dem unſere Vorfahren berathen haben, damit wir die Flamme aufzünden. Dort erzähle du uns von dem Weibe, welches dir lieb wurde, und wie Alles gekommen iſt bis heut, damit wir es wiſſen, denn auch das iſt ein Recht der Deinen."

Da führte Immo die Brüder über den Hof zu dem Flur des Saales, worin der Herd ſtand, er entzündete das Feuer und ſchloß die Thür. Die ſieben Brüder lagerten am Herde und Immo begann leiſe ſeinen Bericht, zuerſt, wie Hildegard unter den Buchen ſein Geſelle wurde, und wie er ganz plötzlich ſich glückſelig fühlte, und darnach alles Andere. Und er zeigte ihnen auch das Pergament mit den Goldfäden, welches Alle betrachteten, während er es in ſeiner Hand hielt, bis er es wieder im Gewande barg. Die ſtolzen Knaben Irmfrieds vernahmen vorgebeugt mit leuchtenden Augen die Kunde, welche auch ihr Leben nahe anging, und Gottfried ſaß zu den Füßen des Bruders, hielt die Hände über dem Knie deſſelben gefaltet und blickte ihm unverwandt in das bewegte Antlitz, während

Odo zuweilen einen neuen Span in das Feuer legte. Immo aber wurde froh, daß er von Hildegard erzählen durfte, und lachte dabei treuherzig wie ein Kind, er ſchilderte ihr Ausſehen und ihre Art, ſo daß ſie auch ſeinen Brüdern gefiel, obwohl ſie die Tochter eines wunderlichen Mannes war.

Als Immo geendet hatte und Alle in warmer Theilnahme ſchwiegen, hub Odo nachdenkend an: „Sage uns, welche Meinung hat Graf Gerhard zu dir?“

„Du kennſt ihn ja auch,“ erwiederte Immo, „daß er haſtig nach jedem Vortheil züngelt und ſchmeichelnde Worte nicht ſpart; aber ich fürchte, im Grund ſeines Herzens iſt er mir abgeneigt, da er ſchon mit unſerm Vater in Unfrieden lebte.“

Odo nickte. „Klein iſt der Funke, welcher ein großes Feuer entzündet, auch uns bedroht die Flamme. Gegen dich ſtehen der König und der Erzbiſchof, das Recht des Vaters und der Friede der Stadt, und es wird ein Kampf gegen große Uebermacht um Gut und Leben, für dich und deine Helfer. Aber der König iſt, wie wir hören, auf dem Wege nach Italien, das Recht des Erzbiſchofs beginnt erſt mit dem nächſten Morgen, das Recht des Vaters werden wir alle ungern ehren, und wegen des gebrochenen Stadtfriedens werden die Erfurter vielleicht mit ſich handeln laſſen, zumal wir ſelbſt einen Hof in ihren Mauern haben. Doch, wenn auch all dieſe Hoffnung trügt, hartnäckiger Wille eines Mannes vermag viel. Und zuletzt haſt du noch deine Brüder. Denn ich denke nicht, daß dieſe hier den Bruder in der Noth verlaſſen werden.“

Da ſprangen die Jüngeren alle in die Höhe, zuckten an den Schwertern und riefen: „Nimm den Schwur.“ Und Odo fuhr fort: „Lüfte dein Schwert, mein Bruder, damit wir Alle unſere Hände zugleich darum werfen. Während das Herdfeuer lodert und das Dach unſeres Hauſes uns bedeckt, geloben wir, dir mit Leib und Leben, Gut und Ehre zu helfen, damit du die Braut heimführſt. Denn wir alle wiſſen, daß wir im Tode zu dir gehören, wie du zu uns.“

So ſchworen die Sieben ſich zuſammen und küßten einander am Herdfeuer. Darnach ſetzten ſie ſich wieder zu geheimer Berathung.

Eine Stunde darauf ritten die Brüder den Mühlberg hinab, Immo mit Gottfried nach der Stadt Erfurt, die andern nach dem Herrenhofe. Immos Seele hob ſich in neuer Hoffnung, als der warme Frühlingswind um ſeine Wangen wehte, und als der Bruder, welcher ihm am vertrauteſten war, ihn immer wieder an der Hand faßte und durch ſeine herzlichen Fragen lockte, von Hildegard zu reden. Sie ritten durch das offene Thor in die große Marktſtadt, die der ganzen Landſchaft für ein Wunder galt, obgleich ſie in Vielem einem ungeheuren Dorfe ähnlich war. Denn hölzern waren die Häuſer, neben den meiſten öffnete ſich ein Hofthor, durch welches man auf die Dungſtätte und die Ställe ſah, die Gänſe wateten durch den Koth der Gaſſen und das Borſtenvieh lief ſchonungslos umher. Aber die Mauern und Thorthürme ragten gewaltig, von den großen Kirchen und Kapellen läuteten faſt den ganzen Tag die Glocken, auf den Marktbänken der freien Plätze war eine unendliche Fülle begehrungswerther Sachen zum Verkauf geſtellt, und wer ſelten nach der Stadt kam, der wurde nicht müde, nach der Heimkehr von dem Unerhörten zu erzählen.

Diesmal achteten die Helden wenig auf die Waaren und wenig auf die ſtattlichen Männer und Frauen, welche in den Gaſſen ihren Geſchäften nachgingen, ſie ſtiegen in dem Hofe ab, der dem Geſchlecht ſeit alter Zeit gehörte, und eilten zu Fuß nach dem Hauſe des Goldſchmieds.

Der Hof Herimans war leicht kenntlich durch das große Wohnhaus, welches ſich neben dem verſchloſſenen Hofthor erhob. Denn ein Stockwerk ragte über dem Flur vorſpringend in die Straße und trug noch einen Giebel mit mehren Bodenräumen. Schon auf der Straße vernahm man Hammerſchläge; als Immo das Gatter öffnete, welches bei Tage den untern

Theil der Thüröffnung verſchloß, fand er im Hausflur einen ſchlanken Knaben im Schurzfell, der mit Raspel und Feile an einem Metallgeräth arbeitete. Auf die Frage nach dem Herrn führte der Knabe eine kleine Treppe hinauf in den hintern Theil des Hauſes, wo die Werkſtatt des Goldſchmieds ſich nach dem Hofe öffnete. Heriman ſaß mit ſeinem Knappen über der Arbeit, im Takte ſchlugen die kleinen Hämmer, um glänzendes Silberblech zu runden. Als er die beiden Krieger im Kettenhemd erkannte, ſprang er auf, warf den Hammer in eine Ecke, fuhr ſich heftig durch die wallenden Haare und über ſein mannhaftes Geſicht flog ein Schatten von Beſorgniß. Aber er bot mit ehrlichem Gruß ſeinen Gäſten die Hand und geleitete ſie aus der Werkſtatt nach dem oberen Stockwerk. Durch die Lichtöffnungen der verſchloſſenen Läden fielen die Sonnenſtrahlen in ein großes Zimmer, auf viele Truhen und Schränke und auf die ſchmale Bettſtelle, in welcher Heriman ſelbſt als Wächter ſeiner Waaren zu ruhen pflegte. Während Gottfried ſich neugierig nach dem Silber- und Goldgeräth umſah, welches der reiche Goldſchmied in ſeinem Hauſe verwahrte, ſtieß Heriman einen Laden auf, doch ſo, daß das Innere des Zimmers den Nachbarn gegenüber verborgen blieb, und rief: „Bei Tageslicht will ich mit euch verhandeln, obwohl es ein nächtliches Werk iſt, an welches ihr denkt.“ Er holte tief Athem und fuhr ſich wieder durch das Haar. „Bevor ihr mir's ſagt, weiß ich, weshalb ihr im Kriegskleide kommt, denn durch meine Baſe Kunitrud erfuhr ich, daß heut Abend ein Gaſt in der Stadt einzieht, um den ihr Sommer und Winter geſorgt habt.“

„Sie darf die Schwelle des Kloſters nicht überſchreiten; und ich will es hindern, oder meinen Leib in euren Mauern zurücklaſſen.“

Heriman ſetzte ſich auf einen Schemel und neigte betäubt das Haupt. Aber gleich darauf erhob er ſich. „Ihr fordert, daß ich heut meine Schuld bezahle? Ihr ſollt euch in mir nicht geirrt haben, was mir auch darum geſchehe. Doch bevor ich euch meinen guten Willen erweiſe, frage ich: iſt es nöthig, daß ihr im Frieden der Stadt wagt, was ihr thun wollt?“

„Sie kommt mit reiſigem Gefolge ihres Vaters und des Erzbiſchofs. Ganz unſicher wäre das Gelingen bei einem Speerkampf auf offener Haide.“

„Dann alſo muß es hier ſein. Sie raſtet heut Nacht im Heſſenhofe, wo ihr Vater immer einliegt, ein Reiſiger hat die Ankunft gemeldet. Morgen reitet der große Erzbiſchof in unſere Stadt, er ſelbſt ſoll ſie nach dem Willen des Königs den frommen Müttern zuführen. Noch andere Neuigkeit weiß ich: morgen früh wird die Heerfahne des Königs auf ſeiner Burg ausgeſteckt und die Boten werden durch das Land rennen, den großen Kriegszug nach dem Land Italien anzuſagen. Denn der König will ſich dort die Lombardenkrone holen. Das geht euch an, wie uns alle.“

„Dieſer Abend aber gehört noch mir,“ verſetzte Immo finſter.

„Die Burgmannen ſind in Bewegung wegen der Kriegsreiſe, heut Abend werden die Straßen und Schenken gefüllt ſein. Das mag euch frommen oder auch hindern. Wollt ihr eure Hand um die goldene Spindel legen, die euch im fremden Hauſe gehört, ſo müßt ihr ſie nicht nur aus dem Hauſe holen, auch ſicher aus Thor und Mauer ſchaffen. Die Erfurter aber halten an ihren Thoren gute Wache und fordern Zoll von jeder Waare, die aus- und eingeht.“

„Kannſt du mir helfen, was mein iſt, aus dem Hauſe zu ſchaffen, ſo trage ich's mit meinen Schwurgenoſſen unter den Schilden durch das Thor.“

Heriman ſchüttelte den Kopf. „Kommt ihr mit einem Haufen, ſo findet ihr hier einen größeren, und bringt ihr ein ganzes Heer, ſo werfen euch meine Mitbürger Speer und Axt, den Sturmgeſang vom Thurme und ihre Lärmhörner entgegen.“

„Nicht mit einem Heerhaufen gedenke ich auszubrechen

Nur ſieben haben ihr Leben für die That gelobt und zwei davon ſtehen vor dir.“

„Und ihr wollt, daß ich der achte ſei?“ frug Heriman, „reicht das Kreuz eures Schwertes, ich bin bereit.“

Immo zog das Schwert und hielt den Griff in die Höhe, Heriman murmelte ſein Nothgebet, dann legte er die Schwurfinger auf das Kreuz und ſprach die Worte, durch die er ſich Immo gelobte. Seine Unſicherheit war geſchwunden, er warf das Schurzfell von ſich, holte Mantel und Mütze vom Haken, gürtete ſein Schwert um und begann: „Vertauſcht auch ihr den Eiſenhut mit dieſer Mütze, ich hoffe, ſie ſoll euch paſſen, und ſchlagt den Mantel zuſammen, damit ihr den Nachbarn weniger auffallt. Euch aber, junger Held, erſuche ich, die Helmkappe des Bruders in der Herberge zu bewahren, während wir beide durch die Straßen gehen, denn zwei Wölfe ſind nur ein Paar, aber drei eine Rotte. Ich geleite euch zu dem Hofe, in welchem die Jungfrau heut Nacht raſtet, damit ihr die Gelegenheit ſelbſt erkennt, denn lichtlos wird am Abend Hausflur und Treppe ſein; ſeht ſcharf um euch und achtet auch auf Kleines.“

Sie verließen das Haus. Mit Mühe hemmte Immo in den Gaſſen ſeinen Schritt zu dem langſamen Gange, in welchem ſich Heriman ſeiner Würde gedenkend bewegte. „Dies iſt der Heſſenhof,“ murmelte Heriman, „der Wirth iſt ein Mann des Erzbiſchofs, aber ein redlicher Nachbar.“ Immo's Blick achtete forſchend auf die Umgebung und auf das Haus, welches dem des Goldſchmieds ähnlich, nur kleiner war, und auf das Hofthor, durch welches man die Hintergebäude und Ställe ſah. Sie traten in den Flur, ſtiegen unaufgehalten die Treppe hinan, fanden die Thür eines Zimmers offen und darin eine kräftige Frau, welche mit dem Beſen umherfegte und den Heriman vertraulich grüßte. „Dies iſt Baſe Kunitrud, die Witwe eines wackern Burgmanns, ſie iſt dem Wirth dieſes Hofes befreundet und ſteht ſeinem Haushalt vor. Dir aber, Baſe, führe ich den edlen Helden Immo zu, weil er deinem guten Gemüth vertraut, das ich ihm gerühmt habe, und einen Dienſt von dir begehrt."

„Auch wir in Burg Erfurt haben von Held Immo Mancherlei vernommen," antwortete Kunitrud geſchmeichelt, „und ich gedenke vor Allem der Gutthat, die ihr dieſem hier erwieſen habt."

„Um dir Alles zu ſagen, Baſe," fuhr Heriman auf einen bittenden Blick Immos fort, „der Held trauert, wie du ihm leicht anſiehſt, darüber, daß das Grafenkind geſchleiert werden ſoll. Denn er hat ſie im Hauſe ihres Vaters und auch ſonſt lieb gehabt, wie die Art junger Leute iſt; und darum möchte er ihr durch deinen Mund noch einen Gruß ſagen, bevor ſie bei den frommen Schweſtern eingeſchloſſen wird."

Kunitruds Augen glänzten von Neugierde und Theilnahme. „Verliert nur nicht den Muth, edler Herr, ich habe mehr als eine Nonne gekannt, welche vom Erzbiſchof Urlaub erhielt und als ehrliche Hausfrau lebte mit Kindern, ſo drall wie die Aepfel. Denn in dem Erdgarten iſt Alles möglich, wenn man's nur erlebt."

Während ihr Immo für die Theilnahme zu danken ſuchte, fuhren ſeine Augen raſtlos um die offene Thür, das Thürſchloß und die Treppe. Beim Herabſteigen mahnte Heriman leiſe: „Achtet auf die ausgetretene Stufe, ein falſcher Schritt mag den Erfolg verderben. Und jetzt ſchnell vom Hauſe weg und in gerader Richtung dem Thor zu, durch das ihr entrinnen ſollt. Einreiten müßt ihr bei Tage, ſo lange das Thor geöffnet iſt. Eure Brüder ſind hier wohlbekannt und ihre Ankunft wird in der Aufregung des Tages Niemandem auffallen. Mit Sonnenuntergang wird das Thor geſperrt und den Ausreitenden geöffnet; wenn die Nacht ſo weit heraufgeſtiegen iſt, daß die Bürgerglocke zum zweitenmal läutet und die Schenken geſchloſſen werden, dann wird auch die Brücke gehoben, und von da vermögt ihr nur mit Heeresmacht hinauszureiten. Ihr müßt die That alſo zwiſchen Sonnenuntergang und dem zweiten Glockenklang vollbringen. Ich ſende, wenn die rechte Zeit gekommen iſt, meinen Knappen nach eurem Hofe, ich ſelbſt warte euer in der Nähe des Heſſen. Und noch eins habe ich auf dem Wege bedacht," fügte Heriman hinzu, „gelingt es euch nicht, zum Thor hinauszuſchlüpfen, ſo müßt ihr die Hälſe wagen auf einem andern Wege, den ſchwerlich Jemand ohne Noth wählt. Ein Stück der Stadtmauer iſt verfallen, gerade jetzt beſſern ſie an dem Schaden, die Stelle iſt nicht auf eurem Wege, ſondern nordwärts, und nahe der Königsburg. Dennoch ſollt ihr ſie beſchauen, ob ſie in der Noth euch Rettung gewährt." Er führte vom Thor längs der Mauer zu einem wüſten Platz, unter Schutthaufen. Die Trümmer der eingeſtürzten Mauerwand ragten aus dem Grabenwaſſer und die Arbeiter hatten Breter darüber gelegt, auch an der Böſchung der Außenſeite ſah man den Fußſteig, durch welchen ſie aus- und einliefen.

„Lacht der Mond freundlich, ſo iſt der Angſtpfad wohl zu durchreiten," entſchied Immo. „Jetzt weiche von mir, Heriman, damit du dich nicht ohne Noth gefährdeſt, denn deine Burgmannen werden bald mit Argwohn meiner gedenken." Nach kurzem Gruß entfernte ſich der Goldſchmied, Immo eilte in die Herberge und ſprengte gleich darauf mit dem Bruder aus dem Thor.

Eine gute Wegſtunde von Erfurt lag unweit dem Grenzwall, welcher die Güter des Geſchlechtes von der Stadtflur ſchied, ein Hügel, der mit Eichen bewachſen, auf ſeinem Gipfel ein altes Blockhaus trug, in welchem die Jäger und Hirten zu raſten pflegten. Im Sommer war die kleine Lichtung von dichtem Schatten umhüllt, auch jetzt bot das Geflecht der Aeſte und Zweige einen ſicheren Verſteck. Zu dieſer verborgenen Stelle hatte Immo die Brüder und die Getreuen von der Mühlburg geladen, wenn die Sonne die Mittagshöhe erreichen würde. Er fand bei ſeiner Ankunft Brunico mit den Waffen und friſchen Roſſen, und den Vogt der Mühlburg, welcher die letzten Befehle des Herrn empfangen ſollte. Als Immo abſprang und ſeinem Bruder Gottfried zunickte, erkannte er in dem erblichenen Antlitz des Jünglings die Erſchöpfung, er hob ihn in ſeinen Armen vom Pferde und ſtreichelte ihm die Wangen. „Zwei Tage und eine ſchlafloſe Nacht im Eiſenhemd waren für meinen Liebling zu viel, noch haſt du Zeit, ein wenig zu ruhen, damit dir am Abende nicht die Kraft verſagt.“ Und mit freundlichem Zureden nöthigte er den Widerſtrebenden auf ein Lager von Waldheu, das er im Blockhaus breitete, er rückte ihm das Haupt zurecht und deckte ihn mit dem Wollmantel. Dann trat er ins Freie und blickte unverwandt nach dem Wege, der vom Herrenhofe herzulief.

Die Brüder ſtoben in ihrer Rüſtung heraus; als ſie den Bruder auf der Höhe erkannten, wirbelten die Jüngeren luſtig die Speere. Odo führte ſein Roß zu Immo und bot dieſem den Zügel. „Nimm heut den Sachſen zurück,“ ſagte er, „denn die Braut, welche wir einholen, ſoll von dieſem Thiere getragen werden, welches der Stolz des Hofes war. Die weiße Farbe iſt gedeckt, damit es im Dunkeln nicht Jedermann erkennbar ſchimmere.“ Da ſchlang Immo den Arm um den Hals des Bruders und antwortete: „Die Gabe nehme ich nicht, edler Odo, denn größere Gunſt fordere ich von dir ſelbſt. Nicht meine Arme dürfen die Braut, um welche wir reiten, aus der Stadt tragen, ſondern du ſelbſt ſollſt es thun. Mir gebührt die Abwehr, der Kampf und die Nachhut auf der Flucht. Dir aber übergebe ich die Geliebte, daß du nur um ſie ſorgſt und ſie retteſt, was uns andern auch geſchehe.“ Da nickte Odo: „Es ſei, wie du willſt.“

Schweigend ſtanden die Männer und ſchauten zuweilen durch die Baumäſte nach dem Stand der Sonne. Endlich hob Immo den Arm nach dem Himmel, da neigten Alle die Häupter und flehten leiſe zu den hohen Engeln um Rettung aus der Noth, in welche ſie ritten, dann traten ſie an die Roſſe. „Wo bleibt Gottfried?“ frug Odo.

Immo ſprang in das Blockhaus. Der Bruder lag in feſtem Schlummer, er hielt die Hände gefaltet und lächelte. Als Immo das Kind ſo im Frieden liegen ſah, wurde ihm plötzlich das Herz weich, er trat leiſe zurück und zu den Brüdern kehrend ſprach er: „Er liegt in ſüßem Schlaf, ich traue mich nicht ihn zu wecken.“

„Bleibt er zurück, ſo wird er uns immerdar zürnen,“ verſetzte Odo und wollte hinein, aber Immo hemmte ihn und ſprach: „Denket daran, Schwurgenoſſen, daß unſere Mutter einen Sohn behalte,“ und dem Dienſtmann Berthold die Hand zum Abſchiede reichend bat er: „Wenn der Bruder erwacht, ſo ſage ihm, daß wir einen von uns gewählt haben, für unſere Mutter zu ſorgen, und der eine ſei er.“ Wieder hob er den Arm zur Sonne und die Helden ſprengten den Berg hinab der großen Stadt zu.

Im Walde vor Erfurt theilte ſich die Schaar, denn nicht zu gleicher Zeit und zu einem Thor wollten ſie einreiten. Die fünf Brüder zogen auf dem nächſten Wege durch daſſelbe Thor, zu welchem ſie die Geraubte hinausführen mußten, Immo aber mit Brunico betrat die Stadt durch das Thor im Oſten. In der Herberge trafen Alle zuſammen, ſie fanden viel Volk in den Straßen und in den Schenken, auch Bewaffnete aus der Umgegend klirrten einher. Die Brüder aber gingen einzeln und zu Zweien durch die Menge und betrachteten die Gaſſen, durch welche ſie reiten, und die Ecken, an denen ſie ſich aufſtellen ſollten.

Die Sonne ſank, in den Straßen wurde es dunkel, die Gaſſen leerten ſich, doch aus den Häuſern glänzten die Herdfeuer und aus den Schenken klang der Lärm luſtiger Zecher. Die Brüder ſtanden im Hofe ihrer Herberge bei den geſattelten Roſſen, ſie wechſelten gleichgiltige Worte, aber in der langen Erwartung hämmerte ihnen das Herz in der Bruſt. Und wenn ein Laden oder die Flurthür geöffnet wurde, ſo kam ihnen bei dem matten Lichtſchein vor, als ob ſie alle bleich wären wie Lebloſe. Da fuhr eine dunkle Geſtalt von der Gaſſe in den Hof, und der Knappe des Goldſchmieds flüſterte Immo zu: „Der am Idisbach lag, grüßt euch und läßt euch ſagen, es ſei an der Zeit. Der Graf und ſein Gefolge ſind beim Vogt des Erzbiſchofs zum Nachtmahle.“ Gleich darauf ritten die Brüder langſam aus dem Hofe, voran Immo neben dem Boten, nach ihm Odo und Brunico, die andern Brüder folgten ganz allmählich zu Zweien.

Vor dem Heſſenhofe war die Straße leer, aus dem Hofraum aber vernahm man Stimmen und das Stampfen der eingeſtallten Pferde. An dem Kellerhals des Nachbarhauſes tauchte ein Schatten auf und glitt neben Immo bis nahe zu der Hausthür. Den Zügel des Roſſes ergreifend, mahnte Heriman mit heiſerer Stimme: „Steigt ab.“

Immo eilte in das Haus; langſam ritt Odo bis dicht vor die Hausthür. Das Zeichen der Nachtglocke klang gellend vom Thurme, in den Höfen rührte ſich's und vom Markte her vernahm man den ſchweren Tritt und das Klirren Bewaffneter. „Er iſt verloren,“ ſtöhnte Heriman. Da ſprang Immo über die Schwelle, eine verhüllte Geſtalt im Arme, er ſchwang ſie dem Bruder auf das Roß und der Sachſenhengſt fuhr in geſtrecktem Lauf die Gaſſe entlang dem Thore zu. Als Odo um die Ecke bog, war er nicht mehr allein, denn hinter ihm ritten Adalmar und Arnfried, und als ſie dem Thor nahten, fanden ſie Ortwin und Erwin ſchon in Verhandlung mit den Thorwächtern, welchen Ortwin zurief: „Friſch, ihr guten Männer, beeilt euch aufzuſperren, wir reiten zum Ehrentanze für eine Braut.“ Odo hielt im Dunkeln, er hörte das Knarren der Thorflügel und mahnte zurück: „Schließt dicht an.“ Dann ſprengte er hinter die vorderen Brüder und die Schaar ritt eilig durch das Thor auf die Brücke. „Haltet, halt! was tragt ihr hinaus?“ ſchrie der Wächter, aber der Ruf verklang hinter den Flüchtigen. Sie ſtoben gerettet unter dem Nachthimmel dahin und ſahen rückwärts nach dem Bruder aus.

Als Immo vor dem Heſſenhofe nach ſeinem Roſſe ſprang, ſchrie aus dem Oberſtock eine helle Frauenſtimme: Raub, Zeter und Waffen. Die Schaarwächter ſtürmten heran, aus dem Hofthor drangen die Knechte, auch dieſe riefen Feuer und Rache. Im Nu erhob ſich wilder Aufruhr und Waffengeklirr. Gegen Immo, der mit Mühe ſein Roß gewonnen hatte, warfen ſich die Schaarwächter, er wehrte den Führer mit dem Speer ab, und als der Mann ſtürzte und die Genoſſen ſich um ihn ſammelten, rieß Brunico das Pferd ſeines Herrn am Zügel und ſchrie: „Fort, die Bahn iſt offen.“ Aber indem Immo ſich wandte, klang in ſeinem Rücken auf's Neue Geſchrei und Schwertſchlag, und die Stimme Herimans rief flehend: „Verlaßt nicht euren Helfer, der für euch das Schwert hob.“ Da merkte Immo, daß die Stunde gekommen war, in welcher eine Lehre des Mönches Gehorſam forderte, und daß dieſer Gehorſam ihn von Freiheit und Glück ſchied. Doch ſeiner Ehre gedenkend, rief er entgegen: „Des Roſſes letzter Sprung ſei für dich,“ und er warf ſich zurück in den wüthenden Haufen, ſtach und ſchlug, bis er den Heriman herausgehauen hatte und dieſer hinter dem Roß in der Dunkelheit verſchwand. Jetzt wandte ſich Immo auf's Neue zur Flucht und ſtob mit Brunico dem Thore zu. Aber die Stadt war geweckt, hinter ihnen ſtürmten mit lautem Hallo die Verfolger, aus aufgeriſſenen Fenſterläden fiel hie und da ein Lichtſchein auf die Flüchtigen, die Trinker ſprangen mit gezückter Waffe aus den Schenken und warfen ſich ihnen entgegen. Als ſie das Thor vor ſich ſahen, erſcholl auch von dort Alarmruf und Kampfgeſchrei Bewaffneter, welche auf ſie zurannten. Da bog Brunico in der Bedrängniß zur Seite in eine enge Gaſſe der gebrochenen Mauer zu, Immo folgte. Der größte Theil der Verfolger lief nach dem nächſten Thor, um die Flüchtigen dort abzuſchneiden, die Gehetzten gelangten bis zu den Mauertrümmern. Dort hielt Brunico. „Voran,“ befahl Immo. Keuchend klomm das Roß des Mannes hinab, dieſer gelangte glücklich über den Breterſtieg, indem er unterwegs brummte: „Nicht umſonſt habe ich dich zum Feierabend zurecht gelegt,“ und fuhr auf der andern Seite in die Höhe. Ihm folgte Immo. Er ſah ſich auf der wüſten Stätte um, noch waren die Verfolger zurück, aber ſein verwundetes Roß hinkte; als er es hinabtrieb, brach es an dem Trümmerhaufen, welcher aus dem Waſſer ragte, zuſammen, warf den Reiter hart gegen die Steine und glitt in das Waſſer, in dem es angſtvoll ſtöhnte und um ſich ſchlug. Immo erhob ſich betäubt vom Fall, er merkte jetzt, daß er ſelbſt ſchwer verwundet war; mühſam wankte er auf den Steg und wand ſich an der andern Seite des Grabenrandes empor. Dort blieb er liegen.

„Fünf Jahre habe ich dich gezogen,“ klagte Brunico zu ſeinem Hengſt, „und jetzt rinnt dir's heiß von der Hüfte und du ziehſt auf dem Wege eine Spur gleich dem verendenden Wild. Einem ruhmloſen Tölpel gehörte der Speer, welcher auf das Roß zielte ſtatt auf den Reiter.“ Hinter ſich vernahm er einen leiſen Ruf, er ſprengte zurück. Unweit des Grabens lag ein Mann am Boden, Brunico ſprang ab. „Der Schildarm iſt getroffen,“ ſeufzte Immo, „und er hängt nach dem Sturz machtlos in der Achſel.“

„Ein wunder Mann und ein wundes Pferd ſind einander jämmerliche Geſellen,“ rief Brunico. „Dennoch helfe ich dir auf mein Thier, mich birgt die Nacht und der nächſte Graben.“ Er hob den Wunden mit ſtarker Anſtrengung auf ſein Roß, aber Immo ſchwankte wie betäubt. „Halt aus, Brauner, bis zum nächſten Wald,“ ermunterte Brunico, „dort lade ich ihn auf meinen Rücken.“ Er ſchwang ſich hinter dem Verwundeten auf, die Hinterbeine des Pferdes knickten unter der Laſt, Brunico trieb es mit den Sporen dem Saum des Gehölzes zu, welches in der Dunkelheit ſchwarz vor ihnen lag.

„Die Hunde werden im nächſten Augenblick hinter uns ſein,“ brummte der Knappe nach rückwärts ſpähend, „und unſere Kunſt geht zu Ende.“ Er ſprang wieder ab.

„Birg mich ſeitwärts vom Wege und rette dich, vielleicht vermagſt du Hilfe zu bringen,“ mahnte Immo.

„Der Mond ſcheint über kahles Land, ſie finden dich, bevor ich ein Pferd ſchaffe.“

Vor ihnen knarrte ein Karren und knallte eine Peitſche. „Der Wagen fährt auf unſere Dörfer zu,“ ſagte Brunico erfreut, „ich meine, es iſt ein Nachbar, der ſich in der Stadt verſpätet hat.“ Er rief den Wagen an und führte das Pferd zu ihm hin. „He, Landgenoß, kennſt du den Freien Balderich im Dorfe vor uns?“

„Vielleicht kenne ich ihn,“ verſetzte der Mann, mit der Peitſche knallend.

„Willſt du helfen einen Verwundeten heimlich nach ſeinem Hofe zu ſchaffen, ſo ſoll dir ein guter Lohn werden.“

„Es kommt darauf an, wer der Wunde iſt,“ antwortete der Mann auf dem Karren. Als aber Brunico ihm näher kam, wandte er ſich heftig ab. „Dies Geſicht kenne ich, ich ſah dich unter den Diſteln, verflucht ſei die Hand, die ſich dir zur Hilfe rührt.“ Brunico zog ſein Schwert.

„Laß den Mann in Frieden,“ befahl Immo, aber er ſelbſt glitt kraftlos vom Roß in die Arme des Getreuen. Der Fuhrmann beugte ſich über ihn. „Halt,“ rief er, „auch dieſe Stimme erkenne ich. Kann euch mein Wagen helfen, Herr, ſo hebe ich euch herauf. Es ſind dieſelben Räder, die ihr in meiner Noth aus dem Waſſer hobt.“

Immo nickte ſchwach mit dem Haupt. „Ladet mich auf.“ Die beiden Männer hoben ihn auf den Wagen, der Fuhrmann Hunold breitete eine Decke und rückte die Strohbündel. „Euch ſchaffe ich in das Dorf, der Andere möge ſich fern halten von meinem Meſſer.“

Immo ſtreckte die Hand über das Wagengeflecht. „Fort mit dir, Geſpiele.“ Der Knappe warf ſich mit einem Seufzer auf das Pferd und trabte dem Holze zu, während der Fuhrmann ihm zornig nachſah.

Hinter dem Wagen klang ſchneller Hufſchlag. Hunold ſah ſich um und zog die Decke über den Liegenden. Bewaffnete ſprengten heran und frugen barſch nach Namen und Fahrt. Auf die Antwort des Führers, daß er ein Mann des großen Biſchofs ſei, klang die Gegenfrage, ob er Reiter geſehen habe.

„Sicher ſah ich ſie, kaum ein Viertel Weges zurück am Kreuze, zwei Männer auf einem Pferde,“ und er wies rachſüchtig dorthin, wo Brunico in der Dunkelheit verſchwunden war. „Ihr mögt die Spur erkennen, denn ſie liegt roth auf dem Wege.“ „Sie ſind es,“ riefen die Reiter und ſtoben zurück bis zum Kreuzwege.

Aber ſie erreichten weder Roß noch Reiter. Denn Brunico war, als er ſich in der Dunkelheit allein ſah, vom Hengſt geſprungen und hatte das zitternde Thier mit einem Schlage vorwärts getrieben. „Hilf dir allein, wenn du kannſt, ich denke, den Weg nach deinem alten Stalle kennſt du. Ich laufe dem Karren nach Balderichs Hofe vor, damit der Alte und mein Mädchen über das Brautgeſchenk, das ich ihnen ſende, nicht allzu ſehr erſchrecken.“

11.

Die Mutter auf der Burg.

Von den Mauern der Mühlburg ſpähten Immos Brüder die ganze Nacht ſorgenvoll nach der Tiefe, immer wieder erwogen ſie, ob er getötet ſei, ob er in Erfurt gefangen liege, oder ob er ſich auf einem Umweg in die Berge ſchlagen und zu ihnen kehren werde. Jedes Rauſchen im Holz, jede Thierſtimme im Walde dünkte ihnen ein Zeichen des Nahenden. Als der Morgen graute, ſandten ſie Läufer in die Dörfer, welche ihnen gehörten, und forderten heimlichen Zuzug ihrer Dienſtmannen, und zwei von ihnen warfen ſich mit den Knechten in das Gehölz, wo ein gedeckter Anritt zu den Bergen möglich war. Aber friedlich lag die Landſchaft, auch von dem Thurm des vorderen Berges, der am weiteſten die Ebene nach Erfurt überſchaute, vermochten ſie nichts zu erkennen, nur einzelne Reiter ſahen ſie hie und da auf den Feldwegen, und ihre ſpähenden Knaben verkündeten, daß es Reiſige des Erzbiſchofs waren, welche vorſichtig bei den Bauern nach der flüchtigen Schaar forſchten, aber den Rand des Gehölzes vermieden. Als die Sonne im Mittag ſtand, rief Ortwin: „Nicht länger vermag ich die Unſicherheit zu ertragen, es bringt uns wenig Ehre hinter den Mauern zu harren, während der Bruder in Noth iſt; ich ſattle und reite nach dem Hofe der Mutter und weiter der Stadt zu, damit ich Bericht einhole, ſei er böſe oder gut.“

„Ich widerrathe,“ verſetzte Odo, „daß du der Mutter unter die Augen trittſt, denn beſſer iſt es, daß ſie völlig keinen Theil habe an unſerm Handel und fortan ebenſo wenig der Jüngling

Gottfried, ſo wollte es auch unſer Bruder Immo. Der Jungfrau aber hier auf dem Berge dient die alte Gertrud, welche die Mutter auf meine Bitte geſtern dem Bruder geſandt hat. Auch deinen Ausritt vermag ich nicht zu loben, leicht könnten wir noch dich verlieren; beſſer gefällt mir, daß wir den Müller Ruodhard ſchicken, er verſteht die Leute auszufragen und hat überall eher Frieden, als ein Anderer.

Der Rath gefiel den Brüdern und Ruodhard ſtieg eilig von dem Berge. Auf dem Herrenhofe fand er Alles in Schrecken und Verwirrung, Frau Edith hielt das Thor geſchloſſen, nur über dem Grabenrand konnte er mit den Knechten verhandeln. Niemand dort wußte etwas von Immo und ſeinem Knappen. Dann lief er bis Erfurt. Alle Schenken waren gefüllt, und Jedermann ſprach von dem Raube, aber die Leute ſtritten, wer der Räuber ſein möge, und von Immo vernahm er völlig nichts und er meinte, daß dieſer ſchwerlich in Haft liegen könne, weil die Reiſigen noch auf der Jagd wären.

Da beſchloſſen die Brüder, ſtill zu harren, aber ſie frugen unſicher, wie lange ſie die Jungfrau bewahren ſollten, wenn ein Landgeſchrei erhoben würde und wenn gar die Mutter die Entlaſſung forderte.

Wieder am nächſten Morgen hielten zwei der Brüder auf dem Wartthurm die Wache, da lachte Ortwin: „Den Kranich Ludiger hörte ich ſchreien, wie lief der Vogel aus unſerm Hofe über das Land?“ und als er hinabſah, erkannte er, daß an der Außenſeite des Grabens mitten auf dem Wege etwas Fremdes lag. Er ließ das Thor aufſperren, die Brücke werfen, eilte hinab und hob vorſichtig den Fund in die Höhe, dann ſprang er abwärts bis an das Gehölz, aber er vernahm nur noch ein Raſſeln der Zweige, als ob Jemand ſchnell hinabgleite, und ſuchte vergebens den Springer zu erkennen. Er flog zurück, rief in den Hof: „Eine Botſchaft bringe ich, was ſie bedeute, mögt ihr ſelbſt erkennen,“ und hielt ein kleines dicht umwundenes Bündel in die Höhe. Das Gebinde ging von Hand zu Hand, und Odo ſprach: „Sicherlich iſt es ein Zeichen, ruft die alte Gertrud, denn ſie verſteht alles Geheime beſſer zu deuten als wir andern.“ Gertrud betrachtete mit ſcharfen Augen das fremde Stück, ſie ſetzte ſich nieder, murmelte Unverſtändliches darüber, löſte behutſam das Band und dachte nach. Endlich hob ſie die Hand und rief: „Ich verſtehe den Gruß. Günſtiges kündet er dem Hauſe; denn daß der Kranich rief, meldet euch, daß die Botſchaft von einem Sohne des Hofes kommt; blau iſt das Band, welches das Zeichen umſchließt, und mit blauer Farbe malt ihr Helden eure Schilde, in der Schlinge liegen fünf Pfeile um ein Haſelreis und euer ſind fünf, und das Reis in der Mitte meint die Jungfrau. Der dies geſandt hat, will, daß ihr mit euren Waffen die Jungfrau umringt wie die Pfeile das Reis. Das Reis iſt noch ganz friſch, darum iſt, der es ſandte, nicht weit entfernt. Da rief Odo: „Geendet iſt der Zweifel. Er lebt und er denkt ſeine Beute zu bewahren, er ſoll erkennen, daß auch wir nach ſeinem Willen thun; wir halten die Jungfrau und wir halten die Burg gegen Jedermann; denn hoch iſt der Berg und feſt die Mauer, und viele Helmkappen mögen daran zerſchellen, wenn die Grafen aus der Ebene ſich gegen uns erheben.“

Der flüchtige Bote war ein junger Sohn des Bauern Balderich, in deſſen Hofe Immo verborgen lag. Ungeduldig forderte der Verwundete, daß Brunico ihn nach der Mühlburg ſchaffe; ſein verrenkter Arm war ihm eingerichtet, aber der Schmerz und Blutverluſt einer tiefen Armwunde hinderten das Roß zu beſteigen, und Brunico merkte, daß die Wege auch in der Nacht von Reiſigen umlauert waren. Da dachte Immo, daß der Balſam, welchen die Mutter bewahrte, ihm ſchnelle Heilung verſchaffen könnte, und er mahnte ſeinen Knappen, das Heilmittel mit Gottfrieds Hilfe zu gewinnen. Deshalb lief der kluge Knabe von der Mühlburg nach dem Herrenhofe, um die Arznei, welche Brunico ſelbſt nicht zu holen wagte, vertraulich zu erbitten.

Dem Knaben gelang es, in den Hof zu ſchlüpfen und den Herrenſohn heimlich zu grüßen. Als Gottfried in den Saal trat, fand er ſeine Mutter in Unterredung mit einem Mönch des heiligen Wigbert, den er nicht kannte; es war eine düſtere breitſchulterige Geſtalt, mehr einem Kriegsmann als einem Mönch zu vergleichen. Und er vernahm, wie die Mutter zu dem Fremden ſprach: „Ich wußte längſt, daß die Geweihten auch die hohe Pflicht üben, ihren Feinden zu vergeben und für ſie zum Himmelsherrn zu bitten, aber daß ihr, ehrwürdiger Vater, gegen den mein armer Sohn am ärgſten gefrevelt hat, ſo treu der hohen Lehre anhängt und ihm jetzt eure Fürbitte zu Theil werden laßt, das nimmt ſchwere Sorge von meinem Herzen.“

Gottfried winkte die Mutter zur Seite und ſagte ihr heimlich: „Gib mir den Balſam der Kaiſerin für einen Verwundeten, aber frage nicht, wer er iſt.“

Edith ſah ihn mit großen Augen an, dann eilte ſie in ihre Kammer, riß die Büchſe aus der Truhe, trug ſie in den Saal und hielt ſie dem Mönch hin, indem ſie ſprach: „Segnet die Arznei, ehrwürdiger Vater, denn vor jedem andern Gebet mag das eure dem Unglücklichen frommen, der ſich dies begehrt.“

Der Mönch neigte ſich darüber und ſegnete, Gottfried ſprang hinaus und übergab dem Knaben die Büchſe. Der Wigbertmönch aber ſah mit finſterm Blick dem enteilenden Knaben nach.

Am nächſten Tage rief Ortwin von dem Thurme in den Hof: „An das Thor, ihr Genoſſen, Staub wirbelt auf der Straße, einen reiſigen Zug ſehe ich mit Wagen und Herdenvieh, und Eiſen blinkt über den Roſſen.“ Die Brüder ſprangen herzu, in Kurzem waren die fünf Kinder Irmfrieds auf der Höhe des Thurmes geſammelt. „Ich ſehe kein Banner wehen,“ ſagte Erwin, „und ſorglos ziehen ſie dem Gehölz zu.“

„Nur klein iſt der Haufe, mehr Rinder und ledige Roſſe als Männer,“ rief Adalmar, „wie Flüchtige nahen ſie und nicht wie Feinde." „Weiber erkenne ich im Haufen und den jüngſten Bruder," lachte Arnfried.

„Es iſt die Mutter ſelbſt," rief Odo. Die Brüder ſahen einander mit kummervollen Mienen an. „Sie naht mit ihrem Geſinde, die Bewaffneten des Gutes führt ſie herbei."

„Hart iſt es, gegen die eigene Mutter zu kämpfen," klagte Erwin.

„Schwerlich dürfen wir den Zugang wehren," ſprach Ortwin, „aber wie ſollen wir ihrem Willen widerſtehen?"

„Alles hat ſeine Zeit," entſchied Odo, „wenn ſie fordert, mögen wir weigern, jetzt rathe ich, ihr entgegenzugehen."

Die Söhne eilten hinab, das Thor wurde geöffnet, auf der Mauer drängten ſich die Mannen, und die Herren traten vor die Brücke, um den Zug zu empfangen. Schweigend nahten die Reiter, ohne Gruß und Willkommen ſahen die alten Bankgenoſſen einander ins Geſicht, ſchweigend traten auch die Söhne an das Roß der Mutter, ſie aus dem Sattel zu heben. Als Edith den Boden berührte, begann ſie: „Es iſt mir lieb, daß ihr mich empfangen habt, geleitet die Mutter in das Haus des Bruders. Du aber, Odo, geſtatte, daß deine und meine Leute den Hof betreten," und nach rückwärts gewandt rief ſie: „Gehorchet, wenn Herr Odo euch fordert, denn er hat hier zu gebieten." An der Hand des Sohnes ſchritt ſie in den Hof und grüßte die Kriegsleute, welche ihr jetzt zuriefen und die Waffen zuſammenſchlugen. Unterdeß ſprachen die jüngeren Brüder mit Gottfried. „Sie hat unſern Hof geräumt," erzählte dieſer, „Alle, die treu an ihr hängen, führt ſie unter Waffen her. Was ſie hier begehrt, hat ſie mir nicht vertraut."

Edith blickte über den Hof auf das Gedränge von Männern, Weibern und Vieh, und auf die unſichern und verlegenen Blicke, mit denen ſie betrachtet wurde. „Harrt nur ein wenig, ihr Treuen; du, Odo, führe mich zu dem Herde, an welchem mein Sohn Immo geraſtet hat, bevor ich ihn verlor."

Die Brüder geleiteten ſie in das Haus, Edith neigte ſich zu dem leeren Herrenſitze am Herde und ihre Lippen bewegten ſich im ſtillen Gebet, dann trat ſie unter ihre Söhne. „Euch wundert, wie ich erkenne, die Mutter hier zu ſehen, und kalt iſt der Willkommen, den ihr mir bietet, ich aber komme, bei euch zu bleiben und euer Schickſal zu theilen. Sorget nicht, daß ich euch den Sinn mit Klagen beſchwere oder gar mit Vorwürfen, weil ihr gefrevelt habt gegen Frieden, Recht und die heilige Kirche. Andere werden euch darum bedrohen, ich aber will euch dienen, ſo weit eine Mutter vermag. Denn wir alle erkennen, daß wir in Todesnoth ſtehen. Wiſſet, meine Söhne, der König naht mit großem Heergefolge, der Erzbiſchof und die Grafen im Lande haben ihre Mannen in den Sattel gefordert, heut oder in den nächſten Tagen wird der Feind die Burg umſchließen, und die Kinder des Helden Irmfried werden hinter Mauern ihren letzten Kampf kämpfen, wenn ſie nicht demüthig ihr Haupt beugen und das Erbe ihres Bruders ausliefern."

Die Brüder ſtanden betroffen.

„Wir gedenken die Burg zu halten, Mutter, auch gegen den König," erklärte Odo, „obwohl wir erkennen, daß wir in großer Gefahr ſind. Aber Mutter, daß ich Alles ſage, mehr als den König und den Erzbiſchof fürchten wir deinen Wunſch, daß wir die Braut des Immo den Feinden ausliefern."

Da antwortete Edith: „Stets habe ich gehofft, daß mir die Heiligen gewähren würden, ohne große Miſſethat mein Leben zu beſchließen; aber anders hat der üble Teufel es gefügt. Will ich meinem Geſchlecht die Treue beweiſen, ſo muß ich die Mitſchuld auf mich nehmen zu meinem Schaden hier und dort. Eure Mutter bin ich, ihr Knaben, ich habe euch gezogen und über eurem Haupt gebetet von dem erſten Tage eurer Geburt. Darum will ich auch jetzt die Laſt mit dir tragen, du einſames, verfeindetes Geſchlecht. Und die Engel mögen es wiſſen und die Heiligen mögen mir verzeihen. Ich laſſe euch nicht und ich ſcheide mich nicht von eurem Loos, wie es auch falle.“ Da rieſen ihr die Söhne Heil und hingen ſich ihr um Hals und Hände. Edith aber fuhr fort:

„Laß uns an die nächſte Arbeit denken, Odo, unſere Getreuen ſollen wiſſen, daß die Herren einig ſind. Alle, die ich dir herführe, ſollen dem Herrn Immo in deine Hand ſich zuſchwören. Ich bringe auch, was zumeiſt die Sorge der Frauen iſt, Vorrath von den Gütern für Küche und Keller, vertraue mir die Aufſicht darüber an, damit ich mit meinen Mägden dir nütze, und ich rathe, laß abladen und einräumen, ſolange nicht größere Sorge bedrängt.“

„Geſtatte, Mutter, daß ich dir die Jungfrau zuführe,“ bat Odo. Die Wange der Edith erblich, ihre Hand zog ſich zuſammen und ſie rang nach Faſſung, aber im nächſten Augenblick ſprach ſie lächelnd: „Erſt machen wir das Haus feſt, damit unſere Leute der Unſicherheit enthoben werden. Denn der Zweifel lähmt auch den Muthigen, aber wer ſeine Pflicht kennt, bewahrt leichter die Kraft. Iſt Burg und Hof verſorgt, dann denken wir des Gaſtes, der bei uns eingekehrt iſt.“

Als Odo die Thür des Gemaches öffnete, in welchem Hildegard geborgen war, ſaß die Jungfrau gebeugt auf dem Lager, die Hände im Schoß gefaltet. Sie fuhr auf und ſah erſchrocken auf eine hohe Frauengeſtalt und den ſtrengen Ausdruck eines edlen Antlitzes. „Es iſt unſere Mutter,“ ſagte Odo, „welche zu dir kommt.“ Da ſank Hildegard vor Frau Edith auf den Boden und Odo verließ leiſe das Zimmer.

„Steh auf, Jungfrau,“ begann Edith, „ich bin nicht der Herr, welchen du dir gewählt haſt.“

Hildegard ſah furchtſam zu ihr auf. „Im Traume ſah ich dein Angeſicht, es gleicht dem ſeinen, aber feindlich blicken die Augen. O ſei barmherzig, Herrin,“ rief ſie in ausbrechendem Schmerze, „der Sturmwind riß ein Blatt vom Baume und es flatterte bis vor deine Füße. Zertritt nicht die Bebende.“

Edith hob ihr das Haupt empor und ſah ſcharf in die thränenfeuchten Augen. „Das ſind die Züge, welche meinem Sohn lieber wurden als der Wille der Eltern und das eigene Heil. Waren es deine Thränen oder war es dein Lachen, womit du ſein Herz umſtrickt haſt? Ich denke wohl, mit Lächeln begann's und die Thränen folgten, das iſt das Schickſal Aller, welche einander lieb haben auf dieſer Erde. Leid brachteſt du uns und Leid brachte er dir. Steh auf, Jungfrau," fuhr ſie milder fort, „ich komme nicht, dich zu ſchelten und zu richten, ſondern damit ich dir Frauenrath gebe, ſo oft du ihn begehrſt. Setze dich zu mir und wenn du mir gefallen willſt, ſo ſprich mir von ihm." Sie führte Hildegard zu dem Lager, aber die Jungfrau glitt wieder an ihren Knien herab und klagte: „Laß mich liegen, Herrin, und zu dir aufſehen wie zu einer Fürbitterin, denn mir iſt, als hätte ich dir Großes abzubitten, daß ich hier bin und daß ich ihn liebe."

Edith neigte ſich zu ihr herab: „Rede nicht weiter, bevor du mir Eins geſagt haſt. Als meine wilden Knaben dich hertrugen, folgteſt du mit gutem Willen oder haben ſie eine Widerwillige auf das Roß gehoben? Biſt du als Braut meines Sohnes hier oder als Gefangene?"

Ueber das verſtörte Geſicht der Hildegard flog eine holde Röthe und ſie neigte das Haupt in den Schoß der Mutter. „Als er eintrat," geſtand ſie, „erſchien er mir wie damals, wo er mich am Kreuz mit ſeinem Schilde deckte. Gleich dem hohen Engel Michael ſtand er bei mir im Kriegskleide und mir ſchwand die quälende Angſt vor dem Kloſter."

Edith ſeufzte ſchwer, aber ſie legte ihre Hand auf die feuchte Stirn der Jungfrau.

Hildegard warf ihre Arme leidenſchaftlich um den Leib der Herrin und klagte: „Meine Mutter iſt tot, und freudenlos lebte ich. Da trat er in unſere Halle. Holdſelig waren ſeine Worte, fröhlich ſeine Art und unter den Männern wußte er ſich zu behaupten, daß ihm Keiner zu widerſprechen wagte. Er wurde mir ſchnell ſo vertraulich, als hätten wir lange bei einander in der Schule geſeſſen. Und er lachte mich an und faßte meine Hand. Sein Lachen iſt lieblich, Herrin. Er trank aus dem Becher, den ich ihm bot, und aß von meinem Teller."

„Darum hat die Mutter ihm Becher und Teller vergebens geſtellt," murmelte Edith.

„Sie preiſen ihn auch als einen Helden, Herrin, denn Keiner kommt im Kampfe gegen ihn auf, und die kleinen Spielleute erzählen, daß er mit dem Speer ſicherer als ein Anderer auf die Stelle trifft, nach der er wirft. Jedermann wundert ſich, wo er im Kloſter ſo Schweres gelernt hat."

„Er war ſchon als Knabe geſchickt in aller Reiterkunſt," verſetzte Edith, „und ſein Vater ſtaunte ſelbſt darüber. Ich ſorge, auch im Kloſter hat er mehr an Holz und Eiſen gedacht, als an die Bücher."

„Dennoch, Herrin, verſteht er ganz gut das Lateiniſche, obgleich er ſelbſt ſein Wiſſen nicht rühmt; und er weiß ſo geſchickt mit Sprüchen und Verſen zu antworten, daß es eine Wonne iſt, ihn anzuhören."

„Du warſt auch in der Schule und verſtehſt das Latein?" frug Edith. „Das war es, was ihm gefiel, ich dachte ſonſt, die heilige Sprache hilft nur dazu, den Glauben vertraulich zu machen, ich merke aber, ſie verlockt auch Männer und Frauen zu einander."

„Du ſagſt die Wahrheit, Herrin. Denn die in der Schule waren, verſtehen einander leicht unter fremden Leuten. Damals, als ich ihn zuerſt ſah, wurde mir weh ums Herz, weil er mir geſtand, daß er ungern im Kloſter weilte. Aber ſpäter kam mir ganz andere Sorge." Sie hielt an und ſah vor ſich nieder. „Denn als ich ihn im Kriegskleide wiederſah und erkannte, daß er dereinſt mein Herr werden ſollte, da erſchrak ich über den ſchweren Gedanken. Und ich ſaß im Sonnenuntergang auf dem Idisberge, bis die Nacht heraufſtieg; und als der Nachtwind in den Zweigen rauſchte, hörte ich immerdar ſeine Stimme und daneben eine andere, als wenn ich ſelbſt mit ihm redete, aber fern und leiſe wie oben aus dem Wipfel des Baumes, und die eine Stimme ſprach: Selig war ich, Held, denn ich habe deine Liebe gefunden, und jetzt zittre ich, dich zu verlieren. Und die andere Stimme antwortete: Ruhm erſehne ich, und ſchrecklich will ich meinen Feinden werden, gedenkſt du das Weib eines Helden zu ſein, ſo darfſt du nicht vor dem Tode beben. Wenn Zwei einander lieb haben, ſollen ſie auch beten, daß ſie miteinander ſterben. Da merkte ich, Herrin, was es bedeutet einen Mann im Herzen zu tragen. Mein Geſchlecht habe ich verlaſſen um ſeinetwillen," unterbrach ſie ſich ſelbſt, „und jetzt iſt er nicht hier, ich aber gehöre zu ihm, wo er auch weilen mag."

„Allzu ungeduldig biſt du, an ſeinem Hals zu hangen," verſetzte Edith finſter. „Verwundet ward er in jener Nacht."

„Die Brüder ſagten mir's," erwiederte Hildegard leiſe, „an ſein Lager will ich, und fühlſt du Erbarmen mit meiner Noth, ſo künde mir, wo ich ihn finde."

„Auch der Mutter bergen ſie die Stätte," rief Edith. „Meinſt du, mich quält es weniger als dich, daß er unter Fremden liegt in traurigem Verſteck."

Hildegard ſprang auf. „Wenn du ihn liebſt, ſo komm mit mir aus dieſen Mauern; wir hüllen uns in niederes Gewand und ſuchen ihn, bis wir ihn finden. Denn der treue Mann, der ihn im Heereszug begleitete, weiß es, wo er weilt."

„Eitel iſt dein Wunſch," entgegnete Edith, „wenn wir dieſe Burg verlaſſen, ſo würden wir ihn eher verrathen, als retten. Denn wiſſe, Jungfrau, der König naht mit ſeinem Heergefolge in feindlichem Willen, um den Raub zu rächen. Meinen Sohn, ſeine Brüder und uns alle auf dieſer Burg bedroht des Königs Zorn."

Hildegard verhüllte das bleiche Antlitz und ſank abgewandt von der Mutter auf die Knie. Edith ſaß lange Zeit ſchweigend, endlich begann ſie forſchend: „Klagſt du, daß er und ſein Geſchlecht um deinetwillen an Leben und Ehre bedroht ſind? Die Klage allein ſchafft keine Hilfe, auch der Himmelsherr erhört nur die Bitten derer, welche in Demuth und Reue zu ihm flehn. Reut dich das Unheil, das Allen droht, ſo denke auch auf die Rettung. Um dich allein geht der Kampf. Du vermagſt ihm Leben und Freiheit zu bewahren. Denn milder wird die Strafe des Richters ſein, wenn er Ergebung und Gehorſam findet.“

Hildegard lag unbeweglich, Edith trat näher und ſprach über ihrem Haupt: „Liebſt du ihn über Alles, wie du ſagſt, ſo kannſt du das jetzt erweiſen: kehre zurück zu deinem Geſchlecht, wende deine Schritte dem Kloſter zu und entſage ihm, damit du ihn retteſt.“

Ein Schauer flog über Hildegards Leib, ſie richtete ſich auf, und ihre großen Augen ſtarrten entſetzt auf die Mutter. „Iſt deines Herzens Meinung, Herrin, daß ich thue wie du ſagſt?“

„Ich ſagte dir's, du aber antworte.“

Hildegard fuhr in die Höhe. „Eine Feindin hörte ich des geliebten Mannes und eine Feindin meiner Liebe. In den Abgrund will ich tauchen, in die Flammen will ich ſpringen, um ſein Leben zu retten, bezeugt ihr guten Engel, die ihr meine Gedanken bewacht, daß ich die Wahrheit rede. Mein Leben nehmt für ihn, aber meine Liebe verrathe ich nicht. Hat er Alles für mich hingegeben, ich habe daſſelbe gethan. Gebunden bin ich an ihn und ſolange ich athme, gehöre ich ihm zu. Jetzt iſt meine Treue der Stab, an den er ſich hält auf ſeinem Lager, in ſeiner Angſt. Du aber willſt mich zerbrechen und hinwerfen, damit er erkenne, daß ſeine Liebe nichtig war und die Jungfrau, der er Alles geopfert hat, feige und ſchwach und ſeiner unwerth. Und wenn alle Menſchen auf uns blicken wie auf zwei wilde Thiere, welche von den Jägern umſtellt ſind, wiſſe auch, unter den friedloſen Thieren iſt der Brauch, wenn der Bär verwundet iſt und von den Hunden umſtellt, ſo läuft die Bärin nicht abwärts, um ihn zu retten, ſondern ſie wirft ſich der Meute entgegen. Die Kraft der Glieder iſt mir verſagt, aber mein Wille iſt feſt wie der ſeine. Sage mir, wie ich ſterben ſoll, um ihn zu retten, aber mahne mich nicht, daß ich lebend ihm entſage.“

Da rief Edith: „Jetzt erkenne ich, wie du biſt. Einer Taube ſiehſt du ähnlich, aber wer dir die Kappe von dem Haupte löſt, der erkennt die edle Art eines Falken. Zürne nicht, daß ich dich verſucht habe. Denn ganz fremd warſt du mir. Auch das Herz einer Mutter fühlt Eiferſucht, und ſie frägt zuerſt, ob das Weib, das der geliebte Sohn ſich erkor, würdig iſt, ſeine Vertraute zu werden anſtatt der Mutter. Geſegnet ſeiſt du, Jungfrau, und willkommen biſt du mir als Braut des Sohnes und als Genoſſin im Hauſe. Deine Mutter bin ich von heute und du mein Kind, und vertheidigen will ich dich gegen den König und alle Welt. Komm zu mir, Hildegard, zuſammen wollen wir den Himmelsgott anflehen, daß er mir das Glück gewähre, deine Hand in die meines Sohnes zu legen.“

Hildegard warf ſich an die Bruſt der Mutter.

Frau Edith hatte recht verkündet. Als der König durch reitende Boten des Erzbiſchofs die Kunde von dem Raube der Jungfrau erhielt, da hemmte er, wie ſehr auch ſein Herz ſich nach dem Süden ſehnte, ſogleich die Fahrt und kam mit den Edlen und den Heerhaufen, welche um ihn geſammelt waren, über die Werra zurück. Der Erzbiſchof ritt ihm entgegen. Er fand den König hocherzürnt und wortkarg, und als er ihm von dem Raube berichtete, unterbrach ihn der König heftig: „Wer iſt Kläger?“ Und da der Erzbiſchof erwiederte: „Ich ſelbſt durch meinen Vogt, und der Vater der Jungfrau“, hob der König drohend die Hand und rief: „Sagt dem Grafen, er ſoll ſeine Pflicht nicht ſäumig thun, denn des Königs Auge iſt noch über ihm.“ Zuletzt ſprach der Erzbiſchof: „Iſt auch die Stunde ungünſtig, um die Verzeihung des Königs zu erbitten für einen Andern, der in Ungnade lebt; ſo darf ich doch dem Flehenden mich nicht verſagen, da er ein Geweihter iſt. Der Mönch Tutilo begehrt, ſich vor dem König zu demüthigen; unſtät treibt er umher im Zwiſt mit ſeinem Abte, er kam von Ordorf zu mir und ſtöhnte, daß ich ihm die Huld des Königs wieder erwerbe.“

„Er hat alſo Luſt, die Ruthe zu küſſen, wie die andern Empörer ſeines Geſchlechtes gethan haben,“ ſpottete der König. „Manchen beſſeren Anblick weiß ich, als einen hochfahrenden Mann, der widerwillig die Knie beugt und ſeine Miene zur Demuth zwingt. Doch da dem Könige nicht ziemt, gegen einen Mönch zu hadern, ſo laßt ihn herein.“

Kaum hatte der Erzbiſchof das Gemach verlaſſen, ſo lag Tutilo vor dem Könige auf dem Fußboden. Als der Mönch nach kurzer Unterredung mit geſenktem Haupt, einem reuigen Manne ähnlich, entwich, trat Heinrich in den Saal, in welchem ſein Gefolge harrte, und rief: „Ihr ſagtet mir, ehrwürdiger Vater, daß der Räuber Immo ſpurlos verſchwunden ſei, wenn er nicht etwa bei ſeinen Genoſſen auf der Mühlburg hauſe, ihr wart im Irrthum.“ Und er rief Gundomar und gab ihm einen leiſen Befehl.

An demſelben Tage ritt eine Schaar Königsmannen dem Dorfe zu, in welchem der Hof des Bauern Balderich lag. Die Reiter umſtellten das Dorf und drangen unter harten Drohungen in den Hof. Gundomar trat mit dem Königsvogt von Erfurt in die Kammer, in welcher Immo ſaß. Dieſer wandte ſich finſter ab, als er ſeinen Oheim erblickte, aber dem Vogt reichte er die Hand. „Mir thut's von Herzen leid, Held Immo,“ ſprach dieſer traurig, „daß ich dich zur Stelle dem König überliefern muß.“

„Ich vermag mich nicht zu wehren, wie du ſiehſt,“ antwortete Immo ruhig, „nur eine Bitte erfülle mir, verhindere deine Reiſigen, daß ſie den Leuten hier einen Schaden an Leib und Gut zufügen, denn aus Mitleid haben dieſe mich aufgenommen, als ich hilflos vor ihrer Schwelle lag." Das verſprach der Vogt.

Am andern Morgen ſahen die von der Burg in der Morgenſonne blinkende Speere und wehende Banner; der König hielt mit ſeinem Heerhaufen bei dem nahen Dorfe, in welchem die Sachſenkönige ſeit alter Zeit einen Hof hatten, das Königsbanner ließ er auf einem Hügel errichten, der zu dem Erbe Irmfrieds gehörte, und rings herum die Wagenburg ſchlagen. Aus dem Heerlager bewegte ſich zur Mühlburg langſam ein friedlicher Zug, an deſſen Spitze der Erzbiſchof Willigis ritt und neben ihm der Mönch Reinhard. Edith ſelbſt mit ihren ſechs Söhnen empfing die frommen Väter am Thor und geleitete ſie in die Halle. Sie begann, auf ihre Söhne weiſend: „Als ich zum erſtenmal nach meiner Vermählung vor dem Altar kniete, erbatet ihr, hochwürdiger Vater, den Segen der Himmliſchen für mein Leben; hier ſeht ihr, was ich von meinem Glück zu bewahren vermochte. Daß ihr jetzt in unſerer Noth zu uns kommt, dafür danke ich dem Ewigen, denn als eine gute Vorbedeutung ſehe ich euer geweihtes Haupt in dieſen Mauern."

„Ich komme nicht als Bote des milden Himmelsgottes," antwortete Willigis, „ſondern als Diener eines ſtrengen Richters. Eile hinauf, gebot er mir, zerwirf das Neſt unholder Vögel und bringe mir die Brut herab unter meine Hand. Darum übergebt euch der Gnade des Königs ohne Widerſtand, denn ſcharf iſt ſein Zorn und ſchnell folgt ſeinem Willen die That."

Odo verſetzte ehrerbietig: „Wir ſtehen hier in feſten Mauern unter treuen Schwurgenoſſen, wir haben nicht die Wahl, ob wir die Veſte und die Jungfrau dem König ausliefern wollen oder nicht, denn unſer Bruder Immo, der hier gebietet und heut fern iſt, befahl uns, Beide zu halten gegen Jedermann."

Da entgegnete der Erzbiſchof: „Es iſt eures Bruders Hals, um den ich ſorge, wenn ich von euch die Ergebung fordere.

Denn wiſſe, Geſchlecht Irmfrieds, Held Immo liegt gefangen in des Königs Gewalt.“

Edith rang die Hände gegen den Himmel und die Brüder taten beſtürzt zuſammen.

„Dieſen Morgen brachten Reiſige des Königs den Verwundeten in das Lager, ſein Verſteck wurde dem König durch einen Feind verrathen.“

„Tutilo,“ ſchrie die Mutter entſetzt.

„Seitdem hält der König feſt, was euch zwingt. Liefre mir die Reſtlinge des toten Irmfrieds, befahl der König, bevor die Sonne zur Mittagshöhe geſtiegen iſt; wenn ſie länger zaudern, ſo laſſe ich den Gefangenen an den Fuß der Mühlburg führen, wo man von der Höhe ſein Haupt ſehen kann, und ich werfe ſein Haupt auf den Grund. Austilgen will ich den frechen Trotz, der Landrecht und Königsmacht mißachtet, und ausbrennen will ich die Mauern, hinter denen die Räuber mir widerſtehen. Darum wollt ihr, junge Helden, den Bruder vor jähem Tode bewahren, ſo folgt mir aus der Burg zum Könige. Wenn er eure Ergebenheit ſieht, wird ſein Sinn eher der Gnade zugänglich und dem Rath Solcher, welche euch Gutes wünſchen.“

Da wandte ſich Odo zu ſeinen vier Brüdern: „Unſere Looſe warfen wir am Herdfeuer, als wir uns dem Bruder gelobten. Wenn wir willig waren, in den Gaſſen der Stadt unſer Leben für das ſeine zu wagen, ſo müſſen wir daſſelbe vor dem Schwert des Königs thun. Ich bin bereit, den Prieſtern zu folgen. Vier von euch lade ich, daß ſie zu mir treten.“

Da traten alle Fünf auf ſeine Seite, Odo aber wies ſeinen Bruder Gottfried zu der Mutter: „Nach dem Willen des Gefangenen gehörſt du zu ihr, und dir ziemt auch jetzt dieſen Willen zu ehren. Hochwürdiger Herr, wir ſind gerüſtet, euch zu folgen. Wir allein, denn nur wir fünf waren Genoſſen des Bruders bei der That. Die Burg unſeres Geſchlechtes aber, die Dienſtmannen und die Braut des Bruders vermögen wir euch nicht zu übergeben; darüber zu entſcheiden, ſteht bei unſerm Bruder Immo, wenn er auch gefangen iſt; und ſolange wir nicht deutlich erkennen, daß er die Uebergabe fordert, dürfen wir Brüder ſie nicht vollbringen. Darum lege ich die Gewalt über die Burg und über Alles, was ſie umſchließt, in die Hand unſerer Mutter. Sorge du, Mutter, für Braut und Erbe deines Sohnes Immo, uns aber ſegne, da wir uns von dir ſcheiden."

Die fünf Brüder warfen ſich vor der Mutter auf die Knie und küßten ihr Hände und Gewand. Sie riß bleich und thränenlos einen der Liegenden nach dem andern an ihr Herz, ihre Lippen bewegten ſich im Gebet, aber man vernahm keine Worte. Und als die fünf der Thür zuſchritten, ſtürzte ſie ihnen nach und umfaßte ihnen noch einmal Hals und Haupt, bis ſich die Weinenden von ihr löſten.

Die geiſtlichen Boten hatten der Trennung theilnehmend zugeſehen, obgleich ſie gewöhnt waren, alle irdiſche Liebe als nichtig zu betrachten. Jetzt begann der Erzbiſchof: „Den redlichen Entſchluß eurer Söhne, edle Edith, will ich gern dem König rühmen; die Helden haben wohlgethan, dem Urtheil der Mutter zu vertrauen, denn als fromm und weiſe wird ſie im ganzen Lande geehrt."

„Sechs junge Leben, die mir gehören, hat König Heinrich für ſich genommen, was will er von der verwaiſten Mutter noch mehr?"

„Die Burg und die geraubte Jungfrau, die eure Söhne darin bewahren, begehrt er von euch."

„Die Braut meines Sohnes Immo gehört in das Frauengemach, in welchem die Mutter gebietet, und nicht in das Heerlager des Königs. An die Burg aber hat der König völlig kein Recht, und ich bewahre ſie ſelbſt um der Lebenden und Toten willen."

„Denkt in eurem Schmerz auch daran, edle Frau, daß eure Söhne durch ihre Miſſethat dem Spruch des Königs verfallen ſind."

„Sind meine Söhne ſchuldig zu büßen für eine ſchwere That, ſo bin ich, ihre Mutter, in derſelben Schuld. Denn Blut ſind ſie von meinem Blut, und wenn ſie jetzt auch auf ihren eigenen Beinen dahinſchreiten, wohin ſie ihr Muth treibt, meine Seele wandelt mit ihnen allen bei Tag und bei Nacht. Dies Geheimniß einer Mutter vermag kein Prieſter zu begreifen. Haben ſie Miſſethat geübt, ſo bin ich dem Richter verfeindet, wie ſie; und gleich ihnen will ich das Erbe des Geſchlechtes bewahren gegen Jedermann, auch gegen den König ſelbſt."

„Hütet euch, Frau," mahnte der Erzbiſchof, „freiwillig eure ſchuldloſe Seele mit derſelben Schuld zu beladen, welche auf jenen liegt. Denn nicht nur den irdiſchen Richter haben ſie erbittert, auch dem Himmelsherrn haben ſie geraubt, was ihm zukam, als ſie eine Jungfrau entführten, die geweiht werden ſollte. Darum ſorgt für das Heil ihrer Seelen, indem ihr die Jungfrau zurückgebt, ſonſt möchte der große Richter des Himmels ſich ungnädiger erweiſen als König Heinrich, und eure Söhne für ihre That hinabſtoßen in das Reich des üblen Drachen."

Da rief Edith mit flammenden Augen: „Und wenn wahr wäre, was ihr ſagt, und wenn der große Himmelsgott ihnen die Wolkenhalle verſchließt um ſo kleine Schuld, weil ſie den Beſitz eines geliebten Weibes begehrten und weil ſie alle treu waren in der Noth; meint ihr, ehrwürdige Väter, daß die Mutter allein im Himmelsſaal lauern wird, getrennt von ihren Kindern? Werden dieſe verworfen, ſo will auch ich verworfen ſein, lieber will ich meinen ſieben Knaben ihre Becher und Schüßlein in der finſtern Hölle zureichen, als fern von meinen Kindern euch, ihr Heiligen, in der ſtrahlenden Burg des Himmels."

Der Mönch Reinhard warf ſich auf die Knie und Willigis ſchlug ſchnell das Kreuz. Er war ein alter und geſtrenger Herr, der eifrig für die Kirche ſorgte. Aber als Frau Edith ſo empört vor ihm ſtand, höher als ſonſt und einem Weibe aus der Urzeit ähnlich, da dachte er daran, daß ſie von den wilden Sachſen herſtammte, wie er ſelbſt auch; und obſchon ihm graute, ſo kam ihm doch vor, als ob er wohl auch ſo reden könnte. Aber ſeiner Würde gedenkend, zog er ſein Gewand zuſammen und wandte ſich zum Abgang. „Wer die Strafen der Menſchen nicht ſcheut und die Strafen der Ewigkeit nicht über Alles fürchtet, mit dem hat ein Prieſter nichts mehr zu reden.“

Edith jedoch faßte ihm das Handgelenk mit eiſernem Griff. „Haltet an, ehrwürdiger Vater; ihr ſelbſt und wohl auch Andere haben mich in meinem Glück über Gebühr gerühmt als ein gottſeliges Weib, das den Heiligen treu diene. Weshalb meint ihr wohl, bin ich verwandelt? Den älteſten Sohn habe ich verloren, weil ich nach eurem Rath forderte, daß er gegen ſeinen Wunſch der Kirche diene und dieſe Burg den Heiligen übergebe. Als er ſich weigerte, habe ich ihm gezürnt und mein Auge hat ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Finſtern Gedanken habe ich ſeine junge Seele preisgegeben, gerade als er den Rath und die Liebe der Mutter am meiſten bedurft hätte. Untreu war ich als Mutter, weil ich den Heiligen zu getreu diente. Jetzt iſt er, wie ich fürchte, in dieſer Welt für mich verloren, und dieſe Burg, die der König ein Neſt unholden Geflügels nennt, ſoll zerworfen werden durch Eiſen und Feuer. Verſucht das rühmliche Werk, laßt eure Knechte kommen mit der Haue und dem Brande, ſtürmet die Mauern, erſchlagt meine Getreuen und führt hinaus an Strick und Kette, was ihr hier an lebenden Häuptern findet. Einen Leib werdet ihr dennoch zurücklaſſen. Folgt mir, ihr Geweihten, zu der Stelle, die auch ihr ehren ſolltet, wenn ihr eures Amtes denkt.“ Sie zog den Erzbiſchof aus der Halle über den Hof und öffnete die Thür der kleinen Kapelle. Es war nichts darin als ein Altar mit dem Kreuz darüber. „An dieſer Stätte hat der große Verkünder Winfried einen Stein der Heiden geworfen und ſein Genoſſe Wigbert hat darüber den Altar geweiht. Euch, Erzbiſchof, und dem frommen Könige ſollte dieſer Ort ehrwürdig ſein, und ich meine, ihr ſolltet für Frevel halten, dies Mauerneſt zu zerreißen und den Flug der Vögel, welchen hier die Heiligen ihren Sitz geweiht haben. Was ihr thun wollt, ſteht bei euch, was ich thun will, berge ich euch nicht. Brecht ihr das Haus, dann wird dies die Stätte, wo ich ausharre unter berſtenden Mauern und brennenden Balken. Sagt dem König, daß hier das Grab der Edith iſt, und daß die Mutter der ſieben Knaben keine andere Antwort für ihn hat.“ Sie warf ſich am Altar nieder, die Sendboten verließen ſchweigend den Raum.

„Wilde Worte hörten wir,“ begann der Erzbiſchof zu Reinhard, als ſie hinabritten. „Doch auch der ſchüchterne Vogel wandelt ſeine Art, wenn ein Feind die Krallen nach ſeiner Brut ausſtreckt.“

Reinhard antwortete ſeufzend: „In meinem Herzen fühle ich den Jammer über das Schickſal, welches dieſem Geſchlecht bereitet wird. Hochwürdiger Vater,“ bat er die Hände faltend, „wenn Jemand den Helden Immo vom Tode zu retten vermag, ſo iſt eurer Weisheit dieſe gute That vorbehalten.“

Der Erzbiſchof ſchüttelte das Haupt. „Du kennſt noch zu wenig den Sinn dieſes Königs. Meinſt du, daß Heinrich ſeine Reiſe unterbrochen und uns alle als Zeugen ſeines Thuns mitgeführt hätte, wenn er nicht ſeine eigene Macht erhöhen wollte, indem er die Häupter eines edlen Geſchlechts auf den Raſen wirft. Selbſt wenn er dem Schuldigen nicht feindlich denkt, ja auch, wenn er die Miſſethat in ſeinem Herzen entſchuldigt, ihm iſt doch willkommen, ſich vor ſeiner Kriegsfahrt als ſtrengen Richter zu erweiſen. Denn die Trauer über des Richters Spruch fühlen nur Wenige, die Kunde aber, daß er wieder einen Räuber aus der Zahl der edlen Schildträger getroffen hat, fliegt durch das ganze Land, ſie ſchreckt die Argen und gewinnt dem König die Herzen der Friedlichen. Auch hat der König hier wenig um die Rache mächtiger Herren zu ſorgen, denn einſam und ohne großen Anhang von Lehnsleuten hauſt das Geſchlecht am Walde.“

„Dennoch vernahm ich, daß der König einſt den Helden Immo werth hielt," warf Reinhard bittend ein.

„Mir aber ſcheint ſein Sinn gegen ihn verhärtet," verſetzte der Erzbiſchof, „vielleicht weil Held Gundomar dem Jüngling feind iſt, vielleicht wegen Anderem. Nicht umſonſt wurde König Heinrich in Kloſterzucht gezogen, er hat gelernt, was dem Manne am ſchwerſten iſt, ſeine Gedanken zu verbergen. Dreien Königen habe ich in die Tiefe ihrer Seelen geſpäht, jetzt handle ich mit dem vierten, und eifriger als die früheren dient er der Kirche durch Huldbeweis und reiche Spenden. Dennoch erkenne ich zuweilen unter dem Lammfell die Tatze eines Raubthiers, und ich merke, wenn er ſich vor den Heiligen am tiefſten demüthigt, denkt er am meiſten an den eigenen Vortheil. Mich aber freut die kluge Art, denn auch wir ſind nicht einfältig, und Beide verſtehen wir, wo unſer Vortheil gemeinſam iſt."

Am Fuß des Berges gab der Erzbiſchof ſeinem Gefolge ein Zeichen, die Reiſigen rückten im Kreis um das Geſchlecht Irmfrieds, und Willigis begann zu Odo: „Steigt von den Roſſen, ihr jungen Helden, und gebt eure Waffen meinem Hauptmann, daß er ſie euch bewahre." Die Brüder ſaßen unbeweglich, ſahen drohend auf den Herrn und zogen ihre Schilde am Arm herauf. „Demuth rathe ich euch, wenn ihr dem Leben des Bruders nützen wollt; du ſelbſt weißt, edler Odo, daß du nicht hoch zu Roß dem Könige vor die Augen reiten darfſt. Denn er fordert, daß ihr euch ihm ergebt, und barhaupt, mit den Füßen im Staube müßt ihr ihm nahen." Die Brüder ſahen einander grimmig an und Erwin gebot leiſe: „Schließt euch zuſammen, damit wir wenden und rückwärts durchbrechen." Aber Ortwin mahnte: „Dann ſtolpern die Roſſe über das Haupt unſeres Bruders," und Odo ſprach: „Der Pfeil flog vom Bogen, wir ändern nicht mehr ſeinen Lauf, taucht zur Erde und fügt euch." Da ſprangen ſie von der Roſſen, hingen die Schwerter ab, löſten die Helme und ſchritten zu Fuß unter den Bewaſſneten dem Lager zu mit geröthetem Antlitz und Thränen der Scham in den Augen. Vor dem Lager ritt Willigis noch einmal zu ihnen und rieth in guter Meinung: „Leichter biegt ſich im Sturm der junge Stamm als der alte, und er ſchnellt auch wieder in die Höhe und breitet ſeine Wipfel luſtig in der Sonne. Denket daran, daß der König vor Allem Demuth fordert; vermögt ihr ſie nicht in eurer Rede zu erweiſen, ſo werdet ihr euer Heil am beſten bedenken, wenn ihr ſchweigend kniet.“

Der König hielt auf ſeinem Roß mit großem Gefolge, er ſah finſter über die Söhne Ediths, welche ſchwerfällig die Knie beugten. „Trotzig finde ich die Waldleute noch in ihrer Haſt. Wo habt ihr die Jungfrau? Auch erkenne ich nicht des Königs Banner auf der Burg.“

Willigis antwortete: „In der Burg gebietet die edle Edith und ſie weigerte mir die Jungfrau, welche, wie ſie ſagte, in Frauenzucht gehöre und nicht in ein Heerlager, da ſie die Braut ihres Sohnes ſei. Und weil Frau Edith aus edlem Sachſengeſchlecht ſtammt, welches in alter Zeit mit dem Hauſe des Königs befreundet war, ſo hielt ich für Recht, daß der König ſelbſt gebiete und der Sachſenfrau ſeinen Willen verkünden laſſe. Denn ſchwere Worte ſprach die Mutter in ihrem Schmerz, und ich fürchte, ſie begehrt ſich den Tod im brennenden Hauſe.“

Der König zog den Mund zu einem herben Lächeln. „Ich ſah Frau Edith einſt, als ich ein Knabe war. Meint ſie mit dem König zu ſtreiten, weil er ſie damals im Kinderſpiel auf die Hände ſchlug? Iſt ſie ſo bereit, die Pfänder zu verlieren, welche ich von ihr in der Hand habe? Ein Ende will ich machen mit dieſer Widerſetzlichkeit. Führt die Räuber ab, doch ſo, daß ſie ſich nicht ihrem Bruder geſellen. Euch, hochwürdiger Vater, bitte ich, zur Stelle mit den Fürſten und Edlen, welche mir folgen, im Rath niederzuſitzen über den Raub der Jungfrau, damit ihr mir eure Meinung erklärt, die ich gern beachte, ſoweit ich vermag. Denn ich ſelbſt will richten.“

Und ſein Pferd wendend, rief er Gundomar zu ſich. „Dies geht dich an,“ ſprach er gütiger, „denn iſt dir das Haus des toten Irmfried auch verfeindet, ſo wirſt du doch um deiner eigenen Ehre willen dafür ſorgen, daß die Frauen nicht in ihrer Thorheit das Schickſal der Männer theilen. Reite hinauf und ſage ihnen mein Gebot, daß ſie vor mir erſcheinen.“

Gundomar vernahm die Botſchaft mit umwölkter Miene. „Hartes gebietet der König,“ murmelte er, „mein Fuß betrat die Mauer nicht ſeit den Jahren meiner Jugend.“

Aber mit blitzenden Augen rief der König: „Willſt auch du mir widerſtehen? In guter Abſicht ſprach ich zu dir. Wahrlich, es iſt Zeit, eine Warnung zu geben, denn unbändig und eigenwillig geberdet ſich Jeder in dieſer Waldecke.“

Da warf Gundomar ſein Roß herum, winkte mit der Hand, daß ſeine Ritter ihm folgten, und ſprengte dem Berge zu. Weit vor den Andern fuhr er dahin, und die Hofleute ſahen freudig auf den ſtreitbaren Helden. Doch hätten ſie ſein Antlitz geſchaut, die Angſt darin hätte ſie gewundert. Als er den ſteilen Bergweg hinaufritt, ſank ihm das Haupt auf die Bruſt und er ſeufzte ſchwer. Vor dem Wallgraben hielt er ſtill wie einer, der nicht ganz bei ſich iſt, er vergaß ſein Begehr zum Thurme hinaufzurufen und vernahm auch nicht, daß der Vogt ihn anſchrie. Erſt als der drohende Ruf zum zweitenmale erklang, hob er das Haupt und ſtarrte wie ein Träumender um ſich. Da rief der alte Berthold: „Ein Angeſicht ſehe ich, das vor Zeiten fröhlicher blickte. Bringſt du Frieden, Herr, ſo harre, daß ich dich unſerer Herrin verkünde.“ Er eilte von der Mauer, nicht lange und das Thor wurde geöffnet, Gundomar winkte ſeinem Gefolge zurückzubleiben und ritt allein in den Hof. Auch dort zögerte er abzuſteigen und zuckte am Zügel, als ob er wieder hinauswenden wollte. Aber neben ihm erhob ſich die alte Gertrud vom Boden: „Graues Silber glänzt in deinem Haar, aber deine erſten Locken wuchſen, als ich dich auf dem Arme trug. Kannſt du dem Weibe deine

Hand reichen, das allen Söhnen Irmfrieds als Wärterin diente, ſo ſei geſegnet.“

Gundomar ſchüttelte das Haupt und Gertrud rief zornig: „Sieh dorthin, du Held, der Schlehenſtrauch ſteht noch an der Mauer. Weiß iſt die Blüthe, aber ſchwarz die Frucht; dort trank der Boden das Blut zweier Brüder, die im Todeshaß gegeneinander ſchlugen. Dort binde dein Pferd an, du Feind des Geſchlechtes. Sechs Söhne Irmfrieds ſind deiner Rache verfallen, nur das jüngſte Kind iſt noch übrig; ich denke, du kommſt, auch mit dem letzten den Kampf zu beginnen.“

„Schweig, Alte,“ verſetzte Gundomar grimmig, „führe mich zu deiner Herrin.“

Gertrud wies auf die kleine Kapelle. „Trauſt du dich den Ort zu betreten, wo die Sünden vergeben werden, ſo wirſt du ſie finden.“

Schwerfällig ſtieg der Held ab und trat in das Heiligthum. An einer Ecke des Altars ſaß Edith auf den Stufen, ſie wies auf die andere Seite. „Dort ſitze nieder, Gundomar, denn die Nähe der Heiligen thut uns beiden noth, wenn wir miteinander reden.“

Gundomar warf ſich auf die Stufen des Altars, und es war ein langes Schweigen im Raume. Als er ſich aufrichtete, warf er ſcheue Blicke nach Edith und ſprach abgewandt: „Eine Lüge iſt es, daß die Zeit das Herz des Menſchen wandelt. Die Wunde brennt heut, wo ich dich wiederſehe, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Die Krallen des Haſſes und der Eiferſucht fühle ich, wie damals, wo ich dich verlor; und was die Prieſter als ſchwere Sünde ſtrafen, das hege ich unabläſſig in meinem Innern, den heißen Wunſch, der mich zu dir treibt.“

Edith kehrte ihm ihr Antlitz zu: „Du ſiehſt eine Mutter, die ihre Söhne großgezogen hat und im Witwenſchleier des toten Gemahls gedenkt.“

„Blicke mich nicht an mit deinen Augen, deren lichter Glanz mich einſt ſelig machte. Nicht die Mutter erkenne ich und nicht die Witwe eines Andern, nur das Weib, das ich ſelbſt begehrt habe."

Edith ſchob ihr Gewand zuſammen und wandte ſich ab.

Aber Gundemar fuhr fort: „Wie im Traum habe ich dahin gelebt alle dieſe Jahre, nur meine Sehnſucht nach der Einen und mein Haß gegen einen Andern haben wahrhaft in mir gebrannt; alles Uebrige war mir wie ein Spiel der Gaukler. Oft habe ich gebüßt und die Geißel über meinem Rücken geſchwungen, aber fruchtlos war das Faſten und vergeblich die Schläge, denn die böſen Feinde verſuchten mich immer wieder. Noch hier merke ich ſie," raunte er ſcheu um ſich blickend, „Vieles habe ich auf Erden erlebt, ſündige Liebe und ſündigen Haß, ich ſah, wie man eine Krone gewinnt und was die Herrlichkeit der Welt werth iſt. Unterdeß, wenn die warme Himmelsſonne mich beſcheint, fühle ich den Eisfroſt in meinen Gliedern, verleidet iſt mir dieſe Erde und ich ſchmecke die Galle aus dem Honig. Mich jammert, daß die Menſchen ſo begehrlich ſind nach Goldſchmuck und Kampfſpiel und nach nichtiger Ehre. Das ſage ich dir, da ich dich wiederſehe gegen deinen Willen, damit du mich nicht haſſeſt, wenn du an mich denkſt. Denn nur an deiner Meinung iſt mir gelegen, um die Andern ſorge ich wenig. Ich ringe und ſuche, was mir die Kraft gibt zu überwinden, damit mir das ewige Erbarmen nicht fehle."

Edith wies nach dem Kreuz auf dem Altare: „Meide den König und ſuche dir einen anderen Herrn."

„Ich denke daran bei Tag und Nacht," antwortete Gundemar leiſe. Und ſich erhebend fügte er mit verändertem Tone hinzu: „Der König ſandte mich. Forderſt du meinen Rath, ſo weißt du, daß ich dir nichts berge."

„Rathe mir, ſo wahr du ein Sohn dieſes Geſchlechtes biſt."

„Dem Könige liegt am Herzen, ſeine Hoheit in einem Herrengericht zu erweiſen. Dazu bedarf er die Geraubte und dich ladet er zur Mehrung ſeines Anſehns. Ich rathe dir, daß du gehſt. Denn der wird den Königen am meiſten verhaßt, der ſie hemmt, wo ſie vor dem ganzen Volk ihre Würde erweiſen wollen.“

Edith machte eine abweiſende Bewegung und Gundomar ſprach weiter: „Willſt du dem König in der Burg widerſtehen, ſo vermagſt du das ganz wohl; denn ihm fehlt alles Sturmgeräth und er kann nur wenige Tage vor dieſen Mauern liegen, weil die Königspflicht ihn übermächtig nach dem Süden treibt. Beim Abzug wird er dem Gerhard und den Grafen in der Ebene die Fehde gegen dich und die Deinen übergeben. Auch dieſen Feinden kannſt du ſiegreich entgegentreten. Merke, Edith, die Burg und den jüngſten Sohn vermagſt du lange gegen den König zu bewahren, nicht die Häupter der Söhne, welche in ſeiner Gewalt ſind. Denn dieſe wird er Rache heiſchend werfen. Kommſt du dagegen mit der Jungfrau in ſein Heerlager, ſo denkt er vielleicht auch an deinen Werth und an dein Herzeleid. Darum flehe ich dich an, Edith, daß du mir folgſt.“

„Rathe Anderes, Gundomar; die Braut meines Sohnes und die Burg übergebe ich nicht.“

„Was frommt die Brautſchaft, wenn der Bräutigam ſchwindet, und wie kannſt du ihm die Burg bewahren, wenn du ihn ſelbſt verlierſt?“

Edith barg ihr Antlitz in den Händen. „Du ſprichſt die Wahrheit. Aber wo die Gedanken in der Seele feindlich gegen einander ringen und der Menſch angſtvoll zweifelt, was ihn retten werde, da findet er einen Troſt, wenn er treulich die Pflicht thut, welche ihm aufgelegt ward. Der Herr dieſer Burg und der Jungfrau hat uns geboten, beide feſtzuhalten; ſeinem Gebot folge ich, was uns allen auch darum geſchehe.“

„Du verdirbſt dich und Andere,“ rief Gundomar heftig. „Wohlan, manchen Dienſt habe ich dem König geleiſtet und ich meine, er wird ſich ſcheuen, mir die Ehre zu kränken. Um deinetwillen will ich wagen, was Heinrich mir nicht befahl. Ich biete dir mit der Jungfrau und dem jüngſten Sohne freies Geleit zum Gerichte des Königs, und wenn du es nach dem

Gericht begehrſt, wieder in die Burg zurück. Bis zu eurer Rückkehr mögen deine Dienſtmannen die Burg halten, nur daß ſie friedlicher Botſchaft des Königs den Zutritt nicht weigern, wenn er ſich Zeugen rufen will zu ſeinem Gericht.“

Da erhob ſich Edith: „Gelobe mir, Gundomar,“ und er warf ſich am Altar nieder und legte die Finger auf ſein Schwert.

Unterdeß war der König nach dem Hofe geſprengt, in welchem er raſten wollte. Als er durch das Gedränge von Edlen und Landleuten ſchritt und hier und da anhielt, um einem ehrenwerthen Mann Gnade zu erweiſen, erkannte er Heriman, den Goldſchmied, welcher ſich demüthig verneigte. Der König winkte ihm ein wenig zu. Und da er ſeltene und koſtbare Waaren, wie ſie der Goldſchmied häufig aus der Fremde brachte, gern anſah und kaufte, ſo befahl er ſeinem Kämmerer: „Frage den Heriman, ob er etwas begehrt oder etwas bringt; begehrt er, ſo laß du dir ſeinen Wunſch ſagen, und bringt er, ſo führe ihn zu mir.“ Dem Eintretenden rief er gütig entgegen: „Wie gedeihen dir deine Fahrten auf des Königs Straße?“

„Wir Thüringe danken dem König, daß er die Raubluſt der Schildträger gebändigt hat,“ verſetzte Heriman.

„Dennoch wagt ſich freche Gewaltthat auf die Straße, ſobald der König nur den Rücken kehrt. Ich bin hier, um über einen Friedensbruch zu richten, der euch Erfurter nahe genug angeht; und ich denke eine Warnung zu geben, welche andere Miſſethäter abſchrecken ſoll, damit friedliche Leute wie du zu Ehren des Königs gedeihen. Was birgſt du Gutes in deinem Sack, laß ſehen.“

„Nur wenig habe ich, was werth iſt, von dem König beachtet zu werden,“ antwortete der Goldſchmied, öffnete einen Lederbeutel und breitete ſeine Schätze auf den Tiſch: geſchliffene Edelſteine, goldene Borten und zierliche Ketten, Gewürze und

Balſam aus dem Orient in ſeltſamen Kapſeln, Schnitzwerk aus Elfenbein, Dolche und Meſſer mit koſtbarem Griff und Scheide.

Der König betrachtete mit Kennerblick Schmuck und Steine und ſchob hier und da ein Stück zurück. „Was bewahrſt du in dem Käſtlein?“

„Es iſt ein Ring,“ erklärte Heriman, „mit dem Stein, den ſie Saphirus nennen, er verändert die Farbe, wenn der Ringfinger einen Becher berührt oder auch einen Teller, in welchem Gift iſt. Der Stein wird jetzt ſehr begehrt von vornehmen Geiſtlichen und Laien.“

Der König warf einen gleichgiltigen Blick darauf und wies an ſeinem Finger einen Ringſtein derſelben Art. „Nicht jeden Helden meines Geſchlechtes hat dieſer Stein vor dem Verderben bewahrt, Heriman, es iſt ſicherer, den eigenen Augen zu vertrauen, als der Warnung, welche aus Steinen kommt.“

„Beſſeres hoffe ich dem König zu bieten,“ verſetzte Heriman, „ſobald ich von der nächſten Fahrt über den Rhein zurückkehre. Denn was hier im Lande Pilger und fremde Händler zutragen, das gelangt meiſt in die Hände der ungläubigen Juden, und dieſe legen es zuerſt dem ehrwürdigen Herrn Willigis vor, weil er ihr Schutzherr iſt; ich aber dem Könige.“

„Du meinſt alſo, die Juden ſtören dir das Geſchäft,“ frug der König, einen Edelſtein gegen das Licht haltend.

„Sie haben das Geld, und wer mit koſtbarer Waare handelt, vermag ſie nicht zu entbehren. Auch klage ich nicht über ſie, zumal Herr Willigis ihnen günſtig iſt, weil ſie ſeiner Macht in der Stadt nützen.“

„Und dir gefällt die Macht des Erzbiſchofs in der Stadt Erfurt,“ warf der König hin, in Betrachtung des Steines vertieft.

„Ein weiſer Herr iſt Willigis; bald werden die Mauern der Stadt zu enge ſein für die Zahl der Unfreien, welche er von den Hufen des Stiftes und anderswoher unter ſeinem Gericht verſammelt. Wir alten Burgmannen aber, die wir uns rühmen, von den Vätern her freie Männer zu ſein, ſehen ungern, daß der Vogt des Königs nicht mehr allein zu Gericht ſitzt, denn es fehlt nicht an Schlägereien zwiſchen unſeren Leuten und den Zugehörigen des Erzbiſchofs. Ich fürchte, in Kurzem ſind wir die Minderzahl. Doch wir wiſſen, es iſt ſchwer, den Heiligen zu widerſtehen.“

Der König legte den Stein weg und frug in verändertem Ton: „Wie war's mit dem Raub der Grafentochter? Erzähle, was du davon weißt.“

„Die Leute des Erzbiſchofs haben die Nothglocke geläutet,“ entgegnete Heriman vorſichtig, „ſonſt würde die Stadt wenig davon wiſſen, zumal da Niemand erſtochen wurde. Selten vergeht eine Woche, wo nicht größerer Lärm in den Gaſſen iſt. Unter den Burgmannen ſind viele dem Helden Immo und ſeiner Sippe wohl geneigt; denn dieſe gelten ſonſt im Lande für redliche Männer, und wer ungerecht bedrückt wird, findet zuweilen bei ihnen Schutz.“

Der König ſah mit großen Augen auf den Goldſchmied und befahl ſtreng: „Packe deinen Kram ein, ich will heut deine Steine nicht ſehen; denn du kommſt nicht um des Kaufes willen, ſondern du begehrſt etwas Anderes von mir.“

„Als ich todwund am Ibisbach lag,“ antwortete Heriman ſeine Steine langſam in den Sack ſperrend, „da war es Held Immo, der mich aufhob, und ihm verdanke ich, daß ich heut vor den Augen des Königs ſtehen kann. Ich wäre niederträchtig, wenn ich nicht gut von ihm redete, da der König zuerſt mich ſeinetwegen gefragt hat.“

Heinrich nickte: „Du haſt Recht, laß nur liegen.“ Heriman packte aus, und der König ſah wieder auf die Steine. „Alſo die Leute des Erzbiſchofs ſchlugen an die Glocke. Ich höre, daß Einige aus der Stadt den Räubern Vorſchub leiſteten und ſogar mit ihren Wehren die Bewaffneten des Herrn Willigis an der Verfolgung hinderten. Weißt du auch darüber etwas?“

Heriman beſann ſich. „Sie ſagen, daß ſcharfer Schwertſchlag getauſcht wurde und daß Held Immo nur darum ins Unglück kam, weil er einen Andern, der, wie ſie ſagen, ein Erfurter war, nicht unter den Schwertern der Reiſigen zurücklaſſen wollte. Und da manche in Erfurt glauben, daß der Held wegen ſeiner Treue gegen ein Stadtkind verwundet und gefangen wurde, ſo trauern dieſe über ſein Unglück."

Da ſchob der König den Kram heftig von ſich und ſtand auf. „Räume fort, ich will gar nichts mit dir zu thun haben."

Heriman öffnete zum zweitenmal ſeinen Beutel und packte ruhig ein. „Wenn der Herr König meint, daß die Erfurter Lämmern gleich ſind, welche ſich ſcheren laſſen und dann noch aus der Hand, die ſie geſchoren hat, das Futter nehmen, ſo kennt er ſeine treuen Bürger nicht. Bei uns lebt mehr als einer, der einen Racheſchwur gegen den Grafen Gerhard gethan hat, weil dieſer ein raubgieriger und ungerechter Mann iſt."

„Jetzt verſtehe ich," ſprach der König ſich ſetzend. „Das an dem Dolch iſt ja wohl Byzantiner Arbeit, laß ſehen." Und Heriman packte wieder aus. „Wie kommt's, daß man den Mann nicht mit Weiden geſchnürt hat, der, wie du ſagſt, für den Räuber Immo das Schwert zog, und dem der Räuber, wie du ſagſt, ſeine Treue erwies. Mich wundert's, daß einer, der des Königs Frieden ſo frech gebrochen hat, frei in den Gaſſen wandelt."

„Die Wächter des Erzbiſchofs waren Stadtfremde," entgegnete Heriman argwöhniſch nach dem König blickend, „und die Erfurter haben vielleicht nicht ſehr nach dem Einheimiſchen geſucht. Auch hat der Bürger eine Gewohnheit. Bevor er im Zwielicht das Schwert zieht, ſo ſtreicht er ſein Haar, wenn er es lang trägt, über das Geſicht; vielleicht birgt er auch ſeine Glieder in einem wendiſchen Kittel." Er trat an den Tiſch, bereit die Steine wieder einzupacken.

„Laß nur liegen," ſprach der König, „ich ſehe, dein Haar iſt kurz genug. Sagteſt du nicht, daß ſich die Dienſtleute des Erzbiſchofs zu eurem Schaden in der Stadt mehren?"

„Herr, die Stadt wird dabei groß, und wenn auch ſchlechtes Volk unter den Zugewanderten iſt, ſo muß man doch zugeben, der Stiftsvogt des Mainzers hält über ſeine Leute ſtrenges Gericht. Nur ſorgen bei uns die Alten, welche Beſcheidenheit haben, daß die Königsmacht dadurch kleiner wird und daß ſie vielleicht einmal ganz ſchwindet.“

„Denken Viele wie du, daß ſie lieber dem König dienen wollen als dem Erzbiſchof?“

„Das Mehrtheil wird ſagen, es kommt darauf an, wie der König iſt und wie der Erzbiſchof iſt. Dennoch, wenn der König eine ſtarke Hand hat und ſein Vogt billig denkt, ſo wird der Bürger freudiger einem Helden dienen, der ein Schwert trägt, als einem geſchorenen Haupte.“

„Ihr ſelbſt ſitzt am liebſten daheim; aber ihr hört es gern, wenn der Spielmann vor euch ſingt, wie die Knie des Königs im Drange der Schlacht wund gerieben wurden,“ ſagte der König mit trübem Lächeln. „Gemächlicher iſt dein Herdſitz, Heriman, als der Sitz deines Königs, welcher das ganze Jahr im Sattel reitet. Geh in Frieden mit deinen Waaren, dies hier habe ich für die Königin ausgewählt, laß dir den Preis von meinem Kämmerer zahlen. Und vernimm noch eins, was ich dir in deiner Redeweiſe vertrauen will. Die beſcheidenen Leute in Erfurt und anderswo meinen, der Mann handelt unweiſe, welcher mit unbedecktem Haupt auf der Straße läuft, wenn der Hagel herunterſchlägt. Beſſer thäte er, ſein Antlitz zu bergen, bis das Wetter vorübergerauſcht iſt.“

„Das iſt gute Lehre,“ verſetzte Heriman demüthig, „zumal wenn ſie ein König gibt. Aber wir im Lande haben ein Sprichwort, womit wir uns tröſten: je treuer der Sinn, deſto dicker der Kopf.“

Als Heriman das Gemach verlaſſen hatte, ſprach der König zu dem eintretenden Kämmerer: „Das iſt ein redlicher Thüring. Sorge, daß er ſein Geld ohne Verzug erhält.“

12.

Das Gericht des Königs.

Auf niedriger Anhöhe ſtand unweit dem Mühlberg eine große Linde; dort wurde innerhalb gezimmerter Schranken dem Könige der Richterſtuhl erhöht und Sitze für die Großen des Reiches, welche in ſeinem Gefolge ritten. Die Diener breiteten Teppiche und Polſter auf das Holzwerk, das Banner des Königs ward aufgeſteckt, der Rufer trat an den Eingang des Geheges und die Leibwächter ſchritten mit ihren Spießen in die Runde, das verſammelte Volk abzuwehren. Die Frühlingsſonne ſchien warm und die Lerchen ſangen freudig von der Höhe, aber Landleute und Burgmannen, welche in großen Haufen herzugeeilt waren, hielten ſich abſeits, ſprachen leiſe mit einander und ſahen ſcheu nach dem Gerichtsbaum und zurück nach dem Dorfe, bei welchem das Lager des Königs war. Nicht die Ehrfurcht allein bändigte ihnen Stimme und Geberden, ſonſt zogen ſie wohl einem ſcharfen Gericht wie einem Feſte zu und freuten ſich, wenn das Haupt eines Miſſethäters auf den Raſen fiel; diesmal war den Meiſten der Muth beſchwert, entweder weil ſie dem Helden Immo wohlgeneigt waren, oder weil ſie dem Grafen Gerhard geringes Glück gönnten.

In geſondertem Haufen ſtanden die freien Bauern vom Neſſebach, in ihrer Mitte der alte Baldhard mit Brunico und ſeinem Geſchlecht, und Baldhard ſtreckte den Arm nach dem Ring der rothen Berge aus, auf welchen die Mühlburg ragte: „Seht dorthin.“

Auf dem Grunde lag der weiße Waſſerdunſt, darüber ſtrahlten die Höhen wie abgelöſt vom Erdboden und wie von eigener Glut durchleuchtet. An den waldloſen Stellen ſchimmerte das Erdreich hier roſenfarben und blau, dort blutig roth. „Schaut Alle,“ rief Baldhard, „gleich rothem Golde glänzt Erde und Stein. Manches Mal ſah ich den alten Götterſchein an den Höhen, und Jedermann aus der Umgegend kennt das Gleißen, das man ſchwerlich an andern Bergen ſchaut. Aber niemals erblickte ich ſolches Feuer, und bekümmert fragen wir, was das blutige Licht dem alten Landgeſchlecht bedeute, gegen welches heut der Richterſtuhl gezimmert wird.“

Alle ſtarrten mit ſcheuer Verwunderung nach den Hügeln.

Und Ruodhard der Müller begann: „Die letzte Nacht war ſtill und der Mond ſtand am wolkenloſen Himmel, dennoch hörte ich im Berge ein Dröhnen und Brechen; wie mit ſchweren Hämmern arbeiteten Rieſenhände in dem Geſtein und ich ſah, daß die Grauwölfe heulend die Naſen hoben und in den Berg hineinfuhren.“

Da rief eine rauhe Stimme: „Die in der Tiefe hauſen, rüſten ſich, um junge Helden zu empfangen, welche vom Tageslicht geſchieden werden.“

Brunico ſtöhnte und wandte ſich ab.

„Beklagſt du die Söhne Irmfrieds?“ frug die Stimme neben ihm. Brunico ſah auf eine rieſige Geſtalt in einem Rock von Wolfsfellen, das buſchige Haar des Mannes ſtarrte wild um das Haupt, in dem Gurt ſteckte eine Axt mit neuem Stiel. „Jammervoll iſt dieſer Tag, Eberhard,“ murmelte der Knappe.

„Du hatteſt dich einem von ihnen gelobt,“ verſetzte der Hirt finſter, „ich aber war allen Sieben ein Knecht von den Vätern her. Darum bin ich neugierig zu ſehen, wie meine Herren auf ihrem eigenen Grunde von einem Fremden geſchlagen werden.“

„Wiſſe, Eberhard, der König ſelbſt iſt gekommen zu richten.“

„Bis heut waren die Söhne Irmfrieds Könige des Waldes, trifft ein fremder König die Sieben in den Nacken, wie mag ihr Knecht ſich noch ſeinen Herrn ſuchen? Der Stiel iſt neu und das Eiſen iſt ſcharf. Schwingt keiner der Herren die Axt in den Baum, ſo hebt der Knecht ſelbſt die Axt zu einem Herrenwurf, und er wählt ſich das Ziel. Von meinen Ebern bin ich entwichen, damit ich den fremden Richter ſchaue, weißt du mir ihn zu zeigen?“

„Du wirſt ihn erkennen, wenn er auf dem Richterſtuhl ſitzt,“ antwortete Brunico und wandte ſich ſcheu von dem Wilden ab.

Der König ritt aus ſeinem Hofe auf das Feld hinaus. Die Leute ſahen, daß er einen Hauptmann der Reiſigen zu ſich winkte, und daß dieſer nach dem Lager der Königsmannen eilte. Gleich darauf tönten von dem Anger Hörner und das Getöſe einer aufbrechenden Schaar.

Als der König herankam mit großem Gefolge von Geiſtlichen und Laien, klang der Heilruf nicht freudig wie wohl ſonſt, und der König merkte das und ſchaute düſter über die Haufen. Die Leute vernahmen, wie der Rufer Stille gebot und des Königs Gericht nach den vier Winden ausrief, und ſie drängten ſchweigend an die Schranken. Als darauf Immo zum Hügel geführt wurde zwiſchen entblößten Schwertern und nach ihm ſeine Brüder, da hörte man trotz dem Gebot des Schweigens lautes Klagen und Jammern der Weiber, und Viele knieten nieder, hoben die gefalteten Hände und thaten Gelübde, damit die Heiligen ſich der Angeklagten erbarmten.

Der König ſetzte ſich auf den Richterſtuhl und ergriff den weißen Stab, an welchem das goldene Königszeichen einer Lilie ähnlich glänzte. Erzbiſchof Willigis trat mit den Biſchöfen und Edlen, welche der König zu Rathgebern gewählt hatte, vor den Stuhl und begann: „Da des Königs Würde ſelbſt den Spruch thun will gegen den edlen Thüring Immo wegen Raubes einer Jungfrau und wegen Friedensbruchs, ſo iſt uns das Vorrecht geworden, im Rath zu ſitzen über die That und die Rache. Denn ſo iſt es Brauch, wenn der Spruch des Königs gegen das Leben eines Edlen geht. Was wir befunden haben, verkündet jetzt mein Mund dem Könige, wenn ſeine Hoheit es vernehmen will.“ Der König winkte und der Erzbiſchof fuhr fort: „Gegen die ruchbare That des Helden Immo und ſeiner Brüder hat Graf Gerhard Klage erhoben wegen des nächtlichen Raubes ſeiner Tochter Hildegard aus dem Dach der Herberge, und daneben mein Vogt zu Erfurt wegen Friedensbruches und ſchwerer Verwundung ſeiner Reiſigen. Darum möge die Gerechtigkeit des Königs erwägen, ob die ſchwere That verübt wurde gegen die Jungfrau ſelbſt, gegen den Vater und gegen den Frieden der Stadt. Bekunden ehrliche Zeugen, daß der Mann Immo ein Räuber der Magd war, ſo büße er mit ſeinem Haupt und Leben. Hat er nur durch gezücktes Schwert den Frieden der Stadt geſchädigt, ſo möge der König ihn ſtrafen, nicht an ſeinem Leben, aber an ſeinen Gliedern, an ſeiner Freiheit, an Gut und Habe, wie es dem König gefällt. Seine Geſellen aber, weil ſie als jüngere Brüder die Treue des Geſchlechtes erwieſen haben, möge der König ſtrafen oder verſchonen.“

Der König antwortete: „Ich rühme den Rath, den ihr Biſchöfe und Herren gefunden, als gerecht und billig.“ Aber hart war der Ausdruck ſeines Angeſichts, als er auf die Gefangenen hinſah.

„Sind hier alle Söhne des toten Irmfried verſammelt? Von ſieben Neſtlingen hörte ich ſingen und ſagen.“

Gundomar trat heran. „Einer iſt zurück, der jüngſte Sohn Gottfried; ſchuldlos iſt er, Herr, und hat keinen Theil an dieſem Frevel ſeiner Brüder.“

„Iſt er ſchuldlos, warum wird er dem Auge des Königs entzogen?“ frug Heinrich, „brachteſt du ihn von der Burg, ſo führe ihn her.“

Gundomar eilte aus dem Ring und Gottfried trat in die Schranken. Er trug das Panzerhemd, das ihm die Brüder geſchenkt hatten, um das runde Geſicht ringelten ſich die goldenen

Locken. In holder Scham ſtand er da; auf eine leiſe Mahnung ſeines Begleiters trat er näher, kniete vor dem König nieder und ſenkte ſein Haupt.

Der König ſah überraſcht auf den Knaben. Im Kreiſe der Herren erhob ſich ein beifälliges Gemurmel und aus dem gedrängten Volke klangen Heilrufe der Männer und Segenswünſche der Frauen. Der König erkannte, daß die Edlen und das Volk ihn rühmen würden, wenn er dem Unſchuldigen ſeine Gnade erwieſe. Und da ihm der Knabe gefiel, ſo gedachte er bei ſich, das Geſchlecht nicht ganz zu vernichten, ſondern dieſen zu bewahren, und er ſprach gütig zu ihm: „Steh auf und ſieh mir ins Geſicht.“

Gottfried ſtarrte aus ſeinen großen Augen ſo erſtaunt den König an, daß dieſer lächelte. „Tritt näher,“ gebot er, faßte den Knaben bei der Hand und ſtrich ihm über die Wange. „In jungen Jahren trägſt du das Eiſenhemd, wer hat dich ſo früh mit dem Schwert gewappnet, du Singvogel? Noch ziemt dir nicht der wilde Flug. Danke den Heiligen, daß jene dich bei ihrem nächtlichen Ritt zurückließen.“

„Gern wäre ich mitgeritten,“ antwortete Gottfried arglos, „und mich reut gar ſehr, daß ich's verſchlafen habe.“

Da lachten die Herren ringsum über die Kinderſtimme und nickten einander zu. „Ich merke,“ ſagte der König, „wir ſind hier in dem Lande, wo ſchon die Neſtvöglein trotzig ſingen, wenn auch ihre Stimme noch fein iſt. Daß du den Ritt verſchlafen haſt, Knabe, war dir diesmal größeres Glück als die beſte Heldenthat. Sieh auf deine Brüder; der einzige biſt du aus deinem Hofe, der ein Schwert trägt, obgleich es in deiner Hand noch ſchwerlich tiefe Wunden ſchlagen wird.“

Gottfried ſah erſchrocken auf ſeine Brüder, gürtete ſich ſchnell das Schwert ab und legte es dem König zu Füßen. „Verzeiht mir, Herr König, ich will nicht anders gehalten ſein als meine Brüder, laßt mich das Unglück, das ſie trifft, auch theilen,“ und er lief von dem König zu den Gefangenen und ſtellte ſich als letzter in ihre Reihe. Aber Gundomar ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zum Stuhl des Königs zurück. „Hebe dein Schwert auf,“ befahl der König gnädig, „damit ich dich ſelbſt damit umgürte; als Kriegsmann ſollen dich, Gottfried, Sohn des Irmfried, von heut an meine Edlen ehren.“

Da erhob ſich ein Summen und Brauſen in der verſammelten Menge und es verſtärkte ſich zu einem donnernden Heilruf für den König, ſo daß dieſer wieder befremdet über das Volk ſah. Denn die Leute hofften, daß die Huld, welche der König dem Jüngſten erwies, eine gute Vorbedeutung ſei für das Schickſal der anderen Brüder. Aber Solche, die den König zu kennen meinten, urtheilten anders.

Der König gebot: „Führt die Jungfrau herein.“

Geſtützt auf Edith trat Hildegard in die Schranken. Ein beifälliges Murmeln ging durch die Verſammlung, als die Frauen vor den Königsſtuhl traten. Würdig verneigte ſich Edith und ſtand mit gehobenem Haupt in der Verſammlung; und der König, welcher gedachte, daß ſie ſich ſtolz hielt, weil ſie von den Ahnen her dem königlichen Stamme verwandt war, faßte mit der Hand an die Lehne ſeines Stuhls und hob ſich ein wenig aus dem Sitz, indem er ſich gegen ſie neigte, um die Abkunft zu ehren. Ediths Augen ſuchten die Söhne. Als ſie Immo erkannte, das bleiche Antlitz und die ſchmerzvollen Züge, da that ſie einen Schritt auf ihn zu, aber ſie bezwang ſich und hob nur die Hand ſegnend gegen ihn. Neben ihr ſtand Hildegard, die Augen zum Boden geſenkt, ängſtlich griff ſie nach der Hand ihrer Begleiterin, um ſich daran zu halten. „Dies iſt deine Tochter Hildegard, Graf Gerhard?“ frug der König, und als der Graf ſich bejahend verneigte, fuhr er fort: „Wenig gleicht ſie dir, doch auch vom knorrigen Stamme kommt ſüße Frucht. Wahrlich, mancher von meinen jungen Helden wird über die Miſſethat des Räubers nicht erſtaunen. Faſſe Muth, Jungfrau, denn der Richter, welcher jetzt frägt, iſt dir wohlgeſinnt. Ueber dem Thüring Immo hängt die Klage, daß er dich mit Gewalt und entblößtem Schwerte aus dem Frieden meiner Burg Erfurt geraubt und durch ſeine Geſellen in ſein feſtes Haus geführt hat. Ob es Raub einer Jungfrau war, die widerwillig der Gewalt folgte, das erkennt der Richter aus dem Nothſchrei der Geraubten; denn wie dem Mann das gezückte Eiſen, ſo hilft der Jungfrau die Stimme. Haſt du dich geſträubt gegen die Entführung durch abwehrende Hand, und wenn die Hand gebändigt war, durch den Mund, ſo ſprich, damit wir dein Magdthum ehren und die That des Räubers erkennen."

Hildegard hielt ſich an Edith feſt. Es wurde ſo ſtill im Raum, daß man das Summen einer Mücke gehört hätte, aber kein Laut drang aus den zuckenden Lippen der Jungfrau.

Da trat Erzbiſchof Willigis zu der Schweigenden und ſprach mit väterlicher Milde: „Zum Dienſt der Heiligen biſt du beſtimmt; deshalb mahne ich dich freundlich, daß du alle Furcht abthuſt, denn du ſprichſt jetzt für deine eigene Ehre. Der Richter frägt, ob der Mann, der zu dir in die Herberge drang, dein Trauter war oder dein Räuber. Darum, haſt du dir Hilfe gefordert, ſo antworte nur ein: Ja, ich habe."

Im Angeſicht der Jungfrau wechſelte Bläſſe und hohe Röthe, aber ſie ſchwieg. Wieder ging ein Geflüſter durch die Verſammlung und manche Lippe verzog ſich zum Lächeln. Graf Gerhard drängte ſich vor und rief ängſtlich: „Möge die Hoheit des Königs Nachſicht üben mit meinem armen Kinde, dem jetzt die Angſt und Scham den Mund verſchließt. In jener Nacht aber hat ſie gerufen, wie einer ſittſamen Jungfrau geziemt, Zeter und Waffen, und hat ſich geſträubt, ſo ſehr ſie vermochte, als die Räuber ſie auf das Roß ſchwenkten."

„Da du ſelbſt den Schrei nicht gehört haſt, und die Jungfrau nicht reden will, ſo rufe Zeugen, wenn du deren haſt," gebot der König.

Graf Gerhard eilte an die Schranken und führte den

Wirth des Heſſenhofes herbei. Der Mann kniete nieder und bekannte: „Laut gellte der Nothſchrei einer Weiberſtimme aus dem Gemach, in welchem die Jungfrau raſtete, und als ich vom Lager ſprang und mit meiner Waffe in das Zimmer eilte, fand ich es leer, auf der Straße ſah ich Reiter davonſprengen und erkannte, daß einer die Jungfrau vor ſich auf dem Roſſe feſthielt.“

Der Nothſchrei klang von den vier Wänden,“ beſtätigte der König, „doch ſah der Zeuge nicht, ob es die Jungfrau war, welche rief. Hauſte das Grafenkind allein in der fremden Stadt?“

„Nur ihre Dienerin kam mit ihr,“ entgegnete der Graf, „ein unfreies Mädchen.“

„Warum iſt ſie nicht zur Stelle?“ frug der König. „Du hörſt, Beklagter, etwas fehlt an dem Zeugniß gegen dich. Vermagſt du den Spruch gegen dich weniger ſchwer zu machen durch deinen Eid und den Eid deiner Helfer, ſo darfſt du ſchwören, daß die Jungfrau dir ohne die Nothklage gefolgt iſt.“

„Ich ſchwöre nicht gegen ihre Ehre,“ antwortete Immo, „was mir auch darum geſchehe.“

Da hob Hildegard das bleiche Antlitz ein wenig und begann leiſe: „Einen Goldfaden ſandte ich ihm und er bewahrt ihn an ſeinem Herzen, die Sommerlinde auf der Idisburg ſah es und weiß es, daß er mich küßte. In der brennenden Stadt ſtand ein ſteinernes Kreuz, ſo wahr das Kreuz dort ſteht, ſo wahr iſt es, daß er mich aus den Händen der Mörder gelöſt hat durch ſeinen Arm und ſein Schwert. Dann kam er in der Nacht, in der ich angſtvoll am Boden lag, weil ich die Liebe zu ihm im Herzen trug und doch am nächſten Morgen zu den Heiligen ſollte; er weiß es wohl, daß ich ſchwieg, als er mich auf das Roß ſeines Freundes hob.“

In der Stille, welche dieſen Worten folgte, hörte man nur das Stöhnen des Vaters, welcher ſich abwandte und die Hände vor ſein Antlitz hielt.

„Folgteſt du freiwillig, ohne deiner Kindespflicht zu gedenken,“ frug der König, „wer denn that den Klageſchrei? Weiß Jemand Antwort zu geben, der antworte, damit der Zeuge nicht als meineidig erkannt werde.“

An den Schranken rührte ſich's unter den Bürgern, welche aus Erfurt herbeigeeilt waren. Frau Kunitrud wurde von Heriman und Andern vorgeſchoben und der Rufer öffnete ihr auf einen Wink des Erzbiſchofs die Schranken. Sie warf ſich auf die Knie und begann mit geläufiger Stimme, während ſie mehrmals aufſtand und wieder niederkniete, bis ſie in der Nähe des Königsſtuhls beharrte: „Es wird kein Brei ſo heiß gegeſſen als er gekocht iſt, und ein Kind aus Burg Erfurt traut ſich auch noch vor dem Könige zu reden, zumal wenn er jung iſt. Alles kann ich auf das Genaueſte verkünden, Herr König, denn ich ſelbſt habe die Entführung erlebt, und ſie war das Aergſte nicht, was ich erlebt habe; ſchlimmere Gewaltthat geſchieht in der Welt, und noch dazu von Leuten, welche weniger gutherzig ſind als dieſes junge Blut. Ihr ſollt wiſſen, Herr König, daß ich in jener Nacht bei der edlen Hildegard war. Reiſemüde ſaß ſie oder ſie lag auf dem Boden und rang die Hände, wie es ihr gerade gefiel. Da vernahm ich draußen Getümmel und Klappern von Pferdehufen und ich tröſtete die edle Hildegard und ſagte ihr: Das thut nichts, es ſind nur volle Brüder, welche gegen einander die Meſſer zücken, und es iſt des Königs Wache, ſie werden ſich untereinander raufen, wie ſie oft thun. Da ſprang die Thür auf und der Held Immo trat ein, ganz in Eiſen, und er fuhr auf die Jungfrau zu, welche wie ein Rohr wankte, als ſie ihn ſah; er faßte ſie und rief: „Mußt du Zeter ſchreien, Kunitrud, ſo harre, bis ich zu Roſſe bin.“ Ich ſchlug erſchrocken die Hände zuſammen und lief an das Fenſter, riß die Decke weg und ſah hinab, aber ich ſah nur Undeutliches in der Finſterniß; bis ich mich endlich beſann und das Geſchrei erhob, wie ſich geziemte.“

Der König winkte und der Rufer bedeutete der behenden

Frau zu ſchweigen, worauf ſich dieſe wieder mit Kniebeugungen aus den Schranken zurückzog.

„Folgte das Weib widerſtandlos dem heiſchenden Manne,“ entſchied der König, „ſo vermag der Richter nicht ihre Ehre zu rächen, ſie ſelbſt hat ſich ihres Rechtes begeben und iſt Mitſchuldige der Gewaltthat. Denn nicht ihr ſtand zu, ſich den Gemahl zu wählen, ſondern ihrem Herrn und Vater. An der Jungfrau haſt du, Schwertloſer, durch den Raub keinen Frevel geübt; der Richter fragt, ob du ihn geübt haſt gegen Gerhard den Grafen. Dieſer aber hat, wie du ſelbſt ſagſt, dir ſein Kind nicht verlobt, ſondern er wollte es nach dem Wunſch des Königs geſchleiert den Heiligen weihen. Weißt du, Immo, was dich von dieſer Miſſethat entſchuldigt, ſo verantworte dich.“

Die Lippen Immos bewegten ſich, aber er ſchwieg.

Da Immo auf die Frage, welche für ſein Leben entſcheidend war, nicht antwortete, hob Edith mit einem Klageſchrei die Hände zum Himmel, eilte durch die Verſammlung zu ihrem Sohn und umſchlang ihn mit ihren Armen. Er aber warf ſich vor ſeiner Mutter nieder und barg ſein Geſicht in ihrem Gewande.

Unter den Brüdern entſtand eine Bewegung. Odo trat ein wenig vor und begann auf einen Wink des Richters: „Immer wünſchen wir, daß der König uns gnädig ſei, zumal wenn wir vor ihm ſprechen ſollen und doch behender Worte nicht ſehr mächtig ſind. So geht es jetzt mir. Was aber die Klage des Grafen Gerhard angeht, ſo behaupte ich, Odo, Irmfrieds Sohn, und mit mir meine Brüder Ortwin und Erwin, Adalmar und Arnfried, daß die Klage völlig eitel und nichtig iſt, und wenn des Königs Huld uns Schwert und Roß gewähren will, ſo ſind wir Fünf, die wir jetzt ſchwertlos ſtehen, bereit, dies gegen den Grafen Gerhard und vier ehrliche Kämpfer ſeiner Freundſchaft zu erweiſen, überall, wo die Sonne ſcheint, die Luft weht und der Anger grünt.“

Der König ſah verwundert auf den jungen Helden, dem man wohl anmerkte, wie er die Worte bedächtig erwog, während er die grauen Augen und das unbewegte Geſicht auf die Verſammelten richtete. „Du biſt ein verwegener Geſell, daß du die Klage über eine ruchbare Miſſethat ungehörig ſchiltſt. Du ſelbſt haſt die geraubte Jungfrau auf der Burg verſchloſſen.“

„Ich bin nicht mein Bruder,“ verſetzte Odo trocken, „mir war auch bisher ganz wohl in meiner eigenen Leibeshülle. Die Klage aber geht gegen den Helden Immo und nicht gegen mich. Darum iſt ſie grundlos und für Jedermann iſt deutlich, daß mein Bruder die Jungfrau nicht geraubt hat. Sie hat den Rücken ſeines Roſſes nicht berührt; als ſie in der Nacht unter den Sternen dahinfuhr, war er gar nicht in ihrer Nähe, als ſie hinter dem Burgthor abgehoben wurde, lag er weiter von ihr entfernt, als die Stadt von der Burg. Wir im Lande aber ſtrafen nur die ſchwere That, nicht ſchweren Willen. Was er gewollt hat, darum mögen ſich die Unſichtbaren kümmern, welche, wie uns die Prieſter ſagen, ſogar die Gedanken eines Mannes erſpähen, der Richter unter der Linde ſpricht nur über ruchbare und greifbare That.“

Der König muſterte mit ſcharfem Blick den ſtattlichen Jüngling. „Wenn ich dich und deine Brüder betrachte, ſo wundert mich nicht, daß ihr die Sache wieder von des Königs Bank hinweg auf die Beine eurer Roſſe bringen wollt. Ich merke, du wagſt vor dem König Haare zu ſpalten. Was Jener nicht vollbrachte, that einer ſeiner Blutgeſellen.“

„Dies gerade iſt es, was ich der Gerechtigkeit des Königs ſagen wollte. Ungern redet ein Mann gegen ſich ſelbſt. Auch ich erinnere hier nur daran, daß er ſchuldlos an der That erkannt werden möge, weil er der älteſte von uns Brüdern iſt und, wie ich wohl weiß, unſerer Mutter der liebſte. Und ich fürchte, ſein Tod würde ihr das Herz brechen. Muß alſo Strafe das Haupt eines Mannes treffen, weil das Grafenkind auf ein Roß geſchwenkt wurde, ſo darf doch nicht mein Bruder für die That büßen, die ein Anderer vollbrachte. Hätte Graf Gerhard dieſen Andern verklagt, ſo dürfte der Andere ſich nicht beſchwert fühlen."

„Du ſelbſt warſt der Andere?" frug der König.

„Die Jungfrau wurde dem gereicht, der das ſtärkſte Roß hatte," erwiederte Odo vorſichtig. „Das Roß wurde vor Jahren von dem Weidegrund des Königs nach Thüringen geführt, es iſt vom beſten ſächſiſchen Schlag."

„Auch der Reiter, wie ich merke," verſetzte der König. „Tritt zurück, Jüngling; die Klage nennt nach Recht den Urheber, er gab den Rath, er ſtiftete die That, ihm frommte das Vollbringen. Du aber warſt nur ſein Gehilfe. Zum andern Mal frage ich dich, Immo, weißt du etwas, was dich entſchuldigt, ſo ſprich."

Immo ſtand in hartem Kampf, er wußte wohl, daß Gerhard in Wahrheit niemals der Vermählung günſtig geweſen war, er ſelbſt hatte früher dem König geſtanden, daß der Graf ihm kein Verſprechen gethan habe, und obwohl er jetzt in Todesnoth war, ſo erſchien ihm doch nicht mannhaft, an nichtige Worte des Gegners zu mahnen. Während er mit ſeinen Gedanken rang, ob er reden ſollte oder ſchweigend den harten Spruch erwarten, begann der König, zu dem Erzbiſchof gewandt: „Als die Rathgeber mir durch euren Mund, hochwürdiger Vater, ihren Rath kündeten, haben ſie, ſo ſcheint mir, Eines nicht erwogen. Der Thüring Immo war es, welcher dem Grafen zu Hilfe kam, als dieſer in Kerkernoth ſaß. Denn hätte der Jüngling nicht vor mir das Knie gebeugt, ſo würde der Graf einem ſchweren Schickſal nicht entgangen ſein. Damals nun hat, ſo ſcheint mir, der Jüngling von dem Grafen ſelbſt ein Verſprechen erhalten, welches die Tochter betraf. Hat aber der Jüngling den Raub verübt auf Grund eines Gelöbniſſes, das er von dem Vater empfing, ſo würde ſeine Verſchuldung gegen den Gerhard gering erſcheinen, denn er hätte durch empfangenes Verſprechen ein Recht auf die Jungfrau gewonnen, wenn auch der Raub ein Frevel gegen den König und den Stadtfrieden war.“

Da drängte ſich Graf Gerhard eilig hervor und rief laut in dem Ringe: „Keinerlei Gelübde hat der Räuber erhalten, und kein Schwur vermag ihm zur Entſchuldigung zu gereichen; weder die Tochter noch irgend etwas Anderes habe ich ihm verheißen, damit er thue, was mir zum Heil helfen konnte. Ganz ohne Entgelt wagte er, was für ihn kein ſchwerer Dienſt war, da des Königs Gnade über denen, die im Unglück ſind, ohnedies barmherzig waltet. War ich ihm einen Dank ſchuldig, ſo hätte ich ihm wohl etwas Gutes erwieſen durch ein Roß oder ein ſtattliches Gewand, wie es im Lande Brauch iſt, nur nicht durch ſo unerhörten Lohn, wie das Magdthum meines Kindes.“

„Wie?“ frug Heinrich, „war er ſo thöricht, deine Sünden zum Könige zu tragen, ohne den Brauch der Welt zu üben und an den eigenen Vortheil zu denken? ungern mag ich das glauben, wenn auch du es ſagſt. Sprich ſelbſt, ſchwertloſer Mann, redet der Graf die Wahrheit?“

Durch Immos Seele fuhr ein heißer Schmerz; hätte er den Schwur des Grafen angenommen, vielleicht wurde er jetzt der Gefahr enthoben und zuletzt doch mit der Geliebten vereinigt. Die Lehre, welche er vom Vater Bertram gekauft hatte, mochte Unglück und Tod über ihn bringen. Und doch hörte er in dieſem Augenblicke der Entſcheidung wieder das feierliche Flüſtern des alten Mönches, das ihn damals mit Ehrfurcht erfüllt hatte, und in ſeiner Seele ſchrie es, daß der Rath hochſinnig und ehrlich geweſen war. Darum ſprach er leiſe in der Verſammlung: „Der Graf redet die Wahrheit, ich empfing keinen Schwur von ihm, weder um ſeine Tochter noch um etwas Anderes, und ich habe mir ſie geraubt, wie Kriegsleute in der Noth thun, weil ſie mir lieber iſt als mein Leben.“

„Nun denn,“ rief der König, „ſo ſprich, was trieb dich damals, ein unholder Bote des Grafen zu werden?“

„Mich jammerte, daß der Edle gegen einen Ehrloſen kämpfen ſollte, und mehr noch als das Schickſal des Gebundenen ängſtigte mich die Trauer der Jungfrau. Und Herr, wenn ich Alles ſagen darf, wie es mir damals erging, ich trug den Brief wahrhaftig in Einfalt und treuem Sinne, denn ich wußte und bedachte nicht, daß ich meinem huldreichen Herrn Ungünſtiges reichte.“

Da flog ein heller Schein über das Angeſicht des Königs. War es ein Sonnenſtrahl oder ein Wetterleuchten aus ſeinem zornigen Gemüth, das wußten die Herren nicht, die den König mit geſpanntem Blick betrachteten.

Nur der Erzbiſchof erkannte, daß in dem Gemüth des Königs etwas vorging; und da Willigis ein ſehr kluger Herr war, ſo dachte er der veränderten Meinung des Königs Genüge zu thun, und zugleich ſich ſelbſt einen Gewinn zu ſchaffen, den er ſich ſeit lange erſehnte. Deshalb begann er: „Alle preiſen wir des Königs Huld, welche auch an dem ſchuldigen Mann das Ehrenwerthe zu ehren weiß, und Viele gibt es hier, welche ein mildes Urtheil für ihn erſehnen. Keiner aber wagt für ihn zu ſprechen, weil er an der Kirche und den Heiligen gefrevelt hat, indem er ein Weib entführte, welches der König dem Herrn verloben wollte. Darum ziemt vor Andern mir, meinen Herrn und König flehend zu mahnen, daß er ſowohl der Kirche eine Sühne gewähre, als auch dem Schuldigen Leben und Ehre erhalte. Möge der Weisheit des Königs gefallen, den Berg und die Burg, welche Held Immo verwirkt hat, den Heiligen zu übergeben, damit ſie fortan dem Erzbisthum gehören, und damit ich einen Lehnsmann hinaufſetze, entweder den Helden Immo ſelbſt oder einen Andern, wie es dem Könige gefällt.“

Der König ſah überraſcht auf den Erzbiſchof. Er gedachte der Worte, welche ihm Heriman zugetragen hatte, und ihm gefiel gar nicht, den mächtigen Prieſter zum Herrn im Lande zu machen. Dennoch konnte er die Hilfe deſſelben nicht entbehren, und ſo ſaß er, das Geſicht freundlich ihm zugewandt, aber in ſeinem Herzen meinte er es weit anders. Denn ihm hatte noch dieſen Morgen im Sinne gelegen, die Mühlburg für ſich ſelbſt zu behalten, aber ſie vielleicht als Lehn des Reiches einem Manne aus Irmfrieds Geſchlecht zu übergeben. Darum hatte er heimlich ſeinen vertrauten Kriegsmann auf die Burg geſandt, welcher in Abweſenheit der Herrin einen Verſuch machen ſollte, die Beſatzung zu täuſchen oder zu überwältigen, und er hatte ihm geboten, ſtracks eine Stelle der Mauer zu brechen, damit des Königs Macht ſichtbar werde. Jetzt gefiel ihm dieſer Gedanke noch mehr.

Während der König auf die Antwort ſann, hörte er das Rauſchen eines Gewandes. Ein Mönch kniete zu ſeinen Füßen, es war Reinhard aus Herolfsfeld, der Vertraute ſeines Kaplans, des frommen Godohard. Er winkte dem Demüthigen zu: „Was begehrſt du, Vater Reinhard, der du jetzt durch Herrn Bernheri zum Präpoſitus deines Kloſters ernannt biſt?“

„Nicht aus eigenen Gedanken, ſondern nach dem Willen meines Herrn Bernheri wage ich Unwürdiger in dieſer hohen Verſammlung zu bitten, zunächſt, daß Herr Willigis mir verzeihe, wenn ich anders ſpreche, als ihm ſelbſt gefällt. Die Mühlburg liegt nahe den Hufen und Wäldern, welche dem heiligen Wigbert gehören, und keine Sicherheit hat das Kloſter in Thüringen zu hoffen, wenn nicht der Gewappnete, welcher auf der Mühlburg hauſt, dem Kloſter gehorcht. Auch iſt bereits ein Heiligthum auf dem Berge, welches St. Wigbert ſelbſt geweiht hat, und das edle Geſchlecht des Helden Immo betet ſeit der Urzeit an den Altären des Kloſters. Darum flehe ich, daß es der Gnade des Königs und auch der Weisheit des Erzbiſchofs gefallen möge, den Berg und die Burg meinem Kloſter zu gewähren, damit dieſes einen treuen Kriegsmann hinaufſetze, der auch dem Könige wohlgefällig iſt.“

Der König ſah das zornige Geſicht des Willigis und um ſeinen Mund zuckte ein ſchadenfrohes Lächeln, denn ihm war lieb, daß die zweite Bewerbung leichter machte, dem Erzbiſchof für jetzt ſeinen Wunſch zu verweigern. Er hinderte alſo die Gegenrede, welche der Erzbiſchof vorbereitete, indem er antwortete: „Uns ziemt demüthige Erwägung, wenn zwei ſo fromme Väter ſich daſſelbe Gut begehren. Da du aber mir ſagſt, daß das Geſchlecht des edlen Immo ſich längſt den heiligen Wigbert zum Beſchützer und Fürbitter erwählt hat, ſo will ich dich, Immo, ſelbſt fragen: Wie kommt es doch, daß ihr ſeither vermieden habt, den heiligen Wigbert als Herrn zu erkennen. Uebel haſt du, ſo ſcheint es, dich berathen, daß du dich der Lehnshoheit des Heiligen entzogſt, denn er vermöchte dir jetzt vielleicht die Mauern zu erhalten.“

Was der König ſagte, fiel ſchwer auf das Herz des bedrängten Mannes, dennoch trat er mit gehobenem Haupte vor: „Herr, was ich als freies Erbe von meinen Vätern überkommen habe, das wollte ich in Ehre und Werth unvermindert den Nachkommen überlaſſen; immer war der Stolz meiner Ahnen, keinem Lehnsherrn zu dienen.“

„Und doch würdeſt du jetzt froh ſein,“ warf ihm der König prüfend entgegen, „wenn du dein Erbe wenigſtens als Beſitz aus der Hand der Kirche zurückerhielteſt, damit du hätteſt, wo du dein Haupt birgſt.“ Immo ſchwieg. „Antworte mir,“ befahl der König.

Immo kniete nieder. „Da mein Herr und König mich frägt, ſo will ich, obwohl in Todesnoth, eine ehrliche Antwort geben. Kleiner wird alljährlich die Zahl der Freien im Lande, mein Geſchlecht aber ſaß ſeit der Urzeit auf dieſem Grunde. Nicht vom König und nicht von der Kirche ſtammt unſer Recht, ſondern von der milden Himmelsſonne ſelbſt erbaten meine Ahnen ihr Eigen, bevor König und Kirche im Lande herrſchten. Wenig liegt mir am Leben, da ich doch Alles verloren habe, worauf ich hoffte; aber ein Vaſall werde ich nicht.“

In dem Kreiſe der Edlen entſtand eine Unruhe und Heinrich rief: „Wahrlich, der König mag zufrieden ſein, daß das Erbe deines Hauſes nur klein iſt, denn du ſteigſt über den Adler und fährſt höher in deinen Gedanken, als die Großen des Reiches, welche ſelten verſchmähen, auch von Anderen als dem Könige Land und Leute zu empfangen. Nicht unwahr reden die Menſchen, wenn ſie euch die kleinen Könige aus dem Walde nennen. — Jetzt aber gedenke vor Allem, ob du der Noth dieſer Stunde entrinneſt. Als den Räuber ſeiner Tochter hat dich Gerhard verklagt, und zum dritten Mal warne ich dich. Rede, wenn du etwas weißt, was dich gegen ihn entſchuldigt, denn du redeſt für deinen Hals."

Da ſprach neben dem Könige eine leiſe Stimme: „Lieber Herr König, ich weiß etwas." Heinrich winkte den jungen Gottfried an ſein Ohr, dann befahl er ihm laut zu reden. Der Knabe trat in den Ring vor den Grafen und begann muthig: „Was mein Bruder verſchweigt, daran will ich mahnen: Gedenke, Graf Gerhard, daß du einſt meinen Bruder Immo einen Froſch nannteſt, der aus dem Weiher zu der Königstochter hinaufhüpft. Damals forderteſt du ſelbſt, daß mein Bruder ihr Geſelle werden ſollte, und du befahlſt der Hildegard, weil ſie den kalten Froſch nicht anrühren wollte, daß ſie es doch thun mußte. Aus einem Becherlein haben ſie getrunken und aus einem Schüßlein gegeſſen und mit einem Goldfaden haben ſie ſich gebunden, den ſie meinem Bruder Immo geſchenkt hat. Heut widerſtrebſt du mit Unrecht, daß er ihr Gemahl wird, denn du ſelbſt haſt deine Tochter dazu angeſtiftet, daß ſie ihn werth halten ſollte."

Der König frug ergötzt: „Was weißt du auf die Sage des jungen Helden zu antworten? Haſt du ſelbſt den Jüngling und die Jungfrau vertraulich gemacht, wie darfſt du dich beſchweren, daß ſie auch ſpäter ſich zu einander geſellten?"

Da rief Graf Gerhard zornig: „Habe ich jemals Einiges von dem Froſch geſagt, ſo vermag der König leicht zu ermeſſen, daß dies nur ſcherzweiſe und beim Trunk geſchehen iſt, wie man mit Kindern wohl zuweilen handelt. Im Ernſt aber habe ich nie daran gedacht, den Helden aus den Waldhecke zum Gemahl für mein Kind zu wählen, denn damals ſtan er noch in Kloſterzucht und ſpäter hatte er die Gunſt de Königs verloren. Auch war dieſes Geſchlecht eines Zaunkönigs welcher hier gegen mich piept, mir und meinen Mannen of feindſelig und abgeneigt.“

Da erröthete Gottfried im Eifer und rief: „Darf ich ih noch einmal antworten, Herr König? Eine andere Sage hör ich in den Waldhecken, die er ſchmäht, daß einſt Wolf Iſegrim ein Graf unter den vierfüßigen Thieren, das Neſt der Zaun könige verſpottete, aber theure Buße zahlte er dafür. Den die Vögel aus den Lauben begannen einen Streit gegen ih und als ſie in einer Waldlichtung auf einander trafen, d wurde dem Wolf das Fell gerauſt und Iſegrim ſtand an Abend mit entblößtem Haupt an dem Neſt der Zaunkönig und bat demüthig vor allem Volk die kränkende Rede a Laßt euch erzählen, wie Wolf Iſegrim damals Abbitte th Der jüngſte Neſtling aus dem Geſchlecht, das er geſchmä hatte, wurde ihm gegenüber geſtellt, und vor ihm mußte d Wolf ſich demüthigen. Merke wohl, Graf Gerhard, ich we das genau, denn der junge Vogel war ich und du warſt de Wolf.“

Der Graf wurde zornroth und unwillkürlich taſtete ſein Hand nach der Schwertſeite. Aber im Kreiſe der Herren e hob ſich ein ſchallendes Gelächter und Gottfried fuhr fo indem er dem Grafen näher trat und nach dem Schwer deſſelben wies: „Bei dieſem Kreuz wurde beſchworen, daß d Fehde abgethan ſein ſollte und aller Groll vergeſſen. Un beim Mahle trug ich dir die erſte Kanne Wein zu, und i den du jetzt wegen ſeiner Stimme ſchmähſt, ſang dir den Wi kommen. Denke auch daran, Graf Gerhard, wie du damal zu meinem Bruder ſprachſt: Sehr leid thut es mir, Imm daß der König mit meiner Tochter Anderes im Sinne ha wenn ich mit ihr verfahren könnte wie ich wollte, ſo mei ich, ſie würde es nirgend beſſer haben als bei euch in den Waldlauben, und gern würde ich ſie dir gewähren, da ich weiß, daß ſie dir lieb iſt. So haſt du geredet, und ſo haſt du ſelbſt ihm den Muth gegeben, ſich die Braut zu holen.“

Wieder ging ein Summen und Lachen durch den Ring, der Graf ſuchte ängſtlich im Angeſicht des Königs zu leſen und niederknieend ſprach er: „Ich flehe, daß die Weisheit des Königs nicht vergangene Reden zu meinem Schaden gelten laſſe. Denn wenn ich auch hie und da beſſere Geſinnung gegen den Helden Immo hatte, durch den Raub der Jungfrau und durch den Friedensbruch iſt er und ſein Geſchlecht aus Frieden und Ehre geſetzt und kein Edler kann billigen, daß ich mein Kind, auch wenn es nicht geſchleiert wird, einem von Jenen dort vermähle.“

„Du haſt ein Recht, ſo zu ſprechen,“ verſetzte der König ernſthaft, „und mich freut's, daß du gelernt haſt, ſtrenge über einen Mann zu urtheilen, der geraubt hat. Nicht vergebens haſt du mich gemahnt, denn der König iſt dazu geſetzt, Jedem ſein Recht zu geben, das er ſich verdient hat.“

Draußen klang Hufſchlag; der Hauptmann trat gegenüber dem König in die Schranken, und warf einen ausgebrochenen Mauerſtein vor dem Richterſtuhl auf den Boden, zum Beweis, daß des Königs Befehl vollführt ſei. Da hob Heinrich ſeinen Arm und rief den Söhnen Irmfrieds zu: „Die Burg eurer Väter iſt in der Hand des Königs und harte Hände meiner Krieger werfen die Steine der Mauer, damit das Volk erkenne, daß der König Herr iſt im Lande.“ Die Verſammlung erhob ſich, die Gewappneten ſchlugen an die Waffen und riefen dem Könige Heil. Aber die Söhne Irmfrieds ſprangen erſchrocken zuſammen und Edith ſah bekümmert nach dem Helden Gundomar, der bei den Worten des Königs zuckte wie von einer Natter geſtochen.

Und der König fuhr fort: „Die Mauer breche ich ſo weit, daß der König mit ſeinem Heergefolge unter freiem Himmel hereinreitet; du Gottfried, magſt die Mauer wieder aufbauen und für dein Geſchlecht bewahren. Was dem König anheimgefallen iſt durch den Frevel deiner Brüder, das gebe ich dir dem Schuldloſen zurück in deine Hand als dein freies Eigen, das du fortan behaupten ſollſt als ein Geſchenk, das nicht von der Sonne ſtammt, ſondern von der Gnade des Königs. Denn dem Könige liegt auch am Herzen, die alten Landherren zu ſchützen, wenn ſie nicht Bedrücker ihrer Nachbarn werden.“ Er wandte ſich zu dem Erzbiſchof und zu Reinhard und ſagte heiter: „Darum mögen mir heilige Männer meines Landes nicht übel deuten, wenn ich ihren frommen Wunſch für die Kirche diesmal nicht gewähre. Oft habe ich gewährt, da ſie oft bitten. Hier aber geht, wie ihr alle merket, der Handel um Königsgut zwiſchen zwei Königen, der eine bin ich und der andere iſt hier der kleine König aus den Waldhecken, und darum will ich einem Herrn meinesgleichen nicht zuwider ſein, wenn ſein Krönlein auch nur klein iſt.“

Da der Erzbiſchof ſah, daß der König ihm die Mühlburg verſagte, ſo war ihm lieb, daß die Mönche von St. Wigbert ſie auch nicht erhielten, ſondern ein Knabe, den er ſich einſt geneigt machen konnte, und er antwortete lächelnd: „Der König hat weiſe entſchieden und uns allen das Herz erfreut, indem er das Geſchlecht eines ſeligen Bekenners vor den Edlen ehrte. Du aber, Jüngling, denke daran, daß du fortan als Herr auf eigenem Grunde gebieteſt.“

Der Knabe ſtand nachdenkend, dann trat er vor den König. „Iſt's an dem, lieber Herr König, daß ich jetzt Herr bin über die Mühlburg?“

Der König zog einen Ring vom Finger und faßte die Hand des Knaben. „Schwach iſt deine Hand, du mußt ihn auf dem Daumen tragen,“ ſagte er. „Wie ich dieſen Ring hier abziehe und dir anſtecke, ſo übergebe ich, was dem Reiche an Berg und Burg deiner Väter gehört, dir zu freiem Eigen.“

Gottfried küßte die Hand des Königs und rief freudig:

„Und ich darf mit dem Gut beginnen, wozu nur immer ein Herr ſein Gut gebrauchen will?“

„Das darfſt du, Jüngling.“ verſetzte der König unruhig, denn er ſah den jungen Burgherrn zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Mönch Reinhard ſtehen. „Nur beachte wohl, daß du es nicht zum Schaden des Königs gebrauchſt.“

Da ſchlug der Knabe froh die Hände zuſammen und rief: „Nicht zum Schaden des Königs, ſondern zu ſeinem Nutzen, denn ich will der Burg einen Herrn geben, der dem König beſſer dienen kann als ich.“ Und er zog den Ring von ſeinem Daumen, lief damit durch die Verſammlung zu ſeinem Bruder Immo, kniete vor dieſem nieder und rief: „Nimm den Ring, mein Bruder, und nimm den Berg aus meiner Hand und dulde, daß ich dich als meinen Herrn ehre, denn lieb biſt du mir, und gütig warſt du mir immer wie ein Vater.“

Immo warf ſeine Arme um den Bruder, die Thränen brachen ihm aus den Augen und beide hielten einander umſchlungen. Alles in den Schranken war ſtill, die Augen des Königs leuchteten hell, aber auch er ſchwieg, bis Gottfried ſeinen Bruder an der Hand nahm und zum Könige fortriß. Dort warf ſich der Knabe nieder, umfaßte die Knie des Herrn und wollte ihn anflehen, aber er legte das Haupt auf die Knie, hielt den König umklammert und ſchluchzte in ſeinem Schoß.

Der König, dem ganz ungewohnt war, daß ihn Kinderarme umſchlangen, machte zuerſt, ſeiner Würde gedenkend, eine Bewegung, den Weinenden abzuſchütteln. Aber das Zutrauen und das heiße Weinen bewegten ihm das Herz, und er ſprach leiſe: „Habt ihr je, edle Herren, beſſere Rede eines Bittenden gehört? Auch du ſchweigſt, Immo, und auch dir rinnt Thau von den Wangen? Iſt das euer Lied, womit ihr die Herzen rührt? Noch mehr!“ fuhr er fort, als er ſah, daß die Brüder und die Mutter vor ihm knieten, „ihr verſteht gut, wie man eines Königs Gnade gewinnt, leiſe nur bringt der Geſang in das Ohr, aber er vermag wohl den Zorn zu tilgen. Steh auf, Knabe; und du tritt näher, Immo, dein Recht ſollſt du erhalten im Guten und Böſen, wie du verdient haſt.“

Mit bleichem Angeſicht trat Immo vor den Stuhl des Herr und beugte das Knie. „Ich ſehe dich vor mir,“ fuhr Heinrich fort, „wie an jenem Abende, wo du den Brief des Grafen zu meinen Füßen niederlegteſt. Damals war ich unwillig, wei du zum Vortheil eines Andern ſchwere Sorge auf mein Haup ſammelteſt, und ich habe ſeitdem in meinen Gedanken mit di gezürnt. Denn, Immo, ich war dir von Herzen zugethan, und ich vertraute ganz feſt deiner Treue und deiner guten Geſinnung zu mir. An jenem Abend nun meinte ich mich von di verrathen, und daß du, um das Grafenkind zu gewinnen, di Treue gegen mich verleugnet hätteſt. Das that mir von di weh, und darum war ſeitdem dein Thun mir verhaßt. Heut aber habe ich erkannt, daß du redlich gegen mich warſt, wenn auch unbedacht. Darüber bin ich froh. Und obgleich du gege den Frieden des Landes gefrevelt und meinen Willen gekreuz haſt, und obgleich ich einen Spruch gegen dich finden muß al Herr, der über Recht und Frieden zu walten hat, ſo will i dir doch vorher die Ehre geben, die der König einem Edle gibt, der ihm lieb iſt.“ Der König erhob ſich ſchnell, ſtreckt die Hand nach dem knienden Immo aus, hob ihn auf, küßt ihn auf den Mund und lachte ihn freundlich an und ſein Antlitz, das ſonſt bleich war wie das eines leidenden Manne röthete ſich, wie einem geſchieht, der ſich heimlich freut.

Als der König ſo huldreich dem Gefangenen ſeine Ehr gab, ſchlugen die Gewappneten mit den Waffen zuſammen un riefen dem Könige Heil, und um die Schranken erhob ſich ei Jubelgeſchrei, welches nicht enden wollte.

Aber den Freudenlärm übertönte ein ſo gellendes und un gefüges Jauchzen, daß auch eifrige Rufer erſtaunt innehielten und eine blinkende Axt flog aus dem Volkshaufen nach den Gerichtsbaume und ſchlug krachend in das Holz des Wipfel Als um den Werfer ein Getümmel entſtand und der König ver wundert auf das Gedränge ſah, eilte Brunico heran und auf einen Wink des Königs in die Schranken gelaſſen, erklärte er begütigend: „Der wilde Sauhirt that es in übergroßer Freude, weil er den Hofbrauch wenig kennt.“

Heinrich ſah über ſeinem Haupt das Eiſen durch die Aeſte blinken, er ahnte eine überwundene Gefahr und ſprach lächelnd zu Immo: „Subulcus surculos secat.*) Iſt das eure Art Ruthen zu ſchneiden, wenn ihr einen widerwärtigen Schüler ſtrafen wollt?“ Und er nahm ein abgeſchlagenes Reis, welches an ſeinem Gewand haftete, und ſchlug damit auf Immos Finger.

„Jetzt aber höre in Demuth, auch was dir leidvoll wird,“ begann er wieder mit Königsmiene und ſetzte ſich auf dem Stuhl zurecht: „die Jungfrau, welche du entführt haſt, damit ſie dein Gemahl werde, verweigert dir der Vater, und du mußt ihr entſagen, wenn dir nicht gelingt, den guten Willen des Grafen für dich zu gewinnen. Biſt du zufrieden mit dem Spruch, Graf Gerhard?“

Der Graf ſtand in großer Verwirrung. Daß der König den Gefangenen durch einen Kuß ehrte und ihm ſeine Ehre vor der Verſammlung beſtätigte, ängſtigte ihn ſehr, weil er die geheimen Gedanken des Königs falſch gedeutet hatte; und er vermochte, wie gewandt er ſich ſonſt zu biegen wußte, doch nichts Schickliches zu erwiedern, ſondern ſtieß nur heraus, nach Art der Thüringe, welche ungern ja ſagen: „Hm,“ und „allerdings, es iſt, wie der König meint“; aber ihm ahnte, daß er in einem üblen Handel war, und daß der Richter ihm noch Arges ſann. Dabei fiel ſein umherirrender Blick auf Heriman, welcher außerhalb der Schranken dem König gerade gegenüber ſtand, und ſeine Angſt wurde noch größer. Der König aber wandte ſich wieder zu Immo: „Da mein Vogt von Erfurt keine Klage gegen dich erhoben hat wegen deines nächtlichen Rittes, ſo beſteht wider dich die Klage der Erzbiſchöflichen wegen Aufruhrs und ſchwerer Verwundung. Die Wunden wirſt du nach Landesbrauch entſchädigen, wegen des gebrochenen Stadtfriedens ſollſ du ohne Schaden an Leib und Leben das Land räumen. Un ich verſage dir deine Heimat, Dach und Herd auf ein Jah und einen Tag von morgen an.“ — Ein leiſer Klageton de Gefangenen zitterte durch die Luft.

---

*) Der Sauhirt ſchneidet Reiſer.

„Und nach Jahr und Tag,“ fuhr der König fort, „fall die Heiligen uns gnädig ſind, ſollſt du, Held Immo, deinen König zu dem Hochfeſt laden, das du feierſt, wenn du dic vermählſt. Ich ſelbſt will zur Stelle ſorgen, daß ich dir dein Braut werbe, denn ich habe nicht vergeſſen, daß du einſt zwiſche mir und meinen Feinden ſtandeſt. Deshalb gedenke ich jet mit dem Grafen zu reden, ob er mir Gehör gibt. Manche weiß ich von ſeinen Gedanken und Thaten, was vertraulic zwiſchen uns beiden bleibt, und ich weiß auch, daß er dir i Grunde wohl will, nur daß er des Königs Zorn ſcheut. Den er hat nicht nur günſtig über ſein Kind zu dir geſprochen, e hat ſogar damals, als du am Main von ihm ritteſt, ſcho den Goldſtoff erworben, den ein Grafenkind ſchwerlich trage würde, außer wenn ſie ſich einem König vermählt; und de König konnteſt doch nur du oder ich ſein, ich aber habe mein Königin und du noch nicht. Habe ich deinen Sinn recht gedeutet, Graf Gerhard, ſo ſprich.“ Und Heinrich warf eine Herrenblick auf den Schuldigen, ſo daß dieſer ſich niederbeugen nichts weiter ſagen konnte als: „Des Königs Weisheit rät immer das Beſte.“

„Dann rathe ich dir auch, dem Goldſchmied Heriman de Stoff zu bezahlen, und daß du ihm zu dem Preis das Fünffache darauf legſt, damit der Schmied eine reiche Spende i die Hand meines hochwürdigen Vaters Willigis von Main opfere. Denn auch Heriman hat Urſache, den Heiligen dankbar zu ſein, weil ſie ihn damals und ſpäter aus großer Gefahr befreit haben. Du aber, Held Immo, ſollſt, bis Jah und Tag vergangen ſind, mit deinem Könige reiſen, der jet ſeine Kriegsfahrt rüſtet. Unterdeß wird die Jungfrau im Hauſe der edlen Edith zurückbleiben, wenn der Vater, wie ich wünſche, die Herrin gleich zur Stelle darum bittet und dieſe es ihm gewährt. Du junger Gottfried, bewahrſt bis zur Heimkehr des Bruders ſein Erbe und legſt es ihm dann in ſeine Hand zurück, wie du ſchon heute gethan; ihr andern Söhne des Helden Irmfried aber ſteigt auf die Roſſe und folgt dem Bruder in meinem Heere. So oft die Speere an den Schilden der Welſchen dröhnen, hoffe ich euren Geſang zu hören."

Der König erhob ſich, legte den Richterſtab in die Hand des Erzbiſchofs und trat vor Edith.

„Und jetzt, Baſe Edith, wenn der König durch die gebrochene Mauer reitet, willſt du ihm dennoch freundlichen Willkommen ſagen? Mit großem Gefolge komme ich und nur wenige Stunden werden wir dich beſchweren; doch man rühmt ja, daß Speicher und Keller, wo du walteſt, reichlich gefüllt ſind. Heut ſollſt du deinen Stammgenoſſen und Vetter gaſtlich empfangen, denn als Freund ſchwingt ſich des Reiches Aar zu dem Neſt der Zaunkönige."

13.

Schluß.

Im Lande der Alemannen weilte der gebannte Immo auf einem Hofe des Königs, bis ſeine Wunde geheilt war und ſeine Brüder mit reiſigem Gefolge dem Heere zuzogen. Als Heinrich über die Alpen nach Italien drang und durch Ueberraſchung und Gewalt den Widerſtand ſeiner Feinde brach, da führte Immo das Banner der freien Thüringe vom Walde, wie einſt ſein Vater gethan; er und ſeine Brüder fochten in den Straßen Pavias gegen die empörten Welſchen, und als König Heinrich von einem treuen Biſchof in Pavia zum König des langobardiſchen Italiens geweiht wurde, klang auch Immos Heilruf unter den Säulen und Steintrümmern der alten Königſtadt. Heinrich kehrte im Sommer nach Deutſchland zurück, aber er ließ die Brüder als Wächter gewonnener Burgen durch den Winter in Italien.

Seit jenem Gerichte waren Jahr und Tag vergangen, ein neuer Sommer zog ins Land und kleine Blätter ſchlüpften aus den Baumknospen, da legten die Mannen Immos der Mühlburg feſtlichen Schmuck an, ſie hefteten Fichtenkränze an Thor und Zinnen und breiteten ſchöne Teppiche aus dem Lande Italien an die Wände und über den Fußboden. Denn im Ringe ſeiner Edlen vermählte König Heinrich den Burgherrn mit der Tochter des Grafen, und der große Erzbiſchof ertheilte den Vermählten den Segen der Kirche. Edith ſchritt im Brautzug an der Hand des Königs, gefolgt von ſechs Söhnen; auch

Graf Gerhard trat hinter dem König einher, er lächelte nach allen Seiten und freute ſich, aber er war verfallen und gar nicht in ſeiner alten Kraft, denn auf dem Kriegszuge hatte ihn ein Pfeilſchuß verwundet, und im Heere ſagten ſie, daß der Pfeil nicht aus welſchem Köcher gekommen ſei, ſondern hinterrücks aus dem eines heimlichen Feindes. Da der Graf an der Wunde kränkelte, ſo ſprach er öfter vertraulich mit dem Mönch Reinhard, denn ihn ängſtigte jetzt ſeine Feindſchaft mit den Wigbertleuten.

Als am Abend des feſtlichen Tages der König in ſeinen nahen Hof zurückkehrte, folgte ihm Gundomar, welcher dem Feſte fern geblieben war, in das Gemach. Heinrich hielt dem Helden den Becher entgegen: „Heut bin ich fröhlich, auch du glätte die Falten auf deiner Stirn, denn Gutes bedeutet dieſer Tag deinem Geſchlechte.“

„Alles iſt dem König wohlgelungen,“ verſetzte Gundomar. „Ich aber flehe jetzt zu meinem Herrn, daß er mir nicht zürne, wenn ich mein Schickſal von dem ſeinen ſcheide.“

Heinrich ſah betroffen auf die ernſthafte Miene: „Unverſtändiges ſprichſt du. Da ich noch ein Kriegsmann war wie du, gelobten wir einander Geſellen zu ſein; an den Eid habe ich gedacht, auch wenn ich dir einmal zürnte. Wie willſt du dich von mir ſcheiden?“

„Als ich geſtern durch die neugeflickte Mauer ritt, dachte ich daran, daß ſie von meinem Herrn gebrochen wurde, obwohl ich der Frau, die dort oben gebot, angelobt hatte, daß der Bau meines Geſchlechtes ihr unverſehrt zurückgegeben werden ſollte.“

„Du hatteſt es gelobt, nicht ich,“ unterbrach ihn Heinrich.

„Du haſt gethan nach Art der Könige. Denn ſie üben das Vorrecht, das Gute für ſich zu begehren, das Unrecht auf das Haupt ihrer Diener zu wälzen. Auch klage ich nicht darüber, denn ich weiß, auch den König zwingt die Königspflicht. Ich aber ſah zerbrochen, was zu bewahren meine

Pflicht war, und mir war dieſe That eine Mahnung, daß ich genug für meinen Herrn gethan und geſündigt habe. Und ich ſaß im Abendlicht am Fuß der Mauer und ſah in die untergehende Sonne, da erkannte ich, daß auch für mich das Thor des Himmels geöffnet wird."

„Du willſt der Welt entſagen?" rief der König beſtürzt. „Ich aber brauche dich; ein Undankbarer biſt du, daß du mich verlaſſen willſt, denn gütig war ich dir und oft habe ich deine harte Mahnung mit Geduld ertragen."

„Gütig war mein Herr, auch wenn er frug, ob die Treue des Andern ihm nütze, gütiger noch iſt der Herr in der Himmelshalle."

„Biſt du unzufrieden, weil ich Andere mehr ehre als dich, ſo fordere, Gundomar."

„Was du von dem Einen nimmſt, gibſt du dem Andern, das iſt die Art der Mächtigen; ich aber wähle mir jetzt den Herrn, der Jedem zu ſpenden weiß aus dem Schatz ſeiner Liebe." Er hob eine goldene Kette vom Halſe und legte ſie zu den Füßen des Königs. „Dies war die erſte Spende, die du mir gabſt, und vor allem Schmuck habe ich ſie hochgehalten. Wie dieſes Gold, ſo will ich hinfort Alles entbehren, was ein Menſch dem andern zu ſchenken vermag."

Heinrich wandte ſich gekränkt ab. Gundomar kniete an ſeiner Seite nieder und faßte ſeine Hand: „Laß mich dahinfahren. Gleichgiltig iſt mir alle Freude der Welt geworden. Wenn ich deine Ritter im Kampfſpiel reiten ſehe und die langen Züge der Wallenden in ihren Feſtgewändern, ſo ſcheinen ſie mir wie ſpielende Kinder gegenüber den hohen Engeln, die im Abendlicht dahinſchweben."

Der König hielt traurig die Hand des Knienden feſt und dieſer fuhr fort: „Alle Liebe, die du je zu mir in deinem Herzen gehegt, laß ſie den Knaben meines Geſchlechtes zu Gute kommen. Der junge Held, dem du heut deine Huld erwieſen, wird ihrer würdig ſein. Er hat ſich geſträubt gegen den fremden Willen, der ihn in das Kloſter warf, damit er für die Schuld Anderer büße. Jetzt tauſche ich mit ihm. Der jüngere Held in blühender Jugend ſoll meinem König unter Waffen dienen, ich aber wende als müder Mann meine Schritte dem Kloſter des heiligen Wigbert zu."

Auf der Mühlburg ſaß Edith in dem hohen Herrenſtuhl, zu ihren Füßen die ſieben Söhne und im Ringe umher die vertrauten Gäſte des Geſchlechts: Heriman, das Haus Baldhards, voran Brunico und der Mönch Rigbert, auch Balderich mit ſeiner Tochter und andere Freie aus den Nachbardörfern. Die Gäſte ſchwenkten fröhlich die Feſtbecher, welche die junge Wirthin Hildegard ihnen mit holdem Lachen darbot. Als ſie den Becher zu Brunico trug, reichte ſie ihm die Hand: „Das nächſte Hochfeſt feiern wir im Hofe deiner Braut und erflehen Segen für euch beide." Und Immo mahnte ſeinen Kloſtergenoſſen Rigbert: „Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo du vom Kloſter und von den Vätern berichten ſollſt."

„Gutes und Böſes habe ich zu künden," begann Rigbert. „Ganz verwandelt kehrte Tutilo vor einem Jahre in das Kloſter zurück, er hatte mit König Heinrich ſeinen Frieden geſchloſſen und demüthigte ſich bei ſeiner Ankunft vor Herrn Bernheri. Dieſer aber wurde täglich kränklicher, er ſtieg niemals mehr von St. Peter herab und warf in ſeinem Gemach mit dem Krückſtock nach den Hirſchgeweihen, weil er den Stock für einen Speer hielt. Der König jedoch wollte nicht leiden, daß dem Herrn Bernheri, ſolange dieſer lebte, ſein Amt genommen würde. Da nun Reinhard faſt immer in der Nähe des Erzbiſchofs weilte, ſo wurde Tutilo wieder zum Präpoſitus erhoben und er herrſchte in ganz neuer Weiſe; denn ſonſt hatte er wenig auf die Regel geachtet, jetzt aber wurde er hart und eifrig und verſagte den Brüdern auch Erlaubtes. Du ſelbſt magſt ermeſſen, ob er das gethan hat aus frommem Eifer oder aus einem anderen Grunde. Darum wurde der Widerwille der Brüder groß und mehr als einmal kehrten Unzufriedene dem Heiligthum den Rücken und liefen aus. So verbot Tutilo im letzten Herbſt dem Vater Bertram fernerhin in ſeinem Garten zu arbeiten, weil dieſer ſein Herz in ſündiger Weiſe an die Obſtbäume gehängt habe. Da ſtieß Bertram ſeinen Spaten in die Erde und ging ſchweigend in die Klauſur zurück, Sintram aber ſaß ſeitdem kraftlos in ſeinem Garten und vermochte nicht mehr zu graben. Tutilo herrſchte auch dieſen an und bedrohte ihn mit Buße und Geißel. Als Bertram das vernahm, erhob er ſich, und weil gerade wieder Brüder in Empörung von St. Wigbert ſcheiden wollten, ſchritt auch er trotzig aus der Klauſur in den Garten, nahm ſeinen Spaten auf den Rücken und winkte Sintram daſſelbe zu thun. So zogen die beiden Alten in die wilde Welt, traurig war ihr Anblick für die wandernden Brüder, denn Beide wankten vorwärts wie unter ſchwerer Laſt. Als ſie nun zur Höhe gekommen waren, wo am Birkengehölz das ſteinerne Kreuz errichtet iſt als Grenzzeichen unſeres Glockenſchalls, da läutete eben die Glocke vom Thurme des heiligen Michael. Der wandernde Haufe wandte ſich um und Manche klagten und weinten. Bertram aber ſprach: „Weiter vermag ich nicht zu gehen und von der ehernen Stimme des Engels will ich mich nicht ſcheiden; wandelt ihr dahin und ſucht Frieden in der Fremde, mir gefällt dieſe Stätte und hier will ich bleiben.“ Sogleich begann er eine Grube zu graben und die Brüder vermochten ihn nicht abzuhalten, denn er antwortete ihnen nicht mehr. Endlich verließen ihn die andern, nur Sintram blieb bei ihm. Am nächſten Morgen läutete dieſer an der Kloſterpforte und berichtete, daß ſein Geſelle Bertram in Frieden geſchieden ſei und daß er neben einem Grabe liege, das er ſich ſelbſt geſchaufelt hatte. Sintram wankte in die Klauſur zurück und blieb darin, bis ſie ihn nach wenigen Tagen auch hinaustrugen. Der gute Vater Heriger ſetzte durch, daß die Beiden an der Stelle beſtattet wurden, wo die Glocke von St. Michael ſie gemahnt hatte. Und gerade jetzt wird dem hohen Erzengel eine Kapelle über ihrem Grabe erbaut. Jüngſt iſt Herr Bernheri von uns geſchieden, eine neue Ordnung beginnt für St. Wigbert und ein heiliges Leben. Auch ich fahre dahin zurück.“

Immo hob die Hand gen Himmel. „Unter den Engeln weilt ihr, liebe Väter; blickt günſtig auf den Mann herab, den ihr als wilden Schüler geſegnet habt. Den guten Lehren, die ihr mir übergeben habt, verdanke ich Leben und Glück. Einem Spruch habe ich nicht gehorcht, der Mutter und den Brüdern habe ich zu lange meine Kriegsluſt geborgen, dadurch habe ich uns allen das Herz krank gemacht. Daß ich aber in der eigenen Bedrängniß meinen Helfer Heriman nicht im Stiche ließ, ſondern die letzte Kraft daran ſetzte, ihn zu retten, das hat, wie ich merke, dem König beſſere Gedanken über mich eingegeben, gerade als er mir am meiſten zürnte. Und daß ich mir von Gerhard, als er in Noth lag, nicht die Tochter angeloben ließ, das hat mir die Neigung des Königs und die Braut wiedergewonnen. Mein Erbtheil habe ich nicht in fremde Hand gelegt, darum ſtehe ich jetzt als froher Herr auf freiem Eigen. So hat ſich jede Lehre als heilbringend beſtätigt.“

Da rief Edith ihm zu: „Zornig trugſt du das Schülerkleid. Dennoch ſollſt du heut die Mutter preiſen, daß ſie dich, den Widerwilligen, zu den Altären ſandte. Denn nicht die Weisheit allein, ſondern auch, was Wenigen glückt, die liebe Hausfrau gewannſt du dir unter den Mönchen durch die Kloſterſchule.“

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Zehnter Band.

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: I
Nr. 00037

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt.

Die Brüder vom deutſchen Hauſe.

Seite
1. Im Jahre 1226 3
2. Am Hofe des Landgrafen 32
3. Der Ritt nach dem Mantel 54
4. Der Herrin Dank 92
5. In harter Zeit 110
6. Kaiſer Friedrich 140
7. Bei Accon 162
8. Bis zu den Meſſern am Grenzſtein 192
9. Friderun 234
10. Vor drei großen Herren 255
11. Die Heimkehr 282
12. Der Mitbruder 299
13. Schluß 324

Die Ahnen.

Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Brüder vom deutſchen Hauſe.

1.

Im Jahr 1226.

Auf dem Wege von den rothen Bergen nach Erfurt lag in einer Niederung der Hof von Ingersleben, umfloſſen von einem Gebirgsbach, deſſen Waſſer die ſchützenden Gräben füllte. Dahinter ragten die feſten Mauern, an den Ecken und über dem Thor runde Thürme, geräumig genug, um einen Standbogen oder eine große Schleuder aufzunehmen. Wer über die Zugbrücke durch das Thorgewölbe trat, der ſah vor ſich einen weiten Hof von niedrigen Wohngebäuden, Ställen und Vorrathsräumen eingefaßt, zur Seite das anſehnliche Herrenhaus; im Unterſtock wölbten ſich Steinhallen, der vorſpringende Oberſtock war aus großen Holzbalken und Ziegeln zuſammengefügt. An der Sonnenſeite des Hauſes lief eine zierlich geſchnitzte Gallerie entlang, und vor der Hausthür ſtanden zwei alte Linden, deren Stämme mit Bänken umgeben waren. Neben dem Herrenhauſe erhob ſich ein mächtiger viereckiger Thurm, von welchem die Sage kündete, daß er ſo alt war als der Herrenſitz des Geſchlechtes. In ſeinen geſchwärzten Mauern liefen hier und da Riſſe, aus denen kleines Geſträuch und Grasbüſchel wuchſen, aber im Ganzen war das feſte Gefüge erhalten, noch ſtand der Thurm trotzig und kriegeriſch da, gleich einem Hünen der Vorzeit, und er vermochte wohl bei einer Belagerung als letzte Zuflucht zu dienen.

Von der Höhe des Thurms überſah man eine fruchtbare Landſchaft, zur Linken die Waldhügel von Erfurt, zur Rechten ſüdwärts die rothen Berge mit drei Burgen und mehren Wartthürmen. Einſt war der ganze Thalgrund und alle Berghöhen dahinter Eigenthum deſſelben edlen Geſchlechtes geweſen, welches für eines der älteſten in Thüringen galt. Aber was ihm von je Ehre gegeben hatte, daß es frei auf eigenem Grunde ſaß, das hatte ihm die Dauer des zuſammenhängenden Beſitzes vermindert. Denn nach thüringiſcher Volksſitte war das freie Erbe unter die Kinder getheilt worden, vieles Land war durch Heirat und Schenkung, durch Fehde und Krieg in fremde Hände gekommen, und man hatte in dem Herrenhofe zuweilen erfahren, daß gerade freie Erbſchaft Habe und Gut zerſplittert und die Angehörigen ſcheidet, während Dienſtbarkeit und Lehnbeſitz die Stammgenoſſen zuſammenhält und ein Geſchlecht erhöht.

Auch das Schickſal der großen Landſchaft Thüringen war dem Wachsthum der Familie hinderlich geweſen; die Häupter hatten in alter Zeit treu zu den Sachſen gehalten und zweimal war die Blüthe der männlichen Jugend in den Kämpfen der Sachſen mit den Franken auf dem Schlachtfelde dahingeſchwunden. Unterdeß kam durch die Gunſt der Frankenkaiſer ein anderes Herrengeſchlecht herauf, welches von dem Landgrafenſtuhl gewaltig herrſchte, nicht nur in Thüringen, auch über Heſſen und Meißen, und welches gerade jetzt die ſtärkſte Fürſtenmacht im Reiche inne hatte.

Die Edeln aber, welche ſich rühmten Nachkommen eines alten Helden Ingram zu ſein, hatten Herrenrecht an Dörfern und Höfen, welche im Beſitz ritterlicher Dienſtmannen und höriger Leute durch ganz Thüringen zerſtreut lagen; die Herren ſelbſt ſaßen, in zwei Häuſer getheilt, noch auf altem Erbe ihrer Ahnen. Doch auch zwiſchen dem Hofe von Ingersleben, in welchem Herr Ivo waltete, und zwiſchen der Mühlburg, auf welcher Graf Meginhard hauſte, beſtand kein gutes Einvernehmen. Der alte Meginhard galt für einen harten eigennützigen Mann, der ſeinem Neffen Ivo wenig Gutes gönnte, und da er ſelbſt kinderlos war, ſeinen Beſitz dem zugebrachten

Sohn ſeines Weibes verlaſſen wollte, einem ungefügen Geſellen, der nicht einmal aus altem Rittergeſchlecht war. Der Graf hatte es freilich verſtanden, durch Hilfe der Landgrafen ſeinen Beſitz zu mehren, er trug Güter von ihnen zu Lehn und ritt gern als Vaſall in ihrem Dienſt und Gefolge. Aber die Leute wußten, daß die beſte Kraft des Geſchlechtes in dem Hofe des jungen Herrn Ivo fortlebte, welcher noch nach der alten Weiſe freier Landherren auf ſeinem Grunde gebot. Ivo war fröhlich aufgeblüht, ſeine Eltern, die er kurz nach einander verlor, hatten ihn als das einzige Kind ſorglich in allem Hofbrauch erzogen; ſeit er zum Mann erwachſen war, wurde er von den Landgenoſſen als ein ehrbarer Nachbar gerühmt, der jede Bedrückung der Schwächeren mied, und von den fahrenden Sängern als ein ritterlicher Held, der milde und ſorglos ſpendete und nach Ehren ſtrebte, wie einem edlen Herrn geziemte.

Heut hatte die Frühlingsſonne ihre Fahrt am Himmel in heller Freude begonnen; zuerſt umzog ſie die Zinnen des alten Thurmes mit roſigem Schimmer, kurz darauf ſtrahlte ihr rundes Antlitz in den Hof und ſie ſah lachend zu, wie auch der Hof ſich zu glänzender Ausfahrt rüſtete. Zwiſchen den Wohnhäuſern und den Ställen eilten geſchäftig die Männer und Knaben, der eine in buntem Feſtkleid, der andere noch in Hemdsärmeln; die Knechte zogen ſtarke Turnierpferde an der Trenſe ins Freie und hingen die geſchmückten Decken, welche den Leib der Roſſe umhüllen ſollten, über die Holzgeſtelle. Behende Knappen trugen in den Armen das Feſtgewand ihrer Ritter nach den Herrenkammern und tauſchten im Lauf neckenden Zuruf mit ihren älteren Gefährten, welche Harniſch, Schwert und Dolch der Herren putzten und zuweilen gegen die Sonne hielten, um den Glanz zu prüfen. Auch drüben in der Küche tummelte ſich der Koch mit ſeinen Gehilfen, um ein Frühmahl zu bereiten für das edle Hofgeſinde und für die Vaſallen, welche erwartet wurden. Durch die Knechte und

Roſſe ſchritt gewichtig Herr Henner Marſchalk, der anſehnlichſte Ritter des Hofes und Aufſeher über alles Ritterwerk, ein langer Mann mit ſcharfblickenden Augen und graulichem Haar und Schnurrbart, dem die ſtrenge Amtsmiene den gutherzigen Ausdruck nicht zu bannen vermochte. Der kleine Hof, mit welchem er belehnt war, lag ſeitwärts im Dorfe, dort ſorgte ſeine Hausfrau um Küche und Stall, ſchalt die Mägde und ſtrafte ihre Knäblein, während der Herr in dem Edelhofe herrſchte und mit ſeinem Gebieter auf reiſigen Fahrten umherzog. Herr Henner warf ſeine ſchnellen Blicke in jede Ecke, unterſuchte jedes Roß bis auf die Hufe und gönnte den Knechten ſtrafende oder ermunternde Worte je nach ihrem Verdienſt. Längere Zeit beſchaute er mit ſtillem Behagen die neuen Gewänder, in welche die Pferde gehüllt werden ſollten, die ſchöne blaue Leinwand, welche mit goldener Borte umſäumt war, und die kunſtvoll aufgenähten Wappenbilder des Hofes.

Endlich trat er in ein Seitengebäude, die Herberge der anſehnlichen Hofleute. Es war ein großes ſchmuckloſes Gemach, in einer Ecke ragte der rundliche Ofen mit ſeiner vielbegehrten Bank, der übrige Raum war mit ſtarken Tiſchen und Schemeln beſetzt, in der Höhe ſtand auf Wandbretern kleines Hausgeräth, darunter hingen Waffen, Harniſchtheile und anderes Rüſtzeug des Krieges und der Jagd. Am Tiſche ſaß ein junger Krieger, der ſich in einem Handſpiegel betrachtete und ſeinen Schnurrbart mit den Fingern abwärts zu drehen ſuchte. „Gefällt es euch, Herr Lutz,“ begann der Marſchalk ſtreng, „ſo ſtreicht euer Haar tiefer in die Stirn und gewöhnt ihm ſein Gekräuſel ab; nicht ohne Abſicht habe ich euch eine ſcharfe Bürſte als ein Präſent geboten. Denn übel ſtände euch heut die bäuriſche Unordnung, wenn wir zum Hofe des Landgrafen reiten.“

Der Jüngling erröthete ein wenig und ſtrich eilig mit Bürſte und Hand, indem er murmelte: „Keine Salbe aus Wachs und Butter vermag ſie zu zwingen.“

Henner ſchwenkte zierlich einen Schemel, ließ ſeinen langen Leib darauf nieder und ſah der Arbeit des Andern mit väterlichem Antheil zu. „Es iſt eure erſte Fahrt unter die Mannen des Landgrafen, ſeit der Herr euch den Rittergurt angelegt hat, und ich ſorge um euch, mein Knabe, daß ihr uns auch Ehre macht. Denn nur widerwillig lobt das ſtolze Geſinde des Landgrafen unſere Ritterzucht.“

„Sorgt nicht, Herr Henner,“ tröſtete der Junge, „ich will eurer Lehren gedenken.“

„Ich bitte dich, Lutz,“ fuhr der Marſchalk vertraulicher fort, „halte dich courtois, ſprich wenig und florire deine Rede zuweilen mit einem neuen Wort. Sage nicht Roß ſondern Pferd, und daß du mir nicht von Roßdecken ſprichſt, ſondern von Couvertüren, und vor Allem warne ich dich, daß du während des Mahls den Becher nicht öfter hebſt als dreimal und daß du dir nicht einfallen läßt, Jemandem zuzutrinken, wie du geſtern Abend in unſerer Companei wagteſt. Drängt euch auch nicht unter den Andern vor, Herr, laßt eure Blicke nicht unverſchämt umherſchweifen und glotzt nicht auf die Frauen, ſondern ſteht beſcheiden hinten eurer Jugend eingedenk, denn nicht euretwegen ſeid ihr dort, ſondern um eurem Herrn die Ehre zu vermehren. Und vernehmt noch ein nützliches Wort. Unſer Herr Ivo reitet heut ungerüſtet zum Landgrafen, denn ſo iſt es Brauch bei einem Herrenbeſuch; wir aber als ſein Hofgeſinde tragen Helm und Eiſenhemd, damit wir zur Ehre unſeres Herrn die Landgräflichen mit dem Speer begrüßen, wenn ſie ein ritterliches Rennen von uns begehren. Sollte jedoch der Landgraf ſelbſt Luſt gewinnen, ſich in unſer Spiel zu miſchen, ſo denkt daran, daß wir nicht mit unſerm Kernholz gegen ihn rennen, ſondern mit leichten Speeren, die bei ſanftem Stoß zerſplittern. Denn der Landgraf iſt zwar ein tapferer Herr, aber bei ſtarken Stößen, wie ſie auf unſerm Hofe geübt werden, würde er wohl im Sattel ſchwanken. Uns aber wäre der Feſttag verſtäubt, wenn wir den Stolzen vor ſeinem Schloſſe in den Staub legten. Gegen erlauchte Herren muß man geziemende Nachſicht üben. Sie lohnen es wieder durch ihre Gnade, wenn man ſie nicht merken läßt, daß ſie wenig vermögen."

„Nun, Marſchalk," verſetzte der Jüngere, „bei unſerm Herrn trifft eure Rede nicht zu."

„Bei unſerem," rief Herr Henner ſich aufrichtend, „das iſt ein ganz anderes Ding. Habe ich ihn nicht ſelbſt auf der Rennbahn unterrichtet ſeit dem Jahre, wo er ſeinen kleinen Kinderſpieß zuerſt auf das Rüſteiſen legte. Und doch, Lutz, er iſt auch nicht zum ſtärkſten Speerbrecher des Landes geworden, ohne daß ich ihm etwas nachgegeben habe. Denn als ich merkte, daß ihm noch Eines zu vollkommenem Vertrauen fehlte, nämlich daß er mich, ſeinen Lehrer, nicht in den Sand zu rennen vermochte, da kann es wohl ſein, daß ich mich einigemal mit gutem Willen hinter das Roß auf den Grund ſetzen ließ. Es war, wie du dir denken kannſt, für meinen Leib ein ſchwerer Fall, aber es half, denn ſeit der Zeit hat er ſeinen Löwenmuth. Dabei merkt, junger Herr, daß auch eine Ehre des Dienenden iſt, den Herrn ſtark zu machen, wo es ihm fehlt."

Der junge Ritter ergriff achtungsvoll die Hand des Aelteren: „Lieber Herr und Vater, es iſt ein heimlicher Streit in unſerer Companei und oft wird darüber geredet, wer jetzt der Stärkere im Anritt iſt, ob unſer Herr oder ihr; denn ſelten fordert euch Herr Ivo auf gegen ihn zu reiten, und dann ſcheint es immer ein gleicher Kampf."

Herr Henner zog ſein Geſicht in Falten und ſah vor ſich nieder. Als er endlich zum Jüngling aufblickte, glänzten die grauen Augen in guter Laune. „Es bleibt am beſten unentſchieden, auch du unterfange dich nicht darüber zu reden und zu grübeln. Denn manche Dinge gibt es, die ein höfiſcher Mann ſich ſelbſt und Anderen bergen muß, wenn er die Treue bewahren will."

„Ich weiß,“ verſetzte der Andere leiſe, „keiner von uns wagt zu fragen, wohin unſer Herr reitet, wenn er zuweilen allein ſeinen Hof verläßt, ohne Gefolge, ja ſogar ohne ſeinen Knaben. Obgleich Alle ſich verwunderten, als er neulich zurückkam mit durchnäßtem Gewande wie ein armer Mann, der zu Fuß durch tiefe Pfützen gewatet iſt.“

Der Alte ſah finſter auf ſeinen Schüler. „Ich erſuche euch, Herr Lutz, angenehm zu reden und ſtatt Pfütze lieber Riviere zu ſagen, und ich mahne euch, daß ihr ſolche dreiſte Rede überhaupt völlig meidet. Wir alle haben die Ehre, die Wenigen in dieſem Lande zu Theil wird, daß wir einem Frauenritter angehören, welcher Leib und Leben ſeiner Herrin gelobt hat. Das iſt ſein und unſer Ruhm unter den Leuten; will einer darauf merken und ſpähen, wer die Herrin iſt und wie er ihr dient, ob mit Erhörung oder ohne Lohn, dem möchte ſeine Neugier Verderben bereiten, und wenn er zu unſerm Hofe gehört, ſo dürfte ſein Sitz in der Tafelrunde bald leer werden.“

„Ich will Alles thun, wie ihr verlangt,“ antwortete der Jüngling lächelnd. „Es wird heut ein warmer Ritt, darf ich für euch, lieber Vater, noch einen Frühbecher ausbitten, dort geht Herr Godwin, der Kämmerer, und hinter ihm der Schüler Nicolaus mit der Kanne.“

„Möge dieſem ſeine Schreiberei übel gedeihen,“ rief der Marſchalk, „der Unheilſtifter hat das Ohr des Herrn. Aergerlich iſt es für einen Kriegsmann, wenn ein müßiger Schreiber im Hofe ſtolzirt. Lieber will ich einen Schwerthieb abwehren als den Schlag ſeiner Zunge. Wendet euch weg, damit er nicht hier eindringe.“

„Er trägt aber die Kanne,“ erinnerte der Jüngere.

Herr Henner warf durch das Fenſter einen ſtrengen Blick nach dem Schüler, doch die Miene wurde friedlicher, während er die Kanne beobachtete, denn er erkannte die gute Meinung ſeines Geſellen. Dennoch fuhr er grollend fort: „Ein Schadenfroh iſt er, und ich hoffe den Tag zu erleben, an dem er ohne Ehren aus dem Hofe weicht. Er gehört unter die Fahrenden und ein ehrlicher Trunk wird in ſeiner Nähe vergällt.“

Aber der junge Ritter hatte hinausgerufen und gleich darauf trat der Schüler mit der großen Kanne ein. Nicolaus war ein Mann in mittleren Jahren mit einem runden röthlichen Geſicht; Naſe und Mund waren etwas zu voll und zu ſehr geröthet um hübſch zu ſein, aber zwei ſtrahlende Augen ſtanden darüber, deren Brauen ſich ſchräg nach der Naſe hinunter ſchwangen. Er trug das Haar nach Pfaffenweiſe kurz geſchnitten, ſein Schülermantel war von dunklem Stoff aber von ſorgfältiger Arbeit, und er hatte ihn ſelbſtgefällig zurückgeſchlagen, damit man das ſchöne blaue Futter ſehe, an ſeinem Gürtel hing ein Meſſer in ſilberner Scheide und eine Kapſel, welche das Tintenhorn und die Rohrfedern enthielt. „Benedicta sit sodalitas,“ begann der Eintretende mit leichter Verneigung, „ich grüße die edle Companei, gefällt den Herren ein Frühtrunk, ſo ſei mir die Ehre gewährt ihn einzuſchenken.“ Ohne ſich an das feierliche Ausſehen des Marſchalks zu kehren, welcher ſteif auf ſeinem Stuhle ſaß, ſetzte er die Kanne auf den Tiſch, holte vom Holzgeſims drei zinnerne Becher, rückte ſich einen Schemel, goß ein und ſchob die gefüllten Becher den Rittern zu, indem er mit der Miene eines Wirthes einlud: „Wohl bekomme den Herren der Trunk. Es iſt Würzwein, Herr Marſchalk, und ich ſelbſt habe ihn gebraut, darum mögt ihr ihn für gut halten. Denn dieſe Kunſt lehrte mich eine Herzogin in Ungarland, die deshalb unter Chriſten und Heiden berühmt iſt.“

Herr Henner hörte mit Verachtung die Rede und widerſtand eine Weile dem Wohlgeruch, der aus dem Becher aufſtieg. Doch hob er ihn langſam: „Wer euch auch die Kunſt lehrte,“ entſchied er abſetzend mit einem leiſen Seufzer, „der Trank iſt erträglich.“

„Und Niemand iſt würdiger, den beſten Wein vom Rhein und Welſchland zu koſten als ihr,“ ſchmeichelte der Schüler. „So ſprach auch neulich unſer Herr, als er euch mit ſeinen Rittern reiten ſah: dies iſt die Blumenkrone, worauf ein Herr ſtolz ſein kann, und der Marſchalk gleicht immer der Roſe in der Mitte. — Noch eine gute Neuigkeit habe ich mitzutheilen, Herr. Ich vernahm zufällig, daß ihr ein ſtarkes Rennpferd begehrt, und daß dunkelbraun euch die liebſte Farbe iſt. Vorgeſtern ſah ich auf der Weide eines Bauern ein Thier, ganz wie ihr es zu einem Pferde für euch gebraucht, einen unmäßig ſtarken Hengſt. Der Bauer weiß ſchwerlich, wie viel ſein Roß werth iſt, und ich denke es euch billig zu ſchaffen, vielleicht gegen Tauſch.“

„Wenn ihr es ernſthaft meint, ſo ließe ſich darüber reden,“ verſetzte Henner freundlicher. „Nur daß ihr nicht einen der Streiche ſpielt, wie ihr neulich gegen Frau Jutte, meine Hausfrau, wagtet. Denn als ſie mit unerträglichem Zahnweh behaftet war, legtet ihr neunerlei Kräuter, wie ihr ſagtet, auf eine Kohlenpfanne und gebotet der Frau Thür und Fenſter zu ſchließen und ſo lange rings um die Pfanne zu wandeln, als ſie es irgend ertragen würde. Ueber dem greulichen Dunſt kam ſie ins Straucheln und ſchlug an die glühenden Kohlen. Sie behielt ihren Schmerz und hatte den Schaden dazu, und der garſtige Dampf wollte nie wieder aus dem Gemach weichen. Ihr habt fortan geringe Huld von ihr zu erwarten.“

„Warum ging ſie links im Kreiſe ſtatt rechts, das hat die gute Wirkung völlig verdorben, und ich hatte ſie doch dringend gebeten,“ antwortete Nicolaus bedauernd. „Immer trägt der Arzt die Schuld, wenn der Kranke etwas verſieht.“

„Ihr übt vielerlei Künſte, Nicolaus,“ warf der junge Ritter ein, indem er mit einiger Scheu nach dem Schüler hinſah.

„Wäret ihr wie ich viele Jahre durch die weite Welt gewandert, ſo würdet auch ihr noch andere Dinge gelernt haben als Roſſe zu zäumen und Holz zu verſtechen,“ entgegnete der Schüler übermüthig, „denn wenig Länder der Erde gibt es, die ich nicht kenne, und keine Kunſt der Weiſen, in der ich nicht ein wenig unterrichtet bin. Nur den Hafer im Sieb ſchwingen und mit dem Flegel auf die Tenne ſchlagen, vertrage ich nicht, dann überfällt meine Glieder ein gefährliches Reißen. Aber zu reden vermag ich in vielen Sprachen der Welt, Lieder ſinge ich lateiniſch und deutſch und ich möchte den ſehen, welcher mehr Geſchichten am Herdfeuer zu erzählen weiß als ich, Briefe kann ich ſchreiben von jeder Art, Roſſe kann ich heilen und den Hunden die Ohren ſtutzen, geheime Mittel kenne ich gegen das Fieber und viele andere Leiden, und wenn ihr es einmal von mir begehrt, ſo verſtehe ich auch euer Mädchen zu zwingen, daß ſie euch am Abend die Kammerthür williger öffnet. Wer in Noth iſt, dem bin ich hilfreich, und ich kenne die Zeichen und Wappen aller edlen Geſchlechter im Lande. Solche Kunſt macht, daß ich nicht nöthig habe auf einem Hofe zu beharren wie Andere. Wo mir's gefällt, bleibe ich, und wo ich kalten Gruß finde, da gehe ich, wenn nicht zu Roß, doch zu Fuß."

„Dann müſſen wir euch dankbar ſein," ſpottete Henner, „daß ihr gnädig bei uns aushaltet und nicht verſchmäht, unſern Wein zu trinken und unſeren Weibern allerlei in das Ohr zu flüſtern. Ich meine, Herr Ivo preiſt die Heiligen, daß er euch erſtarrt im Schnee gefunden hat."

„Vielleicht dankt er den Heiligen," verſetzte der Schüler mit verändertem Tone, „wie auch ich thue, daß er damals Erbarmen bewieſen hat. Denn um euch Alles zu ſagen, ich habe einen Feind, der mich zwingt, und dieſer iſt der kalte Winter; wenn die Staare fortgezogen ſind, wird mir ſchwer um's Herz und meine Kunſt wird ſchwach, erſt der Mai macht mich wieder zu einem Helden. Manchesmal habe ich im Winter meine Kunſt vor dummen Dorfleuten geübt und an ihrem Herde geſungen."

„Jetzt aber iſt Maienzeit," mahnte Herr Henner, „ich hoffe, daß ihr jetzt ausfliegt."

„Ihr vergeßt, daß ich erſt dem Bauer das Roß verleiden muß, das ihr begehrt,“ antwortete der Schüler lächelnd, „auch bin ich nicht unempfindlich gegen die gute Behandlung, die ich bei euch, ihr Herren, gefunden habe. Denn glaubt mir, Schüler und Ritter gehören zuſammen, was der Eine nicht übt, verſteht der Andere.“ Er holte ein kleines Buch aus der Taſche, ſchlug die Pergamentblätter auf und begann eifrig zu leſen. Herr Henner aber ſchob ſeinen Seſſel näher an den des jungen Ritters und fuhr leiſe in ſeinen Ermahnungen fort. Allmählich vergaßen die Herren auf den Schüler zu achten, der über das Buch gebeugt lauſchte, und dieſer vernahm, daß Herr Lutz unvorſichtig äußerte: „Wenn nur dem Landgrafen heut nicht einfällt, daß er uns beim Mahle auf der Erde ſitzen läßt, was man jetzt champiren nennt. Denn die Edlen und ihre Frauen empfangen dicke Polſter oder auch Stühle, wir aber müſſen uns im Eiſenhemd auf dem dünnen Teppich lagern und von unten dringt die Kälte in den Leib.“

Dieſe Rede mußte dem Marſchalk mißfallen und er mahnte wieder mit umwölkter Miene: „Solange ihr auf dem Pferde ſprengt, Chevalier, will ich euch vertrauen, aber wenn ihr an der Tafel ſitzet oder zum Tanze ſchreitet und wenn die Herren und Frauen mit artigen Reden ſchimpfiren, dann fürchte ich, daß ihr nicht jolv antwortet, ſondern gleich einem Tölpel. Denn an gefügiger Rede und vollends an ſüßen Worten für die Frauen leidet ihr noch Mangel.“

„Ich weiß Eine, die dieſe Meinung nicht hat,“ erwiederte der Jüngere gekränkt.

„Meint ihr, Herr Gelbſchnabel, daß ihr den Frauen dort oben daſſelbe bieten dürft, was ihr eurem Dorfmädchen in die Ohren raunt? Schämt euch, Herr Lutz, von eurer Kundſchaft im Dorfe zu prahlen.“

Aber der Jüngling ſang leiſe: „Sind ihre Füßel auch zerkratzt vom Stroh, ihr rother Mund, ihr weißer Leib, ſie machen froh.“

„Noch einmal ſage ich euch, Chevalier, ſchämt euch und ſchweigt. Ihr mögt eurem Berchtel oder wie ſie ſonſt heißt, in Erfurt einmal eine ſeidene Borte kaufen oder einen Ring von Glas und Silber und ihr möget ſie heimlich herzen ſo viel ihr wollt, Niemand wird euch das verdenken; ja ihr dürft ſie auch, wenn ihr erſt in die Jahre gekommen ſeid und gewürdigt werdet ein Hofgut zu erhalten, zu eurer ehelichen Hauswirthin machen und zur Mutter eurer Kinder; aber niemals werdet ihr euch einfallen laſſen, ſie als eure Frau zu rühmen, der ihr ritterlich dient. Das bringt euch arge Unehre. Siehe, Lutz, das iſt der Punkt, wo ich an dir auszuſetzen habe. Du reiteſt im Gefolge eines Herrn, der dem ganzen Lande ein glänzendes Vorbild von Ehre und Zucht iſt, auch von dir wird gefordert, daß du um die Minne einer edlen Frau wirbſt, ſei ſie Herzogin oder Gräfin.“

„Ich weiß aber keine,“ entgegnete Lutz. „Die Hennebergerin iſt zu alt, die von Orlamünde hat nur ein Auge und die Gleichen gilt für ein böſes Weib. Ich kenne Niemanden, der mir gefiele, als Frau Elſe die Landgräfin.“

Henner machte ſchnell eine abwehrende Bewegung und blies durch die Zähne, daß ſich ſein Schnurrbart ſträubte. „Von dieſer rathe ich euch abzuſehen. Dennoch eilt eine andere zu finden; bei Männern und Frauen werdet ihr erſt Geltung gewinnen, wenn man erkennt, daß ihr hoch von euch denkt und edle Minne begehrt.“

Der Jüngling ſaß gedrückt und überlegte. Da begann der Schüler mit freundlicher Stimme: „Darf ich in dieſer Noth einen Rath geben, obwohl ich nicht dem Schildamt angehöre? Ganz in der Nähe weilt eine ritterliche Frau und für Jedermann wäre es ehrenvoll um ihre Huld zu werben. Wählt Frau Jutte zu eurer Herrin.“

Henner ſtarrte in maßloſem Erſtaunen bald auf den Schüler und bald auf ſeinen Zögling, allmählich zog ſich ſein Geſicht finſter zuſammen und er griff an ſein Schwert. „Wollt ihr alt werden im Sonnenlicht, ſo enthaltet euch ſolchen Unfug zu ſagen oder zu denken, ihr Tropf, dies Eiſen hier würde ſchnell jeder Werbung ein Ende bereiten.“

„Er würde doch nur thun, was ihr von ihm fordert,“ wandte der Schüler ein.

„Geſtattet, wenn ich euch in aller Höflichkeit ſage, ihr ſeid ein Unverſchämter und ich bin nicht der Mann, welcher ruhig zuſieht, wenn in ſeinem Hofe ein fremdes Hähnchen kräht. Doch ich erweiſe euch zuviel Ehre, daß ich über euren thörichten Einfall zürne; auch iſt Frau Jutte nicht ſo ſanft geartet, daß ſie irgend welche Frechheit mit Wohlgefallen ertragen würde, denn ſie ſchwingt kräftig ihren großen Kochlöffel, wie wir alle wiſſen, und auch ich laſſe mir das gefallen, weil ſie ein redliches Weib iſt.“

„Das denke ich auch,“ verſetzte der junge Ritter, „und ich will euch nicht kränken, wenn ich thue, was ihr gebietet.“

„Es freut mich, daß ihr euren verſtändigen Sinn bewährt,“ antwortete Henner ruhiger. „Auch würde euch dieſer Frauendienſt nichts nützen; denn Frau Jutte genießt die Ehre ihres Hauswirthes und war eines Ritters Kind, doch ſie wurde in Dienſtbarkeit geboren, wie ihr und ich, ſie iſt gar keine Freie und ſie ſelbſt wird ſich auch im Traume nicht berühmen, vom Adel zu ſein. Ihr aber vermögt durch Frauendienſt nur dann Ehre zu erwerben, wenn ihr einer edlen Herrin gefallt.“

„Es iſt mir auch ganz recht, daß ihr mir den Dienſt verwehrt,“ erklärte der Andere ehrlich.

Dem Marſchalk jedoch war die Laune verdorben, er erhob ſich, winkte ſeinem Genoſſen und ſchritt mit dieſem klirrend aus der Thür, ohne den Schüler weiter zu beachten.

Während der Hof um die Ausfahrt ſorgte, ſtand Herr Ivo allein auf der Gallerie ſeines Hauſes, die über den kleinen Hofgarten vorſprang. Aus den üppig geſchwellten Knoſpen der Sträucher brachen die zarten Blätter und umhüllten als grüner Flor das Geflecht der Aeſte. Ivo ſtand wie im frohen

Traume und tippte mit dem Finger im Takt auf das Geländer, während ganz nahe vom höchſten Zweige ein Vogel mit ſchmetterndem Schlage ſang. So oft der Vogel ſchwieg, ſpitzte Ivo ſeinen lachenden Mund und pfiff leiſe eine Melodie dem Vogel zur Antwort. Das freute wieder den Vogel, er wendete den kleinen Kopf und hörte zu; und wenn Herr Ivo aufhörte, begann er auf's Neue und noch kunſtvoller ſeinen Sang, breitete dabei ſeine Flügel und hob das Krönlein. Dann tippte Ivo wieder auf das Holz und lachte ſelig vor ſich hin. So trieben es die Beiden längere Zeit miteinander, während die Himmelsſonne Alle umſtrahlte, die brechenden Knospen, den Finken und den jungen Hofherrn. Gleich hellem Gold glänzten die Locken um das edle Antlitz des Mannes, welcher im langen Feſtgewande, wie es vornehme Herren damals trugen, lichtumfloſſen daſtand, als ein ſchönes Bild männlicher Kraft und Hoheit.

Am Eingange regte ſich's leiſe, der alte Kämmerer Godwin war eingetreten; er neigte das Haupt mit dem weißen Haar und Schnurrbart, hielt in der Hand einen kleinen Silberbecher und erwartete achtungsvoll die Anrede ſeines Herrn.

Ohne ſich umzuwenden, frug Ivo zurück: „Biſt du's, Nicolaus? Ich hoffe, ich habe das Lied im rechten Tone zuſammengebracht, nimm ſchnell dein Rüſtzeug und ſchreibe, bevor mir die Worte entweichen.“

„Es iſt diesmal der alte Godwin,“ antwortete der Kämmerer und ſtellte den Becher auf den Tiſch.

Ein leichter Schatten flog über das freudige Angeſicht des Hausherrn, denn die Störung war ihm peinlich, aber er faßte ſich ſogleich und dem Alten die Hand bietend, ſprach er gütig: „Ihr bemüht euch meinetwegen ſelbſt, dann bitte ich, Herr, denkt auch an euch, damit ihr mir Beſcheid thun könnt.“

„Ich danke meinem Herrn,“ verſetzte der alte Kämmerer. „Eure Hofleute verſtehen ohnedies beſſer für ſich zu ſorgen, als ihr für euch; von den großen Kannen, die Nicolaus bereitet, gelangt nur ein kleiner Napf, der kaum für einen Vogel im

Bauer reichen würde, bis an den Mund meines Herrn. Solche Enthaltſamkeit iſt neuer Brauch und ich fürchte, das junge Geſchlecht wird ihn nicht ohne Schaden ertragen. Die alte Sitte war: der beſte Mann, der ſtärkſte Trunk.“

„Bleibt bei eurem Brauch,“ erwiederte Ivo lächelnd, „und laßt mir den meinen. Doch wie, mein Vater? ich ſehe euch im Hauskleide, ich hoffe, ihr verſagt euch nicht der Fahrt.“

„Ein Alter bedarf wenig Zeit ſich zu bereiten, die Frauen lächeln ihm nicht mehr zu.“

„Was beſchwert euch den Sinn, Vater? ihr ſeht ernſthafter drein als mir heut lieb iſt.“

„Verzeiht. Ich dachte, wie das Alter pflegt, an die Zeit der Jugend. Euer Vater ritt ungern in die Höfe des ſtolzen Geſchlechtes, welches ſich über den Freien im Lande gelagert hat, und er verſchmähte es zuweilen, dort im Frühling den Ehrentrunk zu holen, den der Landgraf eurem Geſchlechte ſchenken muß.“

Ivo ergriff die Hand des Alten. „Ich verſtehe, worauf ihr zielt. Soll ich dem Landgrafen Fehde anſagen, und ſoll ich mit den Goldketten, die aus dem Erbe meiner lieben Mutter übrig ſind, Reiter zu einem Heere anwerben, um ihn aus Burgen und Land zu treiben? Wollte ich das, ihr alle würdet mich unſinnig ſchelten.“

„Das könnte euch Niemand rathen,“ antwortete der Alte. „Doch euer edler Vater diente im Heere des großen Kaiſers und brachte reichliche Beute heim.“

„Wo iſt unſer Kaiſer Friedrich?“ frug Ivo wieder, „weit von hier ſitzt er am welſchen Meere und der Knabe Heinrich, der als König in ſeinem Namen über das Reich walten ſoll, hat bisher wenig gethan, wofür ein Edler freudig ins Feld ziehen könnte. Nein, mein Vater, ich bin zu ſtolz, um fremder Begehrlichkeit zu dienen; ich vermag nicht als Geſinde eines Fürſten, und ſei er der reichſte, im Harniſch zu reiten, damit ſeine Herrſchaft größer werde und er ſein Haupt höher hebe, während ich als Diener die Knöchlein benage, die der Löwe dem Fuchs übrig läßt. Und ganz unwürdig dünkt mir, auf eigene Fauſt Beute zu gewinnen, wie wohl der Oheim auf der Mühlburg und mancher andere Edle thut. Werdet ihr, Herr Godwin, mich loben, wenn ich die Erfurter ihrer Ballen beraube oder den Bauern Roſſe und Rinder bei Nacht davon treibe?"

„In ehrlicher Fehde einen Waarenballen gewinnen," verſetzte der Kämmerer mit einem ſehnſüchtigen Blicke nach der Gegend von Erfurt, „iſt nicht ſo übel, Herr; man weiß nicht, was darin iſt, das Aufſchneiden hat ſchon Manchen gefreut, freilich auch geärgert, wenn er Sackleinwand fand. Und was ein gutes Pferd auf fremder Weide betrifft, ſo wird kein bedächtiger Mann leugnen, daß der Raub ein Unrecht iſt; doch freilich kommt es manchem friſchen Knaben hart an, daran vorüber zu traben. Denn das Roß gehört zum Reiter und man ſagt, daß auch die Pferde denſelben Stolz haben. Von Rindern aber und vollends von Schafen rede ich gar nicht, es bringt geringe Ehre, ſich deshalb dem Richter in die Hände zu geben. Nur über den Krieg denke ich anders, Herr; ihr wißt ja ſelbſt, daß dieſer die hohe Schule iſt für alles Heldenwerk."

„Ja," rief Ivo ſtolz, „wenn ich in die Schlacht reite für meinen Ruhm und mein Recht; nicht aber, wenn ich für einen Gierigen, den ich nicht ehre und nicht brauche, Seele und Leib daran ſetze. Und ich ſage euch, Vater, auch ich habe wilde Stunden gehabt, in denen ich Fehde und Krieg erſehnte, und ich habe in Gedanken meine Ahnen verklagt, daß ſie dies Geſchlecht der Ludwige zu übermüthigen Landesherren heraufwachſen ließen. Jetzt aber ſehe ich die Welt froh im Frieden; Alle preiſen den jungen Landgrafen als einen guten Herrn; weiß nicht, ob ich ein beſſerer wäre. Da habe auch ich mir gewählt, was für mich übrig bleibt und was mir Ehre gibt im Lande. Ich mühe mich redlich zu ſein, wie meine Väter, und mild gegen Jedermann. Geringere Freude macht mir der

Goldſchmuck, den ich in der Truhe berge, als das Lachen und der herzliche Gruß der Kleinen, wenn ich das Gold in höfiſcher Weiſe austheile. Der Gewaltigſte vermag ich nicht zu ſein zwiſchen Saale und Werra, ſie ſollen von mir ſagen, daß ich der Adligſte bin. Darum haltet die Truhen geöffnet, denn wenig liegt mir, ſolange der Sommer lacht, an Sparen und Knauſern. Und wißt, mein Vater, wenn ich zum Landgrafen ziehe, um mir den Feſttrunk zu holen, ſo thue ich das gerade heut in heimlicher Freude. Darum, wenn ihr mich liebt, laßt auch ihr die Sorgen zu Hauſe, ungern möchte ich heut meinen lieben Vater unzufrieden ſehen.“ Und er faßte den Alten bei ſeinem weißen Haupt und küßte ihn.

Der alte Kämmerer blickte ſeinen Herrn mit feuchten Augen an. „Auch ich widerſpreche nicht mehr,“ ſagte er bedächtig, „denn ich vertraue der guten Art meines Herrn. Solange ihr habt, um zu ſpenden, werdet ihr den Stolz bewahren, Anderen auszutheilen, und wenn ihr merkt, daß euch die Habe fehlt, dann wird euch derſelbe Stolz treiben, Habe und Gut von Anderen wieder zu gewinnen. Es gibt auf den Burgen ein Sprichwort: wer ſich in der Jugend dem Dienſte einer Frau angelobt, der wird im Alter entweder ein Mönch oder ein ſparſamer Herr.“

Von unten klang Hufſchlag und lauter Zuruf, der Alte trat auf den Söller und blickte zur Seite nach dem Brückenthor. „Sie kommen,“ rief er, „die ihr zur Ausfahrt geladen. Ich erkenne Herrn Diether vom rothen Spring, Herrn Werner und den jungen Eberhard mit ihren Knechten. Der Marſchall begrüßt die Vaſallen, euer Gefolge iſt verſammelt.“

„Eilt, Vater, ſie an meiner Statt in die Halle zu führen, ich folge euch, ſobald ich vermag. Doch vorher, bitte ich, ſendet mir noch Nicolaus den Schreiber.“

Als Nicolaus von ſeinem Herrn entlaſſen war, ging er, während die Ritter und Knappen beim Frühmahl ſaßen, nach der Küche, wo er ein größeres Anſehen genoß als in der Herrenſtube. Nachdem er einige gute Biſſen erlangt hatte, holte er ſein Rößlein aus dem Stall und ritt allein auf die Landſtraße hinaus, denſelben Weg, welchen Herr Ivo einſchlagen wollte. Er trabte luſtig dahin, ſummte und ſang bald lateiniſch, bald deutſch und verzog das Geſicht über die Worte des eigenen Liedes. Dann ſah er wieder ungeduldig nach dem Stand der Sonne und trieb ſeinen Gaul zu ſchnellerem Lauf. So kam er in die Nähe des Dorfes Friemar, wo Herr Ivo nach alter Gewohnheit zu raſten pflegte, ſo oft er gen Weſten zog. Der Schüler aber bog ab von der Straße und ritt nach einem Gehölz, welches in der Niederung dicht am Anger lag, dort ſtieg er ab, band ſein Thier in dem Dickicht feſt und eilte an den Rand des Gehölzes, wo er den Anger und das Dorfthor überſah. Nicht lange und er vernahm vom Dorfe her den Klang einer Sackpfeife und bald darauf die laute Stimme, mit welcher Berthold, der Vortänzer, durch die Gaſſen ſang: „Aus der Stube, ihr ſtolzen Kinder, zieht euer beſtes Gewand an. Urlaub nahm der Winter von der Haide, zum Reigen ladet euch der Mai.“ In der Gaſſe rührte ſich's, und die Landleute kamen durch das Thor auf den Anger, je zwei, die einander die liebſten Geſpielen waren, oder in kleinen Haufen; viele Mädchen mit ihren Müttern, welche den Reigentanz nicht weniger begehrten als die Töchter. Auf dem Anger ſtanden ſie nach Würden geſondert, die Frauen erkennbar an dem Hut oder Tuch, womit ſie ihr Haar verhüllten, die Freien unter ihnen, in bunte Farben gekleidet, traten voran und hielten zuſammen wie ſich's gebührte. Die Mädchen trugen über den Zöpfen einen Kranz von friſchem Grün oder auch von ſchön gewundenem Schleier, bunte Leibchen mit Spangen, faltige Röcke und Halsbänder von farbigem Glas. Auch die Männer ſchritten anſehnlich daher, jeder führte die Waffe am Gürtel. Es war ein großes Dorf und es war eine zahlreiche Verſammlung, denn nur wenige der Aelteſten waren zurückgeblieben, um die Höfe zu behüten. Mitten im Haufen bewegte ſich der Vortänzer Berthold, der Sohn des Richters Bernhard, mit dem Selbſtgefühl, das ihm ſein Ehrenamt gab, ein hübſcher Knabe, der ſeinen rothen Hut ſchräg über das krauſe Haar geſetzt hatte; das geſtickte Wams umſchloß ein ſilberbeſchlagener Gürtel, an ſeinem grünen Rock flatterten die langen Hängeärmel, und vor dem Ohr hing ihm eine lange Locke bis auf den Hals hinab, an der er zuweilen zierlich drehte, wie freie Hofherren zu thun pflegten.

Der Schüler muſterte hinter einem Strauch kauernd die wohlbekannten Geſichter, endlich erhob er ſich freudig.

„Dort kommt Friderun,“ erſcholl es aus dem Haufen.

Aller Blicke richteten ſich nach dem Rain, auf welchem die Tochter des Richters, von einer jüngern Geſpielin begleitet, mit ſchnellen Schritten herankam. „Guten Tag, Geſellſchaft,“ rief ſie, die Hand erhebend, den Dorfleuten zu, „Heia tirilei, gelobt ſei der Mai.“

Die Burſchen jauchzten und eilten ihr entgegen, die Mägde drängten ſich um ſie und wie eine Herrin empfing ſie Gruß und Huldigung, eine hochgewachſene kräftige Geſtalt von vollen Formen, in dem runden Geſicht ſtrahlten zwei tiefblaue Augen, ihr blondes Haar war ſo lang, daß ſie die Zöpfe um das Haupt geſchlungen trug, und doch hingen ſie ihr bis tief über den Gürtel hinab. Die hohe Stirn, die ſtarken Brauen gaben ihr einen ernſthaften Ausdruck, darunter aber lachten roſige Wangen, ein kleiner Mund und das Grübchen am Kinn. Sie trug ein rothes Kleid von feinem Wollſtoff, die blaue Jacke an den Rändern mit bunter Seide geſtickt, über den Zöpfen einen Kranz von jungem Grün und blauem Schleier und einen andern, der in derſelben Weiſe gewunden war, am linken Arm. Sie neigte ſich ein wenig vor den Frauen und trat, ohne die Knaben ſonderlich zu beachten, unter die Mägde, nach allen Seiten grüßend und Scherzworte tauſchend. „Freut euch, ihr ſtolzen Kinder, ich ſehe, Ruprecht der Spielmann iſt hier mit ſeiner Geige, heut wollen wir nach dem Reigen auch ein Hoftänzel treten.“

„Womit fangen wir an,“ frug Berthold in Amtseifer die Schweſter.

„Der Ball iſt immer das erſte Spiel,“ riefen viele Stimmen.

„Tretet auseinander,“ gebot Berthold, den Stab des Vortänzers erhebend. „Die Weiber hierhin, die Männer dort in die Reihe, ſo iſt Wind und Sonne gleich getheilt, damit wir vor Allem erfahren, welche Paare heut zuſammen tanzen. Wer von euch Kindern den Ball fängt, den ich in meiner Hand halte, der will heut mit mir im Reigen ſpringen.“ „Wirf, liebes Berthel, wir fangen,“ ſchrien einige halbwüchſige Mädchen aus ſeiner Verwandtſchaft. „Wirf hierher, Gevatterlein,“ bat auch die alte Frau Herburg, welche noch gern mit den jüngſten ſprang, und Alle lachten. Der ſchmucke Geſell ſtand vor der Reihe der Männer, hob neckend den großen Ball und neigte ſich zum Wurfe, doch warf er nicht, ſondern freute ſich über die gehobenen Arme und die Geſichter, welche zum Himmel ſtarrten; endlich ſchleuderte er geſchickt der Magd zu, die er am liebſten hatte; dieſe fing und während er jauchzte, trat ſie vor und warf den Ball hoch in die Höhe, zum Zeichen, daß ihr nichts mehr daran liege, wer von den Männern ihn erhalte. Dennoch fing ihn befliſſen ein anderer Dorfknabe. So ging das Spiel weiter, lauter wurde das Lachen und ſchneller die Bewegungen. Wenn der Ball einmal auf den Boden ſank und in Sprüngen dahinhüpfte, liefen Frauen und Männer, ſo ſchnell ſie vermochten, ihm nach, denn es war Ehre für jede Partei, ihn der andern abzugewinnen. Als er einmal ſo auf dem Boden rollte, ſprang Friderun Allen vor, und ihn vor der Reihe ſchwingend ſang ſie: „Ich ſtehe auf der Brücke und harre auf einen Tanz, ich bin ein tapfer Mägdlein und behüte meinen Kranz.“ Und ſie warf den Ball mit einer Kraft, um die ſie Mancher beneidete, ſo weit, daß Niemand ihn erreichen konnte, denn er ſprang abwärts über den Graben auf den ſtaubigen Weg. Dennoch blieb er nicht ohne Bewerber. Auf der Landſtraße waren Reiter herangeſprengt, einer von ihnen war abgeſtiegen und ſah dem Spiele zu. Er lief nach dem Ball; aber von der andern Seite flog auch der Schreiber Nicolaus herzu, und dieſer hob den Ball, doch der Reiter riß ihn aus ſeiner Hand und gebot: „Hinweg, Schüler." Und von dem zornigen Nicolaus verfolgt, eilte er in den Haufen der Spielenden und rief: „Wer den Ball fängt, hat das Recht mitzuſpielen, ich hoffe, auch ihr Bauern ehret den Brauch," dabei grüßte er herablaſſend den Vortänzer Berthold. Die Männer murmelten unzufrieden: „Ritter Konz," und ein trotziger Geſelle entgegnete: „Wir Bauern begehren nicht auf der Mühlburg mit euren Weibern den Ball zu werfen, uns liegt wenig daran, daß ihr herabſteigt, um unter uns zu ſpringen." Aber Berthold entſchied eifrig: „Der Brauch iſt für Herrn Konz, wir dürfen's nicht wehren, ſeid willkommen."

„Ich aber widerſpreche," rief Nicolaus zornig, „denn wie ihr alle ſahet, fing ich den Ball."

„Den Ball fing Keiner," rief Friderun herüber, „Nicolaus aber hat ihn aus dem Staube gehoben."

„Das graue Mehl ſoll ihm nicht umſonſt den Aermel beſchüttet haben, der Schüler ſoll gleiches Recht gewinnen," beſtimmte Berthold, und das Spiel ging weiter. Herr Konz ſtellte ſich in die Mitte und begann: „Jetzt ſtehe ich auf der Brücke und werfe den Ball zurücke, fange ihn, ſchöne Friderun, —" und da er den vierten Reim nicht ſogleich fand, warf er ihr ſchnell den Ball zu, aber unglücklich; denn Friderun hob nicht die Arme, ſondern neigte ſich zur Seite, und der Ball fuhr bei ihr vorüber, einem kleinen Mädchen an den Kopf. Der Schüler jauchzte, ſprang auf ſeinem Platze und ſang: „Herr Konze warf mit gutem Glücke, er wählte die kleine Graſemücke," und Alle lachten.

„Ich werde einen Herrn über dich ſchicken, der Knüttelholz heißt," rief Herr Konz dem Schüler erboſt zu.

„Ich kannte einen böſen Hofhund," entgegnete Nicolaus, „der den Knüttel einen Herrn nannte, weil er ihn am Halſe trug."

„Haltet Frieden im Spiel," geboten die Dorfknaben. Und der Ball flog wieder hin und her unter frohem Zuruf und Gelächter.

Endlich klatſchte Berthold in die Hände und warf den Ball zur Seite. „Tretet zuſammen, ihr, die der Ball geſellt hat, und ihr Mädchen übet Huld und gönnt euren Geſellen die Kränze für den Reigen. Hat aber eine keinen Tänzer gefunden, dem ſie ihren Kranz aufſetzen kann, die harre, ob einer kommt und darnach begehrt."

Jetzt entſtand ein Suchen und Drängen. Friderun hielt vielumworben den Kranz am Arme. Von der einen Seite redete Ritter Konz in ſie hinein und von der andern der Schüler, dieſer aber mit größerer Vorſicht, wobei beide einander feindſelige Blicke zuwarfen. Herr Konz wiegte ſelbſtgefällig ſein Haupt auf den hohen Schultern und faßte an ſeinen Schwertgriff: „Sehet her, ſchöne Magd," ſprach er herablaſſend, „an der Seite des Knaufes iſt ein kleines Spiegelglas ganz kunſtvoll eingefügt, ihr könnt euch ſelbſt ſchauen, wenn ihr hineinblickt," und da Friderun den Kopf ſchüttelte, fuhr er dringend fort: „Seht doch hinein, ihr werdet darin einen rothen Mund erblicken, den ich gern küſſen würde, wenn er ſich mir zuwendete."

Friderun aber antwortete über die Achſel: „Herr, ich ſehe am liebſten in den eigenen Spiegel und ich wünſche niemals euer Bild darin zu ſchauen." Und als Herr Konz ſich gekränkt abwandte, raunte ihr der Schüler zu: „Achtet nur, wie er den Kopf zurückwirft! Gleicht er nicht einem ſatten Täuberich, der mit vollem Kropf auf einem Kornkaſten ſitzt?"

Konz trat zu Berthold. „Du haſt dein Verſprechen übel gehalten. Deine Schweſter zeigt mir keineswegs günſtigen Sinn, denn ſie verweigerte mir ſogar in meinen Spiegel zu ſehen und deutete ganz merklich an, daß ſie gar nichts mit mir zu thun haben wolle. Wenn dir an meinem guten Willen liegt, wie du ſagſt, und wenn du den Wunſch haſt, einmal in meinem Gefolge eine rühmliche Ritterfahrt mitzumachen, ſo ſorge dafür, daß ſie freundlicher mit mir ſpricht. Denn obwohl ſie mir ſehr gefällt, ſo ziemt es mir doch nicht, daß ein Bauermädchen ihr Spiel mit mir treibt, und ich ſage dir, ich bin beleidigt."

„Ihr wißt ja, Herr, daß die Schweſter ſich anders hält als die übrigen Mägde. Auch ich vermag wenig über ſie. Schon als Kind, als ſie auf dem Edelhofe bei der Mutter des Herrn Ivo diente, hat ſie gegen den jungen Herrn ihre trotzige Art bewieſen, denn ſie raufte ihm eine Locke aus, als er hübſch mit ihr thun wollte, und die Edelfrau ſandte ſie kurz darauf nach Hauſe zurück. Doch, daß ich meiner Schweſter nichts Unrechtes nachſage, die Edelfrau hat auch ſpäter viel von ihr gehalten und in ihrer letzten Krankheit verlangte ſie die Schweſter zur Pflegerin. So hat dieſe ſich gewöhnt, den Herren dreiſt zu antworten, und jetzt ſieht ihr der Vater Vieles nach, weil ſie ihm ſtatt einer Wirthin den Hof in Ordnung hält. Darum rathe ich, daß ihr nicht die Geduld verliert, wenn ihr im Ernſte an ſie denkt, denn jede Magd will, daß man um ſie werbe."

„Hat deine Schweſter dem Ivo feindſelig an ſeinem Kopf gefaßt, ſo iſt ſie mir deshalb um ſo lieber," antwortete Herr Kunz vergnügt. „Ich kenne mehr als eine Gräfin, welche froh wäre, wenn ich ſie ebenſo begrüßte, wie ich mit deiner Schweſter thue; aber ich weiß nicht, was mir die Hexe angethan hat. Und wenn der alte Herr Meginhard einmal die Augen ſchließt, ſo mag ihr das Glück blühen, daß ſie die Hausfrau eines edlen Ritters wird, und auch du wirſt der Gemeinſchaft mit dieſen Dorfſtölpeln enthoben. Daran rathe ich dir zu denken."

Berthold trat eifrig zu ſeiner Schweſter. „Herr Kunz will mit uns im Reigen ſpringen und begehrt dich; ich fordere, daß du dich ihm nicht verſagſt, denn ehrenvoller iſt es für uns, wenn du dich an der Seite eines Ritters ſchwingſt, als mit einem von unſern Tölpeln."

„Gehörſt du nicht ſelbſt zu denen, die du ſchiltſt?" verſetzte Friderun unwillig. „Hat er dir geſagt, daß deine Geſpielen von ungeſchlachter Art ſind, ſo gilt vielleicht er ſelbſt unter ſeinesgleichen für nichts Beſſeres. Hüte dich, Berthold; dir bringt das Geſchwätz mit den Mühlburgern und das heimliche Reiten unter den wilden Geſellen keinen Segen. Ich hörte wohl, wie du dein Roß in der vorletzten Nacht erſt gegen Morgen in den Stall zogſt."

Berthold wandte ſich verlegen ab und Friderun ſetzte ihren Kranz einem ehrbaren Nachbar auf und ſich verneigend ſprach ſie: „Gefällt's euch, Herr Gevatter, ſo führt ihr mich zum Reigen."

„Wo iſt der Vortänzer! Berthold, führe den Reigen!" riefen die Dorfknaben ungeduldig. Der Spielmann ſtrich auf ſeiner Geige, die Paare liefen ſich in die Reihe zu ſtellen, und Berthold ergriff die Hand ſeiner Tänzerin, nachdem er noch leiſe mit dem Ritter geſprochen hatte, der ſeinen Aerger bezwingend, ſich herabließ einem andern Dorfkind die Hand zu reichen. Auch dem Schüler blieb nichts übrig als eine rundliche Bäuerin zu werben, die ihm ſchon früher zuweilen zugelacht hatte und im letzten Winter mit Keſſelfleiſch und Wurſt freundlich geweſen war. Der Vortänzer ſtimmte den Reigen an und Alle ſangen in herzlicher Freude nach, die Männer laut mit Jauchzen, aber die Frauen zarter. Darauf ſchwangen ſich die Paare zuerſt einzeln im Kreiſe, dann alle miteinander in vielen Windungen des langen Zuges, bis Ruprecht der Spielmann ſich an die Spitze ſtellte und die Kette vom Anger aufwärts führte einen Feldweg entlang zu dem lichten Gehölz und zu dem flachen Hügel, auf welchem eine große Linde ragte, das Wahrzeichen des Dorfes, weit ſichtbar im Lande. „Haltet zuſammen," rief Berthold vor dem Holze, „daß keiner mit ſeiner Tänzerin aus dem Reigen breche, ſonſt zahlt er die

Buße.“ So führte er hinauf; um die Linde ſchlang ſich der Reigen, in hohen Sprüngen zeigten die Männer ihre Kraft, obgleich viele die Schwerter an ihrer Seite führten, die Wangen glühten und die Haare flogen in der Frühlingsſonne. Endlich hielt der Vortänzer den Stab in die Höhe, der Spielmann ſetzte die Geige ab, die Kette löſte ſich und die Tänzer ſchwirrten lachend und rufend durcheinander.

Friderun ſtand unter dem Baume und fächelte ſich mit einem gepflückten Zweige Kühlung zu, ſie beugte ſich ſchnell zur Erde und rief, die geſchloſſene Hand emporhebend: „Wer vermag zu rathen, was ich in meiner Hand feſthalte? Vernehmt die Frage: Aus der Erde ſprang es, auf niederem Stuhle ſaß es und trug in milder Sonne ſein winterlich Gewand, doch kündet's Heil und Wonne dem, der es fand. Was iſt das?“

„Wenn es aus der Erde ſprang und Gutes bedeutet, ſo mag es wohl ein Wieſel ſein,“ rief der ſtolze Adelhun, einer von den freien Knaben des Dorfes, welcher auch beim Tanze ſein Eiſenhemd trug und ein langes Schwert, das an den Ferſen klirrte.

Friderun ſchüttelte den Kopf. Da rieth der Schüler: „Es iſt ein weißes Veilchen.“

„Ihr habt's getroffen, und ihr ſollt es haben, möge es euch Glück bringen,“ antwortete Friderun ihm zunickend und gab dem Frohen das Veilchen.

Darüber wurden die Dorfknaben unwillig. „Kein Wunder, daß der Schreiber den Preis davonträgt,“ höhnte Adelhun, „er iſt gewöhnt nach Hofbrauch in allerlei Zungen zu reden, aber es gibt Manchen, der ſeinen Worten mißtraut.“

„Herr Adelhun iſt eine Blume des Dorfes,“ verſetzte der Schreiber ärgerlich, „ſeine Locken wehen in ſolchen Loden, wie man an dem Haupt des Löwen ſieht, der auf der Burg des Landgrafen gehalten wird.“

„Adelhun ſpricht recht,“ riefen einige drohende Stimmen.

„Was ein öder Gänſerich ſchreit, ſchnattern die andern nach,“ entgegnete der umſtellte Nicolaus, indem er ſich hin und her wandte.

„Adelhun hat dennoch Recht,“ rief auch Herr Konz.

Der Schüler beachtete ihn nicht und ſprach zu Friderun: „Könnt auch ihr errathen, was ich in meiner Hand halte: Ich weiß ein feſtes Haus, der dicke Wirth zog aus, er aß das volle leer; die Thür ſteht offen, nur Kehricht fliegt umher.“

„Der Spruch meint die hohle Nuß,“ rieth Friderun lachend. Nicolaus öffnete ſeine Hand, in welcher eine Nuß lag, aber er verſetzte, nach dem Ritter Konz blickend: „Nein, der Spruch meint einen Kopf auf hohen Schultern, welchen ich ſehe; denn keine hohle Nuß iſt ſo leer als dieſer.“

„Wie, du Schandfleck!“ rief Herr Konz, „ich will ſogleich den Leuten zeigen, was in deinem Kopf zu finden iſt,“ und er zog ſein Schwert.

„Sie erregen Streit an unſerer Linde,“ ſchrien die Knaben von Friemar, „wollen die Fremden unſer Spiel ſtören, ſo weiſt ihnen die Meſſer und ſcheucht ſie über die Grenze.“ Von allen Seiten blitzten die Waffen. Da entriß Friderun ihrem Bruder den Stab und unter die Zänker ſpringend hieb ſie auf die Schwerter und ſchalt: „Wer das Spiel verdirbt, zahlt die Buße, wir Frauen ſchlagen ihn mit dem Stock über die Hände.“

Die Männer wichen zurück und das Mädchen ſtellte ſich ſchützend vor den Schüler, der behend hinter den Baumſtamm ſchlüpfte.

„Steckt das Eiſen ein,“ gebot eine tiefe Stimme. Ein Reiter ritt in den Haufen, gefolgt von ſeinem Knechte. „Der Richter,“ murmelten die Dorfleute und wichen zurück.

Ein breitſchultriger Mann mit harten Zügen und langem weißem Haar ſtieg ab und trat in den Kreis. „Wer erhob den Streit?“ frug er finſter umherſehend.

Niemand antwortete, nur Friderun ſchnipfte mit den Fingern:

„Es war nicht der Rede werth, Richter, ſie ſind noch vom Tanze heiß, und weil Einige von ihnen nicht Witz genug hatten mit Worten zu treffen, griffen ſie an das Eiſen; wir Frauen ſind ihnen geringen Dank ſchuldig.“

„Ich grüße euch, Richter,“ begann Konz, um ſich vor den Andern vornehm zu erweiſen, nachdem er vorher weislich ſein Schwert eingeſteckt hatte, „der Streit war, wie euer Kind ſagt, nicht der Rede werth, denn er ging um den Schüler dort und ſeine ungewaſchenen Worte.“

„Kommen Fremde ungeladen in die Flur, um an unſeren Spielen Theil zu nehmen,“ antwortete der Richter ernſthaft, „ſo gebührt ihnen vor Andern, mit Mund und Hand den Frieden zu bewahren, damit auch wir das Gaſtrecht ehren; denn ihr wißt, Herr, wer Streit aufregt, verliert den Schutz.“

„Wollt ihr ſagen, daß wir ungebetene Gäſte ſind,“ verſetzte Konz hochmüthig, „ſo wartet, bis wir euch in die Häuſer treten. Kommt ihr einmal der Mühlburg nahe, ſo wird auch euch nichts daran gelegen ſein, wenn ihr kalten Willkommen findet.“

„Wenn ich durch das Land reite,“ entgegnete der Alte ruhig, „thue ich es in des Kaiſers Amt und wer mit dem Fronboten naht, der ſorgt nicht um kalten Gruß.“

Herr Konz ſah düſter auf den berittenen Knecht, von deſſen Sattel das Strangbündel herabhing, die furchtbare Waffe des Richters. „Wohl, Richter, ich kam durch Zufall hierher und ſah das Spiel eine Weile an, wie Nachbarn zu thun pflegen, und ich meine, die Luft iſt für Jedermann frei und frei die Straße.“ Er nickte ſtolz mit dem Haupte und wandte ſich abwärts.

Der Richter trat unter die älteren Bauern. Aber die Nähe des ſtrengen Mannes wirkte erkältend auf die Luſt der Jungen, ſie ſprachen leiſe miteinander und zerſtreuten ſich in das Gehölz. Friderun wandte ſich zu dem Spielmann: „Zeige deine Kunſt, Ruprecht, mit Singen oder Sagen, damit das junge Volk auf andere Gedanken kommt.“ Der Spielmann nickte dienſtbefliſſen, fuhr mit dem Bogen auf der Geige umher und nachdem er eine alte Weiſe geſpielt hatte, begann er mit lauter Stimme halb ſingend halb ſprechend eine lange Sage von einem Lintwurm, der einſt in den Steinen dieſes Berges gehauſt hatte, und von einem fremden Ritter, der in das Land kam und das Ungeheuer erlegte.

Friderun ſaß auf einem Steine, ſie hielt die Hände über dem Knie gefaltet und hörte mit ſtrahlenden Augen dem kunſtloſen Geſange zu, obgleich er ihr wohlbekannt war. Auch als ſie viele Roßtritte hörte und über die Achſel blickend erkannte, daß Herr Ivo mit großem Gefolge herangeritten war und mit dem Vater ſprach, blieb ſie allein ſitzen, während die Landleute neugierig zu den Reitern traten, Grüße tauſchten, Waffen und Gewand muſterten. Sie mahnte den Spielmann durch ihr Kopfnicken fortzufahren, bis ein Herrenpferd dicht neben ihr den Dampf aus ſeinen Nüſtern blies und eine Stimme ſie ſcherzend anredete: „Guten Tag, ſtolze Friderun, der junge Mai ſitzt auf grünen Zweigen, wie kommt's, daß ihr allein auf alte Mären lauſcht? Iſt kein friſcher Geſell zur Hand, der euch ein neues Lied in das Ohr ſingt?“

Friderun ſtand erröthend auf, aber ihre Brauen zogen ſich finſter zuſammen: „Wenn euch die alte Sage wenig gilt, weil ſie nicht vornehm klingt, ſo wäre doch freundlicher, wenn ihr eure Verachtung vor uns bergen wolltet. Denn die Sage kündet etwas von eurem Geſchlechte, und wir im Dorf denken gern daran. Hier, wo der Baum ſteht, lag einſt euer Ahn im giftigen Dampfe des argen Wurms und um ihn loderte die rothe Flamme.“

„Und ein Weib aus eurem Dorfe half ihm ins Freie,“ verſetzte Ivo, „ich habe den Sang der Spielleute oft genug vernommen.“

Ruprecht fiel mit kräftiger Stimme ein:

Eine Magd ſprang durch die Flammen mit Namen Friderun,
Sie ſah auf dem Leib des Drachen den müden Ritter ruhn,

Sie ſchlang um ihn die Arme, ſie hob den jungen Leib,
Sie trug ihn aus der Lohe, das wunderkühne Weib.

„Dies iſt die Sage,“ fuhr Friderun ernſt fort, „und euer Roß würde ſchwerlich gegen mich ſauchen, wenn nicht ein Weib unſeres Hofes eurem Ahnherrn ihre Treue bewieſen hätte. Denn wir im Dorfe meinen, daß es ohne Eltern keine Kinder gibt, und daß die Enkel gut thun an die Mühen ihrer Vorfahren zu denken.“

„Ihr habt Recht, Friderun,“ antwortete Ivo, ergötzt durch den Eifer des Mädchens. „Und wenn eure Ahnin, die der Fiedler rühmt, noch am Leben wäre, ſo würde ich vor der alten Frau mich in Ehrfurcht neigen. Dennoch geſtehe ich, daß ich lieber eure roſige Wange ſehe, wenn ihr auch mit mir unzufrieden ſeid.“ Er rührte mit der Hand leiſe an ihren Kranz. „Wenn euch einmal der trotzige Muth in Sehnſucht dahinſchwindet, und wenn eurem Vater gefällt, daß ihr den Kranz in eurem Haar mit dem Hütlein vertauſcht, ſo bitte ich, geſtattet auch mir bei eurem Hochfeſt Brautführer zu werden, denn ich denke gern daran, daß meine liebe Mutter euch werth gehalten hat.“ Er wandte ſein Roß, die Schaar ſtob abwärts, Friderun ſtand allein, ſie nahm den Kranz, den ſeine Hand berührt hatte, vom Haupte und ſchleuderte ihn hoch in den Gipfel des Baumes. Dann ſetzte ſie ſich wieder auf den Stein, drückte ihre Hände zuſammen, daß das Blut daraus wich, und rief dem Spielmann gebietend zu: „Singe weiter, Ruprecht.“

2.

Am Hofe des Landgrafen.

Der junge Landgraf Ludwig war ein Herr ganz nach dem Herzen ſeiner Zeitgenoſſen: ſcharf, hart, gewaltſam und eigennützig, wo es galt, ſeine Herrſchaft zu vergrößern, redlich und gutherzig in ſeinem Hauſe, gegen die Getreuen und gegen das arme Volk. Sein verſtorbener Vater, ein kraftloſer Mann, hatte den fahrenden Sängern für ein Muſterbild ritterlicher Tugenden gegolten; auch der junge Fürſt machte in müßigen Stunden gern den modiſchen Ritterbrauch mit, dem ſich kein großer Herr entziehen durfte, wenn ihm an ſeinem guten Rufe etwas lag; aber im Grunde dachte er lieber an die ausgeſtreckten Hände bezwungener Burgmannen, welche ihm den Treueid leiſteten, als an die behenden Finger der Sänger, welche das Saitenſpiel rührten. Alles war ihm bisher wohl gelungen und ſeine Gedanken flogen hoch. Gerade jetzt bereitete er einen Zug nach Welſchland zum Kaiſer Friedrich, ſeine Boten waren ſeit dem Winter hin- und hergeritten und ſeine Hofleute erzählten ſich, daß ein fremder Gaſt, die Gräfin Hedwig von Meran, eine Nichte des Kaiſers, nicht allein deshalb an den Hof gekommen ſei, um ihre Baſe, die Landgräfin zu beſuchen, ſondern auch um dem Landgrafen geheime Botſchaft des Kaiſers zu überbringen.

Doch heut war im Hofhalt nichts von den Sorgen um Herrſchaft und Reich zu merken, der Landgraf war mit großem Gefolge von der Kreuzburg nach Gotha geritten, wo er vor der Stadt einen ſchönen Meierhof beſaß, um dort nach alter Gewohnheit den Mai zu begrüßen.

Bei dem einſamen Hofe drängte ſich ein zahlreiches Gefolge, geſchmückte Frauen, edle Herren im Feſtkleid, Ritter im Kettenhemd und Troß der Diener. Die Roſſe, welche in den Ställen nicht Unterkunft fanden, ſtampften in langer Reihe an den Pfählen eines Geheges; auf dem Küchenherde loderte das Feuer und die Köche bereiteten Speiſen, welche ein geduldiges Eſelpaar im Rüſtwagen herangeführt hatte. Rudolf der Schenk ließ die Fäſſer mit Wein und ſtarkem Bier anzapfen und zählte den Knaben, welche bei der Tafel aufwarten ſollten, die Silberbecher zu. Aus der kleinen Stadt Gotha liefen die Leute ſchauluſtig herbei und ſtellten ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung auf. Sie wieſen einander die berühmten Mannen ihrer Herrſchaft und die vornehmen Gäſte, zumeiſt aber ſtaunten ſie über ſchwarzbraune Männer im Turban, mit blitzenden Augen und mit Krummſchwertern, welche zum Gefolge der fremden Gräfin gehörten.

Unterdeß führte der Landgraf die Frauen aus dem Hofe einige Schritte aufwärts, wo ſie Hügel und Thal überſchauen konnten, und erklärte ihnen vergnügt ſeinen Beſitz, die alte Burg, welche einſt die Mönche von Hersfeld erbaut hatten, und eine Stelle auf der Höhe, welche der Landgräfin gerade jetzt ſehr am Herzen lag, weil ſie dort als gutes Werk einen kleinen Hof für die armen Siechen zu bauen gedachte.

Plötzlich verdüſterte ſich das freundliche Geſicht des Landgrafen, er berührte die Schulter eines alten Hofherrn und wies nach der Landſtraße. „Seht, Herr Walther, dort naht der König Mai mit Helm und Schildrand wie zum Kampfe gerüſtet.“

Walther von Vargula lächelte. „Es iſt Herr Ivo mit ſeinen Hofgeſellen, der bei meinem Herrn ein altes Recht, den Ehrentrunk ſucht.“

„Mir mißfällt ein Vorrecht, welches den Landesherrn daran mahnt, daß Andere in ſeinem Lande ſitzen, die ſich ihm gleich dünken,“ verſetzte der Fürſt. „Dennoch, was er zu fordern hat, ſoll ihm gewährt ſein, aber nichts darüber.“

„Dann geſtattet auch,“ erſuchte Herr Walther wohlmeinend, „daß ich ihm Anruf und Gruß entgegen ſende, und daß ich unſere jungen Hofherren auf die Pferde mahne. Denn nicht umſonſt wollen dieſe mit Helm und Schild hergeritten ſein und eine Kränkung wäre es für euren Gaſt, wenn ihr ſeinem Geſinde den ritterlichen Willkommen verſagtet.“

„Denkt an uns Frauen, Vetter, und daß wir zuweilen gern das Brechen der Speere hören,“ bat eine wohlklingende Stimme mit fremdländiſcher Betonung. Eine Frau in langem weißem Gewande, die nach dem Gebrauche des Südens Haupt und Hals mit dichtem Schleiertuch umwunden trug, trat zum Landgrafen und wandte die Augen nach dem Wege, auf welchem die Reiter herankamen.

„Es geſchehe, was euch gefällt, Baſe Hedwig,“ antwortete der Landgraf wieder in guter Laune, „wiſſet, der junge Held, welcher meinen Wein begehrt, iſt mit ſeinen Dienſtmannen im ganzen Lande wohlbekannt, weil er ruhelos ſein Roß auf der Rennbahn treibt.“ Herr Walther hatte unterdeß den Speerruf nach dem Hofe geſendet; von dort erklang ein vielſtimmiges „Urra wurra!“ als Antwort, die Knechte liefen zu den Roſſen, die Ritter ſchnallten an ihrem Harniſch und ſchrien nach den Waffen. Gleich darauf ſprengte eine kleine Schaar, geführt von Rudolf Schenk, dem Sohne des alten Walther, grüßend vor dem Landgrafen und den Frauen in den Grund, der zu dem Rennen geeignet war. Herr Rudolf ritt voraus, tauſchte mit den Fremden die übliche Begrüßung und beſprach in der Eile mit Henner Marſchalk das Rennen, ſechs Kämpfer von beiden Seiten und jedem zwei Speere.

Auf der andern Seite des Kampfplatzes hielt Ivo mit ſeinem Gefolge, während die Bewaffneten in ſcharfem Anlauf mit den Speeren gegeneinander ritten, zuerſt Herr Henner und

Herr Rudolf, nach ihnen die übrigen einzeln, dann ſechs gegen ſechs. Die Roſſe ſchnoben, die Speere krachten und die Reiter erwieſen ihre Kunſt, es war ein untadeliges Rennen, ehrenvoll für beide Höfe; auch der Landgraf freute ſich und wurde warm. Und als Ivo abſtieg und vom Herrn Walther geleitet, näher kam, da trat er ihm freundlich entgegen.

„Dein Hauswirth ſpricht lange mit den Fremden,“ begann Frau Hedwig zu Elſe und ſah mit ihren großen Augen neugierig auf die Schaar der Männer, „der Gaſt ſteht, wie ich ſehe, in ſtolzer Haltung.“

„Er iſt gut beleumdet im ganzen Lande, und die Leute rühmen ihn als einen freudigen Helden,“ antwortete Frau Elſe und leiſer ſetzte ſie hinzu: „er dient einer Herrin in Zucht und Ehre, doch wunderlich dünkt es Allen, daß Niemand errathen kann, wer ſie iſt.“

„Geheimer Dienſt iſt nur halber Dienſt,“ verſetzte Hedwig lachend, „wenn wir einem Ritter erlauben uns zu dienen, ſo ziehen wir mit der einen Hand den Schleier über unſere Neigung, mit der andern lüften wir den Zipfel, denn eines Helden Huldigung mehret auch uns die Ehre.“

„Sicher bringt ſein Dienſt Ehre,“ fuhr Elſe fort, „denn für den ſtärkſten Speerkämpfer gilt er im Lande und iſt voran bei jeder rühmlichen That. Sieh dort die bunten Bilder auf dem Gewande der Herren in Farben gemalt und geſtickt. Wenn Herr Ivo Jedem, den er im Speerkampfe beſiegt, nur ein Bild aus dem Gewande ſchneiden ließe, er könnte ſeiner Herrin einen weiten Mantel machen laſſen, der ſie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte.“

„Wahrlich,“ rief Hedwig ſpottend, „wenn ſeine Herrin nicht ein fahrendes Weib iſt, welches gelernt hat, mit wilden Thieren durch das Land zu ziehen, ſo würde ihr mühevoller werden, ſeinen Mantel zu tragen, als ihm das Tuch zu gewinnen.“

„Die Schüler und Spielleute ſingen auch Lieder, die er ſelbſt erfunden hat, denn er iſt des Geſanges wohl mächtig;

wir merkten, daß ſeine Frau ſich ihm züchtig verſagt, denn voll Sehnſucht und Klage ſind ſeine Töne, und er iſt uns deshalb um ſo werther."

„Nun, er ſieht nicht aus wie einer, der ohne Erhörung wirbt," antwortete Hedwig trocken.

„Dennoch iſt es ſo," erklärte die Landgräfin eifrig, und mit zartem Erröthen fügte ſie hinzu: „Es gab bereits müßiges Geſchwätz, daß er eine, die uns nahe iſt, in ſeinem Sange preiſt. Aber mein Hauswirth und ich, wir wiſſen beide, daß die Meinung falſch iſt."

Hedwig ſah ſcharf in das unſchuldige Geſicht und berührte leiſe die Wange der Landgräfin. „Er hätte keine holdere Herrin finden können. Sieh, dein Wirth führt ihn zu uns, laß ſehen, ob er auch zu ſprechen vermag."

Der Landgraf wies nach der Begrüßung auf die Frauen. „Folgt mir, daß ich euch zu denen geleite, welche euer Lob am liebſten verkünden. Ihr findet einen ſeltenen Gaſt, des Kaiſers Nichte Hedwig, ſie und die Frauen in ihrem Gefolge ſind wohl werth, daß ihr ihnen huldigt."

Ivo berührte mit der Hand ein Tuch, welches er um den Hals geſchlungen trug. „Habt die Güte, mich bei den edlen Frauen zu entſchuldigen, wenn ich ihnen unhöflich diene. Mir iſt verboten, meinen Blick zu einer Frau eures Hofes zu erheben, und ich darf nur vor ſie treten mit geſenktem Haupt und niedergeſchlagenen Augen; unlieb wäre mir, wenn ſie mich für kindiſch hielten."

„Nun, beim heiligen Georg," rief der Landgraf erſtaunt, „eure Herrin übt eine harte Herrſchaft! ſelten haben unſere Frauen ſich über niedergeſchlagene Augen der Gäſte und der Schildtragenden zu beklagen." Doch ernſthafter fuhr er fort: „wir wiſſen den Dienſt eines verlobten Mannes zu ehren, mögen die Gäſte ſich ſtreiten über die Farbe eurer Augenſterne."

Mit tiefer Verneigung trat Ivo vor die Fürſtinnen, das lockige Haar, welches er nach Gebrauch ſeines Hauſes lang trug, umſäumte ein männliches Antlitz. Als er ſo ſchweigend ſtand, ruhig, von hohem Wuchs, ein Bild der Kraft und vornehmen Zucht trotz ſeiner niedergeſchlagenen Augen, da wandten ſich Alle wohlgefällig ihm zu und die Frauen im Gefolge der Fürſtinnen nickten und flüſterten einander in die Ohren. Sogar die alte Dame Wendelmuth, welche den Kammerdienſt und das Hüteramt bei Frau Hedwig hatte, gönnte ihm einen theilnehmenden Blick und ſprach halblaut zu ihrem Begleiter, dem fremden Kämmerer Volko, der mit düſterer Miene unter den Thüringen ſtand: „Wahrlich, manchem von unſeren jungen Rittern wäre ſo züchtige Scham zu wünſchen,“ und dieſer beſtätigte es durch ein leiſes Brummen.

„Es iſt ihm durch ein Gelübde verboten, euch, edle Frauen, anzuſehen,“ erklärte der Landgraf, „dennoch gönnt ihm eure Huld, denn allen Frauen gereicht zum Ruhme, daß der Held Einer in Züchten dient.“

„Das ſagen wir zuweilen,“ antwortete die klangvolle Stimme der Hedwig, „doch wir denken nur ſo, wenn wir den Ritterdienſt einer Andern lieber gönnen als uns ſelbſt. Verlangt ihr ſolche kalte Huld für euren Gaſt, ſo wird ſie gern gewährt.“

„Ihr verſteht zu demüthigen, indem ihr Gnade übt,“ verſetzte Ivo ſtolz.

„Verzeiht, Herr, wie kann ein Gaſt gefallen, der uns nicht geſtattet zu prüfen, ob ſein Blick treuherzig oder falſch iſt?“ entgegnete die Fremde, und ſich zum Landgrafen wendend, rief ſie: „Seht, Herr Ludwig, gerade über euch ſchwebt ein Reiher, iſt Niemand da, der eurem Edelfalken die Kappe löſt?“ Alle ſahen nach der Höhe, doch Ivo widerſtand der neckenden Verſuchung. „Nichts für ungut, Vetter,“ fuhr die Dame lachend fort, „es war nur eine Probe für euren Gaſt.“

„Da er die Probe beſtanden hat, Baſe Hedwig, ſollt ihr die Buße zahlen. Ich bitte euch, legt den Schleier ab, der euch Stirn und Kinn verhüllt, und laßt meine Helden eurer

Angeſicht ſchauen. Iſt auch in eurer Heimat die Sitte ſtrenger, wir in Thüringen ſind gewöhnt beim Feſte das Antlitz ſchöner Frauen zu betrachten. Geſtattet unſerer Sonne, daß ſie euch die weiße Haut bräune.“

Die Verhüllte berührte ſchmeichelnd die Wange der Herrin Elſe. „Deinem roſigen Antlitz ſieht man nicht an, daß die Maienſonne ihm ſein Weiß und Roth vermindert hat. Nur wir Verſchleierten tragen den Schaden, denn Naſe und Wänglein verbrennen doch, und wenn wir einmal das Schleiertuch lüften, ſo ſind wir in der Mitte des Antlitzes roth gemalt. Das aber iſt die Wappenfarbe, die unſere Hausherren an uns am liebſten ſehen, obwohl jeder Blick auf den Spiegel uns weinen macht.“ Sie löſte die Enden des Schleiers, ſchlug ſie über den weißen Nacken zurück und wies ihr edles Angeſicht, an dem von Sonnenbrand freilich nichts zu merken war. Als ſie ſo neben der Landgräfin ſtand in voller gereifter Schönheit, und mit ihrem Arm die Hausfrau umſchlang, da freuten ſich die Herren über den Anblick und unwillkürlich erklang ein lauter Heilruf von den Lippen der Hofleute; ſelbſt die Augen des Herrn Ivo zuckten, aber er bezwang ſich, und der Landgraf rief: „Wahrlich, das iſt Frühlingswonne, und wir wollen den Tag in einer Tafelrunde feiern. Den Hofhalt des Königs Artus ſpielen wir heut und ihr, edler Ivo, ſollt Ritter Iwein ſein oder ein anderer Held, der euch am beſten gefällt. Breitet die Teppiche, rüſtet das Mahl, und ihr, edle Frauen, windet Kränze für euch und uns.“

Die Frauen flogen ſummend wie Bienen durch Garten und Anger. Doch waren der Blumen nur wenige außer Veilchen und Himmelsſchlüſſeln und die zarten Hände mußten zum Schlehdorn und Weißdorn hinauf langen, deren Blüthen noch die kalte Farbe des Schnees trugen. Dagegen vertheilte Frau Elſe bunte Bänder aus einem Korbe, den eine ihrer Frauen vom Rüſtwagen zutrug, und lachend mühten ſich die Sammelnden um die Wette, Blumen und Bänder auf biegſame

Ruthen zu binden und dieſe in runde Kronen zuſammenzufügen. Frau Elſe bot ſelbſt dem Gaſte den Kranz und die Fremde drückte den ihren auf das Haupt des Landgrafen.

Auf ſonniger Anhöhe ſtand ein mächtiger Ahorn, niedrig gewachſen, aber mit breitem Wipfel. Daß ſeine Laubknoſpen noch wenig Schatten gaben, war Keinem unlieb, denn zartes Gewölk wehrte die Strahlen der Sonne ab und barg das Antlitz der milden Herrin, ſo daß man nur in dämmrigem Licht und mattem Schatten ihre Gegenwart merkte. Unter den Ahorn wurde die Tafelrunde geſetzt, genau ſo, wie der junge Lutz geargwöhnt hatte, die edlen Gäſte auf niedrige Seſſel, die Frauen auf kleine Schemel und nur die Helden auf einen Teppich, der über den Raſen gebreitet war, denn die Landgräfin ſah ungern, wenn ihre Frauen ſich neben den Männern auf den Boden lagerten, obwohl dies ſonſt Brauch war. Rudolf Schenk hatte heut den Dienſt die Paare zu geſellen, nicht gerade wie es jedem der Gäſte am liebſten geweſen wäre, ſondern mit bedächtiger Rückſicht auf die Ehren, welche jeder zu fordern hatte: zwiſchen den Hofherrn und Frau Elſe die fremde Gräfin und auf die andere Seite des Landgrafen den Herrn Ivo, neben die Landgräfin aber ſeinen eigenen Vater, den alten Herrn Walther von Vargula, welcher der würdigſte Ritter des Landgrafen war, ein Hüter der Frau Elſe und zugleich ihr ergebener Freund. Auch die aus Ingersleben erkannten, daß ſie durch ihre Sitze vom Landgrafen geehrt wurden. Denn der Kämmerer Godwin ſaß, allem Frauendienſt enthoben, neben dem Herrn Walther, und die beiden freundlichen Herren mit dem weißen Hauptthaar tauſchten gute Gedanken aus über die Abrichtung der Falken, welche in den Höfen ihrer Herren auf der Stange ſaßen. Herr Henner aber erhielt die alte Frau Wendelmuth zu ſeiner Kranzgenoſſin und Herr Lutz die junge Bertha, die Tochter des Kämmerers von Fahnern, welche für die ſchönſte Magd am Hofe galt. Und Herr Henner drückte den Kranz, den ihm Frau Wendelmuth mit ſteifem Arm reichte, recht zart in das grauliche Haar, indem er ſprach: belle graze, nahm ihre Fingerſpitzen in die ſeinen und führte ſie zu dem niedrigen Tiſche. Er dachte wohl daran, daß er ſie vor vierzig Jahren zu Mainz am Hoſe des alten Kaiſers Friedrich Rothbart geſehen hatte, aber er hütete ſich das zu ſagen, um ihr nicht durch ſein gutes Gedächtniß verleidet zu werden. Doch begann er von alter Zeit zu ſprechen, ſpielte ſich mit gewandter Rede nach Mainz auf das größte Kaiſerfeſt, welches jemals in deutſchen Landen gefeiert worden war, und erzählte, wie er damals als Knappe einer Magd des Hofes, die von einem Ritter gerade zum Tanz aufgeführt wurde, den Mantel vom Boden gehoben hatte, als ihr dieſer im Gedränge durch einen ungefügen Helden abgeſtoßen war; und der Schlaue ſetzte hinzu: „Ach und weh! ſie erſchien mir als die ſchönſte Magd von allen, und ich gedenke noch, von rother Seide war der Mantel.“ Da trat Frau Wendelmuth in die Falle, welche er ihr ſtellte, denn als eine ſcharfe und gewiſſenhafte Frau verſetzte ſie nicht unfreundlich, doch noch ſäuerlich: „Wenn ihr euch der Magd ſo wohl erinnert, wie ihr ſagt, ſo müßtet ihr auch wiſſen, daß der Mantel goldgelb war,“ worauf Herr Henner ſiegesfroh ausrief: „Nie hätte ich gewagt, euch an den armen Knappen zu erinnern, der euch die Hülle aufhob. Da ihr aber ſelbſt des gelben Mantels gedenkt, ſo darf ich euch ſagen, daß ich heut beim erſten Blick euch wieder erkannte, ſo wie ihr damals waret, und daß ich euch in meinen Gedanken mit derſelben goldenen Hülle vor mir ſehe.“ Durch dieſe Rede machte er die ſtolze Frau vertraulich und ſie ſprachen ſeitdem wie alte Bekannte von den ruhmvollen Tagen des Kaiſers Barbaroſſa und von vielem Aergerlichen, das ſie ſpäter erlebt.

Dazwiſchen aber blickte Herr Henner ſorgenvoll über den Tiſch, ob ſein junger Geſelle ſich auch beſcheiden auf dem Teppich lagere, und wie er ſich gegen ſeine Nachbarin geberde. Ihn freute, daß Beide leiſe miteinander redeten, aber er ſah mit

Entſetzen, daß Herr Lutz plötzlich die Beine unter das Geſäß zog, weil ihn der Erdboden zu ſehr kühlte; und er huſtete leiſe. Seine Nachbarin, welche mit ſpähendem Blick jedes Ereigniß in der Tafelrunde beobachtete, erkannte ſogleich den Grund ſeines Huſtens; und da ſie alle Noth bei Hofe verſtand, ſo that ſie für ihn ſelbſt, was noch niemals ein Fremder von ihr genoſſen hatte; ſie faßte hinter ſich nach einer Decke, die zuſammengebunden im Bereich ihres Armes lag, ſchob ſie leiſe an den Sitz des Herrn Henner und winkte ihm, daß er ſie unterlege. Und der Marſchalk, der die Wohlthat zu würdigen wußte, half mit der Hand ganz unmerklich nach, und warf ihr einen dankbaren Blick zu, während ihm die welken Schlüſſelblumen über die Augen hingen.

Aber die Herrſchaft am oberen Tiſche ſaß unterdeß ſehr feierlich, nur der Landgraf ſprach Einiges zu ſeinen Gäſten, bis er endlich zufrieden von dem ausruhte, was der Koch für das Feſt bereitet hatte. Da erhob er die Stimme: „Uns alle will ich mahnen, daß wir den jungen Sommer begrüßen, wie es einer frohen Tafelrunde gebührt. Bringt das Saitenſpiel und legt es in die Hände des Gaſtes. Gefällt es euch, Herr Ivo, ſo laßt unſere Frauen, denen ihr nicht zulachen dürft, doch euren Geſang vernehmen.“

Ivo hatte bis dahin in ſtolzer Zurückhaltung vor ſich niedergeſehen und nur auf die Fragen des Landgrafen Beſcheid gegeben, ſo daß die Landgräfin heimlich zu Frau Hedwig ſagte: „Sieh, gleicht er nicht unter den Sorgloſen einem Leidtragenden, der ſein geheimes Weh mit Mühe bändigt?“

„Oder einem Gefangenen, der widerwillig beim Mahle des Siegers ſitzt,“ verſetzte die Fremde.

Jetzt antwortete Ivo, wie ſich's gebührte: „Die Bitte des erlauchten Wirthes iſt dem Gaſte Gebot; übt Nachſicht, denn meine Stimme iſt rauh und meine Weiſe nicht ſo kunſtreich als andere, die ihr zu vernehmen gewöhnt ſeid.“ Er griff kräftig in die Saiten, ſpielte ein wenig und ſang, was damals aus ſeinem Munde den Zuhörern weit lieblicher klang, als jetzt aus dem Buche:

„Bote, geh und künde meiner Fraue:
All mein Hoffen hat der Reif zerſtört,
Da die Blumen lachten auf der Aue
Harrt' ich, ob ſie noch mein Flehn erhört.
Troſtlos find' ich, wenn der Morgen tagt,
Bereift die Haide,
In Sehnſucht und Leide
Vergangen die Freude, das ſei vor ihr geklagt.“

Er hielt inne. Die Herren murmelten ihr Lob deutlich, die Frauen leiſe, aber nicht weniger ehrlich, und der Landgraf rief: „Wohlgeſungen. Wir hörten die Klage; iſt Niemand unter den Frauen, der ihm Antwort gibt? Baſe Hedwig, vielleicht beliebt es euch, dem edlen Gaſt das Widerſpiel zu halten.“

Hedwig rückte das Saitenſpiel zu ſich, mit nachläſſiger Handbewegung fuhr ſie über die Saiten und ſang eine Antwort, indem ſie die fremde Weiſe, welche ſie eben erſt gehört hatte, wiederholte und zierlich wandelte:

„Weh, des Mannes Werbung ſchuf mir Sorgen,
Sprach die Frau, verſchloſſen bleibt der Mund,
Meine Liebe trag ich ſtill verborgen,
Wie das Meer die Perle birgt im Grund.
Troſt noch findet, wer ſein Lieben klagt,
Die ſich ſehnt und leidet
Und Rede meidet,
Der Armen iſt ihr letzter Troſt verſagt.“

Als ſie geendet hatte, ſummten Alle warmes Lob, auch Herr Ivo lächelte und der Hofherr ſprach: „Gern wird unſer Gaſt euch den Preis geben, Baſe, denn ihr habt ſeinen Sang geehrt, indem ihr ihn zur Stelle nachahmtet.“

Und Ivo verſetzte: „Auch ich danke meiner Siegerin, obgleich ihr Lied den Troſt nicht verheißt, um den ich flehte. Ich merke, daß ſie der Kunſt des Saitenſpiels mächtig iſt wie Wenige. Vielleicht, wenn ihr, erlauchter Herr, und euer Gemahl die Dame bitten, verſagt ſie uns nicht die Freude, ihr Spiel zu hören.“

Die Gräfin nickte gleichgiltig und faßte ſogleich nach der kleinen Harfe, die ſie vor ſich niedergeſetzt hatte. Und ſie ſpielte in Wahrheit mit ſolcher Kunſt, wie die Meiſten aus der Geſellſchaft noch niemals gehört hatten.

Der Landgraf war voller Bewunderung, ergriff ſeinen goldenen Becher und rief: „Hebt euch von den Sitzen, ihr ſtolzen Helden; nie ſah ich und nie hörte ich die Finger einer Frau ſo behend durch die Saiten greifen, denn ſchnell wie der Blitz bewegtet ihr die kleine Hand, Baſe, und ich vermochte mit den Augen kaum dem Spiele zu folgen. Darum trinken wir Heil der Herrin, welche ſo ſeltener Kunſt mächtig iſt.“ Als der Beifallsſturm ſich gelegt hatte, fuhr der Wirth fort: „Gern vernähmen wir noch mehr von euch und unſer Ohr würde nicht müde vom Zuhören. Laßt ſingend oder ſagend eure Stimme noch weiter tönen, denn am Hofe unſeres Herrn, des Kaiſers, habt ihr, wie ich weiß, jedes Werk der Sänger geübt, ſo daß auch die Welſchen über euch ſtaunen.“

Hedwig lachte. „Ihr wollt's, nehmt vorlieb. Und da wir hier unter Blumen und Klee im Baumſchatten ſitzen, ſo hört ein kleines Abenteuer, es heißt wie dieſer Baum, der Ahorn.“ Und ſie hob die Hand nach der Höhe. Darauf begann ſie mit klangvoller Stimme eine Geſchichte in Reimen, welche Folgendes verkündete: Ein König im Lande Spanien hatte eine Tochter, welche ſo ſtolz war, daß ſie ſich ſelbſt in den Arm zwickte, wenn ſie einmal einen Mann gegrüßt hatte. Sie ritt am liebſten allein auf ihrem Rößlein durch Anger und Wald. Im Holze ſtand ein alter Ahorn, ein kaltes Brünnlein quoll an ſeinem Fuß und blaue Glockenblumen blühten darum. Als die Magd einſt an einem heißen Tage dort anhielt, löſte ſie die Spangen ihres Gewandes und kühlte Wangen und Bruſt am klaren Quell. Da hörte ſie ein leiſes Athmen, ſie glitt um den Stamm und ſah auf der andern Seite deſſelben einen Jüngling, der ſich am Brunnen gekühlt hatte und mit offnem Gewande unter den Blumen entſchlafen war. Sie konnte die

Augen nicht von ihm abwenden, bis er aufwachte und ſie anſah. Da ſprach das Königskind: „Du ſiehſt das Maal an meiner Bruſt, wie ich das deine ſah; küſſe mich oder ich küſſe dich.“ Von dieſem Tage trafen die Beiden einander oft unter dem Baume und ſie wurden eins dem andern lieb vor Allem auf der Welt. Unterdeß überzog ein wilder Mohrenfürſt den Vater des Königskindes mit Krieg, ſo daß dieſer ihm einen Theil ſeines Reiches und die Tochter zur Gemahlin verhieß. Die beiden Trauten ſaßen ſorgenvoll unter dem Baume, das Herz wollte ihnen vor Gram zerſpringen und ihre Thränen floſſen in den Quell. Da erhob ſich vor ihnen die Waſſerfrau, welche in dem Brunnen wohnte, aus der Fluth: „Salzig wird mein ſüßer Quell durch eure Noth,“ und ſie bot jedem von ihnen einen hölzernen Armring, in welchen ein Zauberdorn geflochten war. „Legt ihr den Ring um, ſo vermag er euch Seele und Leib zu ſcheiden, ſolange ihr es begehrt, und als Dämmervögel fliegt ihr ins Freie über Berg und Thal zu meinem Baume; doch hütet euch, daß der Rückweg euch nicht geſperrt werde.“ Da beſprachen die beiden Traurigen, daß ſie einander am Baum wiederſehen wollten, in jeder Sommerzeit, bei jedem vollen Mond. Der Mohr aber ſchloß die Königstochter auf ſeiner Veſte ein, die er ſich auf ſteilem Felſen erbaut hatte, und ſie durfte Niemanden ſehen und ſprechen, nur eine treue Magd, welche ihr gefolgt war. Als nun der volle Mond in ihre Schlafkammer ſchien, da ſprach ſie zu ihrer Genoſſin: „Schließe die Thür und öffne das Fenſter. Wache und ſorge nicht um mich, ich weiß eine, die mit dem Mondenſtrahl fliegt, wenn die Leibeshülle leblos liegt.“ Und ſie legte den Armring an. Da ſank ſie ſogleich auf ihr Lager zurück und aus ihrem Munde flog ein winziges Vöglein, und verſchwand durch das offene Fenſter in der Dämmerung. Die Dienerin wachte in Sorgen, denn ihre Herrin lag wie tot, das Herz ſchlug nicht und ſie athmete nicht. Als aber die Tagesdämmerung am Himmel aufſtieg, ſchwebte wieder ein kleiner Schatten durch das Fenſter und das Königskind richtete ſich vom Lager auf und ſprach: „Am Aſtloch ſaß der Geſelle mein, ihm troff der Thau vom Flügelein.“ So trieb ſie es den ganzen Sommer. Doch als die Nächte lang wurden und weißes Geſpinſt um die dürren Halme glänzte, da wurde der Dienerin mühſam im Vollmond den Schlaf von ihren Augen fern zu halten; und als die Königstochter ſich aufrichtete, ſprach ſie: „Ein Bartuch ſah ich weben über Flur und Hain, meinem Geſellen hing die Flocke am Bein.“ Und wieder ſchien der Vollmond in langer banger Nacht, der kalte Sturmwind fuhr durch das Land, er heulte um die Burg und ſchlug das geöffnete Fenſter zu. Die Dienerin aber hatte ihr Haupt verhüllt und war entſchlummert, der Morgen kam und ſie merkte es nicht, und als ſie erwachte, ſchien die bleiche Winterſonne in das Gemach. An die geſchloſſene Thür ſchlug der Mohrenfürſt bis ſie aufſprang und er ſah das Königskind leblos liegen, den Zauberring am Arme. Da riß er ihr zornig den Ring ab und befahl den Leib in einem ſteinernen Sarg zu bergen, wo nicht Mond, nicht Sonne ihn beſchien. Und als die Kunde durch das Land lief, daß die Königstochter geſtorben war, da fanden die Knappen des Ritters am nächſten Morgen ihren Herrn regungslos auf dem Lager, ſein Herz ſchlug nicht und er athmete nicht. Wer aber am Vollmond zu dem Quell kam, der ſah um den Baumeswipfel einen kleinen Schatten ſchweben und ſie ſagen, es war der treue Geſelle, welcher ſich ſehnte und harrte.“

Die Erzählerin hielt inne, über ihrem Haupte zwitſcherte es in den Aeſten. „Seht,“ rief ſie mit veränderter Stimme, „dort iſt das Aſtloch und dort hebt ein Sänger den Fittig, vielleicht iſt es eine der beiden liebenden Seelen, welche einander ſuchen. Sei tauſendmal gegrüßt, du Armer, der du einſam dahinziehen mußt.“

Sie ſchwieg und Alle lächelten über das Ende, welches anders war als ſie erwartet hatten. Doch zeigten ſie auch, wie ſich für Hofleute ſchickt, daß ſie gerührt waren, und bedauerten das Schickſal der Liebenden. Frau Wendelmuth begann leiſe zu ihrem Kranzgenoſſen, indem jetzt ſie die Falle ſtellte: „Auch zu eurem Amt, Herr Marſchalk, gehört, daß ihr bisweilen einem Vogel das Fenſter offen erhaltet. Fliegt euer Vogel in weite Ferne und müßt ihr lange harren, bis er zurückkehrt, ſo habt ihr einen ſorgenvollen Dienſt.“ Aber Herr Henner erkannte die forſchende Neugier und antwortete bedeutſam: „Wir Thüringe hängen an der Heimat; ja ſelbſt wenn wir ganz außer uns ſind und wenn wir vor Liebe aus der Haut fahren, wir kommen in kurzer Zeit wieder zu uns ſelbſt.“ Da nickte Frau Wendelmuth und blickte nach der Landgräfin hinüber, denn in ihrem Ohr klangen noch die herrlichen Worte, mit denen Frau Elſe vor Kurzem den Gaſt gelobt hatte.

Die Landgräfin aber war ſtill geworden und ſah mit gerötheten Wangen vor ſich nieder. Doch auch ſie erhielt ihren Antheil von den Ehren des Mahles. Seitwärts der Tafel ſaß auf der Bank ein geiſtlicher Herr, dem ſein Amt die Theilnahme an der bekränzten Geſellſchaft verbot. Daß der Herr zum Hofe gehörte, verrieth die tiefe Verneigung, welche die aufwartenden Diener nicht unterließen, ſo oft ſie bei ſeinem Sitze vorüber gingen. Er aber ſah von ſeinem Buche häufig nach der Artustafel. Jetzt erhob er ſich geräuſchlos, ging nach dem Hofe, wo die Kinder des Landgrafen mit ihren Wärterinnen weilten, der vierjährige Sohn und die kleinere Tochter, gebot die Kleine ihm nachzutragen, und faßte ſelbſt den Knaben bei der Hand. Als dieſer ungern folgte und ſchrie, wollte der Geiſtliche ihn heftig fortziehen, aber er bezwang ſich, freundlich zu reden, gab ihm einen grünen Zweig in die Hand, hob ihn auf ſeine Arme und trug ihn einige Schritte. So trat er hinter den Landgrafen und begann mit gedämpfter Stimme, welche aus dem Munde des Prieſters feierlich in das Ohr drang: „Auch die Kinder wagen im Mai ihren lieben Vater zu begrüßen und ſie erbitten für ſich die Liebe der Eltern.“

Der Landgraf wandte ſich überraſcht um, ſein Geſicht verklärte ſich, als er die Kleinen ſah, er küßte den Sohn auf den Mund, nahm die Tochter in ſeine Arme, lachte ihr zu und rief über die Tafel: „Verzeiht, edle Brüderſchaft des Königs Artus, wenn ich Ungehöriges vollbringe; hier aber ſind Geſchenke meiner Elſe und mir lieb vor Allem,“ und die Kinder der Wärterin zurückgebend, nickte er dem Geiſtlichen dankend zu, welcher noch leiſe ſagte: „Auch ihr werdet im heiligen Pſalter begrüßt mit dieſen Worten: Wohl dir, wenn du den Herrn fürchteſt, dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock und deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tiſch her.“ Als der Prieſter darauf den Knaben zur Mutter führte, grüßte Frau Elſe den klugen Mann mit inniger Dankbarkeit und ſprach: „Ihr thut immer das Gute,“ ſie beugte ſich tief auf ſeine Hand hinunter, daß er ſie ſchnell wegzog und zurücktrat.

Die düſtere Geſtalt des Geiſtlichen und ſeine Schriftworte verdarben den Artusrittern die poetiſche Stimmung. Ivo ſtarrte noch ernſthafter vor ſich nieder als vorher, ſogar die Nichte des Kaiſers betrachtete erſtaunt das große Geſicht mit geſchwollenen Stirnadern, und mit zwei tiefliegenden, mächtigen Augen, um welche Schwermuth und geheime Trauer zuckten, und ſie frug den Landgrafen: „Wer iſt dieſer Unglücksvogel mit geſchorener Krone?“

„Es iſt Meiſter Konrad von Marburg, ein Richter des heiligen Vaters über Glaubensſachen und uns ein vertrauter Rathgeber.“

„Dann möge ſein Rath euch alles Glück bringen, das ihm ſelber fehlt; denn ihn anzuſehen macht traurig.“

Der Wirth aber winkte dem Schenken Rudolf, welcher aufſprang und einen großen Becher herantrug. Der Landgraf erhob ſich und zugleich mit ihm die Herren und den Becher haltend begann er: „Altem Brauche zu Ehren ſei dieſer Wein euch, edler Ivo, geboten, denn es iſt ein Recht eures Geſchlechtes aus der Väter Zeit, daß der Landgraf ſelbſt euch einmal im

Jahre, wenn der Kuckuk ruft, den Becher ſchwenke, ein Edler dem andern, damit er die Ehrbarkeit eures Geſchlechts vor ſeinen Mannen beſtätige." Und er reichte ihm den Becher.

Ivo verneigte ſich und den Becher faſſend ſprach er dagegen: „Aus erlauchter Hand empfange ich die Gabe, damit ich Heil trinke für euch, den mächtigen Gebieter in dieſem Lande, für euer edles Gemahl und euer ganzes Geſchlecht." Er trank, die Andern riefen das Heil nach und der Landgraf bot ihm die Hand.

Als Alle ſaßen, fuhr der Landgraf fort: „Ich danke euch, Herr Ivo, daß ihr mir Gutes wünſcht. Und da wir hier zwiſchen Wald und Flur unſerer Heimat in Frieden geſellt ſind, ſo laßt euch noch etwas ſagen, was mir längſt im Sinne liegt. Ungern ſehe ich, daß ihr euch von meinem Hofe fern haltet. Ihr findet hier Manchen, der euch wohlgeneigt iſt, auch mir iſt es eine Freude, euch bei mir zu haben. Ungern entbehre ich auch euren ſtarken Speer, wenn ich einmal gegen meine Feinde in den Stegreif trete."

Tiefe Stille entſtand und Aller Augen richteten ſich auf den Gaſt, welcher ruhig entgegnete: „Laßt mich antworten ſo offen als ihr fragt. Ihr ſeid ein gnadenvoller Herr, kein Fürſt auf beiden Seiten des Rheins darf ſein Haupt höher tragen als ihr, und oft hörte ich preiſen, daß ihr guten Dienſt reich zu belohnen wißt. Dennoch zürnt nicht, wenn ich meine eigenen Wege reite, nicht umſonſt botet ihr mir heut den Becher. Ich habe nicht gelernt zu dienen, ſondern als Herr über Dienenden zu walten, und ich vermag keinem Sterblichen den Treueid zu leiſten, als meinem und eurem Herrn, dem Kaiſer."

Frau Elſe ſah beſorgt, daß das Antlitz ihres Gemahls ſich röthete, und als ſie ſich Hilfe ſuchend zu der Fremden wandte, wurde ſie wieder durch das kalte Lächeln derſelben gekränkt.

„Stolze Worte ſprecht ihr, Herr," rief der Landgraf geruhig, „und wenn der Becher, den ich bot, euch ſo hohen Muth verleiht, kann ich den wichtigen Brauch fernerhin nicht loben. Ihr ſelbſt wißt, wer als Landgebieter ſeine Macht bewahren will, den kränkt es, wenn zwiſchen ſeinen Vaſallen und Gerichtsſtühlen kleine Herren ſitzen, welche bei jeder Fehde ſtolz überlegen, ob ſie zu Hauſe bleiben oder vielleicht gar gegen den Landesherrn reiten."

„Beſchwert euch das, Herr," verſetzte Ivo feſt, „ſo zürnt nicht mir, ſondern der alten Ordnung des Landes."

„Ich will euch nicht kränken, edler Ivo," fuhr der Landgraf fort, „denn mir liegt daran, euch zu gewinnen. Doch gibt auch der Kaiſer mir Recht, wenn ich dafür eifere, daß der Eigenwille mancher Edlen im Lande gemindert wird. So iſt des Kaiſers Wunſch, daß der große Stand der Reiſigen, welche den Rittergurt tragen, in ſeiner Ehre erhöht werde. Denn die ärmlichen Ritter, welche jeder der Edlen und Freien ſich nach ſeinem Belieben ernennt, bringen dem Stand arge Unehre, ſchweifen durch das Land und ſchädigen als Räuber das arme Volk. Auch euer Oheim Meginhard verzichtet darauf, ſeinen reiſigen Knechten den weißen Gurt umzulegen, und er überläßt mir dieſe Begabung. Ich weiß wohl, Herr, daß ihr auf Rittertugend achtet, dennoch würdet auch ihr gut thun, wenn ihr in Zukunft eurer Hofjugend die Ehre gönntet, daß der Landgraf ſelbſt ſie aus Knechten zu Herren mache."

Ivo drängte mit ſtarker Anſtrengung den Zorn zurück, der in ihm aufſtieg, und er ſah nur etwas bleicher aus als ſonſt, indem er ruhig erwiderte: „Es war bei dieſem Frühlingsfeſte ſchon allzuviel von alter Zeit die Rede; doch zürnt mir nicht, wenn ich noch einmal daran mahne. Es geht die Sage im Lande und in meinem Hofe, daß der erſte Ludwig, den ihr als euren Ahnherrn auf dem Landgrafenſtuhle ehrt, Sohn eines fränkiſchen Vaſallen aus den Buchen war. Den Knaben zog ein Ahnherr meines Hauſes, ſeit er den Vater verloren hatte, getreulich auf, und als der Knabe zu ſeinen Jahren kam, bekleidete er ihn mit dem Schwertgurt. Da euer eigener Vorfahr ſeine Ritterwürde meinem Hauſe zu danken hat, ſo bitte ich, ertragt in Huld, daß auch ich fortfahre, die Ehre zu verleihen, die eurem Geſchlechte ſo gut gefrommt hat."

Die Landgräflichen ſahen vor ſich nieder, denn die Antwort war allen peinlich. Ivo aber erhob ſich und fuhr fort: „Ich kam hierher, erlauchter Herr, als euer Gaſt, ich fürchte, daß meine Fahrt euch unwillkommen war. Doch bevor ich euch bitte, mich und die Meinen zu entlaſſen, will ich auch noch ſagen, wie mir gegen euch zu Muthe iſt. Und da heut in dieſer Runde ein Abenteuer von einem Baume erzählt wurde, ſo geſtattet mir huldreich, daß ich ein anderes berichte, kunſtlos und in wenigen Worten, welches ihr die Eiche benennen mögt: — Zwei junge Edle, von denen der eine reich und mächtig war, der andere auf mäßigem Erbe ſaß, lebten in Unfrieden, wie Nachbarn oft geſchieht. Vieles irrte die Beiden, am ärgerlichſten war ein Streit über die Hirſchjagd im Waldgebirge. Der Mächtige hatte mit ſeinen Jägern und Hunden den Wald des andern durchzogen und auf die Beſchwerde, die dieſer erhob, eine ſtolze Antwort geſendet. Da ging der Gekränkte allein mit Schwert und Armbruſt in den Wald, um ſein Recht zu behaupten und die Einbrecher zu ſtrafen, wo er ſie fände. Sein Muth war zornig und er dachte am liebſten daran, ſeinen Gegner ſelbſt zu treffen und auf grünem Mooſe Mann gegen Mann den Streit zu entſcheiden. So ſtand er mit wilden Gedanken lauernd hinter einem Urbaum, an dem die Mönche ein Bild der Gottesmutter befeſtigt hatten zum Nutzen der frommen Waller, welche auf dem Fußſteig über die Berge ziehen. Der Harrende vernahm, daß Zweige brachen, ſein Gegner trat bewaffnet wie er ſelbſt aus dem Dickicht. Da wollte er aus dem Verſteck ſpringen, der Andere aber legte ahnungslos die Waffen ab, warf ſich mit entblößtem Haupte vor dem Heiligenbild auf die Knie, betete dort inbrünſtig mit ſeinen eigenen Worten und that ein Gelübde in großer Bewegung. Der Racheluſtige trat zurück und vernahm wider Willen die Worte des Betenden. Ich darf nicht künden, Herr, was ein Geheimniß des Waldes bleibt, aber ich ſage, das Gebet drang aus der Seele eines warmherzigen und ehrlichen Mannes, welcher den lieben Heiligen für alles Glück ſeines Lebens dankte, vor Anderem für ſein liebes Ehegemahl und für die Hoffnung auf einen Erben, in der er damals lebte. Und er flehte zu den Fürbittern, daß ſie ihn vor argen Gedanken behüten möchten und vor arger That, damit er würdig werde ſeines Glückes und ein rühmlicher Herr für Alle, die ihm angehörten. Und als er ſein Flehen und Gelübde vollendet hatte, ſchritt er ohne Kenntniß der Gefahr bergab. Der Andere aber, welcher wider Willen ein Vertrauter geheimer Gedanken geworden war, kniete an ſeiner Stelle nieder, faßte an den Baum und gelobte, daß er ſelbſt dies Vertrauen ehren wolle und gegen den Andern nur ſolchen Widerſtand üben, wie man ihn gegen einen befreundeten und zugeneigten Mann übt, mit Schonung und Geduld, und indem er die Dienſte von Vermittlern erbitte. Dieſen Schwur hat er gehalten; der Streit um die Hirſche wurde bald durch gute Geſellen vertragen, ohne daß der Geſchädigte ſein Recht verlor. So lautet das Abenteuer von der Eiche. — Und jetzt, erlauchter Herr, erbitte ich Urlaub für mich und die Meinen.“

Die ganze Tiſchgeſellſchaft erhob ſich, der Landgraf aber breitete die Arme gegen den Gaſt aus und rief: „Nein, bleibe Ivo, jetzt wo ich dich kenne, wie du gegen mich geſinnt biſt, laſſe ich dich nicht mit kaltem Gruß von mir ziehen. Leid thut mir meine Heftigkeit, und ich muß erfahren, daß du mir darum nicht grollſt. Noch einmal rücken wir die Sitze zuſammen, nicht als Artusbrüder, ſondern als Nachbarn, welche einander in Glück und Unglück vertrauen. Setzt euch zu uns, Herr Walther von Vargula, ihr wart es, der damals wegen der Hirſche dem Uebermüthigen die Beſinnung zurückgegeben habt. Helft mir heut Einen feſthalten, der unter uns ein ſeltener Gaſt bleiben will, damit wir uns noch mit redlichem deutſchem Herzen an einem guten Trunk erfreuen.“

So geſchah es. Die Männer ſetzten ſich, das Spiel vergeſſend, näher aneinander und auch Ivo hob jetzt im Kreiſe guter Geſellen die Augen und ſah freimüthig umher.

Als die Frauen allein waren im Gemach der Landgräfin, trat Elſe heftig vor Hedwig. „Schöner biſt du als ich und unter den Männern weißt du die Worte zierlich zu ſetzen, des Sanges biſt du kundig und deine Stimme dringt in das Herz. Auch meinem Gemahl gefällſt du gar ſehr und ich merkte wohl, wie er bewundernd auf dich ſah. Allen Ruhm gönne ich dir, Jedem magſt du beſſer behagen als ich, denn einfach iſt mein Sinn und ungeübt bin ich in aller höfiſchen Kunſt; nur Einen laß mir, daß ich nicht unſelig werde; von meinem Hauswirth wende deine Augen und deine Kunſt, denn damit quälſt du mich. Nichts habe ich auf Erden als ihn und die Kinder, verliere ich ſeine Huld, ſo bin ich elend. Eine Feindin ſollſt du in mir finden, anklagen will ich dich im Himmel und mein Recht will ich gegen dich vertheidigen vor den Menſchen.“ Sie warf ſich in einen Seſſel und verbarg das Geſicht in den Händen.

Hedwig vernahm erſtaunt dieſen Ausbruch der Leidenſchaft und rief die Achſeln zuckend: „Sie liebt ihren eigenen Hauswirth!“ und der Weinenden die Hand auf das Haupt legend, ſang ſie leiſe: „Lieb' Elſelein, laß die Sorgen ſein. Auch ich ſaß unter dem Baume, wo der Zauberbrunnen quillt; dort ſchau' ich im Wachen und Traume eines trauten Geſellen Bild.“

Die Helden von Ingersleben aber freuten ſich der gelungenen Fahrt, als ſie bei ſinkender Sonne heimritten. Das Gefolge rühmte die tapfere Haltung des Herrn und Ivo ſang und lachte wie ein glücklicher Knabe. Als Henner ihm anvertraute, daß auch die Frauen am Fürſtenhofe ſich wohlgefällig über ſeine Höflichkeit geäußert hatten, verſetzte er gleichgiltig: „Zuweilen gefällt man am leichteſten, wo man am wenigſten um den Beifall ſorgt.“ Und als ſie zum nächſten Dorfe kamen, lenkte er ſein Pferd neben das des Marſchalks und gebot: „Ich raſte mit meinem Knaben hier im Dorfe. Mir ſang ein Vogel gute Nachricht in das Ohr und kündete mir eine Stelle, an welcher ich geheime Botſchaft finde; führet ihr die Schaar nach unſerm Hofe, morgen früh bin ich daheim.“ Henner nickte gehorſam und trieb die Pferde zu ſchnellem Lauf, während Ivo mit dem Knaben allein durch das Dorfthor ritt.

3.

Der Ritt nach dem Mantel.

Mit glühenden Wangen ſprengte Ivo am nächſten Morgen in ſeinen Hof, er hob die Hand zum Gruß gegen ſeine Dienſtmannen und frug athemlos: „Wo iſt der Schreiber?“ ſprang aus dem Sattel und eilte in ſein Gemach. Als Nicolaus eintrat, ſtieß der Herr den entblößten Dolch in den Tiſch, um den Schreiber an ſeinen ſchweren Treueid zu mahnen, und ein zuſammengefaltetes Pergamentblatt aus dem Gewande ziehend, gebot er: „Tritt vor das Meſſer und lies mir, was in dieſem Briefe geſchrieben ſteht, treu und genau, ſo wahr du leben willſt,“ und Nicolaus las Folgendes:

„Ein armes trauriges Käuzlein ſchrieb an ſeinen Geſellen dieſen Brief. — Ich, das Käuzlein, vernahm, wie zwei Frauen zu einander von einem Ritter redeten. Die eine lobte in guter Meinung ſeine Kunſt im Speerkampf und ſagte: er vermöchte wohl die Wappenzeichen am Gewande der Helden, welche er vom Pferde wirft, zu ſammeln und ſeiner Herrin daraus einen wallenden Mantel zu gewinnen. Die andere Frau aber, welche aus der Fremde gekommen war, lachte ſpöttiſch in argen Gedanken. Dennoch ſage ich, könnte dieſer Frau ihr Ritter einen ähnlichen Mantel erwerben, ſie würde ihn mit Freuden ſtatt ihres Gewandes umthun, wenn ſie einmal mit ihrem Geſellen allein wäre. Manche, die ſich hart geberdet, verbirgt mit Mühe vor ihren Hütern Leid und Sehnſucht. Liebe du mich, wie ich dich. Der Brief muß liegen auf grünem Aſt, ob ihn ein günſtiger Wind erfaßt, ob ihn die Pfote des Katers packt, oder ob ihn der Specht zerhackt. — Der Brief iſt zu Ende," ſchloß Nicolaus verwundert.

„Lies noch einmal," gebot Ivo, der neben ihm mit heißen Wangen auf das Pergament ſtarrte. — „Und zum drittenmal, damit ich jedes Wort feſthalte." Darauf riß er den Dolch aus dem Tiſch und winkte dem Schüler Entlaſſung. Als er allein war, barg er den Brief nahe bei ſeinem Herzen und rang die Hände. „Ja, du ſagſt es, arme Nachtvögel ſind wir beide, endlos treibt die Sehnſucht, verhaßt iſt mir das Leben, ſolange ich von dir getrennt bin, und wenn ich einmal vor dein Angeſicht trete, wird auch das Wiederſehen zur Qual, denn das eherne Gitter ragt bis zum Himmel zwiſchen uns beiden und kein Flügelſchlag vermag darüber zu erheben." Er warf ſich in den Seſſel und barg ſein Geſicht in den Händen. Doch nicht lange unterlag er dem Schmerze, denn ihm fiel, wie Liebenden geſchieht, wieder etwas Günſtiges ein, er ſprang auf und lachte: „Verſtehe ich meinen Kauz recht, ſo wäre ihm die Kappe lieb, von der die beiden Frauen zu einander ſprachen. Eine frohe Verkündigung finde ich in den Worten, daß ſie ſich darein hüllen will, wenn das Glück uns zuſammenführt. Ich denke, Geliebte, daß ich dir den Mantel gewinne. Einen Mairitt wage ich dir zu Ehren und das Tuch für dich hole ich mir im Speerkampfe von den Edlen dieſes Landes." — Er ſchritt haſtig auf und ab und überlegte.

Endlich lud er ſeine Getreuen, Gedwin und Henner, zu geheimer Berathung.

Die wilden Kampfſpiele zu Pferde, durch viele Jahrhunderte Stolz und Leidenſchaft der Deutſchen, waren in der Zeit des Herrn Ivo ſehr ungleich dem Speerkampf ſpäterer Zeiten, wo dicke Eiſenſchienen den ganzen Leib des Reiters ſchützten und wo das gepanzerte Roß manchen Stoß der feindlichen Speere auszuhalten hatte. In jener alten Zeit war nur Haupt und Hals des Reiters durch einen Eiſentopf geſchützt und die obere Bruſt durch eine Eiſenplatte, die über das Kettenhemd geſchnallt wurde; der Stoß des Speeres, welcher mit kurzer ſtumpfer Spitze bewehrt war, wurde durch einen hölzernen Schild aufgefangen. Das Roß trug keine Eiſenrüſtung, der Reiter beugte ſich beim Anritt ſtark nach vorwärts, die hohe Rücklehne ſeines Sattels half verhüten, daß er durch einen kräftigen Stoß hinter das Pferd geſchleudert wurde. Schon damals waren die Spielkämpfe mit Helm und Schildrand ein Vorrecht Aller, welche den Rittergurt trugen, das höchſte und am meiſten beneidete Vorrecht, welches einen Stand, der zu den Dienenden gehörte, in die Kampfgenoſſenſchaft der Edlen heraufhob.

Der Mairitt aber, den Herr Ivo beſchloſſen hatte, galt für die ruhmvollſte Aufforderung zum Speerkampfe, welche ſich an alle Ritter des Landes richtete. Das Spiel ſelbſt wurde in der Hofſprache Foreſt, Waldrennen, genannt und verlief nach herkömmlicher Spielordnung. Wer zu ſolchem Rennen herausforderte, der zog mit ſeinem Gefolge durch das Land und hielt zu vorbeſtimmter Zeit an bezeichneten Raſtſtellen, um dort Gegner zu erwarten, denen der Ort gut gelegen war. Zu Raſtſtellen wurden gewählt ebene Gründe an lichtem Laubwald, wo ein klares Bächlein rann oder ein Quell zum Tränken der Roſſe. Unter dem Grün der Zweige wurde ein Zelt aufgeſchlagen, in dem der Held ſich wappnete; auch die Gegner brachen am liebſten aus einer Lichtung des Waldes hervor. Dann ritt der Herausforderer mit den einzelnen Gegnern im Speerkampf um einen begehrenswerthen Preis, den er ausgeſetzt hatte. Am letzten Tage pflegte dem Rennen gegen Einzelne — welches in der Sprache des Herrn Henner Tjoſt genannt wurde — ein Maſſenkampf zu folgen, das Turnier, ebenfalls nach ſtrenger Spielordnung.

Ivo gab ſeinem Mairitt ſolche Geſetze, wie ſie einem vornehmen Herrn gebührten. Für jeden Renntag ſetzte er vier Raſtſtellen, an jeder Raſt war er verpflichtet dreimal zu rennen, und nur wenn er wollte öfter, an jeder Raſt erhielt einer von den Gegnern, welche ehrenvoll widerſtanden hatten, nach Ivo's Wahl einen goldenen Fingerring. Wer vom Pferde geworfen wurde oder ſonſt nach Rennbrauch für beſiegt galt, der ſollte nicht Roß und Rüſtung verlieren, wie in der Regel geſchah, ſondern nur ein Stück des langen Ueberwurfs, den der Ritter damals über dem Kettenhemd und den eiſernen Beinſtrümpfen trug. Denn der Herausforderer verkündete, daß er ſeinen Mairitt unternehme, um von den Helden des Landes Tuch für einen Frauenmantel zu erbitten. Am letzten Tage der Fahrt ſollte ein Turnier in der Nähe von Erfurt den Einzelkämpfen folgen.

Sogleich begann in dem Hofe ein emſiges Rüſten. Ivo ſelbſt ritt nach Erfurt, goldene Ringe für die Gegner, Gewänder und Zierat für ſich und ſein Gefolge zu beſtellen. Der Kämmerer Godwin hatte die ſchwierigere Aufgabe, das Geld für die Fahrt zu gewinnen, und dieſer ſah einige Tage ſorgenvoll aus, bis es ihm endlich bei den Juden in Erfurt und bei den Mönchen in Reinhardsbrunn gelang. Die größte Arbeit aber fiel dem Marſchalk zu und vom Morgen bis zum ſpäten Abend klang ſeine befehlende Stimme um die Ställe und auf der Rennbahn am Hofe. Die Pferde wurden geprüft, die Knechte und die jungen Knaben zum neuen Spiel angelernt und eine ganze Wagenladung Speerſtangen wurde geſchnitzt, ſorgfältig geprobt und zuletzt mit blau und weißer Farbe ſchön bemalt.

Nicolaus ſchnitt unterdeß eine große Rolle Pergament zu zahlreichen Briefen und Zetteln an die Herren in den Höfen und an die Burgmannen der Städte, und ſchrieb die Aufforderung ſo oft ab, daß ihn die Finger ſchmerzten. Im Hofe aber ſammelte ſich an den nächſten Morgen ein Haufe von fahrenden Leuten, welche hier und da im Lande hauſten und welche bei ritterlichen Feſten als Rufer und Boten zu dienen pflegten. Sie empfingen die Briefe und lernten eine mündliche Verkündigung, die ihnen der Schüler oft vorſagte. Damit zogen ſie durch das Land zwiſchen dem Bergwald und dem Harz, ſangen ihren Spruch in den Burgen und übergaben die Briefe an vornehme Edle und an die Obrigkeit der Städte.

Sogleich rührte ſich's in der ganzen Landſchaft, ehrenvoll und luſtig erſchien der angebotene Wettkampf, in wenigen Tagen war er in Aller Munde als das große Ereigniß des Frühlings. Wer den Rittergurt trug, erkannte eine Mahnung, der er ſich ungern entzog, und nicht weniger ungeduldig wurden die Tage des Spieles von Anderen erwartet, welche als Zuſchauer daran Theil nehmen wollten, beſonders von den Frauen.

Aber am Hofe des Landgrafen brachte das Ausſchreiben nicht Jedermann Freude.

Als der Kanzler die ſchön geſchriebene Einladung vorgeleſen hatte und Herr Ludwig beifällig ausrief: „König Mai will eine neue Ausfahrt halten!“ ſaß Frau Elſe erſchrocken mit zuſammengeſchlagenen Händen ohne ein Wort zu ſagen, die Frauen flüſterten einander leiſe zu und Frau Wendelmuth lächelte ſpöttiſch.

„Was haſt du, Baſe?“ frug Hedwig leiſe.

„Gedenkſt du der Worte, die ich neulich im Scherze zu dir ſprach? Jetzt will er thun, was mir damals einfiel, und was doch Niemand aus meinem Munde vernommen hat als du und etwa unſere Frauen. Wer hat ihm meine thörichte Rede zugetragen, und was meint er damit, daß er ſie durch das Land rufen läßt?“

„Manches Ohr hat deine Worte gehört,“ tröſtete Hedwig, „wie darf dich wundern, daß ſie ihm gefielen? Er ſelbſt hält es ſicher für eine Huldigung gegen dich und deinen Gemahl, daß er ſeinen Willen nach der guten Meinung richtet, die du von ihm hegteſt.“ Und zum Landgrafen gewandt fuhr ſie fort: „Wir wiſſen auch, Vetter, wie euer Herr Ivo auf den Gedanken gekommen iſt, um einen Mantel für ſeine Herrin zu reiten. Denn Elſe und ich waren es, welche damals, als er hier weilte, zuerſt im Scherz die Kappe für ſeine Herrin forberten. Will er euch und uns dadurch ehren, daß er den luſtigen Einfall eures Hofes zu einem Geſetz macht für ſeine Ritterfahrt, ſo haben auch wir Grund, ihm Gutes zu wünſchen."

„Wenn Frau Hedwig mit meiner Elſe zu der Kappe gerathen hat," verſetzte der Landgraf ſorglos, „ſo wünſche ich ihm, daß ſeine Herrin das nicht erfährt, damit ihr die Freude an der bunten Hülle nicht durch die Eiferſucht verdorben werde. Doch rühmlich iſt die Fahrt auch für uns Andere, ſie gibt meinen Thüringen Ehre unter den Fremden, den Edlen aber und ihrer Ritterſchaft durch einige Wochen Arbeit und Unterhaltung, während ich abweſend bin. Vielleicht reite ich vorher ſelbſt noch gegen ihn." Und kampfluſtig ging er mit Herrn Walther nach den Ställen.

Auch auf der Mühlburg erwachte die Kampfluſt, aber mit gehäſſigen Gedanken gegen den Niederhof. Der alte Graf Meginhard war im Dienſte des Landgrafen nach dem Süden gezogen, Herr Konz ſaß an ſeiner Stelle gebietend unter den Dienſtmannen und hielt mit ihnen vertraulichen Rath über eine Ritterfahrt. Da ihm aber ſeine eigenen Gedanken nicht recht gefielen, ſo ritt er abwärts nach Friemar, lud den jungen Berthold aus dem Hofe und verhandelte heimlich mit dieſem, daß er den Schüler Nicolaus verſöhnen und zu einer Unterredung beſtimmen möge. „Vermagſt du mir dieſen Gefallen zu thun, ſo ſollſt auch du dem Kampfe zuſehen, nicht von der Heerſtraße, ſondern als unſer Geſelle im Feſtkleide mit meinen Farben." Der Jüngling war freudig bereit, den Schüler zu gewinnen und Nicolaus willigte ſchneller ein, als der Bote gehofft hatte, mit dem Ritter in einem Gehölz zuſammenzutreffen, das zwiſchen dem Niederhofe und der Mühlburg lag.

„Berthold von Friemar hat dir geſagt, daß ich einen Dienſt von dir begehre," begann Herr Konz, von ſeiner Höhe auf den Schüler herabblickend.

„Er hat mir etwas geſagt," verſetzte Nicolaus kühl.

Konz griff in ſeine Taſche, ſuchte aus der hohlen Hand einige Silberſtücke und bot ſie mit geſpitzten Fingern. „Wenn etwa früher Widerwärtiges zwiſchen uns geſprochen wurde, ſo ſoll es ungeſagt und vergeſſen ſein. Nimm dies, damit du mir in einer Sache, die mir am Herzen liegt, Gutes räthſt.“

Nicolaus wog das leichte Silberblech in ſeiner Hand: „Von Fremden nehme ich ungern gebotenes Geld, zumal wenn es wenig iſt. Doch noch unlieber iſt mir, das Geld abzuweiſen,“ und er verſenkte das Silber nachläſſig in ſein Gewand. „Fragt, und ich will antworten, ſo weit ich darf; aber wißt, auf leichte Münze folgt leichter Dienſt.“

„Du ſollſt mehr erhalten, wenn ich erkenne, daß dein Rath mir frommt,“ ermunterte Konz. „Bevor ich aber meine Frage ſtelle, gelobe mir Stillſchweigen auf dieſes Kreuz, du kannſt in dem Schwertknopf deine ſchlauen Augen ſehen, wenn du ſchwörſt.“ Und er hielt ihm den Kreuzgriff des Schwertes hin.

Nicolaus gelobte bereitwillig Verſchwiegenheit.

„Sage mir, in welcher Farbe und mit welchen Zeichen wird Herr Ivo ſeinen Speerritt durch Thüringen vollbringen?“

„Niemand weiß das, Herr, als die in ſeinem Vertrauen ſind.“

„Darum gerade ſollſt du es mir ſagen,“ drängte Herr Konz ungeduldig, „denn ich gedenke ihm einen guten Poſſen zu ſpielen, wenn ich in denſelben Farben und Abzeichen gegen ihn reite.“

Nicolaus überlegte. „Ihr mögt denken, daß Herr Ivo ſolchen Schimpf nicht freudig aufnehmen wird.“

„Das eben will ich,“ rief Konz. „Sein Zorn iſt mir ganz recht und ich hoffe ihn auf den Grund zu ſtechen, daß er dem Rennen für lange entſagt, denn unerträglich iſt ſein Hochmuth und ich gönne ihm wenig Gutes.“

„Wenn ihr ſo kühn ſeid, ſo fragt den Schneider in Erfurt,“ antwortete Nicolaus mit ausbrechendem Unwillen.

„Das ſteht mir nicht an, wohl aber dir; darum eben begehre ich deinen Dienſt.“

Der Schüler dachte nach und in ſeinen Augen glänzte die Schelmerei. „Ich vernahm, daß er ſich und ſein Roß mit den Farben decken wird, die er ſonſt trägt, und nach dem neuen Brauch, der jetzt aufkommt, wird er auch ſein Wappenthier, den Raben, auf ſeinem Gewande führen und auf der Roßdecke.“

„Das iſt gute Botſchaft,“ ſagte Herr Konz vergnügt, „denn wir von der Mühlburg vermögen dieſelben Farben und daſſelbe Zeichen zu führen, und ich bedarf in dieſem Fall deiner Dienſte nicht mehr.“

„Dennoch mögt ihr mir einen Einwurf geſtatten; zumal mir der Ritterbrauch aus manchem Lande bekannt iſt,“ warf Nicolaus demüthig ein. „Die vom Niederhofe wollen nicht leiden, daß ihr ſelbſt den Raben als Zeichen führt, wie Herr Ivo mit ſeinem Geſinde thut, da ihr nicht von ſeinem Geſchlechte ſeid. Kommt ihr damit vor allem Volk zum Spiel geritten, ſo wird Ernſt aus Scherz.“

„Das iſt mir recht,“ erwiederte Konz, die ſtarken Arme aus ſeinen Schultern reckend.

„Vielleicht werden ſie euch ganz den Kampf verſagen und alle Herren, welche etwa gegenwärtig ſind, werden ihnen beiſtimmen. Möglich auch, daß ſie euch wegen dieſer Kränkung zu ſcharfem Speerſtoß fordern, nicht nur Herr Ivo, auch ſeine Dienſtmannen.“

„Du meinſt doch nicht, daß ich die fürchte?“ fuhr Konz auf, aber ſeine Augen blickten unſicher umher.

„Auch werdet ihr vor dem ganzen Lande wenig Ehre gewinnen, wenn ihr das Ritterſpiel unhöflich verderbt.“

Das gab Herr Konz durch ſein Schweigen zu. „Dennoch gedenke ich den Raben nicht zu meiden,“ verſetzte er endlich mit Trotz.

„Dann rathe ich, daß ihr wenigſtens ſein Ausſehen ändert. Auch die Brüder des Landgrafen geben dem Löwen auf ihrem Schilde ein Abzeichen, damit man ſie unterſcheide. Was dieſe thun, wird euch ohne Minderung eurer Ehre erlaubt ſein.“

„Damit bin ich zufrieden," antwortete Konz, „doch welches Abzeichen denkſt du dir?"

Nicolaus überlegte wieder. „Die Alten im Lande nennen die Mühlburg das Vogelneſt, und ſie wiſſen darüber auch eine Sage. Darf ich euch Gutes rathen, ſo laßt unter dem Raben ſein Neſt oder doch ein Ei anbringen. Führt ihr ſolch eigenes Abzeichen, ſo dürfen jene euch das Kampfſpiel nicht weigern, wie ſehr ſie ſich auch darüber ärgern."

Konz erwog die Sache, ihm ſelbſt fiel durchaus nichts Beſſeres ein. Deshalb gab er ſeine Einwilligung und verpflichtete den Schüler noch einmal zur höchſten Verſchwiegenheit, und dieſer erbot ſich endlich gutwillig, ſelbſt den Schneider des Ritters anzuweiſen.

Es war ein wonniger Morgen, oben am blauen Himmel zogen in langer Reihe kleine Lichtwolken und unten auf der Landſtraße zog die geſchmückte Schaar des Frauenritters dahin, an der Spitze Herr Henner, hinter ihm der Poſaunenbläſer und der Rufer, dann Ivo mit ſeinem Gefolge, zuletzt ein Haufen Knechte und Diener, welche ledige Rennroſſe und eine Reihe Rüſtwagen führten.

So oft die Fröhlichen durch ein Dorf ritten, rannten die Leute an die Straße und ſtarrten neugierig auf den glänzenden Zug. Viele riefen Heil und Siegwunſch zu, wenn ſie den Herrn der Schaar erkannten, denn die ganze Landſchaft war ſtolz auf ſeine Reitertugend. Barbeinige Dorfknaben liefen den Reitern meilenweit nach, um auch etwas von dem Rennen des großen Herrn zu ſchauen.

Als ſie an eine Krümmung des Weges gelangten, wo ein lichtes Gehölz die freie Umſicht verbarg, da klang durch die lachende Landſchaft der Ton einer Poſaune und aus dem Holz ritt ein Rufer ihnen entgegen und hielt auf der Höhe, ſo daß ſein reiches Gewand und die Poſaune, welche er hoch empor ſtreckte, in der Morgenſonne glänzten. Die Fahrt wurde gehemmt, der Gegenruf erſcholl. „Schlagt den Pavillon auf unter dem Baumſchatten," gebot Herr Henner, nahm den ſchweren Helm aus der Hand ſeines Knaben, ſtürzte ihn auf und band ihn mit der ſeidenen Schnur am Halſe feſt, dann ließ er ſich Schild und Speer reichen und ritt vor. Der fremde Rufer grüßte und verkündete mit lauten Worten, daß ſein Herr, der Ritter vom gekrönten Löwen, in dem Holz lagere und von Herrn Ivo Ritterſpiel begehre. Und der Marſchalk antwortete wie ſich gebührte, daß Jenem das Ritterſpiel gewährt ſei, drei Rennen nach Brauch ihm und ſeinen Begleitern, und daß Herr Ivo den Löwen erwarte. Im nächſten Augenblick regte ſich's in dem grünen Holz, und aus dem Waldverſteck brach eine geſchmückte Schaar von Rittern und Knappen, die Helme aufgebunden, ſo daß ihr Antlitz verborgen war; alle in rothem Gewande, geſtreifte Löwenbilder auf den Schilden und auf den langen Roßdecken, in ihrer Mitte mit glänzender Rüſtung der Herr, kenntlich durch ein Krönlein auf dem Helm. Ivo rief mit ſtrahlendem Antlitz dem meldenden Marſchalk entgegen: „Gutes Glück, es iſt der Landgraf ſelbſt, der uns die Ritterfahrt einweihen will. Sein Wappenbild ſoll, wenn mir die Heiligen beiſtehen, das erſte Stück Tuch zu dem Mantel geben." Henner hörte bekümmert dieſe Rede, doch wagte er nicht zu widerſprechen, er wandte ſich wieder der fremden Schaar zu, von welcher jetzt ein Hofherr ſich ablöſte, um mit dem Marſchalk den Rennplatz auf dem ebenen Raſengrund zu beſtimmen. Feierlich begrüßten die beiden Würdenträger einander mit ritterlichen Worten. „Seid willkommen, Meſſire Chevalier du Lion," begann Henner, „ich ſehe, aus fremdem Lande kommt ihr und ſucht Goldringe als Beute."

„Der König Löwe," verſetzte der Andere ſtolz, „iſt nicht um die Ringe zur Jagd gezogen, er begehrt ſich eure Roſſe und euer Heergewand, wahret euch vor ſeinen Sprüngen."

Nach dieſem feierlichen Gruße ritten Beide ſeitwärts, um auf ebener Stelle die Stäbe zu ſtecken, damit Wind und Sonne unter die Kämpfer gleich vertheilt ſei. Unterdeß lagerte der Haufe des Herrn Ivo auf der andern Seite der Straße und Ivo wappnete ſich in dem ſchnell aufgeſchlagenen Zelte. Als aber die beiden Helfer des Kampfes ſich von der übrigen Schaar getrennt hatten, begann Henner in ganz anderem Ton: „Wir freuen uns nach Gebühr der Ehre, Rudolf Schenk; dennoch wäre beſſer geweſen, wenn ihr den Löwen überredet hättet, ſich dieſer Sprünge auf grüner Haide zu enthalten, denn ihr wißt ja ſelbſt, daß es für euren Herrn ein ungleicher Kampf wird, und ich bin von eurer guten Geſinnung verſichert, auch ihr wollt nicht, daß der Landgraf meinem Herrn einen Groll nachtrage, was er ſicher thun wird, wenn er auf den Grund rollt.“

Der Schenk von Vargula zuckte die Achſeln. „Er war ſo begierig nach dem Abenteuer, daß ihm keiner zu widerſprechen wagte, an euch iſt es, dafür zu ſorgen, daß euch nicht ſpäter ein Schaden entſteht.“

„Ihr ſprecht gut,“ beſtätigte Henner, „aber auch meiner iſt ſo begierig nach Beute, daß alles Zureden nichts fruchten wird. Es iſt unmöglich, daß er der Ehre entſagt, die Haut des Löwen für das Gewand zurecht zu ſchneiden.“

„Ihr ſeid ſcharf, Henner. Solltet ihr ja vielleicht gegen den Herrn das beſſere Glück haben, ſo ſind Andere unter uns, um ſeinen Fall zu rächen.“

„Nun, Schenk,“ verſetzte Henner, „ihr habt eine feſte Fauſt, aber wenn euch gelänge, was eurem Herrn mißglückt, ſo würde euer gutes Glück euch ſelbſt kalten Dank bei eurem Gebieter eintragen.“

„Dann müſſen wir zuſehen, wer den Schaden trägt,“ antwortete der Schenk zornig. „Auch die Frauen haben den Landgrafen beſtärkt, Frau Hedwig bat ſich den Fingerring aus, den er gewinnen wird, und Frau Elſe ſah zwar anfangs traurig darein, doch im Grunde vertraut ſie feſt ihrem Gebet und der unübertrefflichen Tugend ihres Hauswirthes.“

Henner nickte. „Dennoch muß hier Hilfe geſchafft werden. Thut, was ihr vermögt, ich will's an mir nicht fehlen laſſen." Die Beiden drängten die Roſſe aneinander und verhandelten leiſe durch die Helmlöcher.

Nach dieſer Beredung verliefen die drei Rennen beſſer als Henner gefürchtet hatte. Hell klangen die Poſaunen, die Herren ſprengten auf ihren Stand, der durch ein Fähnlein bezeichnet war, ſie grüßten einander mit würdiger Neigung des Hauptes, ſenkten die Speere, hoben die Schilde und rannten von der Stelle in geſtrecktem Lauf gegeneinander. Aber während dem ſchnellen Ritt hob Ivo ſeinen Speer, ſetzte ihn auf das Knie und empfing ohne Gegenſtoß den Anritt des Landgrafen. Dieſer traf mit der ſtumpfen Spitze auf die Eiſenplatte, welche als Bruſtſtück über das Panzerhemd gelegt war, die Stange zerſplitterte, Ivo ſaß unbeweglich und neigte das Haupt tiefer, als die Reiter ſo nahe aneinander vorüberflogen, daß ihre Knie ſtreiften. „Speere her," riefen Beide und die aufgeregten Helden, welche in zwei Schaaren getheilt um den Kampfplatz hielten, ſchrien ihnen die Worte nach. Die beiden Marſchälle ritten herzu, prüften mit ſcharfem Blicke die Rüſtung der Kämpfer und die Riemen des Geſchirres und legten die neuen Speere in die Hand der Leibknappen. Diesmal antwortete der Löwe auf die Huldigung im erſten Rennen dadurch, daß er ſeinen Speer aus der eiſernen Auflage hob und unter den Arm ſchlug. Ivo erwies ſogleich dieſelbe Artigkeit, und auch dies Rennen blieb, wie zu erwarten war, ohne Gefahr, der ſchwache Stoß des Landgrafen traf wenigſtens den Schild des Gegners, ſo daß der Speer zerbrach, und Herr Ivo hatte nach der Mitte des Schildes gehalten, wo die Widerſtandskraft des Gegners am größten war. Beide Kämpfer ſaßen, als ſie an einander vorüber gejagt waren, feſt im Sattel. Wieder riefen die Mannen Heil! und Waffen!, aber eine Unruhe war erkennbar, Jeder wollte den Ernſt des Spieles ſehen. „Jetzt kommt's," ſeufzte Henner; ſorgfältiger prüfte er den

Harniſch ſeines Herrn und damit beſchäftigt ſprach er leiſe: „Von eurem Vater und von eurem Großahn vernahm ich, ſo oft ſie gegen einen gekrönten Helm ritten, ſtachen ſie nach der Krone. Da auch heut der Löwe ſich nicht enthalten konnte zu zeigen, daß er ein Herr ſein will über uns alle, ſo wäre es ein gutes Werk, ihm das Krönlein zu kappen.“ Der kluge Rath half, beide Herren trieben ihre Roſſe weiter rückwärts von den Fähnlein, um ſtärkeren Anlauf zu gewinnen, und ſprengten kräftig gegen einander. Der Speer Ivo's traf genau die Krone, das vergoldete Holz flog rückwärts und fiel in Trümmern zur Erde, der Speer des Landgrafen brach regelrecht an dem Schilde, der Graf ſchwankte im Sattel, aber er hielt ſich. Und beide Kämpfer warfen die Endſtücke der Speere auf die Bahn und neigten ſich grüßend gegen einander. Wieder klang lauter Beifallsruf, der Landgraf nahm ſeinen Helm ab und ſtreckte mit geröthetem Antlitz lachend ſeinem Gegner die Hand entgegen, welche dieſer ehrerbietig ergriff.

Dem Kampf der Gebieter folgte eifriges Rennen des Gefolges, viel Eſchenholz wurde kunſtvoll zerbrochen und kein größeres Unglück war zu beklagen, als einige verſtauchte Daumen und ein harmloſer Fall auf den Raſen. Darauf raſteten die Roſſe, die Herren ſaßen am Birkengehölz auf weichen Polſtern, tranken vergnügt welſchen Wein und ſprachen von Rüſtungen, Pferden und Falken, wie Brauch. Mit ehrlichem Heilwunſch ſchied der Landgraf, nachdem er noch Herrn Ivo eine gute Strecke begleitet und vergnügt den Ring empfangen hatte.

Auch an den nächſten Raſtſtellen wurden die Reiſenden von rüſtigen Rittern der Umgegend erwartet und die von Ingersleben merkten mit ſtolzer Freude, daß der Beginn ihrer Rennen Glück und Ruhm verheißend war.

Es war am zweiten Tage der Fahrt, als die Schaar zu einem Platz auf einſamer Haide gelangte, wo ſie keinen Gegner zu finden glaubte. Dennoch hielt auch dort ein kleiner Haufe mit gehobenen Waffen. Es war Herr Konz mit ſeinem Gefolge, er ritt vor und ſchwenkte ſeinen großen Speer, hochragend auf ſtarkem Roſſe, ein gefährlicher Gegner, in ſeiner Rüſtung ganz ähnlich dem Herrn Ivo, nur breitſchultriger und plumper. Jedoch die Zeichen auf ſeinem Wappenrock und auf dem Behang ſeines Pferdes waren übel gerathen. Allerdings war ein Rabe ſorgfältig aus ſchwarzem Tuch geſchnitten und über den blauen Perkan genäht, auch ein Krönlein trug er aus vergoldetem Taffet, aber da der Schneider den Vogel gewiſſermaßen in häuslicher Thätigkeit dargeſtellt hatte, über ſeinem Neſt ſchwebend, ſo hatte er ihm den Schwanz gehoben, und was darunter lag, als Ei und Neſt, war weißlich, undeutlich und erregte Zweifel über die Beſchäftigung des Vogels. Und wie Herr Konz ſelbſt waren auch ſeine Begleiter gezeichnet.

Die Schaar des Herausforderers ſah befremdet auf die ungewöhnlichen Wappenzeichen. Einer wies dem Andern den Vogel, bald hefteten ſich Aller Augen darauf, zuerſt lachten die von Ingersleben, bald aber erkannten ſie in dem Reiter und ſeinem Vogel eine Kränkung, die ihnen angethan wurde, ſie ſchrien laut Hui! und Pfui! und faßten nach den Schwertern. Henner ritt vor und rief ſeinem Herrn zu: „Erlaubt, daß ich den Dreiſten für ſeine Frechheit bezahle, denn unwürdig iſt er eures Speeres und ſchnell ſoll die Unehre getilgt ſein, die er euch bereitet hat.“ Ivo winkte Gewähr und Henner ſpornte ſein Pferd zum Anritt. „Den Herrn Ivo begehre ich zum Kampf,“ ſchrie Konz aus der Ferne; doch Henner rief: „Zuerſt der Marſchalk, ob euch dann noch ein zweiter Ritt gelüſtet! Heran, wenn ihr kein Feigling ſeid, oder ich kehre den Speer um und ſchlage euch mit dem Holz, wie ihr verdient.“ Da erhob ſich lautes Getümmel, von beiden Seiten klang wilder Zornesruf. Die beiden Kämpfer fuhren gegeneinander; nicht zum Heil für Herrn Konz, denn wie ſtark er ſich dünkte, er war im Nu rückwärts aus dem Sattel geſchleudert und lag betäubt auf dem Grunde. „Die Schere her,“ rief Henner vom Roſſe. „Und ihr, Mannen des edlen Ivo, rückt im Kreiſe um die Spießgeſellen des Geworfenen, laßt keinen entweichen, der das Zeichen unſeres Herrn ſo unhöflich führt. Euch aber, ihr Fremden, fordere ich auf, gutwillig abzuſteigen und euer Gewand abzulegen, oder bei allen Heiligen, die Schäfte unſerer Speere ſollen euch den Rücken bläuen.“ Doch die Begleiter des Mühlburgers ſpornten ihre Roſſe und eine helle Stimme rief: „Nimmer gebe ich euch Gewalt über Kleid und Leib trotz eurem Drohwort, Marſchalk; wahret euch vor dem Freien.“ Es war Berthold’s Stimme, er riß ſein Schwert von der Seite und fuhr gegen den Marſchalk los. Aber augenblicklich war er umringt, vom Roſſe geworfen, des Gewandes entkleidet und geſchlagen, und wie er die Andern. Und Henner warf die Streifen der zerſchnittenen Decken hoch in die Luft, indem er rief: „So ſei der Hohn gerächt nach Reiterbrauch, vorwärts, ihr Herren, zu einer Stelle, wo man höflichere Sitte übt; ihr aber tragt den Schaden.“ Herr Ivo winkte ihm dankend zu und ritt davon. Flüchtig im Reiten ſah er noch das Antlitz des jungen Berthold bleich und verſtört, er ſah einen Arm, der ſich wie zum Schwur gen Himmel hob, und ein Auge voll Zorn und Seelenqual, das auf ihn ſtarrte. Und wieder blieſen die Pfeifen, ſpielten die Geigen und dröhnten die kleinen Trommeln, die bunte Schaar flog lachend und jauchzend über den grünen Grund und ließ gebrochene Speere, geknickten Stolz und todwunde Herzen an der Erde zurück.

Größer wurde der Zug und lauter die Fröhlichkeit, als ſich die Sonne abwärts neigte; die Schaar war faſt zu einem Heere gewachſen, einige der Herren, welche im Rennen rühmlich ihren Ring gewonnen hatten, ſchloſſen ſich dem Gefolge an, viele Landleute, die an den Kreuzwegen gewartet hatten, begleiteten meilenweit die Maireiter. Vollends die fahrenden Leute waren aus der ganzen Landſchaft zuſammengeſtrömt, die anſehnlichen auf Pferden und Eſeln, die Mehrzahl zu

Fuß: Spielleute mit ihrem Geräth, Gaukler und Luſtſpringer, Weiber in buntem Gewande mit herausfordernden Blick, auch Solche, welche ein Gewerbe daraus machten, Pferde zu heilen und kranke Pferde um ein Billiges zu kaufen, dazu Alle, die mit dem Brauch der Speerrennen und Turniere vertraut waren und als Rufer und gewandte Diener ihren Lohn zu gewinnen hofften; dieſe ſchaarten ſich achtungsvoll um ihre Genoſſen, welche dem Herrn Ivo während der Fahrt treuen Dienſt geſchworen hatten und einen ſchönen blauen Ueberwurf ſowie am Arme einen ſilbernen Ring trugen mit dem Bilde eines Raben als Abzeichen. An ſie ſchloß ſich ein ruhmloſer Haufe von verlorenen Kindern der Heerſtraße, welcher keinerlei Kunſt aber große Begehrlichkeit beſaß und durch Heilrufe und Geſchrei ſeine Spende zu verdienen ſuchte. Hinter dem Zuge der Herren und Knechte wälzte das fahrende Volk ſich mit Lachen, Geſchrei und Zank dahin, lauernd ſpähten die Augen aus den ſonnenverbrannten Geſichtern, und der erſte Rufer des Herrn hatte Mühe, die Frechen, welche ſich mit Scherzreden und Schmeicheleien an die Reiter drängten, durch eine zähe Gerte zurückzuhalten, die er über ihnen ſchwenkte.

Die Abendſonne ſchien golden auf die Thürme und Mauern einer anſehnlichen Stadt, auf dem Felde davor ſprengten Reiter und große Haufen von Neugierigen harrten der Gäſte, denen die Luft ein Getöſe von Hörnern, Pfeifen und kleinen Handtrommeln grüßend zutrug. Henner ritt zu ſeinem Herrn: „Das ſind die luſtigen Bürger von Mühlhauſen, anſehnlich wiſſen ſie ſich zu halten und nicht wenige treue Geſellen erkenne ich, welche ihre Ritterſchaft erweiſen wollen. Sie haben euch, wie ich vernehme, gute Herberge bereitet und hoffen auch bei einem Abendtrunk Ehre einzulegen. Da das Volk hier drängen wird, ſo umzäune ich mit der Schnur einen Roſengarten, in dem ihr reiten könnt.“ Er winkte den Rufern, und eilend liefen dieſe hinter ihm mit den ſpitzen Stäben und der rothen Schnur; nach artiger Begrüßung wurde der Plan abgeſteckt und das Zelt des Herrn aufgeſchlagen. Die Burgmannen, welche den Ritterſchild führten, waren zahlreich gekommen, unter ihnen hielt auf einem mächtigen Roſſe Johannes der Kaufmann, den ſie Langhans nannten, und ſogar der alte Bertram Schultheiß, ein runder Mann mit fröhlichem Geſicht, als kluger Sprecher wohl bekannt in den Städten. Ihm wurde nicht bequem auf das Roß zu ſteigen, aber man wußte auch, daß er nicht leicht herunter zu bringen war, wenn er einmal feſt ſaß.

Als Ivo gewappnet aus ſeinem Zelte trat und ſich auf das Pferd ſchwang, begrüßte ihn wieder lauter Zuruf, Geſchrei und Getöſe der fahrenden Muſiker und als er in die Schranken ritt, drängten ſich von allen Seiten die Zuſchauer heran und ihre Augen richteten ſich auf den entgegengeſetzten Eingang, wer zuerſt gegen den berühmten Kämpfer anſprengen würde. Es war der dicke Schultheiß Bertram unter einem ſchweren Helm in ſchönem feuerfarbenem Ueberwurf, zwar mit verdecktem Antlitz, aber wohl kenntlich an ſeiner Rundung; darüber freuten ſich die Mühlhäuſer, jauchzten und nickten einander zu. Alles glückte in dem Speergarten, zumal Herr Henner die Speere in freundlicher Geſinnung wählte und ſeinem Herrn auch einmal zuraunte: „Seid nicht zu ſcharf.“ Die Burgmannen aber erwieſen ſich gewaltig, der Schultheiß gewann den Fingerring und rief fröhlich dem Herrn Ivo zu: „Den trage ich, dieweil ich lebe, zu eurem Gedächtniß.“ Nur Herr Langhans entging dem Unglück nicht, er wurde aus dem Sattel geſchleudert, daß er der Länge nach auf den Rücken fiel und mit den Händen in der Luft fingerte. Aber da er in der Stadt nicht ſehr beliebt war wegen übergroßer Hoffart, ſo hielten die von Mühlhauſen ſeinen Fall für keine Kränkung, auch er ſelbſt trug's leidlich, da ihm Aehnliches ſchon früher begegnet war. Ja er verſuchte ſogar trotz ſeinem Schmerz zu lächeln, als Henner ſich über ihn beugte und dem Knappen mit der Schere zuwinkte. Den vorderen Theil eines

Ueberwurfs von koſtbarem Sammet wegzuſchneiden, indem er artig ſagte: „Geſtattet, Chevalier, daß wir nach unſerem Devoir thun, wenn wir auch weniger geübt ſind, Gewand zu ſchneiden, als ihr ſelbſt.“

Jedesmal, wenn Herr Ivo von einem Rennen auf ſeine Stelle zurücktritt, erhob ſich das Freudengeſchrei des Haufens, der mit ihm gekommen war, zumal der fahrenden Leute, welche dichtgedrängt am Eingange ſtanden und einander ſtießen, um den Schranken am nächſten zu ſein. Denn alsdann griff Herr Henner in die Geldtaſche, welche er an der Seite trug, und warf kleine Silbermünzen in den Haufen. Sobald er an die Taſche rührte, hoben ſich die Arme der Fahrenden und ſie ſchrien: „Segen über euch, Herr Ritter, hierher, hierher!“ ſie bückten ſich nach der fallenden Münze, ſchlugen und balgten ſich zum Ergötzen der Zuſchauer. Als Ivo einmal ſo an den Schranken hielt, unter dem Helme tief athmend und ſich mit einem Tuch durch die Helmlöcher Kühlung zuwehend, hörte er neben ſich eine bebende Stimme, welche wie die Andern rief: „ſpendet mir,“ er ſah die zitternde Hand eines alten Mannes in elendem Reiſekleide, und als die Hand nichts zu fangen vermochte, den matten Blick eines Entſagenden. Da frug er über die Schranken: „wer biſt du, Alter?“

„Ein Elender, den der Hunger zwingt, während er ſich nach der Heimat ſehnt,“ klang es leiſe zurück.

„Er gehört nicht zu uns,“ ſchrien die Fahrenden neben ihm, feindſelige Blicke auf den Fremden werfend, der ſich in ihre Brüderſchaft eindrängte.

In dem Klang der Stimme und dem gramdurchfurchten Angeſicht war etwas ſo Verzweifeltes, daß dem Herrn das Herz weich wurde, er lenkte, ſeiner Ritterpflicht gedenkend, das Pferd zum Marſchall, griff in die Ledertaſche und holte einen Goldgulden heraus. Als er ſich wieder zu dem Fremden wandte, war dieſer vor Erſchöpfung an den Schranken zuſammengebrochen. Da winkte er einem Knechte, dem Liegenden beizuſpringen, und warf ihm das Goldſtück in den Schoß. Gierige Hände der Umſtehenden griffen darnach, aber der Knappe eilte dem Manne zu Hülfe und dieſer rief, die Hand hebend: „Möge der Himmelsherr dich bewahren, daß du ſelbſt jemals in ſo bitterer Noth für eine Gabe danken mußt, wie ich dir danke.“ Die Fanfaren klangen, Ivo wandte ſich ab, faßte nach dem Speer, und hatte bald unter den Grüßen der Mühlhäuſer und beim feſtlichen Abendtrunk in der Rathsſtube den Jammer des fremden Bettlers vergeſſen.

Es war am vierten Tage der Maienfahrt, die ritterliche Schaar kehrte von Norden her in die Umgegend von Erfurt zurück; wieder trug die Natur ihr ſchönſtes Feierkleid, die Thautropfen blitzten wie Edelſteine an Gras und Blumen, die Amſel pfiff im Gehölz und von der Höhe trillerte die Lerche. Harte Stöße hatte der unermüdliche Speerbrecher empfangen, aber noch ſtärkere hatte er ausgetheilt, mit Stolz blickte er rückwärts auf ein Bündel, welches mit ſeidener Decke umhüllt an ſeinem Sattel befeſtigt war, denn es enthielt zehn Stücke bunten Stoffes, die ſein Marſchall aus den Wappenröcken geworfener Ritter geſchnitten hatte. Beinahe war der Stoff geſammelt für einen Mantel, und doch war im Turnier noch der meiſte Zuwachs zu erwarten. Sah man dem Herrn und ſeinem Gefolge auch die Anſtrengung der letzten Tage an, ſein Herz war froh, denn ſein Ruhm war hoch geſtiegen, die ſtärkſten Ritter der Landſchaft hatten vergebens ihre Roſſe geſpornt und mächtige Speere gegen ihn eingelegt, und die Spielleute zählten bereits in langen Gedichten ſeine Gegner auf, den Schmuck ihrer Rüſtungen und den Verlauf ſeiner ſiegreichen Kämpfe.

Ivo's Lippen bewegten ſich und er ſang leiſe vor ſich hin. Da hielt der Zug. Auf einer kleinen Anhöhe ſtanden Roſſe, Helme blinkten und Bewaffnete lagerten am Rand eines Gehölzes. „Gutes Glück,“ rief Herr Henner, „dort harren edle

Gäſte, weckt ſie aus ihrer Ruhe, denn mir ſcheint, ſie haben den Ausguck verſäumt und wir überraſchen ſie." Herausfordernd klang die Poſaune, aber kein Gegenruf antwortete und die fremden Reiter traten nicht einmal an die Roſſe. „Sie ſchlafen," rief Ivo verwundert, „blaſt zum zweiten Mal." „Sie haben ſich träge verlegen und vermögen die Glieder nicht zu rühren," ſpotteten ſeine Ritter. Auch der zweite Klang weckte keine Antwort. Der Marſchall ritt vor, aber nach wenig Roſſeslängen wandte er um und rief ſeinem Herrn zu: „Sie führen nicht Wappen, nicht Decken, nur ein ſchwarzes Kreuz erkenne ich an den Mänteln und die Vollbärte der Geſichter. Es ſind Marienbrüder vom deutſchen Hauſe in Jeruſalem."

Mehrere aus dem Gefolge bekreuzigten ſich. Ivo hielt ſein Pferd an: „Wir vernehmen zuweilen von ihren Thaten im gelobten Lande, doch wir ſelbſt ſehen wenig davon; denn bei uns ſchleichen ſie wie die Mönche, bergen ihr Antlitz in den Siechhöfen und ſtellen ſich, wie man ſagt, ungern zum Speerkampf. Dennoch begehre ich ihr ſchwarzes Zeichen als Beute, wenn es auch nur ein trauriger Schmuck iſt. Wir reiten näher, ob wir ſie herauslocken."

Er ritt vom Marſchall begleitet zu den Fremden. Aus dem kleinen Haufen der Gelagerten erhob ſich ein Bruder und antwortete ernſthaft dem Gruße, ein Mann von mittleren Jahren, der über dem Kettenhemd einen braunen Ueberwurf von grobem Wollſtoff trug, über der Bruſt ein großes Kreuz von ſchwarzen Tuchſtreifen und um die Schultern einen weißen Mantel. Sein voller Bart war mit Grau gemiſcht, die feſten Züge des Angeſichts von ſüdlicher Sonne gebräunt.

„Geſchloſſene Helme ſehe ich hier," begann Ivo, „und Schwerter, welche am Rittergurt hängen, aber auf die Ladung meines Rufers kam von euch keine frohe Antwort. Iſt keiner unter euch, ihr Herren, der ſich einen goldenen Fingerring begehrt, wenn er mir ehrlich widerſteht, oder meine Roſſe und

Rüſtungen, wenn er mich wirft? Schwingt euch vom Boden und ergreift die Speere."

Einige der Jüngeren ſprangen auf, der Führer aber hob die Hand und die behenden Knaben traten zurück. „Euer Ring, edler Herr, ſoll die Brüder nicht locken, ſie dürfen kein Gold tragen, nicht am Finger, nicht am Harniſch und Gewand; auch eure Roſſe und Rüſtungen dürfen ſie nicht erwerben, denn ſie führen nicht eigenes Roß und nicht eigene Waffen, ſie gebrauchen nur, was ihnen die Bruderſchaft zutheilt."

„Lockt euch der Preis nicht," rief Ivo wieder, „ſo kämpft, wenn euch an der Huld guter Frauen gelegen iſt; einer Herrin zu Ehren fordere ich euch, habt ihr eine Frau, welcher ihr dient, ſo ſtreitet für ihren Ruhm; denn ich hoffe, Ehre erwirbt bei Männern und Frauen, wer mich aus dem Sattel zu ſchwingen vermag."

Aber ungerührt antwortete der Bruder: „Keiner von uns dient einer irdiſchen Frau und das einzige Weib, welches wir anflehen, iſt die hohe Gottesmutter. Auch euch, Herr Ivo, ziemt nicht, die Himmelskönigin gegen ein irdiſches Weib herauszufordern."

„Nun denn," verſetzte Ivo gereizt, „wenn ihr nicht um Beute kämpfen wollt und nicht für Frauenminne, ſo ſchwingt euch in den Sattel, weil ihr Ritter ſeid, damit euch die Leute nicht ſchelten, daß ihr ruhmlos die Waffen führt."

Wieder regten ſich die Jüngeren und zornige Blicke drohten dem Herausforderer. Doch der Bruder wies auf einen Speer im Boden, an welchem die ſcharfe Eiſenſpitze glänzte. „Wir treffen mit dem Speere nur, wenn wir den Tod geben und erwarten, zu Reiterluſt und Spiel führen wir die Waffen nicht."

„Wohlauf, ihr Herren, iſt euer Brauch ſo unmild, ſo weiß ich euch mit gleicher Waffe zu begegnen; auch ich führe Speerholz, an welchem der Todesſtachel befeſtigt iſt. Ihr ſeid geladen zum Kampf nach eurer Weiſe."

„Wir töten Ungläubige, wenn ſie uns trotzig widerſtehen," entgegnete der Bruder. „Unter den Chriſten iſt unſer Amt nicht, Wunden zu ſchlagen, ſondern zu heilen. Wir üben hier die Bruderpflicht.“ Er trat zurück und wies auf die Gruppe am Boden. Ivo hob ſich im Sattel und ſah, daß zwei Brüder einen entblößten und blutigen Mann in den Armen hielten, während ein dritter mit dem Verband beſchäftigt war. Er war als Sohn einer harten Zeit gewöhnt, ohne Schrecken über Wunde und Tote zu ſehen, aber der ſchweigſame Ernſt, mit welchem die Brüder um den Kranken bemüht waren, und ihr fremdartiges Ausſehen feſſelten ſeinen Blick; er zwang ſein bäumendes Roß zu halten. „Iſt der Sieche von eurer Geſellſchaft?“

„Es iſt ein armer Landfahrer, den Andere ſchlugen, welche an Nächſtenliebe und Gnade ärmer waren als er.“

„Und was wollt ihr mit ihm beginnen, Herr?“

Der Bruder zeigte in das Gehölz, wo zwei der Jüngeren Holzſtangen zu einer Trage zuſammenbanden. „Wir tragen ihn, bis wir gute Leute treffen, welche ihn um Chriſti willen aufnehmen.“

„Und wenn ihr die Höfe an der Landſtraße verſchloſſen findet?“ frug Ivo. „Wer kennt das Schickſal, das der Arme ſich bereitet hat, und wer weiß, welchen Fluch er mit ſich durch das Land trägt?“

„Einer weiß es, der uns Barmherzigkeit geboten hat,“ verſetzte der Bruder feierlich.

Ivo ſchwang ſich aus dem Sattel und trat näher, aber er fuhr unwillkürlich zurück, denn der Verwundete hob gegen ihn das Haupt, wimmerte leiſe und ſtreckte die geöffnete Hand in die Höhe; Ivo erkannte jenen Dürftigen, dem er vor wenig Tagen ein Goldſtück in den Schoß geworfen hatte. „Ich gab ihm Geld vor Vieler Augen,“ murmelte er, „und ich fürchte, um des Goldes willen liegt er heut am Boden.“

Der Krieger, welcher den Verband angelegt hatte, erhob ſich und ſprach zu dem Führer einige Worte in fremder Sprache.

„Mein Bruder ſagt, daß dies Leben bei guter Pflege vielleicht erhalten wird,“ erklärte der Anführer und neigte das Haupt zum Abſchiede, während die jüngeren Brüder den Kranken vorſichtig auf die Trage aus Baumäſten hoben. Ivo warf noch einen traurigen Blick auf das Opfer ſeiner Milde, beſtieg das Roß und ſprengte nach dem Wege. Lauter Zuruf der Seinen grüßte ihn, die Spielleute blieſen auf den Pfeiſen und ſchlugen die kleinen Handtrommeln. Er aber hielt ſtill und ſenkte das Haupt: „Fröhlich ſangen die Sommervögel in mein Herz, da klang der Schrei eines Habichts durch die Luft, die kleinen Sänger bergen ſich im Laub und ich vernehme ihre Stimme nicht mehr.“ Er ſah um ſich und erkannte das große Dorf, welches im Grunde vor ihm lag, wandte das Pferd und ritt ſchnell zu den Brüdern zurück.

„Sucht ihr ein Obdach für euren Schützling, ſo nehmt freundlich mein Fürwort an. Ich kenne den Richter im nächſten Dorfe, und hoffe ihn zu bereden, daß er dem Kranken und euch Herberge ſchafft; gefällt es euch, ſo geleite ich euch dorthin.“ Er wies auf das Thor von Friemar, aus dem die Landleute in hellen Haufen ſtrömten, um die Herrlichkeit der geſchmückten Roſſe und Reiter zu ſchauen. Der Fremde verneigte ſich dankend, die dunklen Geſtalten folgten dem feſtlichen Zuge, vier Brüder trugen den Verwundeten.

Als die Reiter den Anger betraten, wurden ſie auch hier durch Heilruf und vertrauliche Grüße empfangen. Die Kinder liefen zu beiden Seiten der Schaar auf und ab, ſchrien vor Aufregung und zeigten einander die bekannten Herren. Die Frauen ſtanden mit untergeſchlagenen Armen und manche hübſche Magd erröthete und ſchlug ihre Zöpfe auf die Schulter zurück, wenn die jungen Ritter ihr grüßend Scherzworte zuriefen. Im Dorf warteten auch die Alten neugierig vor ihren Höfen; die Hunde bellten, die Spielleute blieſen und ſangen. So kamen die Gäſte vor den großen Hof, der mitten im Dorfe am freien Platze lag. Dort aber war das Thor geſchloſſen, kein Menſchenhaupt an Thür und Fenſtern zu ſehen, vergebens ſuchte Ivo nach den langen Zöpfen der Magd Friderun; die Landleute traten ſcheu zurück und tauſchten kopfſchüttelnd leiſe Worte. Der Knappe Ivo's ſtieß mit der Speerſtange an das Thor, aber Alles blieb ſtill. „Iſt der Richter daheim?“ rief Ivo in den Haufen.

„Ich vermuthe, daß er im Hauſe iſt,“ verſetzte ein alter Bauer.

Der Knappe öffnete die kleine Thorpforte, Ivo ſtieg ab, bedeutete die Brüder, ſeine Rückkunft zu erwarten, und trat ein. Auch im Hofe war Niemand zu finden, nur der Hahn rief mißtrauiſch ſein Federvolk zuſammen und der Hofhund zerrte wüthend an ſeiner Kette. Ivo öffnete den Drücker der halben Thür, welche in das Wohnhaus führte, trat auf die Schwelle und ſah in den dämmrigen Hausflur. Im Holzſtuhl am Herde ſaß der Richter und ſtarrte mit gebeugtem Haupt vor ſich hin, das weiße Haar hing ihm über ſein gramdurchfurchtes Geſicht. Neben ihm auf den Stufen der Bühne ſaß die Tochter, bleich und verweint, beide unbeweglich in ſtillem Jammer. Als die Geſtalt des Eintretenden den Raum verdunkelte, hob der Richter das Haupt und blickte auf den geſchmückten Ritter, ſein Antlitz röthete ſich, die buſchigen Brauen zogen ſich zuſammen, und indem er ſich langſam erhob, frug er mit rauher Stimme: „Was wollt ihr, Herr, in dem Trauerhauſe?“

„Wo iſt euer Sohn Berthold?“ rief Ivo.

„Tot,“ antwortete der Bauer und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Herd.

„Er iſt fortgeritten von uns nach der Mühlburg,“ ſprach die Tochter leiſe, „weil er den Hohn eurer Ritter nicht ertragen konnte.“

„Trieb ihn der Groll über die erlittene Kränkung in den Hofdienſt?“ entgegnete Ivo betroffen. „Dann iſt mir von Herzen leid, daß es die ſchnellen Hände meines Gefolges waren, die ihn aufſchreckten. Denn ſeit unſerer Kinderzeit war ich ihm freundlich geſinnt.“

„Für euren freundlichen Sinn ſage ich euch geringen Dank, Herr,“ begann der Richter wieder, „und wenig liegt mir daran, wenn ihr mir und denen, die mir gehören, lächelnd zunickt. Zu ehrlicher Arbeit hatte ich mir einen Sohn erzogen und nicht zur Geſellſchaft für euresgleichen. Ob er jetzt als ein Gauch durch das Land zieht mit bunten Lappen behangen, oder ob er in der Dämmerung dahinreitet, um die Rinder des Landvolkes fortzutreiben, das iſt für mich ein geringer Unterſchied. Und ich ſage euch, edler Herr im lichten Sommerkleide, ich bin nicht dankbar dafür, daß ihr euch herablaßt, mich in meinem Hauſe zu begrüßen. Haben auch die Kornſäcke lange meinen Nacken gedrückt, euch gegenüber iſt er ſteif, wenn ihr Willkommen von mir begehrt. Denn ihr und euresgleichen habt mir den Sohn genommen, für deſſen Ehre ich mich gemüht habe, ſolange ich meine Bauernſchuhe trage.“

„Ich aber denke daran,“ erwiederte Ivo gemeſſen, „daß ihr ein alter Mann und in ſchwerem Kummer ſeid, wenn ich eure Rede ohne die Antwort ertrage, die ich euch leicht geben könnte. Heut, Richter, kam ich nicht um meinetwillen, ſondern weil ich eure Hilfe für einen Andern begehre. An der Grenze eurer Flur lag ein Schwerverwundeter, den die Brüder vom ſchwarzen Kreuz aufgehoben haben, ſchon allzu lange harren ſie mit dem Kranken vor eurem Thor. Sie werden euch fragen, ob ihr den Armen aufnehmen wollt. Mich reut's, daß ich unternahm, bei euch Fürſprech zu ſein; dennoch mahne ich euch an eure Pflicht, tretet hinaus und gebt den Fremden Beſcheid.“

„War's auf unſerer Flur?“ murrte der Alte, „kennt ihr ſo genau das Maß der Bauernäcker?“

Die Tochter ergriff ſeine Hand: „Geht vor das Thor, Vater.“

Als der Alte die Hand der Tochter an der ſeinen fühlte, faßte er heftig darnach, die Thränen ſtürzten ihm aus den

Augen, er zog ſein Kind zu ſich, legte ſein Haupt auf das ihre und ſchluchzte laut. Ivo trat leiſe in den Hof zurück und ſah über Holzhaufen und Scheuern, der Hahn ſchritt ſtolz ohne ihn zu beachten durch das Stroh, der Hund knurrte ihn aus ſeiner Hütte mißtrauiſch an; hinter dem Hofthore ragten die buntbemalten Sperrſtangen und klang das Summen der Menge, aber ihm kam vor, als gehöre er ſelbſt nicht zu der Genoſſenſchaft, welche draußen auf Ritterſpiel hoffte.

Nicht lange und der Richter ſchritt aus dem Hauſe und öffnete mit feſter Hand die Pforte.

Als er vor die Menge trat, hoch aufgerichtet, mit ſeinem weißen Haar und dem runden großen Haupte, war er in ſeiner Trauer ſo ehrwürdig, daß ihn Alle mit Scheu betrachteten. Die kleine Schaar der Brüder hielt unbeweglich, der Führer lenkte ſchweigend ſein Roß zur Seite, ſo daß der Richter den Wunden auf der Trage vor ſich ſah. Er betrachtete den Mann. „Es iſt ein Fremder,“ ſagte er kalt.

„Es iſt ein Todwunder,“ antwortete der Bruder, „unſer Amt iſt den Kranken zu heilen und wir bitten euch, daß ihr uns dafür Obdach gewährt.“

„Wollt ihr bezeugen, daß er auf unſerem Dorfgrunde lag?“ frug der Richter.

„Wir kommen nicht, für ihn zu zeugen, ſondern ihm Liebe zu werben. Zum andern Mal bitte ich euch, nehmt ihn unter eurem Dache auf und uns dazu, damit wir ihn pflegen. Denn unſer Erlöſer ſpricht: was ihr dem Geringſten auf Erden thut, das habt ihr mir gethan.“

Doch der Bauer hob abweiſend die Hand und verſetzte finſter: „Tragt ihn unter das Dach der ritterlichen Herren, welche bereit ſind, ſolche Wunden zu ſchlagen.“

„Wir aber ſtehen vor eurer Thür,“ fuhr der Bruder fort, „und dreimal zu bitten iſt uns befohlen. Darum flehe ich zum dritten Mal, daß ihr ihn aufnehmt und uns dazu. Und wir mahnen euch mit den Worten, die unſer Herr Chriſtus ſelbſt geſprochen hat, als er ſagte: ich ſuche nicht meinen Willen, ſondern ich handle nach dem Willen meines Vaters, der mich geſandt hat."

Der Hofwirth ſah ſchnell auf und frug: „Steht das geſchrieben in dem heiligen Buche, aus dem wir nur dann in unſerer Sprache hören, wenn die Pfaffen ſich ein Roß begehren oder ein Stück unſeres Ackers? Steht das in Wahrheit geſchrieben, ſo iſt es eine weiſe Rede, denn auch der Sohn Gottes dachte daran, daß er der Sohn war, und gab ſeinem Vater die Ehre. Und weil ihr mir dieſe Worte ſagt, ſo will ich euch aufnehmen als ein Vater, der ſeinen Sohn verloren hat, und ich will euch einführen in das verlaſſene Haus." Er ſchlug den Holzriegel des Thors zurück. „Tretet ein, ihr Herren."

Die Bärtigen betraten hinter dem Richter den Hof, die nachdringenden Dorfleute wies dieſer mit einer Handbewegung zurück und führte die Gäſte zu einem Gebäude, welches kleiner als das Wohnhaus, mit der Langſeite an der Straße ſtand. Auf der Schwelle hielt er und begann finſter: „Hier wohnte einſt mein Vater, als er mir den Hof übergeben hatte. Dann ein Jüngling, den ſeine Mutter, während ſie lebte, zu adlig hielt in Kleidung und Sitte." Er öffnete zögernd die Thür. In dem leeren Gemach waren die Fenſterladen geſchloſſen, durch die Ritze fiel ein ſpärliches Licht auf die Dielen und das Lager an der Wand. Der Richter riß den Laden auf, die Bewegung wollte ihn übermannen und er gebot mit heiſerer Stimme: „Dort iſt das Bett, legt den Elenden hinein und dies ſei eure Herberge, wenn ſie euch, ihr Fremdlinge, genügt." Er wandte ſich zur Thür. „In meinem Pferdeſtalle iſt ſeit der letzten Nacht Raum geſchafft für zwei Roſſe; begehrt ihr ſonſt noch etwas, ſo iſt mir eine Tochter geblieben, ſie ſoll für euch ſorgen."

„Ich danke euch, Richter," verſetzte der Anführer. „Einem Bruder mit ſeinem Knecht und zwei Roſſen bitte ich Obdach zu geben und ſo viel Koſt, daß ſie nicht Noth leiden, bis wir jenen dort in unſer nächſtes Haus ſchaffen können. Wir andern reiten zur Stelle unſern Weg. Für euer Erbarmen können wir euch nichts bieten; wir werden jeden Abend für euch beten, daß der Himmelsherr euch Gnade erweiſe und die Trauer von eurem ehrwürdigen Alter nehme.“

Der Richter neigte das Haupt ein wenig, ſchritt zu ſeinem Herde zurück und ſaß dort wie zuvor.

Während der Alte mit den Bärtigen verhandelte, trat Ivo zu Friderun: „Der Vater hört auf eure Worte; ſorgt mit gutem Bedacht, daß er nicht ungerechten Groll gegen mich und meinen Hof bewahre. Denn ſein altes Haupt iſt mir vertraut und ehrwürdig. Und euer Bruder war es, der zuerſt das ſcharfe Schwert gegen die Meinen entblößte.“

„Als ein Freier ritt der Bruder mit dem Mühlburger, euer Ritterſpiel in der Nähe zu ſchauen,“ antwortete Friderun, „fremd war er und unbetheiligt an euren Händeln; da haben eure Dienſtmannen ihn vom Roſſe geriſſen und ihre unfreien Hände haben den Freien geſchlagen. Die Alten im Dorfe gedenken noch, wie der Großvater eures Herrn Henner, der jetzt ſo ritterlich prangt, im ſchmuckloſen Kleid eines Knechtes die Hammel durch unſere Dorfgaſſe trieb.“

„Ihr irrt,“ verſetzte Ivo, „nicht als ein Freier zog der Bruder in der Schaar meines Gegners, ſich und ſein Roß hatte er in die Farben des Andern gekleidet, und ein fremdes Abzeichen trug er wie ein Dienender.“

„Fremde Farben und fremdes Abzeichen!“ wiederholte Friderun leidenſchaftlich. „Waren es nicht auch eure Farben, die er trug? Und iſt der Rabe darauf euch ſo unbekannt? was konnte mein lieber Knabe dafür, daß euch die Bilder ſeines Begleiters nicht gefielen. O du mein armer Bruder! als du noch ein Kindlein warſt, hat man dich gelehrt, deine kleinen Arme auszuſtrecken und zu jauchzen, ſo oft das blaue Herrengewand und ſein Wappenbild in unſerm Dorfe zu ſehen war. Theuer haſt du für die Zuneigung bezahlt, die du in deinem treuen Gemüthe bewahrteſt. Denn aller Troſt, den Herr Ivo unſeren Herzen zu geben weiß, ſind nur die ſtolzen Worte: es iſt ihm Recht geſchehen.“

„Nicht ſo, Friderun; euren Bruder erkannte nicht ich und kaum einer von den Meinen, als er verkleidet im Haufen ritt. Erſt als er auf dem Boden ſaß, ſah ich ſein verſtörtes Angeſicht, und glaubt mir, ich dachte dabei an euch und den Vater und ſein Unfall that mir wehe.“

„Ihr aber rittet hoch zu Roß vorüber, ſtatt anzuhalten und ihn mit eurer Hand aufzuheben.“

„Wie durfte der Verletzte, wenn er ein Mann war, in der Stunde der Kränkung die Hand des Gegners faſſen?“

„Wundert euch alſo,“ rief Friderun, „daß in dem Bruder die Scham brennt und daß er darauf denkt die Schmach zu rächen in eurer Weiſe? Hat euch der Vater ſchwere Worte geſagt, ſo haben eure Dienſtmannen die verſchuldet, denn einſam habt ihr ſein Alter gemacht und auf ſein weißes Haupt das bitterſte Leid gehäuft. Sie ſagen, daß euch der Mantel, um den ihr ſtecht, hohen Ruhm ſchaffen werde, wenn ihr ihn eurer Herrin um die Schultern hängt; denkt auch daran, daß eure Fahrt Trauer unter Leute gebracht hat, die bisher treu zu eurem Hauſe hielten und die ſich in der Stille freuten, wenn euch Alles im Leben gut gelang.“

„Bei allen Heiligen,“ erwiederte Ivo unwillig, „ſelten hörte ich ein Weib, das ſo ſcharf mit ſeiner Zunge zu ſchneiden verſteht als ihr, ſchon da ihr ein Kind wart, haben ſich die Leute gewundert, und auch die Mutter hat euch darum geſcholten.“

„Eure liebe Mutter iſt zu den Engeln heimgegangen, von denen ſie zu uns kam. Meint ihr, daß ſie ſich über Alles freuen würde, was ihr thatet, um Gold und Silber für eure Ritterfahrt zu gewinnen? Von einem Manne aus Erfurt erfuhren wir, daß ihr den alten Stadthof eures Geſchlechtes aus der Hand gegeben habt; und doch hielt eure ſelige Mutter viel auf den Hof, und ſie ſagte zuweilen, daß der Thurm im Stadtfrieden ihrem Geſchlecht einmal werthvoller ſein könne, als manche Hufe auf dem Lande.“

Ivo fühlte ein ſcharfes Mißbehagen über die dreiſte Rede, doch antwortete er gutherzig: „Heut darf ich euch nicht zürnen, wenn ihr ſcheltet, ihr übt in eurem Schmerze nur ein altes Vorrecht; und ich weiß wohl, eure Meinung iſt gut, wenn ihr auch um die Ehren des Ritteramtes wenig ſorgt.“

Aber ſeine freundlichen Worte bezwangen nicht den Zorn der Jungfrau.

„Mögen Andere euer ritterliches Abenteuer preiſen, unſere freien Bauern wundern ſich, daß ihr, der Edle aus dem alten Blut der Thüringe, eure Habe und eure Glieder übermüthig preisgebt dem Speerholz jedes groben Geſellen, dem einmal ſein Herr den weißen Riemen um ſeinen Knechtsleib geſchnallt hat. Geringen Ruhm finden wir darin, daß ihr Solche wie euresgleichen ehrt, die als Kuhdiebe durch die Nacht reiten, Unfreie, deren Leib und Leben unter dem Hofrecht eines Herrn ſteht, die als Knechte Schläge und Feſſeln ertragen müſſen und die in Wahrheit nur wie Roßknechte gebraucht werden, auch wenn ihr ſie nach eurer höfiſchen Sitte Herren nennt. Und wir Freien halten es für einen ſchlechten Brauch in der Welt, daß der unfreie Knecht, wenn er den Eiſenhelm empfängt, ſich unter die Edlen ſetzt und über die Schulter auf die Freien im Bundſchuh herabſieht. Auch ihr helft dazu, daß die alte Freiheit im Lande untergeht, und Mancher trauert, daß wir das von eurem Geſchlecht erleben.“

„Oft habe ich vernommen,“ verſetzte Ivo erſtaunt, „daß die Bauern mit Mißgunſt und Neid nach den Höfen der Ritter ſchauen und auch gegen die Edlen geheimen Haß bewahren, aber in eurem Hofe, Friderun, hätte ich beſſeren Verſtand gehofft.“

„Meint ihr ſo,“ rief Friderun mit blitzenden Augen, „dann reut mich jedes Wort, das ich euch ſagte. Bin ich euch nur die Magd aus dem Bauerhofe, ſo fahrt dahin in eurem Stolz, ich behalte den meinen.“ Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, aber gleich darauf zog ſich ihr Geſicht finſter zuſammen, und ſie wandte ſich ab.

Noch einen düſtern Blick warf Ivo auf die Geſpielin ſeiner Kinderzeit, dann ſchritt er durch das Thor und ſchwang ſich auf ſein Pferd.

Gegen Abend kam der Richter aus ſeinem Hauſe in den Hof, er ſah zuerſt, wie er gewohnt war, nach dem Stand der Sonne, an der Thür des Stalles fuhr er zurück, doch bezwang er ſich und trat hinein. Schweigend betrachtete er die fremden Roſſe, denen der junge Knecht das Futter ſchwang. „Woher kam der Braune in unſere Thäler?“ frug er endlich den Knecht.

„Aus dem heiligen Lande,“ antwortete dieſer unterwürfig.

„Du aber ſtammſt, wenn ich deine Sprache richtig erkenne, aus Thüringen. Haſt du einen Vater, und wo lebt er?“

„Mein Vater war ein Schmied von der Naumburg, die Eltern ſtarben an der Peſt, da nahm mich mein Herr Arnfried aus dem leeren Hauſe und zog mich bei der Bruderſchaft auf.“

„Ich hoffe, er war ſtrenge gegen dich.“

„Er iſt gut wie ein Engel des Himmels, aber der Orden iſt ſtreng,“ verſetzte der Jüngling mit weicher Stimme.

„Ich denke mir's,“ ſprach der Richter zu ſich ſelbſt, „darum gefielen mir die Männer. Iſt Jener, der bei dem Kranken ſitzt, dein Herr Arnfried?“

„Nein, Herr,“ entgegnete der Knecht, „der Andre war's, welcher mit euch am Thore ſprach, er ritt von dannen. Der jetzt am Lager wacht, iſt Bruder Gottfried, der von den Sarrazenen ſtammt.“

Der Richter ſah verwundert auf das Pferd: „Laß mich ſeinen Braunen von vorn ſehen.“ Er ſchüttelte den Kopf und ſchritt nach der Gaſtwohnung.

Der Bruder grüßte vom Lager des Verwundeten mit einer Handbewegung und wandte ſich wieder dem Kranken zu. Der Richter aber ſetzte ſich abſeits und bedeckte das Geſicht mit der Hand. Als der Kranke einmal ſtöhnte, richtete er ſich auf und betrachtete das dunkle Antlitz und den ſchwarzen gekräuſelten Bart des Bruders, welcher die Lippen des Liegenden mit einem Trank anfeuchtete und vorſichtig die Decke zurecht rückte. „Fremdländiſch iſt euer Roß und fremd ſeid ihr ſelbſt, ich hoffe, ihr ſeid ein Chriſt.“

Der Bruder antwortete das Haupt neigend mit fremder Betonung: „Ich glaube an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt und ſie ſind Eins und in gleicher Hoheit anzubeten.“

Der Kranke ſeufzte und machte eine Bewegung, der Richter ſchlug ſein Kreuz und ſprach: „So ſind auch wir im Glauben gelehrt. Von euch aber vernahm ich, daß ihr aus der Heidenſchaft ſtammt, gibt es bei euch Söhne, die ihren Vätern ungehorſam ſind?“

„Auch dort iſt ein Geſetz, daß der Sohn den Vater ehre, ſolange dieſer lebt, und wenn er getötet wird, ſeinen Tod an dem Feinde räche.“

„Habt auch ihr ſo gehandelt gegen euren Vater?“

Der Bruder wies auf ſein Haupt, an welchem eine rothe Narbe vom Scheitel nach der Stirn herablief: „Ein Edler meines eigenen Stammes erſchlug meinen Vater. Ich nahm an ſeinem Leben die Rache und verfiel darum den Schwertern ſeiner Blutgenoſſen. Als ich mit ſolchen Wunden in der Sonne lag, fanden mich die Brüder, in ihrem Hauſe erwachte ich zum Leben, ſeitdem diene ich ihnen.“

Der Richter nickte beiſtimmend: „Ich merke, ihr ſeid ein treuer Bruder. Ein geiſtliches Leben führet ihr, aber anders als unſere Mönche und Pfaffen, denn ganz verdorben ſind dieſe, nur auf Wohlleben denken ſie, auf koſtbare Gewänder und ſchöne Weiber und ich ſorge, kraftlos ſind ihre Gebete für uns Laien. Für den Reichen beten ſie aus Habgier, um den kleinen Mann kümmern ſie ſich wenig. Doch vernahm ich, daß jetzt allerlei neue Brüder in das Land kommen, welche als armſelige Leute leben, ſich ihre eigene Koſt an den Thüren betteln und am liebſten für die armen Laien beten. Ich denke, auch ihr gehört zu dieſen Bittenden.“

Der Bruder erhob ſtolz das Haupt. „Ich bin ein Krieger und kein Bettelmönch, ich diene nur durch gute Werke im Hospital oder mit den Waffen auf dem Schlachtfeld.“

„Und wer ſind eure Feinde?“

„Die der Meiſter uns nennt.“

Der Richter ſchüttelte ſein weißes Haupt, aber er blieb ſitzen, bis er draußen den Peitſchenſchlag ſeiner heimkehrenden Knechte hörte. Nach Sonnenuntergang kam er zurück, begleitet von ſeiner Tochter, welche den Tiſch mit einem weißen Tuch bedeckte und kräftige Koſt aufſetzte, der Alte ſelbſt brachte eine Kanne vom beſten Bier, das er in ſeinem Keller bewahrte, ſtellte ſie vor den Gaſt und ſchüttelte wieder das Haupt, als dieſer ſich mit wenigen Biſſen begnügte und auch dem ſtarken Trunk nicht volle Ehre erwies. Eine ſtämmige Magd trug dem Fremden Streu in eine Ecke und breitete darüber das Polſter, die Decke und ein weiches Kopfkiſſen. Der Richter blieb ſchweigend auf ſeinem Schemel, endlich begann er: „Gedenket der Ruhe, Bruder,“ und als der Sarrazene auf den Kranken wies, fuhr er fort: „Sagt mir, was ich dieſem thun ſoll. Denn ruhelos iſt für mich die Nacht, und ich ſorge, wenn ich allein liege, werde ich Einem fluchen, der nicht hier iſt. Darum laßt mich an eurer Stelle ſitzen, Fremder. Ihr ſeid eurem Vater treu geweſen bis über den Tod, darum ſollt ihr jetzt ſchlafen und ein armer Vater will ſtatt euer wachen.“

Der Bruder ſah ihn dankend an und gab in wenigen Worten die Anweiſung. Dann ſprach er am Lager knieend leiſe die Gebete und ſchob, bevor er ſich ausſtreckte, das weiche Kopfkiſſen, welches ihm nicht erlaubt war, bei Seite. Der

Richter aber ſaß bei dem Kranken und ſtarrte auf das hagere Geſicht des Liegenden, der zuweilen zuckte und ſtöhnte. So durchwachte der Alte die Nacht, zuweilen aufgerichtet mit finſterer Miene und geballter Fauſt, dann wieder mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen.

Ivo hatte ſich mit kurzem Abſchied von den Bärtigen getrennt und zog in ſeiner luſtigen Schaar dahin. Aber er nahm nicht Theil an der geräuſchvollen Fröhlichkeit der Andern. Dem hochherzigen Manne waren die harten Reden des alten Bauern und ſeiner Tochter läſtiger als er irgend Jemandem geſtanden hätte, auch das Unglück des Knaben Berthold beſchwerte ihm den Sinn. Seit der Kinderzeit hatten ihn die Thränen, welche Andere in ſeiner Nähe vergoſſen, beunruhigt, manchem Knecht hatte er die verdiente Strafe abgebeten und dem Traurigen heimlich gute Biſſen zugetragen. Auch Friderun bewahrte in ihrer Lade ein Geſchenk, das er ihr als Knabe aus gutem Herzen gemacht hatte, eine bunte Holzpuppe, welche ein luſtiges Männlein vorſtellte. Zog man an einem Faden, ſo bewegte das Närrchen den Kopf und die Arme. Ivo's Mutter hatte es einſt dem Sohne von Erfurt mitgebracht und der ganze Hof hatte ſich gefreut, wenn der Knabe mit dem Gaukelmann ſpielte und aus dem Stegreif poſſirliche Worte dazu ſprach, wie er ſie von fahrenden Leuten gehört hatte. Gerade damals war die kleine Friderun nach dem Tode ihrer eigenen Mutter auf den Hof gebracht worden, weil die Edelfrau ihre Pathe war; das Kind ſaß in einer Ecke, bangte ſich unter der fremden Umgebung und weinte, als wollte ihm das kleine Herz brechen. Da ging Ivo leiſe zu ihr und legte ſein Spielzeug in ihren Schoß. Das Geſchenk hatte ſie auch ein wenig getröſtet, nicht ſowohl wegen des närriſchen Geſichtes, als deshalb, weil ihr die gute Meinung des Knaben wohlthat, und die Mutter, welche von ihrem Ehrenſitz die Kinder beobachtete, hatte genickt und dem Mädchen erlaubt, das Bild zu behalten. Heut, wo Ivo die Jungfrau in Thränen geſehen hatte, mußte er immer wieder an jenen Tag denken, an dem das fremde Kind mit ſeinen großen Augen ſo verſtört zu den Füßen der Mutter geſeſſen hatte. Er fühlte ihr Leid mit wie damals als Knabe und ihm war, als müßte er ihr etwas recht Gutes erweiſen. Doch er ſelbſt hatte ihr den Bruder aus dem Hauſe getrieben und er hatte Schuld an den Thränen, die ſie heut weinte. Vergebens ſpornte er ſein Roß, um der ſchwächlichen Gedanken ledig zu werden.

Henner aber, der ſeinen Herrn nicht 'aus den Augen ließ, ſprach bekümmert zu ſeinem Genoſſen Lutz: „Ich ſorge um ihn, er iſt triſte und penſant, er ſieht müde aus, er hat heimliche Maladey. Die Bärtigen und die Bauern haben ihm ſeine Kraft gemindert, und er wird ſie jetzt mehr brauchen als zuvor. Denn wißt, Kumpan, wir ſind ſeither faſt nur gegen gute Geſellen geritten, die außer der Ehre nur den Ring begehrten. Jetzt kommen wir unter die Erzbiſchöflichen von Erfurt und werden mit den Grafen von Gleichen und ihren Dienſtmannen zuſammenſtoßen, von denen viele einen alten Groll gegen uns bewahren; harte Rennen ſtehen bevor, ungefüge Speere und böſe Abſicht, welche unſerm Herrn den Mairitt verderben möchte. Strengt euren Witz an, daß wir erfinden, was ihn wild macht, denn zu hurtigem Rennen gehört ein ganzer Mann und ein ſcharfer Wille, ſonſt hilft nicht ſtarker Rücken, nicht feſte Schenkel.“

„Ich habe ihm die zwei beſten Pferde geſpart,“ tröſtete der ruhige Lutz, „auf den Fuchs kann er ſich verlaſſen.“

„Aber nicht auf ſich ſelbſt,“ entgegnete Henner. — „Alle guten Geiſter, mir ahnte, daß uns Unheil bevorſteht. Dort hält der Rettbacher am Wege, der alte Rennteufel bringt uns heut in Noth.“

„Er kommt nicht um zu ſtechen, er iſt ganz allein.“

„Er kommt zu ſpähen und ſinnt Arges. Reitet flugs zu den Knechten, welche die Pferde führen, und leidet nicht, daß er ſich an die Thiere heran drängt.“

„Guten Tag, Henner," grüßte der Rettbacher, ein ſtämmiger Mann mit einem Stiernacken, kurzem Oberleib und ſtarken Schenkeln, der im Lande für einen der gewaltigſten Speerkämpfer galt, und ein Schrecken in den Rennbahnen war, weil er ſich wenig um die Ehre, aber ſehr um die Kampfbeute kümmerte. „Ein ſchöner Zug," fuhr er fort, „ich ſehe viele Hufe, die ihr dem Sieger als Preis geſtellt habt. Wie viel mögen ihrer wohl ſein?"

„Gewinnt den Preis, und ihr könnt ſie gemächlich zählen," ſpottete Henner. „Doch ich ſehe, daß ihr ohne Speer kommt."

„Vielleicht reite ich doch," lachte der Andere ſchlau.

„Dann rüſtet euch, wir haben nicht weit bis zur nächſten Raſtſtelle."

„Sie liegt einſam im Felde," verſetzte der Rettbacher. „Manchem wird lieber ſein vor einer großen Menge zu ſtechen. Auf der Haide könnte es dem Sieger ſchwer werden euch von den Roſſen zu heben und aus den Rüſtungen zu ſchälen."

„Was wollt ihr damit ſagen, ihr Kobold?"

„Nichts gegen eure Ehre, Henner. Doch Vorſicht iſt gut. Nicht Jedermann hat aus eurer Aufforderung verſtanden, ob auch die Rüſtungen und Roſſe der Dienſtmannen in den Preis geſtellt ſind, oder nur die des Herrn und ſeiner Knechte."

„Nehmt an, daß der Sieger Alles erhält, was unter dem Wappenzeichen unſeres Hofes reitet."

„Herr Ivo handelt immer großartig. Gebt ihr die Beute ſelbſt oder zahlt ihr den Werth in Geld?"

„Wie dem Sieger beliebt," antwortete Henner unwillig.

„Schätzt der Sieger nach eignem Ermeſſen?"

„Ihr wißt ja ſelbſt, daß er das Recht hat," rief Henner noch zorniger.

„So iſt's in der Ordnung," beſtätigte der Andere und ſah mit Luchsaugen auf die vorbeiſchreitenden Pferde. „Da iſt ja auch der Fuchs," ſagte er nachdenklich und ritt heran.

„Zurück, Wilhelm, oder euer Pferd macht einen Bockſprung ins Grüne,“ rief Lutz, den Zudringlichen mit der Speerſtange abtreibend, „wir leiden nicht, daß eine Bremſe um die Ohren unſerer Roſſe ſummt.“

„Vorſicht iſt immer gut,“ wiederholte der Ritter ungerührt durch den Verweis. „Die Zahl ſtimmt mit meiner Rechnung. Eure letzte Raſt haltet ihr ja wohl bei Erfurt?“

„Habt ihr gezählt? dann beeilt euch, heut die Beute heimzutreiben,“ höhnte Henner, „denn morgen würde die Zahl nicht ſtimmen.“

„So?“ brummte der Rettbacher, „ich verſtehe, ihr wollt heut noch in euren Hof führen, was ihr morgen nicht gebraucht.“

„Dürfen wir den Erfurtern weniger Pferde zeigen als den Bauern im Lande? Unſer Herr denkt weit anders, wir hoffen, morgen mehr und Beſſeres zu weiſen als ihr hier ſeht. Meint ihr, daß wir unſere beſten Pferde wie Roßtäuſcher durch das Land führen?“

„Euer Fuchs iſt doch hier,“ bemerkte der Rettbacher.

„Es iſt wohl möglich, daß der morgen Ruhe hat. Den Stolz des Stalles hebt jeder für das Ende auf. Die vier Pferde, welche uns morgen zugeführt werden, findet ihr nicht im Zuge.“

„Vier?“ frug der Schlaue, „wir haben doch nichts von neuen Rennpferden bei euch gehört.“

„Wir wiſſen einen Vortheil geheim zu bewahren,“ verſetzte Henner.

„Ihr ſeid nicht von geſtern,“ ſchloß der Rettbacher achtungsvoll. „Alſo vier? Gute Fahrt, Herr, vielleicht ſehen wir uns wieder.“ Und er trabte mit kurzem Gruße nach Erfurt zu.

„Was wolltet ihr mit den vier Pferden?“ frug Lutz neugierig.

„Vielleicht meinte ich die Gäule, welche uns den Hafer nach Erfurt ſchaffen,“ lachte Henner. „Merkt auf, Lutz: er wollte heut Abend gegen uns reiten und es iſt wohl möglich, daß unſere Feinde ihm allein die drei Speere gelaſſen hätten. Unſer Herr aber darf heut dieſem alten Stoßvogel nicht im Kampfe begegnen, ſonſt erleben wir Malheur. Ueber Nacht findet Herr Ivo wohl ſein Vertrauen wieder und morgen iſt großes Gedränge, da muß der Habgierige ſich mit einem Speer begnügen, deshalb habe ich ihm die Beute, die er ſich bereits gezählt hat, ſo ſtattlich gemehrt.“

So geſchah es. Der kluge Henner wußte bei dem letzten Raſten ſeinem Herrn leichten Kampf zu verſchaffen, die Schwäche Ivo's ging vorüber. Am nächſten Morgen freute ſich der Marſchalk über das Feuer, mit welchem er in den Sattel ſprang, und über die Gewalt der Stöße, welche er austheilte.

4.

Der Herrin Dank.

Eine halbe Wegſtunde von Erfurt waren auf großer Wieſe die ſtarken Pfähle der Turnierſchranken errichtet und durch Querriegel verbunden, mit zwei Eingängen auf den entgegengeſetzten Seiten. Der freie Raum rings umher ſtieg allmählich zu den bewaldeten Höhen. Dort ſtanden unter den erſten Bäumen die buntfarbigen Zelte der Kämpfenden; wo ein Edler ſich gelagert hatte, wehte ein Banner mit ſeinen Farben und Wappenzeichen, bei jedem Zelte ſtampften Rennpferde und drängten ſich buntgekleidete Knechte, Spielleute und neugierige Zuſchauer. Dazwiſchen hatten die Erfurter Buden und Tiſche aufgeſtellt, in denen ſie Speiſe und Trank feilboten, hier und da war in Holzhütten ein Herd errichtet mit dem Blaſebalg und die Schmiede warteten mit ihren Hämmern am Ambos, um an Rüſtungen und Hufbeſchlag ihre Kunſt zu erweiſen. Zwiſchen dem Waldesrand und den Schranken trieben ſich Städter und Dorfleute umher zu Fuß und zu Roß, Viele waren aus großer Entfernung aufgebrochen und hatten die Nacht bei Bekannten in der Nähe oder gar im Freien am flammenden Feuer zugebracht. Lange vor Beginn des Feſtes ſchallte der Lärm zum Himmel; die Sänger, welche die Fahrt begleitet hatten, ſangen von den Thaten ihrer Helden, die Geiger ſpielten luſtige Reigen, Roſſe wieherten, die Verkäufer luden ſchreiend zu ihren Buden, die Menge ſchwatzte und lachte; um Jeden, der Beſcheid wußte, ſammelte ſich ein Haufe Neugieriger, der ſich die Wappen und Namen der Ritter erklären ließ und ſeine Vermuthungen über das Glück der Einzelnen austauſchte.

Während Herr Godwin mit ſeinen Knechten in den Schranken umherritt, dieſelben von Knaben und vorwitzigem Volk frei zu halten, ſtanden die fahrenden Leute, welche als Turniergehilfen der Kämpfer in Sold genommen waren, in großen Haufen unweit der Eingänge, denn als Helfer der Knappen mußten ſie ſich in das Gewühl der Männer und Roſſe werfen, um Geworfene zu retten, Speertrümmer aus dem Wege zu räumen, Speere aufzuheben, kleine Schäden an Riemzeug und Rüſtung zu beſſern; und ſie thaten dies nicht ſtillſchweigend, ſondern mit Geſchrei. Die Uebung half ihnen, aalgleich wußten ſie ſich zwiſchen den Reitern und unter den Roſſen durchzuwinden, wenn aber einer von ihnen getreten und verwundet wurde, hatte er den Schaden und geringen Dank.

Unterdeß trugen in Erfurt die Knappen der Ritter, welche an dem Turnier Theil nehmen wollten, die Schilde anmeldend nach der Herberge, in welcher der alte Graf von Orlamünde als erwählter Turnierrichter ſaß. Durch ihn wurden die Kämpfer in zwei Parteien getheilt und nach ihrem Wunſch entweder Herrn Henner oder einem Dienſtmann der Grafen von Gleichen zugewieſen. Denn Markwart von Gleichen hatte die Führung der Gegner übernommen und Alle, welche dem Herrn Ivo abgeneigt waren oder ihre Kraft gegen die Herausforderer verſuchen wollten, ſammelten ſich unter ſeinem Banner. Die Mehrzahl der Kämpfer aber ging zur Meſſe und that heimliche Gelübde für einen guten Ausgang, denn der Kampf im Turnier bedrohte mit weit größerer Gefahr als das Speerrennen der Einzelnen. Wer in die Hände der Gegner fiel oder gar vom Roß geſchleudert wurde, der hatte ſchlechte Behandlung und Schaden an Leben und Gliedern zu beſorgen.

Lange harrten die Zuſchauer auf dem Rennplatz, endlich klangen die Poſaunen und vier Schaaren Geharniſchter ſprengten mit geſchloſſenen Helmen auf der Straße heran, jede gefolgt von ihren Knappen. Die Kämpfer im Helm hielten, von den Marſchällen geführt, durch die beiden Thore ihren Einritt; es waren im Ganzen etwa achtzig Speere, welche ſich ſo aufſtellten, daß die Herausforderer den Oſten und Süden, die Gegner den Norden und Weſten des umhegten Raumes erhielten, die gegenüberſtehenden Haufen hatten abwechſelnd gegen einander zu reiten. Wer den Speer verſtochen hatte oder wer ſich an die Schranken drängen ließ, galt für wehrlos und durfte nach Turnierrecht durch Schläge gezwungen werden, den Helm abzubinden und ſich gefangen zu geben. Roß und Rüſtung verfielen dem Sieger.

Die vier Schaaren ordneten ſich jede in zwei Glieder, die Partei Ivo's kenntlich durch einen weißen Schleier, die Gegner durch ein Tannenreis an den Helmen. Als die Herren ſo hielten und die Roſſe ſchnoben und ſtampften, da dachten die Zuſchauer mit Stolz daran, daß ſie die Blüthe ihres Adels und der waffentüchtigen Helden vor ſich ſahen, im Heergewande, in ihrem ſchönſten Kriegerſchmuck, die großen Helme zum Theil bemalt mit den Wappenfarben, bei manchen Edlen gekrönt durch einen Aufſatz, der ein geſchnitztes Wappenthier wies, einen Fächer, einen Mohrenkopf, oder was ſonſt den Herren als Zierat gefiel. Die Holzſchilde, mit ſchwarzem, grauem oder weißem Pelzwerk überzogen und zuweilen mit dem Wappenzeichen verſehen, die langen Gewänder über Rüſtung und Roß, von farbigem Stoff mit Bildern geſchmückt, waren den Leuten ein prachtvoller Anblick.

Poſaunen und Pfeifen erklangen, das Kampfſpiel begann. Ivo ritt mit ſeinem Haufen in ſchnellſtem Lauf gegen die Schaar des Grafen Markwart von Gleichen, die ihm entgegen ſprengte, um den Anprall nicht ſtehenden Fußes zu erwarten. Laut krachten die Speere des erſten Gliedes in jeder Schaar, die Trümmer ſanken zu Boden, und im Nu fuhr das zweite Glied durch die Zwiſchenräume des erſten in den Vorkampf, damit die ſpeerloſen Genoſſen Zeit erhielten, von den Knappen, welche ſich in das Gewühl ſtürzten, neue Speere zu empfangen. Mit dieſen Waffen drängte, wer von der erſten Reihe freie Hand behielt, wieder den Genoſſen nach, um die Reihen der Gegner zu durchbrechen und die Hinterſten des feindlichen Haufens an die Schranken zu drücken. Ein wildes Getümmel erhob ſich, von allen Seiten tönte der Schlachtruf und das Geſchrei nach Speeren und an der einen Seite des Kampfplatzes wogte ein unſägliches wirres Durcheinander von Roſſen und Menſchenleibern. Auch die Zuſchauer ſchrien und jauchzten in wilder Aufregung, bis ſich die beiden kämpfenden Schaaren nach den entgegengeſetzten Seiten der Schranken auseinander zogen, während ihre Gefangenen von den Knappen gewaltſam aus der Umfriedung gezerrt wurden. Jetzt ſprangen die fahrenden Leute in den Rennplatz und ſäuberten ihn von dem gebrochenen Holze und den geſtürzten Roſſen, die ſich nicht aufzurichten vermochten. Wieder rief die Poſaune, die beiden anderen Schaaren, welche gegenüber hielten, rannten ebenſo wie die erſten zuſammen; unterdeß zogen ſich die Kämpfer des erſten Rennens hinter ihnen auf den früheren Stand. In ſolcher Weiſe wurde viermal gerannt, damit jede der Schaaren ihren langen Anlauf erhielt. Dann erhob ſich nach einer Pauſe, in welcher nur Einzelne gegen einander ritten, ein allgemeiner Kampf der beiden Parteien. Die Zahl der Streitenden war kleiner geworden, aber der Eifer geſtiegen, die Reihenfolge im Abritt war nicht mehr zu bewahren, auch der Zuſammenhalt der Schaaren wurde gelockert, von allen Seiten ſtießen die Wilden nach der Mitte und ſuchten ſich die Gegner, welche ihnen am leidigſten waren; immer ſchärfer gellten die Rufe der Kämpfenden, die Pfeifen und Poſaunen ſchrien dazwiſchen und gleich dem Gebrüll empörter Meereswogen tönte Zuruf, Jubelgeſchrei und Klage der Schauenden um das ſinnbethörende Schauſpiel. Der Rettbacher ſtieß mit Henner zuſammen. „Wo ſind eure neuen Roſſe?" ſchrie er, ſein Pferd zum Anlauf wendend. „Am Heuwagen," rief Henner zurück, „hütet euch, daß ihr heut euren

Gaul bewahrt.“ Und ſie ſtießen zuſammen wie zwei Felsblöcke, welche gegen einander geſchleudert werden, beide blieben unbewegt ſitzen und beiden kamen die nächſten Genoſſen zu Hilfe, während ſie ſich, neue Waffen begehrend, dem Getümmel zu entziehen verſuchten. Aber die von Ingersleben waren zahlreicher, Lutz ſchleuderte mit ſeinem Roſſe die herzueilenden Knappen des Rettbachers zur Seite und der Waffenloſe mußte, indem er unabläſſig nach einem Speer ſchrie, den Rücken wenden und durch die Windungen ſeines Pferdes den Verfolgern zu entrinnen ſuchen, welche ihn den Schranken näher trieben.

Unterdeß blieben die Führer im dichten Kampfgewühl, denn um beide ſchaarten ſich am engſten die Genoſſen, weil die Ehre der Partei daran hing, daß ihr Vorkämpfer nicht gefangen wurde. „Gebt Raum,“ rief Ivo, den zugerichteten Speer einlegend, „jetzt bring' ich's zum Ende,“ und er fuhr mit ſo gewaltigem Roßſprunge auf Herrn Markwart zu, daß dieſem das Thier auf das Hintertheil geſetzt wurde und mit dem Reiter zu Boden rollte. Hilflos lag der Graf unter dem Roſſe und um ihn begann das Stoßen und Zerren, ſo daß die Zuſchauer in dem tollen Gewirr nichts deutlich erkannten, nur einen Strudel von Helmen und Roßhäuptern, der ſich kreiſend um den unſichtbaren Mittelpunkt bewegte. Aber die Mannen von Ingersleben drängten mit ihren Speeren dicht um den liegenden Grafen, und Ivo rief ihm zu: „Nur das Wappenbild auf eurem Gewande begehre ich. Gebt euch, Graf Markwart, damit meine Knaben euch nicht die Arme ſchnüren.“ Der Betäubte vermochte kaum zum Zeichen der Ergebung die Hand zu heben. Ivo ſprang herab, löſte ihm die Schnur des Helms, und half ihm auf das zitternde Roß, aber die behende Schere ſeines Knappen hatte dem Gefallenen bereits den ſeidenen Ueberwurf gekürzt.

Da gab der Kampfrichter den Bläſern ein Zeichen, das Ende auszurufen. Wer nach dem letzten Poſaunenton noch weiter kämpfte, verlor ſeine Rüſtung, darum ſchwand allmählich das Gefolge, die Kämpfer banden ihre Helme ab und ſuchten ihre Stelle in dem geminderten Haufen. Ivo aber ſprengte mit entblößtem Haupt in die Mitte des Raumes, rief den Theilnehmern am Turnier ſeinen Dank aus und zog dann langſam mit ſeiner Schaar in den Schranken umher, während der Beifallsruf der Zuſchauer wie Donner erklang. Die Gefangenen entließ er, ſoweit er Macht über ſie hatte, ohne Löſegeld.

Es war ein kleines, aber ruhmvolles Turnier. Die Gegner Ivo's hatten den größeren Verluſt an geworfenen Helden, wie an zerbrochenen Rippen, und die Erfurter rühmten als beſondern Zufall, daß kaum zwei gefährlich verwundet waren. Nur die Beuteluſtigen grollten dem Sieger, weil er das Waffenſpiel allein auf Speere und nicht auch auf die ſtumpfen Schwerter eingerichtet hatte, welche ſonſt nach dem Speerkampf geſchwungen wurden und reichlicher zu Gefangenen verhalfen. Ganz unzufrieden war der Rettbacher, denn die Herren von Ingersleben hatten ihn gefangen, und weil er ſich ſträubte, mit Riemen geſchnürt.

Am Abend lag Ivo müde auf ſeinem Lager. Henner hatte ſich nicht nehmen laſſen, den Herrn eigenhändig mit wohlriechendem Oele zu ſalben, er umhüllte ihn ſorglich mit der weichen Decke und mahnte: „Gönnt euch die Ruhe. Nie wurden Stöße ruhmvoller empfangen, und die Anſtrengung dieſer Tage war größer, als wohl ein anderer Mann ertrüge.“

„Wahrlich,“ lachte Ivo, ſich mühſam ausſtreckend, „an den Blumen rühmen wir im Liede die Farben Roth, Blau und Braun, aber auf der Haut bereiten ſie nicht das größte Behagen.“

Unterdeß kniete Nicolaus auf dem Boden und breitete vor dem Herrn den Gewinn des Kampfes, die bunten Stücke Tuch und Pelzwerk aus, er rief dabei noch begeiſterter als der Marſchall: „Das Leid währt nicht lange, denn nicht ein Finger wurde gebrochen, und ſelig preiſen wir den Helden, der dieſer

Ruhm in allen Landen davonträgt. Es wird ein Mantel, den eine Königin mit Stolz tragen kann, oben das weiche Pelzwerk und unten die wilden Thiere, und in der Mitte die ganze Herrlichkeit des Himmels, Sonne, Mond und Sterne.“ Und er ſummte vor ſich hin:

Non leo rugiens, neve bos mugiens,
nec hircus hinniens, cornibus quatiens
insanit totiens, quam miles saliens
dominae serviens.*)

Henner verließ das Zelt mit einem argwöhniſchen Blick auf den Schüler und Ivo ſprach müde zu Nicolaus: „Sage mir, was du lateiniſch geſungen haſt.“

Die Miene des Schülers änderte ſich, als er mit Ivo allein war, und an das Bett tretend antwortete er nicht wie ein Dienender, ſondern wie ein Sänger, der zu ſeinem Genoſſen redet: „Es gibt nichts auf Erden, was ſich ſolchem Ritterſpiel vergleichen läßt, als der Kampf zweier Stiere auf dem Anger oder auch zweier übermüthiger Böcke, wenn ſie mit den Hörnern zuſammenſchlagen. Um funfzehn Lappen Zindel und Perkan habt ihr euch funfzehn Todfeinde gemacht, ſeid ſicher, ſie werden's euch nachtragen.“

„Mögen ſie,“ verſetzte Ivo gleichgiltig, „nicht Alle bewahren ihre Tücke ſo dauerhaft als du; und wenn ſie es thun, ſo weißt du auch, daß ich wenig darnach frage.“

„Nur Eines mindert euren Ruhm,“ fuhr Nicolaus fort, „daß ihr mit ziemlich heiler Haut davon gekommen ſeid, weit ritterlicher wäre es, wenn ihr wenigſtens ein Bein gebrochen hättet.“

„Ich bin dir dankbar für die guten Wünſche.“

„Nicht ich denke ſo, denn das Schickſal hat mich davor bewahrt, ein Reiter zu werden, aber euresgleichen hegt ſolche Gedanken. Es iſt Art der Welt, Herr, die Liebenden zu bewundern, wenn ſie Unglück haben. Der junge Held Leander ſchwamm zu ſeiner Herrin Hero über ein großes Waſſer, wäre er nicht ertrunken, ſo würde kein Hahn nach ihm krähen. Jetzt rühmen die Sänger in allen Landen ſeinen Heldenmuth. So würden auch euch die Frauen lieblicher zulächeln, wenn ihr wenigſtens halbtot am Boden liegen wolltet, denn das brächte ihnen mehr Ehre.“

---

*) Nicht der brüllende Löwe, noch der brummende Ochs und nicht der meckernde Bock, der mit den Hörnern ſtößt, begebt ſo viel Unſinniges, als der Speere verſtechende Ritter, welcher ſeiner Herrin dient.

„Eine weiß, daß mir wenig am Leben gelegen iſt,“ ſagte Ivo lachend.

„Wäre es noch auf dem Wege zur Herrin oder lieber von ihr,“ antwortete der Schüler. „Aber für ein Gewand das Leben zu wagen, ſolcher Dienſt iſt nicht nach meinem Sinn.“

„Nein,“ murmelte Ivo, „ſonſt wäreſt du ſchwerlich ein fahrender Schüler.“

„Was kann ich dafür?“ frug Nicolaus. „Jedes Geſchöpf hat ſeine eigene Natur, und ich bin nicht in die Welt geſetzt, um mit Schwert und Spieß zu hantiren. Das merkte ich neulich, als Ritter Konz und die Dorfknaben ihre Schwerter gegen mich zogen und die Magd Friderun dazwiſchen ſprang. Mich ängſtigte das kalte Eiſen, dennoch freute ich mich über das Weib, denn ſie achtete um meinetweilen die Schwerter weniger als Rohrhalme.“

„Um deinetwillen?“ wiederholte Ivo, aus ſeiner Mattigkeit erwachend.

„Ja, Herr,“ verſetzte der Schüler, „ich hoffe, daß ſie mir wohl will, und wenn mir einmal beſſeres Glück zu Theil werden ſollte, ſo denke ich ſie als meine Hausfrau heimzuführen.“

Ivo richtete ſich auf. „Du?“ frug er kalt.

„Warum nicht? Jedermann denkt in der Stille gut von ſich, und rechnet auf beſſeres Glück.“ Und wieder an das Bett tretend, fuhr er eifrig fort: „Ich weiß, auch ihr achtet mich im Grunde nicht viel mehr, als eure Ritter thun, die einen leeren Kopf in dickem Eiſentopfe verſtecken. Und trüget ihr euren Rittergurt gerade ſo wie die Andern, ich würde euch nicht lange dafür danken, daß ihr mich aus dem Schnee gehoben habt, ſondern ich würde meinen Stab weiter ſetzen und das Zauberweib Fortuna anflehen, daß ſie mir anderswo ein Unterkommen bereite, am Küchentiſch eines luſtigen Biſchofs oder in einer kalten Schneewehe. Aber Herr, obwohl ihr ſo fleißig Speere zerſtecht, daß die Spreizel durch das ganze Land fliegen, ſo habt ihr doch andere Gewohnheiten, welche ich lieber verehre. Wenn die Nachtigall ſingt, ſo zwitſchert auch in eurem Herzen ein kleiner Vogel, wenn ihr einen Nothleidenden ſeht, ſo röthet ſich eure Wange in Mitgefühl, wenn ihr lacht, ſo klingt das herzlicher als bei den meiſten Menſchen und es macht auch Andere froh. Und nicht zum wenigſten dankbar bin ich euch deshalb, weil ihr den Witz habt, mich zu ertragen, wenn ich rede, wie ich denke, und weil ihr einmal zu mir geſagt habt: nur die Lüge will ich nicht leiden, ſage mir die Wahrheit und ich gelobe, dir niemals zu zürnen und dir auch Unrecht zu verzeihen, ſolange ich das vermag. Das ſpracht ihr, Herr, und ich thue darnach. Andere habe ich oft belogen, gegen euch bin ich ehrlich geweſen. Wollt ihr mich ſo nicht mehr dulden, ſo ſagt mir's, ich laufe von dannen. Für eure Lieder werdet ihr leicht einen andern fahrenden Sänger finden, der ſie euch zurecht ſetzt und im Lande verbreitet, und für eure vertraute Schreiberei noch eher einen gefälligen Pfaffen, den ihr durch Eide feſtbinden könnt."

Ivo ſtreckte den Arm von ſeinem Lager: „Bleibe bei mir, Nicolaus."

Der Schüler beugte ſich über die Hand und verließ leiſe das Zimmer. Ivo legte ſich ſeufzend zurück. Die Siegesfreude, welche er eben noch empfunden hatte, war ihm geſchwunden. Vergebens mühte er ſich, das Bild der Herrin feſtzuhalten und an die Ueberraſchung zu denken, die ihr der Mantel bereiten werde; immer wieder kam ihm das zornige Antlitz des Landmanns vor Augen, dem der Sohn entwichen war, und dazwiſchen hörte er die klagenden Worte der Magd Friderun. Er machte mit der Hand eine heftige Bewegung, um die fremden Gedanken los zu werden, aber ſie warfen ihn lange umher, bis ſie endlich als undeutliche Traumbilder entſchwebten.

Einige Tage darauf traten Frau Elſe und Hedwig aus den Frauengemächern der Wartburg in den kleinen Hof, welcher zu ihrem Gebrauch abgegrenzt war. In den Steinhallen der Burg loderten die Kaminfeuer, aber draußen ſchien die Abendſonne warm auf den Felſen. Der Landgraf war mit großem Heergefolge nach Italien zum Kaiſer gezogen, auch Hedwig rüſtete ſich zur Abreiſe nach Augsburg an den Hof des jungen Königs Heinrich, wo ſie zu weilen pflegte. Die Frauen waren allein, nur in einer warmen Mauerecke kauerte, das rothe Turbantuch über der braunen Stirn, fröſtelnd ein ſtummes Sarrazenenmädchen, die vertraute Dienerin der Fremden.

Beide ſtiegen aus dem Hofe einige Stufen hinauf zu einem Söller von zierlichem Schnitzwerk, der oben an die Mauer gefügt war; von dort ſahen ſie über Felſen und Baumwipfel hinab auf ein enges Thal, in welchem die Hirten mit ihrem Herdenvieh lagerten. Durch die ſtille Luft klangen einzelne Töne der Sackpfeife wie ein Gruß, den das Thal der Höhe zuſandte.

„Es iſt niedrige Kunſt, die jene dort üben,“ begann Hedwig, „aber fröhlicher iſt ihr Muth als der meine, denn hinter vergoldeter Pforte ſtehe ich in der Klauſur und der Blick ins Freie macht mich traurig. Du biſt glücklich, Elſe, daß du ohne Wächter mit offenem Antlitz über Berg und Thal ziehen darfſt. Es iſt lange her, ſeit ich mit meinen Füßen auf offenen Anger trat und für mich Blumen zum Kranze las.“

Nahe vor ihren Füßen ertönte leiſer Geſang, die Frauen ſahen einander an. „Das klingt nicht wie Lied eines Bauern, es iſt eine ritterliche Weiſe,“ ſagte Hedwig und beugte ſich über die Brüſtung. Unter dem Söller fiel der Fels ſteil zur Tiefe. Auf einem Vorſprung, der kaum dem Stehenden Raum gab, lehnte ein Mann in ärmlicher Tracht, dem das Haar wirr um das Geſicht hing; einen großen Filzhut, wie ihn die Landfahrer trugen, hatte er abgenommen und hielt ihn, nach der Höhe blickend, über ſich, als wollte er eine herabgeworfene Gabe auffangen. „Klimmen bei euch die Bettler mit Lebensgefahr nach Almoſen?“ frug Hedwig. „Kann ich ihm ſpenden, ſo thue ich's, denn er wagt ſeinen Hals ‚oder doch ſeine heile Haut, wenn ihn die Wächter auf der Zinne erblicken.“ Sie ſuchte in der Taſche, welche ihr an der Seite hing. „Fange auf,“ rief ſie hinab und warf Etwas in den Hut, ein undeutlicher Dank wurde gehört, dann klang die frühere Weiſe fort. Während die Frauen lauſchten, ſchwebte plötzlich ein dunkler Gegenſtand vor ihnen in der Luft, ein Bündel mit Stoff umwickelt ſank vor ihre Füße; die Frauen ſprangen auf und ſahen über die Mauer, der Felsblock war leer, der Fremde verſchwunden. „Ihn deckt der Laubwald, wir aber haben ein Gegengeſchenk empfangen,“ rief Hedwig muthwillig, „bücke dich nicht darnach, Elſe, wer mag wiſſen, was darin iſt.“

„Ich ſehe ſilberne Borten glänzen,“ verſetzte Frau Elſe erſtaunt.

„Rufen wir eine unſerer Frauen, daß ſie es öffne.“ Sie klatſchte ſchnell in die Hände, ihre Dienerin flog von der Mauerecke herzu, Hedwig gebot ihr in fremder Sprache. Die Dienerin löſte die Bänder und entrollte einen bunten Mantel, ſeltſam aus vielen Stücken zuſammengenäht, mit allerlei ritterlichen Zeichen, Sternen und Fabelthieren bedeckt. Die Landgräfin ſah erſchrocken darauf und rang die Hände. „Das iſt der Mantel, den Herr Ivo im Kampfe für ſeine Herrin erworben hat.“

„Weißt du, wer die Herrin iſt?“ frug Hedwig mit blitzenden Augen.

Elſe neigte wie betäubt das Haupt. Wieder machte Hedwig eine heftige Bewegung, die Dienerin raffte den Mantel zuſammen. „Was ſoll aus der Speerbeute werden?“ frug ſie wieder.

„Nie habe ich ihm ein Recht gegeben,“ klagte Elſe, „nicht durch Wort, nicht durch Miene, mir ſo dreiſt ſein Geſchenk zu ſenden. Rein hielt ich mich vor dem Himmelsherrn und vor meinem lieben Hauswirth.“

„Eine andere Frau würde ſtolz ſein, ſo theuer gewonnene Spende zu empfangen,“ verſetzte Hedwig kalt. Frau Elſe aber ſtieß mit dem Fuß an das Bündel. „Hinweg damit, eine Verſuchung erkenne ich, die mir der Böſe ſendet, meinem Hausherrn will ich die Kränkung klagen.“

„Willſt du Herrn Ivo töten oder deinen Gemahl und vielleicht Beide, weil ein Ehrengeſchenk über die Mauer geflogen iſt, welches keine Königin mißachten wird? Warlich, beſcheiden und demüthig rollte der Bund vor unſere Füße. Merke auf, Elſe, kränkt dich das Gewebe, ſo ſtrafe den, der es geſandt hat, durch Kälte in Blick und Wort; aber mache keinen Mann zum Vertrauten, keinen, Elſe, denn du ſelbſt möchteſt die Folgen beweinen. Von der Gabe, die der Werber vor unſere Füße geſandt hat, denke ich dich ſchnell zu befreien.“ Sie frug die ſtumme Dienerin: „Brennt das Kaminfeuer in meiner Kammer? Trag den Bund eilig hinauf, ſchließ die Thüre, wirf ihn in die Flammen und harre, bis er zu Zunder verbrannt iſt.“ Und ſie fügte einige fremde Worte hinzu.

Als das Sarrazenenmädchen die Treppe hinaufeilte, trat ihr ein Mann in dunklem Prieſterkleide entgegen, es war Meiſter Konrad. Er riß das Bündel aus ihrer Hand, und während die Stumme heftig mit den Armen gegen ihn ſchlug und mißtönendes Geſchrei ausſtieß, lüftete er das loſe Band, ſah die Zipfel des zuſammengerollten Tuches und gab es mit finſterer Miene zurück. Als das Mädchen entſprungen war, blickte er forſchend in die Landſchaft hinaus.

Unterdeß ſtanden die Frauen einander ſchweigend gegenüber. Endlich wies Hedwig nach einer Eſſe, aus welcher ein dicker Qualm aufſtieg. „Dort ſchweben in braunem Dampfe Greifen und Löwen den Wolken zu,“ rief ſie übermüthig. „Getilgt iſt der Zauber, mit dem der Kühne edle Frauen umſtricken wollte. Stecht ihr wieder einen Mantel zuſammen, Herr Ivo, ſo ſorgt dafür, daß er unverbrennbar werde. Sei ruhig, Elſe, wären wir Bauernkinder wie die dort unten, ſo würden wir den Glasring, den uns ein kecker Werber an den Finger drückt, entweder in den nächſten Bach werfen oder auch heimlich bewahren, und uns fröhlich im Reigen weiter ſchwingen. Küſſe du deinen Trauten um ſo herzlicher, wenn er zur Heimat kehrt, ſchweig und vergiß. Denn wir ſind nicht allein, dort naht der finſtere Meiſter, der wenig ſpricht und auf Alles merkt, und der in dieſem Hauſe mehr gebietet als einem leichten Herzen frommt.“

Konrad verneigte ſich gemeſſen vor den Frauen. „Ein Bauer rief klagend in den Schloßhof, daß ihm ein Bär aus den Bergen in ſeinen Zaun gebrochen ſei, Herr Walther rüſtet eine Jagd gegen das Unthier.“ Und zu Frau Elſe tretend, fuhr er leiſe fort: „Was ſoll mit dem Mantel werden?“

Elſe wies nach der Höhe. „Er iſt verbrannt, mein Vater.“ Der Meiſter nickte zufrieden mit dem Haupt.

Als Frau Elſe ſich nach demüthigem Gruß dem Hauſe zugewandt hatte, trat Konrad zu Hedwig, die ihn mit zuſammengezogenen Brauen erwartete. „Enthaltet euch, edle Frau, eure Kunſt an meiner Herrin Eliſabet zu üben. Sie iſt ſeither unſträflich gewandelt in einer verdorbenen Welt, die Unſchuld eines Kindes hat ſie ſich als Hausfrau und Mutter bewahrt, ihr Sinn iſt völlig lauter, ihre Rede wahrhaft, und ſie gleicht einem Engel des Himmels, ſoweit irdiſcher Unvollkommenheit ſolche Hoheit gegönnt iſt. Ich aber habe vor Gott und den Heiligen gelobt, ihr Gemüth dem Himmel rein zu bewahren, wie ich es empfing. Darum rathe ich euch, verlockt ſie nicht in das weltliche Treiben, das euch die Seele füllt. Denn obgleich ich ſelbſt ein ſündiger Menſch bin, bei dieſer Reinen will ich ſtehen wie der Wächter vor dem Paradieſe, der den Gefallenen wehrt, das Heiligthum zu betreten.“ Er ſprach in großer Bewegung und ſeine Augen flammten.

Hedwig antwortete ſtolz: „Seid ihr zum Wächter einer Frau geſetzt, die in weltlichen Freuden leben darf, ſo hütet euch, Herr, daß ihr nicht Eifer für den Glauben nennt, was Herrſchſucht und Neid gegen Andere iſt. Wiſſet, daß ich unter den Sündern die Kunſt gelernt habe, durch die Augen der Menſchen in ihr Herz zu ſchauen. Ich ſah zuweilen, daß ein Prieſter ein Weib mit der Geißel zur Nonne ſchlug, weil er ſie anderen Männern nicht gönnen wollte und daran verzweifelte, ſie für ſich ſelbſt zu gewinnen.“

Aus den Augen des Prieſters brach ein heißer Blick des Zornes, aber er erblaßte und ſprach leiſe: „Ich ſagte euch, daß ich ein ſündiger Menſch bin. Habe ich mit ſchweren Gedanken zu ringen, ſo wiſſen meine hohen Fürbitter, daß ich mich ſelbſt mit ſtrenger Buße ſtrafe. Ihr aber ſprecht nur wie ein böſer Feind von den geheimen Sorgen einer frommen Seele, denn ihr vermögt nichts von der heiligen Freude zu ahnen, die ein Lehrer haben darf über eine Schülerin wie jene iſt. Verſtändet ihr die Kunſt, in dem Gemüth Anderer zu leſen, ſo würdet ihr auch an meinem Herzen erkennen, daß ich ein treuer Diener meines Gottes bin und daß ich keine Schonung übe, wo ich Unglauben und Herrſchaft des Teufels erkenne, ſei der Sünder hoch oder niedrig, Landfahrerin oder Fürſtin.“

„Ihr ſprecht zu einer Nichte eures weltlichen Herrn, des Kaiſers,“ verſetzte Hedwig kalt, „und zu einer Frau, welcher der heilige Vater ſelbſt ihre Rechtgläubigkeit bereitwillig beſtätigt hat. Und ich rathe euch, daß ihr euer menſchenfreundliches Werk zu Rom beginnt unter den Großen der Kirche; denn man ſagt, daß Hoffart, Geldgier und was ihr als Sinnenluſt und Werke des Teufels verfolgt, nirgend mehr in Blüthe ſtehen als dort.“

Sie wandte ihm den Rücken und er ſah ihr zornig nach

Die Nacht war gekommen, der Vollmond ging am Himmelsgewölbe, das wolkenlos wie ein dunkler Kryſtall die Erde umſchloß. Nur hoch über der Burg ſchwebte eine ſchwarze Wolke, vielleicht war es der zuſammengeballte Dampf eines verkohlten Gewebes. Auf den Höhen und im Thal war kein Windeshauch zu ſpüren, regungslos ſtarrte das junge Laub an dem Gehölz, welches den Fuß des Burgfelſens umgab. Auch der Hof hinter der Mauer lag einſam mit dunklen Schatten und hellen Lichtern. Da klang eine Frauenſtimme leiſe wie ein Hauch von der Mauer herab: „Ein Käuzlein ruft das andere.“

Von unten aus dem Schatten des Felſens kam ebenſo die Antwort zurück: „Dein Geſelle hängt am Steine, er hört die Stimme, die ihn ſelig macht, das Antlitz vermag er nicht zu ſchauen; denn dunkler Schatten birgt das Licht deiner Augen und ich erkenne nicht, ob dein Mund mir zulacht.“

Und von der Höhe ſprach's wieder: „Ich aber möchte alle Finſterniß der Nacht über dich decken, denn mir bangt um dich und mich ängſtet dein Stand auf dem ſchmalen Stein. Schnell weichen die Schatten, der erſte Mondenſtrahl, der auf dich fällt, verräth dich den Wächtern.“

„Sorge nicht,“ antwortete es, „grau iſt der Stein und grau das Gewand deines Kauzes. Ach, eine Lüge war unſer Spiel mit dem Käuzlein, ſo klein iſt der Raum, der mich von dir trennt, und doch fehlen die Flügel, auf denen ich mich zu dir ſchwinge.“

„Harre unten, Geſelle,“ flüſterte es, „die Späher wachen. Ich weiß eine, die ihrem Ritter dankbar iſt, und die ihre Kappe treu bis zu der Stunde bewahrt, wo ſie ſich damit umhüllen darf. Wiſſe auch, arge Noth bereitete das Geſchenk, welches zwiſchen zwei Frauen fiel, und nur eine Liſt vermochte es vor dem Feuer zu retten. Wie gefiel dir's, mein Kauz, als die fremde Frau in der Tafelrunde eine Geſchichte erzählte, die wir beide am Baume erlebt? — Die Heiligen mögen uns vor einem gleichen Ende bewahren.“

„Sinnvoll ſprach die Frau, denn in dem Aſtloch fand ich den Brief meines Geſellen. Aber hart war dein Gebot, die Augen zu ſenken.“

Oben klang leiſes Lachen. „Arme Schattenvögel ſind wir. Wenn wir bei Sonnenlicht gegen einander blinzen, errathen uns die Späher. Ich bewahre geduldig die Kappe, ertrage auch du das Geheimniß um meinetwillen.“

„Ob ich in deiner Nähe athme,“ antwortete der Mann, „oder ob ich von dir getrennt bin, immer fühle ich den Zauberring, den du um meinen Arm gelegt haſt. Auch, wenn du in der Ferne weilſt, iſt der beſte Theil meines Lebens bei dir. Und ich ſage dir, Herrin, ganz wie im Traume wandle ich dahin, unabläſſig ſchweben meine Gedanken um den Baum und den Quell, an dem ich dich küßte, als du noch frei durch Flur und Hain zogſt. Alle meine Sinne ſind durch deine Macht gefangen und mir ahnt, nicht eher werde ich den Frieden wiederfinden, als bis ich dich an meiner Seite ſchaue, wie einſt in ſeligen Tagen am Quell.“

In der Höhe ſchwieg's, erſt nach einer Weile hauchte es leiſe mit bebender Stimme: „Ich aber ſorge anders um dich, du kindiſcher Mann; auch unter den Fremden freue ich mich in meinen Gedanken des Geliebten; wenn ich dein Lob höre, ſo pocht mir das Herz, und gern ſinne ich darüber, wie ich alle Herrlichkeit um dein Haupt ſammeln könnte. Deinen Ruhm will ich erhöhen und als ſieghaften Helden will ich dich unter deinesgleichen ſehen. Ich hoffe, bald kommt der Tag, wo du dem großen Herrn der Chriſtenheit werth wirſt; vielleicht, daß du durch die Gunſt des Kaiſers einen Preis gewinnſt, den du dir, wie du ſagſt, am meiſten erſehnſt.“

„Ungleich iſt unſere Liebe,“ ſprach es traurig in der Tiefe, „du begehrſt für mich Kampf und Heldenthat, damit du ſtolz ſein kannſt auf einen Ritter, der dir dient. Ich aber ſehne mich in deine Arme, dein holdes Lachen will ich hören und die ſüßen Worte, die du mir einſt in das Ohr ſprachſt. Lade mich, daß ich das Mohrenſchloß breche, welches dich umſchließt, und ich will, wie hoch die Mauer auch rage, zu dir eindringen, dich auf mein Roß heben und meine Beute behaupten gegen Jedermann, ja auch gegen Kaiſer und Reich. Aber tröſte mich nicht mit der Gunſt Anderer und hoffe nicht, Geliebte, daß Fremde für meines Herzens Seligkeit thun werden, was wir ſelbſt nicht zu thun vermögen. Allein ſind wir beide auf der Welt mit unſerer Liebe und nur auf uns ſelbſt dürfen wir vertrauen.“ Die Frauenſtimme antwortete nicht, nur ein Seufzer drang in das Ohr des Mannes, der ernſthaft fortfuhr: „Bitter und ſchwer wird mir die Entſagung, in der ich wie ein Mönch lebe, und für meine Liebe iſt es die härteſte Prüfung, daß ich deinen Willen ehre, auch wenn du dich mir verſagſt. Wiſſe, du Holde, wenn ich mein Haupt hoch trage unter den Edlen dieſes Landes und wenn ich gering achte, was Andere mit wilder Begier erfüllt, ſo gewinne ich die Kraft nur darum, weil ich mich würdig halten will für den holden Gruß, den ich von deinen Lippen hoffe, und für das Umfangen deiner Arme.“

Eine kleine Hand hob ſich wie zum Segen über die Mauer. „Nicht um meinetwillen ſollſt du ſtolzer ſein als deinesgleichen, und nicht mir verdankſt du es, wenn du dich edler hältſt als Andere, denn du folgſt nur dem hohen Sinn, der dir ſelbſt eigen iſt. Ja, du hatteſt Recht, den Ehrgeiz zu ſchelten, mit dem ich dir durch Fremde eine größere Herrſchaft bereiten möchte. So, wie du biſt, ſollſt du dich mir bewahren. Glücklich war ich in der Stunde, in welcher du dem Herrn dieſer Burg antworteteſt, du, ein hochſinniger Edler einem Begehrlichen. Daß du nicht um Gunſt und Lohn der Mächtigen ſorgſt, darum will ich dich lieben und wie ein Lied in reinem Tone ſoll dein ganzes Leben erklingen nach deiner eigenen Art. — Wehe mir, die Schatten ſchwinden, und das Mondenlicht umſäumt dein bleiches Antlitz. Drücke dich an den Felſen und vernimm meinen letzten Gruß. Immer liebe ich dich. Selig fühlte ich mich in deiner Heimat, ſelten verging ein Tag, wo nicht unter den Frauen dieſes Hauſes von dir die Rede war, aus der Ferne ſah ich die Stätte, wo deine Wiege ſtand, und ſie zeigten mir den alten Thurm deines Hofes. Täglich habe ich dir mit dem Schleier Grüße zugeweht und deine Liederweiſe vor den kleinen Vögeln deines Landes geſungen. Iſt deine Sehnſucht heiß, ſo wiſſe, auch ich gehe jetzt in das Elend, da ich dich meiden muß.“

Von unten hob ſich ein Arm in die Höhe, vergebens bemüht, der Geliebten Hand zu faſſen, welche ſich nach ihm ausſtreckte. Da erſcholl vom Thurme ein feindlicher Ruf und ein Pfeil flog zwiſchen den ausgeſtreckten Armen an den Felſen. „Lebe wohl, gedenke mein,“ flüſterte es noch traurig hinauf. Im nächſten Augenblick glitt die Geſtalt eines Mannes abwärts, von der Höhe ſtarrten zwei Frauenaugen angſtvoll in die Dämmerung hinab.

5.

In harter Zeit.

Auf den ſonnigen Mai folgte ein regenloſer Sommer, jeden Tag warf die Sonne feurige Strahlen auf die trockene Erde. Die Obſtbäume in den Gärten hatten überreichlich geblüht, jetzt fielen die grünen Früchte welk auf den Boden; auf den Ackerbeeten hatte die Saat wie ein grünes Meer gewogt, jetzt ſah man graue Schollen zwiſchen den ährenloſen Halmen; der bunte Blumenteppich der Wieſen war geſchwunden und verbrannt lag der Raſen auf dem Anger und der Haide; die Quellen verſiegten, in dem Bett der Gebirgsbäche rann die dünne Waſſerader kaum ſichtbar zwiſchen kahlen Steinbänken; das Herdenvieh drängte ſich hungrig an die ſchattigen Ränder des Laubwaldes, ſogar das grüne Gewand der Bäume hing dünn und durchſichtig um die Zweige. Den Menſchen ſchwand der kecke Sommermuth in banger Sorge um die Zukunft, wenn ſie über die lechzende Flur ſahen, auf hungrige Herden und in leere Scheuern. Aber noch war das Schlimmſte zurück, denn als die Landleute gerade ihr Werkzeug ſchärften, um die ſpärliche Ernte einzubringen, barg ſich die Sonne hinter dicken Wolkenmaſſen und der Regen ſtrömte herab, täglich, ohne Ende. Der Donner krachte und die Blitze zuckten um das Waldgebirge, das Waſſer ſtürzte in Strömen durch die Thäler; wie viel auch der verſengte Boden einſog, der Schwall rauſchte doch aus den Ufern, übergoß die Felder und wälzte ſich zerſtörend durch die Dörfer, er hob die Brücken, ſchwemmte Ställe und Hütten von ihrem Grunde und riß Thiere und Menſchen in tollem Strudel abwärts. Da kam der größte Schrecken über das Land, ein Gefühl menſchlicher Ohnmacht gegenüber den feindſeligen Gewalten der Natur. Die Leute liefen zu den Heiligthümern, beteten und thaten Gelübde. Ueberall erſchienen neue Mönche in braunen Kutten, mit einem rohen Riemen oder Strick gegürtet; unter den Dorflinden und auf den Kirchhöfen der Städte, wo ſich ſonſt die Paare im Reigentanz geſchwungen hatten, hielten ſie ihr kleines Holzkreuz in die Höhe und ſchrien den Zorn des Himmels aus, mahnten zur Buße und verkündeten die Schrecken des jüngſten Gerichts. Viele von den armen Laien verzweifelten am Leben, die Trotzigen geſellten ſich zu Haufen, welche gegen die Höfe der Wohlhabenden die Fäuſte erhoben und auszogen, um durch Raub und Einbruch ihrer Noth abzuhelfen, die Schwächeren unterlagen dem Mangel und den Seuchen, welche ſich plötzlich mit furchtbarer Macht in Stadt und Dorf ausbreiteten. Jedermann litt und klagte, auch der Reichſte frug bekümmert, wie das Volk die lange Zeit bis zur nächſten Ernte ertragen werde.

Von der Wartburg ſtieg Frau Elſe jeden Tag nach Eiſenach herab, dort loderte das Feuer in vielen Küchen, für welche ſie ſorgte, und vielen hundert Nothleidenden wurde dort täglich die Koſt bereitet. Aus den Scheuern und Ställen ihres Gemahls ließ ſie herbeifahren was ſie vermochte, um unter der Aufſicht des Meiſter Konrad den Darbenden zu ſpenden. Vergebens mahnte Herr Walther Maß zu halten und vergebens zürnten die Brüder des Landgrafen, daß ſie das Gut des edlen Hauſes vergeude, ihr Herz war ganz aufgelöſt von Angſt und Mitleid, ſie ſaß ſelbſt bei den Kranken in den Siechhöfen, faſtete und büßte in härenem Gewand, um den Zorn des Himmels von ihrer Landſchaft abzuwenden. Dabei grämte ſie ſich über die Abweſenheit ihres Gemahls, dem ſeine Kriegsfahrt in Italien gar nicht glücken wollte.

Auch auf dem Hofe des Herrn Ivo ſah man ernſte Geſichter, die Ausgaben in der Maienzeit waren groß geweſen, jetzt kamen ſtatt neuer Einnahmen von allen Seiten Klagen der Vaſallen und Nothrufe der hörigen Leute. In dem eigenen Dorfe, welches ſeitwärts vom Hofe lag, hatten die Bauern in milder Dienſtbarkeit gelebt und ſich lange wohl gefühlt, jetzt ſah Ivo täglich bleiche Kinder und Frauen mit Herrn Godwin verhandeln, und wenn die Armen ihn ſelbſt erblickten, ſo faßten ſie ihm flehend an Hände und Gewand und ſchrien um Nahrung für ſich und für die letzten Häupter ihres Stalles. Er öffnete warmherzig ſeine Scheuern und mit Mühe rettete der Kämmerer dem Herrenhofe den nothdürftigen Winterbedarf; aber was Ivo auszutheilen vermochte, wollte nirgend reichen, und oft ſtand er bei Herrn Godwin in ſorgenvoller Berathung.

Zum erſtenmale in ſeinem Leben empfand er bitteres Weh darüber, daß er nicht reicher und mächtiger war, und daß er nicht als Herr für Andere, welche auf ihn hofften, ſo zu ſorgen vermochte, wie ihm ſein milder Sinn gebot. Er dachte auch zuweilen daran, daß jenes Gold, welches im Frühling vom Schmiede zu Fingerringen geſchlagen war, jetzt Manchen aus der letzten Noth erlöſt hätte. Aber ſolcher Gedanke erſchien ihm wieder als ein Unrecht gegen die Herrin und er bat ſie in der Stille um Verzeihung. Nur einmal war er heimlich nach dem Süden geritten und hatte aus der Höhlung eines Baumes, den er kannte, einen Brief geholt; daraus wußte er, daß auch die geliebte Frau mit ſchweren Sorgen rang. Deshalb war ihm das Herz ſelten ſo leicht, daß er nach dem Saitenſpiel griff, und Nicolaus, der ihm ſonſt die Lieder ſchrieb und mit ſeiner ſchönen Stimme vorſang, hatte müßige Tage.

Oft zog den Schüler der Wunſch, Friderun zu ſehen, nach ihrem Dorfe; doch trotz ſeiner Dreiſtigkeit wagte er lange nicht, den Hof des Richters zu betreten, denn ſein argliſtiger Rath hatte das Unglück Bertholds herbeigeführt, er hatte wohl gemerkt, daß ſeit jener Zeit der Verkehr zwiſchen den

Herren von Ingersleben und dem Hofe des Richters aufgehört hatte, und er fürchtete für ſich ſchnöde Behandlung, die ihn anderswo weniger gekümmert hätte. Von den Dorfleuten vernahm er, daß der fremde Bruder mit dem ſchwarzen Bart noch immer bei dem Richter hauſte, und daß zu dem einen Kranken ein zweiter gekommen war, ein hilfloſer Mann aus dem Orte ſelbſt. Um ſeine Feinde auf der Mühlburg ſorgte er nicht ſehr. Denn Ritter Konz hatte ſich mit Berthold und einigen Knechten dem Zuge des Landgrafen nach Welſchland angeſchloſſen, weil ihm nach ſeiner Niederlage ganz lieb war, für längere Zeit der Heimat den Rücken zu kehren.

Als nun Nicolaus einmal im Spätſommer das Haus des Richters ſpähend umkreiſte, ſah er durch die offene Pforte, daß Friderun über den Hof nach dem kleinen Garten ſchritt. Da konnte er ſich nicht enthalten ihr nachzuſpringen, und er begann verlegen: „Guten Tag, Magd Friderun. Ich wollte ſehen, ob der wilde Birnbaum, unter dem ihr ſteht, in dieſem traurigen Jahr Früchte trägt. Ich denke wohl daran, daß ihr mich einmal ſpottend mit einer wilden Birne verglichen habt, die erſt genießbar wird, wenn ſie Runzeln bekommt, und dann auch nicht ſehr. Beim lichten Himmel, der Baum trägt über und über, ich glaube, er iſt der einzige in der Welt.“ Sein Geſicht verklärte ſich, als Friderun ihm eine freundliche Antwort gab und ſogar frug, wie es während der langen Zeit im Edelhofe ergangen ſei. Sogleich ſchnellte ſein Selbſtgefühl in die Höhe. „Ich habe wenig Gelegenheit, dort meine Kunſt zu üben, auch die behelmten Raubvögel, welche dort ſitzen, laſſen die Flügel hängen und Herr Ivo hat den Geſang faſt verlernt.“

Friderun nickte: „Er ſingt euch zuerſt ſeine Lieder vor, weil ihr ſelbſt ein Sänger ſeid.“

„Ich helfe ihm auch, wenn ihm eine Silbe fehlt oder ein Reim nicht ſäuberlich klingt, denn er arbeitet lüderlich, wie Herren pflegen.“

„Iſt er immer gütig gegen euch?“ frug Friderun ſchnell

„Fragt lieber, ob ich es gegen ihn bin," verſetzte Nicolaus übermüthig. Aber er bereute zur Stelle dieſe Worte, denn die Augen der Friderun blitzten ſo ſcharf gegen ihn, daß er zurücktrat.

„Ihr ſeid in ſeinem Dienſt und ihr ſollt euch nicht vor Fremden gegen ihn erheben, das iſt nicht redlich, Nicolaus, denn ihr vermögt ſeine edle Geſinnung beſſer zu verſtehen, als mancher Andere."

„Ihr habt Recht," bekannte Nicolaus reuig, „doch bedenkt, daß auch ich ein Sänger bin und nicht geringer als er."

„Seid ihr ihm im Geſange überlegen," fuhr Friderun mahnend fort, „ſo zeigt das ihm allein mit Beſcheidenheit, damit ſeine Kunſt ſich mehre."

„Ich ſpreche auch nur gegen euch ſo, weil ich Vertrauen zu euch habe," ſagte Nicolaus und ſetzte mit ſtockender Stimme hinzu: „denn glaubt mir, vor allen Anderen möchte ich euch gefallen."

„Euer Handwerk verlangt, daß ihr Vielen zu gefallen ſucht," antwortete Friderun freundlicher, „und ihr wißt, daß ich euch zuweilen gerne ſehe und eure luſtigen Reden anhöre." Sie nickte ihm zu und wandte ſich abwärts zu den Häuſern der Bienen, welche ihr und dem Vater Ehrfurcht bewieſen, aber dem Schüler furchtbar waren.

Nicolaus folgte ihr mit den Augen, bis ihre Geſtalt hinter den Stöcken verſchwand. Dann glitt er auf eine Bank, barg trübſelig ſeine Augen mit der Hand und lange Zeit zwitſcherten ſeine kleinen Kumpane im Laube, ohne daß er darauf achtete, endlich ſummte er leiſe: „Die Schwalbe baut aus Lehm ihr Häuſelein, ich aber habe keins. Wirth und Wirthin fliegen aus und ein, ich aber ſchweiſe durch die Welt in Lieb' und in Leide allein, allein."

Eine ſchwere Hand legte ſich auf ſeine Schulter, er fuhr in die Höhe, der Richter ſtand vor ihm. Der Schüler zwang ſich zu ſorgloſem Ausdruck und ſuchte in den Zügen des Alten zu leſen, ob dieſer ihm Uebles ſinne, aber er ſah eine nachdenkliche und trübe Miene.

„Man ſagt von euch, Nicolaus, daß ihr weit in der Welt umherkommt und daß ihr auch einmal geiſtlich geweſen ſeid.“

Nicolaus antwortete mit mehr Aufrichtigkeit, als er ſonſt einer forſchenden Frage vergönnte: „Ich ſaß zu Würzburg in der lateiniſchen Schule und mit Manchem, der jetzt als ein ſtolzer Biſchof durch die Länder fährt, habe ich zuſammen gelernt. Ich war auch zwei Jahre in Paris bei weiſen Meiſtern. Und ich meine, nicht vergebens habe ich die Dichter geleſen, denn einige Lieder, die ich erdacht habe, ſingen die Schüler noch heut an den lateiniſchen Bänken.“

„Dann ſagt mir doch, wenn es euch gefällt, warum ihr ein ſchweifender Landfahrer geworden ſeid, ſtatt eines feiſten Pfaffen oder Mönches.“

„Ich ſchäme mich der Wahrheit nicht, ob ihr ſie glaubt oder bezweifelt,“ verſetzte der Schüler ſtolz, „ich konnte das Haupt nicht lange demüthig beugen und das Schafskleid tragen, ganz zuwider wurde mir ihre Heuchelei und ihre Falſchheit.“

„Wir ſind nicht gewöhnt, an fahrenden Leuten die Wahrhaftigkeit zu loben,“ ſagte der Alte.

„Dennoch dürft ihr mir glauben, Vater. Läuft meine Rede auch nicht immer auf geraden Wegen, meine Verachtung kann ich nicht hinter der Zunge bewahren. Unſer Herr Chriſtus ging, wie die Schrift verkündet, demüthig zu Fuß und ritt höchſtens auf einem Eſel, käme er jetzt, die Pfaffen in Seide und Purpur würden ihn nicht als ihren Herrn erkennen.“

Der Bauer ergriff kräftig die Hand des Schülers. „Ihr ſprecht gute Worte. Wir haben Wunderliches an den neuen Mönchen geſehen, welche jetzt unter den Armen predigen. Wißt ihr, wie es mit dieſen ſteht?“

Vorſichtig entgegnete der Schüler: „Es ſind heilige Männer unter ihnen, aber auch unverſchämte Bettler, als die Hündlein des Papſtes laufen ſie ſpähend und bellend durch die Chriſtenheit, mancher hofft, daß ſie uns ein neues Heil bringen, zumeiſt ſolche, denen daran gelegen iſt, daß der Kaſten unſeres Vaters, des Papſtes, mit Geld gefüllt wird.“

„Mich dauert das Loos der Laien,“ fuhr der Richter fort. „Manchmal rühmen die Pfaffen, daß der Himmelsherr unſer Vater ſei, voll Liebe und Erbarmen, und manchmal ſcheuchen ſie uns mit ſeinem Zorn und ſeiner Rache, wir aber müſſen dies leiden, denn ſie allein bewahren die heiligen Bücher, in denen, wie wir vernehmen, das ganze Geſetz verzeichnet iſt und auch die Rechte, die wir als Chriſten an den Himmel haben. Ich muß den ſelig preiſen, der ſelbſt die Wahrheit zu erkunden vermag, weil er der Schrift mächtig iſt und der heiligen Sprache, und ich möchte wohl von euch wiſſen, Schüler, ob ihr ſo glücklich ſeid.“

Nicolaus hob ſich und ſeine Augen glänzten. Der Vater des Mädchens, welches er ſich erſehnte, pries ſeine Vorzüge und er antwortete ſchnell: „Ich bin der Schrift kundig und oft habe ich in den heiligen Büchern geleſen, nicht nur in der Schule, auch ſonſt.“

Der Richter ſchwieg lange Zeit und der innere Kampf verrieth ſich in ſeinem Geſicht, während er zuweilen forſchend auf den Schüler blickte, endlich faßte er die Hand des Erſtaunten und führte ihn an ſeinen Herd. „Ich gedenke euch noch etwas zu fragen,“ begann er feierlich, „wenn ihr mir ſchwören wollt, daß ihr gegen Jedermann ſchweigt von dem Geheimniß, das ich vielleicht bei euch ſuche. Wird euer Sinn und eure Zunge untreu, ſo wiſſet, daß ich euch ſchädlich ſein will, wo ich kann und darf.“

„Schon Andere haben erfahren, daß ich Geheimes zu bewahren weiß,“ entgegnete der Schüler. „Und mit Freuden gebe ich euch den Schwur.“

„Ich würde mich lieber offenbaren,“ ſprach der Bauer mißtrauiſch, „wenn ihr weniger leichtfertig gelobtet. Dennoch muß es ſein.“ Und zögernd frug er: „Iſt es ſchwer, des Leſens kundig zu werden?“

„Es iſt jahrelange Arbeit für einen Jüngling, und einem älteren Manne wird die Mühe nur ſelten gedeihen.“

„Ich aber will es verſuchen; vielleicht gönnt mir der große Gott, daß ich's erlange.“

Der Schüler frohlockte: „Und ihr wollt, daß ich's euch lehre?“

„Wenn euch das gelingt,“ verſetzte der Richter, „ſo bin ich bereit, euch anſehnlichen Lohn zu geben. Ein gutes Roß oder zwei Rinder, ſofern ihr die begehrt, dazu ein neues Gewand. Und ihr ſollt, ſolange ihr mich lehrt, an jedem Sonntage, wenn ihr vorſprecht, die beſte Koſt finden.“

„Ich begehre nicht Roſſe, nicht Gewand,“ rief Nicolaus feurig, „ich will mich auf den Lohn beſinnen. Zuvor aber ſagt mir noch Eins: wozu erſehnt ihr euch die ſchwere Kunſt? Es iſt nicht unnütz, daß ich es weiß. Denn wollt ihr Briefe leſen über Verleihungen und Schenkungen, wie ich annehme, ſo ſind dieſe in lateiniſcher Sprache geſchrieben und es würde euch wenig frommen, wenn ihr auch der Schrift kundig wäret, ihr könntet die fremden Worte doch nicht verſtehen.“

Der Richter erwiederte zögernd: „Ich begnüge mich, wenn ich deutſche Worte zu leſen vermag.“

Nicolaus lachte. „In deutſcher Mundart aber iſt wenig Anderes zu finden als die Lieder und Brieflein, welche einander ſolche zuſenden, die gerade in Liebe ſind, ich denke nicht, daß ihr daran Freude haben könnt; oder ſeid ihr im Geheimen nach Sagen begierig, wie von Herrn Sigfrid und von Kaiſer Karl? Ich habe niemals bemerkt, daß ihr mir freundlichen Gruß geboten habt, wenn ich einmal vor den Bauern ſagte und ſang.“

„Vielleicht will ich alte Sagen leſen,“ antwortete der Richter.

„Dann wird euch am beſten frommen, wenn ich des Sonntags an eurem Herde das Saitenſpiel rühre oder euch aus geſchriebenem Buch vorſage, denn Viele haben meine Kunſt darin gerühmt.“

„Euren Geſang begehre ich nicht, ſelbſt will ich leſen.“

Der Schüler ſah noch immer erſtaunt auf den Alten, der in tiefem Ernſt vor ihm ſtand, aber die Hoffnung, der Tochter mit gutem Rechte nahe zu ſein, war ihm ſo erfreulich, daß er in die dargebotene Hand ſchlug und frug: „Und wann wollt ihr das ſchwere Werk beginnen?“

„Am nächſten Sonntag, ſobald das junge Volk auf den Anger zum Reigen geht. Ihr habt mir Geheimniß gelobt, hütet euch, gegen irgend Jemand ein Wort von unſerer Schule zu ſprechen. Fragen die Neugierigen, ſo mögen ſie erfahren, daß ihr mir alte Urkunden deutet.“

Am Abend ſaß der Richter neben ſeiner Tochter am Herdfeuer und ſah durch die Thüröffnung ſchweigend in den dämmrigen Hof, auf welchen wieder ein dichter Regen herabſtrömte. Da begann Friderun: „Vater, wie ſoll es werden zwiſchen uns und dem Herrn Ivo?“

Der Richter ſtrich mit der Hand über die Ecke des Herdes. „Es iſt aus zwiſchen uns. Seine Ritter haben deinen Bruder geſchlagen, als er noch in unſerm Hauſe war, und ich habe dagegen den reiſigen Herren unſern Hof geſperrt, keiner von Beiden kann das ungeſchehen machen.“

„Er aber hat ſich gegen uns entſchuldigt, denn der arme Berthold trug in ſeinem Unbedacht das Kleid eines fremden Dieners.“

„Iſt der Bauer ſchärfer geweſen als der Edle,“ erwiederte der Alte, „und hat der Edle die beſſere Entſchuldigung, ſo haben wir den härteren Stolz. Vielleicht thut mir manches Wort leid, das ich in meinem Zorne ſprach, aber einem Edlen gegenüber bitte ich es niemals weg. Das lobte auch der fromme Bruder drüben, mit dem ich neulich den Streit beſprach.“

„Der Bruder mag ein guter Mann ſein,“ antwortete Friderun lebhaft, „aber er iſt ein Mohr und kann nicht Rathgeber werden für die Höfe der Thüringe. Dies iſt keine Zeit, Vater, in welcher redliche Leute einander feindlich den Rücken zukehren dürfen.“ Der Richter ſchwieg und Beide hörten auf das Rauſchen des Regens. „Ich denke, Vater,“ begann Friderun wieder, „wenn Herr Ivo durch unſer Dorf reitet, ſo dürft ihr am Thore ſtehen, und wenn er euch zuerſt grüßt, ſo dürft ihr ihn einladen, in euren Hof zu treten, und von den harten Worten braucht nicht mehr die Rede zu ſein.“

„Er aber wird ebenſo wenig anhalten und grüßen,“ entgegnete der Vater, „wie ich es thun würde.“

„Ich will ihn fragen,“ entſchied Friderun. „Morgen gehe ich die Neſſe hinauf zur Baſe nach Frienſtädt, da will ich am Edelhof vorſprechen, wenn ihr nicht dawider ſeid.“

„Du?“ frug der Vater befremdet. „Hüte dich, Friderun, ein Kind iſt mir in den Ritterburgen geſchwunden, der Verluſt des zweiten wäre ein ärgeres Leid, und könnte traurig enden für dich und mich.“

„Sprecht nicht ſolche Worte, Vater,“ verſetzte Friderun, ihren Arm um ſeine Schulter legend, „ihr wißt recht gut, daß ihr mir vertrauen könnt. Ich aber erkenne, daß euch die Feindſchaft mit Herrn Ivo faſt ebenſo viel Sorge macht als mir, und was ich thun will, iſt gut für uns alle; darum laßt mich gehen.“

Der Alte ſchwieg und Beide ſaßen wieder neben einander am Herde, zu ihren ſtillen Gedanken kniſterte das Feuer und rauſchte der Regen.

Am nächſten Nachmittage trat Herr Gedwin eilig in die Gallerie, von welcher Ivo auf die Nebelwolken ſah, wie ſie im Regen über dem Boden ſich ballten und die Niederung mit wogendem Schleier bedeckten. „Verzeiht, Herr, draußen vor der Brücke ſteht im Regen eine Magd, die einſt ein lachender Gaſt des Hofes war, ſie weigert ſich einzutreten und doch begehrt ſie mit euch zu reden.“

„Das iſt Friderun,“ rief Ivo Hut und Kappe ergreifend.

Friderun ſtand an der Landſtraße, gehüllt in einen grauen Regenmantel, das Waſſer rieſelte ihr über Stirn und Wange. „Ich wußte, ihr würdet zu mir herauskommen,“ begann ſie in tiefem Ernſt. „Bevor ich euch meine Botſchaft ſage, möchte ich gern von euch hören, daß ihr mir wegen der heftigen Worte nicht zürnt, die ich in meinem Schmerze gegen euch ſprach. Ich hatte in Manchem Recht und zurücknehmen kann ich nichts, aber ich hätte euch nicht ſo dreiſt mahnen ſollen.“

„Ihr wart durch unſere Schuld in Trauer verſetzt,“ antwortete Ivo freundlich. „Heut aber iſt es Unrecht, daß ihr in Regen und Wind vor meiner Schwelle ſteht.“

„Ich darf nicht näher treten an euer Haus als drei Schritt vom Wege, denn zwiſchen unſerm Hofe und dem euren iſt der Friede geſchwunden.“

„Kommt ihr als freundlicher Bote, um ihn wiederzubringen, ſo dürft ihr auch die Halle beſuchen,“ ermahnte Ivo, „im Kamin brennt ein Feuer, legt die Hülle ab, denn ihr gleicht einer Waſſerfrau mit triefendem Gewande.“

„Das Himmelswaſſer iſt ein guter Freund der Bauern, wenn es uns auch dies Jahr ängſtigt; es hilft heut unſerer Rede, denn es mahnt zur Eile. Ich komme, euch zu erſuchen, daß ihr meinem alten Vater nicht nachtragt, was er euch an rauhen Worten geſagt hat.“

„Ich habe immer an ſein weißes Haar und ſeinen Verluſt gedacht,“ verſetzte Ivo.

Friderun ſah ihn dankbar an. „Wenn ihr das nächſte Mal durch unſer Dorf reitet ohne eure Herren, ſo bitte ich, haltet an unſerm Hofthor, und wenn der Vater in die Pforte tritt, ſo grüßt ihn zuerſt, weil er ein Greis iſt. Vielleicht dankt er euch und fordert euch auf einzutreten. Dann bitte ich, reitet ein und ſitzt an unſerm Herde nieder und von dem alten Zorn ſoll nicht mehr die Rede ſein. Denn dem Vater thut Manches leid, aber ſein Stolz iſt alt und der eure iſt jünger; ihr ſeid der Edle, er iſt der Freie und da ihr über ihm liegt, fühlt er ſich leichter beſchwert. Der Stolz eines wackeren Mannes geht nach oben und nicht abwärts, und deshalb könnt ihr dem Vater mehr nachgeben als er euch, ohne daß eure Ehre gemindert wird."

Ivo überlegte: „Ich komme morgen, Friderun."

„Ich danke euch, Ivo," rief das Mädchen, und in ihren Augen leuchtete ſo warme Freude und Rührung, daß Ivo hingeriſſen ihr die Hand entgegenſtreckte. Sie aber trat zurück und ſchlug den naſſen Mantel dichter um ſich. „Ihr werdet morgen den Vater allein finden, denn ich habe auswärts zu thun. Lebt wohl, Herr. Der Weg in der Niederung iſt übergoſſen, ich muß einen Umweg nehmen. Der liebe Gott ſegne euch." Sie hob die Hand gegen ihn, dann wandte ſie ſich ſchnell um und ſchritt im Regen auf der Landſtraße dahin.

Am nächſten Tage hielt Ivo zu derſelben Stunde mit ſeinem Knappen vor dem Hofe; der Alte öffnete die Pforte, die Männer tauſchten ernſthaften Gruß und der Bauer lud den Edlen ein in ſeinen Hof zu reiten. Bald ſaßen die Männer am Herde, ihre Gedanken über die Noth des Jahres austauſchend und Ivo erkannte, daß der verſtändige Rath des Andern auch ihm für die Sorgen ſeines Hofhaltes nützlich war. Seitdem lenkte er zuweilen, wenn er allein ausritt, dem Hofe des Richards zu.

Der Winter kam, der Froſt bändigte den Sturz der Waſſer, der Sturmwind fegte die dürren Blätter vom Waldesrand über die mißfarbige Flur; dann fiel der Schnee in großen Flocken und barg die ſpärliche Winterſaat unter ſeiner weißen Decke. Auch im Hofe Ivo's glitzerten die weißen Schneekappen auf den Zinnen der Mauer und auf dem alten Thurme; der junge Hofherr ſah ſtatt der bunten Sommervögel jetzt ſchwarze Krähen um die entblößten Aeſte ſchweben und hörte ſtatt des fröhlichen Liedes der kleinen Hofſänger das Gezänk der Sperlinge, welche nach den Körnlein am Boden pickten.

Herr Henner hauſte in ſeinem Hofe bei Frau Jutte, in der Wolljacke ſaß er am Herde, und ſchnitzte ſeinen Söhnen Armbruſt und Pfeile, damit ſie ſich an den Krähen übten; wenn er aber in den Herrenhof kam, ſchritt er im Pelzrock und Mütze wie ein wohlhabender Landmann. Die jüngeren Geſellen des Hofes ritten zuweilen auf dem Anger, wo ſie ſich mühſam eine Bahn gefegt hatten, und Ritter Lutz zimmerte mit eigener Hand einen Holzſchlitten, übte zwei Roſſe, das leichte Geſchirr zu ziehen, und freute ſich auf den Tag, wo er neben ſeinem Mädchen über die Flur gleiten werde. Nur Herr Godwin ſah ſtrenger aus als ſonſt, und die Hofleute klagten, daß er ſehr genau war im Zumeſſen von Getreide und Küchenkoſt, ſelbſt die Kannen, in denen Nicolaus den Würzwein braute, wurden kleiner.

Jeden Sonntag trabte der Schüler nach dem Hofe des Richters, aber er ſah Friderun ſelten daheim, und fand allmählich langweilig, neben dem düſtern Alten zu ſitzen, dem es gar nicht gelingen wollte, die Striche der Buchſtaben auf vorgelegtem Pergament zu unterſcheiden; obgleich er mit finſterem Eifer darauf beſtand. Auch wenn der Schüler vor den Hofleuten ſang oder abenteuerliche Geſchichten erzählte, wurde ihm ſchwerer, ſeinen Zuhörern ein herzliches Lachen abzugewinnen, als in der Sommerzeit. Der Verkehr zwiſchen den Höfen der Umgegend war dürftiger als einſt, denn Jedermann ſaß mit trübem Muth bei den lodernden Holzſcheiten, und wenn die Männer zum Jagdſpieß griffen und mit ihren Hunden in den Bergwald zogen, ſo hatten ſie auch dort geringe Freude; das Wild war durch die Ungunſt des Jahres ebenſo gemindert wie die Herden der Landleute; nur die Wölfe trotteten frech um die Dörfer und wagten ſich bei hellem Tag an die Höfe.

Die Sonne ſchien leidlich warm und die Bäume trugen ihren Winterſchmuck, die Reifkryſtalle, als Ivo nach längerer Zeit wieder einmal am Hofthor des Richters hielt. Verwundert ſah er an dem Nebenhauſe, welches längs der Straße lag, einen

Universit

Holzſchild mit großem ſchwarzem Kreuze und eine neue Thür, welche nach dem Dorfplatz führte. Noch befremdlicher war ihm der Ton einer Geige, die aus dem ſtillen Hofe klang. An der Thür des Wohnhauſes drängten ſich Knechte und Mägde, und in ihrer Mitte ſprang eine vermummte Geſtalt in einem umgewendeten Pelzrock mit einer rothen Kappe, an welcher zwei große Ohren und lange Loden von Werg befeſtigt waren. Das Ungethüm hob bisweilen die Beine zum Sprunge, begleitete ſich aber ſelbſt die wilden Bewegungen durch wohlklingendes Saitenſpiel. Als Ivo herantrat, wichen die Zuſchauer zurück, der Vermummte begrüßte ihn durch lächerliche Verbeugungen und eine Magd des Hofes redete ihn gewichtig an: „Meine Herrin Friderun findet ihr heut nicht, ſie iſt zur lichten Himmelsfrau geworden und bereitet ſich, die Dorfkinder zu beſuchen.“

In der Mitte des Hausflurs ſtand Friderun, ein weißer Mantel, mit glänzenden Sternen verziert, wallte bis zum Boden, die Fülle des langen blonden Haares hing gelöſt über den Mantel und umgab ihr Haupt und Leib wie ein goldener Schleier. In ſolcher Hoheit ſtand das Mädchen, daß Ivo ſich unwillkürlich bekreuzigte und rief: „Sei gegrüßt, Maria, du Stern des Meeres.“ Auch Friderun empfing ſeinen Gruß anders als ſonſt, denn ſie gedachte in frommem Sinne, daß ſie ſich zu halten habe wie einer Himmelsherrin gebührt, deshalb neigte ſie ſich mit gefalteten Händen ein wenig gegen ihn, nur daß ſie dabei erröthete. Doch ſogleich fiel ihr auf's Herz, daß er, der vor ihr ſtand, ein Gaſt des Hofes war, und ſie fügte vertraulicher hinzu: „Der Richter wurde gefordert und ritt mit ſeinem Knecht über Land, und mir iſt's zugetheilt, den Kindern im Dorfe zu erſcheinen. Sonſt ging ich in größerem Zuge, aber die Könige habe ich dies Jahr gebeten, wegzubleiben, weil einer von ihnen fehlt.“ Der Gaſt errieth an dem Zucken ihres Mundes, daß Berthold der Fehlende war. „Auch die Narren und Wichtelmänner ſind zu

Hauſe geblieben, weil manchem die Luſtigkeit mangelte, doch Ruprecht der Geiger iſt da, die Frau erſcheint heut nur bei der Freundſchaft des Hofes und wo in den armen Hütten kleine Kinder ſind. Deshalb zürnt nicht, wenn ihr Niemanden am Herde findet.“

„Geſtattet ihr’s, ſo folge ich euch,“ bat Ivo.

Aber Friderun verſetzte: „Die Frau muß allein gehen, nur unter den Leuten, welche ſich an der Schwelle drängen, dürft ihr ſtehen.“ — Sie gebot dem Haufen an der Thüre: „Tretet näher, ihr Mädchen, und hebt eure Laſt, denn die Kleinen harren und ſehnen ſich.“ Als zwei handfeſte Mägde die gefüllten Säcke, welche am Herd lehnten, gefaßt hatten, neigte die Jungfrau das Haupt und die Männer zogen die Mützen; ſie ſprach leiſe ein Ave Maria, dann winkte ſie zum Aufbruch; der Kobold Ruprecht begann kräftig auf der Geige zu ſtreichen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. „Schweig ſtill in den Dorfgaſſen, nur in den Höfen darfſt du ſpringen und ſpielen,“ gebot Friderun am Thore. So ſchritt ſie mit ihrem Gefolge hinaus in den Schnee, auch der fremde Bruder vom deutſchen Orden trat aus dem Vorderhauſe und folgte mit entblößtem Haupt. Als er neben Ivo dahinging, begann dieſer: „Wie ich ſehe, habt ihr hier eine Heimat gefunden.“

„Gutes brachte uns euer Geleit,“ antwortete der Fremde, „der Richter hat die Bruderſchaft begabt mit dem Vorhauſe und mit einer Wieſe für zwei Roſſe.“

Sobald der Zug in einen Hof trat, empfing ihn der Wirth fröhlich an der Hausſchwelle, Ruprecht ſprang, nachdem er ſich der Geige entledigt hatte, zuerſt in die Stube, ſagte luſtige Reime her und frug, ob die Kinder ſäuberlich waren und ob ſie züchtig ihren Eltern dienten. Und die er als unordentlich erkannte, bedrohte er mit Gefängniß in ſeinem ſchwarzen Sack, ſo daß über Gute und Böſe ein heilſamer Schrecken kam. Dann erſt trat die Jungfrau ein und mahnte durch einen alten Spruch Jedermann zum Fleiß im Stall und am Rocken.

Endlich lud ſie die Kinder zu ſich und wenn dieſe mit gefalteten Händen herumſtanden, theilte ſie ihnen zu, was ihr die Mägde aus den Säcken reichten, am häufigſten ſüßes Pfeffergebäck, zu dem die Bienen ihres Gartens den Honig geliefert hatten. Ivo gedachte, daß auch ihm ſeine Mutter als lichte Himmelsherrin erſchienen war und Geſchenke gebracht hatte, und ſah in dem Haufen der Anderen von der Schwelle zu, ohne daß Jemand auf ihn achtete.

So kamen ſie auch in eine niedrige Hütte; der Span, welcher am Herde ſteckte, warf ſein flatterndes Licht auf eine Stätte der Armuth, der Hausherr fehlte, die Wirthin lag krank in dürftigem Bett, fünf Kinder kauerten in der Ecke und erwarteten mit ſtarren Blicken die vornehmen Gäſte. Da winkte Friderun dem Kobold, ſich ſeiner Sprünge zu enthalten, ſie trat an das Bett, ſprach leiſe den frommen Gruß und auf dem Schemel ſitzend, hielt ſie die Hände, welche die Kranke ihr entgegen ſtreckte. Die Kinder ſchnellten eins nach dem andern aus ihrer Ecke auf und kamen langſam mit ſtockendem Schritt näher zu der vornehmen Frau, nur das kleinſte ſtand fern und hielt bedenklich den Finger im Munde. Plötzlich rannte es mit ausgebreiteten Armen auf die Jungfrau zu und umſchlang ihre Knie. Da lachte Friderun ihm entgegen und hob es in ihren Schoß und das Kind wand ſich zu ihr hinauf und verſuchte die Arme um ihren Hals zu ſchlingen. Im Nu war auch den anderen Kindern das Bangen geſchwunden, ſie ſchmiegten ſich von allen Seiten an die Sitzende, umfaßten ihre Hände und Knie und tauchten unter ihrem Mantel empor, ſo daß das Antlitz der Jungfrau mit ſeinem wallenden Haar ganz umgeben war von den helllockigen Kinderköpfen. Sie winkte ihren Begleiterinnen und theilte reichlich aus, während die kranke Frau den Segen des Himmels auf ſie herab betete. Kobold Ruprecht, welcher ſtill an der Thür ſtand, vergaß ebenfalls ſeine Bosheit und theilte dem Herrn Ivo mit: „Hier iſt die Noth am größten, aber die Jungfrau kehrt jeden Tag zweimal ein, bringt Speiſe und Trank und erhält die Zucht. Wundert euch nicht, daß ſie die Kinder ſo herzlich küßt, denn ſie ſelber hat ſie heut wie alle Tage gewaſchen.“

Als Ivo näher trat und eine Spende auf das Bett der Kranken legte, wandte Friderun ſich ihm zu und ihr Auge ruhte wie verklärt auf ihm. Mit ſchnellen Schritten verließ er den Raum.

Am Abend ſaß er in ſeiner Halle an dem großen Kamin, in welchem die Holzklötze brannten; der Winterſturm fuhr um das Haus und ſtieß zuweilen in den Schlot, daß der Rauch in das Zimmer ſchlug. In tiefen Gedanken ſtarrte Ivo auf die züngelnde Flamme und auf die glühenden Kohlen. In dem Feuer ſah er den hellen Mantel der Jungfrau Maria wallen und viele blondhaarige Kinderköpfe um ſie herum, welche ſehnſüchtig zu ihr aufblickten. Als aber der Luftzug die Flamme niederdrückte und eine dunkle Rauchwelle in das Zimmer trieb, fuhr er in die Höhe, und ihm kam vor, daß der dämmrige Raum öde war und daß er einſam auf ſeinem Seſſel ſaß. Da fiel ſein Blick auf Herrn Henner, der leiſe eingetreten war und den Fenſterladen öffnete, um den wirbelnden Rauch zu entfernen.

„Es tobt ein wilder Kampf rings um die Höfe und auf dem Anger,“ begann Ivo, „der bittere Froſt und ſein Gefährte der Hunger bedrängen das Volk, und alle Fröhlichkeit der Welt ſchwand in Dunkelheit und Noth. Setzt euch zu mir, Henner, es iſt einſam in der alten Halle, auch das Feuer will nicht wärmen.“

„Den Knechten drücke der üble Teufel den Kragen, weil ſie meinem Herrn naſſes Holz in den Kamin geſchichtet haben; ich wollte, eine Hausfrau wie Frau Jutte führe ihnen über die Köpfe.“

Ivo lächelte und ſtarrte wieder in die Flamme. „Sagt mir, Henner, welchem Heiligen vertraut ihr euch am liebſten.“

Henner räuſperte ſich und dachte nach. „Es kommt darauf an, Herr, in welchen Nöthen ich bin. Da ich jung war, ſuchten unſere Hofleute noch zuweilen die Fürbitte des Hersfelder Wigbert, aber ich fürchte, daß dieſer Heilige träge und ſäumig geworden iſt, die Bitten der Gläubigen anzuhören. Die auf der Mühlburg prieſen mir vor Jahren ſehr ihren Meginhard, aber wie er auch ſei, wo die vom Berge ihre Noth klagen, vermögen wir im Thalhofe für uns wenig Gutes zu hoffen. Am beſten hat ſich mir immer noch St. Georg erwieſen, er hat ritterliche Gewohnheiten und ich hoffe, er iſt gutherziger als andere gegen die kleinen Sünden, welche einem Reiter über den Weg laufen."

„Viele weiß ich," fuhr Ivo in ſeinen Gedanken fort, „welche Sinn und Herz der reinen Jungfrau zugewandt haben, die als Himmelskönigin waltet, denn ſie beſchützt nicht nur die unſchuldigen Kinder, auch den Kriegern neigt ſie ſich huldreich zu und hebt ſie von dem Schlachtfelde hinauf in den Saal der ewigen Freude."

„Ich höre, daß die bärtigen Brüder ihr vertrauen und auch die Schiffer in den wilden Nordmeeren," warf Henner ein, ganz erſtaunt über die ſchweren Gedanken des jungen Helden. „Doch weiß ich nicht, ob die Jungfrau auch dem zulächelt, welcher ſich einer irdiſchen Herrin gelobt hat, denn die Frauen verlangen gern, daß die Gelübde der Männer ihnen allein zukommen."

Ivo ſeufzte: „Es naht die gnadenvolle Zeit der zwölf Nächte, in welcher einſt unſer Herr Chriſtus geboren wurde; er lag als Kindlein in ärmlicher Hütte und als er ein lachender Knabe war, hielt ihn die Jungfrau in ihren Armen. Mich wundert nicht, daß ſo viele Helden der Chriſtenheit nach dem heiligen Lande gefahren ſind, denn wahrlich, es muß Wonne ſein, an den Stätten zu knien, wo einſt der Herr leibhaftig gewandelt iſt."

„Die Pfaffen ſagen, daß ſolche Fahrt alle Sünden eines Mannes austilgt. Auch Gerwin und ich hatten ein gutes Vertrauen, als wir mit eurem Vater das Kreuz nahmen, doch blieben wir auf halbem Wege in Italien ſitzen, und ich bin unſicher, ob die im Himmel den Willen für die That nehmen.“

Ivo ſah wieder in das Feuer. „Den Mantel ſehe ich und die Kinderköpfe darunter und darüber holdſelig das Antlitz der reinen Magd.“ Beide ſaßen in langem Schweigen, das Feuer brannte herunter, die blauen Flammen züngelten aus den glühenden Kohlen, ſie ſchwanden und fuhren auf's Neue empor, wenn die Luft ſtärker in den Schlot wehte. Endlich rüttelte ſich Ivo auf und blickte in dem dunklen Raum umher und über die lange Geſtalt des Treuen, welcher achtungsvoll auf dem Schemel ſaß und den nächſten Einfall ſeines Herrn erwartete. „Wie ſteht es drüben in eurem Hofe?“ frug Ivo.

„Ich denke, Frau Jutte ſchafft am Herde und ſorgt für die Abendkoſt,“ verſetzte Henner gleichgiltig, „und die jungen Wölfe werden nicht weit ab ſein, denn ſie ſind eßluſtig.“

„Iſt es euch recht, Herr, ſo will ich heut euer Gaſt ſein und eine Kanne Wein zum Abendtiſch ſteuern, wenn Frau Jutte mich ſehen will.“

„Das iſt hohe Ehre,“ rief Henner, „erlaubt, daß ich vorausgehe und die unartigen Knaben auf ihr Lager ſcheuche, damit ſie nicht um euch glotzen und heulen, denn ſie gleichen noch zu ſehr ungeleckten Wildthieren.“

„Nein, laßt ſie, wo ſie ſind. Der Knecht mit der Kanne ſoll uns begleiten, ich will nicht, daß eure Hausfrau mich anders halte, als einen guten Geſellen ihres Wirthes.“

Die Männer brachen auf, und Ivo ſaß den Abend am Herde ſeines Dienſtmannes, rief die Knaben zu ſich, hörte auf ihre kindlichen Reden und erzählte ihnen Geſchichten, die er als Kind vernommen hatte, bis er ſelbſt in die Stimmung kam, zu ſpielen und zu lachen, wie ein ſorgloſer Knabe.

Die Tage waren länger, der Winter, der grauſame Herr, mußte mit ſeinen Rittern Reif und Froſt das Land räumen und die kleinen Vögel, denen er lange den Geſang gewehrt, flatterten wieder durch die grünen Baumknospen. Die Schneewurz und das Veilchen hoben ihre Häupter aus dem Grunde und der Frühlingswind wehte warm über Berg und Thal. Wieder tummelte ſich die Dorfjugend auf dem Anger und der Ball flog zur Lerche empor. Aber die Zahl der Springenden war gemindert, Mancher, der ſich im letzten Mai mit ſtolzem Muth über die Genoſſen gehoben hatte, lag ſtill unter grünem Raſen, Viele ſaßen kummervoll in dem leeren Hofe und Andere ſchweiften mit wilden Gedanken in der Ferne und mieden die Nähe des Richters und ſeiner Schergen.

Ivo ſtand im Bergwalde auf dem Grund ſeiner Väter, gelehnt an den Stamm einer alten Eiche, deren Aeſte der Sturmwind durchfahren hatte, bevor die erſten Kirchenglocken in den Thälern erklangen. Die Zügel des müden Roſſes hatte er um eine aufſpringende Wurzel des Baumes geſchlungen, er ſelbſt ſah über die Wälder hinab nach der Gegend, in welcher ſein Hof lag; um ihn rauſchten die Wipfel, am Himmel trieben die Wolken ſchnell unter der Sonne dahin und warfen Schatten und dämmrige Lichter auf die Landſchaft. Auch die Gedanken des Mannes flogen unſtät umher; wieder war ſein heimlicher Ritt nach dem Quell und Baum fruchtlos geweſen, er hatte keinen Brief der geliebten Frau gefunden und von den Leuten der Umgegend erfahren, daß man ſie nach Welſchland geführt habe. „Der Sonne lichter Schein vergeht,“ ſprach er leiſe, „und graue Schatten fahren durch meine Seele, der fröhliche Muth iſt geſchwunden, mit dem ich im vorigen Jahr über die Flur ritt. Der Rettbacher höhnte meine Hofleute mit einer Sage, die durch das Land geht, daß die Frauen auf der Landgrafenburg ein Gewebe verbrannt haben. Iſt das Geſchwätz auch unwahr, mir thut es doch wehe. O zürne mir nicht, geliebte Herrin, wenn ich ſorge, daß der Mantel ein kindiſches Werk und des langen Reitens nicht werth war. — Aus dem Harzwald weht der Duft und die Vöglein im Laube ſingen wie ſonſt, der Frühling hat jedes Feſtgewand in Wald und Flur wohl bereitet, aber die Menſchenwelt um mich ſehe ich verwandelt und verwandelt bin ich ſelbſt. Langweilig wird mir das Reiterſpiel unter meinen Geſellen und wenn ich in der Halle meiner Väter ſitze, empfinde ich die kalte Oede des Winters. Im Herzen ſchelte ich eitel und nichtig, was ich gerade treibe, mir zucken die Glieder und die Fauſt ballt ſich, als könnte ich etwas Großes thun und mein Leben wagen für ein heilbringendes Werk. Wahrlich, Gefahr würde mich tröſten und heißer Kampf. — Wofür? — Sie ſagen, daß der Mann den höchſten Preis erringe im Kampfe um die heiligen Stätten, wo die Gottesmutter unſern Herrn auf ihren Armen trug. Manches Geſchlecht vergangener Helden iſt nach dem Oſten gefahren und hat fruchtlos ſein Blut vergoſſen, zwei meiner Ahnen ſind denſelben Weg gezogen und mit gebrochener Kraft zurückgekehrt. Aber auch der Glaube iſt kalt geworden und wir zweifeln, ob es in Wahrheit Gottes Wille iſt, daß wir im Heergewande über das Meer ziehen. — Hier iſt die Stelle, wo ich den Landgrafen knien ſah. Jetzt iſt er aus Welſchland zurückgekehrt, es war ein kühles Wiederſehen, ſein Muth war beſchwert und gern habe ich ihm in dieſem Jahre den Ehrentrunk erlaſſen. Man ſagt, daß er jetzt eine neue Fahrt rüſtet.“

Aus der Tiefe läuteten unabläſſig die Kloſterglocken. „Zu welchem Feſte laden die luſtigen Mönche von Reinhardsbrunn ſo dringend?“ Er neigte ſich vor dem Bilde der Gottesmutter am Baum, band ſein Pferd los und ritt langſam über ſeine Mark dem Kloſter zu. Als er in die Waldlichtung hinabkam, welche das Kloſter umgab, fand er den Grund mit Roſſen und Reiſigen gefüllt und erkannte das Gefolge vieler Edlen aus der Umgegend, darunter auch die Knechte ſeines Oheims Meginhard. An der Kloſtermauer war ein großes rothes Kreuz aufgerichtet. Dort drängte ſich das Landvolk um einen Bettelmönch in brauner Kutte, der mit heftigen Armbewegungen eine neue Kreuzfahrt ausſchrie und hohen Lohn Jedem verkündete, der mit ſeinen Waffen zur Befreiung des heiligen Landes ausziehen werde, völlige Vergebung aller Sünden und dreijährigen Frieden und Schutz für Habe und Eigen, Weib und Kind in der Heimat. Einige der Zuhörer waren niedergekniet, hoben die Arme nach dem Kreuz und begleiteten die Worte des Mönches mit Stöhnen und Ausrufungen des Entzückens. Die Meiſten aber ſtanden ſchweigend in ſtumpfer Neugier, oder ſchüttelten den Kopf und ſprachen zu einander. Da übergab Ivo einem Knaben ſein Pferd und ſchritt durch das offene Thor zu dem Kloſterhof, in welchem die Kirche lag. Leiſe trat er ein und blieb unter den Knappen an der Thür. Er fand eine erwählte Geſellſchaft. Der Landgraf ſelbſt ſtand auf den Stufen des Chors, ein rothes Kreuz an der Schulter, aber er blickte zerſtreut und in trüben Gedanken um ſich. Neben ihm lag Frau Elſe vor dem Altar, bitterlich weinend und ganz aufgelöſt in Schmerz. Denn lange hatte der Gemahl ihr verborgen, daß er ſchon in Welſchland ſich der Kreuzfahrt zugelobt, und hatte das Zeichen der Fahrt heimlich auf dem Unterkleide getragen. Dort hatte ſie es in vertrauter Stunde entdeckt und jetzt fühlte ſie ihr Elend. Auf der andern Seite der Altarſtufen aber ſah Ivo einen fremden Mann in der Rittertracht der Marienbrüder, mit einem großen goldenen Kreuz am Halſe, umgeben von Zugehörigen des Ordens. Der ganze Raum der Kirche war von knienden Edlen und ihren Rittern angefüllt, gegen welche Meiſter Konrad oben am Altar ſtand. Von den Knienden erhob ſich einer nach dem andern und ſtieg zu dem Prieſter hinauf, der ihm das rothe Kreuz anheftete und ihn ſegnete, während rings umher feierlich der Chorgeſang der ſchwarzen Mönche erſcholl. Ivo ſah, wie ſein Oheim Meginhard das Kreuz empfing und nach ihm Ritter Konz und noch ein junger Knappe, Berthold, der Sohn des Richters. Als Meiſter Konrad die Knienden ſämmtlich gezeichnet hatte, erhob er mächtig ſeine Stimme und rief: „Ihr aber, die ihr von fern ſteht, bedenket euer Heil. Wer ein Schwert zu ſchwingen vermag, der rüſte ſich zum Kampfe, denn der Herr ſpricht: Vater und Mutter ſollt ihr verlaſſen und mir nachfolgen, von Haus und Hof ſollt ihr euch ſcheiden und mein Kreuz auf euch nehmen, damit die Welt erkenne, wer zu mir gehört. Auf, auf, ihr Helden, zur heiligen Reiſe, Gott will es!“ Und die Verſammelten riefen die Arme hebend: „Gott will es!“ Da eilten noch Manche aus dem Hintergrunde zum Altar, warfen ſich vor die Füße des Prieſters und ließen ſich zeichnen. Auf's Neue erhob Konrad die mächtige Stimme und rief zum Kreuze und Ivo meinte zu erkennen, daß der Prieſter mit finſterem Blicke nach ihm hinſah und ihn durch ſeine Rede anmahne. Er aber neigte das Haupt und blieb ſtehen. Als die Mönche einen neuen Geſang begannen, trat er leiſe zurück und verließ die heilige Stätte, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt in tiefen Gedanken ſeinem Hofe zu.

Am nächſten Tage ſaß er auf der Gallerie ſeines Hauſes und ſprach zu Nicolaus: „Du ſelbſt warſt im heiligen Lande, wie kommt es, daß du lieber von Anderem erzählſt als davon?“

„Ich war jung,“ antwortete Nicolaus, „mich bedrückte meine Sünde noch wenig, auch ſtand ich mit leerem Magen auf dem Oelberg, und der Hunger iſt der Andacht hinderlich. Das Beſte, was man dort fühlt, läßt ſich nicht ſagen, und was man erlebt, iſt nicht viel Gutes.“

Ivo fuhr in ſeinen Gedanken fort: „Als ich aus dem Kloſterhofe trat, ſchrie der Mönch draußen an der Mauer gerade wie Meiſter Konrad drinnen: „wer kommt noch mehr?“ Und als er einen ernſthaften Mann nahe bei ſich ſtehen ſah, rief er dieſen vor Anderen zu ſich: „kommt Freund, und nehmt das Kreuz auf euch.“ Der Mann aber entgegnete: „ich war bereits dort.“ Da wandte ſich der Mönch ab und der Andere auch und ſie hatten nichts mehr mit einander zu reden. Das wunderte mich. Weißt du, was das bedeutet?“

Der Schüler ſah nach, ob die Thüre geſchloſſen war, bevor er die Antwort gab: „Ich traf einſt einen fahrenden Mann, der gegen eine kleine Spende den größten Narren auf Erden zu zeigen verſprach. Wer die Taſche aufthat, dem öffnete er einen verhüllten Kaſten und ſprach dazu: „haltet's geheim vor Jedermann.“ Alle ſchieden verlegen von dem Kaſten. Was meint ihr wohl, was in dem Kaſten war? Ein kleines Spiegelglas. Jeder behielt für ſich, daß er ſich als Narren geſchaut hatte. Jener Mönch und der Andere, beide wußten, was in dem Kaſten zu finden war. — Dennoch wünſche ich euch, daß ihr einmal die heilige Fahrt unternehmt. Macht's auch nicht froher, es macht klüger.“

Ein Hornruf des Thürmers verkündete das Nahen Bewaffneter. Die Knechte des Hofes lieſen zu der Brücke und Herr Godwin trat in das Thor. Ivo vernahm die Hufſchläge der Einreitenden, im nächſten Augenblick kam die Meldung, daß Hermann von Salza, der Meiſter der Marienbrüder, im Hofe ſei. Er eilte dem berühmten Herrn auf die Schwelle entgegen und geleitete ihn in das Gaſtgemach, während das Gefolge durch die Dienſtmannen in der großen Halle begrüßt wurde. Neugierig betrachtete Ivo den vielgenannten Helden in der Nähe und er war überraſcht, daß dieſer, den er ſich wie einen ſtolzen Krieger gedacht hatte, als ein Herr von mittler Größe vor ihm ſtand, mit einem Geſicht, deſſen vorſtechender Zug gutherzige Freundlichkeit war; nur die klugen Augen und die Falten der Stirn verriethen, daß große Gedanken und ſchwere Sorgen durch ſein Haupt gegangen waren. Einfach wie das Ausſehen des Fremden war auch ſeine Anrede und ſeine Sprache klang ſo vertraulich in das Ohr, daß dem jungen Hofherrn vorkam, als begrüße ihn ein alter Bekannter: „Ihr habt euch dem Kreuze verſagt, edler Herr. Als ich in meine Heimat ritt, um dem Zuge des Kaiſers ritterliche Schwertgenoſſen zu gewinnen, da hoffte ich, daß ihr in der frommen Schaar nicht fehlen würdet, denn ich weiß, euer Beiſpiel gilt viel in den Burgen.“

„Ich ſah eine große Zahl bewährter Krieger, welche eurem

Rufe gefolgt iſt," antwortete Ivo, „ich aber habe nur geringe Erfahrung auf dem Schlachtfelde gewonnen."

„Soll ich euch in das Geſicht rühmen?" frug der Meiſter mit einem wohlthuenden Lächeln: „Was einen Helden locken kann, biete ich euch; erſehnt ihr Heldenthat und Ruhm, kein Kampf iſt ehrenvoller als gegen die Ungläubigen, und die Sänger verkünden das Lob des Siegers in allen Sprachen der Chriſtenheit. Ihr wißt, daß auch der heilige Vater hohen Preis auf ſolche Fahrt geſetzt hat, wie ihn die Kirche zu ſpenden vermag."

Ivo verſetzte mit höflicher Zurückhaltung: „Vieles hören wir von Frevel und Thorheit der Chriſten im Morgenlande, was uns das Herz erkältet."

„Ihr könnt nur wenig von dem gehört haben," erwiederte Hermann ernſt, „was ich ſelbſt mit Sorgen erlebte. Wilde Miſſethat der Eifrigen und harte Klugheit der Großen, welche mehr an den eigenen Vortheil denken als an die Pflicht des Kreuzes. Um unſerer Sünden willen hat, wie ich fürchte, der große Gott uns entriſſen, was die Frömmigkeit eines früheren Geſchlechtes gewann. Aber gerade darum, weil die Argen dort zahlreich ſind, ſollen die Redlichen der Fahrt nicht widerſprechen, damit der Himmel wieder gnädig unſeren Waffen beiſtehe."

„Uns aber, Herr," entgegnete Ivo, „bedrängt jetzt die Noth in der Nähe. Ohne Freude ſage ich, was ich doch nicht verſchweigen darf, die Ritterfahrt in das heilige Land gilt bei uns für koſtbar, und wohlbekannt iſt der Wucher und die Bosheit, mit welcher die Chriſten auf dem weiten Wege den Wallenden betrügen."

„Hindert euch dieſe Sorge, welche ich verſtändig nenne, ſo wißt, edler Herr, der Kaiſer hat mich nicht ohne Goldſchatz in das Land geſandt, und ich vermag euch an Geld zu bieten, was die Rüſtung und Reiſezehrung koſtet."

„Wie darf ich Gold nehmen, damit ich mich dem Dienſt des Himmelsherrn gelobe," rief Ivo verletzt, „mich wundert, daß ihr mir ein ſolches Angebot thut."

„Ich wollte euch nicht kränken," verſetzte der Gaſt ruhig. „Doch wiſſet, edler Ivo, ſolche Reiſeſpende iſt ein gewöhnlicher Handel und die höchſten Herren begehren ihn, denn an Geld zur Rüſtung fehlt es ihnen immer und manchmal iſt das für Andere ein Glück. Auch Graf Meginhard, euer Oheim, bereitet ſich zur Kreuzfahrt mit dem Golde, welches ihm der Landgraf aus dem Schatze des Kaiſers zahlt."

„Es thut mir wehe, wenn ich nicht loben kann, was mein Oheim thut," antwortete Ivo finſter. „Mir verbietet die Ehre, das Werbegeld des Kaiſers zu empfangen, und ich denke, Herr, auch ihr würdet an meiner Stelle fremdes Gold nicht nehmen."

„Ich bin nur ein Dienſtmann der Jungfrau," ſagte der Andere, „und ich denke ungern daran, was ich thun würde, wenn ich nicht in den Schuhen des Bruder Hermann ſtände. So wie ich bin, lobe ich den edlen Stolz, der ſich weigert um Gold zu pilgern, aber verzeiht mir, wenn ich den Ritterſinn eines Chriſten nicht preiſe, der ſich weigert, für den Himmelsgott die Waffen zu tragen, weil ihm ſolcher Dienſt zu viel Geld koſtet."

Ivo erröthete bis an die Schläfe und Hermann fuhr fort: „Der kühne Turnierkämpfer, welcher, um ſeiner irdiſchen Herrin im Spiel zu gefallen, Goldringe austheilte, wird mir nicht im Ernſt ſagen, daß ſeine Truhen leer ſind, wenn es eine Fahrt zu Ehren des Erlöſers gilt."

Ivo fühlte tief den Vorwurf, doch er ſagte ehrlich: „Streng ſind eure Worte, Herr, aber ihr habt Recht. Ich ſelbſt, wenn ich unzufrieden war mit mir und mit Anderen, habe zuweilen daran gedacht, daß ich den freudigen Muth wiedergewinnen könnte durch guten Schwertſchlag am Oelberge. Dennoch Herr, darf ich euch nicht bergen, daß ich in meinem Innern auch eine warnende Stimme vernehme, welche mir dieſe Speerreiſe widerräth. Wenn der Himmelsherr das gelobte Land der Chriſtenheit gönnen wollte, er vermöchte das zu thun ohne unſere Waffen."

„Sprecht dieſe Worte nicht nach, edler Ivo, ein ſatter

Pfaffe hat ſie erdacht, und ihr ſcheltet dadurch mich ſelbſt einen Thoren," mahnte der Meiſter mit Nachdruck. „Gott wirkt ſeine größten Werke durch die Gedanken und den Willen der Menſchen, welche ihm dienen. Seit zwanzig Jahren fahre ich raſtlos über die wilde See und durch die Länder der Chriſten und Heiden, um die Kreuzfahrt möglich zu machen, zu welcher ich euch lade. Darum habe ich verzichtet auf Gut und Eigen, auf ein Ehegemahl und auf Söhne aus meinem Blut. Ich habe gekämpft gegen den Eigennutz und die Bosheit der Mächtigen und gegen die dumpfe Trägheit der Reichen."

Er war aufgeſtanden wie Ivo, jetzt wies er auf die Seſſel: „Gönnt einem Vielgeſchäftigen noch einmal Raſt unter eurem Dache. Ihr wißt, ich bin ein Thüring wie ihr, der Hof, in dem ich geboren wurde, liegt ſo nahe an dem euren, daß ein Roß den Reiter in einem Tage hinträgt. Ich ſah einſt euren Vater, und was ich von ihm kennen lernte, macht mir den Sohn werth. Darum vernehmt mit günſtiger Geſinnung eine Mahnung, die ich nicht in die weite Welt hinausrufen darf. Als ich, faſt noch ein Jüngling, nach dem Morgenland kam, fand ich allen Landbeſitz der Chriſten und alle Gewalt in den Händen der Welſchen, zumal der Gallier. Franzöſiſch war Sprache und Sitte, mit Hochmuth und Verachtung blickten ſie auf die Männer unſeres Volkes herab. Auch die beiden mächtigen Bruderſchaften vom Tempel und St. Johannes gehörten den Fremden, kam einer unſerer Landsleute zu ihnen, ſo mußte er ſich ſchnell der heimiſchen Weiſe entledigen, wenn er unter ihnen gelten wollte. Ihrem Schwert allein und ihrer Heldenkraft ſchrieben ſie die Eroberung des heiligen Landes zu. In Jeruſalem ſah ich das Grab des ſtärkſten Helden im Kreuzheere, des Schwaben Wigger, der mit ſeinem Schwert einen raubenden Löwen erſchlug, und unter König Gottfried zuerſt über die Mauer von Jeruſalem ſprang, durch die Eitelkeit der Fremden zertrümmert und geſchändet, damit die unwillkommene Erinnerung an unſer Volk dahinſchwinde."

„Die gottloſen Buben," murmelte Ivo zornig.

„Meine Fauſt ballte ſich, als ich den Frevel ſchaute, wie jetzt die eure beim Hören," fuhr Hermann fort. „Da lernte ich unſere heimiſche Art mit der fremden vergleichen und ich fand, daß wir nicht ſchlechter waren als jene. Ich erkannte auch, wie Jeruſalem durch Schuld der Chriſten verloren ward. Zuchtloſe Kreuzfahrer aus allen Ländern der Chriſtenheit ſaßen dort durcheinander in Hader und Untreue, in Wahrheit heimatloſe Abenteurer, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, oft einer im Kampf mit dem andern und den ungläubigen Heiden verbündet. Soll Jeruſalem wieder gewonnen werden und die Herrſchaft der Chriſten dauern, ſo müſſen ſie alle einem ſtarken Herrn dienen, der ſeine Macht nicht ihnen dankt, ſondern der ſie ſelbſt zu ſchützen, zu bändigen und zu ſtrafen vermag. Dieſer Herr aber iſt unſer Kaiſer Friedrich. Und gegen die Verdorbenheit und Untreue der Fremden ſollen Männer eines Volkes, dem die Redlichkeit nicht zum Spott geworden iſt, als Hüter des heiligen Grabes geſetzt werden, und dieſe Männer ſollen eure und meine Landsleute ſein. In ſolcher Meinung will Kaiſer Friedrich die neue Kriegsfahrt rüſten, auf die Wehrhaften unſeres Volkes hat er ſein ganzes Vertrauen geſetzt. Vor Anderen aber ſind es Edle und Ritter des thüringer Landes, auf die er hofft. Denn wie ein Herzland liegt es in der Mitte und die größte Kraft iſt hier geſammelt, ich darf das zum Lobe meiner Heimat wohl ſagen. Wenn wir jetzt in edler Schaar über das Meer ziehen, ſo thun wir dies auch, um den Namen der Deutſchen zu Ehren zu bringen und eine Herrſchaft unſeres Blutes über die Länder am Südmeere zu begründen. Das zu bewirken, iſt das hohe Ziel meines Lebens. Darum bin ich vor euch getreten mit hoher Mahnung, als Thüring und als Meiſter einer Bruderſchaft, welche ſich vom deutſchen Hauſe nennt. Und darum ſtrecke ich jetzt bittend meine Hand gegen euch aus, damit ihr ein Jahr eurer Jugend dem heiligen Werke weihet als ein Chriſt und als ein Edler unſeres Volkes."

Gefeſſelt durch die warme Rede des mächtigen Mannes ſaß Ivo mit gerötheten Wangen. Zum erſtenmal, ſeit er lebte, wurde er gerufen, weil er ein Deutſcher war; und verwundert dachte er nach, welchen Werth ſolche Aufforderung für ihn haben könne. Aber während er den Grund eines tiefen Quells erſchauen wollte, gewahrte er darin plötzlich ſein eigenes Bild. Ihm ſtieg das Blut ins Geſicht, als er fühlte, daß eine Kränkung ſeines Volkes auch Kränkung ſeiner eigenen Ehre war; und die Hand erfaſſend, antwortete er: „Ihr habt meine Seele nicht vergebens daran gemahnt, daß ich als ein Kriegsmann meinem Volke zu dienen ſchuldig bin. Denkt nicht gering von mir, wenn ich heut das Ja nicht ausſpreche, das ich gern geben möchte. Ich bin nicht ganz ſo frei, wie ihr meint, auch ich ſtehe unter einem Gelübde; und ich darf nur ſagen, daß ihr meinen guten Willen gewonnen habt; entſcheiden über meine Zukunft kann ich erſt, wenn ich da gefragt habe, wo ich diene.“

Der Meiſter bewegte beiſtimmend das Haupt: „Ich ehre die Rückſicht auf ältere Pflicht. Habe ich euren guten Willen gewonnen, ſo vertraue ich, daß ihm die That nicht ſäumig folgen wird.“ Und nachdem er noch Einiges über Zeit und Ort der Heeresverſammlung mitgetheilt hatte, brach er auf und die Hand Ivo's feſthaltend ſagte er: „Es war eine kurze Begrüßung, aber ich werde mit Freude daran denken. Auf Wiederſehen, will's Gott, im Hafen, wenn ein guter Fahrwind dem heiligen Lande zuweht.“ Damit ſchied er vom Hofe.

Eher als Ivo dachte, erhielt er einen Gruß ſeiner Herrin, der die Unſicherheit beendete. Von Gotha ritt ein Knecht des alten Walther von Vargula bei ihm ein mit der Nachricht, daß Frau Elſe ihm mündlich eine Botſchaft mitzutheilen habe. Ivo ſchwang ſich auf ſein ſchnellſtes Pferd und traf vor der Stadt mit Herrn Walther zuſammen, der nach der Begrüßung klagte: „Meine Herrin weilt unter den Siechen, dort will ſie euch ſehen. Ich fürchte, ihr werdet ſie verändert finden, die Trennung von Herrn Ludwig hat ihr diesmal faſt das Herz gebrochen, drei Tage dauerte der Abſchied, ſeitdem lebt ſie nur für ihre Kinder und die Armen.“

Am Bette der armen Kranken ſah Ivo die Landgräfin in klöſterlicher Tracht, verweint und erblichen, hinter ihr ſtand wie ein dunkler Schatten Magiſter Konrad. Als Frau Elſe ihm entgegen trat, zog eine flüchtige Röthe über ihr vergrämtes Geſicht und mit einem Blick auf den Prieſter begann ſie: „Man hat mir geſagt, daß ich ein gutes Werk thue, wenn ich euch ſpreche. Es war der Wunſch meines lieben Hauswirthes, ihr möchtet euch der Fahrt, welche ſie die gnadenvolle nennen, nicht entziehen, denn er ſagte mehrmals, lieber würde er euch in ſeiner Nähe ſehen, als daheim. Auch Frau Hedwig, die ihr einſt bei uns getroffen habt, ſchreibt mir durch einen Boten vom Kaiſerhofe dieſe Worte über euch: „„Sorge nicht, denn Alles verheißt der Schwertreiſe ins gelobte Land gutes Glück und am ruhmvollſten zieht ihr Thüringe daher. Manche unter uns meinen auch, daß euer ſtarker Speerbrecher, Herr Ivo, nicht fehlen wird, da es jetzt gilt, der heiligen Jungfrau zu Jeruſalem ſtatt des alten Gewandes, das die Sarrazenen zerriſſen haben, ein neues zu erkämpfen.““ Nur das wollte ich euch ausrichten, Herr; verzeiht, daß ich euch bemühte,“ ſchloß die Landgräfin, das Pergament zuſammenlegend, und verneigte ſich wie zum Abſchiede.

Dieſe Worte entſchieden den inneren Kampf Ivo's. Mit Entzücken erfüllte ihn die Hoffnung, daß er ſeine geliebte Herrin in Welſchland treffen könne, ja daß ſie vielleicht, wie Frauen oft thaten, ſelbſt die Pilgerreiſe im Gefolge des Heeres wagen werde; deshalb antwortete er zur Stelle: „Die Mahnung, die mir durch euren Mund kommt, ſoll nicht verloren ſein. Ich denke mich zur Fahrt zu bereiten.“

Mit großen Augen, wie erſchrocken über ſeine ſchnelle Bereitwilligkeit, ſah ihn Frau Elſe an und wieder röthete ſich ihre Wange ein wenig; dem Scheidenden folgte der finſtere Blick des Prieſters Konrad.

6.

Kaiſer Friedrich.

Die Reiſewege nach dem gelobten Lande waren zur Zeit Ivo's den Leuten beſſer bekannt, als in ſpäteren Jahrhunderten, jedes Kloſter bewahrte Beſchreibungen der Fahrt; kaum einen Hof und kein größeres Dorf gab es, aus welchen nicht ſeit Menſchengedenken Einzelne die Pilgerreiſe gemacht hatten, entweder im Kreuzheer oder als friedliche Waller. Die Burgmannen von Köln, Bremen und Lübeck fuhren auf ihren hochbordigen Seeſchiffen, den Koggen, häufig mit Pilgern und Waaren in das ſüdliche Meer, kämpften dort gegen die Seeräuber und warfen ihre Anker an den griechiſchen Inſeln und der ſyriſchen Küſte neben den Galeeren der reichen Handelsherren von Piſa, Genua und Venedig. Auch im Innern des Landes waren die Waaren des Orients begehrte Handelsartikel, in jedem wohlhabenden Haushalt beſſerten die Frauen den herben Wein mit indiſchem Pfeffer und Zimmt; die Goldarbeiten, Rüſtungen und Seidengewebe der Griechen und Syrer galten für den werthvollſten Schmuck der Vornehmen, und Ivo ſelbſt dachte jetzt gern daran, daß er mit Waſſer aus dem Jordan getauft war, welches ein Bruder ſeiner Mutter heimgebracht hatte. Seit mehr als hundert Jahren war die chriſtliche Ritterſchaft nach dem Morgenlande gefahren, jetzt hatte ſich die fromme Begeiſterung in den Herzen gemindert, aber die Abenteuer und Heldenthaten früherer Geſchlechter wurden doch in den Edelhöfen und unter der Dorflinde gern als

Sagen erzählt. Zumal die Thüringe waren ſtolz auf die Reiſen ihrer Herren ins heilige Land, denn jeder der letzten Landgrafen hatte mit ſeinem Heeresgefolge ſich dort kriegeriſch gerührt. Man wußte in den Burgen auch Beſcheid über die chriſtlichen Herrengeſchlechter, welche noch im Oſten herrſchten: auf Cypern, im Herzogthum Antiochien und dem ſyriſchen Tripolis, man kannte den Namen des Sarrazenenſultans Elkamil, welcher jetzt um den Beſitz des Königreichs Jeruſalem mit ſeinen Verwandten haderte, und man hatte vernommen, daß der neue Zug von der Hafenfeſtung Accon, die noch in den Händen der Chriſten war, nach Jeruſalem gerichtet würde.

Ivo fand ſchwer, ſeine Fahrt in der Eile zu rüſten, und ſein Kämmerer Godwin hatte weit größere Mühe als im vorigen Jahre durch Verkauf und Verpfändung von Dörfern und Hufen das Reiſegeld zu beſchaffen. In den letzten Tagen vor der Fahrt ritt Ivo nach dem Hofe des Richters. Der Alte ſchloß auf einen Wink des Edlen die Thür des Hauſes und in geheimem Geſpräch vertraute dieſer ſeine letzten Sorgen um Habe und Hof dem Nachbar. Als er ſich zum Abſchied erhob, war Friderun verſchwunden und der Vater mußte wiederholt ihren Namen rufen, bevor ſie aus dem Garten trat. Bleich und ohne ein Wort zu ſprechen legte ſie ihre Hand in die des Scheidenden, und als Ivo ernſthaft ſagte: „auf Wiederſehen im nächſten Mai, will's Gott," da ſah ſie ſo ſtarr und angſtvoll in ſeine Augen, daß Ivo den Blick gar nicht vergeſſen konnte.

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten den Firſt des Herrenhofes, und die Roſſe ſtampften ungeduldig unter den gewappneten Reitern, als Ivo zur Reiſe gerüſtet über die Schwelle trat. Er ſtreckte die Hände nach den Leuten des Hofes und Dorfes aus, welche ſich in dichtem Haufen herandrängten. Den alten Kämmerer Godwin küßte er herzlich und empfing mit geſenktem Haupte den Segen des ſchluchzenden Greiſes. Sobald er ſich auf das Pferd geſchwungen hatte, ſtimmte Nicolaus das fromme Kreuzlied an: „In Gottes Namen fahren wir,“ und als er ſich vom Wege nach ſeinem Hofe umwandte, ſah er den alten Gedwin inmitten der Brücke auf den Knien und um ihn die Weiber und Kinder, mit aufgehobenen Armen des Himmels Segen für ihn herabrufend. Ueber die Mauern und Dächer des Hofes aber ragte der alte Thurm ſeines Geſchlechtes in düſterm Grau, nur die Zinnen leuchteten in feurigem Scheine.

Das erſte Lebende, welches dem Ausfahrenden im Freien aufſtieß, war ein Habicht, der vor im aufflog und hoch in der Luft über ihm kreiſte. Während er dies gute Vorzeichen ſeinen Genoſſen wies, geſellte ſich ein zweiter Raubvogel zu dem erſten und beide entſchwebten miteinander in ſchnellem Fluge nach Oſten, ſo daß Henner kopfſchüttelnd ſagte: „Sie weiſen nach dem Morgen, aber nicht über die Alpen.“

Es war ein kleiner Haufe, der unter dem Kreuze dahinfuhr, außer den Dienſtmannen Henner und Lutz noch ein Vaſall, der junge Eberhard, welcher freiwillig folgte, zuſammen vier Ritter und ebenſoviel Knechte mit zwölf Roſſen und drei Rüſtwagen, von denen zwei, welche Reiſevorrath führten, nur ſo lange zu fahren hatten, bis ſie geleert waren. Nicolaus aber ſollte, weil er der fremden Sprachen am beſten mächtig war, die Geſellſchaft bis zu ihrer Einſchiffung im Hafen von Brindiſi begleiten, und dann, wenn es ihm gefiele, in den Hof zurückkehren und dort den Winter verbringen. Aber ſchon an den erſten Raſtſtellen vergrößerte ſich die Zahl der Begleiter, denn hier und da ſchloſſen ſich ritterliche Pilger an, und dieſe wählten Ivo zu ihrem Führer und ſie gelobten einander bis zu den Schiffen treue Genoſſenſchaft.

So lange die Reiſenden durch deutſches Land zogen, war es eine fröhliche Fahrt. Ivo ſelbſt fühlte eine Zufriedenheit, die ihm lange gefehlt hatte. Vor ſich ſah er ruhmvolle Arbeit eines Kriegers und dabei träumte er von dem Wiederſehen der Geliebten. Die Freude lachte ihm aus den Augen und er ſang mit Nicolaus um die Wette. Als die Waller aber über die Alpen in das Land der Lombarden hinabſtiegen, wurden die Mienen ernſter, denn ihre Roſſe zogen müde dahin im Sonnenbrand und die Pilger fanden faſt überall kalte Blicke, vernahmen ſpöttiſche Reden und ärgerten ſich über unchriſtliche Preiſe, welche die Welſchen von ihnen forderten.

Und wie ſcharfe Windſtöße ſchlugen üble Nachrichten von dem Kreuzheer ihnen entgegen: daß die Schiffe nicht zur rechten Zeit gekommen, daß das Heer Hunger leide, daß ein großes Sterben ausgebrochen ſei, daß auch der Kaiſer und der Landgraf von der Krankheit ergriffen worden. Bald ſahen ſie ſelbſt die Beſtätigung. Elende Haufen von Männern und Frauen zogen ihnen auf der Landſtraße entgegen, zuweilen in ſtummem Jammer, die meiſten mit Geſchrei und Klage, ſie verſammelten ſich um die Reiter, hoben flehend die Hände, drängten ſich an die Rüſtwagen und griffen gierig hinein; es waren Fremde von allerlei Volk, meiſt Engländer und Franzoſen, in ihrer Sprache verwünſchten ſie den Kreuzzug und ſchrien Rache über Geiſtliche und Laien, welche ſo viele fromme Seelen in das Verderben geführt hätten. Je näher die Pilger der Stadt Brindiſi kamen, deſto kläglicher wurde, was ſie erblickten. Die Landſchaft ſah aus wie ein ungeheures Schlachtfeld, überall Kreuze an unordentlich geſchichteten Erdhaufen, Leichen von Pferden, bald auch von Männern und Frauen, beraubt und entblößt. Schwärme von Geiern und kleinen Raubvögeln ſchwebten träge auf, ſobald die Reiſenden vorüberkamen, und kehrten dreiſt zu ihrer ekeln Beute zurück. Den mißfarbigen Boden bedeckten widerwärtige Lagertrümmer, dort rauchten noch die verkohlten Bretter einer Holzhütte, hier ſchlichen um Strohdächer bleiche Geſtalten und aus den Fenſteröffnungen drang das Aechzen der Kranken, welche zuſammengeſchichtet darin lagen.

Am Wege ſtand ein Franziskaner, der einen ſchweren Querſack trug; er ſchrie den vorbeireitenden Schüler mit mißtönender Stimme an: „Hallo, ſingender Klaus, kommſt auch du zum

Gaſtmahl, welches hier für alle unnützen Vögel bereitet iſt? Die vornehmen Wirthe ſind weggezogen und haben nur den Küchenabfall zurückgelaſſen. Deine Schelmlieder kannſt du hier vor den Toten und Sterbenden ſingen."

Nicolaus verfärbte ſich: „Biſt du es, Dorſe? Seit wann trägſt du die Kutte?"

„Seit du dich dem Teufel verſchrieben haſt," war die unhöfliche Antwort.

Als Ivo die deutſche Rede vernahm, lenkte er ſein Pferd heran; vor ihm ſtand ein vierſchrötiger Mann mit gekrümmtem Rücken und ſtarken Armen und Beinen, der auf dem kurzen Hals einen übermäßig großen Kopf trug, ſo daß er ausſah wie ein verkürzter Rieſe. „Wo iſt das Heer?" frug Ivo.

Der Mönch wies höhniſch auf einige helle Punkte in der glitzernden See: „Die Letzten, welche noch leben, fahren dort hinaus. Wollt ihr nach dem gelobten Lande, ſo mögt ihr auf euren Gäulen durch das Meer ſchwimmen."

„Wo iſt der Kaiſer?"

„Wenn ihr die Heiligen des Himmels nach ihm fragt, ſo werden ſie euch ſchwerlich guten Beſcheid geben, denn ſeine Untreue hat die frommen Gläubigen in Noth gebracht."

„Biſt du ein Deutſcher, du Schuft, ſo ſprich mit Ehrfurcht von unſerem Herrn," rief Ivo, ſeine Gerte erhebend.

„Ihr ſelbſt werdet, hoffe ich, eure Ehrfurcht völlig verbrauchen, wenn ihr erſt einige Wochen in dieſem Roſengarten lagert," verſetzte der ungeſchlachte Mönch. „Der Herr verleihe euch chriſtliche Geduld, und wenn ihr bei dieſen Hütten in den letzten Zügen liegt, ſo vergeßt nicht den Schuft holen zu laſſen, damit er euch den letzten Segen ertheile; ſonſt wird St. Peter eurer armen Seele die Himmelsthür zuſchließen, weil ihr einen Diener des Herrn geläſtert habt." Er rückte ſeinen Querſack auf die Achſel, ſo daß das Metall darin klirrte, und kehrte den Reiſenden ſeinen Rücken.

Schweigend ritten die Genoſſen der großen Stadt zu, das

Thor war bewacht, mit Mühe erhielten ſie Einlaß. Aber in der Stadt fanden ſie gehäuftes Elend. Längs der Mauer lagen die armen Kranken unter Dächern von Brettern und Segeltuch, durch die Straßen zogen Mitglieder der frommen Brüderſchaften mit Kreuzen und Lichtern, alle Häuſer waren mit traurigen Fremden gefüllt, die Straßen durch Unrath und umgeſtürzte Karren faſt unwegſam. Und als ſie zu dem Hafen durchgedrungen waren, fanden ſie ihn leer, kein Segel darin, die ganze Umgebung wie ausgeſtorben. Unten ſchlugen die Wellen an die kahle Steinmauer und darüber wehte der Seewind an verſtörte Geſichter.

„Harret hier," gebot Ivo den Genoſſen, „wo die Luft rein iſt und der Jammer nicht den Sinn belädt." Er ſelbſt ritt mit Nicolaus zurück in die Straßen der Stadt, ſie hielten oft an und fragten, vernahmen aber nichts Tröſtliches. Endlich lenkte Ivo zu einem kleinen Hauſe, an dem ein weißes Schild mit ſchwarzem Kreuze hing, dem Spital der deutſchen Marienbrüder. Ein alter Ordensmann, der dort unter den Siechen zurückgeblieben war, gab willigen Beſcheid: „Der Kaiſer und der Meiſter hatten eine Kriegsfahrt waffentüchtiger Männer aus unſerer Heimat gerüſtet; dem heiligen Vater aber lag eine allgemeine Fahrt der Chriſtenheit mehr am Herzen und er ſandte daher die Bettelmönche durch alle Länder. Denn es gab Manche, welche uns Deutſchen die Ehre beneideten. Da ſammelte ſich gleich Heuſchrecken ein ungeheurer Schwarm wilden Volkes aus jedem Lande, außer Männern und Weibern auch Kinder. Für ihn reichten weder Schiffe noch Lebensmittel. Der verlorene Haufe lagerte ſich um die Stadt, zuerſt ſang er, dann raubte er, bis er aus Mangel verging und uns die Seuche zurückließ. Jetzt erhebt ſich Geſchrei und Fluchen gegen die, welche die Kreuzfahrt zugerichtet haben. Darf ich euch rathen, Herr, ſo weicht ohne Zaudern von dieſer Stätte des Unheils. Ich vernahm, daß zwei Tagereiſen ſüdwärts im Hafen von Otranto Schiffe aus Bremen angelegt haben; auch der Landgraf wollte landen. Vielleicht gewinnt ihr dort die Ueberfahrt."

Ivo ſchied mit Dank von dem Landsmanne und die Reiter wendeten ſogleich die Häupter ihrer Roſſe dem Süden zu und athmeten frei auf, als ſie dem Dunſt und dem Geſtöhn des Kreuzlagers entronnen waren.

Als die Reiſenden ſich am zweiten Tage darauf der Burg Otranto näherten, fanden ſie den Weg durch ein hölzernes Gatter geſperrt, dahinter lag ein ſteinernes Wachthaus, vor welchem ein Wächter mit Schwert und kurzem Spieß auf einer Bank ſaß. Henner ritt vor und forderte Durchlaß, der Wächter ſchrie ohne aufzuſtehen in welſcher Sprache nach dem Wachthauſe zurück, gleich darauf traten zwei Männer heraus mit dunklen faltigen Geſichtern, und riefen in ſtrengem Tone über die Schranken Befehle, die Herr Henner nicht verſtand. Hilflos ſah er ſich nach dem Schüler um, welcher vorreitend erklärte: „Sie gebieten uns abzuſteigen." „Wie," rief Henner entrüſtet, „dieſe Männlein wagen uns von den Pferden zu drängen? ſagt ihnen wenn ſie ihre ſchlotternde Haut unverſehrt nach Hauſe tragen wollen, ſo ſollen ſie ſich beeilen, die Sperre zu öffnen."

„Ich widerrathe ſolche Drohung," ſagte Nicolaus ernſthaft, „ſo weit ich den Brauch dieſes Landes kenne, ſind es Beamte des Kaiſers, und ſie haben ein Recht zu ihrer Forderung."

„Beamte?" frug Henner verächtlich. „Seit wann lungern die Herren, welche dem Kaiſer dienen, an der ſtaubigen Landſtraße?"

Der Schüler rief in Latein zurück: „Wir ſind Kreuzfahrer und reiten im Gefolge eines edlen Herrn."

Aber ungerührt entgegnete einer der Schwarzhaarigen mit einem Wirbel fremder Worte, und begleitete ſeine Rede mit drohender Geberde.

„Was ſprudelt der Zwerg?" frug Henner auf's Höchſte entrüſtet.

„Sie wollen unſer Reiſegeräth durchſuchen, ob etwas Zollbares darin iſt, und fordern unſern Paſſierſchein."

„Zollbares? wir ſind nicht Kaufleute; und was bedeutet ein Paſſierſchein? wenn das Geſchriebenes iſt, ſo mögen ſie ſich bei einem Pfaffen darnach erkundigen."

„Das iſt in Apulien und Sicilien ſo Brauch," belehrte der Schüler. „Ueberall hält der Kaiſer Bewaffnete zu Roß und zu Fuß, welche die Reiſenden nach Freibriefen fragen und ſolche in Haft nehmen, denen das fehlt, was ſie die Legitimatio nennen. Ich rathe euch, Herr, nachzugeben, ſonſt entſteht Unheil."

„Bei St. Georg," ſchwor Henner, „das mag unter Sarrazenen und Mohren gebräuchlich ſein, aber einem chriſtlichen Deutſchen wäre es Schmach, ſich ſolcher Zumuthung zu fügen. Oeffne, du Mißgeſtalt," rief er, „oder ich renne dir das Gitter ein."

Als der Apulier die drohende Bewegung des Reiters ſah, winkte er ſeinen Begleitern, welche ſich in achtungsvoller Entfernung vor dem Schlagbaum quer über den Weg ſtellten, worauf die beiden Beamten ſich hinter dieſe Hecke zurückzogen und heftige Worte gegen die Fremden richteten.

„Hier muß ein Ende werden," rief Henner, „dort naht bereits unſer Herr, habt die Güte, Lutz, die Valets anzurufen, daß ſie eine Axt vom Rüſtwagen bringen." Mit mächtigem Satze trieb er das Pferd über das Gitter, brach durch die Bewaffneten und packte mit jeder Fauſt einen der Beamten beim Kragen, ſchwenkte ſie an den Sattelknopf und drückte ſie feſt, daß ſie jämmerlich ſchrien. Als Lutz ſeinen Marſchall im Angriff ſah, zögerte er nicht ihm auf demſelben Wege zu folgen, er riß dem einen Wächter den Speer aus der Hand und ſtieß den andern bei Seite, ſo daß beide brüllend davon liefen. „Ich erbitte euren Riemen, Herr Lutz," fuhr Henner erfreut fort, „damit ich meine Haſen am Sattel befeſtige." Unterdeß ſprengte ein Knecht durch Axtſchläge das Gitter und als Herr Ivo, den der Schüler ängſtlich geholt hatte, herankam, war das Werk gethan. „Ich ſorge, Marſchall, dies wird ein böſer Handel," ſagte Ivo, „und erſuche euch, die beiden

Männer loszubinden, denn ſie haben, wie ich vernehme, nur nach dem Befehl des Kaiſers gehandelt.“ Als Henner zögerte, nahm er ihm die Riemen aus der Hand und da ihm der Schüler zuflüſterte: „Gebt ihnen Geld, das iſt hier das letzte Mittel ſolchen Streit zu vergleichen,“ griff er in die Taſche, drückte jedem der Männer ein Silberſtück in die Hand und löſte die Riemen. Die Beamten ſchloſſen die Finger über dem Gelde, aber nur um die Fauſt zu ballen, ſich feindlich auf den Weg zu ſtellen und die flüchtigen Wächter zurückzurufen. Von Neuem begann das Geſchrei und der Schüler rieth ängſtlich: „Gebt ihnen mehr, noch ſind ſie nicht zufrieden.“

„Sie haben doch Geld genommen,“ verſetzte Ivo und rückwärts gewandt rief er: „Schließt euch um den Wagen zuſammen, mögen ſie es jetzt verſuchen uns zu hindern.“

Auf einem Hügel in der Nähe wurde ein Trupp Reiter ſichtbar, die Abendſonne vergoldete Rüſtungen und Gewänder, Ivo grüßte den Speer ſenkend und die Reiſekappe lüftend. Er bemerkte, wie die Wächter zu dem Trupp liefen, dort niederfielen und die gehobenen Arme heftig bewegten. Gleich darauf löſten ſich einige Reiter von der Geſellſchaft und ſprengten auf die Fahrenden zu. Ivo ritt ihnen entgegen, nannte ſeinen Namen und die Abſicht der Fahrt und entſchuldigte die Gewaltthat ſeiner Mannen ſo gut er vermochte. Die ſtrenge Miene des Anführers entwölkte ſich und er antwortete in deutſcher Sprache: „Ihr werdet euch gefallen laſſen, daß die Beamten mit ihren Augen euer Reiſegeräth muſtern, damit dem Gebot des Kaiſers Genüge geſchehe, ich will ſorgen, daß ſie euch nicht weiter beläſtigen. Vermeidet in der Stadt Herberge zu ſuchen, ſie iſt überfüllt durch das Gefolge des Kaiſers und der Kaiſerin, habt ihr Zelte, ſo ſchlagt ſie nahe am Hafen auf. Einer meiner Speerreiter ſoll euch begleiten.“ Ein junger Krieger jagte pfeilſchnell an die Spitze des Zuges. Der Turban, den er über der Eiſenkappe trug, ſein runder Schild und ſein Speerſchaft aus Rohr verriethen, daß er zu der mauriſchen Leibwache des

Kaiſers gehörte. „Wenn ihr aus Thüringen ſeid,“ ſprach der Reiter beim Abſchiede mit ernſter Miene, „ſo kommt ihr nicht zu froher Stunde.“ Bevor Ivo weiter fragen konnte, war der Herr zurückgeſprengt.

Die Reiſenden zogen im Abendlichte dem kleinen Hafen zu. Auf der dunkeln Fluth ſchwebten eine Anzahl Schiffe, welche der Kreuzflotte angehörten, längs dem Hafendamm lagen ſiciliſche Galeeren, dahinter an ihren Ankern rundliche Kielſchiffe aus den Nordmeeren; Böte fuhren hin und her, ein Theil der Reiſenden war ausgeſchifft und hatte die Zelte am Strande aufgeſchlagen. Aber der freudige Ruf, mit welchem die Ankommenden die erſehnten Fahrzeuge begrüßten, wurde ſogleich gedämpft, denn ſie erkannten Verwirrung und Trauer an den Borden und am Ufer. Ueber den Schiffen wehten die ſchwarzen Flaggen, die Bewaffneten am Ufer rannten durcheinander oder ſtanden in unordentlichen Haufen und von den Verdecken erſcholl Trauergeſang und laute Totenklage. Henner ritt zu einem Haufen der Landgräflichen, und als er zurückkam, laſen die andern die Schreckenskunde in ſeinen Zügen, bevor er noch zu rufen vermochte: „Der Landgraf iſt tot.“ — Schweigend hoben ſich die Reiter aus den Sätteln und warfen ſich auf den Boden, für die Seele des Herrn zu beten. Jedem kam vor, als ob die blutloſe Hand des Todes ſich drohend gegen ihn ſelbſt erhebe, Ivo dachte, während ihm die Thränen von den Wangen rannen, an die Stunde, wo er den Herrn zuletzt vor dem Altar geſehen hatte wie in düſterer Vorahnung ſeines Endes und neben ihm am Boden die verzweifelnde Gemahlin.

In ihrem Kummer achteten die Pilger nicht darauf, daß die Reiter, an denen ſie vorübergezogen waren, näher herankamen und unweit ihrer Raſtſtätte hielten, während zwei Männer von den Roſſen ſtiegen und in ihre Mäntel gehüllt dem Uferdamm zuſchritten.

Der eine von ihnen war Hermann, der Meiſter des deutſchen Ordens, und der andere ein Herr von mäßiger Größe und zarten Gliedern. Sein Antlitz, fahl wie das eines Erkrankten, erſchien noch bleicher durch die röthlich blonden Locken des Haupthaars, aber die Krankheit hatte nicht vermocht, die ſtolze Haltung zu beugen, in welcher er daherging. Dieſer Herr war Kaiſer Friedrich.

„Es war ein heller Frühlingsmorgen, der dort in Trauerwolken untergegangen iſt,“ begann Hermann zu den Schiffen gewandt.

„Wahrlich,“ antwortete der Kaiſer, „nicht wie einen Fürſten des Reiches, ſondern wie einen König betrauert das Volk dieſen Toten. Einem ſonnigen Morgen vergleichſt du ſein Leben, aber ein heißer Wettertag wäre es für den Kaiſer und das Reich geworden, denn in ſeiner Seele lebte der Herrenſtolz. Ein Glück, daß ſeine Brüder ihm nicht gleichen. Mancher wird ſagen, daß ſein Tod eine Strafe des Himmels war. Denn höheren Preis als jeder andere hat er von mir erzwungen, bevor er das Kreuz auf ſich nahm; das Land Meißen, welches er dem Söhnlein ſeiner Schweſter mit den Waffen entriß, habe ich ihm bewilligen müſſen ſammt allen Einkünften des Reiches; vergebens hat die fromme Elſe ſich geweigert, das Brot aus den geraubten Kornkammern zu eſſen, und vergebens hat ſie, wie man erzählt, einen kranken Bettler in das Bett ihres Gemahls gelegt, um durch ſchwere Liebeswerke die rächende Vergeltung von ſeinem Haupte abzubitten.“

„Und doch hat eure Majeſtät ihm ſelbſt ſeine Würde erhöht.“

„Auch du haſt deshalb meine Klugheit gelobt. Wie kann ich in dem fernen deutſchen Reich die Ordnung erhalten, Sicherheit auf der Landſtraße und Ehrfurcht vor meiner Würde, wenn nicht durch die Fürſten und Biſchöfe, welche als Gebieter mächtig auf ihren Stühlen ſitzen. Hier in Apulien und Sicilien bin ich Herr, ich allein, und ſie nennen mich einen ſcharfen Herrn, der ihnen in jeden Topf guckt. Daher gehorcht mir das ganze Land wie ein gutgeſchultes Roß. Auch für meine Deutſchen hoffe ich eine beſſere Zeit. Bin ich erſt Gebieter über die

Oſtländer an dieſem blauen Meer, dann ſollen die Deutſchen erkennen, daß ihre Fürſten ohnmächtig ſind gegen den Kaiſer.“

„Mehr vermögt ihr als ein anderer Mann auf Erden,“ verſetzte Hermann, „dennoch ſeid auch ihr ein ſterblicher Menſch, und die Jahre bändigen eure Kraft. Ihr ſeid Einer, die Fürſten aber gleichen zuſammen einer großen Bruderſchaft, die Brüder wechſeln und ſterben, die Bruderſchaft dauert.“

Der Kaiſer lächelte. „Das ſpricht einer, der ſelbſt ein Ordensbruder iſt. Dennoch merke, Meiſter, alles Große und Dauernde auf Erden hat nicht eine Geſellſchaft von Schwachen geſchaffen, die ſich zuſammenſchwor, ſondern ein Held, der höher dachte als die Andern alle. Du vertrauſt deinem Orden, deine Brüder jedoch hoffen auf dich, du biſt der Starke, welcher Kleine groß zu machen verſteht, weil du klüger und feſter biſt als die Andern.“

Der Meiſter ſchwieg, Friedrich lauſchte auf den Trauergeſang, welchen die Abendluft von den Schiffen herübertrug. „Auch ich war in ſeiner Geſellſchaft zuweilen fröhlich. Noch war er des Kaiſers Freund. Uns beiden wurde Antwort erſpart auf die Frage: wie lange?“

Hermann wies auf die Stelle, an welcher der Hauſe Ivo’s die Zelte aufſchlug: „Nicht alle Herren aus Thüringen folgten dem Banner des Landgrafen.“

„Das iſt der Recke, deſſen Heldenkraft mein Gitter zerbrach und meine Wächter ſchlug,“ verſetzte der Kaiſer unfreundlich.

„Er war der einzige unter den Edlen aus Thüringen, der meine Goldgulden ablehnte, obgleich er nicht auf reichem Erbe ſitzt.“

„Boteſt du ihm zu wenig?“

„Er meinte, es mindere ſeine Ehre, wenn er Geld nehme, um für den Himmelsherrn zu reiten.“ Und der Meiſter berichtete Einiges über Ivo.

„Ha,“ rief Friedrich, das Haupt hebend. „Schon früher habe ich aus anderem Munde ſein Lob gehört; ruf ihn her.“

Hermann eilte nach den Zelten. Die Sonne war untergegangen, aus dem Meere ſtieg die Dämmerung ſchnell am Himmel empor, als Ivo ſeinem Kaiſer gegenübertrat. „Aus Thüringen ſeid ihr, Herr?“ begann Friedrich, „und doch raſtet ihr abſeit von dem trauernden Haufen am Strande; ſeid ihr Jenen verfeindet?“

„In der Heimat habe ich Herrn Ludwig als meinen Nachbar geehrt, jetzt traure ich über ſeinen Tod. Zur Kreuzfahrt aber zog ich aus eigenem Willen und das Schwert würde ich ungern unter einem andern Banner ſchwingen, als unter dem meines Kaiſers.“

„Bewahrt dieſen Stolz,“ ſagte Friedrich ſchnell. „Wer hoch von ſich denkt, der ſteckt ſich wohl auch ein großes Ziel. Wird euch das Erbe eurer Väter zu klein, für treue Dienſte kann der Kaiſer es mehren.“

„Wenig habe ich bis jetzt um Gut und Eigen geſorgt,“ antwortete Ivo ehrlich. „Bevor ich das Kreuz auf mich nahm, diente ich in freiem Jugendmuth da, wo mir mein Herz gebot.“

Friedrich lächelte. „Hat euch die Herrin in die Fremde geſchickt? ich meine, ſolche Entſendung gleicht dem Thorenwerk eines Mannes, der mit der Säge den Aſt abſchnitt, auf dem er ſaß.“

„Beide begehren wir vom Himmel, daß er uns gnädig ſei.“

Wieder lächelte der Kaiſer und betrachtete den jungen Helden, deſſen Antlitz durch den letzten Abendſchein geröthet wurde. „Auch einen Mann macht es fröhlich, euch in die Augen zu ſehen, Herr; mich wundert nicht, daß die Frauen euch preiſen; ich hoffe, ihr ſollt den braunen Damen im Harem des Sultans manche Angſtſtunde bereiten, wenn ihr gegen ihre Helden ſprengt. Trägt man in Thüringen ſolch buntes Tuch als Collier, wie ihr um den Hals geſchlungen habt?“

Ivo antwortete erröthend: „Des Kaiſers Majeſtät weiß, daß Wallende die Gabe einer geliebten Frau unter dem Kreuzeszeichen tragen, wenn ſie der Herrin Antheil geben wollen an dem Heil, welches ihnen die Fahrt bereitet.“

Der Kaiſer nickte: „Auch ich trage den Schleier meiner Herrin," und er wies auf ein feines Gewebe aus Goldfäden, welches ebenſo unter dem Kreuz an der Schulter befeſtigt war. „Doch ich ſorge, die Unbekannte, welcher ihr dient, iſt eine ungläubige Sarrazenin; denn auf dem Zipfel unter dem heiligen Kreuze ſehe ich fremde Buchſtaben in Gold geſtickt; verſteht ihr die verſchlungenen Linien zu deuten?" Und den Zipfel faſſend, ſetzte er ſpottend hinzu: „Es ſind arabiſche Worte, ſie bedeuten: Allah iſt Gott und Muhamed iſt ſein Prophet. Ich hoffe, der Spruch, dem unſere Pfaffen fluchen, wird eurer Seligkeit nichts ſchaden. Zufällig vermag ich dies Geheimniß zu künden, denn ich ſelbſt ſchenkte einſt ein Tuch, dieſem ähnlich, einer edlen Frau, die mir verwandt iſt. Noch vor wenig Tagen hättet ihr euer Tuch mit dem ihren vergleichen können. Jetzt iſt die Dame durch ihren Herrn nach Deutſchland zurückgefordert." Ivo zuckte und trat einen Schritt zurück. „Bleibt ruhig, Meſſire Ivo," fuhr der Kaiſer lachend fort, aber ſeine Augen ſahen ſcharf auf den Betroffenen. „Ich verrathe die Helden meiner Tafelrunde nicht."

Er winkte Entlaſſung und ſprach auf dem Wege zu ſeinem Begleiter: „Dieſem kann man vertrauen, und ich gedenke ihn in meiner Nähe zu behalten. Aber ich fürchte, er iſt von einfältigem Herzen."

„Er iſt ein Deutſcher," entgegnete der Meiſter.

„Das bin auch ich," verſetzte der Kaiſer ſchnell. „Wie, Hermann, du birgſt dein Lächeln nicht? Was meinſt du? ſprich, bin ich ein Deutſcher oder nicht?"

„Verzeiht, wenn ich in einem Gleichniß antworte. Als ich zuerſt nach dem Morgenlande zog, empfing ich als Geſchenk eine Silberplatte aus Goslar. Ein arabiſcher Goldſchmied ſchlug ſie mir zu einem Becher, mit römiſchen Goldmünzen, die ich ihm gab, überzog er das Silber, und fügte in der Kunſt, welche die Ungläubigen verſtehen, zierliche bunte Farben zu dem Golde. Jetzt hat der Becher langen Reiterdienſt gethan; die arabiſchen Farben und das römiſche Gold ſind an vielen Stellen abgeſcheuert und das deutſche Silber kommt zum Vorſchein; möglich, daß der Becher für Fremde unſcheinbar ward, mir iſt er jetzt theurer, als ehedem. Ich weiß nicht ob ich zu den Heiligen flehen darf, daß auch bei eurer Majeſtät durch den Druck der Jahre das deutſche Metall ans Tageslicht gebracht werde.“

Friedrich lachte. „Ich hoffe, deine Treue wünſchet mir kein Unglück. Immerhin danke ich dir, daß du mich wenigſtens mit einem ſilbernen Napfe vergleichſt. Doch meine ich, Meiſter, du trinkſt aus zwei Bechern, der eine heißt Kaiſer, der andere heißt Papſt. Aus welchem Metall iſt der alte Mann, welcher grollend in Rom ſitzt, der dein zweiter Herr iſt und dazu der meine?“

„Da er mein Herr iſt, wie ihr ſagt, ſo verbietet mir die Ehrfurcht, gegen euch ſein Metall zu ſchätzen. Doch der hochwürdige Vater, welcher auf dem Stuhl St. Peters ſitzt, darf ſagen: wie auch das Gefäß ſein mag, der Wein, den ich berge, iſt immerdar ein Himmelstrank und das Heil der Chriſtenheit.“

„So laß du dir in deinem Gleichniß ſagen,“ rief der Kaiſer eifrig, „daß drei Töpfe aus ſchlechtem Thon von den thörichten Völkern der Erde angebetet werden als die Bewahrer göttlichen Segens. Der erſte ſtammt von Moſes und der letzte von Muhamed, und der mittlere iſt der, den der Alte zu Rom ſo herriſch ſchwenkt. Könnte ich wie ich wollte, ich zerſchlüge alle drei, um die Welt von finſterer Tyrannei zu befreien.“ Hermann bekreuzigte ſich. „Sei ruhig und entſetze dich nicht, du weißt, ich bemühe mich um die Gunſt der Heiligen und bin zur Zeit in dem frömmſten Geſchäft meines Lebens. Verliere nicht das Zutrauen zu mir, vielleicht kommt die deutſche Einfalt, die du bei deinem Herrn Ivo rühmſt, auch an mir noch einmal zu Tage, ſo daß ich dahinfahre als ein treuer und hochgelobter Sohn der Kirche wie der junge Landgraf. —

In Wahrheit, gerade jetzt wäre mir willkommen, bei unſerem Vater Papſt einigen guten Willen für mich zu finden.“ Er blieb ſtehen. „Vernimm du zuerſt, was bald ruchbar ſein wird. Die Kreuzfahrer, welche hier verſammelt ſind, führſt du nach dem gelobten Lande, nicht ich. Ich folge dir erſt im nächſten Frühjahr.“

Der Meiſter ſtand ſtill und in ſeinem Geſicht zuckte eine heftige Bewegung, der ſtaatskluge Mann fand keine Antwort. Sieben Jahre waren es her, ſeit der Kaiſer den Kreuzzug gelobt hatte, immer hatte er ihn verſchoben und Hermann hatte mehr als einmal ſeine ganze Kunſt aufgewandt, den erzürnten Papſt zu neuem Aufſchub zu bewegen; jetzt, wo die Fahrt begonnen war, ſah er die reifende Frucht mühevoller Arbeit durch einen Einfall des Kaiſers verdorben. „Du zürnſt mir in deinen Gedanken,“ begann Friedrich endlich, „Niemand hat ſo viel Recht dazu; denn dir, Hermann, danke ich, daß ich in den letzten Jahren frei von Bann und Verwünſchung des Alten die zuchtloſen Füllen dieſes Landes an meinen Zaum gewöhnen konnte. Alles, was du ſagen kannſt, um mich zu treiben, weiß ich ſelbſt, und glaube mir, heißer iſt mein Drang, im Morgenlande die Krone über dies Inſelmeer zu holen, als dein Wunſch, deinen Brüdern dort Burgen und eine Herrſchaft zu gewinnen. Darum vernimm du allein, was mich hindert. Zwei Frauenlippen waren es und wenige holde Worte, die mir in das Ohr geflüſtert wurden, aber ſie wiegen ſchwerer, als die alte Pflicht und als der Kriegsruf aus dem Heere, das du für mich geſammelt haſt. Ja, und auch du, der du dem Weibe entſagt haſt, wirſt mich nicht ſchelten. Denn eine neue Zeit kommt heran, und alte Verkündigung wird zur Wahrheit. Wiſſe, ſechs Wochen ſind es jetzt, daß mein Gemahl, die Erbtochter des Königreichs Jeruſalem, zum letzten Mal an meinem Halſe lag. In derſelben Nacht ſtand mein weiſer Omar auf der Zinne des Schloſſes und ſpähte nach dem Stand der Himmelslichter, an denen unſer aller Schickſal hängt. Gerade als wir uns von Brindiſi eingeſchifft hatten zur gelobten Fahrt, brachte mir eine ſchnelle Galeere auf der See den Gruß der Kaiſerin: die goldene Kapſel, in der ſie ſonſt ihre Reliquien bewahrt, ein aufgebrochener Granatapfel lag darin. Verſtehſt du dies Zeichen? Es bedeutet geheimes Hoffen. Und der Bote verkündete, daß ſie hier meiner harre. Darum ſind wir gelandet. Der Landgraf vermag nicht mehr die Pilger zu führen, das macht auch mir leichter zu bleiben, denn ungern hätte ich den jugendlichen Helden unter meinen Deutſchen allein im gelobten Land geſehen, — obgleich er nicht der Mann war, mit den Kindern Muhameds zu handeln. Sieh hinauf, Hermann,“ er wies nach dem dunkeln Himmel, an welchem einzelne Sterne ſichtbar wurden, „dort wandeln unter den andern Geſtirnen die großen Wahrſager unſeres Schickſals ihre geheimnißvollen Bahnen, dort glänzt der Stern meines Geſchlechtes, Almuſtari, den die Römer Jupiter nennen. Lautlos ziehen ſie und doch enthüllen ſie dem Kundigen, daß in wenig mehr als ſieben Monden der heiße Wunſch meines Lebens erfüllt wird, der König über Gläubige und Ungläubige wird geboren, die Herrlichkeit eines neuen Reiches wird heraufſteigen aus dem Meere und in neuem Glauben werden die Stämme mit ſchwarzen und blauen Augen einträchtig bei einander wohnen.“

„Zürnt mir nicht, mein kaiſerlicher Herr,“ entgegnete der Meiſter traurig, „wenn ich euch nicht folge zu den Luftbahnen, welche die Sterne wandeln. Ein deutſcher Ordensmann bin ich und mein Amt iſt, nicht an mich zu denken, ſondern an das Wohl meiner Bruderſchaft. Für dieſe aber ſind eure Majeſtät und Papſt Gregor die beiden Leitſterne, welche unſer Schickſal da beſtimmen, wo unſere eigene Kraft nicht reicht. Und deshalb geſtattet mir noch einmal euch zu mahnen. Sieben Monate ſind von euren Wahrſagern als Friſt gegeben für die Fahrt, in heißen Landen für uns die beſte Jahreszeit, nach dieſer Zeit mögt ihr zurückkehren und euch des Glückes freuen, das ihr ſo ſicher erhofft.“

„Doch, wenn ich nimmer zurückkehre?“ frug Friedrich mit finſterem Blick. „Du weißt, Hermann, nicht jedem meines erlauchten Stammes glückte, aus dem gelobten Lande den Rückweg zu finden. Und wenn ich heimkomme, wähnſt du, daß ich die Kaiſerin und die Hoffnung, die mich jetzt froh macht, ungeſchädigt wieder finde?“

„Man ſagt, daß des Kaiſers Frauengemach einer zugemauerten Burg gleicht, ſo unzugänglich wie der Harem des Kalifen, und daß die fremden Wächter den Zudringlichen mit ſcharfer Waffe begrüßen.“

„Die Feinde, welche wir Beide kennen, dringen durch jede Thür, ſie geben Siechthum mit der Hoſtie und raunen Tödliches in das Ohr der Betenden. Hermann, ich darf mein Weib in dieſer Zeit nicht verlaſſen.“

„Wenn aller Welt verborgen bleibt, was euch bis zu nächſtem Frühjahr bei eurem Gemahl feſthält, Einen gibt es, dem dies Geheimniß dennoch zugetragen wird, und dieſer Eine iſt der heilige Vater. Den Erben begehrt ihr dem Volke zu zeigen, bevor ihr ihm das gelobte Land gewinnt, eure Gegner in Rom aber drängen, daß ihr das Land erwerbet, nicht für euer Geſchlecht, ſondern für einen Oberherrn, den heiligen Vater ſelbſt. Keinen Grund des Zögerns weiß ich, der den Zorn des Papſtes ſo heftig entflammen muß, als dieſer geheime, der dem Kaiſer ſo wichtig iſt. Bei Strafe des Bannes habt ihr euch verpflichtet, in dieſem Sommer zu ſegeln; wird der Bann gegen euer hohes Haupt geſchleudert, ſo verdirbt er euch die heilige Fahrt und verdirbt die Arbeit und die Hoffnungen vieler Jahre.“ Und vor dem Kaiſer niederkniend, rief er in heißem Schmerz: „O laßt euch warnen, Herr, wenn ihr je Treue und gute Meinung in meinen Worten erkannt habt, ſo hört jetzt auf mein Flehen, ſetzet nicht Alles auf's Spiel um einer unſicheren Hoffnung willen, die jeder kommende Tag vereiteln kann.“

„Steh auf, Hermann,“ ſprach der Kaiſer, den Knienden erhebend, „du ſprichſt redlich, wie du immer gegen mich geſinnt warſt. Aber du begreifſt nicht, wie dein Kaiſer denken muß. Hoch über alle Häupter der Chriſtenheit hat der Erhalter der Welt mein Geſchlecht erhöht, an dem neuen Leben, welches er in mein Haus ſendet, hängt das Schickſal von Millionen. Nicht ein Kind wie jedes andere iſt der Sohn, welcher dem Kaiſer geboren wird, ſondern eine Verheißung für die Völker der Erde. Du mahnteſt mich an meine Sterblichkeit und mein Alter, in meinen Söhnen liegt die Verjüngung meiner ſelbſt, und die Bürgſchaft dafür, daß die Gedanken, die ich in mir trage, eine neue Ordnung in die zuchtloſen Seelen der Menſchen zu pflanzen, nicht mit meinem Leben vergehen. Nur auf zwei Augen, auf dem Knaben Heinrich allein, ruhte bisher die ganze Zukunft meines Geſchlechts. Jetzt iſt die neue Hoffnung verkündet. Darum ſage ich dir, der König wird geboren werden, ſo wahr ich unter dem Schein dieſes Sternes vor dir ſtehe. Ich werde ihn den Völkern zeigen und ich werde für ihn die Krone der heiligen Stadt gewinnen, gebannt oder nicht, mit gutem Willen des Papſtes oder mit böſem. Wie mein Sohn Heinrich die Diademe des deutſchen Reiches tragen wird, ſo ſoll ein anderer Sohn als Meerkönig die Kronen von Sicilien und Jeruſalem auf ſeinem Haupte vereinigen. Und ich mit meinem Geſchlecht, wir werden die Welt befreien von der Tyrannei des Alten, der zwiſchen den ſieben Hügeln thront und der ſich zum Herrn gemacht hat über die Majeſtät der Könige und über das Schickſal der Völker.“

Hermann bewegte abweiſend das Haupt. Da faßte Friedrich die Hand des Vertrauten am Gelenk und ſchüttelte ſie in leidenſchaftlicher Aufregung. „Die Völker leben in Siechthum und die Könige werden Sklaven. Da ich noch ein Knabe war, haben die Prieſter mich gezwungen, ihrer Liſt und Untreue zu begegnen mit gleicher Verſtellung. Du haſt zuweilen die Kunſt gerühmt, mit welcher ich meine Gegner überraſche, und die Mäßigung, mit der ich für mich nur begehre, was erreichbar iſt; wiſſe, mein Freund, theuren Preis habe ich für dieſe Kunſt gezahlt, es iſt die Schlauheit eines Unfreien, der unabläſſig die Kette fühlt, die er mit ſich ſchleppt. Durch ſie bin ich geſcheuert wie dein Becher, von dem du ſprachſt, und wenn ich jetzt in der Stille vor dir tobe, ſo nimm an, daß es mein deutſches Silber iſt, ein empörtes Gemüth, was an mir zum Vorſchein kommt." Und ſeine Bewegung bezwingend, ſchloß er: „Gib dich, Hermann, ſprich mir nicht mehr von dem, was unabänderlich iſt, ſondern vernimm, was ich noch von dir begehre. Die Luft wird kühl und der kranke Leib fordert Ruhe."

Das Dunkel der Nacht lag über dem Hafen, aus dem die Maſten der Schiffe ſchwarz gegen den Sternenhimmel ragten; die Totenklage war verſtummt, nur die Fluth rauſchte aus der Tiefe. Ivo ſtand am Ufer, ſein Auge haftete an einem bleichen Lichtſtreif, der oſtwärts auf hoher See glänzte. „Dort hinaus liegt das Land der Verheißung. Eine hohe Pflicht habe ich auf mich genommen und ich ahne, daß ſie mir den freien Sinn einhegt und mich enge und düſter umſchließt wie die Schwärze dieſer Nacht. Von den Freuden meiner Jugend habe ich mich geſchieden, auch von der geliebten Herrin ſoll mich weites Land und wildes Meer trennen. Wer mag ſagen wie lange? Das Tuch mit den fremden Zeichen, welches uns beide einem Fremden verrieth, löſe ich vom Halſe, heimlich will ich es an meinem Herzen bewahren als die einzige Habe, die mir aus ſeligen Tagen geblieben iſt. Still berge ich fortan meine Liebe und meine Sehnſucht, nur für mein neues Amt will ich leben, damit der Himmelsherr meinen Dienſt gnadenvoll annehme und mit mir thue wie ihm gefällt, ob die furchtbare Todesmahnung, die mir auf dem Wege hierher wurde, auch an mir in Erfüllung geht, oder ob mir geſtattet wird, die Treuen zur lieben Heimat zurückzuführen." Er kniete nieder und betete für Alle, die er daheim lieb hatte.

Als der Meiſter des deutſchen Ordens am Abend in ſeine

Herberge kam, gelang es ihm, wie ſehr er gewöhnt war ſich zu beherrſchen, dennoch nicht, ſeine Bewegung den harrenden Brüdern zu verbergen. Mit ſtummem Gruß winkte er die Entlaſſung, lange ſaß er ſchweigend gebeugten Hauptes, während Arnfried, ſein Neffe und liebſter Geſell, ehrerbietig an der Thür harrte. „Wie lange iſt es her, daß wir vom Maſtkorb auf die Mauer von Damiette ſprangen?“ frug er endlich. „Seitdem trage ich rollende Steine den Berg hinauf in mühſam fruchtloſer Arbeit. Der Kaiſer iſt anderen Sinnes geworden und verweigert die Kreuzfahrt.“

„Wir vernahmen Aengſtliches von der Krankheit des Kaiſers.“

„Er iſt krank und ſeine heidniſchen Aerzte rathen ihm Ruhe, obgleich ſie ihn ſchwerlich von der Falkenjagd abhalten werden. Doch nach einem Aufſchub von wenigen Wochen vermöchte er dem Kreuzheer zu folgen, und dieſe Verzögerung würde wenig ſchaden. Er aber hat den Willen erſt im kommenden Jahre zu fahren.“ Arnfried ſtarrte erſchrocken den Meiſter an und dieſer fuhr leiſe fort: „Der Grund des Aufſchubs iſt Geheimniß. Er iſt nicht auszutilgen und erfüllt ihm die ganze Seele. Drei Kronen ſchweben über ſeinem Haupte, aber ſein edler Geiſt erträgt nicht ohne Schaden dieſe irdiſche Verklärung; ihm ſchwillt das Herz bei dem Gedanken an die Majeſtät und den Pomp ſeines Amtes. Jetzt bleibt er zurück, weil er die Hoffnung hegt, — wahrlich, eine unſichere Hoffnung — im nächſten Frühjahr der ſtaunenden Welt von hohem Gerüſte großartige Worte zu verkünden. Schon heute freut er ſich des Tages. Alles, was dazwiſchen geſchehen muß, erſcheint ihm gering gegen dieſe Verkündigung vor dem Volke. Er iſt ein weiſer und kühner Herr, und doch leidet er durch geheimen Schaden. Kennſt du ſein Unglück, Arnfried? Ihm iſt in die Wiege gelegt, daß er elf Stunden des Tages klüger, ſtärker und größer ſein ſoll als wir Anderen alle, die zwölfte Stunde aber ein unartiges Kind. — Wir fahren morgen, um zu retten, was möglich iſt; nur du folgſt ſpäter. Dich ſende ich vorher auf den Wunſch des Kaiſers zum heiligen Vater, um Entſchuldigungen hinzutragen. Leichtherzig hofft er den Greis Gregor für neuen Aufſchub zu gewinnen, er will nicht wiſſen, wie groß die Ungeduld, das Mißtrauen und die Abneigung des Papſtes iſt. Ein neuer Streit wird entbrennen zwiſchen den beiden Häuptern der Chriſtenheit und die Heiden werden frohlocken, denn nie war eine Fahrt ſo furchtbar für ſie und glückverheißend für uns, als dieſe.“ Und als der Meiſter ſeinem Vertrauten vieles Andere aufgetragen hatte, fügte er noch hinzu: „Sorge auch, ſoweit du vermagſt, für unſern Landsmann, welcher jetzt mit ſeinen Rittern vergebens nach einem Fahrzeug ausſpäht.“

„Ihr meint den Edeln von Ingersleben?“

„Der Kaiſer möchte ihn in ſeiner Nähe feſthalten, aber der junge Held wird unter den Welſchen und Sarrazenen ſchwerlich gedeihen. Ich habe ihn auf meine Seele genommen, denn ich habe ihn durch hohe Mahnung zu der Fahrt geladen.“

„Ihr wißt, daß die Spielleute in der Heimat ihn den König nennen. Leidet auch er an dem Fluch, der nach eurer Meinung an der Königswiege hängt?“

„An einem andern, mein Bruder. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag ſchwerlich zu beſtehen im Kampfe gegen die wilde Welt.“

7.

Bei Accon.

Auf dem Deck einer ſtarken Kogge aus Lübeck ſaßen die Pilger, den Blick nach der aufſteigenden Küſte von Cypern gerichtet. Ihre Wangen waren gebleicht durch den Meerwind und das ungewohnte Schaukeln des großen Waſſerroſſes, und oft hatten ſie ſich reiſemüde gewundert, daß es ſo viel wildes Gewäſſer auf Erden gebe. Jetzt harrten ſie ſchweigend des Landes, nur der ſorgloſe Lutz ſang leiſe einen heimatlichen Reigen. „Wer kann hier tanzen," ſprach Henner unzufrieden, „wenn er nicht vom Geſchlecht der Meerweiber oder der Seehechte iſt, denn großmäulige und habgierige Geſellen wälzen ſich um uns." — „Segel ahi," rief der Maat über die Bruſtwehr des Gerüſtes, welches oben am Maſtbaum ragte. Gleich darauf ſchrillte derſelbe Ruf wieder und wieder. Der Schiffer trat zu Ivo. „Es ſind Schiffe des Kreuzheeres, welche von Accon heimkehren, ihr werdet im Hafen Neues aus dem heiligen Lande erfahren." Bald ſahen die Pilger eine ganze Flotte, welche von Oſten her einfuhr oder bereits landete, viele Böte fuhren an das Land und doch ſtanden die Leute auf den Fahrzeugen Kopf an Kopf gedrängt.

„Geht der Kreuzzug rückwärts?" frug Ivo verwundert, „auch Banner der Edlen ſehe ich an den Maſtbäumen; die Krieger haſten nach dem Ufer zu kommen, aber ſie ziehen nicht gleich Siegern daher."

Als er mit ſeinen Begleitern im Boote durch das Gewirr der Schiffe ans Land fuhr, riefen ihm Stimmen entgegen:

„Kehrt um, nutzlos iſt eure Reiſe, die Kreuzfahrt iſt vergangen."

Henner wies zur Seite. „Seht dort Geſichter, die wir in der Heimat nur zu gut kannten. Graf Meginhard, euer Ohm, hebt ſich an den Strand."

Ivo ſprang aus dem Boote. War auch daheim nur geringe Freundſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Verwandten geweſen, hier pochte ihm doch freudig das Herz, als er dem Mann ſeines Blutes entgegentrat. „Seid gegrüßt im fremden Lande," ſagte er fröhlich.

Der Graf antwortete kalt der Begrüßung. „Ihr kommt zu ſpät, Ivo, wenn ihr geſonnen ſeid, weiter oſtwärts zu fahren. Wir Thüringe haben geringe Urſache, die Treue des Kaiſers zu rühmen, er hat uns verlaſſen, und der Zorn des Papſtes hat die gewappneten Pilger von ihrem Gelübde gelöſt. Das ganze Heer läuft auseinander. Umſonſt haben ſich die Pfaffen in der Heimat heiſer geſchrien und ganz umſonſt haben wir unſer Geld aufgewandt."

„Der Kaiſer aber wird kommen."

Der Graf lachte. „Dann mag er allein die Heiden in ihre Sandwüſte ſcheuchen, die Hilfe der Chriſten hat er verloren. Eilt euch," rief er ſeinen Begleitern zu, „damit wir Herberge in der Stadt finden, bevor der Schwarm der Fahrenden eindringt. Wundert euch darum nicht," ſchloß er, ſeine Mütze gegen Ivo lüftend, „wenn ich euch verlaſſe. Wollt ihr euch weiſe berathen, ſo wendet den Kiel eures Schiffes einer andern Ritterfahrt zu."

Ivo erkannte im Gefolge des Grafen den leidigen Herrn Konz und den jungen Berthold, welche mit den Herren vom Niederhof feindliche Blicke tauſchten. Er rief dem Oheim nach: „Wollt ihr mir noch ſagen, wo der Meiſter des deutſchen Ordens weilt?"

„Er müht ſich zu Accon Waſſer in einem Siebe zu tragen," antwortete der Graf über die Achſel zurück.

Da ſprach Ivo zornig zu ſeinen Geſellen: „Ich aber meine, daß jetzt ein anderes Sieb geſchwenkt wird, welches die Spreu des Heeres vom Weizen ſondert.“

Am dritten Tage darauf lag die Küſte des heiligen Landes vor den Augen der Pilger. Alle knieten auf dem Verdeck, ein alter Prieſter ſprach die Gebete und ſtimmte den Hymnus an, zu welchem die Laien das Kyrie ſangen, indem ſie ſehnſüchtig die Arme gegen das Land ſtreckten. Als der Gottesdienſt mit heißer Andacht vollendet war, deutete der Geiſtliche den Thüringen die ſichtbaren Strecken des Landes. „Dort gegen Norden ragen die beſchneiten Gipfel des Libanon, jener blaue Fels im Süden iſt der heilige Berg Karmel und hier vor uns liegt Accon, der eherne Schirm der Chriſtenheit, denn dreieckig, gleich einem Schilde liegt es da, an zwei Seiten von den Wellen umſpült.“ Er wies auf einen alten Thurm, der auf einer Klippe trotzig in die See hinausgebaut war, als äußerſte Wacht des Außenhafens. „Dies iſt der Fliegenthurm, dort hinten ragen die Zinnen der Königsburg, dies ſind die ſtarken Thürme und die Baſteien der Brüder von St. Johannes und weiter abwärts hinter den Hügeln liegt das Pilgerſchloß, die Burg der Templer, welche nicht ihresgleichen auf Erden hat.“

Als das Schiff in den Binnenhafen fuhr, läuteten die Glocken und dröhnten große eherne Pauken den Gruß der Stadt. Eine unzählbare Menge war zuſammengelaufen und antwortete den winkenden und grüßenden Pilgern durch lautes Geſchrei. Wie Geſtalten einer fremden Sage ſchwebten und drängten die Menſchen vor den erſtaunten Augen der Landenden, ſie fanden ſich umgeben von Trachten, die ſie niemals geſchaut, und angerufen durch Laute menſchlicher Rede, dergleichen ſie niemals gehört. Neben dem Griechen im langen bunten Gewande ſtanden der Jude im Kaftan, der ſyriſche Chriſt mit weißem Turban und Wollgürtel, Frauen, welche Stirn und Kinn verhüllt trugen, aber mit Auge und Hand zu ſich heranwinkten, und Lateiner aus jedem Volk des Abendlandes vom braunen Portugieſen bis zum hagern Schotten. Unter den Erwachſenen wanden ſich aalgleich halbnackte Kinder, weiß, braun und ſchwarz, und hoben begehrlich die geöffneten Hände. Abſeits von dem Volksgetümmel aber harrten ſtolze Krieger des Chriſtenheeres, viele im ſchwarzen Mantel der Johanniter oder im weißen der Templer, Leibwächter des Patriarchen mit vergoldeter Rüſtung und georgiſche Reiter, Mann und Roß in glänzende Schuppenpanzer gehüllt. Zwiſchen die Menſchen ſchoben ſich Eſel und Maulthiere der Führer, welche die Reiſenden und ihr Gepäck in Empfang nehmen wollten, dahinter ragten die langen Hälſe und Höcker der Kameele. Und der ganze ſeltſame Schwarm grüßte, winkte, ſchrie. „Wir hörten eine Sage über den Thurmbau zu Babel,“ murmelte Henner, „hier iſt Einiges aus dem Wirrwarr übrig geblieben. Weiche zurück von meiner Taſche, Geſindel.“

„Heil ſei allen tapferen Deutſchen,“ ſchrie ein vierſchrötiger Mann ſeine Nachbarn zurückſtoßend, „hierher, ihr Herren, hier ſteht der echte Blitzſchwab, bei mir findet ihr Herberge und heimiſche Koſt, berühmt ſind die Klöße und vielgeprieſen iſt der Wein des Wirthes zum Greifen.“

„Segen über eure goldenen Locken, ihr edler Herr,“ rief von der andern Seite eine ältliche Frau, die ein rothes Turbantuch um die Schläfe trug und am Halsbande ein großes ſilbernes Kreuz. „Nimmer hätte ich mir träumen laſſen, euch, ihr ruhmvollen Helden, hier zu ſehen. Habt ihr nie von der Wirthin zum heiligen Georg gehört? Ein Erfurter Kind bin ich, und ich ſah Manchen von euch, da er nicht größer war als ſo hoch.“

Ein Ritterbruder von St. Johannes nahte hinter einem Knappen, der mit ſeinem kurzen Spieße rückſichtslos auf die Schienbeine der Zudringlichen ſchlug, ſodaß ſie ſcheu zurückfuhren und dem Ritter eine Gaſſe bis zu Ivo öffneten. „Seid willkommen, edler Herr,“ begann der Bruder höflich zu Ivo, „der hochwürdige Meiſter ſendet euch und den Herren ſeinen

Gruß und erbietet ſich zu jedem guten Dienſt, den ein Fremder in dieſem Lande begehren mag. Geſtattet ihr's, ſo führe ich euch vor ſeine Augen, denn er ſelbſt iſt zur Stelle."

Ivo trat mit ſeinen Rittern zu einer Gruppe von Johannesbrüdern, aus deren Mitte der berühmte Meiſter Bernard ihm entgegentrat. Der Lothringer ſegnete ihn in deutſcher Sprache und bot ihm verbindlich das Gaſthaus des Ordens zur Herberge an. Da Ivo ſich aber nicht in der erſten Stunde ſeiner Ankunft einer Bruderſchaft verpflichten wollte, ſo dankte er artig und der Meiſter, ein geheimes Mißvergnügen bergend, entließ ihn mit wiederholtem Angebot ritterlicher Dienſte. Sogleich hingen ſich wieder die Erfurterin und der Schwabe an ihn. „Begehrt ihr den Greif oder St. Georg," frug Henner, „mir ſcheint, die Ehrbarkeit iſt in beiden gleich."

„Die Landsmännin ſoll uns haben," verſetzte Ivo lachend, „wie ſie auch ſei."

„Sehr klug thatet ihr," lobte vertraulich die Frau, „daß ihr die Scorpione in den Strohſäcken der Weißkreuze vermieden habt, die vom Johannes ſind gieriger als alle Anderen und mißgönnen ſogar einer ehrlichen Frau ihre kummervolle Nahrung. Heda, Jacob, wo biſt du und wo ſind die Eſel?"

Ein ſyriſcher Mann zerrte ſeine Thiere am Halſter herzu und mit vielem Aufwand von Worten und Geberden führte die Wirthin ihre Gefangenen triumphirend in die Stadt. Durch enge ſchmutzige Gaſſen, zwiſchen den rückſtrömenden Haufen drängte und ſtieß ſich der Zug bis zur Herberge, während Henner und Lutz mit den Knechten im Hafen zurückblieben, um das Ausſchiffen der Roſſe und der Heeresrüſtung zu überwachen.

Der Abend kam heran, bevor die Thüringe ſich mit ihren Thieren unter dem Schutz des heiligen Georg geborgen hatten und in einem weiten Hofe, der mit Fließen gepflaſtert war, an Tiſchen und Bänken zuſammenſaßen. Der ganze Raum füllte ſich mit Gäſten, auch hier ſchwirrten viele Sprachen des

Abendlandes durcheinander, doch blieb das Deutſche obenauf. Es waren zum Theil Leute von achtbarem Ausſehen, neben ihnen Andere mit deutlichen Gaunergeſichtern und gefällige Weiber, bunt aufgeputzt, mit frechen Blicken; auch deutſche Spielleute fehlten nicht, bald klang die Sackpfeife und die Flöte, bald ſang ein Wanderer, der den ſilbernen Armring ſeines Herrn trug, zu der kleinen Harfe. Auf allen Tiſchen ſtanden Kannen mit dem feurigen Wein Paläſtinas, oft gefüllt von den gefälligen Töchtern des Gaſthofes, die zwar einer Mutter gehorchten, aber in verſchiedenen Mundarten auf die Befehle der Gäſte antworteten.

Die Angekommenen hatten keinen ruhigen Sitz, denn um ſie kreiſte neugierig und begehrlich der Schwarm. Manche frugen wehmüthig nach der Heimat, Andere prieſen ihre Waaren, die ſie in Körben vorzeigten, oder erboten ſich zu jeder Art von Dienſten, auch zu unſäuberlichen. Sogar Brüder von St. Johannes ſaßen in dem Haufen, und Ivo wunderte ſich, daß die Ordensregel das luſtige Zechen nicht hindere. Aber er war doch froh, als derſelbe Bruder, der ihn am Hafen begrüßt hatte, zu ſeinem Tiſche trat, denn der ſchwarze Mantel deſſelben ſcheuchte ſogleich alle Zudringlichen aus der Nähe, und dem Bruder höflich Sitz und Becher bietend ſprach er: „Mit frommen Gedanken betraten wir das Land der Verheißung und erwarteten Bußgeſänge zu hören, aber wir vernehmen hier weltliches Getöſe, lauter und wilder als daheim.“ Der Bruder lachte. „Jeder Ankommende hegt dieſelben Gedanken, und Mancher, der betend landet, lernt hier das Fluchen. Doch,“ fügte er höflich hinzu, „eure Frömmigkeit iſt zuverläſſig größer als die der meiſten Pilger, da euch das Herz treibt, zu kommen, während die Anderen abziehen.“

„Wir vernahmen auf dem Wege, daß der heilige Vater aus Zorn gegen den Kaiſer die Waller von ihrem Eide entbunden hat.“

Der Bruder verſetzte vorſichtig: „Traurig war für uns der Tag, wo die Botſchaft verkündet wurde. Was ſoll aus dem Weinberge werden, wenn der Aufſeher ſelbſt die Arbeiter hinaus ſcheucht. — Jetzt aber ſind wir alle begierig, Neues zu hören, und ihr werdet auch deshalb meinen Brüdern eine Freude machen, wenn ihr unſeren Hallen die Ehre eures Beſuches vergönnt.“

Ivo neigte ſich ſtumm, der Bruder fuhr fort: „Ihr habt heut, edler Herr, den Antrag meines Meiſters zurückgewieſen, ſicher aus wackerem Stolz. Verzeiht aber die Frage: gedenkt ihr lange in dieſer Herberge unter Dieben und Trunkenbolden auszuharren?“

„Wir kamen hierher, mit den Ungläubigen zu kämpfen.“

„Kämpfen?“ antwortete der Bruder verwundert. „Wir leben ſeit Jahren im Waffenſtillſtand oder im Frieden mit den Sarrazenen, nur daß wir eingeſchloſſen ſind. Die Ruhe ſoll dauern bis der Kaiſer kommt, wer weiß, wann?“

Die Thüringe ſahen einander betroffen an. „Wurde das Kreuzheer dazu aufgeboten, um hier ruhmlos zu liegen?“ frug Ivo.

„Das Heer iſt zum großen Theil verlaufen,“ erklärte der Bruder, „was noch kriegsluſtig unter den Waffen ſteht, vermag den Kampf im freien Felde nicht aufzunehmen. Derweilen vertreiben wir die Zeit, indem wir miteinander zanken, und da Fehde und Zweikampf unter dem Kreuze verboten ſind, ſo müſſen wir uns begnügen mit der Zunge zu ſtechen. Hätten wir nicht die Frauen, welche uns zuweilen ein Lächeln gönnen, ſo wäre das müßige Sitzen gar nicht zu ertragen. Wir haben eine Tafelrunde als Liebeshof eingerichtet, die Nichte des Patriarchen Gerold iſt Großmeiſterin. Jeder Neue wird geprüft, ob er hoher oder niederer Minne dient, und erhält alsdann eine Lehrmeiſterin.“

„Die haben wir Thüringe nicht nöthig,“ bemerkte Lutz „Sitzt ihr dabei auf dem Erdboden?“

„Die Paare, welche ſich geſellen, ruhen auf weichem Polſter, ſie ſchmiegen ſich nahe zu einander und die Leuchte brennt zuweilen dunkel. Seid ihr dem Sange und fröhlichem Minneſpiel nicht abhold, ſo könnt ihr euch dort manche Stunde verkürzen."

Ivo ſah vor ſich nieder und Henner brummte. „Ich hoffe, ihr brecht unterdeß fleißig Eſchenholz."

„Ihr wißt ja ſelbſt, daß der heilige Vater die Turniere verboten hat, dafür ſtechen wir in der Rennbahn nach hölzernen Mohrenköpfen." Der Bruſt des Marſchalks entrang ſich ein beiſtimmender Laut, der einem Stöhnen glich.

Auf der Straße gellte ein verzweifelter Schrei nach Hilfe, mancher Gaſt wandte das Geſicht neugierig dem Eingange zu, aber die lärmende Unterhaltung wurde nicht unterbrochen, bis zwei Männer einen Verwundeten, dem das Blut aus großer Bruſtwunde lief, in den Hof trugen. Die Wirthin ſtürzte ſich wild aus ihrer Burg, einem hohen Verſchlage nahe der Thür, von dem ſie mit ſcharfem Blick alle Tiſche überſchaute, und die Eintretenden abwehrend ſchrie ſie: „Hinaus, ihr heilloſen Tröpfe, wollt ihr mir den Fußboden beſchmutzen. Legt ihn auf die Straße und ruft die Wache des Balif."

Henner erhob ſich und durchſchritt das Gewühl: „Es ſind Schiffskinder des Lübeckers."

„Er iſt von unſerer Kock," klagten die Seeleute gegen Ivo. „Er wankte allein wenige Schritte vor uns durch die Gaſſe, da warfen ſich die Mörder über ihn und raubten ihn behende aus. Unſere Geſellen verfolgen die Feiglinge."

Der Johannesbruder beugte ſich über den Erſchlagenen. „Es iſt vorbei mit ihm, der Stoß kam von geübter Hand," ſagte er achſelzuckend. „Warum trug er kein Stahlhemd unter der Jacke? Sorgt für die Beſtattung, ihr guten Männer, und wenn ihr Rache begehrt, ſo nehmt ſie an der erſten Nachtmotte, der ihr begegnet; es iſt kein Mangel daran." Noch andere Matroſen traten ein, verſtört und grimmig. „Wir verfolgten die Böſewichter bis zu einem großen Hauſe, ſie ſprangen hinein, vor uns ſchlug man die Thür zu; das weiße

Zeichen von St. Johannes hing darüber." Die zornigen Geſichter der Seeleute wandten ſich gegen den Bruder, welcher ſtolz entgegnete: „Sie haben das Aſylrecht gefordert. Das weiße Kreuz ſchirmt Jeden, der ihm vertraut. Naht morgen bei Tage höflich der Pforte und klagt bei dem Hauscomthur." Und zu Ivo gewandt, fügte er entſchuldigend hinzu: „Wundert euch nicht, wenn ihr hier mehr von heimlichem Ueberfall vernehmt, als daheim. Der heilige Friede, welcher hier geboten iſt, trägt die Schuld. Denn wer ſich mit dem Schwert nicht rächen darf, bezahlt zuweilen ein Meſſer." Doch als er aus der ernſten Haltung Ivo's erkannte, daß auch dieſer gekränkt war, leerte er ſein Glas und empfahl ſich mit zierlichen Worten künftiger Gunſt. Auch der Tote wurde hinausgeſchafft, eine ſchwarze Tochter der Wirthin fuhr mit einem großen Schwamm über den Fußboden und der Lärm tobte weiter.

Die Wirthin im Turban aber trat zu Ivo, und auf den leeren Sitz des Bruders deutend ſprach ſie leiſe: „Da ihr ein Thüring ſeid, ſo traut dieſem Ritter nicht, denn er iſt aus Franken, und ſelten bezahlt er einen Becher, den er bei mir trinkt. Ihr habt wohl ſelbſt gemerkt, daß er nur gekommen iſt, um Schakale zu locken."

„Was bedeutet das?" frug Ivo.

„Verzeiht, wir nennen die neuen Pilger ſo. Denn Schakal iſt hier ein Thier, dem Fuchſe ähnlich, welches hinter dem Löwen hertrabt und dieſem das Wild jagen hilft, dafür läßt der Löwe dem Schakal den Abfall der Beute."

„Begehrt die große Bruderſchaft den Beiſtand der Pilger, damit dieſe unter ihrem Banner fechten?"

„Fechten? hier wird ſeltener gefochten als daheim," verſetzte die Wirthin. „Gewöhnlich müſſen die Fremden ihnen um Gotteslohn Säcke tragen, Mörtel miſchen und Steine heben für ihren Burgenbau. Wie könnten die Brüder als Herren unter uns ſitzen in ihren Paläſten, wenn die Pilger ihnen nicht mit ihrem Schweiß die Mauern zuſammenfügten?"

„Das mag gute Arbeit ſein für die armen Waller, die in ihrer Heimat Aehnliches gethan haben, doch ſchwerlich für Solche, welche das Waffenkleid tragen.“

„Ihr irrt, Herr. Wiſſet, daß für den Pilger in dieſem Lande jede Arbeit, die er den Heiligen zur Ehre thut, ein gutes Werk iſt, welches ihm den Himmel öffnet, und die niedrigſte Arbeit das heilſamſte. Ich ſelbſt ſah Fürſten und Grafen die Mauerkelle ſchwingen, und auch mich dünkt es ein rühmliches Thun, wenn gerade die Noth bedrängt. Die Bruderſchaften aber ſinnen unabläſſig auf Vergrößerung, und deshalb fangen ſie den neuen Pilger in ihren Herbergen ein, damit er ſich ihnen gelobe und ihnen diene, wozu ſie ihn gebrauchen. Erſt vor wenig Tagen haben die Templer einige tauſend Mann des Kreuzheers entführt, damit ſie ihnen die Mauern der Stadt Saida wieder aufrichten.“

„Wie kommt's, daß die Brüder vom Tempel nicht auch in eurer Herberge werben?“

„Die ſind zu ſtolz, um in die Schenken zu gehen,“ antwortete die Wirthin, „ſie verſtehen darum den Fang nicht weniger gut.“

„Und haben die Brüder vom deutſchen Hauſe denſelben Brauch?“

Die Wirthin zuckte mit den Achſeln. „Dieſe ſind ſtille Männer, aber ſie ſind arm und haben wenig Gewalt. Ihre kleine Herberge iſt überfüllt durch die Kranken. Wollt ihr den Rath einer geringen Frau beachten, ſo traut hier Niemandem, denn jeder ſorgt nur für ſich ſelbſt.“

„Auch ihr, Mutter?“ frug Ivo lächelnd.

„Ach, edler Herr,“ rief die Frau beweglich, „ihr werdet es mit einer Witwe nicht zu genau nehmen. Bedenkt, wir ſind hinausgeſtoßen an die äußerſte Grenze unter die Heidenſchaft, wir ſind es, welche für die ganze Chriſtenheit das Aergſte wagen und dulden, damit wir frommen Pilgern hilfreich ſein können.“ Ihre Rede ſtörte ein plumper Geſell mit borſtigem

Haar, einem Schlächter ähnlich, welcher die Mütze in der Hand herzutrat: „Solltet ihr ſelbſt einmal eine ſichere Hand bedürfen bei Tage oder bei Nacht, ſo gebt mir und meinem Geſellen den Vorzug, weil ich ein Deutſcher bin und in dieſen Hof gehöre.“

„Was iſt dein Amt?“ frug Ivo mit Widerwillen. Der Mann wies auf das breite Meſſer an ſeiner Seite und machte eine kurze Bewegung mit der Hand. Da winkte ihm Ivo zu entweichen und ſprach finſter zu der Wirthin: „Herbergt ihr auch ehrloſe Geſellen dieſer Art?“

„Heilige Magdala,“ rief die Wirthin, „ſcheltet mir nicht meine Sangliers. Wie ſoll eine fromme Frau unter dem wilden Volke haushalten, wenn ſie nicht einige Trotzköpfe hat. Die meiſten Prälaten und die großen Laien halten ſich dergleichen. Ich nähre nur zwei, damit ſie dort vor meinem Stuhl ſitzen und die frechen Trunkenbolde ſchrecken. Der Wirth zum Greifen aber bewahrt ein ganzes Rudel und vermiethet ſie auch, was ich niemals thue. Denn ich achte, ſoviel ich vermag, auf Ehrbarkeit.“

Am nächſten Morgen begann Ivo zu ſeinen Gefährten: „Wir ſind in dies Land gekommen, um Allerlei zu lernen. Was die Kreuzespflicht gebietet, das wollen wir thun bis auf's Aeußerſte, fremdem Brauch fügen wir uns nur, wenn er unſerer Ehre nicht zu nahe tritt. Wir ſchlagen noch heut Zelt und Hütte draußen im Lager auf und verhalten uns dort nicht als Werkleute, ſondern als Krieger. Denn darum ſind wir gekommen, und die Heiligen werden uns nicht zürnen, wenn wir uns nach Sitte der Heimat unedler Arbeit verſagen. Immer aber laßt uns, ihr Herren, treu zuſammen ſtehen und ein gutes Vertrauen bewahren.“

Als die Pilger aus der Herberge traten, umfing ſie wieder betäubender Lärm der großen Stadt. Von dem Syrer Jacob, ihrem Dragoman geführt, wanden ſie ſich durch das Gewirr der engen Gaſſen und kletterten halsbrechende Stiegen zwiſchen den Häuſern, welche gleich zahlloſen Burgen um ſie ragten, weiß getüncht, mit ſpärlichen Lichtöffnungen und platten Dächern. Unter den ſchmuckloſen Wohnungen kleiner Leute ſtanden mächtige Steinthürme und reichverzierte Paläſte, die Burgen edler Geſchlechter, dazwiſchen eine große Anzahl Kirchen und Kapellen, deren Glocken faſt unabläſſig läuteten. An den freien Plätzen aber lagen die ſtattlichen Höfe der Kaufherren aus Piſa mit gewölbten Lauben, wo hinter metallenen Gittern Waaren des Morgen- und Abendlandes ausgeſtellt waren. Bei jedem Schritt haftete der erſtaunte Blick der Thüringe auf feilgebotenen Früchten und Lebensmitteln, von denen heimkehrende Pilger Wunderbares berichtet hatten; auf koſtbaren Stoffen und edlem Metallſchmuck, von deren Pracht und Fülle ihnen ſelbſt das Lied des Sängers nichts verkündet hatte. Sie ſahen die reiche Stadt von Meer und Ebene abgeſchloſſen durch zwiefache hohe Mauern, die aus Felsſtücken wie für die Ewigkeit gebaut waren, darüber ragten mächtige Thürme und als Vorwerke große Baſtionen, die Barbakanen, welche gerundet oder im Winkel gegen den Strand und die Ebene vorſprangen; jede war ſelbſt eine kleine Feſtung, trug auf der Plattform ihre Wurfgeſchoſſe und enthielt im Innern große gewölbte Räume und Gemächer, in denen ſich eine ganze Schaar bergen konnte. Auf dieſen Baſteien wehten die Banner der Bruderſchaften und einzelner Edlen, an der nördlichſten Ecke beim Thore von St. Leonhard auch das Banner der Marienbrüder. Draußen in der weiten Ebene aber lagen einzeln an Quell und Bach die burgähnlichen Wohnhäuſer der ſyriſchen Landbauer zwiſchen großen Wein- und Orangengärten, in der Niederung breiteten ſich Feigenbäume und Olivenwälder, am Rand der Bäche wuchs der Oleander, auf den Höhen ragten Cypreſſen und flachgewipfelte Pinien. Der Syrer wies in die Ferne: „Dort hinter den Bergen liegt Jeruſalem.“ Und die Pilger neigten ſich ehrfürchtig der heißerſehnten Stadt zu.

In der Barbakane der Marienbrüder fand Ivo ihren

Meiſter. „Ich dachte wohl, daß ihr beharren würdet,“ rief ihm dieſer grüßend entgegen.

„Der Kaiſer kommt zum Frühjahr,“ ſprach Ivo, „er hat es mir, da ich Urlaub nahm, feierlich beſtätigt.“

„Er kommt als ein Gebannter,“ murmelte Hermann. „Euch aber, edler Herr, beweiſe ich meine Achtung, wenn ich in dieſem Lande den Rath gebe, helft euch ſelbſt und ſchlagt euch als ein Freier durch alle Hinderniſſe. Sucht ihr den Beiſtand eines erfahrenen Mannes, ſo werde ich immer bereit ſein. Meine Bruderſchaft aber gehorcht einem ſtrengen Geſetz, ſie naht freiwillig nur dem Kranken und dem Feinde, und ſie verrichtet ohne Entgelt nur Werke des Erbarmens und des Krieges. Wer uns ſonſt gebraucht, muß uns rufen, und wer von uns begehrt, muß uns leiſten. Denn nur unſeren Dienſt vor Augen gehen wir ſtill unſeren Weg zwiſchen den Guten und zwiſchen den Argen und ſuchen Beide für uns zu benützen. Deshalb iſt der beſte Wunſch, den ich für euch hege, daß ihr niemals unſern Beiſtand gebrauchen mögt.“

Ivo meinte, daß dies kalte Worte eines Mannes waren, den er im Herzen verehrte, und er nahm ſich vor, die Dienſte des Meiſters und ſeiner Brüder ſo lange als möglich zu entbehren. Er meldete ſeine Ankunft dem Herzoge von Limburg, welcher an Kaiſers Statt Führer des Heeres war, und rückte mit ſeinem Gefolge an demſelben Morgen auf die Ebene unweit des Strandes, wo die Zeltgaſſen verödet lagen. Sein Zelt wurde aufgeſchlagen, einige leere Hütten geſäubert und ausgebeſſert und es war für Alle der erſte frohe Augenblick ſeit vielen Tagen, als Henner das Wappenbild ſeines Herrn auf der gemalten Speerſtange befeſtigte und ſein Haupt entblößend, rief: „Fliege in Ehren über getreue Herzen.“

Das Jahr neigte zum Ende, die Pilger freuten ſich über die milde Luft der erſten Wintermonate, und Henner richtete hinter den Hütten eine kleine Rennbahn ein, auf welcher die Thüringe ſich und ihre Roſſe eifrig im Speerkampf übten.

Wurde das ritterliche Stechen auch von der Kirche nicht gelobt, die Krieger durften ſagen, daß ſie es als Uebung nicht entbehren konnten. Bald war die Bahn in dem trägen Lager ein geſuchter Ort, nicht nur Landsleute, auch Fremde ſammelten ſich darin, und über den Trümmern der gebrochenen Speere gewannen die Thüringe gute Kundſchaft mit vielen fröhlichen Geſellen. Der Herzog von Limburg verſtach ſelbſt zuweilen gegen Ivo ſeinen Rohrſchaft und rühmte den Helden und ſeine Ritter vor den Häuptern des Heeres.

Aber die Ungunſt des Winters ſtörte das ſorgloſe Treiben. Ein kalter Nordoſt hinderte die Schiffahrt, die Zufuhr blieb aus, eine unleidliche Theuerung begann. Denn Weizen und Gerſte, die unentbehrlichen Lebensmittel, wurden zumeiſt mit den Summen erkauft, welche fromme Chriſten des Abendlandes zu dem Kreuzzuge geſteuert hatten. Immer war die Vertheilung unbillig geweſen, der kleine Hauſe, für welchen Henner zu ſorgen hatte, wurde gegen andere Schaaren zurückgeſetzt, die großen Bruderſchaften und die mächtigen Gebieter nahmen gern das Beſte vorweg, und mit viel ſcharfem Wortgefecht hatten die Thüringe kaum das Nothdürftige behauptet. Jetzt war gar nichts zu erhalten, alle Beſchwerden Ivo's blieben fruchtlos; der Herzog ſchalt heftig auf die Vertheiler, vermochte aber die Parteilichkeit nicht zu brechen. Und Henner mußte aus der Geldtaſche, welche er als leichte Laſt über ſeinem Herzen bewahrte, den Tagesbedarf zu unerhörtem Preiſe einkaufen. Sein Zorn wurde größer, wenn er ſah, wie wohlgenährt die Pferde vom Tempel und Johannes waren. Denn die Brüder hatten durch große Magazine weislich für ihren Bedarf geſorgt, ſie beſaßen eigene Laſtſchiffe und Unterhändler in anderen Häfen. Darum ging der Marſchalk mit umwölkter Miene einher, bemüht, ſeinem Herrn die Noth zu bergen. Unterdeß ſuchten Lutz und Eberhard, die jungen, durch Jagdbeute der Küche zu helfen. Doch in der Nähe des Lagers war das Wild faſt gänzlich getilgt, ſie mußten weit in das Land ziehen und ſtießen mehr als einmal mit feindlichen Bodwinen zuſammen, welche auf ihren Roſſen ſchweifend das Lager umlauerten und unter den braunen härenen Mänteln gerade dann hinter einer Erdwelle auftauchten, wenn die Pilger ein Rudel Rehe oder Gazellen beſchlichen hatten. „Ein Glück iſt, daß dieſe Haidetraber im weißen Hemde niemals einen Pfeil verſenden,“ tröſtete ſich Lutz, als er einen Rehbock durch einen Lanzenſtich im Arme erkauft hatte.

Als Ivo einſt in der Rennbahn ritt, erkannte er unter den Zuſchauern weiße Mäntel der Templer, und Herr Peter von Montague, ihr Meiſter, kam grüßend heran und rühmte die gute Hofzucht der Pferde. „Sie haben nicht ihre volle Kraft,“ antwortete Henner, ein wenig getröſtet durch das Lob des ſtolzen Helden, der von dem ganzen Kreuzheere mit Scheu betrachtet wurde. „Schwer haben ſie ſich an das Futter des Landes gewöhnt, und jetzt wird es ihnen knapp zugemeſſen.“

Der Meiſter lächelte ein wenig und ſagte im Davonreiten: „Solltet ihr einmal Luſt haben, Pferde eurer Zucht zu verkaufen, ſo bitte ich, denkt vor Andern an die Brüder vom Tempel.“

Henner ſah ihm finſter nach. Wenige Tage darauf begann Ivo beim Lagereſſen: „Feiern wir im voraus das Oſterfeſt, ihr Herren? täglich bietet der Koch geſottene Fiſche. Wie kommt es auch, Herr Eberhard, daß ihr ſo verſtört ſitzt und den Arm verbunden tragt?“

„Ich fiel, als wir Fiſche aus der Bucht holten, von der Klippe in die See,“ antwortete der Vaſall, „und ich wäre nimmer aus der kalten Fluth getaucht, wenn mich mein Geſelle Lutz nicht an den Haaren herausgezogen hätte.“

Da ſtieß Henner plötzlich ſein Schüßlein bei Seite und große Thränen liefen ihm aus den Augen. „Es iſt mir nur um die Pferde,“ ſeufzte er, „ſie wollen durchaus nicht mit Gräten vorlieb nehmen.“

Ivo ſtand auf und winkte dem Marſchalk ins Freie. „Sagt mir Alles, Henner.“

„Die Geldtaſche iſt leer,“ verſetzte Henner, „und wir ſind am Ende.“

Ivo nahm die ſchwere Goldkette vom Halſe, den einzigen Schmuck, welchen er trug: „Nimm.“ Henner wog die Kette in der Hand. „Oft habe ich ſie in Gedanken geſchätzt, ſie iſt die letzte Bürgſchaft für eure Heimkehr.“

„Für die Zukunft vertrauen wir dem, in deſſen Dienſt wir hierher gekommen ſind,“ antwortete Ivo.

„Sie hilft auch nur auf kurze Zeit, Herr. — Eberhard trägt eine Schiene um den gebrochenen Arm und wird ihn den Sommer ſchwerlich im Ernſte gebrauchen. Er ſehnt ſich heimlich nach Hauſe, nur daß ihn die Scheu abhält, euch das zu ſagen.“

„Und ihr, Henner?“

„Ihr werdet doch nicht ohne mich und meinen Geſellen Lutz in Jeruſalem einziehen wollen?“

Ivo zerriß die Kette in zwei Theile. „Die Hälfte ſei für Eberhard und ſeinen Knecht zur Heimfahrt, die andere Hälfte für uns, damit wir hier aushalten. Zwölf Roſſe hatten wir bis jetzt, verkauft die Hälfte den Templern, ſo bleibt dem Manne ein Pferd.“

Es war für Henner der ſchwerſte Ritt ſeines Lebens, als er am Nachmittage in die Burg der Templer zog, die Pferde anzubieten. Der Meiſter empfing ihn mit ausgeſuchter Höflichkeit. „Schätzt die Pferde ſelbſt und empfangt zur Stelle den Preis. Wir füttern und gebrauchen ſie für euch, begehrt ihr ſie einſt zurück, ſo mögt ihr ſie wiederkaufen. Und findet ihr es zu ſchwer, unter eigenem Banner beſſere Zeit zu erwarten, ſo wißt, daß meine Brüder ſich freuen werden, euch von unſeren Vorräthen mitzutheilen, ſo viel ihr wollt.“

„Dieſe verſtehen beſſer als Andere, für ſich zu werben,“ ſagte Ivo mit trübem Lächeln, als ihm Henner die Unterredung berichtete. „Mein Stolz gleicht einer Espe, von welcher der Sturmwind einen Aſt nach dem andern bricht, unruhig zittern die Blätter der letzten Zweige, wie lange, und die karge Friſt, welche wir erlangt haben, wird verronnen ſein.“

Die Worte ſollten bald Wahrheit werden. Die warme Frühlingsſonne umkleidete wenige Tage darauf die Landſchaft mit buntem Farbenglanz. Während in der Heimat die erſten Veilchen und Schneeglocken ſich furchtſam an die kalte Luft wagten, leuchtete hier die Ebene gleich einem geſtickten Teppich, die weißen Lilien und die Roſen öffneten die geſchwellten Knospen, die Turteltauben girrten auf den Sycomoren und die Nachtigall ſchmetterte aus dem Citronenhain ihre Lieder. In dem Lager liefen die Krieger zuſammen, denn aus der Stadt bewegte ſich unter Glockengeläut und geiſtlichem Geſange, geführt von dem Herzoge von Limburg und dem Patriarchen, ein langer Zug mit dem wallenden Banner der Marienbrüder; ſie kamen nicht im kriegeriſchen Schmuck, ſondern trugen Schanzzeug und Baugeräth, und in langer Reihe folgten Laſtthiere und Karren. Mit düſterem Blick ſahen die Templer, welche bei Ivos Rennbahn hielten, auf den großen Schwarm, als er das Kreuzlied ſingend, durch die Ebene zog, und der Johannesbruder barg nicht den Ausruf: „Niemals hätte ich gedacht, daß das Marienſpital eine ſolche Schaar für ſich erbeuten würde.“ Da dachte Ivo, daß es Deutſche waren, welche auszogen, und er folgte mit ſeinen Rittern. Eine gute Meile landeinwärts erhob ſich ein anſehnlicher Hügel, an deſſen Fuß mehre weiße Häuſer ſyriſcher Landbauern glänzten. Der Zug erſtieg die Höhe, die Karren wurden zuſammengefahren, das Heer umſchritt ſingend den Gipfel, dann trat es in großem Ringe zuſammen und der Patriarch rühmte, daß das beabſichtigte Werk eine heilige That und die Theilnahme daran für Jeden heilbringend ſei; er weihte die Stätte und ertheilte den Segen. Darauf wurde die geſammte Schaar unter Ordensbrüder vertheilt und zur Arbeit geführt. Um den abgeſteckten Raum begann ein Theil der Pilger den Graben zu ziehen und einen Wall zu erhöhen, während andere Haufen die Abhänge des Berges von Bäumen und Geſtrüpp reinigten. Der Herzog von Limburg und der Ordensmeiſter thaten den erſten Spatenſtich und beide arbeiteten tapfer mit Hacke und Grabſcheit, ringsum klangen die Aexte und Hauen laut an Holz und Stein, denn wohl mehr als tauſend kräftige Männer ſchufen am Werke.

Ivo ſah eine Weile ſchweigend zu. Als dem Meiſter ein großer Stein, den er aus dem Boden heben wollte, abglitt, ſprang er herzu, hob die Laſt und lachte, als der Meiſter ihn mit freundlichem Kopfnicken grüßte. Bald faßte er ſelbſt eine Haue und half friſch bei der Arbeit. In der Raſtzeit trat er zu Hermann und ſprach das Haupt neigend: „Nehmt mich zum Arbeiter an, auch für mich iſt die Zeit gekommen zu dienen, und ich will es am liebſten für euch thun, da ihr mich im Namen unſeres Volkes zur Pilgerfahrt geladen habt.“

Der Meiſter antwortete ernſthaft: „Ich empfange euren Dienſt, den ihr mir als ein Freier bietet, ihr aber nehmt, ſo lange ihr an unſerem Werke ſchafft, auch unſere Hilfe für euer Leben. Keine unrühmliche Arbeit iſt es, edler Ivo, der ihr euch weiht. Dies iſt ſtreitiges Land zwiſchen uns und den Sarrazenen, uns aber gehören die Meierhöfe, welche ihr in den wonnigen Thälern vor uns ſeht. Starkenburg ſoll dies Kaſtell heißen, ein Schutz für Accon und zur Behauptung der Landſchaft. Vielleicht ſind auch ſchon die Stätten beſtimmt, an welchem weiter abwärts die nächſten deutſchen Burgen gebaut werden. Meine Brüder leiten die Arbeit, denn ſie haben darin Erfahrung; Bruder Arnfried von Naumburg gebietet den Maurern auf der Höhe, — ihr ſeht ihn mit Richtſcheit und Meßſtock ſchreiten — und dort unten bereitet Bruder Sibold aus Bremen ein Heerlager für die Arbeiter; dieſem will ich euch zutheilen.“

Ohne Freude empfing ihn der Alte: „Was fiel meinem Meiſter ein, daß er mir einen Gehilfen ſendet, der zuverläſſig nichts verſteht als Roſſe zu drücken und der außerdem ein Edler iſt. Kennt ihr das Geheimniß der Zahlen?"

„Wie der Knabe es auf dem Zahlbret lernt."

„Wißt ihr die Zahlzeichen auf eine Wachstafel zu ſchreiben?" Das wußte Ivo nicht. „Verſteht ihr die Linien auf dieſem Pergament zu deuten?" und er hielt ihm einen gezeichneten Plan hin. Ivo fand die Linien unverſtändlich. Der Bruder bewegte mißbilligend das weiße Haupt: „Ich dachte mir's wohl, es iſt geringe Freude, einen Ungeſchickten anzulehren."

„Habt Geduld mit mir," bat Ivo, den aufſpringenden Stolz unterzwingend. „Ich will mir eifrig Mühe geben, euch zu gefallen."

„Haltet wenigſtens die Meßſchnur," gebot der Bremer und Ivo faßte an.

Am Abend war es ihm gelungen, dem ſtrengen Alten ſo weit zu gefallen, daß dieſer ſagte: „Ich ſehe, ihr ſeid willig. Dafür will ich euch Zeichen in den Sand ritzen und erklären, damit ihr ſie morgen bei Sonnenaufgang merkt. Legt ein Bret darüber, ſonſt tilgt euch ein plumper Fußtritt die Wiſſenſchaft."

Früh am nächſten Morgen ſaß Ivo auf dem Sande in der Wolljacke, ein Schurzfell um die Hüften, er zog mit einem Schnitzmeſſer gerade Linien auf ein dünnes Bret, ſägte vorſichtig das umriſſene Stück ab und rief, ſeine Arbeit in die Höhe haltend, dem Marſchalk zu: „Wißt ihr, Henner, was ein Winkel iſt?" Er mußte die Frage wiederholen, denn rings um ihn krachten die Aexte; auch ſeine Ritter und Knechte waren in Werkleute verwandelt, welche Balken und ſtarke Pfoſten zurecht hieben. Endlich antwortete Henner, ſeine lange Geſtalt reckend und den Schweiß von der Stirne wiſchend: „Ich kenne nur einige Winkel in Erfurt, in welchen nicht viel Gutes zu finden iſt. Doch die Heiligen hier haben andere Gewohnheiten als bei uns, für die Seele mag ihre Sitte heilſam ſein, aber dem Rücken thut ſie weh. Wir merken, Herr, daß dies die Heimat des heiligen Joſeph iſt, der, wie ſie ſagen, ein Zimmermann war.“

Wieder half Ivo dem Alten, und war eifrig bei der Arbeit, denn er erkannte allmählich das Sinnvolle der Zeichen, welche er machen half. In der Mitte des Lagers ſah er einen großen freien Raum, den Ring zum Marktverkehr und zur Sammlung beim Alarm, in der Mitte des Ringes das Wachthaus und dahinter nach der Zahl der Apoſtel die Stellen der zwölf Schenken und Kaufbuden, ſeitwärts den Kirchhof, auf dem die Kapelle der Jungfrau Maria gezimmert werden ſollte. Von den vier Ecken des Marktes lieſen vier Lagergaſſen nach zwei gegenüber liegenden Thoren, und kleinere Gaſſen nach den Pforten auf den beiden anderen Seiten, längs der Gaſſen wurden die Hüttenräume für je zwölf Schüſſelgenoſſen abgeſteckt und in Quartiere getheilt; um den ganzen Raum wurde die Furche für den Wall und Graben gezogen.

Mit dem Werke gewann Ivo auch den Bruder lieb, denn er merkte wohl, daß dieſer in ſeiner Art ein vielerfahrener und weiſer Mann war. Als ſie Alles abgegrenzt hatten und die Pfähle mit verſchiedener Farbe bezeichnet in Reihen ſtanden, ſah der Alte zufrieden auf ſein Werk und ſprach im Selbſtgefühl eines Meiſters: „Auch ihr habt jetzt die Kunſt gewonnen, ein Lager abzuſtecken, welches ſo groß iſt, daß zweitauſend Mann darin bequem wohnen und zugleich den Wall vertheidigen können. Glaubt aber nicht, daß ihr deshalb verſteht, auch das Lager für weit größere Anzahl zu errichten, indem ihr nach eurer Willkür die Quartiere vergrößert, ihr würdet nur ein ungefüges Werk zu Stande bringen und die Mannſchaft würde ſich entweder drängen oder nicht im Stande ſein, den ganzen Wall zu vertheidigen. Denn jedes Maß ändert das andere, und eine Zahl hängt von der andern ab. Dies größere Geheimniß aber darf nur ich wiſſen und der Orden, denn der Lehrherr muß etwas voraus behalten vor dem Lehrling.“

Das gab Ivo ergeben zu und Sibold fuhr fort: „Dieſe Kunſt, die wir jetzt üben, vermag man hier im fremden Lande nicht zu gewinnen, wo Vieles unordentlich zugeht. Sie iſt aber ein Geheimniß, das wir Nordfahrer und zum Theil eure Nachbarn, die Magdeburger, ergründet haben, wenn wir mit unſeren Meerſchiffen den Strand der Heiden im kalten Oſten anliefen oder unter den Fremden handelten. Merket auch, daß dieſes Lager zugleich eine Stadt werden kann für die Siedler, wenn dieſe hier dauern. Wo wir das große Alarmhaus geſetzt haben, wird ein Stockwerk übergebaut für den Rath der Gemeinde, und die zwölf Apoſtel dahinter werden zwölf Kaufhäuſer, aus den Lagergaſſen erſtehen die Straßen und aus den Hütten die Wohnungen mit ihrem Hofraum. Dann mögen ſich die neuen Burgmannen ſtatt des Holzgerüſtes eine Kirche bauen und ſtatt des Pfahlwerkes eine Mauer errichten. Solche Werke gedeihen bei uns überall, wo die Kaufleute ihre Bank unter den Oſtleuten aufſchlagen und die Bauern ihnen nachziehen, um auf neuer Scholle zu ſiedeln.“

Ivo ſah über das Lager auf die fruchtbare Landſchaft, um ſein Haupt ſangen die Sommervögel, die Natur blühte und duftete und er rief begeiſtert: „Wahrlich, keinen beſſeren Wohnſitz kann ich denken für Männer meines Volkes. Bald ſoll, wenn unſer Schwert hilft, hier ein neues Heimweſen gegründet werden. Und ich denke, auch euer Meiſter hat das gewollt, als er die Arbeiter bei der neuen Burg anſiedelte.“

Der Alte ſchwieg, endlich ſprach er in ſeinen Gedanken: „Viel bin ich umhergezogen über das ſalzige Meer in Sturm und Eisfroſt unſerer Heimat. Und in manchem Lande fremder Menſchen habe ich, als ich noch ein freier Mann war, die Waarenballen aufgeſchnürt, gekauft und getauſcht, um in Reichthum meine Tage zu enden. Wiſſet, Herr, eine Sturmnacht vertilgte die Hoffnungen meiner Seele, zwei gewappnete Söhne verſanken mir mit ihrem Schiffsvolk im Oſtmeere. Seitdem wurde mir die Sorge um mein einſames Leben verächtlich und ich dachte oft an den Saal der ewigen Freude, in dem ich meine lieben Jungen wiederfinden könnte. Da übergab ich mich und mein Gut der Bruderſchaft und kam in dieſes Land. Mit gutem Grunde ſagt ihr, daß das Land erfreulich iſt für Auge und Herz und doch kennt ihr noch wenig davon. Ich aber habe das Schönſte darin geſchaut, was einem Paradieſe gleicht."

„Ihr meint das heilige Jeruſalem," frug Ivo.

Bruder Sibold ſchüttelte das Haupt. „Dort wurde der Herr gemißhandelt und gekreuzigt, und wenn ſie auch ſagen, daß große Verheißung an der öden Stätte hängt, mir war, als ich dorthin pilgerte, das Herz ſchwer bedrückt. Nein, ein anderes Thal preiſe ich, wo ich ſelbſt ſterben möchte. Seht dort gerade vor uns hinter den Bergen liegt das geſegnete Nazareth, in wenigen Stunden könnte euch ein Roß hintragen. Dort wuchs unſer lieber Herr bei ſeiner Mutter und dem treuen Joſeph auf. Dort ſtand ich mehr denn einmal als Waller und ich ſage euch, nichts auf Erden gleicht der Seligkeit dieſer Stunden. Denn ich ſah in meinem Geiſte das liebe Kind mit ſeinen treuen Augen vor mir, als es vor dem Hauſe ſaß und ſpielte, wie Kinder thun, und ich kniete an der Quelle, zu der ihn gewöhnlich ſeine Mutter ſchickte das Waſſer zu holen, und hörte in meinem Geiſte, wie die Himmelskönigin, wenn er das Krüglein brachte, zu ihm ſprach: „Lütte Putje, wat vorſumſt du di?" Da dachte ich an meine eigenen Jungen."

Den Alten übermannte die Bewegung, er ſetzte ſich auf einen Stein zur Seite und faltete die Hände. Ivo ſtand ſtill neben ihm und legte den Arm über ſeinen Hals. Auch er dachte an die Heimat, obwohl kein blondhaariger Knabe ſeine Rückkehr erwartete. Nach einer Weile fuhr der Bruder traurig fort: „Ihr ſagtet, aus dieſem Lager hier mag eine Stadt unſeres Volkes werden und wie ihr, denken vielleicht Andere; ich aber ſorge, dieſe Hoffnung wird nicht in Erfüllung gehen."

„Die Ankunft des Kaiſers ſteht bevor, Vater; vertraut auch ihr, daß die träge Ruhe ein Ende nimmt und die Heiden vor unſeren Waffen entweichen.“

„Wenn Waffen dies Land feſthalten könnten,“ entgegnete der Alte kopfſchüttelnd, „ſo wäre es nicht verloren worden, trotz unſerer Sünden. Wir Kaufmänner aus Bremen haben darüber andere Gedanken. Die Edlen und Ritter haben durch das ganze Land unabläſſig Burgen erhöht und unzählige Chriſten haben ihr Blut vergoſſen, ſie zu behaupten. Aber das Beſte wollte nicht gelingen, die Chriſten haben nirgend im Lande eine Stadt gebaut, und nur die Küſte vermochten ſie feſtzuhalten, weil die Schiffahrt und der Handel ihnen gehören. Denn eines fehlt hier, unſere Bauern und Arbeiter, die hinter dem Stadtwall hauſen und von da das umliegende Land in Frieden bezwingen.“

„Mögen ſie hier beginnen,“ rief Ivo. „Viele kräftige Ackerleute unſeres Volkes kommen in den Kreuzheeren.“

Da ſprach der Alte leiſe: „Sie gehen wieder oder verderben, denn ſie vermögen hier nichts. Wundervoll iſt, was dieſes Land den Menſchen gewährt, und zwiefältig iſt der Segen. Denn die Wolle wächſt nicht nur auf den Schafen, ſondern noch zarter auf einem Geſträuch des beackerten Bodens; den ſüßen Seim ſammelt nicht nur die Biene, auch die Menſchen kochen ihn aus einer koſtbaren Rohrpflanze, die ſie im Sumpfe bauen. Fremdländiſch iſt der Bau, und unſere Landsleute ſind den fleißigen Syrern an Kunſt nicht überlegen, ſondern die Syrer ihnen. Und ebenſo ſind dieſe hier in vieler Handwerksarbeit voraus. Darum können unſere Landgenoſſen ſich nur mühſam durch ihrer Hände Arbeit behaupten und ſie finden es leichter als müßige Herren über den Arbeitern zu ſitzen. Dies iſt der Grund, daß unſere Hüttenlager ſich niemals in Städte verwandeln, und deshalb wird um die Burgen der Kampf toben, ſolange wir hier ſind.“

„Solange wir hier ſind?“ wiederholte Ivo. „Meint ihr, Vater, daß die Chriſtenheit einmal aus dem theuren Lande entweichen wird?“

Der Alte vermied die Antwort. „Ein Bremer Kaufherr hatte, da ich jung war, ein Sprichwort, welches Viele verlachten: der Untreue vergeht, der Redliche beſteht. Ihr ſeid ein billig denkender Mann, und auch ich gehöre zu einer Bruderſchaft, welche auf Treue hält, aber ich hörte manchen frommen Mann bitterlich klagen, daß die Sarrazenen gerechter und wahrhafter ſind als die Lateiner, denen auch wir zugezählt werden. Das beachten die alten Einwohner dieſes Landes ſehr wohl, auch wenn ſie Chriſten ſind; und ſie werden darum den Sarrazenen williger dienen als uns Abendländern. Wenige wagen davon zu reden, Einer aber weiß es, der vorſichtig für uns alle denkt.“ Und der Alte wies nach dem Hügel, auf dem der Meiſter ſeiner Bruderſchaft ſtand.

Während Ivo in der Fremde, da, wo er kühne Ritterthat gehofft hatte, die Meßſchnur hielt und den friedlichen Lehren des alten Bürgers lauſchte, war in ſeiner Heimat der Friede geſchwunden und eine gepanzerte Fauſt hob ſich gegen die andere. Vor Andern erfuhr die ſchuldloſe Frau Elſe mit ihren Kindern die Rache des Schickſals. Wie ihr Gemahl ſein Schweſterkind aus den Burgen von Meißen verjagt hatte, ebenſo trieben jetzt die Brüder des Landgrafen ſie mit ihren Kindern aus der feſten Wartburg, und die Thüringe erzählten einander mit Schrecken, daß die Landgräfin zu Fuß aus der Burg gewandert war und wie eine Bettlerin mit ihren Kleinen Obdach in der Stadt Eiſenach erbeten hatte. Der tote Landgraf hatte aber auch als ſtrenger Herr die Raubluſt in den Burgen gebändigt und mehr als einen frechen Miſſethäter gezwungen, barbeinig und auf den Knien Genugthuung zu geben. Jetzt brannten überall neue Fehden auf, man ſah den Himmel oft von niedergeſengten Höfen geröthet, und vernahm von geblendeten Bauern und weggetriebenen Herden.

In dem Hofe Ivos ſtand der alte Godwin trübe zwiſchen Ställen und Scheuern. Von den entfernten Dörfern kamen unwillkommene Nachrichten, noch hielt die Theurung an und viele Hinterſaſſen waren nicht im Stande, dem Herrenhofe die Gebühr zu leiſten, Andere entzogen ſich aufſätzig ihren Pflichten, da die Hand des Gutsherrn nicht über ihnen war. Zwar ſollte Hof und Gut den hohen Frieden genießen, welchen die Kirche verkündet hatte, aber mancher gewaltthätige Nachbar umlauerte die Grenzen und enthielt ſich durchaus nicht eigennütziger Eingriffe. Auch der alte Graf Meginhard kam mit ſeinem Gefolge über die Brücke geritten, rief die Hofleute herriſch an, ſah in die Ställe und ſaß in der Halle nieder, weil er bei der langen Abweſenheit ſeines Neffen um das Erbe des Geſchlechtes zu ſorgen habe; und am gräulichſten war dem Kämmerer, daß ſogar Ritter Konz unverſchämt über den Hof ſchritt und ein junges Roß von der beſten Zucht am Halfter aus dem Stalle führte, um es nach der Mühlburg zu nehmen. Nur mit Mühe vermochte Godwin durch den alten Grafen dieſe Gewaltthat zu hindern.

Lange hatte der Kämmerer ungeduldig nach Nicolaus ausgeſehen, der ihm lieber geweſen war, als den anderen Rittern des Hofes, und der ihm jetzt Nachricht aus Welſchland bringen ſollte. Aber der Schüler blieb lange aus. Und als er endlich ſpät im Winter zurückkehrte, war ſein Uebermuth ganz geſchwunden und er wollte wenig von dem berichten, was er ſelbſt erlebt hatte.

Auch ihm war nicht Alles wohl gelungen. Ivo hatte, während er vom Kaiſer feſtgehalten bei Otranto auf die Abfahrt wartete, zuweilen wieder die Saiten der Harfe gerührt und ein neues Lied an die Herrin erdacht. Vor dem erſehnten Tage der Abreiſe legte er ſeinem Liedergeſellen Nicolaus die Verſe ans Herz, damit dieſer ſie, wie er bisher gethan, vor den Landsleuten ſinge, und Ivo machte ihm vor Allem zur Pflicht, nach Augsburg an das Hoflager des jungen Königs

Heinrich zu gehen, ſich dort in den Haushalt der Gräfin von Meran zu ſchmeicheln und das Lied vor ihr und ihren Frauen zu ſingen. Dies war für Nicolaus ein willkommener Auftrag. Denn er ließ ſeine Stimme am liebſten vor ſchönen Frauen ertönen. Als er nach Augsburg kam, erkundete er leicht das anſehnliche Thurmhaus, in welchem die Herrin wohnte. Er fand Einzelne aus dem Gefolge, denen er ſchon einmal bei den Landgräflichen in Thüringen vorgeſungen hatte, und gewann den Eintritt in die untere Steinhalle. Schnell machte er die Hofleute, welche darin ſaßen, durch ſeine Lieder und Scherzreden gutwillig, und lauerte auf eine Gelegenheit, die ihm das Gemach der Herrin öffnen würde. Als Frauenroſſe an das Thor geführt wurden und zierliche Hofknaben zur Schwelle eilten, um der Gebieterin aufzuwarten, trat er aus der Halle in den Flur, ſtellte ſich ſo auf, daß man ihn ſehen mußte, griff in die Saiten der Harfe und hob mit lauter Stimme den Ton des Herrn Ivo an. Eine verhüllte Frau, welche geſtützt auf den Arm ihres Kämmerers herankam, hielt ſtill, ſobald ſie den Geſang vernahm, und hörte einem Verſe aufmerkſam zu, dann winkte ſie mit der Hand und ſprach: „Eine wohltönende Stimme ward euch zu Theil, Sänger, und gern vernehme ich bei Gelegenheit mehr davon meldet euch, wenn ihr wiederkommt, vor meiner Kammer.“ Sie rauſchte vorüber und wurde auf das Roß gehoben, während der Schüler, ſeines Glückes froh, ſich tief verneigte. Aber ſein Behagen ward jämmerlich geſtört, als ein Herr mit braunem, gefurchtem Geſicht, welcher einem Welſchen glich, in den Flur trat und mit ſcharfer Stimme gebot: „Führt den Fahrenden in mein Gemach und harret vor der Thür.“ Sogleich fühlte ſich Nicolaus gepackt und widerwillig fortgeſchoben. Als er im verſchloſſenen Gemach dem Fremden gegenüber ſtand, ſprach dieſer: „Auch ich bin ein Freund des Geſanges. Sing mir das Lied, das du unten an der Thür erſchallen ließeſt.“ Der Schüler hielt für das Beſte, dem unfreundlichen Mann ſeinen Willen zu thun. Dieſer hörte abgewandt zu. „Ich kenne die Weiſe deines Liedes, denn öfter wird nach derſelben in dieſem Hauſe geſungen. Mit welchem Namen benennt ihr Sänger die Weiſe?“

„Es iſt der Ton des Herrn Ivo,“ verſetzte Nicolaus, „und er heißt ſo, weil der edle Ivo von Ingersleben in dieſem Tone zu dichten pflegt.“

„Du aber biſt der Fahrende, der in ſeinem Solde ſingt?“

„Ich bin, wie ihr ſeht, ein lateiniſcher Schüler und ſinge ſeine Lieder.“

„Und dein Herr hat dich geſandt, damit du ſie in dieſem Hauſe ſingen ſollſt?“

Solche Frage dünkte dem Schüler ungehörig. „Ich ſang das Lied hier, wie ich es überall ſinge, wo man mich hören will.“

Im nächſten Augenblick fühlte er die Spitze eines Dolches an ſeinem Halſe und vernahm entſetzt die Worte: „Geſteh, oder dies Eiſen durchbohrt dir die Kehle.“ Da vermochte er in der Todesangſt die Wahrheit nicht zu bergen, zumal ſie ihm nicht verboten war, und ſeufzte: „Es ward mir befohlen.“

„Und wie heißt die Dame, vor der du ſingen ſollteſt?“ Da nannte er traurig den Namen. Der Herr öffnete die Thür und gebot den Dienern: „Faßt die Riemen und geißelt ihn hinaus. Läßt du dich noch einmal in dieſem Hauſe oder in der Nähe blicken, ſo haſt du zum letzten Mal das Sonnenlicht geſchaut.“

Behende entſprang Nicolaus den Knechten, eilte in die Herberge und kehrte noch an demſelben Tage der ungaſtlichen Stadt den Rücken. Lange war ihm aller Geſang verleidet, auch die Rückkehr in den Edelhof mißfiel ihm, denn er gedachte, daß er in ſeiner Angſt die Wahrheit geſagt hatte, wo ſie ſeinem Beſchützer nicht frommte. So flatterte er unſtät umher wie ein Vogel, dem der Marder das Neſt zerriſſen hat, und erſt die Winterkälte trieb ihn unter das ſchützende Obdach.

Er hütete ſich, Herrn Godwin etwas von ſeinem Abenteuer zu geſtehen, als er aber in den Hof des Richters kam und Friderun ihn mit herzlicher Freude empfing und das Beſte hervorholte, was ſie aus Küche und Keller ihm anzubieten hatte, da ging ihm das Herz auf, und nachdem er die ganze Reiſe des Herrn Ivo bis zum Hafen berichtet und vielen Fragen der Magd geantwortet hatte, vertraute er ihr auch über den Herd hinüber Einiges von ſeinem ſpäteren Schickſal, vor Allem den Unglimpf, welchen er im Dienſte des Herrn Ivo erfahren hatte, und er freute ſich, daß Friderun ihn dabei aus ihren großen Augen ſo entſetzt anſtarrte, als hätte ſie ſelbſt das Unglück erlebt. Da er aber zuletzt gedrückt hinzufügte: „ich ſorge, die Dame ſelbſt oder eine ihrer edlen Frauen iſt ſeine Herrin,“ und darauf zu der Magd herüberſah, war ihr Sitz leer und ſie ſelbſt wie ein Geiſt verſchwunden.

Dagegen ſtand in der Thür eine große Geſtalt und die Hand des Richters fiel ſchwer auf ſeine Schulter. „Ihr haltet übel den Vertrag, dem ihr euch gelobtet.“

Beunruhigt durch die finſtere Miene des Alten, ſagte Nicolaus: „Ich dachte, Herr, die mühſame Arbeit ſei euch ſelbſt verleidet.“

„Ich aber rathe euch, daß ihr eures Eides gedenkt,“ verſetzte der Alte feierlich. „Folgt mir, denn die Zeit iſt gekommen, wo ihr mir deuten ſollt, was ich ſelbſt nicht zu leſen vermag.“ Er führte den betroffenen Schüler in die Kammer, öffnete eine Truhe, hob einen Pack heraus, den er ſorgfältig in Leinwand geſchlagen hatte, und enthüllte eine Anzahl Pergamentblätter, gebräunt und viel gebraucht, das Außenblatt durch dunkle Flecke entſtellt. Der Richter ſetzte den Daumen an die Flecke. „Der mir dies gab, ſagte aus, daß hier Blut eines Mannes iſt, welcher getötet wurde, weil er dieſe Blätter zu leſen vermochte.“

Nicolaus ſah entſetzt auf das Pergament, ſein Grauen überwindend ſchlug er die Blätter um, aber er legte ſie nach wenigen Augenblicken wieder weg, ſein röthliches Antlitz war erblichen und ſeine Augen fuhren angſtvoll umher, während er den durchbohrenden Blick des Richters auf ſich gerichtet fühlte.

„Verſteht ihr, was in dem Buche ſteht?“

„Es iſt die Verkündigung, welche ſie das Evangelium des Marcus nennen, und es iſt in deutſcher Sprache geſchrieben. Dieſe Bücher ſind ein Geheimniß der Unſeligen, welche von den Pfaffen Abtrünnige und Ketzer genannt werden. Ein ſolches Buch leſen, bringt, wie ich fürchte, den Tod.“

„Gilt bei den Schriftkundigen für Wahrheit, was hierin geſchrieben ſteht?“

„Es iſt ein Theil der heiligen Offenbarung.“

„Dann will ich es verſtehen, trotz allen Pfaffen,“ rief der Richter mit ſtarker Stimme, „was mir auch darum geſchehe. Denn ich erkenne, nicht umſonſt wurde das Buch in mein Haus getragen. Vernehmt, Nicolaus, am Tage, wo ich meinen Sohn verlor, forderten mich die Kreuzbrüder zur Hilfe bei einem guten Werke. Einen Landfahrer, der auf der Straße verwundet worden, nahm ich auf und half ihm zur Geneſung. Er war ein Mann, der wegen der Pfaffen aus ſeiner Heimat am Rhein entwichen war, flüchtig zog er gen Oſten, um ſein Haupt unter dem Böhmervolk zu bergen. Das Einzige, was ihm die Räuber gelaſſen hatten, war dieſe hohe Verkündigung. Ich habe manche Nachtſtunde neben ihm geſeſſen und ſeltſame Worte gehört, und ich ſage euch, er, der heimatlos auf Erden umherirrte, war ein frommer Mann, der unſerm himmliſchen Vater unter Thränen diente. Vieles hat er mir geſagt, was hier ungeſprochen bleibt, und große Worte hat er mir zugeraunt von dem Tage, an welchem Himmel und Erde vergehen werden und den Niemand weiß, nicht die Engel, auch nicht der Sohn, ſondern nur der Vater; und dazu andere Worte, die zu ſeiner Zeit der Herr Jeſus in Todesnoth geſprochen hat: Vater, nicht wie ich will, geſchehe, ſondern wie du willſt. — Habt ihr jemals dieſe hohe Rede vernommen?“

„Ich kenne die Worte,“ antwortete der Schüler mit geſträubtem Haar.

„Dieſe Stellen in dem Buche will ich ſelbſt erkennen, damit ich die Wahrheit erſchaue. Dies ſind Worte, die ein treuer Sohn zu ſeinem Vater ſprechen muß, und ſie ſind der Grund eines echten Glaubens; denn ich hoffe, auch im Himmel gilt der Vater mehr als der Sohn, und was uns die Pfaffen von der gleichen Würde des Sohnes vorreden, iſt Trug.“

„Schwer iſt es, Richter, die Verkündigung zu verſtehen, und ich lobe die Beſcheidenheit des Mannes, der in ſo großer Sache der Deutung weiſer Lehrer vertraut.“

„Wer ſind die weiſen Lehrer?“ frug der finſtere Richter. „Sind es die Mönche, welche betteln, oder die andern, welche ſich mit den größten Weinfäſſern im Lande berühmen? Iſt es der Papſt, der unſern Herrn Kaiſer in den Bann gethan hat, während dieſer die Fahrt zum heiligen Grabe bereitet? Die Welt iſt zerrüttet und die Rachſucht tobt, wo Liebe herrſchen ſoll und Erbarmen. Ich aber bin ein Richter und führe Schwert und Strang gegen die Miſſethäter, ich will auch Richter ſein über Recht und Unrecht in dem Glauben, an dem meine eigene Seligkeit hängt. Wenn mir Jemand klagt, dieſer Mann hat Miſſethat geübt, ſo lade ich die Zeugen; jetzt will ich Zeugen rufen in einer Sache, die mir zumeiſt am Herzen liegt.“ Und er legte die Fauſt auf das Pergament.

8.

Bis zu den Meſſern am Grenzſtein.

„Der Kaiſer kommt,“ riefen die Kreuzfahrer einander freudeſtrahlend zu, als ein ſchnelles Ruderſchiff die Nachricht nach Accon gebracht hatte, daß Friedrich mit ſeiner Flotte auf Cypern gelandet ſei. Mit gehobenem Haupt ſchritten die Deutſchen einher, auch die Partei des Papſtes: Lombarden und Provenzalen, Templer und Johannesbrüder vermochten das frohe Gefühl nicht zu unterdrücken, daß jetzt die träge Ruhe zu Ende ſei und eine große Entſcheidung bevorſtehe. Der Kaiſer kam als Gebannter und kam gegen den Willen des Papſtes, der den verſpäteten Kreuzzug vor der geſammten Chriſtenheit als neuen Frevel und Ungehorſam verklagt hatte. Aber daß er dennoch ſein Gelübde erfüllen wollte, und daß er in ſtolzem Muthe wagte, trotz der Verdammung des heiligen Vaters im Dienſt des Erlöſers zu kämpfen, das feſſelte für den Augenblick die Herzen der Menſchen in Bewunderung und hemmte die Bosheit der Unverſöhnlichen. Und als Kunde auf Kunde einlief, daß der gewaltige Herr das ganze Königreich Cypern ohne Schwertſtreich, nur durch die Wucht ſeines Willens und durch blitzſchnelle Ueberraſchung unter ſeine Gewalt gezwungen habe, und daß er ſeine hochfahrenden Gegner gleich Unterworfenen mit ſich führe, da bezwang die Furcht ſelbſt die Unbotmäßigſten; die Fürſten von Antiochien und Tripolis, alle Grafen und Barone des nördlichen Syriens riefen nach ihren Roſſen und beeilten ſich gen Accon hinabzuziehen, um dem Oberherrn der Chriſtenheit zu huldigen. Die Johannesbrüder luden ihre Comthure aus den großen Burgen am Libanon, um dem Kaiſer die Helden ihrer reichen Genoſſenſchaft vorzuſtellen, und ſogar die hochfahrenden und eigenmächtigen Templer beſchloſſen, ſich vorläufig vor der überlegenen Macht zu beugen. Da endlich ſeine Flotte in Sicht kam, ſtrömte Alles nach dem Hafen, die Edlen, die Kreuzfahrer, die Bürger der Stadt, und er ſetzte ſeinen Fuß auf den Boden des gelobten Landes unter einem Jubelgeſchrei, das bis zum Himmel ſtieg. Auch der Patriarch mit ſeinen Biſchöfen ſtand grüßend am Ufer und der Kaiſer beachtete wenig, daß der Stellvertreter des Papſtes ihm, weil er gebannt war, den Friedenskuß verſagte. Sein Antlitz ſtrahlte vor Freude, als er die Führer der Chriſtenheit und einen unzählbaren Schwarm des Volkes vor ſich ſah, wie ſie niederknieten und begeiſtert die Hände zum Himmel hoben, um ihn als Kaiſer und Herrn und als ihren Retter zu begrüßen.

Groß war die Freude der Chriſten, doch noch größer die Beſtürzung der Muhamedaner. Zu ihnen flog die Kunde, daß der große Emperor gekommen ſei, wie ein Wüſtenſturm, der den Horizont mit rothem Dampfe verhüllt, Wolken von heißem Sande aufwühlt und durch ſeinen Athem das Mark der Glieder und das Grün des Bodens verſengt. In jedem Weiler und in jeder Burg der Sarrazenen lauſchten die Leute der Verkündigung, in den Oaſen der Wüſte ſaßen die Haufen der Bedwinen nachdenklich die Bärte ſtreichend, und die wilden Krieger des Libanon, die den Sarrazenen verfeindet waren wie den Chriſten, ſprengten durch die Felsſchluchten und ſchrien die Neuigkeit in die Thäler. Es war nicht das kleine Kreuzheer, welches den eingeborenen Söhnen des Oſtens ſolche Scheu einjagte, ihre Späher hatten oft in die leeren Lagergaſſen der Chriſten geſchaut und auch die Schiffe der kleinen Flotte gezählt, welche der Kaiſer heranführte. Es war der Name des einen Mannes, der die Kühnſten mit banger Sorge erfüllte. Nicht grundlos war die Scheu, mit welcher ſie ihn betrachteten, denn ſie hatten im Guten und Böſen die Gewalt ſeines Weſens erfahren. Er hatte Sicilien den Helden ihres Volkes entriſſen, jeden Widerſtand niedergeſchlagen, alle ſeine Feinde vom Erdboden vertilgt. Sie wußten, daß er erlittene Kränkung nicht vergaß und daß er Untreue zu rächen wußte, ausdauernd, kalt die Stunde erwartend, aber ſicher und erbarmungslos gleich einem Geiſte der Luft, der unſichtbar den tötenden Hauch entſendet. Doch wie er ſie mit Schrecken erfüllte, ſo verſtand er ihnen auch zu gefallen durch vornehmen Stolz, durch ſein prachtvolles Weſen und durch das hochſinnige Vertrauen, welches er den unterworfenen Bekennern des Islams ſchenkte. Denn aus ihnen wählte er die Leibwache, die ihn immer umgab. Mit den Sultanen der Sarrazenen verkehrte er durch Geſandte wie mit ſtammverwandten Fürſten und gern tauſchte er mit ihnen Geſchenke; die arabiſchen Gelehrten und Dichter pilgerten zu ſeinem Hofe, er ſelbſt kannte ihre heilige Sprache und hatte Verſtändniß für die Weisheit und Kunſt des Morgenlandes. Wo er als Herr waltete, hielt er ſtreng darauf, daß die Muhamedaner in ihrem Glauben nicht geſtört wurden, ihre Muezzim riefen in Palermo und Meſſina zum Gebet wie in Kairo und Damaskus und gern verkündeten ihre weiſen Männer, daß er kein Chriſt ſei wie die andern, ſondern eher ein Bekenner des Propheten. Während das Mißtrauen der päpſtlichen Partei jede That ſeines Lebens feindſelig deutete, empfing ihn die Bewunderung der Ungläubigen als einen Mann, der an Stärke und Weisheit Allen überlegen ſei.

„Hier haſt du mich, Meiſter,“ rief Friedrich fröhlich dem Bruder Hermann zu, „denke an den Abend von Otranto, es iſt gekommen, wie ich hoffte.“

„Auch wie ich fürchtete,“ antwortete der Meiſter ernſt.

„Ja,“ ſagte der Kaiſer, „der Alte hat mir Noth genug gemacht; dennoch verſpreche ich dir, ich gehe nicht eher von hier fort, bis ich dich und deine Brüder in Jeruſalem eingeführt habe. Vermögen wir nicht mit dem Blitz zu treffen, ſo wollen wir durch Donner betäuben. Vor Allem will ich deinen Mißgönnern von St. Johann die Herrenfauſt zeigen. Beim Einfahren ſah ich Brüder vom weißen Kreuz in der Mauth lagern, ſie ſollen ſogleich erfahren, daß dieſer Hafen mit ſeinen Einkünften mir gehört. Und wir werden das Geld gebrauchen. — Das Heer muß aus der verdorbenen Luft hinein ins Land."

„Die neue Burg iſt geſchanzt, welche des Kaiſers Heerlager gegen Sultan Elkamil decken ſoll," verſetzte Hermann.

„Du thuſt immer ſtill das Richtige," lobte der Kaiſer. „Wo lagern die Sarrazenen?" Und zur Stelle begann ein eifriger Austauſch von Nachrichten.

Unterdeß ſtand Ivo in der Halle des Königsſchloſſes unter einer glänzenden Verſammlung von Edlen. Als der Kaiſer mit ſeinem Gefolge eintrat, erſcholl wieder donnernder Jubelruf und er dankte mit ſichtlicher Freude. Einer der Herren nach dem andern nahte huldigend, und da auch Meiſter Montague vom Tempel ſein Knie beugte, flog ein Lächeln des Triumphes über das Antlitz des Friedrich und er ließ ihn einen Augenblick knien, bevor er ihn aufhob und küßte. Während er den knienden Ivo erhob und mit einem Kuß ehrte, ſagte er leiſe: „Ihr ſeid einer von den Treuen und hier gedenke ich euch nicht von mir zu laſſen. Denn ihr ſeid erwählt die deutſchen Ritter anzuführen, mit denen ich mich umgeben will. Einſt wart ihr zu ſtolz, die Reiſe mit meinem Golde zu rüſten, jetzt lege ich euch an eine goldene Kette."

Als Ivo in das Gemach des Kaiſers trat, ſich für den neuen Dienſt zu melden, fand er den Herrn im Geſpräch mit einem Edlen, dem ſein ſchwarzes kurzgeſchnittenes Haar und das hagere gefurchte Geſicht das Anſehen eines Italieners gaben. „Kennſt du den Edlen von Ingersleben, Humbert?" frug Friedrich und ſetzte, zu Ivo gewandt, hinzu: „Mein Vetter, der Graf von Meran."

„Ich ſah den Herrn niemals vor dieſem Tage," antwortete der Graf ſtolz.

Der Kaiſer ſetzte ſich und betrachtete mit ſtillem Behagen die beiden Helden, welche ſich förmlich gegen einander neigten. „Vertragt euch unter dem Kreuz als gute Geſellen," rieth er gemüthlich. Als er den Grafen entlaſſen hatte, berührte er mit der Hand die Schulter Ivo's da, wo er einſt die Stickerei eines Tuches gemuſtert hatte, und ſagte auf die Thür deutend vertraulich: „Er iſt ſtill und ſcharf. Mir hat er gute Dienſte geleiſtet, da wir beide jünger waren und ich im Kampf gegen die empörten Sarrazenen Siciliens. Dieſe haben zuweilen erkannt, daß er Feinde nicht ſchont. Ihr wißt vielleicht, daß er durch Heirat meinem Hauſe nahe verbunden iſt; ihn und ſein Gemahl habe ich nach Deutſchland weggegeben, damit der junge König Heinrich, der die Nähe des Vaters entbehren muß, von Angehörigen meines Geſchlechtes berathen ſei. Zu der Kreuzfahrt lud ich den Grafen, weil er mit Sprache und Brauch der Sarrazenen ſo gut bekannt iſt wie Wenige. Könnt ihr nicht ſein Freund ſein, Ivo, ſo ſeht zu, daß er nicht euer Feind wird, denn er iſt ſeinen Gegnern läſtig. — Aber ich habe noch Jemanden, der euch kennen muß." Er ſchlug dreimal an eine tönende Erzſchale. Durch eine Seitenthür trat ein alter Mann herein mit ſcharf geſchnittenen Zügen und forſchenden Augen in langem wallendem Gewande. „Dies iſt mein Lehrer Omar," ſprach der Kaiſer herzlich, „einer von den Weiſen, der die tiefen Geheimniſſe der Zahlen und der Sterne verſteht und der aus den Seelen der Menſchen Geheimes zu leſen weiß. Betrachte dieſen, Omar, und ſuche von ihm die Conſtellation zu erfahren, wenn er ſelbſt die Stunde ſeiner Geburt kennt, denn meine Deutſchen ſind darin ſorglos."

Der Araber ſchaute prüfend auf den jungen Helden, dem dabei gar nicht wohl zu Muthe war, er bat ihn ſeine Hand zu öffnen und ſah lange hinein, frug nach Tag und Stunde, und nickte zufrieden, als Ivo nicht nur das Jahr der Geburt zu ſagen vermochte, ſondern auch, daß er am hohen Pfingſtſonntag geboren ſei, gerade als das Glöcklein zur Mette läutete.

Seit dieſem Tage wurde Ivo von dem Kaiſer mit ſo gütigem Vertrauen behandelt, daß er ſich ſelbſt darüber wunderte und daß der Neid Anderer erwachte. Vielleicht verdankte er die unerwartete Gunſt einem Horoſkop, welches Omar anfertigte, vielleicht einem andern geheimen Bande, welches ihn nach der Meinung des Kaiſers zu treuem Dienſt feſſelte.

Im glänzenden Kriegerſchmuck, mit wehenden Bannern rückte der Theil des Kreuzheeres, welchem der Kaiſer am meiſten vertraute, aus der Nähe des Hafens zwei Tagemärſche in das Land. Am Ufer eines klaren Baches wurden die Gaſſen gezogen, die Zelte geſchlagen; Jeder lebte in ungeduldiger Erwartung des Kampfes, denn drei Sarrazenenkönige zogen mit ihren Heerhaufen heran, und der mächtigſte von ihnen, Elkamil, Sultan von Egypten, welcher die Herrſchaft über Paläſtina an ſich geriſſen hatte, lagerte ſo nahe, daß jeden Tag ein Zuſammenſtoß zu erwarten war. Doch keine Poſaune rief zum Kampf, nur Geſandte der Chriſten und Sarrazenen ritten zwiſchen den beiden Heerlagern.

Unterdeß wurde es nicht leicht, das Heer zu ernähren, am ſchwerſten, den Roſſen das Futter zu ſchaffen, die leichten Reiter der Sarrazenen ſtreiften umher, lauerten hinter Felſen und Sandhügeln und die ausgeſandten Haufen der Chriſten hatten faſt täglich kleine Kämpfe zu beſtehen und kehrten oft vergeblich zurück, gemindert an Zahl und Vertrauen. Einſt erhielt Lutz den Befehl, mit einer Anzahl Knechte nach Lebensmitteln auszureiten. „Ich denke mit gefüllten Karren heimzukommen oder gar nicht,“ ſagte er des Auftrages froh zu Henner. Bei früheren Jagdfahrten war er viel durch das Land geſtreift, auch diesmal wußte er ſeinen Zug auf Umwegen weit hinein zu führen, bis er von der Höhe auf ein Thal blickte, das von einer reichen Quelle bewäſſert, in tiefem Frieden dalag. „Hier hat noch Niemand geſengt, die Häuſer ſind unverſehrt, ich ſehe Kameele und weidende Roſſe.“ Die Reiter wanden ſich durch ein Gehölz vorſichtig in den Grund, wo ihr plötzliches Erſcheinen arge Verwirrung hervorbrachte. Eine kleine Karawane hatte ſorglos am Quell geraſtet, verhüllte Frauen rannten zu den Kameelen und ihre Wächter ſprangen zu den angepflöckten Roſſen. Doch ſie wurden umringt und entwaffnet, bevor ſie zum Widerſtand bereit waren, und Lutz rief ihnen durch den ſyriſchen Dragoman zu: „Werft euch mit den Geſichtern auf den Boden und rührt euch nicht, an euch iſt uns wenig gelegen.“ Die Knechte durchſuchten die Häuſer und öffneten die gemauerten Gruben, in denen das Getreide lag. Während ſie aber haſtig die Karren beluden, kam von der entgegengeſetzten Seite ein anderer Haufe des Kreuzheeres herangejagt mit ähnlicher Abſicht; Lutz erkannte die Mäntel der Johanniter und ritt ihnen entgegen: „Sucht euch andere Gelegenheit, hier ſind wir Wirthe.“

„Wir theilen die Beute,“ rief ein Bruder, „oder beim heiligen Kreuz, ihr ſollt gar nichts erhalten, denn wir ſind die Stärkeren.“

„Wir aber waren die erſten,“ verſetzte der Thüring, „und deshalb füllen wir vor euch.“ Er gab ſeinen Begleitern das Zeichen vorzuſprengen und gebot die Karren zum Schutz des lauernden Haufens an den Seiten aufzufahren. „So halte ich meine Speerbeute in der Wagenburg geſchloſſen,“ rief er, „will einer von euch durchbrechen, ſo erhält er Hiebe.“

Die Brüder ritten ſcheltend und drohend durcheinander, ihr Führer ſchrie zornig herüber: „Hört meinen letzten Vorſchlag, nehmt eure Säcke und macht euch davon, uns aber laßt die Weiber und Kameele.“

„Ihr ſeid gütig,“ ſpottete Lutz. „Ich will euch nicht in Verſuchung bringen, euer Gelübde zu brechen. Wir halten Quell und Thal beſetzt und haben keine Eile abzuziehen, ſeht zu, ob ihr's ſo lange aushaltet als wir,“ und er rief zu den Karren zurück: „Nehmt einen Hammel, ihr Knaben, und bereitet ſäuberlich eine Mahlzeit, denn wir fühlen Hunger.“

„Ihr ſeid ganz nahe an dem Lager der Sarrazenen," mahnte der Bruder, „jeder Augenblick Säumen kann euch die Todespforte öffnen. Ganz unſinnig muß ich euch ſchelten, daß ihr ſo ſorglos lagert."

„Bedrängt euch die Nähe, ſo macht euch fort," antwortete der Thüring, „ich gedachte euch, wenn ihr ruhig harret, von dem gebratenen Hammel anzubieten."

Die Brüder zögerten Gewalt zu brauchen, denn obgleich ihr Gewiſſen ſie nicht gehindert hätte, den Gegner anzufallen, ſo ſcheuten ſie doch das ſtrenge Lagergeſetz.

„Wiſſet, ſtarrköpfiger Deutſcher, daß wir ausgeſchickt ſind, den Haufen zu fangen, welchen ihr zwiſchen den Karren feſthaltet. Es iſt werthvolle Beute, denn die Weiber ſind aus dem Harem des Sultans und uns ward ihre Reiſe verrathen. Wagt ihr ſie zu weigern gegen den Befehl unſeres Feldherrn?"

„Gewiß weigere ich ſie," entgegnete Lutz. „In meiner Heimat iſt nicht Brauch, daß ein Ritter auf den Fang von Weibern ausgeht, ſondern dieſe haben Frieden bei den Fehden der Männer, zumal edle Frauen. Gehören die Verhüllten zum Hofhalt des Sultans, ſo ſollt ihr ſie erſt recht nicht erhalten." Und als er ſo für die fremden Frauen ſprach, fiel ihm der Vorwurf ein, den ſein Lehrer ihm zuweilen machte. „Niemals trifft ſich eine beſſere Gelegenheit, dem Mangel abzuhelfen." Er gebot ſeinen Begleitern: „Fällt die Speere, daß ſie nicht gegen euch vorbrechen," und den Dragoman rufend ritt er zum Haufen der Gefangenen und begann mit höflicher Handbewegung: „Iſt eine Edle unter den Frauen hier, ſo erſuche ich ſie in allen Ehren, daß ſie für mich ein Stück ihres Schleiers abſchneide und mir freiwillig übergebe, damit ich ihr als Ritter dienen kann, denn ich gedenke nicht zu leiden, daß jene ſchreienden Helden euch wegführen."

Eine der Frauen, welche mit verhülltem Geſicht an dem Kameele lag, erhob ſich, riß einen Zipfel ihres Schleiers ab und hielt ihn dem Ritter hin, Lutz erkannte, daß zwei dunkle

Augen ängſtlich auf ihn ſtarrten. Er dankte ehrbar. „Dagegen weihe ich mich eurem Dienſte, habt die Güte, jetzt ein wenig aufzublicken,“ und ſein Roß ſpornend, rief er den Brüdern entgegen: „Wiſſet, ich bin Ritter jener weißen Taube geworden, und wenn ihr etwas gegen ihre Freiheit und Ehre ſinnt, ſo werdet ihr mir einen Speerkampf nicht verſagen. Werft ihr mich, ſo folgt euch die Dame, werfe ich euch, ſo laßt mich die Schweife eurer Roſſe ſo bald als möglich ſehen. Das iſt ehrliche Bedingung.“

Die Langmuth des Johanniters war zu Ende, mit einem lauten Fluch wandte er ſein Pferd zum Anlauf, beide rannten gegen einander, und als die Speere gebrochen waren, zogen ſie die Schwerter und ſchlugen, daß die Helme klangen. Da gab einer der Brüder ein ſchrilles Zeichen, der Johanniter wandte ſein Pferd, und Alle jagten, ſo ſchnell ſie vermochten, von dannen.

„Ich ſehe, was euch den Kampf verleidet,“ rief Lutz, als eine Schaar Sarrazenen in der Entfernung ſichtbar wurde. „Ihrer ſind viele, und wir müſſen auf den Rückzug denken.“ Er berührte den alten Haremswächter mit der Speerſtange. „Ihr Fledermaus, der ihr weder Vogel noch Maus ſeid, nehmt eure Damen unverſehrt in Empfang,“ und ſich zu der Verhüllten wendend, welche dem Kampf vom Rücken des Kameels zugeſehen hatte: „ihr ſeid frei, Herrin, erweiſt auch mir die Gunſt, Jenen dort Stillſtand zu gebieten, während ich meine Karren abwärts führe. Lebt wohl, ich fürchte, daß ich euch niemals wiederſehe und mein Lebelang die Sehnſucht nach euch herumtrage.“

Die Frau ſprach einige arabiſche Worte zu dem Alten, welcher den Sarrazenen entgegenritt. Lutz aber gebot noch ſchnell auf die Karren zu werfen und über die Sättel zu hängen, was erreichbar war, deckte die abfahrende Ladung und gelangte glücklich an das Lager, ohne von den Feinden verfolgt zu werden.

Als er durch Ivo und Henner eingeholt den Zelten nahte, begegnete den Thüringen der Kaiſer. Ivo berichtete zur Stelle den Ritterdienſt ſeines Mannes und wies auf den Schleier. Da dem Kaiſer die gute Behandlung des Harems ſehr willkommen war, ſo lachte er und redete das Gefolge an, was er ſonſt ſelten that: „Erkanntet ihr ein wenig, Herr, wie eure Dame ausſieht?“

„Ich ſah nur zwei Augen wie die einer Eule,“ verſetzte Lutz ehrlich, „und zwei trippelnde Füße. Wenn ſie unter der Dorflinde im Reigen ſpränge, würde ſie Mühe haben, ſich neben unſeren ſtolzen Mägden zu behaupten.“

Henner wurde traurig über die ungefüge Antwort. Der Kaiſer bemerkte die ſtrenge Miene des langen Ritters und frug ergötzt: „Wie behagt es meinen Thüringen im gelobten Lande?“

„Da dies ein heiliges Land iſt,“ antwortete der Marſchalk ehrerbietig, „ſo darf ein billig denkender Mann nicht zu viel weltliche Ergötzlichkeit erwarten. Dennoch iſt es ein jämmerlicher Gedanke, daß zwei würdige Heilige wie die Jungfrau Maria und Joſeph in ihrem Leben hier ſoviel Herzeleid erduldeten. Sicher wäre ihnen auf Erden Manches beſſer gediehen, wenn ſie aus dieſer dürren Gegend fröhlich nach Deutſchland ausgewandert wären, ſie hätten dort größere Courtoiſie gefunden, und dazu mehr Redlichkeit.“

„Ihr vergeßt, Marſchalk,“ mahnte der Kaiſer, „daß in dieſem Fall die Kreuzigung und die Erlöſung ausgeblieben wären, und wir müßten alle mit einander zur ſchwarzen Hölle fahren. Obwohl es auch in Deutſchland an Pfaffen nicht gefehlt hätte, denen die Heiligen verdächtig geworden wären. Denn auch deutſche Prieſter ſind begierig Holz zum Scheiterhaufen zu ſchichten.“

Als die Lagergenoſſen verwundert den goldgeſtickten Schleier muſterten, erklärte Lutz zufrieden: „Die Herrin iſt bräunlich und ſitzt in einem Harem, ich hoffe, das wird meinem Berchtel um ſo lieber ſein.“

Aber er wurde noch an das Abenteuer erinnert. Denn als kurz darauf ein Geſandter der Sarrazenen in das Lager kam, öffnete der Dragoman des Kaiſers die Thür ſeiner Hütte und führte einen nubiſchen Knaben herein, welcher vor dem jungen Ritter niederkniete und einen Selam ſprach, zuerſt arabiſch, dann ziemlich verſtändlich in der Sprache der Lateiner: daß die Herrin des Schleiers dies ihrem Ritter als Dank ſende, worauf er ſich ſelbſt und einen zierlichen Kaſten vor die Füße des Thürings ſetzte.

„Der Knabe iſt aus der lateiniſchen Schule des Sultans Elkamil," erklärte der Dragoman, „wie ich ſelbſt aus der arabiſchen zu Meſſina; er iſt zum Erklärer erzogen, und vermag euch und dem Herrn wohl zu dienen."

Lutz ſah die Sendung bedenklich an. „Oeffne den Kaſten." Als er eingemachte Datteln darin fand, ſchob er ihn dem Sklaven hin: „Iß von dieſen Pflaumen, ſo lange ſie reichen, denn weiter habe ich dir nichts anzubieten;" er ſelbſt ergriff eine Bürſte und rieb ihm damit kräftig die Haut. „Lange begehrte ich dieſe Probe zu machen. Die Schwärze geht über alle Schornſteinfegerei, ſie iſt untilgbar und dies iſt das rechte Rabenkind und ganz ſicher ein Heide und Höllenſohn."

Verlegen brachte er den Knaben ſeinem Herrn. Der Schwarze erwies ſich anſtellig und empfänglich für die Freundlichkeit, mit welcher ihn die neuen Herren behandelten, er wurde bald der verzogene Liebling der Hütten und Ivo vertrieb manche müßige Stunde damit, den jungen Ali Reiterdienſt zu lehren und ſich arabiſche Worte vorſagen zu laſſen.

Die gehobene Stimmung, in welcher die Kreuzfahrer den Kaiſer begrüßt hatten, ſollte nicht dauern. Friedrich hatte einen großen Kriegsrath nach Accon berufen und ritt frohen Muthes hinab. Es war eine erlauchte Verſammlung: der Patriarch und die Biſchöfe des gelobten Landes, die Meiſter der drei Orden, die Edlen des Kreuzheers und der chriſtlichen

Beſitzungen in Syrien. Als der Kaiſer die Verhandlung über den Feldzug eröffnen wollte, erhob ſich der Patriarch und meldete eine Botſchaft des heiligen Vaters, welche an die Verſammlung gerichtet ſei. Zwei Franziskaner traten ein und überreichten kniend das Schreiben des Papſtes. Feierlich begann er zu leſen, daß der Statthalter Chriſti den Geiſtlichen und Laien des Kreuzheeres verbiete, dem eidbrüchigen und gebannten Kaiſer, dem nach ſeinem erſten Ungehorſam die Pilgerreiſe verſagt worden, und der in ungehorſamem Trotz dennoch gefahren ſei, irgend welchen Gehorſam zu leiſten. Damit aber das verſammelte Kreuzheer nicht führerlos werde, beſtelle der heilige Vater ſelbſt zu Feldherren des Heeres für die Abendländer Hermann von Salza, für die Morgenländer zwei andere edle Barone. Als die Vorleſung beendet war, herrſchte Totenſtille im Saale, und Ivo, der hinter dem Stuhl des Kaiſers ſtand und geſehen hatte, daß dieſer wie im Krampf die Lehne des Thronſeſſels packte, war erſtaunt, als er mit ruhiger Stimme begann: „Der heilige Vater iſt trotz ſeiner hohen Jahre eifrig für das Wohl der Chriſtenheit beſorgt. Mir möge die erlauchte Verſammlung nicht verdenken, wenn ich den Eifer ſeiner Mahnung für allzu groß halte, nicht meinetwegen, denn als ein treuer Sohn weiß ich mich auch, wenn er zürnt, ſeinem Willen zu fügen; wohl aber ſorge ich um die begonnene Kreuzfahrt und unſer Aller Ehre. Denn das Heer iſt klein und jeder Zwieſpalt in demſelben nimmt die Hoffnung auf Sieg. Erachten die hochwürdigen Väter der Kirche und meine Edlen für heilſam, dem Wunſche des Papſtes zu gehorchen, ſo werde ich nicht widerſtehen; aber ich werde als Streiter Chriſti und weltlicher Oberherr dieſer Länder mit dem Heere ziehen, ſelbſt gegen den Willen des heiligen Vaters, denn dies iſt mein Recht als Kaiſer und König, als Ritter und als Chriſt.“

Da erhob ſich unter den Deutſchen ein Summen des Beifalls und auch die Welſchen waren durch die Nachgiebigkeit des Kaiſers freundlich geſtimmt. Doch Peter von Montague zerriß die Verſöhnung, welche ſich anknüpfte, indem er hochfahrend begann: „Die Brüder vom Tempel ſind nur dem Gericht und der Oberhoheit des Papſtes unterthan und vermögen nicht im Rath zu ſitzen und nicht in einem Lager zu dienen mit einem weltlichen Fürſten, den unſer Oberherr gebannt hat. Wir verſagen uns ſeinem Befehle wie der Theilnahme an ſeinen Verhandlungen mit den Feinden, und wir ſchlagen unſere Zelte geſondert von den ſeinen auf.“ Daſſelbe erklärte Bernard der Johanniter, die Geiſtlichen und die meiſten Laien des Morgenlandes. Heftig eiferten die Parteien gegen einander, während der Kaiſer, ohne ein Wort in den Streit der Meinungen zu werfen, auf ſeinem Stuhle ſaß; mit Mühe vermochte zuletzt Hermann von Salza durchzuſetzen, daß die Herren, welchen der Papſt den Oberbefehl überwieſen hatte, von der Verſammlung als Feldherren ausgerufen wurden.

Schweigend ritt der Kaiſer in das Lager zurück. Aber als er mit wenigen Getreuen in ſein Zelt trat, ſagte er heiter: „Lange Jahre ſpiele ich mit dem Alten von den ſieben Hügeln das Königſpiel, welches ſie Schach nennen, und ich habe Manches von ihm gelernt; jetzt hat der hitzige Spieler einen falſchen Zug mit ſeinem Elephanten Gerold gethan, er ſoll mich nicht verleiten, in den gleichen Fehler zu fallen. Du, Humbert, haſt von je gute Freundſchaft mit Templern und Johannitern gehalten, bewahre die Vertraulichkeit, ſo ſehr du kannſt, damit wir zu rechter Zeit erfahren, was ſie in ihrem Lager erſinnen.“

Ivo wollte das Zelt mit den anderen Herren des Gefolges verlaſſen, da hielt ihn der Kaiſer durch ein Zeichen zurück und als ſie allein waren, ſagte er herzlich: „Bleibe noch, mir iſt heut einſam zu Muth, erzähle mir, was du willſt, am liebſten Fröhliches.“ Er reichte ihm die Hand und als Ivo ſich gerührt darüber beugte, preßte er ihm heftig die Finger zuſammen. „Und du weißt nicht einmal das Aergſte, denn während ich hier mit Chriſten und Heiden ſtreite, rüſtet der fromme Vater der Chriſtenheit daheim ein Heer, um mich aus meinem Erblande zu verjagen. Dennoch hoffe ich, daß ich diesmal ſein Meiſter bleibe.“ Und er ſaß im nächſten Augenblick mit Königsmiene auf ſeinem Stuhl, ließ ſich von der Jagd im Bergwalde Thüringens erzählen und belehrte Ivo über die Vorzüge der norwegiſchen Schneefalken.

Unterdeß erhob ſich in den Zeltgaſſen Lärm und Getümmel, die Krieger eilten auf den Erdwall, welcher das Lager umgab, ſtarrten in die Ferne und riefen einander heftig zu, während ausgeſtellte Wachen auf ſchäumenden Roſſen vor das Zelt des Kaiſers jagten. Als dieſer heraustrat, empfing er von den Aufgeregten die Nachricht, daß ein fremder Krieger ſich einen Ritter aus dem Chriſtenheer zum Zweikampf fordere. Geringſchätzig ſagte Friedrich: „Ich denke, er wird nicht vergeblich ſchreien, die Helden in unſerem Heere haben ſo lange über unſern Müſſiggang geklagt, daß ſie in einen Baumſtamm hacken würden, dem man einen Turban aufſetzt,“ und zu dem ſarrazeniſchen Leibwächter gewandt frug er: „Kennſt du deinen Glaubensgenoſſen? Wer iſt der brüllende Wüſtenlöwe?“

Mit einer Geberde des Abſcheues antwortete der Mann: „Kein Bekenner des Propheten, Herr; ſie ſagen, daß es Haſſan der Ismaelit iſt, einer von den Verfluchten, welche dem Scheikh in den Bergen dienen.“

„Wie?“ frug der Kaiſer neugierig, „ſenden auch die Aſſaſſinen des Libanon ihre Helden gegen uns herab? Ich rathe, ihr Herren, daß wir den Unhold betrachten.“ Er ritt mit ſeinem Gefolge aus dem Thor; auf der Höhe vor ihnen ragte im Sonnenlicht ein Reiter, Mann und Roß in hellglänzendes Metall gehüllt, über der Stahlkappe trug der Fremde eine ſpitzige rothe Mütze und über der Rüſtung einen ſchneeweißen Ueberwurf. Hinter ihm hielt ein kleiner Trupp ſeiner Genoſſen in ähnlichem Kriegsſchmuck, näher am Lager ſchrie ein Syrer in der Sprache der Morgenländer und Lateiner die Ausforderung gegen das Chriſtenheer und zwei Reiter mit

Pauken und langen Poſaunen begleiteten die Verkündigung durch mißtönenden Lärm. Die Kreuzfahrer drängten ſich mit zornigen Geſichtern um das Gefolge des Kaiſers, und der Herzog von Limburg meldete: „Derſelbe Fremdling war geſtern vor Accon bei den Zelten der Johanniter, er hat einen der Bruderſchaft geworfen und erlegt und iſt darauf ſchnell wie ein fallender Stern in der Ferne verſchwunden.“

„Vieles haben wir im Abendlande von den unholden Bräuchen der Rothmützen vernommen und von der Dreiſtigkeit, mit welcher ſie das Meſſer führen,“ verſetzte der Kaiſer, „ich merke an den beſtürzten Mienen, daß ſie auch von meinen Helden mit Scheu betrachtet werden.“

„Ihr Meſſer hat den Grafen Bohemund von Tripolis getötet,“ rief einer der Edlen, und ein Anderer: „Zwei Comthure von St. Johannes und ein Meiſter der Templer ſind durch ſie gemordet.“

„Es iſt eine Bruderſchaft ehrloſer Schufte,“ erklärte der Graf von Meran, „die Meuchler, welche ſie gegen ihre Feinde ausſenden, ſchleichen durch jede Thür und dringen durch jeden Ring der Leibwache. Auch die Sultane des Islams hegen in ihrem Harem Angſt vor ihnen und kaufen ſich durch Jahrgeſchenke los von der täglichen Sorge um heimlichen Mord.“

„Dann ſind dieſe Heiden in der Kunſt des Meſſers beſſer erfahren, als deine Welſchen, Humbert, denen es an gutem Willen auch nicht fehlt,“ verſetzte der Kaiſer ungerührt.

„Die Templer haben ihren Brüder verboten,“ fuhr der Graf fort, „gegen das Ungethüm dort zu kämpfen, weil ſie demſelben ritterliche Ehre nicht zugeſtehen. Sie allein unter allen Anwohnern des Libanons werden von den Mördern gefürchtet, denn ſie haben ihnen Land abgenommen und die Burg Safitah darauf erbaut.“

„Wir haben zuweilen die Redlichkeit kennen gelernt, mit welcher die Templer ihre Gegner in Worten und Werken behandeln,“ ſagte Friedrich verächtlich; „und es gibt ein Sprichwort, daß auch der üble Teufel nicht ſo ſchwarz iſt, als die Leute ihn ſchildern. Jener dort kommt doch nicht mit dem Meſſer, ſondern mit dem Speere und fordert ritterlich zum Kampfe, ich denke, wenn er einen Johanniter geworfen hat, werden meine Deutſchen ihm den Gegengruß nicht ſchuldig bleiben." Er ſah im Kreiſe umher, eine Zahl Edler ſprengte aus dem Haufen, des Kaiſers Blick haftete auf Ivo. „Reitet hinaus, Herr, und faßt mir dieſen Uhu, gegen welchen alle meine Raubvögel die Federn ſträuben."

Ivo winkte ſeinem Marſchalk und eilte ſich zu waffnen, während Henner mit dem Dragoman und einem Rufer in das Feld ritt. Das ganze Heer ſammelte ſich zu dem bevorſtehenden Streite, auch der Kaiſer hielt erwartungsvoll auf der Stelle; der Fremde aber ſprengte, als der gebotene Kampf angenommen war, von der Höhe herab und tummelte ſtolz ſein Roß, den Anritt des Gegners erwartend. Als Ivo im Harniſch aus dem Lager kam, laut begrüßt von den Kreuzfahrern, begann Henner, der den Ismaeliten ſeither nicht aus den Augen gelaſſen hatte, vertraulich: „Er iſt ein kräftiger Geſell, und im Schwertkampf wird er euch Noth machen. Aber er iſt noch jung und verſteht ſeine Kunſt nicht zu bergen, immer wieder wirft er ſein Pferd zur rechten und gleich darauf zur linken Hand, um dann ein Stück in Rabbia geradeaus zu ſprengen. Er will das Thier an ſeine Kunſt mahnen. Kommt ihr ihm im Anritt nahe, ſo wird er das Pferd umlenken, das gerade Rennen vermeiden und euch wie ein Blitz à travers anfallen. Solche Künſte ſind auf unſerer Rennbahn auch bekannt, nur daß ſein Thier mehr einem Aale gleicht als einem Pferde. Seht, Herr, wie ein Wunder ſchwingt es ſich. Wenn ihr im rechten Augenblick zum Gegenſtoß dreht und euer Fuchs nicht verſagt, ſo mögt ihr ihn wohl überrennen."

„Ihr rathet gut," verſetzte Ivo eifrig, „laßt blaſen, ich bin bereit."

Die Kämpfer ritten auf den Platz, Ivo grüßte die Lanze neigend, der Ismaelit antwortete in derſelben Weiſe. Der Fremde wandte ſich nach Norden und Ivo nach der Gegend, wo Jeruſalem lag, während Beide ihr Gebet ſprachen. Dann klangen hell die Fanfaren und Beide rannten gegen einander; unterdeß hielt der Marſchall die Hand auf ſein klopfendes Herz. Aber der lautloſen Stille im Chriſtenheere folgte helles Siegesgeſchrei, denn dem gefährlichen Anfall auf die ungedeckte Seite begegnete Ivo durch ſchnelle Wendung im Laufe, ſein Speer zerbrach am Metallſchild des Andern, aber die Wucht des ſchweren Reiters und ſeines mächtigen Pferdes warf wie der Stoß eines Sturmbocks den Gegner und ſein ſchwächeres Roß zu Boden. Der Ismaelit lag von dem Roſſe geklemmt, der Helm war ihm abgeſprungen und aus ſeinem jugendlichen Geſicht ſtarrten die dunklen Augen auf Ivo, den Todesſtoß erwartend. Dieſer war zu Boden getaucht und hielt die Schwertſpitze über den Hals des Gegners, welcher kein Zeichen gab, daß er Schonung begehre. „Gut geritten, Ivo,“ rief der Kaiſer herzureitend, „ſchenke mir ſein Leben, wenn er es ſelbſt nicht begehrt. Löſt ihn vom Roſſe, entwaffnet ihn und ſchafft ihn zu unſeren Zelten, mein arabiſcher Arzt ſoll nach ſeinen Schäden ſehen. Ich bin dir dankbar, Ivo, daß du dieſen Scheucher für meinen Vogelherd eingefangen haſt.“

Die Begleiter des Fremden waren während des Kampfes näher geritten, ſie ſtießen nach dem Fall ihres Gefährten einen gellenden Klageſchrei aus und verſchwanden hinter den Hügeln. Der Geworfene, welcher ſchwer am Bein beſchädigt war, wurde auf einer Trage zu den Hütten geſchafft, welche das kaiſerliche Zelt umgaben, und Friedrich trug dem Sieger die Sorge und Wache über den Kranken auf.

Als Ivo mit einem Dragoman an das Lager des Ismaeliten Haſſan trat, begegnete ſeinen forſchenden Augen ein wilder Blick voll geheimer Seelenqual, aber ſeinem gehaltenen Gruß antwortete der Fremde in gleicher Würde, indem er mit der Hand an Bruſt und Haupt rührte. Der Wächter meldete:

„Er hat ſich geweigert Nahrung zu nehmen und hat auch den Trank zurückgewieſen, den der Arzt bereitet hat." Da ſagte Ivo: „Während du als Gefangener des Kaiſers unter uns weilſt, habe ich die Pflicht, für deine Sicherheit und für dein Wohl zu wachen. Ich bitte dich erſchwere mir nicht mein Amt."

Der Fremde antwortete finſter: „Habt ihr mein Leben bewahrt, um ein Unterpfand zu erhalten, durch welches ihr meinen Stamm demüthigen könnt, ſo iſt eure Hoffnung vergeblich. Sind mir auch die Waffen genommen, ich weiß auf dem Lager die Löſung zu finden, die mir dein Schwert verſagt hat." Er legte ſich zurück und wandte ſein Haupt ab.

„Du ſprichſt, wie einem Tapfern gebührt," verſetzte Ivo erfreut über den Stolz des Anderen, „doch du kennſt unſere Sitte nicht. Wer im ritterlichen Kampf Gefangener des Kaiſers wird, dem muthet dieſer nichts zu, was für einen Helden ſchmachvoll wäre. Unterdeß rathe ich dir, für deine Geneſung zu ſorgen, denn gerade ſo wie jetzt, biſt du auch ſpäter Herr deines Schickſals, wenn dir das Leben verleidet wird."

„Wenig liegt an dem Leben eines Beſiegten," rief der Ismaelit.

„Du haſt dich unſerm Kampfbrauche gefügt und mein Roß ſtärker gefunden als das deine, hätten wir den Kampf ausgefochten in der Weiſe deines Volkes, ſo würdeſt vielleicht du der Sieger ſein," tröſtete Ivo. „Darum verzweifle nicht, ſondern denke muthig auf neuen Streit. Bringt ihm Trank und Koſt, damit ich's ihm anbiete." Ivo aß ein wenig von der Speiſe und ſetzte den Trank an die Lippen. „Nimm," lud er freundlich ein, „und laß dir die Heilung gefallen. Beide ſind wir jung und haben in unſerem Leben noch Ruhm und gutes Glück zu hoffen."

Der Fremde empfing den Becher aus der Hand ſeines Wirthes und ſah ihn mit dankbarem Blicke an.

Einige Tage darauf ſprach Ivo am Lager des Ismaeliten: „Bei uns iſt Sitte, daß ein gefangener Held ſich durch hohen

Eid verpflichtet, während der Haft nichts gegen das Wohl ſeiner Wirthe zu thun und nicht durch Flucht zu entweichen. Gern würde ich dir deine Gefangenſchaft erleichtern, wenn ich wüßte, ob dich ein Eid bindet und wie dieſer Eid lautet. Doch zürne mir nicht, wenn ich dir auch ſage, daß Viele unter uns den Männern deines Volkes nicht vertrauen, weil ihr fremde und unehrliche Bräuche übt und heimliche Todesboten gegen eure Feinde ſendet."

Der Ismaelit ſah finſter vor ſich nieder. „Ich bin ein Krieger und gehöre nicht zu der kleinen Zahl der Geweihten, denn nur dieſe dienen unſerm Scheikh mit dem Meſſer. Wiſſe, Franke, verſchieden ſind die Pflichten des Lebens unter uns, gerade ſo wie bei euch. Stehen wir auch alle als Schwurgenoſſen zu einander, ſo folgt doch Jeder dem Geſetz, welches ſeinem Berufe gegeben ward. Sieben ſind der Stufen zu dem höchſten Amt, auch bei uns arbeitet der Landbauer ſorglos auf ſeinem Acker, der Edle bewahrt ſeine Ehre, die Weiſen hüten die Gedanken des Volkes und unſer Vater, der Scheikh, ſorgt als ein Heiliger über Alle. Die Krieger und Weiſen geben ihm Rath, wenn er ihn verlangt, ſie ſprechen Recht in den Thälern und kämpfen mit den Feinden. Nur was gegen die Fremden geſchehen muß zur Ehre des Glaubens und der ganzen Bruderſchaft, darüber waltet der Scheikh allein, denn dazu iſt er von Gott begnadet und ſein Ausſpruch, an dem wir nicht deuten, iſt unfehlbar."

„Wie mögt ihr euch, wenn ihr Männer ſeid, ſolcher Herrſchaft eines Mannes fügen, der eure Seelen und Gedanken führt, wie der Hirt die Schafherde."

„Auch ihr gehorcht, wie wir vernehmen, einem Scheikh, den ihr den heiligen Vater nennt, er öffnet und ſchließt euch die Thore des Chriſtenhimmels, und auch ihr dient ihm willenlos auf den Knien."

Erzürnt rief Ivo: „Wage nicht, eure teufliſche Lehre mit dem milden Geſetz der Chriſtenheit zu vergleichen. Unſer

Glaube iſt durch heilige Verkündigung feſtgeſetzt und alle unſere Biſchöfe und frommen Väter haben darüber zu wachen, daß er rein bewahrt werde. Unſer heiliger Vater iſt nur der erſte unter ihnen, und wir dienen ihm, ſoweit er weiſe und redlich iſt. Mehr als einem Papſt haben Geiſtliche und Laien widerſtanden und er wurde herabgeworfen von ſeinem Stuhl, weil er unwürdig war.“

Der Fremde legte ſich ohne zu antworten auf ſein Lager zurück.

Als Ivo dem Kaiſer die Unterredung berichtete, ſprach dieſer: „Zeige ihm Vertrauen, ich wette, es iſt mehr Redlichkeit in dieſem Heiden, als in manchem Chriſten.“ Und auf Ivos ehrerbietige Mahnung, daß die Sicherheit des Kaiſers Vorſicht gebiete, verſetzte er gleichgiltig: „Wiſſe, du ſorgſamer Deutſcher, wenn Meſſer und Gift eines Meuchlers den Kaiſer zu erreichen vermöchten, ſo wäre er längſt aller irdiſchen Sorge enthoben. Oft war ich begierig, das Geheimniß zu erkunden, welches die Bruderſchaft vom Meſſer verbindet, denn ihr Scheikh, wie er auch ſei, hat doch etwas Großes bewirkt, ſein ganzes Volk gehorcht ihm bis zum Tode. Wären ſie die Böſewichter, wozu ihre Nachbarn ſie gern machen, ſo hätten ſie ſich längſt unter einander gleich Ratten vertilgt. Biſt du des Helden Haſſan beſſer verſichert, ſo will ich ihn ſelbſt ausfragen. Denn er gilt in ſeinem Volke für einen großen Mann und er iſt, wie die Templer behaupten, ein Schweſterſohn und Liebling des Scheikhs.“

Friedrich widerſtand der Verſuchung nicht lange; eines Abends trat er verhüllt in die Hütte, redete den Ismaeliten in arabiſcher Sprache an und als er nach langer Unterredung ſchied, ſagte er befriedigt zu Ivo: „Sie haben verrückte Bräuche und ihre Meſſer ſind in Wahrheit unhöflich. Die Scheikhs haben für ſie einen eigenen Glauben gemacht, indem ſie vorgeben, daß die göttliche Offenbarung von Moſes zu Chriſtus gekommen ſei, von dieſem zu Muhammed und daß ſie jetzt auf's Neue verkündet werde von ihnen ſelbſt. Dennoch ſind ſie nicht ganz Teufelskinder. Dein Gefangener frug ganz verſtändig nach dem Geſetz der Chriſten. Ich habe ihm ſeine Freiheit angekündigt, und ſobald er geneſen iſt, mag er zu ſeinen Bergen ziehen. Vielleicht gelingt es uns, dieſe Wilden an beſſere Sitte zu gewöhnen.“

Trotz dem Vertrauen des Kaiſers bewachte Ivo doch ſorgſam die Hütte des Fremden, denn ihm kam vor, als ob dieſer geheimen Verkehr unterhalte, und die Wachen mußten einigemal fremdartige Geſtalten verſcheuchen, welche ſich in die Nähe drängten. Aber der Argwohn gegen den Ismaeliten ſchwand in größerer Sorge. Eine Geſandtſchaft des Sultans Elkamil war in das Lager gekommen, und als Ivo bei dem Kaiſer eintrat, fand er dieſen in einer zornigen Aufregung, welcher der kluge Fürſt ſelten unterlag. „Weißt du, was der Bote des Sultans mir zugetragen hat? Daß die Treue von den Chriſten gewichen und zu den Heiden gezogen iſt, ich ſtehe hier von meinen Mitchriſten preisgegeben und verrathen und ich verdanke nur dem Hochſinn eines Sarrazenen, daß ich nicht ein Gefangener bin. Zwei Briefe ſendet der höfliche Sultan, welche Chriſten an ihn geſchrieben haben, der eine iſt von dem heiligen Vater ſelbſt, welcher den Sultan warnt, mit mir zu verhandeln, denn ich ſei gebannt und alle Verträge, die ich ſchließe, ſeien nichtig; der andere Brief des Schurken Montague verräth dem Heiden gar die Stunde, in der wir täglich mit kleinem Gefolge in das nahe Thal reiten, um dort zu baden, damit der Sultan uns durch ſeine Reiter ergreife. Wie gefällt dir, du deutſcher Sänger, die neue Weiſe, in welcher meine Feinde den Sarrazenen ins Ohr ſingen? Und wer hat den Templern zugetragen, daß wir im Bade zu faſſen ſind?“

„Gebt uns Deutſchen die Erlaubniß,“ rief der empörte Ivo, „den Böſewicht Montague zu greifen, und wir reißen ihn mitten aus ſeiner Bruderſchaft, und führen ihn gebunden an die Sättel unſerer Pferde in dies Lager und vor euer Gericht.“

„Ich weiß, daß ihr Thüringe behende ſeid, widerwärtige

Leute an eure Sättel zu binden," antwortete der Kaiſer ein wenig beſänftigt durch den Zorn des Getreuen. „Aber ſolange du mir dieſen Ritterdienſt nicht gegen alle Feinde erweiſen kannſt, danke ich dir dafür; denn er würde das Uebel nur ärger machen und uns ſchnell aus dem heiligen Lande hinaustreiben. Anderes gebietet dem Kaiſer ſein Amt. Willſt du wiſſen, was?" Er nahm zwei Briefe von der Tafel, warf ſie in einen Kaſten und ſchlug den Kaſten zu. „Schweigen und ſtillhalten, bis der Tag der Rache kommt. Unterdeß ſind dieſe Briefe für mich nicht geſchrieben, und auch du vergiß, daß du von ihnen gehört haſt."

Der Kämmerer trat ein. „Zürnt nicht, wenn ich Richtiges melde. Zwei Fremdlinge, die mehr bartloſen Knaben als Männern gleichen, erflehen Zutritt. Sie tragen ſich wie ſyriſche Landleute, doch ſprechen ſie nur arabiſch, und auch davon kam wenig über ihre Zunge."

„Frage ſelbſt, was ſie begehren," befahl Friedrich abweiſend.

„Nur dem großen Emperor dürften ſie den Auftrag ſagen."

„Dann kommen ſie wegen geraubter Frauen oder Hammel. Der Sarrazene Abdallah ſoll mit ihnen reden."

Aber im nächſten Augenblick trat der gerufene Leibwächter ein, entſetzt, als hätte er einen Geiſt geſehen. „Sie kommen vom Scheikh aus den Bergen, es ſind verkleidete Fedavie mit den Meſſern. Geſtatte, daß wir ſie niederhauen, bevor ſie ſtechen."

„Ich bin dem Alten dankbar, daß er gleich zwei ſeiner Wespen an uns verſchwendet," ſagte Friedrich betroffen. „Thorheit," unterbrach er ſich ſelbſt. „Ich habe ihm nie etwas zu Leide gethan. Ladet den Helden Haſſan zu mir, doch geleitet ihn durch den anderen Eingang; alsdann führt die Boten herein, ich will ſie ſelbſt ſehen."

Als Haſſan waffenlos, mit tiefer Verneigung eintrat, hob der Kaiſer ein reichgeſchmücktes Krummſchwert, wie es die Morgenländer zu führen pflegten, aus den aufgeſtellten Rüſtungen und reichte daſſelbe dem Ismaeliten. „Ich empfange Boten deines Scheikhs, ſie ſollen dich als freien Mann unter uns erkennen, nimm die Waffe und ſtelle dich neben mich.“

Ivo warf einen flehenden Blick auf den Kaiſer und beugte das Knie. „Gut,“ nickte Friedrich, „ich halte mich ſeitwärts, du magſt an meiner Statt in die Mitte treten; ihr Wachen lüſtet die Klingen und bringt ſie her.“

Zwei unanſehnliche Geſtalten mit fahlen verlebten Geſichtern und glanzloſen Augen traten herein, warfen ſich am Eingang zur Erde und ſchlugen mit dem Haupt auf den Teppich, dann griff der Eine in das Gewand, brachte einen Brief, der mit goldener Schnur umwunden war, hielt ihn an Herz und Haupt und legte ihn ehrfurchtsvoll in Ivos Hand. Dieſer überreichte den Brief dem Kaiſer. „Der Alte führt ein Siegel wie andere große Herren,“ murmelte Friedrich neugierig, „und ſogar ſein Wappenzeichen, das Meſſer.“ Er las, ihm entſchlüpfte ein Ausruf des Erſtaunens, und er gab den Brief an Haſſan. „Lies, Held, und ſage mir, ob Alles ehrlich gemeint iſt, was in dieſen Zeilen ſteht.“

Der Ismaelit rührte mit der Hand an ſeinen Hals und verſetzte ſtolz: „Mein Haupt ſei dir Unterpfand, verächtlich iſt die Lüge in den Bergen, auch unſere Feinde haben nie an der Wahrheit unſerer Rede gezweifelt.“

Der Kaiſer blickte ihm ſcharf in die Augen. „Ich vertraue dir. Wiſſe, Ivo,“ begann er gutgelaunt in deutſcher Sprache, die Keiner der Anweſenden verſtand: „Dieſer Tag bringt vieles Unerwartete; nicht nur der Sultan, auch der Scheikh aus den Bergen erweiſt ſich als ein wohlgefälliger Nachbar. Er dankt ganz höflich für die gute Behandlung ſeines Neffen Haſſan, ſchreibt Ehrenvolles über die Hochherzigkeit, die ich dieſem bewieſen habe, und bittet mich, einen Weiſen zu ſenden, der mit ihm und ſeinen Gelehrten über den Glauben der Chriſten verhandeln könne. — Er weiß nicht, daß ich gebannt bin, und daß ich nicht ſogleich einen frommen Vater auftreibe, der in arabiſcher Sprache zu ſtreiten vermag. — Zuletzt beweiſt er ſeine Achtung vor unſerem Chriſtenthum dadurch, daß er mir dieſe hier zum Geſchenk ſendet.“ Er wies auf die beiden Boten, welche am Eingange des Zeltes kauerten mit geſenkten Häuptern und ſtieren Augen gleich Stumpfſinnigen. Ivo ſah in Widerwillen auf die Geſandten. „Was ſollen eurer Majeſtät dieſe kraftloſen Männer?“

„Auch der Alte wird ſchwerlich auf ihre Stattlichkeit ſtolz ſein, aber er hält ſie für nützlich. Zwei Seelen ſeiner Geweihten ſchenkt er mir und zwei Meſſer, damit ich ſie, wie der wilde Heide ſchreibt, gegen meine Feinde gebrauche. Denn wiſſe, ſo kläglich ſie ausſehen, ſie ſind begeiſtert in ihrem Glauben, kein Hinderniß und keine Gefahr hemmt, wie er behauptet, den Todesgruß, welchen ſie tragen, und keine Marter lockt ihnen ein Geſtändniß ab. Wunderlich iſt eine Macht, welche ſo über das Leben Anderer verfügt, ſchneidende Werkzeuge ſind dieſe Knaben in der Hand ihres Herrn, und dieſer Herr ſoll fortan ich ſein.“

„Mein Kaiſer aber wird dem Geber die fluchwürdige Gabe zurückſenden,“ bat Ivo.

„Du biſt ſchnell,“ verſetzte Friedrich mit düſterm Behagen auf die Willfährigen blickend. „Wer die Geſchenke eines Morgenländers ablehnt, beleidigt ihn ſchwer, und der Alte in den Bergen vermag ein werthvoller Freund zu werden, ja noch mehr, er findet ſogar ein Wohlgefallen an unſerem Glauben.“

„Begehrt er in Wahrheit gutes Einvernehmen mit den Chriſten,“ fuhr Ivo flehend fort, „ſo iſt die erſte Bedingung, daß er dem teufliſchen Gebrauche der Meſſer entſage, denn kein Zutrauen iſt möglich zu einem Volk, deſſen Glaube ehrloſe Thaten heiligt. Niemand aber vermag ihm das ſo eindringlich zu ſagen, als des Kaiſers Majeſtät, wenn ihr ſeiner Sendung entgegenhaltet, daß ſie mit dem Geſetz unſeres Glaubens unverträglich ſei.“

„Du haſt ganz Recht,“ verſetzte der Kaiſer ruhiger, „wenn du ihre Meſſer ehrlos nennſt. Handeln aber die Chriſten anders?" Er wies auf das Käſtchen. „Waren das nicht auch ehrloſe Dolche, die gegen mich geſchwungen wurden?"

„Viele Miſſethat geſchieht unter uns, welcher wir fluchen," entgegnete Ivo, „doch die Miſſethäter trifft in dieſer Welt Zorn und Verachtung der Redlichen und vielleicht der Arm des irdiſchen Richters; und in jenem Leben, wie wir belehrt ſind, die Schrecken der Ewigkeit."

„Dein Kaiſer iſt auf Erden der höchſte Richter," antwortete Friedrich, „und er hat oft gefühlt, daß in Nothzeiten ſein Arm ſchwach iſt, die Miſſethäter zu ſtrafen. Da die Römer noch Heiden waren, bildeten ſie ihren höchſten Gott Jupiter ab, wie er ein Bündel rächender Blitze in der Hand hielt, ſie konnten kein beſſeres Zeichen göttlicher Macht erfinden. Wahrlich, dieſe Knaben, welche ſich für ihren Herrn dem Tode geweiht haben, ſind ſolchen Blitzen vergleichbar."

Erſchreckt durch dieſe Worte warf ſich Ivo dem Kaiſer zu Füßen und rief: „O mein gnadenvoller Herr, bannt die finſteren Gedanken aus eurem edlen Geiſte, denn der üble Teufel verſucht die Guten durch ſeine Unholde, die er ihnen in den Weg ſendet. Auch der Höchſte und Beſte auf Erden ſoll ſich hüten, daß ihm nicht in ſchwerer Stunde die dienſtwilligen Boten der Hölle als gute Gehilfen erſcheinen für eine ehrliche That. Eurer Rache dienen die Schwerter der Redlichen und die Gewalt des laut verkündeten Richterſpruches, nicht die heimliche Waffe der Verſchwörer, ein heller Tagesfürſt ſeid ihr uns und nicht ein Gebieter finſterer Schatten."

„Erhebt euch, Herr," rief der Kaiſer unwillig, „allzu dreiſt mahnt ihr vor Zeugen euren Gebieter." Da Ivo traurig zurücktrat, fügte er freundlicher hinzu: „Du meinſt es gut, das weiß ich wohl, aber hege ein beſſeres Zutrauen zu mir. Seh ich aus wie einer, der Meuchler ſendet, um ſich läſtiger Feinde zu entledigen? Wahrlich, meine Gegner dürfen ſich nicht beklagen, daß ich ihnen die Freude, mir zu ſchaden, unredlich verkürze. Wenn ich etwas von Nothfällen ſagte, ſo waren es nur ſolche, die ein König allein verſteht. Tröſte dich, Ivo, jene Stummen mögen abwarten, bis wir den Alten ſelbſt auf beſſere Gedanken gebracht haben, vielleicht behältſt du Recht, und ich kann ſie ihm zurückſenden, ohne daß er ſich gekränkt fühlt. — Du, Haſſan, ſprich zu den verlorenen Kindern deines Volkes, ihr Anderen aber achtet darauf, daß ſie nicht im Lager umherſchweifen, und überlaßt ſie ſonſt ihren eigenen tiefen Gedanken."

Der unabläſſigen Sorge, mit welcher Ivo die Behauſung der unheimlichen Geſellen bewachte, wurde er bald darauf durch den Kaiſer ſelbſt enthoben.

„Sattle, Held," rief Friedrich dem Eintretenden zu, „du ſollſt einen weiten Weg für mich reiten. Nach dem Norden entſende ich dich mit einer Botſchaft an den Sultan von Damaskus, du wirſt ihn und ſein Heer am Libanon finden, wo er mit den Johannitern um die Grenzſteine hadert. Von dort magſt du ihn nach Damaskus begleiten, dort kannſt du den Hofhalt eines reichen Morgenländers ſchauen, Geſchenke bringen und empfangen."

Ivo dankte durch einen frohen Blick. „Deine Augen ſind unhöflich," lachte der Kaiſer, „ſie verrathen, wie glücklich du biſt, meiner Nähe zu entrinnen. Entſchuldige dich nicht," fuhr er gütig fort, „und eile zurückzukehren. Auch deinen Schützling, den Ismaeliten, wirſt du entlaſſen; ich ſende zugleich mit dir den Grafen Humbert nach dem Libanon, er ſoll dem Scheikh ſeinen Helden übergeben und meinen Dank für die Meſſer zurücktragen, die der Alte mir geſandt hat. Ich meine, dir wäre der Auftrag unwillkommen."

„Ich danke, daß des Kaiſers Majeſtät mich dieſer Fahrt enthebt," verſetzte Ivo aufrichtig. „Möge eure Huld dem Haſſan eine ehrliche Heimkehr ſichern, denn er hat ſich unter uns unſträflich gehalten und doch geringe Freundlichkeit gefunden."

„Du ſelbſt kannſt für deine Speerbeute ſorgen, denn du reiteſt bis zu den letzten Burgen der Chriſten mit dem Grafen Humbert zuſammen.“

Ivo machte eine Bewegung. „Ihr lebt beide unter dem Kreuz,“ mahnte Friedrich ernſthaft. „Die Heiligen, denen ihr jetzt dient, fordern mancherlei Entſagung. Das Land iſt unſicher, und ihr werdet gut thun, ſcharf auszuſehen.“

Der Graf trat ein mit anderen Herren des Gefolges. Bevor der Kaiſer ſie anredete, ſchlüpfte aus der Seitenthür ein mauriſcher Knabe und übergab knieend ein kleines Pergamentblatt. Friedrich las, ſeine Miene umwölkte ſich, er ſetzte ſich ſchweigend in den Seſſel, las wieder und ſah prüfend auf Ivo und den Grafen. Endlich erhob er ſich, und nachdem er die Aufwartenden entlaſſen hatte, begann er in gebietendem Tone gegen Beide von der vertrauten Sendung. Aber Ivo vermochte ſeine Ueberraſchung nicht zu bergen, als der Kaiſer dem Grafen Humbert die Geſandtſchaft an den Sultan von Damaskus auftrug, ihm aber die Reiſe zu dem Alten vom Berge. Der Graf warf von der Seite einen wilden Blick des Triumphes auf Ivo, und verneigte ſich dankend gegen den Herrn. Als der Thüring folgen wollte, trat Friedrich auf ihn zu und ihn ſcharf anblickend, ſprach er: „Ich habe dir zuweilen gezeigt, daß du mir werth biſt. Wenn du jetzt in ſtillem Verdruß die unwillkommene Reiſe antrittſt, ſo wiſſe, Ivo, daß ich dir einen größeren Beweis meiner Neigung nicht geben konnte, als gerade den, daß ich dein Amt und das eines Andern vertauſchte.“ Er gab ihm mündliche Aufträge, das Schreiben an den Scheikh, das Verzeichniß der Geſchenke und ſchloß: „Deine Ritter würden dir in dem fremden Land ohne Nutzen ſein, nimm ſtatt ihrer einen Beritt meiner Leibwächter, welche Sprache und Sitte des Morgenlandes kennen, du kannſt dich für Leben und Tod auf ſie verlaſſen. Um deine Thüringe werde ich unterdeß ſorgen. Sende mir den Haſſan, damit ich ſelbſt ihn entlaſſe.“

Sonſt war Ivo jedem neuen Abenteuer fröhlich entgegengezogen, als er heut aus dem kaiſerlichen Zelt trat, war ihm das Herz ſo ſchwer, wie niemals in ſeinem Leben und er ſchalt ſich ſelbſt darüber. Auch ſeine Ritter trauerten. „Zum erſten Mal reitet mein Herr ohne mich unter Feinden," klagte Henner, und Lutz bat: „Nehmt wenigſtens den Rabenſohn mit euch, der uns aus dem Harem zugeflogen iſt, denn er verſteht das Schnarren und Krächzen alles Geziefers in dieſem Lande."

Mit ſechs mauriſchen Leibwachen und den Saumroſſen ritt Ivo, begleitet von Haſſan und dem jungen Nubier, zum Sammelplatz des Lagers, gleich darauf kam der Graf von Meran mit großem Gefolge, darunter Brüder von St. Johannes und dem Tempel, welche nach ihren Burgen im Norden reiſten. Ivo ſah, daß in der ganzen Geſellſchaft kein Deutſcher war, nur Provenzalen und Welſche. Graf Humbert gab das Reiſezeichen und die kleine Schaar ſprengte aus dem Lagerwall der Küſte zu. Als ſie eine Strecke geritten waren, trieb der Graf ſein Pferd zu Ivo heran. „Der Kaiſer will, daß ihr die Reiſe bis zu den Grenzburgen in meiner Geſellſchaft macht. Da ihr ein Deutſcher ſeid, ſo iſt nicht unnütz, euch zu erinnern, daß ich den Befehl habe und daß ihr euch meinem Gebot fügen werdet wie ein Anderer."

Ivo antwortete: „Der Oberbefehl gebührt euch mit Recht, da ihr der Aeltere ſeid. Was ihr zum Nutzen der Fahrt meinen Leuten gebieten müßt, das laßt mich wiſſen, und zwar mit der Höflichkeit, welche ich im Amt des Kaiſers von euch zu fordern habe. Außer durch mich kommt kein Befehl an den Ismaeliten Haſſan und an meine Lanzenträger, denn die Leibwachen führe ich und für den Fremden bin ich dem Kaiſer verantwortlich."

Mit hoher Miene entgegnete der Graf: „Ich bin nicht gewöhnt, den Befehl mit Andern zu theilen."

Ivo wandte ſein Roß. „Dann geſtattet, daß ich zur Stelle zurückreite und den Entſcheid des Kaiſers erbitte."

‚Ihr wißt das Vorrecht eines Günſtlings keck zu benutzen," verſetzte der Andere mit Hohn und ſprach arabiſch zu dem Führer der Leibwache. Dieſer antwortete ehrerbietig und machte gegen Ivo den Gruß des Untergebenen. „Da die Leibwachen ſagen, daß ſie an euch gewieſen ſind,“ ſchloß der Graf unzufrieden, „ſo überlaſſe ich euch der Geſellſchaft eurer Ungläubigen.“ Er ſprengte vorwärts, die Schaar bewegte ſich in zwei Haufen dahin, die Genoſſen des Grafen lachend und in ſorgloſem Geſpräch, Ivo allein unter den Morgenländern in trüben Gedanken.

„Meiden ſie dich,“ frug Haſſan, „weil du mit einem Sohn der Berge reiteſt?“ und ſein Flammenblick folgte dem Grafen.

„Ich fürchte vielmehr, Held Haſſan, daß deine Reiſe beſchwerlich wird, weil ich ſelbſt Jenem verfeindet bin.“

„Und warum reitet ihr nicht ſeitwärts in ein Thal, um euren Streit auszufechten.“

Ivo wies auf das Kreuz an ſeiner Schulter. „Beide haben wir der Rache entſagt, ſolange wir das heilige Zeichen tragen.“

„Solches Geſetz verdirbt den, der es am meiſten ehrt,“ verſetzte der Fremde.

Fünf Tage zogen die Geſandten längs der Küſte dem Norden zu. Oft ritten ſie auf hartem Uferſand umweht von dem milden Seewinde, oder blickten von der Höhe weit hinaus auf das blitzende und wogende Meer. Sie kamen durch die berühmten Hafenburgen der Chriſtenheit, welche von früheren Kreuzfahrern über den Trümmern vergangener Städte Phöniziens aufgemauert waren, vor ihnen aber erhob ſich zur Rechten gewaltig das Gebirge des Libanon, unten fruchtbare Gelände, darüber Höhen mit dunklem Bergwald und Alles überragend die langgeſtreckten Schneegipfel.

Am ſechſten Tage lenkten die Reiſenden vom Küſtenpfade den Bergen zu, welche rings um ſie aufſtiegen, hier als ſteile Felsklippen, dort durch dunkles Nadelholz gekrönt. Sie betraten das Grenzgebiet, welches die Templer den Ismaeliten entriſſen hatten und durch ihre Burgen feſthielten. Beim Aufbruch aus dem Nachtlager bemerkte Ivo, daß der Ismaelit nicht mehr das reichverzierte Krummſchwert trug, welches ihm der Kaiſer geſchenkt, ſondern ſeine Waffe, die er im Zweikampf verloren und bei der Entlaſſung zurückerhalten hatte, und er frug: „Willſt du die Ehrengabe ablegen, jetzt, wo wir deinen Bergen nahen?“

„Für den Kampf vertraut der Krieger am liebſten dem Stahl, welchen er erprobt hat,“ verſetzte Haſſan.

„Sinnſt du auf Schwertſchlag?“ frug Ivo. „Wir ziehen im Frieden und du weißt, daß ich dem Kaiſer mit meinem Leben für deine Heimkehr hafte.“

Haſſan neigte höflich das Haupt. „Vor mir liegt das Land meiner Väter und bei uns gilt das Sprichwort, daß der Fuß des Heimkehrenden am leichteſten an der Schwelle des eigenen Hauſes ſtrauchelt.“ Sie ritten den Tag menſchenleere und öde Höhen entlang, zwiſchen Felſen, welche ſteil gen Himmel ragten, zuweilen ſahen ſie in ein lachendes Thal, welches noch im Spätherbſt mit hellem Grün prangte, aber die vereinzelten Steinhäuſer, welche gleich Burgen an den Felſen hingen, waren durch Feuer ausgebrannt und die verkohlten Balken lagen umher. Hier und da erſchienen und ſchwanden Reiter auf den Höhen, einigemal glaubte Ivo die Tracht der Templer zu erkennen. Am Abend kamen ſie an einen großen Chan, und traten in niedrige Hallen, welche ſich nach einem weiten ummauerten Hofraum öffneten, an dem Eingange hing das rothe Kreuz der Templer. Dort wurden die Reiſenden von einigen Brüdern des Ordens begrüßt, Tiſche waren aufgeſtellt und ein reiches Mahl gerüſtet für die Herren und Knechte und geſondert für die mauriſche Leibwache nach dem Brauch ihres Glaubens, dieſe bediente ein ſarrazeniſcher Koch und ein Bruder des Ordens.

Die Sonne war untergegangen und große Feuer verbreiteten im Hofe Licht und Wärme, als eine Schaar von Templern heranſprengte, in ihrer Mitte ſah Ivo mit Erſtaunen die düſtere Geſtalt des Meiſters Montague, den er weit im Süden beim Kreuzheer verlaſſen hatte. Der mächtige Mann begrüßte als Wirth die chriſtlichen Gäſte, auch zu Ivo trat er: „Da hier die Wegſcheide iſt für die beiden Boten des Kaiſers, ſo bin ich zur Grenze gekommen, um für die edlen Herren zu ſorgen, ſoweit die Bruderſchaft vermag. Wiſſet, Herr, ihr zogt bis jetzt im Schutze des Tempels, denn meine Brüder haben die Bergpfade bewacht.“

Bald ſchwirrte laute Unterhaltung in verſchiedenen Sprachen, Graf Humbert war in beſſerer Laune als ſonſt, und Ivo beachtete wohl, wie vertraulich er mit den Templern lachte und Scherzworte tauſchte. Auch Ivo wurde von einem Bruder deutſcher Zunge, der mit dem Meiſter gekommen war, in ein leichtes Reitergeſpräch gezogen, und die Gäſte rühmten freudig die leckere Koſt, während behende Knaben der Templer den heißen Wein des Libanon ſchenkten. Dennoch war bei dem Gelage ein Zwang erkennbar, öfter als ſonſt geſchieht ſprachen Einzelne leiſe miteinander und lautes Gelächter wechſelte mit unheimlicher Stille. Als Ivo aufſtand, nach dem Helden Haſſan zu ſehen, fand er ihn allein neben dem nubiſchen Knaben auf dem Boden ſitzen, mit dem Rücken an die Mauer des Chans gelehnt. Da nahm er einen gefüllten Becher und bot ihn dem Ismaeliten: „Du verſchmäheſt unter uns nicht den Lieblingstrank der Chriſten, trinke nach unſerem Brauch auf ein gutes Ende der Fahrt.“ Haſſan wies dankend den Becher zurück. „Auch nicht, wenn ich dir zutrinke?“

Der Andere weigerte ſich wieder, und wies nach den Templern. „Ich und jene ſchenken einander nichts als den Tod. Willſt du dein eigenes Wohl berathen, ſo halte dich fern von mir.“

Da gebot Ivo dem nubiſchen Knaben, daß er ihm das Nachtlager an der Seite des Ismaeliten bereite, er ſelbſt trat zu den Leibwachen und fand, daß auch dieſe ſtumm vor unberührten Speiſen ſaßen. Als er frug: „Verbietet heut euer Geſetz das Nachtmahl?“ antwortete der Führer düſter: „Sonſt, wenn uns der Knappe des Meiſters zum Mahle lud, koſtete er von Speiſe und Trank vor, wie ſich's gebührt, heut unterließ er die Höflichkeit. Dagegen forſchte er prüfend, ob wir im Fall eines Kampfes das Schwert für den Ismaeliten ziehen würden." — „Und was ſagteſt du ihm?"

„Daß wir thun werden, was du gebieteſt."

Ivo nickte. „Achtet auf die Pferde, daß ihnen kein Gegner nahe. Du, Abdallah, wende deine Augen nicht von dem Fremden und ſchütte dein Lager dicht an unſerer Seite." Als er ſich dem Tiſch zuwandte, trat der Meiſter der Templer ihm entgegen. „Gefällt's euch, Herr, ſo gönnt mir auf einige Augenblicke eure Geſellſchaft," und das Thor des Chans öffnend, lud er ein: „Folgt mir hinaus in die Nachtſtille." Ivo ſah zögernd nach dem Ismaeliten; da ſetzte der Templer hinzu: „Ihr werdet ihn hier wiederfinden, wie ihr ihn verlaßt." Im Freien begann er: „Euer Kaiſer erforſcht gern die Zukunft aus den Sternen; auch meine Brüder ehren dieſe Wiſſenſchaft. Sie frugen die Himmelslichter nach dem Schickſal jenes Sohnes der Meſſer, den ihr mit euch führt, und ihnen wurde verkündet, daß dies ſeine letzte Reiſe iſt und daß er gefällt wird, bevor er eine Burg ſeiner Genoſſen betritt."

„Ich bin des Kaiſers Bote, Herr," antwortete Ivo, „und der Fremde iſt meiner Ehre anvertraut."

„Die Macht des Kaiſers iſt nichtig in dieſem Lande, keinen andern Gewaltigen gibt es hier, als den ſcharfen Stahl. Jener aber gehört zu einer Rotte von Mördern; ſie werden von ihren Nachbarn erlegt, wie man den Wolf und die wilde Katze erſchlägt, welche, allen Waldthieren ſchädlich, im Dunklen ſchleichen. Ein unchriſtlicher Einfall des Kaiſers war es, dem Heiden das Leben zu bewahren, als er unter eurem Schwerte lag, und ihr begeht ein Unrecht gegen die Chriſtenheit, wenn ihr ihn heimzuführen ſtrebt."

„Ihr wißt, Herr, daß mir als einem Geſandten nicht anſteht, den Werth des anvertrauten Mannes zu ſchätzen."

„Dann fürchte ich,“ antwortete Montague ruhig, „daß ihr ſelbſt durch euer Amt beläſtigt werdet. Denn als meine Brüder in den Sternen laſen, daß Jener dort dem Tode verfallen iſt, da erſpähten ſie auch, daß Jeder, der für ihn das Schwert zieht, von dem gleichen Schickſal bedroht wird. Da ihr ein Edler und ein Chriſt ſeid, ſo hielt ich für Recht, euch zu warnen.“

„Wiſſet auch, Herr,“ rief Ivo ſtolz, „daß ihr ſelbſt euch durch dieſe Rede in meine Hand gebt.“

Der Meiſter lächelte finſter. „Ein Thor warnt, wo er verderben will, ich ſpreche in guter Meinung. Und ich ſage euch nur, was unſere Weiſen aus den Sternen erforſcht haben. Thut mit der Warnung, was euch gefällt, ruft ſie in die Berge, klagt ſie dem Himmel oder ſchreit ſie laut in den Hof. Blickt um euch, Herr, die grauen Mäntel, welche ihr vielleicht ringsum im Dämmerlichte ſeht, mögen euch die Sicherheit geben, daß die Templer in dieſer Nacht um euch wachen. Zuletzt vernehmt noch dies: meinen Brüdern verbietet ihr Eid, einen Chriſten, zumal wenn er das Kreuz trägt, mit ihren Waffen anzugreifen, außer in eigener Noth zur Vertheidigung. — Gefällt's euch, ſo kehren wir zum Abendtrunk zurück.“

Ivo ſchritt im Hofe zum Grafen von Meran und rührte ihn am Arm. Dieſer zuckte, als er den Mahnenden erkannte, aber ſo feierlich war der Ausdruck und die Haltung des Gegners, daß er ſich erhob und zur Seite trat. „Ich bin gewarnt,“ ſprach Ivo, „daß mir und meinen Begleitern vor dem Ende der Reiſe ein Ueberfall droht und ich hege Verdacht, daß er von Chriſten ausgeht, welche Gegner des Kaiſers ſind. Wie denkt ihr euch dabei zu verhalten?“

„Mich zwingt mein Amt, zum Sultan von Damaskus zu reiten,“ verſetzte Graf Humbert, „ſcheut ihr euch, eure Reiſe zu wagen, ſo ſchließt euch meinem Gefolge an, und wenn ich euch geſund heimbringe, ſagt dem Kaiſer, daß ihr Furcht hattet.“

„Solche Antwort habe ich erwartet,“ ſagte Ivo ruhig,

„doch war es meine Pflicht, von der drohenden Gefahr gegen euch zu reden; denn es handelt ſich hier um das Wohl eines Fremdlings, der in kaiſerlichem Schutze reiſt, und um die treuen Leibwächter, für deren Heil ich zu ſorgen habe."

„Da ihr euch den Befehl über den Fremden und die Mauren vorbehalten habt, ſo müßt ihr auch allein die Verantwortung für ihr Heil übernehmen."

„Ihr ſprecht wieder, Herr, wie ich erwartete," antwortete Ivo, „und damit Alles zwiſchen uns geordnet ſei, bevor ihr euren Weg fahrt, ſo vernehmt noch die letzten Worte, welche ich eurem und meinem Herrn durch euch ſende, da ihr vielleicht dem Kaiſer eher vor Augen treten werdet als ich. Der hochwürdige Bruder Montague ſagte mir, daß die Templer einen Kreuzfahrer nur in eigener Noth zur Vertheidigung angreifen. Werde ich aufgehalten, ſo ſind andere Chriſten weniger bedenklich geweſen." Er kehrte dem Grafen den Rücken.

Der Graf von Meran trat zurück und ſah unwillig nach dem Meiſter der Templer, der daneben ſtand und die Worte Ivos beſtätigend mit dem Haupt nickte. „Seit wann haben die Brüder vom Tempel den Brauch zu warnen, bevor ſie treffen?" frug er leiſe.

„Seit ſie für Unrecht halten, in dieſem Lande alte Kränkung zu rächen. Und ich ſage dir, Humbert, meine Brüder ſollen ſeinen Tod nicht auf ihre Seele nehmen, wenn es zu hindern iſt."

Die Feuer brannten nieder, der Meiſter brach mit ſeinem Gefolge nach der Burg Safitah auf, die Geſandten des Kaiſers bereiteten in den Hallen ihr Nachtlager. Ivo ſtreckte ſich neben dem Ismaeliten auf den Teppich und befahl dem jungen Nubier, zwiſchen ihnen zu kauern, damit er im Nothfall leiſe Worte von einem Ohr zum andern trage. Der Knabe erwies ſich herzhaft und flüſterte: „Schlaft, Herr, ich wache." Es war eine ſtille, bange Nacht, Ivo lag auf den Arm geſtützt unbeweglich, aber ſeine ganze Seele war geſpannt in Auge und Ohr; der Lärm in den Mauern war verſtummt, er vernahm nur das Stampfen der Roſſe und leiſe Seufzer der Schlafenden, und draußen in der Wildniß den Schrei eines Nachtvogels und das Gebell der Raubthiere. Zuweilen erhob ſich der Knabe und warf ein Scheit in das niedergebrannte Feuer. So verging die Nacht den Schlafloſen. Als kaum der erſte Tagesſchimmer über den Himmel flog, rief der Marſchalk des Grafen von Meran zum Aufbruch. Eilig wurden dem Grafen und ſeinem Gefolge die Roſſe geſattelt, die Herren ſchwangen ſich auf, und ritten ohne Abſchiedsgruß davon. Jetzt erſt erhoben ſich die gewarnten Helden, ſie waren allein und Ivo athmete auf, als er ins Freie trat; vor der Herberge war Alles ſtill, nirgend ein Feind zu ſehen, der Bergwind wehte friſch an die heißen Schläfe, und das aufſteigende Tageslicht weckte in allen Herzen neues Vertrauen. Ivo ergriff die Hand des Ismaeliten: „Vermögt ihr allein euch leichter zu retten als in unſerer Geſellſchaft, ſo laßt mich das wiſſen.“

„Säße ich auf meinem Roß, das die Berge kannte wie ich ſelbſt, ſo würde ich die Verfolgung der Templer verlachen, aber dieſes Thier iſt aus der Ebene und nicht behender als die euren.“

„Dann reiten wir als treue Genoſſen zuſammen,“ entſchied Ivo. „Euch, Held Haſſan, gebührt uns zu führen.“

Haſſan winkte zu den Pferden, er ſelbſt ritt voran und lenkte ſeitwärts in die Berge. Es war ein heißer Ritt um das Leben, Felſen hinauf und hinab, zwiſchen die Stämme mächtiger Cedern, in grüne Thäler, durch angeſchwollene Waldbäche und wieder ſteile Berglehnen hinauf. Die Roſſe ſchnoben und ſtrauchelten, hoch aufgerichtet ſaß der Sohn der Berge, ſeine Augen fuhren ſpähend über Nahes und Fernes, oft änderte er die Richtung oder lenkte zurück auf bereits durchlaufenen Weg. Als Ivo ihn bei ſolcher Umkehr fragend anſah, wies er in die Ferne, und da Ivo nichts zu erkennen vermochte und mit dem Haupt ſchüttelte, hob er zwei Finger in die Höhe und rief mit einem Blick wilden Abſcheues: „Es ſind Templer, ſie verſtehen ſich auf die Jagd in den Bergen.“

Die Sonne ſtieg höher, die Pferde ermüdeten und traten unſicher, Ivo fühlte unter den Leichtbewaffneten den Druck ſeiner ſchweren Rüſtung. Und wieder wies er warnend auf die ſtöhnenden Pferde.

„Sie müſſen aushalten oder wir verderben,“ verſetzte der Ismaelit. Weiter ging die Fahrt über Steine und durch ſtürzendes Waſſer. Endlich hielt Haſſan vor einer ſteilen Klippe, ſchwang ſich vom Roß, zog ein rothes Tuch aus dem Gewande und in die Höhe klimmend ließ er das Tuch in das Thal wehen. Als er zurückkehrte, blickte Ivo in ein freudiges Geſicht. „Noch ſind wir nicht am Ziele,“ ſagte Haſſan, „aber Kinder der Berge wiſſen, daß wir nahe ſind, und ihre Reiter jagen mit der Botſchaft in die nächſte Burg.“ Und ſich wieder auf das Pferd ſchwingend, führte er einen Bergrücken entlang durch den Hochwald. Vor ihnen fiel die Höhe ſteil ab in ein kleines Thal, welches von einem reißenden Gebirgsbach durchſtrömt wurde. „Dort liegt das Land meiner Väter,“ ſagte er mit einem Blick des Triumphes hinüberweiſend, „der Bach iſt die Grenze. Vermögen wir vor einem Anfall der Feinde hinüber zu dringen, ſo ſind wir der Gefahr enthoben, denn dort ſammeln ſich jetzt meine Brüder.“ Vorſichtig ſtiegen die Reiſenden in das Thal, drangen durch den kalten Bach, der ſeinen Schaum zu den Schaumflocken der zitternden Pferde warf, und trabten, die letzte Kraft aufbietend, den Hügel hinan, auf welchem ein hoher Grenzpfeiler ſtand, der ihnen ein Kreuz als Zeichen zukehrte. Ivo neigte ſich vor dem heiligen Symbol, bevor er es hinter ſich ließ, dann glitten ſie in eine Senkung des Bodens hinab, die von hohen Cedern umſchloſſen war. Haſſan hielt ſein Roß an, ſein dunkles Antlitz ſtrahlte von ſtolzer Freude, er wies nach dem Grenzſtein zurück, in welchem auf dieſer Seite zwei Meſſer eingehauen waren: „Hier iſt meine Heimat.“ Und würdig grüßend ſprach er: „Seid willkommen. Wir lagern und harren der Meinen. Mir däucht, ſchon höre ich den Klang der Hufe durch den Wald.“ Die ermüdeten Reiter ſtiegen von den Pferden, Ivo band den Helm ab, warf ſich erſchöpft neben den Andern auf den Boden und faltete ſeine Hände zu ſtillem Gebet.

Plötzlich ſtieß Haſſan einen wilden Schrei aus, Ivo fuhr auf, die Stätte war von dunklen Geſtalten in ſchwarzer Kriegertracht umringt, von allen Seiten flogen die Wurfſpeere, und ein gellendes Kampfgeſchrei folgte der Stille. Er zog ſein Schwert und eilte dem Ismaeliten zu Hilfe, der am Boden liegend gegen einen ganzen Haufen Feinde rang. Da ſprang ein einzelner Gegner auf ihn zu, dieſem war die ſchwarze Kurdenmütze abgefallen und Ivo ſtarrte in ein Angeſicht, das er wohl kannte; er rief ſein Schwert wegwerfend: „nimm dein Recht" und das Meſſer des Andern bohrte ſich durch die Rüſtung in ſeine Bruſt. Seufzend ſank er über den Leib des Ismaeliten. Im nächſten Augenblick waren die Mörder verſchwunden, die Roſſe der Getöteten entführt, lautloſe Stille lag wieder über dem Thale des Todes, nur der Bergwind rauſchte in den Wipfeln der Bäume.

Ungeduldig erwartete der Kaiſer die Rückkehr ſeiner Geſandten. Er war mit dem Heere nach Süden aufgebrochen und lag bei Jaffa an der Straße nach Jeruſalem. Seinem Vorſatz getreu vermied er den Kampf mit den Sarrazenen, aber er wußte trotz der Schwäche ſeines Heeres die Zauberkraft zu bewahren, die ſein Weſen auf die feindlichen Fürſten ausübte, und benützte in den Verhandlungen meiſterhaft die Uneinigkeit, welche die Sultane des Morgenlandes an gemeinſamer That hinderte. Endlich ritt der Graf von Meran in das Lager ein mit guten Verſprechungen und reichen Geſchenken des Sultans von Damaskus, ihm war Alles wohl gelungen; von der andern Geſandtſchaft wußte er nichts zu berichten, als daß er ſie in der Herberge einer Grenzburg zurückgelaſſen hatte. Vergebens ließ der Kaiſer durch ihn bei Templern und Johannitern, den nächſten Nachbarn der Ismaeliten, umfragen.

Endlich kam vom Norden her ein Gerücht in das Lager, die Geſandtſchaft ſei von wilden Kurden, welche in dem Grenzland nach Raub umherſtreiften, getötet worden. Da ſprach der Kaiſer traurig zu ſeinem Vertrauten Omar: „Du hatteſt falſch gerechnet. Nur was du mir prophezeiteſt, als er zuerſt in mein Zelt trat, iſt zur Wahrheit geworden, daß ſein Dienſt kurz und wohlthätig für mich ſein würde. Aber das Ende hat ſich weit anders gefügt.“ Der Araber eilte beſtürzt zu ſeinen Kreiſen und Sterntafeln, kehrte zurück und behauptete, der Geſchwundene müſſe noch wiederkehren. Da hoffte Friedrich auf's Neue. Als aber Woche auf Woche verrann, ſah er ſich nach einem andern Boten in die Berge um und fand endlich einen redlichen Mönch aus ſächſiſchem Kloſter, der des Arabiſchen mächtig war; ihn ſandte er mit einem Briefe heimlich über Damaskus in das Gebiet des Scheikhs. Doch der Mönch brachte den Brief zurück, den Herrn der Berge hatte er gar nicht geſehen, denn er war in einer Grenzburg deſſelben aufgehalten worden, über das Schickſal der Geſandtſchaft hatten die Ismaeliten ein finſteres Schweigen bewahrt und nur mündlich die ſtolze Antwort gegeben: Sie wünſchten dem Kaiſer als einem hochſinnigen Helden Glück gegen ſeine Feinde, aber ſie hätten erkannt, daß er zu ſchwach ſei, um Treuloſigkeit und Verrätherei der Chriſten zu bändigen. Und der Glaube, dem ſo viele Schlechte vertrauten, ſei ihnen verleidet und verhaßt.

Als die erſte Nachricht von dem Ueberfall der Kurden zu den Zelten der Thüringe kam, ſchritt Henner ſchweigend in den Stall, ſattelte ſein Pferd und ſprengte aus dem Lager, um ſeine Verzweiflung den Jüngeren zu verbergen. Da Lutz beſorgt um ſeinen Geſellen nacheilte, fand er ihn auf der Höhe unter einem blätterloſen Baume ſitzen, ganz verwandelt und weit älter als ſonſt. Er ſetzte ſich zu ihm und faßte ſchweigend die Hand. „Du biſt jung und du wirſt wieder lachen,“ ſprach Henner, „ich aber habe ihn auf meinem Arm gehalten, da er ein Kindlein war, mir iſt unerfreulich, daß ich ihn überleben ſoll, und ich ſah aus, ob ich einen ſchweifenden Haufen von Bodwinen oder ähnlichem Heidenvolk erblicken könnte, um an dieſen die Rache zu nehmen und ihm nachzufolgen.“

„Denkt auch daran, Marſchalk, daß er vielleicht noch lebt,“ tröſtete Lutz, „und daß er euch finden muß, wenn er zurückkehrt.“

„Tröſtet ihr euch mit dieſer Hoffnung!“ ſtöhnte Henner, ſchlug die Hände vor ſein Geſicht und weinte.

„Wir vernehmen oft,“ begann der Jüngere wieder, „daß die Wüſtenräuber gierig nach Löſegeld ſind und lieber gefangen nehmen als töten.“

„Unſer Herr iſt nicht leicht zu fangen,“ verſetzte der Marſchalk rauh, „ihr ſolltet doch wiſſen, daß er ſich nicht ergibt und am wenigſten dieſen unritterlichen Böſewichtern.“

Das mußte Lutz ſeufzend zugeben und ſie ſaßen wieder ſchweigend bei einander.

„Wenn er aber dennoch am Leben wäre und zu den Seinen zurückkäme,“ begann Henner endlich, „ſo ſoll kein Auge ihn eher erblicken als das unſere, und wenn er zu Fuß kömmt als ein müder Wandrer, ſo ſoll er hier eines unſerer Roſſe finden, damit er in das Lager reiten kann als ein Krieger. Merkt, Herr, daß dies von heut an unſere Warte iſt, von der wir nordwärts blicken, denn hinter jenen Bergen ging verloren, was die Freude und Ehre unſeres Lebens war.“ Seit dieſem Tage ritt der Marſchalk täglich hinaus zu dem Baume und führte ein leeres Pferd an der Trenſe mit ſich. Bald wußte man im Lager, daß die Beiden dort auf ihren Herrn harrten, die Chriſten, welche des Weges zogen, ſahen ſcheu hinüber und Mancher ſprach ein ſtilles Gebet für den Verlorenen.

Der Vertrag des Kaiſers mit dem Sultan war geſchloſſen, der Kaiſer erwarb die heiligen Städte Jeruſalem und Bethlehem, und die Herbergen auf dem Wege von der Küſte bis Jeruſalem. Als ihm das große Werk gelungen war, ließ er die beiden Dienſtmannen vor ſich laden und ſprach: „Die Kreuzfahrt wird vollendet, wir brechen morgen nach Jeruſalem auf, und auch ihr Herren werdet mich um des Verlorenen willen begleiten, denn ich verſpreche euch, durch die Fürſten der Sarrazenen unter den Horden, welche im Lande umherziehen, nachzuforſchen, damit wir Sicherheit gewinnen über ſein Leben oder ſeinen Tod."

Da rieth Lutz ehrerbietig: „In der Begleitung des Herrn war ein ſchwarzer Knabe. Das Heidenkind iſt ſchlau und vermöchte wohl Auskunft zu geben; ich denke, daß es nicht getötet iſt, ſondern irgendwo als Sklave weilt."

Der Kaiſer nickte: „Ich kenne den Knaben. Zwar iſt die Hoffnung gering, hier im Lande einen Neger bei den Händlern aufzufinden, dennoch will ich auch daran denken."

Als die Kreuzfahrer die Kuppeln und Mauern Jeruſalems vor ſich ſahen, loderte in dem müden und entzweiten Heere die fromme Begeiſterung auf's Neue in hellen Flammen empor, die Pilger warfen ſich zur Erde, küßten den Boden, ſchlugen die Bruſt, ſeufzten, ächzten und weinten und zogen unter Bußgeſängen in ungeheurer Prozeſſion durch die Thore. Der Kaiſer aber ſtellte überall ſeine bewaffneten Haufen auf, damit die Entzückten den Sarrazenen in der Stadt nichts zu Leide thäten. Da ihm die chriſtlichen Prieſter zürnten und das Hochamt zu ſeiner Krönung verweigerten, ſo erſtieg er ſelbſt in der heiligen Grabkirche die Stufen des Hochaltars, hob die Königskrone Jeruſalems vom Altare und ſetzte ſie ſich auf unter dem hellen Jubelgeſchrei des Heeres. Den deutſchen Ordensbrüdern aber verlieh er zur Belohnung für ihre Treue die Königsburg von Jeruſalem und ſetzte die Bruderſchaft, welche ſich bis dahin mühſam gegen die anderen behauptet hatte, in den berühmteſten Herrenſitz als Wächter der heiligen Stadt. Und während ſeine Kreuzfahrer in vielen wallenden Haufen vor den zahlreichen geweihten Stellen knieten, tauſchte er ſelbſt höfliche Grüße und Verſicherungen der Freundſchaft mit den Sarrazenen und veranſtaltete zu ſeinem Vergnügen Wettgeſpräche, in denen die Weiſen aus dem Morgen- und Abendland mit den ſchärfſten Waffen ihrer Dialektik und Rhetorik gegen einander kämpfen mußten. Heimlich aber blieb ſein Sinn auf die Heimkehr gerichtet, denn was er längſt gefürchtet hatte, war geſchehen, ſein Erbland, das Königreich Sicilien, war von einem päpſtlichen Heere überſchwemmt.

Die Ritter des Herrn Ivo hielten ſich auch in der heiligen Stadt geſondert von den Uebrigen unter traurigen Gedanken und Henner fand ſeinen einzigen Troſt in den Reden ſeines Geſellen Lutz, welcher feſt an der Meinung hielt, daß ihr Herr noch am Leben ſei. Auch aus Jeruſalem ritten die Beiden täglich zu der Straße, welche von Norden heranführte, ſie hatten ihren Sitz auf hohem Felsblock gewählt, von dem ſie ein weites Land überſahen. Dort begann einſt Lutz: „Ich rathe, Marſchalk, daß wir bisweilen an das Heil unſerer Seelen denken, damit wir nicht den Segen verlieren, der dem Pilger zu Theil wird, wenn er an den heiligen Stätten kniet.“

Doch der Marſchalk entgegnete finſter: „Thut ihr, was euch frommt, ich aber vertraue, daß die Heiligen mein Gebet auch von dieſem Stein erhören werden. Denn ich habe nicht viele Bitten an ſie zu richten, ſondern nur die eine, daß ich bald eben dahin fahre, wo mein Herr weilt, ſei es auf Erden oder im Himmel oder ſonſt wo.“

Am Tage vor ſeiner Abreiſe ritt Friedrich mit Hermann von Salza aus den Mauern von Jeruſalem. „Hier iſt meine Arbeit gethan,“ begann er, „eine härtere erwartet uns in der Heimat. Das Banner des Kaiſers weht über der heiligen Stadt und die Abendländer können auf den heiligen Steinen ihre Knie wund reiben, ohne von den Ungläubigen gemißhandelt zu werden. Ich habe für mich und meinen Sohn die Krone vom Altar gehoben, auch dich und deine Brüder habe ich anſehnlich gemacht vor den Leuten, ich höre, die deutſchen Ritter drängen ſich jetzt an die Pforten deines Hauſes, um bei euch die Gelübde abzulegen. Beide haben wir gewonnen, was die Herzen der Gläubigen an uns feſſeln muß, und die hohe Meimung der Welt ſoll uns Bürgſchaft werden für künftige Siege. Wir brauchen ſie, Hermann,“ fuhr er mit düſterm Lächeln fort, „denn in Wahrheit reitet jetzt der Kaiſer neben dir als ein König ohne Land. Und ich würde theuren Preis dafür bezahlen, wenn ich mit dir auf dem Zaubermantel eines weiſen Meiſters nach Italien fliegen könnte, denn mir brennt das Herz darnach, an meinen Feinden Rache zu nehmen. Wer ſind Jene,“ unterbrach er ſich nach der Höhe weiſend, „die über dem Grabe der alten Kaiſerin Helena die Speerwache halten?“

„Es ſind die Dienſtmannen des edlen Ivo,“ erwiederte der Meiſter ernſthaft, „ſie wollen der Hoffnung nicht entſagen, daß ihr Herr zurückkehre.“

Friedrich ritt an die Traurigen und ſprach zum Marſchalk: „Vergeblich war alles Hoffen, ihr Treuen; gern werde ich ſelbſt euch in meinem Dienſte behalten, in Italien habe ich ſcharfe Arbeit für eure Schwerter. Auch Held Ivo würde mir ſeine Waffe gegen die welſchen Feinde nicht verſagt haben.“

Henner antwortete mit bebender Stimme: „Möge der Majeſtät des Kaiſers Alles wohl gelingen. Uns zürnt nicht, wenn wir noch hier beharren, bis wir untrügliche Kunde erhalten, ob unſer Herr aus dieſer Welt geſchieden iſt. Denn ganz Verworrenes reden die Leute. Wir aber meinen, daß er uns in dieſem Lande finden muß, wenn er dennoch zurückkehrt, und wenn die Kunde erſchallt, daß er irgendwo am Leben iſt, ſo müſſen auch wir zur Stelle ſein, um ſie ſogleich zu vernehmen. Sobald wir unſerer Pflicht gegen das Kreuzheer enthoben ſind, denken wir nordwärts zu reiten, und ſelbſt im Grenzlande zu ſuchen.“

Da gebot der Kaiſer, daß ſie ſich noch bei ſeinem Kämmerer melden ſollten, um Reiſegeld zu empfangen, und ſprach traurig zu Hermann: „Dies iſt das Land, wo ſich Jeder für ſeinen Glauben unſinnig gebehrdet. Aber das thörichte Vertrauen dieſer zwei armen Männer iſt ehrwürdiger, als manches Pochen auf hohe Verheißung.“

9.

Fridern.

Jahr aus Jahr ein ſäeten die Thüringe die goldenen Halmfrüchte in den Ackergrund, aber die alte Fruchtbarkeit des Bodens, durch welche ſie kräftig und ſtolz geworden waren, wollte nicht zurückkehren. Die Sommerglut dörrte, die ſchützende Schneedecke blieb aus, der Roſt befiel die Aehren und die Feldmaus tilgte das Saatkorn. Darum blieben die Leute ärgerlich, und fuhren unruhig durcheinander. Noch Anderes kränkte die alten Bauerdörfer am Neſſebach. Als die Landgenoſſen ſich einſt verſammelt hatten zu gebotenem Ding unter der Gerichtslinde in der Nähe von Friemar, kam ein Zug landgräflicher Reiter herangeſprengt mit Edlen der Umgegend, mit Geiſtlichen und Hofherren. Und der Kanzler las dem erſtaunten Ring der Verſammelten große Briefe vor von Kaiſer und König und von dem Landgrafen, in denen verkündet wurde, daß das kaiſerliche Gericht der freien Thüringe aufhöre und daß alles Recht fortan im Namen des Landgrafen verkündet werde. Denn der Kaiſer hatte den großen Gebietern in Deutſchland dies Herrenrecht mit vielem Anderem gewähren müſſen, damit ſie auf ſeine Seite traten und bei dem heiligen Vater die Löſung vom Banne betrieben.

Als die Briefe geleſen waren und die Landleute ſchweigend und erſchrocken ſtanden, ritt Graf Meginhard vor und ſprach gegen den Richter: „Wollt ihr dem Landgrafen den Eid leiſten, wie ihr ihn einſt dem Kaiſer geleiſtet habt, ſo möget ihr euer ſtrenges Amt auch in der neuen Ordnung bewahren.“

Da antwortete der Richter ſein Haupt erhebend: „Viel Neues ereignet ſich jetzt auf Erden und alter Brauch vergeht ſchnell, ob das Neue beſſer ſein wird, darüber mag ein jüngeres Geſchlecht urtheilen, wenn es den Schaden fühlt. Ich aber ſtehe unter dieſer Linde als ein alter Mann; im Namen meines Herrn, des Kaiſers, bin ich geritten mit meinem Knecht, bis mein Haar weiß wurde. Soll der Name des Kaiſers fernerhin verſchwiegen bleiben, wenn die Schöffen unter der Linde ſitzen oder ſtehen, ſo thue ich mich ab von meinem Amte, und ein Anderer mag mit meinem Werkzeuge reiten, wenn es ihm gefällt.“ Er legte den Strang und das Schwert auf die Gerichtsbank und trat finſter zurück in den Ring.

Friderun ſtand auf dem Hügel unter der Linde, der Herbſtwind ſchüttelte den Wipfel und ſie ſprach leiſe vor ſich hin: „Ich weiß eine Magd, die einſt in ſtolzem Muthe ihren Kranz auf die Zweige warf, das iſt lange her. Seit ich traure, trug die Linde dreimal ihr grünes Kleid und dreimal zerriß es im Winterſturm. Als er hinausritt in die Fremde, ſprach er: auf Wiederſehen will's Gott im nächſten Mai. Es währte lange, da kam der Mai ins Land und mancher frohe Sommervogel flog heran und baute ſein Neſt in der Linde. Er aber blieb aus, und wenn die Magd die Kleinen im Laube nach ihm frug, ſo ſangen ſie ihr die Antwort: iſt er nicht da, ſo kommt er wohl bald. Die Sänger flogen davon und die Krähen ſchrien auf den Aeſten. Doch als die Tagvögel zum andernmal kamen, und als die Magd wieder frug, klagten ſie traurig: weit iſt die Reiſe, nicht Jeder, der ausflog, kehrt zurück. Und da ſie zum drittenmal Beſcheid geben ſollten, flatterten ſie ſcheu davon und weigerten die Antwort; und wenn die Magd hinausſah auf die grüne Haide, ſtanden die Blumen welk und fahl und ſie hatte Niemand, den ſie fragen konnte, als Wolken und Wind. Der Sturm fegte die Blätter hinab, die Wolken fuhren um den bleichen Mond, und ſie rief in den wilden Sturmwind hinein: dir will ich klagen, du ſollſt von dem Einen Botſchaft ſagen. Da war ihr, als rufe aus den Wolken zur rechten Hand ein Reiter auf grauem Nebelroſſe: er liegt gefangen im Heidenland. Doch von links rief ein ſchwarzer Reiter: er liegt ſtill und tief unter dem Raſen. Seitdem war alles Hoffen der Magd geſchwunden und ſie weinte, wo Niemand ihre Thränen ſah.“ Friderun ſetzte ſich auf einen Stein und barg das Geſicht in den Händen.

Aus der Ferne klang Hufſchlag. „Die Reiter kommen,“ rief ſie aufſpringend. —

Auf dem Wege von Erfurt nahte ein Ritter mit ſeinem Knecht, er ſtieg am Holze ab, warf dem Begleiter die Zügel zu und eilte zu dem Steine.

„Berthold, mein Bruder!“ grüßte Friderun, „du trägſt den Rittergurt?“

„Meine Lehrzeit iſt vorüber,“ verſetzte Berthold ſtolz. „Und auch die drei Jahre gingen zu Ende, in denen Jene dort der heilige Frieden beſchützte.“ Er wies zornig nach der Gegend des Niederhofes.

„Die Rache hinkt, welche gegen die Toten reitet,“ antwortete Friderun.

„Noch leben Manche, welche meine Fauſt fühlen ſollen. Das ganze Erbe gehört jetzt zu Recht dem Grafen Meginhard und es iſt wohl möglich, daß er einen ſeiner Getreuen ausſtattet mit dem Hofe, in dem meine Feinde ſtolzirten.“

„Du denkſt dich ſelbſt in dem fremden Hofe niederzulaſſen, du ritterlicher Knabe?“ frug Friderun zornig. „Was der Graf thut, mag er vor dem Himmelsherrn verantworten. Wenn aber du aus dem Bahrtuch eines edlen Geſchlechtes für dich ein neues Knechtsgewand zu ſchneiden hoffſt, ſo wiſſe, Berthold, daß du einen Feind finden wirſt, der dich als untreu verklagt, und dieſer Feind will ich ſein.“

„Du!“ rief der junge Ritter unwillig. „So höre auch du, Schweſter, was ich dir ungern ſage, die Zeit iſt vorüber, wo ich deine ſtolze Weiſe geduldig ertrug. Ich bin ein Mann geworden, und nach dem Vater, der grollend in ſeinem Hofe ſitzt, werde ich dein Herr, und mir ſteht es zu, über deine Zukunft zu beſchließen.“

„Und was haſt du beſchloſſen?“ frug Friderun, die Arme übereinander ſchlagend.

„Ich meine es gut mit dir und will, daß du die Frau eines ehrlichen Ritters wirſt. Mein Geſelle Konz, gegen den du dich immer ſo hochmüthig hältſt, kann das Wohlgefallen an dir nicht verwinden und ſprach erſt geſtern von ſeinem Wunſche dich zu freien. Ich denke, der Vater wird ſich fügen, wenn du nur willſt. Sollte aber der Alte widerſtehen, ſo iſt mein Geſelle auch bereit, ſeine Zeit abzuwarten, ſobald du ihm nur gutwillig zulachſt.“

„Ich bin euch beiden, ihr ſtrengen Ritter, dankbar für das Loos, welches ihr mir bereiten wollt,“ antwortete Friderun verächtlich. Doch ſogleich fuhr ſie in anderm Ton fort: „Mein armer Bruder! es ein ſchweres Schickſal, das dich unter dies Reitervolk geſchleudert hat. Dennoch hätte ich von dir mehr Liebe erwartet, als daß du mich dem ungeſchickten Manne vermählen wollteſt.“

„Er iſt immer freundlich gegen mich geweſen,“ verſetzte der Bruder, „weil er auf dich gehofft hat; auch daran ſollteſt du denken.“

„Ja, Berthold, die Schweſter iſt der Preis geweſen, durch den du dich in der Gunſt deines Genoſſen eingekauft haſt. Das war nicht treu gegen mich und du mußt es jetzt tragen, wenn er dir wegen meiner Weigerung zürnt. Denn niemals werde ich ſeine Hausfrau.“

„Was ſoll aus dir werden?“ frug der Bruder zornig.

Die Magd ſah zum Himmel hinauf. „Ich bleibe bei dem Vater, er bedarf meiner Dienſte mehr als ſonſt, denn ſein Muth iſt beſchwert und er grübelt über die arge Zeit. Auch um deinetwillen bleibe ich. Täglich, wenn ich deinen Sitz an unſerm Herde leer ſehe, denke ich daran, wie wir als Kinder miteinander im Herdloch kauerten, ich als Hauskatze und du als Schäferhund. Jetzt iſt mein Hündlein unter die Wölfe gerathen und ich fürchte, es wird entweder ſeinen frommen Sinn verlieren, oder die Argen werden es zerreißen.“

„Sprich nicht ſolch wehmüthiges Zeug, das hier ganz ungehörig iſt,“ verſetzte Berthold unruhig, „und höre verſtändig auf meine Worte.“

„Ich bin verſtändig, Bruder,“ ſprach Friderun, ſeine Hand feſthaltend. „Setze dich zu mir, Berthold. Mutterlos wuchſen wir zwei Geſchwiſter auf und wenn der Vater hart war, ſuchten wir Troſt bei einander. Mir iſt oft einſam im Hofe und die Sehnſucht nach dir und deinem ſorgloſen Lachen verläßt mich nicht. Ich denke mir, daß auch du unter den Fremden keine Schweſter gefunden haſt, mit der du vertraulich reden kannſt, wie du einſt mit mir thateſt.“

Berthold ſetzte ſich willig zu ihr, ſie ſah ihn liebevoll an. „Du biſt mannhaft geworden und ich muß dich loben, du eitles Kind, deine Löckchen hängen dir luſtig um die Wange. Aber dein Auge fährt unruhig umher, und ich fürchte, ſie haben dich zu mancher That verleitet, deren ein redlicher Mann ungern gedenkt.“

„Jeder Dienſt verlangt Gehorſam,“ ſagte der Bruder trübe.

„Du warſt ein Freier und an friedliche Sitte gewöhnt. Doch Vergangenes macht Niemand ungeſchehen,“ fuhr ſie ſeufzend fort. „Da du ein Ritter geworden biſt, müſſen wir beide darauf denken, daß dir dein Leben nicht in fremdem Dienſt verdorben werde. Vernimm, mein Bruder, was dich tröſten ſoll. Du haſt jetzt keine Hoffnung, den Zorn des Vaters zu verſöhnen, aber was ich als ſeine Tochter thun darf, um dir dein Erbe zu bewahren, darauf beſtehe ich. Deshalb verpflichte dich nicht gegen die Mühlburger.“

Berthold erhob ſich: „Du biſt eine treue Schweſter, doch du verſtehſt nicht, was ritterliche Pflicht gebietet.“

„Kannſt du dich nicht heut und nicht morgen von ihnen befreien, ſo thue es allmählich. Denke immer daran, daß deine Zukunft nicht von ihrer Gunſt abhängt, und daß es noch Andere gibt, die um dein Glück beſorgt ſind. Und laß mich dein vertrautes Geſicht bald wiederſehen, mein Bruder.“

Friderun ſah dem ſcheidenden Berthold traurig nach. „Ein ungethümer Drache wälzt ſich um den Edelhof, nicht lange, er bringt hinein und verzehrt Habe und Gut. Der Held aber, der dieſen Drachen erlegt, iſt geſchwunden. Auch dem Hofe des Bauern wird der Untergang des edlen Hauſes zum Verhängniß, der Sohn zieht unſtät auf wilden Wegen und die Tochter wird auf dem Steine ein altes Lied ſingen, bis ein neues Geſchlecht ſie und ihren Geſang verlacht.“ Sie ſprang erſchrocken auf. „Eine Mahnung erhalte ich vom Schickſal, ſchwarz iſt das Roß, welches dort herankommt, und ſchwarz iſt der Reiter; ich weiß, was mir der Hufſchlag bedeutet.“ Bleich und ſtarr ſah ſie auf den Weg.

„Seid gegrüßt, Magd Friderun,“ rief ein bärtiger Krieger ihr zu, „ein gutes Vorzeichen ſoll es für mich ſein, daß ich zuerſt euch finde.“

„Lange weiltet ihr in der Fremde, Bruder Gottfried,“ antwortete die Magd tonlos, „das Kreuz der Bruderſchaft hing über leerem Hauſe.“

„Wir kommen und gehen, wie der Meiſter gebietet, diesmal denke ich nur kurze Zeit bei euch zu bleiben.“

„Ihr kommt aus dem Morgen, bei uns wurde es Abend. Was bringt ihr Neues für die Meinen und mich?“

„Aus Accon, einer Burg der Chriſtenheit, bin ich hergereiſt, und euch bringe ich Botſchaft aus dem Libanon.“

„Sprecht, ich höre,“ murmelte Friderun unbeweglich.

Der Bruder griff in ſein Gewand und bot ihr ein ſeidenes geknotetes Tuch, das mit vielen Schnüren umwunden war. „Ein ſächſiſcher Mönch, der als Waller von Antiochien nach Damaskus zog, empfing dies heimlich in einem Thal der Jomeliten von einem thüringiſchen Manne, traurig war der Geber und ein Nothzeichen nannte er die Gabe, er gebot dem Mönch, ſie in einem Haus unſeres Ordens abzugeben zugleich mit dem Wahrſpruch: Friderun aus Friemar ſprang in die Flamme.“

Die Jungfrau ſtürzte auf die Knie, die zitternden Finger löſten und riſſen an der Schnur, ſie ſchlug das Tuch zurück, ein Strang Menſchenhaare ringelte ſich in ihrer Hand und ſie ſchrie: „Die Haarlocke iſt es, das letzte Nothzeichen des Bedrängten. Sein Haar iſt es, er weiß, daß ich die Farbe kenne, er lebt und ruft nach Hilfe.“ Sie warf ſich an dem Baume nieder, hob die Arme gen Himmel, lachte und weinte zu gleicher Zeit.

Am Abend ſaß eine kleine Zahl älterer Männer am Herdfeuer des Freihofes, die Thür war verſchloſſen gegen Regen und Sturm, die Flamme ſchien auf graue Häupter und gefurchte Geſichter; es waren Bauern des Dorfes, die meiſten ſeit alter Zeit dem Geſchlechte des Richters Bernhard verwandt. Hinter ihnen auf der Bühne ſtand Friderun, den Arm auf das Geländer geſtützt ſah ſie zu, wie die Flamme loderte und der Rauch in der Höhe ſich zu dicken Wolken ballte. Und ein alter Bauer begann: „Ueber dem Wald ſieht man hellen Feuerſchein, dort werden Häuſer geſengt und neue Frucht verbrannt, denn es iſt Fehde zwiſchen den Dienſtmannen des Hennebergers und den Landgräflichen.“

„Nie dachte ich zu erleben,“ fuhr der Schöffe Iſenhard fort, „daß der grobe Mann, den ſie Ritter Kunz von der Mühlburg nennen, jemals auf dem Grafenſtuhl Gericht halten ſollte über freie Bauern; ſonſt ehrte der Richter in Wort und Geberde den höchſten Herrn der Chriſtenheit, diesmal war von dem Herren nicht mehr die Rede. Ganz unordentlich und greulich hielt der Plumpe das Gericht, denn er mengte die Worte und herrſchte die Schöffen an, als ob ſie von ſeinem Geſinde wären.“

„Ich gedenke noch der Zeit,“ ſprach Hartmann, ein treuer Nachbar des Hauswirths, „wo die Leute bei uns lachten und fluchten, wenn Jemandem einfiel, den Herrn Papſt zu rühmen. Damals war ein großer Streit in der Chriſtenheit, wer ſtärker ſei, der Kaiſer oder der Papſt, doch jetzt iſt dies anders geworden, man vernimmt wenig vom Kaiſer und viel vom Papſte.“

„Vielleicht iſt das beſſer, vielleicht auch nicht,“ antwortete vorſichtig der erſte Bauer.

„Damals,“ fuhr Hartmann nachdrücklich fort, „fragten die Leute, ob der Vater der Chriſtenheit zu Rom mit ſeinem Gefolge in Wahrheit die Gewalt habe, das Himmelreich den armen Seelen zu öffnen oder zu ſperren. Ich merke, daß jetzt Niemand darüber ſpricht, und ich möchte wohl wiſſen, ob es noch Viele giebt, die den Zweifel hegen.“

„Die Meiſten fürchten ſich zu fragen,“ verſetzte der erſte Bauer. Die Männer ſahen einander bedeutſam an.

Da ſprach Bernhard mit ſtarker Stimme: „Eine Verkündigung vernahmen wir, daß vor dem Ende der Welt eine neue Ordnung kommen ſoll und eine Herrſchaft des Antichriſts, welcher ſich auf dem Stuhle niederſetzt, der für unſern Herrn Jeſus, den Sohn des Himmelsgottes, errichtet iſt; in dieſer Zeit wird der Sinn von Geiſtlichen und Laien verkehrt und ſie werden dem falſchen Gott dienen, der ſich frech vermißt, an Stelle des Herrn zu herrſchen. Manche von uns ſorgen, daß dieſe Zeit der Bethörung nahe ſei, denn der Acker beharrt darauf, die Frucht zu verſagen, das alte Recht ſchwindet und ärger als je zuvor reiten die Diebe aus den Burgen und ſchnüren dem Landmann das Haupt mit ſeiner Peitſchenſchnur, damit er ihnen den Verſteck eröffne, in dem er ſein Geld birgt. Braune Mönche ſchweifen durch das Land, rufen die armen unfreien Leute, welche uns ſeither dienten, auf, daß ſie die echten Gotteskinder ſeien, und hetzen die einfältige Menge gegen uns.“

„Wir wiſſen,“ ſprach Iſenhard tröſtend, „daß Vieles auf Erden in das Arge verkehrt iſt. Aber manche ſchwere Zeit erlebten wir, und ihr folgten beſſere Tage. So denke auch ich, daß die beiden neuen Bedrücker, welche uns den Frieden in Unfrieden verkehrt haben, die ſchweifenden Bettler, welche ſich Mönche des heiligen Vaters nennen, und die ſchlechten Richter, welche den Kaiſer verleugnen, nicht ewig dauern werden. Denn wir ſind nicht herrenlos, noch lebt unſer Kaiſer. Alle verkünden, daß er ein weiſer und machtvoller Herr iſt, der den Pfaffen und Mönchen gewaltig widerſteht. Aber er iſt fern von uns, und er weiß in der Fremde nicht, was uns, den Freien am Walde, Sorgen bereitet. Käme er zu uns und ſähe das Leiden, er würde es an ſich nicht fehlen laſſen. Denn das iſt ſein Amt; und wir alle haben von unſern Vätern gehört, daß die Kaiſer einſt durch das Land geritten ſind mit großem Gefolge, den raubenden Rittern haben ſie die Burgen gebrochen und die Miſſethäter an die Bäume gehenkt, an grüne und an dürre, je nach dem Maß ihrer Unthaten. Darum ſoll, ſoweit ich erkenne, unſere Sorge ſein, ob wir den Kaiſer zur Hilfe rufen können gegen die wilden Mönche, welche mit dem Holzſtoß drohen, und gegen die Räuber, welche prahlen, daß ſie im Dienſte eines Herzogs oder Landgrafen mit unſerer Habe und unſeren Kindern zu ſchalten vermögen, wie ihnen beliebt.“

„Ihr ſprecht verſtändig,“ verſetzte Bernhard, „aber wer wagt ſo laut zu ſchreien, daß ſeine Klage über deutſches und welſches Land hinausſchallt bis an das Meer, wo die Heiden wohnen, denn dort waltet der Kaiſer. Vieles und Schweres haben wir ihm zu künden, vielleicht,“ fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „auch Manches, was ihm ſelbſt ein theurer Gewinn ſein kann. Denn er lebt in ſtarker Feindſchaft mit dem Manne zu Rom, der ſich für den Herrn der Welt ausgibt, weil er ein Nachfolger der heiligen Apoſtel iſt. Die Apoſtel aber haben wieder die Herrſchaft empfangen von dem Sohne des Himmelsherrn. Darum erlügen die Pfaffen, daß der Sohn gleiche Macht und Herrlichkeit habe wie der Vater, damit ſie den Mann in Rom und ſeine Gebote gleich machen dem Himmelsherrn und den Geboten des alten Gottes ſelber. Wir aber haben erkannt und wir wiſſen, wie unſer lieber Herr und Heiland in ſeiner Demuth ſelbſt bezeugt hat, daß ſein Vater mehr iſt als er. Hat der Herr Papſt ſeine Macht von dem Sohne, ſo hat unſer Herr Kaiſer ſein Recht und ſeine Macht von dem Vater; denn der Vater ſelbſt hat in dem Erdgarten die Menſchen geordnet und jedem ſein Amt und ſeine Arbeit feſtgeſetzt. Dies heilige Geheimniß haben wir erkundet und wir ſind bereit, daſſelbe vor aller Welt zu bezeugen. Denn wir beſitzen einen unumſtößlichen Grund dafür, das eigene Wort des Herrn, wie es niedergeſchrieben wurde und beſprengt mit dem Blute eines redlichen Bekenners. Das könnte dem Kaiſer zum Sieg verhelfen in ſeinem harten Streit mit dem Papſt zu Rom, wenn er die heiligen Worte erfährt, welche ſein Recht beſſer machen, als das des andern, und wenn er ſolche Wahrheit verkünden läßt durch alle Lande, damit Jedermann ſie wiſſe. So vermöchten auch wir dem Kaiſer zu helfen, wie er uns helfen ſoll. Und wieder beklagen wir, daß der Kaiſer uns verlaſſen hat; denn wer von uns Bauern kann mit ſolchem Gruß viele hundert Meilen über ungeheure Berge und über das wilde Meer zu ihm dringen?“

Die Männer ſahen in die Flamme und ſchwiegen; von oben klang eine Frauenſtimme: „Die Freien von Friemar hatten einſt unter den Edlen einen Genoſſen, welcher bei den Königen das Wort für ſie führte.“

„Die wir einſt hatten, wir haben ſie nicht mehr, ſie ſind verdorben und geſtorben,“ verſetzte der Vater.

„Hat auch die Grafen auf der Mühlburg ihr Hofdienſt verdorben, die Herren im Niederhofe haben uns billigen Sinn bewährt, ſie vermöchten am erſten ihre Stimme für euer Recht zu erheben und den Kaiſer, dem ſie lieb ſind, an eure Noth zu mahnen.“

„Was rufſt du die Toten, Friderun, der letzte von ihnen, der unter uns ſein Haupt hoch trug, iſt getilgt."

„Er lebt," rief Friderun, „ſo wahr auf die Nacht der Morgen kommt und auf Wetterſturm das milde Sonnenlicht! Er lebt, aber er liegt in Noth und Gefängniß und er fordert von uns Hilfe für ſich." Sie ſtieg die Stufen herab und zog aus dem Gewande ein ſeidenes Tuch hervor, ſchlug es auseinander und hielt eine Locke in die Höhe. „Dies iſt Haar von ſeinem Haupte, welches er in unſern Hof ſandte, damit wir ihn retten. Der Bärtige brachte dieſen Gruß aus dem heiligen Lande, ein Pilger empfing ihn von Herrn Ivo, der in Haft liegt bei dem wilden Heidenvolk, welches ſie die Ismaeliten nennen. Dies iſt in Wahrheit ſeine Locke, und als er ſie dem Boten gab, ſprach er einen Wahrſpruch dazu, welchen nur wir kennen. Darum, mein Vater, beſchließt, wie ihr ihm helfen mögt."

Die Landleute ſahen ſcheu auf das ehrwürdige Nothzeichen, welches Friderun unter ihnen in der Hand hielt.

„Iſt das Zeichen echt," begann der Richter, „ſo mahnt die Tochter nicht ohne Grund; denn wiſſet, ihr Freunde und Eidgeſellen, ich bewahre Einiges von ſeiner Habe, was er mir beim Abſchied anvertraute. Iſt er ein Gefangener, der durch Löſegeld befreit werden kann, ſo mag ihn vielleicht retten, was er meinem Herde übergab."

Wieder ſaßen die Männer nachdenklich, bis Iſenhard begann: „Ihr dachtet daran, ihn als Helfer zu gewinnen, und er begehrt eure Hilfe für ſich, ſo wächſt zu der alten Sorge die neue. Schon war der Wagen überladen, wie vermögen die Roſſe zu ziehen, wenn eine größere Laſt dazu kommt."

„Darf ich ſprechen in eurem Rath, Vater?" frug Friderun.

„Wollt ihr mein Kind hören? Iſt ſie auch ein Weib, ſo wurde ihr doch die Gabe nicht verſagt, guten Rath zu finden."

Die Männer nickten bedächtig. „Wir wiſſen, daß etwas in dir iſt, Friderun," ermunterte Hartmann, „was Manchen mit Scheu erfüllt, mich aber mit Freude."

„Sendet einen Boten zum Kaiſer," rief Friderun mit blitzenden Augen, „vertraut dem Boten an, was euch beſchwert, und vertraut ihm den Schatz an, damit er ihn in die Hand des Kaiſers lege. Denn wenn irgend ein Mann, ſo vermag der Kaiſer den Herrn Ivo zu löſen. Seine Herrlichkeit iſt gefürchtet im Abend und im Morgen, und man ſagt, daß auch die Heidenkönige ſich vor ihm neigen wie vor einem Herrn und ihn durch reiche Geſchenke ehren. Und Vater," rief ſie begeiſtert und kniete nieder ſeine Hand ergreifend: „Der Bote will ich ſein, laßt mich ziehen."

„Du?" rief der Richter und ſein Antlitz erblich in der heftigen Bewegung. „Du biſt mein letztes Kind und du biſt ein Weib. Soll ich auch dich verlieren?"

„Nicht verlieren ſollſt du mich, Vater, ſondern beſſeres Glück durch mich gewinnen. Pilgern nicht alljährlich viele Frauen nach Rom und kehren ungekränkt zurück. Warum ſoll mir es ſchwer ſein, zu unſerm Kaiſer zu bringen? Bedenke, Vater, daß wir beſſere Hilfe haben als viele Andere," und ſie legte ſchnell die Hände zuſammen, wie die Bärtigen thaten, wenn ſie mit den Zugewandten der Bruderſchaft Gruß tauſchten. „Ich bin ein Kind der Thüringe und fürchte mich nicht vor den Fremden."

Da der Richter nicht antwortete, ſo erhob ſich der alte Hartmann und ſprach feierlich zu ſeinem Genoſſen: „Ob ihr als Vater die Tochter an ſolche Botſchaft wagen wollt, das ſteht bei euch allein, und wir andern dürfen nicht zureden und nicht abmahnen. Doch es handelt ſich um ein großes Werk und das Schickſal von manchem unter uns mag daran hängen. Und deshalb ſage ich hier nach meinem Gewiſſen, daß die Freien von Friemar keinen beſſeren Boten durch die wilde Welt ſenden können als unſer Kind Friderun. Denn wir alle wiſſen und vertrauen, daß ſie eine reine Magd iſt, welche niemals einem Manne heimlich zugelächelt hat wie andere Mädchen im Dorfe. Einer ſolchen gelingt aber auf Erden, was einem ſtarken Manne verſagt iſt, und ſie iſt begnadigt vor anderen Menſchen, daß die Argen ſie ſcheuen und die Gefahr von ihr weicht und die liebe Sonne freundlicher auf ihrem Wege ſcheint als vor Anderen. Darum ſorge ich auch nicht übermäßig um die Gefahren einer weiten Fahrt, nicht wegen der Räuber, wenn ſie einen Schatz trägt, und nicht wegen der Heiden, wenn ſie durch ihre Schwerter wandelt. Einen Edlen vermögen wir dem Kaiſer nicht zu ſchicken, aber wir ſenden ihm das Vornehmſte, was wir haben, eine Jungfrau, welche den Menſchen und den Engeln lieb iſt, und welcher die Gabe der Rede zugetheilt wurde und zuweilen große Gedanken, denen auch wir Alten willig Gehör geben."

Friderun ſtand mit geſenktem Haupt, während der Alte ſprach, jetzt neigte ſie ſich wieder zu ihrem Vater herab, und faßte Knie und Hand. Dem Alten rannen die Thränen über ſein ehrwürdiges Angeſicht, er legte den Arm um ſie, küßte ſie auf die Stirn und ſprach: „Geh, und ſage auch unſerem Kaiſer, daß Bernhard, der ſein Richter war, ihm das Liebſte ſendet, was er noch auf Erden ſein nennt."

Am nächſten Morgen ging Friderun nach dem Edelhofe. Der Hof war leer wie ausgeräumt, die Stallthüren ſtanden offen, die Roſſe waren bis auf zwei Klepper entführt. Als die Magd ein klägliches Brüllen hörte, trat ſie in den Kuhſtall, dort fand ſie die letzte Kuh vor leerer Krippe. Sie ſprang auf den Futterboden, holte von dem geringen Heuvorrath und legte der Hungrigen vor. Dann eilte ſie über den öden Hof nach dem Herrenhauſe, öffnete die Thür der Stube, in welcher Herr Godwin hauſte, und rief auf der Schwelle: „Er lebt."

In ſeinem Bett lag Godwin ſchwach und verfallen, an der Seite ſaß Nicolaus und las ihm aus einem kleinen Pergamentband Gebete vor. Als die Beiden Friderun erkannten, welche freudeſtrahlend mit gehobener Hand die Verkündigung brachte, erhoben ſie ſich aus ihrer Bekümmerniß, Godwin ſtarrte mit gefalteten Händen nach der Thür und Nicolaus ſprang auf, um der Magd entgegen zu eilen, aber er hemmte den Schritt, da er ihre Verklärung erkannte, denn ihm kam plötzlich die Erkenntniß, daß die Magd um einen Andern mehr ſorge, als um ihn. „Der Herr lebt,“ wiederholte Friderun zu dem Lager tretend, „er liegt im Morgenlande gefangen und ein Bote wird zu unſerm Kaiſer wandern, damit ſein Wort die Befreiung verſchaffe. Ihr zuerſt ſollt das wiſſen, Herr Godwin, und Niemand anders, denn ſchädlich wäre es, davon zu reden, nur damit ihr ausdauert, ſage ich's euch; will's Gott, kehrt er dennoch wieder.“

Der Alte hatte ſich aufgerichtet, er beugte jetzt ſchweigend ſein Haupt über die heftig zitternden Hände.

„Die Mühlburger haben den Hof geräumt,“ ſagte Nicolaus leiſe, „ſeitdem iſt ſeine letzte Kraft gebrochen, und ich fürchte, es geht bald mit ihm zu Ende.“

Godwin faßte die Hand der Magd und wollte ſie an ſein Lager ziehen, ſie aber ſprach über ihn gebeugt: „Ich darf mich nicht ſetzen und ich darf nicht raſten, denn Großes liegt mir auf der Seele, und ich bin nur hier wie die Schwalbe, wenn ſie ſich im Fluge durch den Hof ſchwingt, bevor ſie den weiten Weg in die Fremde beginnt. — Wie kommt's, Nicolaus, daß Frau Jutte nicht nach dem Vieh im Stalle ſieht; ihr müßt ſie bitten, ich darf nicht zu ihr gehen, weil ihr Hauswirth unſer Geſchlecht gekränkt hat.“

„Auch dort iſt Noth und Kummer,“ klagte der Schüler, „die Knaben ſind krank.“

„Ich ſende euch noch heut aus unſerem Hofe, was ihr zunächſt brauchen mögt, ſpäter ſoll der Vater für euch ſorgen.“

„Ich frage nicht,“ begann Nicolaus traurig, „wer der Bote zum Kaiſer ſein ſoll. Laßt mich euch begleiten, Friderun.“

Die Magd ſchüttelte das Haupt. „Nimmer, Nicolaus;

ihr habt einmal von eurem günſtigen Willen zu mir geſprochen, und ich habe euch Beſcheid gegeben wie ich mußte. Wollt ihr dem Herrn, dem ihr euch einſt gelobt habt, eure Treue erweiſen, ſo verlaßt den Kranken nicht, und gewinnt ihr Zeit, ſo ſeht nach meinem lieben Vater, denn in ſchwerer Sorge um ihn ziehe ich aus dem Lande.“

„Wie wollt ihr allein über Berg und Thal in die Fremde?“ frug Nicolaus, die Hände ringend.

„Es iſt für mich geſorgt, ein Bruder von den Bärtigen geht von der Naumburg zu ſeinem Meiſter nach Welſchland, ihm vertraue ich mich, damit ſein Kreuz mich ſchütze.“

Wenige Tage darauf hielt ein alter Ritterbruder mit ſeinem Knecht vor dem Hofe Bernhards und ſah ſchweigend zu, wie die weinende Friderun ſich vom Halſe des Vaters löſte und noch von ihrem Rößlein den Segen des Himmels für den Hof erflehte. Erſt als ſie eine gute Wegſtrecke geritten waren, redete er die Traurige an: „Die Sorge für euch iſt mir von Bruder Arnfried auferlegt, und was ich bis jetzt von euch geſehen habe, gefällt mir recht wohl. Doch mögt ihr ſelbſt denken, daß es mir geringe Freude iſt, mit einem Weibe durch das Land zu ziehen, zumal ich in gewichtigen Sachen reiſe und eilig bin. Ich fürchte, ihr werdet mich aufhalten.“

„Duldet mich, ſolange ihr dürft,“ bat Friderun. „Auch ich habe Eile und reite für Leben und Freiheit eines Anderen.“

„Sagt mir nichts, was ich nicht zu wiſſen brauche, denn wir Brüder kümmern uns nicht um fremde Geſchäfte; nur was für den Weg nöthig iſt, laßt mich erfahren. Wollt ihr auf eurer Pilgerfahrt bei Heiligthümern eintreten oder ſonſt wo?“

„Nein, ehrwürdiger Bruder, zwiſchen euch und mir muß Vertrauen ſein,“ antwortete Friderun, „ſollt ihr für mich ſorgen mit freudigem Willen, ſo müßt ihr vorher wiſſen, daß ich eurer Sorge nicht unwerth bin. Wenn ihr auch rauh zu mir ſprecht, ſo habe ich doch bemerkt, daß ihr ein gutherziger Mann ſeid, als ihr im letzten Dorfe dem Knaben über die

Wangen ſtricht. Darum verſchmäht nicht mein Geheimniß zu hören, ſoweit ich es ſagen darf. Ich ziehe aus der Heimat, um Hilfe zu werben für einen Gefangenen im Morgenlande, und ich gleiche dem Mädchen, das über die Erde bis an den Himmel ging, um die drei ſegensreichen Geſtirne zu fragen. Mein Mond iſt Frau Elſe, die Landgräfin, welche jetzt auf der Marburg wohnt, der Morgenſtern iſt eine Verwandte des Kaiſers, zu der mich die Landgräfin weiſen ſoll, und das dritte Geſtirn iſt die lichte Sonne, unſer Herr Kaiſer ſelbſt, zu dem ich dringen muß, um zu verkünden, daß ein Verlorener wiedergefunden iſt, und daß er, den ſeine Freunde als tot beweint haben, Botſchaft aus dem Berge Libanon geſandt hat."

Der Bruder hielt ſein Pferd an. „Meint ihr einen Thüring, den edlen Ivo?"

„Ihr kennt ihn?" rief Friderun in heller Freude.

„Gewiß kenne ich ihn," verſetzte der Bruder, „und manchen Tag habe ich mit ihm vor Accon an demſelben Werke geſchafft. Einiges, was wir damals mit einander redeten, iſt jetzt der Erfüllung nahe. Wagt ihr die Reiſe für ihn, um den auch ich getrauert habe, ſo ſollt ihr mir lieb ſein, und ich will treu für euch ſorgen, bis ich euch zum Meiſter bringe, welcher jetzt bei dem heiligen Vater weilt oder doch in der Nähe."

Im ſicheren Schutz des Bruders Sibold gelangte Friderun bis zu der Marburg, wo neben den frommen Stiftungen der Landgräfin auch ein Spital des deutſchen Ordens war. Der Bruder führte Friderun in die Burg und empfahl ſie dort dem Meiſter Konrad, welcher mit den Bärtigen in gutem Einvernehmen lebte. Prüfend frug der ſtrenge Prieſter: „Was begehrſt du, Pilgerin, von der gottſeligen Frau?"

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater, wenn ich meine Bitten zuerſt der Herrin ſelbſt anvertraue. Doch darf ich euch ſagen, ich komme um Leben und Freiheit eines armen Kreuzträgers im Morgenlande."

„Du beräthſt dich übel durch dein Mißtrauen. Doch bitteſt du für einen, der unter dem Kreuzeszeichen gelitten hat, ſo will ich dir den Zutritt nicht wehren.“ Er ſchritt vor ihr in das Gemach.

Die Landgräfin ſaß in Nonnentracht unter den dienenden Frauen, der roſige Schimmer ihrer Wangen war geſchwunden, ihr Leib hager von Gram und ſtrengen Büßungen, und ihre Augen ſtrahlten in dem Glanze, welcher zuweilen das Antlitz des Menſchen verklärt, wenn ihm nur noch ein kurzes Leben beſtimmt iſt. Sie hob die Magd, welche an der Thür niedergekniet war, gütig auf: „Du kommſt aus Thüringen, wo ich oft mit meinen Gedanken weile, gutwillig höre ich, was du mir zu ſagen haſt.“ Sie ſetzte ſich und Friderun begann ihren Bericht, daß ſie der Mutter des Verlorenen großen Dank ſchuldig ſei und daß ſie jetzt Fürſprache für ſich ſelbſt erſehne durch die Landgräfin und durch Frau Hedwig, damit ſie bei dem Kaiſer gnädigen Empfang finde.

Während ſie erzählte, flog ein heller Schimmer wie vom Abendlicht über das Antlitz der Frau Elſe, und der Prieſter, welcher zur Seite ſtand, betrachtete beſorgt die Miene der Herrin. Als Friderun geendet hatte, antwortete die Landgräfin: „Es iſt lange her, ſeit ich mit meiner Baſe die letzten Briefe getauſcht habe. Doch um des Herrn Ivo willen will ich dir gern einige Zeilen anvertrauen, denn ich kannte ihn, als ich hier auf Erden im Glücke war,“ und mit leiſem Lächeln fügte ſie hinzu: „er war auch mir wohlgeſinnt, und dies iſt eine Gelegenheit, wo ich ihm als Chriſtin meinen Dank dafür erweiſen darf.“ Sie erhob ſich; doch als ſie zu dem Schreibepult trat, ſtand der Prieſter neben ihr, legte ſeine Hand auf das leere Pergamentblatt und frug in gebietendem Tone: „Ziemt der Gedanke an eitlen Ritterdienſt einer gottgeweihten Seele?“

Frau Elſe hob das Haupt und in ihren Augen blitzte der Stolz einer Fürſtin: „Nehmt die Hand vom Pergament, Herr, mein Berather und Lehrer ſeid ihr, und wahrlich, die Heiligen wiſſen es, ein ſtrenger Lehrer, doch zu ihrem Hüter hat euch die Landgräfin nicht beſtellt.“ Als er erſtaunt und mit gefurchter Stirne wich, that der Herrin die eigene Strenge leid und ſie fuhr demüthig fort: „Einſt war ich nicht nachſichtig mit einer weltlichen Huldigung, obgleich ſie in Ehrerbietung dargebracht wurde; aber hartherzig kann ich nicht werden gegen die Wenigen, welche meinem lieben Gemahl und mir redliche Geſinnung erwieſen haben.“

Sie ſchrieb den Brief, übergab das geſchloſſene Pergament Friderun mit einem Segenswunſch für Ivo, und fügte hinzu: „die Gräfin iſt, wie ich vernehme, mit dem Königshofe nach Speyer gezogen, dort wirſt du ſie finden.“ Aber die Magd bemerkte wohl, daß Frau Elſe bedrückt war durch ihren eigenen Widerſtand gegen den mächtigen Meiſter, und als ſich die Thür hinter ihr ſchloß, vernahm ſie laute Worte des Mannes.

„Gütigen Schein ſpendete mir das Mondenlicht,“ ſprach Friderun, dem Bruder das Pergament weiſend, „aber der Prieſter Konrad entließ mich feindſelig.“

„Er iſt heiß in allem Thun,“ antwortete der Bruder, „und Viele halten ihn für furchtbar. Doch unſerer Bruderſchaft iſt er ein treuer Gehilfe, denn er ſpricht für uns bei den Großen und im Volke, und ich denke, wir werden in Kurzem ſeinen mächtigen Beiſtand gebrauchen.“

Die Reiſenden zogen in Frieden ſüdwärts; als ſie ſich aber der ruhmvollen Königſtadt Speyer näherten, begann der Bruder, den ſtolpernden Gaul der Magd am Zügel faſſend: „Wer zu Roſſe ſitzt, ringt nicht ohne Gefahr die Hände. Verändert finde ich euer Weſen, Friderun, der Weg zu dem goldenen Stuhle, dem ihr jetzt nahet, wird euch mühevoll.“

Friderun ſah den Bruder mit ſo bitterer Seelenqual an, daß dieſer ihren Kummer durch Schweigen ehrte. „Gern würde ich mich an den Weg ſetzen und ausweinen,“ ſagte ſie.

„Manchem hilft das,“ ermunterte der Bruder, „ich warte auf euch.“

„Vorwärts,“ rief die Magd tief aufathmend.

Kurze Stunden darauf ſtand ſie in einem reichgeſchmückten Gemach der Gräfin von Meran gegenüber. Hoch aufgerichtet ſah ſie von der Schwelle auf die vornehme Dame, ſo daß ſich dieſe verwundert erhob, doch im nächſten Augenblick neigte ſie ſich tief und überreichte den Brief der Frau Elſe. Hedwig ging zum Fenſter, las und faßte mit dem Arm die Stuhllehne, ſo ſtand ſie lange Zeit abgewandt, und die Magd frug ſich, ob ſie vor Freuden weine. Endlich trat ſie zu der kleinen Harfe, welche auf einen zierlichen Tiſch geſtellt war, und fuhr mit der Hand durch die Saiten. Friderun wußte wohl, daß dies die Weiſe des Herrn Ivo war, und dachte bei ſich: ich höre ſie oft erklingen, auch wenn Niemand an die Saiten rührt, doch in den letzten Wochen habe ich nicht an ſeine Lieder gedacht. Plötzlich wandte ſich die Gräfin zu ihr, faßte ihre Hand und ſah ſie ſo weich und dankbar an, daß Frideruns Trotz dahinſchwand. „Seit wann kennſt du ihn?“

„Da ich ein Kind war, weilte ich einige Jahre im Edelhofe,“ antwortete die Magd vor dem forſchenden Blick die Augen niederſchlagend.

„Wann hat er dich zum letzten Mal geküßt?“ frug Hedwig lächelnd.

„Nimmer ſeit ich heranwuchs,“ rief Friderun gekränkt. Beide ſchwiegen und betrachteten einander mit gerötheten Wangen.

„Weiß Jemand in dieſem Hauſe, weshalb du zu mir kommſt?“

„Nur Wenige erfuhren, weshalb ich reiſe, in dieſer Stadt ſeid ihr die Einzige.“

„Du ſprichſt verſtändig. Wenn dir ſein Leben lieb iſt, birg das Geheimniß vor Jedermann. Jetzt ſetze dich zu mir und erzähle, wie du die Nachricht erhielteſt und zu dem Entſchluß kamſt, für ihn, der einſt dein Geſpiele war, die weite Fahrt zu machen.“

„Niemals zeige ich ihr die Haarlocke,“ dachte Friderun, „ihr Auge ſoll nicht darauf ſehen und ſie ſoll mein Eigenthum nicht von mir fordern.“ Deshalb ſprach ſie vorſichtig: „Einer von den Bärtigen, der im Hofe meines Vaters Kranke gepflegt hatte, brachte uns die Botſchaft, daß er als Gefangener im Libanon lebe und als Wahrzeichen Worte eines alten Liedes, das in unſerem Dorfe bekannt iſt. Denn bevor Herr Ivo unter dem Kreuze auszog, übergab er meinem Vater Goldſchmuck und edle Steine, das Erbe ſeiner Mutter, damit der Vater den Schatz in unſerem Herd berge bis zu ſeiner Rückkehr. Dieſen Schatz ſoll ich zum Kaiſer tragen als Löſegeld.“

Hedwig lächelte. „Und warum wurdeſt du der Bote und nicht dein Vater?“

„Der Vater iſt alt und der Hof kann ihn nicht entbehren.“ Hedwig nickte: „Du warſt ſeiner Mutter vertraut. Sprich mir von ihr.“

„Sie war aus dem Grafenhaus von Orlamünde, wie ihr wiſſen werdet, und eine ſtolze Wirthin, doch klüger als Andere und von gütigem Herzen. Daß ſie ſtarb, war ein Unglück für den Hof, Herr Ivo lebte ſorglos und ritt durch das Land, und ein Herrenhof bedarf Hände, die ſparſam zuſammenhalten, denn wo Viele begehren, wird leicht unnütz verſchwendet und auch die Treuen gewöhnen ſich aus dem Vollen zu leben.“

Wieder lächelte Hedwig. „Wie war Herr Ivo als Knabe?“

Friderun ſchwieg. „Fragt mich, was ihr über ihn wiſſen wollt,“ ſprach ſie endlich mit Zurückhaltung.

„Sage mir, wie er gegen dich war?“

„Wir ſpielten mit einander. Wer die Gerte in der Hand hielt, führte den Andern als Roß an der Leine.“

„Doch als du größer wurdeſt?“

„Wir zankten uns zuweilen, doch ſaßen wir auch bei einander und ſangen Lieder um die Wette. Als Knabe hatte er eine liebliche Stimme,“ berichtete Friderun kurz.

„Und wann ſchiedeſt du aus dem Hofe?“

„Da er in die Zucht des langen Marſchalks kam und der Vater meiner bedurfte.“

„Ich erkenne,“ begann Hedwig überlegend, „daß du ſchnell und klug zu antworten weißt; ich hoffe, du verſtehſt ebenſo zu ſehen und zu hören. Frau Elſe ſchreibt mir, daß du mein Fürwort beim Kaiſer gebrauchſt. Ich gebe dir keinen Brief, doch ein Zeichen, daß du von mir kommſt.“ Sie zog einen Ring vom Finger. „Auch den Ring bewahre geheim vor Jedermann. Willſt du dem Kaiſer angenehm und werthvoll werden, ſo mußt du ihm Einiges von ſeinem Sohne, dem König Heinrich, berichten können, denn wenn du ihm meinen Ring gibſt, wird er auch darnach fragen. Ich will dir Gelegenheit verſchaffen, den jungen König zu ſehen und zu hören, ohne daß er und ſeine Herren dich mit Fragen beläſtigen, doch mußt du dich vorſichtig ſtill halten. Verweile hier, bis ich dich rufe, mich zwingt meine Pflicht als Hauswirthin, dich zu verlaſſen; laß dir die Zeit nicht lang werden und wundere dich nicht, wenn ich die Thür zuſperre, damit die Diener nicht eindringen.“

„Ich ginge lieber,“ verſetzte Friderun.

„Wenn du für Herrn Ivo ſorgen willſt, ſo bleibe,“ ſprach Frau Hedwig mit ſo hohem Ernſt, daß die Magd ſchweigend einwilligte.

Hedwig verließ das Zimmer und Friderun hörte, daß die Thür geſperrt wurde. Lange ſaß ſie in unruhigen Gedanken. Endlich kehrte die Gräfin zurück. „Folge mir ſchnell und vorſichtig,“ gebot ſie, und Friderun erkannte, daß eine finſtere Entſchloſſenheit auf dem bleichen Antlitz lag. Sie folgte der Führenden wenige Stufen einer Seitentreppe hinab und wurde erſt ihrer Sorge enthoben, als ſie ganz in der Nähe Gelächter und das frohe Geräuſch eines Gaſtmahls vernahm.

10.

Vor drei großen Herren.

In einer dürftigen Herberge der ſyriſchen Hafenſtadt Tripolis ſaßen Henner und Lutz einander gegenüber. Jedermann merkte, daß ſie nicht im Glück lebten, ihr Gewand war abgetragen, das Eiſenhemd darunter roſtig und an den Rändern zerriſſen, und ihre Miene ſehr bekümmert. Sie waren ruhelos am Libanon umhergeritten und hatten vergeblich in allen Burgen nachgeforſcht. Als das reiche Geſchenk des Kaiſers aufgezehrt war, hatten ſie in der Noth einem der ſyriſchen Barone bei ſeinen Grenzfehden gedient, um ſich rittermäßig durchzubringen. Oefter waren ſie mit Kurden und Arabern zuſammengeſtoßen und mit Mühe der Knechtſchaft entgangen, zweimal auch waren ſie in das Land der Ismaeliten eingedrungen, aber die Grenzwächter hatten ſie trotzig abgewieſen, denn jedem bewaffneten Fremden blieb das Gebiet des Scheikhs verſchloſſen. „Das letzte Pferd iſt verkauft," begann Henner.

„Dann brauchen wir's nicht zu füttern," verſetzte Lutz, „und ſind die größte Sorge los."

„Das Geld fordert der Wirth," fuhr Henner fort, „er behauptet, ein Thüring und ein Ei aus den Dörfern des Hennebergers zu ſein. Aber die heiße Sonne hat ihn hart geſotten und von Erbarmen iſt nichts mehr an ihm zu finden."

Lutz, welcher unnöthige Worte gern vermied, ſchwieg ſtill und Henner begann nach einer Weile wieder: „Ein Krieger, der Knecht und Roß verloren hat, iſt nicht glückſelig zu preiſen; wir ſind jetzt Bettler, Chevalier, von dem Orden der armen

Ritter, denen ich daheim manchmal mit Mißvergnügen ein Almoſen zugeſteckt habe. Darum frage ich euch, was ſoll aus uns werden?"

„Wir faſten wieder, wie einſt," rief Lutz, „im Meer ſind Fiſche genug, es iſt hier nicht leicht zu verhungern."

„Ich ſorge nicht um unſern Magen, Herr," entgegnete der Marſchalk, „aber Tag und Nacht muß ich an den Brief denken, den uns unſer Geſelle Godwin durch Nicolaus ſchreiben ließ. Denn was die deutſchen Brüder vorlaſen, war ganz widerwärtig; die Mühlburger wollen unſern armen Herrn bei lebendigem Leibe beerben."

„Wüßten wir nur erſt ſicher, daß er lebendig iſt," bemerkte Lutz verſtändig, „dann wollten wir die Mühlburger flugs von Hof und Gut jagen."

„Seit dem Briefe verläßt mich der Gedanke nicht, daß wir zu Hauſe nöthiger ſind, als hier, und die Angſt um den Hof wächſt mir mit jedem Tage, den wir in dieſem bösartigen Lande verweilen. Auch Frau Jutte mit den Knaben jammert mich."

„Der Schiffer aus Bremen war hier," warf Lutz ein, „er will euch mitnehmen, wenn ihr euch während der Fahrt dem Schiffe als Kriegsmann gelobt."

„Mich?" frug Henner unwillig, „wir ſind aber zwei."

Lutz antwortete ausweichend: „Denkt daran, Herr, daß Weib und Kinder an eurem Herde ſitzen und daß der alte Godwin ſich nicht auf dem Gute behaupten wird, wenn nicht eure Fäuſte ihm helfen. Ich aber habe nur Eine, um die ich ſorge. Seht ihr mein Berchtel, Henner, ſo ſagt ihr, daß ſie das Strumpfband losbinden ſoll, welches ich ihr um ihr weißes Bein gelegt habe; denn ich kehre ſchwerlich zurück." Er ſtützte den Kopf in die Hand.

„Laßt euch ſagen, Lutz," ſprach der Marſchalk gerührt, „daß ihr gewiſſermaßen beſeſſen ſeid. Ich lobe die Treue, ihr aber werdet hartnäckig ohne Nutzen."

„Vielleicht kommt er doch wieder," verſetzte Lutz. „In ſeinem Hofe bin ich erzogen und er hat mich bei ſich behalten und einen Mann aus mir gemacht, deshalb denke ich in ſeiner Nähe zu bleiben. Sprecht mir nicht dawider, Marſchalk, euer Amt iſt, den Hof zu bewahren, und meines iſt, auf den Herrn zu warten."

Henner erhob ſich. „Wahrlich, Geſelle, ihr habt das Richtige gefunden; was geſchehen muß, ſoll geſchehen ohne viele Worte, und wenn wir es Beide vermeiden können, ohne Wehmuth. Begleitet mich, wenn's euch beliebt, zum Schiffe."

Als Lutz von ſeinem Gefährten Abſchied genommen hatte und das Schiff zum Hafen hinausfuhr, ſtand er am Strande und ſtarrte nach der hagern Geſtalt des Marſchalks, der immer wieder die Hand nach ihm ausſtreckte, bis ihm das Schiff und der Freund darauf wegen rinnender Thränen undeutlich wurden. Bald aber fand er ſeine bedachtſame Ruhe wieder und ſprach zu ſich ſelbſt: „Bisweilen iſt einer mehr als zwei. Mein Geſelle war allzu ritterlich. Wir haben ſeither vielerlei Umwege gemacht, ich gehe geradeaus zu dem grimmigen Meſſerſchmied in den Bergen und ſage ihm auf den Kopf zu, daß er den Herrn gefangen hält, und daß es endlich Zeit iſt, ihn zu entledigen." Er eilte in das kleine Hospital, welches die deutſchen Brüder vor Kurzem in Tripolis gegründet hatten, bat um ein altes Pilgerkleid und gab dafür ſein Ritterſchwert zum Pfande. So verließ er die Stadt als ein armer Waller und zog längs der Küſte nordwärts, um das Grenzgebiet der Templer und Johanniter zu vermeiden; denn dieſe hielten ſcharfe Aufſicht über alle Reiſenden, die nach den Bergen der Ismaeliten oder von dort nach der Küſte gingen. Zwei Tage lief er in Pilgerweiſe und nahm Koſt und Herberge bei barmherzigen Leuten, am dritten kam er an eine kleine Hafenſtadt Valenia, welche früher den Ismaeliten gehört hatte und jetzt von den Johannitern und einem Biſchof bewacht wurde. Dort ſchlug er ſich in die Berge. Als er die Grenzwächter der

Ismaeliten erblickte, eilte er auf ſie zu und ſagte, ſo deutlich er es mit arabiſchen Worten vermochte, daß er zu ihnen gedrungen ſei, um in einer großen Sache ihren Vater, den Scheikh, zu ſprechen. Er wurde auf ein Pferd geſetzt und durch das Land geführt bis zu einer großen Burg, welche mit Thürmen und Mauern auf ſteilem Fels ragte, ſo daß man nicht erkannte, wo die weiße Klippe aufhörte und wo das Menſchenwerk begann. In der Burg blieb er ſtrenge bewacht bis zu dem Tage des Verhörs. Endlich wurde er in eine weite Halle geführt, zwiſchen reichverzierte Säulen und Bögen; in einer Niſche auf erhöhtem Raume ſtand ein Haufe der Geweihten im weißen Kaftan, kenntlich an der ſpitzen rothen Mütze und dem rothen Leibgurt, und längs den Wänden ſaßen auf Polſtern Weiſe und Edle des Volkes. Lutz ſah nach dem furchtbaren Alten umher, von dem er gehört hatte, aber vor ihm waren viele bejahrte Männer, er fand viele blitzende Augen auf ſich gerichtet und nicht wenige weiße Bärte hingen bis zu den Gürteln herab, ſo daß er dachte, „wenn ich nicht wüßte, wie rachſüchtig ſie ſind, würde ich ſie für die ehrbarſte Geſellſchaft halten, die ich je geſchaut. Doch wer unter wilde Thiere geht, hüte ſich, ihren Zorn zu erregen,“ und er verneigte ſich tief zu beiden Seiten.

Nach langem Schweigen winkte ein Greis dem Dragoman und begann: „Freiwillig kamſt du in unſere Berge, o Franke, verkünde, wer du biſt und was du begehrſt.“

„Ludwig von Ingersleben iſt mein Name, ein Dienſtmann bin ich des edlen Ivo, den ihr, wie ich vernehme, gefangen haltet; ſeinetwegen komme ich, euch zu bitten, daß ihr ihn frei gebt.“

„Wer hat dir die Kunde zugetragen, daß dein Herr als Gefangener bei uns weilt?“

„Unter den Chriſten an der Grenze läuft die Sage,“ behauptete Lutz kühnlich, und er hatte in der That unter vielem Anderem auch dies vernommen.

„Wer von Fremden holen will, muß vorher bringen. Was gedenkſt du zu bieten?“ frug der Alte weiter.

„Geld bringe ich nicht,“ verſetzte Lutz ehrlich, „doch vermag mein Herr euch Löſegeld zu zahlen, wenn ihr ihn nicht unmenſchlich ſchätzt; ich aber erbiete mich, an ſeiner Statt als Gefangener bei euch zu bleiben, bis ihr das Geld empfangt.“

„Wenn Geld die löſen könnte, welche wir feſthalten, ſo wäre Mancher frei, der hinter Mauern weilt.“

Ein langes Schweigen folgte, dem Thüring aber kam vor, als ob ſein Herr wahrhaftig hier in Gefangenſchaft ſei, und er hütete ſich ſeine Freude zu verrathen und Ungeduld zu zeigen. „Haſt du ſonſt etwas zu bitten und zu bieten,“ frug der Greis wieder, „ſo ſprich, doch meide unnütze Worte.“

„Wohlan, ihr Herren, wenn ihr ein Recht zu haben glaubt an ſeinen Leib, ſo fordere ich, gewährt auch mir ritterliches Recht und ſtellt mir einen Kämpfer, damit ein Gottesurtheil entſcheide, ob das Leben meines Herrn euch gehört, oder ſeinen Freunden.“

„Gering iſt dein Ausſehen, wie magſt du wagen, unſere Helden zum Kampfe zu fordern?“

Lutz öffnete ſein Pilgerkleid und wies auf den weißen Rittergurt. „Ich bin ſchwertlos gekommen, um euch nicht zu erzürnen, aber ich trage die Ehrenzeichen eines Ritters und kein Fürſt darf mir den Kampf verweigern, wenn ich ihn in ehrlicher Sache fordere.“

„Meinem Volke aber wird deine Forderung verächtlich; nur ein Unſinniger kämpft ohne Noth um ein Gut, das ihm bereits gehört.“

„Ich dachte mir's,“ murmelte Lutz. „Dann alſo, alter Herr, laßt mich mein letztes Gebot thun. Wenn euch ſo viel daran liegt, einen Ritter aus Ingersleben in eurem Thurm zu bewahren, ſo laßt meinen Herrn frei, behaltet ſtatt ſeiner mich und macht mit mir, was ihr wollt.“

„Du nennſt dich ſelbſt ſeinen Diener, ihn deinen Herrn, auch bei euch tauſcht der Jäger nicht den Falken gegen die Amſel.“ Wieder folgte langes Schweigen, endlich begann der Alte: „War der, welchen du deinen Herrn nennſt, ein Chriſt?“

„Gewiß war er das,“ verſetzte Lutz.

„Wie kam es doch, daß wir ihn am Grenzſteine gefällt fanden ohne einen Glaubensgenoſſen, mitten unter Bekennern des Islam?“

„Er war von dem großen Kaiſer zu euch geſandt mit mauriſchen Leibwächtern, weil dieſe eurer Sprache und Sitte mächtig ſind. Hätte ich mit meinen Geſellen ihn begleitet, dann wäre die Miſſethat nicht vollbracht, oder ich würde nicht lebend vor euch ſtehen.“

Der Ismaelit gab ein Zeichen, einer der Geweihten trug ein blutgetränktes Tuch herzu, welches der Dragoman dem Thüring wies, und dieſer vermochte ſeine Bewegung nicht zu bergen, als er das Tuch erkannte, welches ſein Herr einſt am Halſe getragen hatte.

„Auf dem Gewebe ſteht ein Spruch, den die Muhamedaner für heilig halten; bewahren die chriſtlichen Franken ein ſolches Amulet über ihrem Herzen?“

Erſtaunt vernahm Lutz die Bedeutung der goldgeſtickten Zeichen. „Ich weiß nur, daß das Tuch eine Gabe der Herrin iſt, welcher er ſich geweiht hatte; wer die Herrin war, blieb ſein Geheimniß. War ſie eine Sarrazenin, ſo wiſſet, daß wir auch fremdländiſchen Frauen unſeren Dienſt widmen. Ich ſelbſt bewahre das Schleiertuch einer Dame, der ich diene, obwohl ſie im Harem eines Sultans lebt.“ Und er brachte bereitwillig aus ſeinem Gewande den zerriſſenen Schleier hervor, den er einſt bei den Kameelen gewonnen hatte.

Zum erſtenmal bemerkte er unter den Ismaeliten eine Regung der Neugierde, leiſe Ausrufe wurden gehört und Mehre ſtrichen zufrieden die Bärte. „Du ſelbſt biſt der Ritter, welcher mit den Johannitern kämpfte, um die Mutter des Sultans Elkamil vor der Gefangenſchaft zu bewahren?“ frug der Alte.

Lutz hatte bis jetzt nie erfahren, daß die Herrin des Schleiers ſo ehrwürdig war, und er fand ſeltſam, daß die Wilden im Libanon das wußten. Als er in den Mienen der Ismaeliten die Billigung erkannte, dachte er: „ihr würdet anders denken, wenn ihr jünger wärt," aber er antwortete beherzt: „ich bin der, welchen du meinſt."

Da traten die Geweihten auseinander, er ſah auf der Höhe einen Greis im weißen Gewande ſitzen und merkte, daß ihm erſt jetzt der Anblick des Scheikhs vergönnt wurde. Der Weißgekleidete ſchlug in die Hände, zwei Gewappnete führten einen jungen Neger herein, der mit ausgebreiteten Armen auf Lutz zueilte, ſich vor ihm niederwarf und das Geſicht an ſein Gewand drückte. „Ali, mein Rabenkind," rief Lutz, die ganze Umgebung vergeſſend, „wo weilt unſer Herr?"

„Sprich nicht mit dem Knaben," warnte der Dragoman dazwiſchen tretend. Die Stimme von der Höhe frug: „Du kennſt den Sklaven?"

„Er war ein Geſchenk, welches mir die Frau, von der ich ſprach, in das Lager des Kaiſers ſandte, und er war der Einzige aus unſeren Zelten, der meinen armen Herrn auf der Reiſe begleitet hat."

„Im Thal des Todes fanden meine Söhne den Schwarzen," ſprach der Scheikh. „Sprich wahrhaft, Franke, was haſt du im Lager des großen Emperor über die Blutthat vernommen?"

„Daß umherziehende Kurden die Miſſethat verübten."

„Unſchuldig ſind die Kurden an der That, Held Haſſan und dein Herr fielen unter den Meſſern deiner Glaubensgenoſſen."

Der Thüring ſah erſchrocken um ſich. Was der Scheikh behauptete, klang ihm nicht fremd in das Ohr, ſchon im Lager war Allerlei über die Templer geflüſtert worden, und er ſelbſt hatte ſich mit ſeinen Geſellen ſchwere Gedanken gemacht wegen der Feindſchaft, die zwiſchen Ivo und einem Verwandten des Kaiſers beſtand. Nachdrücklich fuhr der Scheikh fort: „Rache begehren wir für den Tod des Helden Haſſan und für die

Miſſethat, welche hinterliſtig von Chriſten auf unſerem Grunde verübt wurde. Darum handelt der Chriſt thöricht, welcher von uns hohen Dienſt begehrt, ohne den Gegendienſt zu leiſten, welcher uns werthvoll iſt. Das Geſetz in den Bergen lautet: Leben für Leben, begehrſt du deinen Freund lebendig zu ſchauen, ſo hilf uns, daß ein Anderer erlegt werde.“

Lutz überlegte. „Vieles darf ich für meinen Herrn thun und willig gab ich Freiheit und Leben in eure Hand, aber wenn ihr mich gebrauchen wollt, daß ich an Stelle eurer Knaben irgendwie einen Chriſten oder Heiden hinterrücks treffe, ſo habt ihr euch gröblich in mir geirrt und ich antworte euch, ich thue es nimmer und um keinen Preis. Darum macht mit mir, was ihr wollt, aber ein Mörder werde ich nicht.“

„Meine Söhne gebrauchen nicht fremde Hilfe, um einen Feind, der ihnen gewieſen wird, zu verfolgen; ſie tragen die Rache über Land und Meer und wiſſen in Alexandrien und Meſſina den Todesgruß zu bieten. Die Miſſethat aber, um welche wir trauern, blieb auch uns geheimnißvoll. Darum begehren wir deine Hilfe, daß du den Mann erkundeſt, welcher die That geleitet hat, und daß du nach den Gebräuchen des Abendlandes das Leben des Mörders austilgſt. Wir fordern von dir nur, was in deinem Volke für ehrenwerth gilt, willſt du den Gefangenen befreien, ſo ſei unſer Kämpfer, um die Bluthat zu rächen.“

Nachdenkend verſetzte der Thüring: „Wegen der ſchweren That, welche an dem Gaſt und dem Geſandten meines Kaiſers verübt wurde, darf ich den Gerichtskampf fordern als Chriſt und Ritter. Doch, Herr, erſt muß ich glauben, daß ein Chriſt Anſtifter und Vollbringer wurde, und ich muß wiſſen, wer der Thäter war. Wie könnt ihr mir Sicherheit darüber geben, da ihr ſelbſt, wie ihr ſagt, in Zweifel ſeid?“

Der Scheikh neigte das Haupt. „Zwei Zeugen übergebe ich dir, der eine iſt der ſchwarze Knabe, den wir in dem Thale des Todes fanden, er weiß von der Unthat zu berichten, doch iſt er ein Sklave. Der andere Zeuge aber iſt dieſes Werkzeug.“ Er winkte, einer der Geweihten trug ein Dolchmeſſer herbei, deſſen Spitze durch eine goldene Kapſel geſtochen war, wie ſie kaiſerlichen Briefen angehängt wurde, um das Siegel zu bewahren. „Dies Meſſer durchbohrte das Tuch und den kaiſerlichen Brief, welche dein Herr auf der Bruſt trug, beide hemmten die tötende Gewalt des Stoßes. Den Knaben und das Meſſer ſollſt du ohne Säumen zu deinem Kaiſer bringen mit dieſer Botſchaft aus unſeren Bergen: Gemeinſam ſei der Schimpf, den er und die Ismaeliten erduldet, darum ſenden wir an ihn die Zeugen und den Rächer, nach der Sitte ſeines Landes, damit er ſelbſt für unſere und ſeine Rache ſorge. Dies iſt der Dienſt, den wir von dir begehren, denn wir haben erkannt, daß du nicht zu den Argen gehörſt, ſondern zu den Treuen. Leiſte uns einen Eid nach deinem Glauben, daß du von hier ohne Aufenthalt über das Meer vor das Angeſicht des Kaiſers eilen willſt.“

Da hob der Thüring die Hand in die Höhe und ſprach den Eid. „Geſtattet mir, bevor ich ſcheide, meinen Herrn zu ſehen.“

„Du wirſt ihn wiederſehen,“ antwortete der Scheikh, „wenn er durch dich entledigt zwiſchen Meſſer und Kreuz am Grenzſteine ſteht, nicht eher. Geendet ſei die Rede, meine Söhne geleiten dich. Nimm die Zeugen mit dir und gedenke deines Eides.“

Während Lutz mit dem Knaben Ali zum Thor der Burg hinausritt, lag der Gefangene wenige Bogenſchüſſe von ihm entfernt auf dem Dach eines morgenländiſchen Landhauſes. Vor ihm öffnete ſich ein lachendes Thal, tief in das Gebirge eingeſenkt, von allen Seiten mit hohen Felſen umſchloſſen. Ueberall brachen ſtarke Quellen aus dem weißen Geſtein, ſie ſtrudelten und rauſchten, bis ſie ſich unten zu einem See vereinigten. Bei dem milden Herbſtlicht wies der Grund ein üppiges Grün, denn kleine Rinnen von Menſchenhand gezogen verbreiteten weithin das Leben ſpendende Waſſer. In heiterer Ruhe lag das Thal wie geſchieden von der Welt. Ueber mächtige Fruchtbäume ragten auf kleinen Anhöhen die Thurmhäuſer der Landleute, am Fuß der Felſen kletterten genäſchige Ziegen und große Koppeln edler Roſſe tummelten ſich im Gehege.

Der Gefangene war nur an dem blonden Bart und der helleren Hautfarbe als ein Fremder zu erkennen, er trug das reiche Gewand eines Morgenländers und redete arabiſch mit ſeinem Wächter Achmed, einem Jüngling, der ſeinem älteren Bruder Haſſan in Geſtalt und Geberde ähnlich war. „Lange weilt der Knabe Ali auf der Burg,“ begann Ivo.

„Unſer Vater, der Scheikh, hat ihn zu ſich befohlen,“ erwiederte Achmed.

„Es geſchah zum erſtenmal,“ murmelte Ivo unruhig, und da er die verwunderte Miene ſeines Gefährten ſah, ſetzte er lächelnd hinzu: „Wer nicht von großer Sorge bedrängt wird, der ſchafft ſich kleine.“

Der Jüngling wies hinab in den Hof, wo braune Mädchen in leichtem Gewande ſich zum Klange einer arabiſchen Laute zierlich im Kreiſe drehten. „Sie zeigen dir ihre beſte Kunſt, es wird ſie kränken, daß du ſo wenig auf ſie achteſt, denn der Sklavin iſt der freundliche Wink des Herrn der beſte Lohn.“

„Auch ſüßer Trank wird verleidet,“ antwortete Ivo mit ernſtem Lächeln, „ihre behende Kunſt gleicht dem Geſange der Nachtigallen in deinem Thal. Bei mir daheim gilt derſelbe Vogel für den lieblichſten Sänger und wir lauſchen ihm freudig. Hier aber hörte ich im Frühling nicht einzelne ſingen, ſondern ſchaarenweis ſchmetterten ſie im Laube und nahmen mir jede Nacht den Schlummer. Viel Wonniges iſt hier gehäuft. Zürne mir nicht, Achmed, wenn ich des Reichthums überdrüſſig mich nach der Armuth meines Landes ſehne.“

„Kommt dich die Schwermuth an,“ verſetzte der Jüngling, „ſo laſſe ich dein Roß ſatteln und wir reiten durch das Thal.“

„Auch die Berge dieſes Thals haben wir durchmeſſen. Von Balſam duftet der Grund und täglich erblühen neue Blumen, dennoch iſt es für den Gefangenen ein geringer Unterſchied, ob er die Schritte zählt von einer Kerkerwand zur andern, oder die Sprünge des Roſſes von Fels zu Fels.“

„Sonſt warſt du anders,“ rief unzufrieden der Jüngling.

„Habe Geduld, du treuer Wächter. In Thüringen erzählen die Leute, daß eine holde Göttin, Frau Minne, im Innern der Berge wohnt und junge Helden zu ſich lockt, ſie beharren lange bei ihr in Freuden, zuletzt verzehrt ſie doch der Kummer nach der Oberwelt. So habe ich hier gelebt wie im Traume, und wenn du mich den Sinn eurer Lieder lehrteſt, ſo war mir zuweilen, als könnte ich im Morgenlande heimiſch werden; jetzt iſt auch für mich der Zauber gelöſt. Wiſſe, mir gelang es, aus deinen Bergen einen heimlichen Gruß in die Heimat zu ſenden, ich ſage dir nicht wie, damit du Niemandem zürnſt. Mit dem Gruß wandert jetzt meine Seele jeden Tag, ungeduldig folge ich dem Boten auf Schritt und Tritt; ich ſehe ihn am Hafen und auf dem wilden Meer, und wie er die Botſchaft in die Hand eines Weibes legt, der ich gern vertraue. Wahrlich, neulich am Abend erkannte ich die blonden Zöpfe der Magd Friderun neben der braunen Tänzerin dort unten und ich ſchob das Mädchen zur Seite, um das Haar der Deutſchen zu faſſen. Zu Roß, Geſelle,“ ſchloß er ſich aufrichtend, „fliegt der Rappe dahin wie ein Pfeil, und ſauſt die Luft um die Schläfe, ſo höre ich wohl auf, dir gleich einem Weibe Klagelieder zu ſingen.“

Von der Burg jagte ein Reiter heran, Achmed empfing die Botſchaft und kehrte beſtürzt zurück. „Unſer Vater, der Scheikh, fordert dich vor ſein Angeſicht.“ Gleich darauf klang von der Höhe ein ſcharfer, eherner Ton über das Thal und aus der Ferne antwortete der Gegenklang. „Die Männer meines Geſchlechtes werden aufgeboten zum Waffenritt.“

„Mir ahnt,“ ſagte Ivo ernſt, „dies verzauberte Leben nimmt ein Ende. Ich bin bereit; nur mein altes Eiſenhemd thue ich um, denn mir ziemt nicht, im Gewande dieſes Thals vor deinen Herrn zu treten. Dir aber, Jüngling, danke ich, wenn ich nicht wiederkehre, für deine Sorge, denn treu wie ein Bruder warſt du dem fremden Mann.“

Ivo hatte nur einmal, als er mit ſeiner Wunde in den Burghof getragen war, den Herrn der Berge undeutlich geſehen, denn der Greis ſtieg niemals von ſeiner Höhe in die Thäler hinab. Als er jetzt in die Halle trat, fand er den Scheikh allein auf ſeinem Polſter ſitzen, er ſah eine hohe gefurchte Stirn und zwei Augen, welche ſcharf wie die eines Adlers nach ihm blickten. Dann ſenkte er nach der Sitte des Oſtens ſein Haupt und harrte der Anrede.

„Zwei Sommer weilſt du bei uns, nicht als Gaſt, denn du beharrteſt nicht freiwillig; nicht als Gefangener, denn meine Söhne haben dich geehrt gleich einem Gaſtfreund. Zwei Sommer war dein Mund verſchloſſen und die Pforte deiner Heimkehr blieb verſchloſſen, weil du dich geweigert haſt vor deinem Kaiſer und deinem Volk Kläger zu werden über verruchte Miſſethat. Doch bevor das Laub vom Baume fällt, wandelt es ſein Grün in bunte Farben, auch du wandelſt wohl, bevor du aus dem Thal des Lebens ſcheideſt, deine Gedanken. Darum frage ich dich in der letzten Stunde: willſt du ungeſprochen mit dir nehmen, was nach der Sitte deines und meines Landes Racheruf fordert?“

„Ich muß ſchweigen, Herr,“ entgegnete Ivo, „was mir auch darum geſchehe.“

„Dann ſcheideſt du, Chriſt, wie du kamſt, nicht Freund nicht Feind, als ein Fremder, an den wir denken wie an die Wolke, welche vorüberzog. Meine Söhne gewähren dir die Entlaſſung, wandle dahin, ungeſcholten und ungegrüßt.“

Ivo vermochte nicht zu antworten, in der Freude bebte ihm das Herz; er ſah ſich in dem Hauſe ſeiner Väter, ihm war, als hörte er auf ſeinem Söller den Geſang der kleinen

Vögel und den Speerruf ſeiner Ritter, und er neigte ſtumm das Haupt. Der Alte fuhr fort: „Einem Sohn meines Volkes haſt du Treue bewieſen, wir fanden dich blutend über dem Leibe des Toten; die Männer des Geſchlechtes Haſſan achten darauf, dich in Ehren zu entſenden. Sie können dir nicht Gaſtgeſchenke bieten, die der freundliche Wirth gibt, und die der Gaſt nicht ausſchlagen darf, du ſelbſt magſt dir vom Boden heben, was für dich bereit liegt. Der Alte winkte und führte in den Hof, dort waren zwei Teppiche gebreitet, auf dem einen ſeidene Gewänder, darüber ein Schwert in goldener Scheide, der Griff mit einem großen Edelſteine geſchmückt; daneben hielt Achmed das arabiſche Roß, auf welchem Ivo durch das Thal geſprengt war, und den ritterlichen Speer mit dem Rohrſchaft. Auf dem andern Teppich lag ein Pilgerkleid mit Hut und Stock, wie arme Chriſtenwaller trugen. „Wähle,“ ſprach der Scheikh.

Ivo trat an die Seite des Roſſes, ſtrich am Halſe herab und ſagte ihm leiſe in das Ohr: „Lebe wohl, Rappe.“ Dann hob er Pilgerkleid und Hut vom Teppich. Der Scheikh neigte das Haupt, machte das Zeichen der Entlaſſung und trat in die Halle zurück. Ivo aber hob den Arm gegen das Thal, welches in der Tiefe vor ihm lag: „Möge der hohe Vater im Himmel auch hier die Guten beſchützen und ihnen mildere Sitte verleihen.“ Er zog das Pilgerkleid über ſein Eiſenhemd und ergriff den Stab, da führte Achmed traurig das Roß zu ihm und ſprach: „Noch einmal ſoll es dich tragen bis zum Grenzſteine, denn ich und mein Geſchlecht geben dir das Geleit.“ Ivo ſchwang ſich auf und ſprengte aus dem Hofe, draußen hielt ein Haufe Bewaffneter, an ihrer Spitze flog er neben Achmed den Felſen hinab in das Thal.

Er zog ſtill wie im Traume dahin, auch der Jüngling ehrte durch Schweigen die ernſten Gedanken, doch war er immer herzlich um ihn bemüht und wenn der Chriſt des Weges nicht achtete, rief er dem Roß leiſe Mahnungen zu. So ritten ſie

Stunde auf Stunde in geſtrecktem Lauf, bis ſie an die Wildniß kamen, welche das Gebiet der Bruderſchaft von dem Lande der Chriſten ſchied. Vor ihnen erhob ſich weit ſichtbar ein weißer Stein mit den Grenzzeichen, der Jüngling hob den Arm gegen ſein Gefolge, die Ismaeliten riefen laut ihren Kriegsruf, fuhren auf ihren flüchtigen Roſſen blitzſchnell durcheinander und ſchleuderten das Holz der Wurfſpeere an die metallenen Schilde, den Scheidenden im Getümmel umkreiſend, dann hielten ſie plötzlich ſtill und Ivo neigte dankend das Haupt. Achmed ſprang ab, ergriff den Zügel des Rappen und ſagte, auf einen Haufen der Geweihten zeigend, der dicht geſchloſſen jenſeit des Grenzſteines hielt: „Dieſen muß ich dich übergeben,“ und eine Taſche von der Seite löſend ſetzte er mit ſtockender Stimme hinzu: „Nimm hier und ſei geſegnet.“ Ivo ſah ihn dankbar an: „Solange ich lebe, bin ich deiner eingedenk. Laß mich gehen wie ich kam.“ Doch der Jüngling hielt noch einmal mit geſenkten Augen die Taſche hin: „Nimm nur ſo viel von mir, daß du dir Nahrung kaufen kannſt beim erſten Hunger.“ Da hob Ivo aus der Taſche zwei der kleinſten Silbermünzen und ſagte: „Einſt mahnte mich ein Darbender, dem ich ein Goldſtück zuwarf, an den Tag, wo auch ich eine Spende aus fremder Taſche ſuchen würde. Lebe wohl.“ Der Ismaelit wich zurück und Ivo ſchritt an dem Grenzſtein vorüber gegen die Sonne, welche ſich zum Abend neigte. Die Reiter vor ihm ſtoben auseinander und er ſah auf dem Felde den Knaben Ali ſtehen und neben dieſem einen Chriſtenpilger. Im nächſten Augenblicke fühlte er ſich an der Hand gefaßt und vernahm mit Entzücken die deutſchen Worte: „Guten Tag Herr, ſeid willkommen zur Reiſe in die Heimat.“

Unterdeß hatte Bruder Sibold ſeinen Schützling bis nach der Stadt Anagni geleitet, wo Papſt Gregor am liebſten weilte. Dort hielt er vor einem Frauenkloſter, und eilte, nachdem er Friderun der Sorge frommer Schweſtern empfohlen, zu ſeinem

Meiſter, welcher ihn ungeduldig erwartete. „Bringſt du die Urkunde aus dem preußiſchen Grenzlande, ſo ſei dreimal geſegnet, denn der heilige Vater iſt feurig für unſere Fahrt gegen die preußiſchen Heiden und ſorgt täglich um unſere Verträge mit all den chriſtlichen Nachbarn, welche Anſpruch auf das Heidenland erheben.“ Mit der Urkunde ging der Meiſter zum Papſt. Wenige Tage darauf ſtand er neben dem heiligen Vater in einer Kapelle der Kathedrale und Papſt Gregor, ein ſtattlicher alter Herr mit großen munteren Augen, begann:

„Du haſt auf's Neue deine Kunſt bewährt zu verſöhnen. Ich habe den Kaiſer bei unſerem Wiederſehn demüthiger gefunden, als ich erwartete; ich hoffe, der verlorene Sohn, welcher zu ſeinem Vater zurückgekehrt iſt, hat in den Jahren des Bannes Beſcheidenheit gelernt.“

„Oft habe ich ſeine Weisheit im heiligen Lande bewundert,“ antwortete Hermann. „Alles, was den Heiden abgerungen wurde, hat nur er durchgeſetzt. Da er gebannt war, konnte er wahrhaftig nicht mehr erreichen.“

„Willſt du mir andeuten, mein Sohn, daß die Zuchtruthe zu ſchnell geſchwungen wurde?“ verſetzte der Papſt in guter Laune. „Du freilich haſt immer zur Geduld mit dieſem argen Weltkinde gerathen. Gern vertraue ich deiner Einſicht und Redlichkeit, aber du gleichſt nur einer von den vielen Pfeifen in dieſer Orgel, andere ſind die Biſchöfe und Mönchsorden, und noch andere deine Gegner, die Johanniter und Templer. Ich aber gebrauche für das hohe Lied, welches zur Ehre Gottes erklingt, alle Töne des heiligen Inſtrumentes, bald dieſen, bald jenen. Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich dir, du wohltönendes Rohr der Kirche, den Mund öffne, damit du eine neue Weiſe zu Ehren der hohen Gottesmutter anſtimmſt. Ich erkenne, daß für die nächſte Zukunft in dem gelobten Lande keine Mehrung unſerer Würde durchzuſetzen iſt. Deshalb will ich die neue Kreuzfahrt in die Nähe richten, und dir und deinen Brüdern die Unterwerfung der heidniſchen Preußen anvertrauen.

Ich habe auch die Urkunde erhalten, durch welche der Polenherzog Konrad deinem Orden ſeine Grenzen öffnen will, damit ihr ein Kreuzheer in das Preußenland geleitet. Aber eine ſo lüderliche und thörichte Schrift habe ich kaum jemals geſehen, das Datum fehlt und jede gebührliche Form, und ſogar die Hauptſache iſt verſchwiegen, eure Kreuzespflicht das Land Preußen zu erobern, damit ihr es unter meiner Oberhoheit beſitzet. Ich fürchte, der Herzog und ſein Kanzler waren nach ihrer Unſitte ſauren Weines voll.“

„Die Brüder klagen, daß mit den Polen ſchwer zu verhandeln iſt,“ verſetzte ehrerbietig der Meiſter, „am Morgen ſind ſie voll Argwohn und am Abend behende mit Umarmungen, aber unfähig zu bedachtſamer Rede.“

„Dennoch fordere ich, daß die Urkunde ein ehrbares Anſehen habe, denn ſie ſoll uns in saecula saeculorum dienen. Er muß eine andere ausſtellen und meine Kanzlei ſoll ſie ihm ſelbſt vorſchreiben, damit er ſie nur unterzeichne.“

„Meine Brüder werden auf eine Gelegenheit harren müſſen, wo der Pole wieder einmal ihre Dienſte erſehnt,“ bemerkte Hermann.

„Wende nur einige edle Pferde oder auch Geld an den Kanzler,“ rieth der Papſt, „von ſolchem Geſchenk muß er ſeinem Herrn abgeben, dergleichen Linſengericht macht dieſe Söhne Eſaus gutwillig. Dem Magiſter Konrad in Heſſen habe ich gebieten laſſen, das Kreuz zu errichten und eine Preußenfahrt zu verkünden. Er wird es an ſich nicht fehlen laſſen. Und wahrlich, es thut noth, in Deutſchland die Seelen an den Dienſt der Heiligen zu mahnen, denn Trauriges vernehmen wir von Unglauben und ruchloſer Ketzerei, welche dort heimlich in die Seelen ſchleichen. Du aber, mein Sohn, nimm als Lohn für die Verſöhnung mit dem Kaiſer das neue Amt auf dich. Gern vertraue ich dir, denn du haſt immer den Frieden betrieben, während Andere eifrig waren, den Zwiſt zu nähren. Auch deiner Bruderſchaft vertraue ich gern, denn deine Deutſchen ſind, wenn ſie etwas beginnen, hartnäckig und wüthend gegen ihre Feinde, und lieber ſehe ich die neue Eroberung in euren Händen, als in der Gewalt meiner Söhne von St. Johannes, welche allzu reich und weltlich werden. Und Bruder Peter vom Tempel läßt es zwar an Ehrfurcht gegen uns nicht fehlen, und ſendet auch reichlicher Geld als ihr Andern, aber ich fürchte, die Chriſtenliebe gedeiht in ſeinen Conventen nicht allzu wohl. Doch wegen jenes Mordes, der vor Jahren an der kaiſerlichen Geſandtſchaft begangen wurde, haben ſich die Templer entſchuldigt. Denn durch ſie wurden nur Ungläubige getötet, wie du wiſſen wirſt."

„Ich habe nur vernommen, was das Gerücht kündet," verſetzte Hermann vorſichtig.

Der Papſt aber fuhr redſelig fort: „Und wie der arme Biſchof von Valenia meinem Kämmerer ſchrieb, ſoll jener Geſandte auch gar nicht tot ſein, ſondern den Mördern entronnen und bereits zu Schiffe auf der Heimkehr. Hatte Jemand bei dem ſchlimmen Handel Schuld gegen einen Chriſten, ſo mag der Kaiſer den Thäter unter Solchen ſuchen, die er für ſeine Treuen hält, obgleich die heilige Kirche manchen von ihnen beſſer kennt als er. Gehe alſo mit meinem Segen. Ich weiß, du kluger Rath, ich erfülle dir jetzt einen Herzenswunſch, den du lange in geheimer Seele bewahrt haſt."

Als der Meiſter in ſeine Herberge zurückkehrte, ſagte er zu Bruder Sibold: „Nirgend erfährt man ſo viel Neues aus der Welt als hier, und dem heiligen Vater macht es zuweilen Freude, davon zu erzählen. Sorge dafür, daß dein Schützling ſeine Worte in Acht nimmt, denn die frommen Schweſtern werden ſie neugierig ausfragen. Schaffe ihr auch das Gewand einer Mitſchweſter, damit ſie in meinem Gefolge nach Otranto reiſen kann, dort werde ich den Kaiſer treffen."

Bange Wochen vergingen der Pilgerin, zuerſt auf der Fahrt im Gefolge des Meiſters, dann zu Otranto in einem Frauenkloſter, bis Hermann ſie in die kaiſerliche Burg geleitete. Auf dem Wege wies der Meiſter nach dem Hafen: „Das Schiff, welches dort einfährt, kommt aus dem heiligen Lande, die Kreuzfahne der Pilger ſteckt am Maſt. Vielleicht bringt es auch dir Neues.“

Als Hermann für die Magd Zutritt erbat, frug der Kaiſer ſpöttiſch: „Du, ſtrenger Meiſter, führſt mir ein Weib zu?“

„Sie iſt im Geheimniß des ſchwarzen Kreuzes,“ verſetzte Hermann, „ſie und ihr Vater haben der Bruderſchaft Gutes gethan.“

„Und du willſt, ich ſoll für die Dienſte bezahlen, die ſie deinem Orden erwieſen hat. Iſt ſie jung und hübſch? eine Edle oder doch unter dem Ritterſchild geboren?“

„Es iſt Friderun aus Thüringen, die Tochter Bernhards, der des Kaiſers Richter war. Sie kommt nicht mit leichtem Herzen; eure Nichte, die edle Hedwig, übergab ihr ein Zeichen für euch.“

Der Kaiſer ſah verwundert auf. „Laß ſie allein ihr Leid klagen.“ Als Friderun in die Halle trat, kniete ſie nieder, hob flehend den Ring in die Höhe und bot ihn dem Kaiſer dar, der ſie von ſeinem Seſſel forſchend anſah. Während Friedrich das Juwel betrachtete, wartete ſie mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen auf die Anrede.

„Bringſt du mir eine Botſchaft von der Dame, welche dir dieſen Ring gab, ſo ſprich.“

„Ich komme eine Klage zu verkünden, welche die Landgenoſſen zwiſchen Berg und Thal einander leiſe in das Ohr ſprechen. Die Welt iſt in Noth und Trauer; wenn die Bäume grünen und wenn der Winterſturm durch kahle Aeſte ſauſt, Jahr aus Jahr ein, harren wir vergeblich auf den höchſten Herrn der deutſchen Erde, der über Recht und Frieden waltet.“

„Senden die Bauern aus Thüringen ſolche Botſchaft an den Kaiſer?“ frug Friedrich verwundert.

„Auf dem Berge ſteht der Baum,“ fuhr Friderun begeiſtert fort, „an welchen der Kaiſer ſeinen Heerſchild hängen ſoll. So verkünden die Alten. Manche behaupten, daß dieſer Kaiſer längſt geſtorben ſei und nur noch als Geiſt in der Tiefe des Berges hauſe; wenn der Nachtwind brauſt, meinen ſie ihn zu hören, wie er herrlich durch die Lüfte fährt, und ſie entſetzen ſich. Der Vater aber ſagt, nicht ein Nachtgeiſt, ſondern unſer Herr, der unter der welſchen Sonne wohnt, werde über die Berge in das Land dringen mit ſeiner Heeresmacht, um ſein armes Volk aus der Bedrückung zu retten, die wir von den falſchen Richtern und von den raubenden Rittern erdulden. Ihr ſeid der Herr und auf euch hoffen wir."

Friedrich ſah ſie betroffen an, er dachte daran, daß er erſt vor Kurzem die eigene Richtergewalt den deutſchen Fürſten geopfert hatte. Und das Mißbehagen darüber niederkämpfend ſpottete er: „Ich bin eurer Treue dankbar, daß ihr mir das Amt des großen Königs Karl zuſchreibt, einmal aus dem Schlaf zu erwachen und eure Räuber an den Baum zu hängen. Unterdeß ſaßen wir hier nicht müßig, du deutſche Sagenerzählerin. Euch aber fehlt, wie ich hoffe, in eurer Verlaſſenheit ein chriſtlicher Troſt nicht: der heilige Vater iſt eifrig, die Guten zu locken und die Böſen zu erſchrecken."

„Wir vernahmen, daß zwei Schwerter vom Himmelsherrn in die Welt geſandt ſind, um die Völker zu regieren, das eine führt ihr und das andere der Papſt in Rom, den ſie den heiligen Vater nennen." Der Kaiſer ſah wieder auf: „Wir aber im Dorfe wiſſen, daß zur Zeit der Vorfahren nur ein Herr über uns gewaltet hat, der von deutſchem Blute war, unſer Kaiſer."

„Iſt das Bauernmeinung?" frug Friedrich, „hüte dich, du ſchöne Ungläubige, daß dich kein Pfaffe hört. Wiſſe, Kaiſer und Papſt ſind wieder gut Freund."

„Wir bewahren ſolche Gedanken vor Jedermann, außer vor euch, denn ihr ſeid uns der Höchſte auf Erden."

Friedrich rührte mit der Hand an ihr Haupt und ſprach gütig: „Steh auf und ſprich mit deutlichen Worten, was du von mir begehrſt. Denn nicht deiner Bauern wegen haſt du den Ring empfangen.“

„Laßt mich knien, Herr,“ bat Friderun, „Schweres habe ich euch zu verkünden und ihr ſollt, wenn ihr mir darum zürnt, nicht vergeſſen, daß ich eine arme Flehende bin.“

„Rede, wie du willſt. Weshalb haſt du die weite Fahrt zu mir gemacht?“

„Damit eure Macht den Herrn Ivo befreie, denn er liegt gefangen am Berge Libanon.“

Friedrich fuhr auf: „Was ſoll die Rede? Du begehrſt des Kaiſers Hilfe für einen Toten?“

Die Magd zog die gebundene Locke aus ihrem Gewande. „Er lebt, ſo wahr dies Haar von ſeinem Haupte iſt, dies Zeichen ſandte er aus einem Volke, von dem ſie Furchtbares erzählen.“

„Und dir ſandte er den Notruf? Nicht du biſt die Vertraute, welche die Farbe ſeines Haares kannte.“

Friderun ſenkte den Blick. „Ich lebte als Kind auf dem Edelhofe.“

„Wahrlich; dies iſt kein Trug,“ fuhr Friedrich fort, ſie ſcharf betrachtend, „und mein alter Omar behält am Ende Recht. Doch weshalb kommſt du, für ihn zu reden, da du nicht von ſeinem Geſchlechte biſt?“

„Vor alter Zeit, als die Flamme loderte, die aus dem Rachen des leidigen Wurmes kam, rettete eine Frau meines Stammes ſeinen Ahnherrn, darum meinten wir, daß wir dem Nachbar die alte Treue erweiſen müßten. Ich trage heimlich mit mir, was ihn befreien mag, wenn die Fremden Löſegeld nehmen. Seht her,“ ſie zog aus ihrem Gewande ein Tuch, knotete es am Boden auf und wies es gewichtig dem Kaiſer, der darin edle Steine und Goldſchmuck ſah in derber Faſſung, wie ſie auf deutſchen Edelhöfen bewahrt wurden. „Es iſt der Schatz ſeiner Mutter,“ erklärte Friderun, „ich bringe ihn euch, Herr Kaiſer, ihr werdet am beſten wiſſen, wie man ihn zu ſeiner Rettung verwendet.“

Friedrich ſah lächelnd auf den Knäuel. „Packe ein, du Einfalt, und erzähle mir genau, was du von ſeiner Gefangenſchaft erfahren haſt.“

Die Magd berichtete, was ihr der Bärtige zugetragen hatte und darauf von ihrer Reiſe. Unterdeß hielt der Kaiſer nachdenklich den Ring in der Hand. „Du ſahſt den König Heinrich?“ unterbrach er ihre Rede.

„Ich ſah ihn,“ antwortete Friderun zögernd.

„Wie ſah er aus, was ſprach er zu dir? Rede, Magd, du warſt erſt ſo ſpruchreich, jetzt ſtockt dir das Wort in der Kehle. Durch den Ring weiß ich, daß du mir Ernſthaftes zu ſagen haſt.“

„Frau Hedwig zog mich auf eine Bühne; an der Wand eines großen Saales war dieſe erhöht und durch einen Teppich verſchloſſen. Hier harre und höre, flüſterte ſie, verräthſt du deine Nähe, ſo wird es dein Verderben. Durch eine Oeffnung ſah ich hinab in den Saal, wo fünf vornehme Herren beim Becher ſaßen. Vernimm auch die Namen, raunte ſie mir zu, damit du ſie melden kannſt. Der bleiche Jüngling iſt König Heinrich und der Starke mit dem gelben Bart iſt Herzog Ludwig von Baiern.“

Der Kaiſer ſtand auf. „Weiter!“

„Jener iſt der Biſchof von Straßburg und der Rothe im Pelzrock ein Geſandter aus Böhmen.“

„Wenn meine bitterſten Feinde nach Speyer reiten, um mit dem Sohne zu trinken, ſo wird der Vater wohl die Koſten des Gelages zu zahlen haben,“ murmelte Friedrich. „Fahre fort.“

„Die Herrin verließ mich, ich ſtand allein und vernahm Vieles, was ich nicht verſtand, bis die Frau ſelbſt durch eine Thür in den Saal trat und von ihrem Sitz den Namen unſeres Herrn, des Kaiſers, nannte. Da vernahm ich Gelächter und frevelhafte Reden und einer rief: das Roß des deutſchen Reiches iſt es müde, zwei Reiter zu ertragen, der eine ſitzt darauf, der andere will's von fern an der Leine lenken. Zerſchneidet die Leine, daß der junge König frei durch das Land reite. Und ein Anderer ſprach: Unwürdig iſt es, einen König am Gängelband zu führen, eine Königin begehrt er ſich nach ſeinem Herzen, die verhaßte Gemahlin, welche ihm der Sarrazene Friedrich aufgedrungen hat, jagt er aus ſeinem Hauſe und wählt ſich ein ſchmuckes Königskind aus Böhmerland. Und ein Dritter rieth: Durch Seufzen und Schelten wird nichts gebeſſert, ſteht feſt zuſammen, werft die hohen Briefe, welche über die Alpen zu uns fliegen, ins Feuer und ſperrt die welſchen Thore."

Der Kaiſer faßte die Magd hart am Arme und ſchüttelte ſie. „Und was ſprach König Heinrich?" Friderun ſchwieg. „Rede, wenn dir dein Leben lieb iſt, Horcherin."

Friderun erhob ſich. „Nehmt mein Leben, aber die Horcherin verklagt nicht den Sohn bei ſeinem Vater. Schon zu viel habe ich euch von dem geſagt, was ich mit Unrecht hörte, und wer mir zornig droht, ſchließt mir die Lippen, auch wenn er mein Herr und Kaiſer iſt."

Friedrich ſchritt heftig auf und ab, bis er vor Friderun ſtehen blieb, welche ſich wieder auf ihre Knie niedergelaſſen hatte. „Du haſt Recht, Magd, es bringt Unglück, die Geheimniſſe der Könige zu erlauſchen. War Keiner, der den dreiſten Reden widerſprach?"

„Keiner," antwortete Friderun.

„Vier Namen nannteſt du mir, wer war der fünfte?"

„Die Frau nannte ihn nicht."

„Ein finſterer Mann mit ſchwarzem, geſchorenem Haar, der Gräfin Hausherr."

„So war er und dieſer gebot den Dienern. Als die Knaben mit goldenem Geräth eintraten, erhob ſich die Frau, welche ſtumm unter den Männern geſeſſen hatte, und wieder trat ſie an die Thür des Verſtecks, zog mich hinaus und ſprach: „Was du vernommen haſt ſei dein, verſchweige es oder gebrauche es nach deinem Gefallen. Samen der Zwietracht ſchwenke ich aus dem Thor, ob er verwehe, ob er hafte, ob er Heil bringe oder Verderben.“ Und mit bleichem Antlitz ohne Gruß entließ ſie mich. Auch ich ſah nicht rückwärts, als ich aus dem Hauſe entfloh.“

Langes Schweigen folgte ihren Worten. Friedrich warf ſich in den Seſſel und beugte das Haupt. „Die undeutlichen Worte gleichen dem mißtönenden Schrei einer Eule,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „wer ſie abwägen will, der vermag keinerlei Beweis zu finden, und doch regen ſie eine wilde Fluth von Schmerz und Sorge auf, denn ſie ſtimmen zu anderen Berichten und ſind Beſtätigung einer Ahnung, die ich vor mir ſelbſt verbarg;“ und der große Herr der Erde barg das Geſicht in ſeiner Hand.

Es war ſo ſtill in dem Gemach, daß man die Stechfliegen ſummen hörte, welche an dem Schleiertuch des Fenſters auf- und abfuhren und Einlaß begehrten. Da drang aus den Lippen des Kaiſers leiſe der Jammerlaut: „Heinrich, mein Sohn! Gegen den kinderloſen Alten ſtand ich in frohem Vertrauen auf den Nachwuchs meines Geſchlechts. Mein Werk ſollte fortleben in meinen Söhnen, die Fäden habe ich gezogen über Land und Meer, damit, wenn ich ſcheide, meine Knaben das Gewebe vollenden; jetzt zerreißt der eigene Sohn ruchlos die Arbeit meines Lebens.“ — Draußen klang der Ruf der Wachen und kriegeriſche Muſik, darauf Saitenſpiel und das Schwirren und Lachen Sorgloſer. Das Sonnenlicht fiel gedämpft durch den Vorhang in den Raum und umſäumte das Haar des Kaiſers, im Schatten kniete das Mädchen aus Thüringen, der graue Mantel der Bruderſchaft wallte ihr um den Leib, daß ſie ausſah wie ein Geiſt der heimatlichen Berge. Endlich erhob ſich Friedrich, ſein umherirrender Blick haftete auf der fremden Frau und wild zogen ſich ſeine Brauen zuſammen. „Was kauerſt du hier, Unglücksgeſtalt? Ich ſagte dir, daß es Tod bringt, in die Geheimniſſe der Könige zu dringen.“

„Ich weiß, wie einem Vater um's Herz iſt, der um den verlorenen Sohn trauert,“ antwortete Friderun, „habe ich euch Unglück verkündet, ſo zürnet dem Boten nicht, ich durfte nicht verſchweigen, was ich widerwillig gehört; denn wie der Vater im Himmel größer iſt als der Sohn, ſo ſoll auch auf Erden der Kaiſer mehr ſein, als der junge König. Er iſt jung, Herr, und er lachte ſorglos wie ein leichtherziger Knabe. Er ſieht euch auch ähnlich, hoher Herr, und Jedermann muß merken, daß er von eurem Geſchlecht iſt. Leicht wird ein Sohn verlockt, wenn argliſtiger Rath in ſein Ohr dringt. Das haben auch wir in unſerem Hofe erfahren.“

„Du ſprichſt gut,“ murmelte der Kaiſer, „gegen den Argliſtigen hebt ſich die Hand des Rächers.“

Aus dem Hofe klang vielſtimmiger Freudenruf und gleich darauf die Totenklage, welche unter den mauriſchen Kriegern gebräuchlich war. Der Kaiſer trat zornig an das Fenſter: „Vergeſſen auch meine Leibwachen die Ehrfurcht vor ihrem Herrn? Was verſtört ihnen die Zucht?“

Ein Leibwächter meldete eilig: „Der Knabe Ali ſteht unten und bei ihm ein deutſcher Ritter.“

„Herein,“ befahl Friedrich. Er öffnete die Thür eines Nebenzimmers und gebot der knienden Friderun: „Tritt zur Seite.“ Als er ſich umwandte, erkannte er den Thüring Lutz mit dem nubiſchen Knaben. „Steht auf, Mann. Ich ſah euch zuletzt auf trauriger Warte bei Jeruſalem, und ich merke, nicht fruchtlos war euer Harren, denn ihr habt etwas von dem gefunden, was ihr ſuchtet. Vernahmt ihr von dem Gefangenen?“

„Mein Herr Ivo harrt am Thore auf die Erlaubniß, vor des Kaiſers Angeſicht zu treten.“

„Ihr bringt ihn,“ rief Friedrich in freudigem Erſtaunen, „warum ſendet er euch voraus?“

„Ich habe einen Handel gemacht wegen ſeiner Rückkehr mit dem weißbärtigen Alten im Libanon und gedachte zuerſt dem Heiden meine Treue zu erweiſen. Denn, Herr Kaiſer, durch hohen Eid bin ich verbunden, die Miſſethat zu rächen, welche beim Grenzſteine der Meſſer verübt wurde an meinem Herrn, an dem Helden Haſſan, an dem Mauren Abdallah und an deſſen fünf Begleitern. Als Kläger ſtehe ich hier gegen einen Chriſten, den die Heiden im Gebirge mit ihrer ſchleichenden Rache nicht zu erreichen wiſſen. Ich bringe die Zeugen mit mir und fordere, wenn des Kaiſers Majeſtät den Schuldigen erkennt, Kampf gegen ihn im Gottesgericht."

„Du meinſt Peter Montague vom Tempel," rief Friedrich.

„Die Templer hatten Theil an der That, denn ihr Meiſter ſelbſt hat vorher meinen Herrn gewarnt; aber der Stifter und Führer des Ueberfalls war ein Anderer."

„Weißt du den Namen?" frug Friedrich mit flammenden Augen.

„Ich denke, daß ich ihn kenne," antwortete Lutz vorſichtig „Möge mein Herr und Kaiſer ihn ſelbſt durch das Zeugniß erfahren. Die Mörder kamen als ein großer Haufe in der Tracht ſchweifender Kurden, nur der Knabe Ali entrann in den dunklen Wald. Die letzten Worte, welche er vernahm, rief ein Kurde in der Sprache der Lateiner, als er ſich gegen Herrn Ivo warf, und die Worte waren: Hier, Minneſänger, nimm den Dank. Als die Ismaeliten herzueilten, fanden ſie die überfallenen Männer am Boden, die Roſſe entführt, meinen Herrn über der Leiche des Helden Haſſan, in ſeiner Rüſtung dieſe Waffe." Er wies dem Kaiſer den Dolch, an deſſen Spitze noch die goldene Kapſel ſteckte. „Die Ismaeliten meinten, der große Kaiſer werde an dem Meſſer und an den Worten des Knaben den Thäter erkennen."

Friedrich warf einen Blick auf den kunſtvoll gearbeiteten Griff der Waffe und ſchleuderte ſie auf den Tiſch. „Ich ſah ſie ſchon früher." Er wandte ſich zu dem Knaben und ſprach arabiſch mit ihm. Dann trat er an den Tiſch und ſtarrte auf die Waffe. „Es ich lange her, mein Vetter, daß du deine Wahl getroffen haſt zwiſchen Vater und Sohn. Den vereitelten Ueberfall im Bade darf ich wohl auch auf deine Rechnung ſchreiben

Seitdem habe ich manches Mal deine Falſchheit geahnt. Was ich dir gewähren konnte, hatteſt du erreicht, als vertrauter Rath des Knaben Heinrich hoffteſt du der große Gebieter der Chriſtenheit zu werden. Die Verſuchung war für dich zu groß und mein war die Schuld, daß ich dir zu lange vertraute. Immer warſt du klug und ohne Bedenken und faſt hätteſt du mich überliſtet. Aber einmal haben Neid und Eiferſucht dir doch die kalte Ruhe genommen, eine Thorheit war der kurdiſche Mummenſchanz, durch ihn haſt du dein Spiel verloren. Hinweg." Er warf ein Tuch über die Waffe und trat zu Lutz: „Ihr habt als ehrlicher Ritter eure Pflicht gethan, die Vollſtreckung der Strafe, welche ihr den Iſmaeliten gelobtet, nehme ich euch ab, der Kaiſer ſelbſt wird Rächer der Miſſethat."

Lutz griff verlegen an ſeinen Schwertgurt. „Verzeiht, Herr Kaiſer, um meinen Herrn zu retten, habe ich bei meiner Ehre gelobt, gegen den Leib des Thäters zu reiten."

„Sorgt nicht," verſetzte Friedrich mit wildem Lächeln, „des Kaiſers Rache zieht vielleicht nicht auf einem Ritterroß durch das Land, aber ſie trifft das Leben." Er faßte an ſein Schwert. „Ich gelobe, Herr, euch und euren Heiden ſoll Genüge geſchehen. Jetzt aber eilt, mir einen Lebenden herbeizuführen, an den ich lieber denke."

Lutz und der Knabe verließen das Gemach, gleich darauf lag Ivo zu den Füßen des Kaiſers, der ihm über ſein Haupt ſtrich und ihn küßte. „Daß du lebteſt, wurde mir wenige Stunden vor deiner Ankunft durch deine Haarlocke angekündigt. Eines ſage mir vor Allem, wie kam's, daß der wilde Alte dich nicht ſelbſt als Rächer entließ?"

„Herr, ich durfte den Heiden niemals geſtehen, daß ich Chriſten als Thäter erkannt hatte und euren Boten als Anſtifter. Jener aber meinte nur mich." Ivo berührte mit der Hand ſeine Schulter, an welcher der Kaiſer einſt das Tuch erkannt hatte.

„Ich verſtehe," ſprach Friedrich, „aber wozu mußte der Böſewicht ein ſolches Gemetzel erſinnen? konnte er nicht warten, bis es Zeit war, euren Handel zu einem ehrlichen Ende zu bringen? — Für dich, Ivo, bewahre ich zwei Getreue, welche ſich deiner Rettung freuen werden, Beide ſind, wie ich fürchte, Ungläubige.“ Er öffnete die Seitenthür, winkte der Magd einzutreten und verließ das Gemach.

Als Friderun ſich plötzlich dem Jugendgeſpielen gegenüber ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus und lehnte ſich an die Wand. Sie fühlte ſich umfaßt und einen Kuß des Mannes auf ihrer Stirn und ſie ruhte einen Augenblick Alles vergeſſend in ſeinen Armen, doch bald entzog ſie ſich ihm und ſprach mit bebender Stimme und niedergeſchlagenen Augen: „Die Bauern von Friemar grüßen euch vor den Anderen.“

Hinter dem Kaiſer trat der weiſe Omar ein. Der Araber faßte die Hand des Wiedergefundenen und legte ſie ſich an Herz und Haupt. „Auch der Alte freut ſich in ſeiner Weiſe,“ ſagte der Kaiſer lächelnd, „denn deine Rückkehr hat ſeine Wiſſenſchaft zu Ehren gebracht. Wiſſe, Ivo, als ich dich und zugleich einen Anderen entſendete, ſuchte Omar, wie er zuweilen für mich thut, den Erfolg eurer Reiſen zu erkunden. Nachdem ich dir bereits den Auftrag gegeben hatte, erhielt ich das Prognoſtikum, welches mir und ihm ſeitdem Kummer gemacht hat, denn es lautete: die Sendung zu dem Herrn der Meſſer mag vergeblich ſein, doch der Bote kehrt gerettet zurück, und ferner: die Botſchaft nach Damaskus ſchafft dem Kaiſer Glück, aber dem Boten mag ſie zum Unheil werden. Da tauſchte ich dir zu Liebe die Aemter und ich habe mit dieſem gegrollt, weil du nicht wiederkehrteſt. Jetzt hat ſich die Verkündigung, welche dich anging, als wahr erwieſen — und,“ ſetzte er finſter hinzu: „auch was dem Andern gedeutet wurde, mag ſich erfüllen. Du aber erzähle, wie du bei den wilden Männern im Berge gelebt haſt, denn ganz als ein Sagenheld ſtehſt du vor mir.“

11.

Die Heimkehr.

Als Ivo einige Tage ſpäter mit Friderun zur Reiſe gerüſtet vor dem Kaiſer ſtand, ſprach dieſer: „Zwingt dich die Sorge um Hof und Gut in deine Heimat, ſo darf ich dich nicht feſthalten. Doch wird dir einmal das Reiten unter den Nachbarn verleidet, ſo komme zu mir und verſuche, wie ſich's in meinem Dienſte lebt. Für den Knaben Ali laß mich ſorgen, er würde in euren Höfen ſchwerlich gedeihen."

Als die Reiſenden zum letzten Abſchiede die Knie beugten, flehte Friderun: „Die Dorfleute werden mich fragen, wann unſer Kaiſer zu uns kommt, um Frieden zu bringen und eine neue Herrlichkeit. Was darf ich den Alten ſagen, Herr?"

Da lächelte Friedrich wieder über die treuherzige Frage, aber gleich darauf flog ein düſterer Schatten über ſein Antlitz: „Ruhelos kämpft der Kaiſer gegen ſeine Feinde, auch wenn die Deutſchen nichts vom Waffenlärm vernehmen. Gerade jetzt ſteht ihm neuer Streit bevor. Du aber ſage den Weiſen deines Dorfes: der Kaiſer vertraut, daß der große Himmelsgott, welcher ihn in ſein Amt eingeſetzt hat, ihm zuletzt Sieg verleihen wird über alle ſeine Gegner. Und ſolange dies Vertrauen mich erhebt, ſollen auch meine Deutſchen ſich die Hoffnung bewahren, daß ich in beſſerer Zeit bei ihnen ſitzen werde am Gerichtsbaume unter meinem Heerſchild."

Er ſtand in ſeiner Majeſtät vor ihnen, glanzumfloſſen und kraftvoll, umringt von ſeiner mauriſchen Leibwache, während unten in der Stadt die Glocken der biſchöflichen Kirche läuteten. Oft gedachten die Reiſenden an dieſen Abſchied.

Eilig zogen die Thüringe nordwärts. Es war kurz vor dem Winter, auch in dem warmen Lande trug der Herbſtwind die Kälte von den Bergen und entlaubte die Bäume, mißfarbig war der Grund und graue Wolken deckten die Sonne, aber Ivo und Friderun achteten wenig auf die wilde Jahreszeit; ſie zogen neben einander dahin ſo glücklich, wie ſie in der Kinderzeit über Hügel und Feld der Heimat gewandert waren. Die Magd wurde nicht müde zu fragen und während Ivo erzählte, durchlebte ſie in Gedanken die Abenteuer der Kreuzfahrt; er aber freute ſich an dem Verſtand, mit welchem ſie die Gebräuche fremder Menſchen und das Leben im Morgenlande betrachtete. Auch ſie berichtete von der Heimat; war auch Vieles unerfreulich, er vernahm es aus einem Munde, der ihm dabei herzlich zulachte, Alles, was ſie ſagte, klang ihm wie ein Lied aus Thüringen, entzückt lauſchte er auf die heimiſche Sprache und die kräftige und treuherzige Weiſe, in der ſie zu reden wußte. Und obgleich ihr Mantel grau war und ohne Flitterſterne, ſo ſah ſie ihm doch zuweilen aus wie die Jungfrau Maria, welche zu armen Kindern herniederſteigt. Freilich dünkte ſie ihm nicht immer ſo vornehm. Einſt, als ſie in der Mittagſonne auf einem Steine ſaßen, während Lutz die Pferde am nahen Quell tränkte, war ihr eine der Flechten, welche ſie mühſam unter dem Pilgerhut zuſammenhielt, am Rücken hinabgefallen, da konnte er ſich nicht enthalten, die Flechte zu ergreifen und zu küſſen, und als ſie das merkte und mit heißem Erröthen die verſchobene zurecht rückte, geſtand er ihr, daß er in der Ferne oft an ſie gedacht hatte, zuweilen wie an eine gute Geſpielin mit zwei langen Zöpfen, und ein andermal wie an eine übermenſchliche Frau, in wallendem Haarſchleier, er wußte ſelbſt nicht, ob Göttin ob Heilige.

„Wie war euch die Magd lieber?“ frug Friderun, mit abgewandtem Geſicht trockne Grashalme pflückend.

„Immer gerade ſo am liebſten, wie ſie mir vorkam,“ verſicherte er ehrlich, „und wenn ich heut die Flechte berührte, ſo that ich dies in Erinnerung an einen früheren Tag, wo ſich ein wildes Mädchen zu mir geſellte und ich ſie zur Seite ſchob, weil ich wahrhaftig beim Schein der Leuchte euch neben mir ſah.“

Da aber blickte ihn Friderun kummervoll an und ſprach ſchnell aufſtehend: „Sagt mir ſo etwas niemals wieder, Herr Ivo.“

Am nächſten Morgen ritt ſie niedergeſchlagen an ſeiner Seite und als er nach dem Grunde ihrer Trauer frug, begann ſie erröthend: „Viele Tage müßt ihr mich mitnehmen und oft müſſen wir bei fremden Leuten einkehren; ſind ſie auch fremd, mir thut weh, wenn ſie Unrechtes von mir denken, denn einer Magd ziemt es nicht ſo zu reiſen, wie ich mit euch fahren muß. Darum flehe ich, Herr, laßt mich in einem Frauenkloſter, wo ſie gegen arme Pilgerinnen gütig ſind, bis ich eine Gelegenheit zur Heimkehr finde.“

„Wie dürft ihr mich durch ſolche Gedanken kränken,“ rief Ivo, „keine höhere Pflicht habe ich jetzt, als euch unverſehrt in den Hof eures Vaters zu bringen.“

„Ich weiß, daß ihr’s gern thätet. Ich aber war muthvoll, da ich ging, und furchtſam kehre ich heim.“

„Sagt, wie ihr mit uns reiſen wollt,“ bat Ivo, „wir haben den Schatz der Mutter, ich will euch ein Gefolge werben, damit ihr nach dem Brauch anſehnlicher Frauen, umgeben von euren Hütern dahin ziehen könnt, und wir begleiten euch als dienende Reiter.“

Friderun lachte trotz ihrer Sorge. „Das würde dem Bauernkinde nicht ziemen, auch würde es das Uebel nur ärger machen, wenn uns ein Thüring begegnete und Kundſchaft von uns erhielte, denn die Landsleute wandern ſehr in der Welt umher, und da ich mit dem Bärtigen reiſte, habe ich mehr als einen getroffen. Ich merke, Herr, ich bin in Noth, es iſt nicht die größte und ſie geht mich allein an, doch iſt ſie ſchlimm genug für mich und meinen alten Vater.“

„Mir fällt eine Hilfe ein,“ tröſtete Ivo. „Als ihr bei uns im Hofe wart, ſpielten wir zuweilen, daß der Bruder verloren ging und die Schweſter ihn ſuchte beim Traume, beim Baume und beim Rößlein im Stall. Jetzt ſeid ihr wieder ausgezogen mich zu finden, laßt uns denſelben Brauch üben, wir reiſen als Pilger und Geſchwiſter, und Herr Lutz ſei unſer Hüter. Leicht werden uns die Leute dafür halten und ihr ſeid müßiger Fragen ledig.“

„Das würde mir gefallen,“ ſprach Friderun leiſe, „doch wenn zwei eine lange Fahrt zuſammen thun, ſo verpflichten ſie ſich gegen einander durch ein Gelöbniß, treue Geſellen zu ſein. Wollt ihr geloben, mich als eine Schweſter zu halten und zu ehren, ſo will ich weiter mit euch ziehen und der liebe Gott möge unſere Reiſe behüten.“

Das gelobte Ivo. Am nächſten Tage trug er über dem Eiſenhemd wieder ein Pilgergewand und Friderun zog mit beſſerem Vertrauen neben ihm dahin.

Nur ein Erlebniß ihrer Reiſe hatte ſie ihm verſchwiegen, den Beſuch bei Frau Hedwig. So oft ſie davon anfangen wollte, ſchnürte es ihr die Kehle zuſammen. Endlich aber bezwang ſie ſich. „Er muß es wiſſen, da ſie ſeine Herrin iſt.“ Und obgleich ihr vorkam, als verderbe ſolches Geſpräch die ganze Seligkeit ihrer Reiſe, ſo begann ſie doch: „Ich war auch bei Frau Hedwig, der Gräfin.“

„Ihr?“ rief Ivo heftig. Sie ſah, daß er tief erröthete und fühlte einen Stich im Herzen wie von einem Meſſer. „Sprecht, wie war die Begegnung?“ frug er nach einer Weile. — „Als ich ihr ſagte, daß ihr lebet, ſpielte ſie eure Weiſe auf ihrer Harfe. Dann frug ſie mich aus über Allerlei, um zu erforſchen, ob ich mit Bedacht reden könnte. Sie verſprach mir auch den König Heinrich zu zeigen, damit ich dem Koiſer von ihm erzähle, und ließ mich ein Geſpräch belauſchen, das ich lieber nicht gehört hätte. Auch davon mußte ich dem Kaiſer wider Willen berichten."

„Was vernahmt ihr, Friderun?"

„Das bleibt mein Geheimniß, Herr," antwortete die Magd. Ivo frug nicht mehr und Beide zogen ſtillſchweigend nebeneinander.

Lutz, welcher den Reiſenden bald vorausſprengte, bald den Rücken deckte, ritt zu ſeinem Herrn: „Ich ſorge, unſere Fahrt wird beobachtet; blickt nach rückwärts. Seit zwei Tagen ſehe ich einen Mann in unſerer Spur, er hält ſich fern, aber folgt jedem Schritt unſeres Weges."

Ivo wandte ſich um. „Es iſt ein einzelner Reiter, und ſo weit ich erkenne, klein und ohne Rüſtung, wahrſcheinlich ein furchtſamer Händler, der in einem Nothfall unſere Hilfe begehren will."

„Dann würde er näher heranreiten, denn wird er überfallen, ſo vermöchten wir aus der Ferne doch nicht zu helfen. So oft wir anhalten, hält er auch, um uns nicht nahe zu kommen, und ſobald wir aus dem Nachtlager aufbrechen, zeigt er ſich in der Entfernung. Merkt Herr, er beachtet, daß wir nach ihm hinſchauen, denn er hält."

„Vielleicht werdet ihr ſeiner in der Herberge habhaft," verſetzte Ivo gleichgiltig.

Sie kamen in die lombardiſche Ebene und zogen den Alpen zu, da begann Lutz wieder: „Das dunkle Männlein folgt uns immer noch. Die Sonne beſcheint ihn auf der Höhe, ihr mögt ihn jetzt deutlich erkennen; ein Händler iſt er ſchwerlich, denn er führt weder Pack noch Saumthier, und ſein Roß iſt ſo beharrlich wie er ſelbſt, denn es kann mit dieſen Pferden aus dem kaiſerlichen Stalle Schritt halten. Er ſchleicht hinter uns, wie im Morgenlande das Raubthier hinter der Karawane."

„Bleibt bei der Magd," gebot Ivo, „ich betrachte die Geſtalt in der Nähe." Er fuhr in geſtrecktem Laufe zurück. Der Fremde wich der Begegnung nicht aus, ſondern ſtieg vom

Pferde und kauerte auf dem Boden, die Ankunft erwartend. Ivo ſah einen dürftigen Geſellen vor ſich in geringer Tracht mit hagerem, braunem Geſicht und ſtierem Blick. Er prallte mit ſeinem Roß entſetzt zurück, denn er hatte dieſelbe Geſtalt, ebenſo kauernd vor Jahren im Zelte des Kaiſers geſehen; und an die Waffe faſſend frug er in arabiſcher Sprache: „Was ſuchſt du auf meinem Wege, Ungläubiger?“

„Mir iſt geboten, auf deiner Spur nach Norden zu gehen,“ antwortete der Andere.

„Wohin und gegen wen?“ frug Ivo. Der Mann ſchwieg und ſah gleichgiltig vor ſich nieder. „Haſt du das Bellen verlernt, Schakal,“ rief Ivo zornig und rührte ihn mit dem Fuße am Bein. Der Mann zog das Bein an ſich und frug gleichmüthig: „Haben ſie dich in den Bergen mit dem Fuße geſtoßen, wenn du ihrer Frage die Antwort verſagteſt?“

Da ließ Ivos Hand den Schwertgriff los. „Mir iſt es greulich, dein Führer zu ſein, darum weiche von meinem Wege, du Unglücksgeſtalt.“

„Mir aber iſt geboten, auf deiner Spur nach Norden zu gehen,“ wiederholte der Fremde und ſenkte der Reden überdrüſſig das Haupt.

Ivo kehrte in finſterm Schweigen zu ſeinen Begleitern; als Lutz ihm fragend in das verſtörte Geſicht ſah, antwortete er nur: „Ihr nanntet ihn mit Recht ein Raubthier, hinweg aus ſeiner Nähe.“ Eilig zogen ſie vorwärts und hatten den Ismaeliten bald aus dem Geſicht verloren. Sie kamen in die Schneeberge und wanderten mit Führern mühſam auf rauhem Pfade, oft ſahen die Männer, wenn der Weg abwärts lief, nach der Höhe zurück, aber ſie erſpähten die Schattengeſtalt nicht mehr. Als ſie von der ſchweren Bergfahrt in deutſches Land hinabſtiegen und die bleiche Novemberſonne Thal und Hügel mit mattem Schein erhellte, athmete Ivo leichter und ſprach leiſe zu Lutz: „vielleicht hemmten ihm Eis und Schnee den Weg.“ Aber Lutz wies rückwärts, auf der Höhe bewegte ſich Etwas durch den Schnee, kaum ſichtbar dem Auge und wieder ſpornte Ivo ſein Roß, daß es bäumte.

Die Nacht verbrachten ſie in der engen Herberge eines Gebirgsdorfes, die Männer hatten ſich in ihren Mänteln auf den Boden geſtreckt, Friderun ſaß am Ofen und hörte auf den Nachtwind, der um das Haus tobte. „Ich war ihm gut,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ſeit ich denken kann. Wie man der Sonnenſtrahlen froh wird und des ſingenden Vogels, ſo freute ich mich, wenn ich von ihm hörte und an ihn dachte. Wenn ich ihn aber als erwachſene Magd im Hofe des Vaters ſah, da kränkte mich, daß er als ein edler Herr anders zu mir ſprach wie damals, wo wir als Kinder zuſammen ſpielten; und ich wurde trotzig gegen ihn und eine hochmüthige Thörin. Erſt als die Trauer um den Geſchwundenen über mich kam, merkte ich wie ſehr mein Herz an ihm hängt. Und ſeit er mir die Locke ſandte, iſt es mir angethan. Die haben wohl Recht, welche ſagen, daß von dem abgeſchnittenen Haar ein Zauber ausgeht für den, der es bewahrt. Ich habe einen Theil von ihm, den ich an meinem Herzen trage, und den ich Niemandem gönne. Seitdem hat mich der Muth in ſeiner Nähe verlaſſen. Sonſt wäre mir das höchſte Glück geweſen als ſeine Schweſter neben ihm zu wandeln, jetzt macht mich auch dieſer vertraute Gruß traurig.“

Ivo bewegte ſich unruhig im Schlafe. „Peitſcht mir den Hund aus meiner Seele,“ murmelte er.

„Auch ihm iſt das Herz ſchwer“, fuhr Friderun fort, „er merkt wohl, daß ihn Hartes in der Heimat erwartet. Aber dort iſt er wieder der Edle, welcher im Dienſt ſeiner Herrin reitet, und ich die ungeſchickte Dorfmagd, welche das Drachenlied ſingt. Arme Friderun.“

Sie erhob ſich, denn zwiſchen dem Brauſen des Sturmes und dem Dröhnen im hölzernen Hauſe vernahm ſie ein leiſes ſingendes Murmeln, wie von einer Menſchenſtimme, dicht an der Hauswand. Sie bändigte den erſten Schrecken, indem ſie dachte: „Bleibt ein Menſch in der kalten Nacht dort draußen, ſo wird es ihm ſchädlich.“ Entſchloſſen drückte ſie die Thür auf und trat in das Freie. Nahe der Schwelle am Fenſter kauerte eine dunkle Geſtalt, welche das Haupt hin und her bewegte und unverſtändliche Worte vor ſich hin ſang ohne die Nahende zu beachten. Da ſchloß ſie die Thür, rührte ängſtlich an Ivos Arm und flüſterte: „Draußen unter dem Fenſter ſitzt einer, der trunken iſt oder unſinnig, denn ganz verſtört ſingt und gurgelt er vor ſich hin.“ Ivo ſtützte ſich auf den Arm, um zu hören, aber im nächſten Augenblick ſprang er auf und faßte ihre Hand: „Bete, Friderun, für eine arme Seele; denn dieſer Nachtgeſang bedeutet einem ſündigen Menſchen ehrloſen Tod.“ Und Beide flehten zu dem Gott des Erbarmens, während draußen der Bergwind tobte und ein Verzückter von den Freuden des Paradieſes träumte.

Am Morgen ſah Ivo vor die Thür, der Fremde war verſchwunden. Da gebot er ſeinem Begleiter Luz: „Wir reiten nach Speyer, den Grafen von Meran zu grüßen.“

Einige Tage darauf hielten die Reiſenden vor dem Hauſe, in welchem Humbert von Meran wohnte. Ivo winkte ſeinem Begleiter, Beide ſtiegen ab und gaben die Zügel an Friderun. Dem dienſtthuenden Kämmerer rief Ivo zu: „ein Pilger, der geheime Botſchaft vom Kaiſerhofe trägt,“ und Beide folgten dem Manne in das Gemach des Grafen. Ivo nahm den Pilgerhut ab, und als der Graf erſchrocken zurückfuhr, rief er: „Ein Verräther ſeid ihr an eurem Kaiſer, Graf Humbert, und für die heilige Woche der Kreuzigung und Auferſtehung ladet euch der Thüring Ivo zum letzten Kampf.“ Er warf ihm das Fehdezeichen hin und fuhr fort: „Wollt ihr den Tag des Kampfes erleben und ein ehrliches Ende finden, ſo entweicht zur Stelle hinter geweihte Mauern und bergt euer Haupt, wo kein Fremder euch nahen kann; denn wiſſet, die Meſſer vom Grenzſteine ſind über euch.“ Und bevor der Graf einer Antwort mächtig war, verließ er mit ſeinem Begleiter das Haus und ritt von dannen.

Jahrelang hatte Ivo mit heißer Sehnſucht an die Tage gedacht, wo ihn Gruß und Brauch der Heimat empfangen würden, wo er im alten Eichwald ſtehen und den Vogelgeſang vernehmen würde, der ihm aus der Kindheit vertraulich war. Jetzt kehrte er gelöſt aus wilder Fremde zurück, er ritt an der Seite eines Weibes, das ihm liebgeworden, und eines Treuen, dem er die Freiheit verdankte. Und dennoch wurde ihm das Herz immer ſchwerer, je näher er der Heimat kam; fremd und rauh war der Gruß der Leute, kalt der Himmel, die Bäume entlaubt und die Vögel entflogen. Die Schwermuth und geheime Angſt, welche den Deutſchen beim Nahen des Winters überfällt, bedrückte ihn ärger als jemals zuvor. Auch wenn er an ſeinen Hof dachte und an die ritterlichen Genoſſen der Landſchaft, wurde ihm nicht wohl. Zwar um den begehrlichen Oheim und um widerſpenſtige Vaſallen ſorgte er nicht allzu ſehr, denn er vertraute ſeinem Arm und guten Helfern, und er ſcherzte mit Lutz über das Erſtaunen und die geringe Freude Aller, welche ſich frech in ſeinem Erbe niedergelaſſen hatten. Aber auch wenn er ſich in ſicherem Beſitz des Hofes und der Turnierroſſe dachte mitten unter ſeinen Dienſtmannen, und daß er vielleicht einmal dem Schüler Nicolaus ein neues Lied vorſagen werde, erſchien ihm ſein ganzes früheres Leben wie ein abgelegtes Gewand, und er empfand daſſelbe Mißbehagen, welches ihn zu der Kreuzfahrt getrieben hatte, vorahnend wieder. Noch ein anderer Streit arbeitete in ſeiner Seele, alte Leidenſchaft und wilde Hoffnungen waren lebendig geworden, und dazwiſchen fühlte er etwas Unheimliches, das zwiſchen ihn und ſeine Herrin trat, er wußte nicht zu ſagen was es war, aber ſo oft ihm dieſer Schatten durch die Seele fuhr, wurde es ſein beſter Troſt, die Stimme der Magd Friderun zu hören. Denn wenn ſie von der Heimat erzählte, an der ihre ganze Seele hing, konnte er träumen, daß er dort ſein Glück finden werde.

Als die Wanderer über den Main gedrungen waren und an dem Kirchhof einer anſehnlichen Stadt vorüber ritten, wies Lutz zur Seite. „Wir kommen und dieſe wollen gehen," und Ivo ſah wieder ein rothes Kreuz aufgerichtet, dabei einen Bettelmönch, welcher dem aufgeregten Haufen neue Briefe des heiligen Vaters vorlas und für den nächſten Mai große Vergebung der Sünden Allen verkündete, welche einen Sommer unter dem Kreuz gegen das wilde Preußenvolk kämpfen würden. Da ſprach Ivo lächelnd zu ſeinem Gefährten: „ich denke, wir haben genug davon genoſſen," und er wunderte ſich, als Lutz antwortete: „Nach Allem, was man hört, haben dieſe Heiden doch größere Luſt zu fechten als die Sarrazenen, und ein ehrlicher Kriegsmann könnte dort Sommerfreude finden."

Die Reiſenden waren um Gotha, die letzte Stadtburg ihres Weges geritten und Ivo ſuchte von der Höhe die Stelle des Thales, wo der Ahorn ſtand, aus dem er einſt den Brief ſeiner Herrin geholt hatte. Da ſcheute das Pferd der Magd an das ſeine, er fühlte ſich beim Arme gefaßt und ſah in das verblichene Geſicht ſeiner Begleiterin. Auf der andern Seite der Straße bewegte ſich ein trauriger Zug; voran auf einem Eſel ein ungeſchlachter Bettelmönch, der ein rohes Holzkreuz wie eine Waffe auf der Schulter hielt, hinter ihm ein Mann und ein Weib, blutrünſtig, mit Riemen an einander gebunden, und um die Gefangenen ein Haufe bewaffneten Geſindels. Als der gebundenen Frau die Knie einknickten, zerrte ſie der Mönch am Riemen und der Haufe dahinter höhnte und pickte mit Speer und Meſſer gegen ſie. „Wie mögt ihr ein Weib ſo rauh fortſchleifen, Bruder," rief Ivo an den Mönch reitend. „Wie mögt ihr ſo unverſchämt fragen," ſpottete ihm der Mönch nach. „Die Thiere, welche ich treibe, ſind eine neue Art von Ungeziefer, welches in dieſem Lande zum Vorſchein kommt."

„Wer ſeid ihr und mit welchem Recht führt ihr dieſe?" frug Ivo unwillig.

„Dorſo haben mich die getauft, denen mein Rücken nicht gefiel, und ich rathe euch, nicht an meiner Heiligkeit zu zweifeln, denn ich bin der Handlanger meines hochwürdigen Meiſters Konrad und führe hier Marktwaare für das Höllenfeuer. Verdammte Ketzer ſind es, welche Meiſter Konrad zu Erfurt auf dem Holzſtoß ſengen wird. Soll ich euch Gutes rathen, ſo haltet euch fern von ihnen, denn dies traurige Laſter ſteckt an. Doch halt, Bruder Pilger, auch ihr ſeid mir ſchon über den Weg gelaufen. Wart ihr es nicht, der mich im Kreuzlager anherrſchte und gröblich ſchmähte? Seid ihr damals den Leichenvögeln entgangen, ſo ſeht zu, daß ihr nicht jetzt den Krähen in die Hände fallt, welche nach meinem Gebote fliegen, denn ſie verſtehen mit den Schnäbeln zu hacken und ihr Krächzen bedeutet ein feuriges Ende.“ Seine Begleiter lachten und ſchrien Beifall; die Reiter ſpornten ihre Pferde, um der unheimlichen Nähe zu entkommen, während Ivo Friderun zu unterſtützen ſuchte, welche ſich kaum auf ihrem Roſſe zu erhalten vermochte. Ivo aber ſprach finſter: „Wir haben auf dieſer Fahrt die Rache des Kaiſers und des heiligen Vaters auf der Landſtraße geſehen, die eine ſchlich ſcheu und verkleidet, die andere fährt trotzig am Tageslicht. Wir zweifeln nicht mehr, welcher der beiden Herrn im deutſchen Lande gebietet.“

Als ſie an das Dorfthor von Friemar kamen, bat Friderun, die bis dahin ihr ſtarres Schweigen nicht gebrochen hatte: „laßt mich allein meinen lieben Vater begrüßen, kommt aber bald, damit die Nachbarn ſich euer freuen.“ Sie wandte ihr Roß zum Thore, er ſah ihr nach, bis ihre Geſtalt zwiſchen den Höfen verſchwand.

Ivo jagte in geſtrecktem Lauf vorwärts, und als Lutz warnte: „Herr, den Pferden dünkt die Eile zu groß,“ verſetzte er: „mit heißem Wunſch habe ich dieſen Tag erſehnt und oft an das Glück gedacht, Berg und Thal der Heimat wiederzuſchauen, heut iſt mir alle Freude geſchwunden, ein Unglücksahnen laſtet mir auf der Bruſt und ich höre die Warnung des toten Haſſan: der Fuß des Heimkehrenden ſtrauchelt an der Schwelle des

Hauſes.“ Er wies mit der Hand nach der Ferne. „Dort ragt der alte Thurm, hinein in den Hof, denn nicht im Frieden finden wir ihn wieder.“ Sie jagten bei bewaffneten Knechten vorbei, welche auf dem Anger hielten; ſchon vor dem Thore vernahmen ſie Zank und wildes Geſchrei, als ſie einritten, fanden ſie den Hof mit Bewaffneten zu Fuß und Roß gefüllt, und erkannten viele der Nachbarn: Dienſtmannen der Grafen von Gleichen und den Rettbacher; auch Ritter Konz war da und Graf Meginhard und dieſer ſtand zu Fuß inmitten des Hauſens gegenüber dem Thurme. Der alte Graben um den Thurm war vertieft, ein ſchmaler Steg darüber gelegt und auf der Thurmſeite ſtand Herr Henner mit wenigen Knechten bei einem Stellbogen, der ſo aufgerichtet war, daß er den Steg beſtrich. Die Ankommenden drückten die Eiſenhüte in die Augen und Niemand achtete auf ſie, den Knechten im Hintergrund galten ſie für Geſellen der Angreiſer und die Vorderen haderten mit Herrn Henner.

„Zum letzten Mal will ich euch mahnen, Marſchall,“ rief Graf Meginhard, „wie ein Toller geberdet ihr euch; wir aber ſind nicht hergekommen, um Märchen zu hören, bei uns werden die Toten nicht lebendig und eure Sommerritte mit dem leichtgeherzten Fant haben ein Ende. Im Namen des Landgrafen fordere ich, daß ihr euch ergebt, oder ihr und die Thoren, welche euch folgen, büßen mit ihrem Leibe für den Ungehorſam gegen euren Herrn.“

Henner aber rief zurück: „Nicht als Herr des Gutes kommt ihr, Graf Meginhard, mit euren Kumpanen, ſondern als ein raubluſtiger Einbrecher, und wie Räuber will ich euch empfangen. Wer Miene macht, herüber zu dringen, den nagelt mein Pfeil an den Boden.“

„Macht ein Ende,“ ſchrie der Rettbacher den Knechten zu, „ſchlagt Balken aus den Dächern und legt ſie über den Graben, damit wir dem Schreier ſeinen Mund ſtopfen.“ „Macht ein Ende,“ ſchrie auch Herr Konz, „Balken her.“

„Kommt nur herüber, Wilhelm,“ entgegnete Henner zornig, „ihr ſindet im Thurme die vier Pferde, die euch vor Jahren entgingen, und eine Halſter, mit der wir euch am Halſe ſchnüren.“

Da rief eine helle Stimme über den Haufen: „Was ſucht ihr Herren in meinem Hofe? Ich grüße euch, Oheim, vor dem Thurm unſerer Väter.“ Durch die Beſtürzten, welche nach allen Seiten zurückwichen, ritt Ivo mit ſeinem Begleiter an den Graben und ſtellte ſich gegen ſie auf, Lutz ſprang vom Pferde und das widerſtrebende über den Steg treibend, rief er ſeinem Geſellen zu: „Bewahrt den Gaul, Henner, er kommt aus gutem Marſtall.“

Mit geſchloſſener Fauſt ſtand der Graf und hörte finſter auf den jauchzenden Heilruf, der von der andern Seite des Grabens für ſeinen Neffen erſcholl. „Beweiſt, daß ihr es ſeid,“ murmelte er endlich, und der Rettbacher rief: „er iſt ein Betrüger, auf ihn, und macht ein Ende.“

Ivo nahm ſeinen Hut ab: „Wer mich nicht wieder erkennt, der reite heran, damit ich ihm mit der Schwerthand beweiſe, wer ich bin.“

Da kam Niemand, aber mehre der Hinterſten ritten weiter zurück und ſprachen leiſe miteinander. Doch Graf Meginhard ſtand trotzig: „An euren hohen Worten erkennen wir euch, doch fürchte ich, daß ihr eurer Heimfahrt nicht ſo froh werdet, als ihr meint; denn euer Gut und Hof iſt mir als Erbe zugefallen, und ihr habt euch mit mir zu vergleichen, bevor ihr wieder in den Herrenſchuh treten dürft.“

„Thut das, Herr, und zur Stelle,“ rief Lutz, „es fehlt hier nicht an guten Geſellen, welche nach einem Vergleich begierig ſind.“ Und blitzſchnell packte er den Grafen mit ſtarkem Griff und ſchwenkte ihn auf den Steg. „Herbei, Henner, und haltet eure Waffe über ihn.“ So unerwartet war die kecke That, daß Niemand ſie hinderte, doch im nächſten Augenblick erhob ſich helles Geſchrei, und die Mühlburger drangen gegen Ivo, der ſie mit ſeinem Schwert vom Stege abtrieb.

„Weicht zurück," rief Henner, „oder bei St. Georg, euer edler Genoſſe zahlt zuerſt für den Schaden." „Weicht, ihr Herren," rief auch Ivo, „daß ich mit dem Grafen friedlich verhandle; ihr aber, Marſchalk, geleitet ihn höflich an den Thurm. Haltet hier Wache, ihr Treuen, und laßt Niemand herüber." Lutz ſprang vor, und während die beiden Dienſtmannen jenſeit der Brücke gegen den unſchlüſſigen und ſchreienden Haufen Wache hielten, ergriff Ivo den beſtürzten Oheim bei der Hand und führte ihn in das Thurmgewölbe. „Ich bin im Vortheil, Graf Meginhard, und es bedarf zwiſchen uns nicht vieler Worte. Ungern übe ich gegen einen Verwandten Gewalt; ihr ſelbſt tragt Schuld, wenn ihr in dieſem Thurme, den euer Ahn gebaut, als Gefangener bleiben müßt. Denn nicht lebend verlaßt ihr dieſe Mauern, wenn ihr nicht herausgebt von Hufen und Habe, was ihr als zugefallene Erbſchaft in Beſitz nahmt. Ihr ſchaltet vor Fremden den leichten Sinn, mit dem ich ſonſt dahin lebte, ihr zuerſt ſollt erkennen, daß ich aus der Fremde zurückkehre ſcharf und hart, um mein Recht zu behaupten."

Der Graf blickte in dem düſtern Raume umher und erkannte in dem Geſicht ſeines Neffen eine finſtere Entſchloſſenheit, darum verſetzte er: „Ihr ſprecht mit gutem Grunde, daß es zwiſchen uns nicht vieler Worte bedarf; und gern erſpare ich euch die Unehre, daß ihr euren Blutsverwandten im Kerker haltet. Schafft einen Schreiber und gute Männer von beiden Seiten, welche vermitteln und zeugen, ich bin bereit, mich dem Vortheil zu fügen, den ihr über mich erlangt habt. Jedoch merkt, Neffe; mich könnt ihr zwingen, Frieden zu halten, nicht alle Feinde, welche über das herrenloſe Gut eingebrochen ſind. Ich will euch loben, wenn ihr ſcharf und hart auf eurem Rechte beſteht, aber ich ſorge, die Erkenntniß iſt euch zu ſpät gekommen."

Ivo ſtand wieder als Herr in dem Hofe ſeiner Väter. Der zudringliche Erbe war hinausgeſcheucht, ein Theil der entführten Roſſe und Rinder zurückgegeben, den Schatz der

Mutter hatte er zu Gelde gemacht, um Knechte zu werben und die Schäden der letzten Jahre zu beſſern. Dennoch fand er es ſchwer, den alten Beſitz, welcher durch die ganze Landſchaft zerſtreut lag und Jahrelang für herrenlos gegolten hatte, wieder zu gewinnen. Bauern, welche ihm zinspflichtig waren, hatten ſich ſelbſtwillig anderen Herren untergeſtellt, um Schutz für Leben und Habe zu finden, ritterliche Vaſallen weigerten ſich ihre Lehnspflicht zu erfüllen, benachbarte Edle hatten ſich Wälder, Weiden und Wieſen angeeignet, und waren entſchloſſen, ihren Raub mit den Waffen zu behaupten. Viele Grundſtücke waren vor der Kreuzfahrt durch Verpfändung und Leihkauf in andere Hände übergegangen, wo ſollte Ivo die Summen ſchaffen, um das Verpfändete einzulöſen, ſelbſt wenn die Gläubiger guten Willen hatten es gegen die gezahlte Summe zurückzugeben? Auf allen Seiten fand er ſich in Händel verſtrickt und er empfand, daß er als freier Herr auf ſeinem Erbe viel ſchlimmer daran war als ein großer oder kleiner Vaſall, denn er ſtand allein gegen zahlreiche Feinde. Ohne Hilfe vermochte er ihnen nicht zu widerſtehen, und Verbündete konnte er nur durch neue Opfer an Geld und Hufen erhalten, weil Niemand bereit war, im Harniſch für ihn Leib und Glieder zu wagen, wenn er nicht einen Vortheil für ſich zu hoffen hatte. Die größten Herren der Landſchaft, das Haus des Landgrafen und der Erzbiſchof von Mainz, welcher von Erfurt aus gebot, waren ihm abgeneigt und begünſtigten ſeine Gegner, die Mühlburger und die Gleichen. Jeder der anderen großen Herren hatte ſeine Feinde, mit denen er in Händeln und Fehde lebte, und wenn ein ſolcher bereitwillig war einen Vertrag zu ſchließen, daß Freunde und Feinde gemeinſam ſein ſollten, ſo war für Ivo ſicher, daß er zu ſeinen Feinden noch zahlreiche neue erhielt, aber ſehr unſicher, ob er gerade da, wo es ihm darauf ankam, die thatkräftige Unterſtützung ſeines Verbündeten gewinnen würde. Ivo hatte früher mit Widerwillen die kleinen Fehden ſeiner Nachbarn betrachtet, das Niederbrennen der Dörfer und das Wegtreiben der Herden, jetzt fand er ſich in der Lage, an dieſelben rohen Zwangsmittel zu denken, denn wie konnte er ſeinen Gegnern anders furchtbar werden, als wenn er ihnen Schaden zufügte?

Sehr verändert war das Ausſehen des Herrenhofes. Statt der zierlichen Knaben, welche ſonſt dem Herrn aufgewartet hatten, lagerten jetzt narbige Knechte mit harten Fäuſten in Saal und Zimmern, die Boten, welche aus- und einritten, trugen nicht Einladungen zu ritterlichen Stechen, ſondern Fehdebriefe oder Klageſchreiben, an den Speerſtangen blitzten ſcharfe Eiſen und ſtatt der ſchnellen Turnierpferde ſtampften derbe Kriegsgäule in den Ställen. Oft trauerte Henner über dieſe Veränderung und er wunderte ſich, daß ſein Herr unter allem Widerwärtigen die heitere Faſſung nicht verlor. Gleich am erſten Tage, nachdem der Hof von den Fremden geſäubert war, hatte er ihn in die Kammer geführt, wo der gute Godwin geſtorben war: „er hielt auf dieſer Erde aus, bis ich in den Hof kam ihm die Augen zuzudrücken, und er ſtarb als Ritter und Chriſt mit einem Segenswunſch für ſeinen Herrn.“ Da legte Ivo die Hand auf die Stelle, wo das Haupt des Alten geruht hatte, und ſprach: „Ich gedenke deiner Worte, Vater, jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ich als ein ſparſamer Herr um das Meine zu ſorgen habe, und ich verſpreche dir, muß ich Buße zahlen für das ſorgloſe Treiben meiner Jugend, ſo ſoll Niemand meine Trauer darüber erkennen. Ich ſorge, Marſchalk, wir werden fortan nicht um das Lächeln der Herrin unter dem Schilde reiten, und auch Nicolaus wird ſchwerlich Verſe ſchreiben, ſondern grobe lateiniſche Urkunden. Wo weilt der Schüler?“ Er vernahm, daß Nicolaus ſeit Godwins Tode den Hof verlaſſen hatte und unſtät in der Gegend umherzog. Ungeduldig erwartete Ivo das Eintreffen des Wandervogels. Aber Nicolaus beeilte ſich nicht, in das alte Neſt zurückzukehren, auch nachdem er vernommen hatte, daß ſein früherer Liedergeſell daheim ſei. Erſt an einem kalten Abend, als Ivo allein bei der knatternden Flamme des Kamines ſaß, vernahm er draußen die wohlbekannte Stimme, welche durch ein Lied Einlaß begehrte. Seinem warmen Gruß antwortete Nicolaus in einer gedrückten Weiſe, die dem dreiſten ſonſt fremd geweſen war, bis er nach den erſten Reden vor den Hausherrn trat und frug: „Soll zwiſchen uns Beiden auch ferner gelten, was wir einſt wegen meiner Wahrhaftigkeit beſprochen haben?“ und als Ivo antwortete: „es ſoll,“ da begann Nicolaus die Erzählung von ſeinem Abenteuer in dem Hauſe der Frau Hedwig und ſchloß: „vielleicht wäre ich in der rauhen Nacht lieber wo anders eingekehrt als bei euch, aber heut erfuhr ich, was mir allerlei Gedanken macht und wohl auch euch. Jener grobe Mann iſt ſtill geworden, und das Eiſen, welches er damals mir gegen die Kehle zückte, hat er mit beſſerem Recht gegen ſich ſelbſt gebraucht. Ein Kaufmann, der von Frankfurt über den Main kam, erzählte die neue Mär. Man fand den Unhöflichen in dem Flur ſeines Hauſes auf den Steinen und ein Meſſer in ſeiner Bruſt, und als die Leute näher zuſahen, war es ſeine eigene Waffe. Doch vernahm der Kaufmann auch Wunderliches von dem Meſſer, denn der Tote ſoll es ſeit Jahren vermißt haben, und man ſagt, kurz vor ſeinem Ende ſei ihm ein Geiſt erſchienen, habe ihm das Meſſer zurückgebracht und ſein bevorſtehendes Ende angezeigt.“

Ivo ſank ſchweigend auf ſeinen Sitz und Nicolaus fuhr ſchadenfroh fort: „Wer jetzt eine ritterliche Weiſe in dem Hauſe ſingt, wird den Weg zur Herrin von Riemen und Eiſen frei finden.“

„Er iſt geſchwunden und die Herrin iſt frei,“ hallte es in Ivos Seele nach, er ſtand auf und verließ das Zimmer.

12.

Der Mitbruder.

Wieder wehte der Mai mit warmem Hauch durch das Land und hing ſein grünes Gewand um die entlaubten Bäume, wieder regte ſich das frohe Leben auf Haide und Flur und die Herzen der bekümmerten Menſchen erhoben ſich in neuer Hoffnung. Auch in dem Edelhofe war der goldene Schein zu erkennen, welchen das Sonnenlicht in die Seelen warf. Jedermann ſchritt ſtolzer einher, wer den ganzen Winter kein Lied geſungen hatte, der ſummte jetzt die faſt vergeſſene Weiſe; aus den Kammern der Knechte erklang jeden Abend ein luſtiger Rundgeſang, Lutz, der ſich wenig über den Winterfroſt gegrämt hatte, bürſtete viel über Bart und Haar und betrachtete vergnügt die glänzende Borte, welche er ſeinem Mädchen als Gürtel ſchenken wollte; Nicolaus war oft über ſeiner neubeſaiteten Laute zu finden und ſogar der Marſchall ehrte die frohe Jahreszeit, indem er eigenhändig einen großen Topf mit Farbe über den Hof trug und den Knechten gebot, das Speerholz ſäuberlich mit den Wappenfarben des Herrn zu bemalen. Ivo blickte wieder von der Gallerie herab auf das kleine Baumgehege an der Mauer und hörte lachend auf den Gruß des thüringiſchen Finken, den er Jahrelang nicht vernommen hatte. Oefter als ſonſt ließ er ſein Pferd ſatteln, um nach dem Hofe des alten Bauern zu reiten. Denn dort erwartete ihn ein Weib, das er ſeit der Heimkehr gern als ſeine Schweſter begrüßte.

Aber mit dem Frühling kam auch die Unruhe und Reiſeluſt in das Volk; überall ſprachen die Leute von der neuen Kreuzfahrt, die den Seelen ebenſo heilſam ſein ſollte als die früheren und doch weit weniger mühſam. Oft verließ die Dorfjugend den Anger und das Spiel mit dem bunten Ball, um auf die heftigen Mahnungen eines braunen Mönches zu hören, der auf dem Kirchhofe zur Fahrt in das Preußenland trieb und dabei von der Fülle guter Dinge berichtete, welche dort für begehrliche Weltkinder zu finden ſeien. Zuweilen zogen auf der Landſtraße wandernde Haufen mit Geſang und Geſchrei dem Oſtlande zu, meiſt leichtfertiges und unſtätes Volk, die erſten Schaumwellen der beginnenden Strömung, doch war auch mancher ehrenwerthe Mann darunter, und in den Dörfern der Umgegend nannte man bereits die Namen ſeßhafter Wirthe, welche ebenfalls daran dachten, ſich zu erheben. Stärker als in anderen Jahren arbeitete das Sommerleben in der Natur und in den Seelen der Menſchen, der Frühling war ſpät gekommen, aber als ein heißer und ſtarker Gebieter. Faſt plötzlich bedeckte ſich der Grund mit Grün und die Obſtbäume mit ihrem weißen Blüthenſchmuck, in unaufhörlichem Wechſel folgten heißes Tageslicht und befruchtender Regen, und wenn der Ackersmann auf die üppig wuchernde Saat ſchaute, ſo ſchüttelte er wohl das Haupt über die unerwartete Herrlichkeit und ſorgte, daß der kalte Feind noch einmal zerſtörend in das Land dringen werde.

Nach einem warmen Tage trat Ivo auf den Söller ſeines Hauſes. Er ſtaunte über den Wohlgeruch, welcher von der Wieſe und den Blüthenbäumen aufſtieg, die Sonne war glühend roth geſunken, kein Tropfen Thau hing am Boden und die ſtille Luft wurde ihm ſo ſchwül, daß er ſein Gewand aufriß. In der Höhe zogen die Wolken haſtig um die Mondſichel, unter den kleinen Lichtflocken ſchoben ſich graue unförmliche Gebilde dahin, jedes mit lichten Rändern umſäumt, während über den rothen Hügeln und dem Bergwald die ſchwere ſchwarze Finſterniß lagerte; dort ſammelten ſich die Gewaltigen der Luft zu einer großen Schlacht, und die Kinder der Erde harrten in bangem Schweigen auf den bevorſtehenden Kampf. Ivo war den Tag im Hofe Bernhards geweſen und Friderun hatte zum erſtenmal von ihrer Sorge um den Vater geſprochen, von ſeinem düſtern Grübeln und von dem wilden Feuer, mit welchem er ihr und den Nachbarn das erforſchte Geheimniß der heiligen Lehre verkündete. „Sie geht ſtill durch Hof und Haus,“ dachte Ivo, „ſchafft unabläſſig für den Vater und ſorgt warmherzig um viele Andere, immer iſt ihre Rede muthvoll, aber ihr Lächeln wird traurig, ich ſorge, ihr Herz iſt ſchwer bekümmert und ſie lebt in Erwartung eines Unheils.“ Lange ſtand er und ſah in die dunkle Landſchaft, aus dem Hofe klang ein kriegeriſches Lied, welches Nicolaus den Knechten vorſang, auf dem Lande lag tiefes Schweigen. Der Mond war verſchwunden und dichte Finſterniß deckte Himmel und Erde, vergebens ſah er aus nach einem Blitz und hätte ſich gefreut, das Rollen des Donners zu hören. Da ſuchte auch er mit einem Seufzer ſein Lager.

Dort warf er ſich unruhig umher, bis ihm endlich ein bleiſchwerer Schlaf die Glieder lähmte. Er vernahm nicht, daß ſich der Wetterſturm erhob, daß er die Baumblüthen rauſte und Aeſte brach, und mit wilden Stößen um das Haus fuhr, durch den Hof fegte und an die Stallthüren ſchlug, bis die Roſſe bäumten und die Rinder in Angſt brüllten. Die Blitze zerriſſen das ſchwere Wolkendach, der ganze Himmel loderte von Flammen und der Donner krachte und rollte unaufhörlich. Henner ſprang auf dem ſchmalen Steg, der von ſeinem Hofe über den Wallgraben führte, zu den Kammern der Knechte, er fand die Männer wach und ermahnte ſie auf den Hof und das Herrenhaus zu achten. „Wir Thüringe wiſſen, was ein tüchtiges Wetter heißt, aber ſolche Wuth der Wolken hat noch Keiner erlebt, denn armesdick fallen die feurigen Strahlen.“ Lutz, welcher Thürme und Wall des Hofes beſchritten und den erſchrockenen Thorwächter getröſtet hatte, rief durch das Brauſen

„Von den rothen Bergen hebt ſich ein Feuerſchein gegen den Himmel, dort liegt das Wetter über dem Thalkeſſel, mir ſcheint, es verſengt den Mühlburgern ihre Schlafdecken, und der Regen bleibt aus, der ihnen beim Löſchen helfen ſollte.“ Im erſten Morgengrau öffneten die Männer das Thor und drangen mühſam durch den tobenden Sturm zu der nächſten Anhöhe, dort wieſen ſie nach den Höhen und hoben die Arme. Als Henner zu ihnen kam, ſah er von jeder der drei Burgen, welche auf den Bergen ſtanden, eine Flamme und eine Rauchwolke aufſteigen zu dem ſchwarzen Himmel, aus dem noch immer die Blitze um den mißfarbigen Dampf zuckten. Da rief er bekümmert: „Dort fährt die Lohe aus den drei Steinringen, in denen vor Zeiten das Geſchlecht meines Herrn aufgewachſen iſt, und Herr Ivo ſchläft. Ich war in ſeiner Kammer, doch ich ſcheute mich ihn zu wecken.“

„Blieb doch unſer Hof verſchont,“ tröſtete Lutz.

„Dennoch darf er nicht liegen, während ihm der Himmel dieſe drei Lichter angezündet hat,“ ſprach Henner und kämpfte ſich zurück nach dem Hofe.

Ivo fuhr empor, als ihn der Treue am Arm zog, er richtete ſich auf und hörte erſtaunt auf das Toſen im Freien. „Mir träumte ſo deutlich, wie ich euch vor mir ſehe, daß ich auf meinem Lager hingeſtreckt war, meine Hausfrau hielt ich im Arme, ihr Haupt und ihr langes Haar war an meiner Bruſt und ich fühlte den Schmerz in meiner Wunde. Um mich hörte ich Kampfgeſchrei, über mir flammte das Hausdach und es kniſterten die brennenden Balken. Doch war es nicht dieſes Haus. Ihr aber, Henner, ſaßet abgewandt von mir am Fuß meines Lagers, das Schwert in den Händen. Der Donner dröhnte, da wecktet ihr mich. Gern wüßte ich, was der Traum bedeutet.“

„Saht ihr Flammen im Traume, ſo mag er euch eine gute Neuigkeit verkünden,“ antwortete Henner ernſthaft. „Dem Andern aber, der abgewandt von euch ſaß, weiſſagt er Uebles.

Steht auf Herr, denn auch draußen hat das Wetter ein Zeichen aus den Wolken geſandt, das euer Geſchlecht angeht.“

Als der Morgen kam, ſahen die im Hofe ringsum den Schaden der Sturmnacht: geworfene Baumſtämme, niedergelegte Zäune, zerraufte Dächer und am Horizont hier und da aufſteigende Rauchwolken. Noch immer rollte der Donner, der Wind trieb die Wolken in hoher Luft und hinderte den Regen. Ivo ſtieg von dem alten Thurme herab und winkte dem Schüler: „Es brennt in der Richtung von Friemar, wirf dich auf den Gaul, frage, wie es um den Hof des Alten ſteht.“ Nicolaus ſattelte willig ſein Rößlein und trabte aus dem Hofe, während ſein Schülermantel wie ein ſchwarzes Segel über den Kopf flog.

Die Sonne ſtieg höher, es ſauſte und pfiff in der Luft und Jedem war, als ſei das ungeheure Wetter nicht zu Ende; da klang der Hornruf des Thürmers, welcher das Nahen Bewaffneter anzeigte. Gleich darauf jagten fremde Reiter heran und Lutz, der über dem Thore ſtand, erkannte mit Staunen die Turbane und Rüſtungen mauriſcher Leibwachen. Er rief, alter Genoſſenſchaft eingedenk, den Ungläubigen von der Zinne arabiſchen Gruß entgegen und empfing die Botſchaft eines reichgeſchmückten Knaben, der zwiſchen den Bewaffneten hervorritt und meldete, die Herzogin Hedwig von Staufen erbitte auf ihrem Wege nach Erfurt die Gaſtfreundſchaft des Hofes.

Athemlos trug Lutz ſeinem Herrn die Nachricht zu. Ivo empfing ſie ſchweigend, das Blut ſchoß ihm zum Herzen und übergoß gleich darauf ſeine Wangen mit dunkler Röthe. „Bereitet euch, ſie zu empfangen,“ rief er ſich umwendend, entließ den Boten und ſprang auf das Thor, um dem Flüchtigen nachzuſehen, ganz betäubt durch die große Erwartung. Henner kam eilfertig heran: „Der Hof iſt übel für den Beſuch einer Fürſtin vorbereitet, darf ich Frau Jutte rufen, damit ſie der erlauchten Frau zu Dienſten ſei?“ Ivo wehrte: „Treibt eure Hausfrau nicht in ihr Feſtgewand, ich denke, die Herrin wird Nachſicht in einem Reiterhaushalt üben.“

Ein glänzender Zug ſtob heran, Schleier und bunte Gewänder wehten im Winde, Henner erkannte Frau Wendelmuth und den Kämmerer Volko und hinter den mauriſchen Kriegern auch beladene Saumthiere. Ivo trat der Herrin auf der Brücke entgegen und als er das Knie beugte, lachte ihn Hedwig von ihrem Roſſe herzlich an: „Wir ſuchen bei dem ritterlichen Herrn Schutz gegen die wilden Wetter des Landes, nehmt gütig die Zudringlichen auf und bietet uns Willkommen wie alten Freunden.“

Ivo ſtand unter den ſtrahlenden Augen des ſchönen Weibes und auf's Neue umfing ihn der Zauber. „Nehmt vorlieb, der Wirth war lange in der Fremde und der Hof iſt verwüſtet,“ rief er, indem die helle Freude ſein Antlitz verklärte. Er ſelbſt führte ihr Roß am Zügel in den Hof und als er zur Seite trat, um ſie herabzuheben, griff ſie lachend in ſein langes Haar, und hielt ſich daran, während ſie zu Boden glitt. Als er ſie in das Haus führte, warf ſie einen ſchnellen Blick umher und ſprach halb zu dem Gefolge: „Nicht lange denken wir euch zu beläſtigen, und da dem Hauſe die Herrin fehlt, ſo bitte ich, geſtattet meinen Frauen, daß ſie mein Reiſegeräth in der edlen Herberge ausbreiten.“ Ivo wies für das Gefolge auf die Hallen des Unterſtocks und führte Frau Hedwig hinauf in ſeine Behauſung, den einzigen wohnlichen Raum ſeit der Rückkehr. „Ich merke wohl, daß ich euch nichts bieten kann, als meine Freude,“ ſagte er entſchuldigend.

„Hier iſt euer Heimweſen? nirgend will ich lieber weilen,“ antwortete Hedwig. „Ich ſehe die Rüſtungen an der Wand, die Harfe und hier einen Söller, den ich kannte, bevor ich ihn ſah.“ Sie winkte der ſtummen Dienerin, das Mädchen flog hinab, im nächſten Augenblick wurden umhüllte Ballen herzugetragen und die Kammer und das Gemach mit Polſtern und Teppichen belegt. Wieder ein Wink der Herrin und die Diener verſchwanden, Hedwig ſtand Ivo allein gegenüber. Sie ſah ihn innig an und hielt ihm die Hand entgegen. „Da haſt du das Käuzlein,“ ſprach ſie mit zuckenden Lippen. Hingeriſſen von der holden Mahnung ſenkte Ivo in tiefer Bewegung das Knie.

Leiſe berührte ſie ihm das Haupt. „Steht auf, Ivo, uns beide hat die Zeit verwandelt und der Scherz des jugendlichen Frauendienſtes mag uns nicht mehr geziemen. Kommt, ſetzt euch zu mir und laßt uns beide wiſſen, wie jetzt die alte Liederweiſe in unſern Herzen klingt. Heut iſt der Tag, wo ich mein Trauergewand abgethan habe, dieſer Tag ſollte dem Manne gehören, der mir vor Anderen vertraut war.“

„Liebe Herrin,“ rief Ivo.

„Still Geſelle,“ mahnte ſie, „laß mich bedächtig reden. Es iſt lange her, ſeit ich dich als fahrenden Helden bei der Burg meines Vaters entdeckte, wie du am Quell lagſt und ſchliefſt. Der erſte Kuß, den ich einem Manne gab, haftet an deinen Lippen, das kann ich nicht vergeſſen, Ivo. Uns beiden iſt dadurch das Leben ſchwer geworden. Der Kaiſer zwang mich, einem verhaßten Manne zu folgen, und ich habe die traurige Kunſt der Frauen geübt, mich zu verſtellen und zu lachen, während ich in meiner Seele die Bitterkeit fühlte. Du aber haſt, als ich dir entfremdet wurde, treu zu mir gehalten; du weißt nicht, wie oft der Gedanke an deinen demüthigen Dienſt mein einziges Glück war, an dem ich mich aufgerichtet habe, indem ich unter den Argen lebte. Aber dir und mir hat unſere Liebe zuletzt Noth gebracht, und ſcharfes Eiſen hat in das Band geſchnitten, welches zwiſchen uns geſchlungen war. Ich bin hier, um zu prüfen, ob das alte Bündniß noch dich und mich zuſammenhält.“

Ivo wußte nicht, daß ſie in derſelben Stunde, in der ſie die Kunde von ſeinem Leben erhielt, einen Andern dem Arm des Rächers preisgegeben hatte; aber ihm fiel auf's Herz, daß eine wahrhafte Magd in der Nähe mit Unwillen an die Liſt dachte, durch welche ſie damals zur Zeugin gemacht worden war. Und der Gedanke an Friderun hing ſich wie ein

Reif an die Freuden ſeiner Mailiebe. Darum erwiederte er mit Haltung: „Beide hatten wir einem Fremden Anrecht gegeben, unſere Liebe zu haſſen; daß er die Rache nehmen würde in ſeiner Weiſe, haben wir erwartet und wir mußten die Rache ertragen.“

Hedwig ahnte, daß ihr Falke anders flog als ſie wollte, und ſie frug ſich in der Stille angſtvoll, ob er Alles wiſſe und ob er ihr deshalb zürne. Aber als ſie Ivo's Blick unſicher und fragend auf ſich gerichtet fand, erhob ſie ſtolz das Haupt: „Jetzt ſind wir beide frei. Wiſſe, Ivo, ich war ſeitdem bei dem Kaiſer. Er nannte deinen Namen nicht, als er von meiner Zukunft ſprach, aber gleich darauf begann er in großer Güte von dir zu reden, daß er dir das Beſte gönne, und daß er dir Hohes gewähren würde. Und er ſagte: Ich vernahm, daß ihm ſein Haus zerrüttet iſt, weil er in meinem Dienſt überlange verweilt wurde, mir wäre ganz recht, wenn eine Frauenhand ihn dieſer läſtigen Sorge enthöbe.“ Frau Hedwig ſah auf ihre eigene Hand, als ſie fortfuhr: „Sieh zu, Ivo, ob du eine ſolche Hand findeſt.“

Das waren ruhige Worte, aber ſie regten in der Seele des Mannes einen wilden Sturm von Gedanken auf. Hier ein enges Leben, gefüllt mit Demüthigungen und einem endloſen Streit gegen widerwärtige Nachbarn, an ihrer Seite Reichthum und Glanz des Kaiſerhofes, Herrſchaft und Kriegsruhm. Er athmete tief, als er wie im Scherz antwortete: „Wir loben den Heldenmuth des Mannes nicht, der ſich durch ein Weib aus der Bedrängniß retten läßt. Iſt die Mitgift der Hausfrau zu groß und die Morgengabe des Gatten zu gering, wie kann der Wirth die Herrſchaft im Hauſe bewahren.“

„Denke ſtolzer von dir, Ivo; du ſelbſt rühmteſt einſt in meiner Gegenwart gegen den Landgrafen die Hoheit deiner Ahnen. Wiſſe Held, dies Geſchlecht der Landgrafen iſt dem Kaiſer verleidet, und wenig Gutes erwartet er in Zukunft von ihm, vielleicht iſt der Tag nicht fern, wo er ſogar gegen ſie rüſtet. Wer ihm das Heer führt und die ſtolzen Häupter dieſer

Herren wirft, der mag ſelbſt in ihrem Stuhle niederſitzen.“ Das ſprach ſie in tiefem Ernſte, Ivo wußte recht wohl, daß es nicht eitle Worte waren, und in ſeinem Auge blitzte der alte Stolz ſeines Hauſes. Doch während Hedwig ſich über die Glut freute, die ſie in ihm entzündet hatte, fühlte ſie den feſten Druck ſeiner Hand und vernahm die traurigen Worte: „Lade nicht die Gewaltigen der Welt zu Bundesgenoſſen unſeres Glückes. Aus Herrſchſucht und Ehrgeiz darf ich dein Gemahl nicht werden, von ſolchem Elend haſt du zur Genüge gekoſtet. Nur wenn wir beide uns im Herzen vertrauen, und wenn du in treuer Liebe zu mir ſtehen kannſt, wie es mir auch in meinem Leben gelinge, nur dann ſollſt du dich zu mir neigen wie einſt. Rühmte der Kaiſer gegen dich meine Treue, ſo ſage ich dir, ich ehre in Demuth den großen Geiſt des Herrn, aber ich vermag ihm nicht zu folgen in ſeinen Gedanken und nicht auf ſeinen Wegen. Einfach bin ich in Sinn und Sitte. Wie enge und klein das Leben iſt, in dem ich aufwuchs, habe ich in der Fremde völlig erkannt. Dennoch will ich die heimiſche Art nicht von mir abthun; redlich will ich bleiben in Liebe und Haß, die gewundenen Gedanken und die kalte Liſt des Kaiſers Friedrich kann ich nicht loben und ich will keinen Theil daran haben. Frei gedenke ich zu leben nach meinem Gewiſſen auch gegenüber ſeinem Willen. Und darum ſage ich dir, Diener und Werkzeug der Hohenſtaufen wird der Mann nicht, welcher ſich einſt im Mairitt vor dir berühmte, ein Nachkomme des alten Helden Ingram zu ſein.“

Hedwig trat abgewandt auf den Söller und blickte nach den geballten Wolken. „Du zürnſt, Herrin,“ fuhr Ivo traurig fort, „merke wohl, heut ſchauſt du das Gewand deines Kauzes beim Tageslicht, da erſcheint es dir weit anders als ſonſt im Dämmerſcheine und ganz ins Fahle und Schmuckloſe gewandelt. Halte mich darum nicht für unſinnig, wie die Tagesvögel mit dem Käuzlein thun. Dort an der Seite ſiehſt du den alten Thurm, die einzige Erinnerung an meine Vorfahren, er iſt zerriſſen und geflickt, ein guter Aufenthalt für Nachtvögel, nicht lange, und er ſinkt in Trümmer. Aber ſolange ſein Haupt gegen die Berge ragt, bewahre ich mir den Stolz, ein kleiner Herr zu ſein und nicht ein mächtiger Diener.“

Hedwig wandte ſich zu ihm und lachte; ſo zutraulich und herzlich war ihr Lachen, daß auch er nicht ganz ernſthaft blieb. „Wir ſind beide kindiſch, daß wir in der erſten Stunde des Wiederſehens vom Kaiſer und von den Vätern reden ſtatt von uns beiden. Ivo, geliebter Mann, ahnſt du nicht, was ich dir bringe? Es iſt die Erfüllung des Verſprechens, das wir als Frau und Ritter einander gaben, ſieh her.“ Sie öffnete die Thür des kleinen Gemaches, in welchem die ſtumme Dienerin geſchäftig geweſen war; über das Lager, welches ſonſt dem Hausherrn diente, war ein großer Hermelinmantel gebreitet und dabei lag die Speerbeute des Mairittes, die wallende Kappe, welche aus Wappenzeichen zuſammengenäht war. Hedwig warf die Kappe um ihre Schulter. „So komme ich zu dir, mein Ritter, wie ich dir verhieß, Gabe um Gabe, du gewannſt mir den Mantel, ich bringe dir die Frau.“ Sie warf ſich in ſeine Arme und drückte ihn feſt an ſich. Die heißen Küſſe des Mannes ſchloſſen ihr den Mund.

Ivo hörte nicht den Hufſchlag des Pferdes und nicht die Menſchenſtimme, welche ihn aus der Ferne ängſtlich rief. Gleich darauf lärmte es im Hauſe und pochte wild an die Thür und der Schüler rief: „Zu Hilfe, Herr Ivo.“

Als Ivo öffnete, ſtand Nicolaus ganz außer ſich mit ſchlotternden Gliedern vor ihm: „Friderun und ihr Vater ſind gebunden, der Teufel Dorſo führt ſie wegen Ketzerei nach Erfurt. Rettet ſie,“ ſchrie er, die Hände ringend, „ſie werden zum Holzſtoß getrieben.“

Ivo ſtarrte wie einer, der aus dem Traume erwacht. „Die Magd ſprang in die Flamme,“ murmelte er, und frug, nach dem Harniſch an der Wand greifend: „welchen Weg ziehen ſie?“

„Die Straße jenſeit der Neſſe; der Alte iſt verwundet, Beide ſind auf einen Karren geſetzt. Seitdem iſt faſt eine Stunde vergangen, obwohl ich mit dem Winde ritt.“

„Rufe den Hof zu Pferde.“ Nicolaus flog die Treppe hinab, gleich darauf klang der Ton eines Hornes über den Hof. „Verzeiht, Herrin,“ ſprach Ivo tonlos, „wenn ich euch verlaſſe, gröblich fehle ich gegen die Pflichten eines Wirthes,“ und er warf ſich das Eiſenhemd über.

Hedwig ſtand bleich wie er ſelbſt. „Iſt jene, um deren Rettung ihr reiten wollt, die Magd, welche für euch zum Kaiſer ging?“

„Sie iſt es,“ antwortete Ivo über ſeiner Arbeit, „ihr wißt, ich bin ihr Dank ſchuldig.“

„Sendet eure Dienſtmannen mit meinen Speerreitern,“ rief Hedwig, ihm den Arm haltend. „Nur ihr verlaßt mich nicht in dieſer Stunde.“

„Die Hilfe der Heiden, welche einen Mönch angreifen, würde das Verderben der Gebundenen vollenden. Verzeiht mir, ich bitte,“ wiederholte er, „unhöflich handelt der Hausherr, welcher den Gaſt allein läßt.“

„Nicht deinen Gaſt kränkſt du, wenn du jetzt von mir ſcheideſt, ſondern ein Weib, welches, die Liebe im Herzen, zu dir kam.“

„Auch ihr könntet mich nicht lieben und nicht ehren, wenn ich treulos handelte gegen meine Freunde.“

Und wieder faßte Hedwig ihn am Arm und rief mit blitzenden Augen: „Willſt du der Nichte des Kaiſers Schimpf anthun in deinem eigenen Hauſe, um die Bauerndirne zu retten?“

„Ich gehe die zu retten, welche in Noth iſt,“ antwortete er ſein Schwert umgürtend. „Uebt Großmuth, Hedwig, und entlaßt mich ohne Vorwurf.“

Sie aber hielt ihm den Arm feſt. „Ivo, ich kenne den Prieſter Konrad, dem es eine wilde Luſt iſt, der büßenden Landgräfin den nackten Rücken zu peitſchen. Du ſelbſt wirfſt dich, wenn du gehſt, in Todesnoth, aus welcher keine Erdenmacht dich erlöſt.“

„Das iſt wohl möglich,“ antwortete Ivo zerſtreut und ſuchte in ſeinen Waffen, „Meiſter Konrad verſteht zu haſſen.“

Hedwig trat zurück und neigte ihr Haupt über die Harfe, ſie fuhr mit den Fingern heftig durch die Saiten, die Weiſe des Herrn Ivo ſpielend; immer ſchneller und ſtürmiſcher wurden die Griffe, bis die Saiten mit ſchrillem Mißton zerriſſen, da fuhr ſie auf und ſtarrte nach ihm, und als er den Helm ergriff und die bergende Eiſenhülle über ſein Haupt legte, faßte ſie das Saitenſpiel und ſchleuderte es in wildem Schwunge vor ſeine Füße, daß es klirrend zerbrach. Sie aber warf ſich auf das Lager und verhüllte das Haupt. Ivo ſprang aus der Thür. Im nächſten Augenblicke dröhnte Hufſchlag der Davonreitenden auf der Brücke.

Als Nicolaus am Morgen nach ſcharfem Ritt in das Dorf gekommen war, hatte er keinen Wetterbrand gefunden, aber eine aufgeregte Gemeinde. Schon in der Ferne vernahm er zu ungewohnter Stunde unabläſſiges Glockengeläut und bei der Kirche hörte er predigen und erkannte die mißtönende Stimme des Mönches Dorſo. Dieſer ſtand über der Kirchhofmauer, umgeben von ſeinen Handlangern und von fremden Landläufern, welche mit dem rothen Kreuz gezeichnet waren, und las einen Brief vor, in welchem Kaiſer und König geboten, die Ketzer, welche Meiſter Konrad verklagen würde, in weltlichem Gericht abzuurtheilen, damit ſie an Leib und Leben geſtraft würden. Und der Mönch rief: „Hier ſtehe ich in heiligem Amte, um die Böcke von den frommen Schafen zu ſcheiden und die Ruchloſen zum Holzſtoß zu führen. Hohen Preis hat der heilige Vater für die Treuen geſetzt, welche einen Irrgläubigen, den ſie etwa kennen, anzeigen; denn Habe und Gut ſoll dem Untreuen genommen und den Treuen zugetheilt werden, Haus und Hof des Ketzers wird den eifrigen Kindern Gottes preisgegeben, damit ſie ſich daraus auch irdiſchen Lohn holen für ihre Frömmigkeit.“ Und das Holzkreuz ſchwenkend, ſchrie er: „Darum weiſe ich das Kreuz und lade die frommen

Zeugen zum erſten, zweiten und dritten Male vor mein Angeſicht, ſcheuen ſie ſich laut zu rufen, ſo mögen ſie mir ihren Argwohn leiſe anvertrauen, denn dazu bin ich hier."

Da erhob ſich unter den Wirthen, welche umherſtanden, ein unwilliges Gemurr, und aus dem Haufen trat ein alter Mann mit weißem Haar und feſten Zügen und ſprach mit lauter Stimme: „Wir aber halten eure Verkündigung für ungerecht, denn leichtfertige Angeber und falſche Zeugen lockt ihr durch wilden Preis, und jeden Herrn über Haus und Hof liefert ihr in die Macht habgieriger Böſewichte. Wir Alten im Dorfe wollen uns wahren gegen ſo freche Forderung, und wir rathen euch, euer Holzkreuz wieder auf die Schulter zu nehmen und abzuziehen aus unſerer Flur."

„Holla," rief der Mönch erſtaunt, „ich höre, der ſchwarze Höllenmohr hat ſich einen weißhaarigen Knappen geworben. Haſt du nicht die Briefe gehört? willſt du es wagen den Geboten des heiligen Vaters und des Kaiſers zu widerſtehen? Mißfällt dir ihr Inhalt, ſo gibſt du deine eigene Bosheit zu erkennen und ich will ſogleich mit dir den Anfang machen und forſchen, wie es mit deinem Glauben beſtellt iſt."

Da drang ein Weib durch den Haufen und Friderun faßte flehend den Arm des Vaters. „Antwortet ihm nicht, Vater, und kehrt dem Wilden den Rücken." Aber der Alte ſchüttelte ſie heftig ab: „Meinſt du ich werde ſchweigen, wo es gilt, die Wahrheit zu bekennen und die theure Offenbarung," und er warf dem Mönch entgegen: „An die kaiſerlichen Briefe glauben wir nicht, denn wir wiſſen beſſer, wie unſer Herr und Kaiſer gegen uns Landleute geſinnt iſt. An der Aufforderung des Papſtes aber, welchen ihr den heiligen Vater nennt, erkennen wir, daß ſie hohem Zeugniß der Schrift widerſtrebt."

„Er läſtert die Ordnung der hohen Apoſtel," ſchrie der Mönch zu ſeinem Haufen gewandt, „er beſtreitet die Gewalt der heiligen Kirche," und ſein Gefolge heulte ihm die Worte nach. „Ein gottverdammter Ketzer biſt du Schriftgelehrter im

Bauernrocke, und du ſelbſt haſt dir das Urtheil geſprochen. Werft euch auf ihn und faßt mir den Schurken.“

Ueber die Kirchhofmauer ſprang der wüthende Haufe gegen den Alten ein, um ihn ſammelte ſich ein Theil der Dorfleute und in wildem Tumulte blitzten die Waffen, der Mönch aber erhob ſich auf der Mauer, ſtreckte ſein Kreuz in die Höhe und warnte mit dröhnender Stimme: „Verflucht ſei, wer die Hand für ihn hebt, er iſt gezeichnet und verdammt; weicht zurück ihr Chriſtenleute, flieht vor dem Kerker auf Erden und vor dem Höllenfeuer.“

Da wichen die Leute bleich und entſetzt zurück, auch die Alten des Dorfes ſtanden finſter zur Seite und mancher ſchlich ſich nach ſeinem Hauſe. Bernhard aber warf ſein Schwert auf den Boden und rief: „Der Tag iſt gekommen, Zeugniß zu geben; fürchtet euch nicht vor denen die den Leib töten, denn die Seele vermögen ſie nicht zu töten. Hier ſtehe ich als ein Bekenner des Herrn, Trotz zu bieten den Pfaffen und Phariſäern, welche uns die Herrlichkeit der Gotteslehre verderben.“

„Hört ihr den Empörer prahlen,“ ſchalt der Mönch auf's Neue. „Packt ihn und bereitet ihn für das Gericht.“ Die Schaar ſtrömte gegen ihn, ein roher Geſell führte mit dem Hebebaum den erſten Schlag, daß der Alte in der tobenden Menge zu Boden ſank. Ueber ihn warf ſich die Tochter, um die Streiche mit ihrem Leibe aufzufangen, Beide wurden emporgeriſſen und gebunden nach ihrem Hofe gezogen. Nicolaus ſah noch, wie das Geſindel raubluſtig in Ställe und Kammern drang, und wie der Mönch die Gebundenen auf einen Karren des Hofes heben ließ und mit einem Theil ſeiner Begleiter in der Richtung nach Erfurt abzog. Dann jagte der Schüler faſt beſinnungslos vor Angſt und Grauen dem Edelhofe zu.

Als Dorſo mit ſeinen Gefangenen in die Nähe von Erfurt kam, merkte er, daß jenſeit der Brücke, welche über den Neſſebach führte, ein Trupp Bewaffneter den Weg ſperrte. Er ritt vor, hob das Kreuz und rief von ſeinem Eſel: „Als Beamter des hochwürdigen Meiſters Konrad reiſe ich, öffnet die Straße.“ Aber die Hand eines Gehelmten fiel ſchwer auf ſeinen Arm und hielt ihn mit ſeinem Thiere feſt, wie ſehr er ſich ſträubte und ſchrie, während die übrigen Reiter ſchweigend um den Karren rückten, das andringende Geſindel mit den Sperrſtangen abtrieben und die Pferde des Karrens in einen Seitenweg ſüdwärts lenkten. Auf einen Ruf des Anführers fuhr der Karren, umſchloſſen von den Reitern in ſchnellem Laufe von dannen. Der Anführer, welcher bis dahin den wüthenden Mönch mit eiſernem Griff gehalten hatte, ſprengte nach, und durchſchnitt mit dem Dolche die Riemen der Gebundenen.

Als Ivo mit dem Karren am Edelhofe ankam, fand er den Marſchall ſeiner wartend. „Kalt war der Abſchied der hohen Gäſte,“ meldete dieſer bekümmert, „im Sturme ſind ſie gekommen und verſtoben. Dafür, Herr, werden ſich jetzt andere Gäſte in Kutten einfinden, welche uns feſter um den Hals faſſen.“

„Vielleicht vermögen wir Jene dort noch in die Berge zu retten. Wir kennen manchen Verſteck,“ ſprach Ivo leiſe.

„Der Mönch iſt nicht nach Erfurt gelaufen, wie ich hoffte,“ wandte Lutz ein, „die ganze Meute trabt hinter uns her und wir werden ſie in Kurzem am Thore hören. Auf unſere Knechte iſt kein Verlaß, Herr, ſie ſtutzten und redeten leiſe mit einander.“

„Wer kann ſie darum ſchelten?“ ſagte Ivo mit kaltem Lächeln. „Die Verfolgten bergen wir in dem Gewölbe des alten Thurmes; die Leute unſeres Dorfes entbieten wir nicht zur Vertheidigung der Mauern, denn auch dieſe würden uns verſagen. Unterdeſſen beſetzt die Thürme mit Wachen, hebt die Brücke und ſperrt das Thor.“

Die Brücke ſtieg auf, kurz darauf klang von der Landſtraße Geſang der Wallfahrer, eine rauhe Stimme ſang vor und die Andern wiederholten die Worte. Dorſo ritt auf ſeinem Eſel gegen die Zugbrücke und ſchrie über den Graben: „Wer mit Irrgläubigen Gemeinſchaft hält, wer den Verdammten Obdach gewährt, Speiſe und Trank, und wer eine Hand hebt für ihre Vertheidigung, der wird theilhaftig ihrer Miſſethat und theilhaftig der irdiſchen und der ewigen Flammen. Gebt heraus, ihr groben Burgleute, die ihr mir entführt habt.“

„Ihr ſeid ein unverſchämter Narr,“ ſprach Henner zurück.

„Vernehmt die luſtigen Worte des Abtrünnigen,“ rief der Mönch zu ſeinem Haufen, „verflucht ſei dies Ketzerneſt und preisgegeben euren Fäuſten.“ Ein gellendes Geſchrei antwortete. Der Mönch ritt zurück, lud ſeine Haufen zuſammen und Henner erwartete einen Anlauf. Aber nichts dergleichen wurde verſucht, der Schwarm theilte ſich wieder, ein Theil zog in das Dorf, andere bewachten in einiger Entfernung das Thor, noch andere drangen oberhalb durch den Bach und ſtellten ſich dort als Wächter auf.

Unterdeß war Friderun im Gewölbe des Thurms um den verwundeten Vater bemüht, welcher nach dem furchtbaren Schlage auf das Haupt lange in Betäubung gelegen hatte, jetzt aber in wilde und irre Reden ausbrach; ſie ſah, wie dem Schüler, der ihr zu helfen bemüht war, die Hände in der Angſt flogen, und ſprach gefaßt: „Längſt habe ich einen ſolchen Tag in der Stille gefürchtet; ich weiß, daß wir dem Tode geweiht ſind, und daß auch Herr Ivo uns nicht davor bewahren wird. Aber weshalb wollt ihr euch dem Mönche in die Hand geben? vielleicht könnt ihr euch noch retten. Entflieht, auch um unſeretwillen.“ Sie holte aus ihrem Gewande ein kleines ſchwarzes Kreuz, welches in geſchloſſener Hand zu bergen war. „Eilt nach Erfurt, Nicolaus, zum Hauſe der deutſchen Brüder, gebt dies dem erſten Bruder ab, den ihr dort findet, und ſagt ihm, wir ſenden dies und der Vater liege hier in Noth. Vermögen die Brüder auch nicht uns das Leben zu retten, lieber wollen wir in ihrer Haft vergehen, als unter den Händen des wüthenden Mönches.“

Nicolaus nahm das Dargebotene und lief dem Stege zu, der nach dem Hofe des Marſchalks führte; gerade als Lutz im Begriff war den Steg zu heben, ſprang er hinüber, wand ſich unbemerkt hinter dem Dorfe herum und rannte der Stadt zu.

Es war ſtill geworden im Hofe und draußen, nur der Wind heulte und in der Höhe flogen die Wolken. Ivo trat zu Friderun, und als er ihr liebevoll Troſt zuſprechen wollte, antwortete ſie mit verklärtem Blick: „Ihr habt an uns gehandelt, wie euer würdig iſt, ich klage auch nicht um eure Gefahr, ich flehe zu unſerm Vater im Himmel, daß er mich annehme als Opfer und euch errette.“

So verrann Stunde auf Stunde bis die Sonne ſich zum Abend neigte.

Ivo ſtand bei Henner auf dem Thorthurm. „Sie haben ſich Hilfe geladen und wollen wie Krieger uns belagern. Verſtehen wir ſie bis zur Nacht hinzuhalten, ſo kann uns wohl gelingen, über ſie hinwegzureiten.“

„Der Mönch kennt ſein Handwerk,“ verſetzte Henner und wies auf den Weg, der von der Mühlburg heranführte. „Seht dort Gewappnete, ſie nahen ſchwerlich, um euch das Geſindlein zu verſcheuchen.“ Lutz kam eilig herzu: „von Gotha zieht ein Haufe Kreuzfahrer heran, ich vernahm das Lied der Wallenden, der Mönch ritt ihnen entgegen.“

„Was bringſt du, Martin?“ frug Ivo einen handfeſten Knecht, welcher das geworbene Geſinde im Hofe anführte.

„Herr,“ begann der Kriegsmann bekümmert, „meine Kumpane im Hofe weigern ſich zu fechten, ſie ſagen, ihr Eid verpflichte ſie nur gegen eure irdiſchen Feinde das Eiſen zu heben, nicht aber gegen die Heiligen des Himmels.“

„Und was wollen ſie thun, um den Heiligen zu gefallen?“

„Sie gedenken nichts gegen euer Haupt zu wagen, aber ſie werden ſich abſeit halten in ihren Kammern und ſobald der Hof geöffnet wird, davon ziehen.“

„Sage ihnen, ſie mögen handeln nach ihrem Gewiſſen,“ verſetzte Ivo.

Als der Mann kummervoll die Treppe hinab ſtieg, ſprach

Ivo: „Wir ſind allein, ihr Herren,“ und Beiden die Hände reichend fuhr er mit ſtolzem Lächeln fort: „es iſt nicht nöthig, daß wir alle Drei bei dem alten Thurm die Totenwache halten; ihr ſeid jung, Ludwig, und ihr, Henner, habt Weib und Kind.“

„Wir aber dachten nicht, daß unſer Herr uns jemals den Dienſt aufkündigen würde,“ antwortete Henner gekränkt. „Wir ſind nicht auf Zeit gedungen, Herr Ivo, ſondern unſere Ehre iſt, wenn wir nicht mehr auf Erden euch begleiten können, eurer lieben Seele nachzufolgen, wohin der große Gott ſie fahren läßt. — Dort hebt ſich das Banner des Landgrafen in der Fauſt eines Mühlburgers. Der Bannerträger blickt nach dem Raben unſeres Hofes umher, denn er hat von je ſeine Freude an dem ſchwarzen Vogel gehabt.“

Von der andern Seite des Grabens rief eine befehlende Stimme: „Im Namen des Landgrafen, öffnet das Thor.“

„Wie kommt's, daß ihr unter dem fremden Wappenthier reitet, Ritter Konz?“ frug Henner von der Zinne. „Scheut ihr euch, unter eurem Raben dahinzufahren, weil er den Schwanz gegen euch hebt.“

Den höhnenden Worten folgte helles Geſchrei der Mühlburger, die anderen Haufen antworteten, und im Getümmel breiteten ſich die Angreifer gegen den Grabenrand.

„Sie wiſſen, daß es uns an Händen fehlt, ſie abzutreiben,“ ſprach Ivo. „Zu unſerer Veſte, ihr Herren.“

Die Bedrängten eilten nach dem alten Thurme, ihrer letzten Zuflucht. „Ich rathe, den Steg nicht zu werfen,“ ſprach Henner, „damit den ritterlichen Feinden der Anlauf leichter werde.“ Und er ſtellte ſich mit Schild und Schwert am Grabenrande auf. Sie vernahmen das Geſchrei und Brauſen der Menge, welche von allen Seiten mit Balken und Dachleitern gegen Thor und Mauer anlief. Nicht lange, und ſie ſahen hier und da Bewaffnete über die Mauer ſpringen, hörten das Klirren der Ketten und das Dröhnen der geöffneten Brücke. In hellen Haufen drangen die Belagerer über den Hof, ein Theil rannte nach Haus und Stall, Beute zu holen, der größere Schwarm zog ſich zu dem Thurme; voran Ritter Konz, der vom Pferde geſprungen war und in wildem Muthe den Schild erhebend gegen den Steg lief. Als Henner den Verhaßten im Anſprunge ſah, vermochte er ſich nicht zurückzuhalten, er ſtürmte ihm über die Breter entgegen und die beiden Starken ſchlugen auf einander. Aber dem Marſchall war kein ritterlicher Kampf geſtattet, die Knechte des Mühlburgers ſtachen mit ihren Speeren gegen ihn, und während er ſich ihrer erwehrte, traf ein Schwertſchlag des Ritters ſeine Schulter, daß er blutend zurückſank. Konz ſchrie freudig auf, doch es war ſein letzter Ruf, denn in demſelben Augenblick fuhr ein mächtiger Pfeil des Stellbogens ihm durch Harniſch und Bruſt, er ſtöhnte und fiel. Während die Mühlburger erſchrocken zu ihm liefen, ſprang Lutz vor, hob ſeinen Geſellen und half ihm über den Steg. Dann riß er das Bret, welches auf dem jenſeitigen Grabenrand ruhte, zurück, und einen neuen Pfeil auf den Stellbogen legend, drohte er: „Heran, wer die zweite Gabe begehrt."

Von der Landſtraße ritt ein Geiſtlicher, begleitet von Dorſo und einem andern Mönche in den Hof. Es war Meiſter Konrad ſelbſt. „Tretet zurück," gebot er den Haufen, „damit nicht ohne Noth das Leben frommer Chriſten gefährdet werde. Euch aber, der ihr Herr dieſes Hofes ſeid, mahne ich noch einmal, daß ihr den ruchloſen Widerſtand aufgebt gegen das Geſetz des Himmels und der Menſchen, und daß ihr euren Leib überantwortet dem irdiſchen Richter, damit die Fürbitte der Heiligen eure Seele errette aus der ewigen Verdammniß."

Vom Thurme her antwortete Ivo: „Vergeblich iſt eure Ladung, ihr ſtolzer Prieſter; die hier verſammelt ſind, vertrauen einem barmherzigeren Richter als ihr ſeid."

Der Meiſter erhob die Hand. Die Mönche begannen ein Bußlied, zu welchem die Anderen das Kyrie eleiſon ſchrien und die Haufen ſtrömten von allen Seiten gegen den Graben, ſchichteten Holzſcheite, trugen Balken und ſchoſſen mit Brandpfeilen nach den Fenſteröffnungen des Thurmes. In dem Thurmgewölbe war Ivo mit Friderun um die Wunde Henners beſchäftigt, nur Lutz kniete, gedeckt von ſeinem Schilde draußen am Standbogen und wartete auf die Gelegenheit, um an einem Verhaßten die letzte Rache zu nehmen.

Eine Dampfwolke brach aus dem Luftloch des Thurmes. Brennendes Werg und Theer, die um einen Pfeil gewickelt waren, hatten in dem Raume gezündet, wo den Roſſen für einen Fall der Noth das Heu geſchichtet war. Mit den Windſtößen wogte der Dampf um die Mauern und umhüllte den Fuß des Thurmes. Ein wildes Freudengeſchrei erſcholl aus den Haufen.

Da ſchmetterte von draußen eine Poſaune. Ueber die Brücke ritten vier Brüder vom deutſchen Hauſe mit ihren Knechten, und Bruder Arnfried von der Naumburg rief über die Menge: „Wo weilt der Herr des Hofes, damit wir ihn grüßen und fragen?“

Meiſter Konrad antwortete: „Er birgt ſich im Thurme, verſtrickt in dem Dampfe, den fromme Chriſten ihm entzündet. Was führt euch her, ihr Brüder?“

Arnfried verſetzte: „Einer, der die Heimlichkeit des Ordens weiß, liegt hier in Noth und ſandte uns ſein Zeichen.“

„Die dort liegen, ſind Verbrecher an der heiligen Kirche und Verächter des Landesherrn, die Boten des Landgrafen und meine Schergen begehren ihren Leib, und ich vertraue, die frommen Brüder deines Hauſes werden uns nicht hindern.“

„Du weißt, wir gehen in Frieden unſern Weg und üben unſere Werke. Wir hindern dich nicht in deinem Recht, wir ſuchen nur das unſere; wir kommen, weil wir gerufen ſind, und wir begehren nur, was uns gehört.“

„Einen Alten und ein Weib, die meinen Boten höhnend trotzten und ruchloſe Ketzerei ausſchrien, hat der Mönch gefaßt für mein Gericht, Beide gehören mir.“

„Iſt der Alte mit dem Weibe ein Zugewandter unſerer Bruderſchaft und finden deine Späher Irrglauben in ihm, ſo ſoll ihn ein frommer Prieſterbruder unſeres Ordens belehren, und wenn er der Belehrung widerſteht, ſo ſtraft und richtet ihn die Bruderſchaft, nicht du, nicht der Landgraf, auch nicht der Kaiſer. Erſt wenn er ſich unſerer Strafe verſagt und aus dem Orden ſcheidet, magſt du ihn nehmen und mit ihm thun, was deines Amtes iſt." Und er ritt vor gegen den Thurm. Da ſprang der Mönch Dorſo wüthend aus dem Haufen und ſchrie: „Hinweg, wagt es nicht, das brennende Ketzerneſt zu betreten, denn verdammt ſind Alle, die dort im Qualme hauſen."

„Ob die Flamme lodert, ob der üble Teufel im Wirbel fährt, wir reiten, wohin uns die Pflicht führt," verſetzte Arnfried; und an den Grabenrand ſprengend rief er hinüber: „Iſt ein Chriſtenmann dort drinnen, ſo öffne er den Weg. Die Jungfrau mit dem Kinde begehrt Einlaß."

Ivo trat aus dem Thurme und grüßte den Bruder.

„Nicht freiwillig drangen wir in euren Hof, edler Ivo," ſagte Arnfried, „wir kommen euch nicht zu Hilfe und nicht zu Leide, nur eure Gäſte holen wir, weil ſie ſich das begehren."

„Nehmt ſie und ſeid geſegnet für eure gute That," ſprach Ivo dagegen. Lutz hatte behend die Breter des Steges zuſammengefügt, er hob mit Ivo den alten Bernhard vom Boden, trug ihn über den Graben und legte ihn vor die Roſſe der Bärtigen; Friderun folgte. Die Ritter traten zurück an den Thurm, Bruder Gottfried, der Sarrazene, ſtieg ab und ſchloß den Alten in ſeine Arme.

Da rief Meiſter Konrad unwillig: „Du haſt genommen, Arnfried, was deiner Bruderſchaft gehört; jetzt fordere ich, weiche von jenem Andern, der mir gehört."

Friderun warf ſich vor dem Roſſe Arnfrieds nieder: „Rettet ihn, ehrwürdiger Bruder, nur weil er meinen Vater und mich dem raſenden Haufen entriß, hat der böſe Mönch die Menge gegen ihn gehetzt."

„Vertheidige ihn nicht," antwortete Arnfried traurig, „ich bin nicht Kläger und Richter über Unglauben, aber Jene ſind die Kläger, und ſie üben ihr heißes Recht; ein freier Mann iſt Herr Ivo und frei hat er ſich ſein Schickſal gewählt. Wir aber vermögen nur den zu ſchützen, der zu uns gehört." Und er ſprach über den Graben: „Habt ihr, edler Ivo, mir noch etwas zu ſagen, was man einem wohlmeinenden Manne vor dem letzten Scheiden anvertraut, ſo ſprecht."

„Sorgt mit der Treue, die ich an euch kenne, für die Magd, die dort vor euren Füßen liegt."

Da ritt Meiſter Konrad auf's Neue heran und begann: „Wieder bitte ich dich, Arnfried, daß du nicht freundlich zu dem Schuldigen redeſt, der gegen meine Rechte gefrevelt hat, denn du irrſt mir die Menge und minderſt das Anſehn meines heiligen Amtes."

„Ich ehre und ſcheue dein ſchweres Amt, Konrad, wie dem frommen Chriſten gebührt. Aber denke auch, daß Jener dort in unſeren Augen nichts Arges that, als er deinen Schergen die entzog, welche nicht vor dein Gericht gehörten, ſondern vor das unſere. Hat er dir die Ehre des Amtes gekränkt, ſo ſiehe zu, was dir dein Amt und dein Gewiſſen gegen ihn erlauben; uns aber zürne nicht, wenn wir ihm in ſeiner letzten Noth noch danken, ſoweit wir dürfen."

Meiſter Konrad wandte ſein Roß, redete leiſe zu dem Mönche Dorſo, der ihm mit rachſüchtiger Freude zuſtimmte, und verließ darauf den Hof. Er hielt vor der Brücke bei dem Haufen der Mühlburger an, welche um den todwunden Konz verſammelt waren, und ſprach über dieſem die Gebete, dann ritt er abwärts. Im Hofe hielten die Bärtigen finſter gegenüber dem brennenden Thurme; die Flamme ſchlug aus den Oeffnungen, und züngelte an dem Mauerwerk empor; Dorſo aber und ſeine Begleiter thürmten auf der Windſeite Holzwerk und was ſie ſonſt an Brennbarem fanden, zu einem Walle und Dorſo rief höhnend hinüber: „Ihr habt die Ketzerküchlein mir entführt, jetzt halten wir euch in eurem Bau umſchloſſen, kommt ihr nicht gutwillig heraus, ſo räuchern wir euch," und er hielt eine Pechfackel an den Holzſtoß. Ivo legte die Hand auf die Schulter des jungen Ritters, der ſich hinter ſeinem Schilde am Graben niedergeſetzt hatte, und wies über den Steg; doch dieſer ſchüttelte das Haupt. Da neigte ſich Ivo gegen die deutſchen Brüder zum letzten Gruß, und die Hand gen Himmel hebend rief er mit heller Stimme: „Aus feuriger Lohe ſtieg mein Geſchlecht hernieder in dies Land, hier ſtehe ich unter der letzten Mauer, die mir von dem Erbe meines Geſchlechtes geblieben iſt; in ihrem Brande will ich vergehen als ein Freier; ehrlich habe ich gelebt und ehrlich ſterbe ich, und meine Seele empfehle ich der Gnade des erbarmenden Gottes.“ Und er wandte ſich nach dem Thurme.

Aber ein alter Bruder ritt an den Grabenrand und rief zornig hinüber: „Willſt du als ein König der Spielleute untergehen auf den Trümmern deiner Herrſchaft? Ich denke, du haſt gelernt, neue Burgen zu bauen. Ich mahne dich, Geſelle, daß du mir im Preußenlande die Meßſchnur halteſt.“

Als Ivo die Stimme hörte, hielt er an und hob das Haupt, da ſprang von der Seite des wunden Vaters Friderun empor und rief: „Vater, ich thue, was ich muß,“ und über den Steg eilend, warf ſie die Arme um den geliebten Mann: „Haſt du den Willen, in den Flammen zu ſterben, ſo will auch ich nicht leben. Darfſt du im Leben mir nicht gehören, ſo will ich dein ſein im Tode.“ Ivo umſchlang die Magd und küßte ſie auf den Mund, er hielt ſie in ſeinen Armen und rief: „Ich will mit euch leben, Sibold.“

Wie eine Beſchwörung erklangen dieſe Worte zwiſchen Erde und Himmel. Einem Wunder gleich erſchien es, daß zugleich das Toſen des Sturmes aufhörte. Die Flamme, welche der Mönch am Grabenrand entzündet hatte, um die Eingeſchloſſenen durch Dampf zu töten, flackerte aufwärts und die Rauchſäule ſtieg gegen die Wolken.

Die Brüder aber rückten um den Steg und Arnfried ſprach: „Wer unſer Bruder ſein will, der muß um Bruderſchaft bei uns werben.“

„Ich werde," antwortete Ivo.

„Wer Bruderſchaft des Ordens begehrt und dabei in weltlichen Ehren leben will," fuhr Arnfried fort, „der muß uns einen Antheil geben, groß oder klein, an ſeiner Habe und an ſeinem Gut, an ſeinen Gedanken und an ſeinem Willen, damit der Welt kund werde, daß er mit uns diene, und ich muß euch fragen, ſeid ihr dazu bereit?"

„Ich bin bereit," ſagte Ivo, der Magd in die Augen blickend.

„Harret, während ich die Brüder frage, ob ſie euch als Mitbruder empfangen wollen in unſere Gemeinſchaft." Die Bärtigen ſtiegen von den Roſſen, traten zuſammen und verhandelten leiſe. Und Arnfried begann auf's Neue: „Komm zu uns, Ivo, und knie nieder." Da trat Ivo mit Friderun über den Steg und beugte das Knie, während Arnfried die Worte der Aufnahme ſang: „Deus meus, salvum fac servum tuum, mein Gott, errette deinen Knecht." Er ſegnete ihn mit dem Kreuz, hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund und gebot: „Legt ihm das Gewand um."

Dorſo aber rief in Wuth: „Heillos ſeid ihr ſelbſt und mit Ketzern haltet ihr Gemeinſchaft. Herbei, ihr frommen Pilger, helfet gegen die Verräther."

Da erhob ſich unter den Brüdern ein zorniger Ruf: „er läſtert den Orden, werft den bellenden Hund in den Graben." Doch Arnfried gebot: „Nicht ſo, führt den Mönch an der Hand über die Brücke und entlaßt ihn in Frieden, denn er hat nicht Theil an unſerer Arbeit, und wir nicht an der ſeinen. Ihr Brüder aber entrollt das Banner der Jungfrau und ſtoßt es in die Zinne des Thors, damit die Pilger und das Landvolk erkennen, daß die deutſchen Brüder hier eine Heimat haben und ein Hoſpital. In dem Hauſe unſeres Mitbruders bereitet die Lager und ſorgt um die Verwundeten, denn das iſt unſer erſtes Amt."

Dem Befehl des Bruders gehorchten nicht nur die Bärtigen, auch Viele der Eingedrungenen riefen ihm Heil zu, die erſchrockenen Knechte kamen eifrig hervor, und dieſelben Hände, welche vor Kurzem das Holz geſchichtet hatten, zerwarfen jetzt die Flammen.

Arnfried aber ſprach zu Ivo: „In Freuden faſſe ich deine Hand, mein Bruder; denn dieſer Tag verbindet einen Mann von edlem Sinne zu ehrlichem Dienſte mit Anderen, welche auch zu den Guten unſeres Volkes gehören. Du ſelbſt magſt den Antheil beſtimmen, den du der Bruderſchaft an deinem Erbe gewähren willſt, und ſei er groß oder klein, du wirſt gut dabei fahren, denn der Orden vermag jetzt dein Recht zu vertreten, und unter dem ſchwarzen Kreuze wirſt du der meiſten Gegner ohne jeden Kampf ledig. Mit unſerer Mitſchweſter Friderun wird einer von unſeren alten Prieſtern gutwillig wegen ihres Irrglaubens ſprechen, ihr Vater aber wird bald vor einem Richter ſtehen, der die Seelen und Gedanken der Menſchen mit anderem Maße mißt, als wir zornigen Sünder.“

An Henners Lager kniete neben der Hausfrau des Ritters Friderun und klagte, über ſeine Hand gebeugt: „Für mich und meinen Vater empfingt ihr die Wunde, und bitter ſchmerzt mich, daß ich euch gezürnt habe.“

„Gehabt euch darum nicht pleurant, liebe Magd,“ verſetzte Henner rückſichtsvoll, „ich that euch Willkommenes und eurem Bruder Widerwärtiges, beides in meinem Amte.“ Und die Hände Ivos feſthaltend, ſprach er mit Anſtrengung: „Sorgt für die Kummervollen, welche ich zurücklaſſe. Zu den lieben Engeln nehme ich den Ruhm, daß ich mit dem adligſten Herrn in Thüringen geritten bin, Keinem war er untreu und Keiner hat ihn jemals vom Pferde geſtochen, ich aber war ſein Marſchalk. Speere her! Lutz, mein Geſelle, halte auf Kernholz!“ Er ſank ſterbend zurück.

Aus den Wolken fiel friedebringender Regen, und das Himmelswaſſer rauſchte hernieder auf die Mauern des ausgebrannten Thurmes.

13.

Schluß.

Aus dem Hügellande Thüringen bewegte ſich ein reiſiger Zug oſtwärts nach den Ufern der Weichſel. In der Urzeit hatte das gelbe Waſſer des großen Stromes die Vandalen und Burgunder getrennt von Slaven und anderen Völkern fremden Stammes. Damals hatten ſich die Germanenkrieger aus ihren öſtlichen Sitzen erhoben und waren wie Meereswogen eingebrochen in den Ländern des Weſtens, mildere Sonne und ein reicheres Leben begehrend. Jetzt ſtrömte die Volkskraft der Deutſchen in vielen kleineren Wellen wieder zurück von Weſten nach Oſten, und tauſend Jahre nach der Auswanderung jener alten Germanen begannen die Thüringe und Sachſen an der Stromgrenze auf's Neue den Kampf gegen die Fremden, mit ſtärkeren Waffen und feſterer Kraft.

Der Haufe, welcher von den rothen Bergen und dem Neſſebach über die Saale zog, glich in Vielem den Schwärmen alter Germanen, welche tauſend Jahre vorher aus dem Oſten gekommen waren; denn nicht nur gewappnete Krieger bildeten die Schaar, ein langer Troß von Wagen und Karren folgte mit Kindern und Frauen, gezogen durch ſtarke Rinder, beladen mit Saatkorn, Hausrath und Feldgeräth. Und es war nicht allein die unruhige Jugend, welche auszog, auch grauhaarige Bauern mit ihren Hausfrauen ſaßen auf den Wagen oder ſchritten, das Kreuzlied ſingend, nebenher. Der alte Hartmann aus Friemar ritt in dem Haufen, der Freiſchöffe Iſenhard und andere anſehnliche Nachbarn von der Neſſe, welche Baugrund in einem Lande begehrten, wo ſie als Chriſten ehrwürdig waren, und wo man um Anderes ſorgte als um ihre Gedanken über die Macht des Vaters und des Sohnes. Auch deutſche Ordensleute zogen in der Schaar, Bruder Sibold führte ſie, und Ivo ritt als Mitbruder neben ſeinem Gemahl Friderun und in ſeinem Gefolge waren die Witwe Henners mit ihren zwei Knaben, Ritter Lutz und ein rothwangiges Dorfkind, das Berchtel aus Frienſtädt.

Als der Zug über die Saale geſetzt hatte und auf der Höhe anhielt, damit die ſcheidenden Pilger noch einmal das Land ihrer Väter begrüßten, beſtiegen Ivo und Friderun einen Felſen und blickten Hand in Hand hinüber nach dem blauen Streifen des Waldgebirges. Da klang in der Nähe Hufſchlag eines einzelnen Reiters und Berthold ſtand vor ihnen. Wild und drohend war ſein Ausſehen, als er die Hand der Schweſter ergriff und ſprach: „Du trägſt den Segen des alten Mannes auf deinem Haupte, meiner hat er nicht gedacht. Ich aber war in dem Hofe, den die Horden des Mönches ausgeraubt haben, ich kniete nieder am Herde und gelobte, den Vater zu rächen an ſeinem Mörder. Lebe wohl, Friderun, und ihr, der ihr über meine Schweſter Herr geworden ſeid, macht an ihr gut, was euer Geſinde an mir gefrevelt hat. Vernehmt ihr von ſchwerer That, ſo wißt, daß es der Sohn des Richters iſt, welcher eine Brandfackel in unſerem Lande austilgt.“ Und ohne Gruß trat er zurück und jagte den Bergen zu.

Je weiter die Fahrenden nach Oſten drangen, deſto größer wurde ihre Schaar, mehr als einmal kamen ſie bei ähnlichen Haufen gerüſteter Auswanderer vorüber, dann liefen die Fahrenden mit frohem Gruß zuſammen als künftige Nachbarn und Streitgenoſſen. Während der Nächte raſteten ſie in der Wagenburg, die ſie aus ihren Karren zuſammenſtießen, auf einem Dorfanger oder in der Nähe einer ummauerten Stadt, bis ſie das wilde Waſſer der Weichſel erreichten. Dort lagerten ſie am Ufer und zimmerten Fähren. Bruder Sibold aber fuhr mit Ivo über den Strom zu der Stelle, wo andere Brüder bereits um einen alten Eichbaum die kleine Holzburg gezimmert hatten. Dort ſteckten die Beiden mit ihren Gehilfen Pfähle für ein Standlager, welches zu einer feſten Stadt werden ſollte und zu einer neuen Grenzburg der Deutſchen. Den Brüdern gefiel, die neue Stätte Toron zu nennen, und ſie dachten dabei mit Freude an einen Berg bei Accon, unter dem die Bremer vor vierzig Jahren das erſte Spital des Ordens aus Segeltuch errichtet hatten. Die Kreuzfahrer aber thaten jetzt am Geſtade der Weichſel dieſelbe Arbeit, welche frühere Waller im heiligen Lande geübt hatten, ſie zogen die Gräben, erhöhten den Wall, richteten darüber aus Pfählen den Zaun einer Stadt und bauten in dem umſchanzten Raum ihre Hütten. Fehlten ihnen in dem Flachland die Steine, ſo ſchichteten ſie die Baumſtämme des Waldes. Wie durch Zauber wuchs das neue Menſchenwerk aus dem Boden, und auf dem Markt und in den Straßen der Stadt bewegte ſich wenige Monate nach der Ankunft geſchäftig die wohlgeordnete Gemeinde, der Kaufmann bot ſeine Waaren feil, der Handwerker ſchnitt und hämmerte, und der Landbauer fuhr auf ſeinem Erntewagen den erſten Hafer ein.

In dem neuen deutſchen Lager gründete auch Ivo ſein Heimweſen. Zuerſt war es ein Blockhaus, bald wurde es ein künſtlicher Bau, welcher anſehnlich unter den Hütten ragte. Als Kriegsmann ritt er mit dem Kreuzheer gegen die Heiden und bei der erſten Ausfahrt führte er das Banner der thüringiſchen Pilger, wie einſt ſeine Ahnen in den Kämpfen des Reiches das Banner ihrer Landſchaft getragen hatten. Bald wurde er im Grenzlande ein vielgenannter Held, die Freude ſeiner Nachbarn und den Feinden furchtbar. Und ihm ſelbſt hob ſich das Herz in ſtolzem Behagen, als er ſah, wie hier das Heidenland ſich ganz nach dem Willen des weiſen Sibold mit Burgen und Städten füllte, denn jeder Kreuzhaufe, der über die Weichſel kam, zimmerte eine neue Burg oder Veſte und ließ Anſiedler für Dörfer oder eine neue Stadt zurück, und durch jede dieſer Anſiedlungen wurden neue Meilen des Bodens den Heiden entriſſen und mit deutſchen Anſiedlern beſetzt. Als Mitbruder blieb er auch den Bärtigen vertraut und obgleich er nur ein Zugewandter war, welcher nicht im Rathe der Bruderſchaft ſtand und kein Ehrenamt bekleidete, ſo ſaßen die Andern, welche ſich der Jungfrau gelobt hatten und Eigenthum und Haushalt entbehren mußten, doch lieber an ſeinem Herde nieder als anderswo, und mancher von ihnen betrachtete das Haus, in welchem Frau Friderun waltete, als ſeine Heimat.

Auch an wandernden Landsleuten fehlte es nicht, welche neue Kunde aus Thüringen zutrugen. Als erſter kam Nicolaus mit ſeiner Laute. Ihn hatte die Furcht vor dem Mönch Dorſo vertrieben, er berichtete von dem frommen Ende der Frau Elſe, und von den wunderbaren Heilungen, welche ſie in der letzten Zeit verrichtet, und klagte, daß ſeit ihrem Tode der Grimm des Prieſters Konrad wie ein wildes Feuer durch das Land fuhr und unzählige Unglückliche zum Holzſtoß führte. Als ihn Ivo aufforderte, im Preußenlande zu bleiben, wo ſeine Schreibekunſt den neuen Bürgern werthvoll ſein könne, da ſah er traurig nach Friderun und ſchüttelte das Haupt. Doch einige Jahre ſpäter blieb er, und ſeit er das anſehnliche Amt des Stadtſchreibers in einem neuen Burgſitz gewann, wurde er wohlhäbig und überwand ſeinen geheimen Gram, nur machte er noch zuweilen lateiniſche Verſe, in denen die Anfangsbuchſtaben, ohne daß es Jemand merkte, zu dem Namen Friderun zuſammenſtimmten. Im nächſten Jahre zog ein anderer Gaſt, Berthold, mit einem ſächſiſchen Kreuzhaufen durch das Stadtthor. Aber erſt am Abend betrat er Ivos Haus, dem Diener, welcher ihn ankündigte, nannte er einen fremden Namen, und im erſten Morgengrau ritt er, durch Ivo über die Stadtmark geleitet, zum Kampfe mit den Heiden von dannen. Die thüringiſchen Anſiedler aber erfuhren von anderen Wallern, daß Meiſter Konrad auf der Heerſtraße durch unbekannte Rächer erſchlagen, und die Brandfackel Deutſchlands in Blut ausgelöſcht ſei.

Als endlich der große Ordensmeiſter Hermann ſelbſt über die Weichſel kam, da war Ivos Haus die erſte Herberge, welche er auf dem neuen Grunde der Deutſchen beſuchte. Er ſaß zwiſchen Friderun und ihrem Gatten und begann: „Dir, Schweſter, bringe ich einen Gruß der Herzogin Hedwig, welche am Kaiſerhofe lebt, von Vielen umfreit und von den Sängern geprieſen. Sie ſprach zu mir: Grüßt die Hausfrau, und nicht ihn, damit ſie erkenne, daß ich ihr Recht ehre und ihr Gutes wünſche.“ Darauf erzählte er, daß Kaiſer Friedrich über die Alpen nach Deutſchland gekommen ſei. „Wie war ſein Heergefolge, Meiſter?“ frug Ivo.

„Er zog ohne Heer. Dreißig Kamele trugen ihm Kiſten nach, darunter einige mit Gold gefüllte für die deutſchen Fürſten.“

„Wie widerſteht er bei uns der Herrſchaft des heiligen Vaters? Denn wir hören, daß die großen Häupter der Chriſtenheit wieder uneinig ſind.“

„Er hat, um ſeine Gläubigkeit zu erweiſen, mit ſeinen Schultern den Sarg der Frau Elſe getragen, da dieſe als Heilige beigeſetzt wurde,“ antwortete der Meiſter ernſthaft. Die Männer ſahen einander an. „Oft muß der große Kaiſer thun, was er im Geheimen mißbilligt oder verachtet,“ fuhr Hermann traurig fort, „und doch wird ſeine Herrſchaft im Reiche allmählich ſchwach und zu eitlem Scheine. Er iſt ſo ſtolz auf die Majeſtät ſeines kaiſerlichen Amtes und doch wurde ſein Schickſal, daß er ſich ſelbſt die Wurzeln ſeiner Herrenmacht zerſtören muß.“

„Die Leute hier ſorgen oft, daß die Herrlichkeit des Reiches klein werde, und ſie fürchten Unheil auch für unſere Burgen im Preußenland.“

„Der beſcheidene Mann meidet vergebliche Sorge. Du weißt, wir Brüder deuten nicht und grübeln nicht, wir ſchaffen ſchweigſam und warten überall unſeres Amtes. Hier im Lande ſäen wir deutſche Saat. Wenn einſt die Zeit der Ernte kommt, dann mögen Andere zuſehen, die nach uns leben.“ Er wies auf zwei blondhaarige Knaben, welche an die Knie der Mutter geſchmiegt den fremden Herrn anſtarrten.

Auch die deutſche Saat, bei welcher Ivo thätig war, wurde zuweilen durch die Kriegsroſſe der heidniſchen Preußen niedergetreten. Es war ein harter Kampf und es war ein ſorgenreiches Wachsthum, aber ihm erſchien es als groß und als heilſam für Alle, die er lieb hatte. Wenn er mit ſeinem treuen Geſellen Lutz gegen die Feinde ritt oder wenn er im Rathe der Anſiedler tagte, ſo oft er den alten Sibold gleich einem Ahnherrn zwiſchen der Kinderſchaar ſitzen ſah, welche in ſeinem Hauſe aufblühte, und immer wenn er das muthige und hochgeſinnte Weib im Arme hielt, welches ſich ihm in der Todesnoth verlobt hatte, freute er ſich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutſchen Hauſes geworden war und aus einem thüringiſchen Edeln der Ivo, den ſie den König nannten, ein Burgmann von Thorn.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Elfter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-~~
~~ANSTALT PASING~~
~~Bücherei~~
~~Zeichen:~~
~~Nr.: 6003 l~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Die Ahnen. Roman. Vierte Abtheilung.

Marcus König.

Seite
1. Im Jahr 1519 3
2. Der Herr Magiſter 33
3. Die Fahrt auf's Land 64
4. Der Hochmeiſter 90
5. Stiller Vertrag 112
6. Auf dem Kirchhofe von St. Johannes 134
7. Unter den Landsknechten 168
8. Die Ehe in der Wildniß 201
9. Das Jahr der jungen Frau 231
10. Auf der Haide 243
11. Enttäuschung 276
12. Auf dem Wege 291
13. Bei den Auguſtinern 315
14. Schluß 333

Die Ahnen.

Roman.

Vierte Abtheilung:

Marcus König.

1.

Im Jahr 1519.

Im Preußenlande ging die Herrſchaft des kalten Winters zu Ende. Noch laſtete auf Flur und Wald der Schnee und über dem Waſſer der Weichſel ſtarrte geborſten und in rieſige Schollen zuſammengeſchoben die Eisdecke. Aber ein lauer Weſtwind, der erſte Vorbote des Frühlings, hatte zur Faſtnacht mit neuem flockigem Weiß die mißfarbige Landſchaft überzogen. Der leichte Flaum der Wolken deckte die kahlen Stellen der Haide, welche der Nordſturm gefegt, er verbarg die Fährten der Wölfe und die Stapfen der Raubvögel, die Gleiſe der Schlitten und die braunen Steige, welche der Fuß des Menſchen gedrückt hatte. Jedes Thurmdach und jeder Vorſprung der Häuſer, die Kiefer im Walde und der Wachholder am Moor waren geſchmückt mit glitzernden Kappen.

Am Ufer des Stromes lagen die Altſtadt und Neuſtadt, welche den Namen Thorn führten und einem Rathe gehorchten, noch durch Mauern von einander geſchieden und durch Thore, welche in der Nacht verſchloſſen wurden; nach außen aber gegen die Landſchaft eine einige Burg mit vielen ſtolzen Thürmen, auf drei Seiten von einem breiten Graben umgeben; an der vierten wälzte ſich unter der Eisdecke das wilde Weichſelwaſſer. Ungern ertrug es die lange Brücke, welche die Bürger erſt vor kurzem gezimmert hatten, damit ihnen der Verkehr nach Polen bequemer ſei.

Dreihundert Jahre hatte dies feſte Feldlager deutſcher

Arbeiter an der Slavengrenze beſtanden, zuerſt war es von Holz geweſen, dann hatten die Anſiedler ſich eine Mauerrüſtung aus gebranntem Steine errichtet. Als Eroberer waren die erſten Burgmannen an den Heidenſtrand gezogen, als Herren fühlten ſich die Nachkommen noch jetzt zwiſchen Slaven und deutſchen Edelleuten. Klugen Sinn im Rath und harte Fauſt zur That rühmte man an ihnen überall im Lande, doch wurden ſie auch herriſch geſcholten und eigennützig, aber ſie behaupteten ihren hohen Muth unter lauernden Gegnern und offenen Feinden. Und wenn die Stadt aus ihrem Artushofe die Söhne alter Geſchlechter zur Landesmuſterung ſandte, ſo trug der Fähnrich ein Banner von rothem Tuch, worauf ein Salamander zwiſchen Flammen gemalt war, mit der ſtolzen Umſchrift: „Ich werde dauern." Saßen die Männer von Thorn auch nicht in der größten Stadt des Weichſellandes, — denn Danzig an der See war mächtiger geworden, — ſie freuten ſich doch des Vorrechts der älteſten, ihre Bürgermeiſter führten den Vorſitz im gemeinſamen Rath der Städte, als Glieder der Hanſa waren ſie heimiſch auf den Kontoren von Lübeck und Brügge und übten Herrenrechte an dem Strand von Schonen, wo das Stadtzeichen über den Lagerhäuſern ihrer Fiſcher befeſtigt war.

Sie waren Deutſche geblieben und ſahen mit geheimer Verachtung auf die polniſche Unordnung jenſeit der Weichſel, aber über ihrer Stadt ſchwebte gebietend der weiße Adler der Polen. Denn zur Zeit der Großväter hatte ſich das ganze Weichſelland von Thorn bis zur See gegen den verdorbenen deutſchen Orden empört und der Krone Polen untergeſtellt, weit ab im Oſten lag das verkleinerte Ordensland wie eine Inſel zwiſchen dem Meere und ſlaviſchem Gebiet. Auch dieſen Landreſt ſollte der Hochmeiſter nur als Vaſall der Krone Polen regieren, und da der junge Herr Albrecht von Brandenburg, welcher jetzt auf dem Hochmeiſterſtuhle ſaß, die Lehnshuldigung noch nicht geleiſtet hatte, ſo wurde er in den Städten des polniſchen Preußens mit Argwohn und Haß betrachtet. Denn überall zürnte und ſpottete man über den Verfall des Ordens, und die Bürger wurden nicht müde, arge Geſchichten von Druck, Frevelthat und nichtswürdiger Schwäche der alten Kreuzritter zu erzählen. Auch die weltklugen Männer, welche in dem Rathe von Thorn ſaßen, haßten den Gedanken an eine Rückkehr der tyranniſchen Ordensherrſchaft und dachten feindſelig an ihre Landsleute im Ordensland. Sie hofften für ſich und ihre Stadt aus dem großen Polenreiche ein fröhliches Aufblühen, ſie verſtanden trefflich, ſich von dem Könige als Belohnung ihrer Treue werthvolle Vorrechte zu erhandeln, und ſie wunderten ſich zuweilen, daß ihrer Stadt ein völliges Gedeihen doch nicht wiederkehren wollte. So glichen ſie Matroſen, welche ſich beim Schiffbruch gegen den ſchlechten Schiffsmeiſter empört und auf einem Boot an das Land gerettet haben, und ſie ſahen hinüber nach dem verlaſſenen Schiff und auf die bedrängten Maate, welche bei dem Meiſter zurückgeblieben waren, in einem finſteren Groll, der vielleicht verſtärkt wurde durch geheime Mahnung des Gewiſſens.

Wer aber heut die Gaſſen der Stadt betrat, der merkte nicht, daß die Bürger durch ſchwere Händel und Kriegsgefahr bedrängt wurden. Es war Wochenmarkt in der Faſtnacht, das luſtigſte Frühlingsfeſt der Stadt. Durch die klare Luft klang das Morgengeläut der kleinen und großen Glocken, jede der metallenen Stimmen redete vertraulich dem Stadtſohne zum Herzen, denn in jeder vernahm er den Gruß eines Schutzheiligen der Stadt und jede hatte hohe Stunden ſeines eigenen Lebens geweiht. Vor allen erhob den ehernen Geſang das ſchöne Geläut der heiligen Jungfrau, welcher die erſte Rede gebührte, da ſie für die himmliſche Gebieterin des ganzen Preußenlandes galt, wie im Wettſtreit antworteten aus der Neuſtadt der große Jacob und die ſcharfe Stimme der Dominikaner von St. Nicolaus, gleich darauf folgten mit ſchnellem Schwunge und hellem Gebimmel alle kleinen

Bethäuſer und Kapellen. Aber am liebſten lauſchten die Bürger in der Altſtadt auf den Ruf der Pfarrkirche von St. Johannes, und ſie hatten die Abſicht, dort eine neue Rieſenglocke aufzuhängen, welche zu allem Geſange der Luft den Baß hallen und die Ehre der Stadt in der Landſchaft vermehren ſollte. Denn weit über die Dörfer und Wälder, den Strom entlang und nach Polen hinein drang der Morgengruß der großen deutſchen Burg, und das raubluſtige Geſindel, welches mit den Wölfen und Füchſen bei Nacht über die preußiſche Haide trabte, wandte ſich mißvergnügt von dem Klange ab nach ſeinen wilden Schlupflöchern.

Als die erſten Feſtgenoſſen des Tages ſchwärmten die Kinder aus den Häuſern, ſie wateten luſtig im weichen Schnee und ſprangen im Reigen, viele mit Flittern und künſtlichen Blumen aus buntem Papier geſchmückt. Auch die Bürger beeilten ſich, auf dem Markt und in den breiten Straßen Bänke aufzuſtellen und die Waaren auszulegen; wer keinen Stand behauptete, der brachte doch ſeine Arbeit in den Hausflur oder hing ſie an ſeine Thür, damit ſie den Fremden gefalle. Denn auf allen Straßen zog das Landvolk der Stadt zu, die Bauern der Umgegend in ihren Korbwagen, die Junker mit ihren Knechten auf behenden Roſſen, die gewöhnt waren, ſich durch Kiefergebüſch und über das Moos der Sümpfe zu winden. Auch die Polen kamen über die lange Brücke in lodigen Schafspelzen auf kleinen ſtruppigen Pferden; viele lagerten außerhalb der Mauern am Ufer wie ein Kriegshaufe bei rauchenden Feuern und ſie luden von ihren Karren ab, was ſie zum Tauſch gegen ſtädtiſche Waaren angefahren hatten: Honig, Wachs und Felle.

Zunächſt nach den Glocken erhob der ehrbare Rath ſeine mahnende Stimme. Der erſte Diener, gefolgt von zwei Hellebardieren, ſchritt vom Rathhaus über den Markt und rief an den Ecken den ſtrengen Frieden der Stadt aus: „Der Rath gebietet euch von Gottes wegen und von der Stadt wegen, verbricht Jemand mit Worten, ſo gehe es ihm an ſeine Habe, verbricht er mit Werken, ſo gehe es ihm an ſeinen Hals.“ Und jedesmal folgte den Worten ehrfürchtige Stille, hinterdrein ein unterdrücktes Gemurmel.

Gleich darauf erklangen Trommeln und Pfeifen aus allen Stadtvierteln, Frauen und Mädchen traten in die Hausthüren und blickten neugierig aus den Fenſtern, denn die Viertel trugen heut nach altem Brauch ihre Fahnen vor das Rathhaus, damit einer der Herren Bürgermeiſter das Fahnentuch muſtere und den Trägern von Rathswegen eine Verehrung zutheile. Zu gleicher Zeit kamen aus beiden Städten die Fähnriche, begleitet von einem Zug Bewaffneter, herangezogen. Sobald der Fähnrich des Viertels, welches das Altthorner hieß, von der Heiligengeiſtſtraße her den Markt betrat, hielt er vor einem Eckhauſe, das unter den anſehnlichen Steinbauten des Marktes als ein Ueberreſt aus alter Zeit ſtand. Der Unterſtock war dicke Mauer, die an der Straßenecke kreisförmig geſchwungen war, gleich einem Feſtungsthurme, darüber erhob ſich ein hölzerner Giebelbau aus ſtarken Balken, welche in jedem höheren Stockwerk über die unteren vorſprangen; das Holzwerk war geſchwärzt durch Sonnenbrand und Winterſturm vieler Jahre. Eine gepflaſterte Einfahrt mit hochgewölbtem Thor und im Giebel eine Luke, aus welcher an einem Krahnbalken das Seil herabhing, ließen erkennen, daß das Haus einem Kaufherrn gehörte. Der Fähnrich ſah ſcharf nach den Fenſtern, entfaltete das blau und weiße Tuch der Fahne und ſtreckte ſich, um ſeine Kunſt zu zeigen. Da öffnete ſich die Thür und auf die obere Stufe der Steintreppe trat ein Mann in der Tracht eines wohlhabenden Bürgers, den Hut auf dem Haupte, eine goldene Kette am Halſe, über dem Hausgewande einen ſchönen Pelz, um den Leib einen breiten Gürtel, der mit Golde reich verziert war. Stolz ſtand er da, trotz ſeiner hohen Jahre ein kräftiger Mann, mit hagerem Antlitz von ſtrengem Ausdruck und mit dunkeln Augen, denen die ſtarken Augenbrauen einen düſtern Ausdruck gaben; dahinter ein Jüngling, dem Alten ſehr ungleich, mit rundlichem Geſicht und lachendem Munde. Als der Fähnrich die Beiden erblickte, hob er ſich wie zum Tanz, ſenkte grüßend die Fahne und ließ das Tuch in kunſtvollen Wellen durch die Luft ſauſen, endlich ſprang er gar ſelbſt über den Fahnenſtock und ſtand die Fahne erhebend aufrecht, ſo daß die Falten derſelben ihn wie ein Mantel umhüllten. Dem Gruß antwortete der Mann auf der Schwelle, indem er ſeinen Hut abnahm und das Haupt ein wenig neigte, während der Jüngling dem Fähnrich vertraulich zuwinkte. Darauf traten die Beiden zurück, die Thür ſchloß ſich und kein neugieriges Geſicht erſchien an den Fenſtern, als hätte das Haus nur mit Herablaſſung die Ehre angenommen, welche ihm die Bürger erwieſen.

Unter den Leuten, welche den Fahnenzug begleiteten, ging ein Fremder; an dem langen Pelzrock, der Mütze mit einer Reiherfeder und dem krummen Säbel erkannten die Bürger einen polniſchen Gaſt. Dieſer wandte ſich zu ſeinem Begleiter, dem Schreiber des Rathes, und ſagte ſpöttiſch, auf die Hausthür deutend: „eure Stadt hat ſtolze Bürgermeiſter, mein Herr Seifried, es wird ihnen mühſam das Haupt zu neigen.“

„Es war der reiche Marcus König, der dort heraustrat und verſchwand wie das Männchen in der Uhr,“ erwiederte der Schreiber und verzog ſein breites Geſicht: „er iſt weder Bürgermeiſter noch Rathmann, doch rechnet er ſich zu den Herren von edlem Blut, welche im Artushofe auf der Georgenbank ſitzen.“

„So iſt er ein Kriegsherr der Stadt?“

„Er iſt auch nicht Hauptmann; das Fahnenſchwenken vor ſeinem Hauſe dauert nur als alte Gewohnheit, und er bezahlt die Ehre dem Fähnrich jedes Neujahr mit einer Kanne Wein. Es geht die Sage, daß ſein Haus noch von den Alten herſtammt, die ſich zuerſt gegen die Heiden hier anbauten. Auch die Farben der Fahne ſollen von ſeinem Geſchlechte gegeben ſein. Jetzt nährt der unnütze Brauch nur den Hochmuth. Doch dünkt mich, daß Herr Marcus ſtolzer iſt auf ſein Geld, als auf ſein Wappen. Fragt nur euren Großkanzler, er kennt ſicher den Preis des Goldſtoffes, welcher hier in dem Kaufhauſe zu finden iſt.“

„Ihr ſagt recht, Herr Stadtſchreiber, daß es unſer Geld iſt, welches die Bürger von Thorn ſtolz macht,“ verſetzte der Pole lachend. „Wir Edelleute in unſern Paläſten tröſten uns damit, daß auch ein feſter Kaſten ſpringt, wenn man mit der Axt darauf ſchlägt.“

„Laßt eure Edelleute doch zuerſt dafür ſorgen, daß ihre Paläſte ein feſteres Dach erhalten, als euer Stroh. Wer die Kiſten der Thorner begehrt, mag ſich ſelbſt vor den Brandkugeln hüten, welche unſere Bürger in die Raubneſter der Edelleute ſchießen,“ entgegnete der Stadtſchreiber.

„Wir ſind gute Brüder,“ beruhigte der Pole, „und Federn im Schwanz deſſelben Adlers. Kommt, Bruder Stadtſchreiber, und weiſt mir den Kram, den eure Städter heut auslegen.“

Allmählich füllten ſich die Straßen, zwiſchen geſchäftigen Bürgern und Landleuten trieben einzelne Vermummte umher. Vor den Häuſern ſtimmte ein Hauſe Lehrlinge kräftigen Geſang an um Wecken und Würſte, ſie hatten die Geſichter durch Ofenruß geſchwärzt und machten eine närriſche Muſik mit mißtönenden Inſtrumenten, mit Kuhhörnern, großen Trichtern und mit Pfannen, welche durch einen Kochlöffel geſchlagen wurden; der Vorſänger hielt eine rieſige Gabel in der Hand und ſpießte auf, was die Leute ihm darreichten. Wer nur wenig auf ſich zu wenden vermochte, lief in der Jacke eines Bauern oder im Kittel eines Fuhrmanns oder band ſich ein Strohſeil um das Knie, zur Andeutung, daß er einen Landmann verſtelle. Sogar die Verkäufer hinter ihren Tiſchen gaben der Feſtzeit die Ehre, indem ſie ihre Pelze umdrehten, ſo daß die Haare nach außen ſtarrten, oder ein Band mit tönenden Schellen um das Handgelenk befeſtigten.

Bei einem Krämer an der Marktecke war jetzt der regſte Verkehr. Dieſer hatte an der Thür den lockenden Schmuck des Tages ausgehängt, Narrenkappen mit langen Zipfeln, breite Bänder mit Schellen für Knie und Arme, auch Larven für ſolche, welche ihr Geſicht nicht gern unter der Narrenmütze zeigen wollten. Wer nicht kaufen konnte, erhielt wohl auch geliehen, wenn er ſicher war, und gab am Abend zurück, was er nicht verdorben hatte. Da das Haus einen Ausgang nach der Hintergaſſe hatte, ſo ſchritt Mancher ernſthaft durch die Vorderthür und ſprang als Bär oder Stocknarr hinten heraus, nachdem er auf der hohen Düngerſtätte des Hofes ſein neues Weſen durch einige Sprünge eingeübt hatte. Wie die Sonne höher ſtieg, wurden die Vermummten dreiſter und beſchwerlicher, als Mönche und Nonnen kamen ſie paarweiſe mit wilden Geberden, tanzend, Schelmlieder ſingend und bereit, Jedermann zu umarmen. Noch unleidlicher waren die grauen Brüder, welche große Säcke mit Aſche trugen und oft hineingriffen, am liebſten, wenn ihnen eine wohlgeſchmückte Perſon aufſtieß, der ſie Kleider und Geſicht beſtäuben konnten. Auch zierliche Geſtalten ſah man in rothem Hut mit Hahnenfeder, um den ein Schleier gewunden war, über der Haustracht ein buntes Hemd mit ſeidenen Nähten. Jeder, der ſich als Maske betrachtete, arbeitete eifrig in ſeinem erwählten Berufe, der Bär im Pelz tanzte unermüdlich, das Kuhhorn blies, der Aſchenmann ſtäubte, bis irgend ein auffallender Narrenſtreich und ein helles Gelächter dies geſchäftige Treiben unterbrach. Am meiſten geplagt wurden die Landleute, zumal die Polen, deren Schafspelze beliebt waren, um darauf ſchwarze und graue Streifen zu ziehen. Aber obwohl ſie das wußten, freuten ſie ſich doch nicht weniger als die Andern über das wilde Treiben, mancher vorſichtige Landmann polſterte ſich ſeinen Rücken mit Werg, um durch die Schläge der Lederkolben und Pritſchen weniger beläſtigt zu werden, und ſie brachten ſogar ihre Frauen mit, welche den Anfechtungen durch die Narren mit ſtarken

Ellenbogen zu widerſtehen wußten. Eng zuſammengeſchaart ſaßen die Bäuerlein um die Häuſer, in denen Bier und Meth geſchenkt wurde, und boten ihren Nachbarn den Trunk, bis ſie einander umarmten und küßten, oder bis ihnen das Herz aufging gegen die Frauen und Mädchen, dann brach die ganze Vetterſchaft auf zu den Tiſchen, an denen der Schmuck für die Weiblein zu kaufen war: Ringe mit Glasſteinen, Spangen, Roſenkränze und zierliche Kramtaſchen. Dort feilſchten ſie mit dem Krämer, wehrten die Narren ab und blickten begehrlich auf die ausgelegten Schätze und mit erſtauntem Grinſen auf die wunderlichen Masken der Bürger und auf das tolle Gebahren in einer Stadt, die ſonſt ſo ernſthaft war.

Am Kirchhof von St. Johannes hatte Hannus, der Buchführer, ſeinen Tiſch aufgeſchlagen, einige gebundene Bücher lagen darauf und viele leichte Büchlein, wie ſie das Volk gern kaufte, Kalender und Prognoſtica, in denen aus dem Stand der Geſtirne die Fruchtbarkeit des Jahres und das Schickſal der Könige prophezeit wurden. Manche klagten über die Lügen der Kalenderſchreiber, doch bedächtige Leute wußten, daß zwar die Vorherſagung nicht ſicher war, aber die ganze Wiſſenſchaft keineswegs verächtlich. Liebevoll behütete der kleine Hannus ſeine Waaren: „rühre mit deinen getheerten Fingern nicht an, was du doch nicht kaufſt,“ rief er, als ein Bäuerlein neugierig nach einem Blatte griff, auf welchem Sonne und Mond freundlich auf ein Totengerippe mit Senſe herab ſahen. „Es iſt etwas Neues gekommen von Straßburg, Meiſter Schwertfeger, über die Kunſt Eiſen zu härten,“ empfahl er, ein Büchlein in die Höhe haltend, „die beſten Recepte und verborgnen Geheimniſſe eures Handwerks werden darin offenbart. Seid willkommen, hochgelehrter Herr,“ begrüßte er einen ernſten Mann, welcher vorbei ging, „ihr frugt neulich nach dem Carmen des ruhmvollen Eobanus Heſſus Poeta, welches betitelt iſt: Beſchreibung des Preußenlandes, es war nicht auf Lager, jetzt aber iſt es mir zugegangen.“

Trotz der eifrigen Empfehlungen blieb der Stand in den erſten Morgenſtunden wenig beachtet und Hannus ſah zuweilen abfällig hinüber nach dem umdrängten Tiſche zur Linken, auf welchem bunte Bänder verkauft wurden, und nach dem Haufen, welcher ſich an ſeiner Rechten um Kuchen und Pfeffergebäck ſammelte. Aber nach und nach erhielt auch er Zuſpruch, ſo daß, wer ſpäter in die Nähe kam, ſich über die anſehnlichen Männer um den Tiſch wunderte und ebenfalls herantrat. Doch hatte es mit den neuen Kunden eigene Bewandtniß. Hannus wählte ſie ſich gewiſſermaßen unter den Vorbeigehenden aus, indem er, wie in geheimem Einverſtändniß, mit dem Finger winkte, dann trat der Geladene hinter den Tiſch, Hannus ſprach leiſe mit ihm und wies ihm ein und das andere Büchlein, welches der Bevorzugte ſtill in ſeiner Taſche barg, worauf er unweigerlich den Beutel zog. Dabei ſpähte der Buchführer vorſichtig umher. „Bonum matutinum, domine,“ rief er einem Fremden zu, der mit einer verhüllten Frau langſam über den Markt ſchritt und an ſeiner Tracht und der Neugier, mit welcher er ſich umſah, leicht als ausländiſch erkannt wurde.

Der Fremde lächelte und ſteuerte mit entſchloſſenem Schritt dem Tiſche zu, gleich dem Schiffe, welches nach unſicherem Kreuzen die Einfahrt zum Hafen gefunden hat; ein kleiner Mann mit hagerem Geſicht und zwei lebhaften Augen, die durch zahlloſe Falten eingefaßt waren, er griff an die Mütze und antwortete mit heller Stimme, der man anhörte, daß ſie gewohnt war zu befehlen: „salve domine bibliopola.“ Dabei verſenkte er beide Hände in die Taſchen ſeines Gewandes und ſuchte nach etwas, ſah forſchend unter ſich auf den Boden, griff in andere Taſchen und ſuchte wieder, bis eine Frauenſtimme neben ihm mahnte: „Herr Vater, den Brief habt ihr in die Ledertaſche geſteckt.“

„Ganz recht,“ beſtätigte der Fremde und holte ein zuſammengefaltetes Papier heraus. „Wenn ich in euch, wie ich annehme, den fürſichtigen Hannus Buchführer begrüße, ſo nehmt dieſes Schreiben eures anſehnlichen Geſchäftsfreundes aus Danzig.“

Hannus las und warf dabei prüfende Blicke auf die Fremden. „Seid willkommen in Thorn, wohlgelehrter Herr Magiſter Fabricius, ich empfehle mich eurer Gunſt zu guter Kundſchaft. Und dies iſt des Herrn Magiſters Frau Liebſte?“ Da aber die Begleiterin des Fremden erröthend den Kopf ſchüttelte, ſo ſah der Händler wieder in den Brief und verbeſſerte ſich: „Doch nein, es iſt die Tochter, Jungfer Anna,“ und er ſprach heuchleriſche Worte von einer Aehnlichkeit mit dem Vater. „Kann ich mit meinem Vorrath dienen? Hier das Neueſte von Erasmus Roterdamus.“

Der Magiſter griff danach, doch das Buch haltend, ſprach er ehrlich: „Wenn Jemand eine weite Reiſe gemacht hat, ſo iſt bei ihm die Luſt zu kaufen vielleicht größer als das Vermögen.“

„Das thut nichts,“ tröſtete der Thorner wohlwollend, „mir iſt ja bekannt, daß ihr als neuer Rector hieſiger lateiniſcher Schule von anſehnlichen Männern erwartet werdet. Was ihr nicht kauft, ſeht ihr euch an.“ Der Magiſter war ſogleich in das Leſen einer lateiniſchen Vorrede vertieft. „Vielleicht gefällt es der Jungfer Anna, unterdeß hier die Bilder zu betrachten,“ rieth Hannus der vergeſſenen Tochter, welche unruhig auf den Vater ſah, und bot ihr ritterlich die Meerfei Meluſine. Während er ſo für die Fremden ſorgte, ſteigerte ſich ſeine Theilnahme an ihrem Wohlbefinden und er unterbrach den leſenden Magiſter, beugte ſich über den Tiſch und ſprach leiſe: „Oder begehrt ihr etwas von Wittenberg?“

„Mönchsgezänk,“ verſetzte der Magiſter, aber er legte doch den Erasmus auf den Tiſch und frug: „Wo?“ und Beide ſenkten die Naſen und ſahen einander über die Brillengläſer bedeutſam an. Hannus zog unter einer Decke kleine Büchlein hervor. „Sie ſind alle von demſelben Manne, von dem die Leute jetzt überall reden.“

„Dieſe ſind deutſch," rief der Magiſter verwundert: „Sermon von Ablaß und Gnade. Und was haben wir hier: Ohne Ablaß von Rom kann man wohl ſelig werden."

„Es ſind lauter Bibelſprüche, mit denen das bewieſen wird," erklärte der Buchführer leiſe.

Die Augen des Magiſters glänzten, er fuhr mit den Büchlein ſchnell in die Taſche — die Tochter ſtieß ihn an — „doch ich vergeſſe wieder," entſchuldigte er, den Fund herausziehend.

„Behaltet die Bogen," erſuchte Hannus wohlwollend, „das Geld iſt gut angelegt, denn ihr werdet mich dafür bei vorkommender Gelegenheit gebührlich empfehlen."

„Ich bleibe dafür in eurer Schuld," verſetzte der Gelehrte mit Würde.

Unterdeß betrachtete Jungfer Anna nicht ohne Störung die Holzſchnitte ihres Buches. Sie hatte Aufſehen erregt, vielleicht wegen ihres anmuthigen Geſichtes, vielleicht weil ſie einen Beguinenmantel trug, welcher in Thorn bei ehrbaren Jungfrauen nicht gebräuchlich war, denn ſie vernahm plötzlich neben ſich die dreiſten Worte eines fremden Mannes: „Was guckt ihr in Gedrucktes, ihr hübſches Fräulein; hört lieber auf die Rede eines Edelmanns, wenn er euch ſagt, daß ihr ſelbſt ſchöner anzuſehen ſeid, als die Weibsſtücke, welche in dieſem Buche abgebildet ſind." Anna ſah neben ſich den Schnauzbart des Polen, welcher in das Buch und auf ſie ſtarrte. Erröthend wandte ſie ſich ab und faßte den Magiſter am Arm: „Herr Vater, gehen wir."

Aber als der Magiſter ſich zu der Verabſchiedung rüſtete, raunte Hannus: „Bergt die Bücher, dort ſchleicht ein Dominikaner herzu, es iſt Pater Gregorius, der heftige Mann." Er ſchob mit ſchneller Handbewegung eine Decke über die aufgelegte Waare und neigte ſich vor dem Mönch, welchen der Beguinenmantel der Jungfrau und die weiße Feder auf der Mütze des Polen herangelockt hatten, damit er ſeine Gewalt erweiſe. Der Mönch ſah unter der gerollten Krempe ſeines

Hutes finſter auf den Händler herab: „Ich ſorge, Meiſter Hannus, ihr bewahrt Vieles in eurem Kram, was die Seelen guter Leute zu Schaden bringen mag.“

„Ihr kennt ja mein Geſchäft ſeit lange,“ verſetzte der Buchführer, „wenn ihr mir auch ſelten eure Kundſchaft vergönnt. Wir armen Laien kaufen und verkaufen, was die Drucker von neuer Waare zuſenden, uns fehlt die Zeit, um Alles ſelbſt zu leſen; auch haben wir nicht Witz genug, um zu verſtehen, was den ehrwürdigen Vätern lieb oder leid iſt.“

„Der Rath ſollte euch ſtrenger auf die Finger ſehen,“ fuhr der Mönch tadelnd fort, „denn wie mir ſcheint, gleitet Allerlei durch eure Hände, was euch einmal da Angſt bereiten wird, wo ihr Erbarmen nöthig habt.“

„Ich halte auf reine Wäſche,“ entgegnete Hannus gereizt, „erſt geſtern habe ich das Geld zu eurem Tiſche getragen und meinen Zettel gelöſt. Iſt mir in meinem Geſchäft zuweilen ein unrichtiges Buch durch die Hände geſchlüpft, ſo habe ich dieſe Sünde durch richtiges Geld bei den Heiligen wett gemacht. Ihr ſelber wißt, daß ich Ablaß für Alles habe.“

„Dennoch rathe ich euch, daß ihr euch vor der Verſuchung wahrt; denn der böſe Feind iſt mächtig geworden unter Solchen, welche Bücher ſchreiben, und zu der Rotte des Reuchlin und Erasmus geſellen ſich jetzt andere Uebelthäter, welche ärger ſind als jene,“ und er ſchlug im Eifer mit der Fauſt auf den Tiſch.

Der Pole hörte ergötzt dem Eifer des Mönches zu. „Recht, ehrwürdiger Vater,“ ermunterte er, „alles Gedruckte iſt Unſinn.“

Dieſe thörichten Reden der Dunkelmänner vermochte der Magiſter nicht geduldig anzuhören, er wandte ſich mit herber Miene, um ihnen Beſcheid zu ſagen. Da aber erhob ſich ein helles Geſchrei, die Marktleute ſtoben vor einem fernen Schrecken auseinander, Weiber und Kinder rannten den Häuſern zu und das Volk ſchrie: „Die Teufel kommen.“ Anna drückte ſich ängſtlich an den Arm des Vaters. Ach, ſie glich heut dem Schwan Hangan mit goldenen Federn, von dem die Thorner eine alte Geſchichte wußten, wer ihn berührte, blieb an ihm hängen. Auch an die Jungfer heftete ſich der Pole, an dieſen der Mönch und an den Mönch leider viele Teufel.

In der weiten Gaſſe, welche durch den Schrecken des Volkes geöffnet wurde, ſprang etwa ein Dutzend wilder Geſtalten heran in rothen Kamiſolen und engen ſchwarzen Hoſen, vor den Geſichtern braune und ſchwarze Teufelslarven mit großen Hauzähnen, zwiſchen denen eine Zunge von rothem Tuch heraushing, die Häupter durch ſchwarze Ziegenfelle verhüllt, aus denen die Hörner ragten, in den Händen ſchwenkten ſie Lederkolben und raſſelnde Schweinsblaſen. Der gute Stoff ihrer hölliſchen Gewänder und der kecke Uebermuth, mit welchem ſie auf die Menge ſchlugen, ließen wohl erkennen, daß ſie gewöhnt waren, ſich als Herren in den Straßen der Stadt zu fühlen, aber die Leute vergaßen vor den greulichen Geſtalten, daß heut Faſtnacht und daß dieſe Maske in Thorn nicht ungewöhnlich war. Viele empfanden ein Entſetzen, als wenn Lucifer mit ſeinem Geſinde leibhaftig aus dem Abgrund aufgeſtiegen wäre, vollends die Landleute, welche zum erſtenmal die Schreckbilder ſahen, verfielen in Noth und Angſt, mehr als einer kniete nieder und die Weiber auf den Karren ſchrien zum Himmel, rangen die Hände oder bargen die Geſichter im Stroh, je nach ihrer Gemüthsart. Als Hannus den Aufſtand und das Drängen des Volkes ſah, warf er behend die werthvollſten Bücher in den Kaſten. Doch daß er ſo eifrig ſeinen Tiſch räumte, gedieh ihm nicht zum Heil. Denn als die Teufel herankamen, erkannte einer den geleerten Tiſch und ſchwang ſich hinauf; ein kleiner dienender Satan, der mit zwei Widderhörnern auf dem Kopfe und einem großen Kuhſchwanz am Hintertheil ſehr bösartig ausſah und während des Laufes zuweilen Kobolz geſchoſſen hatte, brüllte im nächſten Augenblick den Buchführer ſo grimmig an, daß auch dieſer erſchrocken zurückfuhr, ergriff den Schemel, auf dem Hannus auszuruhen pflegte, und hob ihn auf den Tiſch als Thron des Oberteufels. Dieſer ſetzte ſich darauf und rief, ſeinen Kolben ſchwingend, mit hohler Stimme über den Platz: „Wohl her, wohl her, mein teufliſches Heer, aus Sümpfen und Moor, aus Brüchen und Rohr.“ Und auf den Dominikaner weiſend, fuhr er fort: „Hier haben wir Mönch und Nonne bei einander, das Sprichwort ſagt wahr, daß die Heiligen nicht einzeln wandeln, ſondern zu zweien; iſt das zweite nicht ein Männlein, ſo iſt es ein Fräulein; heran, meine Teufel, ehrt die Frommen durch einen Tanz. Denn auch wir gehören zur Kirche, überall, wo die heiligen Väter ſich ein Haus errichten, bauen ſie daneben dem Teufel eine Kapelle. Sa, ſa, rund um.“ Der Mönch und der Pole, der Magiſter und ſeine Tochter wurden, bevor ſie ſich's verſahen, von den Teufeln in einen Kreis gezogen und mit wildem Tanze umringt. Das Mädchen barg entſetzt über den Anblick und empört über die Schmach in der fremden Stadt das Geſicht in ihren Händen, der Magiſter ſtarrte durch ſeine Brille erſtaunt auf die unerhörte Geſellſchaft, der Pole fluchte und der Mönch begann einen zornigen Verweis, aber die Worte wurden übertönt durch den lauten Geſang der tanzenden Teufel: „Lucifer auf deinem Höllenſitz, rivo, rivo, rivo; einſt warſt du ein Engel von gutem Witz, jetzt biſt du greulich und gar nichts nütz, pfu Deubel, pfu Deubel.“ Der Mönch, übermannt von Zorn, ballte die Fauſt, um ſich thatkräftig der Andringenden zu erwehren, welche mit ihren Schweinsblaſen ſeinen Rücken zu treffen ſuchten, aber der kleine Satan mit dem Kuhſchwanz ſprang ihm wie ein Bock gegen die Beine, ſo daß der würdige Herr ſtolperte und ſich auf den Boden niederſetzte. Da erhob ſich unter dem zuſchauenden Volk ein wildes Gelächter, in dem die geheime Abneigung laut wurde. Doch die Teufel wichen zurück. „Ihr ſeid ungeſchickt,“ rief der Oberteufel, „daß ihr unſern lieben Vater an den Boden ſetzt, helft ihm ſäuberlich auf und entlaßt ihn aus unſerer Mitte, denn ich hoffe, er und wir bleiben gute Freunde.“ Der Mönch erhob drohend den Arm und entwich aus dem Kreiſe.

„Wer aber iſt der polniſche Hahn, der ſo wild in unſerm Ringe kräht?“ fuhr der Anführer fort und ſprang vom Tiſche dem Polen entgegen. Doch in demſelben Augenblick blitzte ein geſchwungener Säbel in der Luft und traf ſeine Larve; die feſten Hörner minderten die Wucht des Hiebes, aber die Larve klaffte und glitt vom Haupte und ein geröthetes Jünglingsgeſicht wurde ſichtbar, dem das Blut von der Stirne rann. Ein lauter Schrei erſcholl, die Umſtehenden riefen einen wohlbekannten Namen und gleich darauf erhob ſich der zornige Ruf: „Greift den Polen, er hat den Frieden der Stadt gebrochen.“ Eine Anzahl feſter Fäuſte packte den widerſtrebenden Fremden und riß ihn zur Seite. Der Teufel hatte im Nu ſeine Larve wieder befeſtigt und ſchrie: „Führt Jeden zur Hölle, der die Rechte der Kinder von Thorn kränkt, heran, meine Geſellen, erhebt noch einmal den Geſang. Zwei Gefangene ſind uns geblieben und der eine gleicht einem Gelehrten.“ Er wies auf den Magiſter, welcher den Arm um ſeine Tochter geſchlungen hatte, und ſchrie: „Latine loquamur, ut vir doctus gaudium habet.“

„Nicht habet, ſondern habeat, du hölliſcher Abcſchütz,“ rief ihm der Gelehrte unwillig entgegen. Doch ungerührt durch den Verweis fuhr Lucifer fort: „Schwand auch der Mönch, die Nonne blieb,“ und dabei legte er den Arm um die Kappe der Jungfrau, aber er ſtand wie verſteinert, als er ein verblichenes junges Antlitz ſah, die verſtörten Mienen und den entſetzten Blick, und er rief zurücktretend und die Hand hebend: „Dieſe gehören nicht zu uns, hinweg ihr Geſellen.“ Mit großen Sprüngen fuhr er an die Spitze des Schwarms und ſchwang ſich mit ihm durch die Haufen in die nächſte Gaſſe, die gehobenen Kolben fielen auf die Rücken der Landleute und das Gelächter der Zuſchauer begleitete die Unholde, bis Geſchrei in der Ferne verrieth, daß die Teufel wieder mit einem Gegner zuſammengeſtoßen waren.

„Furor diabolicus," rief der Magiſter, „blicke auf, mein Kind, ſie ſind fort, komm nach der Herberge." Er vergaß den Scheidegruß an den Buchführer, welcher zerknitterte Bogen glättete, und verſchwand mit ſeinem Kind in der Menge.

Am Nachmittage ſchlug der eiſerne Klopfer ſtark an die Hausthür des Marcus König, in dem Flur wurden Stimmen laut, Barbara, die alte Hausmagd, öffnete dem Ankommenden die Stubenthür. Ein ſtattlicher Mann in höheren Jahren trat ein, das braune Haar mit Grau gemiſcht, in dem großen Antlitz runde, ſcharfblickende Augen; über dem langen braunen Sammetmantel trug er einen Kragen von Marderfell, an dem ſilberbeſchlagenen Gürtel einen Degen in ſilberner Scheide. Er bewegte ſeinen geſtickten Hut mit gemeſſenem Gruß gegen den Hausherrn und ſtreckte ihm die Rechte entgegen. Mit langſamer Förmlichkeit ergriff der Wirth die gebotene Hand und lud den Gaſt auf einen großen Lederſtuhl, den Ehrenſitz. Er ſelbſt rückte ſich ſeinen Sitz gegenüber und winkte der harrenden Magd, welche eine Flaſche und zwei kleine Silberbecher herzutrug und vor den Herren auf den Tiſch ſetzte. Als ſie die Thür geſchloſſen hatte, begann der Wirth, ſein Glas hebend: „Dies bringe ich euch zum Willkommen, namhafter Herr Bürgermeiſter Hutfeld."

Der Gaſt antwortete ebenſo bedächtig: „Ich denke in dieſen Wänden an meine ſelige Schweſter Martha, eure Ehegattin, und gern würde ich vernehmen, daß ihr mich wie ſonſt als euren Schwager begrüßt." Da Marcus ſchweigend das Haupt neigte, fuhr der Gaſt lebhafter fort: „Ich bedaure, Schwager Marcus, daß ihr mir ſo fremd gegenüberſitzt. Tragt nicht mir nach, wenn euch vor Kurzem eine Weigerung des Rathes gekränkt hat. Ihr erbatet aus dem Zeughauſe zwei Feldſchlangen für das feſte Haus eures Landguts, aber ihr ſelbſt wißt, daß nur den Rathmännern zuweilen Geſchütz in ihre feſten Häuſer geliehen wird."

„Ich weiß,“ verſetzte der Hausherr. „Die Bürger klagen zuweilen, daß die ehrbaren Herren vom Rath nur deshalb die Geſchütze der Stadt auf ihre Landhäuſer ziehen, um die Gaſtgelage, welche ſie dort ausrichten, durch Freudenſchüſſe den Unterthanen zu verkünden. Mir aber hatten, als ich die Herren durch meine Bitte beſchwerte, fremde Wegelagerer eine Scheuer meiner Dorfleute ausgebrannt und mit fernerer Rache gedroht. Die wilde Reiterei iſt gemein geworden im Lande und darum meinte ich, der Stadt werde nicht gleichgültig ſein, wenn das Gut ihrer Bürger zu Grunde gehe. Ich will fernerhin verſuchen, mich ſelbſt zu berathen; ich habe durch mein Leben gelernt, fremder Hilfe nicht zu trauen.“

„Wenige in der Stadt werden bezweifeln, daß ihr in Rathſchlag und That wohlbedacht ſeid. Doch verzeiht, Herr Schwager, wenn ich euch in treuer Meinung ſage, nicht immer frommt es dem Bürger, ſeine Gedanken von denen ſeiner Nachbarn zu trennen, und leichter gewinnt man Gutes für ſich ſelbſt, wenn man ſich gutherzig in Andere ſchickt. Das Geſchütz hättet ihr erhalten und ein Sitz im Rathe würde euch nicht fehlen, wenn ihr williger der Stadt eure günſtige Geſinnung erweiſen wolltet.“

Der Hausherr richtete ſich in ſeinem Stuhle hoch auf: „Sprecht weiter, gebietender Herr Bürgermeiſter, ihr habt zu viel geſagt, um aufzuhören.“

„Ich rede vertraulich, mein Schwager,“ fuhr der Andere fort. „Vielen fällt auf, daß ihr in dieſer Zeit, wo es ſich um Gedeihen oder Untergang der Stadt handelt, in Rede und That ſo wenig Haß und Liebe erkennen laßt: und ſie wiſſen darum nicht, ob ſie euch vertrauen dürfen oder nicht.“

„Ich bin gelehrt worden,“ verſetzte der Wirth, „daß dem Bürger ziemt, um das eigene Wohl zu ſorgen, und daß ein ehrbarer Rath die Sorge um die Stadt als ſein Vorrecht betrachtet.“

„Dem Rath aber vermöchte eure Einſicht zu nützen. Ich weiß am beſten, Schwager Marcus, wie hoch der Sinn des Mannes iſt, mit welchem ich rede. Nie werde ich vergeſſen, daß ich meinen Wohlſtand den Jahren verdanke, in denen ich als euer Geſelle Handelſchaft trieb.“

„Vergeßt die alte Zeit, Herr Bürgermeiſter, und wenn ihr redlich an mir handeln wollt, ſo müht euch auch zu vergeſſen, was ihr vielleicht von mir kennen gelernt habt, als wir beide jünger waren. Ich bin alt geworden, es iſt einſam in meinem Hauſe; ich denke, die Stadt kann mich leiden wie ich bin, bis ich in der Marienkirche beigeſetzt werde gleich anderen meines Geſchlechts. Dann mag euer Pathe, mein Sohn Georg, verſuchen, dem Rath beſſer zu gefallen.“

„Wenn ich unwillkommen zu euch kam,“ antwortete der Bürgermeiſter gekränkt durch die Abweiſung, „ſo kam ich um eures Sohnes willen. Ein Haufe Vermummter in der unheiligen Tracht von Teufeln hat heut in den Gaſſen Ungebühr geübt, hinter der Larve ihres Anführers iſt mein Pathe Georg erkannt worden. Es geſchieht nicht zum erſtenmal, daß der Rath Urſache hat, auf ihn zu merken. Diesmal hat er der Kirche Aergerniß gegeben und iſt auch mit dem Polen Pietrowski zuſammengeſtoßen, welcher als Geſandter des Großkanzlers dem Rathe am Herzen liegen muß. Vielleicht gefällt euch, Herr Schwager, den Sohn auf einige Tage zu verſenden, bis der ärgerliche Fall vergeſſen iſt.“

„Hat der Knabe einen polniſchen Abgeſandten auf offener Straße gekränkt, ſo ſoll er auf offener Straße die Buße zahlen,“ verſetzte Marcus finſter, „ich will nicht, daß um meines Blutes willen die Stadt in Ungelegenheit gerathe. Erlaubt, daß ich ihn in eurer Gegenwart abhöre.“ Er ſchritt zur Thür und rief nach ſeinem Sohne. Es verging einige Zeit, in welcher die Herren einander ſchweigend gegenüber ſaßen; endlich öffnete ſich die Thür und herein trat ein junger Geſell, hoch aufgeſchoſſen, mit blondem Kraushaar und mit einem runden roſigen Antlitz, in dem zwei ſchlaue Augen unruhig über die ernſten Geſichter der Herren fuhren; man ſah dem Eintretenden die Verwirrung an, ſein Wams war unordentlich geneſtelt und eine Seite der Stirn mit einem Pflaſter gedeckt, aber um den Mund zuckte doch die Schelmerei, als er ſich verneigend grüßte: „Guten Abend, Herr Vater, guten Abend, Herr Pathe.“

„Wer hat dir die teufliſche Fratze gemacht,“ frug der Vater ſtreng, „in der du heut vor den Bauern getanzt haſt?“

„Lorenz, der Läufer, hat ſie von Danzig zugeführt.“

„Und wer hat dir das Geld dazu in die Hand gelegt?“

„Der Danziger wartet noch darauf, Herr Vater,“ geſtand Georg mit geringerer Zuverſicht. „Da iſt der Gewinn vom letzten Vogelſchießen.“

„Der iſt ſchon mehr als einmal in Rechnung gebracht,“ unterbrach ihn der Vater. „Wer hat dich an der Stirn getroffen?“

„Der Säbel des Pan Pietrowski, aber er ſoll dafür bezahlen. Eiſen um Eiſen iſt ein Therner Sprichwort.“

„Schweig, du dreiſter Knabe. Ihr hört, Herr Bürgermeiſter, er hat bekannt, nehmt ihn und thut mit ihm nach Ermeſſen des ehrbaren Raths.“

Dem Bürgermeiſter war die kurze Bereitwilligkeit des Vaters nicht willkommen und er frug nach einer Weile: „Als der Fremde den Säbel zog, was hatten ihm die Vermummten angethan?“

„Sie hatten ihn umtanzt wie viele Andere, die heut in fremder Tracht auf unſern Gaſſen wandeln. Das iſt ein altes Recht der Faſtnachtsteufel, wenn es den Fremden nicht gefällt, mögen ſie draußen bleiben,“ antwortete Georg trotzig.

„Haben Stadtleute geſehen, daß die Wunde geblutet hat?“

„Er hieb die Bänder der Larve durch und entblößte mein Geſicht, und Einige ſchrien Gewalt, als das Blut rann.“

Hutfeld ſah den Vater an: „Dies mag das Recht des Polen mindern und dein Unrecht beſſern. Euch, Herr Schwager, erſuche ich, dieſen unterdeß in eurem Hauſe feſt zu halten, wenn etwa der Rath ihn euch abfordern läßt.“ Er wandte ſich zum Abgange.

„Darf ich noch etwas reden, lieber Herr Pathe,“ bat Georg demüthig, und als Hutfeld nickte, fuhr er fort: „mir wäre wirklich lieber, wenn ſtatt meiner der Pietrowski verhaftet, verſtrickt und eingeſetzt würde. Denn nicht ich habe das Geſetz mit dem Säbel gebrochen, ſondern er, und nicht er trägt die Schmarre, ſondern ich, und deshalb kann mir nicht gefallen, daß ich in der Klauſur ſitzen ſoll, während er in der Schenke die Stiefeln zuſammenſchlägt; zumal heut, wo alle Brüderlein luſtig ſind.“

„Du biſt Sohn eines Hauswirths, er iſt der Gaſt,“ antwortete Hutfeld ernſt. „Nicht immer trinken Wirth und Gaſt das gleiche Maß. Dir aber kann morgen vor dem Rathe frommen, wenn du heut nicht im Artushofe beim Abendtanz gefunden wirſt.“ Er verließ grüßend das Zimmer, der Wirth folgte ihm bis zur Hausthür.

Als Marcus zurückkam, ſchritt er ſchweigend zu einem kleinen Wandſchrank, hob ein Schlüſſelbund heraus und gebot dem Sohne: „Folge mir. Hole zuvor dein Gebetbuch, denn es wird dir heilſam ſein, um den Himmel zu ſorgen, nachdem du dich im Dienſt der Hölle ſo luſtig bemüht haſt.“

Georg trug mit düſterer Miene ein kleines Buch herzu und folgte dem Vater die Treppe hinauf in den Oberſtock. Dort hielt Marcus vor einer eiſenbeſchlagenen Thür und faltete, bevor er das Schloß öffnete, die Hand über dem Schlüſſel. Der Sohn aber trat einen Schritt zurück, der ſtumme Trotz, mit welchem er die Einſperrung erwartete, ſchwand in unverhohlenem Schrecken. Denn das Gemach war, obwohl ſtattlich in der Mitte des Hauſes nach dem Markte gelegen, doch bei den Hausgenoſſen und auch unter den Nachbarn übel beleumdet als Behauſung eines polternden Geiſtes, welchen alte Leute als einen gepanzerten Mann geſchaut hatten, andere aber als einen braunen Kobold. Georg hatte nur ſelten den Raum betreten und gerade heut, wo er ſein Gewiſſen ein wenig bedrängt fühlte, war ihm der Aufenthalt unheimlich, aber die Scheu vor dem Vater ſchloß ihm den Mund und er preßte die Lippen zuſammen. Die Thür knarrte in den Angeln, der Sohn trat auf die Schwelle und ſein Blick irrte in dem dämmrigen Raume umher. Es war ein Gewölbe mit dicken Mauern, durch die trüben Rauten des Fenſters fiel ein Sonnenſtrahl und zeichnete auf die Dielen ein Netzwerk aus mattem Gold, an den Wänden ſtanden Schränke und eiſerne Käſten, auf einem Tiſch hing am kleinen Ständer eine goldene Haube und anderer Schmuck, wie ihn die vornehmen Frauen zu Thorn trugen. Der Vater blieb vor einem großen Schranke ſtehen. „Tritt näher," begann er feierlich, „du haſt heut Heilloſes getrieben in dem Uebermuth, den ich wohl an dir kenne und lange mit Nachſicht ertragen habe, ich will dich zur Vorſicht und Beſcheidenheit mahnen durch ein ernſtes Beiſpiel."

„Sagt mir vor Allem, Herr Vater, ob ihr ſelbſt ſehr böſe ſeid wegen des Teufelskrams," bat Georg.

„Daß mein Sohn in der unheiligen Maske als Narr vor den Bürgern geſpielt hat, war für uns beide Unehre, und noch größer war die Thorheit, daß er ſein Geſicht ſehen ließ."

„Der Pole ſoll mir's bezahlen," murmelte Georg.

„Was iſt der Pole?" frug der Vater, „der Diener eines Dieners. Wer ſeinen Zorn an kleinem Geſindlein verzettelt, gleicht dem Buſſard, der nach Mäuſen ſtößt." Er öffnete die Schrankthür. „Du warſt oft begierig, in Blechkappe und Krebs eines Gewappneten zu reiten, weißt du mir zu ſagen, wer einſt dieſe Rüſtung getragen hat?" In dem Schranke ſtand eine alterthümliche Rüſtung, graues Eiſen mit Gold verziert, dabei ein hoher Schild mit dem Zeichen, welches in Thorn verhaßter war als irgend etwas Anderes. Es war das ſchwarze Ordenskreuz, in deſſen Mitte ein goldenes lag.

„Ein Weißmantel trug die Rüſtung," antwortete Georg, „und ſehe ich recht, ſo war es ein Hochmeiſter des Ordens."

„Es war ein Meiſter des Ordens," beſtätigte der Vater, „und er war von unſerm Geſchlecht. Vernimm, was von ihm die Chronik kündet. Herr Ludolf wurde zu ſeiner Zeit gerühmt als ein weiſer und kriegstüchtiger Herr. Er führte ein großes Kreuzheer gegen die Heiden in Litauen, wohlüberlegt war der Kriegsplan und er hoffte Ruhm für ſich und Landgewinn für den Orden. Aber die große Hoffnung erwies ſich als eitel, die Litauer wichen weit rückwärts in ihre Sümpfe und während er mühſam durch die Wildniß nachzog, brachen andere Heerhaufen der Heiden in das preußiſche Land und verwüſteten erbärmlich Gut und Volk des Ordens. Als er auf die Trauerbotſchaft umkehrte, verlief ſich unzufrieden das Kreuzheer und von allen Seiten erhoben ſich Klagen gegen ihn ſelbſt. Das Unglück des Landes fraß ihm am Herzen, ſo daß er in Trübſinn verfiel und in ſchwarzer Stunde mit dem Meſſer nach einem Ordensbruder ſtach. In ſeinem Gram über die Miſſethat entſagte er ſelbſt ſeiner Herrſchaft. Nach Jahren ſchwand die Wolke von ſeinem Geiſte und die Brüder, welche ſeinen Werth wohl kannten, wollten ihn wieder auf den Herrenſtuhl ſetzen, er aber weigerte ſich. Und als er von dieſer Erde ſchied, umgeben von trauernden Brüdern und Männern unſeres Geſchlechts, da ſprach er, wie die Sage meldet, eine ſchwere Beſorgniß aus: Oft iſt das Schickſal der Könige von Thorn geweſen, daß durch den Lauf der Welt vereitelt wurde, was ſie redlich wollten, ihnen iſt, wie ich fürchte, kein Glück auf Erden beſchieden. Sorgt dafür, Kinder meines Geſchlechtes, daß ihr im Himmel euch gute Fürbitter gewinnet. Was der Sterbende ſprach, hat die folgende Zeit erfüllt. Einſt ſaß unſer Geſchlecht ehrenvoll in den großen Städten und in der Landſchaft, es ſind wenige davon übrig geblieben, hier in Thorn ſind wir beiden die letzten." Er ſah finſter vor ſich nieder.

Dem Sohn that der Kummer des Hausherrn leid und er verſuchte gutherzig zu tröſten: „Ach, Herr Vater, hätte der arme ſelige Vetter Hochmeiſter doch, bevor er ſchwermüthig wurde, noch einmal auf die hinterliſtigen Heiden losgeſchlagen. Blieben ſie ſtärker, ſo ſtarb er im Felde mit leichtem Herzen. Und wegen ſeiner Prophezeiung grämt euch nicht. Euch iſt doch auch Manches gelungen in eurem Leben und im Artushofe ſchweigen Alle mit Achtung, wenn ihr einmal das Wort ergreift. Waren die Alten trübſelig, warum ſollen wir's ſein."

„Du ſprichſt in kindiſchem Muth," antwortete Marcus, „höre weiter. Du haſt deinen Großvater nicht gekannt, auch von ihm bewahre ich ein Gewand." Er öffnete die andere Hälfte des Schrankes, ein Büßerkleid hing darin. „In ſeiner Zeit war der deutſche Orden ſchwach und hilflos, die Ordensherren verderben durch Schwelgerei und Unzucht, wie ſie in der Mehrzahl noch jetzt ſind; hochmüthig pochten ſie auf ihren Adel, ſie verſagten uns alten Geſchlechtsgenoſſen aus den Städten die Aufnahme in die Bruderſchaft, weil wir Kaufmannſchaft trieben und Bürger waren, und vertheilten die Aemter des Ordens an fremde Abenteurer aus dem Reiche, die gewöhnt waren vom Raub zu leben und die auch als Ordensritter gleich Räubern in unſerm Lande hauſten. Die Tyrannei wurde dem Lande unleidlich, zum Unheil war der Orden geworden und ein Unheil war die Hilfe, welche das Land zur Zeit deiner Großeltern dagegen fand. In offener Empörung kämpften Städte und Landſchaft gegen den Orden und ſie, die ſich Deutſche nannten, gaben ihr Geld und ihr Blut dafür, daß der Pole ihr Schutzherr wurde. Damals war im Lande Alles feindlich getheilt, Brüder und Nachbarn in grimmigem Kampf gegen einander. In unſerer Stadt gab es Viele, welche dem Hochmeiſter anhingen und die Stadt der deutſchen Herrſchaft bewahren wollten. Auch dein Großvater gehörte zu den Freunden des Ordens. Da ich ein kleiner Knabe war, wurde ich vor ein Gerüſt geführt, das dort vor unſerem Hauſe gezimmert war, und ſah wie die Häupter anſehnlicher Bürger in den Sand ſtehen. Zuletzt erkannte ich meinen Vater. Er ließ mich durch den Mönch, der neben ihm ſtand, auf das Gerüſt heben, küßte mich, ſah mich aus hohlen Augen an und ſprach mir leiſe in das Ohr: Du wirſt mich rächen, Marcus. Seitdem ſehe ich zuweilen am Boden das ſchwarze Blut und ich höre, wenn ich allein bin, die heiſere Mahnung in meinem Ohr.“ Er hielt inne, auch der Sohn ſtarrte bleich auf das blutgetränkte Gewand. Endlich fuhr Marcus fort: „Der Bruder meines Vaters, der mein Pathe war, hielt zur polniſchen Partei, er rettete mir das Erbe und erzog mich mit Treue. Wundere dich nicht, Georg, daß dein Vater ein ſchweigſamer Mann geworden iſt, nur kurz war das Glück, welches mir mit deiner lieben Mutter, der Schweſter meines Spielgeſellen Hutfeld, in das Haus geführt wurde, ſie ging zu den Engeln und ließ dich mir zurück. — Ungern gieße ich den bitteren Trank in den Becher deiner Jugend, aber der Tag iſt gekommen, wo dein ſorgloſer Muth durch ernſte Gedanken gebändigt werden ſoll. Erkenne, daß ich dich nicht wie einen ungezogenen Knaben behandle, und hüte dich, mir fernerhin zu mißfallen.“

Er wandte ſich zum Gehen, Georg eilte ihm nach und ſprach mit thränenden Augen: „Ich danke euch, Herr Vater, für eure Liebe und euer Vertrauen und daß ihr mich ſo gütig ſtraft. Gefällt es euch, Herr, ſo ſagt mir noch eins, warum ich in Demuth bitte. Iſt's nach eurem Wunſche, wenn ich mich für einen Deutſchen halte gegen die Polen?“

Der Vater hielt an und antwortete mit Ueberwindung: „Ich denke, dir iſt nicht noth, heut darum zu ſorgen. Du biſt ein Sohn, der im Hauſe des Vaters lebt, und der Vater richtet dir den Willen. Zuerſt gebietet dir der Vater, dann der Rath. Wirſt du einſt zum Rathmann der Stadt erkoren, dann erſt darfſt du deine eigenen Gedanken bethätigen.“

Als Marcus die Thür verſchloſſen hatte, frug Georg erſtaunt: „War dies mein Vater? Er ſah höher aus als ſonſt und ſo gewaltige Rede habe ich nie aus ſeinem Munde vernommen; er wäre wohl ſtrenger geweſen, wenn er gewußt hätte, daß wir den Frauenbruder garſtig vexirt haben.“ Scheu blickte er durch die Dämmerung nach dem offenen Schrank, deſſen Tiefen wie ſchwarze Schlünde gegen ihn gähnten. „Vom Großvater hat mir oft die ſelige Tante erzählt und meine Geſellen haben mir ſonſt ſein Schickſal vorgeworfen. Jetzt wagt es keiner mehr. Dennoch iſt es hart, mit dieſen Totengewändern eingeſperrt zu ſein.“ Er drückte die Schrankthüren zu, eilte an das Fenſter und zog, bis es ihm gelang zu öffnen. Dort athmete er friſche Winterluft, ſah die heimziehenden Landleute, die geſchäftigen Bürger, welche Tiſche und Kaſten vom Markte in die Häuſer trugen, und hoch über den dunkeln Schatten der Erde den lichten Abendhimmel; da wurde ihm leichter zu Sinn. „Alſo ich bin von dem Blute, dem Hochmeiſter entſtammen? ich grüße euch mein Kumpan, Herzog Albrecht von Brandenburg! Der Vater trägt, wie ich merke, ſeinen Stolz in der Taſche, ich wollte, er zeigte ihn auf dem Markte. Meine Ahnen haben als die Vornehmſten dem Adel geboten, jetzt drängen wir uns mit den Junkern vom Lande, wenn wir zufällig auf derſelben Bank ſitzen, und höhnen einander in wilden Reden. Der lange Henner Ingersleben, der weder Gut noch Geld hat und als Einlieger bei ſeinen Spießgeſellen auf dem Lande hauſt, weigerte ſich höhniſch mit uns Stadtknaben im Ringelrennen zu reiten und ſchalt uns Bürgerpack. Treffen wir uns auf der Haide, ſo iſt ausgemacht, daß wir einander ſchlagen, bis einer unter dem Pferde liegt. Auch mit dem Polen und ſeiner Sippſchaft hängt jetzt ein Handel, den wir in Frieden ſchwerlich zu Ende bringen; aber Junker und Polen ſollen merken, daß wir Kinder von Thorn uns gegen ſie zu behaupten wiſſen.“ Drohend hob er die Fauſt, aber er ſah gleich darauf wieder ſcheu in der Stube umher. „Als ich vor Jahren auf dem Danziger Schiff nach Schonen fuhr, um unſere Heringstonnen heimzuholen, und der däniſche Seeräuber uns anlief, da ſprang ich mit den Andern auf ſein Verdeck, obwohl ich ein Knabe war, und der Schiffer Hendrik rühmte die Hiebe des Duſſek, den ich gegen die Dänen ſchwang.“ Doch trotz dieſer tapfern Reden hielt er ſich vorſichtig in der Nähe des Fenſters. Draußen war es finſter geworden, nur einzelne Tritte klangen auf den Straßen, in den Häuſern glänzten Lichter und flackernde Herdfeuer, um die Schänken ſummte das Geräuſch luſtiger Geſellſchaft und vom Artushofe her klang die Tanzmuſik. „Die Pfeifer hätten auch nicht nöthig, ſo gellend zu locken, ich vernehme die Ladung ohnedies. Ob Eva Eske wohl nach mir frägt? ich denke, ſie erwartet, daß ich mit ihr tanze. Wäre ich dort, ich hätte den Vortritt, weil ich beim letzten Stechen das Beſte gewonnen habe. Jetzt wird ſich Vetter Matz Hutfeld, die teige Bürgermeiſterſemmel, obenan auf das Bret ſchieben. Matz ſtolperte neulich beim Tanze über mein ausgeſtrecktes Bein und fiel hin, mich ſoll wundern, ob ſein Vater trotzdem im Rathe für mich ſprechen wird.“ Auf der Straße ſangen vorübergehende Geſellen ein Liebeslied, Georg ſummte es leiſe mit. „Ach, das fremde Mädchen hat ein holdſeliges Geſicht und mich ärgert ſehr, daß ich ſie gekränkt habe, ſie ſtarrte mich an in Schreck und Scham, ich kann den Blick nicht vergeſſen; ich muß erfahren, wer ſie iſt und bei wem ſie hauſt, ich möchte nicht, daß ſie mich für ganz unbändig hielte. Vielleicht berede ich meine Genoſſen, daß ſie ihr eine Nachtmuſik bringen, dann ſpiele ich die Laute und Lips Eske ſtreicht das Baſſettel.“ Lange erfreute ihn dieſer Gedanke und er ſummte eine zierliche Weiſe, die zu dem Ständchen paßte. Auch als die Abendglocken läuteten und er das Gebetbuch in der Taſche fühlte, dachte er: „das läuft niemals weg,“ und begann eine neue Melodie. Zuletzt aber fühlte er die Kälte und den Hunger und auch die finſtere Stube bereitete ihm Sorge. „Der Herr Vater ſitzt wohl im Artushofe bei ſeinem Trunke und Barbara getraut ſich nicht ohne ſeine Erlaubniß Licht und Nachtkoſt zu bringen. Es iſt zuweilen mühſeliger ein Sohn zu ſein als ein Vater.“

Da knarrte es leiſe längs der Hauswand, an dem Seile, welches aus der Giebelluke hing, glitt ein dunkles Bündel herab und eine Stimme flüſterte vor dem Fenſter: „Seid ihr noch bei Leben und Geſundheit, Junker?“

„Biſt du's, Dobiſe?“

„Niemand ſonſt. Wenn ihr euren Arm ausſtreckt, könnt ihr den meinen faſſen und mich ans Fenſter ziehen.“

Das that Georg. Der Ankömmling, deſſen Fuß in dem Haken des Seils haftete, klammerte ſich an das Fenſterbret und blickte ängſtlich in den Raum. „Was bringſt du, Hausteufel?“ frug Georg.

„Nichts vom Teufel,“ warnte der Andere, „denn es iſt Nacht und die ſchwarzen Geiſter wandeln. Eure Geſellen grüßen euch, ſie ziehen nach dem Abendtanz in die Trinkſtube zu Jan Rike, dort erwarten ſie euch. Haltet das Seil feſt, ihr könnt nach mir auf den Boden ſteigen und durch das Hinterhaus ins Freie. Schlagt den Haken an das Fenſter, ſo findet ihr euch auf demſelben Wege zurück und kein Herr merkt eure Fahrt.“

„Wo iſt der Vater?“

„In ſeiner Kammer, die er nicht mehr verläßt.“

Georg dachte ſehnſüchtig an die harrenden Genoſſen, aber er ermannte ſich: „Ich bin hier verſtrickt und darf nicht entweichen.“

„Bindet euch ein Strick, ſo löſt euch der andere,“ erinnerte Dobiſe an dem Seil ſchüttelnd.

„Dennoch bleibe ich hier, man muß ſeinem Alten auch einmal etwas zu Gefallen thun. Den Geſellen ſage, daß der Rath über uns iſt; und höre, mahne heimlich die Magd, daß ſie mir ein Licht und gute Koſt zuträgt, denn es iſt einſam im Finſtern.“

„Ihr wollt doch die Nacht nicht allein bleiben mit den Unholden der Stube?“

„Willſt du zu mir herein kommen und bis zum Morgen hier weilen, ſo habe ich nichts dagegen,“ verſetzte Georg.

„Lieber wollte ich ſterben," raunte Dobiſe in ehrlichem Grauen und ließ das Fenſter los, ſo daß er an dem Seil baumelte.

„So fahr dahin, du Narr."

„Auf der Treppe will ich die Nacht ſitzen um euretwillen," flüſterte der Andere handelnd, „dafür bitte ich euch morgen um Silber, bei den Pfaffen einen Zettel für mich zu kaufen. Denn ſie ſagen, daß die Teufel Macht über Jeden erhalten, der ihren Rock anzieht, und da ich euch zu Liebe mit Kuhſchwanz und Hörnern geſprungen bin, ſo hoffe ich, werdet ihr euch meiner Seele erbarmen. Alle vierzehn Nothhelfer! ſeht ihr die feurigen Augen hinter euch?"

Georg wandte ſich erſchrocken um. „Es iſt die Goldhaube der Mutter," ſagte er beruhigt.

Dobiſe ſchwieg und ſah ſpähend in den Raum.

Auf dem leeren Markt klangen Tritte, welche ſich näherten. „Schnell mach dich fort," mahnte Georg und trat von dem Fenſter zurück. Im nächſten Augenblick vernahm er Gebrüll und einen Schreckensruf und ſah den Dobiſe ſchleunigſt am Seil nach der Höhe klimmen. Unten murmelte es leiſe, dann wurde Alles ſtill, der Nebel quoll in den Straßen, die rothen Lichter, welche hier und da blinkten, ſchwanden eines nach dem andern, in der Ferne ſchlug dumpf die Uhr von St. Johannes und zuweilen blies der Thürmer die gewohnte Weiſe. Spät kam die alte Barbara, ſie trug die Abendkoſt, eine Lampe, Strohſack und Decke. Georg antwortete ihrem bekümmerten Nachtſegen mit freundlichem Lachen, warf ſich auf ſein Lager am Boden und entſchlief ruhig.

Der Vater aber in ſeiner Kammer wachte, er ſaß über ein Buch gebeugt, deſſen Seiten er mit vielen Zeichen beſchrieben hatte, zählte zuſammen und rechnete. Die Zeichen und Zahlen des Buches, unverſtändlich für jeden Andern, bedeuteten nicht Kaufmannsgüter und Summen ſeines irdiſchen Handelsgeſchäftes, es war die Rechnung, die er als frommer Chriſt für das ewige Leben führte. Die frommen Bruderſchaften ſtanden darin, denen er angehörte, jede mit vielen Tauſenden Paternoſter und Ave Marias, mit ganzen Roſenkränzen und anderen Hilfsmitteln zur Seligkeit, welche die Bruderſchaft als gemeinſamen Schatz für ihre Mitglieder gut gemacht hatte. Auch ſeine eigenen guten Werke waren darin verzeichnet, die frommen Spenden und Almoſen, die er ausgetheilt, und die Bußübungen, denen er ſich freiwillig unterzogen. Seite auf Seite überſchlug er und rechnete zuſammen, am ſorgfältigſten, was er der Mutter Gottes und ſeinem Schutzpatron, dem heiligen Johannes zu Ehren erwieſen hatte, damit ſie ihm ihre beſondere Neigung zuwendeten. Es war eine große Summe von Gebeten und von guten Werken. „Wir flehen und opfern unabläſſig,“ ſeufzte er endlich, „aber nimmer erfahren wir, wie hoch die Heiligen den Aufwand ſchätzen, den wir für ſie gemacht, und wir müſſen den Prieſtern vertrauen, wenn ſie uns gute Vertröſtung geben und beſtätigen, daß unſere Rechnung mit dem Himmel günſtig für uns ſtehe. Ich bin ein alter Mann geworden über der Arbeit dieſes Buches, aber den größten irdiſchen Wunſch, um den ich flehe, entbehre und opfere, haben die Heiligen nicht erhört.“ Er barg das Buch in ſeinem Schrein und ging mit großen Schritten und gehobenem Haupte in der Kammer auf und ab, die Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen, die Fauſt ballte ſich und wenn das Licht ſeine düſtern Züge erleuchtete, ſah er einem harten Kriegsmanne ähnlicher als einem friedlichen Kaufherrn.

2.

Der Herr Magiſter.

Marcus König galt für den reichſten Großhändler der Stadt, er war Herr eines Landgutes mit befeſtigtem Hauſe, er beſaß Wälder, Wieſen und Mühlen nicht nur im Stadtgebiet, auch jenſeit der Brücke in Polen, ihm gehörten mehre Bordinge und Frachtkähne auf der Weichſel und man wußte, daß er in Geſellſchaft mit großen Kaufherren aus Danzig und Lübeck weit über die See handelte. Wer in ſein Contor, „die Kammer,“ trat, erkannte, daß der Hausherr ſich viel in der Welt verſucht hatte; neben den Schränken mit Handelsbriefen und Waarenproben hingen zwei halbe Rüſtungen aus ſchwarzem Eiſenblech, wie die Seefahrer im Kampfe zu tragen pflegten, darunter ein Feuerrohr, Piken und Enterbeile, an der Decke zuſammengerollte Wimpel und Flaggen verſchiedener Schiffe; in der Ecke lehnten gewaltige Wurfſpeere, welche der Nordländer zum Streit gegen Seeungeheuer gebraucht, und zwiſchen ihnen das rieſige Horn eines Ungethüms. Auch das Marienbild, welches über dem Weihkeſſel an der Thür hing, war mit einem Roſenkranz von großen rothen Korallen umgeben, die nur im Südmeer erfiſcht wurden. Die oberen Stockwerke des Hauſes, die Keller und die Speicher in dem langen Hofe waren mit Kaufmannsgut gefüllt, dort lagerte Kupfer und Pelzwerk, Wachs und Honig der Oſtländer, aber auch die köſtlichen Waaren, welche aus dem fernen Weſten herzugefahren wurden, ſüßer Wein und Gewürz, theure Gewebe, Sammet und goldgemuſterte Stoffe aus Flandern und Genua. Dennoch war es ein ſtilles Haus und eine kleine Dienerſchaft, mit welcher der reiche Mann ſeinen Handel betrieb. In der Kammer ſaß nur ein Gehülfe ihm gegenüber, Bernd Guſek, ein demüthiger Mann, welcher „der Lieger“ hieß, weil er eigenen Antheil an vielen Geſchäften hatte und das Vorrecht, gleich dem Herrn mit der Marke der Handlung zu zeichnen; er war wohlbekannt in allen Oſtſtädten von Lemberg bis Danzig und galt unter den Polen ſo viel als der Herr ſelbſt. Ein niedriger Seitentiſch war für Georg aufgeſtellt, der als Geſell in der Handlung diente. Im Hof und in den Speichern aber wirthſchaftete mit einigen Packern der Hausknecht Dobiſe, ein Unfreier vom Gute des Hausherrn. Sonſt wußten die Neugierigen weniger von dem reichen Marcus zu erzählen als von andern Brüdern des Artushofes. Denn er war nach dem Tode ſeiner Hausfrau viele Jahre auf Handelsfahrten in der Fremde geweſen, während ſeine unverheiratete Schweſter ihm den einzigen Sohn erzog. Erſt als die Schweſter ſtarb, war er heimgekehrt, ein ernſter, ſchweigſamer Herr, der ſich ſtolz hielt gegen die Bürger, aber auch unter den Brüdern des Artushofes, wo er von ſeinen Vorfahren her einen Ehrenſitz an der vornehmſten Bank inne hatte.

Am Tage nach dem Teufelstanz ſchrieb Marcus in der Kammer über Geſchäftsbriefen, auch Georg, der ſeiner Haft entledigt war, ſaß mißvergnügt auf dem Schemel, als der Rathsbote eintrat und den Hausherrn mit ſeinem Sohne vor den Rath lud. Die alte Magd reichte dem Herrn klagend ſeinen Hut: „Das wird für euch ein ſaurer Gang. Sonſt, wenn Liſchke, der Bote, in das Haus kam, hielt er gern bei der Küchenthür an, er ſaß auf dem Schemel nieder und erwartete, daß ich ihm ein Glas Danziger zutrug, heut ſah er feindſelig um ſich und wich vor dem Schemel zurück, wie ein Kater vor dem heißen Roſt.“

Nicht nur der Diener war in Aufregung, auch die Herren des Rathes ſaßen ſteif in ihren Stühlen, und ſogar der älteſte

Bürgermeiſter, Burggraf Friedewald, der Allen ehrwürdig war mit ſeinem langen weißen Haar und dem freundlichen Antlitz, begann feierlicher als ſonſt: „Bevor der Rath euren Sohn ſtraft, Herr Kumpan, muß ich euch vorhalten, daß heut Barthel Schneider mit ſeinem Geſellen eine Anzeige vor uns gebracht hat. Als er geſtern in ſpäter Abendſtunde bei eurem Hauſe vorbei ging, hat er nahe an eurer Wand über ſich in der Luft eine ſchwarze ſcheußliche Geſtalt geſehen, die ihm als der leibhaftige Teufel kenntlich wurde. Dieſe Geſtalt hat ſich in der Luft überſchlagen und gegen die redlichen Männer, den Schneider und ſeinen Geſellen, ſo greulich gebrüllt, daß Beide entſetzt auseinanderfielen, bis ſie auf dem Boden lagen. Von dort, ſagt Barthel, habe er noch geſehen, daß der böſe Geiſt an eurem Hauſe in die Höhe flog, wobei ſein Schwanz immer länger wurde, bis er endlich in eurer Giebelluke verſchwand. Der Geſelle ſagt aus, daß er ein unmenſchliches Gelächter vernommen habe und daß oben erwähnter Schwanz, welcher gerade herabhing, am Ende gekrümmt geweſen ſei wie bei einem Fleiſcherhunde. Ungern theile ich euch das mit, da ihr als ruhiger und gottesfürchtiger Mann bekannt ſeid, doch euch ſelbſt wird nicht verborgen bleiben, was Viele meinen, daß der Frevelmuth eures Sohnes und ſein Spiel mit dem Teufel dem Böſen Zugang in euer Haus bereitet habe. Arges Gerücht aber verdirbt den beſten Mann, und des Raths Verpflichtung iſt unter anderem auch, Beunruhigung chriſtlicher Seelen zu verhindern, deshalb werdet ihr wohlthun, unverzüglich die frommen Väter zu laden, damit ſie dem Böſen euer Haus verleiden, und werdet fortan eure Hausgenoſſen in ſtrenger Zucht halten, damit das Geräuſch in der Stadt wieder geſtillt werde und unſere und eure Ehre im Lande nicht durch ſchädliches Gerücht gekränkt.“

Marcus warf einen forſchenden Blick auf ſeinen Sohn, der betroffen an das Seil des Dobiſe dachte, und ſchwieg eine Weile, wie einem beſcheidenen Manne ſchicklich war, wenn ihm Gewichtiges in das Ohr klang. Endlich begann er: „Ich bedanke mich bei einem ehrbaren Rath für die Vermahnung und ich werde zur Stelle bei den ehrwürdigen Dominikanern um die Hilfe der Heiligen anhalten. Ich ſelbſt habe in meiner Kammer, wo ich gerade beſſer als mit weltlichen Dingen beſchäftigt war, einmal ein fernes Brummen vernommen und mich dabei beruhigt, daß es vom Markt herkomme. Gegen die Ausſage des Barthel Schneider vermag ich nichts vorzubringen, er iſt aus der Neuſtadt und deshalb geneigt, von unſerer Altſtadt Unfreundliches zu vermelden, und er iſt zwar bekannt als ein redlicher Mann, aber nicht als ein herzhafter. Einen ehrbaren Rath bitte ich nur, wohlmeinend zu erwägen, daß der nächtliche Spuk nach Ausſage nicht in meinem Hauſe ſichtbar wurde, ſondern außerhalb, und wenn er ſich unter meinem Dach verloren haben ſoll, ſo mögen vielleicht die Erſchrockenen dies nicht deutlich geſehen haben, zumal die Nacht finſter war." Darauf wandte ſich der Burggraf gegen Georg und ſtrafte dieſen ſtärker mit Worten: „denn obwohl die Maske des Teufels in der Faſtnacht von Thorn nicht unerhört iſt, ſo bleibt ſie immer bedenklich, vor Anderen für junge Geſellen des Artushofes; und obwohl das Vexiren mit Schweinsblaſen und Lederkolben ebenfalls gebräuchlich iſt, ſo iſt dabei doch billige Rückſicht zu nehmen auf fremde Gäſte und zumeiſt auf heilige Männer. Beide aber ſind durch den Narrentand gekränkt worden, und der Rath muß euch, weil ihr den Frieden der Stadt durch Wort und Geberde geſchädigt habt, zu einer ſtarken Pön verurtheilen, zumal uns allen wohl bewußt iſt, daß ihr nicht zum erſtenmal wegen Ungebühr vor dem Rathe ſteht. Da ihr öfter gemahnt worden ſeid und doch nicht Ruhe haltet, ſo muß der Unwille der Stadt um ſo größer werden."

„Hochgebietender Herr Burggraf," antwortete Georg mit aufrichtigem Kummer: „mich ſelbſt verwundert ſehr, daß gerade ich zuweilen das Unglück habe einen Anſtoß zu geben, denn ich möchte gern in Frieden leben. Wenn die anderen Vögel davon fliegen, an meinen Federn haftet das Pech, daß zuletzt der Bote des Raths ſeine Mütze über mich wirft."

„Wollt ihr damit ſagen," verſetzte der Bürgermeiſter, „daß ihr von Anderen angeſtiftet ſeid, ſo mögt ihr in dieſem Fall vielleicht eure Strafe mildern, wenn ihr die Rädelsführer angebt." Und als der alte Herr ſo ſprach, zuckte trotz der ſtrengen Worte doch ein Lächeln um ſeinen Mund. Georg erröthete über die Zumuthung: „Ihr wißt ſelbſt, hochgebietender Herr, daß mir nicht ziemen würde, einen meiner Geſellen zu verrathen oder gar das Urtheil, welches gegen mich gefällt iſt, Andern an den Hals zu reden."

Da Herr Friedewald daſſelbe wußte und auch daran dachte, daß die andern Teufel zum Theil Söhne von Rathsherren geweſen waren, ſo begnügte er ſich zu ſagen: „Wenn euch der Rath nach den Namen eurer Kumpane fragen wollte, würdet ihr ihm die Antwort nicht weigern, diesmal geht die Klage gegen euch allein. Dagegen iſt wieder dem Rathe berichtet, daß ein Bäuerlein von den Stadtgütern mit einem eiſernen Flegel gefährlich gegen eure Genoſſen losgeſchlagen und daß der Pole euch mit gezückter Waffe angefallen hat. Beide haben den Frieden der Stadt gebrochen, das Bäuerlein, welches uns angehört, wird nach Gebühr gerichtet werden, und gegen den Polen ſteht euch ſelbſt eine Klage zu wegen des Hiebes, welcher dem Vernehmen nach zweizöllig und blutig war. Da der Pole als Gaſt der Stadt anweſend iſt und ſich als fremd in unſerm Brauch und Recht bekannt hat, ſo will der Rath ein Uebriges thun und eure Strafe erlaſſen, wenn ihr davon abſehet, den Gaſt zu verklagen."

„Ich denke, gebietende Herren," verſetzte Georg, „mein Recht mir ſelbſt von dem Pietrowski da zu holen, wo der Friede der Stadt mir nicht die Waffe bindet."

„Ich merke," ſagte Herr Friedewald ſtrafend, „daß ihr geringe Urſache habt, friedliche Geſinnung vor uns zu rühmen.

Wahrt euch auch auf fremdem Grunde vor Händeln und Rache, damit der Stadt nicht euretwegen neue Sorge entſtehe. Heut aber entnehme ich aus euren Worten, daß ihr der Klage entſagt. Fertigt die Vergleichung zu Papier, Stadtſchreiber.“

Als Vater und Sohn das Rathszimmer verließen und der Vater ſchweigend mit geſenktem Haupt über den Markt ſchritt, dachte Georg reuig, daß er ſehr zornig ſein müſſe, und der Kummer des Alten that ihm von Herzen weh. Erſt als ſie vor ihrem Hauſe ſtanden, ſah Marcus nach der Höhe und ſprach ſeinen Sohn ſcharf anblickend: „Dort hängt der Haken mit dem Seil aus der Luke, ſage dem Dobiſe, daß er ihn zur Stelle einzieht; ich gehe zu den Predigermönchen.“

„Herr Vater,“ bat Georg, „warum wollt ihr nicht bei unſerem Pfarrer von St. Johannes Hilfe ſuchen, was kümmern uns die Mönche in der Neuſtadt.“

„Sie kümmern uns, weil ſie gegenwärtig die Herrſchaft unter den Geſchorenen führen. Der Pfarrer von St. Johannes iſt beargwöhnt als ein Unzufriedener.“

Kurze Zeit darauf bewegte ſich ein heiliger Zug von der Neuſtadt über den Markt, zwei Predigermönche, vor ihnen die Knaben mit Lichtern, der Sacriſtan mit Wedel und Sprengkeſſel, ein junger Bruder mit dem großen Buche. An der Thür empfing der Hausherr die hilfreichen Gäſte, die Knaben zündeten die Lichter an, welche der Wind ausgeblaſen hatte, und die Mönche umſchritten feierlich die verſammelten Hausgenoſſen, ſprachen die lateiniſchen Gebete und beſprengten die Knienden mit dem Weihwaſſer, wobei Georg ohne Freude erkannte, daß der Zorn des Pater Gregorius ihm das ganze Geſicht mit dem Wedel beſtrich. Als die Menſchen nothdürftig gegen die Einwirkungen des Satans geſchützt waren, durchzogen die Brüder das Haus, forderten in jedem Raume den Böſen auf, zu entweichen, ſprengten und räucherten in jede Ecke. Der Demüthigſte von Allen war Dobiſe, er hatte ſich aus eigenem Triebe ein Wachslicht angezündet, das er mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen vor ſich hertrug, er murmelte das Ave Maria, deſſen er mächtig war, unabläſſig vor ſich hin und benutzte jede Gelegenheit ſich auf die Knie zu werfen.

Als Alles nach Gebühr vollendet war, führte der Hausherr die Brüder zur Wohnſtube, wo bereits der Weinkrug mit den Bechern ſtand, er bedankte ſich wieder ehrerbietig wegen Säuberung ſeines Hauſes und empfahl ſich und die Seinen dem Gebet der Mönche. „Und jetzt bitte ich, daß die ehrwürdigen Väter eine Stärkung nicht verſchmähen.“

„Noch haben die Heiligen nicht die Sühne, welche ſie ſich begehren müſſen nach der Kränkung, die einem Geweihten zufügt wurde,“ verſetzte Pater Gregorius feindſelig abweiſend.

„Mein armer Sohn iſt bereit, ſich jeder Buße zu unterwerfen, welche ihr ihm auflegen werdet.“

„Wenn er an drei Feſttagen vor dem andächtigen Volke büßend befunden wird, nicht auf den Stufen des Altars, ſondern auf dem Fußboden, nicht auf ſeinen Knien, ſondern ausgeſtreckt, und wenn er darauf gebührlich opfert, ſo mag die Kirche ihn ſeiner Sündenſchuld erbarmend entledigen.“

Das Antlitz Georgs röthete ſich und er ballte die Fauſt, aber der Vater hob die Hand, daß er ſchweige. „Wenn er auch thut, was ihr frommen Väter ihm auflegt, ſo weiß ich doch, daß euer Gebet heilkräftiger für ihn ſein wird, als ſeine eigene Buße, und vor Allem möchte ich euren guten Willen erwerben. Deshalb flehe ich, daß ihr als Zeichen günſtiger Meinung nicht verſchmäht, von dieſem Sect zu trinken, welcher das Beſte meines Kellers iſt.“

Pater Gregorius ergriff nachläſſig den Wedel, ſprengte um den Wein, wobei er ſich hütete, Waſſertropfen in den Trunk zu werfen, leerte vornehm das Glas und wandte ſich dann mit ſtillem Gebet vor das Muttergottesbild in der Nähe der Thür. Als Dobiſe, welcher dort unter den Knaben ſtand, die neue Andacht des großen Mannes ſah, hielt er es für nützlich, ihm wieder zu leuchten und warf ſich mit ſeiner Kerze vor den Füßen des Mönches zu Boden. Unterdeß nahm Marcus den andern Bruder, der dem Wein volle Ehre erwieſen hatte, ans Fenſter und ſprach bekümmert: „Ich bitte euch, ehrwürdiger Bruder, mir zu ſagen, wie ich den guten Willen unſeres Vaters gewinnen kann; gern würde ich ihm meine Verehrung erweiſen, damit er des Muthwillens nicht mehr gedenkt und fortan mit treuer Geſinnung für mich und meinen Sohn zu bitten vermag. Denn hart iſt die Buße, welche die Heiligen meinem armen Georg auferlegen wollen, und gern vermiede ich die Unehre.“

„Vielleicht,“ verſetzte der Mönch wohlwollend, „wenn ihr ein anſehnliches Faß von demſelben Wein an unſerer Pforte abladen ließet, würde mein Bruder beſſeres Vertrauen gewinnen.“

„Ein anſehnliches Faß,“ wiederholte Marcus erſtaunt, „ihr wißt, daß dieſer Wein nur in kleinen Tonnen aus Welſchland zu uns kommt. Doch bin ich bereit, gegen Abend zwei Legel nach St. Nicolaus zu ſchaffen, dieſe ſoll mein Knabe ſelbſt überbringen.“

Der Mönch winkte mit einem Blick des Einverſtändniſſes und die frommen Brüder verließen das Haus im Zuge, nachdem ſie die Hausbewohner geſegnet hatten.

Georg trat mit flammendem Blick vor den Vater. „Niemals unterwerfe ich mich der Buße des boshaften Mannes.“

„Wer länger gelebt hat als du, der erkennt, daß Alles ſeinen Preis hat. Am koſtbarſten aber iſt der Zoll, den wir auf dem Wege in jenes Leben zu entrichten haben. Gibt Jemand den Pfaffen ein Recht über ſich, ſo darf er ſich nicht wundern, wenn ſie den Vortheil unmäßig benutzen. Denn die Geiſtlichen, wie ſie auch ſein mögen, haben die Macht Jedem in dieſem und noch mehr in jenem Leben zu ſchaden oder zu nützen. Kein Kaiſer und kein König vermag ohne ihre Hilfe und Fürbitte zu beſtehen, und die von St. Nicolaus ſind, obgleich ſchärfer als andere in Thorn, doch noch nicht ſo unerſättlich als größere, und kluger Sinn vermag ſie noch zu gewinnen. Und ich ſage dir," fuhr er befehlend fort, „du wirſt dich vor ihnen demüthigen, ſie aber werden, wie ich hoffe, dir die öffentliche Unehre erlaſſen."

Als Georg gegen Abend mit Dobiſe den Wein vor der Kloſterpforte abgeladen hatte, ſenkte er, ſeinen Stolz mühſam bändigend, vor dem Pater das Haupt und bat mit höflichen Worten, die er ſich mühſam überlegt hatte, um Verzeihung. Der finſtere Blick des Paters glitt auf die Tönnlein herab und wurde etwas freundlicher, ſo daß er dem Sünder nur als ſtille Buße auflegte, an drei Tagen eine vorgeſchriebene Anzahl von Gebeten vor jedem Altar der Kloſterkirche zu ſagen. Mit dieſem Beſcheid ging Georg mißmuthig heim.

An einem der nächſten Tage ſaß Georg in der dunkeln Hinterſtube des Hauſes und berechnete die Unkoſten, welche eine Kiſte Sammet und Brokat von Venedig bis zur Ankunft in Thorn verurſachen würde. Die Arbeit röthete ihm die Wangen und da er ſich mehrmals in das Haar gefahren war, ſtand es ihm aufgeregt um den Kopf, er ſah zuweilen auf ein Rechenbret mit wunderlichen Zeichen und war unzufrieden mit dem Schreiberohr, der Tinte und der ſchweren Rechnerei. Unvermerkt war der Vater herangetreten; als Georg das Rohr weglegte und tief aufathmete, ergriff er das Blatt und ſah die Rechnung durch: „Sammet und Brokat haben klein Gewicht, das konnteſt du wiſſen," tadelte er, „auch haſt du vergeſſen, daß die Herrſchaft von Venedig dem deutſchen Contor beim Zoll zehn Procent vom Werthe der Waare nicht in Rechnung bringt. Die Berechnung über Augsburg iſt richtig, der Danziger nimmt die Lagermiethe nach dem Werth der Waare, ſobald er die Kiſte unter ſein Dach bringt, und es iſt deshalb unſere Sache, mit dem Bordſchiff bei der Hand zu ſein, damit wir vom Deck einladen." Das Blatt weglegend, fuhr er fort: „Wie lange iſt es her, ſeit du die lateiniſche Schule von St. Johannes verlaſſen haſt?"

„Drei Jahre, Herr Vater, und ich mußte länger dort ſitzen als ein anderer, ich war der größte Schüler und die kleinen Schützen lachten, wenn ich einmal nicht Beſcheid wußte," verſetzte Georg mit ehrlichem Abſcheu.

„Ich habe mit Bürgermeiſter Hutfeld, deinem Pathen, deinethalb geſprochen; einiges, was er mir ſagte, vermag er mit guten Gründen zu ſtützen; jetzt ſitzeſt du im Artushofe unter den jüngſten, ich denke, du haſt den Willen, einen Ehrenſitz zu erwerben."

„Ich will der Stadt keine Schande machen, Herr Vater."

Marcus nickte. „Es kommt eine neue Zeit, und wer jetzt über das Wohl der Stadt verhandeln will mit den Polen oder auch fern im Reiche, der muß des Lateiniſchen mehr mächtig ſein, als du biſt. Gern hätte ich dich an die Oder nach Frankfurt geſchickt, damit du dort bei den Juriſten das Recht lernteſt. Aber die Handlung konnte dich nicht entbehren. Noch andere Knaben aus dem Artushofe ſind in derſelben Lage, daß die Väter ſie im Hauſe nicht ganz miſſen wollen. Darum haben Einige von uns vereinbart, euch dem neuen Magiſter der Johannesſchule in der Art zu übergeben, daß ihr geſondert von den Andern in Stil und lateiniſcher Kanzlei belehrt werdet. Es wird dem Magiſter ſowohl durch Geld als auch durch Getreide gut gemacht werden."

Georg vernahm bekümmert dieſen Befehl, aber im nächſten Augenblick erhellte ſich ſein Geſicht, und mit größerer Freudigkeit als der Vater erwartet hatte, antwortete er: „ich bin willig, Herr."

Am Nachmittage ſaß Konrad Hutfeld wieder ſeinem Schwager gegenüber, diesmal in beſſerem Einvernehmen; beide in der Abſicht, den geladenen Magiſter zum lateiniſchen Lehrer ihrer Söhne zu werben. Der Gelehrte wurde eingeführt und begrüßte geziemend die Beiden. „Hochanſehnlicher Kaufherr und Wirth, namhafter Herr Bürgermeiſter, es geſchieht auf Grund einer Aufforderung, daß ich hier eindringe. Gern bin ich bereit, zu vernehmen, womit ich meinen günſtigen Herren zu dienen vermag. Sind hier auch meinerſeits Bitten statthaft, ſo wollte ich mit gebührendem Reſpect anheimgeben, daß der Ofen in der mir überwieſenen Schulſtube qualmt und daß meine Schützen Rauch ſchlucken, was ihre Aufmerkſamkeit nicht befördert und auch mir erſchwert, in dem ſchwarzen Dampf die Uebelthäter zu erkennen, obgleich dies wegen der Abrechnung am Samſtage nothwendig iſt.“

Der Bürgermeiſter ſtellte Abhilfe in Ausſicht; der Magiſter nahm auf dem bereit ſtehenden dritten Stuhle Platz und empfing den Wein, welcher ihm von dem Hausherrn eingeſchenkt wurde. Er koſtete, ſetzte erfreut ab, leerte das Glas und rief: „Dieſer Riveſalt hat lange Jahre in einem guten Keller gelegen.“

Da lächelte der Hausherr ein wenig und der Bürgermeiſter machte den verabredeten Vorſchlag. Doch der Magiſter vernahm die Zumuthung ohne Freude: „Ungern nehme ich erwachſene Jünglinge in die Lehre, noch unlieber theile ich ihnen beſondere Stunden zu, denn ſelten lernt etwas Ordentliches, wer gewöhnt iſt am Abend mit der Laute durch die Gaſſen zu ziehen und auf das Frauenvolk an den Thüren zu blicken.“

„Dennoch würdet ihr Manchen durch dieſe Gefälligkeit verpflichten, der euch von Nutzen ſein kann,“ mahnte Hutfeld, verletzt durch die kühle Haltung.

„Es iſt nicht meine Sache, gebietender Herr,“ verſetzte der Magiſter, ihn ſteif anſehend, „als Lehrer Anderen angenehm zu ſein, ſondern die Knaben, welche ich lehre, ſollen mir angenehm werden, das will ſagen, ſie ſollen etwas Ordentliches lernen, denn das iſt die Freude des Lehrers; wollen ſie das nicht, ſo kränkt mich die verlorene Zeit, ſelbſt wenn die Faulen, mit Verlaub zu ſagen, Söhne eines Bürgermeiſters ſind.“

„So mögt ihr mit mir reden,“ antwortete Hutfeld mit

Haltung, „nachdem ihr eure Schüler als träge erkannt habt; jetzt rathe ich doch, die Sache erſt zu verſuchen.“

Der Magiſter fühlte, daß er zu eifrig geweſen war, und dieſe Erkenntniß bändigte den Stolz, den er als Feldherr im Kriege gegen bäuriſche Unwiſſenheit gewonnen hatte; er fuhr ruhiger fort: „Auch was ihr von der Zulage zu meiner Beſoldung geſagt habt, kann mich nicht locken. Wenn ich eure alten Knaben in meine Lehre nehme, ſo thue ich es nur auf meine Bedingungen.“

„Nennt dieſe,“ mahnte Hutfeld.

„Zunächſt nehme ich ſie nur auf Probe und ich ſelbſt beſtimme am Ende des Vierteljahres das Geld, welches jeder zu zahlen hat; wer nichts lernt, zahlt doppelt, und wer mir Freude macht, weniger; denn bei den Schlechten habe ich Aerger und Mühe.“

„Ihr habt Recht, Herr Magiſter,“ lobte Marcus, dem die Geſinnung des Alten gefiel, „um das Schulgeld wollen wir alſo nicht ſtreiten.“

„Noch bin ich nicht fertig,“ fuhr der Magiſter ungerührt fort, „ich nehme keinen Knaben an, den ich nicht vorher geſehen habe, denn wir Schulmänner leſen aus den Linien des Geſichtes Manches, was die Eltern nicht erkennen.“

„Einer wenigſtens iſt zur Stelle,“ ſagte Marcus aufſtehend und rief in die Kammer nach ſeinem Sohne.

Georg trat eilig ein in dem Wamms, das er in der Schreibſtube trug, und grüßte den Pathen; als ſein Blick auf den Magiſter fiel, erröthete er ein wenig, denn er erkannte ſein Opfer vom Faſtnachtsſpiele. Da der kleine Magiſter die hohe Geſtalt ſah in voller Jugendkraft, die Stirne von blonden Locken umgeben, ſtellte er ſich dicht vor den Jüngling und ſtützte die Arme unter. Sein ſcharfer Blick wurde heiterer: „Einen ſo langen Bachanten habe ich noch niemals unter meinem Scepter gehabt,“ begann er endlich und lachte ſo laut, daß er ſchütterte und ſich beugte, und daß Georg von der

Fröhlichkeit angeſteckt wurde. „Doch wie geſchieht mir,“ unterbrach ſich der Magiſter, „dieſen Lateiner habe ich bereits geſehen; richtig, er iſt es,“ und er faßte ihn am Wamms und ſchüttelte ihn. „Ihr wollt den Teufel ſpielen, ihr ſeid in der hölliſchen Kanzlei ſchlecht bewandert, meint ihr, ich habe vergeſſen, daß ihr in eurer Rede ut mit dem Indicativ conſtruirt habt? Ihr werdet eurem Lehrer Noth machen.“ Er wandte ſich kurz ab und ſetzte ſich ſtracks auf ſeinen Stuhl.

Jetzt lächelte auch Hutfeld und frug, um die Verhandlung zu enden: „Wollt ihr es nicht dennoch mit ihm und den Andern verſuchen?“

„Die Frage iſt jetzt, gebietender Herr Bürgermeiſter, ob er es mit mir verſuchen will.“ Er ſprang wieder vor Georg und ſprach, mit dem Finger gegen die eigene Bruſt ſtoßend: „Ich gehe nicht in die Häuſer, um die Söhne reicher Leute zu unterrichten, wie ein verlaufener Bettelmönch; wer bei mir lernen will, der muß zu mir kommen, und wer in meine Lehre eintritt, der wird mein Schüler und ich werde ſein Meiſter. Laſſe ich vor dem Schüler, welcher bereits ein Jüngling iſt, meinen Stock in der Ecke, ſo muß der Schüler ſeinen Hochmuth zu Hauſe laſſen! Willſt du ein Lehrling werden in der Grammatik und in den Scriptoren, ſo mußt du mir die Ehre eines Herrn zugeſtehen und von mir den Gruß annehmen, den ich meinen Knaben gebe; denn nur in der Zucht gedeiht die Lehre. Wollt ihr das nicht, Junker, ſo bleibt zu Hauſe oder lauft als Teufel durch die Gaſſen, wie es euch gefällt.“

Da der Gelehrte Georg als Knaben anredete, hob ſich dieſer trotzig, aber im nächſten Augenblick beugte er das Haupt und ſprach: „ich will, mein Herr Magiſter.“

Der Magiſter wandte ſich wieder kurz um und ſetzte ſich: „Wenn die Andern nicht ärger ſind, als dieſer hier, ſo will ich’s verſuchen.“

Dem Bürgermeiſter gefiel die Art des Fremden gar nicht, doch er bedachte, daß derſelbe als ein gelehrter Mann und trefflicher Lehrer empfohlen war, und ſo wurde zuletzt mit höflichen Worten eine Schule für Knaben des Artushofes verabredet.

Der vornehmen Schüler ſollten außer Georg noch zwei ſein. Der eine war Matthias Hutfeld, der nächſte Vetter Georgs; doch beſtand zwiſchen ihnen keine Herzlichkeit, denn Matz ſorgte lieber für ſich ſelbſt als um Andere; er war ein rundlicher Geſell, der in engen Kleidern daherging wie ausgeſtopft, hatte ein milchweißes Geſicht mit rothen Backen, große waſſerblaue Augen unter weißlichen Brauen und trug ſein hellblondes Haar zu einem Kolben geſchnitten, der ihm die Stirn bis zur Mitte verdeckte. Er hielt ſich für einen ſehr hübſchen Knaben und weil ſein Vater mächtig war, galt er auch bei vielen Mädchen dafür. Da er vorſichtig Händel und gemeine Geſellſchaft mied, ſo wurde er als wohlgezogen gerühmt und hatte gute Ausſicht, dereinſt in die Rathsſchuhe ſeines Vaters zu treten. Ein beſſerer Geſell war Philipps Eske, Sohn des dritten Bürgermeiſters, ein langer hagerer Knabe, der ſich gern zu Roß mit der Stechſtange ſehen ließ, er ſprach wenig und es war ihm lieb, wenn Georg für ihn dachte, denn er hielt treu zu dieſem. Beim Abendtanz im Artushofe ſuchte er mit ſeiner Tänzerin hinter Georg zu ſtehen und ſprang genau wie ſein Vormann, nur daß er wegen ſeiner Hagerkeit die Glieder in ſcharfen Ecken hob; er trieb auch wie Georg die Muſika und ſtrich am liebſten die Standgeige, das Baſſettel, mit einem ſtarken Bogen, der zum Krähenſchießen brauchbar geweſen wäre; ſeine Kunſt war nicht groß, aber ihn freute mehr als Alles das Gebrumm der dicken Saiten. Der Magiſter merkte in den erſten Stunden, daß Philipps die lateiniſche Weisheit ſeines Freundes Georg bewunderte und gern einige Körnlein davon für ſich aufpickte, und er änderte ihm deshalb den Vornamen in Pylades.

Da die Decke in der Schulwohnung von St. Johannes eingefallen war, weil der vornehme Rath lange die Zudringlichkeit des Regens mißachtet hatte, ſo wurde jetzt über einen

Neubau verhandelt und der Magiſter mußte mit einer andern Behauſung vorlieb nehmen, welche nach einiger Mühe bei einem Diener des Rathes beſchafft wurde. Es war der ganze Oberſtock des Hauſes: eine große Stube, in welcher vorläufig die Schule abgehalten wurde, daneben eine Studierkammer für den Magiſter und auf der andern Seite der Treppe die Wohnſtube, Kammer und Küche. Anna freute ſich über das gute Gelaß, zumal auch der Rathsdiener und deſſen Frau ſich als dienſtfertige Leute erwieſen. Das Haus lag unweit der Stadtmauer zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt, aus den Fenſtern der Vorderſeite ſah man auf einen ſtillen Platz mit zwei alten Linden, von der Hinterſeite auf einen ummauerten Raum, in welchem Karren und Feuertonnen des Rathes bewahrt wurden. Seitwärts lag ein ungeheurer Schutthaufen wie ein Berg, aus welchem ein geborſtener Thurm und Mauertrümmer ragten. Das war die Stätte der Ordensburg, welche die Thorner vor ſechzig Jahren zerſtört hatten, weil ſie ihnen eine verhaßte Zwingveſte geworden war. Aber auch die Umgebung der wüſten Stätte war durch Frauenſorge ein wenig verſchönt. Hinter dem Hauſe hatte die Rathsbotin, ohne daß die Herren vom Rath widerſprachen, allmählich bei den Feuertonnen einen kleinen Garten angelegt mit einer ſchönen Sommerlaube, ſie zog dort nicht nur rankende Bohnen, auch wohlriechende Kräuter und Blumen, und ein großer Fliederſtrauch in der Ecke, welcher noch aus der Ordenszeit ſtammte, war in der ganzen Stadt rühmlich bekannt, ſo daß Frau Liſchke alljährlich Kampf mit den Kindern hatte, wenn dieſe über die Mauer klommen, um die heilkräftigen Blüthen abzureißen. Und als ſie an einem warmen Tage des März ihrem Gaſte die kleinen Beete wies, aus denen das erſte Grün hervorſproß, vertröſtete ſie gutherzig: „In einigen Wochen iſt Alles grün, und euch, Jungfer Anna, ſoll der Garten immer geöffnet ſein und auch die Laube, wenn ihr einmal den Sitz unter Blumen begehrt, wie junge Fräulein gern thun.“

So richtete Anna mit gutem Muthe die neue Behauſung ein. Und eines Mittags rief ihre Stimme fröhlich über den Flur: „Herr Magiſter!“

„Quid vis, Annule?“ antwortete der Magiſter aus der Schulſtube, „denn einem Ringe kann ich dich vergleichen, den mir der grundgütige Gott an den Finger geſteckt hat zur Ehre und Freude meines Lebens.“

„Will der Herr Vater mir helfen die Truhe in die Kammer tragen?“

„Sogleich, meine Tochter, ich muß nur erſt den wilden Dampf hinausſenden, welchen dieſe teutoniſchen Buchſchützen in dem Muſeum zurücklaſſen.“ Er kam eilig heraus, rückte die Truhe und fuhr lächelnd fort: „doch habe ich auch einige glatte und wohlgeputzte Patricios, ich denke, es wird ihnen ſauer, an der beklexten Schulbank zu ſitzen. Es ſind lange Götzen darunter, vorab dieſer Georg Regulus, dem du auch ſchon begegnet biſt; in Wahrheit ein hübſcher Junge und nicht ganz übel im Wollen, wenn auch nicht ſtark im Können. Haſt du dir ihn betrachtet?“

„Nein, Herr Vater,“ erwiederte Anna kurz, „mir kommt ein Schauder, wenn er die Treppe heraufkommt, und ich ſehe ihn in Gedanken immer, wie ſeine Larve gegen uns die Zähne fletſcht. Ich ſorge, Vater, ſein Eindringen in die Schule bedeutet nichts Gutes.“

„Poſſen,“ verſetzte der Magiſter überlegen. „All dieſer Satyrkram wird ohnmächtig in dem Raume, in welchem die oberen Götter walten: Jupiter, Phöbus Apollo und die herzerhebende Minerva. Hat der Geſell dich geängſtigt durch das Brüllen ſeiner Teufel, ſo ängſtige ich ihn durch den Accusativus cum Infinitivo, dieſe Conſtruction iſt allen Teufeln läſtig.“ Er trat an den [illegible], auf welchem Anna das einfache Mittagsmahl zurecht geſetzt hatte, und faltete die Hände, während die Tochter den Tiſchſegen ſprach. „Wenn wir allein ſind,“ ermahnte er, ſeinen Stuhl rückend, „habe ich nichts dagegen, daß du dein Sprüchlein in gemeinem Deutſch ſagſt, wenn aber arme Schüler mit uns eſſen, ſo fordere ich des guten Beiſpiels wegen das angenehmere Latein, denn nicht umſonſt will ich dich darin unterrichtet haben. Wie?“ fuhr er erfreut fort, „ſogar ein ſchönes Stück Fleiſch? ſchade, daß ich das während der Schule nicht gewußt habe, denn unter meinen Schützen ſind einige armſelig.“

„Eßt es nur lieber ſelbſt, Herr Vater, denn ihr habt die größte Mühe.“

„Natürlich,“ ſtimmte der Magiſter eſſend bei. „Der Lehrer darf auch ſich nicht vergeſſen,“ und behaglich fügte er hinzu: „Im Ganzen hoffe ich, Kind Anna, daß uns das Leben hier wohl gedeihen wird.“

„Beruft es nicht, Vater,“ mahnte die Tochter, „wir kennen noch wenig davon.“

„Unſinn,“ entſchied der Magiſter vergnügt, „wir wiſſen, daß wir dreißig Schock erhalten und ziemliches Holz, wenn auch nicht ganz reichlich. Die Schulſtube mag in Zukunft zu klein werden, aber unſere Wohnung iſt hell und es iſt eine ruhige Stätte. Der Hauswirth ſagte mir etwas von dem Steinhauſen nebenbei, daß darin zuweilen Ungethüme poltern, ich aber merke, auch dies Geſchlecht nächtlicher Schatten erweiſt ſeine Achtung vor dem Muſenſitz, welcher hier eingerichtet wird; wenigſtens habe ich geſtern, als ich am ſpäten Abend in meiner Kammer las, von den Steinen her ganz wohlklingende Muſik gehört. Wenn die Kobolde ſo artig zwiſchen dem Geſtein umgehen, habe ich nichts dawider.“

Die Tochter ſah finſter auf den Teller, auch ſie hatte die ſpäte Muſik gehört und mußte der Warnung gedenken, welche die Hauswirthin gleich in den erſten Tagen vertraulich gegeben hatte: „Hütet euch zumeiſt vor den ſtolzen Knaben aus dem Artushofe. Denn dieſe werden leicht unverſchämt. Wie ſie zur Faſtnacht als Teufel ſpringen, ſo ſchwärmen ſie auch des Abends in den Gaſſen und ſuchen Eingang durch Liebeslieder und Saitenſpiel, wo ihnen eine Jungfer gefällt. Dann gibt es zuweilen Lärm mit den Wächtern und uns armen Weiblein entſteht üble Nachrede."

Trotz dem weiblichen Widerwillen klang auch ferner aus den Steinen der zerſtörten Burg das Spiel einer Laute; Niemand wußte, wer der Spieler war, auch der Rathsdiener ſchüttelte unſicher den Kopf. Denn von Mauer und Graben umgeben lag der Burghof nahe am Strom zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt, den Schlüſſel zu der einzigen Pforte bewahrte Liſchke ſelbſt, in der Dämmerſtunde ſchloß er ab und ſperrte die Trümmer für Jedermann. Und obgleich er vertrauter mit den Schrecken des Platzes war als Andere, hinderte auch ihn die Furcht vor den Unholden, in der Finſterniß unter den Steinen zu ſuchen. Nur aus ſeinem Hofe hatte er einmal dunkle ſchwebende Schatten erkannt. Wer ſich aber auch die Mühe gab, dort im Nachtwind die Saiten zu rühren, eines Gewinns konnte er ſich nicht rühmen, denn das Haus verrieth nicht, daß es ſich um dieſe luſtige Artigkeit kümmerte, kein Fenſter wurde aufgeſperrt, kein Licht erſchien in der Nähe der Scheiben und kein Frauenkopf wurde ſichtbar.

Georg öffnete zögernd die Pforte der Dominicanerkirche, um ſeine Buße an den Altären abzuthun; er meldete ſich, wie Brauch war, bei dem ab und zugehenden Bruder Sacriſtan, dieſer nickte gleichgiltig mit dem Kopf, ſah noch zu, wie der Büßer in einer dunklen Ecke an den Stufen des Altars niederkniete, und verſchwand dann in einem Nebenraum. Als Georg die dicke Weihrauchluft athmete, wurde ihm fühlbar, daß er im Hauſe und unter Herrſchaft der Heiligen war, er faßte ſeinen Roſenkranz, neigte das Haupt und begann mit gutem Willen die Gebete. Aber die ehrfürchtige Stimmung hielt nicht vor, die Kugeln glitten langſam durch die Finger, er begann die Augen um ſich zu werfen, ſtarrte auf die künſtlichen Blumen, welche die Landleute geſtiftet hatten, auf den dunkeln Trauerbehang, der über den Altar gebreitet war, und ihm fiel der Handel ein und die Fäßlein mit Sect, durch welche er ſich die mäßige Buße verſchafft hatte. Da kam ihm das Lachen an und zugleich ein Zorn gegen die Mönche. „Den Wein trinken Gregorius und Pancraz miteinander aus, möge er ihnen den Schlund verbrennen. Das iſt nicht recht und wird nimmer recht. Wahrlich, die Heiligen gehen mit böſem Beiſpiel voran, wenn ſie durch ihre Büttel, die Mönche und Pfaffen, Beſtechung nehmen, wie manche unſerer Herren vom Rath thun. Das Meiſte nimmt, wie man hört, der heilige Vater ſelbſt, wenn er um Ablaßgeld die Thüren des Himmels öffnet.“ Er ſah mißfällig auf eine arme Frau, die heranſchlich, ſich am nächſten Altar auf die Stufen warf und die Hände rang. „Das Weib kenne ich, ihr Sohn ſitzt im Thurme, weil er zur Faſtnacht das Eiſen ſchwenkte, um ſich gegen die Schweinsblaſen meiner Teufel zu vertheidigen. Man ſagt, der Hieb mit dem Flegel wird ihm die Hand koſten, gewiß ſchreit ſie deshalb zu den Heiligen. Warum hob der Thor ſeine Waffe gegen Stadtkinder. Wäre er wie der Pole Pietrowski, ſo würde er frei ausgehen. Wohl dem, der reich iſt, die armen Leute mögen ſehen, wie ſie in dieſem und jenem Leben zurechtkommen. — Vielleicht kann ich dem Vater Gregorius einen Poſſen ſpielen. Ich weiß, daß er gern ein frommes Weiblein beſucht, es wäre gut, ihm aufzulauern, wenn er einmal in der Dämmerung von ihr weicht.“ Dieſer Gedanke machte ihn eine Weile luſtig, bis ihm einfiel, daß die Rachſucht an dieſem Orte eine neue Sünde ſei; und er fing wieder an, die Kugeln des Kranzes zu bewegen. Da vernahm er in ſeiner Nähe leiſen Tritt, er ſah auf, ob Vater Gregorius komme, ſich an ſeiner Demüthigung zu weiden, aber er drückte ſich tiefer in die dunkle Ecke, denn an die Stufen des Altars trat eine verhüllte Magd, es war Jungfer Anna. Seine Andacht hatte ein Ende. Er blickte ſcharf nach dem holden Angeſicht, das ſich einſt im Zorn über ihn geröthet hatte. Sie war ihm noch nie ſo ſchön vorgekommen; mit gefalteten Händen ſtand ſie vor dem Altar, nicht gebeugt, wie ſonſt die Frauen pflegten, denn ſie ſah über das Crucifix weg nach der Höhe, ſie bewegte auch nicht betend die Lippen, ſondern ſprach ihre Bitte ganz ſtill. Georg ſah aus ſeiner dunkeln Tiefe zu ihr auf und ihm kam etwas wie Ehrerbietung vor ſolcher Andacht. „Sie hält ſich auch vor den Heiligen fremdländiſch,“ dachte er; „ich höre, daß es Ketzer gibt, welche den Bildern die gebührliche Demüthigung weigern,“ und er erſchrak bei dem Gedanken, daß ſie zu dieſen Verdammten gehören könne. Nicht zum erſtenmal kam ihm die Sorge, denn er hatte bereits bemerkt, daß auch der Magiſter ſich auffällig gegen die Werke der Pfaffen verhielt. Einſt als während der Lection auf der Straße das Glöckchen tönte und Georg mit den andern Schülern ſich ſchweigend über die Bücher neigte, that der Lehrer, als vernehme er nichts von dem Wandeln des Allerheiligſten, ſondern erklärte die Worte Augur und Haruſpex und erzählte aus dem alten Rom: wenn zwei ſolche Männer einander begegneten, vermochten ſie ſich des Lachens nicht zu enthalten. Und Georg dachte wieder, daß Gregorius und ſein Geſelle einander auch angeblinzt und gelächelt hätten, als der Wein in das Kloſter gerollt wurde. Die aber jetzt vor ihm ſtand, war ſicher fromm.

Als ſich Anna vom Altar abwandte, erhob ſich auch Georg, ſah auf die liegende Frau und ging mit leiſen Schritten zum Ausgange, wo er ſich an dem Weihbecken aufſtellte, ihm ſchlug das Herz und ſeine Verlegenheit war größer als ſeit lange, da er auf Anna zutrat. Das Mädchen fuhr zurück und ſein furchtſamer Blick las in ihren Augen leider Schrecken und Abneigung. Mit ſtockender Stimme begann er: „Da ich wegen der neulichen Teufelei hier bin, um die Heiligen zu verſöhnen, ſo möchte ich auch euch, liebe Jungfer, bitten, daß ihr mir verzeiht, wenn ich euch in der Faſtnacht kränkte, ich verſichere euch von Herzen, es reut mich ſehr, daß ich euch unhöflich an den Mantel gerührt habe.“

Anna wollte ihm ſtreng entgegnen, aber weil er mit niedergeſchlagenen Augen demüthig vor ihr ſtand, antwortete ſie nur: „Thut es euch leid, ſo darf auch ich als Chriſtin euch verzeihen.“

„Reicht mir die Hand,“ flehte Georg, „zum Zeichen, daß ihr mir nicht mehr böſe ſeid.“

Dieſe Gunſt konnte ihm Anna nicht gewähren, obgleich er verſchüchtert ausſah; ſie zog die Hand zurück und ſprach haſtig: „Laßt mich gehen, Junker; redet nicht zu mir im Heiligthum und nicht auf der Straße, dann werdet ihr mir beſſer gefallen; denn ihr wißt ſelbſt, eure Nähe kann mir nicht frommen.“

Der arme Georg dachte, daß er gern in ihrer Nähe weilen und ihr ſehr gern gefallen wollte, und ihm kam ein verzweifelter Einfall. „Dennoch bitte ich euch, mir einen Augenblick Gehör zu geben. Der Sohn jener Frau, welche dort vor dem Altare fleht, ſitzt im Thurme und iſt in Gefahr, wegen desſelben Faſtnachtsfrevels ſeine Hand zu verlieren, weil er gegen mich und meine Geſellen die Waffe gehoben hat. Als ich euch bei dem Altare ſah, fiel mir ein, daß ihr vielleicht der Frau helfen könntet. Denn wenn ſie den Mönchen eine anſehnliche Spende opfert, ſo werden dieſe ein Fürwort beim Rathe einlegen, weil der Sohn ſich nur als guter Chriſt gegen ſolche gewehrt hat, die er für Teufel hielt. Ich darf der Frau die Anweiſung nicht geben, denn die Mönche wollen mir nicht wohl und könnten ſie ausfragen; darum flehe ich, ſprecht ihr zu der Armen.“

„Wenn die Mönche nur gegen Spende ihr Fürwort geben, wie kann ich der Frau helfen, da ich ſo wenig das Geld habe wie ſie?“

„Gerade deshalb erſuche ich euch, daß ihr dieſes hier in ihre Hand legt, damit ſie es zum Opfer trage,“ und er bot ihr ein großes Goldſtück, ein Pathengeſchenk des Bürgermeiſters, welches er als Opfer für ſich ſelbſt mitgenommen hatte.

Dieſe Liſt Georgs erwies ſich als Ungeſchick, denn Anna trat zurück und lehnte mit einer Handbewegung das Geld ab. „Wenn die Mönche um Geld ihre Fürbitte gewähren, ſo iſt dies ein Unrecht vor unſerem lieben Gott, und mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich nicht dazu helfen darf. Wiſſet aber, Junker, daß es eure Pflicht iſt, nicht durch Andere der Frau etwas in das Ohr ſagen zu laſſen, ſondern ſelbſt Mühe anzuwenden bis zum Aeußerſten, damit ihr Sohn entledigt werde. Unrecht iſt es, wenn ihr ertragt, daß der Arme euretwegen in Noth kommt, denn Jedermann wird ſagen, daß ihr ſchuld ſeid an dem Unglück des Bäuerleins.“ Sie nahm ihr Gewand zuſammen und verließ das Heiligthum.

Georg ſah ihr betroffen nach und murmelte: „Mich ſoll's nicht wundern, wenn ihr im Rücken zwei Flügel herauswachſen.“ Er trat hinter den Pfeiler und überlegte, endlich ſchlich er mit unhörbarem Tritt in die Nähe des Altars, an dem die Frau noch immer jammervoll über ihrem Roſenkranz kauerte. Plötzlich vernahm dieſe eine flüſternde Stimme von der Seite über ſich: „Weib, willſt du Gnade finden, ſo wandle von hier zu dem frommen Bruder Gregorius, flehe ihn an, daß er beim Rathe für deinen Sohn ſpricht. Denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und dein Sohn iſt nur in Noth gekommen, weil er als frommer Chriſt gegen einen Teufel das Meſſer gezückt hat. Damit die frommen Väter erkennen, daß die Heiligen dir gnädig ſind, ſo empfange hier, was du der Kirche opfern ſollſt.“ Ein großes Goldſtück fiel klirrend auf die Stufen des Altars. Das Weib, welches bei dem erſten Laut ſich niedergeſtreckt hatte, fuhr auf als das Metall klang und faßte das Gold, hob es verzückt gegen den Altar, ſprang auf und lief dem Kloſter zu. Georg aber ſtahl ſich ſchnell nach Hauſe: „Ich hoffe, Bruder Gregorius merkt nicht, daß ihm von der einen Seite abgeht, was ihm von der andern zukommt. Wenn ich meine Büchſe ausfege, finde ich immer noch, was mich zur Noth von den Habgierigen löſt.“

Die Frau ſtammelte vor den Mönchen einen verwirrten

Bericht von der himmliſchen Stimme, die ſie gehört, und von dem Engelsantlitz, das ſie einen Augenblick über ſich am Altare geſehen, ſie wiederholte, ſo gut ſie vermochte, die Worte und bot das Geld. Die Mönche ſchüttelten den Kopf, erforſchten das Weib kreuz und quer und prüften das Goldſtück. Da ſie ſahen, daß die arme Frau nicht täuſchen wollte, ſo überlegten ſie, wer der Geber ſein könne, und es iſt wohl möglich, daß ſie auf Georg riethen. Aber ſie erkannten auch, daß der Vorfall wunderlich und ihrem Kloſter nützlich ſei, darum beſchloſſen ſie nach langer Erwägung, die Sache mit Vorſicht auf ſich zu nehmen, und geleiteten die Frau nach dem Rathhauſe. Dem Rath gefiel im Grunde gar nicht, daß die Predigermönche durch ein Wunder die Stadtjuſtiz hindern wollten, auch erſchien ihm ſeltſam, daß die Heiligen mit dem Goldſtück ſich gewiſſermaßen ſelbſt ein Geſchenk machten. Dennoch wurde die Fürbitte des Pater Gregorius mit Achtung angehört; denn dieſer ſprach beſcheidener als wohl ſonſt und ſtellte die Angelegenheit gänzlich der Weisheit des Rathes anheim. Zuletzt wurde, nachdem die Mönche abgetreten waren, die Sentenz gefällt, daß das Bäuerlein ſeine Hand auf den Klotz legen, und daß Hans Buck, der Scharfrichter, die Schneide des Beils darüber halten und dann wegziehen ſolle, damit der Bauer gnädiges Recht erhalte und die Unehre fühle, doch ohne Leibesſchaden.

Konrad Hutfeld ſah genau auf das Goldſtück, bevor es in die Kutte der Mönche fiel, doch ſchwieg er und billigte den Beſchluß. Nur der Stadtſchreiber Seifried wollte ſeine Verachtung nicht bergen, als er am Ende halblaut frug, ob er den Vorfall unter der Rubrica Gaunerei oder Gewaltthat gegen den Rath in das Stadtbuch eintragen ſollte, und erſt ein ſtrafender Blick des Burggrafen wandelte ihm die ſpöttiſche Miene. Die Thorner liefen in hellen Haufen zu, um Hans Buck mit ſeinem Beil zu ſehen; die Predigermönche aber hatten den größten Vortheil, denn um den Altar, auf welchem das Engelsgold ausgeſtellt wurde, war ſeitdem ein Gedränge von Betenden und Alle, die in Noth waren, lauſchten nach dem Klange eines Geldſtücks. Doch der Engel hatte keines mehr, das er zu werfen vermochte.

Georg ging am nächſten Tage zufrieden in ſeine Schule, er ſah nach dem Zeiger der Uhr auf St. Johannes, um ein wenig vor der Zeit einzutreffen. Denn er hatte bereits gemerkt, daß Anna zuweilen vorher im Muſeum des Vaters beſchäftigt war; entwich ſie auch ſchnell, wenn ein Schüler nahte, ſo hatte er doch bei ſolcher Gelegenheit die Freude, ſie zu grüßen und in ihre Augen zu ſehen. Auch heut glückte es ihm, denn Anna trat aus dem Raume, als ſie ſeinen Tritt auf der Treppe hörte; aber als er ihr mit höflichem Gruß zu ſagen wagte: „dem Bauer iſt es wohl gelungen, er hat ſeine Fauſt gerettet,“ da verſetzte ſie traurig: „wenn ihr meinen Vater fragt, wird dieſer euch ſagen, daß es vielleicht noch größere Sünde war, den Engel zu ſpielen als den Teufel.“

„Der Junge iſt doch mit ſeiner Mutter ganz voll von Meth und Bier aus der Stadt gefahren, mit Semmeln und Würſten beladen, die ihm als Ehrengeſchenk wegen des Wunders von den Leuten zugetragen wurden.“

„Ein Anderer aber hat das Heiligthum gemißbraucht zu loſem Streich und die Mönche und Stadtleute in falſchem Glauben beſtärkt, und er trägt die Verantwortung, wenn die Seelen in ihrem Irrthum verhärtet werden.“ Damit ließ die Eifrige den Verdutzten ſtehen. Er ſchlug auf den Pfoſten der Treppe, auch ſeinerſeits unwillig und dachte: „ihr iſt nichts recht; nie habe ich eine Jungfer gekannt, welche eine ſo ſcharfe Bürſte führt. Ich weiß nicht, warum ich mich um ſie kümmere, es gibt wohl noch andere, welche freundlicher gegen mich ſind.“

Er beſtand den Tag ſchlecht in der Lection und die ärgerliche Gemüthsſtimmung hielt bis zum Abende an. Denn als Anna ſpät in ihre Kammer kam, hörte ſie wieder die Laute aus dem wüſten Geſtein eine bekannte Weiſe ſpielen und ſie vernahm zum erſtenmal, daß der Lautenſpieler auch zu ſingen vermochte, — nicht ſchlecht — die Worte klangen undeutlich, aber ihr war wohl bekannt, daß ſie lauteten: „Ich armes Käuzlein kleine, wo ſoll ich fliegen hin, ich muß mich von dir ſcheiden, ganz traurig iſt mein Sinn, es geſchah mir nie ſo Leides. Ade, ich fahr dahin.“

Da ſetzte ſie ſich auf das Bett, ſchlug die Arme übereinander und ſang den letzten Vers leiſe vor ſich, ſo daß Niemand als ſie ſelbſt etwas davon vernehmen konnte: „Ade! er fährt dahin. — Ich merke, er wird nicht wiederkommen,“ ſagte ſie, indem ſie ihr Haar löſte und in Gedanken die langen braunen Flechten durch die Finger gleiten ließ.

Es blieb auch wirklich mehre Abende ſtill, und Anna dachte jedesmal, wenn ſie zur Nacht ihr Haar aufband: es iſt gut, daß der Geſang zu Ende iſt. Aber die Zufriedenheit dauerte nicht lange, denn am nächſten Sonnabend, als ſie in ihre Kammer getreten war und gerade vor ſich hinſummte: „Ich armes Käuzlein kleine,“ wurden die Geiſter wieder unruhig, und diesmal erklang nicht nur die Laute, ſondern auch eine Pfeife und ein Baſſettel. Sie ſprang vom Bett und eilte an das Fenſter, aber ſie fuhr ſogleich zurück und dachte ärgerlich, daß ſie die Dreiſtigkeit ruhig ertragen müſſe. Da rührte ſich's auch im Muſeum und der Magiſter rief in den Flur hinaus: „Hörſt du die Geiſter lärmen, mein Kind? Einer ſpielt gar das Baſſettel.“

„Ich höre, Vater,“ antwortete Anna bekümmert, „was werden die Leute ſagen?“

„Sie werden wohl wieder ein Wunder daraus machen,“ verſetzte der Magiſter in guter Laune, „kannſt du dir denken, was die Muſica ſoll?“

„Ich weiß es nicht, Herr Vater, wir ſind ja fremd hier.“

„Das iſt richtig,“ ſagte der Magiſter. „Sollten unter meinen Schülern einige ſein, welche mir und dem Muſeum zu Ehren dies Nachtſtück aufführen? Das war ſonſt nicht die

Art meiner Schützen; aber jede Stadt hat ihre Bräuche, und ich habe unter ihnen bereits zwei Muſenſöhne zur Strafe notirt, welche ihre Luſt ſo wenig bezwingen konnten, daß ſie während der Lection auf einem Kamme blieſen.“

„Vater, ich glaube nicht, daß dieſe es ſind.“

„Jedenfalls muß der mit dem Baſſettel ein ſtarker Geſell ſein; ich möchte wiſſen, wie ſie das Inſtrument über Waſſer und Steine hinaufgebracht haben.“

Unten bellte ein Hund, die Hofthür öffnete ſich und der Rathsdiener drang in den Hof in nächtlicher Tracht mit einer großen Schlafmütze und einem Feuerrohr, hinter ihm ſeine Frau, welche die Laterne hielt, aber den muthigen Gatten am Bund ſeiner Beinkleider zurückzog. „Wer erkühnt ſich, wer unterfängt und wer unterwindet ſich, den Frieden der Nacht zu ſtören?“ frug Liſchke gegen das Gemäuer, doch hörte man ſeiner Stimme die Aufregung an. Er rief umſonſt, die geiſterhaften Muſiker fuhren fort, ganz verſunken in ihre Kunſt, die lüderliche Weiſe zu ſpielen: Wer hier mit mir will fröhlich ſein, das Glas will ich ihm bringen, trink, mein liebes Brüderlein, ſo wird dir's wohl gelingen. Der Rathsbote, welcher ſich bis dahin hinter dem Zaun des Gartens gedeckt hatte, drang kühn noch einen Schritt vor und rief wieder gegen die wüſte Stätte: „ſeid ſtill oder ich feuere,“ und er hob ſein Rohr. Da ſchwieg die Muſik einen Augenblick und eine hohle Stimme tönte gewaltig zurück: „Der Rath hat alles Schießen in der Stadt verboten,“ und ſogleich ging der Lärm weiter. Liſchke ſetzte verdutzt das Rohr ab und ſagte, ſich zu ſeiner Frau umwendend: „Sie wiſſen Beſcheid und ſie haben Recht.“

Oben lehnte ſich der Magiſter zum Fenſter hinaus und lachte laut: „Laßt ſie gewähren, Herr Hauswirth, ich freue mich der Ehre,“ und er rief ihnen den Vers eines lateiniſchen Dichters hinüber, in welchem die ſtygiſchen Schatten aufgefordert werden, ſich in den Orcus zurückzuziehen.

Das Erſcheinen des Magiſters und die lateiniſche Beſchwörung bewirkten, was dem Rathsdiener nicht gelungen war, die Muſik verſtummte plötzlich. Die Lauſchenden vernahmen nur noch den Abendwind, der über den Strom wehte, und ſahen nichts als ragende Trümmer und oben die kleinen Sterne, welche durch die Wolken blinzten. Der Hund bellte noch einmal gegen die Ruinen und Liſchke ging laut ſcheltend in das Haus zurück. Der Magiſter ſchloß zufrieden das Fenſter. „Den Virgil vermochten ſie nicht auszuhalten, er hat ſie verſcheucht; er ſoll noch manchem von ihnen ſchrecklich werden.“

Anna aber ſprach in der Kammer zu ſich ſelbſt: „Das kann und darf nicht ſo fortgehen und es muß dem Dreiſten verboten werden. Doch gegen den Vater traue ich mich nicht davon zu reden, da ich doch nichts Sicheres weiß, und ich fürchte ſeine Heftigkeit.“ Da kam ihr wieder der Rath zu Hilfe. Denn die trotzigen Neuſtädter, welche weniger Mitleid mit nächtlichen Muſikanten hatten als die in der Altſtadt, und außerdem jetzt durch die Erſcheinung von Teufeln und Engeln aufgeregt waren, trugen eine Klage über Unruhe in dem verwünſchten Schloß auf's Rathhaus; und weil der Rath ſich um Alles kümmerte, was das Gemüth der regierten Bürgerſchaft aufregen konnte, ſo wurde Liſchke als Hüter der Stätte ernſthaft ermahnt, dies Getöſe junger Geſellen zu ſtillen. Als der Diener nach Hauſe kam, war er wegen der Ermahnung widerwärtig gegen ſeine Frau und ſprach ſtrafend: „Ihr Weiber fürchtet die Geiſter, wo gar keine zu finden ſind, auch der Rath meint gerade wie ich, daß es nur Unruhſtifter ſind und ſie ſollen den Ernſt erkennen.“ Das klagte wieder Frau Liſchke gegen Anna: „Meiner iſt ganz wild und der Rath hat ihm erlaubt, wenn ſie nicht gutwillig weichen, das Rohr zu gebrauchen; wandeln ſie in Fleiſch und Bein, ſo mögen ſie den Schaden tragen. Selbſt wenn Georg König zu ihnen gehört.“

Anna frug erſchrocken: „Warum denkt ihr auf dieſen?“

„Weil er bei jedem Schabernack geſchäftig iſt,“ verſetzte die Wirthin, „und ſchlimmer als Andere im Gaſſiren und Anlachen der Mädchen und Frauen.“

Die Miene Annas wurde ſehr ſtreng, und die Wirthin, welche ſelbſt eine zierliche Frau war, fuhr verſchämt fort: „Auch euch hat er gekränkt und ihr ſeid nicht die einzige, denn voriges Jahr beim Vogelſchießen wagte er ſogar im Vorübergehen ſeinen Arm um mich zu ſchlingen und ich glaube, er hätte mich geküßt, wenn ich mich ihm nicht entwunden hätte. Doch durfte man ihm das nicht ſo übel deuten, denn er war gerade frohen Muthes, weil er einen glücklichen Schuß gethan hatte. Und die Bürger halten ihm auch mehr zu Gute als Anderen.“

Da erkannte Anna auf's Neue, daß der Schüler ihres Vaters ein gefährlicher Hausgaſt war, den ein Mädchen ſich fern halten mußte; ſie hatte die Abſicht gehabt, der Wirthin eine vertrauliche Warnung für Georg anzuempfehlen, aber die Art, in welcher Frau Liſchke von der Dreiſtigkeit des Geſellen geſprochen hatte, mißfiel ihr heimlich, und ſie bedachte ſeufzend, daß ſie ſelbſt ihm die Muſik wehren müſſe. „Noch dies eine Mal rede ich mit ihm und nicht wieder.“

Deshalb geſchah es, daß ſie ihm begegnete, als er in die nächſte Lection kam, und da er ſie mit leuchtenden Augen grüßte, begann ſie leiſe: „Mein Vater und ich ſind fremd hier, und es liegt uns daran, die gute Meinung der Thorner zu gewinnen; wir werden ſie aber verlieren, wenn in den wüſten Steinen neben uns zur Nachtzeit Muſik gemacht wird, wie ſeither öfter geſchah. Da ihr in der Stadt wohl bekannt ſeid, ſo werdet ihr für die Ruhe und den guten Ruf meines lieben Vaters und aller Hausleute ſorgen, wenn ihr den Anſtifter erkundet und ermahnt, daß er unſern Nachtfrieden nicht mehr ſtört.“

Georg ſah zu Boden, endlich frug er ergeben: „Sagt mir nur, ob euch das Lautenſpiel auch läſtig wäre, wenn es von Niemandem vernommen würde als von euch allein.“

Anna erſchrak über die dreiſte Frage und antwortete tonlos: „Ja.“ Da zuckte ein ſo tiefer Schmerz über ſein Geſicht, daß ſie faſt die kurze Antwort bedauert hätte, er wich zurück und ſprach mit mühſam gedämpfter Bewegung: „Die Muſik ſoll euch nicht mehr ſtören.“ Gern hätte ſie ihm für die Bereitwilligkeit gedankt, aber ſie fand nicht Worte und ſchied mit ſtummem Gruß.

Seitdem hielten die Geiſter Ruhe und Liſchke triumphirte über ihre Furcht. Georg aber ſtampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden, als er die Schule verließ: „Es gedeiht nimmer zwiſchen ihr und mir und ich will gar nicht mehr an ſie denken.“

Bevor er ſeinen Entſchluß ausführte, beſchwerte er ſich noch einmal bei ſeinem Vertrauten Philipps: „Sie ſpricht anders und ſie hält ſich anders als unſere Mädchen.“

„Sie iſt aus Kurſachſen,“ erklärte Lips.

„Sie hat auch andere Gedanken. Keine unſerer Jungfern hat ſo ſtolzen Sinn und ſo vornehme Art.“

„Soll ich dir meine Meinung ſagen,“ entſchied Lips, „ſie iſt eines Magiſters Kind, Topf wie Keſſel, ſie iſt eine Schulmeiſterſche.“

„Dir ſtände beſſer an,“ rief Georg, „wenn du ſie mit einer Herzogin verglichſt.“

„Eine Herzogin, die ich geſehen habe,“ antwortete Lips, „trug einen Schleppenpelz und blies über beide Achſeln. Das iſt nicht nach meinem Gefallen. Wie ich gewachſen bin, ſo tanze ich. Mir iſt die Jungfer am liebſten, die mich haben will, ſo wie ich bin.“

„Sie gleicht einem Heiligenbilde,“ klagte Georg wieder, „kannſt du dir ihre Augen denken, daß ſie holdſelig anlachen, kannſt du ihren Mund denken, wie er küßt? Und kannſt du dir denken, daß ſie Abends die Thür öffnet?“

„Warum nicht,“ verſetzte Lips.

Da aber fuhr Georg zornig auf ihn los. „Willſt du an ſo etwas denken?“

„Das iſt ja deine Sorge," entſchuldigte ſich Lips. „Aber darf ich dir einen Rath geben', denke auch du nicht mehr an die Fremde, denn ſie macht dich ärgerlich. Und wenn meine Geige bei der nächtlichen Reiſe über Graben und Mauer zerbricht, dann werden alle Ständchen in Thorn ein jämmerliches Ende finden. Darum ſage ich, ſchlag ſie dir gänzlich aus dem Sinn."

Das verſprach Georg auf's Neue. Und es wäre ihm vielleicht gelungen. Aber die Jahreszeit war dazu nicht geeignet. Es kam ein Mai, ſo lind und froh, wie er im Nordlande ſeit Menſchengedenken nicht geweſen war. Die Vögel ſangen wunderſchön, die Sonne lachte und die Bäume blühten, alle Locken flogen in dem warmen Hauch, durch alle Sinne drang die Wonne des Frühlings in die Seelen und die jungen Geſellen und die Mädchen ſchwangen ſich in Wohlgefühl und Ueberkraft dahin wie zum Tanze. Das war keine Zeit einen rothen Mund zu vergeſſen und zwei tiefblaue Augen, und am wenigſten wollte das ihm gelingen, der jeden Tag in die Gefahr kam, die Geliebte wieder zu ſehen. Oft wenn Georg unglücklich darüber grübelte, daß Eine, welche ſchöner war als alle Andern, ihn in der Stille mit Abneigung betrachtete, fielen ihm die Worte ein, mit denen ſie ihn geſcholten hatte, dann ſprang er leicht wie ein Ball über die Gaſſe und rief: „Solch hohen Muth und ſolch redliches Herz gibt es nicht weiter auf Erden," und war auf kurze Zeit ſo froh, als ob ihm die fremde Jungfrau einen Kranz von Roſen aufgeſetzt hätte. In der Schule aber war er in dieſer Zeit nicht gerade luſtig und hielt ſich ſtiller als ſonſt. Aus dieſem Benehmen errieth Anna endlich, daß es nicht mehr nöthig war, ihn durch Strenge abzuſchrecken, und ſie vernahm auch ohne Widerwillen, wenn der Magiſter einmal Georgs Vortrag lobte. Denn der Magiſter ließ ſeine Patricier gern Reden aus dem Livius memoriren und vortragen. Dann ergriff er ſeinen Stock und ſetzte ſich mit übergeſchlagenen Armen vor ſie hin.

„Hier ſitzt euer Conſul Fabricius. Da ihr dereinſt als Oratores vor dem polniſchen Senat eure Worte ſtellen ſollt, ſo ſorgt jetzt, daß ihr vor dem römiſchen Rathe wohl beſteht.“ Wenn nun Anna in Küche und Flur beſchäftigt war und die Stimme Georgs hörte, ſo unterbrach ſie die Arbeit, um zu vernehmen, ob er auch gewichtig und ohne Stocken die ſchweren Worte herausbrächte, ja es geſchah, daß ſie die Küchenthür öffnete und harrte, bis er an die Reihe kam. Dann ſtand ſie an den Pfoſten gelehnt und lauſchte mit vorgebeugtem Haupt, und wenn der Magiſter zuletzt urtheilte: satis bene, flog ein Lächeln über ihr Geſicht und ſie nickte zufrieden.

3.

Die Fahrt auf's Land.

Der Sommer kam, im Garten bei der Schule blühten die ſtolzen Lilien; wer ein Liebchen hatte, war ſelig, wenn er ſie küßte, und wer um die Neigung einer Jungfrau warb, der dachte in der Stille darauf, ihr ſeine Liebe zu erweiſen.

Der Buchführer hatte dem Magiſter neue Büchlein zur Anſicht geſchickt, und da der Bote die alten zurücknehmen ſollte, gedachte Anna, daß ſie heut wohl in das Muſeum des Vaters dringen dürfe, weil gerade nur einer von den drei Patriciern anweſend war, Georg König, der ihren Eintritt unmöglich übel auslegen konnte.

Der Magiſter ergriff die Sendung, betrachtete die Holzſchnitte der Titel und ſagte zufrieden: „Auch dieſe Bilder werden jetzt kunſtvoller gemacht, als ehedem; ſieh hier ein zierliches Weib, an welchem das Hündlein heraufſpringt.“

„Es iſt ein hübſches Hündlein,“ beſtätigte Anna.

„Da du klein warſt, hatte die ſelige Mutter lange Noth mit dir, weil du durchaus einen ſolchen Zwerghund zum Spielgenoſſen haben wollteſt. Endlich gab die Mutter dir nach und betupfte, um einen Hund hervorzubringen, das weiße Fell deines hölzernen Schafes mit braunen Flecken. Aber als ſie dir das neue Wunder darbot, wollteſt du kluges Kind nicht an die Verwandlung glauben.“

„Ich würde mich auch jetzt über ein ſolches Hündlein freuen,“ ſagte Anna arglos, „doch es iſt nur ein Spiel für reiche Leute.“ Sie trug die Antwort des Vaters hinaus, aber Georg war durch ihre Worte in tiefes Nachdenken verſetzt und als er von dem Magiſter entlaſſen wurde, ſprang er die Treppe hinab in dem Entſchluß, der Jungfrau einen kleinen Hund zu verſchaffen. Die Sache erwies ſich ſchwierig, denn in der Stadt waren zwar Hunde genug, aber nur von ungefügem Schlage, wie ſie an der Kette lagen, mit den Metzgern liefen, oder wie der Hirt ſie hielt zum Kampf gegen Wölfe. Nur zwei Frauenhunde wußte er in der Stadt, ein Wachtel und ein Windſpiel, welche der Stolz ihrer Herrinnen und von Jedermann gekannt waren. Dieſe durch Bitten oder Liſt aus ihren Burgen zu entführen, war unmöglich, auch um den Nachwuchs ſtand es bei beiden verzweifelt. Als er unſicher um ſich blickte, ſah er ſich ſelbſt am Fährthor und vor ſich den Maſt eines wohlbekannten Bordſchiffes; mit geflügelten Schritten eilte er darauf zu, kletterte die Leiter hinan und traf auf dem Deck den Schiffer Hendrick, ſeinen alten Bekannten. Dieſen nahm er bei Seite und beſchwor ihn im höchſten Vertrauen, bei ſeiner nächſten Fahrt einen kleinen Frauenhund von Danzig oder Lübeck mitzubringen.

Hendrick ſtemmte beide Arme über ſeine breiten Hüften und zog ſchnaubend einen Strahl Luft ein, als wollte er den neuen Fahrwind einfangen. „O Jörge, lieber Jörge, was forderſt du von mir? Noch niemals iſt ein Frauenhund zwiſchen Haupt und Sterz meines Bordings gelaufen, die Schiffskinder ſind argwöhniſch und ich weiß nicht, wie ſie einen ſolchen Geſellen ihrer Fahrt ertragen werden. Er könnte bei Nacht über Bord fallen. Warum willſt du nicht lieber eine bis drei junge Robben? ſie drehen ſich auch ganz behende und ſie ſind fetter.“

Da Georg dieſen Vorſchlag mißbilligte, fuhr der Schiffer überredend fort: „Ich weiß im Danziger Hafen einen Papagei mit wunderſchönem Gefieder, Schnabel wie ein Adler und beißt dir jede Nuß.“

„Hendrick, es muß ein Wachtel ſein mit Loden an den Ohren und am Schwanze.“

„Das iſt das Schlimmſte,“ verſetzte der Schiffer, „denn wenn ich auch einen meiner Jungen mit dem Fangnetz in die Straßen von Danzig ausſchicke, er wird mir eine ganz andere Art von Schwanz zurückbringen.“

„Du mußt den Hund von den Kaufleuten erbitten, das Geld dafür verlegſt du, was er auch koſte.“

„Ich merke, wohin die Fahrt geht,“ ſchloß Hendrick bekümmert, „ich thät's für keinen als für dich.“ Und er verſprach mit Handſchlag das Mögliche.

Einige Monate vergingen, in welchen die Thorner vergebens auf hohes Waſſer hofften, damit die tiefen Bordſchiffe ſich von der See ſtromauf ſteuern könnten; endlich kam doch der Tag, wo Hendricks Maſtkorb wieder über das Zollhaus ragte.

Am nächſten Morgen hatte Liſchke in der Dämmerung die Hausthür geöffnet und war gegangen, die Mauerpforten zwiſchen den beiden Städten aufzuſchließen. Als er zurückkam, ſtand etwas Helles auf der Treppe zum Oberſtock, er erkannte die Henkel eines Korbes, der mit einem weißen Tuch loſe verdeckt war. Zuerſt erſchrak er und bekreuzigte ſich, dann ergriff er den Korb und trug ihn in ſeine Kammer vor das Bett ſeiner Frau, welche erſtaunt dem Abenteuer entgegenſah. Beim Schein des Lichtes erblickte er ein beſchriebenes Papier auf dem Tuche, er trug es vorſichtig zum Licht und buchſtabirte laut die Worte: „Dies gehört dem Herrn Magiſter.“ Unter dem Tuch aber rührte ſich's und ein leiſes Winſeln wurde im Zimmer gehört.

„Es iſt ausgeſetzt,“ rief Frau Liſchke nach dem Korb ſtarrend.

„Es iſt ausgeſetzt,“ wiederholte Liſchke, und beide fuhren fort aus der Ferne den Korb zu betrachten, in welchem ſich's unter der Leinwand wieder regte.

Endlich faßte der Mann ein Herz und griff nach der Decke.

„Rühre nichts an,“ rief die Frau, „wer es zuerſt anſieht, muß ihm etwas Gutes wünſchen und ſein Pathe werden.“

Liſchke ließ die Hand fallen, aber er dachte daran, daß er ohne Leibeserben war, und ſagte mitleidig: „Vielleicht geſchah es mit dem Willen der Heiligen, daß es in unſer Haus getragen wurde.“ Da aber ſprang Frau Liſchke mit ihren nackten Beinchen aus dem Bette und ſtellte ſich drohend vor den Gatten: „Was höre ich, du biſt gar nicht verwundert über dies Eingebrachte?“

„Es iſt ja dem Magiſter zugeſchrieben,“ verſetzte Liſchke kleinlaut.

„Das iſt nur Hinterliſt,“ rief die Frau in hellem Zorn, „der Herr Magiſter gleicht nur dem Sack, auf den geſchlagen wurde, aber ein Anderer iſt gemeint. Ach, wenn du ſo ein gutes Gewiſſen hätteſt als der Magiſter!“

„Wo denkſt du hin,“ antwortete der beſtürzte Liſchke, „wir vom Rath —“

„Schweig mit deinem Rath,“ befahl die Frau, „die Herren vom Rath ſind auch nicht beſſer als du. Zur Stelle nimmſt du den Korb und trägſt ihn hinauf.“

Das hielt auch Liſchke für das Beſte. Er trug den Korb die Treppe hinauf und pochte, während die Frau mit fliegender Eile die nöthigſten Gewänder umlegte und ihm nacheilte. Anna öffnete und der Zug bewegte ſich nach dem Muſeum des Magiſters, der verwundert über den aufgeregten Beſuch aus ſeiner Kammer kam. Er las den Zettel und riß das Tuch von dem Korbe, ein kleines zottiges Ungethüm von dunkler Farbe lag darin und winſelte. Frau Liſchke fiel entſetzt auf die Knie und hob die Arme in die Höhe: „Hilf Maria Jacobi, hilf Maria Salome, helft ihr heiligen Marien alle drei, hier iſt ein neugeborner Teufel.“

„Wie?“ frug der Magiſter erſchrocken ſeine Brille ſuchend, „werden hier zu Lande die Teufel in Körben ausgetragen?“

Anna fühlte einen Stich in ihrem Herzen, ſobald die Hauswirthin des Teufels gedachte; ihr fiel ſogleich ein, wie Georg mit großen Augen zugehört hatte, als der Vater einmal von ihren kindiſchen Wünſchen ſprach, und ſie rief: „Herr Vater, dies iſt nur ein kleiner Wachtelhund.“ Sie beugte ſich nieder, hob das Thier heraus und löſte die Bänder, mit denen ihm die Füße feſtgebunden waren. Das Hündlein fiel aus ihrem Schoß auf die Diele, ſchüttelte ſich und lief laut bellend im Kreiſe.

„Canus pusillus,“ beſtätigte der Gelehrte.

„Es iſt ein vornehmer Frauenhund,“ rief Liſchke bewundernd, und auch ſeine Frau begann ſich ihres Argwohns zu ſchämen. Anna aber ſaß ſchweigend und ſtützte den Kopf in die Hand.

„Dies iſt die Tücke eines meiner ungeſchlachten Schützen,“ erklärte der Magiſter, „erſt geſtern habe ich ihnen die Stimmen der Thiere im Latein beigebracht, er hat den Hund aus einem Patricierhauſe entwendet.“

Aber Liſchke verneinte. „Der Hund iſt nicht von hier, er hat einen weißen Bruſtlatz; er iſt, wie der Zettel beſagt, ein Geſchenk für den Herrn Magiſter.“

„Wir haben bereits Eſſer genug an unſerm Tiſch, welche ungern zahlen.“ Doch das Wachtel ſelbſt macht der Verlegenheit ein Ende, denn es ſetzte ſich vor Anna nieder, wedelte mit ſeinem buſchigen Schwanz und winſelte bittend. Da faßte Anna den Hund ſchnell in die Arme, trug ihn in die Küche und ſetzte ihm ein Schälchen Milch vor, während der Magiſter mit den Wirthsleuten nachträglich den geziemenden Morgengruß wechſelte und ſie dankend entließ.

Aber den ganzen Morgen erfüllte der Ankömmling die Gedanken des Hauſes, Frau Liſchke vertrat im Unterſtock die Meinung, daß der Magiſter das vornehme Thier nicht behalten dürfe, weil Anna dadurch in den Verdacht des Hochmuthes kommen müſſe. Auch der Magiſter entwich einige Male ſeinen Amtsgeſchäften, um ſeinen Gaſt zu betrachten, der neben der Küche auf einem Stühlchen ſaß, aber jedes Mal auf den Gelehrten losſprang und die runden Brillengläſer anbellte. Am größten war Anna's Noth, welche Niemand kannte. Daß Georg König in ſolcher Weiſe ein Geſchenk zu machen wagte, ärgerte ſie, daß er ſo eifrig geweſen war, ihr einen Wunſch zu erfüllen, ängſtigte ſie; und doch fühlte ſie eine geheime Freude, dann ſtreichelte ſie das Hündlein und drehte ihm ſeine Locken. Aber als ſie ihren Gaſt über der Schüſſel liebkoſte, fand ſie, daß ein Faden um ſeinen Hals gebunden war und daran ein ſchmales zuſammengerolltes Pergamentblatt. Auf dem Streifen ſtand geſchrieben: „Mein Name iſt Amor.“ Dieſe Andeutung hatte ſich Georg ausgedacht. Anna wich beſtürzt von dem Kleinen und ihr Antlitz röthete ſich bis an die Schläfe. Ein ſolcher Name war eine deutliche Anſpielung vor Jedermann. Sie löſte den Faden, verſteckte den Zettel in ihrem Gewande und ſah aus der Ferne lange ſtarr auf den Hund. Es war ein hübſches Thier, es drehte ſich zierlich und ſchnoberte am Boden umher, und ſie rief es halb bewußtlos leiſe mit dem geſchriebenen Namen. Doch der Hund beachtete den Ruf nicht. Da athmete ſie tief auf, er wenigſtens wußte von Nichts. Aber je höher der Tag heraufſtieg, deſto größere Beklemmung fühlte ſie bei dem Gedanken an die Dreiſtigkeit des fremden Knaben und daß ſie jetzt mit ihm ein Geheimniß theile und Mitſchuld trage an der Täuſchung ihres lieben Vaters. Als die Tiſchgenoſſen ſich bedankt hatten und geſchieden waren, holte ſie das Pergament heraus. „Herr Vater, dies trug das Hündlein um den Hals.“

Der Magiſter las und nickte ſorglos. „Es iſt ein luſtiger Name.“

„Wir dürfen das Thier nicht Amor nennen, das würde Gerede geben.“

„Worüber?“ frug der Vater verwundert. „Nenne ihn alſo Pſyche.“ — „Herr Vater.“ „Ja ſo,“ verbeſſerte ſich der Magiſter, „es wäre gegen die männliche Würde. Was meinſt du zu Cupido?“

„Das wäre nicht beſſer.“

„So ſoll er Ajax heißen wegen ſeiner Zornwuth.“

Dem widerſprach Anna nicht. „Herr Vater, auf wen muthmaßt ihr wegen des Hündleins?“

Der Magiſter beugte ſich gewichtig zurück: „Es iſt ein alter Brauch, daß Gelehrte einander etwas ſenden, ein neues Buch, oder auch einen Karpfen, oder gutes Getränk, dann ſchreiben ſie eine Entſchuldigung an das Ende des Briefes und ihren Namen darunter. Da aber Geber des Hündleins nicht gewagt hat, mit ſeinem Namen zu zeichnen, ſo iſt er noch kein Gelehrter, ſondern wahrſcheinlich ein Schüler, und ich vermuthe, daß es einer von meinen Patriciern iſt, denn wie ſollten die jungen Schützen eines ſolchen Geſchenkes habhaft werden.“

„Und wem von den Großen traut ihr die liſtige Sendung zu?“

„Dem Matz Hutfeld,“ verſetzte der Magiſter entſchieden, „denn die Andern haben ſich ſämmtlich mehrmals durch Verehrungen bemerkbar gemacht, dieſer aber noch nicht.“

Anna ſchlug die Augen nieder: „Ich dachte daran, Herr Vater, daß der Sohn des reichen König einmal gegenwärtig war, als ihr ein ſolches Hündlein in einem gedruckten Buche fröhlich anſaht und rühmtet, und ich denke, der junge Georg iſt der Geber.“ Ihr wurde leichter, als ſie den Vater in dieſer Weiſe zum Mitwiſſer gemacht hatte, nur eines traute ſie ſich nicht zu ſagen, daß die Sendung ihr gegolten hatte; und ſie wurde deshalb auf's Neue geängſtigt, als der Vater zufrieden zuſtimmte. „Du biſt mein bedächtiges Kind und ich freue mich deines guten Gedächtniſſes, denn ich weiß nichts mehr von jener Rede. Von meinem Regulus iſt mir's, im Vertrauen geſagt, am liebſten, obgleich er ſeine Orationen gern kürzer macht als die Andern.“

Als der Magiſter aber bei der nächſten Lection der Großen den widerſtrebenden Hund auf den Tiſch ſtellte, und dazu frug: „wer von euch hat mir dieſen als Präſent geſchickt?“ antworteten Alle einſtimmig: „nicht ich," auch Georg, obgleich er ſcharf angeblickt wurde; und als der Magiſter zum zweiten Mal frug: „wer von euch hat mir dieſen Zettel geſchrieben?" und Alle wieder antworteten: „ego vero minime," da entſchied er kräftig: „dann alſo that es ein Anderer," ſchob das Hündlein zur Thür hinaus und die Sache blieb geheimnißvoll.

Anna lebte in der Sorge, daß Georg wegen des Geſchenkes ihr eine größere Vertraulichkeit zeigen werde, und ſie war entſchloſſen, in dieſem Fall den Vater zu bitten, daß er die Gabe ſammt dem Korbe zurückſende, was auch daraus entſtehen möge. Doch Georg verrieth gegen ſie niemals durch Wort oder Miene, daß er den Geber kenne, er blieb ſtill und ehrerbietig und bewies dem Kleinen, welcher Ajax genannt wurde, weil er nicht Amor heißen durfte, nur kühle Freundlichkeit. Dieſe Klugheit wurde belohnt. Nämlich das Wachtel ſelbſt hatte eine Vorliebe für ihn. Wenn die Stunde kam, in welcher die Treppe unter ſeinem Tritt kniſterte, lief es nach der Thür und wedelte eifrig. „Das iſt nicht zu verwundern," dachte Anna, „denn er hat es zuerſt gefüttert und ſein weiches Fell geſtreichelt." Seitdem geſchah es wohl, daß Anna einen Spalt der Thür öffnete und das Hündlein zur Begrüßung hinausließ. Bei dieſer Gelegenheit gewann Georg einen flüchtigen Anblick ihrer Geſtalt und zuweilen einen freundlichen Gruß. War das auch nur wenig, es gab ihm doch den Muth mehr für ſich zu begehren.

Es kam ein Sonntag im Herbſte, klar, warm und ſtill, die Frucht der Felder war in den Scheuern geborgen und viele kleine Vögel waren fortgezogen, aber große Flüge der Tauben lagen auf den Stoppeln, die grauen Stelzen liefen die Raine entlang und die Stadtſperlinge von Thorn wieſen der jungen Brut die ſchönen Felder und Bäume, an denen ſie altes Herrenrecht hatten, und zankten ſich mit den Dorfſpatzen. Da erbat Georg von ſeinem Vater, daß er dem Herrn

Magiſter einmal auf dem Landgute Ehre erweiſen dürfe, und der Vater war das wohl zufrieden: „Der Magiſter möge nicht für ungut nehmen, wenn ich nicht ſelbſt komme.“ Darauf ſandte der vorſichtige Georg zuerſt ſeinen Geſellen Philipps zu Frau Liſchke, dieſe einzuladen, weil ſie doch die Hauswirthin der Schule ſei, und die Frau, geſchmeichelt durch die Höflichkeit der vornehmen Knaben, erklärte ihre Bereitwilligkeit. „Liſchke wird nicht übel nehmen, wenn er der Ehre nicht theilhaftig wird, denn er ſitzt des Sonntags gern im Bierhauſe. Doch ſchickt ſich nicht, daß ich allein unter jungen und alten Männern weile, und ich kann nur kommen, wenn Jungfer Anna zugleich eingeladen wird.“

Darauf lud Georg feierlich in lateiniſcher Sprache den Magiſter ein, welcher für ſich und ſeine Tochter in einer wohlgeſetzten Periode die Freundlichkeit annahm. Wie Georg die Treppe hinabſtieg, erwartete ihn Frau Liſchke: „Ihr wißt ſelbſt, Junker, daß eine ehrbare Frau nicht mit euch wilden Brüdern durch die Gaſſen und Thore ſpazieren darf, und ich rathe euch vorauszuziehen und den Magiſter und uns am Birkenholz zu erwarten.“ Damit war Georg einverſtanden. Als der Gottesdienſt beendet war und die Bürger in ihren Feſtkleidern durch die Straßen gingen, ſchritt auch der Magiſter mit den beiden Frauen langſam nach dem Thor. Er trug ſein beſtes Kleid und einen ſeltenen Stock von hiſpaniſchem Rohr mit einem Lederriemen, und grüßte würdig zur rechten und linken Hand. Hinter ihm kamen Anna und die Wirthin, ihre großen Regentücher auf dem Arme, beide mit Handkörben. Anna trug in dem ihren das Wachtel, und Frau Liſchke hatte bedacht, daß es auf dem Lande Brauch war, den Gäſten aus der Stadt etwas Zubeiße für den Heimweg mitzugeben.

Als ſie beim Birkenholz um die Ecke bogen, blieben ſie erſtaunt ſtehen, denn auf der Straße hielten zwei Reiter, und zwiſchen dieſen ſtand ein ſchöner Wagen mit zwei großen

Gäulen beſpannt. Auf dem Kutſcherſitz hockte Dobiſe und ſah unter ſeinen buſchigen Augenbrauen ſchlau auf die bevorſtehende Ladung. Die Reiter ſprengten ihnen entgegen, es waren Georg und Matz, während Lips im Wagen die Geſellſchaft begleiten ſollte. Das Antlitz Georgs war in heller Freude geröthet als er vom Roſſe ſprang, um die Gäſte zu begrüßen. Auch Anna lachte ihn froher an, als er bis jetzt an ihr geſehen hatte. Der Magiſter aber ſchritt bewundernd um den Wagen und die Pferde. Das Korbgeflecht war mit Hochroth und Gold bemalt, darüber trugen Reifen ein luſtiges Dach von bunter Leinwand, welche ſich an den Seiten zurückſchieben ließ, und oben noch mit einer Lederdecke überſpannt war zum Schutz gegen ein Unwetter. Georg nöthigte den Herrn Magiſter auf den Vorderſitz. „Du, Lips, ſitze daneben, und ſorge, daß unſerm Herrn Vater die Unterhaltung nicht fehle.“ Darauf öffnete er die Hinterwand des Wagens, zog eine kleine Leiter heraus und hakte den Polſterſitz ab, damit den Frauen das Einſteigen bequemer ſei, half ihnen ritterlich in das Innere, befeſtigte hinter ihnen Sitz und Rückwand und ſchwang ſich wieder auf ſeinen Gaul, um nebenher zu reiten. Der Magiſter ſteckte den Kopf ſeitwärts heraus und rief vergnügt: „wahrlich, wie ein römiſcher Gott fahre ich im Triumphwagen, zu beiden Seiten die Dioskuren.“ Und auch Anna's Augen leuchteten als ſie auf den bewaffneten Reiter an ihrer Seite blickte, der als Seitenwehr einen großen Duſſek mit breiter krummer Klinge und in der Hand einen Kurzſpeer führte, und ſie unterdrückte mit Mühe einen Angſtruf, als das muthige Pferd unter dem Reiter aufſprang, bis er es mit feſter Fauſt bändigte. Dobiſe knallte und in ſcharfem Trabe ging es vorwärts; der Staub wirbelte, der Wagen ſchütterte und wenn die Räder über einen Stein hüpften, zuckten die Fahrenden von ihren Sitzen in die Höhe, ſo daß Anna ſich am Holz des Wagens feſthalten mußte. Aber das Schütteln gehörte zu vornehmer Fahrt, die Frauen überwanden bald den kleinen Schreck, lachten einander zu und fanden endlich den Muth, die artigen Fragen Georgs zu beantworten. Und obgleich zuweilen der Staub durch die Fenſteröffnung wehte, wollte Anna doch die Leinwand nicht verſchieben, wie Frau Liſchke rieth, und ſie wurde auch nicht böſe, als Georg ihr nach dieſer Erklärung einen dankbaren Blick zuwarf. Unterdeß hörte Lips ergeben die Bemerkungen des Magiſters und nannte die Namen der Dörfer, deren Kirchthürme hier und da aus der Ebene aufſtiegen. Es war Sonntagsſtille über der Landſchaft und auf den Feldern Niemand zu ſehen, nur hier und da rollten ſie an einer weidenden Herde vorüber, und hörten das Gebell des Hirtenhundes, der auf ſie zulief.

Endlich fuhren ſie über eine kleine Grenzbrücke in den Schatten wilder Birnbäume, welche zu beiden Seiten des Weges ſtanden, der Wagen hielt und Georg bat die Gäſte, ſich eine Weile zu gedulden, damit die Pferde verſchnaufen und er vorausreiten könne, ſie auf dem Hofe anzumelden. Die Fahrt war wundervoll geweſen, aber eine kurze Ruhe war nach der Erſchütterung doch Allen lieb. Debiſe ſtieg ab und trat zu den Pferden, auch der Magiſter und Philipps kletterten über den Kutſcherſitz ins Freie, nur die Frauen blieben in dem Wagen und hatten einander jetzt leiſe viel zu erzählen. Plötzlich ſprang Debiſe auf ſeinen Sitz, ergriff die Zügel und wies mit der Peitſche in die Ferne: „Es kommt Einer.“

Ein einzelner Reiter trabte über das Feld gerade auf ſie zu. Es war auf magerem Pferde ein langer Mann in halber Rüſtung mit Bruſtſchiene und Helmkappe und einem langen Reiterſpieß. „Wer iſt es?“ frug Max Hutfeld den Kutſcher.

„Es iſt eine Landfliege. Seht ihn nur an, ihr kennt ihn gut genug.“

Der Reiter ritt ohne zu grüßen langſam im Kreiſe um die Geſellſchaft, wobei ſein Pferd wie ein Hund durch den Graben am Wege kroch, endlich hielt er, betrachtete unverſchämt die erſchrockenen Frauen und ſpähte in jede Ecke des Wagens.

Der hagere ſtarkknochige Geſell mit ſchmalem Angeſicht, das bleich und verbrannt und trotz der Jugend durch hartes Leben und Ausſchweifungen gefurcht war, ſaß auf ſeinem ſtruppigen Klepper gegenüber dem rundlichen Stadtreiter aus wie aus einem andern Lande. Matz hielt ſtill auf ſeinem Platze, Lips aber entriß dem Dobiſe die Peitſche und rief dem Gefährten zu: „Hilf ihn zurücktreiben.“ Da lenkte auch Matz ſein Pferd heran: „Macht euch fort, Hemmer, hier iſt nichts für euresgleichen zu holen.“

„Ich komme nicht zu holen, ſondern zu geben, ich merke, Matz, ihr ſeid nach Streichen begierig,“ verſetzte der Reiter verächtlich. „Reitet höflicher auf der Landſtraße, ihr ſtolzen Bürgermeiſterſöhne, es wird Jedermann erlaubt ſein, die Könige von Thorn anzuſchauen, wenn ſie in rothem Wagen durch das Land traben. Potz Blitz, weg mit der Peitſche, du Narr, oder ich treibe dir dies Eiſen in die Rippen. Wo wollt ihr hin, ihr heldenmäßigen Kumpane des König Artus?“

„Das geht euch nichts an,“ rief ihm Matz zu, „wir haben euch auch nicht gefragt, wo ihr herkommt. Ich ſage euch, macht euch fort. Dies iſt Thorner Grund und wir ſind vier gegen einen.“

„Die vier ſind auch darnach,“ höhnte der Fremde. „Schöne Sammtmützen ſehe ich auf euren gekräuſelten Haaren, wie hoch haltet ihr das Stück, Junker Krämer? ich habe Luſt, meine mit eurer zu vertauſchen. Iſt's nicht eine Schere, die ihr an der Seite tragt?“ Er rührte mit dem Spieß an Hatfelds Duſack.

„Die Thorner Schere hat ſchon mehr als einmal in eure Wamms geſchnitten, ich denke, ihr kennt den Käfig über unſerem Kerkerthore.“

„Ich weiß eure guten Herbergen zu rühmen,“ antwortete der Reiter ungerührt, „auch die Thorner hängen Keinen, den ſie nicht haben. Meiner Treu, ihr reitet ein ſtarkes Pferd, Bürgermeiſter Matz, ich merke, ihr wollt mir's zum Tauſch anbieten, ſteigt einmal herunter, es iſt nur zur Probe.“

Hutfeld erröthete, aber er blieb unbeweglich ſitzen. „Dort kommt Georg,“ rief Eske.

„Das iſt eine andere Art Apfel,“ ſagte der Reiter ernſthafter, lenkte ſein Pferd zurück und legte den Bolzen auf die Armbruſt. „Guten Tag, Jörge, gerade euretwegen bin ich gekommen; ich ritt ſo am Rande eurer Feldmark entlang und ſuchte Jemanden, dem ich einen Gruß an euch in den Kopf ſchlagen könnte, da erſah ich eure Kardinalsfuhre; ich merke, ihr wollt geiſtlich werden, weil ihr ſchon zwei Weiblein unter eurem rothen Dach eingefangen habt.“

„Ich habe lange auf eure Botſchaft gewartet,“ rief Georg ihm nahe reitend, „ihr hattet die Frechheit, mir vor der Faſtnacht ſagen zu laſſen, daß ihr mich unter freiem Himmel werfen wolltet, wenn ich den Muth hätte gegen euch zu ſprengen. Jetzt habe ich euch vor der Klinge, heraus mit dem Eiſen, friſch gezückt iſt halb gefochten.“

Er hob ſchnell den Duſſek und ſchlug dem Andern die Armbruſt aus der Hand. „Laß ihn los, Lips,“ rief er ſeinem Geſellen zu, der von der andern Seite mit kräftigem Griff das Bein des Reiters gepackt hatte, ſo daß dieſer ſchief im Sattel hing. „Er ſoll herunter vom Gaule,“ verſetzte Eske feſthaltend, „er trägt die Eiſenplatten und du biſt wehrlos, ich leide nicht, daß ihr euch heute rauft.“

„Laß ihn los,“ wiederholte Georg heftig.

„Er hat Recht, Jörge,“ ſprach der Reiter zwiſchen Zorn und Lachen. „Steckt ein und wartet auf einen andern Tag. Ich verſpreche euch heut Frieden zu halten, obgleich ihr meine Armbruſt zerhauen habt. Laßt das Bein los, Junker Klette, und geſegne euch der Teufel eure Luſtfahrt.“

„War er unhöflich gegen die Frauen?“ frug Georg zurück, indem er mit drohender Geberde vor dem Wegelagerer hielt.

„Wir erheben keine Klage gegen ihn,“ rief der Magiſter, „wir haben am Tage des Herrn genug von Streit geſehen und ſchon zu viel für unſer Vergnügen. Weicht von hinnen, ihr Catilina aus Moor und Haide, excede, evade, erumpe.“ Er ſtand drohend mitten auf der Straße und ſeine Brillengläſer glänzten gegen den Reiter.

Unterdeß ritt Henner näher an Georg und ſprach leiſe: „Durch eure Geſellen wollte ich euch ſagen, damit ihr nicht unrichtig von mir denkt, daß ich ſeither Leib und Roß einem Andern zum Dienſt angelobt habe und meine eigenen Händel nicht betreiben darf, bis ich wieder mein eigener Herr werde.“

Georg antwortete ebenſo: „Ihr hattet es heiß, den Brei zu kochen, jetzt ſtellt ihr ihn kalt. Seid ihr frei, ſo laßt mich’s wiſſen und dann beſtimme ich die Zeit, wo wir uns treffen, damit ich für mich daſſelbe Recht behaupte, das heut ihr euch nehmt. Ich denke, wir ſorgen alsdann dafür, daß einer von uns heimgetragen wird.“

Henner nickte einverſtanden: „Macht euch zuerſt fort, Jörge, obgleich ihr die Stärkern ſeid; ich will nicht vom Pferde ſteigen und mich nach der Armbruſt bücken, während die Stadtjungen zuſehen.“ Und lachend fuhr er fort: „Ihr hättet heut nicht viel Ehre mit mir gewonnen, denn ich reite in einem Auftrage, an dem gelegen iſt; ich und das Pferd ſind abgetrieben und ich habe Nacht und Tag den Riemen über meinem Magen enger geſchnallt, weil er knurrte. Jetzt habt ihr mir zerſchlagen, was zu einem Feldhuhn oder Haſen helfen konnte, und ich muß mir’s zurecht baſteln.“

Georg wies auf einen alten Baum. „Da wir einander durch die Haut an das Leben wollen, kann ich euch, obgleich ihr hungert, nicht einladen mein Gaſt zu ſein, auch würde eure Galle gegen die Kinder von Thorn uns das Mahl verbittern; aber ich ſende vom Hofe einen Kober und Krug dort in den hohlen Stamm. Findet ihr’s, ſo nehmt ihr’s ohne Dank.“

„Euch wäre auch ſchicklicher, Georg, wenn ihr als ein Reiter geboren wärt; ihr würdet in dieſer Zeit auf gezäumtem Pferde um Anderes ſorgen, als um Frauenfuhren,“ antwortete Henner und Beide lüſteten gegen einander ein wenig die Mützen. Darauf rief Georg: „Vorwärts,“ Dobiſe knallte ſtolz mit der Peitſche und die Pferde liefen, daß den Fahrenden in der Anſtrengung die Sitze zu behaupten alle Sorge um Vergangenes und Künftiges dahinſchwand. Auch Georg ritt ſchweigend, überdachte die Reden des Henner und wunderte ſich, daß der Buſchreiter ganz gegen ſeine Art lieber hungere, als die Koſt mit Gewalt von den Bauern nehme. Als er endlich wagte in den Wagen hineinzuſprechen und Anna zu fragen, ob der rohe Mann ſie erſchreckt habe, ſaß die Jungfrau mit niedergeſchlagenen Augen und gab mit gleichgiltiger Stimme den Beſcheid: „es waren ja Männer genug zur Stelle,“ und er merkte, daß ſie durch die Begegnung gekränkt war.

Vor ihnen erhob ſich ein Herrenhaus, der Wagen raſſelte über die Zugbrücke und fuhr in einen engen Hof, in welchem Ställe und Wirthſchaftsgebäude von Graben und hoher Mauer umgeben ſtanden. Das Haus ſelbſt war ein ſchmuckloſer Steinbau mit dicken Wänden, auf dem Unterſtock erhob ſich ein zweiter mit verſchloſſenen Fenſtern und mit kleineren Oeffnungen, über welche ſich Schirmdächer wölbten; der Raum war zur Aufſtellung von Standbüchſen und Geſchütz beſtimmt, jetzt aber diente er als Kornboden. Der Vogt des Gutes trat mit ſeiner Frau achtungsvoll heran, Georg ſprang vom Pferde und half den Gäſten aus dem Wagen. Als er Alle auf dem Erdboden verſammelt hatte, nahm er die Mütze ab und begrüßte im Namen des Vaters den Beſuch, während ein Knecht mit Dobiſe die Pferde nach dem Stall führte. Auch der Magiſter lüſtete ſeine Mütze und antwortete durch ſchönen Gegengruß, worauf Georg in das Haus geleitete. Unter Vortritt des Magiſters ſtiegen die Gäſte die ſteinernen Stufen hinauf und ſahen neugierig in die Herrenſtube und über die gedeckte Tafel, auf welcher ein kleines Vesperbrot aufgeſtellt war, dreierlei Weizengebäck, ſüße und ſaure Milch und, was dem Magiſter lieber war, große Thonkrüge, gefüllt mit ſtarkem Bier und uraltem Meth. Mit heißen Wangen erfüllte Georg die Pflicht des Wirthes, er bot dem Magiſter den Ehrenſitz und lud ihm zu beiden Seiten die Frauen; da er als Wirth beſcheiden unten ſitzen mußte, konnte er nicht vermeiden, daß Matz Hutfeld ſeinen Platz neben Anna erhielt. Das war ihm unlieb, und ihn ärgerte auch, daß Matz ſogleich mit großer Sicherheit die Speiſen bot und die Frauen zum Meth nöthigte, als ob er ſelbſt der Gaſtgeber ſei, doch tröſtete ihn wieder, daß Anna ſich auch gegen dieſen ernſthaft hielt, auf den Teller blickte und wenig beachtete, wenn Matz ſeine runde Hand zierlich ſchwenkte und den Frauen die Gabe, den großen Napfkuchen, vorſchnitt. Frau Liſchke aber ließ vergnügt ihre Augen umher ſchweifen, ermahnte Anna die große Menge blanken Zinns zu bewundern, welches auf dem Tiſche aufgeſetzt war und noch reichlicher auf Geſtellen an der Wand, und ſie hob das Tiſchtuch und rühmte das feine Geſpinſt. Das mußte auch Anna loben und ſie ſah ein wenig nach Georg hinüber, als dieſer ernſt ſagte: „es iſt aus dem Brautſchatz meiner ſeligen Mutter.“ Der Magiſter aber, als er einen tiefen Trunk gethan hatte, richtete ſich ſtrack auf und begann das Geſpräch: „Vor Allem ſage mir, mein Sohn Regulus, wer war dieſer gewappnete Strolch, was wollte er von uns, und was hatte er gegen euch, meine Scholaren?“

„Es iſt ein Adliger,“ erklärte Georg, „den ſie den langen Henner nennen, ſeine Väter waren im Lande angeſeſſen, er aber ſchweift ohne Gut und Habe, liegt bei den Landherren ein und gelobt ſich bald dem Einen und bald dem Andern zur kleinen Reiterei.“

„Er iſt ein armſeliger Latro und Buſchklepper,“ fiel Matz wegwerfend ein, „er iſt in der Stadt übel berüchtigt wegen ſeiner Schamloſigkeit, und ich werde meinem Vater ſagen, daß er unſern Freireitern beſiehlt, auf ihn zu ſahnden und ihn feſt zu machen.“

„Diesmal hat er nur mit loſen Reden gefrevelt,“ verſetzte der Magiſter, „und mein Sohn Eske hat das Richtige gethan, als er ihm das Bein ſchwenkte. Dich aber, Georg, muß ich ſchelten, ſoweit ſich bei dieſem Veſpermahle geziemt, denn auch du biſt wie ein Heckenreiter gegen ihn geſprungen und warſt nicht abgeneigt, mich und die Frauen in eine Katzbalgerei zu verwickeln.“

„Ich merke wohl, Herr Magiſter, daß ich mich ungebührlich geregt habe, und ich merke auch, daß die Frauen mir deshalb zürnen. Aber da ich ihn von ferne ſah, bekam ich Angſt, daß er gegen die Gäſte unſchickliche Reden führen könnte, denn ſein Mundwerk mahlt nur groben Schrot, auch gibt es zwiſchen mir und ihm alte Späne, weil er uns Thornern feindſelig iſt.“

„Vernahm ich recht, ſo war von einem Duellium die Rede.“

„Es iſt nichts damit,“ entſchuldigte ſich Georg mit böſem Gewiſſen, „er hatte ſich früher gerühmt, daß er jedem Kinde von Thorn feindlich ſein wollte, und kam heut zu ſagen, daß er verhindert ſei, gegen uns zu reiten.“

„Der lange Henner iſt mit allen jungen Geſellen vom Artushofe verfeindet,“ erzählte auch Eske, der in der Rede häufig zu ſpät kam, „denn er hat ſich geweigert, auf der Stechbahn gegen uns zu ſtechen, weil unſer Adel, wenn unſere Väter ihn auch gehabt hätten, durch Tinte bekleckſt und durch die Gewandſchere zerſchnitten ſei. Es iſt Jedem unleidlich das zu hören.“

„Darum alſo wollte er nicht mit Georg raufen?“ frug der Magiſter ernſthaft.

„Bei dieſem,“ fuhr Eske vorſichtig fort, „will er eine Ausnahme machen, weil ihre Vorväter Landsleute geweſen wären aus Thüringen, wir aber ſtammten aus Weſtfalen; und er ſagt, ein Vorfahr des Georg hätte lange als Knecht gedient bei einem ſeiner Vorfahren, deshalb habe er ein Recht ſich mit Georg zu ſchmeißen und ihn zu ſchlagen, ſo oft es ihm gefiele.“

„Du könnteſt auch Beſſeres thun, Lips, als den Frauen die ungefügen Reden des wüſten Junkers vorerzählen,“ unterbrach ihn Georg mit einem furchtſamen Blick auf das ernſte Geſicht der Jungfrau. „Aber hier iſt ein Gaſt, welcher ſein Schüßlein noch nicht erhalten hat,“ und er bückte ſich zu Ajax, der wohl wußte, wer Wirth war, denn er ſaß ſtill neben ihm und bat mit Schweif und Pfoten. Georg goß Milch in eine Schale, brockte Weißbrod ein und ſetzte das Gericht neben Anna's Stuhl auf den Boden, aber er gewann keinen dankenden Blick.

Jetzt nahm der Magiſter das Wort und ſprach Gelehrtes über den Unterſchied zwiſchen deutſchen Rittermäßigen und römiſchen Rittern, die deutſche Reiterſitte ſei ungeſchickt und barbariſch, bei den Römern aber ſei ſie weit beſſer geweſen, „denn,“ ſagte er, „die römiſchen Ritter vergeudeten nicht, ſondern ſammelten Geld und hielten auch für ehrenvoll, durch Kaufmannſchaft vorwärts zu kommen.“ Er wurde heiter durch ſeine Rede und den Meth, und da unterdeß alle dem Vesperbrot Ehre erwieſen hatten und da die Vogtin mit einer Hand voll großer grüner Blätter hereinkam und den Frauen viel von dem Weizengebäck einpackte, damit ſie es in den Körben heimtrügen, ſo erhob ſich auch der Magiſter und erklärte ſeine Beiſtimmung, als Georg um die Erlaubniß bat, den Gäſten das Gutsland und die Gegend zu zeigen. Die Geſellſchaft brach auf, Georg gab dem Dobiſe, der unterdeß vom hohlen Baume zurückgekehrt war, einen Wink, worauf dieſer zwei Lauten aus der Kammer holte und hinter ihnen hertrug. So ſchritten ſie aus dem Hofe und zwiſchen dürftigen Hütten des kleinen Dorfes dahin. Die Dorfleute ſaßen gedrängt in der Schenke, aus welcher eine Sackpfeife klang; wer in der Thür ſtand, grüßte unterwürfig den Herrenſohn und mit finſteren Blicken den Vogt, der den Gäſten mit ſeinem großen Amtsſtock folgte. Die Kinder des Dorfes ſtarrten von den Hausſchwellen neugierig auf die Fremden, ein übel bekleidetes Völklein, die meiſten barfüßig, die kleineren nur im groben Hemde, und als

Anna ſich nach den rundlichen Wangen und blauen Augen umſah und einem Krauskopf die Wange ſtreichelte, kam die ganze Schaar nachgezogen, aus Furcht vor dem Stock des Vogtes in geziemender Entfernung.

Die Gäſte durchſchritten einen Wieſengrund und betraten den hochſtämmigen Laubwald. Der unebene Fußpfad führte zu einer Lichtung, in welcher eine rieſige Eiche ſtand, die Herrin des Waldes, umgeben von ihrem grünen Hofgeſinde. Zwiſchen den hohen Wurzeln des Baumes war ein Balkenſtück als Holzbank eingeklemmt, auch in der Höhe ſah man über den mächtigen Aeſten die morſchen Bohlen, einſt Boden und Seitenwände eines Baumhauſes, wie es hier und da als Sommerlaube in den Ritterburgen und als Jagdhütte in den Wäldern zu finden war. In der Lichtung war es ſtill und feierlich wie in einer Kirche, nur zuweilen klang von dem hohen Gipfel der klagende Schrei eines Raubvogels. „Hier iſt ein philoſophiſcher Sitz,“ rühmte der Magiſter ſich ſchnell ſetzend und die Mütze lüftend, da der unebene Pfad ihm warm gemacht hatte. Georg aber ſah nach Dobiſe mit den Lauten zurück und Anna errieth wohl ſeine Gedanken. Denn nachdem Alle eine Weile ſtill geruht hatten, begann ſie: „Die Nachtigall höre ich nicht mehr und auch der Kukuk ſchweigt, er hat ſich wohl, wie das Lied im Scherze ſagt, zu Tode gefallen in einer alten Weiden,“ und ſie begann mit leiſer Stimme die Melodie. Da faßte Georg ſchnell die eine Laute, reichte dem treuen Philipps die andere und Beide nahmen zur Stelle die Weiſe auf: „wer ſoll uns nun, wer ſoll uns nun die liebe Zeit vertreiben.“ Kräftig fuhren die Jünglinge fort: „ei, das ſoll thun Frau Nachtigall.“ Und Georg hörte während des Singens mit Entzücken, wie Anna mitſang und künſtlich in hoher Stimme trillerte, ganz als wollte ſie die Nachtigall nachahmen. Auch der Magiſter ſummte im Baß „Kukuk“ dazu. Als das Lied zu Ende war, lachten Alle gegen einander, die Spieler begannen eine andere noch feinere Weiſe ohne Geſang, und darauf ſtimmten Wirth und Gäſte in ſchöne Lieder ein, welche ſie gemeinſam vermochten.

Anna wurde von Herzen vergnügt; Georg gefiel ihr heut ausnehmend gut, wie er in blühender Jugend mit dem Roſſe ſprang, daß er ſich ritterlich gegen den Vater hielt, daß er ſo froh war ſie im Hauſe zu begrüßen und ſo beſcheiden den Wirth machte mitten in allem Ueberfluß des Reichthums. Wohl hatte er ſie durch ſein ſchnelles Losfahren gegen den Fremden geängſtigt, und auch am Tiſche hatte der reiche Haushalt ſie bedrückt, aber das alles war vergeſſen, ſeit ſie miteinander ſangen, und ſie fühlte ſich ihm ſo vertraulich, als ob ſie zu ihm gehöre. Als ſie während des Ausruhens fröhlich um ſich ſah, merkte ſie, daß ſie nicht allein waren, am Rande der Lichtung lagerten die Dorfkinder, die kleinen ſaßen auf der Erde, den Finger im Munde, alle ſtaunten unverwandt die vornehmen Stadtleute an. Da ergriff Anna ſchnell einen Handkorb, der neben ihr ſtand, eilte zu ihnen und ſprach: „In dem Korbe iſt Süßes für euch, ihr Kleinen, ſeid fromm und ſprecht ein Vaterunſer.“ Aber die Kinder glotzten ſie an und regten ſich nicht. „Die wiſſen nichts vom Vaterunſer,“ lachte der Vogt, „wo ſollen ſie es her haben, von den Eltern lernen ſie eher Flüche und Schelmlieder.“

„Lieber Gott,“ rief Anna erſchrocken, „ſo lebt ihr ja als kleine Heiden dahin.“ Sie beugte ſich nieder, legte den Kindern der Reihe nach die Hände zuſammen und gebot: „Sprecht mir Alle die Worte nach, welche ich euch vorſage, damit der liebe Gott doch wenigſtens eure Stimmchen hört, ſo bekommt ihr den Kuchen,“ und ſie ſprach ihnen die erſte Bitte nachdrücklich vor. Da ſchrien die Kinder hoffnungsvoll den frommen Gruß nach und die Jungfrau neigte das Haupt. Dann griff ſie in den Korb und vertheilte den Kuchen. Sie ſah begeiſtert aus, wie damals in der Kirche.

Aber die Thorner ſahen befremdet auf dieſe ſorgloſe Vertheilung, welche ihnen ungehörig und als eine Kränkung des

Gutsherrn erſcheinen mußte. Denn das Gebäck war aus Gaſtfreundſchaft den Geladenen gewidmet und es war ihnen feierlich als angenehme Erinnerung beigepackt worden. Am tiefſten gekränkt war die Rathsbotin, da es ihr Handkorb war, aus dem die Jungfer ihre Verſchwendung betrieb. Sie faßte den Korb und ſagte mit ſcharfer Stimme: „Hier zu Lande iſt es nicht Brauch, Jungfer Anna, Ehrengeſchenke der Hauswirthe vor ihren Augen zu vergeuden, am wenigſten aus fremdem Korbe.“

„Nehmt dafür den meinen,“ antwortete Anna ſich erhebend. Obgleich ſie gutherzig lächelte, ſo dachten doch die Thorner, daß die Rathsbotin nicht ohne Grund ärgerlich war. Und Georg freute ſich zwar, daß ſie von den Kindern mit ſo ſicherem Vertrauen zu ihm aufſah, als ob ſie ſelbſt die Gutswirthin wäre, aber er ſagte doch leiſe zu ſeinem Geſellen Eske: „Ach, ſie iſt ſchön und hat als Nachtigall holdſelig getrillert, aber ich fürchte, ihrem Gemüth iſt alle irdiſche Freude gleichgiltig.“

„Sie iſt zu einer Nonne geboren,“ verſetzte Lips unwillig, und Georg dachte: „ich will und muß erfahren, ob ſie mich ſo gering achtet wie unſern Kuchen.“

Anna hatte ſich wieder zu den Kindern gebeugt, die ihr jetzt williger Beſcheid gaben. Da rief eine ſchrille Stimme von der Seite: „Lehrt nur die deutſchen Krähen ſingen, Junker Georg, hier vor eurem Baume; der Tag wird kommen, wo die fremden Vögel wieder wegfliegen, große und kleine.“ Eine alte Frau, verwittert und runzlig, wankte unter der Laſt eines ſchweren Korbes heran, ſtellte ſich vor Georg hin und die grauen Augen in dem wankenden Kopf ſahen ſcharf nach dem Herrenſohn.

„Wollt ihr ſchweigen, Alte,“ rief Dobiſe herzueilend und verſuchte die Frau wegzuführen, ſie aber hielt ſich mit ihrer Hacke an eine Baumwurzel.

„Laß deine Mutter, Dobiſe,“ gebot Georg, „ich weiß, ſie wünſcht mir nichts Böſes.“

„Denkſt du daran, Junkerlein, daß ich dich einſt auf den Armen hielt? Lange haſt du der Alten nichts Gutes in das Haus geſandt und doch gehe ich hier Jahr für Jahr um den Baum und ſehe zu, wie die Krähen kommen und fliegen; ich höre, wie das Holz im Sturme kracht, und ich fege den Schnee von den Wurzeln, damit die Seelen der Verſtorbenen gute Bahn finden, wenn ſie aus den Aeſten zur Erde fahren.“

„Demens est,“ rief der Magiſter.

Aber die Alte verſetzte mit ſcharfem Ton, als wenn ſie die Rede verſtanden hätte: „Ich bin nicht ſchwachſinnig, deutſcher Mann, und wenn die deutſche Glocke bimmelt, opfere ich den Heiligen mein Wachslicht ſo gut wie Andere. Das Herrenkind verſteht mich wohl, denn es iſt von alten Leuten geſagt, als der Stamm in feſtem Holze ſtand, kamen ſeine Vorfahren in das Land, ſie fällten rings umher den Wald, ſie zimmerten ihr grünes Lager unter dem Wipfel und ihre Weiber und Kinder ſaßen in den Aeſten. Von hier flogen ſie über das Preußenland, ihrer wurden viele und unſerer wenige. Solange der Baum grünt, ſoll das fremde Geſchlecht in dem Lande herrſchen. Grüßt euren Vater, Georg, und ſagt ihm, es rauſcht in der Luft und die Unſichtbaren brauen einen Sturm, der Moder frißt in der Eiche, er ſoll ſeinen Sohn hüten,“ und mit veränderter Stimme wiederholte ſie: „warum haſt du der alten Mutter ſolange nichts Gutes hinausgeſchickt, ich ſinge deinetwegen und gehe für dich um den Baum, aber ich kann das Volk der Würmer nicht mehr aus dem Holze bannen.“

„Gut, Mutter, daß ihr erinnert; gehet heut Abend auf den Hof, der Vogt wird euch geben, was euch erfreut,“ und während Dobiſe die Alte abführte, gebot er dem unwilligen Vogt: „Der Vater will, daß ihr von euch kein Leid geſchieht, wenn ſie auch wilde Reden verführt; ſie iſt harmlos und war eine Zeit lang meine Wärterin.“ Und zum Magiſter fuhr er fort: „Dieſe und ihr Sohn ſind eigene Leute des Gutes und ſtammen von den alten Preußen. Die Leute ſagen, daß einſt meine Vorfahren, als ſie unter dem Kreuz in das Land kamen, bei dem Baume geraſtet haben, und darum prophezeien ſie Allerlei. Sonſt war das Sommerhaus dort oben in beſſerem Stande, ich ſelbſt habe oben mit dem Flitzbogen geſchoſſen, jetzt hat Niemand daran gedacht, neues Gebälk einzuziehen.“

Anna hatte mit Antheil die Erklärung gehört. Als ſie nun zur Heimkehr aufbrachen, machte ſich's, daß Georg neben ihr ging, er half ihr das große Regentuch umlegen, denn die Sonne ſtieg niederwärts und es wurde kühl. Da begann ſie: „Die Alte war doch eine ſchreckhafte Frau, und zu ihrem Sohne, eurem Diener, könnte ich auch kein Zutrauen haben.“

„Er iſt anſtellig und der Vater iſt gewöhnt ihm zu vertrauen.“

„Ich denke, euer Herr Vater kommt ſelten auf das Gut.“

„Er ſorgt doch in der Stille um Alles, was hier vorgeht, aber er lebt ſchweigſam vor ſich hin. Es werden bei uns im Hauſe nicht mehr Worte gemacht, als gerade nöthig ſind. Immer freue ich mich, wie der Herr Magiſter mit euch verkehrt; ihr ſeid freilich an Hausfrauen Statt und ſeine Stütze.“

„Ihr könnt gar nicht denken, wie gut der Herr Vater gegen mich und alle Welt iſt,“ verſetzte Anna eifrig.

„Gern wüßten wir, ob der Herr Magiſter auch mit uns zufrieden iſt,“ frug der ſchlaue Georg.

„Er mag wohl manchmal Urſache haben, zu tadeln,“ ſagte Anna lächelnd.

Das gab Georg beſcheiden zu und ſich ein Herz faſſend fuhr er fort: „Ach, liebe Jungfer Anna, mehr noch als die Geſinnung eures Herrn Vaters kümmert mich die eure, denn ich beſorge, daß ihr mir in eurem Herzen abgeneigt ſeid.“

Anna zog an ihrem Tuche. „Warum denkt ihr ſo?“

„Ich merke zuweilen, daß ihr gegen meine Geſellen freundlicher redet bei Gruß und Abſchied; denn den Anderen, vorab dem Matz Hutfeld, ſagt ihr ganz fröhlich Dank und auf ſeine Frage auch einmal freundlichen Beſcheid. Wenn ich aber die Treppe heraufkomme, ſo tretet ihr in die Küche zurück, und wenn ihr mir antworten müßt, ſo ſind es nur kurze Worte. Ich weiß es wohl," fuhr Georg in aufrichtiger Reue fort, „daß ich euch ſchwer gekränkt habe, bevor ich euch kannte, und ich fürchte, daß ihr das nicht vergeſſen könnt."

Da ſah ſie ihn ſchweigend an mit ſo warmem Blick und ein ſo liebreiches Lachen flog über ihr Antlitz, daß ihm ſein Herz vor Wonne hüpfte. Sie waren von den Andern durch ein Gebüſch getrennt, das oben in rothem Abendlicht glänzte und unten in bläulicher Dämmerung ſtand, er fühlte einen warmen Lufthauch an ſeiner Wange und ein Vogel rief von dem Aſte: flink, flink! Da vergaß er ſich ganz und gar, er vergaß, daß er als Wirth neben ſeinem Gaſte ging, er ſchlang den Arm wieder um ſie und neigte ſich, um ſie zu küſſen.

Aber die Hülle ſank zwiſchen ihr und ihm zur Erde, ſie entwand ſich ihm heftig, er ſah zum zweitenmal ein verſtörtes Geſicht und den ſtarren Schrecken in ihren Augen, im nächſten Augenblick rannen die Thränen auf ihre Wangen. Sie wandte ſich ab und ging, ohne ihn noch eines Blickes oder Wortes zu würdigen, eilig den Andern nach. Er ſtand am Wege, hob betäubt den Mantel auf und fühlte ſich elend und verworfen. Er hatte ſchnell erfahren, was er durchaus wiſſen wollte, daß ſie ihn anders achtete, als ſein Gaſtgeſchenk, denn ſie hatte ſeinetwegen geweint. Sie aber erkannte, daß er in dem Uebermuth eines vornehmen Knaben Dreiſtes gegen ſie wagte, und ihr Herz empörte ſich gegen ihn.

Obgleich ſie kein Wort geredet hatte, behauptete Georg doch vor ſich ſelber: „Sie iſt hart und ſcharf wie Riedgras. Ich möchte Matz Hutfeld Püffe geben, er iſt gerade ſo kalt wie ſie. Beide paſſen ganz gut zu einander, ich merke auch, daß er ſogleich gegen ſie hübſch thut." So ſchritt er finſter und grollend hinterdrein und fühlte ſich unglücklich wie noch niemals in ſeinem Leben. Erſt im Hofe, als der Magiſter ſtehen blieb und ihn wegen der Heimfahrt anredete, gedachte er ſeiner Pflicht; er lüftete die Mütze und lud, wie Alle erwarten mußten, zu einer Abendcollation ein. Wieder betraten ſie die Herrenſtube, auf's Neue war der Tiſch gedeckt und reichlich beſetzt mit allerlei auserwählter Koſt, worunter ein rieſiger Schinken war, daneben Pfefferkuchen und ſogar die neuſte Erfindung, welche die Kaufherren aus Italien eingeführt hatten, heilkräftiger Marzipan, und zwiſchen den Krügen mit Bier und Meth ſtanden jetzt Flaſchen mit ſüßem Sect. Der Magiſter konnte einen Ausruf angenehmer Ueberraſchung nicht unterdrücken, als er eine ſolche Beſetzung der Herrentafel ſah, und er merkte nicht, daß was ihn mit ſtolzer Befriedigung erfüllte, ſein liebes Kind noch mehr demüthigte und ihr auf's Neue Thränen in die Augen lockte. Alles war ſehr feſtlich und die Meiſten freuten ſich der Ehre, nur zwei ſaßen bleich und verſtört und das Hündlein lief vergeblich zwiſchen ihnen. Da war es ein Glück, daß der Magiſter die Geſellſchaft unterhielt von den Pfauenzungen ſeiner Römer und daß einer von dieſen die Fiſche mit Sklaven gefüttert habe. Nur Frau Liſchke antwortete: „Pfui, der Türke.“ Als Dobiſe draußen knallte, ſtand der Magiſter auf, geröthet vom Sect, und hielt die Dankrede an den Hausherrn und den gegenwärtigen Sohn Regulus, wobei er auch den Vogt und die Vogtin ehrenvoll erwähnte; und als ſie zu dem Wagen traten, ſprach er, an das Schüttern gedenkend großartig wie ein römiſcher Feldherr: „hinter uns liegt die Freude, jetzt kommt die Ehre,“ worauf die Gäſte zur Vorder- und Hinterthür hineinſtiegen. Es war eine ſchweigſame Fahrt, Dobiſe fuhr maßlos, denn es war ſpät geworden und er dachte an die Heckenreiter. Georg trabte finſter an der Seite, wo die Rathsbotin ſaß, und in ihm klang es zum Abendgeläut der Dorfglocke: es iſt vorbei und bleibt vorbei und kann ſich nimmer wenden. Als endlich der Wagen an dem Birkengehölz hielt und Frau Liſchke der Geſellſchaft Trennung gebot, ſah er noch einmal in das verblichene Antlitz Anna's und auf die niedergeſchlagenen Augen, mit denen ſie ſich gegen den Abſchiedsgruß der Schüler neigte, und ritt ſtumm neben ſeinen Geſellen, dem Reiter und Fußgänger, einem andern Thore zu.

Am Abend ging der Magiſter begeiſtert in ſeinem Muſeum auf und ab, während Anna ſchweigend nach den Trümmern des Schloſſes ſtarrte, von denen ſich jetzt niemals mehr eine Abendmuſik hören ließ. „Es war Alles rühmlich und freudenreich,“ frohlockte der Magiſter, „und der anſehnliche Herr Marcus König hat ſich königlich gegen uns verhalten.“

„Er ſelbſt war aber nicht da,“ warf Anna ein.

„Dafür hat er ſeinen Sohn geſandt, der uns im Grunde vertraulicher iſt,“ verbeſſerte ſie der Vater; „und ich habe beſchloſſen, den günſtigen Gönnern meine Dankbarkeit zu erweiſen durch Dedicirung und Ueberreichung eines elegiſchen Gedichtes zu Weihnachten; habe auch ſchon dem Hannus Buchführer davon Andeutungen gemacht, welcher ſich bereit erklärt, die Koſten für einen Bogen Papier und Druck zu tragen, mir mehre Exemplare gratis zu verabreichen, den Reſt womöglich um drei Kreuzer zu verkaufen. Der Bogen muß in Danzig gedruckt werden, weil man hier in dieſer Kunſt nichts vermag.“

Als der verſtörte Georg mit ſeinen Geſellen den Marktplatz betrat, ſtanden die Leute in eifrigem Geſpräch. Vor dem Rathhauſe hielten polniſche Reiter, im Artushofe ſaßen die Brüder dicht gedrängt, auch er vergaß auf Augenblicke ſein Leid, als ihm ſeine Genoſſen zuriefen: „Es iſt Botſchaft gekommen vom polniſchen König, der große Reichstag wird zum Winter nach unſerer Stadt geladen, es geht gegen den deutſchen Hochmeiſter.“

Und als der Winter kam, als Hannus einen Danziger Ballen auspackte und der Magiſter ſeine Bogen, welche er lange mit ſtillem Behagen betrachtet hatte, den Gönnern der Schule austrug, ſchritt er durch das Getümmel fremder Haufen, er fand in den Häuſern ſeiner Patrone ſorgenvolle Geſichter, und ihrem Dank, den ſie nicht vorenthielten, fehlte die Herzlichkeit.

1.

Der Hochmeiſter.

Die vier Bürgermeiſter hielten im Artushofe mit den Aelteſten der Bruderſchaft vertraulichen Rath, wie die polniſchen Herren bei den anſehnlichen Bürgern eingelegt werden ſollten. Jeder der Anweſenden begehrte ſolche Gäſte, die ihm bekannt waren, oder von denen er Vortheil hoffte. Marcus König war der einzige, welcher geduldig hinter ſeinem Becher ſaß, und wenn er einmal das Wort ergriff, nur für Abweſende ſprach, damit dieſe nicht übermäßig beſchwert würden. Es geſchah wie durch Einverſtändniß, daß Niemand das Haus des Marcus in Vorſchlag brachte, entweder aus Achtung vor dem ſtillen Manne, oder weil es unheimlich geworden war, denn gerade in den letzten Tagen hatten die Nachbarn wieder über nächtlichen Spuk geklagt. Doch nur hinter dem Rücken des frommen Hausherrn wurde dergleichen gemurmelt, denn man wußte, daß er Fragen darnach mit einem finſtern Zornesblick beantwortete oder mit kalter Abweiſung, welche noch mehr gefürchtet war. Endlich begann der alte Burggraf: „Die Kumpane haben jeder gewählt, nur ihr, Bruder Marcus, ſeid noch zurück. Da ihr nicht frei bleiben werdet, ſo erſuche ich euch, das Recht unſerer Bruderſchaft zu gebrauchen.“

„Ich bin bereit, den Fremden zu nehmen, welchen euer Wille mir zutheilt,“ verſetzte Marcus.

Der Bürgermeiſter nickte und ſah in die Liſte. „Was würdet ihr zu dem hochwürdigen Biſchof von Plozk ſagen?“

„Da er von euch kommt, will ich ihn und ſeine Begleiter, ſoweit das Gelaß reicht, gern beherbergen; doch zürnt nicht, wenn ich euch ſage, nur ungern öffne ich mein Haus den lüderlichen Weibern, welche von den geiſtlichen Herren mitgebracht werden.“

„Der Mißbrauch verleidet Vielen die Biſchöfe,“ gab der Burggraf zu.

„Vielleicht beſchwert euch das weniger als Andere,“ warf ein Bruder ein, „da in eurem Hauſe die wilden Weiber keiner Hausfrau die Ehre kränken.“

„Martha Hutfeld hat in meinem Hauſe gewohnt,“ entgegnete Marcus, „und ich will nicht, daß ihr Sohn ein täglicher Genoſſe der Unordnung werde.“

„Der Biſchof bringt wohl ſeine Trauten in der Nähe unter,“ entſchied Hutfeld, „ich finde Gelegenheit, mit ſeinem Kaplan darüber zu reden.“

Die Stadt füllte ſich mit Fremden, durch die Straßen ſchritten vornehme Prälaten mit ihrem geiſtlichen Gefolge, und polniſche Edle begleitet von einem langen Troß Bewaffneter; vor den Schenken zankten, fluchten und umarmten ſich Schlachzizen mit großen Bärten und wilden Geſichtern. Die friedliche Stadt war in ein Feldlager verwandelt, auf den Straßen und in den Häuſern klang lauter die polniſche Rede, als die deutſche. — Der Winterſturm fegte und heulte in den Schornſteinen und Eisſchollen trieben auf dem kalten Waſſer, als Bürgermeiſter und Rath über die deutſche Brücke der Weichſel zogen, um an der Stadtgrenze den einziehenden König von Polen zu begrüßen. Unter einem ſeidenen Baldachin, den zwei Bürgermeiſter und zwei Herren von der Landſchaft trugen, ritt der König in die Stadt, huldvoll nach allen Seiten lächelnd, ihm folgte polniſches Kriegsvolk, das den Thornern unendlich ſchien, ſtundenlang dauerte der Einzug. Den Bürgern war es nichts Neues, den König und den polniſchen Reichstag in ihren Mauern aufzunehmen, ſie hatten auch gelernt die Augen zu ſchließen gegen fremden Brauch und zuchtloſes Benehmen der Gäſte, ſolange dieſe ſorglos ihre Geldtaſche öffneten, doch ſo große kriegeriſche Pracht und Menge hatte das lebende Geſchlecht nimmer geſehen. Die Leute ſtaunten über ſammetne Pelzröcke, ſilberne Rüſtungen und edle Roſſe, deren Reitzeug mit bunten Steinen bedeckt war, und ſie ſchrien einander die Namen der vornehmſten Herren zu. Aber Viele empfanden Schadenfreude, als ein kalter Sprühregen auf die Einziehenden niederſank und den Fremden die koſtbaren Kleider verdarb, obgleich ſie ſelbſt nicht weniger naß wurden. Verſtändige Männer blickten mit geheimem Schrecken auf den Strom wilden Kriegsvolks, der durch die Thore eindrang, und fühlten ſich erſt erleichtert, als die Mehrzahl nach kurzer Raſt auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt wieder hinauszog, um ſich in den Dörfern der Umgegend zu lagern. Bis zum ſpäten Abend wogte das Gewühl in den Straßen und die Rathsbeamten verhandelten mit heißen Geſichtern und heiſeren Stimmen gegen Haufen unzufriedener Gäſte, welche viel mehr von der Stadt begehrten, als dieſe zu leiſten vermochte.

Auch vor dem Hauſe des Marcus hielt ein ſtattlicher Zug; der hochwürdige Biſchof von Plozk mit ſeinen Geiſtlichen und Edelleuten ſtieg ab und wurde an der Thür von dem Hauswirth empfangen, der ſein Knie bis auf den Boden neigte, den Segen des Biſchofs erbat und ihm demüthig in der Gaſtſtube den Willkommen bot. Unterdeß geleitete der Rathsdiener einige vornehm geſchminkte Frauen, welche auf Wagen und Roſſen vor der Einfahrt hielten, um die Ecke in ein Nebenhaus der Hintergaſſe, obgleich die Weiber mit hellen Worten gegen die niedrige Herberge fochten. Aber auch die geiſtlichen Herren im Markthauſe erfuhren bald, daß ihre Wohnung Gäſte ungern ertrug, und daß ſie widerwärtigen Heimſuchungen nicht entgingen, wenn ſchon ihr Hauswirth ein frommer und eifriger Chriſt war.

Am Abend ſchlich Dobiſe mit einer Laterne über den

Bodenraum des alten Hauſes, er ſah ſcheu um ſich bevor er einen Breterverſchlag öffnete, der mit alten Kiſten und Fäſſern gefüllt war. Dort wand er ſich zwiſchen dem Geräth, hob an der Rückwand ein Bret und ſchlüpfte durch die ſchmale Oeffnung in einen engen lichtloſen Raum, den er ſich allmählich hergerichtet hatte und den nur er kannte. Es war darin gerade für einen Schemel Gelaß und für einige Kiſten. Dobiſe hing die Laterne an einen Pflock, richtete ſich ſo hoch auf als er vermochte und ſah ſich ſtolz in dem Verſchlage um. „Jetzt iſt Dobiſe wieder ein Edelmann und Kaufherr von Thorn.“ Er warf ſeine Jacke ab, hob aus der Kiſte einen ſtattlichen Pelzrock und eine Mütze von Marderfell, that beides an und ſetzte ſich auf den Schemel, dann holte er aus einem anderen Behältniß einige Stücke ſchweren Seidenſtoffes, die mit Gold durchwirkt waren, breitete ſie um ſich her und ſah entzückt, wie die bunten Muſter im Licht der Laterne glänzten. „Dies iſt der fürſtliche Mantel für mich, und hier iſt auch ein Prachtkleid für die Alte im Dorfe, das ich ihr aufhebe.“ Er griff wieder in eine Ecke, holte einen Krug hervor, ſchwenkte ihn und murmelte: „Dies trinke ich zu meinem eigenen Wohl, es iſt das Beſte aus dem Keller des Alten.“ So ſaß er da, ähnlich einem Hauskobold, die kleinen Augen zwinkerten unter den ſchwarzen Brauen und die ſchmalen Lippen in dem gelben Geſicht zogen ſich in behaglichem Lachen zu beiden Ohren. „Niemand weiß es, daß ich hier ſitze als der echte Herr der Stadt und des Landes, auch der Alte bildet ſich ein, daß ich an unſeren Kiſten zimmere; drüben in der Kaufkammer rechnen ſie, und der fremde Gaſt, der unter mir wohnt und aus ſeinem ſchwarzen Buch beten ſollte, zankt ſich mit ſeinen Dirnen; ich aber trete mit meinem Fuß auf ihre Köpfe und freue mich.“ Wieder trank er und murmelte: „Deutſche und Polen ſind jetzt darüber her, einander umzubringen. Wenn ſie abgewürgt ſind, bleiben wir übrig und werden wieder Gebieter des Landes, wie wir einſt waren. Vivat Rex Dobiſe,“ rief er den Becher hebend, „möge allen Fremden ſcharfes Eiſen durch die Hälſe fahren." Er trank und ſetzte ab. „Meinen Alten nehme ich aus, dem gebe ich ein bis zwei Goldſtücke zur Heimfahrt über das gelbe Weichſelwaſſer, den Georg nehme ich aus, und vielleicht noch wenige Städter, darunter Barthel Schneider." Er lachte über das ganze Geſicht. „Den Schneider ſoll alle Tage der Teufel zwicken, wenn ich erſt Herr von Thorn bin. Dann werfe ich auch dieſes goldne Kleid der Jungfer Anna zu, und mache ſie zur Königin." Er hielt an und lauſchte. „Der Biſchof zankt noch immer mit ſeinen Weibern; es iſt ein filziger Pfaffe, den ſie in unſer Haus gelegt haben, und meinem Alten liegt wenig an ihm, denn der Alte und ich, wir ſahen einander an, und mein Alter frug: „ob der Pole hier Ruhe findet? Mancher wird furchtſam, wenn die Katzen auf dem Boden ſpringen." Nach dieſen Worten fuhr Dobiſe in die Höhe und ſprang mit beiden Beinen kräftig gegen den Fußboden, ſaß nieder und fuhr verächtlich fort: „es iſt ein ſchmutziger Pfaffe, der zu der ſchwarzen Maruſchka von Czenſtochau betet, obgleich dies Weib ausſieht wie des Teufels Großmutter. Wie will das polniſche Weibsſtück wagen, ſich gegen unſere Maria von Thorn zu brüſten, welche weiß und roth in der Kirche ſteht mit goldner Krone und blauem Mantel. Ich denke, es wird dem Alten ein Gefallen ſein, wenn ich den Biſchof aus dem Hauſe ſchicke." Er kniete an der Seite nieder, wo er die Flaſche unter dem Fußboden heraufgeholt hatte: „Geprieſen ſei mein Kellerloch. Mühſam habe ich den Schutt ausgewühlt bis zu den Deckbretern über der Gaſtſtube, dafür höre ich die Reden dort unten." Er neigte das Ohr: „Der Pfaffe zankt noch immer auf polniſch." Dobiſe ſteckte den Kopf in das Loch, ſtieß ein wildes Gebrüll aus und ſchrie in polniſcher Sprache: „Hoho, der Teufel iſt über euch, ihr Satansbrut," worauf er ſchnell das ſeidene Gewebe und den Krug verſteckte und aus der Kammer ſprang. Er polterte noch zwiſchen den Kiſten, löſchte das Licht aus und fuhr unter dem Dach nach dem Hinterhauſe.

Am nächſten Morgen waren die geiſtlichen Herren in geheimnißvoller Unruhe, ſie murmelten untereinander und ſchritten wieder mit Lichtern und Sprengwedel durch den Oberſtock, doch wollte der Grund ihrer Bekümmerniß nicht laut werden. Bis endlich der hochwürdige Biſchof zu den Bürgermeiſtern ſandte und ſich eine andere Herberge forderte. So wurde Marcus ſchnell der Gäſte enthoben; nur in ſeinem Hinterhauſe blieben einige Geiſtliche aus dem Hofhalt des Biſchofs, welche in der gefährlichen Wohnung bei Tag und Nacht länger beteten, als ſonſt ihre Gewohnheit war.

Der Reichstag wurde eröffnet. Die Abgeordneten der deutſchen Städte waren ebenſo eifrig als die Polen, Krieg gegen den widerſetzlichen Hochmeiſter zu fordern, und der König gab ihrem Drängen nach. Zum letztenmal wurde Herr Albrecht gefordert, den Lehnseid zu leiſten, und als er nicht erſchien, trugen die Fehdeboten des polniſchen Adels zahlreiche Abſagebriefe über die Grenze.

Der Krieg begann. Ein ſeltſamer Krieg, denn weder der König noch der Hochmeiſter geboten über ein Heer, um ihren Willen durchzuſetzen. Die Thorner hatten vor wenig Wochen eine große polniſche Heeresmacht angeſtaunt; es waren faſt nur Banden polniſcher Edlen geweſen, und dieſe hatten zwar feurig nach dem Kriege geſchrien, aber ſie hatten wenig Luſt, ſelbſt Haut und Gut im Kampfe zu wagen; das polniſche Heer ritt auseinander und verzog ſich nach der Heimat. Der Hochmeiſter hatte ſeit Jahren um den bevorſtehenden Kampf geſorgt, aber alles Mühen und Verhandeln war fruchtlos geweſen, ſein Land war klein, arm, widerwillig, nur wenige der Ordensherren waren feldtüchtige Reiter, die Bürger weigerten ſich im Harniſch zu ziehen, das gedrückte Landvolk faſt waffenlos und es fehlte ohnedies an Händen, das Land zu bauen; die Fürſten im Reiche hatten zwar Gutes verſprochen, aber wenig gehalten. Zuletzt waren beide Herren in der Lage, nach geworbenen Söldnern auszuſchauen und keiner von beiden hatte das Geld ſtarke Fäuſte zu bezahlen. Der Hochmeiſter fand einigen guten Willen bei der fränkiſchen Ritterſchaft und ließ durch dieſe im Reiche Landsknechthaufen werben, der König von Polen wandte ſich an die Böhmen und ſogar an die Tartaren und dieſe Heiden, welche am ſchnellſten zur Stelle waren, fielen in das Ordensland ein, brannten, erſchlugen und hauſten ſo greulich, daß ein Schrei des Unwillens bis in das Reich drang, und daß auch die Bürger von Thorn die Köpfe ſchüttelten und in den Schenken zur Beunruhigung des Rathes gegen die polniſche Zügelloſigkeit ein Gemurr erhoben. Sie freilich ſaßen vor der Hand in Sicherheit. Immer noch war der König in der Nähe, viele vornehme Herren ritten aus und ein und gutes Geld wurde luſtig ausgegeben und leicht verdient. Doch außerhalb der Mauern merkte man die Verſtörung, oft ſahen die Bürger den Himmel geröthet, Räuber und loſes Geſindel wurden eingebracht und Hans Buck hatte mehr Arbeit als ſonſt. Noch in anderer Weiſe empfand die Stadt den Krieg, die Bürger ſelbſt lebten unruhig und wild, vom Morgen bis Abend waren die Schenken gefüllt, feſte Arbeit wollte nicht gedeihen, wer unzufrieden war mit dem Rath, ballte nicht mehr die Fauſt in der Taſche, ſondern ſchrie laut hinter ſeinem Kruge, wer zornig wurde, ſchlug ſchneller los als ſonſt, und das Schlichten und Rechtſprechen nahm kein Ende.

Zwiſchen Anna und Georg war ſeit jener Fahrt nach dem Gute kein Vertrauen mehr, der Herbſtwind ſtürmte gegen die junge Neigung, alle Blüthen welkten im Froſt und Schneegeſtöber wirbelte darüber. Georg litt zuweilen an unchriſtlichen Gedanken. „Die theuren Heiligen und wer ſonſt im Himmel Würde hat, werden jetzt zu oft durch Bitten beſchwert. Viele, die am eifrigſten zu ihnen ſchreien, taugen wenig, und Andere, die ſich übrigens redlich halten, verlieren dadurch ihren Frohſinn. Ich lobe mir eine Magd, die vor einem friſchen Knaben lieber daran denkt, ihre Arme um ſeinen

Hals zu werfen, als die Hände zu falten. Als ich im letzten Winter mit Eva Göke aus einem Becher trank und ſie küßte, lachte ſie nur und auch Dörte Mechinger, das Doctorkind, verzog nur ein wenig die Naſe, obwohl ſie ebenfalls eine Fremde iſt. Und mich dünkt, ſie iſt auch hübſcher." Das konnte er freilich im Ernſte nicht für wahr halten, und wenn er Anna vor der Schulſtube ſah — ſelten mehr als eine Wange und ein Ohr —, ſo fühlte er die bittere Reue in ſeinem Herzen. Anna aber dachte: „ſeine Augenbrauen ſind ſchräge, gerade wie ſie auf der Teufelslarve waren. Nein, nicht ganz ſo, aber ſie ſind liſtig geſchwungen und man kann ſeinem Uebermuth niemals trauen. Ach, was iſt es ein Unglück, wenn Leute ſo reich ſind, die ganze Stube voll Zinn und alle Truhen voll feiner Wäſche und ſie ſitzen triumphirend am reichbeſtellten Tiſche und meinen mit uns Armen ſpielen zu können wie mit einem Hündlein." Bei ſolcher Mißachtung, welche in Beiden arbeitete, war es ihnen läſtig, daß ſie doch nicht vermeiden konnten, eines um das andere zu ſorgen. So war Ajax durch ſeine Zuneigung zu Georg verleitet worden, hinter dieſem aus dem Hauſe zu laufen, und Georg, welcher gerade in trauriger Stimmung war, hatte nicht darauf geachtet, bis er ein klägliches Gewinſel hörte und den Kleinen zwiſchen den Pferdebeinen polniſcher Leibwächter ſah, welche die Straße hinabſprengten. Er warf ſich zwiſchen die Reiter, die Pferde bäumten, die Polen fluchten, er aber riß, obgleich ſein Arm durch einen Hufſchlag getroffen war, das Thierchen aus der Gefahr und trug es in die Schule zurück. Schon im Hauſe hörte er Anna's Stimme, welche ängſtlich nach dem Kleinen rief, er ſprang die Treppe hinauf, ließ ihn vor Anna's Füßen nieder, ſagte mit gleichgiltiger Miene: „ich fand ihn auf der Straße," zog die Mütze und ging ſtolz hinab, bevor Anna mit ihrem Danke zurecht kam. Aber Liſchke hatte etwas von der Rettung geſehen und als Georg am andern Morgen den Arm in der Binde trug, und der Magiſter bei Tiſche bedauernd erzählte: „den Regulus hat ein Polenpferd geſchlagen," da ſprach Anna zwar nichts, aber Ajax hatte es am Nachmittage gut, denn ſie hielt ihn auf ihrem Schoße feſt, damit er nicht in neues Unglück liefe.

Kurz darauf kam in die Stadt eine Schreckensbotſchaft, daß fremdes Raubgeſindel ſich auf Stadtgrund eingeniſtet hatte und in den Dörfern plünderte und brannte. Da trat Georg mit anderen Knaben des Hofes, welche für Reiterdienſt eingeſchrieben waren, vor den Rath und erbot ſich, freiwillig in Waffen auszuziehen. Das gefiel dem Rathe, weil die geworbenen Freireiter in dieſer Zeit nirgend ausreichen wollten. Die Knaben ſollten unter Anführung eines Alten über das Land und durch die Wälder reiten, um die Wegelagerer einzufangen. Darunter litt natürlich die lateiniſche Schule. Als Georg von dem Magiſter kam, bei dem er ſich und die Genoſſen auf einige Tage beurlaubt hatte, ſtand Anna an der Treppe und da er vorübergehen wollte, redete ſie ihn an: „Wer ſeinen Arm noch verbunden trägt, der ſollte ſich nicht wieder in Gefahr werfen." Georg aber hob lachend den Arm aus der Binde und antwortete kurz: „Der Schlag war nicht der Rede werth, und es war der linke." Rauh war die Anrede und rauh die Antwort. Und als die Reiter zur Nacht nicht heimkehrten, und Einer Allen, die ihn hören wollten, erzählte, daß man in der Ferne Schüſſe aus Feuerröhren gehört habe, da ging in manchem Hauſe zu Thorn die Nachtruhe verloren und es gab Solche, welche bei brennender Lampe vergeblich auf den Hufſchlag Heimkehrender lauſchten. Erſt gegen Abend des nächſten Tages rief die Hauswirthin die Treppe hinauf: „es ſchießt wieder, der Thürmer ſchreit herunter, daß die Unſeren ſich mit fremden Reitern auf dem hohen Land herumtreiben," und einige Zeit darauf rief ſie wieder: „ſie kommen zum Jacobsthor herein, ſchnell, Jungfer Anna, es ſind nur wenige Schritte," da ging Anna mit, nicht freiwillig, ſondern von der Frau fortgezogen. Sie ſtand unter dem Volk unweit des Thores und Georg ritt vor ſeinem Haufen bei ihr vorüber mit tiefliegenden Augen und einem wilden Ausdruck in ſeinem Geſicht und neben ſeinem Roſſe ſchritt er an einer Halfter gebunden einen greulichen, barhaupten und blutigen Geſellen. Da riefen ihm die Bürger fröhliche Grüße zu, auch Frau Liſchke rief, aber Anna vermochte keinen Laut hervorzubringen und ſah ihn nur ſtumm an und er ſie ebenſo, ohne daß er die Mütze ſchwenkte, was er ſonſt ſo bereitwillig that. Und als der Rathsbote nach Hauſe kam und von den Abenteuern der jungen Reiter Vieles berichtete, auch den Georg hoch rühmte, weil er nach hartem Strauß den Anführer der Bande bewältigt hatte, da blieb Anna ſtill und finſter, denn er war ihr furchtbar erſchienen.

Bei ſolchem Zuſtande konnte der Frühling nicht gedeihen. Er kam zwar nach alter Gewohnheit, aber widerwillig, und er war auch darnach. Unfriede und zerſtörte Hoffnung in den Lüften wie auf der Erde. Wenn die Singvögel ihre Neſter im Baumeswipfel fertig hatten, erhob ſich ein Sturm und brach die Aeſte; als die Baumblüthen gerade aufbrechen wollten, ſchütteten die Wolken eine Schneelaſt darüber; wenn die Leute einmal zum Reigen antraten, ſtießen ſie einander mit den Ellenbogen und der Tanz endete in Schlägen. Die Sommerluſt verlief nach derſelben Weiſe. Alle kleinen Aepfel fielen grün von den Zweigen, ſo oft die Nachtigallen ſich zu einem Wechſelgeſange zurechtlegten, rauſchte ein Wetter und Hagel hernieder und zerſchlug ihnen die Federn, und wenn Lips Eck einem guten Geſellen zu Liebe des Abends mit dem Baßfiedel eine Muſica anſtellte, ſprangen aus allen Schenken trunkene Schlachzizen und begannen im Mondenſchein mit wildem Geſchrei einen ungefügen Krakewiel. Es war für Jedermann ein ſchlechtes Jahr.

Als der Sommer kam, hatten Bürgermeiſter und Rath über neue Einquartierung zu berathen. Denn kirchliche Vermittler hatten dem Hochmeiſter Albrecht freies Geleit ausgewirkt und dieſer wollte ſelbſt nach Thorn reiten, um wegen

Krieg oder Frieden mit dem Könige, ſeinem Oheim, zu verhandeln. Diesmal beriethen die Herren von Thorn weniger fröhlich. Die Stadt war des Kriegslärms müde, der Hader mit den einquartierten Polen nahm kein Ende, Jedermann ſträubte ſich gegen neue Beläſtigung, zumal gegen Aufnahme der Feinde. Zuletzt erſchien es der Mehrzahl als eine gute Auskunft, daß ein Rathmann begann: „Das Haus des Marcus König iſt zur Unbill für Andere wenig belaſtet, und Bruder Marcus hat erſt geſtern im Artushofe geſagt, ihn wundere ſelbſt, warum man ihn vor Andern verſchone.“ Da ſtimmten Alle bei, den reichen Kaufherrn zu laden; nur Konrad Hutfeld ſchwieg, wie die Andern meinten, deshalb, weil es ihm als dem Schwager des Marcus ſowohl unziemlich war beizuſtimmen als zu widerſprechen.

Als Marcus vor den Rath trat, wurde er nicht wie früher um ſeinen guten Willen befragt, ſondern der Burggraf eröffnete ihm als Gebot: „Da die ganze Stadt ſchwere Bürde trägt, ihr aber weniger, ſo iſt Beſchluß des Rathes, daß ihr jetzt den deutſchen Hochmeiſter und einen Theil der neuen Gäſte empfangt.“

Auch Marcus war nicht mehr ſo willig, wie ehedem. Er ſchwieg lange und ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, er ſah, daß ſein Schwager Hutfeld ihn forſchend anblickte, endlich begann er: „Ich bin dem Rath Gehorſam ſchuldig und ich kenne die Noth der Stadt, doch bitte ich die ehrbaren Herren in Zukunft daran zu denken, daß nicht ich die Fremden erbeten habe, ſondern daß ſie mir ohne meinen Willen in das Haus gelegt werden. Ich führe fürwahr ein friedliches Leben, dennoch höre ich, daß man mich hier und da für einen Gegner der Landesfreiheit hält. Die Nachrede wird ſich mehren, wenn weiße Mäntel durch meine Thür aus und eingehen. Dies mag mir ſelbſt einmal bei dem Rathe nachtheilig werden, denn ich habe bereits zu meinem Schaden erfahren, damals, als die Scheuern meines Gutes angeſteckt wurden, daß die hochmögenden Herren nicht bereitwillig waren, mein Eigenthum zu ſchirmen. Darum erſcheint mir das Gebot bedrohlich."

„Ihr ſprecht vorſichtig," verſetzte der Bürgermeiſter, „der Rath wird ſich erinnern, daß ihr heut bereitwillig wart; und da ihr an die Sorge um das Geſchütz rührt, ſo darf ich euch ſagen, daß auch die Stadt euch gute Meinung beweiſen wird, und ich hoffe, Herr Kumpan, daß ihr die Feldſchlangen aus dem Zeughaus erhaltet."

Marcus vernahm die Kunde ohne ein ſichtbares Zeichen der Freude und ſagte nur: „Die gebietenden Herren mögen thun, was ihnen gerecht und billig dünkt."

Er wandte ſich auf der Treppe, da ihm Jemand folgte, es war Konrad Hutfeld. „Mich führt mein Amt nach dem Zeughauſe, iſt's euch recht, Schwager Marcus, ſo begleite ich euch."

Marcus lüftete ſeinen Hut. Die Schwäger betraten neben einander den Markt. „Gern hätte ich euch," fuhr Hutfeld fort, „das läſtige Einlager des Hochmeiſters abgewehrt."

„Ich weiß, Herr Bürgermeiſter," antwortete Marcus, „daß ihr den Fremden, den ihr ſelbſt nicht mögt, auch in meinem Hauſe nicht gern ſeht. Verzeiht einem Hauswirth die Frage: erwartet ihr, daß der Hochmeiſter lange hier verweilen wird?"

„Ihr fragt, welches Vertrauen ich zu der Friedenshandlung habe. Ich will offenherzig zu euch reden, ich habe wie alle Welt geringe Zuverſicht. Der König hielt es für klug, den deutſchen Fürſten, welche für den Hochmeiſter verhandelten, nicht entgegen zu ſein, aber der Krieg iſt entbrannt, keiner von beiden hat dem andern obgeſiegt und wenn der Hochmeiſter auch erkannt haben mag, daß er der ſchwächere iſt, er hat zu ſtolz gehofft des Lehnseides quitt zu werden, als daß er nachgeben ſollte, ſo lange ihm die Deutſchen im Reich noch ihre Hilfe nicht ganz verſagen." Und nachdrücklich fügte er hinzu: „Ich ſorge, er hat Rathgeber, die ihn durch eitle Hoffnungen täuſchen."

„Iſt ſeine Art ſo, daß er ſich täuſchen läßt?“

„Er iſt einer von den deutſchen Fürſten,“ verſetzte Hutfeld kalt, „und er hält ſich für einen Meiſter der deutſchen Adligen. Ihr wißt ſelbſt, daß dieſe ſchlechte Rathgeber ſind, außer da, wo es gilt zu rauben oder zu trinken.“

„Vielleicht hofft der Hochmeiſter darauf, ſeinen Orden zu reformiren. Vieles, was zur Väter Zeit ſchlecht geworden iſt, muß von den Enkeln gebeſſert werden.“

Hutfeld ſah mißtrauiſch auf ſeinen Begleiter: „Meint ihr, daß der junge Albrecht ein Schwarzkünſtler iſt, welcher die abgeſtandenen Fiſche ſeines Sumpfes wieder lebendig machen wird? Doch, wenn ihm auch gelänge, wozu keine Ausſicht iſt, des Lehnseides für ſeine kleine Herrſchaft quitt zu werden, was kümmert uns Thorner und das ganze Weichſelland ſolcher Gewinn?“

„Nichts, denke ich,“ antwortete Marcus, „unſere Bürgermeiſter werden doch dem Könige von Polen den Baldachin tragen.“

„Nicht alſo, Marcus, ſprecht lieber ſo: wir Thorner werden doch die Freiheit, welche die Vorfahren mit Blut erkauft haben, gegen die Tyrannei der Ordensherren behaupten. Ich denke nicht, daß in der Stadt noch einzelne Träumer ſich mit der Hoffnung getröſten, das Weichſelland unter die Knechtſchaft dieſes Knaben Albrecht zurückzubringen.“

„Sind es Einzelne und ſind es Träumer, ſo hat der Rath ſie nicht zu fürchten,“ entgegnete Marcus kalt.

„Damit er ſie nicht fürchten müſſe, iſt er genöthigt, mit ſcharfem Auge auf ihren Weg zu ſehen.“

„Wir Thorner vertrauen ruhig der Vorſicht des Rathes,“ antwortete Marcus.

Sein Schwager ſah ihn beſorgt an und ergriff die Hand des Widerſtrebenden. „Ich bin euch dankbar für große Treue, und ich dachte an die Zukunft des alten Hauſes, vor dem wir ſtehen, als ich ſo offen zu euch ſprach; denkt auch ihr daran, Schwager.“

„Ich denke daran, daß ihr ein kluger Herr ſeid, namhafter Herr Bürgermeiſter, und daß ihr entſchloſſen thun werdet, was ihr thun müßt,“ ſchloß Marcus, ſeine Hand zurückziehend und verneigte ſich höflich.

Es war mitten im Sommer an einem heißen Tage, als der Hochmeiſter, Herr Albrecht, in die feindliche Stadt einzog. An dem Thore begrüßte ihn der Kaſtellan von Dibow und ein Rathmann. Während der Herr unter ihrer Führung langſam aus der Mauerenge zwiſchen die Häuſer ritt, hinter ihm die kleine Schaar der Weißmäntel und die Frachtwagen, welche den Fremden ihren Reiſebedarf in feindlichem Lande nachfuhren, ſtanden die Leute wieder dicht gedrängt an den Thüren und auf den Kellerhälſen und ein aufgeregtes Summen ging durch die Menge. Aller Augen ſuchten das verhaßte ſchwarze Kreuz, aber ſie fanden es nicht, und ſie ſahen, daß die Hüllen der Reiter weiße Tartarenmäntel waren, welche der Orden den Söldnern des polniſchen Königs im Kampfe abgenommen hatte. Da fiel Manchem auf's Herz, daß die Herren des Ordens doch als Chriſten gegen unmenſchliche Heiden geſtritten hatten, deren Bundesgenoſſenſchaft die Thorner für eine Schande halten mußten, und ihr Unwille gegen die Einziehenden wurde ein wenig gedämpft. Einzelne Stadtleute, zumal Bürger aus der Neuſtadt zogen ſogar ihre Mützen, da der Hochmeiſter auf ſeinem ſchwarzen Streithengſt bei ihnen vorüberkam, ein ſchlanker Herr noch in jungen Jahren, mit einem Antlitz, das bleich ausſah, vielleicht wegen Kränklichkeit, vielleicht wegen der Sorgen. Er dankte vornehm auf gebotenen Gruß, aber mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſahen ſeine hellen Augen auf das Volk zu beiden Seiten. Wie der Zug am Markte aufgeritten war, entdeckte Georg verwundert, daß unter den letzten im Gefolge auch ſein Feind, der lange Henner, in dem fremden Mantel unter der Blechkappe hielt. „Ich hoffe, er iſt nicht ſo unverſchämt, in unſer Haus zu dringen.“ Aber bevor Henner mit Anderen ſeitab ritt, trieb er ſein Pferd mit geſchickter Wendung in die

Nähe der Thürtreppe und raunte an die Wand geklemmt in Georgs Ohr: „Wenn ich als Gaſt in euer Haus komme, will ich Malvaſier trinken, auch könnt ihr mir einen neuen Marderpelz zurecht legen, ich denke ihn anzunehmen.“

„Die Knechte führen lange Stöcke, mit denen ſie die Motten ausklopfen, hütet euch, daß ihr ihnen nicht in die Hände fallt,“ antwortete Georg.

Der Rathmann geleitete den Hochmeiſter zu dem Kaufherrn Als Marcus den vornehmen Gaſt begrüßte, kam dem Sohne vor, als ob der Vater ebenſo verblichen ausſehe wie der Hochmeiſter. Aber beide hielten ſich höflich zu einander, wie die ſtrenge Sitte vorſchrieb. Marcus geleitete die Gäſte in den Oberſtock, wo eine Reihe Zimmer für ſie bereitet war, und während Roſſe und Wagen in den Hof einfuhren und der vertraute Rath des Hochmeiſters, Herr Dietrich von Schönberg, verbindliche Worte zu Georg ſprach, tauſchte Herr Albrecht ſelbſt mit dem Hausherrn die gebührlichen Reden. „Wir vernahmen viel von dem Haſſe, mit welchem die Bürger uns Brüder vom ſchwarzen Kreuz anſehen, wir freuen uns, daß wir das Gerücht als unwahr befinden, und daß die Thorner ihren deutſchen Nachbar gutwillig leiden wollen.“

„Die Welſchen ſagen uns Deutſchen nach,“ verſetzte Marcus, „daß wir in Zorn und in Reue maßlos ſind. Vielleicht aber vermögen die Deutſchen deshalb auch in Reue wieder gut zu machen, was ſie im Zorn verdorben haben.“

Der Hochmeiſter ſah befremdet auf ſeinen Wirth, doch frug er gleichgiltig weiter: „Ihr wart ſelbſt in welſchen Landen, Herr?“ und als er nach Fürſtenweiſe auch den Andern Ehre erwieſen hatte, verabſchiedete er die Herren von Thorn, weil er dem Könige aufwarten müſſe, und Dietrich von Schönberg verſicherte dem Hauswirth mit einem Händedruck, daß ſeine fürſtliche Gnaden einer ernſten Zuſammenkunft entgegengehe und wohl lieber noch unter den Hausgenoſſen weilen würde.

Förmlich, wie der Empfang, verliefen auch die folgenden

Tage. Die Bürger mußten bekennen, daß die Fremden ſich ſchweigſam und in guter Zucht hielten. Auch im Hauſe des Marcus gingen zwar Weißmäntel und fürſtlicher Beſuch häufig aus und ein, doch an Gelage und Gaſterei war nicht zu denken, der Hochmeiſter blieb des Abends am liebſten allein oder zuſammen mit wenigen Vertrauten. Marcus wartete jeden Morgen als Wirth ſeinem Gaſte auf, frug nach den Wünſchen der Herrn und erhielt jedesmal ein Lächeln und dankbare Reden.

Aber er beobachtete mit leidenſchaftlicher Theilnahme jede Regung der Fremden und vermochte die geheime Freude kaum zu bergen, als ihre Mienen nach wenigen Tagen ſorgenvoller wurden. Einſt fand er den Hochmeiſter früher als ſonſt vom Rathhauſe zurückgekehrt, der Herr ſaß in trübem Sinnen und antwortete dem Gruß des Wirthes: „Ohne Nutzen für das Land haben wir euch bemüht, wir ziehen in Unfrieden ab, mein Oheim will, daß ich das blutige Schachſpiel gegen ihn fortſetze.“ Marcus ſchwieg, und der Hochmeiſter fuhr in ſeinen Gedanken fort: „Zehn Jahre trage ich dies Kreuz und die Laſt war zuweilen ſchwer.“

Da vernahm er die Gegenrede: „Sechzig Jahre trage ich die Hoffnung auf Rettung und Rache ſtill in mir herum, und mein heißeſtes Gebet war, daß ich nicht von dieſer Erde ſcheiden möge, bevor die Ordensfahne wieder über der Burg von Thorn weht.“

Der Hochmeiſter ſprang auf: „Der Ruf kam von Herzen. Wer ſeid ihr, Herr, daß ihr in Thorn ſolche Rede wagt?“

„Ein Mann aus dem Geſchlecht des Ludolf König, der einſt auf dem Hochmeiſterſtuhl zu ſchnell an ſeinem Glück verzweifelte.“

„Ich aber ſehe heut in das Angeſicht eines vertrauten Mannes,“ rief der Fürſt. „Nicht zum erſtenmal vernehme ich den geheimen Gruß. Seit Jahren erhalte ich über Lübeck Briefe, deren Schreiber ſich nicht nannte. Oft war ich ihm dankbar für klugen Rath und habe über ſeine gute Kenntniß des Weltlaufs geſtaunt, ſeine Worte haben mich getröſtet, wenn mir Ermuthigung am meiſten noth that. Jetzt frage ich nicht mehr, wer der unbekannte Freund war.“

Marcus verneigte ſich ehrerbietig. „Seit Jahren erkenne ich, daß eure fürſtliche Gnade mit dauerhaftem Muth gegen Wind und Wogen zu ſteuern weiß, und oft habe ich im Geheimen euch gerühmt, weil ihr unermüdlich wart und euren Feinden widerſtandet, obgleich das Unglück wie Wellen des Meeres über euch hereinbrach.“

Der Hochmeiſter lächelte traurig: „Auch der Gleichmuth in Welthändeln wird erlernt. Doch theuren Preis habe ich dafür bezahlt. Denn ich darf euch, der gleich einem alten Freunde vor mir ſteht, auch bekennen, daß mir das Leben ſo ſauer gemacht wird, wie keinem andern deutſchen Fürſten. Da ich mit dem Mantel bekleidet wurde, faſt noch ein Knabe, ſchwoll mir das Herz bei dem Gedanken, daß ich als Landesherr mit einem ritterlichen Kreuzheer das Ordensland frei machen und die Fremden zurückwerfen könne. Es war ein thörichter Wahn, mein Vater, und bitter war die Enttäuſchung. Denn wie ich nach Preußen kam und die Helden betrachtete, welche die Ordensburgen und Pflegeſchaften inne hatten und durch ihr Amt und ihr Gelübde zum Kampf verbunden waren, fand ich ſie bis auf wenige unkriegeriſch, und als ich prüfend nach ihrem Willen forſchte, empfing ich drei Grüße: Lachen, Stöhnen und Achſelzucken. Der eine hatte die Gicht, dem andern hatte die Traute, die er ſich in ſeinem Hauſe hielt, gänzlich verboten auf das Pferd zu ſteigen, einige ſaßen ſchon Vormittags in Trunkenheit, und manche, die noch auf Waffen und Gäule hielten, fanden es thöricht, für den Hochmeiſter und den Orden ins Feld zu ziehen und zogen es vor, in der Dämmerung mit Heckenreitern gemeinſame Sache zu machen und Reiſende auf der Haide ihres Geldes zu entledigen. Auch die Beſſeren waren müde und muthlos und lebten armſelig im verarmten Lande. Dennoch, Herr, erkannte ich unter ihnen einige Männer von wackerm Muth und adligem Sinn. Und ich ſage ehrlich, wie ich's gefunden, der deutſche Adel war immer noch meine beſte Hilfe."

„Weil der Adel am meiſten verlieren wird, wenn der deutſche Orden vergeht," warf Marcus ein. „Soll der Orden gedeihen, ſo muß der Bürger Antheil an ſeinem Regiment gewinnen."

„Es mag ſo ſein, wie ihr ſagt," fuhr Herr Albrecht fort. „Denn die Bürger meiner Städte waren nicht willig gegen mich, jeden Groſchen, den ſie mir zahlten, rückten ſie mir wieder vor, die kleinſte Geldſumme ſollte ich bezahlen durch ein Pergament, welches ihnen neue Rechte einräumte, Jeder, der mir zu leiſten hatte, wollte dafür haben. War doch alle Macht des Hochmeiſters ohnedies zerſtückelt in den Händen der Städte und Landſchaft. Ich hoffte auf die deutſchen Fürſten, auf meine Verwandten, auf den alten Kaiſer Max, auf den jungen Kaiſer Karl, auf den heiligen Vater ſelbſt. Ich bekam guten Rath ſoviel, daß ich damit eine Burg von Papier hätte aufbauen können, unſichere Verſprechungen und nirgends Hilfe und zu den kleinen Summen, die mir meine Verwandten etwa vorſchoſſen, alsbald herriſche Ermahnungen und Forderungen auf Erſatz. Niemand hatte, was mir allein helfen konnte: die Luſt, meinetwegen in das Feld zu ziehen. Der Kaiſer, ja der heilige Vater ſelbſt ſandten mir zuweilen gute Vertröſtungen, um den überläſtigen Bettler los zu werden, und in der nächſten Stunde dachten ſie daran, daß der große König von Polen ihnen mehr nützen könne als der deutſche Ordensritter am fernen Meeresſtrand."

„Kämpfen zwei Adler mit einander in freier Luft," antwortete Marcus, „ſo wird der den Gegner niederſtoßen, welcher am höchſten fliegt. Der Hochmeiſter zu Königsberg, getrennt durch das polniſche Weichſelland vom deutſchen Reiche, hat nur geringen Werth für Kaiſer und Reich, ein geehrter Landherr wird er erſt, wenn ihm die Städte des Weichſelſtroms gehorchen; und niemals wird eure fürſtliche Gnade von der Schmach der polniſchen Dienſtbarkeit befreit werden, wenn ihr nicht mehr begehrt als den Reſt des alten Ordenslandes.“

„Ich vernehme die alte Mahnung eurer Briefe,“ rief der Hochmeiſter, „ſie klang laut wieder in meinem Herzen. Gegen die Polen, bei Kaiſer und Papſt habe ich das ganze Ordensland gefordert. Ich habe gefordert, doch ich vermochte nicht zu erringen. Und ich ſorge, mehr noch als die polniſche Macht hindert mich der Haß der Weichſelſtädte.“

„Ihr habt bei uns mehr Freunde als ihr wißt. Zwar die Geſchlechter, welche in der Stadt regieren, ſind euch feindſelig, aber ſie werden von den Bürgern beargwöhnt, vorab in der Neuſtadt hauſen viele Unzufriedene. Die große Maſſe endlich folgt dem, welcher die größere Stärke erweiſt. Wollt ihr die Polen bewältigen, ſo müßt ihr Thorn mit Kriegsmacht einnehmen, denn es iſt die Pforte des Weichſelſtroms, und euch mit den Danzigern freundlich vertragen, was ſie auch für ſich fordern mögen, dann fällt euch das übrige Weichſelland von ſelbſt zu.“

„Könnt ihr helfen, daß ich dieſe Stadt in meine Gewalt bekomme?“ frug Herr Albrecht ſchnell.

„Vielleicht iſt die Stunde nicht fern, wo die Bürger freiwillig euch die Thore öffnen. Vertraue eure fürſtliche Gnade, daß hier ein treuer Mann lebt, der jeden Tag darüber ſinnt, euch zum Herrn der Stadt zu machen.“

„Gut, Herr,“ rief freudig der Hochmeiſter. Aber ſogleich fuhr er finſter fort: „Wir geberden uns als Eroberer, und doch habe ich zur Zeit große Noth, nur zu behaupten, was ich beſitze. In Wahrheit hängt mein ganzes Glück an einem Sieg im Felde. Ihr aber verſteht, wie ein Sieg erkauft wird, er iſt theure Waare, und der Hochmeiſter iſt der ärmſte aller Landesherren; ich werbe Söldner und es fehlt mir nicht an kriegsfeſten Hauptleuten, doch an Geld, ſie zu unterhalten. Kein Bettler und kein Heckenreiter, der gewöhnt iſt, auf fremdes

Gut zu lauern, hat ſo große Sorge um das Volk gemünzter Pfennige, als ich; denn, mein günſtiger Freund, zum Losſchlagen ſind die Deutſchen wohl bereit, aber nicht den Beutel zu öffnen. Und obwohl der König von Polen ſein Geld lieber in der Truhe behält, als im Kriege verſchwendet, ſo wird er doch länger Goldgulden beſitzen, die er in das Spiel ſetzt, als ich. Und es iſt ein alter Spruch, daß das letzte Geldſtück das Spiel gewinnt."

„Nicht ſo, edler Herr, der wird gewinnen, welcher den beſſeren Muth einſetzt. Denn wem das Herz feſt bleibt in aller Noth, der wird zuletzt nicht nur den lauen Freunden, auch ſeinen Feinden ehrwürdig."

„Ihr ſprecht mit gutem Vertrauen, Vater, aber auch ihr wißt nicht, wie kränkend für fürſtlichen Stolz dies Beharren iſt; denn ich darf ſagen, in Sorgen ſchwebe ich, von Borgen lebe ich. Und wenn ich Alles bedacht habe und Plan auf Plan geſchmiedet, am Tage der Ausführung wird Alles vereitelt, weil der Schatzmeiſter mir vorrechnet, daß ich nichts vermag. Es iſt ruhmloſe Arbeit, welche ich aufwende, um ſolcher Noth zu widerſtehen, die preiſt kein Sänger und rühmt kein Orator und mächtigere Fürſten zucken die Achſeln darüber. So ſind jetzt ſtattliche Haufen von Reiſigen und Landsknechten bereit, mir zu dienen, wenn ich ihnen Sold zahle, und ich ziehe von hier mit der bittern Sorge, daß ich ſie nicht feſtzuhalten vermag."

„Und wenn ihr ſie nicht feſtzuhalten vermögt, gnädiger Herr, was werdet ihr dann thun?" frug Marcus.

„Ich weiß es heut nicht zu ſagen; aber eines darf ich kühnlich vor Gott behaupten: verzweifeln werde ich nicht. Ich habe in den zehn Jahren manchen bittern Trank der Demüthigung getrunken; darum habe ich mich jetzt entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen; und ich denke lieber unterzugehen im Kampfe, als den Eid zu leiſten, der den Meiſter des Ordens zum Diener eines fremden Königs macht. Ich will der letzte

Hochmeiſter ſein, wenn ich nicht dem Orden auf's Neue eine geehrte Herrſchaft erwerben kann."

Da rief Marcus mit ſtarker Stimme: „Seid geſegnet, Herr, um dieſer Worte willen. Bewahrt ihr in der Noth den Sinn eines feſten Mannes, ſo bewahre ich eine Waffe, die euch aus der Noth erlöſt. Folgt mir, gnädiger Herr."

Er öffnete mit einem Schlüſſel die Thür, welche das Gemach des Hochmeiſters von dem Gewölbe trennte, und führte den erſtaunten Herrn zwiſchen die Schränke vor einen großen eiſernen Kaſten, dort hob er den ſchweren Deckel. Der Kaſten war mit gemünztem Golde gefüllt, und Marcus ſprach darauf weiſend: „Des Kaufmanns Truhe iſt nicht groß genug, um alles Geld zu faſſen, welches einem Kriegsherrn nöthig iſt, damit er den Krieg ernähre bis zum Siege. Aber ich denke, der Schatz, an welchem ich mein Lebelang geſammelt habe, iſt keine verächtliche Ausſtattung für einen jungen Helden; denn hat er ſich ſeinen Feinden furchtbar erwieſen, ſo öffnen ſich ihm auch wohl die Beutel zweifelhafter Freunde, und er ſelbſt holt ſich neue Kriegszehrung von den Feinden. Dies iſt geſammelt, um eurer fürſtlichen Gnade zu dienen, wenn ihr mir gelobt, zu beharren bei eurem hohen Vorſatz und eher zu ſterben als ein Vaſall der Polen zu werden. Dies gehört euch und im Nothfall noch mehr, ſo weit mein Vermögen reicht. Der Kaufmann verpfändet euch ſeine Habe, ihr ſetzt dagegen Ehre und Leben. Verleihen die Heiligen euch Sieg, ſo werdet ihr mein Landesherr und für dieſe Summe Schuldner eines getreuen Dieners, und endet euer fürſtliches Leben anders, ſo iſt dieſe, wie jede andere Erdenſchuld getilgt."

Der Hochmeiſter ſtand ſprachlos. „In der Stunde, wo ich mich von Allen verlaſſen wähnte," murmelte er. „Mein Vater und mein beſter Freund."

„Ich bin nur ein Bürger von Thorn, dem es ſchmachvoll dünkt, daß ſeine Vaterſtadt einem fremden Volke dienſtbar iſt. Seht, Herr, das Eiſen dieſes Deckels iſt ſcharf und vermöchte wohl meine Hand abzuſchlagen, die ich hier zwiſchen Kaſten und Deckel lege. Freudig will ich ſie in den Kaſten fallen ſehen, wenn ich dadurch meine Vaterſtadt von der Unehre des alten Treubruchs löſen könnte.“

Da legte Herr Albrecht, hingeriſſen durch die finſtere Begeiſterung, ſeine Hand zu der des Marcus auf den Eiſenrand und rief: „Auch der Hochmeiſter des deutſchen Ordens will eher ſeiner Schwurhand quitt werden, als dem Polen dienen, das gelobe ich euch.“

Marcus hielt die Hand des Herrn über dem Golde und ſprach: „Der Schatz fand ſeinen Herrn, ich aber danke den Heiligen, daß ich dieſen Tag erlebte.“

5.

Stiller Vertrag.

Der Hochmeiſter hatte die Stadt verlaſſen, der Krieg war auf's Neue entbrannt und die gebietenden Herren zu Thorn erwarteten ungeduldig die Nachricht von der völligen Beſiegung ihres Feindes. Aber es kam weit anders. Wie durch einen Zauber herangelockt, drang ein deutſcher Heerhaufe nach dem andern an die Weichſel, der junge Hans Sickingen führte eine Schaar Reiter herzu, darunter wohlbekannte Herren des fränkiſchen Adels, viele Fähnlein Landsknechte wälzten ſich mit ihrem Troß über das polniſche Preußen und der Hochmeiſter ſtand auf einmal an der Spitze eines Heeres, dem die Polen nicht gleiche Kraft entgegen zu ſetzen hatten; er eroberte Städte zurück, welche die Caſtellane des Königs vorher eingenommen hatten, ſäuberte den größten Theil des Ordenslandes von den Fremden, und tüchtige Hauptleute ſeines Heeres ſchlugen und fingen einen polniſchen Trupp nach dem andern. Auf's Neue wurde das Land durch Brand und Raub verwüſtet. Traf der Verluſt auch beide Theile, im Ganzen war durch mehre Monate Herr Albrecht der ſtärkere; die deutſche Partei erhob mit friſchem Vertrauen das Haupt und die Mienen der Polenfreunde wurden ſorgenvoll.

Das Herz des Marcus pochte in ſtolzer Freude. Zwar in der Trinkſtube des Artushofes hütete er ſorgfältig Miene und Rede, er wußte wohl, daß er unabläſſig beobachtet wurde. Auch dem Sohne verhüllte er ſein Gemüth, denn er wollte den einzigen Erben von den Gefahren entfernt halten, unter denen er ſelbſt einherging; nur gegen den vertrauten Gehülfen Bernd, der heimlich zum Orden hielt, offenbarte er etwas von der ſtürmiſchen Bewegung, die er empfand. Der Rath hatte ihm als Entgelt wegen Verpflegung des Hochmeiſters zwei Feldſchlangen für ſein feſtes Haus bewilligt. Damit erhielt er das Vorrecht, zum Schutz und zur Bedienung des koſtbaren Stadtgutes einen Büchſenmeiſter und einige Söldner zu unterhalten. Georg bat den Vater ehrerbietig, die Sorge um die Kriegsleute ihm anzuvertrauen und er war gekränkt, als der Vater ihm das kurz abſchlug, zumal er bei einem Ritt auf das Gut wahrnahm, daß Haus und Hof für eine große Beſatzung vorbereitet wurden. Zwar kamen die Nachrichten vom Heere des Hochmeiſters nur undeutlich in die Stadt, was für den Feind ungünſtig war, wurde laut berichtet und ſeine Siege gern vom Rath verſchwiegen, aber Bernd war mit dem Volke der Schiffer vertraut und hatte Kundſchaft mit kleinen Bürgern in der Neuſtadt, und was er dort erfuhr, lautete oft weit anders, als was in der Halle des Artushofes verkündet wurde.

Als Georg einſt am Abend durch das Hinterhaus heimkehrte, vernahm er in der Kammer, in welcher ſonſt Dobiſe ſchnürte und hämmerte, den Geſang einer fremden Stimme, welche zu bekannter Weiſe ein neues Landsknechtlied ſang, und er verſtand Worte, in denen die Danziger und Elbinger übel geſcholten und die Thaten des Hochmeiſters und ſeiner Schaaren mit ſtolzer Freude gerühmt wurden. Er blickte erſtaunt durch das Fenſter, in der Mitte des Raumes ſtand ſein Vater und dieſem leuchtete das Antlitz vor freudiger Aufregung und ein Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund. Gegenüber dem Vater ſaß ein fremder Geſell mit narbigem Geſicht in der Tracht eines Landfahrers, der das lange Lied fröhlich abſang und nach dem Ende mancher Verſe die Trinkkanne hob. Als der Sohn leiſe eintrat, zog ſich die Miene des Vaters finſter zuſammen; er winkte ihm mit der Hand, ſich ſtill zu halten, und erſt als das Lied beendet war, ſagte er gemeſſen: „es iſt nützlich, neue Zeitungen auch ſo zu vernehmen, wie die Gegner ſie berichten.“ Er reichte dem Fremden etwas in die Hand und gebot dem Dobiſe, ihn in eine ſichere Herberge zu führen. Und Georg erkannte aus der gezwungenen Haltung des Vaters, daß dieſer ihm ſeine Geſinnung verbarg. — Aber nicht Marcus allein lauſchte auf Kunde, welche dem Hochmeiſter günſtig war, in der Neuſtadt ſaßen Viele, welche den Polen nichts Gutes gönnten, entweder weil ſie dem Regiment des Rathes zürnten, oder weil ſie daran dachten, daß ihre Vorfahren lieber zum Orden gehalten hatten als die Altſtädter; und in den Trinkſtuben der Neuſtadt bargen die Mißvergnügten ihre Freude nicht, wenn ſie erfuhren, daß der polniſchen Partei etwas mißlungen war. Daſſelbe Lied, welchem Marcus zugehört hatte, war in der Schenke zur blauen Marie hergeſungen und das Gemurr der Wohlgeſinnten durch lauten Ruf der Andern übertönt worden. Und als der Rath auf Anzeige nach dem Sänger ſuchte, war dieſer verſchwunden, obgleich keiner von allen Thorwärtern einen Fremden ſeines Ausſehens am Thore beachtet hatte. Solche Anzeichen machten dem Rath ſtille Sorge.

Aber als der Herbſt kam und die gefüllten Erntewagen durch die Stadtthore fuhren, und als die Schwalben ihre junge Brut über den geräumten Feldern den Kreistanz lehrten, da kam zu der alten Unruhe ganz allmählich noch eine neue in die Seelen der Thorner. Wenn angeſehene Bürger auf der Straße einander begegneten, verweilten ſie länger als ſonſt und ſprachen leiſe mit einander, wenn an den Tiſchen der Stammgäſte das Geſpräch über die letzten kriegeriſchen Nachrichten aus dem Felde aufgehört hatte, vernahm man ſtarke Worte gegen vornehme Geiſtliche, ja, was ſonſt Jeder als Geheimniß bewahrt hatte, Gedanken über Kirchenlehre und Glauben, das lief ihm jetzt über die Zunge. Neben den alten

Sprichwörtern, durch welche der Bürger ſeine Rede beſtätigte, gebrauchten jetzt zuweilen auch Laien Sprüche aus der heiligen Schrift und Barthel Schneider gerieth mit ſeinem Nachbar, dem Lohgerber, in heftigen Zwiſt, als er ſich auf eine Ausſage des Daniel berief, welche dem Lohgerber ungehörig erſchien, weil der Jude Daniel Danziger ihn bei einer ſilbernen Kette betrogen hatte, Barthel aber nicht deutlich zu ſagen vermochte, wer ſein Daniel eigentlich geweſen ſei. Wenn die Predigermönche zu zweien durch die Stadt gingen, lachten Viele hinter ihnen her oder zuckten die Achſeln, und wandten ſich ab wie von nichtsnutzigen Leuten. Und die Menſchen wagten nicht nur, von Anderem zu reden als zeither, ſie dachten ſogar darauf Neues zu fordern. Ueber das Regiment der Stadt wurde laut gehandelt, oft erfuhr der Rath, daß Unfreundliches über ihn in den Schenken verlautete. Sonſt hatte der Bürger, auch der Neuſtädter, mit kaltem Hochmuth auf den Bauer herabgeſehen und ihn als das Laſtthier der Erde betrachtet, jetzt ſprach der Bürger mit freundlicher Herablaſſung zu dem Bäuerlein, welches in den Laden kam, eine Senſe oder eine Pelzmütze zu kaufen, und wenn der Landmann zutraulich über unerträgliche Laſten klagte, ſo nickte der Bürger im Einverſtändniß. Sogar im Artushofe, wo die Herren der Stadt in drei Bänke getheilt ſaßen, war zwiſchen der vornehmen Georgenbank und den Bänken der Kaufleute und Schiffer eine ſtille Fehde erkennbar, und ungern vernahmen es die Alten auf der Georgenbank, daß Hendrick, der Schiffer, ſeinen Krug erhob und laut rief: „dies bringe ich einem guten Steuermann, der uns alle durch die Brandung fährt,“ und auf dieſe Anſpielung klang in der alten Halle hier und da Beifallsruf.

In dieſen Wochen wurde Hannus ein vielgeſuchter Mann. Es war ihm nach langer Unterbrechung ſeines Geſchäftes gelungen, einen großen Bücherballen von Danzig heraufzuſchaffen, er war jeden Tag beſchäftigt, ſeine Waare vertraulich vorzulegen und kleine Silberſtücke in ſeinem Beutel zu bergen. Und er mußte die Mehrzahl ſeiner Kunden auf eine neue Sendung vertröſten, nach der er geſchrieben. Was die neue Aufregung in den Seelen bewirkte, waren wieder unſcheinbare Büchlein, die er aus dem Reiche eingeführt hatte, jetzt in der Mehrzahl nicht lateiniſch für die Gelehrten; in deutſcher Sprache berichteten ſie Jedem, der zu leſen vermochte, von einem Kampfe zwiſchen tauſendjähriger Herrenmacht und dem kühnen Muthe Weniger, welche ihre Ueberzeugung gegen die Gewaltigſten der ganzen Welt zu verfechten wußten. Noch nie war die deutſche Sprache durch den Druck ſo ſtark in die Seelen gedrungen, der Zorn und die Klage, welche hier verkündet wurden, lagen in Jedermanns Herzen, die Beſſerung des chriſtlichen Standes, welche ſie forderten, war aller Vernünftigen Wunſch, und die Erlöſung der Chriſtenheit aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, in welcher fremde Prieſter zu Rom die Gewiſſen hielten, längſt die geheime Sehnſucht der Beſten. Um ſo unwiderſtehlicher war die Wirkung der kühnen Worte, weil die Leſer wußten, daß den Männern, welche vor allem Volk zu lehren wagten, was Jahrhunderte nur unterdrücktes Murmeln geweſen war, wegen ihres Muthes der Tod drohte in ſeiner furchtbarſten Geſtalt, daß ihre Seelen verflucht werden ſollten und die Aſche ihres verbrannten Leibes in alle Winde geſtreut.

Aber auch für die Bürger von Thorn wurde es gefährlich, ſich um die neue Lehre zu kümmern, und über den Büchlein des Hannus zog ſich ein Wetter zuſammen. Denn der polniſche König, welcher nahe der Stadt auf ſeinem Schloſſe Dibow weilte, kam oft über die Brücke und erhielt Kunde von Allem, was die Deutſchen aufregte. Als König Sigismund einſt nach dem Rathhauſe geritten war, und Bürgermeiſter Hutfeld vor ſein Angeſicht trat, ſah der König den Bürgermeiſter bei gnädigem Gruß mit ſeinen klugen Augen prüfend an, und wandte ſich wieder dem Markte zu, wo ein

Hauſe polniſcher Reiter auf dem Durchzug raſtete. Die müden Pferde ließen die Köpfe hängen und die Polen ſchrien einander über den Futterſäcken zu, oder lagen erſchöpft auf ausgebreitetem Stroh. Da begann der König: „Aus dem Lande ſind üble Nachrichten gekommen, wie ihr wohl gehört habt, Bürgermeiſter; mein Vetter Albrecht ſpielt den Kriegsmann und iſt ein Führer fremder Landsknechte geworden. Die deutſchen Bremſen ſtechen übel im Lande. Briefe verkünden mir, daß im Reich unter dem Adel ein ſtarkes Werben für den Hochmeiſter iſt. Das Land aber liegt verwüſtet und die Polen ſind ebenſo ſäumig ihre Haufen heranzuführen als ihr Städter ſäumig ſeid, euer Geld in das Schatzhaus zu ſenden. Mein Neffe erweiſt größere Hartnäckigkeit, als ich ihm zugetraut, und ich ſehe kein Ende des Raubes und Brandes. Auch unſere Freunde im Reich mahnen zur Nachgibigkeit.“ Da Hutfeld auf dieſe Rede nichts erwiederte, frug der König mit abgewandten Blicken: „Was iſt eure Meinung, Bürgermeiſter?“

Das behagliche Geſicht des Herrn Konrad röthete ſich, als er antwortete: „Wie wir in Thorn wiſſen, ſind es jetzt ſechzig Jahre, da that ein König von Polen einem Bürgermeiſter von Thorn dieſelbe Frage, und der Enkel weiß eurer königlichen Würde nur dieſelbe Antwort zu geben. Wenn die Krone Polen dem Ordensmeiſter geſtattet, eine freie Herrſchaft zu behaupten, ſo opfert ſie früher oder ſpäter das Weichſelland, welches ſich unter polniſchen Schutz geſtellt hat. Solcher Entſchluß geht uns allen an die Hälſe. Unſere Väter haben, um Städte und Land zu retten, der polniſchen Treue vertraut. Schwere Verantwortung haben ſie auf ſich genommen und ein heißer Haß iſt entbrannt, er glimmt noch heut unter der Aſche. Wenn die Polen treulos gegen uns handeln, ſo bleibt uns nur übrig, um unſer Leben zu kämpfen. Darum, entſagen die Polen dem Preußenlande, ſo werden wir ſie als Meineidige vor aller Welt anklagen, und überlegen, wie wir uns ſelbſt bewahren vor der Rache unſerer Feinde.“

Jetzt ruhte der Blick des Königs auf dem erregten Sprecher, er trat auf ihn zu, und ein Lächeln glitt über ſein ernſtes Geſicht. „Das war eine Sprache, die ich hören wollte, ich habe euch nur durch Worte geprüft, zürnt mir darum nicht. Wiſſet, Herr, Manche in meiner Nähe hegen Argwohn gegen euch Deutſche, weil ihr in Vielem hartnäckig den Polen widerſtrebt. Ich aber denke nicht daran, dem jungen Albrecht in ſeinem fadenſcheinigen Ordensgewand zu ſchenken was ich in meiner Hand halte, und ihr mögt mir glauben, Herr Bürgermeiſter, daß ich lieber neuen Krieg wage, als das Anrecht opfere, welches die Krone Polen an dem Preußenlande erſtritten hat.“ Und da Hutfeld betroffen ſchwieg, fügte er hinzu: „Seid nicht gekränkt über meine Rede, wir wiſſen jetzt Beide, daß wir gute Freunde ſind, und eurer Stadt ſoll nicht zum Schaden gereichen, daß ich euch vertraue. Doch nicht Alle in Thorn denken wie ihr. Wer iſt das Haupt der Unzufriedenen?“

Hutfeld entgegnete zögernd: „Es ſind außer den Schreiern in den Schenken nur einzelne der anſehnlichen Bürgerſchaft, Niemand vom Rathe, und dieſe Unzufriedenen bewahren vorſichtig ihre Gedanken.“ Und da der König ihn Weiteres erwartend anblickte, fügte er hinzu: „Ich denke, daß ich eurer königlichen Würde bürgen kann für die Treue der Stadt.“

„Wollt ihr die Bürgſchaft auf euer Gut und Leben nehmen, ſo frage ich nicht weiter.“

„Ich will die Bürgſchaft übernehmen,“ verſetzte Hutfeld, „wenn ihr, gnädigſter Herr, meiner Treue feſt vertrauen wollt.“

Der König nickte und fuhr nach einer Weile fort: „Ihr ſeid zu nachſichtig gegen die deutſchen Ketzereien, welche ſich aus dem Reiche einſchleichen, ſie mehren den Zwiſt mit meinen polniſchen Herren.“

„Sie trennen uns auch für immer von der Möncherei des deutſchen Ordens; darum ſieht der Rath aller Weichſelſtädte in der Stille nicht ungern, wenn die Bürger etwas von der neuen Lehre in ihre Herzen aufnehmen. Zudem wird die Tyrannei und Habſucht der Pfaffen oft unleidlich. Auch für eure königliche Würde mag der neue Glaube, wie ihn die Leute nennen, eine gute Hilfe werden gegen den Hochmeiſter und ſeine Ordensleute.“

„So denkſt du als Bürger von Thorn,“ antwortete der König vertraulich in lateiniſcher Sprache, „der König aber hat andere Rückſicht zu nehmen auf den Eifer der Magnaten und Biſchöfe und vor Allem auf den Kaiſer und den heiligen Vater ſelbſt, und es iſt mir gerade jetzt nothwendig, mich als treuen Sohn der Kirche zu erweiſen. Dem Rath wird ein ſcharfes Mandat zugehen gegen die Verbreitung der Irrlehren durch Predigt und Bücher, und ich fordere von den Städten, daß ſie mir darin nicht widerſtreben.“

„Der Rath wird das Mandat des Königs gehorſam ausrufen und anſchlagen,“ verſetzte Hutfeld ehrerbietig. „Doch möge eure königliche Würde auch gnädig bedenken, daß die Thorner ſich nicht gern die freie Rede verbieten laſſen.“

„Wir verſtehen uns,“ ſchloß der König huldreich, „ſorge nur, du Treuer, daß kein Lärmgeſchrei der Pfaffen zu mir dringt.“

Wenige Tage darauf ſchlug Liſchke ein großes Mandat an das Rathhaus, er läutete mit der Glocke durch die Straßen und der Ausrufer ſchrie die Worte des Befehls in die Lüfte. Am Abend war in allen Schenken große Aufregung und manches heftige Wort gegen den Rath wurde laut, auch wurden einige junge Geſellen deshalb vorgefordert und ſtreng vermahnt. Hannus raffte in dem erſten Schrecken alle verdächtigen Büchlein zuſammen und verſteckte ſie unter ſeinem Bette, an den nächſten Markttagen fand man bei ihm außer den Kalendern und Wetterbüchern nur Etwas von den Gegnern der neuen Lehre, von Dr. Eck und Cochläus, und wenn die Leute ſeinen Kram umſtanden und neugierig frugen, ſo zuckte er abweiſend mit den Achſeln und wies nach dem Rathhauſe. Als aber endlich die Bürger über ſeine Verzagtheit ſpotteten und er merkte, daß Liſchke gar nicht nach ſeinem Tiſche hinſah, wurde er wieder muthiger und griff zuweilen, wenn ein ſicherer Kunde kam, in die Tiefe ſeines Kaſtens, oder lud ein, ihn daheim zu beſuchen, ob er vielleicht etwas Erwünſchtes finden werde.

Niemand in Thorn war glücklicher über die neue Aufregung als der Magiſter. Zuerſt hatte er vornehm auf den Streit der Mönche herabgeſehen, dann hatte er dem Kampf eine wohlwollende Theilnahme gegönnt, jetzt aber umfing auch ihn die Macht des gewaltigen Geiſtes, welcher unabläſſig als Lehrer der Deutſchen verkündete und mahnte. Er war der erſte, welchem ein Einblick in die Sendungen des Buchführers vergönnt wurde, und ſeit die Tractätlein in deutſcher Sprache durch die Länder flogen, wie die Bienen eines umgeworfenen Stockes durch den Garten, verlor er ſeinen lateiniſchen Stolz und trug ungelehrte deutſche Druckſchriften in den Taſchen umher. In der Schule zwar nahm er einige Rückſicht auf die Gewaltigen der Stadt. Anna aber war als ſein einziges Kind auch die Vertraute ſeiner Gedanken, und es war für ſie eine Herzensfreude, dem Herrn Vater zuzuhören, wenn er ihr des Abends vorlas; dann wurde er bei dem Streit der Theologen kriegeriſch, er ſchlug auf den Tiſch, ſprang bei den Stellen, die ihm beſonders gefielen, auf und pries mit gehobenen Händen den Schreiber und ſein eigenes Glück, daß er ſolche Tapferkeit erlebe. Die Argumente der Gegner aber begleitete er mit verächtlichen Bemerkungen, warf ein Büchlein, das ihm mißfiel, in die Stubenecke und kämpfte gegen das liegende mit ſtarken Gründen und ſeinem Stocke, bis er es endlich wieder aufhob, um weiter zu leſen. Da war natürlich, daß Anna ebenſo eifrig für die neue Lehre wurde. Und als ein redliches Weib mußte ſie wünſchen, daß auch Andere von der verkündeten Wahrheit erfüllt würden, mochten ſie nun Schüler ſein oder nicht. Bei den Andern dachte ſie zunächſt an Einen, für den ſie in der Stille immer ſorgte. Sie fürchtete, daß er ſehr wenig um ſein Seelenheil bekümmert ſei, und daß er ſich aus den Streitbüchern der Gottesgelehrten und aus den Greueln des Papſtthums gar nichts mache. Ihr ſchlug das Herz höher in dem Gedanken, daß ſie ihm aufhelfen müſſe. Aber wie durfte ſie in ſein Gemüth eindringen?

Wenn ſie einmal zufällig ihre Meinung offenbarte, und Georg etwas davon vernahm, dann trug der gute Samen bei ihm üble Frucht. So war Matz Hutfeld ſpät zu dem Entſchluß gekommen, auch ſeinerſeits einmal dem Magiſter und ſeinen Schulgenoſſen eine Collation auf dem nahen Zinsgut zu geben, welches ſein Vater von der Stadt inne hatte. Und zwar ſollte Alles großartiger ſein als im letzten Jahre bei den Königen. Nachdem Matz den Vater um einen Wildbraten aus dem Stadtwald gebeten hatte und um ein Fäßlein rheiniſchen Weins, geleitete er dieſelbe Geſellſchaft, die früher zuſammen geweſen war, durch die Felder nach dem Herrenhof. Diesmal fuhren ſie nicht zu Wagen, ſondern kleine Polenpferde warteten vor der Stadt auf die Frauen und den Magiſter, und einige Freireiter geleiteten den Zug; denn Matz hatte vorſichtig die unſichere Zeit und die fahrenden Strolche bedacht. Es war Vieles prächtiger; aber das vornehme Weſen und die ſchwere Zeit bedrückte die Herzen, und als die Gäſte gar in den Gutshof traten und dort hinter der Mauer zwei Feldſchlangen aufgepflanzt ſahen und einige Kriegsknechte zur Bewachung, da verſtummte die Unterhaltung, obgleich Matz mit Stolz zu den Geſchützen führte und den Ruhm erklärte, welche ſie dem Hausherrn gewährten. Als der Wildbraten bei der Collation aufgeſtellt wurde, ſchlug nur Frau Liſchke die Hände zuſammen; Matz aber hielt zum Ruhme des Magiſters eine lateiniſche Oration, die er ſich ausgearbeitet hatte, ganz ohne Fehler, und wie er den Becher hob und die Geſundheit ausbrachte, löſten die Kriegsknechte im Hofe ein Geſchütz zur Begrüßung der Gäſte, was ſonſt nur bei großen Gaſtmahlen für Bürgermeiſter und Rath gebräuchlich war. Obgleich Matz am Pulver geſpart hatte, damit in der Stadt kein Gerede entſtehe, ſprangen die Frauen doch erſchrocken von ihren Sitzen, und Georg vernahm mit grimmigem Zorn, wie der öde Bürgermeiſterſohn Anna in unverſchämter Vertraulichkeit tröſtete: „Das geſchah vor allen Anderen euch zu Ehren, liebe Jungfer.“

Nach der Collation führte Matz die Gäſte ebenfalls ins Freie, um ihnen das Gut zu weiſen, und da es ein Sonnabend war, fanden ſie die Arbeiter über der letzten Ernte beſchäftigt. Die Gäſte ſahen zu, wie die Bauern im Frondienſt mähten und wie der Vogt ſie ſcheltend trieb. Der Magiſter ſagte bedauernd: „der arme Karſthans arbeitet in ſaurem Dienſt, damit wir unſer Brot haben.“ Doch Matz Hutfeld antwortete kalt: „es ſind Deutſche, ein ſtörriges und widerbelliges Volk, weil ſie ſich rühmen, von den Vätern her freie Leute zu ſein.“

Ein alter Mann konnte wegen Gebrechlichkeit nicht die Reihe halten, ſo daß der Vogt auf ihn eindrang und ſeine Gerte über ihm ſchwang. Da vergaß ſich Anna ganz und gar und rief mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen: „Wie darf der Vogt einen freien Mann ſchlagen, zumal dieſer alt und gebrechlich iſt.“ Aber Matz lächelte und der Magiſter kehrte dem Vogt den Rücken, um den Anblick zu meiden. Der Alte mochte etwas von dem Bedauern vernommen haben, denn er legte die Senſe hin und wankte zur Seite in den Schatten des Gebüſches, bei welchem die Gäſte eben geſtanden hatten; da ſchrie der zornige Vogt: „thut's die Gerte nicht, ſo ſoll dich die Peitſche lehren.“ Er lief eine Wegſtrecke zurück, wo ſein Pferd angebunden war, um dort die Lederpeitſche zu holen. Der Magiſter, gekränkt durch die wilde Drohung, führte ſeine Begleiter mit ſtarken Schritten von der Stelle weg, Anna aber wandte ſich nach einer Weile um, denn Georg fehlte in der Geſellſchaft. Sie ſah den Weißkittel wieder tief gebückt mähen und wie der Vogt mit geſchwungener Peitſche auf ihn losfuhr, aber im nächſten Augenblick ſtand der Mäher hoch aufgerichtet, ſprang gegen den Vogt, riß ihm die Peitſche aus der

Fauſt und hieb ihn mit ſeiner eigenen Waffe jämmerlich durch. Es war Georg in Mütze und Kittel des Bauern. „Du ſollſt fühlen, du wüſter Tropf, daß Hiebe weh thun,“ rief er, „nimm dies, weil du einen Freien geſchlagen haſt, und dies, weil du einen Alten geſchlagen haſt, und dies, weil du ein hartherziger Tyrann biſt.“ Der Vogt brüllte unter den Streichen, die Arbeiter ſtanden ſtill und ſahen einander frohlockend an. Matz Hutfeld vergaß ſeine Ruhe und lief herzu. „Das ſollſt du büßen,“ rief er ſeinen Mitſchüler an.

„Halte dich zur Seite, junger Bürgermeiſter,“ gebot Georg mit gerötheter Wange, „verklage mich bei deinem Vater. Dir aber, Meiſter Vogt, rathe ich, deine Rache an mir zu nehmen und nicht an dem Alten, denn wenn du ihm nur ein Haar auf ſeinem Haupte verſehrſt, ſo komme ich zum zweitenmal über dich und zahle dir, daß du das Aufſtehen für immer vergißt.“ Er warf dem alten Manne, der hinter einem Buſche auf den Knien lag, Kittel und Mütze zu und ſchritt ohne Gruß nach dem Hofe. Gleich darauf ſahen die Gäſte ihn heimwärts reiten. — Das war ein klägliches Ende der Collation. Matz enthielt ſich nicht, mit bleichem Geſicht gegen den entfernten Georg loszuziehen, aber Lips Eske fand diesmal früher Worte als der Magiſter und ſagte: „Hätteſt du dem Vogt ſeine Bosheit gewehrt, wie du wohl konnteſt, ſo wäre Jörge nicht in ſeinen Zorn verfallen.“

Verſtört kehrte die Geſellſchaft zurück und brach nach einigen höflichen Reden, welche die Bewegung verbergen ſollten, zur Stadt auf. Georg aber dachte, als er heimritt: „ihr ſchafft es kein Glück, mit mir über Land zu reiſen. Sie ſah erſtaunt aus ihren großen Augen auf mich, ich habe ſie gewiß wieder durch mein jähes Weſen erſchreckt. Und doch kam mir ein, daß ihr ganz recht ſein würde, wenn ich den Vogt abſtrafte. Es iſt möglich, daß ich wegen des Handels wieder vor den Rath komme, ungern bemühe ich die alten Herren. Ob Matz jetzt noch einmal aus der Feldſchlange ſchießen läßt? Aber:

daß ich den Vogt geſtrichen hab, das freuet mich von Herzen.“ Dieſer Satz gefiel ihm ſehr und er ſang ihn zuerſt nach der Weiſe: Tannhäuſer war ein Ritter gut, und darauf wie das Lied: Friſch auf, du ſchöne Sommerzeit, und endlich nach dem „Schloß in Oeſterreich“.

Er kam zufriedener nach Hauſe als er ausgeritten war und beſchloß, während er das Pferd in den Stall führte, ſeinem Vater keine Mittheilung zu machen. „Nur nicht voreilig,“ ſagte er mit klugem Bedacht.

Als der Magiſter das Muſeum betrat und das zurückgelaſſene Wachtel ſeine Brillengläſer anbellte, brach er ein langes Schweigen mit den Worten: „Nicht du ſollteſt Ajax heißen, ſondern ein Anderer. Ich bin in großer Sorge um den zornigen Georg,“ und er vernahm mit Erſtaunen, daß Anna heftig antwortete: „Auch ich hätte den Vogt geſtraft, wenn ich ein Mann wäre.“ Sie war den Abend ſchweigſam, beeilte den Gutenachtgruß und ging in ihre Kammer. Dort warf ſie ihr Regentuch zur Seite und die helle Freude flog über ihr Geſicht. „Wilder Georg,“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin und wiederholte oft die Worte, ſie öffnete das Fenſter und ſah hinaus nach der wüſten Stätte der Ordensburg. Da fiel ihr Alles ein, die Lieder und die große Muſica, welche dort in den erſten Wochen erklungen waren, die Geduld, mit welcher er ſeit der Zeit um ihre gute Meinung geworben hatte, und ſeine Freude, als er im vorigen Jahr mit ihr zuſammen ſang. Auch der dreiſte Arm, den er damals um ihre Hüfte gelegt und den ſie durch ſo lange Strenge geſtraft hatte, that ihr heut gar nicht weh; ja ihr war, als fühlte ſie ſeinen Arm wieder und ſie wandte ſich mit freundlichem Blick zu der Seite, wo ſie ihn dachte, ſie lächelte nur und ſagte vor ſich hin: „er iſt ein wilder Knabe. Heut that er es um meinetwillen, weil ich mich über den harten Treiber erzürnt hatte, denn er ſah vorher auf mich, ach ſo warm und treu.“ In dieſer Art trieb ſie es lange, auch als ſie die Flechten gelöſt und ihren Gürtel auf den Schemel gelegt hatte, wollte ſie das Fenſter noch nicht ſchließen. Sie hielt zuweilen inne und lauſchte, um ein Lied aus der Ferne zu vernehmen. Es war draußen Alles ſtill, aber in ihr klang eine holde Weiſe nach der andern. Und als ſie im Bette lag und die Decke um ſich zog, flüſterte ſie noch lächelnd: „Gute Nacht, wilder Junker, ſchlafet in Frieden." — Gute Nacht auch der Jungfer Anna. Sie war ein feines und ſittſames Kind, aus Kurſachſen oder Meißen, und hatte einen Widerwillen gegen rohe Thaten der Männer, und doch war es ihr Schickſal, daß die Liebe in ihr aufblühte, weil ihr behender Knabe einen Andern mit der Fauſt bewältigt hatte.

In den Rathsherren von Thorn wollte eine ähnliche Wohlmeinung nicht erblühen. Matz berichtete dem Vater gehäſſig gegen Georg. Am andern Tage kam jammernd der zerbläute Vogt und die Geſchichte wurde ruchbar. Da der Thäter und der Herr des Gutes dem Artushofe angehörten, ſo ging der Handel vor das Gericht der Brüder, auf deren Bank Marcus König neben Hutfeld ſaß. Diesmal trat Georg keck unter die Augen ſeiner Richter, erzählte den Fall in ſeiner Weiſe, beſchuldigte den Vogt und ſchloß: „Hochmögende Herren, Väter und Brüder, wenn ich wieder ſolches Unrecht ſehe, werde ich wieder zuſchlagen, was mir auch darum geſchehe."

Da furchte ſich die Stirn Hutfelds und der Burggraf Friedewald mußte dem Dreiſten ſeine Rede verweiſen. „Wenn der Vogt im Dienſt ſeines Herrn allzu eifrig war, ſo ſtand nicht euch die Strafe zu, mein Sohn, ſondern dem Gutsherrn ſelbſt."

„Das bekenne ich, hochgebietender Herr," verſetzte Georg achtungsvoll, „vielleicht fühlte ich das Unrecht doppelt, da ich auf dem Gute meines Oheims und Pathen war, und ich meinte nichts Uebles zu thun, wenn ich als ein Mann aus der Freundſchaft des Gutsherrn zur Stelle bewies, daß der Bürgermeiſter von Thorn ſeine Diener nicht gegen Recht und

Geſetz an dem Leibe freier Arbeiter freveln läßt. Habe ich darin zu viel gethan, ſo bitte ich um gnädige Strafe."

Nach den kühnen Worten ſchwiegen Alle, Hutfelds Geſicht röthete ſich im Zorn und er ſah finſter auf ſeinen Pathen.

Darauf wurden die Zeugen gefordert. Von dem Magiſter ſah man ab, da er kein Bankgenoſſe war, Lips Eske aber ſagte genau aus wie Georg und der Vogt konnte ſeine Hitze nicht leugnen, obgleich er viel über Widerſetzlichkeit der Arbeiter zu klagen hatte, ſo daß die Herren mit düſteren Mienen zuhörten.

Als die Parteien abgetreten waren, bat zuerſt Hutfeld um milde Strafe für ſeiner Schweſter Sohn, was Manchen verwunderte, denn man wußte, daß er ungern verzieh. Doch der Burggraf fiel ihm bei. „Es würde dem Hofe in dieſer Zeit verdacht werden, wenn er über ſolche Dreiſtigkeit ſtrenger urtheilte als die Bürger; die Leute ſind jetzt durch neue Gedanken beunruhigt, und es wird uns wohl anſtehen, zu zeigen, daß auch wir einer Bedrückung des gemeinen Mannes nicht gleichgiltig zuſehen."

Darauf erhielt der Vogt einen ſcharfen Verweis und Georg als milde Strafe einige Tage Gefängniß in einer Kammer des Artushofes. Dort weilte er ohne Ungemach, denn Eske und andere gute Geſellen wußten zu ihm zu gelangen, er genoß fröhlich in ihrer Mitte allerlei Gutes, das ſie ihm zutrugen, und der Hauswächter brachte ihm ſogar einen Topf mit kunſtvoll gebrautem Würzbiere, den die Stammgäſte der blauen Marie in der Neuſtadt ihm wegen ſeiner Unerſchrockenheit geſtiftet hatten. Da merkte Georg, daß die Bürger ihn werth hielten, ſein Muth ſtieg hoch und er wurde ganz ſorglos. Nur als er aus der Klauſur nach Hauſe kam und ſeinem Vater gegenüber ſtand, fühlte er ſich bedrückt. Denn der Vater warnte in ſeiner ruhigen Weiſe: „Du trägſt deinen Krug allzu oft zum Waſſer, er wird zerbrechen. Diesmal haſt du alle Brüder gekränkt, welche als Herren auf Stadtgütern ſitzen, und du haſt dir auch in unſerer Freundſchaft Gegner gemacht, denn Bürgermeiſter Hutfeld und ſein Sohn werden dir die Kränkung im Geheimen nachtragen."

„Verzeiht nur ihr, Herr Vater, es ſoll ſicher das letzte Mal ſein, daß ich als unbändig geſcholten werde."

Denſelben Tag ſtand Anna allein im Hausgarten. Durch das Laub des Fliederſtrauchs warfen einzelne Sonnenſtrahlen goldenen Schein auf ihre langen braunen Zöpfe und auf das feine Roth ihrer Wangen und malten ihr bunte Muſter über das dunkle Hauskleid. Hoch aufgerichtet hielt ſie die gebogenen Zweige mit der Hand und ſah nach einem Vogelneſt: „Die Kleinen ſind ausgeflogen und ich werde ihr Gezirp nicht mehr hören; hütet euch, ihr Flatterer, daß euch die Menſchen nicht einfangen und in ihre Bauer ſtecken. — Wie iſt es doch traurig, im Gefängniß zu ſitzen, wenn die warme Sonne ſcheint und der würzige Geruch von Blumen und Kräutern in der Luft ſchwebt."

Da lief das Hündlein und bellte, kam zu ihr und zog ſie am Gewande. Sie wandte ſich um, an der Außenſeite des Zaunes lehnte Georg und ſah bewundernd nach ihr hin. Beiden rötheten ſich die Wangen höher als ſie einander gegenüber ſtanden; weil aber Georg, hingeriſſen von dem Anblick der Geliebten, ſtumm blieb, begann ſie endlich verlegen: „Der Vater wird gern vernehmen, daß ihr aus dem Gefängniß befreit ſeid."

Ihr Gruß löſte ihm die Zunge. „Es war keine ſchwere Haft, doch war ſie nicht ſo luſtig als der Zaun, von dem ihr umſchloſſen ſeid. Dort kam ich heraus, hier möchte ich hinein, wenn ihr es vergönnt."

„Bleibt doch draußen," verſetzte ſie ängſtlich, „gute Nachbarn tauſchen ihren Gruß auch über den Zaun."

„Ach, liebe Jungfer Anna, meine Freude wäre groß, wenn ihr mich für einen guten Nachbar hieltet; dem Nachbar reicht man auch wohl etwas Gutes über den Zaun." Er ſchwenkte ſeinen Hut. „Ich würde fröhlicher meine Straße ziehen, wenn ich einen kleinen Strauß aus eurem Garten auf dem Hut tragen dürfte zum Andenken an dieſes Wiederſehn.“

„Tragt ihr einen Strauß am Hute, ſo wiſſen alle Leute, daß eine Magd ihn euch gebunden hat, und ſie rathen, was jedes Kraut und jede Blume für euch bedeuten.“

„Vermag doch Niemand zu errathen, wer mir den Strauß angebunden hat, und jede Blume, die ihr mir ſchenkt, bedeutet für mich Gutes.“

„Mich aber ängſtigt, ob ich die rechten wähle,“ antwortete ſie befangen. „Dies hier wage ich euch zu geben, nehmt das Eiſenkraut, da ihr doch ein ſtürmiſcher Junker ſeid,“ und ſie bot ihm den blühenden Stengel über den Zaun.

„Wie einen wilden Kriegsmann behandelt ihr mich,“ ſprach Georg, den Stiel haltend. „Ich bitte herzlich, thut noch etwas Wohlriechendes hinzu, Salbei und Muscatkraut, damit ich eure gute Meinung erkenne.“

Sie bückte ſich zu den Beeten. „Nehmt auch noch die Sternblume, ſie deutet auf die Sterne und daß die Geberin Gutes für euch erfleht,“ und ſie wand ihm das Büſchel mit einem Halm zuſammen.

Er hob fröhlich den Hut. „Geſegnet ſei der Garten und geſegnet ſei die Jungfrau darin, und mir ſei es gute Vorbedeutung, daß ich euch zuerſt hier wiederſehe, allein, in freier Luft, wo die Vögel fliegen und die Sonne lacht.“

„Mit Recht lobt ihr den Garten,“ ſagte Anna, um ſeine verklärten Augen von ſich abzulenken, „denn iſt der Raum auch nur klein, er birgt doch ein Wunder des Sommers, ſeht dorthin. Die Roſenzeit iſt längſt vorüber und wenn ein König ſeine Boten ausſenden wollte nach einem Roſenkranze, er würde weit umher ſuchen müſſen, hier aber trägt ein Stock zum zweitenmal ſeine Blüthe.“ Sie wies nach der Seite.

„Ihr ſagt es, daß die Roſe blüht,“ verſetzte Georg bekümmert, „aber für einen, der draußen ſteht, iſt ſie vom Baumlaube verdeckt.“

Da rührte Anna's Hand leiſe an der Gitterthür, Georg ſprang herein; ſie trat zurück und wies wieder nach der Blume. So ſtanden ſie im Garten, Beiden bebte das Herz in Ahnung und freudigem Bangen, und Beiden war der Blick wie mit einem Flor verhüllt und die Wange in freudigem Schreck verblichen. Sie traten zu der Roſe, die am Gipfel des Strauchs im Halbſchatten leuchtete, und Georg begann leiſe: „Wo eine Roſe einſam ſteht, da iſt hier Brauch, daß man ihr Vertrauliches offenbart. Und wenn Eines dem Andern etwas zu ſagen hat und die Scheu beim Anblick des Andern die Lippen ſchließt, dann wenden ſich Beide von einander ab und ſprechen zu der Blume. So thue ich hier.“

Anna wandte ſich ab und faltete die zitternden Hände.

„O liebe Roſe Jungfer Anna, ſeit Jahr und Tag bin ich euch gut und trage meine Sehnſucht ſtill im Herzen. Einſt war ich ein frecher Knabe gegen euch, aber die Liebe hat meinen Sinn gewandelt; auch wenn ihr ſtreng gegen mich wart, ſeid ihr mir immer lieber geworden, das Höchſte ſeid ihr mir, was ich auf der Erde habe, ich ſcheue euch und ehre euch und frage unabläſſig, was ihr von mir denkt. Laßt's euch gefallen, daß ich euch im Herzen trage, ſeht mich freundlich an mit euren treuen Augen, und ſprecht auch milde Worte zu mir, denn ich lebe in Unglück und Verſtörung, wenn ich denke, daß ihr mir zürnt.“ In tiefen Athemzügen bebte ſeine Stimme, und bei dem zitternden Klange pochte das Herz des Weibes; ſie ſtand unbeweglich, und als er ſchwieg, antwortete ſie faſt unhörbar mit bebenden Lippen: „Ich ſah, wie die Knospe aufſchoß, und ich ſah, wie die rothen Blätter aus der Hülle brachen, und jetzt, da die Roſe blüht, muß ich ſorgen, fallen die Blätter in der Nacht, oder wird ſie morgen noch blühen?“

Da wandte ſich Georg zu ihr und rief: „Die Roſe kommt und welkt in wenig Tagen, mir aber wurde die Jungfrau lieb für mein Leben und wenn ich ſie miſſen muß, will ich nimmer leben.“

Auch ſie ſah zu ihm auf, ihre Augen ſtrahlten von Liebe und Zärtlichkeit, aber ſie hob die Hand abwehrend gegen ihn und ſprach tonlos: „Liebt ihr mich und ehrt ihr mich, ſo flehe ich, daß ihr geht.“

Und der wilde Knabe ging.

Aber der liebſte Gang war ihm fortan in die Nähe der alten Burg. Dort ſaß der Magiſter zuweilen nach der Lection im Schulgarten, und da er bei Georg eine beſondere Ehrfurcht vor dieſem Aufenthalt erkannte, ſo lud er ihn eines Tages ein, im Garten gewiſſermaßen zwanglos lateiniſche Rede zu üben, und er freute ſich, daß die Uebungen ganz nach dem Herzen ſeines Schülers waren, denn Georg kam ſeitdem regelmäßig. Zuerſt verlief die Stunde lateiniſch, dann brachte Anna dem Vater ſein Vesperbrot herab und der Magiſter forderte ſeinen Schüler auf, mit zu eſſen. Glückſelig ſaßen die Drei zuſammen; es war ein ſtiller abgeſchloſſener Raum, der nicht durch die Augen der Nachbarn zerſtochen wurde, und nur zuweilen verrieth ſich die Geſellſchaft dem Volke der Gaſſen, wenn Georg nicht vermeiden konnte, zur Laute zu ſingen. Doch that er das ſelten, denn Frau Liſchke, die jetzt ganz auf ſeiner Seite war, warnte ihn verſtändig, damit dem Hauſe keine üble Nachrede entſtehe.

Bald wurde er der Vertraute bei einem geheimen Vorſatz des Magiſters. Denn an einem friedlichen Nachmittage begann dieſer: „Da wir hier zu dreien beiſammen ſind, ſo will ich ein Collegium eröffnen, du Regulus und du Kind Anna, ihr ſollt meine Berather ſein. Nämlich der neuliche Ehrentag hat mich, obwohl er jämmerlich auslief, doch wieder an meine Pflicht erinnert wegen eines kleinen Gedichtes zur Weihnacht. Hannus iſt willfährig, einen Bogen drucken zu laſſen. Aber nur unter einer Bedingung, ſagte er: die ganze Welt iſt jetzt nach deutſchen Büchlein begierig, das Lateiniſche vermögen nur Wenige zu leſen. Wenn ich einen Bogen Deutſches erhielte, ſo könnte ich mich für die Koſten daran erholen, und etwas

Deutſches würde auch euch, Herr Magiſter, den Thornern werth machen, vornehmlich wenn es einfältig wäre und für die kleinen Leute. Er wies mir einen Holzſtock, der ihm einmal zugekommen iſt, darauf das Kind in der Krippe, Maria und Joſeph, dabei Oechslein und Eſel, Mond und Stern. Und er rühmte ſich und mich, indem er ſagte: Schreibt ihr dazu etwas, ſo kann Keiner widerſtehen. Heut nun erinnerte ich mich an unſere Fahrt im vorigen Jahre zu dir Regulus, welche vergnüglicher war als die letzte, und ich bedachte, wie jämmerlich unkundig in der heiligen Geſchichte das Volk hier dahinlebt. Darum will ich diesmal den Bürgern ganz ſchlicht aus Matthäus und Lucas die Kapitel von der Geburt des Herrn zuſammenfügen und in gemeines Deutſch übertragen. Es iſt keine vornehme Arbeit, und Mancher wird es als Pfaffenwerk gering achten, jedoch es läuft unter Anderem mit. Das iſt meine Abſicht, nun ſagt ihr Kinder auch eure Meinung."

Da fiel Georg ſogleich mit warmen Worten bei, aber Anna ſchüttelte den Kopf. „Vater, wer kann wagen, die heiligen Worte in Deutſch zu verkünden, wenn er nicht geiſtlich und nicht in der Kirche angeſehen iſt. Die Pfaffen werden euch jedes Wort aufmutzen, und ich fürchte, Herr Vater, euch ſelber wird jedes Wort ſchwer auf dem Gewiſſen liegen, ob ihr den Leuten Alles richtig erklärt."

Daran hatte der Magiſter nicht gedacht und der Einwurf fiel ihm auf das Herz. „Es gibt jetzt Andere, die noch Größeres wagen," antwortete er endlich; „und die kleinen Bänkelſänger ſingen ja auch zuweilen ein Lied darüber, im Nothfall kann ich meinen Namen weglaſſen und, obgleich ich's nicht gern thue, kann ich die Arbeit auch vorher unſerm Pfarrer von St. Johann unterbreiten." So beſchloß er die kleine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen, und Georg war ſehr bereitwillig, ihm Bücher zu werben und heranzutragen.

Als der Nachtfroſt das Grün des Gartens verdarb, wurde die gelehrte Unterhaltung in die Stube des Magiſters verlegt. Hier war die Freude Georgs noch größer, wenn er zuſah, wie ſicher Anna in der Wirthſchaft waltete, wenn ſie ſich im Geſpräch vertraulich zu ihm wandte, wie zu einem alten Freunde, und wenn er einmal wagte, einen Augenblick ihre Hand zu halten. Dann trieb auch er Poſſen wie ein kleiner Knabe, erzählte luſtige Geſchichten und ein herzerfreuendes Lachen froher Menſchen klang von den Wänden zurück. Nie hatte der Jüngling bis dahin das Glück empfunden, welches die Anmuth einer Frau im Haushalt verbreitet, jetzt ſah er die Geliebte an ſeiner Seite und fühlte den ſeligen Frieden in ſeinem Herzen. Und oft verſtummte er plötzlich und ſaß in ſeinem Entzücken ſchweigſam mit heißen Wangen. Er half auch treulich bei der Ueberſetzung des Weihnachtsevangeliums, wenigſtens als Zuhörer. Der Magiſter begann ſiegesgewiß, aber während der Arbeit wurde er immer unſicherer, er ſtrich und änderte, klagte über die ungefüge deutſche Sprache alter Ueberſetzungen, die ihm Georg aus den Büchern einiger Rathsherrn verſchafft hatte, und war, wie Anna vorhergeſagt, in ſeinem Gewiſſen beſchwert, ob er die Worte geſchickt deute und auch den Geiſtlichen kein Aergerniß gebe. Als er endlich den Druck der wenigen Seiten austrug, fand er diesmal Widerſpruch, die Bürger zwar kauften das Blatt, aber ſeine vornehmen Gönner ſahen unzufrieden auf die geiſtliche Arbeit, welche nicht ſeines Amtes geweſen ſei, und vollends die Mönche von St. Nicolaus wollten das Werk gar nicht loben und warnten ihre Getreuen davor. Da war in ſeinem Aerger Georg der beſte Troſt, denn dieſem gefiel jedes Wort, weil Anna mit ihrer klaren Stimme das ganze Büchlein an dem Abende, wo es dem Magiſter zukam, vorgeleſen hatte.

Und da Georg bedachte, daß die Verhandlung Anna's mit Dorfkindern auf dem väterlichen Gute die erſten Gedanken zu der Arbeit gegeben hatte, ſo bat er um den Bogen, aus welchem die Jungfrau vorgeleſen hatte, faltete ihn eng zuſammen und barg ihn mit den trocknen Blüthen ihres Straußes auf ſeiner Bruſt.

So kam und ſchied der Winter. In der Kammer des Vaters ſah Georg jetzt gefurchte Stirnen, Marcus ſaß oft in finſterm Nachdenken und auch der ſchweigſame Gehülfe konnte ſtillen Kummer nicht verbergen, Handwerker aus der Neuſtadt erſchienen im Hauſe, mit denen der Vater ſonſt nicht verkehrt hatte; ſogar der Stadtſchreiber Seifried, der wegen ſeiner böſen Zunge im Artushofe nicht gut beleumdet war, kam zu geheimer Unterredung, und Georg merkte, daß der plumpe Geſell einmal einen großen Beutel Geld unter ſeinem Mantel hinaustrug. Ihm galt das wenig; auch was von den Weltläuften erzählt wurde, vernahm er ohne Sorge; daß der König und der Hochmeiſter nicht mehr Krieg zu führen vermochten und doch Frieden nicht ſchließen wollten, daß ein Waffenſtillſtand im Werke ſei und daß für die nächſten Jahre Alles bleiben ſolle, wie es vor dem Kriege geweſen. Als dieſe Nachricht zuerſt im Artushofe verkündet wurde, ſah er, daß ſein Vater finſter lächelte, und wunderte ſich, daß der Alte zum Aufbruch ihn an ſeine Seite rief und ſich beim Heimwege auf ſeinen Arm ſtützte, was er vorher nie gethan hatte. Einen Augenblick ängſtigte ihn das, aber er ſchlug ſich's gern aus dem Sinn, denn ſein junges Leben ſtand zum erſtenmal unter der Herrſchaft einer großen Leidenſchaft, und alle ſeine Gedanken flogen der Einen zu, von der er jetzt wußte, daß ſie auch ihn im Herzen trug.

6.

Auf dem Kirchhofe von St. Johannes.

In der kleinen Stube des Buchführers ſaßen der Magiſter und Anna als geladene Gäſte. Hannus, der einſam in ſeinem Hauſe wohnte, machte ſelbſt die Bedienung, putzte das Licht, füllte die Gläſer, lobte Anna, daß ſie ihm beiſtand, das Tiſchtuch aufzulegen und die Teller zu ſetzen, und erwies ſeinem Beſuch jede gebührende Ehre. Denn der Gelehrte war ihm eine wichtige Perſon geworden, weil er nicht nur kaufte, ſondern auch Anderen mit Wärme empfahl. Unterdeß ſah der Magiſter unruhig nach einem großen eiſenbeſchlagenen Kaſten in der Stubenecke. „Dort liegt die Arbeit der Weiſen und der Eſel friedlich zuſammen.“

„Wenn mir Jungfer Anna den Tiſch rücken hilft,“ ſagte Hannus lächelnd, „ſo will ich euch als einem vertrauten Manne und guten Freunde meinen Schatz offenbaren.“ Er hob den Deckel. „Es iſt Alles neue Sendung.“

Der Magiſter griff nach den oberſten Blättern. „Wieder neue Zeitungen,“ rief er bewundernd. „Es erſcheinen jetzt jedes Jahr ſolche Bogen und man erfährt, was an den Enden der Welt vorfällt, beim Türken und Spanier.“ Die nächſten Hefte ſchob er unzufrieden bei Seite. „Die leidigen Prophezeiungen.“

„Auch dieſe helfen einem redlichen Händler,“ tröſtete Hannus, „ſie ſind den Leuten um ſo lieber, je mehr Unheil ſie verkünden. Wie ich hier ſitze, habe ich zweimal den Untergang der Welt erlebt. Aber den harten Köpfen der Leute iſt die Furcht heilſam, ſie denken an ihre letzte Rechnung und werden barmherziger.“

„Sie eſſen auch ihre Würſte vor Weihnachten auf, und müſſen, wenn die Welt nicht untergeht, im neuen Jahre faſten,“ verſetzte der Magiſter aufſehend. „Was gibt es hier Gutes?“ fuhr er fort und las den einen Titel: „In dieſem Büchlein wird bewieſen, daß der Apoſtel Petrus niemals in Rom geweſen iſt.“ Er lachte vergnügt: „ob der Rath dies für gefährlich hält?“

„Dem Rath fehlt es nicht ganz an Einſicht,“ beruhigte Hannus, „Liſchke war mehr als einmal hier, er kam immer des Abends, klopfte an den Fenſterladen und wartete draußen, bis ich ihm einen Trunk zurecht geſtellt hatte. So machte ſich's, daß ich vor der Obrigkeit beſtand.“

Auf der Straße dröhnten ſchwere Tritte, es pochte am Fenſter und eine Stimme befahl: „Hannus, öffnet, ich komme auf Befehl des Raths.“ Der Buchführer ſprang erſchrocken auf und fuhr mit beiden Händen in den Kaſten, hob einige kleine Ballen heraus, lief in die Kammer und verſteckte ſie unter die Kiſſen des Bettes, indem er rief: „ich komme, Liſchke.“ Zögernd öffnete er die Hausthür, aber er fuhr entſetzt zurück, als er bei der Laterne des Rathsboten blinkende Hellebarden und die grimmigen Geſichter fremder Trabanten erkannte. Klirrend trat der Pole Pietrowski ein, hinter ihm zwei Mönche und einer davon war Pater Gregorius. Dieſer begann feindſelig: „Der hochwürdige Legat des heiligen Vaters gebietet euch euren ganzen Kram aufzulegen, damit wir unterſuchen, ob ihr die Verbote der heiligen Kirche und das Edikt des Königs beachtet habt.“ Der Pole aber befahl an ſeinen Säbel faſſend: „Wer nicht in dieſes Haus gehört, der weiche von hinnen,“ und er blickte heut fremd auf Jungfer Anna und ihren Vater.

„Macht fort,“ raunte Liſchke ängſtlich dem Magiſter zu,

„denn es wird diesmal ein großes Unglück.“ Da trat der Magiſter traurig zu dem Buchführer, welcher gebeugt mitten unter den Feinden ſtand, drückte ihm theilnehmend die Hand, wechſelte noch einen feindſeligen Blick mit dem Frauenbruder und verließ, die Hand ſeiner Tochter faſſend, das Haus des Heimgeſuchten.

Am nächſten Morgen ſprach Frau Liſchke die Treppe hinauf zu Anna: „Ich weiß Alles, nur daß ich nicht reden darf, weil es Geheimniß des Rathes iſt. Hannus iſt ſonſt ein redlicher Nachbar, aber ſeine Verwegenheit hat ihn ins Unglück geſtürzt. Ob es ihm an den Leib gehen wird, wußte Liſchke noch nicht, aber ſein ganzer Kram iſt verloren. Warum hat er die verbotene Waare in ſeiner eigenen Stube verhalten, wie eine Braut ihre Ausſtattung? und er hat doch einen Gänſeſtall; unter den Gänſen hätte kein Pole nach Büchern geſucht.“

„Wißt ihr, wohin ſie die Bücher geſchafft haben?“ frug Anna.

Frau Liſchke kam die Treppe herauf: „Verrathet’s nicht, denn das Größte ſteht noch bevor; die Kiſte iſt zu den Predigermönchen geführt, obgleich der Handel vor den Rath gehört hätte. Die Biſchöfe ſelbſt nehmen ſich der Sache ſehr an; wenn ihr heut Abend hellen Schein vom Kirchhofe ſeht, wo der Hannus ſonſt ſeinen Stand hatte, ſo macht ein Kreuz und denkt, daß die Mönche Ketzerei brennen.“

Anna trat erſchrocken zurück und rang die Hände, die Hausfrau fuhr fort: „So war auch mir, als ich’s erfuhr, und ich ſagte zu Liſchke, wenn die geiſtlichen Väter brennen und nicht der Rath, ſo geht dich die Sache völlig nichts an und du bleibſt zu Hauſe. Er aber behauptete: ich muß hin. Ihr mögt denken, daß ich deshalb in Aengſten ſchwebe, denn auch er kann ſich an ſolchem Holzſtoß das Wamms verſengen.“

Anna ging traurig in die Küche zurück, ſie empfand tief die Kränkung, welche der neuen Lehre bereitet wurde, und dazwiſchen kam ihr heiße Angſt, daß dem Vater eine Gefahr drohe; ſie dachte auch, daß es ihm leidvoll ſein werde, wenn einer von den Schülern, vielleicht ein kleiner, vielleicht ein großer, ſich vermeſſen an das nächtliche Werk der Dunkelmänner wage. Die Hände flogen ihr zwiſchen den Töpfen und das Eſſen war längſt fertig, als das Mittagsgeläut die Schulſtube leerte. Der Magiſter ſaß heut trübe über ſeinem Teller, während Anna begann: „Sagt mir, Herr Vater, haben die alten Römer auch Bücher verbrannt, die ihnen nicht gefielen?“

„Selten,“ verſetzte der Magiſter. „Die weiſe Sybille verbrannte Bücher, aber das waren ihre eigenen, und es hatte Niemand darein zu reden. Doch warum frägſt du ſo? Es iſt ein trauriger Streit, den heut zu Tage der Holzſtoß gegen das Feuer des Geiſtes führt, und lange haben die Päpſtlichen an guten Büchern greulichen Mord geübt, bis die Wittenberger ihnen die richtige Antwort gaben, indem ſie die Bannbulle verbrannten. Mit den Büchern eröffnen die Mönche den Brand, aber mir ahnt, bald werden die Leiber redlicher Bekenner auf den Scheiterhaufen brennen.“

„Wenn die Mönche am Abend den Kram des Hannus anzünden, ſo könnten ſich eure Schüler unnütz machen, und euch wäre leid, wenn deshalb einer vor den Pfaffen in Noth käme.“

Der Magiſter legte ſeinen Löffel weg und ſah ſtarr auf die Tochter, bis ihm dieſe die ganze Neuigkeit erzählte. „Ich fürchte, Herr Vater,“ ſchloß ſie bekümmert, „obgleich ihr die Knaben in ſtrenger Zucht haltet, ſo ſind doch einige darunter vorwitzig, am meiſten die großen.“

Dieſe beſcheidene Warnung hatte zur Folge, daß der Magiſter am Ende der Nachmittagslection ſeinen Schützen einſchärfte, ſich von allen Aufläufen fern zu halten, und er drohte jeden von der Schule auszuſchließen, der heut auf der Straße umherſchweifen werde. Er hätte ebenſogut den Sperlingen auf dem Fliederſtrauch verbieten können, um die Marktwagen zu hüpfen. Als darauf die großen Schüler kamen, wurde er deutlicher, und ſtellte die Frage zur Diſputation, wie ſich ein Humaniſt verhalten ſolle, wenn Obſcuranten an den Schriften eines verehrten Mannes durch Brand und Feuer frevelten. Aber er erhielt von Keinem die Antwort, welche er begehrte. Matz Hutfeld empfahl Klage beim Rath, Lips rieth zu einem Gegenfeuer mit den Werken der Dunkelmänner und Georg wollte gar durch Hebebäume und ſtarke Fäuſte die Brenner verſcheuchen. Der Magiſter hatte ſchweren Stand, als er bewies, daß einem Deutſchen, der durch die lateiniſche Schule aus der heimiſchen Rohheit herausgehoben ſei, nichts ſo ſehr gezieme, als ruhige Verachtung der Auguren; und er ſelbſt konnte nicht vermeiden, daß ſeine Augen zornig funkelten und ſeine Hand ſchwer auf den Tiſch ſchlug, während er die Schüler beſchwor, ſich zu Hauſe zu halten, wenn ja in ihrer Nähe ein ſolches Feuer aufbrennen ſollte.

So war wirklich das Mögliche geſchehen, um die Schule vor dem Lärm der Straße zu bewahren. Dennoch wollte das Schickſal, daß gerade dieſe Vorſorge Lehrer und Schüler dem lodernden Feuer nahe bringen ſollte. Von den Schützen dachte Keiner an das Penſum für morgen, ſie ſchwärmten wie die Hummeln um das Kloſter der Predigermönche und an den Pforten zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt, und ſogar Georg, der mit ſeinem Geſellen Lips eine Unterhaltung beim Baſſettel verabredet hatte, ſchlug vor, heut auf die Muſik zu verzichten.

„Wir wiſſen, daß es nicht gut iſt, den geiſtlichen Herren in den Weg zu laufen,“ mahnte Lips ihn bedeutſam anblickend.

Georg nickte: „Auch ich will unſern Magiſter nicht kränken und nur aus der Ferne zuſehen.“

Es war ein milder Frühlingstag geweſen, das Abendlicht vergoldete die Thürme von St. Johannes, unter dem hellen Himmel lag der Kirchhof in röthlicher Dämmerung, aus welcher einzelne Kreuze und Steintafeln hervorragten. Die Bürger trieben in froher Bewegung umher. Denn die Mehrzahl der polniſchen Herren, welche ſolange unter ihnen gelegen hatten, war am Morgen mit dem Könige abgeritten, und ſie freuten ſich wieder Herren in ihren Häuſern zu ſein. Zuerſt hatten ſie den guten Verdienſt gelobt, welchen ſie von den Fremden zogen, dann war die Laſt und Unordnung größer geworden als die Freude, und zuletzt erſchien das Einlager den Meiſten ganz unerträglich. Heut verglichen ſie Gewinn und Nachtheil, ſäuberten ihre Häuſer und eilten zum Tiſch ihrer Schenke. Das junge Volk aber trieb auf dem Markte und den Gaſſen dahin, wie an einem Feſttage, viele im Sonntagsſchmuck. Ueber den Kirchhof erklang frohes Geſchrei der ſpielenden Kinder, um die Mauer ſaßen die Erwachſenen, hier ſang ein munterer Bürgerſohn zur Laute und die Frauen ſeiner Bekanntſchaft ſangen den Kehrreim mit, in der andern Ecke ſchnarrte ein Dudelſack und leichtes Volk ſprang zwiſchen den Gräbern zuſammen und ordnete ſich zum Reigen. Es wußten nicht viele Leute von dem, was bevorſtand, aber durch die einzelnen Haufen ging ein Summen, die Zahl der Anweſenden war viel größer als ſonſt wohl, und die Schützen der lateiniſchen Schule ſteckten ihre Köpfe hinter den Kirchenpfeilern hervor, bald auf das Abenteuer des Abends lauernd, bald ängſtlich nach dem Herrn Magiſter ſpähend.

Auch für die Herren des Raths war es ein feſtlicher Tag, gegen Gewohnheit ſaßen ſie noch ſpät verſammelt. Die Bürgermeiſter hatten den König bis an die Grenze begleitet und freuten ſich jetzt ſeine letzten huldreichen Worte vor dem Rath zu wiederholen und, was Allen wichtiger war, die Urkunden, welche der König beim Abſchied der Stadt verliehen, feierlich in die eiſerne Truhe einzuſchließen. Denn da der König oft auf Koſten der Stadt gelebt hatte und ein ſehr theurer Gaſt geweſen war, ſo hatte er als Gegengabe der Stadt auch Großes gewähren müſſen, indem er Neues ſchenkte und alte Vorrechte beſtätigte, und beide Theile hatten darauf geachtet, daß die Gaben der Stadt und die Bezahlung nicht ungleich waren;

der König nahm's nicht von ſeinem Eigenen, und die Mitglieder des Raths erhielten durch ſeine Begabung größeren Vortheil als andere Bürger. Als nun der Burggraf die Anweſenden auf die Stühle lud, um die Sitzung aufzuheben, da fing einer der jüngſten Rathmänner von dem Buchführer Hannus an und von Wegnahme der Bücher, und Liſchke, der bei der Thüre ſtand, merkte als vorſichtiger Beobachter großer Herren, daß dieſe Erwähnung den Anderen ungehörig erſchien. Denn zögernd ſprach Herr Friedewald: „Der hochwürdige Legat hat geſtern den Rathsboten gefordert, um in geiſtlichen Dingen bei einem Bürger zu unterſuchen. Was er etwa gefunden, iſt nicht vor uns gebracht worden; vielleicht iſt es dem Rathe genehm, daß er nicht genöthigt wird, zu prüfen, ob ein Bürger gegen des Königs Mandat gefrevelt habe. Wir vermögen den Hannus nicht zu beſtrafen, wenn die verbotene Waare nicht vor unſere Augen kommt, weil ſie anderswo liegt oder weil ſie gar verbrannt wird.“

Aber der heftige Rathmann gab ſich nicht, ſondern fuhr fort: „Soll der Rath von Thorn dulden, daß Habe und Gut eines Bürgers ohne Urtheil und Recht von den Pfaffen geraubt wird?“

Darauf antwortete wieder Herr Friedewald bedächtig: „Ob der Rath das dulden muß oder nicht, darüber, Herr Kumpan, werden wir erſt befinden, wenn Meiſter Hannus vor uns eine Klage gegen die ehrwürdigen Väter oder gegen wen ſonſt erhebt. Zur Zeit wiſſen wir nichts.“ Nach dieſen Worten mahnten die Herren den Unruhigen durch Blicke, daß er ſchweige, aber dieſer brach zum drittenmal los: „Und heut Abend ſoll ein Feuer brennen, welches in der Stadt unerhört iſt; es kann ein Unglück geben, denn in den Köpfen arbeitet Widerſetzlichkeit.“

Darauf gab der Burggraf gar keine Antwort mehr, und Hutfeld frug: „Widerſetzlichkeit? Nicht gegen uns. Ihr ſelbſt habt die Feuerwache, Herr Kumpan, vielleicht ſeht ihr heut nach den Tonnen,“ worauf die Sitzung eiligſt aufgehoben wurde. Daraus entnahm Liſchke, daß der Rath ſich nicht einmiſchen wollte, und als Bürgermeiſter Hutfeld bei ihm vorüberſchritt, wagte er die leiſe Frage: „Wenn ich heut Abend nach St. Johannes gehe, ſoll ich von den Söldnern der Stadt mitnehmen?“ Aber er vernahm die ſtrenge Gegenfrage: „Hat Jemand Bewaffnete gefordert oder erbeten?“ Deshalb beſchloß er ſeinen eigenen Muth ebenfalls zu bändigen.

Vor dem Kloſter der Predigermönche harrte erwartungsvoll die Menge. Die Kloſterpforte war heut weit geöffnet und hell erleuchtet, Mönche liefen geſchäftig aus und ein, und es war ein Verkehr in dem frommen Hauſe wie in einer Herberge. Aus der Altſtadt kam in feierlichem Zuge Biſchof Zacharias, Legat des heiligen Vaters, er ſaß prächtig auf einem grauen Maulthier, das mit ſeidener Decke und mit vielen bunten Quaſten geſchmückt war, er ſelbſt ein hagerer Mann mit einer dünnen Naſe und ſchielenden Augen, der hochmüthig und quer über die gefurchten Geſichter der Bürger wegſah; vor ihm ſchritten vier Trabanten in rothen Wämmſern, welche das ſäumige Volk durch die Schäfte ihrer Hellebarden unſanft aus dem Wege trieben, zur Seite liefen zwei Knaben in buntem Feſtkleide und hinter ihm zog eine lange Reihe von dienenden Geiſtlichen und Beamten. Die Leute lachten, wenn einmal das Maulthier ſtärker ausſchritt und die frommen Väter mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen hinterher trotteten. Aber das Gelächter verſtummte, ſo oft der Pole Pietrowski mit ſeinen bewaffneten Begleitern den Zug entlang ſprengte, denn die Polen ritten ſchonungslos gegen den Haufen als verwegene Geſellen, welche die adlige Feder auf ihren Pelzmützen nicht zum Scherz trugen. An der Kloſterpforte wurde der Legat von dem Prior und den knienden Brüdern empfangen, er bewegte nachläſſig die Hand zuerſt über ſie und ſtreute dann den Segen über die Haufen der Zuſchauer, von denen viele die Häupter nicht entblößten. Gleich nach ihm kam in ähnlichem Aufzuge, nur ohne Trabanten, der Biſchof von Kaminiez, den die Thorner Stampe nannten, weil er kurz und dick war, wie ein ſolches Trinkglas, die kleinen Augen in ſeinem rothen Angeſicht waren durch die ſchweren Lider faſt ganz zugeſperrt, denn das Fackellicht that ihnen ſeit dem letzten ſtarken Trunke weh. Schwerfällig plumpte er von ſeinem Gaule und wankte in das Kloſter. Hinter den großen Herren drängte das Volk bis an die Pforte, ſtaunte über die rothen Trabanten und verlachte die gekrauſten Lappen an ihren Gewändern. Als aber der gefürchtete Vater Gregorius am Eingange ſichtbar wurde, ſchwieg Alles erwartungsvoll; ein Mönch eilte geſchäftig um die Ecke und brachte einen greulichen Zug heran, den Henker Hans Buck mit ſeinem Knechte, und der Knecht führte eine elende Mähre herbei mit einer Schleife, auf welcher eine Kuhhaut lag. Da Hans Buck vor die Augen des Paters trat, rückte er unbehilflich an ſeiner Mütze und vernahm die Anrede: „Du biſt geladen zur Hilfe bei frommem Beginnen und dein Dienſt ſoll dir in dieſem und jenem Leben helfen. Biſt du bereit, den Holzſtoß zu ſchichten und Werke des Teufels darauf zu brennen?“

„Es wäre nicht der erſte Holzſtoß, an den ich die Fackel halte,“ erwiederte Hans Buck mit Selbſtgefühl. Er ſtand vierſchrötig da und ſah aus ſeinen ſcharfen grauen Augen dem Pater unerſchrocken ins Geſicht. „Von welcher Art iſt der Teufelskram, den ihr abthun wollt?“

„Es ſind ketzeriſche Bücher, von der heiligen Kirche für todwürdig erklärt, du ſollſt ihnen zu feurigem Ende verhelfen.“

„Papier brennt leicht, nur daß die Aſche weit fliegt,“ verſetzte Hans vorſichtig. „Ich denke, daß dies freiwilliger Dienſt iſt, der nicht für meine Schuldigkeit gilt.“

„Nicht umſonſt fordern die Heiligen deine Hilfe; entblöße dein Haupt, Mann, und empfange hier für dich und deinen Knecht, was dich von dem Höllenfeuer löſen mag.“

Hans lüftete wieder die Mütze und nahm zwei Ablaßzettel, die ihm der Pater wie einem Ausſätzigen mit ſpitzen Fingern darbot. Hans hielt das Papier gegen das Licht der Fackeln. „Es ſieht aus wie mein Name; kommt's dem Feuer zu nahe, ſo verfliegt auch dies zu ſchwarzer Aſche," ſagte er ſchlau. „Doch man kann nicht wiſſen, wozu es gut iſt," und er ſteckte das Papier in ſein Wamms. „Zeigt mir meine Ladung."

Der Pater winkte, die Mönche rollten einen großen Ballen herzu, der mit rothen und ſchwarzen Stricken verſchnürt war. Es war im Volk lautloſe Stille, als die Mönche den Ballen auf die Kuhhaut wälzten. Aber gleich darauf erhob ſich ein tiefes Summen, Gelächter und lautes Geſchrei. Denn ein junger Mönch trug einen Stock mit eiſernem Stachel herzu, an welchem eine lebensgroße Puppe mit Teufelshörnern befeſtigt war; auf die Bruſt der Mißgeſtalt war der Name eines Mannes geſchrieben und in dem ausgeſtreckten Arme hielt ſie einen Holzſchnitt, welcher das Geſicht deſſelben Mannes darſtellte. Es war das Bild, welches jeder Thorner während der letzten Monate an dem Bretergeſtell des Buchführers Hannus geſehen hatte, und das in manchen Häuſern heimlich bewahrt und guten Freunden gezeigt wurde. Der Mönch ſtieß die Stange in den Ballen, ſo daß die teufliſche Geſtalt von Jedermann geſehen wurde. Als die Naheſtehenden allmählich beim rothen Fackellicht den Namen und das Bild erkannten, wichen ſie zurück und dem Gelächter folgte ein dumpfes Gemurr, aber auch dies verſtummte, als Pater Gregorius einen Schritt auf die Menge zutrat und mit gehobenen Augenbrauen hineinblickte. „Vorwärts nach dem Kirchhof," gebot er dem Henker.

Doch Hans Buck ſtemmte die geſpreizten Beine auf den Grund und ſah ſich den Teufel an. „Der Dienſt iſt freiwillig," antwortete er endlich; „von dem ſchwarzen Butzemann war vorhin nicht die Rede."

„Willſt du mit den Heiligen um deinen Lohn feilſchen?" frug der Pater zornig.

„Ich bin Scharfrichter von beiden Städten, welche Thorn heißen, und ich bin Diener des Rathes; ein Menſchenbild, ob es lebendig oder von Papier iſt, brenne ich nur, wenn der Rath befiehlt, ſonſt Niemandem zu Liebe oder Haß. Klas," gebot er ſeinem Knecht, „ſpanne die Mähre ab und führe ſie nach Hauſe. Die Kuhhaut laſſe ich euch wegen der Zettel, denn eine Gabe iſt der andern werth." Er ſah noch einmal nach dem Bilde, dann wandte er ſich entſchloſſen und trat in den Hauſen zurück, während der Knecht den müden Gaul von dannen trieb. Niemals war Hans Buck in ähnlicher Weiſe durch die verſammelten Bürger von Thorn gewandelt; er war gewöhnt, daß ihm Alle auswichen und ſeinen Blick vermieden, heut ſah er viele freundliche Augen auf ſich gerichtet und vernahm, wie er weiter ſchritt, von beiden Seiten grüßende Zurufe: wackerer Hans, treuer Mann, Gottes Segen über dich. Da wurde ihm wohler als je in ſeinem Leben, und er ſchritt ſtolz bis an die Kirchhofmauer. Auch dorthin folgten ihm Leute und Barthel Schneider lief ſogar in das Schenkhaus gegenüber und brachte ein großes Glas Danziger getragen, das er neben dem Mann auf die Mauer ſtellte. „Nehmt, Hans, und möge es euch gedeihen." Hans hob das Glas und rief: „Dies bringe ich allen freien Kindern von Thorn," trank und ſchob das geleerte Glas unter den Arm, wie ſein Recht war bei jedem geſpendeten Trunk, da nach ihm Niemand das Gefäß gebrauchen konnte.

„Die freien Kinder von Thorn danken dir, Hans, daß du ihnen einmal gutes Glück zutrinkſt, ohne daß du deine Waffe an ihren Hälſen gefärbt haſt," ſprach neben ihm eine luſtige Stimme.

„Mancher, der heut den Kopf hoch trägt, denkt nicht daran, daß er morgen unter meiner Waffe liegen kann," verſetzte Hans ernſthaft.

„Darum ſorgen wir nicht mehr," lachte Georg, „denn wir hoffen, Hans, du wirſt morgen den Kindern von Thorn dieſelbe Schonung erweiſen, wie heut der Puppe."

Hans Buck grinſte und wandte ſich zu Liſchke, mit dem er ſo vertraut war, als der Unterſchied ihrer Ehre geſtattete: „Ich würde mir lieber einen Finger abhacken, als den Pfaffen zu Liebe jenes Mannsbild brennen.“

„Kümmert auch dich der Streit der Pfaffen?“ frug Liſchke verwundert.

„Um das Gezänk dieſer Mönche kümmere ich mich nicht und ich mache mir auch wenig aus ihrem Glauben. Wenn ich einmal im Jahre zur Beichte gelaſſen werde, ſchieben ſie einen kleinen Altar in die Armeſünderecke und faſſen die Kutte mit beiden Händen, damit ich ſie nicht berühre. Jener Mann aber, von dem ſie das Konterfei verbrennen wollen, hat ihnen die Wahrheit geſagt, darum haſſen ſie ihn.“

„Was weißt du von ſeiner Lehre?“

„Einer von ſeinen Jüngern, die man Prädicanten nennt, hat ſich nicht gegraut, an meinem Tiſch niederzuſitzen, dieſer verkündete mir und meinem Knecht ſo viel als wir brauchen. Wißt, Liſchke, er hat zwei Lehren, gleich den zwei Beinen eines Menſchen, ſich darauf zu ſtützen. Das erſte Bein iſt: alle Menſchen ſind arme Sünder und vor Andern die vornehmen und reichen Hanſen, die mit ihren guten Werken prangen; das andere Bein aber, welches dem erſten Widerpart hält, iſt dieſes: kein Sünder iſt ſo verworfen, daß er nicht durch ſeine Reue die Gnade unſeres Vaters im Himmel erwerben kann. Daß dieſes alles die Wahrheit iſt, weiß der Henker am beſten. Denn manchesmal, wenn ich einen gerichtet habe, hätte ich mit beſſerem Recht den Stolzen abgefertigt, der den armen Sünder richten ließ; und wieder, mancher armen Seele habe ich zugeſehen, die ſo friedlich den letzten Weg ging wie ein Kind, das zu ſeiner Mutter ins Bette kriecht.“ Er nickte und verſchwand in einer Seitengaſſe.

Aber der Widerſtand des Hans Buck hemmte nur kurze Zeit die düſtere Feierlichkeit, welche die geiſtlichen Herren zur Warnung der Bürger beſchloſſen hatten. Aus einem nahen

Stall wurde ein anderes Roß herzugeführt und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Einen Bußpſalm ſingend ſchritten die Mönche mit Kreuz und Fahne voran, die großen geiſtlichen Herren folgten; hinter ihnen kam die Schleife und ein Karren mit Brennholz, gedeckt von den Trabanten und Laienbrüdern des Kloſters, längs dem Zuge ſprengten gleich Marſchällen der Pole und ſeine Begleiter. So bewegte ſich die unheimliche Proceſſion vom Kloſter der Predigermönche durch das Kerkerthor nach der Altſtadt und nach dem Kirchhofe von St. Johannes. Die traurigen wilden Klänge des lateiniſchen Geſanges beengten den Bürgern das Herz; das Licht der Pechfackeln beleuchtete mit grellem Roth die Geſtalten der reitenden Biſchöfe, welche über dem dunklen Haufen dahinfuhren wie der Erde enthoben; die kahlen Scheitel der ſingenden Mönche glänzten bald in rothem Schimmer, bald wurden ſie von einer rußigen Wolke verhüllt. Am Eingange des Friedhofs empfing den Legaten demüthig der Pfarrer von St. Johannes, der im Grunde den Mönchen zuwider war, ſich aber heut vor der höheren Macht beugte. Der Zug ſtellte ſich auf, ein neuer Pſalm Davids, worin der Sänger ſeinen Feinden viel Böſes wünſcht, wurde angeſtimmt, junge Mönche luden die Holzbündel ab, ſchichteten den Stoß und wälzten den Ballen hinauf.

Der Magiſter konnte heut über ſeinen Büchern nicht ausdauern, er ging mit großen Schritten in der leeren Schulſtube auf und ab, ergriff ſeinen Stock und that gefährliche Stöße nach der dunkeln Ecke, welche unter den Schützen gefürchtet war, weil dort die argen Frevler abbüßten. Als es finſter wurde und das Geſumm von dem nahen Kirchhofe in ſein Ohr drang, ergriff er den Hut. „Ich fürchte, meine Schüler vermögen heut nicht zu gehorchen, ich will ſelbſt hin, ſie wegzutreiben.“

Anna faßte flehend ſeinen Arm. „Bleibt nur heute, Herr Vater, mich quält den ganzen Tag die Ahnung, daß ein Unglück bevorſteht, warum wollt ihr anſehen, was ihr nicht hindern könnt?"

Aber der Magiſter wies ſie kurz zurück und ſchritt eilig die Treppe hinab. Als Anna allein war, wurde ihre Angſt unerträglich, ſie ſah die Hausgiebel vom Feuerſchein geröthet und hörte aus der Ferne Bußgeſänge. Da ſchlug ſie ihren Mantel um und eilte zur Hauswirthin hinab. Sie fand dieſe in derſelben Tracht zum Ausgange gerüſtet. „Eilt, Jungfer Anna, wir dürfen die Männer heut nicht aus den Augen laſſen."

Auf dem Kirchhofe wanden ſie ſich durch dichtgedrängte Haufen, ängſtlich nach denen ſuchend, die ihnen am Herzen lagen. Sie kamen, als gerade ein Mönch die Fackel zutrug und in den Holzſtoß ſteckte. Wie die Flamme aus der ſchwarzen Rauchwolke züngelte, wurde es ſo ſtill im Volke, daß man den Schrei eines Kauzes auf dem Thurmdach hörte.

Pater Gregorius trat an den Stoß, las laut die Titel der Bücher, welche in dem Ballen gebrannt werden ſollten, und warf die letzten, welche er noch in der Hand hielt, eines nach dem andern in die Flammen. Er nannte wohlbekannte Schriften, welche Vielen in Thorn für tröſtend und heilbringend galten; darunter auch den Titel des fliegenden Blattes, welches der Magiſter zur Weihnacht hatte drucken laſſen, und obgleich er den Namen des Autors nicht kündete, weil dieſer in dem Blatt nicht zu finden war, ſo wußten die Thorner doch, wer es geſchrieben hatte. Es erhob ſich ein Gemurr und einzelne Steine flogen von hinten her gegen den Holzſtoß. Zuletzt rief der Mönch: „Wie dieſe in das irdiſche Feuer geworfen werden, ebenſo mögen die Uebelthäter, welche Ketzerei in der Welt verbreitet haben, dem Höllenfeuer verfallen."

Der Magiſter ſtand, von den Flammen beleuchtet, zornroth in der erſten Reihe, ſeine Hände ballten ſich, aber er vermochte nichts herauszubringen als ein lautes Pfui. Sein Schrei verhallte in neuem Geſang, den junge Kloſterbrüder anſtimmten, ſie trugen die Teufelspuppe auf der Stange rings um den

Scheiterhaufen unter dem Spottliede: „Ach du armer Judas, was haſt du gethan.“ Das Lied wurde durch Gejohl und Schreien des Volkes begleitet. Die Mönche aber befeſtigten die Stange an dem brennenden Holzſtoß, und jetzt trat der Legat ſelbſt hervor und ſprach in feierlichem Latein einen Fluch über den Mann, deſſen Name auf dem teufliſchen Bilde geſchrieben ſtand. Da flog ein großer Mauerſtein gegen die Puppe, daß ſie aus dem Feuer fiel, aber der hochwürdige Biſchof von Kaminiez bückte ſich trotz ſeiner Schwere nach der Geſtalt und warf ſie von Neuem in die Flamme. In dieſem Augenblick rief eine helle Stimme — ach, es war die des Magiſters —: „ich proteſtire gegen die Kränkung, welche hier einem würdigen Lehrer des deutſchen Volkes zugefügt wird.“

Dieſer Ruf war wie der Windſtoß, welcher ein Hagelwetter entladet, von allen Seiten flogen Erdballen und Steine gegen den Scheiterhaufen und gegen die geiſtlichen Herren. Der Rath ſelbſt hatte dafür geſorgt, daß es an Wurfgeſchoſſen nicht fehlte, denn er ließ noch immer über der lateiniſchen Schule bauen und dicht am Kirchhofe war die Bauſtätte. Eilig entwichen die Geiſtlichen in das Dunkel, doch Pan Pietrowski fuhr mit ſeinem Gefolge auf den Magiſter los und gebot: „Dieſer iſt der Schreier, faßt ihn.“ Der Magiſter ſtand ihm gegenüber, bereit zu kämpfen und zu ſterben, der Hut war ihm vom Haupte gefallen, einen Arm hielt Anna, den andern die Rathsbotin, um den Widerſtrebenden zurückzuziehen. Aber gerade, als der Pole die Hand gegen ihn ausſtreckte, trat Georg zwiſchen Beide und warf den Pietrowski zurück, daß er taumelte. Der Pole ſtieß ein Schmähwort aus und ſprang mit gehobenem Säbel wieder vor. Da traf ihn eine Rüſtſtange am Haupt, daß er lautlos zu Boden ſank, und die Stange ſchwingend, rief Georg: „Heran, ihr Schüler von Thorn, verlaßt euren Herrn Vater nicht in der Gefahr.“ Auf dieſe Worte erhob ſich ein ſo fröhliches Jauchzen und Geſchrei, wie es zu dieſem Abend gar nicht paßte, die Schützen, kleine und größere, tauchten aus allen Ecken hervor und ſprangen über die Mauer. Viele ſammelten ſich um den Magiſter, Andere holten ihre Waffen von dem Holzwerk des Gerüſtes. Ihrem Beiſpiel folgte die Menge, auch bedächtige Bürger wurden fortgeriſſen und griffen nach Steinen und Stangen. Die frommen Väter mit ihrer Begleitung entwichen laufend dem Kirchhofe, der betäubte Magiſter aber ſah ſich der Gefahr enthoben und von ſeiner ganzen Schule umſchwärmt. Luſtig ſprangen die Leute gegen das Feuer, ſtießen mit dem Rüſtholz hinein, zerriſſen den Scheiterhaufen und warfen die Brände auseinander.

Marcus ſaß an ſeinem Schreibtiſch in finſteren Gedanken: „Ich höre die Bußgeſänge der Mönche und ſehe das rothe Fackellicht heut, wie in jener Nacht, wo mein Vater endete. Damals ritt der Ahn des Pietrowſki als Treiber des traurigen Zuges, gerade wie heut ſein Enkel, und der Fremde fluchte und ſchmähte meinen Vater, als ſie mich auf das Gerüſt hoben. Die Kränkung blieb ungerochen; als Knabe vernahm ich ſie, warum brennt ſie heut auf der Seele des Alten?“ — Da wurde die Thür haſtig geöffnet, er wandte ſich befremdet um, erkannte im trüben Schein der Kerze das verſtörte Geſicht ſeines Sohnes und vernahm die Worte: „Verzeiht mir, Herr Vater, ich komme in einem böſen Handel. Die Biſchöfe und Mönche haben zu St. Johann Büchlein der Wittenberger verbrannt, dabei wollten die Polniſchen gewaltthätige Hand an den Herrn Magiſter legen, ich aber habe den Pietrowſki mit einem Rüſtbaum niedergeſchlagen, er liegt mit blutendem Kopfe und die Polen brüllen Gewalt in den Straßen.“

Der Vater faßte mit der Hand das Pult, als er ſich langſam erhob, er ſtand mit geſenktem Haupt und murmelte: „Unheilig war der Wunſch und die Hölle hat ihn erfüllt.“ Er trat auf ſeinen Sohn zu und frug bleich wie dieſer: „Iſt der Pole tot?“

„Ich weiß es nicht, Herr Vater.“

„Die wilde That geht noch einem Andern an Hand und Hals. Warum warſt du ſo haſtig, zu begehren, daß dein Vater dich überleben ſoll? Gegen die Ketzerrichter haſt du dich aufgelehnt, Unſeliger! die Heiligen des Himmels haſt du erzürnt und Gnade haſt du nicht im Himmel und auf Erden zu hoffen!“

„Der Pole ſchmähte, Herr Vater, dem Schimpfwort folgte der Schlag.“

„Ich weiß,“ ſagte Marcus leiſe. „Vermagſt du noch durch das alte Thor aus der Stadt zu entrinnen?“

„Ich hoffe, Herr Vater; der Pförtner iſt uns zugethan.“

„So entweiche in die wilde Nacht, flieh nach unſerm feſten Hauſe und laß Wache halten, morgen früh ſende ich dir durch Bernd Nachricht. Du gehſt als Schiffer nach Danzig, von da nach Lübeck, dort weilſt du, bis dein Schickſal hier entſchieden iſt. Als Flüchtling mußt du von dem Hauſe deiner Väter ſcheiden, wann wirſt du es wiederſehen? Hinweg, jeder Augenblick vermehrt die Gefahr.“

„Laßt mich nicht ohne Segen von euch, Vater,“ rief Georg und warf ſich vor ihm auf die Knie. Marcus legte ihm die zitternde Hand auf das Haupt und murmelte Unverſtändliches und als Georg aufſprang und ihn umfaßte, hielt er den Sohn einen Augenblick an ſeinem Herzen, gleich darauf ſtieß er ihn heftig zurück: „Hinweg!“ Georg ſprang aus der Thür und aus dem Vaterhauſe. Marcus aber ſchlug die Hände zuſammen und warf ſich vor dem Marienbilde auf den Boden.

Georg eilte in einen polniſchen Mantel gehüllt, durch die Hintergaſſen dem Thore zu, ſcheu blickte er zur Seite nach den Verfolgern. Doch die Angſt, ein neues Gefühl in ſeinem jungen Herzen, vermochte ihn nicht lange zu demüthigen, er richtete ſein Haupt auf, fühlte nach dem Meſſer an ſeiner Seite und dachte: „leichten Kaufes ſollen ſie mich nicht fangen.“

„Euch wäre auch beſſer, Junker, wenn ihr jetzt in einer Nebelkappe lieſt,“ raunte neben ihm eine warnende Stimme. Es war Barthel Schneider: „Wo wollt ihr hin?“

„Habt ihr gehört, was aus dem Herrn Magiſter geworden iſt?“ frug Georg ſchnell.

„Ich ſah ihn mit der Tochter zu ſeiner Schule wanken, Liſchke ſagt, es wäre ſein Letztes, die Pfaffen würden ihn wegen Ketzerei richten.“

Georg drehte ſich kurz auf das Haus des Magiſters zu, aber Barthel faßte ihn am Arme. „Seid ihr unſinnig? ſorgt um euren eigenen Kragen. Kommt Junker, hier iſt dunkler Schatten, drückt die Mütze beſſer auf den Kopf, daß man euer krauſes Haar nicht erkennt.“ Sie kamen an das Thor, Barthel klopfte an den Fenſterladen des Wächters. „Gevatter, bemüht euch um meinetwillen, mein Geſell hat eilige Botſchaft auf's Land zu tragen.“

Aber aus dem halbgeöffneten Laden kam die leiſe Warnung zurück: „Laßt euch Gutes rathen und ſucht für euren Geſellen eine andere Oeffnung.“ In demſelben Augenblick ſprang die Thüre auf, ein Haufe Bewaffneter brach aus dem Hauſe. Barthel umklammerte ängſtlich den Arm Georgs und wehrte ihm, das Meſſer zu ziehen. Der Jüngling wurde bewältigt und vor den Säbeln der fluchenden Polen nur dadurch bewahrt, daß ſich der Pförtner und Barthel feſt an ihn hingen. Als Gefangener wurde er dem Rathhauſe zugeführt.

In der kleinen Rathſtube ſaßen am nächſten Morgen die vier Bürgermeiſter zuſammen; der Burggraf, Herr Friedewald, hatte das Antlitz über den Tiſch gebeugt, daß ihm das lange weiße Haar über die Augen herabfiel, und zögerte die Berathung zu beginnen. Achtungsvoll harrten die Andern, und die beiden jüngſten, Herr Eske und Herr Seuſe, richteten zuweilen neugierige Blicke auf ihren Kumpan Hutfeld, welcher aufrecht daſaß mit gefurchter Stirn, als ein Mann, der gewöhnt war ſeine Ruhe im Kampfe zu behaupten. Endlich hob der alte Burggraf das Haupt und nach ſeinem ruhigen Nachbar ſehend, fuhr er ſtatt der gebührenden Einleitung in ſeinen Gedanken fort: „Ich gehöre nicht zu der Freundſchaft ſeines Geſchlechtes, aber ich habe den Knaben ſtets gern betrachtet. Die Bürger hatten auch nicht Unrecht, wenn ſie ſeinem Uebermuth etwas nachgaben, denn viele dachten wie ich, daß er eine Hoffnung der Stadt war. Mancher iſt vielleicht umſichtiger und ebenſo redlich im Gemüthe, er aber hatte die Fauſt eines tapfern Mannes und ſprang vor den Anderen in die Gefahr. Er ſollte eine Ehre werden für die Stadt und ein deutſcher Hauptmann für die Landſchaft."

„Die ſchnelle Fauſt iſt es, welche ihn von der Bruderſchaft, von der Stadt und von dem Sonnenlicht ſcheidet," antwortete Hutfeld ernſthaft.

„Ihr ſeid ſein Freund und Pathe und ſprecht wie eure Pflicht iſt," fuhr der Burggraf fort. „Wundere ſich Niemand, daß ich als der Alte bei ſeinem Verderben auch den Schaden fühle, welcher unſere Stadt bedroht. Ich weiß nicht, ob wir beſſere Zucht und mildere Sitte haben als unſere Väter, aber da ich jung war, zogen die Bürger ſelbſt aus den Thoren und ſchlugen auf ihre Feinde, wir greifen in den Beutel und bezahlen fremde Söldner. Die Alten unterfingen ſich, weil ſie der eigenen Kraft ſtolz vertrauten, ihr Recht gegen die Ordensleute und gegen die Polen zu vertreten. Wenn unſere Söhne zu klug und zu fein werden, um ſelbſt den Spieß zu tragen, ſo fürchte ich, könnten fremde Fäuſte ihnen bald einmal das Geld aus den Truhen holen." Die Andern ſchwiegen. „Und darum," ſchloß der Burggraf, „betraure ich, daß wir guten Stahl zerbrechen müſſen, weil er zu ſcharf geſchnitten hat."

„Das Edikt bedroht den Uebertreter nur mit Verbannung," warf Herr Eske ein. „Ich meine, dem Zorn des Königs geſchieht Genüge, wenn wir den Jüngling aus der Stadt ſenden, weil er der Zerſtörung von Ketzerbüchern widerſtrebt hat."

„Ob die Mönche Ketzerbücher verbrannt haben, wiſſen wir nicht," antwortete der Burggraf, „aber er wird verklagt und durch Zeugen überwieſen, daß er zum Widerſtand gegen den

Legaten des heiligen Vaters gerufen und ſelbſt mit hölzerner Waffe den Schädel eines adligen Polen zerbrochen hat, welcher jetzt todwund bei St. Nicolaus liegt."

„Es wird auch bezeugt werden," verſetzte Herr Eske, „daß der Pole als erſter das Schwert gezogen hat, zum zweitenmal in unſerer Stadt; der Pole ſelbſt iſt dem ſcharfen Gericht der Stadt verfallen."

„Er war hier als des Königs Diener und die Beſtrafung der königlichen Diener ſteht beim Könige ſelbſt, uns bleibt nur die Klage. Die Beſtrafung eines Knaben aus dem Artushofe heiſcht der König von der Stadt, und er hat genügenden Grund dafür, denn noch ſtand die Stadt in ſeinem Frieden und Allen iſt bewußt, Herr Kumpan, daß während dieſer Zeit ſcharfes Recht gilt und jeder handhafte Widerſtand gegen des Königs Boten am Leben geſtraft wird."

Und wieder neigte der alte Mann das Haupt und ſah traurig vor ſich nieder.

„Iſt es an dem, daß Hans Buck Arbeit haben ſoll, ſo iſt ein Opfer genug für den Zorn des Königs," erinnerte Herr Seuſe. „Die Schüler der Johannesſchule haben die Steine geworfen und ihr Magiſter hat ſie angeführt. Muß ein Opfer fallen, ſo iſt der Magiſter ein Fremder und gehört nicht zur Bruderſchaft des Hofes."

„Er hat nur mit Worten gehadert," entgegnete der Burggraf. „Doch vergaß er die Beſcheidenheit und gab ſeinen Schülern ein böſes Beiſpiel vor allem Volke. Deshalb wird der Stadt unleidlich, daß er in ſeinem Amte beharre. Dazu hat er die Würde unſeres geiſtlichen Vaters gekränkt, der an Statt ſeiner Heiligkeit unter uns weilte, und die Stadt wird wohlthun, ihm ihren Frieden zu verſagen und ihn auszuweiſen in kürzeſter Friſt."

„Er war ein guter Lehrer unſerer Kinder und hat ſich ſonſt unſträflich gehalten," warf Herr Eske ein.

„Er war zu hitzig für uns," entſchied der Burggraf. „Vorſchnelles Wort verdirbt auch gerechte Sache. Hat er durch zwei Jahre den Bürgerkindern Gutes gethan, ſo erweiſen auch wir ihm Gutes, wenn wir ihn unverſehrt an Leib und Habe von uns entſenden, bevor die von St. Nicolaus ihn wegen ketzeriſchen Irrthums verklagen. Denn ich vernehme, es iſt auch Gedrucktes, das aus ſeiner Feder kommt, gebrannt worden."

Hutfeld ſtimmte bei: „Der Elbinger, welcher während des Winters im Hafen lag, hat das Großſegel zum halben Maſt gezogen, er iſt fertig zur Abfahrt; gefällt es den hochmögenden Herren, ſo legen wir den Magiſter und ſeine Hausgenoſſen dieſem als Ladung auf. Es mag Anderen zu Gute gerechnet werden, wenn die Stadt gegen Einen harten Ernſt beweiſt, und den Magiſter ſelbſt enthebt es größerer Noth."

Damit waren die Vier einverſtanden und der Burggraf frug: „Wer wird Kläger wider den Gefangenen?"

„Der edle Kaſtellan von Dibow," antwortete Hutfeld. „Der König beſteht darauf, daß die Stadt ſelbſt über den Thäter richte, damit der Haß nicht auf ihn falle."

„Der König war übel berathen, als er beſchloß, den Haß der Bürger gegen uns zu wenden," rief Herr Seuſe.

„Wenn der König ſich ſelbſt ſeines Gerichtes begibt," mahnte wieder Herr Eske, „ſo rathe ich, daß wir ihm dennoch widerſtehen, und den Thäter verurtheilen wie es uns frommt, und nicht, wie es ihm gefällt."

Die Andern ſahen finſter vor ſich nieder.

„Uns frommt, dem König nicht zu widerſtehen," entgegnete der Burggraf nachdrücklich. „Der Waffenſtillſtand mit dem Hochmeiſter iſt beſchloſſene Sache und der König iſt mächtiger im Lande als je. Einſt zur Zeit der Großväter, als der Ordensritter zwiſchen uns ſaß, verging ſelten ein Jahr, wo die Ordensleute ſich nicht ein Menſchenleben als Beute holten, entweder einen Mann oder ein junges Weib, darum verjagten wir die Frevler. Müſſen wir jetzt zuweilen ertragen, daß der polniſche Bär ein Leben für ſich fordert, es geſchieht doch nur ſelten und nie in muthwilligem Bruch des Stadtrechts, denn er hauſt nicht unter uns.“

„Aber er lauert an unſeren Grenzen,“ ſprach Eske.

„Wo iſt beſſere Sicherheit auf Erden, und wo iſt Friede?“ frug traurig der alte Burggraf.

Kurz darauf öffnete die weinende Barbara dem Bürgermeiſter Hutfeld die Wohnſtube und wieder ſtanden die beiden Schwäger einander gegenüber. Wer die Beiden nicht kannte, durfte zweifeln, welchem von ihnen das Schickſal des Gefangenen mehr am Herzen lag. Denn Marcus ſtand, ſeine Angſt kräftig bezwingend, gerade aufgerichtet da, und auf des Bürgermeiſters Geſicht, das im Rathe ſo unbewegt erſchien, lag jetzt die Verſtörung. Der Hauswirth enthielt ſich nicht förmlicher Begrüßung und bot den Stuhl, Konrad aber beachtete nicht die Höflichkeit und begann ſogleich: „Ich komme vom Könige, es iſt dort keine Hoffnung.“

„Habt ihr für meinen Sohn gebeten, hochmögender Herr?“

„Ich that es.“

„Haſt du dem König geſtanden, Konrad, daß der Knabe ein Sohn deiner Schweſter iſt und du ihm vom Taufſtein her an Vaterſtelle?“

„Wenn das der König weiß, ſo erfuhr er es nicht durch mich,“ verſetzte Hutfeld mit gefurchter Stirn.

Marcus trat zurück: „Ich denke, ihr thatet klug, euch dem Polen nicht zu verleiden.“

„Ich ſchwieg nur, weil ich unſerm armen Knaben mehr zu nützen glaubte, wenn ich als Bürgermeiſter von Thorn bat.“

„Und was hat der Rath über Georg beſchloſſen?“ frug der Vater kalt.

„Du weißt ſelbſt,“ antwortete Hutfeld mit zuckenden Lippen, „wie der Verlauf ſein wird; morgen früh fällt der Spruch des Gerichtes; noch lag des Königs Friede auf der Stadt, der Verwundete gibt keine Hoffnung, der König, auch wenn er ſchonen wollte, iſt gezwungen, die Steinwürfe zu rächen, welche den Legaten und die Prieſter getroffen haben.“

Marcus ſtützte ſich mit der Hand auf die Tiſchplatte. „Die Stadt hat von dem Polen neue Gunſt erfahren und wird eifrig ſein, ſeinen Zorn zu beſänftigen.“

„Aufſchub wäre Rettung,“ antwortete Hutfeld bedeutſam, „der König will ihn nicht gewähren. Die Prieſter haben ihn erzürnt und er that, daß ich's hörte, den Schwur: Nicht eher kehre ich den Schweif meines Roſſes gegen dieſe aufrühreriſche Stadt, die ich eben erſt durch Huldbeweiſe geehrt, bis ihr die Kunde bringt, daß das Urtheil vollzogen iſt.“

„Wenn der Vater den hochmögenden Rath um Aufſchub anfleht, würden Bürgermeiſter und Rath noch einmal den Ritt zum Könige über die Brücke wagen?“

„Wenn der Rath ſelbſt ſolche Bitte thut und der König ſie gewährt, dann übernimmt der Rath auch die Bürgſchaft dafür, daß nach Ablauf der Friſt der Gefangene zur Stelle iſt,“ verſetzte Hutfeld ablehnend, und nach einer Weile fuhr er fort: „Als ich heimritt, dachte ich daran, daß du ſtets bemüht warſt, dir den guten Willen der Geſchorenen zu ſichern. Ich weiß, daß ſie dir als einem Rechtgläubigen vertrauen. Die guten Dienſte des Vaters könnten wohl die Miſſethat des Sohnes überwinden, wenn du den Biſchöfen jetzt eine goldene Sühne bieteſt.“

„Habe ich als treuer Sohn der Kirche von meinem irdiſchen Verdienſt geopfert, ſo habe ich es gethan, um die Gunſt der Heiligen für mich zu gewinnen, nicht die der Prieſter. Ihr wißt ſo gut wie ich, daß es vergeblich wäre, Gold an den hochwürdigen Legaten Zacharias zu zahlen, da dieſer ein Welſcher iſt. Denn er würde jede Gabe willig annehmen und auch mit lauen Worten Fürbitte einlegen, zu gleicher Zeit aber durch die geiſtlichen Väter der Polen den König aufſtacheln, damit die Kränkung ſeiner Würde dennoch gerächt werde. Den polniſchen Herren aber vermag man ihren Zorn nie in den erſten Tagen abzukaufen, ſondern erſt nach einiger Zeit."

Die beiden Welterfahrenen ſahen einander an. „Dann bleibt noch ein Mittel," begann Hutfeld feierlich, „das letzte."

„Ihr ſprecht zu einem Vater, hochmögender Herr."

„Ich geleite dich zum Könige und ſchaffe, daß du vor ſein Angeſicht geführt wirſt ohne Zeugen. Thu den Kniefall des Bittenden und gib dem König eine Verheißung. Ich weiß, er begehrt ſich den Eichwald, der bei Neſſau deinem Hauſe verblieben iſt, beweiſe ihm darin guten Willen und du magſt von ihm gleiche Gefälligkeit erwarten. Du haſt nie vor ſeinem Angeſicht geſtanden und es iſt wohl möglich, daß er den Namen deines Sohnes ohne gute Meinung gehört hat, gewinnſt du dieſe durch Demuth und Gefügigkeit in ſeine Wünſche, ſo gewährt er dir was er irgend vermag, nicht Verzeihung für Georg, aber längeren Aufſchub und dadurch die Wahrſcheinlichkeit ihn zu retten, ſo oder ſo."

Marcus ſah vor ſich hin, während Hutfeld warm auf ihn einredete. Als er das Haupt erhob, fand er die Augen des Andern ängſtlich und forſchend auf ſich geheftet. Er richtete ſich hoch auf. „Gilt der alte Burgwald von Neſſau für ein ſo königliches Geſchenk, daß der König von Polen darum den Kopf eines Deutſchen frei gibt, den er werfen könnte? Ich bin nicht gewöhnt, königliche Herren durch Geſchenke zu verpflichten und ich fürchte, ich könnte ſtraucheln, wenn ich den Wald in der Hand tragen und dabei niederknien ſollte. Erlaßt mir die Kniebeugung, die ich bisher nur vor dem Himmelsherrn und ſeinen Heiligen geübt habe, und nehmt den Wald für das Haupt des Knaben, den eure Schweſter unter dem Herzen getragen. Nehmt den Wald, ihr ſelbſt, die Stadt, der König, ganz wie eurer Weisheit am förderlichſten ſcheint."

Hutfeld verſetzte unwillig: „Wundert euch nicht, wenn Andere für euren Sohn nicht thun, was euch ſelbſt zu thun nicht gefällt. Soll ein Angebot dem Leben des Sohnes frommen, ſo muß die demüthige Bitte des Vaters daſſelbe annehmbar machen.“

„Soll ich demüthig flehen, ſo vertraue ich vor Allen den heiligen Fürbittern.“

„Dann ſcheide ich von euch mit noch größerem Leide, als ich herbrachte, denn ich ſehe keine Hilfe, die ihr und ich mit einander berathen könnten.“

„Ich danke euch für euren guten Willen, Herr Bürgermeiſter,“ ſprach Marcus; aber plötzlich auf den Andern zutretend, erhob er die Hand und rief drohend: „Wahrlich, Konrad, das Blut deines Schweſterkindes wird auf dein Haupt fallen, denn du biſt es, der dem Dienſt des Königs meinen Knaben opfert.“ Seine Augen flammten und die Fauſt bebte in ſtarker Bewegung.

Hutfeld trat einen Schritt zurück, aber er wich nicht dem Zorn des Vaters, ſondern entgegnete leiſe: „Hüte du dich ſelbſt, Marcus, daß du nicht deinen Sohn um ein Traumbild hinopferſt, das, wenn es etwas anderes wird als ein Traum, dein und deines Sohnes Haupt auf dieſelbe Stätte führt, auf der dein Vater endete.“

„Damals ſtand Konrad Hutfeld neben mir und hielt meine Hand!“

„Damals machteſt du es deinen Freunden nicht ſo ſchwer, dir zu dienen als jetzt,“ antwortete Hutfeld bewegt.

„Wo liegt mein Knabe in Haft? Man hat mir den Zutritt zu ihm verweigert.“

„Nur bis der Spruch des Gerichtes gefallen iſt,“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Er iſt in der Artuskammer des Kerkerthurmes. Die Stadt hat bis jetzt die Pflicht ihn zu bewahren. Da er unter Alt und Jung manchen verwegenen Freund zählt, werde ich den Kaſtellan von Dibow, der als des Königs Kläger in die Stadt geritten iſt, heut, wenn die Abendglocke läutet, auffordern, den Zugang zum Thurm von der Alt- und Neuſtadt her zu bewachen, damit die Stadt der Verantwortung enthoben werde.“

„Nehmt meinen Dank, namhafter Herr, für dieſe Vorſicht," antwortete Marcus. Beide ſahen einander ſchweigend an, endlich ſtreckte Hutfeld die Hand aus, Marcus ergriff ſie und die beiden Schwäger tauſchten einen Händedruck, doch wurde kein Wort mehr geſprochen.

Marcus blickte auf die geſchloſſene Thür und murmelte: „Ich kenne dich und ich weiß, daß zwei ſcharfe Augen auf meine Wege ſpähen. Der Streit, welcher zwiſchen uns begonnen, wird einen von uns beiden verderben. Heut aber muß ich am Leben meines Sohnes prüfen, ob du ein redlicher Gegner ſein kannſt." Er öffnete ſchnell die Schreibſtube und rief ſeinen Gehülfen Bernd. Unterwürfig trat der ſtille Mann ein und erwartete in kummervollem Schweigen die Aufträge des Meiſters. Sie verhandelten leiſe, dann rief Bernd den Dobiſe in die Stube und ließ den Herrn mit ſeinem Knechte allein. Endlich ſchlich Dobiſe in ſeine Geſchirrkammer und Bernd eilte aus dem Hauſe dem Strome zu. Als es dunkel wurde, verließ auch Dobiſe durch die Hinterthür das Haus. Marcus ſchritt allein mit gerungenen Händen auf und ab. Die weinende Magd brachte das Licht und begehrte Troſt von ihm. Er wies ſie mit einer Handbewegung hinweg und hob aus dem geheimen Schranke das Buch, über dem er in ſtillen Stunden am liebſten ſaß, haſtig wandte er die Blätter: „Zu dir flehe ich vor Allen, gebenedeite, holde Jungfrau Maria, du Königin von Preußenland. Oft haben meine Vorfahren und oft habe ich deine Gnade erfahren, auf deinem Mantel trugſt du, wie die Sage kündet, die Seelen meiner Ahnen in die Himmelshalle, über dem Maſtkorb unſerer Schiffe ſchwebteſt du und wehrteſt der böſen Macht des Eiſes und des Sturmes, nach jeder Fahrt nahmſt du huldvoll den Herrenzins von gewonnenem Gut. Du biſt es, in deren Dienſt ich lebe, damit dein Reich auf's Neue erhoben werde vom Haff bis über den Strom, ſei mir auch heut barmherzige Fürbitterin. Doch nicht dich allein bemühe ich für die Rettung meines Sohnes. Darum rechne mir meine demüthigen Dienſte nicht ganz auf gegen ſeine Rettung, damit ihm und mir noch eine Hoffnung bleibe für unſere Stadt und unſer Land. Wenn ich Gnade bei dir gefunden habe, ſo erweiſe mir dieſe auch bei anderm Wunſch, von dem du aus ungezählten Bitten weißt.“ Er ſchlug mehre Blätter um. „Sei gegrüßt, St. Johannes, Prediger in der Wüſte. Ich armer Sünder habe dir treu angehangen, denn immer dünkte mich meine eigene Sorge als ein Abbild der deinen. Auch ich habe gelebt in der Wüſte und ich bin in irdiſchem Kampf der Vorläufer eines Größern, der vollenden ſoll, was ich im Kleinen begann. Das Haupt meines Vaters fiel unter dem Schwert, wie das deine, und ich, der Sohn, lebe wie du gelebt haſt, in der Sorge, daß mir dasſelbe geſchehe. Gedenke heut meines Flehens und der Werke, die ich nach Kräften deinem Heiligthum zugewandt, und ſchütze den Sohn in der Gefahr, die uns jetzt umgibt.“ Und bei dem dritten Blatt ſprach er: „Ich weiß, heiliger Nicolaus, daß manche in deinem Heiligthum meinem Knaben abgeneigt ſind, laß ihn heut ſeine Vermeſſenheit nicht entgelten. Man rühmt von dir, daß du ſelbſt fröhlicher Mummerei nicht abhold biſt und dem Poſſenſpiele der Kinder freundlich zuſiehſt; auch mein Sohn iſt nur kindiſch einhergeſprungen auf den Straßen der Stadt und als er ſich geſtern gegen den Zug auflehnte, der aus deinem Kloſterhofe zog, that er es nicht in hartem Unglauben, ſondern nur als ein Schulknabe, der ſeinem Lehrer die Treue beweiſen will. Ich habe Goldſtoff auf deinen Altar gelegt und dir neue Kerzen angezündet zur Sühne für deine Prieſter. Darum ſei auch du nicht ſtrenge gegen ihn und widerſprich nicht, wenn andere Heilige für ihn bitten.“ Und er blätterte weiter. „Zu dir flehe ich heut vor Andern, St. Jacob in der Neuſtadt, du biſt als Helfer in Todesnöthen weit berühmt und angerufen in der ganzen Chriſtenheit. Sonſt habe ich dich mit meinem Flehen ſelten beſchwert, heut hebe ich als ein jammernder Vater zu dir die Hände.“ Er warf ſich auf den Boden. „Nimm gnädig das Gelübde an, das ich in dieſer Stunde ablege. Dorthin, wo im Lande Hiſpanien dein großes Heiligthum errichtet iſt, will ich büßend ziehen in Betfahrt nach armer Pilger Weiſe, wenn deine Fürbitte meinen Knaben vom Tode löſt. Habe Mitleid mit ſeinem ſorgloſen Gemüth, er iſt ein friſcher Geſell, ich habe ihn ſtreng gehalten und fern von dem gefährlichen Werk, das ich ſelbſt betreibe, harmlos lebt er noch dahin in ſeiner Jugendblüthe und ich denke, keine ſchwere Sünde laſtet auf ſeiner Seele. — Jeden von euch Vieren flehe ich an und alle Vier zuſammen, ihr ſeid die großen Helfer von Thorn, in eurer Obhut ſteht die Mauer und der Strom, alle Herrlichkeit und Macht unſerer Stadt, und in eurer Hand ſind die Seelen aller Großen und Kleinen, der Lebenden und der Toten.“ —

Das Dunkel der Nacht lag auf den Gaſſen, doch in der Stadt blieb es unruhig, die Schenken waren überfüllt und und wenn ſich eine Thür öffnete, drang mit dem Lichtſchein lautes Geräuſch der Stimmen auf die Straße, häufiger als ſonſt ſchritten Rathsherren und anſehnliche Bürger mit ihren Dienern, welche die Laterne trugen, über den Markt; am lauteſten ſchwirrten die Stimmen in der Nähe des Kerkerthores zwiſchen alter und neuer Stadt. Dort erhob ſich über dem Thore ein feſtes Haus mit dicken Mauern, zur Seite mit einem runden Thurm, der wie viele andere über die Fluchtlinie der Stadtmauer ragte. Georg ſaß in dem Herrengelaß des Thurmes, welches man im Spott die Artuskammer nannte. Es war ein kahler Raum mit hoher ſchmaler Lichtöffnung, er enthielt einen alten Tiſch und eine Lagerbank, die Wände waren bis zur halben Höhe verkleidet, nicht mit Holz, ſondern mit Eiſenplatten, an welche in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſtarke eiſerne Ringe geſchmiedet waren, um Ketten daran zu befeſtigen. Als vom Thurme zu St. Johannes die Abendglocke läutete, zog eine Schaar bewaffneter Polen vor das Kerkerhaus, geführt von dem Kaſtellan des Königs, geleitet vom Bürgermeiſter ſelbſt. Hutfeld betrat mit dem Kaſtellan das Haus, rief den Schließer und gebot: „Weiſt dem edlen Herrn bei Lichte den gefangenen Mann, ſchließt die Thür vor ſeinen Augen und hängt das Schlüſſelbund an den Haken. Das Gelaß gehört innen der Stadt, draußen den Wächtern des Königs.“

„Wenn ich gut ſtehen ſoll für den Gefangenen,“ ſagte der Kaſtellan, „ſo begehre ich auch die Treppe zu hüten, den Wächter und ſeine Schlüſſel.“

„Es ſei für diesmal,“ verſetzte Hutfeld, „doch daß es kein Beiſpiel gebe gegen die Rechte der Stadt.“

Der Kaſtellan ließ das Gefängniß öffnen, trat ein und ſah, ohne den Gefangenen zu beachten, mit dem Grauen, welches auch ein wackerer Krieger in verſchloſſenen Mauern fühlt, die furchtbare eiſerne Rüſtung der Wand. Er nahm das Licht und unterſuchte die Wände, Alles war feſt gefügt. Er blickte nach der Höhe. „Durch das Luftloch könnte ſich vielleicht ein ſchlanker Leib zwängen.“

„Es hat's nie Jemand verſucht,“ antwortete der Schließer kopfſchüttelnd. Das Gefängniß wurde verſchloſſen, zwei Bewaffnete auf die Stufen der Treppe geſtellt, zwei andere in das Zimmer des Schließers vor das aufgehängte Schlüſſelbund, und dieſe ſahen lachend zu, wie der Schließer ſich mit untergeſchlagenen Armen niederſetzte und murrte: „es geſchieht zum erſten Mal, daß der Schließer von Thorn durch polniſche Säbel ſeines Dienſtes enthoben wird.“

In zwei Haufen lagen die Polen vor dem Gefängniß und bewachten von der Altſtadt und Neuſtadt die geſchloſſenen Pforten, ſie zündeten große Feuer auf der Straße an und die rothe Flamme erhellte die kleinen Fenſter des Baues und die Mauer, ſo daß man ſelbſt ein Wieſel erkannt hätte, welches auf der Höhe lief.

So verging Stunde auf Stunde; die Polen um das Gefängniß tranken, ſchrien und erhoben wilden Geſang, der die Bürger der benachbarten Häuſer tief kränkte. Oben in der eiſernen Kammer lag Georg auf der Bank. Von den Feuern drang ein röthlicher Schein durch die Fenſterluke, zuweilen trieb der Wind eine Rauchwolke herein, dann ſtarrte Georg in der Dämmerung auf die Wirbel des Dampfes. Er wußte wohl, daß er in üblem Handel war, aber die Größe ſeiner Gefahr kannte er nicht. Ihn wunderte, daß er den Tag ohne Zuſpruch aus dem Vaterhauſe geblieben war, auch der trübe Ernſt des Schließers hatte ihn für kurze Zeit nachdenklich gemacht, und als am Abend der Kaſtellan eindrang und das Gefängniß unterſuchte, ohne ihn ſelbſt zu grüßen oder wie einen Lebenden zu beachten, da fiel größere Sorge auf ſein Herz und das Geſchrei der Wächter wie der Feuerſchein wurden ihm unheimlich. Aber immer tröſtete er ſich damit, daß er ein junger Bruder des Artushofes ſei, und daß auch diesmal, wie bei allen früheren Händeln, die er mit der Stadt gehabt, das Drohen ärger ſein werde, als die Strafe. „Sie ſagen, ich bin ein Sonntagskind,“ ſprach er endlich müde, „dieſen kommt das Glück im Schlafe. Wenn ich nur wiſſen könnte, wie es ihr ergangen iſt, ich wollte das harte Lager mir ganz vergnüglich gefallen laſſen.“ So entſchlief er. Im Traume kam ihm vor, als ob er in ſeiner Kammer läge und Dobiſe mit der Leuchte hereinſchliche, um ihn zu wecken, wie er jeden Morgen that. Er weigerte ſich zu erwachen und murmelte: „Tölpel, noch iſt es nicht Zeit.“ Aber die Leuchte fuhr fort zu flackern, er öffnete die Augen und ſah in Wahrheit den Dobiſe mit einer kleinen Blendlaterne vor ſich ſtehen. Erſtaunt richtete er ſich auf und rieb die Augen. „Nehmt hier dies in eure Hand,“ flüſterte Dobiſe mit heiſerer Stimme und hielt ihm ein kleines Crucifix hin. „Der Alte ſchickt es euch, daß ihr darauf ſchwört bei dem Manne am Kreuz und bei den vier großen Stadtheiligen, das Geheimniß dieſer Kammer niemals zu verrathen, auch nicht um euer Leben vom Tode zu retten. Schwört, denn morgen Mittag faßt Hans Buck euren Hals, wenn ihr nicht vorher entrinnen könnt. Auch euer Großvater ſaß hier, bevor er gerichtet wurde; ihm aber hatten die Herren vom Hofe den Ausgang geſperrt.“

Georg ſprang auf: „Steht es ſo, dann ſchaffe mich fort, wenn du kannſt. Wo iſt dein Schwanz, du Teufel?“ Haſtig ſprach er den Eid, Dobiſe ſteckte das Kreuz ein. „Harret noch ein wenig,“ flüſterte er, „erſt muß ich den wilden Polen etwas vormachen.“ Er ſchlang einen Strick in einen der Eiſenringe an der Wand und warf das andere Ende, welches durch ein Gewicht beſchwert war, aus der Fenſterluke, das Seil zog ſich ſtraff. „Dort hinaus kann nur ein Kater, aber nicht wir beide. Mögen ſie ſich darüber die Köpfe zerbrechen,“ raunte er mit ſchlauer Miene, „ihr aber folgt mir.“ Er ergriff an der andern Seite der Wand einen Ring, drückte und zog, ein Feld des eiſernen Tafelwerks ſperrte ſich auf und eine dunkle Oeffnung, der niedrige Zugang zu einer engen Treppe, wurde ſichtbar. Dobiſe wies in die ſchwarze Tiefe und lachte: „nur die drei älteſten der Bruderſchaft kennen das Geheimniß und der vierte bin ich, denn die Herren müſſen einen haben, der mit dem Eiſenwerk umzugehen weiß und der ſeinen Hals für ſie wagt. Nehmt die Leuchte und kriecht voran, damit ich hinter euch zuſperre. Sie ſagen, dies Kunſtwerk wurde von einem Schloſſer aus Nürnberg erfunden. Auch wer guten Witz hat, wird von der Kammer aus die Thür nicht errathen.“

„Fort,“ mahnte Georg flüſternd; er tauchte in die dunkle Wölbung hinab und hielt auf der Treppe kniend die Leuchte, während Dobiſe die eiſerne Thür von außen zuzog, verriegelte und noch durch eine hölzerne Thür verſchloß. Tief gebückt ſtrichen die Flüchtigen in einem ſchmalen Mauergang, die dumpfe Luft machte das Athmen ſchwer und der Weg wollte kein Ende nehmen, zuweilen ſtiegen ſie Stufen hinab, dann ging es wieder eine Weile eben fort. Zuletzt war der Gang durch eine Wand geſchloſſen, Georg fühlte an den kalten Stein. „Der Weg hat ein Ende.“

„Fallt auf die Knie und kriecht durch das Loch," rieth Dobiſe. Eine Maueröffnung, durch Entfernung einiger Steine gebildet, gewährte gerade Raum zum Durchkriechen. Georg ſchob die Leuchte voran und ſchlüpfte hindurch. Als er ſich erhob, ſtand er in einem Gewölbe, das zum Aufbewahren von altem Geräth diente, Dobiſe kauerte am Boden, ſchichtete die herausgezogenen Steine wieder in das Loch, ſtrich einen dunklen Kitt in die Fugen und häufte Holzbündel davor. „Dies iſt Dobiſes Thür, Niemand verſteht ſie zu öffnen als ich. Ihr aber gebraucht dies Bündel, es iſt ein polniſcher Mantel darin, Mütze und Stiefeln, denn als Pole müßt ihr entweichen." Ohne Freude öffnete Georg den Pack und wechſelte die Kleidung. „In dem einen Stiefelſchaft iſt das Leder doppelt, ich habe Geld eingenäht; der Alte ſchickt euch außerdem zur Reiſe dieſen Beutel. Es iſt Gold darin," ſagte er mit lüſternen Augen.

„Das Siegel des Beutels iſt erbrochen," verſetzte Georg befremdet.

„Ich mußte ihn doch öffnen, um euch den Nothpfennig in die Stiefel zu nähen; und wenn ein und das andere Stück dabei verloren ging, ſo werdet ihr es dem Alten nicht klagen, denn ich habe noch Manches bei euch gut und muß mich bezahlt machen deswegen und wegen meiner Leibesgefahr. Jetzt aber rathe ich euch, euer Gebet zu ſprechen, wir ſind hier über dem Graben auf der Neuſtädter Seite, dieſe Thür führt bei den Predigermönchen heraus und ihr müßt an dem Polenvolke vorüberſtreichen."

„Wo führſt du mich hin?"

„In die Trümmer des Ordensſchloſſes, den Weg, welchen ihr von der Muſik her kennt; an der gelben Weichſel liegt unſer Kahn im Verſteck, ihr ſollt mit dem wilden Waſſer abwärts treiben. Es wird Zeit, der Morgen iſt nahe."

„Schnell hinaus," gebot Georg und lüftete den polniſchen Säbel in der Scheide. Dobiſe ſchloß die Thür auf, löſchte die Leuchte und Georg athmete die friſche Nachtluft. Er warf einen Blick zur Seite, die Polen lagen und ſaßen in einiger Entfernung müde um die niedergebrannten Feuer, die Flüchtigen glitten längs der Mauer des Kloſters dahin, hielten eine Weile im Schatten der Kloſterpforte und gingen von da mit feſterem Schritt unangefochten durch die leeren Straßen. Stürmiſch ſchlug das Herz des Jünglings, als er in der Dämmerung undeutlich die Schule erkannte, und er hielt an, aber Dobiſe rief ängſtlich: „Vorwärts! Es iſt nicht das erſtemal, daß ihr den Weg über die Burgmauer findet, hinweg, wenn euch euer Leben lieb iſt.“

Sie kletterten auf den Steinhaufen der Ordensburg. „Heut könnt ihr nicht weilen, um eine Muſica zu beginnen, ihr müßt auf der Flußſeite wieder hinaus, die Mauer hinab. Folgt vorſichtig, denn die Steine ſind locker, aber der Graben unten hat eine trockene Furt.“ Dobiſe kletterte wie ein Kater voran, mühſelig folgte Georg, indem er murmelte: „Du weißt hier gut Beſcheid, bin ich erſt Bürgermeiſter, ſo frage ich dich, wozu du dieſe Kenntniß gebraucht haſt.“

„Ihr ſeid juſt auf dem Wege, Bürgermeiſter zu werden,“ ſpottete Dobiſe. „Reicht mir die Hand,“ und er half ihm vom Grabenrand ins Freie. „Haltet euch fern vom Fährthor, bei der Färberei ſoll der Kahn liegen.“

Georg trat an den Strom, laut rauſchte das Waſſer, auf der geſchwollenen Fluth ſchwammen kleine Eisſchollen. Der Schiffer erhob ſich aus dem Fahrzeug: „Dies wird üble Fahrt zwiſchen treibenden Baumſtämmen und Schollen, das Waſſer reißt und kocht in den Strudeln wie in einem Topfe.“ Sie beſtiegen den Kahn, der Schiffer löſte das Seil und Georg trieb, dem Tode entronnen, von der Heimat geſchieden, auf dem wilden Strome hinein in die unſichere Dämmerung.

Als am Morgen der polniſche Kaſtellan die Zelle des Gefangenen betrat, fand er nur das Seil, welches über die Stadtmauer hinabhing. Da erhob ſich großer Lärm, die Polen ſchrien Verrath, ihre Boten ritten über die Brücke zum Könige, das Gefängniß wurde wiederholt unterſucht, aber nichts Unrechtes gefunden, die Wächter ſämmtlich verhört, doch es war auf Niemanden etwas zu bringen, am wenigſten auf den Schließer und die Beamten der Stadt. Der Zorn des Königs legte ſich erſt, als am Nachmittag der Bürgermeiſter Hutfeld allein vor ſeinem Angeſicht geſtanden hatte. Die Thorner und die Polen ſtritten darüber, ob es einem Manne möglich ſei, ſeinen Leib durch die Lichtöffnung des Kerkers zu zwängen, die Abergläubiſchen neigten zu der Annahme, daß der Teufel aus dem Hauſe des Marcus dabei wieder im Spiele geweſen ſei, und die Klugen wunderten ſich, daß die Verfolgung nicht eifriger betrieben wurde, denn der Wächter über dem Fährthore hatte Männer auf einem Kahne geſehen, der gegen Morgen ſtromab gewirbelt war.

Die Mönche aber hatten von ihrem feurigen Werk ſchlechten Gewinn. Viele unter ihnen waren durch Steinwürfe getroffen, dem hochwürdigen Legaten ſelbſt war ein Stein an das Bein geflogen und er ächzte, als er am nächſten Morgen in aller Frühe auf das Maulthier gehoben wurde, damit er der zornigen Stadt entweiche. Ihre Abſicht hatten die Eiferer vollends nicht erreicht. Zwar die Teufelspuppe fand man halb verbrannt im Graſe, aber der Ballen des Buchführers war nur an den Rändern geſengt und verkohlt, die frommen Väter hatten vergeſſen, daß feſtgepackte Bücher der Flamme lange widerſtehen. Hannus erhielt von ſeinem Krame kaum ein einzelnes Stück zurück, denn als das Volk den Holzſtoß auseinanderwarf und den Inhalt des Ballens zerſtreute, wurden die angeſengten und gebräunten Büchlein wie eine werthvolle Beute aufgegriffen und in die Häuſer getragen. Wer ſich bis dahin um den Inhalt der neuen Lehre nicht gekümmert hatte, der las jetzt neugierig davon, es war wohl keine Familie, in welche nicht gerettete Bogen gelangten, und der Stadtſchreiber Seifried hatte Grund zu ſpotten, daß gerade durch den Scheiterhaufen jener Nacht die neue Lehre in Thorn eingebürgert worden ſei.

7.

Unter den Landsknechten.

Während Georg im Kerkerthurm lag, verließ der Magiſter mit ſeiner Tochter die Stadt.

Auf dem Deck des Elbingers war in der Eile eine Hütte errichtet, welche den Verbannten mit ſeinem Haushalt beherbergen ſollte, bis er das Gebiet der Stadt Thorn geräumt hätte, dann mochte er auf dem Bordſchiff weiter fahren oder ausſteigen, wie es ihm gefiel. Die Hütte hatte Philipps Eſke durch ſeinen Vater dem Schiffer anbefohlen, und der treue Knabe wich den Flüchtigen in den letzten Stunden ihres Aufenthalts nicht von der Seite. Doch nicht er allein war der Pflichten eingedenk, welche dem lateiniſchen Schüler gegen ſeinen Lehrer oblagen, auch ein Hauſe der kleinen Schützen trug ſich mit dem Reiſegepäck des Vaters, und vor Andern die Armen, welche an ſeinem Tiſche Koſt und freundlichen Zuſpruch gefunden hatten. Lips machte ſich auf dem Schiffe bei dem Gepäck und den Schiffsleuten zu thun, um der Unterhaltung mit den Scheidenden auszuweichen, denn ihm war das Herz ſchwer und er fürchtete wegen des Gefangenen ausgefragt zu werden. Er hatte dem Rathsdiener und deſſen Frau ernſthaft geboten, die Traurigen nicht durch Reden über die Gefahr des Freundes noch tiefer zu kränken. Aber ſeine Vorſicht nützte wenig, denn wenn auch der Magiſter für ſeinen Schüler noch Gutes von der vornehmen Freundſchaft hoffte, Anna erkannte deutlich aus den Mienen ihrer Wirthe und aus den zögernden Antworten des Pylades, daß Georg in furchtbarer Bedrängniß zurückblieb. Sie ſaß ſtumm und theilnahmlos auf dem Verdeck, hielt das Hündlein in ihrem Schoß und blickte unverwandt nach den Thürmen der Stadt, welche ſie in Feindſchaft verlaſſen ſollte. Nur einmal, als Philipps vorüberging, frug ſie: „wo weilt er jetzt?“ da vergaß der Gefragte ſelbſt die Behutſamkeit und antwortete traurig: „ihr könnt von hier den Thurm nicht ſehen“; ſie aber ſenkte das Haupt und frug nicht mehr. Als in den letzten Stunden des Nachmittags der Schiffer alle Fremden aufforderte, das Deck zu verlaſſen, bot Lips dem Magiſter und Anna die Hand und vermochte nichts vorzubringen als: „ich danke für alles Gute, Herr Vater; laßt mich in Kurzem wiſſen, wohin ich euch Nachricht ſenden ſoll“; dem Schiffer raunte er noch zu: „ſorgt für meinen Herrn Vater, wenn euch an dem guten Willen der Thorner gelegen iſt,“ und ſchwang ſich ans Land. Die Schützen aber ſtanden gedrängt am Rande des Ufers und als der Magiſter ihnen vom Deck den Scheidegruß zurief und ſie aufforderte, guter Lehre eingedenk zu ſein, da ſchrien die größeren ihre lateiniſchen Abſchiedsworte mit heiſeren Stimmen und die Kleinen ſchluchzten. Der Elbinger rief ſeine Schiffskinder zuſammen, ſprach die Reiſebitte zur heiligen Jungfrau und drückte das Schiff vom Ufer in die Strömung. „Es iſt gegen Schifferbrauch, bei ſinkender Sonne an das Steuer zu treten,“ ſagte er im Vorübergehen zum Magiſter, „aber die Herren von Thorn haben es diesmal geboten.“ Das Fahrzeug glitt ſchnell ſtromab, in grauem Nebel ſchwanden die Thürme und Mauern der Stadt, die Gebannten ſaßen in trübem Schweigen vor ihrer Hütte und ſtarrten hinab auf das Waſſer und in die Ferne, welche undeutlich vor ihnen lag, wie ihre eigene Zukunft.

Als Anna am nächſten Morgen aus der Hütte auf das Deck trat, lag das Fahrzeug an der deutſchen Uferſeite und der Schiffer wies ihr eine Steinſäule auf der Höhe: „Dort iſt die Grenze des Stadtgebiets.“ Sie ſtand lange die Augen zum Himmel gerichtet, ach, heut war bei ihren heißen Bitten das Antlitz verſtört, die Augenlider vom Weinen geröthet, aber hätte Georg ſie geſehen, ſie wäre ihm noch ehrwürdiger erſchienen als damals in der Kirche; ſie dachte nur an ihn und bat für ihn. Bei dem ſtillen Flehen wurde ihr das Herz muthiger und ſie bot dem Vater, als er zu Tage kam, einen herzlichen Morgengruß.

„Wir treiben auf öder Fluth, hier und dort unwirthliches Geſtade, Scylla und Charybdis; aber ich bin beſſer daran als der alte Grieche Ulyſſes, denn ich habe mein liebes Kind bei mir und ich denke doch, daß wir in dieſem gelben Waſſer nicht auf Menſchenfreſſer ſtoßen werden.“ Und gegen ſeine eigenen reuigen Gedanken ankämpfend fuhr er fort: „Bei alledem kann ich nicht bedauern, daß ich den Obſcuranten am Holzſtoß meines Herzens Meinung deutlich gemacht habe.“ Aber Anna, die noch in ihrer andächtigen Stimmung war, antwortete: „Ich aber, Herr Vater, habe an dem Unglückstage zu wenig daran gedacht, Alles vertrauend dem lieben Gott zu überlaſſen, denn hätte ich mich vorher mit herzlicher Bitte an ihn gewandt, ſo würde ich beſſere Ruhe und Bedacht gewonnen haben; ich hätte euch nicht durch die Nachricht von dem Verſatz der Feinde erſchreckt, und es wäre euch und der Schule leichter geworden, dem Feuer fern zu bleiben. Jetzt ſind wir beide der Gefahr entronnen, aber Einer iſt darin zurückgeblieben.“ Da ſchlug der Magiſter die Hände zuſammen und ſetzte ſich ſtöhnend auf ein Faß. „Mein armer Regulus! Der römiſche Name, den ich ihm gegeben, iſt für ihn von übler Vorbedeutung geworden. Denn wie jenen Conſul halten ihn die Feinde gefangen und wollen über ihn in ſcharfem Gericht erkennen. Wahrlich, auch dies war ein ſeltſamer Zufall: die letzte Oration, die ich ihm aufgegeben, war die hochherzige Rede, welche Regulus im römiſchen Senat halten mußte, da er als Gefangener der Karthager mit Urlaub nach Rom zurückkehrte, er mahnte ſeine Landsleute, nicht ſeinetwegen mit den Fremden Frieden zu machen, ſondern ihn zum Tode zurückzuliefern. Georg war mit Luſt bei der Arbeit, er forderte mit Begeiſterung in die Gefangenſchaft zurückzukehren und ich freute mich innig über den Vertrag.“ Bei dem Gedanken verlor der Magiſter die Faſſung und ſuchte in den Taſchen nach ſeinem Tuche.

Da wagte das Hündlein zum erſtenmal wieder zu bellen und eine feierliche Stimme klang hinter den Traurigen: „Adsum, patres conscripti, adsum captivus et aegre e vinculis solutus. Ich bin da, Herr Magiſter, dem Gefängniß entronnen, aber ich habe gar keine Luſt, dahin zurückzukehren. Guten Morgen, Herr Vater, guten Morgen, liebe Jungfer Anna.“ Der Redner ſprang über den Bord in das Schiff, aber er vermochte nicht weiter zu ſprechen, denn Anna wankte, im nächſten Augenblick hielt er ſie feſt in ſeinen Armen, er fühlte ihr Haupt auf ſeiner Bruſt und zwei Arme, die ſich an ihn klammerten, und er küßte ſie zum erſtenmal auf den bleichen Mund. Der Magiſter aber ſaß unterdeß wie betäubt auf dem Tönnlein, er hörte eine vertraute Stimme, aber er ſah einen wilden Polen in das Schiff klettern, und griff krampfhaft nach ſeiner Brille, bis er den feſten Händedruck ſeines Schülers fühlte und die heiteren Worte vernahm: „Jetzt iſt die Schule wieder beiſammen, Herr Magiſter, und ich denke, der Rath von Thorn ſoll die Lectionen nicht mehr ſtören.“ Da ging auch dem Magiſter alle Würde verloren und er umſchloß, wie ein Kind weinend, den Geretteten.

Drei Heimatloſe ſaßen zuſammen in kalter Morgenluft über dem ungaſtlichen Waſſer, aber ſie dachten jetzt wenig an Alles, was ſie verloren hatten, und die Schule ſtimmte vergnügt bei, als Georg vorſchlug: „Iſt's euch recht, Herr Magiſter, ſo bleiben wir bei einander; mein Vater will, daß ich zuerſt nach Danzig fahre, von dort ſchreibe ich ihm und erwarte ſein Gebot; ihr aber werdet überall Schüler finden und beſſere Dankbarkeit, als in unſerer Stadt.“ So machten ſie in gutem Vertrauen Pläne für die Zukunft; nur Georg ſah zuweilen mißtrauiſch nach rückwärts und auf die Wege am Ufer, ob er verfolgt würde.

Es war keine müheloſe Reiſe. Das große Fahrzeug trieb bald mit reißender Strömung, bald langſam in ſeichtem Waſſer zwiſchen angeſchwemmten Inſeln und zwiſchen kahlen Dämmen und Lehmhügeln dahin, hier kreiſte die Fluth in gefährlichem Strudel, dort ſtreifte ein Baumſtamm, welcher dahinſchwamm oder im Grunde feſtgerannt war, die Seiten und den Boden. Unabläſſig arbeiteten die Schiffer mit Stangen und Haken, ſich die Fahrt frei zu halten, ſie ließen ſich gern gefallen, daß Georg Hand anlegte wie einer von ihnen. Sogar der Magiſter ſtemmte Hände und Schultern gegen das Ruderholz. Wenn der Abend kam, wurde die Reiſe unterbrochen, der Schiffer ſuchte eine Stelle in der Nähe des Ufers, wo er das Tageslicht abwarten konnte, auch in der Nacht mußte ein Wächter Ausguck halten gegen Schollen und treibendes Holz. Der Magiſter mit ſeiner Tochter fand zuweilen Herberge am Lande, Georg vermied auf dem Schiffe die Augen der Späher.

So waren ſie einige Tage ohne Abenteuer gefahren und trieben mit der Strömung am Ufer eines Landſtrichs, welcher im Kriege zwiſchen dem Hochmeiſter und den Polen ſtreitig geweſen war. Am Abend kamen ſie an einen Ladeplatz, zu welchem von hohem Deiche zwei Wege hinabführten; dort ſtand am Waſſer eine Schenke und Hütten für die Schiffer. Der Elbinger ſah unruhig auf die öde Stätte: „Dies gehört noch zum Land des Biſchofs von Pomeſanien,“ ſagte er zu Georg, „Polen und Ordensleute ſind hier widerwärtig und Beide wagen zuweilen Zoll zu fordern.“ Georg ſprang mit dem Schiffer ans Land, ſie frugen in der Schenke, ſuchten in den Schoppen, beſtiegen die Dämme und ſpähten in die dunkle Landſchaft, es war nirgend etwas Unrechtes zu entdecken. Da legte der Elbinger an, der Magiſter und ſein Kind ſuchten Unterkunft in der Schenke, Georg blieb mit einem Schiffsknecht als Wächter auf dem Fahrzeuge; er ſtand in der hellen Mondnacht lange auf dem Deck, ſtieg wiederholt hinab an das Ufer, umſchritt die Hütten und ſah von der Höhe in das Land, aber Alles lag friedlich in grauem Dämmer. Als der Morgen nahte, hüllte er ſich in einen Schiffermantel und legte ſich in die Hütte zu kurzem Schlummer. Er erwachte von heftigem Gebell des Hundes, der bei ihm zurückgeblieben war, vernahm auf dem Lande das wilde Geſchrei Zankender und erkannte in der Dämmerung auf jedem der beiden Wege, welche an den Deichen hinabliefen, Bewaffnete und Geſpanne. „Wir waren die Erſten," ſchrie eine gebietende Stimme, „und wenn ihr nicht zurückweicht, ſo werfen wir euch zu den Fiſchen ins Waſſer."

Im nächſten Augenblick hörte er einen Angſtruf Anna's und ſah die Jungfrau aus der Herberge dem Schiff zueilen. Da warf er ſich in mächtigem Satze auf das Land und ſprang mit geſchwungenem Säbel einigen dunklen Geſtalten entgegen, welche die Flüchtige verfolgten. Er ſchlug kräftig auf die Verfolger ein und ſchleuderte den Erſten, welcher den Arm nach der Geliebten ausſtreckte, durch einen Streich des Säbels zur Seite. Gleich darauf war er im Kampf gegen mehre Feinde, aber wie wild er um ſich ſchlug, er wurde im Rücken gepackt, entwaffnet und an den Händen gebunden. So blieb er mit Anna am Ufer unter Obhut eines finſtern Geſellen, der ihn mit der Hellebarde niederzuſchlagen drohte, wenn er ſich noch weiter rege. Unterdeß dauerte um die Hütten der Zank und das Geſchrei fort. Nicht lange, ſo ſprangen Bewaffnete auf das Schiff, die Aexte krachten an Deck und Planken, Wagen raſſelten vom Deich herunter an die Ladeſtelle, Laufbreter und Leitern wurden an den Schiffsbord gelegt und ein Haufe von Männern und Weibern begann die Ladung auszuräumen, welche zum größten Theil in Getreide und in einigem Kaufmannsgut beſtand. Beim aufgehenden Frühlicht ſah Georg, daß eine anſehnliche Zahl ausgeſtellter Wachen die Beraubung deckte und daß ſie Tracht und Waffen deutſcher Landsknechte trugen. Zuletzt vernahm er wieder die Stimme, welche herriſch in dem Getümmel gerufen hatte. Ein hoher breitſchultriger Mann mit großem rundem Kopf und grauem Bart trat auf ihn zu und rief befehlend: „Botz Velten, ihr habt's uns ſauer gemacht, Mann; ſchüttet aus, was ihr in der Taſche habt, denn das iſt unſer Recht.“ Er warf ſeinen Hut auf die Erde. „Ihr mögt ſelber eure Taſche leeren, da ihr euch redlich gewehrt habt. Wollt ihr euch ergeben und Friede geloben, ſo ſteht es bei euch, ſonſt ſchlagen meine Geſellen euch nieder.“

„Ihr ſeid die Stärkeren,“ verſetzte Georg grimmig. „Löſt mir die Bande, ſo will ich euch für heut Frieden geloben.“ Der Landsknecht winkte dem Wächter, Georg ſprach das Gelöbniß und ſchleuderte ſein Säcklein mit Geld in den Hut. Der Führer kniete nieder, zählte und theilte in mehre Häuflein, das größte ſteckte er mit dem Beutel ſelbſt in die Taſche. „Und jetzt antwortet auf meine Frage, aber wahrhaft, wenn ihr Leib und Seele zuſammenhalten wollt: wer ſeid ihr und woher kommt ihr?“

Georg nannte Namen und Heimat und frug trotzig dagegen: „Und wer ſeid ihr, daß ihr es wagt, an Reiſenden Gewaltthat zu üben?“

„Holla,“ entgegnete der Andere, „ihr ſeid der Gefangene, ihr habt zu antworten und ich zu fragen, denn das Eiſen hängt über eurem Haupte. Doch da ihr Frieden gelobt habt, ſollt ihr wiſſen, wem die Herrſchaft über euren Leib zugefallen iſt. Ihr ſeid in der Hand freier Knechte aus dem Reich, und ich bin Hans Stehfeſt, ihr Hauptmann. Führt die Gefangenen das Ufer hinauf,“ gebot er ſeinen Begleitern, „und haltet ſie unter Wache, doch getrennt, damit ſie ſich nicht mit einander bereden. Zu der Frau ſetzt zwei von den Weibern, die ihr das Weglaufen wehren.“

Auf der Landſeite des Deiches ſchritt Georg die kurze Strecke, welche ihm ſein Wächter frei gab, in heißem Zorne auf und ab. In der Ferne ſah er Anna zwiſchen Weibern der Bande und ihn tröſtete ein wenig, daß dieſe der Gefangenen gegen den Morgenfroſt ein Tuch um die Glieder ſchlugen. Ajax kam ängſtlich von der Höhe gelaufen, der Landsknecht ſchlug mit dem Spieße nach ihm. „Der Hund gehört der Jungfrau dort,“ herrſchte Georg den Wächter ſo gebieteriſch an, daß dieſer dem Kleinen den Weg frei ließ. So verging Stunde auf Stunde, vom Waſſer her klang unabläſſig Geſchrei und mahnender Zuruf. Endlich kamen die Wagen mit dem Raube beladen über den Deich und fuhren in Reihe auf. Auf einem lag der verwundete Landsknecht, mit welchem Georg zuſammengeſtoßen war. Als dieſer den Gefangenen ſah, hob er die geballte Fauſt und ſtieß einen ſchweren Fluch gegen ihn aus. Georg zuckte verächtlich die Achſeln. Darauf ſtieg ein Trupp der Bewaffneten von der Höhe herab, der Hauptmann blies in ein kleines Horn, das er am Halſe trug, ſtruppige Pferde wurden vom Grunde herangeführt, die Knechte warfen ſich unbehilflich über die Rücken der Gäule und der Hauptmann befahl: „auf die Wagen mit den Weibern,“ und nach Georg und einem leeren Pferde deutend: „fort, wir haben Eile.“ Der wilde Zug ſetzte ſich, von den Landsknechten geleitet, in Bewegung; der Hauptmann ritt an den Wagen auf und nieder, unter Antreiben und Fluchen ging es vom Fluſſe ab in das Land hinein.

Georg, der hinter dem Hauptmann ritt, erkannte Anna auf einem Getreidewagen vor ſich und er ſah, daß ſie ſich nach ihm umwandte. „Die Jungfrau begehrt uns,“ rief er befehlend dem Hauptmann zu, und bevor dieſer ihn hindern konnte, jagte er an den Wagen. Anna rang die Hände gegen ihn: „wo iſt der Vater?“ Er ſuchte vom Pferde den Zug entlang, der Magiſter war nirgend zu finden. Da rief er den alten Landsknecht an: „Hochgebietender Befehlshaber, iſt eine Frage an eure Ehrbarkeit erlaubt? wir waren drei Reiſende auf dem Schiff, hier ſind nur zwei, was iſt aus dem dritten geworden?“

„Ich denke, er reitet ebenſo gemächlich nach anderer Seite im polniſchen Haufen, wie ihr mit uns deutſchen Knechten, und ihr werdet ihn ſchwerlich ſo bald wiederſehen.“

„Mein Vater,“ klagte Anna und in dem Schrecken über ihre Hilfloſigkeit ſank ihr das Haupt auf die Bruſt.

„Alſo ihr ſeid die Tochter jenes Mannes,“ frug der Landsknecht, „und gehört zu der Freundſchaft meines Gefangenen?“

Anna antwortete nicht, doch Georg verſetzte ungeduldig: „Die Jungfrau und ihr Vater ſind mir wohl bekannt, und ich ſage euch, an ihrem Wohl iſt mehr gelegen als an uns allen.“

„Dies alſo iſt eine Jungfer, welche von ihrem Vater abgekommen iſt,“ wiederholte der Kriegsmann bedächtig und betrachtete die gebrochene Geſtalt von der Seite. „Ihr könnt gemerkt haben,“ fuhr er gegen Georg mittheilſamer fort, „daß wir es nicht allein waren, welche die Beute erwarteten, denn ein polniſcher Haufe, bei welchem mein alter Geſell Heinzelmann mit ſeinen Knechten dient, lauerte gleich uns auf das Schiff und wir ſtießen am Ufer mit ihnen zuſammen. Doch wurde der Streit gütlich vertragen, ſie haben ſich einen Theil der Ladung genommen und auch einen Gefangenen gefordert. Den Polen gefiel der Mann, weil er ſie lateiniſch anrief, ſie halten Jeden für vornehm, der dieſer Sprache mächtig iſt, und ſie werden ihn nicht ſchlechter behandeln, als ſie müſſen, denn ſie hoffen von ihm gutes Löſegeld.“

Anna verbarg ihr Antlitz in den Händen. „Denkt daran, liebe Jungfer,“ bat Georg hingeriſſen von ihrem Weh, „daß euch ein treues Herz geblieben iſt. Solange ich den Arm rühren kann, ſollen ſie euch kein Leid thun.“

„Verſprecht nicht mehr, als ihr halten könnt,“ warnte der Hauptmann. „Heda, wer trabt dort über das Feld.“ Er wies auf einen entfernten Reiter und gebot den Bewaffneten: „treibt den Fremden mit euren Spießen ab. Doch halt,“ verbeſſerte er ſich unwillig, „den langen Geſellen kenne ich. Ich dachte es wohl, das Junkervolk ſpürt auf Meilen, wo eine Beute zu nehmen iſt. Dies iſt einer von den Reitern unſeres Ordenspflegers. Der Pfleger gedenkt nach ſeiner Art ſich einen Antheil von der Mahlzeit zu holen, die er nicht kochen half.“

Der Reiter kam näher, der Tartarenmantel und die weiße Feder auf der Mütze gehörten einem Adligen im Dienſte des Ordens. „Gutes Glück, Hauptmann,“ rief er mit rauher Stimme, „ihr verſteht das Wild ſchnell auszuwaiden.“ Sein Blick flog begehrlich über die lange Reihe der Wagen. „Hui, auch Gefangene.“ Aber im nächſten Augenblick begann er hell aufzulachen, ſein Pferd ſprang mit allen Vieren in die Höhe und ſchlug darauf mit den Hinterbeinen aus, gleich einem ungezogenen Knaben, der ſich über fremden Schaden freut. „Ihr ſeid es, Jörge, in den Fäuſten der Landsknechte? Wo habt ihr euren vergoldeten Wagen und wo ſind eure ſtolzen Artusbrüder? Doch ich ſehe, wenigſtens die Jungfer führt ihr mit euch über die Haide.“

Georg ſah wild auf ſeinen alten Feind Henner, er vergaß, daß er ohne Waffen war, und trieb ſein Pferd heftig auf ihn zu, aber der Landsknecht fiel ihm in die Zügel. „Hängt euch an ihn und haltet ihn zurück, denn er hat den Teufel im Leibe,“ gebot er ſeinen Leuten. Er ritt dem Ankömmling entgegen, und ließ das Pferd Georgs zwiſchen den Fäuſten zweier Knechte. Während der Zug ſich vorwärts bewegte, verhandelte er mit dem Adligen, und als Georg ſich umwandte, merkte dieſer, daß der Landsknecht auf ihn ſelbſt zeigte und ſich von dem zurückbleibenden Henner berichten ließ. Was er erfuhr, mußte ihm willkommen ſein, denn er ritt wiederholt bei Georg vorüber, betrachtete ihn ſcharf und lachte ſtill in ſich hinein.

Sie zogen längere Zeit dahin, ſo ſchnell die Geſpanne laufen konnten, bis ſich vor ihnen die Mauern und Thürme einer kleinen Stadt erhoben. Auch dieſer Ort war einſt von deutſchen Coloniſten an dem Wall eines Ordenshauſes gezimmert und umſchanzt worden. Jetzt hatte das Kriegsfeuer die Scheuern und Außengebäude getilgt und um die Mauern lag verkohltes Holz auf ſchwarzen Brandſtätten. Das Innere bot ebenfalls ein Bild des Verfalls und der Zerſtörung, den Kies der Gaſſen deckte eine Wuſt von Stroh und Dünger, die Mehrzahl der Häuſer war beſchädigt, hatten die Fenſter einſt Scheiben gehabt, jetzt waren ſie zerſchlagen, die Fenſterläden hingen locker in den Angeln, ſogar Hausthüren waren zertrümmert und als Brennholz verbraucht. Viele Bürger hatten die Stadt verlaſſen, nur hier und da ſchlich ein altes Mütterlein oder ein Handwerksmann die Häuſer entlang und ſah furchtſam auf unwillkommene Gäſte, welche herriſch in fremdem Eigenthum geboten. Denn ein Fähnlein der Landsknechte hatte ſich innerhalb der Mauern feſtgeſetzt und führte ſeinen wilden Haushalt in den Bürgerhäuſern. Wo einſt fleißige Hände den Hammer geſchwungen und den Hobel gezogen hatten, ſchlugen jetzt die harten Fäuſte trunkener Kriegsleute auf die Tiſche, und der wilde Troß des Fähnleins, Dirnen und Kinder, ſchrie aus den Fenſtern und balgte ſich vor den Thüren. Mit hellem Freudenlärm empfing die Bande den heimkehrenden Haufen, Knaben und Mädchen, manche trotz der Kälte halb nackt, andere eingewurſtelt in die Kleidung Erwachſener, kletterten an den Wagen hinauf, halbwüchſige Troßbuben griffen begehrlich über den Leiterbaum in die Ladungen, die Dirnen der Bande, bunt aufgeputzt, riefen die Einziehenden an und wechſelten mit ihnen dreiſte Scherzreden, und bewaffnete Landsknechte liefen aus den Häuſern, boten den Genoſſen die Trinkkrüge und folgten lachend dem Zuge. Ueber den Markt drängte der lärmende Schwarm nach dem Schloſſe, in welchem das Hauptquartier der Knechte war. Am Schloßthor machte der Hauptmann mit ſeinen Begleitern gegen den Haufen Kehrt, gebot dem Troß mit Donnerſtimme zurückzubleiben und ſchlug mit einem Stock unbarmherzig auf die Köpfe der Ueberdreiſten, welche ſich hinter den Wagen in den Schloßhof einſchmuggeln wollten. Als das Fuhrwerk geborgen war, beſetzte er das Thor mit Wächtern und ritt mit ſeinem Gefangenen in den Hof. Eine feſte Mauer mit Scharten und einer Gallerie, zur Vertheidigung wohl geeignet, umfaßte den Hofraum, gegenüber dem Thor ſtand ein hohes Steinhaus und daneben ein dicker viereckiger Thurm aus geſchwärzten Ziegeln, zur Seite lagen Ställe und Scheuern und ein langes niedriges Gebäude mit Kammern und Gewölben zum Aufbewahren der Vorräthe. Hans ſtieg ſchwerfällig ab und reichte ſeine große Hand grüßend einem Weibe, das ihm von der Schwelle des Hauſes entgegentrat. Es war eine hagere ältliche Frau mit harten Zügen, die in einem verſchoſſenen Gewand von ſchwerem Seidenſtoff daherging, über welches ſie vorſorglich eine Schürze gebunden hatte, ſie trug am Gürtel neben ungeheurem Schlüſſelbund ein langes Meſſer und ſchwenkte in der Hand einen großen Schöpflöffel. „Wir bringen,“ grüßte der Landsknecht in guter Laune. „Gib auch du, Alte, was der Keſſel faßt, denn wir ſind hungrig.“

„Wer hat's dem Peter Meffert verſetzt,“ frug die Frau, nach dem Wagen ſehend, von welchem der verwundete Landsknecht durch ſchreiende Weiber herabgehoben wurde.

„Dieſer,“ antwortete der Hauptmann auf Georg zeigend, und vertraulich ſetzte er hinzu: „der Vogel hatte goldene Federn, er ſoll dafür Gutes aus deinem Keſſel erhalten.“

„Die Jutta wird wohl dafür ſorgen, daß er's nicht lange genießt,“ ſagte die Alte, und wies auf eine große üppige Dirne, welche über den Leib des Verwundeten heftige Schmähreden gegen Georg ausſtieß. „Aber Blitz und Hagel, was führſt du hier für ein Milchgeſicht heran?“

Anna wankte von Georg geführt zu der Alten, ſie ſank, die Hand der Widerſtrebenden faſſend, lautlos an ihr nieder und ſah ſo flehend und beweglich zu ihr auf, daß die Frau eine mütterliche Empfindung nicht abzuwehren vermochte. Unterdeß drückte Georg heftig die andere Hand und bat: „Würdige Frau Hauptmännin, erbarmt euch der armen Jungfrau mit gutem Herzen.“

Die Alte ſah von Einem zum Andern und antwortete ohne Härte: „Wer im Kriege gefangen wird, muß ſein Schickſal ertragen, wenn es ihm auch grauſam erſcheint. Steht auf, Jungfer, der beſte Dienſt, den ich euch hier erweiſen kann, iſt der, daß ich euch einſperre.“ Sie hob Anna in die Höhe, führte ſie in eine Kammer des Vorrathshauſes und ſchloß ſorgfältig hinter ihr ab. Als Georg folgen wollte, legte ſich ihm die Hand des Hauptmanns ſchwer auf die Schulter: „euer Schlupfloch iſt anderswo.“ Er nöthigte den Widerwilligen eine kleine Treppe zum Thurme hinauf und barg ihn dort in dem unteren Gemach. Bevor er die Thür ſchloß, rief er noch tröſtend hinein: „Verhungern und verdürſten ſollt ihr nicht.“

Nach einer Weile kam die Alte aus dem Gefängniß der Jungfrau, ſtieß den Hauptmann vertraulich in die Seite und ſprach leiſe in ihn hinein, er zuckte mit den Achſeln, maß mit ſeinen großen Augen die Höhe und Breite des Hauſes und lachte ſchlau.

„Sie lag wieder vor mir auf dem Boden,“ ſagte die Frau, „es war ein trauriger Anblick, und ſie ſagte, daß ſie zu mir Zutrauen hätte, da ich dein eheliches Weib ſei und eine ehrſame Frau.“

„Na,“ ſagte der Hauptmann.

„Wie darfſt du grienen, du Böſewicht,“ fuhr ihn das Weib an, „als wenn ich nicht mit dir vor der Kirchenthür geſtanden hätte, da der Pfaff unſere Hände zuſammenlegte.“

„Ich weiß zwei, die damals widerwillig waren, nicht nur der Pfaffe, auch noch ein Anderer.“ Und beſänftigend fügte er hinzu: „Gib dich zur Ruhe, Alte, es iſt einmal geſchehen und geſchieht nimmermehr.“

„Pfui, Hans, ich habe Beſſeres um dich verdient. Und was ſoll aus dem armen Kinde werden, denn ſie iſt ja noch ein Kind.“

Wieder verzog er das Geſicht. „Kann ſie Löſegeld ſchaffen in nicht zu langer Friſt, ſo bewahren wir ſie nach unſerem beſten Vermögen, denn wir ſind Chriſten und keine Mohren. Kann ſie nicht zahlen, ſo muß aus ihr werden, was aus andern geworden iſt. Sie wird einem freien Landsknecht ſeine Grütze kochen.“

„Sie wird ins Waſſer ſpringen.“

„Das hat Manche gewollt, die dort den Kochlöffel rührt,“ entgegnete Hans gemächlich. „Sie mag ſich einen ausſuchen, der ſie behaupten kann, an Begehrlichen wird es ihr nicht fehlen.“

„Sie hat gute Verwandte in Meißen.“

„Was können wir dafür, ſoll ſie deshalb als alte Jungfer ſterben?“

„Ich aber ſage dir, ſie iſt nicht von dem Schlage wie dieſe dort.“

„Dieſe ſind von gutem Schlage, wie er uns Knechten wohl thut. Wenn das Schuhwerk fehlt, laufen ſie barfuß, und wenn ihr Herr hungert, mauſen ſie für ihn. Du weißt ja ſelber, daß die Fremde ſo bei uns nicht bleiben kann, und wenn's die Knechte ertragen wollten, die Dirnen würden's nimmermehr leiden.“

Was der Hauptmann mit ſeiner Ehefrau beſprach, blieb kein Geheimniß; die Weiber, welche im Schloßhofe wirthſchafteten, verließen die Feuerſtätten, fuhren aufgeregt durcheinander und verhandelten eifrig; auch die Männer traten zuſammen, zuchtloſe Scherzworte flogen durch den Haufen und mancher kecke Geſell reckte ſich hoch auf und ſchritt dem Hauſe näher, um durch das Fenſter einen Blick auf die Fremde zu gewinnen. Der Hauptmann ſtand noch immer vor dem Hauſe, lachte zuweilen und überlegte, endlich wandte er ſich kurz um, ſchritt hinein und ſchloß hinter ſich die Thür. Als er wieder herauskam, war er ernſt und nachdenkend und winkte einige alte Würdenträger des Haufens zu ſich heran. „Eine arme weiße Maus," ſagte er.

„Kann ſie zahlen, was dem Haufen lohnt?" frug Wuz, der Locumtenens.

Hans ſchüttelte den Kopf. „Wenigſtens iſt es ganz unſicher, ſie hat ihre Verwandten weit von hier in Sachſen. Sie will von den Männern nichts wiſſen und betet zu ihrem Gott um ein barmherziges Ende."

„Dergleichen kommt vor," erklärte Benz Streitenberg, ein alter Doppelſöldner. „Ich gedenke wohl, bei einem Haufen in Friesland war in meinen jungen Jahren auch eine Magd, welche ſich Jedem verſagte, und die Sache war nicht ohne," fügte er geheimnißvoll hinzu, „das Fähnlein hatte Glück, bis es die Magd verlor."

„Ohne Zweifel war die Friesländerin häßlich, dieſe aber iſt es weniger. Wer ſoll unſeren Eiſenbeißern wehren?"

„Kommt Zeit, kommt Rath," beruhigte der Alte. „Unterdeß übergebt ſie eurer Frau, bis ihr wegen des Löſegeldes ſichere Kundſchaft gewonnen habt."

„Soll ich wegen der Jungfrau gegen unſere frechen Knaben auf der Lauer liegen und mich außerdem mit der Alten zanken," wandte Hans ein, offenbar am meiſten beunruhigt durch die letzte Möglichkeit. „Wollt ihr die Sorge für ſie übernehmen?" frug er ſeinen alten Genoſſen. „Lieber wollte ich einen Ameiſenhaufen hüten," verſetzte Benz unwillig.

„Dann weiß ich keinen Rath," entſchied der Hauptmann, „und das Rad mag laufen, wohin es will. Aber noch ein anderes Urtheil haben die Brüder zu fällen, über den Geſellen, den wir verſtrickt halten. Der verwundete Peter hat ein Recht an ihm gewonnen und er wird fordern ihn niederzuhauen. Der Gefangene iſt aber der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Thorn und vermöchte ſich hoch zu löſen."

„Es gilt ein Sprichwort," ſagte der Alte: „Geld iſt gut und Rache beſſer, doch die Rache dient nur Einem, das Geld aber uns Allen. Das erwägt."

„Mir hat der Knabe unmäßig gut gefallen," fuhr der Hauptmann fort, „er ſchlug um ſich wie ein Satan und drei von uns hatten Mühe ihn zu bändigen. Und als ich ihn in ſeinen Banden betrachtete, gefiel er mir noch beſſer, denn hochmüthig trug er ſeinen Kopf, ein langer Geſell mit ſtarken Gliedern, der ſcharf aus ſeinen Augen ſieht, mit rothen Backen und langem Haar und ſäuberlich in ſeinem ganzen Weſen, dazu von Geburt ein Junker, und ich dachte, das wäre der Fähnrich, den wir entbehren."

„Ein reicher Junker gibt einen ſchlechten Landsknecht; er ſchämt ſich die Brüder an ſeinen Herrentiſch zu ſetzen," wandte Benz Streitenberg ein.

„Vielleicht mag ihn die Noth, in der er unter uns liegt, dazu bringen," meinte der Hauptmann.

„Wie dürfen wir die Fahne einem überlaſſen, der ſie aus Furcht trägt?" frug ein Anderer bedenklich.

„Der Geſell thut nichts halb," lobte Hans, „nimmt er die Fahne, ſo trägt er ſie uns zur Ehre. Darum, bevor ich die Brüder in den Ring lade, bitte ich euch, ſie geneigt zu machen, daß ſie ſich nicht auf die Seite des geſchädigten Peters ſtellen; denn dieſer iſt uns nicht ſelten zuwider geweſen, und auf ſeinem Kerbholz iſt mancher blutige Strich, den ein redlicher Knecht ohne Freude betrachtet."

Darauf füllte Hans eine Holzkanne mit Bier, rief einen Buben, daß er ſie hinter ihm hertrage, und ſchritt nachdenklich zu dem Thurme, in welchem er ſeinen Gefangenen untergebracht hatte. Er öffnete mit der Erwartung, den Jüngling in einer Lage zu finden, welche er bei ähnlichen Fällen oft beobachtet hatte, auf dem Holzklotz ſitzend mit gefalteten Händen; aber er vernahm ſchon an der Thür Geſang vieler Stimmen und dazwiſchen belehrenden Zuruf. Georg hatte ſich auf eine

Fenſterniſche geſchwungen und verkehrte durch das Eiſengitter mit Kindern des Troſſes, welche draußen an der Böſchung des Walles ſaßen und mit heller Stimme das Lied vom gefangenen Knaben abſangen, wobei Georg ihnen einhalf. Auf das Geräuſch wandte ſich der Jüngling um und ſprang dem Landsknecht entgegen. „Würdiger Hauptmann Iſegrim, wie geht es der Jungfrau? ich rathe euch ſie ſäuberlich zu behandeln, wenn euch eure Ohren lieb ſind.“

„Oho,“ rief Hans verwundert über den groben Empfang, „ich rathe euch, an eure eigenen Ohren zu denken, die wahrlich in Gefahr ſind.“

„An meinem und an eurem Kopf iſt jetzt wenig gelegen, und ich gebe euch auf eure Rede und den Trunk in der Kanne, die ihr mit euch tragt, keinen Beſcheid, bevor ich nicht weiß, ob ihr an dem Kinde als redliche Leute oder als Schelme handeln wollt.“

„Ihr waret wohl noch nie Gefangener?“ frug Hans, „daß ihr euch unterfangt, ſo gegen mich aufzupochen.“

Georg zuckte die Achſeln über ſolche Unwiſſenheit. „Wenigſtens noch nicht in den Fäuſten von euresgleichen. Doch ich merke, ich muß euch traben laſſen, wie ihr es gewohnt ſeid,“ er machte eine Handbewegung nach dem Holzklotz, „ſetzt euch, beginnt eure Rede und trinkt euer Bier, aber ſchnell, denn ich habe nicht übermäßig Geduld.“

Der Hauptmann ſetzte ſich gemächlich, ſtellte die Kanne auf den Boden und betrachtete in unverhohlenem Behagen den Jüngling, welcher mit gekreuzten Armen nachläſſig an der Wand lehnte. „Ihr habt einen unſerer Bruderſchaft gefährlich verwundet, und er wird euer Blut fordern.“

„Bringt ihr die Kanne, um es mir abzuholen, Meiſter Fleiſchhauer?“ frug Georg zornig.

„Ich kam zu euch in guter Meinung und es wäre klug von euch, wenn ihr die ſcharfen Reden unterließet.“

„Ich bin eurer Hauptmannſchaft für die gute Meinung verbunden," verſetzte Georg, „und bin bereit euch zu hören, ſchon deshalb, weil ich verhindert bin, euch hinaus zu ſchicken. Gefällt es euch, beantwortet mir nur eine Frage: ſeid ihr Landsknechte, die der Hochmeiſter geworben hat, oder ſeid ihr Räuber?"

„Darauf will ich euch Beſcheid geben aus guten Gründen, obwohl ihr unhöflich fragt. Wir ſind freie Knechte aus dem Reich, und kamen hierher vom Hochmeiſter geladen, wir dienten ihm, er aber zahlte uns nur kurze Zeit. Jetzt hauſen wir hier und behelfen uns ſo gut und übel wir können. Wir ſtehen unter dem Ordenspfleger der nächſten Burg und thun, wie er gebietet, wenn nämlich ſein Gebot unſerer Bruderſchaft gefällt."

„Ihr nehmt euch alſo, wo ihr etwas erhalten könnt, von beiden Theilen?"

Hans zuckte die Achſeln. „Auch wir freien Knechte müſſen leben und zu unſeren Tagen kommen. Heut wollen die Fürſten und Herren ſich ſchlagen und morgen vertragen; wenn ſie ſchlagen wollen, dann locken ſie uns mit ſchönen Worten und hohen Verſprechungen, die ſie ſelten halten, und wenn ſie ſich vertragen wollen, ſo wünſchen ſie uns zu allen Teufeln. Wir aber ſind's, die den Krieg führen, und hätten ſie nicht uns, um ihre Händel auszufechten, ſo bliebe ihnen nichts übrig, als zu fauchen wie alte Kater, und einander durch heimlichen Mord aus dem Wege zu räumen."

„Wie mögt ihr, da ihr ſo gering an Zahl ſeid, hier an der Grenze euch behaupten gegen die Polen des Königs und die Deutſchen der Städte?"

„Gegen das fremde Kriegsvolk hat uns bisher Eiſen und Blei gute Dienſte gethan und mit den deutſchen Knechten, welche ſonſt im Lande ſind, halten wir Kundſchaft wie ſich gebührt, denn wir denken: heute Feind, morgen Freund."

„Ihr ſagt, daß ein Ordensherr euch an Stelle des Hochmeiſters gebietet. Wie kann dieſer mit ſolchem Vertrage zufrieden ſein?"

„Vielleicht iſt dieſer Vertrag ihm ſelbſt nützlich. Kommt der Tag, wo der Kriegsherr uns gegen alte Genoſſen aufruft, ſo fragen wir zuerſt, ob er ſich ehrlich gegen uns gehalten hat mit Sold und Zufuhr und ob auch wir ehrlich gegen ihn ſein müſſen. Und wenn wir befinden, daß er ein Recht an unſere Hälſe behaupten kann, ſo wagen wir uns für ſeine Sache, und die Andern, gegen die wir losſchlagen, handeln ebenſo. Dann müſſen ſich alte Kameraden im Herrendienſt einmal die Wämmſer zerſtoßen und auf brauner Haide ihr Leben geben und nehmen. Das aber geſchieht nach redlichem Handwerksgruß und Keiner darf dem Andern wegen Leibesſchaden und Tod einen Groll in jenem Leben nachtragen. Dort drüben der polniſche Staroſt unterhält auch deutſche Landsknechte, die in ihrer Noth zu den Polen übergetreten ſind, und die ihr heut früh geſehen habt. Auf der Haide iſt eine Stätte erkoren, welche Frieden hat, an dieſer begrüßen wir uns zuweilen, und der Eine erfährt im Voraus, was ihm von der andern Seite gebraut wird."

„Wo die Füchſe einander gute Nacht ſagen, finden die Haſen übles Lager. Verdammt, daß ich jetzt euer Haſe bin. Auch der Geſang eurer Kinder hat aufgehört, zürnt nicht, wenn ich euch bekenne, daß ich ihn lieber höre, als eure Erzählung." Er ſchwang ſich wieder auf das Fenſter und rief hinaus: „ſeid ihr da?"

„Ja," ſchrien viele Kinderſtimmen.

„So ſingt mir noch eins zum Angehör. Kennt ihr das: Ducke dich, Hanſel, duck dich, das Wetter wird vorübergehn."

Kräftig ſchrie der Chor draußen die Weiſe.

„Und was denkt ihr jetzt mit mir zu beginnen?" frug Georg zu dem Landsknecht zurückkehrend.

„Die Bruderſchaft hat ein Recht auf euch gewonnen, und ſie wird ſich's einfordern, ſo oder ſo."

„Und was will ſie mir anthun?"

„Entweder wird ſie euch hinſtellen vor den Verwundeten und ſeine Freunde, damit ihre Waffe euch den Arm abhaue, den ihr einem Knechte geſchädigt habt.“

„Teufel, Hauptmann, ihr übt groben Brauch, daran iſt mir nichts gelegen. Und welches andere Recht könnten ſie noch gegen mich behaupten?“

„Daß ihr ſelbſt in die Bruderſchaft tretet.“

Georg lachte: „Und daß ich ein Mauſekopf werde wie ihr andern. Auch dies ſteht mir nicht an, findet beſſere Hilfe. Was ſagt ihr zu einigen Batzen Löſegeld? Laßt uns verſuchen, ob gute Leute in meiner Vaterſtadt das für mich aufbringen.“

Hans ſchüttelte den Kopf. „Ich ſorge, daß die Knechte ſich damit nicht zufrieden geben, zumal ſie nicht Alles erhalten würden; denn wenn Geld gezahlt wird, ſo nimmt ſich einen Theil der deutſche Ordensherr.“

Georg ſtellte ſich vor den Landsknecht und begann in verändertem Ton: „Ihr ſeid zu mir gekommen, wie ihr ſagt, in guter Geſinnung, und wahrlich, an eurem breiten Geſicht erkenne ich, daß ihr es nicht übel mit mir meint. Sprecht, ob ihr mir und der Jungfrau von hier fort helfen könnt; denn obwohl ich jetzt ſo arm bin wie eine Kirchmaus, glaube ich doch, daß ich euch einen Zehrpfennig für eure alten Tage ſchaffen kann, der euch aller ſpäteren Sorge entheben wird, wenn heute oder morgen dieſe wilde Wirthſchaft aufhört.“

Hans hob die Kanne. „Das war ein verſtändiges Wort, und ich will euch meine Meinung ſagen, wenn ihr mir erſt willig Beſcheid gethan habt.“

Georg nickte. „Trinkt mir zu auf gutes Geſchäft, ich folge euch.“ Sie tranken und ſchüttelten einander die Hände; darauf ſagte Hans: „Ich kann euch nicht von hier löſen wie ihr meint, und ich würde es auch nicht thun, ſelbſt wenn ich's vermöchte. Denn ich will gegen meine Geſellen nicht unehrlich ſein, und ich würde ſchwerlich lange am Leben bleiben, um das Geld zu genießen. Darum wiederhole ich mein Angebot. Ich will nicht, daß ihr ein gemeiner Landsknecht werdet, ſondern daß ihr den Brüdern die Fahne tragt. Uns iſt der Fähnrich geſtorben und Wuz, der jetzt an ſeiner Stelle das Tuch ſchwenken muß, taugt ganz und gar nicht dazu und begehrt ſich ſelbſt die Ehre nicht. Und um euch Alles zu ſagen, ihr habt mir gefallen, und ich möchte euch darum retten und für den Haufen bewahren.“

Wieder lachte Georg. „Ich bin dankbar für die zugedachte Ehre. Doch iſt mir noch undeutlich, für wen ich nach eurem Willen die Fahne ſchwenken ſoll. Iſt's der Hochmeiſter oder der Ordenspfleger oder Herr Omnes, der Hauf eurer Knechte?“

„Das Fahnentuch weiſt die ſchwarzen und weißen Rauten und an der Ecke das Ordenskreuz,“ antwortete der Hauptmann.

„Und wenn es den Knechten gefällt, ihren Herrn zu wechſeln?“

„Der Fähnrich gelobt ſich der Fahne; nur ſolange ihr des Hochmeiſters Farben tragt, ſeid ihr gebunden.“

„Der Krieg iſt beendet, ein Stillſtand geſchloſſen. Wie lange denkt ihr hier noch zu dienen?“ frug Georg.

„Bis der Hochmeiſter uns ablohnt,“ verſetzte Hans. „Zahlt er dem Fähnlein morgen aus, ſo ſeid ihr morgen frei. Doch,“ fügte er ſchlau hinzu, „es kann auch länger dauern.“

„Jedenfalls lange genug,“ ſagte Georg ernſthaft, „um eurem Fähnrich Ehre und Gewiſſen in Bedrängniß zu bringen. Denn, Hauptmann, nach Allem was ihr erzählt und was ich geſehen, hauſt ihr in einer Weiſe, die mir nicht gefällt.“

„Auch dabei hat der Fähnrich mitzureden,“ entgegnete Hans; „euch ſteht es zu, die Ehre der Fahne gegen die Knechte zu vertreten, und dem ganzen Haufen liegt daran, daß ihr ſelbſt an unehrlichem Werke keinen Antheil habt. Wenn ihr euch weigert, die Fahne fliegen zu laſſen, weil Unehre geübt iſt durch Einen oder Viele, ſo muß der Hauſe den Schaden beſſern oder in Schimpf dahin leben. Iſt vielleicht in dieſer

Zeit, wo uns ein ſicherer Fähnrich fehlte, Allerlei geſchehen, was beſſer unterblieben wäre, ſo könnt ihr helfen, daß es künftig vermieden wird. Laßt euch ſagen, daß ihr mir gerade darum wohl anſteht, weil ich euch als einen ſtolzen Geſellen erkenne. — Ich weiß jetzt auch durch die Gefangene, wer ihr ſeid und daß ihr von eurer Vaterſtadt nur wenig zu hoffen habt, denn ihr ſeid dort ſtrengem Recht verfallen und das Polenreich iſt euch zugeſperrt.“

Zum erſtenmal merkte Georg, daß er im Elend war, und ſah ſchweigend vor ſich hin, während der Hauptmann ſchloß: „Darum denke ich, daß euch mein Angebot genehm ſein könnte. Wollt ihr nicht, auch gut. Dann bleibt mir nichts, als über euch, wenn ihr auf dem Boden liegt, das Kreuz zu machen.“

„Droht mir nicht, wenn ihr mich haben wollt,“ rief der Jüngling unwillig, „denn durch Schrecken gewinnt mich Niemand.“

„Dann rathe ich, daß ihr an Andere denkt, die euch vielleicht am Herzen liegen. Denn dieſen vermögt ihr jetzt nur beizuſtehen, wenn ihr meinen Vorſchlag willig annehmt.“

Georg überlegte. „Ich habe euch gehört, jetzt merkt auch auf mich. Ihr ſeid dem Ordenspfleger dieſes Amtes unterſtellt, laßt mich vorerſt mit ihm verhandeln; es ſoll euer Schade nicht ſein.“

Hans vernahm mit Mißvergnügen dieſen Vorſchlag. „Ihr ſetzt euch aus dem Regen in die Traufe. Dennoch mögt ihr erkennen, daß ich euch gern gefällig bin. Wir haben nicht nöthig, deshalb Reiſeſtiefeln anzuziehen, denn er kommt ſicher noch heut um die Beute zu beſehen.“

Vom Thore her tönte dumpfer Trommelſchlag. Hans erhob ſich ärgerlich. „Ich wußte, daß er gute Nachbarſchaft halten würde; folgt mir und harret, bis ich euch zur Unterredung führe.“ Der Hauptmann trat mit ſeinem Gefangenen in den Hof, die Knechte in der Nähe des Thores liefen mit ihren Spießen und Rohren herzu und ſtellten ſich auf. Durch die Stadt ſprengte ein Trupp Reiter nach der Höhe, an ihrer Spitze der Pfleger der nächſten Ordensburg. Er trug, wie mehre ſeiner Begleiter, welche die Gelübde abgelegt hatten, auf dem weißen Mantel das ſchwarze Kreuz; neben ihm ritt ſeine Traute, ein prächtiges Weib im rothen Sammetpelze mit wallenden Straußfedern auf dem Hute. Sie bändigte ihr muthiges Roß wie ein Mann und ſah, an Bewunderung gewöhnt, herausfordernd in die Reihen der Knechte. Als die Schaar im Hofe anhielt, rief der Pfleger mit nachläſſiger Vertraulichkeit dem Hauptmann zu, indem er auf die Wagen wies: „Meine Bären kommen voll vom Honigbaum und der Seim trieft ihnen vom Fell.“

„Herr Reineke trabt auch herzu,“ brummte der Landsknecht und zog ſeinen Hut ab. „Was wir gebeutet haben, iſt faſt nur Brotkorn; den Mäulern meiner Kinder that es noth, euch wird es wenig frommen.“

„Mir iſt von Kaufmannsgut berichtet,“ verſetzte der Ordensmann eifrig, „weiſt meinem Schreiber die Waare.“ Als er vom Pferde ſtieg, fiel ſein Blick auf Georg, und unwillig über den fremden Zeugen rief er: „Welchen unberufenen Gaſt habt ihr hier? ſeid wann ladet ihr Gefangene zu den Geſchäften mit meinem Amt?“

„Der Junker begehrte dringend euch ſelbſt zu ſprechen, und ich wollte nicht verhindern, was euch lieb ſein konnte.“

„Ihr alſo ſeid der Bürgerſohn aus Thorn?“ frug der Pfleger mit finſterer Miene.

Georg las in dem harten Geſicht, aus welchem zwei ſcharfe Augen auf ihn ſtachen, nicht viel Gutes für ſich und ſein Stolz bäumte auf: „Ich bin Georg König, einer von den Brüdern des Hofes zu Thorn; bei friedlicher Fahrt auf dem Strome wurde ich durch dieſe Knechte gefangen hergeführt, obgleich ein Stillſtand geſchloſſen und die Stromfahrt frei gegeben iſt.“

„Uns iſt darüber keine Nachricht zugegangen,“ erwiederte der Ordensherr abweiſend, „und ihr ſeid nach Kriegsbrauch gefangen.“

„Ob ich mit Recht oder Unrecht angehalten wurde, das mag verhandelt werden zwiſchen dem Hochmeiſter, eurem Gebieter, und meinem Geſchlecht. Unterdeß bitte ich euch geziemend, daß ihr es übernehmt, ſeiner fürſtlichen Gnaden, welcher ich von Angeſicht wohl bekannt bin, ein Schreiben von mir zugehen zu laſſen, und bis zu der Antwort eures Gebieters die Entſcheidung über mein Löſegeld und über das meiner Mitgefangenen hinauszuſchieben.“

„Ich bin kein Bote für eure Briefe,“ beſchied der Pfleger geringſchätzig. „Hat euch der Hochmeiſter in Wahrheit je geſehen, ſo hat er euch längſt vergeſſen.“

„Herr Albrecht hat, da er als Gaſt in meines Vaters Hauſe weilte, mir wiederholt in Hulden ſein Schloß zu Königsberg als meine Gaſtwohnung angeboten, wenn ich einmal das Ordensland beträte. Darum meine ich, hat er ein Recht zu erfahren, daß ich hier mit Gewalt zurückgehalten werde.“

Ein Weißmantel aus dem Gefolge ritt zum Pfleger und ſprach ihm in das Ohr, das Geſicht des Ritters erhielt einen entſchloſſenen und bösartigen Ausdruck. „Es iſt weit von hier bis nach Königsberg,“ antwortete er endlich; „und ich verſage eurer Rede den Glauben.“

Da rief Georg zornig: „ihr ſeid Pfleger dieſes Amtes, damit ihr im Namen ſeiner fürſtlichen Gnade Recht und Geſetz handhabt; verweigert ihr mir in meiner Bedrängniß, was mein Recht und eure Pflicht iſt, ſo mögt ihr die Folgen auf euer Gut und Leben nehmen; denn ich ſage euch, Herr, ihr werdet es entgelten, entweder mir oder Anderen, welche das Unrecht an euch rächen.“

„Ihr kräht zu laut, junger Hahn aus dem Bürgerhofe,“ entgegnete der Ordensherr mit Unheil verkündendem Blick und wandte ſich kurz ab. Aber Georg, dem das Blut wallte, fuhr heftig fort: „Außer mir iſt eine ehrbare Jungfrau hergeführt worden; haben die Herren vom ſchwarzen Kreuz vergeſſen, daß Frauen frei ausgehen beim Streite der Männer? Wir in Thorn vernahmen, daß es einſt Ritterpflicht war, Frauen und Jungfrauen zu beſchützen.“ — Er hörte hinter ſich die leiſe Warnung: „ſchweig, du Thor,“ und erkannte die Stimme ſeines Feindes Henner, aber unbekümmert um die Folgen fuhr er fort: „Iſt ein Adliger von Ehre in der Nähe, ſo fordere ich ihn auf, daß er an ſeine Ehre und an ſeinen Eid gedenke.“

Der Pfleger lächelte. „Iſt ſie vom Adel?“ frug er ſich zum Hauptmann wendend.

„Es iſt die Tochter eines lateiniſchen Lehrers,“ erklärte dieſer.

„Wenn ſie jung und hübſch iſt, ſo wollen wir dem frechen Geſellen den Gefallen thun und ſelbſt den Schutz übernehmen, führt ſie herbei.“

Hans eilte nach der Kammer und brachte die erſchrockene Anna in den Kreis. Der Ordensherr ſah ſie ſorgfältig an und nickte ſeinen Begleitern zu. „Seid gutes Muths, Jungfer, ihr ſollt nicht lange in der Hut dieſer bärbeißigen Knechte verweilen.“ Er winkte dem Hauptmann, daß er die Gefangene zurückführe, und ſtieg, ohne Georg noch einmal anzuſehen, auf ſein Pferd. Die Frau im rothen Sammetpelz aber rief: „Wir danken für die Geſellſchaft der bleichwangigen Dirne; wollt ihr Jemand von hier in das Schloß laden, ſo fordere ich dieſen mit dem krauſen Haare zu meinem Dienſt,“ und ſie trieb ihr Pferd mit einer Wendung an Georg vorüber und ſchlug ihn mit ihrem Handſchuh an die heiße Wange. Das Gefolge des Pflegers lachte, er aber warf ihr einen finſtern Blick zu und ritt ſchweigend nach dem Thore. Dort ſprach er längere Zeit mit dem Hauptmann, dann winkte er mit der Hand und der Reiterzug ſprengte abwärts durch die Gaſſen der Stadt.

Georg ſtand allein im Sturm ſeiner Gedanken, da trat der Hauptmann zu ihm und begann in guter Laune: „Ihr habt den Ordensleuten den Trunk vergällt. Sonſt mußten wir ihnen jedesmal auftragen, wenn ſie uns die Ehre ihres Beſuches erwieſen. Wenn dieſe Weißmäntel unter einander ſitzen, ſo reden ſie verächtlich von uns Knechten, als von treuloſen Buben und Strauchdieben; wie ſie ſelbſt aber ſind, habt ihr wohl gemerkt. Und ich ſage euch, der ganze Haufen meiner Knechte iſt ausbündig erfreut, daß ihr dem Pfleger aufgetrumpft habt.“

„Was hat er mit der Jungfrau vor?“ frug Georg wild. Hans zuckte die Achſeln und erklärte das nicht zu wiſſen.

„Geſtattet, daß ich mit ihr rede,“ bat Georg.

Der Hauptmann, welcher mißtrauiſch die Folgen dieſes Geſprächs erwog, ſchüttelte den Kopf. „Bedenkt, was ich einem Gefangenen geſtatte, könnte ich den freien Knechten nicht verweigern. Die Magd bleibt heut im Verſchluß meiner Alten. Wir aber kommen auf unſern Handel zurück. Auch die Knechte meinen jetzt, daß ihr unſer Fähnrich werden müßt. Ihr verſteht die Worte zu ſetzen wie ein Schreiber und das Feuer ſprüht euch aus den Augen. Ihr wart behende dabei, euch den Pfleger zum Feind zu machen, und im Vertrauen, er rieth uns, dem verwundeten Peter ſein Recht an eurem Leibe zu gewähren.“

„Um den Verwundeten ſorge ich nicht ſchwer,“ ſagte der Jüngling mit ſeinen Gedanken ringend, „gegen ein gutes Stück Geld verträgt er ſich mit mir.“

„Vielleicht thut er das,“ antwortete Hans, „vielleicht auch nicht; ich widerrathe, daß ihr euer Schickſal in die Fauſt des wüſten Geſellen legt.“

„Hauptmann,“ rief Georg, die Hand des Landsknechts ergreifend, „mein Roß ſtutzt und bäumt vor dem Graben, laßt mich kurze Zeit unter freiem Himmel allein, dann will ich euch Beſcheid ſagen.“ Der Landsknecht nickte und trat zurück. Georg ſchritt im Hofe auf und ab, endlich ſetzte er ſich auf einen Stein unweit der Kammer, in welcher Anna verſchloſſen war. Es war ſtill um ihn, am Abendhimmel trieben dunkle Wolken ſchnell dahin, darüber hellere in röthlichem Glanz; die Knechte ſtanden mit untergeſchlagenen Armen vor dem Thore, nur die Kinder des Hauſens hockten nahebei auf den Balken, ſie beobachteten den Gefangenen in Erinnerung an die gemeinſame Kunſtleiſtung wie ein Flug Saatkrähen den Ackersmann. Jetzt benutzten ſie die Stille, um zu ſeiner Unterhaltung das Lied: „O Schiffsmann“ anzuheben, und ſie ſangen von der Jungfrau, welche aus dem Schiff in die Tiefe verſenkt werden ſoll und der Reihe nach ihre Lieben zu Hilfe ruft, der Bruder kommt nicht, der Vater kommt nicht, aber der Geliebte hört und löſt ſie aus der Todesnoth. Und als die Kinder ſchrien: „O Liebſte mein, Leib und Seel' verkaufe ich, dein junges Leben rette ich, ich will dich nicht verlaſſen,“ da ſprang Georg auf und den Arm hebend, rief er: „Ich höre die Mahnung meiner Kanterei und ſie hat das Richtige getroffen.“ Und während die Bande noch über dem Liede ſang, trat er zu dem Hauptmann und begann fröhlich: „Ich will euer Fähnrich werden, und ich will mich eurer Bruderſchaft geloben für Leben und Tod, wenn ihr mir die Rechte abtretet, die euer Hauſe an die Jungfrau als eure Gefangene beanſprucht. Ihr mögt ſie ſchatzen und das Löſegeld von mir nehmen, aber ſie wird, ſo weit ihr ein Recht an ihr habt, mein eigen, von der Stunde, wo ich mich euch angelobe.“

„Sie ſoll euer werden,“ antwortete der Landsknecht die Worte erwägend, „ſoweit der Hauſe ein Recht an ſie hat.“ Und Georgs Hand ſchüttelnd, rief er: „nichts Beſſeres konnte dem Fähnlein geſchehen. Laß den Trommler anſchlagen, Wuz, und die Alten zum Rathe laden, denn ein wackerer Fähnrich iſt gefunden.“

Unterdeß ſaß Anna zwiſchen den Heubündeln ihrer Kammer, nach ſchlafloſer Nacht und einem Tage unſäglicher Angſt waren ihre Kräfte erſchöpft, ihr Haupt auf ein Bund herabgeglitten und das Bewußtſein ihres Elends auf kurze Zeit geſchwunden.

Im Schlummer kam ihr vor, als ob Georg mit der Laute vor ihr ſtehe, und ſie lachte ihn freundlich an. Da unterbrach Trommelſchlag den friedlichen Traum, die Thür öffnete ſich und die Frau des Hauptmanns trat ein, Anna fuhr in die Höhe. „Ihr habt nicht nöthig, zu erſchrecken, Jungfer,“ begann die Alte freundlicher, als bisher, „euer Schickſal wendet ſich zum Beſſern; das Fähnlein iſt dabei, ſich einen neuen Fähnrich zu wählen; hat er ſich erſt der Fahne gelobt, ſo will er die Sorge für euch übernehmen, und von morgen gehört ihr ihm an. Entſetzt euch nicht, Jungfer, der neue Herr iſt euer guter Freund, der Junker, welcher mit euch gefangen wurde.“

Da ſtieß Anna einen gellenden Schrei aus, warf ſich auf die Knie und verhüllte das Haupt, und die Alte, welche ſich über ſie beugte, vermochte ihr keine Rede abzugewinnen.

Am nächſten Tage wurde das ganze Fähnlein aus der Stadt und den nächſten Dörfern zuſammengeboten, und lange mit den einzelnen Haufen verhandelt. Endlich am Nachmittag war durch den Einfluß der Führer und Doppelſöldner die Einigkeit gewonnen, Georg trat in den Ring und legte das Gelöbniß ab, die Fahne wurde ihm angebunden, wie Brauch war, daß er ſie in der Rechten trage und nach Verluſt der Rechten in der Linken, daß er ſie im Lager bewahre bei Tag und Nacht gleich einer Braut und beim Kampf ſein Leben für ſie laſſe. Und als Georg die Fahne in der Luft ſchwenkte, ſo ſicher wie ein alter Kriegsmann, freuten ſich die Knechte. Er hatte bisher nicht gedacht, daß das Spiel des Artushofes bitterer Ernſt ſeines Lebens werden ſollte. War ſeine Wange auch fahler als ſonſt, er trug ſein Haupt aufrecht und das Herz wurde ihm nicht ſchwer. Als Alles nach Gebühr vollendet war und er die Knechte mit einer Anſprache begrüßt hatte, die dem Haufen wohl gefiel, löſte der Hauptmann den Kreis und Georg begann: „Ich habe unſern Vertrag erfüllt, jetzt thut ihr mir desgleichen und führt mich zu der Jungfrau.“ Der Hauptmann nickte. Aber in demſelben Augenblick rief die Wache vom Thor, daß ein Reiter herantrabe, und das Geſicht des tapfern Hans verzog ſich in Unruhe und Verlegenheit. „Der Pfleger hat's eilig," brummte er. „Gedenkt, Fähnrich, was ich euch verheißen habe; das Anrecht, welches das Fähnlein an der Gefangenen behaupten kann, will ich euch übergeben, mehr nicht; vielleicht iſt noch ein Anderer, der ein Recht auf die Jungfrau für ſich fordert." Da faßte die Hand des Jünglings wie eine Eiſenklammer in ſeinen Arm, daß er zuckte, und dem heranreitenden Henner rief Georg entgegen: „Kommt ihr, die Jungfrau nach dem Ordenshauſe zu holen, ſo ſteigt vorher ab und zieht eure Waffe, denn ich weigere euch das Weib."

Aber Henner blieb ſitzen und ſah verwundert auf ſeinen Gegner, der die Fahne im Arm hielt und nicht als Gefangener, ſondern in Waffen vor ihm ſtand. „Die Peſt auf alle Weibernarren," fluchte er; „meinetwegen behaltet euer Liebchen, bis ihr und ſie mit Urenkeln geſegnet ſeid. Ihr habt heut nicht nöthig mich anzuſchnarren, auch ich will euch nicht auslachen, wie ich wohl könnte, daß ihr ein Fähnrich dieſer Klotzköpfe geworden ſeid; denn ich habe in meinen Tagen ſelber erfahren, wozu Noth und Elend verleiten. Ich kam nur im Vorüberreiten herauf, um euch zu winken, daß ihr euch mit der Jungfer fortmacht, was es den reichen Vater auch koſte. Denn ihr ſeid hier nicht gut daran, aber in dem Hauſe, aus dem ich komme, wäret ihr oder eine Andere, an der euch liegt, völlig verloren. Doch ich ſehe, ihr habt euch feſtgehakt und dem Teufel ein Recht über euch gegeben," und ſich vom Roſſe niederbeugend, ſagte er leiſer: „die Jungfer wird dem Fähnlein abgefordert werden und die Knechte werden ſie euch zu Liebe ſchwerlich verweigern."

„Ich aber," rief Georg.

„Bah, wie vermögt ihr das, ſie iſt ja nicht euer Eheweib. Und ich ſage euch, die Ordensdiener wären bereits hier, wenn der Pfleger nicht in ein Hinderniß gefallen wäre. Er gerieth geſtern beim Trunke mit einem Adligen in Streit, vielleicht war es euretwegen und wegen des blaſſen Magiſterkindes. Das Eiſen fuhr zu ſchnell aus der Scheide und er liegt jetzt mit einem Ritz im Leibe, der Andere aber hat ſein Pferd geſattelt und iſt dem Hauſe entwichen, ſich irgendwo anders Unterſchlupf zu ſuchen. Benutzt die Friſt, die euch durch den Schnitt geworden iſt, denn ich denke, allzuviel Zeit wird euch nicht bleiben."

„Der Andere wart ihr, Henner," ſagte Georg und ſtreckte die Hand nach ihm aus. Henner ergriff ſie: „Der Krug iſt bezahlt, die zerſchlagene Armbruſt habe ich bei euch gut." Er wandte ſein Pferd um wegzureiten. „Verweilt noch, Henner," rief ihm Georg zu. „Ich gedenke euch als meinen Zeugen zu laden, wenn ich mir ein Eheweib gewinne."

„Ich bin ein ſchlechter Hochzeitsgaſt," verſetzte Henner, „und ich will heut nicht mit den Knechten beim Trinkkrug niederſitzen, nachdem ich mich geſtern mit den Herren gerauſt habe. Fahrt wohl, ihr ſtolze Diſtel von Thorn," rief er lachend, „Niemand weiß, was auf Erden noch aus ihm werden kann." Er grüßte mit der Hand und ſprengte aus dem Thor.

Georg trat zu dem Hauptmann. „Wird der Hauſe das Eheweib ſeines Fähnrichs gegen die Begier eines Fremden ſchützen?"

„Wenn ihr ein Eheweib gewinnt in eurem Amte, ſo gehört das Weib zur Bruderſchaft und die Knechte müſſen es ſchützen. Wollt ihr mit der Jungfrau in den Ring treten, ſo ſteht das bei euch, wir werden uns nicht verſagen. Und darf ich euch rathen, ſo thut zur Stelle, was euch am Herzen liegt."

„Oeffnet mir die Kammer der Jungfrau," forderte Georg.

Er trat ſchnell ein, in dem dämmerigen Raum ſah er eine helle Geſtalt, welche ſcheu zurückwich und den Arm ihm abwehrend entgegenhielt, er ſah das verſtörte Geſicht der Geliebten und zwei Augen, welche ihn angſtvoll anſtarrten. Da hemmte ſich ſein Schritt und er begann traurig: „Liebe Jungfer Anna, laßt euch gefallen was geſchehen iſt, bei ſchlechtem Wetter iſt jedes Obdach eine Hilfe.“

„Armer Georg,“ klagte ſie, „Seele und Seligkeit habt ihr in Gefahr geſetzt.“

„Nicht alſo, liebe Jungfer, Seele und Leben hoffe ich zu bewahren, wenn ihr mich nicht verlaßt, und ich komme euch anzuflehen, daß ihr bei mir aushaltet.“ Er faßte ihre Hand, ſie zuckte bei der Berührung, aber im nächſten Augenblick warf ſie ſich an ſeine Bruſt und weinte. Als ſie ſich aufrichtete, ſah ſie ihn zärtlich an wie eine Mutter ihr Kind und ſtrich ihm mit der Hand über Haar und Stirn: „Armer wilder Knabe, was habt ihr gewagt, warum habt ihr euch dazu gedrängt, das Opfer zu ſein?“

„Nicht ich, Anna, das Größte müßt ihr ſelbſt wagen, denn ihr könnt euch nur retten, wenn ihr euch mir vermählt.“

Sie löſte ſich von ihm und wieder ſah er den ſcheuen Blick „Der Ordenspfleger wird Boten ſenden, um euch auf ſein Schloß zu holen.“

„Habt ihr kein Meſſer, das ihr mir geben könnt?“ rief ſie mit rauher Stimme.

„Ich ſelbſt und die draußen vermögen euch zu ſchützen, wenn ihr nach dem Brauch des Fähnleins mit mir in den Ring tretet und euch mir zur Ehe angelobt.“

Sie ſah ihn lange unſicher an, wie Jemand, der den Andern nicht verſteht, bis ſie heftig ausrief: „Wo iſt der Brautkranz? kommt!“ Aber ſie wankte, und er hielt ſie in ſeinen Armen feſt.

Im Hofe klang wieder die Trommel und die Knechte traten zuſammen, der Ring öffnete ſich, als Georg das zitternde Weib in ſeinen Armen herausführte. Georg legte die Jungfrau ſeinem Geſellen Wuz an die Schulter, ergriff die Fahne und trat mit ſeinem Zeugen gegenüber, der Hauptmann ſtand in der Mitte, that die Fragen und fügte die Hände zuſammen. Wieder ſchlug die Trommel mit dumpfem Ton, Georg reichte die Fahne dem Hauptmann und dieſer ſchwenkte das Fahnentuch über den Vermählten, damit die Ehe ehrlich werde und in den Schutz der Bruderſchaft aufgenommen.

Georg rief: „ſeid bedankt, Hauptmann und gute Geſellen.“ Er raunte der Bewußtloſen zu: „mein Weib“, hob ſie mit ſtarkem Arme und trug ſie in den Thurm. Hier ſetzte er ſich mit ſeiner ſüßen Laſt auf die Bank, bedeckte ihr bleiches Angeſicht mit heißen Küſſen und vermochte nichts Anderes zu ſprechen als: „mein liebes Weib.“ Sie hing hilflos in ſeinen Armen und widerſtrebte nicht, wenn er ſie küßte. Aber als er ſie mit ſtrahlenden Augen zu ſich emporhob, glitt ſie an ſeiner Seite nieder auf den Boden und lag, die gerungenen Hände flehend ausgeſtreckt: „Um meinetwillen ſeid ihr aus der Heimat geworfen, um meinetwillen in Noth und Elend gerathen, um mich zu retten, habt ihr euer Leben den furchtbaren Leuten angelobt; hier liege ich vor euch, Leib und Seele ſind euch verfallen, ihr mögt mit mir machen, was euch gefällt.“

Er fuhr erſchrocken zurück vor dem jammervollen Blick und hob ihr leiſe das Haupt: „Anna, ich hoffte, daß ihr mich lieb hättet.“ Sie ſeufzte faſt unhörbar: „wollt ihr mich nicht ganz zerbrechen, ſo ſchont mich.“

Da wandte er ſein Antlitz ab, um den Schmerz darüber zu verbergen, daß ſein Weib ſich ihm verſagte, aber er vermochte nicht die Herrſchaft über ſich zu behaupten, der Sturm in ſeinem Innern hob ihm die Bruſt und er ſtöhnte laut. Sie lag regungslos vor ihm auf der Erde und heiße Tropfen fielen aus ſeinen Augen auf ſie. So blieben ſie lange.

Georg ermannte ſich zuerſt. Er berührte ihr leiſe den Arm: „erhebt euch, liebe Jungfer Anna, ich kann ſolchen Schmerz nicht anſehen. Dort über uns im Oberſtock iſt euer Gemach, ward es auch nur nothdürftig hergerichtet, es iſt ſicher. Zieht ihr die Leiter hinauf, ſo vermag Niemand zu euch zu dringen. Geſtattet mir, daß ich mit der Fahne hier unten hauſe, ich will euch ein treuer Wächter ſein.“

Sie erhob ſich ohne ſeine Hilſe und wankte nach der Leiter, dort hielt ſie ſich feſt, er aber ſtand abgewandt und ſtarrte durch das Gitterfenſter auf den grauen Wolkenhimmel; als er ſich umwandte, war ſie verſchwunden. Da ergriff er ſeinen Hut und ſtürzte aus dem Thurme.

Draußen empfing ihn der lärmende Zuruf ſeiner neuen Genoſſen, er ſagte ihnen, daß ſein Weib erkrankt ſei, vernahm mit halbem Ohr ihre rauhen Scherze und ließ ſich durch ſie fortziehen zu dem Gelage, das der Hauptmann dem neuen Fähnrich zu Ehren für die Würdenträger des Hauſens veranſtaltet hatte. Erſt in ſpäter Nacht kehrte er zum Thurm zurück, ſchwankend betrat er das Gemach, ſtieß hart gegen die Wand und ſank mit einem unterdrückten Fluch auf ſein Lager. Dort verlor er in bleiernem Schlaf die Empfindung ſeines Unglücks.

Es war ſtill im Thurme und man vernahm nur die ſchweren Athemzüge des Schlafenden; da fiel ein Lichtſtrahl aus der Luke hernieder. Mit der Leuchte ſtieg ein angſtvolles Weib herab, ſie ſetzte ſich an das Lager, rückte dem Schlafenden ſorglich das Haupt zurecht und breitete eine warme Decke über ihn; lange ſaß ſie auf dem Boden, lautlos, mit geſenktem Haupte.

Das war für die armen Kinder der Tag ihrer Vermählung.

8.

Die Ehe in der Wildniß.

Georg erwachte ſpät am Morgen, fühlte nach ſeinem heißen Haupt und ſah ſich verwundert in dem kahlen Raume um. Neben ſeinem Lager ſaß Ajax und wedelte. „Mir iſt ſo als wäre ich verheiratet und ſeit geſtern eine Ehemann,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. Vor ihm ſtand Waſſerkrug und Becken und dabei lag ſorgfältig ausgebreitet ein Anzug aus ſeinem Reiſebündel, den er bereits als verloren bedauert hatte. Er ſprang auf und benützte die Gelegenheit, ſich in beſſeren Stand zu ſetzen. Als er umſchaute, ſtand die Leiter zum Oberſtock angelehnt; oben war Alles ſtill, er wagte nicht hinaufzuſteigen, aber er rief: „Jungfer Anna,“ doch kam keine Antwort.

Da klopfte es an der Außenthür und auf ſein Herein trat Anna in den Thurm, einen rauchenden Topf und ein Schälchen in der Hand. „Guten Morgen, Junker,“ grüßte ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „ich bringe die Morgenſuppe.“ — „Ei!“ rief der erſtaunte Georg. Sie rückte einen wankenden Tiſch heran, ſetzte den Schemel, goß aus dem Topf in die Schale und kühlte den Trank mit dem Löffel.

Georg ſaß vor dem Frühſtück. „Vor Allem ſagt mir, wer bin ich und wer ſeid ihr?“ Da ließ ſie den Löffel fallen, ein trauriges Lächeln glitt über ihr Geſicht. „Ihr ſeid mein Herr,“ ſprach ſie leiſe. Aber als er ihre Hand ergriff, indem er die Frage wiederholte: „wer ſeid ihr?“ da entzog ſie ihm die Hand und antwortete niederblickend: „ich bin eure Jungfer Anna.“

„Hm,“ ſummte er und trank aus der Schale.

Anna ergriff das Wamms, welches Georg abgelegt hatte, ſetzte ſich ihm gegenüber auf die Bank und holte Nadel und Zwirn aus der Taſche. „Dies Loch hat die Hellebarde des Hauptmanns geriſſen, auf dem Wege hierher grauſte mir, wenn ich es anſah und dachte, wie wenig gefehlt hat, daß er euch am Leben traf.“ Sie legte das Gewand in den Schoß und ſah vor ſich hin, aber ſie faßte es ſogleich wieder und nähte über dem Ritz. Georg ſah ihr ſchweigend zu.

„Wißt, lieber Junker,“ begann ſie, „das Nöthigſte iſt ein eigener Herd, auf dem ich für uns koche. Am Thurme läuft ein Schlot hinauf, es wäre geringe Mühe, hier oder oben einen Herd oder gar einen Ofen zu ſetzen; vielleicht iſt ein Töpfer in der Stadt zu finden. Ich habe ein wenig Geld gerettet, das in mein Kleid genäht war, iſt's euch recht, ſo ſehen wir flugs, daß wir zu dem Herde kommen. Die Hauptmännin ſagt, was wir an Eſſen gebrauchen, muß euch das Fähnlein liefern. Du lieber Himmel, es wird wohl dürftig ſein, aber ich will's euch ſchon zurichten.“

„Um das Geld ſorgen wir nicht,“ antwortete Georg, „auch mich haben ſie nicht ganz ausgeplündert, und wenn ich in die Stadt hinunter gehe, ſuche ich die Arbeiter.“

„Wenn ihr geht und es euch nicht uneben iſt,“ bat Anna, „ſo nehmt mich mit, damit das Geſindlein ſieht, daß ich zu euch gehöre; ſie werden dann eher Scheu haben, wenn ich einmal allein unter ſie treten muß.“

„Es iſt alſo euer Wille, zu mir zu gehören?“ frug Georg. „Und wofür ſollen die Leute euch halten?“

„Nun, da ihr hier Fähnrich geworden ſeid, bin ich doch die Frau Fähnrichin,“ erwiederte Anna und ſtach heftig in das Wamms.

„Das iſt richtig,“ ſagte er.

„Iſt der Herd das Erſte,“ fuhr Anna fort, um ihn von ſeinen Gedanken abzuziehen, „ſo iſt eine Mauſefalle das Nächſte.

Die Hauptmännin ſagt, daß die Buben vom Troß darin großes Geſchick haben. Die Falle aber iſt dringend, denn das Mäuſevolk rennt hier unverſchämt, wahrſcheinlich, weil es nichts zu knuspern vorfindet, wobei es ſtill ſitzen könnte. Heut Nacht habe ich mich entſetzt, als ich ſah, daß eine ganz frech über euch weg lief.“

Georg ſprang auf: „Jungfer Anna, ich weiß Jemand, der zur Nacht an meinem Lager war und der mir auch die warme Decke übergelegt hat.“

Anna ließ erſchrocken das Wamms auf die Erde fallen. Aber im nächſten Augenblick lag ſie an ſeinem Halſe und klagte mit bebender Stimme: „armer wilder Georg.“

„Anna, mein geliebtes Weib,“ rief er ſie umſchlingend. Sie weinte ſtill an ſeinem Herzen, er hielt ſie feſt und wollte ſie küſſen, doch wie geſtern glitt ſie an ihm nieder und ſah mit gefalteten Händen zu ihm auf. „Ihr ſeid mein und ich bin euer,“ ſprach ſie leiſe, „aber übt Nachſicht gegen mich; mir graut vor der Zuchtloſigkeit, die mich in eure Arme geworfen hat; wenn ich ſehe, wie die es hier treiben, die zuſammen gehören, ſo erſcheint mir Alles wie Sünde und Frevel; und wenn ihr mich mit feurigen Augen küßt, ſo fühle ich bittere Angſt über unſer Elend. Duldet mich, Herzensjunker, wie ich bin, ich will euch dienen und für euch ſorgen bei Tag und Nacht.“

Georg hob die Kniende zu ſich herauf. „Und was ſoll zuletzt aus uns beiden werden, Anna?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie tonlos und in ihrem Blick fand er wieder die Angſt, die ihn geſtern erſchreckt hatte. Er ließ ſie los und ſetzte ſich auf den Schemel. „Das wird eine Ehe wie im Himmel,“ ſagte er gutherzig und trommelte auf dem Tiſche.

Anna ſtand abgewandt und zog an den Falten ihres Kleides. Nach einer Weile kauerte ſie hinter ihm an dem Schemel nieder und er vernahm ihr Flüſtern an ſeinem Ohr. „Gedenkt an den Garten. Dort ſtand ich und ſah täglich, wie die Roſe wuchs. Mit der Zeit wurde ſie größer, und als die rothen Blätter aus der Hülle brachen, da kamt ihr zu mir. Und jetzt —" Sie ſchob ihm mit der Hand die Locke vom Ohr, doch ſie ſchämte ſich zu ſprechen, was ſie meinte, und barg ihr Antlitz am Schemel. Er aber gewann neues Leben aus ihren Worten und fuhr fröhlich fort: „Und jetzt, Jungfer Anna, da ihr meint, daß die Roſe wieder aufblühen wird, will ich euch als ein wackerer Knabe auch ſagen, was ich denke," und er ſang: „Da das Röslein blühte zum erſten Male, kam ich zu ihr; wenn es wieder blüht zum andern Male, kommt ſie zu mir." Anna ſaß noch hinter dem Schemel und barg ihre Wange an der Lehne, er aber hielt ihr ſeine Rechte hin: „traut mir, liebe Jungfer Anna, hier gelobe ich, ich will euren Sinn ehren." Da ergriff ſie die Hand ihres Herrn und küßte ſie. Darauf ſetzte ſie ſich ſtill auf die Bank und faßte die Nähterei auf's Neue an. „Darf ich noch ein drittes ſagen, Herr?" frug ſie nach einer Weile.

„Ja," rief Georg. „Jetzt höre ich euch vergnügt zu, denn jetzt weiß man doch, wie man daran iſt. Alſo was hat die Frau Fähnrichin zu wünſchen?"

„Du liebes Leben, zu wünſchen wäre viel. Aber das dritte, was gleich nach dem Herde kommen ſollte, iſt dieſes: ihr müßt unſere Brautzeugen zu einer kleinen Gaſterei oder Collation auffordern. Vor allen Anderen jedoch die Frau Hauptmännin. Das muß ſein, damit die Ehe beſtätigt und ihnen lieb werde."

„Ihr habt Recht," ſagte Georg, „aber worauf einladen? Küche und Keller ſind nicht vorhanden, und wären ſie zur Hand, ſo würden ſie leer ſein."

„Sagt ihnen nur in eurer luſtigen Weiſe, daß ihr ſie einladen wollt, und daß ihr auch etwas daran zu wenden habt, ſo werden ſie euch ſchon allerlei Gutes nachweiſen; denn bei ſolcher Gelegenheit werden die Leute erfinderiſch."

Als Georg dem Hauptmann den Morgengruß bot, rief ihm dieſer entgegen: „Der Forderung des Ordenspflegers bin ich zuvorgekommen, ich habe in der Frühe zwei von den Alten als Botſchaft zu ihm geſandt, damit er wiſſe, daß unſer Fähnlein euch aufgenommen hat und daß die Jungfrau unter der Fahne euer Eheweib geworden ſei.“

„Wie wird der Arge das ertragen?“ frug der Fähnrich finſter.

„Er wird gute Miene machen und ſeinen Grimm ſtill bewahren,“ antwortete der Hauptmann; „denn eure Rede über den Hochmeiſter hat das Junkervolk in Verwirrung gebracht, und ich denke, ſie brauchen uns nöthiger als wir ſie.“

In dieſer Weiſe wurden die jungen Gatten wenigſtens für die nächſte Zeit einer Gefahr enthoben.

Auch der kluge Rath, welchen Anna ertheilt hatte, erwies ſich als heilſam. Der Hauptmann und ſeine Frau ließen ſich nicht nehmen, die neuen Würdenträger bei ihrem erſten Beſuche in der Stadt zu geleiten, und dieſe Einführung war nicht unnütz, denn die Neulinge wurden mit großen Augen betrachtet; und wenn Anna auch bemerkte, daß Georg den Männern und Weibern ganz wohl gefiel, und in ſeiner ſorgloſen Keckheit überall gut Beſcheid zu geben wußte, ſo war das doch bei ihr ſelbſt weniger der Fall; ihr zog ſich das Herz zuſammen vor der Rohheit und Unſitte, welche ſich ſo breiſt auf den Straßen darbot, und ſie vernahm zuweilen hinter ſich freche Nachrede von wüſten Geſellen und Dirnen. Zu beſonderem Kummer gereichte ihr, als ſie ein Kleid aus ihrem eigenen Reiſebündel auf fremdem Leibe über die Gaſſe laufen ſah, und ſie fühlte ſich bitterlich gedemüthigt, wenn die Hauptmännin aufforderte, vor der Dirne eines einflußreichen Doppelſöldners ſtehen zu bleiben und mit dieſer freundlichen Gruß zu tauſchen. „Die armen Dinger ſind nicht wie wir,“ erklärte die gebietende Frau, „aber ſie haben ein mühſames Leben, und manche von ihnen hätte ein beſſeres Schickſal verdient.“ Dennoch ſchaffte der Gang den erſehnten Herd; denn in einem

Winkel der Stadt fand ſich im leeren Hauſe zwiſchen einem großen Hauf Scherben ein alter Töpfer, deſſen Lebensmuth zerbrochen war wie ſeine Waare. Als dieſer ſpäter mit Anna im Thurm eine vertrauliche Unterredung gehabt hatte, erklärte er ſich zu jeder Leiſtung bereit, und es machte ſich, daß er an einem dunkeln Abend ſogar das nöthigſte Kochgeſchirr aus der Tiefe ſeines Scherbenhaufens auf den neuen Herd lieferte. Auch der Kriegszug gegen die Mäuſe wurde durch einige braune fingergewandte Buben auf der Stelle mit gutem Erfolge eröffnet. Vollends die Einladung zu einer Collation fand bei allen Würdenträgern des Fähnleins günſtige Aufnahme. Wuz, der Locumtenens, ſchenkte als Angebinde in die junge Wirthſchaft Tiſche und Stühle, die er, wie ſich ſpäter ergab, einer Kammer des Rathhauſes entführte, und der Hauptmann erbot ſich, ein Fäßlein guten Weines gegen gutes Geld zu beſchaffen. Anna hegte den Verdacht, daß er es einem Winkel des Schloßkellers enthob, in welchem der Schatz vor den Luchsaugen der Knechte verborgen lag. Auch die Hauptmännin verſprach der jungen Frau jede Hilfe in der Küche; und als Anna ſich eines Nachmittags aus der Schloßpforte ins Freie wagte, ſah ſie Buben der Bande mt einem Korb Hühner vom Lande her dem Schloſſe zuziehen, und als ſie die Knaben ausfrug, ergab ſich, daß dieſe auf Befehl einen Beutezug in den Dörfern der Umgegend unternommen hatten. Da gerieth für einige Stunden das ganze Feſt in Gefahr zu ſcheitern, denn Anna kränkte ſich ſo tief über den unredlichen Erwerb der Mahlzeit, daß Georg ins Mittel treten und die wohlgemeinte Gabe ablehnen mußte, weil jedes Hochzeitsmahl Unglück verheiße, wenn es nicht um Geld erworben ſei. Trotz dieſer Störung verlief die Collation beſſer als Anna gehofft hatte, die Hauptmännin erſchien in einem prächtigen Gewande mit Federn auf dem Hute, und die Landsknechte ſaßen, ihrer Würde froh, mit ſteifer Förmlichkeit am Tiſche, bis der Wein ihnen die Zungen löſte. Aber obwohl ſie weniger laut wurden als ſonſt und Flüche und rohe

Reden nach Möglichkeit vermieden, weil ſie ſich durch die vornehme Haltung der beiden Wirthe beengt fühlten, ſo waren ſie doch eben darum ſehr erbaut von den neuen Bekannten, und Wuz, ein alter Knabe, der in Stürmen und Streiten faſt ein halbes Jahrhundert ausgehalten hatte, wollte beim Abſchiede Anna's Hand gar nicht loslaſſen und verſicherte einmal über das Andere, daß ſie Niemandem ähnlicher ſehe als ſeiner Mutter. Der Hauptmann aber, ſtolz auf ſeine neuen Zugehörigen, erbot ſich gegen Anna, Erkundigungen nach ihrem Vater einzuziehen, weil er am nächſten Tage das Lager des polniſchen Haufens beſuchen mußte, um mit Hauptmann Heinzelmann Streitigkeiten auszugleichen wegen der Grenzen, in denen das Fähnlein beuten durfte. Und als Anna ihn bat, ein Brieflein an ihren Vater mitzunehmen und ſich wegen des Löſegeldes zu erkundigen, verſprach er auch dies.

Am andern Tage legte Georg, der das Heiligthum des Haufens, die Fahne, nicht auf längere Zeit verlaſſen durfte, dem Hauptmann zwei Briefe an das Herz. Der eine war an Herzog Albrecht, worin er den Herrn um Schutz bat, auch einige vorſichtige Andeutungen über die abenteuerliche Lage des Fähnleins beifügte; der zweite aber war an ſeinen Vater. In dieſem berichtete er ſein Schickſal und wie er dazu gekommen ſei, Anna zu ſeiner Frau zu machen, er entſchuldigte den ſchnellen Entſchluß, flehte um den Segen für die Ehe und daß der Vater von ihm in ſeiner bedrängten Lage nicht die Hand abziehen möge. Er bat den Landsknecht beim Abſchiede dringend, die Briefe in der Stadt, welche die Polen beſetzt hielten, an einen Kaufmann abzugeben, den er von der Handlung her als zuverläſſigen Mann kannte. Der Hauptmann betrachtete die Briefe mit ſchlauer Miene, indem er das Beſte verſprach, und Georg ſah dem Abreitenden vom Thore noch lange traurig nach. Denn erſt jetzt, wo er ſeine Lage dem Vater berichten mußte, fiel ihm die Noth in der Fremde ſchwer auf das Herz, und er wurde ſehr unſicher, wie ſein Vater die unwillkommene

Kunde aufnehmen werde. Dieſe Sorge hätte er ſich erſparen können; denn als Hans eine Wegſtrecke geritten war, nahm er die drei Briefe der Fähnrichfamilie hervor und beſah ſie, da er des Leſens unkundig war, argwöhniſch auf's Neue von der Außenſeite. Endlich beſchloß er, ſo redlich zu ſein als irgend möglich, und wenigſtens der Frau ſeinen ritterlichen Dienſt nicht zu verſagen. Die Briefe des Fähnrichs aber behielt er in der Hand, bis er in einem alten, einſamen Birnbaum hoch über dem Boden ein Loch entdeckte. Dort verbarg er ſie, weil ihm unſchicklich ſchien, die mühſame Arbeit eines guten Geſellen zu vernichten und weil er doch von Beſorgung der Briefe Unheil für ſich und das Fähnlein erwartete. Denn ſeine Hauptmannſchaft und der gegenwärtige Zuſtand waren ihm gerade recht, und er fürchtete durch das Papier die Fahne und den Fähnrich, auf den er bereits große Stücke hielt, in irgend einer Weiſe zu verlieren.

In dem wilden Baume verfielen die Briefe, welche das Schickſal Georgs und Anna's zum Beſſern wenden ſollten, dem kleinen Troß der braunen Haide; die Spinnen und Käfer krochen neugierig hinein, die Fledermaus nagte daran und zuletzt kam das Eichhorn und benutzte ſie bei ſeinem Wochenbett.

Als Hans zurückkehrte, begrüßte er im Thurme die Frau Fähnrich, welche am Herde kochte; er ſetzte ſich nieder und ſah ſie mit ſeinem ſchlauſten Blick an, während ſie mit gefalteten Händen und unſäglicher Angſt vor ihm ſtand. „Könnt ihr mir etwas Gutes erweiſen, ſo thut es," begann er, auf den Topf zeigend, „denn auch ich bringe gute Nachricht: Ein kleiner alter Herr mit ſcharfen Augen und heller Stimme, iſt er das?"

„Mein Vater," rief Anna.

„Seinem Zeichen nach ein Koch mit einer langen Fleiſcherſchürze, welcher arme Ritter buk," fuhr Hans prüfend fort.

„Das iſt der Vater nicht," ſeufzte Anna.

„Mit ſeinem Namen heißt er Magiſter Fabricius," ſchloß Hans ſiegreich.

Die Tochter umklammerte mit beiden Händen die große Fauſt des Landsknechts. „Aber der Vater in der Küche,“ klagte ſie.

„Er iſt Koch, weil er zu den Waffen nicht tauglich iſt, was konnte ihm Beſſeres begegnen? Ein kleiner behender Kerl, er iſt ganz munter in ſeiner Art und ſie behandeln ihn gut. Ihr ſagt ganz richtig, daß er ſchwach in der Küche iſt, aber dafür verſteht er zu leſen beſſer als ein Rathsſchreiber. Er iſt bei ihnen Koch, Schreiber und Leſer.“ Hans ſchüttelte den Kopf und lachte. „Ich habe dort neuen Brauch erlebt, der ſeither unter den freien Knechten unerhört war: die Alten ſitzen Abends bei Lichte im Haufen, er in der Mitte, und er lieſt vor ihnen, ſo daß ſie alle zuhören und zuweilen ſogar ihr Karnöffelſpiel vergeſſen. Auch mich haben ſie aufgefordert, anzuhören, und um euretwillen fügte ich mich in die Sitte und vernahm, wie euer Vater von einem Bettelmönche las, welcher für ſein Kloſter ſammeln wollte und zu einem Bauern kam. Der Bauer nahm ihn auch auf, gab ihm aber keine Eier und keinen Käſe, ſondern ſetzte ihm ſcharf zu mit ſubtilen Worten, indem er ihm die Nichtswürdigkeit ſeines Lebens und der ganzen Pfaffenwirthſchaft vorhielt, ſo daß der Kopf des Mönches dick und roth wurde. Was der Bauer nach den Reden eures Vaters über die Pfaffen zu klagen wußte, iſt gar nicht wieder zu ſagen. Aber es iſt Alles wahr und die Geſellen dort drüben hatten dieſelbe Meinung.“ Und leiſer fügte er hinzu: „Zuletzt fing euer Vater auch noch an, aus eigenem Kopfe zu reden und ermahnte meine Kameraden mit hohen Worten, daß ſie ſich allerlei Unzucht abgewöhnen möchten. Manche lachten, Andere hörten ihm zu, weil man merkte, daß er's ehrlich meinte. Ich denke, es wird nicht viel nützen, denn es ſind Teufelskrabben unter ihnen, welche die Andern anſtiften. Doch muß ich ſagen, euer Alter gefiel mir nicht übel, und ich frug die Knechte, welches Löſegeld ſie von ihm hofften. Aber ſie waren ganz eingebildet auf ſeine Leſerei und wollten ihn ungern miſſen. Nur ein Schreiben habe ich mitgebracht, das er mir heimlich bei meinem Abgang zuſteckte." Er zog ein zuſammengelegtes Papier heraus und legte ſeine Hand darauf. Anna faßte wieder flehend die Hand. „Haltet an, Weiblein," ſagte der Landsknecht, „ſo ſchnell geht das nicht, es könnte etwas darin ſtehen, was unſerer Bruderſchaft ſchädlich wäre. Denn wenn die drüben auch im Ganzen ſich gewiſſenhaft halten, es ſind doch Feinde, und ich weiß nicht, wie ich euch Macht über den Brief geben ſoll. Kommt herbei, Jörge, ich will eurem Schwur trauen, wenn ihr mit hineinſeht und mich verſichert, daß ſie jedes Wort ſo vorträgt, wie es geſchrieben ſteht."

„Wenn Anna das will," verſetzte Georg.

„Tretet heran," rief Anna haſtig und öffnete den Brief. „Liebe Tochter, meinen beſten Gruß zuvor. In der Hoffnung, daß Herr Hans Landsknecht dies Brieflein an dich abgeben wird, ſchreibe ich dir mit der nöthigen Vorſicht aus meinem Gefängniß in der Höhle der Cyclopen."

„Er meint die ſchwarze Küche," erklärte Hans.

„Liebes Kind, was du mir über dich und meinen lieben Sohn Regulus ſchreibſt, das erlöſt mich von der unabläſſigen Angſt, welche ich bei Tag und Nacht deinetwegen in mir herumgetragen habe. Freilich bereitet es auch Kummer von anderer Art, doch dieſer iſt erträglicher und geht zum größten Theil die Zukunft an. Geliebte Kinder, ich ſende euch beiden meinen väterlichen Segen aus gerührtem Herzen und ich hoffe, was etwa noch an der Form und Ordnung fehlt, wird ſich ſpäter nachholen laſſen, zumal wenn auch mein Sohn Georg bei ſeiner Freundſchaft das Nöthige thut. Dieſem vertraue ich gänzlich wegen deines künftigen Glückes. Liebes Kind, um mich ſollſt du dir keinerlei Kummer machen, denn Pan Stibor, der hieſige Kaſtellan, iſt nicht ganz ohne lateiniſche Zucht und ich darf auf ſeinen Schutz hoffen, ſowohl wegen ſeiner Wiſſenſchaft, als auch, weil er mich beim Leſen und Concipiren der lateiniſchen Briefe verwendet. Und obgleich die Polniſchen mir nicht zugeben wollen, daß ich widerrechtlich in Haft gehalten werde, weil ſie nämlich auf die deutſchen Städte und vorab auf die Thorner ſehr zornig ſind, ſo merke ich doch, daß ſie ſich heimlich meinetwegen in ihrem Gewiſſen bedrückt fühlen, und ich hoffe, ſie werden mich zuletzt noch freigeben oder doch wenigſtens gegen Gelöbniß der Wiederkehr entlaſſen, damit ich mich in Danzig nach einem mäßigen Löſegeld umthue. Auch tröſtet mich, daß die Leute hier von den Auguren keinerlei gute Meinung hegen. Liebe Tochter, lieber Sohn, ich bitte täglich den allmächtigen Gott, euch in ſeinem gnädigen Schutz zu bewahren und bin mit Anwünſchung eines beſſeren Schickſals für uns Alle meiner lieben Kinder getreuer Vater M. Fabricius.“

Anna hielt den Brief lange in der Hand. So harmlos und warmherzig fand ſich der Vater in die wilde Vermählung, er ahnte nicht, was ihr die Seele bedrückte! und ſie ſagte zärtlich: „ach, der liebe Vater, er behält auch im Unglück ſein gutes Vertrauen zu aller Welt.“ Georg aber rief fröhlich: „geprieſen ſei der Herr Vater, und bedankt für jedes Wort, das er im Guten von mir ſchrieb.“ Er wandte ſich zum Hauptmann, der unterdeß am Herde bei ſeiner Schüſſel beſchäftigt war. „Hat euch nicht mißfallen, Hauptmann, daß der Herr Magiſter dem fremden Haufen vorlas, ſo vermag die Fähnrichin ebenſogut vor euch zu leſen. Denn ich bewahre ein Büchlein, was noch beſſer iſt als jenes dort drüben.“ Er holte aus ſeinem Gewande den gefalteten Bogen, welcher dem Magiſter ſo leidvoll geworden war. Hans erkannte Sonne und Mond, Ochs und Eſel und ſagte erfreut: „Es iſt richtig, dies iſt ganz dieſelbe Art; aber wie getraut ſich die junge Frau damit fertig zu werden?“

„Sie iſt gelehrt wie ihr Vater,“ erklärte Georg mit unverhohlener Bewunderung, „und ſie vermag Alles noch viel ſchöner zu verkünden als er.“

„Steht das ſo mit ihr," rief Hans erſtaunt, „dann lade auch ich die Anſehnlichen des Haufens, welche um das Schloß hauſen, zu einem Faß Bier, und eure Frau ſoll vor dieſen ihre Kunſt erweiſen, wenn es ihr ſelbſt genehm iſt."

So machte ſich's, daß an einem der nächſten Tage Anna mit dem Büchlein in der Halle des Hauſes ſaß; aus dem hohen Fenſter fiel der Lichtſtrahl auf ihr Haupt und die bedruckten Blätter. Hinter ihr ſtand Georg mit der Fahne, um ſie herum ſaßen und kauerten Weiber des Haufens, weiter ab die wilden Geſtalten der Männer, viele ihre Trinkgläſer neben ſich. Vorn auf einem Seſſel, der ſonſt dem Bürgermeiſter gedient hatte, dehnte ſich Hans, ſein großes Schlachtſchwert zwiſchen den Beinen.

Bevor Anna begann, ſprach ſie zu Georg: „Sagt ihnen, Herr, was es iſt, das ſie hören wollen." Und Georg mußte erklären: „was die Jungfrau aus dem Buche leſen wird, iſt die Botſchaft von der Geburt des Herrn, wie ſie wahrhaft von ſeinen Schülern verzeichnet worden iſt. Sie iſt jetzt ganz neu in unſerer Sprache ans Licht gebracht, und ſoll eine Grundlage unſeres Glaubens ſein, darum iſt es gut, daß wir Alles vernehmen und wiſſen."

Und Anna begann mit ihrer wohltönenden Stimme, langſam und laut, ſie ſelbſt in ehrlicher Andacht, ſo daß mancher narbige Sünder, welcher ſie anſah, ſich der Frau unter der Fahne freute.

Sie las von der Geburt des Kindes, von den Weiſen aus dem Morgenlande und von dem argen König Herodes. Neugierig und mit vorgebeugten Hälſen hörten die verlorenen Kinder zum erſtenmal in verſtändlichen Worten, die ihnen wie ein Lied klangen, den Bericht, von dem ſie in der Kinderzeit eine undeutliche Kunde vernommen hatten. Als Anna nachdrücklich ausſprach, wie der Herr heißen ſollte, nahm Hans feierlich ſeinen Hut ab und ſeine Getreuen folgten dem Beiſpiel, und als ſie nach dem Beſuch der Weiſen einen Augenblick inne hielt, erhob ſich zu Aller Erſtaunen Wuz, der ſonſt ſchweigſam das Seine that, und rief begeiſtert: „Ja, Alles war ſo, wie es hier geleſen wird, denn, liebe Geſellen, ich ſelbſt war auch dabei als einer von den drei Königen. Ich war noch halbwüchſig und wir trugen an einer Stange den Stern, der ſich drehte, wenn man einen Faden zog; einer aber von den dreien muß ſchwarz geweſen ſein, denn ich war der Schwarze. Und auch das Uebrige, Ochs und Eſelein, iſt wahrhaft, denn es war viel davon die Rede, wie wir von Haus zu Haus zogen und Eier einſammelten.“

„Die wirklichen Könige aber hatten nicht genommen, ſondern gebracht,“ unterbrach Hans, um den Aufgeregten zu beſchwichtigen, „und ſie haben als Könige auch nicht Eier geboten, ſondern wie ſich gebührt, Gold und koſtbares Gewürz, womit man den Wein beſſert.“

Doch Wuz ließ ſich nicht abweiſen. „Alles Andere aber iſt ſo, wie es im Buche ſteht, und wie dieſe drei heiligen Könige aus der Geſellſchaft gingen, ſo grüßten ſie höflich und ſagten: wir wünſchen dem Herrn einen goldenen Tiſch, an jede Ecke einen gebratenen Fiſch. Das war damals, als meine Mutter noch lebte,“ und er ſetzte ſich ſchnell wieder hin. Als aber weiterhin König Herodes ſeine Rache übte und die unſchuldigen Kindlein umbringen ließ, ergriff die Unruhe auch die Weiber, ſie ſeufzten, einige hoben die Hände, und man vernahm den Ruf: was haben die armen Kinder verſchuldet, der Böſewicht! Und Hans ſpuckte verächtlich aus und rief mit mächtiger Stimme: „Dieſer König Herodes war zu ſeiner Zeit ein Miſtfink. Ich denke, bei ſolchem Morde hat ſich kein redlicher Landsknecht gebrauchen laſſen.“

Zuletzt erhob ſich Anna und ſprach ein kurzes Gebet, da ſtanden auch die Zuhörer auf, die Männer entblößten die Häupter wie in der Kirche, und Alle gingen vergnügt auseinander.

Dem Hauptmann aber war beſtimmt, daß er noch weiter für die Erbauung des Fähnleins ſorgen ſollte, auch wo er ſelbſt ganz andere Unterhaltung beabſichtigte. Wenige Tage nach der Vorleſung zog er mit einem Theil der Bande zu Pferde aus dem Schloſſe, ohne ſeinem Fähnrich vorher eine Mittheilung über den Zweck der Reiſe zu machen. Denn er dachte wohl an das Verſprechen, das er gegeben, die Fahne von Geſchäften zweifelhafter Art fern zu halten. Zu dieſen Unternehmungen gehörte der Ausguck an der Weichſel auf vorüberfahrende Kähne und der unregelmäßige Zoll, welcher von dieſen erhoben wurde. War auch ſeit dem Frieden größere Mäßigung nöthig geworden und ein Ausrauben der Ladungen nicht mehr rathſam, ſo hielt doch Hans ebenſogut wie die Polen darauf, einen kleinen Antheil als Steuer zu erheben, und er gedachte damit fortzufahren, bis die Klagen der Geſchädigten übermächtig würden. Diesmal fand er an dem Ladeplatz nur geringe Beute: ein Fahrzeug, welches mit Ballaſt ſtromauf fuhr, und in dem Kahn einen einzelnen Reiſenden, den das Unglück in der letzten Zeit hart verfolgt hatte. Es war der kleine Buchführer von Thorn.

Hannus, der ſich auf dem Deck ſorglos über ſeine Kiſte gebeugt hatte, hob erſchrocken das Haupt, ihn umgaben wilde Geſtalten mit gezückten Waffen und rothe Geſichter mit wüthenden Augen beugten ſich über ſeinen Kram. „Wer biſt du und was führſt du,“ rief der Hauptmann, ihn an der Bruſt packend.

„Ich bin Hannus, der Buchführer von Thorn.“

„Was birgt er in der Taſche?“ frug Hans Stehfeſt einen Genoſſen.

„Leer wie eine Kirche,“ verſetzte Wuz.

„Hebt den Kaſten auf und ſchüttet aus.“ Der Deckel krachte, die Bücher kollerten auf die Planken, der Landsknecht ſtörte mit ſeiner Hellebarde in dem Haufen, daß eine Anzahl Bücher in das Waſſer fiel. Hannus ſah die Holzbände aus der Fluth auftauchen und vermochte einen Schrei nicht zu unterdrücken: „die Adagia des Herrn Erasmus.“

Dem Landsknecht that der Schmerzensruf leid, darum entſchuldigte er ſich, indem er den kleinen Mann anherrſchte: „Unterſteh dich nicht zu winſeln. Danke den Heiligen — wenn es welche gibt, die um deinesgleichen ſorgen — daß wir dich nicht in das kalte Bad tauchen, worin deine Waare ſchwimmt, denn du haſt uns betrogen.“

Hannus erhob flehend die Hände.

„Wir haben Beſſeres von deinem Kaſten erwartet und du haſt uns in unnütze Mühe gebracht. Doch halt. Antworte mir, wenn du deine heile Haut liebſt, wahrhaft auf eine Frage.“ Er ſtampfte mit der Hellebarde vor ihm auf die Planke. „Führſt du unter deinen Büchern auch ſolche, in denen von Allerlei die Rede iſt, was ſie die neue Lehre der Wittenberger nennen, von Mönchen mit Eiern und von dem König Herodes und dergleichen?“

Hannus ſah furchtſam auf den wilden Mann, er wußte nicht, ob die Wahrheit ihm zum Heil oder Verderben ſein würde. „Wir führen Altes und Neues,“ ſagte er endlich demüthig.

„So zeige mir das Neue.“ Der Buchführer kauerte nieder und bot einige Büchlein dar.

„Narr,“ ſchalt der Landsknecht, „würde ich dich fragen, wenn ich's ſelbſt leſen wollte? Was iſt dieſes? Hier erkenne ich einen Mönch mit einem Katzenkopf und einen Bauer.“ Er wies es ſeinen Gefährten. „So ungefähr ſah das aus, was die drüben in der Küche bewahrten. Und lieſt denen dort der Magiſter Fabricius, ſo ſoll uns dieſes ſeine Tochter leſen.“

Hannus horchte hoch auf, aber er fürchtete ſich zu fragen und in der Zerſtreuung nahm er ein größeres und hielt es dem Hauptmann hin.

„Dies iſt dicker und größer als das, welches die drüben haben,“ entſchied der Landsknecht zufrieden. „Um dies Buch pfände ich dich, deine andere Waare magſt du behalten.“ Er wandte ſich zum Abgange.

Hannus faßte ein Herz und rief dem Landsknecht nach: „Nehmt eine Frage nicht für ungut; ihr ſpracht von einer Tochter des Magiſters, welche bei euch weilt, heißt ſie mit Namen Anna, welche ehedem in Thorn war?“

„Wohl möglich, daß es dieſelbe iſt,“ verſetzte der Hauptmann.

„Das arme Kind,“ ſeufzte Hannus.

„Ihr braucht nicht groß um ſie zu klagen,“ ſagte der Landsknecht zornig, „ſie hat es ſo gut wie das beſte unſerer Weiber. Der Fähnrich Görge ſelber ſorgt für ſie.“

„Barmherziger Gott,“ klagte Hannus wieder. „Wollt ihr mir noch ſagen, wo der Vater iſt?“

„Den halten die Polen dort hinten gefangen, bis er Löſegeld zahlt.“ Hans Stehfeſt hielt bei der Leiter an: „Sieh zu, Wuz, ob die Luft rein iſt.“

„Nichts zu ſehen und zu hören,“ antwortete der Genoſſe.

„Man hat Beiſpiele,“ fuhr der Hauptmann fort, „daß es Unglück bringt, fromme Bücher ohne Entgelt zu gewinnen. Matz Rothkopf, der einem Pfaffen ſein Brevier abgenommen hatte, plumpte in der nächſten Nacht vom Fußwege in den Sumpf, und als ich acht Tage darauf des Weges kam, ſah ich verwundert ein Büſchel rothes Gras im Moder, bis ich erkannte, daß es ſein Haarſchopf war, die arme Seele aber war irgend wohin gefahren.“ Er griff in ſeine Taſche und brachte mit Mühe kleine Silbermünze ans Tageslicht. „Merkt auf, Männlein, wir wollen als redliche Knechte euch Gelegenheit geben, Geld zu verdienen.“ Er warf das Buch auf die umgeſtürzte Kiſte. „Kommt heran, ihr ſetzt das Buch, ich ſetze dagegen mein Silber, und wir würfeln darum.“

Hannus vernahm erſchrocken die neue Zumuthung. „Und ſie würfelten um ſeine Kleider,“ murmelte er, „behaltet das Buch lieber ſo.“

„Ich will aber nicht,“ rief der Landsknecht und ſtampfte mit der Hellebarde auf. „Hat einer von euch Würfel? Nicht deine Schelmbeine, Wenzel, er ſoll ehrliches Spiel haben.“ Er legte die Würfel, welche ihm Wuz reichte, auf die Kiſte. „Friſch, Kleiner, und ſperrt euch nicht, wir haben keine Zeit.“

Hannus warf mit zitternder Hand.

„Daus und vier iſt wenig,“ ſprach der Hauptmann, die Würfel in ſeiner großen Hand ſchüttelnd. Er ſchwenkte ſie auf das Holz. „Fünf und ſechs, ihr habt verloren, Geld und Buch ſind mein. Alles iſt mit rechten Dingen zugegangen, und ich hoffe, ihr ſeid jetzt zufrieden. Denn ſelbſt der Kaiſer darf ſich nicht beklagen, wenn die Würfel gegen ihn fallen.“ Und auf die ſchwimmenden Blätter weiſend, ſchloß er gnädig: „Fiſche auf, Wuz, was du erreichen kannſt, damit das Männlein durch uns in Nichts zu Schaden kommt.“

Hannus empfing dankend einige triefende Bücher. „Er iſt ganz vergnügt,“ ſagte der Landsknecht zu ſeinen Begleitern. „Fahrt wohl, Thorner, und ſagt euren Stadtleuten, wir hoffen bald einmal an ſie zu kommen, und ſie ſollen ungünſtige Gäſte in uns finden, wenn ſie in ihren Kiſten nichts Beſſeres bewahren, als ihr mit euch führt.“

Als die Rücken der Knechte hinter dem hohen Uferrand verſchwunden waren und die Schiffer ſchreiend und fluchend den Kahn wieder in Bewegung ſetzten, verließ Hannus ſeinen Kram, ſchlüpfte unter das Breterdeck und fühlte in der Dämmerung nach dem Ritz, in welchem er einen ſchmalen Geldbeutel verborgen hatte.

Aber auch, da er beruhigt wieder auf das Deck kam, den Mönch mit dem Katzenkopf in die Kiſte packte und die durchnäßten Bücher zum Trocknen ausbreitete, war er nicht mit ganzer Seele bei dem Werk, er ſeufzte, ſchüttelte den Kopf und ſuchte einen Ausblick auf das Land zu gewinnen, als vermöchte er den Magiſter und ſein Kind an dem ſchwarzen Waldſaum zu entdecken, welcher auf beiden Seiten des Stroms die Ebene begrenzte.

Als der Hauptmann heimgekehrt war, fand er Anna auf der Außenſeite des Schloſſes hinter einem Strauch wilder Roſen, der wegen ſeiner krummen Stacheln dem Schickſal entgangen war, an den Kochtöpfen der Landsknechte verbrannt zu werden. Sie war von den Kindern des Troſſes umringt, der Garde, welche ſie ſich zum Schutz in dem wilden Lager abgerichtet hatte. Wie Kletten hingen ihr die Kleinen den ganzen Tag an, auch jetzt lagerte der Haufe, blauäugig, rothbäckig, mit brauner Haut und hellen Haaren um ſie herum, die jüngſten ſpielten vor ihren Füßen im Sande und verfertigten unermüdlich kleine Backöfen, während ihre Väter die großen einſchlugen, einige ältere Mädchen ſaßen dicht bei ihr, eifrig mit der Nadel beſchäftigt. Denn dieſe Kunſt wurde nächſt der des Kochlöffels von Männern und Frauen des Haufens am meiſten geehrt, weil in dem ſcharfen und ſtachligen Treiben Wämmſer und Röcklein unabläſſig zerriſſen. Sie aber ſchalt gerade den Purzel, einen kleinen Böſewicht, welcher einen andern noch kleineren Strolch von hinten beim Hemd gepackt und zerhämmert hatte. Hans winkte ihr ſitzen zu bleiben und legte feierlich das erbeutete Buch in ihren Schoß. „Ihr mögt es ruhig behalten,“ ſagte er über das ganze Geſicht lachend, „es iſt um ſeiner Heiligkeit willen ganz redlich gewonnen.“

Anna ſah auf den Titel: „Eine ſchöne nützliche Erklärung der zehn Gebote.“ Da erhob ſie ſich ſchnell: „Und ihr ſeid es, Herr, der dies Buch in meine Hände legt? Ach, ihr wißt nicht, Hauptmann, wie groß die Freude iſt, die ihr mir bereitet. Dies iſt ein ſehr heilſames Buch, und es iſt von dem großen Doctor in Wittenberg ſelbſt geſchrieben.“

„Wenn dieſe neue Geſchichte von dem ſtarken Mann zu Wittenberg iſt, ſo mag ſie dem Haufen wohl frommen,“ nickte Hans, erfreut durch ihre Dankbarkeit. „Und ich denke, ihr ſollt es vorleſen. Denn aus dieſer Stadt iſt der Pfaffe entwichen und die Knechte leben gottlos dahin. Ihr könnt ſtatt des Pfaffen meine Knaben ein wenig an die Hölle mahnen, vielleicht gehorchen ſie dann um ſo williger.“

In dieſer Weiſe geſchah es, daß Anna denen, welche zuhören wollten, auf's Neue an einem Sonntagmorgen in dem Saale verlas. Sie ſelbſt kannte das Buch aus dem lateiniſchen Text, den der Vater ihr geleſen hatte, ſie wählte mit Klugheit aus, was ihren Zuhörern verſtändlich und am nöthigſten war, und wagte auch, fromme Bitten hinzuzufügen. Es wurde ein ſeltſamer Gottesdienſt, denn die Bierkrüglein fehlten nicht, und die Andacht der Gemeinde ließ zu wünſchen übrig. Aber der ernſte Inhalt, welchem auch die Rohen eine widerwillige Achtung nicht verſagten, gewann ihr doch die Aufmerkſamkeit, und mehr noch als der Inhalt ihr eigenes Weſen; denn gehoben und glücklich über ihr frommes Amt, ſaß die Jungfrau dem Haufen gegenüber, und die klangvolle Stimme, welche aus bewegter Bruſt in die Seelen drang, übte auf Solche, welche hoher Lehre ungewohnt waren, einen Zauber, dem ſie ſich im Augenblicke nicht entziehen konnten.

Aber leider! auf die Länge vermochte Anna's Begeiſterung ihre Hörer nicht bei der neuen Lehre feſt zu halten. Vom Anfang war ein Theil der Knechte aufſäſſig gegen das Pfaffenwerk geweſen, Peter Meffert fluchte auf ſeinem Lager über den Unſinn, welcher den Brüdern das Mark aus ihren Knochen ziehe, und ſeine Lagergenoſſin Jutta höhnte Anna hinter ihrem Rücken als alberne Pfarrköchin, auch Bruder Veit erwies geringe Andacht, er blieb in Kurzem aus der Verſammlung weg, ſetzte ſich am Sonntagmorgen mit ſeinem Trinkkrug und geſpreizten Beinen in die Schloßthür, und verlockte junge Geſellen, mit ihm ein Schelmlied zu ſingen, welches die Aufmerkſamkeit der Hörer in dem Saale bedenklich ſtörte. Sogar Hans wurde zweifelhaft und mit ihm die alten Doppelſöldner, denn die Lehren des Buches gefährdeten die Einigkeit in der Bruderſchaft. Einige nahmen ſich zu Herzen, daß ihnen geboten wurde, ſie ſollten nicht fremdes Gut begehren; der ſtille Wuz gerieth in einen ſchweren Handel, weil er einem Bruder ſein gottesläſterliches Fluchen verwies, und es ereignete ſich.

daß eine Rotte, welche auf Beute in das Land geſchickt war, beim Wegtreiben des Viehes uneinig wurde, weil die Mehrzahl den flehenden Dorfweibern eine Milchkuh zurückließ, ſo daß Veit in hellem Zorne die Kuh vor ihren Augen erſtach. Deshalb erhob eines Abends im Rath der Vornehmen Benz Streitenberg, den Alle mit Achtung hörten, ein ſchweres Bedenken. „Es iſt ein neues Abenteuer unter uns gekommen, welches man das Leſen der Büchlein nennt, und es hat ſich in der Bruderſchaft deshalb allerlei Zwiſt erhoben. Es gibt mehr Rauferei als ſonſt und wir haben Mühe, die Zornigen zu vertragen. Nicht wenige fangen an, um jenes Leben zu ſorgen und verlieren die Freudigkeit für dieſen Stand. Ich ſage nichts gegen das Weib, welches als Leſemeiſterin beſtellt iſt, obgleich man von dieſer Ordnung unter uns niemalen und nirgend gehört hat, und ich ſage auch nichts gegen die neue Verkündigung, welche für Solche, die an ihrem Sammetwamms einen runden Geldbeutel tragen, ganz heilſam ſein mag. Aber ich halte für ſchädlich, wenn die Knechte mehr um die Gnade ſorgen, als wie ſie ſich und dem Troß den leeren Magen füllen.“

Sogleich fielen ihm Mehre mit lautem Rufe bei und ein andrer Landfahrer ſprach: „Auch ich meine, daß Unfug aus dem Neuen kommt, denn ſeither, wenn Jemand zu viel auf ſein Gewiſſen geladen hatte, wandte er einiges Geld an die Pfaffen oder kaufte einen Zettel und ging rein gewaſchen von dannen; jetzt ſoll er jammern und die Hände aufheben, welches einem Kriegsmann übel anſteht, und er ſoll auch Vieles meiden, was er gern thut. Es wird uns geleſen von zehn Geboten, die wir halten ſollen, wir aber vermögen kaum eins zu beachten, und darum meine ich, daß der neue Glaube für uns ganz verwerflich iſt.“

Hans ſaß verlegen bei ſolchem Angriff, deſſen Wahrheit ihm ſelber einleuchtete und er verſuchte die neue Einrichtung zu entſchuldigen.

„Bedenkt auch dies, liebe Brüder und Geſellen, es iſt keinem von uns zu verargen, wenn er zuweilen daran denkt, wohin ſeine Seele dereinſt fahren wird. Darum meine ich, daß wir dem Gewiſſen eines Jeden freiſtellen müſſen, wie er ſich ſeine Zukunft herrichten will.“

Und Wuz fiel ihm eifrig bei: „Man ſagt freilich, daß einmal ein dummer Dorfteufel vor dreien aus unſerer Bruderſchaft erſchrocken iſt, als er unter der Ofenhölle auf ſie lauerte, ſie aber hatten einen ſchwarzen Hahn gebeutet und hinter den Ofen gehängt und als ſie unter einander ſprachen, wir wollen den Schwarzen hinter dem Ofen ſchlachten, meinte der Teufel, daß ihn die Rede anginge, ſtieß eine Ofenkachel ein, entwich und warnte ſeine Kumpane, keinen von uns aufzunehmen. Aber obgleich es ſeitdem eine Rede iſt, daß kein Landsknecht in die Hölle kommt, weil die Teufel mit uns durchweg nicht auszukommen wiſſen, ſo iſt ſolche Verkündigung doch unſicher und nicht für Jeden tröſtlich, zumal uns auch berichtet iſt, daß St. Peter die Landsknechte gleichfalls nicht leiden mag und ebenſo vom Himmelsthore zurückweiſt. Wohin ſoll einer fahren, wenn ihm alle Unterkunft verſagt wird? Und ich fürchte, wir haben keine Bürgſchaft dafür, daß uns das Höllenfeuer erſpart bleibt. Darum bitte ich euch herzlich, verachtet nicht die Worte des Mannes, welcher in die Welt geſetzt iſt, um uns das Himmelsthor aufzuſchließen, verlaßt euch auch nicht auf die Pfaffen und Bettelmönche der alten Lehre. Von dieſen kann uns niemals Hilfe kommen, nur von uns ſelber, wenn wir, wie in dem Buche verkündet wird, uns redlich um die Gnade bemühen.“

„Was der Bruder ſagt,“ begann der alte Benz wieder, „hat guten Grund, und ich werde niemals rathen, daß wir Mönche und Pfaffen unter uns leiden, darum aber brauchen wir auch das Leſen der Büchlein nicht zu vertragen; und ich mahne unſern Hauptmann, daß er die neue Sitte abſtelle.“

Dieſer Rath gefiel der Mehrzahl und mit Betrübniß vernahm Anna die Entſcheidung.

Aber dieſer Kummer ging unter in einem größeren. Wochen verliefen und um das verwünſchte Schloß, in welchem die Liebenden zwiſchen den Stangen ungefüger Rieſen hauſen mußten, tobte der Kampf des Winters und des Frühlings. Unterdeß war das öde Thurmgelaß durch Anna's Kunſt in eine leidliche Wohnung gewandelt, wenn der Nordwind an die Mauern ſchlug und ein kalter Regen herniederrauſchte, verbreitete das Herdfeuer behagliche Wärme und malte die Wände mit röthlichem Licht. Auch Georg hatte gefunden, was er lange geſucht, einer von den Knechten hatte ihm eine alte Laute überlaſſen; ſo oft er neben Anna am Herde ſeine Lieder ſang, glänzte ſein Auge wieder fröhlich wie ehedem und der roſige Schein des Glückes färbte ſeine Wangen. Deshalb ermunterte ſie ihn fleißig ſeine Kunſt zu üben, aber ihr ſelbſt wurde ſchwer in den Geſang einzuſtimmen, und nur wenn er ſehr bat, entſchloß ſie ſich dazu. Dann brachte nach einer Weile auch ſie das neue Buch hervor und begann zu leſen. Georg legte ſtill die Laute weg und hörte zu, er ſah mit Bewunderung und heimlicher Sehnſucht in die edlen Züge ihres Angeſichts und wohl auch auf den runden Arm, welchen ſie beim Umwenden der Blätter regte. Wenn ſie aber aufſah und ausrief: „das ſind große Worte und eine edle Verkündigung,“ dann nickte er zwar ſeine Zuſtimmung, aber er bat, verſunken in ihren Anblick: „Liebe Jungfer, legt euer ſchönes Haar vorn über die Schultern, daß es euch an den Wangen herunter läuft, denn ſo ſteht es der Frau Fähnrich am beſten.“ Dabei ſah er ſie wieder mit den heißen Augen an, die ſie fürchtete. Sie konnte ja nicht böſe darüber ſein, daß ſie ihm gefiel, aber ſie merkte, daß er lieber an die Kreatur dachte, als an den Schöpfer, und das wurde ihr ängſtlich. Auch ſagte er ihr das einmal geradezu, als ſie mit ihm aus der Schloßpforte ins Freie trat, um den jungen Frühling zu begrüßen. Nach einem warmen Regen breitete ſich über der Haide eine grüne Sammtdecke, kleine Schmetterlinge waren aus den Gehäuſen geſchlüpft, die

Fröſche begannen ihre Chorgeſänge und die Krähen flogen aus der Stadt zum Kieferwalde. In einer Senkung des Bodens lag ein Weiher, welcher von Buſchwerk und lichtem Gehölz eingefaßt war; dort hüpften und ſangen die Vögel hinter dem dünnen Flor der jungen Blätter. „Sie ſind da," ſagte Georg herzlich, „ſeid tauſendmal gegrüßt." Der Kukuk rief. „Es iſt der erſte Ruf," er fühlte in die Taſche. „Im Beutel iſt etwas Geld, wenn auch wenig. Kukuk van Heven, wie lange ſoll Jungfer Anna leben?" Da antwortete der ſtolze Vogel nur einmal und nicht wieder, und Georg ſah erſchrocken auf die Geliebte; als aber Anna für Georg dieſelbe Frage that, da gerieth der Kukuk in Eifer und wollte mit ſeinem Ruf kein Ende finden und Anna lachte ihren Hausherrn an. Georg aber ſagte ärgerlich: „Der Gauch iſt ein unholder Vogel und ich habe ihn nie gemocht, denn er ſitzt unter den andern wie ein Pfaffe und weiß nichts zu ſchreien als „thu Buß'"; viel lieber höre ich auf die Nachtigall, denn ſie ſingt unabläſſig: luſtig, ihr lieben Leut', ach, wie iſt es ſchön in dieſer Welt." Da merkte Anna, wie Georg im Stillen dachte, und ſenkte das Haupt.

Ihr war es nicht zu verdenken, wenn ſie ſich in der unſicheren Wildniß, unter den rohen Leuten, feſt an die Lehren des Buches hielt, welches jetzt ihr einziger Halt und Troſt war. Täglich las ſie in der Einſamkeit und grübelte darüber; dabei fiel ihr Vieles ein, was ſie in alter Zeit verſehen hatte, ſie wurde ſtrenger in ihrem Urtheil gegen ſich ſelbſt, und betrübte ſich immer mehr über die Sünde, die ſie an Andern ſah. Oft erwog ſie kummervoll ihr Bündniß, dem noch der Segen des Prieſters fehlte. Auch mit Georg war ſie zuweilen unzufrieden. Sie fand ganz recht, daß er ſich ſeines neuen Amtes kräftig annahm. Aber wie einem Fähnrich gebührte, lebte er auch ſorglos mit ſeinen Genoſſen, und ihr that weh, wenn ſie aus dem Thurmzimmer ſein lautes Lachen im Hofe hörte und daß er mit den Ungeſchlachten in derben Scherzreden verkehrte. Vollends am Abend, wo die Anführer im Trinkgelage zuſammenſaßen, fehlte Georg ungern. Er wußte wohl, weshalb er nicht mit Anna allein zu Hauſe blieb. Sie aber hörte von ihrem einſamen Sitz den Lärm der Zecher, ſie unterſchied zuweilen in dem Geſang der vollen Brüder die Stimme ihres Herrn, und lauſchte ängſtlich auf ſeinen ſchweren Tritt, wenn er ſpät nach Hauſe kam. Als er einſt am Morgen mit ſchmerzendem Haupte am Herde ſaß und ſie ihm zu ſagen wagte: „ſchont euch, lieber Junker, mir thut es bitterlich leid, wenn ihr euch mit den Andern gemein macht,“ da vernahm ſie die Gegenrede: „ihr ſelbſt wollt es nicht anders, Jungfer Anna,“ daß ihr die Thränen aus den Augen brachen und ſie ſtill hinaus ging.

So legte ſich ganz allmählich graue Aſche über die Glut einer Leidenſchaft, welcher die helle Flamme verſagt war. Georg betrat ſeinem Verſprechen getreu niemals den Oberſtock des Thurmes und die Leiter wurde am Abend immer zeitiger heraufgezogen. Auch bei Tage, wenn Beide einmal draußen vom Schloßwall auf die grünende Landſchaft ſchauten, ſaßen ſie von einander getrennt, ſie hier, er dort; ſo daß ſogar Wuz, welcher vorbeiging, erkannte, daß etwas nicht richtig war, und zu Georg ſagte: „warum ſitzt die Fähnrichin allein? wenn zwei zuſammengehören, ſo gehören ſie zuſammen.“ Dieſem Rath, welcher viel mehr Weisheit enthielt als Wuz ahnte, ſtimmte Georg trübe zu. Doch er blieb ſitzen und Anna kam nicht zu ihm.

Beide wußten nicht, wie ſie mit einander daran waren. Georg fühlte ein unabläſſiges Weh, weil er ſah, daß Anna's Augen die Spuren geheimer Thränen zeigten, und er dachte: ſie wird täglich unglücklicher in dem wilden Leben, und das Opfer, welches ihr zugemuthet wird, hier mit mir hauszuhalten, iſt für ihr feines und ſauberes Weſen zu groß. Aber er kannte nicht ihr ganzes Leiden. Ach, Georg wurde ihr immer lieber. Er kam ihr ſchöner vor als je, und immer wieder flogen ihre Gedanken den Augenblicken zu, wo er ſie an ſeinem Herzen gehalten, und wo ſie ſeine Küſſe gefühlt. Wenn ſie des Abends allein ſaß, dann löſte ſie, was ſie in ſeiner Gegenwart zu thun verweigerte, ihre braunen Flechten und legte ſie an die Wange, weil ihm das ſo gefiel. Oft dachte ſie, daß er einſt in der Schule ganz außer ſich geweſen war, als die Rathsbotin ihr im Scherz einen Blumenkranz in das Haar geſetzt hatte, und gar zu gern hätte ſie wieder ſeine Worte gehört: „wie ſteht euch das gut, liebe Jungfer Anna.“ Da ſie allein nach dem Teiche ging, pflückte ſie den Schoß voll Blumen und wand haſtig für ſich einen Kranz; aber als er fertig war, fehlte ihr der Muth ihn aufzuſetzen. Sie trug ihn zu der Stelle, an der Georg geſtanden hatte, als der Kukuk zum erſtenmal rief, und legte ihn dort auf den Grund, wie vor ſeine Füße.

An einem Morgen trat ſie in die Thurmthür und ſah dem Hauptmann zu, welcher unter die Knechte Brotkorn vertheilte; da verkündete der Ruf vom Thore die Ankunft fremder Reiter. Als weiße Ordensmäntel in den Schloßhof ſprengten, flüchtete ſie erſchrocken in ihr Gemach und ſpähte durch die Fenſteröffnung nach den widerwärtigen Gäſten. Sie erkannte den Pfleger und neben dieſem einen kleinen Mann in bürgerlicher Tracht, und ſah erſtaunt, daß Georg dem Kleinen vom Pferde half und um den Hals fiel. Der Pfleger, welcher ſeit jenem Angſttage das Lager des Fähnleins gemieden hatte, wandte ſich ſogleich zu Georg und begann mit umwölkter Miene, der man den Zwang wohl anſah: „Habe ich euch bei der erſten Begegnung rauhen Willkommen geboten, Fähnrich, ſo bringe ich euch dafür heut einen Gruß ſeiner fürſtlichen Gnaden und dieſen Boten aus eurer Heimat.“ Und Bernd Guſek, der Gehülfe des Vaters, ſchüttelte Georg's Hand und ſchalt ernſthaft: „ihr habt uns mehr Kummer gemacht, als ihr verantworten könnt.“ Georg führte den treuen Mann zur Seite: „Was hat der Vater auf meinen Brief geſagt?“

„Einen Brief hat er niemals erhalten. Zuerſt kam Botſchaft von dem Elbinger Schiffer, daß ſein Schiff geplündert ſei und ihr mit andern Reiſenden weggeführt, und euer Vater ängſtigte ſich, weil er euch von den Helfern des Pietrowski aufgefangen glaubte. Dieſer liegt noch mit einem Loch im Kopfe bei den Mönchen. Dann brachte der Buchführer Hannus ein Gerücht nach der Stadt, und ſo troſtlos war die Kunde, daß euer Vater in Zorn und Kummer mich ausſandte, euch aufzuſuchen. Bevor ich zu euch drang, mußte ich nach Königsberg zum Hochmeiſter, denn in eurer Nähe fand ich üblen Willen, und ich wollte aus gutem Grunde nicht ohne Geleit unter dies ungeſchickte Volk kommen."

„Erzählt mir vom Vater," bat Georg.

„Er iſt finſterer und ſtiller als er war, aber er trägt ſich mit großen Gedanken. Euer Lachen thäte dem Hauſe gut. Ich denke, wir müſſen euch nach Thorn zurückbringen, im Guten oder Böſen." Er lächelte geheimnißvoll.

„Ich weiß, der Vater iſt verwandelt, ſeit der Hochmeiſter bei uns in Herberge lag."

Bernd ſah ihn ſchlau an. „Wißt ihr das nicht durch euren Vater, ſo kann auch ich nichts darüber ſagen. Ich bin nur hier, um euch ſeinen Befehl auszurichten, daß ihr euch ſchleunig von dieſer Bande löſen ſollt," und leiſer ſetzte er hinzu: „ich trage bei mir, was ihr dazu braucht."

„Sagt dem Vater, Bernd, ich bin als Fähnrich durch ſchweren Treueid an die Fahne gebunden; und wie die Männer auch ſein mögen, denen ich die Fahne trage, daß ich eidbrüchig werde, wird mein Vater nicht verlangen."

„Darum eben ſollt ihr ihnen Geld geben, damit ſie euch freiwillig vom Eide löſen."

„Ihr kennt die Ordnung der Bruderſchaft nicht. Noch ſind es faſt vierhundert Mann, welche an meinem Leib und Leben ein Recht haben; nur wenn das Fähnlein vom Hochmeiſter abgelohnt wird, bin ich wieder frei, und dazu vermag ich nicht zu helfen."

„Wie behauptet ihr euch in dem Haufen?" frug Bernd nachdenklich, „folgen ſie eurem Rath?"

„Der Hauptmann und die Führer haben Zutrauen zu mir."

„Ihr habt mich noch nicht nach Thorn gefragt," fuhr der Andere fort. „Wiſſet, daß bei uns der Unfriede groß geworden iſt. Vielleicht denkt Mancher: ſchade, daß Junker Georg mit ſeinen Knechten ſo weit von der Stadtgrenze ſteht." Beide ſahen einander bedeutſam an. „Doch nicht dahin geht mein Auftrag, ſondern euch zu mahnen und euch euer Löſegeld im Geheimen zu übergeben."

„Ich aber habe eine andere Bitte an euch, mein alter Geſelle. Helft mir den Magiſter mit dem Gelde löſen."

„Verlangt das nicht von mir," antwortete Bernd ernſthaft. „Euch ſoll ich das Geld übergeben und niemand Anderem; wie ihr es verwendet, ob nach des Vaters Willen oder wider ſeine Meinung, das iſt eure Sache. Zwiſchen Vater und Sohn ſetze ich mich nicht."

„Dann alſo folgt mir in den Thurm, damit ich euch zur Fähnrichin führe; erzählt ihr Freundliches von unſerer Stadt."

„Ungern folge ich euch," ſagte Bernd zögernd, „denn es wird Niemandem etwas nützen. Doch da ihr mich ſo traurig anblickt, merke ich, daß ich's euch nicht weigern darf."

Die Männer traten in den Thurm, Georg ſchloß die Thür und der Bote entledigte ſich ſeines Geldes, welches Georg ſorglich verbarg. Dann rief er Anna herab. Befangen trat ſie dem Thorner gegenüber und holte, um den Gaſt zu ehren, nach der erſten Begrüßung herzu, was der Haushalt darbot. Bernd ſah ſich bekümmert in dem Thurme um, und da er ein gutherziger Mann war, hütete er ſich, Beiden das Herz ſchwerer zu machen. Aber bald erhob er ſich, weil der Geleitsmann warte, um ihn nach dem Ordenshauſe zurückzubringen. Als er von Anna freundlichen Abſchied genommen hatte und mit Georg im Hofe ſtand, frug er prüfend: „wollt ihr ſie in dieſem Thurme bewahren, bis ihr ſelbſt frei werdet?"

Da antwortete Georg mit tiefem Ernſt: „ich danke euch, Bernd, und ich danke meinem lieben Vater, daß mir ſeit heut möglich wird, beſſer für das Wohl meines Weibes zu ſorgen.“

„Ich komme wohl wieder,“ ſagte der Gehülfe ihm vom Pferde die Hand ſchüttelnd, „und ich wiederhole euch meine Mahnung, die Handlung fordert ſich ihren Erben.“

Als der Bürger die Stadt verlaſſen hatte, ſuchte Georg den Hauptmann auf und hatte mit dieſem eine lange Unterredung, dann kehrte er zu ſeinem Weibe in den Thurm zurück.

Anna ſaß ſinnend am Herde, das Feuer flackerte, das Holz kniſterte, an den Wänden fuhren unruhig rothe Lichter und Schatten dahin und kleine Funkengarben ſprühten aus der Flamme. Der Beſuch eines Bürgers mit ſtädtiſcher Sitte erinnerte Anna ſchmerzlich an das frühere Leben, von dem ſie wie durch einen Abgrund geſchieden war, ſie bedachte alle Worte und Mienen des freundlichen Mannes, und ihr fiel ſchwer auf das Herz, daß er den ſtolzen Vater ihres Gatten gar nicht erwähnt hatte. Da trat Georg ſchnell ein, holte von ſeinem Lager den Schatz, welchen ihm Bernd zurückgelaſſen, und den Beutel vor Anna auf den Herd ſetzend, ſagte er: „er brachte das Löſegeld.“

„Ihr werdet frei?“ ſchrie Anna aufſpringend.

„Nicht ich,“ entgegnete Georg, „aber euer Vater und ihr. Morgen reitet Hans unter die Polen, den Herrn Magiſter zu löſen.“

Anna umfaßte mit ihren Händen den Arm des Gatten, aber indem ſie ihn anſah, erkannte ſie den tiefen Ernſt in ſeinem entſchloſſenen Angeſicht und ſank, den Blick unverwandt auf ihn geheftet, in den Stuhl zurück. „Morgen kommt der Vater,“ fuhr Georg fort, „ich hoffe, es bleibt genug von dem Gelde übrig, daß er mit euch längere Zeit in größerer Sicherheit leben kann unter ſeßhaften Leuten. Die Stadt Elbing liegt in mäßiger Entfernung, und er ſagte mir einſt, daß er dort gute Kundſchaft habe.“

„Ihr wollt mich von euch fortſchicken,“ rief Anna.

„Ich will nicht, liebe Jungfer Anna,“ antwortete Georg, vergebens bemüht, ſeine Bewegung zu beherrſchen; „aber ich erkenne mit jedem Tage deutlicher, daß ich es muß, damit mir das Liebſte, was ich auf Erden habe, nicht im Elend vergehe. Denn wenn ihr mir eure Thränen auch verbergt, ich fühle ſie doch heiß auf meiner Seele, und ich weiß, wie unglücklich ihr in dieſer Wildniß geworden ſeid.“ Anna ſaß unbeweglich, das Antlitz geröthet, und er fuhr nach langem Schweigen mit gebrochener Stimme fort: „Mich hält hier der Schwur, den ich abgelegt habe. Aber ich hoffe, das Fähnlein wird in Kurzem ausgezahlt, unterdeß behelfe ich mich; und an dem Tage, welcher mich frei macht, komme ich zu euch. Bis dahin will ich ſorgen, daß wir häufig von einander erfahren.“ Er wandte ſich ab, ſetzte ſich auf die Bank bei ſeinem Lager und kehrte das Geſicht dem Gitterfenſter zu. Anna erhob ſich, in fliegender Eile rückte ſie an den Töpfen, ſetzte ihm das Schüßlein mit ſeinem Abendeſſen an die Ecke des Herdes und entfloh aus dem Gemach die Leiter hinauf. Als Georg ſich nach ihr umwandte, ſah er nur noch den Saum ihres Gewandes. Er ſaß allein, das Feuer ſeines Herdes ſtieg und ſank, es flackerte noch einmal, dann verging es in bläulichem Scheine. So heiß war die Flamme geweſen und ſo kurz das Licht und die Wärme, welche ſie gab. Schweigend, ohne Klage und ohne ein Wort des Troſtes, löſte ſich ſein Weib von ihm. In röthlicher Dämmerung lag das Gemach, bald kam die ſchwarze kalte Finſterniß; er ſchlug die Hände vor ſein Angeſicht und warf ſich auf das Lager. Draußen war es ſtill, von der Stadt her vernahm man verlorene Klänge eines Liedes, das ein Landsknecht ſang, und vom Waſſer her tönten die Rufe der Nachtvögel.

Da ſtieg etwas die Leiter herab, es glitt am Herde vorbei und neigte ſich über das Lager. Den Liegenden umſchlangen zwei weiche Arme, er fühlte den warmen Hauch an ſeiner Wange und vernahm die flehenden Worte: „ich komme zu dir. Du über Alles Geliebter, behalte mich bei dir.“

Stille draußen und im Thurme. Aber vom Weiher klang jetzt ſchmetternd wie Siegesruf Geſang der Nachtigallen.

9.

Das Jahr der jungen Frau.

Als die Vermählten am nächſten Morgen ins Freie traten, war die ganze Welt um ſie gewandelt. Vom Himmel ſtrahlte die Sonne und warme Luft wehte ſie grüßend an. Die langen Stacheln der wilden Roſe am Wall, bisher das Kriegskleid der kahlen Zweige, waren durch unzählige Sträuße heller Blätter verdeckt, und draußen grünte und blühte Wieſe und Wald. Anna hielt die Hand des Gatten feſt und wollte ſie nicht mehr loslaſſen, und da Wuz herzu trat, lachte ſie den Zeugen ihres Gelübdes an und hielt ſich noch feſter an ihren Herrn, daß der Landsknecht etwas von der Seligkeit merkte und ihr zunickte: „das iſt recht.“ Sobald ſie auf das Feld kamen, ſtiegen die Lerchen von allen Seiten in die Luft und wohin Anna den Schritt wandte, jubelten ſie über ihrem Haupt. Wollte ja ein ſcheuer Vogel aus ihrem Wege fliegen, ſo ſang dieſem ſein Gefährte zu: die Federloſen fürchten wir nicht, ſie bauen am Neſte wie wir. Auch die brüllenden Landsknechte des Weihers, die Fröſche, ſahen ſchlau zu der jungen Frau empor, und ein alter Hauptmann dieſes Volkes rief mit ſeiner quarrenden Stimme ſo deutlich: „Querkopf,“ daß ſie die Meinung verſtand. An der Stelle, wo Beide neulich die erſten Boten des Frühlings gehört hatten, breitete Georg ſeinen Mantel aus, ſie lagerten unter dem jungen Laubdach und die trunkenen Augen flogen über das glitzernde Waſſer und den blühenden Grund. Das Weib lag an ſeiner Achſel und er lachte und ſang laut ſein altes Lied: „Der Kukuk hat ſich zu Tod gefallen in einer alten Weiden,“ und als er nach dem neuen Zeitvertreibe frug, hielt ihm Anna den Mund zu und ſang weiter, und ſie zog und trillerte übermüthig wie ein Vogel, ſchob ſich an ihm empor, faßte mit beiden Händen in ſeine Locken und küßte ihn, bis er rief: „Thöricht war Lips Eske, als er behauptete, Jungfer Anna ſei zu einer Nonne geboren.“

Da entſprang ſie, pflückte Blumen und grüne Zweige und wand zwei Kränze. „Für dich und mich,“ ſagte ſie ernſthaft, „es ſind unſere Brautkränze und heut Abend im Thurm trägſt du deinen und ich meinen. Ach, ihr habt lange Geduld mit mir gehabt, lieber Junker.“

„Kommt heut Abend der Vater,“ ſagte Georg, „ſo wird ihm der Feſtſchmuck recht ſein, denn er denkt daran, daß auch ſeine Römer Kränze aufſetzten, wenn ſie froh waren.“

„Der liebe Vater bleibt von jetzt als Gaſt bei uns,“ entſchied Anna, „ich ſchaffe ihm neben uns im Schloß eine Kammer. Der Hauptmann wird ſie mir nicht wehren.“

Aber am Abend kehrte der Landsknecht ohne den Vater zurück und brachte auch das Geld wieder. Der Magiſter war von den Polen gegen Gelöbniß nach Danzig geſandt, um dort dem Kaſtellan in einem Geſchäft mit dem Rathe zu dienen. „Die Kammer richte ich dennoch morgen für ihn ein,“ ſagte die Tochter, „damit er bei uns jederzeit gutes Gemach findet.“

„Ich aber laſſe morgen eine Treppe nach dem Oberſtock zimmern und verbrenne die feindſelige Leiter,“ rief Georg entſchloſſen.

„Das wird dem Hündlein Amor lieb ſein,“ antwortete Anna, „er hat mir ſeither Noth genug gemacht, denn er wollte jeden Abend zu euch herunter und ich mußte ein Tuch über ihn decken, damit ſein Winſeln den Herrn nicht ſtörte“; und ihre Wange an die ſeine legend, geſtand ſie ſchüchtern: „ich habe zuweilen das Tuch über uns beide gedeckt, um uns feſtzuhalten.“

Von dem Jahre, welches der weiſſagende Vogel den Liebenden vergönnt hatte, vollendete ſich ein Mond nach dem andern; gleich einer Mauer umſchloß ſie der dunkle Ring der Kieferwälder am Horizont, und nur ſelten und undeutlich drang Kunde von der Außenwelt zu ihnen. Aber in der Bruderſchaft verlorener Leute, welcher ſie angehörten, bewährten ſich Beide als gute Helfer. Georg beſſerte, wie der Hauptmann ihm zugetraut hatte, an der Zucht des Fähnleins, einigemal durch hohen Ernſt, den er gegen Miſſethäter bewies, immer durch ſein friſches Weſen und geſchickte Worte. Er beſtand darauf, daß das rohe Beuten abgeſchafft wurde, und regelmäßige Lieferung durch die geplagten Landleute eingeführt, und er gewöhnte den Hauptmann daran, auch den Einwohnern, wenn ſie einmal gröblich verletzt wurden, einiges Recht zu bewilligen. Sogar die Kanzlei des Hochmeiſters half zu größerer Ordnung, von vielem rückſtändigen Solde wurde etwas auf Abſchlag gezahlt, und Georg meinte, daß ſein Vater dabei die Hand im Spiele habe. Wer aber iſt das ſchöne Weib, welches ſo ſtolz und ſicher wie eine Herrin zwiſchen den ruchloſen Söhnen der Fremde einhergeht? Iſt es die ſcheue Anna, das Kind des Schulmeiſters? Höher ſcheint ihr Wuchs und gebietender ihr Auge, ihre Wangen färbt wieder ein mildes Roth, und wer in den feſten Zügen zu leſen verſteht, der kann die frohe Sicherheit, welche ein großes Glück verleiht, darin erkennen.

Mit der Hauptmännin ging ſie durch die Gaſſen der Stadt und antwortete gehalten auf Anreden der Großen und Kleinen; gerade vor ihr hatte ſich wildes Getümmel erhoben, trunkene Knechte zankten und ſchrien nach Hilfe und Waffen. Die Hauptmännin hielt Anna zurück: „Peter Meffert tobt in dem Haufen. Ich rathe euch nicht, weiter zu gehen.“ „Können wir auf anderem Wege zu der Dirne gelangen?“ frug Anna.

„Wir müſſen hier vorüber.“ „Dann gehen wir.“ Und ſie ſprach laut: „gebt Raum für die Frauen, ihr freien Knechte.“

Da traten die erſten zurück bis zu dem zornigen Peter, der mit ſeinem langen Degen um ſich fuchtelte. Anna ſtand ihm gegenüber: „laßt uns vorbei, Herr, wir gehen zu eurer Jutta.“

„Geht zum Teufel, aber nicht über meine Schwelle,“ rief der Landsknecht.

„Wir würden euch mit dem unwillkommenen Beſuch verſchonen,“ ſagte Anna, „wenn ihr ſelbſt am Lager eures kranken Mädchens ſäßet, ſtatt hier auf der Gaſſe zu ſtreiten: denn die Arme gebraucht Hilfe, damit ihr ſie nicht verliert, und ſie hätte es wohl um euch verdient, daß ihr jetzt ein wenig um ſie ſorgt.“ Er ſah die Frau des Fähnrichs gehäſſig an und die Waffe zuckte in ſeiner Hand, aber er hob ſie nicht und Anna ſchritt vorüber. In der Wohnung des Landsknechts warf ſich die Kranke in Fieberhitze auf ihrem Lager. „Weicht von mir,“ rief ſie Anna zu, „denn ihr ſeid uns feindlich, und ihr bringt mir Unglück ins Haus.“

„Sind die Männer Gegner, warum ſollen wir Frauen es ſein? Läge ich einſam auf dem Krankenlager, würde ich euch bitten, mir zu helfen.“

„So geht, ihr Stolze, und holt meinem Herrn Bier in ſeinen Krug, denn wenn er nach Hauſe kommt und den Krug leer findet, ſchlägt er mich.“ Während die Frau des Hauptmanns die Aufgeregte beſchwichtigte und eine Arznei einflößte, füllte Anna den Krug am Brunnen mit Waſſer und ſetzte ihn auf den Tiſch, dann holte ſie den kleinen Purzel aus der Ecke, welcher dort jämmerlich im Sude lag, ſetzte ſich, ſo daß die Mutter ihre Arbeit nicht ſah, wuſch und ſtrählte ihn und zog ihm ein reines Hemd und Röcklein an, die ſie mitgebracht hatte. Die Thüre ging auf und Peter drang herein, er ſah finſter und verächtlich nach den Frauen, warf ſich auf den Schemel und hob die Kanne. „Mord und Tod,“ fluchte er, „wer hat den Gänſetrank eingegoſſen?“

„Ich,“ antwortete Anna ruhig an dem Knaben beſchäftigt. Er ſchüttete das Waſſer auf den Boden. „Wie könnt ihr wagen, an dem Kinde zu hantiren, es geht euch nichts an," rief er ſtreitluſtig.

„Die Mutter kann ihn nicht wahrnehmen und ihr wollt es nicht. In ihren geſunden Tagen hielt die Jutta darauf, daß der Knabe ſäuberlich einherging. Die Leute ſollen nicht über euren Sohn die Achſel zucken."

„Ich aber leide nicht, daß das Kind trägt, was aus euren Händen kommt; und ſoll ich euch Gutes rathen, ſo nehmt eure Lappen mit euch und weicht aus meinem Hauſe."

„Er kann doch nicht nackend gehen," wandte Anna ein, knüpfte dem ſchweigenden Purzel das Jäckchen zu und küßte ihn auf die Stirn. „Iſt's euch widerwärtig, daß der Kleine die Kleider behält, ſo laßt ſie ihn wenigſtens tragen, bis ſeine Mutter wieder bei Kräften iſt, dann mögt ihr den Kram wegthun. Und ich ſage euch, Herr, die Hauptmännin und ich laſſen uns nicht durch euren Trotz abweiſen, wir kommen jeden Tag um nach eurer Kranken zu ſehen; gefällt's euch nicht, mit uns zuſammen zu ſein, ſo erlaubt uns die Stube, wenn ihr nicht daheim ſeid. Und ich bitte euch, werbt eine Wärterin aus dem Troß, oder laßt uns das thun, denn ihr Männer bleibt ungeduldige Pfleger." Als ſie ſich erhob und mit der Alten das Zimmer verließ, ſaß Peter auf ſeinem Schemel und antwortete dem Gruße nicht. Draußen ſagte die Frau des Hauptmanns: „niemals hätte ich gedacht, daß die ſchüchterne Taube zu einer ſo dreiſten Krähe werden könnte. Ihr ſeid gemacht, den Befehl über ein Fähnlein zu führen." Anna aber ſah ſie verwundert an.

Als Jutta geneſen war, lag des Morgens früh ein Bündel auf der Thurmſchwelle. Anna löſte die Schnur und fand das Wamms des kleinen Landsknechts darin, und dabei einen Rock, der ihr ſelbſt bei der Plünderung geraubt war.

Der Hochſommer kam; über dem dunklen Kranz der Wälder wölbte ſich der blaue lichtvolle Himmel wie eine Halbkugel von blauem Glaſe; unten in der Mitte des großen Glasberges ſtand der Thurm, in welchen die jungen Gatten gezaubert waren, und oben ſtieg die liebe Sonne täglich auf und ab und warf ihre heißen Strahlen auf den Boden des umſchloſſenen Raumes. Dort blühte das Haidekraut und deckte die wilde Landſchaft mit röthlichen Farben und über dem Blüthenmeer wallte und zitterte die heiße Luft. An einer Stelle, wo Wald und Haide zuſammenſtießen, hob ſich ein kleiner runder Hügel, der einſt als Grabmal eines alten Preußen oder Gothen geſchichtet war; auf ihm ſtanden Eibenbäume, zwiſchen denen die Zeidler, die den wilden Honig ſammelten, eine kunſtloſe Hütte errichtet hatten, an der Sonnenſeite offen und gerade groß genug, um wenigen Wanderern kurzes Obdach zu geben. Dort pflegte Georg zu raſten, wenn er einmal die Fahne dem getreuen Wuz anvertraute und mit der Armbruſt dem Wilde nachging, um ſeiner Hausfrau die Küche zu beſſern. Heut hatte ihn Anna begleitet, die Jagdbeute lag bei den Waffen und Beide harrten im Haidekraut gelagert auf den Niedergang der Sonne und die kühle Abendluft. Es war ein wonniges Lager, über den rothen Büſcheln flatterten die Schmetterlinge, die Bienen trugen den Seim zu ihrem Baume; die Wachtel ſchlug, Feldhühner ſchwirrten in langen Ketten und hoch oben am blauen Gewölbe zog der Adler ſeine Kreiſe. Da kam eine große Hummel an die ſitzende Frau, umkreiſte ſie unabläſſig und brummte mit ſchwerem Fluge an ihrem Haupt. Georg wollte die Läſtige fortſcheuchen, aber Anna hielt ihm den Arm: „Sieh, wie ſchön ſie iſt, ſie trägt ſtahlblaue Panzerringe um ihren Leib, und ſchwer wird ihr der Flug, denn ſie birgt unter ihrer Rüſtung den ſüßen Honig. Ich verſtehe wohl, Gevatterin, was du mir ſummend verkündeſt. Willſt du es wiſſen, Georg? O komm näher zu mir, wenn ich an deinem Herzen liege, getraue ich mich dir's zu ſagen." Und ſie ſprach leiſe zu ihm nur wenige Worte, aber ſein Geſicht erglühte in freudigem Schrecken, und wie ſie da ſaß mit ſtolzem Lächeln, kniete er vor ihr nieder, bedeckte ihr die Hände mit Küſſen und küßte das Gewand ihres Leibes. Dann hielt er ſie in ſeinen Armen und ſie ſaßen an einander gelehnt, während ſich der Abendhimmel röthete und von wolkenloſer Höhe ein ferner Donner klang.

Wieder vergingen Wochen, die dürftige Halmfrucht in der Nähe der Stadt war eingebracht mit Hilfe der Knechte, welche den beſten Theil ſelbſt zu genießen dachten. Ueber die Stoppeln zogen die kleinen Spinnen ihr ſilbergraues Geſpinſt und die Thautropfen glänzten als flüſſige Edelſteine darauf. Die Blätter der Birke und Ebereſche färbten ſich mit Gelb und Purpur, dem letzten Feſtſchmuck zur Ehre des ſcheidenden Sommers. Anna ſtand mit dem Gemahl an der Stelle des Weihers, welche Beide wohl kannten, und begann mit trübem Lächeln: „deine Nachtigallen ſind fortgeflogen,“ und als er antwortete: „nein, eine, die ich liebe, bleibt treu bei mir,“ wandte ſie ſich ab und frug: „wie lange noch? Ein Jahr geſtattet der Kukuk für mein Glück, und die Hälfte iſt vorüber.“ Georg erſchrak, daß ſie noch an die vorlaute Frage aus dem Frühjahr dachte, und bog ihr Haupt dem ſeinen zu, da ſah er, wie die Thränen aus ihren Augen rannen. „Selig war die Zeit und wie ein Engel ſorgte mein Junker für mich, o Georg, wie iſt das Leben ſchön und wie traurig iſt es, von dem Liebſten zu ſcheiden.“ Er hielt die Schwermüthige ſtill an ſeinem Herzen. Auch er dachte daran, wie hart der Winter für ſein liebes Weib werden müſſe und wie gefährdet ihre Zukunft ſei. Noch Anderes bedrängte ihn. Sein Vater ſelbſt hatte ihm niemals geſchrieben, nur durch Bernds Hand war ein Befehl an ihn gekommen, daß er bei der Fahne bleiben möge; von Anna aber ſtand nichts in dem Briefe.

Kürzer wurden die Tage und rauher das nächtliche Dunkel; der Herbſtſturm fuhr wild um die Mauern des Thurmes, er drehte die Wetterfahne am Schloſſe, daß ſie ächzte, und polterte wie ein unſeliger Geiſt an den Thüren und Fenſterläden. Da ſorgten die Menſchen um die nahe Winterzeit, auch Georg ſammelte als Hauswirth Vorräthe und half ſelbſt die Holzſcheite um den Thurm zu einem Wall häuſen, damit in dem Ofen, den die Kunſt des Töpfers für ſein Weib hergeſtellt hatte, die Wärme nicht fehle. Doch die Knechte dachten am liebſten darauf, den Gewinn des Sommers luſtig zu verwenden, viele Tönnlein Bier wurden gewälzt, um die Feuerſtätten dufteten die Braten, und in lärmender Geſellſchaft verzehrten ſie ſorglos, was kluger Bedacht des Erwerbenden auf den ganzen Winter vertheilt. Auch im Schloßhofe war jetzt täglich reges Leben und Geſchrei. Und oft ſchritt Anna durch gedrängte Haufen. Aber Männer und Weiber gaben ihr ehrerbietig Raum wo ſie ging, die Augen der Frauen ruhten mit Theilnahme auf ihr, ſogar die derbe Jutta unterbrach das Gezänk mit einer andern Dirne und ſchwieg, bis Anna vorüber war; die Kinder des Troſſes ſtanden verſchüchtert zur Seite und wagten nicht mehr ſich an ihre Arme zu hängen wie ehedem, auch die Männer, welche ſonſt das ſchöne Weib mit dreiſtem Blick betrachtet hatten, wandten jetzt unwillkürlich die Augen ab, als ob ihnen nicht gezieme eine Geweihte anzuſtarren. Und kam ſie langſam mit ſchwerem Tritt die Stufen hinauf in das Thurmgemach, dann rückte Georg ihr den Stuhl zurecht und legte das Federkiſſen herein, welches die Hauptmännin in mütterlichem Wohlwollen herzugetragen hatte. So ſaß ſie eines Tages und hörte zu, wie Georg ihr lachend ſagte: „Henner, die raſtloſe Dohle, welche nur auf Augenblicke herzufliegt, ritt heut ein und frug ernſthaft, wie es dir gehe.“ Und ſie antwortete: „ſage ihm nur, ich bin bei dir.“

Da öffnete ſich ſchnell die Thurmthür und der Magiſter trat herein. Mit einem Freudenſchrei erhob ſich Anna und ging dem Vater entgegen. Dieſen aber übermannte die Bewegung, als er die Tochter ſah, denn ſie war anders, als er ſie immer in ſeinen Gedanken geſchaut hatte. Er ſetzte ſich ſogleich auf einen Schemel an der Thür und bedeckte die Augen mit der Hand. Doch nicht lange, ſo fuhr er empor, faßte Georg um den Leib und rief: „ich habe Unrecht, mein Sohn, ſie gehört jetzt dir," und darauf erſt begrüßte er gerührt ſein liebes Kind. Anna ſaß zwiſchen dem Vater und dem Gemahl, jeder hielt eine Hand, Beide ſprangen auf, ſo oft ſie meinten, daß ihr etwas zu bringen ſei, und der Magiſter lief ungeſchickt um den Herd herum und trug das Kiſſen des Hündleins ſtatt der Fußbank. Als Anna inmitten der Beiden ausruhte, welche ihr die Liebſten auf der Erde waren, und wieder das Lachen und die lateiniſchen Reden des Vaters hörte, ſagte ſie in inniger Freude: „heut bin ich glücklich."

„Ach du armes Kind," antwortete der Magiſter und ſuchte vergebens nach ſeinem Sacktuch, „euer Schickſal iſt ganz ohne Beiſpiel, und ich weiß Niemanden, mit dem ich dich vergleichen könnte, es müßte denn die deutſche Fürſtin Thusnelda ſein."

„Dieſe aber, Herr Vater, wurde von ihrem Hausherrn getrennt."

„Richtig," verſetzte der Magiſter, „dies ſtimmt nicht, aber Anderes ſtimmt." Und er ſprang wieder auf und trug ihr das flackernde Licht aus den Augen. Bald jedoch war er fröhlich dabei, von den eigenen Abenteuern zu erzählen, und lobte den Pan Stibor ſehr: „zuletzt hat er mich ohne Löſegeld entlaſſen, nachdem ich ihm beim Danziger Rathe die Auszahlung eines Erbtheils durchgeſetzt, und ich bin völlig frei. Freier als ihr, arme Kinder. Doch dies iſt ein Jahr der Gefangenſchaft; nicht nur uns erging es ſo, auch ein Größerer, der unſer aller Hoffnung war, ſitzt der Menſchheit entzogen in Haft. Die Danziger glaubten ihn in dem Kerker ſeiner Feinde, aber jüngſt iſt Botſchaft gekommen, daß er irgendwo verborgen lebt. Und da es ihm beſſer ergangen iſt, als wir wähnten, ſo hoffe ich jetzt auch für euch Günſtiges."

„Und ihr bleibt bei uns, Herr Vater," bat Anna, „ſeit dem Frühling ſteht euer Gemach bereit."

„Natürlich bleibe ich," rief der Magiſter, „ich darf doch meinem lieben Kinde die Ruhe nicht mitnehmen. Aber nur bis morgen, denn hier herrſcht, wie ich merke, das Geräuſch des Lagers, und die Muſen haben nicht viel Förderung zu erwarten. Es iſt Alles bedacht, ich finde Unterkunft in der anſehnlichen Stadt Elbing, und wenn ihr mich einmal begehrt, ſo kann ich jetzt, wo der Verkehr wieder eröffnet iſt, leicht zu euch bringen."

Trotz aller Bitten blieb der Magiſter feſt, und er ſagte beim Abſchiede in ſeiner ehrlichen Weiſe den wahren Grund nicht der Tochter, aber ſeinem Schüler Regulus: „Auch die Kinder müſſen zuweilen Nachſicht mit den Eltern üben. Du haſt dir den Ring, den ich an meinem Finger trug, redlich verdient, ich lobe dich und ich ſegne dich; aber den Alten vexirt's, daß ſein Kind nicht mehr ihm gehört, und er braucht Zeit, um das zu überwinden."

Der harte Winter war gekommen. Das Himmelsdach umſchloß ſchwarzgrau, wie ein ungeheures Kerkergewölbe, die Haide, den Thurm und die beiden Gatten, nur am Morgen und Abend vermochte man an einem feurigen Scheine den Ort zu erkennen, in welchem die Winterſonne auf und niederſtieg. Ueber der weiten Ebene laſtete tiefer Schnee, er glich nicht dem weißen Tuch, welches zum Schutz des ſchlummernden Lebens gebreitet iſt; wie ein brandendes Meer war er von dem Sturmwind aus den Steppen des Oſtens herangetrieben; langgeſtreckte Schneewellen hoben ſich, ſo weit das Auge reichte, eine hinter der andern, und wie Waſſerſchaum der Wellen ſtoben weiße Wolken über dem Kamm der Schneehügel in die Luft, ſanken in die Schneethäler, die der Wind eben erſt gefegt, und erhoben neue Berge über den Grund. Hinter dem weißen Schneemeer aber ragte der ſchwarze Ring des Kiefernwaldes, auf welchen die Wolkendecke gemauert ſchien. Bei Tage kein Ton in der Luft als das Heulen des Windes, der Schrei eines Raubvogels und das Gekrächz eines Krähenſchwarmes, welcher frohlockend der Stelle zuflog, wo ein Wild in den Schneehügeln verendet war. Auf wenige Stunden des dämmrigen Tageslichts folgte eine lange bange Nacht, ſchwarz und ſternlos, dann verſtummten auch Adler und Krähen, nur die Wölfe heulten, und in dem fahlen Licht, welches die untergehende Sonne über den Schnee ſandte, ſah man die Heerde der Hungrigen um die Mauern trotten, hinter denen die Menſchen ſich bargen. Dann läutete noch einmal die kleine Glocke der Stadt, zitternd und wehklagend war der Laut, ein Hilferuf gegen die Gewalten der Nacht, bis er unkräftig in wirbelndem Schnee und ſauſendem Wind verhallte; das Dach des Himmels wurde kohlſchwarz, und die Erde begann geſpenſtig zu leuchten, ein matter bläulicher Schimmer glomm von dem Schnee herauf gegen die Finſterniß der Luft, und eiſige Kälte, der Todfeind des Lebens, fraß ſich in das Holz der Bäume, bis der Kern zerſprang, ſie drang durch die Mauern und machte die Menſchen beben, auch wenn ſie ſich mit dichtem Pelz geſchützt hatten.

Einſam und preisgegeben dem Zorn des Winters ſtand das Lager der Landsknechte zwiſchen den Schneebergen, ſelbſt der Mauergraben war zugeweht und durch die flache Rinne zogen ſich lange weiße Bänder der Windwehen bis zu den Zinnen herauf. Innerhalb der Mauern drängten ſich die Menſchen zuſammen, wo eine Feuerſtätte war oder ein Ofen, und die Knechte haderten und ſchlugen ſich um den wärmſten Platz; jeden Tag liefen Weiber und Kinder mit den Aexten, ſie ſcheuten die Mühe und fürchteten die Gefahr, Brennholz durch den tiefen Schnee aus dem Walde zu ſchleifen. Die Balken der geworfenen Scheuern waren längſt verbrannt, jetzt zerhieben rothgeſchwollene Hände den Dachſtuhl, die Thüren und Fenſter der leeren Stadthäuſer, ja ſogar das Gebälk der Wohnungen, in denen die Knechte ſelbſt herbergten, ſo daß der Schnee in das Innere wehte und durch die erwärmten Decken tropfte. Mehr als einmal krachte ein Haus zuſammen und mit Mühe entrannen die Bewohner dem Verderben, dennoch wurden die Sorgloſen nicht vorſichtiger, ſcharrten nach kurzem Geſchrei ihre Habſeligkeiten aus den Trümmern und drängten ſich in eine andere Wohnung; bis der Hauptmann einen Rath der alten Knechte berief und durch dieſen ein Verbot ergehen ließ. Hans ſelbſt mußte, obgleich ihm der kalte Winter den Fuß gelähmt hatte, ſchwerfällig mit ſeinem Stock durch die Straßen ſchreiten und das Geſindlein züchtigen, das er über verbotenem Holzſchlage traf.

Draußen aber in der Wildniß glitt ein Schlitten die Schneehügel abwärts und wieder hinauf. Um den einſamen Fahrer Finſterniß und Oede, hinter ihm das Geheul des Sturmes und das Bellen der jagenden Wölfe; ungeduldig peitſchte er die müden Pferde und richtete ſich auf, um in der Ferne den Lichtfunken zu erkennen, der aus dem Thurmzimmer blinkte und zu dem ihn Sehnſucht und heiße Angſt zogen. Es war Georg, der im Auftrage des Hauptmanns zu den Knechten auf das Dorf geſchickt war, um ernſte Händel mit den Polen zu vergleichen. Ungern war er ausgefahren, denn ſein liebes Weib war erkrankt. Doch ſie ſelbſt hatte ihn lächelnd fortgetrieben mit gutem Troſt. Den ganzen Tag hindurch verweilte er bei den Zänkern, jetzt ſchnürte dem Heimkehrenden die Angſt das Herz zuſammen, wie er ſein Weib wiederfinden werde. Er ſah das Licht, er unterſchied die Umriſſe des ſchwarzen Thurmes und jagte in den Schloßhof mit heißen Wangen.

Aber als er in den Thurm trat, vernahm er den Schrei einer Stimme, die bis dahin noch niemals in den Wänden des Thurmes erklungen war; er ſprang die Treppe hinauf, ſein Weib ruhte auf dem Lager und die Hauptmännin hielt ihm einen nackten Knaben entgegen. Es war ſein neugeborner Sohn. Da ſchlug er die Hände zuſammen und rief außer ſich: „Herr, mein Gott!“ Scheu und ehrfürchtig empfing er das Kind in ſeine Arme und ſank an dem Lager ſeines Weibes nieder. „Halte die Hand über ihn und mich und flehe zu unſerm Vater im Himmel, daß ich würdig werde, ſein Wunder zu bewahren.“

10.

Auf der Haide.

Georg ſaß am Herde, hielt ſein Kind in den Händen und ſah unverwandt auf das kleine Geſicht. „Das erſte Lachen ſoll die Mutter ſehen," rief er freudig und legte den Knaben ſchnell in Anna's Arme.

„Wie ſoll es mit der Taufe werden, lieber Herr?"

„Sobald die Frau Fähnrich Gäſte vertragen kann."

„Ich denke, wir laden die Gevattern," rieth Anna. „Zuerſt den Vater, dann die Hauptmännin —"

„Der dritte muß Henner ſein," fiel Georg ein, „denn wiſſe, als er neulich herausritt, dich zu grüßen, forderte er dies Amt als ſein Recht, weil wir doch von den Vätern her Landsleute wären, und er, wenn es mit rechten Dingen zuginge, der Oberherr unſeres Knaben; dabei kam er wieder mit ſeinem alten Unſinn."

Anna nickte. „Die größte Sorge iſt in dieſer Wildniß der geiſtliche Herr. Doch die Taufe wird heilkräftig durch jeden Geweihten."

„Dann alſo fahre ich mit dem Schlitten aus und ſuche einen Prieſter," beſchloß Georg.

Durch Henner ſelbſt wurden die Gatten dieſer Verlegenheit enthoben. An einem der nächſten Tage ſchallt die Stimme Henners im Hofe. Er hielt zu Pferde neben einem Bauernſchlitten, auf welchem unter Stroh und Decken ein hilfloſer Kranker lag. „Dies Ungeheuer fand ich beim nächſten Dorfe gebuckt in einer alten Weide, und auf dem Wege zu erfrieren. Da gerade die Kirchglocke läutete und heut Sonntag iſt, that ich ein Uebriges und warf es einem vorüberfahrenden Bauern auf den Schlitten. Wollt ihr es wieder lebendig machen, ſo ſteht das bei euch. Jedenfalls ſchneide ich ihm ein Ohr ab, das habe ich allen Brüdern ſeiner Art zugeſchworen, denn es iſt ein Mönch."

Georg beugte ſich über den Korb und erkannte erſtaunt die entſtellten Züge des Bruder Pancratius aus Thorn. Der Arme wurde in die Thurmſtube getragen und dort mit Mühe wieder zu Sinnen gebracht, ſo daß er ſeine Glieder regen und den Trank, welchen Anna ihm bot, einnehmen konnte. Unterdeß ſaß Henner dem Kranken, welcher die frühere Wohlhäbigkeit gänzlich verloren hatte, feindſelig gegenüber und enthielt ſich nicht, ihn zu höhnen: „Ich kenne dieſen Geſellen, er trug ſeine Kutte ſo ſtolz wie ein Freiherr und am Handgelenk einen Roſenkranz von rothen Korallen, den ihm ſicher ein frommes Beichtkind geſchenkt hatte, und er ſpielte mit dem Kreuze, das daran hing. Er hatte auch einen Biſamapfel von Silber in der Taſche, aus dem ein Wohlgeruch kam, und wenn der Apfel duftete und der Mönch die Augen verdrehte, dann fielen die Weiblein nur ſo vor ſeine Füße. Wo blieb der Wohlgeruch, Böſewicht? du riechſt mir jetzt ſehr nach armen Leuten; und wo blieb der ſilberne Ohrlöffel, den du vordem in der Hand ſchwenkteſt?"

„Ich war in den Händen eurer Geſellen," ſeufzte der Mönch.

„Haben dieſe dir den Sack ausgefegt, ſo haben ſie ein gutes Werk gethan, hoffe deshalb bei mir nicht auf Erbarmen."

„Schweigt mit den wilden Worten, Junker, und ſchont den Unglücklichen," mahnte Anna unwillig.

„Ihr mögt gut reden. Ich aber habe eine alte Rechnung mit ſeinesgleichen. Denn ſie ſind ſchuld, daß ich als armer Reiter im Stegreif traben muß, was mir bei meiner Wiege nicht geſungen wurde. Wißt, junge Frau, ich wuchs auf als Erbe eines alten Oheims, der guten Antheil an Burgen und Mühlen hatte. Da dieſer kränklich wurde, rieth ihm der Böſe, nach Thorn zu ziehen. Dort ſchlichen die Brüder dieſes Geſellen an ſein Lager und erboten ſich zu allem Guten unter dem Vorwande, daß ihre Regel ihnen die Pflicht auflege, Bedrängte aufzuſuchen. So niſteten ſie ſich in ſeinem Hauſe ein. Dazwiſchen klagten ſie viel über das Elend der Welt, über die große Noth ihrer Brüder, und ſie beſchrieben ihre Armuth, die ſie täglich ertrugen, und ihre ſtrenge Regel mit vielem Faſten und langem Chorſingen. Dann lobten ſie ihm die Privilegien und hohen Freiheiten ihres Ordens, die zahlloſen Meſſen, welche Jedem im Himmel gut geſchrieben werden, welcher dem Orden Gutes thut, auch zählten ſie die frommen Bruderſchaften auf, an denen ſie nach dem Gebot des Papſtes Antheil haben, und ſie rühmten ſich vieler frommer Kinder und Brüder, die ſo ſtreng gegen ſich ſelber leben, daß ſie gar wenig eſſen und trinken, und daß ihre Frömmigkeit im Himmel jedem Andern zu Gute kommt, der in die Bruderſchaft tritt. So verlockten ſie den kranken Mann, daß er ihrem Orden ſein Hab' und Gut übermachte, und ich ging nach ſeinem Tode leer aus. Ich hatte eine Jungfer von Herzen lieb; dem Erben hätte der ſtolze Vater ſie bewilligt, den armen Kalmäuſer wies er zum Thor hinaus. Dadurch bin ich geworden, was ich jetzt bin, ein Heimatloſer, der von heute auf morgen lebt." Er ſtützte ſich finſter auf den Tiſch.

„Ihr aber, Bruder," frug Georg, „was ſcheuchte euch in dieſer Jahreszeit aus dem Kloſter?"

„Seit dem Scheiterhaufen, der euch ſchädlich wurde, iſt von St. Nicolaus der Friede gewichen," klagte der Mönch. „Die Bürger mögen uns nicht mehr leiden und kaum trauen wir uns auf die Straße, einige von uns ſind ganz ausgelaufen, und wir Uebrigen leben in Furcht. Mich ſandte der Prior nach Elbing; auf dem Wege wurden wir von Reitern überfallen, aus dem Schlitten geworfen und geplündert, die Räuber ließen mich nach harten Stößen frei, doch in dem Schnee ſchwand mir die Kraft und ich war meiner letzten Stunde gewärtig.“ Henner lachte verächtlich.

Zu dieſem trat Anna, das ſchlummernde Kind in den Armen haltend, verneigte ſich und begann herzlich: „Geſtrenger Junker, für meinen Hausherrn und für mich erbitte ich als werthe Gunſt, daß ihr es nicht verſchmäht, das Amt eines Gevatters bei unſerm Knaben zu übernehmen. Denn ich hoffe, der Prieſter iſt gefunden.“ Das umwölkte Geſicht Henners wurde freundlicher, er erhob ſich und nahm die Stelle mit geziemenden Worten an.

Anna aber blieb ſtehen und ſah flehend zu ihm auf. „Da wir wünſchen, daß Bruder Pancratius den Kleinen zum Chriſten weiht, ſo bitte ich, daß ihr der Gevatterſchaft zu Ehren den Bruder mit eurer Rache verſchont.“

„Ihr wollt mich fangen, junge Frau,“ verſetzte Henner zwiſchen Unwillen und Lachen. „Ich ſehe wohl, ich bin euch einen Gevatterdienſt ſchuldig; aber wenigſtens ein Ohrläppchen muß er hergeben.“

Doch auch dies wurde dem rauhen Geſellen in den nächſten Tagen abgehandelt. Auf die Einladung ſeiner Kinder kam der Magiſter unter ſicherem Geleit, er ſegnete gerührt den Enkel und nannte ihn einen Romulus, der, obgleich von Geburt ein Königsſohn, unter die Wölfe ausgeſetzt ſei. Und der Bruder, welcher ſich in guter Pflege wieder erholt hatte, vollzog die Taufe. Als dieſer am nächſten Tage mit neuem Lebensmuth unter dem Schutz eines ſicheren Knechtes wegziehen ſollte, nahm er von Anna wehmüthigen Abſchied. „Ich habe dem Bruder Gregorius vor dem Scheiterhaufen die Büchlein zugereicht, und jetzt danke ich euch Leben und Geſundheit! Vielleicht ſchaffen die Heiligen, daß ich euch wieder einen Dienſt erweiſe.“ Draußen aber winkte er Georg zur Seite und begann mit hohem Ernſt: „Nehmt als Dank für eure Gutherzigkeit eine Warnung: Euer Feind, der bisher krank im Kloſter lag, iſt endlich geneſen und iſt nach dieſer Gegend zu dem polniſchen Kaſtellan Pan Stibor aufgebrochen, um an euch ſeine Rache zu nehmen, denn damit hat er euch oft bedroht. Wiſſet, es iſt ein Anſchlag gemacht, entweder gegen euch allein oder auch gegen eure ganze Geſellſchaft. Denn da ich um die Pflege des Kranken zu ſorgen hatte, hörte ich etwas Weniges von den Reden des Polen mit Herrn Hutfeld Bürgermeiſter, welcher jetzt Burggraf werden ſoll, weil den alten Herrn Friedewald der Schlag getroffen hat. Die Beiden waren in Unruhe wegen eures Fähnleins und überlegten, ob es von den Unzufriedenen einmal in unſere Landſchaft geladen werden könnte. Darum traut dem Stillſtande nicht und wahret euch ſelbſt, euer liebes Weib und Kind vor eurem Todfeinde."

Aufgeſchreckt durch die Nachricht, wollte Georg mehr erfahren, aber der Mönch verweigerte weitere Rede. „Das Andere iſt Geheimniß des Ordens, die Heiligen mögen mir verzeihen, wenn ich euch ſchon zu viel geſagt habe."

Dieſe Warnung des Mönches erhielt noch an demſelben Tag von anderer Seite Beſtätigung.

Der Wächter verkündete Gäſte aus der Umgegend des Polenlagers. In den Schloßhof traten drei ausgewetterte Geſellen, über den geſchlitzten Landsknechtshoſen, deren bunte Farbe durch Wetter und Lager unſcheinbar geworden war, trugen ſie kurze Pelze, an den Beinen hohe Stiefeln, und jeder von ihnen führte eine der Landsknechtwaffen: Spieß, Hellebarde oder Feuerrohr, woraus Hans ſchon von weitem erkannte, daß ſie ſich nicht zufällig zuſammengefunden hatten, ſondern als Erwählte ihres Haufens gekommen waren. Er richtete ſich deshalb hoch auf und begrüßte ſie am Thore mit größerer Förmlichkeit als ſonſt Brauch war. „Seid willkommen, Hauptmann und gute Geſellen. Ob ihr einen Auftrag auszurichten habt oder nur als gute Nachbarn kommt, des letzten Zwiſtes ſoll nicht gedacht werden."

Da Hauptmann Heinzelmann, ein hagerer Alter mit ſchlauem Geſicht, vorſichtig erklärte, daß ſie im Auftrage kämen, ſo ließ Hans den Trommler anſchlagen und die Führer und Doppelſöldner zum Rathe laden. Als der Kreis geſchloſſen war, begann der fremde Führer: „Nehmt unſere Botſchaft, ihr Landsleute, in Gutem auf, wie wir ſie bringen. Wir haben lange einander gegenüber gelegen ohne ſcharfen Gruß und haben uns als Nachbarn vertragen. Beide ſitzen wir geldlos mit Vertröſtung und dürfen fragen, wie weit wir den Herren, die uns geworben haben und nicht bezahlen, zu Dienſte ſein wollen, und wir haben gefunden, daß wir ihnen geringen Dienſt ſchuldig ſind um geringen Lohn.“ Er hielt an, die Knechte nickten ihre Beiſtimmung und Hans beſtätigte: „es iſt ſo, wie ihr ſagt. Ich hoffe, ihr habt uns treu gefunden und auch wir wollen heut nicht Urſache ſuchen, über euch zu klagen.“

Der fremde Redner billigte die Worte mit höflichem Lächeln und fuhr fort: „Dieſelbe Treue denken wir euch jetzt zu erweiſen, wo der Mond wechſelt und das Wetter ſich ändern will. Nämlich, uns iſt die Kunde zugegangen, daß Pan Stibor und ſeine Edelleute einen Wagen mit Geld heranfahren, und um gutes Geld eine Verſchärfung unſeres Gelübdes und unſerer Arbeit fordern werden. Ihr Plan geht, wie wir meinen, gegen euch und den Garten, den ihr beſetzt haltet. Da wir uns nun lieber mit euch vertragen, als gegen euch ſchlagen, ſo fragen wir euch im Guten und in treuer Geſinnung, ob ihr von dieſer Burg weichen wollt und uns das Land räumen, damit wir es ohne Blutvergießen behaupten. Ihr wißt, wir ſind im Vortheil, dennoch bieten wir euch mit eurer Habe, mit Weib und Kind, mit Karren und Pferden freien Abzug.“

Ein Geſumm und ein Gemurr erhob ſich im Kreiſe und Hans antwortete: „Wir haben vernommen, was ihr geſprochen; ihr wißt, daß Brauch der Knechte iſt, allein unter einander zu berathen, wenn nicht einmal, dann zweimal. Ich erſuche euch alſo, daß ihr ſo lange aus der Runde weicht.“ Er winkte einem der Rottenführer, welcher die Fremden zur Seite wies. Nach kurzer Berathung wurden ſie wieder in den Ring geleitet und Hans ſprach: „Günſtige Geſellen, wir bedanken uns für eure Erinnerung und bitten, daß ihr euch nicht beſchwert haltet, wenn wir euren Vorſchlag nicht annehmen. Wir haben an unſern Brotherrn eine Forderung von Sold und Reiſekoſten, welche groß iſt, wir können unſer ſauer verdientes Geld nicht im Stiche laſſen; und ihr würdet ebenſo handeln.“

Hauptmann Heinzelmann, der auf dieſe Antwort vorbereitet war, verſetzte: „Wir verſtehen wohl, daß ihr eures Beutels gedenkt, obwohl euer Brotherr ſchwerlich im Stande ſein wird, jemals nur einen Theil eures Soldes zu zahlen. Dennoch wollen wir euch noch weitere Kameradſchaft erweiſen, und wollen den Pan Stibor drängen, daß er euch ein Drittheil eurer Forderung zahlt und freie Zehrung auswirkt bis an die Grenze der polniſchen Herrſchaft, wenn ihr auf dem kürzeſten Wege ohne Raſttage hindurch ziehen wollt. Ihr aber bedenkt, daß der Sperling in der Hand auch etwas werth iſt, zumal wenn man ihn ohne eigene Gefahr erfaſſen kann.“ Er trat zum zweiten Male aus dem Kreiſe. Diesmal dauerte die Berathung länger und mehre Stimmen mahnten ernſthaft, daß man das Drittel nehme.

Georg ſtand im Ringe, die fliegende Fahne in der Rechten. Als die Knechte über den Abzug verhandelten, ſchlug er ſchweigend das Fahnentuch zuſammen und ſteckte die Fahne verkehrt in den Boden. Da erhob ſich lautes Geſchrei und Hans begann erſchrocken: „Was thut ihr, Fähnrich, daß ihr die Fahne bergt wie vor Miſſethätern?“

Georg antwortete: „Liebe Geſellen, ihr fragt, was eurem Säckel frommt; mich aber habt ihr dazu geſetzt, daß ich die Ehre der Bruderſchaft wahre, und da ich Worte höre, welche zu Meineid und Verrath an unſerm Kriegsherrn führen, ſo behüte ich die Fahne und berge das Tuch, denn ihr wißt, daß es nicht über eure Schande wehen darf." Wieder erhob ſich lautes Geſchrei und Einzelne griffen zornig nach den Waffen, aber Hans entſchied mit ſtarker Stimme: „er übt ſein Recht und wir dürfen es ihm nicht wehren. Dennoch mahne ich euch, Fähnrich, daß ihr den Sinn der Brüder nicht mehr beſchwert, denn noch iſt nichts abgemacht."

„Beſchließt, euch als fromme Knechte zu halten," rief Georg, „dann werfe ich das Tuch in den Wind über ehrliche Leute."

Darauf ſprach Benz Streitenberg: „Vernehmet den Rath eines Alten. Daß der Stibor uns einiges Geld hinlegt, das können wir bewirken, wenn wir die Stadt preisgeben; aber wir können nicht hoffen, daß wir es in das Reich bringen. Denn ſobald wir das Geld des Polen nehmen, verlieren wir die Fahne und den Schutz des Hochmeiſters, und ohne Fahne ſind wir ein armer Schwarm von Flüchtigen, welche des Befehls und der Ordnung entbehren. Wie wollen die Einzelnen mit dem Troß unverſehrt aus dieſem Lande ſich retten? Der gerade Weg hinaus führt drei Tagreiſen durch ödes Haideland. Wer ſoll dort die hungrigen Mäuler verpflegen? und das Geld in den Taſchen wird uns Wegemüden von den polniſchen Strauchdieben bald abgejagt werden."

Dieſer Meinung waren auch Andere, es erhob ſich lautes Geſchrei und Getümmel und dazwiſchen der Ruf: „Stellt die Frage und hebt die Hände, damit wir nicht weiter berathen in Schande." Als nun Hans frug, ſo erhob eine große Mehrzahl die Hand für Ablehnen und Georg lachte und rief, das Tuch entfaltend: „ich bedanke mich bei euch, Hauptmann und Geſellen."

Als die Fremden wieder in den Kreis geführt wurden, ſprach Hans feierlich: „Mein Volk muß ablehnen was ihr geboten, um der Fahne und des Eides willen, wir aber ſagen euch Dank und bitten, daß ihr nicht für ungut nehmt, was wir nicht mit leichtem Herzen beſchloſſen haben."

Die fremden Landsknechte vernahmen den Entſcheid ohne

Verwunderung und der Sprecher ſagte nur: „Beſtätigt auch ihr, daß wir euch, ſoweit wir vermochten, gute Nachbarſchaft gehalten haben.“

„Das thun wir,“ riefen die Knechte und Hans gebot: „Geſchloſſen iſt der Rath und geöffnet der Ring, euch aber bitte ich, daß ihr als unſere Nachbarn einen Trunk nicht verſchmäht.“

Die Boten waren der Einladung nicht abgeneigt, und der Haufen geleitete ſie in die Halle; ein Faß wurde herangeſchleift und ſtarkes Zechen begann. In heller Fröhlichkeit und mit hochrothen Wangen tranken die Parteien einander zu auf gutes Glück und treue Nachbarſchaft, am lauteſten die Heimiſchen, weil ſie eine Sorge im Herzen bargen. Der fremde Hauptmann lobte die feſte Mauer und das Schloß, und begann ſcherzend: „Wenn ja das Schickſal wollte, daß wir noch einmal gegen einander ſchlagen müßten, ſo wird euch der Vortheil der Mauern und des Grabens nöthig ſein, damit ihr die ſtarken Fäuſte meiner Knechte abwehrt. Denn obwohl wir an Zahl ziemlich gleich ſind, ſo meinen unſere Geſellen doch, daß ihr im freien Felde euch niemals gegen uns wagen werdet.“

Da erwiederte Hans gehoben vom Trunke: „Wir begehren gegen euch keinerlei Vortheil der Mauer und des Grabens; auch in gleichem Kampfe trauen wir euch obzuſiegen nach unſeres Ordens Brauch auf offener Haide, im gevierten Haufen, wann und wie ihr den Kampf begehrt.“ Und ſeine Genoſſen riefen ſtürmiſch die Beſtätigung. Der Fremde aber ſprach mit lauter Stimme: „Wenn ſein müßte, was wir nicht begehren, ſoll alsdann das Wort gelten, ihr frommen Knechte?“ Alle ſchrien: „Ja“, Hans ſchlug ein, daß es ſchallte, und ſetzte lachend hinzu: „wenn es ſein muß.“ Auch der Andere lachte.

Erſt gegen Abend brachen die Gäſte auf.

Hans, der die Fremden bis zum Kreuz geleitet hatte, kehrte nachdenkend ins Lager zurück; am Thore erwartete ihn Georg: „Sie werden den Kampf fordern, Hauptmann.“

„Ich denke nicht," verſetzte Hans unſicher. „Sie werden ſich ungern Schläge holen; ſie wiſſen auch, daß wir kahl ſind, und daß ſie bei uns nur geringe Beute finden."

Als Georg am Abend in ſeine Behauſung zurückkehrte, betrat er vorſichtiger als ſonſt die Frauenſtube. Es war ſtill darin, kein Gruß empfing ihn, er vernahm nur leiſe Athemzüge. Mutter und Kind lagen in friedlichem Schlaf, der Kleine näher der Wand, durch Betten gegen den kalten Zug aus den Steinen geſchützt, die Mutter vor ihm, noch im Schlaf mit ihrem Leibe ſeine Schützerin. Der Vater ſtand lange verſunken in den Anblick des liebſten Lebens, welches in zwiefacher Geſtalt vor ihm lag, und ſein Auge wurde feucht. „Mein alter Feind gedenkt die Rache an Einem zu nehmen, noch weiß er nicht, daß er mit einem Schlage drei Leben trifft. Ob er den Fähnrich allein ſucht oder auch die Fahne, in jedem Fall hat er dafür geſorgt, daß er im Vortheil iſt. Ich ſah den hündiſchen Blick des fremden Landsknechtes, als unſer Hauptmann den Kampf auf der Haide verſprach. Ich fürchte, er hat damit auch euch, ihr beiden ſüßen Schläfer, den Dritten abgeſprochen, der zu euch gehört. Wenn das Fähnlein auszieht und der Fähnrich den Rückweg nicht findet, was wird alsdann aus dieſen? Vater im Himmel, thu' mit mir was du willſt, aber rette mein Weib und Kind." Er kniete am Lager nieder und hob in bittrer Angſt die Arme nach der Höhe, bis der kleine Sohn die geballten Händchen öffnete und ſchrie. Da erwachte die Mutter, ſie lächelte glücklich, als ſie das Antlitz des Gatten dicht neben dem ihren ſah, und ſie fand noch Zeit, den Arm um ſeinen Hals zu legen und ihn herzlich zu küſſen, bevor ſie ſich zu dem Schreier wandte. Da lachte auch Georg wieder und ſagte ihr noch halblaut Luſtiges von der Geſellſchaft, aus welcher er kam, bis er ſich auf ſein Lager an der Thür warf und das Geſicht der Fahne zuwandte, um die wilde Neuigkeit weiter zu erwägen.

Am andern Morgen rief er den Magiſter in die Thurmſtube und berichtete ſeinem Weibe in Gegenwart des Vaters Einiges von ſeinen Sorgen. „Es iſt ein Anſchlag im Werke, ſich dieſes Schloſſes zu bemächtigen. Obgleich der Krieg durch Stillſtand geendigt iſt, ſo hoffen die Polen doch bei einem künftigen Frieden zu behalten, was ſie jetzt in Beſitz nehmen, und es iſt wohl möglich, daß dieſem Schloſſe eine Belagerung droht. Denn wir haben die Pflicht, die Stadt und das Amt dem Hochmeiſter zu bewahren. Da iſt mir der Gedanke unerträglich, daß euch die Unruhe umfaſſen könnte. Wuz zieht morgen mit einigen Knechten nach der Seite hin, wo Elbing liegt. Vermagſt du mit dem Kinde bei günſtigem Wetter die Schlittenfahrt zu wagen, ſo will ich, daß du mit dem Vater dorthin aufbrichſt und in den nächſten Tagen nicht zurückkehrſt, ſondern dort, oder wo es dem Vater am ſicherſten ſcheint, verweilſt, bis über dieſes Amt und das Fähnlein entſchieden iſt. Denn wie man vernimmt, iſt auch im Werke, das Fähnlein zu entlaſſen.“ Als er ſo ſprach, ſuchten zwei große Augen angſtvoll ſeine ganze Meinung zu verſtehen, der Magiſter aber fiel ihm eifrig bei. Anna ſprach nicht ja, nicht nein, ſie beugte ſich über das Kind und ihre Thränen fielen auf den Kleinen herab. Georg ſelbſt mühte ſich die Bewegung, welche ihn faſt übermannte, in der Geſchäftigkeit zu verbergen, womit er den Aufbruch betrieb. Anna ſaß unterdeß bleich und ſchweigend, das Kind im Arme, aber ſie regte ſich nicht um für die Reiſe zu rüſten, wie Frauen pflegen. Nur des Kindes Bedarf, über dem ſie im Herbſte genäht, rollte ſie in ein Bündel. Erſt als Georg herauf kam, ihr zu ſagen, daß der Schlitten ſeiner Ladung harre, erhob ſie ſich und trug ihm das Kind entgegen: „Vater, ſegne deinen Sohn.“ Da verließ ihn die Faſſung, die er bisher mühſam bewahrt. Er hielt den Knaben unter Thränen in den Armen und ſie ſprach leiſe zu ihm: „das Jahr iſt zu Ende.“ Und als er das Kind in die Hände des Großvaters legte, umſchlang ſie ihn mit heißer Leidenſchaft und hing an ſeinem Halſe, er aber hob ſie in wildem Schmerze und trug ſie nach dem Schlitten. Sie hielt die Augen ſtark auf ihn geheftet, bis die Pferde anzogen und der Weg ihr ſeinen Anblick entzog. Beide vernahmen nichts von den Grüßen und Abſchiedsrufen der Männer und Weiber, welche ſich um den Schlitten geſammelt hatten, denn in unſäglichem Weh und ſchwerer Ahnung ſchwanden ihnen die Gedanken.

In dem ſtillen Contor des Marcus König fanden ſich jetzt zahlreiche Beſucher ein, doch kamen ſie ſchwerlich als Kunden des Geſchäftes. Es waren meiſt Zunftgenoſſen aus der Neuſtadt, ſie traten vorſichtig von der Hintergaſſe in den Hof, und während ſie in der Kammer mit dem Kaufherrn und dem Gehülfen verhandelten, hielt Dobiſe, über einem Frachtſtück beſchäftigt, an der Vorderthür Wache und pochte, ſo oft ein ſtörender Gaſt nahte. Als Marcus ſich gegen Abend von ſeinem Sitz erhob, ſagte er mit ſtolzem Lächeln zu ſeinem Vertrauten: „Die Fluth ſteigt ſchnell, die Galeone von Thorn fühlt Waſſer unter dem Kiel, es wird Zeit, daß wir alle Hände zu Hauf rufen.“

Da meldete Dobiſe mit ſchlauem Augenzwinkern einen Fremden, der in dringendem Geſchäft den Herrn allein ſprechen müſſe. Marcus trat eilig in den Flur, fand einen kleinen verhüllten Mann, der ſeinen Hut tief in die Augen gedrückt hatte, und winkte mit der Hand in die Wohnſtube. Dort erſt nahm der Gaſt den Hut ab, der Magiſter ſtand dem Kaufherrn gegenüber. Die Geſtalt des Marcus hob ſich wie zum Kampfe, und ohne dem Andern einen gaſtlichen Sitz zu bieten, begann er: „was führt den Herrn Magiſter in die Stadt, welche ihn gebannt hat, und was führt ihn zu dem Vater, welcher durch ihn ſeines Erben beraubt iſt?“

Das Geſicht des Gelehrten war geröthet und ſeine Stimme zitterte, als er zur Antwort gab: „Die Sorge eines Vaters zwingt mich zu euch; auch ich habe ein Kind, welches durch euren Sohn der Herrſchaft des Vaters entzogen wurde, wahrlich ohne meinen Willen und in furchtbarer Nothzeit. Als es ſich für euren Sohn und meine Tochter um Ehre und Leben handelte, haben die Armen ſich vermählt. Sie mußten den Segen der Eltern entbehren, aber Gott hat ihre Ehe geſegnet, ein Enkel iſt euch und mir geboren, und ich bin in die Stadt gedrungen, um euch hochanſehnlicher Kaufherr, als dem Vater und Großvater, dies anzuzeigen und euch zu bitten, daß ihr durch eure Beiſtimmung und durch euren Segen die Ehe bekräftigt.“

Marcus trat zurück und ein düſteres Licht glomm in ſeinen Augen. „Sendet euch der Fähnrich Georg König?“

„Er weiß nichts von dieſer Reiſe.“

„Weilt eure Tochter bei ihm?“

„Ich habe ſie und das Kind mit ſeinem Willen zu beſſerer Sicherheit und Pflege nach Elbing geführt.“

„Dort mögt ihr ſie von jetzt an bewahren,“ verſetzte Marcus, „und redlicher als ihr ſeither gethan.“

Den Magiſter ergriff unſägliche Angſt bei der abweiſenden Haltung des ſtrengen Mannes und mit heiſerer Stimme frug er: „wie ſoll ich eure Rede deuten, Herr?“

„Daß ich als Vater dem wilden Zuſammenleben feindlich bin, und daß ich einer Ehe meines Sohnes mit eurer Tochter, von der ihr redet, Einwilligung und Segen verweigere.“

Dem Magiſter bewegten ſich krampfhaft die Hände. „So war meine Ahnung,“ murmelte er und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Erſt nach einer Weile fand er die Worte: „Obgleich ich kein großer Mann auf Erden bin, ſo wird mir doch ſchwer, mich zu demüthigen; aber heut thue ich es, nicht für mich, *ſondern für mein armes unglückliches Kind*, und ich flehe euch herzlich und in Todesangſt an, erweiſt uns Geſchlagenen eine mildere Geſinnung, laßt meine Tochter nicht in Schimpf und Unehre vergehen, denn ich ſage euch, Herr, ſie iſt ein gutes Kind und ſie war der Stolz meines Lebens.“

„Auch Georg König war lange die Freude ſeines Vaters und dem einſamen Hauſe die einzige Hoffnung," antwortete Marcus. „Wer trägt die Schuld, daß er von ſeinem Vater und aus der Heimat hinausgeworfen wurde in ein elendes Leben? Ihr, Herr Magiſter und euer Kind. Jahre lang habt ihr Beſuche meines Sohnes und heimliche Liebſchaft in eurem Hauſe geduldet; ihr ſelbſt habt in ſeine Seele Irrlehren und Unglauben geſäet, euch zu Liebe geſchah es, daß er ſich offen gegen die heilige Kirche empörte und der Blutrache des polniſchen Königs verfiel. Und ihr und euer Kind habt bewirkt, daß er in wüſtem Leben bei fremden Landsknechten feſtgehalten wurde. Durch euch iſt der Sohn dem Vater entfremdet. Mit Bitterkeit und Gram habt ihr mein Leben erfüllt, und jetzt wagt ihr vor mich zu treten und von mir zu fordern: gib deinen Segen, alter Mann, zu unſerm Werke."

Der Magiſter ſtand wie überwältigt durch die Vorwürfe des Gegners. „Unſer Vater im Himmel weiß, daß ich von der Neigung eures Sohnes nichts geahnt habe, ſolange ich mit ihm zuſammen war, und unſer Vater im Himmel weiß auch, daß meine liebe Tochter züchtig und ehrbar in Worten und Werken gelebt hat. Was ich eurem Sohne beigebracht habe von Lehre und Gedanken, das iſt wahrhaftig in guter Geſinnung geſchehen; keiner vermag Anderes zu geben, als er hat, und ich habe ihm in Latein und in Lehrmeinungen überliefert, was für den Magiſter Fabricius der Stolz ſeines Lebens war. Wenn euch das nicht gefällt, Herr, ſo iſt dies nicht Schuld des Lehrers, denn ihr habt mich geworben. Wenn ihr mir ſagt, daß wir euch den Sohn entfremdet haben, ſo ſage ich dagegen euch, euer Sohn hat auch mir mein Kind entzogen. Und ich weiß, wie wehe es einem Vater thut, wenn er ſein Kind einem Andern überlaſſen ſoll. Dies aber iſt von dem Allmächtigen ſelbſt ſo geordnet, daß die Kinder Vater und Mutter verlaſſen um der Gatten willen, und weder ihr noch ich haben ein Recht, darüber zu zürnen, wie wehe es auch thun mag. Darum, Herr, unternehme ich, was ich noch niemals in meinem Leben gethan habe, ich flehe zum zweitenmal, da, wo ich einmal abgewieſen bin, nicht für mich, ſondern für mein Kind. Herr, ihr bedenkt nicht, um was es ſich hier für meine Tochter Anna handelt," rief er mit ſtärkerer Stimme, „die Frage iſt, ob ſie vor den Leuten ein redliches Weib ſein ſoll, oder eine Dirne. Ihr habt oft Gut und Geld gewagt, Herr, aber niemalen wart ihr in der Lage, daß der böſe Wille eines Andern euch ſo elend und verworfen machen konnte, wie euer böſer Wille mein liebes Kind elend und verworfen machen kann; ein gutes Kind, Herr, und wie ich euch ſagte, die Freude meines Alters. Und wahrlich, Herr, für euer ſtolzes Haus wäre es ein Segen und ein Glück, wenn mein Kind als eure Schwiegertochter darin hauſte. Und ich verſichere euch, Herr, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß euer Sohn heimlich meine Tochter im Herzen trug, ich hätte ihn, wie werth er mir auch als Schüler geworden war, aus dem Hauſe gejagt auf Nimmerwiederſehn. Denn nichts iſt mir in meinen Tagen nächſt den Lügen der Pfaffen ſo verhaßt geweſen, als der Dünkel der Reichen, und niemals, Herr, habe ich die Geſellſchaft von euresgleichen geliebt und geſucht, denn ich weiß wohl, wie ſelten Nächſtenliebe und ein freundliches Herz unter den Geldſäcken gedeiht. Und darum, Herr, mahne ich euch noch einmal und zum letzten Male, nicht mehr um meines Kindes willen, ſondern um eures Sohnes willen, damit er nicht als Schelm und Böſewicht gegen meine Tochter fortlebe, und ich mahne euch noch einmal um eurer ſelbſt willen, damit euch das Unglück, das ihr über mein Kind bringen wollt, nicht in eurer letzten Stunde das Scheiden ſchwer mache."

Marcus, dem die ſteigende Heftigkeit des Andern ſeine Ruhe zurückgab, antwortete ohne Härte: „Ich bin alt und denke zuweilen an meine letzte Rechnung. Der Sorge dafür enthebe ich euch. Hat mein Sohn in dem Uebermuth der Jugend ein Unrecht an eurer Tochter geübt, was ich nicht weiß, ſo muß er das Unrecht auf ſein Leben nehmen und bei den Heiligen um Vergebung ſeiner Schuld werben. War es auch für euch ein Unglück, was für mich leidvoll geworden iſt, daß mein Sohn in euer Haus kam, ſo bin ich bereit, euch die Entfernung aus dieſem Lande möglich zu machen, welche ihr ſelbſt wünſchen müßt. Sagt mir, wo ihr euch hier verborgen aufhaltet, damit ich deshalb meinen Gehülfen zu euch ſende."

Das geröthete Geſicht des Magiſters erblich während der Rede des Andern wie das eines Sterbenden. Er drückte ſeinen Hut in das Geſicht, rief mit heiſerer Stimme: „Pfui! Sendet euren Gehülfen in die Weichſel!" und ſtürzte aus dem Hauſe.

Unterdeß ging Lips Eske, bei welchem der Magiſter den Verſteck gefunden hatte, unruhig in ſeiner Kammer auf und ab und erwartete die Rückkehr des Lehrers. Als der Alte entſtellt in Antlitz und Geberde herein wankte, erkannte der treue Knabe, daß Alles gekommen war, wie er gefürchtet. Er rückte ſchnell dem Magiſter einen Seſſel, der Alte hielt ſich daran. „Schaffe mich fort, mein Sohn, denn der Boden dieſer Stadt brennt mir unter den Füßen."

„Ich leide nicht, daß ihr ſo von mir geht," bat Lips und drückte den Gelehrten in den Stuhl, „hier ſitzt nieder und nehmt dieſe Stärkung." Er goß Wein in ein Glas und zwang den Alten, die Lippen zu befeuchten. „Und wenn euch läſtig iſt, mir die Reden des harten Mannes zu wiederholen, ſo ſollt ihr ſtill ſitzen; aber bleibt bei mir, Herr Vater, bis ihr euch erholt habt, hier ſeid ihr ſicherer als anderswo. Ich weiche nicht mehr von eurer Seite, bis ich euch wohlbehalten außerhalb des Stadtgrundes ſehe." Er ſetzte ſich zu ihm, umfaßte die Hand des ſtöhnenden Alten, hielt ſie feſt und ſtrich ſie zuweilen mit ſeinen knochigen Fingern, wie ein Kind die Hand ſeiner lieben Mutter ſtreichelt. Der Magiſter ließ ſich das gefallen und die Beiden beharrten lange ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich ermannte ſich der Magiſter. „Du haſt das

Verzeichniß meiner Bücher, die ich in Verwahrung des Liſchke zurückließ.“

„Ja, Herr Vater. Ich ſelbſt bewahre den Schlüſſel.“

„Gib das Verzeichniß an Hannus, er ſoll aus alter Gunſt die Bücher hier oder in Danzig verkaufen, ſich einen gebührlichen Vortheil nehmen und den übrigen Ertrag dir einhändigen.“

„Aber, Herr Vater, eure ganze Liberei? Sie war für euch ein Schatz.“

Der Gelehrte beſtätigte durch ein Kopfnicken. „Sie iſt mühſam zuſammengebracht und manches Geſchenk ehrenwerther Gönner ſteht darunter. Aber ſie muß fort, mein Sohn, und ſo ſchnell als möglich. Empfängſt du das Geld, ſo trägſt du es zu dem reichen Manne, von dem ich komme, und ſagſt ihm: dies ſei die Summe, welche der junge Georg König dem weiland Magiſter Fabricius damals auszahlte, als er ſein Weib Anna, geborene Fabricius, und ſeinen Sohn Romulus König dem erwähnten Magiſter zu fernerer Behütung übergab. Ob das Geld im Betrage ſtimmt, wird unwichtig, da es Alles iſt was ich beſitze.“

„Das Geld will ich übergeben; aber was bedeutet weiland, Herr Vater?“

Finſter antwortete der Alte: „Der lateiniſche Ehrenname Fabricius iſt von heute ab verloren; der Mann, welcher unrühmlich und verborgen zu leben hat, heißt fortan mit gemeinem deutſchem Namen Schmieder.“

Mit Betrübniß hörte Lips den verzweifelten Beſchluß. „Vertraut mir, lieber Herr Vater, was wollt ihr jetzt thun?“

Der Magiſter richtete ſich auf und ſaß ſtolz vor ihm wie in der Schule: „Erinnerſt du dich noch an den Römer Virginius, welcher ſeine Tochter vor Unehre zu bewahren hatte?“

„Herr Vater,“ rief Lips erſchrocken aufſpringend.

„Still,“ gebot der Magiſter, „wir ſind Chriſten und es war nur ein Beiſpiel.“ —

Tag auf Tag verrann und Georg erhielt von Anna und ſeinem Kinde keine Nachricht. Der Thauwind erhob ſich und ſchüttete Regenwolken über das Stromeis und die Schneehügel der Haide. Auf die ſtarre Ruhe des Winters folgte wilde Bewegung, in zahlloſen Rinnen lief das Waſſer, es tilgte den Schnee, hob die Eisdecke der Bäche und wälzte die Trümmer dem Meere zu. Georg ſandte Boten über Boten nach der Stadt Elbing, aber keiner brachte Kunde von ſeinen Lieben. Wortkarg ſaß er unter ſeinen Geſellen, täglich ging er hinaus auf die Stellen, wo im vorigen Jahre Anna gern geweilt hatte; wenn er des Abends in dem öden Thurm ſaß, hörte er die Stimme der Gattin und den Schrei des Kleinen, aber was von den Mauern widerklang, waren nur die Seufzer ſeiner eigenen Bruſt. Unterdeß kam langſam die Gefahr heran, welche er vorausgeſehen. Das gute Einvernehmen mit den polniſchen Landsknechten hörte plötzlich auf. In den Grenzdörfern gab es täglich Zuſammenſtöße, Pferde wurden geſtohlen, Knechte erſchlagen, entlaufene Dirnen nicht zurückgeliefert, und auf die Beſchwerden, welche Hans den Nachbarn zugehen ließ, kamen abweiſende Antworten und höhnende Reden. So geſchah es, daß die Knechte in kurzer Zeit zornig wurden und beim Hauptmann Rache forderten, und daß dieſer Mühe hatte, den Ingrimm der Seinen zu bändigen. Jeden Tag erwartete Georg, daß die Feindſchaft zu heller Flamme aufſchlagen werde. Als er einſt draußen am Walle ſtand unweit des wilden Roſenbuſches und an die Stunde dachte, wo er Anna in den Schlitten hob und an den Unheil ahnenden Blick, mit dem ſie von ihm ſchied, da kam Henner durch die Pforte auf ihn zu; unſicher war der Schritt des raſtloſen Geſellen und in Falten zuſammengezogen ſein Antlitz. „Habt ihr Botſchaft von eurem Weibe?“ frug er mit heiſerer Stimme.

„Ihr bringt die Botſchaft,“ ſchrie Georg.

„Ich ritt nach Elbing, obwohl es dort für unſereinen nicht geheuer iſt, und frug in den Herbergen des Hafens. Die Leute erzählten als Schiffernachricht, daß ein Weichſelkahn umgeſchlagen ſei und die Fahrenden im Strome ertrunken: ein kleiner Alter, ein junges Weib und ein Kind. Ich lief zu dem Wirth, bei dem der Magiſter gewohnt hatte, er hielt mir den Brief eines Danziger Buchführers entgegen, den er eben erhalten, der Brief meldete daſſelbe, mit dem Auftrage, euch davon Nachricht zu geben.“

Georg ſtieß einen gellenden Schrei aus, daß Henner zurückfuhr, und ſtürzte wie ein gefällter Stamm zu Boden; er lag ſtöhnend und wandte das Antlitz vom Himmel ab der Erde zu. Henner beugte ſich an ihm nieder und verſuchte unbehilflich Tröſtendes zu ſagen, aber der Liegende verſtand ihn nicht und entzog ihm wild die Hand. Da ſetzte ſich Henner ſchweigend neben den Geſchlagenen und während dieſem der ſtarke Leib zuckte und ſchauerte, ſchrieb er mit der Schwertſcheide Totenkreuze in den Sand. Der Regen rieſelte herab, er nahm ſeinen Mantel von den Schultern, warf ihn über den Fähnrich, ſetzte ſich wieder auf den Stein und zeichnete von Neuem viele Kreuze um ſich und den Andern, ſo weit ſein Arm reichte. Als endlich ein Bube vorüberlief, ließ er den Hauptmann benachrichtigen und rief dem erſchrockenen Hans zu: „hier liegt, was von eurem Fähnrich übrig iſt; helft ihn nach dem Thurm ſchaffen.“ Sie hoben den Armen, der ſie zuerſt rauh abwehrte und ſich dann ſchwerfällig wie im Traume zum Thurm bewegte. Dort warf er ſich auf ſein Lager, das Geſicht der Wand zugekehrt, und Henner blieb neben ihm ſitzen und mühte ſich, den Fußboden auf's Neue mit den Zeichen des Todes zu bedecken.

Als der Hauptmann am nächſten Morgen eilig eintrat, fand er einen bleichen finſtern Mann, der am Herde vor ſich hinſtarrte, während Henner an Stelle der Hausfrau Töpfe zum Feuer rückte. „Vermögt ihr herauszukommen, Fähnrich, ſo gedenkt der Fahne,“ mahnte Hans bekümmert, „es iſt etwas auf dem Wege.“

„Der Pole kommt,“ antwortete Georg mit rauher Stimme, „dies iſt die rechte Zeit für ihn und mich.“ Er legte ſchnell ſein Schwert um, ergriff die Fahne und ſtieg mit ſeinem Gefährten die Mauer hinauf zur Stelle, wo die Wache ſtand, während Henner bei den Kochtöpfen zurückblieb.

Es war ein kalter Morgen, die Sonne ſtand gedeckt hinter einer dunkeln Wolkenwand, über der kahlen Haide lag der Reif. Ein einzelner Reiter bewegte ſich von dem polniſchen Lager langſam heran.

„Er führt einen Kurzſpieß und kommt als Bote,“ ſagte Wuz.

„Er reitet mit ſteifen Beinen,“ fuhr der Hauptmann fort, „daran erkennt ihr den Landsknecht, und wenn ſie auf Kameelen und Seehunden ritten, ſie müßten die Beine ſpreizen.“ Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt Tiele Storch, ihr Ausrufer, diesmal hat er's nicht eilig, alte Geſellen zu begrüßen.“

Argwöhniſch umſchauend ritt der Fremde in den Schloßhof. „Treibe deinen Gaul,“ rief der Hauptmann von der Mauer herab, „der Morgentrunk iſt bereit.“

Aber Tiele hielt mitten im Hofe an. „Ich bringe Botſchaft an euch und eure Geſellen, gefällt es euch, ſo hört ſie unter freiem Himmel, wo die Sonne ſcheint und die Luft weht.“

Hans ſah den Fähnrich mit düſterm Blicke an. „Der Wein iſt ausgetrunken, werft die Gläſer gegen die Wand und kümmert euch nicht, wohin die Scherben fallen. Kommſt du als Bote, ſo harre, bis ich die Brüder lade.“ Er hob die alte Trommel, welche unter einem ſchützenden Dächlein ſtand, die dumpfen Schläge trieben die Knechte aus den Häuſern, ſie eilten an das Thor und traten mit ernſten Mienen in den Kreis, der ſich nach der Seite des Fremden öffnete, ſo daß dieſer dem Hauptmann und Fähnrich gegenüber ſtand. Er war vom Pferde geſtiegen, hielt ſeinen Kurzſpieß verkehrt mit der Spitze nach unten und ſeine lauten Worte kamen mit Anſtrengung aus der Kehle. „Ich grüße den Orden der freien und wehrhaften Knechte, tragen ſie Spieße oder Rohr, ich grüße den Hauptmann und ich grüße den Fähnrich, mit Gunſt oder ohne Gunſt bringe ich Botſchaft von meinem Hauptmann und von meiner Bruderſchaft, und ſie ſenden euch, weil es nicht anders ſein kann, dies rothe Zeichen, nicht zu Liebe, ſondern zu Leide, und ſie ſagen euch ab aller Frieden und bieten euch Unfrieden.“ Er warf einen großen rothgefärbten Handſchuh vor dem Hauptmann nieder. „Am dritten Morgen von heute wollen ſie ausziehen gegen euch mit Harniſch und Wehr von Sonnenaufgang nach Untergang, um ſich mit euch zu ſchlagen nach Landsknechtbrauch. Am Kreuze auf brauner Haide, wo im Sommer die Blumen blühen und im Winter der Schnee weht, wollen ſie den Grund roth färben mit eurem Blut. Ihr aber, Hauptmann, beſtätigt, daß ich meinen Auftrag nach Gebühr verkündet, ſei er mir oder euch lieb oder leid.“

Hans trat einen Schritt vor und gebot: „Fähnrich, hebet das Pfand und bewahrt's. Wir aber bieten euch und euren Geſellen unſern Gegengruß ohne Gunſt und in heller Feindſchaft, die ſie durch euch gefordert haben. Am dritten Morgen von heut ab werden auch wir ausziehen mit Harniſch und Wehr von Abend gegen Morgen, damit wir euch treffen und auf brauner Haide ſchlagen nach Brauch freier Knechte. Euch aber beſtätige ich, daß ihr nach Gebühr abgeſagt habt, wenn nicht zu Liebe dann zu Leide, und die Bruderſchaft verweigert euch nicht den Botenlohn, der dem Abſager gebührt als letzte Gunſt. Holt einen Becher mit rothem Wein, damit er ihn trinke, abgewandt und ohne Beſcheid.“ Während ein Knecht den Trunk holte, ſtanden die Männer einander ſchweigend gegenüber. „Ihr hattet es eilig, den Frieden aufzukündigen,“ begann endlich Hans mit erheuchelter Ruhe, „ich ſelbſt war geſtern am Kreuz, aber ich ſah keinen dürren Aſt, der doch verabredet war als Warnung.“

Der Bote räuſperte ſich. „Der Pan Stibor kam erſt geſtern zu uns geritten, auf jeder Sattelſeite einen Beutel mit

Geld, er hat allen Rückſtand bezahlt, doppelten Sold verheißen und ehrliche Ablohnung zum nächſten Monat, damit wir heimkehren, wenn wir vorher euch aus der Burg werfen und die Herrſchaft über euren Garten in ſeine Hand geben.“

Hans wandte ſich grimmig lächelnd zu ſeinen Geſellen: „Dann kommt ihr alſo ſchwer um die Hüften, mit gefüllten Taſchen; meinen Knaben wird es wohl thun, mit euch zu theilen. Nehmt den Becher und trinkt.“

Der Bote wandte ſich ab, leerte das anſehnliche Gefäß, in dem aber nur Bier war, und goß die Neige in den Schnee. „Aus der Erde kam's, zur Erde fällt's,“ ſagte er den Becher vor dem Hauptmann auf den Boden ſetzend.

„Aus der Erde wuchſen wir und zur Erde ſinken wir,“ wiederholte Hans, das Haupt neigend, „unſern Seelen aber ſei Gott gnädig. — Um die Männer haben wir gehandelt nach Brauch der gewappneten Knechte, ſorgen wir jetzt um unſere Weiber und Kinder, daß ſie Frieden behalten beim Sieger. Wollt ihr einen Eid darauf geben und empfangen, damit ihr euch als ehrliche Feinde erweiſt? denn ihr dient einem Fremden, der unluſtig iſt unſern Brauch zu ehren.“

„Wir bieten Freiheit für die wehrloſen Weiber und Kinder, und von ihrer Habe Kochlöffel und Bett, ihr Gewand und was ſie ſonſt unter dem Gürtel tragen.“

„Wir fordern auch Pferde und Wagen für die unſern,“ verſetzte Hans, „und wir wollen ſie den euren gewähren.“

„Ihr wißt, daß dies gegen den Brauch iſt,“ antwortete der Bote rückſichtsvoll.

„Wir ſind aber in fremdem Lande und hundert Meilen über Haide und Schnee ſind weit für kleine Füße.“

„Darf ich's nicht beeiden, ſo will ich doch bei meinen Brüdern dafür ſprechen,“ ſagte der Bote.

Als der feindliche Rufer ſich entfernt hatte, ſtanden die Knechte auf ihre Wehren gelehnt und ſahen beſtürzt einander an.

„Die Hunde verlaſſen ſich darauf, daß ſie unſer Gelöbniß in der Taſche haben,“ murmelte Hans.

„Was werdet ihr thun?“ frug Georg.

„Ihnen entgegen ziehen, wie wir gelobten,“ verſetzte Hans düſter. „Die Knechte können nicht in Schande leben.“

„Müßt ihr das Fähnlein im Freien daran wagen, ſo dürft ihr doch die Hilfe des Ordens anrufen, damit euch der Rücken gedeckt werde.“

„Den Orden?“ rief Hans verächtlich, „ich ſage euch, die Junker und alle ihre Kumpane werden froh ſein, wenn man uns von hier vertreibt, und ſie werden ſich lieber mit den Polen vertragen, als uns helfen. Die Bürger aber und das Landvolk ſind ſo armſelig und zerſchlagen, daß es ihnen geringe Sorge macht, wer aus der Burg nach ihren leeren Höfen ſieht. Dies iſt ein Streit, der nur uns Knechte angeht. Werden wir der Andern Meiſter, ſo fegen wir ihnen die Taſchen und ziehen in unſere Burg zurück, werden ſie die Stärkeren, ſo iſt ganz gleich, wer nach uns in dieſen Steinen gebietet.“

„Dennoch mahne ich euch, daß ihr die Pflicht habt, dieſe Stadt und Burg unſerem Kriegsherrn zu bewahren. Darum bitte ich, berichtet dem Pfleger ohne Verzug durch ſichere Boten von dem drohenden Zweikampf.“

„Wozu dem Pfleger eine Freude machen? Sende ich einige aus meinem Haufen, ſo könnten ſie fehlen, wenn ich ſie brauche, und wir ſind um Keinen zu viel.“

„Wenn Niemand reiten will, ſo entſendet mich.“

Hans ſah ihn mißtrauiſch an. „Wollt ihr von uns weichen?“

„Ich hoffe, daß ihr das nicht im Ernſte meint,“ rief Georg.

„Ihr aber ſollt daran denken,“ entgegnete der Hauptmann, „daß der Weiſel den Stock nicht verlaſſen darf. Reitet ihr ohne euer Tuch, ſo geht es euch an Ehre und Hals, und nehmt ihr den Knechten das Zeichen weg, dem ſie ſich gelobt haben, ſo wird ihr Eid null und nichtig und ſie ſchwärmen auseinander wie Raubbienen. Was meine Knechte hier zuſammenhält, iſt nur der Glaube, daß ſie im Haufen vor eurer Fahne kämpfen müſſen und euch rächen, wenn ihr auf dem Grunde liegt.“

„Wollt ihr Niemanden aus dem Fähnlein daran wagen, ſo geſtattet, daß ich den Henner abſchicke, damit er für Burg und Stadt eine Hilfe herbeiholt.“

„Die Helfer, wenn ſie kommen, könnten uns bei der Gelegenheit ſelbſt ausſperren,“ antwortete mürriſch der Hauptmann. „Doch thut nach eurem Gutdünken.“

Georg kehrte zum Thurme zurück und berichtete dem Reiter, welcher ruhig über dem Frühſtück ſaß, in Eile die neue Gefahr. Henner erhob ſich: „Zum Henker mit der ganzen Bruderſchaft. Sie hätten ſich dreimal beſonnen, bevor ſie für den Hochmeiſter ihre Hälſe wagten, weil ſie aber eine Bosheit gegen ihresgleichen gefaßt haben, ſtolpern ſie wie Betrunkene in eine nutzloſe Schlägerei.“ Er ſtürzte die Blechkappe über ſein Haupt. „Auch ich rathe nicht, dem Pfleger zu vertrauen. Doch vernahm ich, daß der Hochmeiſter ſelbſt zu einer Reiſe in das deutſche Reich aufgebrochen iſt und hier in der Nähe verweilt, vielleicht gelingt mir ihn zu finden. Verlaßt euch darauf, daß ich mein Pferd nicht ſchone. Tragt euren Kummer wie ein Mann, Jörge, in drei Tagen hört ihr von mir.“ Er eilte hinaus, Georg warf ſich in den Seſſel und ſein Haupt ſank ihm ſchwer auf den Herd.

Die drei Tage vergingen in ſtürmiſcher Vorbereitung. Schnelle Boten beritten die Dörfer der Umgegend und riefen die Rotten, welche dort mit ihrem Troß lagerten, nach der Stadt; die Waffen wurden gemuſtert, die Knechte neu eingetheilt und gezählt. Es waren noch an dreihundert Mann, welche unter die Fahne traten, und etwa ebenſo ſtark ſollte der feindliche Haufen ſein. Aber die Knechte des Hans waren ſtolz auf größere Erfahrung im harten Kampfe.

Am Frühmorgen des dritten Tages ſtand Georg mit dem

Hauptmann über dem Thore. Hans wies nach dem Oſten, wo die Morgenröthe feurig herauf ſtieg: „Dort oben brennt's roth genug, auf der Haide aber liegt der Reif. Noch niemalen habe ich vor einem Streite den Morgenſchauer ſo tief im Mark gefühlt, als heut."

„Wenn unſere Knechte die Arme heben, werden ſie wärmer werden," verſetzte Georg zerſtreut und ſah nach dem Wege, auf dem er die Rückkehr des Hemmer erwartete. „Er bleibt zu lange aus," murmelte er.

„Ein Landsknecht ſoll ſich niemals auf Pferdehufe verlaſſen, iſt eine alte Rede," ſagte der Hauptmann.

„Wenn nicht Gewalt ihn zurückhält, ſo kommt er," antwortete Georg.

„Wir aber können nicht warten, bis ihm gefällig iſt, die Geſellſchaft der Junker zu verlaſſen. Ich wollte, Fähnrich, eine, um die ihr trauert, wäre heut hier. Sie würde einen Segen über unſer Eiſen ſprechen."

Er ſah prüfend auf Georg. „Um euch ſorge ich nicht, obgleich ihr zum erſtenmal die Fahne im Sturme tragen ſollt. Vergeßt nur nicht ſie hoch zu halten, die Spitze ſtracks nach vorwärts, denn auf dies Zeichen achten alle Knechte, und denkt auch daran, daß ihr nicht in die erſte Reihe geſtellt ſeid und nicht in die zweite, ſondern in die dritte, weil ihr nicht ſelbſt um euch ſchlagen ſollt, ſondern das Tuch gegen den Wind halten. Nur wenn Keiner mehr vor euch ſteht und die fremden Fäuſte nach euch greifen, mögt ihr die Fahne um euch werfen und eure Rechte gebrauchen ſolange ihr könnt." Noch einmal ſah er in die Runde und neigte ſein Haupt. Dann gebot er mit mannhafter Stimme: „Laß die Trommel ſchlagen, Wuz, damit die Knechte ihren Frühtrunk verlaſſen."

Die Trommel dröhnte und Hans achtete ſcharf nach dem Ton; als die Schläge in der friſchen Morgenluft kräftig über den Alarmplatz klangen, ſagte er zufrieden: „Sie ſpricht an, ihr iſt der Streit gelegen."

In der Stadt wurde es laut, Weiber und Kinder ſchoben die Karren aus den Thorwegen und warfen die Bündel hinauf, um ſich in dem Schloßhofe zu bergen. Ueberall ängſtliche Geberden und wilde Rufe, die Knechte rannten zum Platze und ſtellten ſich auf, viele mit bleichen Geſichtern und verſtörten Mienen. Hans aber ſprach zu ſeiner Frau, die gleich einem Mann bewaffnet zu ihm geeilt war: „Manches Jahr biſt du Hauptmann geweſen in meiner Hütte und an meinem Feuer, heut übergebe ich dir, den Weibern und Troßbuben die Wache über das Schloß,“ und leiſer fügte er hinzu: „auch die Wache über die Vorräthe, welche ich hier zurücklaſſen muß. Stelle die beſten der Weiber auf das Thor, laß Steine herzutragen, und achte darauf, daß der Zugang und alles Uebrige verſchloſſen bleibt.“

„Sorge nicht um uns, Johannes,“ verſetzte das Mannweib, „achte auf dich ſelber, daß du nicht gerade mit dem Hauptmann zuſammenſtößt, denn er hat einen alten Groll auf dich noch vom Reiche her, und verdeckte Kohlen halten lange die Glut.“

„Euch haben ſie Frieden gelobt. Wenn ich nicht wiederkehre, ſo gebraucht eure Zungen, damit ſie ihr Wort halten; denn auch ein Unbändiger ſcheut ſich vor eurem Geſchrei und Fluchen. Ich denke, Alte, daran wirſt du es nicht fehlen laſſen, lange Jahre haſt du dich bei mir redlich geübt.“ Er hob ihr das Kinn und ſah ihr vertraulich in das wettergebräunte Geſicht. Sie hielt ſeine Hand feſt und eine Thräne lief langſam über die Wange.

„Sonſt war ich näher bei dir auf dem Felde,“ klagte die Frau.

„Unſere Spur iſt breit genug, ich denke du wirſt noch zurecht kommen. Finde ich den Rückweg nicht, ſo findeſt du den Weg zu mir; ich hoffe, die Heiligen werden ſich mehr um dich kümmern als um die Andern, weil du mit mir an der Kirchenthür ſtandeſt. Alles hat ſein Gutes.“ Er wandte ſich ab und trat zum Haufen, dort ertheilte er die letzten Befehle, dann hob er den Spieß, welchen er im Kampfe trug, lüftete ſeinen Hut und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Langſam bewegte ſich der Haufen aus dem Thore; im Schloßhof beim Trinkkruge hatten die Knechte ſich für eine anſehnliche Schaar gehalten, jetzt im Freien auf der weißen Decke, welche der Reif über das Land gelegt hatte, erkannten ſie, wie klein ihre Zahl war, und beſorgte Blicke ſpähten nach der Ferne, um zu erkunden, ob die Feinde in größerem Zuge entgegen kämen.

Kurz darauf ſprengte ein Reitertrupp durch die Stadt dem Schloſſe der Landsknechte zu, die Weiber in der Burg erkannten weiße Mäntel und das Ordenskreuz. „Oeffnet,“ gebot die Stimme des Pflegers an dem geſchloſſenen Thore. Aber über die Zinne hob ſich die Frau des Hauptmanns, eine Hellebarde in der Hand. „Weicht von hinnen, wer ihr auch ſeid; hier gebietet Niemand als Hans Stehfeſt und ſein Volk.“

„Oeffne, alte Thörin,“ wiederholte der Reiter ungeduldig und ſtieß mit dem Schaft ſeiner Lanze gegen das Thor, „oder meine Buben laſſen dich ihr Speerholz fühlen.“

„Kommt der Ordenspfleger, um die geworbenen Knechte zu grüßen, ſo ſoll er hinausreiten auf die Haide, wo unſere freien Knaben zum Streite ziehen. Wollt ihr kämpfen, ſo rückt gegen die Polen, nicht gegen uns Weiber. Macht euch fort, ſage ich, oder mein Troß wirft euch mit Steinen.“

Der Reiter zog ſich zurück. „Sprengt die hintere Pforte,“ gebot er einem Trupp Knechte. Dieſe führte Henner um das Schloß herum, trotz dem Widerſtand der Weiber riſſen ſie die Pforte auf. Nach längerem Verzug und vielem Lärm gelang es den vorderen Zugang zu öffnen. Mühſam wanden ſich die Reiter durch aufgefahrene Karren des Troſſes, umtobt von dem Geſchrei und Geheul der Weiber und Kinder.

Mit ſeinen Begleitern ritt der Hochmeiſter in den Hof. „Beſetzt die Mauern und ſichert die Pforte,“ befahl Herr

Dietrich von Schönberg, „wir kamen noch zu rechter Zeit.“

„Wohin zog der Hauptmann mit dem Fähnlein?“ frug der Hochmeiſter die Alte, welche mit ihrer Hellebarde feindſelig vor ihm ſtand.

„Den Weg zum Steinkreuze findet ein Blinder. Seid ihr der Herr, dem die Fahne gehört, ſo achtet darauf, daß Hans Stehfeſt mit ſeinen Knechten nicht unter euren Farben erſchlagen werde.“ Sie wandte ſich finſter ab, ſtieg auf einen Karren, ergriff die Zügel und peitſchte die Pferde zum Schloßthor hinaus.

Da gebot Herr Albrecht dem Pfleger: „ſorgt mit euren Reiſigen für die Sicherheit des Schloſſes,“ und dem Herrn Dietrich: „laßt ihm an Mannſchaft zurück, was dieſe Mauer bedarf, und ihr Herren folgt mir, daß wir den Bruch des Stillſtands verhindern.“ Aber er ſah rings um ſich umwölkte Geſichter und widerwillige Mienen. Herr Dietrich bat mit höfiſcher Ergebenheit: „wir dürfen nicht leiden, daß mein gnädiger Herr ſich mit dem ſchwachen Haufen in freiem Felde einem polniſchen Angriff preisgebe.“ Von der andern Seite drängte der Pfleger ſein Pferd heran. „Nichts Beſſeres kann eurer fürſtlichen Gnade und dem Orden geſchehen, als wenn die fremden Ratten ſich untereinander auffreſſen.“

„Ohne Befehl und wie Meuterer ſind die Schelme ausgezogen, ganz eigenmächtig und in Rachſucht,“ rief ein alter Komthur. „Das Schloß behaupten wir, wie mögen wir unſern Gebieter und unſere Waffen in unrühmlichem Kampfe gegen Knechte daran ſetzen.“ Und mit Kopfnicken und Gemurmel fielen ihm Andere bei. Da trieb Henner ſein Pferd aus dem Kreiſe. „Ich bitte um Urlaub, Herr, daß ich zu dem Haufen reite, ich habe dort einen Geſellen, der zu mir gehört, und ich will anſehen, wie er im Sturm die Ordensfahne hält.“

„Nehmt mich mit, Junker,“ gebot in bitterem Unwillen der Hochmeiſter, „wenn meine Ordensbrüder in bedächtiger Klugheit die Ehre ihres Herrn vergeſſen, ſo will ich allein dafür ſorgen, daß meinem Andenken die Schande erſpart bleibe.“ Und er ritt hinter Henner dem Thore zu.

Da blickte Herr Dietrich finſter auf ſeine Kumpane und jagte mit einem Theil der Weißmäntel dem Herrn nach.

Gerade als ſie aus den engen Gaſſen der Stadt ins Freie kamen, fuhr im geſtreckten Lauf ein Schwarm polniſcher Reiter ihnen entgegen. Die Polen ſtutzten und warfen ſich ſeitwärts auf das Feld, dort hielten ſie an und ihre Führer beriethen, endlich ritt ein einzelner Reiter auf die Ordensbrüder zu. Herr Dietrich löſte ſich aus dem Trupp und rief dem Fremden entgegen: „Ihr kommt zu ſpät, Kaſtellan, wenn ihr ein Gaſtlager im Schloſſe ſucht; der Hausherr hat den Schlüſſel abgezogen und bewahrt ihn an ſeiner Schwertſeite.“

Aber Pan Stibor ſchwenkte lachend die Hand zum Gruße: „Dennoch komme ich nicht zu ſpät, ſeine fürſtliche Gnaden zu begrüßen und meine Landsleute zu entſchuldigen. Denn nicht wir Polen ſind darüber her, den Frieden zu brechen, ſondern die fremden Knechte, welche unter einander in Zwiſt gerathen ſind und jetzt auf der Haide zuſammen ſchlagen.“

„Wollt ihr deshalb mit meinem gnädigſten Herrn verhandeln, ſo ſeid ihr in unſern Reihen willkommen,“ rief Herr Dietrich dagegen, „ihr mögt uns helfen, den Streit zu hindern. Euren Haufen aber erſuche ich aus unſern Feldern heim zu ſenden, denn ihr ſeht, Pan Stibor, wir ſind hier die Stärkeren.“ Der Pole überlegte, dann rief er einen Befehl zurück, der polniſche Hauſe ſtob von dannen, er ſelbſt kam mit höflichem Gruß auf den Hochmeiſter zu.

Unterdeß bewegte ſich das Fähnlein der Knechte langſam nach der Stätte, wo auf öder Haide ein verwittertes Steinkreuz ragte. Die Geſichter der Wilden waren fahl, aber in den düſteren Zügen lag mürriſche Entſchloſſenheit. Georg trug die Fahne mit gehobenem Haupte, gleichgiltig wie ein Traumwandler gegen Alles, was um ihn vorging, denn immer ſchwebten zwei körperloſe Geſtalten vor ſeinem Auge, ein Weib und ein Kind, und kein Gedanke wurde in ihm lebendig als der eine, daß er auf dem Wege ſei, ſie wiederzufinden. Zur Seite ſah er das Kreuz zwiſchen erſterbenen Diſtelſtauden, und einen krächzenden Raben, welcher auf dem Kreuze ſaß, und er lächelte über den Vogel. Der Hauptmann rief Halt, denn wenige hundert Schritt vor ihnen brach der feindliche Haufe aus einem Kiefergehölz. Auch dieſer hielt. „Wir haben ſie,“ rief Hans mit ſtarker Stimme über ſeine Schaar, „dringt gegen ſie und ſtecht in ihre vollen Taſchen.“ Ein wilder Schrei folgte der Mahnung und von drüben antwortete ein gleicher Ruf. Der Trommler ſchlug, die Führer ſprangen vor und ordneten ihre Rotten zu viereckigem Schlachthaufen; mitten auf der Seite, die dem Feinde zugekehrt war, hielt Georg die Fahne, umgeben von den ſtärkſten Knechten, welche rieſige Schlachtſchwerter führten. Vor die Spießträger traten in gelöſter Ordnung die Knechte mit Feuerrohr, um den feindlichen Haufen für den Einbruch zu lockern. Umſtändlich wurde die Schlachtordnung von beiden Theilen geformt. Endlich dröhnte die große Trommel zum zweitenmal, der ganze Haufen fiel auf die Knie, jeder der Knechte ſprach mit gehobener Waffe ein ſtilles Gebet und warf, um ſich für den Tod zu weihen, eine Hand voll Erde hinter ſich. Als Hans aufſtand, gab er dem Fähnrich das Zeichen. Da ſchwenkte Georg das Fahnentuch in der Luft und rief den alten Schlachtenruf der Knechte: „Wohl über ſie, Herr“, und „über ſie, Herr“ ſchrie der Haufe nach. Von drüben klang derſelbe Schrei und langſam, mit ſchwerem Tritt rückten die Fähnlein auf einander zu, ſo daß beide in Schußweite hielten; die Schützen ſtützten ſich auf ein Knie, blieſen das Zündkraut an und die erſten Schüſſe krachten aus den ſchweren Rohren. Aber nicht lange ertrug die grimmige Ungeduld das thatloſe Harren, nach jeder Kugel, welche traf, tönte der Kriegsruf wilder aus den heiſeren Kehlen. Die dichte Maſſe bewegte ſich und drückte, bis der Hauptmann erkannte, daß der Augenblick gekommen ſei; der Trommler ſchlug zum dritten Male in ſchnellem Sturmſchlag, die Schützen liefen zur Seite, die Spießträger ſenkten die Waffen und die Haufen brachen zum Sturm gegen einander vor.

In dem Augenblick regte ſich's hinter den Feinden am Holz, ein Schwarm berittener Polen trabte aus dem Walde und ſtellte ſich zur Seite auf, den Reitern folgte fremdes Fußvolk, welches als Rückhalt für die Landsknechte den Waldrand beſetzte. An der Spitze der Reiter meinte Georg ſeinen Feind Pietrowski zu erkennen. Hans aber ſtieß einen ſchweren Fluch aus: „Die ehrloſen meineidigen Schufte!“ denn er verſtand wohl, daß gerade in der Entſcheidung ſeinem Haufen die Kraft des Stoßes zerbrochen wurde, und er ſchrie mit mächtiger Stimme zurück: „drauf und dran.“ Da ſtießen die Haufen zuſammen, die Spieße krachten, Todwunde fielen, mit wildem Geſchrei rückten und drängten die beiden zuſammengeſchobenen Maſſen gegen einander, treibend und weichend, gleich zwei wüthenden Stieren, deren Hörner ſich nicht mehr zu löſen vermögen. Aber nur kurze Zeit behielt der Haufe des Hans Stehfeſt ſeine Stärke; an den ſcharfen Ecken, wo Wuz und Benz den Befehl hatten, vermochte ihr gutes Beiſpiel nicht zu verhindern, daß in der Sorge um die neue Gefahr die Kraft erlahmte. Dort begann die Flucht, nicht lange, und nur in der Mitte, wo der Hauptmann und der Fähnrich trieben, hielt noch ein Knäuel zuſammen. Vor der Fahne lag eine Reihe der alten Doppelſöldner am Boden, und von den Starken mit den Schlachtſchwertern ſprang einer nach dem andern vor die Fahne, zerſchlug Spieße und warf ſich gegen die Leiber der Feinde; und einer nach dem andern wurde erſtochen. Der letzte war Peter Meſſert, wüthend hieb er um ſich und ſein Schwert traf den Heinzelmann, daß dieſer in die Arme ſeiner Nachbarn ſank. Als der Wilde zurückſprang, ſah er ſeinen Hauptmann am Boden, den Haufen zerſtreut und den Fähnrich, der nur noch von wenigen Knechten umgeben, in der Linken die Fahne hielt und in der Rechten den geſchwungenen Degen. Da ſchrie der Landsknecht: „der letzte Streich ſei für mich und die Rache," und ſich zur Flucht wendend, ſchlug er mit dem furchtbaren Schwerte gegen den Arm des Fähnrichs, daß dieſem die Hand mit der Waffe zu Boden fiel und der Verſtümmelte auf die Fahne hinſank.

Vom Walde flogen die polniſchen Reiter heran und ihr Führer ſenkte mit brennenden Augen die Lanze, um den Wunden auf dem Fahnentuch zu durchbohren. Aber von der Seite rief eine Stimme: „hierher, du Henkersknecht, daß ich dir die adlige Feder ausrufe," und Henner ſtürmte mit ſeinem Rennſpieß gegen den Polen. Er ſtach ihn im Nu durch die Gurgel und vom Pferde, doch er ſelber ſtürzte gleich darauf, von einem polniſchen Streitkolben getroffen, neben Georg auf die Haide. „Armer Henner," ſeufzte Georg.

„Gehab dich nicht weinerlich, Jörge," antwortete Henner leiſe und ein Lächeln flog über ſein entſtelltes Geſicht. „Jetzt liegen zwei bei einander, die zuſammengehören; ich aber habe dir meine Treue bewieſen als ein deutſcher Edelmann." Er zuckte, dann lag er ſtill.

Unterdeß dröhnte auf dem Felde der Hufſchlag eines geſchloſſenen Reitertrupps, die Verfolger wichen zurück, da wo der Fähnrich und die Fahne lag, umſchloſſen die Reiter im Kreiſe den Hochmeiſter. Herr Albrecht ſtieg ab, beugte ſich über den toten Henner, ſprach herzlich zu Georg und übergab ihn der Pflege des Arztes in ſeinem Gefolge. Und zu ſeinem Vertrauten gewandt ſetzte er traurig hinzu: „Der Hochmeiſter kam zu ſpät, weil ſeinen Ordensbrüdern der Ritt nicht behagte; jeder Landesherr, der mit angeborenem Recht ſeinen Leuten gebietet, hätte williger Gehorſam gefunden."

Der kurze Tag ging zu Ende, bewaffnete Ordensleute ſchützten die Stätte des Kampfes vor Raubthieren mit menſchlichem Antlitz und vor den hungrigen Wölfen, während die Weiber des Troſſes mit lauter Klage die Wunden und Getöteten auf ihre Karren luden. Da ſaß am Steinkreuz unter den Diſteln eine alte Frau; über den Leib des ſtarken Hans gebeugt, hielt ſie ſein Haupt in ihrem Schoße, ſie ſaß unbeweglich und ohne Thränen, nur zuweilen ſtrich ſie mit ihren Händen ſein graues Haar. Um ſie flatterte und krächzte der Rabe, und über die Haide brauſte mit mächtiger Stimme der Wind: Aus der Erde wuchſet ihr, zur Erde ſinket ihr.

11.

Enttäuſchung.

Auf ſeiner Reiſe nach dem deutſchen Reiche ritt der Hochmeiſter in Thorn ein unter polniſchem Geleit, das der König nicht hatte verſagen können. Dem Rath war die Herberge des gefährlichen Nachbars unwillkommen, er traf Vorſorge, daß die Stunde der Ankunft vorher nicht ruchbar wurde, und öffnete den Gäſten Zimmer des Artushofes, damit der Verkehr mit den Bürgern leichter beaufſichtigt werde. Trotz dieſer Vorſicht fand der Hochmeiſter bei ſeinem Einzuge die Straßen mit Menſchen gefüllt, empfing Grüße von allen Seiten und ſah neben den ernſten Mienen der Polniſchgeſinnten viele erfreute Geſichter. Als er das Gaſtgeſchenk der Stadt entgegengenommen und mit dem neuen Burggrafen Hutfeld höfliche Begrüßung ausgetauſcht hatte, ſagte er Herrn Dietrich:

„Ich trete heut nicht ohne Sorge unſerm finſtern Alten gegenüber, ich fürchte, er iſt mit uns nicht zufrieden, und ich muß ein Bote werden, der ihm Unwillkommenes meldet."

„Sein guter Rath, der unerbeten aus dem Winkel kam, iſt eurer Gnade oft läſtig geworden. Wer nicht die Arbeit und Laſt der Verhandlungen auf ſein Leben nimmt, der ſollte ſich hochtönender Rathſchläge enthalten."

„Ehre ſeine Klugheit und Treue," gebot Herr Albrecht.

„Lieber ehre ich ſein Geld, und deshalb bitte ich euch mit hoher Huld nicht zu kargen, denn Geld brauchen wir jetzt nöthiger als je."

„Wie darf ich ihm, der ſo große Opfer für uns gebracht, neue Zumuthung ſtellen?"

„Was ihr ſelbſt nicht thun wollt, überlaßt getroſt mir," antwortete lachend der Vertraute, „da der Bürger die Ehre hat, euer Bundesgenoſſe zu ſein, ſo iſt billig, daß er wenigſtens zuträgt, was euch fehlt."

Auch Marcus erwartete den angekündigten Beſuch nicht mit leichtem Herzen. Auf die begeiſterte Hoffnung war Ernüchterung gefolgt, Vieles war nicht gelungen, das Wichtigſte noch unentſchieden, und der Kaufherr hatte ſich zuweilen gefragt, ob die rührige Geſchäftigkeit des Hochmeiſters nicht größer ſei, als ſein feſtes Beharren. Aber als der edle Herr jetzt vor ihm ſtand und mit herzgewinnender Freundlichkeit ſeinen Gruß bot, da leuchtete doch die Freude im Angeſicht des ſtillen Mannes.

„Ihr ſeid nicht einverſtanden, Vater, daß ich in das Reich gehe," begann Herr Albrecht nach dem erſten Austauſch höflicher Worte.

„Verzeiht, gnädigſter Herr, wenn ich mich zu der Meinung bekannte: der Herr gehört in ſein Land und gute Helfer an fremde Höfe und Kanzleien."

„Gute Helfer, ſelbſt wenn ich ſie hätte, werden meinen Bitten in der Fremde ſchwerlich geneigtes Gehör ſchaffen. Um den Hochmeiſter, welcher einſam in Königsberg ſitzt, kümmert ſich Niemand; auch meine Vettern ſind froh, wenn ſie meine Mahnungen nicht hören. Allzuweit bin ich von den Reichstagen, von Rom und dem Kaiſer entfernt. Die Reiſe iſt lange bedacht und meine beſte Hoffnung iſt, daß ich da, wo die letzte Entſcheidung liegt, ſelbſt für mich handle."

Unzufrieden frug Marcus: „Und hofft mein gnädigſter Herr, daß in dem eigenen Lande, dem der Gebieter fehlt, Sicherheit und gutes Vertrauen zurückkehren werden? Vieles bleibt dort ungeordnet und alle Gegner erheben ihr Haupt. Man erzählt, daß die neue Ketzerei in dem Ordenslande wenig Widerſtand findet."

„Wie vermag ich den Kampf aufzunehmen mit Gedanken, welche jetzt Jeden erregen?“ rief der Hochmeiſter lebhaft, und ſeine Vorſicht vergeſſend, ſetzte er hinzu: „wie darf ich wehren, Vater, was beſchwerte Gewiſſen für ſich als ein Recht fordern? Jedermann weiß, daß die Kirche einer Beſſerung bedarf.“

Die Brauen des Marcus zogen ſich finſter zuſammen: „Der Hochmeiſter des deutſchen Ordens iſt verloren, wenn Mißtrauen und übler Wille des heiligen Vaters ſein Werk kreuzen. Nicht eurer fürſtlichen Gnade ſteht es zu, um die Schäden der Kirche zu ſorgen; denn für das große Geſchäft eures Lebens iſt der heilige Vater ein Geſchäftsfreund, den ihr zur Zeit nothwendig braucht. Dem König von Polen gelingt beſſer, ſich in Rom guten Willen zu ſichern.“

„Mein Oheim trennt ſich ungern von ſeinem Golde, dennoch kann er leichter volle Felleiſen über die Alpen ſenden als ich. In ſeinem Lande zeigt er zwei Geſichter, den Polen einen römiſchen Hofmann, den Deutſchen einen nachgiebigen Schutzherrn. So muß auch ich thun, Herr, denn unter meinen Augen löſt ſich von dem alten Bau der Kirche ein Stein nach dem andern.“

„Der große Dom, welcher die Chriſtenheit umſchließt, wird durch keine Neuerung zerworfen werden,“ antwortete Marcus mit gehobenem Haupt, „und ich flehe in Ehrfurcht, daß mein gnädigſter Herr um des eigenen höchſten Vortheils willen auch im Reiche die Gemeinſchaft mit den Sectirern ſorglich meide. Denn von wildem Rauſche ſehe ich die Menſchen erfaßt, Gelübde ſollen nicht mehr gelten, frech verkünden die neuen Lehrer Befreiung von jeder läſtigen Pflicht, überall iſt der Friede in Unfriede verkehrt und Krieg zwiſchen den Herzen, welche zuſammengehören, die Dienenden erheben ſich gegen ihre Herren, die Kinder gegen die Eltern.“

„Dennoch werdet ihr es nicht tadeln, wenn ich einen Unfrieden, den ich nicht zu ſchlichten vermag, für mich zu benutzen ſuche; ihr ſelbſt in Thorn ſetzt eure Hoffnung darauf.“

„Ungern thue ich es,“ entgegnete Marcus finſter. „Auch iſt es nicht das Gewiſſen der Unzufriedenen, auf welches eure ergebenen Freunde Hoffnung ſetzen, ſondern die Sünde und Schwäche unſerer Gegner; und euch, gnädiger Herr, würde, wenn ihr im Lande geblieben wäret, wohl in wenigen Tagen die Kunde zugegangen ſein, daß die Bürger von Thorn ſich gegen das polniſche Regiment erhoben haben und euch zu dienen bereit ſind. Vermögt ihr auch während des Stillſtandes euch dieſer Stadt nicht offen anzunehmen, ſo ſind es doch eure Freunde, welche die Macht erhalten; ihr Beiſpiel wird in andern Städten Nachahmung finden und ihre Klagen gegen die Polniſchen laut genug bis in das deutſche Reich hinüberklingen. — Ich nehme an, eure Gnade hat befohlen, die Landsknechte, deren Fähnrich Georg König geworden iſt, abzuzahlen, damit den Hochmeiſter kein Vorwurf treffe, wenn die Bürger von Thorn ſich einen Theil der Heimziehenden anwerben.“

Der Hochmeiſter erhob ſich ſchnell. „War es Unrecht, euch die Nachricht bis jetzt vorzuenthalten, ſo zögerte ich nur, weil mir ſchwer wird, dem Vater Schmerzliches zu ſagen. Das Fähnlein iſt in Händel mit polniſchen Landsknechten gerathen und in offenem Kampfe zerſtreut worden; euren Sohn fand ich auf blutigem Felde. Ich hoffe, Herr, daß es der Kunſt meines Arztes gelingt, ihn dem Vater zu erhalten; aber er iſt ſchwer verwundet.“

„Noch habt ihr nicht Alles geſagt,“ rief Marcus, in das bewegte Geſicht des Herrn ſtarrend.

„Er hat ſeine Schwurhand durch den Schlag eines Schwertes verloren.“

Da ſprach Marcus vor ſich hin: „Der Vater ſetzte die Hand auf das Eiſen und dem Sohn wurde ſie abgeſchlagen.“

„Ich denke daran, Herr, daß euer Sohn die Hand verlor, als er meine Fahne trug. Ich bitte, gebt mir Gelegenheit, ihm und euch meine guten Dienſte zu erweiſen, ſoweit ich armer Mann das vermag. Ich habe meinen Medicus bei dem Kranken zurückgelaſſen, geſtattet dem Sohn, wenn ſein Zuſtand das erlaubt, mir in das Reich zu folgen, dort wollen wir ihn pflegen, und ich will ihn halten wie den liebſten meiner Diener."

Der Vater ſtand abgewandt mit gebeugtem Haupte; als er das düſtere Antlitz ſeinem Gaſte zukehrte, zitterte ſeine Stimme: „Oeffnen ſich meinem Sohn die Thore der Vaterſtadt, ſo ſoll er hierher zurück, denn der Vater vermißt ihn jeden Tag; bleibt der Bann, welcher über ihm hängt, in Kraft, dann möge er eurer fürſtlichen Gnade zu dienen ſuchen." Er rang nach Faſſung, aber der Hochmeiſter ſah mitleidig den bittern Zwang und aufbrechend ſagte er traurig: „was wir beide hoffen, werde unſer Troſt."

„Auch gutes Glück gibt nicht Jedem wieder, was er verlor," antwortete der Alte. „Wenn die Heiligen unſere Wünſche nur gegen ein Opfer erfüllen, ſo möge das Unglück mich und die Meinen treffen und ihr, gnädiger Herr, frei ausgehen. Denn ihr ſeid immerdar die Hoffnung des ganzen Preußenlandes."

Als Marcus allein in der Stube ſaß, das ſchwere Haupt in die Hand geſtützt, vernahm er vor der Thür ein klägliches Seufzen, ſein Knecht Dobiſe ſchlich herein, wiſchte die Augen bald mit der Mütze, bald mit dem Aermel und brachte endlich heraus: „Meiſter, die Alte iſt fort."

„Wohin?" frug Marcus in ſeinen Gedanken.

„Wer kann das ſagen," ſeufzte Dobiſe. „Sie verging ganz ſchnell, bevor ſie den letzten Segen erhielt. Es gab im Holze ein großes Gekrach und Dröhnen, das man weit auf dem Felde hörte, und die Leute liefen ins Dorf und ſchrien, daß die Eiche umgeſtürzt war." Marcus fuhr auf und ſah ihn fragend an. „Ja, Herr, der alte Baum in der Lichtung. Es wehte kein arger Wind und Allen kam der Sturz wunderlich vor. Da ſchrie die Alte: jetzt geht es zu Ende und alle Seelen fliegen von dannen. Wer weiß wohin, Herr. Aber der Baum iſt zur Erde gefallen und die Alte auch.“ Er wiſchte ſich wieder die Augen. „Herr, wie wird's mit dem Sterbekleide? Ich denke, weil ſie euch gehört hat, iſt das eher eure Sache, als meine.“

Marcus bedeutete ihm durch eine Bewegung der Hand zu entweichen und Dobiſe ſetzte ſich kummervoll in ſeine Kammer. „Ob ich ihr den Goldſtoff zu ihrem Kleide einpacke und mitgebe, oder ob ich ihn behalte? Denn ſie wäre eine vornehme Frau, wenn ſich nicht vor ihrer Zeit Manches in der Welt geändert hätte. Die Eiche und die Alte ſind fort, Junker Georg iſt verloren, die Jungfer Anna und das Kind ſind tot, und mit dieſem Haus geht es auch zu Ende, ich höre ſeit lange das Kniſtern im Gebälk. Dobiſe, ſorge dafür, daß du deine Schätze anderswo verſteckſt. Niemand in Thorn weiß ſo viele Verſtecke als ich,“ fuhr er ruhmredig fort, „Geheimniſſe des Hofes und andere, die ich als ein Erbtheil von meinen Landsleuten überkommen habe. Auch dieſe ſind jetzt verſchwunden, und ich bin der einzige, der Beſcheid weiß.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch geſchah es, daß Dobiſe mit beſonderer Heimlichkeit in dem alten Hauſe wirthſchaftete, er trug zuſammen und ſchnürte Bündel, wo ihn Niemand ſah, und begann am nächſten dunklen Abend mit ſeinem Kram auszuziehen. Er lief ſcheu um ſich blickend zu den Trümmern der alten Burg, drang an der wegſamen Stelle, zu welcher er einſt die Muſikanten geleitet hatte, über den Graben, kletterte die gemauerte Einfaſſung hinauf und verlor ſich unter den dunklen Schatten des Trümmerhaufens. Wenn er dort in einer Ecke den Schutt entfernte, fand er eine niedrige Holzthür und dahinter Zugang in die Keller des alten Schloſſes. Früher hatten Schiffsleute den Verſteck gebraucht, um geraubtes Gut zu bergen oder Waaren dem Auge des Zollwächters zu entziehen, jetzt freute ſich Dobiſe der günſtigen Stelle. Aber nicht lange blieb ihm dieſer Beſitz; denn ſeit einiger Zeit achteten fremde Augen auf jeden ſeiner Wege, und als er zum drittenmal unter die Steine kam, ſein Bündel niedergelegt und mit Hilfe der Blendlaterne die Thür geöffnet hatte, fühlte er ſich von ſtarken Fäuſten gepackt, und aus dem Schatten der Mauer trat eine Geſtalt, welche er trotz der Verhüllung zur Stelle erkannte, weil er ſie nächſt ſeinem Gebieter mehr fürchtete, als jeden Andern. Es war der Schwager ſeines Herrn, einſt Genoſſe der Handlung. „Bindet ihn, Liſchke,“ gebot der Burggraf, „und ſteigt mit einem Trabanten hinab; ihr Andern führt den Knecht ohne Lärm zum Kerkerthor, dort will ich ihn ſelbſt verhören.“

In der Neuſtadt lag unweit des Marktes die Schenke zur blauen Marie, in welcher anſehnliche Zunftgenoſſen am liebſten verkehrten. Sie war für Fremde von weitem kenntlich durch ein Holzbild der Himmelskönigin, welche im ſchönen blauen Gewande die geöffnete Hand über der Thür ausſtreckte, als Zeichen, daß an dieſem Ort den Neuſtädtern durch den frommen Wirth das Geld abgefordert wurde. In der großen Schenkſtube ſtanden Tiſche und Bänke aus Fichtenholz, dort ſaßen dichtgedrängt die Gäſte, welche der Zufall oder alte Genoſſenſchaft zuſammenführte: Handwerksgeſellen, Landleute aus der Umgegend mit ihren Weibern, dazwiſchen Andere, deren Heimat und Amt unſicher war, leicht erkennbar an den herausfordernden Mienen, mit welchen ſie ihre Nachbarn betrachteten. Aus dem Raume für das gemeine Volk führten mehre Stufen zu einer Oberſtube, welche ſtattlicher eingerichtet war; der untere Theil der getünchten Wände war mit gebohnten Bretern verſchlagen, Tiſche und Bänke weiß geſcheuert, auf dem Fußboden lag weißer Sand zu zierlichen Kreiſen geſiebt, ein Ofen verbreitete behagliche Wärme und Talglichter in großen kupfernen Leuchtern erhellten den Raum, und wenn ſie einmal dunkler brannten, ſo ſchneuzte ſie der auf- und abgehende Wirth geſchickt mit den Fingern. Aber heut that er das nur aus alter Gewohnheit, denn die Stube war leer und er ſelbſt bewegte ſich als Wächter, um fremde Kunden abzuhalten. Denn ſeine Stammgäſte waren in geſchloſſenem Gemach dahinter verſammelt, und durch die Thür tönte ein Durcheinander heftiger Stimmen. „Jetzt ſpricht Herr Seifried," brummte der Wirth, „man merkt's an der Stille — er zählt die Summen auf, welche der Rath vergeudet hat, nicht umſonſt hat er die Rathsbücher geführt, — er verhöhnt das Vornehmthun — jetzt verklagt er den Rath wegen Ungerechtigkeiten, welche dieſer an Neuſtädtern verübt hat — das hat ſie erzürnt, er verſteht ſein Handwerk. Er verſteht ſich auch auf Striche am Kerbholz, denn er iſt mir am meiſten ſchuldig."

Ein unterſetzter Mann in dunklem Mantel, den Hut tief über die Stirn gedrückt, ſtieg aus dem Dunſt der unteren Stube herauf; der Wirth maß den Fremden mit ängſtlicher Miene und als dieſer leiſe gebot: „öffnet und haltet euch in der Nähe," da ließ der Wirth den Gaſt dienſtbefliſſen in das verſchloſſene Gemach und hielt ſein Ohr an die Thür. Die meiſten Viertelsmeiſter und Zunftälteſten der Neuſtadt ſtanden in dem Raume zu geheimer Berathung, beim trüben Schein des Lichtes erkannte man kaum die gerötheten und eifrigen Geſichter. „Was braucht es noch vieler Worte, uns zornig zu machen," mahnte ungeduldig Dendel, der Zinngießer, „wir haben lange genug die Fäuſte in der Taſche geballt, jetzt gilt's, ſie ihnen unter die Augen zu ſtrecken. Meiner Zunft bin ich ſicher, ſchlagt um und ruft zum Sturme."

Und Herr Seifried rief übermüthig einen Spottvers, der auf den Straßen geſungen wurde: „Auf und an mit friſchem Muth wohl gegen das edle Blut, das wenig hat und viel verthut."

„Auch meine Knappen ſind bereit," ſchrie Kunz der Lohgerber, die Fauſt auf den Tiſch ſetzend, „und ſie haben nichts dagegen, ihre gelben Schürzen im Rathhauſe roth zu färben."

„Ihr wißt, Nachbarn," rief Barthel, „daß die Schneider der Neuſtadt bei jedem Allarm den Vortritt haben."

„Wenn ihr ſie führt, Barthel," ſpottete der Lohgerber, „ihr tragt ihnen die Quaſte vor, die eure Schere vor Zeiten dem Hausteufel der Könige von ſeinem Schwanze geſchnitten hat."

„Schweigt mit den Poſſen," gebot in dröhnendem Baſſe Wolf, Obermeiſter der Schmiede, „vertheilt lieber die Arbeit für morgen zur Mitternacht. Wer lockt mit der Feuerglocke?" „Wir Schloſſer," antwortete ein Meiſter. „Und wer öffnet das Kerkerthor?" „Bilſe, der Grobſchmied," rief ein anderer.

Da klang aus dem Hintergrunde eine helle Stimme: „wollt ihr die alte Ordnung der Stadt zerſchlagen, Nachbarn, ſo nehmt mich mit, denn ich gedenke euch zu helfen." Zwiſchen den Bürgern trat der Verhüllte an das Licht und entblößte ſein Haupt, es war der Burggraf Hutfeld. Flüche und zornige Rufe wurden laut, die Meſſer fuhren aus der Scheide und vom Hintergrund ſchrie eine Stimme: „auf ihn, er darf nicht lebendig von hinnen."

„Laßt die Eiſen ſtecken, günſtige Nachbarn und gute Freunde," gebot Hutfeld, „wenn ſcharfe Waffen dieſen Streit beenden ſollten, dann wäre euer Burggraf im Vortheil und ihr wäret Gefangene des Raths. In der vordern Wirthsſtube zechen Trabanten und andere bewachen die Thür, durch welche ihr eingetreten ſeid." Die Geſichter wurden lang, die gehobenen Arme ſanken herab. „Wie durftet ihr wagen, hier einzudringen?" ſchrie der Lohgerber, welcher zwiſchen Zorn und Sorge zuerſt Worte fand.

„Da ihr nicht zu mir an den Rathstiſch kamt, um eure Beſchwerden vorzutragen, ſo komme ich zu euch, und ich ſchwöre bei den Heiligen unſerer Stadt, ich komme ohne Arg in guter Meinung. Denn ich wiederhole euch, wollt ihr den Rath werfen, wollt ihr alten Mißbrauch nicht ärger machen, ſondern beſſern, ſo bin ich auf eurer Seite, und ich, der Burggraf, will euch helfen mit meinem Leben nach meinem beſten Vermögen. Ich denke, wir müſſen den Streit untereinander ausmachen, damit wir weder den andern Städten noch der Landſchaft, weder den Polen noch anderen Fremden ein Recht geben, ſich in den Zwiſt der Kinder von Thorn einzumiſchen. Denn dies geht uns allein an. Es handelt ſich um Stadtgut und es handelt ſich nur um unſere Hälſe. Und darum bitte ich euch, hört auf meine Worte. Manches iſt hier und anderswo geklagt worden über unſer Regiment, ich weiß beſſer als ihr, daß Vieles übel geordnet iſt, und ich könnte zu euren Klagen noch andere ſetzen, die nicht weniger Grund hätten. Aber nicht die einzelnen Beſchwerden ſind das größte Leiden der Stadt, ſondern der Rath ſelbſt.“

Die Bürger trauten ihren Ohren nicht und ſtanden in finſterm Schweigen, aber die Stimme des Schneiders rief: „hört ihn, er hat das Richtige geſagt.“

„Liegt die Schuld am Rathe,“ fuhr Hutfeld fort, „ſo liegt ſie doch nicht an den Männern, welche jetzt darin ſitzen, denn dieſe ſind nicht ſchlechter als andere in der Stadt; ſondern der Schade liegt darin, daß nach eingeroſteter Gewohnheit nur Wenige die Macht haben und zuweilen eigennützig gebrauchen, und daß ſie nicht immer erkennen, was der Bürgerſchaft frommt. Vieles würde beſſer geſchafft werden, wenn die Stadt den Beirath der verſtändigen Männer gewinnen könnte, welche hier verſammelt ſind, und einiger anderer aus der Altſtadt, welche Einſicht und das Vertrauen ihrer Mitbürger beſitzen. Darum iſt meine Meinung, daß für die Thorner hohe Zeit iſt, die Rathsſtühle umzuſtellen, die kleine Zahl der Rathsherren zu vergrößern und euch und euresgleichen an den Rathstiſch zu ſetzen, damit die Bürgerſchaft das Recht erhalte, ſelbſt für das Wohl ihrer Stadt zu ſorgen. Mir iſt nicht leicht geworden, euch dieſes Angebot zu machen, denn ich gehöre zu den alten Regierenden, und ich und mein Geſchlecht, wir hatten den Vortheil davon; aber ich erkenne die große Gefahr der Stadt, Fremde lauern darauf, ſich einzudrängen, und der Unfriede frißt an eurem Wohlſtand und ehrlichen Verdienſt. Traut mir darum nicht weniger, weil ich mit ſchwerem Herzen komme, ich will euch ein ehrlicher Bundesgenoſſe ſein, und ich hoffe, wenn ich am Rathstiſche mit euch ſitze, daß wir das Beſte der Stadt williger wahrnehmen, als der alte Rath vermochte. Wiſſet auch, günſtige Nachbarn, in denen ich gern meine künftigen Rathsgenoſſen begrüße, ich bringe euch noch einen andern Verbündeten zu, und dieſer iſt König Sigismund von Polen."

Ein Murren erhob ſich, aber der laute Ruf „Stille" bändigte es. Und der Burggraf ſprach weiter: „Der König weiß durch mich von Vielem, was ihr mit gutem Grunde fordert, er iſt gewillt euch nachzugeben und eine Reformation der Stadt, die wir zuſammen beſchließen, durch ſein Siegel zu beſtätigen. Und darum frage ich euch jetzt noch einmal in Treue: wollt ihr euren Burggrafen als Genoſſen annehmen zu gemeinſamem Werk?"

Alle ſchwiegen, aber Hutfeld erkannte in vielen Geſichtern die Befriedigung. Endlich begann Wolf, der Obermeiſter: „Da ihr zu uns kommt als guter Nachbar, wie ihr ſagt, ſo ſollt ihr auch von uns ehrlichen Beſcheid erhalten. Große Verheißungen haben wir von euch gehört und mancher unter uns meint vielleicht, daß es für ihn und die Stadt gut wäre, wenn wir auf eure Worte achten; aber es beſteht ein alter Verdacht zwiſchen uns und euch Herren vom Rath und wir wiſſen nicht, wie weit wir der Vertröſtung trauen dürfen. Darum ſuchen wir zuerſt bei euch Sicherheit, daß keinem von uns in Zukunft nachgetragen werde, was er bisher gehandelt hat, auch nichts von dem, was ihr, Herr, heut bei uns vernommen habt; denn heimlich ſeid ihr zu uns eingedrungen."

„Was ich von eurer Heimlichkeit gehört," antwortete der Burggraf, „das gelobe ich euch zu verſchweigen und zu vergeſſen, wenn auch ihr in meine Hand gelobt, euch die nächſte Nacht und fernerhin der Gewalt zu enthalten und fortan in guter Geſinnung mit mir zu verhandeln. Alle habt ihr geſprochen als freie Bürger, die in ihren eigenen Schuhen ſtehen, und keinen von euch ſoll deshalb ein Vorwurf kränken, nur dieſen hier nehme ich aus," er wies auf den Stadtſchreiber Seifried. „Er war ein Diener des Rathes und er hat ſeinen Schwur gebrochen, denn er hat Rathsgeheimniß unter die Bürger getragen. War er unehrlich gegen den alten Rath, ſo wird er auch unehrlich gegen euch, die Herren vom neuen Rathe ſein."

Wieder erhob ſich Gemurr und einige riefen: „Wir dürfen unſern Genoſſen nicht preisgeben," aber Herr Hutfeld gebot kurz: „entfernt euch Rathsſchreiber," und als Seifried entwich, ohne ein Wort zu ſprechen, beſchwichtigte der Burggraf die Andern: „auch ihr ſollt über ſein Schickſal entſcheiden." Und ſiegreich an den Tiſch tretend, fuhr er fort: „Wohlan, ihr Bürger von Thorn, bietet jetzt freundlich eurem Nachbar einen Sitz in eurer Mitte, damit wir nach guter deutſcher Weiſe bei einem Trunke beſprechen, was unſrer Gemeinde vor Allem noth thut."

Da lächelte achtungsvoll die Mehrzahl der künftigen Rathmänner.

Marcus durchſchritt am ſpäten Abend ungeduldig die Kammer, ſein vertrauter Knecht, der um Vieles wußte, war verſchwunden. Zuerſt hatten die Hausgenoſſen gemeint, daß er durch den Tod der Mutter verwirrt, auf das Gut entwichen ſei, und Bernd war deshalb hinausgeritten, aber im Dorfe wie in der Stadt wußte Niemand, was aus Dobiſe geworden war. Jetzt erwartete Unheil ahnend der Kaufherr ſeinen Gehilfen: „Auch die Neuſtädter berathen zu lange," ſprach er vor ſich hin, „beim Trinkkruge vergeſſen ſie, daß ihre Hälſe in Gefahr ſind." Da pochte es ſtark an die Hausthür, er vernahm den Schritt der Dienſtmagd, welche öffnete, gleich darauf ihren Schrei und Geklirr von Waffen. Schnell erhob er ſich und griff nach der Wand, wo ſein Schwert hing, aber er trat zurück und ſagte: „Es kommt nicht unerwartet."

Die Thür flog auf und der Burggraf ſtand vor ihm.

„Verzeiht, Herr Schwager, wenn ich zur Unzeit ſtöre, ich komme diesmal im Amte.“

„Dann iſt mir, wie euch jede Stunde gleich, hochgebietender Herr,“ antwortete Marcus und bot dem Gaſte den Sitz.

Hutfeld neigte dankend das Haupt. „Ihr wißt, Herr Schwager, daß die Bürger ſich zuweilen über nächtlichen Verkehr auf dem Burghofe beſchwerten. Der Rath ließ die Stätte bewachen, die Wächter ergriffen euren Knecht, welcher im Begriff war, dort in einem Kellerloch geſtohlenes Gut zu bergen. Es wurde Vielerlei gefunden, was er ſelbſt verſteckt, auch alter Raub, den er gehehlt hat. Manches iſt aus eurem Hauſe, und darüber wird euch das Gericht gegen euren Knecht zuſtehen; Anderes iſt nach ſeinem Bekenntniß an fremder Stelle entwandt und von ihm gehehlt; und darüber ſteht das Gericht bei der Stadt, die Vollſtreckung des Urtheils aber, da er ein Unfreier iſt, nach unſerer Gewohnheit bei euch, der ihr ſein Gerichtsherr ſeid. Nach dem Recht und Urtheil der Stadt gebührt ſeinem Halſe der Strang. Die Trabanten führen euch den Gefangenen zu, ob ihr ihn gegen eure Bürgſchaft ſelbſt bewahren wollt, oder dem Gefängniß der Stadt übergeben, bis ihr ihn richten laßt. Auch den Kram, den er euch entfremdet zu haben bekennt, trägt der Rathsbote in euer Haus zurück.“ Und leiſer frug er: „Ihr bewahrtet einſt die Goldhaube eurer ſeligen Frau in dem Gewölbe des Oberſtocks, habt ihr ſie etwa vermißt? Sie findet ſich unter ſeiner Beute.“

Jetzt vermochte Marcus den Schrecken nicht zu verbergen und ſtemmte die Hand auf ſein Pult. „Die Neuigkeit, welche ihr mir in das Haus bringt, gebietender Herr, erſchreckt mich mehr, als vielleicht eine andere, die mir größeren Verluſt verkündete; denn der Unglückliche iſt ein Hausgenoſſe geweſen, deſſen Ergebenheit ich feſt vertraute.“

„Er war euch ergeben, nur daß er die Art eines Raben an ſich hatte,“ antwortete der Burggraf mit flüchtigem Lächeln.

„Kann ich ihn ſehen?“

„Er iſt zur Stelle.“ Hutfeld öffnete die Thür und winkte. Als Debiſe mit gebundenen Händen hereinwankte und auf die Knie fiel, hob Marcus gegen ihn den Finger: „wie haſt du die Haube entwandt?“

„Vom Seil durch das Fenſter,“ ſtöhnte Debiſe, „ſie blitzte mich beim Lichte an.“

Da wandte ſich Marcus zu dem Burggrafen: „ich übernehme die Bürgſchaft für ſeinen Leib auf Habe und Gut, und ich laſſe das Urtheil gegen ſeinen Hals, wie ein ehrbarer Rath gebietet, vollſtrecken auf der Gerichtsſtätte ſeines Heimatdorfes.“

„Nehmt ſeinen Leib,“ ſprach Hutfeld.

Marcus hielt die Hand über den Gefangenen. „Er, der den Strang am Halſe trägt, war durch viele Jahre ein heimlicher Knecht der Artusbrüderſchaft und die Aelteſten des Hofes möchten ihm in ſeiner Noth eine Gunſt gewähren, ſoweit das ſtrenge Recht verſtattet. Iſt's euch genehm, hochgebietender Herr, wenn ich dieſe Gunſt ihm biete.“

„Der Rath wird nicht dawider ſein,“ entgegnete Hutfeld, und nachdrücklich fügte er hinzu: „ich ſelbſt habe ihn verhört und kein Anderer.“

Ein düſterer Blick des Marcus antwortete der tröſtenden Verſicherung des Burggrafen und er frug den armen Sünder: „Begehrſt du etwas Günſtiges für deinen Leib und deine Seele, nur nicht dein verfallenes Leben, ſo ſprich; dein Herr darf dir's gewähren.“

Zähneklappernd flehte Debiſe: „Zum ſchwarzen Waſſer im Walde, wo die vierzehn Nothhelfer ihr Heiligthum haben, ziehen die Leute meines Volkes, wenn ſie um ihre Seligkeit ſorgen. Schickt mich dorthin, Herr, damit ich mir die Gnade des Himmels erwerbe.“

„Es ſei,“ antwortete der Herr. „Gelobe die Heimkehr, auf daß die Stadt ihr Recht an dir gewinne.“ Er wies auf das Marienbild an der Thür. Debiſe rutſchte auf den Knien zum Bilde und hob die Hand.

„Du biſt gebunden zur Wiederkehr, Tag und Stunde ſtehen bei dir, du darfſt ſie wählen nach deinem Gefallen. Kehrſt du zurück, ſo verfällt dein Leib dem Richter."

„Steh' auf und entweiche," gebot Hutfeld, „der Rathsbote öffnet dir das Thor."

„Laßt mich noch einmal den Morgen in der Stadt erleben," bat Dobiſe.

„In der Nacht biſt du zu ſchädlichem Werk durch die Stadt geſchlichen, darum verſagen dir die Mauern den nächtlichen Schutz, zieh hinaus in die wilde Finſterniß," entſchied der Burggraf.

Dobiſe ſah ſich mit irrem Blick in der Kammer um, dann ſchlich er ſchweigend hinaus. Die Schwäger ſtanden einander allein gegenüber.

„Ich danke euch, gebietender Herr Burggraf, für eure Mühe um mein Haus und meinen Knecht," begann Marcus förmlich.

„Noch andern Dank möchte ich von euch verdienen, Herr Schwager," erwiederte Hutfeld. „Ich hoffe, der Friede, welcher unſerer Stadt lange gefehlt hat, ſoll zurückkehren. Ich habe heut mit den Häuptern der Unzufriedenen gehandelt, und wir haben uns über eine Reformation der Stadt friedlich geeinigt. An Stelle des alten Rathes wird ein neuer treten. — Auch euch geht die Neuerung an, Herr Schwager, und mir wird ein Wunſch erfüllt. Denn auch ihr werdet zum Rathmann der Stadt erkoren."

Marcus ſtand unbeweglich, aber dem forſchenden Blick des Burggrafen antwortete ein flammender Blitz aus finſteren Augen. „Als ihr über die Schwelle tratet, hochgebietender Herr, ſah ich, daß ihr als Sieger kamt."

„Noch nicht," entgegnete Hutfeld vorſichtig, „unſer Schickſal wird nicht in Thorn entſchieden."

„Bis dahin laßt euch meine Antwort genügen," ſprach Marcus. „Ihr könnt den letzten der Könige von Thorn zu der Stätte führen, wo ſein Vater geendet hat, aber ihr dürft ihn nicht mit dem Strang am Halſe entlaſſen, wie ſeinen Knecht."

12.

Auf dem Wege.

Jahre vergingen; langſam für einen heißblütigen Alten, welcher mit Ungeduld auf die Erfüllung ſeiner liebſten Hoffnungen harrte, langſamer noch für den Sohn, dem die Hoffnung und Freude ſeines Lebens im kalten Strome verſunken war, endlos und unerträglich für einen entlaſſenen Knecht, dem alles Hoffen und Harren beendet ſein ſollte, wenn er in die Heimat zurückkehrte.

Wenige Meilen von dem Thurme, in welchem einſt die jungen Gatten ihr Heimweſen geführt hatten, lag mitten unter hohen Fichten ein kleiner Landſee, tief eingeſenkt im runden Thalkeſſel. Vor Zeiten war dort ein Heiligthum der heidniſchen Preußen geweſen, und die Leute der Umgegend wußten von dem See viel Unheimliches zu erzählen. Darum hatten chriſtliche Prieſter die Stelle den vierzehn Heiligen geweiht, welche ſich als hohe Nothhelfer den ſchwer geängſtigten Gewiſſen zuneigten. Am Rande des Waſſers ſtanden rohe Holzbilder der ſeligen Fürſprecher mit bunten Farben gemalt, jedes unter einem kleinen Schirmdach; ein umhegter Raum mit einer Kanzel vereinte zu frommem Dienſt die Wallfahrer, welche im Sommer aus der Nähe und Ferne herzukamen. Für dieſe Zeit lebte ein frommer Bruder aus dem Orden der Predigermönche in kleiner Holzhütte als Wächter des Heiligthums und als Geiſtlicher der Wallenden. Solange die Landsknechte in der Nähe lagen, unterblieben die Wallfahrten, denn Niemand wagte ſich gern in die Nähe der Gewaltthätigen; ſeitdem prangten die Heiligen in neu gemalten Gewändern, und das Kloſter genoß wieder die frommen Spenden. Auch Dobiſe ſchlich um das ſchwarze Waſſer, er diente dem Mönch und flocht Fichtenkränze für die Heiligen. Jahr und Tag war er umhergeirrt, er ſelbſt wußte nicht wo, bald hatte er armen Stammgenoſſen, mit denen er ſich durch Sprache und geheime Zeichen verſtand, in ihrer Wirthſchaft geholfen, bald war er mit heimatloſem Volk und Wegelagerern gewandert; aber nirgend vermochte er zu haften, denn immer zog es ihn in die Nähe der Stadt, in welcher Hans Buck, wie er annahm, ſeiner harrte. Zuweilen war er heimlich bis zur Grenze des Stadtgebiets gelaufen, hatte an den Steinpfeilern und Warten gekauert, und nach der Stelle hinübergeſtarrt, wo die Thürme von Thorn in der Dämmerung lagen. Im vergangenen Herbſt war er dem einſamen Mönch ein willkommener Diener geweſen, den Winter hauſte er allein unter dem Holzdach der Klauſe in furchtbarer Verlaſſenheit zwiſchen Wölfen und Krähen, fing Waldthiere in Schlingen und richtete Vögel im Bauer ab. Jetzt trieben die Fichten neue Knoſpen, in dem runden See ſpiegelten ſich wie in einem großen Auge die Wolken des Himmels, der Mönch war angekommen und Dobiſe vernahm wieder die Stimme eines Bekannten. Er ſaß am Saum des Waldes und erwartete die Heimkehr des Bruders, welcher am Morgen aufgebrochen war, ohne ihm zu ſagen wohin, und ſich den ganzen Tag verweilt hatte. Als er den leiſen Schritt des Mönches hörte, wandte er den Kopf. „Iſt es wahr, Vater Pancratius, daß die große Glocke, welche ſie bei Johannes aufgehängt haben, ihre Stimme nur hören läßt, wenn zwölf Mann am Strange ziehen?"

„So iſt es," antwortete der Mönch.

„Und die Böttcher ziehen," fuhr Dobiſe kopfſchüttelnd fort. „Ich möchte wohl anſehen, wenn ſie die Glocke ſchwenken und ich möchte den Geſang hören."

„Mancher ſehnt ſich nach dem, was er verloren hat,“ ſagte der Mönch traurig, und erfüllt von den Ereigniſſen des Tages ſetzte er vertraulich hinzu: „Es leben noch Andere in der Gegend, welche ſich um die Thorner in der Stille grämen, und ſie gehen dich nahe genug an. Sieh dorthin, wo jetzt die Sonne ſchwindet; hinter dem Holze liegt eine Stadt und in der Stadt ſteht ein Thurm, dort hat einſt dein Junker Georg mit Frau Anna, ſeinem Weibe, gewohnt.“

Dobiſes Augen zwinkerten: „Ihr kommt von dort, Vater?“

„Ich hatte mit dem neuen Stadtſchreiber zu thun,“ erwiederte Pancratius abbrechend und ſchritt ſeiner Klauſe zu.

Am nächſten Morgen fand der Mönch das Lager des Knechtes leer und Niemand antwortete auf ſeinen lauten Ruf. Zu derſelben Zeit lief Dobiſe wie ein Hündlein, welches eine Spur verfolgt, durch Wald und Haide der Landſtadt zu. Sobald das Thor geöffnet wurde, wand er ſich durch die Gaſſen, das Auge unverwandt nach dem Thurme gerichtet. Als er Leute in den Schloßhof gehen ſah, wagte auch er ſich hinein, und duckte ſich hinter einem Haufen Bauholz in die Ecke. Nicht lange, und die Thür des Thurmes öffnete ſich, ein kleiner Mann mit faltigem Geſicht trat heraus, drückte ein Bündel Papiere unter den Arm und ſchritt über den Schloßhof der Stadt zu. Dobiſes Augen funkelten in der dunklen Ecke wie zwei Leuchtkäfer. Wie die Sonne höher ſtieg und ihr warmes Licht die düſtere Maſſe des Thurmes beſchien, öffnete ſich die Thür wieder, auf der Schwelle ſtand ein junges Weib in Wittwentracht, ſie hielt einen Knaben im Arme, der mit der Hand luſtig eine Gerte ſchwenkte. Bald ſetzte ſie ihn auf die Schwelle und ging an den Brunnen. Dobiſe lachte über das ganze Geſicht, er kroch hinter dem Holze näher heran, und da er die Frau in einiger Entfernung merkte, lief er ſchnell auf den Kleinen zu, hob die Gerte auf, welche dieſem entfallen war, gab ſie ihm in die Hand und ſchlüpfte in ſeinen Verſteck zurück. Am Abend ſaß er vor der Hütte des Mönches.

ſchnitzelte über Holzſtäben und ſprach mit ſich ſelbſt: „Ich habe unſerm Junker den erſten Wagen gebaut, als er zu ſpielen anfing, jetzt mache ich einen neuen für den jüngſten Herrn. Wenn Lips Eske wüßte was ich weiß.“ Als der Mönch die kleine Glocke zum Abend geläutet hatte, fiel Dobiſe vor ihm nieder und bat: „ſegnet mich, Vater.“

„Was liegt dir im Sinne, mein Sohn?“ frug Pancratius verwundert.

„Ich muß fort, ehrwürdiger Vater.“

„Wohin, du Thor?“ frug der Mönch.

„Wer weiß, wohin, Vater.“ Am nächſten Morgen war der Flüchtling wieder verſchwunden, und diesmal kehrte er nicht zurück. Aber auf der Schwelle des Thurms ſtand ein kleiner, ſäuberlich geſchnitzter Wagen als Spielzeug für das Kind.

Wenige Wochen ſpäter ſtand Georg zu Frankfurt am Main in der Herberge des Hochmeiſters, breitete auf dem Arbeitstiſch des Herrn neu gefertigte Urkunden aus und ſtellte daneben einen Beutel mit Geld. Der feurige Jüngling war zu einem ernſten ſtillen Manne geworden, lange hatte er an ſeiner Wunde gelitten und nach der Geneſung viele Mühe daran geſetzt, bevor ſeine Linke die Arbeit der verlorenen Hand verrichten lernte. Jetzt verſah er bei dem Hochmeiſter, wenn dieſer mit ſeinem unſteten Haushalt zu Frankfurt weilte, die vertraulichen Geſchäfte der Kanzlei, und arbeitete, ſo oft er Muße hatte, als freiwilliger Helfer bei einem angeſehenen Kaufmann, welcher ſeinem Vater von Venedig her befreundet war. Heut ſah er auf die Schrift der Urkunden, welche er nach Preußen ſenden ſollte, und ſagte trübe zu ſich ſelbſt: „die alte Handſchrift iſt wieder gewonnen, aber das Lautenſpiel finde ich niemals wieder.“ Er betrachtete den Beutel. „Im ſparſamen Hauſe zu Thorn wurde das Geld geſammelt, und in der Fremde verwendet's leichtherzig ein Anderer.“

Der Hochmeiſter trat ein und wog vergnügt den ſchweren Beutel. „Dies ſind die Rößlein, welche mich eine Strecke Wegs vorwärts bringen ſollen, ich fürchte, ſie werden nur allzuſchnell auseinanderſpringen. Nimm auch dir einen Antheil davon, Jörge, ich denke, daß ich in deiner Schuld bin; und hör', geh' noch heut zum Goldſchmied. Die goldene Kette, welche er mir wies, habe ich lange begehrt, jetzt will ich ſie haben.“

Erſchrocken vernahm Georg dieſen fürſtlichen Wunſch, er wußte, wie lange Fleiſcher und Bäcker, die für den Hofhalt geliefert hatten, nicht bezahlt waren. „Ich fürchte, gnädigſter Herr,“ wandte er beſcheiden ein, „die Frankfurter, welche bis jetzt die Küche verſorgt haben, werden neidiſch nach der Goldkette ſchielen, ſie drohen mit Klage.“

„Vertröſte ſie, verſprich ihnen was du kannſt,“ ſagte der Hochmeiſter gleichgiltig, „ſie ſitzen gemächlicher als ich und können warten.“

„Sie haben aber üblen Willen, und Herr Dietrich klagt, daß es unmöglich ſei, den Herren und Knechten noch Koſt zu ſchaffen.“

„Ich merke, auch du wandelſt auf den Wegen des Marſchalls und machſt dich durch Widerſpruch unleidlich, ich dachte beſſer von dir, Jörge.“

„Geſtattet wenigſtens, daß ich für mich nichts aus dem Beutel nehme, ich vermag mir durchzuhelfen, aber euer Hofhalt vermag es nicht mehr.“

„Wie du willſt,“ verſetzte Herr Albrecht gekränkt, „vergiß aber in Zukunft nicht, daß ich dir deinen Theil angeboten habe.“

Georg beugte das Knie. „Ich dachte an das fürſtliche Anſehen meines Herrn.“

„Mein fürſtliches Anſehen,“ brach der Hochmeiſter bitter heraus und ging, die Hände zuſammenpreſſend, im Zimmer auf und ab. „Ich weiß, daß ich ein Bettler bin und du brauchſt mir es nicht vorzuhalten, ich weiß, daß mein ganzes Leben ein jämmerlicher Schein iſt ohne Macht, daß die Fürſten über mich die Achſel zucken, die gemeinen Leute über mich ſpotten. Du haſt nicht nöthig, meinen Stolz zu demüthigen, er wird täglich mit Füßen geſtoßen. Du verſtehſt nicht, was es heißt, Jahr ein Jahr aus ſich ſchwach und hilflos zu fühlen, alle Wochen neue Pläne zu machen und ſich mit Hoffnungen zu tröſten, die am nächſten Tage im Sande verrinnen. Dennoch bin ich ein deutſcher Fürſt, nicht ſchlechter als die andern, und ich habe, da ich den weißen Mantel nahm, ein Recht gewonnen auf Landherrlichkeit und Fürſtenmacht. Bei aller Schmach hält mich nur der Gedanke aufrecht, daß ich für mich gewinnen will, was eines Edlen würdig iſt. Wie vermag ich das, der Machtloſe unter Hochfahrenden und Eigennützigen, wenn ich nicht wenigſtens den Schein behaupte? Die Ordensbrüder haben mir bitter vorgerechnet, daß ich armer Mann unter den Fürſten Goldgulden verſpielte. Es mag übler Brauch ſein, daß edle Herren jetzt im Bret um Goldgulden ſpielen, und es mag ein frommer Schwärmer dagegen predigen, daß die vornehmen Leute goldene Borten und Ketten tragen, ſie thun's aber Alle, und wenn ich nicht mehr thun kann wie ſie, werde ich ihnen vollends verleidet und ſitze als ein Schuhu unter den Falken. Darum liegt mir mehr an der Kette und dir mehr an den Mienen des Fleiſchers und Bäckers.“ Und heftig fügte er hinzu: „Du meinſt es gut in deiner Weiſe und du haſt mir ohne Sorge um den eigenen Nutzen gedient, ich werde nicht zürnen, wenn dir das ewige Borgen, Feilſchen und Vertröſten verleidet wird und du mich verläßt, wie mancher Andere gethan hat. Vielleicht wärſt du mir lieber, wenn du nicht ſo ungeſchickt ehrlich wäreſt, dann wüßte ich eher, wodurch ich dich feſthalten kann.“

Gekränkt durch die Rede des Herrn nahm Georg ſein Bündel Papiere zuſammen und verneigte ſich, um das Zimmer zu verlaſſen, da rief Herr Albrecht: „bleib, ich habe Unrecht, dich mit übler Laune zu plagen, du haſt ohnedies Mühe mit mir." Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Als du mir unzufrieden widerſtandeſt, ſah ich in dir den Sohn deines Vaters, der mich zuweilen auch durch ſeine Mahnungen quält. Ihm gegenüber aber fühle ich mein Gewiſſen bedrückt, und ich büße meine Unfreundlichkeit, indem ich dir das bekenne. Wiſſe, Georg, ich habe vor Jahren deinem Vater ein Verſprechen gethan, daß ich, der Hochmeiſter des Ordens, den Polen niemals huldigen werde. Das Gelübde war voreilig, unabläſſig habe ich bei aller Welt um die Freiheit meiner Herrſchaft gehandelt, gedrängt und gefleht, es war Alles vergebens. Der Kaiſer und der Papſt ſtehen auf Seite meiner Feinde, das Reich hat mich verlaſſen, der Orden in Deutſchland iſt mir feindlich und würde mich am liebſten aus der Welt ſchaffen. Der Orden in Preußen vergeht an ſeiner eigenen Schwäche, die ſtarke Stimme von Wittenberg hat dringend gerathen, mit dem Zwitterweſen ein Ende zu machen, und ſeit das Büchlein an die Herren des deutſchen Ordens im Druck ausgegangen iſt, verändern die Brüder in Preußen eigenmächtig ihren Stand und ſchon mehr als einer hat ſich ein Eheweib genommen. Darum bin ich jetzt dabei, mich in das Unvermeidliche zu fügen, und mich mit meinem Oheim von Polen zu vertragen. Mein Gelöbniß halte ich nach den Worten, aber wie ich fürchte, nicht nach dem Sinn deines Vaters. Das lag mir heut ſchwer auf der Seele, und deshalb war ich gegen dich widerwärtig. Denke nicht mehr daran," bat er und hielt ihm die Hand hin.

Herr Dietrich kam, eine Taſche mit Briefen in der Hand. „Gute Zeitungen!" rief er, „hier iſt das Schreiben des Königs von Polen an eure fürſtliche Gnade; die Entſcheidung iſt gefallen, wir reiſen nach Krakau." Und zu Georg ſagte er leiſe: „Auch für euch iſt ein Schreiben darunter." Georg trat in das Vorzimmer und öffnete den Brief. Es war die Handſchrift ſeines treuen Geſellen Lips Eſke und es waren nur wenige Zeilen, darin ſtand Etwas von ſeinem Weibe, von ſeinem Sohn und von einem Thurmgemach. Alles wurde undeutlich im wilden Sturme, der ihm die Gedanken umhertrieb, den Mund zum Lachen verzog und die Augen mit Thränen füllte; nur den Thurm ſah er vor ſich, ſchwarz war die Mauer und auf halber Höhe wuchs aus dem Stein eine Eberesche, welche die Vögel geſäet hatten. Dorthin ging jetzt ſein Weg. Ihm kam vor, als ob Herr Albrecht ihm zum Abſchied ſagte: „du glücklicher Jörge," und daß ihm ſelbſt wegen dieſer Worte die Stimme beim letzten Gruß verſagte. Er merkte, daß er im Kontor des befreundeten Kaufmanns ſtand, und auf die kunſtvolle Scheide eines Meſſers ſah, das ihm der Frankfurter zu ſeiner Reiſe verehrte; dann fand er ſich im Stall ſein Pferd ſattelnd, und darauf vor der Herberge einen Fuß im Steigbügel, und ihm war, als ob Herr Dietrich ihn luſtig auf die Achſel ſchlüge. Bald ritt er auf der Landſtraße. In den Gärten blühten die Aepfelbäume, es war hier wärmer als da, wo die Eſche aus dem Stein wuchs. Denn er war erſt im Anfang des Weges, der hundert Meilen über Berg und Thal dem Aufgang der Sonne zuführte. Und er meinte zu ſehen, wie ihre erſten Strahlen das Dach des Thurmes rötheten und immer mehr von dem Gemäuer vergoldeten, bis die Schwelle im hellen Lichte lag; und auf der Schwelle ſaß ſein Sohn. So ſchrieb Lips Eske. Wie konnte der Sohn auf dem kalten Stein ſitzen? Oft hatte er ihn geſchaut in ſchwerer banger Zeit als ein kleines nacktes Kind, mit wenig Härlein auf dem Kopfe, wie es ihm von den Frauen entgegengehalten wurde. Nackt war das Kind und winzig klein, welches er wachend und träumend in ſich herumtrug und das er jetzt wieder vor ſich ſah; ganz deutlich ſchwebte es ihm zugewandt in der Luft und zeigte ihm den Weg nach dem Thurme. Wie konnte das Kleine auf der Schwelle ſitzen und ſpielen? Da merkte er, daß er Jahre lang einſam und elend geweſen war, und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen in Wehmuth über ſein langes Leid. — Er ritt weiter gen Norden und Oſten; in den Dörfern klang Sturmgeläut und Haufen bewaffneter Bauern umringten ihn, er vernahm drohenden Anruf, ſah eiſerne Flegel und Morgenſterne gegen ſich gehoben und bat herzlich: „laßt mich ziehen, ich bin ein armer Vater, der ſein Weib und Kind Jahre lang als tot betrauert hat, und jetzt höre ich, daß ſie leben, darum will ich zu ihnen.“ Die Landleute ſenkten ihre Waffen und ließen ihn durch. Er kam in das Land des Kurfürſten von Sachſen und ritt längs der thüringiſchen Berge bei der Burg vorüber, in welcher ein Anderer lange Zeit verborgen gelebt hatte, während das Volk ſeinen Untergang betrauerte. Er gedachte der Stunde, wo ſein Weib für den Verlorenen die Hände faltete, als ſie im Thurm zwiſchen ihm und ihrem Vater ſaß. Und in ihm klangen die Worte wieder: Jener wurde damals bewahrt vor dem Verderben, auch wir dürfen wieder Gutes hoffen.

So drang er bis an die Elbe. Als er von ſeinem müden Pferde geſtiegen war und am Ufer auf den Fährmann wartete, ſangen Kinder auf einem umgeſtürzten Kahn in der Nähe. Ihm fiel das Lied von der Jungfrau bei, welche im Strome verſenkt werden ſoll und durch den Geliebten gelöſt wird. Zum erſtenmal ſeit Jahren vermochte er die Worte zu ertragen, und während er leiſe vor ſich hinſang, überkam ihn wieder das Entſetzen jener Stunde, wo Henner von dem umgeſchlagenen Kahn berichtet hatte; und er fuhr mitten im Liede wild empor, als er neben ſich die Stimme ſeines alten Geſellen Wuz hörte, denn er meinte, das Fürchterliche noch einmal zu erleben. Aber Wuz ſtand wirklich vor ihm und außer dieſem noch einige Genoſſen aus dem Schloßhofe; rings um ſich vernahm er frohen Zuruf, und auch er umarmte den Wuz und den Benz wie ſeine beſten Freunde und ſagte ihnen glücklich: „Verweilt mich nicht, liebe Geſellen, die Fähnrichin lebt und mein Sohn lebt, und ich ziehe zu ihnen, denn ſie wohnen im Thurme.“ Da freuten ſich die alten Knechte über ihn; ſie ſtreichelten ſein Pferd, einer lief und holte Hafer und Heu, und Wuz griff ſogar in ſeinen Säckel, welcher leicht war, und wollte ihm daraus mittheilen. Er hörte, daß ſie nach Torgau reiſten, um ſich dem Kurfürſten als Trabanten anzubieten; und wie er mit ſeinem Pferde auf der Fähre ſtand, erſcholl ihr lauter Zuruf: „grüßt die Frau Fähnrichin von der Bruderſchaft und ſie ſoll unſer im Guten gedenken.“

Durch Sand und Kiefergehölz führte die Straße, die Gräben waren mit Winterſchnee geſäumt, die Krähen flogen über das öde Land und der Weg wurde mühſam, denn die Landſchaft war auf mehre Tagereiſen berüchtigt als Aufenthalt grauſamer Buſchklepper; in den ſchlechten Herbergen verſchwand mancher Wanderer für immer aus dem Tageslicht und jeder Reiſende mußte Noth leiden. Aber die Sorge vermochte noch nicht aufzukommen, ſein Rößlein wieherte, ein friſcher Reiſewind ſtreifte ſeine Wange und vor ihm ſchwebte wie leibhaftig die Geſtalt: das kleine nackte Kind glitt ihm zugewandt über Feld und Haide, über Waſſer und Wald dem Thurme zu. Deutlich ſchaute er das Kind, welches den Weg wies, und deutlich ſchaute er das dunkle Gemäuer, dem er zuzog; doch das Bild des Weibes ſah er nicht außer ſich, ſie war bei ihm in ſeinen Gedanken, ſprach ihm in das Ohr, lehnte an ſeiner Schulter und ſchlummerte an ſeiner Seite auf dem Lager.

Endlich ſtand er an dem Strome der Heimat und blickte über das wilde Waſſer, dort lag die Schenke und dort ragten die Deiche, wie an jenem Morgen, wo er mit Anna ein Gefangener der Landsknechte wurde. Jetzt legte ſich die Angſt um ſeine Bruſt, in welcher Geſinnung ihm ſein Weib entgegentreten werde und ob er dem Magiſter die Feindſchaft ſeines Vaters entgelten müſſe. Denn durch ſeinen Geſellen Eske war ihm nicht verhehlt worden, wie grauſam der Kaufherr mit dem Gelehrten gehandelt hatte, und zwiſchen ihm und ſeinem Vater war ſeit jener Zeit in Briefen kein vertraulicher Gruß gewechſelt worden, nur mit kalter Vorſicht das Nöthigſte. Wild rief er nach dem Fährmann, ſein Herz pochte, daß er den Athem verlor, und endlos dünkte ihm die Breite des tückiſchen Stroms. Dann trieb er ſein Pferd auf dem Wege, den er einſt neben dem toten Hauptmann durchmeſſen, und hob ſich im Steigbügel, um über Haide und Holz das Schloß auf der Höhe zu erkennen. Vor ihm ſtieg es empor als ein dunkler Schatten, und er jagte darauf zu wie an jenem Winterabende, wo er nach dem Lichtſchein im Fenſter geſpäht hatte. Alles Schauen und alles Denken ging verloren in dem heißen Fieber, welches ihn ſchüttelte. Er ſprengte durch das Stadtthor, undeutlich kam ihm vor, als ob andere Menſchen wie ſonſt in den Gaſſen liefen, und daß die Handwerker wieder in ihren Stuben bei der Arbeit ſaßen. Er ſpornte ſein Pferd den Schloßberg hinauf, ſprang ab und ſchlang den Zügel in den Ring des Pfoſtens. Wie gelähmt ſchritt er in den Hof, die Thurmpforte ſtand geöffnet und die Zweige der Eſche bewegten ſich im Winde, mattes Sonnenlicht lag auf dem Wege, und vor der Thurmſchwelle lief ein Knabe umher; er hatte kleine blonde Locken und roſige Wangen und ſtapfte mit den Beinchen kräftig auf die Erde. Georg ſtand erſchrocken. „Dort iſt es; von ihr kam es und mir gehört es; es gleicht einem Engel. Aber es ſieht weit anders aus, als mein armes kleines Kind. — Romulus“ rief er, kaum brachte er das Wort aus der heiſeren Kehle. Der Knabe ſah zu dem fremden Mann auf und lachte ihn an. Da ſchrie der Vater laut, riß den Knaben zu ſich und ſprang mit ihm in den Thurm. Niemand war darin, aber Alles wie ſonſt: der Herd, die Treppe, das Lager; er warf ſich auf den Seſſel am Herde nieder und küßte den Kleinen auf Stirn, Wangen und Mund. Das Kind aber wurde bei den Liebkoſungen des Mannes ängſtlich und rief nach der Mutter. Und er ſetzte ſeinen Sohn, der ihn nicht kannte, betäubt zu Boden.

Unterdeß bellte laut und lauter das Hündlein, ſprang an ihm herauf und legte ſich vor ihm auf den Rücken, bis eine Frau eilig die Treppe herab kam in dunklem Gewande, das Haar in einer Witwenhaube verborgen. Zwei leiſe Rufe des Schreckens und Entzückens, ſein Weib flog ihm entgegen, warf ſich an ſeinen Hals und er hielt ſie an ſeinem Herzen. Unſäglich war das Elend der letzten Jahre geweſen und unſäglich war die Seligkeit dieſes Augenblicks. Als ſie endlich unter Thränen und Küſſen die Worte fanden, ſprach Anna leiſe: „ich wußte, daß du mich hier finden würdeſt,“ und den Knaben zu ihm aufhebend, rief ſie: „hier iſt dein Sohn, und du, Knabe, ſprich: lieber Vater. Er iſt die Rede gewöhnt, denn ich habe ſie ihn alle Tage gelehrt.“ Da ſah das Kind von Einem zum Andern und verſtand Alles, es wußte, daß der Vater gekommen war, und ſagte leiſe die ehrwürdigen Worte nach. Als aber Georg den Sohn vom Arme der Mutter hob, erkannte ſie erſt, daß der Gemahl die rechte Hand unbehilflich regte, ſie faßte den Arm und ſank an ſeiner Seite auf die Knie.

Der Dämmerſchein des heiligen Raumes ſchwand in dem kalten Tageslicht, das durch die offene Thür hereinfiel. Der Magiſter ſtand vor den Gatten: „Was drängt ihr euch auf's Neue zu meiner unglücklichen Tochter, Junker Georg König? Das Weib, welches einſt allzu willig eurer Liebe vertraut hat, iſt von euch geſchieden und tot. Die hier lebt, gehört nur mir, hinweg von meiner Tochter!“

Anna erhob ſich und trat dem Alten gegenüber. „Es iſt mein Hausherr, Vater, der zu mir und meinem Kinde heimkehrt.“

„Sendet euch der ungerechte Mann, welcher euer Vater und Herr iſt, ſo will ich mich mühen, die tötliche Kränkung unſerer Ehre zu vergeſſen. Kommt ihr mit eigenmächtiger Werbung wie vor Zeiten, ſo gebiete ich euch: weicht von hinnen.“

„Ich komme weit her aus dem Reiche, um mein Weib und Kind zu fordern, und nicht ihr und nicht mein eigener Vater dürfen ſie mir weigern.“

„Wißt ihr, wozu euer Vater mein Kind gemacht hat? Geht nach Thorn und hört es aus ſeinem eigenen Munde.“

Da warf ſich Anna um den Hals des Gatten und rief dem Alten zu: „Ihr habt zwei Hände, um mich von ſeinem Herzen zu reißen, er vermag nur eine zu regen, um mich feſtzuhalten. Gedenkt, daß er die Hand verlor, weil er um meinetwillen ſeine Freiheit hingab.“

Der Magiſter ſtarrte auf den Handſchuh der Holzhand und murrte: „Scävola,“ griff ſuchend in die Taſche und ging mit großen Schritten auf und ab. „Hier verweilen dürft ihr nicht, Georg,“ begann er endlich, „was aus uns allen werden ſoll, weiß ich nicht zu ſagen. Kein Richter im Lande ſoll, weil ich lebe, über Ehre oder Unehre meines Kindes abſprechen, und Gott im Himmel allein vermag zwiſchen uns und eurem Geſchlecht zu entſcheiden.“

Georg ſchwieg, aber er drückte ſeinen Sohn feſt an ſich. Wieder ging der Magiſter auf und ab.

„Vater,“ flehte Anna, „Einer lebt auf Erden, den der liebe Gott zum Rathgeber für angſtvolle Gewiſſen beſtellt hat.“

„Willſt du einen Fremden zum Richter machen über deine und meine Treue?“ frug Georg traurig.

Da hob Anna die gefalteten Hände. „Er iſt kein Fremder für dich und mich, denn er hat durch ſeine Lehre geholfen, daß ich die Trennung von dir ertrug.“

Wieder hielt der Magiſter vor dem Gaſte an. „Iſt meine Tochter vor Gott und den Menſchen euer eheliches Weib, ſo gehört ſie mit ihrem Kinde euch, iſt ſie es nicht, ſo bleibt ſie mein. Darum lade ich euch im zweiten Monat von heut, an demſelben Tage, zu dieſer Stunde, an die Kloſterpforte der Auguſtiner zu Wittenberg. Dort ſoll ein Richter über euer Anrecht entſcheiden. Hier aber geſtatte ich euch unter meinen Augen nur ſo lange Zeit, als ein Wanderer braucht, um auszuruhen, nicht länger.“

„Ich füge mich eurem Willen, Herr Vater,“ ſprach Georg.

„Hat der Richter geſprochen, ſo ſage ich ihm und euch, was mir mein Gewiſſen gebietet."

Er raſtete und hielt das Weib in ſeinem Arm, den Sohn auf dem Schoße; der Magiſter aber ging ſchweigend vor ihm auf und ab.

Marcus wog einen Brief des Dietrich von Schönberg in ſeiner Hand und ein herbes Lächeln fuhr über ſein Antlitz. „In den Tagen junger Freundſchaft ſchrieb der Herr ſelbſt, jetzt verſieht der behende Diener die läſtige Arbeit. Je ſchwerer das Gewicht des Geldes wird, welches ich ihnen zutrage, um ſo flüchtiger wird ihre Antwort auf die Fragen, welche ich in banger Sorge thue." Er las: „Die Zuſammenkunft meines gnädigen Herrn mit dem Könige von Polen iſt endlich durchgeſetzt, der Hochmeiſter rüſtet ſich zur Reiſe nach Krakau und die Entſcheidung ſteht bevor. Auch ihr, mein günſtiger Herr und guter Freund, mögt den Ausgang mit gutem Vertrauen erwarten und euch durch allerlei Gerüchte nicht beirren laſſen, denn wir haben Sicherheit, daß der König in höchſter Nothwendigkeit iſt, den alten Streit zu beenden. Die edlen Herren haben darüber bereits vertraulich eigenhändige Briefe gewechſelt." Marcus ſah auf: „Iſt die Freundſchaft der Edlen plötzlich ſo warm geworden? ſie bedroht das Preußenland mit kaltem Wetter." Er las weiter: „Ich darf dem Papier nicht übergeben, was noch als Geheimniß bewahrt werden muß, damit nicht unſere Feinde in der letzten Stunde die Vollendung hindern. Aber ſeine fürſtliche Gnade befiehlt mir, euch mitzutheilen, wenn in dem Vertrage auch nicht Alles erreicht werde, was wir in dem letzten Jahre betrieben haben, ſo ſteht doch ein feſter Friede in Ausſicht und für das Land unſeres gnädigen Herrn eine heilſame Zukunft." Marcus ſchleuderte den Brief auf den Tiſch. „Ich verſtehe die Meinung. Thorn und das Weichſelland ſind den Polen preisgegeben und wir zahlen mit unſerer Zukunft und unſerm

Gelde dafür, daß der Hochmeiſter für ſich und ſein Land des ſchmachvollen Lehnseides enthoben wird. — Du haſt lange gelebt, Alter, und ſollteſt gewöhnt ſein, daß deine Hoffnungen eitel und nichtig dahinflattern, und doch fühlſt du ſo heißen Schmerz über dieſe letzte Enttäuſchung. Füge dich, ſtolzer Sinn, begnüge dich mit dem kleinen Troſt, daß Mühe und Opfer doch nicht ganz vergeblich waren. Wenn Onkel und Neffe einander noch ſo warmherzig die Hände reichen, ſie werden nicht hindern, daß die Feindſchaft zwiſchen dem freien Ordenslande und Polen auf's Neue entbrennt. Was wir nicht vollendeten, das muß den Söhnen gelingen. Ich aber frage, wo iſt mein Sohn, daß ich ihm die Erbſchaft übergebe? Sein Erbtheil an Geld iſt klein geworden, dafür lege ich ihm eine große Forderung auf die Seele, daß er haſſe und treibe wie ſein Vater und, gefällt's dem Himmel, mit beſſerem Glück."

Er nahm den Brief auf und ſah nach dem Datum: „Das Schreiben war lange unterwegs, und Manches mag unterdeß geſchehen ſein."

Auf dem Markt liefen die Leute zuſammen, ſie ſammelten ſich in Haufen vor dem Rathhauſe. Bernd kam eilig herein, der Schrecken lag über ſeinem behaglichen Geſicht. „Ein polniſcher Bote trägt dem Rathe ſeltſame Kunde zu. Habt ihr ſie vernommen? Es gibt keinen Hochmeiſter mehr."

Marcus fuhr in die Höhe: „Iſt Herr Albrecht tot?"

„Nein, der Herr lebt, aber der deutſche Orden in Preußen hat, wie ſie ſagen, ein Ende. Herr Albrecht hat den Ordensmantel abgelegt, iſt in weltlichen Stand übergetreten und durch den König von Polen unter polniſcher Hoheit als Herzog eingeſetzt worden, er ſelbſt und ſein ganzes Geſchlecht."

Da lächelte der Kaufherr und zuckte die Achſeln. „Du biſt alt genug, um zu wiſſen, was von Gerüchten zu halten iſt, zumal von der Meldung polniſcher Boten."

„Der Bote ritt den weiten Weg von Krakau hierher, um dem Rathe die Nachricht zu bringen."

Marcus lächelte wieder: „Er wurde getäuſcht oder er will die Bürger täuſchen, denn dies iſt unmöglich. Ich habe einen Brief erhalten, der weit Anderes meldet; und was ſchwerer wiegt, ich habe ein Gelöbniß des Hochmeiſters ſelbſt, iſt er auch kein Mann von hartem Stahl, er hält ſein Wort."

„Soweit er vermag," verſetzte Bernd kopfſchüttelnd. „Wer darf in den großen Welthändeln auf Jahre hinaus beeiden, was er dereinſt thun wird?"

„Niemand kann das, aber ein Mann darf ſagen, was er nicht thun wird."

Wieder ſchüttelte Bernd den Kopf.

An der Hausthür tönte ein ſcharfer Schlag, der Gehilfe rief ſeinen Herrn auf die Schwelle. Vor dem Hauſe ſtand der Rathsbote mit Hans Buck und zwiſchen ihnen der Knecht Dobiſe. „Der Rath ſendet euch euren Knecht," begann Hans Buck, „er kehrte freiwillig zurück und trat in mein Gehege Sein Hals gehört mir und ich fordere ihn von euch."

„Guten Tag, Meiſter," grüßte Dobiſe demüthig, „da ihr mir Tag und Stunde frei gelaſſen habt, ſo komme ich erſt jetzt, nehmt's nicht für ungut."

„Und warum kommſt du jetzt?" frug Marcus.

„Herr, es wollte mir in der Fremde nicht mehr gefallen, und nach dem, was ich in den letzten Wochen erfahren habe, bin ich ganz zufrieden, daß es mit uns beiden zu Ende geht. Nach uns kommen Andere. Vor Hans Buck fürchte ich mich nicht, ich habe ihm oft zugeſehen, und einen Beſſeren finde ich nirgend." Hans Buck lächelte wohlwollend über das Lob.

„Nehmt den Mann, Rathsbote, und verwahrt ſeinen Hals, bis ich ihn abfordere."

„Er treibt ſich ſeit lange in der Gegend umher," erklärte Liſchke, „und wurde zuerſt vor mehren Wochen im Hauſe des gebietenden Herrn Eske erkannt, dann ſaß er zuweilen auf dem Kirchhofe von St. Johann, erſt heut gab er ſich unter die Hand von Hans Buck."

„Was kann ich noch für dich thun, du Armer?“ frug Marcus.

Dobiſe drehte die Mütze in den Fäuſten: „Wenn es euch nichts verſchlüge, ſo möchte ich noch einmal zuſehen, wie ſie die neue Glocke ziehen.“

„Dazu kann Rath werden,“ ſagte der Rathsbote, froh über die Neuigkeiten, welche er wußte. „Denn es iſt Befehl ertheilt, morgen mit allen Glocken zu läuten, um den Frieden mit dem neuen Herzog Albrecht einzuweihen. Ich ſelbſt gehe jetzt mit dem Ausrufer zu verkünden, daß der Herzog unſerm Könige gehuldigt hat, und zum Dank in dem früheren Ordenslande wieder eingeſetzt iſt. Morgen kommt Herr Albrecht ſelbſt in die Stadt, der Läufer hat ihn angekündigt und die gebietenden Herren wollen ihn feſtlich empfangen.“

Da winkte Marcus mit der Hand, daß ſie ſich entfernten, und Bernd ſchloß die Thür.

Der Abend kam heran, auf den Straßen trieb die frohe Menge umher, aus den Fenſtern blinkten Lichter und luſtige Herdfeuer, alle Thüren waren geöffnet und die Freunde der Hausbewohner gingen aus und ein. Nur das Eckhaus am Markte ſtand finſter und verſchloſſen, kein Lichtſchein verrieth, daß es bewohnt ſei, und kein Beſucher hob den Klopfer der Hausthür.

Erſt am andern Morgen, als alle Glocken der Stadt mit einander das feierliche Friedensgeläut anſtimmten, wurde die große Thorfahrt geöffnet, Marcus König ritt aus ſeinem Hofe wie ein Kriegsmann gerüſtet. Im Thor ſtand die alte Dienſtmagd und barg ihr Schluchzen hinter der Schürze, und Bernd ging barhäuptig zur Seite des Reiters, vergebens bemüht, ſeine Faſſung zu behaupten. Auf dem Markt wandte der Kaufherr das finſtere Antlitz noch einmal nach dem Hauſe ſeiner Väter und gebot von der Höhe ſeinem Gehilfen: „Sollte der neue Herzog von Preußen nach dem Hauswirth fragen, ſo ſage ihm, Marcus König ſei für ſeine herzoglichen Gnaden nicht bei Wege. Er reitet über Land, und läßt ſeinen Knecht henken, weil dieſer ihm einen Eidſchwur gehalten hat.“

Langſam und allein zog er unter dem Geläut der Glocken zum Thore hinaus.

Auf dem Dorfgrunde unweit des Stadtweges war der Galgenhügel, dort hielt der Karren mit Hans Buck und Dobiſe. Marcus ſtieg vom Pferde, ſchritt, von Bewaffneten ſeines feſten Hauſes umgeben, nach der Anhöhe und gab dem Scharfrichter das Zeichen. Dobiſe kletterte willig die Leiter hinauf und ſah über das Gebälk auf den Himmel und die grünende Flur. „Alles blau und grün,“ ſagte er kopfſchüttelnd.

„Sieh dir die Sache genau an,“ ermunterte Hans Buck, der zur Seite über dem Querholz ſaß, „wir haben keine Eile.“

„Dort ſehe ich die Thürme unſerer Stadt, der Rathsthurm hat ein neues Dach, das hält wieder eine Weile.“

„Bis es herunterfällt wie das alte,“ verſetzte bedächtig ſein Nachbar.

„Mein Alter ſieht aus wie ein Kriegsmann,“ fuhr Dobiſe fort, „er trägt ſelten die Bruſtplatte und das lange Schwert.“

„Heut hat er es als Gerichtsherr dir zu Ehren angelegt,“ ſagte Hans Buck.

„Niemals iſt einer ſo hinausgefahren wie ich, während die zwölf Böttcher zogen,“ berühmte ſich Dobiſe, „und mich freut's, daß der Alte mir die letzte Ehre erweiſt. Er denkt daran, daß ich zu ihm gehöre.“

„Du biſt von deinen Vätern her ſein Knecht?“

Dobiſe nickte. „Die Bürger wollen die Leute meines Geſchlechts nicht mehr in der Stadt leiden. Doch er und ich, wir gehören von Vater und Mutter zuſammen, ich bin im Thorner Lande der letzte von den alten Preußen und er iſt der letzte von den alten Deutſchen. Und jetzt geht es auch mit uns beiden zu Ende.“ Hans Buck ſah ihn fragend an und hob die Schlinge, Dobiſe half ſie um den Hals legen. „Aber der Alte weiß doch nicht, was ich weiß; denn, Hans Buck, ich habe geſehen, wie ſein Enkel die Gerte ſchwenkte.“

„Was ſpricht der arme Sünder?“ frug von unten eine ſtarke Stimme.

„Lebt wohl, Hans Buck,“ rief Dobiſe und ſprang von der Leiter.

„Schneide ab,“ ſchrie Marcus.

Der Henker zerſchnitt mit Hilfe des Knechtes eilig den Strick. „Der gute Wille war vergeblich, Herr; er ſprang zu jach in die Luft, das Genick iſt gebrochen.“

In einer Ecke des kleinen Friedhofes wurde die Ruheſtätte geſchaufelt; die Schollen rollten auf den Leib, der Wind wehte und die Wolken flogen, während Marcus am Grabe ſeines Knechtes auf den Knien lag.

Den Tag darauf ſtanden die neuen Rathmänner Kunz Lohgerber und Barthel Schneider am Ufer der Weichſel und ſahen über den leeren Ladeplatz, zu dem nur einige Holzflöße trieben. „Der Friede iſt verkündet,“ begann Kunz, „ich gedenke der Zeit, wo die ſchweren Kähne hier ſo dicht lagen, daß man Mühe hatte, einen Kübel Waſſer zu ſchöpfen. Ob ſich's wieder füllen wird?“

„Dort ſtößt der große Danziger gegen den Strom heran,“ antwortete ſein Nachbar, „wunderlich iſt es, daß er zurückkommt; er hat für Marcus König geladen und lag die letzte Nacht unterwärts am Ufer. Seht, er hat ſich wie ein Kriegsſchiff gerüſtet, eine Schanze um den Maſtkorb gebaut, und meiner Treu, ich erkenne bewaffnete Männer im Korbe; meint ihr nicht, daß wir Lärm machen?“

„Hier kommt Jemand, der euch die Sorge abnehmen wird, der Burggraf mit ſeinen Trabanten. Das Schiff bleibt im Strome und der Rathskahn legt an, der Burggraf ſelber will den alten König zum Land fahren.“

„Ob zu einem Feſtmahle oder in den Thurm? Nun es haben ſchon beſſere Leute darin geſeſſen, als der alte Papiſt.“

Der Kahn des Rathes führte den Burggrafen an das Schiff; Hutfeld beſtieg die Planken, Marcus begrüßte ihn an der Treppe. „Ich danke euch, hochgebietender Herr, daß ihr gegen den Brauch des Rathes nicht verſchmäht, die Fahrt im Stadtgebiet auf einem fremden Schiff zu machen.“

Der Burggraf warf einen beſorgten Blick nach dem Korbe, in welchem Bewaffnete ihre Rohre ſteif am Fuß hielten, und nach dem Steuer, wo neben einem fremden Maat Hendrick der Schiffer ſeine Mütze lüftete: „Sind die Schiffskinder auch zum Theil Fremde,“ antwortete er lächelnd, „der Schiffsmeiſter iſt ein Bürger von Thorn.“

„Er war es bis jetzt,“ verſetzte Marcus.

Hutfeld ſah nach dem Kahne zurück, dann maß er prüfend das düſtere Antlitz ſeines Gegners. „Ich war bis jetzt Bürger dieſer Stadt,“ fuhr Marcus fort, „und um mich von den Mauern zu ſcheiden, in denen die Sorge uns beiden das Haar gebleicht hatte, habe ich dich, mein Schwager, hierher geladen. Ich denke, es ſind die letzten Augenblicke, in denen wir einander gegenüber ſtehen. Den Burggrafen der Stadt hätte ich nicht bemüht, den Bruder meines lieben Weibes wollte ich noch einmal grüßen, bevor ich von hier gehe; denn mein Fuß betritt die Straßen von Thorn nicht wieder.“

Hutfeld faßte ſeine Hand. „Die Stimme alter Freundſchaft höre ich nach Jahren zum erſtenmal aus deinem Munde; zürne nicht, wenn ich widerſtrebe, daß dieſe Stunde die letzte ſein ſoll, in der ich dich ſehe.“

„Auch du, deſſen Klugheit und Vorſicht ich heut mit ſchwerem Herzen loben muß, wirſt meinen Entſchluß nicht beugen. — Den Burgwald von Neſſau und das Landgut, welche ich als altes Erbe meines Geſchlechts überkam, begehrt der Rath. Der Preis, welcher mir geboten wurde, iſt ſo gering, daß ich ihn zu anderer Zeit abgelehnt hätte, jetzt iſt er mir willkommen, denn Konrad, ich bin kein reicher Mann mehr.“

„Das habe ich gefürchtet,“ ſagte der Burggraf. „Es war ein Unglückstag, wo der Herzog von Preußen in deinem Hauſe Einlager hielt.“

„Weißt du dies, du ſcharfblickender Mann, ſo weißt du auch mehr. Du warſt der Gegner, der meine ſtillen Wege aufſpürte, und du gewannſt das Spiel, weil du mehr von mir wußteſt als Andere.“

„Nicht ich, Marcus. Du rangſt gegen die Fluth, welche uns alle übermächtig forttreibt.“

„Vielleicht,“ ſagte der Kaufmann das Haupt neigend. „Dieſe Planken ſind Danziger Grund, und auf fremdem Boden darf ich dir ſagen, daß ich gethan habe, wahrlich aus Liebe zur Stadt, was mich ausſchließt von der Tafel eures Hofes und von dem Glockengeläut eurer Thürme. Den Rath wollte ich werfen und die Stadt in die Gewalt des deutſchen Hochmeiſters zurückbringen als ein werthvolles Unterpfand für ſeinen Frieden mit Polen. Jahre hindurch habe ich unter euch gelebt als euer Todfeind.“

„Wozu von Vergangenem reden? dir frommt nicht, es zu ſagen, mir nicht, es zu hören.“

„Du darfſt es doch hören, Konrad, denn deiner Mäßigung verdanke ich, daß ich heut vor dir ſtehe.“

„Ob du mit Grund ſprichſt oder nicht, ich weigere dir die Antwort,“ erwiederte Hutfeld, „wäre es aber, wie du ſagſt, ſo weißt du auch, daß in dem Frieden Verzeihung für alle Parteinahme ausbedungen iſt. Hätteſt du Unrecht geübt gegen die Stadt und die Krone Polen, es wäre jetzt geſühnt.“

„Du ſagſt es,“ verſetzte Marcus, „aber du weißt auch, daß es für den Kampf um die Herrſchaft kein Vergeſſen gibt. Bald würde der König und der Rath einen Vorwand finden, mir an Habe und Hals zu gehen. Und zürne mir nicht, wenn ich es ſage, ich bin zu ſtolz, um länger als dein Schützling zu leben, der auch dir unabläſſig die Sicherheit gefährdet."

„Der Kampf iſt ausgetragen und wir werden alt," ſprach bittend der Burggraf, „und ich denke, ebenſo wie das Weichſelland und die Stadt begehren wir beide fortan den Frieden."

„Nicht ich," rief Marcus zornig. „Könnt ihr verzeihen, ich vermag es nicht." Er wandte ſich rückwärts, wo die Mauern und Thürme von Thorn ragten. „Einſt prieſen dich die Nachbarn als Königin der Weichſel, jetzt iſt die Krone für immer von deinem Haupt geriſſen; zu einer polniſchen Metze biſt du geworden, der die Könige einmal ein Almoſen hinwerfen, um ſie darauf wieder mit Ruthen zu ſtreichen nach ihrem Gefallen."

„Läſtere nicht, Marcus, in der letzten Stunde die Stadt, welche dich geboren und lange ertragen hat," mahnte Hutfeld, „blutiger Zwiſt und Krieg war faſt hundert Jahr im Lande, Dörfer ſind geſchwunden, durch menſchenleere Einöden ſchweifen die Raubthiere, aber die alte Stadt ſteht als ein ſicherer Schutz für ihre Getreuen und als gaſtfreie Zuflucht für Flüchtlinge aus aller Herren Ländern. Der Spruch unſeres Fähnleins, der in harter Zeit darauf geſetzt wurde, hat ſich als wahr erwieſen, ſie hat's überdauert."

„Ja, zwiſchen feindlichen Flammen, wie der Wurm, den Niemand kennt. Hoffe nicht, daß in dem polniſchen Feuer deine Bürger gedeihen werden. Verhaßt iſt die deutſche Art dem fremden Volke, verhaßt euer Reichthum dem polniſchen Edelmann und euer Stolz dem Palatin, der über euch herrſchen will. Scheuen ſie ſich, die Thore zu brechen, ſo werden ſie zu den Pforten hinein ſchlüpfen, und fürchten ſie eure helle Klage, ſo werden ſie langſam durch Schmeichelei und hohles Getön der Worte euch zu Knechten machen."

„Nicht wir haben die Feindſchaft geſchaffen, Marcus, die dich jetzt von uns ſcheidet, wir haben ſie als ein Erbe von den Vätern überkommen. Was die Zukunft uns bringt, dafür mögen die Künftigen ſorgen, wir thun heut und morgen, was wir müſſen."

„Bis der Tag kommt, wo das ſchwarze Gerüſt, das für meinen Vater errichtet wurde, wieder auf dem Markte von Thorn erhöht wird, damit die Polen die Häupter unſrer Nachkommen werfen. Das iſt der letzte Gruß, mit dem ich von euch ſcheide, als ein Flüchtling, der eine Stätte ſucht, wo er unter freien Landsleuten ſein Haupt bergen kann. Dir aber, Konrad, übergebe ich die Sorge für die Gräber meines Geſchlechtes, du warſt der erſte Freund meiner Jugend, du bleibſt dem Alten hochgeſinnt auch als Feind."

Der Burggraf umfaßte den Scheidenden, er fühlte den krampfhaften Händedruck und ſah das Zucken in dem Antlitz des Andern. Gleich darauf trieb ſein Kahn auf dem gelben Waſſer der Stadt zu. Als er noch einmal zurückſchaute, ſtand Marcus, den Blick nach dem dunklen Norden gerichtet, dem die Strömung zueilte, raſtlos und unaufhaltſam.

Der Einſame hob die Augen zu dem Wolkenhimmel und ſuchte nach einer Stelle, wo die Himmelsbläue ſichtbar wäre, es war Alles in Grau gehüllt. Nichtig war ſeine Erdenarbeit geweſen, all ſeine Hingabe eitel und nutzlos. Keiner der Fürbitter, wie ängſtlich er ſein Lebelang um ihre Gunſt geworben, hatte vermocht, ihm den großen Wunſch zu gewähren. Auch ſie erſchienen ihm kalt und fremd, alt und machtlos, und er gedachte ihrer wie ein gottloſer Mann; fruchtlos war alle Gabe und Verehrung, welche Bittende ihnen zollten, und verächtlich das Drängen der Pfaffen, welche für jeden beteten, der die Macht hatte und der ſie bezahlte. Jetzt feierten ſie das Hochamt um einen unſeligen Frieden und flehten für das Wohl des Polenkönigs. Er ſetzte ſich nieder und barg das Geſicht in den Händen. Gnade für dieſes Leben hatte er nicht gefunden und er glaubte nicht mehr, daß ſeine Rechnung mit dem Himmel ihm für das Jenſeits heilſam ſein werde.

Das Schiff legte bei, Marcus fuhr auf, neben ihm ſtand der Schiffer Hendrick und wies auf die Steinſäule am Ufer. „Ihr wißt, es iſt Brauch, an dem Bilde der Jungfrau zu halten und um günſtige Fahrt zu bitten. Hier war es auch, wo euer Sohn auf ſeiner Flucht das Boot des Elbingers betrat.“ Marcus wandte ſich ab und barg wieder ſeine Augen in der Hand. „Auch er iſt mir durch fremde Schuld verderben, und wenn ich ihn wiederſehe, wird er mein Gegner,“ ſprach er finſter vor ſich hin.

Da klang über das Deck der flehende Ruf: „Mein Vater!“ Und der Sohn warf ſich vor ſeine Füße und umſchlang ihn mit den Armen.

13.

Bei den Auguſtinern.

In der Schreibſtube des Doctor Martinus Luther zu Wittenberg ſtanden der Magiſter und Anna mit dem Knaben und vernahmen die Worte des verehrten Mannes: „Mir iſt durch Magiſter Philippus Gutes über euch und euer Kind berichtet, und ich will es an mir nicht fehlen laſſen, damit der Zweifel und die Unſicherheit ein Ende nehmen, welche jetzt euer Leben verſtören. Denn in Gewiſſensnöthen ſchlägt an den Zweifel gern der leidige Teufel ſeine Krallen, und jede Sicherheit, ſelbſt wenn ſie ſchmerzlich iſt, hilft eher zur Geſundheit der Seele und des Leibes." Und gegen Anna fuhr er gütig fort: „Es iſt ein ſeltſamer Handel, um den ihr mit eurem Sohne die weite Reiſe unternommen habt, möge ſie auch dem vaterloſen Kinde frommen." Er ſtrich dem Kleinen über das Haar. „Ich denke, dieſer hat dazu geholfen, daß ihr die traurige Verlaſſenheit tapfer ertragt; er, nächſt eurem Gottvertrauen, denn auch davon iſt mir Kunde zugegangen."

Romulus ſah zu dem Doctor auf und verſtand, daß der Herr es gut zu ihm meinte und hier zu befehlen hatte. Aber der Handel, welcher die Großen bekümmerte, machte ihm heut wenig Sorge. Denn noch erfüllt von der Reiſe dachte er vielmehr darauf, wieder in die Welt zu fahren, und ſchaute begehrlich auf zwei ſchwarze Filzſchuhe hinter dem Ofen, um dieſe als Gäule anzuſchirren.

Ein junger Mann in der Tracht eines Schülers öffnete leiſe die Thür. „Euer Verlobter iſt zur Stelle,“ ſagte der Doctor, „laßt euch beide gefallen, daß ich euch in dieſer Stube bewahre, denn ich will den Junker zuerſt allein ſehen.“

Mit pochendem Herzen öffnete Georg die Pforte zum Kloſter, die Scheu vor dem mächtigen Manne und ſchwere Ahnung bedrückten ihm die Seele, auch ein Reſt des alten Trotzes, daß der Prieſter über das Glück ſeines Lebens entſcheiden ſollte. Auf der Bank vor dem Hauſe ſaß ein Jüngling über einem großen Buche. Als Georg grüßend ſeinen Namen nannte, erhob ſich der Andere: „Der Herr Doctor iſt noch beſchäftigt, ihr mögt hier niederſitzen und ſeiner harren.“

Georg ſaß allein und ſah ſich in dem Hofe um. Trotz ſeiner Noth dachte er, wie unſcheinbar und dürftig die Stätte erſchien, aus welcher ein ſo helles Licht über das ganze deutſche Land leuchtete. Ein Baum in voller Blätterpracht war die einzige Zierde des ſtillen Raumes; auf dem Boden vor ihm flatterten die Vögel, ein Fink ſchritt dicht vor ſeinen Füßen, die Sperlinge als klügere Weltkinder hüpften in größerer Entfernung und ſahen ihn mit ihren runden Augen von der Seite mißtrauiſch an. Ihre Geſchlechter lebten hier ſeit Jahrhunderten im Beſitz der Mauerritzen und immer hatten die Mönche ihnen Krumen geſtreut. Jetzt war das Kloſter im Schwinden, nur die Kleinen ſaßen dick und ſtolz wie Prälaten. Das dachte auch Georg, und unter den vertrauten Geſellen wurde ihm leichter um's Herz. Endlich flog der Fink gar auf die ſchöne Laute, welche an der Bank lehnte, und ſang in kunſtvollem Schlag den Fremden an, während die Saiten von der Erſchütterung leiſe klangen. Da konnte Georg der Verſuchung nicht widerſtehen, mit dem Finger prüfend über die Saiten zu fahren, aber er ſetzte die Laute ſogleich wieder hin, betroffen über das Getön, welches er verurſacht hatte.

„Ihr ſeid des Saitenſpiels mächtig?“ frug eine helle Stimme neben ihm. Georg fuhr empor und ſtand dem Herrn gegenüber, den er noch nie leibhaftig geſehen hatte und deſſen Angeſicht doch durch die Holzſchnitte faſt jedem Deutſchen bekannt war. Er ſah einen Mann von ſtattlicher Mittelgröße, mit großem Haupt, in welchem zwei tiefliegende Augen wie dunkle Sterne blitzten. „Ihr ſeid der Junker aus Thorn, welcher bei mir ſein Eheweib begehrt?“ fuhr der Doctor fort. „Auch in eurer Vaterſtadt weicht jetzt die Finſterniß dem Lichte Iſt mir recht berichtet, ſo hattet ihr vor einigen Jahren Tumult, weil die Päpſtlichen ein Bild des Luthers verbrannten. Ich denke, ſie hätten lieber den Luther ſelbſt in die Flamme geworfen; doch ich hoffe, ſie ſollen noch manchmal durch ihn erzürnt werden, bevor ſie ihren Muth an ihm kühlen. In Thorn widerſprach der Magiſter Fabricius dem Beginnen der Mönche und wurde deshalb aus der Stadt verbannt. War's nicht ſo?“

Georg beſtätigte und der Doctor frug weiter: „Damals gerieth noch ein Anderer in Streit mit den Papiſten, wer war dieſer und was iſt aus ihm geworden?“

„Es war ein Schüler des Herrn Magiſters, auch er mußte die Stadt verlaſſen und er lebt ſeitdem in der Fremde.“

„Und verlor ſeitdem, wie ich ſehe, die Hand, mit welcher er ſonſt die Laute ſpielte,“ ſetzte der Doctor, auf den Handſchuh blickend, die Rede fort. „Was trieb euch dazu, den Mönchen das Ketzerfeuer zu verſtören?“

„Herr, ich ſah meinen Lehrer in Gefahr und hatte außerdem einen alten Handel mit dem Polen, welcher die Hand gegen ihn ausſtreckte.“

„Ihr ſeid für eure Gewaltthat mit Recht geſtraft worden,“ verſetzte der Doctor kurz. „Aber mich freut's, daß ihr ſo ehrlich ſeid und euren wilden Streich nicht mir auf die Seele reden wollt.“ Und abbrechend ſagte er in gütigem Ton wie zu einem alten Bekannten: „Setzt euch zu mir auf die Bank, Junker.“ Georg rückte ſich beſcheiden in die Ecke. „Dieſer Platz iſt mir lieber als jeder andere, wenn ich meditire und wenn ich mit guten Freunden ein vertrauliches Wort rede.

Ich ſah vorhin, wie ihr meinen kleinen Flattergeiſtern zulachtet, auch ich achte gern auf ſie, denn in ihrem bunten Kleide ſind ſie die kleinen Närrchen unſeres Herrgotts, und ſie haben mich manchesmal getröſtet, wenn mir der Papſt und der Teufel Noth machten. Ihnen iſt geſetzt, ſorglos dahinzuleben, wir Menſchen freilich haben beſſeren Witz empfangen, damit wir mit größeren Sorgen ringen. Uns Thüringern vorab iſt die Freude an dieſen Federhelden gemein. Eure Vorfahren haben immer in Thorn gewohnt?"

„Es geht die Sage," antwortete Georg beſcheiden, „daß auch meine Voreltern aus Thüringen ſtammen."

„Ihr ſeid vom Adel?"

„Mein Vater gehört zu den Aelteſten des Artushofes und einer von unſerm Geſchlecht war vor Zeiten Hochmeiſter von Preußen."

„So?" ſagte der Doctor. „Euer Vater alſo iſt reich und ſtolz auf ſeine Vorfahren. Wie hält er ſich im Glauben?"

„Er iſt eifrig für die alte Kirche."

„Und ihr habt die Frau, welche er euch verweigert, von Herzen lieb?"

Georg ſtand auf: „Herr, ſo lieb, daß mir Alles auf Erden wenig gilt gegen ſie."

Auch der Doctor erhob ſich und ſprach feierlich: „Dann erwartet mit Demuth gegen den Herrn, was euch die nächſte Stunde bringt." Er winkte dem Schüler, welcher an der Thür harrte, der Magiſter und Anna traten mit dem Knaben in den Hof. Als Georg Weib und Kind wiederſah, eilte er auf ſie zu, küßte ſein Gemahl auf die Stirn und hob ſeinen Sohn zu ſich auf, dann legte er die Hand des Kleinen wieder in die der Mutter, trat zurück und begrüßte den Magiſter von weitem. Der Doctor ſah aufmerkſam zu, wie das Kind dem Vater ſein Händchen reichte und dabei „lieber Vater" ſagte, mit ſo zarter und verſchämter Liebe, als käme der Gruß aus der Seele ſeiner Mutter. Aber gleich darauf war Romulus wieder mit eigenen Angelegenheiten beſchäftigt. Er hatte ſich im Hofe ſofort einer Gerte bemächtigt und damit nach einem jungen Sperling des Doctors geſchlagen. Auf dieſe Kriegserklärung flog das ganze geflügelte Volk zur Höhe und die beiden Parteien ſaßen lauerſam gegen einander.

„Ich flehe, ehrwürdiger Herr," bat Georg, „daß ihr mir geſtattet, die Zeugen vor euer Angeſicht zu führen, welche für mich ausſagen können. Sie warten vor dem Thor."

„Ich bin kein Schöffe und kein Romaniſt," antwortete der Doctor, „und das Zeugniß Anderer wird euch in dieſer Stunde wenig helfen. Doch habt ihr ſie hergeführt, ſo laßt ſie ein."

Georg eilte zur Pforte und herein trat Wuz mit zweien ſeiner Geſellen und hinter ihnen ein alter Mann in der Tracht eines Wallfahrers. Die Männer blieben an der Thür, die Landsknechte nahmen ehrerbietig ihre Hüte ab und ſtanden ſteif bei ihren Hellebarden.

Der Doctor ſah unzufrieden auf die wilden Geſtalten. „Was wollen die fahrenden Hanſen und Jakobsbrüder in eurer Sache?"

„Die Landsknechte waren Zeugen, als ich mit meinem Weibe vermählt wurde," erklärte Georg bittend, „und ſie haben in guter Meinung für mich die Reiſe gemacht."

„Tretet näher," gebot der Doctor, „da ihr einmal gekommen ſeid. Ihr alſo wart zugegen, als der Mann die Magd zur Ehe nahm. Habt ihr in eurem Orden beſonderes Geſetz für die Vermählung?"

Wuz dachte nach: „Wir haben keine beſondere Ordnung, ſondern wir üben denſelben Brauch, welchen im deutſchen Oberlande die Bürger und Bauern anwenden, nur daß wir die Fahne darüber halten."

„Und wie empfing dieſer das Weib?"

„Säuberlich, es ging zu wie vor einer Kirche," verſetzte Wuz, „das Fähnlein trat zum Ringe, ich gab die Braut und Benz Streitenberg ſtand hinter dem Bräutigam."

„Wer that die Fragen, und mit welchen Worten?“

„Der Hauptmann frug: Fähnrich, wollt ihr dieſe zu eurem Ehegemahl nehmen? Der Fähnrich ſagte ja. Dann frug der Hauptmann die Jungfer und da dieſe nicht vernehmlich wurde, ſo ſprach ich das Ja, was ebenſo gut war; und hernach erinnerte der Hauptmann den Fähnrich, daß er der Braut auf den Fuß treten müſſe, denn dieſer hatte nicht daran gedacht.“

Der Doctor wandte ſich zu Anna. „Habt ihr auf die Frage Ja geſagt?“

„Ich wollte ein Ja ſagen,“ antwortete Anna. Der Doctor nickte und ſprach zum Landsknecht: „Und wie haltet ihr es bei euren Ehen mit dem Prieſter?“

„Wenn ſich eine Gelegenheit bietet, ſo läßt auch der fromme Landsknecht ſeine Ehe an der Kirchthür weihen, obgleich das Fähnlein ſolches nicht begehrt.“

„Mich wundert dieſe Ordnung; denn ich höre, ihr lebt zuchtlos mit euren Weibſen.“

„Es iſt ganz wie der Herr Doctor gehört hat,“ beſtätigte Wuz ehrerbietig. „Die Meiſten wirthſchaften mit ihren Dirnen, jedoch treten auch zuweilen zwei mit einander in den Ring. Nämlich eine Ehefrau ſitzt vor den Andern auf dem Karren, und wenn es an Fuhrwerk fehlt, müſſen die Dirnen zu Fuß laufen, auch darf der Troßweibel keine Ehefrau mit dem Stock ſchlagen. Und es würde wohl jede am liebſten Frau ſein, jedoch iſt ihnen wieder hinderlich, daß die Ehefrau nicht wechſeln darf, ſolange das Fähnlein fliegt.“

Martinus winkte finſter mit der Hand. „Es iſt genug, tretet zurück.“ Die Knechte wichen rückwärts zu dem Baum, in deſſen Schatten der Wallfahrer lehnte.

Der Doctor wandte ſich wieder zu Anna. „Habt ihr nach eurer Vermählung den Segen eines Prieſters empfangen?“

„Nein,“ antwortete Anna unſicher.

„Wie kam das? da ihr, wie ich vernehme, eine gottesfürchtige Frau ſeid.“

„Zuerſt fürchtete ich mich trotz der Vermählung ſein eheliches Weib zu werden," ſprach Anna mit ſtockender Stimme. „Dann las ich in eurem Buche, daß nicht des Prieſters Dienſt eine rechte Ehe bewirkt, ſondern fromme Liebe und chriſtliche Geſinnung der Verlobten, und ich wurde ruhiger darüber, daß kein Prieſter in der Nähe war. Denn die Knechte waren widerwärtig gegen alle Pfaffen und hatten dieſe verſcheucht. Als ſich endlich ein Predigermönch aus Thorn zu uns fand, lag mein Hausherr dieſem hoch an, daß er uns weihen möge. Da erbot ſich der Mönch, da er mit dem Vater meines Hausherrn wohl bekannt ſei, vorher um die Einwilligung des Vaters zu werben und uns bei ſeiner nahen Rückkehr zu ſegnen. Bevor er wiederkam, wurden wir getrennt."

„Wohlan," ſprach der Doctor, „höret zu, ihr, die ihr meine Entſcheidung angerufen habt. Ich bin kein weltlicher Richter, ſondern ein Diener unſeres himmliſchen Vaters. Die Ehe der Chriſten aber iſt ebenſowohl nach göttlicher als nach menſchlicher Ordnung eingeſetzt. Darum liegt mir vor Allem ob, zu erforſchen, ob euer Verlöbniß zu einer rechten Ehe vor dem Herrn geworden iſt. Das Wohlgefallen unſeres Vaters im Himmel wird gewonnen durch chriſtliche Geſinnung der Gatten, wenn ſie in dem Gedanken an Gott die Ehe eingehen, und ſein Wohlgefallen wird erhalten durch ehrbare und fromme Liebe, in welcher die Verlobten feſt beharren mit dem Willen, ihr Lebelang beiſammen Haus zu halten. Daß euch beiden eure Liebe zu einander hoher Ernſt war und nicht nur ein leichtfertiges Spiel übermüthiger Jugend, das erkenne ich aus der Noth, in welcher ihr euch verbunden habt, und aus der Angſt, in welcher ihr jetzt vor mir ſteht. Ob ihr aber auch als gute Kinder eures himmliſchen Vaters im Glauben und Vertrauen auf ihn euren Bund geſchloſſen habt, das müßt ihr mir jetzt ſelbſt bekennen, und ihr müßt die Worte auf euer Gewiſſen nehmen, damit nicht Unwahrheit eurer Seele und Seligkeit ſchade. Darum frage ich zuerſt euch, Junker, nach Geſinnung und Glauben dieſes Weibes vor, bei und nach der Vermählung."

„Ach, Herr," antwortete Georg mit gefalteten Händen. „Jedermann, der mein Weib gekannt hat, muß bezeugen, daß ſie ſchon als Jungfrau gottſeliger war, als andere ihresgleichen. Mich hat ſie lange durch hohen Ernſt und Strenge verſchüchtert. Und in der Ehe habe ich täglich Ehrfurcht gefühlt vor der Innigkeit, in welcher ſie mit dem lieben Gott verkehrte. Auch die Kriegsleute, unter denen ſie leben mußte, erkannten das und ehrten ſie darum." Wuz unter dem Baume nickte heftig mit dem Kopfe.

„Das dachte ich wohl," ſagte der Doctor freundlich. „Und ihr, junge Frau, vermögt ihr Aehnliches von eurem Gatten zu ſagen?"

Da Anna ſchwieg, fuhr er ermunternd fort: „Denn ihr müßt doch gemerkt haben, wie es mit ſeiner Gottesfurcht ſtand ſchon vor der Ehe und ſicher in der Ehe."

Leiſe antwortete die Frau: „er hatte mich von Herzen lieb und war bereit, ſein Leben für mich hinzugeben."

„Für euch, das Geſchöpf, doch ob für ſeinen Schöpfer? Auch der Hirſch kämpft zu Zeiten für die Hindin. Solch heißer Drang hat mit dem Glauben nichts zu ſchaffen."

Anna ſchwieg. „Wie?" frug der Doctor, „hatte er, als ihr mit ihm in den Kreis der Kriegsknechte tratet, kein Wort, keinen Blick für den Vater im Himmel, der euer Bündniß ſegnen ſollte? Beſinnt euch," mahnte er dringend, „denn es handelt ſich hier um Großes für euch beide."

„Herr, ich war damals kaum meiner Sinne mächtig."

Da nahm ihr Georg die Sorge ab. „Ehrwürdiger Herr, ich ſtehe hier wie in der Beichte, und obwohl es meines Lebens Glück gilt, ſo will ich doch nicht täuſchen. Als ich ihr zugeſprochen wurde, ſah ich nichts, als ſie, und dachte an nichts, als an ihre Gefahr und daß ich ſie für mich gewinnen wollte."

„Und nachher?" forſchte der Richter unruhig.

„Herr, ich fühlte nur Schmerz und Zorn, daß ſie ſich mir verſagte; und um euch die ganze Wahrheit zu bekennen, lange Zeit war mir ihre Frömmigkeit verleidet, weil ſie ſich in ſolcher Geſinnung von mir entfernt hielt.“

Da blitzten die Augen des Doctors zornig auf das Weltkind und er ſprach rauh: „ſie that recht, euch zu meiden, denn ihr waret nicht der Mann, der ihrer Seele heilſam werden konnte. Doch als ihr ſie endlich wegen ihrer weiblichen Schwäche gewannet und mit ihr in Gemeinſchaft lebtet, kam euch niemals der Gedanke, daß ihr verdammt ſein werdet, und daß eure Ehe eine wilde Buhlſchaft ſein werde ohne Gottes Gnade? Und kam euch niemals der Schrecken vor dem Richter?“

„Ich kann's nicht ſagen,“ antwortete der ehrliche Georg in ſeiner Bedrängniß. „Ich habe, obgleich wir im Elend waren, doch am liebſten fröhlich vor mich hingelebt, meines Herzens Freude war immer mein gutes Weib, und ich habe ſorglos darauf vertraut, daß ihr Gebet auch mir zu Gute kommen werde. Bis ich einſt an einem kalten Wintertage ſpät in unſere Behauſung zurückkehrte. Dort fand ich ein Geſchenk Gottes, das nicht geweſen war, als ich wegfuhr. Draußen heulte der Schneeſturm, als ſie es mir entgegentrugen, es war nackt und winzig, und ich hatte dergleichen niemals geſehen; oben ſah es aus wie ein altes Männlein und unten ähnlich einem Froſch, der im Waſſer ſteuert. Und es war mein lieber Sohn. Da erſchrak ich vor Gottes Wunder und mir erbebte das Herz.“

„Endlich,“ rief der Doctor aufathmend.

„Seit der Zeit, ehrwürdiger Herr, lernte ich den großen Gott anflehen. Oft, wenn ich den Knaben anſah, riß es mich nieder auf die Knie; denn ich bedachte, daß ich für ihn zu leben und zu ſorgen hätte, und wie viel unſer Vater im Himmel noch dazu thun müßte, bevor das Kind ſeine Locken bekäme, feſte Beinchen und einen verſtändigen Sinn. Auch mein eigenes Leben erſchien mir weit anders als früher, gleich einem Amte, das mir übergeben war, damit ich ſein Wunder ehrlich groß zöge. Und als ich meinen Sohn verloren glaubte, ſtand er immer ſo in meinem Gemüth, wie ich ihn das erſte Mal ſah, und wenn ſein Bild erſchien, trieb es mich die Hände aufzuheben und zu bitten, daß ich bald dorthin erhoben werde, wo nach meinen Gedanken er und ſeine Mutter auf mich warteten.“

Der Doctor ſah auf die Mutter und in ſeinem Antlitz leuchtete die Freude. „Nun, dieſer iſt kein verzweifelter Kunde, und er vermöchte wohl neben einer guten Frau ein frommer Hauswirth und Vater zu ſein; zumal wenn die Frau, welche im Glauben ſtärker iſt, ihn nicht durch Mahnungen quält, ſondern die Zeit abwartet und ihm herzlich zuredet.“ Und näher an Beide tretend, begann er feierlich: „Soweit ich als kurzſichtiger Menſch den Willen des Herrn zu deuten vermag, ſage ich euch, euer Bündniß iſt vor Gott eine rechte Ehe. Und wenn der Herr euch beiden die Gnade erwieſe, euch aus dieſer ſündigen Welt in das Reich des Lichtes abzurufen, ſo vertraue ich, daß euch, ihr armen Kinder, im Himmel eure Stühlchen neben einander gerückt werden.“

Da umfaßte Georg glücklich die weinende Frau; und der Doctor fuhr fort: „Auch bin ich jede Stunde bereit, eurer Ehe durch Prieſterſegen nachträglich die Bekräftigung zu geben, welche ihr noch fehlt, wenn ich von denen geladen werde, die das Recht dazu haben.“ Er löſte die Hände der Beiden von einander. „Denn die Ehe iſt nicht allein nach göttlicher Ordnung eingerichtet, ſondern auch nach menſchlicher. Und obgleich die Bräuche, durch welche eine Ehe vor den Menſchen gültig wird, nicht in jeder Landſchaft dieſelben ſind, ſo iſt doch unter Deutſchen überall Geſetz, daß der Hausſohn und die Tochter ſich nicht vermählen dürfen ohne Einwilligung der Eltern oder derer, welche an Eltern Statt über ſie zu gebieten haben. Euch aber, Junker, lebt der Vater, und dieſer hat die Erlaubniß nicht gegeben, ſondern er hat ſie ausdrücklich verweigert. Darum muß ich euch ſagen, fürwahr mit ſchwerem Herzen, vor den Menſchen, in dieſer ſündigen Welt, iſt euer Bündniß eine rechte Ehe nicht.“

So ſchrecklich war für zwei Seelen der Sturz aus hoher Freude zum Elend, daß die Verlobten faſſungslos ſtanden. Der erſchrockene Magiſter zog die Tochter an ſich und hielt die Unglückliche umſchlungen. Der Doctor aber ſah unzufrieden auf das Entſetzen der Geſchiedenen, denn ihn erfreute zumeiſt ihre gute Ausſicht für jenes Leben, ſie aber fühlten ſtärker das Elend der irdiſchen Trennung. Doch ſprach er ſchonend zu Georg, welcher mit gefurchter Stirn und geſchloſſener Fauſt vor ihm ſtand: „Da ihr im höchſten Vertrauen zu mir gekommen ſeid und mich wider meinen Willen zum Meiſter eures Geſchickes machen wolltet, ſo vernehmt den beſten Rath, den ich euch geben kann: Eilt von hier zu den Füßen eures Vaters, und fleht inſtändig, daß er euch den Segen nicht länger vorenthalte. Denn Liebe der Eltern flackert nicht umher wie Liebe junger Herzen, ſie ſitzt tief und bleibt beſtändig, und wenn ſie auch einmal in den Winkel geſtampft wird, ſo bricht ſie immer wieder hervor.“

„Ich habe zu den Füßen meines Vaters gefleht, ehrwürdiger Herr,“ antwortete Georg, „und er hat ſeine Einwilligung verweigert. Da habe ich ihm bekannt, daß ich mit dem Vater meines Weibes vereinbart habe, uns unter euren Richterſpruch zu ſtellen. Er aber hat gefordert, ſelbſt ein Zeuge eures Ausſpruches zu ſein, um ſein Recht als Vater gegen euch zu behaupten, wenn ihr ihm die Herrſchaft über ſeinen Sohn abſprechen wolltet. Und ich gab ihm zur Antwort, wenn er mich begleite, ſo ſei auch ich durch mein Gewiſſen gedrungen, mein Recht unter euren Augen gegen ihn ſelbſt zu vertreten. Darüber vertrugen wir uns. Und ich bitte, geſtattet mir, daß ich ihn vor euch führe, denn ich erkenne, daß die ſchwerſte Stunde meines Lebens gekommen iſt.“ Er wies auf den Wallfahrer, welcher herantrat: „dies iſt mein Vater.“

Die Geſtalt des Doctors hob ſich gebietend: „Ihr thatet klug, euch in dem Schatten zu bergen, Herr. Hättet ihr mir ſofort euren Namen genannt, ſo würde ich auch euch geſagt haben, was euch unlieb zu hören iſt.“

„Dennoch zürnt nicht,“ begann Marcus mit gleichem Stolze, „daß ich ein Zeuge eures Urtheils war; denn, was ich niemals für möglich gehalten, habt ihr bewirkt: ich bin euch dankbar geworden für eure Rede.“

„Vermögt ihr nach Allem, was ihr hier geſehen und gehört habt, eure Einwilligung noch ferner zu verſagen?“

„Ich verſage ſie,“ antwortete Marcus.

„Dann habe ich mit euch nichts mehr zu ſchaffen,“ ſagte Martinus. „Ich ſehe wohl, ihr ſeid einer von den Hochmüthigen, welche ſich in der Stille ihrer guten Werke berühmen und den Willen unſeres Herrgotts zu meiſtern hoffen, weil ſie faſten, opfern und zu den Altären der Heiligen fahren. Ich aber ſage euch, ihr werbt um die Gunſt eurer Heiligen ſo, wie ein ſchlechter Verwalter durch Beſtechung um die Gunſt der Hofleute wirbt, damit ſie ihm bei ihrem Gebieter zu weltlichem Vortheil helfen. Eure kalte Frömmigkeit iſt eigennützig und gottlos, ſie macht euren Sinn nicht demüthig, ſondern ſtolz und hart. Und ihr und euresgleichen, die dem Herrn nur dienen wollen, damit er euch wieder dienſtbar ſei, ihr ſollt erfahren, daß euer Hoffen eitel und euer Wille ohnmächtig ſind, gerade dann, wenn ihr am ſtolzeſten auf euer Recht vertraut.“

Marcus zuckte unter dieſen Worten, aber er legte ſeinem Sohn die Hand auf und gebot: „komm.“

Da ſprang Georg zu ſeinem Kinde, riß es an ſich und rief: „Fordert ihr euer Recht an mir, ſo bin auch ich Vater und fordere mein Anrecht an meinen Sohn. Dieſen hat mir der Herr durch ſeine Mutter zugetheilt für mein Leben, und er hat auf mein Gewiſſen gelegt, daß ich dem Kinde und ſeiner Mutter ihre Tage behüte als Wirth und Herr.“

„Sprich nicht weiter, Georg,“ rief Marcus heftig, „denn wie du den Knaben hältſt, ſo hielt ich dich in meinen Armen.“ Doch Georg warf ſich, den Knaben feſthaltend, auf die Knie: „Im Angeſicht des Himmels klage ich mein bitteres Leid. Zwingt mich dein harter Wille, Vater, zu wählen zwiſchen deiner Liebe und zwiſchen der Treue gegen Weib und Kind, ſo muß ich deine Liebe miſſen, damit ich die Liebe meines Kindes verdiene.“

Marcus hob drohend den Arm: „Wahre dich, daß nicht der Fluch des Vaters dein Haus niederreiße.“

Da ermahnte der Doctor: „Ich höre Zwei, welche allzu hart auf ihrem Recht beſtehen. Euer Recht, Kniender, iſt nach dem Evangelium das beſſere, nach Brauch und Ordnung dieſer Welt iſt es das ſchwächere. Stürmt in eurer Seele eine hohe Pflicht gegen die andere, ſo hütet euch, daß ihr nicht allzu ſchnell die eine verachtet, um die andere zu erfüllen. Denn was dem Menſchen unverſöhnlich ſcheint, weiß Einer, der die Herzen lenkt, in Liebe zu vergleichen über alles Hoffen. Darum ſage ich euch zum zweiten Male, weichet um eurer Geliebten willen nicht von eurem alten Vater, wie hart er auch gegen euch poche. Wiſſet, ich ſelbſt habe erfahren in langem Herzeleid, wie es ſchmerzt, mit ſeinem Vater in Unfrieden zu leben, und ich habe ihn nicht um irdiſcher Liebe willen verlaſſen, ſondern um meines Gottes willen, weil ich damals wahrhaftig nicht anders konnte. Aber den rechten Frohſinn habe ich in meinem Herzen erſt gefühlt, ſeit ich aus der Möncherei erlöſt wurde und mein alter Vater mich wieder freundlich anlachte. Seid ihr ein ſolcher Geſell, wie ihr mir heut erſchienen ſeid, ſo fühlt ihr in ſtillem Herzen denſelben Stein, der mich im Kloſter drückte. Sprecht aber nicht etwa: Herr, mein Gott, ich will zu meinem irdiſchen Vater gehen und ihn bitten, und wenn er meinen Wunſch nicht erfüllt, ſo thue ich dies und das. Solcher Vorſatz iſt eitle Vermeſſenheit, er nimmt eurem Flehen die Kraft und hindert euch, den Willen eures himmliſchen Vaters zu erkennen; ſondern geht und ſprecht ſo: ich will als ein guter Sohn gegen meinen irdiſchen Vater handeln. Und wenn dann euer Vater euch ferner widerſteht, ſo wendet euch wieder zu eurem Gott und ſorget unabläſſig, daß ihr mit dieſem in Frieden bleibt und ſeinen rechten Willen erkennt. Dann wird auch er euch zur Zeit eingeben, was für euch das Rechte ſein wird; und ich hoffe, lieber Junker, er wird's mit euch wohl machen.“

Georg hielt ſchweigend den Sohn an ſeinem Herzen. Martinus nahm ihm den Knaben aus der Hand und ſtellte ihn vor den Großvater: „Bitte du, Kleiner, denn unſere Stimme bringt nicht an ſein Ohr.“

Doch Romulus, welcher wußte, daß die armen Pilger ſeine Mutter um Almoſen baten, ſah zu dem Doctor auf und antwortete: „Er muß bitten.“

„Wahrlich,“ rief Martinus, „du haſt in deiner Einfalt das Richtige geſagt. Dennoch flehe, denn du ſtehſt vor dem Ahn deines Geſchlechtes.“ — Da ſtreifte das Kind ſeinen Aermel zurück und wies einen braunen Fleck auf der Haut, welchen die Mutter ſeinem Vater im Thurme als ein Zeichen des Geſchlechtes gewieſen hatte, und es ſprach: „ich habe auch ein Maal.“

Als Marcus das Zeichen ſah, welches er ſelbſt auf dem Arm hatte, wollte die weiche Regung ſeiner Herr werden; doch wieder zog ſich ſein Antlitz zuſammen und er rief ſeinen Sohn nochmals an: „komm!“ „Fahrt dahin in eurem Hochmuth,“ gebot der Doctor in heiligem Zorn. „Seht zu, was euch von dem Sohne bleibt, wenn ihr ſeinen getreuen Willen zerbrecht. Für dieſe hier zu leben hat er gelobt, was ihr aber aus ihm machen wollt, iſt ein ehrloſer, eidbrüchiger Mann.“

Wie ein Blitzſtrahl ſchlug das ſtrenge Wort in das verdüſterte Gemüth des Vaters. Langſam trat er auf Anna zu, faßte die Schaudernde bei der Hand und führte ſie zu Georg. „Nehmt ihn von mir, junge Frau, er war mein einziger Sohn.“

Anna ſank neben dem Geliebten auf die Knie und Marcus begann mit hartem Stolze zum Doctor: „Ihr wart bereit, zu ſegnen, Herr. Helfet, daß er ſeinen Eid gegen dieſe halte, der Vater iſt nicht dawider.“

Da ſprach Martinus Luther feierlich den Segen über die knienden Gatten. Als die Vermählten ſich erhoben, ergriff Marcus den Stab: „lebe wohl, mein Sohn.“

„Vater,“ ſchrie Georg.

„Während du im Kerkerthurme lagſt, dem Tode verfallen, gelobte ich den Heiligen, damit ſie dich bewahrten, die Betfahrt nach Compoſtella. Zwingt dich dein Eid, für deinen Sohn zu leben, auch ich halte den Eid, den ich für meinen Sohn gethan.“ Er winkte mit der Hand und wandte ſich zur Kloſterthür.

Wie Romulus ſah, daß der Wallbruder unzufrieden und ohne Gabe entweichen ſollte, that ihm der Alte leid, er lief ihm nach und ſagte: „da haſt du meine Gerte.“

Marcus fuhr zurück, wie vor einem unſichtbaren Schrecken und rief: „Der Tote ſah den Enkel des Alten, und ſeine letzten Worte haben ihn verkündigt.“ Und den Knaben aufhebend trug er ihn zu der Mutter: „Nehmt meinen Enkel, liebe Tochter, mit meinem Segen.“ Er rührte ihr mit der Hand das Haupt, dann ſchritt er aus der Pforte.

Georg wollte dem Vater nacheilen, der Doctor hielt ihn zurück: „Was unſere Mahnung nicht vermochte, hat der Herr durch die Einfalt des Kindes gethan. Widerſteht ihm nicht, wenn er auch in Irrthum dahin wandelt. Ich kenne dieſe trotzige Art; in ſeiner Seele kämpft ein ſtarker Engel mit dem Teufel. Ihr dürft hoffen, daß er euch wiederkehrt.“ Er wandte ſich zu dem Magiſter. „Ihr habt einſt vor dem Scheiterhaufen der Mönche für den Luther Zeugniß abgelegt, heut dankt er euch dafür, Herr Magiſter.“

„Wieder Fabricius,“ antwortete unter Freudenthränen der Gelehrte.

Da trat Wuz herzu, entblößte ſein Haupt, ſtrich das ſpärliche Kopfhaar mit der Hand zurecht und ſein runzliges Geſicht röthete ſich. „Dieſes iſt die Gelegenheit, welche wir lange geſucht haben, ehrwürdiger Vater, denn wir erkennen, daß ihr als ein Feldhauptmann vor uns ſteht im Streite gegen den Teufel.“

„Aengſtigt euch der alte Böſewicht?“ frug Martinus die narbigen Geſichter muſternd.

„Wir Landsknechte haben eine Verheißung wegen der Hölle, und wir möchten wohl wiſſen, ob wir darauf bauen dürfen.“

„Nein,“ verſetzte der Doctor.

„Derſelben Meinung war zu ihrer Zeit die junge Frau Anna,“ fuhr Wuz unſicher fort. „Auch würde uns das wenig frommen wegen alter Abneigung des heiligen Petrus. Nun iſt uns von der erwähnten Fähnrichin verleſen worden und auch anderweitig zu Ohren gekommen eure Lehre von den zehn Geboten, welche man gewiſſermaßen als Chriſt beachten ſoll.“

„Es ſind nicht meine Gebote,“ unterbrach ihn der Doctor, „ſondern die Gebote deines himmliſchen Vaters.“

Wuz verneigte ſich auf's Neue demüthig: „Es wird uns geſagt, daß ſie nothwendig ſind für unſerer Seele Seligkeit, jedoch meinen wir aus vielen Gründen, daß ſie nicht für uns Knechte gegeben ſind. Denn, hochwürdiger Herr, ſie ſind uns bei weitem zu ſchwer und ganz unmöglich zu beachten. Darum kommen wir, um euch flehentlich zu bitten, ob wir nicht mit einem Theil, etwa mit der Hälfte, genug hätten, weil wir keine hohe Würde im Himmel begehren, nur daß wir dort einen ehrlichen Ruheſitz finden.“

„Hinweg, du Narr,“ verſetzte Martinus, „meinſt du, daß der große Gott mit zweierlei Maß mißt? Daſſelbe Geſetz iſt gegeben für den König, wie für den Landsknecht.“

Wuz ſah ſehr bekümmert aus als er erwiederte: „Aber, lieber Herr Doctor, übt Nachſicht mit uns, denn die zehn ſind mit dem Amt eines Landsknechts unverträglich.“

„Ich weiß, daß ihr Spieler ſeid, Flucher, Räuber, voll von Unzucht und daß euch der Teufel beim Kragen hat, ohne daß ihr ihn merkt.“

Wuz beſtätigte durch Kopfnicken jede Eigenſchaft, die ihm der Doctor zutheilte. „Alles iſt wie ihr ſagt, jedoch wie ſollen wir anders ſein, denn wir beſtehen ohne Geld, nur durch Gewaltthat, und leben in einem Nothſtande.“

„Wenn eure Herren euch zur Sünde verlocken, ſo werden ſie dafür büßen wie ihr, euch aber vermag das nicht zu entſchuldigen.“

Wuz drehte ängſtlich ſeinen Hut: „Nichts für ungut, ehrwürdiger Herr, wir möchten aber doch auch ſelig werden.“

Als der Doctor die Angſt des Mannes ſah, trat er ihm näher. „Ihr habt allerlei Zauberei und geſchriebenen Segen, auf den ihr euch gern verlaßt, wenn ihr ins Treffen geht.“ Das gab der zerknirſchte Wuz zu. „Wohlan, ich will euch einen beſſeren Segen lehren, der euch vielleicht helfen mag, wenn ihr ihn fleißig gebraucht. Kennt ihr das Vaterunſer?“ Das kannte Wuz ganz gut. „Aber die Worte allein thun’s nicht,“ belehrte der Doctor, „ſie wirken nur dann, wenn ihr ſie in der Weiſe gebraucht, welche ich euch jetzt lehren will. Bevor ihr ſie ſprecht, hebt die Augen zum Himmel und denket daran, daß auch euch armen Schelmen ein Vater im Himmel lebt, der euch lieb hat, und für euch ſorgt, und der euch gar zu gern gnädig ſein möchte, wenn ihr nur nicht ſo arge Unfläther wäret. Denkt an den Vater mit herzlichem Vertrauen, dann faltet die Hände wie ich jetzt thue und ſprecht leiſe, was ich euch vorſage.“ Er ſagte ihnen langſam und mit heißer Andacht die Bitten vor und die Landsknechte murmelten ſie nach. „Dieſen Segen,“ fuhr er fort, „gebe ich euch auf den Weg, ſprecht ihn jeden Abend und jeden Morgen, und wenn ihr ſonſt einmal mit guten Gedanken allein ſeid, und ich ſage euch, er wird euch aus eurem Elend helfen; denn es liegt eine wunderbare Kraft in ihm, er weckt das Gewiſſen und widerſteht der Hölle.“

Wuz ſah fröhlich aus, aber noch ſtand er zögernd, griff in ſeine Taſche, zog die Ohren eines ſchwarzen Lederbeutels und zählte drei Goldſtücke in ſeine Hand. „Jeder von uns hat eins geopfert für die arme Seele des ſtarken Hans, welcher unſer Hauptmann war, bis eine Hellebarde ſeinen Schädel traf. Dies möchten wir gern anwenden, um unſerem guten Geſellen noch etwas Günſtiges zu erweiſen für den Einmarſch bei Sanct Peter, und wir flehen, ob ihr uns auch dazu helfen könnt.“

„Hinweg, ihr Leute,“ gebot der Doctor, „ihr ſeid hier nicht im Papſtthum, euer Hauptmann hat ſeinen Richter gefunden. — Möge der Herr euch Allen gnädig ſein.“ Er grüßte und trat in das Haus zurück.

Schluß.

Im Jahr 1530 wurde zu Augsburg auf dem Reichstage über die Geltung der neuen Lehre verhandelt. Der gebannte und geächtete Mönch aus Wittenberg war zu einer Macht geworden, mit welcher Kaiſer und Reich ſich vertragen mußten. Er ſelbſt war ſüdwärts gezogen bis zur letzten Burg ſeines Kurfürſten. Während er als geehrter Gaſt in der Veſte Koburg wohnte, ritten ſeine Boten nach Augsburg und wieder zurück.

Auf dem Vorſprung eines hohen Hügels erhob ſich die ſtolze Burg mit ihren Thürmen, durch einen doppelten Mauerring gepanzert; am Saum der Höhe breiteten ſich Obſtgärten, zur Seite lag die alte Stadt Koburg, weiter unten das Thal des Itzbaches in leuchtendem Grün, gegenüber ragten ſchön geſchwungene Höhen mit Laubwald bedeckt, und in der Ferne die blauen Hügel des Mains mit alten Grenzburgen und Klöſtern. An einem Thor der Veſte ſtand ein Führer der kurfürſtlichen Trabanten, breitbeinig hielt er ſeine Partiſane im Arm, ſo daß man an der Haltung einen früheren Landsknecht erkannte, und ſtreckte die beiden Hände grüßend den Fremden entgegen, welche von ihm Einlaß begehrten. Der eine war ein hochgewachſener Mann in voller Kraft, wie ein anſehnlicher Kaufmann gekleidet, er hatte den Handſchuh der Rechten geſchloſſen und bot dem Trabanten die Linke. Neben ihm ſtand ein blühendes Weib, welches einen achtjährigen Knaben an der Hand führte; auf dem Thorſitz aber ruhte mit gekrümmtem Rücken ein Greis, dem ein kleiner Herr als Begleiter und Stütze diente, und der Kleine hob dem Sitzenden den Stock auf, welcher dieſem entfallen war, und klopfte ihm mit freundlicher Zurede auf die Schulter. Der jüngere Fremde bat: „Wir ſind vom Main herauf gereiſt, um in ſchwerer Sache den Herrn Doctor zu ſprechen. Helft dazu, lieber Wuz, daß es uns gelinge.“

„Alles ſoll gelingen, was ihr und die Fähnrichin beginnt,“ rief Wuz vergnügt. „Ich denke, unſerm ehrwürdigen Vater wird es recht ſein, daß ihr kommt. Wiſſet, er hat mich bereits euretwegen angeredet und mir erzählt, daß ihr zu Frankfurt durch Handelſchaft fröhlich gedeiht. Zu ihm ſelbſt dürfen wir nicht dringen, aber er hat zwei beſcheidene Knaben als Begleiter, dieſen müßt ihr euch vertrauen. Der dort auf dem Söller ſteht und jetzt die Treppe herabkommt, iſt einer von ihnen.“

Georg ging dem Jüngling entgegen und nannte Namen und Begehr. Zögernd erwiederte dieſer: „Der Herr Oheim hat geboten, in dieſen Tagen Fremde von ihm abzuhalten, weil er mit großer Arbeit allzu ſehr beſchwert iſt. Doch da ihr aus der Ferne zugereiſt ſeid und ſeine Hilfe noth thut, ſo harret im Hofe. Gegenüber ſeiner Arbeitsſtube iſt an der Mauer ein Sitz, wenn er aus dem Fenſter ſieht, wie er oft thut, und euch wahrnimmt, ſo beſchließt er vielleicht ſelbſt, euch zu ſprechen.“ Der Jüngling geleitete zur Seite des ſtattlichen Hofgebäudes, dort führten breite Stufen die Mauer hinauf, oben war ein Ausbau mit einer Bank, von der man über die Zinne in den nahen Bergwald und das lachende Thal ſah.

Georg führte den Alten mit zärtlicher Sorgfalt zu der Bank, er und die Uebrigen ſetzten ſich auf die Stufen vor ſeine Füße. Um den hohen Schloßthurm lärmten die Dohlen, in dem niedrigen Gebüſch, welches draußen am Fuße der Mauer aufgeſchoſſen war, zirpten furchtſam die kleinen Vögel.

Die Fremden ſaßen in andächtigem Schweigen, nur von der unterſten Stufe, wo Romulus die Hand des Magiſters hielt, vernahm man leiſe die Lehre: „fringilla, im Latein Femininum, obwohl der Fink ein kecker und tapferer Vogel iſt.“

Da klirrte oben ein Fenſter, man ſah die Geſtalt des Doctors und vernahm feierliche Laute einer Stimme. Die Geſellſchaft unten ſenkte andächtig die Häupter, als aber die Stimme verhallte, rief der Greis auf der Bank nach der Höhe: „Seid ihr der Rath und Helfer beſchwerter Gewiſſen, ſo neigt euch zu mir und helfet zum Frieden.“

Der Doctor trat an das Fenſter. „Ich komme,“ rief er herab. Georg eilte ihm entgegen. „Euch alle erkenne ich,“ ſprach der Doctor gütig, „wer aber iſt der Alte, der mich rief?“

„Mein Vater, ehrwürdiger Herr.“

„Ich erinnere mich. Welche Hilfe begehrt er von mir?“

„Er iſt Jahre lang als Waller umhergezogen, von Compoſtella nach Rom, dann kam er zu uns zurück mit gebeugtem Muth; ſeitdem las er in euren Büchern, ehrwürdiger Herr, und Niemand kann eifriger ſein, als er geworden iſt. Aber er glaubt ſich ausgeſchieden von der Chriſtenheit, weil er an dem heiligen Abendmahle nicht Theil nehmen darf.“

„Was hindert ihn?“ frug der Doctor.

„Er will die Bedingung nicht erfüllen, welche uns Chriſten geſetzt und durch eure Lehre geſchärft iſt, er kann ſich nicht überwinden, einem Feinde zu vergeben. Darum hält er ſich fern von Kirche und Gemeinde, und wir alle leben in Angſt um ſeiner Seele Seligkeit. Er hat mit ſich gerungen, daß es für den Sohn jammervoll anzuhören war; aber immer wieder brennt ihm der Zorn auf und die Rachegedanken werden übermächtig, ſo daß er ſelbſt an ſeinem Heile verzweifelt.“

„Ich gehe zu ihm,“ ſagte der Doctor. Er trat mit ſchnellem Schritt unter die Geſellſchaft, grüßte durch eine Handbewegung, winkte, daß ſie bei Seite trat, und ſtieg zu dem Alten hinauf. „Ihr riefet den Luther, hier ſteht er.“

Der Alte, deſſen Kraft durch den Bergweg erſchöpft war, verſuchte ſich zu erheben, der Doctor hinderte ihn. „Bleibt ſitzen, Herr; durch euren Sohn habe ich von eurer Bedrängniß vernommen. Wer iſt der Mann, den ihr ſo haßt, daß ihr ſeinetwegen die Verſöhnung mit unſerm himmliſchen Vater nicht findet?"

„Albrecht, Herzog zu Preußen," antwortete heftig der Alte.

„Wie?" rief der Doctor, „er iſt unter ſeinesgleichen der Schlechteſte nicht. Hat er euch an Gut, Leib oder Ehre geſchädigt?"

„Er und ich haben uns zu gemeinſamem Werke verlobt und er hat ſein Gelöbniß, nachdem er mich lange getäuſcht, nicht gehalten."

„Ihr ſeid Kaufmann, ging euer Bündniß auf Geld und Gut?"

„Es ging auf die Befreiung des Preußenlandes von polniſcher Herrſchaft, der Kaufmann gab ſein Geld, der Hochmeiſter ſetzte die rechte Hand zum Pfande, daß er niemals der Krone Polens huldigen werde. Mein Sohn hat in ſeinem Dienſt die Schwurhand verloren, er aber trägt die ſeine heil am Arm und lebt als Vaſall des polniſchen Königs."

„Hat er euch euer Geld zurückgezahlt?"

„Er hat kaum den Anfang dazu gemacht."

„Das war zu fürchten," ſagte der Doctor. „Hat er während eurer Genoſſenſchaft ſelbſt und allein mit euch verhandelt?"

„Zuerſt er allein, als ihm der Vertrag läſtig wurde, durch ſeinen Vertrauten."

„Das denke ich mir wohl. Die Zwiſchenträger verderben einen üblen Handel vollends. Und was trieb euch, den Bürger von Thorn, zu ſolch hohem Vertrage?"

„Meine Ahnen waren unter den erſten, welche das Kreuz in das preußiſche Heidenland trugen, und das Haupt meines Vaters fiel auf dem Blutgerüſt, weil er gegen die Polen treu zum Orden hielt."

„So werden die Thaten der Väter das Unglück der Söhne," ſeufzte der Doctor. „Wenn der Herzog euch gelobt hat etwas zu thun, was er nach dem Willen Gottes nicht durchſetzen konnte, ſo war das Gelübde ein Unrecht, nicht die Vereitelung; und der Zorn über den vorſchnellen Eid ſteht dem Herrn zu, nicht euch. Mein Amt iſt nicht, weltklug zu ſein, doch muß ich euch ſagen, daß gerade euer heißer Wunſch für das deutſche Weſen eurem Haß gegen den Herzog Unrecht gibt. Ihr wolltet eure Heimat unter deutſcher Herrſchaft ſehen, und deshalb wolltet ihr, daß der Herzog lieber untergehen ſollte, als dem Polen huldigen. War's nicht ſo?"

„So war es, Herr."

„Nun gebt Acht. Geſetzt, der Herzog wäre ſeinem Verſprechen, das er euch thöricht gegeben, ſo treu nachgekommen, wie ihr fordert, was hätten wir erlebt? Wäre er Hochmeiſter und Knecht des Papſtes geblieben, ſo hätten ihn ſeine eigenen Unterthanen verachtet und ausgeſtoßen, denn wir wiſſen wohl, daß der ganze Orden zerfiel wie morſches Geſtein. Und hätte er bis zum Tode widerſtehen wollen, ſo wäre ihm nichts übrig geblieben als ſich auf der Haide von polniſchen Säbeln niederhauen zu laſſen. Dann war er tot und ſeines Gelübdes quitt. Doch was wurde aus dem Ordensland, wenn der letzte Herr wie ein Katzbalger erſchlagen war? Es wäre den Polen gänzlich anheimgefallen, kein Hahn hätte darum gekräht; und was ihr hartnäckig begehret, das wurde nach menſchlichem Erkennen für alle Zeiten vereitelt. Aber gerade, weil der Herzog erkannte, daß ſein Verſprechen gegen euch eine ſündige Vermeſſenheit war, und weil er ſich beim Leben und bei der Regierung erhielt, bewahrte er ſeinem Lande ein deutſches Regiment. Und daß er den geiſtlichen Stand aufgab und ein weltlicher Herr wurde, verſchaffte dem Lande die Hoffnung auf fürſtliche Nachkommenſchaft und auf ein Herrengeſchlecht, welches ſich dort behaupten und euer deutſches Weſen, wie ihr wollt, für künftige Zeiten bewahren kann. Ihr ſeht alſo, das Verſprechen welches ihr von ihm erhieltet, war nicht nur ein Unrecht vor dem Herrn, die Erfüllung wäre auch nachtheilig für das, was ihr ſelbſt begehrt."

„Meine Vaterſtadt aber und das Weichſelland überließ er dem Verderben," antwortete Marcus finſter. „Ihr ſprecht als Anwalt eines Unbeſtändigen und ihr ſelbſt, hochwürdiger Herr, habt die Deutſchen gelehrt, daß ein Mann, der in guter Sache feſt auf ſeinem Worte ſteht, über Tod und Teufel triumphirt und ein ganzes Volk zwingt, nach ſeinem Willen zu thun. Gerade damals, wie ich mit dem Herzog handelte und euch als einem Ketzer abgeneigt war, habe ich an eurer Tapferkeit gelernt, was ein Starker auf dieſer Erde in dem Gemüth der Menſchen zu ändern vermag."

„Ich bin ein Diener des Herrn in geiſtlichen Dingen, und wer mit ſeinem Gott in Frieden lebt, kann die ganze Welt verachten und darf frohlocken, wenn die Feinde ſeinen Leib tödten, damit er aus dieſer ſündigen Welt zu ſeinem lieben Vater gehe. Weit anders ſteht es in weltlichen Händeln, wo Tauſende in Eigennutz und Herrſchſucht gegen einander ſtreiten. Wer ſich hier behaupten will, der muß auch ſeinen Gegnern etwas nachgeben. Und merket wohl, in weltlichen Dingen iſt der Klügſte vor unſerm Herrgott ein armer Tropf. Seid ihr ein Landwirth geweſen?"

„Auf dem Landgut, das ich beſaß, ſtand die Eiche, um welche die Deutſchen an der Weichſel ihre erſte Burg ſchlugen; die Eiche fiel zu Boden, als der Hochmeiſter mir die Treue brach."

„Wohl, mein guter Freund, die Eiche iſt geſtürzt, und Gottes Sonne ſcheint noch heut wie damals über die Flur. Wir nennen die Eiche einen dauerhaften Baum, der viele hundert Jahre auf Erden ſteht, aber viele hundert Jahre ſind vor dem Herrn wie ein Tag, die Geſchlechter der Menſchen, welche aufeinander folgen, ſind vor ihm wie Halme eines Sommers und die Erde gleich einem Landgut; und wie ein

Wirth Weizen und Hafer, ſo ſäet er Deutſche und Polen nacheinander auf denſelben Grund, gerade die Frucht, welche er für die himmliſche Wirthſchaft bedarf. Was wollt ihr, der ihr nur ein Halm der Erde ſeid, im Voraus beſtimmen, welche Frucht der Herr jetzt und künftig an der Weichſel ſäen ſoll?"

„Kein ehrlicher Mann vermag in den Tag hinein zu leben, ohne gute Vertröſtung auch für ſeine irdiſche Zukunft," entgegnete der Alte, „und jeder Deutſche muß Angſt um ſeine Angehörigen fühlen, wenn er zuſieht, wie die Feinde ſeines Geſchlechtes und ſeines Volkes die Herrſchaft gewinnen. Könnt ihr einem Manne rathen, ehrwürdiger Herr, daß er ohne Widerſtand gegen Feinde das Gericht Gottes und den jüngſten Tag erwarten ſoll?"

„Er ſoll beſcheiden ſeinem Gott vertrauen," antwortete der Doctor. „Ich bin ein deutſcher Mann wie ihr, und Gott weiß, daß ich meinem Volk das Beſte gönne, aber ich ſage euch, vor dem allmächtigen Gott ſteht die Frage nicht ſo, wie ihr ſie geſtellt habt, ob Deutſcher oder Pole, ſondern ſie ſteht ſo, ob echter Glaube oder teufliſche Verblendung. Wenn die Polen Gottes Wort annehmen und treu bewahren, wie ſie ja auch guten Willen haben, ſo werden ſie und ihre Herrſchaft fröhlich gedeihen und euren Landsleuten wird es frommen, in Eintracht mit ihnen zu leben. Wenn ſie aber beharren in ihrem alten Wuſt und Unrath, ſo werden ſie darin umkommen und hier und dort ihren Lohn erhalten. Sind die Deutſchen beſſer in Glauben und Gewiſſen, ſo mögt ihr vertrauen, daß ſie auch tüchtiger auf der Erde ſein werden und dem Herrn liebere Kinder ſind als die Polacken, wenn dieſe ungewaſchen und trotzig bleiben."

„Ich höre die Verkündigung, ehrwürdiger Vater, aber ſie tröſtet mich nicht. Dem Hochmeiſter gab der Herr des Himmels den Beruf, im Preußenlande unſere Herrſchaft wieder herzuſtellen, und ſeine Treuloſigkeit iſt ſchuld, wenn meine Landsleute durch Schmeichelei, Liſt und Gewalt der Fremden umgarnt werden. Um eitler Ehre willen hat er mein Vertrauen getäuſcht und mich verrathen, und darum vermag ich dem Grimm und der Rachſucht nicht zu widerſtehen. Jeden Tag ſteigen die böſen Geiſter in mir auf und wie ich auch im Gebet gegen ſie ringe, ſie bleiben übermächtig.“

„Herr mein Gott,“ rief der Doctor, „hier iſt ein Greis, der wenig mehr auf Erden hat, was ihn von dem Gedanken an dich abziehen kann, und doch hält er feſt an ſeiner Rache! Erbarme dich ſeines Gemüthes und ſenke in die Bitterkeit ſeines Herzens einen Tropfen deiner himmliſchen Gnade. Ich denke,“ fuhr er fort, „euch dem böſen Feind nicht zu überlaſſen, der jetzt die Krallen nach eurer Seele ausſtreckt; manchesmal habe ich mit dem Grobian gerungen und bin ſein Meiſter geblieben. Auch euch will ich ſtärker bedräuen, damit ihr auf mich achtet. Ihr wollt Einem nicht vergeben, den ihr euch ſelbſt in gehäſſigen Gedanken zu eurem Feinde gemacht habt, und ihr vermögt von dem Recht nicht zu laſſen, das ihr, wie ihr meint, an ſeiner Seele erworben habt. Wohl, tragt ſeinen Schuldſchein vor Gottes Thron und beſchuldigt ihn des Treubruchs gegen euch. Seht zu, ob der Richter euch nicht antworten wird: bevor ich deinen Zorn entſchuldige, will ich prüfen, ob du ſelbſt niemals die Verzeihung Anderer bedurft haſt. Biſt du immer treu geweſen gegen deine Mitbürger und deine Stadt, der du verpflichtet warſt?“

„Nein,“ rief Marcus mit ſtarker Stimme. „Untreu war ich gegen die Obrigkeit meiner Stadt, aber die Sünde nahm ich auf mich um ſeinetwillen. Gerade darum haſſe ich ihn.“

„Und der Richter wird weiter fragen, biſt du niemals ungerecht und untreu geweſen gegen dein eigenes Geſchlecht, welches du in deinem Ehrgeiz durch den Hochmeiſter erhöhen wollteſt?“

„Ja,“ rief Marcus wieder, „hart und ungerecht war ich gegen meinen lieben Sohn, meine Pflicht als Vater habe ich gering geachtet, um den Eid zu halten, den ich dem Andern geleiſtet. Gerade darum fühle ich den Grimm, daß er mich getäuſcht, wie ein Werkzeug benutzt und preisgegeben hat.“

„Und zum dritten wird der Richter fragen: haſt du ſelbſt niemals einen Andern getäuſcht und zur Täuſchung verlockt, zu deinem Vortheil benützt und preisgegeben?“

Marcus zuckte empor und ſtarrte mit verglaſten Augen vor ſich in die Luft: „Dort ward er gerichtet, es war mein vertrauter Knecht.“

Da winkte der Doctor die Angehörigen herzu und wies mit der Rechten nach der Höhe: „Darum ſpricht dein Richter in deiner letzten Stunde, vergib, damit dir vergeben werde.“ Er ſtand gebietend vor dem Alten: „Vergib! dein Richter ladet dich vor ſeinen Thron.“

Die Augen des Scheidenden fuhren unſicher über den Sohn und über die Tochter, welche vor ihm knieten, und ſie hafteten zuletzt auf dem Kinde, welches Georg mit thränenden Augen vor ihm feſthielt. Plötzlich erhob er ſich, griff mit beiden Händen nach dem Arm des Doctors und ſeufzte zurückſinkend: „nehmt die Hand zur Verſöhnung.“

Um den Toten glänzten Himmel und Erde in goldenem Abendlichte. Er hatte zornig die Heimat an der Weichſel verlaſſen, um in der Fremde zu ſterben, und er ſchloß die Augen auf der alten Heimatsſtätte ſeines eigenen Geſchlechtes. Aber nicht er und keiner ſeines Stammes kannte die Heimat.

Die Krähen und Dohlen flogen ſchreiend um die Thürme der Burg, und im Gebüſch an der Mauer ſangen furchtſam die kleinen Vögel. Da klang über den Lauten der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem ſich die Kraft, die Größe und die Einfalt des deutſchen Weſens vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen Menſchen. Auch an dem Geſchlecht des Toten übte er ſein hohes Amt, indem er die Trauernden ermahnte, jeden Tag und jede Stunde mit ihrem Gott zu leben, den er nach alter Ueberlieferung als gebietenden Herrn und liebenden Vater verſtand. Spätere Enkel deſſelben Geſchlechtes deuteten das Unermeßliche nach dem Maß ihres Erkennens und nach dem Bedürfniß ihres Herzens zugleich freier und beſcheidener; aber alle ſpäteren, wohin ſie auch der himmliſche Landwirth nach dem Bedarf ſeiner Wirthſchaft ſäte, wurden Dank ſchuldig für ihre Freiheit und für ihre Frömmigkeit dem Doctor Martinus Luther.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Zwölfter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei~~
~~Zeichen: [illegible]~~
~~Nr.: [illegible]~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

GE

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Die Ahnen. Roman. Fünfte Abtheilung.

Die Geſchwiſter.

I. Der Rittmeiſter von Alt-Roſen.

Seite

1. Im Jahr 1647 3
2. Der Kriegsbrauch 19
3. Im Walde 36
4. Herzog Erneſtus 62
5. Junge Neigung 81
6. Enttäuſchungen 100
7. Die beiden Sibyllen 123
8. Die Rettung 139
9. Bei den Schweden 156
10. Schluß 174

II. Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.

1. Zum Jahre 1721 179
2. In die Fremde 197
3. Unter den Preußen 213
4. Alles verwandelt 231
5. Von Thorn nach Berlin 249
6. Bei den Sachſen 282
7. Unſicheres Glück 304
8. König Friedrich Wilhelm 315
9. Schluß 329

I.

Der Rittmeiſter von Alt-Roſen.

1.

Im Jahr 1647.

Nahe der Heerſtraße, welche von der Tauber zum Main führt, raſtete an einem Nachmittage des Frühſommers eine Anzahl Bewaffneter auf niedrigem Hügel. Eine alte Linde gab den ſonnengebräunten Männern dürftigen Schatten, die Hälfte des Baumes war durch Feuer zerſtört und nackte Aeſte ſtarrten zwiſchen dem Laube in die Luft, dennoch blühte der Baum, und würziger Duft miſchte ſich mit dem Brandgeruch, welcher aus der Niederung herauf zog.

Rings um den Hügel lagerte Kriegsvolk und man überſah von der Höhe die Reihen der angepflöckten Pferde, kleine Laubſchirme aus ſchnell zuſammengetragenen Baumäſten, dazwiſchen wenige Zelte und die Feuer, um welche ſich Männer und Reiterbuben bewegten. Dick und wetterſchwül war die Luft, ſie drückte den Dampf der Feuer an der Erde dahin, und wenn zuweilen ein kurzer Windſtoß den Rauch in Wolken emportrieb, dann verhüllte er die Reiterſtandarten, welche im Boden ſteckten, und die Reihen der Pferde, dann ragten die Geſtalten der berittenen Wachen, welche die Außenſeite des Lagers umgaben, undeutlich aus der mißfarbigen Wolke, und man vernahm auf dem Hügel aus dem Dunſt der Tiefe nur Geſchrei der Buben, Wiehern der Roſſe und gebietende Rufe.

Wer die Standarten muſterte, ſah, daß ſie mehren Reiterregimentern zugehörten, nur eine Compagnie Fußvolk lag dazwiſchen und ihr großes gelbes Fahnentuch, gebleicht durch

Sonne und Regen manches Feldzugs, hing in den Knoten geſchlagen um die Stange. Dem Reiterhaufen fehlten die Karren und das Geſinde ſeines Troſſes. Im Rücken des Haufens zogen ſich dichtbelaubte Höhen auf beiden Seiten des Weges nordwärts, und die raſtende Schaar war nur eine Nachhut, welche anderen Theilen des Heeres ihren Marſch durch den langen Engpaß gegen einen Feind decken ſollte, der ſüdwärts von der Tauber her erwartet wurde.

Anderes freilich mußte einen Kriegsmann befremden. Es waren ausgewetterte Soldaten, welche um den Hügel lagerten, narbige gefurchte Geſichter mit trotzigen Augen, viele mit grauem Haar, in ihren Bewegungen ſicher und bedächtig, unter einander ſchweigſam und von ſtolzer Haltung, Leute, die auch ohne Befehl zu thun wußten, was die Stunde verlangt; aber nur ſpärlich waren neben den zahlreichen Corneten die Trompeter zu ſehen, welche doch ſonſt in jeder Compagnie als vertraute Boten der Officiere bei den Feldzeichen lagen. In den Reihen der Roſſe und Feuerſtellen vernahm man nicht die kräftigen Worte der Unterofficiere, welche anderswo überall die Ordnung des Lagers mit vielem Fluchen und Sauſen ihrer Stöcke aufrecht erhalten mußten. Auch der Hügel in der Mitte, der das Hauptquartier vorſtellte, war nicht durch Wachen von dem Volke geſchieden, wie Lagerbrauch war; zwanglos und ohne Scheu verkehrten die gemeinen Reiter mit den Herren auf der Höhe, ſie riefen im Vorbeigehen hinauf und lachten über einen launigen Zuruf, der ihnen von oben gegönnt wurde. Und die Befehlshaber ſelbſt glichen nicht in Allem den Officieren, wie ſich dieſe in anderen Heerhaufen darſtellten. Bei den Meiſten erwies nur die große Feldbinde, daß ſie Rang und Amt hatten, aber Sammt und Seide, goldene Treſſen und wallende Federn auf den Hüten waren ſelten zu erblicken; die Männer lagen im Graſe, rauchten aus kurzen Thonpfeifen, ſpielten mit Würfeln, und einer beſſerte gar eigenhändig am ſchadhaften Wamms, das er ſich ausgezogen hatte. Die Mehrzahl ſchien von demſelben Schlage, wie die Soldaten, ein Geſchlecht alter harter Kriegsgurgeln, dem der Dienſt vieler Jahre anzuſehen war. Nur ein jüngerer Mann befand ſich unter ihnen mit neuer ſeidener Feldbinde und ſilbernem Ringkragen. Dieſer, ein ſtämmiger Herr, ſaß auf einem Stein in der Mitte, er hatte ein breites Angeſicht und große geſcheidte Augen, welche in unabläſſiger Bewegung über die Begleiter, das Lager und die Landſchaft flogen. Die weißen Straußenfedern auf ſeinem Hut kündigten den oberſten Befehlshaber an.

Ein kleiner Trupp kam in ſcharfem Trabe auf der Landſtraße heran und hielt außerhalb des Lagers, ein einzelner Reiter ſprengte durch die Lagergaſſe dem Hügel zu.

Der Feldoberſt trat dem Ankommenden entgegen und rief mit guter Laune: „Maecenas, atavis edite regibus!

O Bernhard, aus der König altem Haus
Entſproſſen, du mein Schutz und Augenſchmaus,

was bringſt du Neues?“

Der Angeredete ſprang vom Pferde, eine ſchlanke Kriegergeſtalt mit ſcharfen blauen Augen, gebräunten Wangen und ſchwediſchem Knebelbart, dem die braunen Locken bis auf den Halskragen herabhingen: „Marſchall Turenne hat einen Officier mit Trompeter geſandt, welcher an den Kriegsrath dieſes Schreiben überbringt.“

Die Miene des Befehlshabers wurde finſter. „Hofft der Franzoſe immer noch durch Briefe und Boten die weimariſchen Regimenter in ſeinen Dienſt zurückzuzwingen?“ rief er laut. Unter den Officieren auf der Höhe entſtand eine Bewegung, ſie ſprangen empor und umringten den Anführer, welcher das Schreiben öffnete: „Marſchall Turenne verheißt zum dritten Mal Verzeihung und Amneſtie, wenn wir reuig zurückkehren und uns auf’s Neue dem König von Frankreich zuſchwören.“ Er hob den Brief in die Höhe. „Es ſteht kein Wort darin, daß er unſer verbrieftes Recht anerkennen will, uns nur in deutſchen Landen zu gebrauchen und nur für die Sache des Evangeliums.“

„Ich warne euch, ihr Herren,“ rief ein alter Officier aus dem Gefolge, „daß ihr der Redlichkeit des Franzoſen jetzt weniger traut als zuvor; der Wolf wird um ſo biſſiger, je mehr ihn hungert. Schon einmal, als er Amneſtie verhieß, hat er gleich darauf Reiter von uns, die in ſeine Gewalt fielen, auf die Folter geſpannt, damit ſie gegen uns ausſagten. Dieſelbe ſchwarze Treuloſigkeit wird er auch jetzt gegen unſere Völker beweiſen und vor Allem gegen die Befehlshaber.“

„Wer iſt ſein Bote, Rittmeiſter König?“ frug der Feldoberſt.

„Der Junker Reinbold, welcher unter dem Marſchall meine Compagnie führte,“ meldete der Befragte, „es war ein ſeltſames Wiederſehen.“

„Wir zerreißen den Brief,“ rief ein Anderer, „und dem ſchurkiſchen Boten, der ſeine Compagnie um des Franzoſen willen verlaſſen hat, zerbrechen wir den Degen und jagen ihn mit blutigem Rücken von dannen.“ Der General vernahm beifällig den Ausbruch des Zornes: „Dennoch rathe ich,“ entſchied er, „daß wir dem Marſchall nach Kriegsbrauch antworten und ſeinen Boten ehrlicher behandeln als er verdient. Dem Rittmeiſter vom Regiment Alt-Roſen befehle ich die Aufſicht. Geleitet den Abgeſandten herein.“ Und näher zu dem Angeredeten tretend, ſetzte er hinzu: „hindere ihn, mit den Gemeinen zu ſchwatzen. Wie geberdet er ſich?“

„Er faucht wie ein Marder und es wird ihm ſchwer die Höflichkeit zu bewahren.“

Der Rittmeiſter ſprengte zurück zur Lagerwache, während der General, den ſich die empörten Regimenter aus ihren Reihen ſelbſtwillig erwählt hatten, mit den Officieren berieth. Kurz darauf ritt der Bote des Marſchalls mit ſeinem Begleiter durch die Lagergaſſe. Er war ein junger Edelmann von entſchloſſenem Weſen und ſein Geſicht wäre hübſch geweſen, bis auf den unſtäten wilden Blick der Augen, hätte nicht das wüſte Lagerleben ihm vor der Zeit Furchen eingegraben. Er ſah hochmüthig über die düſtern und feindſeligen Mienen der Reiter, welche herandrängten, um den wohlbekannten Mann zu betrachten. Als er am Fuß des Hügels abgeſtiegen war, verbeugte er ſich mit höhnender Artigkeit gegen den Feldoberſten, dieſer aber ſchnitt ihm die Anrede ab, indem er an ſeinen Hut rührend im Tone ruhigen Befehls ſagte: „Das Schreiben des Marſchalls Turenne iſt mir übergeben, ihr werdet hier die Antwort des Kriegsraths erwarten.“ — Dabei wandte er dem Boten den Rücken und ſchritt mit ſeinem Gefolge dem Zelte zu, welches in einiger Entfernung eilig aufgeſchlagen wurde.

„Alle Teufel!“ rief Reinbold ſpöttiſch, „Wilhelm Hempel aus Weimar trägt ſeine Plumage ſo ſtolz wie vor Zeiten Saul, der vom Eſeltreiber zum König avancirte. Ich bin ihm dankbar, daß er geruht hat gerade euch zu meinem Hüter zu beſtellen, Monſieur König, der ihr mein Fähnrich wart.“

Bernhard antwortete ernſt: „Zwingt mich nicht euch zu zeigen, daß ihr jetzt mir zu gehorchen habt.“

„Verzeiht,“ verſetzte der Andere, „eure junge Würde als Rittmeiſter in Ehren;. ich bin die verkehrte Welt nicht gewöhnt wie ihr. Bah! Was weiter? Ihr ſeid auf Fortuna's Rade in die Höhe geſtiegen und ich bin herabgeſchwenkt. Das iſt der Welt Lauf.“ Er rief einen Vorübergehenden an: „Gottlieb Stange, du haſt ein Pferd und Beutegeld bei uns zurückgelaſſen, wir heben's dir auf, bis du wiederkommſt.“

Bernhard griff an den Degen: „Ich warne euch, daß ihr zu Niemandem aus dem Volke redet, ſonſt wird euch eure Ambaſſade nicht vor einem Stich in die Kehle ſchützen.“

Der Angerufene war ſtehen geblieben, ein alter Kriegsmann mit großem Schnauzbart, grauen ſcharfen Augen und hagerem Angeſicht, der ſchon unter Guſtav Adolf als Kanonier gedient hatte und jetzt die Stelle eines Lieutenants verſah, er war ein Liebling des Heeres, wegen harter Tapferkeit und weil er über viele Dinge ſeine eigenen Gedanken hatte.

„Ob ich Gott lieb bin, werdet ihr am wenigſten wiſſen, Junker von Reinbold," antwortete er, „denn eure Bekanntſchaften im Himmel ſind mir ſehr zweifelhaft. Wenn ich euch wie einem Gaſte Rede ſtehen ſoll, ſo verlange ich vor Allem als Lieutenant Stange eſtimirt zu werden, denn ich trage meine Feldbinde mit mehr Recht als ihr die eure. Mir traben die Reiter nach, wenn ich ſie kommandire, euch aber nicht."

„Da habt ihr euren Beſcheid," ſagte Bernhard.

Reinbold nickte gleichgiltig: „Ihr haltet eure Leute in ſtrenger Zucht, das merkten wir auf dem Wege hierher, bei jeder Raſtſtelle ſahen wir arme Sünder, die ihr als Eicheln an die Bäume gehängt habt. Wollt ihr Alle henken, die euer Abzug reuen wird, ſo werdet ihr zuletzt die Regimenter aus der Luft zuſammenblaſen müſſen. — Iſt bei euch auch der Trunk verboten? ſonſt war es guter Brauch, einem alten Kameraden die Kanne nicht zu verſagen."

„Wollt ihr eure Zunge hüten und euren Zorn bändigen," erwiederte Bernhard, „ſo ſoll die Kanne nicht fehlen, obwohl unſer Wein zur Neige geht." Er winkte einem Knecht und bot dem Geſandten Sitz und Becher. Vor der vollen Kanne fuhr Reinbold vertraulicher fort: „Du thuſt unrecht, Bruder, aus dem Weinlande nordwärts zu reiten, für uns Verlaſſene iſt jetzt Wein der einzige Troſt in unſerem betrübten Witwerſtande."

„Dann wundert mich, daß ihr und euer Marſchall uns nachzieht, über den Rhein, den Neckar, die Tauber bis zum Main."

„Marſchall Turenne ſucht und reitet nach ſeinem verlorenen Glück. Der König von Frankreich hat nirgend Soldaten gleich den acht Regimentern, welche ihr ihm entführt habt."

„Wir hörten zuweilen den welſchen Hahn in unſerem

Rücken krähen,“ verſetzte Bernhard. „Wie vertragt ihr euch mit den Franzoſen?“

„Wie Hund und Katze, um die Wahrheit zu ſagen. Zuerſt hat uns der Franzoſe ſchöne Worte und hohe Verſprechungen eingeſchenkt, ſolange er euch an unſeren Feldbinden feſtzuhalten hoffte; jetzt macht er uns bereits den Trunk ſauer durch ſeine Mienen; und mit ſeinen Günſtlingen, den Laffen aus Paris, gibt es täglich Tänze hinter der Mauer, die mit blutigem Hinfallen enden. Viele von uns denken daran, die Pferde zu ſatteln und von den Franzoſen abzureiten.“

„Kommt zu uns zurück,“ mahnte Bernhard, „noch iſt es Zeit.“

„Wollt ihr mir meine Compagnie zurückgeben?“ frug der Abgeſandte ſchnell; „und wollt ihr wieder Fähnrich unter mir werden?“

„Ich bin's zufrieden,“ entgegnete der Gefragte, „wenn ihr euch durch denſelben Eid bindet, den wir untereinander geſchworen haben, und wenn die Compagnie, welche ihr den Fremden zu verkaufen dachtet, euch zurücknimmt.“

„Alſo, wenn Waſſer den Berg hinauffließt,“ lachte der Geſandte, „ſeid bedankt für die gute Meinung. Doch ſage, Bruder, wohin will dein Kriegsfürſt Hempel die Völker führen?“

„Das fragt ihn ſelbſt.“

„Ich denke doch, Bernhard, du biſt ſein Vertrauter?“ forſchte der Andere mit treuherziger Miene.

„Wäre ich's, ſo dürftet ihr von mir zuletzt Beſcheid erwarten.“ — Reinbold aber fuhr fort: „In Heſſen und in Weſtfalen findet ihr die Betten belegt. Da ihr von den Kaiſerlichen ab nordwärts reitet, ſo denke ich, es zieht euch zu dem Schweden und zu den thüringiſchen Klößen.“

„Ihr ſelbſt ſeid ein Thüringer?“ frug Bernhard ablenkend.

„Vom Rande des Waldes. Gerathet ihr dorthin, ſo gebe ich euch Grüße mit an einen alten Schatz.“

„Erſt muß ich wiſſen, ob ich auch guten Willkommen finde, wenn ich eure Grüße ausrichte," antwortete Bernhard.

Der Fremde verzog den Mund. „Vielleicht wird ſie euch freundlicher anſehen, wenn ihr erzählt, daß ihr mich zum Rittmeiſter ohne Compagnie und zum Junker Habenichts gemacht habt." Er trank haſtig aus: „Doch ſage ich dir Bruder, manches Weib hat ſeitdem an meinem Halſe gelegen, aber die Dirne vom Walde kann ich nicht vergeſſen. Wachend und im Traume ſehe ich ſie vor mir, zuweilen mit geballter Fauſt, zuweilen mit lachendem Munde; mir ſträubt ſich das Haar und mich packt die Begierde ihrer Herr zu werden oder ſie zu erſtechen. — Hoſchà! ſtill! trinken wir eins auf euer Wohl bis dahin, wo mir euer Wehe nöthig wird zum eignen Glück."

Bernhard ſtieß das Glas weg: „Trinkt allein zu ſo widerwärtigem Wunſch."

„Noch ſind wir ja gute Freunde," verſicherte der Fremde. „Und wenn ich ſo neben dir ſitze, fällt mir auf's Gewiſſen, daß du zu deiner Zeit ein ehrlicher Kamerad geweſen biſt, vor Allem damals, als du mich aus Lamboy's Dragonern heraushiebſt. Trink Bruder, ſcheiden wir von einander mit heilen Gliedern, dann ſetze ich mich auf einen Stein und blaſe drei Federn in die Luft, eine für die Landgräfin von Heſſen, die andere für den Schweden, die dritte für den Kaiſer und die am höchſten fliegt, der reite ich nach. Es kann wohl ſein, daß mir eine Feder, die ich in der Luft vor mir ſehe, zum Kaiſer nach Böhmen winkt." — Er ſchwieg eine Weile, hob drohend die Fauſt und fuhr leiſe fort: „Kommt Eine dorthin, die ich kenne, ſo biete ich ihr den Willkommen." — Er lachte wieder. „Laß mein Glas nicht leer ſtehen, meine Pflicht iſt euch zu ſchädigen wo ich kann, darum will ich vor Allem euren Wein austrinken."

„Holla Pyritzer!" unterbrach Bernhard, einen Officier anrufend: „was hat euch mein Bube gethan, daß ihr ihn gefeſſelt heranführt?"

Der Angerufene ritt näher, neben dem Pferde lief ein Knabe mit geſchnürten Händen, durch einen Riemen am Sattel feſt gebunden. Es war ein Reiterbube von etwa zwölf Jahren, doch ungewöhnlich klein für ſein Alter, als Junge eines angeſehenen Officiers trug er gute Kleider, aber ſein Wämmschen war beſchmutzt und zerriſſen; es war auch kein ſchönes Kind, das bleiche Geſicht mit Sommerſproſſen bedeckt, das röthliche Haar kurz geſchoren, große Naſe, großer Mund und ein Zug von Verſchlagenheit in dem jungen Geſicht, der verrieth, daß der Kleine über ſeine Jahre gewitzigt war.

„Ich wollte die Range dem Rumormeiſter übergeben, ſie hat ſich in mein Zelt geſchlichen und ich traf ſie über meiner Feldflaſche. Der Teufel muß ihr geholfen haben einzudringen, denn unſere Knechte und Buben lagen rings um das Zelt.“

„Wie, Pieps, du machſt deinem Herrn die Schande im Lager zu mauſen?“ rief Bernhard zornig.

„Es geſchah nicht wegen des Branntweins,“ entſchuldigte ſich Pieps, „nur wegen der Ehre. Die Reiterbuben von Taupadel verhöhnen mich, weil ich auf die Bank ſteige, wenn ich das Pferd ſtriegele. Da kroch ich zwiſchen ihnen durch, um zu zeigen, daß Alt-Roſen mehr verſteht als ſie.“

„Ueberlaßt mir den Buben zur Beſtrafung,“ erſuchte Bernhard, „und wenn ihr mir eure freundliche Gewogenheit erweiſen wollt, ſo geſtattet, daß ich euch als Erſatz für den verdorbenen Trank die letzten Flaſchen von dieſem hier in das Zelt ſende.“ Er bot ihm den Becher.

„Ich fürchte, Herr,“ ſagte der Officier den Knaben losbindend, „der Junge wird der ärgſte Taugenichts im Troß. Er iſt im ganzen Lager beleumdet.“

„Ich wundere mich, Bruder,“ warf Reinbold dazwiſchen, „daß du das garſtige Krötlein als deinen Läufer unterhältſt, mache es zum gemeinen Buben.“

„Ich fand ihn in der erſten Woche, als ich zum Heere kam, neben ſeiner Mutter an der Landſtraße liegen. Die

Mutter war tot, das Kind kam zum Leben und wuchs bei den Pferden auf, ſo weit es vermochte."

Der Pyritzer, ein bedächtiger Pommer, gab den Becher dankend zurück, hielt im Abreiten noch einmal an, und begann vertraulich: „Ihr ſeid von den Gelehrten, Herr Kamerad, wißt ihr mir den Traum zu deuten, den ich heute Nacht hatte? Ich ſaß als Schultheiß auf dem Hofe meines Vaters und hinter mir blökte die Herde. Im Traumbuch finde ich Nichts darüber. Das Schaf iſt ein ſeltſames Vieh geworden zwiſchen Rheinſtrom und Oder, wer jetzt Herden ſcheren will, der muß die Wolle von den Wölfen ſchneiden. Darum möchte ich wiſſen, hat dieſer Traum eine Bedeutung, und welche Bedeutung hat er?"

„Vielleicht wird er einſt zur Wahrheit, ihr erlebt den Frieden und die Herde."

Der Pyritzer ſchüttelte zweifelnd den Kopf: „Der Schulzenhof iſt abgebrannt und die Hammel ſind aufgegeſſen. Meint ihr, daß mir beſtimmt iſt, den Hof wieder aufzubauen?"

„Wenn Friede wird, will ich euch darauf Antwort geben," entgegnete Bernhard lachend.

„Mir für mein Theil liegt wenig am Frieden," ſagte Reinbold, „mir hat eine Zigeunerin prophezeit, daß ich um keine Kugel zu ſorgen habe, bevor die Kirchenglocken den Frieden einläuten."

„Setze dich unter das Pferd," gebot Bernhard dem Knaben, „bis ich dich ſtripſen laſſe." Pieps tauchte ergeben in die unrühmliche Sperre zwiſchen den Pferdebeinen; das Pferd, an dieſe Mitwirkung zur Disciplin gewöhnt, neigte den Kopf zu dem Uebelthäter herab und Pieps ſtreichelte den Pferdehals aus der Tiefe, worauf er ſofort einigen Troßjungen, welche lachend auf ihn wieſen, durch wortloſen Gebrauch ſeiner Zunge Mißachtung ausdrückte und dieſelbe Geberde dem Abgeſandten zuwendete, als dieſer ihm den Rücken kehrte.

Der General kam mit ſeinem Gefolge aus dem Zelte heran. „Empfangt hier die Antwort gegen das Schreiben eures Marſchalls. Der Rath hat abgelehnt auf das Angebot einzugehen. Euch aber mahnen wir daran, daß ihr als deutſcher Officier zu euren Fahnen gehört.“

„Umgekehrt! hochmächtiger Herr Kriegsoberſt,“ erwiederte Reinbold ſich verneigend. „Wir in unſerem Quartier ſind des Glaubens, daß die Reiter zu ihren Officieren gehören, und ich hoffe, Mancher von denen, die hier im Kreiſe drängen, wird ſich noch daran erinnern.“

„Darüber ſollt ihr ſogleich Sicherheit erhalten,“ verſetzte der General und rief mit heller Stimme in den Haufen, welcher den Fremden umſtand: „Der Marſchall Turenne bietet euch Pardon und zwei Monat Sold, wenn ihr zur Stelle zurückkehrt und euch dem Könige von Frankreich auf’s Neue verpflichtet. Antwortet, deutſche Soldaten, wollt ihr das oder nicht?“

Es wogte und murmelte in dem Haufen, dann erhob ſich ein lautes Geſchrei: „Wir wollen nicht!“ wilde Stimmen riefen: „Eher reißen wir das Fahnentuch von den Stangen nnd laufen nach allen Winden.“ Und ein alter Reiter trat vor den Abgeſandten und rief: „Sagt eurem Marſchall auf ſeinen Gruß die letzte Antwort: Wenn Einer unter uns auch nur ein franzöſiſches Haar auf dem Kopf trüge, wir würden es ihm ausreißen.“

„Wahre du ſelbſt deinen Schopf,“ rief der Abgeſandte dagegen, „daß deine Haare nicht am dürren Baume hängen bleiben, wenn wir dich behandeln, wie einem Verräther gebührt.“ — Im Haufen erhob ſich Aufruhr, die Waffen blitzten und viele Rufe erſchollen: „Nieder mit ihm!“

Der General trat raſch vor den Gefährdeten und gebot: „Hinweg! Führt ihn mit ſicherer Bedeckung bis zum nächſten Kreuzweg.“

„Ich danke dem Herrn Kriegsoberſten für die gnädige Entlaſſung,“ entgegnete der Geſandte zornig, „und bitte zum Abſchiede nur noch um Erlaubniß, meiner eigenen Compagnie einen Gruß zu beſtellen.“ — Er warf ſeinen Handſchuh vor Bernhard's Füße. „Ihr, Fähnrich König, reitet in meinen Stiefeln, die ihr mir geſtohlen. Von zwei Rittmeiſtern bei demſelben Cornet iſt einer zuviel. Laßt uns zur Stelle entſcheiden, wem das Fähnlein gehören ſoll.“

Bernhard hob den Handſchuh auf.

„Ich verbiete den Kampf,“ befahl der General, „der Franzoſe ſoll nicht ſagen, daß wir ſeinen Geſandten auf die Erde gelegt haben, bevor er unſeren Beſcheid zurücktrug.“

„Ich preiſe die Vorſicht des Herrn,“ antwortete der Geſandte.

„Geduldet euch, Herr,“ ſagte Bernhard, „treffen wir uns wieder, ſo will ich euch eures Ranges entledigen. Aufgeſeſſen und fort!“

Die Reiter warfen ſich auf die Pferde, den Geſandten umſchloß die Zeltwache; ſo ſtoben ſie ins Freie, die Beiden, welche Todfeinde geworden waren, ſchweigend neben einander. Am Kreuzwege hielt der Trupp, die Gegner wechſelten höflichen Gruß und rührten an ihre Degen, der Fremde trabte von dannen.

Als Bernhard zu ſeinem Befehlshaber zurückkehrte und die Meldung machte, ſetzte er hinzu: „Er wird nicht weit reiten, bis er Genoſſen findet; denn während er hier ſeinen Groll verbiß, flogen ihm die Augen lauernd über den Weg, zumal nach jenem Hügel, als ob er dort etwas erwarte. Auch verrieth er ſich, daß Turenne bis über die Tauber unſeren Völkern nachgegangen ſei. Ich denke, der Marſchall ſelbſt iſt in der Nähe.“

Aus der Ferne jagten die Feldwachen heran.

„Dort kommt Botſchaft,“ rief der Befehlshaber auf die Flüchtigen weiſend — „blaſe, Trompeter! Zu Pferde, ihr Herren!“

Von einer Anhöhe zur rechten Seite dröhnte ein Schuß. Eine Stückkugel ſchlug gegen den Stein, auf welchem kurz vorher der General geſeſſen; ein zweiter, ein dritter Schuß krachte, die Roſſe bäumten, die Männer rannten zu ihren Standarten.

„Marſchall Turenne ſpricht," rief der Feldoberſt. „er gedachte uns durch den Geſandten ſicher zu machen und ließ unterdeß ſeine Stücke hinauf zerren." Die Ordres flogen zu den Regimentern: „die gelben Musketiere und Roſen-Dragoner gegen die Geſchütze, Alt-Roſen dahinter als Succurs. Rittmeiſter König hat den Befehl des rechten Flügels. Regiment Taupadel gedeckt in Reſerve. Unſer Feldgeſchrei ſoll ſein: Hie Teutſchland!" — Das Geſchrei ſummte von Beritt zu Beritt. Noch einen langen Blick warf Bernhard auf die geſchwungenen Linien der Hügellandſchaft, dann grüßte er den Freund, der die Hand nach ihm ausſtreckte, und trabte an der Spitze ſeiner Schaar vom Wege ab.

Den Musketieren und abgeſeſſenen Dragonern gelang es ſich gedeckt den Geſchützen zu nähern und dieſe zur Abfahrt zu zwingen, doch als ſie aus der Deckung, welche ihnen das Buſchholz gab, heraustraten, ritten die franzöſiſchen Compagnien gegen ſie.

Sie aber ballten ſich zu einem Igel, aus den heiſeren Kehlen drang der Schlachtruf, der bis dahin nur ſelten gehört war, und aus den Rohren fuhren feurige Strahlen gegen die Feinde. Im nächſten Augenblick waren die franzöſiſchen Reiter über ihnen und der wüthende Kampf Mann gegen Mann begann. Da flogen die Compagnien von Alt-Roſen zur Hilfe, Allen voran, Schwert und Piſtole in beiden Fäuſten, der junge Rittmeiſter, und in dem Gedränge der Pferde thaten Piſtolen und Schwerter ihr blutiges Werk.

„Holt euch die Compagnie, Reinhold," ſchrie Bernhard auf ſeinen Feind einſtürmend und ſchlug mit ihm zuſammen.

Hinter den franzöſiſchen Regimentern hielt Vicomte Turenne ſelbſt, noch zweimal ſandte er neue Haufen in den Kampf, die gefährdeten Geſchütze zu retten, auch der Rückhalt der

Deutſchen warf ſich in das Getümmel. Doch die gehoffte Ueberraſchung war den Franzoſen mißlungen, kämpften die Haufen auch faſt in gleicher Stärke, die Wucht der deutſchen Veteranen erwies ſich als mächtiger. Langſam wichen die Angreifer, gedeckt durch gut poſtirtes Fußvolk. Als die Trompete den Deutſchen das Sammeln gebot und der General die Reihen entlang ritt, da riefen ihm die alten Reiter zu: „Hätten wir die anderen Regimenter zur Stelle gehabt, es wäre uns Keiner entronnen, auch nicht der Marſchall.“

Die Sonne ſank abwärts. Die Reiter trieben ihre Gefangenen zuſammen, durchſuchten die Taſchen und verhandelten kameradſchaftlich mit ihnen wegen der Löſung; wer aber einen Officier gefangen, der freute ſich des Gewinnes, den er aus Fortuna's Glückstopf gezogen. Auf der Stätte des Kampfes wurde es ſtill, nur hier und da ein Schuß aus erbeuteter Piſtole, Rufe der Führer, Hilfeſchrei und Geſtöhn der Verwundeten.

Unterdeß war die Kunde vom Kampfe dahin gedrungen, wo die Stärke des Heeres und der Troß durch den langen Engpaß zogen, dort erhob ſich jetzt wirres Geſchrei; die Regimenter an der Spitze hielten an und im Troß begann Getöſe und Gewühl, Weiber und Kinder flatterten wie ein Volk Staare, welches durch einen Schuß erſchreckt wird, wild auseinander. Die eine Hälfte drängte nach vorn, die andere ſtrömte zurück, um den Regimentern, welche im Kampfe geweſen, nahe zu ſein. Wagen und Karren wurden umgeworfen und ſtopften die Wege. Unter den Zankenden und Schreienden mühten ſich die Rumormeiſter vergebens mit geſchwungenen Stöcken die Ordnung herzuſtellen, die Rückflucht der Waffenloſen zu hindern. Als die Abenddämmerung ſich über die Erde legte, breitete ſich zwiſchen den Regimentern der Nachhut, die jetzt umgeordnet zum Aufbruch bereit ſtanden, jauchzend, brüllend, klagend der Haufe ihrer Angehörigen über den Kampfplatz, ſie drängten in die Reihen, ſchrieen die Namen ihrer Feldherren, klammerten ſich an Schweif und Mähnen der Pferde, ſchwangen ſich in die Steigbügel, um ihre Liebſten zu umarmen, und kletterten wohl gar dem Gaul des Vaters oder Gatten auf den Rücken. Scheltend und lachend ſuchten die Officiere ihrer Herr zu werden, aber immer wieder mußten die Compagnien ihre Stelle wechſeln, um die Reihen zu erhalten.

Ueber die Berge ſtieg der volle Mond, aus der Niederung hob ſich der Nebeldunſt; er kroch an dem Gelände entlang und verdeckte mit grauem Flor die Toten und Sterbenden, nur hie und da ragte ein blutloſes Antlitz hervor oder der Leib eines getöteten Pferdes. Aber in dem Dampf, der ſich ballte und zerfloß, huſchten jetzt gleich Geſpenſtern die Weiber und Buben des Troſſes. Sie ſuchten nach ihren Herren und Befreundeten, um ſie auf Karren zu laden oder in einem Soldatengrabe zu bergen, und ſie ſpähten nicht weniger eifrig nach liegenden Feinden, um ſie zu berauben. Hier im Mondlicht und Nebel lautes Geſchrei und Schluchzen, daneben ſcheues Geflüſter und haſtende Arbeit der diebiſchen Finger.

2.

Der Kriegsrath.

Als die gelichteten Regimenter von der Stätte des Kampfes aufbrachen, um ſich zur Nacht mit dem vorausgezogenen Heer zu vereinigen, war unter den Letzten, welche von der Verfolgung zurückkehrten, Bernhard mit ſeiner Compagnie. Er erkannte die Hutfedern des Feldoberſten vor einem Trupp Reiter, welcher am Wege hielt.

„Ich melde mich zu Befehl meines Herrn Generals,“ grüßte Bernhard.

„Laß die Höflichkeit,“ gebot der Andere, wandte ſein Pferd dem Lager zu und gab dem Gefolge einen Wink, außer Gehörweite zu reiten. „Ich muß vertraulich mit dir reden und ich begehre deinen Rath.“

„Den brauchſt du nicht, Bruder,“ verſetzte der Rittmeiſter trocken. „Du warſt ſtets neunmal klug und trägſt jetzt deine Hutfeder wie Einer, der jahrelang den Befehl geführt hat.“

„Doch ſage ich dir, mein Amt muß aufhören, je früher um ſo beſſer, denn es wird unmöglich unſer herrenloſes Volk aus dem Stegreif zu führen, wie wir thun müſſen. Wir reiten durch das Land allen Potentaten unheimlich und nur, daß Jeder uns zu gewinnen hofft, bewahrt uns auf kurze Zeit vor neuen Stößen.“

„Wir fürchten ſie nicht, Wilhelm. Das Waſſer muß den Anderen bedrohlich an die Kehle ſteigen, bevor ſie ihr zuſammengelaufenes Volk gegen uns ſenden. Unter allen, die jetzt im Felde ſchwärmen, haben wir die ſchärfſten Stacheln, und ſie wiſſen das.“

„Noch ſind wir vielleicht zu fürchten. Doch ohne Quartiere, ohne Verpflegung ſchwinden wir dahin wie Schnee in der Sonne. Muß der Soldat ſich täglich rauben, was er braucht, ſo wird er in Kurzem zum Räuber und Marodebruder.“

„Laß jeden, der ein Schelm wird, henken, wie du ſeither gethan.“

„Bis die Unzufriedenen den Profoß erſchlagen und uns dazu. Und ich ſage dir, die Ordnung iſt nicht aufrecht zu erhalten, wenn wir nicht Sold zahlen und Land belegen wie die Anderen.“

„Wer nicht Sold zahlt, ſind die Anderen. Dränge dich ein zwiſchen Schweden und Heſſen.“

„Wir vermögen uns ohne feſten Proviantplatz nicht zu behaupten, ſobald Schweden und Heſſen ſich gegen uns conjungiren. Und wir haben kein Geſchütz, um eine geſchloſſene Stadt einzunehmen.“

„Was wir nicht haben, wollen wir gewinnen, vertraue dem Glück und unſeren Fäuſten.“

„Wer Alles auf Fortuna's Launen ſetzt, der kann ſchnell Alles verlieren.“

„Er kann auch Alles gewinnen, Wilhelm.“

„Und welchen Gewinn hoffſt du für dich und mich?“ frug der Feldoberſt ſchnell.

„Was du dir erſehnſt, verbirgſt du mir, Herr Graf Wilhelm von Weimar,“ verſetzte Bernhard lachend. „Was ich für uns erſehne, iſt, wie du weißt, der Frieden; auch für mich ſelbſt und für die Schweſter, die ich jetzt im wilden Lager bewahren muß. Ich dachte ſeither, der frühere Student Wilhelm Hempel könnte ein wenig dazu helfen; für welche rühmliche Arbeit ich auch ſeinen getreuen Commilito König recommandire.“

Der Befehlshaber warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Freund, aber er ſagte lächelnd: „Jetzt trabt dein Gaul auf dem rechten Wege; du ſollſt noch heut für die gemißhandelte Frau Deutſchland deine Zunge gebrauchen. Ich habe zur Nacht den Kriegsrath zuſammengeladen und will das Eiſen ſchmieden, während es vom Gefecht heiß iſt. Wiſſe, die Regimenter Rußwurm und Schütze werden ſchwierig, der Schwede Königsmark hat ſeine Spione unter ſie geſchickt und den Officieren heimliche Verſprechungen gemacht, ſie werden fordern, daß wir dem Königsmark zuziehen.“

„Du willſt ja daſſelbe.“

„Meint der General,“ fuhr Wilhelm finſter fort, „durch geheime Intriguen unſere Völker zu gewinnen ohne mich? Wenn ſie ihm zu Theil werden, ſo ſoll er ſie nur aus meiner Hand erhalten. Dazu habe ich dir eine Rolle zugedacht in der heroiſchen Komödie unſerer dickköpfigen Officiere, deren Spielmeiſter ich heute ſein muß.“

„Du weißt, Wilhelm, ich rede nicht anders, als meine Gedanken ſind.“

„Sprich nur, wenn du gefordert wirſt, wie dir's ums Herz iſt, und du wirſt mir recht ſein; ſorge auch, daß Gottlieb Stange nicht fehlt, denn ihn brauche ich nöthig. Es iſt Alles bedacht; wir werden dem Willen unſerer Herren ein wenig nachgeben müſſen,“ fügte er mit ſtolzem Lächeln hinzu, „und verhüten, daß kein Schaden geſchehe; und ich hoffe, du reiteſt morgen nach Gotha.“ Bernhard hielt erſtaunt an: „Ich tauge nicht zu deinem klugen Pactiren.“

„Ich gedenke dich an einen ehrlichen Herrn zu ſenden, gegen den du in deiner Art reden kannſt.“

„Dann danke ich für den Auftrag, auch wegen meiner Schweſter Regine. Das Kind iſt zu ſchwach und ſäuberlich für dieſes Leben unter dem Troſſe. Ich nehme ſie mit mir und ſchaffe ihr ein Unterkommen bei frommen Leuten bis auf beſſere Zeit.“

Das Geſicht des Freundes verfinſterte ſich: „Wenn du Alles mit dir führſt, was dir lieb iſt, wer bürgt mir dafür, daß du ſelbſt zu dem verlorenen Haufen zurückkehrſt?“

„Der Eid, den ich den Völkern geſchworen,“ antwortete Bernhard ſtolz. „Ich erſuche euch, Herr, ſolche Gedanken vor mir und euch geheim zu halten.“

„Dein Eid ſoll dich binden?“ fuhr der Andere grollend fort, „leicht iſt ein Vorwand gefunden ihn zu umgehen.“

„Zweifelt ihr an mir, ſo wählt einen anderen Boten und dies ſei das letzte Wort, welches wir als alte Kameraden gewechſelt haben. Kommt der Tag, wo euer Befehl aufhört, dann werdet ihr mir Rede ſtehen wegen eures Verdachtes.“

Wilhelm bezwang mit Mühe ſeine Bewegung: „Sei nicht ſo ſtreng gegen mich, Bruder. Mir verſtört es die Gedanken, daß ich dich und deine Schweſter entbehren ſoll. Denn was dieſes Leben, den ſcharfen Hader um eine unſichere Zukunft bisher erträglich machte, das waren die Stunden, wo wir drei in deinem Quartier zuſammenſaßen, du zur Laute ſpielteſt und die werthe Demoiſelle Königin uns mit hohen Worten ermahnte, wenn wir uns als Weltkinder zu gröblich geberdeten. Bernhard, ich bitte dich, laß die Schweſter hier, ich will an deiner Stelle Tag und Nacht über ſie wachen, als wenn ich ihr Bruder wäre.“

„Du biſt es aber nicht, Wilhelm.“

„So gib ſie mir zur Frau,“ brach der General heraus. Mit großem Erſtaunen ſah Bernhard auf ſeinen Freund: „Der Himmel ſei mein Zeuge, daß mir kein anderer Schwager lieber wäre als du. Die Schweſter aber werde ich nie gegen ihren Willen zwingen. Du ſelbſt weißt, daß ſie nicht iſt wie andere Weiber und zuweilen ſchwer heimgeſucht wird. Sie iſt krank, und kann im Lager nie geneſen. Aber auch du, Wilhelm, lebſt nicht in einem Stande, der dir rathſam macht den Bräutigam zu ſpielen.“

„Du meinſt, weil ich ein anderes Spiel unternommen habe, bei dem mein Kopf als Einſatz ſteht. Es war nicht freundlich, mich in dieſer Stunde daran zu mahnen. Daß der Bürgerſohn aus Weimar über Nacht zu einem Herrn von acht Regimentern geworden iſt, welcher nicht in eines Königs Namen henken läßt, ſondern in dem eigenen, das macht ihn zu einem Wunderthier, auf das die Leute mit Fingern zeigen, und es verleidet ihn auch ſeinem eigenen Freunde als Schwager. Sage mir Nichts," fuhr er ruhiger fort, „es iſt möglich, daß du Recht haſt; ich aber will dir und Anderen beweiſen, daß ich Witz genug finde, in dieſem tollen Wagniß meinen Kopf zu behaupten. Iſt auch heut keine Zeit zu freien, wenn ich die Völker aus ihrem Aufſtand hinüber geführt habe unter neuen Befehl, dann verſuche ich, ob du dich als treuer Kamerad gegen mich beweiſen wirſt. Jetzt wiederhole ich noch einmal die Bitte: laß deine Schweſter hier; du weißt, von unſeren Reitern wird ſie keiner kränken, mir aber iſt ihre Nähe wie die Bürgſchaft meines guten Glückes. Als ſie in Thränen beiſtimmte zu unſerem Widerſtand gegen den Franzoſen, fühlte ich mich leichter in meinem Herzen und dir ging es ebenſo."

„Sie ſelbſt ſoll entſcheiden, ob ſie bleiben will oder mit mir gehen," antwortete ernſthaft der Bruder.

„Es ſei," ſagte der Feldoberſt, aber das Zugeſtändniß wurde ihm ſchwer. „Doch gönne mir ehrliche Karten, geſtatte, daß ich ſie in deiner Gegenwart bitte, deine Rückkehr unter uns zu erwarten. Sei unbeſorgt, Bernhard, ich werde nicht als ein Liebhaber zu ihr reden, ſondern nur als dein Kamerad." Bernhard reichte ihm die Hand.

Neben einem verlaſſenen Dorfe leuchteten die Lagerfeuer. Als die Reiter näher kamen, umgab ſie das Gewühl des Troſſes; durch das Gedränge der Karren, zwiſchen den Weibern und Buben, welche Stroh und Holz an die Feuer ſchleppten, wand ſich der Trupp langſam der Mitte zu, wo ein Raum für die Zelte und das Gepäck der Befehlshaber abgeſteckt war. Dort ſtand unter den Troßkarren der Officiere ein Wagenhaus, aus ſtarken Bretern gezimmert, hell getüncht, mit zwei kleinen Fenſtern. Daneben ſchlug der Knecht die Pfähle für ein Linnenzelt in den Boden. Bernhard ſchied von dem Freunde, ſprang eilig ab und hielt im nächſten Augenblick ein Mädchen in den Armen, welches ihm ſchon vom Wagen die Hand entgegengeſtreckt hatte.

„Ihr ſeid verwundet, Bruder,“ rief Regine zurückfahrend, als ſie einen zerſchlitzten Aermel und tropfendes Blut ſah.

„Nur ein Schnitt ins Fleiſch, den deine Kunſt ſchnell heilen wird.“

„Wir hörten die Schüſſe und die Buben ſchrien, daß Alt-Roſen zum Angriff reite,“ klagte die Schweſter, „ich aber ſaß feſtgefahren im Hohlwege, und da ich nach meinem Pferde rief, wußte Niemand wo es war, und mir blieb nur übrig in bitterer Angſt den lieben Gott zu bitten. Es war eine qualvolle Stunde, um mich ſtöhnten die Weiber und forderten, daß ich auch für ihre Männer Gutes vom Himmel erflehen ſolle, dazwiſchen heulten die kleinen Kinder; bis endlich der Wilhelm an der Berglehne vorüberritt und mir zurief, daß er euch in guten Kräften auf eurem Pferde geſehen.“

Das Weib, welches liebevoll die Hand des Bruders feſthielt, war von zarter Geſtalt. Beim erſten Blick ſah man, daß ſie kein abgehärtetes Kind des Lagers war, die Sonne hatte ihre Haut nicht gebräunt und die kleinen Hände waren harte Arbeit nicht gewöhnt. Die großen dunklen Augen mit langen Wimpern und zuſammengewachſenen Brauen, ſowie die bleiche Farbe der rundlichen Wangen gaben ihr das Ausſehen einer Trauernden und Kranken, aber ſie bewegte ſich behend und kräftig, als ſie in den Wagen kletterte und Verbandzeug herzubrachte. „Kommt in das Zelt,“ bat ſie auf den wunden Arm deutend.

„Geh voran, Prinzeſſin Dorimene, bevor dein unterthäniger Amadeo ſeinen Arm preis gibt, muß er nach den Pferden ſehen.“

Wenn Weiber oder ſtöbernde Buben in die Nähe des Feuers kamen und die Geſchwiſter erblickten, ſo prallten ſie haſtig zurück. „Das iſt die ſchwarze Hexe,“ flüſterte ein Troßbube hinter einen Baum zurückweichend ſeinem Genoſſen zu.

„Du Mondkalb,“ belehrte dieſer, „die ſchwarze Nonne heißt ſie.“

„Das iſt Gurr wie Gaul,“ verſetzte der erſte, „ſieh nur, was ſie für Augen macht.“

„Fort, Lumpengeſindel!“ ſchrie Pieps und ſtürmte mit einer Wagenrunge auf ſie ein.

Als Bernhard zum Zelt zurückkehrte, erwartete ihn die Schweſter am Eingange und zog ihn haſtig hinein; er fühlte, wie ihre Hand zitterte, und erkannte bei der brennenden Wachskerze in ihren Zügen die Aufregung.

„Blitz!“ ſagte er heiter, mit ihrer Hilfe ſein Wamms ausziehend, „hier hängt auch die Laute, ſie wird in den nächſten Tagen vor mir Ruhe haben“ — er ſtrich mit der heilen Hand über die Saiten und ſummte die beliebte Weiſe: „Venus, du und dein Kind, ſeid allezwei blind.“

Die Schweſter machte den Verband zurecht. „Singt nicht, Bernhard,“ bat ſie, „ihr habt heut Menſchenblut vergoſſen.“

„Das gehört zum Amt eines wackeren Reiters,“ antwortete der Bruder. „Doch dir will ich's geſtehen, heut wurde uns der Ritt ſauer gemacht. Der ſchlaue Franzoſe hatte unſere eigenen Officiere zu einer Compagnie formirt, unſere alten Kameraden ſtürmten mit heißen Geſichtern gegen uns, und meine Reiter ſtutzten, als ihnen ihre früheren Officiere zuriefen: hie Weimar zur Hilfe! Erſt als ſie mich im Gedränge ſahen, erhielten ſie ihren Zorn und es wurde ein ſcharfes Raufen. Wäre uns nicht Succurs gekommen, du hätteſt mich vielleicht nicht wieder geſehen, denn der Schelm Reinbold ſummte um mich wie eine Horniſſe, ihm danke ich dieſen Schlitz im Wamms. Doch auch er entkam nicht mit heiler Haut, und ich ſah, wie er auf ſeinem flüchtigen Pferd wankte.“

Die Schweſter ſetzte ſich und rang die Hände. „Ach wie gern wollte ich ſterben, wenn ich euch aus dieſer blutigen Geſellſchaft erlöſen könnte. Die Welt iſt ganz ins Arge verkehrt; wo iſt noch Liebe und Erbarmen zu finden? auch mein Bruder rühmt ſich ſeiner wilden Thaten. Schaffet den Zorn aus eurer Seele," bat ſie, mit dem Schwamm auf ſeine Wunde tupfend, „und entſaget eurer Freude am Rauſen und eurem wüthenden Reiten über Stock und Stein und denket fleißiger an den ſüßen Herrn, der als Lamm der Welt Sünde trägt."

„Wetter," brummte der Bruder, „das Lamm hat jetzt viel zu tragen." Als er aber die Kränkung der Schweſter merkte, fügte er gutherzig hinzu: „Habe Nachſicht mit mir, Frau Paſtorin, die Worte ſind ſchlimmer als die Meinung. Ich vertraue gern auf die Bitten meiner frommen Schweſter und hänge mich an ihre Schürze. Denn wenn auch ich nicht in der Gnade bin, du biſt erkoren und ausgewählt."

Regine legte ihm die Leinwandfäden auf die Wunde.

„Mäßig und gleichförmig ſollt ihr ſein in eurem Gefühl, immer an die lieben Engelein denken und nicht an die Katzbalgerei in eurer Compagnie; und wie ihr jetzt ſtill halten müßt, während ich die Binde rolle, ſo ſollt ihr immer ſtill dahin leben in ruhigem Gemüth, denn das iſt die beſte Hilfe zur Seligkeit." Und ſie band ihm die Leinwand feſt. „Thut es noch weh? Ungern ſehe ich euch auch ſo viel mit dem Wilhelm zuſammen, den ihr jetzt euren General nennt, denn er hat nur irdiſchen Ehrgeiz."

„Er meint es doch gut zu dir und mir. Bereite dich ihn noch heut zu ſehen, er will dir Etwas erzählen."

Eine Magd ſchob die Leinwand zurück, der General trat ein und wandte ſich mit ritterlicher Haltung zu Regine: „Zürnt mir nicht, werthe Demoiſelle, wenn ich euch den Bruder auf ein oder zwei Wochen verſende. Er reitet mit einem Auftrage nach Thüringen."

Die Schweſter trat ſchnell zum Bruder und flehte: „Nehmt mich mit.“

„Ich bitte euch,“ fuhr der Gaſt gehalten fort, „daß ihr bei uns ſeine Rückkehr erwartet. Der Weg iſt weit und beſchwerlich, der Ritt muß ſchnell ſein und würde eure Kraft erſchöpfen. Ihr ſeid in den nächſten Wochen ſicherer im Lager als irgendwo anders, denn wir haben jetzt eher die Freundſchaft der Mächtigen abzuhalten, als ihrer Feindſchaft zu begegnen.“

„Es kann euer Ernſt nicht ſein, Herr, daß ich mich von dem Bruder ſcheiden ſoll; droht ihm auf dem Wege Gefahr, ſo will ich ſie mit ihm theilen. Nehmt mich mit euch, Bruder,“ bat ſie wieder, „laßt mich nicht zurück unter fremden Leuten.“

„Bin ich euch ein Fremder, Regine?“ frug der General unzufrieden. „Gönnt mir für dieſe kurze Zeit das Recht über euer Wohl zu wachen. Mir iſt, als ob die Gottesfurcht mit euch von dannen ziehe und aller Schutz des Himmels, und Manchem unter unſeren Reitern wird es ebenſo gehen.“

„Ach! Monſieur Wilhelm,“ ſagte Regine, „ihr ſeid ein gar weltliches Kind und folgt euren Eingebungen. Ihr hört nur zum Schein auf Andere, und wenn ihr auch gütig gegen mich ſeid, ihr beachtet mich nur, wie die Kinder ihr Spielzeug.“ Sie bat wieder mit gefalteten Händen: „Laßt mich mit dem Bruder ziehen, hier finde ich den Frieden nicht, nach dem ich mich ſehne. Ich gedenke wohl, wie unſer ſeliger Väter, da ich noch ein Kind war, das Land Thüringen rühmte, weil es treu zum Evangelium halte und chriſtliche Geſinnung dort noch nicht geſchwunden ſei; dort hat auch der erwählte Mann Gottes, Doctor Luther, zu ſeiner Zeit gelebt, und es ſteht in meiner Bibel eingeſchrieben, daß er unſeren Voreltern zugethan war, und daß ihr Glück von ihm ſeinen Anfang genommen hat. So hoffe auch ich, daß für den Bruder und mich dort ein beſſeres Glück kommen wird.“

„Euer Bruder aber gehört mir,“ ſprach Wilhelm zwiſchen Unwillen und Rührung.

„Nur ſolange Gott will," antwortete das Mädchen und ſchlang die Arme um den Bruder, wie um ihn zu ſchützen.

„Lebt wohl, Regine," ſchloß der General, mühſam ſeine Bewegung niederkämpfend. „Euch, Rittmeiſter König, erwarte ich im Rath."

In der zerſtörten Dorfkirche verſammelten ſich die Officiere der Compagnien zum Kriegsrath. An den Pfeilern waren brennende Kienfackeln befeſtigt, auf dem ſteinernen Fußboden vor dem Altar flammte ein Feuer und der Rauch wirbelte um die glasloſen Fenſteröffnungen, oder ſammelte ſich zu rußigen Wolken an der gewölbten Decke. Im rothen Scheine glitzerten die trotzigen Augen der Geladenen und über die gefurchten Geſichter flogen grelle Lichter und tiefe Schatten. Als der Feldoberſt vortrat und ſeinen Hut lüftete, erſtarb das Geſumm in tiefer Stille: „Ich bedanke mich bei den Herren Officieren und ich bedanke mich bei den Regimentern der Nachhut, daß ſie heute ihre angeſtammte Bravour bewieſen haben, als ſie den verrätheriſchen Franzoſen verjagten. Seiner ſind wir, wie zu hoffen iſt, für immer ledig. Darum aber ſteht uns ſchwere Wahl bevor, nämlich daß wir entſcheiden, welchen Potentaten wir zu unſerem Kriegsherrn erkieſen wollen, um ihm das Jurament zu leiſten, damit wir vor Gott und der Welt als ehrliche Soldaten erkannt werden und nicht als herrenloſe Räuber. Nun iſt euch allen bewußt, daß der römiſche Kaiſer Ferdinandus III uns hohe Anträge und Verſprechungen zukommen ließ. Unſere Völker aber haben ſeinen Boten abgewieſen, weil ſie die evangeliſche Sache nicht verrathen wollen. Auch die Landgräfin von Heſſen hat uns eingeladen, und der Schwede Wrangel hat eine Ambaſſade geſchickt, welche öffentlich den Rath gab, daß wir zu dem Franzoſen zurückkehren ſollten, und ſich erbot dieſen mit uns zu verſöhnen; dieſelbe Legation aber hat uns auch in höchſtem Vertrauen mitgetheilt, daß, wenn ſolche Verſöhnung unmöglich ſei, der Schwede ſelbſt ſehr content ſein werde, uns in ſein Heer aufzunehmen. Zwiſchen dieſen hohen Bewerbern haben wir uns zu entſcheiden, und ich bitte Jedermann in eröffnetem Kriegsrath zu einer guten Wahl zu helfen entweder durch Vortrag eigener Meinung oder durch Beiſtimmung. Da die Völker bereits gegen den Kaiſer entſchieden haben, ſo erſuche ich die Herren Officiere zunächſt über das Angebot der Frau von Heſſen zu verhandeln.“

Von allen Seiten erhob ſich Gemurr und Einrede.

„Sie lebt in Unfrieden mit ihren Befehlshabern,“ rief es aus dem Haufen, „ſie operirt mit den Franzoſen und wir bekommen bei ihr wieder den Turenne auf den Nacken.“ Es ergab ſich nach heftigem Hin- und Herreden, daß in dem Heere geringe Bereitwilligkeit war, heſſiſch zu werden.

„Wohlan,“ begann der General wieder, „ſo bleibt die Conjunction mit dem Schweden. Ich frage, ob der Kriegsrath ſich für den Feldmarſchall Wrangel zu entſcheiden vermag?“

Wieder Gemurr und laute Rufe. „Dort regieren die ſchwediſchen Commiſſare; ſie ſchicken uns Deutſche ins Feuer und eſſen die Kaſtanien, die wir ihnen herausgeholt.“ — Aber auch Freunde der Schweden ließen ſich vernehmen: „Dem Guſtav Wrangel glückt es gegen alle ſeine Feinde. Einſt haben wir den großen Schwedenkönig einen Erretter genannt und die Aelteſten von uns haben unter ihm gedient. Es iſt das Heer ſeiner Tochter, der Königin, zu dem wir jetzt zurückkehren.“

Da rief ein alter Haudegen des Regiments Rußwurm unter die Streitenden: „General Königsmark!“ Und viele Stimmen in ſeiner Nähe wiederholten den Namen. Der Rufer trat vor: „Der General iſt von Blut ein Deutſcher wie wir, er iſt ein pompöſer Herr, der dem armen Soldaten auch das Seine gönnt, und er iſt ein tapferer Feldherr, deſſen Bravour weltkundig geworden. Bei ihm finden wir Soldaten von Fortune die beſte Ehre und Anerkennung. Darum, liebe Brüder, rathe ich, daß wir nur dieſen als unſeren Feldherrn wählen und daß wir uns nicht darum von ihm abwenden, weil wir bei ihm der ſchwediſchen Königin das Jurament leiſten müſſen. Sind die Schweden auch nicht eingeborene Deutſche, ſo wiſſen wir doch alle, daß ſie echte Martisſöhne ſind."

Ein Geſchrei der Zuſtimmung kam aus vielen Kehlen, aber auch heller Widerſtand erhob ſich, und der General, welcher Mühe hatte die Ordnung zu erhalten, blickte forſchend in die Verſammlung.

Endlich trat Gottlieb Stange in den Ring, er nahm den Hut ab, ſtrich ſich mit der Hand ſein graues Haar glatt und verneigte ſich bedächtig nach beiden Seiten. „Wir vernahmen ſoeben von meinem Herrn Bruder Rußwurm ſechſte Compagnie, daß die Schweden die echten Söhne des Martis oder Martinus ſind, welches ich nicht bezweifeln will, obgleich ich noch nicht erfahren habe, daß beſagter Heiliger ſeinen echten Söhnen mehr gebratene Gänſe und mehr gebackene Martinshörner in ihre Quartiere liefert als uns anderen. Solange der große König Guſtavus Adolfus lebte, dachten wir wenig daran, daß der Schwede von Mitternacht her als Fremder kam, denn der König war ein gerechter Herr und wir hofften, daß er ein Retter der evangeliſchen Sache ſein werde. Seit ſeinem Tode aber hat ſich der Eigennutz erwieſen, und Viele von uns zogen unſerem ſeligen Herzog Bernhard zu, weil dieſer aus deutſchem Blute war, angenehm als Landsmann, wie auch als Kriegsfürſt formidabel. Was wir ſeit ſeinem Tode von den Franzoſen erduldet haben, iſt Jedem bewußt, und Viele von uns ſind der Meinung, daß zwiſchen dem Turenne und dem Wrangel, was die gute Geſinnung gegen uns Völker betrifft, kein größerer Unterſchied ſei als zwiſchen Keſſel und Ofentopf, obgleich einer dem anderen ſein ſchwarzes Gefäß vorwirft. Wir aber ſind es herzlich müde einem Fremden zu dienen, und die Reiter ſtecken die Köpfe zuſammen und bedenken die deutſchen Potentaten des evangeliſchen Glaubens, welche wir wählen könnten. Sie finden keinen Mann, der gegenwärtig mit ſeinen Völkern im Felde liegt, nur die Frau von Heſſen. Dieſe jedoch behagt ihnen nicht, weil ſie ein Weib iſt, welches nicht ſelbſt zu Felde zieht, und Manche nehmen auch Anſtoß daran, weil ſie beim Abendmahl ganze Stücke Brod ißt, obwohl man ihr dies zugeſtehen könnte, wenn ſie dem armen Soldaten den Braten ließe, doch man ſagt von ihr, daß ſie knickerig Haus halten läßt in ihren ausgeſogenen Quartieren. Nun aber ſehen und erfahren wir alle, daß der Kaiſer ſeine Freude daran hat, wenn Deutſchland verödet wird, und daß der Hahn von Frankreich einen Stolz darin findet in den deutſchen Höfen zu krähen, und daß der ſchwediſche Bär auch keine Luſt verſpürt aus der Nähe der deutſchen Stallungen abzuziehen, ſolange er noch ein Kalb zum Zerreißen findet. Keiner will den Frieden, nur der Bauer will ihn und der arme Soldat, und die beiden müſſen einander zuvor totſchlagen. Und ich ſage euch, ihr Herren, wenn es nach den drei mächtigen Gebietern im deutſchen Lande geht, ſo wird nicht eher Friede, als bis der letzte Bauer an den dürren Aſt gehenkt iſt; wenn Keiner mehr Brod und Hafer baut, dann gehört das Land ganz den wilden Hunden und dann kommt Ruhe in die Thäler. Darum iſt unter den Völkern die Meinung, daß wir, die wir zumeiſt Thüringer und Sachſen ſind, uns auch einen Herrn wählen von unſerer eigenen Art, den wir erhöhen und zu einem Kriegsfürſten machen, damit er durch uns dazu helfe den erſehnten Frieden in das gequälte Deutſchland zu bringen. Nun aber haben Manche von uns einen deutſchen Herrn wohl erkannt, Erneſtus, den Bruder unſeres ſeligen Herzogs Bernhard, damals als er bei uns Kriegsdienſte that und als er Gubernator in Franken war. Dieſer iſt ein Mann, an welchem wir keinen Tadel wiſſen, redlich und treu, und wir trauen ihm zu, daß ihm unſer Feldgeſchrei von heute „hie Teutſchland!“ ein angenehmer Ruf ſein werde. Darum dachten wir daran, unſeren Herrn General zu bitten, daß er vor allem Abgeordnete der Völker zu dem Herzog ſende: wenn dieſer uns haben wollte unter billigen Bedingungen, ſo würden wir ihm am willigſten dienen.“

Nach den Worten des beliebten Mannes trat eine kurze Stille ein, dann ein Gemurmel, welches ſich endlich zum lauten Geſchrei verſtärkte: „Wir wollen den Herzog Erneſtus!“ Und der Feldoberſt erkannte, daß die Mehrzahl ſich dieſen begehrte. Aber auch der Widerpart eiferte heftig. Endlich riefen helle Stimmen aus dem Hintergrunde nach Gehör und einer der Ruheſtifter ſchrie: „Wir haben mancherlei Opinion vernommen, ehrliche Worte und wohl auch Meinungen, welche von Fremden dem Heere zugetragen ſind, aber wir wollen eine friſche und redliche Rede hören, welche die Völker ſonſt wohl gern vernommen; wir von Alt-Roſen fordern den Rittmeiſter König auf, daß auch er ſeine Meinung ſage.“ Und aus den hinteren Reihen erklang Beifallsruf.

Der Befehlshaber winkte dem Freunde zu und Bernhard trat vor: „Anſehnliche Herren und lieben Brüder! Da ich einer der jüngſten bin, ziemt mir mehr zu hören als zu rathen. Was dem Heere am vortheilhafteſten iſt für Sold, Quartiere und Ruhm, darüber haben Viele unter uns mehr Erfahrung als ich. Ich aber will ſagen, was uns allen während unſerer Händel mit dem Franzoſen am Herzen gelegen hat: wir haben uns von dem Marſchall darum geſchieden, weil wir Deutſche ſind und unſer Blut nicht länger für den Eigennutz fremder Potentaten vergießen wollen. Wir hören viel von der alten Herrlichkeit des deutſchen Landes, wo iſt ſie hingeſchwunden? Ich kenne Manchen unter euch, der mitten in Brand und Plünderung aus tiefem Herzen erſeufzte über das Unglück, welches wir ertragen und Anderen zufügen, und ich hörte manchen Kriegsmann mit grauem Haar einen Fluch ausſtoßen gegen die vornehmen Perrücken, welche Frieden im Munde führen und den Krieg im Herzen begehren. Fünf Jahre verhandeln die Schreiber über den Frieden und wir ſind weiter davon entfernt als je. Ich aber lebe des Glaubens, daß der römiſche Kaiſer als der hartnäckigſte und difficilſte Gegner des Friedens gegen uns ſteht. Er fühlt in ſeinen Erblanden wenig von der Kriegsnoth und iſt wohl zufrieden, wenn die Dörfer und Städte der evangeliſchen Landesherren verwüſtet werden. Und ich ſage euch, ihr Herren und Brüder, nicht eher wird er ſich einem billigen Vertrage zuneigen, als bis ein deutſches Heer über ſeine Berge zieht und ſeine Hofburgen ausbrennt. Darum wenn die Großen üblen Willen haben, das deutſche Land in einen beſſern Zuſtand zu bringen, ſo meine ich, ſollen wir Kleinen dazu helfen. Habt ihr den Muth und den Willen euch als Helden zu erweiſen und den Kaiſer zum Frieden zu zwingen, ſo wählt euch einen kühnen Kriegsoberſten, dem ihr zutraut, daß er ſich mit eurer Hilfe hoher Anſchläge vermeſſe. Und in dieſem Falle rathe ich, daß ihr dem General Königsmark zuzieht, obgleich er den Schweden dient. Denn wir wiſſen, daß er von allen großen Befehlshabern am fröhlichſten ſchlägt und in ſeinen Reiterſtiefeln weder Tod noch Teufel fürchtet. Wollt ihr jedoch ſo hohes Wagniß nicht auf euch nehmen, ſo wahrt wenigſtens euer Gewiſſen, auf daß ihr nicht ferner an der Zerſtörung Theil habt, und ſucht einen gerechten proteſtantiſchen Landesherrn, dem ihr euch zum Schutz ſeines Landes anbietet und der vielleicht, wenn er die Regimenter entlaſſen will, mit unſeren Völkern, ihren Weibern und Kindern die leeren Bauernhöfe ſeines Landes beſetzt. Wollt ihr in ſolcher Weiſe für das Heil des gemeinen Reiters ſorgen, ſo fragt den Herzog Erneſtus, den Bruder unſeres ſeligen Kriegsherrn, ob er die Regimenter auf billige Bedingungen in ſeine Gewalt aufnimmt. Nur zwiſchen dieſen beiden Heerſtraßen haben wir die Wahl und heute müſſen wir uns entſcheiden. Doch worauf die Mehrzahl auch ihren Sinn richte, daran mahne ich euch bei unſerer brüderlichen Treue und bei dem ſchweren Eide, den wir einander geſchworen haben, daß die Minderzahl ſich nicht beſchwert fühle und ſich gutherzig mit ehrlichem deutſchen Gemüth dem Beſchluß der anderen füge, damit wir feſt bei einander ſtehen und Glück und Unglück gleich Brüdern theilen.“

Seinen Worten folgte wieder tiefe Stille, dann wurde auf's Neue die getheilte Meinung in den Rufen laut: „Für den General Königsmark! Für den Herzog Erneſtus!“ Der Führer erkannte, daß es Zeit ſei zum Beſchluß zu kommen, er trat vor und rief: „Wer für Herzog Erneſtus iſt, der hebe die Rechte, damit der Wille des Heeres kundbar werde.“

Die große Mehrzahl der Hände fuhr in die Höhe.

„Die Mehrhand iſt für den Herzog!“ verkündete er und ein langes Beifallsgeſchrei antwortete. „Was der Kriegsrath beſchloſſen hat,“ fuhr er fort, „ſoll ſogleich ins Werk geſetzt werden. Morgen mit Sonnenaufgang wähle jedes Regiment einen Abgeſandten. Dazu wähle ich Einen, der bei der Ambaſſade meine Stelle vertritt. Noch erſuche ich die Herren Folgendes zu bedenken: zwei Meinungen ſind hier verkündet. Die Mehrzahl hat für die eine entſchieden. Dennoch iſt unſicher, ob es den Geſandten gelingt mit dem Herzoge zu pactiren. Sollte ſich wider Hoffen ein Hinderniß ergeben, ſo ſchlage ich vor, da die Noth drängt, daß in dieſem Fall unſere Abgeordneten Vollmacht erhalten, weiter zu reiten und nach Beſchluß der Minderzahl mit den ſchwediſchen Befehlshabern zu verhandeln.“ Auch dies wurde nach manchem Widerſpruch zum Beſchluß erhoben und der Kriegsrath löſte ſich geräuſchvoll und mit guten Hoffnungen auf.

Den nächſten Morgen ritt ein Reitertrupp aus dem Lager nordwärts; in ſeiner Mitte rollte der Lagerwagen Regina's, von vier ſtarken Gäulen gezogen. An demſelben Tage führte der Befehlshaber das Heer bei Würzburg über den Main.

Der verlorene Haufe wälzte ſich wieder vorwärts auf ſtaubigen Wegen über Felder und Haide, die Roſſe zerſtampften die Halme des Ackers, die Weiber und Kinder drangen in die Dorfhütten, in welchen noch der Landwirth hauſte, und zernagten wie ein ungeheurer Rattenſchwarm das Wenige, was er zur Erhaltung des eigenen Lebens verſteckt hielt. Wo der Dampf von den Feuerſtätten des Heeres aufſtieg, da wurde die Arbeit eines Jahres verſengt, vergeudet, verdorben. An den Lagerbränden verkohlte der Muth und die Hoffnung, die Freude an redlichem Erwerbe, Nächſtenliebe und Erbarmen in dieſem Jahre wie bisher. Seit faſt 30 Jahren loderte das Kriegsfeuer im Lande, es war zuerſt hie und da aufgebrannt, dann war es zu einer ungeheuren Brunſt geworden, welche mit feuriger Lohe über das ganze Land lief, mit heißem Dampf jede Bruſt beengte und ſchonungslos Leib und Seele der Lebenden zerſtörte. Jetzt war die Flamme kleiner geworden, aber ſie flackerte bald hier, bald dort in die Höhe, wo ſie unter den Trümmern noch Nahrung fand, und Niemand war ſtark genug ihr zu wehren, ja die Fremden ſchürten, während ſie vom Frieden ſprachen, unabläſſig in der Glut.

Es iſt wahr, viele Eltern der ſonnengebräunten Brut, welche jetzt raubluſtig in Scheuern und Ställe des Bauern ſprang, wußten nicht mehr, was Friede bedeute, und was Herrſchaft des bürgerlichen Geſetzes; ſie ſelbſt waren unter den Schrecken der Kriegsfurie geboren und zu Männern erwachſen und hatten Kinder gezeugt, welche heimatlos und ſchädlich durch das Land ſchwärmten, gleich ihren Eltern.

Und doch ſchien die Sonne warm wie vor Zeiten, im Frühjahr ſang die Lerche in der Luft, im Sommer ſchlug die Wachtel im Unkraut des Ackers, und an den Fruchtbäumen, welche noch nicht als Brennholz gefällt waren, rötheten ſich die Kirſchen. Wenn die kleinen Reiterbuben dem Johanniskäfer zuſangen: „Sonnenvöglein, flieg aus, komm wieder in mein Haus!“ ſo geberdeten ſie, die niemals in eigenem Hauſe geſeſſen hatten, ſich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, als ehrbare Hofherren, wie vor langen Jahren ihre Vorfahren. Die deutſche Natur lebte ungewandelt wie einſt, und der ausgeruhte Acker war willig, neue Frucht zu tragen. Undeutlich klang im tiefſten Herzen derer, welche noch nicht ausgetilgt waren, in dem verwilderten und verdorbenen Geſchlecht, ein Ton der Sehnſucht und Klage. War es nur der Wunſch nach beſſerem Glück, von dem ihnen eine Sage aus dem Munde der Alten zugekommen war? war es nur Schmerz über alle Angſt und Noth, die ſie umgab? oder war es ein ſtärkeres Gefühl, welches wohl einmal dem Manne die Fauſt um Schwert und Büchſe ballen konnte? Die Väter des gequälten Geſchlechtes hatten ſich lange gerühmt, daß ſie Deutſche waren, und hatten doch fremde Sprache, Mode, Sitte ungeſchickt nachgeahmt und ſich zu Dienern der Fremden entwürdigt; und jetzt, wo Deutſchland als Beute der Fremden niederlag und aus den Stuben der Gelehrten die Trauerklagen über den Verfall der alten Herrlichkeit in das Volk drangen, jetzt antwortete aus den Lagerhütten der gemeinen Soldaten, welche eine harte Nothwendigkeit trieb, ſich durch Zerſtörung und Verderb des Volkes zu erhalten, ein ſcharfer Gegenklang. Die narbigen Reiter, die zuerſt dem Sachſen Bernhard von Weimar gedient hatten, dann dem Franzoſen verhandelt waren, und mit Abenteurern aus jedem Lande des Welttheils Schulter an Schulter gekämpft hatten, ſie, die gefürchteten Alten des Krieges, die Waffenlehrer des jüngeren Schwarms, ſie empörten ſich gegen einen fremden Feldherrn und gegen die eigenen Officiere, weil ſie zuletzt nur für die deutſche Sache kämpfen und ſterben wollten. War das ein verlorener wilder Ton in langer banger Nacht, wie das ferne Gebell eines hungrigen Wolfes? oder waren es die erſten Noten eines Liedes, welches von da ab aus dem Gemüth des deutſchen Volkes erklingen ſollte, bald ſo, bald anders angehoben, wie das Gezirp eines jungen Vogels, bis es nach Jahrhunderten unwiderſtehlich herausſchmettern wird als Schlachtgeſang einer ſiegreichen Nation?

3.

Im Walde.

Von der Werra her ritten vier Reiſende auf der fränkiſchen Seite des Bergwaldes dem Rennwege zu. Voran ein älterer Mann in Lederkoller mit Karabiner und Degen, eine kurze Pike ſtatt der Reitgerte in der Hand; aus dem hageren Angeſicht blickten zwei ſchlaue Augen ſpähend über die Flur und in das Buſchwerk am Wege. An ſeiner Seite lenkte ein Knabe das Packpferd, welches einen großen Querſack trug. In einiger Entfernung hinter ihnen kam auf bequemem Zelter ein Mädchen in dunklem Reiſemantel, neben ihr ein junger, kräftiger Mann, bewaffnet wie der Führer.

Lange zogen die Reiſenden ſchweigend dahin über Hügel und durch Thalwellen in der milden Sonnenwärme des ſpäten Nachmittags. Unter dem lichtvollen Himmel breitete ſich eine menſchenarme Landſchaft. Wenn die Reiſenden zu einem Dorf kamen, wurden ſie von den Einwohnern ſcheu und feindſelig betrachtet, ſie ſahen zerzauſtes Dachſtroh und viele leere Fenſteröffnungen, die Kirchenwände ſchadhaft und die Schalllöcher der Glocken ausgebrochen, dann ritten ſie in geſtrecktem Trabe auf der Dorfſtraße hindurch oder in weitem Bogen herum; nur hie und da fanden ſie Arbeiter auf dem Felde, in den Niederungen eine kleine Rinderherde und auf den Anhöhen einzelne bewaffnete Reiter zum Schutz der Dorfleute gegen ſtreifendes Geſindel. Um die Bäume am Wege flatterten die Sommervögel, aber über ihnen flogen ungeheure Schwärme von Krähen und Dohlen dem Walde zu und bei dem Geſchrei der Großen verſtummte das Gezwitſcher der Schwachen.

Als die Reiſenden zum Fuß des Gebirges gekommen waren, hielt der Führer auf dem Anger eines kleinen Dorfes und erwartete ſeine Genoſſen. Er ſprang vom Pferde, warf dem Knaben die Zügel zu, ſetzte die Waffen in Bereitſchaft und betrat vorſichtig die Dorfgaſſe. Dort ſpähte er von Hütte zu Hütte, pochte an verſchloſſene Thüren und rief, aber er erhielt keine Antwort; nur ein ſchwarzer Köter kläffte wüthend hinter ihm her, als er zu den Pferden zurückkehrte.

„Geflüchtet!“ meldete er und ritt wieder vorwärts. Vor einem kleinen Gebüſch auf dem nächſten Hügel gebot er dem Knaben, der behende ſeinen Querſack verließ und in das Gehölz kroch, während der Alte ſpähend in die Runde ſchaute. Als der Kleine zurückkehrend ſein Zeichen machte, winkte der Führer ſeine jüngeren Gefährten heran und wies hinter dem Rücken des Mädchens bedeutſam in die Ferne nach einer aufſteigenden Rauchwolke. „Ich rathe, Bruder Bernhard, daß wir hier für die Pferde ſorgen und unſere Abendkoſt verzehren, ſolange wir allein ſind; Proviant iſt nirgend ſicherer als im Magen.“

Bernhard hob die Schweſter vom Zelter, Pieps leitete die Pferde in das Gehölz zu der Stelle, wo ein Bergquell fröhlich thalab rieſelte, dort löſte er die Ledertaſche mit dem Reiſevorrath vom Sattel und half den Thieren zu Weide und Tränke. Die Anderen ſetzten ſich in die Nähe des Waſſers und ſprachen der Koſt zu, wie Reiſenden gebührt. „Die blauen Waldglocken blühen,“ begann Regine erfreut, „gedenkt ihr, Bernhard, wie wir mit einander ſangen als ich ein Kind war: Blau ſind alle meine Farben und blau iſt meine Luſt? — denn dies war die Farbe, worauf der ſelige Vater am meiſten hielt.“

Bernhard nickte. „Später kamen beſſere Arien daran, wie dieſe: Knabe, geh' und kauf Melonen und vergiß des

Zuckers nicht. Gottlieb, mein ergrauter Knabe, reiche die Flaſche mit gebranntem Waſſer."

„Jetzt iſt die Zeit des Abendgeläutes," fuhr die Schweſter fort, „mich wundert, daß wir keine Glocke hören."

Die Männer ſahen einander an. „Vielleicht ſind ſie vom Kriegsvolke entführt," tröſtete Gottlieb, indem er ſeine Biſſen zuſchnitt, „oder die Bauern fürchten ſich am Strange zu ziehen, damit nicht fremdes Geſindel zu ihrem Abendeſſen gelockt werde."

„Ihr ſagtet doch," antwortete Regine, „daß in dem Lande des frommen Herzogs keine Kriegsleute lagern, und daß wir in Sicherheit reiſen."

„Es iſt nirgend Sicherheit vor ſtreiſendem Volk," entgegnete der Bruder, „und da du ein beherztes Kind biſt, ſo berge ich dir nicht, daß Gottlieb zur Vorſicht gemahnt hat."

„Soll ich meine Meinung ſagen," begann dieſer, „ſo ſind wir nicht die einzigen Kriegsleute, welche heut im Walde reiten. Vielleicht iſt der Schwede von Erfurt über den Rennſtieg gekommen, um Fichtenzapfen zu beuten, da er auf anderen Gewinnſt hier ſchwerlich hoffen darf."

Bernhard ſchüttelte das Haupt: „Oberſt Ermes bezieht ſeinen Proviant aus Gotha; wollte er hier rauben, würde er ſich ſelbſt die Zufuhr mindern. Streifen Bewaffnete im Holz, ſo ſind es kaiſerliche Freireiter vom Frankenwalde her. Um der Schweſter willen reut es mich, daß unſre Begleiter an der Werra zurückblieben, weil wir unſern heimlichen Ritt zum Herzoge vor den Schweden verbergen ſollten. Doch haben wir ſeither gutes Glück gehabt und kommen jetzt auf die Höhe des Gebirges und in die Dörfer von Thüringen; dorthin, hoffe ich, folgen die Beutenden nicht." Regine ſtand auf.

„Haben wir eine Gefahr zu meiden, ſo bitte ich, daß wir aufbrechen, damit wir noch bei Tage in ſicheres Land verbringen."

Damit war Gottlieb einverſtanden und ſie ritten nach kurzer Raſt wieder dem Kamme des Waldgebirges zu.

Auch Bernhard ſah jetzt unruhig zurück, bis ſie den Hochwald erreicht hatten und hinter den Bäumen der Beobachtung durch raubluſtige Reiter entzogen wurden. Die Sonne neigte zum Niedergang, zuweilen fiel goldenes Licht zwiſchen den Baumſtämmen auf den Weg, dann kletterten die Pferde in dichtem Schatten bergauf, während ſich graue Dämmerung über Berg und Thal legte.

Sie hatten den Rennſtieg überſchritten, den Ausbau des Waldes, welcher die Waſſerſcheide bildet zwiſchen Franken und Thüringen, und die Pferde ſchnaubten und ſtrauchelten mühſam abwärts. Der Weg zog ſich zwiſchen dichtem Tannengehölz in ſcharfer Krümmung, da hielt der Führer plötzlich an; im nächſten Augenblick knackte es im Holz. Mehre wüſte Geſellen ſprangen in den Weg, in dürftigen und zerriſſenen Kitteln, mit Bauermeſſern und alten Musketen bewaffnet, einige unter gerolltem Bauerhut, andere barhaupt.

„Holla! halt!“ ſchrie der erſte, „ſteigt vom Pferde oder der ſchwarze Hagel fährt euch in den Leib.“

Gottlieb blieb ſitzen und muſterte die Wegelagerer. „Wahre dich ſelbſt, Bauer, deine Lunte verſengt dir den Rock.“ Während der Mann mit der Hand die glimmende Stelle ausdrückte, brachte Gottlieb ſeinen Karabiner in Ordnung: „Dieſer hier gibt auf grobe Worte heiße Funken. Wenn ihr aber ehrliche Flegel ſeid, wie ich hoffe, ſo zeige ich euch meinen Freipaß.“ — Er griff in die Taſche, holte einen ſchmalen Riemen hervor, ritt unter die Waldleute und ſprach leiſe den Reim: „Wer hiermit bindet den Schuh, der bleibt vor dem armen Bauer in Ruh'.“ Die Männer ſtarrten ihn an, unſicher ſagte einer zum andern: „er hat das fränkiſche Zeichen, ich traue mich nicht ihn abzuthun, wir müſſen den Schreiber rufen.“

Während der Bote abwärts lief, hielten die Reiſenden umſtellt von den Waldleuten. Ein plumper Geſell faßte das Saumpferd am Zügel, Pieps ſchlug ihm die Hand bei Seite.

„Was iſt in dem Sack?" frug ein Anderer und packte einen Beutel an Regina's Pferde.

Regine griff hinein. „Es iſt unſer Reiſebrod, biſt du hungrig, ſo nimm es." Der Mann biß gierig zu.

„Es iſt Weizenbrod, dergleichen iſt lange nicht in unſeren Backofen geſchoben; ihr ſcheint mir rare Vögel." — Ein Genoſſe riß ihm die Semmel vom Munde, und wies mit drohender Geberde nach dem Sack.

„Es war das letzte," ſagte ſanft Regine, „jetzt müſſen wir euch um Nahrung bitten." — Der Bauer lachte: „Das wäre verkehrte Welt! hier iſt Schmalhans Küchenmeiſter."

Ein breitſchultriger Mann in ſtädtiſcher Tracht mit rothem aufgedunſenem Geſicht kam herzugelaufen, er hielt mit der einen Hand eine Blendlaterne, mit der andern eine Piſtole: „Wer ſeid ihr, und was wagt ihr euch in unſer Geheimniß?" ſchrie er.

„Seid ihr einer von den Beamten Sr. Herzoglichen Gnaden," antwortete Gottlieb, „ſo wißt, daß wir einen hochwichtigen Auftrag an euren Herrn zu beſtellen haben, und daß euch Blitz und Donner auf eure Köpfe fahren wird, wenn ihr uns aufhaltet."

„Gebt eure Waffen ab," befahl der Schreiber, „denn ihr ſeid jetzt unſere Gefangenen."

„Wollt ihr verſuchen, ob wir's ſind?" verſetzte Bernhard und ritt ihm drohend näher.

Sein Gegner zog ſich heftig zurück und rief den Bauern zu: „Auf ihn, Nachbarn! macht den Prahler ſtill!" Regine drängte mit einem Angſtſchrei ihr Pferd zwiſchen den Bruder und die Landleute.

„Schande über euch, ihr Männer, daß ihr eine Frau im wilden Walde bedroht," rief eine klangvolle Stimme; ein großes Weib ſchritt durch die Landleute und faßte Regina's Pferd am Zügel. „Folgt mir," gebot ſie den Reiſenden.

„Jungfer Judith, mengt euch nicht in dieſe Sachen!" rief der Schreiber.

„Den Herrn Amtsſchreiber warne ich, daß er ſich ſelbſt in Acht nehme. Er wird ſich ſchlechten Dank erwerben, wenn er ſolche hindert, die zum Hofe wollen.“

„Wo iſt euer Paßport?“ frug der Beamte finſter. Bernhard reichte ihm das Papier, der Schreiber verſuchte beim Schein der Laterne zu leſen: „Hier ſtehen nur Namen ohne Stand und Würde, was gegen die Vorſchrift iſt. Weiß der Herzog, daß ihr ihm zureiſt?“ frug er lauernd.

„Ihr habt kein Recht zu ſolcher Frage,“ war die kalte Antwort.

„Sie kommen als Spione,“ ſagte der Schreiber zu den Bauern.

„Wir haben für euch ſpionirt, ihr Wackerſchreiber,“ entgegnete Gottlieb. „Jenſeit des Rennſtieges brennt's, und die Dörfer ſind leer; wir aber wollen die feindlichen Reiter vermeiden, ebenſo wie ihr.“

Die Bauern wurden unruhig und verhandelten leiſe. „Wohlan,“ entſchied der Schreiber in verändertem Tone, „wir hindern euch nicht länger, ihr mögt euren Weg fortſetzen. Laßt ihnen den Willen, Nachbarn.“ Aber das Weib erfaßte wieder den Zügel: „Ich widerrathe der fremden Frau weiter zu reiten, der Weg iſt bei Nacht gefährlich.“

Der Beamte trat ihr entgegen: „Jungfer Judith, ihr mißbraucht die Gewalt, die ihr über mich und Andere habt, wenn ihr unſer Geheimniß den Fremden preisgebt.“

„Ich thue es ungern,“ antwortete die Jungfrau, „aber ihr wißt, was ihnen droht, wenn ſie abwärts ziehen. Folgt mir,“ mahnte ſie die Reiſenden; „gebt Raum, ihr Nachbarn.“ Die Bauern räumten willig den Weg.

Regine ſah unſicher auf ihren Bruder, aber dieſer rief: „Führt, wir folgen euch mit gutem Vertrauen.“

Die Frau leitete die Fremden einen Seitenweg bergauf und thalab, bis ſie durch dichtes Unterholz an einen Zaun von ſtarken Bohlen kamen. Hier ſtiegen die Reiſenden ab, die Führerin öffnete das Thor. Um eine alte Eiche lagerte zuſammengedrängt die geflüchtete Gemeinde, eine Anzahl Weiber und Kinder kauerte bei ihren Bündeln, unter dem Baume ſaß ein alter Geiſtlicher in ſeinem Amtsrock. Alle Blicke richteten ſich neugierig auf die Fremden, aber Niemand regte ſich, nicht einmal die Hände der geflüchteten Weiber, welche über die geretteten Ballen gekreuzt waren. Nur der Geiſtliche erhob ſich und lüftete ſeinen Hut, als er die lateiniſche Anrede Bernhards vernahm:

„Ehrwürdiger Herr, wir kommen in Frieden, und bitten im Namen Gottes um euren Schutz.“

„Der Herr ſei mit euch und uns in der Wildniß,“ antwortete der Alte. „Ihr ſeht, die Wirthe ſind ausgezogen und haben den Gäſten kein anderes Obdach zu bieten als das grüne, welches der Herr für das wilde Geflügel errichtet hat. Auch die Koſt wird dürftig ſein“ — er wies auf ein kleines Feuer am Boden, bei welchem einige Kochtöpfe ſtanden.

„Wir wünſchen nur, daß ihr uns bis zum Morgen in eurer Nähe duldet,“ erwiederte Bernhard, und die Führerin bat er, auf Regine zeigend: „Ich flehe herzlich, ſorgt für meine Schweſter, denn die Tagefahrt war mühſam.“

Die Jungfrau wies ſchweigend auf die Pferde und auf eine Anzahl Pflöcke am Zaun, dann faßte ſie die Hand Regina's und führte die Erſchöpfte einige Schritte aufwärts, dort breitete ſie eine Wolldecke über das Moos, ſchlug ſie um die Glieder des Gaſtes und ſchob ihr ein Bündel unter das Haupt; ſie ſelbſt ſetzte ſich daneben auf einen Stein.

Bernhard folgte ihr erſtaunt mit den Augen, der ruhige Stolz, mit welchem ſie gute Geſinnung erwies, war wunderlich bei einer Jungfer vom Dorfe. In dem unſicheren Scheine des Feuers erkannte er eine kraftvolle Geſtalt von vollen Formen, ein großes Antlitz mit leicht gebogener Naſe, das blonde Haar in ſtarken Zöpfen um das Haupt geſchlungen. Er ſah, daß ſie jung war, und ihm kam vor, als ob ſie ein ſchönes Weib ſein würde, wenn der finſtere Zug um Stirn und Mund verſchwände. Während Gottlieb mit dem Buben für die Pferde ſorgte und die Säcke bei ſeiner Ruheſtätte zurecht legte, ſetzte ſich Bernhard in die Nähe des Pfarrers, welcher das ſichtbare Haupt der Gemeinde war.

„Wir hofften hier zu Lande beſſere Sicherheit zu finden," begann er. „Ich bedaure, ehrwürdiger Herr, daß ihr in hohen Jahren noch ſo Schweres erleben müßt."

„Gewiß war es im Ganzen eine ſchwere Zeit," antwortete der Pfarrer mit düſterem Behagen, „das Lamm iſt kahl gerupft und es wird nicht beſſer, ſondern immer ſchlimmer. Denn obgleich die Gemeinde in der letzten Zeit wieder etwas zugenommen hat, ſo ſind doch die Herzen verhärtet. Es nutzt nichts, zum Vertrauen zu mahnen, wenn der Magen leer iſt und das Elend durch große Löcher in die Häuſer bringt. Kein Jahr, in dem wir nicht drei- bis viermal hierher geflüchtet ſind und daheim ausgeraubt wurden; und dann bedenkt die Peſt und die Bosheit mancher Dorfleute, die ihrem Seelſorger nichts Gutes wünſchen, wenn er ihnen ihre Sünden vorhält."

„Ihr habt in eurer Jugend beſſere Jahre gekannt," verſetzte Bernhard theilnehmend, „wir Anderen gedenken nicht, daß es jemals anders war."

„Ja, Herr," beſtätigte der Pfarrer, der Erinnerung froh, „noch vor ſechzehn Jahren hatte meine Kirche Fenſter und zwei ſilberne Kelche und ich führte den Klingelbeutel ein. Aber ſchon damals fing der Aerger an, als meine Beichtkinder die Köpfe zuſammenſteckten und murrten: „Dieſer Pfarrer will etwas Sonderliches ſein, er will ein Klingelſäcklein in die Kirche bringen, was niemals gebräuchlich geweſen iſt, und wir legen Nichts hinein!" Damals aber folgten ſie mir zuletzt doch noch, ja die Officiere der ſchwediſchen Einquartierung gaben, und wir unterſtützten damit noch fremde Exulanten. Jetzt aber wandert das Säcklein nicht mehr, ſogar die Klingel haben die Diebe genommen. Von vierzig Pferden ſind noch vier übrig, und die Weiber ſpannen ſich zu dreien oder vieren vor den Pflug, denn der Männer gibt es wenige. Seht dieſen Talar," — er wies auf ſein verſchliſſenes Gewand — „der Schlafrock darunter iſt Alles, was ich heut ſalvirt habe. Suſanne, ſieh nach der Suppe," mahnte er, ſich unterbrechend, eine alte Magd. Dieſelbe goß aus dem Topfe in eine irdene Schale und trug die Abendkoſt mit einem Blechlöffel dem Pfarrer zu. Er hielt die kleine Schüſſel unſicher in der Hand: „Ich müßte euch einladen," ſagte er.

Der Gaſt dankte und Gottlieb ſprach von ſeiner Raſtſtelle: „Wir ſahen doch Wild im Walde und die Bauern ſchleppen ſich mit Feuerröhren."

„Ihr vergeßt, daß das Wild unſerem gnädigen Herzog gehört," antwortete der Pfarrer im Eſſen.

„Nun, beim Donner!" rief Gottlieb, „wenn der Herzog ſeinen Bauern nicht das Mehl im Kaſten zu ſchützen vermag, ſo ſollte er ihnen wenigſtens die Thiere des Waldes nicht verbieten."

Ein alter Bauer, der als Wächter am Eingange ſaß, lachte, aber ein warnender Blick Bernhards hemmte die dreiſte Rede.

„Seine herzogliche Gnade würde wohl Nachſicht üben," entgegnete der Pfarrer, „aber der Herr Jägermeiſter iſt ſtrenge. Wenn der Herzog im Walde jagt, ſo treibt die Gemeinde, aber Viele ſind widerſpenſtig geworden."

„Der Herr jagt das Wild und fremde Reiter jagen ſeine Bauern," brummte Gottlieb aufſäſſig.

„Er ſchießt uns auch die Wölfe und läßt die wilden Hunde ſchlagen," erklärte der Pfarrer, „aber er kann es nicht leiden, daß die Dorfleute mit Feuerröhren im Walde ſtreifen."

„Es ſcheint, daß dieſe ſich wenig darnach kehren," bemerkte Gottlieb.

Vor ihm fiel, in Farnkraut gewickelt, ein Stück gebratenes Fleiſch in das Moos und eine Stimme hinter ihm ſprach: „Nehmt, weil ihr für den Bauern geſprochen habt. Gottlieb wandte ſich um und ſah in die ſpöttiſche Miene eines kräftigen Schützen, der hinter dem Zaune ſtand. Er nickte ſeinen Dank und gebrauchte ſein Meſſer an der verbotenen Koſt.

Aus der Ferne vernahm man dumpfen Knall. Zuerſt einzelne Schüſſe, dann längeres Geknatter; die Weiber ſteckten ängſtlich die Köpfe zuſammen und flüſterten mit einander. Der Pfarrer aber faltete über ſeinem Löffel die Hände. „Dort ſchießt der wilde Feind Victoria bei unſeren ausgeraubten Häuſern.“

Außerhalb des Verſchlages riefen Stimmen in gedämpftem Tone und durch einen Spalt im Zaune ſah Bernhard weiter unten in einem Erdloch ein loderndes Feuer und Geſtalten, welche ſich darum bewegten.

„Was bedeuten die Stimmen und das Feuer?“ frug er den Pfarrer.

„Es iſt der Amtsſchreiber mit unſeren Männern, welche dort unten für uns Wache halten,“ antwortete der Pfarrer gleichmüthig.

Bernhard ſtand auf und ſprach leiſe mit ſeinem Begleiter.

Das letzte Abendroth war verglüht, am dunklen Nachthimmel glänzten die Sterne, nur im Norden lag ein röthlicher Schein über dem Horizont. Kein Windeshauch regte ſich in den Wipfeln der Bäume, auch das Feuer war niedergebrannt und warf unſichere Lichter durch das Gehege der Flüchtigen. Bernhard näherte ſich dem Lager der Schweſter und als er die tiefen Athemzüge der Schlummernden merkte, legte er wenige Schritte von ihr ſeine Waffen ab, um ſich zur Nachtruhe hinzuſtrecken.

„Verlaßt die Stelle,“ gebot eine Stimme, „ihr ſteht auf blutigem Grunde und euer Lager wäre für euch von übler Vorbedeutung.“ Bernhard trat näher zu der Warnerin: „Dort wurde vor Zeiten Einer erſchlagen; ſeitdem treibt der Grund jedes Jahr die rothen Nelken hervor und wer bei Sinnen iſt, meidet den Ort.“

„Ich danke euch für dieſe Mahnung und außerdem für Größeres,“ ſagte Bernhard leiſe. „Ich bitte, beantwortet mir redlich die Frage: iſt die Schlafende hier unter den Dorfleuten ſicher?“

„Ich hoffe, die Gefahr iſt vorüber,“ kam es aus dem Dunkel zurück. „Sagt eurem Begleiter, daß er wach bleibe.“

„Nicht ihm, ſondern mir gebührt die Wache für eine, die mir das Liebſte auf Erden iſt.“

„Habt ihr Jemand auf Erden, der euch lieb iſt,“ war die Antwort, „ſo bedenkt auch, daß im Walde heilſamer iſt zu ſchweigen als zu reden.“ Die Jungfrau zog ihr Gewand zuſammen und ſaß unbeweglich.

Es wurde ſtill. Unter dem Laubdach des Waldes ruhten die Müden und die Geflüchteten. Da erklang in hellen Lauten eine Frauenſtimme, langſam und feierlich tönten die Worte einer Schlafenden durch den Raum, wie eine Verkündigung: „Sehet! o ſeht, ihr Armen und Mühſeligen, die ihr in Finſterniß und Todesſchatten liegt. Oben am Himmel öffnen ſich die Wolken und heller Schein ſtrahlt herab. Hoch über Sonne und Mond leuchtet ein Tempel, gebaut aus Morgenroth und Sternenglanz und die Schaaren der Seligen ſchweben hinauf anzubeten. Sehet, der ſüße Herr ſitzt auf goldenem Thron in ſeiner Herrlichkeit, er hält einen Blumenſtengel in der Hand, daran ſind blaue Glocken; und er winkt mich zu ſich: komm auch du, arme Seele. Ach Herr, mir war ſo bange auf Erden.“

Bernhard hatte ſich aufgerichtet und beugte ſich ängſtlich über die Schweſter, welche mit geſchloſſenen Augen daſaß, das Angeſicht von freundlichem Traume verklärt. Dem fragenden Blick des Weibes, welches neben der Schweſter kniete, antwortete er traurig: „ihr iſt eigen, zuweilen ſo im Schlafe zu ſprechen.“ Auch der alte Pfarrer war erwacht, faltete die Hände und ſtarrte nach der Sprechenden, die Dorffrauen regten ſich und traten näher. Wieder begann Regine: „Höret, ihr

Frauen, ein lichter Engel ſchwingt die Flügel und ruft mit ſtarker Stimme auf die Erde herab: halte an, du armes Geſindlein, welches ruhelos durch Diſteln und Dornen des Ackers dahinzieht, ſchirre die Roſſe ab und treibe ſie auf die Weide; denn ich verkünde Frieden den Menſchen und neue Herrlichkeit der Erde. Die ſich haßten, verſöhnen ſich, auf den Feldern blüht der Weizen und die Böcklein ſpringen luſtig in der Herde. Friede, Friede ſoll ſein im deutſchen Lande.

„Alle die ich ſehe, ſind weiß gekleidet zum Feſte der Seligen und ihre Gürtel ſind golden. Eine aber ſitzt neben mir in grauem Gewande und die Schatten verbergen ihr Angeſicht. Warum biſt du allein fremd und traurig unter den Fröhlichen?

„Wo ſeid ihr, mein Bruder? O, kommt eilig, daß wir zum Tempel des Herrn hinaufſteigen, die Glocken läuten und ein weißes Gewand habe ich euch zurecht gelegt; wo weilt ihr? Ich fahre allein dahin zu den Seligen, ich ſuche euch traurig mit meinen Augen und ich ſehe euch nirgend.“ — Sie ſeufzte tief: „Lieber Gott, ſchütze ihn, lieber Gott,“ und ſank auf das Lager zurück.

„Du treue Schweſter,“ rief Bernhard und winkte mit einer bittenden Geberde dem Pfarrer zurückzutreten; auch die Weiber ſchlichen nach ihrer Schlafſtätte. Zu der Jungfrau Judith aber, welche der Schlummernden leiſe das Haupt zurecht legte, ſagte er: „ſie ſchläft jetzt feſt und morgen weiß ſie Nichts von Allem, was ſie geſprochen, und grämt ſich, wenn man zu ihr davon redet.“

Wieder wurde es ſtill im Gehege, bis vom Norden her ein graues Licht über den Himmel zog, der Vorbote des Morgens; aber noch lag das Dunkel auf dem Waldboden, als weigere ſich die Erde den ſchwachen Schein von oben aufzunehmen. Unten im Keſſelthal rührte ſich's. Boten gingen und kamen und heftige Reden und Antworten ſummten nach der Höhe. Bernhard erwachte aus leiſem Schlummer, er fühlte den Schmerz ſeiner Wunde und blickte fröſtelnd um ſich, noch lag die Schweſter regungslos unter der warmen Hülle, das bleiche Antlitz auf den Arm geſtützt. Aber als er die Stelle neben ihrem Haupte ſuchte, wo das fremde Mädchen geſeſſen hatte, fuhr er zurück, denn ihr Angeſicht war in das einer runzligen Alten verwandelt, und die Alte winkte und lächelte und wies auf den Eingang des Geheges. Der Bauer am Eingange war verſchwunden, aber Pieps kauerte dort an dem Zaune, wies mit der Hand in den Thalkeſſel, hob drei Finger in die Höhe und machte die Geberde des Kehlabſchneidens. „Saheſt du die Feldzeichen der Getöteten?" frug Bernhard leiſe. „Roth," verſetzte Pieps. — „Iſt die Luft rein?" — Der Bube nickte.

Bernhard wies auf die Schweſter zurück und Pieps glitt in Regina's Nähe auf den Grund.

Vorſichtig ſchritt Bernhard zwiſchen den Baumſtämmen an den Rand des Hochwaldes und blickte über die Berge und Baumwipfel hinaus in den Nebel der Ebene, während in der Nähe die erſten leiſen Vogelſtimmen das beginnende Leben des Tages verkündeten; die Trilllerche, welche im Laubholz die Nachtwache hält, erhob ihren kurzen Ruf, bald pfiff die Amſel, ihr folgten viele kleine Sänger, vom Himmel fiel ein roſiger Schein auf die höchſten Gipfel und glitt langſam herab an den Stämmen. Es war ſo feierlich und friedlich zwiſchen den Bergen und Bäumen, als hätte nie der Menſchen Unruhe, Eigennutz und Haß einen Weg in die ſtille Wildniß gefunden. Auch der friſche Geſell, dem jetzt das Frühlicht ſein verblichenes Antlitz röthete, fühlte etwas von dem Frieden, obgleich er ſich des Morgens lieber am brodelnden Feldkeſſel ſeiner Kameraden gefreut hätte.

Seitwärts kniſterte ein dürrer Aſt. Eine hohe Frauengeſtalt ſchritt, das Haupt nach vorn geneigt, langſam durch Haidekraut und Ginſter. Sie ſuchte am Boden, zuweilen kauerte ſie zwiſchen den hohen Wedeln des Farnkrautes nieder und dem Manne war, als vernehme er ihr leiſes Murmeln, dann erhob ſie ſich wieder und barg Gepflücktes in einem Tuche. Er dachte, daß ſie heilkräftige Kräuter ſammelte, und da er ſich ſcheute ſie bei ihrem geheimen Werke anzureden, trat er hinter den Baum. Doch konnte er den Blick nicht von ihr abwenden; ſie ging ſo geräuſchlos und feierlich dahin, in dem dunklen Gewande und verhüllten Haupte einem Geiſte der Dämmerung vergleichbar. Vor ihr bewegten ſich auf dem Boden kleine dunkle Schatten; ſie huſchten durch das wilde Kraut, hoben ſich in die Luft und verſchwanden wieder am Boden. Als die Frau einmal dem Standort des Mannes näher kam, erkannte er zwei Vögel, welche wie Hündlein um ſie herumliefen; endlich ſchwang ſich der eine auf die Spitze eines Strauches und pfiff das Morgenlied der Amſeln in das Thal hernieder als Antwort auf den Ruf ſeiner wilden Stammgenoſſen. Bernhard vermochte jetzt auch die edlen Züge des Angeſichts zu erkennen, wenn es ſich dem Lichte zuwandte. Nur einmal richtete ſie die Augen nach dem Baume, als ſie das Geſchrei eines Kauzes hörte, welcher ſeinen Geſellen zur Heimkehr ermahnte, aber ſie verrieth durch kein Zeichen, daß ſie den fremden Mann erblickt hatte, und wandte ſich langſam und ſuchend wieder dem Lager zu.

Doch hatte ſie ihn geſehen; denn kurze Zeit darauf ſtand ſie neben ihm. Die roſige Farbe ihrer Wangen ließ nicht erkennen, daß ſie die Nachtruhe entbehrt hatte, ſie ſah ihm voll ins Geſicht wie eine Herrin, welche die Miene eines Untergebenen muſtert. Freudig grüßte Bernhard: „Daß ich der Jungfer vor Sonnenaufgang begegne, iſt eine gute Vorbedeutung für den Tag.“

„Das Gute, welches euch der Tag bringen ſoll, erwartet nicht von uns,“ antwortete ſie ruhig. „Was ihr in der Nacht unter den Waldleuten erfahren habt, bewahret ſtill für euch. Haltet euch in der Nähe des Pfarrers, wenn wir in das Dorf zurückkehren, denn die Männer haben

Argwohn. Sie meinen, ihr müßt zu der Partei gehören, welche uns in dieſer Nacht die letzten Kühe rauben wollte.“

„Der Raub iſt mißglückt,“ erwiederte der Fremde, „eure Nachbarn waren die Stärkeren.“

„Die Bauern gebrauchen jetzt das Grabſcheit, damit nicht ruchbar werde, was in der Nacht geſchehen iſt,“ fuhr ſie fort. „Der Bauer erſchlägt jeden Soldaten, deſſen er heimlich Herr wird, der Rache und der Beute wegen; und das Bauermädchen iſt ſtolz darauf, wenn ſie ſich ein Bruſttuch aus der Feldbinde eines Officiers ſchneiden kann, den ihr Liebſter mit ſchwarzer Erde zugedeckt hat. Darum werdet ihr bei unſerm geplagten Volk keine gute Geſinnung finden, und ich rathe, achtet auch auf das Futter und auf die Hufe eurer Pferde, damit ihnen Nichts zuſtoße, was eure Reiſe hemmt.“

„Warum haltet ihr mich für einen Officier?“ frug Bernhard.

„Ihr trugt ſonſt eine Feldbinde auf eurem Rock,“ entgegnete die Jungfrau flüchtig über ſeine Schulter ſehend.

„Verzeiht eine Frage, Demoiſelle.“

„Mein Name iſt Judith Möhring,“ antwortete ſie kurz.

„Dann alſo, werthe Jungfer Judith, haltet mir meine Neugierde zu gut. Ihr lebt, wie ich erkenne, unter den Bauern; ſeid ihr das Herrenkind des Dorfes?“

Ein trauriges Lächeln zog über das Geſicht des Mädchens. „Ich bin eine Waiſe, mein Vater kam als Flüchtling in das Dorf, da ich noch ein kleines Kind war. Seit er tot iſt, dulden ſie mich, obgleich ich in der Fremde geboren bin.“ Sie wies in das Thal: „dort bin ich aufgewachſen zwiſchen Baum und Stein. Ich bin gewöhnt aus dem Dorfe nach dem Wald zu flüchten und habe oft von hier herabgeſehen, wie heut, ob eine Rauchwolke mir verkündet, daß meine letzte Zuflucht auf Erden von den Soldaten niedergebrannt iſt.“

„Auch ich ſehe in die Ferne nach den Thürmen der Stadt,“ ſagte Bernhard theilnehmend, „und ich bin unſicher, ob ſie uns ein gaſtliches Obdach gewähren wird. Denn ich ſuche für meine Schweſter eine Stätte, wo ſie weilen kann bis auf beſſere Zeiten, die wir immer noch hoffen."

„Wollt ihr bei uns bleiben?" frug das Mädchen ſchnell.

„Ich habe, wie ihr vernahmt, bei eurem Herzoge ein Geſchäft und muß wieder in die Fremde."

„Ihr wollt wieder zu einem Heere der Mordbrenner, welche das Land verderben? Ich frage Nichts mehr, fahrt dahin!" Sie wandte ſich ab und ſchlug die Arme übereinander.

„Nicht jeder Soldat iſt ein Mordbrenner, liebe Jungfer."

„Wie dürft ihr mir ſagen, daß ich euch lieb bin?" antwortete das Mädchen über die Schulter, „ſolche Höflichkeit ſpart für Andere, welche vielleicht williger darauf hören. Ich bin euch fremd und ich bin euch nicht mehr werth, als die Ringeltaube dort auf dem Aſt, oder als die Katze, welche vor einer Hausthüre ſitzt, an der ihr vorbeireitet. Mißbraucht eure Stimme nicht zu Geſchwätz."

„Zürnt nicht," entgegnete Bernhard, betroffen über die herbe Abweiſung, „ich bin ein ehrlicher Knabe und wollte euch nicht durch Unwahrheit verletzen. Duldet wenigſtens, wenn ich euch ſage, daß es mir von Herzen lieb iſt, euch in der Wildniß gefunden zu haben, denn ihr wart gütig gegen mich und meine Begleiter. Wiſſet, da ihr mich für einen Soldaten haltet, daß der Kriegsmann ſich noch mehr freut als ein Anderer, wenn er irgendwo freundlichen Gruß und eine gute Geſinnung erkennt; denn ſein ſchweres Amt iſt Anderen zu ſchaden, und er weiß, daß die friedlichen Leute ihn verwünſchen."

„Wie er es werth iſt. Ihr dient den Fremden; ſeid ihr ſchwediſch?" frug ſie.

„Ich bin von den weimariſchen Völkern."

Die Jungfrau wandte ſich ab und machte eine Bewegung, welche ihm Entfernung gebot; aber Bernhard, welcher gedachte, daß der Unwille gegen die franzöſiſche Dienſtbarkeit deutſcher

Soldaten in Vielen lebte, fuhr eifrig fort: „Duldet, daß ich noch ſage, woran euch, wie ich merke, wenig gelegen iſt. Die Regimenter haben, weil ſie Deutſche ſind, den Franzoſen verlaſſen. Vor wenigen Tagen haben wir uns mit dem Marſchall und mit unſeren alten Officieren, welche uns verriethen, gerauft und dieſen Säbelhieb erhielt ich von meinem eigenen Rittmeiſter.“

Die Jungfrau kehrte ihm das erblichene Angeſicht zu und frug mit rauher Stimme: „Warum ließt ihr euch ſchlagen, anſtatt ſelbſt zu treffen?“

„Auch mein Gegner erhielt ſein Theil.“

„Ihr habt ihn getötet?“ frug ſie faſt ſchreiend.

„Weiß nicht. Ihn trug ſein flüchtiges Pferd von dannen. Er war ein Edelmann von dieſſeits der Berge,“ ſetzte er hinzu.

„Wie war ſein Name?“ kam es heiſer aus ihrem Munde. Bernhard nannte den Namen. Mit einem Schrei ſchlug das Mädchen die Hände vor's Geſicht.

„Es ſteht ein Wort des Herrn geſchrieben: die Rache iſt mein,“ begann ſie nach langem Stillſchweigen. „Meint ihr auch, daß es unrecht iſt, ſich an ſeinen Feinden zu rächen?“

„Ich bin Soldat und meine Ehre gebietet loszuſchlagen, wo mir eine Kränkung widerfährt.“

„Ich bin ein Weib und, verzeihe mir der Himmel, ich habe zuweilen daſſelbe gedacht.“ Sie faßte ihn am Armgelenk und ſprach, ſeine Hand ſchüttelnd, heftig: „Ihr ſollt nicht uneben von mir denken, hört zu: der Mann, den ihr nanntet, warb vor Jahren um ein Mädchen, das einzige Kind eines flüchtigen Dorfpfarrers. Die Thörin hörte gern auf ſeine ſchmeichelnden Worte und träumte davon ſeine Hausfrau zu werden. Da verſchwor er ſich einſt in der Trunkenheit vor ruchloſen Buben ſeinesgleichen, ſie trotz ihrem Widerſtande zu gewinnen. Er drang in ihr Haus, deſſen Thür ſich ihm nicht öffnen wollte, und ſchleuderte den alten Vater, der gegen ihn rang, ſo hart auf den Stein der Schwelle, daß der Alte nicht wieder aufſtand. Die Jungfrau hatte ſich in den Wald gerettet; als ſie am Morgen in das Haus zurückkehrte, ſagten ihr die Leute, daß ſie eine Waiſe war; der Bube aber ritt ungefährdet über die Berge zu den weimariſchen Völkern. — Wer hat euch die Wunde verbunden?"

„Die Schweſter hat darin gute Wiſſenſchaft," antwortete der erſtaunte Bernhard, „doch dachte ich einen Medicus der Stadt zu Rathe zu ziehen."

„Wenn ihr geſtattet den Schaden zu ſehen, vielleicht vermag ich euch zu heilen," ſagte ſie bittend. Unter dem Zauber ihres kräftigen Weſens neſtelte Bernhard bereitwillig an ſeinem Wammſe.

„Nicht hier," gebot die Jungfrau, „noch iſt die Sonne nicht über den Bergen und was in der Nachtluft ſchwebt, iſt heillos für offenen Schaden. Weicht zum Lager, ich folge euch."

Bernhard trat ſcheu zurück; als er ſich umwandte, ſah er ſie auf dem äußerſten Vorſprung des Felſens ſtehen, die Arme gekreuzt, das Haupt geneigt, die beiden Vögel liefen und flatterten um ſie her.

In dem Gehege fand er Gottlieb mit den Pferden zum Aufbruch bereit. Regine kam ihm ängſtlich entgegen. „Die Weiber ſtarren mich mißtrauiſch an," klagte ſie, „ich wollte, wir wären wieder allein im grünen Wald."

Bernhard wies tröſtend nach dem Morgenhimmel. „Steigt die Sonne über die Berge, ſo denke ich, brechen wir auf."

Auch der Pfarrer erhob ſich, ſchüttelte die Waldſtreu aus ſeinem Talar und begann: „Unter Anwünſchung eines guten Morgens allerſeits empfehle ich den Gegenwärtigen ſich mit mir zu einem Buß- und Klagelied für Abwendung der Feindesgefahr zu vereinigen." Ihn unterbrach der eindringende Amtsſchreiber; mit finſterem Blick und ohne Gruß eilte er an den Fremden vorüber: „Beeilt euch, ehrwürdiger Herr, die Luft iſt rein, die Räuber ſind abgezogen."

Die Weiber regten ſich in froher Geſchäftigkeit um die

Kinder und die geflüchtete Habe. Der Pfarrer aber ließ ſich in ſeiner Pflicht nicht beirren und verkündete: „Demnach lege ich an das Herz, zu einem kindlichen ſowohl Dank- als Freudenliebe für unſere Rettung aus Todesgefahr zuſammenzutreten.“ Doch bevor das Danklied angeſtimmt wurde, ſah er unzufrieden in die Runde und frug: „wo ſind die Nachbarn, wo ſind eure Männer?“ — Niemand antwortete, endlich kam aus einer Frauenkehle: „ſie halten Wache.“ — „Sie ſind über der Theilung,“ verrieth unbeſonnen eine Andere.

„Wenn ſie Speiſe und Trank zu vertheilen haben, ſo mahne ich, daß ſie auch ihren alten Pfarrer nicht vergeſſen.“ Und der arme Herr begann mit zitternder Stimme das Lied.

Regine neigte ſich über die gefalteten Hände und ihre Andacht war wohl die wärmſte, denn die Dorffrauen kamen zögernd herzu und der Schreiber drehte unruhig an ſeinem Hute, Bernhard aber blickte ſeitwärts auf die Jungfer Judith, welche geräuſchlos eingetreten war und die Augen dem goldenen Licht des Morgens zuwandte.

Die Geflüchteten drängten aus dem Gehege, Weiber und Kinder liefen, mit Bündeln beladen, in unruhiger Erwartung den Thalweg hinab und die bewaffneten Männer, welche voranzogen, hatten Mühe die Aufgeregten zurückzuhalten. Bernhard bot, der erhaltenen Warnung eingedenk, dem alten Pfarrer den Sitz auf ſeinem Pferde an, und da dieſer ſich beſcheiden gegen die Erhöhung ſträubte, ſo ſchritt auch er die Pferde führend zu Fuß an ſeiner Seite, ein wenig beruhigt durch die Zuverſicht ſeines Gefährten Gottlieb, der mit den Bauern Bekanntſchaft gemacht hatte und wohlwollend aus ſeinem Tabaksbeutel für ihre Holzpfeifen mittheilte. „Die Hunde haben außer Montur und Geld der kaiſerlichen Reiter auch einige Pferde gebeutet und im Walde verſteckt,“ raunte er Bernhard zu, „ihre jungen Burſchen lauerten geſtern Abend weiter unten auf unſerem Wege, und wir könnten jetzt arkebuſirt ſein, wenn nicht die Jungfrau ein Einſehen gehabt hätte.“

In der Nähe des Dorfes, wo ſich von ſteiler Berglehne ein gewundener Pfad zur Straße zog, hielt die Gemeinde an. Die Landleute ſchrien und jauchzten, als ſie aus dem dichten Tannengehölz Brummen und Gebrüll der Rinder hörten. Eine kleine Herde von Kühen und Jungvieh kam in luſtigen Sprüngen herab, getrieben von Knaben des Dorfes; lauter als über die eigene Rettung freuten ſich die Dorfleute darüber, daß ihre beſte Habe im Waldverſteck den Feinden entgangen war. Die Kinder liefen im Haufen den Thieren entgegen. Auch Judith rief: „Bleß“ und lockte eine ſtattliche Kuh, die ſtärkſte der Herde. Das Thier leckte die Hand ſeiner Herrin und Bernhard, welcher jetzt in der Nähe ritt, hörte, daß die Jungfer ſich mit ihr unterhielt wie mit einer Vertrauten. „Wie war euch die Nacht im Haidekraut, junge Frau? Habt ihr euch vor den Wölfen geängſtigt?“ Und die Kuh brummte ihre Antwort und ſchritt bedächtig im Zuge nach dem Dorfe, als Judith ihr liebkoſend die Hand zwiſchen die Hörner legte.

Im Thalgrunde lag das Dorf an beiden Seiten des Bergbaches, der weiß über die Steine ſchäumte. Zwiſchen den bewohnten Hütten von Tannenholz, welche die Zeit grau und braun gefärbt hatte, lag das Gebälk zertrümmerter Häuſer, eingefallener Ställe und Scheuern.

„Die Räuber haben geplündert,“ rief der Schreiber und wies auf das zerſchlagene Hofthor des nächſten Hauſes. Da ſchlug die Freude plötzlich in Jammer um, die Leute fluchten und rannten auseinander nach ihren Hütten; dort fanden ſie aufgeſchlagene Truhen, zerbrochene Stühle und den Vorrath, der etwa noch in Scheuer und Keller geweſen war, verzehrt oder verwüſtet, von dem Geflügel des Hofes nur die ausgerauften Federn. Die Fremden ſtanden allein auf der Straße, nur der alte Pfarrer, welcher ihnen auf dem Wege ehrenhalber ein Obdach angeboten hatte, harrte noch eine Weile bei ihnen aus und ſah trübſelig nach dem Pfarrhofe, in welchen ſeine Magd vorausgelaufen war. Judith hielt mit ihrer Kuh und der alten Frau, ihrer Dienerin, ſchweigend in der Nähe. Die Pfarrköchin kam mit gehobenen Armen zurückgerannt. „Alles zerſchlagen, auch die Bibel zerriſſen und beſchmutzt.“ Einige Weiber liefen aus den nächſten Häuſern und ſtimmten mit ihr Wechſelklage an. „Nur das Haus der Jungfer Judith iſt unverſehrt,“ ſchrie die eine.

„Die Jungfer verſteht die Kunſt den Leuten die Augen zu verblenden,“ rief neidiſch die Magd des Pfarrers.

Judith lächelte: „Das Haus liegt abſeit im Schatten des Berges und die Nacht war finſter.“ Sie trat zu Regine. „Iſt es euch genehm, ſo kommt mit mir.“

Die Reiſenden folgten dem Mädchen auf einem ſchmalen Stege über den Bach und durch den Wieſenrand dahinter. Auch dies Haus, in eine Krümmung der Bergwand eingebaut, war aus Holzbohlen gefügt, aber ein Oberſtock ſprang mit ſeinen kleinen Fenſtern über den unteren hervor, und ein ſtarker Holzzaun umſchloß das kleine Gehöft. Judith holte einen großen Schlüſſel aus ihrer Ledertaſche und öffnete die Zaunthür, dann wies ſie auf ein wüſtes Haus, das in der Nähe ſtand. „Dort mögen die Herren ſich und die Pferde unterbringen, denn hier fehlt es an Gelaß, doch die Ladung der Pferde rathe ich bei uns Frauen zu bergen, auch die Herren ſelbſt müſſen zu uns in die Küche kommen, denn dort drüben iſt Alles ausgeleert.“

Sie zog Regine an der Hand in das Haus, während Gottlieb mit dem Knaben die Pferde entlaſtete und unter Vortritt der alten Urſula nach dem Nachbarhauſe führte. Als Bernhard die Stufen hinaufſtieg, ſtand die Jungfrau im Hausflur und wies mit der Hand auf die Schwelle. „Setzt euren Fuß das erſtemal nicht auf den Stein,“ ſprach ſie traurig, „damit euer Eintritt euch nicht Unheil bereite.“ Aber als ſie mit den Geſchwiſtern in der Stube ſtand, grüßte ſie fröhlicher: „Seid willkommen! Es iſt Alles unverändert. Die Katze hat gut Haus gehalten,“ ſprach ſie rühmend, als eine große ſchwarze Katze vom Ofen vor ihre Füße ſprang und ſchmeichelnd ihr

Fell am Gewande rieb. „Es iſt auch Mehl vorhanden und Milch im Keller und wenn die Jungfer mit ihren Begleitern fürlieb nehmen will, ſo wird ſie hier nicht ſchlechter daran ſein als irgendwo im Dorfe.“

Die Geſchwiſter ſahen ſich neugierig in der Stube um. Es war ein wohnlicher Raum mit dem Hausgeräth einer ſtattlichen Bauernwirthſchaft, ein Tiſch Holzſtühle, die Ofenbank, das Spinnrad, die buntbemalte Truhe, Alles ſauber und behaglich, um die Fenſter ſogar Vorhänge von Leinwand mit geſticktem Saume, an den Wänden aber mehre Holzfächer, auf denen außer dem Geſchirr viele große und kleine Flaſchen und andere Gefäße von ſeltſamer Form ſtanden, dazwiſchen Kräuterbündel und große Bücher. „Wundert euch nicht über die Apotheke an meinen Wänden,“ ſagte Judith, „ich bin bei Krankheiten ein Beirath und Medicus in den Walddörfern noch von meinem ſeligen Vater her, der aus der Heimat große Kräuterkunde mitbrachte und wegen ſeiner Heilkunſt berühmt war.“ Und wieder trat ſie zu Regine: „Gern möchte ich mit euch an der Wunde des Herrn Bruders meinen guten Willen erweiſen, denn ich kann euch einen Balſam geben, der oft wundergleich geholfen hat.“ Regine ſah den Bruder fragend an und wunderte ſich, als dieſer ohne jede höfliche Rede und Entſchuldigung ſogleich ſeinen Arm darbot.

Die Frauen waren beide eifrig bei dem guten Werke und als daſſelbe vollbracht war, dachte auch Regine, daß die Fremde von freundlichem Herzen ſei, und ſagte, die ſichere Gewandtheit bewundernd: „ihr ſeid meine Meiſterin.“ „Der Schaden iſt größer als der Herr meint,“ mahnte Judith ernſthaft, „und hätte ich Gewalt über euch, ſo würde ich euch zwingen einige Wochen ſtill zu raſten.“

„Wenn ihr es geſtattet, ſpreche ich wieder vor,“ antwortete Bernhard, „denn mein Herz iſt voll Dankes; ich weiß jetzt, Jungfer, daß Schweſter Regine und ich durch euch in dieſer Nacht einer Lebensgefahr enthoben wurden.“

„Es iſt gefügt worden, daß ich mit euch zuſammentreffen ſollte,“ entgegnete Judith, „beide haben wir's nicht gewußt und nicht gewollt.“ Und mit verändertem Tone ſetzte ſie hinzu: „jetzt aber ſorgen wir nicht um Vergangenes, nur um das Nächſte, daß wir euch Herren die Tageskoſt bereiten. Vertraut mir die Jungfer Schweſter an und kommt bei guter Zeit mit eurem Gefährten zu Gaſte bei der Armuth. Die Jungfer Regine aber bitte ich ſich's bequem zu machen und wenn es ihr recht iſt, weiſe ich ihr auch den Keller, die Küche und ein Stübchen, wo ſie ſich ausruhen kann.“

Gottlieb ſaß in der verfallenen Hütte und ſchraubte zufrieden an ſeinem Carabiner. „Dies iſt das beſte Quartier, das wir ſeit lange gehabt haben,“ lobte er gegen den eintretenden Kameraden, „der Regen könnte durchlaufen und als Hausgenoſſen ſpüre ich nur Mäuſe und Sperlinge, aber die Nachbarſchaft iſt günſtig. Es ſind kluge Frauen, und die junge iſt in ihrer Art eine Prachtjungfer. Und was das Hauptſächliche iſt, wir ſind hier angenehm und gern geſehen. Seit vielen Jahren iſt mir dergleichen nicht vorgekommen. Die Alte hat Heu geſchafft und ſie ſprach ſogar Etwas von einem Säcklein Hafer. Ich ſage dir, dies iſt ein geſegnetes Land, vivat Erneſtus! Vermögen wir noch die Thür zu ſchließen, ſo ſind wir hier in Abrahams Schoß.“

„Wie magſt du dich hier ins Quartier legen? ſind die Pferde gefüttert und die Wege geöffnet, ſo reiten wir zum Herzoge.“

Aber dieſer Vorſchlag fand wenig guten Willen. „Laß dir ſagen, Bruder,“ begann Gottlieb die Aſche ſeiner Pfeife ausklopfend, „daß ich in der Stadt Gotha mehr Kundſchaft habe, als mir lieb iſt. Und um dir Alles zu vertrauen, ein Weib von mir hauſt an dieſem Orte und deshalb iſt er mir verleidet.“

„Das haſt du mir nie bekannt,“ verſetzte der erſtaunte Bernhard.

„Ich war nicht ſtolz auf mein Geſpons. Sie war zu ihrer Zeit eines Schloſſermeiſters Witwe, nicht mehr jung, aber die Nahrung war leidlich. Sie rieth mir, da ich als Altgeſelle bei ihr arbeitete, ich würde mich gut ſtehen, wenn ich ſie heiratete. Jedoch ſie erwies ſich als Hausdrache; ich verſuchte es mit Leder und mit Holz, aber Nichts wollte helfen, und da ich das Eiſen bei ihr nicht anwenden konnte, ſo nahm ich holländiſchen Abſchied, weil ich dachte, daß ich mit dem Kriegsteufel eher auskommen würde, als mit dem Eheteufel."

„Wie?" lachte Bernhard, „du Eiſenbeißer fürchteſt dich vor einem Weibe? War ſie älter als du, ſo kann ſie längſt dahin ſein."

„Du ſprichſt leichtſinnig, weil du ſie nicht kennſt," antwortete Gottlieb bekümmert. „Ihre Rachſucht iſt terribel und ich habe heut von der Alten erfahren, daß ſie noch in dieſem Jammerthal verweilt und ſcharf nach mir ausſieht, denn ſie iſt in der Bruderſchaft der alten Weiber wohl bekannt. Und kurz! mir wäre lieb, wenn du unſere Sache mit dem Herzog allein ausmachen könnteſt, ſintemal ich außerdem ſein Landeskind bin und nicht gern auf ſeine Fragen antworten möchte. Der Weg zu unſeren Abgeſandten führt dich doch über dies Dorf zurück."

Die Alte lud zur Mahlzeit, ſie forderte auch den bereitwilligen Pieps in die Küche und als Gottlieb vertraulich einwendete: „aber Mutter, die Pferde im leeren Hauſe," da tröſtete die Magd: „ich bleibe derweilen hier und bin euch gut, daß die Dorfleute mir nichts wegnehmen." — Gottlieb ſah ſie ſchlau an und auch die Alte lachte. „Furcht iſt allemal gut, ſelbſt wenn es nicht Furcht des Herrn iſt; auch ein alter Kriegsmann verſteht ſich mit dem Schwarzen auf gutem Fuß zu erhalten." Die Männer fanden in Judith's Stube den Tiſch gedeckt, Regine kam dem eintretenden Bruder in einer Dorfhaube mit der Schürze entgegen und half geſchäftig wie ein Kind des Hauſes die einfache Koſt herzutragen. Judith aber ſprach das kurze Tiſchgebet und lud zum Sitzen ein, wie Bernhard meinte, mit dem Anſtand einer Königin. Er ſah ſich während des Eſſens vergnügt um. „Wo ſind die Reiſebegleiter unſerer Jungfer Wirthin? ich ſehe die Amſeln nicht.“

„Sie ſind in der Stube nicht ſäuberlich,“ entſchuldigte das Mädchen, „und flattern hier nebenbei in der Kammer; dort können ſie durch ein Guckloch ins Freie, ſo oft ſie wollen. Sie haben mir manchmal Sorge gemacht, als der ſelige Vater hier mehre Jahre die Stelle des Pfarrers verſah; denn der frühere war in der Kriegsnoth geſtorben und der jetzige noch nicht hergeſchickt; damals fehlte auch der Küſter und ich mußte als Gehilfin des Vaters alle Kirchenämter verſehen, ich zog die Glocke, bekleidete den Altar und ſang der Gemeinde vor; es waren nur Wenige, welche außer uns im Dorfe beharrten. Da wollten ſich meine kleinen Geſellen nicht zu Hauſe verhalten und ſie flogen mir durch ein zerſchlagenes Fenſter in die Kirche nach, rannten um den Altar und behandelten den Taufſtein ärgerlich und unchriſtlich. Es kam vor, daß der Vater nur gepredigt hat vor zwei alten Frauen, vor mir und den Amſeln und einmal pfiff das Männchen mitten im Vaterunſer über der Kanzel ſein Lied. Auch ſie halten Gottesdienſt auf ihre Weiſe, ſo gut ſie es verſtehen.“

Die ſtille Freude machte ihr Antlitz ſo ſchön, daß Bernhard ſie mit unverhohlener Bewunderung betrachtete. „Zürnt nicht der dreiſten Frage, wie konntet ihr dies einſame Leben unter dem wilden Volk ertragen?“

„Ja, es iſt einſam hier,“ antwortete Judith mit trübem Blick. „Die liebe Sonne kommt auch im Sommer ſpät und ſcheidet früh; im Winter ſperrt der Schnee zuweilen die Pforte und ich bin mit meinen Gedanken allein, mit der alten Urſel und mit den Hausthieren. Dann ſchwatzt und erzählt Jedes in ſeiner Weiſe. Doch fehlt es mir niemals an Zuſpruch von Armen und Kranken, welche um Rath fragen, auch werde ich oft nach auswärts geladen, und draußen am Rand des Waldes leben auf den adeligen Gütern einige Frauen, wenn ſie nicht gerade in die Stadt geflüchtet ſind, welche es gut zu mir meinen; dort helfe ich in den Nothzeiten bei der Pflege."

„Schrecklicher noch als die Einſamkeit iſt die Gefahr unter dem Landvolk und dem Raubgeſindel, welches umherſtreift," bedauerte Regine.

„Ich bin daran gewöhnt, auch iſt mir die alte Urſel ein guter Schutz, ſie iſt klug und weiß mit den Leuten fertig zu werden."

„Dennoch wundert mich," fuhr Regine fort, „daß ihr euch nicht in die Stadt gerettet habt."

„Mir gefiel nicht zu dienen," entgegnete die Jungfrau mit gehobenem Haupt; „hier habe ich ein Heimweſen, das mir der liebe Vater hinterlaſſen hat. Soll ich mich unter fremdem Dach um Gunſt und Gabe mühen?"

Bernhard ſtimmte warm zu. „Auch wir, Schweſter Regine und ich, ſind freundlos in der Welt und uns iſt es nicht ſo gut geworden, daß wir ein eigenes Obdach haben. Darum, werthe Jungfer," fuhr er bittend fort, „gibt mir eure bewieſene Freundlichkeit den Muth ein Geſuch an euch zu richten, daß ihr meine Schweſter länger als heut bei euch leidet, bis ich für ſie gefunden, was wir begehren; auch mein Geſelle wünſcht als Salva Guardia im Dorfe zu bleiben, bis das Geſchäft in Gotha vollendet iſt."

Und Regina hörte wieder mit Verwunderung, daß Judith feierlich antwortete: „Ihr habt ein Recht darauf, daß das Haus meines Vaters eurer Schweſter ein Obdach werde, ſolange ihr es begehrt."

4.

Herzog Erneſtus.

Ein Bauer ſchlug heftig an die Pforte und rief in den Hof: „Der Herzog iſt im Dorfe; er fordert die fremden Männer.“

Bernhard eilte hinaus, zögernd folgte ſein Begleiter. Auf dem freien Platze am Gemeindehauſe hielten Bewaffnete, Jäger und Trabanten, in ihrer Mitte der Herzog, welcher die Berichte des Schreibers und des Pfarrers anhörte. Er nickte ein wenig auf den ehrfurchtsvollen Gruß Bernhards und beobachtete ihn, während er zu den Dorfleuten ſprach, prüfend aus der Ferne. Er war ein hagerer Herr, den Jahren nach nicht alt, aber mit gefurchtem Antlitz und einem Zug von Trauer um den Mund, ſo daß man ihm anſah, er hatte Schweres erlebt. Endlich ritt der Jägermeiſter auf die Fremden zu und frug von oben herab: „Ihr ſeid zur Nacht über den Wald gekommen; habt ihr Etwas von den fremden Räubern geſehen?“ — „Nur eine Rauchſäule in der Ferne und ein leeres Dorf.“ „Ihr habt vorgegeben, einen Auftrag an herzogliche Gnaden zu haben. Wer ſeid ihr?“ Bernhard griff in das Wamms: „Hier iſt unſer Creditiv, welches ich dem Herrn Herzog in eigene Hand zu übergeben bitte.“

Der Jägermeiſter reichte das Schreiben dem Herzog; dieſer las lange darin und ſah wieder erſtaunt auf die Abgeſandten, endlich barg er das Papier in ſeiner eigenen Taſche, winkte Bernhard heran und gebot, daß die Umſtehenden zurücktraten.

„Ich kenne Niemanden von denen, welche euch ſandten,“ ſagte er und Mißtrauen klang aus der Rede. „Was ſucht der Herr Rittmeiſter König, wenn ihr der ſeid, bei mir?“

„In einer importanten Sache erbitte ich ehrerbietig bei Eurer herzoglichen Gnade Audienz.“

„Ihr habt einen Begleiter? Iſt das jener Mann? — Und wie der Pfarrer berichtet, führt ihr auch ein Weib mit euch.“

„Meine Schweſter,“ antwortete Bernhard, „ſie hat in jenem Hauſe ein Obdach gefunden.“

Wieder muſterte der Herzog das Ausſehen des Fremden. Die mannhafte Haltung mochte ihm gefallen, denn er ſchloß freundlicher: „Ihr traft es ungünſtig mit eurer Ankunft. Der Beamte hat euch als Soldaten erkannt und behauptet, daß die Plünderer zu eurem Volke gehören. Ich hoffe er war im Irrthum. Ein Trabant, den ich zurücklaſſe, ſoll euch morgen in der Frühe nach Gotha geleiten.“ Er winkte den Abſchied und hörte wieder auf die Klagen der Dorfleute.

Am nächſten Morgen ritt Bernhard mit dem Reiter des Herzogs der Stadt zu. Der Führer ſchaffte ihm Einlaß bei der Wache, und hielt nahe am Thor vor einer Herberge: „Da ihr von der ſchwediſchen Salva Guardia, welche in der Stadt liegt, nicht beachtet werden wollt, ſo ſtellt euer Pferd hier ein, und folgt mir zu Fuß nach dem Schloſſe.“ Er wies die Richtung und ritt davon. Bernhard ſchritt durch enge Gaſſen nach dem Markte, er fand die Straßen voll von geſchäftigen Menſchen, die den Fremdling neugierig und forſchend anſahen, viele unter ihnen in mangelhafter Bekleidung mit bleichen und vergrämten Geſichtern. Auch die Häuſer waren mit Einliegern überfüllt, noch in den Dachluken guckten Kinderköpfe und hing die Wäſche armer Leute. Aus den engen Höfen hörte er Gebrüll der Rinder und neben den Hunden liefen grunzende Schweine vor den Hausthüren. Denn viele Landleute waren nach der Stadt geflüchtet und hauſten mit ihrem

Vieh gedrängt in jämmerlichen Wohnungen. Vor wenig Jahren hatte überdies eine große Feuersbrunſt den Ort verwüſtet, nur die Hälfte der Häuſer war aufgebaut, auf vielen Brandſtätten ſtanden zwiſchen verkohlten Balken ärmliche Holzhütten. Auch der Marktplatz war mit Breterbuden und Leinwandzelten beſetzt, an welchen armſelige Frauen wuſchen und kochten und halbnackte Kinder auf den Steinen ſpielten, dazwiſchen ſtanden Rüſthölzer, geſchichtete Ziegel und Kalkbühnen, Wagen mit Bauholz und Lehm. Ueberall beläſtigte Straßenſchmutz, Geſchrei und Zanken der Menſchen, und Bernhard dachte mit Sorge, wie die Schweſter in der wüſten und gefüllten Stadt ein Unterkommen finden werde. Ueber der Stadt aber erhob ſich auf ſteiler Höhe ein gewaltiger Ziegelbau, das neue Schloß des Herzogs. Auch dort vernahm man das Geräuſch der Bauarbeit, Hiebe der Aexte und laute Zurufe an eine lange Reihe geſchirrter Pferde, welche die Dachbalken mit ſtarken Seilen hoch hinaufhoben. Es war überall wenig zu ſehen, was das Auge erfreute, aber aus dem Wirrwarr, der Noth und Drangſal erkannte man doch ſchaffende Kraft. In den Werkſtätten ſchnitten und pochten die Handwerker, an vielen Fenſtern boten ſich ausgeſtellte Waaren, in den Kaufläden ſtanden die Kunden, auch die Schenken waren gefüllt.

Bernhard ſtieg den ſteilen Schloßberg hinauf und wurde von dem Trabanten, der ihn am Thor erwartete, eilfertig zu den Gemächern des Herzogs geführt. Ein Kammerjunker öffnete die Thür des Arbeitszimmers und Bernhard ſtand dem Herzog allein gegenüber. Dieſer hielt das Creditiv in der Hand. „Ihr ſeid alſo Bernhard König?"

„Rittmeiſter der Leibcompagnie von Alt-Roſen, deren Standarte ich ſonſt trug."

„Wir laſen in den Aviſen, wahrlich mit Bedauern, von einem Aufſtand der weimariſchen Völker, und wie ich ſehe, ſind es fahnenflüchtige Empörer, welche euch zu mir deputirt haben."

„Die Regimenter, welche mich geſandt haben, führen die alten Cornete und Fahnen, die ſie zum großen Theil durch Ew. Gnaden Bruder empfangen haben, von dem wortbrüchigen Franzoſen hinweg. Und weil ſie das Andenken an den deutſchen Kriegshelden Herzog Bernhard mit getreuen Herzen bewahren, ſtehe ich jetzt vor dem Angeſicht ſeines erlauchten Bruders.“

„Ihr ſprecht hohe Worte,“ antwortete der Herzog, „ſie rechtfertigen das unerhörte Unterfangen nicht.“

„Eurer herzoglichen Gnade iſt bewußt,“ fuhr der Abgeordnete fort, „wie nach Herzog Bernhards Tode die Oberſten des führerloſen Heeres mit der Krone Frankreichs pactirten. Von Allem aber, was damals beſchworen wurde, hat der Franzos uns Nichts gehalten; ſeit vollends Graf Turenne als unſer Feldhauptmann aus Frankreich geſchickt wurde, hat man uns über alle Gewohnheit den Sold vorenthalten, ſo daß der Hunger Troß und Pferde im ausgeſogenen Lande fraß; in die Commandoſtellen drängten ſich Franzoſen, vornehme Gecken mit Affengeberden, prahleriſch und hochmüthig, welche unſere Sprache nicht verſtanden und ſich damit berühmten, daß ſie die deutſche Art verachteten. Unwillig trug der Soldat durch Jahre die fremde Dienſtbarkeit. Als aber der Marſchall ſich rüſtete, uns vom Elſaß aus in fremde Länder zu führen, klagten Officiere und Gemeine über den Bruch des Vertrages, ſie verweigerten den Marſch und weil der Franzoſe uns mit ſeiner Gewalt bedrohte, forderte ſich das Heer unſern Generallieutenant Roſen zum Führer und zog aus dem Elſaß bei Straßburg über den Rhein zurück; Turenne aber ſetzte den Roſen hinterliſtig gefangen, während dieſer in guter Meinung zwiſchen dem Heere und dem Marſchall vermittelte. Da kehrten die Regimenter dem treuloſen Franzoſen den Rücken und wandten ſich nach dem Schwabenland. Turenne kam nachgerückt und gewann durch liſtige Verſprechungen unſere Oberſten und Officiere, die auf ſein Veranſtalten, getrennt von ihren Soldaten, in ſtädtiſche Quartiere gelegt waren. Die uns führen ſollten, dieſelben, welche den Widerſtand gegen die Franzoſen genährt hatten, verriethen unſere Sache. Doch die gemeinen Soldaten traten zuſammen, und weil ſie herrenlos und verkauft zwiſchen Feinden ſtanden, wählten ſie aus den alten Reitern ſich ſelbſt ihre Befehlshaber und ſchworen einander bei den Feldzeichen zu, als redliche Deutſche Blut und Leben mit einander daran zu ſetzen, nimmermehr aber dem falſchen Franzoſen zu gehorchen.“

Der Herzog murmelte: „Die Welt verkehrt ſich! Die Herren ſind Diener des Erbfeindes, und der verlorene Hauſe handelt von der Ehre des deutſchen Namens.“

„Vom Neckar zogen wir dem Main zu in feſter Ordnung, doch noch immer kam uns der Franzoſe nach, bat und drohte; wir aber ließen ihm ſagen: das Tuch ſei zerſchnitten zwiſchen ihm und uns. Nahe dem Main erſah er ſeinen Vortheil; als ein Hohlweg unſere Völker theilte, griff er die Nachhut an, wir aber ſchlugen ihn zurück,“ fuhr der Bote mit leuchtenden Augen fort, „und der arge Mann entwich nach Frankreich.“

„Ihr warft den Turenne zurück?“ frug der Herzog ungläubig, „uns wurde geſchrieben, daß der Haupttheil der Weimariſchen bei ihm geblieben ſei und nur ſchlechtes Volk entwichen.“

Unwillig rief der Bote: „eine Lüge war's. Ich verberge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß unſer tapferes Heer zerriſſen iſt. Vier berittene Regimenter, die geſondert lagen, hielt er am Rheine von uns ab. Jedoch die Stärke blieb vereint. Es ſind die acht Reiterregimenter Alt-Roſen, Mazarin, Fleckenſtein, Wittgenſtein, Ohme, Rußwurm, Taupadel, Schütze; dazu die Hälfte von Roſen-Dragoner und die letzte übrige Compagnie des alten gelben Regiments, das König Guſtav Adolf ſelbſt geführt.“

„Ihr nennt wohlberühmte Feldzeichen,“ rief der Herzog erſtaunt.

„Dieſe ſind es, die mich zu Ew. herzoglichen Gnaden geſandt haben. Auch unſere Reihen ſind gelichtet; Mancher wurde weggelockt, dem der Muth verſagte vor der unſicheren Zukunft, denn heimliche Boten kamen täglich von den Officieren mit hohen Verſprechungen. Den Schlechten aber mißfiel die ſtrenge Kriegszucht, welche wir halten. Sie hatten auf Räuberleben gehofft und wenn wir einen Lump arquebuſirten oder an die Bäume hingen, ſo verſchwanden ſeine Genoſſen in der nächſten Nacht; ich denke, dieſe vergingen im elenden Krieg mit den Bauern, bevor ſie ihrer Freiheit froh wurden.“

„Dennoch ſeid ihr nicht beſſer daran,“ entgegnete der Herzog, „jeder ehrliche Befehlshaber wird ſich gegen euch rüſten, denn ganz unleidlich iſt ſolcher Abfall und ein bedrohliches Exempel für alle Kriegsherrlichkeit.“

„Wir fürchten keine Gewalt,“ antwortete Bernhard, „und haben noch wenig von fremdem Haß gemerkt; dagegen kann ich Ew. herzoglichen Gnaden nach Wahrheit verſichern, daß wir bis jetzt nur Gunſt genoſſen, denn wie zu einer reichen Braut, ſo ritten bei uns die Freiwerber ein: Kaiſerliche, Heſſen und Schweden. Wir haben die Wahl zwiſchen großen Potentaten und wir meinen, daß uns Jeder mehr verſpricht, als er halten wird.“

„Und wollt ihr euch vermeſſen im Kriege zu beſtehen gegen Alle und gleich wilden Wölfen durch die Länder zu trotten, damit euch Jedermann erſchlage?“ frug der Herzog.

„Wir ſuchen einen Landesherrn, der unſeres Stammes und Glaubens iſt, damit wir ihm als redliche Soldaten gehorchen, und darum, Herr Herzog, ſtehe ich hier, denn wir ſuchen Euch.“

Der Herzog trat zurück, und der Abgeſandte fuhr fort. „Dieſe Botſchaft ſenden Euch die alten Reiter Herzog Bernhards: Als der beſte erſcheint Ihr uns von den Brüdern unſeres ruhmreichen ſeligen Herrn. Mancher unter uns hat ſeinen erſten Kriegsdienſt zugleich mit Euch gethan, da Ihr als Oberſt in unſerem Heere gebotet. Euch rühmt die allgemeine Sage als gottesfürchtig und gerecht, als einen Fürſten, der das Wohl ſeiner Angehörigen nie vergißt und der zwiſchen harten und eigennützigen Gebietern den Vortheil des deutſchen Landes höher achtet als den eigenen Nutzen. Auch iſt uns wohl bewußt, daß unſer theurer Herzog Bernhard, Euer Bruder, in ſeinem Teſtamente Euch zum Erben ſeines ganzen Heeres geſetzt hat. Und ſeine Regimenter, welche der Krieg noch nicht getilgt, denken jetzt daran, daß ſie als Erbtheil Euch zugehören. Darum erbieten wir, die Ihr verlorene Kinder des deutſchen Landes nanntet, uns gegen Euch zu treuem Dienſte, ob Ihr durch unſere Fäuſte dazu helfen wollt, daß unſer deutſches Land den erſehnten Frieden gewinne. Sind's auch acht Regimenter nur, zweitauſend Mann in Reih' und Glied, die heute durch mich vor Euer Angeſicht treten, ich darf es ſagen, Herr Herzog, die Spreu iſt von uns weggeflogen, ein Kernvolk iſt's, das dreifache Uebermacht nicht fürchtet; und rühren wir in Eurem Namen die Trommel, ſo ſtrömt in wenig Monden ein Herr zuſammen, das Euch den Kaiſerlichen und Schweden furchtbar macht."

„War ich ein Kriegsmann," entgegnete der Herzog in tiefem Ernſt, „das Amt iſt abgethan. Seit neunundzwanzig Jahren hat die Kriegsfurie Tod und Verderben in die Länder geführt; mein fürſtliches Amt iſt zu erhalten und zu retten, was noch am Leben iſt, nicht neues Blutvergießen aufzuregen. Ich weigere euch, was ihr mit hoher Mahnung von mir verlangt, Denn wenn ich wagen wollte, was für mich ein frevelhaft Beginnen wäre, ich könnte mir aus dem zerſtörten Lande vielleicht einen größeren Lappen zu meinem Fürſtenmantel ſchneiden, aber ich würde neue Steine legen in den Pfad, der jetzt zum goldenen Frieden für uns gebahnt wird. Und wenn ich für meinen und meines Hauſes Vortheil nur um vier Wochen den Abſchluß des theuren Friedenswerkes verzögern wollte, ſo wäre es vor Gott und meinem Gewiſſen ein ſchweres Unrecht."

„Hoffen Ew. herzogliche Gnaden, daß der Frieden komme? Der müde Soldat glaubt nicht, daß er ihn erleben wird."

„Wir alle harren zwiſchen Furcht und Hoffnung," antwortete der Herzog. „Sind ohnedies die Schwierigkeiten zahlreich, die den Abſchluß des Friedens verhindern, wie darf ich durch freches Unterfangen auch das umſtürzen, was bereits in gutem Vertrauen beſchloſſen iſt. Ein neues Heer ſchafft ſich neuen Krieg, das ſolltet ihr wiſſen; denn der Soldat vermag nicht von Luft zu leben und nicht von Hoffnung auf den Frieden."

„Herzogliche Gnaden geſtatte mir zu ſagen: ein redlicher Herr, der ſeinen Feinden ſchreckhaft wird durch ein kriegshartes Heer, und auf den Vortheil Aller denkt, wäre wohl im Stande, die Fürſten der proteſtantiſchen Partei in einem Bündniß zu conjungiren, die Sachſen, Heſſen, Braunſchweiger, den Brandenburger, und ſolches Bündniß, wenn es auch nur Neutralität begehrt, würde den Kaiſer und die Fremden zum Frieden zwingen."

„Die deutſchen Fürſten conjungiren!" rief der Herzog, „ihr kennt die Staatsraiſon nicht, die Jeden verhindert dem Anderen zu trauen. Kann der gemeine Soldat in ſchwerer Stunde einmal den eigenen Vortheil vergeſſen, die großen Landherren können das nicht. — Wo habt ihr euer Heer verlaſſen und wohin geht euer Marſch?"

„Die Regimenter lagerten bei Neuſtadt, als ich von ihnen ritt. Sie wollten langſam heranziehen bis Waſungen."

„An meine Grenzen?" frug der Herzog, „und wie viel Köpfe zählt der Hauſe?"

„Mit Reitern, Weibern, Buben und Kindern an achttauſend Menſchenhäupter, dazu dreitauſend Pferde."

Der Herzog ſchritt heftig durch das Zimmer. „Achttauſend Mäuler, dazu dreitauſend Rationen, ſie verzehren in wenig Wochen mein ganzes Land. Ich weigere euch den Eintritt, ſoweit ich es vermag. Wollt ihr aber meinem fürſtlichen Willen trotzen und euch in meinen Dörfern ſetzen, ſo werdet ihr ſelbſt ſehen, daß wenig darin zu holen iſt. Bald wird der Hunger euch tilgen. In dem Neſt der Grasmücke ſitzt bereits ein Kukuk. Meine Unterthanen darben, weil wir den Schweden in Erfurt zu füttern haben.“

„Sorgen herzogliche Gnaden nicht,“ antwortete Bernhard traurig, „wir meiden den Bezirk, welcher dem ſchwediſchen Kriegsvolk contribuirt, und werden Euer Land nicht beſchweren, wenn wir nicht dazu gezwungen werden.“

Beide ſchwiegen ſtill, bis Bernhard wieder begann: „In treuer Meinung und hohem Vertrauen ſandte mich unſer Volk einem Herrn, den alle Welt als klug und redlich rühmt. Iſt Eure herzogliche Gnade außer Stande mich mit einer freundlichen Antwort zu entlaſſen? Viele unter uns waren der Hoffnung, daß dem Herzoge von Gotha, auch wenn er nicht heilſam befinden ſollte, mit eigenem Kriegsheer ins Feld zu ziehen, doch eine wehrhafte Mannſchaft willkommen ſein könnte. Die Mehrzahl unſerer Soldaten iſt aus Thüringen und Sachſen, ſie würde ſich wohl zu der Bevölkerung des Landes ſchicken. Auf dem Wege hierher erfuhr ich, daß fremdes Kriegsvolk ungebändigt im Lande beutet, ich ſah viele leere Höfe und wüſte Aecker, gern würde der Soldat, wenn er nicht mehr zum Schutz des Heimatlandes gebraucht wird, mit Weib und Kind die leeren Höfe beſetzen und einem huldvollen Herrn, der ihn ſeiner Dienſte entläßt, als friedlicher Unterthan gehorchen.“

Der Herzog trat zu dem Sprechenden: „Ihr führt die Sache eurer Kameraden, wie ich erkenne, mit Verſtand, und ich will ehrlich auf euer Vertrauen antworten. Wenn ich euch mein Gebiet öffne und euch in meinen Dienſt nehme, nur zum eigenen Schutz, ſo ſind eurer zu viel und ich bin nicht reich genug euch zu unterhalten, zumal ich euretwegen ſogleich mit dem

Schweden in Händel käme. Wenn ich euch aber annehme mit dem Verſprechen euch abzulohnen und ſtatt des Soldes mit Wohnſtätte und Land zu begaben, ſo würde euer wildes und hungriges Geſinde ſchnell darauf pochen und verlangen, daß ich ſie bis zu nächſter Ernte füttere und noch darüber hinaus, falls ihnen die ungewohnte Bauernarbeit nicht gedeiht. Darum muß ich auch dieſem Wunſche widerſtehen. Wollt ihr jenſeit der Grenze mit eigener Fauſt das Tuch von den Standarten löſen, und wollen die entlaſſenen Soldaten mit Weib und Kind als friedliche Wanderer in mein Land ziehen, ſo will ich ſie günſtig aufnehmen und ihnen leicht machen, die leeren Höfe zu beſetzen.“

„Der Soldat fühlt in ſeinem Herzen, wie bitter und ſchwer die Zeit iſt,“ antwortete Bernhard mit Zurückhaltung, „aber er weiß auch, daß er jetzt als ein Herr der Welt gebietet. Denn weil er nicht gequält und zertreten werden wollte, darum iſt er der Fahne zugezogen. Solange er in friedlicher Arbeit keine Sicherheit findet, und ſolange im Herzogthum Gotha noch der Schwede und der kaiſerliche Freibeuter herriſch über die Flur reiten, werden Ew. herzogliche Gnaden nicht verlangen, daß die Axt zum Holzblock werde, von dem die Fremden ihre Späne hauen.“

„Wollt ihr ſo trotzig des Teufels Werke weiter üben,“ rief der Herzog unwillig, „ſo fahrt dahin auf dem Wege, den euch der Böſe führt; ich verſage mich euch.“ Da Bernhard gekränkt ſchwieg, fuhr der Herzog nach einer Weile ruhiger fort: „Meint ihr, daß ich das Elend meines wehrloſen Status weniger fühle als ihr? Keiner wird ſo gedemüthigt durch die Herrſchaft der Fremden und durch den Raubſinn ihrer Befehlshaber, als der Fürſt, der ſeinem Gott gelobt hat ein Vater des Landes zu ſein. Glaubt mir, Fremdling, daß es meinem fürſtlichen Blut bitter und ſauer ankömmt, jedem wilden Räuber, der mit einem Heerhaufen über die Grenze bricht, zu zinſen und zu zahlen, und dazu noch groben Hohn zu ertragen. Aber der Herr hat mir das chriſtliche Amt anvertraut nicht zu zerſtören, ſondern zu erhalten, vor Allem aber meine eigenen Unterthanen, deren wenige geworden ſind, aus Zuchtloſigkeit und Verderb wieder in die Ordnung zu zwingen, damit ſie nicht wie Drohnen im Stocke leben, ſondern wie nützliche Bienen. Andere Waffen führe ich als eure Reiterpiſtolen; ich weiß wohl, daß der Uebermuth dieſer Welt ſie verlacht und daß Viele mich einen Thoren ſchelten. Dennoch denke ich feſt zu bleiben und mich gegen die blutige Fauſt des Krieges mit meinem Rüſtzeug zu wehren. Wollt ihr dies Rüſtzeug kennen lernen? ich will es euch weiſen.“ — Er hob eine Handbibel in die Höhe, die auf ſeinem Tiſche lag. „Hier das Wort Gottes! Dies Geſchlecht hat den Glauben verloren und ich ſchüttle ſie täglich an den Ohren, damit ſie wieder beten lernen. In weltlichen Dingen aber iſt mein Werkzeug dies hier!“ — Er wies auf einen Bogen Papier. „Auf ſolchen Bogen ſende ich täglich meine Befehle und Ordnungen für jeden Stand, für jedes Amt und jeden Ort durch das Land. Meine verwilderten Unterthanen ſchnellen ſie zuweilen in die Luft, ſie ſind ſäumig zu gehorchen und verlachen ihren Herrn als einen machtloſen Schreiber; aber ſie gewöhnen ſich doch daran Befehle zu empfangen, und da ſie merken, daß der Nacken des Herzogs noch ſteifer iſt als der ihre, ſo werden meine treuen Beamten allmählich ihrer Meiſter. Und endlich mein letzter Helfer iſt dieſes Geräth,“ — er wies durch das Fenſter auf den Hof, wo eine Reihe Arbeiter mit Handkarren fuhr. „Der Radkarren iſt es, durch den ich ſie gewöhne an täglichen Fleiß und an den Dienſt für mich, damit ich das ruchloſe Herumlungern bändige. Es that bis jetzt ein Jeder, was er für ſich ſelbſt wollte, ich aber bin gewillt, ihn zu ſolcher Arbeit zu zwingen, welche Anderen frommt.“

„Herzogliche Gnaden ſprechen als Friedensfürſt; aber noch raſt der ſchädliche Krieg, welcher jederzeit in wenig Tagen zerſtören kann, was eines guten Landesherrn Fürſorge durch jahrelange Mühen gebeſſert hat, und ich erflehe Verzeihung, wenn ich daran erinnere. Ich halte hier ein Gewicht in der Hand, zweitauſend der beſten Soldaten, das biete ich Eurer Gnade, damit Dieſelben es in Ihre Wagſchale ſtellen; verſchmäht der Herzog von Gotha dies Gewicht für ſich zu verwenden, ſo faßt ein Anderer darnach. Vielleicht der Schwede. Herzogliche Gnaden mögen ſelbſt ermeſſen, ob ſolcher Zuwachs, wenn er in die Schale eines Fremden fällt, für dieſes Land Frieden oder Verlängerung des Krieges bedeutet. Von den Heeren, die im Felde liegen, zählt zur Zeit keines mehr als zehntauſend wirkliche Soldaten; fallen zweitauſend, welche dem Franzoſen abgehen, jetzt dem Schweden zu, ſo kann wohl geſchehen, daß dieſer dadurch das ſtärkſte Gewicht in deutſchen Landen erhält und Meiſter des Spieles wird."

„Was ihr mir einwendet, Herr," entgegnete der Herzog, „das klingt wie eine Drohung; auch darauf will ich euch runde Antwort geben. Zu dem heiß erſehnten Frieden vermag ich nur zu helfen durch meine Geſandten an der Stätte, wo über den Frieden verhandelt wird, und durch Mahnung an befreundete Fürſten, daß ſie zu hoch erhobene Prätention einſchränken. Im Uebrigen habe ich mich und meine Unterthanen vertrauend in Gottes Hand gegeben, er allein iſt jetzt der große Fürſt, der unſerem Elend helfen will und kann. Vertraut auch ihr, daß dieſer Helfer die Herzen der Gewaltigen dem Frieden zuwende."

Da Bernhard, ohne zu antworten, der Entlaſſung harrte, fuhr der Herzog nach einer Weile in gütigem Tone fort: „Ich habe mit euch, der ihr mir fremd ſeid, verhandelt wie mit einem alten Bekannten. Denn wiſſet, wenn ich auch dem Antrag eurer Völker widerſtehe, es iſt mir doch genehm, daß ſie wegen meines ſeligen Bruders und meines ehrlichen Namens in guter Meinung an mich gedacht haben. Auch ihr ſelbſt, Herr Abgeſandter, ſeid mir wohlgefällig, und ich habe ſolche

Rede, wie ihr zu mir gethan, nicht aus eurem Lager erwartet. Woher ſtammt ihr? Ich höre aus euren Worten, daß ihr ein Literatus ſeid, wie kamt ihr zu den weimariſchen Völkern?“

„Mein ſeliger Vater zog als ein vermögender Kaufmann von Frankfurt nach Nürnberg, er ſtarb in der Nothzeit, die unter König Guſtav Adolf hereinbrach. Die Mutter erzog in Treue mich und eine junge Schweſter, zu Straßburg habe ich das Jus ſtudirt und gedachte in meiner Heimat Frankfurt durch Freunde und Gönner ein Amt zu erhalten, da gerieth ich mit einem vornehmen Lothringer in Zweikampf und entzog mich der Rache ſeiner Angehörigen unter der Standarte.“

„Ihr führt die Schweſter mit euch umher? der Troß des Heeres iſt ein übler Aufenthalt für ein ſittſames Frauenzimmer.“

„Vor zwei Jahren ſtarb die liebe Mutter, da kam mir aus Nürnberg ein Brief der Schweſter zu; ſie war dort ohne Anhang, und obgleich ſie würdige Bekannte gefunden hatte, ſo ſehnte ſie ſich doch hinweg und zu mir.“ Als Bernhard zögernd inne hielt, fuhr der Herzog mit neuem Antheil fort: „was iſt es mit ihr? Der alte Pfarrer hat mir Wunderliches erzählt.“

„Sie lebt in ſchwacher Geſundheit, gnädiger Herr, und vor Jahren iſt eine Heimſuchung über die fromme Magd gekommen, daß ſie im Schlafe zuweilen laut Gebete und allerlei gottſelige Worte ſpricht. Die Geiſtlichkeit zu Nürnberg aber, welche durch unſere Mutter Kunde davon erhielt, achtete ſtark auf ihre Reden und wollte ein Wunder aus ihr machen. Das widerſtand ihrer Sittſamkeit, denn verzeihen Ew. herzogliche Gnaden, wenn ich als Bruder ſie rühme, ſie iſt beſcheiden und ehrbar und dabei von nicht gemeinem Verſtande. Aus den Winterquartieren wagte ich mich nach Nürnberg und nahm ſie zu mir mit der Intention, ihr ſobald als möglich an einem guten Ort bei redlichen Leuten ein Unterkommen zu ſchaffen. Darum als ich hierher deputirt wurde, beſchloſſen wir zu verſuchen, ob ſie in der Stadt Gotha, wo das Evangelium geehrt wird, bleiben könnte. Die Koſten ihres Unterhaltes würden Niemandem zur Laſt fallen, denn ſie iſt von unſeren Eltern her trotz der Kriegszeit nicht ganz ohne Vermögen. Jetzt haben herzogliche Gnaden ſelbſt mir den Muth gegeben, zu flehen, daß ihr verſtattet werde, hier in ehrbarem Haushalt unter hohem landesherrlichem Schutz zu weilen, bis ich weiter für ſie zu ſorgen vermag."

„Hat ſie den chriſtlichen Sinn, welchen ihr rühmt," antwortete der Herzog gütig, „ſo ſoll ſie auch die Sicherheit genießen, welche die Mauern meiner Reſidenz bieten können. Habt ihr ſie zur Stadt geführt?"

„Ich ließ ſie im Dorfe zurück unter dem Schutz meines Gefährten im Hauſe der Jungfer Möring. Sie iſt gut bei der Jungfer aufgehoben, aber die Gegend iſt unſicher. Doch hoffe ich, ſie wird von dort aus beſſer als ich Kundſchaft in der Stadt gewinnen. Denn ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich nach dem hier erhaltenen Beſcheide genöthigt bin mit erwählten Deputirten der Regimenter, welche in Waſungen meiner Antwort harren, zum Schweden nach Erfurt zu reiten, und ich wage deshalb noch die Bitte, meinen Gefährten den Zug durch das Gothaiſche gnädigſt zu verſtatten."

„Wie viel ſind eurer?" frug der Herzog mit erwachender Unruhe.

„Dreißig Pferde. Ich bürge dafür, daß wir weder mit Koſt noch mit Quartier die Einwohner beſchweren."

„In dieſem Fall habe ich Nichts dawider. Meldet euch bei dem ſchwediſchen Officier, welcher als Salva Guardia unten auf dem Markte einliegt. Wenn ihr zu dem Schweden reiten müßt, ſo wird euch ſelbſt daran gelegen ſein, daß eure Sendung an mich nicht ruchbar werde. Führt euch euer Weg wieder in mein Land, ſo laßt euch vor mir ſehen; ich freue mich, daß ich meine Wohlmeinung auch eurer Schweſter erweiſen kann.“ Er neigte ſich gegen den Geſandten zu gnädigem Abſchied.

Als der Herzog allein war, pfiff er auf einer ſilbernen Pfeife, die er am Halſe trug, und befahl dem eintretenden Diener, ſogleich den Licentiatus Hermann zu holen, welcher die Aufſicht über den ſechsjährigen Prinzen hatte und außerdem von dem Herrn als vertrauter Sekretär gebraucht wurde. „Ihr wart längere Zeit in Nürnberg? Habt ihr allda von einer Jungfer Regina Königin Etwas vernommen, Gutes oder Schlimmes?“

„Gewiß habe ich,“ antwortete der Licentiat. „Der hochwürdige Propſt, mein verehrter Gönner, der mich meinem gnädigſten Landesherrn empfahl, hat ſelbſt ein Scriptum über ſie aufgeſetzt. Die Jungfer wurde als eine gottſelige Bekennerin gerühmt, welcher nach Meinung Einiger die Gabe der Prophezeiung verliehen war. Mir iſt vergönnt worden, den Aufſatz abzuſchreiben und werde ich denſelben herzoglicher Gnaden unterbreiten können.“

„Holt ihn zur Stelle,“ gebot der Herzog eifrig, „ſchreibt der Vorſicht halber nach Nürnberg und ſorgt, daß der Brief mit dem nächſten Expreßboten ablaufe, damit man erfährt, wie die Jungfer von Nürnberg geſchieden iſt und was es mit ihrem Bruder für Bewandtniß hat.“

Als Pieps allein war und die Pferde beſorgt hatte, ſteckte er die Daumen in ſeinen Gürtel und ſtellte ſich vor dem Hausknecht auf, welcher verwundert das weltmänniſche Benehmen des Kleinen betrachtete und noch mehr erſtaunte, als dieſer in einem Geſpräch genaue Kenntniß der Stallgebräuche offenbarte, indem er frug, wo hinaus Erfurt liege und Anderes, was einem Reiterjungen am Herzen lag. Da Pieps Zutrauen zu dem Knechte gewann, empfahl er ihm die Pferde, ſtolzierte auf die Gaſſe und betrachtete in ſeiner Weiſe die Stadt. Er widerſtand der Verſuchung aus dem Fleiſchladen, in welchem viel Lockendes offen dalag, ſein Frühſtück zu beuten, verſchmähte aber nicht, die Bekanntſchaft eines Straßenjungen zu machen, und ließ ſich von dieſem das Haus der Schmiedin Stange zeigen. Als er in dem offenen Hausflur eine hagere Frau von unzweifelhaftem Alter am Waſchtrog beſchäftigt ſah, trat er auf die Schwelle und begann: „Seid ihr mit einem Herrn Oberſt Stange verwandt, der am Rheinſtrom bei den weimariſchen Völkern wegen ſeiner Bravour ſehr gefürchtet iſt? Man ſagt, daß er aus Thüringen ſtammt.“ — Die Frau ſtarrte auf den Knaben, der fremdländiſch ſprach und ſtattlich gekleidet war.

„Seid ihr nicht mit ihm verwandt, ſo ſchadet's auch nicht, adjes!“ fuhr Pieps fort und wandte ſich zum Abgehen. Die Frau trat auf ihn zu, packte ihn ſchnell beim Kragen, riß ihn in die Stube und ſchnappte die Thür zu. Der Bube ließ ſich die Gewaltthat ohne Widerſtand gefallen, ſetzte ſich nieder und antwortete auf die heftigen Anklagen und Fragen der Verlaſſenen bereitwillig, aber nicht wahrhaft, während ſeine Augen ſcharf in alle Ecken ſpähten.

„Der Genannte hat große Beute gemacht, und man ſagt, er will nächſtens heimkehren, habt ihr Etwas an ihn zu beſtellen? Ich habe keine Zeit, denn ich will frühſtücken.“

Unter harten Beſchwerden über ihren einſamen Stand ſchloß die Frau den Brotſchrank auf.

„Käſe nehme ich nicht,“ ſagte Pieps und ſah genau in den Schrank, „denn ich bin Page eines vornehmen Officiers und eſſe nur Wurſt.“ Aber ſo hohen Genuß vermochte ihm die Schmiedin nicht zu bieten und er ließ ſich endlich zu Geringerem herab. Als er ſein Botenbrot verzehrt hatte, entzog er ſich weiteren Zumuthungen ſeiner aufgeregten Wirthin, indem er behend einen Stuhl beſtieg, das Schiebefenſter öffnete und auf die Straße ſprang. Die Frau fuhr ihm an das Fenſter nach, er aber zog einen kleinen Beutel aus der Taſche, warf ihn in die Stube und rief ſtolz: „Nehmt die Bezahlung für das Frühſtück.“ Darauf wandte er ſich mit der Sicherheit eines Straßenläufers der Herberge zu und erwartete den Rittmeiſter.

In geſtrecktem Trab kehrte Bernhard nach dem Walddorfe zurück. Er hielt an, um die Lerchen in der Luft zu hören, und rief dem Haſen, der neben ihm aufſprang, einen Jägerruf nach. Das Herz war ihm leicht und der große Auftrag, der ihm bis dahin im Sinn gelegen, beſchäftigte ihn wenig. Bevor ich über die Berge kam, dachte er bei ſich, ſtand mir der Muth mehr nach der ſchnellen Reiterei bei dem Schweden als nach dem Trabantendienſt eines kleinen Hofes, jetzt aber fühle ich ein Vertrauen zu dem Herzog und ich denke, er wäre der Landesherr, unter dem ich gern im Frieden hauſen würde. — Er kam beim Ritterhofe eines Dorfes vorbei, an der Brücke des Grabens ſtand der bewaffnete Hofherr, welcher ſoeben von auswärts heimgekehrt war, und begrüßte ſein Weib, das mit dem Sohne an der Hand aus dem Hofe entgegen trat. Bernhard ſah, wie der Mann das Weib küßte und den Knaben zu ſich heraufzog, und als er ſelbſt freundlich grüßend vorbeiritt und verwunderten Gegengruß erhielt, da lachte er und ihm fiel ein, daß auch er ein ſolcher Gutsherr werden könne durch redlich gewonnenes Beutegeld und durch die Hinterlaſſenſchaft ſeiner lieben Eltern. Er ſah ſich als Herrn im ſteinernen Hauſe, die Schweſter wohnte bei ihm, Gottlieb war Hofverwalter, Pieps wurde ſein Leibknecht und am Sonntage lud er den Paſtor zum Braten. In ſeiner Kammer hing die Armatur am Nagel und daneben in einem Schranken ſtand Einiges, was ihm von Büchern werth war, darunter ſein kleiner Horaz und der anmuthige Sänger Martin Opitz. Aus dieſem las er an Winterabenden den Anderen vor und ſang ſeine Lieder zur Laute. Auch der junge Sohn, den der Gutsherr zu ſich heraufgehoben hatte, kam in ſeinen Träumen wieder und dazu vernahm er eine Frauenſtimme: Küſſe deinen Sohn, bevor er zu Bett geht. — Dieſer

Gedanke wurde dem Rittmeiſter der liebſte und er konnte gar nicht davon abkommen, ſo daß er ſich über ſich ſelbſt wunderte.

Als er durch eine offene Landſtadt kam, hielt er bei der Schenke und ließ den Hausknecht die Pferde beſorgen. Die Wirthin, eine leidliche Frau, trat heran und frug, ob er ſich nicht auch eine Ergötzlichkeit begehre. Sie trug ihm einen Schemel zu und während er trank, ſtand ſie die Hände unter der Schürze, bereit ihn zu unterhalten und ſagte laut, daß ſie ihn ſchon am Morgen mit einem Trabanten des gnädigen Herzogs im Vorbeireiten geſehen. Da faßten ſich die Nachbarn ein Herz, welche ihn vorher neugierig aus Fenſtern und Thüren betrachtet hatten, ſie kamen näher herzu, und er ſaß von einem Kreis umgeben, welcher zutraulich fragte und von dem Einbruch der fremden Reiter in die Walddörfer erzählte. Sonſt wäre ihm ſolches Geſchwätz der kleinen Leute läſtig geweſen, heut freute er ſich, daß ſie ihn wie einen friedlichen Mann und Nachbar behandelten, ihm fiel auf die Seele, wie fröhlich es mache, wenn Einer von allen Seiten ſolche Anſprache finde, und er dachte ſich wieder in der Nähe als einen ſicheren Mann angeſeſſen und in freundlichem Verkehr mit der Umgegend. Und als er ins Freie kam, die grünen Triften vor ſich ſah und dahinter die Waldhügel, da begann er laut die Worte des Dichters zu ſingen:

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüſten und du ſtiller Wald,
Mein Troſt und beſter Aufenthalt
Iſt jetzt bei euch allein zu finden.

Er ſpornte ſein Roß, daß es hoch aufſprang, und wie er über den Steg lenkte und vor dem Hauſe hielt, empfand er in ſeligem Herzen, daß Alles ähnlich war, wie er ſich's eingebildet hatte, die Pforte war geöffnet, die Schweſter eilte ihm entgegen; und Eine ſtand dabei und reichte ihm ihre Hand, die er nicht wieder loslaſſen wollte.

Als Pieps hinter ſeinem Herrn im Quartiere anlangte, berichtete er dem Alten, was er ſpionirt hatte. „Stark von Knochen,“ ſagte er, „und feſt im Greifen. Die Schmiede war kalt, einiges Werkzeug vorhanden, der Brotſchrank leer, euren Beutel warf ich durch's Fenſter.“

„Sie fluchte ſehr?“ frug Gottlieb bekümmert.

„Es war nicht der Rede werth,“ tröſtete Pieps.

5.

Junge Neigung.

Die Männer hatten das Walddorf verlaſſen und waren mit den übrigen Deputirten der Regimenter nach Erfurt geritten. Dort erfuhren ſie, daß alle großen Mächte ihretwegen in Bewegung waren, und daß die ſchwediſche Regierung, um das verbündete Frankreich nicht zu beleidigen, darauf beſtand, noch einen Sühneverſuch zu machen. So wurden ſie durch fruchtloſe Verhandlungen aufgehalten. Beim Abſchied hatte Bernhard ſeiner Schweſter den Buben und ihren Zelter zurückgelaſſen mit dem Verſprechen, in das Dorf zurückzukehren, bevor er dem General Königsmark zuziehe.

Regine ſaß am Spinnrade und Judith ſtand neben ihr, ſah der Arbeit zu und prüfte den Faden. „Er iſt ganz fein und gleichmäßig,“ lobte ſie, „übt ihr euch eine Weile, ſo werdet ihr eine Meiſterin.“

„Lange hat mir das Hausweſen gefehlt,“ klagte das Kind, „und die ſtille Arbeit, bei der man ſich jeden Abend am Ofen über das Fertige freut und bedenkt, was den nächſten Tag zu ſchaffen ſein wird.“ Sie ſtellte das Spinnrad zur Seite und Judith drehte die Schnur los, welche um das Rad lief. „Warum löſt ihr die Schnur?“ frug Regine wißbegierig. Judith lachte: „Sie ſagen, bei ungelöſter Schnur kommen die Erdmännchen und ſpinnen am Rocken, dann hört man die Spule ſchnurren.“

„Glaubt ihr, daß ſich ſolche Geiſter zu einem Mädchen drängen, welches dem lieben Gott vertraut?" ſagte Regine beſorgt und ſah in die Stubenecken.

„Wir wiſſen es nicht," verſetzte Judith ruhig, „und Vorſicht iſt rathſam. Denn es gibt viel geheimes Leben auf der Erde, das uns Menſchen unbekannt iſt, ſchädliches und heilſames; das erkennt Jeder, der um wohlthätige Arznei zu ſorgen hat. Viel hängt ab vom Tag und von der Stunde, an welcher man ſie zum Gebrauch gewinnt, und die weiſen Leute ſagen, daß in den Kräutern der Flur kleine Geiſter leben, welche man die guten Holden nennt, und die man ſich geneigt machen kann. Wir merken auch, daß manche von ihnen Männlein ſind und andere Fräulein, und ihre junge Brut halten ſie um ſich geſammelt."

„Jungfer Judith, davon ſteht nichts in der Schrift," rief Regine eifrig.

„Aber es iſt zu leſen in Wald und Feld," antwortete Judith, „dort hat es der liebe Gott verzeichnet."

„Ihr ſeid ſo gut gegen mich, und ich merke auch gegen Andere, denn die Leute hier achten ſehr auf euch. Liebe Jungfer, ſeid mir nicht böſe, wenn ich frage, warum ſingt ihr des Morgens und Abends nicht aus dem Geſangbuch?" — Judith ſtrich der Fragerin liebkoſend über das Haar.

„Ich bin eines Pfarrers Kind und habe gelernt ſtill mein Sprüchlein zu beten. Ich halte nichts von langem Abſingen und Herſagen, denn wer ſeine frommen Gedanken zur Schau trägt, der betet ſich durch den Himmel durch, wie die Rede geht, und muß jenſeits Gänſe hüten. Euch wird das nicht begegnen," ſagte ſie herzlich.

Regine mußte lachen: „Auch ich denke ſo, daß der ſtille Dienſt am wohlgefälligſten iſt. Dieſen aber ſollen wir den ganzen Tag üben."

„Auch ſeines Amtes redlich warten iſt ein Gottesdienſt," verſetzte Judith. „Iſt euer Bruder ebenſo geſinnt wie ihr?"

„Ich fürchte, er folgt mehr eurer Weiſe," antwortete Regine.

„Nach ſeinem Herzen aber iſt er ein liebevoller Knabe, das weiß ich am beſten.“

Judith ſetzte ſich neben ſie. — „Denn ihr müßt wiſſen,“ fuhr Regine gewichtig fort, „eine Schweſter kennt den Bruder anders als jede Fremde, und der ſelige Vater ſagte im Scherz: die Mutter ſieht das Knäblein nackt und die Schweſter ſieht es im Hemde, fremde Jungfern aber ſehn es im Seidenwamms.“

Jetzt lachte Judith. „Der Herr Vater war wohl ein kluger Mann?“

„Das war er,“ beſtätigte die Tochter, „er ſah auch dem Bruder ähnlich, hielt ſich ſtattlich und war von heiterem Weſen. Und ihr könnt mir glauben, um den Bernhard iſt's ſchade, daß er ein Kriegsmann werden mußte, denn er hat gute Wiſſenſchaft in gelehrten Dingen, ſpielt auch auf dem Clavicordium, ſingt dazu mit einer guten Stimme und macht allerwege die Leute fröhlich. Ich aber bin ein trauriger ſchwarzer Butz und er hat ſeine Noth mit mir; ich bin aus der Art geſchlagen, ſie ſagen, weil die Mutter, bevor ich geboren wurde, ſich ſehr wegen der Kroaten geängſtigt hat.“ Sie ſah bekümmert vor ſich hin.

Judith nahm liebkoſend die Hand des Gaſtes und hielt ſie in ihren Händen feſt.

Unterdeß war das zugereiſte Mädchen im Walddorfe, ohne eine Ahnung zu haben, der Gegenſtand hoher Beachtung geworden. Den Herzog beſchäftigte ſeit der Unterredung mit Bernhard der Gedanke an die Geſchwiſter; doch um die Wahrheit zu ſagen, er gedachte weniger des Bruders, der ihm fremdes Kriegsvolk angeboten hatte, als der Schweſter, welche im Rufe ſtand zu prophezeien. Und das war nicht zu verwundern. Denn Jedermann wurde durch die Schrecken der Gegenwart gepeinigt und fühlte ungeduldiges Verlangen in der Zukunft ein beſſeres Glück zu erkennen. Im Volke wucherte der Aberglaube und Viele ſuchten durch geheime Künſte, die ſeit der

Heidenzeit nicht vergeſſen waren, künftige Ereigniſſe zu deuten und ſich vor drohender Gefahr zu ſchützen; überall erſtanden Propheten, ſogar Kinder weiſſagten und verkündeten bald Untergang der Welt, bald Beſſerung des betrübten deutſchen Zuſtandes. Auch der Herzog hatte ſeinen Antheil an ſolcher Sehnſucht und Neugierde und konnte ſich nicht verſagen, das Scriptum des Nürnberger Propſtes ſeinem Schloßprediger mitzutheilen. Der Geiſtliche las mit hoher Befriedigung und ſprach Bewunderung der Verkündigungen aus, obwohl dieſe in der Hauptſache nichts weiter waren als umgewandelte Bibelſprüche. Er erſtaunte nicht wenig, als der Landesfürſt, ſeiner Beiſtimmung froh, ihm offenbarte, daß das Wunderkind zur Stelle ſei und daß es erwünſcht wäre, wenn er daſſelbe gegen billige Vergütigung durch die Angehörigen des Mädchens für die nächſte Zeit in Wohnung und Koſt nehme. Der geiſtliche Herr bat um Erlaubniß dieſen Punkt mit ſeiner Hausfrau zu bereden, da Seiner herzoglichen Gnaden nicht unbekannt, daß die derzeitige Wohnung des Schloßpredigers enge, nicht günſtig gelegen und mit einer finſteren Treppe behaftet ſei.

Das verkannte der Herzog nicht, und obgleich er vermied eine Abhilfe in Ausſicht zu ſtellen, ſo ſah der Prediger nebſt ſeiner Gattin dennoch ein, daß die Aufnahme der Fremden vortheilhaft zu werden nicht unbegründete Ausſicht verſchaffe.

An einem der nächſten Tage fuhr ein ſtattlicher Wagen mit einer Schutzdecke, begleitet von einem herzoglichen Trabanten zu Pferde, in das Walddorf und hielt bei der Pfarre; nicht lange darauf bewegten ſich der Pfarrer und Licentiat Hermann in bedächtigem Schritt nach dem Hauſe der Jungfer Judith, wo Licentiatus einen Brief des Schloßpredigers an Regine übergab. Nach dem nothwendigen Hin- und Herreden, und nachdem ſich beide Herren in aller Höflichkeit zu beſten Dienſten erboten hatten, wurden die Sachen der fremden Jungfer auf den Wagen geſtaut und dieſelbe eingeladen auf dem Ehrenſitze Platz zu nehmen, dem Licentiaten aber zu geſtatten, daß er ſie aus dem Dorfe in die Stadt und aus einer unſicheren Wildniß unter die Augen und in den Schutz anſehnlicher Perſonen ſtelle. Die Mädchen hielten einander bei der Hand.

„Es iſt beſſer ſo für euch,“ ſagte Judith freundlich; „ſeht ihr euren Bruder wieder, ſo grüßt ihn von mir.“

Als aber der Beſuch in den Wagen gehoben war und eine kleine Hand noch einmal zum Abſchied zurückwinkte, ſchlug das Dorfmädchen die Hofthüre zu, eilte in die Stube und ſaß dort lange mit geſenktem Haupt.

Unterdeß bemühte ſich der Licentiat durch höflichen und wohlanſtändigen Discours ſeine ſchweigſame Reiſebegleiterin zu unterhalten, und da er ein geſcheidter und aufgeweckter Mann war, ſo gewann er auch allmählich ihre Aufmerkſamkeit. Er hatte das Zartgefühl von perſönlichen Verhältniſſen zu ſchweigen, aber er ſpielte ſich behende auf Nürnberg, die berühmte Stadt, und verſchmähte nicht von der Verwunderung zu ſprechen, welche ihm alldort die Tracht der Frauen und das großartige Ausſehen der Stadt ſowie auch die künſtlichen Gebäude verurſacht hatten, und nicht weniger das ſogar in der Kriegszeit luſtige Leben auf den Wochenmärkten und das öffentliche Braten der Fiſche. Längere Zeit hörte ihm Regine mit Antheil zu, endlich wagte ſie die ſchüchterne Bitte, er möge ihr nicht verſchweigen, welche Geſinnung der Herr Schloßprediger und deſſen Frau Liebſte ihr entgegenbrächten und wie ſie ſich dort zu verhalten habe, um zu gefallen; „denn es iſt ſchwer für ein Waiſenkind in fremdem Lande; auch die Bräuche hier ſind mir ganz unbekannt; und ich möchte doch, daß Beide in ihrem Gemüth von aufrichtiger Güte gegen mich würden.“ Da vergaß der Licentiat ſeine wohlgeſetzten Reden und die gemeſſene Bewegung der Hand, welche dem Erzählenden wohl anſteht, und brach heraus: „Seien Sie nur ganz ohne Sorge, ſehr verehrte Jungfer Königin, und ſeien Sie nur ganz ſo wie Sie auch gegen mich ſind, nach Ihrer eigenen Art, und

Sie werden allen Leuten, hohen und niedrigen, über alle Maßen gefallen.“ Aber er zuckte zurück und faßte ſich zuſammen, weil er ungebührlich laut und ſchnell geſprochen; auch Regine ſaß verlegen da, bis ihr Begleiter wieder die richtigen Worte fand und gewiſſermaßen zur Sühne ſeines jähen Weſens ausführlich über den geiſtlichen Herrn berichtete, ſehr vorſichtig, ſehr voll von Hochachtung und Anerkennung, jedoch ſo, daß Regine eine Meinung über ihren künftigen Beſchützer bekam, die ſich ſpäter als richtig erwies.

Nämlich der Schloßprediger war ein wohlhäbiger Herr mit geröthetem Antlitz, runden grauen Augen und ſtarkem Munde. Er trug das große Haupt zurückgeworfen und die Augen ſahen gerade und ſtolz in die Welt. Denn zu einer Zeit, in welcher friedliche Leute genöthigt wurden, ſcheu um ſich zu blicken und leiſe zu reden, war er in der glücklichen Lage, jede Woche ſeine Stimme mächtig über demüthigen Hörern zu erheben, und Keiner durfte ihm widerſprechen. So hatte er das Ausſehen eines gewaltigen Mannes und war in der That ein ſtrenger Gebieter ſeiner Gemeinde; nur hatte auch er, wie andere Machthaber, mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß ihm ſein Volk ungern gehorchte. Zwar wenn er die Andersgläubigen durch kräftige Schläge auf die Kanzel verurtheilte, waren ſeine Beichtkinder recht wohl zufrieden, wenn er aber einmal einen Feldzug gegen ihre liederlichen Gewohnheiten unternahm, und ihnen Nüchternheit, Zucht und Nachtruhe empfahl, dann zuckten die Sünder hinter ſeinem Rücken die Schultern und ſpotteten ohne Ehrfurcht über den röthlichen Schimmer ſeines Angeſichts, denn ſie wußten, daß er in der ſchweren Zeit zuweilen Troſt in heißem Frankenwein fand; und wenn er auf der Kanzel gegen die Herrſchbegier derjenigen Hälfte des Menſchengeſchlechts wetterte, welche nach der Schrift der andern Hälfte Gehorſam ſchuldig iſt, ſo flüſterten die Zuhörer einander in das Ohr, daß er nur darum in der Kirche ſo kräftig losgehe, weil er zu Hauſe leidend gehorchen müſſe.

Von ſolchen Eigenſchaften des hochanſehnlichen Mannes kam in den Worten des Licentiaten ſo viel zu Tage, daß Regine ein wenig lächeln mußte, zuletzt aber nachdenklich wurde. Und der Redner, betroffen über ihre Schweigſamkeit, beeilte ſich, die Frau Schloßpredigerin zu erwähnen, welche, obgleich klein und hoger, doch im Hausweſen die ſtärkere Kraft entwickelte. Er rühmte ihre Wirthſchaftlichkeit im Einſchlachten und Räuchern, und er verrieth auch, daß ſie eine ſonderliche Vorliebe für Backobſt habe und ſtolz auf einige Obſtbäume in ihrem kleinen Garten ſei.

„Das iſt gut,“ ſagte Regine eifrig, „im Winter iſt ſolche Hauskoſt ein Schatz. Aber der Herr ſcheint ſich nicht viel daraus zu machen,“ fügte ſie hinzu, ihn ſchalkhaft anblickend, „denn ſonſt würde derſelbe dies nicht ſo auffällig finden.“ Der Begleiter beeilte ſich ſeine unbedingte Bereitwilligkeit zu dieſem Genuß auszuſprechen.

Wieder ein kleines Stillſchweigen, dann begann das Mädchen auf's Neue: „Ich ſorge, daß ich dem Herrn Licentiaten vorlaut erſcheine, wenn ich mich unterſtehe, auch nach dem Herzog zu fragen. Da Seine Gnade mir, wie die Herren erwähnten, dieſe gute Stätte bereitet hat, ſo möchte ich gern wiſſen, wie ich mich gegen ihn zu halten habe, um ihm meine Dankbarkeit zu beweiſen.“ Jetzt wurde ihr Begleiter beredt, rühmte den Herzog höchlich und mit warmen Worten und nachdem er von ſeinem redlichen Eifer erzählt hatte und von der guten fürſtlichen Häuslichkeit, ſo erwähnte er auch die Sorgſalt, mit welcher der Herr ſich um Allerlei kümmerte, was in ſeinem Lande vorging. „Durch dieſe Sorglichkeit werden herzogliche Gnaden zuweilen übermäßig occupirt und onerirt, und die Specialitäten werden demſelben jeweilig zu einem Embarras.“

„Ich bitte den Herrn, nicht ſo vornehm mit mir zu ſprechen,“ ſagte Regine, „ich bin nur das gemeine Deutſch gewohnt.“

„Verzeihe mir die hochverehrte Jungfer,“ bat der Redner betroffen, „ich wollte nur anzudeuten wagen, daß die undankbaren Leute Seine herzogliche Gnaden ab und zu verkennen — und kurz geſagt, in unverſchämter Dreiſtigkeit einen Topfgucker nennen.“

Jetzt ſah er mit inniger Freude, daß Regine lachte. Um dies zu verbergen, neigte ſie ſich zum Wagen hinaus, da auf der Wieſe nebenbei gerade eine Senſe am Tengelſtein klang. „Die Leute mähen Gras,“ rief ſie fröhlich, „das habe ich lange nicht geſehen.“ — Ihr Begleiter wies ihr den bewaffneten Reiter, der zum Schutz in der Nähe hielt. „Auch dafür hat unſer Herzog geſorgt!“

Sie kamen durch ein Dorf. Vor einer der halbzerſtörten Hütten ſaßen kleine Kinder auf der Erde; ſie ſtarrten furchtſam nach dem Wagen und die Schweſter drückte den jüngeren Bruder feſt an ſich.

„Sie ſehen ſo kränklich aus,“ klagte das Mädchen, „gewiß ſind ſie hungrig.“

Der Licentiat gebot heftig dem Kutſcher anzuhalten, kletterte aus dem Wagen und reichte den Armſeligen die Reiſekoſt, welche er, wie Brauch war, mit einem Löſchpapier umwickelt in ſeiner Taſche mitgenommen hatte. Regine ſah zu, als die Kinder die gute Speiſe verzehrten. Wieder fuhren ſie eine Weile ſchweigend dahin, das Mädchen mit gefalteten Händen, denn die Nähe eines Theologen, die ſie lange entbehrt, ſtärkte ihr die erbaulichen Gedanken. Und da in ihrer Phantaſie der geſtrenge Schloßprediger ſich zu dem Bilde der armen Kinder geſellte, begann ſie endlich: „Ach! ſo viel Eifer und Zorn iſt in der Welt und doch iſt die chriſtliche Geſinnung ſo ſelten; Alles nützt ihnen nichts und wenn ſie noch klug ſind, ſie werden dem Lande nicht aufhelfen, ſolange ſie nicht die Liebe haben.“

„Was die Jungfrau ſpricht, iſt ein großes Wort,“ antwortete ihr Begleiter ernſthaft, „und da ich ſelbſt dem geiſtlichen

Amt angehöre, ſo bitte ich nicht für Ueberhebung zu halten, wenn ich eine leiſe Klage gegen geiſtliche Herren in allen Confeſſionen erhebe. Sie haben ſo lange gezankt, verdammt und Andersgläubige verflucht, bis Zank, Fluchen und Haß in das Gemüth des Volkes gedrungen ſind, ſo daß die Menſchen um des Glaubens willen einander ſchädigen und töten, und das Land faſt zur Einöde geworden iſt. Furchtbar iſt es zu ſehen, daß die Lehre der Liebe ſich ſo verkehrt hat."

„Herr Licentiat," ſagte Regine begeiſtert, „da ich euch ſo reden höre, wage ich euch zu ſagen, was ihr nicht mißdeuten mögt: ich bin gut evangeliſch, aber ich habe in Nürnberg eine würdige Frau gekannt, welche dieſe Liebe hatte, von der ihr ſprecht. Sie hat mir und meiner ſeligen Mutter viel Gutes gethan und doch war ſie katholiſch. Und ſie wies mir in aller Heimlichkeit ein geſchriebenes Büchlein mit Liedern, welches betitelt war: „Geiſtliches Luſtwäldlein." Davon durfte ich mir Manches abſchreiben, und dieſes zu leſen iſt mir große Erbauung, obgleich der Dichter nicht unſeres Glaubens geweſen iſt. Ich hoffe, ihr haltet das nicht für unerlaubt."

„Wenn mich die Jungfer mit ſo hohem Vertrauen beehrt," verſetzte der Theologe ernſthaft, „ſo bin ich ſchuldig zu antworten, ich müßte dieſe Poeſie vorher geleſen haben, bevor ich wagen darf, einen Rath zu geben."

„Ihr ſollt ſie zu Geſicht bekommen," verſprach Regine und ſah ihn treuherzig an.

Jetzt hatten die Reiſenden gefunden, was beide redſelig machte, und die Wegſtunden ſchwanden ihnen ſchnell dahin. Endlich ſagte der Licentiat mit fröhlichem Lächeln: „Als ich heut früh ausfuhr, dachte ich nicht daran, daß mir dieſe Reiſe eine Bekanntſchaft verſchaffen würde, die mir ſo hochwerth geworden iſt und immerdar eine glückſelige Erinnerung ſein wird, und ich geſtehe der Jungfer Königin, daß ich in Sorge war, wie dieſelbe ſich mir gegenüber gehaben würde, ja daß ich nach Manchem, was ich gehört, meinen Auftrag für difficil erachtete; aber ich fand heut früh einen guten Troſt, als ich zu chriſtlicher Prüfung des Kommenden dreimal in der Schrift den Vers nachlas, auf welchen mein Finger gerieth. Denn worauf ich traf, das war alles gut.“

Regine ſtrich an ihrem Gewande, als ſie frug: „Darf auch ich wiſſen, welches die günſtigen Vorzeichen waren?“

Zögernd berichtete er. „Der erſte Vers war aus den Sprüchen Salomonis: Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre.“

„Herr Licentiat, das paßt nicht,“ rief das Mädchen erſchrocken.

„Mir ſcheint der Spruch trifft gerade das Richtige,“ entgegnete ihr Begleiter ſiegreich. „Der zweite aber war fünftes Buch Moſe: Der Herr brachte uns an dieſen Ort und gab uns dies Land, da Milch und Honig innen fleußt.“ Er hielt an.

„Und der dritte?“ frug Regine leiſe.

„Den dritten,“ verſetzte der Theologe befangen, „wage ich euch jetzt nicht zu ſagen, vielleicht geſtattet ihr mir's einmal ſpäter.“

Es war ein ſtiller Abend im Dorfe, die Berge warfen blaue Schatten über die Holzhäuſer, den Wieſengrund und das murmelnde Waſſer, und oben an der Berglehne leuchteten die Baumwipfel von bräunlichem Golde. In der friſchen Abendluft ſaß Judith am Zaun ihres Hofes; das Spinnrad ſchnurrte, aber ihre Augen flogen die Straße hinab der Gegend zu, wo ſich das Thal in die Ebene öffnete.

„Heute war das Sonnenlicht mild und langſames Reiten würde einem Kranken nicht ſchaden. Kommt er noch, ſo kommt er heut. Die Spindel ſtach in den Finger, das bedeutet Beſuch. Ich ſorge um Einen, der mir fremd iſt, und doch der Vertraute meines Herzens vom Morgen bis zur Nacht. Wenn er wieder im Lederſtuhl am Herde ſitzt, reiche ich ihm den

Trank in dem ſilbernen Becherlein, welches um der ſeligen Mutter willen in aller Noth bewahrt wurde. Seine Schweſter ſagt, daß er von fröhlichem Gemüthe iſt und Jedem lieb macht mit ihm zu verkehren, das wußte ich auch, denn wenn er lachte, ſchlug mir das Herz. Die Urſel berühmt ſich, daß ſie einen Entfernten zwingen kann ſeine Gedanken nach dem zu richten, der ihn herbeiwünſcht, aber ich zweifle, ob ihr das Kunſtſtück gelingt. Iſt es ſtillem Wunſche möglich über Berg und Thal in die Seele eines Anderen zu bringen, ſo ziehe ich ſelbſt ihn herbei, bis er leibhaftig vor mir ſteht, denn wie ein Feuerfunken, der im Sturmwind dahinfährt, fliegt meine Sehnſucht in die Ferne zu ihm. Er ſpornt ſein Roß und er jagt auf der Straße, er hält an und ſchlägt an das Thor. Arme Thörin!" rief ſie laut, „was weiß ich von ſeinen Wegen? und weshalb vertraue ich, daß er meiner gedenkt?"

Aber von fern klang der Hufſchlag eines Pferdes; auf der Straße jagte ein Reiter heran, er ſetzte über den Steg, ſchwenkte den Hut und rief grüßend ihren Namen. Der, den ſie gerufen, hielt vor ihr, und in freudigem Schreck wich ihr das Blut aus dem Antlitz zum Herzen.

In der Stube antwortete ſie ſeinem ſuchenden Blick: „Der Herr findet die Schweſter, zu der er kommt, nicht mehr hier"; ſie erzählte dem Erſtaunten von der Einholung und hatte Mühe ihre Freude zu bergen, als der Bruder fröhlich erwiederte: „Iſt mir der Herzog zuvorgekommen, ſo erhalte ich das Recht auch für mich ſelbſt zu ſorgen." Er wies auf ſeinen Arm. „Lieber bleibe ich hier, als im Gedränge der Stadt, während die Kameraden leere Worte mit den großen ſchwediſchen Schreibern wechſeln. Und jetzt, wo ich den würzigen Geruch der Kräuter wieder athme, iſt mir ſo wohl zu Muthe, als wäre ich ein Knabe, der ſeine günſtige Frau Pathe beſucht, und ich bitte die Jungfer, daß ſie mich nicht fortweiſe, wenn ich mich hier ins Quartier lege." Dabei neigte er ſich tief vor ihr. — Judith entgegnete erröthend:

„Der Herr iſt willkommen während der Stunden, die er bei uns verweilen will. Der Zelter ſteht neben der Kuh und der Knabe ſchläft auf dem Boden darüber, aber der Herr Rittmeiſter iſt mir zu groß, um mit den anderen Puppen in dieſe kleine Holzſchachtel eingeſperrt zu werden, darum machen wir's euch im Hauſe nebenan ſo wohnlich als wir können. Ihr beſucht den Pfarrer und meldet euch bei dem Amtsſchreiber, der ſich jetzt wie ein Ohrwurm winden wird, da er gemerkt hat, daß ihr beim Herzoge etwas geltet. Doch traut ihm nicht über den Weg, er meint es zu Wenigen gut, und am meiſten mögen ſich die hüten, zu denen er es in ſeiner Weiſe gut meint.“ Ein Schatten flog über ihr frohes Geſicht, doch ſchwand er gleich wieder in Heiterkeit, als ſie auf den Knaben wies, der ſäuberlich in neuer Wäſche auftrat, das ſtruppige Haar glatt gebürſtet, die Aermelſchlitze ſeines Wammſes mit bunter Seide ausgepufft. „Wir haben dem Herrn unterdeſſen ſeinen Pagen ausſtaffirt, damit dieſer ihm Ehre mache.“

Sie lud den Gaſt zum Sitzen und er verneigte ſich zum Danke dafür wieder, wie vor einer Königin. Denn er gedachte der Sitte und daß er die Schutzloſe in ihrem Hauſe zu ehren hatte. Das verſtand Judith in dankbarem Herzen, und auch ſie ſetzte ſich ihm gegenüber an das Spinnrad, hoch aufgerichtet mit ruhigem Antlitz. Ihr Wunſch war erfüllt, der Erſehnte ſaß auf dem Lehnſtuhl am Herde und ſein Trunk wurde ihm in dem Schmuckſtück des Hauſes vorgeſetzt; ſie frug und er berichtete über die kleinen Abenteuer auf der Reiſe und die ſchlechten Herbergen am Wege. Dennoch erwies ſich das Lied, welches der Rittmeiſter zuweilen ſang, und worin er behauptete, daß Amor, das verſchmitzte Kind, völlig blind ſei, an dem Sänger ſelbſt als unwahr. Denn der erwähnte Gott ſaß luchsäugig, wenn auch unſichtbar, auf dem Bretergerüſt unter den Kräuterbündeln, und ſchoß mit ſeinem Flitzbogen einen Pfeil nach dem andern gegen den Kriegsmann ab. Der Gaſt und die Jungfer Wirthin, wie höflich ſie auch zu einander redeten, ſie konnten nicht vermeiden, daß das Glück ihnen aus den Augen leuchtete, und daß ihnen die Stimme von der inneren Bewegung leiſe erbebte. Bald erzählte ihr Bernhard wie einem treuen Kameraden von Allem, was er in den letzten Wochen erfahren, und kam dabei unvermerkt auf ſein früheres Leben, bis ihr die Spindel im Schoße ruhte und ihre Augen in ſtiller Verklärung auf ſeinem Angeſicht hafteten. Während das Abenddunkel in das Gemach drang, öffneten ſich zwei Herzen wie zwei volle Knospen, welche die roſigen Blätter gegen einander entfalten. Auf unruhige Erwartung und pochende Leidenſchaft war für beide das erſte Glück des Wiederſehens gefolgt, ein ſeliger Friede.

Als ſie dem Gaſt das Abendbrot vorgeſetzt und den Arm verbunden hatte, führte ſie ihn nach ſeiner Herberge und bot ihm die Gutenacht.

„Wie wußteſt du, daß ich heut kommen würde?“ frug der Rittmeiſter den Knaben, ſobald ſie allein waren.

„Die Jungfer hat's gewußt,“ antwortete Pieps, und ſein großer Mund verzog ſich zu einem glückſeligen Grinſen.

Lange ſaß Bernhard im Dunkel an dem kleinen Fenſter. Er verſuchte leiſe zu ſingen, aber er verlor die Melodie ſowohl bei Frau Venus als bei den zu kaufenden Melonen. Ihm hatte in ſorgloſen Tagen manches Mädchen wohlgefallen, aber niemals war ihm das Herz aufgegangen wie in der letzten Stunde, ihm kam vor, als ob er zu dieſer Jungfrau halten müſſe, ſolange er lebe, und er ſtarrte beim Sternenlicht hinüber nach dem Nachbarhauſe, mehr dem Corydon gleich, der ſich um Phyllis grämt, als einem Reiter von Alt-Roſen, welcher in wüſtem Hauſe lagert.

Am nächſten Morgen ritt er nach Gotha. Die Schweſter ſprach ihm gegenüber muthig und in gutem Vertrauen von ihrer Lage; mit dem Schloßprediger beredete er zu großer Zufriedenheit des geiſtlichen Herrn die Vergütigung, und wie die Habe der Schweſter in dem Troßwagen ſicher von Waſungen heranzufahren ſei, auch beim Herzoge meldete er ſich und erhielt Erlaubniß im Walddorfe zu raſten, weil er dort den Quartieren ſeiner Völker näher war. Und die Schweſter freute ſich über die Zuverſicht des Bruders, als er ihr beim Abſchied ſagte: „der Herzog hofft jetzt auf Beſſerung, auch die Schweden reden viel vom Frieden, vielleicht frage ich in Kurzem, ob du dich hier zu Lande bei dem Bruder anſiedeln willſt.“

Als er mit dem Buben den Eingang des Waldthales erreichte, ſah er unweit der Straße die Jungfrau, welche mit ihrem Korbe aus der Hütte eines Holzfällers herab kam. Sie blieb ſtehen, als ſie die Reiter erkannte. Er ſprang ab, ſandte den Knaben und die Pferde voraus und ſchritt neben ihr den Fußweg entlang. „Wie mögt ihr euch allein durch das offene Land wagen?“ mahnte er beſorgt. „Auf den Straßen ſchweift unſicheres Volk und im Walde iſt noch weniger zu trauen.“

„Wir Landleute haben in der eigenen Flur immer guten Muth,“ antwortete Judith; „heute begleitete mich auf dem Hinwege der Mann meiner Kranken, und bei der Heimkehr dachte ich euch zu treffen.“ Ihr Antlitz röthete ſich, aber ſie ſah ihn in unſchuldiger Zuverſicht an.

„Liebe Jungfer Judith,“ rief er und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie löſte die Finger aus den ſeinen, aber mit ſtrahlenden Augen frug ſie: „bin ich euch ein wenig lieb, Monſieur König? Heut möchte ich's glauben, denn eure Stimme klingt anders als von kalter Höflichkeit. Und daß ihr und die Schweſter gute Kundſchaft halten wollt mit der armen Dorfjungfer, ſoll mir manchmal in der Wildniß ein Troſt ſein; denn die Gäſte, welche ſonſt zu uns kommen, ſind ſelten der Art, daß man mit Freude an ſie zurückdenkt.“ Sie wies auf die Landſtraße: „Seht, dort ziehen Solche heran, von denen wir häufig Zuſpruch haben.“ Aber im nächſten Augenblick ging ſie mit ſchnellem Schritt auf die Fremden zu.

Ein Mann zog einen kleinen Handwagen, auf welchem zwei müde Kinder ſaßen, neben ihm hinkte auf einen Stab geſtützt die Frau. Der Fahrende trug einen ſtädtiſchen Rock, deſſen ſchwarze Farbe durch Sonnenbrand und Regen vergraut war; aus dem feinen Angeſicht blickten zwei geſcheidte Augen. Er und die Frau waren nicht alt, aber ſchwächlich und verfallen, und man ſah ihnen wohl an, daß ſie beſſere Tage gekannt hatten.

Judith rief ihrem Begleiter haſtig zu: „Es ſind Exulanten, es iſt ein Geiſtlicher!“ und redete den Mann an, indem ſie ſich verneigte: „salve, vir reverendissime!“ Dabei nahm ſie ihm die Deichſel aus der Hand und kehrte den Wagen dem Dorfe zu: „Ihr dürft nicht ohne Erquickung weiter ziehen. Verſchmäht nicht, die kurze Strecke zurückzulenken; was fehlt der Frau am Fuße?“

Der Mann zog vor dieſem entſchiedenen Willen den Hut. „Will die wohlgeneigte Frau den Meinen etwas Gutes thun, ſo wird es der Himmel lohnen, denn wir kommen von weit her und wiſſen nicht wohin.“

Judith wandte ſich zu Bernhard und auf die Kinder weiſend, ſagte ſie in herzlicher Bewegung: „Auf ſolchem Wagen ſaß als Kind auch ich, wenn ich erſchöpft vom Wandern war, mein Vater zog die Deichſel und die Mutter ging mit wunden Füßen im Staube der Heerſtraße.“ Und den Wagen auf der Straße zurückfahrend, wehrte ſie dem Flüchtling: „Ich leide nicht, Herr Paſtor, daß ihr euch bemüht.“

Da nahm auch der Rittmeiſter den Arm der wankenden Frau und führte ſie vorſichtig, die tiefen Wagengeleiſe vermeidend, nach dem Dorfe zurück. So kam die Geſellſchaft vor das Haus der Jungfrau; dieſe lenkte zu dem Bau, in dem der Rittmeiſter einquartiert war, und bat: „Geſtattet ihnen, in der Kammer euch gegenüber zu bleiben, denn ich ſehe, eine Nachtruhe iſt ihnen vor Allem nöthig." — Sie hob die Kinder vom Wagen, gab der alten Urſel und dem Reiterbuben ſchnelle Befehle, und dem Rittmeiſter war, als ob ſie auch ſeine Hilfe bei dem guten Werke erwarte, ſo daß er ihr dienſtwillig in das Haus folgte. Dort ſchloß ſie die Truhe auf, kramte in der Wäſche, wickelte ein kleines Bündel und hob ein vornehmes Tiſchtüchlein mit buntgenähtem Saume heraus: „Es macht dem Herrn Pfarrer ſoviel Freude als gute Koſt," erklärte ſie, „wenn wir ihm ein Tiſchtuch aufdecken." Sie legte das Tuch ihrem Gaſt über den Arm und frug: „Es war ſtarkes Bier gekommen aus der Stadt für die Jungfer Schweſter; darf ich davon geben?" Als ihr Blick auf das Geſtell fiel, wo ſie den kleinen Silberbecher verſteckt hatte, hielt ſie zweifelnd an und frug wieder: „Iſt es euch unlieb, wenn der Fremde aus eurem Becher trinkt?" Bernhard hob das Gefäß ſchnell herab. „Dann iſt noch das Huhn für die kranke Frau," fuhr ſie bittend fort, „auch dies war für einen Anderen zubereitet und er würde mit Geringerem vorlieb nehmen müſſen." Und ſie trugen gemeinſchaftlich den Flüchtlingen hinüber.

Unterdeß war Urſel um die kranke Frau bemüht, und Pieps, welcher Lagerſtroh herzugetragen und mit nicht gemeiner Kunſt eine Streu geſchüttet hatte, ſaß vor der Thür bei einem Waſſerkübel und ſtriegelte den beiden Kindern mit Schwamm und Bürſte den Staub des Weges von Geſicht und Kleidern. Judith aber und Bernhard deckten dem Pfarrer den Tiſch im Freien; ſie trug auf, er ſchenkte ein und trank den Willkommen zu, gleich als ob er Hausherr wäre.

„Dies iſt ein Landsmann aus dem Rieſengebirge," ſagte Judith und ſtrich dem Pfarrer vertraulich über den Aermel, „ich erkenne an ſeiner Rede die Heimat." Und als der Fremde, bevor er ſich an die Koſt wagte, wehmüthig durch das Fenſter in die Stube zurückſah, tröſtete Judith: „Sorge der Herr Paſtor nicht um die liebe Frau und nicht um die Kinder, denkt jetzt an euch ſelbſt."

Der Mann gewann im Eſſen beſſeren Lebensmuth und erzählte dem Rittmeiſter, welcher ſich zu ihm ſetzte, von dem Unglück ſeiner Heimat und dem Elend ſeiner Irrfahrten, ruhig und ohne Klage, wie müde und geplagte Leute von ihrem ſchweren Schickſal ſprechen, wenn ſie nicht darauf ausgehen Mitleid zu erregen. Auch Bernhard, welcher den Flüchtling als verſtändigen Mann erkannte, der von den Kriegsläuften zu berichten wußte, antwortete ihm achtungsvoll, und merkte, wie froh Judith über ſeine Theilnahme war, wenn ſie einmal am Tiſche ſtehen blieb. So kam der Abend heran; Judith führte die Kleinen ſauber und geſättigt zu ihrem Vater: „Die Kinder wollen Euer Ehrwürden gute Nacht ſagen, wir legen ſie jetzt in die warme Streu, die liebe Frau iſt verſorgt, und ich hoffe ſie wird morgen bis zur Stadt gehen."

Sie räumte ab, hing dem Rittmeiſter auf ſeine Forderung wieder das Tiſchtuch über den Arm, und ſchüttelte dem Pfarrer, während er ſeine Segenswünſche ausſprach, lange die Hand. „Gute Nacht euch allen, ihr Armen; ihr ſchlaft in gutem Schutz, der Knabe dieſes Herrn wird euch heranholen, was ihr etwa noch braucht."

Auch als Judith mit Bernhard in ihre Stube zurückgekehrt war, hörte das Schaffen nicht auf; ſie fand noch mancherlei, was die Fremden nöthig brauchten und was ſie entbehren konnte, öffnete die Kaſten und trug zuſammen, bis Bernhard endlich ſagte: „Die Jungfer iſt glücklich gerade das Nöthigſte geben zu können, gern wollte auch ich Etwas thun; wenn ihr einen Beutel hättet, ſo möchte ich einen Joachimsthaler hineinſtecken, damit ihr ihn beim Abſchiede der Frau gebt." Dieſer Gedanke gefiel der Jungfrau und ſie brachte aus einer Ecke der Truhe ein Lederſäcklein herbei, trat vor ihn, hielt es umgeſtürzt am unteren Zipfel und ſagte lachend: „es iſt leer!" — So unſchuldig und liebenswerth war ihre Freude und der warmherzige Eifer, daß Bernhard ein Entzücken in ſeinem Herzen fühlte, welches ihm übermächtig wurde; er neigte ſich zu ihrem Angeſicht und küßte ſie herzlich auf den Mund. Sie widerſtand nicht, und als er wagte den Arm um ſie zu legen, ruhte ſie einen Augenblick an ſeinem Herzen. Doch während ſie ſich von ihm löſte und ihn liebevoll anſah, röthete ſich ihr Antlitz; ſie trat ſchnell zum Tiſch, ergriff ihren Kram und verließ das Zimmer.

Bernhard ſtand allein in der Stube und ihm kam vor, als ob die Kräuterbündel und Flaſchen auf dem Bretergeſtell hüpften und der Lehnſtuhl ihn tanzend umkreiſte. Ungeduldig ſchritt er auf und ab, die Rückkehr des Mädchens erwartend. Als ſie nicht kam, eilte er aus dem Hauſe, ſie zu ſuchen. Er fand ſie an der Felswand auf einer Bank ſitzen, und merkte, daß ihre Augen naß waren. Da ergriff er ihre Hand und ſie zog die Hand nicht zurück, aber ſie ſah traurig zu ihm auf und ſagte leiſe: „Ihr hättet mich nicht küſſen ſollen.“ — Ihm ſchlug das Herz hoch und er bat: „Der lieben Jungfer Judith habe ich etwas zu vertrauen, was ich am liebſten ſage, wenn dieſelbe im Hauſe vor mir ſitzt auf ihrem Stuhle am Spinnrad, zwiſchen den Wänden, in denen ſie durch die lieben Eltern geſegnet wurde.“

Sie ſah ihn groß an und das Blut wich aus ihrem Antlitz, als ſie aufſtand und ſchweigend neben ihm in das Zimmer trat. Hier ſtellte er ihr Stuhl und Spinnrad zurecht und bat ſie mit einer Handbewegung niederzuſitzen. Sie gehorchte und hielt die Spindel im Schoß, die Augen feſt auf ihn gewandt. Er aber begann feierlich:

„Liebe Jungfer Judith, ich habe mich zu dem Kuſſe vermeſſen in herzlicher Neigung, die ich für euch fühle. Zürnet nicht, wenn ich euch heut gerade heraus und ohne Freiwerber meine Liebe bekenne und meinen heißen Wunſch, daß ihr euch entſchließen möget mein eheliches Gemahl zu werden.“

Das Mädchen ſtand erſchrocken auf, während er bittend fortfuhr: „Ich weiß wohl, was die geliebte Jungfer einwenden wird, daß ſo voreiliges und ſtürmiſches Werben nicht gezieme, da ich nur ſeit kurzer Zeit euch bekannt bin. Auch fürchte ich, daß euch mein Kriegsamt leidig iſt. Höret dennoch meine flehentliche Bitte mit günſtiger Geſinnung an, denn von der erſten Stunde, wo ich euch ſah, habt ihr mir ſehr gefallen und ſeitdem immer mehr, und wenn ich hier euer Weſen betrachte, ſo merke ich, daß ich auf Erden nur mit euch glücklich ſein kann."

Judith athmete tief auf und antwortete mit ſtockender Stimme: „Der Herr ſagte ſelbſt, daß ich ihn erſt ſeit Kurzem kenne, dieſelbe Rede muß ich dem Herrn zurückgeben, auch von mir iſt ihm wenig bewußt; er weiß noch nicht, wie das freundloſe Dorfmädchen ſich zu ſeinem Leben ſchicken würde, und mir bangt, daß ihn bald ſeine Rede gereuen könnte."

„Sprecht nicht ungerecht gegen euch," rief Bernhard alle Bedächtigkeit vergeſſend, „denn ich ſehe wohl, in der Jungfer iſt ein Geſchick und eine Feſtigkeit, daß ſie überall in der Welt beſtehen wird. Ich hoffe, dieſelbe ſoll auch finden, daß in meinem Gemüth keine dunklen Winkel ſind; ich bin ein einfacher Geſell, wie ich denke, ſo gebe ich mich; ſeid ihr einmal mit mir unzufrieden, herzliebe Jungfer, ſo ſagt es mir gerade heraus, und ich werde mich gern nach eurem Willen richten, ſoweit dies dem Manne geziemt. Und wenn ihr mir einwendet, daß ich euch zu wenig kenne, ſo wiſſet, daß ich zu euch ein Vertrauen habe, wie niemals gegen einen Menſchen, und ich fühle die Sehnſucht immer in eurer Nähe zu ſein und Alles mit euch zu theilen, Gedanken und Werke."

Judith verſtand die Bewegung ſeiner Stimme und das Flehen ſeiner treuen Augen, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, aber ſie faßte ſich bald. „Ich glaube euch," ſprach ſie, „und ich traue eurer Redlichkeit. Doch zürnt nicht, Herr, wenn ich in dieſer Stunde die Antwort gebe, die mir gebührt. Zu eurer verlobten Braut kann ich mich nicht bekennen nach ſolcher Rede, wie ihr heut zu mir gethan. Es iſt ein alter Glaube, daß jähe Werbung kurzes Glück gewinnt. Euch treibt euer Amt in die Ferne, wer weiß, ob ich euch dort ſo lieb bleibe, wie ich euch nach euren Worten zur Zeit bin. Deshalb bitte ich inſtändig: ſchonet jetzt meinen einſamen Stand und ſehet erſt zu, wie ihr die Ehe, die ihr beabſichtigt, mit eurem Amte und euren Blutsfreunden in Einklang bringt. Werbt ihr dann um mich, wie Sitte iſt, durch eure Freundſchaft, und kommt eure Schweſter, um mich als Hausfrau für euch zu fordern, ſo ſage ich euch Beſcheid."

Sie trat zurück und er ſah finſter vor ſich nieder: „Laßt mich nicht unſicher und in Traurigkeit dahinziehen, denn das Zutrauen zu eurer Liebe wäre mein einziges Glück fern von euch in der Fremde."

Da ſprach ſie leiſe: „Iſt es euch unlieb, daß ich zögere, mir iſt es leid. Thut dennoch nach meinem Wunſche und vertraut unterdeß, daß ich euch zugethan bleibe. Denn ich bekenne euch, Monſieur Bernhard, was ſonſt ein Mädchen verbirgt: auch ich bin euch gut. Und wenn ihr mich durch eure Freunde zu eurer Hausfrau begehren wollt, ſo gehöre ich euch, als meinem geliebten Herrn, für Leben und Tod. Wiſſet auch, daß ich ſeit dem Morgen, wo ich euch im Walde zum erſten Male ſah, in der Stille des Glaubens lebe, daß der Himmel euch zu mir geſandt hat, damit ich euch angehöre."

Bei dieſen Worten bot ſie ihm die Hand, er aber zog ſie fröhlich an ſein Herz und rief: „Allerliebſte Herzensjungfer, es ſoll geſchehen, wie ihr wollt, und ich hoffe, es dauert nicht lange, daß ich die Schweſter zu euch ſende, denn mir iſt auf dem Wege zu euch Allerlei eingefallen, wie wir unſer Leben friedlich einrichten könnten. Iſt's euch genehm, ſo erzähle ich davon." Als ſie aber ihm gegenüber niederſitzen wollte, ſagte er: „Jetzt, da ihr wißt, daß ihr meine Liebſte ſeid, iſt mein Recht, daß ich neben der Jungfer ſitze und auch, daß ich euch vor den Leuten an der Hand führe." Das mußte Judith zugeben, und er rückte ihren Schemel neben ſeinen Lehnſtuhl, auch gebrauchte er ſein Recht ihre Hand zu halten und hinderte ſie in der Arbeit. Dabei begann er:

„Zuerſt bitte ich euch, daß ihr das Waiſenkind, meinen Buben, bei euch behaltet und auch das Rößlein der Schweſter. Dem Knaben iſt eure Zucht ein Himmelsſegen, und er merkt das auch, euch aber kann er als Bote dienen zur Stadt und wie ihr ſonſt wollt, denn er iſt über ſeine Jahre gewitzigt. Den Gaul wird er beſorgen, damit ihr dieſen für eure Wege zu den Kranken gebraucht, oder für die Schweſter bewahrt.“

Als Judith damit einverſtanden war, berichtete er weiter, wie er neulich auf dem Wege den heimkehrenden Gutsherrn betrachtet und ſich an ſeine Stelle gedacht, die Jungfer Judith aber an Stelle der Hausfrau. Und als er das roſige Licht ſah, welches ſich über die Wangen des geliebten Mädchens ergoß, ſchilderte er ihr die ganze Einrichtung des Gutes, erwähnte Gottlieb und Pieps und ſeine Beutepferde, ſo daß Judith, hingeriſſen durch die Beſchreibung, auch ihrerſeits von der Molkerei anfing, und daß ſie eine gute Großmagd wiſſe; bis ſie ihn endlich in die Kammer zog, und bat an die Wand zu klopfen. Sie freute ſich, als er ihr bekannte, daß er nichts Auffälliges entdecken könne, und vertraute ihm ein Geheimniß des Hauſes, daß die Wand doppelt war nach kluger Einrichtung des ſeligen Vaters. „Man kann nur vom Dachboden in den Raum, und ich zeige euch den Zugang, darin aber ſteht eine große Truhe mit der Leinwand, die wir in all den Jahren geſponnen.“ Und ſie ſagte ſtolz: „Es iſt eine Ausſtattung wie für eine Kaufmannstochter, das iſt mein Schatz. Das Haus iſt öfter geplündert, mein Geheimniß haben die Räuber niemals entdeckt, für Wäſche brauchtet ihr nimmer zu ſorgen. Doch wir ſind thöricht,“ fuhr ſie kleinlaut fort, „denn wie wollt ihr in dieſem Lande zu einem Gute kommen?“ Jetzt wurde Bernhard froh, führte ſie wieder auf ihren Sitz und geſtand ihr, daß es mit ſeinem Vermögen gar nicht dürftig ſtand, und daß die Geſchwiſter zu Nürnberg in guter Verwahrung noch Geld beſaßen und Antheil an einer Handlung; ſo daß Judith erſchrocken ſagte: „Ich habe nicht gewußt, daß der Herr ſoviel vermag, wie darf ich für mich daran denken, in ſolchen Wohlſtand zu treten?" Und er mußte viele Beredtſamkeit anwenden, bis er ſie wieder dazu brachte, ſeine Pläne anzuhören.

Als Beide eine Weile emſig an dem Garn ihrer Zukunft geſponnen hatten, begann Judith: „Wiſſet, liebſter Monſieur Bernhard, daß euer Mädchen, wenn die Kriegsnoth nicht wäre, euch auch ein Gütchen zubringen könnte. Denn die lieben Eltern ſaßen auf einem ſchönen Freihof in dem Lande Schleſien nahe an dem Rieſengebirge bei einem hohen Berg, den man die Eule nennt; dort bin ich geboren und ich war neun Jahre alt, als wir die Gegend verlaſſen mußten."

„Der Herr Vater war doch ein Geiſtlicher?" frug Bernhard verwundert.

„Das war er. Von Geburt ein Deutſcher, aber er hielt zu den Gemeinden der böhmiſchen Brüder und ſtand unter ihnen in Ehren als einer von ihren Biſchöfen, meine Mutter aber war eine Böhmin von der anderen Seite des Gebirges und ſtammte aus einem Geſchlecht der Bekenner, welche man in alter Zeit Huſſiten nannte. Als nun in Böhmen die grauſame Verfolgung aller Evangeliſchen ausbrach, gelang es dem Vater, der viel Anhang in dem Grenzlande hatte, ſich in Schleſien zu behaupten, weil er die Gunſt einiger großer Herren beſaß. Und da er immer ein Naturkundiger geweſen war, ſo hielt er ſich ſtill auf unſrem Gut, das er erworben, half den Kranken wo er konnte, und übte nur insgeheim ſein heiliges Amt. Aber nicht lange bevor der Schwedenkönig ins Land kam, ward er den Jeſuiten verrathen, und ſollte in den Kerker abgeführt werden, was damals ſoviel bedeutete als in den Tod; doch er wurde durch einen Freund gewarnt und wir flohen bei Nacht, zuerſt im Wagen, dann zu Fuß durch Schleſien und über die Elbe, bis wir in dieſes Land gelangten. Die liebe Mutter ſtarb nach den Schrecken und Anſtrengungen unſerer Reiſe, der Vater zog mit mir aus bitterer Noth in dies Dorf und ich habe ihm während der Kriegszeit noch als

Kind die Wirthſchaft geführt.“ — Sie legte ihr Haupt an ſeine Schulter und ſah ſtarr vor ſich hin, Bernhard wagte nicht das Schweigen zu brechen; er dachte wehmüthig, wie unſäglich viel Trübſal und Schmerz das tapfere Herz, welches nahe an dem ſeinen ſchlug, in jungen Jahren durchgekämpft hatte. Endlich frug er um wieder ihre Stimme zu hören: „Von dem Gut aber, was der Herr Vater zurückgelaſſen, habt ihr nie wieder etwas gehört?“

„Zuweilen kam Kunde. Unter dem Schwedenkönig diente ein Oberſt, der von unſerem Glauben war und mit meiner Mutter verwandt; dieſer lag längere Zeit in unſerer Heimat, an ihn ſchrieb der Vater und er hat uns ſeine Treue bewährt. Denn da die Feinde unſere ganze Habe genommen hatten, zwang er ſie, den Raub in Gelde zu büßen, ein Theil davon kam in des Vaters Hände, ſo daß er ſich hier feſtſetzen konnte. Und wegen des Gutes wurde abgemacht, daß es dem Vater als Eigenthum bleiben ſollte und der günſtige Freund, von dem uns die Warnung gekommen, ſollte den Nutzen haben, als wenn es ihm gehörte, bis wir wieder zurückkämen. Das iſt jetzt fünfzehn Jahre her, und der Krieg hat ſeitdem faſt unabläſſig auch in meiner Heimat gewüthet. Wer kann ſagen, wie es jetzt dort beſtellt iſt? Ich aber ſehe das alte Steinhaus, in dem wir wohnten, noch deutlich vor mir, einen großen Hof mit hoher Mauer und auch die Berge, welche in der Nähe ſtehen, ſie ſind viel höher als dieſe hier. Im Traume bin ich zuweilen ein Kind, trage mein Spielzeug durch die Stuben und höre erſchrocken den Schlag am Thore in jener Nacht, wo wir gewarnt wurden. Auch die alte Böhmin ſehe ich noch vor mir, welche meine Kindermuhme war, ſie ſah der Urſel ſehr ähnlich und galt für eine Frau, welche Geſichte hatte. Als ſie mich in der Nacht zu den flüchtigen Eltern in den Wagen hob, ſegnete ſie mich und klagte in ihrer böhmiſchen Sprache: Du wirſt hierher zurückkehren, denn dein Grab ſchaue ich, aber deiner Eltern Grab vermag ich nicht zu ſehen. —

Wer weiß, ob ſie Recht hat?“ ſchloß ſie leiſe und ſtarrte wieder vor ſich hin.

„Dient es zu eurem Glück, daß ihr hinkommt, ſo ſoll es geſchehen,“ tröſtete Bernhard. „Iſt der Weg auch weit, meine Hausfrau ſoll gute Reiſegeſellſchaft haben. Der Knabe ſchirrt die Pferde auf und mein alter Kampfgenoſſe begleitet uns, wir ziehen als friſche Reiter in eure Heimat und zwingen die Leute dort, euch als Herrin zu erkennen.“ Judith lachte ihn mit beſſerer Zuverſicht an.

„Ihr habt einen friſchen Muth,“ rühmte ſie.

„Dafür reite ich auch mit kecken Geſellen durch das Land.“

Das Mädchen ſtand ſchnell auf. „Wie die Kinder haben wir uns ein glückſeliges Leben eingebildet; ihr aber ſeid den böſen Geiſtern des Krieges preisgegeben und auf der Schneide des Schwertes ſchwebt euer Geſchick und das meine. Ach, lieber Herr, ein Trugbild war die Hoffnung und eitel die Freude.“ Die Thränen brachen ihr aus den Augen und ſie barg das Angeſicht über den Händen auf dem Tiſch. „Haltet mich nicht für dreiſt,“ bat ſie aufſehend, „und denkt nicht, ich ſei liebetoll. Ehe ich euch kannte, war ich gefaßt, auch Schweres zu tragen, jetzt fühle ich mich hilflos wie ein Kind. Ich ſehe die Feinde gegen euch reiten, die Schwerter zucken, der Feuerſtrahl fährt aus dem Rohr, das Pferd rennt dahin ohne den Reiter und ich harre und weine.“ Sie blickte wild wie auf eine Erſcheinung.

„Ich ſchwor einen theuren Eid, bevor ich euch ſah,“ ſprach Bernhard, ergriffen durch die Leidenſchaft der Jungfrau; „ich bin meinen Kriegsgeſellen verpflichtet, ſolange das Tuch an der Standarte weht, mit ihnen zu reiten und ihr Schickſal zu theilen; das iſt des Soldaten Loos. Wenn es uns bei den Schweden geräth, ſo muß ich mit meiner Compagnie im Felde liegen. Auch in dieſem Fall komme ich wieder zu euch und bitte, daß ihr als Officiersfrau mit mir haushaltet in unſeren Quartieren. Iſt dort das Leben unſicher, ſo frage ich euch, herzliebe Jungfer, habt ihr im Dorfe größere Sicherheit? Auch hier bürgt uns Niemand dafür, daß nicht in der nächſten Stunde die Feinde an das Haus dringen. Das aber gelobe ich euch, ſo wahr ich euch liebe und ſo wahr ich für uns beide auf eine friedliche Zukunft hoffe, ich löſe mich von der Fahne, ſobald der Eid und die Ehre dies geſtatten.“ Er zog das Mädchen wieder an ſeine Seite, ſie aber blieb den Abend ſtill und feierlich und verhandelte draußen leiſe mit der alten Dienerin. Endlich brach ſie das Schweigen: „Heut iſt eine heilbringende Nacht und ich möchte in die Berge, ein wohlthätiges Kraut zu holen, das man nach Vorſchrift der Bücher und klugen Leute nur um Mitternacht aus dem Boden heben darf. Wollt ihr mich begleiten, doch ohne ein Wort zu ſprechen, ſo wäre mir's lieb.“

„Ich bin bereit,“ ſagte Bernhard verwundert. „Was ihr wagt, ſoll mich nicht ſchrecken. Doch um euretwillen, liebe Jungfer, warne ich vor der Stunde, welche dem Chriſten unheimlich iſt.“

„Sorgt nicht,“ antwortete Judith mit düſterem Lächeln, „ich vertraue, es iſt keine Gefahr für Leben und Seligkeit.“ Sie ſetzte ſich wieder zu ihm, ſprach ruhig und zutraulich und bat ihn von ſeinen Kriegsfahrten zu erzählen. Das that er gern, und ſchnell vergingen die Stunden, bis ſie aufſtand und bedeutſam ſagte: „jetzt iſt es Zeit zu gehen.“ Bernhard eilte in ſein Quartier, holte ſeine Waffen, hüllte ſich in den Mantel und weckte den Knaben.

„Der Schreiber hat heut im Hofe der Jungfer ſpionirt,“ berichtete Pieps. „Ich ſah ihn im Abenddunkel unter dem Fenſter.“ „Halt Wache,“ gebot Bernhard.

Als er aus der Hütte trat, ſtand die Jungfer ihn erwartend am Thor und legte warnend die Hand auf den Mund. Sie eilten über den Steg auf die Berge zu. Die Nacht war kühl und ſtill, der volle Mond warf helle Lichter auf den Pfad, welcher der nächſten Höhe zuführte. Judith ſah oft nach dem

Himmel und hemmte den Schritt, um die rechte Stunde zu treffen. Als ſie den Gipfel erreicht hatten, wies ſie auf eine hohe Tanne, welche allein am Rande des Abhanges ſtand; Bernhard verſtand, daß er dort zurückbleiben ſollte und das Mädchen trat allein hinaus auf den offenen Raum, welcher mit jungem Laubholz umfaßt, vom Monde hell beſchienen war.

Bernhard merkte Nichts von den Schrecken der Geiſterſtunde. Hinter ihm fiel die Höhe ſteil zu dem Thale, er erkannte die grauen Dächer des Dorfes im Grunde, auch das Haus der Geliebten und den weißen Schaum des Bergbachs. Vor ihm aber lag friedlich in ſilbernem Glanz die Bergwieſe, der Nachtwind ſtrich leiſe über die Halme und Blüthen, ſo daß ſie ſich regten wie im Schlafe, und trieb ihren würzigen Duft weit hin durch die Luft. Wo ein Buſch oder der Stumpf eines Baumes Schatten warf, bewegten ſich wie im Tanze kleine Lichtfunken; ſie fuhren auf und nieder, erglänzten und verſchwanden zwiſchen Schatten und Licht. Es war wunderſam ſtill, keine Vogelſtimme ertönte und kein Wildthier bewegte die Zweige, die Grillen hingen ſchweigend an den Blättern, die Hummeln ſaßen geduckt in ihrem Erdloch, und über der ſchlafenden Erde lag aus Strahlen gewebt die ſilberne Decke, welche das geheime Leben verbarg. Bernhard, der zum Schutz für ſich und eine Andere leiſe ſein Gebet geſprochen hatte, bedachte, daß die Stunde und der Ort eher zu frommen Gedanken ermunterten als zu Werken des Teufels. In der Ferne ſah er Judith langſam am Rande des Gehölzes dahingehen, auch ſie umfloſſen von dem milden Schimmer der Nacht, und er erkannte, daß ſie niederkniete auf dem Grunde. Nicht lange und ſie kam mit ſchnellen Schritten auf ihn zu, zog ihn in den Schatten des Baumes und flüſterte ſcheu zurückblickend: „Nicht ohne Widerſtand empfing ich die Gabe. Mir war, als ſchaute ich im Gehölz das Geſicht des böſen Feindes; er ſah einem Manne ähnlich, vor dem mir graut. Doch das Trugbild verſchwand wieder, und ich halte in meiner Hand, was ich für euch geholt.“ Sie wies ihm den kleinen Beutel, welchen ſie aus der Truhe gehoben hatte. „Dies Säcklein, über dem ihr die Jungfer geküßt habt, bewahrte ich für euch; die Wurzel eines kleinen Krautes ſteckt darin, denn es iſt ein Glaube, daß dieſem die Kraft verliehen ſei: den Leib des Mannes, der ſie trägt, vor feindlichem Geſchoß zu bewahren. Nehmt ſie, Geliebter, und bergt ſie unter eurem Kleide. Wir haben ja keine Gewähr, daß ſie die große Kraft hat, aber wir hoffen es. Seid ihr ſelbſt auch ſtolz und ſeid ihr ungläubig, tragt ſie doch um meinetwillen, denn in Herzensangſt um euch habe ich ſie der Erde abgefordert und geraubt.“

Da empfing er die Gabe, barg ſie an ſeiner Bruſt und ſagte herzlich: „Seither habe ich der Gefahr ohne Furcht ins Auge geſehen, und war bereit in Gottes Namen zu ertragen, was der Krieg dem Reiter bringt. Was mir von euch kommt, bewahre ich ohne Scheu. Aber ich fürchte faſt, daß mir euer Geſchenk das ſorgloſe Wagen vermindert; denn wenn ich es an meinem Herzen fühle, ſo muß ich jetzt denken, daß ich ein holdes Mädchen beſitze, das mehr um mein Leben ſorgt als ich ſelbſt. Kräftiger als die Kräuter des Feldes iſt der Zauber, den ihr an mir übt, wenn ich euch in die Augen blicke und wenn ich euch in meine Arme ſchließe, wie ich jetzt wage.“

6.

Enttäuſchungen.

Die hohe fürſtliche Theilnahme machte den Gaſt im Hauſe des Schloßpredigers zu einem Gegenſtand ſorglicher Pflege. Der Herzog ſandte einen Wildbraten und ſogar einen guten Trunk für ſeinen Schützling, er hielt im Vorbeireiten an und frug den Hausherrn, welcher vergnügt auf die Schwelle trat, nach dem Befinden der Fremden, ja er ſtieg ſelbſt die finſtere Treppe hinauf und verſicherte Regine mit tröſtenden Worten ſeines Schutzes. Da war natürlich, daß ihr manch gutes Süppchen gekocht wurde, und daß die Schloßpredigerin nicht leiden wollte, wenn ihr Gaſt an die Waſchgefäße trat und in der Küche unter den Töpfen hantirte. Doch Regine beharrte dabei, das Wohlwollen, welches ihr ſo plötzlich zu Theil geworden war, durch treue Hilfe zu verdienen, ſie bemächtigte ſich der Bäffchen und Kragen des Geiſtlichen, wußte dieſe in glänzendem Weiß zu erhalten, machte mit herzlicher Innigkeit die Hausandachten durch und ging bei jedem öffentlichen Gottesdienſt ſchüchtern neben der Schloßpredigerin zur Kirche hinauf; dort ſaß ſie auf einem Ehrenplatz mit niedergeſchlagenen Augen und merkte nicht, daß ſie der kleinen Schloßgemeinde zu beſtändiger Verwunderung gereichte, und daß auch die hohen Herrſchaften vom Chore aus den Verlauf ihrer Andacht genau beachteten.

Sie war glücklicher als ſeit lange. Aber bei ihrem Wohlbefinden war ein Haken, den ſie ſelbſt nicht merkte. Sie erwies ſich nicht als das Wunder, das ſie doch ſein ſollte, ſie wandelte durch die Stunden des Tages ganz wie ein anderes Mädchen und zuweilen verſchönte ihr herzliches Lachen die Räume des Pfarrhauſes, wenn Licentiatus Hermann als Gaſt gegenwärtig war, kleine Abenteuer von der Univerſität erzählte und dabei die fremdartige Sprache der Süddeutſchen poſſierlich nachmachte. Vielleicht war es das ruhige Glück, welches dem Mädchen die Erweckungen fern hielt; aber ſolche Enthaltſamkeit war nicht ganz nach dem Sinne ihrer Gönner. Der Herzog begnügte ſich bei dem Geiſtlichen deshalb vertraulich anzufragen und ſagte: „haltet das Kind nur gut, das Uebrige ſei dem Herrn befohlen!“ Aber der Schloßprediger ſelbſt fühlte die Verantwortlichkeit und daß die Sache einen Fortgang haben müſſe, und es geſchah, daß er ſich bei Nacht von ſeinem Lager erhob und in Socken an die Kammerthür ſeines Gaſtes ſchlich, um zu horchen, ob ſie nicht vielleicht an leere Wände die werthvollen Worte verſchwende, ſo daß die Hausfrau, ebenfalls in Socken, nacheilen und mit kräftigem Proteſt an ſeinen Huſten erinnern mußte.

Endlich befand der Schloßprediger, daß es nothwendig ſei, die ſibylliniſche Thätigkeit ſeines Gaſtes, ſoweit geiſtlichem Zureden möglich iſt, aufzumuntern; er ſpielte ſich eines Tages mit vorſichtigen Worten auf die früheren Zufälle des Mädchens, forſchte genau nach den Kennzeichen, an denen das Eintreten dieſes Zuſtandes von dem theilnehmenden Beobachter erkannt werden könne, und beachtete im Amtseifer nicht, daß ſein Gaſt ſogleich alle Heiterkeit verlor und hilfeflehend zu ihm aufſah. Zuletzt wagte er ſogar den Rath: „meine liebe Jungfer, da des Herzogs Gnaden ein beſonderes Intereſſe an euren prophetiſchen Ausſprüchen nimmt, ſo wäre für uns alle wünſchenswerth, wenn derſelbe einmal davon profitiren könnte.“ — Regine verſetzte kummervoll: „Ach! ehrwürdiger Herr, ich vermag ja dabei Nichts.“

Aber wohlmeinend fuhr der Geiſtliche fort: „Vielleicht würde durch Gebet, ſowie durch ernſte Richtung des Willens auf die erwähnte Begabung der erwünſchte Effect zu erreichen ſein.“

Regine ſtand erſchrocken auf: „Soll ich meinen lieben Schöpfer bitten, daß er mich träumen laſſe, damit dem Herrn Herzog eine Unterhaltung bereitet werde?“

„Die liebe Jungfer möge meine Worte nicht uneben auslegen. Dieſe Träume könnten Manches enthalten, was als göttlicher Fingerzeig für Seine herzogliche Gnaden von hoher Importanz ſein würde, insbeſondere wenn es der Jungfer gelingen ſollte, dem Herzoge etwas wegen der großen Flügelhauben und Bänder, wodurch die Weiber jetzt Aergerniß geben, ans Herz zu legen, ſodann wegen des unmäßigen Sauſens ſeiner Cavaliere, vielleicht auch wegen der höchſtnöthigen Erhöhung der Stolgebühren.“

Regine ſaß wie vernichtet in tiefem Schweigen, ſo daß der Schloßprediger den Eindruck ſeiner Worte merkte und gutmüthig fortfuhr: „Die Jungfer iſt uns allen werth geworden durch gottesfürchtiges und ſäuberliches Weſen, auch ohne ihre Träume, von denen wir ja nicht wiſſen, ob ſie eine himmliſche Heimſuchung oder Begnadigung ſind. Es wäre uns nur lieb, darüber einmal durch eine Beobachtung informirt zu werden.“

Dieſe Unterredung hatte zur Folge, daß Regine in tiefe Trauer verfiel; ſie ſaß den Tag über ſchweigſam und abgeſpannt, und die Schloßpredigerin, die es für paſſend hielt, ſelbſt die Bewachung zu übernehmen, hörte ſie noch am ſpäten Abend in ihrer Kammer weinen. Den anderen Tag war ſie bleich und unruhig, die Hände flogen ihr bei einer Arbeit, die ſie vergebens zu bezwingen ſuchte, wie im Fieber, und als ſie am Nachmittag der Hausfrau klagte, daß ſie ſich müde und erſchöpft fühle, und von dieſer auf einen Lehnſtuhl geführt und in warme Decken gehüllt wurde, da konnte der Geiſtliche zum Herzog eilen und berichten, die Anzeichen ſeien günſtig und es ſei wohl möglich, daß der Gaſt heut allerlei offenbare.

Auch der Herzog wurde durch Wißbegierde getrieben und ließ ſchnell den Licentiaten Hermann rufen, damit dieſer die Enthüllungen zur Stelle niederſchreibe. Als er in die Stube des Schloßpredigers trat, fand er die Kranke im Lehnſtuhl zurückgelehnt, mit geſchloſſenen Augen, die Wangen leicht geröthet, ſo friedlich und heiter, daß er ſich über ſie neigte und ſie lange mit innigem Wohlwollen anſah. Sie hatte noch Nichts geredet. Doch ſobald er der Schläferin gegenüber einen Seſſel einnahm und das Geflüſter der Anweſenden eine gewiſſe Erregung erkennen ließ, theilte ſich die Bewegung der Schlafenden mit, ſie rührte die feinen Hände, holte tief Athem und begann deutlich und langſam zu ſprechen: „Du lieber Gott, bei dir iſt Friede. Wir bitten täglich darum und ich weiß, du wirſt dich unſer erbarmen.

Sorge nicht um mich, mein Bruder, mir geht es wohl auf Erden, die Leute ſind gut gegen mich, vor Anderen der fromme Herzog. Betet Alle für ihn" — der Schloßprediger hob die gefalteten Hände. —

„Als er geſtern auf die Jagd ritt, ſtand ich am Fenſter und ich ängſtigte mich um ihn. Die Wälder ſind unſicher; wahret euch, lieber Herr, denn das Land könnte euch nicht miſſen. Ich freue mich, daß der Herzog ſich nicht zu einem Kriegsfürſten gemacht hat, wie unſere Reiter begehrten, denn wer Menſchenblut vergißt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden.

Ich fürchte, er traut zu viel auf den Herrn Schloßprediger, denn dieſer iſt ein Fuchs; er wollte mich bereden, daß ich dem guten Herzog Etwas wegen der Stolgebühren verkünden ſollte."

„Entſetzlich," ſeufzte der Schloßprediger. „Das war ein Mißverſtändniß, herzogliche Gnaden." — Der Herzog hob ſtrafend den Finger, Regine aber ſchwieg; es war tiefe Stille, nur der bedrängte Hausherr fuhr nach ſeinem Sacktüchlein. Endlich begann die Schlummernde wieder: „Ei da iſt ja auch Monſieur Hermann? Hm hm! — Danke für freundliche

Nachfrage, ganz gut.“ — Der Licentiat legte erröthend die Feder weg.

„Sie wollen hören, was ich im Traume rede, du lieber Gott! aber auf dein Wort, welches du verkündet haſt, wollen ſie nicht hören. Sie berühmen ſich hoher Kenntniß der Schrift, aber ihr Herz iſt kalt. Wie wollen ſie dazu helfen, daß dein Reich und deine Herrlichkeit auf dieſer Welt heimiſch werde?

O Schöpfer mein, den Augen dein
darf Niemand keck erſcheinen.
Mein Unverſtand iſt dir bekannt,
kann ſeufzen nur und weinen.“

Wieder ſchwieg ſie ſtill und bewegte ſich unruhig. „Die Hände werden mir kalt,“ murmelte ſie, „und ich werde erwachen.“ — Sie neigte das Haupt und ſeufzte noch einige Male, dann öffnete ſie die Augen und ſah mit ſtarrem Blick auf die Verſammlung.

„Des Himmels Segen über dich, du gutes Kind,“ ſagte der Herzog. „Wir haben diesmal keine Verkündigung vernommen, wohl aber chriſtliche Geſinnung. Was ihr geſchrieben, Hermann, bleibt vertraulich zwiſchen den Anweſenden. Euch aber, Schloßprediger, ermahne ich, daß ihr euch nicht einfallen laßt, eure Wünſche der Jungfrau in das Ohr zu ſagen; ihr ſeht, ſie kommen ſchnell an den Tag.“

„Dennoch darf ich Eurer herzoglichen Gnade nicht verbergen,“ ſagte der Schloßprediger bedrückt, „daß mir ein Zweifel gekommen iſt, ob, was ſie hier verkündet hat, irgendwie durch göttliche Erleuchtung geſagt iſt. Schon Martinus Luther hat erfahren, daß auch der Satan in leuchtendem Gewande ſich zu präſentiren wagt.“

„Haltet ihr die Andeutung wegen der Stolgebühren für eine teufliſche Eingebung?“ frug der Herzog mit Spott.

„Für einen Irrthum, gnädigſter Herr,“ antwortete der Geiſtliche feierlich. „Nicht nur ich, ſondern alle meine Amtsbrüder ſind der Meinung, daß ein neues Edikt über die Stolgebühren für das geiſtliche Miniſterium nöthig ſei, und ich erinnere mich, daß ich darüber zu der Jungfer geſprochen. Aber keineswegs war die Abſicht, daß ich wie ein Fuchs hinterliſtig durch ſolche Rede Ew. Gnaden gute Meinung für dieſe Angelegenheit gewinnen wollte; und ich wiederhole meine Befürchtung, daß die Ausſage der lieben Jungfer eher Traumgeſpinnſt einer kranken Perſon, als eine Offenbarung ſei."

„Was es auch ſein mag, Ehrwürden, ich denke, auch ihr ſeid der Anſicht, daß es aus einem reinen kindlichen Herzen kam; und ich bin willens die Herzogin zu veranlaſſen, daß ſie der Jungfer auf dem Schloſſe ein Unterkommen bereite, damit euch nicht durch ein neues Mißverſtändniß das arme Kind verleidet werde."

So ſchied Herzog Ernſt und die Kranke ſaß da, geſtochen durch die kalten Blicke ihrer geiſtlichen Wirthe. Als aber nicht lange darauf einige Schloßdiener kamen und Regine in einer Sänfte nach dem Friedenſtein hinauftrugen und mit ihr ihre Habe, da erkannte der Schloßprediger, daß hier ein ernſter Fall vorliege, und daß er in einem natürlichen weltlichen Beſtreben ein geiſtliches Unrecht verübt habe. Er ging die ganze Woche ſchwermüthig umher und hielt am nächſten Sonntage in Gegenwart des Hofes eine nachdrückliche Predigt, in welcher er eine Menge Fallſtricke bezeichnete, durch welche Satan die Gerechten dieſer Welt für ſich einzufangen ſucht. Zum Schluß aber erhob er in auffälliger Bewegung ſeine Stimme und klagte ſich ſelbſt vor ſeiner Gemeinde an, daß auch er in Gefahr geweſen ſei, einer Verſuchung aus eigennützigem Intereſſe zu unterliegen; und er bat die geſammte chriſtliche Zuhörerſchaft ihn durch Gebet zu unterſtützen, damit er Verzeihung erwerbe. Dazu erwies ſich die Gemeinde willig, und der geiſtliche Herr ſah mit Befriedigung, daß auch ſein Herzog die Hände faltete und für ihn bat. So hatte er die üblen Folgen ſeines vorſchnellen Eifers allerdings von ſich weggebetet und durfte wieder mit gehobenem

Haupte einherſchreiten; aber gegen die fremde Jungfer und ihre begünſtigte Stellung im Himmel und auf Erden vermochte er fortan ein gewiſſes Mißtrauen nicht los zu werden.

Zu derſelben Zeit, in welcher Regine durch die irdiſche Klugheit des geiſtlichen Herrn gekränkt wurde, ſollte auch ihr Bruder durch ähnliche Geſinnung hoher weltlicher Befehlshaber von ſeiner Compagnie geſchieden werden. Er war mit ſeinen Begleitern unter ſchwediſchem Conduct den Quartieren des Generallieutenants Königsmark zwiſchen Weſer und Leine zugeritten. Dort wurden die Abgeſandten in Herberge gelegt, Bernhard ſelbſt durch einen Officier, der ihm als Führer zugetheilt war, vor das Tafelzelt des Generals geführt. Er ſtand vor einem anſehnlichen Bau, der nur von außen linnen war, denn an den zurückgeſchlagenen Zipfeln des Eingangs ſah man den koſtbaren Seidenſtoff des Innern; dafür diente das Zelt auch zur Pracht bei Gaſtereien und beim Empfange fremder Beſucher. Eine grüne Schnur ſchloß die Umgebung in weitem Kreiſe ab und wurde durch Hellebardiere bewacht, welche dem dreiſten Andrängen Neugieriger zu wehren hatten.

„Seine Excellenz ſind noch bei der Tafel und ihr werdet euch gedulden müſſen,“ ſagte der Schwede und führte ſeinen Gaſt zu einem Haufen von Soldaten und Officieren niederer Grade, welche ſchauluſtig außerhalb der Schnur ſtanden. Bernhard ſah lange Reihen reichgekleideter Diener die Speiſen in großen Silberſchüſſeln auftragen, behende Pagen liefen ab und zu oder ſtolzierten hochmüthig durch die harrende Menge; der Kellermeiſter brachte einen goldenen Pokal mit beiden Händen heran und hinter ihm ſchritten ſeine Küfer mit ſchweren Kannen; überall reicher Schmuck und edles Metall, eine Pracht, wie ſie Bernhard noch nirgend geſchaut hatte, ſelbſt nicht bei dem franzöſiſchen Marſchall, dem die hungernden Soldaten oft Böſes wünſchten. Da wurde ihm das Herz ſchwer und er frug ſich zweifelnd, ob der neue Herr beſſer ſein werde als der alte. Er hatte Zeit zu ſolchen Betrachtungen, denn die

Mahlzeit währte lange, zuweilen vernahm er aus dem Innern des Zeltes lautes Gelächter und Rufe nach dem Mundſchenk. Die ſchwediſchen Officiere, die um ihn her ſtanden, hatten ſeinen Gruß mit kalter Höflichkeit erwiedert und ihn neugierig betrachtet, doch da er ſtolz aufrecht ſtand und wie ein Kriegsmann ausſah, der ſeinen Degengriff ſchnell zu finden weiß, ſo begnügten ſich die Beobachter mit abfälligen Blicken und leiſen Bemerkungen. Endlich nach einer harten Geduldprobe hörte er das Geräuſch der aufbrechenden Zechgeſellſchaft, die Diener ſtrömten zum Ausgang und ſtellten ſich in Reihen auf, und die Befehlshaber und Würdenträger ſchritten zwiſchen ihnen, einzeln oder zu zweien, ins Freie, alle mit gerötheten Geſichtern, mancher mit wankendem Tritt. Wieder verging eine Weile, die Zuſchauer hatten ſich verlaufen und Bernhard ſtand allein, da kam ſein Begleiter geſchäftig aus dem Zelt ihn zur Audienz zu holen.

Sie durchſchritten den großen Raum, in welchem das Mahl aufgetiſcht worden, und Bernhard ſah die bunten Teppiche der Tribüne, auf der die Tafel ſtand, in der Mitte den vergoldeten Seſſel des Generals mit purpurnem Sammt überzogen, einem Fürſtenſtuhle ähnlich, da General Königsmark als Gubernator von Bremen und Verden ſich den regierenden Herren in Deutſchland gleich achtete. Der Officier ſchlug einen Vorhang zurück und der Rittmeiſter befand ſich zwiſchen Tapeten, die aus Gold und grüner Seide gewirkt waren, dem berühmten Kriegshelden gegenüber. Der General hatte dieſen Ruf wohl verdient durch die Klugheit ſeiner Anſchläge und wilde Verwegenheit im Gefecht, aber auch durch die Leutſeligkeit, in der er mit ſeinem Volke zu verkehren wußte, wo es galt zu gewinnen; nicht zuletzt durch ſein prachtvolles und großartiges Auftreten und durch einen Anſchein von ſorgloſer Verſchwendung. Doch die, welche ihm zu contribuiren hatten, wußten, daß er habgierig zu greifen und feſtzuhalten verſtand. Auch ſein Aeußeres war ſo, wie es der Soldat an ſeinem Feldherrn liebt, er hatte das

Lob ein ſchöner Mann zu ſein, und war auch ſein Antlitz durch Ausſchweifungen aufgedunſen, die großen feurigen Augen, hoch geſchwungene Brauen und eine ſtarke Adlernaſe darunter gaben ihm bei ſeiner ſtolzen Haltung ein heroiſches Ausſehen. Mit kurzem Gruß beantwortete er die tiefe Verneigung Bernhards.

„Euer Name und euer Regiment? was wart ihr vor eurer wilden Reformation?“

„Fähnrich in der Leibcompagnie.“

„Warum ſeid ihr nicht eurem Oberſten gefolgt?“

„General Roſen iſt durch Marſchall Turenne verhaftet und ich bin ein Deutſcher.“

„Das bin ich zuletzt auch,“ ſagte der Feldherr, „leider iſt dieſe Qualität kein Paſſeport zu einem glücklichen Leben.“ Und mit gehobener Stimme frug er: „warum ſeid ihr nicht zum Feldmarſchall Wrangel geſtoßen, der ſich doch, wie ich höre, mehrfach durch Unterhändler um euch bemüht hat?“

„Er iſt ein Schwede, unſere Völker aber begehren ſich einen Kriegsoberſten von deutſchem Stamme, dem ſie zutrauen, daß er der evangeliſchen Sache aufrichtig dient und ſeinen Soldaten ein redliches deutſches Herz beweiſt.“ Der General hob warnend die Hand, ſchritt zum Vorhang und ſah nach, ob ein fremder Hörer in der Nähe ſei. Dann begann er freundlicher:

„Soll ich euch Gutes rathen, euch und euren Kameraden, ſo ſchweigt von eurem deutſchen Weſen, inſonderheit wenn ihr mit mir verhandelt. Ich führe Amt und Befehl von der Krone Schweden und bin ein treuer Diener meiner Königin. Bezeuget mir,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „daß ich durch keinen Boten einen Antrag an euch geſandt, und mich in keiner Weiſe um euch beworben, ſondern daß ihr freiwillig zu mir kommt und erſt zu fragen habt, ob mir an euch gelegen iſt oder nicht.“

„Solcher Antwort waren wir von Ew. Excellenz durchaus nicht gewärtig,“ entgegnete Bernhard unwillig. „Als in unſrem Kriegsrath euer Name genannt wurde, gedachten wir, daß ihr als ein erfahrener Feldhauptmann und Held den Werth der Regimenter beſſer taxiren würdet. Zumal auch durch Boten, welche vorgaben in eurem Auftrage zu handeln, einzelnen Compagnien Verſprechungen gemacht wurden, damit dieſelben ſich eurem Heere zuwenden möchten.“

„Ob meine Oberſten euch in ſolcher Weiſe angeſprochen haben, weiß ich nicht,“ antwortete der General, „und kann für Verſuche Einzelner nicht reſpondiren. Von mir ſelbſt iſt kein Antrag ausgegangen und wenn ich euch nehme, thue ich es nur auf meine Bedingungen.“

„Wir aber,“ verſetzte Bernhard, „wollen uns nur auf geſchloſſenen Vertrag übergeben, und wir ſuchen nach theuer erkaufter Experienz einen Herrn, der uns bei ſeiner Ehre gelobt den Vertrag zu erfüllen, und dem wir zutrauen, daß er uns das Pactum halte. Iſt Ew. Excellenz an uns nichts gelegen, ſo habe ich meinen Beſcheid, und ich kann gehen.“

Königsmark trat auf ihn zu und hob wieder die Hand. „Ihr ſeid kurz ab mit Worten, Herr Abgeſandter, das frommt bei ſolchem Handel nicht, wie ihr mit mir begehrt.“ — Er wies auf eine große goldene Ehrenmünze, welche er am Halſe trug. „Ihr ſeht die eine Seite der Medaille, mir liegt die andere auf der Bruſt, und ich will mit euch, obgleich ihr mir fremd ſeid, in der deutſchen Weiſe reden, deren ihr euch berühmt. Was euch gefällt, daß ich ein Deutſcher bin, das gerade iſt mir in Stockholm ein Hinderniß für Gunſt und Glück, denn argwöhniſch belauern dort meine Feinde meine Meſuren und warten nur auf einen Vorwand mich zu verleumden, als wenn ich mehr an den eigenen Nutzen oder auf den Vortheil der deutſchen Landsleute denke, als an den ſchwediſchen. Schon bin ich euretwegen von dem Wrangel angefeindet und bei der Königin verklagt. Ich aber habe keine Luſt das Schickſal des Friedländers zu theilen, denn als ein drohendes Schreckbild lebt ſein Abfall in der Erinnerung aller Potentaten. Wenn ich jetzt willfährig und mit offenen Armen euch Empörer empfange, ſo werde ich ſelbſt geheimer Anſchläge verdächtig, und mir wie euch würde das wenig frommen. Darum wiederhole ich euch: mir iſt wohl bewußt, was ihr werth ſeid, aber ich kann nicht wie Andere euch die Hände drücken und in das Ohr ſagen: kommt zu mir, während ich mich vor den Franzoſen anſtelle, als ob ich eure Rückkehr zum Turenne betreiben wollte. Ich ſage euch kurz und gut, begehrt habe ich euch nicht! Wollt ihr doch zu mir, ſo darf ich's euch nicht verſagen, aber ihr müßt euch meinem Vortheil fügen. Was ich euch bewillige, will ich euch redlich halten. — Doch wie mir zugetragen wird, hat ſich in euren Völkern das Geſchrei erhoben: der Soldat müſſe zu dem helfen, was die Perücken niemals durchſetzen *werden, daß nämlich dies gedrückte Deutſchland pacificirt werde.* Solche Meinung iſt neu und unerhört in den Heeren. Habt ihr dieſe Geſinnung?"

„Auch den Soldaten jammert der allgemeine Ruin," antwortete Bernhard, „und die Weiber und Kinder des Troſſes fühlen den Hunger."

„Wenn ſie gute Quartiere erhalten, kommen ihnen vielleicht andere Gedanken," verſetzte der General lächelnd, „nur im Kriege macht der Soldat ſeine Fortune. Jetzt hofiren uns die deutſchen Fürſten, iſt der Friede geſchloſſen, dann fegen ſie uns durch einen Federbart aus dem Lande. Dennoch, Herr Rittmeiſter, bin auch ich dem Frieden nicht abhold, nur daß er rühmlich komme und zur rechten Zeit."

„Verzeihet, Herr, die trauernde Germania frägt ſeit Jahren, wann ſoll die rechte Zeit kommen?"

„Für euch, Herr Abgeſandter, wenn ihr ein gemachter Mann geworden ſeid," antwortete der General, „und für Andere, wenn ſie in gleichem Falle ſind. Ihr ſcheint mir von der Art zu ſein, aus welcher Frau Fortuna ihre Günſtlinge wählt, ich hoffe, es ſoll euch auch bei mir gelingen." Er ging zum Tiſche und ergriff ein Blatt: „Die Bedingungen eurer Völker über Sold, Quartiere, Dienſt ſind mäßig und ſie werden uns nicht ſcheiden. Doch was hier nicht verzeichnet ſteht, möchte ich von euch erfahren, da wir allein ſind. Ihr ſeid im Vertrauen der Officiere. Was begehren dieſe unter der Hand für ſich ſelbſt? und was begehrt ihr für euch als Unterhändler?“ Da Bernhard ihn ſchweigend anſah, fuhr er fort: „Meine Kaſſen ſind leer und hoch dürft ihr nicht fordern.“

„Herr General,“ ſagte Bernhard kalt, „geſtattet mir und meinen Kameraden die Nachrede zu vermeiden, als wenn wir die Regimenter an euch verkauften.“

„Ihr thut am beſten Geld zu nehmen,“ rieth der General gutmüthig, „denn mit Anderem kann ich euch noch weniger gefällig ſein.“

„Wir Officiere begehren keine Begabung, die vor den Völkern geheim bleiben müßte.“

„Ich habe euch für klüger gehalten,“ verſetzte der Schwede trocken. „Ihr werdet noch lernen, daß das ganze Weſen der Welt durch zwei Principia regiert wird, bei den Soldaten heißt es: nehmen, was zu greifen iſt, bei den Schreibern: eine Hand wäſcht die andere.“

„Ich habe keinen Auftrag für die Officiere der Compagnien etwas zu fordern, außer eines, daß ſie im Befehl belaſſen werden; und vielleicht, Herr General, würde ich mich auch nicht zum Boten eines andern Auftrages hergegeben haben.“

„Das thut mir leid um unſer Geſchäft,“ antwortete der Feldherr, „denn wenn die Führer begehren, ihre Compagnien zu behalten, ſo ſage ich euch gerade heraus, daß ich darauf nicht mit euch pactire. Die ihr als Officiere beſtellt habt, ſind im Tumult aus dem gemeinen Volke gewählt, es iſt unmöglich, daß ſie in ihren Stellen bleiben. Das wäre ein himmelſchreiendes Exempel für alle Zeit, meine Officiere würden ſie niemals als ihresgleichen anerkennen und kurz, ich ſage euch, ſoll ich euch nehmen, ſo werden die Regimenter neu formirt, die Oberſten und Rittmeiſter von mir beſtellt."

„Euren Willen werde ich dem Kriegsrath mittheilen," erwiederte Bernhard mit Zurückhaltung.

„Das Hin- und Herziehen verdirbt euch und ſchadet mir," rief der General, „ſoll ich abſchließen, ſo muß es heut geſchehen und mit euch! Sprecht ehrlich, wie weit könnt ihr mir nachgeben?"

„Wer die Feldbinde des Officiers getragen hat, wird um ſeiner Ehre willen dieſe nicht ablegen," ſagte der Rittmeiſter finſter.

„Das gebe ich zu," verſetzte der Feldherr. „Die Führer der Compagnien mögen zu Lieutenants werden. Nur Einer ſoll ſeine Compagnie behalten, und der ſeid ihr." Da Bernhard ſtumm blieb, fuhr der Graf fort: „Wollt ihr dieſe Abmachung nicht auf euren Kopf nehmen, ſo laßt eure Begleiter darüber entſcheiden; und ich ſage euch, eine Mehrzahl wird froh ſein die Compagnien los zu werden, denn auf die Länge würden ſie ſchlechteren Gehorſam finden, als meine Officiere. — Noch bleibt das ſchwerſte Stück," hub er nach einer Weile wieder an, „was ſoll ich mit eurem Führer machen, den ihr, wie ich höre, General titulirt, obgleich er bei Turenne nur Wachtmeiſter war?"

„Er hat ſich als ein guter Oberſt bewährt im Befehl gegen die Feinde und gegen die Soldaten," antwortete Bernhard, „und das Heer hängt an ihm."

„Um ſo ſchlimmer," murmelte der General. „Was fordert er für ſich?"

„Wollen Ew. Excellenz obſerviren, daß er es iſt, der die Völker der Krone Schweden zuführt und daß er wohl das Recht hat eine ehrenvolle Anerkennung zu verlangen."

„Ich ſage euch, mein Säckel iſt leer, doch ſoll es mir auf ein Stück Geld nicht ankommen."

„Unſere Völker begehren für ihn das Amt eines Oberſten in einem unſerer Regimenter."

„Das iſt wieder unmöglich,“ rief der General. „Die Majeſtät von Schweden würde niemals eine ſolche Ernennung toleriren und beſtätigen. Auch kann euer Führer ſelbſt das Amt nicht wünſchen, denn er würde, bevor acht Tage ins Land gehen, ſeiner Ehren durch Degenſtiche enthoben ſein. Thut ein anderes Gebot.“

„Ich bin dazu nicht ermächtigt,“ entgegnete Bernhard.

„So laßt mich ſelbſt mit ihm verhandeln, es wird ſich dazu Gelegenheit finden, wenn eure Regimenter herangekommen ſind. Will ſich euer Führer mit Discretion der königlichen Gnade anvertrauen, ſo bin ich bereit nach Befund der Sache die Forderung eines mäßigen Ranges zu befürworten, ich ſelbſt würde mich auf ein Wespenneſt ſetzen, wenn ich mehr thäte.“

Mit dieſem Beſcheide wurde Bernhard entlaſſen.

Vor den Abgeordneten des Heeres wiederholte der Feldherr ſein Anerbieten. Er war leutſelig, ließ Wein kredenzen und trank den Fremden auf baldige Conjunction zu. Bernhard erkannte, wie viel dem General daran gelegen war, den Zuwachs zu erhalten, und wie es ihm auch gelang, die gute Meinung der Abgeſandten zu erwerben; und er hörte mit Verachtung, daß ſchwediſche Officiere mit ſeinen Begleitern verhandelten und daß leiſe Worte durch den Klang des Geldes Gewicht erhielten.

Als der Rittmeiſter mit den andern Abgeordneten zu den weimariſchen Regimentern zurückkehrte, fand er die gemeinen Soldaten nicht in guter Stimmung. Das Unſichere der Lage und die Strenge des Führers, welcher Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner nicht leiden wollte, hatte Viele unzufrieden gemacht. Dem General war durch ſeine ſtillen Vertrauten, die er am Lagerfeuer unterhielt, zugetragen worden, daß einzelne Compagnien ſchon darüber handelten, ſich gegen ihn aufzulehnen und einen anderen Befehlshaber zu ſetzen. Mit bitterem Lachen vernahm er den Bericht des Freundes. „Als dein Schreiben kam, daß Herzog Ernſt die Annahme verweigere, da ſchwand den alten Reitern das Vertrauen. Ich ſage dir, die Undankbaren werden für ſich annehmen und mich preisgeben."

„Was willſt du thun?"

„Aushalten," rief Wilhelm. „Meint Herr Königsmark, daß ich mit ſeinen Pfennigen in der Taſche und der Schmach auf dem Haupte von dannen reiten werde, nachdem ich ihm acht ſtolze Regimenter zugeführt? Ich will dieſe hochmüthigen Schweden noch zwingen, mich zu beachten; denn wiſſe, den Soldaten wird ſchnell die Reue und neue Unzufriedenheit kommen und ſie werden nach einem Mann ausſehen, der für ſie denkt und ſpricht."

„Mit Gefahr ſeines eigenen Kopfes, wenn er der Schwedenkönigin den Eid geleiſtet hat."

„Sorge nicht um mich," ſagte der General, „ich bin vorſichtig und will ihnen mit ihrer Münze bezahlen."

In großer Verſammlung der Officiere wurde die Antwort des Schweden verhandelt und den Völkern zur Entſcheidung vorgelegt; und der Soldat entſchied, wie Wilhelm vorausgeſagt, bereitwillig für den Marſch zum Königsmark.

Universitäts-

7.

Die beiden Sibyllen.

Regine ſah jetzt von der Höhe des Schloſſes auf die Stadt herab und in die blaue Ferne, wo ſie ſich den lieben Bruder beim Heere des Schweden dachte. Sie war halb als Dienerin, halb als Gaſt in den fürſtlichen Haushalt aufgenommen und hatte auch hier die Freude, ſich ein wenig nützlich zu machen. Sie gefiel der Frau Herzogin, einer ruhigen Dame, welche ihrem Herrn mit Bewunderung und Liebe zugethan war und ihre Pflichttreue während einer langen Ehe durch die Geburt von achtzehn Kindern erwies. Obgleich damals von dieſem großen Segen nur die erſten Offenbarungen ſichtlich waren, ſo fand die erlauchte Frau doch bereits ihr Glück in ſtiller Häuslichkeit, indem ſie Küche, Wäſche und Silberzeug des fürſtlichen Haushalts überwachte, und einen großen Theil ihrer Zeit im Seſſel bei vornehmer Arbeit verlebte. In ſolchen Stunden ſaß Regine oft auf dem Bänkchen zu der Herzogin Füßen, und da der oberdeutſche Klang ihrer Sprache den Herrſchaften wohlgefällig war, ſo wurde ihr das Amt zu Theil Predigten und anderes Erbauliche vorzuleſen. Das that ſie mit Eifer, und ſie hatte zuweilen auch Gelegenheit darüber eine beſcheidene Meinung gegen den Herrn Licentiaten auszuſprechen, deſſen ſtillen Gruß ſie täglich in den Gemächern der Herzogin empfing. Der Herzog ſelbſt aber, der ſonſt den Frauen der fürſtlichen Kammer keine auszeichnende Beachtung zuwendete, fuhr fort, an ſeinem Schützling ein beſonderes Wohlgefallen zu empfinden. Er dachte zuweilen an das unſchuldige Geſicht und das verklärte Lächeln, welches er an der Schlummernden beobachtet, dann nahm er das Blatt hervor, auf welchem der Licentiat die kurzen Reden Regina's verzeichnet hatte, und nährte den Wunſch wichtigere Enthüllungen von ihr zu erhalten. Ja ihm begegnete, daß er einſt die Thür zu den Zimmern ſeiner erlauchten Gemahlin öffnete und hinter dem Vorhange ſtehen blieb, als er die erzählende Stimme des Mädchens hörte. Aber da ſah er die Herzogin vor einer Tafel ſitzen und um ſie die Kammerfräulein, welche mit Schürzen über den Kleidern gerade an Gläſern mit Eingeſottenem hantirten, er vernahm, daß ſeine junge Sibylle im Eifer ſagte: „Ihrer herzoglichen Gnaden empfehle ich den Nürnberger Brauch, denn dort kochen ſie die Latwerge mit Birnmoſt.“ Und dem Herrn mißfiel, daß eine der Frauen widerſprach und den Widerſpruch ſchonungslos mit Gründen ſtützte.

Doch auch ihm glückte nicht die Fremde in der erwünſchten Thätigkeit zu beobachten. Allerdings, wenn das Kammerfräulein, welches bei Nacht auf hohen Befehl Regina's Genoſſin war, pflichtgemäß über den Schlummer ihrer Nachbarin berichtet hätte, ſo wäre mancherlei Prophetiſches zu melden geweſen, aber das Fräulein wurde durch die flehentlichen Bitten Regina's veranlaßt nichts zu ſagen. Und ſie ſchwieg um ſo lieber, als auch die Hofmeiſterin der Anſicht war, daß dem ganzen adeligen Frauenzimmer wenig daran liegen könne, wenn eine Landfremde durch mondſüchtige Reden bei Hofe zu einer unerhörten Diſtinction gelange.

Aber nur kurze Zeit ſollte Regine in lichter Höhe athmen; vom Walddorfe her zog ſchwarzes Gewölk heran gegen ihren Frieden und gegen das Glück des Bruders.

In dem Amtsſchreiber kämpften durch einige Wochen Furcht und Eiferſucht gegen die alte Begehrlichkeit, mit welcher er nach dem Beſitz der Jungfer Judith und ihres Hausweſens ſtrebte. Er hatte mit grimmigem Haß Bernhard's Wege belauert und in jener Nacht vom Rande des Gehölzes der Suchenden zugeſehen. Ihr Werk war ihm unheimlich erſchienen, obgleich er ſonſt im Stillen die landläufige Angſt vor Zauberkünſten verachtete. Aber die Scheu vor ihrer geheimen Wiſſenſchaft legte ihm auch den Gedanken nahe, daß er als ihr Hausherr dadurch allerlei für ſich gewinnen könne. Endlich bedachte er, daß der Fremde davon gezogen ſei und wohl nicht wiederkommen werde, und wagte ſich in das Haus der Jungfrau, mit der Abſicht, ihr einen Antrag zu machen. Aber er lief nach kurzer Zeit zornig heraus, ſattelte mit böſem Blick ſein Pferd und ritt nach der Stadt.

Am nächſten Morgen rollte ein großer Wagen von Bewaffneten geleitet dem Walddorfe zu, das geſammte Conſiſtorium des Landes befand ſich darin, drei weltliche Richter und drei geiſtliche, unter dieſen der Schloßprediger, und neben dem Kutſcher hockte ein Schreiber. Die Herren ſaßen in würdigem Ernſte wegen des ſchweren Handels, der ihnen bevorſtand. Mehre Jahre hatte Satan ſich begnügt, ſeine Gegenwart durch die Verſuchungen zu erweiſen, welche er unzweifelhaften Chriſten in den Weg warf, aber er hatte den Geplagten kein förmliches Pactum zugemuthet, jetzt jedoch war Ausſicht vorhanden, wieder eine große Jagd auf den alten Böſewicht mit aller geſetzlichen Feierlichkeit anzuſtellen. Darum fühlten die Herren neben der Verwunderung und dem Grauſen auch das düſtere Behagen, welches mit jeder ſchweren Pflichterfüllung verbunden iſt.

Sie waren kaum vor der Wohnung des Pfarrers abgeſtiegen, ſo flog, während ſie ſich noch durch mitgebrachtes Frühſtück für die bevorſtehende Arbeit ſtärkten, die Kunde von der Neuigkeit durch alle Hütten des Dorfes. Wer das Geheimniß zuerſt ausbrachte, hätte Niemand zu ſagen vermocht, aber Alle wußten darum; die Leute liefen aus den Häuſern, ſtarrten nach der Pfarre, flüſterten einander ins Ohr oder rangen die Hände, und wieſen mit heftigen Bewegungen nach dem

Hauſe, das einſam jenſeit des Baches ſtand. Zu den erſten gehörte die alte Urſel ſelbſt, die ſich wohl bewußt war, daß die Leute mancherlei von ihr argwöhnten; ſie lief von der Wieſe, auf welcher ſie Wäſche bleichte, in den Hof zurück.

Judith ſaß auf dem Ehrenſitz, den vor Kurzem ein Anderer inne gehabt. Sie folgte mit ihren Gedanken dem Lauf eines trabenden Roſſes, wiederholte ſeine Reden und ihr Auge leuchtete fröhlich, wenn ihr die Worte in der Erinnerung beſonders gefielen. Da ſchrie die alte Dienerin entſetzt in der Thür: „Die Richter ſind im Dorfe, ſie ſind gekommen Hexen zu brennen.“

„Sie meinen dich,“ rief Judith aufſpringend.

„Und noch Eine,“ antwortete ſcheu die Alte. Judith hielt die Hand vor die Augen. Sie hatte nach dem roſigen Himmel geſchaut und ſtand plötzlich vor einem gähnenden Abgrund. Im nächſten Augenblick gebot ſie: „Entflieh!“ und wies nach der Gegend des Rennſtiegs. Sie ſelbſt ſetzte ſich wieder zu der Arbeit. Sie lauſchte auf die Tritte der Alten, vernahm, wie dieſe haſtig im Flüſterton mit dem Knaben ſprach, ſie hörte die Hinterpforte knarren und ſah von ihrem Stuhl durch das Fenſter, ob ein Späher in der Nähe ſei. Dann rief ſie den Knaben, holte aus der Truhe ein verſchnürtes Bund, welches Bernhard bei ihr zurückgelaſſen, that es in einen Korb und gab es dem Kleinen. „Dies gehört deinem Herrn, birg es in einem Verſteck und trag es zu ſeiner Schweſter; bitte, daß ſie für dich ſorgt, denn ich fürchte, Kind, du wirſt bei mir nicht länger bleiben dürfen.“

„Die ſchwarzen Männer mögen ſich in Acht nehmen,“ drohte Pieps, „mein Herr wird ihnen die Wege zeigen.“

Judith lächelte. Als der Knabe mit dem Korbe verſchwunden war, ſchlug ſie die Bibel auf, in welche der Vater ihr für die Todesnoth einen Spruch geſchrieben hatte, legte die Hände darüber und neigte das Haupt, dann ſetzte ſie ſich wieder in den Lehnſtuhl vor das Spinnrad. Sie dachte, ob der Knabe auch noch Mittagbrod erhalten und ob die Bleß verſorgt ſei, aber ſie ſtand nicht auf um nachzuſehen. Sie ſaß ſtill und ſtarr und fühlte dabei, wie ihr das Athmen ſchwer wurde, und daß ſich langſam etwas Unbekanntes, Furchtbares auf ihre Bruſt legte.

Unterdeß fanden die Herren Commiſſare viel zu verhören und niederzuſchreiben. Zuerſt hatten die Dorfleute ſcheu von fern geſtanden und der Amtsſchreiber hatte den Einen und den Anderen zu den Richtern hineinziehen müſſen mit der harten Bedrohung, daß das ganze Dorf der Zauberei verdächtig werde, wenn man nicht ausſage. Allmählich geriethen die Leute ſelbſt in wahnſinnigen Eifer; was ihnen im Anfange als unglaublich und ungeheuerlich erſchienen war, das wurde unter dem Hin- und Herreden wahrſcheinlich. Viele wollten etwas beachtet haben und zuletzt drängten ſich die Schwachen und Einfältigen zum Verhör. Nicht alle Nachbarn, man ſah auch traurige Mienen und zornige Geberden, aber die ſo geſinnt waren, ſtanden furchtſam bei Seite.

So geſchah es, daß am Nachmittage eine lange Reihe gefährlicher Beſchuldigungen gegen die Jungfrau jenſeit des Baches geſammelt war, von der Dienerin Urſula ganz zu geſchweigen, da das Conſiſtorium dieſe nach faſt einſtimmiger Verſicherung der Zeugen für eine Hauptheze halten durfte. Aber auch die Zauberkunſt der Jungfrau war den Herren wahrſcheinlich geworden. Sie hatte in Krankheiten geholfen, wo der Stadtmedicus vergeblich angegangen worden, durch übelſchmeckende Tränke, durch Auflegen der Hände, ja ſogar durch ihre bloße Nähe. Sie hielt zwei ſchwarze bezauberte Vögel, welche ſich vor anderen Menſchen als Amſeln geberdeten, ſie hatte bei Raubeinbrüchen wiederholt ihr Haus unſichtbar gemacht, die Bleß gab eine unnatürliche Menge Milch; Leute, welche übel von ihr geſprochen hatten, waren plötzlich erkrankt, mehre Kinder hatten erſt vor kurzem in ihrer Dachluke einen Kobold oder Hausgeiſt in Geſtalt eines Kindes mit rother Mütze geſehen, der gegen ſie die Zunge ausgeſtreckt hatte; dazu kam vieles

Andere, was nach allgemeinem Glauben von Zauberinnen verübt wurde. Auch das Zeugniß des alten Pfarrers war nicht gerade günſtig. Er gab zu, daß ſie als Pfarrertochter mit den Geheimniſſen des Glaubens wohl bekannt ſei und daß ſie regelmäßig dem Gottesdienſt und der Communion beigewohnt, indeß habe ſie ſich niemalen durch beſonderen Eifer bemerkbar gemacht, auch lobte er, daß ſie ſtets den Schein eines beſcheidenen und ehrbaren Weſens bewahrt habe, dennoch mußte er auffällig finden, daß die Dorfleute und die ganze Umgebung eine gewiſſe Scheu und unerklärliche Furcht vor ihr gehabt, und er konnte nicht läugnen, daß ihr ſeit Jahren Jedermann geheimnißvolle Künſte zugetraut habe. Sie ſei allerdings gegen Viele hilfreich geweſen, doch bleibe immer noch der Zweifel übrig, ob dies nicht aus Schlauheit geſchehen ſei, um gute Meinung zu gewinnen; auch ſei ihm zuweilen auffällig geworden, daß ihre Heilungen nicht lange Beſtand gehabt, und daß die Geneſenen bei nächſter Gelegenheit wieder in heftige Krankheit gefallen waren; und wenn ihm ſelbſt auch ſehr ſchwer werde, daran zu glauben, daß eine Jungfrau, welche von geiſtlichen Eltern ſtamme, ſich auf Zauberei eingelaſſen, ſo ſei doch ſicher, daß die fromme Jungfer Königin, welche jetzt unter herzoglicher Protection in der Stadt weile, in einer ihrer Viſionen zweifelhaft von dem Glauben der Angeklagten geſprochen habe.

Es war Nachmittag geworden, als die Commiſſare ſich aus dem Pfarrhofe mit feierlichem Schritt nach der Wohnung Judith's bewegten, und die Bewaffneten an der Pforte aufſtellten. Hinter ihnen zog die ganze Gemeinde und umringte neugierig das Haus; während die Einen erſchreckt und traurig auf die Fenſter ſtarrten, dachten die Schlechteſten bereits daran, daß Haus und Hof begehrenswerthe Dinge enthielten, welche beſſer in ihren Hütten, als in den Händen der Richter aufgehoben ſein würden.

Judith ſtand allein in der Stube, ſie wußte jetzt, daß ſie ſchutzlos dem Untergange preisgegeben war durch eine Anklage, welche größere Todesgefahr brachte als der Biß einer Kreuzotter an heißem Tage. Aber ihr Schmerz war in dieſem Augenblick niedergekämpft, hoch aufgerichtet und in ſtolzer Haltung trat ſie den Herren gegenüber, ſo daß dieſe mit mehr Höflichkeit und Vorſicht, als vorher in ihrer Meinung geweſen war, das Verhör begannen. Sie begutachteten Kräuter und Flaſchen und ſorgten dafür, daß der Vorrath, welcher unheimliches Rüſtzeug des Böſen ſein konnte, aus dem Zimmer entfernt wurde. Judith antwortete auf alle Fragen ruhig, ſicher und mit klugem Bedacht. Sie erzählte, daß ſie ihre Heilkunde von dem verſtorbenen Vater erlernt, ſie öffnete die Kammerthür, und als ein ſchwarzer Vogel hereinflog, ſtellte ſie ihm die Bibel hin und der Vogel ſetzte ſich nach einem Wink darauf und pfiff ſeine Weiſe, ſo daß der alte Conſiſtorialrath Glaſſius laut ſagte: „mir wird leichter um's Herz, denn dieſer Vogel ſcheint durchaus eine natürliche Amſel," bis einer der Collegen das Titelblatt des heiligen Buches aufſchlug und nach dem Druckort ſehend, bedeutſam ſagte: „ſchismatiſch." Da wurde der Vogel noch verdächtiger als er geweſen. Judith lächelte ſtolz, als das rothe Käppchen des Hausgeiſtes erwähnt worden war, und ſie entgegnete: „den hochehrwürdigen Herren iſt ja bewußt, daß Kinder und Erwachſene auf dem Lande überall Erdmännchen und Hausgeiſter ſehen."

Als ſie gefragt wurde, wo ihre Dienerin Urſula ſei, erklärte ſie das nicht zu wiſſen, und als ihr die Aeußerung Regina's zu Gemüthe geführt wurde, erwiederte ſie kurz: „ich war der Jungfer fremd" und ſetzte nach einer Weile in herbem Tone hinzu: „ich denke, es geſchah ihr ein großer Dienſt, daß ſie von mir weg nach der Stadt geholt wurde."

So ſtark war der Eindruck, welchen ihr feſtes Benehmen auf die Verhörenden machte, daß ſie milder geſtimmt wurden und ſich der Anſicht zuneigten, die Hauptſchuld der Angeklagten ſei am Ende nur ein verwegenes Kochen von Kräutern, welches mit Kirchenbuße und ſtrenger Gefängnißhaft zu ſühnen wäre. Doch freilich blieb einiges ſehr Bedrohliche zurück, vor Allem als ſchwerſte Anſchuldigung, daß ſie in der Nacht an unheimlicher Stelle im Walde bei zauberiſchem Werk geſehen worden war und bei ihr der alte Verſucher in Geſtalt des wilden Jägers. Als ſie darüber befragt wurde, röthete ſich ihr bleiches Geſicht und ſie ſchwieg hartnäckig, ſo daß die Herren einander kopfſchüttelnd anſahen. Und als der verhörende Richter darauf mit größerer Strenge über ihren vertraulichen Verkehr mit dem hölliſchen Nachtjäger zu inquiriren begann, da brach ihr empörtes Gefühl leidenſchaftlich heraus und ſie rief mit blitzenden Augen: „Schmach und Schande über die Herren, daß ſie es wagen einer ehrbaren Jungfrau ſo ſchamloſe Fragen zu ſtellen. Hätte ich die Macht, ich würde euch aus dem Hauſe jagen, wie man einen böſen Hund hinausjagt.“ Sie ſchlug die Arme übereinander, blieb ſtumm und keine Drohung mit Gewalt und peinlichem Verhör vermochte ihr fortan ein Wort abzugewinnen. Da freilich erkannten die Richter das verhärtete Gemüth, und daß der Proceß mit aller Strenge durchzuführen ſein werde, und da auch der Tag dahinſchwand und das Abenddunkel die Stube der Zauberin noch unbehaglicher machte als ſie ſonſt ſchon war, ſo wurde das Protokoll ſchnell geſchloſſen. Der Jungfrau ward mitgetheilt, daß ſie in Haft ſei, und da das Dorf kein Gefängniß hatte, wurde zur Behütung der Gefangenen, ſowie zu der nicht weniger wünſchenswerthen Bewahrung ihrer Habe befohlen, daß zwei Bewaffnete bei Tag und Nacht an dem Hauſe wachen ſollten. Der Schloßprediger aber, dem Vieles an der Gefangenen gefallen hatte, vielleicht auch, daß ſie der Jungfer Regine ohne Zuneigung gedacht, beſtand darauf, daß ihr als einer Pfarrtochter bis nach gefällter Sentenz eine chriſtliche Frau aus dem Dorf zur Beſchaffung des nothwendigen Lebensunterhaltes beigeordnet werde. Als die Leute draußen gefragt wurden, wer das Amt übernehmen wolle, war Niemand bereit;

endlich trat ein halbwüchſiges Mädchen hervor und ſagte weinend: „ſie hat meine Mutter in der letzten Krankheit gepflegt. Der liebe Gott wird mich nicht verſtoßen, wenn ich zu ihr gehe.“ Da die Richter ungern die eigene Rückfahrt aufſchieben wollten, nahmen ſie das Mädchen ſchleunig in Pflicht, verſchloſſen das Haus und übergaben den Schlüſſel dem Pfarrer.

Als die Hausthür zugeſchlagen wurde, klang aus der Stube ein gellender Schrei, dann wurde es ſtill. Es war der Angſtruf eines Weibes, welches von ſeiner Liebe und dem Leben geſchieden ward.

Der Amtsſchreiber eilte in den Stall, um die Kuh Bleß und, was ihm noch mehr am Herzen lag, den Zelter in ſeine Verwahrung zu nehmen; aber er ſah erſtaunt, daß das Pferd verſchwunden war. Da erſt fiel ihm der fremde Knabe ein und er frug die Umſtehenden nach ihm, doch auch dieſen hatte Niemand geſehen.

Am nächſten Morgen fand der Schreiber ſein Hofthor geöffnet und ſein eigenes Pferd, einen tüchtigen Klepper, geſtohlen; die Spuren führten aufwärts nach den Bergen, ſie wurden endlich unſichtbar und alle Nachforſchung im Walde war vergebens. Zu Regine aber kam in derſelben Stunde ein Schloßmädchen: „Draußen am Thor ſteht ein Knabe, welcher der Jungfrau ein Geſchenk übergeben ſoll, er hat es eilig, doch will ihn die Wache nicht einlaſſen.“

„Wie ſieht er aus?“ frug Regine neugierig und ging nach der Antwort herab zum Thore. Dort ſaß Pieps auf der Bank; er nahm in Gegenwart der Trabanten, die ihn argwöhniſch betrachteten, höflich die Mütze ab und bot einen Korb: „dies ſoll ich zur Verwahrung übergeben.“ Und leiſer ſetzte er hinzu: „Euer Zelter ſteht in der Herberge am Thor, er iſt für ſchnellen Ritt nicht zu gebrauchen. Wo liegt der Königsmark?“ Regine ſah erſtaunt die verſtörte Miene und die rollenden Augen des Knaben.

„Hinter Göttingen.“

„Und wo liegt Göttingen?“ frug Pieps wieder, „weiſt mit der Hand nach der Richtung.“ Als Regine die Himmelsgegend gezeigt hatte, ſo gut ſie wußte, grüßte der Knabe wieder und lief den Berg hinab, bevor ſie ihn ausfragen konnte. Sie trug den Korb in ihre Kammer, fand Sachen des Bruders darin, welche ihm lieb waren, und machte ſich Gedanken über die geheimnißvolle Sendung.

Als ſie aber einige Stunden darauf allein im Vorzimmer der Herzogin ſaß, trat der Licentiat Hermann ein. Regine hatte ſeinem ehrerbietigen Gruße jeden Morgen freundlich gedankt und zuweilen nach der Thür geſehen, wenn die Stunde kam, in welcher er durch das Zimmer ſchritt, zuweilen auch, wenn er ſie anzureden wagte, hatte es ein Wechſelgeſpräch gegeben, an welches Regine den Tag über dachte. Auch heut ſah ſie freundlich nach ihm hin, aber befremdet erkannte ſie den düſteren Ernſt ſeiner Miene. Schneller als ſonſt kam er auf ſie zu und begann: „die werthe Jungfer Königin bitte ich heut an den Spruch zu denken: denen, die Gott lieben — und ferner an den zweiten: wen der Herr lieb hat —“

„Ich denke daran,“ ſagte Regine aufſtehend und neigte das Haupt.

„Denn,“ fuhr Hermann fort, „ich habe mitzutheilen, was ſowohl kläglich als ſchrecklich iſt, und ich bitte inſtändig, daß die liebe Jungfer nicht dem Boten entgelten laſſe, was er wahrlich in tiefem Mitgefühl ſagen muß.“

„Was iſt dem Bruder geſchehen?“ frug das erſchreckte Mädchen.

„Nicht dem Bruder,“ antwortete der Licentiat, „ſondern der Jungfer im Walde. Sie iſt wegen Zauberei angeklagt und geſtern im Dorfe von einem hohen Conſiſtorium verhört worden.“

„Sie iſt von ſchlechten Menſchen verleumdet,“ rief Regine händeringend.

„Sie wird als Gefangene in ihrem Hauſe verſtrickt gehalten," verſetzte Hermann, „und wie ich vernehme, liegen ſchwere Anſchuldigungen vor."

„Sorgt nicht," ſprach das Mädchen mit bebender Stimme, „ihre Unſchuld wird ſich ergeben."

„Ich bitte die Jungfer ſich der gewichtigen Worte zu erinnern, welche mir dieſelbe auf der Reiſe hierher ſagte," fuhr der junge Mann feierlich fort, „daß uns nur die Liebe aus unſrem traurigen Zuſtande erretten kann, und daß dieſe Liebe ſelten iſt auch bei den Richtern. Es ſind verlorene Stimmen in der Wüſte, welche ſeither gegen das grauſame und ungerechte Verfahren in zauberiſchen Händeln proteſtirt haben, und ich fürchte, viele Unſchuldige werden geopfert, bevor einmal ein Schuldiger getroffen wird. Ich kenne die herzbrechende Klage, welche ein Unbekannter in einem lateiniſchen Büchlein gegen die Grauſamkeit der gerichtlichen Procedur veröffentlicht hat, und ich habe ſeitdem ſolche Anklagen beachtet, aber ich habe niemals geſehen, daß die Angeklagten ſich zu retten im Stande waren."

„Ich muß zu ihr," rief Regine.

„Weil ich ſolchen Entſchluß für möglich hielt, habe ich gewagt die Jungfer in dieſer Sache anzureden mit flehentlicher Bitte, ſolchen Gedanken nicht auszuführen, denn euch ſelbſt bedroht die Gefahr."

„Mich?" frug Regine das Haupt hebend. „Was kann mir geſchehen?"

„Wer einer Gemeinſchaft mit den Angeklagten bezichtigt wird, iſt verdächtig, und wer verdächtig wird, der iſt verloren."

„Ich aber will Zeugniß geben für ſie," rief Regine, „was mir auch darum geſchehe."

„Die Jungfer kann nichts bezeugen als ihres Herzens Meinung zum Mißfallen der Richter. Könntet ihr der Jungfrau Möring dadurch auch nur einen mäßigen Dienſt erweiſen, ſo würde ich, obgleich mit blutendem Herzen, vermeiden euch abzurathen. Von den Richtern aber wird eure unſchuldige Ausſage nur zum Schaden der Anderen gedreht und umgedeutet werden und ihr Schickſal verſchlimmern."

„Führt mich zum Herzog, daß ich ihn anflehe."

„Auch dies widerrathe ich," bat der Candidat, „denn der Herzog wird in ſolchem Falle ſein fürſtliches Belieben gegenüber der gerichtlichen Procedur niemals geltend machen, zumal da dieſe Procedur vorgibt, ſich ſowohl auf göttliches als menſchliches Recht zu ſtützen. Mir iſt bewußt, daß bei jedem Proceſſe dieſer Art unſern frommen Herrn herzliche Angſt beunruhigt, aber er iſt ſelbſt in ſeinem Leben ſo ſchwer durch die Bosheit der Menſchen gekränkt worden, daß er für eine theure fürſtliche Pflicht hält, der Macht des Satans durch ſcharfes Verfahren entgegenzuarbeiten."

Das Mädchen ſtand mit gerungenen Händen und auch dem Licentiaten zitterte die Stimme als er fortfuhr: „In bitterer Sorge um die liebe Jungfer ſelbſt wage ich nur eine Bitte: handelt in dieſer ſchweren Prüfung nach dem Glauben, welchen ihr bekennet; ſtellt Alles Dem anheim, bei dem allein Hilfe iſt, verbergt vor Jedermann die große Bewegung eures Gemüthes und lebt in dem Vertrauen, daß zuletzt Alles wohlgemacht wird, wenn auch die Wege für uns unerforſchlich ſind und zuweilen menſchlichem Verſtand furchtbar erſcheinen."

„Ach Herr," klagte das Mädchen, „innerer Friede wird uns nur zu Theil, wenn wir vorher Alles gethan haben, was unſere Pflicht iſt, und ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß ich in ſcheinbarer Ruhe leben ſoll, während Eine, die gütig gegen mich war, in Todesgefahr ringt."

„Gerade um ihretwillen ſollt ihr euch faſſen, denn wenn es noch möglich iſt, zu ſeiner Zeit den Herzog günſtig für die Angeklagte zu ſtimmen, ſo kann das mit eurer Hilfe und durch euer Zeugniß nur geſchehen, wenn ihr ſelbſt keinerlei Leidenſchaft und geheime Verſtörung offenbart."

„Ich will mich mühen," antwortete Regine tief aufathmend, „ſo zu ſein, wie der Herr für heilſam erklärt; ich bitte aber mich Schwache dadurch zu ſtärken, daß ihr mich unter den fremden Herrſchaften hier nicht trauriger Ungewißheit überlaßt, ſondern mir aufrichtig mittheilt, wann ich vor dem Herzoge meine Stimme erheben darf.“ Das verſprach der Licentiat, hingeriſſen von ihrem Schmerz, aber er gedachte auch ſie ſelbſt ſoviel als möglich vor der Gefahr zu ſchützen, die er für ſie vorausſah.

Unterdeß jagte ein Knabe in geſtrecktem Roſſeslauf auf der Landſtraße dahin. Die heiße Juliſonne brannte ihm die Haut und der Gewitterregen durchnäßte das Kleid, aber unverrückt ſuchte ſein Auge am Himmel und auf dem Wege die Richtung nach Norden. Traf er Leute auf der Landſtraße, ſo fuhr er in ſchnellſtem Rennen vorbei oder umritt ſie in weitem Bogen. Mehr als einmal wurde er angehalten, dann log er, ſein Herr ſei als Bote des Königsmark von Räubern überfallen, er ſelbſt habe ſich auf dem Pferde eines Räubers gerettet, und eile mit der üblen Kunde zum General. Zuweilen fühlten die Leute Mitleiden, wieſen ihm den Weg und boten ihm einen Trunk und Brot; einmal griff die begehrliche Hand eines Strolches nach dem Zügel, aber ſie zuckte von dem ſcharfen Meſſer des Knaben geſchnitten zurück; und die Drohungen des Mannes verhallten hinter dem Flüchtigen. Am Abend des zweiten Tages brach das Pferd zuſammen, er ließ es liegen, ohne ſich darnach umzuwenden und lief zu Fuß weiter. Bei Göttingen kam er in die Wegſpuren ſeiner Regimenter, er fand Weiber des Troſſes, die er kannte, und erfuhr von ihnen, daß der Heerhaufen einen Tagesmarſch nordwärts an der Leine raſtete.

Denn dort ſollten die weimariſchen Regimenter ſich mit dem kleinen Heere des Generals Königsmark vereinigen. Der Herr empfing die Anziehenden auf freiem Feld in großem Ornate, er hatte ſein Heer ſo aufgeſtellt, daß es von drei Seiten einen freien Raum umfaßte, und Wilhelm wies mit herbem Lächeln ſeinem Freunde Bernhard die ſchwediſchen Kanoniere, welche mit brennender Lunte bei ihren Geſchützen ſtanden. Die von Weimar zogen gegenüber in Reih' und Glied auf, jedes Regiment gefolgt von ſeinem Troß. Die Beritte mußten ſich drängen, weil, wie die ſchwediſchen Officiere bedauernd ſagten, Mangel an Raum war. Wilhelm trabte mit ſeinem Gefolge vor und begrüßte den Feldherrn, welcher den Hut abnehmend dankte. Darauf rief der weimariſche Feldoberſt mit heller Stimme die Namen der Regimenter und als von jedem der laute Gegenruf unter den geſchwungenen Standarten: Hier Alt-Roſen! Hier Taupadel! geantwortet hatte, meldete er zum Schweden gewandt: „Herr Generallieutenant, wir alle ſind bereit der Krone Schweden den Eid zu leiſten.“

Königsmark bewegte ſich einige Schritte vorwärts und frug überraſcht: „Auch ihr?“ — Und als Wilhelm höflich bejahte, frug er weiter: „Auf meine Bedingungen?“

„Auf eure Bedingungen,“ wiederholte der Andere.

Ueber den geſenkten Standarten und Fahnen wurden von ſchwediſchen Officieren die neuen Farben befeſtigt. Dann ritten die weimariſchen Officiere vor der Front in großem Ringe zuſammen, der Eid wurde ihnen verkündigt und ſie ſchworen mit aufgereckten Fingern, als erſter Wilhelm.

Nur Bernhard ſchwenkte den Hut zum Abſchiede gegen die Standarte ſeiner Compagnie, rief dem Volke zu: „Lebt wohl, Kameraden,“ und ritt, gefolgt von ſeinen Knechten zur Seite.

Nach den Führern wurde der Soldat regimenterweiſe in Pflicht genommen. Königsmark beobachtete während der Ceremonie mit ſtillem Triumph ſeinen neuen Erwerb und konnte ſich nicht enthalten zuweilen ſeiner Freude laute Worte zu geben, denn er ſah narbige Geſichter, ſehnige Geſtalten, wie aus Erz gegoſſen, und die ſichere Haltung kampfgewohnter Männer. Aber er merkte auch an Vielen finſtere und traurige Mienen und erkannte, daß ſie nicht freudig zu ihm kamen, ſondern im Gebote harter Noth. Als er ſo prüfend von ſeinem Platze die Front entlang ritt, kam er in die Nähe Bernhards und begann:

„Wie, Herr Abgeſandter? ihr ſeid der Einzige, der nicht gut ſchwediſch ſein will?"

„Die Ehre verbietet mir, meine Compagnie abzugeben, und ſie verbietet mir auch, als der einzige unter meinen Kameraden die Compagnie zu behalten," entgegnete Bernhard.

„Ich hätte Andere, die ich hier ſehe, lieber gemißt als euch," ſagte höflich der General. „Gewinnt ihr einmal Luſt zu ſchwediſchem Dienſt, ſo kommt zu mir. Verlaßt euch auf mein Wort, ich ſchaffe euch eine Beſtallung."

In der Herberge wartete Bernhard lange vergeblich auf den Freund, welcher zum Generallieutenant entboten war. Als Wilhelm eintrat, warf er ſich finſter in einen Seſſel und drückte den Hut tief in die Augen. „Der General meint, er habe mich beſeitigt, aber er könnte ſich irren. Merk' auf! Die Regimenter ſind unter dem Vorwand guter Quartiere weitläufig auseinander gelegt, um den Verkehr zwiſchen ihnen zu erſchweren, ſie werden neu formirt, je zwei und zwei zu einem vereint mit neuen Standarten und neuen Oberſten."

„Das haben wir erwartet und der Schwede iſt in ſeinem Recht," warf der Freund ein. „Jeder Feldherr würde ebenſo verfahren."

„Mich wundert, daß du den Schweden lobſt," ſagte Wilhelm mißtrauiſch.

„Ich habe mich ſeinem Dienſte verſagt," verſetzte Bernhard ruhig, „aber ich will ihn nicht unbillig verurtheilen. Doch am meiſten liegt mir auf der Seele: was iſt aus dir geworden?"

„Ein Oberſtlieutenant ohne Kommando," ſagte Wilhelm bitter.

„Auch das iſt faſt mehr, als wir erwartet haben."

„Meinſt du?" frug der Unzufriedene. „So höre denn, der General pries mit glatten Worten meine Führung und rühmte ſich, daß er dem ſchwediſchen Kronkommiſſar, der ihm als Wächter geſetzt ſei, mein Patent abgerungen habe; er fügte mit falſcher Freundlichkeit hinzu, daß er ſogleich meine Dienſte fordern müſſe; mit vertrautem Schreiben ſoll ich morgen bei Anbruch des Tages zum Feldmarſchall Wrangel. Verſtehſt du, was das bedeutet? Ich ſoll getrennt werden von unſeren Völkern, und ſie werden dafür ſorgen, mich in der Ferne feſtzuhalten, bis ſie hier nach ihrem Gutdünken reformirt haben. Du haſt den beſſeren Theil erwählt, Bernhard, dennoch denke ich, du ſollſt von mir hören. Grüße deine Schweſter und ſage ihr, meine weltliche Kunſt, Andere zu behandeln, habe mir ſchlechten Lohn eingetragen. Zuletzt hat mir Keiner Dank gewußt, nicht unſere Leute, nicht die Fremden.“

„Ich aber,“ antwortete Bernhard, „für gute Kameradſchaft in guten und ſchlechten Tagen. Das will ich dir ſagen, bevor wir ſcheiden. Denn du ſollſt jetzt für dein Glück unter den Schweden ſorgen, ich aber werde mit leichtem Herzen und fröhlichem Muth zum Ehemann und Hausvater.“

„Laß Wein auftragen, mein Bruder,“ rief Wilhelm, „wir wollen noch einmal wie Studioſen zuſammenſitzen, wir wollen denken, daß die ganze Kriegsfahrt zu Ehren Deutſchlands und daß unſer Heerbefehl nichts anderes war als ein Studentenkönigreich, das wir am heiligen Dreikönigsabend angeſtellt haben. Jetzt ſind alle unſere Mannen von der Bank gefallen, wir beide aber ſitzen feſt. Wer am längſten auf dieſer Erde den Becher hebt, der bleibt Sieger.“

Die Thür wurde aufgeriſſen; bei dem trüben Licht ſah Bernhard eine kleine Geſtalt, welche mit wankendem Schritt auf ihn zu kam. Vor ſeinen Füßen brach der Bube zuſammen. Bernhard beugte ſich zu ihm nieder und das matte Kind flüſterte ihm wenige Worte in das Ohr. Da ſank auch der ſtarke Mann wie von einem Schlage getroffen zurück und das Blut wich aus ſeinem Angeſicht.

8.

Die Rettung.

Nach heißen Sonnentagen trieb der Nordwind dunkle Regenwolken über das Land. Regine blickte durch das Fenſter auf ein glühendes Abendroth, welches am Horizont unter dem ſchwarzen Wolkendach wie eine ungeheure Feuersbrunſt aufleuchtete. Auch das heitere Licht ihrer Lebenstage war geſchwunden; die Angſt war ſeit der letzten Nachricht, die der Licentiat zutrug, ſo groß geworden, daß ihr verſtörtes Weſen im Schloſſe auffiel, und die Herzogin ihr heut gütig gerathen hatte, der Unpäßlichkeit nicht zu trotzen, ſondern ſich ruhig in der Kammer zu halten. Sie fuhr zuſammen, als der alte Diener des Frauengemaches eintrat und ein Brieflein überreichte, welches ein Mann für ſie am Thore abgegeben hatte. Sie las die Zeilen, ergriff ein Regentuch und ſtürzte hinaus. Auf dem Corridor vernahm ſie hinter ſich ſchnelle Tritte und die ängſtliche Frage des Licentiaten: „Was iſt euch zugeſtoßen?“

„Ich habe einen Gang vor,“ antwortete Regine zitternd.

„Will mir die Jungfer nicht geſtatten, ſie zu begleiten?“ bat Hermann. „Ihr ſeid ganz außer euch.“

„Dürft ihr verſprechen gegen Jedermann zu ſchweigen,“ ſagte Regine in Haſt, „ſo thut ihr mir einen Gefallen, wenn ihr mich zu der Schenke führt, welche draußen beim Gehölz am Fuße des Friedenſteines ſteht.“

„Der Ort iſt übel beleumdet und eine Niederlage von ſchlechtem Geſindel. Wie dürft ihr euch dorthin wagen?“

„Ich muß,“ rief Regine das Tuch um ſich ziehend und ging an ihm vorüber.

„Doch nicht ohne Schutz; ich leide nicht, daß ihr euch allein der Gefahr ausſetzt,“ entſchied Monſieur Hermann ihr nachfolgend.

Schweigend eilten ſie neben einander den Schloßberg hinab zu der wüſten Stelle im Freien, wo ein waghalſiger Schenkwirth einen hölzernen Bau aufgeſchlagen hatte, bequem für die Landleute, welche zur Bauarbeit am Schloſſe gefordert wurden, aber auch für fremdes ſtreifendes Volk, dem die Thorwache feindſelig war.

Aus der Breterhütte ſchallte das Stampfen der Gläſer und das Geſchrei Berauſchter. Der Licentiat führte das Mädchen einige Schritte vom Wege ab, wo eine Linde und umherſtehendes Geſträuch vor neugierigen Augen deckte, und ſagte ernſthaft: „ihr dürft nicht dort hinein.“

Ein Mann in dunklem Mantel trat herzu und faßte Regina's Hand. „Hinweg!“ rief Hermann und fuhr auf den Fremden los. Aber Regine bat mit gefalteten Händen: „Ich flehe euch an, daß ihr mich jetzt allein laßt.“

Der Licentiat blickte erſchrocken von dem verhüllten Mann auf das Mädchen. „Ich gehorche dem Wunſche der Jungfer und will die Zuſammenkunft nicht ſtören,“ ſagte er und bitterer Schmerz klang aus ſeinen Worten, „aber ich bleibe ſo nahe, daß euer Ruf mich erreicht.“

Regine vermochte nur tonlos zu ſagen: „ich bin euch auch dafür dankbar.“

Der Verhüllte zog ſie tiefer in das Gehölz. Sie ſah im Zwielicht das bleiche Antlitz und die zuſammengezogenen Brauen des Bruders; ſie hielt ſeine Hand feſt und weinte darüber. „Wo iſt ſie?“ frug Bernhard haſtig.

„Sie wird im Walddorfe bewacht.“

„Und wie ſteht ihre Sache?“

„Morgen ſoll ſie in der Stadt peinlich verhört werden,“

antwortete die Schweſter, umſchlang den Leib des Bruders und fühlte den Schrecken, der ihm durch die Glieder zuckte. Er ſtrich ihr mit der Hand über das Haupt, ohne es zu wiſſen.

„Die Zeit iſt kurz,“ murmelte er. „Du biſt geübt für deinen Bruder zu beten; flehe heut zum letzten Male für ihn, und bitte, daß die Nacht finſter ſei.“ Er ließ die Entſetzte los und trat an das Gehölz. Regine ſah, daß ſich die Zweige bewegten, und glaubte das gefurchte Antlitz eines alten Bekannten zu erkennen. Leiſe verhandelten die Männer. Der andere entwich und der Bruder trat wieder zu ihr. Jetzt küßte er ſie auf die Stirn und ſagte traurig: „Arme Schweſter.“

„Bin ich eure Schweſter,“ ſagte Regine das Haupt erhebend, „ſo laßt mich Theil haben an euren Gedanken.“

„Fordere nicht zu wiſſen, was dich verderben könnte, du unſchuldiges Kind. Eine, die wir kennen, iſt zur Zauberin gemacht, und wer Theil an ihr nimmt, den binden ſie auf den Holzſtoß. Wir aber ſind gottſelige Chriſten und wiſſen die Gemeinſchaft mit allem Teufelswerk zu meiden. Vielleicht habe ich noch etwas Werthvolles in dem Hauſe der Zauberin verſteckt, was ich herausholen möchte, bevor das Gericht mit gierigen Händen darnach greift.“

„Spricht nicht ſo zu mir, Bernhard,“ flehte die Schweſter. „Meint ihr, daß meine Angſt geringer wird, wenn ihr euch vor mir verſtellt? Ich ſehe durch die Maske und fühle das Grauſen.“

„Grauſt dir vor der Zauberin?“ frug der Bruder mit rauher Stimme. „Sie war doch einſt gütig gegen dich, und wir verdanken ihr die Rettung vor elendem Verderben.“

„Sie iſt ſchwer angeklagt,“ ſtammelte Regine, „und man ſagt, es ſei bewieſen, daß ſie nächtliches Werk geübt habe, das nicht gottſelig iſt, und das dem Teufel Macht über ſie gibt.“

„Ich denke, ſie hat bei Nacht Wurzeln gegraben, von denen die Leute glauben, daß ſie kräftig ſind feindliche Kugeln abzulenken; und ich denke, ſie hat die unheimliche Arbeit gewagt, um Einen vor Gefahr zu ſchützen, der ihr lieb iſt. War ſie im Irrthum oder nicht, war ſie in Sünde oder nicht, was meinſt du, ſoll der Mann thun, dem ſie ſolche Gabe zugetheilt hat?“

„Von ſich werfen ſoll er, was dem Böſen Macht über ihn geben kann,“ rief Regine entſetzt.

„Ich aber ſage dir, Mädchen, er bewahrt es an ſeinem Herzen, ſolange er lebt; nicht, weil er einen ehrlichen Soldatentod fürchtet, ſondern weil das Weib, das er liebt, Leben und Seligkeit für ihn gewagt hat.“

Regine hielt ſich an dem Stamme des Baumes feſt und das Haupt ſank ihr auf die Bruſt, der Bruder rührte mit dem Finger darauf.

„Glaubſt du, daß der Gott der Liebe, zu dem du ſo eifrig bitteſt, eine Menſchenſeele deshalb dem Teufel und der ewigen Verdammniß übergibt, weil ſie ſich, nicht aus Haß, ſondern aus herzlicher guter Meinung unterwunden hat, aus dem Walde zu holen, was die Nachtgewalten nur ungern dem Menſchen hergeben?“

„Ich bin gelehrt,“ antwortete Regine leiſe, „daß es Sünde iſt an ſolche Geheimniſſe zu rühren.“

„Und glaubſt du, daß die Jungfrau im Walde ſchädliche Zauberei treibt und mit dem Böſen im Bunde ſteht?“

Regine erhob ſich und ſagte: „Nein!“

„Sei bedankt für dieſes Wort,“ rief Bernhard und ein Strahl von Freude erhellte ſein Angeſicht. „So ziemt es der Schweſter zu reden.“ Er zog ſie an ſich und wiederholte: „Armes Kind! Für dich wird am härteſten zu tragen, was das Schickſal uns gefügt hat. Warſt du auch zuweilen unzufrieden mit dem wilden Bruder, du hatteſt ſeither an ſeinem Herzen eine Stätte, wo du ſicher ruhen konnteſt; wir beide kannten einander genau und zwiſchen uns war feſtes Vertrauen. Jetzt ſtehſt du in Gefahr den Bruder zu verlieren; freundlos ſollſt du, zarte Blume, unter Fremden gedeihen, ja wer mag dafür bürgen, ob meine That nicht auch dich beſchädigt und ins Elend wirſt. Das iſt Gram und Bitterkeit, die ich zu anderer Noth in dieſen Angſtſtunden fühle, und ich bitte dich, und ich bitte die lieben Eltern im Himmel, daß ihr mir verzeiht, wenn ich dich verlaſſe um einer Anderen willen."

Regina's Thränen fielen auf die Hand des Bruders, als ſie die Hand küßte. „Sorgt nicht um mich," bat ſie. „Das Blümlein, welches ihr genannt habt, ſteht unter Gottes Auge, geduldig in Regen und Sonnenſchein, damit der Herr mit ihm thue nach ſeinem Gefallen. Könnt ihr aber jetzt, wo euch irdiſche Leidenſchaft treibt, unſerer Eltern im Himmel gedenken und eurer Schweſter auf Erden, die euch liebt, ſo ſorget auch, daß ihr euch nicht für immer von ihnen ſcheidet. Es iſt fürchterlich zu denken, daß die Jungfrau vom Walde ohne ſchweres Verſchulden verurtheilt werden kann durch falſchen Glauben und durch die Blindheit ihrer Richter. Mein Bruder aber, wenn er dieſes Urtheil durch heimlichen Anſchlag verhindern will, verfällt dem irdiſchen Richter ebenſo wie jene. Der Teufel iſt geſchäftig, Bernhard, gegen Solche, welche in ſtolzem Vermeſſen gegen Recht und Geſetz ankämpfen; iſt auch die Jungfrau unſchuldig, wer bürgt dafür, daß nicht ihr zu einem ſchweren Verbrechen an Gott und den Menſchen verlockt werdet, während ihr ſie mit Gewalt aus den Banden des Geſetzes löſen wollt?"

„Deiner Warnung gedenke ich," antwortete der Bruder, „vielleicht bewahrt ſie einen Schurken vor der Kugel, die ich ihm zugedacht. Rufſt du aber das Gedächtniß unſerer toten Eltern gegen mich an, ſo wiſſe, ſeit der Stunde, in der mein Bube mir die Trauerbotſchaft zutrug, während ich hierher ritt in Angſt und Wuth, wie du ſie niemals empfunden, habe auch ich Geſichte gehabt von ſeltſamer Art und ich habe Stimmen gehört, weiß nicht, kamen ſie vom Himmel oder anderswo her. In das eine Ohr ſchrie es mir: ſei treu bis über den Tod und wenn die ganze Welt Untreue fordert; und in das andere Ohr ſchrie es: deines Roſſes letzter Sprung ſei für den Genoſſen, der um deinetwillen in Noth kam. Iſt ihr der Pfahl beſchieden, ſo ſei er mir's auch, und würde ihr der Himmel verweigert, ſo ſoll meine Seele den Thürſteher Petrus niemals um Einlaß bitten. Ich thue, was ich muß; und ich ſage dir, Mädchen, wenn unſere Eltern noch lebten, die Mutter würde weinen wie du, der Vater aber würde ſein Haupt heben, wie er zuweilen that, und mich mit ſeinem Sprichwort begrüßen: Treue bewahren iſt Jedem Pflicht, den Königen aber iſt es Ehre."

„Ich mahne nicht mehr, wo menſchliche Warnung vergeblich iſt," ſprach die Schweſter entſetzt über die Aufruhr ſeines Gemüthes; „ihr aber ſollt nimmer vergeſſen, daß auch für mich das Sprichwort des Vaters gilt. Braucht ihr in der Noth ein treues Herz, ſo denkt meiner."

„Liebe Schweſter," rief Bernhard und umſchlang das Mädchen, welches er allein und ſchutzlos in der Wildniß dieſer Welt zurücklaſſen ſollte. An ſeiner Hand trat ſie aus dem Baumſchatten auf den Weg. Dort wies ſie nach ihrem Begleiter vom Schloſſe, der in einiger Entfernung ſtand, auch er mit finſtern Gedanken beſchäftigt. Noch einmal fühlte ſie die Hand deſſen, der ihr bis dahin Bruder und Vater geweſen war, auf ihrem Haupte, dann wich er in den Schatten zurück, und ſie ſchritt eilig vorwärts, aber ihre Glieder bebten in unterdrücktem Schluchzen. Der Licentiat ging ſchweigend neben ihr durch die Schloßpforte. Er ſah beim Laternenlicht zwiſchen Mitgefühl und Groll die Qualen, mit denen ſie rang, und verneigte ſich auf dem Gange tief und förmlich zum Abſchiede. Ach, er wäre trotz ſeiner Würde reuig vor ihr auf die Knie gefallen, hätte er den Jammer des armen Mädchens verſtanden, welches jetzt Alles verloren hatte, was ihr auf Erden lieb war, auch den theilnehmenden Freund im Fürſtenſchloſſe.

Unter dem dunklen Wolkenhimmel ſprühte der Regen und tobte der Sturm. Er dröhnte wie Wogenſchwall an den Mauern des Fürſtenſchloſſes, warf die Schornſteine von den Dächern der Stadt und ſchleuderte große Baumäſte auf den Grund. Aus der Herberge nahe am Schloſſe jagten zwei verhüllte Reiter auf der Landſtraße dahin. Hinter dem erſten Dorfe geſellten ſich zwei andere zu ihnen, nach der erſten Wegſtunde war die Zahl bis zu einem ganzen Trupp herangewachſen und zwiſchen ſich führten ſie ein Wagenhaus, aus ſtarken Bretern gezimmert. Wenn eine Dorfwache in dem Brauſen des Windes den Hufſchlag und das Raſſeln des reiſigen Zuges hörte, der außerhalb des Zaunes dahin fuhr, ſo drückte ſie den Hut über die Augen und ſprach einen hilfreichen Spruch, um vom Heere des wilden Jägers verſchont zu werden.

Am Eingange des Waldthals, wo ein ſteiler Fels bis zum Wege vorſprang, hielt der Haufe an und der Führer, ein hagerer Geſell, deſſen Geſicht durch die herabgezogene Krempe des Hutes verborgen war, ſah ſcharf in die Runde und gab die Befehle. „Iſt der Funke dort hinten ein Licht des Dorfes, und brennt das Licht im Hauſe der Jungfrau?“ frug er eine kleine verhüllte Geſtalt, die neben ihm ritt.

„Es kommt aus der Kammer eines kranken Dorfweibes,“ antwortete der Kleine.

„Dann lenken wir hier über den Bach und meiden die Dorfgaſſe. Hinab! und ſuche die Furt! — Ruhig, Bruder,“ mahnte er einen Gefährten, deſſen Roß durch die Ungeduld des Reiters geſtachelt wurde. „Willſt du die Bauern vor ſcharfem Eiſen bewahren, ſo müſſen wir lautlos flattern wie Fledermäuſe.“ Unterdeß glitt der Kleine vom Pferde und verſchwand in der Finſterniß. Als er nach einer Weile an ſeinem Thier heraufkletterte, gebot der Alte: „Voran und achte auf die Steine.“ Die Reiter verließen den Weg, ſetzten vorſichtig über den geſchwollenen Bach und zogen thalauf längs der Berglehne, an welcher das einſame Haus ſtand.

„Ich denke bei dieſem Wetter ſchlafen die Wachen,“ begann der Führer wieder. „Ich bringe das Eiſen mit, welches die Thüren geräuſchlos öffnet. Schwinge dich über den Zaun Bube, und ſieh zu, auf welcher Streu du die Wächter findeſt. Sie müſſen unter die Nebelkappe bevor ſie ſich rühren; ein lauter Ruf könnte uns zwingen, dem ganzen Dorf ein heißes Ende zu machen.“ Wieder hielt der Trupp in einiger Entfernung vom Hauſe und wieder tauchte der Knabe vom Pferde hinab in die Schwärze der Nacht.

In der Stube lag auf dem Lehnſtuhl ein bleiches Weib und ſtarrte nach dem flackernden Schein der Lampe. „Zum letzten Male ſehe ich dies Licht brennen. Klein iſt der Funke, doch bald wird er ein großer Brand. Nur um euretwillen thue ich es, geliebter Herr; den Leib, der euch gehört, ſoll keine fremde Fauſt entblößen; ich ſelbſt will mir den Richter ſuchen, der mehr Erbarmen hat, als die Menſchen hier auf Erden. Die Nacht iſt finſter und lang; erkenne ich im Morgengrau die Fichte auf der Höhe, wo ich an ſeiner Seite ſtand, ſo will ich ihm Lebewohl ſagen für immer. Wenn die Lohe aufſteigt, ſo hoffe ich, jagt der Wind ſie abwärts vom Dorfe, damit die Wöchnerin mit ihrem Kinde nicht Schaden leide.“

„In den erſten Tagen, nachdem ſie mich in Haft geſetzt, flogen meine Gedanken unabläſſig zu ihm hin, und ich meinte, er müßte kommen, mich in die Arme ſchließen und über mir trauern, daß ich ausgeſtoßen und verflucht bin ohne Schuld. Jetzt träumt mir nicht mehr ſo. Es wird ihm gehen, wie den Anderen auch, ſie werden ihm Uebles von mir ſagen und er wird ihnen glauben. Ich möchte doch, daß ich ihm leid thäte.“

„Die Wächter riefen mir zu, daß die alte Urſel tot im Walde gefunden iſt. Das war ein Glück für ſie. Die Amſeln ſind von den Bauern erſchoſſen, auch die Katze iſt erſchlagen, weil ſie mir zugehörte. Einſam war mein Leben und einſam ſoll mein Ende ſein.“

„Von der Leinwand, die ich geſponnen und über die er ſich gefreut, habe ich als letzte Arbeit zwei Hemden genäht. Eines trage ich auf dem Leibe für meine letzte Stunde und das andere ſollte er ſich aufheben bis zu der Zeit, wo es ihm angezogen wird. Aber der Wunſch war eitel, Niemand wird ihm mein Vermächtniß zutragen, denn es gibt keinen Boten mehr von mir zu ihm. Und wer weiß, ob nicht auch ihm davor graut in meinem Geſpinnſt beſtattet zu werden.“

Sie ſprang heftig auf, ſah durch das Fenſter zu der Tanne und faßte nach der Lampe. Ein Windſtoß ſchlug an das Fenſter, daß die Scheiben klirrten, und durch Sturm und Regen klang ein Geräuſch wie von ſchnaubenden Pferden, Geflüſter von Stimmen und das Knarren des Thors. Die Stubenthür ſprang auf, ein Mann ſtand auf der Schwelle. Sie hörte die Worte: „Gelobt ſei Gott, daß ich euch finde!“ und fühlte ſich von ſtarken Armen umſchlungen. Da klammerte ſie ſich feſt an den Geliebten und ſchrie: „Noch nicht ſterben!“

„Komm, Judith,“ mahnte der Mann und zog ſie nach der Thür.

„Wohin?“ frug ſie wild. „Die Leute draußen weiſen auf mich mit den Fingern und euch werden ſie töten, wenn ihr nicht von mir weicht. Hinweg von mir, ihr ſeid bei einer Hexe!“ Sie ſuchte ſich ihm zu entwinden, aber ſie ſank wieder an ſeine Bruſt.

„Was die Hexerei angeht,“ begütigte die Stimme Gottlieb's hinter ihr, „ſo gibt es hier nur eine Hexe, die ſogenannte Frau Venuſſin, ſowie ihren Jungen, welcher den Hundenamen Amor führt. Und wenn euch die Nachbarn hier zu Lande gehäſſig ſind, ſo reitet davon. Wer vier ſtarke Pferdebeine unter ſich hat, dem ſteht die weite Welt offen, geht's nicht bei den Chriſten, ſo zieht er zu den Türken oder zu den Engländern, welche ich gleichfalls loben höre. Schaffe ſie auf das Pferd, Bruder, denn dieſer Ort iſt ihr verleidet.“

„Er räth gut," rief ſie außer ſich. „Hinweg ihr alle, damit ich das Haus anzünde."

„Eile mit Weile!" tröſtete Gottlieb. „Alt-Roſen iſt niemals ſo leichtfertig, ein volles Haus abzuſengen. Soll die Ausſtattung der Frau Rittmeiſterin verkohlen oder den Schreibern in die Hände fallen? Erſt geräumt, dann gebrannt, iſt Soldatenbrauch." Und zu Bernhard tretend gebot er: „Erwarte uns im Walde, es iſt nicht nöthig, daß ſie unſerer Arbeit zuſieht. — Vorwärts, Bube! Wo iſt der Zugang zum Verſteck? Sperre die Truhe auf und wirf in den Wagen, wie's kommt! Heran Kameraden, ſchnelle Hände und ſcharfen Ausguck, denn der Morgen iſt nahe."

Im nächſten Augenblick jagten Bewaffnete, das Weib in der Mitte, dem Bergwald zu, um den Hof aber bewegten ſich ſchweigſam geſchäftige Plünderer, während zwei aus dem Haufen die geknebelten Wächter vorwärts ſtießen bis in das nahe Gehölz und dort an Bäumen feſtbanden. Auch der Wagen rollte von dannen, umritten von der reiſigen Schaar. Als letzter blieb Gottlieb mit dem Knaben im Hauſe zurück; beim Heraustreten ſchloß er die Thür und die Pforte des Zaunes. „Es iſt der letzte Hof," ſagte er zurückblickend, „dem unſer Regiment ein feuriges Ende bereitet. Nur Eins thut mir leid, daß wir von dannen ziehen, ohne daß ich den Amtsſchreiber in das Feuer geworfen habe. Doch hoffe ich, Satan holt ſich ſeinen Braten." Mit dieſem Wunſche ritten ſie davon. Hinter ihnen ſtiegen aus dem verlaſſenen Hauſe die Flammen auf, der Wind blies hilfreich in die Glut. Als die erwachten Dorfleute herzurannten, ſtand der ganze Bau in Flammen und ſie riefen vergebens nach den Wächtern.

Die fremden Reiter aber fuhren dahin über die Berge durch Regen und Sturm, und zu dem Geheul der Luft und dem Brauſen des Waldes ſchallte ihr wildes Holla ho! Der wilde Jäger entführte ſich das Zauberweib. Die er mit trotzigem Sinne auf das Roß gehoben, hielt er feſt, um ſie gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Was thut's, ob der Ritt kurz oder lange währt? Wer ſein Leben wagt, um geliebtem Leben die Treue zu erweiſen, der hat zu aller Zeit das Recht, über die Rotte der Einfältigen und Schlechten hinwegzuſetzen.

In dem Zimmer der Herzogin harrte der kleine Prinz mit dem Licentiaten auf die Ankunft ſeines Herrn Vaters, denn es war die Stunde, wo der Herzog ſich gern von dem Kleinen aufſagen ließ, was dieſer gelernt hatte. Zu den Füßen der Herrin ſaß Regine über vielen Knäueln von bunter Wolle, wählte und reichte ſie zur Stickerei. Aber ihre Seele war nicht bei der Arbeit, die Hände flogen in fieberhafter Haſt; und da ſie nicht aufzuſehen wagte, bemerkte ſie auch nicht, wie bekümmert der Licentiat zu ihr hinſah.

Der Herzog ließ diesmal auf ſich warten; als er endlich eintrat, begrüßte er ſeine Gemahlin und ging mit umwölkter Stirne auf und ab, ohne nach der Lection des Prinzen zu fragen. „Das Haus der Zauberin iſt niedergebrannt, und ſie ſelbſt iſt wahrſcheinlich in dem verſchloſſenen Bau von der Flamme verzehrt,“ begann er endlich zur Herzogin. „Die Bauern aber ſagen aus, der Teufel oder wilde Jäger habe ſie entführt.“ Die bunten Knäuel entrollten dem Schoße Regina's und kugelten auf den Fußboden. „Die Dorfleute wollen die ſchwarze Höllenſchaar leibhaftig geſehen haben, den wilden Jäger mit ſeiner Jagd, wie er das Weib auf dem Roſſe hielt und mit ihr durch Flammen und Rauch in der Luft über die Berge fuhr. Es iſt ſeltſam, daß ſo Viele daſſelbe geſehen, der Eine mehr, der Andere weniger; die Wächter behaupten von dem hölliſchen Heer übel zerſtoßen zu ſein, doch fand man ſie mit gewöhnlichen Stricken gebunden.“

„Die Dienerin der Angeklagten, welche entflohen war, hat man in den Bergen leblos gefunden; ſie ſaß in einem Verſteck, zu dem die Dorfleute bei Kriegsgefahr flüchten. Die

Nahrungsmittel in ihrem Korbe waren unberührt und die Leute behaupten, der Böſe habe ihr den Hals umgedreht. Doch iſt wunderlich, daß in ihrem Schoße das Geſangbuch lag und darin aufgeſchlagen das Lied: Eine feſte Burg. — Dergleichen iſt in der Chriſtenheit unerhört. Für mich aber wird es beſonders ſchrecklich, denn ich konnte mich, was auch die Richter vorbrachten, noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das Mädchen einen Bund mit dem Böſen gemacht habe.“

„Des Himmels Segen über Eure herzogliche Gnaden für dieſe gütigen Worte,“ klang es leiſe neben dem Stuhl der Herzogin, wo Regine mit gefalteten Händen auf den Knien lag. Der Herzog ſah von der Seite auf die Kniende und fuhr fort: „Nur der Jägermeiſter will nicht glauben, daß es hölliſche Geiſter waren, welche das Weib entführten; er wies mir weiter oben am Wege die Spuren vieler Pferdehufe; die Hufe hatten Eiſen und an dem einen fehlte ein Nagel.“

Er ging wieder nachdenklich auf und ab. „Auch aus der Stadt wird Wunderliches berichtet. Bei der Schmiedin Stange, deren Mann ſeit vielen Jahren verſchwunden iſt und unter das Kriegsvolk gelaufen ſein ſoll, ſtand vor zwei Tagen plötzlich zur Zeit der Abenddämmerung in der Stube eine finſtere Geſtalt, welche ſich als heimgekehrter Schmiedemeiſter gebehrdete, und als das erſchreckte Weib auf ihn zugehen wollte, daſſelbe ſtreng ermahnte bis Mitternacht nicht mit ihm zu ſprechen, ſondern ihn ruhig ſchalten zu laſſen und gegen Jedermann zu ſchweigen; dies werde ihr Glück ſein; wenn ſie aber ſpreche, ihr Verderben. Zur Bekräftigung ſcheint er Geld auf den Tiſch gelegt zu haben, die Frau gibt nur einen Dukaten zu, doch mag es mehr ſein. Während ſie noch betäubt da ſaß, iſt er in die Schmiede gegangen, hat dort mit dem Werkzeug hantirt und auch das Feuer angeblaſen. Plötzlich war er verſchwunden und iſt bis jetzt nicht wieder ſichtbar geworden. Durch das ſpäte Arbeiten in der Schmiede, die ſeither kalt war, entſtand in der Nachbarſchaft ein Argwohn, und da die

Frau widerwillig blieb Auskunft zu geben, wurde ſie heut verhört und behauptete, es ſei der Geiſt ihres Mannes geweſen. Wir haben wahrlich genug gegen die Böſen in dieſer Welt zu kämpfen, ſolches Eindringen des Satans ſchafft neuen Schrecken und entſetzt die Gemüther."

Er hielt vor Regine an. „Ihr, Jungfer Königin, habt ſelbſt Bekanntſchaft mit der Angeklagten Möring gehabt. Ich frage euch auf euer Gewiſſen: Haltet ihr ſie für eine ſchädliche Zauberin?"

„Nein!" rief Regine, „an ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen, ſie war gutherzig gegen Jedermann und nicht auf eigenen Vortheil bedacht. Der Pfarrer dort iſt alt, und in der Gemeinde leben Argliſtige, welche ihr neidiſch ſind."

„Sie iſt beſchuldigt um Mitternacht im Walde teufliſche Künſte geübt zu haben und ein Zeuge ſagt aus, daß der Teufel in Geſtalt des wilden Jägers bei ihr geſehen worden."

Regine rang die Hände. „Es war ein Menſch und ein redlicher Chriſt, denn, herzogliche Gnaden, es war mein Bruder."

Der Herzog trat zurück. „Woher iſt euch das bewußt, Jungfer?" frug er ſtreng.

„Mein Bruder ſelbſt hat es mir vertraut," antwortete das Mädchen und fuhr das Haupt erhebend fort: „was mir auch geſchehen möge, ich kann es nicht ertragen, daß Eure herzogliche Gnaden durch die Ausſagen der verwirrten und boshaften Leute getäuſcht werden. Die Jungfrau vom Walde war meinem Bruder lieb geworden, und als er durch ſeinen Buben Kunde erhielt von der Todesgefahr, in welcher ſie verſtrickt ſaß, kam er heimlich mit bitterer Angſt in Ew. Hoheit Land. Er ließ mich aus dem Schloſſe zu ſich fordern, und obwohl er mir ſeinen Entſchluß bergen wollte, ſo erkannte ich doch, daß er auf eine Gewaltthat in der nächſten Nacht ſann. Auch war er nicht allein, er hatte einen treuen Kameraden, welcher denſelben Namen führt, mit dem herzogliche Gnaden ſoeben die Schmiedefrau benannten. Dieſer war im Heere bekannt als ein redlicher Mann, aber in allerlei Liſten erfahren, und ich hoffe, dieſe Beiden haben die Jungfrau weggeführt.“

„Ihr aber,“ ſprach der Herzog unwillig, „ſeid Mitwiſſerin geworden bei einer frechen Gewaltthat, durch welche das Gericht gehindert und meine Autorität gekränkt wird, und ihr ſelbſt ſeid ſchuldig geworden vor dem Geſetz.“

Da begann der Licentiat ehrerbietig: „Iſt Jungfer Regine ſchuldig, ſo bin ich in derſelben Schuld, denn ich habe ſie vorgeſtern zu der geheimen Beſprechung mit ihrem Bruder begleitet und wieder zurückgeführt, und ich habe mir in der Stille ähnliche Gedanken gemacht wie ſie ſelbſt, über eine natürliche Entführung ohne teufliſche Künſte. Und ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich trotz der entgegengeſetzten Meinung hoher Geiſtlichkeit in meinem Herzen auch die Geſinnung der Jungfer Regine gegen die Angeklagte theile und der Ueberzeugung lebe, daß jene unſchuldig iſt. Ja ich wage Ew. herzoglichen Gnaden frei herauszuſagen, daß ich die ganze Procedur wegen dieſer ſogenannten Hexerei für ungerecht, gewaltthätig und nicht in frommer chriſtlicher Lehre begründet halte.“

„Der Herr Licentiat,“ rief Regine zitternd, „iſt unſträflich wie ein Engel in dieſer Sache, den̄ er wußte nicht, zu wem er mich begleitete; er kannte den Bruder nicht, hatte ihn nie geſehen, und ich habe, um Niemanden in Gefahr zu ſetzen, ihm Nichts bekannt.“

„Iſt es ſo, wie ihr ſagt,“ begann der Herzog unzufrieden, „ſo wundert mich, daß Monſieur Hermann, den ich ſeither als vorſichtigen und mir ergebenen Diener betrachtet habe, ſich dazu drängt, der Vertraute und Complice in einer ſo widerwärtigen Angelegenheit zu werden.“

Die Herzogin, welche mit Theilnahme zugehört hatte, ſo daß ſie auch die Stickerei in den Schoß legte, erhob jetzt die Augen zu ihrem Gemahl und ſprach leiſe: „Mein geliebtes Herz wolle die Beiden anſehen, ſie ſind ſich einander gut.“

In dem ernſten Geſicht des Herrn malte ſich ein unmäßiges Erſtaunen, daß die, welche er für eine Verkündigerin gehalten, ſich in ſolcher Weiſe als eine Liebhaberin enthüllte. Und zuerſt wurde ſeine Miene noch finſterer. Aber als er die ehrlichen Geſichter der jungen Leute prüfend betrachtete, erhielt ſeine gütige Geſinnung allmählich die Oberhand, zumal er in ſeinem verwüſteten Lande gern behilflich war, gottſelige Ehen zu ſtiften. Und obſchon der hohe Ernſt nicht von ſeinem Angeſicht wich, ſo war ſein Ton doch ohne Härte, als er gegen Regine begann: „Die Herzogin und ich haben euch als einer Landfremden Unterkunft in unſerem eigenen Hauſe bewilligt; und wiewohl wir an euch, abgeſehen von euren Heimſuchungen, nichts Unebenes und Auffälliges bemerkten, ſo erweiſt ſich doch auch euch gegenüber die Regel eines fürſtlichen Haushalts als richtig, daß ein Landesherr ſeine vertraute Umgebung am beſten aus Angehörigen des eigenen Landes erwählt, deren Extraction und Anhang ihm genau bekannt ſind. Ihr aber ſeid durch euren Bruder und deſſen Verbindung mit einem Weibe, welches unter furchtbarer Anklage ſteht, in den Schatten eines Verdachtes gekommen, welcher in einem fürſtlichen Haushalt ganz unleidlich iſt, deshalb könnt ihr nicht länger in dem Schloſſe und in unſerer Nähe euren Aufenthalt finden.“ Regine erhob ſich ſchweigend und ſtreifte die Wollfäden von ihrem Kleide; ihre Angſt war geſchwunden, ſie ſtand mit geſenktem Haupt bereit zu gehen.

„Ich berge euch nicht,“ fuhr der Herzog fort, „daß durch den Schloßprediger auch Bedenken gegen das Wenige, was mir von euren Revelationen und Geſichten zugänglich wurde, erhoben ſind, indem derſelbe behauptet, daß darin eine ihm bereits anderweitig bekannte verſificirte Aeußerung enthalten ſei, welche von einem Jeſuiten herrühre. Dieſen Verdacht laſſe ich billig auf ſich beruhen, denn mir iſt wohl bewußt, daß ihr euch ſonſt als eine treue Bekennerin evangeliſcher Lehre bewieſen habt. Und ich hoffe es vor meinem Gott zu verantworten, wenn ich in dem Wunſche, euch vor Gefahr und Schaden zu bewahren, von dem, was ihr mir heut im Vertrauen mitgetheilt, meinem Conſiſtorio gegenüber keinerlei Gebrauch mache, zumal es mir eine herzliche Erleichterung iſt, daß ich jetzt hoffen darf, die Angeklagte, welche ſich durch die Flucht ihren Richtern entzogen hat, ſei in Wahrheit nicht ewiger Verdammniß verfallen. Da ihr ſelbſt aber von hier ſcheiden müßt, ſo will ich euch in guter Meinung fragen, wohin ihr eure Schritte zu wenden gedenkt?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Regine ergeben, „ich bin jetzt allein, aber der Himmel wird mich nicht verlaſſen." Sie neigte ſich tief vor dem Herzog und kniete vor der Herzogin. „Ich danke in Ehrfurcht für alle Gnade, die ich hier gefunden." Sie ſtand auf und wandte ſich zum Gehen.

„Geſtatten herzogliche Gnaden," ſagte der Licentiat ſchnell, „daß ich in hoher Gegenwart der Jungfer noch etwas Weniges mittheile"; und zu Regine tretend, ſprach er: „der dritte Spruch, den ich damals getroffen, als ich die werthe Jungfrau nach der Stadt holte, war aus dem Buch Ruth und er lautete: wo du hingehſt, da will ich auch hingehen, und wo du bleibſt, da bleibe ich auch und dein Gott iſt mein Gott." Er ſtand neben ihr und hielt ihre Hand feſt.

Durch den Schmerz Regina's fuhr ein heller Strahl der Freude, daß der Mann, dem ſie von Herzen zugeneigt war, ſich in dieſer Stunde zu ihr bekannte, und ſie ſah ihn dankbar mit naſſen Augen an. Aber gleich darauf zog ſie die Hand zurück und ſagte leiſe: „Ich darf Niemanden unglücklich machen." Doch der Licentiat ließ ſich nicht beirren und führte ſie vor den Herzog.

„Herzogliche Gnaden ſind zugleich ein Vater aller Waiſen und der oberſte Biſchof in Eheſachen. Deshalb ſei mir geſtattet, daß ich an hoher Stelle meine Abſicht erkläre, um die Zuneigung der lieben Jungfer Königin zu werben, und dieſelbe, wenn ſie mir ihre gute Geſinnung zuwenden kann, zu meinem ehelichen Gemahl zu machen. Unterdeß bitte ich ehrfurchtsvoll um Erlaubniß, die Jungfer meiner Mutter zu bringen, welche nach Allem, was ſie durch mich vernommen hat, ſich freuen wird, dieſelbe aufzunehmen."

„Ungern werden wir euch aus unſerer Nähe entlaſſen," antwortete der Herzog, „da ihr aber für dieſe fremde Waiſe in ſo feierlichen Worten mein hohes Amt angerufen und euren Willen erklärt habt, mit der Jungfer Königin Freude und Leid zu theilen, ſo will ich mich eurem Vorhaben nicht entgegenſetzen, ſondern wünſchen und hoffen, daß ihr im Vereine mit dieſer auf Erden mehr Freude als Leid genießen mögt."

Er trat vor Regine und fuhr gütig fort: „Es war meine Abſicht nicht und nicht die der Herzogin, euch ohne Schutz den Zufällen des Lebens preiszugeben. Denn uns iſt eure Ergebenheit gegen uns beſſer bewußt, als ihr ſelbſt meint. Wollt ihr dieſen Mann als euren Herrn anerkennen, ſo tretet ihr unter gute evangeliſche Aufſicht und eure Seele wird wohl behütet ſein. Und um euch für guten Willen, den ihr im Dienſte der Herzogin, wenn auch nicht lange, doch mit Eifer, bewieſen habt, unſererſeits den Recompens zu gewähren, ſo werde ich euch für den Licentiaten Hermann eine Vocation in die nächſte offene Pfarrſtelle übergeben. Dieſe mögt ihr ihm zubringen, falls ihr ihn zu eurem Herrn nehmt. Bis dahin bleibt er in meinem Dienſt, ihr aber im Hauſe ſeiner Mutter, und da ihr keinen Familienanhang in meinem Lande habt, ſo wird die Herzogin ſeiner Zeit euch im Pfarrhauſe die Hochzeit ausrichten laſſen."

9.

Bei den Schweden.

Der Krieg war von Neuem zu hellen Flammen aufgebrannt. Der Kurfürſt von Baiern hatte ſeine Neutralität aufgegeben, ſein Heer verſtärkt und mit den Kaiſerlichen zu der größten Armee verbunden, welche ſeit Jahren im Felde operirt hatte. Gegen dieſe Macht rief Feldmarſchall Wrangel den General Königsmark zu Hilfe, auch Graf Turenne kam widerwillig herzu, und ihre Heerhaufen lagerten an der Donau, drei Rudel von Wölfen, welche die Noth zwang, ſich für gemeinſame Jagd zu geſellen, während jeder Hauſe gehäſſig die anderen belauerte. Aber auch die Kaiſerlichen und Baiern betrachteten einander mit ſcheelem Wolfsblick. Von Neuem wurden Städte berannt, Dörfer ausgeſengt und im kleinen Kriege die Zahl der Kämpfenden verringert, denn keine Partei wollte ihre ganze Stärke zu einer entſcheidenden Schlacht auf das Spiel ſetzen.

In den Quartieren des Generals Königsmark ſtanden jetzt unter Oberſt Penz die weimariſchen Reiter in vier Regimenter getheilt mit neuen Standarten. Es war viel junges Volk bei ihnen und nicht wenige der Alten hatte der Krieg getilgt oder ihr eigenes Gelüſt zu anderen Fahnen geführt. Dennoch hielten ſie untereinander gleich Leidensgefährten zuſammen. Vor dem Feinde bewährten ſie ihre Tüchtigkeit, und Königsmark wußte, daß ſie ihm in der Gefahr nicht verſagten; aber im Lager waren ſie für die ſchwediſchen Führer ſchwer zu behandeln.

An einem Maimorgen kam ein einzelner Reiter, gefolgt von ſeinem Knechte bei den Lagerwachen des Dorfes an, in welchem gerade der General das Hauptquartier hatte. Der Reiſende war von mannhaftem Ausſehen und in vornehmer Kleidung, aber er trug nicht die Feldbinde eines Officiers. Dennoch empfing er Zuruf und Grüße von mehren Soldaten, welche am Wege ſtanden, und er ſelbſt ſah um ſich, wie Einer, der Bekannte wiederfindet, er ſchwenkte den Hut und ſprang vom Pferde, als ihm ein alter Officier mit ausgebreiteten Armen entgegenkam.

„Willkommen, Bruder!“ rief Gottlieb. „Durch dein Brieflein bin ich aviſirt, du findeſt Alles bereit und der Oberſt erwartet dich. Zuerſt aber frage ich, wie geht es deiner Frau Rittmeiſterin?“

„Sie grüßt ihren Brautführer,“ antwortete Bernhard. „Um ihre Geſundheit zu ſchonen, ließ ich ſie mit unſerem Sohne und den Troßwagen in der Stadt zurück. Iſt dir's recht, ſo holen wir ſie ein, ſobald ich hier in Amt und Quartier bin.“

„Um ihretwillen freut mich, daß du erſt mit der Frühlingsſonne dem Heere zuziehſt; in meinen Gedanken zweifelte ich oft, ob du wieder zu Pferde ſteigen würdeſt.“

„Wir lebten verborgen im Feenlande,“ berichtete Bernhard lachend. „Wiſſe, als du mit deinen Reitern aus dem Urlaub, den dir Königsmark bewilligt, nach den ſchwediſchen Quartieren abgeritten warſt, wollte der fränkiſche Dorfpfarrer, der mir mein Weib angetraut, uns gegen billige Vergütigung gern in ſeinem Hausweſen behalten. Doch fand ich beſſeren Schutz bei dem Sohn eines vornehmen Geſchlechtes aus Nürnberg, welcher zugleich mit mir das Jus ſtudirt hat, und jetzt als reicher Erbe die Handlung und die Güter ſeiner Vorfahren beſitzt. Er gab mir Unterkunft auf einer ſeiner Burgen und machte mich zu ſeinem Kaſtenvogt, ſo daß ich ihm mit meinen Knechten nicht nutzlos war, denn ich hielt das räuberiſche Volk von ſeinen Dörfern ab. Ich ſaß mit der jungen Hausfrau den Herbſt und Winter in feſtem Steinhaus auf der Höhe, ſah zu wie die Blätter im Winde tanzten und der Schnee um die Fenſter wirbelte; Bruder, es war eine ſelige Zeit; und Frau Judith fand zuweilen ihr Lachen wieder. Wenn das Burgthor am Abend verſchloſſen war, ſang ich nach alter Gewohnheit zur Laute, ſie aber ſchnitt und nähte fleißig von dem Schatz ihrer Truhe, den du gerettet, eine Ausſtattung für ſich und mich und dazu noch für ein Drittes. Als nun im Frühling das Laub ſproß, wagte ſie ſich einſt hinaus ins Freie, da traf ſie auf dem Wege einen armen Mann, der als Hauſierer früher in das thüringiſche Walddorf gekommen war; er bat um eine Gabe und wie ſie ihm freundlich antwortete, wandelte ſich das Geſicht des Tropfes, er trat ſcheu zurück und lief ohne Gruß von dannen. Sie kam verſtört in die Burg und trieb ſeitdem in unnöthiger Angſt um mich zum Ausbruch. Unterdeß war auch die Geldkatze leicht geworden, und wir frugen in Sorge, wohin?"

Der Alte nickte. „Auch darin rathe ich der Zeit zu vertrauen. Der höchſte Berg wird klein, wie ein Maulwurfshügel, wenn man ſich weit genug von ihm entfernt. Hier findeſt du manchen ehrlichen Kameraden, aber viel Unfrieden, Brot iſt theuer, doch das bairiſche Vieh nährt den Soldaten, unſere Reiter ſind Ochſenhändler geworden, von ſcharfen Actionen iſt wenig zu ſpüren."

„Was weißt du über Wilhelm?" frug Bernhard.

„Er hauſt unzufrieden beim Wrangel, der ihn in der Kanzlei verwendet; doch haben unſere Leute hier ihn nicht vergeſſen, auch dich nicht, Bruder, und du wirſt Manchem beim Glaſe Beſcheid thun müſſen. Sieh, das iſt einer von den Getreuen."

Sie trafen in der Dorfgaſſe auf den Lieutenant Pyritzer, der in ſeiner bedächtigen Weiſe grüßte.

„Ich freue mich eurer Ankunft, ſie iſt uns bereits verkündigt; und ich erbitte Verzeihung, wenn ich den Herrn Kameraden zur Stelle um ſeinen Beiſtand angehe. Ein früherer Officier vom Regiment Taupadel, der nur als ein franzöſiſcher Windbeutel eſtimirt werden kann, iſt aus den Dörfern des Turenne herangeritten, er hält vor dem Lager und hat mir durch einen bebänderten Milchbart, der ſich ſeinen Pagen nannte, dieſen unſinnigen Cartelbrief geſandt, worin zu leſen ſteht: er habe zu ſeinem großen Bedauern erfahren, daß ich mein Haar kurz geſchoren trage. Dies ſei ihm unleidlich und er bitte deshalb höflichſt um die Ehre einer Begegnung im Freien. So ſchreibt der Narr.“

„Das iſt der richtige franzöſiſche Stilus,“ beſtätigte Gottlieb. „Es iſt der verkehrte Hundeſtil, vorn Wedeln, hinten Zähnefletſchen. Ich rathe euch, daß ihr mit dem Degen die Punkte zu dieſer Schrift ſtecht.“

„Darum eben wollte ich mir die Ehre erbitten,“ ſagte der Pyritzer zu Bernhard, „daß der Herr Kamerad als mein Begleiter mit hinaus reite. Auch der Franzoſe bringt nur einen Partner mit. Fehlt es euch an Piſtolen, ſo erſuche ich unter den meinen zu wählen.“

„Euer Vertrauen ehrt mich,“ entgegnete Bernhard höflich den Hut lüſtend, „ich bin bereit.“

Aber Gottlieb trat dazwiſchen. „Ich widerſtehe den Herren ungern in ſolcher Sache; doch unſer Gaſt hat weder Feldzeichen noch Lagerrecht und iſt gebunden zunächſt vor dem Oberſten zu erſcheinen. Die Fremden aber ſollen nicht prahlen, daß wir Deutſche gezögert haben auf ihren Gruß zu antworten; bitte alſo, daß meine Herren Brüder diesmal mir den Vorzug geben und geſtatten, an Stelle des Rittmeiſters König die Secundanz zu übernehmen.“

Gegen dieſen Verſchlag konnte Bernhard nichts Stichhaltiges einwenden und da auch der Pyritzer zufrieden war, ſo eilten die beiden Lieutenants zu ihren Pferden. Der Rittmeiſter wurde von dem Oberſten und der Kanzlei lange aufgehalten, bevor er bei der Standarte den Eid ablegte und die Feldbinde umthat. Als er beglückwünſcht von alten und neuen Kameraden wieder auf die Straße trat, um das Logis des Generals Königsmark aufzuſuchen, fand er ſeinen Vertrauten auf der Bank ſitzen. „Der wackere Kamerad iſt vom Pferde gefallen und dahin,“ ſagte Gottlieb traurig.

„Dann habe ich die Pflicht ihn zu rächen,“ antwortete Bernhard. „Trage dem Franzoſen meine Herausforderung.“

„Es iſt nicht nöthig, Bruder,“ ſprach Gottlieb, an ſeinen Degen rührend, „auch der Franzoſe reitet nicht mehr zurück. Gedenkſt du an den Traum, welchen du einmal dem Pommer auslegen ſollteſt? Etwas davon iſt ihm in Erfüllung gegangen. Als er auf dem Felde lag, ſo friedlich ausgeſtreckt wie ein Schlafender, der ſein gutes Tagewerk gethan hat, trieben Reiter von uns eine Viehherde heran, und bevor ich die Treiber verſcheuchen konnte, drängten ſich die Schafe um den Leib des Toten. Hat er noch Etwas davon vernommen, ſo hoffe ich, er wird dabei zum letzten Ende an den Hof ſeines Vaters gedacht haben. Ich ſage dir aber, Bruder, wenn das ſo zwiſchen uns und den Franzoſen fortgeht, braucht der Kaiſer ſich unſertwegen nicht außer Athem zu ſetzen, denn das Gezänk und Geſauſe iſt unmäßig geworden, und die gemeinen Soldaten ſind noch wüthender aufeinander als die Officiere. — Ich erwarte dich; ſieh zu, daß du vom General nicht lange aufgehalten wirſt, denn ich gedenke dich heut für mich und einige alte Käuze, die du kennſt, zu behaupten.“

Als Bernhard in dem Vorzimmer ſeines neuen Befehlshabers ſtand, fiel ihm auf die Seele, wie verändert ſeine Lage war. Einſt hatte er in der Zuverſicht junger Liebe den ſchwediſchen Dienſt verſchmäht, jetzt mußte er ihn als eine Zuflucht für ſich und die geliebte Frau ſuchen. Alles Glück, an das er damals mit Sehnſucht gedacht, war ihm zu Theil geworden, und doch zog er unſtät und heimatlos auf der Erde, und über ihm ſchwebte eine dunkle Wolke, die ihn und eine Andere vom hellen Sonnenlichte ſchied.

Königsmark empfing ihn gütig wie einen jüngeren Kameraden. „Euer Brief hat mich nicht vergebens an mein Verſprechen gemahnt. Ich hoffe, die Redlichkeit, welche euch damals hinderte, in den Dienſt der Königin zu treten, wird euch jetzt zu einem guten Officier machen, dem auch ich vertrauen kann. Euch ſoll nicht ſchaden, daß ich durch das Geſchenk, welches ihr mir damals anbotet, in noch größere Sorgen gekommen bin, als wir beide ahnten. Denn wiſſet, eure Alten verſtehen zwar zu reiten, aber ſind im Heere ein harter Stein des Aergerniſſes und machen mir das Leben ſauer. Um ihretwillen bin ich mit Feldmarſchall Wrangel verfeindet, und ich bin, wie ich vorausſah, zu Stockholm in den Verdacht gekommen, als ob ich für mich ſelbſt insgeheim machinire und mich zum Haupt einer deutſchen Partei aufwerfen wolle. Doch das iſt nicht das Aergſte, denn euren Uebertritt vermag auch der Franzoſe nicht zu verwinden, er liegt unſeren Commiſſaren beſtändig in den Ohren ihm die Abtrünnigen wieder zu überweiſen. Zornig hat er ſich mit uns conjungirt, die Feindſchaft zwiſchen uns und ihm iſt kaum noch zu bergen, und er droht ſich wieder nach dem Rheine zu wenden. Der Zuſtand wird unleidlich für das Heer und für mich ſelbſt. Das ſage ich euch im Vertrauen, damit ihr zur Ruhe und Vorſicht mahnt, denn ich weiß, daß ihr unter den alten Weimariſchen Anhang habt. Und ich habe auf euer Geſuch günſtig geantwortet, weil ich einen zuverläſſigen Mann brauche, der mir die Gedanken der Völker zuträgt und vor ihnen mein Intereſſe nach Kräften vertritt. Wollt ihr mir ſolche Treue erweiſen, ſo ſoll es euer Schade nicht ſein, denn ich ſchlafe gut, wenn ich weiß, daß meine Feinde darniederliegen, aber ich wache auch eifrig für den Vortheil meiner Freunde."

„Eure Excellenz wird nicht fordern, daß ich als Zuträger und Spion zwiſchen dem Feldherrn und den Soldaten einherſchleiche, zu ſolchem Dienſt ſchickt ſich mein Weſen nicht," verſetzte Bernhard mit Feſtigkeit. „Auch bin ich mit dem, was

Officiere und Soldaten begehren, zur Zeit wenig bekannt. Doch hoffe ich des hohen Vertrauens nicht unwerth zu ſein, wenn ich behaupte, gerade durch die ärgerlichen Händel mit dem Franzoſen iſt eine günſtige Gelegenheit geboten, wo Eure Excellenz als Führer der deutſchen Völker zum hohen eigenen Ruhm und zum Vortheil der Krone Schweden den Frieden befördern könnten, auf eigene Hand und als höchſter Befehlshaber. Denn jetzt iſt die Zeit gekommen, unſere Regimenter von hier ab in das Kaiſerliche zu führen.“

Der General lächelte. „Iſt's eure Weisheit oder iſt es der Witz des Lagers, den ihr mir zutragen wollt?“

„Nicht ich allein unterhalte mich mit ſolchen Gedanken. Liegt euch daran, die geheime Meinung der Soldaten zu erkunden, ſo iſt Lieutenant Stange, ein alter Reiter, der bei den Weimariſchen in hohem Anſehen ſteht, hier in der Nähe.“

Ein ſchwediſcher Officier trat ein. „Was bringſt du?“ rief Königsmark unwillig über die Unterbrechung.

„Aus den Quartieren des Feldmarſchalls Wrangel kam die Nachricht, daß Oberſtlieutenant Hempel, der vormals Befehlshaber der Weimariſchen war, geſtern Morgen tot vor ſeiner Behauſung gefunden worden ſei.“

Der General ſah von der Seite nach Bernhard und erkannte die tiefe Bewegung. „Er iſt im Duell erſtochen?“ frug er, „das war zu beſorgen, denn er hatte viele Feinde.“

„Unter den Soldaten läuft das Gerücht,“ fuhr der Officier fort, „daß an ſeinem Leibe keine Cartelwunde gefunden ſei, ſondern ein Meſſerſtich. Die Leute klagen über Ermordung, weil der Tote in aller Stille ſofort begraben worden.“

„Es thut mir leid um ihn,“ bedauerte Königsmark. „Er war in difficiler Stellung, doch hörte ich, daß er ſich dem Feldmarſchall als brauchbar empfohlen hat. Euch war er gut bekannt?“ frug er zu Bernhard gewendet.

„Er war mein Freund,“ verſetzte dieſer mit zuckendem Munde.

„Das Leben des Soldaten hängt an einem Haar,“ tröſtete der General. „Der Tod ſucht ihn mit jeder Art von Waffen. Rufe den Lieutenant Stange!“ gebot er dem Officier.

Es war ein unheimliches Schweigen im Zimmer, bis Gottlieb hereintrat, das Angeſicht noch finſterer zuſammengezogen als gewöhnlich.

„Ihr ſeid einer von den Alten des Herzogs Bernhard?“ frug ihn der Feldherr.

„Jetzt Lieutenant bei Penz, vierte Compagnie,“ antwortete Gottlieb feierlich, „früher bei Alt-Roſen, erſte; unter König Guſtav Adolf Kanonier bei Lützen.“

„Ein guter Anfang, Alter,“ lobte der Graf, mit Wohlgefallen den Veteranen betrachtend, „damals wieſet ihr dem Pappenheim die Wege, neulich ſah ich euch den Anderen voran in die Kaiſerlichen einhauen.“

„Jeder nach Kräften,“ erwiederte Gottlieb. „Ew. Excellenz hielten auch nicht hinten, als dieſelben das ſahen.“

Der General nickte ihm zu: „Eure Kameraden ſind ſchwierig. Mir liegt am Herzen, ihre Unzufriedenheit zu dämpfen, denn der Groll, der durch einen Zufall in die Gemüther kommt, frißt weiter und treibt eine Forderung nach der anderen hervor. Ihr kennt die Geſinnung der Soldaten, was begehren ſie?“

„Rache,“ antwortete Gottlieb nachdrücklich, „Rache an dem Franzoſen oder an wem es ſonſt ſei! Feldmarſchall Graf Turenne wird klug handeln, wenn er es vermeidet bei einer Gaſterei oder auch beim Scharmützel unſeren Leuten in Schußweite zu kommen, ihre Carabiner könnten von ſelbſt losgehn.“

„Euch an einem Verbündeten zu rächen, iſt nicht meines Amtes,“ ſagte der General mit finſterer Miene. „Was kann ich ſelbſt thun, um meine tapfern Reiter zu contentiren?“

Gottlieb räuſperte ſich: „Links ſchwenken und vorwärts ins Kaiſerliche! Denn des Römiſchen Kaiſers Majeſtät iſt, mit Reſpect zu ſagen, kriegsluſtig in der Fremde, aber furchtſam in ſeinem Hauſe. Jetzt hat er ſich ein großes Herz gefaßt und ſeine Armada dem Baiern ins Land geſchickt. Wenn wir unterdeß links ab nach Böhmen traben, während Feldmarſchall Wrangel und der Franzoſe hier Herausforderung blaſen, ſo würden unſere Völker den Wunſch erreichen, von deſſen Erfüllung ſie bei Tage discuriren und in der Nacht träumen.“

„Kommt ihr alter Haudegen auch mit dem Frieden?“ ſagte Königsmark achſelzuckend.

„Nicht ſowohl Friede, Ew. Excellenz, als vielmehr Beute,“ entgegnete Gottlieb, „die größte Beute der Welt, Millionen von Gold, Edelſteinen und Prachtgeräth, wie es noch ſchwerlich irgendwo auf einem Haufen zu finden iſt! Darnach ſteht unſerem Volke das Herz. Denn wir haben durch böhmiſche Ueberläufer von der Huſſitenart gute Kunde, daß nach Prag die Schätze aus allen Landen des Kaiſers zuſammengeflüchtet ſind; auch ſitzen dort Hunderte der vornehmſten Edelleute mit Weib und Kind, von denen Jeder über tauſend Dukaten Ranzion zahlen würde. Das alles iſt für den zu greifen, der die Hand darnach ausſtreckt, denn die Kaiſerlichen ſind ſorglos im Dienſt und die Böhmen erzählen, daß man leicht in die Feſtung Prag hineinpaſſiren könnte, weil die Pfaffen vorgeben, daß die Heiligen ſelbſt davor Wache halten. Darum begehren unſere Reiter zuerſt, den kaiſerlichen Adler kahl zu rupfen; dann wäre ihnen der Friede recht.“

Königsmark lachte und legte vertraulich die Hand auf die Schulter des Lieutenants. „Ihr wißt, daß der Feldherr nicht ſo ſchnell zum Beuteritt blaſen kann, als der Soldat ſattelt. Mir ſelbſt liegt Alles daran, euch aus dem Gezänk herauszubringen; aber ich bin nicht der, bei dem die letzte Entſcheidung ſteht.“ —

Von der Straße klangen Schreie und eilige Tritte. Wieder trat der meldende Officier ein: „Die Regimenter des Oberſten Penz ſind in Tumult, die Reiter laufen nach dem Alarmplatz, dort ſtehen ſie in Haufen zuſammen.“

„Was fordern ſie?“ frug der General das Haupt erhebend.

„Noch wird's nicht laut; ſie klagen über den Tod ihres alten Führers und verhandeln finſter und mißtrauiſch untereinander.“

„Der wilde Stier iſt unſicher, gegen wen er die Hörner heben ſoll,“ ſagte der Feldherr. „Alſo ohne Ehre und Conduct iſt der Tote beſtattet worden? das kränkt auch mich; denn euch iſt bewußt, ich hatte ihn ehrenvoll aufgenommen, ſoweit ich vermochte. Das Leben kann ich ihm nicht wiedergeben, aber die nachläſſige Beſtattung gedenke ich nicht zu leiden, und ich muß durchſetzen, daß er aus dem Boden gehoben und in einem zinnernen Sarge in anſehnlicher Kirche beigeſetzt wird, wie einem ſchwediſchen Oberſten gebührt; mein eigener Feldprediger ſoll ihm die Gedächtnißrede halten, und Deputirte der Regimenter ſollen zu der Beſtattung geladen werden. Ich hoffe, das wird den gemeinen Mann ſoweit contentiren, daß er meine gute Geſinnung erkennt. — Und ihr ſeid der Meinung, daß den Völkern willkommen wäre, wenn ich ſie nach Böhmen führe? — Eilt ihr Herren,“ fuhr er zu den beiden Officieren fort, „noch iſt es Zeit, die Unruhe zu ſtillen, ſeid ſchnell und rührig, damit uns nicht neues Unheil erwachſe.“

Mit Mühe wurden die zornigen Soldaten beſchwichtigt, der General ritt ſelbſt unter ſie, verſprach ſcharfe Unterſuchung und Genugthuung, ja er gab den Rath, daß Abgeordnete der Regimenter ihre Klagen den ſchwediſchen Commiſſaren im Lager vortragen ſollten, und ſagte dabei in guter Laune zu Bernhard: „Ich rathe aber das Prager Phantom, welches den Herren in Gedanken liegt, durchaus nicht zu erwähnen.“ Zuletzt ſetzte er durch, daß der Getötete aus der Erde gehoben und nochmals feierlich beigeſetzt wurde. Als Bernhard an dem Sarge des Freundes kniete, gedachte er traurig der Stunde, in welcher der Tote um die Schweſter geworben hatte, und des ſtolzen Vertrauens auf die eigene Klugheit. „Er ſollte nicht erleben, daß unſere Soldaten die deutſche Noth an dem Kaiſer rächen, aber ich merke, ſein Tod ſoll dazu helfen.“

Dieſe Erwartung wurde erfüllt. Denn auch die Schweden erkannten, daß die deutſchen Reiter des Königsmark an der Donau mehr Verlegenheit als Vortheil bereiteten. Und als ſich die Bäume mit Laub bekleideten und das junge Grün der Wieſen und Saatfelder einem reiſigen Zuge Futter bot, erhielt der General die Erlaubniß nach Böhmen aufzubrechen.

Dort zog er von dem ſchwediſchen Stützpunkt Eger aus ſcheinbar planlos umher, dem Raubvogel gleich, der in hoher Luft ſeine Kreiſe zieht, aber ſein ſpähender Blick haftete unverrückt auf der alten Kaiſerſtadt an der Moldau. Geheime Boten gingen und kamen, und Lieutenant Stange wurde oft als Vertrauter in das Zelt des Feldherrn gerufen. Endlich fand ſich ein unzufriedener Böhme, bis dahin kaiſerlicher Officier und in der Feſtung Prag wohlbekannt, welcher bereit war, Führer eines Ueberfalls zu werden.

Es war am Ende des Juli, als der General, ohne Geſchütz und Troß, durch einen Eilmarſch bis nahe vor Prag rückte. In einem Walde an der Landſtraße erwartete der Heerhaufe die Abenddämmerung, dann zog er, das Fußvolk voran, dahinter die weimariſchen Reiter mit dem General verſtohlen der Stadt zu. Um Mitternacht hielt der Schwede auf dem weißen Berge, im erſten Morgengrau drang der Vortrupp zwiſchen den ſchlecht bewachten Werken ein, bewältigte die nächſte Wache, ſchlug das Thor auf und ließ die Zugbrücke herunter; hinter ihm brachen die Eroberer, wie eine Waſſerfluth in die Straßen der ſchlafenden Stadt, während das erſte Frühlicht die Spitzen der Thürme vergoldete, und die Glocken zum Morgengebet läuteten. Die kaiſerliche Burg, der vornehme Stadttheil der großen Feſtung, gerieth faſt ohne Blutvergießen durch ein keckes Reiterſtück in die Gewalt der Schweden. Jauchzend und brüllend warfen ſich die Sieger in die Häuſer und Paläſte, welche ſchon vor der Einnahme mit ihrem Inhalt als Kriegsbeute vertheilt waren. Alles, was die alten Reiter an ihren Lagerfeuern erſehnt hatten, wurde ihnen zu Theil, reichlicher und völliger als ſie geträumt. Denn die Beute, welche ſie gewannen an adligen Geſangenen, an Gold, Edelgeſtein und Prachtgeräth, ſchien ihnen ſelbſt unermeßlich.

In einem großen Herrenhauſe, das mit fürſtlicher Pracht eingerichtet war, lag Rittmeiſter König mit ſeiner Compagnie. Den Beſitzer hatte ſein gutes Glück in Wien zurückgehalten, aber der zitternde Hausmeiſter wies den Eindringlingen die Silberkammer, die gefüllten Schränke und den Weinſchatz des Kellers. In den unteren Räumen hauſten die Soldaten; ſie ſaßen auf Stühlen, die mit vergoldetem Leder beſpannt waren, und tranken einander ſpaniſchen Sekt aus ſilbernen Bechern zu. In den Ställen des weiten Hofraumes ſtampften ihre Pferde, auch ſie wohlgenährt und übermüthig durch maßlos eingeſchütteten Hafer. Als oberſter Vogt des Hauſes aber ſchritt Lieutenant Stange einher, neben ſeinem Degengehäng ein großes Schlüſſelbund, um der Trunkenheit und unſinnigen Verſchwendung zu wehren.

In einem Prachtgemach des Oberſtocks ſaß Judith über das Bett des jungen Sohnes gebeugt. „Sie haben dich in eine Wiege gelegt aus Silber und Elfenbein, du heimatloſer Knabe; von Marmor ſind die Wände deines Schlafgemachs und aus den großen Bildern ſehen gerüſtete Männer mit Purpurmantel und Ehrenketten am Halſe hochmüthig auf dich herab, als wollten ſie fragen: wer iſt das fremde Kind und wo gehört es hin? Niemand weiß es. Wenn du einſt heranwächſt, ſo wirſt du vergebens fragen, wer deine Mutter war; da, wo einſt ihr Haus ſtand, iſt jetzt ein ſchwarzer Brandfleck. Kommſt du in das Land, wo man ſie kannte, wirſt du einen wilden Fluch hören, ſo oft Jemand ihrer gedenkt; hüte dich in die Dorfkirche mit den zerſchlagenen Fenſtern zu treten, daß die Leute nicht von dir wegrücken und dich hinausweiſen als einen Gezeichneten.“

Sie hob das Kind aus der Wiege, als ſie einen ſchnellen Schritt hörte. „Hier iſt euer Sohn, geliebter Herr,“ rief ſie dem eintretenden Gatten zu. „Ihr habt euer Weib, das ſie bereits in den feurigen Sarg gelegt hatten, auf die Erde zurückgeführt, mein Dank war, daß ich euch dies junge Leben gab. Jetzt müßt ihr uns beide tragen. Nehmt ihn in eure Arme und mich dazu, denn ihr ſeid Alles, was wir auf Erden beſitzen, die letzte Heimat der Verſtoßenen.“

„Er wird ein wackerer Knabe,“ ſagte Bernhard, das Kind freudig betrachtend, „hilf, Kleiner, der lieben Mutter muthig zureden. Sieh, er öffnet die Augen und wird zur Stelle in ſeiner Sprache fordern, daß du dir nicht in Schwermuth den Segen verdirbſt, den er in unſer Leben gebracht hat.“

Das Kind ſchrie; Pieps lief herbei, nahm es an ſich, lachte ihm vertraulich zu und trug es, die Arme ſchwenkend, unter gutem Zureden in der Nebenſtube auf und ab.

Der Rittmeiſter ſah ſich im Zimmer um. „Wir ſind den Herren dort an der Wand ungeladene Gäſte, laß dir's gefallen, daß die Hochmüthigen als ſtumme Trabanten dir dienen. Die ſtolzen Feinde ſind gedemüthigt, von der Höhe der Kaiſerburg ſieht der Thüringer und Sachſe herab auf die alte Stadt, aus welcher vor dreißig Jahren die Kriegsfurie aufflog; jetzt ſchwingen wir ſiegreich die Fackel und unſere Reiter, welche das Schickſal des Krieges lange gezauſt, können als Sieger über die Moldau trotzig ihr altes Schlachtgeſchrei rufen: hie Deutſchland! Jetzt dürfen auch ſie hoffen, ſich im Frieden ihres Sieges zu freuen.“

„Und wenn der Friede kommt, was bringt er für euch, Herr?“ frug Judith. „Wo läutet die Kirchenglocke, die uns mit guten Nachbarn zum Gottesdienſt ladet?“

„Das deutſche Land iſt groß,“ verſetzte der Gatte, „und der teufliſche Argwohn vergeht.“

„Er vergeht und er wird wieder laut gerade dann, wenn die Angſt geſchwunden iſt. Ich höre ſein Geflüſter wie das Geräuſch des Waldbachs unter der dünnen Eisdecke, auf der ich ſtehe.“

Bernhard ſah ihr beſorgt in das Antlitz und ergriff ihre Hand: „Wer hat dir, Geliebte, die du ſeither ſo tapfer warſt, den Sinn verſtört?“

„O übet Nachſicht, Herr,“ bat das Weib. „Die zweite Warnung hat das Schickſal mir geſandt. Ihr wißt, wie ungern ich an Kranken die alte Kunſt übe; heut, als ihr mit dem Oberſten ausgeritten wart, kam Gottlieb und erzählte von einem kranken Reiter aus anderem Regiment, der nebenan in tötlichem Siechthum und hilflos lag. Da ging ich mit eurem Kameraden an das Lager des Sterbenden. Der Mann war aus Thüringen und erkannte mich. Er weigerte die Arznei zu nehmen, die ich ihm bot, und kehrte ſich mit einem Fluche der Wand zu. Euer Freund aber ſagte mir darauf zu meinem Troſt, daß der Kranke verſchieden ſei.“

Bernhard fühlte tief den Schmerz der Geliebten, aber er antwortete muthig: „Harre aus, Judith. Um alles Leben ſchleicht der Tod, Niemand kann ſagen, was ihm in der nächſten Stunde beſchieden iſt. Wie darf dich und mich die Furcht verwirren, weil die Gefahr, in der wir ſtehen, vielleicht ein wenig größer iſt, als die manches Anderen. Beſchied der Himmel uns mehr Gefahr, ſo verlieh er uns dafür ein feſtes Herz und er gab uns auch ein größeres Glück. Daß wir der Noth entronnen, mit einander als wackere Ehegatten leben, das iſt ein gutes Erdenloos und wie ein Panzerhemd gegen alle Gefahr trage ich dieſe ſtolze Freude.“

„Haltet ihr mich an eurem Herzen und höre ich die Zuverſicht eurer Rede,“ ſprach Judith, ſich von ſeiner Bruſt erhebend, „ſo ſchwindet die Angſt und aus euren Augen dringt ein Strahl der Hoffnung in mein Herz. Segen über euch! denn nur in eurer Nähe finde ich Muth und Vertrauen.

Dann wage ich zu bitten, daß der Himmel mich noch unter den fremden Menſchen dulde."

„Nicht Alle ſind fremd," tröſtete Bernhard und wies nach außen, wo die Stimme des Lieutenants in kräftigen Scheltworten laut wurde. „Mancher von den Kameraden ſetzt für die Frau Rittmeiſterin durch das Feuer. Hier in dieſem Schloß, in das die Göttin Bellona uns verſetzt hat, hauſeſt du ſicher unter treuen Geſellen. Aus Schleſien zieht uns Succurs heran, die Wege werden frei und die Straße dorthin kommt in unſere Hände, vielleicht wird uns Gelegenheit von hier den Ritt nach deiner Heimat zu unternehmen."

Ueber das Antlitz der Frau zog ein Schimmer von Freude, ſie zog ihn an das Fenſter: „Seht dort in der Ferne die grauen Berge, dort liegt unſer Hof. Seit ich den Knaben habe, träumt mir wieder von der Kinderzeit. Dann erfaßt mich die Sehnſucht. Ich ſehe die Höhen im Morgenlicht und das Haus des Vaters, und ich hoffe, was mich jetzt krank macht und zur Laſt für meinen lieben Herrn, das wird ſchwinden, wenn ich dahin komme. Im Hof der Eltern ſitzt wohl längſt ein Fremder und er könnte uns rauhen Gruß bieten, wenn wir ihm in ſein Heimweſen eindringen. Dennoch ruft mir eine innere Stimme zu, daß ich dort den Frieden wiederfinden werde."

„So höre ich dich gern reden," ſagte der erfreute Bernhard.

„Und wiſſet, Herr," fuhr Judith fort, „die Hoffnung iſt nicht ungereimt. Ein Böhme meines Glaubens, den euer Bube hier erkundete, hat mir Nachricht aus unſerer Gegend gebracht. Ach viele wurden getötet oder verjagt, und von den Bekennern ſind nur wenige übrig. Aber einer der Alten lebt noch, der nächſte Freund meines ſeligen Vaters, zu ihm begleitet mich, Bernhard. Dort wird die bittere Ausgeſchiedenheit mich nicht mehr quälen, ich komme unter Landsleute, und," ſetzte ſie leiſe hinzu, „auch beim Gottesdienſt wäre mir wohl, denn unſere Brüder halten feſt zuſammen und ihnen würde ich nicht verdächtig ſein.“

Die Aehren waren gereift und der Herbſt begann die Blätter zu färben, als reitende Boten die Kunde nach Prag trugen, daß zwiſchen Schweden und dem Kaiſer endlich der Friede vereinbart ſei. Da übergab Bernhard die Compagnie der Sorge ſeines alten Freundes und führte ſein Weib den Bergen zu. Die Heerſtraße war bis in das Rieſengebirge durch ſchwediſche Poſten geſichert und die Feindſeligkeiten der Armeen hatten aufgehört. Als Judith mit ihrem Kind und der Dienerin im Sonnenlicht auf der Landſtraße dahinfuhr, geleitet von dem Gemahl und bewaffneten Knechten, und vor ihr die blaue Kette des Gebirges immer höher aufſtieg, da glänzte ihr Auge und der Mund lachte, wenn ſie ſich hinausbeugte und dem Vater ſein Kind zum Kuſſe bot.

In der Nähe von Braunau übernahm ſie ſelbſt die Führung der Reiſe. Sie richtete die Fahrt nach einem Bauerhof, der abſeits der Straße lag und trotz der Verwüſtung verrieth, daß er bewohnt ſei. Und als in dem Hofe ein alter Mann mit ſchneeweißem Haar auf die Schwelle trat, da bat ſie den Gemahl, ſie allein zur Unterredung mit dem Greiſe zu laſſen. Am nächſten Morgen begleitete der böhmiſche Bauer die Reiſenden über die Grenze in das Schleſierland. Bernhard hielt ſcharfe Umſchau, doch nirgend war Feindliches zu ſehen, ringsum menſchenleere Thäler und bewaldete Berggipfel, und in den Dörfern die Trümmerhaufen, welche der Krieg zurückgelaſſen hatte. Als ſie eine Höhe erreicht hatten, von welcher der Weg in die Ebene führte, ließ der Böhme den Wagen halten und mahnte zur Vorſicht, weil ſich die Kunde verbreitet hatte, daß die Schweden ihre Quartiere längs der Grenze räumten und kaiſerliche Völker einrückten. „Begnüge dich heut, meine Tochter, wie Moſes dein gelobtes Land von fern zu betrachten," ſprach er tröſtend, „bis die Freunde dir den Zugang zu deinem Hofe geöffnet haben." Da ſtieg Judith aus, kniete vor dem Alten nieder und bat: „Mein Vater, ſegnet mich! Lange hat keines Prieſters Hand mein Haupt berührt, wie eine Ausgeſtoßene habe ich gelebt, und mir war zuweilen, als ſei ich von unſerm lieben Gott geſchieden. Das nehmet heut von mir. In Frieden und Freude will ich das Haus meines Vaters wiederſehen." Und als der Alte über ihrem Haupt gebetet hatte, reichte ſie Bernhard die Hand und ſagte: „Kommt mit, wir gehen zu Fuße nur ſo weit, daß ich die Schwelle erkenne, die Thür und die Bank, auf der ich als Kind geſeſſen."

So gingen ſie beide vorwärts, in geringer Entfernung gefolgt von dem Reiterbuben, der den Carabiner ſeines Herrn trug. Es war ein klarer Herbſtmorgen, überall feierliche Stille, auf den Wieſen in der Tiefe lag noch dämmeriger Nebel, aus der nahen Stadt klang das Glockengeläut. „Sie läuten den Frieden ein," ſagte Judith, „das bedeutet auch für euch und mich ein beſſeres Glück. Könnte ich mit Worten danken für Alles, was ihr an mir gethan, heut müßtet ihr mich anhören, denn, geliebter Herr, mein Herz iſt übervoll von Liebe und Zärtlichkeit für euch." Sie drückte ſich an ihn. „Seht, dort ſteht die Steinbank; von dort hob mich die Alte in den Wagen, als die Eltern flohen." Aber während er mit den Augen der Richtung folgte, nach der ſie ihn wies, fühlte er, wie ſich ihre Finger krampfhaft in ſeinen Arm preßten, im nächſten Augenblick warf ſie ſich mit wildem Schrei an ſeinen Hals.

Hinter der Hofmauer jagte ein Beritt kaiſerlicher Reiter heran, darunter ein Officier mit rother Feldbinde. Bernhard erkannte, daß er wehrlos vor ſeinem Todfeinde ſtand, und Reinbold ſchrie: „Was mir lange geträumt, iſt wahr geworden; heut bin ich's, der euch der Compagnie entledigt und des Weibes dazu." Er gebot: „Feuer!" und als die Reiter zögerten, rief er mit einem Fluch: „Vorwärts! es iſt die Hexe aus Thüringen!“ Die Schüſſe krachten, Bernhard ſank dahin, ſein totes Gemahl im Arme.

Und noch ein Blitz und ein Knall aus einem Rohre, das ein Knabe mit geſträubten Haaren hob. Die Pferde der Reiter ſtoben auseinander, der Gaul des kaiſerlichen Officiers ſchleifte den erſchoſſenen Mörder am Bügel.

So kam den Liebenden der Friede. Und wer von ihnen erzählt, der weiß nicht, ſoll er ſie glücklich preiſen oder beklagen.

Schluß.

In einem Kirchdorfe nahe bei Gotha war die Getreideernte beendigt. Nicht alle Aecker der großen Dorfflur hatten Frucht getragen, und nicht in jeder Hofſtätte wohnten Landleute, welche ſich der Ernte freuen konnten, aber die Gemeinde ſaß doch wieder um ihre Kirche, Mancher war aus der Stadt zurückgekehrt mit den geretteten Rindern und dem Ackergeräth, und Mancher war aus der Fremde zugezogen. Zum erſten Male ſeit langen Jahren hatten die Leute in Frieden ihre Garben gebunden und, wenn ſie auf dem Felde ſchafften, in leidlicher Sicherheit auf die kleine Thurmglocke gehört, welche ihnen Mittag- und Abendruhe ankündigte. Auch im Pfarrhofe ſtand der Wagen mit der letzten Mandel, die am Abend noch nicht abgeladen war, und über ihm ſchwebte der Erntekranz. Das Hofthor war verſchloſſen, der Hofhund ſaß achtſam neben ſeiner Hütte und murrte zuweilen, wenn ein Käuzlein ſchrie oder ein ſpäter Fußtritt auf der Dorfgaſſe ſchallte. Die Frau Pfarrerin ſah am Fenſter nach der runden Mondſcheibe, welche umſäumt von einem Strahlenkranze den Hof und die Thürſchwelle mit grellem Licht überzog, als wären ſie mit weißem Sande beſtreut. Ihr Gatte trat herzu, um den Laden zu ſchließen und ſein ſtilles Heimweſen vor dem Geſindel zu wahren, welches obdachlos durch das Land zog. „Alle Abende ſteht mein liebes Weib am Fenſter, ſieht hinaus auf die Straße und horcht auf fernes Geräuſch.“

Regine ſah bittend zu ihm auf. „Alle Abende hofft die Schweſter, daß der Verlorene kommen wird. Bei Tage bin ich ruhig in der Arbeit und meinem Glück, aber wenn der Mond auf die Dächer ſcheint und die Wolken an ihm vorüberfahren, dann ergreift mich Angſt und Sehnſucht. Zürnt nicht, lieber Herr."

„Das iſt der jungen Frau zurückgeblieben aus der Zeit, wo ſie mit hellen Worten träumte."

„Die Traumreden ſind zu Ende, ſeit ich einen Hausherrn habe, den ich nicht aufwecken darf," ſagte ſie und barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt. „Schließt das Fenſter," ſprach ſie nach einer Weile, „es ging vorüber."

Da bellte der Hofhund laut und zornig und die Raſſel am Hofthor erklang. Regine fuhr zuſammen und rief: „er kommt!" Doch im nächſten Augenblick faßte ſie ängſtlich den Arm des Gatten. „Weckt die Leute."

Der Pfarrer ergriff den Hut. „Ich ſehe, bevor ich öffne," tröſtete er.

Regine eilte ihm nach bis auf die Hausſchwelle. Er ſchob den Riegel zurück, die Pforte ſprang auf, Niemand war im Eingang zu ſehen. Doch zur Seite im Schatten des Zaunes kauerten zwei dunkle Geſtalten und eine Knabenſtimme frug leiſe: „wohnt hier Jemand, der einſt zu Alt-Roſen gehört hat?"

„Ich bin's, Knabe," ſchrie Regine und ſprang an das Thor. Der Knabe trat heran, ein Bündel in den Armen; ihm folgte ein Mann, den Hut tief in die Augen gedrückt. Der Fremde ſah vorſichtig hinter ſich und ſchloß das Thor, dann nahm er den Hut ab und im Mondenlicht erkannte Regine das gefurchte Antlitz eines alten Freundes.

„Wir bringen der Schweſter das Erbtheil, welches ihr Bruder auf Erden zurückließ. Der Rittmeiſter und ſein Weib ſind dahin, ich denke, es war die letzte Kugel, welche ſie traf, als der Friede eingeläutet wurde. Was der Knabe im Arm hält, trugen wir vom Rieſengebirge heran, eine Frau des Troſſes, die ihm Nahrung gab, der Knabe und ich."

Regine ſtand regungslos und ihr Gatte ſagte ſie feſthaltend: „tretet in das Haus!" — Der Alte ſchüttelte den Kopf. „In dieſem Lande bringt es den Leuten Unglück uns zu herbergen. Wir ziehen bei Nacht weiter dahin, wo uns Niemand kennt. Denkt insgeheim der Toten und der Lebenden." Gottlieb winkte grüßend mit der Hand, öffnete die Pforte und ſein eiliger Schritt verklang auf der leeren Straße. Der Knabe trug ſeine Bürde hinter der wankenden Pfarrerin in die Stube und legte ſie auf einen Stuhl. „Der Feldprediger hat es getauft, es heißt wie mein Herr hieß," ſagte er und wandte ſich zum Gehen.

„Du aber bleibſt bei uns," rief der Pfarrer.

Doch Pieps ſah von der Schwelle ſtolz in die Stube zurück: „Ein Reiterjunge von Alt-Roſen wird kein Küſter. Adjes! Ich werde manchmal nachſehen, wie es dieſen geht."

Er wies auf Regine, welche vor dem Kind kniete.

II.

Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.

1.

Zum Jahre 1721.

Wenn Herr Bernhard Georg König mit ſeiner Frau Liebſten über den Marktplatz der kurſächſiſchen Stadt luſtwandelte, in welcher er während des Winters wohnte, ſo zogen die Bürger mit Hochachtung die Hüte, und ihre Bemerkungen hinter dem Rücken des Ehepaares waren nicht ſelten beifällig. Denn die König'ſchen Eheleute wurden zu den Honoratioren der Stadt gezählt, ſie waren rechtſchaffen und ſie waren wohlhabend, da ihnen nicht nur ein Rittergut in der Nähe gehörte, ſondern auch in Zukunft der Beſitz des beſten Hauſes am Markte gar nicht entgehen konnte. Man wußte, daß dies Vermögen von dem Vater der Frau herkam, welcher zu ſeiner Zeit ein reicher Kaufmann in Leipzig geweſen war und ſein einziges Kind mit dem genannten König verheiratet hatte.

Aber auch Herr König war kein gewöhnlicher Mann. Als Sohn eines thüringer Pfarrers hatte er Theologie ſtudiert, und war Geiſtlicher eines deutſchen Regiments geworden, welches König Wilhelm von England in ſeinen Kriegen mit den Franzoſen gebrauchte. Im Felde behauptete er ſich als ein ſtattlicher Mann von feſtem Charakter, der den Tod nicht fürchtete, dem Teufel kräftig zu Leibe ging und ſeinen Soldaten eine heilſame Scheu vor dem breiten Pfade zur Hölle beibrachte. Und da er auch ein guter Geſellſchafter und beim Glaſe Wein ehrbarer Fröhlichkeit nicht abhold war, und leichter franzöſiſch und engliſch lernte als die meiſten Officiere, ſo wurde er ein guter

Freund ſeines Oberſten und dieſem bei ſchriftlichen Verhandlungen ein vertrauter Helfer. Er ſelbſt lernte in Holland ein großartigeres Leben kennen, als in der deutſchen Heimat zu finden war, und unterhielt, ſeinen Horaz in der Taſche, geſelligen Verkehr mit berühmten holländiſchen Gelehrten, welche ſich ſeines feſten Lateins freuten.

Beim Regiment hatte er einem kurſächſiſchen Kaufmann, welcher in das Kriegsgetümmel gerathen war, wichtige Dienſte geleiſtet, er hatte ihn nicht nur vor Ausplünderung behütet, ſondern auch durch ſorgſame Pflege aus ſchwerer Krankheit wieder hergeſtellt. Der Sachſe erbat vor ſeiner Abreiſe die Ehre eines Briefwechſels und bewahrte fortan ſeinem Retter ein herzliche Dankbarkeit. Als nun der Feldprediger nach Jahr und Tag in die Heimat zurückkehrte, folgte er einer dringenden Einladung des Kaufmanns nach Leipzig. Dort wurde ihm unter dem Dache des Gaſtfreundes die aufblühende Tochter über alle Maßen lieb, und er offenbarte in ſeiner ehrlichen Weiſe dem Vater, daß er dies gaſtliche Haus verlaſſen müſſe, weil er der Demoiſelle Suſanne gegenüber eine große Beunruhigung in ſeinem Herzen ſpüre, und wegen mangelnden Reichthums, und zudem als Landfremder wegen mangelnder Hoffnung auf eine gute kurſächſiſche Pfarre, nicht daran denken dürfe, die Tochter von den Eltern zur Frau zu erbitten. Da kamen dem Kaufmann die Thränen in die Augen über die Redlichkeit ſeines Erretters, und er bat dieſen, es ſich noch drei Tage in ſeinem Hauſe gefallen zu laſſen. Und nach drei Tagen lud er ihn feierlich in die gute Stube, aus welcher die Hausfrau alle Leinwandkappen des ſeidenen Möbelbezugs weggenommen hatte, und dort verlobte der edle Mann den Gaſtfreund mit der herbeigerufenen Tochter, welche dem glücklichen Bräutigam leiſe geſtand, daß auch ſie ihn ſeit ſeiner Ankunft insgeheim im Herzen trage.

Jetzt bemühte ſich Herr König ernſthaft um eine Pfarre in der Nähe, machte Reiſen und ſuchte Gönner zu gewinnen.

Aber das wollte ſich nicht ſo leicht ſchicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Lande an ſeiner Erweckung zweifelten. Dagegen wurde er dem Kaufmann bald in anderer Weiſe unentbehrlich. Denn er verſtand als Sohn eines Landpfarrers die Gutswirthſchaft, und wußte dem Amtmann des Gutes, welches der Kaufmann beſaß, beſſer auf die Finger zu ſehen als der Leipziger ſelbſt. Auch der Handlung wurde er durch ſeine holländiſchen Bekanntſchaften ein werthvoller Beirath.

Als ſich vollends nach einigen Jahren begab, daß der Kaufmann aus dieſem Leben ſchied, erwies ſich der Schwiegerſohn als die Stütze der Familie; die Handlung wurde aufgehoben und er hatte jahrelang den Vortheil ſeiner Schwiegermutter wahrzunehmen. Endlich verließ die Familie Leipzig, Herr König zog mit ſeiner jungen Frau auf das Gut in der Lauſitz und die Schwiegermutter erwarb Haus und Garten in einer nahen Stadt, welche ihr ſeit ihrer Kindheit wohl bekannt war, da ſie ſelbſt aus einer adeligen Familie der Umgegend ſtammte und in der Nähe Verwandtſchaft und Anhang hatte.

War das Gut auch nicht groß, es bot der Familie als Sommeraufenthalt doch viele Annehmlichkeit; ganz zu geſchweigen von dem Eingeſchlachteten, den Säcken mit Weizenmehl und den Stoppelgänſen. Das Wohnhaus war ein alter Bau, mit dicken Mauern und unregelmäßigen Fenſtern, der Unterſtock durch eiſerne Gitter verwahrt wegen des immer noch ſtark umherſchweifenden Geſindels, im Garten ein ſorgfältig geſchnittener Heckengang, ja ſogar ein Weingeländer und ein Quartier mit Blumenbeeten, in welchem der Hausherr koſtbare Tulpen und Narciſſen zog, deren Zwiebeln ihm ein Freund aus Holland zuſandte.

Doch wie wohl es dem Herrn König in weltlichen Dingen gelungen war, in ſeinem Gemüth trug er es als eine Entbehrung und zuweilen als ein Unrecht, daß er dem Predigtamt entſagt hatte, und es gereichte ihm faſt zu einer Befriedigung, daß ſein Dorf keine eigene Pfarre bildete; denn wenn einer der Dorfleute in Jammer und Gewiſſensnoth lag, ſo war er der Nächſte ihn zu tröſten und zu ermahnen; auch der Schullehrer wurde eifriger in ſeinem Amt, da er merkte, daß das Auge des geiſtlichen Gutsherrn ſcharf auf ihn gerichtet war und daß ihm löblicher Pflichteifer Gutes in die Küche und in den Stall brachte.

Jeden Winter aber zog Herr König nach der Stadt in das große Haus der Schwiegermutter. Die Stadt war ein alter namhafter Ort mit Mauern und Thürmen, an denen man noch die Löcher wies, welche feindliche Kugeln im dreißigjährigen Kriege geſchlagen hatten. Einſt war der Ort ſtolz auf ſeinen Handel geweſen, jetzt ſah er ein wenig heruntergekommen aus, aber es lagen doch nur wenige Häuſer in Trümmern. Seine Bürger hatten viel Landbeſitz, und wen das Handwerk nicht nährte, der konnte ſich's vom Acker holen. Es ſaßen angeſehene Beamte des Landesherrn darin, auch eine lateiniſche Schule war vorhanden, und einige Häuſer gehörten Edelleuten der Umgegend, welche die vornehmſte Societät bildeten, ſo oft ſie in der Stadt wohnten. Unter ihnen fanden ſich einzelne Herren mit polniſchen Namen, da der Kurfürſt von Sachſen zugleich König von Polen war; und wenn die Länder auch nicht zuſammenhingen und die polniſche Wirthſchaft unter den Deutſchen übel beleumdet blieb, ſo hatten ſich doch mancherlei Fäden von einem Lande zum andern gezogen. Unternehmende Sachſen ſuchten an der Weichſel leichten Gewinn, und junge Polen kamen an die Elbe, um Geld zu borgen und unter den adeligen Familien Education zu erhalten. Denn die Kurſachſen galten dafür gute Lebensart zu beſitzen, der Hof zu Dresden war der prächtigſte im ganzen römiſchen Reiche, und die Kunſtwerke italieniſcher Köche und franzöſiſcher Modiſten verbreiteten ſich aus der Reſidenz in die kleineren Städte. Auch das Bücher druckende Leipzig ſandte befliſſen ſeine literariſchen Erzeugniſſe durch das Land, und der Gelehrte ſtand an der Pleiße und Elbe in höherem Anſehn als anderswo. Sogar der Landadel verachtete nicht ganz das literariſche Weſen, und fühlte ſich in einnehmender Redekunſt und in jeder Art von wohlbedachten Complimenten ſeinen Genoſſen aus der deutſchen Nachbarſchaft überlegen, er verſtand beim Beginn einer Mahlzeit ſtets das große Wort zu führen, doch wurde er im Verlauf der Feſtivität oft durch die ſtärkere Trinkkunſt der Anderen zum Schweigen und unter den Tiſch gebracht.

So fand Herr König in der Stadt wohlthuenden Verkehr. Auch ſeiner Schwiegermutter, die ihn nicht weniger verehrte als die eigene Frau, blieb er ein treuer Berather gegenüber großen und kleinen Verſuchungen, zum Beiſpiel als der neue ungeſchickte Kopfputz aufkam, und darnach die Erbauungsſtunden, in denen fern von der Kirche das Lämmlein auf eigenthümliche Weiſe verehrt wurde. Vollends als es in dem eigenen Hauſe der Schwiegermutter zu poltern anfing, entdeckte er mit überlegener Ruhe, daß es zuerſt nur Ratten hinter dem Holzverſchlage geweſen waren und dann eine liederliche Köchin, welche mit ihrem Liebhaber das Geräuſch eigennützig fortgeſetzt hatte. Wenn er ſich gerade und ſtolz gegen die vornehme Verwandtſchaft hielt, ſo that das zuweilen den Frauen wehe, doch trugen ſie es ſchweigend, da ſie merkten, daß ihm gerade deshalb von den Anſpruchsvollen die gebührliche Hochachtung nicht verſagt wurde.

Seine Gattin beſchenkte ihn mit zwei Söhnen, und die Erziehung der beiden Knaben ward allmählich ſein größtes Glück. Beide wuchſen kräftig heran, im Alter nur um ein Jahr verſchieden. Der Aeltere, Georg Friedrich, ein Abbild des Vaters, blond, breitbruſtig und geſtreckt; der Jüngere, Bernhard Auguſt, zierlich von Gliedern mit braunem krauſem Haar, der Mutter ähnlicher. Auf dem Hofe behaupteten ſie als junge Gutsherren zuerſt mit einer Gerte und unſicheren Beinchen ihre Herrſchaft über das Federvieh, dann zauſten ſie den großen Hofhund, welcher ihnen mit ſeiner Naſe liebkoſend ins Geſicht ſtieß, endlich kletterten ſie auf die Pferde und wurden Freunde des Großknechts. Im Hauſe aber legte ihnen die Mutter ihre kleinen Finger zum Gebet zuſammen, dann lehrte der Vater den Tiſchſegen und der Frau König traten die Thränen in die Augen, als Friedrich zum erſten Male genau mit dem Anſtande und Tonfall des Vaters vor ſeinem Stuhle den lieben Gott zu Gaſte bat. Nicht lange darauf mußten die Kinderlippen ſich mühen, lateiniſche Vocabeln nachzuſprechen; doch lernten die Knaben willig, weil der Vater die fleißigen mitnahm, wenn er durch die Felder ging.

Auch den Kindern wandelte der Winter das ganze Tagesleben. Denn ſobald ſie nach der Stadt zogen, erhielten ſie andere Wämmſer und Höslein, ſie mußten einen kleinen Hut tragen, jeder Schmutzfleck wurde ſtrenger gerügt, und ein artiges Händegeben hörte gar nicht auf. Sie ſtanden erſtaunt in den Putzſtuben fremder Häuſer, wo ihnen ſehr verdacht wurde, wenn ſie Bindfaden aus der Taſche zogen oder ungeberdig aufjauchzten; dagegen konnten ſie auch alle Tage beim Laden des Pfefferküchlers vorbeigehen, ſie ſahen rings um ſich geputzte Menſchen, buntgetünchte Häuſer und bei den Kaufleuten ausgeſtellte Spielwaren, erhielten oft Confect und ſüßen Wein und erkannten bald, daß in der Stadt Alles prächtiger war; im Hauſe der Großmama ſchöngemuſterte Wandbehänge, blanke Fußboden, große Fenſterſcheiben und ein Schoßhündchen mit langem Seidenhaar.

Während die Knaben im Wechſel von ſtädtiſcher Zucht und ländlicher Freiheit heranwuchſen, beobachteten die Eltern mit ſtets neuer Verwunderung, wie verſchieden das Weſen derſelben ſich entwickelte. Fritz, der älteſte, war ein ſtiller Knabe, welcher ſeinen Ball nach dem Spiele ſorgfältig in die Schublade legte, und wenn er aus dem Straßenſtaub in die Stube kam, Strumpf und Höslein gutwillig bürſtete. Er lernte fleißig; freute ſich ſo oft er neben dem Vater ausging, wenn dieſer ihn an die Hand nahm, und wandelte geradlinig und ehrbar an ſeiner Seite. Auguſt aber war ein wildes Kind, welches am liebſten ſprang und hüpfte und unaufhörlich der Nadel ſeiner Mutter zu thun gab. Oft zog er ſich durch ein heftiges Auffahren Schelte zu, aber er war auch aufgeweckt und geſprächig, blieb ſchon als kleiner Kerl dem Fragenden ſelten eine Antwort ſchuldig, und wußte gegen den Bruder und die Geſpielen ſeinen Willen durchzuſetzen, indem er trotzte oder ſchmeichelte. Leider waren ſeine Unternehmungen nicht immer löblich, und wenn er mit einer kleinen Bande zu den Frühäpfeln des Nachbars über den Zaun geklettert war, oder wenn er einem trunkliebenden Magiſter Eſelsohren aus Papier auf den Rücken geſteckt hatte, ſo gab es für ihn trübe Stunden. Auch für ſeinen Bruder, denn obgleich dieſer nur widerwillig dem Eifer des Jüngeren folgte, oder wohl gar ſeine Beihilfe zu einem gewagten Unternehmen verſagte, ſo erhielt er doch ſeinen Antheil an der Strafe, weil er als der Aelteſte nicht zurückgehalten, oder weil er eine Miſſethat nicht angezeigt hatte. Trotz kleiner Niederlagen galt Auguſt in der Familie für ein glückliches Kind, dem Alles wohl gelang, in der Regel deshalb, weil er der Großmama oder der Mutter bittend die Wange ſtrich, was er zeitig gelernt hatte. Aber er wußte auch höhere Autoritäten für ſich anzurufen, denn als ihm die Mutter einſt an ſeinem Geburtstage die Lieblingsnäſcherei verweigert hatte, faßte er beim Mittagsbrod den Löffel mit beiden Händen und flehte recht herzlich, daß ihm der liebe Gott nach Tiſche getrocknete Pflaumen ſchenken möge. Die Eltern lächelten; als aber die Mutter am Nachmittage ſein roſiges Kindergeſicht mit dem gekräuſelten Haar inmitten der Geſpielen betrachtete, wurde ihre Zärtlichkeit ſo übermächtig, daß ſie einen Teller des geſchätzten Naſchwerks vor den Kindern aufſtellte. Seitdem entdeckte die Kindermuhme, daß fromme Bitten dieſes Knaben in merkwürdiger Weiſe Erhörung fanden. Als es zum Beiſpiel am Morgen vor einer lange erſehnten Ausfahrt zweifelhaft wurde, ob bei dem trüben

Wetter die Reiſe zu wagen ſei, da erhob Auguſt wieder nach der Morgenandacht des Vaters ſein Stimmchen und bat den Himmel um Sonnenſchein. Unterdeß war ſein Bruder beobachtend zu einer toricelliſchen Röhre gelaufen, welche mit Queckſilber gefüllt am Fenſter hing und durch die weiſen Einrichtungen einer gütigen Vorſehung in den Stand geſetzt war, den Menſchen bisweilen die kommende Witterung anzuzeigen. Nachdem Auguſt gebetet hatte, brach die Sonne durch das Gewölk und es wurde ein ſchöner Reiſetag. Da nun aber die Frauen den Knaben ſeiner wirkſamen Bitten wegen rühmten, benutzte der Vater die gemeinſame Abendandacht zu einer Warnung und flehte in hohem Ernſt: der liebe Gott möge ein Kinderherz davor behüten, daß es nicht in Eitelkeit verfalle und ſich beſonderer Gnade rühme, und ebenſo auch helfen, daß die Liebe der Angehörigen ſtets vorſichtig ſei und nicht aus dem Zufall ein Verdienſt des Kindes mache. — Dadurch dämpfte der Hausherr die Reden des Frauenzimmers, doch konnte er nicht verhüten, daß dem Sohne die Zuverſicht blieb, ſeine Wünſche durchzuſetzen.

Unter die nächſten Bekannten des Hauſes gehörte eine adelige Wittfrau, die Majorin von Borsdorf. Ihr Mann hatte in ſächſiſchem Dienſt geſtanden, ſie ſelbſt war eine entfernte Verwandte der Madame König; ſie lebte in beſchränkten Verhältniſſen, war aber mit den erſten Familien der Umgegend befreundet und wußte ſich und ihr kleines Hausweſen vornehm zu halten. Ein Sohn war als Fähnrich in kurſächſiſchem Dienſt untergebracht; die Tochter, Dorothea, faſt in gleichem Alter mit Auguſt, wurde von ihr erzogen. Dorchen war niedlich, aber wie Madame König richtig erkannte, durch allzu große Liebe verwöhnt. Auch die Knaben konnten der Kleinen kühle Anerkennung nicht verſagen, wenn ſie in ihren Hackenſchuhen zierlich über die Straße ſchritt, die Schultern gerade und das Köpfchen ſteif, wie einem Fräulein von Stande gebührte, oder wenn ſie vor Frau König zu einem Knix hinabtauchte, dabei die Augen niederſchlug und anmuthig lächelte, wie es eine Große nicht ſchicklicher hätte vollbringen können. Oefter aber wurde der Zwang läſtig, welchen ihre Gegenwart den Spielen der Knaben auflegte; ſie hielt ihr Schnupftüchlein nicht in der Taſche, wie andere Kinder, ſondern ſchwenkte es in der Hand, weil es mit einer Spitze umſäumt war, und ſie wollte durch ſolche Bewegungen den Knaben befehlen, ihr zu bringen, was ſie gerade begehrte. Widerwärtig war ſie auch, wenn die Knaben ihretwegen in kleinen braunen Thonſchüſſeln und Töpfen kochen mußten; ſie litt nicht, daß die Jungen Nüſſe ſchnitten wegen zweifelhafter Sauberkeit der Finger, und war beleidigt, wenn die Könige zuletzt das kalt Gekochte, welches ſie ihnen vorſetzte, nicht aufeſſen wollten, was wirklich eine Anmaßung war, denn das Verzehren fremder Kocherei galt damals unter den Kindern für weniger anmuthig als das eigene Kochen. Da war nun auffallend und Frau König lachte zuweilen darüber, daß ihre Söhne ſich ungleich gegen die Anſprüche des Mädchens verhielten, denn Fritz, der ſonſt gefällig war, gab dem Dorchen keineswegs nach, ſondern ſagte ſchonungslos ſeine Meinung, während Auguſt ſich der kleinen Dame williger fügte als irgend einer Anderen, und wenn er ſich auch mit ihr ſtritt, doch durch ihr Naſenrümpfen und Abwenden des Kopfes genöthigt wurde, ſeinen Widerſtand aufzugeben. Vollends in größerer Geſellſchaft war Auguſt ihr treuer Gefährte und ſo oft die Kinder „polniſch betteln" ſpielten, was gerade damals in Sachſen aufkam, gingen Auguſt und Dorchen als Bettelleute am liebſten mit einander im Kreiſe umher und erbaten umwechſelnd Brot für ſich ſelbſt und einen Kuß für das Andere. Dabei bemerkten die Mütter, daß Dorchen niemals Neigung hatte, ſich von Fritzen küſſen zu laſſen, ſondern ihrem Bettelmännchen leiſe vorſchrieb, zu welchem Knaben er ſie führen ſolle, damit ſie das Unvermeidliche dulde.

Dies Verhältniß erhielt ſich auch, als die Kinder heranwuchſen. Dorchen wurde confirmirt und die Knaben ſaßen in den oberen Klaſſen der lateiniſchen Schule. Da bedachten dieſe, jeder für ſich, welches Geſchenk ſie der Geſpielin machen wollten. Friedrich kaufte aus ſeinen geſparten Groſchen ein kleines Kreuz von ſchwarzem Glaſe, das an ſeidener Schnur um den Hals zu tragen war, und Auguſt bat die Mutter um eine Beiſteuer für ein rothes Glasherz mit goldenen Sternen, welches ebenfalls als Halsſchmuck dienen ſollte. Das Fräulein empfing beide Geſchenke mit artiger Dankſagung, aber ſie hing das rothe Herz ſogleich um den Hals und behielt das Kreuz in der Hand. Auguſt lachte vergnügt, aber Friedrich ging ſchweigend zu ſeinen Büchern zurück. Auch als Dorchen beim nächſten Beſuch, um nicht unhöflich zu ſein, das Kreuzchen am Halſe trug, machte ihr zwar Auguſt darüber Vorwürfe, aber Friedrich gab durch kein Wort zu verſtehen, daß ihn dieſe Aufmerkſamkeit freue.

Nach Kringeltanz und Pfänderſpiel wurde den beiden Meſſieurs König noch Größeres im Verkehr mit halbwüchſigen Demoiſellen zugemuthet. In mehren anſehnlichen Familien fanden die Eltern nothwendig, ihren Kindern die eckigen Bewegungen und das allzu natürliche Weſen durch einen franzöſiſchen Tanzlehrer abzugewöhnen, der eigens der Stadt zugereiſt war, um ſolche Gutthat zu erweiſen. Während dieſer Stunden wurde der harte Knabenſinn ein wenig erweicht, und Frau König beachtete mit inniger Freude, daß auch ihre Söhne befliſſen waren in Cavaliersweiſe den Mädchen die geziemende Ehre zu geben. Doch freilich ſtand die neue Kunſt nicht einem Sohne ſo gut wie dem anderen. Fritz war in das Wachſen gekommen; er drohte ſehr groß zu werden, und wußte bei ſeiner ſchnell erworbenen Länge, welcher die Majeſtät fehlte, die hageren Glieder nicht gebührlich zu verwenden; Auguſt dagegen hatte den zierlichen Fuß und die kleine Hand der Mutter und in allen Bewegungen ein natürliches Geſchick, welches ihm bald die Lobeserhebungen des Tanzmeiſters eintrug. Wenn ſo die junge männliche Kraft auf auswärts gekehrten Fußſpitzen wandelte, dazu mit angepreßten Ellenbogen den Hut hielt und dabei noch die Hände mit dem heuchleriſchen Schein anmuthiger Empfindungen zu bewegen ſuchte, da machte ſich's faſt immer, daß das junge Fräulein den Brüdern gegenüber ſtand und ſie in ihrer Weiſe anlachte. Als vollends nach beendeter Tanzſtunde beſchloſſen wurde, daß bei einem vornehmen Familienfeſte acht Kinderpaare als Schäfer und Schäferinnen erſcheinen ſollten, Alle gepudert, Alle in Roſa und Weiß mit bebänderten Schäferſtäben, da geſchah es wieder, daß Auguſt und Dorchen mit einander zum Menuet in den Saal zogen. Dem älteſten Sohn hatte die Mutter angedeutet, daß er für das bukoliſche Coſtüm bereits zu hoch aufgeſchoſſen ſei, doch wider alles Erwarten beſtand Fritz eifrig darauf, an dem Aufzuge theil zu nehmen. Aber der wackere Junge ſah ſehr auffällig aus. Er wurde mit der Tochter des Oberpfarrers, die ebenfalls in das Schießen gekommen war, zuſammengeſellt; ſie ſtellte eine hagere Schäferin dar, welcher man die gute Weide nicht anſah, in der ihr Vater ſeine Heerde hütete, und Fritz glich einem jungen ſchlenkrigen Giganten, der Jacke und Hoſen des Thyrſis auf dem Felde gefunden hat. Da war nicht zu vermeiden, daß die Mädchen unter einander ſpöttiſche Bemerkungen über das Paar machten, und Fritz erkannte, daß Dorchen ſich lebhafter als Andere an dem Moquiren betheiligte.

Doch im Sommer darauf wurde Fritz über ſeine Länge ein wenig getröſtet. Die Brüder waren mit den Eltern zum Beſuch auf ein benachbartes Gut gefahren und dort mit Dorchen, die zu der Freundſchaft des Gutsherrn gehörte, zuſammengetroffen. Die drei jungen Leute ſchwärmten durch den Garten ins Freie und zogen den Bach entlang bis zu einer Mühle, dort freuten ſie ſich über das Klappern und über die kleinen Schaumwellen, in welche der Strom ſich löſte, wenn er aus der Holzrinne ſchoß. Das junge Fräulein ließ ſich vom Müller eine lange Ruthe aus dem Weidengebüſch ſchneiden, ſchälte mit ihren Fingern zierlich die Rinde ab, und wippte, während ſie neben ihren Begleitern am Bache dahinzog, neckend ins Waſſer, um durch aufſpritzende Tropfen die Friſur und Sonntagskleider der jungen Herren zu gefährden.

Auguſt wollte ſich das nicht gefallen laſſen und lief auf ſie zu, um ihr die Gerte zu entwinden, ſie aber flüchtete auf einen Steg, der über den Bach führte, und vertheidigte durch ihre Waffe den ſchmalen Zugang. Dabei glitt ſie mit den Hackenſchuhen aus und fiel ins Waſſer. Es war unterhalb der Schwemme, das Bett des Baches war breit und hatte tiefe Stellen, ſie aber ſchwamm, da ihr geſteifter Rock ſich blähte, wie eine Waſſerblume mit gehobenen Armen klagend abwärts. Auguſt ſprang im Augenblick auf den Steg und in den Bach; doch er fand an der Stelle keinen Grund, und da der Aufenthalt im freien und kalten Waſſer damals nicht zu den Ergötzlichkeiten eines wohlerzogenen Jünglings gehörte, ſo vermochte er durchaus nicht zu ſchwimmen. Durch den Schwung, den er ſich beim Abſprung gegeben, kam er der Geſpielin nahe, ſo daß er ſie mit der Hand erreichen konnte, aber er verbeſſerte ihre Lage nicht, denn er zog ſie zu ſich herunter. Friedrich dagegen war vom Ufer aus in den Bach geſtiegen und watete zu den beiden Ringenden. Auch ihm ging das Waſſer bis an das Kinn, bevor er ſie erreichen konnte. Es gelang ihm Jedes an einem Arme zu packen und mit Anſpannung aller Kraft an ſich heranzuziehen; keuchend rief er dem Fräulein zu: „umfaſſen Sie meinen Hals.“ Sie hatte noch die Beſinnung zu gehorchen und er hielt ſie mit dem einen Arme feſt, während er mit dem anderen den Bruder am Rocke ergriff. Aber obgleich Fritz ungewöhnlich ſtark war, wurde ihm die Laſt doch zu ſchwer, das Waſſer ſtieg ihm bis an den Mund, ſeine Kraft ſchwand und er wankte. Da vernahm er einen Zuruf, der Kahn des Müllers ſchoß heran, Auguſt wurde nicht ohne neue Gefahr in das Fahrzeug geſchwenkt, und Fritz watete, die freie Hand am Kahn, in das Seichte zurück und erreichte mit dem Fräulein glücklich das

Ufer. Als er ihre Hände, die ſeinen Hals krampfhaft umfaßt hielten, von ſich löſte, verlor ſie die Beſinnung. Die Müllerin lief mit einem Stuhle herzu, Dorchen wurde durch ein Tuch daran feſtgebunden und in die Stube getragen, wo die Müllerin, nachdem ſie die Männer hinausgetrieben, ihr die Schnürbruſt öffnete und die Erſchöpfte durch Reiben und freundliches Zureden ſoweit herſtellte, daß ſie ihre naſſen Kleider mit einem Anzuge der Frau vertauſchen konnte. Den Jünglingen, die bleich und matt auf der Bank unter den Kornſäcken ſaßen, half der Müller mit ſeinem Knappen bei ähnlichem Kleiderwechſel. Als der Wagen mit den Müttern vom Schloſſe kam, um die Geretteten abzuholen, lachten ſie während der Rückfahrt einander wegen des Abenteuers und der Vermummung aus. Beide Jünglinge erhielten ihr Lob, welches allerdings mit Vorwürfen über die jugendliche Unbeſonnenheit verſetzt war; den Frauen hatte am meiſten gefallen, daß Auguſt zur Stelle nachgeſprungen war und er empfing von ihnen mütterliche Liebkoſungen, Herr König klopfte ſeinem Sohne Fritz zufrieden auf die Schulter und frug laut: „Wer aber war der Retter?“ Da antwortete Fritz ehrlich: „Der Müller!“ — Als Dorchen kurz vor dem Aufbruche wieder in die Familienſtube kam, immer noch ſchwach und verblichen, ging ſie auf Fritz zu, ſah ihn ſchweigend an und bot ihm die Hand. Gleich darauf eilte ſie zu Auguſt, machte ihm einen tiefen Knix und frug: „Wie war es im Waſſer, Sie dummes Guſtchen?“ Beim Abendgebet gab es in allen betheiligten Familien außergewöhnliche Dankſagung und in der Nacht für die jungen Leute einen feſten Schlaf.

Die Erlernung des Menuets, wodurch in Haltung und Gemüth des Menſchen Vieles geändert wird, hatte auch das Verhältniß der Brüder zu einander gewandelt. Bis dahin waren ſie wie untrennbar zuſammen geweſen, jetzt ſaß Fritz oft allein über ſeinen Büchern und der Jüngere fand luſtiger mit Kameraden umherzuſtreifen, die ihm bequem geworden waren. Das ging eine Weile ohne Aergerniß, bis einſt in der Dämmerung der Vater mit ſchnellem Schritt nach Hauſe kam und, ohne den Schlafrock anzuziehen, in die Arbeitsſtube der Söhne trat.

„Weißt du, wo dein Bruder ſich aufhält?“ frug er ſtreng den Aelteſten.

„Nein, Herr Vater.“

„Der Apotheker hat mir zugetragen, daß Auguſt mit lockeren Geſellen in der Hinterſtube einer gemeinen Schenke tabagiert. Iſt dir etwas davon bewußt?“

„Nein, Herr Vater.“

„Du ziehſt dich ſogleich an und kommſt mit!“

Friedrich fuhr in ſeinen Rock, ergriff den Hut und begleitete den Vater, dem es heute ſchwer wurde, auf der Straße den ruhigen Schritt zu behaupten.

In einer Seitengaſſe, unweit dem Schenkhaus, hielt der Vater an. „Ich will dem Unglücklichen keine Demüthigung vor den Bürgern bereiten. Geh hinein und führe ihn hierher.“

Friedrich trat mit trüben Ahnungen in die Tabagie. Schon vor der Hausthür vernahm er Geſang, auch eine weibliche Stimme darunter, und als er in die Hinterſtube drang, überſah er das ganze Unglück. Ein halbes Dutzend von Söhnen vornehmer Eltern ſaß in der kleinen verräucherten Stube; jeder hatte eine Stange dunkles Bier vor ſich, und jeder hielt eine Thonpfeife in der Hand; aber was das Schlimmſte war, Lene, ein dralles Mädchen, die Tochter des Schenkwirths, ſaß in bedenklicher Nähe des Bruders, der ſeinen Arm um ihren Hals gelegt hatte; und Alle zuſammen, Auguſt, Kameraden und Jungfer Lene ſangen recht herzlich und zwar das wilde lateiniſche Lied: cerevisiam bibunt homines, ceter' animalia fontes, welches ein Dichter des deutſchen Helikons alſo übertragen hat:

Nur die Menſchen trinken Biere,
Waſſer alle andren Thiere.

Friedrich brach erſchrocken in die Orgie ein, neigte ſich zum Ohr des erſtaunten Bruders hinab und ſagte leiſe: „Der Vater ſteht an der Ecke, ich ſoll dich herausholen.“ Auguſt ſchnellte in die Höhe, hatte aber noch die Dreiſtigkeit laut zu lügen: „ich komme wieder,“ und im Hausflur den Bruder zu bitten: „verrathe die Lene nicht.“ Fritz führte den Schuldigen, nicht weniger heiß im Geſicht als dieſer, dem Vater zu.

Herr König gönnte dem Sohne nur einen finſtern Blick und ſchritt voran dem Hauſe zu. Dort begann das Verhör und es kam Alles ans Licht, denn die Beweiſe fehlten nicht, die gerötheten Wangen verriethen geiſtiges Getränk und der Geruch in Haar und Kleidern den Kanaſter. Auch die weibliche Stimme war auf der Straße vernommen worden, Fritz mußte zögernd bekennen, daß ſie der Wirthstochter angehört hatte, und hielt für ein Glück, daß der Vater in ſeinem Zorne nicht nach dem räumlichen Abſtand frug, welcher zwiſchen dem dreiſten Mädchen und dem Bruder geweſen war.

Es wurde für die Hausgenoſſen ein ſchmerzlicher Abend. Die Mutter weinte, der Vater tief gekränkt durch die Ungebühr, verfügte drei Tage Stubenarreſt mit Ausnahme der Schulſtunden, und Auguſt ſaß als Verurtheilter über ſeinen Büchern, ohne hineinzuſehen, denn er wußte, daß ihm noch das Schwerſte bevorſtand, die öffentliche Ermahnung bei der Abendandacht. Feierlicher als ſonſt traten die Dienſtboten herein. Auguſt fühlte, daß ihre neugierigen Blicke auf ihm ruhten, er merkte die verweinten Augen der Mutter, aber er wagte gar nicht den Vater anzuſehen, als dieſer die Stimme erhob und dem Himmel die Ausgelaſſenheit des Sohnes noch einmal klagte, obwohl er überzeugt ſein mußte, daß man dort oben über die ganze Angelegenheit bereits genügend unterrichtet ſei. Als er zuletzt bat: „Wenn ich als Vater ſchuldig bin, weil ich ihn durch zu große Liebe und Nachſicht verwöhnt habe, ſo räche mein Vergehen nicht an ſeinem Leben,“ da wurde auch Auguſt weich. Und als der Vater ihm winkte näher zu treten und über ſeinem Haupte flehte, daß der Herr ihm Thaten und Gedanken behüten möge, und als Auguſt die Thränen des Vaters auf ſeiner Stirn fühlte, da begann auch er zu ſchluchzen, obſchon er ein Jüngling war, und küßte zerknirſcht den Eltern die Hände. — Als nun Alle weich, aber in gehobener Stimmung zu Bett gingen, mahnte Friedrich den Bruder in der Kammer: „Der Vater hat nicht Alles gewußt.“

„Er iſt ſtreng genug gegen mich geweſen,“ antwortete der Beſtrafte, „ich bin immer froh, wenn die Nachtpredigt vorüber iſt.“ Doch Friedrich verſetzte: „In dieſer Stunde habe ich vor unſerem Vater noch größere Ehrfurcht als ſonſt, und da ich kleiner war, iſt er mir vorgekommen wie der Herrgott ſelbſt und ich hätte vor ihm niederknien mögen. Aber heut wußte er das Aergſte nicht, mein Bruder, das mit der Lene.“ Auguſt verſuchte zu lachen, aber es gelang nicht recht, und Fritz fuhr fort: „Damit mein Schweigen kein großes Unrecht wird und deiner Zukunft keinen Schaden bringt, ſo mußt du jetzt freiwillig dem himmliſchen Vater verſprechen, daß du niemals mehr mit ihr zuſammenkommen willſt.“

„Du biſt noch kein Pfarrer,“ verſetzte der Jüngere unwillig, „daß du mir ſo etwas zumuthen darfſt.“

„Ich bin dein Bruder und bin in Schuld gegen unſeren Vater, weil ich verſchwiegen habe, was ihn am meiſten bekümmert hätte. Darum mußt du deinet- und meinetwegen freiwillig geloben, aber laut, damit ich es höre.“ Und Auguſt mußte die Hände falten.

Das Ereigniß warf finſtere Schatten hinter ſich. Obgleich Herr König vermieden hatte ſelbſt die Schenke zu betreten, ſo war das gewaltſame Herausziehen ſeines Sohnes doch mehrfach beobachtet worden, und ein mißgünſtiger Momus verſagte ſich nicht, ein großes Scandalum daraus zu machen. Am zweiten Morgen nach der Orgie wurden öffentliche Anſchläge gefunden, einer am Rathhauſe neben dem ſchwarzen Bret, einer ſogar an der Kirchthür, in welchen die Geſchichte gröblich und verleumderiſch verſificirt dem Publikum erzählt ward. Zwar waren die Namen nicht genannt, doch deuteten Ausdrücke wie Rex und Regulus auf die Familie. In dem Libell war hämiſch auf arrogante Leute geſtichelt, welche für unanſtändig hielten, daß ihre Söhne Wirthshäuſer beſuchten, obwohl ſie ſelbſt in ihrem früheren Leben in ſchlechteren Herbergen verkehrt hätten, als die wohlberufene Schenke „zur luſtigen Wachtel“ war. Um neun Uhr trug der Küſter mit einer Empfehlung des Herrn Oberpfarrers das erſte Exemplar in das Haus, um zehn Uhr brachte der Rathsdiener das zweite, um elf Uhr kam der Herr Bürgermeiſter ſelbſt und nach ihm viele Bekannte. Alle bedauerten und verurtheilten den Thäter und Alle verwunderten ſich über das große Aufſehen, welches durch das Libell hervorgebracht wurde, Alle hatten mit Wißbegierde geleſen und wieſen nach, daß noch mehre Abſchriften vorhanden waren. Herr König empfand die Kränkung wie ein Mann in ſauberem Kleide, welcher von einem Schornſteinfeger angeſtoßen wird, das Opus war witzlos, jämmerlich, durchaus verächtlich; auch blieb die Stadt nicht im Zweifel, von wem es herrührte. Da war ein heruntergekommener Magiſter Blaſius, der allerdings angeſehene Verwandte hatte, denn ſein Bruder war doctor juris und kurfürſtlicher Beamter; der Magiſter aber hatte ſich auf Nichtsthun und Völlerei gelegt, dazu eine Wittfrau mit bitterböſem Gemüthe geehelicht, und machte ſeitdem, wenn er zu Hauſe übel behandelt wurde, ſeinem Zorn durch ſatiriſche Ausfälle gegen die Menſchheit Luft. Es wurde feſtgeſtellt, daß er an jenem Abende in der Vorderſtube der Schenke geſeſſen hatte und obwohl in dem Pasquill die Handſchrift gut verſtellt war, ſo blieb doch der Charakter des Poetaſters kenntlich.

Was Herrn König die meiſte Sorge bereitete, war der große Schmerz ſeiner Frau, welche weinend klagte, daß ſie ſich nicht mehr getraue über die Straße zu gehen, weil Jedermann ſpöttiſch auf ſie ſchaue. Wirklich wurde die Familie acht Tage lang durch theilnehmende Beſuche und durch Gemurmel der Leute in Aufregung gehalten. Am ſchlimmſten war natürlich Auguſt daran, welcher von den Frauen bereits als verlorener Sohn betrachtet ward, auch Dorchens Mutter behandelte ihn eine Weile mit ſichtlicher Kälte, nur Dorchen zeigte ihr gutes Herz, denn ſie frug ihn zwar neckend, wie ihm die Pfeife Tabak bekommen ſei, aber ſie lachte ihn dabei ſo freundlich an, daß er wohl merkte, ſie ſei ihm nicht böſe.

Doch auch über dieſes jammervolle Ereigniß flutete der Zeitenſtrom dahin, und nach einem Vierteljahr war die Reputation und das Wohlbehagen der Familie wieder auf die alte Höhe gebracht.

2.

In die Fremde.

Wenn der König auf ſeine Söhne ſah, wie wohlgezogen und ſtattlich ſie heranwuchſen, hob ſich ihm das Herz vor Freude, er nahm ſeine ſtrengſte Miene an, damit die Kinder die Zärtlichkeit nicht merkten, und faltete gleich darauf demüthig die Hände. „Friedrich hat wieder eine der beſten Cenſuren erhalten," ſagte er vergnügt zu ſeiner Gattin, „ich hoffe, er ſoll werden, was ſein Vater nicht geworden iſt, ein Doctor der Gottesgelahrtheit und ein Verkünder der reinen Lehre." Da antwortete ſeine Frau zuſtimmend: „um meinetwillen haben Sie den heiligen Stand aufgegeben, ich muß mich freuen, daß unſer Aelteſter das Amt des Vaters erwählt. Doch denke ich, auch dem Guſtchen haben die Lehrer ſein Lob zugetheilt."

„Das Lob iſt mit allerlei Tadel gemiſcht," ſagte der Vater ernſthaft, „inſonderheit wegen ſeines unruhigen Betragens."

„Aber mein lieber Schatz weiß doch, daß der Brummkreiſel wider Guſtchens Willen aus dem Schlüſſel fiel und in der Schulſtube umherfuhr, damals als der Rector ihn ſo hart verklagte."

„Der Kreiſel dreht ſich nicht ohne Schwung und Sie mögen annehmen, daß er die Weiſung, vorwärts zu laufen, erhalten hatte," entgegnete der Vater. „Obgleich es dieſem Sohne keineswegs an Application fehlt, ſo tritt ſein weltlicher Sinn doch immer mehr hervor, und für ſeine Unternehmungsluſt wird eine ſtrengere Disciplin nothwendig, als bei der Laufbahn eines Gelehrten möglich iſt.“

„Sie waren der Meinung, daß er einmal unſer Gut übernehmen könnte.“

„Ich weiß, daß Sie, geliebtes Suschen, dies für ihn wünſchen, und ich füge mich gern Ihrem Willen. Aber ſoll er als ein feſter Mann ſich unter dem landſäſſigen Adel und gegenüber den Bauern behaupten, ſo muß er vorher gelernt haben zu befehlen, und ich halte bei dieſem Sohn die militäriſche Carriere für die heilſamſte.“

„Das meinte auch unſer Vetter, Herr v. Mickau, nur widerrieth er den preußiſchen Dienſt, weil dort ein ſehr rigoröſes und eigenmächtiges Weſen ſei.“

„Aber der Militär iſt dort angeſehen, denn der König von Preußen iſt der größte Soldatenfreund in der Welt. Und obgleich unſerem Auguſt in Preußen wie hier in Sachſen nicht vortheilhaft ſein mag, daß er von bürgerlichem Stande iſt, ſo wird doch bei den Preußen, wie ich aus Erfahrung weiß, der tüchtige Mann mehr geſchätzt als bei uns, wo die Oberſten ſich mit Schoßhündchen tragen und leichtfertige Damen mehr kommandiren als die Generäle. Mein lieber Major Vogt vom Regiment „Markgraf Albrecht“ gehört auch nicht zum Adel und wird doch von ſeinem Chef und dem Könige ſelbſt favoriſirt, weil er ein guter Officier iſt, er hat ſich freiwillig erboten unſern Auguſt in ſeiner Nähe zu placiren.“

Frau König ſah ſchmerzlich zur Höhe: „In die wilde Fremde!“

Der Hausherr küßte ſie auf die Stirn. „Es iſt nur eine Lehrzeit, Suschen; bei der Mutter könnte der wilde Knabe doch nicht bleiben, und die Entfernung zur Garniſon iſt nicht viel weiter als die nach einer Univerſität.“

Während ſich auf ſolche Weiſe die Trennung der Söhne vom Vaterhauſe vorbereitete, wurde auch Dorchen in die Fremde geladen. Eine Nichte der Frau von Borsdorf hatte einen vornehmen Polen geheiratet, der Güter an der Weichſel beſaß, aber einen großen Theil des Jahres am Hofe beſchäftigt war. Da ſeine Gemahlin zarter Geſundheit wegen dem anſtrengenden polniſchen Hofleben fern bleiben ſollte, wurde ihr in der ländlichen Einſamkeit eine Geſellſchafterin wünſchenswerth und Dorchen dafür erbeten. Der Mutter war ſehr ſchwer ſich von ihrem Liebling zu trennen, aber ſie bedachte die Zukunft der Tochter, daß ſich in dem großartigen Leben und unter den reichen Polen viel mehr Möglichkeiten und Ausſichten eröffneten, als in dem engen Leben der ſächſiſchen Stadt, in welcher Jedermann die Mitgift als eine Hauptſache erwog. Auch ihre Verwandten, welche das Fräulein gern ohne eigene Unbequemlichkeiten verſorgen wollten, riethen eifrig den Antrag anzunehmen, und ſo fügte ſich's, daß die junge Borsdorfin in demſelben Herbſt, welcher den beiden Königen zur Trennung vom Vaterhauſe beſtimmt war, unter dem Schutz eines alten Onkels nach Dresden, und von da in das Polniſche verſandt werden ſollte.

Während der Vorbereitungen zur Reiſe kam einſt Dorchens Mutter in der Dämmerſtunde zu vertraulichem Beſuch in das König'ſche Haus, und als Herr König in die Familienſtube trat, begann nach der Begrüßung eine ſchickliche Beſprechung der Stadtneuigkeiten. Und es war allerdings etwas Aufregendes eingetreten. Der Nachtwächter hatte um Mitternacht zwei Subjecte überraſcht, welche mit einer Blendlaterne bei einem Winkel der Stadtmauer in der Erde gruben. Vor dem Magiſtrat hatte ſich ergeben, daß ſie einen Schatz ſuchten auf Grund einer Anweiſung, die ſie von einem fremden Abenteurer für gutes Geld gekauft hatten. Dieſe Offenbarung hatte die Form eines Briefes, den ein Vater an ſeinen Sohn richtete, und es war darin Alles genau beſchrieben, der Stein in der Mauer, welchen eingemeißelte Kreuze kenntlich machten, auch die Größe des Schatzes, unter welchem viele Kleinodien, ſilberne Becher, Perlen und Goldmünzen ſein ſollten. Das

Machwerk war zu den Acten geliefert worden, und man erzählte in der Stadt, daß die Nacht darauf ein geſtrenger Rath ſelbſt in aller Stille habe weiter graben laſſen; ob Etwas gefunden worden, wußte man nicht, muthmaßte jedoch Allerlei. Herr König hatte durch die Gunſt des Bürgermeiſters Einblick in den Schatzzettel erhalten und ſprach ſich, wie von einem aufgeklärten Manne zu erwarten war, mit großer Unzufriedenheit über die häufigen Betrügereien durch Schatzbriefe aus, welche gerade ſehr im Schwange waren.

Nachdem man dieſen Gegenſtand gänzlich abgeſprochen hatte, kam der Augenblick, wo Frau von Borsdorf die eigentliche Urſache ihres Beſuches offenbaren konnte, indem ſie frug, ob der hochgeſchätzte Freund vielleicht unter den Honoratioren der Städte in Polniſch-Preußen Bekanntſchaften habe, da er mit vielen Perſonen von Diſtinction in Briefwechſel ſtehe. „Denn," fügte ſie hinzu, „es kann meiner Doris von Nutzen ſein, wenn ſie einer deutſchen Familie in den Städten empfohlen iſt."

Herr König holte eine Karte, ſah nach und überlegte, aber ihm war dort kein näherer Bekannter bewußt. Endlich ſagte er lächelnd: „Vielleicht kann das liebe Fräulein Dorchen mir zu einer Bekanntſchaft helfen, die ihr ſelbſt dienlich iſt. Ich habe ſoeben gegen den Betrug mit Schatzbriefen geſprochen, ich ſelbſt aber habe vor Jahren unter den hinterlaſſenen Papieren meines Vaters einen Brief gefunden, welcher auch Dinge erwähnt, die ſeiner Zeit im Polniſchen aufbewahrt wurden." Seine Söhne ſprangen auf und beſtürmten ihn mit Fragen, er ging in die Nebenſtube, öffnete die Klappe des Schreibtiſches und brachte ein vergilbtes Papier vor die Augen der Geſellſchaft.

Um nun die Befriedigung der Neugierde zu einer kleinen moraliſchen Betrachtung zu benutzen, begann er gutlaunig: „Wir gehören ja nicht dem Adel an, und ich habe niemals den Trieb gehabt meinen bürgerlichen Stand mit einem anderen zu vertauſchen, welcher in der Welt für vornehmer gilt.

Ich wünſche auch, daß meine Söhne ſich dieſelbe Beſcheidenheit bewahren. Denn obwohl den Adeligen Vieles in der Welt leichter gemacht wird, ſo habe ich doch nicht gefunden, daß ſie dadurch größere Redlichkeit und Tüchtigkeit erwerben als Andere. Dies ſei mit allem Reſpect vor dieſer verehrungswürdigen Frau geſagt. Doch auch wir dürfen uns anſehnlicher bürgerlicher Vorfahren freuen. Mein Vater war Pfarrer, mein Großvater aber war Rittmeiſter unter den Schweden; dieſer und die liebe Großmutter müſſen gleich nach der Geburt meines Vaters geſtorben ſein, denn er hat Beide nicht mehr gekannt, und wurde von ſeiner Tante erzogen. Aber in noch früherer Zeit waren Voreltern von uns, wie dieſer Brief ausweiſt, anſehnliche Kaufleute in Frankfurt am Main, ja aus dem Briefe ſcheint hervorzugehen, daß wir urſprünglich aus Polen ſtammen. Und Magiſter Kurz, unſer hieſiger Hiſtorikus, iſt der Meinung, der deutſche Name König werde wohl eine Ueberſetzung von dem nicht ſeltenen Familiennamen „Kralitſch" ſein, welcher bei den Polen ſo viel wie Goldhähnchen oder Zaunkönig bedeuten ſoll. Ich aber denke, wir ſind von deutſchem Blut, doch ſtammen wir aus Polen."

Das alte Papier, deſſen krauſe Schriftzüge dem Leſenden Mühe machten, war der kurze Geſchäftsbrief eines gewiſſen Herrn B. Guſek, datirt von Thorn im Jahre 1531, worin dieſer dem Kaufmann König zu Frankfurt am Main unter Anderem Folgendes ſchrieb: In der Stube über dem Flur des Eckhauſes habe ich nach dem Gebot eures ſeligen Vaters den Inhalt des Schrankes, von welchem ihr wiſſen wollt, menſchlicher Neubegierde entzogen. — „Daraus iſt erſichtlich," fuhr Herr König fort, „daß meine Vorfahren in jener alten Zeit zu Thorn wohlbekannt waren, und ich habe zuweilen daran gedacht mich dort bei einem Liebhaber der Hiſtorie zu erkundigen, ob von denſelben noch etwas zu erfahren ſei. Jetzt bin ich bereit, an den dortigen regierenden Conſul, Herrn Rath Roekner, einen renommirten Mann, zu ſchreiben. Da das

Schloß Ihres Herrn Schwagers nur einige Meilen von Thorn liegt, ſo hat Fräulein Dorchen vielleicht Gelegenheit den Brief abzugeben, und ſie wird bei einem Beſuch ſelbſt das Beſte thun, ſich der Familie des Conſuls zu recommandiren.“

Gewährte dies Anerbieten auch nicht gerade viel, ſo erklärte doch die Mutter höflich ihre Befriedigung.

Die Herbſtfreuden dieſes Jahres wollten nicht gedeihen. Als vom Gute die erſte junge Gans mit einem Tragkorbe Aepfel bei Frau von Borsdorf abgegeben wurde mit der herkömmlichen artigen Redensart, daß die Aepfel zum Füllſel für die Gans verwandt werden möchten, da konnte die unbillige Zumuthung, welche dem Faſſungsvermögen der Gans geſtellt wurde, diesmal kein Lächeln hervorlocken, und die Mutter ſagte traurig zu der Magd: „Sonſt kamen die Aepfel auf den Weihnachtstiſch meiner Doris.“ Und als Herr König ſelbſt mit Dorchen am Weingeländer des Gutes vorbeiging und ihr eine ungewöhnlich große Traube wies mit den Worten: „Die Traube war für das liebe Fräulein beſtimmt, wenn es bei uns geblieben wäre,“ da wunderte er ſich, daß Dorchen, die er ſonſt für ein leichtherziges Mädchen hielt, ſich plötzlich über ſeine Hand beugte und die Hand mit naſſen Augen küßte. Vollends am letzten Abend, welchen das Fräulein mit ihrer Mutter bei Königs verlebte, war die feierliche Stimmung nicht zu bannen. Vergebens brachte der aufgeregte Auguſt allerlei Geſellſchaftsſpiele in Vorſchlag, um ſich und den Anderen die Laune zu verbeſſern. Er ſetzte das prophetiſche Glücksrädlein auf den Tiſch, bei welchem die Anweſenden der Reihe nach den ſchwebenden Zeiger über einer Scheibe zu drehen hatten; wenn der Zeiger ſtillſtand und mit der Spitze auf eine Nummer wies, wurde aus einem Büchlein die Weiſſagung abgeleſen, welche unter derſelben Nummer verzeichnet war. Aber da ergab ſich nur Ungereimtes. Dorchen wurde vor der Gemeinſchaft mit trunkenen Brüdern gewarnt, Fritz vor der Hingabe an den Kriegsgott Mars und Auguſt erhielt die Warnung, daß Propheten im Vaterlande nichts gelten. Sogar das unterhaltende Poſt- und Reiſeſpiel verſagte, obgleich die Eltern ſich mit dazu ſetzten, die Mutter friſche Nüſſe für Einlage und Gewinn heranbrachte und Herr König ermunternd rieth: „Seht zu, ihr jungen Reiſenden, wer von euch als erſter in der Stadt des Glückes ankommt.“ Aber auch hierbei ſtolperten alle drei Kinder unabläſſig über Hinderniſſe, Fritz blieb in der Herberge liegen, Auguſt wurde von einer Schildwacht arretirt und Dorchen fiel gar unter Räuber, ſo daß endlich Herr König ſelbſt als erſter in der Stadt anlangte, und die Nüſſe unter trüben Gedanken der Anweſenden geknackt werden mußten. Als es zum Abſchiede kam, durfte man annehmen, daß Dorchen, die ſich ſtets ſchicklich zu benehmen wußte, das paſſende Abſchiedscompliment ſagen würde. Dorchen hatte ſich's auch ganz ordentlich zu Hauſe überlegt, zuerſt für Frau König, dann für den Hausherrn und dann kürzer und zutraulicher gegen die Jungen. Wie aber Alle um ſie herumſtanden ſo feierlich und in Erwartung, da verſagten ihr plötzlich die Gedanken, ſie begann laut zu ſchluchzen und als Auguſt ihre Hand faßte, lehnte ſie ſich weinend an ſeine Schulter.

Ob in der Zukunft einmal eine eheliche Verbindung Auguſt's und Dorchens angemeſſen ſein werde, davon war zwiſchen den Müttern niemals auch nur mit einem Wort die Rede geweſen; natürlich nicht, ſo unverſtändig und voreilig durften ſie nicht das Schickſal der geliebten Kinder lenken. Dennoch lag beiden Frauen die erwähnte Ausſicht ſtets in Gedanken; ſie gab ihrem Verhältniß eine Wärme, deren Höhengrad allerdings wechſelte, die aber doch bei jeder Gelegenheit durch Ueberſendung von Kuchen, Mittheilung des Eingemachten und bereitwillige Aushilfe in der Wirthſchaft ſichtbar wurde. Denn es war damals die Zeit, wo alle Welt darauf ſann, Angehörige und Bekannte unter die Haube zu bringen. Und der Mann, welcher in der angenehmen Lage war, eine Frau ernähren zu können, mußte eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit beſitzen, um den Andeutungen und Schlingen, welche ihm von guten Freunden gelegt wurden, aus dem Wege zu gehen; beharrte er aber in ſolcher Verſtocktheit, ſo hatte er ſein ganzes Leben hindurch den ſtillen Genuß von Projecten wie von einem Schwarm Liebesgötter umſchwebt zu werden, er erhielt Einladungen zu Gänſebraten und erfreute ſich großer Zuvorkommenheit, bis er endlich, wenn er als Heiratskandidat hoffnungslos geworden war, als Pathe begehrungswerth ward, und in dieſer behaglichen bürgerlichen Eigenſchaft noch in hohem Greiſenalter die Vergnügungen achtungsvoller Freundlichkeit genoß.

Auch Madame König wußte recht gut, daß es für die beiden Kinder noch viele Möglichkeiten gab, die ſich nicht berechnen ließen. Da war zuerſt Dorchens adeliger Stand, es konnte jeden Tag ein Freiwerber von Nobleſſe kommen, welcher im Stande war ſeine Frau anſehnlich zu halten. Und Dorchen verdiente, wie ihre Mutter mit Recht annahm, den beſten Cavalier, und hätte ſich auch in ſehr diſtinguirter Stellung trotz ihrer einfachen Erziehung gut behauptet. Dann waren noch andere Ausſichten, denn die Familie hatte vornehme Verwandte; und obgleich dieſe bis dahin Nichts gethan hatten, ſo war es doch möglich, daß durch ihre Connexion eine Beförderung erreicht wurde: Stelle in einem Fräuleinſtift oder gar das ausgezeichnete Amt einer Hofdame. Auf der andern Seite bot auch Auguſts feuriges Temperament keinerlei Bürgſchaft für die ferne Zukunft. Deshalb war der Verkehr beider Mütter gerade ſo voll von Hintergedanken, wie der zwiſchen zwei Diplomaten großer Mächte, welche bald vertraulich Arm in Arm gehen und bald einander mit kühler Zurückgezogenheit behandeln.

Heut aber ging der Hausfrau das Herz auf. Während ſie eine Thräne abwiſchte, vergaß ſie die Vorſicht und ſagte bedeutſam zu der Freundin: „Auguſt wird die Trennung von unſerm Dorchen ſchwer ertragen.“ Jedoch der Augenblick war nicht günſtig gewählt, denn Frau von Borsdorf verweilte mit ihren Gedanken gerade bei den polniſchen Hoffnungen, und antwortete deshalb in kühlem Ton: „Monſieur Auguſt iſt jung und wird ſich bald tröſten.“

Da ſchwieg Frau König, tiefgekränkt durch ſolchen Stolz, und drückte das aufgeſtiegene Heiratsproject wieder tief in die Fluth ihrer Gedanken hinab.

Am nächſten Morgen läuteten die Glocken den Sonntag ein, als Friedrich durch das Stadtthor ins Freie ging. Er bog von der Landſtraße ab einem niedrigen Hügel zu. Dort hatten die Kinder oft unter einer alten Linde geſpielt, Schmetterlinge gefangen und in der Kiesgrube nach Verſteinerungen geſucht. Heut blinkten die Thautropfen in allen Farben des Regenbogens, um die Kamille und wilde Cichorie ſummten die Käfer und in der alten Linde ſchrien die Finken und das junge Volk der Spatzen. Aber dem Jüngling war das Gemüth beſchwert. Er ſetzte ſich unter den Baum auf einen bemooſten Stein und ſtarrte ins Leere. Eine, die jetzt in die Fremde ging, war ihm von Herzen lieb; er wußte, daß ſie mit ſeinem Bruder viel vertraulicher verkehrte als mit ihm, und er kannte auch die Pläne ſeiner Mutter. Oft hatte er gegen die Eiferſucht gekämpft, mit einem Heldenmuth, den Niemand ahnte, hatte er ſein Gefühl bezwungen; doch geſtern nach dem Abſchiede war der Schmerz übermächtig geworden und er fühlte ſich ganz ohne Kraft und Hoffnung. Um ihn grünten, glänzten und ſchwirrten die Wunderwerke der Schöpfung, deren weiſe Anordnung ihm der Vater freudig erklärt hatte, aber die Bienen krochen vergebens in die Blumenkelche und befeſtigten Wachs an ihren Beinchen, und das Volk der Ameiſen lief auf der Straße, die es ſich mit unſäglicher Mühe zwiſchen den Grashalmen geſäubert hatte, unbeachtet hin und her, ohne daß er das Verdienſtliche ihrer Thätigkeit anerkannte. Auch als er über ſich in einem Loch des Baumes ein graues Gewebe erblickte, erhob er ſich zwar und löſte die Zellen eines verlaſſenen Wespenneſtes aus der Oeffnung, aber er hielt die

Zellen achtlos in der Hand, obwohl ſie regelmäßig wie aus feinem Papier zuſammengebaut waren, und vermochte dabei an Nichts von alledem zu denken, was ſich für einen vernünftigen Naturfreund aus dem merkwürdigen Gebilde ergab.

Da plötzlich ſchwirrte in der Nähe ein Flug kleiner Vögel auseinander und daſſelbe Fräulein, um welches er in ſeinem Schmerz ſorgte, kam auf ihn zu. Das war kein Wunder, denn ganz in der Nähe lag der Garten, welcher Dorchens Mutter gehörte; vielleicht war Fritz deshalb, ohne es ſelbſt zu wiſſen, unter die Linde gegangen, von der man die offene Gartenthür beobachten konnte. Er fuhr in die Höhe, auch Dorchen hemmte den ſchnellen Schritt und trat befangen in den Schatten des Baumes.

„Ich war bei unſeren Blumen,“ begann ſie leiſe, „da erkannte ich den Monſieur Fritz unter der Linde, und wollte Ihnen noch einmal Lebewohl ſagen.“

Friedrich ſah das Fräulein glückſelig an, aber ſo mächtig war ſeine Bewegung, daß er nichts Paſſendes zu antworten wußte und nur ſagte: „Ich fand hier dies Weſpenneſt.“

„Wie zierlich es iſt,“ verſetzte das Fräulein, ohne die Augen bis zu ihm aufzuheben, und Beide ſaßen im nächſten Augenblick nebeneinander auf dem Stein, nicht ganz nahe, denn das Gewebe lag zwiſchen ihnen. „Ich habe immerzu an Sie gedacht,“ fuhr Fritz muthiger fort, „wie es Ihnen unter dem fremden Volke gehen wird und ob Sie auch unſer gedenken werden.“

„Mir iſt bange,“ rief das Mädchen und rang die Hände, „und mir war heute früh, als könnte ich den Abſchied nicht ertragen. Der Mutter verberge ich meine Angſt, um ihr die große Bekümmerniß nicht zu vermehren, aber Ihnen geſtehe ich's, Monſieur Fritz, denn ich weiß, daß Sie gegen Jedermann ſchweigen; ich fürchte mich vor den ausländiſchen Verwandten, wenn es nicht um meines Bruders willen wäre, dem eine Fürſprache beim polniſchen Hof nützlich ſein ſoll, ſo wäre ich niemals gegangen.“

„Wo Sie auch ſind, Fräulein, die Leute werden Sie lieb gewinnen," antwortete Fritz, der jetzt zu tröſten verſuchte. Aber dabei fühlte er plötzlich wieder das Weh des Abſchiedes und ſah auf das Wespenneſt. „Es wird Ihnen vergönnt ſein, was ſchon dieſen kleinen unvernünftigen Thieren zu Theil wird. Sie machen ſich jeden Sommer ein neues Häuschen, das alte bleibt leer hängen. Auch Sie werden neue Freunde finden, welche Ihr gutes Herz hoch ſchätzen, und die alte Bekanntſchaft wird ſein wie dies verlaſſene Gewebe."

„Halten Sie mich für ſo veränderlich?" frug das Fräulein, und man hörte am Tone, daß ſie gekränkt war.

„Nein, nein!" bat Fritz und ergriff im Eifer ihre Hand. „Aber Sie ſind jung und voller Anmuth und wer Sie ſieht, wird Sie lieben; da iſt es natürlich, daß auch in Ihrem lieben Herzen ſich etwas Neues anſpinnen wird." — Dorchen wandte ihm das Geſicht zu und frug ſchnell: „Wird das bei Ihnen auch ſo ſein? und wird die gute Freundſchaft, in der wir bis jetzt gelebt haben, auch nicht mehr bedeuten als dieſe leere Hülſe?"

Fritz ſchlug die Hände zuſammen und rief in inniger Bewegung: „Ich weiß nicht, was aus mir werden wird und wohin mich der liebe Gott führt, aber das weiß ich wohl, daß ich das Fräulein Dorchen in meinem Herzen lieb haben werde, ſolange ich lebe." Und er ſchubſte das Weſpenneſt, das er zum Sinnbild der Unbeſtändigkeit gemacht, auf den Boden. Dorchen beugte ſich nieder, hob das verachtete Gewebe auf, legte es in ihr Taſchentuch, knotete dies haſtig zu und ſtand auf. „Ich will es mir aufheben," ſagte ſie. Sie griff in die Taſche und brachte ein kleines Kiſſen heraus, welches die Form eines Herzens hatte und am Rande mit den kleinen Blumen Vergißmeinnicht beſtickt war, und ſagte verlegen: „Behalten Sie das zum Andenken an mich, ich habe Lavendel und anderen Wohlgeruch aus unſerem Garten hineingethan, wenn Sie es unter die Wäſche legen wollen. So oft Sie den Geruch ſpüren, denken

Sie an mich.“ — Sie legte es ihm in die Hand, Beide küßten einander unſchuldig wie Kinder zum Abſchiede und Dorchen weinte an ſeinem Halſe, doch nur einen Augenblick, dann klang leiſe aus ihrem Munde: „Seien Sie Gott befohlen!“ Und ſchnell eilte ſie dem Garten zu, an deſſen Thür die alte Wärterin bereits nach ihr ausſchaute.

Als Fritz allein war, küßte er auch das Herz und barg es in der Weſtentaſche, dann ſah er noch einmal um ſich und merkte, wie lieblich es in der Natur duftete und ſang. Jetzt wurde ihm klar, daß eine weiſe Vorſehung Alles fügt, Großes und Kleines, und unter dem Geläut der Kirchenglocken ſchritt er langſam nach Hauſe.

Es war für die König'ſchen Eltern eine harte Zumuthung, daß die beiden Sterne, welche ihnen der liebe Gott für Licht und Wärme an ihren Himmel geſetzt hatte, zu gleicher Zeit unſichtbar werden ſollten. Zuerſt verſchwand Fritz in der akademiſchen Dämmerung. Von ihm war der Abſchied nicht ſo ſchwer. Er blieb auf der Univerſität doch im Inlande und er konnte jedes halbe Jahr, ja noch öfter, zum Beſuch heimkehren. Auch hielt er ſich tapfer bis zur letzten Stunde, da erſt übermannte ihn die Rührung, als der Vater ſeine Hand und die des Bruders zuſammenhielt, und dabei ſagte: „bleibt einander treu.“

Seinen Sohn Auguſt brachte der Vater ſelbſt nach der kleinen märkiſchen Stadt, in welcher die Compagnie des Regiments „Markgraf Albrecht“ in Garniſon lag. Dort trafen die Ankommenden nach ſchriftlicher Verabredung mit dem Major Vogt zuſammen, der in Geſchäften des Regiments vom Stabsquartier zugereiſt war. Auguſt ſah mit Stolz, wie herzlich der Major ſeinen Vater empfing.

„Ich habe, mein Herr Bruder, deinen Sohn für dieſe Compagnie beſtimmt, weil ich hoffe, daß er ſich gerade hier gut zu den Officieren ſchicken wird. Ihr, mein lieber Monſieur Auguſt aber, beweiſet unter uns, daß ihr ein Sohn eures Vaters ſeid, lernt ſchweigend gehorchen, ertragt tapfer, was euch nach dem Vaterhauſe hart und bitter ſcheint, und ſpannt eure Kräfte auf's Aeußerſte, um im Dienſte feſt zu werden. Obwohl ich eure Wünſche und Beſchwerden, auch wenn ſie gerecht ſind, fortan nur durch euren Capitän vernehmen darf, ſo werde ich euch doch im Auge behalten, und wenn ihr euch Mühe gebt und gute Application zeigt, werde ich es an mir nicht fehlen laſſen." Noch während der Anweſenheit des Vaters wurde Auguſt als Gemeiner eingekleidet, der Major machte ihm Hoffnung, daß er im Winter Unterofficier werden könnte, und ſetzte für ihn ſofort das Tractement eines Freicorporals durch, auch leidliches Quartier erhielt er in einer Kammer neben dem Secondelieutenant. Nachdem der Vater den Major und die Officiere der Compagnie zu einem Mittagstiſch geladen hatte, der ſo gut war, als die Gaſtwirthſchaft des Städtchens leiſten konnte, merkte Auguſt an den freundlichen Mienen ſeiner Vorgeſetzten, daß er mit guten Ausſichten in ſeinen neuen Stand eintrat. Dennoch war der nächſte Morgen, an dem er den ſcheidenden Vater nicht einmal bis zum Stadtthor begleiten durfte, weil ſein Drillen begann, der ſchmerzlichſte ſeines jungen Lebens; und als er dem Wagen nachſah, meinte er, das Herz müſſe ihm zerſpringen. In den nächſten Freiſtunden fand er trübſeligen Troſt darin, die guten Dinge auszupacken, welche ihm die Mutter zur Verbeſſerung ſeiner Soldatenkoſt mitgegeben. Er wies ſie in dem Bedürfniß menſchlicher Theilnahme ſeinem Stubennachbar, dem Secondelieutenant, und freute ſich, daß dieſer ſowohl Schinken als Rauchwurſt ſehr lobte und es nicht verſchmähte ſie mit ihm zu prüfen, dabei aber verſtändig rieth, nicht gegen Jedermann freigebig zu ſein. Bei dieſem Genuß aus der Heimat und bei einigen Flaſchen Wein, für welche Auguſt einen goldenen Pfennig, die heimliche Gabe der Mutter, opferte, erkannten der Lieutenant und er gegenſeitig ihre guten Qualitäten, und Auguſt erhielt in den öden Tagen nach der Trennung bei ſeinem Nachbar menſchenfreundlichen Troſt.

Der erſte Winter war eine harte Lehrzeit. Der Rekrut ſank oft des Abends todmüde auf ſein hartes Lager, aber ſein Ehrgeiz war aufgeſtachelt, und eine natürliche Gewandtheit kam ihm zu Gute, auch gelang ihm bald, die Billigung und das Zutrauen der Unterofficiere zu gewinnen, und er fand hinter rauhem Weſen bei mehr als einem der Subalternen Gutherzigkeit und das Bedürfniß ſich honnet zu halten.

Als das Frühjahr herankam, wunderte er ſich, wie ſchnell der Winter vergangen war. Jetzt wurde das Exerciren mit doppeltem Eifer betrieben, die Compagnien wurden in einer benachbarten Landſtadt zuſammengezogen und als dort der Dienſt im Regimente unter den Augen des Markgrafen Albrecht geübt war, marſchirte das ganze Regiment nach Berlin, zu der großen Action des Jahres, der Revue, welche der König ſelbſt abnahm, nachdem er zehn Regimenter Infanterie und einige Cavallerie zu einem Corps formirt hatte. Die Compagnien von „Markgraf Albrecht“ verſammelten ſich zu Berlin ſchon um Mitternacht vor dem Quartier ihres Chefs und zogen mit frühem Morgen in die Nähe von Tempelhof, wo zwei Tage lang manövrirt werden ſollte. Da wurde Auguſt nach ſchlafloſer Nacht und übergroßer Anſtrengung in den Straßen der Hauptſtadt ohnmächtig; doch als er wieder zu ſich kam, ging er dem Regiment nach, und obgleich der Capitän warnte, erbat er doch die Erlaubniß das Manöver mitzumachen. Und er hielt aus, wiewohl er noch einmal erſchöpft zuſammenbrach, ſo daß Markgraf Albrecht ſelbſt, ein alter wunderlicher Herr, ihm etwas Beifälliges zurief. Nach dem großen Manöver wurden die einzelnen Regimenter vom Könige gemuſtert, und weil Seine Majeſtät mit Albrecht zufrieden geweſen war, lobte der Chef auch die Compagnien, und der Hauptmann ſagte rühmend zu Auguſt: „Ihr habt euch brav gehalten; morgen um drei Uhr werdet ihr vor die Augen Seiner Majeſtät geführt.“

Am nächſten Tage traten alle Unterofficiere des Regiments, welche auf Avancement dienten, — es waren außer Auguſt ſämmtlich Junker aus adeligen Familien, — im Luſtgarten gegenüber dem königlichen Palais an und wurden in einer Reihe aufgeſtellt. Nachdem zuerſt der Markgraf ſie gemuſtert hatte, kam mit dem Glockenſchlag drei der König Friedrich Wilhelm aus der gelben Pforte auf den Platz und frug vom rechten Flügel anfangend, jeden der Unterofficiere nach Namen, Heimat, Dienſtalter.

Dem ſorgloſen Auguſt hatte vorher das Herz in unruhiger Erwartung gepocht, weil er zum erſtenmale durch den ſtrengen Kriegsherrn beſichtigt werden ſollte, und er hatte auf die Pforte geſtarrt, als ob aus ihr das Schickſal ſelbſt gegen ihn heranſchreiten werde. Wie er aber den König erblickte, minderte ſich ſeine Befangenheit. Er ſah einen kurzen ſtarken Herrn mit röthlichem Angeſicht und runden Backen, im einfachen blauen Rock, wie ihn die Anderen auch trugen, mit brauner Stutzperücke und dreieckigem Hut, in der Hand einen ſtarken Rohrſtock, und er dachte ſich, daß Seine Majeſtät recht gutmüthig und behaglich ausſehe, einem märkiſchen Pachter ähnlich. Und erſt als er den König in der Nähe ſah und den ſcharfen Blick auffing, der aus den runden grauen Augen in die Gegenüberſtehenden bohrte, wurde er auf's Neue von Bangigkeit erfaßt. Sobald der König die Antworten des Kurſachſen vernommen hatte, wandte er ſich zum Chef des Regiments: „Wie kommt der hierher?“

„Sein Vater iſt jetzt Rittergutsbeſitzer in der Lauſitz, ſtand aber vor Zeiten als Feldpropſt in preußiſchen Dienſten unter Feldmarſchall Lottum, und geleitete, die Bibel in der Hand, ſein Regiment bei der Erſtürmung von Namur durch die Breſche.“

„Der Sohn ſieht propre aus,“ ſagte der König zufrieden, „hat er denn auch Vigueur?“

„Daran fehlt es nicht, Ew. Majeſtät. Er hat gebeten die Revue durchzumachen, obwohl der Capitän ihn in das Quartier zurückſchicken wollte, da er neu war und von einer Ohnmacht überkommen wurde."

„Das iſt gut!" fuhr der König zu dem Jüngling gewandt huldreich fort. „Ihr habt einen braven Vater. Wenn ihr euch verpflichten wollt in meinem Dienſt zu bleiben, ſo will ich euch ein gnädiger Herr ſein und euch befördern."

Da gab Auguſt, hingeriſſen durch die Huld, und ſeiner eigenen höflichen Beredſamkeit froh, zur Antwort: „Ja, Ew. Majeſtät, es ſoll, ſolang ich lebe, mein Stolz ſein, Ew. Majeſtät Zufriedenheit und Gnade zu gewinnen; ich bin ganz zu Ew. Majeſtät allerhöchſtem Befehl."

„Gut!" wiederholte der König und ſchritt weiter.

Durch dieſe wenigen Worte war der Fremdling den Preußen kameradſchaftlich empfohlen; der Major Vogt ſprach, nachdem der König ſich entfernt hatte, mit aufrichtiger Herzlichkeit zu ihm, und die Officiere ſeiner Compagnie betrachteten ihn ſeitdem außerhalb des Dienſtes zuweilen als ihresgleichen, denn obgleich er noch das Kurzgewehr eines Unterofficiers trug, hatte ihm doch die königliche Gnade bereits den Sponton des Officiers in Ausſicht geſtellt.

3.

Unter den Preußen.

Nach dem Manöver trat bei der Compagnie größere Ruhe ein, der Dienſt wurde leichter, ein Theil der Soldaten, ſichere Landeskinder, wurden mit Urlaubsſchein in ihre Heimat entlaſſen, damit ſie ſich dort ſelbſt ihr Brot verdienten; ihren Sold aber bezog nach altem Brauch der Hauptmann, der dagegen für den Beſtand an Mannſchaften und für die Montur verantwortlich war. Capitän Spieß war nicht von Adel und benahm ſich im Dienſte als ein genauer und zorniger Mann, wie nach alter Soldatenregel ein Hauptmann ſein ſoll. Auch beim Stabe galt er für einen tüchtigen Officier, nur die Muſen hatten ihm ihre Huld verſagt, und wenn bei ſchriftlichen Arbeiten die gewöhnlichen Wendungen des Compagnieſtils nicht ausreichten, wurde ſehr bald der Corporal König zur Schreiberei commandirt und der Hauptmann ſagte in ſolchem Falle herablaſſend: „Monſieur König, richtet die Redensarten ein, wie paſſend iſt.“ Indeß gereichte dieſe ſtille Beihilfe dem jungen Unterofficier keineswegs zum Vortheil, denn der Vorgeſetzte, beſorgt ihm gegenüber die Autorität zu wahren, war im Dienſt gegen ihn noch ſtrenger als gegen Andere, ſchalt und drohte zuweilen gröblich, und enthielt ſich nicht widerwärtiger Anſpielungen auf den Hochmuth der Schreiber.

War der Hauptmann bürgerlich, ſo vertrat dagegen der Premierlieutenant von Klotzing die Nobleſſe, er wußte ſich viel mit ſeinem alten Geſchlecht, konnte genau angeben, wie viel

Ahnen bei den verſchiedenen geiſtlichen Stiftern verlangt wurden, und erzählte, da ein Bruder von ihm Page geweſen war, gern von den königlichen Jagden in Wuſterhauſen und von dem Beſuch des Czaren Peter, welcher dem Pagen zum Scherz auf die Friſur geſpuckt hatte. Doch war er in der Compagnie nicht beliebt, da er ſich bei Tiſch gern betrank und darauf hochmüthig und krakehlig wurde. Er hatte deshalb nicht ſelten Händel, die er mit einer guten Klinge ausfocht. Wie er behauptete, war er mit ſeinem Hofmeiſter auf einer Univerſität geweſen, jedenfalls nur kurze Zeit und nicht in der Abſicht ſich Gelehrſamkeit anzueignen. Da er von dem jungen Corporal alle Höflichkeiten erhielt, welche dieſer aus dem Vaterhauſe mitgebracht hatte, ſo gönnte auch er dem Sachſen ein nachſichtiges Wohlwollen und ließ ſich zuweilen herab ihn mit ſeinen Jagdabenteuern zu unterhalten.

Am wenigſten glückte es dem Unterofficier mit ſeinem Fähnrich, der nach damaligem Brauch zu den Oberofficieren gerechnet wurde, und an Jahren jünger als Auguſt, noch in dem grünen Stolz ſeines höheren Ranges einherſchritt.

Als beſſerer Kamerad bewährte ſich der Secondelieutenant von Bröſicke, ein redlicher Junge mit rothen Backen, rundem Geſicht und hervorſtehenden Augen, der keinerlei Launen hatte und auch keine Einfälle, durch welche Andere überraſcht wurden. Nachdem die Anrede, welche er ſeinem Stubennachbar zu Theil werden ließ, durch einige Monate zwiſchen „Höret, König“ und „Hören Sie, Monſieur König“ geſchwankt hatte, ſchloſſen beide, ſobald Auguſt die Corporalswürde erlangt hatte, Brüderſchaft und wurden allmählich Freunde.

Auguſt war ſo klug einzuſehen, daß er vor den Gewalthabern der Compagnie vermeiden müſſe, ſein beſſeres Wiſſen in allerlei gelehrten Dingen an den Tag zu legen, doch wurde dies für ihn eine harte Zumuthung und er mußte zuweilen Lehrgeld zahlen. Als er einſt die Ehre hatte, mit den Officieren auf der Stube ſeines Lieutenants bei einem Glaſe Bier und einer Pfeiſe Tabak zuſammenzuſitzen, wollte das Unglück, daß die Rede auf Rom und Julius Cäſar kam. Und da ergab ſich, daß ſowohl der Hauptmann als ſeine Oberofficiere durchaus unſicher über das Verhältniß Cäſars zum Papſt waren. Der Hauptmann erklärte ganz verſtändig: Da Julius Cäſar ein großer römiſcher General geweſen iſt, der Papſt aber unter allen Umſtänden ein Pfaffe und ebenfalls zu Rom wohnhaft, ſo iſt glaublich, daß die Beiden nicht in guter Harmonie geſtanden und Cäſar zu ſeiner Zeit ſich wenig um den Papſt gekümmert hat. Der Premierlieutenant aber behauptete mit höherem Wiſſen, jedoch unrichtig, Cäſar ſei als römiſcher Kaiſer und als Vorfahr der jetzigen kaiſerlichen Majeſtät Karl VI mit dem Papſt in Händel gerathen, und habe deswegen mit den Franzoſen, welche zum Papſt hielten, viele Kriege führen müſſen. Der Secondelieutenant und der Fähnrich endlich vertraten beſcheiden die Anſicht, daß mehrerwähnter Cäſar nur Bürgermeiſter in Rom, und der Papſt jedenfalls ſein Principal oder Vorgeſetzter geweſen ſei. Da war es für Auguſt unmöglich ein vorſichtiges Stillſchweigen beizubehalten. Er that ſich auf, obſchon in achtungsvoller Weiſe, und ſetzte auseinander, daß die alten Römer zur Zeit Cäſars noch Heiden waren und erſt mehre Jahrhunderte ſpäter Chriſten und Unterthanen des römiſchen Papſtes wurden. Im Eifer ſeiner belehrenden Darſtellung bemerkte er nicht die mißvergnügten und abfälligen Blicke ſeiner Vorgeſetzten, welche ihn, nachdem ſein Redefluß beendet war, behandelten, als ſei er gar nicht vorhanden, und von der Montirung des Potsdamer Regiments zu reden begannen, nachdem der Hauptmann noch kurz bemerkt hatte: „in jedem Falle war der Dienſt in der Compagnie damals ſchlechter als im Preußiſchen.“ Sogar Auguſt's Lieutenant vermied in den nächſten Tagen ganz mit ihm zu ſprechen, der Hauptmann aber machte ihm beim Exerciren den Dienſt ſauer und warf ihm unangenehme Redensarten wie „Sacramenter“ und „ſächſiſcher Tintenklexer“ zu. Durch einige Wochen kämpfte der Sachſe in ſtiller Verzweiflung gegen die hochgehenden Zorneswogen im Gemüth der Vorgeſetzten, und die Stellung war noch ſchlecht, als ſein Gönner, der Major Vogt, in die Garniſon kam. Auch dieſer mußte Unholdes über den gelehrten Corporal gehört haben, denn er beachtete ihn durch die drei Tage ſeiner Anweſenheit gar nicht, erſt kurz vor der Abreiſe, als Auguſt mit einer Meldung zu ihm kam, begann er mit umwölkter Stirne: „Es thut mir leid, zu vernehmen, daß die Herren Oberofficiere mit eurem Benehmen nicht zufrieden ſind. Hat euch der gute Anfang eures Dienſtes übermüthig gemacht, ſo muß ich euch ſagen, daß ihr die Nachſicht und das Wohlwollen eurer Vorgeſetzten, die euch ſehr nöthig ſind, völlig verſcherzt habt.“ Da erſchrak Auguſt: „Ich bitte den Herrn Major überzeugt zu ſein, daß ich es im Dienſt an Eifer nicht fehlen laſſe.“

„Es iſt nicht ſowohl der Dienſt,“ antwortete der Major, „als euer anmaßendes Benehmen außerhalb des Dienſtes, wodurch ihr Anſtoß gebt.“

„Möge der Herr Major mir glauben,“ entſchuldigte ſich Auguſt demüthig, „daß ich niemals in meinem Verhalten den geziemenden Reſpect vergeſſen habe. Ich weiß recht gut, daß an meinem Unglück nichts ſchuld iſt, als Julius Cäſar.“

„Wie ſo?“ frug der Major. Und als der Corporal wahrheitsgetreu berichtet hatte, lächelte der gute Herr zuerſt vor ſich hin, dann aber begann er ſtrafend: „Es war nicht ſchicklich, daß ihr eure Schulweisheit dazu benutzt habt, um eure Herren Officiere in der Stunde, wo ſie euch die Ehre kameradſchaftlicher Vertraulichkeit gewährten, eines Beſſeren zu belehren. Ihr habt ihnen dadurch ihre freundliche Abſicht übel vergolten. Doch ihr ſeid jung und von lebhaftem Naturell und ich will euch das Ungeſchick nicht zu hoch anrechnen. Merkt euch aber für euer ganzes Leben, mein lieber Sohn, daß der Werth des Soldaten nicht vorzugsweiſe auf ſeinem Wiſſen beruht, ſondern auf ſeiner Pflichttreue und auf der Stärke ſeines Willens. Damals als euer guter Vater bei unſerem Regiment war, vermochte einer der Hauptleute außer ſeinem Namen Nichts zu ſchreiben; er war doch von uns allen hochgeſchätzt und ſeine Soldaten gingen für ihn ins Feuer. Es darf euch auch nicht ungereimt erſcheinen, wenn ihr hier und da in der Armee eine Verachtung der Schreiber und aller Gelehrſamkeit ausſprechen hört; ſolche Feindſeligkeit wird allerdings zuweilen ungerecht, dennoch iſt ſie bei dem preußiſchen Officier zu entſchuldigen, denn er merkt wohl, daß die Schreiber und Gelehrten ſich unfähig und außer Stande erwieſen haben, den Staat und das vaterländiſche Weſen vor Freund und Feind ehrenvoll zu vertreten, und daß dazu ſein Beruf beſſer geeignet iſt, weil er gelernt hat ſein Blut und Leben daran zu ſetzen, nicht nach eigener Weisheit, ſondern nach dem Willen und den Intentionen eines Oberhauptes, welches für ihn denkt."

Nach dem Beſuche des Majors trat für Auguſt bei der Compagnie wieder leidliches Wetter ein, kleine Regenſchauer, aber auch Sonnenblicke, und er durfte hoffen, daß Cäſar nicht ewig als rächender Geiſt vor der Front gegen ihn aufſteigen werde. Da wurde durch einen Zufall das Verhältniß zu ſeinem Chef völlig geändert. Der Hauptmann war nicht verheiratet, er vertraute ſeine Wäſche aber keiner Unterofficiersfrau an, ſondern ſchickte ſie durch ſeinen Burſchen in ein kleines Haus an der Stadtmauer zu einer armen Witwe, welche mit einem jungen Mädchen erſt vor etlichen Jahren aus benachbarter Garniſon zugezogen war. Da der Hauptmann ſelbſt häufig in der Dunkelheit das Haus beſuchte, ſo hatte die Compagnie über dieſe Bekanntſchaft ihre ſehr beſtimmten Anſichten, die aber in ſeiner Gegenwart nicht laut wurden, weil ſein ernſthaftes und zurückhaltendes Weſen auch die Officiere nicht zur Vertraulichkeit ermuthigte. Doch erzählten die Jüngeren untereinander, daß er ſich des Mädchens wegen ſchon einmal nach dem Mittageſſen auf ſeiner Stube mit dem Premierlieutenant geſchlagen habe, jedenfalls war dieſer mehre Wochen mit verbundenem Arm gegangen, hatte aber jede Auskunft über das Duell verweigert. Als nun Auguſt eines Abends im Dienſt auf der Straße ging, hörte er rohe Scheltworte und ſah einen Betrunkenen, welcher ein flüchtiges Mädchen verfolgte und ſie zuletzt anpackte. Er ſprang herzu, ſchleuderte den Mann zurück und ſtellte ſich zwiſchen ihn und die Verfolgte, die vor Schrecken über den Angriff einer Ohnmacht nahe war und ſich an einem Thürpfoſten feſthielt. Der Angreifer, ein übel beleumdetes Subject, das früher Soldat geweſen und eines Schadens wegen aus dem Dienſte entlaſſen war, drang wüthend auf den Helfer ein, der Corporal aber ſchlug ihn mit dem Eiſen ſeines Kurzgewehrs über die Schulter, daß der Mann mit lautem Schrei zurücktaumelte und blutend zuſammenbrach. Ohne ſich weiter um den Liegenden zu kümmern, wandte ſich Auguſt zu dem Mädchen, richtete ſie auf und erſuchte ſie höflich ſeine Begleitung bis an ihre Wohnung anzunehmen. Dabei entdeckte er, daß es ein recht hübſches Mädchen war in einfacher bürgerlicher Kleidung mit einem runden Geſicht, aus welchem ihn zwei blaue Augen verſtört anſahen. Sie aber entzog ihm den Arm und verſetzte immer noch zitternd: „Ich danke dem Herrn Corporal von Herzen, aber ich darf mit keinem Soldaten gehen; ich bitte den Herrn mich allein zu laſſen, unſere Wohnung iſt in der Nähe.“ Sie ſah ihn noch einmal an, als ob ſie wegen ihrer Weigerung um Verzeihung bitte, und eilte längs den Häuſern dahin. Der Jüngling folgte ihr aus Theilnahme in einiger Entfernung, obgleich er hinter ſich den Lärm der zuſammenlaufenden Menſchen hörte, war aber höchlich erſtaunt, als er plötzlich einen Stoß vor die Bruſt bekam und ſeinen Hauptmann erkannte, der von der Seite herbeigeeilt war, wüthend den Degen zog und gegen ihn einhieb. Auguſt parirte den Schlag mit ſeiner Waffe und rief zurückſpringend: „Ich melde dem Herrn Capitän, daß ich ſoeben einen Betrunkenen auf der Straße niedergeſchlagen habe, weil er ein Mädchen inſultirte.“ Der Capitän ließ den Degen ſinken und trat gefolgt von Auguſt in den Haufen, welcher den Liegenden umſtand. Dort erkannte er, daß der Mann ſchwer verwundet ſei, und gebot dem Corporal kurz, einen Feldſcher zu holen und alsdann in ſein Quartier zu kommen, worauf er ſich in derſelben Richtung entfernte, welche das flüchtige Mädchen genommen hatte.

Auguſt, der jetzt den Zuſammenhang ahnte, wartete längere Zeit in der Wohnung des Capitäns. Dieſer bot, als er endlich kam, dem Corporal in großer Bewegung die Hand mit den Worten: „Ich bitte euch wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung, Monſieur König, ihr habt euch benommen, wie einem Manne geziemt, der des Königs Rock trägt, ich aber habe mich in der Hitze gegen euch vergeſſen. Dafür will ich euch die Satisfaction geben, indem ich euch im Vertrauen auf eure Ehre und Verſchwiegenheit mittheile, daß es meine Tochter war, der ihr heut einen großen Dienſt erwieſen habt. Sie ſelbſt hat mich gebeten euch den Dank auszurichten, der ihr in ihrer Angſt nicht zu Gebote ſtand.“

„Ich habe nur geringen Anſpruch auf den Dank meines Herrn Capitäns und der Demoiſelle,“ verſetzte Auguſt, „da ich ganz zufällig zu dem Rencontre kam und nicht wußte, wem ich beiſtand. Ich bitte nur ſich meiner anzunehmen, damit ich nicht wegen der Verwundung des Civiliſten, welchem das Schlüſſelbein zerſchlagen iſt, in Ungelegenheiten gerathe.“

„Ihr?“ antwortete der Hauptmann mit finſterem Lächeln. „Ihr habt Lob zu erwarten, da ihr euch zur Stelle defendirt habt, der Kerl aber Ketten und Zuchthaus, weil er ſich unterfangen die Montur Sr. Majeſtät anzugreifen. Erzählt mir den Verlauf, damit ich den Bericht mache; ihr könnt ihn ſelbſt zur Stelle niederſchreiben.“

Als dies vollbracht war und Auguſt der Entlaſſung harrend ſich zuſammenrückte, holte der Hauptmann eine Flaſche Wein aus dem Schrank, goß zwei Gläſer voll und wies auf den Tabak und die Pfeifen.

„Setzt euch her zu mir, Monſieur König, ich habe noch etwas von euch zu fordern.“ Und als Auguſt ſtramm daſaß, vom Glaſe genippt hatte und mit ſtiller Genugthuung die blauen Wölkchen aus der Thonpfeife blies, begann der Hauptmann: „Ich will euch meinen Dank dadurch bezeugen, daß ich euch erzähle, was eurer Jugend zu einer Lehre gereichen kann. Als armer Fähnrich war ich einem Bürgermädchen, der Tochter einer Witwe, zugethan, und ich handelte in meiner Leidenſchaft nicht ehrlich an ihr. Sie ſtarb in Kummer und hinterließ ein Mädchen Mir iſt es mein Leben lang ſauer geworden, und ich war ein harter Mann, der ſich das Unglück Anderer nicht ſehr zu Herzen nahm. Da ſah ich einmal meine kleine Tochter, das Kind drückte ſich in ſeiner Unſchuld an meinen Hals, und mir fiel ein, daß ich doch Jemanden auf der Welt hatte, der an mir hing. Darum begann ich mich der Tochter anzunehmen, brachte ſie zu einer ordentlichen Frau, und was ich von meinem Traktament erſparen konnte, wandte ich auf ihre Erziehung. Sie wuchs heran als ein braves Kind, welches in ſeinem guten Herzen den Vater lieb hat. Die Stunden, in welchen ich bei ihr ſitze und ihre zutraulichen Reden höre, ſind das Glück meines Lebens. Aber ſie ſind auch mein Kummer und ein unabläſſiger Vorwurf. Denn ſie iſt unſchuldig und gutartig und wäre eines beſſeren Schickſals werth. Aber nach den Vorurtheilen der Welt iſt ſie ausgeſchloſſen von jeder Hoffnung auf eine Heirat mit einem braven Manne, und von jeder Ausſicht auf eine andere anſtändige Verſorgung. Und wenn ſie mir freundlich zulacht und in ihrer kindlichen Weiſe erzählt, wie gut es anderen Mädchen aus ihrer Nachbarſchaft mit Ehe und Hausſtand geräth, da will ſich in mir vor Mitleid das Herz umwenden, daß bei ihr davon nicht die Rede ſein kann.“ Er legte die Pfeife weg und ſah finſter vor ſich hin.

„Vielleicht gibt es dagegen eine Hilfe,“ rieth Auguſt mitfühlend. „Ich habe einmal gehört, daß man auch an Kindesſtatt annehmen kann.“

Der Hauptmann ſah beifällig auf ihn: „Dies iſt die einzige Hoffnung, an die ich mich noch halte. Da ich aber ohne Connexion bin und befürchten muß, daß mir ein ſolches Unternehmen bei den Vorgeſetzten im Avancement hinderlich ſein wird, ſo muß ich's auf die Zeit ſchieben, wo ich entweder als Major in den Stab verſetzt oder penſionirt bin. Habe ich in der Carrière meinen Wunſch erreicht, oder habe ich keinen Gegner mehr zu fürchten, ſo nehme ich die Tochter zu mir.“ August, ſtolz auf ſo großes Vertrauen, rauchte fort und war ganz einverſtanden. „Dies habe ich euch mitgetheilt, Corporal König, weil ich jetzt euer Ehrenwort verlange, daß ihr die Bekanntſchaft, welche ihr heut mit meiner Tochter Friederike auf der Straße gemacht habt, in keiner Weiſe fortſetzt, ſolange ſie in ihrem dunklen Zuſtande leben muß; daß ihr ſie alſo nie in ihrer Behauſung aufſucht, und wenn ihr zufällig mit ihr zuſammentrefft, ſie ganz wie eine Fremde behandelt. Ich will nicht, daß mein Kind irgendwelche Bekanntſchaft mit Soldaten und Officieren hat, denn ich weiß, daß für ſie daraus nichts Gutes kommen kann. Und dies iſt das Einzige, was ich dem armen Mädchen ſtreng verboten habe. Wollt ihr mir als honneter Soldat euer Wort darauf geben, ſo werde ich euch, ſolange ihr dies haltet, mit aufrichtigem Danke verpflichtet ſein, und wenn ihr es im Uebermuthe brechen ſolltet, euch an eurem Leib und Leben die Rache eines gekränkten Vaters fühlbar machen.“ Er ſtand auf, auch Auguſt ſchnellte in die Höhe.

„Mein Herr Capitän hätte nicht Urſache gehabt mein Verſprechen ſo ſtark zu provociren; ich bin bereit mein Wort zu geben.“

Der Hauptmann hielt einen Augenblick die Hand des Jünglings feſt und entließ ihn mit Wiederholung ſeines freundlichen Dankes.

Auguſt ging zufrieden in ſein Quartier zurück und gelobte ſich ſelbſt, daß er das neue Wohlwollen des Vorgeſetzten durch Schweigſamkeit und großen Dienſteifer verdienen wolle.

Dennoch erwies ſich die Vorſicht des Hauptmanns in dieſem Falle als ungeſchickt; denn es war natürlich, daß Auguſt von jetzt ab zuweilen an ſein Verſprechen dachte, und mit einer gewiſſen Neugierde nach der Demoiſelle ausſah. Wenn er ihr einmal begegnete, was nicht ſelten geſchah, ſo grüßte er höflich — das hatte der Alte doch nicht verbieten wollen — und empfing ihren ſchüchternen Gegengruß mit der frohen Empfindung, daß zwiſchen ihr und ihm ein geheimes Einverſtändniß ſei, von dem die Welt nichts wiſſen dürfe. Auch ſah er immer mehr ein, daß genügender Grund vorhanden war, die Jungfer vor der Unternehmungsluſt kriegeriſcher Jugend zu bewahren. Denn ſie hatte durchaus nichts von dem bärbeißigen Weſen des Hauptmanns. Er erkannte bei jeder Begegnung deutlicher ein roſiges Geſicht mit ſchönen blauen Augen, denen, wie er meinte, die Fröhlichkeit ſehr gut ſtehen müßte. Sie war einfach, aber ſauber gekleidet, hatte einen zierlichen Gang und, wie er ganz genau ſah, auch eine natürliche Anmuth, wenn ſie ihm das Köpfchen zuneigte; kurz, ſie war ihrem Vater durchaus nicht ähnlich.

Auguſt konnte nichts dafür, daß er an ein Mädchen, welches ihm fremd war, das er nicht anreden und nicht kennen ſollte, gerade da erinnert wurde, wo er als guter Sohn der Ermahnung ſeines eigenen Vaters nachkam. Dieſer hatte ihn nämlich dringend aufgefordert ſeine Freiſtunden zu weiterer Erlernung des Franzöſiſchen zu verwenden, wenn ſich in der kleinen Garniſon eine Gelegenheit biete. Nun fand ſich unter den alten Unterofficieren der Compagnie ein Franzoſe, der einſt als flüchtiger Hugenot mit ſeinen Eltern ins Preußiſche gekommen war. Bei dieſem nahm Auguſt gegen billige Vergütigung Stunde. In der Converſation erfuhr er mit Verwunderung, daß Monſieur Roncourt auch Lehrer der Demoiſelle Friederike war, und daß ſein Hauptmann, der ſelbſt aus Büchern ſo wenig gelernt hatte, für den Unterricht des Kindes alles Mögliche that. Der alte Franzoſe ſprach gern von ſeiner Schülerin, er rühmte ihren Verſtand und die Fortſchritte, und beobachtete mit ritterlicher Theilnahme ihr Verhältniß zum Vater. Es kam auch heraus, daß dieſer zuweilen bei den Lectionen gegenwärtig war und in hoher Zufriedenheit ſeine Pfeife rauchte, während die Tochter ſich mit dem Lehrer in der unverſtändlichen Sprache unterhielt. Es wäre auffällig geweſen, wenn Auguſt ſeinem Lehrer verboten hätte, in der Stunde von Demoiſelle zu erzählen. Und es iſt wohl möglich, daß Monſieur Roncourt in ſeiner geſprächigen Weiſe auch dem Mädchen zuweilen etwas über den jungen Corporal mittheilte, der ſich ebenfalls dem Lehrer werth zu machen wußte.

In dieſer ganzen Zeit beſtand zwiſchen den Eltern und den beiden Söhnen ein lebhafter Verkehr, welchen das für alle Welt erfreuliche Poſthorn vermittelte. Es klang nur einmal in der Woche durch die Straßen, aber gerade weil es nicht häufig kam, dachte Jedermann, daß es ihm etwas Gutes bringen müſſe, und wer in der Fremde ſaß, der wurde durch die weichen Töne an alle Lieben daheim erinnert. Am regelmäßigſten war in der Familie der Verkehr zwiſchen Fritz und dem Vater. Der Sohn ſchrieb von der Univerſität ausführlich über ſeine Collegien und über die Gedanken, welche ihm angeregt wurden, der Vater aber fand eine hohe Freude darin, mit ſeinem Fritz gelehrte Fragen zu erörtern, und eine noch größere, wenn er in den Briefen des Jünglings einen feſten, die Wahrheit ſuchenden Sinn erkannte. Durch den Briefwechſel wurden Vater und Sohn in ganz neuer Weiſe Herzensfreunde, und der Sohn gewann in dem rückhaltloſen Ausſprechen über Alles, was ihm das Herz bewegte und ſeinen Geiſt beſchäftigte, vielleicht mehr Weltweisheit, als durch die Vorträge der Profeſſoren.

Als Friedrich einmal im Poſtſcript beiläufig gefragt hatte, ob Nachrichten von Thorn angekommen ſeien, — er wollte nicht geradezu nach Dorchen fragen, — da erhielt er zu ſeiner Verwunderung mit der Antwort des Vaters die Abſchrift eines Briefes, welchen der erſte Bürgermeiſter von Thorn, Herr

Roesner, dem Vater geſandt. Darnach hatte Dorchen den Brief des Vaters abgegeben, ſie hatte den Städtern ſehr gefallen, war mit den Frauen zum Gottesdienſt gegangen und für längeren Beſuch eingeladen worden. Wegen des Guſekſchen Schreibens von 1531 aber ſchrieb der Conſul, daß er mit mehr Auskunft dienen könne, als vielleicht erwartet werde; ſein College Zernecke, der zweite Bürgermeiſter, ſei ſelbſt als Hiſtorikus eine Autorität und dieſer wußte, daß in jenen alten Zeiten eine Familie König zu den Mitgliedern des Artushofes, alſo zu der angeſehenen Bürgerſchaft gehört hatte. Auch das Eckhaus war ermittelt worden, es war alt und baufällig und gerade in den Beſitz eines Bürgers übergegangen, der ſich rüſtete daſſelbe umzubauen. Da hatten die Herren Bürgermeiſter aus dem alten Briefe Veranlaſſung genommen, dem wohlgeſinnten Beſitzer das Geheimniß der Stube mitzutheilen; es hatte ſich ſogleich ergeben, was bis dahin noch Niemand beobachtet, daß durch leichtes Fachwerk ein Theil des urſprünglichen Zimmers abgeſchloſſen war. Der Beſitzer hatte in Gegenwart der Bürgermeiſter die Zwiſchenwand einſchlagen laſſen und dahinter einen großen Wandſchrank gefunden. „Ich ſelbſt habe, da der Hauswirth die Berührung ſcheute, den Schrank geöffnet,“ ſchrieb Herr Conſul Roesner, „aber nichts darin gefunden als eine verroſtete Rüſtung und ein modriges Gewand, welches einem Armenſünderkittel ähnlich ſah; ich verberge Ew. Ehrwürden nicht, daß mich einen Augenblick das Grauen überkam, als ich große dunkle Flecke darauf erkannte. Was man dort verbergen wollte, war offenbar etwas Ungünſtiges aus einer Zeit ſtädtiſchen Unfriedens.“

Mit einer ſcherzhaften und verbindlichen Wendung bat darauf der Bürgermeiſter um Fortſetzung der angeknüpften Verbindung und deutete an, daß es ihm wünſchenswerth wäre, von der neuen Leipziger Büchermeſſe gewiſſe Neuigkeiten gegen Wiedererſtattung der Auslagen früher zu erhalten, als bei der langſamen Spedition durch die Buchhandlung möglich würde.

Da der Vater ermahnte, die Aufträge des Herrn Conſuls ſorgfältig auszuführen, und Fritz in Leipzig gute Gelegenheit fand, das Bücherpacket nach Thorn zu ſpediren, ſo machte es ſich, daß er ſelbſt mit den beiden Bürgermeiſtern, zumal mit dem gelehrten Herrn Zernecke in höflichen Briefverkehr trat, und dieſe Verbindung wurde ihm eine größere Freude, als er ſelbſt dem Vater bekannt hätte, denn er konnte dadurch vielleicht dem Dorchen die wohlwollende Theilnahme der wichtigen Stadtherren vermehren.

Nicht ganz ſo erfreulich waren die Nachrichten über Dorchen, welche die Poſt dem jüngern Sohn brachte. In einem Briefe der Mutter las er, daß die Jugendgeſpielin, welche lange mit ihrer kranken Verwandten zu Dresden gelebt hatte, jetzt in einem großen Schloſſe an der Weichſel wohne, welches mit fürſtlicher Pracht eingerichtet ſei. Dort ſpeiſte ſie, wie Frau von Borsdorf in mütterlichem Stolz mitgetheilt hatte, jeden Tag von Silber und hatte drei Domeſtiken zu ihrer eigenen Bedienung, nur klagte ſie etwas über die Einſamkeit. Und als ſeine Mutter mit dem Poſtſcript ſchloß: „wenn das liebe Kind nur nicht in Hochmuth verfällt", da wurde Auguſt wild und zornig über dieſen Luxus mit Silber und über das ganze vornehme Weſen, und nachdem er lange mit dem unſchuldigen Dorchen gegrollt hatte, kam er zu der unzufriedenen Betrachtung, wie verſchieden doch das Schickſal ſeine Gaben austheile. Dorchen war die Tochter eines penſionirten Majors, ohne Vermögen, und lebte in ſo glänzendem Zuſtande, und Riekchen war das Kind eines Hauptmanns, der auch jeder Zeit Major werden konnte, und wohnte gering geachtet in einer Hintergaſſe. Zuletzt unternahm er ſogar, die beiden Mädchen mit einander zu vergleichen; auch Riekchen war hübſch, obgleich in anderer Weiſe; ſie hatte ein Stutznäschen, größere Fülle, ihre Augen waren vielleicht noch einnehmender. Und unzweifelhaft hatte auch ſie gute Manieren.

Guſtchen verhärtete ſich ſo in ſeinem Zorne gegen die

Vorurtheile der Welt und gegen die Launen des Geſchickes, daß er den trotzigen Entſchluß faßte, die Ungerechtigkeit auszugleichen, ſo weit er dies als junger Corporal und Unbekannter vermochte. Dazu bot ſich eine Gelegenheit. Durch den Franzoſen wußte er, daß Friederike über den Tod eines Stieglitzes geweint hatte, der in thörichter Sicherheit aus ſeinem Bauer geflogen und von einer Nachbarkatze erfaßt war. Darum gedachte er die Arme für die fehlenden Silberteller gewiſſermaßen dadurch zu entſchädigen, daß er ihr einen neuen Stieglitz ins Haus prakticirte. Dies mußte natürlich ſo geſchehen, daß der Vater nicht an einen unbekannten Geber denken konnte, weil er ſonſt dem Vogel unfehlbar den Hals umgedreht hätte. Es durfte alſo keiner von den Garniſonvögeln ſein, welche durch die Soldaten gehalten und zu kunſtvollem Geſange abgerichtet wurden, um das Leben der Freudearmen zu verſchönern. Doch glückte es, in dem nächſten Dorf einen Stieglitz zu entdecken, der in ſeiner Art ein wirklicher Künſtler war; er kaufte das Thierchen als gerade ſein Lieutenant Dienſt hatte, und trug es des Abends in ſeiner Hand zu dem Hauſe, in welchem Friederike mit ihrer alten Erzieherin wohnte. Als er durch das ausgeſchnittene Herz des Fenſterladens Licht im Zimmer ſah, ſteckte er den Vogel vorſichtig in das Loch mit der Hoffnung, daß der Kleine zwiſchen Laden und Scheiben herabflattern und durch ſeinen Flügelſchlag ein Oeffnen des Fenſters veranlaſſen werde. Dies geſchah. Der Corporal hörte das Flattern, merkte, daß Jemand das Fenſter aufthat, und entwich geräuſchlos. Bei der nächſten Lection vernahm er mit gut erheuchelter Gemüthsruhe, daß der Demoiſelle in merkwürdiger Weiſe ein neuer Stieglitz zugeflogen war, und daß der Ankömmling mit großer Freude in dem Bauer bewahrt wurde, da kein Eigenthümer zu ermitteln ſei. „Vielleicht haben ihn die Eulen aufgeſcheucht,“ ſagte Auguſt gleichgiltig.

„C'est vrai,“ rief der Franzoſe, erfreut über die Idee, „doch iſt der Vogel abgerichtet.“

Aber dies gemüthliche Verhältniß, in welches ſich der junge Corporal zu einem jungen Mädchen geſetzt hatte, tönte in ſeiner Seele nur wie leiſer Geſang in den Pauſen zwiſchen dem Trommelwirbel des Dienſtes. Als der Herbſt herankam, erhielt die Compagnie ihre Rekruten, zwei Drittel Landeskinder aus der Umgegend, ein Drittel Angeworbene, welche gleich Gefangenen herangeführt wurden. Da begann auch für Auguſt neue angeſtrengte Thätigkeit, denn er hatte jetzt ſelbſt bei dem Drillen zu helfen und fand es ſchwerer als je, ſeinem Hauptmann Genüge zu thun.

Zu rechter Zeit kam vor dem Weihnachtsfeſt die Kiſte vom Vaterhauſe. Da der Hauptmann den Abend bei der Demoiſelle zubrachte und die beiden anderen Officiere über Land geladen waren, ſo bat Auguſt den Secondelieutenant um die Ehre ſeiner Geſellſchaft und überreichte ihm bei der Einladung einen hübſchen türkiſchen Pfeifenkopf, den er durch ein artiges Compliment annehmbar zu machen ſuchte, indem er ſagte: „Mein Herr Bruder hat mir, da ich jung und unerfahren hierher kam, ſo viel Güte und Freundlichkeit erwieſen, daß ich, ſolange ich lebe, demſelben mich verpflichtet fühlen werde, und ich bitte daher dieſe Kleinigkeit als ein Zeichen meiner Werthſchätzung anzunehmen, dabei aber nicht die Geringfügigkeit der Gabe, ſondern die gute Geſinnung zu beachten, in welcher ich dieſelbe zu offeriren wage.“ Der Lieutenant empfing die geſtopfte Pfeife und antwortete: „Du biſt, hol' mich der Teufel, immer der höfliche Sachſe.“ Dabei zündete er ſie zur Stelle an und ſetzte ſich zum Genuß zurecht, aber er fuhr ſich gleich darauf über die Augen. „Bruder, mir hat noch niemals Jemand etwas zu Weihnachten geſchenkt, und ich habe auch nichts für dich.“ — Auguſt ſchüttelte ihm die Hand. „Wenn du die Compagnie haben wirſt, dann kommſt du an die Reihe mir zu geben, unterdeß verſuchen wir heut, was in der Kiſte Gutes gekommen iſt.“

Dieſe Anweiſung auf künftigen Reichthum erheiterte den

Lieutenant, und ſie trugen gemeinſam ihre Schätze auf dem Tiſch zuſammen.

Doch auch die Garniſon wollte dem jungen Corporal ihre Artigkeit erweiſen, denn als er am nächſten Morgen beim Hauptmann eintrat, begann dieſer, nachdem er die Meldung angenommen: „Ihr habt in dieſem Jahre einer Perſon, die mir lieber iſt als mein Leben, einen Dienſt erwieſen, und ihr habt das Verſprechen, das ihr mir damals gegeben, als ein honneter Soldat gehalten. Ich bin nicht gewöhnt eine Gutthat zu empfangen, ohne dafür erkenntlich zu ſein. Wäre ich ein Mann von Vermögen, ſo würde ich euch ein beſſeres Präſent bieten, jetzt erſuche ich euch, meine Jagdflinte anzunehmen, da ich höre, daß ihr gern auf die Jagd geht.“ Er überreichte ihm das Gewehr; es war ein neuer geſtickter Tragriemen daran, und der Jüngling wußte wohl, woher dieſer kam. In der ganzen Zeit war er von dem Capitän kurz und gebieteriſch behandelt worden, wie jeder Andere; und wenn er in ſeiner Schlauheit trotzdem gemerkt hatte, daß er in Gunſt ſtand, weil widerwärtige Commandos von ihm fern blieben, ſo überraſchte ihn doch dieſe Freundlichkeit des harten Vorgeſetzten ſo ſehr, daß ſein Dank kürzer herauskam, als ſchicklich war, denn er fand nur die Worte, welche gar nicht zur Sache gehörten: „Es iſt mir wohl bewußt, daß ich es nur dem Herrn Capitän zu verdanken habe, wenn ich einmal ein brauchbarer Officier werde.“

„Thut eure Pflicht gegen den König, wie ich ſie im Dienſt gegen euch thue,“ antwortete der Hauptmann, und entließ ihn mit einem Kopfnicken.

Und wieder kam das Frühjahr, welches an der märkiſchen Landſchaft rings um die Garniſon nur wenig zu verändern im Stande war, der Kieferwald färbte ſein dunkles Gewand ein wenig heller, die Sandflächen zwiſchen Feld und Wald wurden ein wenig gelber und auf dem Acker ſproß zögernd und ſpärlich die junge Saat. Die Compagnie aber bewegte ſich wieder pünktlich, gleich einem Uhrwerk, zu den Vorübungen im Stabsquartier und von da nach Berlin zur Revue. Diesmal marſchirte Auguſt feſt wie ein alter Soldat über den Rixdorfer Damm nach dem Manöverfelde, und erwartete mit Selbſtvertrauen die letzte Prüfung der Unterofficiere im Luſtgarten. Er freute ſich wie ein geborener Preuße, als des Königs Majeſtät, der kleine ſtarke Herr, wieder aus der gelben Pforte gewichtig heranſchritt. Sobald der König längs der Reihe bis zu Auguſt gekommen war und ſeine Fragen gethan hatte, ſah er ihn ſcharf an und der kecke Unterofficier Auguſt ebenſo den König, weil er wußte, daß Seine Majeſtät dies gern hatte. „Das iſt der Sachſe,“ ſagte der Herr wohlgefällig, „ſeid ihr dies Jahr bei der Revue ſchwindlig geworden?“

„Nein, Ew. Majeſtät,“ antwortete Auguſt, „es ging ganz gut.“

„Wie war ſeine Aufführung?“ frug der Herr den Markgrafen. „Hat er gut profitirt?“

„Er hat das beſte Lob,“ verſetzte der Oberſt.

„Das iſt mir lieb,“ ſagte der König. „Ihr könnt eurem Vater ſchreiben: ich freue mich, daß der Sohn eines ſo braven Mannes wohl geräth, und es ſoll den Vater nicht gereuen, daß er euch in meine Armee gethan hat. Fahrt ſo fort, damit ihr im Dienſt immer feſter werdet.“

Dies war in den Augen ſämmtlicher Anweſenden eine ſo hohe Gnade, daß Auguſt gleich darauf von ſeinem Chef, von dem guten Major Vogt und ſeinen Officieren Glückwünſche erhielt, und kaum in ſeinem Quartier angelangt, ſich hinſetzte, um dem Vater den ganzen Vorgang zu berichten. Den Tag darauf erhielt er die Nachricht, daß ihn der König zum Gefreiten-Corporal ernannt habe, der den Dienſt bei der Fahne hatte und der Nächſte zum Oberofficier war. Und ſeine Freude kannte keine Grenzen als ſein Hauptmann ſich freiwillig erbot, ihm nach der Rückkehr in die Garniſon einen mehrmonatlichen Urlaub zu geben.

Wie der Freicorporal vor ſeiner Abreiſe aus der Garniſon beim Hauptmann eintrat, um den Urlaubſchein zu holen, blieb er betroffen an der Thür ſtehen. Vor dem Vater kniete in Thränen aufgelöſt Friederike und er ſaß über ſie gebeugt in ſo tiefem Gram, daß er den Eintretenden gar nicht beachtete. Das Mädchen fuhr auf, ſah den Jüngling ſchmerzvoll an und verſchwand in dem Nebenzimmer, der Vater aber erhob ſich, mühſam nach Faſſung ringend: „Erfahret, Monſieur König, daß ich von der Compagnie und von dieſer Garniſon auf längere Zeit ſcheide. Ich bin zum Werbeofficier für das Regiment beſtimmt und ſoll nach Oſtfriesland abgehen. Mancher hält ſolches Commando für eine Gunſt, und auch vom Stabe wird gratulirt, weil mir dadurch Gelegenheit geboten ſei den Major zu verdienen; ich aber hatte bis daher geglaubt, daß redlicher Dienſt im Regiment mich ſolcher Ehre würdig machen könne, denn ich weiß, daß ich zum Marchandiren und Beſchwindeln nicht paſſe, und mir iſt, als wäre ich zu einer Kugel verurtheilt."

Auguſt dachte wohl, daß ſein geradliniger Hauptmann guten Grund hatte, das Amt eines Werbeofficiers zu ſcheuen. Nur übermüthigen Geſellen, die nicht durch große Gewiſſenhaftigkeit beläſtigt wurden, war dies Commando willkommen, es bot Gelegenheit zu flottem Leben in der Fremde und zu allerlei Nebenverdienſt, auch Abenteuer fehlten nicht, die zuweilen gefahrvoll wurden. Und in tiefem Mitgefühl frug der Jüngling, alle Vorſicht vergeſſend: „Wie aber wird es mit der Demoiſelle Tochter werden?" Da ballte ſich die Hand des Hauptmanns auf dem Tiſch und er ſagte in grimmiger Rathloſigkeit: „Das weiß Gott allein."

4.

Alles verwandelt.

Auguſt wanderte zu Fuß der Heimat zu. Er hatte die Garniſon in heller Freude verlaſſen, eine Strecke begleitet von dem Secondelieutenant. Als dieſer beim Abſchiede traurig ſagte: „Du biſt glücklich, Bruder, daß du Eltern haſt, die ſich auf dich freuen. Eine Waiſe wie ich hat keine andere Heimat als bei der Fahne.“ Da empfand Auguſt mitleidig, wie groß das Unglück des Kameraden war, aber ihm ſelbſt ſchwand nach dieſen Worten plötzlich die frohe Zuverſicht. Auch als er weiter zog über die braune Haide, in dürftigem Nadelwald und durch armſelige Dörfer, blieb ihm eine Bangigkeit, über die er ſich ſelbſt wunderte. Oft hatte ihn der harte Dienſt und das knappe Leben bedrückt, jetzt, wo er ſich in größerem Wohlſtand bei ſeinen Angehörigen zwanglos tummeln wollte, kam ihm vor, als trenne er ſich von Glück und Hoffnung. Sein ehrlicher Hauptmann wollte ihm nicht aus dem Sinn, auch an die arme Friederike mußte er denken, wie ſie die Trennung vom Vater ertragen werde, und vergebens mühte er ſich die Gedanken nach vorwärts zu richten und die Freuden des Wiederſehens auszumalen. Als er an einem ſonnigen Sommerabend das erſte ſächſiſche Dorf erreichte, ſchallte ihm aus dem Wirthshaus Tanzmuſik entgegen. Selbſt dieſer luſtige Gruß, den das Vaterland bot, nahm ihm die Beklemmung nicht von der Bruſt; er frug haſtig die Wirthin, ob kein Wagen vom Gute der Eltern ihn erwarte. Es war keiner da, und doch wußten ſie zu Hauſe den Tag ſeiner Ankunft. Die Wirthin ſah ihn ſo ſeltſam an, als er ſeinen Namen nannte: „Es iſt dort großes Feuer geweſen," ſagte ſie, „der Gutshof iſt abgebrannt."

Das alſo war es, was er ahnend voraus empfunden, und ihm kam vor, als ſei dies das Aergſte noch nicht, was er erfahren ſolle. Nach kurzer Raſt brach er auf und ging im Mondenlicht weiter. Er kam in die Gutsflur, er ſah die Brandſtätte, aus welcher noch weiße Rauchwolken aufſtiegen, vor ſich. Das alte Wohnhaus wenigſtens war erhalten, denn dort bewegten ſich Lichter, aber Niemand empfing ihn; er ſchritt durch die leere Wohnſtube, riß die nächſte Thür auf und ſah ſeine Mutter und den Bruder regungslos an einem Bett ſitzen und darauf ſeinen Vater ausgeſtreckt, regungslos und tot. Da warf er ſich am Lager nieder und merkte in ſeinem heißen Schmerze nicht, daß die Mutter und der Bruder neben ihm niederknieten und ihn mit ihren Armen umſchlangen.

Das Feuer war bei Nacht in den Wirthſchaftsgebäuden ausgebrochen, der Hofherr hatte ſich übermäßig angeſtrengt das Vieh zu retten, den Tag darauf war er, vom Herzſchlage getroffen, dahin geſunken.

Nach den Tagen dumpfen Schmerzes ſaßen drei Unglückliche zuſammen und frugen, wie ſie das Leben fortan ertragen ſollten. Der Tod eines guten und kräftigen Mannes, ſowie der Verluſt, welcher vorausgegangen war, hatten der Familie faſt Alles unſicher gemacht; der Wohlſtand war in geldarmer Zeit tief erſchüttert, die Gebäude wieder aufzubauen, den Verluſt an Vieh und Geräth zu erſetzen, die Wirthſchaft fortzuführen erwies ſich als ſchwer, und obgleich die gute Großmutter in der Stadt bereit war nach Kräften auszuhelfen, ſo wurde doch der Beiſtand eines zuverläſſigen Rathgebers unentbehrlich. Auch für die Söhne mußte ein Vormund beſtellt, und ſein Rath über die Zukunft der Jünglinge eingeholt werden. Nächſter Verwandter der Mutter war Herr von Micken, der in der Nähe ein Rittergut beſaß und für einen erfahrenen Geſchäftsmann gehalten wurde. Der Mutter galt ſeine Wahl als ſelbſtverſtändlich; zwar erhob Fritz beſcheiden den Einwand, daß der Vater von der geſchäftlichen Umſicht des Herrn Vetters nicht immer eine gute Meinung gehabt habe, aber der Mutter blieb der Gedanke unerträglich, einem Anderen Einblick und Verfügung in ihren Angelegenheiten zu geſtatten.

Herr von Mikan, ein kleiner gewandter Mann von höflichem und aufgewecktem Weſen, hatte früher ſorglos gelebt und dem Hofe als Kammerjunker ſeine Dienſte gewidmet, ſich aber zu rechter Zeit, bevor ſein väterliches Erbe verthan war, auf das Gut zurückgezogen; er hatte am Hofe noch immer gute Verbindungen, und war Vertreter des benachbarten Landadels bei Staatsactionen und feierlichen Anreden. Der Herr erklärte ſich bereit die Vormundſchaft zu übernehmen und gab verſtändigen Rath in ſo einnehmender Weiſe, daß auch Fritz nichts dagegen einzuwenden wußte. Es wurde beſchloſſen, daß der ältere Sohn nach Leipzig zurückkehren ſolle, ſeine Studien zu beenden, der jüngere aber während des Urlaubs als Beiſtand der Mutter zurückbleiben. Beim Abſchiede ſagte Fritz dem Bruder: „Wir ſind im Wohlſtande aufgewachſen und vielleicht in Manchem verwöhnt. Mir ahnt, daß wir beide einmal in die Lage kommen werden, auf das angewieſen zu ſein, was wir ſelbſt verdienen. Laß uns immer daran denken.“

Für Madame König war in ihrer Trauer der einzige Troſt, daß ſie ſich auf ihren Liebling ſtützen konnte, und daß dieſer im Hofe und unter den Bauleuten mit einer Umſicht und Sicherheit gebot, welche weit über ſeine Jahre gingen. Als aber der Urlaub dem Ende nahte, beſtand die Mutter leidenſchaftlich darauf, daß Auguſt ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Dienſt fordere, weil er ihr unentbehrlich ſei. Der Sohn widerſprach ehrerbietig, doch auch der Vormund ſtellte ſich auf Seite der Mutter und rieth: „Dem ſchriftlichen Geſuch an die Compagnie muß der Form wegen ein ärztliches Zeugniß beigelegt werden, welches den Geſundheitszuſtand meines Herrn Neffen als ungenügend darſtellt, denn auf die Aenderung der Familienverhältniſſe würde bei einem Ausländer keine Rückſicht genommen werden.“ Das Zeugniß eines gefälligen Arztes wurde leicht beſchafft und ging mit dem Abſchiedsgeſuch an den neuen Hauptmann der Compagnie. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte Auguſt dem Major Vogt geſchrieben, aber er hatte auf dieſen Brief keine Antwort erhalten und ſpäter zufällig erfahren, daß der Major gar nicht beim Regiment ſtehe, ſondern weit hinaus an die holländiſche Grenze commandirt ſei.

Auf die Eingabe erfolgte in kürzeſter Zeit eine höfliche Antwort des frühern Premierlieutenants von Klotzing, welcher jetzt die Compagnie als Hauptmann führte, daß die Aushändigung des Entlaſſungsſcheins nur erfolgen könne, wenn Monſieur König ſie perſönlich in Empfang nehme; es ſei deshalb eine Rückkehr in die Garniſon und vielleicht eine Reiſe ins Stabsquartier nothwendig.

Mit ſchwerem Herzen machte ſich Auguſt auf den Weg. Widerwillig hatte er den Thränen der Mutter und dem Drängen des Vormundes nachgegeben, jetzt erſchien ihm die Sache nicht ſo leicht, als der Vetter ſie dargeſtellt, und bei ſeiner Ankunft in der Garniſon war ihm zu Muthe wie einem Verbrecher, der vor ſeinen Richter treten ſoll.

Und ſo war auch der Empfang, der ihm zu Theil wurde. Der Hauptmann begrüßte ſeinen Freicorporal mit den Worten: „Es iſt mir lieb, Monſieur, daß ich euch hier habe,“ holte von dem Actenbret das ärztliche Zeugniß, welches dem Geſuch beigelegt war, zerriß das Papier und warf es vor Auguſt's Füße. „Wie konntet ihr euch unterſtehen, mir mit ſolchen elenden Flauſen zu kommen? Ihr habt euch mit Worten vor des Königs Majeſtät und durch Revers gegen das Regiment verpflichtet, in preußiſchem Dienſte zu bleiben, und ſeid deshalb zur Fahne avancirt. Wenn ihr meint, daß es noch in eurem Belieben ſteht, zu bleiben oder zu gehen, ſo will ich euch lehren euer gegebenes Wort zu halten. Geht zur Stelle in euer Quartier und tretet morgen bei der Compagnie an." Und als Auguſt Vorſtellungen erheben wollte, rief er mit einem Fluche: „Hinaus! ich werde euch eure ſächſiſchen Mucken vertreiben." Der Corporal trat bleich von mühſam bekämpftem Zorn auf die Straße, als ein Gefangener, der in ſeinen Kerker geſchickt wird. Leider war der erwähnte Revers vorhanden; der junge Corporal hatte ihn nach der erſten gnädigen Anrede des Königs unterſchrieben, als eine bloße Förmlichkeit, die bei jedem Fremden, der in die preußiſche Armee trat, gebräuchlich war. Jetzt wurde die Unterſchrift zu einem furchtbaren Gebot für die Tage ſeiner Zukunft. Als er in ſein Quartier kam, vernahm er noch in Betäubung den warmen Gruß und die tröſtende Zuſprache ſeiner alten Unterofficiere. Den ganzen Tag ſaß er wie erſtarrt. Er mußte unaufhörlich an das Leid der Mutter denken, und was ihn am tiefſten demüthigte, er war mit ſich ſelbſt unzufrieden, denn er hatte dem Hauptmann ein Recht gegeben ihn rauh zu behandeln. Aber er war auch lang genug Soldat geweſen, um ſich einem übermächtigen Zwange zu fügen. Deshalb trat er nach einer ſchlafloſen Nacht am nächſten Tage vor den Hauptmann und begann ehrerbietig: „Ich bitte den Herrn Capitän mein Verſprechen anzunehmen, daß ich mir im Dienſt redlich Mühe geben und Seiner Majeſtät als honneter Soldat meine Treue erweiſen werde, ſolange höchſter Wille mich an der Fahne feſthält. Vielleicht gewährt der Herr Capitän ſpäterhin einem Geſuch um den Abſchied ſein geneigtes Fürwort, wenn derſelbe im Laufe der Zeit die Ueberzeugung gewinnen ſollte, daß ich ſeiner Theilnahme nicht unwürdig bin." Der Hauptmann aber verſetzte darauf mit finſterer Miene: „Wer mit dem Gedanken umgeht, den Dienſt zu verlaſſen, der iſt in der Compagnie wenig nütze, und ich ſage euch deshalb gerade heraus, daß ich weder jetzt, noch in der nächſten Zukunft eure Entlaſſung favoriſiren werde. Erweiſt ihr euch als widerſpenſtig und unbrauchbar, ſo ſoll euch hier bei uns der Teufel holen; und ſeid ihr eifrig, wie ihr mir verſprochen habt, ſo kann euch die Compagnie jetzt weniger entbehren als früher, da ihr die Leute und die Umgegend kennt.“

Unter ſo trüben Ausſichten begann Auguſt wieder den täglichen Dienſt. Von den Officieren war ſein Freund Bröſicke als Premierlieutenant zu einer andern Compagnie verſetzt, mit den neuen Lieutenants, welche ihn kalt und abgeneigt betrachteten, kam er in kein gutes Verhältniß. Er erfuhr, daß Major Vogt vom Könige geadelt worden, wie bei höheren Officieren Brauch war, und daß er immer noch auf Commando abweſend ſei.

Was den Corporal ein wenig mit ſeinem Schickſal verſöhnte, war die franzöſiſche Stunde. Mit zierlichen Worten und mit aufrichtiger Freude hatte ihn Monſieur Roncourt begrüßt, und bald plauderte der Alte wieder von dem früheren Capitän und von ſeiner lieben Demoiſelle. Das Mädchen lebte noch eingezogener als ſonſt, und wie der Franzoſe verſicherte, waren er ſelbſt und der Stieglitz die einzigen männlichen Charaktere, mit denen ſie verkehrte. Es dauerte lange, ehe der Jüngling ihr begegnete, obgleich er immer bei ihrer Wohnung vorüberging, ſo oft er die Wache viſitirte. Als er ſie endlich einmal auf der anderen Seite der Straße erblickte, eilte er mit beflügeltem Schritt auf ſie zu, und erſt als er ihr nahe gekommen war, fiel ihm ſein Verſprechen ein, erröthend hielt er mitten auf der Gaſſe an und nahm den Hut ab wie vor einer Dame vom höchſten Stande. Mit Erröthen und tiefer Verneigung dankte auch ſie, und der theilnehmende Ernſt, mit welchem ſie auf ihn ſah, gab ihm die Ueberzeugung, daß ſie an ſeinem Schickſal Antheil nehme. Dabei blieb es freilich zwiſchen Beiden, er grüßte, ſie dankte, und Monſieur Roncourt trug, ohne es zu wiſſen, Botſchaft hin und her.

Aber auch über dieſes Verhältniß warf das Schickſal einen Trauerflor. Als Roncourt einſt bei ſeinem Schüler eintrat, zog er ſein Taſchentuch und begann feierlich: „Monſieur König, ich kann heut nicht das Vergnügen Ihrer Converſation genießen, weil mir das Gemüth zu ſehr bewegt iſt. Ich habe ſoeben die Verzweiflung der Demoiſelle Friederike angeſehen; ihr Vater iſt in Friesland bei ſeinem Werbegeſchäft von einem rachſüchtigen Deſerteur, der ihn hinter der Verkleidung entdeckte, erſchoſſen worden.“

Auch dem Jüngling brachen die Thränen aus den Augen, ihm fiel die letzte Stunde ein, in der er ſeinen alten Hauptmann geſprochen hatte, und daß dieſer Tod dem Mädchen alle Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft zerſtörte. Die beiden Vertrauten ſaßen kummervoll einander gegenüber, bis der Jüngere rief: „Was wird die Demoiſelle jetzt beginnen?“

„Das iſt mein größter Gram,“ antwortete Roncourt wieder nach dem Tuche greifend, „ſie kann ſich hier nicht allein erhalten, obgleich ſie im Nähen geſchickt iſt und von den Kaufmannsfrauen zuweilen Arbeit erhält. Bis jetzt hat ihr der Vater jeden Monat einen Theil ſeines Soldes auszahlen laſſen. Ach, Monſieur, es wäre mir eine Freude und Ehre, könnte ich ihr einiges von meinem Stundengelde, das ich nebenbei verdiene, zugehen laſſen. Aber ſie würde es in keinem Falle annehmen, und wenn ſie verhungern ſollte, denn darin hat ſie den Stolz ihres Vaters.“

„Man müßte etwas erfinden, was ihr die Annahme möglich macht,“ rief Auguſt.

„Das wäre gut,“ ſagte der Franzoſe, „aber was?“

Der Jüngling überlegte: „Wollen Sie verſprechen, mich niemals zu verrathen, ſo würde auch ich unſerem guten Hauptmann zu Liebe gern etwas beitragen. Sie wiſſen, daß ich ſeiner Güte viel verdanke, und daß ich von Hauſe weit größeren Zuſchuß habe, als ich bedarf.“ Das Letzte war eine fromme Lüge.

Roncourt ſchüttelte den Kopf: „Wenn ich als alter Knabe eine Wenigkeit für das Kind meines ſeligen Capitäns abgebe, ſo iſt das in der Ordnung; Sie aber ſind ein junger Herr und ich weiß nicht, ob ich im Intereſſe der Demoiſelle Ihr gutherziges Erbieten annehmen darf.“

„Machen Sie ſich das nicht ſchwer,“ überredete Auguſt, „ich gebe nicht dem fremden Mädchen das Geld, ſondern wenn Sie erlauben, Ihnen. Das Honorar, welches Sie ſeither von mir anzunehmen die Güte hatten, war viel zu niedrig. Sie geſtatten mir, daß ich es erhöhe. Wie Sie es verwenden, iſt Ihre Sache und geht mich nichts an.“

„Das iſt ein Vorſchlag,“ ſagte der Franzoſe immer noch bedenklich. Doch Auguſt fuhr eifrig fort: „Gegen das Fräulein geben Sie vor, daß ein alter Kamerad des Vaters brieflich bei Ihnen angefragt habe, an wen er von jetzt die monatlichen Abzahlungen einer alten Ehrenſchuld, die er ſeither dem Hauptmann zugeſandt, adreſſiren ſolle.“

„So kann es gehen,“ ſtimmte der Alte bei, „erfinden Sie noch den Namen und den Ort.“

„Beides will der Schuldner geheim halten, und ſich nur Ihnen anvertrauen,“ belehrte der begeiſterte Dichter. „Vielleicht hatte der Schuldner einen Kaſſendefect begangen und iſt durch die Hilfe des Hauptmanns vor der Verzweiflung gerettet worden.“

„Sie ſind ein Diplomat und voll von Einfällen,“ antwortete Roncourt mit Bewunderung. Auf dieſe Verabredung gaben die Beiden einander die Hand.

Für den Jüngling begann eine Zeit unerhörter Wirthſchaftlichkeit. Der kleine Zuſchuß, welchen er ſeit dem Tode des Vaters noch erhielt, wurde von jetzt jeden Monat dem Franzoſen gezahlt und der Freicorporal ſah ſich auf ſeinen Sold beſchränkt. Es war eine ſchwere Zumuthung, die er ſich geſtellt hatte, aber er ſetzte ſeinen Willen ſiegreich durch, ſtrich unbarmherzig jede Ausgabe, die er irgend vermeiden konnte, und erfocht in der Stille viele kleine Triumphe über die eigene Begehrlichkeit. Als Knabe hatte er gut verſtanden, ſich Genüſſe zu erſchmeicheln, jetzt zwang ihn ein wunderliches Verhältniß, ſich unabläſſig Entbehrungen aufzulegen. Doch die größte Entbehrung entſtand ihm dadurch, daß er ſich ſelbſt eine neue Schranke errichtet hatte, welche ihn von näherer Bekanntſchaft mit dem Mädchen ſchied. Denn er mußte jetzt nicht nur den Willen eines Verſtorbenen ehren, ſondern auch ſein eigenes gutes Werk. Eins freilich war durchaus nicht zu vermeiden. Er ſah die Demoiſelle fortan öfter, wenn auch nur von weitem. Denn ſo oft er der Verſuchung entgehen wollte, mit ſeinen Kameraden einige Groſchen im Wirthshaus auszugeben, brachte er die Zeit damit zu, daß er ſpazieren ging. Auf ſolchen Gängen kam er an ihrem Hauſe vorüber. Als er ſie zum erſten Male nach dem Tode ihres Vaters in Trauerkleidern am Fenſter ſitzen ſah, blieb er ſtehen, ſie aber öffnete das Fenſter. Da reichte er ihr ſeine Hand hinein, ſie hielt die Hand feſt und weinte, und er ſagte: „Auch ich habe meinen Vater verloren.“ Das war Alles, und dagegen hätte auch der Hauptmann nichts einwenden können. Wenn der Jüngling ſeitdem um dieſe Stunde vorüberkam, fand er das Mädchen faſt immer hinter den Scheiben bei der Nähterei ſitzen. War das Wetter leidlich, dann hing der Vogel im Bauer vor dem Fenſter, ſo daß Auguſt zuletzt muthmaßte, ſie habe ihn als Geber erkannt. Am Sonntag aber fand er ſie regelmäßig in der Kirche, denn auch dieſe ehrwürdige Stätte beſuchte er jetzt fleißiger als ſonſt. Sie mußte bei ihm vorüber, wenn ſie eintrat und hinausging, und er beobachtete während des Gottesdienſtes ſcharf ihre Andacht, nicht gerade zum Vortheil der ſeinen. Ja, zu der Neigung des ſtillen Liebhabers kam ihm etwas von der zärtlichen Sorgfalt eines Vaters. Er fing an ſich um ihre Kleidung zu kümmern, und wie er merkte, daß ihr ein warmer Wintermantel fehle, hatte er an jedem kalten Tage bitteren Verdruß. Als ihm gegen Weihnacht der Fuhrmann von Frankfurt an der Oder die Kiſte heranfuhr, welche die Mutter gefüllt hatte, da lud er am Abend vor dem Feſt den alten Franzoſen zu Gaſte und widmete dieſem das geſammte anmuthige Beiwerk: ein großes Marzipanherz, Aepfel und Nüſſe. Und Rencourt empfing die Sachen ſo vergnügt, daß Auguſt nicht im Zweifel blieb, wohin der Alte ſie tragen würde.

Für die Armee kam ein unruhiges Jahr; der König hatte geboten alle Landeskinder in Dorf und Stadt, welche nach Stand und Beſchäftigung dienſtpflichtig waren, aufzuzeichnen. Jeder von dieſen erhielt eine rothe Halsbinde, die er fortan zu tragen hatte, und jedem Regiment wurde eine Anzahl dieſer Aufgezeichneten überwieſen, in der Regel die Leute aus der Umgegend ſeiner Garniſonen. Da nun die Bezirke nicht ſofort abgegrenzt wurden, gab es Eiferſucht zwiſchen den Regimentern, Streit mit den Ortsbehörden und Kampf gegen die Widerſetzlichkeit der einzelnen Leute, und darum, was den Compagnien am läſtigſten war, eine endloſe Schreiberei. Niemals zu irgend einer Friedenszeit war das Heer in ſolcher Schreiberthätigkeit geweſen, und niemals hatten die Hauptleute ſo zornig mit Redensarten um ſich geworfen, die in der Bibel nicht zu finden ſind.

Auch der Corporal hielt in dieſem Jahr weniger die Fahne in der Hand als die Feder, und er büßte für ſeine kurſächſiſche Bildung dadurch, daß er in ſeiner Compagnie einen großen Theil der Schreiberei beſorgen mußte.

So verging der Winter und das Frühjahr, das Regiment wurde diesmal nicht zur Revue gezogen und Auguſt fand keine Gelegenheit ſeine Entlaſſung zu betreiben. Er ſelbſt war in dem Einerlei des Dienſtes ſtill und ernſt geworden, ein feſter Soldat, der gelernt hatte harter Pflicht zu gehorchen, und er fühlte die Oede ſeines Daſeins faſt nur an den Tagen, wo er einen Brief der Mutter erhielt oder einen des Bruders, der in ſeiner glücklichen Freiheit ihm jetzt oft ſchrieb und zu geduldigem Ausharren mahnte. Ach, die Nachrichten aus der Heimat machten das Herz nicht leichter, die Mutter oft krank, dazu Geldſorgen und Gutsärger; auch von Dorchen vernahm man wenig, ſie aß auf ihren Silbertellern in der Einſamkeit, die Couſine war immer noch leidend; und was am meiſten zu denken gab, Frau von Borsdorf ſah bekümmert aus und hatte nur einmal verlauten laſſen, daß Jeſuiten in dem Schloſſe aus- und eingingen.

Auguſt wußte, daß der Hauptmann ihn nicht leiden mochte und fortwährend mit Mißtrauen betrachtete, obgleich ſeine Hilfe in dieſer Zeit werthvoll war; deshalb erwartete er auch nichts Gutes, als er an einem Morgen mit ungewöhnlicher Höflichkeit angeredet wurde: „Monſieur König, ihr ſollt mir und der Compagnie einen Dienſt leiſten und für einige Wochen auf Commando gehen. Ihr habt unſere Erſatzleute, welche hie und da in der Neumark wohnen, aufzuſuchen und mit Päſſen zu verſehen, neue Burſchen einzuſchreiben und euch nach verlorenen Leuten zu erkundigen. Betrachtet dies Commando als einen Beweis meines Vertrauens; bin ich in dieſer Sache mit euch zufrieden, ſo will ich ſehen, wie weit ich euren Wünſchen entgegenkommen kann.“ Seit lange war unter den Officieren von dieſem läſtigen Auftrage die Rede geweſen, der nicht dem Fahnencorporal zukam, ſondern dem Premierlieutenant. Da der Corporal ſchweigend in ſtraffer Haltung ſtand, frug der Vorgeſetzte: „Nun, habt ihr etwas zu bemerken?“

„Ich ſtehe zu Befehl.“

„Ihr nehmt einen unſerer Leute mit, der zuverläſſig und in der Gegend gut bekannt iſt, ihr mögt ihn auswählen.“

„Ich bitte den Herrn Capitän ſelbſt den Mann zu beſtimmen,“ verſetzte der Corporal.

Das war dem Hauptmann unlieb, weil er die Verantwortung für den Mann gern dem Untergebenen zugeſchoben hätte, doch ſagte er nach einigem Nachdenken: „Nehmt den Böttcher. Er ſoll nur das Seitengewehr tragen, damit er vor den Leuten für einen Beurlaubten gelten kann. Ihr geht noch heut ab.“

Böttcher war ein Landeskind aus der Neumark, er hatte ſich nach abenteuerlichem Leben vor mehren Jahren freiwillig anwerben laſſen und ſtand als verwegener Geſell und Spaßmacher der Compagnie bei dem Hauptmann in Gunſt, obwohl ſein Rücken mehr als einmal mit den Spießruthen Bekanntſchaft gemacht hatte. Auguſt fand bald Grund ſich zu der Wahl Glück zu wünſchen, denn Böttcher erwies ſich als ein Schlaukopf, welcher den unangenehmen Theil des Geſchäftes mit Behagen auf ſich nahm.

„Herr Freicorporal," ſagte er auf dem Wege, „die Bauern und auch die Schulzen ſind wegen der rothen Halsbinden ängſtlich und widerbellig und werden Ihnen die Leute vertuſchen. Verrathen Sie nichts von unſerem Commando, wenn wir an einen Ort kommen; ich werde thun, als ob ich auf Urlaub gehe und nur zufällig mit Ihnen zuſammengetroffen bin, und ich werde vorher ſpioniren." Das that der Schelm, in jeder Dorfſchenke erzählte er den Anweſenden Schnurren, gab vor, daß er aus der Umgegend ſtamme, und erkundigte ſich mit erlogener Theilnahme nach ſeinen alten Bekannten, den jungen Burſchen, deren Namen in der Liſte ſtanden oder die er im Nachbardorfe erkundet hatte. Waren die Leute ermittelt, ſo führte er ſeinen Corporal zu ihnen, damit dieſer den Paß einhändige, durch welchen ſie für Zugehörige der Compagnie erklärt wurden. Dabei verlief kein Tag ohne ärgerliche Abenteuer. Gleich im Anfange, als ſie das Haus eines Tagelöhners betraten, welcher drei Söhne hatte, verweigerten der Vater und die Söhne trotzig die Päſſe anzunehmen, und als endlich ernſte Vorſtellungen und Drohungen die Familie erſchreckt hatten, begann ein herzzerreißendes Wehklagen und Schluchzen und die Braut des älteſten Sohnes umklammerte die Füße des Corporals, ſo daß dieſer Mühe hatte, die Faſſung zu bewahren, und tröſtend verſprach, wie er ſich bemühen wolle, dem Bräutigam eine Heiratsbewilligung vom Hauptmann auszuwirken und auf Grund derſelben Befreiung vom Dienſte. Ein andrer Burſch wies den Paß zurück, weil er bereits bei einem benachbarten Regiment eingeſchrieben ſei, und Auguſt ſtieß feindlich mit einem Major dieſes Regiments zuſammen, welcher ihn heftig bedräute, weil er einen Mann ſeiner Rolle wegnehmen wolle, und ihm ſelbſt in Ausſicht ſtellte, daß er ihn geſchloſſen zu ſeinem Regiment zurückſchicken werde. Aber der Corporal ließ ſich nicht beirren und drohte wieder: „Wenn der Herr Oberſtwachtmeiſter glauben hierzu berechtigt zu ſein, ſo muß ich es mir gefallen laſſen, ich weiß aber, daß mich Seine Hoheit der Markgraf kräftig vertheidigen wird, da ich nur nach der Ordre meiner Vorgeſetzten gehandelt habe.“ Darauf wurde der Major ſanftmüthiger und verglich ſich zuletzt mit dem Corporal, daß der Fall höchſter Entſcheidung vorgelegt werden ſolle. Wieder ein anderer Eingeſchriebener hatte durch den Officier eines anderen Regiments bereits die Erlaubniß zur Verheiratung erhalten, und der Corporal mußte bei dem Ortspfarrer im Namen ſeines Regiments gegen die Heirat Einſpruch thun. Auch der alte würdige Geiſtliche weigerte ſich dieſen Proteſt anzunehmen, bis Auguſt ihm erklärte: „Ich ſtehe hier, um dem Befehl des Königs Gehorſam zu verſchaffen; wollen Euer Ehrwürden dieſem Befehl widerſtehen, ſo thun Sie es auf Ihre Gefahr, ich aber verlaſſe Ihr Haus nicht, bis Sie mir einen Empfangsſchein über den eingelegten Proteſt gegeben haben.“ Da klagte der Pfarrer bekümmert: „Solange ich lebe, iſt mir keine ſolche Zumuthung von einem Unterofficier geſtellt worden,“ aber er ſchrieb den Schein. Auch die verlorenen Leute des Regiments machten Mühe; der Eine war vom Urlaub nicht zurückgekehrt, ſondern hatte, um Handgeld zu erhalten, ſich bei einem Garniſonbataillon anwerben laſſen und mußte nach langem Hin- und Herreden aus dem Gliede herausgeholt werden; ein Anderer hütete in der Montur eines benachbarten Regiments die Schafe und gab ſich für einen Beurlaubten aus, es erwies ſich aber, daß er den Rock nur gekauft hatte, um ſich dem Dienſte der Compagnie zu entziehen.

In dieſer ungemüthlichen Beſchäftigung durchzog der Corporal mit ſeinem Begleiter mehre Wochen die Landſchaft. Sein Auftrag war beinahe zu Ende geführt und er ſaß müde in der

Schenke eines Grenzorts an der Warthe, da meldete Böttcher: „Es iſt ein Flüchtling aus Polen draußen, ein Deutſcher dort hinten von der Weichſel her, er iſt groß und hat leere Taſchen. Wollen Sie ihn frei halten, ſo werbe ich ihn an.“

„Bring ihn her,“ gebot Auguſt.

Ein kräftiger Geſell mit geſcheidtem Geſichte trat ein, grüßte höflich und wurde auf freundliche Einladung zu Speiſe und Trank bald zutraulich. Als Böttcher ihm mit Trinken zuſetzte, ohne ſich dabei ſelbſt zu vergeſſen, lachte der Flüchtling: „Ein williger Gaul bedarf nicht der Peitſche; ich merke, die Herren gehen darauf aus, mich anzuwerben.“

„Nur wenn ihr bei nüchternem Muthe ſelbſt wollt,“ antwortete Auguſt, „ich bin nicht hier Fremde zu verlocken, und bot euch an unſer Gaſt zu werden, weil ich hörte, daß ihr ein Deutſcher und ein armer Flüchtling ſeid. Trinkt ruhig, ich verſpreche, es ſoll euch zu Nichts verpflichten.“

Der Fremde ſah ihn dankbar an: „Wenn mir auf dem Wege der Zorn über die Polacken in den Kopf ſtieg, habe ich zuweilen daran gedacht, bei den Preußen in des Königs Rock zu fahren, es wäre mir eine Freude die drüben einmal auszuhauen. Und ich habe als Gerbergeſelle ſonſt hier wenig Ausſicht, weil das Thorner Handwerk mit den deutſchen Zünften nicht in Bruderſchaft ſteht.“

Mit einem neuen Intereſſe frug Auguſt: „Wenn ihr in Thorn zünftiger Geſell wart, was hat euch fortgetrieben? Erzählt, wenn ihr keinen Grund habt es geheim zu halten.“

„Es wird laut genug, die Steine ſchreien davon,“ verſetzte der Thorner mit zornigem Blick. „Ihr habt gehört, daß wir Bürgerſöhne mit den polniſchen Studenten Krakehl hatten.“

„Es war etwas davon in der Zeitung zu leſen,“ ſagte der Corporal, „doch haben wir nicht viel darauf gegeben.“

„Bei uns aber wird's, wie ich fürchte, Mancher theuer bezahlen,“ ſagte der Gaſt. „Wißt, die Polen haben die Schule von St. Johann in Thorn zu einem Jeſuitercollegium gemacht, darin liegt eine übermüthige und liederliche Bande von adeligen Polen, welche mit ihren Säbeln in der Stadt herumfegt und uns Bürgerkindern ſpinnefeind iſt, weil wir nicht ihren Glauben haben und ihr trunkenes Geſchrei nicht ruhig ertragen. In dieſem Sommer hatten die Nonnen in unſerer Neuſtadt eine große Proceſſion angeſtellt und die jeſuitiſchen Studenten mit ihren Säbeln waren auch dabei, wir aber, Geſellen und Kinder, ſtanden außerhalb des Kirchhofs und ſahen dem Spectakel zu. Als die Proceſſion bei uns vorbeikam, nahmen die Meiſten von uns um des lieben Friedens willen die Mützen ab, die Polniſchen aber ſprangen auf uns zu und ſchrien, wir ſollten niederknien, und da wir widerſtanden, zogen die böſen Buben ihre Säbel und hieben auf uns ein. Ich ſelber erhielt einen Schlitz am Ohr," — er wies die Narbe — „ſo daß wir zornig wurden und die jungen Jeſuiter zurückſchlugen. Alsbald rotteten ſie ſich zuſammen, liefen brüllend mit geſchwungenen Säbeln durch die Gaſſen und fielen jeden Deutſchen von unſerem Glauben gewaltthätig an, bis Herr Conſul Roesner einen von ihnen einſtecken ließ. Da wichen ſie zurück, kamen aber bald mit neuer Furie aus ihrem Collegium hervor, zogen einen armen Studenten der deutſchen Stadtſchule aus dem Hausflur, in dem er ruhig ſtand, ſchleppten ihn gefangen in ihr Collegium, und brüllten und raſten auf's Neue durch die Gaſſen. Endlich riß uns jungen Burſchen die Geduld, mancher war wie ich verwundet, auch wir liefen zu Haufen und drängten ſie nach ihrer Schule zurück. Weil ſie aber aus den Fenſtern mit Steinen gegen uns warfen und mit Gewehren ſchoſſen, wurde das Volk wüthend, drang in das Collegium ein, zerſchlug das Holzwerk von ihren Tiſchen und Bänken und verbrannte dies am Johanniskirchhofe in einem großen Feuer. Man ſagt bei uns, daß vor langer Zeit an derſelben Stelle die Pfaffen Dr. Luther's Bücher verbrannt haben. Die geſammte Bürgerſchaft trat bewaffnet zuſammen, mit Mühe gelang es den Herren Bürgermeiſtern den Lärm zu ſtillen.

Am anderen Morgen hießen wir Deutſche die Tumultuanten, die Thore blieben geſchloſſen und vom Rath wurde nach uns geſucht. Ich hatte mich verſteckt, wo mich Niemand fand. Und die Sache ſchien zu Ende. Jetzt aber im September kam unverſehens von Krakau eine polniſche Commiſſion mit wildem Kriegsvolk in die Stadt gezogen, und es begann ein Nachforſchen und Verhören, ſo feindſelig und mit ſo grauſamer Bedrohung, daß Jedermann das Aergſte zu befürchten hatte, ja ſogar unſere beiden Herren Bürgermeiſter wurden angefahren und wie Miſſethäter verhört. Da ſagte mein alter Vater: Mach dich fort, denn jetzt naht der Tag, welcher prophezeit iſt, wo es heißen wird: das deutſche Thorn geht an die Polen verloren. Sieh zu, daß du dich ins Preußiſche durchſchlägſt, denn nur von dort kann uns Hilfe kommen. — Ich entwich bei Nacht über die Stadtmauer und hatte meine Noth, bis ich über die Grenze gelangte.“

„Hier ſeid ihr unter Landsleuten und in Sicherheit,“ tröſtete Auguſt. „Habt ihr in Thorn zufällig ein deutſches Fräulein geſehen, welches bei euren Bürgermeiſtern aus- und eingeht und auf einem polniſchen Schloſſe wohnt?“ — er nannte den Namen.

„Das Fräulein kenne ich nicht, das Schloß aber gehört dem Woywoden, der einer der ſchlimmſten Wütheriche gegen die Deutſchen iſt.“

Das alſo war das Glück des armen Dorchens unter Jeſuiten und polniſchem Adel! Der Corporal wurde einſilbig und überließ es ſeinem Beiſtand Böttcher den Gaſt zu unterhalten. Die Beiden ſprachen leiſe mit einander, endlich begann Böttcher: „Der Thorner will ſich bei unſrer Compagnie anwerben laſſen, wenn er ein ordentliches Handgeld bekommt.“

„Wollt ihr mit eurem guten Willen zu uns, ſo ſeid ihr mir willkommen,“ ſagte Auguſt erfreut, beredete mit dem Manne die Werbung und trank ihm darauf zu.

Der Thorner ging am nächſten Morgen mit Paß und

Brief an den Hauptmann zur Garniſon ab; der Corporal aber ſetzte ſeinen Weg fort, durchſuchte die letzten Dörfer und dachte vergnügt, daß ihm die ſaure Arbeit wohlgelungen ſei. Am Nachmittage führte Böttcher auf dem Fußwege, der längs der Warthe hinlief, zu einer Stelle, wo dicht am Waſſer einige Erlen ſtanden und daran eine rohe Holzbank. „Hier iſt eine Ueberfahrt," ſagte Böttcher, „und hier liegt der Kahn, auf dem der Pole herübergekommen iſt, eine Stunde auf und ab iſt dies der einzige Kahn. Warten Sie ein wenig, Herr Freicorporal, ich will zuſehen, ob ich für mich etwas erfiſchen kann." Auguſt ſetzte ſich auf die Bank und der Gemeine hakte die Kette des Kahnes los, ſprang hinein, ſtieß ihn einige Schritt vom Ufer ab und ſetzte ſich darin nieder. „Ich denke, Herr Corporal, wir haben unſere Geſchäfte glücklich zu Ende geführt, und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden ſein."

„Ja, Böttcher," antwortete Auguſt behaglich, „du warſt ein ſchlauer Gehilfe und ohne dich hätte ich's nicht fertig gebracht."

„Zuletzt habe ich der Compagnie einen Mann verſchafft," fuhr Böttcher ſelbſtzufrieden fort, „der einen Zoll mehr hat als ich."

„Der Hauptmann ſoll dein Verdienſt erfahren, er wird ſich wundern, wenn der Pole ankommt."

„Da er kommt," ſagte der Soldat, „will ich gehen. Herr Freicorporal, ich deſertire."

„Plagt dich der Teufel, Böttcher?" rief der überraſchte Corporal. „Haſt du denn einen Grund unzufrieden zu ſein?"

„Das gerade nicht," verſetzte der Gemeine, „aber es iſt mir langweilig geworden. Ich will einmal zuſehen, was jetzt unter den Polen los iſt. Greifen Sie nicht erſt hinter ſich, Herr Corporal, ich habe in ihre Taſchenpiſtole heut früh Waſſer gegoſſen."

Auguſt zog die kleine Waffe hervor, die ihm der Vater beim Abſchiede geſchenkt hatte, und ſpannte den Hahn. „Ich hab's gemerkt, ich dachte, der geſtrige Gewitterregen wäre ſchuld, ich habe aber friſch geladen." Und er richtete die Waffe auf den Ungetreuen, der ſich unterdeß durch einen Stoß weiter abgebracht hatte. Komm zur Stelle zurück, Kerl, du weißt, daß ich dich niederſchießen muß, wenn du nicht gehorchſt."

„Ich laſſe es darauf ankommen," ſagte Böttcher ſich weiter ſchiebend. Der Schuß krachte, Böttcher hielt mit dem Kahn ſtill.

„Die kleinen Dinger treffen nicht weit. Daß Sie aber auf mich geſchoſſen haben, iſt mir um unſerer Freundſchaft willen unlieb," rief der Ausreißer nach dem Ufer herüber. „Zur Entſchädigung dafür nehme ich die Montur unſeres braven Königs Knirps mit in das Polniſche, ſie gibt dort mehr Anſehen als ein Freipaß, denn die Polen traktiren jeden preußiſchen Ausreißer mit Branntwein. Adieu, Herr Freicorporal, kommen Sie gut nach Hauſe. Halten Sie ſich auf dem Wege links, ſonſt gerathen Sie in den Modder." Er ſtieß den Kahn an das andere Ufer und verſchwand im Weidengebüſch. Auguſt ſteckte ſeine Piſtole in die Taſche und eilte zurück zum nächſten Dorfe. Dort erzwang er durch ernſte Vorhaltungen die Begleitung des Schulzen und einiger handfeſten Leute. Nach längerem Umwege kamen ſie über den Fluß und forſchten in den Grenzdörfern jenſeits nach dem Flüchtling. Er war bereits gemächlich über die Grenze gegangen. Da der Corporal wußte, daß die Verfolgung über die Grenze hinaus der Compagnie zwei Mann gekoſtet hätte, ſtatt des einen, ſo mußte er unverrichteter Sache über den Fluß zurück und ſeinen Weg allein fortſetzen. Wahrlich in düſtrer Stimmung. Denn er ahnte, daß die Flucht ſeines treuloſen Helfers ihm bei der Rückkehr üblen Empfang bereiten werde. Auch ſonſt waren ſeine Betrachtungen unerfreulich; die Sonne neigte ſich zum Untergang, er ſah um ſich eine öde Moorgegend, aus der er ſo bald als möglich herauskommen mußte, von der Garniſon war er noch weiter als einen ſtarken Tagemarſch entfernt, und ſein Geld ging zu Ende, denn er hatte dem angeworbenen Mann, der von allen Mitteln entblößt war, einen Vorſchuß auf das Handgeld gemacht. Er ſchritt alſo unzufrieden mit ſich und der Welt vorwärts und war froh, als er bei Sonnenuntergang aus den Sümpfen heraus in eine Kieferhaide gelangte. Der Abend wurde kalt und finſter, der Weg ſchien endlos, zuletzt erkannte er in einer Lichtung die Umriſſe einiger Gebäude und hörte Hundegebell. Er ging darauf los und kam an die Hütte eines Theerbrenners, den er durch ſtarkes Klopfen am Fenſterladen endlich bewog die Hausthür aufzuſchließen. Nach langen Verhandlungen erlaubte der ungefällige Mann ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden, wo der Gaſt frierend und bekümmert, und keineswegs beruhigt über ſeine Sicherheit, ſich in halbem Schlummer umherwarf. Als er bei grauendem Morgen aufbrach, goß der Regen in Strömen und der Brenner weigerte ſich, etwas von dem einzigen Laib Schwarzbrot zu verkaufen, der den Vorrath des Hauſes ausmachte; kaum war Auskunft über den Weg zur nächſten Stadt zu erhalten.

Als Auguſt endlich eine kleine Landſtadt erreichte, war ſeine Kraft erſchöpft; müde, durchnäßt, hungrig und mit leerer Taſche zog er ein, und ſah auf dem Markte nach einem Quartier aus. Da ſtand an der Einfahrt des Eckhauſes ein junger Mann in Hemdsärmeln, rothbäckig, mit breiten Schultern und einer offenen Miene, welcher ihn anredete: „Herr Sergeant, wonach ſehen Sie ſich um?“ Auguſt antwortete: „nach einem guten Wirth.“

„Kommen Sie herein,“ ſagte der Mann. Er führte ihn in eine große Stube, in welcher eine hübſche junge Frau ſaß, ihr Kind auf dem Schoße. Die Stube war ſauber mit gelber Farbe getüncht, rothgeſtrichene Tiſche und Bänke ſtanden darin und im Ofen brannte ein wohlthätiges Feuer. Auguſt grüßte die Frau und frug, wie Soldatenbrauch war, nach dem Namen des Wirthes. „Ich heiße Schulze,“ erwiederte dieſer, „und bin ein

Brandenburger. Räume die Ofenbank, Pine, damit der Herr Sergeant ſich trocknet." Auguſt ſetzte ſich und genoß ſchweigend die behagliche Wärme, während der Wirth ihm mit untergeſchlagenen Armen zuſah. Endlich begann der Gaſt: „Lieber Herr Schulze, mich hungert."

„Es iſt ſchon geſorgt," entgegnete der Wirth.

„Aber geben Sie mir keine Mahlzeit," fuhr Auguſt fort, bedrückt durch ſeine Geldloſigkeit, „denn ich habe nur wenig in der Taſche."

„Das wird ſich Alles finden," tröſtete Schulze. „Es iſt Mittagszeit, und auch wir wollen eſſen. Sie müſſen vorlieb nehmen mit dem, was wir im Hauſe haben. Pine, decke auch für den Herrn Sergeanten."

Die Frau ſetzte das Kind ihrem Manne auf das Knie und ging behend nach der Küche. Der Wirth ſah ihr wohlgefällig nach und nickte dem Gaſt zu: „Sie verſteht's." Darauf ließ er ſeinen Jungen auf dem Knie reiten, zuerſt langſam wie die Bauern, dann im Trabe wie die jungen Herren, bis der Kleine ins Feuer kam und ſeinerſeits durch „Hott" und „Hü" den Vater antrieb. Unterdeß legte die Wirthin ein reines Tiſchtuch auf und brachte die Speiſen, deren kräftiger Geruch den Hungrigen mit frohen Hoffnungen erfüllte.

„Kommen Sie, Herr Sergeant," ſagte Schulze, „Nichts geht über einen Teller Grützeſuppe, wenn man durchnäßt iſt."

Der Gaſt aß wacker, ſo daß er ſich ſelbſt ſeines Appetits ſchämte, der Wirth aber gab ihm darin nichts nach, während er mit der Frau in freundlichem Zureden abwechſelte, und aus einer großen Kanne fleißig Kottbuſer Bier einſchenkte. Dabei erzählte der Corporal ein wenig von ſeiner ſächſiſchen Heimat und von dem Commando, welches ihn hierher führte, und verbarg nicht, daß ihm die Betrübniß der Leute, welche er aufgeſucht, die Arbeit oft ſchwer gemacht hatte.

„Ich glaub's wohl," erwiederte der Wirth, „denn Manchen trifft es hart und grauſam. Jedoch dazu ſind wir alle da, die Einen zahlen die Steuern, während die Anderen marſchiren, damit die Fremden Reſpect vor uns behalten. Als mein Großvater jung war, hauſten die fremden Kriegsvölker hier am Orte wie Mordbrenner und Kannibalen und die Bürger wurden wie die Hunde erſchlagen, von den Weibern und Kindern gar nicht zu reden. Als aber mein Vater jung war, hieben wir Brandenburger den Schweden, der ſich noch einmal in das Land gewagt hatte, mit unſeren Fäuſten hinaus; ſeitdem haben wir Sicherheit, unſern Weibern wird keine Schmach angethan und unſere kleinen Kinder werden nicht mehr unter die Hufe der Pferde geworfen. Wenn nur von den Herren Officieren Billigkeit geübt wird, ſo iſt die Laſt für das Volk zu ertragen. Unſere Landeskinder, ſoweit ſie wirklich eingezogen werden, dienen nicht gar lange, und kommen klüger nach Hauſe zurück, als ſie gegangen ſind. Ich denke, es iſt bei uns in Stadt und Land, obgleich wir viele Soldaten unterhalten, mit der Nahrung und dem Verdienſt nicht ſchlechter beſtellt als bei Ihnen in Sachſen oder anderswo in Deutſchland. Denn unſer König führt einen ſchweren Stock, aber er ſorgt auch wie ein Vater für die Blauen und für uns Andere in Hemdsärmeln."

Auguſt freute ſich über die kluge Rede, denn auch er fühlte zuweilen wieder den Stolz eines Preußen, und er ſaß mit ſeinem Wirth längere Zeit in gutem Geſpräch zuſammen, obwohl er die Mattigkeit immer noch merkte. Als er nach Tiſche aufbrechen wollte, forderte er ſeine Rechnung, da ſagte Schulze: „Drei Maß Bier zu einem Drittel, welches auf Sie kommt, macht ſo und ſo viel; das Eſſen bezahlt der liebe Gott."

Und als Auguſt ſich ſträubte dieſe Gaſtfreundſchaft anzunehmen, ſchnitt Schulze ſeine Einrede durch, indem er nachdrücklich begann: „Lieber Herr Sergeant, ich habe aus Ihren Worten gemerkt, daß Sie von gutem Herkommen ſind und zuweilen mehr Geld im Beutel haben als vielleicht heut. Bietet ſich Ihnen Gelegenheit, ſo können Sie damit einmal einem armen Soldaten etwas Gutes thun. Ich aber nehme von Ihnen weiter

Nichts; der Herr hat mir ein gutes Stück Brot beſchert; meine Frau, die Sie hier ſehen, habe ich geheiratet und dieſen Gaſthof mit dazu bekommen. Wir ſind glücklich in unſerem Hausweſen, warum ſollte ich Ihnen nicht dies Wenige angedeihen laſſen? Nehmen Sie vorwillen.“ Die Hausfrau ſprach leiſe zu ihrem Mann. „Die Frau ſagt mir eben,“ fuhr Schulze fort, „daß ich Sie zum ſpäten Nachmittage nicht fortlaſſen ſoll, weil Sie erſchöpft ſind. Nun weiß ich, daß Herrendienſt Allem vorgeht, aber wenn es Ihnen nichts verſchlägt, ſo ruhen Sie ſich erſt in einem ordentlichen Bette aus, heut kommen Sie doch nicht mehr weit und morgen holen Sie mit friſcher Kraft das Verſäumte ein. Das iſt Pine's Meinung und die Frau hat Recht. Schlagen Sie ein,“ — er hielt ihm die Hand hin. Auguſt ſchlug dankbar ein. Als er am anderen Morgen aufbrach, ſchritt er zwiſchen dem Wirth und der Wirthin bis zum Hausthor, wo zum letzten Abſchied auch noch das Kind dem Gaſte die Hand reichen mußte.

Herr Schulze und ſeine Frau wußten nicht, wie wohl ihre Freundlichkeit dem vereinſamten Jüngling that, der auf dem Weitermarſch immer daran dachte, daß ſein Vater gern hilfreich gegen Nothleidende geweſen war, jetzt zahlten Fremde dem Sohne die Gutthaten zurück. Auch ſein harter Dienſt dünkte ihm in dieſen Stunden nicht mehr eine unwürdige Sklavenarbeit, die einfachen Worte des Brandenburgers hatten ihn gemahnt, daß etwas Großes darin war.

Am ſpäten Nachmittag erreichte Auguſt die Garniſon. Da der Hauptmann nach Tiſche leicht unwirſch wurde, ſo beſorgte der Heimkehrende, daß ſein Aufenthalt bei dem freundlichen Wirth ihm jetzt ſeinen Rapport erſchweren könne. Dieſe Annahme betrog ihn nicht. Als er eintrat, empfing ihn der Hauptmann mit Vorwürfen über ſeine lange Abweſenheit, auch der Bericht über die gelungene Ausführung des Auftrags minderte den Unwillen nicht, und als der Corporal zuletzt die Flucht des Böttcher berichten mußte, verlor der Hauptmann alle Herrſchaft über ſich, ſchleuderte rohe Flüche auf das Haupt ſeines Untergebenen und beſchuldigte ihn der Willfährigkeit gegen den Entflohenen, und der Feigheit bei der Verfolgung. Da gerieth auch Auguſt in Zorn und rief mit blitzenden Augen: „Herr Capitän, ein ſolcher Angriff auf meine Ehre iſt ungerecht und unvernünftig." Der Wüthende riß den Degen aus der Scheide: „Ihr Höllenhund wollt noch räſonniren?" und drang mit der blanken Waffe auf ihn ein. Der Corporal ſprang, um ſich dem Trunkenen zu entziehen, zur Thür hinaus und die Treppe hinab, aber der Officier rannte ihm nach, fuchtelte ihn mit der Degenklinge auf dem Rücken und rief zu dem Feldwebel, welcher mit einigen Unterofficieren auf der Straße vor dem Quartier ſtand: „führt den Sacrementer in Arreſt."

Auguſt hatte bis dahin das Glück gehabt, niemals die Züchtigung mit der flachen Klinge zu erfahren, welche den Unterofficieren und Junkern zugetheilt wurde, weil ſie den Betroffenen nicht die Ehre minderte, was die Stockſchläge gethan hätten, die den Gemeinen zukamen. Als er nun heut ſo ſchwere Kränkung erfuhr, wo er freundliche Billigung erwarten durfte, empörte ſich ſeine Seele gegen die Ungerechtigkeit, und wie der Feldwebel ihm nach dem Seitengewehr faßte, ſprang er zurück und legte die Hand an den Griff. Da drang der Hauptmann mit entblößtem Degen auf's Neue gegen ihn ein und hieb ihn über die Hand, daß das Blut hervorſpritzte. Die Unterofficiere drängten ſich in guter Meinung an den Verwundeten, um dieſen am Gebrauch ſeiner Waffe zu hindern, und der Feldwebel entriß ihm das Seitengewehr; er wurde auf die Wache geführt und dort auf Befehl des nachſtürmenden Hauptmanns mit der geſunden Hand an die Strafſäule geſchloſſen, während der Feldſcher geholt ward die Wunde zu verbinden. Der Mann ſagte bedauernd: „es hat wenig gefehlt, daß Ihnen die Hand für immer gelähmt wurde."

Auguſt ſaß totenbleich und trotzig in der ſtrengen Haft. „So mußte es kommen," dachte er, „damit ich der ungerechten

Feſſeln entledigt werde. Lieber will ich dies mühſelige Leben in der Jugend endigen, als mich fernerhin in ſo ſchändlicher Weiſe zum Sklaven machen laſſen.“ Und kein tröſtendes Zureden der Unterofficiere vermochte ihm ein Wort abzugewinnen. Nach einer Stunde kam der Hauptmann, den der Vorfall ernüchtert hatte, in ganz veränderter Stimmung, er gebot den Arreſtanten loszuſchließen und verſuchte begütigende Worte, aber er erhielt nur die Antwort: „Ich war des Königs Unterofficier, aber nicht Ihr Sklave.“

Nach einigen Tagen wurde der Corporal zu dem gütlichen Verhör geführt, welches der kriegsgerichtlichen Unterſuchung vorausging. Dazu waren ein Premierlieutenant und der Auditeur vom Stabe geſandt, der Secondelieutenant von der Compagnie zugezogen. Auguſt wußte, daß er ſich vor einem Soldatengericht keines anderen ſchweren Unrechts ſchuldig gemacht hatte, als der Weigerung, ſein Seitengewehr abzugeben, und er verſuchte ſich zu vertheidigen: „Ich bin nie beſtraft worden, und fühlte in jenem Augenblick am tiefſten die Schande, auf der Straße arretirt und ohne Gewehr durch die Stadt nach der Wache geführt zu werden. Ich hatte nicht die Abſicht mich gegen die Verhaftung ſelbſt aufzulehnen, und wollte nur das Geſuch ſtellen, mich mit dem Seitengewehr nach der Wache gehen zu laſſen, als ich mit dem Degen angefallen und verwundet wurde.“ Darauf bat er zu Protokoll zu nehmen, wie der Hauptmann am erſten Tage der Rückkehr ſein Abſchiedsgeſuch behandelt, wie er ihn von der Fahne weg zu angeſtrengtem Dienſt in die Schreibſtube geſetzt und ihm zuletzt das ſchwierige Officierscommando zugetheilt habe. Er erzählte das Benehmen bei der Rückkehr, die ungerechten Vorwürfe, die ihm wegen der Deſertion des Böttcher gemacht worden, den nicht er, ſondern der Hauptmann ſelbſt ausgewählt. „Wie kann mir ein Vorwurf gemacht werden, daß ich ihn, der an meiner Seite ging, in den Kahn ſpringen ließ, da ich, auf ſeine Hilfe angewieſen, vier Wochen mit ihm im Lande umhergezogen bin, wo er jeden Tag eine Gelegenheit finden konnte zu entweichen? Was mir auch geſchehen möge, ich erkläre hier, daß ich mich keines ſtrafbaren Unrechts ſchuldig weiß, wohl aber mit bitteren Schmerzen fühle, daß ich grauſam behandelt und in meiner Ehre gekränkt worden bin.“

Als er in den Arreſt zurückgeführt ward, empfand er den beſten Troſt eines empörten Gemüthes, daß er ſeinem Herzen Luft gemacht und, was ihn lange bedrückt, freimüthig ausgeſprochen hatte. Die Haft wurde ihm durch die Theilnahme der Unterofficiere erleichtert; er vernahm auch, daß ſein Fall ſchwerlich vor ein Kriegsgericht kommen werde, und daß der Hauptmann für einige Wochen beurlaubt ſei.

Eines Abends ſaß der Corporal beim Kreuzerlicht über einem Buche, als Unterofficier Roncourt eintrat. Der Alte hatte ihn ſo oft beſucht, als der Dienſt geſtattete, und durch ſein Geplauder bleiſchwere Stunden erträglich gemacht, heut ſah er ſehr ernſthaft aus: „Demoiſelle Friederike wünſcht Sie zu ſprechen.“ Auguſt fuhr in die Höhe: „Sie wiſſen, daß das unmöglich iſt.“

„Es iſt keiner von den Officieren bei Wege. Der Unterofficier der Wache ſitzt in der Stube und ſieht nichts, der Poſten unter dem Gewehr wird Ihnen den Rücken kehren, Sie müſſen innerhalb der Vergatterung bleiben; das Fräulein ſteht drauſſen. So können Sie mit ihr reden.“

„Was iſt geſchehen?“ frug Auguſt mit trüben Ahnungen.

„Sie geht fort,“ ſagte Roncourt traurig.

Der Jüngling eilte hinter ihm ins Freie. An dem Lattenzaun ſah er eine verhüllte Geſtalt, er ging auf ſie zu und ſuchte durch die Stäbe ihre Hand zu faſſen, die ſie ihm nicht entzog.

„Der Herr war meinem verſtorbenen Vater lieb,“ begann das Mädchen leiſe. „Es iſt zum letzten Male, daß ich Sie ſehe, und ich wollte Ihnen Lebewohl ſagen.“ Sie ſtützte ſich an den Zaun und weinte.

„Warum müſſen Sie fort?“

„Ich habe Herrn Rencourt genöthigt mir zu bekennen, woher die Unterſtützung kam, durch welche ich in der letzten Zeit hier erhalten wurde. Ich weiß jetzt, wie großmüthig der Herr an mir gehandelt hat, und ich danke Ihnen dafür von ganzer Seele. Aber das darf nicht ſo fortgehen. Dem Andenken an meinen Vater bin ich ſchuldig mir andere Unterkunft zu ſuchen. Es iſt mir Ausſicht auf eine Stelle gemacht, morgen früh reiſe ich mit der Frau eines Kaufmanns ab."

„Wohin?" frug der Jüngling wie betäubt.

„Fragen Sie nicht, Monſieur König, vergeſſen Sie mich; nein, denken Sie zuweilen an mich wie an eine Verſtorbene; ich werde Ihrer Herzensgüte gedenken, ſolange ich lebe." — Er fühlte den bebenden Druck ihrer Finger, da zog er in der Bewegung ihre Hand durch den Zaun und küßte dieſe. Das gebeugte Mädchen richtete ſich auf und ſagte faſt freudig: „Ich danke Ihnen für dieſen letzten Gruß. Ich gelobe dem Herrn, wenn er in Zukunft jemals von mir erfährt, es ſoll demſelben nicht leid thun, daß er einem Mädchen von meiner Lage die Hand geküßt hat." Sie zog ihr Tuch um ſich, und kaum hörbar klang ihr Lebewohl, dann verſchwand ſie in der Dunkelheit; der Gefangene aber legte ſeine Hand an den Zaun, der ihn von ihr ſchied.

Auch dieſes Band, welches ihn noch in der Garniſon feſthielt, war zerriſſen. Er ſaß den Reſt des Abends in dumpfem Schmerze auf ſeiner Bank und ſuchte ſich mit dem Gedanken zu ermuthigen, daß ſolche Freundſchaft auf die Länge doch nicht ohne Worte und Verkehr geblieben wäre. Und was hätte dann werden ſollen? Erſt in dem Weh, welches er nach der Trennung fühlte, wurde ihm bewußt, wie ſehr ſein Herz an der Verſchwundenen hing. Als der Franzoſe wieder eintrat, machte er ihm heftige Vorwürfe, daß er gegen das Abkommen den Antheil des Jünglings an den Sendungen verrathen habe.

Rencourt ſtellte ſich feierlich vor ihn hin: „Sie haben Grund, Monſieur König, mit mir unzufrieden zu ſein, und wenn Sie auf Genugthuung beſtehen, ſo werde ich mich nicht weigern. Aber mir blieb keine Wahl, denn Demoiſelle Friedericke forderte die Mittheilung um ihrer Ehre willen, und ſie hatte ein Recht dazu. Wenn Ihnen, dem jungen Manne, leid iſt, daß ſie geht, was ſoll ich, der Alte, ſagen, der mit ihr faſt Alles verliert, was ſeinem Leben eine Freude war? Sie hat mir den Vogel in Koſt gegeben, wollte ihn aber nicht verſchenken, denn ſie meinte, er wäre ihr vor aller ihrer Habe lieb, und ſie hoffe, mich und den Vogel noch einmal wiederzuſehen. An den Troſt muß ich mich halten."

Die Haft hatte einige Wochen gedauert, als der Feldwebel eilig den Gefangenen aufrief. „Mein Herr Bruder ſoll ſogleich zum Major Vogt kommen; dieſer iſt aus dem Stabsquartier eingetroffen und ich denke, er bringt auch in ſeiner Sache die Sentenz." Auguſt gerieth in große Bewegung, der Ueberbringer ſeines Urtheils erſchien ihm glückverheißend, dennoch bangte ihm jetzt vor der Entſcheidung. Sein Empfang belehrte ihn, daß die Sorge nicht unbegründet war, denn der Major begann mit ſtrenger Miene: „Ihr habt euch gegen euren Capitän ſchwer vergangen, ihr habt ihm ins Angeſicht ſein Verhalten angerückt und unvernünftig geſcholten, und habt euch, die Hand am Seitengewehr, der Verhaftung widerſetzt. Wenn er darauf die blanke Waffe gebraucht hat, ſo habt ihr euch Glück zu wünſchen, daß ihr nur mit einem leichten Hiebe davon gekommen ſeid, ein Anderer hätte euch ſchlimmer mitgeſpielt. Seine Hoheit der Markgraf haben mir befohlen euch dieſe Ordre vorzuleſen: Der Freicorporal König hat künftig den Reſpect gegen ſeinen Capitän beſſer zu beobachten, widrigenfalls man ihn mit der empfindlichſten Strafe belegen wird. Für diesmal iſt er wegen ſeiner Jugend und bewieſenen Application aus beſonderer Gnade zu pardonniren, auch wieder in Dienſt zu ſtellen. — Dankt unſerem gütigen Chef," ermahnte der Major wieder gebieteriſch, „wäret ihr in meiner Compagnie geweſen, es wäre euch viel ſchlechter ergangen."

„Hätte doch der Himmel gefügt, daß mir dieſes Glück zu Theil geworden wäre,“ antwortete Auguſt, „der Dienſt iſt mir im letzten Jahre ſchwer gemacht worden.“

„Harter Dienſt erzieht eher zum Soldaten, als leicht gewonnene Zufriedenheit,“ ſagte der Major. Dann fuhr er in anderem Tone fort: „Mit großem Bedauern habe ich den Tod eures Vaters vernommen, eure Anzeige fand ich erſt in dieſen Tagen bei meiner Rückkehr vor. Wäre der würdige Mann noch am Leben, und hätte er von dieſem Streit mit eurem Hauptmann gehört, er würde euch mit den Worten ermahnt haben: Mein lieber Sohn, dein Hauptmann darf gegen dich nicht Unrecht behalten.“ Und er legte ihm väterlich ſeine Hand auf die Schulter.

Das warme Wohlwollen, welches hinter dieſer Mahnung erkennbar wurde, gab dem Corporal den Muth, ſein früheres Geſuch um Entlaſſung zu erwähnen und für jetzt wenigſtens um Urlaub zu bitten. Da aber furchte ſich die Stirn des Majors. „Ein ſolches Geſuch vermag ich nicht zu befürworten, auch iſt die Zeit dafür übel gewählt. Es ſtehen Verwicklungen bevor, welche einem Soldaten verbieten, ſeine Fahne zu verlaſſen.“ Mit dieſem Beſcheide mußte Auguſt vorlieb nehmen. Als der Hauptmann einige Tage darauf in die Garniſon zurückkehrte, frug er erſtaunt den Corporal: „Wie? Seid ihr los? Was habt ihr für Strafe bekommen?“

„Der hohe Chef hat mich begnadigt.“ Da ſagte der Hauptmann: „Haben gute Freunde diesmal bei Seiner Hoheit für euch geſprochen, ſo werde ich euch von heut ab auf den Dienſt paſſen. Sobald ich die geringſte Widerſetzlichkeit merke, ſollt ihr die Bekanntſchaft mit meinem Degen in ganz anderer Weiſe machen als bisher.“

Der Unterofficier ſchwieg und machte kehrt.

5.

Von Thorn nach Berlin.

Fritz hatte ausſtudirt, war Magiſter geworden und hatte die Prüfung beſtanden, welche ihn zur Uebernahme eines geiſtlichen Amtes berechtigte. Durch ſeine Profeſſoren war er einem Grafen aus Hannover empfohlen, welcher am engliſchen Hofe lebte und einen Erzieher für ſeinen Sohn ſuchte; zum Winter ſollte der neue Candidat mit der Familie des Grafen nach London abreiſen, jetzt kehrte er in die Heimat zurück, froh der guten Ausſichten für ſeine Zukunft.

Er ſand die Mutter erkrankt. Seit dem Tode des geliebten Mannes war ihre Geſundheit erſchüttert; die traurigen Nachrichten, welche ſie von Auguſt erhielt, hatten ihr die letzte Kraft genommen. Weinend ſaß ſie neben dem Sohne, der jetzt an Stelle des Gatten das Haupt der Familie werden ſollte, und hielt gerade den Brief in der Hand, in welchem Auguſt von der Tyrannei des Hauptmanns und von ſeinem Arreſt geſchrieben, als Frau von Borsdorf eintrat. Auch dieſe hatte einen traurigen Brief in der Taſche und ſand kaum höfliche Worte, um ihre Freude über die glückliche Heimkehr des Herrn Candidaten auszudrücken. Beide Mütter hatten einander lange das Unglück ihrer Kinder zu bergen geſucht, heut aber vermochte Dorchens Mutter mitfühlende Herzen nicht zu entbehren. Sie zog unter Thränen den Brief der Tochter hervor, Dorchen war nicht mehr bei ihren Verwandten, ſondern hatte ſich in der Stadt Thorn unter Vermittlung der Frau Bürgermeiſterin Zernecke bei redlichen Leuten eingemiethet. Dort aber war ihr Aufenthalt nicht ſicherer geworden: die Stadt unter den Händen wilder polniſcher Banden, in den Familien der Bekanntſchaft Schrecken und Todesangſt, ſo daß die Tochter flehentlich bat ihr nach der Heimat zurückzuhelfen. Als Frau von Borsdorf über dem Briefe die Hände rang, ſagte Fritz: „Ich bin bereit zur Stelle abzureiſen, um Fräulein Dorchen zu holen, wenn mir Frau von Borsdorf das Zutrauen ſchenkt und die liebe Mutter mir's geſtattet. Den Rückweg nehme ich durch das Preußiſche, vielleicht vermag ich dem Bruder in irgend etwas zu helfen.“

Frau von Borsdorf war allzu bewegt, um die ſchicklichen Einwendungen gegen das angebotene Opfer vorzubringen, ſie nahm es mit gerührtem Danke an, auch der Mutter war willkommen, daß Fritz bei dem Bruder vorſprechen wollte, denn ſie ſetzte bereits auf die Umſicht ihres Aelteſten ein feſtes Vertrauen. Und Fritz trat, nachdem er ſich die nöthigen Päſſe beſorgt hatte, unter den Segenswünſchen der Frauen die polniſche Reiſe an.

An einem kalten Decembertage fuhr er über die lange Holzbrücke der Weichſel. Ueber ihm bargen dunkelgraue Wolken das Sonnenlicht, ein kalter Sturmwind heulte ihm aus den Steppen des Oſtens entgegen, unten wälzte der Strom ſeine hochgeſchwollenen Fluthen dem Meere zu, ſchäumte und gurgelte zornig an den Eisböcken und Pfählen der Brücke. Die vielthürmige Stadt vor ihm war mit Mauern und Baſtionen umſchanzt, aber die Erdwerke ſtanden zerriſſen, und die Mauern durchlöchert von der letzten Belagerung her, das Stadtthor war mit einer polniſchen Wache beſetzt, welche den Reiſenden anherrſchte und erſt nach langem Aufenthalt einließ. Da Friedrich in den Straßen ein wirres Menſchengedränge ſah, ſtellte er ſein Fuhrwerk in eine Herberge am Thor und ging, ohne ſich aufzuhalten, vorwärts.

Er betrat eine anſehnliche Stadt, um ihn ragten hohe

Häuſer, von denen viele alte Steinverzierung wieſen, und große Kirchen mit Strebepfeilern; es war viel fremdes Volk in den Gaſſen, verwegene Geſtalten mit wirrem Haar in geflickten Pelzen; auch polniſche Reiter in ihrer fremden Tracht ſchritten zu dreien oder vieren mit klirrendem Säbel ſtolz durch die Menge. Aber die deutſchen Bürgersleute trieben auf der Straße verſtört umher, alle mit finſteren Mienen, viele verhärmt und bleich; in den Hausthüren ſtanden die Weiber bei einander und rangen die Hände, auch wohlgekleidete Männer gingen gebückt und ſcheu ihren Weg dahin. Den Fremden beachtete Niemand, ja, ihm ſchien es, als wenn Männer und Frauen die Blicke von ihm abwendeten. Er kam zu einer Unglücksſtunde. War eine Peſt ausgebrochen oder ein Feind in das Land gefallen? Lange ſah er keinen ruhigen Mann, den er ſich zu fragen traute. Ein Trupp polniſcher Trabanten zog dem Markte zu, wilde Geſellen mit großen Schnauzbärten, in langen Pelzröcken, die Hellebarden in der Fauſt. Sie nahmen die ganze Breite der Straße ein, und er wurde an der Marktecke zur Mauer eines Hauſes gedrängt, wo Rüſtzeug durcheinander lag. Von da blickte er über den Platz; er war mit Gruppen ſchweigender Stadtleute gefüllt, die auf ein Gerüſt von Bohlen und Bretern ſtarrten, über welchem die Zimmerleute arbeiteten. Kein lautes deutſches Wort wurde gehört, zuweilen nur ein polniſcher Zuruf der Arbeiter. Als er auf die ſteinerne Thürſchwelle des Eckhauſes trat, fand er die Thür halb geöffnet, und dahinter einen bejahrten Mann in Bürgertracht, auch dieſen mit einem unheimlichen Ausdruck von Schrecken und Trauer. Da faßte er ſich ein Herz und frug höflich nach der Wohnung des Herrn Rath Roesner. Als der Bürger deutſche Worte hörte, kam er aus dem Hausflur hervor, aber nach der Anrede ſah er den Fragenden ſo überraſcht und argwöhniſch an, daß Friedrich rief: „Um Gotteswillen, was geht hier vor? Ich bin ein Fremder, ſoeben angekommen, Sie ſind der erſte, den ich zu fragen wage.“

„Sie ſind ein Fremder?“ wiederholte der Mann grimmig, „und Sie wollen Herrn Rath Roesner beſuchen? Warten Sie noch einen Tag, dann können Sie ihm von dieſer Hausthür gerade ins Geſicht ſehen, wenn er auf dem Gerüſt kniet und ſein Kopf von den Schultern fällt.“ Friedrich trat entſetzt zurück. Als der Bürger den Schrecken des Fremden ſah, brach er klagend heraus: „Als noch Keiner wußte, was kommen würde, mir hat es geahnt, denn da oben“ — er wies über ſich — „griff ſeine Hand nach dem Armenſündergewand, und ich ſah, wie er vor den Blutflecken ſchauderte.“ Dem Jüngling fuhr in ſeinem Schrecken die Ahnung durch die Seele, daß er vor dem Hauſe ſeiner Väter ſtand. „Wollen Sie geſtatten, daß ich für kurze Zeit eintrete?“ bat er tonlos.

Der Hausherr ſchloß hinter ihm die Hausthür und öffnete ſeine Stube. „Setzen Sie ſich,“ ſagte er auf einen Lederſtuhl weiſend, „ich merke, auch Sie ſind erſchrocken. Sind Sie evangeliſch?“ Friedrich nickte: „Ich bin Candidat der Theologie.“

„Und Sie wollten zu unſerem Herrn Rath?“ frug der Wirth kopfſchüttelnd weiter, „woher ſind Sie denn, daß Sie das Unglück nicht wiſſen?“

„Ich komme auf geradem Wege aus Kurſachſen.“

„Da kommen Sie zur rechten Stunde, um mit anzuſehen, was Ihr Kurfürſt, der bei uns König von Polen heißt, den Deutſchen für ein Feſt bereitet. Weil der Pöbel den polniſchen Studenten die Fenſter des Collegiums eingeſchlagen hat, ſollen morgen neun Bürger und Bürgerskinder geköpft und geviertheilt werden und dazu unſere beiden Herren Bürgermeiſter, den Polen und Pfaffen zur Satisfaction.“

Friedrich ſtand ſchweigend am Fenſter, ſah vor ſich das Gerüſt und die dunklen Geſtalten darauf. Nach einer Weile begann er: „Wundern Sie ſich nicht über mein Benehmen, Herr Hannus; mein Name iſt König, und Vorfahren von mir haben in alter Zeit dies Haus beſeſſen.“

„Kennen Sie meinen Namen," rief der Bürger erſtaunt, „ſo iſt mir auch der ihre nicht fremd, die Herren Conſuln haben ihn genannt, und dieſer Bekanntſchaft wegen hat auch die Frau Bürgermeiſterin das ſächſiſche Fräulein bei uns in Koſt gegeben."

„Iſt Fräulein Dorothee in Ihrem Hauſe?" frug der Jüngling, und verſchwunden waren im Nu der Zorn und die Trauer. Der Bürger wies über ſich. „Sie wohnt oben, die Stube iſt neu eingerichtet, auch ein Ofen iſt darin."

Fritz ſprang die Treppe hinauf; er pochte an eine Thür und vernahm das „Herein" einer Stimme, deren ſüßer Ton ihm in den Jahren der Trennung oft im Ohr geklungen hatte. Als er das geliebte Mädchen an dem alten Fenſter mit Glasrauten ſitzen ſah bei einem Gebetbuche, blieb er auf der Schwelle ſtehen.

Dorchen fuhr in die Höhe und ſchaute die große Geſtalt, ein roſiges Licht überzog ihre Wangen und ſie hielt ſich in freudigem Schreck an die Tiſchecke. Das war das Antlitz des Jugendfreundes, aber er war zum Mann geworden, die Züge feſt, breit die Bruſt, ſicher die Haltung und der Wuchs noch höher als ſie ſich gedacht. Als er ſprach: „die Mutter ſchickt mich, das liebe Fräulein nach Hauſe zu holen," da brachen ihr die Thränen aus den Augen und ſie flog ihm mit einem Freudenruf entgegen. In ſchnellem Tauſch von Frage und Antwort ſuchten Beide ihrer Bewegung Herr zu werden, Fritz berichtete haſtig von der Heimat und von der Trauer der Mutter, und während er ſie an der Hand hielt, erzählte ſie von allem Leid, das ſie in ſchweren Jahren ſtill getragen: von dem Unglück ihrer Couſine, welche krank und durch den rohen Gatten vernachläſſigt allen Halt verloren hatte und in devoten Bußübungen Hilfe ſuchte, dann von dem wilden polniſchen Haushalt, von der Unordnung und Vergeudung, und daß ſie ſelbſt bei allem Glanze, der ſie umgab, doch durch die Verwandten hart wie eine Dienerin behandelt worden ſei;

und zuletzt von dem Einzug eines zügelloſen Troſſes polniſcher Edelleute in das Schloß und von ihrer Flucht. Es kam heraus, obgleich ſie es zu verbergen ſuchte, daß man ihr die Zumuthung geſtellt hatte, an den Gelagen theilzunehmen, welche mit gefälligen Frauen der Umgegend dicht neben den Zimmern der kranken Schloßherrin begangen wurden. Ein trunkener Hauſe polniſcher Junker war ihr eines Abends bis in die Stube der Kranken gefolgt, und ſie hatte ſich an dem Bett ihrer Couſine feſtgeklammert, um die Zudringlichen abzuwehren. Da war ſie am nächſten Morgen, als noch Alles ſchlief, begleitet von einem deutſchen Diener der Woywodin, aus dem Schloſſe abgereiſt und hatte in der Stadt Zuflucht geſucht. Auch hierher hatten ſie die Bekehrungsverſuche der Geiſtlichen verfolgt, und der Rector des Collegiums war mehremal zu ihr gekommen und durch ſeine Ermahnungen beſchwerlich geworden.

Dem Theologen wurde heiß bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher die Seele des Mädchens geweſen, und er frug zuerſt: „Es iſt den Fremden doch nicht gelungen, Zweifel in dem Gemüth des lieben Fräuleins zu erregen?“ Aber ihre Antwort beruhigte ihn: „Auch ich habe in dem Umgange mit Ihrem ſeligen Vater einen Schutz gewonnen.“

„Wie aber ſteht es mit Ihrer Sicherheit?“ fuhr Fritz in ſeiner Angſt fort. „Hat der Pole Sie nicht als ſeine Verwandte zurückgefordert?“

„Ich habe es gefürchtet,“ antwortete Dorchen, „doch iſt es nicht geſchehen. Ehe ich aus dem Schloſſe ging, flehte ich die Couſine fußfällig an, mich ohne Hinderniß ziehen zu laſſen und bis zur Heimreiſe vor Verfolgung zu ſchützen. Das verſprach mir die Arme in Wehmuth, ich verdanke wohl ihrer Fürbitte, daß man mich von dort her unbeachtet ließ.“ Und in überſtrömender Bewegung rief ſie aus: „Wie ein Engel des Himmels erſchien mir der Herr Candidat, als er in der Thür ſtand. Denn Tag und Nacht flehte ich um Rettung aus dieſer Stätte des Unglücks. Hier im Hauſe habe ich menſchenfreundliche Pflege gefunden, aber jetzt iſt auch hier Alles verſtört.“ Fritz ſah ſich in dem Zimmer um. „Dies iſt die Stube,“ ſagte Dorchen leiſe, „dort an der Wand ſtand der Schrank mit dem blutigen Gewande, und ich habe mich oft des Abends gefürchtet, wenn ich hier allein ſaß.“

Die Frau des Hausbeſitzers trat herein, Fritz dankte ihr im Namen der Familie, und die Rede kam auf die Schrecken der Gegenwart.

Im Gaſthofe, der mit polniſchem Kriegsvolk gefüllt war, fand der Reiſende mit Mühe ein Unterkommen. Der muthloſe Wirth wies ihn ab und es bedurfte der Fürſprache eines entſchloſſenen Hausknechts: „Wir dürfen doch unſere Vettern aus dem Deutſchen nicht wegen der polniſchen Schnauzbärte wegjagen? Da iſt noch das Stübchen neben dem Hamburger Kaufmann, die beiden können ſich mit einander unterhalten.“ Auf dieſe Empfehlung wurde Fritz angenommen und fand in ſeinem Stubennachbar, der ihm an der Treppe entgegentrat, einen artigen jungen Mann, welcher über den jämmerlichen Zuſtänden die gute Laune nicht verloren hatte und höflich ſagte: „Ich habe ſeither bedauert, daß hier keine Geſchäfte zu machen waren, jetzt werde ich dafür durch die Ankunft des Herrn und das Vergnügen ſeiner Nachbarſchaft entſchädigt. Kann ich Ihnen in dieſer verwirrten Stadt behilflich ſein, ſo bin ich zu allen Dienſten erbötig.“ Darauf ſtellten die Herren ſich einander vor. Als der Hausknecht den Namen König hörte, wurde ſein Geſicht noch ſchlauer, als es zuvor geweſen, er erklärte dem Gaſte: „Dieſer alſo iſt Herr Buſchmann, ich aber heiße Schlegel,“ und bewies ihm fortan in den kleinen Dienſten des Hauſes die größte Aufmerkſamkeit.

Als Fritz das Fräulein wieder ſah, ſagte er: „Noch etwas Schweres habe ich mitzutheilen. Wenn die Sorge um Ihre Sicherheit es geſtattet, ſo muß ich ſogleich unſere Geiſtlichen aufſuchen und mich erbieten ihnen in ihrem heiligen Amte bei den Verurtheilten zur Seite zu ſtehen. Denn ich höre, daß bereits Einige der Prediger in eigener Todesgefahr geflohen ſind, und daß die übrigen durch die Jeſuiten bedroht werden, weil ſie von ihrer Pflicht nicht weichen wollen. Da wird ihnen vielleicht die Hilfe eines Landsmanns willkommen ſein.“

Dorchen wagte kein Wort des Widerſpruchs, obwohl ſie ſich um die Gefahr des Jugendfreundes ängſtigte, ſie hüllte ſich ſchnell in die Enveloppe und führte ihn zu ihrem Bekannten, dem Herrn Prediger Köhler. So ſtark war die Spannung dieſer Tage und ſo verzweifelt die Stimmung, daß der ehrwürdige Herr dem Fremden, nachdem dieſer ſein Anerbieten gethan, weinend um den Hals fiel und ihn ſogleich zur Begleitung aufforderte. Bis zur Nacht weilte Friedrich in den Zellen der Verurtheilten. Dann ſaß er ſtill und bleich im Hauſe ſeiner Vorfahren, umgeben von der liebevollen Sorge der Hausgenoſſen. Als Dorchen in zärtlicher Beſorgniß ihn bat, auch an ſich ſelbſt zu denken, ſagte er: „Bedauern Sie mich nicht meines Amtes wegen, wünſchen Sie mir Glück, denn ich habe heut Großes erlebt; bedauern Sie vielmehr uns alle darum, daß es ein deutſcher Fürſt und unſer Landesherr iſt, welcher dieſes gräuliche und in der Chriſtenheit unerhörte Bluturtheil gegen Deutſche hierher geſandt hat. Morgen früh aber bitte ich das Fräulein und unſere Gaſtfreunde die Fenſter des alten Hauſes zu verhängen, die Thür verſchloſſen zu halten und in einer Hinterſtube für die Armen zu bitten, damit das Schreckliche von Ihren Augen fern bleibe.“

Am nächſten Tage wurde zuerſt Herr Conſul Roesner im inneren Hofe des Rathhauſes mit dem Schwert gerichtet, dann auf offenem Markt, grauſam und unter Martern, neun Bürger und Bürgerſöhne, von denen mehre an dem Tumult gar nicht betheiligt waren. Als Friedrich in der Schreckensſtunde den Zug der polniſchen Reiter ſah, welcher das Schaffot umringte, das fremde Kriegsvolk an den Ecken des Marktes, und auf dem traurigen Gerüſt die Unglücklichen im Armenſünderkleide, da wirbelte in ſeinem Haupte Gegenwärtiges und Vergangenes, was er vor ſich ſah und was einſt an derſelben Stätte geſchehen war, wild durch einander. Waren es Fremde, die vor ſeinen Augen geopfert wurden, war es einer ſeiner Vorfahren, oder war er es ſelbſt, der in Todesnoth ſtand? Die Schläge der Totenglocke klangen ihm wie ein Schreckenston, den er ſchon einmal in ſeiner Kindheit gehört. Und als einer der Verurtheilten, der im Preußiſchen geboren war und den er im Gefängniß beſucht hatte, mitten in dem Totengebet mit heiſerer Stimme murmelte: „unſer König wird uns rächen,“ da wußte Friedrich auch, daß er die wilde Rede nicht zum erſten Mal hörte; ſchon früher vor langer Zeit, ob im Wachen oder im Traume, war der Ruf nach Rache in ſein Leben gedrungen. Und ihm war, als ob alle Büßer im Armenſünderkittel ſich gegen ihn neigten und mit heiſerer Stimme von ihm die Rache heiſchten. Lange ſtand er ſo, gepeinigt durch einen Sturm der Leidenſchaft, und er faltete in der Bedrängniß die Hände. Da ſtieg das Bild ſeines verſtorbenen Vaters vor ihm auf, er dachte an das klare, feſte, liebevolle Weſen, neigte das Haupt und bat in der Weiſe des Vaters, daß der Himmel ihm ſeine Seele feſtigen möge gegen die Dämonen der Wuth und Rachſucht. —

Gern hätte Friedrich ſeine Jugendfreundin an demſelben Tage hinweggeführt, aber der Fuhrmann verweigerte die Fahrt. In der Stadt waren die Häuſer geſchloſſen, weil man eine Plünderung durch die Polen befürchtete, aus der Umgegend kamen Schreckensgerüchte von bewaffneten Banden, welche den Deutſchen auflauern ſollten. So wurde er gezwungen noch mehre Tage zu verweilen. Er ſah in dieſer Zeit den zweiten Bürgermeiſter, Herrn Zernecke, für den ſich der Adel der Umgegend verwendet hatte und deſſen Schickſal noch unſicher zwiſchen Leben und Tod ſchwebte; der milde, auf Alles gefaßte Herr fand einen Troſt darin mit dem Landsmanne von dem traurigen Geſchick ſeiner Stadt zu reden und von der unſichern Zukunft des polniſchen Preußens an der Weichſel. In dieſen Tagen war auch der Hamburger zuweilen ein willkommener Geſellſchafter, er bewies ſich als ein kaltblütiger und beherzter Mann, der mit Verachtung in die wilde Unordnung hineinſah und die Sorge um das eigene Behagen nicht vergaß. Er blieb dem Sachſen treu zur Seite und machte bei Gängen durch die Stadt gern den Führer.

Als der Hamburger erfuhr, daß Friedrich mit einem Fräulein, welches ihm anvertraut ſei, nach Berlin abreiſen wolle, ſagte er warnend: „Möge der Herr nicht für anmaßend halten, wenn ich einwende, daß der Weg bis an die preußiſche Grenze noch keineswegs ſicher iſt. Die Polen ſind wie aufgeſtörte Horniſſen in Bewegung, und ein ſächſiſcher Paß wird den Herrn nicht ſchützen. Derſelbe braucht entweder eine polniſche Eskorte oder einen Paſſirſchein von den großen Woywoden der Gegend.“

„Beides habe ich nicht,“ verſetzte Fritz bekümmert, „ich muß es darauf ankommen laſſen.“ Herr Buſchmann ſchüttelte den Kopf: „Ich möchte dem Herrn nicht zudringlich erſcheinen; doch da auch ich in das Deutſche zurückkehre, ſo wage ich den Vorſchlag, daß wir die Reiſe bis Berlin miteinander machen und uns in die Koſten theilen; ich habe mir Paſſirſcheine verſchafft und meine Gegenwart könnte Sie vor Unannehmlichkeiten von Seiten der Polen bewahren.“

Der Candidat empfand, daß er dafür dankbar ſein müſſe, und doch war ihm die Geſellſchaft des Fremden durchaus nicht willkommen. Er entſchuldigte ſich deshalb höflich, daß er dem Fräulein die Entſcheidung überlaſſen müſſe. Als er zu Dorchen von dem Anerbieten ſprach, nahm ſie es eifriger an, als ihm lieb war. „Mir iſt der Gedanke fürchterlich, daß Sie meinetwegen noch in Gefahr kommen könnten.“

Als er aber den Tag vor der Abreiſe in das Hofthor trat, winkte ihm der Hausknecht nach dem Stall und begann, auf den Beſen wie auf ein Scepter geſtützt: „Herr Candidat König, Sie ſind ein guter Mann, aber Ihr Bruder iſt ſchlauer.“

„Wie, Schlegel, du kennſt meinen Bruder?“ frug Friedrich überraſcht.

Der Knecht nickte. „Jetzt bin ich nur ein Schlegel, früher war ich der Böttcher ſelbſt, und ſtand mit Ihrem Bruder in einer Compagnie. Ich bin der Veränderung wegen deſertirt. Aber dieſe polniſche Schlächterei gefällt mir nicht,“ — er ſpuckte zornig aus — „ſogar die Henker ſind hier betrunken. Und ſollten Sie Ihren Bruder wiederſehen, ſo ſagen Sie ihm: wenn mir der Hauptmann einen Pardonbrief ſchickt, ſo komme ich zur Compagnie zurück. Das iſt mein Geſchäft, ich aber wollte von dem Ihren reden. Ich habe Sie zu dem Hamburger gebracht, weil Sie von der richtigen Größe ſind, und ich dem ſplendiden Herrn eine Freude verſchaffen wollte. Als ich aber Ihren Namen hörte und von Ihrer Verwandtſchaft mit Markgraf Albrecht, thaten Sie mir leid, obgleich Ihr Bruder auf mich geſchoſſen hat.“

„Ich verſtehe dich nicht,“ ſagte Fritz ungeduldig.

„Das iſt's ja eben, Ihr Bruder würde mich ſchon verſtehen. Nämlich der dort oben iſt kein Hamburger und heißt nicht Buſchmann, ſondern iſt ein Edelmann und ein preußiſcher Werbeofficier, welcher Sie eingefangen hat. Leicht genug haben Sie es ihm gemacht.“

„Du kommſt ſogleich mit, ich werde ihm deine Ausſage vorhalten.“

„Ich werde nicht kommen und Ihnen würde das auch nichts nützen,“ erklärte Böttcher. „Denn wenn Sie ihn hier abſchütteln, was Sie ja leicht können, ſo reiſt er Ihnen nach und läßt Sie als Rekruten arretiren, ſobald es ihm im Preußiſchen gelegen iſt.“

„Und wenn ich nicht über Berlin zurückkehre?“

„Dann reiſt er Ihnen durch Polen nach, und Sie mögen ſich verlaſſen, daß er auf dem Wege für ſein Geld Helfer findet, welche Sie feſtnehmen.“

„Du unterſtehſt dich mit mir zu ſcherzen.“

„Nein," verſetzte Böttcher, „Sie haben mehr als zwölf Zoll, da hört aller Spaß auf. Wer ſo groß iſt, kommt nach Potsdam, das iſt wie Amen in der Kirche, mag er ein Ruſſe oder ein Engländer ſein. Mich wundert's, daß Sie als Student den Werbern entlaufen ſind."

„Sagſt du mir das, um mich zu ſchrecken, ſo wiſſe, daß ich nicht furchtſam bin. Redeſt du in guter Abſicht, ſo ſprich kurz, wie die Gefahr zu meiden iſt."

„Sie wollen durch das Preußiſche?" frug Böttcher.

„Ich habe ein Geſuch an den König."

Böttcher pfiff durch die Zähne: „Dies wird Knirpſen ſchon recht ſein. Doch das iſt Ihre Sache. Für dieſen Fall iſt meine Meinung: der Hamburger reiſt auf Werbung für einen mächtigen Mann, für den Fürſten Leopold von Deſſau. Das weiß ich, weil er ſo unvorſichtig war, durch mich einen Brief an den Feldmarſchall auf die Poſt zu ſchicken. Deshalb wird ihm viel daran liegen, Sie wohlbehalten in Berlin abzuliefern; denn wenn er Sie auf dem Wege dorthin bei einem Regiment feſthalten läßt, ſo behält Sie das Regiment und ihm entgeht ſein Fang. Darum meine ich, daß Sie bis Berlin, ſolange er Ihnen nicht mißtraut, durchaus nichts von ihm zu fürchten haben, zumal auch eine Demoiſelle von Adel bei Ihnen iſt. In Berlin aber dürfen Sie nicht in das Quartier gehen, zu dem er Ihnen rathen wird, ſondern müſſen einen Schutz ſuchen und Ihre Wege vor ihm verbergen. Ich kenne die Schliche, denn ich ſelbſt war eine Zeitlang im Dienſt eines Werbers, und ich weiß auch, daß die vom Regiment Schulenburg und Markgraf Albrecht, welche hier zunächſt an der Grenze liegen, meinem Hamburger auf den Dienſt lauern, weil er ihnen die größten Leute für den Deſſauer wegfängt."

Fritz antwortete: „Laß mich eine Weile nachdenken." Er ſetzte ſich auf eine Bank, und Böttcher fuhr mit dem Beſen umher. Nicht lange und der Jüngling ſprach aufſtehend: „Deiner Rede glaube ich; deinem Vorſchlag aber folge ich nicht, und den Betrüger nehme ich nicht mit auf die Reiſe. Doch wenn du ſelbſt in das Preußiſche zurückwillſt und deinen Dienſt hier ſogleich aufgeben kannſt, ſo führe ich dich bis Berlin als meinen Bedienten mit.“ Böttcher ſah ihn groß an: „Sie ſind doch klüger, als ich dachte. Jetzt laſſen Sie mich überlegen. Fort von hier kann ich jeden Augenblick; gehe ich mit Ihnen, ſo weiß der Hamburger, daß ich ihn verrathen habe, er wird ſich an mir rächen wollen und fängt er uns, ſo ſchlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe. Auf der anderen Seite freie Reiſe, außerdem guter Lohn, denke ich.“ Friedrich nickte. „Und Böttcher auf dem Bock des erſten Wagens und capabel, dem, der hinter uns fährt, einen Nebel vorzuhexen.“ Dieſe letzte Ausſicht gefiel ihm am meiſten. „Ich gehe mit, wenn Sie mich als Diener des Fräuleins in den Paß ſchreiben laſſen und wenn Sie mir verſprechen, Ihre Rechnung mit dem Hamburger erſt morgen abzumachen, denn ſonſt könnte er mir noch heut etwas zu Leide thun.“ Das verſprach Friedrich. Am nächſten Morgen früh bat er den Fremden in die Wirthsſtube und ſagte ihm leiſe, daß er Grund habe, ihn für einen preußiſchen Werbeofficier zu halten. Herr Buſchmann war nur einen Augenblick betroffen, dann entgegnete er drohend: „Um meiner Sicherheit willen beſtehe ich darauf zu erfahren, wer dem Herrn dieſen Verdacht beigebracht hat.“

„Nicht an dem Herrn Officier iſt es mir zu drohen,“ antwortete Fritz. „Demſelben iſt bewußt, daß ein lautes Wort von mir ihm unter den Polen große Unannehmlichkeit bereiten kann. Ich fürchte, der Herr hatte die Abſicht mich in einen Zuſtand zu verſetzen, der für mich lebenslängliche Gefangenſchaft wäre; ich darf Jemand, den ich unter den Fremden für meinen Landsmann halte, nicht in ein ähnliches Unglück bringen, und werde ſchweigen, wenn der Herr mich nicht zu Anderem nöthigt.“

„Ich bin dem Monſieur König für dieſe Rückſicht verbunden,“

verſetzte der falſche Buſchmann mit höflichem Lächeln. „Auch ich habe Pflichten zu erfüllen gegen die Firma, für die ich reiſe, und bitte daran zu denken, wenn meine Bekanntſchaft dem Herrn in Zukunft einmal zu einer unangenehmen Erinnerung werden ſollte.“ Beide grüßten einander, Friedrich verließ den Gaſthof. Vor dem Hauſe ſeiner Ahnen erwartete ihn der Reiſewagen, in den durch Böttcher ſchon vor dem Morgengrau das Gepäck eingeſtaut war. Er hob das geliebte Mädchen in den Wagen, ſchüttelte dem Hauswirth die Hand, warf noch einen traurigen Blick über die alten Hausmauern und den Marktplatz, und fuhr zum Thore hinaus. Erſt vor der Stadt ſtieg Böttcher, der ſich in einen alten Lakaienmantel gehüllt hatte, beim Kutſcher auf.

Auf dem Wege brauſte der Sturm und flog der Schnee; hinter den Reiſenden lag Verwüſtung und Schrecken, vor ihnen das friedliche Leben der Heimat. Um Dorchens Mund ſpielte wieder das holde Lachen, welches einſt dem Jugendgeſpielen ſo entzückend geweſen war, und der Candidat verlor viel von der feierlichen Strenge, die ihm unter den Polen auf der Stirn lag. Nie hätte Dorchen für möglich gehalten, daß der ernſte Mann ſo zarter Sorgfalt fähig wäre, wenn er ſie bat ſich feſter zu verhüllen, wenn er unabläſſig kleine Erfindungen machte, um den Schnee abzuſperren, der ſich das Eindringen durchaus nicht wehren ließ, und vollends, wenn ſie Abends in die Herbergen kamen, in denen die Wirthsleute das Dorchen immer für die gnädige Frau hielten. Da bewies der Candidat ſo viel ritterliches Zartgefühl, daß Dorchen zuweilen ängſtlich wurde, denn er brachte die Nacht jämmerlich zu, während ſie ſelbſt auf leidlichem Lager ausruhen konnte. Aber er war nicht allein gut, er war auch ſehr geſcheidt. Während er ſie von Vielem unterhielt, was die Frauen damals nicht ſehr kümmerte, über das polniſche Weſen, welches dem Fräulein völlig verleidet war, und über das preußiſche, vor dem die Sachſin eine unbeſtimmte Scheu hatte, erſchien ihr Alles, was er ſagte, großartig, und über Jedes hatte er ſeine eigenen Gedanken, ſo daß ein verſtändiges Mädchen ſich gar nichts Beſſeres wünſchen konnte, als immer mit ihm durch die Welt zu fahren. Es begegnete ihnen auch ſo wenig Aergerliches, als auf einer Reiſe nur möglich war. Einmal blieben ſie in einer Schneewehe ſtecken, aber während der Fuhrmann eine Schaufel aus dem Wagen zog und den Weg zu räumen begann, ſtapfte Friedrich gleich einem Hünen den Schnee mit den Füßen nieder, ſo daß die Pferde hindurch konnten. Ein ander Mal brach ein Rad und der Wagen neigte zur Seite, ſo daß Dorchen aufſchrie, da ergriff ihr Begleiter das Handbeil des Fuhrmanns, ſchlug im Nu einen Baumaſt ab und ſtemmte ihn mit Rieſenkraft unter den Wagen. Und während der Fuhrmann nach dem nächſten Dorfe ritt, um ein Rad zu holen, und die Reiſenden beim Zwielicht im Kieferwald feſtſaßen, wo viel Urſache war, ſich vor Räubern zu ängſtigen, da wußte der Candidat luſtig zu erzählen, wie er auf der Leipziger Tour einmal im gefüllten Wagen umgeworfen war und die klagenden Frauen und Kinder aus dem Gewimmel im Korb des Wagens wie aus einem Bergwerk ans Tageslicht herausgezogen hatte, ſo daß gar keine Angſt aufkommen konnte. Wurden die Reiſenden ja einmal angehalten, ſo verhandelte der neue Diener mit dem ungefügen Volk in polniſcher Sprache, er ſchrie noch lauter als die Angreifer und die ſtürmiſchen Ueberfälle endigten nach kleinen Geſchenken in Verſöhnung.

Fritz fuhr nicht in demſelben guten Vertrauen, er ſah öfter beſorgt rückwärts und ſprach leiſe mit dem Diener. Aber auch ihm wuchs die Zuverſicht, als ſie ungefährdet die preußiſche Grenze erreicht hatten und auf geradem Wege der Hauptſtadt zurollten.

Bei der letzten Raſtſtelle vor Berlin ſagte Böttcher vertraulich: „Noch iſt der Hamburger uns nicht vor, und ich glaube auch nicht, daß er eine andere Straße gewählt hat, denn dies iſt der kürzeſte Weg und der beſte.“

„Wahrſcheinlich folgt er uns gar nicht," antwortete Fritz. Der Diener ſchüttelte den Kopf: „Sie ſind ihm wohl tauſend Thaler werth, dafür lohnt ſich's den Weg zu machen."

Sie waren noch nicht weit gefahren, als ein leichter Wagen ſie überholte. Böttcher ließ den Fuhrmann in einem Gehölz halten und bat den Candidaten auszuſteigen. „Das war der Officier," flüſterte er. „Er hat ſich vermummt, ich erkannte ihn doch; er iſt immer hinter uns her geweſen, jetzt, wo er uns zu haben meint, jagt er voraus. Er wird der Thorwache den Befehl geben uns feſtzuhalten, während Sie die Päſſe vorzeigen. Wir aber fahren ſogleich vom Wege ab und verſuchen auf einer anderen Seite in die Stadt zu dringen. Hat er noch nicht Zeit gehabt uns bei allen Thoren anzumelden, ſo kommen wir durch. Auf jeden Fall bitte ich Sie mir hier meinen Lohn zu geben. Denn in der Stadt ſuche ich mir ſogleich einen Schlupfwinkel."

Der Wagen lenkte vom Wege ab und während Dorchen in freudiger Hoffnung auf die Rauchwolke ſah, welche am klaren Winterhimmel über der großen Stadt ſchwebte, erwartete ihr Begleiter mit klopfendem Herzen die bevorſtehende Einfahrt.

Der Schnee lag auf der Straße und die Winterſonne warf ihre kalten Strahlen darüber, als die Reiſenden ohne Hinderniß in Berlin einfuhren. Fritz gab der Thorwache als Zweck der Reiſe ein Geſuch bei Seiner Majeſtät an und als Aufenthalt die Wohnung des ſächſiſchen Geſchäftsträgers, deſſen Frau eine Verwandte Dorchens war und dieſer die weitere Reiſe in die Heimat vermitteln ſollte. Dem ſächſiſchen Beamten theilte er die Gefahr mit, in welcher er ſchwebte, aber ihm wurde die verlegene Antwort: „Unſere Stellung iſt jetzt in Berlin ſo ſchlecht, daß wir darauf gefaßt ſind ſelbſt abzureiſen, und unſere Verwendung in dieſer widerwärtigen Angelegenheit würde Ihnen mehr ſchaden als nützen." Da beſchloß Fritz es darauf ankommen zu laſſen. Er erhielt einen Diener zur Begleitung, der ihn vor das Schloß führen ſollte, damit er dem König, wenn dieſer von der Wachtparade zurückkehre, ſein Geſuch mündlich vortrage. Denn es war bekannt, daß König Friedrich Wilhelm zu dieſer Stunde Bitten und Eingaben gern perſönlich in Empfang nahm.

Fritz wartete am Schloß, er dachte, daß dieſe Stunde auch über ſein eigenes Leben entſcheiden könne, aber er war nach dem Schweren, was er erfahren, in einer ſo gehobenen Stimmung, daß in ihm kein Bangen aufkam, obgleich die Officiere der Portalwache ihn nicht aus den Augen ließen und leiſe mit einander ſprachen. Endlich kam der König mit einem großen Gefolge von hohen Officieren heran und der Diener raunte dem Harrenden einige Namen zu. Der nächſte beim König war der Fürſt von Anhalt-Deſſau. In demſelben Augenblick trat ein Officier an den Deſſauer, und Fritz erkannte den Werber von Thorn; der Fürſt blieb im Geſpräch mit dem Officier einige Schritt zurück und beide ſahen nach dem Sachſen hin. Als der König den großen Mann am Schloßportale wahrnahm, ging er ſchnell auf ihn zu, hielt vor der tiefen Verbeugung an und maß ihn höchſt wohlgefällig mit den Augen.

„Der Candidat der Theologie König aus Kurſachſen wagt Eurer Majeſtät in tiefſter Ehrfurcht zu nahen, um Urlaub für ſeinen Bruder zu erbitten, welcher als Freicorporal bei Markgraf-Albrecht ſteht.“ Der Fürſt von Deſſau kam heran. „Königliche Majeſtät, der Mann gehört mir, er hat ſich in Polen meinem Werber durch die Flucht entzogen. Der Officier iſt ihm nachgereiſt, um ihn zur Stelle zu recognosciren.“

„Der Officier ſpricht die Unwahrheit,“ antwortete Fritz mit lauter Stimme, „er hat mich nicht geworben und ich bin nicht vor ihm geflohen, ſondern ich habe ihm vor meiner Abreiſe erklärt, daß ich wegen der hinterliſtigen Täuſchung, welche er vergebens an mir verſucht hatte, ſeine Reiſegeſellſchaft verſchmähe.“

„Habt ihr von dem Officier Handgeld genommen?“ frug der König, immer noch in die Betrachtung des großen Mannes vertieſt.

„Es konnte zwiſchen uns von Handgeld nie die Rede ſein,“ erwiederte Fritz, „da er in der Maske eines Hamburger Kaufmanns den Verkehr mit mir ſuchte.“

„Dann alſo kommt der Mann dem Officier Eurer Durchlaucht nicht zu,“ entſchied der König.

„Es war meine Abſicht,“ verſetzte der Fürſt mit verhaltenem Unwillen, „Eurer Majeſtät dieſen Mann für das Potsdamer Regiment vorzuſtellen.“

„Das iſt etwas Anderes,“ ſprach der König. „Er hat mehr als zwölf Zoll, ich ſchätze ihn auf nahe an dreizehn. Legt ihm ein Gewehr in den Arm, damit wir die Höhe meſſen.“ Schnell wurde ein Gewehr herzugebracht und an den Leib des Sachſen gelegt. „Ich ſagte ja, es ſind faſt dreizehn. Ich bin Eurer Durchlaucht ſehr obligirt.“ Und der König wandte ſich ab, um das Unangenehme, was jetzt kommen mußte, nicht zu ſehen und zu hören, ganz ähnlich dem Knaben, welcher nach einem gelungenen Streiche ſich der Verantwortung entziehen will.

Da merkte Friedrich, daß er von den Menſchen verlaſſen in großer Gefahr ſtand, und rief laut hinter dem Könige her: „Gerechter Gott, Vater im Himmel, gib nicht zu, daß der König von Preußen in tyranniſchem Gelüſte dem hohen Amt der Gerechtigkeit untreu wird, gerade in der Zeit, wo Tauſende bedrängter evangeliſcher Herzen auf ihn als ihren Erlöſer aus den Gräueln der Verfolgung hoffen. Wenn der Feldherr, den du gerüſtet haſt zum Beſchirmer des reinen Glaubens und der Gerechtigkeit, ſelbſt zu einem ungerechten Tyrannen wird, welche Hoffnung bleibt dann noch den gequälten Opfern von Thorn?“

Er hob flehend die Arme gen Himmel; das Gewehr, welches ſie an ihn gelegt hatten, fiel klirrend zu Boden.

„Höre ihn nicht, Herrgott!“ rief der Deſſauer, zornig den Hut lüftend: „Er hat das Gewehr auf die Steine geſchoſſen.“

Der König hatte bei der Beſchwörung den Schritt gehemmt, er ſtand abgewandt und ſah von der Seite auf den Bittenden. Jetzt kehrte er ſich zu ihm und frug heftig: „Was ſchreit er hier von den Gequälten zu Thorn über den Platz?“

„Ich ſtand in meinem geiſtlichen Amt auf dem Blutgerüſt bei den armen Märtyrern, welche gerichtet wurden, weil ſie Deutſche und Evangeliſche waren, und vernahm die Seufzer, mit denen ſie für ihre Zugehörigen den Schutz Eurer Majeſtät anriefen.“

Der König ſah ihn ungnädig an, aber der begeiſterte Blick, welcher dem ſeinen begegnete, bändigte den Ausbruch des Zornes und er gebot dem dienſtthuenden Officier: „Behaltet ihn hier, ich will ihn allein ſprechen.“

Friedrich hatte nicht nöthig lange am Portal zu warten. Ein Kammerdiener kam heraus, maß mit den Augen die Größe, winkte ohne ein Wort zu ſprechen, und führte durch einen Hof und langen Gang in ein Empfangzimmer. Gleich darauf trat der König ein, den Hut auf dem Haupte, den Stock in der Hand, offenbar nicht in guter Laune. Er trat vor den Bittſteller und ſtampfte mit dem Stock auf den Boden. „Er hätte auch nicht nöthig gehabt die Arme aufzuheben und den Himmel gegen mich um Hilfe anzurufen. Ich bin kein Tyrann, ſondern ein chriſtlicher König, der den Willen hat vor unſerem Herrgott ein ehrlicher Mann zu bleiben, warum hat er geſchrien wie ein Bärenhäuter?“ Wieder ſtieß der König auf den Boden. „Warum graut ihm davor meinen Rock zu tragen?“

„Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, ich fühlte, daß man ungerecht und gewaltthätig gegen mich verfuhr. Und ſolche Gewaltthätigkeit, mit welcher ich in königlicher Gegenwart bedroht wurde, kränkte mich gerade deshalb in tiefſter Seele, weil ich Eurer Majeſtät in wahrhafter Ehrfurcht und herzlichem Vertrauen genaht bin. Denn ich habe in der Stadt Thorn wohl erkannt, daß Ew. Majeſtät die Zuflucht der Deutſchen und Evangeliſchen ſind, und die unglücklichen Männer, deren grauſames Ende ich anſchauen mußte, haben mich beauftragt, ihre letzten flehentlichen Bitten Ew. Majeſtät vorzutragen."

Da rief der König: „Es iſt eine gräuliche und unerhörte Geſchichte, und ich habe mir alle Mühe gegeben den Bürgermeiſter und die Anderen zu retten. Das Blut ſchreit zum Himmel. Aber der polniſche König hat nicht mehr Macht als ein Dorfſchulze. Es iſt euer eigener Kurfürſt," fuhr er wieder unwillig fort. „Wie ſieht es jetzt in der Stadt aus? Liegen noch die polniſchen Reiter darin?"

„Die Stadt und Umgegend iſt mit Fußvolk angefüllt, die Soldaten ſind bei den Evangeliſchen einquartiert und wirthſchaften wie in Feindesland; in der Marienkirche, welche ſeither evangeliſch war, hielten die Jeſuiten Hochamt und ſangen Jubellieder, daß die Ketzerei gedämpft ſei. Auch der Rath wird zur Hälfte polniſch gemacht."

„Was habt ihr ſonſt in Thorn geſehen?" frug der König. „Erzählt geradeaus und ehrlich."

Friedrich begann ſeinen Bericht über die Standhaftigkeit und die letzten Stunden des Conſuls Roesner und der übrigen Gerichteten. Der König ſetzte ſich und hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, bis der Erzähler mit den Worten ſchloß: „Königliche Majeſtät, in dieſen ſchrecklichen Tagen habe ich das Größte erlebt, was einem Diener des heiligen Amtes zu Theil werden kann, denn ich ſah fromme deutſche Männer, welche mit Gottvertrauen muthig in einen elenden Tod gingen. Jeder von den zehn Gerichteten konnte ſich Leben und Freiheit retten, wenn er ſeinen Glauben abſchwor. Aber nur einer von elfen wurde ſchwach, die anderen zehn blieben treu bis zum Tode." Da faltete der König die Hände: „Was ſagtet ihr vorhin über eine Hilfe, die ſie von mir begehrt haben?"

„Mehre der Gerichteten hinterlaſſen Frau und Kinder in bitterer Noth, denn ihre Habe iſt eingezogen und die Kinder werden den Müttern entriſſen, um in polniſcher Weiſe erzogen zu werden. Da hofften die Sterbenden, daß Eure Majeſtät ſich der armen Witwen und Waiſen erbarmen werde, und ich verſprach ihr demüthiges Flehen hierher zu tragen."

„Ich will verſuchen ihnen zu helfen," antwortete Friedrich Wilhelm. „Sie ſollen nach Preußen kommen. In meinem Lande befehle ich und die Leute gehorchen, aber ſelbſt in meinem Lande vermag ich nicht immer zu thun, was ich will, denn auch hier muß ich mancherlei Rückſicht nehmen; und vollends dort draußen, wo Alles widerhaarig und feindſelig iſt. Ihr ſagtet etwas von den letzten Worten des ſeligen Roesner. Was meinte er, als er klagte: der Bürgermeiſter büßt für ſein eigenes Unrecht und für die Sünden der Vorfahren? War das richtiger evangeliſcher Glaube?"

„Sich ſelbſt klagte Herr Conſul Roesner darum an, weil er früher der polniſchen Krone zu treu gedient und den Uebergriffen der Polen nicht immer Widerpart gehalten habe," entgegnete der Candidat. „Wenn der Verſtorbene aber die Sünden der Vorfahren beklagte, ſo dachte er wohl an frühere Schickſale ſeiner Stadt. In alter Zeit wollte die Mehrzahl der Bürger von Thorn lieber zu Polen gehören als zu dem Ordensland Preußen. Damals hat die polniſche Partei in der deutſchen Stadt viele Mitbürger, weil ſie zu Preußen hielten, in Bruderhaß auf dem Schaffot hingerichtet und die Stadt unter die Krone Polen gebracht. Jetzt haben die Polen den Nachkommen jener Alten daſſelbe gethan, denn ſie haben durch Hinrichtungen den Enkeln vergolten, daß die Ahnen einſt ihre Köpfe der Krone Polen untergeſtellt hatten. Und in Thorn gibt es Leute, welche ausrechnen, daß es ſeit jener alten Hinrichtung der preußiſchen Partei jetzt gerade das ſiebente Glied iſt, an welchem die Strafe vollzogen wird nach den Worten der Schrift. Solches Gericht des Herrn iſt uns Menſchen furchtbar und entſetzlich."

„Es wird auch an den Jeſuitern und Niepezwalums heimgeſucht werden bis ins ſiebente Glied," rief der König ſeinen Stock ſchüttelnd. „Woher wißt ihr aber, daß die Hingerichteten gerade Nachkommen jener alten Uebelthäter ſind. Der Schuſter Wunſch war ein geborener Brandenburger, wie kommt der dazu? Das riecht nach Prädeſtination."

„Der Tod traf die Armen nur, weil ſie in der Stadt lebten, über welcher der Fluch hing," antwortete Friedrich traurig. „Gerade das, was Eure Majeſtät ſagen, macht uns ſolch göttliches Strafgericht allzu hoch und ſchwer, und uns bleibt nichts übrig als demüthig zu rufen: des Herrn Wege ſind nicht unſere Wege. Als die Angſt über dieſe Strenge mir im Herzen riß, hat mich der Gedanke getröſtet, daß unſer Vater im Himmel dadurch die Menſchen an die Pflicht mahnen will, altes Unrecht ihrer Vorfahren wieder gut zu machen, und daß er nur zuweilen an den Einzelnen ſchwere Vergeltung übt, um die Menge der Irrenden und Verſtockten auf den rechten Weg zu weiſen. Darum vertraue ich, er wird noch die Herzen der Könige lenken, und wird das unglückliche Thorn, welches ihn jetzt in der Noth anruft, nicht gänzlich den wilden Polen überlaſſen, ſondern ihm die Rettung bereiten."

Während der Theologe in ſeiner Begeiſterung ſprach, ging eine Thür auf. Zwei halbwüchſige Knaben in Soldatenröcken traten ein und ſtellten ſich militäriſch auf. Der König ſchritt in großer Bewegung auf und ab, muſterte aber doch im Vorübergehen die Knaben und gebot dem einen, indem er mit dem Stock ſeinen Rücken berührte: „gerade ſtehn!" Dann wandte er ſich zu dem Fremden und begann in gütigem Tone: „Haſt du dich um die Thorner gegrämt, ſo habe auch ich ihretwegen ſchlafloſe Nächte gehabt und Gott angerufen, daß er da helfen möge, wo unſer guter Wille nichts vermag." Er trat wieder dicht vor den Jüngling, ſah an ihm hinauf und frug, ihm einen Knopf am Rocke drehend, vertraulich: „Warum willſt du meinen blauen Rock nicht tragen?"

„Ew. Majeſtät, ich bin Theologe und mein Amt iſt nicht der Krieg, ſondern Verkündigung der Lehre, welche gegeben ward, um Frieden auf die Erde zu bringen."

„Ich ſoll euch alſo ziehen laſſen?" frug der König wieder unzufrieden. „Und was wollt ihr noch?"

„Ich flehe Ew. Majeſtät an, meinem Bruder Urlaub zu geben. Der Vater iſt geſtorben, die Mutter iſt krank."

Der König ging einige Schritte und ſah ſich den Bittſteller wieder an. „Wie viel Kinder hat euer Vater hinterlaſſen?"

„Nur meinen Bruder und mich."

„Hat eure Mutter einen Sohn in meinem Dienſte, ſo will ich ihr den zweiten nicht nehmen," entſchied der König mit Selbſtüberwindung. „Du ſollſt nicht von mir gehen und zu den Wolken ſchreien, daß ich ein Tyrann bin. Dein Bruder kann Urlaub haben, aber unter einer Bedingung: du bürgſt mir dafür, daß er in meinen Dienſt zurückkehrt, und du bürgſt mir mit deinem eignen Leben. Kommt er nicht, ſo kommſt du und trittſt für ihn ein. Willſt du mir das verſprechen, ſo ſollſt du ihn haben."

Friedrich ſtand betroffen; er wußte, daß die Mutter daran dachte, den Sohn in ihrer Nähe zu bewahren, und er fürchtete auch ſtille Hoffnungen des Bruders durch ſein Gelöbniß zu kreuzen.

„Kurz und gut," fuhr der König fort, „keine Bedingung und Ausrede; willſt du als ein ehrlicher Mann verſprechen: er oder du?"

„Ja," antwortete Friedrich leiſe.

Der König maß ihn noch einmal mit den Augen, öffnete ſchnell die Thür des Vorzimmers und rief dem Officier zu: „Der Freicorporal König vom Markgraf-Albrecht hat von morgen Urlaub nach der Heimat; ſorge dafür, daß dieſer hier einen ſichern Paß bekommt, ſeinen Bruder zu begleiten."

6.

Bei den Sachſen.

Als Friedrich mit dem Urlaub in das Quartier des Bruders trat, fiel Auguſt ihm gerührt um den Hals. „Du haſt mir deine brüderliche Liebe erwieſen, wie der Vater wollte; wird auch für mich eine Gelegenheit kommen, dir dafür zu danken?“ „Vielleicht kommt die Zeit, wo einem von uns ein weit größeres Opfer zugemuthet wird,“ antwortete Fritz, welcher an Dorchen dachte. Es wurde eine frohe Heimfahrt für Beide. Die als Knaben geſchieden waren, fanden einander in männlichem Jugendmuth wieder, und jeder freute ſich über die Tüchtigkeit des andern. Auch die Mutter genoß, als die Brüder Hand in Hand vor ihr ſtanden, zum erſten Male ſeit dem Tode des Gatten ein großes Glück. Aber nur wenige Tage durfte Fritz bei der Mutter weilen, die Reiſe hatte ſeine Ferienzeit völlig in Anſpruch genommen, er mußte aufbrechen, um ſeinen neuen Zögling in Empfang zu nehmen und nach England zu geleiten. Als er ſchied, war Dorothee noch nicht aus Berlin angekommen und Fritz ſagte ſich vergebens zum Troſte, daß ihm dies lieb ſein müſſe.

In der zärtlichen Pflege der Mutter ſuchte Auguſt ſich die Gedanken an das freudenloſe Leben der Zukunft fern zu halten. Aber bald wurde er durch Gerüchte und durch die Zeitungen daran gemahnt. Die Ereigniſſe zu Thorn und der tiefe Unwille Friedrich Wilhelms hatten zwiſchen dem preußiſchen und polniſchen Hofe ſo große Feindſeligkeit aufgeregt, daß ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß zu erwarten war. Die ſächſiſchen Truppen wurden eilig vermehrt, der Verkehr an der Grenze ſtockte, die Behörden der beiden Länder verweigerten einander bereits die gewöhnliche Aushilfe und Unterſtützung. Auguſt wurde von den ſächſiſchen Officieren, die er zufällig traf, mit kalter Nichtachtung behandelt, und erkannte mit Schrecken, daß die Frage an ihn herantrat, ob er gegen ſein Vaterland in das Feld ziehen dürfe. Er ſchrieb, ohne der Mutter von ſeiner inneren Unſicherheit etwas zu ſagen, deshalb an den Bruder nach London. Doch bevor die Antwort einlief, kam ſein Vormund angefahren, und mit ihm ein Hauptmann von Wölfert aus einer nahen ſächſiſchen Garniſon. Der Vormund erklärte, es ſei unmöglich, daß in ſolcher Zeit ſein Mündel in preußiſchen Dienſt zurückkehre, und der Hauptmann ſetzte hinzu: er habe den Fall ſeinem Oberſten vorgetragen, Monſieur König könne ſogleich in dem ſächſiſchen Regiment als Fähnrich eintreten, um nach einem Jahr Lieutenant zu werden. Auguſt weigerte ſich ſtandhaft, obgleich die Mutter die Hände rang und ihm zurief, es werde ihr Tod ſein, wenn er wieder in die ägyptiſche Dienſtbarkeit ziehe. Endlich entſchied der Vormund: „Wenn mein Herr Neffe ſich durch ein Verſprechen, welches ſein Bruder unter ganz anderen Verhältniſſen gegeben hat, verpflichtet hält, in dem Dienſt einer feindſeligen Macht zu beharren, ſo würde als letztes Mittel übrig bleiben, ein allerhöchſtes Verbot gegen die Rückkehr zu veranlaſſen. Doch bevor dies Aeußerſte unternommen wird, iſt der nächſte Weg der beſte, daß mein Herr Neffe unter Angabe der patriotiſchen Gründe um ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Dienſt einkomme. Iſt dieſe früher verweigert worden, ſo iſt jetzt die Lage der Sache eine ganz andere, auch den Herren Preußen kann nichts daran liegen, einen Sachſen wider ſeinen Willen bei der Fahne feſtzuhalten."

Wenige Tage darauf erhielt Auguſt die Antwort des Bruders: „Da der Wille unſerer lieben Mutter und dein Pflichtgefühl für die ſächſiſche Heimat auf der einen Seite ſtehen, auf der anderen das Verſprechen deiner Rückkehr, ſo darfſt du durch die Bitte um Entlaſſung allerdings verſuchen, des preußiſchen Dienſtes ledig zu werden. Wird dir der Abſchied verweigert, ſo müßte einer von uns beiden ſich zur Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm ſtellen.“ Dies entſchied. Der Corporal ſandte zum zweiten Mal ſein Abſchiedsgeſuch an die Compagnie, und ſchrieb zu gleicher Zeit einen beweglichen Brief an ſeinen Gönner, den Major Vogt. Er ſelbſt erwartete wenig von dieſem Verſuche und bereitete ſich zur Abreiſe. Und als er nach mehren Wochen die Antwort aus dem Stabsquartier erhielt, pochte ihm das Herz. Aber glückſelig las er den Inhalt, denn der Major ſchrieb, daß ſein hoher Chef, der Markgraf, die Berechtigung dieſes Abſchiedsgeſuches anerkannt und die Entlaſſung verfügt habe. Der Entlaſſungsſchein ſei bereits ausgefertigt, nach Berlin zur höchſten Kenntnißnahme geſandt und werde dem Bittſteller demnächſt zugehen. Darauf wünſchte ihm der Major höflich Glück zur Löſung ſeines Dienſtverhältniſſes und ſprach den Wunſch aus, daß er in ſeiner Heimat ſich als braver Officier bewähren möge.

Befreit von der Laſt, die ihn lange bedrückt, athmete Auguſt auf. Er fuhr mit dem Schreiben in die Garniſon des Herrn von Wölfert, empfing Glückwünſche und wurde ſogleich zum Oberſten geführt. Auch dieſer nahm ihn zuvorkommend auf und ſagte: „Auf Grund dieſes Briefes, deſſen Handſchrift und Schreiber mir wohlbekannt ſind, können Sie zur Stelle in mein Regiment eintreten.“

„Doch habe ich den Entlaſſungsſchein noch nicht in Händen,“ wandte Auguſt ein.

„Der Brief genügt,“ verſetzte der Oberſt. „Uebrigens darf es nicht von dem Belieben eines fremden Monarchen abhängen, ob ein Sachſe in das Heer ſeines Vaterlandes eintreten ſoll oder nicht. Und ich rathe Ihnen nicht zu zögern, denn unſere Augmentation wird in Kurzem beendigt ſein und der Aufſchub könnte Ihnen die Stelle unſicher machen, die Zuſendung des

Entlaſſungsſcheins erfolgt bei den gegenwärtigen geſpannten Verhältniſſen vielleicht erſt nach langer Zeit.“

So wurde Auguſt Fähnrich in einer Compagnie des Leibregiments. Die beglückte Mutter rühmte jetzt, daß ihre Verwandten dies für ihn durchgeſetzt hatten, und erzählte, wie Tanten und Bäschen deshalb beim Stabe und in Dresden hin- und hergelaufen waren, er vernahm auch, daß Herr von Mickau mit der Mutter vertraulich einige artige Geſchenke beſprach: ſeidene Roben und einen Satz von dem neuen meißner Porzellan, welche an Gönnerinnen in der Hauptſtadt als Recompens geſendet wurden. In ſeiner Freude ſorgte er wenig darum. Sein Dienſt wurde ihm leicht, er war durch die preußiſche Schule feſt geworden und fand ſich ſchnell in das Abweichende des Commandos und der militäriſchen Einrichtungen. Die Mehrzahl ſeiner Kameraden hatte nicht mehr Schulweisheit zur Fahne gebracht als die preußiſchen, aber ſie waren bequemer im Verkehr. Er ſtand jetzt in größerer Garniſon und hatte Gelegenheit auch im Geſpräch mit unterrichteten Civiliſten ſeine Bildung zu erweiſen und geſcheidte Urtheile zu hören. Der Familie wegen empfing er Freundlichkeit ſelbſt von Unbekannten, und wenn er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand mit der Oede und Verlaſſenheit der preußiſchen Garniſon verglich, ſo kam er ſich vor wie in einer beſſeren Welt.

Als er einſt mit ſolchen Gedanken auf der Straße ging, ſah er an einer Hausthür einen kleinen Mann ſtehen im Schlafrock, mit röthlicher Naſe und kluger Miene. Der Kleine betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung: „Welche Freude, Herr Fähnrich, daß ich Sie hier wieder finde.“ Das Geſicht des Fähnrichs zog ſich drohend zuſammen, er erkannte denſelben Magiſter, der früher als Pasquillant der Familie ſchwere Tage bereitet hatte, und wollte mit kaltem Dank vorübergehen. Aber der Kleine vertrat ihm flehend den Weg. „Obwohl mir bewußt iſt, daß Sie mich ohne Vorliebe regardiren wegen eines alten unbegründeten Verdachtes, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, da ich Sie jetzt als Herrn Officier vor mir ſehe, daß auch ich mit großer Bekümmerniß den Verluſt Ihres hochverehrten Vaters vernommen habe; er war ein Mann ganz nach dem Herzen aller Edlen, und ich ſehe und vernehme mit Freuden, daß ſein Herr Sohn ihm nachgeartet iſt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Magiſter,“ antwortete Auguſt von oben herab.

„Gehen Sie nicht ſo ſtolz vorüber, verehrter Herr Landsmann,“ bat der Kleine, „erweiſen Sie mir nur auf einen Augenblick die Ehre einzutreten, damit ich des ſchmerzlichen Gefühls enthoben werde, daß dieſelben ungünſtig von mir denken; denn ich habe Sie bereits gekannt, als Sie Ihr erſtes rothes Röckchen trugen. Denken Sie noch daran, wie ich Sie damals in aufrichtiger Schätzung Ihrer Familie mit einer Düte Pfeffernüſſe regalirte? heute bitte ich um Erlaubniß Ihnen mit einem Glaſe eigenen Wachsthums aufzuwarten.“ — „Ich kann mich nicht aufhalten, Herr Magiſter.“

„Nur im Stehen,“ bat der Magiſter.

Der Fähnrich blieb in dem Flur, der Magiſter brachte ihm mit Verbeugungen eine Kanne Landwein zugetragen, und erzählte, während der Gaſt das Glas in der Hand hielt, daß ſeine Frau in dieſer Stadt einen ſehr reichen Onkel beerbt habe, und daß er jetzt als wohlhabender Hausbeſitzer die Ernte des eigenen Weinbergs an gute Freunde ausſchenke. „Doch,“ fügte er mit einem trüben Blick nach dem Innern des Hauſes hinzu, „nicht alle Götter lächeln dem Sterblichen freundlich zu; wer von Minerva und den Muſen Gunſt erfährt, wird vielleicht von Venus und Juno kurz gehalten.“ Eine ſcharfe Frauenſtimme aus der Tiefe des Kellers rief ſeinen Namen und fügte einige Scheltworte hinzu. „Mehr Juno als Venus,“ ſagte er wehmüthig und wies mit dem Daumen nach der Tiefe.

Seit dieſer Begegnung hatte Auguſt zuweilen Mühe ſich der Verehrung des Magiſters zu entziehen, zumal wenn er des Nachmittags beim Hauſe vorbeikam, wo der Kleine durch die Gunſt ſolcher Götter, mit denen er auf gutem Fuße ſtand, in einen gehobenen und redſeligen Zuſtand verſetzt war. Es ergab ſich bald, daß der Magiſter eine beſondere Vorliebe für kriegeriſches Weſen hatte. So oft die Trommler durch die Straßen ſchritten und die Wache aufzog, ſtand er an der Thür. „Cäſar hatte wenig Haupthaar,“ ſagte er zu dem Fähnrich, ſeine eigene Perücke hin und herziehend, „und Prinz Eugen iſt nicht hoch von Wuchs; auch ich habe ſeit meiner Jugend zu nichts ſo große Neigung gehabt als zum Amt eines Oberſten oder Generals. Glauben Sie, hochverehrter Herr Fähnrich, es gibt für einen Mann keine größere Luſt als zu kommandiren: ſchießt mir dorthin oder jagt mir den aus der Stadt, Himmeldonnerwetter! puff! und nieder mit ihnen! Das war mein Beruf, und vertraulich zu reden, ich habe noch Stunden, wo ich meiner Juno einen Poſſen ſpielen und mich unter die Fahnen des Kriegsgottes ſtellen möchte.“

„Ich kann's nicht rathen, Herr Magiſter,“ antwortete Auguſt. „Bevor Sie ſoweit kommen, daß die Lictoren mit den Ruthenbündeln vor Ihnen herſchreiten, müſſen Sie ſich erſt der Gefahr unterziehen, ſelbſt Spießruthen zu laufen.“ — „Das ſchreckt mich nicht,“ verſetzte der Gelehrte geheimnißvoll, „auch in Bürgerhäuſern gibt es Weſen, welche widerwärtig ſtreichen.“

Als Auguſt eines Abends in ſein Quartier kam, fand er auf der Hausſchwelle eine kleine Geſtalt ſitzen, welche ſich mit dem Taſchentuch ſchneuzte und dann die Hände zum Himmel hob.

„Was thun Sie hier, Herr Magiſter?“ frug er verwundert. Der kleine Mann fuhr in die Höhe und ſprach ſchluchzend: „Ich melde mich!“ — „Wozu, Herr Magiſter?“ Der Kleine griff wieder nach ſeinem Taſchentuch. „Ich halte es nicht länger aus. Die öfter erwähnte Juno verdient es nicht beſſer. Ich melde mich als Rekrut bei Ihrer Compagnie!“

Auguſt lachte. „Beſchlafen Sie's, Herr Magiſter.“ Aber der unzufriedene Gatte faßte ihn am Aermel und erklärte heftig: er wiſſe wohl, was er ſage, er wolle jetzt werden, was ihm immer im Sinne gelegen, denn zu Hauſe halte er es nicht aus, und er wolle in die Compagnie zu Herrn König treten. — Auguſt ſagte, um ihn zu beruhigen: „In der Finſterniß kann Ihre Annahme nicht ſtattfinden, machen Sie mir morgen früh die Freude auf ein Schälchen Thee mein Gaſt zu ſein.“ Am andern Morgen lud Auguſt den Premierlieutenant zu ſich und beide harrten des Magiſters. Dieſer ſtellte ſich pünktlich ein, ſetzte ſich ernſthaft zu ſeiner Taſſe nieder und als Auguſt die Verhandlung mit der Frage einleitete: „Wiſſen Sie auch, Herr Magiſter, daß Sie ſich geſtern bei mir zum Rekruten gemeldet haben?“ da erklärte der Verzweifelte nüchtern und beſtimmt, daß er das ſehr wohl wiſſe und daß er auf ſeinem Willen beſtehe. Auguſt hielt ihm vor, wie wunderlich es ſei, daß er Frau und Hausſtand aufgebe, der Magiſter aber ſprach ſich über alles civile Leben, ja ſogar über das Glück der Ehe verächtlich aus und behauptete, wenn der Herr Fähnrich, für den er beſondere Affection empfinde, ihn nicht annehme, ſo gehe er von hier ſofort zu einer andern Compagnie. Die Officiere ſahen einander an. „Wohlan,“ ſprach der Fähnrich aufſtehend, „wenn Sie es ſo haben wollen, ſo muß ich Ihr Verlangen erfüllen und Sie bei meinem Capitän melden.“ — Gerade das wollte der Magiſter. „Habe ich Sie aber gemeldet, ſo werden Sie erfahren, daß wir keine luſtigen Zechbrüder ſind, welche mit ſich ſpielen laſſen.“ Auch das wußte der Gelehrte, und er bat den Fähnrich und den Lieutenant ſogleich ſein Verſprechen in ihre Hand zu empfangen, damit die Sache endlich die erforderliche Feſtigkeit erhalte. Auguſt meldete dem Capitän den Handel und dieſer gab erfreut den Befehl, am nächſten Morgen den Rekruten zu ihm zu führen.

Den Tag darauf ging Auguſt in das Haus des Magiſters und da dieſer noch ſchlief, trat er auf die Schwelle des Schlafzimmers und gebot: „Der Rekrut, Magiſter Blaſius, ſoll aufſtehen und zum Capitän kommen!“

Hinter der Gardine bewegte ſich's, der Magiſter ſteckte den Kopf heraus: „Hören Sie, Herr Fähnrich, ich habe nicht geglaubt, daß es ſo eilen würde. Entſchuldigen Sie gütigſt, ich kann heut nicht mitkommen.“ Zugleich erhob eine weibliche Stimme ſehr heftige Beſchwörung mit vielen Scheltworten. Der Fähnrich behauptete ſeinen Ernſt, frug den Magiſter, ob er geſonnen ſei, gutwillig mitzukommen oder nicht, und als der Magiſter erklärte: „Heut kann ich wirklich nicht“, ſchickte Auguſt nach der Wache. Im Hauſe entſtand Geſchrei und Wehklagen, eilig wurde der vornehme Bruder, Doctor der Rechte und angeſehener Beamter, zu Hilfe geholt. Dieſer kam zugleich mit der Wache und wollte den Fähnrich über die Richtigkeit ſeiner Anſprüche verſtändigen, Auguſt aber wies ihn kurz ab: „Ich bitte, daß Sie mir in meinem Beruf keine Collegien leſen, verfahre ich unrecht, ſo wiſſen Sie, wo ich zu belangen bin.“ Da zog ſich der Doctor ſchleunig zurück, der Magiſter aber ſtand im Nachtkleide feſtgehalten durch die Arme ſeiner Gattin, welche ihn in heller Verzweiflung vor der Kriegsmacht ſchützen wollte. Erſt das Geklirr der eintretenden Wache befreite den kleinen Herrn, der ſich jetzt gutwillig zum Abgang rüſtete, unterwegs ſeinen Soldatenmuth wiederfand und auf die zornige Frage des Fähnrichs, ob er das Regiment zum Narren habe, verſicherte, daß ihm das kräftige Verfahren gerade Recht ſei, ſeine Frau brauche nicht zu wiſſen, daß er aus eigener Neigung Militär werden wolle. So wurde er zum Hauptmann geführt, legte dort bereitwillig den Eid der Treue ab, ſchrieb eigenhändig ſeinen Namen in die Stammliſte und erhielt ſogleich Urlaub und das Recht bis auf weitere Ordre zu der Gattin und ſeinem Hausweſen zurückzukehren.

Während aber Auguſt mit ſich wohlzufrieden war, flüſterte und ſummte es durch die ganze Stadt, und nach der Reſidenz liefen bogenlange Beſchwerden. Der Bruder des Magiſters erklärte laut, er werde den Schimpf, welcher der Familie angethan ſei, nicht ruhig ertragen und wenn es ihn das halbe

Vermögen koſten ſolle. Seine Klagen, und, wie die Officiere behaupteten, wohlangebrachte Geſchenke, hatten auch Erfolg, denn ein geheimer Kriegsrath fuhr als Muſtercommiſſar des Regiments mit einer Commiſſion von Officieren und Beamten in die Garniſon ein.

Als der Fähnrich vor die Commiſſion gefordert wurde, wollte der Vorſitzende zuerſt von ihm wiſſen, aus welchem Grunde der Hauptmann den kleinen, alten, offenbar unbrauchbaren Magiſter angenommen habe. Auguſt fühlte ſich durch den Verdacht, welcher der Frage zu Grunde lag, in der Seele ſeines Vorgeſetzten bitter gekränkt und entgegnete: „Ich muß einer hohen Commiſſion die Antwort auf dieſe Frage verweigern, weil die Frage ganz unmilitäriſch iſt, denn dem Soldaten ſteht es durchaus nicht zu, einen Vorgeſetzten nach dem Beweggrund ſeiner Handlungen zu fragen.“ Und als der Rath auf's Neue drängte: „Sie ſollen nur Ihre Meinung zu Protokoll geben, die Sie ſich jedenfalls gebildet haben,“ da verſetzte der Fähnrich: „Meine Meinung zn ſagen wäre ich vollends nicht verpflichtet. Doch bin ich bereit zu erklären, was ich ſelbſt in ähnlicher Lage thun würde. Wenn eine Perſon wie der Herr Magiſter ſich bei mir, als dem Hauptmann, freiwillig meldet, ſo werde ich ſie annehmen zum Nutzen des Regiments und des königlichen Dienſtes, auch wenn ich ſie für völlig unbrauchbar halte. Denn da ich weiß, daß dem Eingeſchriebenen ſelbſt ſein Wunſch bald verleidet wird, und ſeine Anverwandten ihn in keinem Fall beim Regiment laſſen, ſo bin ich ſicher, als Erſatz für ihn einen brauchbaren Mann zu empfangen. Jeder Capitän aber iſt durch ſeinen Eid verpflichtet, die Compagnie für des Königs Majeſtät vollzählig und in gutem Stande zu erhalten.“

Dagegen wußte der Vorſitzende nichts einzuwenden, aber er bedräute jetzt den Fähnrich ſelbſt: „Wie durften Sie ſich unterſtehen, einen verheirateten Mann von Condition aus dem Bette zu holen? Iſt Ihnen nicht bewußt, daß der Magiſter als graduirter Gelehrter einen höheren Rang hat als Sie ſelbſt?" Auf ſolche Fragen verlor Auguſt die Geduld: „Wenn ein graduirter Mann ſich durch Handgelöbniß verbunden hat, als Soldat einzutreten, ſo hole ich ihn, ſobald mein Hauptmann es befiehlt, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, aus dem Bett oder aus der Kirche, ohne zu fragen, wie vornehm er iſt. Und wenn es der Herr geheime Kriegsrath ſelbſt wäre, ich würde Sie holen und im Fall des Widerſtandes arretiren. Und ich bitte meine Rede Wort für Wort ins Protokoll zu ſchreiben."

Da hob der Vorſitzende empört die Hände zum Himmel, und der Fähnrich wurde mit ſtarken Vorhaltungen über ſein dreiſtes und zu Gewaltthaten geneigtes Weſen aus dem Verhör entlaſſen. Doch ein alter Oberſtlieutenant von der Commiſſion folgte ihm in das Vorzimmer und reichte ihm dort die Hand. Vom Oberſten erhielt er kurz darauf einen langen ſchriftlichen Verweis wegen ſeines heftigen und keineswegs reſpectuöſen Benehmens, unter der Hand aber die Verſicherung, man ſei beim Stabe ganz mit ihm zufrieden; ſodaß er merkte, der Dienſt werde hier anders gehandhabt als im Preußiſchen. Der Magiſter empfing, ohne einen Erſatzmann zu ſtellen, ſeinen ehrlichen Abſchied. Und er blickte ſeitdem ſcheu und betrübt zu dem Fähnrich auf, wenn dieſer ſtolz an ihm vorüberging.

Nur Eines war wunderlich, der Entlaſſungsſchein aus dem Preußiſchen kam nicht. Auguſt hatte ſogleich nach der Anzeige des Majors dem Bruder geſchrieben, daß er den Abſchied erhalten, ihm war damals gar nicht eingefallen, daß ſich noch ein Hinderniß erheben könne, weil er wußte, daß Annahme und Entlaſſung der Unterofficiere vom Chef des Regiments allein abhing. Jetzt ſtiegen ihm Zweifel auf.

Aber er vergaß ſeine Bedenken über einem frohen Ereigniß. Das Regiment wurde nach Dresden commandirt, um die Beſatzung der befeſtigten Reſidenz zu verſtärken. Auguſt freute ſich während des Marſches wie alle jungen Officiere auf das großartige Leben, doch merkte er nach der Ankunft ſchon in den erſten Tagen, daß ein Fähnrich, der nicht aus vornehmer Familie war oder ſorglos Geld ausgab, nur von der Straße den Glanz und die Herrlichkeit betrachten durfte. Und der Dienſt in ſeiner Compagnie wurde beſchwerlicher, denn der neue Premierlieutenant war ein junger Graf, der gar nicht beim Regimente ſtand, ſondern die Uniform auf ſeinen Reiſen trug, und der Lieutenant war Sohn eines Herrn vom Hofe und blieb die meiſten Abende der Woche vom Dienſt dispenſirt.

Doch auch Auguſt ſollte der Wunder theilhaftig werden, womit die prächtige Stadt damals den Zugereiſten überraſchte. Als er einſt in der Nähe des Schloſſes das Gewühl reichbekleideter Spaziergänger betrachtete, die Portechaiſen, in welchen vornehme Damen von rieſigen Haiducken getragen wurden, vergoldete Caroſſen, edle Pferde in prächtigem Geſchirr, die Kutſcher in Treſſenlivree auf hohem Bock und auf dem Trittbret hängende Lakaien, da fuhr ein vornehmer Wagen vorüber, in welchem zwei Frauen ſaßen, und eine von den beiden glich der Tochter ſeines alten Hauptmanns. „Es war nur eine Aehnlichkeit,“ ſagte ſich Auguſt während ihm das Blut zum Herzen ſchoß; da ſah er, als der Wagen um die Ecke rollte, daß eine kleine Hand zum Fenſter herauswinkte. Er eilte nach, aber er vermochte die ſchnellen Pferde nicht einzuholen. War es ein Zufall oder war es ein Gruß, und war Friederike zu einer Dame geworden, welche in der Caroſſe fuhr? Ihm wurde ſiedend heiß. Vergebens ſuchte er ſich auf das Ausſehen der anderen Frau zu erinnern, ihm kam vor, als ſei ſie ſehr jung geweſen; auch von dem Wagen und den Pferden wußte er nichts Ungewöhnliches anzugeben. Es nutzte ihm nichts, daß er die nächſten Tage in jeder Freiſtunde durch die Straßen irrte und argwöhniſch in jeden Wagen blickte. Er ſah das geliebte Mädchen nicht wieder.

Als Auguſt am erſten Tage des nächſten Monats ſein Traktament geholt hatte und in ſein kleines Quartier zurückkehrte, fand er in der Stube ein Packet, welches ein fremder Mann für ihn abgegeben, und darin zwei bunte Porzellanfiguren, Schäfer und Schäferin, von denen jede zierlich auf einem Felſen ſaß. Er hatte bis dahin der neuen Erfindung keine Beachtung gegönnt, aber er wußte doch, daß die Figuren eine koſtbare Zuwendung waren. Natürlich dachte er ſogleich an Friederike. Sollte dies eine Gegengabe für den Stieglitz ſein? Aber er verwarf den Gedanken ſogleich wieder; nach Allem, was er von ihr wußte, ſah ihr dies ſeltſame Geſchenk nicht ähnlich. Er ſtellte die Figuren auf die bunte Kattundecke der Commode, wo ſie neben dem Tabakskaſten und den Thonpfeifen ſtanden, wie aus dem Feenland in das gemeine Menſchenleben verſchlagen.

Doch bei dieſer Spende blieb es nicht; am erſten des folgenden Monats wurde wieder etwas abgegeben, diesmal eine Puderquaſte mit goldenem Griff; nach gleicher Zwiſchenzeit erſchien eine Bonbonnière mit ſüßem Inhalt und dabei lag ein Zettel, auf welchem mit grober Hand geſchrieben war: „Du haſt dich, wo es Noth, zu geben bald befliſſen. Empfange jetzt den Dank, vertrau' trotz Hinderniſſen.“

Das konnte von niemand Anderem kommen als von der Tochter des Hauptmanns; aber nach der erſten Freude kam ihm wieder die Verwunderung, und er zürnte ſich ſelbſt wegen des geheimen Mißbehagens, das er empfand.

Unterdeß wurde er auch während des Dienſtes durch kleine Abenteuer in Anſpruch genommen. Sein Regiment gab die Wache, er viſitirte vor dem Quartier des Capitäns die Parade der Compagnie und marſchirte mit der Mannſchaft nach dem Pirnaiſchen Thore ab. Auf dem Wege wurde er ſelbſt durch ſeinen Oberſten aufgehalten. Wie er zur Wache kam, hatte der Unterofficier bereits die Vergatterung geſchloſſen, durch welche das Thor während der Ablöſung für den Verkehr geſperrt ward, und eine Anzahl Leute wartete am Gatter geduldig auf die Eröffnung. Als die Schildwache ihm aufthat, weil er

Officier im Dienſte war, wollte ſich ein Mann in grauem Habit, der einen Hut mit goldener Treſſe und an der Seite einen Hirſchfänger trug, ebenfalls durchdrängen, begann, da ihn der Poſten zurückwies, gröblich zu ſchimpfen, und mühte ſich, das angelehnte Gatter mit ſeinen Händen aufzureißen, indem er rief, daß er ebenſoviel Recht habe zu paſſiren als der Officier, ſo daß der Soldat ihn endlich zurückſtoßen mußte. Als Auguſt ſich umwandte, nach dem Namen frug und zur Ruhe ermahnte, ſchrie der Fremde: „Ich bin gräflicher Hausmeiſter und Sie haben mir nichts zu befehlen; ich will doch ſehen, wer ſich unterſteht mir das Thor zu ſperren.“ Und er drängte auf's Neue und riß am Gatter. Da ließ Auguſt den Tobenden arretiren und nach der Hauptwache ſchaffen und erſuchte den Officier der abgelöſten Mannſchaft, welcher den Vorfall mit angeſehen hatte, den Hergang und die grobe Widerſetzlichkeit des Mannes zu melden. Der Platzadjutant kam ſpäter ſelbſt zum Thor, ließ ſich von dem Fähnrich berichten und lobte: „Sie haben ganz recht gethan.“ Der Arretirte wurde von der Hauptwache zum Auditeur des Gouverneurs gebracht und von dieſem mit einem ſcharfen Verweis entlaſſen.

Wenige Tage darauf wurde der Fähnrich zu ſeinem Oberſten befohlen, der ihm mit den Worten entgegen kam: „Sie müſſen hohe Gönner haben, Monſieur König. Mir iſt durch ein Billet des Feldmarſchalls mitgetheilt worden, daß der König die Gnade gehabt hat, Sie zum Lieutenant zu ernennen. Ich bekenne Ihnen meine Verwunderung, da ſolche Ernennung ohne Mitwiſſen des Regimentchefs ungewöhnlich iſt.“

„Ich bitte den Herrn Oberſten die Verſicherung anzunehmen, daß ich hier ganz fremd bin, keinerlei Connaiſſance habe und meine Beförderung niemals auf einem anderen Wege betreiben würde, als auf dem, welcher mir durch die Zufriedenheit des Herrn Oberſten eröffnet wird.“ Der alte Herr ſchüttelte den

Kopf. „Und doch iſt die Sache unzweifelhaft. Hier iſt Ihr Patentbrief, von Seiner Majeſtät unterſchrieben, und mir bleibt nichts übrig als Ihnen Glück zu wünſchen.“

Aber der neue Lieutenant wurde ſchnell aus den Träumen von Glück und Liebe aufgeſchreckt, als er wenige Tage darauf wieder zum Oberſten beordert wurde. „Was zum Teufel, Lieutenant König, iſt mit Ihnen los? Sie ſind vor Seiner Majeſtät hart verklagt. Aus dem geheimen Conſeil geht dem Regiment der Befehl zu, Sie wegen Ehrenkränkung eines gräflichen Hausmeiſters zur Unterſuchung zu ziehen, Ihnen außer der gebührenden Strafe aufzuerlegen, daß Sie den Mann um Verzeihung bitten, und falls Sie ſich weigern, Ihre Entlaſſung zu verfügen.“ Auguſt war über den jähen Sturz wie vom Donner gerührt. „Der Vorfall iſt bereits früher vor dem Auditeur des Gouvernements verhandelt,“ ſagte er. „Werde ich vom Regiment für ſtrafbar befunden, ſo muß ich mich der Strafe unterwerfen. Den Civiliſten aber um Verzeihung zu bitten, bin ich meiner Soldatenehre wegen durchaus nicht im Stande, und ich flehe den Herrn Oberſten an, mich im Intereſſe des Dienſtes gegen dieſe ungewöhnliche Zumuthung zu ſchützen.“ Darauf erzählte er den Sachverhalt und berief ſich auf die Zeugen.

„Das iſt eine widerwärtige Affaire,“ ſagte der Oberſt bekümmert. „Der grobe Hausmeiſter iſt in Dienſten der polniſchen Gräfin Orczelska, welche zur Zeit die einflußreichſte Dame der Reſidenz und Seiner Majeſtät ſo werth iſt, daß ich beſorge, die Ombrage der erwähnten Dame wird Ihnen verderblich. Ich rathe, daß Sie ſich ſogleich mit einer Supplik an den Feldmarſchall wenden, damit dieſer Ihnen möglich macht, Seiner Majeſtät direct Ihre Sache vorzutragen.“

„Geſtatten der Herr Oberſt, daß ich dieſen letzten Schritt erſt dann thue, wenn das Regiment über mein Recht und Unrecht entſchieden hat.“

Das war dem Oberſten unwillkommen, weil er ſich und dem Regiment nicht eine mächtige Feindin zuziehen wollte, doch konnte er das Begehren des Lieutenants nicht abſchlagen. Auguſt erſchien vor der Commiſſion, dieſe entſchied, daß der Officier nur ſeine Pflicht gethan habe, und das Regiment berichtete in gleichem Sinn. Aber der höchſte Beſcheid darauf war nur eine Wiederholung der früheren Forderung: Abbitte oder Entlaſſung.

Der Oberſt war gedrückt und verlegen, als er dem jungen Lieutenant die königliche Ordre mittheilte, Auguſt aber mußte lachen, ſo daß der alte Herr unwillig ſagte: „Monſieur König, das iſt kein Scherz, es geht zwar nicht an den Kopf, aber an den Kragen.“

„Verzeihung, Herr Oberſt, mir war nur wunderlich, daß ich zu meiner Vertheidigung gegen eine Dame bataillixen ſoll.“

„Was aber wollen Sie thun?“

„Jetzt bitte ich den Herrn Oberſten um Erlaubniß, ſelbſt beim Feldmarſchall und bei Seiner Majeſtät um Rücknahme der Ordre bitten zu dürfen.“ Er eilte zur Stelle in das Palais des Feldmarſchalls Grafen Flemming, welcher der mächtige Miniſter Königs Auguſt des Starken war, früher ein Officier von Verdienſt, der lange in preußiſchem Dienſt geſtanden hatte, jetzt ein gewandter Diener und luſtiger Geſellſchafter des Königs, ein Mann, der an wenig glaubte und ſich über wenig in dieſer ſchlechten Welt wunderte. Auguſt erhielt leicht Einlaß und fand in dem Grafen einen ſtattlichen älteren Herrn in ſeidenem Schlafrock, der ihn wohlwollend empfing. Während er das Ereigniß vortrug, glaubte er zu hören, daß der Miniſter vor ſich hinſagte: „Die betrunkene Katze“; der laute Beſcheid aber war: „Ich denke, die Affaire des Herrn läßt ſich arrangiren. Ich an Ihrer Stelle würde den Burſchen auch nicht um Verzeihung bitten. Melden Sie ſich morgen bei dem dienſtthuenden Officier vor den Appartements des Königs und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie ſelbſt einführen.“

Alles geſchah, wie er geſagt. Am anderen Morgen ſchritt der Feldmarſchall, dem harrenden Auguſt zuwinkend, nach den Zimmern des Königs; nicht lange, die Thür öffnete ſich und der Lieutenant erhielt Befehl einzutreten. Seine Majeſtät ſtand hoch mit königlicher Miene ihm gegenüber, immer noch eine gebietende Geſtalt, obgleich das wüſte Leben die vielgerühmte Kraft und Völligkeit bereits gemindert hatte. Er muſterte das Aeußere des Lieutenants und drückte dem Grafen durch ein Kopfnicken ſeine Befriedigung aus. „Ich vernahm, worum es ſich für euch handelt," begann der Herr gnädig, „erzählt ſelbſt den Vorfall." Und als Auguſt berichtet hatte, ſprach der König: „War es, wie ihr ſagt, ſo hat der Verhaftete geringen Grund zu ſeiner Beſchwerde. Ihr thatet ganz recht ihn nicht durchzulaſſen. Daß ihr ihn als Arreſtanten auf die Hauptwache führen ließt, iſt wohl im jugendlichen Dienſteifer geſchehen." Und zum Grafen gewandt fuhr er franzöſiſch fort: „Die kindiſche Gräfin hat ihren Kopf auf die Deprecation geſetzt; ich kann im Grunde dem jungen Manne nicht verdenken, daß er ſich weigert dem Schurken Gregor Abbitte zu thun, der Menſch hat ſich unter den Polen das Brutaliſiren angewöhnt. Verſetzen Sie den Lieutenant zu einem anderen Regiment, damit er dem Kinde aus den Augen kommt."

„Das Leibregiment hat ſich ſeiner angenommen," antwortete der Miniſter mit ehrerbietigem Achſelzucken ebenfalls franzöſiſch. „Die Verſetzung wird in der Garniſon Aufſehen machen und die Officiere werden ſich beklagen, daß ſie an höchſter Stelle bei Erfüllung ihrer Dienſtpflicht nicht geſchützt werden." Und in deutſcher Sprache fuhr er fort: „Der unbedeutende Vorfall würde am beſten beigelegt werden, wenn der Lieutenant der Gräfin ſelbſt ein artiges Bedauern über das Rencontre ausſpräche. Der militäriſche Stolz, welcher ihn verhindert, dem Hausmeiſter Entſchuldigungen zu machen, dürfte einer liebenswürdigen Dame gegenüber nicht geniren." Der Lieutenant rückte ſich zurecht, um gegen die Zumuthung zu proteſtiren, aber er ſah die zuſammengezogenen Brauen des Grafen und fing einen warnenden Blick auf, ſo daß er ſtumm blieb. Auch dem Könige gefiel der Vorſchlag ſeines Staatsminiſters nicht, er betrachtete den blühenden Jüngling wieder vom Kopf bis zu Fuß, aber mit weit geringerem Wohlwollen und ſagte kurz: „Das iſt nicht nöthig. Die Sache ſoll durch mich erledigt werden,“ und verabſchiedete den Lieutenant durch eine kleine Bewegung ſeiner Locken.

Auguſt meldete ſeinem Oberſten den guten Erfolg der Audienz. „Haben Sie etwas Schriftliches erhalten?“ frug dieſer. Und auf die verneinende Antwort ſagte er: „Hier aber liegt eine königliche Ordre. Wir warten alſo ab.“ Aus dem Cabinet erfolgte nichts weiter, Auguſt that ſeinen Dienſt wie zuvor, bis ihn einſt der Oberſt nach der Parade auf die Seite nahm: „Soeben iſt durch das Stadtcommando an mich die Anfrage ergangen, warum Sie die Abbitte noch nicht gethan, und dazu der Befehl die königliche Ordre unverzüglich auszuführen. Suchen Sie ſich ſchnell ſelbſt zu helfen, wenn Sie Gönner finden.“

Wieder ſtand Auguſt in der Antichambre des Feldmarſchalls. Er mußte diesmal lange warten, wurde auch gar nicht eingelaſſen, der Graf trat heraus, um wegzufahren, und ſagte im Vorbeigehen achſelzuckend: „Ich bin nicht im Stande Ihnen beizuſtehen. Der Einfluß jener Dame iſt übermächtig geworden. Was ich damals vorſchlug, nicht in der Meinung, daß es nöthig ſein werde, iſt jetzt die letzte Hilfe. Suchen Sie die Gräfin auf und ſagen Sie ihr etwas Verbindliches, die Dame läßt mit ſich reden.“ Damit ſchritt der Miniſter vorüber. Auguſt ging langſam hinterdrein, an der Treppe blieb er ſtehen und lehnte ſich auf die Brüſtung. Das alſo war das Ende ſeiner Hoffnungen, und ſo ſah der Dienſt in ſeinem Heimatlande aus! Warum ſollte er nicht zu der ſchönen Gräfin gehen? Das thaten ja Alle, von Seiner Majeſtät und dem Feldmarſchall an. Warum ſollte er, der Lieutenant, eine andere Ehre haben als dieſe? Es war einmal der Welt Lauf. Da kam ihm ſein erſchoſſener Hauptmann in den Sinn, er ſchlug mit der Fauſt auf den Pfoſten der Treppe und rief laut: „Nein!“

„Ja!“ antwortete eine Mädchenſtimme und eine kleine geballte Hand ſchlug neben der ſeinen auf die Treppe. Vor ihm ſtand ein junges Fräulein von etwa vierzehn Jahren in elegantem Hauskleide mit einem feinen Geſicht, das über ihr Alter klug ſchien; ſie neigte das Köpfchen zur Seite, ſah ihn ſchlau an und frug: „Monſieur König, Lieutenant im Leibregiment? Kommen Sie ſchnell mit.“ Sie flog ihm voraus durch mehre Zimmer und rief luſtig an der Thür des letzten: „Bibi, ich habe ihn eingefangen, da iſt er!“ Ein Mädchen ſprang von der Arbeit auf, die Robe, über welcher ſie nähte, rauſchte auf das Parquet, und Friederike ſtand, mit hoher Röthe übergoſſen, vor dem Lieutenant. Auch Auguſt war von dem unverhofften Anblick ſo überraſcht, daß er ſich ſtumm verneigte.

„Iſt das ein Wiederſehen von zweien, die einander gut ſind?“ ſchalt das muthwillige Fräulein. „Hier iſt Bibi's Hand, Monſieur König.“ Sie zog die Widerſtrebende vorwärts. „Wollen Sie ihr einen Kuß geben, ſo wende ich mich ab.“ Sie flog nach einem Seſſel, warf ſich hinein und vergnügte ſich damit, ihren rothen Sammtpantoffel vom Fuße in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen. Auguſt folgte dem Rath, den die junge Dame gegeben hatte: „Seit Wochen ſuche ich Sie vergebens.“

„Ich bin hier als Dienerin der Comteſſe,“ antwortete Friederike befangen.

„Das iſt nicht wahr,“ rief die Comteſſe über die Schulter zurück. „Sie iſt meine liebe Freundin und mir von dem Herrn Vater geſchenkt, damit ſie mich zu einer Deutſchen mache.“ Man hörte der Sprache des Fräuleins an, daß ſie von Fremden erzogen war. „Ich wundere mich über den Herrn Lieutenant, weil er mit Worten ſo ſparſam iſt.“

„Ich höre der gnädigen Comteſſe zu,“ verſetzte Auguſt.

„Ja ſo,“ ſagte die Kleine und ſchnellte wieder in ihren Seſſel zurück.

„Es iſt mir weit beſſer gerathen, als ich zu hoffen wagte,“ erzählte Friederike. „Ich hatte mich wegen eines Unterkommens an unſeren Herrn Major Vogt gewandt und dieſer ſchrieb meinetwegen an den Herrn Grafen, den er aus der Zeit des preußiſchen Dienſtes kannte. Da traf es ſich gerade, daß unſer Herr Graf ſelbſt für die Comteſſe Tochter eine Perſon ſuchte, welche in Sachſen fremd wäre und ohne Familienanhang. So hatte ich das Glück hierher zu kommen. Denn Monſieur König, Sie ahnen nicht, wie gut mein liebes Fräulein iſt.“ Sie eilte zu der Comteſſe und neigte ſich über die Hand, die kleine Dame aber faßte ſie bei den Ohren, küßte ſie und ſtreichelte ihr mit der Hand die Wange, wie eine Mutter ihrem Kinde. „Ich weiß Alles,“ ſagte ſie ſtolz zu Auguſt aufſehend, „daß der Herr Lieutenant ſich wie ein echter Cavalier gegen Demoiſelle Bibi benommen hat. Nein viel beſſer. Sie waren ein beſcheidener Schäfer und ich hoffe Sie ſind ihr von ganzem Herzen gut, obgleich ihr nur ſtumm aus der Ferne für einander geſeufzt habt. Aber Sie ſollen wiſſen, daß Ihre Schäferin auch ſehr hübſch zu reden verſteht. — Ihren Vogel hat ein Läufer hergebracht und Sie können ihn im Hauſe wiederſehen.“

„Dagegen habe ich der lieben Demoiſelle für größere Ueberraſchungen zu danken,“ ſagte Auguſt, „die mir hier in mein Quartier geflogen ſind.“

Friederike ſah befremdet zu ihm auf. „Das war ich,“ lachte die Comteſſe. „War der Vers nicht ſchön? ich habe ihn aber nur abgeſchrieben.“

„Von einer anderen Verwendung meiner jungen Herrin aber weiß ich,“ ſagte Friederike mit glücklichem Lächeln ſich vor dem Officier verneigend: „Ich gratulire dem Herrn Lieutenant zu ſeiner Charge.“

„Ach, dieſes Glück, welches ich der gnädigen Comteſſe zu danken habe,“ verſetzte Auguſt traurig, „hat nicht lange gedauert, ich bin gezwungen meinen Abſchied zu nehmen; auch Seine Excellenz, von der ich eben komme, vermochte mir nicht zu helfen.“ Und er erzählte das Unglück. „Mir wurde der Rath gegeben, die Gräfin ſelbſt um Verzeihung anzugehen, ich aber kann mich nicht dazu entſchließen.“

Beide Mädchen proteſtirten lebhaft dagegen. „Das dürfen Sie nicht, um dieſer Demoiſelle willen,“ verſetzte die Comteſſe mit mehr Ernſt, als ſie bis dahin gezeigt. „Verzögern Sie, wo möglich, die Entſcheidung bis auf morgen, Monſieur König, vielleicht habe ich Gelegenheit mit dem Herrn Vater über Ihren Handel zu ſprechen. Jetzt aber dürfen Sie der Demoiſelle noch einmal die Hand geben und dann ſchicken wir Sie fort. Wollen Sie in Zukunft meinen Liebling ſehen, ſo müſſen Sie ſich bei mir melden, denn ich bin Herrin im Hauſe und außerdem die Gouvernante dieſes Kindes.“

Auguſt verſprach Alles und ſchied mit neuem Lebensmuth.

Am Abend war bei dem Staatsminiſter glänzende Geſellſchaft, der König ſelbſt war zugegen und alle Herrſchaften des Hofes, welche ſich der König begehrte. Beim Beginn der Aſſembleen war die Comteſſe anweſend, vielleicht nach polniſchem Brauch, vielleicht weil der Vater, der ſie zärtlich liebte, auf den Geiſt und Takt ſtolz war, welchen ſie bei ſolchen Gelegenheiten bewies. Die junge Dame empfing an Stelle der abweſenden Hausfrau die Gäſte und zog ſich zurück, ſobald der König ſich zum Spiel niederſetzte oder der Tanz begann. Da der König ſie ſeine kleine Hebe nannte, ihr Vater der mächtigſte Mann des Landes war und ihre verſtorbene Mutter eine Prinzeſſin vom höchſten polniſchen Adel, ſo wurde ſie auch von den Damen mit ungewöhnlichem Reſpect behandelt. Und Monſieur Auguſt hätte ſich über die Haltung gewundert, mit welcher das ausgelaſſene Kind die Gräfin Orczelska begrüßte, denn bei dem Empfange war das Kind die vornehme Dame, die Gräfin aber, ungeachtet ihrer nahen Beziehungen zum Könige, doch die Unſichere.

Als der König mit der Orczelska und dem Hausherrn ſich zum Triſette geſetzt hatte und die Karten ausgeworfen wurden, trat die kleine Comteſſe an den König und bat: „Bevor ich Eurer Majeſtät gute Nacht ſage, flehe ich um gnädige Erlaubniß auch einmal hinter dem Stuhl mitzuſpielen.“ Der König wandte ſich lächelnd um: „Willſt du mein Partner werden?“ Das Fräulein nickte: „Ich will auf Eure Majeſtät gegen die Gräfin halten, wenn Gräfin Orczelska mir das verſtattet.“

„Warum will die Comteſſe mit mir wetten?“ frug die Gräfin.

„Geld habe ich nicht, aber ich für mein Theil ſetze meinen Papagei, welcher der Frau Gräfin neulich ſo gut gefiel, und die Frau Gräfin verſpricht, wenn ſie verliert, einem Herrn, den ich auswähle, eine Freundlichkeit zu erweiſen, die ich auch beſtimme.“ Da antwortete die Orczelska: „Das iſt gefährlich, Comteſſe. Ehe ich darauf eingehe, müßte ich wiſſen, wer der Herr iſt.“ Das Fräulein nahm ſchnell ein Pergamentblatt, ſchrieb mit dem Goldſtift den Namen: Auguſt K., und wies ihn der Polin. Dieſe las, nickte ihr lachend zu und ſah den König an, und die Damen legten die Fingerſpitzen zur Bekräftigung aufeinander. Das Spiel begann, der König hatte nicht gute Karte, aber die Gräfin war befliſſen ihr Spiel zu verlieren, und ſo machte ſich's, daß die Majeſtät und mit ihr das Fräulein gewannen. Da verneigte ſich das Kind vom Hauſe tief vor dem König und der Gräfin und ſagte: „Majeſtät, der Herr, dem die Gräfin einen Gefallen zu thun verſprochen hat, iſt Auguſt König, Lieutenant im Leib-Regiment, und das Gute, was die Frau Gräfin ihm thun wird, iſt, daß ſie die Forderung aufgibt, er ſolle ihrem Hausbedienten

Abbitte thun." Die Gräfin erröthete vor Unwillen und wandte ſich zum Miniſter: „Dieſe Surpriſe haben Excellenz arrangirt. Das Spiel mit dem Gleichklang der Namen war kein Meiſterſtück."

„Papa iſt unſchuldig, gnädige Gräfin," ſagte die Kleine. „Ich traf den Lieutenant zufällig in unſerem Hauſe, als er von Papa ohne günſtigen Beſcheid entlaſſen war. Seien Sie nicht böſe auf mich, daß es mir Freude macht auch einmal Jemanden zu protegiren. Hätten Sie den armen Jungen geſehn, wie traurig er war, er hätte auch Ihnen leid gethan. Bitte, ſchenken Sie mir die Verzeihung für den Lieutenant und nehmen Sie dafür den Papagei."

„Frauen halten ihr Wort gegeneinander," ſagte die Orczelska. „Ich bitte Eure Majeſtät den genannten Lieutenant zu pardoniren." Und zu der Tochter vom Hauſe gewandt fuhr ſie fort: „Er ſoll ſich nicht nur bei der lieben Comteſſe bedanken, ſondern auch bei mir."

Da aber entſchied Seine Majeſtät mit hoher Würde: „Es iſt für einen Officier am beſten, wenn er Niemandem zu Dank verpflichtet iſt als ſeinem Landesherrn. Theilen Sie ihm ſeinen Pardon mit, Flemming."

7.

Unſicheres Glück.

Am erſten jeden Monats durfte der glückliche Lieutenant ſeine liebe Demoiſelle im Hauſe des Grafen beſuchen; dann war immer die kleine Conteſſe zugegen, ſie las in einem Buche und fuhr nur zuweilen in das Geſpräch der Liebenden hinein. Doch trotz dem Zwang, den ihre Gegenwart auferlegte, lernte Auguſt jetzt ſein Mädchen in anderer Weiſe lieben als früher, er erkannte nicht nur, daß ihr Herz an ihm hing, auch daß ſie geſcheidt und redlich war und in ihrem Charakter dem Vater gar nicht unähnlich. Zuweilen verwünſchte er die Beſchränkung des Verkehrs, doch trug gerade das Ungewöhnliche der Beſuche dazu bei, ſeinem lebhaften Sinn das Verhältniß reizvoll zu erhalten. Und als ſein Regiment in die alte Garniſon zurückkehrte, wurde zwar die Trennung ſchwer und das Abkommen der Liebenden, einander fleißig zu ſchreiben, vermochte nur wenig zu tröſten, aber Auguſt behielt doch die gehobene Stimmung. Er war wieder geneigt, ſich für ein Glückskind zu halten, wozu ihn einſt die Frauen im elterlichen Hauſe ernannt hatten. Wurde er auch zuweilen durch Fortunas Finger herabgedrückt, immer wieder war er in die Höhe geſchnellt, und er hoffte, daß die Zukunft auch ſeinem größten Herzenswunſch hold ſein werde.

Seine Mutter freilich fand er in ernſten Sorgen, als er ſie von der Garniſon aus beſuchte. Das Vertrauen zu dem Vormunde war gründlich erſchüttert. Die Großmama, welche in der letzten Zeit hinfällig geworden, hatte dem vornehmen

Vetter Verfügung über den größten Theil ihres Vermögens geſtattet, und der Herr war in weltmänniſchem Leichtſinn der Verſuchung unterlegen, daſſelbe zur Bezahlung ſeiner drückenden Schulden zu verwenden. Die Sicherheit, welche er etwa noch bieten konnte, war ſo ungenügend, daß ein großer Verluſt in Ausſicht ſtand.

In dieſer Zeit war für Madame König der Anblick ihres Lieutenants und der Gedanke an ſeine gute Carriere die beſte Erquickung. Und wenn ſich Auguſt in der neuen Montur mit ſeinem ſilbernen Degen ritterlich um Dorchen bewegte und das Fräulein zu den Tulpen und Narziſſen des Gartens führte, gefiel er jetzt auch der gnädigen Frau von Bersdorf: ſie bedachte, daß trotz der Schulden das Gut doch nach einigen Jahren einen Landwirth ernähren könne, und da ſich auch die polniſchen Ausſichten als Trugbilder erwieſen hatten, ſo ging diesmal ihr das Herz auf, und ſie ſagte auf die Kinder weiſend zu ihrer Freundin: „Es iſt ein hübſches Paar, und ſie halten treu zuſammen.“ Aber ſie erhielt nicht die Antwort, welche ſie begehrte, denn diesmal wurde Madame König zur Vorſicht gemahnt durch den Wunſch, für ihren Sohn eine reiche Partie, wenn auch eine bürgerliche, zu gewinnen, und ſie antwortete: „Es iſt eine Kinderfreundſchaft, meine Liebe, man kann beide ruhig gehen laſſen, ſie denken ſich weiter nichts dabei,“ ſo daß Frau von Bersdorf Mühe hatte ihre Kränkung zu verbergen und auf dem Rückwege das verwunderte Dorchen ſchalt, weil ſie zu vertraulich mit dem Lieutenant geweſen ſei.

Nur einen geheimen Kummer hatte Auguſt. Sein preußiſcher Abſchied kam nicht. Die Wetterwolken zwiſchen Preußen und Sachſen hatten ſich verzogen, ſie konnten nicht mehr das Hinderniß ſein. War es die Ungnade des Königs? Auguſt ſuchte ſich dieſe Möglichkeit auszureden, aber die Ungewißheit bedrückte ihn ſo ſehr, daß er zum zweiten Mal an ſeinen Gönner Vogt ſchrieb, welcher jetzt Oberſtlieutenant des Regiments war, und um Nachricht bat. Auf dieſen Brief erhielt er keine Antwort, wohl aber ſchrieb ihm ſein alter Freund Roncourt, er ſei veranlaßt ihn zu benachrichtigen, daß ſein Name in der Regimentsliſte nicht geſtrichen und nur durch beſondere Gnade des Chefs mit dem Vermerk „beurlaubt“ verſehen ſei, daß aber der Hauptmann heftig von Deſertion ſpreche und behaupte, daß die Compagnie ſolche Schonung nicht länger ertragen könne. Während Auguſt noch den Schreck über dieſe Nachricht in ſich herumtrug, ließ ihn der Oberſt kommen und erklärte mit umwölkter Stirn, ihm ſei der Privatbrief eines höheren Officiers von Markgraf-Albrecht zugegangen, der König von Preußen habe den Entlaſſungsſchein nicht an das Regiment zurückgeſchickt, und nach wiederholten Anfragen den Beſcheid ertheilt, er verweigere den Abſchied. Auf dienſtlichem Wege ſei in dieſer unangenehmen Angelegenheit keine Hilfe zu finden.

Beſtürzt antwortete Auguſt: „Der Herr Oberſt haben, als ich eintrat, auf den Entlaſſungsſchein keinen Werth gelegt.“

„Allerdings,“ verſetzte der Oberſt, „unter den damaligen Conjuncturen, und da die Ertheilung zweifellos ſchien. Doch verhehle ich Ihnen nicht, daß es dem Regiment unangenehm ſein würde, wenn die Herren Preußen an unſerem Hofe Alarm ſchlagen ſollten. Deshalb rathe ich, die Sache auf diplomatiſchem Wege zu erledigen.“

„Ich bitte den Herrn Oberſten ſich für dieſen Weg meiner anzunehmen.“

„Mein junger Freund,“ entgegnete der Oberſt wohlmeinend, „in dergleichen difficilen Fällen gilt als Regel, daß die große Treppe weniger bequem zum guten Ziele führt als die kleine. Geht die Angelegenheit auf der großen Treppe durch das Regiment an die Majeſtät, ſo gibt es auf eine kühle Verwendung aus Dresden eine Antwort von kurzer Höflichkeit aus Berlin, und die Sache kann für immer zu Ihrem Nachtheile entſchieden ſein; während durch Connaiſſancen und Privatregards ohne Schwierigkeit das Gewünſchte erreicht wird. Sie kennen ja den würdigen Herrn von Reck.“

Das mußte Auguſt zugeben. Denn Herr von Reck, Beſitzer eines nahen Gutes, war Dorchens Vormund, Auguſt hatte ſchon als Knabe auf dem Gute zugleich mit Dorchen im Waſſer gelegen und war jetzt zuweilen bei Jagden ein willkommner Gaſt. „Der Cavalier," fuhr der Oberſt fort, „iſt ein Verwandter unſeres Geſchäftsträgers in Berlin; wenn er dieſen veranlaßt bei dem Staatsminiſter von Grumbkow einige gute Worte einzulegen, ſo wird der Entlaſſungsſchein ohne allen Lärm ertheilt."

Auguſt war mit dieſem Beſcheid unzufrieden, aber er fand keinen beſſeren Rath. Er fuhr ſogleich auf das Gut des Herrn von Reck, machte ihn zum Vertrauten ſeiner Noth und erhielt das Verſprechen warmer Verwendung. Er ſah jetzt ein, daß er in übler Lage war. Es wurde ihm leicht gegen die Mutter zu ſchweigen, aber das größte Mißbehagen empfand er, als er an ſeinen Bruder ſchrieb, denn er getraute ſich nicht mehr dieſem ſeine Verlegenheit mitzutheilen. Sich ſelbſt ſagte er, daß er dem Bruder nicht unnöthige Sorgen machen dürfe, aber im Grunde bangte ihm vor dem entſchiedenen Willen des Aelteſten. Bald jedoch gewann er wieder Zutrauen auf einen guten Ausgang dieſer Angelegenheit, denn er empfing einen neuen Beweis, daß das Glück nicht müde wurde ihm Ueberraſchungen zu bereiten.

Einſt ſah er auf der Straße einen kleinen Herrn vor ſich hergehen mit gebeugtem Haupte, in ſchwarzem Trauerkleide, den Degen an der Seite. Erſt nach einer Weile erkannte er ſeinen früheren Rekruten, und wollte verwundert über den Wandel im Aeußeren des Magiſters mit kurzem Gruß vorüber, als der Kleine aufblickte und ihn anredete, während ein Freudenſchimmer über ſein Geſicht zog: „Es iſt mir ein unerwartetes Vergnügen den Herrn Lieutenant wiederzuſehen."

„Guten Morgen, Herr Magiſter," verſetzte Auguſt und ging weiter. Aber der Kleine drängte ſich an ſeine Seite und bat, indem er, die Hand am Degen, gleichen Schritt zu halten ſuchte: „Entziehen ſich der Herr Lieutenant nicht meiner Geſellſchaft, da mir jetzt ein mitfühlendes Herz Bedürfniß iſt. — Juno iſt geſtorben, lieber Monſieur König.“

„Ich bedaure, Herr Magiſter.“

Der Kleine griff nach ſeinem Taſchentuch. „Sie war zuweilen ſtrenge,“ ſagte er, „jedoch lag das mehr in ihrem Charakter, als in einer ungünſtigen Geſinnung gegen mich, denn ſie meinte es manchmal beſſer zu mir, als ich ſelbſt.“ Er wiſchte ſich die Augen: „Lugete Veneres Cupidinesque! Sie hat mir Alles hinterlaſſen, was ſie beſaß: drei Häuſer, und in dem Kaſten, deſſen Schlüſſel immer in ihrem Bett ſteckte, war viel mehr, als irgend Jemand gedacht hatte; und kurz, Monſieur König, ich bin auf meine alten Tage ein reicher Mann.“ Wieder faßte er nach ſeinem Tuche.

„Dazu wünſche ich Glück, Herr Magiſter,“ ſagte Auguſt, immer noch bemüht ſich zu entziehen.

Aber der Witwer fuhr Tritt haltend fort: „Wer zu den Sechzigen gekommen iſt und in der Welt allein ſteht, findet das Glück nicht groß. Hat der Herr Lieutenant einige Zeit für mich übrig, ſo wage ich die Bitte, mit mir hier auf den Friedhof zu treten und das Monument zu betrachten, welches ich der Seligen geſetzt habe.“

Er bat ſo angelegentlich, daß Auguſt mit ihm ging. Als der Kleine mit Genugthuung die Urne aus Sandſtein gewieſen und die Tafel, deren Inſchrift den Verluſt einer zärtlichen Gattin beklagte, ſetzte er ſich auf eine Ecke des Grabſteines und begann feierlich: „Herr Lieutenant, ich habe Sie hierher geführt, weil es mich drängt Ihnen etwas mitzutheilen. Ich kann das einſame Leben nicht länger ertragen.“

„Wollen Sie wieder heiraten?“ frug Auguſt verwundert.

„Damit iſt es vorbei,“ ſagte der Magiſter den Gedanken mit der Hand abwehrend. „Nein, Monſieur König, ich habe den Wunſch Sie nach römiſchem Recht zu adoptiren und zu meinem Erben zu machen.“

„Herr Magiſter,“ verſetzte der erſtaunte Auguſt, „das iſt ein Gedanke wie damals, wo Sie mein Rekrut werden wollten. Es würde Ihnen bald leid thun. Sie wiſſen, ich habe ſchon einmal Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich Ihrem Wunſche willfährig war; es könnte mir jetzt noch übler bekommen.“

„Mir war es damals widerwärtig,“ klagte der Magiſter, „und es geſchah gegen meinen Willen, daß die Verwandten ſich einmiſchten. Jetzt aber iſt auch mein Bruder tot, obgleich er jünger war als ich, und er hat keine Kinder hinterlaſſen. Da habe ich Sie mir ausgewählt. Sie waren mir angenehm ſeit ihrer Kinderzeit, und Sie haben das richtige heroiſche Weſen denn mein Erbe ſoll nur ein Mann von Bravour ſein.“

Da Auguſt trotz der ernſten Zumuthung, die ihm geſtellt wurde, ein Lächeln nicht bergen konnte, hob der Kleine den Finger und ſagte feierlich: „Herr Lieutenant, wenn Ihnen das Innere meines Herzens bekannt wäre, würden Sie nicht lachen. Laſſen Sie ſich vor dieſer Urne erzählen, was ich noch keinem Menſchen vertraut habe, auch nicht meiner Seligen. Ich war ein fröhliches Kind von guten Anlagen, hatte immer Freude an dem Poetiſchen und einen guten Stilus, ſo daß die Lehrer und auf der Univerſität die Herren Profeſſoren mich lobten und meine Mutter auf mich, als den Aelteſten der Kinder, ihre ganze Hoffnung ſetzte. Aber ich war demüthig erzogen und von ſchüchterner Natur. Da, als ich bereits Magiſter war und den Degen trug, wurden meine Mutter und meine verſtorbene Schweſter von einem jungen Officier ſo ſchwer beleidigt, daß ich die Pflicht fühlte, Satisfaction von ihm zu fordern. Ich fühlte die Pflicht, Monſieur König, denn ich hatte das richtige Ehrgefühl; aber als es dazu kam, verſagte dem armen Magiſter der Muth.“ Er verdeckte die Augen mit der Hand. „Dies wurde das Unglück meines Lebens, denn ſeitdem war ich mir ſelbſt verächtlich; die Leute wunderten ſich, daß ich herunterkam und in die Schenke ging, und meine Mutter ſtarb im Kummer.“ Er ſtützte den Kopf auf die Hand. „Sie werden mich ganz gering achten, Herr Lieutenant.“

„Nein, lieber Herr Magiſter,“ rief Auguſt in herzlichem Mitgefühl. „Ich kann mir jetzt auch denken, weshalb Sie immer Soldat werden wollten.“

„Nicht wahr?“ frug der Magiſter aufblickend, „als Soldat hätte ich die Dreiſtigkeit erhalten. Sie aber, Monſieur König, haben das reſolute Weſen, welches ich mir wünſche. Als Sie mich arretirten, fühlte ich in meinem Herzen die größte Hochachtung vor Ihnen. Seit der Zeit lag mir auf der Seele, wie glücklich ich wäre, wenn ich einen ſolchen Sohn hätte. Darum will ich Sie dazu machen, indem ich Sie an Kindesſtatt annehme, und ich bitte Sie, mißachten Sie meinen Antrag nicht, denn er kommt aus gutem Herzen und iſt ernſthaft gemeint.“

Da ſchüttelte Auguſt die Hand des Magiſters und antwortete: „Der Herr Magiſter hat mir größeres Vertrauen geſchenkt als ſonſt Jemandem. Ich will meinen Dank dadurch beweiſen, daß auch ich Ihnen etwas offenbare, was noch Niemand von mir gehört hat. Aber Herr Magiſter, nicht auf dem Friedhofe, ſondern im Freien, wenn Sie mich begleiten wollen.“ Der Kleine erhob ſich bereitwillig und Auguſt führte ihn aus dem Thore zwiſchen die Getreidefelder. Dort begann er im Sonnenlicht unter den blühenden Aehren: „Ich will zu Ihnen von einer Demoiſelle ſprechen, die ich innig liebe, und die, wie ich hoffe, auch mir zugeneigt iſt. Sie iſt ſittſam und gut erzogen, aber ſie trägt ein ſchweres Unglück, ſie hat vor dem Geſetz keinen Vater.“ Und er erzählte den ganzen Verlauf ſeiner Liebe, wie er Friederike kennen gelernt, und wie er Jahr und Tag den Zwang getragen, ſie nicht zu ſprechen. Er erwähnte auch beſcheiden den Stieglitz und das Honorar für die franzöſiſche Stunde, den Tod ihres Vaters und wie er ſie verloren und in der Hauptſtadt wiedergefunden, und er ſchloß mit den Worten: „Herr Magiſter, meine Mutter lebt, und ſie würde es als eine Untreue des Sohnes gegen den verſtorbenen Vater betrachten, wenn ich in eine andere Familie treten wollte. Kann ich aber nicht der Sohn des Herrn Magiſters werden, das Glück meines Lebens würde ich Ihnen danken, wenn Sie mich zum Schwiegerſohn annehmen wollten.“ Während Auguſt feurig von der Geliebten erzählte, ſaß der kleine Magiſter unter Kornblumen und Feldmohn auf einem Stein und um ihn wogten die Aehren im Winde. Er ſaß ſtill mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen und die Thränen liefen ihm immer ſtärker an den Wangen herab, ohne daß er es ſelbſt wußte. Nur einmal, als der Erzähler von dem gewaltſamen Tode des Hauptmanns berichtete, ſtand er auf und ſtarrte den Jüngling mit wildem Blick an, aber er ſetzte ſich ſogleich wieder. Als Auguſt geendet hatte, blieb der Kleine noch immer ſprachlos, der Mund zuckte ihm krampfhaft und er rang vergebens mit ſeiner Bewegung. Endlich begann er leiſe: „Jener erwähnte Hauptmann Spieß war als Fähnrich in ſächſiſchem Dienſt und trat bei der Reduction in ein preußiſches Regiment. Der Magiſter Blaſius aber und ſein Bruder haben nach Sitte der Gelehrten ihrem Namen die lateiniſche Endung angehängt, und die verſtorbene Mutter der Demoiſelle Friederike, welcher Sie gut ſind, hieß mit ihrem Familiennamen Blaß und war die leibliche Schweſter deſſelben Magiſters, welchen Sie kennen. Der Hauptmann nahm die Tochter als ſein Kind feindſelig in das Preußiſche. — Laſſen Sie mich jetzt allein, Monſieur Auguſt. Ein alter Mann wünſcht der göttlichen Verſehung zu danken, daß ſie es mit ihm in ſeinen alten Tagen weit beſſer gefügt hat, als er verdient.“ Er winkte grüßend mit der Hand und ging allein durch die Kornfelder dahin.

Am nächſten Tage reiſte der Magiſter mit Briefen, die ihm Auguſt für die Geliebte und für die Comteſſe geſchrieben hatte, nach der Reſidenz. Beim Abſchiede ſagte er dem Glücklichen: „Ich komme nicht eher zurück, als bis ich durch das geheime Conſeil für mich eine Tochter und für Sie die Jungfer Braut erhalten habe, und ich hoffe, daß ich das Kind mitbringe.“

Unterdeß empfing Herr von Reck die Antwort ſeines Verwandten; ſie war ſo ungünſtig als möglich. Der König hatte auf ein wohlwollendes Fürwort, welches in ſeinem Tabakscollegium an ihn gerichtet wurde, zornig geantwortet: er werde dem Flüchtling den Entlaſſungsſchein nicht geben und wenn die ſächſiſche Majeſtät ſelbſt ihn darum angehe. Er wolle ein Exempel ſtatuiren. Auffällig ſei nur, daß er trotzdem die Sache liegen laſſe und beim Regiment nichts verfüge. Vielleicht könne noch eine zu guter Stunde von der Familie übergebene Supplik nützen, und dafür eröffne ſich gute Gelegenheit, weil der König in den nächſten Wochen das Kottbuſer Land bereiſen und ganz in der Nähe des Herrn von Reck verweilen werde.

Nach Empfang dieſes Briefes ließ ſich Herr von Reck durch ſein Mündel, welches für die Sommermonate zum Beſuch war, die Londoner Adreſſe des Candidaten König geben und ſchrieb zunächſt nicht an Auguſt, ſondern an den Aelteſten der Familie.

Dorchen war an einem hellen Sommertage mit ſorgloſem Herzen durch die Felder gewandelt. Jetzt lehnte ſie an dem neuen Geländer des Steges, von dem ſie als Kind ins Waſſer gefallen war, band Feldblumen zu einem Strauße und dachte an vergangene Zeiten. Da vernahm ſie ſchnelle Tritte, derſelbe Mann, von dem ſie ſelig geträumt, kam auf ſie zu. Sie wußte bereits, daß er im Herbſt aus England zurückerwartet wurde, und flog ihm freudig entgegen. Aber ſie hielt erſchrocken vor dem ſchwermüthigen Ernſt an, der auf ſeinem Antlitz lag. „Ich komme meines Bruders wegen, deſſen Ehre und künftiges Leben in großer Gefahr ſind,“ begann Fritz gemeſſen. „Einen Tag war ich bei der Mutter; ich habe ihr nur geſagt, daß ich wegen Auguſt's Entlaſſung mit Ihrem Herrn Vormund verhandeln müſſe. Dies iſt jetzt geſchehen. Von hier gehe ich, um mich nach meinem Verſprechen dem Könige von

Preußen zu ſtellen. Ich habe keine Hoffnung zurückzukehren. Vorher wollte ich noch einmal das liebe Fräulein ſehen, ich bitte Sie, daß Sie meiner freundlich gedenken.“

„Muß der Herr Candidat gehen?“ frug Dorchen einer Ohnmacht nahe.

„Ich muß. Die Gefahr iſt für meinen Bruder und für mich nicht dieſelbe. Er hat harte Strafe zu befürchten, die er ſchwerlich ertragen würde, ich habe davon nichts zu erwarten. Leben Sie wohl, Dorothee.“ Ihn übermannte die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und ſchritt dem Hauſe zu. Dorchen neigte ſich über das Geländer, die Sommerblumen ſchwammen im Waſſer dahin. —

In der Wohnung des Magiſters ſaßen am Abend deſſelben Tages drei Fröhliche zuſammen; der Magiſter als Hausherr und Vater nahm den Ehrenplatz auf dem Sopha ein, aber der neuen Würde ungewohnt, fuhr er hin und her, um Tiſchgeräth herbeizuholen, ſo daß Friederike ihn bitten mußte, ihr Recht als Tochter zu beachten. Die Demoiſelle goß den Herren aus großer Kanne den vornehmen Trank der Chocolade, welche der Magiſter aus der Reſidenz mitgebracht, in die Schälchen, und Auguſt freute ſich innig über die ſichere Ruhe, mit welcher ſie ſich in der neuen Umgebung bewegte. Während er erzählte und die Beiden zuhörten, trat ſein Burſch herein und brachte einen Brief, den ein Expreßbote vom Gute des Herrn von Reck zugetragen hatte. Darin ſchrieb der Gutsherr vorſichtig, daß Auguſt's Bruder angekommen ſei und ſich dem König von Preußen während deſſen Reiſe vorſtellen wolle. Dem Herrn Lieutenant werde erwünſcht ſein, dies zu erfahren und vielleicht mit dem Abſender des Briefes Rückſprache zu nehmen.

Auguſt ſaß betäubt, und in dem Beſtreben, ſich und der Geliebten den furchtbaren Ernſt der Nachricht zu verhüllen, ſagte er: „Mein lieber Fritz! ich denke, ihm gelingt es, mit dem Könige fertig zu werden.“ Aber er rief gleich darauf: „Ein Fremder muß mir ſchreiben, daß mein Bruder in der Nähe iſt.“

Niemand antwortete. Auguſt ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte auf den Brief. Da ſagte Friederike ruhig: „Iſt der Herr Bruder von großer Leibeslänge und ſein Verſprechen gegen unſeren König von der Art, wie er dem Monſieur Auguſt erzählt hat, ſo wird dem Könige mehr an dem Bruder gelegen ſein, als an meinem lieben Monſieur, und der König wird den Bruder nach Potsdam ſchicken.“

Auguſt ſtand auf. Die Worte waren wie ein Windeshauch, der den Nebel vor ſeinen Augen zerriß, er ſah die Geliebte unverwandt an, ſie ebenſo ihn, doch Keines ſprach von dem, was zu thun ſei. Endlich beugte ſich Friederike über das Bauer, in welchem der Stieglitz alt und lebensmüde ſaß, und redete zu dem Vogel: „Wenn unſer lieber Monſieur Auguſt ſeine Strafe überſtanden hat und wieder als Gemeiner bei Markgraf-Albrecht eingekleidet wird, dann ziehen auch wir beide fort von hier in das kleine Haus an der Stadtmauer. Die Rieke kocht und wäſcht ihrem Schatz und der Vogel ſingt.“

Da ergriff Auguſt ſeinen Hut und ſprang aus dem Zimmer.

8.

König Friedrich Wilhelm.

Das Kottbuſer Ländchen lag wie eine preußiſche Inſel rings von ſächſiſchem Gebiet umgeben. König Friedrich Wilhelm war zur Beſichtigung gekommen, hatte Soldaten gemuſtert und Kammergüter bereiſt. Jetzt war er bei einem anſehnlichen Gutsherrn zu Gaſte, welcher ſich mehr als andere Standesgenoſſen um die Cultur ſeines Gutes und der Umgebung bemühte.

Da der König den Aufenthalt in freier Luft liebte, ſo hatte der Gutsherr ein Zelt aus roher Leinwand aufgeſchlagen mit einem größeren Raume für die Mahlzeit und einem kleineren daneben, wohin die Majeſtät ſich zu ihrer Bequemlichkeit zurückziehen konnte. Die Vorderſeite des Raumes, in dem der König bei Tiſche ſaß, war offen, ſo daß der Herr von ſeinem Sitz ein großes Tabaksfeld überſchauen konnte, deſſen hochaufgeſchoſſene Stauden dem Wirthe zu Freude und Stolz gereichten, denn er verſuchte als erſter in dieſer Gegend den Bau der einträglichen Pflanze.

Der König war in ſehr vergnügter Stimmung; er hatte unter den aufgeſetzten Speiſen Rauchfleiſch mit Erbſen gefunden, einem alten Rheinweine tapfer zugeſprochen und hörte jetzt am Ende der Mahlzeit wohlgefällig an, was der Landwirth von den Vortheilen des Tabaksbaues erzählte.

„Aber der Dünger, Kottwitz, wo ſoll der in dieſer magern Gegend herkommen?“ frug die Majeſtät. Und als der Gutsherr von ſeiner Abſicht ſprach einen ſchlechten Teich auszutrocknen und nach einer Vorfrucht Tabak dorthin zu pflanzen, ſchüttelte der König das Haupt und ſagte: „Kottwitz, das wird Lauſewenzel. Die Sache mag gut ſein, aber rauchen thu ich deinen Tabak nicht.“

Da wagte der Landwirth die Güte ſeines Tabaks zu vertheidigen, trug eine Büchſe und Thonpfeifen herzu, ſtopfte eine Pfeife und bat ehrerbietig, die Majeſtät möge nur einmal ſelbſt verſuchen.

Der König aber, welcher dieſem Tabak nichts Gutes zutraute, und dem auch unlieb war, daß eine fremde Hand geſtopft hatte, legte die Pfeife bei Seite und ſprach wohlwollend weiter.

Der dienſtthuende Officier wurde hinausgerufen; der König ſah ſich wiederholt nach ihm um und rief dem Eintretenden ungeduldig entgegen: „Was gibts, Einſiedel? Was haſt du? Brennt das Pulver in der Taſche?“

„Ew. Majeſtät, ein auswärtiger Civiliſt fleht um Gehör. Er gibt an ein Kurſachſe zu ſein, Magiſter und Candidat der Theologie, mit Namen König.“

„König?“ wiederholte die Majeſtät nachdenkend. „Was will der Sachſe? Haſt du ihn nicht gefragt?“

„Er will Ew. Majeſtät ſein Anliegen ſelbſt vortragen. Ein ſchöner Mann, Majeſtät, wenigſtens einen Zoll über ſechs Fuß.“ Der König ſtand ſchnell auf. „Den kenne ich, er ſoll ſogleich hereinkommen.“ Er winkte mit der Hand, die Geſellſchaft trat ehrerbietig aus dem Zelte und Friedrich wurde eingeführt. Er war bleich, aber er trug das Haupt hoch, als er nach ehrfurchtsvoller Verbeugung begann: „Ew. Majeſtät befahlen mir vor zwei Jahren an Stelle meines Bruders, welcher damals in Ew. Majeſtät Dienſten ſtand, zu kommen. Ich habe die Ehre mich zu melden.“

Die Miene des Königs verfinſterte ſich und die Finger umfaßten heftig das Rohr. „Euer Bruder iſt ein fahnenflüchtiger Deſerteur und ihr ſeid nicht viel beſſer. Ihr habt zwei Jahre gebraucht, um euch an euer Verſprechen zu erinnern.“

„Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ich war als Erzieher zwei Jahre im Ausland, hier iſt mein Reiſepaß und das Zeugniß meines Principals; meine Angehörigen hatten mir in zu großer Sorge um meine Zukunft verborgen, daß Ew. Majeſtät die Entlaſſung meines Bruders, welche ihm durch den Chef des Regiments ertheilt war, kaſſirt haben. Vor wenigen Tagen kam ich in mein Vaterland zurück, erſt dort habe ich das Schickſal meines unglücklichen Bruders erfahren. Von der Stunde an wußte ich wohl, was ich zu thun hatte.“ Er bot die Papiere.

„Nimm die Schreiberei,“ ſagte der König zu Einſiedel.

„Es iſt, wie er ſagt,“ berichtete dieſer hineinblickend, „in dem Briefe verſichert Herr von Reck, daß er ſelbſt die ſchmerzliche Ueberraſchung des Anweſenden geſehen, und er fleht die Gnade Ew. Majeſtät für den redlichen Mann an.“

„Der von Reck iſt ein ordentlicher Kerl, aber euch, Sachſe, nützt ſein Fürwort nichts. Euer Bruder hat mich unverantwortlich hintergangen, und eure Regierung hat alle amicabeln Regards vergeſſen, als ſie meinen Fahnencorporal ohne Entlaſſungsſchein zum Officier annahm. Was ſoll daraus werden, wenn die Ehre und Reputation der deutſchen Officiere in ſolcher Weiſe proſtituirt wird? Ich will ein Beiſpiel geben, daß ich mich nicht durch ſchöne Worte hinter das Licht führen laſſe. Euer Bruder mag zum Teufel gehen, ihr aber, da ich euch jetzt habe, tretet zur Stelle ſtatt ſeiner ein.“

„Was Ew. Majeſtät über mein Schickſal beſchließen, muß ich mir gefallen laſſen,“ ſprach Friedrich ergeben, „denn ich habe Ew. Majeſtät verſprochen, wenn Dieſelben es fordern, mein Leben zur Verfügung zu ſtellen. Dazu bin ich jetzt bereit; aber eben deshalb flehe ich für meinen armen Bruder um Gerechtigkeit. Dieſer iſt nicht ſo ſchuldig, wie Ew. Majeſtät annehmen, und er iſt der Verzeihung und Gnade nicht unwerth;

auch ſeine Officiersehre wage ich in tiefſter Submiſſion vor Ew. Majeſtät zu vertheidigen. Er hatte von ſeinem preußiſchen Vorgeſetzten unter amtlichem Siegel die Zuſchrift erhalten, daß ſeine Entlaſſung von dem hohen Chef des Regiments bereits ausgefertigt ſei, und daß nur durch die Communication an Ew. Majeſtät die Zuſendung verzögert werde. War mein Bruder im Irrthum, wenn er dies Schreiben für eine Löſung ſeines Dienſtverhältniſſes hielt, ſo hat er ſich doch nicht darauf verlaſſen, ſondern die ſächſiſchen Commandeure ſelbſt, welche ihm den Eintritt in den ſächſiſchen Dienſt antrugen, haben ihm die Zuſicherung gegeben, die Aushändigung des Entlaſſungsſcheins bewirken zu wollen, nöthigenfalls durch die Geſandtſchaft."

Der König ſtieß heftig mit dem Stocke auf. „Das iſt eben die Lacheté und dafür müßt ihr jetzt entgelten."

„Haben die ſächſiſchen Oberofficiere aber zu voreilig der Gnade Eurer Majeſtät vertraut," fuhr Friedrich demüthig fort, „ſo vertraue ich, daß die hohe Gerechtigkeit des Königs von Preußen nicht das Verſehen derſelben meinem Bruder zurechnen wird, der damals noch jung war und ſich in Betreff ſeiner Officiersehre willig auf das Urtheil ſeiner Vorgeſetzten verließ."

„Ich würde dieſe beim Kopfe kriegen, wenn ich ſie hätte; ſo aber muß ich mich jetzt an euch halten."

„Mein Schickſal habe ich mit Vertrauen einem Herrn übergeben, der die Gedanken der Könige lenkt und ihre Thaten richtet, und ich ſtehe vor Ew. Majeſtät als ein Mann, der gefaßt iſt, ſich von allen Hoffnungen, die er ſonſt für ſeine Zukunft hegte, zu ſcheiden. Aber da bis jetzt mein Beruf war, die heiligen Gebote mir und Anderen zu erklären, ſo geſtatten Ew. Majeſtät mir auch zu ſagen, daß das Verſehen, welches durch meinen Bruder und durch die ſächſiſchen Behörden etwa gegen Ew. Majeſtät hohes Amt begangen wurde, geringfügig iſt gegenüber dem großen Unrecht, welches Ew. Majeſtät ſelbſt an meinem Bruder begangen haben."

Der König hob den Stock und trat ihm näher. „Was unterſteht er ſich?"

„Ich ſpreche aus, was der gerechte Sinn des Königs von Preußen ohnedies recht gut weiß. Mein Bruder trat als Ausländer freiwillig in Ew. Majeſtät Dienſt, aber er wurde dadurch nicht Ew. Majeſtät Sklave. Als unſer Vater ſtarb und die Familienverhältniſſe eine Rückkehr in die Heimat wünſchenswerth machten, hat mein Bruder wiederholt um ſeinen Abſchied angehalten und dieſer iſt ihm wiederholt verweigert worden; zuletzt wurde ihm Urlaub, um ſeine kranke Mutter zu beſuchen, nur ertheilt, nachdem Ew. Majeſtät mich als Bruder wegen der Rückkehr verpflichtet hatten in einer Weiſe, welche bei Chriſten und Heiden ungewöhnlich iſt."

Einſiedel trat einen Schritt vor und machte eine abwehrende Bewegung. „Laß den ſächſiſchen Pfaffen nur ſchwatzen," ſagte der König grimmig, „er hält ſeine Henkerspredigt. Was wagt er mir mit ſeiner Zunge noch auf die Seele zu reden?"

„Nichts weiter," ſagte Friedrich feſt, bebte ihm auch in tiefer Bewegung die Stimme. „Für mich ſelbſt habe ich nichts zu bitten. Ew. Majeſtät werden Ihre Macht an mir üben, wie Sie es vor Gott verantworten können. Ich weiß, daß Ew. Majeſtät in dem Rufe eines ſtrengen Herrn ſtehen und Manche nennen Ew. Majeſtät hart. Trifft mich die Härte, vielleicht haben Andere den Segen."

„Das hieß ihn Gott reden," rief der König, den Stock ſenkend.

Auf der Landſtraße rollte ein Wagen heran; gleich darauf war außerhalb des Zeltes eine Bewegung erkennbar. Der Officier eilte hinaus und brachte die Meldung: „Herr von Reck iſt angekommen, um Ew. Majeſtät von kurſächſiſcher Seite zu begrüßen. Er hat eine Demoiſelle mitgebracht und erfleht für ſich und ſeine Begleiterin Audienz."

„Jetzt ſchicken die Sachſen noch gar ihre Schürzen aus, um mir den Nachmittag zu verderben," grollte der König.

„Höre, Einſiedel, dieſen hier will ich ſogleich in der Montur meines Regiments ſehen. Der Sergeant Döpel ſoll mit ihm tauſchen.“

„Der Döpel iſt anderthalb Zoll größer,“ wandte der Officier ein, welcher trotz ſeines Berufes ein gewiſſes Mitleid mit dem Fremden fühlte.

„Thut nichts,“ ſagte der König, „du mußt an den Knien nachgeben.“

„Der Döpel iſt auch ſchmäler in den Schultern; es iſt ſchade darum, der Mann wird ſich ſchlecht präſentiren.“

„Dummes Zeug,“ rief der König. „Zieh ihn hier gleich hinter der Leinwand an“ — er wies auf den Nebenraum des Zeltes. „Rechts um und marſch!“ befahl er ſeinem Opfer und ſah ihm behaglich nach. „Die Fremden laß herein!“

Der ſächſiſche Gutsbeſitzer wurde mit Dorchen in das Zelt geführt. Der König ſtand würdig in der Mitte des Raumes: „Ich weiß mich ſehr wohl auf Sie zu beſinnen, Herr von Reck. Iſt es ein Verwandter von Ihnen, der bei Marwitz ſteht?“

„Zu Befehl, Majeſtät, es iſt mein Bruder!“

„Was alſo führt Sie zu mir?“

„Mir iſt die Ehre geworden, Ew. Majeſtät im Auftrage der ſächſiſchen Regierung ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Zugleich wage ich mein Mündel, Dorothea von Borsdorf, höchſter Gnade zu empfehlen.“

Der König ſah in guter Laune auf das hübſche Mädchen. „Will das Fräulein in preußiſchen Dienſt treten?“ Dorothea wollte ſich tief verneigen, aber ſie ſank auf die Knie und hob die gefalteten Hände flehend auf.

„Stehen Sie auf, junges Frauenzimmer,“ ſagte der König zurücktretend: „Ich kann's nicht leiden, wenn Fremde vor mir knien. Am wenigſten Weiber. Ich knie auch nicht vor Ihresgleichen. Was iſt Ihr Begehr?“

„Retten Ew. Majeſtät den Fritz König.“ Die Miene des Monarchen umwölkte ſich. „Ha ſo! hat er ſie angeſtiftet zu mir zu kommen?“ — „Nein,“ rief Dorchen, „und er ſoll nie erfahren, daß ich gewagt habe ſeinetwegen zu Eurer Majeſtät zu bringen.“

„Er iſt ihr Bräutigam?“ frug der König zu dem Begleiter gewandt.

„Nein!“ entſchuldigte ſich Dorchen, „er iſt nur ein guter Freund aus der Zeit, wo wir Kinder waren. Damals hat er mich mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken bewahrt, und“, fuhr ſie erröthend und ſtockend fort, „auch ſpäter hat er ſich meinetwegen in Gefahr geſtürzt, um mich in Polen aus ſchrecklicher Lage zu befreien.“

„Ich denke, er war in England,“ ſagte der König mit erwachendem Mißtrauen.

„Es war vor ſeiner Reiſe, damals als er zuerſt vor Eurer Majeſtät Angeſicht kam. Ich war während jener fürchterlichen Wochen zu Thorn und er brachte mich zu meinen Verwandten zurück.“

„Darum alſo wagte ſich der Candidatus unter die Säbel der Polen? und Sie haben die Geſchichte ebenfalls erlebt? Ich kann ſie nicht aus dem Gedächtniß bringen, und wir müſſen ſagen: der Herr weiß Alles zum Beſten zu lenken, aber wir ängſtigen uns, weil wir ſeine Gedanken nicht verſtehen.“

„Daſſelbe ſagte damals auch Fritz.“

„So?“ frug der König, „er iſt wohl ein heftiger Theologe, der gegen die Andersgläubigen auf ſeine Kanzel paukt?“

„So iſt er nicht, er folgt mehr der Lehre von der Liebe und dem Erbarmen, nur daß er kein Kopfhänger iſt.“

„Das iſt recht,“ beſtätigte der König zufrieden. „Die Discutirer auf der Kanzel kann ich nicht leiden und die Kopfhänger auch nicht. Wer ein gutes Gewiſſen hat, ſoll freudig und beherzt geradeaus ſehen. Thun Sie das auch, mein Kind, und ſagen Sie mir ehrlich, was Sie wollen. Ich ſoll den Mann nicht für mich haben, ſondern Ihnen zurückgeben, weil Sie ihn ſelber behalten wollen.“

Ein glühendes Roth flog über Dorchens Geſicht. Unter den kurzen Worten des Königs zerriß der Schleier, welcher ihr das eigene warme Gefühl verborgen hatte, und leiſe ſagte ſie: „Das will ich nicht!“ Aber im nächſten Augenblick lag ſie wieder auf den Knien und rang die Hände. „Ich habe gewagt, Herr König, was für ein armes Mädchen zu viel und ſchwer iſt, verachten Sie deshalb meine Bitte nicht. Ja! ich bin ihm gut und was noch Niemand von mir gehört hat, Ew. Majeſtät will ich es geſtehen, damit Ew. Majeſtät ſich unſer erbarmen. Ich weiß, daß er aus brüderlicher Liebe ſich ausgeliefert hat wie Jemand, der in den Tod geht, denn er iſt nicht zum Soldaten erzogen, ſondern zum Geiſtlichen.“

„Wie können Sie ſagen, Demoiſelle, daß er zu mir gekommen iſt, wie Einer, der ſich dem Profoß ausliefert? Hat er eine ſolche Meinung vom König von Preußen?“

„Nein!“ rief wieder Dorchen noch immer knieend, „ich hätte nicht gewagt zu kommen, wenn Monſieur Fritz nicht zu Eurer Majeſtät ein ganz anderes Vertrauen hätte. Denn damals, als wir die unglückliche polniſche Stadt verließen, ſagte er zu mir mit ſchwerem Seufzen: Als Sachſe wollte ich, wir hätten das nicht erlebt, und ich wollte lieber, wir wären unter dem König von Preußen zu Hauſe.“

„Nun,“ ſagte der König, „was nicht iſt, kann noch werden.“ Er ſchob die Leinwand zurück und rief:

„Herein Sergeant!“ Friedrich trat ein im blauen Rock des Königs. Er ſtand ſteif da, aber die Augen waren ihm feucht und er hatte Mühe die Haltung zu bewahren.

Als Dorothee den Geliebten in der Montur erblickte, verlor ſie alle Faſſung, die Thränen brachen ihr aus den Augen und ſie verbarg ihr Geſicht im Tuche. Unterdeß betrachtete der König mit innigem Vergnügen das Ausſehen des Theologen. „Die Montur iſt gar nicht zu enge,“ ſagte er zu ſeinem Vertrauten, „mit dem Maß hatteſt du Recht, er käme doch noch ins erſte Glied. — Was iſt hier los?“ fuhr er verwundert gegen Dorothea fort. „Herr von Reck, Ihr Mündel iſt mit der Veränderung nicht zufrieden. — Hat er gehört, was dieſe von ihm erzählt hat?“

„Ja,“ antwortete Friedrich leiſe, „wider meinen Willen.“

„Es geſchah auch nicht mit meinem Willen, Fräulein,“ verſuchte der König zu begütigen, „aber das Unglück iſt einmal geſchehen, nun wißt ihr's Beide. Hören Sie auf mit dem Weinen!“ — er ſtampfte mit dem Stocke auf — „das kann ich nicht leiden. Sie gefielen mir vorhin beſſer. Was ſagt er zu den Geſtändniſſen dieſer Demoiſelle?“

„Die Erinnerung daran wird mir für mein Leben das höchſte Glück ſein; ihre Worte gleichen dem letzten Gruß eines Freundes, von dem ich für immer ſcheide.“

„Wegen meines Rockes?“ frug der König.

„Ja,“ ſagte Fritz. „Auch hatte die Mutter den Wunſch, daß Fräulein Dorothee einſt die Gattin meines Bruders wird.“

Der König ſah enttäuſcht von einem zum andern. „Zum Teufel mit eurem Bruder!“ rief er unwillig.

Wieder trat der Officier ein, diesmal ſelbſt in Alteration. „Der Freicorporal König von Markgraf-Albrecht meldet ſich in Arreſt.“

Dorchen ſtieß einen leiſen Schrei aus und that einen Schritt auf Fritz zu, als wenn ſie bei ihm Schutz ſuchte; auch der König ſtand überraſcht. „Einſiedel, ich will ihn nicht ſehen Trägt er ſächſiſche Montur?“

„Er kommt civil, er hat heut früh ſeine Entlaſſung aus dem ſächſiſchen Dienſt genommen.“

„Haſt du ihm geſagt, daß der Bruder ſtatt ſeiner angenommen iſt?“

„Gewiß,“ antwortete der Officier, „und ich habe ihm geſagt, daß er wie ein Verrückter handelt, wenn er ſich jetzt in unſere Hände und vor die Augen Eurer Majeſtät wagt. Ich habe ihm gerathen, er ſolle zur Stelle ſeinem Pferde die Sporen geben und nach Sachſen zurückreiten, denn was ihm hier bevorſtehe, ſei ein Kriegsgericht und dahinter Ketten oder eine Kugel."

„Das war recht," ſagte der König.

„Er aber meinte, er könne nicht dulden, daß der Bruder für ſein Unrecht bezahle, und müſſe darauf beſtehen ſich ſelbſt anzugeben."

„Warum hat er nicht früher ſo gedacht?" grollte der König und ſah von der Seite auf Friedrich. „Es iſt zu ſpät, der Andere iſt bereits angenommen."

„Das hielt ich ihm vor; er aber meinte, er könne nicht leben mit einer ſolchen Schuld gegen ſeinen Bruder auf der Seele und ich ſollte ſo barmherzig ſein und ihn melden."

„Wie war er?"

„Wie ein braver Kerl vor einem Duell, höflich aber kurz."

Der König ſah wieder nach den Liebenden. Die weinende Dorothee hatte die Hand des Rekruten ergriffen und er blickte ihr traurig ins Geſicht. „Geht Beide dort hinein," gebot der Monarch, „und damit die jungen Leute nicht mit einander allein bleiben, leiſten Sie ihnen Geſellſchaft, Herr v. Reck." — Darauf befahl er dem Officier: „Ich will den Ausreißer doch ſehen, halte für alle Fälle die Wache bereit mit Ober- und Untergewehr."

„Ew. Majeſtät haben ja Niemand mitgenommen als den Döpel, weil Dieſelben meinten, Sie wollten Kottwitzen nicht zu Schanden eſſen; und der Döpel ſteckt, wie Ew. Majeſtät befohlen, in dem ſchwarzen Rock des Theologen."

„Dann bleibſt du ſelbſt gegenwärtig. Dieſe ſchwadronirenden Sachſen ſollen ſehen, daß wir mit ihrem Mundwerk und ihren Flattuſen auch noch fertig werden."

Auguſt trat ein, ſtellte ſich aufrecht hin und begann ſeine Meldung: „Freicorporal Auguſt König!"

Der Monarch unterbrach ihn rauh: „Iſt mir nicht bewußt. Warum tragt ihr nicht ſächſiſche Montur, wenn ihr euch bei mir meldet? Ich mag's nicht leiden, wenn ein fremder Officier ſich wie ein Federfuchſer kleidet."

„Ich habe meinen Abſchied aus kurſächſiſchem Dienſt genommen und heute früh erhalten.“

„Abſchied?“ frug der König. „Es kommen dabei Irrthümer vor.“

„Hier iſt mein Entlaſſungsſchein,“ ſagte Auguſt, ein Papier herausziehend. Der König winkte dem Officier, der es abnahm und meldete: „Der Schein iſt in Ordnung.“

„Kümmert mich nicht weiter,“ entſchied der König. Einſiedel gab dem Delinquenten das Papier zurück.

„Raucht ihr Tabak, Lieutenant König?“ frug der Monarch.

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“

„Dann zündet euch dieſe Pfeife an. Reich' ſie ihm,“ gebot der Herr ſeinem Vertrauten, „und ſorge für Feuer.“

Auguſt ſetzte erſtaunt den Tabak in Brand. „Raucht!“ gebot der König unwillig. „Ich habe zu thun.“ Er ſetzte ſich auf einen Holzſtuhl an den Tiſch, nahm einen Anſchlag über die Koſten der Entwäſſerung, welchen der Gutsherr zurecht gelegt hatte, und las darin. Auguſt ſtand ſtill und ſteif am Eingang des Zeltes und blies ſtarkriechenden Dampf aus der Pfeife. Auch der Adjutant harrte unbeweglich. Der König ergriff ein Papier nach dem anderen und vertiefte ſich darein, das dauerte eine Weile. Endlich frug er über die Schulter: „Wie ſchmeckt der Tabak?“

„Schlecht, Ew. Majeſtät,“ antwortete Auguſt die Arme anziehend, „er fuſelt.“

„Das war ſein Glück,“ rief Friedrich Wilhelm aufſtehend, „ich habe es dem Kottwitz im voraus geſagt. Es iſt gut, Lieutenant König, ihr könnt abtreten. Und da ihr von hier ſogleich in eure frühere Garniſon zurückreiſen werdet, ſo mögt ihr einen anderen Abſchied, als der iſt, den ihr in eurer Taſche tragt, für einen Namensvetter von euch mitnehmen, der auch Auguſt König hieß, und vor Jahren in meinen Dienſten ſtand. Die Aushändigung iſt durch gewiſſe Umſtände verſpätet worden. Setze dich, Einſiedel, und ſchreibe für den geweſenen

Freicorporal Auguſt König einen richtigen Abſchied. Und ſchreibe darunter das Jahr und den Tag, an welchem der Bewußte die preußiſche Garniſon verlaſſen hat, damit ſeine Landsleute ihn nicht für einen verdammten Ausreißer halten. Wißt ihr, wie lange es her iſt?“ Auguſt nannte das Jahr und den Tag, aber die Worte kamen klanglos aus der Kehle.

Einſiedel ſchrieb, der König ſah wieder in die Rechnungen, bis ihm der Officier den Abſchied zur Unterſchrift vorlegte. Der Herr unterzeichnete und winkte, den Schein dem Sachſen zu geben. Aber Auguſt verweigerte die Annahme. „Danken Sie Gott und ſtecken Sie ein,“ ſagte leiſe der Officier. Auguſt antwortete ebenſo: „Ich kann an meinem Bruder nicht zum Schelm werden.“

„Was gibt's noch?“ grollte der König ſich umſehend.

„Er will den Abſchied nicht nehmen, Majeſtät.“ Der König erhob ſich und als er ſah, daß Auguſt das Knie beugte, rief er zornig: „Donnerwetter, wer in meinen Dienſten geweſen iſt, ſoll wiſſen, daß der Soldat nicht kniet, außer im erſten Gliede beim Feuern.“

„Vergebung, Majeſtät,“ bat der Verabſchiedete. „Dem Auguſt König, welchem die höchſte Gnade heut die Entlaſſung bewilligte, darf ich den Abſchied nicht mitnehmen, wenn ich ihm nicht ſeinen Bruder zurückbringe, welcher ſich als ſein Stellvertreter der Gnade Eurer Majeſtät übergeben hat.“

„Der Deſerteur will noch Bedingungen ſtellen?“ rief der Monarch in hellem Zorn. „Er wagt auf meine Nachſicht zu trotzen? Ich will ihm einen ſtrengen Herrn zeigen. Nimm ſeinen Degen. Fort mit ihm!“

„Er hat keinen Degen, Majeſtät,“ rapportirte der Officier, und gebot zu dem Sachſen tretend: „Sie ſind verhaftet, folgen Sie mir.“ Auguſt rückte ſich zuſammen. Er erkannte, daß er in ungnädige Hände gefallen war, aber er ſprach nichts weiter, ſondern wendete ſich zum Gehen.

Da vernahm der König ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Nebenraum des Zeltes. „Oho!“ rief er und ſchlug mit dem Stock auf den Tiſch, denn ihm fiel ein, daß er als ehrlicher Mann den älteren Bruder nicht behalten konnte, wenn er den jüngeren im Arreſt feſtſetzte. „Einſiedel!“ Der Officier und ſein Gefangener wurden am Eingang ſichtbar. „Frage doch den Kerl, ob er in Sachſen eine Braut hat?“ Der Officier wiederholte die Frage und Auguſt antwortete: „nein!“ „Ob er eine gewiſſe adlige Dorothea Bersdorfin von Perſon kennt.“

„Ich kenne ſie ſeit meiner Kindheit,“ ſagte Auguſt.

„Frage ihn,“ gebot der König weiter, „ob er die Dreiſtigkeit gehabt hat ſie heiraten zu wollen.“

„Es war zwiſchen den Eltern vielleicht davon die Rede,“ verſetzte Auguſt. „Ich glaube aber nicht, daß ihr Gemüth mir zugewandt iſt.“

„Sie will ihn durchaus nicht zum Manne,“ brach der König gegen den Unglücklichen los. „Sie will ſeinen Bruder; daß er es nur weiß.“

Der König rührte an die Leinwand. „Bringen Sie Ihre Anbefohlenen heraus, Herr von Reck!“

Dorothea trat mit ihrem Vormund herein, hinter ihnen Friedrich in der Montur. „Hier Fräulein,“ ſagte der Monarch mit einer unbeholfenen Ritterlichkeit, die ihm doch gut ſtand, denn man merkte ein ehrliches Wohlwollen, „hier ſind zwei Brüder. Einer davon gehört mir, der Andere mag gehen, wohin er will. Der, den Sie heiraten wollen, den nehme ich, und ich will mir Mühe geben die Einwilligung Ihrer Verwandtſchaft durchzuſetzen.“

Das Fräulein ſtand zwiſchen den beiden Brüdern. „Majeſtät,“ flehte ſie zitternd.

„Aengſtigen Sie ſich nicht,“ verſuchte der König zu tröſten, „ich meine es gut, und ich will Ihnen beweiſen, daß ich kein Tyrann bin, obgleich dieſer hier“ — er wies auf Friedrich — „mich dafür ausgeſchrien hat.“

Dorothea ſah zur Erde, aber die Rechte hob ſich leiſe auf Friedrich zu. Der König ergriff ſchnell ihre Hand und legte ſie in die des Candidaten, ſtellte ſich vor dieſen und berührte ihm mit dem Knopfe des Stockes die Bruſt. „Dich wollte ich,“ ſprach er „und du gehörſt zu mir. Ziehe jetzt meine Montur aus, obwohl ich dich lieber darin ſehe als in dem ſchwarzen Rock. Der Feldprediger vom Markgraf-Albrecht iſt hinfällig, ich ſetze dich in ſeine Stelle, damit ſollſt du bei mir anfangen. Ihr, Herr Lieutenant aus Sachſen, ſteckt jetzt euren preußiſchen Abſchied in die Taſche. Da ihr, um eure brüderliche Pflicht gegen meinen Feldprediger zu erfüllen, aus dem ſächſiſchen Dienſt ausgetreten ſeid, ſo will ich dafür ſorgen, daß ihr wieder hineinkommt. Kottwitz!“ rief er aus dem Zelt. „Den Herren Sachſen ſchmeckt der Tabak nicht, laß den Wagen vorfahren.“

Schluß.

Frau von Berkdorf kam zu Madame König und rang nach der erſten Begrüßung die Hände. „Meine Doris iſt mit ihrem Vormund ins Preußiſche gefahren, um vor dem böſen Könige wegen Entlaſſung des Monſieur Auguſt einen Fußfall zu thun. Die Tante ſchreibt durch die Botenfrau.“

Frau König ahnte nicht die Größe der Gefahr, aber ſie wurde von tiefer Rührung ergriffen, daß Dorchen aus Neigung für den Sohn ein ſolches Wagniß auf ſich genommen; alle anderen Pläne, die ſie in der letzten Zeit wegen einer reichen Heirat gehabt hatte, ſchwanden dahin; ſie fiel der Freundin um den Hals und ſagte: „So wird durch unſere Kinder ſelbſt offenbar, was lange unſer Wunſch war.“ Endlich ſtimmten die Mütter einmüthig zuſammen. Doch während ſie die Zukunft der Kinder beſprachen, fuhr ein Wagen vor und nicht Auguſt, ſondern Fritz und Dorchen knieten vor den Frauen und baten um den mütterlichen Segen; Auguſt aber ſtand ruhig bei Seite und ſah zu.

Als der erſte Sturm der Ueberraſchung vorüber war, nahm die Mutter den jüngeren Sohn bei Seite und frug in zärtlicher Theilnahme: „Wie wirſt du das ertragen, armes Kind?“

„Mit vergnügter Seele,“ verſetzte Auguſt. Die Mutter ſah ihn erſtaunt an. „Ich war dem Dorchen niemals ſo gut wie der Bruder.“

Da wurde der Mutter leicht ums Herz: „Mir iſt von der Majorin aus deiner Garniſon etwas zugetragen worden. Bei euch iſt jetzt eine reiche Partie, die angenommene Tochter des Magiſter Blaſius. Der Mann hat früher ſchlecht an uns gehandelt, aber er ſoll ſich in ſeinen alten Tagen ſehr gebeſſert haben, auch bei dem Mädchen iſt etwas mit der Herkunft nicht in Ordnung und das wäre ja ein Hinderniß. Aber ſie hat eine gute Erziehung erhalten und es ſind drei Häuſer vorhanden. Man ſagt, daß dein Hauptmann ſich ſehr um das Mädchen bewirbt. — Du könnteſt dann den Soldatendienſt aufgeben und dich zur Ruhe ſetzen.“

„Ich bleibe Soldat, liebe Mutter,“ antwortete Auguſt. „Wegen der gütigen Worte aber, mit denen Sie die Demoiſelle erwähnten, küſſe ich Ihnen dankbar die Hände. Morgen führe ich der Frau Mutter die Schwiegertochter zu.“

Neunzehn Jahre waren den Brüdern in ungetrübtem häuslichem Glück vergangen. Zwei Könige, denen ſie den Eid geleiſtet, waren geſtorben; der eine, welcher alle hochgewachſenen Männer zwingen wollte ſeinem Staate zu dienen, und der andere, der alle Frauen und Töchter, welche ihm gefielen, für ſich begehrte. Zwiſchen den Nachfolgern war der Krieg entbrannt. In dem zweiten Kampfe, den der junge König Friedrich von Preußen um den Beſitz Schleſiens führte, hatte ſich Kurſachſen mit Oeſtreich verbunden, und Fürſt Leopold von Deſſau zog mit einem preußiſchen Heere gegen Dresden heran. Bei Keſſelsdorf erwarteten die Sachſen und Oeſtreicher ſeinen Angriff. Das ſächſiſche Leibregiment, welches jetzt Regiment „Königin“ hieß, ſtand auf dem linken Flügel nach Keſſelsdorf zu und der Hauptmann König hatte den Platz links von ſeiner Compagnie nahe den Grenadieren an der Flanke. Zweimal ſchlug das Regiment den Angriff der Preußen zurück. Als im dritten Anſturm neue Reihen aus der ſchwarzen Wolke von Pulverdampf heraustraten, ſah der Sachſe die Uniformen des Regiments, welches ſein verſtorbener Freund, der General Vogt, geführt hatte. Ihm gegenüber trieb ein Major zu Pferde ſeine Compagnie mit geſchwungenem Degen vorwärts. Ein Schuß traf das Pferd, daß es ausbrach, in wilden Sätzen bäumte und wenige Schritte vor der ſächſiſchen Front zuſammenbrach. In dem geſtürzten Reiter erkannte Auguſt den alten Stubennachbar Bröſicke, er ſprang vor und umfaßte den Jugendfreund, ihn aus dem Gewühl zu retten. Da ſank er ſelbſt, in den Rücken geſchoſſen, zu Boden. Als der Preuße ſich über den Gefallenen neigte, ſah dieſer ihn mit freundlichem Blicke an und ſagte im Sterben leiſe: „es war eine ſächſiſche Kugel!“

Am zweiten Feiertage der Weihnacht ſtanden zahlreiche Relaispferde mit Bereitern und Poſtillonen vor dem Pfarrhofe eines großen märkiſchen Dorfes, um den ſiegreichen König Friedrich zu erwarten, welcher nach geſchloſſenem Frieden in die Reſidenz zurückkehrte. Auch die Beamten der Umgegend hatten ſich eingefunden. Denn bei dem Pfarrhofe pflegte der Herr jedesmal anzuhalten, ſo oft er des Weges fuhr. Als der königliche Wagen herankam und der König während des Umſpanns mit den Verſammelten ſprach, trat die Frau Paſtorin neben ihren Gatten und bot auf der Tablette eine Erquickung. „Iſt Jemand geſtorben?“ frug der König, dem das Trauerkleid der Frau auffiel, den Geiſtlichen.

„Mein Bruder blieb bei Keſſelsdorf, er ſtand unter den Sachſen im Regiment Königin.“

„Das Regiment hat ſich brav gehalten,“ ſagte der König. „Sind das Alles eure Kinder?“ Er blickte über eine Gruppe von Knaben und Mädchen, welche von der offenen Hofthür mit großen Augen nach ihm hinſahen.

„Meine Kinder und die meiner lieben Schwägerin,“ antwortete der Geiſtliche und wies auf eine Frau im Witwenkleide.

Der König wandte ſich zu ſeinem Begleiter im Wagen: „Kennen Eure Liebden dieſe hohe Säule unſerer Kirche?“

„Es iſt der große Feldprediger, der früher im Regiment Markgraf ſtand."

„Wiſſen Sie, wo wir beide ihn zuerſt geſehen haben? — Es war bei dem ſeligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn."

Ordensburg Sonthofen — Bibliothek
GEL

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Dreizehnter Band.

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: I
Nr. 6003 [illegible]

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GE

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
[illegible]
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Die Ahnen. Roman. Sechste Abtheilung.

Aus einer kleinen Stadt.

Seite
1. Im Jahr 1805 3
2. Am Ringwall der Vandalen 19
3. Es wird Krieg 35
4. Die Verlobung 55
5. Nach den Bergen 70
6. Der Räuber Moor 93
7. Die Begegnung 119
8. Die Warnung 142
9. Banges Harren 160
10. Der Verlobte 183
11. Ins Feld! 211
12. Zum Frieden 233

Schluß der Ahnen.

1. Im Hause 245
2. Vandalen und Thüringer 263
3. Königin und Landmädchen 278
4. Das Geheimniß des Buches 306

Die Ahnen.

Roman.

Sechſte Abtheilung:

Aus einer kleinen Stadt.

1.

Im Jahr 1805.

Es war eine anſehnliche Kreisſtadt im Flachland der ſchleſiſchen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathhaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptſtraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande ſtanden die Häuſer unter neuem Ziegeldach, ſchön roſa, blau und gelb getüncht, die meiſten hatten freilich nur ein Erdgeſchoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und dieſe wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Thorthürme ragten; Alles hübſch regelmäßig, wie von einem klugen Rieſenknaben aus ſeinem Baukaſten aufgeſetzt. Außerhalb der Stadt zogen ſich Scheunen und Ställe der Vorſtädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt ſchweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einſt eine Feſtung deutſcher Coloniſten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegsſturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trockenen Wallgraben breiteten ſich Obſtbäume, und die Gänſe des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an frühere Zuſtände begann mit dem Schwedenkriege, ſogar dieſer war undeutlich geworden, denn die Confeſſionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubenshader abgethan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich ſei, die Frauen hörten am liebſten, wenn ihre Pfarrer von der chriſtlichen Liebe predigten, und die geiſtlichen Herren ſaßen beim Glaſe Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn ſich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, ſo begann und endete ihre Geſchichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für ſeinen Staat erobert hatte. Die älteren Leute berühmten ſich, daß ſie ihn perſönlich gekannt hatten, und in den meiſten Wohnſtuben hing ſein Bild.

In den Mauern der Stadt walteten unumſchränkt die guten Geiſter der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarktes ſchrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf ſeinen Platz in der Kirche und Nachmittags in den neuen Kaffegarten, um ſich dort ebenfalls hinzuſetzen, und das Hauptfeſt im Jahre war das Königſchießen. Außerdem erſchien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürriſches Kameel mit ſeinem Affen und zwei Bären, oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunſtpferden, ſehr ſelten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern ſah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren beſuchten im Winter die Vorſtellung eines fremden Künſtlers, der die Flöte blies und deklamirte, oder ein Schattenſpiel zeigte; doch auch neue muſikaliſche Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirector ſeine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Aeolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgeſtecktem Raume aufhing. Dieſer Genuß war ſehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geiſtergeſang am liebſten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war faſt Alles in der Stadt mäßig und beſcheiden, auch der Wohlſtand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß ſie vorwärts kamen, trotz der Mißernten in den letzten Jahren. Ihr ſchleſiſches Geld, Böhmen und Gröſchel, war ſchwärzlich; es war auch weniger werth als das Courant, aber die Bürger nahmen es willig, und wurden, wenn ſie es ausgaben, gern luſtig. Jeder wußte ſo ziemlich, was der Andere beſaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen ſollte die Abſicht haben, in ſeiner Fabrik eine Dampfmaſchine aufzuſtellen.

Großer Luxus wurde in der Stadt nur im Winter ſichtbar, wenn die adligen Gutsherren des Kreiſes im Gaſthofe ihr Kränzchen abhielten und unter einander einen Ball veranſtalteten. Dafür wurde der Fußboden des Saals und die Treppe ſorgfältig mit Waſſer und Bürſte behandelt, was ſonſt nicht häufig geſchah, und alle Oellampen des Kronleuchters wurden angezündet. Die Edelleute kamen in geſchloſſenen Kutſchen, manche mit ſilbernem Pferdegeſchirr, und die vornehmſten hatten Läufer in bunter Tracht mit einer großen geflochtenen Lederpeitſche als Bandelier. Dann tanzten die Herrſchaften vergnügt mit einander, die Damen trugen Ballkleider aus der Reſidenz und die Herren ſchlüpften in eine Nebenſtube, um Pharao zu ſpielen; und wer von dem kleinen Stadtvolk neugierig war, ſtand auf der Straße und ſah zu den erleuchteten Fenſtern auf.

Natürlich war ein verſtändiger Bürger oft unzufrieden mit den königlichen Behörden, welche ſeine Stadt und das Land regierten, ſich in Alles miſchten und auch da, wo ſie das Beſte wollten, herriſch und ungeſchickt ſchalteten; noch häufiger ärgerte er ſich über die Garniſon, über Roheit der Soldaten und Ungezogenheiten der Officiere, und wenn vor der Hauptwache das Signal zum Gaſſenlaufen gegeben wurde, verbot er ſeinen Kindern und Dienſtboten zuzuſehen. Er wunderte ſich auch über den Lauf der Welt, denn er hatte die ganze franzöſiſche Revolution erlebt, wie man dort vor kurzer Zeit König und Adel in größter Eile umgebracht hatte, und wie jetzt plötzlich ein neuer Kaiſer aufgeſchoſſen war. Aber obgleich eine unruhige und kriegeriſche Zeit gekommen war, in welcher vieles Alte zuſammenbrach, das geſchah weit draußen und man unterhielt ſich gleichmüthig davon, wie von fremden Dingen; denn die

Provinz lag abſeit in Sicherheit, und das polniſche Weſen in der Nähe war zwar übel beleumdet, jedoch nicht mehr zu fürchten.

Und wenn einer von den Bürgern auf rauhen Wegen in ſeiner alten Kaleſche oder in dem unförmlichen Holzwagen der Poſt nach der Hauptſtadt der Provinz fuhr, ſo fand er dort Alles in größerem Maßſtab und reichlicher als daheim, doch im Grunde war es nur ein Unterſchied in der Größe; er beſuchte ebenfalls als Hauptvergnügen den Kaffegarten, welcher am Abend durch viele bunte Lampen illuminirt wurde, er ſaß in dem gewölbten Rathskeller und ſtand im Parterre des Theaters, und erzählte nach überſtandener Reiſe vergnügt, daß es in der großen Stadt immer etwas Neues gebe: eine Menagerie, einen Luftballon. Aber im Uebrigen lebte die Hauptſtadt faſt ebenſo ſtill dahin, wie das ganze Land, höchſtens daß die Schneidergeſellen einmal Revolte machten, weil die hohe Obrigkeit ſich gar zu einfältig gegen ſie benahm.

Heut war Sonntag. Die Sonne ſchien vom wolkenloſen Himmel warm in die reingefegten Gaſſen und von beiden Pfarrthürmen läuteten die Glocken. Die Stadt aber befand ſich in einem Zuſtande ſtiller Aufmerkſamkeit und Beobachtung. Denn der neue Arzt war angekommen. „Ein junger angenehmer Mann,“ ſagte die Gaſtwirthin zu ihrer Nachbarin, der Bäckersfrau, „lang von Geſtalt und von ernſthaftem Weſen, ſein Name ſteht im Fremdenbuch als Doctor Ernſt König. Er hat ſchöne Wäſche, ſo ſtickt hier Niemand die Hemden.“ Die Bäckerin deutete daſſelbe ihren Kunden an, und die Milchfrau trug es weiter; bis endlich der Friſeur den Fremden beobachtete und die Neuigkeit zu allgemeiner Kenntniß brachte. Ja, es war nicht zu leugnen, der Doctor ſah anſehnlich aus in rundem Bieberhut und zierlichen Stulpſtiefeln, auch trug er keinen Zopf mehr, ſondern das helle Haar halb lang, und das Gekräuſel dabei war ein natürliches. Das wußte der Friſeur genau, denn er traf den Fremden bei ſeinem beſten Kunden, dem königlichen Zoll- und Acciſeeinnehmer Köhler, als er dieſem den Zopf flocht. Und er ſah den beiden Herren bekümmert nach, wie ſich dieſe zu ungewöhnlicher Zeit promenirend nach dem Stadtthor bewegten.

„Dort liegt das Rieſengebirge,“ erklärte der Einnehmer ſeinem Gaſt und wies zwiſchen den Linden des Stadtwalles auf die blauen Berge in der Ferne. „Aber Rieſen wohnen nicht mehr in den Thälern, ſondern arme Weber, welche wenig zu thun haben, ſeit der franzöſiſche Kriegstrubel den Kaufleuten die Wege unſicher macht. Und was Sie in der Mitte ſehen, iſt die Schneekoppe.“

Der Doctor wandte ſich freudig der Richtung zu: „Ich habe vor Jahren dort oben geſtanden und den Sonnenaufgang erlebt. Er war unbeſchreiblich ſchön und erhob mir die Seele. Als über den Nebeln der Erde das goldene Tagesgeſtirn heraufſtieg, kam es mir vor wie die Gottheit ſelbſt, welche in dem Chaos unter ihr blühendes Leben ſchafft. Glücklich iſt der Menſch, welchem Gelegenheit wurde, ein Bild ſolcher erhabenen Größe in ſeiner Seele zu bewahren.“

Der Einnehmer drückte ſeinem Gaſte die Hand. „Ich freue mich, daß Ihr Gemüth offen iſt für die Reize der Natur, darin gleichen Sie ganz dem ſeligen Kriegsrath, Ihrem lieben Vater. Sind Sie auch auf unſeren alten Burgen herumgeklettert?

> „Dort, wo wildverſchlungene Ranken ſich
> Ueber Uhuneſter ſchwarz verbreiten“,

wie Matthiſſon ſo ſchön ſagt, obgleich mir wahrſcheinlich iſt, daß er ſich bei den Neſtern nicht den eigentlichen Uhu, ſondern vielmehr die Fledermaus gedacht hat.“ Er unterbrach ſich ſelbſt. „Von dieſer Seite ſehen Sie durch das Stadtthor bis auf den Markt.“

„Ich habe mich über das gute und ſaubere Steinpflaſter gefreut.“

„An Steinen fehlt es unſerer Gegend nicht,“ verſetzte der Einnehmer, „auch nicht an Beſenbindern, welche ihren Edelleuten die Birkenreiſer aus dem Walde ſtehlen. Nun, Sie werden unſere Herren und das Landvolk zur Genüge kennen lernen."

„Ich bin ja ſelbſt ein Landeskind," ſagte der junge Arzt, „und mein Beruf macht es mir leicht, mit Vornehm und Gering fertig zu werden. Jetzt freilich, da ich aus der Fremde heimgekommen bin, ſehe ich, daß man hier in Manchem zurückgeblieben iſt."

„Still!" warnte der Einnehmer, „wir ſind in ſtarkem Fortſchritt, und wer uns das leugnet, mag ſich hüten. Es gibt hier und da Leute, welche Bücher über uns ſchreiben; dieſe ſind uns durchaus verhaßt, ich hoffe, Sie gehören nicht zu der Zunft." Der Gaſt verneinte. „Im Vertrauen, wir fühlen uns in unſerer Haut gar nicht wohl, aber wir können nicht leiden, daß Andere uns das zu verſtehen geben. Wenn Sie einmal unzufrieden mit dem hieſigen Weſen ſind, ſo ſchelten Sie nur immer gegen mich, man wird Ihnen ſagen, daß an mir nichts zu verderben iſt, und ich hoffe, Ihr lieber Vater hat Ihnen auch geſagt, daß ich ein zuverläſſiger Freund bin." Er ſchüttelte dem Doctor die Hand. „Dennoch wundert mich, daß Sie, dem ich über ſein gutes Ausſehen keine Artigkeit ſagen will, an dieſem kleinen Ort niederſitzen."

„Ich folge dem Wunſch meines Vaters und mir ſelbſt liegt daran, ſobald als möglich eine feſte Thätigkeit zu erhalten."

„Sie waren längere Zeit in der Fremde?"

„Ich wurde als junger Arzt von meinem Profeſſor dem kranken Prinzen Georg zum Begleiter empfohlen und lebte einige Jahre mit ihm auf Reiſen, zuletzt in Paris, wo ich Zutritt zu den Hoſpitälern gewann."

Der Einnehmer ſtand erſtaunt ſtill: „In Paris?" rief er, „Sie ſind ein Wundermann und es kann Ihnen gar nicht fehlen. In Paris! Eine lebhafte Stadt, etwas unbändig. Die Straßen ſind dort ja wohl mit Köpfen gepflaſtert, welche die Kleinen den Großen abgeſchlagen haben."

„Jetzt iſt gute Ordnung dort," antwortete der Gaſt, „und die Polizei ſtrenger als bei uns." „Natürlich," verſetzte Herr Köhler, „der große Muſikus dort verſteht es alle Welt nach ſeiner Pfeife tanzen zu laſſen. Ich ſage Ihnen, Ihr Glück unter uns iſt gemacht, Jedermann ſchüttelt ſich, wenn von Paris die Rede iſt, aber Jedermann will davon hören."

Er zog ſeine ſilberne Uhr heraus. „Kommen Sie, der Gottesdienſt iſt zu Ende, wir treffen die Honoratioren jetzt in der Frühſtückſtube bei einander; dort werde ich Sie einführen. Auch der Wein iſt gut."

Sie traten in die Weinſtube, dort fanden ſie die Vornehmen der Stadt an drei runden Tiſchen verſammelt, an dem einen die Officiere der Garniſon, bei ihnen den adligen Stadtdirector und mehre Herren vom Landadel, am zweiten die königlichen Offizianten, am dritten Kaufleute und Fabrikanten, den Kämmerer und Apotheker. Herr Köhler ſtellte den Gaſt vor und führte zum zweiten Tiſch. Alle Augen beobachteten die neue Erſcheinung. Der Einnehmer aber deutete leiſe ſeinen Vertrauten an, wie es um den Gaſt ſtehe, daß er von Paris komme und mit dem Kaiſer Napoleon auf der Straße vielfach zuſammengetroffen ſei. So wurde der Doctor bald Mittelpunkt einer lebhaften Unterhaltung, nur die Officiere am Herrentiſch zeigten eine geſuchte Nichtachtung, ſprachen laut und verächtlich von dem revolutionären Weſen und von einem Abenteurer, der durch unerhörtes Glück heraufgekommen ſei.

„Ob der Friede dauern wird," frug Jemand vom dritten Tiſch, „bis unſer Bündniß mit Oeſtreich und Rußland geſchloſſen iſt?"

„Wir gehören einem ſo großen Staate an, daß wir nicht nöthig haben, von fremder Hilfe unſer Heil zu erwarten," antwortete vom erſten Tiſch gewichtig der Stadtdirector.

„Wir ſind ſo groß geworden," beſtätigte der Einnehmer, „daß Niemand mehr recht ſagen kann, wo unſere Grenzen ſind. Sie werden jedes Jahr geändert. Wie man erzählt, aus Gefälligkeit gegen den Kaiſer Napoleon."

Eine Pauſe entſtand. „Er iſt ein Corſe,“ rief verächtlich der Reiterlieutenant Baron Hille, welcher aus einer nahen Garniſon herzugeritten war.

„Ohne Zweifel,“ beſtätigte der Einnehmer. „Ob dieſer Mann aber als Corſe, als Franke oder als Gallier nichtsnutziger iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich höre jede dieſer drei Eigenſchaften an ihm tadeln. Vielleicht würde der Herr Baron uns ſagen, weshalb man der Inſel Corſika nichts Gutes zutrauen darf.“

„Der Kerl und ſein republikaniſches Geſindel werden laufen, wenn ſie von preußiſchen Huſaren attakirt werden,“ rief der aufgeregte Lieutenant wieder. Ein beifälliges Summen der Officiere beſtätigte die Worte. Auch die vom Civil nickten mit dem Kopfe.

„Der Kaiſer trägt hohe Stiefeln,“ ſagte der Einnehmer, „die mögen ihn wohl bisher am Laufen gehindert haben. Denn dieſe Eigenſchaft hat er noch nicht ſehen laſſen; wenn er es ja einmal verſuchte, iſt er noch immer vorwärts gekommen.“

Wieder Stillſchweigen. „Thun Sie, als wären die drüben nicht da,“ ſagte der Einnehmer leiſe zum Doctor, „Sie müſſen Ihnen zuerſt guten Tag ſagen.“ Das geſchah auch. Nach einiger Zeit, als der Fremde gerade einmal von ſeinem Sitze aufgeſtanden war, erhob ſich ein kleiner Herr in zimmtfarbigem Rocke und blendend weißer Wäſche, trat zu dem Doctor, gab ſich als Kammerherrn von Bellerwiz zu erkennen und leitete das Geſpräch mit den Worten ein, daß er den Vater des Herrn Doctors wohl gekannt habe.

Auf dem Markte erſcholl rauher Anruf und Tritte. Mehre der Anweſenden eilten an das Fenſter. „Sie bringen ihn!“ ſagte der Stadtdirector zu dem Kammerherrn.

Ein ſchlanker Burſch wankte, den Oberkörper vorgeneigt zwiſchen bewaffneten Führern, an dem entblößten Haupte hatte er eine Hiebwunde, das geronnene Blut klebte in den Haaren und entſtellte ihm das Geſicht. Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns ſtand ein Brunnen, der Gefangene ſchrie mit heiſerer Stimme: „Waſſer!“ und als die Wächter ihn fortſtoßen wollten, warf er ſich auf die Steine. Vergebens mühten ſich die Männer ihn in die Höhe zu bringen. Mit dem Stadtdirector eilte der Doctor auf die Straße, holte Beſteck und Verbandzeug aus der Taſche und erbat Erlaubniß dem Mann die blutende Wunde zu verbinden. Die Frau des Weinkaufmanns trug mitleidig ein Handbecken herzu, und als der Verwundete auf die Schwelle des Hauſes geſchleift war, reichte ihm der Arzt einen Trunk, wuſch und verband die Wunde und ſprach ihm tröſtend zu. Der Verwundete ſah den Hilfreichen dankend an, erhob ſich nach einer Weile ſchweigend und wurde auf Befehl des Directors vorläufig in das Stadtgefängniß geführt.

In der Weinſtube ſagte der Director: „Der Menſch iſt Unterthan des Grafen und wird dort durch die Karbatſche von ſeiner Störrigkeit geheilt werden.“

Der Doctor frug mit Theilnahme: „was hat er verbrochen?“

„Er wollte ein Mädchen aus dem Dorfe des Grafen heiraten, welches unterthänig iſt, wie er, und da das Mädchen hübſch und ſauber war, weigerte ihm der Inſpector die Ehe und beſtimmte das Mädchen zum Dienſt auf dem Hofe, wo ſie ihre drei Jahre aushalten ſoll. Darüber gerieth der Burſch außer ſich, vergriff ſich thätlich an dem Inſpector und entſprang.“

„Der Graf ſoll den Kerl zu meiner Compagnie geben, bei uns werden ihm die Mucken ausgetrieben,“ begann der Capitän von Buskow, der die Garniſon befehligte, ein hagerer Mann mit harten Zügen, dem man wohl anſah, daß er die Fuchtel zu gebrauchen wußte.

„Was wird jetzt mit dem Unglücklichen geſchehen?“ frug der Doctor.

„Er wird morgen dem Grafen ausgeliefert werden,“ antwortete der Stadtdirector, „und hat von ſeinem Inſpector keine nachſichtige Behandlung zu erwarten.“

„Wie iſt es möglich, daß er in die Hände deſſelben Mannes geliefert wird, den er beleidigt hat?“ frug der Doctor. „Iſt er ſchuldig ſich an dem Gutsbeamten vergriffen zu haben, ſo gehört der Fall doch wohl vor das königliche Gericht.“

„Der Inſpector übt die Polizei auf den Gütern des Grafen und der Graf hat die Gerichtsbarkeit über ſeine Dorfleute,“ belehrte der Stadtdirector, „in Criminalfällen hat der Inſpector erſt dem Gericht Anzeige zu machen.“

„Und wenn er den Burſchen vorher halbtot ſchlagen läßt, wie Sie ſelbſt annahmen? oder wenn er ihn auf andere Weiſe im Ortsgefängniß mißhandelt, was wird dann geſchehen?“

Der Stadtdirector zuckte die Achſeln und ging ſchweigend an ſeinen Tiſch.

Da verließ den Doctor die Vorſicht, und er ſagte nachdrücklich: „Zuſtände, welche dergleichen möglich machen, ſind tyranniſch und im ſchreienden Widerſpruch gegen die Gebote der Humanität.“

„Sansculotte,“ murmelte der Reiterlieutenant halblaut.

Das Behagen in der Stube war geſtört, die Herren verhandelten in leiſem Geſpräche, vom dritten Tiſch erſuchten einige der Herren den Einnehmer, ſie mit dem Gaſte bekannt zu machen, und der Fabrikant drückte dieſem kräftig die Hand und ſprach ſeine Freude darüber aus, daß er ſich in der Stadt niederlaſſen wolle.

Als der Doctor mit ſeinem Vertrauten auf den Markt trat, begann der Einnehmer: „Die drei Tiſche, welche Sie heut geſehen haben, finden Sie bei uns überall. Die am erſten Tiſch ſchwadroniren, wie der Baron, oder ſie drücken lächelnd die Hände, wie der Kammerherr, der zweite Tiſch verſieht die Plackerarbeit des Staates und fügt ſich, und der dritte denkt ſtill auf ſeinen Vortheil und verzieht den Mund über die beiden anderen. Das übrige Volk aber ſitzt ſtumm auf der Bank oder der bloßen Erde. Uebrigens wünſche ich Ihnen Glück zu Ihrem Eintritte bei uns."

„Ich fürchte, nicht bei Allen eine günſtige Meinung erweckt zu haben," antwortete der Doctor, „ich habe Ihre Warnung von vorhin nicht beherzigt."

„Das iſt wahr, aber Sie waren ſtolz und menſchenfreundlich. Sie werden im ganzen Kreiſe als Revolutionär herumgetragen werden und Jedermann wird begierig ſein, Sie kennen zu lernen, am meiſten unſer Adel. Da Sie keinen Talar tragen, der mit Hieroglyphen bedruckt iſt, was freilich das Wirkſamſte wäre, ſo iſt ſchon etwas werth, daß Sie ſich durch abenteuerliche Ideen von den hieſigen Menſchen unterſcheiden. Kommen Sie, heut ſind Sie mein Gaſt auf ein Gericht Gerngeſehen."

In ſeiner Wohnung ging der Einnehmer zum Schreibtiſch und holte eine ſeltſam geſtaltete goldene Berlocke heraus. „Wiſſen Sie, was dies iſt?"

„Es ſtellt eine Guillotine vor."

„Richtig! Ich habe ſie vor zwölf Jahren dem Kammerherrn abgekauft, der damals noch jung war und ſie wohlgefällig an der Uhr trug. Ich hebe ſie auf und erinnere ihn zuweilen daran, was ihm unlieb iſt. Es hat Stunden gegeben, mein junger Freund," fuhr er ernſter fort, „wo der königliche Einnehmer Köbler hier unter dem Bilde des alten Fritz die Anſicht hatte, daß ein ſolches Hackebret auch anderswo, als bei den Franzoſen, gute Dienſte thun würde gegen unerträglichen Hochmuth und ein vornehmes Schmarotzerthum ohne Kraft und ohne Ehre, welches bei uns Alles verdirbt. Trotz alledem ſind die, welche wir hier im Kreiſe haben, noch lange nicht die Schlechteſten. Wer als Rabe geboren iſt, von dem kann man nicht verlangen, daß er wie eine Lerche ſingen ſoll. Heut habe ich Luſt Ihnen die Berlocke zu ſchenken."

„Thun Sie das nicht!" bat der Gaſt.

„Dann hebe ich ſie für den Kammerherrn auf," entſchied der Einnehmer. „Und jetzt denken wir daran, daß Eſſen und Trinken zu den unvergänglichen Freuden des irdiſchen Daſeins gehört. Ich habe einen Meneſcher Ausbruch im Keller, an dem Sie Freude haben werden.“

Nach dem Eſſen ging der Arzt in das Gefängniß, wie ihm der Director während des Verbandes bewilligt hatte. Er fand den Burſchen, dem die Arme von den Feſſeln befreit waren, finſter auf dem Schemel ſitzen. Als er ihm die Wunde beſorgt hatte und einige ermuthigende Worte ſagte, faßte der Gefangene plötzlich ſeine Hand und die Thränen ſtürzten ihm über die bleichen Wangen. „Der liebe Gott bezahle Ihnen, daß Sie ſo freundlich gegen mich ſind. Ich hätte den Inſpector nicht geprügelt, wenn er nicht meinem Mädchen ſchon lange nachſtellte. Jetzt nimmt er ſie auf ſeinen Hof und was ſie dort aus ihr machen —“ Er ballte die Fauſt und murmelte: „es wird ein Unglück.“ „Erzählt mir von eurem Mädchen,“ ſagte der Arzt, „ich bin hier zwar fremd, vielleicht kann ich euch doch in etwas helfen.“ Da begann der Burſch ſein Mädchen zu rühmen und wurde darüber wieder weich. „Denkt auch, wie ihr euer Schickſal zum Beſſeren wendet,“ mahnte der Doctor, „habt ihr nicht Jemand, der bei dem Grafen für euch ſprechen kann?“

Der Gefangene ſchüttelte den Kopf und ſah unwillkürlich auf ein Fenſter ſeines Arreſtes, welches in die Stadtmauer gebrochen war: „Der Inſpector ſoll mich nicht einſperren.“

„Kann ich noch etwas für euch thun?“ frug der Arzt.

„Ich habe meine Mütze verloren,“ ſagte der Gefangene finſter. „Die Landjäger haben mich durchſucht und meinen Geldbeutel genommen, in dem einige Groſchen waren, da kann ich nicht einmal zu einer Mütze kommen.“

Der Doctor legte etwas Geld auf das Fenſterbret und verließ das Gefängniß.

Von dem Gefangenen ging er nach dem Gaſthof und frug, ob der Kammerherr noch in der Stadt ſei. — Der Wagen war bereits vorgefahren, doch wurde er von dem Bedienten gemeldet und angenommen. Er erklärte ſeinen Eintritt mit dem Wunſche, einem Herrn, der ſich ſeines Vaters freundlich erinnere, ſogleich ſeinen Beſuch zu machen, und begann nach kurzem Geſpräch: „Ich habe ſoeben dem Gefangenen den nöthigen ärztlichen Beiſtand geleiſtet, der junge Mann iſt in verzweifelter Stimmung und die Sache kann weitere Folgen haben.“ Und er erzählte von der Eiferſucht des Burſchen. „Es war bereits davon die Rede,“ ſagte der Kammerherr unbehaglich, „und der Menſch iſt leider im Kreiſe nicht unbekannt, er gilt für einen guten Muſikus und war zur Kirmeszeit und ſonſt in den Dörfern eine beliebte und auch gefürchtete Perſon; ich traue ihm wohl zu, daß er neues Aergerniß bereitet.“

„Vielleicht könnte dies vermieden werden, wenn die Braut des Mannes nicht in den gefürchteten Hofdienſt treten müßte.“

„Das iſt nicht zu verhindern,“ erklärte der Kammerherr beſtimmt.

„Durch Ihr Fürwort,“ ſagte der Arzt bittend. Der Kammerherr ſah ihn erſtaunt über dieſe Zumuthung an.

„Die Anſprüche, welche an das Mädchen gemacht werden, ſtehen im Widerſpruch zu Allem, was man Kultur und Zeitgeiſt nennt, und eine gewiſſe Unzufriedenheit im Publikum äußert ſich gern in Privatbriefen und Pasquillen. Der Graf ſelbſt wird vielleicht ein Intereſſe daran finden, daß der Verfall nicht nach der Reſidenz getragen wird.“

„Wenn er nicht ein näheres Intereſſe hat, die Perſon im Dienſt zu behalten,“ fuhr dem Kammerherrn heraus. Er ſah den Doctor mißtrauiſch an.

Doch dieſer fuhr beharrlich fort: „Ich habe den warmen Wunſch mir in dieſer Gegend Wohlwollen zu erwerben, und ich glaube daſſelbe dadurch zu verdienen, daß ich ein Unglück verhüten helfe. Dies würde hier der Fall ſein, wenn ſich ein anderer anſtändiger Dienſt für das Mädchen fände.“

„Sie haben nicht ganz Unrecht,“ gab der Kammerherr zu.

der recht gut wußte, daß an höchſter Stelle nichts widerwärtiger war, als ungünſtiges Geräuſch im Volke und der Vorwurf der Inhumanität. Und er bedachte, daß der dreiſte Fremdling vor ihm vielleicht ſelbſt ſolchen Vorwurf irgendwo erheben könnte. Deshalb fuhr er fort: „Wie ich höre, waren Sie in Geſellſchaft des Prinzen auf Reiſen, ſtehen Sie mit dem Herrn noch in irgend welcher Verbindung?" „Er hat mir erlaubt ihm zu ſchreiben," ſagte der Doctor ſich erhebend.

„Ich freue mich ausnehmend unſerer Bekanntſchaft," ſchloß der Kammerherr ſehr artig. „Und was jene Affaire betrifft, ich treffe noch heut mit dem Grafen zuſammen, vielleicht finde ich Gelegenheit, ein gutes Wort einzulegen. Kommen Sie in die Nähe meines Hofes, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie nicht vorbeifahren."

Als es Abend wurde, ſtand der Doctor in ſeiner neuen Wohnung. Sie ſah aus, wie viele andere, vielleicht etwas heller und ſauberer; die Dielen von Tannenholz friſch geſcheuert, die Wand mit blauer Kalkfarbe gemalt, die Möbel, bis auf eine alte verſchnörkelte Kommode geradlinig, hager, ohne jeden unnützen Schwung. In der Stadt und auf dem Lande verkündeten bereits die Eingebornen, jeder nach ſeiner Weiſe, das Lob des Gaſtes. Der Baron von der Reiterei ſchalt ihn einen frechen Bürgerlichen, den man ſchon ducken werde, der Kammerherr ſagte daheim: er iſt dreiſt, aber er iſt ein geiſtreicher Kopf, die Gaſtwirthin lobte den artigen Dank, mit dem er von ihr geſchieden war, der Fabrikant erklärte ſeiner Frau: Zu dem könnte ich Vertrauen haben; ſogar ein armer Flüchtling gedachte in dieſer Stunde des Fremden, während er mit blutenden Händen das Gitter ſeines Kerkers aus den Steinen brach, und der Einnehmer ſagte vor ſeinem Schrank die Bände von Jean Paul liebevoll betrachtend: „Endlich eine Seele mit höherem Schwung, nur den Titan verſteht er nicht zu ſchätzen." Alle Welt beſchäftigte ſich mit ihm und war bereit, ihn nach ihrer Art hoch zu achten.

Mußte man ihn nicht glücklich preiſen, wie er ſo daſtand, jung, gutgeſtaltet, freundlich aufgenommen an einem Ort, wo er überreiche Gelegenheit erhielt ſeinen Beruf zu üben, nichts auf ſeiner Seele, keine Leidenſchaft, keine arge That, die ihm den Frieden ſtören konnten. Und doch ſtand er allein, traurig, mit beſchwertem Muth: „Du mein verklärter Vater, deſſen Bild ich in der Seele trage, als mein höchſtes Gut, oft ſagteſt du mir, daß das Bewußtſein erfüllter Pflicht das einzige dauerhafte Glück auf Erden bleibt. Aber ich fürchte, fröhlich macht es nicht, und den männlichen Stolz, als ein Herr durch das Leben zu gehen, verleiht es doch nicht. So freudige Menſchen, wie ich zuweilen unter den Fremden gefunden, wie ſie der engliſche Dichter zu ſchildern weiß, ſehe ich hier nirgend. Jeder wandelt mit eng angezogenen Armen ſeine Straße, damit er nicht anſtoße. Viele ſind wie Freigelaſſene, welche ſich in ihrem Gemüth noch als Knechte betrachten, die Mehrzahl ſtöhnt in der Sklaverei. Auch der kräftige Mann erhebt ſich einmal über die Andern, indem er ſie neckt und verſpottet, und in der nächſten Stunde iſt ſein Genuß, alles Irdiſche als verächtlich zu betrauern und vor einer Graburne zu ſeufzen. Es iſt eine edle Poeſie, die uns aus der alltäglichen Wirklichkeit in reinere Luft erheben will, aber traurig, traurig iſt es, daß in dem Leben des Tages nichts gefunden wird, was mit Begeiſterung erfüllt. Die kraftvolle Hingabe an Schönes und Großes, das in Wirklichkeit unter uns lebt, wird ſie den Deutſchen jemals kommen, und werden wir in unſerm ſtillen Lande auch einen Antheil daran gewinnen? — Vielleicht, langſam, nach harten Kämpfen, in einem ſpäteren, glücklicheren Jahrhundert. Das gelobte Land, welches du, lieber Vater, entbehrteſt, und das ich nicht erblicke, das werden die Späteren einnehmen. — Ich murre nicht mehr, mein Vater; wie du für mich lebteſt, ſo will ich für das nächſte Geſchlecht mich hingeben; ich will meine Pflicht thun gegen die Andern und ich will danach ringen, daß ich dies täglich vermag.“ Er ſetzte ſich nieder, faltete

Bogen zuſammen und zog die Linien zu dem Geheimbuch, das er als Arzt für ſeine Kranken führen wollte.

Am nächſten Morgen kam die Wirthin des Doctors und erzählte, daß der Gefangene in der Nacht ausgebrochen ſei. „Wohin kann er ſich geflüchtet haben?“ frug der Doctor den Einnehmer. Dieſer wies nach dem Gebirge: „wahrſcheinlich wird er Schmuggler, denn er weiß in der Gegend Beſcheid.“ Und als der Doctor in der nächſten Woche, einem Briefe des Kammerherrn folgend, auf deſſen Gut kam, ſah er bei der Hausbedienung ein ſauberes Mädchen, welches ihm durch die traurige Miene auffiel. Als er in den Wagen ſtieg, ſtand ſie hinter dem Bedienten auf den Stufen und betrachtete ihn unverwandt. Auf dem Rückſitz fand er hinter dem Kiſſen einen kleinen Nelkenſtrauß eingeklemmt, und bald erfuhr er, daß die Kammerherrin ſelbſt ſich entſchloſſen hatte, die Braut des Flüchtlings in ihren Dienſt zu nehmen.

2.

Am Ringwall der Vandalen.

Der königliche Einnehmer Köhler blieb dem Doctor der liebſte und vertrauteſte Umgang. Er war ein geſetzter Mann in guten Mitteljahren, in dem behaglichen Geſicht glänzten zwei hübſche ausdrucksvolle Augen, welche er beim Sprechen gern zuſammendrückte. Er war als Ehrenmann geſchätzt, aber ſeiner ſpöttiſchen Einfälle wegen mehr gefürchtet, als geliebt, und der Kammerherr nannte ihn kauſtiſch. Unverheiratet und nicht ohne Vermögen, ſah er gern Gäſte bei ſich, auch dieſe hatten ſich zu hüten, daß er ihnen nicht mit Wort oder Thaten einen Poſſen ſpielte, der zuweilen derb war.

Einſt hatte er den jüngeren Freund zum Abend auf einen Rehrücken geladen, der ihm als Geburtstagsgeſchenk zugegangen war. Da öffnete ſich die Thür und, wahrſcheinlich angezogen von dem Duft des Bratens, den er im Vorübergehen aufgefangen hatte, trat der ſteife Hauptmann von Buskow in die Stube. Da die Beharrlichkeit des unbeliebten Gaſtes bekannt war, ſo hielt der Doctor den Abend für verdorben, Köhler aber ſah den Freund mit ſeinem ſchlauen Blicke an, ſchob ihm ein Buch zu und zog den Hauptmann vertraulich zur Seite. „Ihnen iſt bekannt, daß die Tunguſen Hunde verſpeiſen.“ Der Hauptmann hatte nichts dagegen einzuwenden. „Unter uns beſteht eine Abneigung gegen dieſen Genuß, wie der Doctor behauptet mit gutem Grund; wie ich ſage, ohne Grund. Und heut will ich ihm das beweiſen. Sie ſind gerade der rechte

Mann, dabei den dritten abzugeben, denn Ihnen, als einem Militär, wird allerlei Fremdartiges im Feldkeſſel nicht unerhört ſein.“

„Sie werden doch nicht“ — frug der enttäuſchte Hauptmann. „Bſt!“ mahnte der Einnehmer. „Niemand darf etwas merken.“

„Sie haben aber doch noch etwas Anderes in der Küche,“ frug der Officier.

„Natürlich nicht,“ verſetzte der Einnehmer, „er darf keine Wahl haben.“

„Recht ſo; doch leider bin ich heut verhindert,“ bedauerte der Beſucher und entfernte ſich nach gleichgiltigen Reden. Und die beiden Freunde blieben allein. Als aber der Hauptmann einige Tage darauf in Gegenwart Anderer den Doctor ſpöttiſch frug, wie ihm der ſeltſame Braten geſchmeckt habe, und der Doctor den Einnehmer befremdet anſah, antwortete dieſer: „Denken Sie, Herr Hauptmann, wie es mir neulich erging. Meine Wirthin war in der Stille widerſetzlich geworden, und da ſie es für unehrliche Küchenarbeit hielt, den befohlenen Braten in die Pfanne zu thun, ſo hat ſie hinter meinem Rücken ein wirkliches Reh, das mir zufällig der Oberförſter geſchickt hatte, gebraten und uns vorgeſetzt.“

Seit der Zeit beſtand eine Spannung zwiſchen dem Einnehmer und der bewaffneten Macht und daraus wurde bald offene Feindſeligkeit. Ein Bauer hatte nämlich dem Herrn Köhler einen jungen flügellahmen Storch zugetragen, den dieſer ſorgfältig fütterte und zähmte; der Storch lief gern aus dem Hofe und wurde ein eifriger Beſucher der Gaſſen und des Marktes. Die Bürger freuten ſich über das kluge Thier des Herrn Einnehmers, und die günſtige Meinung, welche der Kinderwelt von den ſocialen Verpflichtungen des Storches beigebracht war, verſchaffte ihm auch die achtungsvolle Freundſchaft der Straßenjungen. Der Storch aber gewann bei den Beſuchen des Marktes eine Vorliebe für die Schildwache und für die Herren Officiere, welche an der Vergatterung der Hauptwache auf- und abſchritten, ihn mochte bedünken, daß dies eine ehrenvolle Beſchäftigung ſei, und er gewöhnte ſich an, unter dem Jubel der Kinderſchaar auch ſeinerſeits vor der geweihten Stätte ernſthaft hin und her zu gehen. Als Herr Köhler dies erfuhr, ließ er ihm vom Schneider blau und rothe Frackſchöße machen und band ſie ihm über die Flügel. Da war natürlich, daß in der Bürgerſchaft laute Heiterkeit entſtand, daß aber die Kriegsmacht in den Frackſchößen eine perſönliche Kränkung ſah. Der arme Storch bezahlte die Zeche, er wurde an einem der nächſten Tage in der Dämmerſtunde dem Einnehmer tot ins Haus gebracht, und dieſer wollte erkennen, daß ſein Liebling durch einen Degenſtich gemeuchelt ſei. Er ſchwieg, wie ihm die Klugheit gebot, aber er ſann auf Rache. In der Weinſtube der Honoratioren ſtand nach alter Sitte ein Tabakskaſten, aus dem ſich die Gäſte mit Discretion bedienen konnten. Die Bürgerlichen brachten ihre Tabaksbeutel mit, die Herren vom Militär pflegten aus dem Kaſten zu requiriren. Da geſchah es eines Tages, daß nach dem Genuß der Frühſtückpfeifen das geſammte Officiercorps der Stadt in einen Zuſtand der Abſpannung und Schwäche verfiel, durch welchen die kriegeriſchen Uebungen des Nachmittags verhindert wurden. Der jüdiſche Wirth bewies erſchrocken ſeine Unſchuld, indem er andere Pfeifen aus demſelben Kaſten ſtopfen ließ, und es war auf Niemanden ſonſt etwas zu bringen, doch war der Einnehmer an dem gefährlichen Morgen in der Stube geweſen. Und es iſt gar nicht zu ermeſſen, wie weit dieſes Kriegsfeuer zuletzt um ſich gefreſſen hätte, wenn es nicht durch größere Ereigniſſe ausgetilgt worden wäre.

Unterdeß gewann der Doctor Vertrauen und Zulauf und erhielt reichliche Gelegenheit ſeine Kunſt zu erweiſen. Es währte nicht lange, daß er auch die Anſtrengungen fühlte, denn einen großen Theil ſeiner Praxis fand er auf den Dörfern, und faſt täglich, wenn die Kranken der Stadt beſucht waren, mußte er mit jeder Art von Fuhrwerk Meilen weit über Land. Zumal als der Herbſt und Winter kam, wurde die Reiſe in offenem Wagen oder Schlitten, auf ſchlechten Landwegen durch wirbelnden Schnee und dunkle Nacht zur Beſchwerde. Er aber fuhr eingehüllt in ſeinen Pelz, einen Säbel zur Seite, unermüdlich nach allen Richtungen des Kreiſes, und die Leute rühmten an ihm, daß er den Armen ebenſo bereitwillig helfe, wie den Vornehmen. Als gewiſſenhafter Mann empfand er die furchtbare Verantwortung ſeines Berufes, denn die Wiſſenſchaft hatte zu ſeiner Zeit von den Geheimniſſen des innern körperlichen Lebens weit weniger erſpäht, als wohl jetzt. Der Arzt war deshalb oft unſichrer, nur auf Beobachtung äußerer Erſcheinungen und auf Muthmaßung angewieſen, und der junge Doctor verbrachte manche ſchlafloſe Nacht in Zweifel und Gewiſſensbedenken, und doch durfte ihm Niemand etwas davon anſehen, und er mußte dergleichen ſchwere Sorge allein tragen, ohne einen Vertrauten.

Noch etwas ſtörte ihm das Behagen. Es wurde ihm bitterlich ſauer, Honorar zu fordern, am ſchwerſten bei den anſpruchsvollen Reichen; den Armen gab er lieber, als er nahm. Dies Gefühl vermochte er nicht zu überwinden, und ſeine Forderungen niederzuſchreiben blieb ihm die widerwärtigſte Arbeit. Da war es natürlich, daß ſeine Einnahmen nicht im richtigen Verhältniß ſtanden zum Umfange ſeiner Thätigkeit. Doch beſaß er von ſeiner Mutter ein mäßiges Vermögen, welches ihn von den Honoraren unabhängig machte, und er betrachtete dies als ein großes Glück.

Allmählich drang der Ruf, den er als Arzt gewann, über die Grenzen ſeines Kreiſes hinaus. Unter anderen Einladungen in die Ferne erhielt er einſt die eines Landgeiſtlichen, der für ſeine kranke Frau, welche in Behandlung eines andern Arztes geweſen war, ein Gutachten erbat. Der warme Ton des Briefes und die Weiſe, in welcher der würdige Senior ſeine Angſt um die liebe Frau ausſprach, gewannen ihm im voraus beſondere Theilnahme des Doctors. Der Wagen rollte durch eine fruchtbare Ebene, deren üppiges Grün in der warmen Frühlingsluft das Auge erfreute. Dennoch wurden dem Reiſenden die Meilen des Weges zu lang und der Kutſcher, der zuletzt in der Gegend nicht mehr bekannt war, mußte einige Male nach der Pfarre fragen. Endlich trabten die Pferde über unbebautes Land, das mit Ginſter und Dornen bewachſen war, bei einem runden Hügel vorüber, in einen weiten Hof mit Scheunen und Ställen, die einer großen Feldwirthſchaft angehörten, und hielten vor einem langgeſtreckten, niedrigen Bau unter Schindeldach.

Der Senior trat aus dem Hauſe dem Gaſte entgegen, ein Mann in höheren Jahren mit weißem Haar, aber von kräftiger Haltung, mit einem großen Kopf und vollen Angeſicht, dem man die milde Gutherzigkeit anſah. Nach der erſten Begrüßung bat der Gaſt, zu der Kranken geführt zu werden, und er konnte nach ſorgfältiger Prüfung des Falls dem Gatten zuletzt die frohe Mittheilung machen, daß die Krankheit heilbar und Geneſung zu erwarten ſei. Darauf erſt erhob ſich in der Studirſtube des Herrn Seniors das unter treuen Deutſchen nothwendige Wechſelgeſpräch, welches zu einer perſönlichen Annäherung zu führen pflegt. Daraus erfuhr der Doctor, daß Behörden und Gemeinden ſich in übergroßer Liebe zum Herkömmlichen niemals entſchloſſen hatten, ein neues Wohnhaus zu errichten, daß aber die Pfarre doch zu den beſten des Landes zählte, viele reiche Dörfer gehörten dazu und vieles Ackerland; der Himmel aber hatte die Pflichttreue des Herrn Seniors durch reichen Kinderſegen vergolten, die Söhne waren Beamte und Lehrer geworden, mehre Töchter an Paſtoren der Umgegend verheiratet. „Nur die jüngſte Tochter lebt als treue Gehilfin der Mutter im Hauſe,“ ſchloß der Senior ſeinen Bericht, „unſere Henriette iſt Troſt und Freude unſeres Alters. Und dies idylliſche Daſein wäre ſo glücklich, daß kaum ein Wunſch übrig bliebe, wenn wir nicht gar ſo einſam und allein lebten.“

„Bei ſolcher Pfarre muß doch ein großes Dorf ſein.“

„Es iſt gar kein Dorf da,“ belehrte der Geiſtliche, „nur wenige Hütten, die zum Hofe gehören. Das Dorf wurde im dreißigjährigen Kriege verwüſtet, es ſtand auf der öden Stätte, an welcher Sie vorübergefahren ſind, daneben liegt noch eine hohe Schwedenſchanze; das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut, nur die Kirche und Pfarre ſind erhalten.“

Der Doctor trat wißbegierig an das Fenſter. Eine ſchlanke Frauengeſtalt ſchritt behend vorüber, wie ein Lichtſchein hob ſie ſich von dem dunklen Hintergrunde ab. Er ſah eine roſige Wange, braungelocktes Haar, ein edel geſchnittenes Profil, einen vollen kräftigen Arm.

„Das war die Tochter,“ ſang es in ihm, „wie iſt ſie ſchön!“

„In ſolcher Einſamkeit helfen die Bücher,“ fuhr der Senior fort. Der Doctor wandte ſich um, das helle Licht war verſchwunden, er ſtand in der grauen Wirklichkeit der ſchmuckloſen Stube.

„Es iſt vor Allem der theuere Gottesmann Luther, mit deſſen Lebenslauf und Werken ich mich beſchäftige,“ bedeutete der Senior, behaglich auf ſeinen großen Bücherſchrank zeigend. Der Doctor ſah artig nach den Titeln. „Hier finden Sie ſein Bild,“ erklärte der Paſtor an die Wand tretend. „Dort das ſeiner Käthe, und hier darunter ſehen Sie die Stätte, an welcher er verborgen gehauſt hat.“ Er wies auf eine kleine Radirung der Wartburg.

„Als Student habe ich in den Ferien die Wartburg beſucht,“ fiel der Doctor ein, „auch die Studirſtube, wo der Teufel mit dem Tintenfaß geworfen wurde.“ „Darum könnte ich Sie beneiden,“ rief der Paſtor. „Es iſt nämlich eine beſondere Fügung, daß der große Mann in zwei wichtigen Lagen ſeines Lebens auf fürſtlichen Burgen in Verborgenheit gelebt hat; ſowohl auf der Wartburg, als auch ſpäter im Fränkiſchen auf der Koburg. Von der letzteren jedoch iſt mir eine Abbildung zu erhalten nicht gelungen.“ „Die Koburg habe ich nicht ſelbſt geſehen," ſagte der Doctor arglos, „doch habe ich von meinem Vater gehört, daß irgendwo bei Verwandten ein neues Teſtament aufbewahrt wird, in welches der Reformator einem meiner Vorfahren, der mit ihm bekannt war, auf der Koburg einen Spruch eingeſchrieben haben ſoll." „Das iſt ja eine große Erinnerung," rief der Senior, den Arzt mit einer neuen Art von Achtung betrachtend. „Alſo Ihre Familie war mit Doctor Luther bekannt. Bitte ſetzen Sie ſich und erzählen Sie." Er faßte den Gaſt mit beiden Händen und drückte ihn auf das Sopha.

„Es iſt lange her, Herr Paſtor," antwortete der Doctor hilflos, „und ich bekenne, gar nichts weiter von der Bekanntſchaft zu wiſſen."

Da öffnete ſich die Thür und Henriette trat ein. Der Gaſt ſchnellte in die Höhe, wieder kam ihm vor, als ob ein heller Schein den Raum erleuchte. Er ſah mit einer Miſchung von Bewunderung und Scheu das Mädchen vor ſich und verbeugte ſich tief. Ihre Wangen rötheten ſich bei ihrem gehaltenen Dank. „Der Kaffe ſteht im Garten," ſagte ſie leiſe dem Vater.

„Das war ein guter Gedanke. Unſere Kaffeſtunde iſt vorüber, laſſen Sie ſich als Reiſender noch eine Schale gefallen. Unterdeß gewinnt die Küche Zeit, ihre Pflicht zu thun."

„Ich kann Sie nicht ſo lange aufhalten," wandte der Doctor ein mit geringerer Ehrlichkeit, als ihm ſonſt eigen war, da er gern bleiben wollte. Und das mußte er zur Stelle verſprechen. Denn Vater und Tochter ſahen ihn ganz erſchrocken an und der Senior hob beſchwörend die Hände: „Ohne Abendeſſen den weiten Weg zurückmachen, das dürfen Sie uns nicht anthun. Henriette! Tabak, Pfeifen und Fidibus, denn auch in der freien Natur ſoll der Menſch ſeiner Bequemlichkeit gedenken."

Der Vater übernahm die Führung, der Doctor ließ ſich nicht nehmen, den Tabackkaſten zu tragen. Als ſie ſo im Hausflur ſtanden, wo der Geiſtliche noch ſchnell die Räumlichkeiten des Hauſes erklärte, rollte ein Wagen in den Hof. Dem Gaſt entging nicht, daß ein leichter Schatten, wie ein Bedauern über das offene Angeſicht der Tochter flog. Aus dem Korbwagen ſtiegen zwei Bauermädchen in ihrer Sonntagstracht; der Kutſcher aber ſprach angelegentlich zu dem Hausherrn. „Mit dem Müller geht's zu Ende," wandte ſich der Senior betrübt zur Tochter, „und er verlangt meinen Beiſtand. Gottesdienſt muß Allem vorgehen; ſeien Sie mir nicht böſe, lieber Herr Doctor, wenn ich Sie um eines Sterbenden willen auf eine Stunde allein laſſe, meine Tochter und dieſe wackeren Mädchen werden Sie unterdeß umherführen." Er eilte in ſeine Stube, ſich für die geiſtliche Handlung zu rüſten. Der Doctor überlegte, ob er bei dem Tauſch gewonnen hatte; über Doctor Luther brauchte er nicht mehr Auskunft zu geben, aber die Unterhaltung mit der Tochter war auch geſtört.

Die Bauermädchen begrüßten unterdeß das Pfarrkind. „Der Wagen traf uns auf dem Wege, da ſtiegen wir ein," erklärte die eine. „Wir kommen bitten," begann die andere, „ob Sie mit Blumen zur Hochzeit aushelfen wollten."

„Was fällt euch ein, ihr Mädel, daß ihr mich heut ſo fremd anredet?" ſchalt Henriette. „Wir ſind Duzſchweſtern und vom Vater zuſammen confirmirt," erklärte ſie dem Gaſte, „hier Bärbel, die Schulzentochter, und Lieſel vom Freibauer; ihr Vater und wir grenzen mit der Flur. Sie denken, weil ein Herr aus der Stadt dabei iſt, müſſen ſie vornehm reden. Kommt Alle mit, wir führen den Herrn in den Garten." Sie öffnete die Hinterthür des Hauſes.

Dort lag der Garten, zwiſchen dem Hauſe und dem Kirchhofe eingehegt, ein wohlgepflegter Raum mit geradlinigen Beeten, auf denen die Frühlingsblumen: Primeln, Narciſſen und ſtolze Kaiſerkronen in üppiger Pracht blühten. Dahinter lief die niedrige Mauer des Friedhofes, halb verdeckt durch Flieder- und Jasminbüſche, man überſah den Friedhof mit den einfachen Denkmälern, die der Landmann nach der Väter Sitte errichtet, und in ſeiner Mitte die alte Kirche mit ihren gemauerten Strebepfeilern, dem blauen Holzdach und einem ſpitzen Thurm, deſſen oberer Theil auch aus Holz gezimmert war. Henriette beachtete wohl, wie ſehr dem Gaſt das kleine Landſchaftsbild gefiel, und als er ihr das mit einfachen Worten ſagte, wies ſie auf eine große Geißblattlaube an der Seite.

„Hier ſitze ich oft am frühen Morgen, überlege mir die Arbeit für den Tag und ſehe wie der Thurm und das Kirchdach vom Frühlichte erglänzen. Hier iſt es immer traulich und ſtill. Nur des Sonntags füllt ſich der Friedhof mit den Kirchgängern aus unſerer Gemeinde, mit großen und kleinen; dann ſummt die Unterhaltung zwiſchen den Kreuzen, denn die Leute, die ſich hier treffen, haben einander viel zu erzählen, und die Kinder laſſen ſich ſchwer abhalten, umherzuſpringen, ſie klettern auf die Steine der Mauer, kauern dort wie eine Reihe Schwalben und gucken neugierig in den Garten.“ Sie führte nach der Laube, nöthigte zum Sitzen und bot den Gäſten die Taſſen mit dem geſchätzten Tranke; dem Doctor aber trug ſie, wie ſich geziemte, die Pfeife herzu. Als er ablehnte, bat ſie ſo freundlich, daß er nicht ganz zu widerſtehen wagte und eine kleine Meerſchaumpfeife herausholte, die ihn ſeit der Studentenzeit auf ſeinen Reiſen begleitete. Dazu brachte er ſein Feuerzeug, Stahl und Schwamm, aus der Taſche und ſuchte den Feuerſtein. Das Mädchen, erfreut helfen zu können, zog die Schublade des Tiſches auf und reichte ihm einen ſchönen glatten Stein mit ſcharfer Kante. Und als der Gaſt das Stück aufmerkſam betrachtete, ſagte ſie: „Wir finden dergleichen oft bei der alten Schanze, der Vater meint, es ſind Naturſpiele.“

„Der Stein iſt doch wohl von Menſchenhand geſchliffen und geſchärft; dieſe Art geformter Feuerſteine wird an ſolchen Stellen gefunden, wo einſt Gräber der alten Heiden waren.

Man fängt an, ſolche Erinnerungen zu ſammeln. Wenn Sie es erlauben, will ich mir den Stein zum Andenken aufheben.“

Da frug das Mädchen in dem Wunſch, ihm etwas Liebes zu erweiſen, ob ſie ihm mehr von derſelben Art geben dürfe.

Nun lag dem Doctor gar nichts an den Feuerſteinen des alten Heidenvolks, aber ihr Erröthen und der fragende Blick ihrer Augen waren ſo anmuthig, daß er eifrig bejahte und ſich wider alle Wahrheit für einen Freund von derartigen Curioſitäten ausgab, und die holde Freude, mit welcher ſie ſeine Antwort aufnahm, beruhigte ſein Gewiſſen vollends über die Lüge. Denn ſie hob jetzt aus dem Innern des Tiſches ein graues Säckchen an das Licht, klapperte luſtig mit dem Inhalt und ſtellte es triumphirend vor den Doctor hin. „Da ſind ihrer viele, große und kleine!“ rief ſie.

Zuletzt wurde durch andere Mittel die Pfeife in Brand geſteckt und die blauen Wölkchen kräuſelten ſich in der Laube und fuhren zwiſchen dem Geißblatt in den Bereich der Sonnenſtrahlen. Die Bienen ſummten und die Vögel ſangen wie vor tauſend und abertauſend Jahren, die Herzen ſchlugen und die Menſchen gewannen einander lieb jetzt wie in uralten Zeiten. Mitten im Geſpräch ſprang Henriette auf, „die Mutter!“ rief ſie. „Ich ſehe ſchnell nach ihr. Meine Geſpielen werden unterdeß auf den Kaffetiſch achten, Bärbel ſorge dafür, daß die Taſſe des Herrn Doctors nicht leer bleibt!“ Sie eilte davon. Der Gaſt ſaß mit den Bräuten zuſammen. Es waren zwei dralle, tapfere Mädchen, beide hübſch, und beide ſaßen ihm im Bewußtſein ehrenvoller Geſellſchaft ſteif und ſchweigend gegenüber. Nur Bärbel erhob ſich zuweilen, ſah ihm in die Taſſe und ſetzte ſich wieder feſt auf ihren Sitz. Als der Doctor aber, durch einige Fragen nach den beiden Verlobten und dem neuen Hausſtand das Eis gebrochen hatte, wurden beide auf einmal geſprächig und erwieſen ſich als frohſinnige und geſcheidte Kinder. Und Bärbel vergaß über der Unterhaltung ihre Pflicht keineswegs, ſowie der Herr etwas getrunken hatte, goß ſie trotz ſeinem Proteſte nach und that ihm auch reichlich Zucker hinein, bis der Doctor endlich den Löffel über die Taſſe legte. Dieſe Erklärung, daß er an der Grenze des Möglichen angelangt ſei, wurde von ihr geachtet. Die Mädchen aber waren viel ſchlauer, als der Fremde ahnte, denn ſie fingen an verblümt von Mamſell Jettchen zu reden, indem ſie zuerſt die Kühe des Pfarrhofes lobten, welche unter Obhut des Fräuleins ſtanden, und dabei erzählten, daß die reiche Pachtersfrau in der Nähe eiferſüchtig war, weil ſie es nicht dahin bringen konnte, daß ihre Kühe die gleiche Menge Milch gaben. Dann kam heraus, daß Jettchen beim letzten Erntekranz mit den beiden Bräutigamen getanzt hatte und daß ſie ſehr gut tanze, endlich, daß ſie eine Nähſchule für kleine Dorfmädchen halte; kurz, es war nicht die Schuld der beiden Bräute, wenn der fremde Herr eine geringe Meinung von Jettchen nach der Stadt mitnahm.

Henriette kam zurück und die Mädchen erhoben ſich zum Gehen. „Die Mutter hat mich fortgeſchickt, ſie bedarf meiner heut nicht mehr, die Frau Cantorin iſt zur Pflege gekommen. — Alles, was hier blüht, Lieſel und Bärbel, ſollt ihr haben, ſo weit es ſich zu der Hochzeit ſchickt.“ Sie ſtanden vor zwei großen Myrtenbäumen ſtill, die nach ſorgfältiger Winterpflege fröhlich ihr junges Grün trieben. „Von den Myrten ſchneid' ich euch ſo viel, als die Bäume entbehren können. Schickt den Tag vorher eure Brüder mit den Körben, die Brautkränze winde ich euch hier.“

Die Mädchen machten nicht viele Dankesworte, aber in ihren Mienen erkannte man die ſtolze Befriedigung, denn ſie waren zumeiſt der Myrte und des Kranzes wegen gekommen und Alles war ihnen wohl gelungen. Beim Abſchied reichten ſie auch dem Doctor die Hand und gingen mit ſchnellem Schritt über den Hof ihrem Dorfe zu.

„Sie heiraten Beide in der nächſten Woche,“ ſagte Henriette, „und ich muß bei zwei Hochzeiten Brautjungfer ſein.

Sie bekommen Beide gute Männer und ſind ſelbſt kreuzbrave Mädel, die immer auf ſich gehalten haben.“

Vom Hofe klang das Gebrumm der Kühe. „Mir iſt zu Muthe,“ begann der Doctor, „als wäre ich hier nicht fremd, denn auch ich ſtamme aus einem Pfarrhaus vom Lande.“

„Ihr lieber Vater war Paſtor?“ rief erfreut das Mädchen, denn der anſehnliche Herr wurde ihr dadurch auf einmal viel vertraulicher.

„Mein Großvater war es,“ fuhr der Doctor, dem das Herz aufgegangen war, redſelig fort. „Dieſer war Geiſtlicher in einem märkiſchen Dorfe; er hatte eine gute Stelle und eine große Wirthſchaft und das ganze Haus voll Kinder, denn er erzog neben den eigenen noch die ſeines verſtorbenen Bruders. Dies Geſchlecht hat ſich über das ganze Land verbreitet bis nach Sachſen und in das Reich. Mein Vater aber war der jüngſte Sohn. Er trat in königlichen Civildienſt und lebte längere Zeit in den polniſchen Provinzen. Meine liebe Mutter ſtarb, als ich noch klein war, und der Vater hat mich als ſein einziges Kind erzogen. Seine Tage unter fremden und feindſeligen Menſchen vergingen einſam, viele Arbeit und wenig Freude, ich allein war es, für den der ernſthafte, ſtille Mann lebte. Und ich habe die Liebe eines guten Vaters ſo voll genoſſen, wie wohl wenig Kindern zu Theil wird.“ Das Mädchen ſah, daß ihm die Lippen zuckten. „Mein kleines Bett ſtand neben dem ſeinen und er ſelbſt legte mich des Abends in die Kiſſen, dann faltete er mir die Hände zuſammen und ſaß an meiner Seite, bis ich einſchlief. Frühzeitig wurde ich der Vertraute von Vielem, was ihm durch die Seele zog. Als ich in die lateiniſche Schule kam, machte er mit mir noch einmal das ganze Lernen durch und freute ſich innig, wenn ich ihn in der Mathematik etwas lehren konnte, was er ſelbſt vergeſſen hatte. Oft legte er den Arm um mich und hielt mich lange feſt und dabei ſah er zufrieden vor ſich hin. Noch jetzt, wenn ich allein bin, ſehe ich ſein Antlitz, die Augen voll

Liebe vor mir und fühle die Wärme in meinem Herzen. Als ich auf die Univerſität gehen mußte, war die Trennung für den Sohn ſehr ſchwer, für den Vater wohl noch ſchwerer."

Während er ſo erzählte, hatten ſie ſich auf eine Bank geſetzt, welche unweit der Kirchhofmauer ſtand; die Sonne war untergegangen, zum letzten roſigen Widerſchein der Wolken warf der Mond ſein blaſſes Licht, und im dämmrigen Doppellicht glänzte die Natur.

„Sie aber mußten, da Sie noch jung waren, unter wildfremde Menſchen! Das war doch das größere Leid."

„Ich denke, allein zu ſein im leeren Hauſe, in dem die Stimme des geliebten Kindes verhallt iſt, war noch ſchmerzlicher. Ich fand auf der Univerſität ein ſorgloſes Treiben und gewann bald gute Kameraden, ich ſah und hörte viel Neues und viel Schönes."

„Mein Vater ſtudirte in Königsberg, Sie aber gewiß in Halle, denn dort waren alle jüngeren Amtsbrüder des Vaters."

„Ja, ich war dort," rief der Doctor, und die Erinnerung an eine frohe Zeit erhellte ſein Antlitz, „ich fand daſelbſt berühmte Lehrer und hatte zum erſten Mal die Freude, ein gutes Theater zu beſuchen, denn ich ging und ritt fleißig nach Lauchſtädt, wo die Geſellſchaft aus Weimar ſpielte. Und das wurde für mich der größte Genuß."

Schüchtern ſetzte Henriette die Unterhaltung fort: „Die Komödie kenne ich aus unſerer Hauptſtadt, dort war ich zwei Jahre bei meiner Tante. Erſt als meine Schweſter heiratete, nahmen mich die Eltern hierher zurück. Dort habe auch ich gefühlt, wie ſchaurig ſchön die Kunſt iſt und wie ſie die Seele erhebt. Denn, ob ſie zu weinen zwingt oder ob ſie lachen macht, es iſt immer eine Wonne." Genau daſſelbe war die Meinung des Doctors. Sie ſaßen auf der Bank und jetzt ſchien der Mond über ihnen, er allein, die Sonne hatte ihm ganz das Feld geräumt; ruhig und freundlich ſah er hernieder, wie einem Himmelskörper über einem Pfarrhofe ſchicklich iſt, und er warf ſeine Strahlen durch das Baumlaub auf zwei junge Geſichter, die beide einander zugewandt und beide in heiterer Bewegung waren. Und während jedes dem andern herzlich in die Augen ſah und auf die Worte lauſchte, vergnügte ſich der Mond damit, die alte verſtoßene Mauer mit neuem Goldglanz zu bekleiden, die Steine des Kirchhofs, unter denen die Dahingegangenen ſo ruhig ſchlummerten, mit blendendem Weiß zu übermalen und ſogar den alten grauen Kirchthurm mit überirdiſchem Licht zu verklären, ſo daß die Fledermaus, welche von dem Dichter als Uhu erwähnt wird, wegen des ungewohnten Scheines mit den Augen blinzte.

Noch immer ſprachen die Beiden begeiſtert von der Komödie und freuten ſich, daß ihr Urtheil über das gemüthvolle Stück „die Jäger“ ſo ganz übereinſtimmte. Deshalb überhörten ſie den Wagen des heimkehrenden Vaters und fuhren empor, als ſie die Stimme des alten Herrn hinter ſich vernahmen, welcher um Entſchuldigung bat, weil er ſo ſpät kam.

Da der Senior vor der Abendkühle warnte, mußte der Gaſt in das Haus zurück und Henriette eilte in die Küche. Noch einmal ſah der Arzt nach der Kranken, dann kam das Abendeſſen, vergeiſtigt durch einen ausführlichen Bericht des Seniors über die trüben Schickſale, von welchen Katharine von Bora in ihren letzten Lebensjahren betroffen wurde. Der würdige Herr war über den neuen ſtillen Zuhörer ſo erfreut, daß er die Unaufmerkſamkeit gar nicht merkte; denn für den Gaſt gab es nebenbei viel zu ſehen und auch zu denken. Nach dem Eſſen noch ein herzlicher Abſchied und der Doctor fuhr in die ſtille Nacht hinaus.

Er ſah glückſelig vor ſich hin. Den Liederklang, die ſanfte und wehmüthige Poeſie, welche ihm ſo oft das Herz gerührt, hatte er heut als wirkliches Leben genoſſen. Da war das Getrümmer aus wilder Vergangenheit, um welches die Brombeeren rankten und dämmrige Schatten ſchwebten, daneben der ehrwürdige Friedhof und die Kreuze, an denen die Kranzgewinde in der Luft zitterten, das bemooste Thurmdach, um welches im trägen Flug die Eule flatterte, Alles durch die Abenddämmerung in geiſterhaften Schleier gehüllt. Und dicht daneben das friſche junge Leben des Mädchens, ihre roſigen Wangen, der warme Gruß ihrer blauen Augen, die unſchuldige Sicherheit. So voll von Anmuth, wenn ſie vor ihm ſtand, im Strohhut und einfachen Bruſttuch, noch anmuthiger, wenn ſie ſich niederbeugte, eine Blume zu pflücken, und wenn ſie das Haupt neigte, um auf den Geſang der Nachtigall im Fliederbuſch zu hören, oder auf die Worte, die er ſelbſt zu ihr ſprach. Friedlich und gleichmäßig zwiſchen kräftigem Schaffen und ſinnigem Träumen verlief ihr Leben, wie der klare Bach, der durch die Auen der Dichter fließt, ſo heiter war ſie und doch ſo rührend, o Henriette!

Als der Doctor nach Hauſe kam, ſtellte er das Säcklein mit den alten Feuerſteinen aus den Heidengräbern ſorgfältig auf ſeinen Schreibtiſch, ging eine Weile auf und ab und ſah ſich die Leinwand, an der eine liebe Hand geknüpft hatte, immer wieder an. Endlich ſetzte er ſich nieder und ſchrieb noch in der Nacht an einen Univerſitätsfreund, den er in Koburg wußte und der ihm einſt ein zierliches Bild in ſein Stammbuch gemalt hatte, ob er ihm eine Abbildung der Veſte verſchaffen könne.

Dieſer Anſchlag gelang über Erwarten. Nach einiger Zeit traf mit der Poſt eine Rolle ein, in welcher ein hübſches Bild der Burg und Stadt lag, die der treue Freund ſelbſt mit Waſſerfarben gemalt hatte. Das Format war dem Patriotismus des Koburgers gemäß allerdings viel größer gefaßt, als der Doctor ſich gedacht; doch ließ er das Bild einrahmen und wagte dazu einen innigen Brief an Fräulein Henriette zu ſchreiben, in welchem er ſie bat, das Bild als ſeinen Dank für die Feuerſteine zu betrachten und ihrem Herrn Vater an ſeinem Geburtstage aufzuſtellen.

Als nach einiger Zeit eine Kiſte vom Dorfe eintraf, fand er darin mit ſtiller Enttäuſchung nur einen Brief des dankbaren Vaters, welcher mit feierlichen Worten ausdrückte, daß dies ſchöne Bild ein Hauptſchmuck ſeiner Stube geworden ſei. Zugleich aber bat der Paſtor im Namen ſeiner Tochter um Vergebung wegen Ueberſendung einer Beiſteuer zum Haushalt, da das Dorf etwas Beſſeres nicht biete. Unter den Frühlingsblumen lagen wohlhäbige Kunſtwerke der Küche und Wirthſchaft. Und obwohl die Thiere, welche das Material dazu geliefert hatten, von dem Dichter nicht unter die poetiſchen Gebilde der Natur aufgenommen waren, ſo bemerkte der Doctor dieſen Mangel der Sendung doch durchaus nicht. Er ſtellte zuerſt die Blumen in ein Glas, ging mit ihnen aus dem Kerzenlicht nach der Nebenſtube, in welche der Mond ſein volles Licht warf, betrachtete den Strauß, wie er vom Monde beſchienen wurde, ſtand lange am Fenſter und blickte auf zum Nachthimmel. Aber zuletzt gedachte er doch fröhlich des Schinkens und der Würſte. Und als er mit den Geſchenken beim Abendeſſen ſaß, wurde er den Gedanken nicht los, wie wehmüthig es war, daß er das Gute fern von der Spenderin verzehren mußte. So aß und trank er in heimlicher Sehnſucht; neben dem Schein ſeiner Kerze malte das ſanfte Himmelslicht ein ſchräges Bild des Fenſters auf den Fußboden und er ſah zuweilen liebevoll darauf hin. Er hatte das Abbild der Stätte, an welcher die großen Erinnerungen ſeiner Familie hingen, ausgetauſcht gegen Gewöhnliches und Vergängliches aus dem Rauchfang und er kam ſich vor wie ein reicher und glücklicher Mann. O Henriette!

3.

Es wird Krieg.

Es ſah nach Krieg aus. Zuerſt wurde dieſe Möglichkeit an der bewaffneten Macht erkennbar, die Officiere drillten eifriger, ſchritten noch ſtolzer als ſonſt durch die Gaſſen und wurden in der Weinſtube läſtig, weil ſie mehr tranken und wetterten und allzu oft das franzöſiſche Geſindel mit kräftigen Worten aufrieben. Auch unter den Honoratioren war die Heiterkeit geſchwunden; es wurde viel leiſe geredet und es gab heftige Erörterungen. Der Stadtdirector klagte über die Arbeitslaſt und der Einnehmer fand keinen Beifall, als er erzählte, der Hauptmann habe die Compagnie angelernt, nur immer geradaus auf Napoleon loszurücken und dieſen durch Pelotonfeuer zu erſchießen.

Dennoch erſchreckte die Nachricht, daß der Krieg erklärt ſei. Wurde er auch, wie Jedermann wußte, in weiter Ferne geführt, ſo handelte es ſich dies Mal doch um weit mehr, als um einen Marſch nach Polen. Die Compagnie ſollte ausrücken. Die Officiere hielten am Abend vorher mit einigen Bekannten vom Landadel ein feſtliches Gelage und die Soldaten empfingen von dem guten Willen der Quartiergeber eine letzte Mahlzeit. Am Morgen ſchlug der Tambour Reveille durch die Straßen und die Soldaten eilten aus den Quartieren, die älteren begleitet von ihren Frauen und Kindern, welche bitterlich ſchluchzten. Als ſich nach langen Vorbereitungen die Compagnie in Bewegung ſetzte, ſchritten die Officiere mürriſch und durch die ſchlafloſe Nacht verſtört dem Thore zu, und die Angehörigen der Compagnie drängten, das Geleit gebend, zu beiden Seiten. Auch die Schweſter des Hauptmanns, das kleine Fräulein von Buskow, zog in ihrer ſchwarzen Enveloppe auf dem Bürgerſteige vorwärts, um ihrem Bruder noch ſo lange als möglich nahe zu bleiben, und die Leute, welche wußten, daß ſie heut das beſte Recht hatte, wichen, wo ſie ging, theilnehmend zur Seite. Die Soldaten aber brachen rechts und links aus und nahmen noch einmal von ihren Frauen oder Mädchen Abſchied, viele mit naſſen Augen; nur die Polen unter ihnen, welche aus Südpreußen als Rekruten zugeführt waren, ſahen gleichgiltig geradeaus und hofften in der Stille auf eine Gelegenheit, dem verhaßten Dienſt zu entweichen. Die Bürgerſchaft aber, Jung und Alt, ſtand faſt vollzählig auf der Straße oder an den Thüren und rief den Scheidenden Grüße zu. Oft waren Officiere und Mannſchaft ihnen verleidet geweſen, heut dachten ſie doch daran, daß die armen Leute in Gefahr und Tod gingen, viele Quartierwirthe ſteckten ihren Soldaten auf dem Wege gefüllte Flaſchen zu, und Fleiſcher Beblow verſprach dem ſeinen noch am Thore zwei Mal wöchentlich Koſt für Weib und Kind.

In den nächſten Wochen kam den Bürgern ihre Stadt ſtill und leer vor; ſie vernahmen nicht mehr die täglichen Signale der Garniſon, nach welchen ſie ſich gerichtet hatten, faſt wie die Soldaten, und ſie ſpotteten, daß alte Zunftgenoſſen, welche in ihrem Erwerb zurückgekommen waren, mit einem unförmlichen Säbel an der Seite den Wachtdienſt bei den Thoren verſahen. Zuweilen kamen noch durchziehende Truppen, und lange Reihen von Proviantwagen raſſelten auf dem Pflaſter, auch die Schwadron, bei welcher der Baron ſtand, ritt durch die Stadt und der Lieutenant hielt vor der Frühſtückſtube an, ließ ſich ein Glas Wein auf das Pferd reichen, ſchleuderte das geleerte Glas großartig auf die Steine und jagte ſeinen Reitern nach. Doch blieb die Schwadron nicht lange aus; an einem

Mittag war ſie wieder da und zog langſam, ohne Begeiſterung in entgegengeſetzter Richtung zurück. Täglich umſtanden die Leute das Poſthaus und drängten ſich nach Briefen und Zeitungen. Aber in den Zeitungen war wenig zu leſen, nur zahlloſe Gerüchte kamen aus den großen Städten, meiſt Gutes verheißend; und wenn Jemand auswärts geweſen war, liefen die Leute an den Wagen des Heimkehrenden und frugen ihn aus. Eine ſchwüle Erwartung laſtete auf den Gemüthern, Jedermann hoffte, wenn er mit Andern zuſammen war, das Beſte und redete tapfer, aber im Geheimen fühlte Jeder Zweifel und Bangen.

Der Doctor hatte das Haus des Seniors durch die ganze Zeit nicht beſucht; ihn hielt das Zartgefühl ab, ungeladen in eine Familie zu treten, in welche er nur als Arzt gerufen worden. Einmal aber war er auf der Landſtraße dem Wagen begegnet, worin der Senior mit ſeiner Tochter ſaß. Da war er von ſeinem Sitz geſtiegen und hatte ſchnell in den andern Wagen hinein nach dem Befinden der Frau Paſtorin gefragt. Es wurde nur ein kurzer Austauſch von Frage und Antwort, aber der Vater lud zu einem Beſuch ein, ſobald ihn der Weg in die Nähe führe. Der Doctor ſah in ein liebes Antlitz, hörte den Ton einer ſanften Stimme, und erkannte — durfte er ſich's geſtehen? — die Freude, welche Henriette bei der Begegnung fühlte. Das war für ihn ein glücklicher Tag geweſen. Dann kam Kriegsgeräuſch und Sorge. Jetzt ließ es ihm keine Ruhe, er mußte wiſſen, wie ſie im Pfarrhauſe dieſe Wochen geſpannter Erwartung verlebten.

Als er aus dem Wagen ſprang, ſtand ſie auf der Schwelle. Der Korb, den ſie hielt, entglitt ihrem Arm, aber ſie trat dem Gaſt gleich darauf mit ſtrahlenden Augen entgegen. Keines wußte recht, was es bei der Begrüßung ſagte, doch beide fühlten in der Unruhe ſich ſo froh und glücklich, daß ſie nicht das wilde Gebell des Hofhundes vernahmen und nicht die Frage des Kutſchers, ob er ausſpannen ſolle. Das Mädchen gedachte zuerſt ihrer Pflicht, ſie löſte die Hand, welche er feſthielt, aus der ſeinen, aber ihm war, als wollte ſie ihn mit ſich hineinziehen. Unterdeß gebot die Stimme des Vaters: „Halte den Herrn Doctor nicht auf, wir ſind auch da, ihn zu begrüßen.“ Wie ein alter Freund trat er in das Haus, ſetzte ſich vor Allem zur Frau Paſtorin, die er außer Bett fand, und empfing ihren Dank und ausführlichen Bericht über die beſiegte Krankheit, während Henriette herantrug, was in einem gaſtfreien Pfarrhauſe für den Gaſt zu finden war. Der Doctor hing mit ſeinen Augen an jeder Bewegung des lieben Mädchens und ihm kam vor. als ſchwebe ſie gelöſt vom Erdboden über die Schwelle. „Sie hat darauf beſtanden, heut eine Babe zu backen,“ ſagte die Mutter zufrieden, „es muß ihr geahnt haben, daß ein lieber Beſuch kommen würde.“ Henriette nickte faſt unmerklich mit dem Haupte. Der Senior dankte nochmals für das ſchöne Bild, welches jetzt prächtig über dem Sopha hing, und kam dabei natürlich auf Doctor Luther. Aber er ſetzte von dieſem mit einem großen Schritt über drei Jahrhunderte in die Gegenwart, indem er ein aufgeſchlagenes Buch vor den Doctor legte: „Dies iſt unſere Bitte: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unſern Zeiten; Es iſt ja doch kein Andrer nicht, der für uns könnte ſtreiten.“ Und da die Frauen gerade das Zimmer verlaſſen hatten, fuhr er leiſer fort: „Wir ſind hoffentlich ſicher, daß der ſchreckliche Krieg nicht in unſere Nähe kommen wird?“

Der Doctor ſah in den gefüllten Wirthſchaftshof und über die Strohdächer der Scheunen und Ställe und ihn überkam eine plötzliche Angſt: „Es wird einem Preußen nicht leicht, die Möglichkeit anzunehmen, doch wenn Sie auch an das Unwahrſcheinliche denken wollen, ſo erlaube ich mir die Frage, haben Sie nicht die Abſicht, das Werthvollſte der Habe und vielleicht auch Fräulein Henriette für einen ſolchen Fall in einer Stadt zu bergen?“

„Wir haben noch nicht daran gedacht,“ antwortete der

Senior würdevoll, „ich bin Ihnen aber dankbar, daß Sie daran erinnern. Meine Schwägerin in unſerer Kreisſtadt wird uns gern dieſe Sorge abnehmen; denn Sie haben Recht, in der Stadt iſt doch beſſerer Schutz.“

Dieſe Ausſicht machte dem Doctor das Herz wieder leicht und da Henriette eintrat, bat er: „Gönnen Sie mir die Freude und führen Sie mich in den Garten.“

Sie hing den Hut über den Arm und beide eilten dem Vater voraus ins Freie.

„Als Sie bei uns waren, blühten die Roſen noch nicht,“ ſagte das Mädchen; „und jetzt ſind ſie dahin. Wenn ich im Sommer davor ſtand, dachte ich, Sie müßten die Blüthe ſehen, denn ſie war dies Jahr ſchöner als ſonſt.“ Sie hielt vor einem Bäumchen an, ſelbſt ſo ſchön und begehrungswerth, daß er hingeriſſen ihre Hand faßte, ſie ließ ihre Hand in der ſeinen, und er fühlte das warme Leben, welches darin zuckte. So traten ſie neben einander zum Garten hinaus und erſtiegen die alte Schanze.

Es war ein kreisrunder Wall von mäßigem Umfang, er ſchloß auf der Innenſeite einen vertieften Raum ein, der höher als das Land draußen, und wohl gerundet wie ein Keſſel war. „Hier führen Stufen hinab,“ wies Henriette, als ſie auf dem Rande ſtanden, „der Raſen iſt jetzt glatt. Als Kinder ſind wir oft mit Freuden in die Tiefe gerutſcht.“ Und ſie ſchwang ſich behende vor ihm hinunter. „An dieſer Stelle finden wir zuweilen Glücksblätter,“ ſagte ſie in der Tiefe und blickte ſcharf auf den niedrigen Raſen. Endlich beugte ſie ſich hinab. „Hier iſt Klee mit vier Blättern.“ Vergnügt hielt ſie ihm das grüne Blatt hin. „Nehmen Sie, es ſoll Ihnen Gutes bedeuten.“ Der Doctor ſtand wie bezaubert, der Wallring umſchanzte das liebe Mädchen und ihn gegen die ganze Welt, nichts war zu ſehen, als der Himmel, welcher wie eine lichtblaue Glocke über dem Ringe ſtand. Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingeriſſen von der heiteren Unſchuld ihres Weſens und dem warmen Blick, mit dem ſie ihn bittend anſah, neigte er ſich zu ihr und küßte ſie leiſe auf den Mund. Sie ſtand ſtill und ſchloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf ſah ſie mit roſigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keins von Beiden ſprach. Sie hob den Strohhut vom Boden und führte den Gaſt die Höhe hinauf. Dort blickten ſie von dem Wall herab in die helle Landſchaft. Die Herbſtſonne neigte abwärts, über die Stoppelfelder vor ihnen zogen ſich weiße glänzende Fäden wie ein dünner Schleier, dahinter ſah man in der klaren Luft Dorf neben Dorf, bei jedem ragten die Dächer aus einem Kranz von Bäumen, deren Laub im Sonnenlicht wie bräunliche Bronze ſchimmerte, bis ſich die letzten Baumgruppen wie ferne Inſeln am dämmrigen Horizont verloren. „Ich zeige Ihnen auch die Gegend, wo Sie wohnen,“ ſagte das Mädchen. „Manchmal haben wir dort hinaus geſehen und gefragt, ob Sie wohl einmal kommen würden. Der Vater war unſicher, ich aber dachte, Sie müßten doch nach der Mutter ſehen.“ Und fröhlich ſetzte ſie hinzu: „Es war heut nicht der erſte Kuchen, welcher für Sie gebacken wurde.“

Als ſie in die Nähe des Friedhofs kamen, bellte ein Hund. An der Stelle, wo der Sage nach einſt die Hütten eines Dorfes geſtanden hatten, weidete der Schäfer eine kleine Schafherde. „Sie gehört uns,“ erklärte Henriette ſtolz, „der alte Chriſtian verſieht ſie mit ſeinem Knaben, er iſt auch unſer Wächter und muß einige Stunden des Tages ausruhen.“ Der Alte ſtand zwiſchen wilden Schlehen und Brombeeren, den Rücken einem alten Gemäuer zugekehrt. Er nahm den Hut ab und gebot dem Hund, nicht durch ſein Gebell zu ſtören. Henriette wies auf die Steine: „Das iſt der Rand des verfallenen Brunnens, der, wie man ſagt, einſt mitten in einem Dorfe war. Der Vater ließ das Holzdach darüber zimmern, damit an den Kirchtagen nicht ein Kind darin verunglücke.“

„Guten Tag, Schäfer,“ grüßte der Doctor, „eure Herde darf auf einen guten Herbſt hoffen, denn die Spinneweben hängen weiß über den Feldern."

„Die Einen weben Glück und die Andern verkünden Unglück," erwiderte der Alte, „und das Unglück wird mächtiger als das Glück."

„Wer verkündet Unglück?" frug der Doctor, ergötzt durch das feierliche Ausſehen des Weiſſagenden. Der Schäfer antwortete nicht, er wandte ſich zu der Tochter ſeines Herrn und wies mit dem Stabe nach dem Brunnen: „Sie geht wieder um!" „Redet nicht ſo etwas, Chriſtian," ſagte Henriette unzufrieden, „ihr wißt, der Vater kann es nicht leiden." Wieder zeigte der Schäfer geheimnißvoll hinter ſich: „Sie thut, was ſie muß, und Niemand kann es ihr wehren. Die aber am Leben ſind, mögen ſich wegen ihrer Warnung in Acht nehmen." Der Doctor ſah ſeine Begleiterin fragend an. „Die Leute haben eine Scheu vor dem Platze, wo der Brunnen ſteht," erklärte das Mädchen. „Es geht die Sage, daß ſich zur Zeit des Schwedenkrieges, als das Dorf noch ſtand, ein Weib in den Brunnen geſtürzt hat, um ihren Verfolgern zu entgehen."

„Heut Nacht war das Brunnenweib wieder da," ſagte der Alte; „vom Kirchhofe kam ſie her, ſie zog in langem weißen Gewande wie ein Rauch, und als ich nach dem Brunnen hinſah, war das Holzdach fort und eine ſchwarze Oeffnung vorhanden, die Geſtalt aber ſchwebte um den Brunnen, wirbelte in die Höhe und verſank darin. Das kann auch der Herr Senior nicht fortſchaffen. Meine Schafe wiſſen Beſcheid, es geht ſelten eines bis zu den Steinen, und der Hund weiß es auch, er winſelte die ganze Nacht."

„Das Unheil iſt bereits gekommen, Alter," ſagte der Doctor, „ein harter Krieg hat angefangen."

„So erzählt man ſich," verſetzte der Schäfer, entſchloſſen nichts weiter zu berichten, und ging ſcheltend zu ſeinen Schafen.

„Auch unſere Hofleute ſind durch dieſe Zeit aufgeregt und ſehen und hören jetzt Allerlei," fügte Henriette hinzu, um den

Schäfer zu entſchuldigen. Aber die finſtere Sage und die Verkündigung des Alten befingen doch Beider Gemüth, ſie gingen ernſthaft und ſchweigend neben einander.

„Die Mutter wartet mit dem Eſſen,“ rief der Senior aus dem Garten, „jetzt will auch ich von unſerem Gaſte etwas hören, denn wir vernehmen hier wenig Neues, und doch nimmt der Streit der Großen auch uns die Ruhe.“

Die letzte Stunde verlief in Mittheilung der Gerüchte, welche durch das Land flogen, und der Doctor war nicht mehr mit Henriette allein. Nur beim Abſchiede lag ihre Hand noch warm in der ſeinen. Wieder fuhr er in ſtiller Seligkeit heimwärts. Und immer ſah er ſie in der Tiefe des Ringwalls vor ſich, wie er ſie küßte.

Nun war zu ſeiner Zeit ein Kuß noch kein Beweis von Liebe; ernſthafte Männer und ehrbare Frauen gönnten dieſen Beweis freundlicher Geſinnung einander gern, und vor Andern waren die Landsleute des Doctors bereitwillig. Aber Jedermann wußte auch, daß es dabei große Unterſchiede gab. Heut pochte ſein Herz in der holden Ahnung, daß er dem Pfarrkinde lieb geworden ſei; und an dies beſeligende Gefühl, das in ihm aufſchoß, ſpann ſeine Phantaſie zahlloſe Fäden, die ſich aus der Gegenwart in die Zukunft hineinzogen, ein ganzes Gewebe von neuem Glück, das er für ſich zu hoffen wagte.

Ein ſcharfer Windſtoß pfiff an dem Wagen vorüber; die Pferde ſcheuten, der Kutſcher wandte ſich um. „Es iſt etwas in der Luft,“ ſagte er und knallte mit der Peitſche.

Der Doctor fuhr aus ſeinen Träumen auf. Vor der ſinkenden Sonne erhob ſich eine Wolkenbank, über ihm aber wölbte ſich blau und lichtvoll der Abendhimmel, und ein großer Raubvogel, gefolgt von einer Schaar Krähen, flog in der Höhe dahin. Und wieder ſchlug ein plötzlicher Windſtoß an ſeine Wange, riß Blätter und Aeſte von den Bäumen und trieb ſie im Kreiſe um Pferde und Wagen. „Es iſt ein Wirbel,“

ſagte der Doctor, „er zieht vorüber.“ „Das bedeutet was,“ rief der Kutſcher und peitſchte auf's Neue die erſchreckten Pferde. Sie fuhren im ſcharfen Trabe durch niedriges Gehölz, das ſich zu beiden Seiten des Weges breitete; da ſchrie eine wilde Stimme: „Halt!“ Aus dem Gebüſch ſprang in brauner, verſchoſſener Jacke ein Mann, der die Krämpe ſeines Filzhutes tief in die Stirn gedrückt hatte. Der Kutſcher hob drohend die Peitſche. „Iſt dies der Doctor aus der Kreisſtadt?“ rief der Fremde.

„Was wollt ihr?“ frug der Doctor und faßte nach ſeiner Waffe.

„Kennen Sie mich noch, Herr?“ Es war der Flüchtling, welcher einſt dem Arzt den Verluſt ſeiner Mütze geklagt hatte. „Eine große Schlacht iſt geweſen im Sächſiſchen, die hieſigen Soldaten ſind gelaufen wie eine Schafherde, den Officieren iſt es heimgezahlt; es liegen viele ſtill auf der Erde.“

„Woher wollt ihr das wiſſen?“

„Ich fuhr über die Grenze mit einem Marketender, jetzt bin ich zurückgeritten, Pferde ohne Reiter waren genug zu haben. Der Franzoſe zieht heran und der Inſpector wird auf das Strohbund gelegt. Sie wollte ich fragen, wie es meinem Mädchen auf dem Schloſſe geht.“ — „Ich habe ſie vor wenig Tagen geſund geſehen.“ — „Ich bitte, ſagen Sie ihr: der Hans läßt ſie grüßen und ſie ſoll mir treu bleiben. Jetzt wird beſſere Zeit und wenn der Franzoſe kommt, kann ich mich wieder im Lande ſehn laſſen.“

„Wie dürft ihr beſſere Zeit hoffen für euch und euer Mädchen? Wenn der Franzoſe bei uns einbricht, dann werden wir alle unglücklich. Verſteht ihr nicht, was feindliche Einquartierung heißt und Mißhandlung durch Fremde? mit dem Kriege zieht Hunger und Krankheit ins Land, und ich ſage euch, nur ein ſchlechter Kerl freut ſich über das Unglück ſeiner Heimat.“

„Den Andern mag es meinetwegen gehen wie es will, und

Ihnen, Herr, wünſche ich nichts Böſes, aber den Grafen und den Inſpector ſollen die Franzoſen ſtreichen.“

„Doch ihr ſeid ein Preuße.“

„Wenn die öſtreichiſchen Paſcher mich einen Preußen geſcholten haben, ſo habe ich ſie geknufft, wie recht war,“ verſetzte der Mann finſter, „aber unter den Franzoſen kann man auch leben.“

„Denkt ihr ſo, dann geht eurer Wege, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben,“ verſetzte der Doctor unwillig.

„Ich wollte Ihnen noch wiederbringen, das Sie mir damals gegeben haben,“ ſagte der Burſch und legte Geld auf den ledernen Schurz des Wagens. Der Doctor beugte ſich vor und ſchob das Geld weg, daß es auf den Weg fiel. „Fahr' zu, Kutſcher!“ Die Pferde zogen an und im Windgebraus ging's weiter. Nach einer Weile drehte ſich der Kutſcher um und rief in den Wagen: „Er ſteht noch am Wege, wo er ſtand.“

Als der Doctor ſpät durch das Stadtthor fuhr, rannten die Leute in den Straßen hin und her, auf dem Markt ſammelten ſie ſich in Haufen um weinende Soldatenfrauen. Die erſte Botſchaft von einer verlorenen Schlacht war gekommen, und die Menſchen gaben ſich in Schreck und Klage dem Eindruck hin, oder ſuchten ſich mit trotzigen Worten dagegen zu wehren.

Wie empörte Meereswogen durch den gebrochenen Damm über das ſchutzloſe Land dahinfluthen, ſo folgten jetzt die Unglücksbotſchaften mit reißender Schnelle auf einander. Das Heer geſchlagen und wieder geſchlagen, zur Capitulation gezwungen und gefangen, der König geflüchtet bis in den entfernteſten Oſten des Staates, die Reſidenz in der Hand des feindlichen Siegers. Schrecklicher noch wurde dies gehäufte Unglück, das die Zeitungen verkündeten und das Jeder vernahm, durch zahlloſe Berichte von Einzelnen, welche ſelbſt einen Theil der Schrecken erlebt hatten. Bald kamen Soldaten der Garniſon zurück, einzeln oder in kleinen Haufen, die ſich der Gefangenſchaft durch die Flucht entzogen hatten; ſie kamen ohne Waffen, zerlumpt, verhungert, klagten das Gräuliche, das ſie erlebt, und fluchten über die Officiere, welche ſie geführt. Der Feind zog näher heran, auch die Provinz hatte ſeinen Einbruch zu erwarten, die Feſtungen allein vermochten ihn durch ihre Gegenwart aufzuhalten. Seit einem Menſchenalter hatten die Bürger der Stadt keinen Krieg geſehen, nur ältere Leute wußten aus ihrer Jugend von den Feldzügen Friedrich's II zu erzählen. In geſetzlicher Ordnung hatten die Lebenden Gedeihen und Glück gefunden. Jetzt auf einmal ſollten ſie herrenlos und rechtlos dem Gelüſt eines übermüthigen Siegers preisgegeben ſein. Da war kein Wunder, daß der Kleinmuth in die Herzen drang, und daß Mancher an Flucht dachte.

Der Stadtdirector kam aus der großen Stadt zurück, ging mit geſenktem Haupt umher und vertraute endlich kummervoll ſeinen Getreuen, daß der mächtige Miniſter, welcher an des Königs Statt die Provinz regierte, in Gegenwart vieler Räthe mit gerungenen Händen geklagt hatte: Alles ſei verloren. Der Einnehmer machte eine Dienſtreiſe nach der nächſten Feſtung. Nach der Rückkehr ſaß er bei ſeinem Glaſe ſtiller als ſonſt, und antwortete auf die Fragen, was er vernommen habe, bärbeißig: „Nichts; nur einen Anſchlag hoher Obrigkeit habe ich in der Feſtung geleſen. Wir alle ſollen den feindlichen Truppen mit Bereitwilligkeit und Höflichkeit entgegenkommen und nach Kräften ihre Forderungen befriedigen. Ich hoffe, Männer und Frauen werden ſich das geſagt ſein laſſen. Da wir ſie in den nächſten Wochen erwarten dürfen, ſo mag Jeder die Zeit benutzen, neue Gardinen aufzuſtecken und ſein Silberzeug für die Franzoſen zu putzen; denn, wie man hört, picken dieſe gleich den Dohlen nach Allem, was glänzt.“ Das ließen ſich die Städter geſagt ſein und in den Häuſern begann heimliches Pochen, Graben und Mauern.

„Sie ſind bekümmert, Herr Hutzel,“ begrüßte der Doctor im Vorübergehen einen wohlhabenden Hausbeſitzer, der in dem Ruf ſtand, ſich ſelbſt alles Gute zu gönnen, Anderen aber wenig. „Nehmen Sie ſich in Acht, wer ſo ängſtlich ausſieht wie Sie, dem trauen die Feinde zu, daß er viel zu verlieren hat.“ Der Mann wurde noch bleicher, als er vorher war. „Ich erſuche Sie, ſich nur einen Augenblick herein zu bemühen.“ Er führte durch den Hof in den Garten und ſah ſich argwöhniſch um. „Ich habe zu Ihnen ein Vertrauen, wie ſonſt zu keinem Menſchen,“ ſagte er; „ich bin jetzt der Verzweiflung nahe und bitte Sie flehentlich um einen Rath.“ Der Arzt erwartete Mittheilungen über eine ernſte Krankheit, aber Hutzel frug: „wohin ſoll ich verſtecken?“

„Sie haben ja ein eigenes Haus, geſchloſſenen Hof und dazu dieſen Garten.“

„Alles unſicher,“ klagte der Mann. „Verſchlagen und Vermauern iſt unmöglich, weil ich dazu einen Handwerker brauche. Ich ließ vermauern. Als ich den Arbeiter bezahlte, lachte er ſo auf eine gewiſſe Weiſe und mir fiel auf das Herz, daß ich ganz in ſeiner Gewalt war, denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht ſchwatzt oder gar dem Feinde ſagt: Halbpart und ich verrathe euch was. Ich brach alſo mit dieſen meinen Händen die Steine wieder aus einander und hob die Kiſte heraus. Jetzt wollte ich im Hofe das Pflaſter aufreißen und ein Loch machen; auch das war nicht zu bewirken, ohne daß der Knecht oder die Magd etwas davon merkten, und ich war wieder in der Macht dieſer Leute. Ich ging bei Nacht mit Grabſcheit und Laterne in den Garten und vergrub die Kiſte. Auf einmal höre ich von der andern Seite des Zauns die Stimme meines Nachbarn, des Tiſchlers, der mir ohnedies aufſätzig iſt: Sie ſind es, Herr Hutzel? meine Frau ſah das Licht und dachte, es wären Spitzbuben. Und ich war wieder in fremden Händen und mußte wieder fortragen.“

„So vergraben Sie in dem Stadtwald.“

„So weit aus meinen Augen?“ wehklagte der Mann.

„Dann alſo laſſen Sie es darauf ankommen und verſtecken Sie gar nicht.“

Aber die kopfloſe Sorge wich in dem Volke bald männlicheren Gedanken; einige der Edelleute, welche in der Friedenszeit mit alten Rechten und ererbtem Anſehen ſtolz über dem Volke geſtanden hatten, bewährten ſich jetzt als beherzte Männer, welche wohl wußten, daß ihnen ihre Vorrechte große Pflichten auferlegten. War auch das alte Heer geſchlagen, ſie waren bereit ein neues zu rüſten, mehre Tauſend Förſter und Jäger in der Provinz trugen die Büchſe, groß war die Zahl der heimgekehrten Soldaten und nach Hunderttauſenden zählten die Männer, die den Gutsbeſitzern unterthänig dienten; in Herrenhöfen und Bauerndörfern ſtand ein guter Schlag Pferde. In wenig Wochen vermochten ſie ein neues Heer aufzuſtellen. So dachten die Beſten vom Adel, aber auch in den Städten und auf dem Lande arbeitete derſelbe Gedanke.

Der Doctor kam bei dem Hauſe des Fleiſchers vorüber, wo der Hauptmann gewohnt hatte, er ſah die Schweſter des Officiers vor der Thür ſitzen, die Hände im Schoß gefaltet und das Haupt geneigt, ein Bild demüthiger Trauer. Er grüßte und wollte vorüber gehen, da er dem kleinen Fräulein wenig bekannt war; ſie aber ſtand auf und ſagte zu ihm tretend mit thränenden Augen: „Auch mein Bruder iſt verwundet und gefangen“; und als der Doctor ehrlich Theilnahme ausſprach, trocknete ſie die Thränen: „Es iſt nicht der Bruder allein, was mich weinen macht. Wäre ich ein Mann, ſo würde ich nicht weichmüthig hier ſitzen, ſondern mir ein Gewehr ſchaffen.“ Der Fleiſcher, ein hünenhafter Mann, trat hemdsärmelig in die Thür. „Meiner iſt auch wieder da,“ — er meinte ſeinen Soldaten — „er hat dem Fräulein die ſchlimme Nachricht gebracht; jetzt ſitzt der arme Kerl in ſeiner Kammer und frägt mich, was aus ihm werden ſoll. Er ſchämt ſich, in ſeiner Montur auszugehen und die Obrigkeit weiß nichts mit ihm anzufangen.“ Der Meiſter ſchlug die Arme über einander.

„Ich habe mir's überlegt, Herr Doctor, wie man mit dieſem Napoleon fertig werden kann." Der Doctor blickte ihn fragend an. „Man muß ihn hinausſchmeißen," ſagte der Fleiſcher entſchloſſen.

„Das iſt es ja eben, was unſere Soldaten nicht vermochten."

„Die hatten zu ſchlechte Koſt; da konnte nichts Gutes herauskommen, ich hab's immer geſagt. Wir ſelbſt müſſen es thun. Es ſind mehr als dreihundert handfeſte Männer von guter Kraft in der Stadt, wir haben es ausgezählt. Mein Sohn geht auf der Stelle mit, im Nothfall faſſe ich auch den Kuhfuß."

„Wo aber ſollen die Anführer herkommen?"

„Daran liegt's," ſagte der Fleiſcher bedenklich. „Wiſſen Sie, zu wem ich Vertrauen hätte? Das iſt unſer Herr Einnehmer, Sie gehen als Doctor mit; ich denke, wenn's zum Einhauen käme, würden Sie auch nicht hinten bleiben." Als der Doctor dem Freunde von dem guten Zutrauen des Zunftmeiſters berichtete, antwortete dieſer ernſthaft: „Ich habe mein Lebelang nur einmal ein Gewehr abgefeuert und ich fürchte, ich habe einer Ente den Kopf zerſchoſſen, weil ſie gar zu nahe vor mir ſaß. Dennoch bin ich dem Fleiſcher für die Meinung dankbar; denn in ſolcher Zeit erkennt man, daß man von den Andern für einen ehrlichen Mann gehalten wird. Dieſer Sturmwind fegt bei uns viel Spreu von der Tenne."

Und die Feinde kamen.

Es war ein finſterer Decembertag, als der erſte feindliche Reiter, die Piſtole in der Hand, durch das Stadtthor ritt, hinter ihm ein Officier und vier Mann. In deutſcher Sprache frug der Officier am Thore die Bürger, die aus den Häuſern gelaufen waren, und als er erfuhr, daß keine Soldaten in der Stadt ſtanden, ſprengte er auf den Ring und ſtieg vor dem Gaſthofe ab, ein junger, blühender Mann mit gebräuntem Antlitz. In der Thorfahrt verhörte er wieder den Wirth, der ihm zögernd Beſcheid gab, und nachdem er ſich verſichert hatte, daß in der Nähe nichts von den preußiſchen Truppen geſehen worden war, quartierte er ſich gemüthlich ein und forderte ein Frühſtück und den Arzt. Dem eintretenden Doctor ſtellte er ſich vor: „Capitän Deſſalle. Es iſt nur ein Ritz in das Fleiſch, für den ich Ihre Hilfe erbitte,“ ſagte er höflich in franzöſiſcher Sprache, zog ſeine Uniform aus und wies eine tiefe Wunde am Arm. Der Doctor verband ſchweigend. „Wir kommen als ungebetene Gäſte,“ ſagte der Fremde lachend. „Sie werden ſich an uns gewöhnen müſſen, mit Ihrem König und ſeinem Heer geht es zu Ende.“

„Das wird der Himmel verhüten,“ verſetzte der Arzt.

„Der Himmel iſt denen günſtig, die ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, das verſteht unſer großer Kaiſer am beſten. Iſt Ihnen gefällig mit mir zu frühſtücken?“ Der Doctor dankte.

Am Abend war die Wirthſtube mit Gäſten gefüllt, denn die Bürger eilten neugierig zum Trunk, um den jungen Feind zu betrachten, der ſich ſo ungezwungen unter den Würdenträgern der Stadt niederließ, als gehöre er dorthin. Während die Leute leiſe darüber ſtritten, ob er ein Franzoſe war, da doch ſeine Mannſchaft aus Schwaben ſtammte, zog er die kleine Tochter der Wirthin an ſich und fuhr ihr durch die blonden Locken. „Meine Puppe kann ich dir nicht zeigen,“ ſagte die Kleine zutraulich, „die habe ich vor den Franzoſen verſteckt. Dort unter dem Schenktiſch liegt ſie und ſchläft, wo der Vater das Geld und die ſilbernen Löffel vergraben hat.“

Die Leute lachten. „Ach du Unglückskind,“ rief die entſetzte Wirthin. Der Fremde aber holte ein Geldſtück aus der Taſche, „hier haſt du einen franzöſiſchen Groſchen, bitte deine Mutter, daß ſie dir dafür einen hübſchen Huſaren kauft.“

Und als er ſich artig grüßend in ſeine Stube zurückgezogen hatte, rühmte ihn die Wirthin: „Der iſt von ganz anderem Schlage, als unſere hochnäſigen Officiere.“

Es ergab ſich, daß die Feinde herangeritten waren, um eine Anzahl Pferde in Empfang zu nehmen, welche der Kreis dem Feinde zu liefern hatte, und der ſtolze Stadtdirector verhandelte demüthig mit dem Officier, der ſich ſo ſicher und überlegen zu gebahren wußte, als ſei er ſchon lange Regent der Landſchaft. Am andern Tage wurden die Pferde, zumeiſt aus den königlichen Aemtern, auf den Ring geführt. Der Tag verging unter Hufgeklapper und trübſeligen Verhandlungen, bis endlich die Gäule im Gaſthofe und einigen nahen Ställen untergebracht wurden. Die wenigen Reiter, welche den Franzoſen begleitet hatten, ſchliefen in den Ställen.

Im Morgengrau des nächſten Tages pochte es an das geſchloſſene Stadtthor. Als der Thorwächter öffnete, ſah er den wohlbekannten Reiterlieutenant aus der nächſten Garniſon, hinter ihm den Junker, einen Unterofficier und dreißig Gemeine der Schwadron. „Wo liegt der Feind, und wie viel ſind ihrer?“ frug der Lieutenant. Sobald er den Beſcheid erhalten, rückte das Kommando in die Stadt. Die hinteren Ausfahrten der Häuſer, in denen die Einquartierung lag, wurden auf den Rath des Unterofficiers beſetzt, die Reiter drangen ein und fingen zwei Gemeine, welche gerade die Pferde putzten. Doch ging der Ueberfall nicht ohne Lärm ab, und dem feindlichen Unterofficier gelang es, ſich mit zwei Mann nach dem Gaſthofe zu ſchleichen. Da befahl der Lieutenant ſeinem Kommando vor dem Gaſthofe aufzureiten.

Ein Fenſter öffnete ſich, der Fremde ſah heraus und frug in franzöſiſcher Sprache: „Guten Morgen, meine Herren, was ſteht Ihnen zu Dienſten?“ Als Antwort fiel ein Schuß, den einer der Reiter ohne Kommando abgab. Der Franzoſe dankte im nächſten Augenblick in gleicher Weiſe und der Reiter ſtürzte verwundet auf das Steinpflaſter. „Ihr alle habt denſelben Willkommen zu erwarten, wenn ihr euch nicht fortmacht,“ rief der Fremde. Zur Stelle ſaßen einige Mann ab, drangen in den Gaſthof und auf die enge Treppe, aber der Franzoſe trat mit ſeinen Piſtolen in die Stubenthür und rief ihnen zu: „Wer von euch ſich unterſteht herauf zu kommen, den ſchieße ich nieder, wie euren Kameraden." Da hinter dem Zornigen drei Karabiner im Anſchlag lagen und die Stürmenden keinen Befehl erhielten, die Treppe und Stube mit Gewalt zu nehmen, ſo wichen ſie abwärts und hinter ihnen wurde das Haus von vorn und hinten verſchloſſen. Das Kommando zog ſich zurück und machte in achtungsvoller Entfernung auf dem Ringe Halt. Unterdeß hatte ſich der Platz mit Neugierigen gefüllt, der Baron ritt unter die Bürger und rief: „Herr Beblow und Meiſter Schilling, ich erſuche Sie in den Gaſthof zu gehen und dem Feinde vorzuſtellen, daß er ſich gutwillig ergebe, er muß ja die Unmöglichkeit einſehen ſich zu befreien." „Das iſt nicht unſere Sache," antwortete Schuſter Schilling mit Kopfſchütteln.

„Ich verſichere euch auf meine Ehre," ermuthigte der Lieutenant, „ihr werdet nicht erſchoſſen, nur ich habe das zu befürchten, wenn ich mich nähere."

Die Bürger traten ſchweigend zurück. Der Doctor, welcher herangekommen war, ſah wie der alte Unterofficier erröthete und unwillkürlich die Fauſt ballte. Das Kommando hielt unſchlüſſig, der Lieutenant ritt vor demſelben hin und her. Auch der Doctor fühlte, daß ihm die Wange heiß wurde, und rief: „So dürfen die Leute nicht ſtehn bleiben, ich bin bereit mit dem fremden Officier zu verhandeln."

„Ich laſſe Sie nicht allein gehen," ſagte der Einnehmer. „Wenn wir aber als Abgeſandte zu dieſem galliſchen Helden eindringen, ſo iſt Vorſicht nöthig; ich verlange einen Trompeter."

Ein junger Reiter ritt freiwillig vor. „Bleibt ihr nur zurück, mein wackrer Junge, ich wünſche civile Muſik. Holt eure Trompete, Thurmwächter Steinmetz, und marſchirt vor uns her, ihr ſeid, ſolange ihr blaſt, ſicher wie in Abrahams Schoß."

„Mir iſt unbekannt," ſagte Steinmetz bekümmert, „was bei dergleichen Handlungen gebräuchlich iſt."

„Es wird heut nicht ſo genau genommen," tröſtete der Einnehmer.

Die Trompete wurde geholt. Steinmetz der Thürmer ſchritt in Parade vor. Da ſein Gemüth ſchwer belaſtet war, ſo gerieth er auf das Signal, welches er oft in ähnlicher Gemüthsſtimmung vernommen hatte, und blies das Stück, welches gebräuchlich war, wenn ein Huſar Spießruthen lief.

Der Gaſtwirth ließ eine kurze Leiter durch das untere Fenſter herab. Die Herren ſtiegen, von dem fremden Unterofficier geleitet, die Treppe hinan und richteten dem Franzoſen ihren Auftrag aus. Dieſer aber wies die Piſtolen, welche auf dem Tiſche lagen, und antwortete: „Ihr Officier ſoll heraufkommen mich zu holen, wenn er es vermag; lebendig bin ich nicht zu haben und jede weitere Verhandlung iſt unnütz." Mit dieſem Beſcheide verließen die Geſandten den Gaſthof. Als ſie zu dem Kommando zurückkehrten und die Antwort überbrachten, ritt der Unterofficier heran und rief in grimmiger Bewegung: „Herr Lieutenant, ich bitte um Erlaubniß mit einem Beritt abzuſitzen und den Feind gefangen zu nehmen."

„Nein," antwortete der aufgeregte Lieutenant, „es iſt Befehl, Verluſt an Mannſchaft zu vermeiden, mag der Franzoſe bleiben wo er iſt, wir reiten hinten herum und holen die Pferde aus den Ställen." So geſchah es. Das Kommando ſchwenkte in eine Nebengaſſe ein und zog mit einem Theil der Pferde, welche der Franzoſe requirirt hatte, wieder zum Thore hinaus. Die Leute verliefen ſich, der Markt wurde leer. Als der Doctor einige Stunden ſpäter in den Gaſthof gerufen wurde, fand er den Officier zum Aufbruch bereit. „Ihr Kommando iſt artig geweſen," rief der Fremde lachend dem Eintretenden zu, „es hat mir die Hälfte der Pferde zurückgelaſſen. Sind das die Huſaren Friedrichs des Großen? ſie verſtehen in den Hintergaſſen herumzureiten."

„Sie werden nicht immer ſo vorſichtig geführt werden," verſetzte der Doctor finſter.

„Sie ſelbſt hätten mich gern gefangen genommen,“ ſagte der Franzoſe mit ſpöttiſchem Lächeln. „Sie heißen König, mein Herr, wenn ich recht vernahm. Stammen Sie hier aus der Gegend?“

„Ich bin in Schleſien geboren.“

„Der Name iſt häufig unter den Deutſchen, bei uns in Frankreich würde er lange Zeit dem Beſitzer eine ſchlechte Empfehlung geweſen ſein.“

„Dafür iſt Ihr Kaiſer jetzt um ſo mehr befliſſen, die Welt mit Königen zu verſehen.“

„Dieſe ſind gut genug für die Fremden,“ ſagte der Officier hochmüthig. „In Frankreich gibt es nur einen Herrn, und das iſt unſer Stolz. Doch Verzeihung, ich wollte Sie nicht verletzen.“ Er hielt die Hand auf den Tiſch. Der Doctor bemerkte an dem Mittelgliede des kleinen Fingers einen dünnen Goldreif mit einem Vergißmeinnicht, wie er ihn ſonſt wohl ſchon geſehen hatte, er dachte ſich, daß der Ring von einem Mädchenfinger herkomme, und wie er die ſtattliche, elaſtiſche Geſtalt des jungen Kriegers betrachtete, mußte er zugeben, daß es dieſem auch bei Frauen wohl geglückt ſein müſſe. Trotz der patriotiſchen Abneigung freute ihn, daß der kräftige Mann eine Stelle in ſeinem Herzen hatte, die anderen Gewalten als ſeinem Kaiſer gehörte.

Nachdem der Verband erneuert war, legte der Fremde ein Goldſtück auf den Tiſch. „Ich bin Ihnen Dank ſchuldig.“

„Sie haben mir nur Gelegenheit gegeben, meinen Beruf zu üben,“ antwortete der Doctor höflich. „Es iſt meine Pflicht, Jedermann hilfreich zu ſein. Von einem Feinde nehme ich kein Honorar.“

Der Fremde ſah ihn ſcharf an, aber er nickte beiſtimmend: „Vielleicht treffen wir uns einmal wieder und nicht als Feinde, denn der Kaiſer pflegt feſtzuhalten, was er erobert hat, und dies iſt die Zeit, wo alte Throne in den Trödelladen kommen.“

„Dafür wurde auch Ihrem ſchwäbiſchen Landesherrn ein neuer gezimmert,“ verſetzte der Doctor.

„Ich bin kein Schwabe,“ entgegnete der Fremde ſtolz, „und nur durch einen Zufall zu dieſem Kommando gekommen. Meine Leute ſind unbändig, aber ich denke, ſie werden mit der Zeit zu guten Soldaten.“

Kurz darauf trabte der Franzoſe mit ſeinen Reitern und den Pferden aus dem Thor.

„Der Baron iſt entlarvt,“ ſagte der Einnehmer, dem Fremden nachſehend, „und doch wäre mir lieb, wenn das Pferdegetrappel von heut früh nicht zu meinem Alten mit dem Krückſtock heraufgeſchallt hätte.“ Er wies auf das Bild des Königs, an dem ein Trauerflor befeſtigt war.

4.

Die Verlobung.

Dieſem erſten Beſuch des Feindes folgten andere, deutſche Bundestruppen des Kaiſers, Franzoſen und Italiener; die Deutſchen aber roher und zügelloſer, als die Fremden. Dennoch hielten ſie im Ganzen in der Stadt ſo leidliche Mannszucht, daß die Bürger ſich verwunderten und erzählten, es ſei ſtrenger Befehl des Kaiſers die Städte zu ſchonen. Jämmerlich aber waren die Botſchaften, welche von den Dörfern kamen. Dort hauſten die Feinde ganz unmenſchlich, alle Gewaltthaten und Greuel, welche dem zuchtloſen Sieger möglich ſind, wurden begangen. Und wenn der Doctor über Land fuhr, oft angehalten und in eigener Gefahr, hörte er Klagen, die ihm das Herz zerriſſen, und ſah, was ihn entſetzte, geleerte Höfe, verdorbenen Hausrath, gemißhandelte Frauen und Männer, die an Schlägen und Wunden elend darnieder lagen. Dann war ſein einziger Troſt, daß ein Mädchen, das er lieb hatte, durch die Flucht nach der Stadt davor bewahrt wurde, ſolches Elend in der Nähe zu ſchauen.

Des Abends ſtanden die Leute jetzt in Haufen auf dem Stadtwall trotz Kälte und Schnee, und horchten ſchweigend in die Ferne. Wenn der Wind den Schall herzutrug, konnte man das dumpfe Dröhnen ſchwerer Geſchütze hören, welche der Feind gegen Feſtungsmauern und gegen die Häuſer umſchanzter Städte richtete.

Weihnachten kam heran; nach altem Brauche trugen die

Kinder aus dem Walde große Moospolſter herzu, legten ſie auf Breter und ſteckten mit ſpitzigen Hölzlein bunte Bilder hinein, in die Mitte das Chriſtkind mit Maria und Joſeph, Ochs und Eſlein und an die Seiten Schäfer und ihre Herden, darüber aber hingen ſie einen großen goldenen Stern und Engel, welche auf einem Papierſtreifen die Inſchrift wieſen: „Gloria in excelsis“. Solchen Bau hatte der Doctor als Kind jedes Jahr zuſammengefügt. Als jetzt die Knaben ſeiner Wirthin das Moos aus dem Walde heimbrachten und ihm fröhlich vorzeigten, wurde mit dem kräftigen Waldgeruch die ganze Freude und Sehnſucht der Kinderzeit in ihm wach; er ſetzte ſich zu ihnen und half bei der künſtlichen Arbeit, ſchnitt, wie ſie, die Bilder und lehrte ſie eine offene Hütte zu pappen, in welcher die ruhmvolle Krippe des Chriſtkindes aufgeſtellt werden konnte. Aber während er ſich aus den Schrecken der Gegenwart hineinzuträumen ſuchte in den glückſeligen Frieden der Kinderarbeit, kam ihm vor, als vernehme er den dumpfen Schall ferner Schüſſe, er ſah die tötlichen Geſchoſſe in feurigem Bogen herniederbrechen in die Wohnungen friedlicher Menſchen, er ſah abgehärmte Geſtalten in den tiefſten Gewölben der Häuſer kauern, und er frug ſich in tiefer Empörung: Du heiliger Lehrer, deſſen Geburt die Kleinen im kindiſchen Spiel darſtellen, du forderteſt Liebe und Frieden auf Erden. Deiner hohen Lehre ſtimmt alles Holde und Freundliche in unſerem Herzen zu. Hat ſie Recht? oder iſt Kampf und Streit der Nationen als eine ewige Nothwendigkeit von der göttlichen Vorſehung geboten, und müſſen wir im Kriege töten und uns töten laſſen, um in friedlicher Zeit menſchenwürdig zu leben? Sind die Greuel dieſes Jahres nöthig und kann ein Menſch das Recht haben, dies Fürchterliche über Millionen andere heraufzubeſchwören? Und wenn er ſich antwortete: Dies Leid iſt der Preis, den der Menſch dafür zahlt, daß er einem Volke angehört und einem Staat, und Krieg iſt der Zweikampf der Völker; der als das geringere Leiden an die Stelle getreten iſt einer rohen Selbſthilfe der Einzelnen, welche unabläſſig zerſtört; dann blieb er vor der Frage ſtehen: wie weit bin ich als Einzelner ſchuldig, mich dem Kampfe meines Heimatſtaates hinzugeben? So dachte er, über Moos und Fichtenreiſer des Waldes gebeugt, aber die Antwort fand er nicht.

Dieſelben Feſtungen, um welche in den Kriegen Friedrichs des Großen der Kampf getobt hatte, wurden jetzt von den Franzoſen belagert. Bei jeder hofften die Städter, daß die Kriegskraft der Fremden, die in der Provinz nur mäßig war, an den Baſtionen zerſchellen würde, doch eine Feſtung nach der andern wurde von ſchwachen Kommandanten, lange bevor die Noth dazu zwang, dem Feinde ausgeliefert. Als aber die Hauptſtadt des Landes trotz dem Widerſpruch, den muthige Bürger erhoben, übergeben ward und der Feind zugleich mit der Stadt auch die Regierung des Landes in Beſitz nahm, da drang auch in die Seelen der Beſſern die Muthloſigkeit. Und von da folgte in den öden Wintertagen eine Unglücksnachricht der andern, nichts ſchien feſtzuhalten, worauf man gehofft hatte, nicht die Mauern, nicht die Menſchen. Dem Feind gehörte die ganze Provinz, nur im Süden widerſtand noch ein ſchmaler Landſtrich: die Feſtungen an Oeſtreichs Grenze und die Berge der Grafſchaft Glatz; auch dieſe, wie man annahm, nur deshalb, weil es den Franzoſen an Belagerungsgeräth und Mannſchaft fehlte.

Aus der Hauptſtadt aber kamen immer neue Erzählungen von dem Uebermuthe der Sieger, den Erpreſſungen der Befehlshaber; der eine hatte alles Silbergeſchirr aus dem Laden eines Goldſchmieds für ſich requirirt, ein anderer brauchte täglich ein Faß Wein, ſich darin zu baden; die königlichen Officianten wurden mit kaltem Hohn wie Bediente behandelt, vornehme Gutsbeſitzer ſtanden demüthig harrend im Vorzimmer der Fremden und erbaten als Gunſt, ihnen Feſte veranſtalten zu dürfen. Von dem König aber und von dem Heere, die weit entfernt im äußerſten Norden lagerten, drang ſelten eine Kunde in das Land.

Viele gaben die Hoffnung auf, daß das alte Weſen jemals wiederkehren werde, und nicht Wenige freuten ſich darüber. Mancher, den die ſchlechte Zeit wund gedrückt hatte, dachte, daß es nützlicher ſei den Sieger zum Freunde und Herrn zu haben, als den ſchweren Druck länger zu ertragen.

Denn das Meiſte, was der Bürger bis dahin mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet, hatte ſich verächtlich gezeigt. Streng waren die Kleinen bevormundet worden, jetzt waren die höchſten Behörden, die erſten Officiere in ihrer hohlen Eitelkeit und in der Erbärmlichkeit ihres Charakters erwieſen. Darüber klagte das warmherzige Volk mit Bitterkeit und die Schlechten mit hämiſcher Freude. Wenn einer der Gutsherren, der einen Sohn beim Heere hatte, nach der Stadt kam, ſo waren die Leute nicht mehr willig, die Mützen zu ziehen; ſie wieſen vielleicht hinter ſeinem Rücken mit Fingern auf ihn und flüſterten ſich zu, wie er ſich die Einquartierung abgekauft und wie er bei den Feinden zu Hofe gegangen war.

Auch das neue Weſen der Fremden, welches ſo gewaltig der alten Ordnung überlegen war, dünkte Vielen ſtärker und beſſer. Ja der Kaiſer verſtand aufzuräumen; er würde durch wenige Federſtriche den Stolz der Herren abſchaffen, die mit Läufern durch die Straßen zogen und ihre unterthänigen Leute zwangen ihnen zu dienen, gleich als ob dieſe Negerſklaven wären. Nicht nur in den Schenken, wo loſes Volk verkehrte, auch in den Häuſern ſtudirter Männer, welche ſich ihrer Wiſſenſchaft und ihrer Erfahrung im Staatsdienſt rühmten, vernahm man das Lob des Kaiſers, und wenn deutſche Officiere, die in franzöſiſchem Dienſt ſtanden, in einer Geſellſchaft ſeine Geſundheit ausbrachten, ſo ſchrien auch ſchleſiſche Landeskinder ihr Hoch dazu.

Und etwas Unerhörtes geſchah; das ganze Land füllte ſich mit Spionen. Die Fremden verſtanden mit einer teufliſchen

Fertigkeit, die ſie in anderen Ländern erworben hatten, ſchwache Menſchen als Zuträger zu gewinnen; überall ſchlichen ſich franzöſiſche Agenten ein. Wer in größerer Geſellſchaft ein freies Wort wagte, der lief Gefahr, angezeigt zu werden. Man wußte, daß hier und da Jemand bei Nacht aufgehoben und nach der Hauptſtadt geführt war. Vorſichtig und ſcheu gingen die Leute an einander vorüber, ein Nachbar traute nicht mehr dem andern.

In der Stadt lebte ein penſionirter Rath, der wenig beliebt war. Man ſagte, daß er wegen grober Amtsvergehen ſeinen Abſchied erhalten habe. Dieſer Mann ſuchte jetzt die Geſellſchaft des Doctors, erzählte viel und laut von ſeinem Patriotismus und frug den Doctor, der ihn kalt behandelte, nach ſeinen Anſichten.

„Laſſen Sie ſich nicht mit dem ein,“ ſagte einſt die Gaſtwirthin vertraulich, „es geht mich nichts an, aber die Leute erzählen, daß er insgeheim mit dem Feinde zuſammenſteckt. Wenn Sie viel mit ihm geſehen werden, ſo kommen auch Sie ins Gerede.“

„Wenn er in ſolchem Verdacht ſteht,“ verſetzte der Doctor erſtaunt, „wie können die Honoratioren ihn an ihrem Tiſche und in der Unterhaltung neben ſich dulden?“ Die Wirthin zuckte die Achſel. „Sie mögen es wohl aus Furcht thun.“ Als der Doctor den Einnehmer deshalb befragte, antwortete dieſer: „Ich rede nicht mit ihm, früherer Geſchichten wegen, ob er ſpionirt, weiß ich nicht; aber glauben Sie mir, die ärgſten Spione ſind unſere Oberbehörden, welche aus reiner Feigheit ſich und die ganze Verwaltung den fremden Schuften in der Hauptſtadt zu Füßen legen.“

Das nächſte Mal begann der Doctor traurig:

„Es geht mit unſerm Widerſtand zu Ende. Die letzten Truppen, welche ſich noch in der Grafſchaft hielten, ſind über die böhmiſche Grenze geſprengt.“

Der Einnehmer zuckte die Achſeln: „Ich werde wohl nicht mehr lange über Steuern quittiren. Zwei Könige haben mit ihrem Stock dies Weſen zurechtgeſchlagen, unter zwei andern iſt es verlobdert. Ich ſage Ihnen, Doctor, der fühlende Menſch ſoll ſich um dieſe Dinge nicht grämen.“

„Um was denn ſonſt?“ frug der Doctor.

„Um nichts,“ entgegnete der Einnehmer, „dem Weiſen darf nichts auf Erden den Appetit verderben.“ Beide ſaßen einander ſchweigend gegenüber.

Wieder begann der Jüngere: „Ich las, wie ein wohlmeinender Schriftſteller die Deutſchen tröſtend ermahnt, daß ihnen doch die Herrſchaft bleibt im Reiche des Geiſtes, in der Wiſſenſchaft und Poeſie. Darin kann kein anderes Volk ſich mit uns meſſen und unſere heimiſche Art lebt ſicher fort in unſerer Mutterſprache.“

„Auf der andern Seite der Oder reden ſie Polniſch, jenſeit des Gebirges Böhmiſch und unſere Edelleute freuen ſich, wenn ſie Franzöſiſch parliren können, erzählen Sie doch den Bürgern und Bauern von der Größe unſerer Wiſſenſchaft und Dichtkunſt,“ antwortete der Einnehmer.

Wieder langes Schweigen. „Wohlan,“ ermuthigte ſich der Doctor, „aus Trübſal und Gefahren ſteigt ein neues Leben empor; was unhaltbar war, fällt um uns in Trümmer. Die eigennützige Politik der Cabinette hat ihre Schwäche erwieſen. Die Schranken, mit welchen die Nationen von einander getrennt wurden, ſind gebrochen; für die Völker kommt jetzt eine Zeit brüderlicher Vereinigung.“

„Das ſagen ja die Franzoſen immer,“ verſetzte der Einnehmer, „und dabei treiben ſie den Bauern die Kühe aus dem Stall und raffen unſere ſauer verdienten Groſchen in ihre Taſche.“

„Auch der Kaiſer, welcher jetzt mit ſeiner Geißel aus einander wirft und zerſchlägt, iſt der Diener einer höhern Macht; er zwingt uns zur Buße und Einkehr in uns ſelbſt, denn er lehrt uns, daß Vieles, was wir in ſchlaffer Gutmüthigkeit aus der Vergangenheit bewahrt haben, ein Unrecht geworden iſt. Ob er beſtimmt iſt ein beſſeres Leben bei uns heraufzuführen; wer wagt das zu entſcheiden?“

„Das wage ich, als königlicher Steuereinnehmer, indem ich Ihnen im Vertrauen ſage, daß ich ihn für einen Schurken, einen Dieb und Einbrecher halte. Aber andere unſerer großen Herren ſind nicht viel beſſer. Er nimmt's dreiſt in Scheffeln, die andern furchtſam in Löffeln. Und ich wiederhole Ihnen, der Weltlauf war immer ſo, und nur in ſeinen vier Wänden vermag der Menſch glücklich zu ſein. Zuweilen hilft dazu ein Glas Wein.“ Er trug eine Flaſche Ungar heran. „Das trinken wir aus,“ ermahnte er, „ſonſt holen es am Ende die Volksbeglücker.“ Die Freunde ſetzten ſich zuſammen. Der Wirth wollte nicht von Politik reden und erzählte kleine ſchnurrige Geſchichten, denen der Gaſt mit halbem Ohr zuhörte. Beide Weltbürger, der, welcher ſich aus der gemeinen Außenwelt in die Stille des Hauſes retten wollte, und der andere, der nach dem Haß der Könige eine Freundſchaft der Nationen erwartete, ſollten noch erfahren, daß ſie ſelbſt Beſſeres zu thun hatten, als über den Fall ihres Staates traurig nachzudenken.

Auch der Doctor hatte mühevolle Tage. Es gab viel Krankheit in den ausgeſogenen Dörfern, die Wege waren unſicher geworden und nächtliche Fahrten galten für gefährlich. Er fuhr mit Säbel und Piſtole bewaffnet zu ſeinen Kranken; aber die einſamen Reiſen unter dem Nachthimmel waren ihm ganz recht. Wenn der Schneeſturm um ſeinen Schlitten heulte und wenn die Winterſonne auf das weiße Bahrtuch ſchien, in welches die Landſchaft gehüllt war, ſann er ernſthaft über die großen Fragen, welche den Menſchen beſchäftigen, wenn er zertrümmern ſieht, was ihm bis dahin lieb und ehrwürdig geweſen iſt.

Als er bei einem Krankenbeſuch auf dem Lande wieder Klagen über die Roheit und Raubſucht der Feinde angehört hatte, ſagte der Bauer endlich: „Wo anders iſt es noch ſchlimmer hergegangen, bei dem Herrn Senior haben ſie arg gehauſt und er iſt kaum mit dem Leben davongekommen.“ Da befahl der Doctor dem Kutſcher ſogleich nach dem Pfarrhof zu fahren.

Der Weg bog von der Landſtraße ab, zur Seite die wüſte Stätte und das Dorngebüſch um den verfallenen Brunnen, dahinter der alte Ringwall. Ueber dem Deckel des Brunnens hämmerte der alte Chriſtian. Der Doctor ließ halten: „Wie geht's in der Pfarre, Schäfer?“ Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Der Herr Senior will durchaus, daß ich den Deckel wieder feſtſchlage; die Arbeit iſt doch vergebens. Sie leidet's nicht mehr.“

„Wer will's nicht leiden?“ Der Mann wies ſcheu in den Brunnen hinab. „Die einſt hier herunterſprang.“ Er warf die Axt weg: „Hier fing das Unglück an. Am Morgen kam die Magd mit der Nachricht gelaufen, der Brunnen wäre offen und das Holz nirgend zu finden. Der Herr meinte, es ſei hineingeſtürzt. Es war ganz feſt, ſagte ich; ich ſelbſt habe in den letzten Tagen daran gefaßt, wie können die Bohlen hinunterfallen? Dann haben Fremde dort nach Waſſer geſucht, ſagte der Herr, griff nach ſeinem Hut und ging ſelbſt zur Stelle, doch war nirgend etwas zu finden. Und gleich darauf kamen die Räuber und Mörder über uns. Ach und unſer armes Fräulein!“

„Fahr zu, Kutſcher,“ ſchrie der Doctor in der Ahnung eines Unheils. Als er in den Hof einfuhr, fand er dort den Staatswagen des Kammerherrn. Der Bediente grüßte und berichtete ungefragt, daß die gnädige Frau zum Beſuch beim Pfarrfräulein ſei. Der Doctor wurde in die Amtsſtube des Seniors geführt. „Erſt auf dem Wege hierher habe ich vernommen, daß Sie in Gefahr geweſen ſind.“

„Es war eine ſchwere Zeit,“ antwortete der Geiſtliche, welcher kränklich und gebeugt vor ihm ſaß, „und ich beſorge, die Prüfungen ſind noch nicht zu Ende. Es iſt uns im vorigen Herbſt und Winter übel zugeſetzt worden. Zuerſt kamen kleine Kommandos, ſie nahmen uns das Vieh aus den Ställen, kaum daß den Frauen gelang, die letzte Milchkuh zu verſtecken; bis endlich an einem Sonnabend, da ich gerade memorirte, das Unglück hereinbrach.“ Er hielt inne und ſah den Doctor unruhig an. „Wir ſind Ihnen bereits Dank ſchuldig, und Ihr Beſuch erſcheint mir wie eine Fügung des Schickſals; ich weiß, daß meine Henriette großes Vertrauen zu Ihnen hat und es könnte ſein, daß wir bald einmal Ihre Hilfe für ſie erbitten müſſen.“ „Iſt ſie krank?“ fuhr der Doctor auf.

„Ich fürchte, obgleich ſie im Hauſe umhergehet wie ſonſt.“ Er hielt wieder inne. „Dem Arzte ſoll man mit Vertrauen entgegenkommen,“ fuhr er ſich ſelbſt ermuthigend fort, „und ich will Ihnen Alles erzählen, wovon wir ſonſt ungern reden. An jenem Sonnabend war der Hof im Augenblick durch wilde Geſtalten, durch Pferde und ſchreiende Soldaten gefüllt; ſie drangen in die Stube mit wüthenden Geſichtern und rohen Flüchen; der ganze Haufe war betrunken, leider waren es Deutſche. Sie hielten mir Piſtolen an die Schläfe, drehten das Tuch um meinen Hals, um mich zu erſticken, und forderten das Geld und Silberzeug.

Während meine Frau zitternd in der Kammer herbeiſuchte, was ſie begehrten, hielt mich die Tochter feſt umſchlungen, um meinen Leib vor den Schlägen der Böſewichter zu ſchützen. Aber zwei, die Officiersepauletten trugen, riſſen ſie von meinem Herzen und wollten ſie mit rohen Liebkoſungen zur Stube hinausziehen. Da hörte ich in halber Ohnmacht, wie unſere alte Magd, die an der Thür auf den Knien lag, Jemanden anſchrie: „Herr, rettet unſer junges Fräulein.“ In dem Augenblick ſprang ein junger Officier über die Schwelle, ein ſchöner Mann, wie vom Himmel kam er. Er ſah ſich in der Stube um und ſchlug den Böſewichtern, welche mich quälten, die Piſtolen zur Seite, und wie mein Kind, welches gebrochen auf den Knien lag, von den zwei Wüthrichen fortgeſchleift wurde, fuhr er auf dieſe zu und gebot ihnen mit flammendem Blicke: „Laſſen Sie das Mädchen los.“ Als die Beiden ſich unter Flüchen weigerten, packte er den Frechſten bei der Bruſt, warf ihn zurück und rief: „Wagt es, ihr Hunde, die Braut eines franzöſiſchen Officiers anzurühren.“ „Braut?“ ſchrien die Andern, „Lügner! ſchlagt den franzöſiſchen Windbeutel nieder.“ Der Franzoſe zog ſeinen Säbel heraus und ſagte jetzt ganz ruhig: „Ich erſuche alle Anweſenden, Zeugen meiner Verlobung zu ſein.“ Er beugte ſich zu meiner Tochter herab, welche im Schoß der Mutter auf dem Boden lag, zog ihr den Ring vom Finger, der ein Geſchenk ihrer Pathe war, und ſteckte ihr einen andern an, den er an der Hand trug. „Herr Pfarrer, ſo verlobe ich mich mit Ihrer Tochter,“ ſagte er, und gleich darauf fuhr er die beiden Böſewichter an: „Hinaus.“ Unterdeß waren einige ſeiner Leute in die Stube gedrungen, hatten die Marodeure aus dem Hauſe gejagt und bewachten die Thür. Es wurde ſtill, wir hörten in unſerer Betäubung Säbelgeklirr aus dem Hofe. Kurz darauf kam der franzöſiſche Officier zurück und rief meiner Tochter zu: „der Elende wird Sie nicht mehr beläſtigen.“ Er hatte ihn dort bei der Scheune zum Tode verwundet. Der Menſch ſtarb wenize Stunden darauf und wurde von ſeinen Leuten in aller Stille auf einem Karren fortgeſchafft.“ Der Senior wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Auch ſein Zuhörer barg das Geſicht hinter der aufgeſtützten Hand.

„Meiner Tochter lief der Schauder durch die Glieder,“ fuhr der Geiſtliche fort, „der Franzoſe redete ihr tröſtend zu: „armes Mädchen, faſſen Sie Muth, es ſoll Ihnen kein Leid mehr geſchehen,“ er hob ſie auf und übergab ſie der Mutter. Sie wurde aus dem Zimmer geführt. Als wir allein waren, fuhr der Officier fort: „Für die nächſten Tage laſſe ich Ihnen einen zuverläſſigen Mann als Sauvegarde im Haus, und ſpäter hoffe ich, ſollen Sie von aller Einquartierung verſchont bleiben.“ Er rief einen ſeiner Reiter herein, es war ein alter Haudegen von ſehr gutem, kriegeriſchem Ausſehen. Bisher hatte der Officier deutſch geredet, wenn auch mit fremder Ausſprache, mit dem Alten beſprach er ſich franzöſiſch. Dann wandte er ſich wieder zu mir; „was hier vorgefallen iſt, zwingt mich ſogleich aufzubrechen, um Sie und mich ſelbſt zu ſichern. Ich bitte Sie, bevor ich ſcheide, um ein Glas Wein, ich wünſche die Geſundheit meiner Braut zu trinken.“ Als er trank, ließ ihm vom Arme das Blut herab. Und als er aufbrach, ſagte er noch meine Hand ergreifend in ſeinem fremdartigen Deutſch: „Mein ehrwürdiger Vater, als ich die Heimat verließ, hatte ich eine Schweſter, welche Ihrer Tochter ähnlich war, und einen Vater mit weißem Haar, gleich dem Ihren, und es ſah in der Stube faſt ſo aus, wie hier.“ Und meinen Dank unterbrach er mit den Worten: „Grüßen Sie meine Braut, und ſagen Sie ihr, wenn ich wiederkomme, werde ich fragen, wann ſie Hochzeit machen will“ und ein franzöſiſches Lied ſingend, ritt er mit ſeinen Leuten von dannen. Doch einen Empfehlungsbrief für ſpätere Einquartierung hat er zurückgelaſſen.“ Der Senior holte ein Papier aus dem Schreibtiſch und wies es dem Doctor. Es war ein offener Brief in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, worin der Unterzeichnete ſeine verlobte Braut und deren Eltern der Ehre aller Kameraden empfahl. Die Unterſchrift war „Deſſalle, Capitän“, mit Angabe des Regiments.

Der Doctor legte das Blatt auf den Tiſch, er wußte jetzt, woher der Ring mit dem Vergißmeinnicht kam, und er wußte auch, wo die Armwunde empfangen war, die er verbunden hatte. „Und Sie haben ſpäter von dieſem Document Gebrauch gemacht?“ frug er mit klangloſer Stimme.

„Es hat uns einige Mal in der Noth gute Dienſte geleiſtet,“ antwortete der Geiſtliche gedrückt.

„Sie haben dadurch die Verlobung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Fremden anerkannt,“ ſagte der Doctor traurig; „hat auch Fräulein Henriette ihre Zuſtimmung ausgeſprochen?“

„Sie hat nie ein Wort dafür und dagegen geſagt, den Ring des Fremden hat ſie abgezogen und verwahrt ihn in ihrer Kommode. Lange war ſie auf den erlittenen Schreck bettlägerig; als ſie wieder zu einigen Kräften kam und die Mutter von dem Unglückstage anfing, brach ſie in Schluchzen aus und gerieth in ſolche Aufregung, daß wir bis jetzt vermieden haben davon zu reden, ſie ſelbſt erwähnt niemals den Officier."

„Hat Capitän Deſſalle ſeit jenem Tage ſich nicht wieder gezeigt?"

„Nein. Einmal hat er mir in kurzem Billet angezeigt, er ſei verhindert uns wieder zu ſehen, da er im Dienſt verſchickt werde."

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie Sie ſelbſt die dreiſte That des franzöſiſchen Officiers anſehen, und was Sie ihm gegenüber und vielleicht vor Andern zu thun gedenken?"

Der Senior faltete die Hände. „Ich ſtelle Alles dem Willen des Höchſten anheim, er wird es wohl machen."

Dem Doctor empörte ſich das Herz über ſolche chriſtliche Ergebenheit.

„Die Heimſuchung iſt über mein Haus gekommen wie über unſer Volk," fuhr der Senior fort, „der Kaiſer hat Alles zerſchlagen, worauf wir vertrauten, und Niemand vermag zu ſagen, ob er nur wie ein Skorpion iſt, mit dem wir gezüchtigt werden, oder ob er ein Bote der Vorſehung iſt, um uns, wenn auch wider unſern Willen, zu einem beſſeren Glücke zu führen. Iſt er nur ein Werkzeug der Zerſtörung, ſo wird Gott ihn finden und zerbrechen, wird er ein großer Reformator in irdiſchen Dingen, ſo wird er ſich auch unſern Dank verdienen und die Herzen werden ſich ihm freudig zuwenden."

Es war wenige Tage her, da hatte der Doctor, welcher jetzt in tiefer Empörung dem Alten gegenüber ſaß, ganz Aehnliches gedacht; heut tönten ihm die Worte wie Vaterlandsverrath in das Ohr. Er verſtand wohl, was der Senior vor ihm nicht ausſprach, der fromme Mann hatte in ſeiner Ergebenheit bereits bei ſich ausgemacht, daß der Herr ihm vielleicht einen Officier des Kaiſers als Schwiegerſohn beſtimmt habe, und er war bereit ihn zu empfangen. Schmerz und Zorn wurden in dem Doctor ſo übermächtig, daß er vergebens nach Worten rang.

Es war ein langes unfreundliches Schweigen.

„Die Frau Kammerherrin hält die Meinigen lange auf," ſagte der Paſtor nach der Thüre ſehend.

Der Doctor erhob ſich. „Was Sie mir mitgetheilt haben, werde ich als Geheimniß bewahren. Iſt das Leiden Ihrer Fräulein Tochter eine Folge des großen erlittenen Schreckens, ſo haben Sie Heilung von der Zeit zu hoffen; hat die Störung ihrer Gemüthsruhe einen anderen Grund, ſo wird ihr Leiden nur beſeitigt werden, wenn der Grund des Kummers wegfällt. Als Arzt vermag ich nur dann zu rathen, wenn Fräulein Henriette ſich entſchließen kann, mir ſo weit ihr Vertrauen zu ſchenken, als der Arzt in ſolchem Falle beanſpruchen muß. Darum laſſe ich ſie herzlich bitten. Es wird gut ſein, wenn Sie ihr dies vorher mittheilen." Als er die Stube verließ, fuhr der Wagen des Beſuches ab. Henriette ſtand auf den letzten Stufen der Treppe. Da ſie den Gaſt erkannte, wich alles Blut aus ihrem Geſicht und ſie hielt ſich an dem Treppengeländer feſt. Er blickte ſie traurig an, grüßte ſchweigend und förmlich und ſtieg in den Wagen. Er ſah nicht mehr, daß das Mädchen ſich über die Treppe beugte und in lautes Schluchzen ausbrach.

Der Doctor drückte ſich in eine Ecke des Wagens und verſuchte an alles mögliche Andere zu denken, um die bitteren Empfindungen zu betäuben. Ihn übermannte faſt die Trauer, daß ſie jetzt vielleicht unglücklich war durch den übermüthigen Einfall eines Fremden. — Doch wahrlich, es war Thorheit, ſich um dies Abenteuer zu grämen. War der Fremde nur ein frecher Taugenichts, ſo durfte der Ringwechſel aus dem Stegreif unter keinen Umſtänden ihre Zukunft beſtimmen, und war er ein Mann von Ehre, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß die Sache keine weiteren Folgen hatte. Aber er war ihr Retter! „Wie vom Himmel kam er," ſagte der Vater. So dachte wohl auch die Tochter. Es war natürlich, daß ihr der Franzoſe lieb geworden war, deſſen Ring ſie bewahrte. — Und welches Recht hatte denn er ſelbſt an das Mädchen?

Er rang in ſeinen Gedanken gegen das Neue, das wie ein giftiger Qualm ſeine Hoffnung auf Liebe und Glück verdorren machte. Und je länger er ſich mühte, um ſo wilder wurde der Sturm in ſeinem Gemüth, bis ihm ſein ganzes Leben entweiht und zerbrochen dünkte.

So kam er nach Hauſe und warf ſich den Reſt der Nacht ruhelos auf ſeinem Lager umher. Kalt und grau war der Morgen, und die finſtere Entſagung, zu der er ſich zwingen wollte, wurde immer wieder durch das Auflodern eines wilden Schmerzes geſtört. Nur ein Strahl von Hoffnung fuhr zuweilen durch das Dunkel in ſeiner Seele: Henriette ſelbſt würde ſeinen Beiſtand begehren. Aber Tag auf Tag verrann, und vom Pfarrhof kam keine Botſchaft.

Wohl aber traf er mit dem Kammerherrn zuſammen, der ihm erzählte: „Meine Frau hat bedauert, neulich bei dem Herrn Senior Sie nicht geſehen zu haben. Das iſt ja eine ganz poetiſche und romantiſche Begebenheit. Dem Fräulein darf man, abgeſehen von der gegenwärtigen Kriegslage, zu der Partie gratuliren. Ich war im Auftrag der Stände genöthigt, mit den Franzoſen zu verhandeln. Da erkundigte ſich der Prinz ſelbſt nach der Familie des Seniors und rühmte den Bräutigam mit warmen Worten."

„Und wie erwähnt Fräulein Henriette den Franzoſen?" frug der Doctor kalt.

„Sie hat meine Frau mit Thränen gebeten, über die ganze Angelegenheit gegen ſie ſelbſt und Andere zu ſchweigen. Dies

Zartgefühl macht ihr Ehre bei der jetzigen Unſicherheit aller Verhältniſſe. Ich zweifle aber nicht, wenn erſt der Friede geſchloſſen iſt, wird ſich dort Alles günſtig geſtalten. Meine Frau iſt bezaubert von der Haltung und Liebenswürdigkeit des Mädchens.“

So war es entſchieden. Ein kurzer Traum von Liebe und Glück! Sonne und Mond verklärten den Friedhof ſo freundlich mit ihrem Licht, das Ende iſt doch ein Grab für Liebe und Hoffnung; kurz war die Seligkeit und ihr folgt ein ödes Leben voll von Entſagung. So dachte der Doctor daheim, er trat aus dem Sternenlicht in den dunklen Schatten und barg ſein Geſicht in den Händen.

5.

Nach den Bergen.

Die erſten Boten des Frühjahrs kamen. Die Schneeglöckchen blühten und der Fink erhob in den Hausgärten ſeinen muthigen Ruf. Die Kinder banden buntes Papier und Flittern an Fichtenreiſer, liefen durch die Gaſſen und ſchrien, daß ſie den Winter ausgetrieben hätten und den Sommer wiederbrächten; und wo ſie von der Hausfrau Brezeln hofften, da ſangen ſie ſchmeichelnd von einer goldnen Schnur, die um das Haus gehe, und von einer ſchönen Frau Wirthin darin. Ach! das Gold war in den Häuſern der Bürger ſelten geworden, aber die ſteigende Sonne übte doch ihren alten Zauber. Die Muthloſigkeit, welche unter den Schneewolken geherrſcht hatte, ſchwand dahin. Die Bürger ſchritten wieder rüſtiger einher, Augen und Herzen erhoben ſich in neuer Hoffnung. Noch war es ein ſchüchternes Ergrünen und der nächſte Schneefall mochte es verderben, aber die Leute erzählten doch frohlockend, daß dem fremden Kaiſer nicht Alles geglückt war, und daß oben in der Grafſchaft und um die Grenzfeſtungen ſich wieder Soldaten ihres Königs tummelten. Ein neuer Gouverneur war angekommen und ſeine Huſaren ſtreiften weit in das Land, faſt täglich kam Botſchaft von kecken Unternehmungen, welche dem Feinde Schaden gethan, daß ſich die muthigen Reiter durch die engen Thäler, über Eis und Schnee der Berge gewunden, um plötzlich über die Franzoſen herzufallen, daß ſie mit dem alten Huſarenſtolz ſchonungslos auf jede Uebermacht einhieben und mit ihren Gefangenen und Beutepferden in der Ferne verſchwanden, gleich Luftgeſtalten, welche der Berggeiſt Rübezahl aus ſeinem Reiche geſendet hat, die Fremden zu necken.

Seitdem wurde wie mit Geiſterhilfe dem Feinde ein Tort nach dem andern gethan, auch da, wo Niemand an die Möglichkeit dachte. Die Franzoſen wollten in der Münze der Hauptſtadt Geld ſchlagen mit den vorhandenen Prägſtöcken, welche jetzt in ihrer Gewalt waren; als ſie den verſchloſſenen Raum öffneten, fanden ſie Alles leer, die Prägſtöcke waren durch unſichtbare Hände in die Berge geſchafft. Dem Feinde fehlten Hohlgeſchoſſe zur Belagerung der Feſtungen, die Gußformen dazu verwahrte er in Eiſenwerken Oberſchleſiens; als die Arbeit beginnen ſollte, wurden die Hütten bei Nacht von Bewaffneten umſtellt, die Formen herausgeholt und zerſtört. Und wieder weit abſeit an der polniſchen Grenze hatte ein wackerer Edelmann auf ſeinem Gute die Monturen aus den nächſten Garniſonen geſammelt und vermauert, die Feinde aber hatten davon erfahren, ihm den Hof verwüſtet und beſetzt. Da zogen in nächtlichem Ritt die Geiſter aus den Bergen über die Oder quer durch das ganze Land, räumten heimlich aus und ſchafften Alles fort.

Zuweilen kam dem Doctor vor, als ob auch um ihn herum etwas Geheimnißvolles vorgehe. Unter den jüngeren Männern der Stadt war ein Aſſeſſor ſein Tiſchgenoſſe in dem kleinen Zimmer des Gaſthofes. Der Andere war immer ſchweigſam geweſen und hatte ſich ſelten aufgethan; jetzt ſaß er noch verſchloſſener als ſonſt, bis er einmal nach dem Eſſen plötzlich die Hand des Arztes ergriff. „Wir nehmen heut Abſchied, bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.“ Dies klang ſo feierlich, daß der Doctor befremdet frug: „Sie wollen mich auf längere Zeit allein laſſen?“

„Es gibt jetzt wenig zu thun,“ antwortete der Andere ausweichend, „und ich mache die Reiſe in eigenen Angelegenheiten.“

Am andern Tage ſagte die Wirthin, auf den leeren Platz weiſend: „Der iſt auch fort. Vorige Woche iſt der Sohn meiner Schweſter gegangen, wer weiß, ob wir ſie wiederſehen.“

„Wohin?“ frug der Doctor.

„Wir wiſſen es nicht,“ entgegnete ſie. „Einer iſt wie der Andere am frühen Morgen zum Thore hinaus auf die Grafſchaft zu. Seine Sachen hat der Aſſeſſor mir übergeben, aber das Gewehr, welches er ſich gekauft hatte, iſt nicht darunter, und vor einigen Tagen hat ein Fremder, der ſich einen Pferdehändler nannte, eine Kiſte von ihm in das Gebirge mitgenommen.“

Da fiel dem Doctor ein, daß er vor Kurzem auch den Einnehmer mit einem Fremden im Geſpräch getroffen. Der Beſuch war bei ſeinem Eintritt mit kurzem Gruß davongegangen, der Einnehmer aber hatte auf des Doctors fragenden Blick ausweichend geantwortet: „er macht Geſchäfte mit Pferden und Anderem nach der Grafſchaft hin.“

Doch nicht Jedermann war geneigt, die Geiſter der Berge zu rühmen. Auf der Bank der ſtädtiſchen Promenade ſaß der penſionirte Major von Henner, bot ſeinen Rücken den Strahlen der Mittagsſonne und ſtützte die gefalteten Hände auf ſeinen Stock. Er gehörte zum erſten Tiſch, war als wackerer Mann in der Stadt geachtet und hatte auch in dieſer Zeit der Schwäche ſeinen harten Muth nicht verloren. Heut ſah er trübſinnig zu dem Arzte auf, als dieſer nach ſeinem Ergehen frug.

„Ich habe als junger Soldat manche Woche erlebt, wo die ganze Welt den König und ſeine Armee verloren gab, und unſere Soldaten machten doch alle Hoffnungen der Feinde zu Schanden. Jetzt aber, Herr, traure ich, daß ich ſolchen Frevel erleben muß.“ Und den Troſt des Doctors abweiſend, fuhr er fort: „Mit den Franzoſen wären wir zuletzt fertig geworden, aber wir ſelbſt geben uns den Reſt. Was in der Grafſchaft vorgeht, muß einem alten Preußen das Herz brechen.

Der Mann, welcher dort im Namen des Königs regiert, befiehlt nicht wie ein preußiſcher Officier, ſondern wie der Räuber Karl Moor, der keinen Gott und keinen Herrn über ſich erkennt. Die gute Zucht unſeres Heeres hat er wie einen lahmen Hund totgeſchlagen, der Unterſchied zwiſchen Edelmann und Schneider iſt aufgehoben, Gaſſenlaufen und Stock iſt verpönt, Jedermann muß als Gemeiner eintreten, Jedermann kann Officier werden, auch mein Bedienter, und die Gemeinen ſollen vor Allem durch das ſogenannte Ehrgefühl gedrillt werden. Nicht preußiſche Soldaten erzieht er, ſondern einen Haufen von Räubern, die in ihrer Höhle die Helden ſpielen und beim erſten ſcharfen Gefecht aus einander laufen. Daß mit dieſer Flunkerei jetzt Tritt, Tempo und Subordination zum Teufel gehen, das iſt das Anzeichen von unſerem Ende." So klagte finſter der Alte.

An demſelben Mittag ſtand der Einnehmer vor ſeinem geöffneten Bücherſchrank und muſterte wähleriſch die Bände. „Ich ſuche, was das Gemüth mit heiterer Ruhe erfüllt," brummte er.

Die Haushälterin trat in die Thür. „Fräulein von Buskow wünſcht den Herrn Einnehmer zu ſprechen."

Der Einnehmer ſchloß unwillig den Schrank: „Die Schweſter des Meuchlers! Aha, ſeid ihr klein geworden? Ich denke ſie will um Verzeihung bitten. Laſſen Sie ein!"

Das Fräulein trat ſchnell in das Zimmer, eine kleine, behende Dame in ſchwarzer Enveloppe und ſchwarzer Kapuze. Der Einnehmer verneigte ſich höflich gegen ihren artigen Gruß, ſah aber wieder ſehr majeſtätiſch aus, als er ſie einlud, auf dem Sopha niederzuſitzen.

„Ich komme, Sie um allerlei zu bitten," begann das Fräulein leiſe, „was Sie vielleicht von Ihrer Garderobe entbehren könnten, vor Allem, wenn Sie dicke, alte Stiefeln haben und vielleicht etwas Warmes unterzuziehen; am liebſten auch um Geld."

„Von Allem iſt wenig vorhanden," ſagte der Einnehmer, verwundert auf die niedlichen Füße ſehend, welche kaum bis zum Boden reichten, „da Sie aber die Stiefeln doch nicht für ſich brauchen, ſo ſagen Sie mir auch, wem Sie damit ſeinen Weg durch dieſes Jammerthal beſohlen wollen."

„Armen Soldaten," antwortete das Fräulein, „welche ſehr abgeriſſen ſind."

„So iſt es mehr als einer?"

„Ach, lieber Herr Einnehmer," entſchuldigte die Kleine ſchüchtern, „es iſt eine ganze Compagnie, über achtzig Mann." „Wo?" frug der Einnehmer erſtaunt. „Hier draußen beim Schießhauſe. Sie ſitzen in der Scheune meines Hauswirthes, dort habe ich ſie verlaſſen."

„Sie?" frug der Einnehmer. „Achtzig arme Marodeure können Ihnen und der Stadt große Unannehmlichkeit bereiten."

Die Wangen des Mädchens rötheten ſich: „Es ſind keine Marodeure, die meiſten ſind Grenadiere von der Compagnie, welche einſt mein ſeliger Vater gehabt hat; ſie waren bei unſern Truppen in der Grafſchaft und wurden nach Böhmen gedrängt. Dort haben ſie ſich ranzionirt und ſind über die Berge wieder in das Land gekommen. Sie wollen unſern König aufſuchen. Vorige Nacht lagen ſie im Stadtwald; heut in der Frühe kam ein alter Sergeant, der meinen Bruder und mich von früher kennt, in einem Bauernmantel zu mir und frug um Auskunft wegen des Marſches zu Seiner Majeſtät und ob ich der Mannſchaft mit etwas helfen könnte, denn es geht ihr ſehr ſchlecht; die wenigſten haben noch Schuhwerk, und nichts Warmes in den kalten Nächten, und ſie fürchten dem Franzoſen in den Weg zu laufen. Ich bat meinen Hauswirth, den Fleiſcher, um Hilfe und er bewies ſein gutes Herz, denn er ging mit mir hinaus, öffnete ſeine Scheune und ſchenkte ihnen auch einen Hammel, etwas Speck und Brot. Aber das iſt immer wenig für ſo Viele. Herr Einnehmer, es iſt ein Jammer die armen Leute anzuſehen." Sie fuhr ſchnell in die

Taſche, wiſchte mit dem Tuch ein paar Thränen ab und zog ſogleich wieder entſchloſſen ihre Hülle zurecht.

Der Einnehmer ſah ihr immer noch verwundert zu. „Alſo das iſt der Charakter,“ ſagte er endlich. „Bevor ich Ihnen antworte, noch eine Frage, warum wenden Sie ſich gerade an mich?“

„Es iſt mir von einem durchreiſenden Bekannten gerathen worden,“ verſetzte das Fräulein zögernd.

„Hieß er vielleicht Weiß?“ frug der Einnehmer.

Das Fräulein trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch und hob den Zeigefinger. „Ich denke, Schwarz,“ ſagte ſie.

Der Einnehmer ſtand auf. „Da haben wir die Beſcherung. Dieſer ſchwarze Peter ſpielt in ſeinem Leichtſinn einen königlichen Officianten einem jungen Fräulein in die Hände, welches mehr Elfe oder Sylphe als Steuerzahlerin iſt. Bleiben Sie ruhig ſitzen, liebes Fräulein. Ich überlege nur was wir zu thun haben. Unterdeß und vor Allem werden Sie einen Imbiß zu ſich nehmen, das haben Sie heut gewiß noch nicht gethan.“ Er holte die Flaſche aus dem Wandſchrank und gebot der Haushälterin ſchnell etwas aufzutragen. Während das Fräulein ſich gehorſam an den Tiſch ſetzte und einige Biſſen aß, ſchritt er auf und ab, und ſah ſie von der Seite an.

Der Einnehmer galt für ſtreng in Beurtheilung weiblicher Schönheit, es gefiel ihm nämlich ſelten eine, und zwar wegen einer Geſchichte aus ſeinen jungen Jahren, die längſt dunkel geworden iſt, mit einer höhern Rathstochter, welche aus Eitelkeit treulos an ihm gehandelt hatte. Wie er aber heut die Sylphe ſo plötzlich an ſeinem Tiſch eſſen ſah, ruhig und ohne Ziererei, als ob das eine gleichgiltige Sache ſei, wurde ſein Urtheil milder. Er ſah ein regelmäßiges Geſicht von klugem Ausdruck, hübſche muntere Augen, dunkle Löckchen, welche aus dem Kapuchon herausquollen, und eine zierliche Geſtalt.

Endlich hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt: „Die Leute müſſen morgen in der Frühe fort. Nicht nach Oſtpreußen, wohin ſie gar nicht mehr bringen können, ſondern nach der Grafſchaft. Wer marode iſt, wird gefahren; meine Stiefeln und Röcke thun's nicht, es muß Einiges geſchafft werden. Sie und ich dürfen hier nicht allein als Verſchwörer auftreten. Der Stadtdirector muß Mitſchuldiger ſein."

„Aber er meldet aus Furcht Alles an die Franzoſen."

„Wenn wir beide allein das Geſchäft machen, ſo erfährt er doch davon, und wir werden von ihm ohne Zweifel in der Hauptſtadt angezeigt, aus reiner elender Angſt vor Verantwortung, die ihn treffen könnte. Ich gehe ſogleich zu ihm." Das Fräulein faßte ängſtlich ſeinen Arm und klagte: „Mir iſt, als verriethe ich meine Freunde." Der Einnehmer aber ſagte, an ihr Glas mit dem ſeinen rührend, achtungsvoll: „Vertrauen Sie mir und erwarten Sie meine Rückkehr. Ich wollte, ich könnte die Flaſche mit Ihnen austrinken." Er gab ſeiner Bedienung einige Befehle und eilte zum Stadtdirector.

Als er zurückkam, fand er ſeinen Gaſt beſchäftigt, die Sachen in ein Bündel zu ſchnüren, welche er aus ſeiner Garderobe preisgegeben hatte. „Um den feinen Rock iſt's ſchade," ſagte das Fräulein, „er iſt auch nicht warm, den kann der Herr Einnehmer noch tragen; dagegen iſt eine alte Friesdecke vorhanden" — „die Motten waren drin," unterbrach die Haushälterin, — „wenn Sie dieſe ſchenken wollten, würden die Leute dankbar ſein." Bereitwillig gewährte der Einnehmer, der Bund wurde gepackt. „Und jetzt erlauben Sie, daß ich Sie begleite," ſagte der Einnehmer, „es iſt auf dem Wege noch Einiges abzumachen. Ueberlaſſen Sie das Bündel meiner Bedienung."

„Ich muß es heut noch hinaustragen," bat das Fräulein.

„Sie wollen doch nicht zum Stadtwald gehen mit dieſer Laſt auf den Schultern?"

„Ja, Herr Einnehmer," antwortete das Mädchen entſchieden, „die armen Leute draußen frieren; es hilft doch einigen die kalte Nacht leichter zu überſtehen."

„Ihr Fleiſcher ſoll anſpannen; ich habe ohnedies noch mit ihm zu reden."

Während die Dienſtmagd das Bündel voraustrug, gingen Beide auf den Markt. „Der Stadtdirector iſt ein noch größerer Haſe, als ich gedacht," erzählte Herr Köhler ſeiner Begleiterin wie einer alten Bekannten. „Ich ſagte ihm alſo, der Sergeant ſei zu Ihnen gekommen, Sie hätten mich gefragt, wie Sie ſich verhalten ſollten, die Ranzionirten wären in der Scheune einquartiert. Da hatte er Luſt, die Bürgerſchaft gegen ſie aufzubieten. Ich überzeugte ihn aber, daß ein Kampf mit den deſperaten Menſchen ſehr bedenklich ſei."

„Sie haben ja keine Waffen, Herr Einnehmer," ſagte das Mädchen lachend.

„Vielleicht haben ſie die Armatur verſteckt," antwortete der Einnehmer, „holen ſie plötzlich hervor und rennen brüllend durch die Straßen. Auch bedeutete ich ihn, daß dieſelben Unholde zu ihm kommen würden, um im Namen des Königs achtzig Paar Stiefel und warme Decken zu requiriren, außerdem natürlich Lebensmittel und Getränk, und einen bis zwei Wagen. Und als er über dieſe Zumuthung in die größte Aufregung gerathen war, gab ich ihm zu bedenken, daß man ſeine Weigerung falſch deuten werde, wenn unſere Soldaten wieder ins Land kämen. Da verlor er vollends den Kopf und klagte faſt mit Thränen über die fürchterliche Zeit und ſeine ſchwierige Stellung. Zuletzt capitulirte ich mit ihm und erbot mich aus alter Hochachtung die Sache ſo einzurichten, daß er außer Verantwortung bleibe. Es fand ſich, daß im ſtädtiſchen Stall einige eingebrachte Soldatenpferde ſtehen, welche von den Franzoſen noch nicht abgeholt ſind. Dieſe werden morgen mit einem Wagen nach dem Stadtwald fahren, dort wird Ihr Sergeant ſie gewaltſam requiriren, wo er mit ihnen hinfährt, iſt ſeine Sache. Unterdeß ſchaffen wir allerlei hinaus, was die Leute brauchen."

„Wer aber ſoll das bezahlen?" frug das Fräulein ängſtlich.

„Hm, ich denke der Director. Seien Sie ruhig, es wird Alles unſerm guten König berechnet werden.“ Das Fräulein drückte in freudiger Aufregung den Arm ihres Begleiters. „Es freut mich, daß ich zu Ihnen ging; ich hatte vorher Angſt.“

Die Angſt war nun wieder dem Einnehmer angenehm und er fuhr behaglich fort: „Offen und geſetzlich verfahren iſt immer vortheilhaft. Sie äußerten eine Vorliebe für wollene Decken, der Kaufmann hier führt dergleichen, ich will ſogleich anfragen, wenn Sie ein wenig warten wollen.“ Und als er herauskam, fuhr er fort: „Gefunden, jetzt aber müſſen wir uns trennen; ich will meinen Schuſter zu Rathe ziehen, er iſt ein nachdenklicher Kopf.“ Das Fräulein ſchwebte davon. Schuſter Schilling ſaß mit Frau, Kind und Lehrjungen vor dem Kaffetopf und ſah verwundert auf den Beſuch: „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Meiſter, ich habe Zeit.“ Zum Glück war der Meiſter fertig und führte in die gute Stube gegenüber.

„Sie haben Alles richtig prophezeit, wie es geworden iſt,“ ſagte der Einnehmer. „Es iſt eine ſchwere Zeit gekommen.“

„Ja,“ ſagte der Schuſter, „die Conjunction in der Politik war ſo, daß dies alles kommen mußte und, Herr Einnehmer, glauben Sie mir, es kommt noch mehr.“

„Das ſag' ich auch,“ beſtätigte dieſer. Und ſich dem Ohre des Schuſters nähernd, ſprach er leiſe: „Achtzig Paar Bauernſtiefeln müſſen binnen zwei Stunden in aller Stille ankommen.“

„Das iſt unmöglich,“ antwortete der Schuſter; „es arbeitet jetzt Niemand auf Vorrath, denn er könnte ihm genommen werden.“

„Dies Mal wird bezahlt und ich bin Ihnen gut dafür.“

„Für wen ſoll's denn?“

„Nicht für die Franzoſen,“ ſagte der Einnehmer. „Ich fordere gute Stiefeln in einer Marktkiſte, je mehr, um ſo beſſer.“

„Alſo je mehr, um ſo beſſer,“ wiederholte der Meiſter. „Das iſt mir ganz recht, Herr Einnehmer. Eine Stunde, nachdem zwiſchen den Potentaten der Friede geſchloſſen iſt, ſollen Sie dreißig Paar haben, Kernſtiefeln, meine eigene Arbeit."

„Alſo haben Sie die Stiefeln fertig?"

„Ich habe ſie," beſtätigte der Schuſter geheimnißvoll, „aber ich kann nicht dazu. Ein Familienvater, der für Weib und Kind zu ſorgen hat, muß in dieſer Zeit ſeine Stiefeln einmauern."

„Und leiſe in Socken auftreten," ſagte der Einnehmer, „das thun jetzt Viele. Die dreißig Paar aber ſchlagen Sie ſogleich heraus, und mauern für Ihre Kinder neue ein. Es kommt jetzt eine andere Conjunction, Meiſter, das Glücksrädlein könnte ſich drehen."

„Gott geb's," ſagte der Schuſter.

Auf einer Waldblöße in der Nähe der Scheune fand der Einnehmer die Soldaten um lodernde Feuer verſammelt, der Waldbelaufer trug ihnen hilfreich Holz herzu. Es waren in der Mehrzahl jüngere Männer, dazu einige alte Unterofficiere; ein Sergeant mit grauem Schnurrbart befahl. Wohl hatte das Fräulein Recht, ſie zu bedauern, ſo hager und bleich die Geſichter, mit ſtruppigem Bart und tiefliegenden Augen, die Monturen zerriſſen und durch Sonnenbrand und Winterſchnee entfärbt. Aus dem klaffenden Schuhwerk ragten die erfrorenen Zehen, viele hatten Lappen darüber gebunden oder abgezogene Felle. Aber die Leute ſaßen und regten ſich mit feſter Haltung, ſtramm und ſelbſtbewußt, und man erkannte hinter dem Elend eine Zucht und harte Kraft, die nicht gebrochen war. Mitten unter der Compagnie wirthſchaftete das Fräulein; es zerriß alte Leinwand zu Verbandzeug für einen Fußkranken, wachte über einigen großen Töpfen, in denen die Suppe kochte, und antwortete nach allen Seiten auf Fragen und Bitten, befahl den Leuten und ſchickte ſie hin und her. Sie nickte von dem Holzſcheit, auf dem ſie ſaß, dem Einnehmer freundlich zu. „Zwei von der Mannſchaft haben Frau und Kind in ihrer Garniſon zurückgelaſſen und möchten dieſen zu wiſſen thun, daß ſie noch leben. Könnten Sie vielleicht helfen?“ Der Einnehmer zog ſeine Brieftaſche und nahm die Leute bei Seite, und er hörte, wie die Kleine unterdeß einem Andern zurief: „Alle Wetter, Kerl! unterſteh dich nicht, mit deinen ſchmutzigen Fingern in den Topf zu fahren, willſt du hinſetzen, du Tolpatſch! — Hier iſt Einer, Herr Einnehmer, der die Hand beſchädigt hat und ſich nicht ſelbſt helfen kann, für dieſen wird Ihre Decke zu einem Kapotrock zuſammengeheftet. Man kann das auf mehrerlei Art machen, am ſchnellſten geht's ſo, wenn man in der Mitte ein Loch ſchneidet.“ Die kleinen Hände flogen bei der Arbeit, und wenn ſie die Kälte ſpürte, blies ſie darauf und heftete weiter, ſah dazwiſchen wieder nach den Töpfen und redete tröſtend mit Einem und dem Andern über ſeine Noth.

„Sie iſt nur mit Puck oder Ariel zu vergleichen,“ dachte der Einnehmer, „das putzige Ding weiß die ganze Compagnie zu kommandiren wie ein Hauptmann, es muß im Blute liegen. Jetzt aber, Sergeant,“ begann er, „ſollen Sie in Empfang nehmen, was wir bringen: Decken, Stiefel, Lebensmittel, ſo viel ſich in der Eile beſchaffen ließ. Sie müſſen unterſchreiben, was Sie empfangen haben, ich brauche meinen Beleg. Morgen früh vor Sonnenaufgang wird ein großer Korbwagen mit Strohſchütten und zwei Pferden wie von ungefähr herauskommen. Ich rathe Ihnen, Wagen und Pferde in Beſchlag zu nehmen, verſtehen Sie? Laſſen Sie Ihre Kranken aufſitzen. Dieſer mein Kutſcher wird mitkommen, er iſt eines Bürgers Sohn und zuverläſſig, und wird Sie gern durch den Stadtwald auf Seitenwegen der Grafſchaft zufahren. Denn dort iſt jetzt unſer Generalgouverneur und dorthin will Sie der König haben. Sie haben die Waffen in Böhmen abgeliefert, ſind alſo wehrlos?“ frug er theilnehmend.

„Wir haben ſie in den Bergen verſteckt,“ antwortete der Sergeant; „ſind wir erſt glücklich in der Grafſchaft, ſo holen wir ſie wieder.“

„Die franzöſiſchen Vorpoſten ſtehen auf Ihrem Wege, Sie müſſen ausweichen.“ Und er gab leiſe die Richtung an, nannte ihm das Dorf, wo er einen getreuen Führer finden werde, und den Namen des Mannes.

Auch das Fräulein wunderte ſich jetzt, daß der Herr, den ſie bis dahin aus der Ferne nur als einen Lebemann gekannt hatte, in Verſchwörungsgeſchäften ſo guten Rath wußte.

„Und jetzt, Fräulein,“ ſchloß Herr Köhler, „bitte ich, daß Sie auch an ſich ſelbſt denken. Die Sonne ſinkt und Sie haben ſich gegen die kalte Nachtluft nicht vorgeſehen. Erlauben Sie, daß ich Sie mit mir zurücknehme.“ Das Fräulein erhob ſich ohne Weigern und überreichte einem der Leute den fertigen Ueberwurf. „Sie müſſen noch ſehen, wie gut Ihr Geſchenk einem preußiſchen Grenadier ſteht,“ ſagte ſie froh. „Fahrt hinein, Mann, damit der Herr euch betrachtet.“ Der Soldat ſtreifte die warme Hülle über. „Wie ein Herold aus dem Volk der Samojeden,“ ſagte der Einnehmer.

Die Mannſchaft hatte unterdeß emſig Kiſten und Fäſſer abgeladen und die Unterofficiere hatten von dem Inhalt vertheilt, jetzt umſtand die Compagnie mit neuem Lebensmuth die Scheidenden.

„Des Himmels Segen über Sie, liebes Fräulein, und über Sie, guter Herr!“ rief der Sergeant.

„Hier nehmt die Schere, Nadel und Zwirn,“ ſagte das Fräulein mit naſſen Augen. „Die Laterne behalten Sie,“ rieth der Einnehmer noch aus dem Wagen, „und geben Sie ja Acht, daß der Stadt kein Schaden geſchieht. Lebt wohl, ihr braven Männer, und wenn Ihnen Alles gelungen iſt, Sergeant, ſo laſſen Sie mich's durch den Mann wiſſen, den ich Ihnen genannt habe.“

Als der Einnehmer mit ſeiner Begleiterin zurückfuhr, begann er ernſter, als ſonſt ſeine Art war: „Alle tragen wir Schweres, aber Keiner von uns Allen leidet und wagt ſo viel als dieſe armen Leute. Sie kommen aus unabläſſigem Elend und ſie gehen freiwillig wieder hinein. Und Keiner klagte, und Alle waren dankbar. Wir laſſen uns gern durch erdachte Geſchichten rühren, welche in Büchern erzählt ſind, aber dieſe freiwillige Hingabe und die wortloſe Treue ſind größer als alle Erfindung, und ſie ſind jetzt nichts Unerhörtes" — und er zog plötzlich ſein Taſchentuch heraus und kämpfte mit einer Bewegung, die ihm ſtark zuſetzte. Da auch das Fräulein ſchwieg, fuhr er nach einiger Zeit in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „Doch einen gibt es, der auch in Büchern verſteht, das Edelſte menſchlicher Gefühle lebendig zu machen. Ich denke, Jean Paul iſt auch Ihr Liebling."

„Ich habe nichts von ihm geleſen," ſagte das Fräulein.

„Dann müſſen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen morgen etwas von ihm zuſchicke."

Das nahm das Fräulein dankbar an.

Als am nächſten Abend der Sohn des Fleiſchers zurückkam und berichtete, daß er Wagen und Mannſchaft glücklich einige Meilen in das Land gebracht hatte, ſchlug Herr Köhler vergnügt ſein Buch in eine alte Zeitung und überſandte es mit höflichem Gruße dem Fräulein.

Der Einnehmer erzählte dem Freunde von ſeinem Abenteuer und war gekränkt, daß dieſer finſter und, wie ihm vorkam, mit geringer Theilnahme zuhörte und zuletzt nichts weiter ſagte als: „Es geht jetzt Mancher nach jener Landecke, dem die Fremden das Herz empört haben." Doch wenige Tage darauf ſollte der Doctor ſelbſt Gelegenheit erhalten, von einer ähnlichen Begegnung zu berichten.

Auf einer Fahrt über Land hielt ſein Wagen am Gaſthofe eines nahen Marktfleckens, er wickelte ſich aus dem Bärenpelz und trat in die gefüllte Wirthsſtube. Als wohlbekannter Mann empfing er höfliche Grüße, die Wirthin wiſchte mit der Schürze einen Schemel ab; bald war er der Mittelpunkt eines Kreiſes von Zuhörern und mußte von den Neuigkeiten erzählen, die aus dem fernen Oſten durch Reiſende nach der Kreisſtadt gebracht wurden.

„Unſer König ſoll zu uns kommen," rief ein ſtämmiger Ackerbürger mit einer entſchloſſenen Miene, „wir Schleſier werden ihn nicht im Stiche laſſen, wie mancher vornehme Verräther gethan hat." „Guter Wille thut's nicht," ſagte der Doctor dem Manne zunickend. „Wollen Sie für ihn fechten, Herr Krauſe?" „Warum nicht," antwortete dieſer, „wir haben es ſatt, anzuſehen, daß die Feinde unſere Pferde aus dem Stalle führen und den Hafer vom Schüttboden, und daß die Dickköpfe aus dem Reiche mit ihrer groben Rede durch das Land ziehen und den Bürger mißhandeln; von uns kommen mehr als zehn oder zwanzig auf Einen von den Fremden; wenn zehn von uns nur immer Einen totſchlagen, ſo ſind wir ſie los. Warum geſchieht das nicht? warum ſind die Vornehmen ſo bereit, dem Feinde zu gehorchen? Einmal über das Andere wird uns befohlen Alles zu liefern was die Schufte verlangen. Wenn wir Führung hätten, ſo ſtünde die Sache anders." Ein beifälliges Gemurmel begleitete die entſchloſſenen Worte. „Geben Sie mir Ihre Hand," ſagte der Doctor und ſchüttelte dem Mann die Rechte, „möchte die Zeit kommen, wo dem König ſolche Geſinnung zu helfen vermag."

„Habe ich recht gehört, ſo war hier von unſerem König die Rede," klang eine feſte Stimme aus dem Hintergrunde und ein Fremder trat heran. Es war ein großer junger Mann in einfachem Reiſerock: „Ich komme in meinen Geſchäften aus Preußen und bin auf dem Wege der Königin und den Kindern des Königs begegnet; ſie fuhren auf offenem Schlitten im Schneeſturm über die Haide, um den franzöſiſchen Reitern zu entgehen. Es war bitter kalt, der Wind heulte und die Kälte drang mir bis in das Mark. Als ich meinen Schlitten anhielt und mich erhob, grüßte die Königin, aber es war ein trauriger Blick, und die kleinen Prinzen nahmen ſtill ihre Mützen ab, während der Schnee ihnen um die freundlichen Geſichter flog."

Die Wirthin rang die Hände. „Unſer armer König in dem kalten Lande, und ſeine Frau und die Kinderchen bei dem Wetter auf offenem Schlitten.“

Niemand ſprach, die Leute ſahen ſcheu vor ſich nieder.

„Was der König jetzt in der Stille erträgt und leidet,“ fuhr der Fremde fort, „das vermag wohl Keiner von uns zu ermeſſen; ich denke, wenn er wüßte, wie treu ſeine Schleſier ihm zugethan ſind, würde er in ſeinem Unglück eine Freude haben.“ Er wandte ſich zu dem Doctor: „Ich vernahm, daß Sie nach der Kreisſtadt fahren, durch einen Schaden am Fuhrwerk werde ich hier aufgehalten. Darf ich die Bitte wagen, daß Sie einen Geſchäftsreiſenden mitnehmen? freilich würde Ihnen auch ein Mantelſack läſtig werden.“ Der Doctor gab das bereitwillig zu, denn die Art des Reiſenden gefiel ihm und die Beiden traten aus der Wirthsſtube, alle Anweſenden folgten ihnen bis zum Wagen. „Kutſcher, lege den Mantelſack des Herrn unter die Decke, meinen Arzneikaſten ſtelle oben auf.“ Der Fremde ſah den Doctor dankbar an; die Leute umſtanden den Wagen und nahmen ſchweigend die Mützen ab, als die Pferde anzogen.

„Ich bin erſt ſeit Kurzem in dieſer Gegend,“ begann der Doctor, „aber in ſolcher Zeit gewinnt man unſer Volk lieb.“

„Wer war jener Mann, der ſo tapfer ſprach?“ frug der Reiſende.

„Ein wohlhabender Ackerbürger, der erſt vor Kurzem geheiratet hat, aber mit der Waffe umzugehen weiß, denn er iſt Schützenhauptmann; ich glaube, daß er nicht mehr geſagt hat, als er thun würde.“

„Wie will er wohl die zehn Mann zuſammenbringen,“ frug der Fremde wieder, „welche den Feind, der auf ihren Theil kommt, unſchädlich machen ſollen?“

„Wahrſcheinlich meinte er, daß ſich alle Einwohner des Kreiſes, welche eine Waffe führen können, zu einer Landwehr vereinigen müßten.“

„Gut!“ rief der Andere, „einfaches Exercitium und einige militäriſche Disciplin können in ſechs bis acht Wochen eine Kreiswehr herſtellen, welche zu Vielem brauchbar wäre, vorausgeſetzt, daß Waffen und Uniformen zu ſchaffen ſind und daß der Feind nicht die Ausbildung hindert, indem er die Rädelsführer erſchießt. Können Sie mir mittheilen, wo in dieſem Theil der Provinz Truppen der Franzoſen ſtehen?“

Der Doctor erzählte, was er wußte.

„Mir wurde geſagt, daß in Ihrer Kreisſtadt und der Umgegend kein Militär zu finden ſei.“

„Das iſt wahr, aber wir ſind keinen Tag vor Streifpartien und Durchzügen des Feindes ſicher. Holla!“ rief er einem Bauern zu, der ihnen eilig entgegenkam, „es ſind doch keine Soldaten auf dem Wege?“ Der Bauer wies nach rückwärts: „Sie halten im Dorfe vor der Schenke,“ und mit einem Fluch ſetzte er hinzu: „es ſind bairiſche Reiter!“

Der Doctor ſah ſeinen Begleiter an: „Wir wollen umkehren, wenn Sie es wünſchen.“ Der Fremde blickte ſcharf in die Ferne. „Zu ſpät,“ ſagte er halb für ſich. „Sie ſehen uns, wie wir ſie. Es thut mir leid, daß ich Sie in Ungelegenheit bringe; ich habe allerdings den Wunſch, von den Herren dort nicht feſtgehalten zu werden.“

„Sie traten unſicher auf, als Sie in den Wagen ſtiegen. Ich vermuthe, Sie haben einen Schaden am Fuße.“

„Nehmen wir an, eine Verſtauchung,“ antwortete der Fremde.

„Dann ſind Sie mein Patient und ich bringe Sie zur Kur in meine Wohnung. Ich für meinen Theil habe einen Reiſepaß.“

„Ich auch,“ ſagte der Fremde, „Kaufmann Heller aus Löwenberg.“

„Fahre zu, Kutſcher!“ gebot der Doctor.

Bairiſche Reiter hielten den Schlitten an. Ein höherer Officier ritt heran, die Reiſenden grüßten. „Herr Doctor König!“ ſagte der Major, während der Doctor ſeinen Paß herauszog, „ich habe Sie bereits in Ihrer Stadt geſehen. Wer iſt Ihr Begleiter?“

„Mein Patient, den ich zur Kur in die Stadt bringe.“ Der Baier öffnete einen Augenblick das Papier, welches der Fremde ihm hinreichte, Beide ſahen einander feſt in die Augen; dem Doctor pochte das Herz.

Ein alter Wachtmeiſter, welcher das Wagenleder aufgeknöpft hatte, meldete reſpectvoll: „Der Mann dort hat einen preußiſchen Officierſäbel zwiſchen den Beinen.“

„Sie ſind jetzt billig zu kaufen,“ ſagte der Fremde.

So ſchmerzlich war der Klang dieſer Worte, daß der bairiſche Officier ſchweigend das Papier zurückgab und der Mannſchaft zurief: „Paſſirt!“

Der Kutſcher fuhr im Schritt an den Reitern vorüber und dem Doctor dünkten die Minuten eine Ewigkeit, ſein Gefährte hatte ſich zurückgelehnt und ſchwieg lange; endlich begann er: „Es iſt Zeit, daß ich mich und meinen Säbel vorſtelle: Rittmeiſter Helwig von den Huſaren.“

Der Doctor wandte ſich erſtaunt zu ihm. Unter vielen Geſchichten von Schwäche und Hilfloſigkeit, welche ſeit dem letzten Herbſt von Mund zu Mund getragen wurden, war eine andere geweſen, welche ſo ermuthigend klang, daß die Hörer ſie gar nicht glauben wollten. Ein junger Huſarenlieutenant ſollte mit einer halben Schwadron ein Bataillon der Feinde zerſprengt und einen großen Transport Kriegsgefangener, man ſprach von zehntauſend Mann, befreit haben. Der junge Huſar war deshalb außer der Reihe zum Rittmeiſter befördert worden.

Dieſer Tapfere war der Reiſegefährte. Der Doctor ſprach mit warmen Worten ſeine Freude über den Zufall aus und Beide fuhren als gute Genoſſen in eifriger Unterhaltung der Stadt zu.

„Wir haben unerhörtes Unglück gehabt,“ ſagte endlich der Rittmeiſter, „wir haben es ja wohl in Vielem verſchuldet; aber wenn uns auch die franzöſiſche Führung im Großen überlegen war, glauben Sie mir, unſere Soldaten ſind da, wo die Tüchtigkeit des Einzelnen den Ausſchlag gibt, feſter und kriegstüchtiger als die Feinde; und ſie wiſſen das auch. Nehmen ſie den Franzoſen einen Mann und wir treiben ſie wieder über den Rhein zurück. Ich hoffe, den Tag zu erleben, wo wir auch mit dem Feldherrn die letzte Abrechnung halten. In der Grafſchaft befiehlt jetzt als Gouverneur Graf Götzen, einer der Beſten, die wir in Preußen haben. Ich muß ohne Aufenthalt zu ihm. Können Sie mir dabei helfen? denn wie ich ſehe, wird der Weg unſicher."

„Ich bin bereit, in der Stadt ſogleich einen andern Wagen zu nehmen, was bei meinem Berufe Niemandem auffällt, und ich begleite Sie nach jeder Richtung, die Sie wünſchen, im Fall Sie meine Geſellſchaft für vortheilhaft halten."

„Gewiß," antwortete der Rittmeiſter, „wenn Sie mir erlauben, als Ihr Gehilfe mitzufahren; einige Meilen von hier finde ich auf dem Gute eines Bekannten ein Pferd, von da helfe ich mir weiter."

Als der Doctor ſeinen Begleiter glücklich durch die feindlichen Kommandos gebracht hatte und am ſpäten Abend nach Hauſe kam, fand er eine Geſtalt auf der Treppe ſitzen. Die Erſcheinung machte Platz, ſtieg aber hinter ihm die Stufen herauf. Es war ein Mann in einem Bauernmantel, der mit abgezogenem Hut in das Zimmer trat. Der Doctor erkannte den flüchtigen Knecht, der ihm die Nachricht von der verlorenen Schlacht zugetragen hatte. Hans drehte den Hut in den Händen. „Ich wollte Sie nur fragen, weshalb Sie mir damals das Geld auf den Weg geworfen haben."

„Weil ich dir das Geld geſchenkt hatte, und weil ich annahm, daß du nicht auf redlichem Wege erworben hatteſt, was du mir zurückgeben wollteſt; vor Allem aber, weil mir mißfiel, daß du dich über das Unglück unſerer Soldaten freuteſt." Der Mann ſah vor ſich nieder. „Herr Doctor, ich will auch unter die Soldaten gehen, wenn Sie meinen."

„Du? wie kommſt du zu dem Entſchluß?“

Hans holte tief Athem. „Mir ging die Geſchichte im Kopfe herum. Ich bin kein ſchlechter Kerl, und Sie ſollen mich nicht dafür halten. Aber ich laſſe mir nichts Unrechtes gefallen, und ich war damals im Zorn über die großen Herren. Jetzt ſehe ich, wie die fremden Spitzbuben mit unſern Bauern umgehen. Hafer, Stroh und Heu iſt weg, Pferde und Kühe, Gänſe und Hühner ſind weg und wie haben ſie die armen Leute mißhandelt! Da fiel mir ein, daß ſie kein Recht dazu haben. Letzten Sonntag habe ich mich auf das Gut des Kammerherrn geſchlichen und ſah von Weitem, wie mein Mädchen zur Kirche ging. Ich wagte mich auch hinein, bevor die Thüre zugemacht wurde und ſtand ganz hinten. Da hörte ich, wie der Prediger zuletzt ſeine Bitten ſprach für das gequälte und geängſtigte Land. „Wer helfen kann, der helfe,“ ſagte er; „die beſte Hilfe aber iſt beim Herrn.““ Hans faltete bei dem Bericht die Hände. „Sogleich fiel mir ein, daß ich auch helfen kann, eben ſo wohl mit dem Säbel, als mit der Trompete, und ich möchte Trompeter werden bei den Huſaren. Am Abend ſah ich aus meinem Verſteck, wie ein verdammter Franzoſe, der auf dem Schloſſe liegt, mit meinem Mädchen ſchön thun wollte, und das ſchlug dem Faſſe den Boden aus. Die Hunde müſſen fort, ſo oder ſo,“ rief er. „Das meinte auch das Mädchen, als ich Abends mit ihr zuſammentraf. Sie klagte über die Dreiſtigkeit und verlangte, daß ich Sie befragen ſollte.“

Der Doctor fühlte den Zorn des Mannes mit und verſtand die Mahnung, welche auch an ihn ſelbſt gerichtet wurde. „Du haſt jetzt noch weniger gutes Leben unter den Soldaten zu erwarten, als zu anderer Zeit: ſchweren Dienſt, ſchlechte Koſt und tägliche Gefahr.“

„Das thut mir nichts,“ antwortete Hans, „ich war unter den Paſchern, Herr, dort heißt's auch, heut trinken und morgen ſinken, und ich wollte fragen, ob Sie mir zu den Huſaren helfen können.“

„Kannſt du dich einige Tage in der Nähe aufhalten, ohne von der Obrigkeit gefaßt zu werden, ſo gehe ich ſelbſt mit dir in das Gebirge."

„Ich wünſche mir nichts Beſſeres," rief Hans erfreut, „wenn Sie mir ſagen wohin, ſo führe ich Sie über die Berge auf Wegen, die kein Franzoſe betritt."

Am Morgen ſuchte der Doctor ſeinen Freund auf, welcher mit ſtillem Antheil einen Schmerz beobachtet hatte, deſſen Grund ihm der Andere verbarg. „Ich verlaſſe die Stadt auf mehre Wochen und gehe nach der Grafſchaft; dort fehlen in den Lazarethen die Aerzte und die Noth iſt groß. Während meiner Abweſenheit ſoll mein Vetter, der als junger Arzt in der Hauptſtadt lebt und nach Wiſſen und Charakter durchaus Vertrauen verdient, mich hier vertreten. Er wird noch heut eintreffen. Fragen Sie nicht, mein Freund, was mich beſtimmt, jetzt von hier zu gehen; vielleicht kommt der Tag, wo ich gegen Sie ohne Schmerzen davon reden kann."

Der Einnehmer faßte ſeine Hand: „Wenn ein gewiſſenhafter Mann, wie Sie, ſolchen Entſchluß faßt, ſo muß er gehen und es nützt nichts, Worte darüber zu machen. Aber ſobald Sie dürfen, kehren Sie zurück; denn es gibt Leute hier, kranke und geſunde, welche Sie jeden Tag vermiſſen werden."

Darauf beſprachen die Beiden, was für die Reiſe durch feindliche Truppen nöthig war.

Der Einnehmer ſah dem Scheidenden von der Treppe ernſthaft nach. „Du biſt nicht der Einzige, der mit ſich herumträgt, was ihn plagt." Er griff rückwärts nach ſeinem Zopf. Darauf gebot er der Haushälterin den Friſeur zu holen. Als der Alte eintrat mit der demüthigen Vertraulichkeit, zu der ſein Beruf berechtigte, ſah ihn der Einnehmer feindſelig an: „Blaſchke, ſchneide er mir den Zopf ab. Ich will mit ſeinesgleichen nichts mehr zu thun haben."

Blaſchke erſchrak ſehr und ſein großer Beutel fiel auf die Diele. Denn die Zahl der Zöpfe, welche er band, wurde mit jedem Jahre kleiner, und das anſehnliche Geflecht des Einnehmers erſchien ihm zuweilen als das letzte Tau, welches ſeine Kunſt in den empörten Wogen der neuen Zeit vor dem Untergange bewahren könnte. „Aber Herr Einnehmer,“ bat er.

„Fort mit dem Zopf und fort mit ihm ſelbſt,“ gebot der grimmige Kunde zum zweiten Mal. „Er iſt ein Spion.“

„Hochverehrter Herr Einnehmer“, flehte der entſetzte Blaſchke. „Sie kennen mich doch ſeit vielen Jahren als einen redlichen Bürger.“

„Einer von ſeinem Handwerk hat eine Feſtung an die Franzoſen verrathen, und er würde es auch thun. Er iſt an mir und meinem Zopf zum Judas geworden. Geſteh' er zur Stelle, wer hat ihn beſtochen, damit er zutrage, was bei den Honoratioren und in der Bürgerſchaft zu erhorchen iſt. Wenn er nicht Alles bekennt, ſo ſchneide ich den Zopf eigenhändig mit der Papierſchere ab und werfe den Zopf und den Blaſchke zum Fenſter hinaus.“

Der Alte legte die Hand auf das Herz: „Niemals hat mir Jemand einen ſolchen Antrag geſtellt,“ betheuerte er in ehrlicher Entrüſtung.

Der Einnehmer ſtillte ein wenig ſeinen Zorn: „Es wäre auch unnöthig; er ſchwatzt ohnedies gegen Jedermann Alles aus, was er weiß.“ Er ſetzte ſich: „Abgeſchnitten aber wird doch. Fortan Tituskopf, Blaſchke, die Welt iſt zu ſchlecht.“

„Herr Einnehmer, mir iſt zu Muth, wie bei einem Begräbniß,“ klagte der Friſeur und hielt mit unſicherer Hand die Schere.

„Welcher von den dreizehn Zöpfen in der Stadt mag wohl einem Franzoſen gehören?“ frug der Einnehmer mit plötzlicher Milde.

„Kein einziger, das kann ich als Vaterlandsfreund atteſtiren.“

„Der penſionirte Rath drüben iſt ja wohl auch ein guter Preuße?“

„Der gehört zu den beſten; Sie glauben gar nicht, mit welcher Verachtung er von dem Feinde zu mir redet.“

„Mein alter Blaſchke unterhält ſich alſo gern über Allerlei mit dem braven Manne?"

„Ja, das geſtehe ich aufrichtig."

Der Einnehmer wandte ſich um und ſah den Alten feſt an: „Er hat neulich bei mir den reiſenden Händler geſehen. Als der Herr Rath von da drüben wegen dieſes Kaufmanns mit ihm ſprach, und ihn ausfrug, was hat er dem Herrn Rath berichtet?"

„Nichts als die volle Wahrheit," antwortete der Friſeur gekränkt: „daß ich den Fremden früh morgens bei dem Herrn Einnehmer fand, und daß der Fremde mir hier auf dem Sopha als ein hübſcher Herr erſchien, der recht militäriſch ausſah." Und ſchlau fuhr er fort: „Ich ſah auch ſpäter, als er in den Wagen ſtieg, daß er etwas Schweres hereinhob und daß er Piſtolen bei ſich hatte."

Der Einnehmer pfiff vor ſich hin. „Es iſt richtig. Der Zopf iſt ſchuld, daß ich den Franzoſen in der Hauptſtadt angegeben bin. Fort mit den Haaren und fort mit ihm ſelbſt!"

Am Nachmittag richtete ſich Herr Köhler ſo ein, daß er zu einer Stunde, wo Minchen von Buslow auf dem Stadtwall zu gehen pflegte, ihr begegnete. „Bitte, Fräulein, bewundern Sie dort unten die goldenen Ränder der ſchwarzen Wolke." Er trat mit ihr zwiſchen die Bäume.

Das Fräulein ſah neugieriger auf die neue Haartracht, als auf die Wolken. „Es gibt wieder Regen."

„Wohl möglich," beſtätigte der Einnehmer und hob vor ihren Augen ſeinen Finger. „Sollten Sie einmal an Ihren Günſtling Schwarz oder Neger ſchreiben, ſo bitte ich, ihm mitzutheilen, daß ich von jetzt ab auf einer anderen Behandlung beſtehen muß. Die Beſuche nicht mehr in meiner Wohnung, ſondern im Amtslocal und nicht allein, ſondern mit wenigſtens zwei Begleitern, ihre Uniformen unter dem Civilmantel erkennbar. Ich muß auch fordern, daß mir eine bis zwei Piſtolen auf die Bruſt geſetzt werden, und bitte nur dafür zu ſorgen, daß keine Kugeln darin ſind, damit nicht durch Zufall ein Unglück geſchieht. Am Ende des Beſuches jedoch, bevor die Herren auf ihren Wagen ſteigen, darf eine Kugel in die Wand gefeuert werden."

„Was iſt geſchehen?" frug das Fräulein erſtaunt.

„Ein Beſuch, den der erwähnte Herr mir abgeſtattet hat, iſt in der Hauptſtadt angezeigt worden und ich erhielt von einem Bekannten eine klägliche Warnung. Da der Kaiſer ſich unſere Provinz angeeignet hat und unſere hohen Behörden ſo pflichtgetreu ſind, ihm dabei jeden Vorſchub zu leiſten, ſo ſollen auch wir gezwungen werden, ihm die Steuern in ſeine Taſche zu liefern. Wer ſich nicht fügt, wird beſeitigt. Man behauptet, daß Ihr Schwarzer hier Kaſſengelder erhoben hat. Das Morgenroth der Freiheit geht endlich bei uns auf, liebes Fräulein, und es fehlt in dieſer Stadt und Umgegend nicht an Lerchen, welche die neue Sonne anſingen. Auch wer Briefe ſchreibt, mag ſich hüten." Das verſprach das Fräulein. Als aber der Einnehmer beim Abſchiede frug: „Nun, wie gefällt Quintus Fixlein?" da antwortete ſie ehrlich: „Herr Einnehmer, das iſt mir zu hoch."

„Wie iſt das möglich?" frug Herr Köhler enttäuſcht.

„Ich bin ein einfaches Soldatenkind. Seit die liebe Mutter ſtarb, habe ich dem Vater und dann meinem armen Bruder gekocht, geſtrickt und genäht, denn das Bügeln war für mich zu ſchwer, und bin wenig mit Büchern umgegangen. Wenn ich einmal leſe, ſo ſind mir die Reiſebeſchreibungen am liebſten; dabei denke ich, daß ich mich auch in der Fremde durchſchlagen könnte, wie Robinſon. Dann laufe ich in meinen Gedanken mit Papagei und Sonnenſchirm durch den Buſch, und freue mich über die vielen Lama, welche um mich herumſpringen. Die Wilden würden dem kleinen Wichtel nichts thun."

Sie war ſo anmuthig in ihrer Einfalt, daß der Einnehmer nichts Feindſeliges zu erwiedern vermochte, und auf dem Heimwege ſeiner Menſchenfreundlichkeit nur den bedauernden Ausdruck gab: „Schade, jede Poeſie fehlt."

6.

Der Räuber Moor.

Es war ein heller Morgen des beginnenden Frühlings, die Sonnenſtrahlen ſtreiften in der friſchen Bergluft mit wohlthuender Wärme die Wange des Reiſenden. An den gefrorenen Geleiſen des Waldweges hing weißer Reif, aber Zweige und Blattknoſpen des Laubholzes ragten glatt und rund, gefüllt mit geheimem Leben, unter den Bäumen ſproßte das junge Grün und um kleine weiße Blüthen flogen die erſten Schmetterlinge. Die Amſel pfiff ihr Lied und hinten im Walde krächzten die Krähen, ſonſt war es ſtill, kein Menſch auf den Feldern und Wegen zu ſehen. „Halt, wer da," rief ein Poſten hinter dem Buſch hervortretend. Der Wagen, welcher den Doctor mit ſeinem Begleiter bis hierher geführt hatte, hielt an und ſie wurden einen mäßigen Hügel hinaufgeführt, deſſen freie Höhe mit jungen Fichten umwachſen war.

Auf der Höhe empfing ſie ein Officier. Als er Namen und Begehr des Doctors erfahren hatte, ſagte er: „Sie treffen den Generalgouverneur in der Nähe, ich ſchicke ſie ſogleich zu ihm." Aber ſchon kam der Rittmeiſter aus der Umgebung des Grafen ihm entgegen: „Seien Sie gegrüßt und drei Mal willkommen, wenn Sie bei uns bleiben." Im nächſten Augenblick ſtand der Doctor dem Grafen gegenüber; er ſah eine hagere Geſtalt von mittleren Jahren, das Antlitz bleich, die Wangen etwas eingeſunken, zwei große Augen, welche hell und glänzend in die Welt blickten.

„Sie kommen erſehnt,“ begrüßte ihn der Gouverneur mit freundlicher Stimme, „und werden finden, daß Sie Vielen wohlthätig ſein können. Ein edler Mann Ihres Berufes, der aus der Hauptſtadt zu uns durchdrang, iſt ſchwer erkrankt und wir müſſen ſeinen Beiſtand entbehren; nichts aber fehlt unſeren armen Leuten ſo ſehr als ärztliche Hilfe und die Krankheit, gegen welche wir rathlos ſind, wird uns ſchädlicher als der Feind. Der Rittmeiſter ſagt mir, daß Sie entſchloſſen ſind, uns auch mit den Waffen zu dienen; Sie ſind uns aber am werthvollſten als Arzt und ich bitte Sie, Ihren Beruf bei uns zu üben. Auch bei mir ſelbſt,“ fügte er lächelnd hinzu. Da der Doctor ſich bereit erklärte, fuhr er fort: „Wer ſicheres Leben aufgibt, um zu uns in die Berge zu kommen, der hat ein Recht darauf, daß wir ihn wie einen werthen Freund empfangen. Indem ich Sie auffordere, unſerem König das Gelöbniß der Treue in meine Hand abzulegen, begrüße ich Sie als Kameraden. Alle ſind wir durch dieſen Eid zu einander geſellt wie Bundesbrüder, und dieſelbe brüderliche Geſinnung, die wir Ihnen entgegenbringen, werden Sie, wie ich hoffe, auch uns erweiſen.“ Seine Augen flogen über den Kreis der Officiere, welche um ihn verſammelt waren, und hafteten mit ſo ſeelenvollem Ausdruck auf dem Doctor, daß dieſem vorkam, als ob er vor einem Mann von ungewöhnlicher Herzensgüte ſtehe. Er legte das Gelöbniß in die Hand deſſen ab, der jetzt auch für ihn der höchſte Befehlshaber wurde, und wandte ſich dann ſofort, um ſeinen Beruf zu üben, zu einem Huſaren, der einen Schuß durch das Bein erhalten hatte und an einen Baum geſtützt zur Seite lag. Der Graf warf einen zufriedenen Blick nach ihm, dann ſprach er zu ſeinem Gefolge.

Einzelne Officiere kamen heran, den Doctor zu begrüßen, auch ſeine Kunſt in Anſpruch zu nehmen. Unterdeß ſah er in der Nähe den Gouverneur, welcher Nachrichten empfing und abſandte, und beobachtete die ſchnelle und feſte Weiſe des Mannes und die Gewandtheit, mit welcher er Jeden behandelte.

Vor dem Aufbruch trat der Gouverneur wieder zu ihm: „Als der Adjutant mir von Ihrer Abſicht erzählte,“ begann er vertraulich wie zu einem jüngeren Kameraden, „waren Sie mir nicht ganz fremd, denn Ihr Name ſtand bereits eingezeichnet in die Zahl derer, auf welche wir uns in Nothfällen gern verlaſſen möchten.“ Und da der Doctor ihn verwundert anſah, fuhr er fort: „Gute Freunde ſenden uns zuweilen die Namen ſolcher, welche nach ihrem Charakter geeignet ſind, für uns Opfer zu bringen. Und Sie waren in Ihrer Stadt nicht ſicher, daß nicht bei Gelegenheit einer von uns bei Ihnen angeklopft hätte als bei einem Manne, der ſein Vaterland liebt. Das große Unglück hat viel Schwäche und Muthloſigkeit zu Tage gebracht, aber im Heer und im Volke auch viel Treue und dauerhafte Kraft. Sie iſt für uns in dieſen Bergen die beſte Hilfe, die kann der böſe Feind uns nicht nehmen und um dieſer Gerechten willen wird der Himmel uns nicht verderben, ſondern aus unſeren Prüfungen ſiegreich hervorgehen laſſen.“

Und lächelnd ſetzte er hinzu: „Das ſind hohe Worte bei geringer Macht, denn wer uns jetzt ſieht, ohne uns zu kennen, der kann uns wohl mit Freibeutern oder Räubern vergleichen.“

„Das geſchieht auch von Solchen, welche nicht hier waren,“ verſetzte der Doctor und erzählte von den Klagen eines alten Soldaten aus König Friedrichs Zeit.

Der Graf lachte: „Es gibt Viele, die deshalb über uns klagen werden. Aber der Stock, die Fuchtel und das Gaſſenlaufen waren auch nicht immer da, ſie kamen als revolutionäre Neuerungen in die Welt und ſicher haben damals viele alte Krieger den Untergang alles kriegeriſchen Heldenmuthes von ihnen befürchtet.“

Auf dem Wege nach der Feſtung, welcher der Doctor im Gefolge des Gouverneurs zufuhr, überſah er mit größerer

Muße die Geſellſchaft, in welcher er ſich befand; der Graf hatte nicht ohne Grund an die Räuber gedacht, denn das Ausſehen der Officiere und Gemeinen war ungewöhnlich und durchaus gegen das Reglement: entſchloſſene Mienen und kriegeriſche Geſtalten, mehr als eine von edler ritterlicher Haltung, aber nach den Uniformen aus allen Truppentheilen zuſammengeſetzt, jede Art von Huſarendolman und Kopfbedeckung, ſogar bairiſche Uniformen nothdürftig zugerichtet, die meiſten einander nur darin gleich, daß ſie durch Regen und Sonne, durch Bivouak und feindliche Waffen entfärbt und durchlöchert waren. Auch die Pferde waren zum größten Theil aus dem Lande zuſammengerafft oder vom Feinde erbeutet, viele unanſehnlich und ſtrapazirt durch übermäßigen Gebrauch.

In ſeinem Berufe fand der Doctor große Aufgaben und ſchwere Arbeit. Nicht alle Lazarethe waren in der Stadt und in der darüber liegenden Feſtung, mehre hatte der Graf mit gutem Grunde an anderen Orten der Grafſchaft eingerichtet und die Sorge dafür wurde durch die Entfernung erſchwert. Kaum in einem der Lazarethe gebot ein gelernter Arzt, Typhus und bösartige Fieber herrſchten in allen, überall war kaum das Nothdürftigſte für die Verpflegung eingerichtet. Da kam dem Doctor zu Gute, daß er in Paris die Einrichtungen kennen gelernt hatte, welche damals für die beſten galten. Bald gewann er durch ſeine Vorſchläge und das ſichere Weſen, das er bei der Anordnung bewies, das ganze Herz des Gouverneurs. Und er hatte ſo viele Gelegenheit zu helfen und zu retten, daß er am Abend oft todmüde, und doch in gehobener Stimmung zu ſeinem kleinen Quartier in der Stadt zurückkehrte. Nach wenigen Tagen wurde ihm in der Nähe des Gouverneurs ein Feldbett aufgeſchlagen.

Der Graf ſelbſt erfuhr auf ſeine Frage, daß er ernſthaft krank ſei, und daß ſein Leiden, wenn er ſich nicht mehr ſchone, für ihn verhängnißvoll werden müſſe.

„So dürfen Sie nicht zu mir reden,“ ſagte er gutlaunig,

„Schonung und Pflege ſind unmöglich, und eben ſo wenig darf ich unbrauchbar werden, ſolange der Krieg dauert; von Ihnen aber fordere ich, daß Sie mich zwiſchen Scylla und Charybdis durchſteuern.“ Und den Arzt aufmerkſam betrachtend, auf deſſen erblichenen Wangen man die übergroße Anſtrengung leſen konnte, ſetzte er hinzu: „Gern bäte ich, wenn ich Erfolg hoffte, daß auch Sie vor einer Niederlage ſich in Acht nehmen. Ich vermag im Nothfall noch zu kommandiren, wenn ich auf dem Kiſſen liege, was ſoll aber aus unſern armen Kranken werden, wenn Sie nicht zur Stelle ſind? Doch wie viel Sie auch in den Hoſpitälern zu thun haben, ich muß Sie noch außerdem für mich in Anſpruch nehmen; eine Stunde des Abends müſſen Sie mir opfern und ſich gefallen laſſen, daß Ihr Patient Ihnen vorklagt.“

Der Doctor merkte bald, wie edelherzig dieſer Befehl war. Jedes Mal, wenn er kam, fand er durch den alten Diener zwei Couverts gedeckt, dann mußte er mit dem Grafen zum Abendeſſen niederſitzen. In dieſer Zeit ſprach ſein Chef vertraulich zu ihm wie zu einem jüngern Bruder, zuweilen von der Politik, lieber von ſeinen perſönlichen Freunden und von allerlei Menſchen, die er kennen gelernt hatte. So brachte er den Gaſt dahin, auch ſeinerſeits zu erzählen, was ihm durch das Gemüth gezogen war.

Er entließ ihn nach einem ſolchen Abend mit einem Händedruck: „Das iſt meine Kur. Sie haben mir meine Arznei gereicht, jetzt vermag ich wieder zu arbeiten.“

Durch dies Vertrauen gewann der Doctor zuweilen Einblick in das ſtille Triebwerk der Politik und ſeine Verwunderung wurde immer größer über den Umfang der Thätigkeit, welche vom Cabinet des Gouverneurs ausging. Denn dorthin kamen Nachrichten aus allen Theilen der Provinz, Briefe vom Kaiſerhofe in Wien, vom auswärtigen Amte Englands, aus der Umgebung des ruſſiſchen Kaiſers; dazu vertraute Mittheilungen aus dem Hauptquartier in Oſtpreußen und andere aus der Reſidenz, welche oft auf ſeltſamen Umwegen eingingen, manche in einer Chiffreſchrift geſchrieben, zu welcher der Graf allein die löſenden Zeichen kannte. Dazwiſchen jede Art von militäriſchen Berichten und Projekten.

Draußen fand ſich der Doctor mitten in das ſtürmiſche Treiben eines Feldlagers verſetzt; in dem engen Raume der Feſtung Glatz drängten ſich faſt Alle zuſammen, welche mit That und gutem Rath zu helfen bereit waren. Vornehme Gutsbeſitzer, zuweilen aus weit entlegenen Kreiſen, kamen und gingen, brachten Nachrichten und nahmen geheime Aufträge mit ſich. Höhere Verwaltungsbeamte der Provinz arbeiteten an engen Bureaux, die in einer Zimmerecke eingerichtet waren; ein oberſter Gerichtshof ſprach auch in bürgerlichen Händeln Recht; ihn hatte der Graf eingerichtet, weil er die Urtheile, welche von den Obergerichten der Provinz im Namen des fremden Kaiſers erlaſſen wurden, als nichtig behandeln mußte. Bei dieſem Gericht fand der Doctor ſeinen Aſſeſſor aus der Kreisſtadt beſchäftigt. Und wer aus den überfüllten Häuſern auf die Gaſſe trat, der ſtieß auch hier auf eine Menge abenteuerlicher Geſtalten: Schmuggler von der nahen Grenze, welche ihre Ladungen in die Magazine geliefert hatten, Soldaten von faſt jedem Regimente des Heeres, wie ſie ſich aus der Gefangenſchaft gelöſt oder durchgeſchlagen hatten, Freiwillige aus allen Ständen der Bevölkerung, die ſich zum Dienſt anboten, Treiber, welche Schlachtvieh herbeiführten, jüdiſche Lieferanten mit ihren Proviantwägen. In den Werkſtätten ſchnitten, nähten und hämmerten dichtgedrängt die Handwerker bis in die Nacht, auf allen Plätzen wurde exercirt und noch des Abends klangen überall, wo Soldaten einquartiert waren, die Hörner, Trompeten und Pfeifen der Muſiker, denn jede der neugebildeten Compagnien und Schwadronen war ſtolz auf eigene Muſik, und ſie wurde ihr gern geſtattet, nur daß ihre Muſiker auch als Soldaten fechten mußten. Unter den eifrigſten war Hans, der in der Schwadron des Rittmeiſters ſofort zu einer Trompete gekommen war und wenige Wochen nach ſeinem Eintritt vor dem Doctor an ſeinen Säbel ſchlug und ſtolz meldete: „Der war heut zum erſten Mal dabei.“ In dem engen Raume ſtießen die Menſchen, ſo verſchieden an Vergangenheit und Bildung, oft hart an einander, aber obenauf war bei Officieren und Gemeinen eine trotzige Zuverſicht zur eigenen Kraft und Vertrauen zu der Führung.

Mit Befremden ſah der Doctor in den erſten Tagen einen Officier, der ihm ſcheu aus dem Wege ging, den Reiterlieutenant vom runden Tiſch, und er verſagte ſich nicht, den Rittmeiſter nach ſeiner Brauchbarkeit zu fragen.

„Ich habe ihn unter den Andern tüchtig einhauen ſehen,“ ſagte dieſer gleichgiltig. „Dieſe Art Muth hat er, zu ſelbſtändigem Kommando würde ich ihn ungern verwenden; er iſt weichlich erzogen, um ſeine Perſon beſorgt und braucht eine Stunde zum Anziehen.“

Aber an einem der nächſten Tage redete der Baron den Arzt an: „Sie haben mich damals geſehen, wo ich meine Pflicht nicht that; es war mein erſtes Kommando, bei welchem ich mit einem Feinde zuſammentraf. Der Gedanke an den Morgen läßt mir ſeit der Zeit keine Ruhe. Wenn jetzt hier die nähern Umſtände bekannt würden, müßte ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen. Ich bitte alſo, ſchweigen Sie gegen Jedermann.“

Wenn der Arzt mitten in der Nacht aus einem ſeiner Lazarethe ins Quartier ging, ſah er in dem Arbeitszimmer des Grafen immer noch Licht und zuweilen den Schatten einer auf- und abſchreitenden Geſtalt. Da ſagte er dem Grafen bei der nächſten Zuſammenkunft: „Das darf ich als Arzt nicht dulden!“

„Lagen Sie zu Bett, als Sie es ſahen?“ antwortete der Gouverneur.

„Ich hatte einen ſchweren Fall.“

„Ich auch,“ verſetzte der Andere heiter. „Aber wir thun, was wir müſſen, nicht auf gleiche Weiſe. Ich tummle mich in dieſem Wirrwarr mit leichtem Sinn, Sie aber ernſthaft und mit ſchwerem Muth; und wenn Sie einmal ausruhen, ſo ſehen Sie in ſich gekehrt aus, als ob die Welt rings um Sie leer wäre."

„Solchen Ernſt, den ich auch in meinem Vornamen mit mir herumtrage, habe ich wohl von meinem Vater geerbt," antwortete der Doctor.

Der Graf rückte ihm den Stuhl, ſchenkte ihm das Glas voll und legte ſich auf dem Sopha zurück. „Erzählen Sie mir von Ihrem lieben Vater."

Das that der Doctor gern. Lange bevor er geendet hatte, hielt der Graf neben ihm ſitzend ſeine Hand feſt. „Ich danke Ihnen, mein Freund. Und jetzt will ich erfahren, was Ihnen unter uns leichten Huſaren das Herz ſchwer macht."

So vieler Freundlichkeit konnte der Doctor nicht widerſtehen. „Ich hatte ein Mädchen lieb gewonnen; es war das erſte friſche Aufblühen einer innigen Neigung, und die Geliebte wurde mir plötzlich entfremdet." Er berichtete von dem Ueberfall und der Verlobung im Pfarrhaus, wie ihm der Geiſtliche erzählt hatte. Der Graf hörte zu, ohne durch eine Frage zu unterbrechen. Als der Erzählende zu den Worten kam, welche der Franzoſe bei dem Ringwechſel geſprochen, fiel ihm die Spannung im Geſichte des Hörers auf. Nachdem er geendigt hatte, ſaß der Graf einige Augenblicke in Nachdenken. „Man ſucht bei ſolcher auffallenden That nach den Beweggründen. Ein toller Streich, wie man ihn etwa einem verwegenen Fähnrich zutrauen könnte, ſcheint dies nicht zu ſein. Iſt die Demoiſelle das, was man eine Schönheit nennt?" — „Ich glaube ja," verſetzte der Doctor. — „So war es dies," ſchloß der Graf. „Daß der Vater die Nichtigkeit einer ſolchen Verlobung nicht ſogleich und nicht in der nächſten Zeit betont hat, dürfen Sie dem armen alten Herrn, der bis auf den Tod bedrängt war, nicht als übergroße Schwäche auslegen. Zunächſt kommt es doch darauf an, wie das Fräulein ſelbſt die Sache anſieht.“

„Ich habe ſie durch den Vater bitten laſſen, mir ihr Vertrauen zu ſchenken, ſie iſt nicht darauf eingegangen; ſie verhüllt ihre Seele auch vor mir, und darüber traure ich. Ich hatte freilich noch kein Anrecht auf ſo hohes Vertrauen.“

„Auch Schüchternheit und Scham können ein unſchuldiges Weib dem geliebten Manne gegenüber zum Schweigen veranlaſſen. Und von dieſer Seite iſt noch nichts verloren. Dagegen ſcheint mir dieſer franzöſiſche Rittmeiſter wohl werth, daß man ſich nach ihm erkundige. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft verſchaffen. Unterdeß laſſen Sie ſich's gefallen, daß ich mich Ihnen in der Rolle eines Vertrauten aufgedrängt habe, und entſagen Sie der Hoffnung nicht ſo hartnäckig, wie bisher.“

Nach einer Zuſammenkunft mit dem franzöſiſchen General, welcher die gegenüber liegenden Truppen befehligte, rief der Graf am Abend ſeinem Tiſchgenoſſen entgegen: „Heut war ich Ihnen noch dankbarer, als ich wohl ſonſt bin, denn Sie haben mir die unvermeidlichen Viertelſtunden der Converſation mit dem Franzoſen erleichtert. Ich habe Auskunft über den Capitän erhalten. Alſo, jene Scene im Pfarrhauſe hat den Prinzen und die Generalität weit mehr beſchäftigt, als anzunehmen war. General Lefebvre ſelbſt war genöthigt, deshalb beim Prinzen die Lärmtrommel zu ſchlagen, nicht wegen des Zweikampfes, ſondern weil Herr Deſſalle damals in ſeinem Zorn das geſammte Officiercorps eines deutſchen Rheinbundſtaates vor den Ohren der Mannſchaft und anderer Zuhörer mit ſehr bedenklichen, reſpectwidrigen Ausdrücken bezeichnet hatte. Durch den zweiten Officier, der ſich vorſichtig dem Säbel des Capitäns entzogen hatte, und durch die Unterofficiere wurde dies nach dem Todesfalle zur Anzeige gebracht, die höheren Officiere aber begingen in patriotiſchem Grimm die Taktloſigkeit, wegen dieſer Ehrenkränkung Klage beim

Oberkommando zu erheben. Prinz Jérôme vernahm in ſeiner Weiſe lachend und wohlgefällig das Abenteuer und dachte offenbar von dem Capitän darum nicht ſchlechter, weil er den deutſchen Tölpeln eins verſetzt hatte. Um ſeinen Günſtling aber den weiteren Folgen zu entheben und die Angelegenheit durch Hinziehen zu beendigen, ſandte er ihn mit Briefen an den kaiſerlichen Bruder. Dies iſt der Grund, weshalb der Officier vom Horizont verſchwunden iſt und während dieſes Feldzuges ſchwerlich in unſerer Provinz erſcheinen wird. Das Letztere wenigſtens iſt günſtig;" — und ernſthaft fügte er hinzu — „der Capitän gilt, ſo weit dem Urtheil meines Berichterſtatters zu trauen iſt, für einen Mann von Ehre; er iſt durch eigene Tüchtigkeit heraufgekommen."

Der Doctor ſaß in düſterem Schweigen und der Graf fuhr ermuthigend fort: „Denken Sie jetzt auch an die Freuden und Sorgen des nächſten Tages. Hundert gute Monturen ſind heut früh von den Huſaren eingebracht worden. Wir ſollen Armeen aus der Erde ſtampfen und ein Kornfeld bauen auf der flachen Hand, das wird uns nicht leicht, doch Viele helfen mit Freuden. Hätten wir nur eine Million Thaler und ſechs Monat Zeit, dann wollten wir Waldläufer uns ſehen laſſen." Und er begann vertraulich von ſeinen Plänen für die Ausrüſtung zu erzählen, bis der Andere das eigene Leid vergaß.

Ja, es war eine endloſe mühevolle Arbeit. Alles fehlte. Am wenigſten noch die Mannſchaft. Die Treuen kamen zum Theil aus weiter Ferne, ſogar aus den ſüddeutſchen Fürſtenthümern, welche einſt zu Preußen gehört hatten. Auch an Compagnieofficieren war kein Mangel, von allen Waffen ſtellten ſie ſich ein, Manche von zweifelhaftem Werth, aber auch nicht wenige der Beſten, deren Name in ſpäteren Jahren von Mund zu Mund ging. Doch weit ſchwerer als die Menſchen war die Ausrüſtung zu beſchaffen. Wo das Pulver finden? Der Graf ließ eine Pulvermühle errichten, bald fehlte dafür der Salpeter, Schmuggler trugen mit Lebensgefahr einzelne Centner auf dem Rücken über die öſtreichiſche Grenze. Zuletzt ließ der Gouverneur gar durch Streifpartien das Sprengpulver aus den Bergwerken, welche jetzt für den Feind fördern mußten, entführen. Wo die Musketen hernehmen? Die Gewehre, welche heimlich in der Landſchaft geſammelt wurden, hatten jede Art von Kaliber, und es waren meiſt leichte Jagdflinten, im Krieg auf die Länge gar nicht zu gebrauchen; faſt an jeder mußte reparirt und gebaſtelt werden. Der Graf richtete deshalb auch eine Gewehrfabrik ein, aber natürlich vermochte dieſe nicht ſofort Großes zu leiſten. Woher das Tuch und Leder holen für Monturen und Riemzeug? Woher endlich die Cavalleriepferde, ſeit der Feind den ganzen Winter über die Thiere aus den Ställen geholt hatte, darunter Geſpanne, die der Landwirth nicht entbehren konnte. Und über Allem, woher das Geld nehmen für den Sold der Feſtungstruppen und des kleinen mobilen Heeres? Ohne Geld und Löhnung war keine geordnete Verpflegung möglich, und wenn die Leute hungern mußten, liefen ſie wieder aus einander. Die Geldſummen, welche durch patriotiſche Männer herzugebracht oder durch treue Steuereinnehmer den behenden Boten des Grafen ausgeliefert wurden, auch einzelne Sendungen, welche der Graf durch unermüdliches Schreiben von Wien und London zu erhalten wußte, reichten gerade von einer Woche zur andern, die Vermittler und Agenten waren zum Theil unſicher und Veruntreuungen blieben nicht aus.

Und doch wuchs durch die raſtloſe Sorge und Thätigkeit des einen Mannes in den Frühlingsmonaten eine Compagnie und Schwadron um die andere herauf.

Aber je rühriger ſich die neugebildeten Truppen im Lande tummelten, um ſo argwöhniſcher vermehrte auch der Feind ſein Heer. Gegen jedes Tauſend, das der Graf ins Feld ſchickte, konnte der Kaiſer, der von den Pyrenäen bis zur Weichſel gebot, durch einen Federſtrich zehntauſend ſenden, und je läſtiger die Zwerge in den Bergthälern wurden, um ſo heftiger begehrte der Rieſe in der Ebene das Ende und die Bewältigung des Widerſtandes.

Das ſagte einſt der Doctor dem Gouverneur, als er neben ihm auf einer Baſtion ſtand, und in die anmuthige Sommerlandſchaft hinabſah. Der Graf heftete ſeinen Blick auf den fernen Horizont: „Nicht bei uns liegt die Entſcheidung, aber was wir von den Feinden auf uns ziehen, halten wir dort ab, wo unſer Schickſal entſchieden wird. Ob Oeſtreich ſich entſchließt, uns zu helfen, iſt noch immer die Frage; nur ſo lange wir Preußen hier in dieſem Lande von uns reden machen, können wir auf die Hilfe hoffen. Und iſt bei einem Friedensſchluß die Provinz mit allen ihren Feſtungen in der Hand des Feindes, ſo dürfen Sie annehmen, daß Schleſien für Preußen verloren iſt, und dann iſt unſer Staat ſelbſt verloren. Da haben Sie drei Gründe dafür, mein Freund, weshalb unſere Huſaren wieder ausreiten, um den Franzoſen die Wämmſer zu klopfen.“ Er wies auf den gewundenen Weg, auf welchem Reiter und Fußvolk hinabzogen. „Heut müſſen Sie mir geſtatten, daß auch ich den Ritt mitmache, wir gedenken einen guten Fang zu thun.“

Am Abend blieſen die heimkehrenden Huſaren Fanfare, der Graf hatte in einem ernſten Gefecht dem Feinde herben Verluſt zugefügt, und führte eine anſehnliche Zahl Gefangener mit ſich zurück. In einem bairiſchen Major, der gefangen neben dem Grafen einritt, erkannte der Doctor denſelben Officier, welcher früher ihn und den Rittmeiſter auf der Landſtraße angehalten hatte. „Jetzt iſt es an uns, Ihnen zu danken,“ rief er bei der freundlichen Begrüßung. Da auch der Rittmeiſter das Seine that, ſo fehlte es dem Baiern nicht an Bequemlichkeit und Geſellſchaft. Der Major erwies ſich als wackrer Mann von Ehre und die Beſuche des Arztes wurden für Beide angenehm.

„Kennen Sie einen franzöſiſchen Hauptmann Deſſalle?“ frug einſt der Doctor.

„Sie nennen einen Namen, der uns Baiern ſehr läſtig geworden iſt," antwortete der Major. Er erzählte mit Zurückhaltung von dem Zweikampf, und was der Doctor ſonſt ſchon wußte. „Wir Baiern ſind in die Nothwendigkeit verſetzt, Erklärungen von ihm zu fordern. Meine Landsleute, an denen er zum Ritter geworden iſt, waren ſo ſehr im Unrecht, daß wir uns ſchämen müſſen, und es wäre ganz in der Ordnung geweſen, wenn der Prinz Jérôme oder der Kaiſer die ſtrengſte Beſtrafung der Schuldigen, ſo weit dieſe noch am Leben waren, gefordert hätte. Das aber hat man nicht gethan, dagegen hat der Prinz in Gegenwart eines bairiſchen Generals vor einem großen Kreiſe die Geſchichte von der Verlobung erzählt und dabei den ritterlichen Franzoſen bis in den Himmel erhoben; und uns Baiern bleibt nur übrig, dieſen Herrn mit dem Säbel zu begrüßen, ſobald wir ſeiner habhaft werden. Glauben Sie mir, Doctor, auch unter uns ſind Viele, welche es für einen traurigen Krieg halten, wo Deutſche gegen Deutſche kämpfen und für Fremde einander totſchlagen, wir für die Franzoſen und Sie für die Ruſſen, denn Beide haben wir von den Fremden Hinterliſt und Tücke zu erwarten." So klagte der Baier.

Mit gemiſchten Gefühlen vernahm der Doctor, daß jene Stunde im Pfarrhauſe auch über die Zukunft ſeines Gegners dunkle Schatten warf.

Aber der Doctor ſollte noch von anderer Seite an den Fremden erinnert werden.

In der Thür einer Weinſtube der Stadt traf er auf einen Huſarenofficier, dem ein jüdiſcher Händler gerade einen Brief zuſteckte. „Komm' zu uns herein, Bruder Doctor," rief der Officier mit hartem polniſchem Accent, „ſind wir Alle gerade luſtig." Da die Aufforderung von einem Liebling des kleinen Heeres kam, ſo folgte der Doctor der Einladung und ſaß in der fröhlichen Geſellſchaft nieder. Der Officier neben ihm zog den Brief aus der Taſche und lachte. „Dies hat mir der Jud zugeſteckt, es kommt von einem alten Bekannten von mir, der im Stabe des franzöſiſchen Generals iſt. Bevor ich den Brief dem Gouverneur abgebe, will ich ihn ſelber leſen.“ Er brach auf und lachte wieder. „Schreibt mir Oſſowski kurioſe Sachen. Kaiſer will mir ein polniſches Regiment geben und mich zum Oberſten machen, wenn ich hier quittire und hinüberkomme. Ich werde ſogleich antworten; Wirth, geben Sie eine Feder!“ Und er malte auf einen Zettel mit großen Buchſtaben: „Mein Herr, Sie haben mir auf polniſch geſchrieben, ich habe als preußiſcher Officier verlernt, auf polniſch zu antworten. Darum ſchreibe ich Ihnen deutſch, daß ich den für einen verdammten Kujon halte, welcher einem Preußen ſolchen Antrag macht; wenn ich Sie einmal finde, werde ich Ihnen das mit meinem Säbel beibringen! Mit gebührender Hochſchätzung bin ich Ihr ergebener.“ Er gab den empfangenen Brief und ſeine Antwort dem Adjutanten. „Schaffe das zu den Franzoſen, lieber Bruder, und mache eine Adreſſe!“

Die Kameraden lachten und ſammelten ſich um den ehrlichen Geſellen. Und ein Huſarenſtreich nach dem andern kam zum Vorſchein. Endlich ſagte der Pole: „Dabei fällt mir ein, daß ich ohnedies ſchon einem Franzoſen verſprochen habe, mich mit ihm zu hauen, wenn wir einander treffen. Das war ſo. Im Winter ſtreifte ich an der polniſchen Grenze, und ich kam bis an die Straße, die durch Polniſches nach Oſtpreußen führt; dort legte ich mich, wie Kater thut, auf die Lauer. Die Schwadron verſteckte ich im Walde und zog mich mit wenigen Huſaren quer über Feld zu einem einzelnen Wirthshaus, daneben war nur Scheune und Stall, nach beiden Seiten offene Straße. Ich poſtire alſo einen Mann auf die Leiter, die am Dach der Scheune lehnt, und ſperre den Kretſchmer und ſein Weib in den Keller. Die Pferde freſſen zwiſchen Hof und Scheune aus dem Futterbeutel und die Mannſchaft ſitzt daneben. Wir waren Tag und Nacht durch die Wälder gezogen, Pferd und Mann ſehr herunter. Ich aber gehe in das Haus und ſuche in der Kammer neben der Schenkſtube, ob ich eine Schüſſel finde, und ziehe mich ſchnell aus, um mich zu waſchen, was überaus nöthig war. Meine Huſaren gerathen unterdeß über ein Fäſſel Branntwein und machen ſich in größter Eile alle naß, wie Fliegen in Buttermilch. Auf einmal entſteht ein Getrappel und Geſchrei, und bevor ich in die Kleider komme, höre ich die Stubenthür aufgehen; ich ſchiebe alſo leiſe den Riegel vor die Kammerthür und gucke durch den Ritz. Ein franzöſiſcher Officier tritt in die Stube, er hat einen Arm in der Binde und Piſtole und Kuriertaſche in der linken Hand. Zuerſt ſieht er ſich argwöhniſch um, weil aber nichts in der Stube unordentlich iſt, legt er Piſtole und Taſche auf den Tiſch und unterſucht mit dem Säbel das Bett. Ich fahre wie ein Blitz hinter ſeinem Rücken aus der Kammer, packe die Taſche und halte ihm meine Piſtole an das Ohr, wie er ſich gerade herumdreht. Den Säbel konnte er, da ich ihn an das Bett drängte, mit ſeinem gebundenen Arm nicht ziehen. So war er einen Augenblick wehrlos in meiner Hand und ſagte ruhig: „Schieß!“ „Nein,“ antwortete ich auf Franzöſiſch, „ich halte die Taſche, Sie halten meine Leute, wir tauſchen, und machen Waffenſtillſtand!“

„Gut! auf Parole,“ ſagte er. „Ich bin Capitän Deſſalle und wer ſind Sie?“ — Hatte ich keine Hoſen an und ſchämte mich deshalb, den Namen eines preußiſchen Officiers zu nennen, ſo ſprach ich: „Lieutnant Brummteufel von Bila-Huſaren, wegen der Reinlichkeit im Hemde.“ Ich gab die Taſche in ſeine Hand, und er ging an die Thür und befahl ſeiner Mannſchaft, meine Schlingel freizugeben. Darauf zog ich mich ſchnell an, er ließ eine Flaſche Wein aus ſeinem Mantelſack bringen, wir ſaßen einander gegenüber und tranken; beim Abſchied ſagte er: „Mein Herr, heut bin ich Ihnen etwas ſchuldig geblieben, ich bin gewöhnt meine Schulden zu bezahlen, treffen wir uns wieder im Krieg oder Frieden, ſo hoffe ich, nicht verhindert zu ſein die Waffen zu gebrauchen. Dann werden Sie mir Genugthuung geben.“ „Ich bin immer zu Ihren Dienſten,“ ſagte ich, „mein wirklicher Name iſt Witowski.“ Er grüßte noch mit der Hand und ritt dorthin und ich dahin. Am Abend aber holte ich meinen Huſaren Futter und Brot aus der Schenke.“

Näher rückte der Feind und enger wurde der Kreis, in welchem die preußiſchen Fahnen wehten. Wenn es einmal gelang den Gegner durch kühnen Angriff zurückzuwerfen, ſo kehrte er verſtärkt wieder. Bei kleinen Unternehmungen waren die neugebildeten Compagnien und Schwadronen faſt immer glücklich, bei größeren verſagte die Kraft. Schon wurden von den vier Feſtungen, über welche der Generalgouverneur gebot, zwei belagert, und der Fall der einen, des wichtigſten Waffenplatzes, ſtand bevor. Vergebens ſandte der Graf Boten und Befehle durch den Ring der Belagerer, um den Kommandanten zur Ausdauer zu veranlaſſen, vergebens erſann er einen verzweifelten Zug ſeines kleinen Heeres hinaus in die Ebene, um die Feſtnng zu entſetzen; das Wagniß gelang nicht, er ſelbſt hatte es wohl kaum gehofft. Unterdeß lag er vom Fieber geſchüttelt auf dem Lager, aber ſeine Energie, mit welcher er feſthielt, was er noch in Händen hatte, und die behende Kraft, mit welcher er neue Hilfsmittel erſann, wurden nicht vermindert. Wenn der Doctor die ſchnellen Athemzüge und den glitzernden Schein der Augen beobachtete, da fühlte er herzliche Hochachtung vor einer Hingabe, die immer das Vaterland im Auge, das eigene Leben für nichts achtete, und vor einem Geiſte, welcher der Schwäche des Leibes ſo ſiegreich widerſtand. Als der Graf in einer ſolchen Stunde nach einem ſchmerzlichen Seufzer den theilnehmenden Blick des Arztes auffing, begann er: „Ich bin nicht muthlos, Doctor, aber traurig. Daß wir nicht hier ſind, um Siege zu erfechten, und daß wir zuletzt untergehen müſſen, wenn nicht ein erbarmendes Geſchick von außen Hilfe ſendet, das haben wir immer gewußt. Auch darauf bin ich gefaßt, daß unſer Nachbar Oeſtreich nach den letzten Ereigniſſen noch weniger geneigt ſein wird, uns zu helfen, als er früher war. Was mir in der Stille zuſetzt, das iſt der Verluſt an guten Kameraden und getreuen Herzen, den ich faſt täglich erfahre. Solche Empfindung ſteht im Kriege einem Manne, der den Befehl hat, übel an, und vollends bei meiner abenteuerlichen Stellung iſt ſie eine Schwäche. Aber Einen nach dem Andern ſehe ich fallen und verderben. Gerade in dem kleinen Krieg trifft das Schickſal die Bravſten, ſie alle ſpielen bei ihren Wagniſſen mit Tod und Teufel; dem Schlauen gelingt es fünfmal, und wenn er ein unerhörtes Glück hat, zehnmal, zuletzt fällt die Karte doch gegen ihn. Von meinen Getreuſten, die Sie fanden, als Sie hier ankamen, wie wenige ſind noch übrig? Im großen Kriege verſchwindet das Leben des Einzelnen in der Maſſe; bei unſerm Freibeuterkampfe zähle ich die Häupter, denen ich vertrauen kann, und vermiſſe jedes, das aus dem täglichen Verkehr ſchwindet. — Auch der Schlaukopf iſt dahin, mein Geſchäftsreiſender, der unermüdlich durch das Land zog und mit gewiſſenhaften Einnehmern ſeine Geſchäfte machte; er hat uns zuweilen geholfen, wenn der letzte Pfennig ausgegeben war. Zuletzt wollte er auch einmal auf eigene Fauſt Krieg ſpielen und raffte ſich einige Mannſchaft zuſammen. Dabei vertraute er zu ſehr ſeinem Glück und kam in die Hände des Feindes. Neulich, als wir den bairiſchen Major fingen, ſaß er als Gefangener in Civilkleidern gebunden auf einem Karren, an welchem unſere Huſaren vorüberjagten. Es wäre leicht geweſen, ihn loszuhauen, jetzt muß ich durch allerlei Kunſtſtücke die Courtoiſie der Franzoſen wachrufen, damit dieſe uns nicht den armen Burſchen als Spion abthun."

In den nächſten Tagen wurde der Gouverneur von dem neuen franzöſiſchen General, einem der nichtswürdigſten Werkzeuge des Kaiſers, zur Verhandlung hinausgeladen auf das

Feld inmitten der beiden Heere. Mit kriechender Höflichkeit begann der Franzoſe die Unterredung, in welcher er zur Uebergabe mahnte, denn er wollte ſich gern bei ſeinem Kaiſer den Ruhm ſichern, daß er den hartnäckigen Widerſtand des Gegners bewältigt habe. Da ihn aber der feſte Widerſtand des Grafen reizte, brach die rohe Heftigkeit ſeines Weſens heraus. Er ſchrie, daß das preußiſche Heer des Königs geſchlagen und vernichtet, der König ſelbſt verſchwunden ſei: „dies Königthum hat aufgehört, die jetzt noch widerſtehen, ſind nichts als Räuber und Mörder.“ Er forderte die Officiere auf, den unſinnigen Mann zu verlaſſen, der ſie ins Verderben führen würde, er drohte das Gut des Gouverneurs, das dieſer in der Grafſchaft hatte, niederzubrennen, die Familie deſſelben der Wuth der Soldaten preiszugeben und ihn ſelbſt an den Galgen zu hängen. Wohl niemals hat der Stellvertreter eines Königs ſolche Sprache ertragen. Die preußiſchen Officiere griffen an ihre Waffen, um den frechen Franzoſen niederzuhauen, der Graf trat dazwiſchen, wehrte dem Eifer und ſchied mit den Worten: „Wir reſpectiren in Ihnen den Vertreter Ihres Kaiſers, aber wir verhandeln mit ſolchem Manne nicht mehr.“

Als der Gouverneur am Abend erſchöpft auf dem Lager lag, und ſein Vertrauter ihm ſagte: „Wie der Franzoſe die gleißende Höflichkeit aufgab und durch ſeine Drohungen Sie in Ihrem innerſten Leben kränkte, da erkannte ich, wie ſchwer es iſt, die innere Empörung für das gemeine Wohl zu bändigen; ich hätte ſchwerlich der Verſuchung widerſtanden, den ſchlechten Mann niederzuſchlagen oder gleich einem Hund wegzuſtoßen.“

„Loben Sie meine Zurückhaltung nicht,“ ſagte der Graf, „denn ich fühlte in dieſem Augenblick tief die Demüthigung, daß ich nicht als freier Herr ihm gegenüberſtand, ſondern als Diener eines Staates, der nicht in der Lage iſt, ſeine Vertreter vor ſolcher Beleidigung zu ſchützen. Hätte ich aber dem Franzoſen geantwortet, wie er verdiente, ſo wäre das dem Kaiſer ſehr willkommen geweſen, denn er hätte darin eine Veranlaſſung gefunden, über Verletzung des Völkerrechts und der franzöſiſchen Ehre zu declamiren und den Frieden, welchen er widerwillig und mit argen Hintergedanken, nur aus Rückſicht auf andere Mächte, uns bewilligen muß, zu erſchweren. Er weiß heut ſo gut wie wir beide, daß zwiſchen uns und ihm ein ehrlicher Friede unmöglich iſt, für ihn ſteht die Frage nur ſo, auf welchem Wege er uns umbringen ſoll, und für uns, wie wir ſeiner ledig werden. Er iſt uns darin überlegen, daß er in ſeiner klaren Entſchloſſenheit genau ſieht, wie die Sachen ſtehen. Beten Sie, Doctor, daß nicht eine Wahrheit werde, was heut der arge Mann von dem Schickſal unſeres Königs und des Heeres gelogen hat.“

Nicht Alles wurde als Wahrheit beſtätigt, aber die Entſcheidung war bei Friedland gegen Preußen gefallen durch die Unfähigkeit oder Hinterliſt des ruſſiſchen Feldherrn. Die Kunde, welche der Graf bald vom Prinzen Jérôme erhielt und dem Heere verbarg, verbreitete ſich doch mit ſeltſamer Schnelle. Nach dieſem Schlage ſchwand den Soldaten die Hoffnung und der Muth.

Und der Kampf um die Feſtung begann. Der Graf hatte mit Aufgebot aller Kraft ein verſchanztes Lager auf einer Höhe errichtet, deren Beſitz für die Behauptung der Feſtung entſcheidend war.

„Auch Sie erwarten in den nächſten Tagen einen Sturm des Feindes,“ ſagte der Doctor zu dem Rittmeiſter, welcher einſilbiger als ſonſt an ſeiner Seite ging.

„Mich kränkt's, daß Sie mich gerade bei der Arbeit haben, Doctor, und daß ich nicht dabei ſein kann. Es iſt eine gute Dispoſition, die der Graf für die Vertheidigung jener Höhe dort gemacht hat, aber nach meinem Huſarenverſtand muthet ſie unſeren Officieren und Soldaten allzuviel zu, denn Alles bei uns iſt noch zu locker. Wer unſern Gouverneur kennt wie Sie und ich, der muß ihn lieben und verehren bis zur

Schwärmerei, und ich kenne keinen Mann auf Erden, der ſo rein und ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt für ſeinen König und für Andere lebt. Er iſt hier wie die Sonne, die uns allen die Kraft zum Leben gibt, er allein, ſo daß, wenn er uns verloren geht, in demſelben Augenblick Alles aus einander fällt. Er hat nur eine Schwäche, er beurtheilt uns alle im Grunde zu günſtig. Beachten Sie ſeinen Blick, er ſieht immer ſtill verklärt in die Ferne, das große Ziel hat er feſt im Auge und erfinderiſch wie ein Dichter erſinnt er hundert Wege und Auskunftsmittel, um dahin zu gelangen, aber nicht ſo genau ſchätzt er die Hinderniſſe, welche ihm bei den nächſten Schritten in dem Wege ſtehen. Sein ganzes Weſen treibt ihn dazu, der Tüchtigkeit menſchlicher Natur zu viel zu vertrauen und trotz dem großen Scharfſinn, mit welchem er im Ganzen die Sachen beurtheilt, wird ſeine Rechnung zuweilen fehlerhaft, weil er die kleinen Reibungen und die Fehler ſeiner Werkzeuge nicht genug berückſichtigt."

„Wie vermöchte er dieſes Leben auszuhalten," verſetzte der Doctor, „die Unſicherheit, die ganz unerhörte Stellung eines Dictators, wenn nicht ein Zug von Begeiſterung und ſanguiniſchem Glauben in ihm wären? Und ich ahne, daß er auch von den Menſchen, die ihn umgeben, Manches kennt, was er Allen verbirgt. Unſer bairiſcher Freund ſagte mir, als er ausgewechſelt wurde, beim Abſchiede: „Ich laſſe Sie mit Bedauern hier zurück, denn die Braven hier ſind alle verrathen und verkauft." Darauf erzählte er, daß ihm hier vielerlei für die Franzoſen mitgetheilt worden ſei, „einiges Schriftliche habe ich verbrannt," ſchloß er, „denn ich habe nicht vergeſſen, daß ich ein Deutſcher bin, und will mich, wenn ich Sie auch als ehrlicher Soldat bekämpfen muß, nicht zum Angeber gegen die Fremden machen.""

„Sie haben das doch dem Gouverneur mitgetheilt?" frug der Rittmeiſter.

„Hören Sie, was er mir antwortete: „Wenn man mich mit Schiller's Räuberhauptmann verglichen hat, ſo wiſſen Sie jetzt auch, daß die Herren Spiegelberg und Schufterle unſerer Geſellſchaft nicht fehlen.‘“

Ein hoher Stabsofficier ſchritt über die Baſtion, ein älterer Mann mit einem hageren, bronzefarbenen Geſicht und finſteren, ſcharf geſchnittenen Zügen. Der Doctor und der Rittmeiſter ſalutirten; als er vorüber war, ſtieß der Rittmeiſter mit innerem Abſcheu ſeinen Säbel auf den Stein. „Das iſt er, und er iſt vielleicht nicht der Einzige.“

„Wie iſt es möglich, daß der Graf ſolche Menſchen im Amte duldet, wenn er ſie für Verräther hält?“ frug der Doctor beſtürzt.

„Er hat ſich lange geweigert, den Verdacht gegen ſie aufkommen zu laſſen, obgleich ihnen Niemand traute. Jetzt endlich überwacht er ſie. Aber dieſer und noch ein Anderer haben höheren militäriſchen Rang als der Graf ſelbſt. Als Stellvertreter des Königs kann er ſie, ſobald ihr Verrath erwieſen iſt, verhaften, im äußerſten Fall erſchießen laſſen, aber ſolange er keinen Beweis gegen ſie hat, darf er ihnen den Befehl nicht nehmen. Der Gouverneur hat gethan, was ihm ganz widerwärtig iſt, dort oben in dem Bureau hat er einen geheimen Polizeidienſt einrichten müſſen, um Beweiſe gegen die höchſten Officiere ſeiner eigenen Garniſon zu finden. Es iſt ihm bis jetzt nicht gelungen, und glauben Sie mir, das iſt ſeine unabläſſige Sorge.“

Der Sturm auf das verſchanzte Lager hatte begonnen, unter dem rollenden Donner der Geſchütze und dem Knattern der Musketen eilte der Doctor zu dem Verbandplatz für die Verwundeten. Jetzt hörte und ſah er die Schrecken, welche der Zweikampf der Völker jedem Einzelnen bereitet, aber anders als vor einem halben Jahre empfand er das Furchtbare des Krieges, und auf Alles gefaßt ſagte er ſich: „Wunderlich iſt es, daß derſelbe Kriegsſturm, welcher das Beſte im Manne lebendig macht und das Höchſte von ihm fordert, zugleich und oft in derſelben Seele das Widerwärtigſte und Gemeinſte groß zieht, rohe Wildheit, Geldgier und alle Laſter, welche erwachen, wenn die alte feſte Ordnung ſeines Lebens aufhört. Das Erhabenſte iſt zugleich auch das Schrecklichſte, und mit dem Göttlichen in uns wird auch der Teufel mächtig.“ Bald nahm die Sorge um die herbeigetragenen Verwundeten ihn völlig in Anſpruch.

Am Abend drängten ſich die geſchlagenen Compagnien mürriſch und muthlos durch das Thor. Die Feſtung wurde belagert und die Rechnung ging jetzt um den Tag, an welchem ſie fallen müſſe.

Der Diener hatte den Tiſch mit dem Abendeſſen des Doctors, wie er pflegte, an das Bett des Grafen gerückt, da begann der Kranke: „Ich muß mich Ihrer freuen, ſolange ich Sie habe. Was jetzt noch zu thun bleibt, iſt das Schwerſte von Allem, und doch ſo widerwärtig, daß Niemand es loben wird.“

„Sie werden thun, was Ihre Pflicht iſt,“ ſagte der Doctor, „nicht jede Pflichterfüllung wird durch den Beifall der Lebenden und der Späteren gerühmt. Ich bin gelehrt, daß man bei ſolcher Erfüllung niemals an den Beifall der Menſchen denken ſoll, nur darauf, daß man der Mahnung des eigenen Gewiſſens und vernünftiger Erwägung folge.“

„Das iſt eine ſtrenge Lehre, mein Freund; auch die Beſſeren ſorgen, vielleicht nicht um den Beifall der Menge, aber doch um die gute Meinung ſolcher, die ihnen werth ſind. Wir Soldaten vollends, bei denen Befehl und Gehorſam ſo ſchonungslos ſind, brauchen einen ſtarken äußeren Antrieb, damit wir unſere Pflicht thun; der Soldat vermag Anerkennung und Ruhm nicht zu entbehren, und ebenſo wenig die Furcht vor Strafe, und die höheren Officiere bedürfen dieſen Sporn noch mehr als andere. Wenn Sie fragen, woher es kommt, daß in dieſem Jahre gerade unter den Hohen unſerer Armee ſo viel offene Schwäche zu Tage trat, die bis zum Verrath ging, ſo gibt es darauf eine kurze Antwort: weil ſie vor ihrem guten Könige keine Furcht hatten. Ein General und Jeder, der ſelbſtändiges Kommando führt und deſpotiſch gebietet über Untergebene, muß im Grund ſeiner Seele unabläſſige Scheu hegen vor dem Stirnrunzeln ſeines Herrn und dahinter vor Feſtung oder einer Kugel.“

„Ich ſelbſt bin jetzt in der Lage an eine Verurtheilung und Feſtungshaft für mich zu denken,“ fuhr er mit traurigem Lächeln fort: „Denn, Doctor, es geht mit uns zu Ende. In dem Pulvermagazin fehlt das Pulver, man hat mir ſeit Monaten falſche Beſtände angegeben; ein unſichtbarer Feind hat ſich beeilt, dieſe Hiobspoſt und andere hier zu verbreiten, den Leuten iſt der Muth gebrochen, ſie wiſſen, daß wir nicht mehr im Stande ſind, ernſtem Angriff zu widerſtehen. Bedauern Sie mich, denn mir iſt auch die letzte Ehre des Soldaten verſagt, dieſe Feſtung bis zum letzten Laib Brot und zur letzten Patrone zu vertheidigen. Ich bin nicht zum Kommandanten der Feſtung beſtellt, ſondern zum Gouverneur des Landes. Meine Provinz iſt klein geworden, aber außer dieſen Steinen habe ich noch einige andere dem Feinde ſtreitig zu machen, und erſt auf dem letzten darf ich vergeſſen, daß ich meinen König und den Staat noch in andern Sachen zu vertreten habe als in militäriſchen. Dann erſt darf ich die Scheide wegwerfen und an nichts denken als an einen ehrlichen Soldatentod. Jetzt ſollte ich dieſe Feſtung der Ehre ihres Kommandanten anvertrauen, aber dieſer würde morgen dem Feinde das Thor öffnen und dadurch die Wochen, die ich noch gewinnen kann und auf die jetzt Alles ankommt, zu Gunſten der Franzoſen preisgeben. Deshalb werde ich die Demüthigung einer Uebergabe auf meinen Namen nehmen.“

Da vergaß der Doctor ſeine eigene Philoſophie und rief in tiefem Schmerz: „Herr des Himmels, ſoll eine Uebergabe auch hier das Ende ſein! Unermeßliche Mühe und Arbeit haben Sie aufgewandt, uns allen ſind Sie ein Vorbild gewerden der Hingabe an Amt und Beruf. Ihrem Beiſpiel verdanke ich, daß ich erkannt habe, was ein Mann ſeinem Vaterlande ſchuldig iſt, und jetzt ſollen Sie demſelben Schickſal verfallen wie die Schwachen und Schlechten, die anderswo den Befehl hatten. Und Sie ſollen nicht unterliegen im ehrlichen Kampfe gegen den Feind, ſondern durch elenden Verrath und durch die Gemeinheit Anderer; wahrlich, das iſt ein fürchterliches Geſchick. Die Ehre, die ſich um Ihr Haupt geſammelt, ſoll Ihnen in der Meinung der Menſchen genommen werden durch den Zwang kleiner und nichtswürdiger Verhältniſſe.“ Er wandte ſich in ſeiner Bewegung ab.

„Sagten Sie nicht ſoeben,“ begann der Graf mit weicher Stimme, „daß man die Pflicht thun ſoll ohne Rückſicht auf den Beifall der Menſchen und nur das eigene Gewiſſen und vernünftige Urtheil anhören?“

„Das habe ich geſagt, ich weiß wohl, daß Sie ſo handeln werden; aber das Volk bedarf auch Beiſpiele von Tugend und Größe, die ihm das Herz erwärmen. Und es wird krank, wie wir geworden ſind, weil uns ſo ſehr die Männer fehlen, deren Werth man mit Begeiſterung empfindet. Sie waren der Mann, meinen ſchleſiſchen Landsleuten in finſtrer Zeit ein ſolches Vorbild zu werden, und für mich iſt es furchtbar, daß Ihnen durch ein ruhmloſes Ende dieſes Kampfes die Krone geraubt wird.“

Der müde Mann erhob ſich und ſprach leiſe: „Seien Sie ruhig, mein Freund. Was ich bis jetzt nur meinem König vertraut habe, ſollen Sie erfahren: ich übergebe die Feſtung nicht. Wenn ich mit dem Feinde das Uebereinkommen ſchließe, ihm die Thore an einem beſtimmten Tage zu öffnen, ſo thue ich dies, um Zeit für die Vertheidigung zu gewinnen. Gegenwärtig ſind wir durch Verrath und Entmuthigung wehrlos gegen den drohenden Angriff, ich brauche einige Wochen, um das zu beſſern. Nur durch den Vertrag mit den Franzoſen habe ich die Möglichkeit gewonnen, mich mit unſerm Könige in geſicherte Verbindung zu ſetzen. Dieſe Verbindung habe ich benutzt, ihn anzuflehen, daß er mir erlaube, nicht mehr ſein Stellvertreter im Lande, ſondern nur Kommandant dieſes Platzes zu ſein. Die übermüthigen Feinde verletzen jeden Tag den Vertrag, den ich mit ihnen ſchloß, und jeden Tag darf ich ihnen das nichtige Schriftſtück vor die Füße werfen. Und nun wiſſen Sie, was Ihrer Freundſchaft tröſtlich ſein ſoll; wenn nicht Friede wird, ſollen ſie mich lebendig nicht haben. Wir bewahren, will's Gott, dem Könige unſere Berge, oder wir machen dem Feinde die Mühe uns ein Grab zu ſchaufeln."

Die Franzoſen drängten, dem abgeſchloſſenen Vertrage zuwider während der Waffenruhe näher an die Feſtung heran, der Graf, welcher unterdeß die Schäden an den Werken, an den Vorräthen und in den Gemüthern ſeiner Soldaten gebeſſert hatte, ſchloß drohend die Thore und verkündete ſeinen Entſchluß, am Ende der Waffenruhe die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. Da kam der Friede. Sogleich beſtand der Gouverneur darauf, daß die Feinde die Grafſchaft und die nächſten Landkreiſe räumten, und er ſetzte ſeinen Willen durch.

Er hatte das Gebiet für Preußen behauptet.

Als der Graf die Bedingungen des Friedens erfahren, lud er eine Anzahl Männer zu ſich, welche ihm perſönlich nahe geſtanden hatten. Der Doctor fand einige Officiere von der früheren Garniſon, Officianten, welche in den Bureaux arbeiteten, adlige Gutsbeſitzer aus der Provinz, die in den letzten Monaten ſich und ihr Vermögen für den Staat eingeſetzt hatten. Der Graf erhob ſein Glas, trank die Geſundheit des Königs und ſagte: „Wir laſſen Andere trauern über den Vertrag, welcher jetzt als Friede den Völkern verkündigt wird; wir wiſſen ſo gut wie der Herr der Franzoſen, daß dies nur ein Waffenſtillſtand iſt, den beide Theile, wir und der Kaiſer, gebrauchen, um auf's Neue zu rüſten; wir wiſſen und der Kaiſer ahnt es auch, daß die Feindſchaft zwiſchen ihm und uns eine tötliche geworden iſt, die nur enden wird mit der

Vernichtung des Einen. Wir aber vertrauen dem gerechten Gott, daß wir die Sieger bleiben. Während die Waffen ruhen, bereiten wir uns für den neuen Kampf. Wir haben hier in Noth und Enge wie Brüder mit einander gelebt, und treue Genoſſen bleiben wir einander, wohin uns auch das Schickſal führt. Groß, wie die Niederlage unſeres Vaterlandes war, ſoll auch die Erhebung ſein, jeder Preuße, der die Waffen tragen kann, ſoll ein Krieger werden. Und ſo ſcheiden wir von einander als Männer, welche jederzeit bereit ſind ihr Leben hinzugeben für ihren König und für die Befreiung ihres Vaterlandes. Jeder von Ihnen ſammle in dem Kreiſe, in dem ihn ſein Beruf feſthält, die Gleichgeſinnten. Für mich aber erflehe ich von der Vorſehung als das höchſte Glück meines Lebens, daß mir vergönnt werde, Sie wieder um mich zu verſammeln an dem Tage, wo wir die Waffen zu neuem Kampfe gegen den böſen Feind erheben.“

7.

Die Begegnung.

Wie ſiehſt du jetzt im Frieden aus, liebe alte Stadt? Als der Friede verkündet war, hat man am Sonntage darauf mit drei Glocken zur Kirche geläutet, ſtatt mit zweien; und der Paſtor hat von der Kanzel den Herrn um Kraft gebeten, auf daß die Stadt den Frieden ertrage. In deinem Ausſehen iſt wenig geändert, die Mauern hat Niemand gebrochen, und die armen Zunftgenoſſen, die mit dem Säbel an den Thoren ſtanden, ſind auch nicht erſchoſſen worden, nur ein bairiſcher Soldat hat beim Hinausreiten einen von der Wache aus Rachſucht übel geſchlagen, weil ihm das Getränk der Stadt mißfiel. Straßen und Häuſer ſtehen wie ſonſt, und die Menſchen unterhalten ſich und mühen ſich, ſind unzufrieden und hoffen auf eine beſſere Zukunft wie immer. Und wenn ſie im Wirthshauſe bei einander ſitzen, ſo fragen ſie, ob das wirklich eine Zeit des Friedens ſei, in der ſie leben. In den Feſtungen liegen die Franzoſen wie in der letzten Zeit des Krieges, franzöſiſche Generäle regieren in der Hauptſtadt, franzöſiſche Kommandos durchziehen das Land, holen das Vieh aus den Ställen und die Brotfrucht vom Boden, nur daß ſie die Gänſe und Hühner auf dem Hofe verſchonen. Das Zahlen, Liefern und Steuern hat ſich im Kriege ſo eingebürgert, daß man die Gewohnheit im Frieden nicht los werden kann. Ja, die Laſt wird ärger, denn neben den Feinden fordert jetzt auch die eigene Regierung. Wo aber ſind unſere einquartierten Soldaten geblieben, wo ſchultert der Poſten, der ſonſt vor der

Hauptwache auf und niederſchritt, und wo ſitzen die Officiere vom runden Tiſch der Weinſtube? Alles verſchwunden, die Compagnie iſt aufgelöſt, die Leute haben ſich verlaufen, denn der Staat iſt ſehr klein geworden und ſoll ſich den Luxus eines großen Heeres nicht machen. Nur der Hauptmann iſt wieder da und wohnt beim Fleiſcher Beblow wie ſonſt, aber in der Dachſtube. Er iſt auf Halbſold geſetzt, trägt auch nicht mehr ſeinen blauen Rock, ſondern geht wie Andere in einem alten verſchoſſenen Civilkleide, noch finſterer und mürriſcher als ſonſt, und ſeine kleine Schweſter näht und kocht für ihn und arbeitet zuweilen bis in die Nacht, damit ſie ihm mit einem Packet Tabak Freude machen kann; ſie bittet und drängt ihn, bis er ſich entſchließt, des Nachmittags mit ihr auf dem Stadtwall ſpazieren zu gehen, denn ihm ſelbſt iſt widerwärtig, daß die Leute ihn in ſeinem Zuſtande anſehen. Auch Schuſter Schilling iſt da, aber die gegenwärtige Conjunction vermag ihn durchaus nicht zu befriedigen, denn für ſeine neuen Stiefeln findet ſich kein rechter Abſatz; Mancher, der früher Schuhwerk trug, hat die Laune jetzt barfuß durch die Welt zu gehen. Hutzel ſteht wieder an ſeiner Thür, immer noch mißtrauiſch; er hat an drei Orten eingegraben und noch nicht Alles hervorgeholt, und ißt mit ſeiner Familie aus Blechlöffeln, weil er ſich die bittere Sorge, noch einmal zu verſtecken, nicht machen will. Vollends in der Weinſtube iſt eine Aenderung bemerkbar, der ganze erſte Tiſch und der Tabakskaſten ſind verſchwunden, der Stadtdirector, ein gedrückter Mann, ſitzt jetzt bei den anderen Officianten, und wenn der Kammerherr einmal vom Gute hereinkommt, ſo nimmt er ſeinen Platz neben dem Einnehmer. Nur Herr Köhler iſt bis auf ſeinen Tituskopf ganz der alte, wohlhäbig und ſchlau; wenn er über den Lauf der Welt geſpöttelt hat, zieht er ſich daheim unter ſeine Dichter zurück, auch am Bilde des alten Fritz hängt noch der Trauerflor. Und wenn er auf dem Stadtwall den Buskow's begegnet, ſo bewegt er ſeinen Hut mit einer Miene, die ihm Niemand nachmachen kann. Denn die untere Hälfte ſeines Geſichtes weiſt einen finſtern Trotz wegen des Storches, und aus den Augen lacht die Befriedigung wegen ſeiner Verſchwörung mit der Sylphe.

Heute aber hat er ſein Zimmer feſtlich geſchmückt, er hat ſelbſt in einem Garten der Vorſtadt den großen Blumenſtrauß geholt und auf den Tiſch vor dem Sopha geſtellt, und in ſeiner Küche wird eine Kalbskeule am Spieß gedreht, denn ſein Liebling, der Doctor, iſt wiedergekommen und zum erſten Male ſein Gaſt.

Der Winter war vergangen und der Sommer in das Land gezogen, bevor der Doctor aus der Grafſchaft nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte ſeine Kranken nicht verlaſſen wollen und er wußte, daß ſein Vetter ihn daheim zur Zufriedenheit der Leute vertrat. Als er jetzt ſeinem Freunde gegenüber ſtand, hielt ihm dieſer einen gefüllten Becher entgegen.

„Auf ſolchen Willkommen habe ich mich lange gefreut,“ begrüßte ihn Herr Köhler. „Wenn wir alle in dieſem Jahre zerſtoßen, verärgert und zurückgekommen ſind, Ihnen hat der Krieg wohlgethan, denn Sie ſtehen anders vor mir, als damals, wo Sie gingen. In Ihnen iſt Lebensmuth und ſtolze Sicherheit. Natürlich, wenn wir krank ſind, wird der Arzt unſer Herr. Nun, ich denke, dies Herrengefühl werden Sie unter uns nicht verlieren, denn wir ſind jetzt Alle arme Patienten, die nach guten Aerzten ſeufzen. Heut aber nichts von ärgerlichen Dingen, ſondern wie Neſtor zur bethränten Hekuba ſagt: Trink ihn aus, den Trank der Labe, und vergiß den großen Schmerz.“

Als Beide in Behagen bei einander ſaßen, begann der Einnehmer: „Sie bleiben doch jetzt bei uns, und mit leichterem Herzen?“ Er ſah den Freund prüfend an.

„Ich nehme meine Praxis wieder auf,“ antwortete dieſer, dem fragenden Blick ausweichend. „Meinen Vetter behalte ich hier, bis ſich ihm irgendwo Ausſicht auf erfolgreiche Thätigkeit bietet.“

„Hm!" ſagte der Einnehmer, „das bedeutet wohl, er ſoll ins Feld, ſobald es wieder losgeht?"

„Er oder ich," entgegnete der Doctor. Er hob ein Buch, welches aufgeſperrt neben ihm lag, und las: „Reden an die deutſche Nation. — Der große Mann erhebt darin ſtrenge Anklage gegen die Selbſtſucht und Genußſucht des lebenden Geſchlechtes, aber die Ermahnung zur Buße und Einkehr in uns ſelbſt kam den Deutſchen zur rechten Stunde."

„Der Selbſtpeinigung wegen laſſen wohl auch Sie Ihre Pfeife im Winkel ſtehen?" frug der Einnehmer und faltete die Hände: „Ich bekenne die Selbſtſucht und Genußſucht meines Jahrhunderts, auch meine eigene. Ich habe ſeither, wenn der Winter dem Transport günſtig war, zwei bis dreimal ein Dutzend Auſtern gegeſſen; waren die Auſtern nicht friſch, ſo wurden ſie von der Weinwirthin gebraten, das verſteht die Frau. Ich bekenne auch die Sünde, daß ich zuweilen ein Glas Ausbruch getrunken habe, und ebenſo hatte ich die Selbſtſucht, grob zu werden, wenn ein Anderer meinen Zaun ungebührlich benutzte. Von ſolcher Verſunkenheit heilt uns der große Napoleon gründlicher, als Ihr Profeſſor. Die Auſtern finden nicht mehr den Weg hierher und unſere Zäune ſind vom Feinde eingeriſſen und als Brennholz verbraucht. Wenn es Jemandem ſchlecht geht, ſo kommen die Paſtoren mit und ohne Bäffchen und rufen Zeter über die Sündhaftigkeit. Ich denke, bei uns iſt weniger ſchlechte Sitte, Ueppigkeit und Selbſtſucht als bei den Franzoſen, welche ſo ſiegreich über uns triumphiren. Mich kränkt's, daß man jetzt überall die Menſchen anklagt und nicht die Verhältniſſe, unter denen ſie zu leben gezwungen waren. Dennoch muß ich ernſtlich darauf beſtehen, daß Sie ſich dieſen Wein mit Genußliebe gefallen laſſen, denn ich habe in Hoffnung auf dieſe Stunde der Verſuchung widerſtanden, die Flaſche allein auszutrinken."

Der Doctor hatte in den erſten Tagen viel auf die Grüße und freundlichen Anreden der Bürger zu antworten. Er erkannte, daß er der Stadt werth geworden, und begann auf's Neue ſeine Thätigkeit in der frohen Empfindung, daß er hier in Wahrheit heimiſch war. Unter den erſten Kranken, welche ſeine Hilfe begehrten, war auch der Hauptmann auf Halbſold. Der Doctor ſtieg zwei enge Treppen hinauf in eine Dachwohnung; dort fand er den Hauptmann verfallen und mürriſch in ſeinem Bett, davor das kleine Fräulein, mit einer Arbeit beſchäftigt. Es war keine tötliche Krankheit, nur die Nachwirkung der früheren Strapazen, und befördert, wie der Arzt argwöhnte, durch ſchmale Koſt, denn in Kammer und Stube ſah es dürftig aus. Ein altes kleines Sopha, mit geblümtem Baumwollenſtoff überzogen, war von Sonne und Luft ſo gebleicht, daß man die urſprüngliche Farbe nur an viereckigen Stücken erkannte, welche an einer geſchützten Stelle ausgeſchnitten und vorn eingeſetzt waren. Ueber dem Sopha hing das Paſtellbild eines älteren Officiers, wahrſcheinlich des verſtorbenen Vaters. Der Doctor ließ ſich, um zu verſchreiben, von der Schweſter in ihr kleines Hinterſtübchen führen, lobte die Ausſicht, welche hinter den Dächern der Nachbarhäuſer den Stadtwald und die blauen Berge wies, tröſtete die Beſorgte und freute ſich über die ruhige Sicherheit, mit welcher die kleine Dame ſich in ihren Wänden bewegte und daß, bei aller Einfachheit, der Raum ſo ſauber und wohnlich war. Als er herunterkam, winkte ihn die Hauswirthin in ihre Stube. „Es geht knapp dort oben zu," ſagte ſie vertraulich, „und die Schweſter näht bis in die Nacht, wenn ſie Arbeit findet; du lieber Gott! wer hat jetzt Geld, um Andere nähen zu laſſen? Ich habe es übernommen, ihr Arbeit zu verſchaffen; wenn Sie unter Ihren Bekannten Jemanden wüßten; das Wartegeld des Bruders reicht ja nicht viel weiter als zur Miethe, die aber bezahlt er jeden erſten. Sie glauben gar nicht, wie thätig unſer Fräulein iſt; ſie hat immer noch Hilfe für Andere übrig und man hört ſie niemals klagen."

Seitdem wurde der Doctor ein regelmäßiger Beſucher der

Geſchwiſter, die aufrichtige Hochachtung, welche er der Schweſter bewies, that auch dem Bruder wohl, und er wurde bald nicht mehr mit mürriſchem Argwohn betrachtet. Einſt vernahm er ſchon auf der Treppe Muſik, und als auf ſein Klopfen nicht geantwortet wurde, trat er endlich ein. Der Hauptmann ſaß im Bett und ſpielte leiſe auf einer alten Geige, Minchen aber ſtand daneben vor ihrem Notenheft und blies die Flöte. Da der Doctor vor Jahren ſich auf demſelben Inſtrumente geübt hatte, ſo verſtand er, daß ſie mit Fertigkeit und mit gutem Anſatz zu blaſen wußte. Erröthend legte ſie die Flöte weg, da aber der Arzt ſie beim Abſchiede an der Treppe bat, ihrer Geſundheit wegen das eifrige Blaſen zu meiden, winkte ſie ihm wieder in ihre Stube und ſagte vergnügt: „Wundern Sie ſich nicht darüber; ich habe die Flöte, als der ſelige Vater noch lebte, bei der Compagnie gelernt und ſie greift mir die Bruſt gar nicht an. Weil der Bruder oft bekümmert iſt über ſeine Unthätigkeit und über unſere beſchränkte Lage, ſo haben wir uns ausgedacht, wenn er erſt wieder geſund iſt, wollen wir mit einander auf Reiſen gehen und kleine Concerte geben; wir nehmen einen fremden Namen an, und wenn wir etwas erworben haben, kommen wir wieder hierher zurück. Es fehlt uns nur manchmal an Noten, die ich für mich abſchreiben könnte.“ „Was ich ſelbſt beſitze, ſteht Ihnen zu Dienſten.“ Das war dem Fräulein lieb und ein Austauſch wurde beſchloſſen.

Da der Doctor von jenem Beſuche des Fräuleins bei dem Einnehmer gehört hatte, ſo vertraute er dem Freunde an, was er jetzt vernommen. „Das Auswandern ſieht ihr ähnlich,“ antwortete dieſer trocken, „das kommt von den Reiſebeſchreibungen; mich wundert nur, daß ſie nicht die Pickelflöte bläſt.“

Aber er ging am nächſten Tage zum Kaufmann, erſtand ein Schock feine Leinwand und gebot der Haushälterin, dieſe mit einer Probe ſeiner Wäſche zu Frau Beblow zu tragen.

Daſſelbe wiederholte ſich mehre Male, bis endlich die

Haushälterin bei einer neuen Beſtellung Einwände erhob: „Aber Herr Einnehmer, der ganze Schrank iſt ja voll Wäſche; es iſt mehr Vorrath von Bettzeug, Tiſchzeug und Leibwäſche, als Sie in Ihrem Leben gebrauchen können, und die neue Wäſche liegt ganz unbenutzt.“

„Das verſteht Sie nicht,“ bedeutete Herr Köhler unwillig, „ich gedenke ſteinalt zu werden. Kennt Sie die Geſchichte von den ſieben fetten und magern Kühen des Pharao?“ Die Haushälterin wußte von den ſieben Kühen und von den ſieben Aehren. „Leſe Sie den Vorfall auf's Neue durch!“ befahl der Herr. „Ein vorſichtiger Wirth muß bei Zeiten einſchaffen. In Kurzem kommen die mageren Jahre, wo alle unſere Weber gegen die Franzoſen marſchiren müſſen. Dann wird alle Leinwand aufhören.“

In der Geißblattlaube des Pfarrgartens ſaßen Henriette und Bärbel, die Schulzentochter. Auf dem Tiſch vor ihnen lag ein kleiner Berg grüner Bohnen, Bärbel hatte, um während ihres Beſuches nicht müßig zu ſitzen, ein Meſſer genommen, und ſchnitt in die Schüſſel, welche ſie im Schoße hielt. Auch für die Unterhaltung ſorgte die junge Frau faſt ganz allein, denn Henriette ſaß ſchweigſam und die Hände ſanken ihr zuweilen herab. Sie mochten wohl an Trauriges gedacht haben, Bärbel fuhr ſich mit dem Rücken der Hand über die Augen, als ſie ſagte: „Mir gruſelt's, wenn ich bei der Scheune vorbeigehe. Und dann die Verwüſtung bei euch, die Schafherde kann ich gar nicht vergeſſen. Dieſes Unglück haben wir nicht gehabt, denn wie die ſchlechten Nachrichten kamen, ſagte mein Karl zu mir: „Bärbel,“ ſagte er, „als der Vater auf dem Totenbette lag und ſchon faſt ganz hinüber war, richtete er ſich noch einmal auf und ſprach: Karl, wenn Krieg wird, ſchlachte zuerſt die Schafe!“ Dieſe letzten Worte des Alten haben wir befolgt; was wir nicht ſogleich verkaufen konnten, haben wir geräuchert und meiner hat es auf unſerem

Heuboden unter alten Bretern verſteckt. Dort hat es Niemand gefunden, nur daß wir ſelbſt unſer Vieh aufeſſen mußten. Aber ſo geht's im Kriege. — Das Beſte iſt noch, daß ſie eure ſilberne Kelle nicht fortgetragen haben, denn dieſe iſt ein ſchönes Stück und gebührt dir zu deiner Ausſtattung."

Henriette machte eine abwehrende Bewegung.

„Du biſt heut wieder traurig," ſagte Bärbel, „willſt du allein ſein? ich komme ein ander Mal."

„O bleibe," bat Henriette; „ich kann mit dir über das Vergangene beſſer reden, als mit Vater und Mutter."

Bärbel ſetzte ſich wieder feſt und ſchlug die Arme über einander. „So rede," ſagte ſie, „denn aus dem ſtillen Kummer kommt nichts Gutes heraus. Das Hauptſächlichſte bei der ganzen Geſchichte iſt: welchen willſt du haben?"

„Wie kannſt du ſo fragen!"

„Das verſteht ſich," antwortete die Freundin, „wenn ich an einer Wegzwieſel ſtehe, ſo muß ich doch wiſſen ob rechts oder links, und ein Mädchen muß auch darauf denken, welcher Ehemann ſich für ſie ſchickt. Als ich meinem Karl gut wurde, ſtürte er mit ſeinen Augen noch unter allen Mädchen herum, ich aber winkte ihm mit dem Ellenbogen, wie man ſo ſagt, und ich bekam ihn. Du haſt ihrer zwei. Sind ſie dir beide recht, jeder in ſeiner Art, ſo warte ruhig ab und gräme dich nicht um ſie." Henriette ſchüttelte mit dem Kopf. „Iſt aber einer unter ihnen, den du gern hätteſt, und ein anderer, den du gar nicht magſt, ſo rede: welchen willſt du?"

Da ſah Henriette nach der Gartenbank zur Seite, wo ſie einſt mit ihrem Beſuch geſeſſen hatte, und ſagte leiſe: „Den Doctor."

„Er hat mir gut gefallen," verſetzte Bärbel, mit dem Kopf nickend, „er iſt auch jetzt bei Wege, denn, wie man hört, fährt er wieder in die Dörfer. Der Andere aber ſoll auch ein ſchöner Mann ſein und dabei ſehr martialiſch."

„Er iſt mein Retter, Bärbel, aber er war mir fürchterlich.

Er weiß wohl, daß ich den Finger krumm bog, als er den Ring daran ſtecken wollte."

„Wenn du unſern Hieſigen haben willſt und den Fremden nicht," fuhr Bärbel mit unerbittlicher Logik fort, „ſo muß zuerſt der Hieſige das merken. Iſt er dir gut, wie du ihm, ſo kannſt du auch Vertrauen zu ihm haben, und er kann dir rathen, wie du den Andern los wirſt, da der Herr Senior das nicht vermag. Mein Karl," ſetzte ſie ſtolz hinzu, „würde den Andern durchwamſen, wenn dieſer auch noch ſo ſehr mit ſeinem Säbel herumflunkerte. Doch das geht bei euch nicht."

Henriette ſtand ſchnell auf und rief entſetzt: „Denke an das Blut, das bei der Scheune vergoſſen wurde." Auch die Freundin ſchwieg eine Weile, aber ſie ließ ſich nicht beirren: „Der Doctor iſt ein geſetzter Mann und weiß in der Welt Beſcheid. Er würde wohl einen Weg finden."

„Er ging bei mir vorüber," klagte Henriette, „und ſprach kein Wort zu mir; die Soldatenbraut war ihm verleidet. Meine gequälte Seele ſehnte ſich danach, ihm Alles zu ſagen, er aber grüßte ſo fremd und hart, daß mir faſt das Herz brach."

„Ihm war der Kopf dick, da der Herr Senior ihm grade vorgeklagt hatte. Die Männer haben auch ihre Eiferſucht, dann ſind ſie unvernünftig. Du aber mußt wiſſen, ob er dir noch gut iſt, dadurch wirſt du einen beſſern Muth gewinnen, und du wirſt dein Schickſal nicht mehr ſo allein herumtragen."

„Du biſt eine treue Freundin," ſagte Henriette dankbar auf Bärbel ſehend.

„Das iſt ſchon recht," beſtätigte dieſe, „aber ich bin kein Mann. Komm, die Bohnen werden welk." Und ſie ergriff wieder das Meſſer.

Während der Arbeit überlegte Bärbel, wie ſie ſelbſt an den Doctor kommen könne. Denn ihr war deutlich, daß das Pfarrkind niemals den Muth haben werde, ihn anzuſtoßen. Auch für ſie war die Sache ſchwer. Der Doctor wohnte fünf Meilen entfernt in anderem Kreiſe, Gelegenheit dorthin war ſelten, und hinzufahren ging während der Ernte vollends nicht an. Im Briefſchreiben war ſie immer tüchtig geweſen, aber ſolche Geſchichten konnte man doch in keinen Brief ſetzen. Sie ſann alſo über jedes Wort, das ſie damals von dem Gaſte vernommen. Endlich fiel ihr ein, daß dieſer ſtudirte Mann eine thörichte Grille in ſeinem Kopfe hatte, dieſe wollte ſie am Flügel faſſen.

Sie bog deshalb bei der Heimkehr vom Wege ab nach der Hütte des alten Chriſtian. Sie fand den Schäfer, der ſeit dem Verluſt ſeiner Herde trübſinnig geworden war, allein in ſeiner Stube, wie er an einem Vogelbauer ſchnitzte. „Schäfer, ich habe vor dem Kriege geſehen, daß der Herr Senior in der Schublade allerlei Steine hielt, die man Feuerſteine nennt. Dieſe habt ihr doch eurem Herrn aus der Erde geholt?“

„Das iſt wohl möglich,“ antwortete Chriſtian vorſichtig.

„Könnt ihr auch mir einen ſolchen Stein ſchaffen?“

„Wozu wollt ihr ihn gebrauchen, junge Frau?“ frug der Alte.

„Er ſoll nicht für uns, nur für einen Bekannten. Sie ſagen, wenn man ſo etwas unter das Kopfkiſſen legt, dann erinnert man ſich an Allerlei, was man vergeſſen hat.“

„Das iſt nicht wahr, ſolche Kraft iſt nicht darin,“ verſetzte der Schäfer, der ſelbſt practicirte und nicht leiden konnte, daß Andere mehr wußten als er.

„Mein Bekannter macht einmal großes Weſen von dieſen Steinen, und da will ich ihm behilflich ſein; habt ihr alſo davon, ſo gebt her.“

Der Schäfer brachte einen ziemlich großen Stein hervor. „Er hat ſogar ein Loch, und ich will ihn mir ſelbſt aufbewahren,“ ſagte er, um ihn nicht umſonſt hinzugeben. Aber Bärbel ließ ſich die Waare nicht vertheuern und nahm ihm den Stein aus der Hand. „Ach was, an dem grauen Ding iſt euch auch nichts gelegen,“ verſetzte ſie; „wenn wir im Herbſt ſchlachten, bringe ich euch etwas Beſſeres dagegen.“ Und ſie trug den Stein in ihrem Korbe nach Hauſe. Unterwegs wurde ihr auch der Umweg deutlich, auf dem ſie das Geſchenk in die Hände des Doctors ſpielen wollte. In dem Marktflecken, der auf halbem Wege zur Kreisſtadt lag, war ihre Geſpielin Lieſel an den Ackerwirth Krauſe verheiratet und in dem Flecken hatte der Arzt zuweilen zu thun.

So geſchah es; Bärbel winkte dem Lieſel und dieſes rührte mit dem Ellenbogen den Doctor an. Denn als kurz darauf ſein Wagen vor dem Wirthshauſe des Fleckens hielt, ſchickte die Wirthin eilends einen barfüßigen Jungen zu Krauſe's. Und nicht lange darauf kam Lieſel heran und frug ſchüchtern, ob der Herr ſich noch auf ſie und ihre Geſpielin erinnere, die einmal mit ihm in der Pfarre zuſammengeweſen waren.

Wie gut erinnerte ſich der Doctor daran! Als die junge Frau bemerkte, daß ihm die Begegnung etwas Großes war, fühlte ſie ſogleich ihre Ueberlegenheit, zog den Stein dreiſt aus der Taſche und log, er ſei vom Bärbel gefunden, und dieſe hätte gemeint, da der Herr ſich aus den Steinen etwas mache und ſchon die andern habe, ſo müßte er dieſen auch erhalten. „Da ich dies geſagt hatte,“ erzählte nachher Lieſel ihrer Geſpielin, „ſo that ich, als wollte ich gehen; denn, dachte ich, er muß anfangen, wenn er jetzt wie ein Stock ſteht, ſo liegt ihm nichts an dem Jettchen. Er aber wurde Feuer über und über und frug mich nach Allem in der Pfarre aus, ſo daß ich zuletzt wie dumm ſagte: „Sie ſollten einmal wieder hin; es würden ſich gewiß Alle freuen.“ Da ſchüttelte er mit dem Kopf, ich aber that, als hätte ich's nicht geſehen und redete herzhaft weiter: „Denen in der Pfarre ſind auch die Franzoſen verleidet worden.“ Darauf ſah er mich groß an und frug: „Auch dem Fräulein Henriette?“ „Der am meiſten,“ antwortete ich, „das iſt doch natürlich.“ Mehr war nicht zu reden, denn die Wirthin ſtand in der Nähe, und ich wandte mich nur noch zu der Wirthin, gar nicht zu ihm, und ſagte.

„Wenn die Bellerwitzin mit der großen Kutſche vorbeifährt, ſo ſagen Sie doch dem Bedienten, die Frau Krauſe ließe Mamſell Henriette ſchön grüßen, denn das Pfarrfräulein kommt in der nächſten Woche für einige Zeit zum Beſuch auf das Schloß.“ Da wußte er's,“ ſetzte Lieſel ſtolz hinzu, „und es ging ihm im Kopfe herum.“

„Du warſt immer die Schlaue,“ ſagte Bärbel bewundernd. Und als ſie gleich am nächſten Tage nach der Pfarre kam, erzählte ſie ihrer Freundin: „Am geſtrigen Sonntage war die Geſpielin mit ihrem Manne bei uns, ſie wäre gern herübergekommen, nur ging es nicht wegen ihres Kleinen, den ſie mit hatte; iſt das ein dicker Junge! — Denke dir, ſie hat neulich im Wirthshauſe den Doctor getroffen, der hat ſich nach Allem bei euch erkundigt und am meiſten nach dir, und er wurde dabei ganz feurig und roth, ſo daß die Geſpielin ſagte: Du kannſt glauben, er iſt ihr gut.“

Henriette antwortete nicht, ſie ſtand mit geſenktem Haupt und ihre Hände zerpflückten die Aſtern, welche ſie dem Bärbel mitgeben wollte, ſie ſprach auch ſpäter kein Wort von dem Doctor, aber ſie erzählte von vielem Anderen und beſtand darauf, die Freundin ein Stück zu begleiten.

Als ſie zwiſchen den Getreidefeldern heimkehrte, lief die Wachtel im Korn neben ihr dahin und ließ ihren Ruf erſchallen. Lange hatte die Jungfrau der Hoffnung entſagt und in herber Trauer tröſtende Stimmen, die leiſe an ihr Ohr klangen, weggeſcheucht; heut hörte ſie auf die Sängerin, welche ſich immer verbirgt und aus dem Verſteck Günſtiges kündet.

In der Nähe des Hofes empfing ſie den artigen Gruß des Landraths, welcher gerade aus dem Thore fuhr. Daheim waren die Eltern in lebhaftem Geſpräch und heiterer, als ſie ſeit langer Zeit geweſen waren. „Denke dir,“ rief der Vater, auf einige große Geldrollen weiſend, „unverhofft iſt das Glück bei uns eingekehrt. Vor einigen Wochen war ich aufgefordert worden, die Verluſte, welche wir in der Kriegszeit erlitten haben, zu berechnen. Es war keine geringe Summe, das viele Vieh und der Schüttboden. Ich erſtaunte ſelbſt darüber und dachte, zurückerhalten werden wir in dieſer eiſernen Zeit doch nichts. Heut legt der Landrath die ganze Summe auf den Tiſch und ſagt: von der franzöſiſchen Generalität ſei der Befehl ergangen, mir den Betrag auszuzahlen. Auch ſei ihm mitgetheilt, daß die franzöſiſchen Kommandos, welche aus den Feſtungen geſchickt werden, um von den Kreiſen Proviant einzutreiben, vom Pfarrhofe nichts mehr zu beziehen hätten, und wir ſollen fortan von allen Leiſtungen frei ſein.“

Henriette ſchwieg.

„Die Schulzenfrau hat eine gute Milchkuh zu verkaufen,“ ſagte hoffnungsvoll die Mutter.

„Und Chriſtian erhält ſeine Schafherde zurück,“ ergänzte der Senior.

Die roſige Farbe, welche die Tochter auf den Wangen heimgebracht, war erblichen, als ſie frug: „Erhalten auch alle Andern ebenſo wie wir in Gelde zurück, was ihnen geraubt iſt?“ Der Senior ſah ſeine Tochter betroffen an. „Das wohl nicht; der Landrath meinte, es ſei eine beſondere Gunſt.“ „Und weshalb wird uns gewährt, was Andern verſagt bleibt?“ frug die Tochter wieder.

„Das ſagte der Landrath nicht,“ antwortete der Alte, erſchreckt durch das Ausſehen ſeines Kindes. „Er wünſchte nur lächelnd Glück zu der einflußreichen Verwendung.“

„Der Capitän hat es bewirkt,“ entſchied die Mutter, „ich dachte mir längſt, er würde einmal von ſich hören laſſen.“ Henriette faltete die Hände und ſtarrte vor ſich hin. Zu der alten Feſſel ein neuer Ring und zu dem alten Jammer neuer Streit! „Was iſt dir, meine Tochter?“ frug der Vater.

„Sie regt ſich wieder auf, weil von dem Capitän die Rede iſt,“ ſagte die Mutter unzufrieden.

„Mein Vater, warum haſt du dies Geld genommen? Aus den Beuteln unſerer Nachbarn haben es die Franzoſen erpreßt, um dir ein Geſchenk zu machen, und wenn wir befreit bleiben, müſſen unſere Nachbarn den Fremden mehr zinſen als ſeither. An dieſen Rollen hängt ein Fluch, die Seufzer und Thränen von Hunderten.“

„Du übertreibſt!“ ſagte der Senior unſicher; „und doch iſt dein Einwand nicht unbegründet. Aber im Vergleich zum Ganzen iſt dieſer Betrag ſo unbedeutend, daß die Landsleute den Verluſt in ihrem Beutel kaum bemerken werden.“ Und die Mutter erinnerte: „Dafür haben wir auch mehr gelitten und verloren als Andere.“

„Und wäre unſer Schaden zehnmal und hundertmal größer, ſo müßte uns der Gedanke doch bedrücken, daß wir beſſer und anders gehalten werden als unſere Nachbarn. Vater, wenn du mich liebſt, ſo flehe ich: gib das Geld zurück.“

„Wem?“ frug der Senior. „Wenn ich die angebotene Gunſt zurückweiſe, ſo muß ſolche Weigerung uns übel ausgelegt werden und wir haben bei Gelegenheit neue Quälerei zu erwarten; das Geld aber werden die Franzoſen vergnügt ſelbſt behalten, dem Kreiſe wird es doch nicht zu Gut kommen. Ich habe es angenommen und quittirt und kann dem Landrath nicht ſagen: es thut mir leid.“

„So verbirg die Rollen in der dunkelſten Ecke und wahre dich, lieber Vater, daß du ſie nicht öffneſt in Mangel und Noth, denn wiſſe, jeder Groſchen davon wird einſt von dir zurückgefordert werden.“

„Durch wen?“ frug der Senior erſtaunt.

„Durch deine Tochter,“ rief Henriette außer ſich; „dieſe Rollen gehören zu dem Kaufpreis, den ein Fremder dafür zahlt, daß er mich wie eine Gefangene am goldenen Ringe hinter ſich her ziehen darf. Uebergroß iſt ohnedies die Verpflichtung, die wir gegen ihn haben, und mit ihrem Lebensglück bezahlt dein Kind unſere Rettung aus der Gefahr. Nimm nicht neue Gunſt und Geſchenke, wir tragen ſchon ſchwer genug an den alten.“

Der Vater hob die Geldrollen vom Tiſch und verſchloß ſie in ſeinem Schrank. „Ich thue, wie du willſt, mein Kind. Täglich bete ich, daß die Unſicherheit aufhören möge, die ein Brautſtand ohne Bräutigam uns bereitet, und bei jeder Nachricht von Siegen des Kaiſers hoffe ich, daß der Mann wieder für uns erreichbar wird, welcher bei der Entſcheidung nöthig iſt.“

„Ich hoffe nicht mehr,“ ſprach Henriette vor ſich hin.

Es war kein Zufall, daß in der nächſten Woche der Wagen des Doctors beim Hauſe des Kammerherrn vorfuhr. Der Gaſt wurde in der Beſuchſtube von der gnädigen Frau empfangen, nachdem ſie noch mit einem ſchnellen Blick in den Spiegel ihre Toilette geordnet hatte. Denn der Doctor war bei ihr in beſondere Gunſt gekommen, zuerſt vielleicht, weil er gute Formen hatte und doch im Geheimen ein Sansculotte war; bald aber, weil ſie ein ehrliches Zutrauen zu ſeinem Gemüth gewann und zu ſeinem Geſchick auf ihre Ideen einzugehen. Denn die gnädige Frau war nicht die vornehmſte Dame im Kreiſe, aber die rührigſte. Sie war in der Reſidenz einige Mal von der Königin beſonders beachtet worden und galt dafür, der hohen Frau ähnlich zu ſein, nur daß ihr Näschen etwas ſpitzer war. Sie trug ſich deshalb gern wie ihr Vorbild: Lockenhaar, einen kleinen Schleier um den Hals. In der That hatte ſie einen weiteren Geſichtskreis als andere Frauen in der Nähe, ſie wußte ſich etwas damit, daß eine ihrer Couſinen am Hofe von Weimar war, und ſprach begeiſtert über Poeſie und über das Ideale; ſie war beſonders zuvorkommend gegen Bürgerliche, und immer voran, wo es galt, Vornehme zu begrüßen, Feſte zu feiern und den Armen Strümpfe zu ſtricken, zu denen die Schuhe fehlten. Von ihr und ihrem Gemahl war deshalb oft die Rede. Obwohl Spötter ihnen die Befliſſenheit, mit der ſie ſich um Alles kümmerten, zum Vorwurf machten, ſo waren ſie doch im ganzen Kreiſe wohlbeleumdet und nicht unbeliebt.

„Willkommen aus Rübezahl’s Reich!“ begrüßte die Dame den Doctor. „Heut halten wir den flüchtigen Gaſt feſt; Sie ſollen von Ihren Abenteuern erzählen. Ihr Graf fuhr auf der Durchreiſe bei uns vor und wir haben ihn auch nach Ihnen ausgefragt. Ein bedeutender Mann, leider ſo kränklich, und doch iſt er nicht älter als der Kammerherr, kaum über vierzig und war noch vor wenigen Jahren einer der eleganteſten Tänzer bei den Françaiſen am Hofe. Aber die Politik macht die Männer jetzt merkwürdig alt, und doch ſtand dieſe Carriere ſonſt überall in dem Ruf, daß ſie am beſten conſervire. — Und die furchtbaren Krankheiten, mit welchen Sie zu thun hatten, man hört davon Schauderhaftes. Ach, Doctor, und des Friedens kann man ſich auch nicht freuen. Dennoch hoffe ich, daß die Männer jetzt mehr Zeit und Gemüth für uns Frauen übrig haben, denn ſeither war die Unterhaltung von einer traurigen Eintönigkeit: Pferdemangel und Kanonendonner, und man machte ſich ein Gewiſſen daraus, einen Walzer zum Klavier zu tanzen. Sie finden meinen Mann nicht zu Hauſe, doch dürfen wir ihn jede Stunde erwarten, außerdem iſt heut ein lieber Beſuch bei mir, den Sie ja auch kennen, die Tochter des Seniors, ſie hat den Beinamen die Franzoſenbraut, aber ſie iſt charmant, nur ernſter als ſonſt, doch es ſteht ihr gut.“

So [illegible]erhielt die lebhafte Hausfrau und dem Doctor war lieb, daß ſie die Beſchwerden allein trug, bis ſie ſich endlich entſchloß, ihn in das Familienzimmer zu führen. Henriette ſaß neben den kleinen Töchtern vom Hauſe. Wie der Gaſt eintrat, erhob ſie ſich langſam, ihn zu begrüßen. Sie hatte ſich gemüht ihr pochendes Herz zur Ruhe zu bringen, dennoch ſtand ſie ihm bleich vor innerer Erregung gegenüber und nicht anders erging es dem kräftigen Manne. Er fand mit Mühe die ſchicklichen Worte, ſich nach den Eltern und dem Garten zu erkundigen. Sie antwortete ihm, nachdem die erſte Befangenheit überwunden war, mit ruhiger Haltung, aber er fühlte heraus, daß ſie ſich Zwang anthat. Die Kammerherrin lud hinaus in den Park. Beiden wurde im Freien und in der Bewegung unter den Andern leichter zu Muthe und doch empfanden ſie, daß ſie in dieſer Stunde zu einander gehörten und wie läſtig die gleichgiltige Unterhaltung war, an der auch ſie Theil nehmen mußten. Endlich wurde die Hausfrau abgerufen und die beiden jungen Fräulein liefen nach dem Obſtgarten voraus. Der Doctor und Henriette ſtanden an der Landeſtelle des Schloßteiches und vor ihnen war ein kleiner Kahn am Ufer befeſtigt. Da wies der Doctor mit einem bittenden Blick auf den Kahn, das Mädchen trat hinein und ſetzte ſich ſchweigend nieder, er löſte die Kette, ergriff das Ruder und fuhr ſo weit vom Ufer ab, daß das geſprochene Wort für fremde Ohren verklang. Während er das Fahrzeug vorwärts trieb, wagte er in leiſen Worten von ſeiner Liebe zu reden und von ſeiner Trauer. Die Blätter der Seeroſen auf dem Waſſer hoben und ſenkten ſich, als ob das Beben ſeiner Stimme auch ſie errege.

Solange er ſprach, blickte ſie unverwandt auf den Finger ihrer Hand, an welchem der Ring mit dem Vergißmeinnicht fehlte. „Ich lag hilflos am Boden," begann ſie langſam, ohne ihn anzuſehen, „gedemüthigt, mißhandelt, da hat er mich befreit. Als er den Unhold zwang zu entweichen, und als er wieder eintrat und mir zurief, daß der Andere gefallen ſei, da, der Herr verzeihe mir die Sünde, meinte ich die Schmach von mir genommen und mir war auf Augenblicke, als müßte ich fortan dem Manne folgen, der mich gerächt hatte. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich ſo fühlte, nicht wie eine Chriſtin und ein ehrbares Mädchen ſoll, aber es war ſo, und ich darf die Wahrheit nicht bergen, am wenigſten Ihnen. Und wäre er davon geritten, wie er kam, als ein Fremder, ſo hätte ich ihm nachgeſehen wie meinem Heiligen. Aber eine Demüthigung hat er von mir genommen und eine andere hat er mir an den Finger geſteckt. Daß er mich in meiner Erniedrigung gleich einem Nichts behandelte, welches er ſich erkaufen und aneignen könne durch ein unwahres Wort, darum empörte ſich mein Gemüth wieder gegen ihn wie gegen die Miſſethäter, und ich vermochte ihm für ſeine ſchnelle Hilfe, die mich gerettet, nicht zu danken."

Auch der Mann, welcher ihr gegenüber ſaß, ſtarrte finſter zur Seite auf die Wellenringe, welche über das Waſſer zogen. Und er frug tonlos: „So war Ihr Gefühl damals; wie wurde es ſpäter?"

„Wie es damals war, ſo iſt es noch heut," antwortete Henriette in derſelben Weiſe. „Um meinetwillen hat er einen Menſchen getötet, und daß ich noch unter Andern mein Haupt erheben darf, verdanke ich ihm; dies ſind feſte Bande, ich vermag ſie nicht zu löſen; weil aber ſeine Hand ſelbſt die Kette um mich gelegt hat, mich anzuſchließen an ſein Geſchick, zürne ich ihm noch heut wie damals, denn er hat damit zerſtört, was in meinem Leben fröhlich war, unſchuldig und Glück verheißend." Jetzt ſah ſie ihn an und er ſie, und aus ihren Augen quellen die Thränen.

„Und wenn er wieder kommt und Ihre Hand für ſich fordert?"

Ein finſterer Schatten flog über ihr Antlitz. „Ich würde ihm daſſelbe ſagen, was ich heut Ihnen ſage: ſeine Frau kann ich nicht werden, und einem Andern darf ich nicht angehören, ſolange er ſein Anrecht behaupten will."

„Sie nennen es ein Recht des Fremden? Es war ein übermüthiger Einfall, ein ruchloſes Spiel! wie kann ſolche That ihm ein Anrecht an Ihr Leben geben?"

„Zuerſt war es ein wilder Einfall, mit der Zeit iſt es ein Anſpruch geworden. Schon das zweite Jahr trage ich die Laſt, mit jedem Tage ſind die Bande feſter geworden, welche mich an ihn ſchnüren, die Leute betrachten mich als ſeine Braut, die eigenen Eltern möchten gern das Furchtbare ſich und mir verhüllen; der Vater vertraut, daß der Himmel Alles ohne ſein Zuthun fügen werde, die Mutter hofft, daß der

Fremde ihrem Kinde einmal Schützer und Verſorger werden könne. Ich hatte in den erſten Tagen und Wochen Niemanden, vor dem ich mein Elend hätte klagen können, damit er mir rathe und mich befreie. Gab es damals Einen, der mir in ſeinem Herzen freundlich geſinnt war, ſo fühlte auch dieſer ſich mir entfremdet und ging mit höflicher Kälte an mir vorüber."

„Henriette!" ſchrie der Doctor entſetzt.

Sie aber zog ihr Tuch um ſich und fuhr traurig fort: „In dieſer langen Zeit bin ich ruhiger geworden. Die Feſſel, die ich trage, wird ſchwerer, als ſie vormals war, aber ich bin gewöhnt, ſie zu tragen. In Harren und Leiden iſt der Frohſinn untergegangen und die Hoffnung, die einſt ein thörichtes Mädchen hegte. Ich trage mein Theil ſtill; Andere thun es auch."

„In jenen Monaten bat Jemand, der Ihnen von Herzen ergeben iſt und der gern ſein Leben für Sie hingeben würde, durch Ihren Vater, daß Sie ihm Ihr Vertrauen gewähren."

„Dem Mitgefühl des Arztes hatte ich nichts zu vertrauen," antwortete Henriette ſtolz, „und einem Manne, an deſſen Freundſchaft ich gern dachte, ſah ich bei der Begegnung an ſeinen Augen an, daß für ihn das Mädchen, welches die fremden Soldaten an ſich geriſſen hatten, nicht mehr denſelben Werth hatte, wie das unſchuldige Pfarrkind, das ihm die Kleeblätter pflückte."

„Henriette!" rief der Mann wieder — „zu dem Leid, das ich trage, fügen Sie ein neues, wenn Sie mich ſo grauſam verkennen. Da ich Sie zuerſt ſah, wurde ich Ihnen gut, wie ich noch keinem Weibe geweſen, es war in meinem einſamen Leben die erſte Liebe und ich war ſelig, wenn ich an Sie dachte und mich an Ihre Seite. Da kam die Erzählung des Vaters; aus ſeinen Worten klang Vieles, was mir wie Grabgeläut meines ſtillen Wunſches erſchien. Welches Recht hatte ich auf Ihre Neigung? was wußte ich davon? Sie hatten ſich mir herzlich zugeneigt in froher Stunde, aber zweifelnd frug ich mich, welchen Werth meine Liebe für Sie haben könne; und die Antwort, die ich mir ſelbſt gab, war: daß ich noch wenig für Ihr Herz bedeuten konnte. Als ich von dem letzten Beſuch nach Hauſe kam, habe ich mit dem Gedanken gerungen, ob ich es wagen dürfe, Ihnen zu ſchreiben und Sie von meiner Leidenſchaft zu unterhalten. Ich war muthlos, Henriette, denn nicht ich hatte Sie an den Schurken gerächt. Seitdem erſt habe ich ſelbſt erkannt, wie heiß und ſtark das Gefühl iſt, das ich in mir herumtrage. Laſſen Sie ſich gefallen, daß ich Ihnen dies heut ſage: fürchterlich und unerträglich iſt mir der Gedanke, daß Sie mir fremd werden können."

Sie ſaß aufgerichtet im Kahne und zwang ſich feſt zu ſcheinen, aber die Thränen rollten von ihren Augen.

„Ich wage in dieſer Stunde nicht davon zu reden," fuhr der Liebende fort, „was geſchehen muß, um die Laſt einer unmenſchlichen Verpflichtung von Ihnen zu nehmen. Vielleicht vermag ich dies, aber nur mit Ihrer Hilfe. Und darum flehe ich nur um das Eine: daß Sie ſich meine ſtille Verehrung gefallen laſſen und daß Sie zuweilen daran denken, wie in Ihrer Nähe ein Mann lebt, dem Ihr Glück weit theurer iſt als ſein Leben, und deſſen höchſter Lebenswunſch iſt, Ihre Liebe und Ihre Hand für ſich zu erringen."

Sie bewegte abweiſend das Haupt, als ſie traurig ſagte: „Es iſt an meinem Unglück genug; vergeſſen Sie mich." Aber als ſie ihn einen Augenblick anſah, drang ein heller Strahl ihm in die Seele. Dann blickte ſie wieder abwärts und weinte ſtill vor ſich hin, er aber bewegte leiſe das Ruder und führte den Kahn dem Lande zu, wo die Hausfrau ſie bereits erwartete.

Als der Doctor nach Hauſe fuhr, lag die Landſchaft vor ihm im Zauberglanze der Nacht. Sein alter, ſanfter Freund blickte vom dunklen Nachthimmel traulich über die ſchlafende Erde. Lichter und Schatten zogen in ſchnellem Wechſel vorüber, jeder Hof und jede Baumgruppe ſtanden geheimnißvoll in farbigem Scheine, der doch keine Farbe war. Nur in leiſen Tönen klang das Leben der Natur, die Grillen zirpten im Korn und eine große Nachtmotte ſchwirrte an ſeinem Hut: ſo weich und mild die Luft und ſo ſchön die träumende Welt rings um ihn her! Er aber achtete wenig darauf; ihm ſelbſt war ſein Daſein aus dem Dämmerſchein ſehnſüchtiger Erwartung hineingeworfen in ſcharfes Tageslicht und in die heiße Leidenſchaft der Wirklichkeit. Wie ſie vor ihm ſaß im Kahne, da war ſie daſſelbe Mädchen geweſen, das er geküßt hatte, und zugleich eine andere, ein ſtolzes und kräftiges Weib; es waren die Umriſſe des Angeſichtes, welches ihn einſt in mädchenhafter Zärtlichkeit angeſehen hatte, aber etwas Anderes war in ihr Weſen gekommen: die Brauen zuſammengezogen, das ganze Antlitz größer, die Geſtalt feſter, ſogar die Stimme klang ihm tiefer und ernſter in das Ohr. Ihren Willen ſetzte ſie gegen den ſeinen und feſt wehrte ſie ſein Bitten und Drängen ab. Sie hatten die Rollen gewechſelt, er war der ſehnſuchtsvoll Harrende geworden, und ſie hatte in überlegener Haltung von dem geſprochen, was ſie für Pflicht hielt. Dennoch empfand er, daß ſie ihm noch nie ſo lieb geweſen, wie in dieſer Stunde. — Und er ſollte ihr entſagen! Aber als ſie das forderte, war ſie weich geworden und ihr innerer Kampf wohl erkennbar. In dem Augenblick lag in ihren Augen und dem Ton der Stimme ſo viel Schmerz und Liebe, daß nicht die ſtrengen Worte in ihm hafteten, ſondern die tiefe Empfindung, welche ſie dahinter verbarg.

Er ſtrich ſich über die heiße Schläfe und mahnte ſich zu bedächtiger Ueberlegung. Was mußte er thun, um ſie dem Andern zu entreißen und für ſich zu gewinnen? Schmachvoll dünkte ihm zu ertragen, daß der übermüthige Franzoſe durch wildes Spiel mit dem eigenen und fremden Leben ein Recht gewonnen hatte über die Tage der Jungfrau und über die Zukunft eines deutſchen Mannes; und ganz unleidlich, daß im günſtigſten Fall das Glück redlicher Menſchen abhängen ſollte von Laune und Entſcheidung eines Rivalen. Wilde Gedanken zogen wie Nachtvögel durch ſein Hirn: War von zweien einer zu viel auf Erden? Aber er ſcheuchte die finſtere Verſuchung hinweg. Vergoſſenes Blut hatte dies unheimliche Bündniß gefeſtigt, neuer Tod vermochte den Ueberlebenden ein reines Glück nicht zu verſchaffen. Was hier noth that vor Allem, war das Eine, daß er ſelbſt ſich ihr werth machte. Nur die Neigung zu ihm konnte ihr den Entſchluß geben, ſich von dem Andern zu löſen trotz Allem, was ſie jetzt ihre Pflicht nannte und was ſie ihm wie einen Schild zur Abwehr entgegenhielt. Ja, er ſelbſt mußte Buße zahlen dafür, daß ihn bei der letzten Begegnung im Pfarrhauſe allzuſehr der eigene Schmerz beſchäftigt hatte und zu wenig ihre Leiden. Er wollte ſie wiederſehen, ſo oft das möglich war, ohne daß er ſich aufdrängte, er wollte ihre Zurückhaltung ehren und ſeine Rede behüten, aber wiſſen mußte ſie fortan zu jeder Stunde, daß ein treues Herz ihr angehörte, und daß er ein ſicherer Berather ſein konnte, wenn ſie das Vertrauen gewann, das ſie nicht zu ihm gehabt. Und er ſann darüber, wie er ſich ihr auch aus der Ferne vertraulich machen könnte und ſo lieb, daß ihr Gemüth ſich gegen ihn öffnete.

Als er nach Haus kam, ſetzte er ſich zur Stelle nieder und ſchrieb an ſie: „Theures Fräulein! Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen von einer Leidenſchaft vorklagen werde, welche meine Seele erfüllt. Nur darum flehe ich, daß Sie mir geſtatten, Ihnen zuweilen ſo zu ſchreiben wie ein Freund dem andern ſchreibt, auch über mich ſelbſt und mein eigenes Leben. Laſſen Sie ſich leidend gefallen, wenn ich ſo weit Ihren Antheil in Anſpruch nehme. Können Sie mir einmal auf meine Briefe eine Antwort geben, ſo wird dies für mich eine Seligkeit ſein; aber auch, wenn Sie das nicht thun wollen, erlauben Sie mir zu Ihnen zu reden wie der Unglückliche zu ſeinem Beichtiger ſpricht.“ Darauf ſchrieb er über ſeine Erlebniſſe in den vergangenen Jahren und über Vieles, was er dabei gedacht hatte.

Mit dieſem Brief fuhr er nach dem Marktflecken zu Henriettens Geſpielin und bat, den Brief ſicher in die Hände des Fräuleins zu liefern.

„Sie iſt noch bei der Bellerwitz; ich trage das Schreiben ſelbſt zu ihr," verſprach Lieſel, welche das Sachverhältniß ſcharfſinnig erkannte. Und als der ungeduldige Doctor nach einigen Tagen wieder vorſprach, erzählte die Vertraute: „Ich ließ ſie aus dem Schloß bitten, wir gingen in den Garten, dort gab ich ihr den Brief. Ich ſaß auf der einen Bank, ſie auf der andern; ſie brach den Brief ſogleich auf und las ſehr lange; dann ſteckte ſie ihn unter ihr Bruſttuch und reichte mir die Hand. Als ich frug: „Iſt vielleicht Antwort?" ſchüttelte ſie nur mit dem Kopf und ging zu den Blumen, brach eine ab und gab ſie mir. Dann fing ſie an von meinem Kleinen zu reden und von Anderem."

„Was war es für eine Blume?" frug der Doctor.

„Es war eine weiße Roſe; ſie war wohl für Sie beſtimmt, aber mein Kleiner hat ſie ſogleich zerzupft."

8.

Die Warnung.

In einiger Entfernung von der Stadt lag am Rand eines lichten Gehölzes der Schießplatz, wo ſeit alter Zeit die ehrbare Gilde der Bürgerſchützen ihre Bahn hatte. Dort ſtand ein Kaffehaus und an ſonnigen Ruhetagen zog der Bürger mit Weib und Kind hinaus und genoß auf den Breterbänken den Kaffe, welchen die Hausfrauen in der Tüte mitbrachten, und den die Wirthsleute mit großer Gewandtheit, aus jeder Tüte beſonders, zu bereiten wußten und im Geſchirr aufſetzten. Heut konnte der Vermögende auch Kuchen dazu erhalten, denn es war der ſchöne Tag des Königſchießens. Am Morgen waren die Schützen ausgezogen in ihrer grünen Uniform mit gelbem Kragen und großen wollenen Epauletten, vor ihnen Steinmetz mit der Muſik und der Zieler, welcher eine große gemalte Scheibe auf dem Rücken trug. Auf der Scheibe war in dieſem Jahre ein ungeheurer Drache gemalt und der Künſtler hatte ihn ſo ſchön gewunden, daß ſein Kopf in der Mitte ſtand; es war aber der Kopf eines Mannes und der Kopf trug einen kleinen ſchwarzen Hut.

Die Sonne ſchien warm, Honoratioren und Bürger ſaßen, nach Familien geordnet, behaglich im Schatten der Linden und freuten ſich der großen Menſchenmenge, welche ſie alle zuſammen darſtellten. Die Kinder ſprangen um die Tiſche oder ſtanden vor den beiden aufgeſchlagenen Buden, in denen man durch waghalſiges Würfelſpiel Pfefferkuchen und Glaswaaren gewinnen konnte. Die meiſten verloren ihr Gröſchel, aber ſie hatten dafür die Hoffnung gehabt. Zuweilen ſpielte die Muſik und in kurzen Zwiſchenräumen knallten die Schüſſe vom nahen Schießplatz in die Unterhaltung. Und hatte einer der Schützen einen guten Schuß gethan, ſo tanzte der Zieler vor Freude und ſchwenkte die kleine Scheibe, welche er an einem Stocke in der Hand trug.

Heut wurde mehr geſchoſſen als ſonſt, denn die Bürgerſchützen hatten einen Zuwachs gewonnen, auf den ſie ſtolz waren. In der Stadt war auf einmal eine Vorliebe für Scheibenſchießen eingeriſſen, und viele jüngere Männer waren zu einer Freicompagnie zuſammengetreten; ſie trugen keine Uniform und marſchirten auch nicht mit der alten Gilde, aber ſie ſchoſſen als Verbündete mit. Und um in Schritt und Tritt zu kommen, hatten ſie einen alten Unterofficier, der jetzt in ſtädtiſchem Dienſt lebte, zum Exerciermeiſter angenommen, ſie waren ſo eifrig bei der Sache, daß auch heut ein großer Theil von ihnen auf der Waldblöße neben dem Schießplatz marſchirte, und zuweilen klang das Feuer ihrer Salven zwiſchen die Schüſſe nach der Scheibe. Sogar die Umgegend hatte Schießgenoſſen hergeſandt, Krauſe aus dem Marktflecken war da mit ſeinem Stutzen und einem Dutzend Gefährten, und aus den Dörfern eine Anzahl junger Burſchen. Sonſt hätten die Bürger für eine Entwürdigung ihrer Scheibe gehalten, wenn grobe Bauern und Knechte in den Stand getreten wären, heut dünkte das faſt Allen Recht, denn, wie ein geachteter Bürger ſich ausdrückte, es war eine neue Conjunction gekommen, die Unterthänigkeit war aufgehoben und zugleich vieles Andere, was ſonſt die Landleute unanſehnlich gemacht hatte, und eine Annäherung hatte ſtattgefunden zwiſchen Bürgern und Bauern um des gemeinſamen Schickſals willen, das ſie alle trugen.

Beim Schießhauſe verkehrt auch der Aſſeſſor, nicht ſo ſtill wie früher, er ſpricht mit Würde zu den Bürgern, welche ihn im Kreiſe umſtehen; denn er iſt ganz vor Kurzem in der Stadt der größte Mann geworden. Der alte Stadtdirector iſt verzogen, verſchwunden, und Niemand frägt nach ihm, die Stadt hat eine neue Ordnung erhalten, die Bürger regieren ſich ſelbſt, haben ſich Rathsherren gewählt und den Aſſeſſor zum Bürgermeiſter. Aber auch er hat eine Büchſe in der Hand, und wird ſogleich wieder mit der Compagnie exercieren. Weiter ab, da wo ein ſchöner Kranz von jungen Fräulein auf Stühlen ſitzt, bewegt ſich unſer Vetter, der junge Arzt; ein heiterer rundlicher Herr, ſehr höflich und aufmerkſam, er überreicht kleine Sträuße von Feldblumen und iſt vielen Müttern und Töchtern angenehmer als ſein Verwandter, ſo daß ſie dieſen nur in ſchweren Fällen bemühen.

Hauptperſon aber und gewiſſermaßen das Centrum dieſes ganzen Scheibenſchießens iſt der Doctor. Vor dem Schießhauſe ſteht er mit ſeiner Büchſe neben dem Fleiſcher Beblow, der als Schützencapitän goldene Epauletten auf ſeiner Uniform trägt und ſo gewaltig um ſich ſieht, daß die Bürger ihn mit noch größerer Hochachtung betrachten, als an Werkeltagen. Der Doctor und Beblow haben viel zu grüßen und auf Fragen zu antworten, Beblow aber gebietet mit lauter Stimme, und der Doctor redet oft leiſe und vertraulich. Gerade jetzt zu einem jungen Herrn mit einem Schnurrbart, einem großen Gutsbeſitzer im Kreiſe, den er mitgebracht hat. Er führt ſeinen Gaſt einige Schritte zur Seite, als dieſer zufrieden beginnt: „Ich ſehe, bei dir iſt Alles in gutem Zuge.“

„Sage dem Grafen,“ antwortete der Doctor, „in unſrer Compagnie ſind etwa hundert Stutzen und eben ſo viele Gewehre nach dem Modell. Jeder hat einen blauen Rock, rothes Tuch kann ſogleich auf die Kragen geſetzt werden; auch das nöthigſte Lederzeug iſt da, nur mit Mänteln ſind wir noch zurück; die Leute ſind bereit und vom beſten Willen. Die Compagnie wird acht Tage nach empfangener Ordre ausrücken, wenn ihr uns Officiere und einige Unterofficiere ſchickt, denn von dieſen letzteren haben wir nur drei im Kreiſe."

„Du biſt weiter als ich," ſagte der Andere, der früher bei den Huſaren geſtanden hatte; „mich hindert zu ſehr der Mangel an brauchbaren Pferden. Der letzte Krieg hat darin arg verwüſtet. Ueber den Grafen aber würdeſt du dich freuen; er hat von ſeinem Gut die ganze Provinz mit einem unſichtbaren Netz überzogen und iſt wieder trotz ſeiner Kränklichkeit Tag und Nacht geſchäftig. Doch fand ich ihn in den letzten Wochen ungewöhnlich ernſt. Die Niederlagen der Oeſtreicher und die neuen Erfolge Napoleons mögen ihn wohl verſtimmen, und ich fürchte, er empfängt keine guten Nachrichten aus der Reſidenz; dort fehlt in der letzten Stunde der Entſchluß."

„Unterdeß thun wir das unſere," ſagte der Doctor ruhig. „Sieh auch die Uebungen unſerer Mannſchaft an."

„Kommen Sie, Drachentöter," rief der Einnehmer dem Freunde zu, „wir wandern ein wenig zwiſchen den Tiſchen, uns das Völkchen zu betrachten. Hier können Sie die Verdorbenheit unſeres Jahrhunderts deutlich erkennen. Mancher Rock iſt ſchäbig und geflickt, weil der Beſitzer allzutief verſunken iſt, und mancher Mann verſchwendet hier ſeinen letzten Groſchen, um die Cichorie mitzutrinken. Auch die Erhebung der Gemüther, welche jetzt bei uns beginnen ſoll, iſt bereits zu beobachten; denn während die Leute alle Fehler ihrer Mitmenſchen ſcharfſinnig beſprechen, bauſcht ſich ihr eigenes Selbſtgefühl auf und ſie ziehen am Abend tugendhaft und erhoben nach Hauſe. — Wer iſt der Fremde, der hier umherſtreicht, er ſcheint Sie ſcharf ins Auge zu faſſen."

„Ich kenne ihn nicht," verſetzte der Doctor, „er iſt wohl Gaſt eines Städters."

„Er ſieht mir nicht ſo aus," ſagte der Einnehmer, „ich will mich doch beim Kaffewirth erkundigen, der kennt Jedermann aus der Umgegend. — Dort ſitzt auch der Hauptmann und trinkt unter den Bürgern ſo gemüthlich Kaffe, als hätte er niemals einen Kriegszug gegen Störche gemacht; das Beſte an ihm iſt ſeine Schweſter.“

Am Waldrande in einer Ecke hatte ſich die reducirte Kriegsmacht gelagert, der alte Major, der Hauptmann und das Fräulein. Die Männer rauchten ſteif und ernſthaft und wechſelten nur zuweilen kurze Reden, das Fräulein aber klapperte geſchäftig mit den Taſſen und ihre Augen blickten fröhlich in die große Geſellſchaft, denn ſie hatte heut früh dem Bruder viele Groſchen im Beutelchen gewieſen, die ſie ſich mit ihrer fleißigen Hand verdient, und hatte ihn und den Major als ihre Gäſte eingeladen. Darum ſtand auch ein ganzer Teller Kuchen auf dem Tiſch, und während ſie eingoß, mahnte ſie die Herren ſo dringend, das Backwerk nicht zu vergeſſen, daß der Major die Pfeife wegſtellte und ritterlich nach dem Teller griff. Um den Bruder machte ſie ſich weniger Sorge, denn was nicht verzehrt wurde, packte ſie in das Körbchen und er mußte es morgen doch eſſen.

Während das Fräulein auf den artigen Gruß der vorübergehenden Freunde dankte, erröthete ſie ein wenig: „Der Herr Einnehmer weiß gewiß,“ dachte ſie, „daß ich ſeine Hemden genäht habe, er wird mich wegen des vielen Kuchens für eine Verſchwenderin halten.“ Aber als der Doctor ſie freundlich anredete, gewann ſie ſogleich die Unbefangenheit wieder und ſprach mit ihm in ſicherer Haltung als eine kluge kleine Dame, die auch weiß, was ihr gebührt.

„Mich wundert,“ ſagte der Major den beiden Freunden nachſehend, „daß unſer Doctor ſich auf dieſen neuen Schwindel mit der Freicompagnie eingelaſſen hat.“ Aus der Ferne puffte eine Salve. „Die Himmelhunde placken,“ brummte verächtlich der Hauptmann und blies eine Wolke.

Und wieder eine Salve. „Wir wollen doch einmal das Kinderſpiel anſehen,“ rieth der Major und erhob ſich. Sogleich that der Hauptmann daſſelbe, das Fräulein packte ſchnell ihren Kuchen zuſammen und ſie gingen zu drei nach dem

Uebungsplatz. Dort ſahen ſie eine Weile zu und vermehrten durchaus nicht das Behagen der Compagnie; denn der Unterofficier wurde, ſeit er die großen Herren zu Zuſchauern hatte, ſtrenge und tadelſüchtig, und verlangte Schweres von der Mannſchaft. Die Officiere, welche ſeit Jahren mit Tritt und Griff nur in ihren Träumen zu thun gehabt hatten, betrachteten die Sache vornehm und überlegen, aber doch mit ſteigendem Antheil. Endlich raunte der Major dem Aſſeſſor, welcher gerade bei ihm vorbeimarſchirte, halblaut zu: „Gewehr anziehen!“ Darauf ruckte auch der Hauptmann leiſe mit den Armen, um den Tritt der Compagnie gewiſſermaßen durch moraliſche Nachhilfe zu kräftigen, bis er endlich ausbrach: „Donnerwetter, Unterofficier, laſſen Sie die Leute Diſtanz halten!“

„Es wird dem Mann allein zu ſchwer,“ bemerkte mitleidig der Major; und im nächſten Augenblick marſchirten die Officiere, jeder neben einem Zuge, auf dem Exercierplatz umher, bis der Unterofficier ſtolz über ſolche Hilfe in Linie aufmarſchiren und das Gewehr präſentiren ließ. „Ein Vivat den Herren Officieren!“ Luſtig ſchrie die Compagnie nach. Die beiden Herren dankten und ſahen einander betroffen an. „Es iſt doch zu nichts gut als zur Bewegung,“ ſagte der Major mit nachſichtigem Lächeln.

Der Schießplatz war aber ſeit alter Zeit auch deshalb berühmt, weil ſich auf ihm dicht neben den wilden Waffenthaten der Männer Holdes und Menſchenfreundliches ereignete: zarte Annäherung, anmuthiges Wiederſehen und dergleichen. Viele reich geſegnete Ehen waren dort eingeleitet worden und die Hausfrauen führten ihre Kleinen gern unter die Linden, weil ihnen ſelbſt die Stätte durch große Erinnerungen geweiht war, welche wie unſichtbare Blumengewinde um Bäume und Tiſche hingen.

Arglos ſtand Fräulein Minchen, von ihren Herren verlaſſen, unter den Zuſchauern und beobachtete die kriegeriſchen

Bewegungen mit beſſerem Verſtändniß als der Einnehmer, ſie ahnte auch nichts von dem tiefen Mißtrauen, mit welchem dieſer ſie ſelbſt betrachtete. Denn Herr Köhler erwartete jede Woche zu hören, daß ſie als weiblicher Robinſon mit der Flöte ſtatt Sonnenſchirm und mit dem Lama, ihrem Bruder in die weite Welt gezogen ſei. Endlich überreichte er ihr in einer Verbeugung das Taſchentuch, welches heruntergefallen war, und begann ein kleines Geſpräch über Sonnenſchein und Feſtfreude. „Da ſehen Sie den neuen Bürgermeiſter ſelbſt Soldaten ſpielen.“

„Er macht ſeine Sache recht gut,“ ſagte das Fräulein.

„Mit dieſer Städteordnung kommen allerlei Ideen auf,“ fuhr der Einnehmer fort; „nicht nur die Großen, auch die Kinder ſollen auf neue Weiſe gedrillt werden. Der Bürgermeiſter hat die Abſicht, für arme Mädchen, große und kleine, eine Art Schule einzurichten, wo ſie allerlei Weibliches erlernen, und er frug mich, ob ich Jemanden wüßte, der gegen ein Entgelt, das freilich gering iſt, eine ſolche Anſtalt übernehmen würde. Eine Stube im Schulhauſe iſt dafür beſtimmt und es handelt ſich nur noch um die Lehrerin. Man wollte deshalb Sie um Ihren Rath fragen. Wiſſen Sie Jemand nachzuweiſen, ſo thun Sie ein gutes Werk.“

Das Fräulein ſah den Einnehmer mit großen Augen an. „Sie haben dabei an mich gedacht.“

„Seit ich Sie damals im Kriege auf dieſem Platze unter den Soldaten ſah,“ antwortete Herr Köhler, „glaube ich allerdings, daß Sie eine gute Lehrerin ſein könnten, aber die Stelle Ihnen anzutragen, wird der Bürgermeiſter kaum wagen, da die Stadt gegenwärtig arm iſt.“

„Ich bin auch arm,“ ſagte das Fräulein mit feſter Stimme, „und eine ſichere Einnahme, auch eine geringe, wäre für mich ein großes Glück. Wenn Sie meinen, daß ich brauchbar bin, ſo würde ich mit Freuden annehmen.“

„Es wären täglich zwei Stunden und außer den Feſtwochen nur einmal im Sommer Ferien.“ Und dabei dachte er: warte, Robinſon, du ſollſt kein Kanoe behalten, auf dem du in der Ferne Abenteuer ſuchen kannſt.

„Das würde ich gerade noch übernehmen dürfen,“ ſagte ſie mit glänzenden Augen, „ich hätte dann noch Zeit genug für unſere kleine Wirthſchaft im Hauſe.“

„Dann alſo wird der Bürgermeiſter kommen,“ ſchloß Herr Köhler gleichmüthig, damit die Dankbarkeit, mit welcher ſie ihn betrachtete, ſich nicht in Worten ausdrücke. Und er empfahl ſich mit weltmänniſcher Kürze. Er hatte kein gutes Gewiſſen, denn er ſelbſt hatte längere Zeit intriguirt und gemahnt, bis der neue Magiſtrat, welcher die dringende Nothwendigkeit ſolcher Schule nicht ſofort begriff, zu dem Entſchluß gekommen war.

Auch der Doctor konnte ſich der geheimnißvollen Begabung des Schießplatzes nicht ganz entziehen. Zwiſchen ihm und dem Ackerwirth Krauſe war im letzten Jahre ganz beſondere Wohlmeinung erwachſen, nicht durch das Vaterland allein veranlaßt. Auch heut hatte der Schützengaſt auf viele Fragen zu antworten: Lieſel hatte das zweite taufen laſſen, Bärbel erwartete das erſte, und Henriette war thätig im Hauſe und für die Bedürftigen der Gemeinde beſorgt, wie immer. Dennoch ſchloß Krauſe ſeinen Bericht mit Kopfſchütteln: „Der Herr Senior iſt als ein redlicher Mann und auch als getreuer Seelſorger in der Umgegend geſchätzt, aber die Leute verdenken ihm jetzt, daß er von den Lieferungen an die Feſtung gänzlich befreit iſt. Wenn die Kommandos der Franzoſen durch den Kreis reiten, halten ſie bei ihm an zu einem Frühſtück und Glaſe Wein. Mehr als einer von den Eingepfarrten hat den Geiſtlichen mit dieſen Leuten am Tiſche geſehen; deshalb ſchelten Manche die Familie Franzoſenfreunde. Meine Frau ſagt, ſie wiſſe am beſten, daß man dem Senior und noch mehr dem Fräulein Unrecht thut, aber es iſt kein Wunder, daß ſolches Gerede entſteht. Auch der Kirchenbeſuch hat abgenommen.“

In dem ſtillen Pfarrgarten blühten wieder die Roſen, und durch das ſtachlige Geäſt der Schlehen und Brombeeren ſchlüpften vorſichtig die Zaunkönige. Das erſte Heimweſen hatte ihnen der Kater zerriſſen, jetzt waren ſie geſchäftig bei der zweiten Brut, das Weibchen ſaß ſtill auf dem Neſte, aber der kleine Herr fuhr heimlich zwiſchen Ranken und Dornen dahin und trug Gutes für die Wirthſchaft herzu; und wenn er einmal mit ſeiner feinen Stimme anſchlug, antwortete kaum hörbar das Weibchen. Henriette, welche das leiſe Locken der Kleinen vernahm, rührte an die Stelle des Mieders, wo ſie den letzten Brief des Doctors bewahrte. Wieder war Jahr und Tag vergangen ſeit jener Unterredung auf dem Waſſer, noch immer lag das Verhängnißvolle ſchwer auf ihr, aber in ihr ſelbſt war ein neuer Sommer erblüht, denn ſtolz fühlte ſie ſich als die Freundin und Vertraute des Mannes, der ihr lieb war. Von dem Inhalt ſeines Lebens war in das ihre übergegangen. Seine Hoffnung und Arbeit für das geknechtete Heimatland, Vieles was er über den Weltlauf dachte und was ihm von Trauer und Freude bei Ausübung ſeines Berufes durch das Gemüth ging, das empfand ſie mit, in ihrer Einſamkeit gehoben durch den Zauber dieſer Bundesgenoſſenſchaft. Nur ſelten hatte ſie ihn geſehen, immer im Zwange größerer Geſellſchaft, und nie hatte er in der Zeit etwas Anderes zu ihr geſprochen, als was auch Fremde hören konnten, aber in ſeinem Blick und im Ton ſeiner Rede vernahm ſie daſſelbe, was aus allen ſeinen Briefen klang. Auch wenn er ſchrieb, vermied er, von ſeinen Gefühlen zu ſprechen, die Leſerin fand doch in jeder Zeile die treue Liebe.

Ein Poſtillon blies, die Extrapoſt fuhr im Hofe an und Henriette eilte nach dem Hauſe. Sie traf die Eltern in Begrüßung eines Fremden, der das Deutſche wie ein Franzoſe ſprach. Es war ein behender junger Mann, der keine Uniform trug, aber durch ſeine Haltung verrieth, daß er Officier war. Als der Vater die Tochter vorſtellte, begann der artige

Gaſt: „Es macht mich glücklich die Huldigung, deren Bote ich bin, ſelbſt an Mademoiſelle ausrichten zu können, Major Deſſalle hat mir aufgetragen hier einzutreten und dieſen Brief dem Herrn Pfarrer zu übergeben.“ Der Senior brach auf. „Der Brief enthält nichts als die Mittheilung, daß Herr Deſſalle befördert worden, und verweiſt uns im Uebrigen auf Sie, verehrter Herr.“

„Mir iſt nur auf kurze Zeit das Glück zu Theil geworden, in Paris mit dem Major zuſammen zu ſein; er war mit Aufträgen aus Spanien an die Donau zum Kaiſer geſandt und mußte nach ſeiner Audienz wieder über die Pyrenäen.“

„In das wilde Land und in dieſen unbarmherzigen Kampf!“ bedauerte gutherzig der Senior. „Vor Jahr und Tag empfingen wir einen ähnlichen kurzen Brief von Paris, worin er mittheilte, daß er aus Italien zurückgekehrt ſei und zur ſpaniſchen Armee abgehe. Dies iſt die erſte Nachricht, die wir ſeitdem erhalten.“

„Das Schickſal des Soldaten!“ antwortete mitfühlend der Franzoſe. „Ich ahne jetzt, wie ſchwer mein Freund die Entbehrung empfindet, welche ihm der Dienſt auflegt.“

„Aber noch ſtehen Sie,“ rief die Frau Paſtorin. „Henriette, vergiß nicht die Sorge für unſern Gaſt.“ Die Tochter eilte hinaus und preßte die Hand gegen ihr hämmerndes Herz.

Als ſie den Wein hereinbrachte, war der Fremde in lebendiger Unterhaltung mit den Eltern. Sie ſchenkte ein, als ihr der Franzoſe ritterlich einen Stuhl herantrug, lehnte ſie ab, ging mit dem Schlüſſelbund hin und her, ihre Unruhe zu verbergen, blieb nur zuweilen am Tiſche ſtehen und hörte mit halbem Ohr Bruchſtücke des Geſpräches.

Der Ungarwein und die harmloſen Fragen des Seniors machten den Franzoſen zutraulich: „Es thut wohl, endlich einmal wieder unter Gutgeſinnten zu ſein; auf den letzten Stationen hatte ich finſtre Blicke und Ungefälligkeit zu ertragen.“

„Es iſt ja jetzt Friede,“ bedauerte der Paſtor, „und wir beten, daß der ſchreckliche Krieg uns fortan verſchone.“

„Nicht Jeder in dieſem Lande denkt ſo,“ entgegnete der Fremde, zog ſeine Brieftaſche hervor und blätterte darin. „Kennen Sie einen Doctor König hier in der Gegend?“

„Ja wohl,“ antwortete der Senior ohne Behagen; „er hat früher einmal meine Frau behandelt, aber als ſpäter meine Tochter erkrankte, hatte ſie eine Abneigung, ihn zu Rathe zu ziehen, und ſeit mehren Jahren beſucht uns der Arzt aus einer anderen Stadt.“

„Ihre Demoiſelle Tochter hatte die richtige Empfindung, als ſie ſich weigerte, dem erwähnten Manne ihr Vertrauen zu ſchenken.“ Henriette ſtand unbeweglich und ſah dem Franzoſen voll ins Geſicht. „Meine Reiſe geht auch ihn an,“ fuhr dieſer geſchwätzig fort. „Er iſt ein gefährliches Subject.“

„Das thut mir leid,“ ſagte der ehrliche Senior; „ich wünſche nur, daß er ſich als unſchuldig ausweiſe.“

Der Franzoſe lächelte. „Es wird gut für ihn ſein, wenn er das vermag.“

„Sie ſollen ihn doch nicht bei unſrer Regierung belangen?“ frug der Senior.

Der Franzoſe lächelte wieder. „Der Kaiſer liebt ein kurzes Verfahren und wartet in ſolchen Fällen nicht darauf, was den Regierungen belieben wird.“ Er brach ab und frug nach der Entfernung bis zur nächſten Feſtung. Denn dieſe war im Beſitz der Franzoſen geblieben, auch nachdem ihre Truppen die übrige Provinz geräumt hatten.

Henriette trat jetzt an den Tiſch und ſagte langſam, wie Jemand, der auswendig Gelerntes herſagt: „Ich hoffe, der Herr wird uns die Ehre erweiſen, heut in unſerem Hauſe vorlieb zu nehmen; ein Abendeſſen und eine Nachtruhe wird Ihnen nach der langen Reiſe gut thun.“

„Ich handle gegen meine Ordre,“ verſetzte der höfliche Franzoſe, „aber ich vermag einer Einladung aus Ihrem Munde nicht ganz zu widerſtehen. Sie werden mir erlauben, heut zur Nacht nach der nächſten Station aufzubrechen, wo mich ein Kommando aus unſerer Garniſon erwartet, denn mein Auftrag hat Eile.“

„Dann machen wir ſogleich zurecht, was Sie bedürfen.“

„Eine ſtolze Schönheit,“ ſagte der Franzoſe ihr nachſehend mit dreiſter Artigkeit, „Major Deſſalle hat Geſchmack und ich finde, er iſt zu beneiden.“

Henriette ging in die Küche, befahl ruhig den Mädchen und half ſelbſt. Auch während des Abendeſſens ging ſie ab und zu und trug ſelbſt den Wein auf. „Es iſt franzöſiſcher Wein, mein Herr,“ ſagte ſie mit kaltem Lächeln. „Wir wiſſen Ihnen nichts Beſſeres anzubieten.“ Sie ſetzte ſich einen Augenblick mit zu Tiſch, doch aß ſie nicht und antwortete auf die Einladung des Fremden, daß heut für ſie Faſttag ſei. Nach dem Eſſen verneigte ſie ſich vor dem Gaſte, ſagte Vater und Mutter gute Nacht und ſetzte gleichgiltig hinzu: „Das Bärbel hat heut hergeſchickt; ich will morgen mit dem Frühſten nach ihr ſehen, ſie erwartet ihre Stunde.“

„Weshalb will Mademoiſelle uns verlaſſen?“ frug der Franzoſe mit aufſteigendem Argwohn.

„Entbindung einer Freundin,“ erklärte der Senior. „Ah ſo,“ ſagte der Fremde, zufrieden daß ihn die zarte Angelegenheit nichts anging.

Henriette rief die alte Magd Suſanne in ihre Stube: „Du biſt treu und klug, heut ſollſt du mir das beweiſen. Wenn von jetzt ab nach mir gefragt wird, ſo ſage, ich ſei zum Bärbel gegangen.“ Sie verhüllte ihr Haupt und ſchlug ein dunkles Tuch um die Schultern. „Schließe hinter mir die Gartenthür!“

„Sie wollen doch nicht hinaus?“ frug die Magd entſetzt, „zur Nacht und in dieſer unſicheren Zeit.“

„Dies iſt die Zeit, bei Nacht zu gehen,“ antwortete Henriette, das Tuch zuſammenſteckend. „Wo iſt der Knecht?“ — „Im Stall mit dem Poſtillon des fremden Herrn.“

„Er darf von nichts wiſſen —. und wo iſt Chriſtian mit dem Hunde?“

„Er ſitzt noch im Hirtenhauſe, wird aber bald zur Nachtwache kommen.“

„Schnell, damit der Hund nicht anſchlägt, wenn er meinen Tritt hört. Bete für mich, Suſanne, und ſchweige.“ Sie eilte durch den Garten bei dem alten Brunnen vorüber auf die Landſtraße. Dort ging ſie mit ruhigem Schritt vorwärts. „Ich muß die Kraft ſparen,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „der Weg iſt weit, aber ich habe die ganze Nacht vor mir.“ Sie ſpähte mit ſcharfem Blick auf die Straße und in die Landſchaft. Durch das gebrochene Gewölk ſchien bald heller bald ſchwächer ein graues Dämmerlicht, es warf viele ſeltſame Schatten ihrer Geſtalt auf den Weg, hierhin und dorthin, rings um ſie im Kreiſe. Zuweilen blieb ſie neben einem Baumſtamm ſtehen und lauſchte; Alles war ſtill, nur die Fröſche ſchrien luſtig im Sumpfe, die Grillen zirpten und in dem nahen Dorf bellten die Hunde. In der Niederung zur Seite lag weißer Dampf am Boden, wie eine Waſſerfläche breitete er ſich über Gräſer und Blüthen des Grundes. „Dort iſt der Richtweg, der mich ſchneller fördert, und ich vermeide den Wagen des Feindes.“ Sie verließ die Straße, betrat das große Ried, welches ſich in ihrer Richtung weit hinzog, und achtete ſorglich auf die kleinen Erdhaufen, die Zeichen des Weges. Der Nebel deckte ihr die Füße bis an die Knie und der Landmann in dem nahen Weiler, welcher die hohe Geſtalt lautlos an ſich vorüberſchweben ſah, nahm erſchrocken den Hut vor die Augen und ſprach einen frommen Spruch hinein, damit ihn der Geiſt nicht ſchädige.

„Jetzt denkt er meiner,“ ſagte ſie vor ſich hin, „denn mir will das Herz zerſpringen vor Sorge und Gram um ihn. Immer hat mich getröſtet, wenn mein Jammer unerträglich wurde und die Sehnſucht nach Rettung übergroß, daß auch ihm in derſelben Stunde das Herz ſchwer ſein müßte bei dem

Gedanken an mich. Zu dieſer Zeit kommt er wohl heim von einem Kranken, vielleicht auch aus luſtiger Geſellſchaft, und wenn er in ſeine Stube tritt, ſieht er, wie das Sternenlicht ein bleiches Fenſter auf der Diele malt, dann fällt ihm jener Abend ein, an dem er den Brief des Vaters erhielt, und noch ein anderer Abend, wo er neben mir ſaß auf der Bank. Zwiſchen uns war nur ein heller Strahl Mondenſchein und der Strahl ſchien über meine Hand, da legte er ſeine Hand auf die meine und der Strahl war wieder da, er konnte ihn nicht zudecken, wie er als Knabe immer gewollt. Er weiß nicht, wie oft ich in meiner Kammer die Hand auf das Fenſterbret gelegt habe, damit der liebe Mond ſein Licht ebenſo darauf werfe, wie damals. Seitdem haben wir ſchwere Jahre verlebt und von dem Fluch, der auf mir liegt, vermag auch er mich nicht zu löſen.“

So ſchritt ſie vorwärts eine Meile und die andere. Das letzte bleiche Abendroth rückte am Himmel langſam gen Norden und die Jungfrau wandte zuweilen den Blick rückwärts und ſuchte den Schein. „Im Sommer mahnſt du, freundliches Licht, wie geheime Hoffnung daran, daß die Sonne in der Nähe bleibt und in Kurzem wieder heraufſteigen wird über die grünende Erde; wenn aber im Winter von jener Stelle die rothe Lohe aufſteigt und den Himmel mit Flammen und zuckendem Glanze anfüllt, dann entſetzen ſich die Dorfleute und wahrſagen Böſes. Ach das ſchwerſte Unheil kommt plötzlich über den Ahnungsloſen, mitten in Friede und Freude bricht es hinein. Als ich heut am Dornenſtrauch ſtand und das Zwitſchern der kleinen Vögel hörte, war mir freudig zu Muth und ich dachte an nichts als an den heimlichen Geſang, der von ihm zu mir klingt. Die Kleinen ahnen es auch nicht, wenn das Raubthier gegen ſie heranſchleicht.“ Und ihr Schritt wurde ſchneller.

Zur Seite lag der Hof, in welchem ihre Geſpielin wohnte; vielleicht wachte ſie jetzt im Bett, über die Wiege des Kindes gebeugt. Und die Wanderin dachte daran, ob ſie an das Thor pochen ſollte, um den Beiſtand ihrer Vertrauten wachzurufen, aber ſie ſchüttelte das Haupt und ſchritt ſchnell vorüber. In dem Marktflecken ſchlug die Uhr Mitternacht und in weiter Entfernung hallte aus den Dörfern derſelbe Schlag; die ängſtliche Stunde der Nacht begann. Daheim, als ſie noch Kind war, hatte auch ihr in dieſer Stunde vor dem Friedhofe gegraut, aber ſpäter war ſie oft bei Nacht über die Stätte gegangen und hatte der Furcht ſich entwöhnt. Vor ſich ſah ſie die Umriſſe des Gehölzes, durch welches der Weg führte, und beſorgt ſpähte ſie in die dunkle Maſſe des Laubwerkes, das ſich wie aus ſchwarzem Stein gehauen vor ihr hinzog. Dort unter dem erſten Buſch, der am Wege ſtand, entdeckte ſie in der fahlen Dämmerung undeutlich eine menſchliche Geſtalt. Ein Mann lag am Boden. Da durchfuhr ſie heiße bebende Angſt; der Gedanke an jenen ſchrecklichen Tag im Pfarrhauſe, alles Entſetzen, das ſie ſeitdem in der Erinnerung empfunden, wurden in ihr übermächtig, ſie flog dahin wie ein geſcheuchtes Wild. Ein Thier des Waldes ſprang neben ihr auf und neues Entſetzen ſchüttelte ihr die Glieder; lange lief ſie, Athem und Kraft begannen zu verſagen. Erſt als ſie wieder ins Freie gekommen war, blickte ſie zurück und erkannte, daß Niemand folgte. Sie lehnte ſich an einen Baum des Weges, bis der Herzſchlag, der ihr die Bruſt zu zerſprengen drohte, beruhigt war, und wieder dachte ſie, wie der geliebte Mann jetzt ahnungslos im Schlummer lag, während das Verderben unſichtbar auf ſchnellen Roſſen gegen ihn heranzog. Sie ſah ihn unter den Feinden ſtehen, hochaufgerichtet, das Antlitz bleich und zuſammengezogen, wie es damals war, als ſie ihm von der Treppe nachgeblickt hatte, ſie ſah die Gewehre der Feinde gegen ihn im Anſchlage und hörte die Salve, mit welcher der böſe Feind einen Deutſchen, der ihm verhaßt war, vom Leben ſchied. Da zuckte ſie zuſammen und wankte wieder vorwärts, muthlos und halbgebrochen. Dort bei der großen

Linde ſtand ein ſteinernes Kreuz aus alter Zeit. Sie lehnte ſich an den Stein, ſchlug die Hände zuſammen, neigte das Haupt und bat für ſeine Rettung, bis die finſtere Einbildung verſchwand.

Mit neuem Muthe ging ſie weiter. Es war jetzt hohe Nacht, auch die leiſen Töne der Natur waren verſtummt, rings um ſie feierliches Schweigen.

Als er noch klein war, dachte ſie, hat ihm ſein Vater die Händchen im Bett zuſammengelegt und die holde Kindergeſtalt mit Freuden betrachtet, wie ſie im Schlummer gleich einem Engel dalag, die bräunlichen Haare kräuſelten ſich ſchon damals zu Locken, roſig waren die Bäckchen, die Beinchen hatte er herausgezogen, wie die Art der ſchlafenden Kinder iſt, und die kleinen Finger halbgeſchloſſen. „Lieber, ſüßer Knabe, jetzt biſt du recht groß geworden, aber wenn ein heitrer Schein über dein Antlitz zieht, dann blicken die Augen ſo voll und unſchuldig wie die eines Kindes in die Welt.“

Sie kam durch ein Dorf; in einer Seitengaſſe ſang der Wächter und blies herzhaft in ſein Horn. Hier war es friedlich und ſicher und ſie ſetzte ſich auf eine Bank, die vor der Schenke ſtand. Der Morgen war nahe und das Schwerſte vorüber, ſie hörte den Hufſchlag der Pferde im Stall und das Schnauben, mit welchem ſie ihr Futter erwarteten. Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam? Sie wußte es wohl: in die Berge der Grafſchaft, wo jetzt ſein vornehmer Freund weilte. Und ſie nickte zufrieden mit dem Haupt. Der würde wohl Rath wiſſen, und wenn das Volk aufſtand und der Kampf losbrach gegen den hinterliſtigen Kaiſer, dann zog der Geliebte an der Seite des Grafen hinaus, ach, hinaus in neue Gefahr. Wieder ſah ſie auf zum Sternenhimmel. „Friſch, Mädchen! bald krähen die Hähne,“ ermunterte ſie ſich ſelbſt.

Das erſte fahle Licht des Morgens hob ſich und immer noch ſchritt die verhüllte Geſtalt den Weg dahin, der Thau hing ſich in Haar und Tuch, die Tropfen rannen ihr von der

Stirn herab; war es das Waſſer der Luft oder der Angſtſchweiß der Ermüdeten? Das roſige Frühlicht breitete ſich über den Himmel und die Lerche ſang in der Höhe; aber ſchreckhaft klang ihr das Getriller des Vogels. Was geſchlafen hatte, erwachte, auch die Gefahr fuhr mit Windeseile heran, ſo langſam war ihr Schritt und endlos dehnte ſich die Straße. Die Spitzen der hohen Pappeln färbten ſich mit bräunlichem Gold und auf dem Raſen am Wege konnte man deutlich die grauen Thauperlen erkennen.

Wie würde er erſchrecken, wenn er ſie ſah! Sie ſchüttelte das Haupt. „Er weiß wohl, daß ich nicht geringer Dinge wegen zu ihm komme, wenn ich eintrete, ahnt er auch, was ich bringe; er iſt ein muthiger Mann und ſorgt bei Zeiten für alle Fälle, ſein kleiner Mantelſack iſt immer gepackt, wie er mir einſt geſchrieben, damit er ſich nicht verweile, wenn er zu einem Schwerkranken über Land gerufen wird. Er rafft ſchnell ſeine Papiere zuſammen, die geheimen Briefe, in denen von der Rüſtung die Rede iſt; dann ſchlägt er den Mantel um, nimmt den Reiſeſack und geht mit mir aus ſeiner Wohnung, ohne Jemandem zu ſagen, wohin. Ich aber weiche nicht von ſeiner Seite, bis er im Wagen zu einem Thore hinausfährt, welches von den Feinden abliegt. O Vater des Himmels, laß mich dieſen Augenblick erleben!“

Sie ſah die Strohdächer der Vorſtadt im Morgenlicht geröthet und hörte in den Höfen das Gebrumm der Rinder. Kein lebendes Weſen war ihr begegnet, als wollten Nacht und Morgen liebevoll das Geheimniß der Wanderin bewahren. Sie kam an das Stadtthor, noch war es verſchloſſen und ſie lehnte ſich einen Augenblick an die Mauer, bevor ſie mit dem ſchweren Klopfer pochte. Schlaftrunken rief der Wächter: „Werda?“ — „Eine Kranke, welche Arznei begehrt,“ die Thorflügel drehten ſich ſchwerfällig in ihren Angeln und ſie frug nach der Wohnung des Arztes. Auch in der Stadt war es ſtill, kein Menſch auf den Straßen, Thüren und Fenſterläden geſchloſſen und vom röthlichen Lichte gefärbt. Sie ſchritt haſtig auf den Markt, ſuchte das Schild des Doctors und faßte nach dem Klingelzug, da wollte ihr die Kraft verſagen, betäubt ſetzte ſie ſich auf die Schwelle und verhüllte ihr Angeſicht im Tuche.

Aber als in der Ferne ein Wagen raſſelte, ſprang ſie auf und riß an der Klingel. Der Doctor war bereits bei der Arbeit und zu ſprechen. Sie trat ſchnell ein und ſchloß hinter ſich die Stubenthür. „Retten Sie ſich,“ rief ſie, „die Franzoſen ſind auf dem Wege Sie aufzuheben.“ Der Doctor ſprang auf und erkannte die verhüllte Geſtalt, er eilte auf die Wankende zu und umfaßte ſie mit ſeinen Armen. Sie lag an ſeiner Bruſt und weinte, aufgelöſt in bangem Schmerz, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

9.

Banges Harren.

Am ſpäten Abend fuhr der Wagen des Flüchtigen in den Hof des Grafen. Ueberraſcht erhob ſich dieſer von ſeinem Arbeitstiſch, als der Doctor eintrat. „Das Neue, was Sie bringen, iſt nichts Gutes,“ rief er bei der warmen Begrüßung, „ich ſehe es Ihnen an.“

„Ich komme leider in perſönlichen Angelegenheiten. Napoleon hat Befehl ertheilt, mich durch die franzöſiſche Beſatzung von Glogau aufheben zu laſſen. Die Warnung ging mir von einer Seite zu, welche keinen Zweifel an dem Plane übrig ließ. Ich eile vor Allem zu Ihnen, denn es iſt möglich, daß nicht gegen mich allein ſo unerhörte Gewaltthat beabſichtigt wird.“

„Auch ich lebe hier von Spähern umgeben, aber ich bin ein erfahrener Verſchwörer, und nahe an der Grenze. Haben Sie etwas zurücklaſſen müſſen, was Sie nicht in fremder Hand ſehen möchten?“

„Hier iſt meine Correſpondenz,“ antwortete der Doctor, „ich will ſie am liebſten bei Ihnen niederlegen.“

„Vortrefflich!“ ſagte der Graf. „Iſt es leicht, Ihrem Wege hierher nachzuſpüren?“

„Ich habe den Wagen mehre Mal gewechſelt.“

„Sie haben alſo jedenfalls Zeit bis morgen bei mir auszuruhen. Der Sturm erhebt ſich auch von unſrer Seite gegen den Kaiſer, wir ſtehen am Kriege. Die Gewaltthat, welche er gegen Sie verſucht hat, iſt ein ſo auffälliger Angriff gegen die Ehre und Selbſtändigkeit einer Regierung, daß er dergleichen nicht oft wiederholen kann, ohne ſtarkes Geſchrei auch bei andern Nationen gegen ſich aufzuregen. Und da ihm hier die Sache mißlungen iſt, ſo bin ich überzeugt, daß er gegen Sie den tückiſchen Sprung nicht zum zweiten Male macht; man ſagt, daß die Beſtien vom Katzengeſchlecht beſchämt davongehen, wenn ihnen der Anſprung auf die gehoffte Beute mißglückt. Erklären wir ihm, was ich immer noch hoffe, in letzter Stunde den Krieg, ſo hat er um Anderes zu ſorgen, und bewahren wir in unſerer Schwäche den Frieden, ſo fällt für ihn der Grund weg, eine ſolche Razzia gegen einen einzelnen Fremden zu befehlen. Dennoch ſollen Sie ſich verſehen. Unterdeß werde ich perſönlich dem ſchlechten Manne dafür zu Dank verpflichtet, daß er Sie in meine Arme geführt hat."

„Mir iſt noch nicht verſtändlich," ſagte der Doctor nach Beſprechung ihrer gemeinſamen Thätigkeit, „wie gerade ich, ein einfacher Privatmann am kleineren Ort, in beſcheidenen Verhältniſſen, zu der Ehre komme, von den Franzoſen in ſo auffälliger Weiſe heimgeſucht zu werden."

„Weil Sie zufällig am leichteſten erreichbar waren," verſetzte der Graf, „Sie dürfen annehmen, daß der Kaiſer im Ganzen weiß, was wir treiben. Er wollte an einem von uns, gleichviel an wem, ein Exempel ſtatuiren, um unſerer Regierung ſeinen Argwohn und ſeine Verachtung zu zeigen, und um die Schwachen unter uns zu ſchrecken. Freilich weiß er auch, daß er gegen die Bewegung in den Gemüthern nichts ausrichten kann. Er kannte die Stimmung ſchon, als er uns im Frieden eine halbe Selbſtändigkeit bewilligte; ſeitdem hat, was in Spanien geſchieht, ſeine Sorge vor einer Volkserhebung unter uns ſo geſteigert, daß dieſe Sorge ihn wie ein Geſpenſt verfolgt."

„Kannte er uns, ſo war er ein Thor, daß er unſern Staat nicht vernichtete," rief der Doctor.

„Wie gern hätte er es gethan! Aber die Vernichtung Preußens hätte die Habgier der großen Nachbarn erregt. Für ihn allein war die Mahlzeit zu groß, und dem Bären und zweiköpfigen Adler einen Theil zu überlaſſen, verbot ihm die Klugheit, deshalb ertrug die Tigerkatze knurrend, daß das gepackte Wild halbtot den Krallen entkam. Jetzt vertraut er darauf, daß unſerer Regierung die Kraft zu einem Entſchluß fehlen wird, denn er, der Mann von ſtahlhartem und ſchnellem Willen, mißachtet gründlich unſeren Herrn und hält die große Bedenklichkeit deſſelben für ſeinen beſten Verbündeten. Er weiß wohl, daß er auf unſerer Seite der Elbe nichts zu erwarten hat, als Feindſeligkeit. Im übrigen Deutſchland iſt das anders. Dort ſtreichelt er mit Sammetpfoten die Dichter von Weimar, weil er annimmt, daß ſie großen Anhang unter den Gebildeten haben, denen ſolche Behandlung ihrer Größen wohlthun wird. Die deutſche Poeſie iſt ihm ſo gleichgiltig, wie Geſchrei der Fröſche · im Sumpf, und während er den Herren dort Artiges über ihre Mannhaftigkeit ſagt, iſt ihm die Mannhaftigkeit eines Doctor König, welcher in ſeinem Kreiſe zweihundert Gewehre gegen ihn erheben kann, viel wichtiger als aller Verskram, für den er ſich eine halbe Stunde vor den Audienzen vorbereitet hat. Da ihm die brutale Gewalt gegen Sie mißlungen iſt, ſo wird er vielleicht auf etwas Anderes ſinnen, was uns wehe thut. Die Beſtie in ihm iſt älter geworden und die Geſchmeidigkeit vermindert.“ Und als die Beiden ſpät in der Nacht ſich trennten, ſagte der Graf: „Ihr Zimmer iſt bereit. Morgen laſſe ich Sie über die Berge nach Böhmen fahren. Der Herzog von Braunſchweig hat dort ſeine Rüſtungen ſchneller beendigt als wir und iſt bereits im Marſche gegen die Sachſen. Zu ihm ſende ich Sie, ich habe übernommen, unſre Landsleute, die von den ſchleſiſchen Beſitzungen des Herzogs kommen, an ihn abzugeben, und Sie werden dabei zu thun finden.“

Einige Tage nach der Flucht ſaß Henriette zwiſchen Bärbel's Bett und der Wiege, aus welcher ein kleiner Karl, das Abbild der Mutter, in die fremde Welt guckte. „Es war ſchon recht, daß du ſelbſt gegangen biſt, wenn's nur nicht bei Nacht geweſen wäre."

„Wie durfte ich warten?" ſagte Henriette.

„Ich hätte ſehn mögen, wie ſich der Doctor anſtellte," frug neugierig die Freundin.

„Gut," antwortete Henriette mit einem glücklichen Lächeln, „und gerade ſo, wie ich gedacht hatte. Er nahm ſeine Sachen in die Hand und ging mit mir auf die Gaſſe. Dort waren erſt wenige Menſchen, wir kamen zu einem Bekannten von ihm, einem Fleiſchermeiſter, als die Leute eben aufſtanden. Die Frau war ſehr freundlich gegen mich, und weckte ein Fräulein, ein liebes Mädchen, das in demſelben Hauſe wohnt; dieſe kam ſogleich herunter, ihr empfahl mich der Doctor. Du hätteſt hören ſollen, wie herzlich er das that. Während der Fleiſcher ihm den Wagen beſpannte, hatte er noch eine ſchnelle Unterredung mit ſeinem Vetter, dem jungen Arzte. Ich ſtand am Wagen, als er abfuhr, und er hielt meine Hand, als die Pferde ſchon anzogen. Der Meiſter begleitete ihn bis zum Stadtwald und kam mit gutem Beſcheid zu uns zurück. Vom Walde aus fuhr er meilenweit auf Nebenwegen, wo kein Fremder ſeine Spur finden konnte. Unterdeß holte der junge Herr für mich ein Fuhrwerk, das mich zur Lieſel bringen ſollte. Das Fräulein beſtand darauf, mich bis dahin zu begleiten. Wir waren etwa eine Stunde gefahren bis zu einer Wegſcheide, da wies der Kutſcher auf den andern Weg: „Dort kommen franzöſiſche Soldaten." Wir wandten uns um und ſahen einen Kutſchwagen mit einer Anzahl bewaffneter Reiter in ſchnellem Trabe der Kreisſtadt zufahren. Fräulein Minchen hielt meine Hand feſt, doch keines von uns vermochte zu reden. Nicht lange und ein einzelner Reiter ſprengte bei uns vorüber, wendete das Pferd und ſah in den Wagen. Ich hatte mir das Geſicht verhüllt und that, als ob ich ſchliefe. Der Mann rief dem Kutſcher zu „woher und wohin?“ und als dieſer den Namen des Marktfleckens ſagte, rief er: „Gut!“ und ritt zurück. Wir berechneten in großer Angſt den Vorſprung, den der Doctor hatte; er war doch ſchon einige Meilen voraus. Heut erhielt ich durch Lieſel einen Brief von ihm, daß er glücklich beim Grafen angekommen iſt. — Als ich mit Krauſe zu dir kam, lag dein Kleiner bereits in der Wiege. Du wirſt mich für eine untreue Freundin gehalten haben, Bärbel.“

„Ich wußte, es mußte ein großes Hinderniß ſein.“

„Und was mir lieb iſt,“ fuhr Henriette fort, „zu Hauſe haben ſie nichts von dem nächtlichen Gange gemerkt, die Mutter wunderte ſich nur, daß ich ſo ſehr ermüdet ausſah, und meinte, ich hätte mich um dich geängſtigt. Liebes Bärbel, dies Mal um einen Andern.“

„Jetzt ſind ſie beide fort,“ klagte Bärbel, „und Niemand kann ſagen, wenn einer von ihnen wieder ſichtbar werden wird. Das iſt ein ſchlechter Zuſtand für dich, du haſt ſolches Schickſal nicht verdient.“

„Beklage mich nicht,“ rief Henriette. „Wünſche mir Glück, daß es ſo gekommen iſt, denn die Unſicherheit, in der ich lebte, iſt jetzt zu Ende. Da ich allein durch Nacht und Nebel ging, ſchwand die Wolke von meiner Seele, die mir bisher den Trübſinn gemacht hat; ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Es wird mir ſchwer, dies allein zu vollbringen ohne den Beiſtand des treuen Mannes, aber es muß geſchehen, und wenn er glücklich heimkehrt, ſoll er erfahren, daß ich redlich gegen ihn gehandelt habe.“

„So iſt es recht,“ lobte Bärbel. „Aber wie willſt du den Andern fortſchicken, er iſt ja gar nicht vorhanden und kein Menſch kann ſagen, wo er verweilt. Das Land Spanien iſt unermeßlich weit und Alles voll von grauſamem Kriege. Auch der Poſtbote wird ihn nicht auffinden.“

„Iſt es auch ſchwer,“ entgegnete Henriette, „ich ſuche mir einen Weg.“

Aber Bärbel fuhr fort Unheil vorauszuſagen: „Seinen Ring mußt du ihm zurückſchicken.“ Henriette nickte. „Wie kannſt du hoffen, daß dieſer durch die wilden Länder zu ihm bringt? Sie werden unterwegs den Ring herausnehmen und den Brief zerreißen. Ich an deiner Stelle würde mich kurz entſchließen und den Hieſigen heiraten. Wer weiß, ob der Andere überhaupt kommt. Käme er, ſo müßte man ihm ſagen: warum ſind Sie ſo lange ausgeblieben? jetzt iſt es zu ſpät.“

„Auch er trägt meinen Ring am Finger.“

„Er hat ihn ja ſelbſt genommen.“

„Und ihm hat Niemand widerſprochen,“ antwortete die Jungfrau traurig.

Aber das Weib, welches darnach rang unerträgliche Feſſeln zu löſen, die Männer, welche zum Kampf gegen den Feind rüſteten, alle Völker eines Welttheils, die ſich gegen die Tyrannei einer verhaßten Nation empörten, ſollten noch einmal vergebens hoffen, ſich winden und an ihrer Kette zerren. Nur um ſo tiefer ſchnitten die Bande in ihr Leben, auch der Widerſtand der Verzweiflung war vergeblich geweſen. Hütet euch, deutſche Herzen, daß der Muth nicht ſchwinde und die grünende Saat eurer Liebe nicht niedergetreten werde unter dem gepanzerten Tritt kalter, harter, tückiſcher Selbſtſucht, die eine fremde Nation und ihr gottverfluchter Meiſter gegen euch verüben.

Der Doctor erreichte an der ſächſiſchen Grenze das kleine Heer des Herzogs von Braunſchweig; dort war er bei Aufnahme ſeiner Landsleute thätig, die von den ſchleſiſchen Beſitzungen des Herzogs eintrafen. Er begleitete ihn bis nach Dresden und ritt beim Einzuge des Tapfern in die feindliche Reſidenz unter ſeinem Gefolge. Von dort kehrte er nach Böhmen zurück und weilte als vertrauter Agent ſeines Freundes in Prag, wo ſich eine große Zahl patriotiſcher Preußen geſammelt hatte.

Da kam wie ein Wetterſchlag die Botſchaft, daß Oeſtreich ſeinen Frieden mit Kaiſer Napoleon geſchloſſen habe. Ein

Brief des Grafen, welcher dies mittheilte, rief ihn wieder nach dem Gute deſſelben.

Der kranke Graf ſtreckte ihm von ſeinem Bett die Hand entgegen. „Hier liege ich, mein Freund; Sie wiſſen, daß meine Krankheit getäuſchte Erwartung heißt.“ Mit geheimer Trauer erkannte der Arzt die Fortſchritte, welche das Leiden des Kranken in den letzten Jahren gemacht hatte: „Ich verlaſſe Sie nicht, wenn Sie mich in Ihrer Nähe dulden wollen, bis Sie ſich vom Lager erheben. Der Sorge um Gewehre und Patrontaſchen ſind wir ledig und Sie werden endlich Zeit gewinnen, an ſich ſelbſt zu denken. Wir hatten uns in der Jahrzahl verrechnet, nicht in unſrer Hoffnung.“

„Es freut mich, daß Sie ſo muthig wiederkehren, nachdem Sie überall Vereitlung wackrer Pläne erlebt haben,“ ſagte der Graf traurig.

„Ich war beſſer daran als Sie,“ verſetzte der Doctor. „Sie wurden täglich gequält durch die Nachrichten über wechſelnde Stimmungen an den Höfen und in den Cabinetten. Ich habe daheim und jetzt in der Fremde im Volke gelebt, da ſtellt ſich unſere Lage anders dar. Das glimmende Feuer des Haſſes vermag der Franzoſe nicht mehr auszutilgen; ein friſcher Luftzug, und die Flamme lodert zum Himmel!“

„Und wenn der ſtarke Luftzug in der rechten Stunde fehlt?“ frug der Graf.

„Es iſt ein alter Bauernglaube, daß jeder Hausbrand ſich zuletzt ſelbſt einen Wind erregt, der ihm die Flamme ſchürt. So wird es auch bei dem Feuer ſein, zu dem Sie die Scheite getragen haben. Wie fand der Kampf mit dem Fremden uns vor drei Jahren und wie jetzt? Damals ein friedliches Volk, hilflos gegenüber dem Widerwärtigen, auch in den Beſſern Unſicherheit und Mangel an Entſchluß. In drei Jahren hat der Kaiſer uns gegen ſeinen Willen zu Männern gemacht, und wenn wieder drei Jahre über das Land gezogen ſind, ſo bereiten wir ihm das Verderben.“

„Sagen Sie mir das alle Tage," bat der Kranke, „denn dieſer Glaube allein kann mir zur Geneſung helfen. — Der König iſt gegen mich gnädig geweſen," fuhr er abbrechend fort, „er hat mich zum Chef des Huſarenregimentes ernannt, bei welchem Ihre liebſten Bekannten ſtehen. Helwig führt eine Schwadron; und Ihr getreuer Hans iſt Stabstrompeter."

„Dann werde auch ich in neuer Weiſe Ihr Untergebener," ſagte der Doctor, „denn ich habe mit dem Rittmeiſter beſprochen, daß ich im nächſten Kriege bei ſeiner Schwadron als Freiwilliger eintrete."

Der Kriegslärm war verſtummt, der Friede, wie der Senior gewünſcht hatte, dem Lande erhalten, da ſaß der würdige Herr am Schreibtiſch und neben ihm die Tochter, und er ſchrieb zwei Briefe, die ihm beide ſchwer wurden. Den erſten an den franzöſiſchen Major. Darin verſicherte er in warmen Worten lebenslänglichen Dank und bekannte darauf, daß die Rückſicht auf das Glück ſeiner Tochter ihn nöthige, jene ſchnelle Verlobung rückgängig zu machen, er ſende den aufgeſteckten Ring zurück und bitte um Wiedergabe des Reifes, den ſein Kind am Finger getragen. In den Brief ſchloß er den Ring des Fremden ein. Den zweiten Brief aber ſchrieb er auf Henriettens Wunſch an Graf Götzen, erzählte darin kurz, was dieſer bereits wußte, und bat inſtändig, da ihm der Weg in das Feldlager der Franzoſen unbekannt ſei, daß der Graf bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft Beförderung des inliegenden Schreibens an den Major befürworten möge.

Als kurze Zeit darauf eine freundliche Antwort des Grafen einlief mit der Anzeige, daß er das ſeine gethan und den Brief ſo ſicher als möglich befördert habe, fiel Henriette dem Vater um den Hals und zum erſten Mal ſeit mehren Jahren ſetzte ſie ſich an das Klavier und ſang die Lieblingslieder des Hauſes. In der nächſten Woche aber erbat ſie Erlaubniß, das Lieſel zu beſuchen. Denn der Doctor war wieder in der Heimat und hatte für dieſen Tag bei Krauſe ſeinen Beſuch angekündigt.

Draußen fuhr der Thauwind um die laubloſen Bäume und raufte das Stroh am Scheunendach, auch in dem Gemüth der Menſchen bargen ſchwarze Wolken den fröhlichen Sonnenſchein. Aber als Henriette dem Freunde gegenüber ſtand, brach ihr die helle Freude in Thränen aus den Augen. Jetzt erſt gehörte er ihr, und ſie hatte ihn vor dem Verderben errettet.

Der Hauswirth wies ſeinen Gäſten vergnügt einen Quell, den er in ſeinen Hof geleitet hatte; das Waſſer, welches bis dahin heimlich in der Erde gefloſſen war, rann luſtig in den neuen Steinbehälter, um fortan im Sonnenlicht zu fließen, ſolange thätige Menſchen im Hofe lebten. Die Liebenden ſtanden am Brunnen und zwiſchen ihnen plätſcherte leiſe das Waſſer, da erzählte Henriette von dem Briefe, den ſie durch den Vater an den Franzoſen gerichtet, und daß ſie den Ring von ſich abgethan; und ihre Geſtalt hob ſich in ſtolzer Freude, als ſie die Seligkeit in ſeinem Antlitz ſah.

„Ich hatte, während ich als Bote zu Ihnen ging, mir überlegt, daß ich dies thun müßte. Jetzt habe ich dadurch den inneren Frieden wiedergefunden, den ich lange entbehrt.“

„Geliebtes Mädchen!“ rief der Mann.

„Still, mein Freund,“ ſagte ſie feierlich. „Was Sie mir einſt geſchrieben von Schweigen und Entſagung, das gilt noch immer für uns beide.“ Sie hielt ihren Finger, an dem einſt ihr Ring geſteckt, in den Quell. „Kein Waſſer wäſcht von dem Finger ab, daß der Andere ihn für ſich genommen, und nicht mein Wille allein vermag mich zu befreien.“

„Ich werde Ihr Gefühl ehren, wenn es mir noch ſo ſchwer wird; aber iſt denn nöthig, daß ich noch immer Ihrem Hauſe fern bleibe? Dieſe Entbehrung iſt allzugroß.“

„Sie iſt nöthig,“ ſagte Henriette bittend, „und nicht nur um der Leute willen“ — ſie hob ihre Hand — „wenn der erſehnte Tag kommt, wo ich wieder habe, was mir genommen ward, dann, mein Freund, fegt Suſanne das Haus und ich trage Blumen hinein, Sie zu empfangen.“

Armes Mädchen! Das war keine Zeit, Gutes zu hoffen.

Es iſt wieder einmal Sommer, der Tambour der Bürgerſchützen trommelt durch die Straßen und ladet zum Feſte, aber die Stadt iſt dies Mal nicht bereitwillig ſich zu freuen. Es iſt Vieles nicht in der Ordnung. Die ganze Stadt ſieht heruntergekommen aus, die Hauswände ſind lange nicht neu getüncht, neue Häuſer ſind gar nicht gebaut und die ſchlechten Giebel der alten kaum nothdürftig gebeſſert. Die Menſchen gehen ernſt und mißvergnügt einher und die Zahl der fadenſcheinigen Röcke, welche der Steuereinnehmer genau kennt, iſt größer geworden. Die Schützen ziehen aus mit ihrer Muſik, und der Zieler trägt die Scheibe; dies Mal iſt nichts darauf als ein Hirſch, an welchem die grimmigen Hunde heraufſpringen. Das edle Thier hat den tötlichen Schuß empfangen, ſinkt auf die Knie und das Blut ſtrömt aus der Wunde. Es war die alte Geſchichte, aber der Künſtler wußte nichts Beſſeres und hatte ſie neu gemalt. Der Bürgerſchützen ſind weniger geworden, denn Manchem kommt das ganze Vergnügen zu theuer. Und wo iſt die Freicompagnie geblieben? Nur Einzelne davon treten in den Stand und ſchießen mit, weil ſie ſich einmal dazu verpflichtet haben. Unſer Freund, der Doctor, hält ſein Gewehr wie vor Jahren, aber er hat nicht nöthig ſich leiſe mit den Bekannten zu bereden. Auch die Geſellſchaft, welche unter den Linden Kaffe trinkt, ſcheint nach Allem nicht ſo glänzend als früher, viele Honoratioren fehlen, und Minchen Buskow fehlt, ſie iſt zum Beſuch auf das Land gegangen, da ihre Schule Ferien hat. Sogar die Zahl der Buden iſt vermindert, aus zweien iſt eine geworden, denn nur die Frau mit dem Pfefferkuchen hat ausgelegt, dem Glasmann lohnt ſich's nicht mehr, die Leute wollen ihre Groſchen im Würfelſpiel nicht dran wagen. Die Kinder allein ſchwärmen in heller Freude umher wie immer, und zu den früheren ſind Gottlob! einige neue gekommen, kleine Wutzel, welche neben ihren Müttern auf dem Grunde kauern und mit Kienäpfeln ſpielen.

Dort erſcheint endlich unſer Einnehmer, der ſchlaue Herr, er zieht eine Tüte aus der Taſche und ſpricht ſtrafend zum Kaffewirth: „Ich fordere beſonderen Aufguß für dieſe gebrannten Möhren, denn die Miſchung von Cichorie und Eichel, die Sie in die Töpfe ſchütten, iſt für meinen Magen unerträglich; der ganze Platz riecht darnach, ich wollte, Bonaparte würde zur Strafe für ſeine Sünden täglich einige Stunden mit Cichorie geräuchert.“

„Ach, Herr Einnehmer,“ klagte der Kaffewirth, „mit dem Zucker ſteht es noch ſchlechter. Den Kaffe bringen die Schmuggler zuweilen über die Grenze, aber der Zucker iſt unerſchwinglich.“

„Sie können hier ſchönen Heidehonig ziehen,“ ſagte Herr Köhler. „Unterdeß rathe ich Ihnen, die franzöſiſche Sperre dadurch zu betrügen, daß Sie die Stücke Zucker dreimal ſo klein ſchlagen als ſonſt. — Sie haben Recht, es geht uns ſchlechter als vor dem letzten Kriege. Alles klagt und ſchreit; da aber Niemand mehr den Schreiern ihren Mund zuhält, ſo wird ihnen zuletzt durch lautes Klagen das Herz leichter und ſie denken wieder an künftige, beſſere Zeiten. — Wer fährt da heran? Beim Styx! das iſt die Kutſche der Bellerwitze.“

Der Diener öffnete den Schlag und die gnädige Frau ſtieg aus mit ihren beiden Fräulein, die in der Zeit hübſch in die Höhe geſchoſſen waren und vornehm in das Getümmel der Bürger hineinſtarrten. Als der Doctor herankam, die Dame zu begrüßen, hielt ſie ihm einen Brief entgegen. „Dies brachte ein Bote aus dem Hauſe des Seniors auf unſern Hof und frug, ob wir Gelegenheit nach der Kreisſtadt hätten. Da ich ſelbſt in der Stadt zu thun hatte und da der Brief für Sie beſtimmt war, übernahm ich die Beſorgung. Demoiſelle Henriette ſoll krank ſein. Leider iſt das arme Mädchen übel daran; dieſe alte unglückliche Geſchichte mit dem Franzoſen bringt ſie und die ganze Familie in eine falſche Stellung.“ Der Doctor beſtätigte durch eine ſtumme Verneigung, winkte ſeinen Vetter herzu und ſtellte den Einnehmer vor. Die gnädige Frau war erfreut, endlich dem Herrn perſönlich bekannt zu werden, von dem der Kammerherr ſo viel Liebes erzählt hatte.

„Ich habe die Ehre, Ihren Herrn Gemahl ſeit der Zeit zu kennen, wo er eine kleine Guillotine als Berlocke trug,“ ſagte der Einnehmer mit artiger Verbeugung. Unterdeß nahm der kleine Doctor behend die jungen Fräulein in Anſpruch und die Geſellſchaft bewegte ſich ſchwatzend und lachend zwiſchen den Bänken. Als die Kammerherrin ſich aber nach ihrem großen Günſtling umſah, war dieſer verſchwunden. „Er iſt zu einem Kranken gerufen,“ entſchuldigte der Vetter.

In dem Schreiben bat der Senior um einen Beſuch, da ſeine Tochter erkrankt ſei. Die Pferde rannten in geſtrecktem Trabe, aber dem Liebenden dehnte ſich der Weg zu unerträglicher Länge. Seine Briefe waren ſeither immer den regelmäßigen Weg gegangen, und ſeit Wochen hatte er Henriette nicht geſehen; doch ſchon beim letzten Zuſammentreffen war ſie bleich und ſtill geweſen, und er kannte wohl den Gram, den ſie trug. Von jenem Fremden war keine Antwort gekommen, ſeit Jahr und Tag keine Nachricht, das Harren und Bangen des Mädchens wurde unruhiger, ſie hatte ihm geſtanden, daß ſie jedes Mal beim Eintritt eines Beſuches zuſammenſchrecke, denn ſie fürchte, es müſſe der Franzoſe ſein. Heut ahnte der Doctor Unheil für ſie und ſich und bereitete ſich vor den Feind ſelbſt zu finden.

Es war Abend, als er im Pfarrhofe aus dem Wagen ſprang, er fühlte ſich faſt erleichtert, daß er den Senior allein ohne den argen Gaſt in der Stube traf. Wie vor Jahren ſtand er dem Vater gegenüber. Was war ſeitdem Alles draußen in der Welt geſchehen, — und hier in dem ſtillen Hauſe immer die alte Angſt und Noth!

„Meine Tochter hat gewünſcht, daß wir Sie zu Rathe ziehen,“ begann der Paſtor bekümmert und verlegen. „Es iſt derſelbe Zuſtand und daſſelbe Leiden, wie damals, als Sie zuletzt hier waren."

„Iſt es durch eine äußere Veranlaſſung hervorgerufen?" frug der Arzt, doch er wußte die Antwort voraus.

„Ich habe Ihnen erzählt, wie es uns im Kriege ergangen iſt," antwortete der Senior zögernd; „auch das Weitere will ich nicht verbergen. Ich fürchte, ein Brief, den ich erhalten, hat ihr den Weinkrampf und das Fieber veranlaßt." Er überreichte ihm ein Schreiben. „Es iſt faſt ein halbes Jahr alt," ſagte er, „die Stadt, welche darin angegeben iſt, liegt ja wohl an der portugieſiſchen Grenze." In dem Briefe ſtand: „Ehrwürdiger Herr! Ich kann es Ihnen und Fräulein Henriette nicht verdenken, wenn Ihnen ein Bräutigam zu wenig und zu viel iſt, der ſeine Pflichten ſo völlig vernachläſſigt. Ich habe keine andere Entſchuldigung als den Dienſt meines Kaiſers, der mich ſeither ohne Unterbrechung von Ihnen ferngehalten hat. Ich vermag aber ungeachtet der Mittheilungen Ihres Briefes auf ein Verhältniß nicht zu verzichten, welches mir verhängnißvoll geworden iſt, und an welches ſich für mich theure Hoffnungen knüpfen. Deshalb werden Sie vergeben, wenn ich den Ring, den jetzt ich am Finger trage, nicht zurückſende; ich bitte Sie vielmehr mir zu geſtatten, daß ich in nächſter Zeit mich ſelbſt bei Ihnen einfinde und perſönlich um die Neigung Ihrer Tochter werbe. — Oberſt Deſſalle."

„Dies iſt mehr, als ich für möglich hielt," rief der Doctor empört und warf das Papier auf den Tiſch. „Darf ich Fräulein Henriette ſehen?"

Als er an das Bett der Kranken trat, wandte ſie ihm ihr heißes Antlitz zu mit einem verzweiflungsvollen Blick, der ihm in das Herz ſchnitt. Er nahm ihre Hand und fühlte ein Zucken, als ob ſie ihm die Hand entziehen wollte. Er ſaß lange am Bett und zwang ſich in leichtem Tone mit der Mutter von Gleichgiltigem zu reden. Er konnte der Geliebten ſo, daß ſie allein ihn verſtand, nur ſagen, daß er die Urſache der Krankheit kenne. Beim Abſchied warf er in ihrer Gegenwart hin: „Ich habe im Marktflecken Kranke und übernachte dort bei Bekannten; ich kann morgen früh wieder herankommen.“

Eine ſchwere Krankheit brach aus. Nur der Doctor verſtand die Größe der Gefahr und die Ohnmacht des Arztes, ſie zu beſiegen, und während ihm geheime Angſt die Wangen entfärbte, mußte er ſich ſicher und überlegen ſtellen, um der Kranken und den Eltern den Muth zu erhalten. Aber wenn er allein war, rang er die Hände gegen den Himmel und flehte faſſungslos um Erbarmen. Weit anders erging es in lichten Augenblicken der Geliebten; wenn ſie zu ihm aufſah, die ermuthigenden Worte vernahm und die treue, zärtliche Sorge erkannte, dann erſchien ihr ſeine Gegenwart wie eine Arznei, die ein Engel ihr zutrug. Als er ihr mit bewegter Stimme und feuchten Augen ſagen konnte, daß die Macht der Krankheit gebrochen ſei und Geneſung zu hoffen, ſprach ſie leiſe: „Ich will wieder beherzt ſein um Ihretwillen.“

Der Doctor hatte in dieſen Wochen wenig darauf geachtet, daß auch in der Stadt eine fieberhafte Erwartung in die Menſchen gekommen war. Endlich durfte er zu ſeiner Kranken von einer neuen großen Hoffnung reden. Zwiſchen Napoleon und Rußland war der Krieg unvermeidlich geworden, für Preußen der Tag der Erhebung nahe gerückt. Und er berichtete, wie ſich's in der Kreisſtadt und auf dem Lande wieder heimlich rühre, und wie es nur eines königlichen Wortes bedürfe, um die Arme von vielen Tauſenden zum Verzweiflungskampf zu bewaffnen.

Als das Mädchen ihm mit leuchtenden Augen zuhörte, fuhr er heiter fort: „Ich habe bis jetzt gehorſam nach Ihrem Willen gethan und meine Liebe ſtill vor aller Welt geborgen. Jener Brief aus fernem Lande aber veranlaßt mich, das lange Schweigen zu brechen, und ich erflehe von Ihnen, Geliebte, die Erlaubniß, bei den Eltern um Ihre Hand zu bitten.“

Da aber ſchlug Henriette die Hände vor das Angeſicht und rief in heißem Schmerz: „Das war die Angſt, welche mich krank gemacht hat. Wenn Sie bei den Eltern um mich anhalten, ſo verliere ich Alles, was mir noch den Muth gibt zu leben; denn ich müßte auf Ihre Werbung mit Nein antworten.“ Sie brach in Schluchzen aus. Er mühte ſich, erſchreckt durch den Anfall, ſie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, aber auch als ſie aufgehört hatte zu weinen, ſaß ſie in ſich gekehrt auf ihrem Lager. „Unabläſſig quält mich der Gedanke,“ rief ſie endlich, „wie unglücklich Sie durch Ihre Neigung zu mir geworden ſind. Ihnen vergehen die Jahre im einſamen Haushalt und dieſe Abhängigkeit von dem Belieben eines Fremden iſt Ihrer unwürdig.“

„Sie wird es nicht ſein,“ antwortete bittend der Doctor, „wenn Sie mir ſagen, weshalb ſie nöthig iſt.“

Aber Henriette ſchüttelte das Haupt und weinte von Neuem.

Wieder mühte er ſich, ſie zu tröſten, und ſprach leiſe zu ihr von ſeiner Liebe und ſeinem Vertrauen, bis ſie ihm ſchwermüthig die Hand hinhielt. „Wollen Sie mich noch ertragen, wie ich bin, ſo bitte ich Sie: laſſen Sie es zwiſchen uns bleiben, wie es bisher war.“ Und als er ihr dies verſprach, neigte ſich das Mädchen über ſeine Hand und küßte ſie.

Er aber fuhr in ſtürmiſcher Bewegung heimwärts. Was war der Grund ihrer Angſt und was ſchloß ihr den Mund? War es zu hoch geſpanntes Pflichtgefühl gegenüber einer nichtigen Verlobung, oder war es geheime Sorge, daß er ſelbſt mit dem Fremden in tötlichen Streit gerathen könne? Was es auch war, gegen den Franzoſen ſammelte ſich in ſeinem ehrlichen Gemüth ein bitterer Haß, und der letzte Troſt, den er fand, war der, daß auch für ihr und ſein Geſchick die Entſcheidung kommen werde durch den bevorſtehenden Krieg.

Als mit der fortſchreitenden Geneſung ſeine Beſuche ſeltener wurden und endlich ganz aufhörten, da ſagte die Mutter verwundert zum Senior: „Der Doctor hat doch ſo vielen Antheil an dem Mädchen gezeigt und die weite Reiſe ſo oft gemacht, daß es mir manchmal auffällig war, und jetzt läßt er ſich nicht mehr blicken.“

„Ich fürchte, er hat im Grunde etwas gegen uns,“ antwortete der Pfarrer bedrückt.

Aber das erlöſende Wort, welches die Waffen in die Hände des zornigen Volkes drücken ſollte, wurde nicht vernommen, zum dritten Male war die Hoffnung auf Erhebung und auf Rache vergeblich geweſen. Zu der alten Schmach kam eine neue, die größte, gräulichſte. Als Bundesgenoſſe des höhnenden Tyrannen mußte das preußiſche Volk gezwungen ſeine Söhne in den neuen Krieg ſenden. Jetzt erſt zahlten König und Staat die ſchwerſte Buße für die Sünde, daß ſie vor der großen Niederlage zehn Jahre lang preußiſches Land und treue Herzen ausgetauſcht und weggegeben hatten wie eine Waare, und daß ſie ihre Grenzſteine herausgeriſſen und eingeſetzt nach dem Gefallen des fremden Kaiſers. Damals war der alte Stolz und die Ehre, welche die Ahnen um den Thron geſammelt, verloren worden, und darum zwang jetzt ein Uebermächtiger das gedemüthigte Volk in Sklavenketten hinter ihm herzuziehen als ein Theil ſeines reiſigen Troſſes. Sobald dieſer furchtbare Zwang dem Volke deutlich wurde, da ſchwand auch wackeren Männern das Zutrauen zu dem Willen und der Kraft der Führer, an welche ſie ſich in öden Jahren gehalten. Die Heftigſten dachten daran, ſich von ihrem Vaterland loszuſagen, die Beſonnenen trugen finſter und ſchweigend ein unerhörtes Geſchick. Und einer von ihnen, welcher den Schmerz wie eine brennende Wunde fühlte, ſchrieb an ſeine Geliebte: „Jetzt habe ich nichts mehr, was mir dies Daſein werth macht, als den Gedanken an Sie, Henriette. Ich weiß, daß dieſes Reich des Antichriſts nicht dauern kann, und ich weiß, daß wir ſeiner ledig werden müſſen, ſo wahr eine göttliche Vernunft über dem Leben der Völker und der Menſchen waltet; aber ich vermag aus dem Abgrund, in den ſie uns wirſt, den Weg zur Rettung nicht zu erſpähen und ich fühle mich in meinem Volke ſo ſchwach und der Ehre bar, daß ich auf den letzten Anſpruch Unglücklicher verzichte, auf das Mitleid anderer Nationen mit unſerem Geſchick.“

Doch während die Klugen und Scharfſinnigen verzweifeln wollten, hatte eine höhere Gewalt, welche das Schickſal der Menſchen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, bereits dem Tyrannen den Pfad gewieſen, auf dem er verderben ſollte, unerhört, abenteuerlich, wie ſein Leben geweſen war. Die Geiſter der Zerſtörung arbeiteten geſchäftig in ihm ſelbſt. Daß er ſchlecht war und ein Böſewicht im Purpur, das wußten Millionen, aber während auch ſeine Gegner in ihm noch den ſtarken überlegenen Geiſt bewunderten, war er in der That bereits ein berückter Träumer, dem Wahngebilde das Hirn betäubten. Einſt hatten ihn phantaſtiſche Ideen ſeiner Jugend zu den Sanddünen der Pyramiden geführt, die grünen Fluren am Nil ſollten damals eine Station werden für ſeinen Alexanderzug nach Oſten, weit über Syrien hinaus ins unermeßliche Blaue. Seitdem hatte er unter ſchwachen Dynaſtien und verrotteten Staatsweſen aufgeräumt, und bei dieſer Arbeit eines Totengräbers Alles eingebüßt, was die Seele des Mannes feſtigt gegen unſinnige Einfälle. Die Menſchen und Völker waren ihm geworden wie Brettſteine, die er hin- und herſetzte. Achtung vor menſchlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren, und verloren war ihm zugleich die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu beſchränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft verſtändig zu berechnen. Und in dem verwüſteten Geiſt erhob ſich auf's Neue der Unſinn aus ſeiner Lieutnantszeit; den Blick nach Oſten gewandt träumte er wieder ſich und ſein Heer über Steppen und Ströme hinaus tauſende von Meilen bis an die Fluthen des Ganges und darüber ins unermeßliche Leere. Mancher aus ſeiner Umgebung erſchrak, wenn er einmal wie ein Trunkener von ſeinen Plänen ſprach, Keiner wußte, wie ſehr der Wurm in ihm bereits das Mark des Lebens zerfreſſen hatte. Die Klugen wußten es nicht, aber der einfältige Sinn des Volkes ahnte, daß unſichtbare Gewalten gegen ihn geſchäftig waren.

Henriette ſtand auf dem Ringwall und blickte hinaus nach der fernen Heerſtraße, auf der ſich die Colonnenzüge bewegten. Seitwärts bei den Dornen arbeitete der alte Chriſtian emſig mit Haue und Schaufel, hieb in die Erde und rodete das Geſtrüpp. „Was thut ihr dort, Schäfer?“ frug das Mädchen. Der Alte trocknete ſich mit dem Aermel die Stirn. „Es muß Alles heraus,“ ſagte er, „ſeine Zeit iſt gekommen. Denn Jedem auf Erden iſt der Tag beſtimmt, wo es hinweg muß, dem Dornholz hier und den Menſchen dort.“

„Es will kein Ende nehmen mit dem Heereszuge und dem reiſigen Fuhrwerk,“ klagte Henriette, „ſeit acht Tagen fährt es dahin von früh bis zur Nacht, zahllos ſind die Menſchen, Thiere und Wagen; es iſt, als ob ein ganzes Volk auswandert in ein anderes Land.“

Der Schäfer trat zu ihr. „Je mehr ihrer hinziehen, um ſo beſſer. Die dort oben in der Luft ziehen auch mit.“

„Was wollt ihr damit ſagen, Chriſtian?“

„Haben Sie jemals ſo viele Krähen und Raben geſehen?“ frug der Alte, und er hatte Recht, in ungeheuren Schwärmen flogen und ſchrien die dunklen Vögel.

„Sie finden Futter an toten Pferden und Abfällen, wo die Soldaten lagern.“ Der Schäfer ſchüttelte, ſeiner Ueberlegenheit bewußt, den Kopf, dann ſagte er leiſe: „Haben Sie heut Nacht nichts gemerkt? Das Schwedenvolk, das hier herum und auf dem Kirchhofe liegt, iſt aus der Erde geſtiegen, einer nach dem andern, alle in grauen Mänteln, und die Geſellſchaft breitete ſich aus über die Felder und wälzte ſich in der Luft nach derſelben Richtung, in der dieſe fahren. Reiter und Fußvolk ziehen unten und die Grauen und ihre Vögel fliegen oben, und die oben ſind mächtiger.“

Nachdem der wilde Schwall vorübergerauſcht war, kam Bärbel nach der Pfarre mit geringem Lebensmuth. „Unſer Hof iſt leer,“ klagte ſie; „es war eine ſchreckliche Woche, jeden Tag und jede Nacht rohes Volk im Hauſe und das wüſte Lärmen und Fordern in fremden Sprachen, nichts war ihnen gut genug, und wenn einmal ein Officier ſich unſer erbarmte und die Leute ſchalt, ſo verhöhnten ſie ihn und drohten. Ein Alter unter ihnen, der mit deutſcher Sprache umzugehen wußte, ſagte meinem Manne: „Trage auf, Bauer, was du haſt; wir wollen's genießen, weil wir leben, denn wir ziehen zu Grabe.“ An einem Abend, wo die ganze Stube voll war, hatten ſie geſchrien und getrunken, daß uns angſt wurde, und mit einem Mal fing ein junger Burſche an laut zu weinen, redete auf franzöſiſch zu den Anderen und Alle wurden ſtill und ließen die Köpfe hängen. Die ganze Zeit über haben wir, Karl und ich, Nachts auf der Ofenbank geſeſſen, ich legte mich an die Schulter des Mannes, wenn mir die Augen zufielen, die Kleinen hatte ich in der Wiege vor mir. Wie ſollen wir dieſes Jahr durchmachen?“

„Dein Karl ſoll mit dem Wagen kommen; was die Pfarre entbehren kann, erhaltet ihr vor Andern, ich will's beim Vater ausmachen.“

Auch in der Kreisſtadt gab es bedächtige Männer, welche eine große Entſcheidung vorausſahen. „Ich frage gern in ſchweren Zeiten meinen Schuſter um Rath,“ ſagte der Einnehmer zu ſeinem Freunde, „er iſt kein großer Redner, aber er ſieht die Dinge mit einem Mutterwitz an, den mancher Klügere nicht hat.“ Schuſter Schilling pochte luſtig am Leder herum, als ſein Kunde ihn begrüßte: „Nun, Meiſter, was wird aus dieſem Kriegszuge des Kaiſers herauskommen?“

Schilling ſchüttelte lange den Kopf und ſagte gewichtig: „Der Mann iſt niemals als Schuſtergeſelle bei den Moskowitern geweſen, wie ich damals von Südpreußen aus, ſonſt würde er jetzt nicht zu ihnen gehn. Wie weit glauben Sie, wird ſeinen Leuten auf dem langen Wege das Schuhwerk vorhalten? — Es iſt Alles zerriſſen, bevor er zu den eigentlichen Moskows kommt, und wer ſoll dort für ſo vieles Volk neue Stiefeln machen? Das Land iſt zu groß und mit zu wenig Menſchheit beſetzt, und es fehlt dort auch an Anderem. Von Birkenrinde können ſie nicht leben."

„Die Stiefeln läßt er aus Ihrem Laden holen, Meiſter, und die Speckſeiten aus dem Rauchfange unſerer Bauern, Alles wird ihm ins Ruſſiſche nachgeſchafft." Schilling lächelte: „Dann müßte er ſein Heer zurückführen und ſich Alles ſelber holen, ſonſt wird das Wenigſte bis zu ihm durchdringen; die Ruſſen können das durchaus nicht leiden. Nämlich die Ruſſen ſind gutmüthig, aber ſie haben dieſe Eigenſchaft: iſt einer artig, ſo ſind ſie grob und nehmen ihm mit Gewalt, was er hat; und iſt einer grob, ſo ſind ſie ins Geſicht artig und mauſen ihm das Seine hinter ſeinem Rücken. Nehmen thun ſie in jedem Falle. Jetzt geht Bonaparte grimmig gegen ſie vor, folglich werden ſie ſich zurückziehen und über Alles hinter ſeinem Rücken herfallen, und er wird mit dem einen Arm nach vorn und mit dem andern nach hinten hauen müſſen. Dieſe Art Prügelei hält Niemand auf die Länge aus."

„Gut, Meiſter. Was aber ſoll mit uns werden? Wir ſind ſeine Verbündeten geworden."

„Das iſt mir ganz recht," erklärte der Schuſter, „wir halten uns hübſch zurück und immer mehr zurück, laſſen ihn vorwärts, und machen hinter der großen Ratte die Falle zu."

„Meiſter," rief der Einnehmer, „wenn Sie mir nicht für mein Schuhwerk unentbehrlich wären, würde ich Sie unſerm König zum Miniſter empfehlen."

„Ich habe nie großen Ehrgeiz gehabt," ſagte der Meiſter beſcheiden.

Der Sommer kam und der Herbſt, der Handwerker nähte und pochte in ſeiner Werkſtatt und der Landmann tengelte ſeine Senſe, um die Brotfrucht einzubringen. Der Bürger hielt zuweilen in der Arbeit an und lauſchte, und der Mäher ließ die Senſe ſinken und ſah hinauf in die Luft, als ob von dort etwas Neues heranziehe. Gedanken und Träume der Leute irrten umher in weiter Ferne und heimliche Erwartung ſchärfte Jedem Auge und Ohr.

Die Frühſtückſtube war lange verödet geweſen, jetzt traten die Herren wieder ein, ſie ſaßen aber nicht wie ſonſt am Tiſche, ſondern ſtanden und gingen auf und ab, während ſie von den neuen Siegen des Kaiſers erzählten. Da ſagte einſt im Spätherbſt der jüdiſche Weinwirth geheimnißvoll zum Einnehmer: „Einer von unſern Leuten iſt aus Warſchau zugereiſt, dort hat er ſichere Nachricht erhalten von der großen Armee; das große Heer iſt klein geworden, an den Landſtraßen liegen überall tote Pferde und umgeworfene Karren, alle Städte ſind angefüllt mit Kranken und Sterbenden, Niemand will ſie mehr begraben: Alles, was der Kaiſer über ſeine Siege ſchreiben läßt, iſt erlogen.“

Seitdem folgte eine Botſchaft der andern, von einer endloſen Heerreiſe in Wüſteneien, von Siegen, die ſo mörderiſch waren wie Niederlagen, von Hunger, Elend und Untergang. Die Kunde klang zuerſt undeutlich aus der Ferne wie Weheſchrei eines Nachtvogels. Aber als der Winterſturm über die kahlen Felder fegte und die letzten Blätter von den Bäumen riß, wurde der Schickſalsruf lauter und lauter, bis er wie Poſaunenſchall in die Ohren drang. Mancher wackere Städter, der während des Sommers gedrückt ſeines Weges gegangen war, hob jetzt trotzig das Haupt und die, welche einſt bei der Freicompagnie geweſen waren, griffen nach dem Gewehr, das lange verſtäubt im Winkel geſtanden, und prüften die Schlagfeder. Die Zeit war nicht darnach, daß ſich die Leute ohne Noth neue Waare kauften, aber Schuſter Schilling hatte große Kundſchaft und ſeine Werkſtatt wurde der Unterhaltung wegen von Vielen beſucht, denn er hatte zuerſt Alles vorausgeſagt. Eine Freude, wilde grimmige Freude, wie die Leute niemals gefühlt, brach in Geberde und Worten heraus. Als Beblow erfuhr, daß die Flucht der Franzoſen begonnen, ſtieß er ſeinen Stahl dem gefällten Rinde bis an den Griff in den Leib, ſprang in den Laden und fiel ſeiner Frau vor allen Leuten um den Hals; wo Bekannte zuſammenſtießen, ſchüttelten ſie einander die Hände, lachten und weinten in einem Athem.

Draußen heulte der Wind, kalter Regen wandelte den gefallenen Schnee in mißfarbigen Schlamm und machte das Verweilen auf der Straße unbehaglich. Die Bürger ſaßen mit ihren Hausgenoſſen nahe am Ofen. Doch ſo oft draußen ein Karren raſſelte, wenn der Sturm Dachziegel herunterwarf oder ein ſtarker Tritt auf dem Pflaſter erklang, liefen die Leute an die Fenſter; um jeden Wagen, um jeden Reiter, der mit ſeinem Pferde anhielt, ſammelte ſich im Augenblick ein neugieriger Haufe, dann gab es kurze Zeit ein Gewühl, Niemand wußte warum, bis Jung und Alt ſich wieder in den Häuſern verlor. Als der Einnehmer in ſein Amtslokal ging, fand er vor der Poſthalterei einen gedrängten Haufen; da dies nicht die Stunde war, wo die ordentliche Poſt erſchien, und da Herr Köhler jeder Sache auf den Grund ging, ſo trat er näher und ſchritt durch den Kreis, welcher einen Schlitten umgab. In dem Schlitten ſaßen zwei Männer, in große Pelze gehüllt. Der Poſthalter kam eilig heraus und reichte dem Poſtillon Papiere, und als der Einnehmer ihn fragend anſah, ſagte er leiſe: „Es iſt ein franzöſiſcher Herzog, durch Staffette angekündigt, er hat's eilig weiterzukommen.“ Da ſtellte ſich Herr Köhler zurecht, um dieſen Herzog zu betrachten. Von den beiden Männern ſaß der größere aufrecht und blickte finſter um ſich. „Du biſt der Herzog nicht,“ ſagte ſich der Beobachter, „dann alſo der Andere.“ Der Kleinere ſaß müde zurückgelehnt in ſeinem Pelze verborgen.

Endlich gelang es dem Einnehmer bei einer ungeduldigen Bewegung des Verhüllten den Kopf zu ſehen; er erkannte in dem trüben Tageslicht ein fahles gelbliches Angeſicht und fing einen harten Blick aus ſtechenden Augen auf, ſo daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Der Poſtillon ſchwang ſich auf ſeinen Sitz und hob die Lederpeitſche, da griff Herr Köhler entſchloſſen in ſeine Bruſttaſche, zog den Hut, trat mit tiefer Verneigung an den Schlitten und legte etwas auf die Decke. Die Peitſche knallte und der Einnehmer ſchritt, immer noch mit entblößtem Haupt, nach rückwärts, während die Pferde anzogen; dann ſetzte er ſeinen Hut gemüthlich auf und ſchritt zu ſeinen Tabellen. Als er zur Mittagsſtunde mit dem Doctor über den Markt kam, trat der Bürgermeiſter zu ihm. „Dies Buch iſt auf der Gaſſe gefunden worden, der Rathsdiener ſagt, daß Sie es dem Fremden heut früh überreicht haben.“

„Ha, in der That!“ rief Herr Köhler, und betrachtete mitleidig den Band, welcher durch den Schlamm des Weges traurig verdorben war, „es iſt das meinige. Ich will Ihnen ſagen, wie die Sache zuſammenhängt. Dieſer Fremde, der heut Morgen als Flüchtling hier durchkam, war der Kaiſer Napoleon. Ich wollte ihm etwas Lectüre auf den Weg geben, aber der undankbare Kerl verſteht Gutes nicht zu ſchätzen,“ und er wies das Buch, es war von ſeinem Lieblingsdichter und hatte den Titel: Katzenberger's Badereiſe.

10.

Der Verlobte.

Immer noch fiel der Schnee in großen Flocken, aber die weiße Decke, welche ſich über die Straßen der Stadt breitete, war trügeriſch, denn wo ein Fußtritt oder ein Schlitten eindrückte, füllte ſich die Spur mit ſchlammigem Waſſer. Durch Schnee und Regen klangen dumpfer als ſonſt die Sonntagsglocken, da kam ein plumper Bauernſchlitten, mit grauer Leinwand überdeckt, von zwei abgetriebenen polniſchen Gäulen gezogen, durch das Stadtthor. Ein alter Mann mit langem grauem Schnurrbart und einer polniſchen Mütze trieb als Kutſcher die elenden Pferde und ſah wild zur Seite, als der Stadtſoldat herantrat und ſein „Halt, werda!“ rief; denn wegen des durchziehenden franzöſiſchen Volkes hatte die Stadt auch für den Tag eine Thorwache beſtellt.

Der Kutſcher antwortete etwas in fremder Sprache, wovon die Wache nur l'Empereur verſtand.

„Die Geſchichte mit dem Lamperör iſt zu Ende,“ ſagte der Stadtſoldat unwillig, „mit euch macht man jetzt wenig Federleſens. Die Hintergaſſe hinein zum Spital, dort meldet euch!“

Ein kurzer Befehl kam aus dem Fuhrwerk, der Kutſcher peitſchte die Mähren und fuhr geradeaus dem Markte zu. Der Thorwächter ſah ihm entrüſtet nach: „Das Volk will noch nicht pariren,“ brummte er und ſetzte ſich wieder in ſein Schilderhaus, „auf dem Markte werden ſie euch ſchon anhalten.“ Der Schlitten fuhr beim Gaſthofe vor, der Hausknecht ſtand in der Thür, er rührte ſich nicht, dem Kutſcher zu helfen. „Fahrt fort, ihr findet hier kein Unterkommen.“ Da rief aus der Leinwand die Stimme eines Mannes: „Ich laſſe die Frau Wirthin erſuchen, ſich her zu bemühen.“ Nach einer Weile kam die Wirthin langſam heran, aber ſie ſchlug vor dem Schlitten die kräftigen Arme über einander, gerüſtet den Fremden abzuweiſen. Die Leinwand öffnete ſich, in dem Schlitten lag auf Futterſäcken in Decken gehüllt ein Mann in franzöſiſcher Uniform, deren verſchoſſene Goldſtickerei ſchließen ließ, daß der Kranke ein vornehmer Officier war.

„Ein alter Bekannter bittet um ein Quartier, Frau Wirthin; ich habe vor einigen Jahren bei Ihnen gewohnt.“ Die Wirthin ſtarrte in das Geſicht. „Das iſt ja der fremde Capitän, der unſere Reiter ausſperrte. Mein Gott, wie ſehen Sie aus?“

„Weiſen Sie mich nicht ab, denn ich bin krank.“

„Ich darf Sie nicht nehmen,“ ſagte die Frau mit erwachender Theilnahme; „die Kranken müſſen alle ins Hoſpital.“

„Ich brauche nur einige Tage Ruhe, um mich zu erholen, und werde Ihnen dankbar ſein.“

„Ich muß Sie aber ſogleich anmelden beim Magiſtrat und auch bei dem Herrn Doctor.“

„Das iſt mir recht, ich bitte um den Beſuch des Arztes,“ ſagte der Franzoſe. Er wurde mit Hilfe ſeines Begleiters und des Hausknechts aus dem Schlitten gehoben und die Treppe hinaufgeführt. Da die Wirthin ihn einmal aufgenommen hatte, gedachte ſie freundlicher ihrer Pflicht und frug, was er begehre: „Wärme in das Zimmer und etwas Warmes zu trinken.“

„Das fordern ſie alle,“ ſagte die Wirthin im Herausgehen, „er iſt ſehr verändert, aber noch immer ein ſchöner Mann. Wie prächtig ſah er damals aus, als er mit der Piſtole Jedermann niederſchoß.“ Der Fremde legte erſchöpft den Kopf auf die Kiſſen. Eine Stunde darauf öffnete der alte Begleiter leiſe die Thür. Der Doctor hatte die Botſchaft erhalten, daß ein franzöſiſcher Oberſt ſeine Hilfe begehre; als er vor das Bett des Fremden trat, der ſich in unruhigem Halbſchlummer hin- und herwarf, fuhr er zurück und ſein Antlitz wurde ſo blutlos wie das des Kranken. Vor ihm lag der Feind ſeines Lebens, der ihm und einer Anderen ſeit Jahren Glück und Frieden verſtört hatte; hilflos lag er vor ihm, er ſah, wie der Arzt ſieht, den Beginn einer ſchweren Krankheit und er ſollte ihn heilen. Wie er ſo unbeweglich ſtand, richtete ſich der Franzoſe halb auf und ſtarrte ihn mit großen Augen an: „Ich bin krank, mein Vater,“ murmelte er leiſe in deutſcher Sprache, doch gleich darauf fuhr er franzöſiſch fort: „Sie ſind es, Herr Doctor? Solches Wiederſehen haben wir beide nicht gewünſcht. Aber Sie ſehen, ich halte mein Wort und komme zurück, damit Sie mich weiter in die Kur nehmen. Machen Sie mich ſchnell geſund, Herr, denn mein Kaiſer braucht mich.“ Der Doctor ſetzte ſich zum Bett und that die Fragen an den Kranken ſelbſt und an den alten Franzoſen, welcher an der Thür ſtand, dann verordnete er, was zunächſt nöthig war, und ſagte gehalten: „Ich werde mir vor Allem Mühe geben, durchzuſetzen, daß Sie im Gaſthofe bleiben, das Hoſpital iſt leider überfüllt und den Kranken wird es ſchwer, ſich dort zu erholen. Ich bringe ſogleich Beſcheid.“

„Kein Hoſpital,“ rief der Fremde heftig, „auch in dem Gaſthofe denke ich nicht zu bleiben; ich habe hier in der Nähe eine Familie auf dem Lande, in welcher ich meine Geneſung abwarten will, dort hoffe ich beſſere Pflege zu finden.“

Als der Arzt wiederkam, war die Krankheit zum Ausbruch gekommen. Der Fremde warf ſich in wilden Phantaſien umher. Der Doctor lauſchte auf die tollen Reden in franzöſiſcher und deutſcher Sprache und er hörte mit Schrecken, wie die Bilder von Gefechten und die Todesangſt vor einem kalten Strom, in dem der Kranke neben ſeinem Pferd treiben mußte, mit anderen Gedanken wechſelten, von einem Pfarrhauſe, das er ſuchte und nicht finden konnte. Er ſah auf die Hand des

Liegenden, der Ring mit dem Vergißmeinnicht ſteckte daran. Als er das Bett verließ, nahm er den alten Begleiter bei Seite und ſagte: „Ich will bewirken, daß Sie hier bleiben und die Pflege Ihres Herrn übernehmen dürfen.“ Der Franzoſe dankte mit thränenden Augen. „Ich werde dafür ſorgen, daß Sie ſelbſt gut verpflegt werden, damit Sie in dieſem Dienſte aushalten können, und ich werde Ihnen, wenn die Krankheit ſich ſteigert, noch einen Mann zur Hilfe beiordnen; dafür geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie dem Kranken mit Feſtigkeit widerſtehen, wenn er in lichten Augenblicken den Willen ausſpricht, Bekannte zu ſehen, die er in dieſer Gegend hat, und daß Sie, wenn er es noch ſo dringend verlangen ſollte, ohne mein Wiſſen keine Nachricht nach auswärts abgehen laſſen. Die Krankheit droht mit Anſteckung und ich kann es nicht verantworten, Andere der Gefahr auszuſetzen.“ Der Alte verſprach Alles.

Als der Doctor nach Hauſe kam, warf er ſich in den Seſſel und ſchlug die Hände vor das Geſicht. Von den bitteren Pflichten ſeines Berufes ſollte ihm keine erſpart bleiben, nach jener Krankheit der Geliebten die Todesgefahr des Mannes, der ſich zwiſchen ihn und ſein Glück gedrängt hatte. Es war ein ſchwerer Fall; wenn er ſich zurückzog und dem für die Fremden beſtellten Chirurgus die Behandlung überließ, wer konnte ihn tadeln? Wenn der Fremde ein Opfer der Krankheit wurde, wie tauſend Andere, ſo war die Geliebte frei! Dieſer Gedanke wirbelte ihm durch das Hirn, aber nicht lange. Er erhob ſich, trat an das Fenſter und ſah hinaus zu den grauen Schneewolken: „Das iſt mein Kriegsdienſt,“ ſagte er bitter, „er bringt nicht nur das Leben in Gefahr, auch die Seele.“ Und er legte die heiße Stirn an die kalten Scheiben, dann maß er mit feſtem Schritt ſein Zimmer. „Sie muß es wiſſen,“ ſagte er laut und von Neuem überkam ihn die Angſt und, wie ſehr er ſich in ſeinen Gedanken wehrte, auch ein anderes Gefühl, das mit Eiferſucht nahe verwandt war.

Wer konnte ſagen, ob ihr nicht als Pflicht erſchien, dem Kranken zur Pflege herbeizueilen? Durfte er das hindern? „Nein!" rief er laut. „Sie hat das Recht zu fordern, daß ich ihr jetzt vertraue, wo für uns beide die Zeit der Prüfung kommt." Und er ſchrieb ihr, auch von ſeinem innern Kampf, er gelobte ihr, Alles für den Kranken zu thun, was er vermöge, und flehte, daß ſie ſich und die Eltern jetzt keiner Gefahr ausſetze. Erſt als er auf dieſen Brief die kurze Antwort erhielt: „Ich werde thun, mein Freund, was Sie für recht halten," wurde er ein wenig getröſtet.

Die Krankheit ſtieg; es vergingen Tage, wo der Doctor ſelbſt nicht an die Geneſung glaubte. Er kam und ging, ſaß halbe Stunden bei dem Bett und lauſchte auf die Athemzüge eines Lebens, das ihn elend machen ſollte, wenn er es erhielt. Dann kam ein Tag, wo der alte Huſar mit Thränen der Dankbarkeit ſeine Hand ergriff, und erſtaunt war, daß der gute Doctor die Hand ſo heftig zurückzog. Endlich durfte er dem Kranken ſagen: „Die größte Gefahr iſt beſeitigt, jetzt kommt Alles darauf an, daß Sie Kräfte gewinnen."

„Sie haben redlich an mir gehandelt, mein Herr," ſagte der Franzoſe, „ich weiß recht gut, daß Sie das Ueberwindung gekoſtet hat. Ich ſah zuweilen, wie Ihr Auge auf mich gerichtet war; Sie ſind Patriot und haſſen in mir den Feind Ihres Vaterlandes."

„Ich habe gegen Sie meine Pflicht gethan wie gegen Jedermann," antwortete der Doctor, „und ich denke, Sie werden auch nach Ihrer Geneſung mir dies Zeugniß geben."

„Ich habe Ihre Sorge und die der guten Wirthin lange in Anſpruch genommen; mein treuer Diener ſagt mir, daß ich Wochen hier gelegen. Iſt es für Andere nicht mehr gefährlich, in meine Nähe zu kommen, ſo wünſchte ich wohl, daß einer Familie, die ich in dieſer Landſchaft kenne, Nachricht von meinem Hierſein gegeben wird."

„Wenn Sie dieſe Rückſicht auf die Geſundheit Anderer nehmen," entgegnete der Doctor, „ſo muß ich Sie bitten noch einige Tage zu warten."

„Ich bin geduldig geworden," ſeufzte der Franzoſe und ſank müde in die Kiſſen zurück.

Als aber der Doctor das nächſte Mal eintrat, begann der Kranke wieder: „Sie ſollen wiſſen, daß ich eine Braut hier in der Nähe habe."

„Sie haben davon in Ihren Phantaſien geſprochen."

„Wohl möglich," nickte der Franzoſe. „Es war eine wunderliche Affaire, mein Herr. Ich hatte Gelegenheit, einen guten alten Mann und ſeine Tochter aus den Händen von Marodeuren zu befreien; die Marodeure waren Ihre deutſchen Landsleute, keine Franzoſen. Ich war eine Zeit lang allein unter trunkenen Wilden, und um die Situation zu Gunſten der Gefährdeten zu wenden, ſagte ich den Schuften, daß die junge Dame meine Braut ſei, und da ich nicht für eine Unwahrheit verantwortlich werden wollte, ſo verlobte ich mich zur Stelle mit ihr."

„Waren das Fräulein und der Vater damit einverſtanden?" frug der Doctor mit rauher Stimme.

„Die ſchöne Henriette war ziemlich bewußtlos, als die Ringe gewechſelt wurden, das iſt wahr; der Vater hatte nichts einzuwenden. Sie ſchweigen, mein Herr, Sie halten die Sache für den übermüthigen Scherz eines jungen Officiers, der ich damals war? Ich habe nichts dawider, wenn ein bedächtiger Deutſcher den ſchnellen Entſchluß verurtheilt. Doch da Sie als Arzt auch gern beobachten, was in der Seele vorgeht, ſo will ich zu meiner Rechtfertigung Ihnen im Vertrauen zweierlei ſagen. Zuerſt natürlich, daß das Mädchen ſehr ſchön war und daß die rührende Hilfloſigkeit, in der ſie am Boden lag, mir die ganze Seele bewegte, und ich verſichere Ihnen, es ſind ſeitdem Jahre vergangen, aber ich ſehe die holde Geſtalt noch oft in dieſer Weiſe vor mir. Warum ſchweigen Sie, mein Herr? Hören Sie noch etwas. Als ich in die Stube ſprang und mich umſah, die Schufte zurückwarf und die gebrochene Geſtalt an der Hand hielt, da, Doctor, war mir plötzlich zu Muthe, als hätte ich das alles ſchon einmal erlebt und gewollt, und als müßte ich ſie mir verloben, um ihr Leben vor Aergerem zu bewahren. Und ich that es, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſteht. — Uebrigens hat das Abenteuer zu meinem Glück geholfen, ſo weit Jemand von Glück ſprechen kann, der vor Ihnen liegt, wie ich. Der Bruder des Kaiſers, der damals in Ihrer Hauptſtadt befahl, erfuhr davon, fand die Geſchichte plaiſant und ſandte mich in guter Abſicht mit Briefen zum Kaiſer. Auch dieſem muß durch ſeine Umgebung oder den Prinzen der Vorfall bekannt geworden ſein, und er war aus irgend einem Grunde nicht unzufrieden, vielleicht weil ein Franzoſe ſich darin weniger gewaltthätig darſtellte, als die Deutſchen, und erwies mir ſeitdem bei jeder Gelegenheit perſönliche Gnade. Er behielt mich in ſeiner Nähe, dann wurde ich nach Italien und Spanien geſchickt und ſchnell befördert. Der Kaiſer vergißt nichts. Als vor dem Ausmarſch nach Rußland mein Regiment bei ihm vorüberzog, rief er mich heran und frug mit einer wahrhaft liebenswürdigen Freundlichkeit: „Oberſt, wie geht es Ihrer deutſchen Frau?“ Und als ich antwortete: „meine Braut lebt noch in ihrer Heimat bei den Eltern,“ ſetzte er hinzu: „Der Bräutigam war in der Fremde. Ich hoffe, wenn dieſe weite Promenade beendet iſt, werden Sie der Kaiſerin die Generalin Deſſalle vorſtellen.““

Der Doctor bezwang die innere Empörung. „Haben Sie nie daran gedacht,“ ſagte er bitter, „daß Ihr plötzlicher Einfall das Lebensglück eines Mädchens, welches Ihnen doch fremd war, zerſtören konnte?“ Der Franzoſe erhob ſich in ſeinem Bett und ſah den Arzt groß an: „Mein Herr, ich will die Dame zur Oberſtin Deſſalle machen.“

„Wenn aber ſie ſelbſt dieſe Ehre nicht zu würdigen weiß?“

Der Kranke legte ſich wieder zurück und lächelte. Ihr Vater hat mir in der That in den letzten Jahren ſo etwas in einem Briefe angedeutet, den ich in Spanien erhielt, und wie er ſchrieb, auch meinen Ring zurückgeſchickt. Der Ring lag übrigens nicht in dem Briefe. Ich mußte antworten, daß ich dieſe Aufkündigung eines zarten Verhältniſſes für allzu ſtreng halte, den Ring meiner Braut bewahren und vorläufig meine Rechte gegen Jedermann behaupten werde, bis ich Gelegenheit erhalte, von ihr ſelbſt Erhörung zu erbitten. Ich nahm an, daß dies in Kurzem möglich ſein werde, und ahnte nicht, daß ich mich als Kranker ihr vorſtellen würde.“

Der Doctor ſtand auf. Während er aber nach Haltung rang, um dem Egoismus des Fremden ruhig entgegenzutreten, ſah er, daß ein Kranker vor ihm lag, deſſen Arzt er war. Und er begnügte ſich zu ſagen: „In einigen Tagen darf die Familie benachrichtigt werden, dann werden Sie auch meinen Beiſtand entbehren können.“

Nachdem er das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Franzoſe zu ſeinem Begleiter: „Dieſer Mann iſt mein Feind und wir ſind hier nicht in guten Händen.“

„Ach Herr Oberſt, wenn Sie wüßten, wie er um Sie geſorgt hat; oft kam er noch in der Nacht und ſaß mit gefalteten Händen an dem Bett, ihm verdanken wir, daß Sie Alles überſtanden haben.“

„Einerlei!“ rief der Kranke; „ich will fort, alle Leute hier haſſen uns. In dem Pfarrhauſe finden wir beſſere Geſinnung.“

Der Doctor ſchrieb ſogleich an den Senior, theilte die Krankheit und den Wunſch des Oberſten mit, erſuchte um Entſcheidung und verbarg dem Paſtor nicht, daß zwar die Gefahr der Anſteckung bei nöthiger Vorſicht geſchwunden ſei, daß aber der Aufenthalt des Oberſten in der Pfarre der Familie doch vielleicht nachtheilig ſein könne.

Der Brief, welchen Bärbel zugleich mit einem andern an Henriette überbrachte, erregte im Pfarrhauſe große Beſtürzung.

Der Vater fühlte die Verpflichtung der Familie, aber auch, daß das Einlagern des kranken Franzoſen in dieſer Zeit eine ſchwere Sache ſei; auch die Mutter hatte alten Hoffnungen beinahe entſagt, ſie fürchtete die Anſteckung und Beläſtigung, die Tochter entſchied: „Wenn er zu uns will, und wäre er ein Peſtkranker, wir dürften es ihm nicht weigern; hat er ſein Leben für uns aufs Spiel geſetzt, ſo iſt jetzt der Tag gekommen, wo wir es für ihn wagen müſſen. Danken wir dem Himmel, daß er dies ſo gefügt hat, die Laſt der Verpflichtung uns leichter zu machen.“ Bärbel aber ſchlug, als ſie mit Henriette allein war, die Hände zuſammen. „Wie kannſt du das thun, den, welchen die Leute für deinen Bräutigam halten, ins Haus nehmen, während du einen Andern lieber haſt? Was ſoll dieſer dazu ſagen?“

„Ja, Bärbel,“ rief Henriette, „gerade des Andern wegen. Die beſte Stube ſoll der Franzoſe haben und Pflege wie ein Bruder, das iſt ſein Recht.“

„Das iſt nicht recht und wird nicht gut,“ entſchied Bärbel kopfſchüttelnd und ging nach Hauſe, zum erſten Male unzufrieden mit ihrer Freundin.

Der Senior kam mit ſeinem Wagen nach der Stadt, den Kranken abzuholen. Er ſuchte zuerſt den Doctor auf. „Wir dürfen uns dem Wunſche des Oberſten nicht entziehen nach Allem, was vorhergegangen iſt, auch meine Tochter iſt der Meinung. Würde Ihre Begleitung nicht vortheilhaft ſein?“ frug er furchtſam. „Wir haben zwar gar keinen Anſpruch darauf, ein ſo großes Opfer zu verlangen.“

„Hat Ihr Fräulein Tochter den Wunſch ausgeſprochen?“

„Es fiel mir auf dem Wege ein,“ ſagte der Senior, „damit Sie an Ort und Stelle anordnen könnten, wie der Kranke gehalten werden ſoll.“

„Dafür iſt meine Begleitung nicht nöthig,“ verſetzte der Doctor finſter, „ſagen Sie Fräulein Henriette, daß ich, ſobald ſie meine Anweſenheit wünſcht, zu jeder Stunde bereit bin.

In den erſten Tagen bedarf der Kranke Schonung, auch aufregende Geſpräche ſind ſo viel als möglich zu vermeiden.“

Henriette ging den Tag über geſchäftig durch das Haus, ſie ließ ſich nicht nehmen das Zimmer für den Oberſten und ein kleines daneben für den alten Franzoſen ſelbſt einzurichten, und trug aus dem einfachen Hausrath Alles zuſammen, was irgendwie zur Bequemlichkeit eines werthen Gaſtes dienen konnte. Die Mutter ſah verwundert zu. „Ob ſie insgeheim doch daran denkt, daß er ſie zur Frau haben will?“ Und ſie frug: „Willſt du die blühende Hyacinthe nicht auf den Tiſch ſtellen?“

Henriette verneinte: „Sie riecht zu ſtark in der Krankenſtube.“

Wie der Abend kam, zündete ſie in allen bewohnten Zimmern Lichter an, hing auch im Flur die große Laterne auf, ſo daß das Haus mit vielen leuchtenden Augen in die Finſterniß hineinblickte. Dann ſetzte ſie ſich ſtill hin, die Hände im Schoß gefaltet, und wartete.

Der Wagen fuhr vor, die Mutter eilte neugierig in den Flur, dort den Gaſt zu begrüßen. Henriette blieb wie ein Bild von Stein ſitzen, es war derſelbe Seſſel, an dem ſie damals auf dem Boden gelegen hatte, und dieſelbe Stelle, auf welcher er ihr den Ring angeſteckt. Da trat der Franzoſe ein, geſtützt auf den alten Huſaren; langſam erhob ſie ſich und verneigte ſich wie gegen einen vornehmen Fremden. Auch der Franzoſe ſtand einen Augenblick feſtgebannt, die Augen flogen wie einſt durch das Zimmer und hafteten auf dem tieferuſten Antlitz der Jungfrau vor ihm. „Haben Sie Nachſicht mit einem Kranken,“ begann er in gemeſſenem Tone, „wenn er nach langem Aufenthalt unter Menſchen, die ihm feindſelig waren, alte Bekannte aufſucht, bei denen er menſchliches Mitgefühl für ſich hofft.“

„Mein Vater und ich verdanken dem Herrn Oberſt, daß wir heut hier ſtehen, Sie zu begrüßen; wenn der Aufenthalt in unſerem Hauſe für Ihre Geneſung irgend von Nutzen ſein kann, ſo ſind Sie uns als Gaſt willkommen.“ Er verbeugte ſich ſchweigend, ſprach einige Worte zum Senior und der Hausfrau und bat dann ihm zu geſtatten, daß er auf ſein Zimmer gehe. Dorthin geleiteten ihn die Eltern. Der Empfang war überſtanden, Henriette war zufrieden, daß er ihr dieſen leicht gemacht hatte, und bat ſtill um Kraft, die nächſten Wochen zu ertragen.

Als der Oberſt ſich mit Hilfe des Alten auf dem Lager zurechtgerückt hatte, begann er trotz ſeiner Müdigkeit in guter Laune: „Nun, Vater, wie gefällt dir die Braut und das Hochzeithaus?“

„Mademoiſelle iſt ſchön und entſchloſſen, ſie iſt die Herrin im Hauſe; daß ſie dem Herrn Oberſten ergeben iſt, möchte ich nicht behaupten.“

„Aus dem Vater habe ich herausgehört, daß ſie wenigſtens keinen Freiwerber hat. Aber, die guten Leute hier fühlen ſich im Grunde auch beläſtigt durch unſere Gegenwart, und es kann wohl ſein, daß ſie bald Landesfeinde in uns ſehen. Es thut nichts. Seit den traurigen Nächten im ruſſiſchen Schlitten und in dem widerwärtigen Gaſthofe kommt mir dies Bett vor, als ſtünde es im Elternhauſe“ — er ſtreckte dem Diener die Hand entgegen — „ruhe auch du, mein Alter, dir thut es nicht weniger noth als mir und für die Zukunft vertrauen wir unſerm alten Glück.“

Am andern Morgen wurde der Gaſt ſpät ſichtbar. Henriette traf ihn im Zimmer des Vaters, er grüßte ſie artig und ſprach ſie an mit der gewöhnlichen Aufmerkſamkeit, welche ein Mann von Selbſtgefühl der Tochter des Hauſes zu widmen hat; dann redete er zum Vater weiter von den Beſchwerden des letzten Feldzuges, ruhig und gehalten, nur einmal wurde er lebhafter, als er ſeinen Diener erwähnte. „Meinem Alten verdanke ich, daß ich nicht im Schnee zurückgeblieben bin. Ich war geſtürzt und lag betäubt, da wußte er mir ein

Geſpann zu ſchaffen, — er hatte es nicht ohne Kampf mit andern armen Teufeln gewonnen — lud mich darauf und war durch viele öde Meilen mein Fuhrmann.“

„Er iſt von Ihrem Regiment?“ frug der Senior.

„Er war Wachtmeiſter, als ich eins hatte, es iſt dahin, hochwürdiger Herr. Der Alte aber und ich gehören noch in anderer Weiſe zuſammen. Er iſt mein Pflegevater, und wenn ihn dieſe Eigenſchaft bei Ihnen irgendwie empfehlen kann, ſo bitte ich herzlich, laſſen Sie es ihm zu Gut kommen.“ Das verſprach der Senior bereitwillig und frug, ob er ihn an den Tiſch ziehen ſollte.

„Das würde er in keinem Fall annehmen,“ ſagte der Oberſt, „überlaſſen Sie ihm ſelbſt, ſich unterzubringen; er verſteht gut heimiſch zu werden.“

„Das iſt er ſchon,“ verſicherte der Senior, „und nicht von heut. Er findet auch die alte Magd wieder, die er früher mit ſeinem Franzöſiſch unterhalten hat.“

Der Oberſt war aufgeſtanden und betrachtete die Bilder an der Wand, dem Senior war erfreulich, daß ſein Gaſt die Erinnerungen an Doctor Luther ſo angelegentlich ins Auge faßte.

„Ich bin Proteſtant,“ ſagte der Oberſt, ſich umwendend, „und ich bin der Sohn eines Pfarrers. Mein Vater war ein ſtrenger und trübſinniger Mann, der ſeinen wilden Knaben oft mit Härte behandelte. Dem Sohne wurde das Vaterhaus verleidet, und da er einſt mit ſechzehn Jahren wegen eines kleinen Vergehens ſchwere Züchtigung erlitten hatte, entlief er in dem kindiſchen Gedanken, ſich allein durch die Welt zu ſchlagen, am liebſten als Soldat. Er geſellte ſich zu dem Troß eines Regimentes, das in den Krieg zog, es ging ihm elend, was ganz in der Ordnung war; bei einer Retirade wurde er durch den Schlag, den ihm ein Betrunkener verſetzte, von dem Karren geworfen, auf den er hungernd und erſchöpft gekrochen war. Wie er ſo verloren am Wege lag, fand ihn ein Unterofficier von den leichten Reitern. Der Reiter nahm den Knaben mit ſich und gewann ihn lieb wie einen Sohn, er wandte auf ihn, was er konnte, und bat für ihn bei ſeinen Vorgeſetzten. Der Knabe wurde in eine Militärſchule aufgenommen und trat in das Regiment, in welchem ſein Pflegevater ſtand. Seitdem hat der Alte ihn behütet und für ihn geſorgt mehr, als für ſich ſelbſt. Sein Pflegekind iſt Oberſt geworden und er iſt immer noch Wachtmeiſter. Ich hoffe, wir beide bleiben bei einander, ſolange wir leben."

Als er ſo ſprach, ſah ſie auf ſeine Hand. Ihr Ring ſteckte daran. Da ſtand ſie auf und verließ das Gemach.

In ſolcher Weiſe führten ſich die beiden Fremden im Hauſe des Seniors ein. Der Oberſt war faſt den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer, nur des Mittags und eine Stunde nach Tiſche erſchien er in der Familie, er verſtand aber, ſich in dieſer Zeit die gute Meinung der Eltern zu gewinnen. Da er bekannt hatte, daß er Proteſtant war, ſo wagte der Senior zuweilen einen kleinen Ausflug in Doctor Luthers Leben und Schriften; bei ſolchen Spaziergängen bewies der Gaſt eine bezaubernde Bereitwilligkeit mitzugehen, die nicht nur durch den Wunſch zu gefallen veranlaßt wurde. Offenbar war ihm ſelbſt dieſe Art der Unterhaltung angenehm, weil ſie ihn an die eigene Knabenzeit erinnerte oder weil ihm ſolche liebevolle Hingabe an längſt vergangene Zuſtände etwas Neues war. Das Herz der Mutter gewann er ganz und gar. Er war demüthig dankbar für jede Freundlichkeit, die er von ihr empfing; er wollte nicht leiden, daß ſie ihm etwas zutrug, und zeigte ſich trotz ſeiner Schwäche ſtets befliſſen, ihr ein Aufſtehen und einige Schritte Weges zu erſparen. Henriette frug ſich: Iſt dies die Artigkeit eines gewandten Mannes oder iſt es Gutherzigkeit? bis er einmal, als die Frau Paſtorin dagegen proteſtirte, daß er ihr ein Glas Waſſer herbeiholte, angelegentlich bat: „Erlauben Sie mir das; ich habe durch meine Schuld zu früh das Glück verloren, meiner Mutter die Pflichten des

Sohnes zu erfüllen, und mir iſt jetzt zu Muthe, als könnte ich hier das Verſäumte nachholen.“

Aber auch Henriette vermochte die kalte Förmlichkeit nicht zu behaupten, die ſie in den erſten Tagen gegen ihn gezeigt hatte. Wenn er in anmuthiger Nachläſſigkeit über Wildes und Gefährliches ſprach, das er erlebt hatte, oder wenn er kleine drollige Geſchichten erzählte, was er gut verſtand, und dabei einmal unbefangen wie ein Kind lachte, ſo mußte ſie ſich ſelbſt zugeben, daß er in ſolchen Augenblicken wahrhaft liebenswürdig war. Sie ſelbſt behandelte er mit gleichförmiger Artigkeit, ohne ſie durch auffallende Zuvorkommenheit ſcheu zu machen, aber in dieſer leichten und ſicheren Weiſe lag etwas, was ihr Angſt machte; er betrachtete ſie im Grunde immer als ihm angehörig und ſie kam ſich vor wie ein gefangener Vogel, der aus dem Bauer in eine geräumige Stube verſetzt iſt feſte Wände umgeben ihn doch von allen Seiten.

Doch ganz unverändert blieb ſein Weſen ihr gegenüber auch nicht; ſie merkte, daß ſie ihm gefiel, aber ſie ahnte nicht, wie ſehr. Wenn ſie kam und ging, folgte ihr ſein bewundernder Blick; wenn ſie geſprochen hatte, ſaß er lauſchend, als klänge ihre Rede in ſeiner Seele nach; wenn er durch Vater oder Mutter veranlaßt, etwas erzählte und lebhaft wurde, wandte er ſich unwillkürlich an ſie, als ob nur ſie vorhanden ſei. Nach einer rauhen Woche voll Sturm und Regen ſchien die Sonne warm an die Scheiben, da ging er zum erſten Mal hinaus in den Garten, und wie er wieder in das Zimmer trat, überreichte er ihr ein Schneeglöckchen und ſagte dabei: „Erlauben Sie, daß ich den Raub von den Beeten an die Herrin zurückgebe. Es iſt ein guter Name, den die Blume im Deutſchen hat; wenn das Glöckchen geläutet hat, ſtellt ſich nach und nach die ganze Gemeinde auf den Beeten ein. Laſſen Sie mich hoffen, daß auch mir nach dem erſten winterlichen Gruß hier eine wärmere Neigung erblühe.“ Henriette hatte keine andere

Antwort als eine ſtumme Verneigung, aber in ihrem Zimmer ſchritt ſie unruhig auf und nieder. Was hatte ſie auf ſich genommen? So durfte das nicht fortgehen, die Noth wurde größer als ſie je geweſen; von den Eltern hatte ſie keine Hilfe zu erwarten, ſie ſelbſt mußte dem Fremden jede Hoffnung benehmen. Aber ihr bangte vor der Stunde.

Während ſich in dem Pfarrhauſe ein ſtiller Kampf vorbereitete, fuhr draußen in Stadt und Land der Frühlingsſturm durch die Seelen. Der König war in die Provinz gekommen, das Volk rüſtete zum Kampf.

Der Senior hatte in ſeinem Zartgefühl zum Gaſt nie über das Große geſprochen, was draußen in der Welt vorging; Beſuch von Bekannten hatte ſich nicht eingeſtellt und die Familie lebte ſo allein, als wäre mit dem Pfarrdorf auch die ganze Umgegend in eine Wüſtenei verwandelt. Der Senior wunderte ſich zuletzt darüber und ſagte zur Tochter: „Auch keiner von den Amtsbrüdern läßt ſich ſehen.“

„Weil der Franzoſe bei uns wohnt,“ antwortete Henriette traurig. „Das Haus iſt den Nachbarn verleidet.“

„Von ſeiner Krankheit iſt doch Anſteckung nicht mehr zu befürchten,“ ſagte der Vater, „und wenn die Leute mit dem Oberſten bekannt wären, würden ſie über den freundlichen Mann anders urtheilen.“

So oft die Zeitung in die Pfarre kam, bat der Oberſt darum und brachte ſie ſchweigend zurück. Es ſtand wenig darin, er las doch daraus, daß er in Gefahr ſei Kriegsgefangener zu werden. Das ſagte ihm auch ſein Begleiter. „Als am Sonntag die Glocken läuteten, trat ich in den Garten, mir das Bauernvolk hier zu betrachten. Da drängten ſie ſich an die Mauer und Viele ſprangen hinauf, ſahen mich tückiſch an, ſchrien und ballten die Fäuſte. Die Luft iſt ſchwül, mein Oberſt; es wird Zeit, daß wir davonreiten.“

„Warte ab; ich habe hier einen wilden Vogel gefunden, den ich mir zähmen will für unſer Haus.“

„Wo iſt Ihr Haus, mein Oberſt? Das Zelt iſt es und der blaue Himmel. Der Kaiſer braucht uns.“

„Gut, mein Vater, ich denke daran. Zürne mir nicht, wenn ich auch einmal um ein friedliches Glück ſorge. Mir iſt es noch nie ſo gut geworden und ich könnte den ganzen Tag bei dem Mädchen ſitzen, ihr die Maulwürfe wegfangen und die Gießkanne tragen.“

„Wahren Sie ſich nur, mein Oberſt, daß Ihnen die Demoiſelle Gärtnerin nicht das kalte Waſſer ins Geſicht gießt. Sie hat kein gutes Herz für uns Franzoſen.“

„Meinſt du, Alter? Ich bewahre, woran ich ſie feſthalte.“

Henriette trug dem Vater ihre Wochenrechnung vor. „Der Oberſt macht es dir doch ſchwer, die Wirthſchaft zu führen,“ ſagte der Senior bedenklich, „wenn nur nicht der tägliche Wein wäre für ihn und auch für den Alten, das letztere iſt doch wohl nicht nöthig.“

„Du weißt, wie lieb ihm ſein Begleiter iſt,“ antwortete die Tochter.

„Das iſt ſchon recht, aber wo das Geld hernehmen?“

„Der Wein iſt zu Ende, ich ſetze heut die letzte Flaſche auf. Der Knecht muß nach der Stadt, neuen holen.“

„Meine Kaſſe iſt leer,“ ſagte der Senior gutlaunig, zog eine Schublade auf und unterſuchte vergeblich.

„Meine Sparbüchſe auch,“ erwiederte Henriette. „Die drei Dukaten Pathengeld ſind drauf gegangen.“

„Was aber thun?“ überlegte der Vater. Er ſah die Tochter zweifelhaft an. „Dort in der Ecke liegen immer noch die Geldrollen; jetzt, meine ich, dürfen wir ohne Bedenken etwas davon nehmen, es iſt ja zu ſeiner Bequemlichkeit.“

„Nein, mein Vater,“ bat Henriette, „die Summe gehört nicht uns und nicht ihm und wir dürfen uns daran nicht vergreifen.“

„So ſchaffe Rath,“ ſagte der Senior ein wenig ärgerlich. Henriette ſtrich ihm bittend an die Schulter. „Von dem Silberzeug brauchen wir nur ein halbes Dutzend, die Hälfte iſt unnütz, und im Nothfall können wir die ſchwere Kelle auch entbehren. Ich fahre ſelbſt nach der Stadt und kaufe Zinn."

„Lieber Gott," klagte der Paſtor, „man ſoll ja ſein Herz nicht an Dinge hängen, welche Motten und Roſt freſſen, aber dies war die Ausſtattung, als ich deine Mutter heiratete. Dieſe Stücke ſind mit uns alt geworden. Wie wird deine Mutter das ertragen?"

„Sie ſitzt in der Kammer und weint, ſie hat aber nichts dawider. Ich will es geſchickt machen, denn der Oberſt darf nichts davon merken."

„Das verſteht ſich," beſtätigte der Vater.

Der Wagen des Landraths fuhr vor. Als er eintrat, wollte Henriette ſich entfernen.

„Mich führt nichts Geſchäftliches her," begann der Landrath, ſie aufhaltend; „es iſt eigentlich nur eine Bitte, die ich an den Herrn Senior zu richten habe. Am nächſten Sonntage ſoll der Aufruf des Königs „An mein Volk" von den Kanzeln verkündigt und eine patriotiſche Mahnung daran gefügt werden. Als alter Bekannter erlaube ich mir den Vorſchlag, daß Sie an dieſem Tage einer großen Aufregung einem andern Amtsbruder den Gottesdienſt und die Verkündigung übertragen."

„Weshalb, Herr Landrath?" frug der Paſtor betroffen.

„Ein vornehmer Franzoſe weilt als Gaſt in Ihrem Hauſe," erwiederte der Beamte. „Ich weiß, daß er von unſrer Regierung nicht als Gefangener betrachtet wird, und ich kann mir denken, daß Bande zarter Verpflichtung Sie veranlaſſen, ihm in Ihrem Hauſe eine Freiſtätte zu geben. Aber ich meine, es wird Ihnen ſelbſt unter dieſen Umſtänden peinlich ſein, von Ihrer Kanzel der Begeiſterung und dem tiefen Haß, welcher in unſrer Bevölkerung gegen die Franzoſen lebt, wirkſamen Ausdruck zu geben."

„Herr Landrath," verſetzte der Senior mit zitternder Stimme, „unſer Erlöſer hat geboten: liebet eure Feinde. Haß vermag ich nicht in meine Seele zu bringen, noch weniger von der Kanzel zu predigen. Aber ich bin ein Preuße und meinem Könige treu ergeben, und wenn Krieg für die Rettung des Vaterlandes nothwendig geworden iſt, ſo werde ich in meinem Amte meine Pflicht thun wie jeder andere Amtsbruder.“

Nicht ohne Verlegenheit widerſprach der Landrath: „Auch wenn Sie ſelbſt das Wünſchenswerthe mit warmen Worten ſagen können, ſo beſorge ich, würde die Wirkung auf Ihre Gemeinde nicht die richtige ſein. Es wäre wohl möglich, daß in dieſen Tagen leidenſchaftlicher Erregung durch die Heftigkeit einzelner Mitglieder der Gemeinde ein Mißton in die heilige Feier käme, der Sie ſelbſt am tiefſten verletzen würde.“

Der Senior ſetzte ſich in ſeinen Stuhl und faltete die Hände. „Gott, mein Herr, haſt du mich vor ſieben Jahren darum aus den Händen der Mörder errettet, damit ich dieſe Demüthigung erlebe?“

Die Tochter beugte ſich über ihn: „Trage auch dieſe Prüfung, geliebter Vater.“ Sie griff in den Schreibtiſch, hob die Geldrollen heraus und legte ſie vor dem Landrath auf den Tiſch. „Dieſe Summe haben Sie vor Jahren meinem Vater im Auftrage einer fremden Regierung überbracht, ſie iſt unberührt geblieben, wie ſie damals war. Der Vater hob ſie auf bis zu dem Tage, wo er ſie hingeben könnte für einen patriotiſchen Zweck. Jetzt wird zu freiwilligen Gaben für Ausrüſtung des Heeres aufgefordert werden; ich bitte Sie als unſern Beitrag dies hinzunehmen. Andere mögen mehr geben, es iſt das letzte Geld, welches der Vater im Hauſe hat.“

„Ich darf Ihre Gabe nicht ablehnen,“ ſagte der Landrath, ſelbſt bewegt durch den Schmerz des Vaters und der Tochter. „Ich hoffe, ſie wird den falſchen Argwohn tilgen, der ſich gegen Sie erhoben hat. — Noch habe ich für Ihren Gaſt dies amtliche Schreiben abzugeben.“

Als der Senior ſeine Faſſung ſo weit wiedergewonnen hatte, daß er dem Oberſten den Brief zu überreichen vermochte, brach dieſer ſchnell das große Siegel auf und bemerkte vor Freude über den Inhalt nichts von der Niedergeſchlagenheit des Hausherrn. Er fand einen Freipaß der Militärbehörde zur Reiſe nach Frankreich mit einer kurzen Zuſchrift des Grafen Götzen, in welcher geſagt war, daß der humane Beiſtand, welchen der Oberſt in dem letzten Kriege preußiſchen Unterthanen mit eigener Gefahr geleiſtet habe, die Veranlaſſung geworden ſei, ihn während ſeiner gegenwärtigen Krankheit mit ſeinem Begleiter nicht als Kriegsgefangenen zu behandeln. Der Oberſt wies verwundert das Schreiben dem Senior. „Wem verdanke ich dieſe Gunſt?“ Aber der Senior wußte es nicht.

„Da mein treuer Sergeant mit angeführt iſt, muß Ihre Regierung genau mit dem Sachverhältniß bekannt ſein.“

„Wir haben Sie beim Landrath angemeldet,“ ſuchte der Paſtor zu entſchuldigen.

Aber es gelang doch nicht, dem Gaſt die Verlegenheit der Familie ganz zu verbergen; was die Herrenſtube verſchwieg, kam in der Küche heraus. Zwiſchen dem alten Franzoſen und der Dienſtmagd Suſanne beſtand ein gutes Einvernehmen. Der Sergeant half ihr, ſo weit ſeiner Würde geziemte, bei der Küchenarbeit, war immer genügſam und gutlaunig. Und es blieb ein ſtilles Verhältniß, denn Keines verſtand viel von der Rede des Andern, der Franzoſe aber etwas mehr als Suſanne, da er auf ſeinen Kriegsfahrten allerlei fremde Worte erbeutet hatte. Wie nun am Nachmittage das Fräulein in die Stadt gefahren war und Suſanne betrübt am Herde ſaß und die Augen mit der Schürze wiſchte, frug der Sergeant unruhig in ſeinem gebrochenen Deutſch: „Demoiſelle Suſanne, weshalb ſind Sie heut traurig?“ Da kam etwas von einer ſilbernen Kelle und dem Weine heraus, was der Alte verſtand. Als am Abend der Oberſt ſeinem Vertrauten erzählte, daß ein Freipaß für ſie beide angelangt ſei, ſagte der Alte feierlich: „Es iſt Zeit für Sie, mein Oberſt, den

Paß zu gebrauchen, die Rückſicht auf dieſe armen Leute hier zwingt dazu"; und er berichtete ſeinem Herrn das Geheimniß der Küche. Der Oberſt war betroffen, aber die Nachricht machte ihm mehr Freude als Sorge. Solche Opfer brachte man nur einem Gaſte, den man ſehr werth hielt, und Henriette ſelbſt machte den Weg, um ihm das Behagen des Mittagstiſches zu erhalten! — ſo daß er dem Alten ſagte: „Du weißt, mein Vater, daß die Oberſtin Deſſalle in keinen dürftigen Haushalt tritt und daß es unſere Sache ſein ſoll, ihr, was ſie jetzt hingibt, tauſendfach zu erſetzen." Der Alte ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Am nächſten Morgen ging der Oberſt im Garten auf und ab, als Henriette aus dem Hauſe kam. Sie wich der Begegnung nicht aus, ſondern erwartete, gehoben durch den Willen eine Entſcheidung herbeizuführen, ſeine Anrede. „Ich fürchte, ſchon zu lange Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen zu haben; laſſen Sie als Entſchuldigung gelten, daß es mir ſehr ſchwer wird von hier zu ſcheiden. Es war mein Los unabläſſig im Getümmel des Krieges herumgeworfen zu werden. Die gleichförmige Thätigkeit Ihres Haushaltes, der Frieden hier und die gute Geſinnung gegen alle Welt ſind für mich ein neues Glück und mir iſt, als würde man hier zufriedener und beſſer."

„Sie ſind in der Geneſung," antwortete Henriette, „und dies Gefühl macht weich und zufrieden."

„Es iſt noch etwas mehr, mein Fräulein, es iſt Ihre Nähe" — er lud ſie mit einer Handbewegung ein auf der Bank Platz zu nehmen. Dort hatte ein Anderer neben ihr geſeſſen, ſie ging vorüber und führte zu der Sommerlaube. Noch fehlte den Ruthen des Geißblattes das grüne Laub und die Strahlen der erſten Frühlingsſonne fielen grell auf den Erdboden. „Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig," begann der Oberſt, „daß ich dem Wunſch Ihres Vaters, der mir in fernem Lande zukam, nicht entſprochen habe. Ihr Ring, den ich an meinem Finger trage, iſt für mich bedeutungsvoll geworden, ich betrachte ihn mit einer Art Aberglauben, und ſorge, mein gutes Glück wird von mir ſcheiden, wenn ich ihn verliere. Das Ereigniß, welches ihn an meine Hand brachte, hat mir zwar Feinde geſchafft, aber auch Gunſt und Beförderung, es gab Veranlaſſung, daß der Kaiſer ſelbſt mir perſönlichen Antheil zuwandte, und ich weiß, daß er auch meine Beziehungen zu Ihnen kennt.“

Das klang ſelbſtſüchtig und Henriette antwortete kalt: „Für Andere hat jene Stunde nicht ſo günſtige Folgen gehabt, mein Herr.“

„Ich ſtelle meinen Talisman in ſchlechtes Licht,“ fuhr der Oberſt fort, „wenn ich an ihm nur rühme, daß er Gunſt und Gnade gebracht hat. Ich verdanke ihm viel Beſſeres. Der Gedanke daran, daß er mich in eine geheime Verbindung mit Ihnen geſetzt hat, iſt mir zuweilen in Stunden der Verſuchung ein Schutz geweſen; oft dachte ich in der Fremde, wo ich Gefahr und Jammer ſah, an die Noth Ihres Hauſes und an die Hilfloſigkeit, in welcher ich Sie, holde Henriette, und Ihre Eltern fand, und wenn mir hier und da gelang, ein gutes Werk zu thun, ſo bin ich Ihnen dafür zu Dank verpflichtet. In einem ſpaniſchen Dorfe waren franzöſiſche Soldaten grauſam ermordet worden; meine Leute hatten einen Einwohner ergriffen und an den Baum gebunden, um ihn zu füſiliren. Sein Weib warf ſich vor mir nieder und umfaßte meine Kniee. Ich war in Empörung gerade wie meine Reiter und ich wollte ſie wegſtoßen, da preßte ſie mir in der Angſt die Hand zuſammen und ich fühlte den Druck des Ringes. In dem Augenblick ſah ich Sie vor mir am Boden und band den Spanier los, nicht ohne eigene Unbequemlichkeit, denn meine wüthenden Reiter wollten ſich das Sühnopfer nicht entreißen laſſen. Und wie jenen Schelm, ſo hat der Ring auch manches Heimweſen der Feinde vor der Zerſtörung geſchützt und vielleicht auch manches junge Weib vor dem Verderben. Ich ſage das nicht, um mich Ihnen als einen hochherzigen Mann darzuſtellen: ich bin ein wilder Reiter und ich fürchte, das lange Liegen im Felde hat in mir verdorben, was der Menſch in friedlichen Verhältniſſen leichter bewahrt. Es war nicht mein Verdienſt, ſondern das Ihre, wenn ich in dieſen Jahren eines unaufhörlichen Blutvergießens gern daran dachte, daß es auf Erden ein Glück gibt, das ich entbehren muß: Weib, Kind, geordnetes Hausweſen und das redliche Leben eines honetten Mannes, der ſeine Pflicht erfüllen kann, ohne täglich Anderen wehe zu thun. Je länger mich mein Schickſal aus einem Feldzuge in den andern führte, um ſo lebendiger wurde der Traum, und um ſo heißer die Sehnſucht nach einem ſtillen Glück an Ihrer Seite. Wenn ich müde ſaß am flackernden Feuer, vor meinen Augen das Gewühl des Bivouaks, in meinem Ohr das Stöhnen der Verwundeten, da klang es in mir wie das Geläut dieſer Kirche und wie eine fromme Mahnung, daß auch mir eine andere und beſſere Zukunft bereitet ſei.“ Seine Rede war lebhafter geworden, er ſprach das Letzte in großer Bewegung.

Henriette ſah ſcheu nach ihm hinüber. „Es war die Sehnſucht nach Erlöſung von einem ſchrecklichen Berufe, was Sie beſchäftigte, Herr Oberſt, aber es war nicht das fremde Mädchen, das Sie nur einmal geſehen.“

„Vielleicht war es früher ſo,“ antwortete der Franzoſe; „jetzt iſt es mehr. Seit ich hier verweile und das Glück habe, Sie täglich zu ſehen, die Sicherheit zu ſehen, mit der Sie ſich in Ihrem Kreiſe bewegen, und den Stolz, mit dem Sie meiner Werbung begegnen, ſeitdem fühle ich mit jedem Tage mich feſter in Ihren Banden. Ich weiß jetzt, daß ich ein glücklicher Mann wäre, wenn Sie ſich entſchließen könnten, mich mit Zuneigung zu betrachten.“ Henriette ſtand auf. „Aus der Phantaſie iſt eine Leidenſchaft geworden, holde Henriette,“ fuhr er heftig fort, „und der Gedanke iſt mir unerträglich, daß ich Sie verlieren ſollte.“

„Und wenn Alles wahr iſt, was ſie ſagen,“ rief Henriette, „haben Sie in dieſen Jahren nie daran gedacht, wie das Mädchen unterdeß gelebt hat, dem Sie im Spiele Ihrer Gedanken eine Neigung zuwandten? Durch Zwang haben Sie mich an ſich gebunden, nach meinen Gefühlen aber nicht gefragt; ſeitdem habe ich lange Jahre die bittre Demüthigung getragen, wie eine willenloſe Sklavin an einen fremden Mann gekettet zu ſein. Haſſen kann ich Sie nicht, denn Sie haben in Ihrem wilden Muthe mich und meinen Vater geſchützt, die Neigung aber, welche Sie fordern, finde ich nicht in meiner Seele, und die Frau des Oberſten Deſſalle kann ich niemals werden.“

Der Oberſt ſtand auf. „Ich verſtehe,“ ſagte er, „Sie ſind eine Deutſche, und wie hier im Lande die Stimmung iſt, ſehen Sie in mir den Franzoſen. Sie werden mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich die Gefühle einer deutſchen Frau während meiner Anweſenheit gewürdigt habe. Aber die feindliche Spannung, welche jetzt zwei Nationen gegen einander bewaffnet, wird nicht dauern, in wenig Monaten iſt der Zwiſt zwiſchen meinem Kaiſer und Ihrem Könige entſchieden. Schnell wechſelt auch bei den Regierungen Genoſſenſchaft und Abneigung. Zürnen Sie mir deshalb nicht, ſchöne Henriette, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Sie wegen Krieg und Frieden der Völker nicht aufzugeben vermag. Hatte ich Sie vorſchnell mit mir verbunden, ſo bin ich ſeitdem älter geworden und habe den Werth dieſes Erwerbes erkannt, und ich bin entſchloſſen Alles zu wagen, um Sie mir für die Dauer meines Lebens zu gewinnen.“

Henriettens Geſtalt hob ſich höher, die mädchenhafte Scheu war abgethan: „Sie rühmen die Rückſicht, die Sie mir bewieſen haben, Herr Oberſt; und doch wollen Sie zu dem alten Zwang einen neuen fügen; und die Genugthuung, die Sie mir geben wollen, ſoll die ſein, daß Sie mich auf eine Zukunft verweiſen, wo Ihre Werbung mir beſſer gefallen müſſe. Meinen Sie, daß ſolche Selbſtſucht Ihnen das Herz eines Weibes gewinnen kann? Sie handeln nicht edel an mir und nicht wie ein Mann von Ehre gegen ein Weib handelt, zu dem er eben erſt von ſeiner Liebe geſprochen."

„Henriette!" rief der Oberſt unwillig.

Sie fuhr ſich über die Stirn. „Nein, verzeihen Sie mir, das iſt die Sprache nicht, die mir gegen meinen Retter geziemt; nur bitten darf ich und Sie an das erinnern, was Sie mir von Ihrer freundlichen Geſinnung gegen mich geſagt. Bin ich Ihnen etwas werth, und hat Ihnen jemals der Gedanke an mich wohlgethan, ſo flehe ich, daß Sie jetzt nicht auf einem Anſpruch beſtehen, der mich jeden Tag unglücklich macht, weil er mich demüthigt und meine Zukunft in ſchwarzes Dunkel hüllt. Geben Sie mir meinen Ring zurück. Einmal haben Sie mich zu Ihren Füßen geſehen; iſt es eine Befriedigung für Sie, ſo will ich wiederum vor Ihnen niederfallen und die Kniee meines Retters umfaſſen, damit Sie die Feſſel löſen, durch die ich an Sie gekettet bin." Sie beugte ſich in ihrer Leidenſchaft abwärts. Beſtürzt wehrte ihr der Oberſt. „Sie lieben einen Anderen, mein Fräulein!" rief er.

Henriette richtete ſich auf. „Vielleicht," ſagte ſie tonlos.

„Jetzt begreife ich Ihren Widerſtand, Mademoiſelle," verſetzte der Franzoſe bitter. „Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Ring, welcher Sie zu meiner Verlobten gemacht hat, auch mir noch andere Träume als die eines idylliſchen Stilllebens an Ihrer Seite wachruft. Jener Baier, der in der Ecke Ihres Hofes liegen blieb, war nicht der einzige. Noch zweimal habe ich ſeitdem mit Kameraden des Toten ein ähnliches Zuſammentreffen gehabt; es hängen für mich auch finſtere Erinnerungen an dem Reif, die mein Leben belaſten. Ich habe blutigen Preis für ihn bezahlt, und ich erſehne auch deshalb die Nähe der lieben Gattin, damit ſie mir mit ihrer weichen Hand düſtere Gedanken von der Stirn ſcheuche. Zürnen Sie alſo dem Egoismus des Mannes nicht zu ſehr, wenn er fortführt, gegen jeden Andern ſein Anrecht auf Sie zu vertheidigen."

Er wandte ſich dem Hauſe zu, Henriette lehnte an dem Pfoſten der Laube und ſtarrte vor ſich hin.

Sie war den Tag über für den Gaſt nicht ſichtbar; die Eltern entſchuldigten ihre Abweſenheit mit Unpäßlichkeit. Am Abend erklärte dieſen der Oberſt, daß er genöthigt ſei morgen abzureiſen, und bat um den Wagen bis zur Poſtſtation. Da der nächſte Tag ein Sonntag war, ſagte der Senior mit vielem aufrichtigem Bedauern über die Abreiſe, der Wagen ſtehe ſogleich nach dem Gottesdienſt zu ſeiner Verfügung.

Als die Glocken läuteten, bereitete ſich Henriette nach einer ſchlafloſen Nacht zur Kirche zu gehen. Wie ſie aus dem Garten auf den Friedhof kam, ſtanden die Dorfleute in dichten Haufen, aber ſie boten dem Pfarrkinde nicht wie ſonſt freundlichen Gruß, ſondern wendeten ſich ſcheu zur Seite. Von Allen gemieden wie eine Unreine ſchritt ſie in das Gotteshaus zu ihrem Sitz.

Der fremde Geiſtliche predigte über die Pflichten gegen das Vaterland. Nach der Predigt las er den Aufruf des Königs an ſein Volk von der Kanzel vor und ſagte mit bewegter Stimme: „An euch ergeht heut der Ruf, verlaßt Pflug und Hof, verlaßt Eltern und Kinder, Weib und Braut. Hier im Tempel des Herrn, vor verſammelter Gemeinde gebt Zeugniß, daß ihr Männer ſeid, bereit zum Kampf und, wenn der Herr gebeut, zum Tode für die Freiheit eures Vaterlandes, damit ihr und eure Angehörigen nicht im Elend der Knechtſchaft dahinlebt unter der Geißel des böſen Feindes. Da ich heut an dieſer heiligen Stätte zu euch rede, habe ich das Recht als erſter meinen eigenen Namen zu nennen; ich bin bereit mit Bibel und mit Waffen hinauszuziehen in den Krieg, und wer thun will wie ich, der erhebe ſich und nenne im Hauſe Gottes vor den Ohren der Nachbarn und Anverwandten laut ſeinen Namen!" Da entſtand tiefe Stille, daß man das

Rauſchen eines Blattes durch die ganze Kirche hören konnte. Ein junger Mann ſtand auf und rief ſeinen Namen und ein Gemurmel, welches klang wie ein leiſes Gebet, ging durch die Gemeinde. Denn dieſer erſte war der einzige Sohn einer armen Witwe. Wieder ſchallte ein Name und wieder ſummte der leiſe Ton andächtiger Freude durch den Raum; dieſer war ein prächtiger Burſch, voran bei allen Freuden der Jugend und ein Liebling der Mädchen. Ein neuer Name, und lauter rauſchte es unter den Hörern; der ſich jetzt darbot war verheiratet und ſein junges Weib ſaß auch in der Kirche mit bleichem Antlitz, die Augen nach dem Kreuz auf dem Altare gerichtet, und neben ihr ſaß ihr kleiner Knabe. Neue Namen erklangen ſchneller nach einander und zu zweien. Als ſich eine ganze Reihe gemeldet hatte, hörte Henriette eine Stimme, die ihr alles Blut zum Herzen drängte, denn neben ihr ſchallte laut durch den Raum der Name: Ernſt König. Sie ſah an ihrer Seite den Geliebten ſtehen und blickte mit einer heiligen Freude zu ihm auf. Er wandelte ihr den Tag der Demüthigung in einen Tag der Ehren, denn um ihretwillen war er in die fremde Gemeinde gekommen, damit auch ſie heut ein Recht erhalte, das Liebſte, was ſie hatte, zum Opfer zu bringen.

Als die Rufe verhallt waren, ſtieg der Geiſtliche von der Kanzel, ſchritt zum Altar und forderte die Freiwilligen auf heranzutreten, damit er mit ihnen bete. Sie kamen herzu, jeder begleitet von ſeinen Angehörigen; neben dem armen Burſchen ging die weinende Mutter und neben dem Ehemann ſeine Frau, und der Mann hielt ſeine Hand auf dem Kopf des Kindes. Da erhob ſich auch Henriette und trat neben dem Geliebten zum Altar. Alle knieten nieder, der Prediger betete und ertheilte ihnen den Segen. Es war einfacher Gottesdienſt, ohne Pracht der Worte im Dämmerlicht der alten Dorfkirche; und wie in dieſer einen in vielen hundert anderen.

Langſam ſchritten die Leute aus der Kirche und ſammelten ſich auf dem Friedhofe um die Männer, welche am Altar eingeſegnet waren. Als der Doctor neben der Pfarrtochter herauskam, drängten die Bauern mit achtungsvollem Gruß an Beide heran, denn auch in den Dörfern dieſer Gemeinde wußten Viele, daß der Doctor ſeit Jahren ein Führer der ſtillen Arbeit für das Vaterland geweſen war, und es freute ſie, daß er in ihrer Kirche Zeugniß abgelegt hatte. Neben Henriette aber ging auf der anderen Seite das Bärbel, welches wußte, wie der Geſpielin heut zu Muthe war, und vor den Leuten ſeine Freundſchaft beweiſen wollte.

An der Hausthür ſtand der Oberſt, zur Abreiſe gerüſtet; er erwartete Henriette, um ſie noch einmal zu ſprechen. Als ſie vom Friedhofe her an der Seite eines Andern herankam, beide mit verklärtem Antlitz, ſo feierlich, daß man ihnen ein gemeinſames Glück anſah, da zog ſich das Angeſicht des Franzoſen drohend zuſammen und mit ſchnellen Schritten auf den Doctor zutretend, begann er: „Mein Herr, jetzt verſtehe ich den Widerſtand meiner Verlobten und die Abneigung, mit der Sie ſelbſt Ihren Beruf ausübten, während ich krank war. War ich Ihnen bis heut Dank ſchuldig, ſo vermag ich von dieſer Stunde in Ihnen nur den Todfeind zu ſehen, der zwiſchen mir und einem Weibe ſteht, welches ich als meine künftige Gattin betrachte.“

Der Doctor entgegnete ruhig: „Ich komme von einer Stelle, wo ich mein Leben einem größeren Kampfe geweiht habe als der Streit mit einem perſönlichen Feinde iſt, und in meiner Seele iſt zu dieſer Stunde kein Raum für Haß und Rachſucht. Daß die Anſprüche aber, welche Sie an die Hand dieſes Fräuleins erheben, nichtig ſind, und daß Sie unehrenhaft und ruchlos handeln, wenn Sie dieſelben gegen den Willen des Fräuleins geltend machen wollen, davon werde ich Sie zu überzeugen ſuchen, ſobald wir beide frei ſind von der Pflicht, welche uns jetzt zwei feindlichen Herren zuführt.“

„Es iſt genug," ſagte der Oberſt, nachläſſig an ſeinen Pallaſch rührend, und ſich zu Henriette wendend, fuhr er fort: „Mein Schickſal will es, Fräulein, daß ich wie ein irrender Ritter den Weg zu Ihrer Gunſt durch Abenteuer erkämpfen ſoll; der Kampfpreis wird dadurch für mich um ſo werthvoller. Leben Sie wohl, ſchöne Henriette, ich halte feſt an meinem Traum." Er hob den Finger, welcher ihren Reif trug, verneigte ſich tief vor ihr und trat in das Haus zurück.

Im nächſten Augenblicke rollte der Wagen zum Hofe hinaus; die Jungfrau aber legte ihre Hand in die des Geliebten: „Ich habe ihm geſagt, daß ich niemals ſein Weib werde. Seit ich heut am Altar neben Ihnen ſtand, fürchte ich ihn nicht mehr, auch für Sie nicht mehr, mein Freund."

Bei einem ſpäteren Beſuch ſagte Bärbel zu Henriette: „Als die Beiden mit Worten gegen einander kämpften, überkam mich ein Graulen. Unſer Hieſiger war größer, und der Fremde dunkler und geſchmeidiger, aber in Angeſicht und Geberde war einer dem andern ähnlich."

Henriette antwortete nicht, aber ſie blickte ſo traurig und erſchrocken auf die Vertraute, daß Bärbel dachte: Sie weiß es auch, und ſie hat deshalb vor dem Fremden heimliche Angſt gehabt.

11.

Ins Feld!

Während von der ungeheuren Sturmfluth des Jahres nur einzelne Wellen nach dem einſamen Pfarrhofe ſchlugen, brach in der Kreisſtadt der Strom durch beide Thore, er rauſchte auf dem Markte und auf den Gaſſen und drang in alle Häuſer und Herzen.

Zuerſt kamen die flüchtigen Ueberreſte des großen Heeres; einzeln und in Haufen ſchlichen ſie durch das Thor, halb verhungert und halb erfroren, entblößt und in Lumpen, auch das Schuhwerk gerade ſo wie ihnen prophezeit war; zerſtörte Leben, die dem Untergange verfallen waren ſelbſt nach ihrer Rettung aus der Hand der Feinde. In dem Entſetzen über das ſchreckliche Gottesgericht ſchwand der Haß, womit der Bürger ſie kommen ſah.

Nicht lange, und ruſſiſche Reiter folgten. Da die erſten mit ihren langen Bärten, auf kleinen ſtruppigen Pferden zum Ringe ritten, gerieth die Stadt vor Freude außer ſich. Alles lief herzu und umdrängte die Wilden, die Kinder faßten ſie an den Beinen und die Frauen ſtreichelten ihre Pferde. Nur zwei Verbündete, der Einnehmer und ſein geheimer Rathgeber, betrachteten die neuen Freunde ruhiger; der Verehrer deutſcher Poeſie brummte: „Die Einen gingen, die Andern kamen, dasſelbe Ding mit neuem Namen,“ und Schilling ſagte zu ſeinen Leuten: „Wenn ihr ihnen die Hände ſchüttelt, ſo haltet die Arme ſteif, damit ſie euch nicht zu nahe auf den Leib rücken, denn die Moskowiter tragen Unzähliges an ſich, was kriecht und ſpringt." Wie nun vollends die Baſchkiren einrückten, ſpitze Filzmützen über den bartloſen gelben Geſichtern und ſchräg geſchlitzten Augen, bewaffnet mit Flitzbögen und Pfeilen, um den Bonaparte wie einen Sperling vom Baume zu ſchießen, da ſtaunten die Städter in heller Bewunderung die fremdartige Kriegsmacht an und kamen ſich ſelbſt vor, wie Prinzen in einem bunten Märchen, während das Heidenvolk auf ihrem Ringe große Feuer anzündete und Stroh breitete, um darauf zu lagern.

Unterdeß lief aus der Hauptſtadt eine Botſchaft nach der andern herzu, welche die Landsleute noch näher anging; ſeit ihr König zu ihnen gekommen war, erkannten ſie, daß der Tag da war. Sechs Jahre hatten ſie auf dieſe Zeit geharrt und immer war ihr Hoffen getäuſcht worden, als jetzt endlich der Kriegsruf in ihr Ohr ſchmetterte, war er keine Ueberraſchung, ſie wußten bereits, was ſie zu thun hatten, und rüſteten feierlich und ſtill zum Aufbruch. Nur hier und da quoll es aus den übervollen Herzen auffällig hervor. Der alte Trommler der Bürgerſchützen, welcher ſeit einem Menſchenalter bei den Feſten der Stadt mit ſeinen Schlägeln wirbelte, wurde von dieſem Geiſt der Zeit ergriffen; ſeine Nachbarn hörten in Stunden, wo ſie der Ruhe pflagen, ganz in der Nähe den Sturmmarſch dröhnen, und wenn ſie auf die Gaſſe liefen, war nichts zu ſehen, bis ſie endlich in das Fenſter des Alten hineinlugten. Da ging der Nachbar auf ſeinen Dielen in die Runde, hatte die Trommel umgehängt und ſchlug nach Leibeskräften ſich ſelbſt zur Befriedigung.

Steinmetz war ſeines Dienſtes auf dem Rathsthurme längſt enthoben und nur noch Anführer der Stadtmuſik, aber er bewahrte dem Thurme, deſſen Uhr er aufzog, eine innige Zuneigung. Als der königliche Aufruf bekannt wurde, ging er ohne Jemand zu fragen mit ſeiner Muſik in der Mittagsſtunde auf den Thurmkranz und blies dort zwiſchen Himmel und Erde eine ganze Stunde lang. Was er blies, waren alles Choräle.

Die Jugend der Straße jedoch, welche ſeit dem Eintritt der Koſacken mit Heldenmuth ſingend und pfeifend auf den Gaſſen umherſchwärmte, hatte ſich als Feld für ihre kriegeriſche Thätigkeit den Platz vor dem Hauſe des Commiſſionsraths ausgewählt. Dort veranſtaltete ſie jeden Abend unerfreuliche Ständchen und es nützte nichts, daß der Beunruhigte die Rathsdiener und Stadtſoldaten zu Hilfe rief, denn die behenden Muſiker verſchwanden, ſobald die bewaffnete Macht ſich näherte, und waren nach dem Abzug derſelben wieder da, ſo daß der Commiſſionsrath endlich mit ſeiner Familie zu einem Bekannten auf das Land zog. „Jetzt iſt auch mein Zopf gerächt,“ ſagte der Einnehmer.

Es war natürlich, daß die alte Kriegskraft der Stadt, welche ins Civil verſetzt war, am meiſten von der Bewegung ergriffen wurde. Major von Henner ließ ſeine alte Uniform aus dem unterſten Grunde ſeiner Truhe heraufholen und ſetzte die Stadt in Verwunderung, als er fortan nur in einem ſeltſamen blauen Rock aus der Zeit des alten Fritz ſichtbar wurde. Auch in der Finſterniß machte ihn ſchon auf mehre Schritte ein ſtarker Lavendelgeruch kenntlich, welcher die Uniform durch zwanzig Jahre gegen die Motten vertheidigt hatte. Nun konnte zwar der Major die neumodiſchen Rüſtungen nicht billigen und verbarg auch ſeine Kritik durchaus nicht, aber er neigte ſich doch allmählich einer milderen Auffaſſung zu, ſeit er von der Commiſſion des Kreiſes erſucht worden war als Ehrenmitglied an dem Ausrüſtungsgeſchäft Theil zu nehmen, und arbeitete mit dem Feuer eines Jünglings an der Sache.

Vollends der Hauptmann war im Nu ein anderer geworden. Jahrelang hatte er mit der Welt und ſeinem Schickſal gegrollt, jetzt ſchritt er hochaufgerichtet unter den Bürgern in neuer Uniform einher, grüßte freundlich und empfing achtungsvollen Gegengruß, denn er war zum Führer einer Landwehrcompagnie ernannt. Es iſt wahr, eine andere wäre ihm lieber geweſen. Dennoch war der Abend, an welchem er ſein Patent empfing, der glücklichſte ſeines freudenarmen Lebens. Er trat, ohne Worte zu machen, vor das Bild ſeines Vaters und ſah es mit ſtarren Augen an, bis die Schweſter herzukam und ihn umarmte; da brach der finſtre Mann in die Worte aus: „Ich hätte mich in dieſer Zeit erſchoſſen, wenn du nicht mein Troſt geweſen wärſt,“ und hielt das kleine Fräulein feſt, als wäre ſie der Fels im Meere und er ein Schiffbrüchiger.

Als am Sonntage nach dem Gottesdienſt die Freiwilligen aufgefordert wurden, und viele Augen den Doctor vergebens ſuchten, erhob ſich der Bürgermeiſter vor der Gemeinde und verkündete: „Der Name, den wir alle zuerſt erwarten, wird heut in einkm anderen Gotteshauſe unſerer Gegend gerufen, ich bin ermächtigt dies zu erklären.“ Den nächſten Tag aber war der Doctor zur Stelle und ſammelte auf's Neue ſeine Mannſchaft. Nicht Jeder, der ſich vor Jahren verpflichtet hatte, vermochte zu kommen, dafür fanden ſich Jüngere ein. Auch die gute Ordnung und Einheit, mit welcher früher der Graf die Rüſtungen geleitet hatte, war nicht zu behaupten, es ging in der Hauptſtadt tumultuariſch und eigenmächtig zu und die Freiwilligen meldeten ſich zu verſchiedenem Dienſte. Endlich durfte auch dem regelmäßigen Heere und einer Landwehr, welche neu errichtet werden ſollte, nicht zu viele Kraft entgehen. Darum vertheilte ſich die Compagnie des Doctors in verſchiedene Truppentheile; er ſelbſt aber wurde von den Vertretern des Kreiſes feſtgehalten und in ihren Rath gezogen. Denn das ganze Geſchäft der Rüſtung und der Lieferungen wurde durch drei kluge Männer geleitet und dieſe drei waren: der Kammerherr als Stellvertreter des Landraths, unſer Bürgermeiſter und Krauſe, Vertreter der Bauernſchaft.

Faſt noch eifriger als die Männer ſorgten die Frauen. Auch ſie bildeten einen Ausſchuß. Vorſitzende wurde natürlich die Bellerwitz, und die thätigſte Minchen Buskow. Die Kammerherrin kam jetzt alle Wochen in ihrer Kutſche zur Stadt, und Minchen eilte unermüdlich von Haus zu Haus und erbat Decken, Wäſche, altes Linnen und was irgend ſonſt durch Frauenhände bei Aufſtellung eines Heeres vorgeſorgt werden konnte. Wer weiblich war oder ſonſt kleine geſchickte Hände hatte, nähte Hemden, ſchnitt Binden und zerzupfte die Fäden alter Leinwand. Ganze Bollwerke von Charpie wurden hergeſtellt und es iſt Grund zu der Annahme, daß der große und grauſame Krieg nicht im Stande war ſie aufzubrauchen.

Nachdem die Freiwilligen berufen waren, wurde in den Kirchen von Stadt und Land zu Beiträgen für das Vaterland aufgefordert. Das Volk war verarmt, ach wie ſehr! Die ungeheuren Forderungen des Feindes hatten Hab und Gut verzehrt, ein Mißjahr faſt ohne Ernte war gerade erſt überſtanden, zuletzt hatten die Heerhaufen, welche nach Rußland zogen, wie Heuſchreckenſchwärme vertilgt, was etwa noch in Scheune und Stall zu finden war. Dennoch brachten die Leute eifrig herzu, was ſie in ihrer Armuth entbehren konnten.

Dabei fand auch der gute Senior die Verſöhnung mit ſeiner Gemeinde. Denn der Landrath hatte in den Dörfern, die zur Kirche gehörten, anſchlagen laſſen, daß er am nächſten Sonntage nach dem Gottesdienſt ſelbſt den Aufruf vortragen werde. Die Kirche war wieder ſo voll, daß man die Thüren nicht ſchließen konnte, der Senior hielt in großer Bewegung ſeine Predigt und ſetzte ſich dann, nichts Weiteres ahnend, in den Stuhl neben der Sakriſtei. Da trat der Landrath, ein ſtarker Mann, der ſeine Stimme gewaltig erheben konnte, auf den freien Platz vor dem Altar und las den Aufruf ſo ſchön, daß er gebieteriſch in jedes Ohr klang. Als er die Stellen genannt hatte, wo man die Gaben abliefern konnte, darunter auch das Pfarrhaus, fügte er hinzu: „Die erſte Gabe hat unſer hochwürdiger Herr Senior ſelbſt in meine Hände gelegt.“ Und er erzählte, daß die Franzoſen nach den großen Verluſten und der Leibesgefahr, die der Paſtor im vorigen

Kriege erlitten, dieſem eine Summe zurückerſtattet hätten; er aber habe das Geld nicht berührt, auch nicht in Zeiten bittrer Noth, ſondern für dieſen Tag verwahrt. Der Redner hob die Rollen in die Höhe. „So hat er ſie vor Jahren erhalten und unerbrochen gibt er ſie zurück.“ Hierauf nannte er die Summe, welche für die Ohren der Zuhörer ſehr groß klang. Da ſaß der Senior, während ihn ſeine ganze Gemeinde zufrieden oder mit ſtiller Reue anſah, unbeweglich, obgleich er im Innern mächtig erregt war, er blickte hinauf zum Balkendach der alten Kirche und ihm kam vor, als ob die Engel dort oben ihren himmliſchen Geſang anſtimmten: Ehre dem Herrn und Friede hienieden, Friede auch zwiſchen dem Paſtor und ſeiner lieben Gemeinde.

In der Kreisſtadt aber wurde bei der Aufforderung zu freiwilligen Gaben bekannt gemacht, daß der Einnehmer Hauptperſon für die Annahme ſein ſollte. Daß er es wurde, verſtand ſich für die Bürger faſt von ſelbſt. Denn ſchon vor einigen Jahren war er der Mann des allgemeinen Vertrauens geworden, damals, als Jedermann, der etwas Silberzeug im Hauſe hatte, eine Steuer vom Loth bezahlen mußte, wofür den einzelnen Stücken ein Stempel aufgedrückt wurde. Die Enkel mögen ſolches Silber liebevoll bewahren zur Erinnerung an die harte Noth ihrer Voreltern. — Damals hatte Mancher ſeinen ſtillen Schatz von ſechs Kaffelöffeln kleinmüthig und mißvergnügt herzugetragen, Herr Köhler war aber ſehr freundlich geweſen, vorab gegen die kleinen Leute, hatte Alles verzeichnet, gepackt, verſendet und genau zurückgegeben. Nur Hutzel, den großen Hausbeſitzer, hatte er ſtreng behandelt, weil dieſer nichts brachte als einen Zettel, auf dem er die Zuckerzange und Anderes aufgeſchrieben hatte, und ſich entſchieden weigerte die Werthſtücke ſelbſt aus dem Verſteck ans Tageslicht zu bringen. Aber der Einnehmer hatte ihn doch gezwungen, ſeitdem grollte der Mann mit Herrn Köhler. Deshalb war dieſer verwundert, als Hutzel jetzt unter den erſten erſchien und eine große Geldrolle auf den Tiſch legte. „Laſſen Sie nachzählen.“ Und als er ſeine Quittung erhalten, frug er: „Es kommt doch in die Zeitung? Ich bitte zu bemerken: Hausbeſitzer und Kirchenvorſteher.“ So kamen ſie Alle, Jeder in ſeiner Weiſe, Manche, die kein Geld hatten, boten Getreide, und ein Stadtbauer wickelte aus ſeinem Tuch eine ungeheure runde Wurſt. „Sie iſt geräuchert und hält ſich,“ ſagte er, um ſie dem Vaterland annehmbar zu machen, „denn Geld iſt nicht vorhanden.“

„Wir wollen verſuchen, ob wir ſie zu Gelde machen können,“ verſetzte der Einnehmer dankend.

Leider darf nicht verſchwiegen werden, daß dieſe Annahme freiwilliger Gaben Veranlaſſung zu einer Entfremdung zwiſchen Herrn Köhler und Minchen von Buskow wurde. Schon als das Fräulein in ſein Amtslocal trat, wurde der Einnehmer unzufrieden. Denn er hatte über dieſem Geſchäft allmählich eine gewiſſe nüchterne und kritiſche Ruhe erhalten, und dachte bei ſich: die hätte auch zu Hauſe bleiben können. Sie aber legte ein kleines Papier auf den Tiſch und ſagte bittend: „Es ſind die Trauringe von Vater und Mutter, wir leſen in der Zeitung, daß auch Ringe angenommen werden.“

„Gewiß,“ entgegnete Herr Köhler verbindlich, „ſie werden nach dem Goldwerth geſchätzt und eingeſchmolzen. Will Jemand ſolche Andenken zum Taxwerth zurückkaufen, ſo ſteht es ihm frei.“

„Das vermag ich aber nicht,“ ſagte das Fräulein, die Ringe zum Abſchiede liebevoll betrachtend.

„Monatliche Gehaltsabzüge, der ganze Betrag auf zwölf Monat vertheilt, Sie haben wegen Ihres Gehaltes Credit, die Stadtcaſſe legt es aus, Sie behalten dieſes Andenken an Ihre lieben Eltern und haben es doch gegeben.“ Er ſtellte das ſo überlegen dar, daß Minchen gar nicht zu widerſprechen wagte. Der Einnehmer nahm alſo Goldwage und Probirſtein, taxirte die Ringe, verſprach die Summe aus der Stadtcaſſe zu erheben, die monatlichen Abzüge von ihrem Gehalt zu veranlaſſen und ihr alsdann die Ringe wieder zu übermachen. Er beſorgte dies mit Hilfe des Kämmerers, und ſchickte ſie mit einem Schreiben deſſelben zurück.

Doch als das Fräulein die Werthſtücke wieder in der Hand hielt, fiel ihr ein, daß ſie ja doch die Ringe hätte geben wollen und daß die Sache nicht in der Ordnung ſei. Nun fürchtete ſie aber das Mißfallen des Herrn Einnehmers zu erregen, wenn ſie die Gabe noch einmal brächte; deswegen verſchwor ſie ſich mit Frau Beblow und beredete dieſe, in den erſten Nachmittagsſtunden, wo Herr Köhler nicht im Local war, ſondern nur ſein vertrauter Schreiber, die Reiſe als Gabe von einem Unbekannten abzugeben. Das konnte nicht auffallen, weil auch Andere ihre Trauringe hintrugen. Die Sache war ſchlau erdacht, aber zum Unglück hatte der vereidete Schreiber, der auch als Freiwilliger ausrücken wollte, gerade in ſeinen Angelegenheiten zu thun, Herr Köhler war ſelbſt zur Stelle und Frau Beblow fiel in ſeine Hände. Er hörte mit Verachtung ihre Ausrede, daß dieſe Gabe von einem Unbekannten komme, denn er hatte die Ringe ſofort wieder erkannt, und indem er brummte: „Sie iſt leichtſinnig und es iſt ihr nicht zu helfen,“ gab er mürriſch die Quittung. Als nun Frau Beblow zurückkam und den unglücklichen Verlauf berichtete, wurde Minchen ſehr darüber bekümmert, daß der Einnehmer ſie für eine leichtſinnige Perſon hielt, und daß er ihr ſeine gute Meinung entzogen hätte. Wenn ſie ſeitdem Herrn Köhler begegnete, kam ihr vor, als ob dieſer mit geringerer Artigkeit grüßte, und ſie dankte ihm ſcheu und befangen. Das merkte wieder der Einnehmer und ſo geriethen die beiden ohne Worte allmählich in ein ſehr geſpanntes Verhältniß, die Grüße wurden immer kürzer, und weil Keines recht wußte warum, ſo war auch gar keine Verſtändigung möglich. Das Fräulein empfand das tief. Ihr Leben im Hauſe war ohnedies einſam geworden, denn ihr Bruder hatte ſie verlaſſen, um ſeine Compagnie zu übernehmen, und wenn ſie des Abends allein in ihrem Dachſtübchen ſaß, grämte ſie ſich bitterlich über die ſchlechte Meinung, und dachte nach, wie ſie die Feindſeligkeit wohl beſiegen könnte.

Nun war der Einnehmer auf Anſuchen des Magiſtrats Ehrenvorſtand ihrer Schule geworden, er wurde jeden Monat dort ſichtbar, gab ſeinen guten Rath, ermahnte und lobte die Kinder. Da fiel ihr ein, ob ſie ihm nicht durch dieſe eine Bitte vortragen könnte, von ſeinem Zorn abzulaſſen. Sie wählte dazu ein kleines Mädchen, deſſen Vater als Landwehrmann mitziehen ſollte, und brachte dem Kinde einen Vers bei, den ſie ſich ſelbſt ausgedacht hatte. Als nun der Einnehmer zu ſeiner Zeit wieder erſchien, und die Arbeiten der Kinder beſah, welche dies Mal ſämmtlich für das Vaterland verfertigt wurden, verweilte er auch vor der Kleinen, die ſein Liebling war, zog eine Düte Pfeffernüſſe aus der Taſche und rieth ihr davon zu nehmen und den Reſt unparteiiſch unter ihre Geſpielinnen zu vertheilen. Da ſtand das Kind feierlich auf und ſagte mit hellem Stimmchen ſeinen Spruch:

„Wir bitten zu dem lieben Gott
Für dein Wohlergehen,
Habe Nachſicht auch mit uns,
Wenn wir was verſehen.“

„Du kannſt hübſch ſingen, kleiner Vogel,“ ſagte Herr Köhler erfreut. „Erſuche unſer liebes Fräulein, daß ſie dir den Vers aufſchreibt, und bringe mir ihn nach Hauſe.“ Er ſelbſt ſah Minchen ſo zufrieden an, daß ſie erkannte, ſein Unwille ſei geſchwunden. Denn die Muſen haben in ihrer himmliſchen Güte jedem Menſchen die Begabung zugetheilt, daß ihm Verſe, welche zu ſeiner Ehre gedichtet ſind, ausnehmend gut gefallen. Deshalb hielt auch der Einnehmer daheim den Zettel mit dem Reime nachdenkend in den Händen und ſagte: „Es iſt merkwürdig, ſie hat doch Poeſie.“

Durch das Erſatzgeſchäft in ſeinem Kreiſe feſtgehalten, konnte der Doctor erſt ſpäter als die Kameraden aufbrechen. Vorher traf er noch einmal bei den Vertrauten im Marktflecken mit Henriette zuſammen. Dies Wiederſehen, das letzte vor einer langen Trennung, war dem Anſcheine nach ruhiger als ein früheres; ſie waren in ſo begeiſterter Stimmung, daß Schmerz und Angſt nicht aufkamen. Erſt als er beim Abſchiede die Geliebte in die Arme ſchloß, brach die mächtige Bewegung in Beiden hervor, er warf ſich auf die Kniee und ſie hielt die Hand über ſeinem Haupt, den thränenloſen Blick nach oben gerichtet.

In der Hauptſtadt ſuchte er zuerſt den Grafen Götzen auf. Er wurde in ein Krankenzimmer geführt. „Das iſt mein Schickſal," begann der Graf traurig, „mir iſt nicht beſtimmt mit meinen Landsleuten ins Feld zu ziehen. Der Waſſertropfen verrinnt in der großen Strömung. In vergeblicher Mühe und in Sorge, die unabläſſig am Herzen nagte, iſt die Lebenskraft geſchwunden. Ich brauche jetzt die Philoſophie, welche Sie mir einſt empfahlen; aber das Bewußtſein, daß man früher einmal ſeine Pflicht gethan, iſt ein ſchlechter Troſt in dieſer Zeit, wo ſo unermeßlich viel zu thun wäre."

„Ihnen aber bleibt ein anderer Troſt," entgegnete der Doctor. „Wenn der Hörnerklang der ſchleſiſchen Freiwilligen zu Ihren Fenſtern heraufſchallt, und ſo oft Sie in der Zeitung leſen, daß unſere Bataillone vor dem Feinde ſich brav gehalten, ſollen Sie die Freude empfinden, wie wir Schleſier Ihnen mehr als jedem Andern verdanken, daß wir Theil haben an den Ehren dieſes Jahres. Sie waren es, und Sie faſt allein, der in unſerm muthloſen Elend während der Jahre großer Demüthigungen uns eine mannhafte Geſinnung und das Vertrauen zu der Zukunft unſeres Staates gegeben hat. Wie mir, ſo haben Sie tauſend Anderen die Waffen in die Hand gelegt, die wir endlich gebrauchen dürfen. An Sie haben wir uns bisher gehalten, jetzt iſt es an uns, Ihrem Beiſpiel nachzueifern und unſerem Meiſter Ehre zu machen."

„Darum alſo tragen auch Sie die Büchſe?“ frug der Graf mit melancholiſchem Lächeln, und abbrechend ſagte er: „Freund Helwig iſt zum Major ernannt; es iſt im Werke, ihn als Führer eines Streifcorps mit dem halben Regiment in den Rücken des Feindes zu ſenden. Er hat ſich bereits wacker getummelt, Sie werden ihn in der Lauſitz finden und Mühe haben zu ihm durchzudringen.“

Es war am Ende des Mai, als der Doctor zu Pferde, in Uniform und mit den Waffen eines reitenden Jägers, in Kottbus eintraf, wo das Streifcorps Ruhetag hielt. Der erſte Bekannte, dem er auf dem Marktplatze begegnete, war Hans, welcher ſich die Erlaubniß ausgewirkt hatte, zu der Schwadron des Majors überzugehen. Hans lief in voller Freude auf den Einreitenden zu und führte ihn nach dem Gaſthofe, wo die Officiere luſtig zuſammenſaßen, unter ihnen der Pole; welcher die zweite Schwadron commandirte. Die Freunde ſprangen auf, als der neue Freiwillige in das Zimmer trat. Es gab herzliche Umarmungen und viele Fragen.

Wie durch Zauberkunſt ſah ſich der Doctor plötzlich als Genoſſe ſtreifender Huſaren. Die erſten Wochen wurde ihm der Dienſt ſauer, die Vorübungen, welche er daheim in den letzten Jahren nach Anweiſung eines Huſarenunterofficiers gemacht hatte, halfen ihm wenig, aber er war kräftig und unermüdlich und fand bei Officieren und Mannſchaft ſo bereitwillige Nachhilfe, daß er ſich manchmal gegen allzugroße Schonung, die man ihm gewähren wollte, ſträuben mußte. Da kurz nach ſeinem Eintritt ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde, ſo erhielt er mit anderen Rekruten Friſt zu nothdürftiger Ausbildung. Nach dem Stillſtand aber gewann auch er vollgemeſſenen Antheil an den Freuden und Gefahren des Reiterlebens. Zwar das erſehnte freie Schweifen im Rücken des Feindes vermochte der Major lange nicht durchzuſetzen, denn ſein General Bülow, ein methodiſcher Herr, machte nicht viel aus dem Parteigängerdienſt und hielt ſeine Leute lieber feſt unter eigenem Kommando. Dadurch wurde dem Doctor Gelegenheit nach den ſiegreichen Kämpfen zum Schutz der Reſidenz in die Schaaren der fliehenden Feinde einzuhauen, bis die Nacht dem Reitergefecht ein Ende machte. Seitdem gab es faſt jeden Tag kleinere Zuſammenſtöße mit dem Feinde, ſelten kamen die Huſaren ohne Gefangene und Siegeszeichen in ihre Quartiere. Aber erſt Anfang Oktober gelang es dem Streifcorps ſich von dem Vorpoſtendienſt bei der Nordarmee zu befreien. Wie ein junger Jagdfalk, der lange mit dem großen Steinadler in einem Käfig zuſammengeſchloſſen war, flog der Major den Banden entlaſſen und froh, ſich frei die Beute zu jagen, über die Elbe in das Gebiet, welches noch von der franzöſiſchen Armee beherrſcht wurde. Seine Schwadronen warfen ſich auf die Verbindungen des Feindes, fingen Couriere ab, verwirrten Colonnenzüge, ſtörten die Zufuhren, griffen kleinere Heerhaufen ohne Rückſicht auf die Uebermacht an, und beläſtigten unabläſſig den Gegner.

Als in dieſer Zeit der waghalſigen Streife das Corps die Feſtung Erfurt, welche noch in franzöſiſchen Händen war, umſchwärmte, um die ausgeſandten Detachements, die aus der Umgegend Fourage eintrieben, zu hindern, erhielt Witowski Befehl, mit ſeiner Schwadron die große thüringiſche Heerſtraße zu beobachten und nach einem Fange auszuſehen. Der Pole war darüber höchlich erfreut, denn wie der Führer des Corps gegenüber ſeinem General, ſo wollte auch er gern gegen ſeinen Freund Helwig die Unabhängigkeit behaupten. Vor dem Abmarſch kam er zum Doctor: „Bruder, reit einmal mit mir.“

„Gern,“ ſagte dieſer, „wenn der Major es geſtattet.“

Als die Erlaubniß ertheilt war, zog die Schwadron unter hellem Geſange ſüdwärts.

Der Pole war ein erfahrener Parteigänger; er hatte ſich mit gutem Grunde ſelbſt einen **Kater** genannt, denn unerſchöpflich in kleinen Liſten wußte er ſich ſo gewandt zu ſchmiegen und zu drücken, daß er den Feinden unſichtbar blieb, bis für ihn der Augenblick des Anſprungs kam. Dies Mal führte er mit beſonderem Behagen die Schwadron, welche zum Theil mit Piken bewaffnet war, und eine Anzahl Jäger zwiſchen feindlichen Beſatzungen hindurch bis in die Nähe der Heerſtraße.

Etwa eine Meile nordwärts der Straße lag einſam ein großes Vorwerk, dahinter ein Gehölz mit einer Lichtung. Dorthin rückte er mit ſeinem Kommando und erzählte ſeinem Vertrauten, dem Doctor: „Einer von meinen Huſaren iſt ein Verwandter des Gutsbeſitzers, ihn habe ich verkleidet vorausgeſchickt und ich finde hier gute Kundſchaft.“ Bis zur Dämmerung gingen und kamen Boten. In der Dunkelheit brach er auf und führte ſeine Schwadron in die Nähe eines Dorfes an der Straße. „Dort hat ſich auf dem Marſch eine halbe Batterie eingelegt, wollen ſie herausholen.“ Er umſtellte das Dorf und poſtirte Jäger an die Landſtraße nach beiden Richtungen. „Bricht ein Fahrzeug heraus, ſo ſchießt zuerſt die Pferde nieder,“ — dann rückte er auf einem Seitenweg von den Feldern gegen das Dorf. Es gelang die ſorgloſen Wachen am Eingange zu bewältigen, ohne daß ein Schuß fiel; die Schwadron drang in den Ort und fand die Geſchütze und Wagen an einem freien Platz aufgefahren. Ein Theil der Mannſchaft ſaß ab und durchſuchte die Gehöfte. Tumult, Geſchrei und Schüſſe unterbrachen die nächtliche Stille, in wenig mehr als einer Stunde war die Mehrzahl der feindlichen Artilleriſten und die Bedeckungsmannſchaft niedergehauen oder gefangen, nur wenige entkamen in das Feld oder bargen ſich im Verſteck. Die Fahrknechte wurden gezwungen anzuſpannen und beim erſten Morgengrau führte der Rittmeiſter die Gefangenen und die halbe Batterie als Beute aus dem Dorfe. Vergnügt ſtrich er ſeinen dunklen Schnurrbart. „Gern möchte ich die Kanonen verſtecken und abliefern,“ ſagte er, „damit die Mannſchaft ihre Dukaten verdient. Die Feldwege ſind von den Erntewagen feſtgefahren und die Feinde ſollen Mühe haben uns zu finden.“ Er brachte ſeinen Fang glücklich zu dem Vorwerk. Dort befahl er zu füttern und abzukochen. „Jetzt laß uns ausruhen, Bruder, denn wir haben noch etwas vor.“

„Mancher iſt entkommen,“ verſetzte der Doctor, „auch aus meinem Gehöft ſind einige Mann über den Gartenzaun geſprungen, wir ſchoſſen ihnen vergeblich nach.“

„Wir haben die Officiere, dort ſitzen ſie verwundet auf dem Protzkaſten, die Mannſchaft aber, wenn ſie auf dem Marſch überfallen wird, hat immer den Brauch, daß ſie den Weg zurückläuft, den ſie ſchon gemacht hat, und nicht nach vorwärts. Die Flüchtigen haben weit zu laufen, von dort hinten droht uns heut noch keine Gefahr, die Gefangenen ſchicke ich ſofort auf unſere Garniſon zu.“ Er gab einem Officier den Befehl mit einer Bedeckung und den Gefangenen aufzubrechen, wies ihm leiſe eine Sandgrube als Verſteck an, wo er ſie unterbringen ſollte, und machte ihm ein bedeutſames Zeichen mit der Piſtole: „Wenn einer trotzige Miene macht, geben Sie ihm ſogleich ſeinen Freipaß zum Teufel, damit die Andern in Furcht bleiben. Doch Artilleriſt, wenn er die Geſchütze verloren hat, iſt geduldiger. Warum laſſen Sie den Feuerwerker zurück, Lieutenant?“ frug er, auf einen Franzoſen deutend, der in der Nähe ſtand.

„Verwundet!“ meldete ſich der Mann finſter in franzöſiſcher Sprache, „und geſchlagen ins Kreuz“ — und ſetzte ſich ſchwerfällig auf einen Holzklotz.

„Dann hinein mit ihm ins Haus!“ gebot der Pole gutmüthig, als er das Blut am Kopfe des Feindes ſah. „Dort iſt Lazareth und Chirurgus.“

Am Nachmittage rückte der Rittmeiſter von Neuem aus. Auf anderen Wegen weiter gegen Oſten kam die Schwadron wieder der Heerſtraße nahe. Der Pole theilte ſie und ſtellte die Beritte im Schutze eines Holzes verdeckt auf, er ſelbſt winkte ſeinen Freund zu ſich, ſtieg ab, kroch auf einen kahlen Hügel und beobachtete liegend mit ſeinem Fernglaſe nach beiden Richtungen die Straße. „Aus einem polniſchen Landsmann, der unter den Gefangenen war, habe ich herausgebracht,“ erzählte er, als der Doctor an ſeiner Seite lag, „daß vornehme franzöſiſche Generäle zurück ſind, welche mit ihren Wagen und Bedeckung zum Heer des Kaiſers reiſen. Iſt es auch unſicher, vielleicht kommen ſie uns noch in den Weg.“ Wohl eine Stunde lagen ſie ſpähend auf der Höhe. Endlich rief er mit heller Freude: „Dort kommen ſie; es ſind Reiter, und ſie ſind gewarnt, denn ſie marſchiren vorſichtig. Wir packen ſie von vorn, die Andern im Rücken.“

Als die Huſaren zur Attacke aufritten und die feindlichen Reiter ſichtbar wurden, hob ſich der Freiwillige im Sattel, ſchrie den Namen Deſſalle und ſetzte, Alles vergeſſend, den Anderen voran auf die Heerſtraße, ſeinem Feinde entgegen. So oft er bis dahin mit den Franzoſen zuſammengeſtoßen war, bei jedem Ueberfall, und wenn er nach einem Treffen hinter dem fliehenden Gegner herjagte, immer hatte er erwartet, die Geſtalt ſeines Nebenbuhlers im Anritt gegen ſich zu finden. Er wußte, daß er ihm im Felde begegnen würde; jetzt hatte er ihn vor ſich und die Stunde der Entſcheidung war da. Ein wilder Kampfzorn überkam den bedächtigen Mann, und Leib und Seele unter der Herrſchaft plötzlich auflodernder Leidenſchaft rief er zum zweiten Mal den Namen des Franzoſen. Gellend klang ein Gegenruf, und beide rannten an einander. Die größere Gewandtheit des Oberſten vermochte dem raſenden Anfall des Deutſchen nur mit Mühe zu begegnen, denn blitzſchnell und mit übermenſchlicher Kraft fielen die Hiebe gegen ihn. Neben ſich hörte der Freiwillige den Ruf des Polen, doch er ſchrie: „Mein iſt er!“ als wollte er den Beiſtand Anderer abhalten. Von der anderen Seite aber jagte Hans herzu mit der Lanze, die er einem Verwundeten entriſſen hatte; der Franzoſe bäumte ſein Pferd, den Stoß zu pariren, das Roß überſchlug ſich und der Reiter lag betäubt unter ihm am Boden. Da neigte ſich der Freiwillige auf ſeinem Pferde über ihn und ein Strahl wilden Triumphs fiel auf den Geſtürzten, gleich darauf ſchlug er ſich im Getümmel mit andern feindlichen Reitern herum.

Die Hälfte der franzöſiſchen Bedeckung entrann in ſchneller Flucht, der Reſt wurde niedergemacht oder gefangen. Als Hans zum Sammeln blies und der Doctor an der Stelle vorüber kam, auf welcher er mit dem Franzoſen zuſammengeſtoßen war, ſaß der alte Wachtmeiſter am Boden und ſtützte den Körper des Ohnmächtigen. Der Pole aber lachte ſeinen Freiwilligen an und wies auf die Koppel von Beutepferden, welche durch ſeine Huſaren zuſammengetrieben wurde: „Es ſind gute Pferde darunter."

Der Oberſt wurde auf einen Wagen gelegt, den ein Huſar aus dem nahen Dorfe herbeiholte und die Schwadron zog mit Pferden und Gefangenen wieder dem Gehöfte zu, in welchem der Rittmeiſter ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Als die fröhlichen Sieger ankamen, fanden ſie dort Alles, wie ſie es verlaſſen, nur die Huſaren, die zur Bewachung zurückgeblieben waren, erhielten ſcharfen Verweis, weil ſie der Verſuchung nicht widerſtanden hatten, ſich geſellig mit einem ſtarken Trunk zu vergnügen, und weil das Verhör ergab, daß die franzöſiſchen Artilleriſten die Branntweinflaſchen aus ihren Protzkäſten ſelbſt herzugetragen und wie gute Kameraden an dem Trunk Theil genommen hatten. Die Verwundeten wurden wieder im Hauſe auf Betten und Streu untergebracht, der Oberſt auf das Lager gelegt, welches in einer Kammer neben der Wohnſtube ſtand, und der alte Sergeant zu ſeiner Bedienung beſtimmt.

„Der Oberſt iſt ein wilder Teufel," ſagte der Pole zum Doctor, „und finſter wie die Nacht, auf höfliche Anrede hat er keine Antwort gegeben; ich traue ihm nicht." Er unterſuchte ſelbſt die Kammer, beim Bett war nur ein kleines Fenſter, ſo enge, daß ſich auch ein Geſunder nicht hindurchzuſchwingen vermochte; er befahl die Kammerthür auszuheben und poſtirte einen Huſaren in die Wohnſtube, damit der Franzoſe allein wäre und doch auffällige Bewegungen ſeiner Wache nicht verbergen könnte. Der Doctor rief den Alten heraus und ſagte ihm, daß er bereit ſei das Bein zu unterſuchen, wenn der Verwundete es wünſche. Doch als der Diener dem Oberſten dies leiſe mittheilte, antwortete dieſer nur durch eine abwehrende Bewegung des Abſcheus und der Chirurgus des Streifcorps wurde in die Kammer geſchickt; er meldete einen Beinbruch, der nicht gefährlich ſei, und that ſein Beſtes den Fuß zu ſchienen. Der Kranke lag ſtill und der Sergeant ging ab und zu.

Draußen im Hofe und Garten tummelten ſich luſtig die Huſaren, bereiteten ihre Mahlzeit, rauchten und ſchwatzten. Hinter den Gebäuden des Hofes ſtanden die erbeuteten Geſchütze und Wagen, bewacht von freiwilligen Jägern; in einer Abtheilung der Scheune lagerten die Officiere und einige Freiwillige, auch ſie gehoben durch den gelungenen Fang. Es wurde dunkel und Hans ließ bereits durch die Burſchen der Officiere die Streu auf der Tenne breiten zum Nachtlager für die Herren. Da ſtellte ſich der alte Franzoſe nahe zum Bett des Oberſten und begann leiſe: „Ich bringe eine Meldung, Herr Oberſt.“ Dieſer wandte ihm das düſtere Antlitz zu. „Der Feuerwerker hat heut, während die feindlichen Huſaren von ſeinen Leuten unterhalten wurden, heimlich ein Faß Sprengpulver in die Scheune gegenüber geſchafft und unter Erbſenſtroh verſteckt. Vom Faß hat er die Zündſchnur gelegt und längs dem Stall mit Stroh bedeckt bis an dieſes Haus gezogen. Er iſt Savoyarde und fühlt Rachſucht, weil ihn die Huſaren verwundet und durch Schläge übel zugerichtet haben. In der Nacht, wenn die Scheune mit Feinden gefüllt iſt, will er ſprengen, er hofft die Wache zu betrügen. Das Pulverfaß ſteht neben dem Lager der Officiere, die Stoppine läuft hier hinter dem Hauſe herum bis zu der Kammer nebenan, wo der Savoyarde wegen ſeiner Wunde einquartiert iſt. Ich ſagte ihm, er dürfe es nicht thun ohne Ihre Genehmigung. Sobald der Herr Oberſt an die Wand pocht, zündet er an.“ In den Augen des Oberſten flammte ein grelles Licht auf, als er frug: „Wo liegt der Arzt aus jener Stadt?“

„Bei den Officieren in der Scheune.“

„Warum hat es der Tropf nicht gethan, ohne Meldung davon zu machen?“ murmelte der Kranke.

„Mein Oberſt, der Doctor hat Ihr Leben gerettet,“ verſetzte der Alte.

„Er hat mir geſtohlen, was das Glück meiner Zukunft werden ſoll; er hat ſich eingedrängt zwiſchen mich und eine Andere, einer von uns beiden muß von dannen.“

„Wenn das ſein muß,“ fuhr der Alte fort, „ſo pflegt mein Oberſt das Pulver in der Piſtole zu gebrauchen, aber nicht im Faß.“

„Im Kriege trifft der Tod mit jeder Waffe.“

„Aber Oberſt Deſſalle gebraucht nicht jede.“

„Sie haben Ihre Meldung gethan, Wachtmeiſter; ich werde das Zeichen geben.“ Der Alte rückte ſich ſteif zuſammen und ſalutirte militäriſch.

Die Sonne war untergegangen und das Abenddunkel erfüllte die Räume des Hauſes. Der Rittmeiſter kam in die Wohnſtube und befahl Licht zu bringen; da der helle Schein auch die anderen Officiere herbeizog, rief der Pole in den Hof hinaus: „Komm zu uns, Bruder Doctor, es iſt Wein hier aus Franken.“ Der Freiwillige erſchien und ſaß mit den Andern am Tiſch nieder.

Der Rittmeiſter trug ein Glas zu dem Diener. „Trink, alter Vater, da dein Herr nicht kann, und ſei luſtig; heute mir und morgen dir, ſo heißt es bei uns Huſaren.“ Der Alte dankte und ſtellte das Glas unberührt neben ſich. „Dieſes Glas aber bringe ich dir, Bruder Doctor,“ fuhr der Rittmeiſter fort, „heut biſt du als mein Freiwilliger geritten und ich habe mich über dich gefreut. Bei uns Polen iſt eine Rede: Jedermann ſchlägt nach ſeinem Großvater, ich denke, deiner war auch Soldat.“

„Nur eine Stunde ſeines Lebens,“ antwortete der Doctor lachend. „Er war ungewöhnlich hoch gewachſen, deshalb wollte ihn der Vater Friedrichs des Großen in ſein Potsdamer Regiment ſtecken und hatte ihn ſchon einkleiden laſſen. Doch beſann der König ſich anders und gab ihm eine Pfarre. Der Großvater hielt ſich noch im hohen Greiſenalter gerade aufgerichtet wie ein Gardiſt, ich habe eine dunkle Erinnerung an ihn und an ſein ſchönes weißes Haar, wie er mir einſt die Hand auf den Kopf legte.“

„Mir hat Niemand den Kopf geſegnet,“ ſagte der Rittmeiſter ernſter als er ſonſt zu ſein pflegte. „Den Großvater hieben die Conföderirten mit ihren Säbeln zu Tode und den Vater erſchoſſen die Franzoſen, während er in öſtreichiſchen Dienſten ſtand, beide habe ich nicht gekannt. Da zog meine Mutter ins Preußiſche, als ich noch ganz winzig war. Dort ſah ich als kleines Kindel zuerſt einen Huſaren und ſagte meiner Mutter ſogleich, ich wollte auch einer werden. So lange ich denken kann, habe ich kein anderes Vaterhaus als das Regiment, und keinen andern Segen auf dem Kopf, als den Segen, welchen Herrgott einem ehrlichen Huſaren gibt.“ Er ſtieß das Glas auf den Tiſch. „Schenke den Reſt ein, Bruder, morgen reiten wir, bevor die Sonne aufgeht, und jetzt paſcholl nach unſerem Nachtquartier in der Scheune.“

Die Preußen verließen die Stube, es wurde allmählich ſtill, auch draußen verhallte der Lärm. Der Sergeant ſtellte ſich an das Bett des Oberſten und beugte ſich über ihn, der Kranke ſchlief. Erſtaunt lauſchte der Andere auf die Athemzüge und harrte längere Zeit, es regte ſich nichts. Kopfſchüttelnd nahm er das Waſſergefäß und ging in den Hof.

Als um dieſe Zeit der Doctor noch einmal aus der Scheune zum Brunnen kam, ſah er in der Finſterniß an der Seite eine Geſtalt am Boden kauern. Wie er herantrat, erkannte er den alten Franzoſen. „Was thun Sie hier, mein Braver?“ frug er verwundert; der Alte erhob ſich.

„Ich habe eine Kugel für mich gefunden,“ entgegnete er grüßend und ſchritt dem Hauſe zu. In der Kammer neigte er ſich wieder über das Angeſicht ſeines Oberſten. Dieſer lag unverändert. Der Sergeant ſaß neben dem Lager nieder, griff nach dem Glaſe, das ihm der Preuße dargeboten hatte, und trank es aus.

Alles war ſtill, die Sterne ſtiegen zur Höhe und gingen nieder, die erſte Morgenröthe zog herauf. Hans trat aus der Scheune und blies Reveille, auch der Oberſt erhob ſich in ſeinem Bette. „Ich werde mich zu Arreſt und Kriegsgericht melden, ſobald der Herr Oberſt den Säbel wieder hat,“ ſagte der Sergeant finſter.

„Was meinſt du, Alter?“

„Ich habe geſtern Abend gegen Befehl die Zündſchnur durchſchnitten und die Leitung unterbrochen.“

„Ich weiß es, mein Vater; ich wußte, daß du es thun würdeſt, als du hinausgingſt, denn ich ſchlief nicht.“

Mit demſelben ſtrengen Ernſt meldete der Sergeant weiter: „Ebenſo habe ich geſtern gegen den Befehl dem Feuerwerker gemeldet, daß der Herr Oberſt oder ich ihm künftig einmal einen Schuß durch das Hirn jagen würden, wenn er ſich unterſteht, ohne mündlichen Befehl des Herrn Oberſten die Stoppine anzuzünden.“

„Es iſt gut,“ verſetzte der Oberſt und ſtreckte ihm die Hand hin. „Komm, mein Vater, ſetze dich zu mir; mir bleibt auf Erden Niemand als du.“ Er ſank auf ſein Lager zurück. So blieben beide ſchweigend, bis der Pole, zum Ausbruch bereit, in die Kammer kam.

„Die alte Rechnung iſt noch nicht ganz ausgeglichen, obgleich wir einander gehauen haben,“ begann der Pole; „auch ich bin gewohnt Ehrenſchulden zu bezahlen. Sie haben mir damals meine Huſaren frei gelaſſen. Wollen Sie mir Parole geben für ſich und Ihren Begleiter, daß Sie in dieſem Feldzuge nicht mehr gegen uns dienen, ſo gebrauche ich das Recht, welches ich als Kommandeur eines Streifcorps habe, und laſſe Sie ſogleich frei abreiſen, wohin Sie wollen."

„Es iſt dafür geſorgt, daß mir die Parole nicht ſchwer wird," entgegnete der Oberſt, nach ſeinem Fuß weiſend, und gab das Gelöbniß. Der Rittmeiſter rief in den Hof und übergab dem Alten Pallaſch und Säbel.

„Da wir Artigkeiten austauſchen," begann jetzt der Franzoſe nicht ohne Selbſtüberwindung, „ſo laſſen Sie ſich als meinen Dank mittheilen, daß in der Scheune neben Ihrem Nachtlager ein Faß Pulver ſteht; die Leitung, welche dazu beſtimmt war, Sie auffliegen zu machen, hat mein Sergeant geſtern Abend unterbrochen, um Sie vor einer läſtigen Störung Ihrer Ruhe zu bewahren. Wenn Sie dieſe That, die er ohne Befehl, nur als Soldat von Ehre gethan, für dankenswerth halten, ſo können Sie ihn dadurch verbinden, daß Sie von einer Unterſuchung gegen den Anſtifter abſehen, damit die Redlichkeit meines Alten gegen den Feind nicht einem ſeiner Kameraden den Hals koſtet."

„Ich weiß Ihnen nicht beſſer zu danken, Wachtmeiſter," verſetzte der Rittmeiſter, „als daß ich den Kerl zur Stelle loslaſſe, da ich eine ſolche Bremſe nicht mit mir fortnehmen will."

„Noch um eine Gunſt wage ich zu bitten," fuhr der Oberſt fort; „ich möchte ſo ſchnell als möglich dieſen Ort verlaſſen, ohne ſonſt Jemanden zu ſehen, und erſuche Sie um einen Wagen für mich und meinen Begleiter."

„Der Beamte des Vorwerks ſoll ſogleich anſpannen," entgegnete der Pole. „Stoßen wir wieder zuſammen, ſo thue ich nicht den erſten Hieb."

„Auch ich nicht," ſagte der Franzoſe. Beide grüßten einander mit der Hand und ſchieden.

Als der Doctor kurz darauf in die Stube trat, war Oberſt Deſſalle mit ſeinem Vertrauten verſchwunden. „Wohin iſt er gereiſt?" frug der Doctor den Rittmeiſter.

„Südwärts nach der nächſten Stadt," verſetzte der Pole. „Er wird uns das Geſchäft nicht ſtören; wir wechſeln die Straße. Die Geſchütze muß ich aber ſprengen. Das Pulver dazu ſteht neben unſrer Schlafſtelle."

Oberſt Deſſalle war verſchwunden. Der Doctor hatte im Winter und während des nächſten Feldzuges im Frühjahr oft Gelegenheit bei franzöſiſchen Officieren nach ihm zu fragen. Viele kannten ihn und Mancher gab Nachricht über ihn bis zu dem Tage ſeiner Gefangenſchaft; wo er ſeitdem geblieben, wußte Niemand zu ſagen.

12.

Zum Frieden.

Die Freiwilligen ſind fort, die Mannſchaft der Linie iſt ausgehoben, auch die Landwehr hat Weib und Kind verlaſſen und iſt in das Feld gerückt, und der Kreisſtadt fehlt die junge Kraft, welche ſich im erſten Frühjahr grimmig gegen den Feind erhob. Aber wehrlos iſt die Bürgerſchaft nicht, denn die geſammte mannhafte Bevölkerung ſchreitet in Waffen von der Art wie ſie einſt von den alten Hünen getragen wurden, und exercirt draußen auf dem Anger. Jeder trägt eine Pike, die Waffe iſt ſchwer, ihre Eiſenſpitze lang und ſcharf, der Schaft ein ſtarker Pfahl, und es iſt kein Kinderſpiel ſie zu führen, mit ihr auszufallen, in gerader Richtung vorwärts zu ſtoßen oder ſie gar in der Luft zu ſchwenken, um den feindlichen Säbel, den der Pikenmann in Gedanken vor ſich ſieht, zur Seite zu ſchleudern, daß er weit über den Anger bis dahin fliegt, wo die Gänſe der Vorſtädter friedlich den kurzen Raſen berupfen. Wer aber Herr über ſolche Waffe geworden iſt, der bekommt eine feſte Zuneigung zu ihr und Vertrauen zu ſeiner eigenen kriegeriſchen Tüchtigkeit. Man kann ſich denken, daß Beblow den geſammten Landſturm der Stadt befehligt, ſowohl die leichte Compagnie ſeiner Bürgerſchützen, die mit ihren Stutzen den Feind aus der Ferne vernichten, als auch die eigentlichen Stürmer, welche dem Feinde, wenn er doch noch ſtehen bleibt, dicht auf den Leib rücken und mit Kraft in dieſen hineinſtoßen. Und wenn der rieſige Hauptmann vor ſeinem Bataillon hinauszieht, des Beiſpiels wegen ſelbſt mit einem Spieß bewaffnet, der einem Hebebaume gleicht, ſo erhält der Bürger bei ſeinem Anblick einen Löwenmuth; hinter ihm drein marſchiren ſie alle, die noch feſte Glieder haben, Schilling führt einen Zug und Hutzel einen anderen, und dieſer läßt ſich auf den Rath ſeiner Hausfrau den Schnurrbart ſtehen. Die Stadt iſt in ein Heerlager verwandelt, nur der Herr Einnehmer hält ſich zurück. Doch auch er ſieht vom Stadtwall bewundernd den Uebungen zu.

Bald kommen die Tage, wo der Provinz eine ſtarke Heeresmacht nöthig wäre, denn noch einmal dringt der böſe Kaiſer in das Land, auch die Kreisſtadt iſt in Gefahr von den Franzoſen beſetzt zu werden. Beblow mit einem Dutzend Kameraden wäre im Stande, als lebendige Dornhecke das Stadtthor den Franzoſen zu verſchließen, jedoch die Mehrzahl ſeiner Mitbürger erhebt verſtändigen Einwand, und Mancher birgt während dieſer Tage die Pike auf dem Oberboden. Sobald aber der Feind den Rücken wendet, ſind ſie alle wieder auf dem Anger verſammelt und fallen trotzig hinter ihm aus. Und einer von ihnen, welcher nicht arm an klugen Gedanken iſt, ſtemmt ſeine Pike auf den Boden, ſieht bewundernd zu dem Eiſen der Spitze auf und ſagt zu Herrn Köhler: „Es iſt die beſte Waffe der Welt. Aber ſie verlangt einen ruhigen Feind.“

„Sie haben Recht,“ entgegnet der Einnehmer, „dies iſt für uns Bürger die beſte von allen Waffen, denn wenn Sie ſich täglich eine Stunde wie Helden damit gemüht haben, ſo ſind Sie daran gemahnt, daß das Vaterland jetzt von Jedem das Aeußerſte fordert, arbeiten die übrige Zeit unverdroſſen in der Werkſtatt für Lieferungen ohne Ende, bei denen die Bezahlung ausbleibt, und eſſen ohne Murren das ſchwarze Brot, welches uns jetzt gebacken wird. Ohne die Pike würde der arme Bürger die ſchwere Zeit nicht ertragen.“

In jenen Tagen, wo das feindliche Heer noch einmal in das Land fluthete, beſtand der Senior darauf, ſein liebes Kind vor der Gefahr in einer Stadt zu bewahren. Da ſchrieb Henriette an Minchen Buskow, kam zur Kreisſtadt und zog zu dem Fräulein in das leere Dachſtübchen. Der Aufenthalt Henriettens verlängerte ſich bis zum Herbſt und das Pfarrkind wurde eine werthvolle Gehilfin in der Schule und bei den Sammlungen für das Vaterland. Am Nachmittag fand man beide auf dem Stadtwall, neben ihnen ſchritten der Einnehmer und der junge Doctor und ſo oft die vier ſich recht eifrig unterhielten, war die Rede faſt immer von Solchen, die draußen im Felde lagen. Henriette hatte die Freude, die Nachrichten von Siegen, welche jetzt ſchnell auf einander folgten, und andere ſtille Botſchaften, welche durch die Feldpoſt kamen, gemeinſam mit den Vertrauten des geliebten Mannes zu genießen. Und wenn die wackeren Mädchen des Abends zuſammen in der Dachwohnung für die draußen arbeiteten, dann war auch Minchen überglücklich, daß ſie der neuen Freundin als Wirthin gegenüber ſaß; denn dieſes Amt hatte ſie in ihrem Leben noch niemals gehabt und ſie fühlte ſich ſtolz, wenn ſie vor dem erfahrenen Gaſt auch ihre Tüchtigkeit in der Wirthſchaft beweiſen konnte. Da die Frau Paſtorin durch regelmäßige Sendungen aus Hof und Küche dafür ſorgte, daß die Einquartierung der Städterin nicht beſchwerlich wurde, ſo lebten die Mädchen mit einander in behaglichem kleinem Haushalt wie zwei Vögel auf einem Fruchtbaume.

Die große Schlacht bei Leipzig war geſchlagen, die Bürger dankten dem lieben Gott in der Kirche dafür und ſtellten am Abende Lichter an die Fenſter. Eine fromme Freude erhob das ganze Volk nicht reich an Worten, aber ſo gewaltig, daß in ihr alle Sorge um die unſichere Zukunft des Vaterlandes und alle Erinnerung an die gehäuften Leiden der vergangenen Jahre untergingen.

Als die Straßen wieder frei wurden und die Poſt regelmäßig Briefe vom Heere beförderte, da erhielt Henriette an einem düſteren Tage des Novembers zwei Briefe; den erſten von dem Geliebten, worin er ihr ſein Zuſammentreffen mit dem Franzoſen berichtete, und den zweiten von ihrem Vater, Einlage war ein an ſie adreſſirtes Billet von einer Hand, die ſie wohl kannte und die ihr jetzt ein Grauſen verurſachte. Sie riß das Schreiben auf, ihr Ring mit dem Vergißmeinnicht lag darin und der Brief enthielt in franzöſiſcher Sprache nur die Worte: „Leben Sie wohl für immer, ſchöne Henriette!“

Da glitt ſie von ihrem Stuhle auf die Knie und hob die Arme gen Himmel: „Vater des Erbarmens, ich danke dir.“ Dann eilte ſie zum Tiſch, ſchrieb in einen Brief die Worte: „Ich habe den Ring, Geliebter, ich bin frei“ und legte die Zeilen des Franzoſen ein.

Am nächſten Tage nahm Henriette von Minchen Abſchied, um nach Haus zurückzukehren. Daheim fiel ſie den Eltern um den Hals und bekannte ihnen in der erſten Stunde, wie lieb ſie den Doctor habe; als die Mutter zärtlich klagte: „Du böſes Kind, wie lange haſt du uns das verborgen“ — antwortete Henriette leiſe: „Vater und Mutter hatten die Verlobung mit dem Franzoſen anerkannt, wie durfte die Tochter ſie zu Mitwiſſern einer ſtillen Liebe machen, ſolange der Andere ihren Ring trug?“

Noch war die Zeit des Harrens nicht vorüber, aber es waren Monate froher Erwartung, welche den Schritt beflügelt und die Wange röthet; Henriette flog wieder geſchäftig durch Haus und Hof, und wie der Senior zum erſten Mal aus der Küche, wo die Tochter mit Suſanne verhandelte, das ſorgloſe Lachen hörte, welches er durch viele Jahre nicht vernommen, da blickte er auf von Luthers Buch über die babyloniſche Gefängnuß der Kirche und lächelte ebenfalls. Des Abends ſaß er vergnügt in ſeinem Lehnſtuhl, während die Tochter auf dem alten Clavier ſeine Lieder vorſang, vom Knaben mit dem Röslein und ein neueres, von einem verwundeten Krieger, der die Leute bittet ihn vom Wagen zu heben.

Die nächſte Freude bereitete ein Brief an den Vater, worin der Doctor um Henriettens Hand warb. Der Senior antwortete umgehend mit bewegtem Gemüthe.

Es wurde wieder Winter und die weißen Flocken tanzten nicht nur draußen in Garten und Feld, auch in der großen Vorrathsſtube des Pfarrhauſes, denn die Frau Paſtorin ſchüttete die Flaumfedern in Betten, welche zur Ausſtattung für ihre Tochter beſtimmt waren, und Henriette ſaß am Schreibtiſch und ſchrieb lange, glückliche Briefe an ihren Bräutigam. Sie hatte ſeinetwegen ein gutes Vertrauen, er war nicht mehr den Gefahren des Feldes ausgeſetzt, ſondern nur denen ſeines Berufes. Denn er hatte von ſeinem Major Urlaub erhalten und war in den großen Lazarethen thätig, welche bei Mainz für die Verwundeten errichtet wurden.

Als aber die Frühlingsſonne ſchien und wieder die erſten Schneeglöckchen blühten, da flog die Nachricht von neuen Siegen in Frankreich durch das Land, vom Sturz des Kaiſers, vom Einmarſch in Paris und dem lang erſehnten Frieden. Suſanne fegte das Haus und die glückliche Braut wand mit Bärbels Hilfe Fichtenkränze und hing ſie über die Thüren. Der Doctor hatte ihr geſchrieben, wann er kommen würde, und ſie ſtand auf der alten Schanze und blickte Stunden lang hinaus nach dem Wege. Weit hinten auf der Straße zog etwas Dunkles heran, näher und näher, ſie konnte den Lauf der Pferde erkennen, endlich eine Männergeſtalt, ſie ſah, wie der Geliebte die Hand nach dem Pfarrhauſe erhob, und erſpähte die Züge ſeines Antlitzes. Heftiger pochte ihr Herz, ſie flog ihm entgegen und hielt ihn lachend und weinend in ihren Armen.

Hand in Hand gingen ſie mit einander dem Hauſe zu; die Seligkeit dieſer Stunde war ſo groß, daß ſie beiden die Lippen ſchloß, und doch zitterte in leiſem Nachklang das Weh vergangener Zeit in ihren Seelen nach. Als ſie in die Nähe des Ringwalls kamen, ſah der Doctor die Dornen der alten Wuſtung ausgerodet und den anſehnlichen Platz, der dadurch gewonnen war, mit jungen Obſtbäumen bepflanzt; ein Karren und Werkzeug lehnten an dem Brunnenrand. „Du kommſt gerade zurecht, den Geiſt des Brunnens zum letzten Male zu ſchauen. Der Vater hat durchgeſetzt, daß der Quell verſchüttet wird, damit der Aberglaube aufhöre. Harre einen Augenblick, Geliebter, auch ich will etwas verſenken." Sie eilte in das Haus und brachte den Goldreif mit dem Vergißmeinnicht. „Der leichte Ring hat uns beiden das Leben ſchwer gemacht, ich kann ihn nicht anſehen, ohne traurig zu werden." Sie beugten ſich über die Brüſtung und ſahen in die tiefe gemauerte Röhre hinab, Henriette hob die Hand und warf den Ring hinunter. An dem Aufſchlag und den helleren Kreiſen auf der Oberfläche erkannten ſie das Waſſer in der ſchwarzen Tiefe. „Es ſoll nichts mehr hineinſtürzen," rief das Mädchen und zog ihn mit ſich fort.

„Jetzt führe ich," ſagte der Doctor, „wir ſuchen den vierblättrigen Klee."

„Ich ſuche das Glück nicht mehr, ich halte es feſt an der Hand." Sie ſtiegen hinab in den Keſſel des Ringwalles, und als ſie da unten ſtanden, war es gerade wie vor Jahren; rings um ſie die hohe Bruſtwehr, über ihnen der Himmel wie eine blaue Glocke. „Hier fing's an," ſagte er und küßte ſie, ſie aber legte ſich ſtill an ſeine Bruſt, umſchlang ſeinen Hals mit den Armen, und wie er ſich zu ihr beugte, fühlte er ihre Thränen an ſeiner Wange.

Acht Jahre ſeit der erſten Begegnung, acht Jahre treuer Liebe und bitteren Leides! In dem harmloſen frohen Sinn der Jugend ſchloſſen ſich die Herzen gegen einander auf, jetzt war es ein geprüfter Mann und ein gereiftes Weib, welche ſich mit einander verbanden. Unter unabläſſiger Entſagung war ihre erſte blühende Jugend vergangen. Und nicht ihnen allein, ihrem ganzen Geſchlecht war dieſer Zeitraum ein banges, trauriges, ödes Harren geweſen, Viele, die einander lieb gehabt wie dieſe Beiden, hatten ſich in der harten Noth und in dem freudeloſen Sehnen nach beſſeren Tagen nicht gefreit, und Vielen war der beſte Troſt geweſen, daß ſie mit einander vereinigt werden ſollten, wenn über ihr Heimatland die Sonne glücklicher Tage aufgehe. Nicht Jeder, der ſo gehofft, ſchaute den Tag, Mancher lag ſtill in blutgetränkter Erde. Und wenn die Enkel derer, die den Frieden erlebten, von dieſer Zeit leſen in Büchern und Briefen der Vorfahren, ſo fühlen ſie noch heut den Schmerz in ſich nachzucken wie damals die Lebenden.

In der alten Dorfkirche vor dem Altare, an welchem Henriette ſchon einmal neben dem Geliebten geſtanden hatte, wurden beide verbunden, Minchen war Brautjungfer, der Einnehmer und der junge Doctor führten die Braut und dahinter ſchritten Bärbel und Lieſel mit ihren Männern. Wie die Neuvermählten aus der Kirche kamen, lag das helle Sonnenlicht über der Erde, die Finken ſchlugen und die kleinen Zaunkönige zwitſcherten in den Zweigen und ſuchten eine Stelle, wo ſie ihr Neſt bauen konnten.

Dem Einnehmer verurſachte der neue Haushalt, welchen der Freund einrichtete, geheime Gedanken, die er Jedermann verſchwieg.

Als aber auch den Frauen, welche ſich in der Zeit der Erhebung um das Vaterland verdient gemacht, durch ein Ordenszeichen ehrenvolle Anerkennung zu Theil wurde, und als die Kammerherrin den Orden erhielt, wurde Herr Köhler ſehr unwillig und ſagte: „Was als Hexe am Blocksberg herumquirlt, das wird vorgezogen, an das arme Minchen aber hat keiner gedacht!“ Er nahm die Bürſte, glättete ſeinen Hut noch ſorgfältiger als ſonſt, ging nachdenkend auf und ab, bürſtete wieder und brummte dazu: „Jetzt muß ein Ende gemacht werden.“ Endlich ſetzte er den Hut entſchloſſen auf und wandelte in ſeinem beſten Rocke nach dem Stadtwall, wo er zu dieſer Stunde gewöhnlich dem Fräulein begegnete, wenn ſie aus ihrer Schule heim ging. Er grüßte artig und frug, ob ſie Nachricht von ihrem verwundeten Bruder habe.

„Er hat geſchrieben, aber er fürchtet Invalide zu bleiben; es iſt ſehr traurig, Herr Einnehmer.“

„Er hat als braver Soldat ſeine Geſundheit hingegeben, um dem Vaterland zu dienen,“ tröſtete Herr Köhler. „Das iſt der beſte Ruhm, den er gewinnen konnte. Der Staat wird jetzt für ihn ſorgen, er wird Poſtmeiſter oder Salzfactor. Sie aber, liebes Fräulein, was denken Sie zu thun?“

„Wenn er mich brauchen kann, gehe ich zu ihm,“ ſagte Minchen, „die Wohnung hier wird mir zu groß.“

„So tauſchen Sie mit einer andern,“ rieth der Einnehmer. „Bitte ſetzen Sie ſich auf dieſe neue Bank, die der Magiſtrat endlich nach vielen Mahnungen für müde Spaziergänger hingeſtellt hat. Sagen Sie mir einmal aufrichtig: was halten Sie von mir?“

„Nur Gutes, Herr Einnehmer,“ rief Minchen freundlich zu ihm aufſehend, „ich denke, wir kennen einander.“

„Ein wenig,“ ſagte Herr Köhler, „aber ich weiß recht wohl, daß ich in der Stadt für einen kratzbürſtigen und unbequemen Mann gelte, mit dem nicht gut Kirſchen eſſen iſt.“

„Dumme Leute!“ rief das Fräulein eifrig, „Sie müſſen ſich nichts daraus machen.“

„Ich thu's auch nicht,“ verſetzte der Einnehmer, „wenn Sie es nicht glauben. Was aber halten Sie von meinem Alter? Mitteljahre, näher an fünfzig als an dreißig?“ Minchen ſah ihn groß an. „Und wie gefällt Ihnen mein Aeußeres? denn zuletzt iſt es einer Frau nicht zu verdenken, wenn ſie einen hübſchen Ehemann lieber hat als einen häßlichen.“ Minchens Wangen rötheten ſich, ſie ſchlug die Augen nieder und zupfte ein wenig an ihrem Kleide. „Kurz und gut!“ fuhr Herr Köhler fort, „gefalle ich Ihnen?“ Das Fräulein ſah ihn nicht an, aber ſie nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„Nun da haben wir's,“ rief der Einnehmer ſiegreich und ſetzte ſich neben ſie. „Könnten Sie ſich alſo entſchließen, meine Frau zu werden?“ Minchen antwortete nicht, aber ihre kleine Hand zitterte. „Bekümmern Sie ſich nur nicht,“ bat er beſorgt, „es iſt ja kein Muß, es iſt nur Ihr freier Wille. Wenn Sie mir ſo gut ſind, daß Sie mich heiraten können, brauchen Sie mir Ja zu ſagen; das Nein würde der Freundſchaft nicht ſchaden.“

Da nickte das Fräulein wieder ein wenig und ſprach leiſe: „Ich kann's, Herr Einnehmer.“ Und ſie ſchlug die Augen auf und ſah ihn ſo warm und treuherzig an, daß dem feſten Manne vor Freuden das Herz hüpfte; er drückte ihre Hand feſt in die ſeine.

„Zu allem Uebrigen,“ rief er, „iſt der Stadtwall nicht nöthig; kommen Sie, Herzensminchen, hängen Sie ſich aber an meinen Arm, wir gehen ſogleich zu Ihrer Wirthin, denn dieſe Frau ſoll Zeuge ſein von unſerer Verlobung.“ Sie gingen mit einander durch das Thor.

Das Sonnenlicht lag auf den Straßen, die Wände der Häuſer glänzten luſtig in Gelb, Roſa und Weiß, die Leute grüßten, die Hündlein wedelten; und der Einnehmer ſchritt ſtolz, ſeine Gefährtin am Arm und nahm, Jedermann zulächelnd, mit der freien Hand den Hut ab.

Als ſie zu dem Hauſe kamen, bat der Einnehmer Frau Beblow, ihn und das Fräulein in die Dachwohnung zu begleiten. Erſtaunt über das feſtliche Ausſehen der beiden folgte die Hausfrau. Oben begann Herr Köhler vor dem Paſtellbilde eine Rede: „Verehrte Frau! Der Bruder dieſes Fräuleins iſt abweſend und ebenſo mein Freund, der Doctor, den ich heut gern an meiner Seite hätte, da ſind Sie uns die nächſte. Sie haben ſeit Jahren Ihrer Miethzerin eine Theilnahme und ein ſo freundliches Herz bewieſen, daß ich Sie immer mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit betrachtet habe. Heut wünſchen wir beide, Minchen und ich, mit einander verlobt zu werden, und wir bitten, daß Sie das übernehmen und uns die Ringe anſtecken.“

„Lieber Herr Einnehmer!“ rief die überraſchte Frau Beblow und ſchlug vor Freude die Hände zuſammen.

Herr Köhler griff in ſeine Weſtentaſche. „Hierin, geliebtes

Minchen, ſind die Trauringe Ihrer lieben Eltern. Ich habe ſie nach Ihrem Willen damals zur Hauptſtadt geſandt und dort vor dem Einſchmelzen zurückgekauft; ich ſchlage vor, daß dies unſere Verlobungsringe werden. Nehmen Sie die Ringe, Frau Beblow, und vertreten Sie heut die Stelle einer Anverwandten bei mir und meiner lieben Braut.“

Als die erſte Bewegung, an welcher Frau Beblow ſich ſtark betheiligte, überwunden war, begann Minchen kleinlaut: „Aber Herr Einnehmer“ —

„Du und du,“ rief dieſer luſtig, „einmal muß das doch anfangen.“ Das Fräulein aber fuhr traurig fort: „Wo iſt Minchens Ausſtattung?“ — und ſtellte mit einem Zucken der Hand den Hausrath der Stube vor.

„Die Wäſche liegt bereits im Schranke, Frau Einnehmerin,“ antwortete der glückliche Bräutigam: „Du haſt die ganzen Jahre daran genäht, ohne es zu wiſſen.“

Als der Friede verkündet ward, rüſtete ſich die Stadt noch einmal zu einer großen Feſtfeier. Alles, was nur menſchenmöglich iſt, wurde ausgeſonnen, um die Freude zu erweiſen. Der Trommler ſchlug in der Morgendämmerung Wirbel, Steinmetz blies vom Thurme, und die Bürgerſchützen bildeten Spalier, in welchem die Schulkinder mit Kränzen auf dem Haupt, der Magiſtrat und die Stadtverordneten zum Gotteshaus ſchritten. Der Gottesdienſt war ſehr feierlich mit Muſik vom Orgelchor und mit Poſaunen, und ſobald die Predigt begann, ſchoß der Zieler auf dem Kirchhofe mit den Böllern, bis dieſe ſo heiß wurden, daß ſie nichts mehr vertrugen. So oft die Schüſſe zwiſchen die Predigt krachten, fuhren die Frauen zuſammen, aber Jedermann wußte, daß am Ende eines ſolchen Krieges auch der Triumph gewaltig ſein mußte. Nach der Kirche gab es ein großes Feſteſſen für alle Seßhaften mit vielen Geſundheiten. Das war nothwendig, es war heimiſche Sitte, es war ſeit der Urzeit ſo gehalten worden. Sobald eine allgemeine Freude den Städtern die Seele erhob, fühlten ſie als ehrliche Deutſche auch die Verpflichtung, dem armen Geſellen, ihrem Leibe, etwas Gutes anzuthun. Abends folgte die Illumination; Alles war erleuchtet, ſelbſt der Kranz des Rathsthurmes, jedes Fenſter wenigſtens mit vier Lichtern, Niemand wollte in der Stube bleiben, um auf die Gardinen Acht zu geben, Alle trieben auf der Straße umher und freuten ſich über ihre Lichter und über die der Nachbarn. Sogar Transparente kamen zum Vorſchein. Ein ſehr geſchätzter Bürger, der kürzlich Rathmann geworden war, hatte ein ſchönes Gemälde an ſeiner Hausthür befeſtigt; darauf ein großer Stiefel, über welchem ein Engel ſchwebte, mit der Unterſchrift: „Feſte Stiefeln, reines Herz, ſo marſchirt man himmelwärts.“ Er ſelbſt ſtand vor ſeiner Thür und ſah mit Genuß auf das Werk, und als ein alter Kunde ihn begrüßte, ſagte er gewichtig: „Ich wollte dies Mal nichts von König und Vaterland, denn daran denkt man alle Tage, ſondern ich wollte auf das hindeuten, was uns auch im Frieden am meiſten noth thut.“ Nachdem aber die Lichter ausgelöſcht waren, ging alle Welt zum Tanze. Auch das war damals ſo und es darf nicht geleugnet werden: wenn die Leute ſich recht froh fühlten, fingen ſie an zu tanzen. Den großen Ball im Gaſthofe eröffnete der Landrath mit der jungen Frau Bürgermeiſterin, die noch verſchämt ihre neue Würde ertrug. Darauf folgte der Herr Bürgermeiſter mit Frau Beblow. Und wer kam als Dritter? Seht doch, der Herr Einnehmer! — und mit wem tanzte er? mit Minchen von Buskow, ſeiner lieben Braut, ſehr zierlich und zart. Darüber freuten ſich die Leute am meiſten. Hinterdrein tanzte Alles, Jung und Alt! Schilling mit einem neuen rothen Sacktuch, das ihm aus der Taſche guckte. Hauptperſon aber und Ordner des Feſtes war der junge Doctor, ein lieber Mann, der aus Freundſchaft für ſeinen Vetter immer herbeikam, wenn er gebraucht wurde, und nie unnütze Worte machte, ſondern ſtill im Hintergrunde auf und abging; er galt aber bei allen Leuten für geſcheidt und tüchtig, wurde auch ſpäter Geheimer Medicinalrath, war aber kein König, ſondern hieß mit Namen Bürger. Heut tanzte er mit vielen jungen Damen, aber am liebſten mit einem ſchlanken Fräulein, das einen Lilienkranz im Haare trug, wie eine Feenkönigin, es war die Schweſter des Gutsbeſitzers, welcher als Kamerad des Vetters vor Jahren heimlich gerüſtet hatte.

Gerade als die Feſtfreude ihren Gipfel erreichte, öffnete ſich die Flügelthür und Doctor König mit ſeiner jungen Frau kam herzu. Sie erſchienen ſpät, denn ſie hatten nach Henriettens Wunſch am Morgen die Feier in der Dorfkirche begangen. Als die beiden die Schwelle des Saals überſchritten, trat der Bürgermeiſter in die Mitte und winkte, Steinmetz blies Tuſch und die ganze Geſellſchaft rief dem jungen Ehepaar das Hoch entgegen.

Freuet euch und tanzt, Meiſter Beblow und Ackerwirth Krauſe, denn ihr mit Hunderttauſenden euresgleichen habt den böſen Feind geſchlagen und das Vaterland aus der Erniedrigung emporgehoben. Die beſte Kraft der Nation iſt in dieſen Jahren der Niederlage und Erhebung bei euch, den kleinen Leuten, nicht bei den Regierenden, deren Stolz und Wille als allzuſchwach erfunden iſt, und nicht bei den Hoch- und Feingebildeten, deren Leuchte unſicher umherflackert und die auch nach dem Frieden noch nicht wiſſen, wo das Vaterland anfängt und aufhört. Eure einfältige Treue, ihr Unberühmten, die Fäuſte der Söhne, die ihr in das Feld ſandtet, eure ſtille alltägliche Arbeit in der Werkſtatt und auf dem Acker, von der ihr dem Staate abgabt, daß euch ſelbſt wenig übrig blieb, das vor Allem ſchuf die Rettung für unſeren Staat. Und wenn die ſpäteren Geſchlechter einſt auf eure Zeit zurückſchauen, werden ſie, was geſund und groß war, am reichlichſten in den engen Stadthäuſern und in den Dorfhütten finden, in denen ihr gelebt habt.

Schluß der Ahnen.

1.

Im Hauſe.

Seit zwölf Jahren iſt Frieden. Das junge Geſchlecht, welches jetzt vor den Häuſern mit Bohnen ſpielt und den Papierdrachen auf die Stadtfelder trägt, iſt in der Mehrzahl erſt nach dem Kriege geboren, und wenn die Eltern von den Baſchkiren auf dem Marktplatze erzählen und von ihrem Heeresdienſt mit der ſchweren Pike, ſo klingt dies den Kleinen wie die Geſchichte von den ſieben Zwergen, bei denen Schneewittchen wohnte, oder wie die Sage vom kleinen Däumling, der zwiſchen den Waffen des Menſchenfreſſers durchkroch. Sie ſtülpen ſich papierene Tüten ſtatt der Filzmützen über das blonde Haar, tragen Häufchen Stroh aus den Höfen auf die Straße und ſetzen ſich darauf. Aber auch den Eltern iſt die Zeit raſch zur Sage geworden, Mancher hat kleine Abenteuer, in denen er ſeine Tapferkeit bewieſen, ſo oft erzählt, daß er ſelbſt daran glaubt, und wenn die Bürger von den großen Erinnerungen reden, die Jeder der Aelteren im Herzen trägt, ſo gedenken ſie mit Ehrfurcht des Königs, der unter ſo großem Leidweſen die ſchweren Jahre durchgekämpft hat, ſie freuen ſich über den alten Blücher, der den Franzoſen ſo verderblich geworden iſt; von ihrem eigenen Hunger und ihren Entbehrungen ſprechen ſie ſelten. Alle aber, die damals im Felde gefochten haben und jetzt in friedlicher Thätigkeit unter den Anderen wohnen, werden mit großer Achtung betrachtet, und ſo oft einer von dieſen den Angewöhnungen des Feldes zu ſehr nachgibt, ein Glas über den Durſt trinkt und einen Gegner mit ſtarken Fäuſten angreift, wird ihm dies lieber nachgeſehen, als Anderen.

Seit zwölf Jahren iſt Friede, aber man merkt nicht, daß die Stadt zugenommen hat. Die Bürger nähren ſich ſparſam und arbeiten nach der Väter Weiſe mit Hammer und Webſtuhl, doch Wenige haben gewagt ein neues Haus zu bauen oder ihr Geſchäft zu erweitern, und die Dampfmaſchine, die vor langen Jahren ein unternehmender Mann aufſtellen wollte, iſt noch nicht errichtet. Die Frühſtückſtube iſt eingegangen und Niemand denkt daran, im Winter ein Faß Auſtern kommen zu laſſen; die Honoratioren leben ſtill dahin in ihren Familien. Wer aus der Stadt in die Landſchaft reiſt, der findet auch dort geringe Spuren von zunehmendem Wohlſtand, viele der adligen Gutsherren leben in Geldnoth, jedes Jahr fallen Rittergüter in die Hand der Gerichte und der Regen trieft durch die Löcher der leeren Scheunen und Ställe. Die älteſten Leute erinnern ſich recht gut daran, daß im Anfange des Jahrhunderts eine weit beſſere Zeit geweſen war, aber Alte und Junge haben ſich an das knappe Weſen gewöhnt; ſie ſind darum keine Kopfhänger, nur ſingen ſie ihre Lieder nicht vierſtimmig in hellem Chor, ſondern einzeln vor ſich hin. Die Bürger erkennen aber auch, daß bei ihnen nicht Alles beim Alten bleibt; neue Laternen werden aufgehängt, die an Ketten über der Gaſſe ſchweben, eine neue ſtattliche Schule wird gebaut, ein ſchlammiger Teich vor dem Stadtthore in Wieſengrund verwandelt und gerade jetzt beſteht unſer Herr Bürgermeiſter darauf, die vorſpringenden Dachrinnen abzuſchaffen, welche ihr Waſſer auf die Straße ſchütten, und er wird ſeinen Willen durchſetzen, ungeachtet die Hausbeſitzer kräftig widerſprechen. Unter allen Häuſern iſt die Apotheke am merkwürdigſten geworden, denn der ganze Unterſtock wird von außen mit Oelfarbe geſtrichen, welche weit über den Markt riecht.

Die kleine Trompete der Poſt blies wie ſonſt durch die Gaſſen und die Poſt brachte jetzt täglich eine Zeitung; es ſtand aber wenig darin, nur was der Polizei genehm war. Dort weit unten hatte ſich der Grieche erhoben und die allgemeine Stimmung der Stadt war gegen den Türken, bei den Männern wegen ſeiner Grauſamkeit und bei den Frauen wegen ſeiner ſchlechten häuslichen Gewohnheiten; von den übrigen fremdländiſchen Nationen betrachtete der Bürger den Franzoſen noch immer mit großem Mißtrauen, den Engländer mit Vorliebe. Der Ruſſe galt allerdings für einen Bundesgenoſſen, doch konnte er bei näherer Bekanntſchaft wegen allzugroßer Unſauberkeit und Beſtechlichkeit nicht geſchätzt werden. Dieſe alle aber lebten draußen in der Fremde. Aus der Hauptſtadt ihrer Provinz und aus der großen Reſidenz des Königs wußten die Zureiſenden wenig Wichtiges zu berichten; und die Kreisſtadt, die Provinz und der ganze Staat waren wie Dornröschens Burg mit einer unſichtbaren Hecke umzogen, hinter welcher alles laute Leben erſtarrt ſchien. Doch geräuſchlos arbeitete in dem Banne die Kraft des Volkes und es mag einmal die Stunde kommen, wo ſie ſich müht, die Hecke zu zerreißen.

Eins der ſchönſten Häuſer am Markte, Parterre und Oberſtock mit großen Fenſtern, gehörte dem Doctor König; er hatte es damals gekauft, als er heiratete. Und wenn die Städter von dem Hauſe ſprachen, ſagten ſie: dort wohnt das Glück. Es war ein ſtilles Glück, werkthätige treue Liebe und feſtes Vertrauen ohne das Bedürfniß vieler Worte, dort wie überall unter den guten Menſchen jener Zeit. Dem Hausherrn vergingen die Tage wieder in angeſtrengter Thätigkeit, ſein junger Vetter war in eine benachbarte Kreisſtadt gezogen, hatte das Fräulein mit den Lilien geheiratet und gewann Ruf und Anſehen. Der Doctor aber wollte die große Praxis auf dem Lande, welche ihm zufiel, nicht einſchränken, weil ihm dort Viele von früher her werth waren. Wenn er jetzt des Abends ermüdet nach Hauſe fuhr, freute er ſich den ganzen Weg über auf den Gruß ſeiner Hausfrau und auf den Augenblick, wo ſie ihm aus dem Bärenpelz helfen und beim einfachen Abendeſſen gegenüber ſitzen würde. War er einmal gegen Abend zu Hauſe, dann holte er wohl ſeine Flöte hervor, auf der er in jungen Jahren tüchtig geweſen war, und blies, während der Mond das Fenſterkreuz in der dunklen Stube abmalte, und ſein liebes Weib an ſeiner Seite ſaß und andächtig zuhörte; zuletzt legte er die Flöte weg und zog die Geliebte an ſein Herz. Henriette hatte ſich ausgedacht, wie hübſch es wäre, wenn ſie ihn auf der Guitarre begleiten könnte, in der Stille hatte ſie ſich ein Inſtrument geſchafft, nur wenige Stunden bei dem Organiſten genommen und in Abweſenheit des Gatten fleißig geübt. An ſeinem Geburtstage trug ſie ihm die Flöte herbei und da er ein wenig geblaſen hatte, klangen leiſe die Accorde ihrer Guitarre hinein. Dem Gatten wurden die Augen feucht und er küßte ihr die Hand; ſie aber erröthete über die ungewohnte Artigkeit und ſah noch am nächſten Tage heimlich auf die Stelle, an welcher der Kuß gehaftet hatte.

Der Doctor hätte ihr alltäglich die Hand küſſen können, denn es war eine geſegnete Hand; was ſie im Hauſe anfaßte, gerieth: das Backwerk, welches ſie ihrem Herrn zu Liebe unternahm, die Blumen, die ſie in den kleinen Hausgarten pflanzte, und die Dienſtmädchen, welche ſie in die Lehre nahm.

Doch alles Gute war nur wie ein Vorſpiel geweſen, als die Zeit kam, wo ein kleines Bett neben dem ihren ſtand und ein holdes Abbild des geliebten Mannes darin lag.

„So haſt du einſt ausgeſehen,“ ſagte ſie ſtolz zu dem Gatten, „als dein Vater neben dir ſaß, deine Händchen zuſammenlegte und nicht müde wurde dich zu betrachten; du machſt es mit dem Kleinen ebenſo. Siehe, ſein Haar wird bräunlich und man merkt, daß ſich's kräuſeln wird. Der kleine Engel liegt ſtill auf der Seite, er hat, wie vormals du ſelbſt, die Fäuſtchen geballt, die kleinen Füße hinaufgezogen. Schlummre, mein

Kind, du haſt den beſten Schutz, denn das Auge deines Vaters iſt über dir und wird dich behüten, damit du feſt und redlich wirſt wie er.“

Etwas aber ſchwebte in der Zeit, wo Mutter und Kind der Pflege bedurften, behend und geräuſchlos wie eine Elfe oder Sylphe durch das Haus; immer hilfreich und zu jeder Stunde bei der Hand, und dies war Tante Minchen. Seit der Kleine erſchienen war, hatte ſie dieſen Verwandtennamen angenommen; ihr mußte die Kunſt angeboren ſein, kleine Weltbürger zu waſchen, zu wickeln, umherzutragen und mit zärtlichem Geſange in Schlaf zu lullen. Sie wurde der erſte Pathe, der Graf und Bärbel die andern, und ſie gab den Rath, das Kind Victor zu nennen zur Erinnerung an vergangenen Kampf und Sieg. „Wüßte ich nicht ziemlich genau, daß ich die Mutter bin,“ ſagte Henriette dankbar, „ſo müßte ich dich dafür halten. Sieh hin, er verzieht das Mäulchen, er will über dich lachen.“

Victor wuchs heran, als ein kräftiger Knabe mit einem runden Kopf, großen blauen Augen und einem ſo ſonnigen Ausdruck in ſeinen Mienen, daß er ſchon auf den Armen der Wärterin von den Vorübergehenden angeredet und geliebkoſt wurde. Es war wohl die ſtille Freudigkeit der Eltern, was ſeiner Erſcheinung den lichten Glanz gab, und die Gunſt der Stadt und der tägliche Verkehr mit freundlichen Nachbarn verliehen ihm dazu eine frohe Sicherheit und ein keckes Selbſtvertrauen, welche ſein ernſter Vater nicht gehabt hatte. Kurz entſchloſſen bewegte ſich der Knabe unter ſeinen Genoſſen, alle kleinen Buben der Stadt kommandirte er, obſchon er der jüngſte war, ſo oft er auf der Straße mit ihnen zuſammentraf. Aber auch mit Erwachſenen hielt er gute Freundſchaft. Einer der beſten Freunde war Hans der Trompeter, der nach dem Kriege ſein Mädchen geheiratet hatte, jetzt als erſter Rathsdiener die Polizeigewalt der Stadt darſtellte und durch energiſches Schwenken ſeines ſpaniſchen Rohres an Markttagen ein gefürchteter Mann geworden war. Auch Hans fühlte eine zärtliche Neigung zu dem Kleinen; wenn er ihn auf der Straße traf, hob er ihn auf und küßte ihn mit ſeinem großen Schnurrbart, nicht zur Freude der Mutter. Victor begleitete dafür den Diener gern auf Geſchäftswegen, und als der Doctor einſt die Straße herabkam, ſah er, wie Hans mit gehobenem Rohr ein ſtark betrunkenes Bäuerlein auf die Wache führte, und wie ſein kleiner Sohn, zum Ergötzen der Leute, ebenfalls mit einem gehobenen Stock hinter dem Bauer herlief und dabei die Zickzackwege deſſelben getreulich mitmachte. Und es wurde ſchwer den Kleinen zu ernſter Wohlanſtändigkeit zu ziehen, denn er war zwar gutherzig, aber übermüthig, und ahmte gern alles Lächerliche nach. So hatte der Kammerherr die Gewohnheit zu ſchnupfen, dann hielt er die Doſe dicht unter eine Naſe, welche nicht klein war, zog die Schultern in die Höhe und beugte den Kopf vor, während er mit Genuß die Prieſe nahm. In dem Familienſchatz des Doctors aber befand ſich eine ſilberne Doſe, welche als theures Erbſtück aufbewahrt wurde, weil die Ueberlieferung meldete, daß ſie dem Großvater von Friedrich dem Großen geſchenkt ſei, und die Sage hatte Vieles für ſich, da die Doſe nur klein und keineswegs koſtbar war. Als nun einſt der Kammerherr den Doctor beſuchte, ſah dieſer, daß der Herr mitten im Geſchäft des Schnupfens anhielt und den ſtieren Blick in die Stubenecke richtete. Dort ſaß der kleine Victor, in der Hand die ſilberne Familiendoſe, welche er heimlich aus dem offenen Schreibtiſch des Vaters geholt hatte, und ſtellte in reſpectwidriger Weiſe die auffällige Geberde des fremden Herrn ſo lächerlich dar, daß der Vater, trotz dem Frevel des Sohnes, Mühe hatte ernſthaft zu bleiben.

Auch die Unternehmungsluſt des Kleinen machte den Eltern Sorge. Unweit der Stadtmauer ſtand als Ueberreſt einer vergangenen Burg ein alter, viereckiger Thurm mit ſchadhafter Treppe und ohne Dach, in den Ritzen wuchs Geſträuch, deſſen Samen die Vögel hingetragen hatten. Für den Thurm hatte

Victor eine Vorliebe, er führte ſeine Geſpielen gern dorthin, einen Helm von Pappe auf dem Haupt und eine Fahne in der Hand. Als einſt zur Mittagszeit der Kleine nicht aufzufinden war und der Vater in die Hausthüre trat, kamen ihm Leute entgegengelaufen und wieſen beſtürzt nach dem Ende der Straße, wo das alte Gemäuer ragte. Der Vater eilte dorthin und ſah den Knaben auf ſchwindelnder Höhe in einer Fenſteröffnung ſitzen. Das Kind hatte den Thurm offen gefunden, war die ſchlechte Treppe hinaufgeklettert und vermochte den Rückweg nicht zu finden. Während Hans unter Lebensgefahr im Innern emporſtieg, ſtand der Vater mit bebendem Herzen draußen und ſtarrte nach der Höhe in dem Gedanken ſein Kind aufzufangen, wenn es herabſtürze. Wie er endlich den Geretteten in ſeinen Armen hielt, wollte er ihn nicht loslaſſen und trug ihn der ahnungsloſen Mutter zu. Lange nachher geſtand er dieſer: „Seit jenem Tage ſehe ich oft im Traume den Thurm, die ſchwarze Mauer, die offene Thür, das Geſträuch, welches zwiſchen den Steinen herauswächſt, und in der Fenſteröffnung mein weinendes Kind, und das Entſetzen ſchüttelt mir die Glieder wie damals."

Victor war vier Jahre alt, als ſeine Schweſter Katharina geboren wurde. Auch er wurde von der Aufregung im Hauſe angeſteckt und ſah ſtaunend auf das kleine eingewickelte Ding, welches in ſeiner Wiege lag; zuweilen ſtreichelte er ihr die runden Wangen, endlich erhob er gar den Anſpruch ſie auf ſeinen Armen zu tragen. Seit ſie in der Stube umherlief, ließ er ſich ihre Nähe gefallen in dem Wechſel von Herzlichkeit und ruhiger Nichtachtung, womit Knaben ihre jüngeren Geſchwiſter zu behandeln pflegen.

Käthe genoß als zweites Kind den Vortheil, daß die Liebe der Eltern ruhiger, die Pflege ſicherer war. „Sie wird ſich leichter ziehen als Victor," ſagte die Mutter behaglich. Freilich, dem Erſtgeborenen hatte Schmerz und Freude, Begeiſterung und Entzücken der Eltern ſtärkeren Abdruck ihres eigenen

Gemüthes eingeprägt, dafür fand Käthe außer ihnen auch eine Kinderſeele, durch welche ſie in das Leben eingeführt wurde. Oft lief ſie auf den Bruder zu, ſah ihn liebevoll an und umarmte ihn, und er ließ ſich das lächelnd gefallen. Das erſte was die Kleine ſprach, waren Worte, die ſie dem Bruder abgelauſcht hatte. Noch viel ſpäter, da ſie bis zu den Stricknadeln herangewachſen war, ſtrickte ſie als erſtes Kunſtwerk einen Strumpf für Victor, und da ſie endlich in die Geheimniſſe des Kreuzſtichs eingeweiht wurde, unternahm ſie als erſte Arbeit einen Gurt für den Bruder. So war natürlich, daß ihre Gedanken viel bei ihm verweilten.

Das Haus des Doctors war ein gaſtliches Haus, nur geladene Geſellſchaft bewegte ſich ſelten darin, denn ſolche war damals umſtändlich und feierlich. Die liebſten Gäſte waren die guten Freunde aus der Stadt, welche am Abend ungeladen zum „Lichten" kamen; ihnen wurde aufgeſetzt, was im Hauſe war: Punſch, Aepfel und Nüſſe. Außerdem erſchienen die Univerſitätsfreunde und Kriegskameraden des Hausherrn, welche hier und da in der Umgegend wohnten. Dann ſaßen die Männer bei einem Glaſe Ungarwein bis in die Nacht zuſammen und wurden nicht müde von vergangener Zeit zu reden. Victor war an ſolchen Abenden gar nicht von der Fußbank wegzubringen, die er neben den Vater gerückt hatte, auch er hörte mit glänzenden Augen zu, wenn die Herren von den Fahrten nach Lauchſtädt erzählten, wohin ſie aus der Univerſitätsſtadt zu Pferde und zu Fuß gezogen waren, oder von ihren Erlebniſſen und Gefahren im Felde.

Aber die treueſten Hausfreunde, der Einnehmer und ſeine Frau, blieben nach einigen Jahren aus. Herr Köhler hatte bis zur Höhe ſeines Lebens in kleinen Verhältniſſen ſeine Pflicht gethan, jetzt auf einmal gewann der Staat ein beſonderes Zutrauen zu ſeiner Tüchtigkeit; er wurde ganz außer der Reihe nach der Reſidenz in einen großen Wirkungskreis berufen. Dies war der erſte Verluſt, der das glückliche Haus traf, Allen wurde der Abſchied bitterlich ſchwer, am ſchwerſten für Tante Minchen die Trennung von den Kindern, welche bis zuletzt an ihrem Halſe hingen.

Zu den Beſuchern, welche von auswärts kamen, gehörten die Bellerwitze. Sie waren alte Bekannte auch der Hausfrau und weil im Kriege gewiſſermaßen die Verbrüderung aller Stände ſtattgefunden hatte und ſeitdem Jedermann alten Vorurtheilen entſagte, geſchah es, daß die große Kutſche gern vor dem Hauſe anhielt und daß die Damen daſſelbe als Abſteigequartier benutzten, wenn ſie in der Stadt zu thun hatten. Einſt im Winter, als die Herrſchaften vom Lande in ihrem Kränzchen einen großen Maskenball veranſtalteten, wurde ausgemacht, daß die Kammerherrin ſich bei der Frau Doctorin dazu ankleiden ſollte. Sie erſchien als türkiſche Sultanin mit Turban, auf welchem ein großer Federbuſch von geſponnenem Glaſe ragte, in weiten Atlashoſen und einem langen ſeidenen Sultansmantel und hatte ſich ausgedacht, daß ſie an einer Kette, deren Glieder von blankem Blech verfertigt waren, einen Sklaven hinter ſich herführen wollte. Nicht Jedermann war zu dieſer Rolle bereit, endlich fand ſich ein kleiner Referendar, der ſich ſeinerſeits mit ſchwarzer Larve verkappte. Victor wurde in das Ankleidezimmer geführt, um die Masken auch zu ſehen. Es war das erſte Mal, daß er Jemand in prächtiger Verkleidung erblickte, er ſetzte ſich ſtill in die Ecke, ſtarrte auf die großartige Geſtalt und war durch keine Liebkoſungen der Sultanin aus ſeinem Winkel herauszulocken. Als Henriette ſpäter zu dem Gatten ſagte: „Was hat doch das Kind? Er iſt ſonſt dreiſt und zutraulich gegen alle Welt, nur nicht gegen dieſe Familie“ — da antwortete der Doctor lachend: „Woher er das hat, kann Niemand ſagen. Er kennt aber dieſe Leute ſo gut wie wir. Das iſt der Scharfſinn der Kinder,“ und als er den Kleinen frug, wie ihm die Frau gefallen habe, ſagte der Knabe eifrig: „Sie ſoll Niemanden an der Kette führen.“

Auch ſpäter wollte es nicht gelingen, ihn in ein gutes Verhältniß zu den Inſaſſen der großen Kutſche zu bringen. Die Kammerherrin hatte ihrem Gemahl kurz nach Victors Geburt eine Tochter geſchenkt, die kleine Valerie war als Neſtling in kinderreichem Hauſe der Liebling der Eltern und ihre Mama hatte ſchon oft die artige Bitte ausgeſprochen, daß Victor doch die Eltern bei einem Beſuch begleiten möge. Deshalb nahm der Doctor den ſiebenjährigen Knaben bei einer Geſchäftsreiſe nach dem Gute mit. Auf dem Wege befand ſich Victor in roſiger Stimmung, denn mit dem Vater zu fahren, war ſein Stolz. Da ſie aber auf der Rampe des Schloſſes hielten und der Diener die ſteinerne Treppe hinaufführte, verſtummte das Kind, und wie er unter die jungen Damen kam, ſtand er ſteif und ſchweigſam; der Vater überließ ihn der weiblichen Beredtſamkeit, welche auch unter den jüngeren Gliedern der Familie nicht unbedeutend war, und beſorgte ſeine Angelegenheiten. Als er den Knaben wieder abholen wollte, erhielt er von den Fräulein den Beſcheid, Victor hätte nicht bei ihnen aushalten wollen und ſei mit dem Diener in den Hof gegangen. Dort fand ihn der Vater beim Pferdeſtall ſitzen. Auf dem Heimwege mahnte er den Sohn an ſeine Verpflichtung mit der Kleinen zu ſpielen, und bekam die unwillige Antwort: „Sie berühmten ſich zu ſehr bei ihrem Spielzeug und bei einer großen Decke mit Blumen, die in ihrer guten Stube auf dem Boden liegt, und ich ſagte ihnen, daß ſie Gänſe ſind.“

Victor ging in die Schule. Der Diakonus, ein Freund des Doctors, hatte ſich erboten den Knaben in Privatſtunde zu nehmen. Auch in dieſer Schule wurde Käthe nach den erſten Jahren ſeine Genoſſin; er half ihr ſchwere Worte leſen und lehrte ſie die Bedeutung der Zahlen, und wenn die beiden runden Kindergeſichter ſich über die Schiefertafel beugten, ſtrahlte von ihnen ein heller Schein in die Herzen der Eltern. In dem Privatunterricht wuchſen die Kinder heran, Käthe las kleine Geſchichten im Bilderbuch und Victor lernte mit elf Jahren über den unregelmäßigen Zeitwörtern der lateiniſchen Grammatik.

Als er einſt ſeine Mappe nach Hauſe trug, ſah er vor dem Gaſthofe einen großen Packwagen abladen. Außer vielen Kiſten und Koffern auch ungeheure Rollen, und um das Gepäck trieben ſich fremde Männer umher mit gelockten Haaren und einer auffällig bleichen Geſichtsfarbe. In der Mitte der Bewegung ſtand ein breitſchulteriger Herr, der ein buntes Tuch loſe um den Hals geknüpft hatte und den Hut verwegen auf einem Ohr trug. Er befahl mit kühnen Bewegungen des Armes und mit einer Stimme, welche gewaltig über den Markt ſchallte. Die herzugelaufenen Leute ſagten einander, daß dies Komödianten ſeien und der große Mann in der Mitte der Herr Director. Victor fühlte die Aufregung mehr als alle Anderen, Vieles was er aus den Erzählungen des Vaters erlauſcht hatte, die Begeiſterung, mit welcher dieſer oft vom Theater geſprochen, das wurde plötzlich in ſeiner Seele lebendig wie Ahnen eines neuen Glückes. Beim Mittageſſen war wieder von den angekommenen Schauſpielern die Rede. Auch die Eltern waren in heiterer Erwartung. Damals als ſie einander zuerſt lieb gewannen, hatten ſie ihre Erinnerungen an genoſſene Aufführungen ausgetauſcht. Seitdem war beiden nur ſelten einmal ein Beſuch des Theaters möglich geweſen, und jetzt kam es ſo nahe an ihre Thür. Sie durften auch hoffen, in ihren frohen Erwartungen nicht getäuſcht zu werden. Denn die Geſellſchaft hatte einen guten Ruf, und die Vorſtellungen der beſſeren Wanderbühnen hatten damals einen höheren Werth, als wohl ſpäter; waren auch die Stücke zum größten Theil ſchwach, das Spiel war keineswegs verächtlich. Von dieſem Tage begann für Victor eine Entfaltung der eigenen Geſtaltungskraft, welche faſt allen Kinderſeelen durch das erſte Eindringen der dramatiſchen Kunſt bewirkt wird. Schon zur erſten Vorſtellung wurde er, trotz den Bedenken der Mutter mitgenommen. In dem großen Saal des Gaſthauſes war die Bühne aufgeſchlagen, davor die Breterbank, auf welcher Steinmetz mit ſeinen Gehilfen den muſikaliſchen Theil des Genuſſes zu beſorgen hatte. Als der Vorhang aufging, ſtarrte Victor in einem Schauer von Ehrfurcht und Erwartung nach der fremden Frau, welche aus dem ſchön gemalten grünen Wald heraustrat, in einem weißen Gewande und einer hoch gepufften Friſur, wie ſie damals bei Frauen und Göttinnen modiſch war. Und als ſie ſich verneigte und erklärte, daß ſie eine Muſe ſei und ihre Geſellſchaft der Gunſt des Publikums empfehle, empfahl ſie auch ſich ſelbſt, bei dem übrigen Publikum und bei Victor. Sie war ſo ſchön und edel, daß die hochnaſigen Mädel im Schloſſe des Kammerherrn ſich mit ihr gar nicht vergleichen konnten. Das Stück aber war Käthchen von Heilbronn. Wetter von Strahl ganz in eine ſilberne Rüſtung gehüllt, die ſchwarze Behme, das wunderſchöne Käthchen, vor Allen der gute treue Knappe. Und als in der Mitte des Stückes der Burgbrand kam und mit polizeilicher Erlaubniß im Hintergrund außer dem Transparent ein Schwärmer zuckte — Hans ſtand in den Couliſſen neben zwei Eimern mit Waſſer — da drückte ſich der Knabe in ſeinem Entzücken zwiſchen Vater und Mutter hinein und hielt ſich mit den Armen an beiden feſt. Mit Beſorgniß ſah die Mutter nach der Heimkehr die glühenden Wangen, und daß das Kind keinen Schlaf finden konnte. Aber am Morgen war er wieder munter und ſpielte Behme mit einem alten Tuche.

Als er das nächſte Mal in die Komödie mitgenommen wurde, war dort Alles luſtig, man gab das Donauweibchen, es wurde auch geſungen, die Nixen ſchwenkten hinter einem Damm von gemalter Leinwand ihre Schleier, der Ritter erſchien und ſein dicker Knappe Kaſpar Larifari, welcher ſich unglaublich lächerlich geberdete. Aber als Victor gerade am luſtigſten war, erlebte er etwas, was er ſobald nicht vergeſſen ſollte, denn auf einmal erſchien vor dem Kaſpar ein kleines Nixenkind, ein Mädchen von etwa acht bis neun Jahren, mit roſigem Geſicht und rabenſchwarzen Locken, ſie drehte ſich vor dem Manne im Kreiſe und ſang dazu. So ſchön war das

Mädchen und wie ein Glöckchen klang ihre Stimme durch den Raum, daß die Zuſchauer vor Freude in die Hände klatſchten. Victor wandte kein Auge von ihr und als der Act zu Ende war, lief er von ſeinem Platze zu den Muſikern. Dort war ſeitwärts von der Bank, an dem gemalten Portal der Bühne, ein kleiner Vorhang, hinter welchem zuweilen Mitglieder der Geſellſchaft verſchwanden. Von übermächtiger Gewalt getrieben glitt Victor hinter den Vorhang, ſtieg eine kleine Treppe hinauf und ſtand in den Couliſſen. Dort ſaß in dem ſchmalen Raume zwiſchen Leinwand und Stricken das ſchöne Mädchen auf einem Schemel, die Händchen im Schoß gefaltet ſah es vor ſich hin. Victor ſtand in Ehrfurcht vor ihr, unbeweglich wie ſie, und hielt den Apfel in der Hand, welchen ihm die Mutter zur Erquickung eingeſteckt hatte. Endlich legte er den Apfel leiſe in ihren Schoß, die Kleine ſah erſtaunt auf und die Kinder blickten einander mit großen Augen an. Da tönte ein Glöckchen, das Mädchen fuhr auf und er ſprang die Stufen hinab, und drückte ſich unter die Zuſchauer, welche an der Seite ſtanden und ſeinen Einbruch in das Heiligthum den Augen der Eltern verborgen hatten. Seitdem ſtudirte Victor die Theaterzettel und bat, ſo oft die kleine Tina auftrat, daß er mitgenommen wurde. Aber er ſtrich auch, wenn er ſich frei machen konnte, bei Tage um den Saal des Gaſthofs. Als einmal die Kleine neben der Mutter auf der Straße vorüberkam, ſtand er wie ein Bild aus Stein, in freudigem Schreck über die Begegnung. Und wie das Mädchen zu ihrer Mutter ſprach, — er wußte recht gut, daß von ſeinem Apfel die Rede war — wurde er vor Erregung roth und vermochte die Mütze erſt zu ziehen, als es zu ſpät war. Doch des Abends wagte er durch den Ritz an der Seite zu gucken und da er die Kleine nach ihrem Spiele ſah, ihr zuzurufen „das war ſchön." Sie lachte ihn an. Damit war das Eis gebrochen. Als Vertrauter des Stadtmuſikus gewann er in ſeinem Drange, dicht an der Bühne zu ſein, einen Platz auf der Bank der Muſikanten, und die Eltern, deren Stühle in der Nähe waren, hatten nichts dawider. Dort ſaß er an der Ecke neben dem Schlitz am Portale, ſchlüpfte hinter die Gardine, und theilte mit der Kleinen, was er Gutes in der Taſche hatte. Auch traf es ſich, daß zuweilen der Kopf eines Mädchens hinter dem Vorhang herausſah und eine kleine Hand ſich gegen ihn ausſtreckte. Ja einmal, als ihre Rolle zeitig zu Ende ging, kam ſie in ihrem Mäntelchen heraus und ſetzte ſich neben ihn auf die Bank. Er legte ſeine Nüſſe in ihre Hand, hielt die Hand mit den Nüſſen feſt, und war ſehr glücklich.

Aber auf dies heitere Verhältniß fiel durch Victors Schuld ein dunkler Schatten. Es wurde ein gefühlvolles Ritterſtück gegeben und die Mutter der Kleinen ſpielte die Heldin, welcher ihre Kinder von einem mächtigen Böſewicht geraubt werden ſollen. Als nun die verzweifelnde Mutter wie eine Löwin gegen das Gitter des Kerkers losfuhr, wurde die Aufregung Victors übermächtig und in dem Beſtreben ſich von einem ſchmerzlichen Eindruck zu befreien, hob er das dünne Stöckchen des Vaters, das er leider in der Hand hielt, und tippte damit an eine Pyramide von Hüten, welche die ſtehenden Zuſchauer mißbrauchlich an der Ecke des Podiums aufzuſtellen pflegten. Die Hüte kollerten und wälzten ſich bis nahe vor die Füße der Heldin, das Publikum lachte, kaum konnte die Scene zu Ende geſpielt werden. Victor erſchrak über dieſe Folge ſeiner Miſſethat; auch war das Schwenken des Stockes nicht unbemerkt geblieben, ſogar hinter den Couliſſen hatten ſie es geſehen und die Eltern erfuhren davon. Als das Theater zu Ende war, ging die Kleine an Victor vorüber ohne ihn anzuſehen und er fühlte jetzt tiefe Reue, die er hinter ſtillem Trotz verbarg. Obwohl nicht böſe Abſicht, ſondern nur Ungeſchick angenommen wurde, beſtand der Vater doch darauf, daß der Sohn bei der Künſtlerin Abbitte thun ſolle. Dies hielt er um ſo mehr für Schuldigkeit, weil die Eltern der kleinen Tina von den Bürgern als ordentliche Leute gerühmt wurden, ſie lebten ſtill in einfachem Haushalt und machten keine Schulden, deshalb wurden die Heldenrollen, welche ſie ſpielten, gern ihrem Charakter zu Gute gerechnet.

Victor ging neben dem Doctor ſtumm zu der Wohnung der Schauſpieler, das Herz war ihm ſehr beklommen und das Weinen nahe. Vor den Fremden entſchuldigte zuerſt der Vater die Unthat, Victor aber, der die kleine Tina hinter der Mutter ſtehen ſah, vermochte mit niedergeſchlagenen Augen nur die Worte herauszubringen: „Seien Sie mir nicht böſe.“ Der gekränkte Künſtlerſtolz der Schauſpielerin wurde durch natürliche Gutherzigkeit und durch die Rückſicht auf den angeſehenen Arzt überwunden. Sie reichte dem Knaben die Hand, der Heldenvater rückte dem Doctor einen Stuhl und Victor wurde aufgefordert mit der Kleinen zu ſpielen. Er fühlte wieder tiefe Beſchämung, als das Mädchen leiſe ſagte: „Vater meinte auch, es ſei nicht gern geſchehen.“ Während die Eltern verſtändige Worte tauſchten, ſaßen die Kinder zuſammen vor einem alten Jäckchen von rother Seide, auf welches Tina für eine künftige Pagenrolle ſilberne Treſſen nähte, und über ihnen hing an der Wand die glänzende Blechrüſtung, ein Hauptſtück des Garderobenſchatzes, welches der Künſtler nur in den größten Heldenrollen gebrauchte. Die prachtvollen Gewänder an der Wand und die vornehme Weiſe, in welcher die Fremden auf ihren Stühlen ſaßen und mit verbindlichem Lächeln die Unterhaltung machten, bezauberten den Knaben. Auch der Vater war mit dem Beſuch zufrieden und lud beim Abſchiede die kleine Tina in ſein Haus ein.

Seitdem ſahen ſich die Kinder einige Mal bei ihren Eltern. Als das Mädchen in das Haus am Markte kam und das ganze Spielzeug zur Genüge betrachtet war, hätte Victor gar zu gern gehabt, wenn ſie mit ihm Kaſpar Lariſari geſpielt hätte, ſie aber weigerte ſich, und frug nach ſeinem Brummkreiſel, von dem er Einiges erzählt. Zuletzt geſtand ſie ihm vertraulich, daß ſie vor Allem gern einen Drachen würde ſteigen laſſen. Da konnte er helfen, und am nächſten Tage zogen beide mit dem Papierdrachen auf das Feld, er hielt den Drachen, ſie die Schnur, und als der Drache in der Höhe immer kleiner wurde, ſah ſie glückſelig zu dem ſteigenden hinauf. „So hoch möchte ich mit dir fliegen," ſagte ſie, „immer weiter." „Aber zuletzt fallen wir herunter," verſetzte der klügere Victor.

Als endlich der Tag der Trennung kam, trug Victor der Kleinen ein Halsband zu, das ihm die Mutter auf ſeine Bitte gekauft; ſie aber ſchenkte ihm einen Shawl von bunter Wolle, den ſie ſelbſt für ihn geſtrickt hatte. Beim Abſchied fiel er ihr um den Hals und küßte ſie recht herzlich, ſie hielt ihn feſt umſchlungen. Die Mutter hatte vorher die Befürchtung ausgeſprochen, daß der Sohn ſich ungeberdig ſtellen und ſehr weinen würde. Zur Verwunderung der Eltern war das nicht der Fall, er ging ſtill neben dem Vater nach Haus, ohne ſich umzuſehen, und erzählte am Abend der Mutter mit glänzenden Augen die Geſchichte von dem Kampfe der drei Horatier, die er in der Schule gehört. Er war nicht traurig, ſondern gehoben durch die Scene des Abſchiedes und durch den erſten Kuß, den er freiwillig einem fremden Mädchen gegeben. Es war eine unſchuldige Kinderneigung, aber es war die erſte Liebe eines reich begabten, früh entwickelten Knaben. Ob es ihm einſt zum Heil oder zum Unglück gereichen ſollte, daß er als Kind die Hingabe und die Zärtlichkeit einer ſolchen Leidenſchaft durchlebt hatte? Er ſelbſt ſprach ſelten von ſeiner kleinen Freundin, aber er dachte fröhlich an ſie wie an Weihnachten, und der Diakonus rühmte in der nächſten Zeit den aufgeweckten Geiſt des Knaben und die ſchnellen Fortſchritte.

Bald darauf verkündeten die Zeitungen, daß draußen in der Welt ſich ein unruhiges Getümmel erhob, man las von Straßenkampf und Barrikaden bei den Franzoſen, auch die Polen rührten ſich heftig, im Lande wurde getrommelt, Soldaten marſchirten und beſetzten die Grenze. Die Herren ſaßen länger im Geſpräch bei einem Glaſe Wein, Hans führte einen Leinweber auf die Wache, weil dieſer im Rauſch auf der Gaſſe nach Menſchenrechten geſchrien und dem Bürgermeiſter einen Stein gegen die Hausthüre geworfen hatte. Auch die Kinder wurden von der Unruhe ergriffen. Victor ſchritt als Kommandant vor einer Bande Schulknaben, und da er vom Vater wußte, daß man fernes Geräuſch von Pferdehufen und das Rollen der Kriegswagen erlauſchen könne, wenn man das Ohr an die Erde halte, ſo zwang er ſeine Compagnie ſich in der Dämmerung auf das Straßenpflaſter zu legen, um dort das Anrücken unbekannter Feinde zu vernehmen. Bei Kindern und Großen legte ſich allmählich die Bewegung. Dennoch merkte man, daß ſich allerlei Neues an die Stadt heranzog: eine Schnellpoſt, eine Chauſſée und die Leute ſprachen viel von Eiſenbahnen, auf denen man fahren könne.

Auch für die Glücklichen im Doctorhauſe brachten dieſe Jahre große Veränderungen. Zuerſt ſtarb der gute Herr Senior, hoch an Jahren, aufrichtig betrauert von ſeiner Gemeinde, und die Frau Paſtorin zog in weite Entfernung zu einem Sohne, der ebenfalls Geiſtlicher auf dem Lande war. Während Henriette noch unter dieſem Verluſte litt, traf ſie ein anderer. Victor mußte das Elternhaus verlaſſen, um ein Gymnaſium zu beziehen. Der Wechſel war ſo günſtig als möglich, die Entfernung betrug nur wenige Meilen und der Haushalt, in welchen er verſetzt wurde, war der des jungen Doctors. Die Aufregung und Betäubung des Aufbruchs barg dem Knaben den Schmerz, welcher ihm bevorſtand; die Eltern empfanden den Verluſt ſchon lange vorher. Sie begleiteten den Sohn in die benachbarte Stadt. Als die Trennungsſtunde kam und der Wagen vorfuhr, der die Eltern in die Heimat zurückbringen ſollte, da warf ſich Victor ſchluchzend ihnen um den Hals und klammerte ſich zuletzt krampfhaft am Vater an. Und er blickte dem rollenden Wagen nach in einem herzzerreißenden Weh, dem erſten großen ſeines Lebens. Auch die

Eltern ſaßen im Wagen ſprachlos und hielten einander bei der Hand, bis die Mutter das eigene Leid über dem ſtummen Schmerz des Gatten vergaß und ihr Haupt auf ſeine Schulter legte, um ihn leiſe zu mahnen, daß er nicht allein geblieben ſei; da ſagte der Gatte in tiefer Bewegung: „Jetzt weiß ich, wie einem armen Vater zu Muthe iſt, der ſich von ſeinem Kinde ſcheidet. Es iſt ein Theil des eigenen Lebens, den man von ſich thut. Auch für dich, Geliebte, endet der blühende Sommer, in dem wir ſo ſelig waren. In Frieden und Freude des Hauſes drängt ſich Entbehrung und Sorge; das höchſte Glück bereitet dem bitterſten Leid nur die Wege. Das iſt Menſchenloos!“

2.

Vandalen und Thüringer.

Wieder vergingen acht Jahre und Victor wurde Student. Er war ein reichbegabter Schüler, ſein fröhliches Naturell erwarb ihm Zuneigung der Lehrer und Mitſchüler, und ein behendes Selbſtvertrauen, das ihm eigen war, verminderte nur ſelten ſeinen Fleiß, denn von dem redlichen Pflichtgefühl der Eltern war doch viel auf ihn übergegangen. Der Doctor folgte der Entwickelung ſeines Sohnes mit ſtillem Wohlgefallen. „Er hat einen hochfliegenden Geiſt und den Muth etwas zu wagen,“ ſagte er ſeiner Frau. „Er ſoll ſich erwerben, was ſeinem Vater nicht zu Theil wurde, freie Thätigkeit in einer Wiſſenſchaft, und er ſoll die Wiſſenſchaft wählen nach ſeinem Gefallen. Oft, wenn ich ein gutes Buch las, habe ich daran gedacht, daß doch der edelſte Beruf des Mannes iſt, für Lehre und Bildung in weiten Kreiſen thätig zu ſein.“ Und als die Mutter beſcheiden einwendete: „Iſt ſolche Aufgabe nicht ſehr ſchwer und der Erfolg ungewiß? und wie ſteht es dabei mit der Sicherheit des äußeren Lebens?“ — da entgegnete der Doctor hoffnungsvoll: „Er iſt einfach erzogen, an geringe Bedürfniſſe gewöhnt und ich erwarte, wenn ſeine Kraft als Schriftſteller für hohe Leiſtungen nicht ausreicht, daß er verſtehen wird, als gewiſſenhafter Lehrer ſeine Pflicht zu thun.“

In dieſem Sinne beſprach der Vater mit dem Sohne die künftigen Studien. Weil er der Meinung war, daß im Anfange eine kleine Studentenſtadt für Bildung des Charakters vortheilhaft ſein werde, rieth er ihm die Univerſität, an welche er ſich ſelbſt mit Freude erinnerte.

Dort ſaß jetzt Victor am Fenſter ſeiner Studirſtube, die Sonnenſtrahlen füllten ſein Zimmer mit Glanz und aus dem Garten quoll der Blumenduft herauf; zwiſchen das ferne Geräuſch der Straßen tönte das Gezwitſcher der Vögel und das Geſumm der Bienen, welche um die Blüthen des wilden Weines ſchwebten. In gehobener Stimmung ſaß er und ſann. Denn er war zuweilen Dichter, und er hatte nichts dawider, wenn es die ganze Welt erfuhr, zur Zeit wußte es nur ſeine Familie. Heut dachte er an die Heimat und an die liebe Mutter. Der Segen, den ſie auf ſein Haupt gelegt, und die Liebe, mit der ſie ihn beim Abſchiede ans Herz gedrückt, erfüllten ihm das Gemüth und ihm war, als müßte Alles, was ihn bei der Erinnerung bewegte, die ganze Fülle zärtlicher Gefühle in Wort und Vers dahinſtrömen. Wie ſtarker Glockenton bebte es durch ſein Inneres. Aber da er es in Worte faſſen wollte, wurde, was als Ton und Vers von ſeinen Lippen klang, immer nur ein bekanntes Lied, das er bisweilen von der Mutter gehört hatte, und er mußte ſich darüber wundern, daß ſeine Seele von der alten Weiſe nicht laſſen wollte, die nicht einmal ganz paßte und einen anderen Ausdruck gar nicht begehrte als den Text von Lebewohl und Wiederſehen. Dazwiſchen hörte er draußen Trommeln, und ihm fiel plötzlich ein, wie kunſtvoll am Abend vorher ſein Leibburſch Roller auf einem leeren Tönnchen die Schlägel gehandhabt hatte, und welch ein prächtiger Geſell der Freund war mit ſeiner trocknen guten Laune. Er lief zum Schreibtiſch und was er niederſchrieb, war ein munteres Studentenlied, in welchem kleine Abenteuer des Leibburſchen nach bekannter Melodie gefeiert wurden, nicht hochpoetiſch aber luſtig. Wie er die Worte durchlas, fiel ihm der Abend ein, wo er mit dem Stock des Vaters die Hüte auf die Bühne geworfen hatte, und er frug ſich zweifelnd, ob ſolches Herausſpringen aus der Sentimentalität für einen Lyriker geziemend und eine gute Vorbedeutung ſei.

Als Schleſier trug Victor das Corpsband der Vandalen, eines tapferen und ruhmreichen Stammes, bei dem er viele Landsleute fand, und obwohl er ſeine Zeit nicht ausſchließlich den Fehden und Trinkgelagen der Genoſſenſchaft widmete, wurde er doch als ein anſehnlicher Mann, welcher mit Feder und Schläger Beſcheid wußte und in dem Ruf diplomatiſcher Weisheit ſtand, mit der Zeit zum Conſenior gewählt. Dies Ehrenamt war nicht mühelos, denn obwohl die verſchiedenen Corps in der Regel gegen die Burſchenſchaft und die Wilden zuſammenhielten, hegten ſie doch auch gegen einander ſtarken Argwohn und es gab Grenzſtreitigkeiten wegen der Füchſe und der Zugewandten. Am häufigſten zwiſchen Vandalen und Thüringern. Dieſe Nation, die zahlreichſte von allen, war lange nichts als eine Verbindung von lockrem Zuſammenhalt geweſen, hatte ſich aber vor einiger Zeit zu einem Corps emporgeſchwungen, und litt gerade damals an einem unleidlichen Dünkel. Unter ihren Starken waren mehre Adelige, welche größeren Aufwand und vornehme Neuerungen einführten. Ihr erſter Häuptling, ein Herr von Henner, war ein langer hagerer Geſell, als Schläger gefürchtet und wegen ſeines Hochmuthes übel beleumundet. Ihn konnte Victor durchaus nicht leiden, ſchon darum nicht, weil er Neffe eines verſtorbenen uralten Majors aus der Kreisſtadt war, von dem Victor als Knabe einen ſcharfen Verweis erhalten hatte, als er einſt mit ſeiner Compagnie auf dem Stadtwall die Wege verengte. Doch hatte die gemeſſene Höflichkeit des Thüringers ſeither einen feindlichen Zuſammenſtoß verhindert.

Nun wollte der Zufall, daß Thüringer und Vandalen zugleich den Entſchluß faßten ein Königreich zu errichten, und daß ſie zur Feſtfeier dieſelbe Woche beſtimmten. Da dies der Gäſte und des Lokals wegen nicht paßte und den Vandalen viel an dem gewählten Tage lag, der ihr Stiftungsfeſt war, ſo wurde beſchloſſen, deshalb mit den Rivalen in freundliche Verhandlung zu treten, und Victor ward mit dem Auftrage betraut. Er begab ſich alſo eines Abends nach dem unterirdiſchen Gewölbe, in welchem die Thüringer ihren Trank in Humpen und Stangen zu heben pflegten. Verwundert blickten die Helden aus röthlichen Geſichtern auf den fremden Gaſt und das Vandalenband über ſeiner Bruſt; doch wurde er von dem Fuchsmajor, der die Pflichten des Marſchalls zu erfüllen hatte, achtungsvoll empfangen, zu dem Häuptling geleitet und neben dieſem niedergeſetzt. Während die wilde Jugend der Thüringer ſang und Bierconvente berief, verhandelten die beiden Würdenträger leiſe mit einander. Doch leider fand das gute Wort des Vandalen bei dem ſtolzen Thüringer keine gute Statt, gleich im Anfange nicht, als Victor ſeinem Auftrage gemäß ihn ſelbſt als Gaſt einlud. Denn Henner antwortete, daß er nicht zuſagen könne, bevor die Genoſſen ihr Einverſtändniß erklärt hätten. Als ſich vollends herausſtellte, daß ſeinem Volke eine Verlegung des Tages zugemuthet wurde, verweigerte er mit trocknen Worten jedes Eingehen auf ſolchen Wunſch. Durch die ungefällige Art des Geſellen wurde Victor gereizt, doch gedachte er, daß er nicht in eigenen Sachen, ſondern im Intereſſe ſeiner Nation zu ſprechen hatte, und wahrte ſeine Würde. Auch als Henner die widerwärtige Angelegenheit eines Fuchſes zur Sprache brachte, den die Vandalen den Thüringern entführt haben ſollten, behielt der Geſandte ſeine Haltung. Da die Verhandlungen ins Stocken geriethen und er den aufſteigenden Unwillen bewältigen wollte, ſprach er von Anderm, erzählte allerlei, und weil er ſehr kunſtvoll gemalte Pfeifenköpfe in der Nähe ſah, ſo rühmte er die Arbeit und frug nach dem Maler. Da hielt ihm Henner nachläſſig das Bild ſeines Pfeifenkopfes hin, einen Schild in Blau und Silber getheilt, darin ſchwarze Vögel, und nannte den Maler.

Victor lobte das Werk und ſagte ruhig: „Mir gefällt nicht der neue Brauch, Wappen auf Burſchenpfeifen zu tragen.“

„Manchem mißfällt, was er nicht hat, hätte er's, ſo würde er es werth halten," antwortete Henner kalt. „Jedes Land hat ſeinen eigenen Brauch. Unter euch Schleſiern macht jeder Schuljunge Verſe, ich höre bei euch kauft man ein Leichengedicht zu vier Groſchen und bei Hochzeiten thun's eure Poeten umſonſt für Eſſen und Trinken."

Dies war eine bösartige Anſpielung auf die Begabung, welche auch Victorn nicht verſagt war. Denn es war bekannt, daß die Vandalen einige Lieder von ihm auf ihren Bänken zu ſingen liebten. Der Gaſt merkte, daß der Andere Händel ſuchte, und daß ein Kampfgeſpräch beginnen mußte, deſſen Ausgang beide kannten. Er entgegnete alſo mit kaltem Stolze: „Ich gebe dir mit beſſerem Grunde deine Worte zurück, daß mancher verlacht, was er werth halten würde, wenn er's hätte. Haben die Schleſier allzu viel Verſe, ſo ihr Thüringer zu viel große Herren. Du biſt, wie ich höre, aus dem Lande, in dem der Maikäfer über ſieben Fürſtenthümer fliegt."

„Ich ſtamme aus Weſtpreußen," verſetzte Henner ſtolz, „aber meine Familie iſt erſt dorthin ausgewandert, ſie ſaß in Thüringen, bevor es ein Preußen gab. Wir ſind die Henner aus dem Hauſe Ingersleben."

Als Victor dieſen Unſinn hörte, verlor er die Geduld. Im Augenblicke fiel ihm Vieles ein, was ihn ſchon als Knaben an den Vellerwitzen und Andern geärgert hatte, die Blechkette, und die Ruhmredigkeit. Er erhob ſich und verhehlte nicht länger die bedeutſamen Worte, welche dem Betroffenen das Gegentheil von männlicher Klugheit zur Laſt legen, denn er ſagte verächtlich: „Aus dem Hauſe Ingersleben? Du biſt ein dummer Junge." Henner blieb kaltblütig ſitzen und hob gegen einen Vertrauten, welcher neben ihm ſaß, nur einen Finger in die Höhe, worauf dieſer aufſprang und den ſcheidenden Gaſt, welcher kampfmuthig über den Haufen der Thüringer ſah im Namen Henners auf einen Gang mit kleinen Mützen forderte. Victor nickte und beobachtete, daß den

Thüringern erſt jetzt der Zuſammenſtoß der Großen auffiel, und daß ſie zahlreich von den Bänken fuhren, um dem Fremden mit gleicher Schmähung zu bezahlen, aber durch eine neue Handbewegung ihres Seniors zurückgehalten wurden. Nur zwei der beſten Recken tauſchten mit ihm noch Scheltwort und Forderung, und Victor ſchied aus dem Heerlager der Feinde mit der Ausſicht auf drei Geſchäfte, bei denen für die Betheiligten der Hingang auf eigenen Beinen ſicherer war, als die Heimkehr.

Als Victor am anderen Morgen früher als ſonſt erwachte, war ihm in dem nüchternen Grau des Tages das Gemüth doch etwas beſchwert; er hatte bis dahin mit Glück und Kunſt ähnliche Zuſammenſtöße überwunden und genoß den Ruf ſcharfe Hiebe auszutheilen. Dies Mal aber ſtand dreimaliger Männerkampf mit den beſten Schlägern der Univerſität in Ausſicht und zwar in der gefährlichſten Kampfweiſe, und er beobachtete an ſich ſelbſt mit Befriedigung, daß er in dem Colleg einer langen philoſophiſchen Erörterung zu folgen vermochte, obgleich ihm die Secunden und Quarten zuweilen den Faden zerſchnitten. Natürlich zog der Zwiſt ſein ganzes Volk in Mitleidenſchaft, die Vandalen waren empört, die Thüringer gereizt, und wo Kämpfer aus beiden Stämmen zuſammenſtießen, wurden wilde Worte und Forderungen getauſcht.

Der Morgen des Kampfes brach an. Noch vor Aufgang der Sonne ſchritt Victor mit ſeinen Genoſſen durch die dämmerigen Straßen einem abgelegenen Gartenſaal an der Grenze der Stadt zu, alle ſchweigſam und mit feſtem Tritt. Von einem Baum am Wege ſchlug ein Fink und begleitete die Wanderer eine Strecke, Victor winkte mit der Hand dem Vogel zu und der Gruß des Kleinen machte ihm das Herz leicht. Er fand an der Kampfſtätte die Gegner bereits verſammelt, dazu eine Anzahl aufgeregter Füchſe, welche ſchon vor Tagesanbruch die Waffen geſchleppt hatten und als Späher das Haus gegen feindliche Gewalten bewachen ſollten.

Die Vorbereitungen waren kurz, wenige Worte wurden gewechſelt, auch die Secundanten hatten nicht viel zu thun: ein Strang über die Pulsadern des rechten Armes gebunden, die leichten Tuchmützen dem Unparteiiſchen vorgezeigt, die Aufſtellung gemeſſen, dann traten die Secundanten tiefathmend zurück, der Unparteiiſche rief ſein „gebunden — los“ und Stahl klang an Stahl. Mit Freude ſahen die Vandalen, wie gewaltig der Streit wurde, die Kraft des langen Henner war größer, aber ſeine gefürchteten ſteilen Quarten ſauſten unſchädlich, bis endlich ein verhängnißvolles Atempo dem Kampf ein Ende machte, die Wange Henners klaffte weit aufgeſchlitzt und von der Schulter Victors ſtrömte das Blut zur Bruſt, die Secundanten ſprangen ein, und trotz dem Widerſpruch der Kämpfenden wurde der Streit für ausgetragen erklärt. Mit ſtillem Triumph geleiteten die Vandalen ihren Mann nach Hauſe. Henner mußte im Wagen nach ſeiner Wohnung befördert werden.

Es war ein rühmlicher Kampf geweſen und lange haftete die Erinnerung daran, denn er wurde für beide Genoſſenſchaften verhängnißvoll. Der Behörde flog eine Kunde zu und da der Zufall wollte, daß gerade aus der Reſidenz eine der periodiſchen Mahnungen zur Abſtellung unerlaubter Verbindungen eingetroffen war mit ſcharfen Bemerkungen über ſeither gewährte Nachſicht, ſo mußte der Senat, der eine Zeit lang beide Augen zugedrückt hatte, ſich ungern entſchließen, eine große Unterſuchung eintreten zu laſſen. Nun hatten die Thüringer am meiſten mit Nachtwächtern und Pedellen zu thun gehabt und wurden deshalb zum Object des geſetzlichen Zornes auserwählt. Aber auch die Vandalen gingen nicht leer aus. Die Unterſuchung ward bis zum Ende des Halbjahres hingezogen, und Victor erhielt die Andeutung, daß er die Univerſität verlaſſen müſſe; Henner aber, der übler angeſchrieben war, wurde erſt feſtgeſetzt und dann mit Entſchiedenheit weggewieſen. Die Entfernung der beiden Helden wurde für ihre Nationen verderblich, zwar die Vandalen erhielten ſich, aber die Thüringer verloren die Kraft des Widerſtandes, ſie geriethen kurz darauf mit den Franken in ärgerliche Händel und verſchwanden für längere Zeit aus den Acten des Senats und der Geſchichte.

Als Victor nach einer Abweſenheit von anderthalb Jahren in die Heimat kam, fuhr ihm der Vater allein bis zur nächſten Poſt entgegen. „Ich komme dich abzuholen,“ ſagte er nach der erſten Begrüßung, „weil ich weiß, daß du mir allerlei zu erzählen haſt, was man am beſten in der erſten Stunde des Wiederſehens abmacht, damit das Herz frei werde. Setze dich zu mir in den Wagen und denke, daß ich dein älteſter Freund bin und daß ich auch einmal jung war.“ Da legte der Sohn ein offenes Bekenntniß ab über Manches, was er als Muſenſohn zu wenig und als Vandale zu viel gethan, und er fand einen nachſichtigen Richter. Zuletzt ſagte der Vater: „Ich hoffe, du haſt in dieſer Zeit für dich erworben, was ein Mann unter allen Umſtänden im Leben braucht und das luſtige Burſchentreiben wird für dich abgeſchloſſen ſein. Von jetzt biſt du ein Mann, der fleißig für ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu arbeiten hat, und dafür ſchlage ich dir die große Univerſität in der Reſidenz vor.“ So gelangten beide im beſten Einvernehmen nach Hauſe.

Als der verbannte Häuptling der Vandalen zwiſchen Mutter und Schweſter in das Wohnzimmer trat, fand er dort eine hochaufgeſchoſſene junge Dame, die ihr Haupt ſtolz auf einem vollen Nacken trug und ihr blondes Haar, unbekümmert um die Mode, in langen Locken um den Kopf hängen ließ. Während er ſie ſtaunend betrachtete, rief Käthe: „Kennſt du ſie nicht? Es iſt ja Valerie, meine liebſte Freundin.“

Kein Zweifel, es war die jüngſte Bellerwitzin. Victor grüßte förmlich, das Fräulein dankte ebenſo; er erkannte jetzt in dem Antlitz der Jungfrau die Züge des Kindes, und doch ſah ſie fremdartig aus. Sie war unleugbar hübſch, die Stimme klangvoll, und wie ſie von Käthchen nach der Nebenſtube gezogen wurde, und das Gelächter der Mädchen herüberklang, mußte er ſich bekennen, daß auch ihr Lachen wohltönend war. Dennoch wunderte ihn der Beſuch und er frug die Mutter: „Wie kommt die hierher?“

„Sie iſt auf einige Monate zu uns gezogen, um mit Käthchen Unterricht im Clavier zu nehmen, wozu hier gute Gelegenheit geboten iſt. Sie iſt redlich und hat Charakter.“

Das Letztere war nicht unmöglich, aber Victor war nicht der Mann, ſeine Anſichten im Handumdrehen aufzugeben, und das Verhältniß zwiſchen beiden blieb während ſeiner ganzen Anweſenheit ſehr kühl. Das Fräulein ſprach in Victors Gegenwart wenig und er wandte ſeine Rede an ſie nur dann, wenn die Schicklichkeit es durchaus gebot.

Einſt klagte Käthe: „Seit der Kinderzeit bin ich in unſerem Stadtwalde nur ſo weit gekommen, als die gebahnten Wege führen, ich möchte auch einmal draußen die Haide ſehen. Da rieth Victor, am nächſten Morgen früh aufzubrechen und einen Ausflug in die Wildniß zu unternehmen. Es war ein klarer Herbſttag, als die drei ſich aufmachten; im Schießhauſe genoſſen ſie das Frühſtück und zogen von dort mit beflügeltem Schritt in den Wald hinein. Nachdem die Mädchen Waldblumen geſammelt und zartem Naturgefühl Genüge gethan hatten, ergaben auch ſie ſich der Fröhlichkeit, ſie lachten und ſangen und Victor erzählte in übermüthiger Laune drollige Geſchichten. So kamen ſie aus dem lichten Laubholz in den großen Kieferwald, und an jungen Schlägen vorüber, bis die gebahnten Wege aufhörten. Vor ihnen lag eine weite Haidefläche, auf der ſich nur einzelne Stämme erhoben. Der Boden war mit Moos gepolſtert und an dem Haidekraut hingen die verblichenen Blüthen.

„Das iſt eine wundervolle Wildniß,“ rief das entzückte Käthchen. „Merkt auf, wir begegnen Zigeunern.“

„Nur die Richtung nicht verlieren,“ mahnte Victor.

„Wir ſind dort herausgekommen, wo die beiden Birken neben einander ſtehen," ſagte Valerie zurückweiſend, „ich will den Weg ſchon finden."

„Du biſt ja ſehr klug," dachte Victor.

Wie ſie weiter gingen, ſenkte ſich der Boden, zwiſchen dem Haidekraut wuchſen Gräſer, von einem nahen Quell ſchlängelte ſich der dünne Waſſerfaden durch die Ebene; der Wald ging allmählich in Wieſengrund über, auf dem eine große Rinderherde weidete. Käthe blieb ſtehen, ſah der Herde zu und bewunderte den tiefen Klang der Glocken und die luſtigen Sprünge des Jungviehs. Als ein feindſeliges Gebrumm näher kam und Victor ſah, daß der Leitſtier der Herde herantrottete, ſo ſuchte er mit den Augen den Hirten, winkte und rief ihn herzu. Dabei hatte er ſich einige Schritte von den Mädchen entfernt, der Stier aber, erzürnt über das Eindringen Fremder in ſeine Waldeinſamkeit, kam brummend und mit geſenkten Hörnern auf die Mädchen zu. Käthe ſtieß einen hellen Schrei aus und ſuchte zu entfliehen, da brach Valerie ſchnell einen Weidenzweig ab und ſtellte ſich ſchützend vor ſie; doch der Wilde, gereizt durch den Widerſtand des Feindes, trabte ſchnaufend näher. Jetzt ſprang Victor herbei, riß den rothen Shawl, den Valerie trug, von ihren Schultern, ballte ihn zuſammen und warf ihn ſeitwärts dem zornigen Thiere entgegen; er ſelbſt ſtellte ſich als erſter vor die Mädchen. Der Stier fuhr wüthend auf das rothe Zeug los und bohrte mit den Hörnern hinein. Unterdeß lief mit Geſchrei der Hirt heran, ſchlug und ermahnte den Meiſter ſeiner Herde und trieb ihn endlich wieder den Kühen zu. Victor holte das gemißhandelte Tuch und gab es an Valerie, welche die zitternde Geſpielin in den Armen hielt. „Ich erbitte Ihre Verzeihung," bat er, „aber ich wußte im Augenblick nichts Klügeres zu thun."

„Dem Shawl hat es wenig geſchadet," entgegnete Valerie ruhig, „und ich glaube, Sie haben uns vor großer Gefahr bewahrt,“ ſie drehte das Tuch und ſchlug es wieder um den Nacken. — „Sei tapfer, Käthchen,“ bat Victor die Schweſter; „nimm meinen Arm, wir ſuchen, nachdem der Feind entwichen iſt, als Sieger den Heimweg durch die Birken.“

Als Käthe unter den Scherzreden ihrer Begleiter neuen Lebensmuth gewonnen hatte, ſagte ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt: „Ich war die Furchtſame, du aber, Valerie, ſtandeſt wie eine Heldin vor mir.“

„Das brauchſt du nicht zu loben,“ antwortete Valerie, „ich bin vom Lande und gewöhnt bei der Herde vorbeizugehen. Hätteſt du ſo oft das Gebrumm des Stieres gehört, würdeſt du dich auch nicht fürchten. Deinem Bruder aber wollen wir beide danken.“

„Wir haben „den Dritten abſchlagen“ geſpielt,“ verſetzte Victor lachend, „und der Stier war der Geſchlagene.“

Aber auch dies kleine Abenteuer brachte zu Käthchens Betrübniß keine freundliche Annäherung zwiſchen dem Bruder und der Freundin zu Wege. „Charakter mag ſie haben,“ ſagte Victor, „und hübſch iſt ſie ohne Zweifel, aber den ſteifen Federbuſch von geſponnenem Glaſe trägt ſie auch.“

Als er am Ende der Ferien zuſammenpackte, ſah Käthe von ihrem Nähtiſch auf, an dem ſie noch etwas für ſeine Ausrüſtung zurecht machte, und bat: „Schreibe mir manchmal von dem, was du denkſt und arbeiteſt, du weißt nicht, Victor, wie lieb mir jede Zeile iſt, welche ich von dir erhalte. Nimm dich auch ein wenig meiner Bildung an und rathe mir, was ich leſen und lernen ſoll.“ Victor ſah in die feuchten Augen der Flehenden und ihm kam auf einmal zum Bewußtſein, welch einen Schatz von hingebender Liebe er in dem Herzen der Schweſter beſaß; er zog ſie an ſich und ſie beſprachen einen regelmäßigen Briefwechſel.

In der Reſidenz begann für den Jüngling eine neue Lehrzeit. Einſt hatte ihm der Director ſeines Gymnaſiums gerathen: „Da Sie mehr begehren als die Abrichtung für ein

Brotſtudium, ſo treiben Sie vor Allem die Wiſſenſchaft, welche allein Ihnen Methode geben kann, Philologie iſt die einzige ſichere Grundlage, gleichviel ob Sie ſpäter Juriſt, Geſchichtſchreiber oder Philoſoph werden.“ Dieſem Rath hatte der Student bisher ein wenig gefolgt, freilich ohne rechten Ernſt; jetzt aber ſetzte er ſeine ganze Kraft daran. Er erhielt Zutritt zum Seminar und blieb noch faſt drei glückliche Jahre auf der Univerſität. Was er in dieſer Zeit der Schweſter ſchrieb, war zumeiſt ein Widerklang der edlen Stimmungen, welche ihm die Kunſt gab, das Theater, die Concerte, die Muſeen. Faſt überwältigend drang der Zauber des vielen Schönen, das er jetzt mühelos genießen konnte, in ſein Gemüth. Auch er verfaßte ein Theaterſtück und begann ein zweites, ſchrieb beide ſauber ab und ſandte ſie dem Vater nach Hauſe, aber zu ſeinem Glück nirgend andershin.

Die beſten Freunde, die er in der Reſidenz beſaß, waren Onkel und Tante Köhler. Unſer Herr Einnehmer arbeitete als Geheimrath im Miniſterium. Er ſtand jetzt in hohen Jahren, hatte eben ſein Jubiläum gefeiert, war aber rüſtig und lebensfroh wie früher und hatte die gute Laune und Originalität ſeiner Gedanken in der großen Stadt, welche ſo gern Kryſtalle zu runden Kieſelſteinen abſchleift, nicht verloren. In dem kinderloſen Haushalt wurde Tante Minchen immer noch von dem bewundernden Blick des Gatten verfolgt, der die Elfenkünſte zu erforſchen ſuchte, durch welche ſie von Morgen bis Abend Behagen um ſich verbreitete. Herr Köhler ſchritt ſtolzer und ritterlicher einher, wenn er ſeine Gattin durch die Straßen führte, er kam ſelten aus ſeinem Bureau nach Hauſe, ohne ihr etwas mitzubringen: einen Veilchenſtrauß, eine ſchöne Frucht, ein Werk des Kuchenbäckers. Bei ihnen verkehrte Victor wie ein Sohn und die Abende, welche er allein mit beiden verlebte, bildeten in ihm vielleicht eben ſo viel als die akademiſchen Vorleſungen. Denn Herr Köhler fand bald einen Genuß darin, ſeine geheimen Gedanken über

Regierung und Weltlauf in die Seele ſeines jungen Freundes zu ſenken. Was ſonſt nur in trockenen Scherzreden mit Laune oder Bitterkeit zu Tage kam, das klang bei dem Glaſe Rheinwein — den er jetzt ausſchließlich trank — voll und eindringlich in das Ohr des Jünglings. Von dem Verkehr der Völker, den Bedürfniſſen und der Verwaltung des Staates erhielt dieſer beſſere Kenntniß, als mancher junge Arbeiter des Miniſteriums erwirbt.

Endlich ſchrieb Victor ſeine Doctordiſſertation, ſehr gelehrt, über etwas von Ariſtoteles, was die Geſetze der ſchönen Kunſt anging. Als der junge Doctor die Bogen im Prachtbande dem Vater überſandte, legte dieſer das Buch in den Schoß der Mutter und ſagte freudig: „Was der Vater ſich erſehnte, wird beim Sohne zur That.“ In beſonderem Verſchluß hatte der Doctor Alles geſammelt, was ihm von Arbeiten ſeines Knaben zugänglich wurde, zarte Gedichte und Trinklieder, die Theaterſtücke und Arbeiten des Seminars; wenn er allein war, holte er die Blätter zuweilen heraus, ſah ſie der Reihe nach durch und dabei war ihm zu Muthe, als ob er ſelbſt dies alles gedacht und erfunden hätte.

Als Käthe dem Bruder von der Aufnahme ſeiner Diſſertation ſchrieb, kam natürlich auch mancherlei über ihre Freundin zu Tage, und daß Valerie beim letzten Beſuche den Vater ſo lange gebeten hatte, bis er ihr die Hauptſachen der Abhandlung deutlich gemacht. „Die Katharſis des Ariſtoteles?“ brummte Victor feindſelig, „was will die davon wiſſen? Verſtehen wir's doch ſelber kaum.“ In einer Nachſchrift der Schweſter tauchte ſogar der lange Häuptling der Thüringer auf, denn Victor las die Worte: Richard Henner iſt jetzt als Referendarius zum Beſuch auf dem Schloſſe des Kammerherrn; die Narbe, die er dir verdankt, ſteht ihm übrigens nicht ſchlecht. „Sie weiß auch den Vornamen,“ dachte Victor wieder, „Valerie kann ihn ja heiraten“ — und er warf den Brief unwillig auf den Tiſch.

Darauf ſchrieb der junge Doctor in der Reſidenz ſein erſtes größeres Buch, wieder gelehrt und äſthetiſch über gewiſſe ſtille Geſetze, nach denen der Dichter Form und Inhalt ſeiner Werke erfindet. Als nach einem Jahre dieſes Werk erſchien, wurde es von der Kritik wohlwollend aufgenommen, hier und da gerühmt. Auch Herr Köhler war damit zufrieden, ſchrieb glückwünſchend dem Vater und legte einige Recenſionen bei; zu Victor aber ſagte er: „Morgen kommſt du zum Mittagseſſen, junger Leſſing, es iſt Niemand geladen, die Tante hat dir zu Ehren etwas Gutes in die Küche beſorgt.“ Es war ein frohes Mahl, die Herbſtſonne ſchien durch den Kryſtall der Gläſer und malte kleine goldene Bilder an das weiße Tiſchtuch, auf dem Kuchen in der Mitte war in Zuckerguß der Vers zu leſen: Zum Dank für goldene Worte Empfange, Kind, die Torte.

„Das iſt Poeſie der Sylphe,“ erklärte Herr Köhler, brachte die Geſundheit Victors aus und war ſehr luſtig. Nach dem Eſſen trat Victor mit der Tante in die Stube des Hausherrn, wo dieſer, ein Buch in der Hand, ſeine kurze Sieſta zu halten pflegte; Minchen ſah über dem Sopha auf das Bild des alten Fritz und ſagte zum Gaſte: „Wenn er ſich nur entſchließen wollte, den ſchwarzen Flor abzunehmen. Ich habe den Flor ſo eng zuſammengedreht, als möglich iſt; aber es macht doch traurig, wenn man hinſieht.“

„Habe ich ihn nach der Schlacht bei Leipzig nicht abgenommen, ſo iſt jetzt vollends kein Grund dazu,“ antwortete Herr Köhler. „Die Zeit von 1806 kommt noch einmal wieder, mein Sohn, wir ſind auf dem beſten Wege. Damals lärmten die Waffen der Franzoſen vor dem Bilde des alten Königs, jetzt thun es moderne franzöſiſche Gedanken, gute und ſchlimme, mit denen wir in unſerer feigen Schwäche nicht fertig werden. Der Trauerflor wird an dem Tage abgenommen, an welchem bei uns die große Knechtung und Fälſchung der öffentlichen Meinung aufhört, das will ſagen die Cenſur. Erſt wenn das gedruckte Wort frei wird, kann unſer Volk zu einem geſunden Gedeihen kommen. Das Bild iſt übrigens einmal für dich beſtimmt, Victor, ich habe es der Tante ſchon geſagt.“ Er ging zu ſeinem Bücherſchrank und holte einen Band heraus: „Komm du hervor, alter Freund,“ ſagte er und wies ſeinem Gaſte den beſchädigten Einband. „Ihn hat einſt Napoleon ärgerlich in den Schnee geworfen. Jetzt geht, ihr Lieben, damit ich mich behaglich ausſtrecke; in einer halben Stunde bin ich bei euch.“

Die halbe Stunde verging. Da er nicht kam, trat Tante Minchen bei ihm ein, Victor vernahm einen Schrei und eilte nach. Die Tante kniete auf dem Fußboden, über den Gatten gebeugt — Herr Köhler war entſchlafen und erwachte nicht wieder. Ohne Krankheit, im vollen Genuß des häuslichen Glückes war er geſchieden und Katzenberger's Badereiſe war heruntergefallen und lag neben ihm auf dem Fußboden.

3.

Königin und Landmädchen.

Victor ſtand der Tante in den erſten Wochen des Schmerzes treu zur Seite, dann reiſte er nach der Heimat, die er einige Jahre nicht beſucht hatte. Er fuhr nicht mehr mit der Poſt, ſondern auf der neugebauten Eiſenbahn. Die Pfeife gellte, der Vater begrüßte den Sohn auf einem Perron. Auch in der Stadt war Alles verwandelt: eine neue große Straße zum Bahnhof war angelegt, ein mächtiges Gebäude, die neue Realſchule erhob ſich zwiſchen den Rüſtſtangen. Der Rathsthurm hatte eine gothiſche Spitze und über die Vorſtädte ragten mehre Dampfſchornſteine. In der Stadt fand er neugebaute Häuſer und neue Menſchen, Viele, die er als Kinder gekannt, grüßten ihn als Erwachſene. Die alten Häuſer kamen ihm klein vor und die Gaſſen enge. Dort zur Seite ſtand das Haus des Fleiſchers, ein großer Mann trat in die Thür mit faltigem Geſicht; es war nicht der alte gute Rieſe, der den Knaben Victor gern hereingerufen hatte, der war längſt tot — es war ſein Sohn und auch dieſer war alt geworden. Das Haus des Schuſters Schilling zeigte ſich mächtig verändert, ein großes Ladenfenſter war ausgebrochen und darin ſtanden, keineswegs eingemauert, ſondern heranlockend hinter Glasſcheiben viele große und kleine Stiefeln: „Der verſtorbene alte Meiſter arbeitete beſſer als ſein Sohn,“ ſagte der Doctor, „dafür iſt der Sohn ein eifriger Politiker und Anführer der Unzufriedenen.“ Ein Burſche lief mit bedrucktem Papier die Häuſer entlang. „Er trägt das Tageblatt aus, wir haben jetzt eine Druckerei und eine Zeitung, die unſerem Bürgermeiſter viel Kummer verurſacht, denn ſie will Alles beſſer haben, als es ſeither war." Vom Markte kam Hans, der Rathsdiener heran, ſchwenkte ſchon von weitem ſein ſpaniſches Rohr und begrüßte den Ankömmling in heller Freude. Aber Hanſens Schnurrbart war weiß geworden. Und wie Victor ſich zum Vater wandte, um ihm dies zu ſagen, fiel ihm plötzlich auf, daß auch ſein lieber Vater gealtert war, das Haar ergraut, das Antlitz gefurcht, und ihn überkam eine ſo heftige Bewegung, daß er kaum auf eine Frage des Doctors antworten konnte. Nur die Mutter, da ſie ihn aus ihren Armen entließ, ſah gerade ſo aus wie ſonſt, und ſein Käthchen fand er als blühende Jungfrau wieder. Nachdem die erſte Bewegung vorüber war und er den Eltern geſtand: „Ich bin doch nur wenige Jahre entfernt geweſen, aber mir kommt Alles verwandelt vor" — da entgegnete der Vater: „Du ſelbſt ſiehſt anders als früher, und hier hat ſich Vieles in wenigen Jahren geändert. Unſere Stadt iſt jetzt durch Eiſenbande dem Weltverkehr angeſchloſſen, faſt jede Stunde fliegt Neues heran, mit der Einſamkeit ſchwindet auch das kleinſtädtiſche Weſen; die gute alte Stadt fühlt zu ihrem Heil und zu ihrem Schaden jeden Pulsſchlag unſeres großen Staates und jede Bewegung fremder Nationen."

In ruhigerem Geſpräch wurden die Nachrichten über Bekannte ausgetauſcht. „Pathe Bärbel iſt recht ſtark geworden," erzählte die Mutter, „und denke dir, mein Lieſel hat in naher Ausſicht, Urgroßmutter zu werden; ihre Enkelin hat bereits einen Freier."

„Wie geht's der Familie mit der großen Kutſche?" frug endlich Victor die Schweſter.

„Gut!" antwortete dieſe heiter. „Der Kammerherr iſt kränklich und geht gebückt, die beiden älteſten Töchter ſind verheiratet und meine Freundin Valerie kommt zum Jahrmarkt herein."

„Sie wird zuletzt ihren Vetter Henner heiraten," ſagte Victor trotzig.

„Woher weißt du das?" fuhr Käthe auf.

„Ich denke mir's nur," verſetzte der Bruder. „Warum ſollen die Häuſer Bellerwitz und Ingersleben ſich nicht mit einander verbinden?"

Käthchen ſchüttelte den Kopf und ſagte mit einem Anflug von Schelmerei: „Ich glaube, dies Mal hat mein kluger Bruder ſich geirrt."

„Der junge Henner hat an dem alten Erdwall in der Heimat deiner Mutter nach heidniſchen Alterthümern graben laſſen," erzählte der Vater, „er nimmt ein ernſtes Intereſſe an dieſen Ueberreſten und hat einen großen Sammeltrieb. Ich zeigte ihm alte Steinwaffen, die mir eure Mutter geſchenkt hat, er erklärte einige davon für ſchöne und ſeltene Stücke, und meinte, die ſogenannte Schwedenſchanze ſei eine Opferſtätte der Vandalen geweſen, die auch unter den Slaven noch mit Scheu betrachtet wurde, und deshalb ſei dort ſpäter das chriſtliche Heiligthum errichtet worden. Mir hat das ruhige und ſichere Weſen des jungen Mannes recht wohl gefallen."

„Mit den lebenden Vandalen hat er ſich herumgehauen," grollte Victor. „Es muß etwas abgelebt und ſchattenhaft ſein um ihm zu gefallen." Er bemerkte, daß die Mutter nach dieſem ſtrengen Urtheil zu Käthchen hinüberſah und daß dieſes erröthete.

Zum Jahrmarkt kam Valerie und allerdings, trotz berechtigter Kritik, mußte Victor ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie ſchön war, daß ſie ſichere Haltung hatte, und zuletzt auch, daß ihr Anmuth nicht fehlte. Wie ſie hereintrat, die Eltern und ihre Käthe begrüßte, und wie ſie ſich dann zu ihm wandte — vielleicht mit einem zarten Erröthen, ſicher mit Freude und Herzlichkeit, vermochte auch er gegen die Vertraute der Schweſter ſeine förmliche Kälte nicht zu bewahren. Die Mädchen beſorgten ihre Einkäufe und ſetzten ſich endlich mit Victor auf die Bank, welche als ein Ueberreſt alten Stadtbrauches vor dem Hauſe ſtand. Während ſie von dort die Trachten der Marktbeſucher muſterten und ſich über die Verkäufer des Kleinkrams beluſtigten, welche unermüdlich die vorübergehenden Landleute durch verbindliche Worte anzulocken ſuchten, ſchritt Hans vorüber, feuriger als ſonſt durch die Genüſſe und Geſchäfte des Markttages; er trieb ein gebundenes Bäuerlein vor ſich her und da dieſes ungern voranging, ſo puffte und ſtieß er es mit ſeinem Rohr. Valerie ſtand auf. „Wie darf ſich der Diener unterſtehen, den Gebundenen zu ſchlagen?“ frug ſie empört.

„Was hat der Mann gethan?“ rief Victor der Polizei zu.

„Gemauſt!“ antwortete Hans hinüber.

„Fragen Sie, was der Arme geſtohlen hat,“ bat die gekränkte Valerie.

„Wurſt!“ entgegnete Hans im Vorbeigehen. „Bei der Arretirung hat er um ſich geſchlagen und war nicht zu bändigen, bis er geſchnürt wurde.“

„Wegen gewöhnlicher Eßwaaren einen Menſchen ſo behandeln, iſt nicht recht,“ fuhr Valerie hartnäckig fort. „Wie darf man ſich wundern, daß die armen Hungrigen bitteren Haß haben gegen Alle, welche in glücklicherer Lage ſind.“

„Wenn er Hunger hatte, konnte er den Verkäufer bitten,“ ſagte Käthchen.

„Dann hätte er auch nichts erhalten,“ erwiderte Valerie.

Biſt du ſo? dachte Victor, Eugen Sue bei Bellerwitz? und er frug ſie nicht ohne Bosheit nach dem Dichter, den ſie am meiſten begünſtige. Aber dieſe Frage hatte auf beide junge Damen eine ähnliche Wirkung, als wenn man bei zwei Champagnerflaſchen Draht und Schnur zerſchneidet. „[illegible]“ klang zugleich aus Beider Munde, und die Worte ſtrömten ohne Ende heraus: Lob und Freude, Lachen und Rührung. Da nun Victor denſelben Dichter in hoher Ehre hielt, ſo betheiligte er ſich tapfer bei dem Erguß und die drei vergaßen den Lärm des Marktes und fanden in ihrer Begeiſterung kein Ende, bis die Sonne völlig unterging und unſer alter Freund, der Mond, die Bank mit ſeinen ſanften Strahlen beſchien, die aber in der Kreisſtadt weniger geſchätzt wurden, als vormals auf dem Lande. Dennoch hatte dieſer Abend Folgen. Denn Victor behandelte ſeitdem das Fräulein mit einer Herzlichkeit, welche Käthchen beglückte.

Nur wenige Wochen weilte er im Elternhauſe; ihn beſchäftigte ſchon wieder eine Arbeit, zu welcher er eine große Bibliothek nicht entbehren konnte. Er beſprach mit dem Vater, daß er nach Beendigung dieſes Werkes eine Lehrerthätigkeit an der Univerſität oder an einer anderen größeren Anſtalt ſuchen wollte.

Durch dies zweite Buch begründete Victor ſeinen Ruf als Kunſtſchriftſteller. Es war dicker als das erſte, aber es war leichter zu verſtehen; die Kritik rühmte das Neue und Geiſtvolle, und der Buchhändler rühmte, daß auch die Leſer das Werk begehrten. In den Kreiſen der Reſidenz, welche Literatur und Kunſt zum Thee genoſſen, wurde Victor ein geſuchter Mann, und im Miniſterium war bereits davon die Rede, ihn zur Uebernahme einer Profeſſur einzuladen.

Victor hatte das Weihnachtsfeſt bei Freunden in der Nähe der Reſidenz verlebt. Als er nach ſeiner Rückkehr in einer beſuchten Conditorei von dem Zeitungsblatt aufſah, fand er am nächſten Tiſch zwei Damen, von denen die jüngere die Aufmerkſamkeit der Umgebung auf ſich zog. Sie war elegant, aber einfach gekleidet und hatte in Haltung und Bewegung die Sicherheit einer Frau, welche gewöhnt iſt ſich unter den Augen Vieler zu behaupten. Ihr Geſicht war von ihm abgewandt, während ſie zu ihrer Begleiterin ſprach, doch die halblauten Worte kamen ſo rein und deutlich aus klangvollem Organe, daß Victor ſogleich merkte, ſie müſſe von der dramatiſchen Kunſt ſein, wahrſcheinlich die berühmte Schauſpielerin, deren Gaſtrollen ſeit einer Woche in den Familien, in welchen er verkehrte, und von den Zeitungen eifrig beſprochen wurden. Die Fremde neigte ſich nach ſeiner Seite und er fiel ihr in die Augen; beide ſahen einander forſchend an und ſtanden gleichzeitig auf. „Tina!“ rief er erſtaunt und eilte auf ſie zu.

„Ich bin es, Vik,“ entgegnete ſie freudig und ſie ſchüttelten einander treuherzig die Hände.

„Gerade las ich von Ihnen,“ ſagte Victor. „Sie haben einen andern Namen als damals in meiner Heimat.“

„Ich führe jetzt meinen wirklichen Namen,“ erklärte Tina. „Mein Vater war ein Schauſpieler von Ruf, er ſtarb bald nach meiner Geburt; mein Stiefvater brachte mich auf die Bühne.“

„Darum habe ich vergebens ſo oft in den Theaterzeitungen nach Ihnen geſucht und ſtehe jetzt vor Ihnen wie Jemand, dem ein verlorenes Gut wiedergegeben wird, über alle Erwartung glänzender, als es vormals war.“

„Gut!“ ſagte Tina, erfreut über die unverhohlene Bewunderung. „Du biſt artig geblieben, Vik, und ich denke, auch ebenſo redlich. Komm fort, die Fremden brauchen meine Freude nicht zu ſehen. Begleite uns zu einem Wagen, ich ſoll den Winter über auf Gaſtſpiel hier bleiben und habe Beſuche vor. Sobald du Zeit haſt, komm zu mir.“

Wie Victor in ihre Wohnung kam und die Portière von einem artigen Kammermädchen zurückgeſchlagen wurde, ſprang Tina aus dem Seſſel, eilte ihm entgegen, faßte ihn mit beiden Händen am Kopf und küßte ihn recht herzlich. „Mich freut's, Kamerad, daß ich dich wieder habe,“ ſagte ſie vergnügt; „hier iſt dein Halsband“ — ſie wies auf ihren Hals — „ich habe es ſogleich aus meinem Kram herausgeſucht, um dir zu beweiſen, daß ich unſere Kinderfreundſchaft in Ehren halte. Du biſt groß und hübſch geworden, das habe ich mir immer gedacht. Komm, ſetze dich zu mir und erzähle vor Allem von deinen lieben Eltern. Du rauchſt doch?“

„In deiner Stube ungern,“ verſetzte Victor.

„Bah!“ rief Tina und klingelte; die Kerze und ein Kiſtchen Cigarren wurden gebracht. „Ich bin für Niemand zu Hauſe,“ gebot ſie dem Mädchen. Victor erzählte und antwortete auf ihre eifrigen Fragen.

Es klopfte leiſe, die Jungfer wand ſich durch die Portière. „Fürſt Alfons iſt draußen,“ ſagte ſie halblaut.

„Ich bin nicht zu ſprechen,“ antwortete Tina ungeduldig.

„Was ſoll ich ihm ſagen?“ frug das Mädchen.

„Ein Schriftſteller iſt bei mir.“

„Er hat die Cigarre gerochen,“ ſagte die kecke Wienerin beim Hinausgehen, „ich ſah es ihm an.“ Tina lachte. „Wer iſt der Herr, den du ausſperrſt?“ frug Victor.

„Ein Anbeter,“ erwiederte Tina mit guter Laune, „eine Wiener Bekanntſchaft; jetzt iſt er hier, und wie er verſichert, meinetwegen. Uebrigens iſt er ein gutherziger Mann, welcher mir wirkliche Freundlichkeit erwieſen hat. Wundere dich nicht, daß ihm die Cigarre auffiel, denn ſeinesgleichen darf hier nicht rauchen. — Ach, Vik, wie glücklich warſt du dein Lebelang. Mir iſt es nicht ſo leicht geworden. Zuerſt ſtarb der Stiefvater; du haſt ihn wenig gekannt, aber er hat brav an mir gehandelt und hätte ein beſſeres Loos verdient. Die Mutter zog mit mir bei den Theatern umher und erlebte noch, daß ihre Tochter Beifall fand; in Wien habe ich ſie auf dem Friedhof beſtattet, ſeitdem muß ich mich allein durch die Welt ſchlagen. Du ahnſt nicht, was dies „allein“ für eine Schauſpielerin bedeutet, ohne Mutter, ohne Verwandte, ohne Freunde an fremdem Orte ſich behaupten, preisgegeben dem Urtheil jedes Narren, ſchutzlos gegen Verläumdung, Unbill, tötliche Kränkungen, täglich umlagert von Begehrlichen, Beifall und Ruf oft abhängig von dem guten Willen eigennütziger und gemeiner Menſchen.“ Sie war aufgeſprungen und ihre Augen funkelten. Als ſie aber die ernſte Theilnahme ihres Gaſtes bemerkte, brach ſie ab: „Nimm's nicht tragiſch, Victor, ich wollte nicht klagen und thäte zuletzt Unrecht daran, denn ich habe auch gute Freunde gefunden. Und die treueſten unter den alten Komödianten. Willſt du die kleine Tina wieder beſuchen, ſo ſollſt du einen von unſeren wackeren Alten bei mir finden.“ Sie nannte den Namen eines Regiſſeurs.

„Ich kenne ihn wohl,“ verſetzte Victor, „wir haben zuweilen bis in die Nacht bei einander geſeſſen. Denn du mußt wiſſen, daß ich mich um das Theater kümmere, weil es auch zu meinem Berufe gehört.“

„Du biſt doch nicht Recenſent?“ frug Tina beſorgt.

„Nicht von denen, welche über dich ſchreiben,“ antwortete Victor.

Als er von ihr ſchied, war ihm juſt ſo zu Muthe, wie damals, wo er ihr den Apfel ſchenkte. Das ſchweſterliche Zutrauen, mit welchem die berühmte Künſtlerin, die zugleich ein ſchönes Weib war, ihn behandelte, ja auch die freie ſtudentiſche Weiſe des Verkehrs waren überaus wohlthuend. Mit Ungeduld erwartete er den Abend ihres nächſten Auftretens. Am Morgen erhielt er einen Brief mit einem Theaterbillet: „Lieber Vik,“ ſchrieb ſie mit ſchlechter Handſchrift, „wenn du kannſt, ſetze dich auf dieſen Platz, es iſt mir beim Spielen lieb, zu wiſſen, wo du mich ſiehſt. Biſt du nach der Vorſtellung frei, ſo komme zu mir, wir wollen plaudern.“

Das erſte Stück, welches Victor als Knabe geſehen, Käthchen von Heilbronn, wurde gegeben und es erſchien ihm wie ein Verhängniß, daß dieſelbe Poeſie die erneuerte Bekanntſchaft verklären ſollte. Er ſelbſt war kein unerfahrener Beurtheiler, und nicht durch Kunſtſtücke und einzelne glänzende Momente des Schauſpielers zu beſtechen. Während der ganzen Darſtellung mühte er ſich redlich das Urtheil über die Leiſtung nicht durch die Freundſchaft für die Künſtlerin beeinfluſſen zu laſſen, doch er verließ das Haus mit beflügeltem Schritt in dem erhebenden Gefühl, daß er etwas Seltenes genoſſen hatte, ſichere Herrſchaft über die Kunſtmittel; aber was ihn bezauberte, war das Innige, Einfache ihres Spiels, überall echte und eigene Schöpfung. Sie iſt eine große Künſtlerin, ſagte er ſich froh.

Als er bei ihr eintrat, fand er ſie in ihrem Schlafröckchen neben dem alten Regiſſeur. Sie ſtand auf und betrachtete ihn fragend, faſt ängſtlich; er bot ihr die Hand und dankte ihr von Herzen. Da wurde ſie übermüthig wie ein Kätzchen, wirthſchaftete um den Theekeſſel, holte die Cigarren und begann: „Liebe Leute, jetzt verwendet fünf Minuten auf mich und lobt mich, ſo ſehr ihr könnt, denn ich bin noch warm von der Arbeit, und ſeid ihr beide zufrieden, ſo iſt mir an dem Urtheil der andern Menſchen hier wenig gelegen.“

Was ſie begehrte, thaten die beiden mit klugen Worten. Als dabei ſchnell die Hauptmomente der Rolle durchgegangen wurden, gab ſie an, daß ſie an einigen Stellen unſicher geweſen ſei, ob ſie dieſelben ſo oder ſo faſſen ſolle. Dies erörterten wieder die Herren mit einander und waren nicht überall derſelben Meinung, ſie jedoch ſpielte von ihrem Sitz ſogleich mit leichtem Anſchlage Jedem ſeine Auffaſſung nach in ſo ſchnellem Verſtändniß und ſo aus dem Vollen, daß man erkannte, ſie hätte ebenſo leicht nach den Wünſchen des Anderen geſtalten können.

„Wir vermögen Ihnen nichts beizubringen,“ ſagte der alte Schauſpieler, „und Sie haben zuletzt gegen uns das beſte Recht, denn alles Einzelne iſt bei Ihnen wie ſelbſtverſtändlich aus ſtarker und genauer Empfindung des geſammten Charakters hervorgegangen. Das iſt Genie.“

„Nein, mein hoher Herr,“ ſagte ſie, „ich muß mir's auch überlegen und manche Rollen oft durchleſen, bis der Augenblick kommt, wo ich's habe; Manches wird mir ſchwer, und Anderes kann ich gar nicht leiden, zum Beiſpiel nicht die magere Donna Diana mit ihren vielen Roben.“

So flog das Geſpräch auf andere Stücke. Der Regiſſeur erzählte aus ſeiner reichen Erfahrung von der Art und Weiſe, wie verſchiedene berühmte Künſtler ſich mit ihren Aufgaben zurecht fanden; auch Tina verſtand allerlei Luſtiges über frühere Collegen zu berichten, und Victor vernahm mit Befriedigung, wie gutherzig und anerkennend ſie von Anderen ſprach. Die Zeit verrann drei frohen Menſchen, ohne daß ſie es merkten. Als die kleine Uhr zwölf ſchlug, ſprang Tina auf. „Jetzt fort, ihr lieben Herren, Käthchen von Heilbronn, kaiſerliche Prinzeſſin von Schwaben wird zu Bett gebracht. Gehen Sie voraus, Papa, und warten Sie draußen, ich will meinem Kameraden ſchnell noch etwas ſagen.“ Sie hob ſich zu Victors Ohr und raunte ihm glücklich zu: „Du biſt ein grundgeſcheidter Junge und ich habe meine Freude an dir.“

„Gute Nacht!“ ſagte Victor und wollte ſie küſſen, ſie aber trat zurück und ſprach ernſthaft: „Nein, Vik, das thue niemals.“ Doch gleich darauf ſchüttelte ſie ihm wieder die Hand: „Gute Nacht, du lieber Kerl!“

Seit dieſem Abende kam es Victor vor, als ob eine der Muſen ihn aus dem Gewühl des Marktes in die reine Luft ihres Götterſitzes entrückt und ſeine Schläfe mit ihrem unverwelklichen Kranze geſchmückt habe. Erſt jetzt empfand er die hinreißende Schönheit der Kunſt, ſie beflügelte ihm die Gedanken und adelte ſein Gefühl, und er ſchritt, die unſichtbaren Blüthen um das Haupt in ſtillem Glück bei anderen Menſchen vorüber. Ueberall erhob ſich ungeduldige Forderung, und in der Menge arbeitete ein wildes Begehren, der Bau des Staates, der ſeit den Freiheitskriegen neu gezimmert war, krachte in allen Fugen; Jedermann klagte und grollte, daß es ſo nicht fortgehen könne, und der Zwiſt zwiſchen Regierung und Volk wurde mit jeder Woche bedrohlicher. Sonſt hätte er mit Leidenſchaft an dem Streite Theil genommen, jetzt war er ihm faſt gleichgiltig. Was ihm ſo übermächtig Gedanken und Phantaſie in Anſpruch nahm, das war in der That die edle Freude am Genuß des Schönen und das Beſtreben, die geheimſten Geſetze des Schaffens aus der ſchöpferiſchen Arbeit einer Künſtlerin zu errathen. Er war durchaus nicht, was

Tina einen Anbeter nannte; zwiſchen ihm und ihr bildete ſich ein reines, ſonniges Verhältniß wie zwiſchen zwei Geſchwiſtern, oft empfand er freilich, wie ſchön ſie war und wie hinreißend der Zauber ihrer Anmuth, aber auch in vertrauten Stunden, wo er allein neben ihr ſaß, war es, wie er ſich verſtändig ſelbſt ſagte, nicht das Weib, ſondern die Künſtlerin, welcher er huldigte. Wenn er eines ihrer Stücke für ſich durchgearbeitet hatte, dann bat er ſie wohl, ihm ihre Auffaſſung an den Hauptſcenen deutlich zu machen. Gelehrt ſprechen konnte ſie nicht über das, was ſie ausdrücken wollte, doch ſie ſpielte auf der Stelle vor mit ſo richtiger Andeutung durch Worte und Geberde, daß er ein Bild ihres ganzen Kunſtwerkes erhielt. Sie vertraute ihm Alles an ohne jede Eitelkeit, ſie wies ſelbſt auf die Schwächen ihrer Begabung hin und geſtand ihm, wo ſie dieſelben durch ihre Kunſtmittel ſo gut als möglich verdeckt hatte, auch wo ihr Etwas im Innern gar nicht aufgegangen war und ſie ſich mit einer dramatiſchen Phraſe aus der Verlegenheit geholfen hatte. Bei ſolchen Stellen konnte er in der Regel ihrem Verſtändniß helfen, dann lauſchte ſie andächtig auf ſeine Erklärung und er beobachtete mit Entzücken, wie in ihrer Seele die innere Arbeit begann, bis ſie aufſprang und glückſelig rief: „Vik, ich hab's." Dann ſpielte ſie ihm die Stelle vor.

Auch die Geſellſchaft, welche ſich des Abends bei ihr zuſammenfand, ſtimmte zu dem idealen Glück, welches Victor in ihrer Nähe genoß; außer dem alten Regiſſeur kamen noch einige Herren und Damen von der Bühne, ein lebensfrohes Völkchen, leicht angeregt und immer geneigt, ſich mitzutheilen. Männer und Frauen ſprachen zuweilen in burſchikoſer Weiſe mit einander, dem letzten Ueberreſt alter Theaterſitte, aber dahinter merkte man dennoch eine ehrliche Achtung.

In den Morgenſtunden fand er bei ſeiner Freundin auch andere Beſucher: begeiſterte Theaterfreunde, die den Schweif jeder berühmten Künſtlerin bildeten, und weniger harmloſe

Gäſte aus den Kreiſen einer vornehmen und verdorbenen Jugend, welche das ſchöne Weib ſuchten. Unter den letzteren war ein Gardelieutenant, als roher Wüſtling in der Stadt beſonders übel beläumdet. Tina ſaß an ihrem kleinen Schreibtiſch und Victor bezeichnete in einer neuen Rolle eine Stelle, über die der Regiſſeur zu befragen war, als der Baron eintrat. Der neue Gaſt warf ſich nachläſſig in die Dormeuſe, ſtreckte ſeine langen Beine über den Rand und begann in dem ſchnarrenden Tone, der damals unter der eleganten Jugend der Reſidenz Mode war, das Spiel der Künſtlerin in ihrer letzten Rolle zu loben, in der wegwerfenden und gemeinen Weiſe, die für eine Belobte kränkender iſt als eine Beleidigung und er ſchloß: „Taille und Büſte famos, und der Chic unglaublich. Es iſt immer Race in Ihrem Spiel. Auf Ehre, ſchöne Tina, ich war ganz weg!"

Victor, empört durch die Roheit, ſagte über die Achſel: „Sie hätten Niemandem ein Leid zugefügt, wenn Sie auch heut weggeblieben wären. Da Sie aber einmal hier ſind, ſo nehmen Sie wenigſtens die Beine vom Sopha."

Der Baron ſtreckte ſich länger aus und frug zu Tina gewandt: „Wer iſt der Laffe?"

„Er wird Ihnen ſeine Adreſſe zugehen laſſen," antwortete Victor in ſeinem alten Vandalentrotz, „aber er wird vorher das Fräulein bitten, Sie in dieſem Zimmer allein zu laſſen, wenn Sie ſich nicht anſtändig hinſetzen."

Der Baron erhob ſich mit einem Fluche und packte den Griff ſeines Säbels, Tina warf ſich erſchrocken zwiſchen die Streitenden. Da ging die Portière aus einander und der Fürſt trat herein, ein Veilchenbouquet in der Hand. Er war ein wohlhäbiger Herr, etwa zehn Jahr älter als Victor, mit einem breiten Geſicht von verſtändigem Ausdruck, ruhig und läſſig in allen Bewegungen. Mit einem Blick überſah er die Sachlage, wandte ſich an Tina und überreichte ſich verneigend den Strauß, indem er mit behaglichem Anklange an die öſtreichiſche Mundart ſagte: „Es ſind die erſten Blumen dieſes Frühlings, mein gnädiges Fräulein. Die Natur begrüßt uns Menſchen in dieſem Jahre friedlicher als die Menſchen einander.“ Er wandte ſich an den Lieutenant: „Ich bin erfreut, Sie einmal hier zu ſehen, Herr Baron, geſtern habe ich im Klub vergebens nach Ihnen geſucht; ich wollte mir die Ehre geben Sie für heut zu einem Bärenſchinken einzuladen, der aus Ungarn angekommen iſt.“ Und ſich wieder vor Tina neigend fuhr er fort: „Das gnädige Fräulein wird verzeihen, wenn ich es hier thue. — Wollen Sie die Güte haben, mich Herrn Profeſſor König vorzuſtellen.“ Und da Tina dies gethan, begrüßte er dieſen mit der gleichen Gemächlichkeit: „Ich bin Ihnen im Theater begegnet und habe ſchon oft die Gelegenheit herbeigewünſcht, für gute Belehrung zu danken, welche durch Sie nicht mir allein, ſondern auch Andern zu Theil geworden iſt“ — ein ſchneller Blick ſtreifte die Künſtlerin. Tina ſetzte ſich, der Fürſt desgleichen und die beiden Gegner konnten es unter dem Zwange ſeiner unzerſtörbaren Artigkeit nicht vermeiden ebenfalls zu ſitzen, der Baron jetzt in anſtändiger Verwendung ſeiner Beine. Und Victor ſah mit Vergnügen, daß der ungezogene Lieutenant in die beſcheidene Rolle herabgedrückt war, welche der Schakal in der Nähe des Löwen ſpielt; er ſchnarrte weniger und krümelte einige Broſamen in die Unterhaltung, bis er ſich endlich empfahl, in guter Haltung von dem Fürſten, nachläſſig von der Künſtlerin und von Victor gar nicht. Bald darauf brach auch der Fürſt auf und der Profeſſor hörte, daß Tina dem Herrn halblaut ſagte: „Sie kamen zu rechter Zeit, um eine häßliche Scene zu beendigen.“ Der Fürſt antwortete artig: „Sie müſſen Nachſicht mit uns Männern haben, wir ſind nicht immer im Stande, unſeren dramatiſchen Eifer an der rechten Stelle zu bändigen.“ Als Victor den Hut ergriff, hielt Tina ihm die Hand hin: „O Victor, was haſt du angerichtet!“ Der Fürſt erwartete ihn im Vorzimmer und bat in ſeinem Wagen Platz zu nehmen und zu befehlen, wohin er fahren wolle. Im Wagen ſagte er: „Darf ich Sie bitten mir anzuvertrauen, was jene Scene mit dem Baron veranlaßt hatte." Victor berichtete den Vorgang. „Man iſt hier zuweilen plump," ſagte der Fürſt. „Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich mir eine zweite Frage geſtatte: Welche Folgen kann nach Ihrer Anſicht dieſe Begegnung haben?"

„Vor Allem doch eine Forderung von meiner Seite," antwortete Victor.

Der Fürſt nickte. „In dieſem Fall würde ich mich geehrt fühlen, wenn Sie mich zu Ihrem Secundanten annehmen wollten." Victor ſah ihn dankbar an.

„Da ich aber auch verhindern möchte, daß der Baron eine wehrloſe Künſtlerin zum Gegenſtande ſeines Grolles macht, ſo bitte ich Sie mir erſt morgen früh die Mittheilungen zu gönnen, deren ich als Ihr Secundant bedarf. Heut wünſche ich mit Ihrem Gegner in dem Charakter eines Wirthes zu verhandeln."

Am nächſten Morgen fuhr der Fürſt in früher Stunde bei Victor vor. „Ich hatte noch Gelegenheit," begann er, „mit Ihrem Gegner einige Anſichten über den geſtrigen Zuſammenſtoß auszutauſchen. Ich nehme an, daß er nicht abgeneigt iſt ſeinerſeits Ihnen durch mich ſein Bedauern über das hingeworfene Schmähwort auszuſprechen, wenn Sie ſich herablaſſen könnten, auch Ihrerſeits ein Bedauern über nachdrückliche Worte, die Sie ihm gewidmet haben, vor einem ſeiner Freunde zu erklären."

„Wie vermag ich das?" entgegnete Victor. „Ich müßte ihm das nächſte Mal, wo er in ähnlicher Weiſe guter Sitte ermangelt, daſſelbe ſagen."

„Er wird ſich vielleicht in Ihrer Gegenwart fortan mehr in Acht nehmen."

„Er hat durch ſein Benehmen nicht mich gekränkt, Durchlaucht, ſondern eine Dame," ſagte Victor.

„An der wir beide Antheil nehmen," ſetzte der Fürſt verbindlich hinzu. „Sie beſtehen alſo darauf ihn zu fordern?"

„Nach meiner Empfindung iſt das gar nicht zu umgehen. Da Eure Durchlaucht aber mir bei dieſem Handel ſo wohlwollenden Antheil zugewandt haben, erlaube ich mir die Frage, was Sie ſelbſt in meiner Lage thun würden."

„Fordern," verſetzte der Fürſt gemüthlich. „Wenn Sie es nicht thäten, würde ich es ſelbſt thun. Und die Waffen?"

„Da er im Begriff war den Säbel gegen einen Waffenloſen zu ziehen, ſo wünſche ich ihm mit ſeiner eigenen Waffe zu dienen. Doch iſt mir die Kugel auch recht, ich nehme an, dieſe wird für meinen Secundanten bequemer ſein."

„Ich war Rittmeiſter bei den Huſaren," verſetzte der Fürſt. „Und die Zeit?"

„Da ich ein freier Mann bin und er im Dienſt, ſo bitte ich Sie ihm dies zu überlaſſen."

„Gut!" erwiederte der Fürſt, „ich hoffe, Ihnen in einigen Stunden Beſcheid zu ſagen." Er beſah noch das Bild einer Madonna, welches an der Wand hing, ließ ſich von Victor ein neues Sammelwerk zeigen, Stiche nach italieniſchen Gemälden, und ſchritt mit ſeiner angenehmen Ruhe die Treppe hinab.

Im Laufe des Tages erhielt Victor ein franzöſiſches Billet des Fürſten: Säbel angenommen, ich ſorge für Alles und hole Sie morgen früh ſieben Uhr ab.

Nun hatte Victor nicht ohne Grund Säbel vorgeſchlagen; ſchon als Knabe hatte er den Huſarenſäbel des Vaters mit Bewunderung betrachtet, als Vandale oft mit der ſchweren Waffe geſchlagen und auch in den letzten Jahren beim Fechtmeiſter der Univerſität mit einigen Bekannten geübt. Er hatte bisweilen die Ahnung gehabt, daß er dieſe Kunſt noch im Ernſt brauchen werde. Jetzt empfand er einen ſo heftigen Widerwillen gegen den ungezogenen Junker, daß die Sorge für das eigene Leibeswohl davor gar nicht aufkommen wollte, und er fuhr am anderen Morgen mit dem Fürſten zur Stätte des Kampfes, geſammelt und entſchloſſen, ſein Beſtes gegen den Anderen zu thun.

Sein Gegner erwies ſich weit ungefährlicher, als anzunehmen war; in der Sorge, Kopf und Geſicht zu ſchützen, ſchlug er viel zu wenig und erhielt nach einigen Augenblicken einen wuchtigen, gut gemeſſenen Hieb in die Schulter, der ihn kampfunfähig machte. Mit kaltem Gruß trennten ſich die Parteien, die Kameraden des Lieutenants konnten die Unzufriedenheit über den Erfolg des Civiliſten nicht verbergen. Als Victor auf dem Rückwege dem Fürſten dankte, ſagte dieſer: „Wir alle haben Urſache zu ſorgen, daß der Handel geheim bleibt. Ich wünſche es auch um des Fräuleins willen, welches die unſchuldige Veranlaſſung geworden iſt.“

Erſt viel ſpäter erfuhr Victor, daß er dem Fürſten in dieſer Affaire zu beſonderem Dank verpflichtet war, denn dieſer hatte, als er die Forderung überbrachte, gegen einen ausſchließenden Standeshochmuth kämpfen müſſen, den er erſt durch die Andeutung niederſchlug, daß er den Streit auf ſich zu nehmen gezwungen ſei, wenn dem Herrn, den er vertrete, die geforderte Genugthuung verweigert werde.

Victor war der Anſicht, daß der Fürſt ihm wirkliche Freundlichkeit bewieſen habe, und erwartete deshalb fortan eine gewiſſe perſönliche Annäherung. Zu ſeinem Verwundern war das nicht der Fall, der Oeſtreicher behielt ihm gegenüber eine gleichmäßige artige Kühle und ſie ſahen einander ſelten.

Von dem Duell verlautete in der Stadt wenig, die Herren vom Klub hatten keinen Grund zu beſonderer Befriedigung und die allgemeine Aufmerkſamkeit war auf Anderes gerichtet. Der Schauſpielerin verhehlte Victor die Wahrheit und ſagte ihr auf unruhige Fragen nur: „Die Sache iſt mit Hilfe des Fürſten ausgeglichen.“

Aber für Victor ſelbſt blieb der Streit nicht ohne Folgen. Es machte ihm in der Stille Freude, daß er etwas für ſeine

Freundin gewagt hatte, und er war ſeitdem geneigt ſie zu betrachten, als ob ſie ihm angehöre. Er fing an ſich mehr um ihr Tagesleben zu kümmern, frug ſie zuweilen nach ihrem Verkehr und den Beſuchen, die ſie annahm; und da Manche ihr huldigten, die ihm mißfielen, verhehlte er ſeine Mißbilligung nicht. Tina ſah ihn bei ſolcher Kritik mit großen Augen an und, wie ihm vorkam, mit geheimer Sorge, doch antwortete ſie demüthig und verſuchte wohl auch, ſich nach ſeinem Wunſche zu richten.

Sie hatte ihn gebeten eine neue Rolle mit ihr durchzugehen, er hielt das Buch, ſoufflirte und las in ihren Scenen die Rollen der Gegenſpieler; ſie ſpielte ihre Partie vor. Dabei geriethen beide in Künſtlereifer, auch er recitirte lebendiger und nahm die Stellungen, welche der Moment verlangte. Als nun eine Scene von ſtarker dramatiſcher Bewegung kam, eine Erklärung zwiſchen zwei Liebenden, welche nach dem Hin- und Herwogen der Leidenſchaft einander in die Arme fliegen, da ſprang Tina im Charakter ihrer Rolle und in der Begeiſterung des Spieles auf ihn zu und warf ſich ihm an die Bruſt; das Tuch war ihr von den Schultern geglitten, er hielt das ſchöne Weib und fühlte das Wogen warmer Empfindung an ſeinem Herzen. Da ſchloß er ſie feſter an ſich und drückte ihr heiße Küſſe auf Hals und Schulter. Sie lag eine Weile hingebend in ſeinen Armen, dann richtete ſie ſich langſam auf und in ihrem Antlitz zuckte eine Bewegung anderer Art, Trauer und Angſt. Sie ſetzte ſich kleinmüthig in den Seſſel und ſagte leiſe: „Das hätteſt du nicht thun ſollen, Victor!“

„Täglich fühle ich mehr, wie ſchön du biſt,“ rief der entflammte Kamerad. „O zürne nicht, daß das Gefühl aufloderte und die Leidenſchaft herausbrach, ich wollte dich nicht kränken.“

Tina aber nickte ſchmerzlich mit dem Haupte: „Ich wußte, ſo würde es kommen. Wie war deine Freundſchaft ſo ſchön!“ — und kräftig ſich zuſammennehmend rief ſie in verändertem

Tone: „Du dummer Victor! Du willſt doch nicht mein Anbeter werden oder gar mein Liebhaber? Weißt du, was das heißt, mein Freund? Jetzt gehorche ich dir; wenn du aber küſſen willſt, wie du eben thateſt, mußt du mir gehorchen, du mußt meine üble Laune aushalten, mußt mir Veilchenbouquets zutragen und dir gefallen laſſen, daß ich ſie bei Seite werfe, wenn ſie mir nach türkiſchem Tabak riechen. Finde ich ein Armband hübſch oder ein Spitzenmuſter, ſo mußt du ſchnell darnach laufen und nach dem Preiſe nicht fragen; du mußt deine Eiferſucht — ich ſehe dir an, daß du darin ſtark ſein kannſt — ſtill hinunterdrücken und gegen andere Männer, denen ich einmal zulache, freundlich ſein. Ich werde dich quälen und du mich, du wirſt unglücklich ſein und wirſt zuletzt nicht danach fragen, wie mir zu Muthe iſt. O ſei kein Thor, Kamerad, und ſtöre nicht den Frieden, in welchem wir jetzt mit einander leben.“

„Du weißt nicht,“ rief Victor widerſpenſtig, „wie ſehr ich unter dem Zauber deines Weſens ſtehe. Das Kind, das ich einſt geliebt, die Künſtlerin und das ſchöne Weib vermag ich nicht mehr aus einander zu halten wie verſchiedene Leben; für mich biſt du immer die eine, nach der ich mich ſehne und die ich begehre.“

Wieder ſah ſie traurig vor ſich hin. „Den beſten Theil hatteſt du,“ ſagte ſie leiſe, „und du willſt ihn vertauſchen mit etwas Anderem, was für uns beide ein Unglück wird. — Arme Tina! noch einmal war die Unſchuld der Kinderzeit in dein Leben zurückgekehrt und du warſt ſo ſelig darin.“ Die Thränen rollten ihr von den Wangen.

„Sprich nicht ſo zu mir, Mädchen,“ verſetzte Victor erſchüttert durch dieſe Klage. „Traurig kann ich dich nicht ſehen und unglücklich ſollſt du durch mich nicht werden; ich will mich in Zukunft beſſer behüten. Wenn dir unſere Kameradſchaft als das größere Glück für dein Leben erſcheint, ſo will ich mich zu beſchränken ſuchen auf den Theil deines Herzens, den du mir zuwenden kannſt, wie bitterlich ſchwer es mir auch werden mag.“

Sie ſah ihn forſchend an und da er ihr die Hand bot, hielt ſie dieſe feſt und neigte das Haupt.

Nun ging es äußerlich wieder wie vorher, aber die harmloſe Zufriedenheit, welche Victor gefühlt, war verſchwunden. Unruhig beobachtete er ſeine Jugendfreundin und machte ſich Gedanken über ihre Vergangenheit, über die Verhältniſſe zu anderen Männern, die ſie früher bereits gehabt oder die ſie ihm wahrſcheinlich verbarg, und es half ihm wenig, daß er ſich ſelbſt ſagte, wie thöricht ſolche Eiferſucht gegenüber einer Künſtlerin ſei, welche aus engen Verhältniſſen ſich mühſam emporgearbeitet hatte und allen Gefahren und Verlockungen des Berufes und ungewöhnlicher Erfolge ausgeſetzt geweſen war. Durch dies Grübeln und Zweifeln fielen zuweilen dunkle Schatten in den frohen Schein, der um den Theetiſch der Künſtlerin glänzte, Tina merkte die ungleiche Stimmung ihres Freundes, ſie bewies ihm gegenüber unverändertes Zutrauen und bei Gelegenheit eine faſt demüthige Fügſamkeit in ſeinen Willen. Er hatte einſt nebenbei erwähnt, daß ihr eines ihrer einfachen Hauskleider beſonders gut ſtehe, ſie trug es ſeitdem immer, ſobald ſie ſeinen Beſuch erwarten konnte; er hatte gegen ſie ein Buch gelobt, als er das nächſte Mal kam, fand er es aufgeſchlagen, obgleich ſie ſonſt wenig las; er hatte ſein Wohlgefallen an einer ihrer Colleginnen geäußert, er fand die junge Dame ſeitdem öfter am Theetiſch und merkte, wie Tina ſich bemühte, dieſen Gaſt im Geſpräch zur Geltung zu bringen.

Als Victor einſt nach einem guten Künſtlerabend neben dem alten Regiſſeur heimwärts ging, begann dieſer in ſeiner Freude über die Schauſpielerin: „Da hat unſer Herrgott einmal etwas Gutes für das deutſche Theater zurecht gemacht, aber der Teufel wird es uns nicht gönnen und die Arbeit verderben.“

„Was fürchten Sie für ihre Zukunft?“

„Daß ſie doch einmal irgend Jemanden heiratet," entgegnete der Schauſpieler. „Das beſondere Talent, welches ſie beſitzt, iſt ihr vom Himmel nur unter Bedingungen verliehen, wie der Jungfrau von Orleans ihre Stärke. Einer Schauſpielerin, wie dieſer, iſt die Liebe, ja auch die Hingabe an den Geliebten nicht verwehrt; aber dies muß ein Spiel bleiben, welches ein Ende nimmt. Für Haushalt und Ehepflicht, die mancher anderen Künſtlerin zur Kräftigung gereichen, iſt dieſe Natur nicht robuſt genug. Ich kenne ſie ſeit Jahren."

Da wagte der eiferſüchtige Victor einzuwerfen: „Sie hat doch ſicher ſchon manches nähere Verhältniß zu Männern durchgekämpft."

„Das könnte aus ihrem Spiele ſchließen, auch wer es nicht weiß," antwortete der Alte, „aber ſie iſt immer mit ihren Leidenſchaften zu rechter Zeit fertig geworden, und dieſe haben ihre phyſiſche und geiſtige Kraft nicht vermindert. Ich will ihr gern Alles nachſehen, nur ſoll ſie ſich für keinen Mann opfern."

Nach dieſer Unterredung ſah Victor die Schauſpielerin einige Tage nicht. Die Kammerherrin war mit Valerie nach der Reſidenz gekommen, die Damen wohnten bei Tante Minchen und nahmen ſeine Dienſte ſehr in Anſpruch. Während ihrer Anweſenheit äußerten ſie den Wunſch die fremde Künſtlerin in einer ihrer großen Rollen zu ſehen, und Victor mußte ſie ins Theater begleiten. Ihm erſchien dies wunderlich. Er ſaß nicht an ſeinem gewöhnlichen Platz, wo ihn Tina zu ſehen wünſchte, und empfand es wie ein geheimes Unrecht gegen die Freundin, daß er ihrem Spiele neben Valerie zuſehen ſollte. Vielleicht täuſchte er ſich, doch ihm kam vor, als ob die großen Augen Tina's von der Bühne unruhig und beſorgt nach ihm und ſeiner Nachbarin blickten, beſonders als Valerie ſich einmal zutraulich nach ihm wandte und leiſe zu ihm ſprach. Wie er einige Tage darauf die Gäſte nach dem Bahnhof geleitet hatte, eilte er zur Wohnung der Schauſpielerin. Es war nicht die Stunde, wo er ſonſt zu kommen pflegte, und er fand Tina in Berathung mit ihrer Geſellſchafterin, die zu andrer Zeit in einer Hinterſtube für die Garderobe der Künſtlerin ſorgte. Tina nickte ihm freundlich zu, doch war ihr Blick umwölkt, als hätte ſie geweint. Ueber den Seſſeln lagen Theaterroben, ein Hermelinmantel und anderer Königsſtaat. „Es iſt meine Rüſtung für die nächſte Vorſtellung, du kommſt in meine Schneiderſtunde.“ Sie gab der Gehilfin die nöthigen Aufträge und ſandte ſie hinaus, dann trat ſie vor Victor und frug heftig: „Wer war die junge Dame neben dir in der Loge?“

Mit einem Anflug von Befangenheit gab Victor Auskunft und ſetzte hinzu: „Es iſt die nächſte Freundin meiner Schweſter.“ Tina ſah ihn durchdringend an. „Sie iſt ſchön!“ ſagte ſie in herbem Tone, kehrte ihm den Rücken zu und ſetzte ſich in einen Seſſel. Victor erwartete ſchweigend, was kommen würde. Nach einer Weile begann Tina immer noch abgewandt mit leiſer Stimme: „Nimm den Shakeſpeare, Vik, und ſchlage mir im Romeo den zweiten Act an von den Worten: O, wie ſie auf die Hand die Wange lehnt.“

Er nahm und las. Nach einigen Zeilen ſtand ſie auf, wandte ſich ihm zu und ſpielte die Balkonſcene ſo lieblich und innig und doch mit ſo ſtarker unterdrückter Leidenſchaft in ihn hinein, daß er in einem Schauer von Entzücken und Schrecken die Empfindung hatte als ob ſich ihm das Haar auf dem Haupte ſträube. Am Ende der Scene fuhr ſie plötzlich fort: „Hinab du flammenhufiges Geſpann“ und warf ſich bei den Worten: „Nacht, gib mir meinen Romeo“ mit voller Leidenſchaft an ſeine Bruſt, der Shawl glitt ihr von den Schultern, ſie ſchlug die Arme um ſeinen Hals und ſeufzte leiſe: „Da haſt du die Schulter, küſſe mich!“ Das that er. Sie aber entwand ſich ihm wieder, warf den Purpurmantel um ihren entblößten Nacken, und ſprach, indem ſie mit hinreißender Zärtlichkeit den Arm gegen ihn ausſtreckte: „Geh, Lieber, heut Abend erwarte ich dich.“

Mit beflügeltem Schritt eilte Victor durch die Straßen nach ſeiner Wohnung; ihm pochte das Herz, daß er die Schläge fühlte. Er fand die Straßen mit Menſchen gefüllt, ein unruhiges Hin- und Herwogen, in den Haufen pfeifende Straßenbuben, und viele wilde Geſtalten, die er ſo zahlreich in den belebten Stadttheilen nie geſehen. Ihm aber dünkte Alles wie Geſchrei der Raben auf dem Baume, er ſprang in ſeiner Wohnung die Treppe hinauf, legte die Uhr auf den Tiſch und ſchritt auf und ab. Es wurde dunkel; aus der Ferne tönte ein Brauſen herauf, dazwiſchen einzelne Schreie, wie Geräuſch der fernen Brandung und Gekrächze der Möwen, zuweilen wurde es auf Minuten ſtill, dann erhob ſich auf's Neue das Getöſe und Rauſchen näher und drohender. Victor ſah wieder nach der Uhr. Unten ſchallte der regelmäßige Tritt marſchirender Soldaten, Kommandorufe und der Anſchlag der Gewehre auf dem Pflaſter. Aus der Ferne aber klang ein Dröhnen und Raſſeln, wie von Laſtwagen, — waren das Geſchütze? Horch, ein ſcharfes Knattern — ſo klangen Schüſſe! Da ergriff er ſeinen Hut und ſprang hinaus auf die Straße. Die Straße war leer wie in tiefer Nacht, die Thüren geſchloſſen; er eilte an den Häuſern entlang, um zu ihr durchzudringen, die in dieſer Stunde ihn zitternd erwartete. Der Weg war erhellt von einem röthlichen, unheimlichen Lichte. Wie er um die Ecke bog, ſah er den ganzen Himmel in heller rother Gluth, feurige Lohe und ſchwarze Rußwolken wälzten ſich in wildem Tanze über den Häuſern dahin. Ein Haufe von Männern und Weibern quoll ihm entgegen, die Geſichter blutlos, in den Augen Wuth und Entſetzen; ſie brüllten: „Mord! Heraus zur Hilfe!“ Victor ſprang heran — auch ihm ſtarrte das Blut in den Adern — auf einem Räderkarren, den ſie vorwärts zogen, lag ein Mann in dem Kleid eines Arbeiters und ein halbwüchſiger Knabe, und beide waren getötet, das geronnene Blut klebte an Haar und Kleidern. Wieder rannte er weiter, zu dem Schrecken kam ein wüthender Zorn gegen die Bewaffneten, welche arme Leute niederſchoſſen, und gegen eine Regierung, die ſo Furchtbares, Wahnwitziges geboten hatte.

Als er die nächſte Straße erreichte, ſtand er in einem geſchäftigen Haufen Arbeitender zwiſchen umgeſtürzten Wagen und ausgebrochenen Pflaſterſteinen, in dem Dämmerlicht bewegten ſich ſchweigend die dunkeln Geſtalten, fahl die Geſichter und glanzlos die Augen, gleich geſpenſtigen Schatten, welche der Tod aus ſeinem Reiche herausgeſandt hat. Eine heiſere Stimme rief dem Zornentflammten in das Ohr: „Zur Hilfe dem Volke, wenn du ein Mann biſt!“ — ein Gewehr lag in Victors Hand, er ſelbſt ſtand hinter den Steinen und ſtierte nach vorwärts, und über ihm pfiffen die Kugeln, die aus einer Salve gegen ihn und ſeine Umgebung heranflogen. In demſelben Augenblick hörte Victor von der Seite einen franzöſiſchen Anruf, und er hörte, wie der Mann, welcher an der Barrikade gebot, einem Genoſſen in polniſcher Sprache Befehle gab. Da ſchlug er den Kolben des Gewehres, welches er in der Hand hielt, gegen die Pflaſterſteine, daß der Kolben in Stücke ſprang und der Schuß zwiſchen ſeinen Fingern hindurch an der Schläfe vorbeikrachte, er ſelbſt ſetzte mit einem Sprung über die Barrikade in die geſperrte Straße dem rollenden Gewehrfeuer entgegen. Eine neue Salve! wieder hörte er das Pfeifen der Kugeln um ſein Haupt, während er längs der Häuſer dahinlief; auch vor ihm war die Straße durch einen Steinwall geſperrt, dort tobte der Kampf. Er ſah ſich um nach einem Obdach — alle Thüren verſchloſſen; doch er kannte die Gegend, auf ſeiner Straßenſeite lag ein Weinkeller, den er oft beſucht hatte, er ſprang in den Schutz der Thürbrüſtung und pochte in der Art, wie vertraute Gäſte pflegten, wenn ſie einmal am ſpäten Abend den Eintritt ſuchten. Nach einer Weile raſſelte der Riegel, er warf ſich hinab und der erſchrockene Küfer ſchloß hinter ihm zu, er war gerettet.

Die Schenkſtube fand er leer, nur ein Gaſt ſaß ſtill in der Ecke, den Kopf auf den Arm geſtützt — es war Henner. Victor war ſeinem alten Gegner ſeither öfter begegnet und hatte mit ihm zuweilen gleichgiltige Reden ausgetauſcht. Heut trat er zu ihm und bot ihm die Hand, welche Henner ergriff und feſthielt. So ſaßen die beiden neben einander, während draußen die Salven krachten und die Fenſter von dem Donner ſchwerer Geſchütze klirrten.

„O du mein armes Preußen," rief Victor. „Die Vormacht ſollten wir ſein für andere deutſche Stämme, und jetzt liegen wir am Boden in einem Siechthum, das uns Anderen verächtlich und den Feinden zur Beute macht."

„Was würde Ihr Vater dazu ſagen?" frug Henner ruhiger. „Er gehört zu den wenigen Alten, die über ihrem Schlachtruf: Mit Gott, für König und Vaterland! das Verſtändniß für den Jammer der neuen Zeit nicht verloren haben."

„Vielleicht wird er ſagen," antwortete Victor, „daß die Kanonen jetzt dem Sohne dieſelbe Lehre zu Ohren donnern, wie einſt dem Vater. Die Stunde iſt da, wo der Preuße die Sorge um ſein eigenes Leben und ſeines Herzens Gelüſt vergeſſen muß in der Todesnoth ſeines Vaterlandes."

„Draußen töten ſie einander und wir ſitzen müßig hier," ſagte Henner.

„Ich habe mein Gewehr an den Steinen zerſchlagen, weil ein fremder Emiſſär mir es in die Hand drückte," verſetzte Victor finſter.

„Iſt aber dieſer wilde Aufſtand eine Bethörung unſerer Arbeiter und überlegtes Werk fremder Anſtifter," ſagte Henner, „wie kommt es, daß wir alle davon ergriffen ſind und kaum der Verſuchung widerſtehen, Pflaſterſteine aufzureißen? Wer trägt die Schuld, daß ein redliches und loyales Volk, welches durch ſo große Erinnerungen mit ſeinem Fürſtenhauſe verbunden iſt, einem ſolchen plötzlichen Ausbruch ſeines Grimmes verfällt?"

„Vielleicht ſind Regenten und Regierte beide erkrankt, jeder in ſeiner Weiſe, und uns allen thut Geneſung noth," erwiederte Victor.

„Was aber vermag der Einzelne für ſolche Beſſerung zu thun?"

„Zuerſt ſich ſelbſt geſund zu machen," rief Victor. „Der Vater hat mir erzählt, wie ihm einſt in der jammervollen Niederlage, als der Staat Friedrichs des Großen zerbrach, der Ruf in die Seele drang, daß auch er ſich für das Vaterland hinzugeben habe. Er konnte in ſeinem Beruf als Arzt dienen und mit ſeinem Säbel als Soldat. Ich bin nichts als Schriftſteller und habe die erſten friſchen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwandt, die mir in dieſem Augenblick ſo weichlich und ungeſund erſcheinen, daß ich mich ihrer ſchäme. Dies Lippenfechten über ſchöne Attitüden und über die Geheimniſſe einer äſthetiſchen Wirkung, und ob der Schauſpieler das Bein ſo oder anders ſetzen ſoll. Pfui! — unterdeß ſchlich der Haß, die Verzweiflung, die Mordluſt in die Seelen der Menſchen, neben denen ich täglich vorbeiging. Aus einer furchtbaren Bethörung erwache ich. Ihnen aber gelobe ich in dieſer Stunde, Henner, ich thue ab von mir jede andere literariſche Thätigkeit und all mein üppiges Schwelgen im Lande der Träume. Ich will eine Antwort ſuchen auf die Frage: wie uns und unſer geliebtes Preußen retten? Der Vater hatte es beſſer, er ſah den Weg vor ſich."

„Damals that es der Säbel," ſagte Henner, „jetzt vielleicht das geſprochene und gedruckte Wort. Was Sie auch wählen mögen, laſſen Sie mich Theil haben an Ihrer Arbeit. Ich bin nicht reich, aber ich kann als unabhängiger Mann leben, und ich denke, dieſe Freiheit von jeder dienſtlichen Abhängigkeit wird Jedem nöthig ſein, welcher von heut ab für die Erhebung ſeines Vaterlandes thätig ſein will."

Es war draußen ſtiller geworden, nur einzelne Schüſſe und gellende Schreie wurden gehört. An die Thür des Kellers donnerten heftige Kolbenſtöße. Victor ſprang auf, ein Officier mit einer Abtheilung Soldaten drang in das Gewölbe, ihnen allen lag in Antlitz und Geberde das furchtbare Grauſen, welches den Menſchen entſtellt, wenn er Andere gewaltſam vom Leben ſcheidet.

„Hierher hat er ſich geflüchtet," ſchrie der Officier. „Packt ihn; zeigen Sie Ihre Hand!" — Victor's Hand war von Pulver geſchwärzt — „nieder mit ihm!"

Henner ſprang vor, warf ſich zwiſchen die Wüthenden und ihr Opfer und drückte ein Bajonett zur Seite, der Stich ging durch Victors Arm und Seite, das Blut ſtrömte herab. „Er iſt unbetheiligt wie ich," ſchrie Henner dem Lieutenant entgegen.

„Er hatte ein Gewehr in ſeiner Hand," ſagte der Officier grimmig. „Dies iſt keine Zeit, Herr von Henner, um für Andere einzutreten."

„Er hat das Gewehr eines Empörers an den Steinen zerſchlagen." Der Officier wandte ſich ab und gebot: „Vorwärts, durchſucht den Keller."

Die beiden blieben allein, Victor ließ ſich ſchwerfällig nieder. „Das iſt auch eine Art von Katharſis," ſagte er mit trübem Lächeln und legte den Arm auf den Tiſch. Henner eilte dem Officier nach und Victor vernahm die kurzen Reden einer aufgeregten Verhandlung; ihm war jetzt auf einmal ſo ruhig zu Muthe, als ginge das ganze wilde Treiben ihn wenig an, auch fühlte er den Schmerz der Wunde nicht ſehr. Der Leib war matt, aber der Geiſt klar und er dachte bei ſich: der unnütze Lärm wird aufhören, dann kommt eine friedliche Zeit, wo ich mit Henner wieder zuſammen bin. Darüber wurde ihm der Kopf ſchwer und ſank nach vorwärts, aber er hörte deutlich Henners Stimme, als dieſer ſich über ihn neigte. „Ich habe durchgeſetzt, daß wir nicht abgeführt werden, wir müſſen hier aushalten, der Kampf dauert fort und die Wege ſind geſperrt. Wir helfen Ihnen die Treppe hinauf in die Wohnung des Wirthes. Nebenan iſt das Schild eines Arztes, er ſoll Sie verbinden." Victor ſah ihn dankbar an. Er wurde auf einem Stuhl in die oberen Zimmer getragen, der Arzt kam und unterſuchte die Wunde; der Stich war durch den Arm und an den Rippen vorbei gegangen und die Verletzung größerer Adern hatte den ſtarken Blutverluſt herbeigeführt. Victor legte den Kopf müde auf das Lager und Henner ſaß neben ihm.

Erſt gegen Mittag des nächſten Tages war der Verkehr ſo weit geöffnet, daß Victor in einem Tragſtuhle nach ſeiner Wohnung geſchafft werden konnte. Die Träger kletterten über die Oeffnungen zerriſſener Barrikaden und der Wunde ſah auf dem Wege die Spuren des kläglichen Kampfes. Als in ſeiner Wohnung Alles zur Pflege eingerichtet war, rief er Henner an ſein Bett und ſprach ihm leiſe in das Ohr: „Sage ihr, ich bin in Blut getreten, als ich zu ihr ging. Wenn ich das Leben behalte, ſo gehört es nicht mehr ihr, ſondern einer Pflicht, die noch älter iſt, als meine Liebe zu ihr.“ Henner ergriff den Hut und entfernte ſich.

Wie Henner zurückkam und ſeinen neuen Kameraden leidlich bei Kräften fand, frug er: „Darf ich dir übergeben, was mir anvertraut wurde?“ Victor nickte und der Andere legte ein Billet auf das Lager und öffnete das Siegel. Tina ſchrieb: Lebe wohl für immer, mein geliebter Victor; ich reiſe morgen ab. Gedenke in Freundſchaft deines unglücklichen Kameraden!

„Was ſagte dir die Schreiberin?“ frug Victor.

„Sie weinte, da ſie mir den Brief gab, und vermochte nicht zu reden. Der Fürſt war bei ihr.“

„Lebe wohl, Tina!“ ſagte Victor vor ſich hin, „ich denke dein.“

Als er eine Woche ſpäter nach wohlthätigem Mittagſchlummer die Augen aufſchlug, glaubte er noch zu träumen, denn die Schweſter ſtand neben ſeinem Bette.

„Der Vater ſchickt mich der Tante zur Hilfe,“ ſagte das gerührte Käthchen nach der erſten freudigen Begrüßung. „Henner hat zuerſt von deiner Verwundung geſchrieben und ſeitdem jeden Tag von deiner Beſſerung.“

„Ich habe lange ſeinen Werth verkannt,“ antwortete der Bruder, „er iſt mir in ſchwerer Stunde ein treuer Freund geworden. Ihm verdanke ich, daß ich nicht ein Opfer jener Unglücksnacht wurde.“

Bei dieſem Lobe des Freundes leuchteten Käthe's Augen und eine hohe Röthe zog über ihr Antlitz, ſo daß der Bruder ſie forſchend anſah; da beugte ſie ſich zu ihm herab und drückte ihr Haupt an das ſeine. „Biſt du ihm gut?“ frug er leiſe. Er fühlte, daß ſie nickte. „Und er dir.“ „Ich glaube auch,“ ſagte ſie faſt unhörbar.

„Es iſt noch Jemand aus der Heimat hier,“ fuhr Käthe nach einer Weile muthiger fort; „darf ſie hereinkommen? Sie wollte mich in dieſen ſchrecklichen Wochen nicht allein laſſen und ſie wohnt auch bei der Tante.“

Valerie trat herein, und ſetzte ſich ſtill auf den Stuhl an ſeinem Lager.

Die Heilung ging nur langſam von Statten. Sobald für Victor ein Umzug möglich wurde, beſtand die Tante darauf, daß er bis zur vollſtändigen Geneſung zu ihr ziehen ſollte.

„Der Stich hat mir einen guten Dienſt gethan,“ ſagte Victor, „er überhebt mich jeden Tag der Nothwendigkeit, dieſen widerwärtigen Carneval der Gaſſe anzuſehen. Liebe Tante, geh an das Bild des alten Fritz und entferne den Trauerflor, die Preſſe iſt frei und Henner und ich werden Zeitungsſchreiber.“

4.

Das Geheimniß des Buches.

Nach Victors Geneſung warben die neuen Freunde den Verleger, welcher in Gemeinſchaft mit ihnen eine neue Zeitſchrift begründen ſollte. Durch gleichgeſinnte Mitarbeiter gefördert, gewann ihr Blatt ſchnell Beiſtimmung und Leſer und beide fühlten hohe Befriedigung, daß ſie das Beſte, was ſie wußten, mit regelmäßigem Fluß in die Seelen Anderer hinüberleiten konnten.

Als nach einem Jahre das Blatt der Freunde feſt begründet war, gedachten ſie auch des eigenen Haushaltes und warben ſich die Hausfrauen. An demſelben Tage wurden zwei glückliche Paare verbunden. Käthe verfiel unrettbar dem Hauſe Ingersleben, und Victor hob ſein liebes Weib aus der Kutſche der Bellerwitze ſich in die Arme. Denn dieſe Familie hatte längſt allen Standesvorurtheilen entſagt, außerdem war, wie ein hochverehrter, leider verſtorbener Mitbürger und Rathmann zu ſagen pflegte, gerade jetzt eine Conjunction gekommen, wo derartige Vorurtheile nicht zeitgemäß waren. Und der letzte Winterreif, welcher etwa noch an den Schilden ihres Stammbaumes hing, ſchwand dahin in der Elternfreude über das Glück des geliebten Kindes.

Als der Doctor an einem hellen Sommertage in die Stube ſeiner Frau kam, fand er dieſe in Betrachtung der Bilder an der Stubenwand; es waren die Erinnerungen an Luther, welche einſt in der Arbeitsſtube des Seniors gehangen hatten, darunter auf dem Ehrenplatze das erſte Geſchenk des Doctors. „Die Farben ſind verblichen,“ ſagte Henriette, „aber ſo oft ich das Bild anſehe, fühle ich die frohe Erwartung, in der ich damals auspackte.“

„Für uns beide iſt die Zeit gekommen,“ ſagte der Gatte, „wo die Gedanken oft die Vergangenheit ſuchen. Um die liebe Hausfrau iſt es einſam geworden. Ich habe zuweilen daran gedacht, daß wir uns noch einmal in die Welt hinauswagen ſollten. Iſt dir's recht, ſo beſuchen wir die Kinder.“ Und als Henriette erfreut zuſtimmte, fuhr er fort: „Wir haben auch eine äußere Veranlaſſung erhalten; eine Verwandte meines Namens, die ich gar nicht perſönlich gekannt habe, iſt unverheiratet und hochbejahrt im Fränkiſchen geſtorben und hat mir ein Legat hinterlaſſen. Sie hat zuletzt in einer kleinen Stadt bei Koburg gelebt. Wir machen mit den Kindern einen Ausflug nach Thüringen, Richard kann als Juriſt an Ort und Stelle zuſehen, ob wir die Summe annehmen dürfen, ohne andere Verwandte, die vielleicht bedürftig ſind, zu beeinträchtigen.“

Einige Wochen darauf betrat eine Geſellſchaft Reiſender den Hof der alten Veſte, welche ſich mit ihrem doppelten Mauerringe über dem grünen Thalgrunde des Itzbaches erhebt. Voran ein alter Herr mit grauem Haar, aber er ſchritt rüſtig in gerader Haltung und ſeine Augen blickten klar und heiter in die Runde; am Arme führte er eine Matrone, welcher die Jahre einzelne Silberfäden in das Haar gezogen und die Geſtalt völliger gemacht hatten, doch auf ihren Wangen lag noch etwas von dem roſigen Schimmer der Jugend. Um die beiden bewegten ſich zwei Männer und zwei Frauen in blühendem Alter. Der Caſtellan öffnete der Geſellſchaft die Räume, welche zu einem Muſeum eingerichtet waren. Sie betrachteten die ſchöngetäfelten Zimmer, die Stube, an welcher der Name Luther's haftet, die Rüſtkammer mit Wagen und Geſchützen und blieben zuletzt vor dem Gallionbild eines däniſchen Kriegsſchiffes ſtehen, welches der Landesherr von ſeinem Kommando in Schleswig-Holſtein mitgebracht hatte und das vor Kurzem aufgeſtellt war. Da ſagte der Alte erfreut: „Dies iſt ſeit den Freiheitskriegen das erſte Siegeszeichen der Deutſchen; der Kriegsdienſt meiner Söhne Victor und Richard wird mit der Feder geleiſtet, aber die Enkel werden bei neuen Siegen helfen.“ Wie die Geſellſchaft das Innere der Burg betrachtet hatte, ſaß ſie auf der Plattform nieder und ſah hinaus in die ſonnige lachende Landſchaft, unten zur Seite die Stadt mit einem reichen Kranz von Villen umgeben, gegenüber die belaubten Hügel, in der Tiefe die grünen Wieſen des Itzgrundes und ſüdwärts in blauer Ferne die Berggipfel des Mains.

„Ein anmuthiges Stück Erde!“ rühmte der Vater. „Man fühlt ſich heimiſch, als hätte man's immer geſchaut. Die Werke der Natur und die Arbeit des Menſchen ſchicken ſich hier gut zu einander.“

„Das iſt die rechte Stimmung,“ begann Henner, „damit ich dir überreiche, was ich aus der Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen Fräuleins für dich gerettet habe.“ Er ließ ſich von dem Caſtellan ein Buch reichen mit altem verſtoßenen Einband und legte es vor dem Doctor auf den Tiſch.

Der Doctor ſchlug neugierig das Buch auf. Auf dem erſten Vorſetzblatt ſtand in kräftigen Schriftzügen: „Meinem günſtigen Freunde George König, Kaufherrn zu Frankfurt am Main“; darauf Verſe aus dem Liede: Eine feſte Burg, und als Unterſchrift: Martinus Luther aus der Veſte Koburg im Reich der Wolken 1530. — „Da haben wir den Band, von dem ich dir manchmal erzählte,“ ſagte der Doctor zu ſeiner Gattin. Hinter der Widmung waren mehre Blätter für eine kurze Familienchronik benutzt. Die Beſitzer des Buches hatten ihren Namen mit dem Geburtsjahr und zuweilen auch Frau und Kinder eingetragen.

Der Doctor blickte die Reihe herunter. „Hier ſteht ein

Kriegsmann, Bernhard König, Fähnrich im Regiment Alt-Roſen, darunter ſeine Schweſter Regine König, verehelichte Hermann. Damals muß das Buch in die Familie Hermann gekommen ſein," erklärte er weiter blickend, „denn es ſind einige dieſes Namens eingetragen. Hier aber," fuhr er mit neuem Intereſſe fort, „ſteht wieder mein Großvater Friedrich und ſein Bruder Auguſt. Der Großvater hat alſo wahrſcheinlich den Band in die Familie zurückgebracht. Das iſt mir ein theures Geſchenk, Richard, und ich bin dir von Herzen dankbar. Und hier kommt der älteſte Sohn meines Großonkels Auguſt, welcher Pfarrer im Fränkiſchen war. Dieſer hatte das Unglück in ſeinen beſten Jahren durch einen Sturz ins Waſſer das Gehör zu verlieren und lebte längere Zeit als Privatmann mit Weib und Kind in Koburg. Daneben findet ſich der Name ſeiner Frau, einer Geborenen von Sahl aus dem Dorfe Friemar im Gothaiſchen. Ich erinnere mich ganz gut auf ſie, ſie ſtammte aus einem reichen Bauerngeſchlecht von den ſogenannten Herrn von Friemar. In dem Dorfe nämlich beſtanden aus alter Zeit freie Familien, welche ein adliges Wappenſchild führten." Er ſah wieder in das Buch. „Hier alſo folgen die Kinder des Paſtors: Beata König; dies iſt die Couſine, aus deren Hinterlaſſenſchaft Henner das Buch erworben hat, und als letzter Name der ihres Bruders, dieſer iſt in früher Jugend untergegangen —." Er las und hielt an. Die Kinder, deren Augen an dem würdigen Antlitz hingen, ſahen erſtaunt die Veränderung in ſeinen Zügen. Feierlich begann er wieder nach einer Weile, ſeine liebe Frau anblickend: „Und dieſer letzte Name lautet Auguſt König, genannt Deſſalle, — dahinter von der Hand der Tante: — gefallen 1815 als franzöſiſcher Oberſt in der Schlacht bei Belle-Alliance." — Der Doctor legte das Buch vor ſich hin. „Der Verſtorbene hatte den Namen ſeiner Mutter angenommen, er war ein König und er war von meinem Blut."

Da er die Bewegung im Geſichte ſeiner Frau erkannte, fuhr er zu den Kindern freundlich fort: „Laßt uns eine Weile allein, es ſind alte Erinnerungen, die ich mit eurer Mutter beſprechen will.“ Die Kinder traten ehrerbietig bei Seite und die Eltern ſaßen neben einander; Henriette legte ihre Hand auf die des Gatten. „Er hatte Augenblicke, wo er ausſah wie du. Schon damals, als er zuerſt in unſere Stube ſprang. Daß der Fremde mich immer an dich erinnerte, wenn er mir in die Gedanken kam, das machte mich in der Stille ſo unglücklich. Als er ſpäter in unſerem Hauſe weilte, erſchien die Aehnlichkeit wieder, wenn er lebhaft erzählte oder lachte; und Geliebter, mir war's, als müßte ich mich deshalb vor ihm in Acht nehmen.“ Sie blickte den Gatten flehend an, als hätte ſie ihm etwas abzubitten.

„Die Aehnlichkeit kann nur im Ausdruck gelegen haben; er ſah ganz aus wie ein Franzoſe und gefiel mir bei der erſten Begegnung überaus wohl.“

„Aber wie iſt es möglich,“ frug Henriette, „daß er, der doch deinen Namen wußte, dich niemals als Verwandten begrüßt hat?“

„Wer kann das ſagen? Bei der erſten Begrüßung war ich ihm ein gleichgiltiger Fremder in einer Landſchaft, wo er Anverwandte nicht erwartete, mit einem Namen, der nicht ſelten iſt. Auch mag ihm in ſeiner Stellung die ganze Verwandtſchaft, von der er wenig wußte, leidig geweſen ſein. Als ich ihn nach Jahren wiederſah, hielt er mich für ſeinen Feind und er hatte nicht Unrecht. Dennoch meine ich, nach der letzten Begegnung im Felde muß er gewußt haben, daß ich ſein Vetter bin. Er brach damals ſo haſtig auf. Wahrſcheinlich ging er in jener Zeit zu ſeiner Schweſter und lebte dort verborgen, bis ihn ſein Schickſal wieder unter die Adler des Kaiſers trieb.“

„Darum ſtand er ſo oft vor den Bildern in der Stube des Vaters,“ beſtätigte Henriette. „Es war das Bild der Veſte, welches er beſchaute, denn immer flog ſein Blick nach der Wand. In Koburg wuchs er auf bis zu ſeiner Flucht.“

— Der Doctor ſchloß das Buch: „Kommt heran, Kinder, wir Alten haben die Sorgen um die Vergangenheit abgethan.“

„Ich aber noch nicht,“ rief Henner, „und heut ſoll ſogar Victor mir folgen, wenn er mich auch als einen Alterthümler verhöhnt. In dieſem Hofe und an der Stelle, wo wir jetzt behaglich ſitzen, verkehrte vor dreihundertvierundzwanzig Jahren einer eurer Vorfahren mit Luther. Das iſt doch auch eine Erinnerung, die ſich ſehen laſſen kann. Durch dies Thor kam Herr Georg König heran. Ich behaupte, er muß ein ſtattlicher Mann geweſen ſein. Hier ſtand er und wartete, ob Doctor Luther in ſeiner Zurückgezogenheit den Beſuch annehmen werde, und dieſe Holztreppe ſchritt der große Reformator hinab und frug euren Ahnherrn wohlwollend nach ſeinem Begehr. Iſt es nicht ein heiterer Gedanke, widerſpenſtiger Victor, daß dies einſt ſo war?“

Victor ſah nach dem alten Schloßbau und der Treppe: „Du ſagſt es, und das Buch macht es wahrſcheinlich. Unſere Phantaſie mag mühelos, auch wo die beglaubigte Kunde fehlt, noch weiter rückwärts in die Vergangenheit fliegen. Vielleicht ſuchte ſchon fünfhundert und tauſend Jahre früher ein Ahnherr hier an derſelben Stätte einen günſtigen Freund oder ſeine Heimat. Ich will dir, du Verehrer alter Familienerinnerungen, ſogar etwas Anderes und Größeres zugeben. Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weiſe auf unſere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es iſt eine weiſe Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wiſſen, wie weit wir ſelbſt das Leben vergangener Menſchen fortſetzen, und daß wir nur zuweilen erſtaunt merken, wie wir in unſern Kindern weiter leben. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einſt an dieſer Stelle von dem Reformator geſegnet wurde, und vielleicht war ich es ſelbſt in anderer Erſcheinung, der ſchon auf dieſem Berge lagerte, lange bevor die ehrwürdige Veſte gebaut wurde. Aber meine Valerie hatte keiner von den alten Knaben, keiner ſaß meinem Henner am Arbeitstiſch gegenüber, um liberale Artikel zu ſchreiben, und keiner ſah wie wir von dieſer Höhe herab in die Landſchaft eines großen deutſchen Volkes, welches über der Arbeit iſt, das Haus ſeines Staates zu zimmern. Was wir uns ſelbſt gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das iſt doch immer der beſte Inhalt unſeres Lebens, ihn ſchafft ſich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um ſo geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten des Ahnen auf das Schickſal des Enkels ausgeübt wird, deſto ſtärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann ſich ſelbſt Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber iſt das Höchſte und Hoffnungsreichſte in dem geheimnißvollen Wirken der Volkskraft."

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Vierzehnter Band.

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: I
Nr.: 6003 a

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Die Technik des Dramas.

Seite

Einleitung. Die Technik des Dramas nichts Feſtſtehendes. Sichere Handwerkstüchtigkeit früherer Zeiten. Lage der Modernen. Poetik des Ariſtoteles. Leſſing. Die großen Bühnenwerke als Vorbilder 3

Erſtes Kapitel. **Die dramatiſche Handlung.**

1. Die Idee. Wie das Drama in der Seele des Dichters entſteht. Herausbilden der Idee. Der Stoff und ſeine Umbildung. Der Geſchichtſchreiber und der Dichter. Die Gebiete des Stoffes. Die Umbildung des Wirklichen nach Ariſtoteles 9
2. Was iſt dramatiſch? Erklärung. Wirkungen. Charaktere. Die Handlung. Das dramatiſche Leben der Charaktere. Eintreten des Dramatiſchen in das Menſchengeſchlecht. Seltenheit der dramatiſchen Kraft 18
3. Einheit. Das Geſetz. Bei den Griechen. Wie ſie hervorgebracht wird. Ein Beiſpiel. Wie die Einheit bei geſchichtlichen Stoffen nicht gewonnen wird. Falſche Einheit. Wo ein Dramenſtoff zu ſuchen iſt. Der Charakter im neueren Drama. Das Gegenſpiel und ſeine Gefahr. Die Epiſode 26
4. Wahrſcheinlichkeit. Was wahrſcheinlich ſei. Geſellige Wirkungen des Dramas. Das Fremdartige. Das Wunderbare. Mephiſtopheles. Das Vernunftwidrige. Shakeſpeare und Schiller 46
5. Wichtigkeit und Größe. Charakterſchwäche. Vornehme Helden. Privatperſonen. Entwürdigung der Kunſt 56

Seite

6. Bewegung und Steigerung. Staatsaktionen. Innere Kämpfe. Dichterdramen. Nichts Wichtiges iſt wegzulaſſen. Prinz von Homburg. Antonius und Kleopatra. Botenſcenen. Verhüllen und Wirken durch Reflexe. Wirkungen durch die Handlung ſelbſt. Nothwendigkeit der Steigerung. Gegenſätze. Parallelſcenen 60
7. Was iſt tragiſch? Wiefern der Dichter darum nicht zu ſorgen hat. Die Katharſis. Wirkungen des antiken Trauerſpiels. Gegenſatz des deutſchen Dramas. Das tragiſche Moment. Die Peripetie und Anagnoriſis 76

Zweites Kapitel. **Der Bau des Dramas.**

1. Spiel und Gegenſpiel. Zwei Hälften. Steigen und Sinken. Zwei Arten des Aufbaues. Drama, in welchem der Hauptheld führt. Drama des Gegenſpiels. Beiſpiele. Schauſpiel und Trauerſpiel 93
2. Fünf Theile und drei Stellen. Die Einleitung. Das erregende Moment. Die Steigerung. Das tragiſche Moment. Fallende Handlung. Das Moment der letzten Spannung. Die Kataſtrophe. Nöthige Eigenſchaften des Dichters 102
3. Bau des Dramas bei Sophokles. Entſtehung der Tragödie. Pathosſcenen. Botenſcenen. Dialoge. Aufführungen. Die drei Schauſpieler. Umfang ihrer Leiſtung mit moderner verglichen. Einheit des Darſtellers zur Verſtärkung der Wirkungen benutzt. Rollenvertheilung. — Ideen der erhaltenen Tragödien. Bau der Handlung. Die Charaktere. Aias als Beiſpiel. Eigenthümlichkeit des Sophokles. Sein Verhältniß zu den Mythen. Die Theile der Tragödie. — Antigone. König Oedipus. Elektra. Oedipus auf Kolonos. Trachinierinnen. Aias. Philoktetes 123
4. Drama der Germanen. Bühne des Shakeſpeare. Ihr Einfluß auf den Bau der Stücke. Eigenthümlichkeit Shakeſpeare's. Seine fallende Handlung und ihre Schwächen. Bau des Hamlet 160
5. Die fünf Akte. Einfluß des Vorhangs und der modernen Bühne. Ausbildung der Akte. Die Fünfzahl. Ihre techniſchen Beſonderheiten. Erſter Akt. Zweiter. Dritter. Vierter. Fünfter. Beiſpiele. Bau des Doppeldramas Wallenſtein 170

Drittes Kapitel. Bau der Scenen.

Seite

1. Gliederung. Auftritte. Einheiten des Dichters. Ihre Verbindung zu Scenen. Aufbau der Scenen. Zwiſchenakte. Couliſſenwechſel. Haupt- und Nebenſcenen 185
2. Die Scenen nach der Perſonenzahl. Führung der Handlung durch die Scenen. Monologe. Botenſcenen. Dialogſcenen. Verſchiedene Bauart. Liebesſcenen. Drei Perſonen. — Enſembleſcenen. Ihre Geſetze. Die Galeerenſcene in Antonius und Kleopatra. Banketſcene der Piccolomini. Rütliſcene. Reichstag im Demetrius. — Maſſenſcenen. Vertheilte Stimmen. — Gefechte 191

Viertes Kapitel. Die Charaktere.

1. Völker und Dichter. Vorausſetzung des dramatiſchen Charakteriſirens. Schaffen und Nachſchaffen. — Verſchiedenheit der Charaktere nach Völkern. Germanen und Romanen. — Verſchiedenheit nach Dichtern. — Shakeſpeare's Charaktere. Leſſing. Goethe. Schiller 215
2. Charaktere im Stoff und auf der Bühne. Die Charaktere abhängig von der Handlung. Beiſpiel Wallenſtein. Charaktere mit Porträtzügen. — Die geſchichtlichen Charaktere. Dichter und Geſchichte. Der Gegenſatz zwiſchen Charakter und Handlung. Die epiſchen Helden innerlich undramatiſch. Euripides. Die Deutſchen und ihre Sage. — Aeltere deutſche Geſchichte. Beſchaffenheit der hiſtoriſchen Helden. Innere Armuth. Miſchung von Gegenſätzlichem. Mangel an Einheit. Einfluß des Chriſtenthums. Heinrich IV. — Stellung des Dichters zu den Erſcheinungen der Wirklichkeit. — Gegenſatz des Dichters und Schauſpielers 232
3. Kleine Regeln. Die Charaktere müſſen dramatiſche Einheiten ſein. — Das Drama ſoll nur einen Haupthelden haben. Doppelhelden. Liebende. — Das Handeln ſoll auf leicht verſtändlichem Grundzug des Charakters beruhen. — Miſchung aus böſe und gut. — Der Humor. — Der Zufall. — Die Charaktere in den verſchiedenen Akten. — Forderungen der Schauſpieler. Das Bühnenbild ſoll dem Dichter lebhaft ſein. Die Fächer des Schauſpiels. Was heißt wirkſam ſchreiben? . 262

Fünftes Kapitel. **Vers und Farbe.**

Seite

Proſa und Vers. — Der fünffüßige Jambus. — Tetrameter, Trimeter, Alexandriner, Nibelungenvers. — Das Dramatiſche des Verſes. — Die Farbe 278

Sechſtes Kapitel. **Der Dichter und ſein Werk.**

Der Dichter der Neuzeit. Die Stoffe. Die Arbeit. Das Anpaſſen an die Bühne. Die Striche. Die Länge des Stückes. Die Bekanntſchaft mit der Bühne 293

An

Wolf Grafen von Baudiſſin.

Sie haben weſentlichen Antheil an der großen Arbeit gehabt, durch welche Shakeſpeare dem deutſchen Volke in das Herz geſchloſſen wurde, in der heiteren Muße eines ſchön gehaltenen Lebens haben Sie unſere Kenntniß früherer Literaturperioden nach mehr als einer Richtung gefördert, mir ſelbſt iſt die Freude geworden, mit Ihnen einzelne Kunſtregeln und Hilfsmittel dichteriſcher Arbeit in guter Stunde durchzuſprechen. So laſſen Sie ſich gefallen, daß Ihr Name als günſtige Vorbedeutung dieſem Buche vorſteht. Ein Einzelner wünſcht Ihnen dadurch öffentlichen Dank für Vieles auszuſprechen, womit Sie unſerem Volke wohlgethan haben.

Was ich Ihnen darbiete, ſoll kein äſthetiſches Handbuch ſein, ja es ſoll vermeiden das zu behandeln, was man Philoſophie der Kunſt nennt. Zumeiſt ſolche Erfahrungen wünſchte ich aufzuzeichnen, wie ſie der Schaffende während der Arbeit und auf der Bühne erwirbt, oft mit Mühe, auf Umwegen, ſpät für beglückenden Erfolg. Ich hoffe, auch in dieſer Geſtalt mag das Buch einigen Nutzen ſtiften. Denn unſere Lehrbücher der Aeſthetik ſind ſehr umfangreiche Werke und reich an geiſtvoller Erklärung, aber man empfindet zuweilen als Uebelſtand, daß ihre Lehren gerade da aufhören, wo die Unſicherheit des Schaffenden anfängt.

Die folgenden Blätter ſuchen alſo zunächſt einen praktiſchen Nutzen, ſie überliefern jüngeren Kunſtgenoſſen einige Handwerksregeln in anſpruchsloſer Form. Die Veranlaſſung dazu fand ich in gelegentlichen Anfragen einzelner Schaffenden und in den Dramen, welche ich in der Handſchrift zu leſen hatte. Wohl Jeder, dem das Vertrauen Anderer ein ſchriftliches Urtheil über ein neues Stück abfordert, hat erfahren, wie ſchwer, ja wie unmöglich es iſt, eine ehrliche Ueberzeugung im Raum eines Briefes ſo zu begründen, daß der Dichter, noch warm von der Arbeit und befangen in den beabſichtigten Wirkungen, die Billigkeit des Tadlers und die Berechtigung der fremden Anſicht erkenne. Und nicht immer iſt Muße die Handſchrift zu leſen und eingehend zu anworten.

Was auf dieſen Blättern in Kürze dargeſtellt wird, iſt auch kein Geheimniß, kein neuer Fund. Faſt Jeder, der auf unſerer Bühne einige Erfahrung erworben hat, handhabt, mehr oder weniger ſicher, die folgenden Regeln. Auch nicht die möglichſte Vollſtändigkeit techniſcher Vorſchriften ſuchte ich zu erreichen. Sie laſſen ſich ſehr häufen, jeder Schaffende beſitzt ſeine beſondere Art zu arbeiten und gewiſſe ihm eigene Mittel zu wirken. Es kam hier darauf an, die Hauptſache herauszuheben und dem jüngeren Dichter den Weg zu weiſen, auf dem er ſich ſelbſt zu fördern vermag.

Wenn aber der Freund fragen ſollte, ob, wer ſelbſt für die Bühne ſchreibt, nicht vorziehe, die Arbeitsregeln durch eigene Erfindung annehmbar zu machen, ſo will ich dieſes Buch auch entſchuldigen. Es werden alljährlich in Deutſchland vielleicht hundert Dramen ernſten Stils geſchrieben, wohl neunzig davon verſchwinden in Handſchrift, ohne auf die Bühne, ſelbſt ohne zum Druck zu gelangen. Von den zehn übrigen, welche eine Aufführung durchſetzen, geben vielleicht nicht drei den Darſtellern eine würdige und lohnende Aufgabe, den Zuhörern die Empfindung eines Kunſtgenuſſes. Und unter den vielen Werken, welche untergehen, bevor ſie lebendig geworden ſind, ſind allerdings zahlreiche Verſuche Unfähiger, aber auch manche Arbeit hochgebildeter und tüchtiger Männer. Das iſt doch eine ernſte Sache. Hat ſich die Talentloſigkeit in Deutſchland eingebürgert, und ſind wir ſechzig Jahre nach Schiller noch ſo arm an dramatiſchem Leben?

Und ſieht man ſolche Arbeiten näher an, ſo wird man die Beobachtung machen, daß hier und da ſich allerdings achtungswerthe Kraft regt, aber formlos, zuchtlos, mit ſeltſamer Unbehilflichkeit im Herausheben der Wirkungen, welche dem Drama eigenthümlich ſind.

Noch immer wird den Deutſchen ſehr ſchwer, was unſere weſtlichen Nachbarn leicht erwerben, Verſtändniß deſſen, was auf der Bühne darſtellbar iſt. Wollte man den treuen Bundesgenoſſen, der in Karlsruhe mit unermüdlicher Sorgfalt unbrauchbare Stücke beurtheilt, nach ſeinen Erfahrungen fragen, er würde wahrſcheinlich als letzten Grund dieſer dramatiſchen Schwäche hervorheben, daß unſere Dichter nicht ſelbſt auf der Bühne den Ball werfen wie Sophokles, oder geiſterhaft im Harniſch ſchreiten wie Shakeſpeare.

Dieſer Uebelſtand läßt ſich allerdings nicht beſeitigen. Man kann unſere jungen Dichter nicht veranlaſſen, ſich in dem Rollenfach zweiter Liebhaber für die Kunſt zu ziehen, man kann unſere Schauſpieler, denen ihre ſchöne Kunſt zur anſtrengenden Tagesarbeit geworden iſt, nicht mit behaglicher Ruhe und Muße umgeben. Aber durch eine genauere Bekanntſchaft mit der Bühne und ihren Bedürfniſſen läßt ſich für die Dichter doch Vieles lernen.

Nur wird dieſe Bekanntſchaft allein, bei der Stilloſigkeit, die auch auf unſern Theatern herrſcht, nicht Alles beſſern. Denn es ſcheint, daß auch unſere Schauſpieler unſicher werden im Gebrauch der Kunſtmittel, denen ſie ihre beſten Wirkungen verdanken. Deshalb, meine ich, iſt die Zeit gekommen, wo ernſtes Nachdenken über Geſetz und Regel noth thut.

Und noch einen Grund gibt es, der ſolches Niederſchreiben nützlich machen kann. Auch Sie haben ſich die ſchöne Eigenſchaft des reifen Alters bewahrt, hoffnungsvoll in die deutſche Zukunft zu blicken. Vielleicht ſcheint auch Ihnen eine Zeit nicht mehr in unerreichbarer Ferne zu liegen, in welcher der Deutſche mit Selbſtgefühl und ſtolzem Behagen das eigene Leben muſtert. Dann mag der Frühling für ein reichliches Blühen des Dramas gekommen ſein. Und für dieſe Periode dem auflebenden Geſchlecht die Pfade von einigen Dornen zu ſäubern, iſt immerhin keine erfolgloſe Arbeit.

Dies Buch handelt nur von dem Drama hohen Stils, das Schauſpiel iſt nebenbei erwähnt. Die Technik unſeres Luſtſpiels darzuſtellen iſt deshalb bedenklich, weil zwar zwei Arten deſſelben, Familienſtück und Poſſe, bei uns eine breite und behagliche Ausbildung erhalten haben, die höchſte Gattung der Komödie aber überhaupt noch kaum auf der neueren Bühne lebendig geworden iſt. Ich meine die launige und humoriſtiſche Darſtellung des beſchränkten Empfindens, Wollens und Thuns, welche über die Anekdote des häuslichen Lebens hinausgeht und weitere Kreiſe pomenſchlicher Intereſſen behandelt. Wenn erſt Schwäche der Fürſten, politiſche Spießbürgerei des Städters, Hochmuth des Junkerthums, die zahlreichen ſocialen Verbildungen unſerer Zeit ihre heitere und ſtilvolle Verwerthung in der Kunſt gefunden haben, dann wird es auch eine ausgebildete Technik des Luſtſpiels geben.

Daß ich unter den Beiſpielen die Spanier und die Claſſiker der Franzoſen nicht aufgeführt habe, werden Sie billigen. Schönheiten und Fehler des Calderon und Racine ſind nicht die unſeren, wir haben von ihnen nichts mehr zu lernen und nichts zu fürchten.

Leipzig, 1863.

Guſtav Freytag.

Die
Technik des Dramas.

Einleitung.

Daß die Technik des Dramas nichts Feſtſtehendes, Unveränderliches ſei, bedarf kaum der Erwähnung. Seit Ariſtoteles einige der höchſten Geſetze dramatiſcher Wirkung dargeſtellt hat, iſt die Bildung des Menſchengeſchlechts um mehr als zweitauſend Jahre älter geworden; nicht nur die Formen der Kunſt, Bühne und Art der Darſtellung haben ſich gewaltig verändert, ſondern, was wichtiger iſt, der geiſtige und ſittliche Inhalt der Menſchen, das Verhältniß des Einzelnen zu ſeinem Geſchlecht und zu den höchſten Gewalten des Erdenlebens, die Idee der Freiheit und die Vorſtellungen von dem Weſen der Gottheit haben große Umwandlungen erfahren; ein weites Gebiet dramatiſcher Stoffe iſt uns verloren, ein neuer größerer Bereich gewonnen. Mit den ſittlichen und politiſchen Grundſätzen, welche unſer Leben beherrſchen, haben ſich auch die Vorſtellungen vom Schönen und künſtleriſch Wirkſamen fortgebildet. Zwiſchen den höchſten Kunſtwirkungen der griechiſchen Feſtſpiele, der Autos ſacramentales und der Dramen zur Zeit Goethes und Ifflands iſt der Unterſchied nicht weniger groß, als zwiſchen dem helleniſchen Chortheater, dem Myſterienbau und dem geſchloſſenen Salon der modernen Bühne. Man darf als ſicher betrachten, daß einige Grundgeſetze des dramatiſchen Schaffens für alle Zeit Geltung behalten werden; im Ganzen aber ſind ſowohl die Lebensbedürfniſſe des Dramas in einer beſtändigen

Entwickelung begriffen, als auch die Kunſtmittel, durch welche Wirkungen ausgeübt werden. Und man meine nicht, daß die Technik der Poeſie nur durch die Schöpfungen der größten Dichter gefördert werde, wir dürfen ohne Selbſtüberhebung ſagen, daß wir gegenwärtig klarer ſind über die höchſten Kunſtwirkungen im Drama und über den Gebrauch der techniſchen Zurüſtung, als Leſſing, Schiller und Goethe.

Der Dichter der Gegenwart iſt geneigt, mit Verwunderung auf eine Arbeitsweiſe hinabzuſehen, welche den Bau der Scenen, die Behandlung der Charaktere, die Reihenfolge der Wirkungen nach einem überlieferten Lehrgebäude feſter techniſcher Regeln einrichtete. Leicht dünkt uns ſolche Beſchränkung der Tod eines freien künſtleriſchen Schaffens. Nie war ein Irrthum größer. Gerade ein ausgebildetes Syſtem von Einzelvorſchriften, eine ſichere, in volksthümlicher Gewohnheit wurzelnde Beſchränkung bei Wahl der Stoffe und Bau der Stücke ſind zu verſchiedenen Zeiten die beſte Hilfe der ſchöpferiſchen Kraft geweſen. Ja ſie ſind, ſo ſcheint es, nothwendige Vorbedingung jener reichlichen Fruchtbarkeit, welche uns in einigen Zeiträumen der Vergangenheit räthſelhaft und unbegreiflich erſcheint. Noch erkennen wir, daß die griechiſche Tragödie eine ſolche Technik beſaß, und daß die größten Dichter nach Handwerksregeln ſchufen, welche zum Theil allen gemein waren, zum Theil Eigenthum beſtimmter Familien und Genoſſenſchaften ſein mochten. Viele derſelben waren der attiſchen Kritik wohl bekannt, welche den Werth eines Stückes danach beurtheilte, ob die Peripetieſcene an rechter Stelle ſtand und die Pathosſcene die wünſchenswerthe Stärke von Mitgefühl erregte. Daß das ſpaniſche Mantel- und Degendrama die Fäden ſeiner Intrigue ebenfalls nach feſten Regeln kunſtvoll durcheinander ſchob, darüber belehrt uns freilich keine Poetik eines Caſtilianers, aber wir vermögen mehre dieſer Regeln aus dem gleichförmigen Bau und den immer wiederkehrenden Charakteren ſehr wohl zu erkennen, und es würde nicht ſchwer ſein, ein Lehrgebäude der eigenthümlichen Vorſchriften aus den Stücken ſelbſt zu errichten.

Natürlich waren dieſe Regeln und Kunſtgriffe auch für die Zeitgenoſſen, denen ſie nützten, nicht etwas Unveränderliches, auch ſie erfuhren durch Genie und kluge Erfindung der Einzelnen ſo lange Ausbildung und Umformung, bis ſie erſtarrten und nach einer Zeit geiſtloſer Verwendung zugleich mit der Schöpferkraft der Dichter verloren wurden.

Es iſt wahr, eine ausgebildete Technik, welche nicht nur die Form, auch viele äſthetiſche Wirkungen beſtimmt, ſteckt der dramatiſchen Poeſie einer Zeit auch Ziel und Grenze ab, innerhalb welcher die größten Erfolge erreicht werden, welche zu überſchreiten ſelbſt dem Genie ſelten möglich iſt. Leicht wird ſolche Begrenzung in ſpätern Jahrhunderten als Hinderniß einer vielſeitigen Entwickelung aufgefaßt. Aber gerade wir Deutſchen könnten uns ein abſchätzendes Urtheil der Nachwelt recht gern gefallen laſſen, wenn wir nur jetzt die Hilfe einer gemeingiltigen Technik beſäßen. Denn wir leiden an dem Gegentheil einer engen Begrenzung, an übergroßer Zuchtloſigkeit und Formloſigkeit, uns fehlt ein volksmäßiger Stil, ein beſtimmtes Gebiet dramatiſcher Stoffe, jede Sicherheit der Handgriffe; unſer Schaffen iſt faſt nach allen Richtungen zufällig und unſicher geworden, noch heut, achtzig Jahre nach Schiller, wird es dem jungen Dichter ſehr ſchwer, ſich auf der Bühne vertraut und heimiſch zu bewegen.

Wenn wir aber auch darauf verzichten müſſen, mit den Vortheilen der ſichern und handwerksmäßigen Ueberlieferung zu ſchaffen, welche der dramatiſchen Kunſt gerade ſo wie den bildenden Künſten früherer Jahrhunderte eigen war, ſo ſollen wir doch nicht verſchmähen, die techniſchen Regeln aus alter und neuer Zeit, welche auf unſerer Bühne künſtleriſche Wirkungen erleichtern, zu ſuchen und verſtändig zu gebrauchen. Es verſteht ſich, daß dieſe Regeln nicht durch Willkür eines Einzelnen, auch nicht durch den Einfluß eines großen Denkers oder Dichters auferlegt ſein dürfen, ſondern daß ſie aus den edelſten Wirkungen unſerer Bühne gezogen, nur das für uns Nothwendige enthalten müſſen, daß ſie der Kritik und der ſchaffenden Kraft nicht als Gewaltherrſcher, ſondern als ehrliche Helfer zu dienen haben, und daß auch bei ihnen eine Wandlung und Fortbildung nach den Bedürfniſſen der Zeit nicht ausgeſchloſſen wird.

Es iſt immerhin auffallend, daß die techniſchen Hilfsregeln früherer Zeit, nach denen der Schaffende den kunſtvollen Bau des Dramas zuſammenzufügen hatte, ſo ſelten durch Schrift ſpätern Geſchlechtern überliefert ſind. Zweitauſend zweihundert Jahre ſind vergangen, ſeit Ariſtoteles den Hellenen einen Theil dieſer Geſetze darſtellte. Leider iſt die Poetik nur unvollſtändig auf uns gekommen, das Erhaltene iſt vielleicht nur Auszug, den ungeſchickte Hände gemacht haben, es hat Lücken und verderbten Text, auch ſcheinen einzelne Kapitel durcheinander geworfen. Trotz dieſer Beſchaffenheit iſt das Erhaltene für uns von höchſtem Werth, die Alterthumswiſſenſchaft verdankt ihm einen Einblick in die verſchüttete Bühnenwelt der Hellenen, in unſern äſthetiſchen Lehrbüchern bildet es noch heut die Grundlage für die Theorie der dramatiſchen Kunſt, auch dem arbeitenden Dichter ſind einige Kapitel der kleinen Schrift belehrend. Denn das Werk enthält außer einer Theorie der dramatiſchen Wirkungen, wie ſie der größte Denker des Alterthums ſeinen Zeitgenoſſen zurecht legte, und außer mehren Grundſätzen einer volksthümlichen Kritik, wie ſie der gebildete Athener vor neuen Stücken in Anwendung brachte, auch noch einige feine Handgriffe aus den dramatiſchen Werkſtätten des Alterthums, welche wir für unſere Arbeit ſehr vortheilhaft verwenden können. Im Folgenden wird, ſoweit der praktiſche Zweck dieſes Buches erlaubt, davon die Rede ſein.

Hundert und zwanzig Jahre ſind es, ſeit Leſſing den Deutſchen die Geheimſchrift der alten Poetik zu entziffern unternahm.

Seine hamburgiſche Dramaturgie wurde der Ausgangspunkt für eine volksmäßige Auffaſſung des dramatiſch Schönen. Und der ſiegreiche Kampf, welchen er in dieſem Werk gegen die Tyrannei des franzöſiſchen Geſchmacks führte, wird demſelben die Achtung und Liebe der Deutſchen auf immer erhalten. Für unſere Zeit iſt der ſtreitende Theil der wichtigſte. Wo Leſſing den Ariſtoteles erklärt, erſcheint ſein Verſtändniß des Griechen unſerer Gegenwart, welche mit reicheren Hilfsmitteln arbeitet, nicht überall genügend; wo er belehrend die Geſetze des Schaffens darlegt, iſt ſein Urtheil begrenzt durch die enge Auffaſſung des Schönen und Wirkungsvollen, in welcher er damals noch ſelbſt ſtand.

Freilich die beſte Quelle für den Gewinn techniſcher Regeln ſind die Dramen großer Dichter, welche ihren Zauber auf Leſer und Zuſchauer noch heut ausüben. Zunächſt die griechiſchen Tragödien. Wer ſich gewöhnt von den Beſonderheiten der alten Form abzuſehen, der findet mit inniger Freude, daß der kunſtvollſte tragiſche Dichter der Athener, Sophokles, die Hauptgeſetze des dramatiſchen Aufbaues mit einer beneidenswerthen Sicherheit und Klugheit verwendet. Für Steigerung, Höhenpunkt und Umkehr der Handlung — den zweiten, dritten und vierten Akt unſerer Stücke — iſt er noch uns ein ſelten erreichtes Vorbild.

Etwa zweitauſend Jahre nach Oedipus auf Kolonos ſchrieb Shakeſpeare das Trauerſpiel Romeo und Julie, er die zweite geniale Kraft, welche der dramatiſchen Kunſt unſterblichen Ausdruck gegeben hat. Er ſchuf das Drama der Germanen, ſeine Behandlung des Tragiſchen, Anordnung der Handlung, Art und Weiſe der Charakterbildung, Darſtellung der Seelenvorgänge haben für die Einleitung des Dramas und für die erſte Hälfte bis zum Höhenpunkt einige techniſche Geſetze, welche uns noch leiten, feſtgeſtellt.

Auf einem Umwege kamen die Deutſchen zur Erkenntniß von der Größe und Bedeutung ſeiner Arbeit für uns. Die großen Dichter der Deutſchen, billig die nächſten Muſter, an denen wir uns zu bilden haben, lebten in einer Zeit des geiſtvollen Anſtellens von Verſuchen mit dem Erbe alter Vergangenheit, deshalb fehlt der Technik, welche ſie erwarben, Einiges von der Sicherheit und Folgerichtigkeit der Wirkungen; und gerade weil das Schöne, das ſie gefunden, uns in das Blut übergegangen iſt, ſind wir auch verpflichtet, bei der Arbeit Manches von uns abzuwehren, was bei ihnen auf unfertiger oder unſicherer Grundlage ruht.

Die Beiſpiele, welche in dem Folgenden herangezogen werden, ſind aus Sophokles, Shakeſpeare, Leſſing, Goethe, Schiller geholt. Denn es war wünſchenswerth, die Beiſpiele auf allbekannte Werke zu beſchränken.

Erſtes Kapitel.

Die dramatiſche Handlung.

1.

Die Idee.

In der Seele des Dichters geſtaltet ſich das Drama allmählich aus dem rohen Stoff, dem Bericht über irgend etwas Geſchehenes. Zuerſt treten einzelne Momente: innerer Kampf und Entſchluß eines Menſchen, eine folgenſchwere That, Zuſammenſtoß zweier Charaktere, Gegenſatz eines Helden gegen ſeine Umgebung, ſo lebhaft aus dem Zuſammenhange mit anderen Ereigniſſen heraus, daß ſie Veranlaſſung zur Umbildung des Stoffes werden. Dieſe Umbildung geht ſo vor ſich, daß die lebhaft empfundene Hauptſache in ihrer die Menſchenſeele feſſelnden, rührenden oder erſchütternden Bedeutung aufgefaßt, von allem zufällig daran Hängenden losgelöſt und mit einzelnen ergänzenden Erfindungen in einen einheitlichen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung gebracht wird. Die neue Einheit, welche dadurch entſteht, iſt die Idee des Dramas. Sie wird der Mittelpunkt, an welchen weitere freie Erfindung wie in Strahlen anſchießt, ſie wirkt mit ähnlicher Gewalt, wie die geheimnißvolle Kraft der Kryſtallbildung, durch ſie wird Einheit der Handlung und Bedeutung der Charaktere, zuletzt der geſammte Bau des Dramas hervorgebracht.

Wie der rohe Stoff zu einer poetiſchen Idee vergeiſtigt wird, ſoll das folgende Beiſpiel zeigen. Ein junger Dichter des vorigen Jahrhunderts lieſt folgende Zeitungsanzeige: „Stuttgart vom 11. Am geſtrigen Tage fand man in der Wohnung des Muſikus Kritz deſſen älteſte Tochter Luiſe und den herzoglichen Dragoner-Major Blaſius von Böller tot auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Thatbeſtand und die ärztliche Unterſuchung ergaben, daß beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen waren. Man ſpricht von einem Liebesverhältniß, welches der Vater des Majors, der bekannte Präſident von Böller, zu beſeitigen verſucht habe. Das Schickſal des wegen ſeiner Sittſamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Theilnahme aller fühlenden Seelen.“

Ueber dieſen gegebenen Stoff bildet, durch Mitgefühl aufgeregt, die Phantaſie des Dichters den Charakter eines feurigen und leidenſchaftlichen Jünglings, eines unſchuldigen, zartfühlenden Mädchens. Der Gegenſatz zwiſchen der Hofluft, aus welcher der Liebende hervorgetreten iſt, und dem engen Kreis eines kleinen bürgerlichen Haushalts wird lebhaft empfunden. Der feindliche Vater wird zu einem herzloſen, ränkevollen Hofmann. Zwingend macht ſich das Bedürfniß geltend, den furchtbaren Entſchluß eines lebensfriſchen Jünglings, der bei ſolchem Verhältniß von ihm ausgegangen ſcheint, zu erklären. Dieſen innern Zuſammenhang findet der ſchaffende Dichter in einer Täuſchung, welche durch den Vater in die Seele des Sohnes geworfen wird, in dem Verdachte von der Untreue der Geliebten. Auf ſolche Weiſe macht der Dichter den Bericht ſich und Andern verſtändlich, indem er frei erfindend einen innern Zuſammenhang hineinträgt. Es ſind dem Anſchein nach kleine Ergänzungen, aber ſie ſchaffen ein ganz ſelbſtändiges Bild, welches der wirklichen Begebenheit als etwas Neues gegenüberſteht und etwa folgenden Inhalt hat: Einem jungen Edelmann wird durch den Vater die Eiferſucht gegen ſeine bürgerliche Geliebte ſo heftig aufgeregt, daß er ſie und ſich durch Gift tötet. Durch dieſe Umbildung iſt ein Ereigniß der Wirklichkeit zu einer dramatiſchen Idee geworden. Von jetzt ab iſt das wirkliche Ereigniß dem Dichter unweſentlich, der Ort, die Familiennamen fallen ab, ob in der That der Hergang ſo war, wie der Toten und ihrer Eltern Charakter und Stellung war, bekümmert durchaus nicht mehr; warme Empfindung und die erſte Regung ſchöpferiſcher Kraft haben der Begebenheit einen allgemein verſtändlichen Inhalt und eine innere Wahrheit gegeben. Die Vorausſetzungen des Stückes ſind nicht mehr zufällige und in einem einzelnen Fall vorhandene, ſie könnten gerade ſo hundertmal wieder eintreten, und bei den angenommenen Charakteren und dem gefundenen Zuſammenhang würde der Ausgang immer wieder derſelbe ſein.

Hat der Dichter auf ſolche Weiſe den Stoff mit ſeiner Seele erfüllt, dann nimmt er etwa noch aus dem wirklichen Bericht, was ihm paßt, den Titel des Vaters und Sohnes, Vorname der Braut, Geſchäft ihrer Eltern, vielleicht noch Einzelzüge, welche ſich ihm für Verwerthung bequem fügen. Und daneben geht die weitere ſchöpferiſche Arbeit; die Hauptcharaktere entwickeln ſich bis in ihre Einzelheiten und dazu die Nebenfiguren: ein ränkevoller Helfer des Vaters, ein anderes Weib im Gegenſatz zu der Geliebten, die Perſönlichkeiten der Eltern. Neue Momente der Handlung treten hinzu, alle dieſe Erfindungen durch die Idee beſtimmt und gerichtet.

Dieſe Idee, der erſte Fund des Dichters, die ſtille Seele, durch welche er den von außen an ihn tretenden Stoff vergeiſtigt, tritt ihm ſelbſt nicht leicht als Gedanke gegenüber, ſie hat nicht die farbloſe Klarheit eines abgezogenen Begriffes. Im Gegentheil iſt das Eigenthümliche bei ſolcher Arbeit der Dichterſeele, daß die Haupttheile der Handlung, das Weſen der Hauptcharaktere, ja auch etwas von der Farbe des Stückes zugleich mit der Idee in der Seele aufleuchten zu einer untrennbaren Einheit verbunden, und daß ſie ſofort wie ein Lebendes wirken, nach allen Seiten weitere Bildungen erzeugend. So iſt allerdings möglich, daß dem Dichter die

Idee ſeines Stückes, die er doch ſehr ſicher in der Seele trägt, niemals während dem Schaffen zur Ausbildung in Worten gelangt, und daß er ſich erſt ſpäter durch Nachdenken ſeine innere Habe in das geprägte Metall der Rede umſetzt und als Grundgedanken ſeines Dramas begreift. Möglich ſogar, daß er als Schaffender die Idee richtiger nach den Geſetzen ſeiner Kunſt empfunden hat, als er ſich den Grundgedanken des Werkes in einem Satze zuſammenfaßt.

Wenn es für ihn aber auch unbequem, zuweilen ſchwierig iſt, die Idee des werdenden Stückes in eine Formel abzuziehen und in Worten zu beſchreiben, ſo wird er doch gut thun, dieſe Abkühlung ſeiner warmen Seele ſchon im Beginn der Arbeit einmal zuzumuthen und ſcharf prüfend die gefundene Idee nach den Grundbedingungen des Dramas zu beurtheilen. Auch für den Fremden iſt es lehrreich, aus dem fertigen Kunſtwerk die verborgene Seele zu ſuchen und, wie unvollſtändig das auch immer möglich ſei, in eine Formel zu faſſen. Es läßt ſich Manches daraus erkennen, was für die einzelnen Dichter charakteriſtiſch iſt. Es ſei z. B. die Grundlage „Maria Stuart“: aufgeregte Eiferſucht einer Königin treibt zur Tötung ihrer gefangenen Gegnerin. Und wieder von „Kabale und Liebe“: aufgeregte Eiferſucht eines jungen Adligen treibt zur Tötung ſeiner bürgerlichen Geliebten, ſo wird dieſe nackte Formel zwar der ganzen Fülle des farbigen Lebens enthoben ſein, welches im Gemüth des Schaffenden an der Idee haftet; trotzdem wird einiges Eigenthümliche an dem Bau beider Stücke ſchon aus ihr deutlich werden, z. B. daß der Dichter bei ſolcher Grundlage in die Nothwendigkeit verſetzt war, den erſten Theil der Handlung vorzudichten, welcher das Entſtehen der Eiferſucht erklärt, daß alſo die treibende Kraft in den Hauptcharakteren ſelbſt erſt von der Mitte des Stückes aus wirkſam wird, und daß die erſten Akte bis zum Höhenpunkt vorzugsweiſe die Beſtrebungen der Nebenfiguren enthalten, dieſe tötliche Thätigkeit eines der Hauptcharaktere zu erregen. Er wird ferner bemerken, wie ähnlich im letzten Grunde Motiv und Bau dieſer beiden Dramen Schillers iſt und wie beide eine überraſchende Aehnlichkeit mit Idee und Anlage des gewaltigeren Othello haben.

Der Stoff, welcher durch die dramatiſche Idee umgebildet wird, iſt entweder vom Dichter eigens für ſein Drama erfunden, oder er iſt eine Anekdote aus dem Leben, welches den Dichter umgibt, oder ein Bericht, den die Geſchichte darbietet, oder der Inhalt einer Sage, Novelle, poetiſchen Erzählung. In jedem dieſer Fälle, wo der Dichter Vorhandenes benutzt, iſt der Stoff bereits durch das Eindringen einer Idee mehr oder weniger vermenſchlicht. Sogar in der oben erdachten Zeitungsanzeige iſt die beginnende Umbildung bereits erkennbar. In dem letzten Satze: „Man ſpricht von einem Liebesverhältniß, welches u. ſ. w.“ macht der Berichterſtatter den erſten Verſuch, die Thatſachen in eine innerlich zuſammenhängende Geſchichte zu wandeln, den Unglücksfall zu erklären und den Liebenden dadurch erhöhte Theilnahme zu verleihen, daß ihrem Weſen ein anziehender Inhalt gegeben wird. Dieſer Vorgang des Umdeutens, durch welchen wirklichen Ereigniſſen ein den Bedürfniſſen des Gemüths entſprechender Inhalt und Zuſammenhang verliehen wird, iſt kein Vorrecht des Dichters. Neigung und Fähigkeit dazu ſind in allen Menſchen und zu allen Zeiten thätig. Jahrtauſende lang hat das Menſchengeſchlecht alles Leben des Himmels und der Erde ſich ſo umgedeutet, es hat ſeine Vorſtellungen von dem göttlichen Weſen mit menſchlichen Ideen überreichlich erfüllt. Alle epiſche Sage iſt aus einer ſolchen Umwandlung religiöſer, naturhiſtoriſcher und zuweilen geſchichtlicher Eindrücke in poetiſche Ideen hervorgegangen. Noch jetzt, ſeit die hiſtoriſche Bildung uns beherrſcht und die Achtung vor dem thatſächlichen Zuſammenhange der Weltbegebenheiten hoch geſtiegen iſt, erweiſt ſich im Größten wie im Kleinſten dieſer Drang die Ereigniſſe zu erklären. Bei jeder Anekdote, ja in dem unliebſamen Geklätſch der Geſellſchaft iſt dieſelbe Thätigkeit ſichtbar, mag nun das Wirkliche durch den Trieb umgewandelt werden, irgend einen Zug des kleinen Lebens heiter und anmuthig darzuſtellen, oder aus dem Bedürfniß des Erzählers, ſich ſelbſt im Gegenſatz zu andern Menſchen als ſicherer und beſſer zu empfinden.

Auch der geſchichtliche Stoff iſt durch den Hiſtoriker bereits vermittelſt einer Idee geordnet, bevor der Dichter ſich ſeiner bemächtigt. Die Ideen des Geſchichtſchreibers ſind allerdings nicht poetiſche, aber auch ſie wirken beſtimmend und bildend auf alle Theile des Werkes, welches durch ſie hervorgerufen wird. Wer das Leben eines Mannes beſchreibt, wer einen Abſchnitt der vergangenen Zeit darſtellt, auch er muß nach feſten Geſichtspunkten die chaotiſche Stoffmaſſe ordnen, Unweſentliches ausſcheiden, die Hauptſachen hervorheben. Noch mehr: er muß den Inhalt eines Menſchenlebens oder einer Zeit zu verſtehen ſuchen, ureigene Grundzüge, einen innern Zuſammenhang der Ereigniſſe zu finden bemüht ſein. Aber freilich zunächſt einen innern Zuſammenhang ſeines Stoffes mit vielem Andern, außerhalb Liegenden, das er nicht darſtellt. Ja, er muß ſogar in einzelnen Fällen die Ueberlieferung ergänzen und Unverſtändliches dadurch deuten, daß er den möglichen und wahrſcheinlichen Inhalt deſſelben findet. Er wird endlich auch bei der Anordnung ſeines Werkes durch Geſetze des Schaffens beſtimmt, welche zahlreiche Uebereinſtimmungen mit den Compoſitionsgeſetzen des Dichters haben. Und er vermag durch ſein Wiſſen und ſeine Kunſt aus dem rohen Stoffe ein Bewunderung erregendes Bild zu ſchaffen, den mächtigſten Eindruck auf die Seele des Leſers hervorzubringen. Aber er unterſcheidet ſich von dem Dichter dadurch, daß er gewiſſenhaft das wirklich Geſchehene ſo zu verſtehen ſucht, wie es thatſächlich in die Erſcheinung getreten war, und daß der innere Zuſammenhang, den er ſucht, durch eine Weltordnung hervorgebracht wird, welche wir als göttlich, unendlich, unfaßlich verehren. Dem Geſchichtſchreiber iſt der Thatbeſtand ſelbſt und die Bedeutung deſſelben für den menſchlichen Geiſt der höchſte Fund. Dem Dichter iſt das Höchſte die ſchöne Wirkung der eigenen Erfindung, ihr zu Liebe wandelt er behaglich ſpielend den wirklichen Thatbeſtand. Deshalb iſt dem Dichter jedes Werk des Geſchichtſchreibers, wie vollſtändig daſſelbe auch durch die aus dem Inhalte erkannte geſchichtliche Idee belebt ſein mag, doch nichts als roher Stoff, gleich einem Tagesereigniß, und die kunſtvollſte Behandlung durch den Hiſtoriker iſt ihm nur inſoweit brauchbar, als ſie ihm das Verſtändniß einer Begebenheit erleichtert. Hat der Dichter durch die Geſchichte Theilnahme an der Perſon des Kriegsfürſten Wallenſtein gewonnen, empfindet er aus dem Bericht lebhaft einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen den Thaten und dem Geſchick des Mannes, wird er durch auffallende Einzelzüge des wirklichen Lebens gerührt oder erſchüttert, ſo beginnt bei ihm der Vorgang des Umbildens damit, daß er Thaten und Untergang des Helden in vollſtändig begreiflichen und ergreifenden Zuſammenhang bringt, und daß er ſich das Weſen des Helden ſo umbildet, wie es für eine rührende und erſchütternde Wirkung der Handlung wünſchenswerth iſt. Was in dem geſchichtlichen Charakter vielleicht nur eine Nebenurſache war, wird zur Grundlage ſeines Weſens, der finſtere, ſchreckliche Bandenführer nimmt etwas von der Natur des Dichters an, er wird ein hochſinniger, träumeriſch nachdenklicher Mann. Dieſem Charakter gemäß werden die Begebenheiten umgedeutet, alle andern Charaktere beſtimmt, Schuld und Schickſale gerichtet. Durch ſolches Idealiſiren iſt Schillers Wallenſtein entſtanden, eine Geſtalt, deren feſſelnde Züge mit dem Antlitz des geſchichtlichen Wallenſtein nur wenig gemein haben. Freilich wird der Dichter ſich zu hüten haben, daß in ſeiner Erfindung nicht ein für ſeine Zeitgenoſſen empfindlicher Gegenſatz zu der hiſtoriſchen Wahrheit hervortrete. Wie ſehr der neuere Dichter durch ſolche Rückſicht eingeengt wird, ſoll ſpäter ausgeführt werden.

Es wird dabei von der Perſönlichkeit des Dichters abhängen, ob den erſten Reiz zu ſeiner poetiſchen Thätigkeit feſſelnde Charakterzüge der Menſchen, oder das Schlagende des wirklichen Geſchickes, oder vielleicht gar die intereſſante Zeitfarbe abgibt, welche er ſchon in dem geſchichtlichen Bericht vorfindet. Von dem Augenblick aber, wo ihm der Reiz und die Wärme gekommen ſind, deren er zum Schaffen bedarf, verfährt er, wie treu er ſich auch ſcheinbar an den geſchichtlichen Stoff anlehne, doch in der That mit unumſchränkter Freiheit. Er verwandelt allen für ihn brauchbaren Stoff in dramatiſche Momente.*)

---

*) Schon Ariſtoteles hat dieſen erſten Fund des Dichters, das Herausbilden der poetiſchen Idee tiefſinnig erfaßt. Wenn er die Poeſie der Geſchichte als philoſophiſcher und bedeutender gegenüberſtellt, weil die Poeſie das allen Menſchen Gemeinſame darſtelle, die Geſchichte aber das Zufällige und Einzelne berichte, und weil die Geſchichte vorführe, was geſchehen iſt, die Poeſie, wie es hätte geſchehen können, ſo werden wir Modernen, die wir von der Wucht und Größe der geſchichtlichen Ideen durchdrungen ſind, zwar die vergleichende Schätzung zweier grundverſchiedenen Gebiete des Schaffens ablehnen, aber wir werden die Feinheit ſeiner Begriffsbeſtimmung zugeben. Gleich darauf deutet er den Vorgang des Idealiſirens in einem oft mißverſtandenen Satze an. Er ſagt (Cap. 9, 4): „Jenes menſchlich Gemeinſame der Poeſie wird dadurch hervorgebracht, daß Reden und Handlungen der Charaktere als wahrſcheinlich und nothwendig erſcheinen, und dies gemein Menſchliche arbeitet die Poeſie aus dem rohen Stoff heraus, und ſie (die Poeſie) ſetzt den Perſonen die zweckmäßigen Namen auf,“ — *οὗ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη* — mag ſie nun die in dem Stoff vorhandenen benutzen oder neue erfinden. Schon Ariſtoteles war nämlich der Anſicht, daß der Dichter beim Beginn ſeiner Arbeit wohl thue, ſich zuvörderſt den Stoff, der ihn angezogen hat, auch in einer von allen Zufälligkeiten entkleideten Formel gegenüber zu ſtellen, und er führt dies an einer andern Stelle (Cap. 17, 6. 7) weiter aus. „Die Iphigeneia und der Oreſtes des Dramas ſind durchaus nicht mehr dieſelben, wie in dem überlieferten Stoff. Es iſt für den ſchaffenden Dichter zunächſt faſt zufällig, daß ſie dieſe Namen behalten. Erſt wenn der Dichter ſeine Handlungen und Charaktere aus dem Zufälligen, Wirklichen, einmal Geſchehenen herausgehoben und an deſſen Stelle einen gemeingiltigen Inhalt geſetzt hat, der uns als wahrſcheinlich und nothwendig erſcheint, erſt

Aber auch, wo der Dichter einen Stoff aufnimmt, der bereits nach Geſetzen des epiſchen Schaffens mehr oder weniger vollſtändig geordnet iſt, als Heldengedicht, Sage, kunſtvoll durchgebildete Erzählung, iſt ihm das für eine andere Gattung der Poeſie Fertige nur Stoff. Und man meine nicht, daß eine Begebenheit und ihre Perſonen, welche durch ſo nahe verwandte Kunſt bereits verklärt ſind, ſchon deshalb für das Drama beſſere Zurichtung haben. Im Gegentheil iſt gerade zwiſchen den großen Gebilden der epiſchen Poeſie, welche Begebenheiten und Helden ſchildert, wie ſie neben einander ſtehen, und zwiſchen der dramatiſchen Kunſt, welche Handlungen und Charaktere darſtellt, wie ſie durch einander werden, ein tiefer Gegenſatz, der für den Schaffenden nicht leicht zu bewältigen iſt. Sogar der poetiſche Reiz, den dieſe zugerichteten Gebilde auf ſeine Seele ausüben, mag ihm erſchweren, dieſelben nach den Lebensbedingungen ſeiner Kunſt umzubilden. Das griechiſche Drama hat ebenſo hart mit ſeinen Stoffen gerungen, welche dem Epos entnommen waren, als die geſchichtlichen Dichter unſerer Zeit mit der Umwandlung der geſchichtlichen Ideen in dramatiſche.

Einen Stoff nach einheitlicher Idee künſtleriſch umbilden heißt ihn idealiſiren. Die Perſonen des Dichters werden, gegenüber ihren Stoffbildern aus der Wirklichkeit, mit einem bequemen Handwerksausdruck Ideale genannt.

---

dann ſoll er wieder Farbe und Ton, Namen und Nebenumſtände aus dem rohen Stoff verwenden.“ (Cap. 18, 7.) Deshalb iſt auch möglich, daß Dramen, welche aus ſehr verſchiedenen Stoffkreiſen genommen ſind, im letzten Grunde denſelben Inhalt — oder wie wir das ausdrücken, dieſelbe poetiſche Idee — darſtellen. Das iſt der Sinn der angezogenen Stellen.

2.

Was iſt dramatiſch?

Dramatiſch ſind diejenigen ſtarken Seelenbewegungen, welche ſich bis zum Willen und zum Thun verhärten, und diejenigen Seelenbewegungen, welche durch ein Thun aufgeregt werden; alſo die innern Vorgänge, welche der Menſch vom Aufleuchten einer Empfindung bis zu leidenſchaftlichem Begehren und Handeln durchmacht, ſowie die Einwirkungen, welche eigenes und fremdes Handeln in der Seele hervorbringt; alſo das Ausſtrömen der Willenskraft aus dem tiefen Gemüth nach der Außenwelt und das Einſtrömen beſtimmender Einflüſſe aus der Außenwelt in das Innere des Gemüths; alſo das Werden einer That und ihre Folgen auf das Gemüth.

Nicht dramatiſch iſt die Action an ſich und die leidenſchaftliche Bewegung an ſich. Nicht die Darſtellung einer Leidenſchaft an ſich, ſondern der Leidenſchaft, welche zu einem Thun leitet, iſt die Aufgabe der dramatiſchen Kunſt; nicht die Darſtellung einer Begebenheit an ſich, ſondern ihrer Einwirkung auf die Menſchenſeele iſt Aufgabe der dramatiſchen Kunſt. Ausführung leidenſchaftlicher Seelenbewegungen als ſolcher iſt Sache der Lyrik, Schilderung feſſelnder Begebenheiten iſt Aufgabe des Epos.

Beide Richtungen, in denen das Dramatiſche ſich äußert, ſind allerdings nicht grundverſchieden. Auch während der

Menſch in der Spannung und Arbeit iſt, ſein Inneres nach Außen zu wenden, wirkt ſeine Umgebung fördernd oder hemmend auf ſeine leidenſchaftliche Bewegung. Und wieder, auch während das Gethane auf ihn zurückwirkt, beharrt er nicht aufnehmend, ſondern erhält durch die Aufnahme neue Bewegungen und Wandlungen. Dennoch iſt ein Unterſchied in der Wirkung beider eng verbundenen Vorgänge. Den höchſten Reiz hat immer der erſte Vorgang, der innere Kampf des Menſchen bis zur That. Der zweite fordert mehr äußerliche Bewegung, ein ſtärkeres Zuſammenwirken verſchiedener Kräfte, faſt Alles, was die Schauluſt vergnügt, gehört ihm an; und doch iſt er, wie unentbehrlich er dem Drama ſei, vornehmlich ein Befriedigen erregter Spannung, und leicht eilt über ihn hinweg die Ungeduld des nachſchaffenden Hörers, eine neue leidenſchaftliche Spannung im Innern der Helden ſuchend. Was wird, nicht, was als ein Gewordenes Staunen erregt, feſſelt am meiſten.

Da die dramatiſche Kunſt Menſchen darſtellt, wie ihr Inneres nach Außen wirkt oder durch Einwirkungen von Außen ergriffen wird, ſo muß ſie folgerecht die Mittel benützen, durch welche ſie den Zuhörern dieſe Vorgänge der Menſchennatur verſtändlich machen kann. Dieſe Mittel ſind Rede, Ton, Geberde. Sie muß ihre Menſchen vorführen als ſprechend, ſingend, im Geberdenſpiel. Die Poeſie gebraucht alſo zu Gehilfen für ihre Darſtellung die Muſik und Schauſpielkunſt.

In engem Verbande mit ihren helfenden Künſten, in kräftiger, geſelliger Arbeit, ſendet ſie ihre Bilder in die Seelen der Aufnehmenden, welche zugleich Hörende und Schauende ſind. Die Eindrücke, welche ſie hervorbringt, werden Wirkungen genannt. Die dramatiſchen Wirkungen haben eine ſehr eigenthümliche Beſchaffenheit, ſie unterſcheiden ſich nicht nur von den Wirkungen der bildenden Künſte durch nachdrücklichere Kraft und die allmähliche geſetzmäßige Steigerung in beſtimmtem Zeitmaß, ſondern auch von den mächtigen Wirkungen der Muſik dadurch, daß ſie durch zwei Sinne zugleich einſtrömen, und daß ſie nicht allein das Empfindungsleben, ſondern auch die Denkkraft des Hörers reizvoll ſpannen.

Schon aus dem Geſagten iſt klar, daß die nach den Bedürfniſſen dramatiſcher Kunſt zugerichteten Perſonen einiges Beſondere in ihrem Weſen haben müſſen, was ſie nicht nur von den unendlich mannigfaltigeren und complicirteren Menſchenbildern, welche uns das wirkliche Leben in die Seele drückt, unterſcheidet, ſondern auch von den poetiſchen Gebilden, welche durch andere Gattungen der Kunſt, das Epos und den Roman oder die Lyrik, wirkſam gemacht werden. Die dramatiſche Perſon ſoll menſchliche Natur darſtellen, nicht wie ſie ſich thätig und gefühlvoll in ihrer Umgebung regt und ſpiegelt, ſondern ein großartig und leidenſchaftlich bewegtes Innere, welches danach ringt, ſich in die That umzuſetzen, Weſen und Thun Anderer umgeſtaltend zu leiten. Der Menſch des Dramas ſoll in ſtarker Befangenheit, Spannung und Wandlung erſcheinen; vorzugsweiſe die Eigenſchaften werden bei ihm in Thätigkeit dargeſtellt, welche im Kampf mit anderen Menſchen zur Geltung kommen, Energie der Empfindung, Wucht der Willenskraft, Beſchränktheit durch leidenſchaftliches Begehren, gerade die Eigenſchaften, welche den Charakter bilden und durch den Charakter verſtändlich werden. Es geſchieht alſo nicht ohne Grund, daß die Kunſtſprache kurzweg die Perſonen des Dramas Charaktere nennt.

Aber die Charaktere, welche durch die Poeſie und ihre helfenden Künſte vorgeführt werden, vermögen ihr inneres Leben nur zu bethätigen an einem Geſchehenden, als Theilnehmer an einer Begebenheit, deren Verlauf und innerer Zuſammenhang durch die dramatiſchen Vorgänge in der Seele der Helden dem Zuhörer deutlich wird. Dieſe Begebenheit, wenn ſie nach den Bedürfniſſen der Kunſt zugerichtet iſt, heißt die Handlung.*)

Jeder Theilnehmer an der dramatiſchen Handlung hat eine beſtimmte Stellung zum Ganzen, für jeden iſt eine genau umſchriebene Perſönlichkeit nothwendig, welche ſo beſchaffen ſein muß, daß das Zweckvolle derſelben vom Zuhörer mit Behagen empfunden, das Menſchliche und Eigenthümliche von dem Schauſpieler durch die Mittel ſeiner Kunſt wirkſam dargeſtellt werden kann.

Jene Seelenvorgänge, welche oben als die dramatiſchen bezeichnet wurden, werden allerdings nicht an jeder der dargeſtellten Perſonen vollſtändig ſichtbar, zumal nicht auf der neuern Bühne, welche liebt, eine größere Anzahl von Menſchen als Träger ihrer Handlung aufzuführen. Aber die Hauptperſonen müſſen davon erfüllt ſein, nur wenn dieſe ihr Weſen in der angegebenen Weiſe kräftig, reichlich und bis zu den geheimſten Falten des Innern darlegen, vermag das Drama große Wirkungen hervorzubringen. Wird an den Hauptperſonen dies letzte Dramatiſche nicht ſichtbar und nicht dem Aufnehmenden eindringlich, ſo fehlt dem Drama das Leben, es wird eine gekünſtelte leere Form ohne den entſprechenden Inhalt, das anſpruchsvolle Zuſammenwirken mehrer verbundener Künſte macht dieſe Leere doppelt peinlich.

Neben den Hauptperſonen erhalten ihre Gehilfen, je nach dem Raum, welchen ſie im Stück einnehmen, mehr oder weniger Antheil an dieſem dramatiſchen Leben. Und völlig ſchwindet es auch in den kleinſten Rollen nicht, ſelbſt bei den Perſonen, welche nur durch wenige Worte ihre Theilnahme erweiſen können; bei dem Begleiter, dem Anmeldenden wird wenigſtens der Schauſpielkunſt die Pflicht, durch Tracht, Sprechweiſe, Haltung, Geberde, Aufſtellung der eintretenden Perſon den für das Stück zweckmäßigen Inhalt derſelben äußerlich darzuſtellen, wenn auch knapp und beſcheiden.

---

*) Die wenigen techniſchen Ausdrücke verlangen vom Leſer eine unbefangene Aufnahme. Mehre derſelben haben auch im Tagesgebrauch ſeit den letzten hundert Jahren einige feinere Wandelungen der Bedeutung durchgemacht. Was hier Handlung heißt: der für das Drama bereits zugerichtete Stoff (bei Ariſtoteles Mythos, bei den Römern Fabula), das heißt bei Leſſing noch zuweilen Fabel, während er den rohen Stoff Praxis oder Pragma des Ariſtoteles, durch Handlung überſetzt. Aber auch Leſſing gebraucht ſchon zuweilen das Wort Handlung beſſer, ſo wie es hier verwendet wird.

Da aber die Darſtellung derjenigen Seelenvorgänge, welche Vorrecht und Bedürfniß des Dramas ſind, Zeit in Anſpruch nimmt, und dem Dichter je nach der Gewohnheit ſeines Volkes auch das Zeitmaß für ſeine Wirkungen begrenzt iſt, ſo folgt ſchon hieraus, daß die dargeſtellte Begebenheit die Hauptperſonen weit ſtärker hervorheben muß, als bei einem Ereigniß der Wirklichkeit, welches durch gemeinſame Thätigkeit mehrer Menſchen hervorgebracht wird, nothwendig iſt.

Die Fähigkeit, dramatiſche Wirkungen durch die Kunſt hervorzubringen, iſt dem Menſchengeſchlecht nicht in jedem Zeitraum ſeines Daſeins verliehen. Die dramatiſche Poeſie erſcheint ſpäter als Epos und Lyrik; ihre Blüthe in einem Volke hängt allerdings von dem glücklichen Zuſammentreffen vieler hervortreibender Kräfte ab, zunächſt aber davon, daß in dem wirklichen Leben der Volksgenoſſen die entſprechenden Seelenvorgänge bereits häufig und reichlich ſichtbar werden. Und dies iſt erſt möglich, wenn das Volk eine gewiſſe Höhe der Entwickelung erreicht hat, wenn die Menſchen gewöhnt ſind, ſich ſelbſt und andere vor den Momenten einer That ſcharfſichtig zu beobachten, wenn die Sprache einen hohen Grad von Beweglichkeit und gewandter Dialektik ausgebildet hat, wenn der Einzelne nicht mehr durch den epiſchen Bann alter Ueberlieferung und äußerer Gewalt, durch hergebrachte Formel und volksgemäße Gewohnheit gefeſſelt wird, ſondern ſich freier das eigene Leben zu formen vermag. Wir unterſcheiden zwei Zeiträume, in denen das Dramatiſche dem Geſchlecht der Erde gekommen iſt. Zum erſten Mal trat dieſe

Vertiefung der Menſchenſeele in die antike Welt etwa um das Jahr 500 v. Chr., als ſich das jugendliche Selbſtgefühl der freien helleniſchen Stadtgemeinden mit der Blüthe des Handels, der öffentlichen Reden und der Theilnahme des Bürgers am Staat erhob. Das zweite Mal trat das Dramatiſche in die neuere Völkerfamilie Europas nach der Reformation zugleich mit der Vertiefung des Gemüthes und Geiſtes, welche durch das ſechzehnte Jahrhundert ſowohl bei den Germanen als bei den Romanen — in ſehr verſchiedener Weiſe — hervorgebracht wurde. Allerdings hatten ſchon Jahrhunderte vor dem Eintritt dieſer kräftigen Seelenarbeit ſowohl die Hellenen als die Stämme der Völkerwanderung ſich die erſten Anfänge einer Redeweiſe und Kunſt des Geberdenſpiels entwickelt, welche das Dramatiſche ſuchte. Dort wie hier hatten große Götterfeſte einen Geſang in feierlicher Tracht und das Spiel volksthümlicher Masken veranlaßt. Aber das Eintreten der dramatiſchen Kraft in dieſe lyriſchen oder epiſchen Schauſtellungen war doch beide Male ein wunderbar ſchnelles, faſt plötzliches. Beide Male entfaltete ſich das Dramatiſche von dem Augenblick, in dem es lebendig wurde, mit großer Kraft zu einer Schönheit, welche durch die ſpätern Jahrhunderte nicht leicht erreicht wurde. Unmittelbar nach den Perſerkriegen kamen Aeſchylos, Sophokles, Euripides dicht hinter einander herauf. Kurz nach der Reformation erwuchs in der Völkerfamilie Europas zuerſt bei den Engländern und Spaniern, dann bei den Franzoſen, endlich bei den zurückgebliebenen Deutſchen aus unbehilflicher Schwäche die höchſte volksgemäße Blüthe der ſeltenen Kunſt.

Aber darin unterſcheidet ſich jener ältere Eintritt des Dramatiſchen in die alte Welt, daß das Drama des Alterthums aus lyriſchem Chorgeſang hervorwuchs, während das neuere auf der epiſchen Freude an Vorführung wichtiger Begebenheiten beruht. Dort war im erſten Anfange die leidenſchaftliche Aufregung des Gefühls, hier das Schauen eines

Ereigniſſes reizvoll geweſen. Dieſe Verſchiedenheit des Urſprungs hat auch nach der kunſtvollen Ausbildung Form und Inhalt des Dramas mächtig beeinflußt, und wie erhaben die beſten Leiſtungen der Kunſt in beiden Zeiträumen wurden, ſie behielten etwas weſentlich Verſchiedenes.

Aber ſelbſt nachdem das dramatiſche Leben in dem Volke aufgegangen war, blieben die höchſten Kunſtwirkungen der Poeſie ein Vorrecht Weniger, auch ſeit dieſer Zeit wird die dramatiſche Kraft nicht jedem Dichter zu Theil; ja ſie füllt nicht jedes Werk, auch der größten Dichter, mit genügender Gewalt. Wir dürfen ſchließen, daß ſchon zur Zeit des Ariſtoteles jene prunkvollen Schauſtücke mit einfacher Handlung, ohne charakteriſtiſches Begehren der Hauptfiguren, mit loſe eingehängten Chören, wie er ſie beſchreibt, vielleicht lyriſche Schönheiten hatten, aber keine dramatiſchen. Und unter den geſchichtlichen Dramen, welche jetzt in Deutſchland jährlich geſchrieben werden, enthält die größere Hälfte wenig mehr als dialogiſirte und verſtümmelte Geſchichte, etwa epiſchen Stoff in ſceniſcher Form, ebenfalls nicht dramatiſchen Inhalt. Ja auch einzelne Werke großer Dichter kranken an demſelben Mangel. Nur zwei berühmte Dramen ſeien hier genannt. Die Hekabe des Euripides zeigt bis gegen das Ende nur kleine durchaus ungenügende Fortſchritte aus der bewegten Stimmung zu einem Thun: erſt im Schlußkampf gegen Polymeſtor erweiſt Hekabe eine Leidenſchaft, die zum Willen wird, erſt da beginnt eine dramatiſche Spannung, bis dahin floß aus kurz ſkizzirten leidenvollen Zuſtänden der Hauptperſonen nur lyriſche Klage. Und wieder in Shakeſpeare's Heinrich V., in dem der Dichter ein vaterländiſches Volksſtück nach den alten epiſchen Gewohnheiten ſeiner Bühne dichten wollte, mit kriegeriſchen Aufzügen, Gefechten, kleinen Epiſoden, iſt weder an dem Hauptcharakter noch den Nebenfiguren eine tiefe Begründung ihres Thuns aus dramatiſch darſtellbaren Motiven ſichtbar. In kurzen Wellen kräuſelt ſich Wunſch und Forderung, die Handlungen ſelbſt ſind die Hauptſache. Die Vaterlandsliebe muß warme Theilnahme an der Handlung aufregen, was ſie allerdings in Shakeſpeare's Zeit und Volk reichlich gethan hat. Für uns iſt das Drama weniger darſtellbar, als die Theile Heinrich's VI. — Dagegen enthält, um nur einige Stücke deſſelben Dichters zu nennen, Macbeth bis zur Banketſcene, der ganze Coriolan, Othello, Romeo und Julie, Julius Cäſar, Lear bis zur Hüttenſcene, Richard III. das machtvollſte Dramatiſche, welches je von einem Germanen geſchaffen worden.

Nach der ſtarken Spannung der Hauptperſonen aber ſchätzt in der Regel ſchon die Mitwelt, in jedem Fall die Folgezeit die Bedeutung eines Dramas. Wo dies Leben fehlt, vermag keine Kunſt der Behandlung, kein günſtiger Stoff das Werk lebendig zu erhalten. Wo dies dramatiſche Leben vorhanden iſt, betrachtet auch noch ſpäte Folgezeit ein Dichterwerk mit lebhafter Achtung und überſieht ihm gern große Mängel.

3.

Einheit der Handlung.

Die Handlung des Dramas iſt die nach einer Idee angeordnete Begebenheit, deren Inhalt durch die Charaktere vorgeführt wird.

Sie iſt aus vielen Einzelheiten zuſammengeſetzt und beſteht aus einer Anzahl dramatiſcher Momente, welche nach einander in geſetzlicher Gliederung wirkſam werden.

Die Handlung des ernſten Dramas muß folgende Eigenſchaften haben:

Sie muß eine feſtgeſchloſſene Einheit bilden.

Dies berühmte Geſetz hat bei Griechen und Römern, bei Spaniern und Franzoſen, bei Shakeſpeare und den Deutſchen ſehr verſchiedene Anwendung erfahren, welche zum Theil durch die Kunſtgelehrten, zum Theil durch die Beſchaffenheit der Bühnen veranlaßt wurde. Das Verengen ſeiner Forderung durch die franzöſiſchen Claſſiker und der gegen die drei Einheiten von Ort, Zeit, Begebenheit geführte Kampf der Deutſchen haben für uns nur noch ein literarhiſtoriſches Intereſſe.*)

---

*) Bekanntlich wird von Ariſtoteles die Einheit des Ortes gar nicht gefordert, über den ununterbrochenen Zuſammenhang der Zeit nur geſagt, daß die Tragödie ſoviel als möglich verſuche, ihre Handlung in einem Sonnenumlauf zuſammenzufaſſen. — Es war bei den Griechen, wie ſich ſchließen läßt, gerade die Genoſſenſchaft des Sophokles, welche in der Ausübung ihrer Kunſt das feſthielt, was wir Einheit des Ortes und der Zeit nennen. Und mit gutem Grunde. Die gedrungene Handlung des Sopho-

Kein Stoff iſt ohne Vorausſetzungen, wie vollſtändig er aus dem Zuſammenhange mit andern Ereigniſſen herausgelöſt werde. Dieſe unentbehrlichen Vorausſetzungen müſſen dem Hörer in den Eröffnungsſcenen ſo weit dargeſtellt werden, daß er die Grundlagen des Stückes überſieht, nicht weitläufiger, damit nicht der Raum für die Handlung ſelbſt beengt werde. Alſo zunächſt Zeit, Volk, Ort, Stellung der auftretenden Hauptperſonen zu einander, dabei die unvermeidlichen Fäden, welche von Allem, was außerhalb der Handlung geblieben iſt, ſich in dieſe ſelbſt hineinziehen. Wenn z. B. in Kabale und Liebe ein beſtehendes Liebesverhältniß zu Grunde liegt, ſo muß

---

kles mit höchſt regelmäßigem Aufbau bedarf überhaupt ein ſehr kurzes Theilſtück der Sage, ſo daß die zu Grunde liegende Begebenheit häufig in demſelben kurzen Zeitraum weniger Stunden geſchehen ſein könnte, welchen die Darſtellung in Anſpruch nimmt. Wenn Sophokles vermied, die Scene zu wechſeln, wie z. B. Aeſchylos in den Eumeniden that, ſo hatte er noch eine beſondere Urſache. Wir wiſſen, daß er auf Theatermalerei hielt, er hatte eine kunſtvollere Ausſchmückung des Hintergrundes eingeführt, und er bedurfte an ſeinem Theatertage für die vier Stücke zuverläſſig vier große Decorationen, welche bei den rieſenhaften Verhältniſſen der Scene an der Akropolis ohnedies eine bedeutende Ausgabe veranlaßten. Ein Wechſeln des ganzen Hintergrundes während der Aufführung war nicht ſtatthaft, und das bloße Umſtellen der Periakte — wenn dieſe überhaupt ſchon zur Zeit des Sophokles eingerichtet waren — blieb für das Herz eines antiken Regiſſeurs ebenſo unvollkommene Einrichtung, wie bei uns ein Wechſel der Seitencouliſſen ohne Veränderung des Hintergrundes wäre. — Weniger bekannt dürfte ſein, daß gerade Shakeſpeare, der mit Ort und Zeit ſo frei umgeht, weil die feſte Architektur ſeiner Bühne ihm erſparte oder leicht machte, den Wechſel ſceniſch anzudeuten, doch ſeine Stücke auf einem Theater darſtellte, welches der ſchmuckloſe Nachkomme des attiſchen Proſceniums war. Dies Proſcenium hatte ſich allmählich durch kleine Aenderungen in das römiſche Theater, den Myſterienbau des Mittelalters und das Gerüſt des Hans Sachs umgeformt. Dagegen hat dieſelbe claſſiſche Periode des franzöſiſchen Theaters, welche ſo ſteif und ängſtlich die griechiſchen Ueberlieferungen wieder zu beleben verſuchte, uns den tiefen Guckkaſtenbau unſerer Bühne, der aus den Bedürfniſſen des Ballets und der Oper entſtanden war, hinterlaſſen.

dem Hörer ſogleich ein ſcharf beleuchtender Einblick in dieſe Beziehung der beiden Hauptperſonen und in das Familienleben gewährt werden, aus welchem ſich das Trauerſpiel entwickeln ſoll. Vollends bei geſchichtlichem Stoff, der aus dem ungeheuren und unendlichen Zuſammenhange der Weltereigniſſe herausgehoben wird, iſt die Darlegung ſeiner Vorausſetzungen keine leichte Sache und der Dichter hat ſehr darauf zu achten, daß er dieſelben ſo viel als möglich vereinfache.

Von dieſer unentbehrlichen Einleitung muß ſich aber der Anfang der bewegten Handlung kräftig abheben, wie eine beginnende Melodie von einleitenden Accorden. Dies erſte Moment der Bewegung — das aufregende Moment — iſt von großer Wichtigkeit für die Wirkung des Dramas; es wird weiter unten davon die Rede ſein.

Ebenſo muß das Ende der Handlung als allgemein verſtändliches Ergebniß des Geſammtverlaufs erſcheinen, gerade hier muß die innere Nothwendigkeit lebhaft empfunden werden; der Ausgang aber muß die vollſtändige Beendigung des Kampfes und der aufgeregten Conflicte darſtellen.

Innerhalb dieſer Grenzen ſoll ſich die Handlung in einheitlichem Zuſammenhange fortbewegen. Dieſer innere Zuſammenhang wird im Drama dadurch hervorgebracht, daß jedes Folgende aus dem Vorhergehenden abgeleitet wird als Wirkung einer dargeſtellten Urſache. Mag das Veranlaſſende nun der folgerechte Zwang der Begebenheiten ſein, und das neu Eintretende als wahrſcheinliches und allgemein verſtändliches Ergebniß früherer Handlungen begriffen werden; oder mag das Bewirkende eine allgemein verſtändliche Eigenthümlichkeit des bereits dargelegten Charakters ſein. Auch wenn unvermeidlich iſt, daß im Verlauf neue Ereigniſſe hinzutreten, ſogar ſolche, welche dem Hörer unerwartet und überraſchend kommen, müſſen dieſe unmerklich, aber vollſtändig durch Vorhergegangenes erklärt ſein. Dies Begründen der Ereigniſſe im Drama heißt Motiviren. Durch die Motive werden die Einzelheiten der Handlung zu einem künſtleriſch wohlgefügten Ganzen verbunden. Das Zuſammenfeſſeln der Ereigniſſe durch das freie Schaffen einer urſächlichen Verbindung iſt die unterſcheidende Eigenthümlichkeit dieſer Kunſtgattung, durch dies Zuſammenfeſſeln wird das dramatiſche Idealiſiren des Stoffes bewirkt.

Als Beiſpiel diene die Umwandlung einer Erzählung in eine dramatiſche Handlung. Die Erzählung berichtet Folgendes: Zu Verona lebten zwei edle Familien in alter Feindſchaft und Fehde. Da will der Zufall, daß einſt der Sohn des einen Geſchlechts mit ſeinen Begleitern den übermüthigen Streich ausführt, verkleidet in ein Maskenfeſt einzudringen, das der Häuptling des anderen Geſchlechtes veranſtaltet. Auf dieſem Maskenfeſt ſieht der Eindringling die Tochter ſeines Feindes, in beiden entſteht eine rückſichtsloſe Leidenſchaft, ſie beſchließen heimliche Vermählung und werden von dem Beichtvater des Mädchens getraut. Da will wieder der Zufall, daß der Neuvermählte mit einem Vetter ſeiner Braut in Streit geräth und, weil er dieſen im Zweikampf getötet hat, von dem Fürſten des Landes bei Todesſtrafe verbannt wird. Unterdeß hat ein vornehmer Freier bei den Eltern der Neuvermählten um ſie angehalten, der Vater achtet nicht das verzweifelte Flehen der Tochter und ſetzt den Tag der Vermählung feſt. Die junge Frau erhält in dieſer ſchrecklichen Lage von ihrem Beichtvater einen Schlaftrunk, der ihr den Schein des Todes geben ſoll, der Beichtvater unternimmt, ſie heimlich aus dem Sarge zu löſen und ihren entfernten Gatten von dem Sachverhältniß zu unterrichten. Aber wieder bewirkt ein unglücklicher Zufall, daß der Gatte in der Fremde, bevor ihn der Bote des Paters trifft, die Nachricht erhält, daß ſeine Geliebte geſtorben ſei. Er eilt heimlich in die Vaterſtadt zurück und dringt bei Nacht in ihr Grabgewölbe; unglücklicher Weiſe trifft er dort mit dem von den Eltern beſtimmten Bräutigam zuſammen, er tötet ihn und trinkt an dem Sarge der Geliebten Gift. Die Geliebte erwacht, ſieht den ſterbenden Gemahl und erſticht ſich mit ſeinem Dolche.*)

Dieſe Erzählung iſt einfacher Bericht über ein auffallendes Ereigniß. Daß Alles ſo gekommen, wird geſagt; wie und warum es ſo gekommen, kümmert nicht. Die Reihenfolge der berichteten Ereigniſſe hat ſehr loſe Verbindung. Zufall, Laune des Schickſals, ein unberechenbares Zuſammentreffen unglücklicher Momente veranlaßt Verlauf und Kataſtrophe. Ja, gerade das auffällige Spiel des Zufalls iſt das Reizvolle. Ein ſolcher Stoff ſcheint vorzüglich ungünſtig für das Drama. Und doch hat ein großer Dichter eines ſeiner ſchönſten Dramen daraus geſchaffen.

Die Thatſachen ſind ſämmtlich unverändert geblieben, nur ihre Verbindung iſt eine andere geworden. Denn die Aufgabe des Dichters war nicht, uns die Thatſachen auf der Bühne vorzuführen, ſondern dieſelben aus dem Empfinden, Begehren, Handeln ſeiner Perſonen herzuleiten, zu erklären, glaublich und vernunftgemäß zu entwickeln. Er hatte im Anfang die Vorausſetzungen der Handlung darzulegen: die Händel in einer italieniſchen Stadt zur Zeit, wo Schwerter getragen wurden und die Raufluſt ſchnell mit der Hand an die Waffen griff, die Führer beider Parteien, die regierende Macht, welche mit Mühe die Unruhigen im Zaum hält. Dann den Entſchluß des Capulet ein Gaſtmahl zu geben. Darauf mußte die Darſtellung des luſtigen Einfalls kommen, welcher Romeo und ſeine Begleiter in das Haus des Capulet bringt. Dies erregende Moment, der Anfang der Handlung durfte aber nicht als ein Zufall auftreten, es mußte aus den Charakteren erklärt werden. Daher war nöthig vorher die Genoſſenſchaft des Romeo einzuführen, übermüthig, friſch, in ungebändigter

---

*) Die Einzelheiten der alten Novelle und was Shakeſpeare daran änderte, können hier übergangen werden.

Jugendkraft mit dem Leben ſpielend. Dieſem Bedürfniß der Begründung verdankt Mercutio ſein Daſein. Im Gegenſatz zu den tollen Genoſſen wurde der ſchwermüthige Held Romeo geformt, deſſen Weſen ſchon vor ſeinem Eintritt in die bewegte Handlung die liebeſuchende Leidenſchaftlichkeit auszudrücken hat. Daher die Träumerei um Roſalinde. Darauf galt es die entſtehende Zuneigung der Liebenden glaublich zu machen. Dafür die Masken- und Balkonſcene. Aller Zauber der Poeſie iſt hier höchſt zweckvoll verwendet, um als begreiflich und ſelbſtverſtändlich zu zeigen, daß die ſüße Leidenſchaft beiden Liebenden fortan das Leben beſtimmt.

Die Nebenfigur, welche von da in das Stück eintrat ſollte durch ihren Charakter die Verwicklung und den traurigen Ausgang motiviren helfen. Für die Erzählung war die Thatſache genügend, daß ein Prieſter traute und die unglückliche Intrigue leitete, es haben ſich immer ſolche Helfer gefunden. Sobald er aber ſelbſt auftrat und in die Handlung hineinſprach, mußte er eine Perſönlichkeit erhalten, welche alles Folgende erklärte, er mußte gutherzig und theilnehmend ſein und durch ſein Herz ſo großes Vertrauen verdienen, er mußte unpraktiſch und zu ſtillen Ränken geneigt ſein, wie nicht ſelten die beſſeren Prieſter der italieniſchen Kirche ſind, um ſpäter für ſein Beichtkind das verwegene Spiel mit dem Tode zu wagen. So entſtand Lorenzo.

Nach der Vermählung fiel in die Erzählung der unglückliche Zufall mit Tybalt. Hier hatte der dramatiſche Dichter beſondere Veranlaſſung, dem plötzlich Eintretenden das Zufällige zu nehmen. Ihm konnte nicht genügen, den Tybalt als hitzköpfigen Raufer einzuführen, er mußte, ohne daß der Zuſchauer die Abſicht merkte, ſchon im Vorhergehenden den beſonderen Haß gegen Romeo und ſeine Genoſſen begründen. Daher die kleine Zwiſchenſcene beim Maskenfeſt, in welcher Tybalt's Zorn über das Eindringen des Romeo aufbrennt. Und in der Scene ſelbſt hatte der Dichter die ſtärkſten Motive aufzuſpannen, um Romeo zum Zweikampf zu zwingen. Deshalb mußte vorher Mercutio fallen. Auch deshalb, um das Gewicht dieſer tragiſchen Scene zu ſteigern und den Zorn des Fürſten zu erklären.

Romeo ſofort in die Verbannung zu ſenden, wie die Erzählung thut, war dem Drama unmöglich. Ihm war zwingende Nothwendigkeit, der aufgeregten Leidenſchaft ihre höchſte Steigerung zu geben, dem Zuſchauer die Untrennbarkeit der beiden Liebenden zu beweiſen. Wie das dem Dichter gelungen, weiß jeder. Die Scene der Brautnacht iſt der höchſte Punkt der Handlung und auch durch die poetiſche Ausführung, die uns hier nicht kümmert, in höchſter Schönheit herausgehoben. Aber auch aus anderen Gründen war dieſe Scene nothwendig. Der Charakter Julia's macht eine Steigerung in das Edle nöthig; daß das liebevolle Mädchen auch großartiger Bewegungen, der kräftigſten Leidenſchaft fähig iſt, das muß gelehrt werden, damit man ihren ſpäteren verzweifelten Entſchluß ihrem Weſen angemeſſen finde. Der wundervolle Kampf in ihr um Tybalt's Tod und Romeo's Verbannung muß der Brautnacht vorausgehen, um der bräutlichen Sehnſucht die ſchön pathetiſche Zugabe zu ertheilen, welche die Theilnahme an der immerhin delikaten Scene ſteigert. Aber auch die Möglichkeit dieſer Scene mußte erklärt werden, die kleinen Hilfsmotive derſelben, Pater Lorenzo und die Amme als Vermittler, ſind wieder bedeutſam. Der Charakter der Amme, eine der unübertrefflichen Erfindungen Shakeſpeare's, iſt ebenfalls nicht zufällig ſo gebildet, gerade wie ſie iſt, paßt ſie als Helferin und macht ſie die innere Trennung Julia's von ihr und die Kataſtrophe erklärlich.

Unmittelbar nach der Brautnacht kommt an Julia der Befehl, ſich dem Paris zu vermählen. Daß die ſchöne Tochter des reichen Capulet einen vornehmen Freier findet, und daß der Vater — deſſen rauhe Hitze ſchon vorher genügend motivirt iſt — dabei harten Zwang ausübt, würde auch ohne weitere

Vorbereitung als wahrſcheinlich und ſelbſtverſtändlich vom Hörer zugegeben werden. Aber dem Dramatiker lag ſehr daran, dies wichtige Ereigniß ſchon vorher zu begründen. Schon *vor* der Brautnacht läßt er den Paris das Verſprechen des Vaters erhalten, auch dieſen dunkeln Schatten wollte er noch über die große Liebesſcene werfen, und er wollte das einbrechende Verhängniß recht deutlich und gemeinverſtändlich erklären.

Jetzt iſt das Schickſal der Liebenden in die ſchwachen Hände des Pater Lorenzo gegeben. Bis dahin hat das Drama ſorgfältig jedes Eindringen eines Zufalls ausgeſchloſſen, bis auf die kleinſte Nebenſache iſt Alles aus den Charakteren und Situationen erklärt. Jetzt laſtet bereits ein ungeheures Geſchick auf zwei Unglücklichen: vergoſſenes Blut, tötliche Familienfeindſchaft, die heimliche Ehe, die Verbannung, die neue Brautwerbung; das Alles drängt in der Empfindung den Hörer mit einem gewiſſen Zwange abwärts. Das Einführen kleiner erklärender Motive iſt nicht mehr wirkſam und nicht mehr nöthig. So darf jetzt die Liſt des kopfloſen und unpraktiſchen Paters durch einen Zufall ſcheitern. Denn die Empfindung, daß es verzweifelt und höchſt vermeſſen war, eine Lebende den unberechenbaren Zufällen eines Schlaftrunks und Begrabens auszuſetzen, iſt im Hörer ſo lebendig geworden, daß derſelbe jetzt bereits *einen unglücklichen Fall als das Wahrſcheinliche betrachtet.*

So wird die Kataſtrophe eingeleitet und begründet. Aber damit dem Hörer die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang völlig ſchwinde, und damit die innere Nothwendigkeit des Untergangs noch im letzten Augenblick die Bedeutung der unvermeidlichen Zufälle in der Totengruft überwachſe, muß Romeo noch vor der Gruft den Paris erſchlagen.

Der Tod dieſes fremden Mannes iſt das letzte Motiv für den traurigen Ausgang der Liebenden. Selbſt wenn Julia jetzt im günſtigen Augenblick erwachte, der Pfad der Liebenden iſt ſo mit Blut überfloſſen, daß ihnen ein Glück und Leben ſehr unwahrſcheinlich geworden iſt.

Es war hier nur die Aufgabe, an wenigen Hauptſachen den Gegenſatz zwiſchen innerer dramatiſcher Verbindung und epiſchem Bericht zu zeigen. Das Stück enthält noch eine Fülle anderer Motive und iſt bis ins Kleinſte hinab zweckvoll gefügt und durch feſte Klammern verbunden.

Die innere Einheit einer dramatiſchen Handlung wird aber nicht dadurch hervorgebracht, daß irgend eine Reihenfolge von Begebenheiten als Thaten und Leiden deſſelben Helden erſcheint. Nie iſt gegen ein großes Grundgeſetz des dramatiſchen Schaffens öfter gefehlt worden als gegen dieſes, auch von großen Dichtern. Und immer hat dieſe Mißachtung die Wirkungen auch genialer Kraft beeinträchtigt. Schon die Bühne der Athener litt darunter und ſchon Ariſtoteles ſuchte dieſem Unrecht entgegen zu treten, indem er in ſeiner feſten Weiſe ausſprach: „die Handlung iſt das Erſte und Wichtigſte, die Charaktere erſt das Zweite“ — und: „die Handlung wird nicht dadurch einig, daß ſie um Einen geht.“ — Vollends wir Neueren, welche am häufigſten durch das Reizvolle geſchichtlicher Stoffe angezogen werden, haben dringende Veranlaſſung, an dem Satze feſtzuhalten, daß die Perſonalunion allein nicht genüge, die Begebenheiten in eine Einheit zu ſchließen.

Noch immer geſchieht es, daß ein Dichter unternimmt, das Leben eines heldenhaften Fürſten vorzuführen, wie dieſer ſich mit ſeinen Vaſallen entzweit, mit ſeinen Nachbarn und der Kirche herumſchlägt und verſöhnt, zuletzt in einem ſolchen Kampfe untergeht; der Dichter vertheilt die Hauptmomente des hiſtoriſchen Lebens in die fünf Akte und drei Stunden eines Bühnendramas, ſetzt in Reden und Gegenreden politiſche Intereſſen und Parteiſtandpunkte auseinander, flicht wohl oder übel eine Liebesepiſode ein, und meint das geſchichtliche Bild in ein poetiſches verwandelt zu haben. Er iſt zuverläſſig nur ein mattherziger Verderber der Geſchichte, kein Prieſter ſeiner ſtolzen Göttin. Was er geſchaffen, iſt nicht Geſchichte, nicht Drama. Denn er hat allerdings einigen Forderungen ſeiner Kunſt nachgegeben, er hat wichtige Ereigniſſe weggelaſſen, die ihm nicht paßten, hat den Charakter des Helden ſich einfach und kunſtgemäß zugerichtet, iſt mit kleiner und großer Zuthat nicht ſparſam geweſen, hat auch dem verwickelten Zuſammenhang der hiſtoriſchen Begebenheiten hier und da einen erfundenen untergeſchoben. Aber er hat durch alles dies eine Geſammtwirkung erreicht, welche in gutem Falle ein ſchwacher Abglanz jener erhabenen Wirkung iſt, die das Leben des Helden bei guter Darſtellung durch den Hiſtoriker hervorgebracht hätte. Und ſein Irrthum war, daß er die hiſtoriſche Idee an die Stelle der dramatiſchen geſetzt hat.

Doch auch der Dichter, welcher würdiger von ſeiner Kunſt denkt, iſt vor geſchichtlichen Stoffen in der Gefahr, eine falſche Einheit zu ſuchen. Der Geſchichtſchreiber hat ihn belehrt, daß die wechſelnden Ereigniſſe des geſchichtlichen Lebens oft durch Charaktereigenthümlichkeiten erklärt werden, welche Erfolge ſichern, ein Verhängniß heraufbeſchwören. Gewaltig und Staunen erregend iſt die Wirkung, welche der innere Zuſammenhang eines geſchichtlichen Lebens hervorbringt. Durch ſolche Gewalt des Wirklichen beſtimmt, ſucht der Dichter den innern Zuſammenhang der Begebenheiten in dem charakteriſtiſchen Grundzuge des Heldenlebens zuſammenzufaſſen. Der Charakter des Helden wird ihm das letzte Motiv zur Begründung der verſchiedenen Wechſelfälle eines thatenreichen Daſeins. Ein deutſcher Fürſt z. B., der bei großer Kraft und hochſinnigem Weſen durch jähe Heftigkeit in Kämpfe und Niederlagen getrieben wird, der in herzfreſſenden Demüthigungen, in der tiefſten Erniedrigung ſein beſſeres Selbſt wiederfindet, ſich maßvoll erhebt, ſeinen hochfahrenden Stolz bändigt u. ſ. w., ein ſolcher Charakter mag an ſich alle Eigenſchaften eines dramatiſchen Helden haben, das allgemein Verſtändliche, Bedeutſame bringt vielleicht aus dem Zufälligen ſeines irdiſchen

Daſeins gewaltig hervor, auch das Geſchick ſeines Lebens zeigt ein das menſchliche Gemüth ergreifendes Verhältniß von Schuld und Strafe, er erſcheint in der That als der hämmernde Schmied ſeines Glücks und Unglücks, Kern und Inhalt ſeines wirklichen Lebens mag einer poetiſchen Idee ſehr ähnlich ſein. Aber gerade vor ſolcher Aehnlichkeit ſoll der Dichter mißtrauiſch anhalten. Er hat ſich zunächſt zu fragen, ob er denn Gewaltigeres und Wirkſameres durch ſeine Kunſt geben könne, als die Geſchichte ſelbſt bietet. Ja, ob er überhaupt in der Lage ſei, durch die Mittel ſeiner Kunſt auch nur einen Theil der Wirkungen herauszubilden, welche er in dem hiſtoriſchen Stoffe vorausfühlend bewundert. Allerdings, er vermag den Charakter ſeines Helden zu vertiefen. Was in der Seele Heinrich's IV. arbeitete, als er nach Canoſſa zog und im Büßerhemd an der Schloßmauer ſtand, iſt Geheimniß des Dichters, der Hiſtoriker weiß darüber wenig zu erzählen. Und auf ſolche Momente eines wirklichen Lebens hat der Dichter ein unveräußerliches Recht. Aber Weſen und Wandlungen des hiſtoriſchen Helden vollziehen ſich nicht vorzugsweiſe in Momenten der perſönlichen Vereinſamung, und was den Dichter gelockt hat, war gerade ein heldenhaftes Weſen, deſſen ureigenes Gefüge an verſchiedenen Ereigniſſen ſich darſtellte. Nun ſind dieſe Ereigniſſe, welche der Hiſtoriker berichtet, ſehr zahlreich. Der Dichter wird ſich auf wenige der wichtigſten beſchränken müſſen. Er wird dieſe wenigen umformen müſſen, um die Bedeutung hineinzulegen, die in Wirklichkeit der Zug des ganzen Lebens hat. Mit Erſtaunen wird er ſehen, wie ſchwer das iſt, und wie ſein Held ſelbſt dadurch kleiner und ſchwächer wird, daß ſeine hiſtoriſche Idee ſich an ſo Wenigem vollendet. Aber auch in der Darſtellung dieſer ausgewählten Ereigniſſe iſt der Dichter wieder unendlich ärmer als der Geſchichtſchreiber. Für jedes ſeiner Momente braucht er eine erklärende Einleitung, er muß die Hannos und Ottos, die Rudolfe und Heinriche dem Zuhörer vorſtellen, er muß ihre Angelegenheiten bis zu gewiſſem Grade anziehend machen, er wird zwei-, dreimal im Stück anſpannen und abwickeln, die Perſonen drängen und decken einander auf dem engen Raum, die aufſchießende Theilnahme der Hörer wird immer wieder geknickt. Er wird mit Erſtaunen die Erfahrung machen, daß Spannung des Hörers überhaupt nicht durch die Charaktere hervorgebracht wird, wie intereſſant dieſe ſein mögen, ſondern nur durch das Gefüge der Handlung. Und er wird im beſten Fall nichts weiter erreichen, als eine und die andere groß ausgeführte Scene mit echtem dramatiſchen Leben, welche einzeln ſteht in einer Oede von ſkizzenhaften kurzen Andeutungen, von verſtümmelter Hiſtorie, ſchwungloſer Erfindung. Das iſt das gewöhnliche Ausſehen moderner hiſtoriſcher Dramen.

Und wahrſcheinlich iſt der Dichter bei ſolcher Arbeit über zahlreiche ſchöne Stoffe, die in dem geſchichtlichen Material lagen, hinweggefahren, *ohne ſie zu ſehen. Ein ganzes politiſches Menſchenleben* zu idealiſiren, iſt eine rieſige Arbeit. Auch cykliſche Dramen, Trilogie, Tetralogie mögen in den meiſten Fällen dafür ſchwerlich genügen. Ein einziges hiſtoriſches Moment vermag dem Dichter überreichen Stoff zu geben. Denn wie der Glaube da beginnt, wo das Wiſſen endet, ſo fängt die Poeſie da an, wo die Geſchichte aufhört. Was die Geſchichte zu melden weiß, darf dem Dichter nichts ſein als der Rahmen, in welchem er ſeine glänzenden Farben, die geheimſten Offenbarungen der Menſchennatur hineinmalt; wie ſoll ihm dafür Raum und innere Freiheit bleiben, wenn er ſich mit Darlegung einer Folge von geſchichtlichen Ereigniſſen zerarbeitet? Schiller hat in ſeinen beiden größten hiſtoriſchen Stücken nur die geſchichtliche Kataſtrophe, die letzten Scenen eines wirklichen Menſchenlebens verwerthet, und er hat für einen ſo kleinen hiſtoriſchen Ausſchnitt im Wallenſtein drei Dramen gebraucht. Möge man dies Beiſpiel beherzigen. Es iſt wahr, Götz von Berlichingen wird immer für ein ſehr liebenswerthes Gedicht gehalten werden, weil die Reiteranekdoten, welche mit knappen kurzen

Strichen vortrefflich dargeſtellt ſind, den Leſer feſſeln, aber ein auf der Bühne wirkſames Drama iſt das Stück nicht, ebenſowenig Egmont, obgleich die üble Handlung deſſelben und die mangelhafte Charakterzeichnung des Helden durch die größere Ausführung eines bewegten Frauencharakters einigermaßen gut gemacht ſind.

Den Deutſchen iſt die kunſtloſe Behandlung hiſtoriſcher Stoffe durch die epiſchen Ueberlieferungen unſerer alten Bühne, vor Allem durch Shakeſpeare nahe gelegt worden. Seine hiſtoriſchen Dramen aus der engliſchen Geſchichte, deren Bau wir, Richard III. ausgenommen, nicht nachahmen ſollen, hatten doch eine weit andere Berechtigung. Damals gab es noch keine Geſchichtſchreibung, wie wir dieſelbe faſſen, und als der Dichter die einfachen Berichte ſeiner hiſtoriſchen Quellen zu künſtleriſcher Geſtaltung benutzte, da arbeitete er noch aus dem Vollen und ſchloß ſeinem Volke in einer Anzahl von meiſterhaften Charakterbildern die nächſte Vergangenheit auf. Er ſelbſt aber hat für ſeine Bühne den großen Fortſchritt zu einer geſchloſſenen Handlung durchgemacht, und gerade ihm verdanken wir, ſeit er an die italieniſchen Novellenſtoffe kam, das Verſtändniß, wie unerſetzlich die edlen Wirkungen ſind, welche eine einheitlich geordnete Handlung hervorbringt. Seine Römerdramen ſind, wenn man einige Gewohnheiten ſeiner Bühne und etwa den dritten Akt von Antonius und Kleopatra abrechnet, Muſter eines feſten Baues. Wir thun nicht gut, nachzuahmen, was er überwunden hat.

Unleugbar iſt im modernen Drama die Einwirkung des Charakters auf das Gefüge der Handlung ſtärker, als auf der Bühne des Alterthums. Wie dem Germanen der erſte Anreiz zum Schaffen häufig durch Charakterzüge eines hiſtoriſchen Helden kommt, wie die Zeichnung der Charaktere und ihre Darſtellung durch unſere Schauſpieler mehr Einzelzuthaten und feinere Ausführung erhalten hat, als bei der griechiſchen Maskentragödie möglich war, ſo wird auch der Charakter der

Helden ſtärkere Einwirkung auf den Bau der Handlung ausüben. Aber nur dadurch, daß wir mit größerer Freiheit die innerlich zuſammenhängende einheitliche Handlung durch Charaktereigenthümlichkeiten der Helden erklären dürfen. Fremd war ſolche Motivirung auch den Hellenen nicht. Schon in einem der älteren Stücke des Aeſchylos, in den Hiketiden, iſt der ſchwankende Charakter des Königs von Argos ſo ſtark hervorgehoben, daß man deutlich erkennt, wie der Dichter in dem verlorenen folgenden Stück die Auslieferung der ſchutzflehenden Danaiden darauf gegründet hat. Und Sophokles iſt gerade darin Meiſter, einen Grundzug ſeiner Charaktere als bewegendes Motiv vorzuſtellen, ſo bei Antigone, Aias, Odyſſeus. Ja Euripides iſt ſogar darin den Germanen noch ähnlicher als Sophokles, daß er auch Beſonderheiten der Charaktere mit Behagen hervorhebt. Im Ganzen aber war der epiſche Zwang der Fabel weit mächtiger als bei uns, die Perſonen wurden in der Regel nach dem Bedürfniß eines allbekannten, bereits fertigen Gewebes der Begebenheiten geformt, ſo Agamemnon, Klytämneſtra, Oreſtes. Das war dem Griechen ein Vortheil, uns würde es als Beſchränkung erſcheinen. Bei uns wird der Dichter nicht ſelten in die Lage kommen, daß ſein Held ſich eine Handlung ſucht, als ein lichtſtrahlender Mittelpunkt, der Allem, was an ihn herangezogen wird, Beleuchtung gibt. Wir werden Tieferes und Geheimeres aus ſeinem Weſen erklären können. Aber wie ſehr wir die Handlung nach ſeinen Bedürfniſſen zurichten, ſie wird immer nur aus Einzelheiten zuſammengefügt ſein dürfen, welche einer und derſelben Begebenheit angehören, die vom Anfang bis zum Ende des Stückes reicht.

Unter den Griechen iſt für uns Sophokles ein Meiſter in Handhabung dieſer dramatiſchen Einheit, ganz gewiſſenlos dagegen Euripides. Wie Shakeſpeare in ſeinen ernſten Stücken ſich und uns allmählich, gegenüber der Bühne des ſechzehnten Jahrhunderts, dies Geſetz aufſchloß, iſt geſagt.

Von den Deutſchen hält Leſſing die Einheit ſehr feſt, auch Goethe in der kurzen Handlung des Clavigo und in den ſpätern Dramen, bei welchen er an die Bühne gedacht hat, in Taſſo und Iphigenie. Schiller hat von Kabale und Liebe an dies Geſetz treu beobachtet; iſt es ein Zufall, daß er es in ſeinen letzten Dramen, im Tell und im Demetrius, ſoweit man über dieſen aus den erhaltenen Notizen urtheilen darf, vernachläſſigt? Wo er einmal an die Grenze des Erlaubten kam, geſchah es nur wegen ſeiner Freude an Epiſoden und an Doppelhelden, wie in Carlos, Maria Stuart, Wallenſtein.

Von den Stoffen machen die aus der epiſchen Sage genommenen nicht ſchwer, die Einheit der Handlung feſt zu halten, aber ihre Handlung verträgt ungern dramatiſche Ausarbeitung der Charaktere. Die Novellenſtoffe bewahren gut die Einheit der Handlung, aber die Charaktere werden leicht durch die verflochtene Handlung zu unfrei umhergeworfen oder durch Situationsſchilderungen in der Bewegung gehemmt. Die hiſtoriſchen Stoffe bieten für Charakterzeichnung die ſchönſten und größten Aufgaben, aber es iſt ſehr ſchwer, aus ihnen eine gute Handlung zuſammenzufügen.

Leicht ſteigert ſich dem Dichter das Intereſſe an den Charakteren der Gegenſpieler ſo hoch, daß auch dieſen reichliche Einzelſchilderung, eine theilnahmvolle Darlegung ihrer Strebungen und ihrer Kampfſtimmung und ein beſonderes Schickſal gegönnt wird. Dadurch zunächſt entſteht für das Drama eine Doppelhandlung. Oder die Handlung des Stückes mag ſo beſchaffen ſein, daß zu ihrer Beleuchtung und Ergänzung eine Nebenhandlung wünſchenswerth wird, welche durch Darſtellung gleichlaufender oder gegenſätzlicher Verhältniſſe die Hauptperſonen und ihr Thun und Leiden ſtärker abhebt. Verſchiedene Einſeitigkeiten des Stoffes können derartige Ergänzung wünſchenswerth machen. Ein Drama ſoll nicht den ganzen großen Kreis rührender und erſchütternder Stimmungen durchlaufen, und es ſoll von ſeiner ernſten Grundfarbe aus nicht in alle möglichen andern Farbentöne ſpielen; aber eine Abwechſelung in den Stimmungen und beſcheidene Farbengegenſätze ſind einem Drama ebenſo nöthig, wie einem figurenreichen Gemälde neben den Hauptlinien und Gruppen ein abſtechender Schwung in den Nebenlinien, gegenüber der Hauptfarbe Verwendung der abhängigen Ergänzungsfarben. Ein vorzugsweiſe finſterer Stoff macht die Einfügung heller Nebengeſtalten nöthig. Zu den trotzigen Charakteren der Iphigeneia und des Kreon ſind die milderen Gegenbilder Ismene und Hämon erfunden, durch das Eintreten der Tekmeſſa erhält die Verzweiflung des Aias eine rührende Nebenfarbe, deren zauberiſchen Reiz wir noch heut empfinden. Der düſtere pathetiſche Othello heiſcht ein Gegenſpiel, in welchem etwas von der unumſchränkten Freiheit des Humors ſichtbar wird. Die finſtere Geſtalt Wallenſteins und ſeiner Intriganten fordert gebieteriſch die Einfügung des glänzenden Max.

Wenn aus dieſem Grunde ſchon die Griechen ihre Dramen in einfache und in ſolche mit Doppelhandlung theilten, ſo haben die modernen Stücke die Erweiterung des Gegen- oder Nebenſpiels zu einer Nebenhandlung noch weniger vermieden. Die Einflechtung derſelben in die Haupthandlung geſchah allerdings zuweilen auf Koſten der Geſammtwirkung. Die Germanen namentlich, welche immer geneigt ſein werden, während der Arbeit auch die Bedeutung der Nebenperſonen mit herzlicher Wärme zu faſſen, mögen ſich vor einer zu weiten Ausdehnung der Nebenhandlung hüten. Schon Shakeſpeare hat ſich einigemal dadurch die Wirkung des Dramas beeinträchtigt, am auffälligſten im Lear, in welchem die ganze Parallelhandlung des Hauſes Gloſter, nur loſe mit der Haupthandlung verbunden und ohne beſondere Liebe behandelt, den Fortſchritt aufhält, das Ganze ohne Noth herber macht. Daß dem Dichter in den beiden Dramen Heinrich IV. die Epiſoden zu einer Nebenhandlung heraufwuchſen, deren unſterblicher Humor die ernſten Wirkungen des Stückes überglänzt, macht dieſe Dramen allerdings zu Lieblingen des Leſers. Daß aber die Geſammtwirkung auf der Bühne trotz dieſes Zaubers nicht die entſprechende Gewalt hat, ſoll jeder Bewunderer Falſtaff's zugeben. Nur nebenbei ſei bemerkt, daß in den Komödien Shakeſpeare's die Doppelhandlung zum Weſen gehört, er ſuchte ſeinen Clowns das Epiſodiſche zu nehmen, indem er ſie mit einer ernſtern Handlung verflocht. Die gute Laune, welche aus ihren Scenen ſtrahlt, muß zuweilen Härten des Stoffes verdecken; ſo muß z. B. die Bürgerwache über das peinliche Geſchick der Hero weghelfen. Unter den deutſchen Dichtern war Schiller am meiſten in Gefahr, durch Doppelhandlungen ſich zu ſtören; das zu mächtige Herauſwachſen der Nebenhandlung beruht im Carlos und in der Maria Stuart darauf, daß ſeine Wärme für den Gegenſpieler zu groß wird, im Wallenſtein hat derſelbe Grund das Stück bis zur Trilogie erweitert. Im Tell laufen ſogar drei Handlungen neben einander.*)

Die Handlung hat die Aufgabe, uns den innern Zuſammenhang einer Begebenheit darzuſtellen, wie er den Bedürfniſſen des Verſtandes und Herzens entſpricht; was in dem rohen Stoffe nicht dazu dient, wird der Dichter wegzuwerfen verpflichtet ſein. Und es iſt wünſchenswerth, daß er ſtreng an dieſem Grundſatze halte, nur das für die Einheit Unentbehrliche zu geben. Aber eine Abweichung davon wird er doch nicht vermeiden. Denn ihm werden nicht ſelten Abſchweifungen wünſchenswerth, welche die Farbe des Stückes in zweckmäßiger Weiſe verſtärken, den Charakteren tiefern Inhalt verleihen, durch Eintragen einer neuen Farbe oder eines Gegenſatzes die Geſammtwirkung ſteigern. Dieſe ſchmückenden Zuthaten des Dichters heißen Epiſoden. Sie ſind ſehr verſchiedener Art. Ein charakteriſirendes Moment kann an einer Stelle, wo die Handlung eine kurze Ruhe erträgt, zu einem kleinen Situationsbilde erweitert werden, einem Helden kann Gelegenheit werden, den bedeutungsvollen Grundzug ſeines Weſens an einer Nebenperſon anziehend darzulegen, eine Nebenrolle des Stückes kann durch reichere Ausführung zu einer anziehenden Figur erweitert werden. Bei beſcheidener Verwendung, welche nicht Wichtigerem die Zeit wegnimmt, mögen ſie ein Schmuck des Dramas werden. Und als Schmuckſtücke hat ſie der Dichter zu behandeln, durch feine Ausführung, ſaubere Arbeit dafür zu entſchädigen, wenn ſie doch einmal den Fortſchritt verzögern. Die Epiſoden haben nach den Theilen des Dramas, in welchen ſie erſcheinen, verſchiedene Aufgaben. Während ſie im Anfange in die Rollen der Hauptperſonen eintreten, dieſe in ihrer Eigenart zu zeichnen, werden ſie in dem letzten Theil als Erweiterungen derjenigen neuen Rollen geduldet, welche dem Forttreiben der Handlung eine kleine Hilfe gewähren, an jeder Stelle aber ſollen ſie als vortheilhafte Zuthat empfunden werden.

---

*) Es iſt ein ſchlechtes Hilfsmittel unſerer Regiſſeure, die ſchwächſte dieſer Gruppen, die Familie Attinghauſen, dadurch unſchädlich zu machen, daß man ſo viel als möglich in ihren Rollen ſtreicht, und dieſe durch ſchwache Schauſpieler noch mehr herabdrückt. Der Schaden wird dadurch nur auffälliger. Entweder führe man das Stück Schillers ſo auf, daß man die von ihm beabſichtigten Wirkungen möglichſt vollſtändig zur Geltung bringt; in dieſem Fall beſetze man gerade die drei öden Rollen, Freiherr, Rudenz, Bertha, mit guten Kräften. Unſere Schauſpieler können dem Dichter, der ſo viel für ſie gethan hat, auch einmal ihren Dank zeigen. Oder man behandle den Tell, wie er am leichteſien auf unſerer Bühne wirkt, dann ſtreiche man die drei Rollen ganz, was mit ſehr geringen Aenderungen möglich iſt.

Die Griechen faßten das Wort in etwas weiterer Bedeutung.*) Was in den Dramen des Sophokles den Zeitgenoſſen Epiſode hieß, werden wir nicht mehr ſo nennen. Denn die geniale Kunſt dieſes großen Meiſters beſteht unter Anderm darin, daß er die ſchmückenden Zuthaten ſehr innig ſeiner Handlung verflicht, zumeiſt um die Charaktere der Haupthelden durch Gegenſätze in ein ſcharfes Licht zu ſetzen. So iſt außer der unten erwähnten Scene der Ismene auch die Chryſothemis in der Elektra nach unſerer Empfindung für die Hauptheldin unentbehrlich, und nicht mehr Epiſode, ſondern Theil der Handlung. Auch wo er eine Situation breiter ausmalt, wie im Anfange des Oedipus von Kolonos, entſpricht ſolche Schilderung durchaus den Gewohnheiten unſerer Bühnen. Faſt ebenſo ſteht Shakeſpeare zu ſeinen Epiſoden. Auch in denjenigen ernſten Dramen Shakeſpeare's, welche kunſtvolleren Bau haben, ſind faſt in jedem Akte theils ausgeweitete Scenen,

---

*) Schon bei den Griechen hat das Wort Epeiſodion eine kleine Geſchichte. Es bezeichnete in der früheſten Zeit des Dramas die Ueberführung aus einem Chorgeſang in den folgenden, alſo ſeit Einführung der Schauſpieler zuerſt die kurzen Reden, Botenſcenen, Dialoge u. ſ. w., welche die Uebergänge und Motive für die neuen Stimmungen des Chors enthielten. Auch nach Erweiterung dieſer recitirten Theile blieb dem aus-

---

gebildeten Drama das Wort als alte Regiebezeichnung für jeden Theil des Dramas, der zwiſchen zwei Chorgeſängen ſtand, es entſpricht in dieſer Bedeutung etwa unſerem Akte, genauer unſerer ausgeführten Scene. — In der Werkſtatt der griechiſchen Dichter wurde es aber Bezeichnung derjenigen Theile der Handlung, welche der Dichter zur reicheren Gliederung, zur Belebung ſeines alten Mythenſtoffes in freier Erfindung einfügte, z. B. in der Antigone jene Scene zwiſchen Antigone, Ismene und Kreon, in welcher die unſchuldige Ismene ſich für eine Mitſchuldige der Schweſter erklärt. Auch in dieſer Bedeutung mochte das Epeisodion vielleicht den ganzen Raum zwiſchen zwei Chorgeſängen füllen, in der Regel war es kürzer. Seine Stellen waren zumeiſt in der Steigerung, nur zuweilen in der Umkehr der Handlung, unſerem zweiten und vierten Akt. — Da es in dieſer Bedeutung kleine Stücke der Handlung bezeichnete, welche zwar aus den höchſten Lebensbedürfniſſen des Dramas hervorgegangen ſein konnten, aber für den Zuſammenhang der Begebenheiten nicht unentbehrlich waren, und da ſeit Euripides die Dichter immer häufiger auf Effectſcenen ausgingen, welche mit Idee und Handlung in lockerer Verbindung ſtanden, ſo hing ſich an das Wort allmählich die Nebenbedeutung einer unmotivirten und willkürlichen Einſchaltung. In der Poetik iſt das Wort in jeder der drei Bedeutungen gebraucht, z. B. Cap. XII, 5 iſt es der Terminus des Regiſſeurs, Cap. XVII, 8—10 techniſcher Ausdruck des Dichters, Cap. X, 3 (der Ausgabe von G. Hermann) ſchielt es in der Nebenbedeutung.

theils ganze Rollen von epiſodiſcher Ausführung; aber es iſt ſoviel Schönes und daneben ſoviel für die Geſammtwirkung Zweckmäßiges hineingebannt, daß der ſtrengſte Regiſſeur unſerer Bühne, der in der Nothwendigkeit iſt, an den Dramen zu kürzen, gerade dieſe Stellen faſt niemals hinwegwiſchen wird. Mercutio mit ſeiner Fee Mab und die Scherze der Amme, die Unterhandlung Hamlet's mit den Schauſpielern und Hofleuten, ſowie die Totengräberſcene ſind Beiſpiele, wie ſie faſt in allen Stücken wiederkehren. Faſt überreichlich und mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit befeſtigt der große Künſtler ſeine goldenen Zieraten an alle Theile des Stückes; wer aber daran geht, ſie abzulöſen, der findet ſie eiſenfeſt in das Gefüge des Ganzen eingewachſen. Von den Deutſchen hat Leſſing ſeine Epiſoden dem ſorgfältigen Bau der Stücke mit einer ehrbaren Regelmäßigkeit eingefügt, nach eigener Methode, die auf ſeine Nachfolger übergegangen iſt. Seine Epiſoden ſind kleine Charakterrollen. Der Maler und die Gräfin Orſina in Emilia Galotti (die letzte das beſſere Vorbild der Lady Milford), Riccault in Minna von Barnhelm, ja auch der Derwiſch im Nathan wurden Muſter für die deutſchen Epiſoden des achtzehnten Jahrhunderts. Goethe hat ſie in ſeinen regelmäßigen Dramen, Clavigo, Taſſo, Iphigenie, nicht verwerthet. Bei Schiller dagegen drängen ſie ſich überreich in jeder Form als Schilderungen, ausgeführte Situationen, als Nebencharaktere in die gefügte Handlung. Häufig ſind auch ſie durch beſondere Schönheit gerechtfertigt, kluge Hilfsmittel für die hohe, langwellige Bewegung. Aber nicht immer. Denn einzelne derſelben könnten wir gern miſſen, den Parricida im Tell, gerade weil bei ihm die verſtändige Abſicht ſo auffällig wird, den ſchwarzen Ritter in der Jungfrau, nicht ſelten die ausgeſponnenen Betrachtungen und Schilderungen in ſeinen Dialogſcenen.

4.

Wahrſcheinlichkeit der Handlung.

Die Handlung des ernſten Dramas ſoll wahrſcheinlich ſein.

Die poetiſche Wahrheit wird einem der Wirklichkeit entnommenen Stoff dadurch zu Theil, daß derſelbe, dem zufälligen Zuſammenhange enthoben, einen allgemeinverſtändlichen Inhalt und Bedeutung erhält. In der dramatiſchen Poeſie wird dies Umwandeln der Wirklichkeit in poetiſche Wahrheit dadurch hervorgebracht, daß die Hauptſachen durch eine urſächliche Verbindung zu innerer Einheit verbunden und alle Nebenerfindungen als wahrſcheinliche und glaubliche Momente der dargeſtellten Begebenheiten begriffen werden. Aber nicht dieſe poetiſche Wahrheit allein iſt im Drama nöthig. Der Genießende gibt ſich zwar der Erfindung des Dichters willig hin, er läßt ſich Vorausſetzungen eines Stückes gern gefallen und iſt im Ganzen ſehr geneigt, dem erfundenen menſchlichen Zuſammenhang in der Welt des ſchönen Scheins beizuſtimmen; aber er vermag doch nicht ganz die Wirklichkeit zu vergeſſen, er hält an das poetiſche Gebilde, welches reizvoll vor ihm aufſteigt, das Bild der wirklichen Welt, in der er ſelbſt athmet. Er bringt eine gewiſſe Kenntniß geſchichtlicher Verhältniſſe, beſtimmte ethiſche und ſittliche Forderungen an das Menſchenleben, Ahnungen und ſicheres Wiſſen über den Lauf der Welt mit vor die Bühne. Es iſt ihm bis zu gewiſſem Grade unmöglich auf dieſen Inhalt ſeines eigenen Lebens zu verzichten, zuweilen empfindet er lebhaft, wenn das poetiſche Bild damit in Widerſpruch tritt. Daß Seeſchiffe am Ufer von Böhmen landen, daß Karl der Große mit Kanonen ſchießt, erſcheint unſern Zuſchauern als eine Unrichtigkeit.

Daß dem Juden Shylock Gnade verſprochen wird, wenn er ein Chriſt werde, verſtößt gegen die ſittlichen Empfindungen des Zuſchauers, und er iſt vielleicht nicht geneigt zuzugeben, daß ein gerechter Richter ſo geurtheilt habe. Daß Thoas, der ſo gebildet und würdig um die Prieſterin Iphigenie wirbt, in ſeinem Lande Menſchenopfer duldet, erſcheint als ein innerer Widerſpruch zwiſchen dem edlen Inhalt der Charaktere und den Vorausſetzungen des Stückes und vermag vielleicht, wie klug der Dichter dieſen vernunftwidrigen Beſtandtheil verdeckt, die Wirkung zu beeinträchtigen. Daß König Oedipus viele Jahre herrſcht, ohne ſich um den Tod des Laios zu kümmern, erſchien vielleicht ſchon bei der erſten Aufführung des Stückes den Athenern als eine bedenkliche Vorausſetzung.

Nun iſt wohlbekannt, daß dies Bild der Wirklichkeit, welches der Zuſchauer gegen das einzelne Drama hält, nicht in jedem Jahrhundert daſſelbe bleibt, ſondern durch jeden Fortſchritt der menſchlichen Bildung verändert wird. Das Verſtändniß vergangener Zeit, die ſittlichen Forderungen, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind nichts Feſtſtehendes, jeder Zuhörer aber iſt ein Kind ſeiner Zeit, jedem wird ſein Erfaſſen des Gemeingiltigen eingeſchränkt durch ſeine Perſönlichkeit und die Zeitbildung.

Und ferner iſt klar, daß dies Bild von dem Leben der Wirklichkeit in jedem Menſchen anders abgeſchattet iſt, und daß der Dichter, wie völlig und reich er die Bildung ſeines Geſchlechtes in das eigene Leben aufgenommen habe, doch tauſend verſchieden gefärbten Auffaſſungen der Wirklichkeit gegenüberſteht. Wohl, er hat den großen Beruf, ſeiner Zeit ein Apoſtel der freieſten und höchſten Bildung zu ſein und ohne daß er ſich lehrhaft geberde, ſeine Hörer zu ſich heraufzuziehen. Aber dem dramatiſchen Dichter ſind dafür heimliche Schranken abgeſteckt, er darf nicht über dieſe Schranken hinausgehen, er darf in vielen Fällen nichts von dem Raume leer laſſen, den ſie einſchließen. Wo ſie ſich unſichtbar erheben, das kann in jedem einzelnen Fall nur durch Feingefühl und ſichere Empfindung geahnt werden.

Die Wirkungen der dramatiſchen Kunſt ſind nämlich geſellige. Wie das dramatiſche Kunſtwerk in einer Verbindung mehrer Künſte, durch gemeinſame Thätigkeit zahlreicher Gehilfen dargeſtellt wird, ſo iſt auch die Zuhörerſchaft des Dichters eine Körperſchaft aus vielen wechſelnden Einzelweſen zuſammengeſetzt, und doch als Ganzes ein einheitliches Weſen, welches, wie jede menſchliche Gemeinſchaft, die einzelnen Theilnehmer mächtig beeinflußt, eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Empfindens und der Anſchauungen entwickelt, den einen heraufhebt, den andern hinabdrückt, Stimmung und Urtheil durch Gemeinſinn in hohem Grade ausgleicht. Dieſer Gemeinſinn der Zuhörerſchaft äußert ſich fortwährend bei Aufnahme der dramatiſchen Wirkungen, er vermag die Kraft derſelben außerordentlich zu ſteigern, er vermag ſie ebenſo ſehr zu ſchwächen. Schwerlich wird ſich der einzelne Hörer dem Einfluß entziehen, welchen ein theilnahmloſes Haus, eine begeiſterte Menge auf ihn ausüben. Wohl Jeder hat empfunden, wie verſchieden der Eindruck iſt, den daſſelbe Stück bei gleich guter Aufführung auf verſchiedenen Bühnen vor einem anders zuſammengeſetzten Publikum macht. Beſtändig wird auch der Schaffende, vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, durch die Auffaſſung beſtimmt, welche er von Verſtändniß, Geſchmack, den gemüthlichen Bedürfniſſen ſeiner Zuhörerſchaft hat. Er weiß, daß er ihr nicht zu viel zumuthen, nicht zu wenig bieten darf. Er wird alſo ſeine Handlung ſo einrichten müſſen, daß ſie einem guten mittleren Durchſchnitt ſeiner Hörer nicht gegen die Vorausſetzungen verſtoße, welche dieſe aus dem wirklichen Leben vor die Bühne bringen, das heißt, er wird ihnen den Zuſammenhang der Begebenheiten, Motive und Umriſſe ſeiner Helden wahrſcheinlich machen müſſen. Gelingt ihm das mit dem Grundgewebe des Stücks, der Handlung und den Hauptlinien der Charaktere, ſo mag er den Hörern im Uebrigen die höchſte Bildung und das feinſte Verſtändniß ſeiner Ausführung zutrauen.

Dieſe Rückſicht muß den Dichter zumeiſt da beſtimmen, wo er in Verſuchung kommt, Fremdartiges und Wunderbares vorzuführen. Das Fremdartige reizvoll zu machen, iſt ſehr wohl möglich. Gerade die dramatiſche Kunſt hat die reichſten Mittel, daſſelbe zu erklären, ſeinen auch uns verſtändlichen Inhalt herauszuheben. Aber es iſt dazu ein beſonderer Aufwand von Kraft und Zeit nöthig, und häufig wird die Frage berechtigt ſein, ob die erzielte Wirkung die aufgewandte Zeit und die dadurch hervorgebrachte Einſchränkung der Hauptſachen lohne. Namentlich der neuere Dichter, ohne ein feſt begrenztes Gebiet der Stoffe, mitten in einer Kulturperiode, der überreiches Aufnehmen fremder Bilder eigen iſt, kann verlockt werden, ſeinen Stoff aus den Bildungsverhältniſſen einer dunklen Zeit, eines abgelegenen Volkes zu nehmen. Vielleicht iſt ihm gerade das Fremdartige eines ſolchen Stoffes als beſonders lohnend für ſcharf zeichnende Einzelſchilderung erſchienen. Schon eine genaue Betrachtung der deutſchen Vorzeit oder der alten Welt bietet zahlreiche eigenthümliche, dem Leben der Neuzeit fremde Zuſtände, in denen ſich ein ergreifender und bedeutſamer Inhalt kundgibt, dem Kulturhiſtoriker von höchſter Wichtigkeit. Für den Dichter wird dergleichen nur ausnahmsweiſe, bei ſehr geſchickter Behandlung, immer nur als ein Hilfsmittel, welches die Farbe verſtärkt, zu verwenden ſein. Denn nicht aus den Beſonderheiten des Menſchenlebens, ſondern aus dem unſterblichen Inhalt deſſelben, aus dem, was uns mit der alten Zeit gemeinſam iſt, erblühen ihm ſeine Erfolge. Noch mehr wird er vermeiden, ſolche fremde Völkerſchaften aufzuführen, welche außerhalb der großen Kulturbewegung des Menſchengeſchlechtes ſtehen. Schon das Ungewohnte ihrer Sitten und Erſcheinung, ihrer Tracht oder gar ihrer Hautfarbe zerſtreut und erregt Nebenvorſtellungen, welche für ernſte Kunſtwirkungen ungünſtig ſind. Denn in roher Weiſe wird dem Hörer die ideale Welt der Poeſie mit einer Schilderung wirklicher Zuſtände verbunden, welche nur darum ein Intereſſe beanſpruchen dürfen, weil ſie wirklich ſind. Aber auch das innere Leben ſolcher Fremden iſt für dramatiſchen Ausdruck beſonders ungeeignet, denn ohne Ausnahme fehlt ihnen in Wirklichkeit die Fähigkeit, innere Gemüthsvorgänge, wie ſie unſere Kunſt nöthig hat, reichlich darzulegen. Und das Hineintragen einer ſolchen Bildung in ihre Seelen erregt in dem Hörer mit Recht das Gefühl einer Ungehörigkeit. Wer ſeine Handlung unter die alten Aegypter oder die heutigen Fellah, zu Japanern oder ſelbſt Hindus verlegen wollte, der würde durch das fremde Volksweſen vielleicht ein ethnographiſches Intereſſe aufregen, aber dieſer neugierige Antheil an dem Seltſamen würde dem Hörer vor der Bühne die Antheilnahme an dem etwaigen poetiſchen Inhalt nicht ſteigern, ſondern durchkreuzen und beeinträchtigen. Es iſt kein Zufall, daß nur ſolche Völker eine paſſende Grundlage für das Drama werden, welche in der Entwickelung ihres Gemüthslebens ſo weit gekommen ſind, daß ſie ſelbſt ein volksgemäßes Kunſtdrama hervorbringen konnten, Griechen, Römer, die gebildeten Völker der Neuzeit. Neben ihnen etwa noch ſolche, deren Volksthum mit unſerer oder der antiken Bildung enge verwachſen iſt, wie die Hebräer, kaum noch die Türken.

Wie weit das Wunderbare für das Drama verwerthet werden dürfe, darf auch uns Deutſchen nicht zweifelhaft ſein, auf deren Bühne der geiſtvollſte und liebenswürdigſte aller Teufel das Bürgerrecht erhalten hat. Die dramatiſche Poeſie iſt darin ärmer und reicher als ihre Schweſtern, Lyrik und Epos, daß ſie nur Menſchen darzuſtellen vermag, und wenn man genauer zuſieht, nur gebildete Menſchen, dieſe aber tief und völlig, wie keine andere Kunſt. Sie muß ſogar geſchichtliche

Verhältniſſe ſich dadurch zurichten, daß ſie ihnen einen Zuſammenhang erfindet, der menſchlicher Vernunft durchaus begreiflich iſt; wie ſollte ſie Ueberirdiſches verkörpern können?

Geſetzt aber, ſie unternähme dergleichen, ſo vermag ſie es nur inſofern, als das Nichtmenſchliche bereits durch die Einbildungskraft des Volkes dichteriſch zugerichtet, mit einer dem Menſchen entſprechenden Perſönlichkeit verſehen, durch ſcharf ausgeprägte Züge bis ins Einzelne hinein verbildlicht iſt. So geſtaltet lebten in der griechiſchen Welt die Götter unter ihrem Volke, ſo ſchweben noch unter uns die herzlich zugerichteten Bilder vieler Heiligen der chriſtlichen Legende, faſt zahlloſe Schattengeſtalten aus dem Hausglauben der deutſchen Urzeit. Nicht wenige unter dieſen Phantaſiegebilden haben durch Sage, Dichtkunſt, Malerei und durch das Gemüth unſeres Volkes, welches ſich noch heut gläubig oder mißtrauiſch mit ihnen beſchäftigt, ſo reiche Ausbildung erhalten, daß ſie auch den Schaffenden wie alte werthe Freunde während ſeiner Arbeit umgeben. Die Jungfrau Maria, Sanct Peter an der Himmelspforte, mehre Heilige, Erzengel und Engel, nicht zuletzt die anſehnliche Schar der Teufel leben in unſerem Volke traulich geſellt zu weißen Frauen und dem wilden Jäger, zu Elfen, Rieſen und Zwergen. Doch wie lockend die Farben ſchimmern, welche ſie in ihrem Dämmerlicht tragen, vor der ſcharfen Beleuchtung der tragiſchen Bühne verflüchtigen ſie ſich doch in weſenloſe Schatten. Denn es iſt wahr, ſie haben durch das Volk einen Antheil an menſchlicher Empfindung und an den Bedingungen irdiſchen Lebens erhalten. Aber dieſer Antheil iſt nur epiſcher Art; für die dramatiſchen Gemüthsvorgänge ſind ſie nicht gebildet. Das deutſche Volk läßt in einigen der ſchönſten Sagen die kleinen Geiſter beklagen, daß ſie nicht ſelig werden können, d. h. daß ſie keine menſchliche Seele haben. Derſelbe Unterſchied, den ſchon im Mittelalter das Volk ahnte, hält ſie der modernen Bühne in noch ganz anderer Weiſe fern, die inneren Kämpfe fehlen ihnen, die Freiheit fehlt zu prüfen und zu wählen, ſie ſtehen außerhalb Sitte, Geſetz, Recht. Weder völliger Mangel an Wandelbarkeit, weder vollendete Reinheit, noch völlige Schlechtigkeit ſind darſtellbar, weil ſie jede innere Bewegung ausſchließen. Auch die Griechen empfanden das. Wenn die Götter auf der Bühne mehr vorſtellen ſollten, als von der Maſchine herab einen Befehl ausſprechen, ſo mußten ſie entweder ganz Menſchen werden mit allem Schmerz und Zorn, wie Prometheus, oder ſie ſanken unter den Adel der Menſchennatur hinab, ohne daß der Dichter es verhindern konnte, zu ſtarren Verallgemeinerungen in Liebe und Haß, wie Athene im Prolog des Aias.

Während Götter und Geiſter im ernſten Drama üblen Stand haben, gelingt es ihnen in der Komödie weit beſſer. Und die jetzt abgelebten Zauberpoſſen geben nur eine ſehr blaſſe Vorſtellung von dem, was unſere Geiſterwelt bei launiger und humoriſtiſcher Darſtellung einem Dichter ſein könnte. Wenn die Deutſchen erſt für eine politiſche Komödie reif ſein werden, dann wird man den Werth des unerſchöpflichen Schatzes von Motiven und Gegenſätzen benutzen lernen, welcher aus dieſer Phantaſiewelt für drollige Laune, politiſche Satire und humoriſtiſche Einzelſchilderung zu heben iſt.

Für das Geſagte iſt der Fauſt und in ihm die Rolle des Mephiſtopheles der beſte Beweis. Hier hat die Kraft des größten deutſchen Dichters ein Bühnen-Problem geſchaffen, welches eine Lieblingsaufgabe unſerer Charakterſpieler geworden iſt. Jeder von ihnen ſucht ſich auf ſeine Weiſe mit der unlösbaren Aufgabe abzufinden, der eine holt die Maske des alten Holzſchnitt-Teufels heraus, ein anderer den cavaliermäßigen Junker Voland, am beſten wird die Sache noch dem Darſteller gerathen, der ſich begnügt mit Klugheit und Geiſt die feine Redekunſt der Dialoge verſtändlich zu machen und in den drolligen Scenen Haltung und gute Laune zu zeigen. Der Dichter freilich hat es dem Schauſpieler, an den er beim Schreiben überhaupt nicht dachte, beſonders ſchwer gemacht, denn die Rolle ſchillert in allen Farben, von der treuherzigen Sprache des Hans Sachs bis zu den feinen Erörterungen eines Spinoziſten, vom Grotesken bis in das Furchtbare. Und ſieht man näher zu, wie die Darſtellung dieſes Geiſtes auf der Bühne doch noch möglich wird, ſo iſt der letzte Grund das Eintreten eines komiſchen Elements. Mephiſto erſcheint in einigen ernſten Situationen, aber er iſt eine im großen Stil behandelte Luſtſpielfigur, und ſoweit er auf der Bühne wirkt, thut er es nach dieſer Richtung.

Damit iſt nicht geſagt, daß das Geheimnißvolle, menſchlicher Vernunft Unergründliche ganz aus dem Gebiet des Dramas verbannt werden ſoll. Träume, Ahnungen, Prophezeiungen, Geſpenſterſchauer, das Eindringen der Geiſterwelt in das Menſchenleben, Alles, wofür in der Seele der Zuhörer noch eine gewiſſe Empfänglichkeit vorausgeſetzt werden darf, mag der Dichter allerdings zu gelegentlicher Verſtärkung ſeiner Wirkungen benutzen. Es verſteht ſich, daß er dabei zunächſt die Empfänglichkeit ſeiner Zeitgenoſſen richtig zu ſchätzen hat, wir ſind nicht mehr geneigt viel darauf zu geben, und nur ſehr ſparſame Verwendung zu Nebenwirkungen wird dem Schaffenden jetzt gebilligt werden. Shakeſpeare durfte dergleichen kleine Hilfsmittel mit größerem Behagen gebrauchen, denn in der Empfindung auch ſeiner gebildeten Zeitgenoſſen war die volksthümliche Ueberlieferung noch ſehr lebendig und der Zuſammenhang mit der Geiſterwelt wurde allgemein weit anders aufgefaßt. Auch die ſeeliſchen Vorgänge eines unter ſchwerer Laſt ringenden Menſchen waren nicht nur im Volke, ſelbſt bei Anſpruchsvollen anders beſchaffen. Bei aufgeregter Furcht, Gewiſſenszweifeln, Reue ſtellte die Einbildungskraft das Bild des Furchtbaren noch als ein äußeres gegenüber, der Mörder ſah den Ermordeten als Geiſt vor ſich aufſteigen, er fühlte, in die Luft greifend, die Waffe, womit er die Unthat geübt, er hörte die Stimmen toter Opfer in ſein Ohr dringen. Shakeſpeare und ſeine Zuhörer faßten deshalb auch auf der Bühne den Dolch Macbeth's und die Geiſter Banquo's, Cäſar's, des alten Hamlet, der Schlachtopfer Richard's III. weit anders auf als wir. Ihnen war dergleichen noch nicht ein bloßes herkömmliches Symboliſiren der inneren Kämpfe ihrer Helden, eine zufällige kluge Erfindung des Dichters, der durch den geſpenſtigen Trödel ſeine Wirkungen unterſtützt, ſondern es war ihnen noch die nothwendige landesübliche Weiſe, in welcher ſie ſelbſt Schauer, Entſetzen, Seelenkämpfe erfuhren. Das Grauen war nicht künſtlich aus Ammenerinnerungen aufgeregt, die Bühne ſtellte nur dar, was in ihrem eigenen Leben furchtbar geweſen war oder ſein konnte. Denn wenn auch der junge Proteſtantismus die ſchwerſten Kämpfe in das Gewiſſen der Menſchen verlegt hatte, und wenn auch die Gedanken und leidenſchaftlichen Stimmungen der erregten Seele bereits von jedem Einzelnen ſorgfältiger und ſchärfer beobachtet wurden, die mittelalterliche Empfindungsweiſe war deshalb noch nicht ganz geſchwunden. Darum durfte Shakeſpeare dieſe Art von Wirkungen häufiger anwenden und mehr von ihnen erwarten, als wir.

Aber er iſt zugleich höchſtes Muſter, wie dergleichen ſpukhafte Gebilde künſtleriſch für das Drama verwerthet ſein wollen. Wer Helden vergangener Jahrhunderte innerhalb der Lebensanſchauung ihrer Zeit darzuſtellen hat, wird eine Unfreiheit und Abhängigkeit der Menſchen von ſagenhaften Gebilden nicht ganz verbergen; aber er wird ſie ſo verwenden, wie Shakeſpeare ſeine Hexen in den erſten Scenen des Macbeth, als Arabesken, welche Farbe und Stimmung der Zeit ſpiegeln und welche nur eine Veranlaſſung geben, das aus dem Innern des Helden herauszutreiben, was mit der für eine dramatiſche Geſtalt nothwendigen Freiheit in ſeiner eigenen Seele emporwächſt.

Für die Arbeit des modernen Dichters iſt zu bemerken, daß ſolche Hilfsmittel der Handlung vorzugsweiſe dienen, Farbe und Stimmung zu geben. Sie gehören alſo in den Anfang des Dramas. Aber auch, wenn ſie in die Wirkungen ſpäterer Theile geflochten ſind, wird unvermeidlich ihr Erſcheinen ſchon im Anfange durch eine damit ſtimmende Färbung zu rechtfertigen und außerdem beſonders genau zu begründen ſein. So iſt das Erſcheinen des ſchwarzen Ritters in der Jungfrau deshalb eine ſtörende Zuthat, weil die geſpenſtige Geſtalt unvorbereitet aufſteigt und zu der glänzenden, gedankenreichen Sprache Schiller's, zu Ton und Farbe des Stückes durchaus nicht paßt. Die Zeit und Handlung an ſich hätte eine ſolche Erſcheinung ganz wohl erlaubt, auch erſchien er dem Dichter als ein Gegenbild zu der kriegeriſchen Himmelskönigin, welche Fahne und Schwert in das Drama liefert. Aber Schiller hat auch die Himmelskönigin nicht ſelbſt vorgeführt, nur in ſeiner prächtigen Weiſe von ihr erzählen laſſen. Hätte der Prolog die entſcheidende Unterredung des Hirtenmädchens mit der Mutter Gottes in der Sprache und treuherzigen Haltung, wie ſie der mittelalterliche Stoff nahe legte, dargeſtellt, ſo wäre auch dem ſpäteren Erſcheinen des böſen Geiſtes beſſere Berechtigung geworden. Die Rolle iſt übrigens auch in Tracht und Rede nicht vortheilhaft ausgeſtattet. Schiller verfügte mit bewunderswerther Meiſterſchaft über die verſchiedenartigſte hiſtoriſche Färbung, aber der Dämmerſchein des Sagenhaften ſteht ihm, der immer in vollen Farben malt und, wenn ein ſpielender Vergleich erlaubt iſt, leuchtendes Goldgelb und dunkles Himmelblau am liebſten verwendet, gar nicht an. Wundervoll hat dagegen Goethe, der unumſchränkte Herr lyriſcher Stimmungen, die Geiſterwelt für die Farben des Fauſt verwendet, allerdings nicht zum Zweck einer Aufführung.

5.

Wichtigkeit und Größe der Handlung.

Die Handlung des ernſten Dramas muß Wichtigkeit und Größe haben.

Die Kämpfe der einzelnen Menſchen ſollen ihr innerſtes Leben ergreifen, der Gegenſtand des Kampfes ſoll nach allgemeiner Auffaſſung ein hoher ſein, die Behandlung eine würdige.

Solchem Inhalt der Handlung müſſen auch die Charaktere entſprechen, um eine große Wirkung des Dramas hervorzubringen. Iſt die Handlung dem angeführten Geſetz gemäß zugerichtet und die Charaktere genügen nicht den dadurch erregten Forderungen, oder haben die Charaktere eine große und leidenſchaftliche Bewegung, während der Handlung dieſe Eigenſchaften fehlen, ſo wird das Mißverhältniß vom Hörer peinlich empfunden. Iphigeneia in Aulis hat bei Euripides einen Inhalt, welcher die furchtbarſten menſchlichen Seelenkämpfe für die Bühne liefert, aber die Charaktere ſind, allenfalls mit Ausnahme der Klytämneſtra, ſchlecht erfunden, entweder durch unnöthige Niedrigkeit der Geſinnung oder durch Kraftloſigkeit, oder durch unbegründete plötzliche Wandlungen der Empfindung entſtellt, ſo Agamemnon, Menelaos, Achilleus, Iphigeneia. Und wieder im Timon von Athen des Shakeſpeare hat zwar der Charakter des Helden von dem Augenblick, wo er in Bewegung geſetzt wird, eine immer ſteigende Energie und Kraft, welcher eine finſtere Großartigkeit durchaus nicht fehlt, aber

Idee und Handlung ſtehen im Mißverhältniß dazu. Daß ein warmherziger, vertrauensvoller Verſchwender nach Verluſt der äußern Güter durch Undank und Gemeinheit ſeiner frühern Freunde zum Menſchenhaſſer wird, ſetzt Schwäche des eigenen Charakters und Erbärmlichkeit ſeiner Umgebung voraus, und dieſe Haltloſigkeit und Kläglichkeit aller dargeſtellten Verhältniſſe verengt trotz großer Dichterkunſt das Mitgefühl des Hörers.

Aber auch die Umgebung, der Lebenskreis des Helden beeinflußt die Würde und Größe der Handlung. Wir fordern mit Recht, daß der Held, deſſen Schickſal uns feſſeln ſoll, einen ſtarken, über das gewöhnliche Maß menſchlicher Kraft hinausreichenden Inhalt habe. Dieſer Inhalt ſeines Weſens liegt aber nicht nur in der Energie ſeines Wollens und der Wucht ſeiner Leidenſchaft, ſondern nicht weniger in einem reichlichen Antheil an der Bildung, Sitte, der geiſtigen Tüchtigkeit ſeiner Zeit. Er hat ſich in wichtigen Beziehungen ſeiner Umgebung als überlegen darzuſtellen, und ſeine Umgebung muß ſo beſchaffen ſein, daß dem Hörer an ihr eine hohe Antheilnahme leicht wird. Es iſt daher kein Zufall, daß eine Handlung, welche in vergangene Zeiten zurückgeht, immer die Kreiſe aufſucht, in denen das wichtigſte und größte Leben der Zeit enthalten war, die großen Angelegenheiten eines Volkes, das Leben ſeiner Führer und Beherrſcher, diejenigen Höhen der Menſchheit, welche nicht nur einen kräftigen geiſtigen Inhalt, ſondern auch eine bedeutende Willenskraft entwickelten. Sind uns aus alter Zeit doch faſt nur die Thaten und Lebensſchickſale ſolcher Herrſchenden überliefert.

Bei Stoffen aus neuerer Zeit ändert ſich allerdings das Verhältniß. Nicht mehr ſind für uns die ſtärkſten Leidenſchaften, die höchſten inneren Kämpfe an Höfen, in politiſchen Herrſchern allein zu erkennen. Ja nicht einmal vorzugsweiſe. Immer aber bleibt ſolchen Geſtalten für das Drama gerade das ein Vorzug, was für ihr und ihrer Zeitgenoſſen Leben ein Unglück werden mag. Sie ſtehen auch jetzt noch freier zu dem Zwange, welchen die bürgerliche Geſellſchaft auf den Privatmann ausübt. Sie ſind nicht ganz in dem Grade wie der Privatmann dem bürgerlichen Geſetz unterworfen, und ſie wiſſen das. In innern und äußern Kämpfen hat ihr eigenes Selbſt nicht größeres Recht, aber größere Macht. So erſcheinen ſie als freier, ſtärkerer Verſuchung ausgeſetzt und ſtärkerer Selbſtbeſtimmung fähig. Dazu kommt, daß die Verhältniſſe, in denen ſie leben, und die verſchiedenen Richtungen, nach denen ſie wirken, einen Reichthum an Farben, die bunteſte Mannigfaltigkeit an Geſtalten darbieten. Endlich iſt auch das Gegenſpiel gegen ihre Perſon und gegen ihre Zwecke am thätigſten, und das Gebiet der Intereſſen, für welche ſie leben ſollen, umfaßt die höchſten irdiſchen Angelegenheiten.

Aber auch das Leben von Privatperſonen iſt ſeit Jahrhunderten aus dem äußeren Zwange beſtimmender Ueberlieferung herausgehoben, mit Adel und innerer Freiheit, mit kräftigen Gegenſätzen und Kämpfen angefüllt. Ueberall, wo in der Wirklichkeit ein Kreis weltlicher Ziele und Handlungen von der Zeitbildung durchdrungen iſt, vermag aus ſeiner Lebensluft ein tragiſcher Held heraufzuwachſen. Es kommt nur darauf an, ob ihm ein Kampf möglich iſt, welcher nach der gemeingiltigen Empfindung der Zuſchauer ein großes Ziel hat und ob das Gegenſpiel eine entſprechende, achtungswerthe Thätigkeit entwickelt. Da aber die Wichtigkeit und Größe des Kampfes nur dadurch eindringlich gemacht werden kann, daß der Held die Fähigkeit beſitzt, ſein Inneres in großartiger Weiſe mit einer gewiſſen Reichlichkeit der Worte auszudrücken, und da dieſe Forderungen bei ſolchen Menſchen, welche dem Leben der Neuzeit angehören, ſich ſteigern, ſo wird auch dem modernen Helden auf der Bühne ein tüchtiges Maß ſeiner Zeitbildung unentbehrlich ſein. Denn nur dadurch erhält er innere Freiheit. Deshalb ſind ſolche Klaſſen der Geſellſchaft, welche bis in unſere Zeit unter dem Zwang epiſcher Verhältniſſe ſtehen, deren Leben vorzugsweiſe durch die Gewohnheiten ihres Kreiſes gerichtet wird, welche noch unter dem Druck ſolcher Zuſtände dahinſiechen, die der Hörer überſieht und als ein Unrecht verurtheilt, ſolche endlich, welche nicht vorzugsweiſe befähigt ſind, Empfindungen und Gedanken ſchöpferiſch in Rede umzuſetzen, zu Helden des Dramas nicht gut verwendbar, wie kräftig auch in dieſen Naturen die Leidenſchaft arbeite, wie naturwüchſig ſtark ihr Gefühl in einzelnen Stunden hervorbreche.

Aus dem Geſagten folgt, daß das Trauerſpiel darauf verzichten muß, ſeine Bewegung auf Motive zu gründen, welche von der Empfindung der Zuſchauer als kläglich, gemein oder als unverſtändig verurtheilt werden. Auch dergleichen Beweggründe vermögen einen Mann in den heftigſten Kampf mit ſeiner Umgebung zu treiben, aber die dramatiſche Kunſt wird im Ganzen betrachtet nicht im Stande ſein, ſolche Gegenſätze zu verwerthen. Wer aus Gewinnſucht raubt, ſtiehlt, mordet, fälſcht, wer aus Feigheit ehrlos handelt, wer aus Dummheit und Kurzſichtigkeit, aus Leichtſinn und Gedankenloſigkeit kleiner und ſchwächer wird, als die Verhältniſſe ihn fordern, der iſt als Held eines ernſten Dramas völlig unbrauchbar.

Wenn vollends ein Dichter die Kunſt dazu entwürdigen wollte, geſellſchaftliche Verbildungen des wirklichen Lebens, Gewaltherrſchaft der Reichen, die gequälte Lage Gedrückter, die Stellung der Armen, welche von der Geſellſchaft faſt nur Leiden empfangen, ſtreitluſtig und tendenzvoll zur Handlung eines Dramas zu verwerthen, ſo würde er durch ſolche Arbeit wahrſcheinlich die Theilnahme ſeiner Zuſchauer lebhaft erregen, aber dieſe Theilnahme würde am Ende des Stückes in einer quälenden Verſtimmung untergehen. Die Schilderung der Gemüthsvorgänge eines gemeinen Verbrechers gehört in den Saal des Schwurgerichts, die Sorge um Beſſerung der armen und gedrückten Klaſſen ſoll ein wichtiger Theil unſerer Arbeit im wirklichen Leben ſein, die Muſe der Kunſt iſt keine barmherzige Schweſter.

6.

Bewegung und Steigerung der Handlung.

Die dramatiſche Handlung muß alles für das Verſtändniß Wichtige in ſtarker Bewegung der Charaktere, in fortlaufender Steigerung der Wirkungen darſtellen.

Die Handlung ſoll zunächſt der ſtärkſten dramatiſchen Bewegung fähig ſein. Und dieſe Bewegung ſoll eine gemeinverſtändliche werden.

Es gibt große und wichtige Kreiſe menſchlicher Thätigkeit, welche das Herausbilden eines hinreißenden Empfindens, Begehrens, Wollens nicht leicht machen, und wieder heftige Kämpfe, welche zwar die gewaltigſten inneren Vorgänge nach der Außenſeite der Menſchen treiben, bei denen aber der Gegenſtand des Kampfes für Darſtellung auf der Bühne wenig geeignet iſt, obwohl auch ihm Wichtigkeit und Größe nicht fehlt. Ein ſtaatskluger Fürſt z. B., welcher mit den Gewalten ſeines Landes verhandelt, mit Nachbarn Krieg und Frieden ſchließt, wird vielleicht dies alles thun, ohne daß einmal eine leidenſchaftliche Bewegung in ihm ſichtbar wird, und wenn ſie zu Tage kommt, als geheimes Verlangen, als Unwille gegen Andere, wird ſie nur vorſichtig, wie in kurzen Wellen, bemerkbar werden. Aber auch wenn ſie ſein ganzes Weſen in dramatiſcher Spannung darzuſtellen geſtattet, wird der Gegenſtand ſeines Wollens, ein politiſcher Erfolg, ein Sieg, ſich in dem Rahmen der Bühne nur ſehr unvollſtändig und mangelhaft zeigen laſſen. Und die Scenen, in welchen dieſer Kreis irdiſcher Zwecke ſich vorzugsweiſe bewegt, Staatsaktionen, Reden, Schlachten ſind aus techniſchen Gründen nicht der bequemſte Theil des Dramas. Auch von dieſem Standpunkt aus muß davor gewarnt werden, den Stoff der politiſchen Geſchichte auf die Bühne zu tragen. Allerdings ſind die Schwierigkeiten, welche dies Gebiet der ſtärkſten irdiſchen Thätigkeit darbietet, nicht unüberwindlich, aber es gehört nicht nur ein gereifter Geiſt, auch ganz beſondere Kenntniß der Bühne dazu, dergleichen gut zu machen. Nie aber wird der Dichter ſeine Handlung dadurch herabwürdigen, daß er ſie zu einer doch nur unvollſtändigen und ungenügenden Auseinanderſetzung ſolcher politiſchen Thaten und Ziele macht, er wird nur eine einzelne Handlung oder eine geringe Zahl derſelben als Hintergrund benutzen dürfen, vor dem er das aufbaut, worin er dem Geſchichtſchreiber unendlich überlegen iſt, die geheimſten Offenbarungen der Menſchennatur in wenigen Perſönlichkeiten und in den leidenſchaftlichſten Beziehungen derſelben zu einander. Verſäumt er dies, ſo wird er auch nach dieſer Richtung die Geſchichte fälſchen, ohne Poetiſches zu ſchaffen.

Ein ganz ungünſtiges Stoffgebiet ſind die inneren Kämpfe, welche der Erfinder, Künſtler, Denker mit ſich und ſeiner Zeit zu beſtehen hat. Auch wenn er eine reformatoriſche Natur iſt, welche tauſend Anderen das Gepräge des eigenen Geiſtes aufzudrücken weiß, ja ſelbſt wenn ſeine äußeren Schickſale ungewöhnlichen Antheil in Anſpruch nehmen, wird der Dramatiker ſich nicht gern entſchließen, ihn als Helden einer Handlung aufzuführen. Iſt die geiſtige Arbeit eines ſolchen Helden dem lebenden Geſchlecht nicht genau bekannt, ſo wird der Dichter die Berechtigung ſeines Mannes erſt durch kunſtvolle Rede, durch wortreiche Ausführung und durch Darſtellung eines geiſtigen Inhalts vorzuführen haben. Das mag ebenſo ſchwierig ſein als es undramatiſch iſt. Setzt der Dichter aber lebendige

Antheilnahme an ſolcher Perſönlichkeit, Bekanntſchaft mit den Ergebniſſen ihres Lebens bei ſeinen Hörern voraus und benutzt er dieſen Antheil, um ein Ereigniß aus dem Leben ſolches Helden werth zu machen, ſo verfällt er einer andern Gefahr. Auf der Bühne hat das Gute, was man von einem Menſchen voraus weiß, oder was von ihm berichtet wird, durchaus keinen Werth gegen das, was der Held auf der Bühne ſelbſt thut. Ja gerade die großen Erwartungen, welche der Hörer in dieſem Falle mitbringt, mögen die unbefangene Aufnahme der Handlung beeinträchtigen. Und wenn es auch, wie bei volksthümlichen Helden wahrſcheinlich iſt, dem Dichter gelingt, durch eine bereits vorhandene Wärme für die Perſon des Helden die ſceniſchen Wirkungen zu fördern, ſo verdankt er ſeinen Erfolg dem Antheil, welchen der Hörer mitbringt, nicht dem Antheil, den ſich das Drama ſelbſt verdient. Der Dichter wird alſo, wenn er gewiſſenhaft iſt, nur ſolche Momente aus dem Leben des Künſtlers, Dichters, Denkers verwerthen dürfen, in denen der Held ſich thätig und leidend ebenſo bedeutend gegen Andere erweiſt, als er in ſeiner Arbeitsſtube war. Es iſt klar, daß das nur zufällig einmal der Fall ſein wird, ebenſo klar, daß es in ſolchem Falle wieder zufällig iſt, ob der Held einen berühmten Namen trägt oder nicht. Deshalb iſt die Verwerthung von Anekdoten aus dem Leben ſolcher großen Männer, deren Bedeutung ſich nicht in der Handlung ſelbſt, ſondern in der nicht darſtellbaren Thätigkeit ihrer Werkſtatt erweiſt, recht innerlich undramatiſch. Das Große in ihnen iſt nicht darſtellbar, und was dargeſtellt wird, borgt die Größe des Helden von einem außerhalb des Stückes liegenden Moment ſeines Lebens. Die Perſönlichkeit Shakeſpeare's, Goethe's, Schiller's iſt auf der Bühne noch übler daran, als in Roman und Novelle. Um ſo ſchlimmer, je genauer ihr Leben bekannt iſt.

Allerdings iſt die Anſicht darüber, was auf der Bühne darſtellbar und wirkſam ſei, nicht zu allen Zeiten gleich, ſowohl die nationale Gewohnheit, als die Einrichtung des Theaters beſtimmen den Dichter. Wir haben durchaus nicht mehr die Empfänglichkeit der Griechen für epiſche Berichte, welche durch einen Boten auf die Scene getragen werden, wir ſind ſchaufreudiger und wagen auf unſerer Bühne auch die Nachbildung von Aktionen, welche der Bühne Athens trotz ihrer Maſchinen, Flugwerke und ihrer perſpektiviſchen Malerei ganz unmöglich erſchienen wären: Volksaufruhr, Kriegführung und dergleichen. Und in der Regel wird der neuere Dichter geneigt ſein, nach dieſer Richtung eher zu viel als zu wenig zu thun.

Eher als dem Griechen mag ihm deshalb begegnen, daß durch die reiche Ausführung der Aktionen die innere Bewegung der Hauptfiguren übermäßig beſchränkt wird, und daß ein wichtiger Uebergang, eine folgenſchwere Reihe von Stimmungen verſchwiegen bleibt. Ein bekanntes Beiſpiel ſolcher Lücke iſt im Prinzen von Homburg, gerade dem Stück, worin der Dichter eine der ſchwierigſten ſceniſchen Aufgaben, die Dispoſition zu einer Schlacht und die Schilderung der Schlacht ſelbſt, vortrefflich gelöſt hat. Der Prinz hat ſeine Haft leicht genommen; als ſein Freund Hohenzollern ihm die Nachricht bringt, daß ſein Todesurtheil zur Unterſchrift vorliege, wird ſeine Stimmung allerdings ernſt, und er beſchließt die Verwendung der Kurfürſtin zu erbitten. Und in der nächſten Scene ſtürzt der junge Held kraftlos, haltungslos zu den Füßen ſeiner Gönnerin, weil er auf dem Wege zu ihr, wie er erzählt, beim Fackelſchein an ſeinem Grabe arbeiten ſah; er fleht um ſein Leben, wenn er auch ſchimpflich abgeſetzt werde. Dieſer unvermittelte Sprung zur feigen Todesfurcht verletzt an einem General auf das peinlichſte. Er iſt ſicher an ſich nicht unwahr, wenn wir auch von einem Feldherrn unter ſolchen Umſtänden ungern Haltloſigkeit ertragen. Und das Drama forderte die ſtärkſte Niederdrückung des Helden, gerade die Muthloſigkeit iſt der entſcheidende Punkt des Stückes, zu dem der Held in ſeiner Befangenheit ſtürzen muß, um ſich in dem zweiten Theil der Handlung würdig zu erheben. Es war deshalb eine Hauptaufgabe, die Herabſtimmung einer jugendlichen Heldennatur bis zur Todesfurcht vorzuführen und zwar ſo, daß die Theilnahme des Hörers nicht durch Verachtung weggeblaſen wurde. Das konnte nur durch genauſte Darſtellung der innern Bewegungen bis zur ausbrechenden Todesangſt geſchehen, an welche ſich der Fußfall anſchließen mochte, eine ſchwierige Aufgabe auch für ſtarke Dichterkraft, aber ſie mußte gelöſt werden. Und ſchon hier ſei eine kluge Regel erwähnt, die für den Dichter wie für den Schauſpieler Geltung hat. Es iſt verkehrt, über Theile der Handlung, welche aus irgend einem Grunde für das Stück nothwendig ſind, aber nicht die Eigenſchaft dankbarer Momente haben, hinwegzuhaſten; im Gegentheil muß an ſolchen Stellen die höchſte techniſche Kunſt angewendet werden, um das an ſich Unbeqeme dichteriſch ſchön herauszuheben. Gerade vor dergleichen Aufgaben muß den Künſtler das ſtolze Gefühl erfüllen, daß es für ihn keine unüberwindliche Schwierigkeit gibt.

Ein anderer Fall, in welchem das verſäumte Heraustreiben einer Hauptwirkung auffällt, iſt der dritte Akt von Antonius und Kleopatra. Freilich rührt ein Verſäumniß bei Shakeſpeare weder von mangelhafter Einſicht noch von Flüchtigkeit her. Das Auffallende liegt hier darin, daß dem Stück der Höhenpunkt fehlt. Antonius hat ſich von Kleopatra getrennt, mit Oktavian verſöhnt, ſeine Herrſchermacht wieder hergeſtellt. Der Hörer ahnt aber längſt, daß er zur Kleopatra zurückfallen wird. Die innere Nothwendigkeit dieſes Rückfalls iſt vom erſten Akt an reichlich motivirt. Demungeachtet fordert man mit Recht dieſen verhängnißvollen Rückfall mit ſeinen leidenſchaftlichen Bewegungen zu ſehen, er iſt der Punkt, auf welchen alles Vorhergehende geſpannt hat, der alles Folgende, die Erniedrigung des Antonius bis zu feiger Flucht und ſeinen Tod erklären muß. Und doch wird er nur in kurzen Abſätzen dargeſtellt, die Spitze der Handlung iſt in viele kleine Scenen zerſpalten. Und eine Einfügung in ausgeführter Scene war um ſo wünſchenswerther, da auch die wichtige Begebenheit der Umkehr, jene Flucht des

Antonius aus der Seeſchlacht, nicht auf der Bühne vorgeführt, ſondern nur durch den kurzen Bericht der Unterfeldherren und das darauf folgende erſchütternde Ringen des gebrochenen Helden anſchaulich gemacht werden konnte.*)

Aber der Dichter hat ſelbſtverſtändlich nicht die Aufgabe, jedes einzelne Moment, welches für den Zuſammenhang der Handlung nothwendig iſt, durch die Aktion der Bühne als geſchehend darzuſtellen. Ein ſolches Ausführen der Nebenſachen würde die Grundzüge mehr verdecken als eindringlich machen, weil es Wichtigerem die Zeit raubte; es würde auch die Handlung in zu viele Theile zerſplittern und dadurch die ſceniſche Wirkung beeinträchtigen. Auch auf unſerer Bühne ſind noch kleine epiſche Berichte über Ereigniſſe in lebendiger Darſtellung nothwendig. Da ſie immer Ruhepunkte der Handlung darſtellen, wie aufgeregt auch der Verkünder ſprechen möge, ſo gilt für ſie das Geſetz, daß ſie als Löſung einer kräftig erregten Spannung einzutreten haben. Der Zuſchauer muß durch die lebendige Bewegung der dabei betheiligten Perſonen vorher angeregt ſein. Die Länge der Erzählung iſt ſorgfältig zu überwachen, eine Zeile zu viel, die kleinſte unnöthige Ausführung kann Ermüdung verurſachen. Die Erzählung iſt, wenn ſie breitere Einzelheiten enthält, in Abſätze zu theilen, mit kurzen Zwiſchenreden zu verſehen, welche die Stimmung der Betheiligten andeuten, und iſt in kräftiger Steigerung des Inhalts und der Sprachweiſe zu arbeiten. Ein berühmtes Beiſpiel von vortrefflicher Anordnung iſt der Bericht des ſchwediſchen Hauptmanns im Wallenſtein. Ein ausführlicher Bericht darf nicht an ſolchen Stellen ſtehen, wo die Handlung mitten in ſtarker Bewegung abrollt.

---

*) Durch dieſe Unregelmäßigkeit in Anordnung der Handlung, die zugleich wie ein Rückfall in die alten Gewohnheiten des engliſchen Volkstheaters ausſieht, wird der Bau des Dramas geſtört. Die durch Stoff und Idee gebotene Handlung war folgende: Erſter Akt: Antonius bei Kleopatra und Trennung von ihr. Zweiter Akt: Verſöhnung mit Cäſar und Wiederherſtellung der Herrſchermacht. Dritter Akt: Der Rückfall zur Aegypterin mit Höhenpunkt. Vierter Akt: Innerer Verderb, Flucht und letztes Ringen. Fünfter Akt: Kataſtrophe des Antonius und der Kleopatra. Aber die Abweichung Shakeſpeare's von dem regelmäßigen Bau hat einen tieferen Grund. Das innere Leben des verwüſteten Antonius hatte keinen großen Reichthum und bot dem Dichter in den Augenblicken der neuen Bethörung wenig Anziehendes. Seine Lieblingsgeſtalt in dem Drama aber, Kleopatra, in deren Ausführung er ſeine höchſte Meiſterſchaft bewährt hatte, war kein Charakter, der zu großen dramatiſchen Bewegungen geeignet war, die verſchiedenen Scenen dieſer Frau voll Leidenſchaftlichkeit ohne Leidenſchaft gleichen glänzenden Variationen deſſelben Themas. Sie iſt in ihrem Verhältniß zu Antonius gerade oft genug von den verſchiedenſten Seiten geſchildert, um das reiche Bild einer dämoniſchen Kokette zu bieten. Die Rückkehr des Antonius gab dem Dichter auch in Beziehung auf ſie keine neue Aufgabe. Dagegen war die Erhebung dieſes Charakters in verzweifelter Lage, unter den Schrecken des Todes für ihn ein feſſelnder Vorwurf, und inſofern mit Recht, weil gerade darin eine höchſt eigenartige Steigerung deſſelben gegeben werden konnte. So opferte Shakeſpeare dieſen Scenen einen Theil der Handlung. Er warf die Momente des Höhenpunktes und der Umkehr zuſammen, indem er ſie in kleinen Scenen andeutete, und räumte der Kataſtrophe zwei Akte ein. Für die Geſammtwirkung des Stückes bleibt das ein Uebelſtand. Wir verdanken ihm freilich die Todesſcene Kleopatra's im Grabmale, von dem vielen Außerordentlichen, was Shakeſpeare geſchaffen hat, vielleicht das Erſtaunlichſte. — Daß die Nebenfiguren Oktavian und ſeine Schweſter gerade auf der Spitze der Handlung dem Dichter wichtiger wurden als ſeine Hauptperſon, rührt wohl daher, daß dem bejahrten Dichter überhaupt der einzelne Menſch, ſein Glück und Leiden klein geworden war vor einer ahnenden und ehrfurchtsvollen Betrachtung des geſchichtlichen Weltgefüges.

Eine Abart der Botenſcenen iſt die Schilderung eines hinter der Scene gedachten Ereigniſſes, wenn die Perſonen auf der Bühne als Beobachter dargeſtellt werden, alſo ein Vorführen der Aktion aus den Eindrücken, welche dieſelbe in die Charaktere wirft. Dieſe Art des Berichtes geſtattet leichter dramatiſche Bewegung; ſie mag einer ruhigen Erzählung nahe ſtehen, ſie mag vielleicht die leidenſchaftliche Erregung auf der Bühne hervorrufen oder ſteigern.

Die Gründe, aus denen der Dichter ein Geſchehendes hinter die Scene verlegt, ſind verſchiedener Art. Zunächſt veranlaſſen dazu unvermeidliche Vorgänge, welche ihrer Natur nach überhaupt nicht, oder nur durch ein umſtändliches Maſchinenweſen darſtellbar ſind, ſo eine Feuersbrunſt, ſo die erwähnte Seeſchlacht, Volksgewühl, Kämpfe zu Roß und Wagen, Alles, wobei gewaltige Kräfte der Natur oder große Menſchenmaſſen mit umfangreichen Bewegungen thätig ſind. Die Wirkung ſolcher widerſpiegelnden Eindrücke läßt ſich außerordentlich unterſtützen durch kleine ſceniſche Andeutungen: Rufe von außen her, Signale, grellen Lichtſchein, Donner und Blitz, Geſchützdonner und ähnliche Erfindungen, welche die Phantaſie anregen und deren Zweckmäßigkeit von dem Hörer leicht erkannt wird. Am beſten werden die Andeutungen und klugen Verweiſe auf ein Entferntes dann gedeihen, wenn ſie menſchliches Thun ſchildern; nicht ſo günſtig ſtehen Darſtellungen von ſeltenen Naturereigniſſen, Beſchreibungen der Landſchaft, alle Anſchauungen, denen der Hörer vor der Bühne ſich hinzugeben nicht gewöhnt iſt; leicht mag in ſolchem Fall die beabſichtigte Wirkung deshalb verfehlt werden, weil das Publikum ſich gegen Verſuche, ungewohnte Täuſchungen hervorzubringen, zu ſträuben pflegt.

Dieſe Darſtellung der abſpiegelnden Eindrücke und das Verlegen eines Theils der Handlung hinter die Bühne hat aber für das Drama beſondere Bedeutung in den Augenblicken, wo Furchtbares, Schreckliches, Entſetzliches dargeſtellt werden ſoll. Wenn freilich von dem Dichter der Gegenwart verlangt wird, daß er dem Beiſpiel der Griechen folge, den entſcheidenden Augenblick einer furchtbaren That ſo viel als möglich züchtig hinter die Scene verlege und nur durch die Eindrücke ſichtbar werden laſſe, welche ſolche Augenblicke in die Seelen der Betheiligten werfen, ſo muß gegen dieſe Beſchränkung zu Gunſten neuerer Kunſt Widerſpruch erhoben werden. Denn eine imponirende Aktion iſt zuweilen auf unſerer Bühne von größter Wirkung und für die Handlung unentbehrlich. Erſtens, wenn die dramatiſch darſtellbaren Einzelheiten der

That Bedeutung für das Folgende gewinnen, ferner, wenn wir in ſolcher That die plötzlich eintretende Spitze eines zur Vollendung gekommenen inneren Vorganges erkennen, drittens, wenn nur durch das Anſchauen der Handlung ſelbſt die vollſtändige Ueberzeugung von dem Sachverhältniß beigebracht werden kann. Ueberfall, Totſchlag, Mord, Gefechte, gewaltthätiges Zuſammenſchlagen der Geſtalten, an ſich durchaus nicht die höchſten Wirkungen des Dramas, haben wir auf der Bühne nicht zu fürchten. Während die griechiſche Bühne aus der lyriſchen Darſtellung leidenſchaftlicher Empfindungen ſich entwickelte, iſt die germaniſche aus der epiſchen Schilderung der Begebenheiten heraufgekommen. Beide haben einige Ueberlieferungen ihrer älteſten Zuſtände bewahrt, die griechiſche blieb ebenſo geneigt, die Augenblicke der That in den Hintergrund zu drücken, als die deutſche fröhlich war, Balgerei und Gewaltthat abzubilden.

Wenn aber die Griechen heftigen Körperbewegungen, dem Schlagen, Anfaſſen, Ringen, Niederwerfen aus dem Wege gingen, ſo war vielleicht nicht die Vorſicht des Dichters, ſondern das Bedürfniß des Schauſpielers der letzte Grund. Die griechiſche Theatertracht war für gewaltſame Beugung des Körpers ſehr unbequem, das Hinſinken eines Sterbenden im Kothurn mußte ſorgfältig und allmählich geſchehen, wenn es nicht lächerlich werden ſollte. Und die Maske nahm jede Möglichkeit, die in den Augenblicken der höchſten Spannung unentbehrlichen Bewegungen im Antlitz darzuſtellen. Aeſchylos ſcheint auch nach dieſer Richtung Einiges unternommen zu haben, der kluge Sophokles ging gerade ſo weit, als er durfte. Er wagte noch die Antigone aus dem Hain von Kolonos durch einen bewaffneten Haufen fortreißen zu laſſen, aber er wagte nicht mehr in der Elektra den Aegiſthos auf der Bühne zu töten, Oreſtes und Pylades müſſen ihn mit gezogenem Schwert hinter die Scene verfolgen. Vielleicht empfand an dieſer Stelle Sophokles ſo gut als wir, daß dies ein Uebelſtand war, eine

Beſchränkung, die durch Leder und Watte ſeiner Schauſpieler, dann wohl auch durch ein religiöſes Grauen, welches der Grieche vor dem Augenblick des Sterbens fühlte, auferlegt wurde. Denn dies iſt eine der dramatiſchen Stellen, wo der Zuſchauer ſehen muß, daß ſich die Handlung vollendet. Aegiſthos könnte, wenn auch von zwei Männern verfolgt, ſich doch ihrer erwehren oder entfliehen u. ſ. w.

Wir ſind durch die größere Leichtigkeit und Energie unſerer Mimik von ſolchen Rückſichten befreit, und zahlreich ſind in unſeren Stücken große und kleine Wirkungen, welche auf den höchſten Aktionsmomenten beruhen. Die Scene, in welcher Coriolan den Aufidius am Hausaltar des Volskers umarmt, erhält ihre volle Bedeutung erſt durch die Schlachtſcene des erſten Aktes, in welcher man die Gegner erbittert auf einander los ſchlagen ſieht. Nothwendig iſt der Kampf zwiſchen Percy und Prinz Heinrich. Und wieder wie unentbehrlich iſt nach den Vorausſetzungen in Kabale und Liebe der Tod der beiden Liebenden auf der Bühne; in Romeo wie unentbehrlich der Tod des Tybalt, des Paris und der beiden Liebenden vor den Augen der Zuſchauer! Könnten wir es glauben, wenn Emilia Galotti hinter der Scene vom Vater erdolcht würde? Und wäre es möglich, die große Scene zu miſſen, in welcher Cäſar ermordet wird?

Dagegen gibt es wieder eine ganze Reihe von großen Wirkungen, welche hervorgebracht werden, wenn nicht die That ſelbſt das Auge beſchäftigt, ſondern ſo verhüllt wird, daß die begleitenden Umſtände die Einbildungskraft ſpannen und das Furchtbare durch jene Eindrücke empfinden laſſen, welche in die Seele der Helden fallen. Ueberall wo Raum iſt, die vorbereitenden Momente einer That eindringlich zu machen und wo die That nicht in plötzlicher Erregung des Helden eintritt, endlich überall, wo es nützlicher iſt, Grauen aufzuregen und zu ſpannen als aufgeregte Spannung kräftig zu löſen, wird der Dichter wohlthun, die That ſelbſt hinter die Scene zu verlegen. Einige der ſtärkſten dramatiſchen Wirkungen, welche es überhaupt gibt, verdanken wir ſolchen Verhüllungen. Wenn im Agamemnon des Aeſchylos die gefangene Kaſſandra die einzelnen Umſtände des Mordes, der im Hauſe geſchieht, verkündet; wenn Elektra, während die Todeslaute der Klytämneſtra auf die Bühne dringen, dem Bruder in die Scene zuruft: „Triff noch einmal!“ ſo iſt die furchtbare Gewalt dieſer Wirkungen allerdings niemals übertroffen worden. Nicht weniger großartig iſt die Ermordung des Königs Duncan im Macbeth, die Schilderung der Gemüthszuſtände des Mörders vor und nach der That.

Für die Bühne der Germanen ſind die Spannung, die unbeſtimmten Schauer, das Unheimliche und Aufregende, welche durch dieſe Verhüllung verhängnißvoller Thaten bei geſchickter Behandlung hervorgebracht werden, vorzugsweiſe in aufſteigender Handlung zu verwerthen. In dem raſcheren Laufe und der heftigeren Erregung des zweiten Theils werden ſie nicht ebenſo leicht anwendbar ſein. Beim letzten Ausgang der Helden nur in ſolchen Fällen, wo der Augenblick des Todes ſelbſt auf der Bühne nicht darſtellbar iſt, wie Hinrichtung durch Schaffot und militäriſche Strafvollſtreckung eines Urtheils, und wo die Unmöglichkeit einer andern Löſung durch die unzweifelhaft ſtärkere Gewalt der tötenden Gegner ſelbſtverſtändlich iſt. Ein intereſſantes Beiſpiel dafür iſt der letzte Akt des Wallenſtein. Die finſtere Geſtalt Butler's, das Werben der Mörder, das Zuſammenziehen des Netzes um den Ahnungsloſen iſt in einer lange und ſtark anregenden Steigerung dem Zuſchauer in die Seele gedrückt, nach ſolcher Vorbereitung wäre die Vorführung des Mordes ſelbſt keine Verſtärkung mehr; man ſieht die Mörder in das Schlafzimmer eindringen, das Krachen der letzten Thür, das Waffengeraſſel und die darauf eintretende plötzliche Stille erhalten die Einbildungskraft in derſelben unheimlichen Spannung, welche den ganzen Akt färbt. Und das langſame Aufregen der Phantaſie, die bangſame Erwartung und das letzte

Verhüllen der That ſelbſt paſſen wieder vortrefflich zu dem Träumeriſchen und Geheimnißvollen des inſpirirten Helden, wie ihn Schiller gefaßt hat.

Der Dichter hat aber nicht nur darzuſtellen, auch zu verſchweigen; zunächſt gewiſſe unlogiſche Beſtandtheile des Stoffes, welche die größte Kunſt nicht immer zu bewältigen vermag, — es wird bei Beſprechung der dramatiſchen Stoffe davon die Rede ſein. Dann Widerwärtiges, Ekelhaftes, Gräßliches, das Schamgefühl Verletzendes, das vielleicht an dem rohen, ſonſt brauchbaren Stoffe hängt. Was nach dieſer Richtung der Kunſt widerwärtig ſei, muß der Schaffende ſelbſt empfinden, es kann nicht gelehrt werden.

Ferner aber hat der Dichter die Pflicht, ſeine Wirkungen vom Anfang bis zum Ende des Dramas zu ſteigern. Der Hörer iſt nicht in jedem Theil des Stückes derſelbe, er nimmt im Anfange mit Bereitwilligkeit und in der Regel mit geringen Anſprüchen das Gebotene hin, und ſobald der Dichter ihm durch irgend eine anſehnliche Wirkung ſeine Kraft, und durch Sprache und ſichere Art der Charakterführung ein männliches Urtheil gezeigt hat, iſt er geneigt, ſich vertrauend ſeiner Leitung hinzugeben. Solche Stimmung hält etwa bis zum Höhenpunkt des Stückes vor. Aber im weiteren Verlauf wird der Empfangende anſpruchsvoller und ſeine Fähigkeit Neues aufzunehmen wird geringer, die genoſſenen Wirkungen haben ſtärker erregt, nach mancher Rückſicht geſättigt; mit der ſteigenden Spannung kommt die Ungeduld, mit der größern Zahl empfangener Eindrücke leichter die Ermattung. Darnach hat der Dichter jeden Theil ſeiner Handlung einzurichten. Zwar was den Inhalt ſelbſt betrifft, ſo darf er bei richtiger Anordnung und erträglichem Stoff nicht um die wachſende Theilnahme beſorgt ſein. Wohl aber hat er dafür zu ſorgen, daß die Ausführung allmählich größer und eindrucksvoller werde. Während die erſten Theile im Allgemeinen leichte und kürzere Behandlung möglich machen und dem Dichter hier ſogar die ſchwere

Zumuthung gemacht werden muß, vielleicht einmal eine große Wirkung abzudämpfen, fordern die letzten Akte vom Höhenpunkt an ein Aufgebot aller ſeiner Mittel. Es iſt gar nicht gleichgiltig, wo eine Scene ſteht, ob ein Bote im erſten oder im vierten Akte ſeine Erzählung vorträgt, ob ein Effect den zweiten oder vierten Akt ſchließt. Mit weiſer Vorſicht iſt z. B. die Verſchwörungsſcene in Cäſar ſo kurz gehalten, um den Höhenpunkt des Stückes und die große Zeltſcene des vierten Aktes nicht zu beeinträchtigen.

Ein anderes Mittel, die Wirkungen zu ſteigern, liegt in der Mannigfaltigkeit der Stimmungen, welche aufgeregt werden, ſowie der Charaktere, welche die Handlung fortbewegen. Jedes Stück hat, wie geſagt wurde, eine Grundſtimmung, welche ſich einem Accord oder einer Farbe vergleichen läßt. Von dieſer maßgebenden Farbe aus aber iſt ein Reichthum an Abſchattungen ſowohl als an Gegenſätzen nothwendig.

In vielen Fällen hat der Dichter allerdings nicht nöthig, durch kühles Ueberlegen ſich dieſe Nothwendigkeit deutlich zu machen, denn es iſt ein geheimnißvolles Geſetz alles künſtleriſchen Schaffens, daß ein Gefundenes ſeinen Gegenſatz hervorruft, der Hauptcharakter ſeinen Gegenſpieler, eine Scenenwirkung die abſtechende andere. Zumal den Germanen iſt es Bedürfniß, in Alles, was ſie ſchaffen, eine gewiſſe Geſammtheit ihres Empfindens liebevoll und ſorgfältig hineinzutragen. Dennoch wird während der Arbeit die prüfende Beurtheilung der Gebilde, welche mit Naturnothwendigkeit einander gefordert haben, wichtige Lücken ergänzen. Denn bei unſern figurenreichen Dramen iſt leicht möglich, durch eine Nebenfigur einen Farbenton einzufügen, welcher dem Ganzen ſehr wohlthut. Schon bei Sophokles iſt die Sicherheit und Zartheit, mit welcher er die Einſeitigkeiten ſeiner Charaktere durch die geforderten Gegenſätze ergänzt, in jeder Tragödie zu bewundern; dem Euripides iſt dies Harmoniegefühl wieder ſehr ſchwach. Alle großen Dichter der Germanen von Shakeſpeare bis Schiller ſchaffen nach dieſer Richtung, im Ganzen betrachtet, mit ſchöner Feſtigkeit, und wir begegnen bei ihnen nur ſelten einer Figur, welche nicht durch ihre Gegenſpieler gefordert, ſondern durch kalte Ueberlegung eingefügt iſt, wie Parricida im Tell. Es iſt eine von den Beſonderheiten Kleiſt's, daß die Ergänzungsbilder ihm undeutlich kommen; hie und da verletzt in den Grundlinien und Farben ſeiner Geſtalten die Willkür.

Aus dem innerlichen Drange ſceniſcher Gegenſätze in der Handlung ſind den Germanen die Liebesſcenen der Tragödie entſtanden, der lichtvolle und warme Theil, welcher in der Regel die rührenden Momente im Gegenſatz zu den erſchütternden der Haupthandlung umſchließt. Die ſceniſchen Contraſte werden aber nicht nur durch den verſchiedenartigen Inhalt, auch durch den Wechſel von ausgeführten und verbindenden, von Scenen zweier und vieler Perſonen hervorgebracht. Bei den Griechen, deren Scenen ſich nach Form und Inhalt in weit engerem Kreiſe bewegten, wird die Abwechslung auch dadurch bewirkt, daß die Scenen je nach ihrem Inhalt einen verſchiedenen regelmäßig wiederkehrenden Bau erhalten, Dialogſcenen und Botenſcenen werden durch Pathosſcenen unterbrochen, für jede dieſer Arten beſtand eine in der Hauptſache feſte Form.

Und nicht nur der ſcharfe Contraſt, auch die Wiederholung deſſelben ſceniſchen Motivs vermag eine erhöhte Wirkung hervorzubringen, ſowohl durch den Parallelismus als durch die feinen Gegenſätze zwiſchen Aehnlichem. Der Dichter hat in dieſem Fall mit beſonderm Fleiß darauf zu achten, daß er in das wiederkehrende Motiv beſondern Reiz lege und vor der Wiederholung die Spannung und Freude daran aufrege. Und er wird dabei ein Geſetz nicht vernachläſſigen dürfen, daß auf der Bühne in dem ſpätern Theil der Handlung auch beſonders feine Arbeit nicht leicht ausreicht, eine geſteigerte Wirkung durch Wiederholung bereits gebrauchter Effecte hervorzubringen, falls dieſelben eine breitere Ausführung erhalten. Zumal dann iſt Gefahr, wenn es beſonderer Kunſt der Darſteller bedarf, das wiederholte Motiv von einem vorausgegangenen kräftig abzuheben. Shakeſpeare liebt die Wiederholung deſſelben Motivs zur Verſtärkung der Wirkungen. Ein gutes Beiſpiel iſt die Schlaftrunkenheit des Lucius im Julius Cäſar, welche in der Verſchwörungsſcene den Gegenſatz in den Stimmungen des Herrn und Dieners und den milden Sinn des Brutus zeigt, und in der großen Zeltſcene faſt wörtlich wiederholt wird. Der zweite Anſchlag deſſelben Accords hat hier die Erſcheinung einzuleiten, ſein weicher Mollklang erinnert den Hörer ſehr ſchön an jene Unglücksnacht und die Schuld des Brutus. Aehnlich wirkt in Romeo und Julie ſowohl durch Gleichklang als durch abſtechende Behandlung die Wiederholung des Zweikampfes mit tötlichem Ausgang. Ferner im Othello die wiederkehrenden prächtigen Variationen deſſelben Themas in den kleinen Scenen zwiſchen Jago und Roderigo. Aber nicht immer iſt es dem großen Dichter mit dieſen Wirkungen geglückt. Schon die Wiederholung des Hexenmotivs in der zweiten Hälfte des Macbeth iſt keine Verſtärkung der Wirkung. Das Geſpenſtige widerſtand wohl der breitern Ausführung an der zweiten Stelle. Ein ſehr berühmtes Beiſpiel ſolcher Wiederholung iſt die zweimalige Brautwerbung Richard's III., die Scene an der Bahre und die Unterredung mit Eliſabeth Rivers.*) Daß die Wiederholung hier als bedeutſamer Zug für Richard ſteht, und daß eine ſtarke Wirkung bezweckt iſt, wird ſchon aus der großen Kunſt und breiten Ausführung beider Scenen deutlich. Auch iſt die zweite Scene mit größter Liebe behandelt, der Dichter hat darin eine für ihn neue und feine Technik angewandt, er hat ſie nach antikem Vorbild, Reden und Gegenreden gleich lang Vers gegen Vers geſetzt, gehalten. Und unſere Kritik pflegt wohl eine beſondere Schönheit des großen Dramas aus dieſer Scene zu erklären. In der That iſt ſie auf der Bühne ein Uebelſtand. Die ungeheure Handlung drängt bereits mit einer Gewalt zum Ende, welche dem Zuſchauer die volle Empfänglichkeit für das ausgedehnte und kunſtvolle Wortgefecht dieſer Unterredung nimmt. — Ein ähnlicher Uebelſtand iſt im Kaufmann von Venedig für unſere Zuhörer die dreimalige Wiederholung der Wahlſcene am Käſtchen; die dramatiſche Bewegung der beiden erſten Scenen iſt gering und die Zierlichkeit in den Reden der Wählenden nicht reizvoll genug. Shakeſpeare durfte ſich dergleichen rhetoriſche Feinheiten gern erlauben, weil ſein dauerhafteres Publikum an gebildeter höfiſcher Rede beſonderes Behagen fand.

---

*) Die Scene iſt aber durchaus nicht ganz wegzulaſſen, wie wohl geſchieht. Auch die Kürzung muß den Gegenſatz zu der erſteren, die befehlende Härte des Tyrannen, die lauernde Feindſchaft der Mutter und die Täuſchung Richards durch eine von ihm verachtete Frau hervorheben. Wollen unſere Regiſſeure nicht mehr dulden, ſo mögen ſie etwa folgende Kürzung ertragen. Wenn man die Verſe der Schlegel-Tieck'ſchen Ausgabe von den Worten Richards: „Bleibt, gnädige Frau, ich muß ein Wort Euch ſagen,“ bis zum Ende der Scene, den Worten Richards: „bringt meinen Liebeskuß, lebt wohl“ mit fortlaufenden Ziffern von 1—238 be-

---

zeichnet, ſo bleiben folgende Verſe ſtehen: 1—3, 7—9, 54, 59, 60, 97—101, 103, 104, 113, 114, 125—128, 131, 133, 143—160, 210—221, 223, 225—227, 236—238.

7.

Was iſt tragiſch?

Es iſt bekannt, wie emſig ſeit Leſſing der deutſche Dichter bemüht war, jene geheimnißvolle Eigenſchaft des Dramas zu ergründen, welche man das Tragiſche nannte. Es ſollte der Niederſchlag ſein, welchen die ſittliche Weltanſchauung des Dichters in dem Stücke abſetzt, und der Dichter ſollte auch durch ſittliche Wirkungen ein Bildner ſeiner Zeit werden; es ſollte eine ethiſche Kraft ſein, womit der Dichter Handlung und Charaktere zu füllen hat, und man war in dieſem Fall nur verſchiedener Meinung über das Weſen des dramatiſchen Ethos. Die Ausdrücke tragiſche Schuld, innere Reinigung, poetiſche Gerechtigkeit ſind bequeme Schlagwörter der Kritik geworden, bei denen man ſo Verſchiedenes denkt. Darin aber war man einig, daß die tragiſche Wirkung des Dramas von der Art und Weiſe abhänge, wie der Dichter ſeine Charaktere durch die Handlung führt, ihnen das Schickſal zutheilt, den Kampf ihres einſeitigen Begehrens gegen die widerſtrebenden Kräfte leitet und endigt.

Da der Dichter ſeine Handlung frei zur Einheit fügt und dieſe Einheit dadurch hervorbringt, daß er die Einzelheiten der dargeſtellten Begebenheiten in vernünftigen innern Zuſammenhang ſetzt, ſo iſt allerdings klar, daß ſich auch die Vorſtellungen des Dichters von menſchlicher Freiheit und Abhängigkeit, ſein Verſtändniß des großen Weltzuſammenhanges, ſeine Anſicht über Vorſehung und Schickſal in einer poetiſchen

Erfindung ausdrücken müſſen, welche Thun und Leiden eines bedeutenden Menſchen in großen Verhältniſſen aus dem Innern deſſelben herleitet. Es iſt ferner deutlich, daß dem Dichter obliegt, dieſen Kampf zu einem Schluß zu führen, welcher die Humanität und Vernunft der Hörer nicht verletzt, ſondern befriedigt. Und daß es für die gute Wirkung ſeines Dramas durchaus nicht gleichgiltig iſt, ob er ſich bei Herleitung der Schuld aus dem Innern des Helden und bei Herleitung der Vergeltung aus dem Zwange der Handlung als ein Mann von gutem Urtheil und richtiger Empfindung bewährt. Aber ebenſo deutlich iſt, daß Empfindung und Urtheil der Dichter in den verſchiedenen Jahrhunderten ungleich, und in den einzelnen Dichtern nicht in gleicher Weiſe abgeſtuft ſein werden. Offenbar wird derjenige nach der Anſicht ſeiner Zeitgenoſſen am beſten das Schickſal ſeiner Helden leiten, der in ſeinem eigenen Leben hohe Bildung, umfaſſende Menſchenkenntniß und einen männlichen Charakter entwickelt hat. Denn was aus dem Drama herausleuchtet, iſt nur der Abglanz ſeiner eigenen Auffaſſung der größten Weltverhältniſſe. Es läßt ſich nicht lehren, es läßt ſich nicht in das einzelne Drama hineinfügen, wie eine Rolle oder Scene.

Deshalb wird hier als Antwort auf die Frage, wie ein Dichter ſeine Handlung zuſammenfügen müſſe, damit ſie in dieſem Sinne tragiſch werde, der ernſt gemeinte Rath gegeben, daß er darum wenig zu ſorgen habe. Er ſoll ſich ſelbſt zu einem tüchtigen Mann machen, dann mit fröhlichem Herzen an einen Stoff gehen, welcher kräftige Charaktere in großem Kampf darbietet, und ſoll die wohltönenden Worte Schuld und Reinigung, Läuterung und Erhebung, Andern überlaſſen. Es iſt zuweilen unklarer Moſt, in ehrwürdige Schläuche gefüllt. Was in Wahrheit dramatiſch iſt, das wirkt in ernſter ſtarkbewegter Handlung tragiſch, wenn der ein Mann war, der es ſchrieb; wo nicht, zuverläſſig nicht.

Der eigene Charakter des Dichters beſtimmt im Drama hohen Stils weit mehr die höchſten Wirkungen, als bei irgend einer andern Kunſtgattung. Aber der Irrthum früherer Kunſtanſchauungen war, daß ſie nur aus Moral oder Ethos des Dramas die eigenthümliche Geſammtwirkung deſſelben zu erklären ſuchten, an welcher Wortklang, Geberde, Tracht und noch vieles Andere Antheil haben.

Vom Dichter wird das Wort tragiſch in zwei verſchiedenen Bedeutungen gebraucht; es bezeichnet zuerſt die eigenthümliche Geſammtwirkung, welche ein gelungenes Drama großen Stils auf die Seelen der Hörer ausübt, und zweitens eine beſtimmte Art von dramatiſchen Wirkungen, welche an gewiſſen Stellen des Dramas entweder nützlich oder unentbehrlich ſind. Die erſtere iſt die phyſiologiſche Bedeutung des Ausdrucks, die zweite eine techniſche Bezeichnung.

Schon den Griechen war ein Eigenthümliches in der Geſammtwirkung des Dramas ſehr wohl bekannt. Ariſtoteles hat die beſonderen Einflüſſe der dramatiſchen Wirkungen auf das Leben der Zuſchauer ſcharf beobachtet und ſo gut als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des Dramas begriffen, daß er ſie in ſeine berühmte Begriffsbeſtimmung der Tragödie aufnahm. Dieſe Erklärung: „die Tragödie iſt die künſtleriſche Umbildung einer würdigen und einheitlich abgeſchloſſenen Begebenheit, welche Größe hat" u. ſ. w., ſchließt mit den Worten: „und ſie bewirkt durch Erregung von Mitleid und Furcht die Katharſis ſolcher Gemüthsbewegungen." Ausführlich erklärt er an anderer Stelle (Rhetorik II, 8), was Mitleid ſei und wodurch daſſelbe erregt werde. Mitleid erregend iſt ihm das ganze Gebiet menſchlicher Leiden, Zuſtände und Handlungen, deren Beobachtung das hervorbringt, was wir Rührung und Erſchütterung nennen. Das Wort Katharſis aber, welches als ein Ausdruck der alten Heilkunde die Ableitung von Krankheitsſtoffen, als Ausdruck des Götterdienſtes die durch Sühnung hervorgebrachte Befreiung des Menſchen von Beſleckendem bezeichnete, iſt ein offenbar von ihm geſchaffener Kunſtausdruck für die eigenartige Wirkung der Tragödie auf die Hörer. Dieſe beſonderen Wirkungen, welche der ſcharfſinnige Beobachter an ſeinen Zeitgenoſſen wahrnahm, ſind nicht mehr ganz dieſelben, welche die Aufführung eines großen dramatiſchen Kunſtwerks auf unſere Zuſchauer ausübt, aber ſie ſind ihnen nahe verwandt, und es lohnt, den Unterſchied zu beachten.

Wer je an ſich ſelbſt die Wirkungen einer Tragödie beobachtet hat, der muß mit Erſtaunen bemerken, wie die Rührung und Erſchütterung, welche durch die Bewegung der Charaktere verurſacht wird, verbunden mit der mächtigen Spannung, welche der Zuſammenhang der Handlung hervorbringt, das Nervenleben ergreifen. Weit leichter als im wirklichen Leben rollt die Thräne, zuckt der Mund; dieſer Schmerz iſt aber zugleich mit kräftigem Wohlbehagen verbunden; während der Hörer Gedanken, Leiden und Schickſale der Helden mit einer Lebendigkeit nachempfindet, als ob ſie ſeine eigenen wären, hat er mitten in der heftigſten Erregung die Empfindung einer unumſchränkten Freiheit, welche ihn zugleich hoch über die Ereigniſſe heraushebt, durch welche ſeine Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, vollſtändig in Anſpruch genommen ſcheint. Er wird nach dem Fallen des Vorhangs trotz der ſtarken Anſtrengung, in welche er durch Stunden verſetzt war, eine Steigerung ſeiner Lebenskraft wahrnehmen, das Auge leuchtet, der Schritt iſt elaſtiſch, jede Bewegung feſt und frei. Auf die Erſchütterung iſt ein Gefühl von freudiger Sicherheit gefolgt, in den Empfindungen der nächſten Stunde iſt ein edler Aufſchwung, in ſeiner Wortfügung nachdrückliche Kraft, die geſammte eigene Produktion iſt ihm geſteigert. Der Glanz großer Anſchauungen und ſtarker Gefühle, der in ſeine Seele gezogen, liegt wie eine Verklärung auf ſeinem Weſen. Dieſe merkwürdige Ergriffenheit von Leib und Seele, das Herausheben aus den Stimmungen des Tages, das freie Wohlgefühl nach großen Aufregungen iſt genau das, was bei dem modernen Drama der Katharſis des Ariſtoteles entſpricht. Es iſt kein Zweifel, daß ſolche Folge ſceniſcher Aufführungen bei den fein beanlagten Hellenen nach einer zehnſtündigen Anſpannung durch die ſtärkſten Wirkungen geſteigerter und auffallender zu Tage kam.

Die erhebende Einwirkung des Schönen auf die Seele iſt keiner Kunſt ganz fremd, aber das Beſondere, welches durch die Verbindung von Schmerz, Schauer und Behagen mit einer ſtarken Anſpannung der Phantaſie und Urtheilskraft und durch die hohe Befriedigung unſerer Forderungen an einen vernünftigen Weltzuſammenhang hervorgebracht wird, iſt der dramatiſchen Dichtkunſt allein eigen. Auch die durchdringende Stärke dieſes dramatiſchen Effekts iſt bei der Mehrzahl der Menſchen größer als die Stärke der Wirkungen, welche durch andere Künſte ausgeübt werden. Nur die Muſik vermag noch heftiger das Nervenleben zu beeinfluſſen, aber die Erſchütterungen, welche der Ton hervorruft, fallen vorzugsweiſe in das Gebiet der unmittelbaren Empfindung, welche ſich nicht zum Gedanken verklärt, ſie ſind mehr verzückt und weniger vergeiſtigt.

Allerdings ſind die Wirkungen des Dramas bei uns nicht mehr ganz dieſelben wie zur Zeit des Ariſtoteles. Und er ſelbſt erklärt uns das. Er, der ſo gut wußte, daß die Handlung die Hauptſache im Drama ſei und daß Euripides ſeine Handlungen übel zuſammenfüge, nennt dieſen doch den am meiſten tragiſchen Dichter, d. h. den, welcher die einem Drama eigenthümlichen Wirkungen am ſtärkſten hervorzubringen wußte. Uns aber macht kaum ein Stück des Euripides ſtarke Geſammtwirkung, wie ſehr die Seelenſtürme der Helden in einzelnen ſeiner beſſern Dramen erſchüttern. Woher kommt dieſe Verſchiedenheit der Auffaſſung? Euripides war Meiſter in Darſtellung der leidenſchaftlichen Bewegung, mit zu geringer Rückſicht auf die ſcharfe Ausprägung der Perſonen und auf den vernünftigen Zuſammenhang der Handlung.

Den Griechen aber war ihr Drama aus einer Verbindung der Muſik und Lyrik herausgekommen, es bewahrte über Ariſtoteles hinaus Einiges aus ſeiner erſten Jugend. Der muſikaliſche Beſtandtheil dauerte nicht nur in den Chören, auch dem Helden ſteigerte ſich auf Höhenpunkten die rhythmiſch bewegte Sprache leicht zum Geſange und die Höhenpunkte waren häufig durch breit ausgeführte Pathosſcenen bezeichnet. Der Geſammteindruck der alten Tragödie ſtand alſo zwiſchen dem unſerer Oper und unſeres Dramas, vielleicht der Oper noch näher, er behielt etwas von dem gewaltig Aufwühlenden der Muſik.

Dagegen war in der antiken Tragödie eine andere Wirkung nur unvollſtändig entwickelt, welche unſerem Trauerſpiel unentbehrlich iſt. Die dramatiſchen Ideen und Handlungen der Griechen entbehrten eine vernünftige Weltordnung, d. h. eine Fügung der Begebenheiten, welche aus der Anlage und der Einſeitigkeit der dargeſtellten Charaktere vollſtändig erklärt wird. Wir ſind freiere Männer geworden, wir erkennen auf der Bühne kein anderes Schickſal an, als ein ſolches, das aus dem Weſen der Helden ſelbſt hervorgeht. Der moderne Dichter hat dem Zuſchauer die ſtolze Freude zu bereiten, daß die Welt, in welche er ihn einführt, durchaus den idealen Forderungen entſpricht, welche Gemüth und Urtheil der Hörer gegenüber den Ereigniſſen der Wirklichkeit erheben. Menſchliche Vernunft erſcheint in dem neueren Drama als einig und eins mit dem Göttlichen, alles Unbegreifliche der Weltordnung nach den Bedürfniſſen unſeres Geiſtes und Gemüthes umgebildet. Und dieſe Eigenthümlichkeit der Handlung verſtärkt allerdings dem Zuſchauer der beſten neueren Dramen die ſchöne Klarheit und fröhliche Gehobenheit, ſie hilft, ihn ſelbſt auf Stunden größer, freier, edler zu machen. Dies iſt der Punkt, wo der Charakter des modernen Dichters, ſeine freie Männlichkeit, größeren Einfluß auf die Geſammtwirkung ausübt, als im Alterthum.

Dieſe Einheit des Göttlichen und Vernünftigen ſuchte auch der attiſche Dichter, aber ihm wurde ſchwer ſie zu finden. Allerdings leuchtet dies freie Tragiſche auch in einzelnen Dramen des Alterthums auf. Und das iſt erklärlich. Denn die Lebensgeſetze des poetiſchen Schaffens beſtimmen den Schaffenden, lange bevor die Kunſtbetrachtung Formeln dafür gefunden hat, und in ſeinen beſten Stunden mag der Dichter eine innere Freiheit und Größe erhalten, welche ihn weit über die Beſchränktheiten ſeiner Zeit hinaushebt. Sophokles leitet einige Male in faſt germaniſcher Weiſe Charakter und Schickſal ſeiner Helden. Im Ganzen aber kamen die Griechen nicht über eine Gebundenheit hinaus, welche uns auch bei der ſtärkſten Kunſtwirkung als ein Mangel erſcheint. Schon das epiſche Gebiet ihrer Stoffe war für eine freie Leitung der Heldengeſchicke durchaus ungünſtig. Von außen greift ein unverſtändliches Schickſal in die Handlung ein, Weiſſagungen und Orakelſprüche wirken auf den Entſchluß, zufälliges Unglück ſchlägt auf die Helden, Unthaten der Eltern beſtimmen auch das Schickſal der ſpätern Nachkommen, die Perſonificationen der Gottheit treten als Freunde und Feinde in die Handlung ein, zwiſchen dem, was ihren Zorn aufregt, und den Strafen, welche ſie verhängen, iſt nach menſchlichem Urtheil nicht immer ein Zuſammenhang, noch weniger ein vernünftiges Verhältniß. Die Einſeitigkeit und Willkür, mit welcher ſie herrſchen, iſt furchtbar und beängſtigend, auch wo ſie ſich einmal mild verſöhnen, bleiben ſie ein Fremdes. Solcher kalten Uebermacht gegenüber iſt demüthige Beſcheidenheit des Menſchen die höchſte Weisheit. Wer feſt auf ſich ſelbſt zu ſtehen meint, der verfällt am erſten einer unheimlichen Gewalt, welche den Schuldigen wie den Unſchuldigen vernichtet. Bei dieſer Auffaſſung, welche im letzten Grunde traurig, finſter, zermalmend war, blieb dem griechiſchen Dichter nur das Mittel, auch in die Charaktere ſeiner unfreien Helden etwas zu legen, was einigermaßen das Furchtbare, das ſie zu leiden hatten, erklärte. Und die große Kunſt des Sophokles zeigt ſich unter Anderem auch in dieſer Färbung ſeiner Perſonen. Aber nicht immer reicht die weiſe Fügung ſeiner Charaktere hin, um den Verlauf ihres Schickſals zu begründen: ſie bleibt nicht ſelten ein unzureichendes Motiv. Die Größe, welche die antiken Dichter hervorbrachten, lag zunächſt in der Stärke der Leidenſchaften, dann in dem Ungeheuern der Kämpfe, durch welche ihre Helden niedergeworfen wurden, endlich in der Strenge, Härte und Schonungsloſigkeit, mit welcher ſie die Charaktere handeln und leiden machten.

Die Griechen aber fühlten ſehr gut, daß es nicht rathſam ſei, den Zuſchauer nach ſolchen Wirkungen von den Gebilden der ſchönen Kunſt zu entlaſſen. Sie ſchloſſen deshalb die Aufführung des Tages mit einer Parodie, in welcher ſie die ernſten Helden der Tragödie mit übermüthigem Scherz behandelten und die Kämpfe derſelben launig nachbildeten. Die Satyrſpiele waren ein äußerliches Mittel, um die Erfriſchung hervorzubringen, welche für uns in den Wirkungen der Tragödie ſelbſt liegt.

Aus dieſen Gründen gilt von jener Begriffsbeſtimmung des Ariſtoteles der letzte Satz nicht ohne Einſchränkungen für unſer Drama. Ihm wie uns iſt Hauptwirkung des Dramas die Entladung von den trüben und beengenden Stimmungen des Tages, welche uns durch den Jammer und das Fürchterliche in der Welt kommen. Aber wenn er dieſe Befreiung — an anderer Stelle — dadurch zu erklären weiß, daß der Menſch das Bedürfniß habe, ſich gerührt und erſchüttert zu ſehen, und daß die gewaltige Befriedigung und Sättigung dieſes Bedürfniſſes ihm innere Freiheit gebe, ſo iſt dieſe Erklärung zwar auch für uns nicht unverſtändlich, aber ſie nimmt als den letzten innern Grund dieſes Bedürfniſſes pathologiſche Zuſtände an, wo wir fröhliche Rührigkeit der Hörer erkennen.

Denn der letzte Grund jeder großen Wirkung des Dramas liegt nicht in dem Bedürfniß des Hörers, leidend Eindrücke aufzunehmen, ſondern in ſeinem unabläſſigen Drange zu ſchaffen und zu bilden. Der dramatiſche Dichter zwingt den Hörer zum Nachſchaffen. Die ganze Welt von Charakteren, von Leid und Schickſal muß der Hörende in ſich ſelbſt lebendig machen; während er mit höchſter Spannung aufnimmt, iſt er zugleich in ſtärkſter und ſchnellſter ſchöpferiſcher Thätigkeit. Eine ähnliche Wärme und beglückende Heiterkeit, wie ſie der Dichter im Schaffen empfand, erfüllt auch den nachſchaffenden Hörer: daher der Schmerz mit Wohlgefühl, daher die Erhebung, welche den Schluß des Werkes überdauert. Und dieſe Aufregung der ſchaffenden Kräfte wird bei dem Drama der Neuzeit allerdings noch von einem milderen Licht durchſtrahlt. Denn eng damit verbunden iſt uns die erhebende Empfindung von der ewigen Vernunft in den ſchwerſten Schickſalen und Leiden des Menſchen. Der Hörer fühlt und erkennt, daß die Gottheit, welche ſein Leben leitet, auch wo ſie das einzelne menſchliche Daſein zerbricht, in liebevollem Bündniß mit dem Menſchengeſchlecht handelt, und er ſelbſt fühlt ſich ſchöpferiſch gehoben, als einig mit der großen, weltlenkenden Gewalt.

So iſt die Geſammtwirkung des Dramas, das Tragiſche, bei uns jener griechiſchen verwandt, nicht mehr ganz dieſelbe. Der Grieche lauſchte in der grünen Jugendzeit des Menſchengeſchlechts nach den Tönen des Proſceniums, erfüllt von dem heiligen Rauſch des Dionyſos, der Germane ſchaut in die Welt des Scheins, nicht weniger bewegt, aber als ein Herr der Erde; das Menſchengeſchlecht hat ſeitdem eine lange Geſchichte durchlebt, wir alle ſind durch hiſtoriſche Wiſſenſchaft erzogen.

Aber nicht nur die Geſammtwirkung des Dramas bezeichnet man durch das Wort tragiſch. Der Dichter der Gegenwart und zuweilen auch das Volk gebrauchen das Wort in engerer Bedeutung. Wir verſtehen darunter auch eine beſondere Art der dramatiſchen Wirkungen.

Wenn an einem Punkte der Handlung plötzlich, unerwartet, im Gegenſatz zu dem Vorhergehenden etwas Trauriges, Finſteres, Schreckliches eintritt, das wir doch ſofort als aus der urſächlichen Verbindung der Ereigniſſe hervorgegangen und aus den Vorausſetzungen des Stückes als vollſtändig begreiflich empfinden, ſo iſt dies Neue ein tragiſches Moment. Das tragiſche Moment muß alſo folgende drei Eigenſchaften haben: 1) es muß wichtig und folgenſchwer für den Helden ſein, 2) es muß unerwartet aufſpringen, 3) es muß durch eine dem Zuſchauer ſichtbare Kette von Nebenvorſtellungen in vernünftigem Zuſammenhang mit früheren Theilen der Handlung ſtehen. Nachdem die Verſchworenen den Cäſar getötet und ſich, wie ſie meinen, den Antonius verbündet haben, wiegelt Antonius durch ſeine Rede dieſelben Römer, für deren Freiheit Brutus den Mord begangen hat, gegen die Mörder auf. Als Romeo ſich mit Julia vermählt hat, iſt er in die Nothwendigkeit verſetzt, ihren Vetter Tybalt im Zweikampf zu töten, und wird verbannt. Als Maria Stuart der Eliſabeth ſo weit genähert iſt, daß eine verſöhnende Zuſammenkunft der beiden Königinnen möglich wird, entbrennt zwiſchen beiden ein Zank, der tötlich für Maria wird. Hier ſind die Rede des Antonius, der Tod des Tybalt, der Zank der Königinnen die tragiſchen Momente. Ihre Wirkung beruht darauf, daß der Zuſchauer das Bedeutungsvolle als überraſchend und doch in feſtem Zuſammenhange mit dem Vorhergehenden begreift. Die Rede des Antonius empfindet der Hörer lebhaft als eine Folge des Unrechts, welches die Verſchworenen gegen Cäſar geübt haben; durch die Stellung des Antonius zu Cäſar und ſein Verhalten in der vorausgegangenen Dialogſcene mit den Verſchworenen wird ſie zugleich als nothwendige Folge der Schonung und des kopfloſen und vorſchnellen Vertrauens, welches die Mörder ihm ſchenken, begriffen. Daß Romeo den Tybalt töten muß, wird augenblicklich als unvermeidliche Folge des tötlichen Familienzwiſtes und des Zweikampfes mit Mercutio verſtanden; den Streit der beiden Königinnen faßt der Hörer ſogleich als natürliche Folge des Stolzes, Haſſes und der alten Eiferſucht.

In derſelben techniſchen Bedeutung wird das Wort tragiſch zuweilen auch auf Ereigniſſe des wirklichen Lebens angewandt. Die Thatſache z. B., daß Luther, der ſtarke Kämpfer für die Freiheit der Gewiſſen, in der letzten Hälfte ſeines Lebens ſelbſt ein unduldſamer Beherrſcher der Gewiſſen wurde, enthält, ſo hingeſtellt, nichts Tragiſches. In Luther mag ſich übergroße Herrſchſucht entwickelt haben, er mag altersſchwach geworden ſein u. ſ. w. Von dem Augenblick aber, wo uns durch eine Reihe von Nebenvorſtellungen klar wird, daß dieſe Unduldſamkeit die nothwendige Folge deſſelben ehrlichen rückſichtsloſen Ringens nach Wahrheit war, welches die Reformation durchgeſetzt hat, daß dieſelbe fromme Feſtigkeit, mit welcher Luther ſeine Auffaſſung der Bibel der römiſchen Kirche gegenüberhielt, ihn dazu brachte, dieſe Auffaſſung gegen abweichendes Urtheil zu vertreten, daß ihm, wenn er in ſeiner Stellung außerhalb der Kirche nicht verzweifeln wollte, nur übrig blieb, ſtierköpfig den Buchſtaben ſeiner Schrift feſtzuhalten, — von dem Augenblicke alſo, wo wir den innerlichen Zuſammenhang ſeiner Unduldſamkeit mit allem Guten und Großen ſeiner Natur begreifen, macht dieſe Verdüſterung ſeines ſpäteren Lebens den Eindruck des Tragiſchen. Ebenſo bei Cromwell. Daß der Volksführer als Tyrann herrſchte, wirkt an ſich nicht tragiſch. Daß er es aber wider ſeinen Willen that und thun mußte, weil die Parteiſtellung, durch welche er heraufgekommen war, und ſein Antheil an der Hinrichtung des Königs die Herzen der Gemäßigten gegen ihn empört hatte, daß der ſtarke Held aus dem Zwange, den ihm ſein früheres Leben auflegte, ſich nicht loszuringen vermochte, das macht die Schatten, welche durch die ungeſetzliche Herrſchaft in ſein Leben fielen, für uns tragiſch. Daß Konradin, das Hohenſtaufenkind, einen Haufen zuſammenrafft und in Italien von ſeinem Gegner erſchlagen wird, das iſt an ſich nicht dramatiſch und in keiner Bedeutung des Wortes tragiſch. Ein ſchwacher Jüngling mit geringen Hilfsmitteln, — es war in der Ordnung, daß er unterlag. Wenn uns aber in die Seele fällt, daß der Jüngling nur dem alten Zuge ſeines Geſchlechtes nach Italien folgt, daß demſelben Zuge faſt alle großen Fürſten ſeines Hauſes unterlegen ſind und daß dieſer Zug eines Kaiſergeſchlechts nichts Zufälliges iſt, ſondern auf der uralten geſchichtlichen Verbindung Deutſchlands mit Italien ruht, ſo erſcheint uns der Tod Konradin's allerdings tragiſch, nicht für ihn ſelbſt, ſondern als letzter Ausgang des größten Herrengeſchlechtes jener Zeit.

Mit beſonderem Nachdruck muß noch einmal hervorgehoben werden, daß das tragiſche Moment in ſeinem vernünftigen urſächlichen Zuſammenhange mit den Grundbedingungen der Handlung verſtanden werden muß. Für unſer Drama haben ſolche Ereigniſſe, welche unbegreiflich eintreten, Zwiſchenfälle, deren Beziehung zur Handlung ſich geheimnißvoll verhüllt, Einflüſſe, deren Bedeutung auf abergläubiſchen Vorſtellungen beruht, Motive, die aus dem Traumleben genommen ſind, Prophezeiungen, Ahnungen nur untergeordnete Bedeutung. Wenn ein Familienbild, welches vom Nagel fällt, Tod und Verderben vorbedeutſam anzeigen ſoll; wenn ein Dolch, der zu einer Unthat verwendet wurde, mit einem geheimnißvoll fortwirkenden Fluch behaftet erſcheint, bis er auch dem Mörder den Tod bringt, ſo ſind dergleichen Verſuche, die tragiſche Wirkung auf einen innern Zuſammenhang zu begründen, der uns unverſtändlich iſt oder unvernünftig erſcheint, für das freie Geſchlecht der Gegenwart ſchwächlich oder gar unleidlich. Was uns als Zufall, ſelbſt als überraſchender, entgegentritt, ziemt nicht für große Wirkungen der Bühne. Es iſt erſt einige Jahrzehnte her, daß in Deutſchland neben vielem Andern auch die Verwerthung ſolcher Motive verſucht wurde.

Die Hellenen waren, nebenbei bemerkt, in Benutzung dieſer vernunftwidrigen Momente zu tragiſcher Wirkung etwas weniger wähleriſch. Sie mochten ſich auch einmal damit begnügen, wenn der innere Zuſammenhang eines plötzlich eintretenden tragiſchen Moments mit Vorhergehendem nur in ahnungsvollem Schauer empfunden wurde. Wenn Ariſtoteles als ein in dieſer Richtung wirkſames Beiſpiel anführt, daß die einem Manne errichtete Bildſäule im Umfallen den erſchlug, der an dem Tode des Mannes ſchuld war, ſo würden wir zwar im Leben des Tages ſolchen Zufall als bedeutſam empfinden, für die Kunſt würden wir ihn nicht mit Erfolg verwerthen. Sophokles weiß auch bei ſolchen Momenten einen natürlichen und verſtändlichen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung hervorzuheben, ſoweit ſeine Mythen das irgend geſtatteten. Sehr merkwürdig iſt z. B. die Art und Weiſe, wie er die giftige Wirkung des Neſſoskleides, welches Deianeira dem Herakles ſendet, mit realiſtiſcher Ausführlichkeit erklärt.

Das tragiſche Moment iſt aber im Drama eine einzelne von vielen Wirkungen. Sie kann einmal eintreten, wie gewöhnlich geſchieht, ſie kann in demſelben Stück öfter angewandt werden. So hat Romeo und Julie drei tragiſche Momente: den Tod des Tybalt nach der Vermählung, die Verlobung der Julia mit Paris nach der Brautnacht, den Tod des Paris vor der Kataſtrophe. Die Stellung, welche dies Moment im Stücke einnimmt, iſt nicht immer dieſelbe, ein Punkt aber iſt vorzugsweiſe dafür geeignet, ſo daß die Fälle, in denen es einen andern Platz fordert, als Ausnahme betrachtet werden können. Und es iſt zweckmäßig, im Zuſammenhange mit dem Vorhergehenden darüber zu reden, obgleich die Theile des Dramas erſt im folgenden Kapitel beſprochen werden.

Der Punkt, von welchem ab die That des Helden auf denſelben zurückwirkt, iſt einer der wichtigſten im Drama. Dieſer Beginn der Reaktion, mit dem Höhenpunkt zuweilen in einer Scene verbunden, iſt, ſolange es eine dramatiſche Kunſt gibt, beſonders ausgezeichnet worden. Die Befangenheit des Helden und die verhängnißvolle Lage, in welche er ſich gebracht hat, ſoll dadurch eindringlich dargeſtellt werden; zugleich aber hat dieſes Moment die Aufgabe, für den zweiten Theil des Stückes neue Spannung hervorzubringen, umſomehr, je glänzender der äußere Erfolg des Helden bis dahin geweſen iſt und je großartiger die Scene des Höhenpunktes denſelben dargeſtellt hat. Was jetzt in das Stück tritt, muß alle die Eigenſchaften haben, welche oben auseinander geſetzt wurden, es muß ein ſcharfer Gegenſatz, es muß nicht zufällig, es muß folgenſchwer ſein. Deshalb wird es Wichtigkeit und eine gewiſſe Größe haben müſſen. Dieſe Scene des tragiſchen Momentes folgt entweder der Scene des Höhenpunktes unmittelbar, wie die Verzweiflung der Julia auf den Abſchied Romeo's, oder durch eine Zwiſchenſcene verbunden, wie die Rede des Antonius auf die Ermordung des Cäſar; oder ſie iſt mit der Scene des Höhenpunktes zu einer sceniſchen Einheit zuſammengekoppelt, wie in Maria Stuart, oder ſie iſt gar durch einen Aktſchluß davon getrennt, wie in Kabale und Liebe, wo das Briefſchreiben Luiſens den Höhenpunkt bezeichnet, die Ueberzeugung Ferdinand's von der Untreue der Geliebten das tragiſche Moment.

Solche Scenen ſtehen faſt immer noch im dritten Akt unſerer Stücke, weniger wirkſam im Beginn des vierten.

Sie ſind allerdings dem Trauerſpiel nicht unbedingt nothwendig, es iſt ſehr wohl möglich, die wachſende Rückwirkung durch mehre Schläge in allmählicher Verſtärkung zu leiten. Dies wird zumeiſt da der Fall ſein, wo die Kataſtrophe durch Gemüthsvorgänge des Helden bewirkt wird, wie im Othello.

Es iſt für uns Moderne von Werth, zu erkennen, wie wichtig den Griechen dieſes Eintreten des tragiſchen Momentes in die Handlung war. Es war unter anderem Namen genau dieſelbe Wirkung, und ſie wurde durch die attiſchen Kunſtrichter noch bedeutſamer hervorgehoben, als uns nöthig iſt. Auch ihren Tragödien war dies Moment nicht unentbehrlich, aber es galt für eine der ſchönſten und wirkungsvollſten Erfindungen. Ja ſie unterſchieden dieſe Wirkung darnach, ob ſie in der Handlung ſelbſt oder in der Stellung der Hauptcharaktere zu einander eine Wendung hervorbrachte, und hatten für jeden dieſer Fälle beſondere Benennungen, offenbar Ausdrücke der alten Dichterwerkſtatt, welche uns ein Zufall in der Poetik des Ariſtoteles erhalten hat.*)

Peripetie heißt den Griechen das tragiſche Moment, welches das Wollen des Helden und damit die Handlung durch das plötzliche Einbrechen eines zwar unvorhergeſehenen und überraſchenden, aber in der Anlage der Handlung bereits gegründeten Ereigniſſes in einer Richtung forttreibt, welche von der des Anfanges ſehr verſchieden iſt. Solche Peripetieſcenen ſind im Philoktet die Wandlung in den Anſichten des Neoptolemos, im König Oedipus die Berichte des Boten und des Hirten an Jokaſte und den König, in den Trachinierinnen der Bericht des Hyllos an Deianeira über die Wirkung des Neſſoskleides. Vorzugsweiſe durch dieſes Moment wurde eine kräftige Bewegung des zweiten Theils hervorgebracht, und die Athener unterſchieden ſorgfältig Tragödien mit und ohne Peripetie. Die mit Peripetie galten im Ganzen betrachtet für die beſſeren. Nur darin unterſcheidet ſich dies Moment der antiken Handlung von dem entſprechenden neueren, daß es nicht nothwendig eine unheilvolle Wendung bezeichnete, weil die Tragödie des Alterthums nicht immer traurigen Ausgang hatte, ſondern auch den plötzlichen Umſchwung zum Beſſeren.

Kaum geringere Bedeutung beanſpruchten die Scenen, in denen die Stellung der handelnden Perſonen zu einander dadurch geändert wurde, daß ſich eine alte wichtige Beziehung zwiſchen ihnen unerwartet offenbarte. Dieſe Scenen der Anagnoriſis, Erkennungsſcenen, waren es vorzugsweiſe, in denen die gemüthlichen Beziehungen der Helden zu einander in großartiger Ausführung ſichtbar wurden. Und da die griechiſche Bühne unſere Liebesſcenen nicht kannte, ſo nahmen ſie eine ähnliche Stellung ein, obgleich nicht immer Zuneigung, auch Haß in ihnen aufbrannte. Gelegenheit zu ſolchen Scenen aber boten die Stoffe der Hellenen ſehr reichlich. Die Helden der griechiſchen Sage ſind faſt ohne Ausnahme ein umherſchweifendes Geſchlecht. Ausziehen und wiederkehren, Freunde und Feinde unerwartet finden, gehörte zu den häufigſten Zügen der Sage. Faſt jeder Sagenkreis enthält Kinder, welche ihre Eltern nicht kannten, Gatten, welche nach längerer Trennung einander unter bedenklichen Umſtänden wiederſahen, Gaſtfreunde und Feinde, welche Namen und Abſicht klug zu verhüllen ſuchten. Deshalb wurden bei vielen Stoffen Scenen der Begegnung, des Wiederfindens, der Erinnerung an bedeutungsvolle Ereigniſſe der Vergangenheit von entſcheidender Wichtigkeit. Und nicht nur das Wiedererkennen von Menſchen, auch das Erkennen einer Gegend, einer beziehungsvollen Sache konnte Motiv für eine ſtarke Bewegung werden. Solche Scenen gaben dem antiken Dichter eine willkommene Gelegenheit zur Darſtellung von Gegenſätzen der Empfindung und zu den beliebten pathetiſchen Ausführungen, in welchen das heftig erregte Gefühl in langen Wellen ausſtrömte. Die Frau, welche einen Feind töten will und vor oder nach der That den eigenen Sohn erkennt; der Sohn, welcher in der Todfeindin ſeine Mutter wiederfindet, wie Ion; die Prieſterin, welche den fremden Mann opfern ſoll und in ihm den Bruder erräth, wie Iphigeneia; die Schweſter, welche den toten Bruder betrauert und im Ueberbringer des Aſchenkruges den lebenden zurückerhält, wie Elektra; die Amme des Odyſſeus, welche in einem Bettler den heimkehrenden Herrn an der Narbe des Fußes herausfindet, ſind einige von den zahlreichen Beiſpielen.

---

*) Beide Fachausdrücke werden noch jetzt nicht immer richtig verſtanden. Peripetie bezeichnet durchaus nicht den letzten Theil der Handlung vom Höhenpunkte abwärts, welcher bei Ariſtoteles Katabaſis heißt, ſondern es iſt nur, was hier tragiſches Moment genannt wird, eine einzelne Scenenwirkung, zuweilen nur Theil einer Scene. — Das Kapitel über die Anagnoriſis aber, eins der lehrreichſten in der Poetik, weil es Einblick in die handwerksmäßige Methode der Dichterarbeit gewährt, ſchien gar einmal den Herausgebern unecht.

Häufig wurden ſolche Erkennungsſcenen zu Peripetiemomenten, wie die oben erwähnten Berichte des Boten und des Hirten für das Königspaar von Theben. Bei Ariſtoteles mag man nachleſen, wie wichtig den Griechen die Umſtände waren, durch welche die Erkennung veranlaßt wurde, ſie werden von dem großen Philoſophen genau nach ihrem inneren Werthe abgewogen und geſchätzt. Und es macht fröhlich zu ſehen, daß auch ſchon dem Griechen nicht zufällige äußere Merkmale für kunſtgemäße Motive galten, ſondern innere Bezüge zwiſchen den Erkennenden, welche ſich ungezwungen und charakteriſtiſch für beide in der Geſprächſcene offenbarten. Gerade hier wird uns ein Einblick, wie fein und ausgebildet die Theaterkritik der Griechen war, und wie peinlich gewiſſenhaft ſie vor einem neuen Drama auf das achteten, was ihrer Kunſtanſchauung für ſchöne Wirkung galt.

Zweites Kapitel.

Der Bau des Dramas.

1.

Spiel und Gegenſpiel.

Das Drama ſtellt in einer Handlung durch Charaktere, vermittelſt Wort, Stimme, Geberde diejenigen Seelenvorgänge dar, welche der Menſch vom Aufleuchten eines Eindrucks bis zu leidenſchaftlichem Begehren und zur That durchmacht, ſowie die inneren Bewegungen, welche durch eigene und fremde That aufgeregt werden.

Der Bau des Dramas ſoll dieſe beiden Gegenſätze des Dramatiſchen zu einer Einheit verbunden zeigen, Ausſtrömen und Einſtrömen der Willenskraft, das Werden der That und ihre Reflexe auf die Seele, Satz und Gegenſatz, Kampf und Gegenkampf, Steigen und Sinken, Binden und Löſen.

In jeder Stelle des Dramas kommen beide Richtungen des dramatiſchen Lebens, von denen die eine die andere unabläſſig fordert, in Spiel und Gegenſpiel zur Geltung; aber auch im Ganzen wird die Handlung des Dramas und die Gruppirung ſeiner Charaktere dadurch zweitheilig. Der Inhalt des Dramas iſt immer ein Kampf mit ſtarken Seelenbewegungen, welchen der Held gegen widerſtrebende Gewalten führt. Und wie der Held ein ſtarkes Leben in gewiſſer Einſeitigkeit und Befangenheit enthalten muß, ſo muß auch die gegenſpielende Gewalt durch menſchliche Vertreter ſichtbar gemacht werden.

Es iſt zunächſt gleichgiltig, auf welcher Seite der Kämpfenden die höhere Berechtigung liegt, ob Spieler oder Gegenſpieler mehr von Sitte, Geſetz, Ueberlieferung ihrer Zeit und dem Ethos des Dichters enthalten, in beiden Parteien mag Gutes und Schlechtes, Kraft und Schwäche verſchieden gemiſcht ſein. Beide aber müſſen einen allgemein verſtändlichen menſchlichen Inhalt haben. Und immer muß der Hauptheld ſich vor den Gegenſpielern kräftig abheben, der Antheil, welchen er für ſich gewinnt, muß der größere ſein, um ſo größer, je vollſtändiger das letzte Ergebniß des Kampfes ihn als Unterliegenden zeigt.

Dieſe zwei Haupttheile des Dramas ſind durch einen Punkt der Handlung, welcher in der Mitte derſelben liegt, feſt verbunden. Dieſe Mitte, der Höhenpunkt des Dramas, iſt die wichtigſte Stelle des Aufbaues, bis zu ihm ſteigt, von ihm ab fällt die Handlung. Es iſt nun entſcheidend für die Beſchaffenheit des Dramas, welche von den beiden Brechungen des dramatiſchen Lichtes in den erſten, und welche in den zweiten Theil als die vorherrſchende geſetzt wird, ob das Ausſtrömen oder Einſtrömen, das Spiel oder das Gegenſpiel den erſten Theil erhält. Beides iſt erlaubt, beide Fügungen des Baues vermögen ihre Berechtigung an Dramen von höchſtem Werth nachzuweiſen. Und dieſe beiden Arten ein Drama zu bilden ſind charakteriſtiſch geworden für die einzelnen Dichter und die Zeit, in welcher ſie lebten.

Entweder nämlich wird die Hauptperſon, der Held des Stücks, ſo eingeführt, daß ſich Weſen und Eigenthümlichkeit deſſelben noch unbefangen ausſpricht, und zwar bis zu den Momenten, wo als Folge äußerer Anregung oder innerer Gedankenverbindung in ihm der Beginn eines gewaltigen Gefühls oder Wollens wahrnehmbar wird. Die innere Bewegung, die leidenſchaftliche Spannung, das Begehren des Helden ſteigert ſich, neue Umſtände, fördernd oder hemmend, verſtärken ſeine Befangenheit und den Kampf, ſiegreich ſchreitet der Hauptcharakter vor bis zu einer Lebensäußerung, in welcher die volle Kraft eines Gefühls und Wollens ſich zu einer „That“ zuſammendrängt, durch welche die hohe Spannung des Helden für den Augenblick gelöſt wird. Von da beginnt eine Umkehr der Handlung; der Held erſchien bis dahin in einſeitigem aber erfolgreichem Begehren, von innen nach außen wirkend, die Lebensverhältniſſe, in denen er auftrat, mit ſich verändernd. Von dem Höhenpunkt wirkt das, was er gethan hat, auf ihn ſelbſt zurück und gewinnt Macht über ihn; die Außenwelt, welche im Aufſteigen des leidenſchaftlichen Kampfes durch den Helden beſiegt wurde, erhebt ſich im Kampfe über ihn. Immer ſtärker und ſiegreicher wird dieſe Gegenwirkung, bis ſie zuletzt in der Schlußkataſtrophe mit unwiderſtehlicher Gewalt den Helden unterliegen macht. Auf ſolche Kataſtrophe folgt ſchnell das Ende des Stückes, der Zuſtand, wo die Wiederherſtellung der Ruhe nach dem Kampfe ſichtbar wird.

Bei dieſer Anordnung ſieht man zuerſt das Werden der Aktion, dann die Wirkungen der Reaktion; der erſte Theil wird beſtimmt durch die aus der Tiefe des Helden herausbrechenden Forderungen, der zweite durch die Gegenforderungen, welche die heftig aufgeregte Umgebung erhebt. Dies iſt der Bau der Antigone, des Aias, aller großen Tragödien Shakeſpeare's mit Ausnahme des Othello und Lear, dann der Jungfrau und, weniger ſicher, der Doppeltragödie Wallenſtein.

Die andere Anordnung des Dramas dagegen ſtellt den Helden beim Beginn in verhältnißmäßiger Ruhe unter Lebensbedingungen dar, welche fremden Gewalten einen Einfluß auf ſein Inneres nahe legen. Dieſe Gewalten, die Gegenſpieler, arbeiten mit geſteigerter Thätigkeit ſo lange in die Seele des Helden, bis ſie denſelben auf dem Höhenpunkt in eine verhängnißvolle Befangenheit verſetzt haben, von welcher ab der Held in leidenſchaftlichem Drange, begehrend, handelnd abwärts bis zur Kataſtrophe ſtürzt.

Dieſer Bau benutzt die Gegenſpieler, um die ſtarke Bewegung der Hauptſpieler zu motiviren; das Verhältniß der Hauptfiguren zu der Idee des Dramas iſt ein durchaus anderes, ſie treiben in der aufſteigenden Handlung nicht, ſondern werden getrieben.

Beiſpiele für dieſe Art des Baues ſind König Oedipus, Othello, Lear, Emilia Galotti, Clavigo, Kabale und Liebe.

Es könnte ſcheinen, daß dieſe zweite Methode der Dramenbildung die wirkſamere ſein müſſe. Allmählich, in beſonders genauer Ausführung ſieht man die Conflikte, durch welche das Leben der Helden geſtört wird, das Innere derſelben beſtimmen. Gerade da, wo der Zuſchauer kräftige Steigerung der Wirkungen fordert, tritt die vorbereitete Herrſchaft der Hauptcharaktere ein, Spannung und Theilnahme, die in der zweiten Hälfte des Dramas ſchwerer zu erhalten ſind, bleiben auf die Hauptperſonen feſtgebannt, der ſtürmiſche und unaufhaltſame Fortſchritt nach abwärts iſt gewaltigen und erſchütternden Wirkungen beſonders günſtig. Und in der That ſind Stoffe, in denen das allmähliche Entſtehen einer verhängnißvollen Leidenſchaft enthalten iſt, die den Helden zuletzt dem Untergange zuführt, für ſolche Behandlung vorzugsweiſe günſtig.

Aber das beſte dramatiſche Recht hat dieſe Art und Weiſe des Baues dennoch nicht, und es iſt kein Zufall, daß die größten Stücke von ſolcher Beſchaffenheit bei tragiſchem Ausgang dem Hörer in die Bewegung und Erſchütterung leicht eine quälende Empfindung miſchen, welche Freude und Erfriſchung verringert. Denn ſie zeigen den Helden nicht vorzugsweiſe als thatluſtige, angreifende Natur, ſondern als einen Empfangenden, Leidenden, der übermächtig beſtimmt wird durch das Gegenſpiel, das von außen in ihn ſchlägt. Die höchſte Gewalt einer Menſchenkraft, das was am unwiderſtehlichſten die Herzen der Zuhörer fortreißt, iſt zu allen Zeiten der kühne Sinn, der rückſichtslos ſein eigenes Innere den Gewalten, welche ihn umgeben, gegenüberſtellt. Das Weſen des Dramas iſt Kampf und Spannung; je früher dieſe durch den Haupthelden ſelbſt hervorgerufen und geleitet werden, deſto beſſer.

Es iſt wahr, jene erſte Bauweiſe des Dramas birgt eine Gefahr, welche auch durch das Genie nicht in jedem Falle ſiegreich überwunden wird. Bei ihr iſt in der Regel der erſte Theil des Dramas, der den Helden in geſteigerter Spannung bis zum Höhenpunkt hinauftreibt, in ſeinem Erfolge geſichert; aber der zweite Theil, welcher doch die größeren Wirkungen fordert, hängt zumeiſt von dem Gegenſpiel ab, und dies Gegenſpiel muß hier in heftigerer Bewegung und in verhältnißmäßig größerer Berechtigung motivirt werden. Das mag die Aufmerkſamkeit zerſtreuen, anſtatt ſie zu ſteigern. Dazu kommt, daß der Held vom Höhenpunkt ſeines Handelns ſchwächer erſcheinen muß als die gegenwirkenden Geſtalten. Auch dadurch mag das Intereſſe an ihm verringert werden. Doch trotz dieſer Schwierigkeit darf der Dichter nicht in Zweifel ſein, welcher Anordnung er den Vorzug zu geben hat. Seine Arbeit wird ſchwerer, es gehört bei ſolcher Anlage große Kunſt dazu, die letzten Akte gut zu machen. Aber Begabung und gutes Glück ſollen das überwinden. Und die ſchönſten Kränze, welche die dramatiſche Kunſt zu geben vermag, ſinken auf das gelungene Werk. Allerdings iſt der Dichter hierbei von ſeinem Stoff abhängig, der zuweilen keine Wahl läßt. Deshalb iſt eine der erſten Fragen, welche der Dichter an einen lockenden Stoff zu ſtellen hat, *ob derſelbe im Spiel oder Gegenſpiel aufſteigt*.

Es iſt belehrend, in dieſer Beziehung die großen Dichter zu vergleichen. Von den wenigen Dramen des Sophokles, die uns erhalten ſind, gehört die Mehrzahl (4) denen an, wo der Hauptſpieler die Führung hat, wie ungünſtig auch das Gebiet epiſcher Stoffe für die freie Selbſtbeſtimmung der Helden war. — Die höchſte Kraft und Kunſt aber bewährt hier Shakeſpeare. Er vorzugsweiſe iſt der Dichter der ſchnell entſchloſſenen Charaktere, Lebensfeuer und Mark, gedrungene Energie und hochgeſpannte männliche Kraft ſeiner Helden treiben gleich nach der Eröffnungsſcene die Stücke in ſchneller Steigerung aufwärts.

In ſchneidendem Gegenſatz zu ihm ſteht die Neigung der großen deutſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts. Sie lieben breites Motiviren, ſorgfältiges Begründen des Ungewöhnlichen. In mehren ihrer Dramen ſieht es aus, als würden ihre Helden ruhig in gemäßigter Stimmung, in unſichern Verhältniſſen beharren, wenn man ſie nur ließe. Und wie den meiſten Heldencharakteren der Deutſchen fröhliche Kraft, hartes Selbſtvertrauen und ſchneller Entſchluß zur That fehlen, ſo ſtehen ſie auch in der Handlung unſicher, grübelnd, zweifelnd, mehr durch äußere Verhältniſſe als durch rückſichtsloſes Fordern fortbewegt. Das iſt bedeutungsvoll für die Bildung des vorigen Jahrhunderts, für Kultur und Seelenleben eines Volkes, dem das fröhliche Gedeihen, ein öffentliches Leben, Selbſtregierung ſo ſehr fehlten. Sogar Schiller, welcher doch heftige Leidenſchaften aufzuregen weiß, liebt es, den Gegenſpielern im erſten Theil, den Haupthelden erſt im zweiten vom Höhenpunkt abwärts die Führung zu geben. So werden in Kabale und Liebe Ferdinand und Luiſe durch die Intriganten fortgeſtoßen, erſt von der Scene zwiſchen Ferdinand und dem Präſidenten, nach dem tragiſchen Moment, übernimmt Ferdinand die Führung bis zum Ende. Noch ſchlechter ſteht der Held Don Carlos zu der Handlung ſeines Stückes, er wird ſowohl in der ſteigenden als in der fallenden Hälfte bevormundet. In Maria Stuart hat die Heldin allerdings die verhängnißvolle Leitung ihres Schickſals bis zum Höhenpunkt, der Gartenſcene, inſofern ſie die Stimmungen ihrer Gegenſpieler beherrſcht: der vorwärts treibende Theil ſind aber, wie durch den Stoff geboten war, die Intriganten und Eliſabeth.

Weit bekannter und doch von geringerer Bedeutung für den Bau des Dramas iſt die Unterſcheidung der Dramen, welche von der letzten Wendung im Geſchick des Helden und von dem Inhalt der Kataſtrophe hergenommen wird. Die neue Bühne der Deutſchen unterſcheidet zwei Arten des ernſten Dramas, Trauerſpiel und Schauſpiel. Die ſtrenge Unterſcheidung in dieſem Sinne iſt auch bei uns nicht alt, ſie iſt auf den Repertoiren erſt ſeit Iffland durchgeführt. Und wenn man jetzt auf der Bühne zuweilen Luſtſpiel, Schauſpiel und Trauerſpiel als drei verſchiedene Arten der recitirenden Darſtellung einander gegenüberſtellt, ſo iſt doch das Schauſpiel ſeinem Weſen nach keine dritte gleichſtehende Art des dramatiſchen Schaffens, ſondern eine Unterabtheilung des ernſten Dramas. Die attiſche Bühne hatte nicht den Namen, aber die Sache. Schon zur Zeit des Aeſchylos und Sophokles war ein finſterer Ausgang keineswegs der Tragödie unentbehrlich, von ſieben erhaltenen Tragödien des letzteren haben zwei, Aias und Philoktetes, ja in den Augen der Athener auch Oedipus auf Kolonos, einen milden Schluß, welcher das Schickſal des Helden zum Beſſern wendet. Selbſt bei Euripides, dem die Poetik nachrühmt, daß er düſtern Ausgang liebe, ſind unter ſiebzehn erhaltenen Tragödien außer der Alceſtis noch vier: Helena, Iphigeneia in Tauris, Andromache, Ion, deren Ende dem unſerer Schauſpiele entſpricht; bei mehren anderen iſt der traurige Ausgang zufällig und unmotivirt. Und es ſcheint, daß die Athener bereits denſelben Geſchmack hatten, den wir an unſern Zuſchauern kennen, ſie ſahen am liebſten ſolche Tragödien, welche in unſerem Sinn Schauſpiele waren, in denen der Held arg durch das Schickſal gezauſt wurde, aber zuletzt Haut und Haar gerettet davontrug.

Auf der modernen Bühne iſt unleugbar die Berechtigung des Schauſpiels noch größer geworden. Edler und freier faſſen wir die Menſchennatur, wir vermögen reizvoller, wirkſamer und genauer innere Kämpfe des Gewiſſens, entgegenſtehende Ueberzeugungen zu ſchildern. In einer Zeit, in welcher man ſogar über Abſchaffung der Todesſtrafe verhandelt hat, ſind die Toten am Ende eines Stückes, ſo ſcheint es, leichter zu entbehren; wir trauen in der Wirklichkeit einer ſtarken Menſchenkraft zu, daß ſie die Pflicht des Lebens ſehr hoch halte, auch ſchwere Miſſethat nicht durch den Tod, ſondern durch ein reineres Leben büße. Aber dieſe veränderte Auffaſſung des irdiſchen Daſeins kommt dem Drama nicht nach jeder Richtung zu Gute. Es iſt wahr, der tötliche Ausgang iſt zumal bei modernen Stoffen weniger Bedürfniß als bei dramatiſcher Behandlung epiſcher Sagen oder älterer geſchichtlicher Begebenheiten. Aber nicht, daß der Held zuletzt am Leben bleibt, macht ein Stück zum Schauſpiel, ſondern daß er aus den Kämpfen als Sieger oder durch einen Ausgleich mit ſeinem Gegenſatze verſöhnt hervorgeht. Iſt er am Ende der unterliegende, muß er gebrochen werden, ſo behält das Stück nicht nur den Charakter, ſondern auch den Namen eines Trauerſpiels. Der Prinz von Homburg iſt Schauſpiel, Taſſo eine Tragödie.

Das Drama der Neuzeit hat in den Kreis ſeiner Stoffe ein weites Gebiet aufgenommen, welches der ältern Tragödie der Griechen, ja in der Hauptſache noch der Kunſt Shakeſpeare's fremd war: das bürgerliche Leben der Gegenwart, die Conflikte unſerer Geſellſchaft. Kein Zweifel, daß die Kämpfe und Leiden moderner Menſchen eine tragiſche Behandlung möglich machen und daß dieſe ihnen noch viel zu wenig zu Theil geworden iſt; aber das Genrehafte, Zahme und Rückſichtsvolle, welches dieſer Gattung von Stoffen in der Regel anhängt, gibt auch der künſtleriſchen Auffaſſung völlige Berechtigung, welche gerade hier gern ſolche Kämpfe vorführt, denen wir im wirklichen Leben eine milde Ausgleichung zutrauen und wünſchen. Bei der breiten und volksthümlichen Ausdehnung, welche dieſe Behandlung gewonnen hat, gilt es zweierlei hervorzuheben. Erſtens, daß die Geſetze für Bau des Schauſpiels und Leben der Charaktere in der Hauptſache dieſelben ſind, wie für das Trauerſpiel, und daß es für den

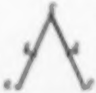
Schaffenden nützlich iſt, dieſe Geſetze aus dem Drama hohen Stils zu erkennen, wo jeder Verſtoß dagegen dem Erfolg des Stückes verhängnißvoll werden mag.

Zweitens aber, daß das Schauſpiel, bei welchem eine weichere Ausgleichung der Conflikte im zweiten Theile nothwendig iſt, doppelt Urſache hat, in der erſten Hälfte herzhaftes und friſches Begehren ſeines Helden durch ſeine Charakterſchilderung zu motiviren. Es kommt ſonſt in Gefahr, zu einem Situationsſtück oder Intriguenſtück zu werden, im erſten Fall einer behaglichen Schilderung von Zuſtänden und charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten die kräftige Bewegung einer einheitlichen Handlung zu opfern, im andern Fall über den ſchnellen Schachzügen einer unruhigen Handlung die Ausbildung der Charaktere zu vernachläſſigen. Das erſtere iſt Neigung der Deutſchen, das andere der Romanen; beide Arten der Zurichtung eines Stoffes ſind einer würdigen Behandlung ernſter Kämpfe ungünſtig, ſie gehören ihrem Weſen nach der Komödie, nicht dem ernſten Drama an.

2.

Fünf Theile und drei Stellen des Dramas.

Durch die beiden Hälften der Handlung, welche in einem Punkt zuſammenſchließen, erhält das Drama, — wenn man die Anordnung durch Linien verbildlicht, — einen pyramidalen Bau. Es ſteigt von der Einleitung mit dem Zutritt des erregenden Moments bis zu dem Höhenpunkt, und fällt von da bis zur Kataſtrophe. Zwiſchen dieſen drei Theilen liegen die Theile der Steigerung und des Falles. Jeder dieſer fünf Theile kann aus einer Scene oder aus einer gegliederten Folge von Scenen beſtehen, nur der Höhenpunkt iſt gewöhnlich in einer Hauptſcene zuſammengefaßt.



Dieſe Theile des Dramas, a) Einleitung, b) Steigerung, c) Höhenpunkt, d) Fall oder Umkehr, e) Kataſtrophe, haben jeder Beſonderes in Zweck und Baueinrichtung. Zwiſchen ihnen ſtehen drei wichtige ſceniſche Wirkungen, durch welche die fünf Theile ſowohl geſchieden als verbunden werden. Von dieſen drei dramatiſchen Momenten ſteht eines, welches den Beginn der bewegten Handlung bezeichnet, zwiſchen Einleitung und Steigerung, das zweite, Beginn der Gegenwirkung, zwiſchen Höhenpunkt und Umkehr, das dritte, welches vor Eintritt der Kataſtrophe noch einmal zu ſteigern hat, zwiſchen Umkehr und Kataſtrophe. Sie heißen hier: das erregende Moment, das tragiſche Moment, das Moment der letzten Spannung. Die erſte Wirkung iſt jedem Drama nöthig, die zweite und dritte ſind gute, aber nicht unentbehrliche Hilfsmittel. — Es werden deshalb im Folgenden acht Beſtandtheile des Dramas in ihrer Reihenfolge aufgeführt.

Die Einleitung. Der Brauch des Alterthums war, die Vorbedingungen der Handlung in einem Prolog mitzutheilen. Der Prolog des Sophokles, ja ſchon des Aeſchylos iſt ein durchaus nothwendiger und weſentlicher Theil der Handlung, dramatiſch belebt und gegliedert, welcher genau unſerer Eröffnungsſcene entſpricht und in der alten Regiebedeutung des Wortes den Theil der Handlung umfaßt, welcher vor dem Einzugsgeſang des Chors lag. Bei Euripides iſt er in nachläſſiger Rückkehr zu der älteren Gewohnheit ein epiſcher Botenbericht, den eine Maske den Zuhörern abſtattet, die nicht einmal immer in dem Stück ſelbſt auftritt, wie Aphrodite im Hippolytos, der Geiſt des getödteten Polydoros in der Hekabe. — Bei Shakeſpeare iſt der Prolog ganz von der Handlung abgelöſt, er iſt nur Anrede des Dichters, enthält Artigkeit, Entſchuldigung, die Bitte aufzumerken. Die deutſche Bühne hat, ſeit ihr nicht mehr nöthig iſt, Ruhe und Aufmerkſamkeit zu erbitten, dieſen Prolog zweckmäßig aufgegeben, ſie läßt ihn als Feſtgruß, welcher einmal eine einzelne Vorſtellung auszeichnet, oder als zufällige Laune des Dichters zu. Bei Shakeſpeare ſowohl als bei uns iſt die Einleitung wieder in die rechte Stelle getreten, ſie iſt mit dramatiſcher Bewegung erfüllt und ein organiſcher Theil im Bau des Dramas geworden. Doch hat in einzelnen Fällen die neuere Bühne einer anderen Verſuchung nicht widerſtanden, die Einleitung zu einem Situationsbilde auszuweiten und als beſonderes Vorſpiel dem Drama vorauszuſenden. Berühmte Beiſpiele ſind die Jungfrau von Orleans und das Käthchen von Heilbronn, Wallenſteins Lager, und die ſchönſten aller Prologe, die zu Fauſt.

Daß ſolche Ablöſung der Eröffnungsſcene bedenklich iſt, wird leicht zugegeben werden. Der Dichter, welcher ſie als ein getrenntes Stück behandelt, iſt gezwungen, ihr eine Ausdehnung und Gliederung zu geben, welche ihrer innern Bedeutung nicht entſpricht. Was als ein Beſonderes durch ſtarken Einſchnitt abgeſetzt erſcheint, verfällt den Geſetzen jeder größeren dramatiſchen Einheit, es muß wieder eine Einleitung, Steigerung, eine mäßige Höhe, einen Abſchluß erhalten. Solche Vorausſetzungen eines Dramas aber, die Zuſtände vor dem Eintritt der bewegenden Kraft, ſind einer kräftig gegliederten Bewegung nicht günſtig, und der Dichter wird deshalb ſeine Perſonen in ausgeſchmückten und verhältnißmäßig breit ausgeführten Situationen vorzuführen haben. Er wird dieſe Situationen in einiger Fülle und Reichlichkeit geben müſſen, weil jeder abgeſchloſſene Bau auch eine ſelbſtändige Theilnahme erwecken und befriedigen ſoll, was nur bei gewiſſer Zeitdauer möglich iſt. Dadurch aber entſtehen zwei Uebelſtände, einmal daß der Haupthandlung die auf unſerer Bühne ohnedies nicht reichlich zugemeſſene Zeit beſchränkt wird, und ferner, daß das Vorſpiel durch die breite Behandlung und den ruhigen Inhalt wahrſcheinlich eine Farbe erhält, welche von der des Dramas abweicht und den Hörer zerſtreut und befriedigt, anſtatt ihn vorzubereiten.

Es iſt faſt immer Bequemlichkeit des Dichters und mangelhafte Anordnung des Stoffes, welche bei einem Bühnenſtück den Aufbau des Vorſpiels veranlaßt. Kein Stoff darf weitere Vorausſetzungen behalten, als ſolche, welche ſich in wenigen kurzen Strichen wiedergeben laſſen.

Da die Darſtellung von Ort, Zeit, Volksthum und Lebensverhältniſſen des Helden der Einleitung des Dramas zukommt, ſo wird dieſe zunächſt das Umgebende kurz charakteriſiren. Außerdem wird dem Dichter hier Gelegenheit ſowohl die eigenthümliche Stimmung des Stückes wie in kurzer Ouverture anzudeuten, als auch das Tempo deſſelben, die größere Leidenſchaftlichkeit oder Ruhe, mit welcher die Handlung forteilt. Der gemäßigte Gang, das milde Licht im

Taſſo wird durch den heitern Glanz des fürſtlichen Gartens, die ruhige Unterhaltung der geſchmückten Frauen, die Kränze, das Schmücken der Dichterbilder eingeführt. In Maria Stuart gibt das Erbrechen der Schränke, der Streit Paulet's mit der Kennedy ein gutes Bild der Lage. Im Nathan iſt die erregte Unterhaltung des heimkehrenden Nathan mit Daja eine vortreffliche Einführung in den würdigen Gang der Handlung und in die Gegenſätze der innerlich bewegten Charaktere. In den Piccolomini gibt die Begrüßung der Generäle und Queſtenberg's eine beſonders ſchöne Vorbereitung in die allmählich ſteigende Bewegung. Der größte Meiſter in guten Anfängen iſt aber Shakeſpeare. In Romeo: Tag, offene Straße, Händel und Schwerterklirren der feindlichen Parteien; in Hamlet: Nacht, der ſpannende Commandoruf, Aufziehen der Wache, das Erſcheinen des Geiſtes, unruhige, düſtere, zweifelvolle Erregtheit; in Macbeth: Sturm, Donner, die unheimlichen Hexen auf wüſter Haide. Und wieder in Richard III.: keine auffallende Umgebung, ein einzelner Mann auf der Bühne, der Alle beherrſchende Böſewicht, der das ganze dramatiſche Leben des Stückes regiert, ſich ſelbſt den Prolog ſprechend. So in jedem ſeiner kunſtvolleren Dramen.

Als Regel gelte, daß es nützlich iſt, den erſten Accord nach Eröffnung der Bühne ſo ſtark und nachdrücklich anzuſchlagen, als der Charakter des Stückes erlaubt. Es verſteht ſich, daß man den Clavigo nicht mit Trommelwirbel und den Tell nicht mit Kindergezänk in häuslichem Stillleben eröffnet; eine dem Stücke angemeſſene kurze Bewegung führe zwanglos zu der ruhigeren Expoſition über. Zuweilen iſt dieſer erſte anſpannende Accord bei Shakeſpeare, dem ſeine Bühne größere Freiheit geſtattete, von der folgenden Expoſition durch einen ſceniſchen Einſchnitt geſchieden; ſo folgt ihm im Hamlet eine Hofſcene, im Macbeth das Auftreten Dunkan's und der Schlachtbericht. Ebenſo im Julius Cäſar, wo Unterredung und

Streit der Tribunen und Plebejer den erſten ſtärkeren Anſchlag bilden, welchem ſich die Expoſition: Unterredung des Caſſius und Brutus und feſtlicher Einzug des Cäſar, anſchließt. Auch in Maria Stuart folgt dem Streit mit Paulet die Expoſitionsſcene: Maria und Kennedy; ſo im Tell dem reizvollen, nur zu melodramatiſchen Eröffnungsbilde die Unterredung der Landleute.

Nun iſt allerdings dieſer Accord des Anfangs nicht nothwendig ein lautes Zuſammentönen verſchiedener Perſonen, ſehr gut mögen auch kurze Seelenbewegungen der Hauptperſonen das erſte Kräuſeln kleiner Wellen andeuten, welches die Stürme des Dramas einzuleiten hat. So geht in Emilia Galotti die Expoſition von der unruhigen Bewegung des Prinzen am Arbeitstiſch durch die in größerem Wellenſchlage gehaltene Unterredung mit Conti bis in die Scene mit Marinelli, welche das aufregende Moment: Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung Emilia's, enthält. Aehnlich, aber weniger bequem im Clavigo von der Unterredung am Schreibtiſche des Clavigo durch die Wohnung der Marie bis zum Beginn der Handlung ſelbſt: dem Beſuch des Beaumarchais bei Clavigo. Ja die Handlung kann ſich allmählich ſo erheben, daß die gehaltene Ruhe des Anfangs eine wirkſame Unterlage bildet, wie in Goethe's Iphigenie.

Wenn Shakeſpeare und die Deutſchen der frühern Zeit — Sara Sampſon, Clavigo — in der Einleitung den Scenenwechſel nicht vermieden haben, ſo iſt das für unſere Bühne nicht nachzuahmen. Die Expoſition ſoll jedes Zerſtreuende von ſich fern halten; ihre Aufgabe, vorzubereiten, erfüllt ſie am beſten, wenn ſie ſo fortläuft, daß dem kurzen einleitenden Accord eine ausgeführte Scene folgt, welche durch ſchnellen Uebergang mit der folgenden Scene des erregenden Momentes verbunden iſt. Julius Cäſar, Maria Stuart, Wallenſtein ſind nach dieſer Richtung treffliche Vorbilder.

Die Schwierigkeit, auch den Vertretern des Gegenſpiels eine Stelle in der Einleitung zu geben, iſt nicht unüberwindlich. In der sceniſchen Anordnung wenigſtens muß der Dichter ſeine volle Herrſchaft über den Stoff empfinden, und es iſt gewöhnlich nur eine Befangenheit ſeiner Einbildungskraft, wenn ihm dergleichen unmöglich ſcheint. Sollte aber die Einfügung der Gegenpartei in die Expoſition unthunlich werden, ſo iſt immer noch Zeit, dieſelbe in den erſten Scenen der bewegten Handlung vorzuführen.

Ohne ſich deshalb die möglichen Fälle in eine Schablone zu zwängen, darf der Dichter feſthalten, daß ein regelmäßiger Bau der Einleitung folgender iſt: ſcharf bezeichnender Accord, ausgeführte Scene, kurzer Uebergang in das erſte Moment der Bewegung.

Das erregende Moment. Der Eintritt der bewegten Handlung findet an der Stelle des Dramas ſtatt, wo in der Seele des Helden ein Gefühl oder Wollen aufſteigt, welches die Veranlaſſung zu der folgenden Handlung wird, oder wo das Gegenſpiel den Entſchluß faßt, durch ſeine Hebel den Helden in Bewegung zu ſetzen. Offenbar wird dieſes Treibende bedeutſamer in ſolchen Stücken hervortreten, bei denen der Hauptſpieler die erſte Hälfte willenskräftig beherrſcht, aber es bleibt bei jeder Anordnung ein wichtiges Moment der Handlung. Im Julius Cäſar iſt dies Treibende der Gedanke den Cäſar zu töten, welcher durch das Geſpräch mit Caſſius allmählich in die Seele des Brutus gelegt wird. Im Othello tritt es nach den ſtürmiſchen Nachtſcenen, der Expoſition, durch die zweite Unterredung zwiſchen Jago und Rodrigo hervor mit der Verabredung, Desdemona und den Mohren zu entzweien. In Richard III. dagegen ſteigt es im erſten Anfange des Stückes zugleich mit der Expoſition aus der Seele des Helden als fertiger Plan herauf. Beidemal iſt ſeine Stellung bezeichnend für den Charakter der Stücke, im Othello, wo das Gegenſpiel führt, am Schluß einer längeren Einleitung, im Richard, wo der Böſewicht allein herrſcht, im erſten Auftritt. Im Romeo kommt dies veranlaſſende Motiv an die Seele des Helden in der Unterredung mit Benvolio, als Entſchluß das Maskenfeſt zu beſuchen, und unmittelbar vor dieſer kleinen Scene läuft als Parallelſcene die erſte Unterredung zwiſchen Paris und Capulet, durch welche das Schickſal Julia's beſtimmt wird; beide ſceniſchen Momente, ſo bedeutſam nebeneinandergeſtellt, bilden zuſammen das Treibende dieſes Dramas, welches zwei Helden hat, die beiden Liebenden. In Emilia Galotti ſinkt es als Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung der Heldin in die Seele des Prinzen, im Clavigo iſt es die Ankunft des Beaumarchais bei ſeiner Schweſter, in Maria Stuart iſt es das Bekenntniß, welches Mortimer der Maria ablegt.

Schwerlich wird Jemand die Anſicht hegen, daß der Fauſt beſſer ein regelmäßiges Bühnendrama geworden wäre; aber es iſt gerade belehrend, an dieſem größten Gedicht der Deutſchen zu begreifen, wie die Geſetze des Schaffens noch bei der freieſten Erfindung in dramatiſcher Form Gehorſam forderten. Auch dieſes Stück hat ein erregendes Moment, den Eintritt des Mephiſto in die Stube des Fauſt. Was vorhergeht, iſt Expoſition, die dramatiſch bewegte Handlung umfaßt das Verhältniß zwiſchen Fauſt und Gretchen; ſie hat ihre ſteigende und fallende Hälfte, von dem Erſcheinen des Mephiſto ſteigt ſie bis zum Höhenpunkt, der Scene, welche die Hingabe Gretchens an Fauſt andeutet, von da fällt ſie bis zur Kataſtrophe. Das Ungewöhnliche des Baues liegt, abgeſehen von den ſpäteren Epiſoden, nur darin, daß die Scenen der Einleitung und des erregenden Momentes das halbe Stück füllen, und etwa, daß der Höhenpunkt nicht ſtark herausgetrieben iſt. Im Uebrigen aber hat das Stück, deſſen Scenen wie an einem Faden zuſammengereiht ſcheinen, eine kleine vollſtändig geordnete Handlung von einfacher und ſogar regelmäßiger Beſchaffenheit. Man hat nur nöthig, die Begegnung mit Gretchen als an das Ende eines erſten Aktes geſtellt zu denken.

Shakeſpeare behandelt dies Eintreten der Bewegung mit beſonderer Sorgfalt. Iſt ihm das erregende Moment einmal zu klein und leicht, wie in Romeo und Julie, ſo weiß er es zu verſtärken; deshalb muß Romeo, nachdem das Eindringen bei den Capulet beſchloſſen iſt, vor dem Hauſe ſeine finſteren Ahnungen ausſprechen. In drei Stücken hat er dabei ſeiner Neigung, ein Motiv zu wiederholen, nachgegeben. Jedesmal mit großer Wirkung. Wie die Scene im Othello: „Schaff einen Beutel mit Geld“ eine Variation des einleitenden Accordes iſt, ſo auch die Hexen, welche dem Macbeth die blutigen Gedanken aufregen, ſo der Geiſt, welcher dem Hamlet den Mord verkündet. Was im erſten Aufgange des Stückes Ton und Farbe andeutete, wird auch die aufſtachelnde Gewalt für die Seele der Helden.

Aus den angeführten Beiſpielen iſt erſichtlich, daß dies Moment der Handlung in ſehr verſchiedener Geſtalt auftreten könne. Es mag eine ausgeführte Scene füllen, es mag in wenigen Worten zuſammengefaßt werden. Es muß durchaus nicht immer von außen in die Seele des Helden oder ſeines Gegenſpielers dringen, es darf ebenſo ein Gedanke, ein Wunſch, ein Entſchluß ſein, welcher durch eine Reihe von Vorſtellungen aus dem Innern des Helden ſelbſt gelockt wird. Immer aber bildet es den Uebergang von der Einleitung zur aufſteigenden Handlung, entweder als plötzlich eintretend, wie Mortimer’s Erklärung in Maria Stuart und die Rettung Baumgarten’s im Tell, oder allmählich durch Geſpräch und innere Vorgänge herausgebildet, wie der Entſchluß des Mordes bei Brutus, wo an keiner Stelle des erwähnten Zwiegeſprächs die furchtbaren Worte ausgeſprochen ſind, die Bedeutung der Scene dagegen durch den Argwohn, welchen der dazwiſchentretende Cäſar ausdrückt, bedeutſam herausgehoben wird.

Doch iſt für die Arbeit zu beachten, daß dies Moment eine große Ausführung nur ſelten verträgt. Es ſteht im Anfange des Stückes, wo mächtiges Eindringen auf die Hörenden weder nöthig noch rathſam iſt. Es hat den Charakter eines Motivs, welches Richtung gibt und vorbereitet, nicht ſelbſt einen Ruhepunkt darbietet. Es darf nicht unbedeutend ſein, aber auch nicht ſo ſtark hervortreten, daß es nach der Empfindung der Zuſchauer dem Folgenden zu viel vorweg nimmt, alſo die Spannung, die es erregen ſoll, verringert oder bereits über das Schickſal des Helden entſcheidet. Hamlet's Verdacht darf durch die Offenbarung des Geiſtes nicht zu unbedingter Gewißheit erhoben werden, ſonſt müßte der Verlauf des Stückes ein anderer werden. Des Caſſius und Brutus Entſchluß darf nicht in klare Worte gefaßt als fertig heraustreten, damit die folgende Ueberlegung des Brutus und die Verſchwörung als Fortſchritt erſcheinen. Der Dichter wird alſo die Wichtigkeit, womit er daſſelbe hervorhebt, wohl abzudämpfen haben.

Immer aber wird er daſſelbe ſo früh als möglich bringen, denn erſt von ihm ab beginnt ernſte dramatiſche Arbeit.

Eine bequeme Einrichtung für unſere Bühnen iſt: nach der Einleitung das erregende Moment in mäßiger Scene zu geben und die erſte folgende Steigerung in größerer Ausführung anzuſchließen. Von ſolchem regelrechten Bau iſt z. B. der erſte Akt der Maria Stuart.

Die Steigerung. Die Handlung iſt in Bewegung geſetzt, die Hauptperſonen haben ihr Weſen dargelegt, die Theilnahme iſt angeregt. In einer gegebenen Richtung hebt ſich Stimmung, Leidenſchaft, Verwicklung. Es iſt in modernen Stücken kein unbedeutender Theil des dreiſtündigen Dramas, welcher dieſer Steigerung gehört. Seine Einrichtung hat verhältnißmäßig geringe Schwierigkeit. Folgendes ſind die gemeingiltigen Regeln dafür.

War es nicht möglich, die wichtigſten Perſonen des Gegenſpiels oder der Hauptgruppe im Vorhergehenden darzuſtellen, ſo muß ihnen jetzt ein Raum geſchafft und Gelegenheit zu bedeutſamer Thätigkeit gegeben werden. Auch ſolche, welche erſt in der zweiten Hälfte des Dramas wirkſam ſind, müſſen dringend wünſchen, ſich ſchon jetzt dem Hörer bekannt zu machen. — Ob die Steigerung in einer oder in mehren Stufen bis zum Höhenpunkt laufe, hängt von Stoff und Behandlung ab. In jedem Fall iſt ein Abſatz in der Handlung auch in der Scenenbildung ſo auszudrücken, daß die dramatiſchen Momente, Auftritte und Scenen, welche demſelben Abſchnitt der Handlung angehören, auch unter einander zur Einheit geordnet werden, als Hauptſcene, Nebenſcenen, Zwiſchenglieder. Im Julius Cäſar z. B. beſteht die Steigerung vom Moment der Erregung bis zum Höhenpunkt nur aus einer Stufe, der Verſchwörung. Dieſe bildet mit den vorbereitenden und der dazu gehörigen Scene des Gegenſatzes — Brutus und Portia — eine anſehnliche, auch nach den Bedürfniſſen unſerer Bühne ſehr ſchön gebaute Scenengruppe, an welche ſich ſogleich das Scenenbündel ſchließt, welches um die Mordſcene, den Höhenpunkt, geordnet iſt. Dagegen läuft in Romeo und Julie die Steigerung in vier Abſätzen bis zum Höhenpunkte. Der Bau dieſer ſteigernden Scenengruppen iſt hier folgender: Erſte Stufe: der Maskenball. Dreitheilig: zwei Vorſcenen (Julia mit Mutter und Amme. Romeo und ſeine Genoſſen) und eine Hauptſcene: der Ball ſelbſt (beſtehend aus einem Vorſchlag: Unterredung der Diener, und aus vier Momenten: Capulet ermunternd, Tybalt's Zorn und Zurechtweiſung, Geſpräch der Liebenden, Julia und die Amme als Schluß). — Zweite Stufe: die Gartenſcene. Kurze Vorſcene (Benvolio und Mercutio den Romeo ſuchend) und große Hauptſcene (die Liebenden beſchließen Vermählung). — Dritte Stufe: die Trauung. Viertheilig: erſte Scene: Lorenzo mit Romeo. Zweite Scene: Romeo und Genoſſen und Amme als Botenläuferin. Dritte Scene: Julia und Amme als Botenläuferin. Vierte Scene: Lorenzo und die Liebenden, die Trauung. — Vierte Stufe: Tybalt's Tod. Eine Aktionsſcene.

Es folgt die Scenengruppe des Höhenpunktes, welche von den Worten Julia's: „Hinab du flammenhufiges Geſpann“

beginnt und bis zu Romeo's Abſchied: „Der Schmerz trinkt unſer Blut, leb' wohl!" reicht. — Man beachte in den vier Stufen der Steigerung den verſchiedenen Bau der einzelnen Scenen. Im Maskenball ſind kleine Scenen in raſcher Folge bis zum Schluß zuſammengefügt, die Gartenſcene iſt ausgeführte große Scene der Liebenden, im ſchönen Abſtich dazu ſind in der Scenengruppe der Trauung die Vermittler Lorenzo und die Amme thätig und im Vordergrund gehalten, die Liebenden gedeckt; Tybalt's Tod iſt der ſtarke Abſatz, welcher die geſammte Steigerung vom Höhenpunkte ſcheidet, deſſen Scenen höheren Schwung, leidenſchaftlichere Bewegung haben. Die Anordnung des Stückes iſt ſehr ſorgfältig, die Fortſchritte der beiden Helden und die Motive dafür ſind in je zwei nebeneinanderlaufenden Scenen für jeden beſonders dargelegt.

Dieſelbe Art der Steigerung, langſamer, mit wenigen häufigem Scenenwechſel, iſt bei den Deutſchen. In Kabale und Liebe z. B. iſt das aufregende Moment des Stückes der Bericht des Wurm an den Vater, daß ſein Ferdinand die Tochter des Muſikus liebe. Von da ſteigt das Stück im Gegenſpiel durch vier Stufen. Erſte Stufe (der Vater fordert die Heirat mit der Milford) in zwei Scenen: Vorſcene (er läßt durch Kalb die Verlobung bekannt machen), Hauptſcene (er zwingt den Sohn die Milford zu beſuchen). — Zweite Stufe (Ferdinand und die Milford): zwei Vorſcenen, große Hauptſcene (die Lady beſteht darauf ihn zu heiraten). — Dritte Stufe: zwei Vorſcenen, große Hauptſcene (der Präſident will Luiſe in Haft nehmen, Ferdinand widerſteht). — Vierte Stufe: zwei Scenen (Plan des Präſidenten mit dem Briefe und die Verſchwörung der Schurken). Darauf folgt der Höhenpunkt. Hauptſcene: die Abfaſſung des Briefes. Auch dieſes Stück hat die Eigenthümlichkeit, zwei Haupthelden zu haben, die beiden Liebenden.

Der Inhalt des Dramas iſt allerdings peinlich, aber der Bau iſt bei einiger Unbehilflichkeit in der Scenenführung doch im Ganzen regelmäßig und beſonderer Beachtung werth, weil er weit mehr durch richtige Empfindung des jungen Dichters, als durch ſichere Technik hervorgebracht iſt.

Für die Scenen der Steigerung gilt der Satz, daß ſie eine fortlaufende Verſtärkung der Theilnahme hervorzubringen haben; ſie müſſen deshalb nicht nur durch ihren Inhalt den Fortſchritt darſtellen, auch in Form und Behandlung eine Vergrößerung zeigen, und zwar mit Wechſel und Schattirungen in der Ausführung; ſind mehre Stufen nöthig, ſo muß die vorletzte oder letzte den Charakter einer Hauptſcene erhalten.

Der Höhenpunkt des Dramas iſt die Stelle des Stückes, in welcher das Ergebniß des aufſteigenden Kampfes ſtark und entſchieden heraustritt, er iſt faſt immer die Spitze einer groß ausgeführten Scene, an welche ſich die kleineren Verbindungsſcenen von der Steigerung und der fallenden Handlung heranlegen. Allen Glanz der Poeſie, alle dramatiſche Kraft wird der Dichter anzuwenden haben, um dieſen Mittelpunkt ſeines Kunſtwerks lebendig herauszuheben. Die höchſte Bedeutung hat er freilich nur in den Stücken, in denen der Held die aufſteigende Handlung durch ſeine innern Seelenvorgänge treibt; bei den Dramen, welche durch das Gegenſpiel ſteigen, bezeichnet er die allerdings wichtige Stelle, wo dies Spiel den Haupthelden gefangen nnd in die Richtung des Falles verlockt hat. Prachtvolle Beiſpiele ſind faſt in jedem Stück Shakeſpeare's und der Deutſchen zu finden. So iſt die Hüttenſcene im Lear, das Spiel der drei Geſtörten und die Verurtheilung des Seſſels vielleicht das Wirkungsreichſte, was je auf der Bühne dargeſtellt wurde, wie auch die Steigerung Lear's bis zu dieſer Scene des ausbrechenden Wahnſinns von furchtbarer Großartigkeit iſt. Die Scene iſt auch deshalb merkwürdig, weil der große Dichter hier den Humor zur Verſtärkung der ſchauerlichen Wirkung benutzt hat und weil dies eine von den ſehr ſeltenen Stellen iſt, wo der Hörer trotz der ungeheuren Erregtheit mit einem gewiſſen Befremden wahrnimmt, daß Shakeſpeare zum Heraustreiben der Wirkung Kunſtgriffe anwendet. Edgar iſt keine glückliche Zugabe der Scene. — In anderer Weiſe lehrreich iſt die Banketſcene im Macbeth. In dieſem Trauerſpiel war eine vorausgegangene Scene, die Mordnacht, ſo gewaltig herausgetrieben, und durch höchſte dramatiſche Poeſie ſo reich ausgeſtattet worden, daß man an der Möglichkeit einer Steigerung verzweifeln möchte. Und ſie iſt doch erreicht. Das Ringen mit dem Geiſt und die fürchterlichen Gewiſſenskämpfe des Mörders ſind in der unruhigen Scene, zu welcher die feſtliche Geſellſchaft und der Königsglanz den wirkſamſten Gegenſatz bilden, mit einer Wahrheit und wilden Poeſie geſchildert, bei welcher das Herz des Hörers erbebt. — Im Othello dagegen liegt der Höhenpunkt in der großen Scene, in welcher Jago dem Othello die Eiferſucht aufregt; ſie iſt langſam vorbereitet und der Beginn des erſchütternden Seelenkampfes, in welchem der Held untergeht. — Im Clavigo iſt er die Verſöhnung Clavigo's mit Marie, in Emilia Galotti der Fußfall Emilia's, in beiden Stücken von dem vorherrſchenden Gegenſpiel gedeckt. Dagegen iſt er bei Schiller wieder in allen Stücken kräftig entwickelt.

Dies Herausbrechen der That aus der Seele des Helden oder das Einſtrömen der verhängnißvollen Eindrücke in dieſelbe, das erſte große Reſultat des hochgeſteigerten Kampfes oder der Beginn des tötlichen innern Confliktes, muß in feſter Verbindung ſowohl mit dem Vorgehenden als dem Folgenden erſcheinen, es wird ſich durch größere Behandlung und Wirkung abheben, aber es wird in der Regel in ſeiner Entwicklung aus der Steigerung und in ſeiner Wirkung auf die Umgebung dargeſtellt werden; deshalb bildet die Hauptſcene des Höhenpunktes gern den Mittelpunkt einer Gruppe von Momenten, welche nach beiden Seiten anſchießend auf- und abwärts laufen.

In dem Fall, wo der Höhenpunkt durch ein *tragiſches Moment* mit der ſinkenden Handlung verbunden iſt, erhält der Bau des Dramas durch das Zuſammentreten zweier wichtiger Stellen, welche ſich in ſcharfem Gegenſatz gegen einander abheben, einiges Beſondere. Ueber das tragiſche Moment ſelbſt mußte früher geſprochen werden. Dieſer Anfang der ſinkenden Handlung wird am beſten mit dem Höhenpunkt verbunden und von den folgenden Momenten des Gegenſpiels, zu denen er doch gehört, durch einen Einſchnitt — unſern Aktſchluß — abgeſetzt, der wieder am beſten nicht unmittelbar nach dem Eintritt dieſes Tragiſchen, ſondern durch ein allmähliches Austönen ſeines ſcharfen Klanges bewirkt wird. Es iſt dabei gleichgiltig, ob die Verbindung dieſer beiden großen abſtechenden Scenen durch die Verkopplung in einer Scene oder durch das Zuſammenfügen vermittelſt eines Zwiſchengliedes geſchieht. Ein glänzendes Beiſpiel des erſten Falls iſt im Coriolan.

In dieſem Stück ſteigt die Handlung von dem erregenden Moment (Nachricht, daß der Krieg mit den Volskern unvermeidlich ſei) durch die erſte Steigerung (Kampf zwiſchen Coriolanus und Aufidius) bis zum Höhenpunkt, der Ernennung des Coriolan zum Conſul. An dieſe Stelle ſchließt ſich das tragiſche Moment, die Verbannung. Was die höchſte Erhebung des Helden zu werden ſchien, das wird durch ſeinen unbezähmbaren Stolz in das Gegentheil umſchlagen. Der Umſchlag geſchieht nicht plötzlich, man ſieht ihn — was Shakeſpeare überhaupt liebt — ſich allmählich auf der Bühne vollziehen, das Ueberraſchende des Ergebniſſes wird erſt am Ende der Scene empfunden. Die beiden hier durch fortlaufende Handlung verbundenen Punkte bilden zuſammen eine mächtige Scenengruppe von heftigſter Bewegung, das Ganze von breit ausgeführter Wirkung. — Aber auch nach dem Schluß dieſer Doppelſcene wird die Handlung nicht plötzlich eingeſchnitten, denn unmittelbar daran fügt ſich als Gegenſatz die ſchöne, würdig gehaltene Trauerſcene des Abſchiedes, welche auf das Folgende hinüberleitet, und noch nachdem der Held geſchieden, ſind die Stimmungen der Zurückgebliebenen wie ein zitternder Nachklang der heftigen Bewegung dargeſtellt, bevor der Ruhepunkt eintritt.

Noch enger verbunden iſt Höhenpunkt und tragiſches Moment in Maria Stuart. Auch hier iſt der Eintritt des Höhenpunktes durch den Monolog und die gehobene lyriſche Stimmung der Maria nach Art einer antiken Pathosſcene ſcharf bezeichnet, und die Stimmungsſcene durch ein kleines Verbindungsglied mit der großen Dialogſcene zwiſchen Maria und Eliſabeth verbunden; aber der dramatiſche Höhenpunkt reicht noch in dieſe große Scene hinein, und in ihr ſelbſt liegt der Uebergang zu dem verhängnißvollen Streit, der wieder in ſeiner Entwicklung bis ins Einzelne genau dargeſtellt iſt.

Etwas ſchärfer iſt durch eine ausgeführte Zwiſchenſcene Höhenpunkt und tragiſches Moment im Julius Cäſar von einander getrennt. Auf die Gruppe der Mordſcene folgt die ausgeführte Unterredung der Verſchworenen mit Antonius, — dies eingeſchobene Glied von ſehr ſchöner Arbeit, — darauf erſt die Redeſcene des Brutus und Antonius; auch nach dieſer Scene folgen kleine Uebergänge zu den Theilen der Umkehr.

Dieſe enge Verbindung der beiden wichtigen Theile gibt dem Drama mit tragiſchem Moment eine Größe und Ausdehnung der Mitte, welche, wenn man den ſpielenden Vergleich mit Linien fortſetzt, die pyramidale Form in eine Doppelſpitze verwandelt.

Der ſchwierigſte Theil des Dramas iſt die Scenenfolge der fallenden Handlung oder, wie ſie wohl genannt wird, der Umkehr; allerdings treten die Gefahren zumeiſt bei den kraftvollen Stücken ein, in denen die Helden die Führung haben. Bis zum Höhenpunkt war die Theilnahme an die eingeſchlagene Richtung der Hauptcharaktere gefeſſelt. Nach der That entſteht eine Pauſe. Die Spannung muß auf das Neue erregt werden, dazu müſſen neue Kräfte, vielleicht neue Rollen vorgeführt werden, an denen der Hörer erſt Antheil gewinnen ſoll. Schon deshalb droht Zerſtreuung und Zerſplitterung der ſceniſchen Wirkungen. Dazu kommt, daß die Angriffe der Gegenpartei auf den Helden ſich nicht immer leicht in einer Perſon und einer Situation vereinigen laſſen, häufig iſt es nöthig zu zeigen, wie nach und nach, von verſchiedenen Seiten an die Seele des Helden geſchlagen wird; auch dadurch mag, gegenüber der Einheit und dem feſten Fortſchritt der erſten Hälfte, die zweite zerriſſen, vieltheilig, unruhig werden. Zumal bei geſchichtlichen Stoffen, wo das Zuſammenfaſſen der Gegenpartei in wenige Charaktere am ſchwierigſten iſt.

Und doch fordert die Umkehr eine ſtarke Hebung und Verſtärkung der ſceniſchen Effekte wegen der Sättigung des Hörers, der größeren Bedeutung des Kampfes. Deshalb iſt das erſte Geſetz für den Bau dieſes Theils, daß die Zahl der Perſonen ſoweit nur möglich beſchränkt, die Wirkungen in großen Scenen zuſammengeſchloſſen werden. Alle Kunſt der Technik, alle Kraft der Erfindung ſind nöthig, um hier einen Fortſchritt der Theilnahme zu ſichern.

Außerdem noch ein Anderes. Vorzüglich dieſer Theil des Dramas iſt es, welcher den Charakter des Dichters in Anſpruch nimmt. Denn das Schickſal gewinnt Macht über den Helden, ſeine Kämpfe wachſen einem verhängnißvollen Ausgang zu, der ſein ganzes Leben ergreift. Es iſt jetzt keine Zeit mehr, durch kleine Kunſtmittel, ſorgfältige Ausführung, hübſche Einzelheiten, ſaubere Motive zu wirken. Der Kern des Ganzen, Idee und Führung der Handlung treten mächtig hervor, der Zuſchauer verſteht den Zuſammenhang der Begebenheiten, ſieht die letzte Abſicht des Dichters, er ſoll ſich den höchſten Wirkungen hingeben und er beginnt mitten in ſeiner Theilnahme prüfend das Maß ſeines Wiſſens, ſeiner gemüthlichen Neigungen und Bedürfniſſe an das Kunſtwerk zu legen. Jeder Fehler im Bau, jeder Mangel in der Charakterzeichnung wird jetzt lebhaft empfunden. Deshalb gilt für dieſen Theil die zweite Regel: nur große Züge, große Wirkungen; auch die Epiſoden, welche jetzt gewagt werden, müſſen eine gewiſſe Bedeutung und Energie haben.

Wie groß die Zahl der Abſätze ſein müſſe, in denen der Sturz des Helden geſchieht, darüber iſt keine Vorſchrift zu geben als etwa, daß die Umkehr eine geringere Zahl wünſchenswerth macht, als im Allgemeinen die aufſteigende Handlung verſtattet. Für das Steigern dieſer Wirkungen wird vor dem Eintritt der Kataſtrophe eine ausgeführte Scene nützlich, welche entweder die widerſtrebenden Gewalten im Streit mit dem Helden in ſtärkſter Bewegung zeigt, oder einen tiefen Einblick in das innere Leben des Helden geſtattet. Die große Scene: Coriolanus und ſeine Mutter, iſt Beiſpiel des einen Falles, der Monolog Julia's vor dem Schlaftrunk, das Nachtwandeln der Lady Macbeth Beiſpiel des andern Falles.

Das Moment der letzten Spannung. Daß die Kataſtrophe dem Hörer im Ganzen nicht überraſchend kommen dürfe, verſteht ſich von ſelbſt. Je mächtiger der Höhenpunkt herausgehoben, je heftiger der Abſturz des Helden war, deſto lebhafter muß das Ende voraus empfunden werden; je geringer die dramatiſche Kraft des Dichters in der Mitte des Stückes iſt, deſto mehr wird er am Ende künſteln und ſchlagende Wirkungen hervorſuchen. Shakeſpeare thut das letztere in ſeinen regelmäßig gebauten Stücken gar nicht. Leicht, kurz, wie nachläſſig wirft er die Kataſtrophe hin, ohne dabei durch neue Wirkungen zu überraſchen, ſie iſt ihm ſo nothwendige Folge des geſammten Stückes und der Meiſter iſt ſo ſicher, ſeine Hörer mit ſich fortzureißen, daß er über die Nothwendigkeiten des Schluſſes faſt eilt. Der geniale Mann empfand ſehr richtig, daß es nöthig ſei, bei guter Zeit die Stimmung für die Kataſtrophe vorzubereiten; deshalb erſcheint dem Brutus Cäſar's Geiſt; deshalb ſagt Edmund dem Soldaten, er ſolle unter gewiſſen Verhältniſſen Lear und Cordelia töten; ſo muß Romeo vor der Gruft Juliens noch den Paris erſchlagen, damit die Zuſchauer, welche in dieſem Augenblick nicht mehr an Tybalt's Tod denken, ja nicht die Hoffnung aufkommen laſſen, das Stück könne noch gut endigen; deshalb muß der tötliche Neid des Aufidius gegen Coriolan ſich ſchon vor der großen Scene der Umkehr wiederholt äußern und Coriolan die berühmten Worte ſagen: „Du haſt deinen Sohn verloren“; deshalb hat der König mit Laertes die Ermordung Hamlet's durch ein vergiftetes Rappier vorher zu beſprechen. Demungeachtet iſt es zuweilen mißlich, ohne Unterbrechung bis zum Ende zu eilen. Gerade dann, wenn das Gewicht des unglücklichen Geſchicks bereits lange und ſchwer auf einem Helden laſtet, welchem die gerührte Empfindung des Hörers Rettung wünſcht, obgleich vernünftige Erwägung die innere Nothwendigkeit des Untergangs recht wohl deutlich macht. In ſolchem Fall iſt ein altes anſpruchloſes Mittel des Dichters, dem Gemüth des Hörers für einige Augenblicke Ausſicht auf Erleichterung zu gönnen. Dies geſchieht durch eine neue kleine Spannung, dadurch, daß ein leichtes Hinderniß, eine entfernte Möglichkeit glücklicher Löſung, der bereits angedeuteten Richtung auf das Ende noch in den Weg geworfen wird. Brutus muß erklären, daß er ſich ſelbſt zu töten für feig halte; der ſterbende Edmund muß den Mordbefehl gegen Lear widerrufen; Pater Lorenzo kann vor dem Augenblick, wo Romeo ſich tötet, eintreten; auch Coriolan kann von den Richtern noch freigeſprochen werden; Macbeth iſt noch unverwundbar durch jeden, den ein Weib geboren, als ſchon der grüne Wald gegen ſeine Burg heranzieht. Sogar Richard III. erhält noch die Nachricht, daß die Flotte des Richmond durch Stürme zerſchlagen iſt.

Die Anwendung dieſes Kunſtmittels iſt alt, ſchon Sophokles benutzte daſſelbe in der Antigone zu guter Wirkung. Kreon wird erweicht und widerruft den Todesbefehl über Antigone; iſt mit ihr ſo verfahren, wie er befahl, ſo mag ſie noch gerettet werden. Es iſt bemerkenswerth, daß die Griechen dieſen feinen Zug im Stück anders betrachteten als wir.

Doch gehört Feingefühl dazu, dies Moment gut zu gebrauchen. Es darf nicht zu unbedeutend werden, ſonſt verfehlt es die beabſichtigte Wirkung; es muß aus der Handlung und dem Grundzug der Charaktere herausgearbeitet ſein; es darf aber auch nicht ſo bedeutend hervorſpringen, daß es in der That die Stellung der Parteien weſentlich ändert. Ueber der aufſteigenden Möglichkeit muß der Zuſchauer immer die abwärts drängende Gewalt des Vorausgegangenen empfinden.

Kataſtrophe des Dramas iſt uns die Schlußhandlung, welche der Bühne des Alterthums Exodus hieß. In ihr wird die Befangenheit der Hauptcharaktere durch eine kräftige That aufgehoben. Je tiefer der Kampf aus ihrem innerſten Leben hervorgegangen und je größer das Ziel deſſelben war, deſto folgerichtiger wird die Vernichtung des unterliegenden Helden ſein.

Und es muß hier davor gewarnt werden, daß man ſich nicht durch moderne Weichherzigkeit verleiten laſſe, auf der Bühne das Leben ſeiner Helden zu ſchonen. Das Drama ſoll eine in ſich abgeſchloſſene, gänzlich vollendete Handlung darſtellen; hat der Kampf eines Helden in der That ſein ganzes Leben ergriffen, ſo iſt es nicht alte Ueberlieferung, ſondern innere Nothwendigkeit, daß man auch die vollſtändige Verwüſtung des Lebens eindringlich mache. Daß in der Wirklichkeit dem Menſchen der Neuzeit unter Umſtänden noch ein nicht unkräftiges Leben auch nach tötlichen Kämpfen möglich iſt, ändert für das Drama nichts in der Sache. Denn die Gewalt und Kraft eines Daſeins, welches nach der Handlung des Stückes liegt, die zahlloſen verſöhnenden und erhebenden Umſtände, welche ein neues Leben zu weihen vermögen, die ſoll und kann das Drama nicht mehr darſtellen, und eine Hinweiſung darauf wird niemals dem Hörer die Befriedigung eines ſichern Abſchluſſes gewähren.

Ueber dem Ende der Helden aber muß verſöhnend und erhebend im Zuſchauer die Empfindung von dem Vernünftigen und Nothwendigen ſolches Untergangs lebendig werden. Dies iſt nur möglich, wenn durch das Geſchick der Helden eine wirkliche Ausgleichung der kämpfenden Gegenſätze hervorgebracht wird. Die Schlußworte des Dramas haben die Aufgabe, zu erinnern, daß nichts Zufälliges, einmal Geſchehenes dargeſtellt worden ſei, ſondern ein Poetiſches, das allgemeinverſtändliche Bedeutung habe.

Den neueren Dichtern pflegt die Kataſtrophe Schwierigkeit zu machen. Das iſt kein gutes Zeichen. Wohl gehört unbefangenes Urtheil dazu, die Verſöhnung zu finden, welche dem Gefühl des Schauenden nicht widerſtrebt und doch die nothwendigen Ergebniſſe des Stückes ſämmtlich umſchließt. Roheit und weichliche Empfindſamkeit verletzen da am meiſten, wo das ganze Bühnenwerk ſeine Rechtfertigung und Beſtätigung finden ſoll. Aber die Kataſtrophe enthält doch nur die nothwendigen Folgen der Handlung und der Charaktere; wer beide feſt in der Seele trug, dem kann von dem Schluß ſeines Dramas nur ſehr wenig zweifelhaft ſein. Ja, weil der ganze Bau auf das Ende gerichtet iſt, mag eine kräftige Begabung eher in die entgegengeſetzte Gefahr kommen, das Ende zu früh auszuarbeiten und fertig mit ſich herumzutragen; dann mag das Ende mit den feinen Abſtufungen, welche das Vorausgegangene während der Ausarbeitung erhält, leicht einmal in Widerſpruch kommen. Man empfindet ſo etwas im Prinzen von Homburg, wo das dem Anfang entſprechende Traumwandeln am Schluſſe, welches offenbar dem Dichter ſehr feſt in der Seele ſaß, mit dem ſchönen klaren Ton und der breiten Ausführung des vierten und fünften Aktes durchaus nicht ſtimmt. Aehnlich im Egmont, wo man den Schluß — Klärchen als befreites Holland in Verklärung — auch für eher geſchrieben halten möchte, als die letzte Scene Klärchens im Stück ſelbſt, zu welcher dieſer Schluß nicht recht paßt. —

Für den Bau der Kataſtrophe gelten folgende Regeln. Erſtens man vermeide jetzt jedes unnütze Wort, und laſſe kein Wort, das die Idee des Stückes aus dem Weſen der Charaktere zwanglos erklären kann, ungeſagt.

Ferner verſage man ſich breite ſceniſche Ausführung, man halte das dramatiſch Darzuſtellende kurz, einfach, ſchmucklos, gebe in Wort und Handlung das Beſte und Gedrungenſte, faſſe die Scenen mit ihren unentbehrlichen Verbindungen in einen kleinen Körper mit raſch pulſirendem Leben zuſammen, vermeide, ſolange die Handlung läuft, neue oder ſchwierige Bühneneffekte, zumal Maſſenwirkungen.

Es ſind verſchiedene Eigenſchaften einer Dichternatur, welche bei dieſen acht Theilen des Dramas, auf denen ſein kunſtgerechter Bau ruht, gefordert werden. Eine gute Einleitung und ein reizvolles Moment zu finden, welches die Seele des Helden in Spannung verſetzt, iſt Sache des Scharfſinns und der Erfahrung. Den Höhenpunkt mächtig herauszutreiben, iſt vorzugsweiſe Sache der dichteriſchen Kraft; die Schlußkataſtrophe gut zu machen, dazu gehört ein männliches Herz und ein hoch überlegener Sinn; die Umkehr aber wirkſam zu ſchaffen, iſt am ſchwerſten. Hier kann weder Erfahrung noch poetiſcher Reichthum, noch weiſe Klarheit des Dichtergeiſtes das Gelingen verbürgen, es gehört dazu eine Vereinigung von allen dieſen Eigenſchaften. Und außerdem ein guter Stoff und einige gute Einfälle, das heißt gutes Glück.

Aus den angeführten Beſtandtheilen — entweder allen oder den nothwendigen — iſt jedes Kunſtdrama alter und neuer Zeit zuſammengefügt.

Universitäts- München

3.

Der Bau des Dramas bei Sophokles.

Noch immer übt die Tragödie der Athener ihre Macht auf die Schaffenden der Gegenwart, nicht nur die unvergängliche Schönheit ihres Inhalts, auch die antike Form beeinflußt unſere Dichterarbeiten; die Tragödie des Alterthums hat weſentlich dazu beigetragen, unſer Drama von der Bühne des Mittelalters zu ſcheiden und demſelben kunſtvolleren Bau und tieferen Inhalt zu geben.

Bevor deshalb die techniſche Einrichtung in den Tragödien des Sophokles berichtet wird, ſollen kurz diejenigen Beſonderheiten der antiken Bühne in Erinnerung gebracht werden, welche den Athener — ſoweit wir darüber ein Urtheil haben — fördernd und einengend beſtimmten. Was anderswo bequem zu finden iſt, wird hier nur kurz erwähnt.

Die Tragödie der alten Welt erwuchs aus den dithyrambiſchen Sologeſängen mit Chören, welche an den attiſchen Dionyſosfeſten des Frühjahrs aufgeführt wurden; allmählich traten die Reden Einzelner zwiſchen Dithyrambos und Chorgeſang und erweiterten ſich zu einer Handlung. Die Tragödie behielt von dieſen Anfängen den Chor, den Geſang einzelner Hauptrollen in den Augenblicken höchſter Bewegung, Wechſelgeſänge der Schauſpieler und des Chors. Es war ein naturgemäßer Verlauf, daß der dramatiſche Theil der Tragödie größere Herrſchaft gewann und den Chor zurückdrängte. In den älteſten Stücken des Aeſchylos, den Perſern und Hiketiden, ſind die Chorgeſänge noch bei weitem die Hauptſache. Sie haben eine Schönheit, Größe und eine ſo mächtige dramatiſche Bewegung, daß ſich ihnen weder in unſern Oratorien noch Opern Vieles an die Seite ſetzen läßt. Die kurzen Zwiſchenſätze einzelner Perſonen, welche nicht lyriſch-muſikaliſch ſind, dienen faſt nur als Motive, um neue Stimmungen der Soloſänger und des Chors hervorzubringen. Aber ſchon zur Zeit des Euripides trat der Chor in den Hintergrund, ſein Zuſammenhang mit der ausgebildeten Handlung wurde locker, er ſank vom Begleiter und Vertrauten der Hauptperſonen zu einem unweſentlichen Theil des Dramas herab. Chorlieder des einen Dramas wurden für das andere verwendet, ſie ſtellten zuletzt, wie es ſcheint, nichts weiter vor als Geſang, der die Zwiſchenakte ausfüllte. Aber das lyriſche Element haftete in der Handlung ſelbſt. Großangelegte, breitausgeführte Gefühlsſcenen der Darſteller, geſungen und geſprochen, blieben an wichtigen Stellen der Handlung ein unentbehrlicher Beſtandtheil der Tragödie. Dieſe Pathosſcenen, der Ruhm des erſten Schauſpielers, die Glanzpunkte der antiken Darſtellung, enthalten die lyriſchen Elemente der Situation in einer Ausführlichkeit, welche wir nicht mehr nachahmen dürften. In ihnen faſſen ſich die rührenden Wirkungen der Tragödie zuſammen. Das langathmige Ausſtrömen innerer Empfindung hatte für die Zuſchauer ſo großen Reiz, daß dieſen Scenen von den ſchwächeren Dichtern Einheit und Wahrſcheinlichkeit der Handlung geopfert wurde. Aber wie ſchön und voll auch das Gefühl in ihnen tönt, die dramatiſche Bewegung iſt doch nicht groß. Es ſind poetiſche Betrachtungen über die eigene Lage, Flehen zu den Göttern, gefühlvolle Schilderung der eigenthümlichen Verhältniſſe. Sie laſſen ſich am erſten mit den Monologen der Neuzeit vergleichen, obwohl bei ihnen der Chor den theilnehmenden, zuweilen einredenden Hörer darſtellt.

Jene Erweiterung der alten dithyrambiſchen Geſänge, zuerſt zu Oratorien, deren Soloſänger in der Feſtkleidung mit einfachem Geberdenſpiel auftraten, dann zu Dramen mit ausgebildeter Kunſt der Darſtellung, wurde durch das Eintreten einer Handlung bewirkt, welche faſt ausſchließlich aus dem Gebiet der helleniſchen Heldenſage und des Epos genommen war. Einzelne Verſuche der Dichter, dies Stoffgebiet zu erweitern, blieben im Ganzen ohne Erfolg. Schon vor Aeſchylos hatte vielleicht einmal ein Oratoriendichter verſucht, einen hiſtoriſchen Stoff zu verwerthen, die älteſte Tragödie des Aeſchylos, welche auf uns gekommen iſt, hat ebenfalls einen geſchichtlichen Stoff ſeiner nächſten Vergangenheit benutzt; aber die Griechen hatten damals überhaupt noch keine Geſchichtſchreibung in unſerem Sinne. Auch ein gelungener Verſuch, frei erfundene Stoffe auf die Bühne zu führen, hat in der Blüthezeit der griechiſchen Tragödie nur ſelten Nachahmung gefunden.

Solche Beſchränkung auf ein beſtimmtes Stoffgebiet war ſowohl ein Segen als ein Verhängniß für die attiſche Bühne. Sie verengte die dramatiſchen Situationen und Wirkungen auf einen ziemlich engen Kreis, in welchem die älteren Dichter mit friſcher Kraft die höchſten Erfolge erreichten, der die ſpäteren ſehr bald veranlaßte, neue Wirkungen auf Seitenpfaden zu ſuchen, welche den Verfall des Dramas unvermeidlich machten. In der That war zwiſchen der Welt, aus welcher dieſe Stoffe genommen waren, und den Lebensbedingungen des Dramas ein innerer Gegenſatz, den die höchſte Kraft zu beſiegen wußte, an dem ſchon die Begabung des Euripides erkrankte.

Die Gattung der Poeſie, welche den Sagenſtoff vor Ausbildung des Dramas dem Volke lieb gemacht hatte, behauptete eine Stelle in gewiſſen Scenen des Dramas. Den Griechen war eine volksthümliche Freude, öffentliche Vorträge, ſpäter Vorleſungen epiſcher Gedichte zu hören. Dieſe Gewohnheit gab auch der Tragödie längere Berichte über Ereigniſſe, welche der Handlung weſentlich waren. Und dieſe nahmen einen größeren Raum ein, als in dem neueren Drama geſtattet wäre. Die Erzählung wird für die Bühne mit dramatiſcher Lebendigkeit ausgeſtattet. Herolde, Boten, Wahrſager ſind ſtehende Rollen für ſolche Berichte. Und die Scenen, in denen ſie auftreten, haben in der Mehrzahl dieſelbe Fügung. Nach kurzer Einführung erzählen die Berichterſtatter, dann folgen mehr oder weniger lange gleich gemeſſene Schlagverſe, ſchnell wechſelnde Frage und Antwort, zuletzt wird das Ergebniß ihres Berichtes in kurzen Worten zuſammengefaßt. Die Erzählung tritt auch da ein, wo ſie uns am auffälligſten iſt, in der Kataſtrophe. Der letzte Ausgang der Helden wird zuweilen nur verkündet.

In anderer Weiſe wurde die Führung der Scenen beeinflußt durch die große Angelegenheit des attiſchen Marktes, die Gerichtsverhandlungen. Den Reden der Ankläger und Vertheidiger zu lauſchen, war Leidenſchaft des Volkes. Die höchſt kunſtvolle Ausbildung der griechiſchen Gerichtsreden, aber auch die gekünſtelte Weiſe, mit welcher man Wirkungen hervorzubringen ſuchte, die feine ſophiſtiſche Redekunſt drang in die attiſche Bühne ein und beſtimmte den Inhalt der Geſprächsſcenen. Auch dieſe Scenen ſind im Ganzen betrachtet nach feſtſtehender Vorſchrift gebildet. Der erſte Schauſpieler hält eine kleine Rede, der andere antwortet in Gegenrede von ähnlicher, zuweilen von genau derſelben Länge. Dann folgen Schlagverſe, etwa vier gegen vier, je zwei gegen zwei, je einer gegen einen, dann faſſen vielleicht noch beide Theile ihre Stellung in einer zweiten Rede und Gegenrede zuſammen, dann klirren wieder die Schlagverſe gegen einander, bis der, welcher Sieger ſein ſoll, ſeinen Standpunkt kurz noch einmal darlegt. Das letzte Wort, ein geringes Uebergewicht an Verſen gibt den Ausſchlag. Dieſer Bau, zuweilen durch kurze Zwiſchenreden des Chors gebrochen und gegliedert, hat trotz dem Wechſel von ausgeführter Rede und trotz äußerlicher ſtark geſteigerter Lebhaftigkeit nicht die höchſte dramatiſche Bewegung, es iſt eine redneriſche Darlegung des Standpunktes, ein Streit mit ſpitzfindigen Beweisgründen, für unſere Empfindung zu ebenmäßig, berechnet, gekünſtelt. Selten wird eine Partei durch die andere überzeugt. Freilich hatte dies noch anderen Grund, denn dem Helden der attiſchen Bühne wird nicht leicht erlaubt, nach fremder Rede ſeine Meinung zu ändern. Auch wenn eine dritte Rolle auf der Bühne war, behielten die Dialoge den Charakter eines Zwiegeſprächs, raſches und wiederholtes Eingreifen der drei Rollen in einander war ſelten und vorübergehend; trat die dritte in das Geſpräch ein, ſo zog ſich die zweite zurück, dann wurde wohl der Abſtich durch eine eingeworfene Chorzeile hervorgehoben. Maſſenſcenen in unſerem Sinne kannte die antike Bühne nicht.

In dieſen Pathosſcenen, Botenſcenen, Dialogſcenen, den Reden und Verkündigungen amtlicher Perſonen an den Chor verläuft die Handlung. Rechnet man dazu noch die Peripetien und Erkennungsſcenen, ſo findet man faſt den geſammten Inhalt des Stückes nach ſtehenden handwerksmäßigen Formen geordnet. Und die Begabung der Dichter bewährt ſich darin, wie ſie dieſe Formen zu vergeiſtigen wiſſen. Am größten iſt Sophokles auch deshalb, weil das Feſtſtehende bei ihm am meiſten variirt und wie verſteckt iſt.

In anderer Weiſe wurde der Bau der Dramen gerichtet durch die eigenthümlichen Verhältniſſe, unter denen die Aufführung ſtattfand. Die attiſchen Tragödien wurden in der großen Zeit Athens an den Tagen der Dionyſosfeſte aufgeführt. An dieſen Feſten kämpfte der Dichter gegen ſeine Mitbewerber, nicht als Verfaſſer der Dramen, ſondern, wenn er nicht außerdem ſelbſt als Schauſpieler auftrat, als Regiſſeur, Didaskalos. Er war als ſolcher mit ſeinen Schauſpielern und dem Leiter des Chors zu einer Genoſſenſchaft verbunden. Jedem Dichter gehörte ein Tag, er hatte an dieſem Tage vier Stücke, von denen das letzte in der Regel ein Satyrſpiel war, vorzuführen. Man kann zweifeln, was erſtaunlicher war, die Schöpferkraft der Dichter oder die Ausdauer der Zuſchauer. Wenn wir zu der erhaltenen Trilogie des Aeſchylos ein Satyrſpiel hinzudenken und nach den Erfahrungen unſerer Bühne die Dauer einer ſolchen Aufführung abſchätzen, dazu das langſame Zeitmaß des Vortrags einrechnen, welches durch die langen Schallwellen des großen Raumes und durch die ſcharf markirende Declamation nothwendig wurde, ſo muß dieſe Aufführung bei kurzen Unterbrechungen zwiſchen den Stücken wenigſtens neun Stunden gedauert haben; drei Tragödien des Sophokles müſſen mit dem Satyrſpiel wenigſtens zehn Stunden beanſprucht haben.*)

Die drei ernſten Dramen verband in der früheren Zeit eine zuſammenhängende Handlung, welche demſelben Sagenſtoff entnommen war; ſie hatten, ſolange dieſe alte trilogiſche Form beſtand, das Weſen rieſenhafter Akte, deren jeder einen Theil der Handlung zum Abſchluß brachte. Auch als Sophokles dies Herkommen durchbrochen hatte und drei ſelbſtändige, abgeſchloſſene Dramen hintereinander zum Wettkampf ſtellte, ſtanden die Stücke zuverläſſig in innerer Beziehung. Wie weit durch bedeutſame Zuſammenſtellung der Ideen und Handlungen, durch Parallelismus und Abſtich der Situationen eine Verſtärkung der Geſammtwirkung erreicht wurde, vermögen wir nicht mehr zu überſehen; aber aus dem Weſen aller dramatiſchen Darſtellung folgt, daß der Dichter eine Steigerung und eine gewiſſe Geſammtheit der damals möglichen Wirkungen erſtrebt haben muß.*)

---

*) Daß die Chöre in der Regel nicht flüchtig dahinrauſchten und ein gutes Theil Zeit in Anſpruch nahmen, können wir daraus ſchließen, daß bei Sophokles einigemal ein kurzer Chor die Zeit ausfüllt, welche der Schauſpieler bedurfte, ſich hinter der Scene umzukleiden und den Weg von ſeiner Thür bis zu dem Seiteneingang zu durchmeſſen, aus welchem er in der neuen Rolle auftreten mußte. Dreizehn Zeilen und zwei Strophen eines kleinen Chors genügen, um den Deuteragoniſten, der als Jokaſte durch ſeine Hinterthür abgegangen iſt, umzukleiden und als Hirten von der Feldſeite wieder auf die Bühne zu ſenden. Es war auf dem Theater der Akropolis kein kurzer Weg.

Und wie die Zuſchauer in der gehobenen Stimmung des heiligen Frühlingsfeſtes vor der Bühne ſaßen, ſo waren auch die Hauptdarſteller in eine Feſttracht gekleidet. Die Tracht der einzelnen Rollen war herkömmlich nach dem Feſtbrauch genau vorgeſchrieben, die Schauſpieler trugen die Maske mit Schallloch am Munde, den hohen Kothurn am Fuß, den Leib gepolſtert und durch lange Gewänder ſtaffirt. Ebenſo waren die beiden Seiten der Bühne und die drei Thüren des Hintergrundes, aus denen die Schauſpieler auftraten und durch welche ſie abgingen, bedeutſam für die Geltung derſelben im Stück.

Der Dichter kämpfte aber an ſeinem Theatertage durch vier Dramen mit denſelben Schauſpielern, welche Preiskämpfer hießen. Die älteren attiſchen Oratorien hatten nur einen Schauſpieler, der in verſchiedenen Rollen mit wechſelnder Tracht auftrat, Aeſchylos hatte den zweiten, Sophokles den dritten zugefügt. Ueber die Dreizahl der Soloſpieler kam das attiſche Theater in ſeiner Blüthezeit nicht hinaus. Dieſe Beſchränkung in der Zahl der Darſteller hat mehr als irgend ein anderer Umſtand die Technik der griechiſchen Tragödien beſtimmt. Es war aber keine Beſchränkung, welche entſchloſſener Wille hätte beſeitigen können. Nicht nur äußere Gründe hinderten ein Weitergehen: alte Ueberlieferung, der Antheil, welchen der Staat bei den Aufführungen beanſpruchte, ſondern vielleicht nicht weniger der Umſtand, daß der ungeheure offene Raum des Theaters an der Akropolis, welcher dreißigtauſend Menſchen faßte, ein Metall der Stimme und eine Zucht der Sprache forderte, welche ſicher ſehr ſelten waren. Dazu kam noch, daß wenigſtens zwei der Schauſpieler, der erſte und zweite, auch fertige Sänger ſein mußten, und zwar vor einem feinohrigen und verwöhnten Publikum.

---

*) Daß eine beliebte Reihenfolge der Uebergang aus dem Düſteren, Schrecklichen ins Hellere geweſen ſei, möchten wir ſchon aus dem Umſtand ſchließen, daß Antigone und Elektra erſte Stücke des Tages waren. Bei der Antigone geht das nicht nur aus dem erſten Chorgeſang hervor, deſſen erſte ſchöne Strophe ein Morgenlied iſt, ſondern auch aus der Beſchaffenheit der Handlung, welche der großen Rolle des Pathosſpielers nur die erſte Hälfte des Stückes gibt und dadurch den Schwerpunkt des Dramas nach vorn legt. Es wäre bei dem ſchönſten Gedicht unrathſam geweſen, dem wenig geachteten dritten Schauſpieler, der übrigens von Sophokles einigemal beſonders bevorzugt wird, die für das Urtheil der Richter ſo wichtigen Schlußwirkungen des letzten Stückes zu überlaſſen. In der Elektra wird im Prolog ebenfalls die aufgehende Sonne und das bacchiſche Feſtkleid erwähnt. Ebenſo ſcheint die ſchöne breit ausgeführte Situation im Prolog des Königs Oedipus und der Bau des Aias, deſſen Schwerpunkt in der erſten Hälfte liegt und der deutlich die Morgenfrühe verräth, auf erſte Stücke zu deuten. Die Trachinierinnen kämpften wahrſcheinlich als Mittelſtück, Oedipus auf Kolonos mit ſeinem großartigen Schluß und Philoktetes mit ausgezeichneter Pathosrolle und verſöhnendem Ende als letzte. Die Vermuthungen, welche aus der techniſchen Beſchaffenheit der Stücke hergeleitet werden, haben wenigſtens mehr Wahrſcheinlichkeit, als ſolche, welche aus einer Zuſammenſtellung der vorhandenen Dramen mit nicht erhaltenen hervorgehen.

Der erſte Schauſpieler des Sophokles hatte dann in etwa zehnſtündiger Anſpannung an 1600 Verſe auszugeben, darunter wenigſtens ſechs größere und kleinere Geſangſtücke.*)

---

*) Sechs Stücke des Sophokles enthalten, wenn man die Reden und Geſänge des Chors abzieht, im Durchſchnitt jedes ungefähr 1118 Verſe. Nur Oedipus auf Kolonos iſt länger. Rechnet man die Verszahl eines jeden der drei Schauſpieler wieder im Durchſchnitt als gleich groß, ſo geben die Tragödien des Tages mit Zurechnung eines Satyrſpiels von der Länge des Kyklops (etwa 500 Verſe für drei Soloſpieler) dem einzelnen Schauſpieler die Geſammtzahl von 1300 Verſen. Aber die Aufgabe des erſten Schauſpielers wurde ſchon durch die angreifenden Pathosſcenen und durch die Geſänge ungleich größer. Außerdem mußte ihm wohl auch mehr zugemuthet werden. Wenn man in den drei Stücken des Sophokles, in welchen der Held an einer von den Göttern auferlegten Krankheit leidet (Aias, Trachinierinnen, Philoktetes), die Partien des erſten Schauſpielers zuſammenzählt (Aias, Teukros; Lichas, Herakles; Philoktetes), ſo ergeben ſich etwa 1440 Verſe, alſo mit der Rolle eines Satyrſpiels mehr als 1600 Verſe, und zwar eine Anſpannung durch etwa ſechs verſchiedene

Dieſe Aufgabe wäre groß, aber ſie iſt uns nicht unbegreiflich. Eine der ſtärkſten Rollen unſerer Bühne iſt Richard III.; dieſe umfaßt im gedruckten Text an 1128 Verſe, von denen freilich mehr als 200 geſtrichen werden. Unſere Verſe ſind etwas kürzer, kein Geſang, die Kleidung weit bequemer, die Anſtrengung der Stimme von anderer Art, im Vergleich beträchtlich geringer; die Anſpannung durch das Geberdenſpiel dagegen unvergleichlich größer, im Ganzen die ſchöpferiſche Arbeit des Augenblicks bedeutender, es iſt eine ſehr verſchiedene Art der Nervenſpannung. Unſeren Schauſpielern würde nicht der Umfang der antiken Aufgabe als unbeſiegbar erſcheinen, ſondern gerade das, was ſich dem Unkundigen als eine Erleichterung darſtellt, das Hinziehen der Arbeit durch zehn Stunden. Und wenn ſie gegenüber der Schauſpielkunſt des Alterthums mit Recht geltend machen dürfen, daß ihre heutige Aufgabe eine höhere iſt, weil ſie nicht nur mit der Stimme, auch mit Antlitz und Geberde frei zu ſchaffen haben, ſo mögen ſie auch nicht vergeſſen, daß die Dürftigkeit der griechiſchen Mimik, welche durch Masken und herkömmliche Bewegungen und Stellungen beſchränkt blieb, wieder Ergänzung fand in einer merkwürdig feinen Ausbildung der dramatiſchen Sprechweiſe. Alte Zeugniſſe belehren uns, daß ein falſcher Ton, ein unrichtiger Accent, ein Hiatus im Verſe dem Schauſpieler allgemeinen Unwillen der Hörer aufregen und den Sieg entreißen konnte, daß der große Schauſpieler leidenſchaftlich bewundert wurde, und daß die Athener über ſeiner Kunſt wohl einmal Politik und Kriegführung vernachläſſigten. Man

---

Rollen und durch etwa ſechs Geſänge. — Daß Sophokles bei Zuſammenſetzung ſeiner Tetralogien auf die Erholungspauſen ſeiner drei Schauſpieler Rückſicht nehmen mußte, iſt unzweifelhaft. Jede letzte Tragödie erforderte die ſtärkſte Wirkung, ſie wird alſo in der Regel dem erſten Schauſpieler am meiſten zugemuthet haben. Daß die Trachinierinnen kein drittes Stück waren, möchte man auch deshalb annehmen, weil darin der zweite Schauſpieler die Hauptrolle hat.

darf alſo die ſelbſtändige Arbeit des helleniſchen Künſtlers durchaus nicht niedrig anſchlagen, wenn wir auch nicht wiſſen, wie ſeine Seele in dem herkömmlichen Tonfall der dramatiſchen Rede ſchöpferiſch arbeitete.

Unter dieſe drei Schauſpieler wurden ſämmtliche Rollen der drei Tragödien und des Satyrſpiels vertheilt. In jedem Stück hatte der Schauſpieler, außer ſeiner Hauptrolle, in der er — der Regel nach — das Feſtkleid trug, noch die Nebenpartien, welche ſeinem Charakter entſprachen oder für die er gerade entbehrt werden konnte. Aber auch nicht einmal dabei war dem Dichter jede Freiheit gelaſſen.

Die Perſönlichkeit des Schauſpielers wurde auf der Bühne von den Zuſchauern nicht ſo ſehr über ſeinen Rollen vergeſſen, als bei uns der Fall iſt. Er blieb in der Empfindung der Athener trotz ſeinen verſchiedenen Masken und Anzügen immer mehr der gemüthvoll Vortragende, als der Spieler, welcher ſein Weſen in dem Charakter ſeiner Rollen völlig zu bergen ſucht. Und nach dieſer Richtung ſtand die antike Aufführung auch zur Zeit des Sophokles einem Oratorium oder der Vorleſung eines Stückes mit vertheilten Rollen faſt näher, als unſeren Aufführungen. Das iſt ein wichtiger Umſtand. Die Wirkungen der Tragödien wurden dadurch nicht beeinträchtigt, aber doch anders gefärbt.

Der erſte Schauſpieler wurde deshalb auch auf der Bühne bedeutſam hervorgehoben, ihm gehörte für Eintritt und Abgang die Mittelthür des Hintergrundes, die „königliche“. Er ſpielte die vornehmſten Perſonen und die ſtärkſten Charaktere; es wäre gegen die Würde ſeines Rollenfachs geweſen, Jemanden auf der Bühne darzuſtellen, der ſich von einer anderen Perſon des Stückes — die Götter ausgenommen — beeinfluſſen und leiten ließ; er vorzugsweiſe war der Pathosſpieler, der Sänger und Held, natürlich für Männer- und Frauenrollen, nur ſeine Rolle gab dem Stück den Namen, im Fall ſie die Handlung beherrſchte, ſonſt wurde der Name des Stückes von Tracht und

Charakter des Chors geholt. Neben ihn trat der „zweite Kämpfer“ als ſein Begleiter und Genoſſe, ihm gegenüber ſtand der dritte, weniger geachtete Schauſpieler als Charakterſpieler, Intrigant, Vertreter des Gegenſpiels.

Dieſe Stellung der drei Darſteller wurde bei Verfertigung und Vertheilung der Rollen von Sophokles feſtgehalten. Sie waren für ſeine Stücke der Hauptheld, der Genoſſe, der Gegenſpieler. Aber auch die Nebenrollen, welche jeder von ihnen neben der ſeiner Stellung entſprechenden Hauptrolle im Stück übernehmen mußte, wurden, ſo weit das irgend möglich war, nach den Beziehungen vertheilt, die ſie zu der Rolle des Haupthelden hatten. Die Vertreter und Geſinnungsgenoſſen des erſten Helden erhielt er ſelbſt, die Freunde, Zugehörigen ſoviel möglich der zweite Schauſpieler, die fremden, feindlichen, widerſtrebenden Partien der Gegenſpieler, außerdem freilich mit dem zweiten zuweilen Aushilfsrollen.

Daraus ergab ſich eine merkwürdige Art von Bühnenwirkungen, welche wir unkünſtleriſch nennen möchten, die aber für den Dichter der attiſchen Bühne nicht geringe Bedeutung hatten. Die nächſte Aufgabe der Schauſpieler war nämlich allerdings, jede ihrer Rollen in demſelben Stück durch verſchiedene Masken zu bezeichnen und durch veränderte Stimmlage, durch Verſchiedenheit in Vortrag und Geberden auszuzeichnen. Und wir erkennen, daß auch hier viel Gewohnheitsmäßiges und Feſtgeſetztes war, z. B. im Aufzug und Vortrag der Boten, in Schritt, Haltung, Geberde der jungen und älteren Frauen. Aber eine zweite Eigenthümlichkeit dieſer feſtſtehenden Rollenvertheilung war, daß die Stetigkeit des Darſtellers bei ſeinen einzelnen Partien durchſchien und als etwas Gehöriges und Wirkſames auch vom Hörer empfunden ward. Der Darſteller wurde auf der attiſchen Bühne zu einer idealen Einheit, welche ihre Rollen zuſammenhielt; über der Täuſchung, daß verſchiedene Menſchen ſprächen, blieb dem Hörer die Empfindung, daß ſie im Grunde ein und derſelbe waren. Und dieſen Umſtand benutzte der Dichter zu beſondern dramatiſchen Wirkungen. Wenn die Antigone zum Tode abgeführt war, klang aus den Drohworten des Teireſias an Kreon hinter der veränderten Tonlage dieſelbe bewegte Menſchenſeele heraus, und derſelbe Klang, daſſelbe geiſtige Weſen rührte in den Worten des Exangelos, welcher das traurige Ende der Antigone und des Hämon berichtete, wieder das Gemüth der Hörer. Antigone kehrte, auch als ſie zum Tode abgegangen war, immer wieder auf die Bühne zurück. Dadurch entſtand bei der Aufführung zuweilen eine Steigerung der tragiſchen Wirkungen, wo wir beim Leſen einen Abfall bemerken. Wenn in der Elektra derſelbe Schauſpieler den Oreſt und die Klytämneſtra, Sohn und Mutter, den Mörder und die zu Mordende darſtellte, ſo mahnte der Gleichklang der Stimme den Hörer an das gemeinſame Blut, dieſelbe kalte Entſchloſſenheit und ſchneidende Schärfe des Tons (es waren Rollen des dritten Schauſpielers) an die innere Verwandtſchaft der beiden Naturen; aber dieſe Einheit mäßigte vielleicht auch den Schauder, den die furchtbare Handlung hervorbrachte. Wenn im Aias der Held des Stückes ſich ſchon auf dem Höhenpunkt tötete, ſo war das unzweifelhaft auch in den Augen der Griechen eine Gefahr des Stoffes, weil dieſer Umſtand ihnen in dieſem Fall nicht die Einheit der Handlung verringerte, wohl aber das Gewicht zu ſehr nach dem Anfang verlegte. Wenn nun aber unmittelbar darauf aus der Maske des Teukros daſſelbe ehrliche, treuherzige Weſen heraustönte, nur jugendlicher, friſcher, ungebrochen, ſo fühlte der Athener nicht nur mit Behagen die Blutsverwandtſchaft heraus, auch die Seele des Aias nahm lebendig Theil an dem fortgeſetzten Kampf um ſein Grab. Beſonders liebenswürdig iſt die Weiſe, wie Sophokles — allerdings nicht er allein — dieſe Wirkung benutzt, um den Untergang einer Hauptperſon, welcher nur berichtet werden kann, in der Kataſtrophe ergreifend darzuſtellen. In jedem der vier Stücke, welche die ſehr ausgezeichnete Rolle eines Boten der Kataſtrophe (in den

Trachinierinnen die Amme) enthalten, iſt der Darſteller desjenigen Helden, deſſen Untergang berichtet wird, ſelbſt wieder der Bote, welcher die rührenden Umſtände des Todes erzählt, zuweilen in wundervoll belebter Rede; dem Athener tönte in ſolchem Fall die Stimme des Geſchiedenen noch aus dem Hades herauf in die Seele; ſo die Stimme der Jokaſte, des Oedipus auf Kolonos, der Antigone, der Deianeira. Am eigenthümlichſten aber iſt im Philoktetes die Wiederkehr deſſelben Schauſpielers in verſchiedenen Rollen für die dramatiſche Wirkung verwerthet, es wird ſpäter davon die Rede ſein.*)

---

*) Die Rollenvertheilung unter die Schauſpieler iſt in den erhaltenen Stücken des Sophokles folgende, Protagoniſt, Deuteragoniſt, Tritagoniſt mit 1. 2. 3. bezeichnet:

König Oedipus. 1. Oedipus. 2. Prieſter. Jokaſte. Hirte. Bote der Kataſtrophe. 3. Kreon. Teireſias. Bote.

Oedipus auf Kolonos. 1. Oedipus. Bote der Kataſtrophe. 2. Antigone. *Theſeus (die Scene des Höhenpunktes). 3. Koloner. Jsmene. Theſeus (die übrigen Scenen). Kreon. Polyneikes.

Antigone. 1. Antigone. Teireſias. Bote der Kataſtrophe. 2. Jsmene. Wächter. Hämon. *Eurydike. Diener. 3. Kreon.

Trachinierinnen. 1. *Dienerin. Lichas. Herakles. 2. Deianeira. Amme (als Bote der Kataſtrophe). Greis. 3. Hyllos. Bote.

Aias. 1. Aias. Teukros. 2. Odyſſeus. Tekmeſſa. 3. Athene. Bote. Menelaos. Agamemnon.

Philoktetes. 1. Philoktetes. 2. Neoptolemos. 3. Odyſſeus. Kaufmann. Herakles.

Elektra. 1. Elektra. 2. Pfleger. Chryſothemis. Aegiſthos. 3. Oreſtes. Klytämneſtra.

Die mit * bezeichneten Rollen ſind unſicher. Außer den drei Schauſpielern hatte die attiſche Bühne allerdings mehre Nebenſpieler für ſtumme Rollen, ſo in der Elektra den Pylades, in den Trachinierinnen die beſonders ausgezeichnete Rolle der Jole, in der vielleicht Sophokles einen jungen Schauſpieler, der ihm werth war, dem Volke vorführen wollte. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Nebenſpieler zuweilen den Schauſpielern kleine Nebenrollen abgenommen haben, z. B. die Eurydike in der Antigone, welche ſehr kurz behandelt iſt, die Dienerin des Prologs in den Trachinierinnen;

Solche Verſtärkung des Effekts durch eine Verminderung der ſceniſchen Täuſchung iſt uns fremdartig, aber nicht unerhört. An dem Darſtellen der Frauenrollen durch Männer — welches Goethe in Rom ſah — hängt eine ähnliche Wirkung.

Dieſe Eigenthümlichkeit der attiſchen Bühne gab dem Dichter einige Rechte im Aufbau der Handlung, die wir nicht mehr geſtatten. Der erſte Held konnte in ſeiner Hauptrolle für längere Theile des Stückes entbehrt werden, wie Antigone und Aias. Wenn in den Trachinierinnen der Hauptheld Herakles gar erſt in der letzten Scene auftritt, ſo iſt er doch in ſeinen Vertretern von Anfang an wirkſam geweſen. Die Dienerin des Prologs, welche auf den abweſenden Herakles hinweiſt, ſein Herold Lichas, der von ihm erzählt, ſprechen mit der gedämpften Stimme des Helden.

---

wie hätten ſie ſonſt ihre Stimme und Kraft verſuchen können? Solche Aushilfe, die vielleicht doch einmal der Zuhörerſchaft durch die Maske verdeckt blieb, wurde nicht als Mitſpielen gerechnet. — Die Nebenſpieler waren auch als Vertreter der drei Schauſpieler auf der Bühne nöthig, wenn in einer Scene die Gegenwart einer Maske wünſchenswerth war, der Schauſpieler derſelben aber zu derſelben Zeit in einer andern Rolle auftreten mußte; dann figurirten die Nebenſpieler in gleicher Kleidung und der betreffenden Maske, in der Regel ohne zu ſprechen; zuweilen freilich mußten ihnen auch einzelne Zeilen gegeben werden; ſo wird die Ismene in der zweiten Hälfte des Oedipus auf Kolonos von einem Nebenſpieler dargeſtellt, während der Schauſpieler ſelbſt den Theſeus und Polyneikes ſpielt. Dieſes Stück hat die Eigenthümlichkeit, daß wenigſtens auf dem Höhenpunkt eine Scene des Theſeus von dem Schauſpieler der Antigone, dem zweiten, gegeben wird, während der dritte die übrigen Scenen dieſer Partie beſorgt; für eine einzelne Scene war dieſe Stellvertretung, wenn der Schauſpieler Stimme u. ſ. w. dazu eingeübt hatte, ohne beſondere Schwierigkeit. Es iſt aber möglich, daß der Darſteller der Antigone auch die erſte Theſeusſcene gab. Antigone iſt nämlich in das Gebüſch des Hintergrundes gegangen, um den Vater zu bewachen, ſie kann ſehr wohl als Theſeus wieder auftreten, während ein Statiſt in ihrer Maske ab und zu ſichtbar wird. Wenn gerade in dieſem Stück ein vierter Schauſpieler durch namhafte Rolle eingegriffen hätte, würde uns doch wohl eine Nachricht von der damals noch auffallenden Neuerung geblieben ſein.

Und dieſes Zurücktreten des Haupthelden war den alten Dichtern häufig als kluge Aushilfe nöthig, um die Schonung zu verdecken, welche vor andern der erſte Schauſpieler für ſich fordern mußte. Die faſt übermenſchliche Anſtrengung einer dramatiſchen Tagesleiſtung konnte nur dann ertragen werden, wenn nicht derſelbe Darſteller in jeder der drei Tagestragödien die längſte und angreifendſte Rollengruppe hatte. Hauptrolle blieb den Griechen zwar immer die des Protagoniſten, der die Würde und das Pathos hatte, auch wenn vielleicht dieſer anſtrengenden Partie nur eine Scene gegeben war. Aber der Dichter war gezwungen, das, was wir Hauptrolle nennen, die umfangreichſte Partie, in einzelnen Stücken des Feſttages dem zweiten oder dritten Schauſpieler zu geben*); denn er mußte bedacht ſein, die Verszahl der drei Tragödien möglichſt gleichmäßig unter ſeine drei Kämpfer zu vertheilen.

Die erhaltenen Tragödien des Sophokles unterſcheiden ſich aber durch die Beſchaffenheit ihrer Handlung noch mehr als durch ihren Bau von dem Drama der Germanen. Das Theilſtück der Sage, welches Sophokles für ſeine Handlung verwendet, hat eigenthümliche Vorausſetzungen. Sein Drama ſtellt, im Ganzen betrachtet, die Wiederherſtellung einer bereits geſtörten Ordnung dar, Rache, Sühne, Ausgleichung; die Vorausſetzung deſſelben iſt alſo die ärgſte Störung, Verwirrung, Miſſethat. Das Drama der Germanen hat zu ſeiner Vorausſetzung, im Ganzen betrachtet, eine gewiſſe, wenn auch ungenügende Ordnung und Ruhe, gegen welche ſich die Perſon des Helden erhebt, Störung, Verwirrung, Miſſethat hervorbringend, bis er durch die gegenſtrebenden Gewalten gebändigt und eine neue Ordnung hergeſtellt wird. Die Handlung des Sophokles beginnt alſo etwa nach dem Höhenpunkte unſerer Stücke. Einer hat in Unwiſſenheit den Vater erſchlagen, die

---

*) Auf unſerer Bühne hat zwar jedes Stück einen erſten Helden, aber mehre Hauptrollen. Nicht häufig iſt eine derſelben umfangreicher als die des erſten Helden, z. B. die des Falſtaff in Heinrich IV.

Mutter geheiratet, das iſt Vorausſetzung; wie dies vorausgegangene Unheil an ihm zu Tage kommt, iſt das Stück. Eine hofft auf den jungen Bruder in der Fremde, daß er den getöteten Vater an der böſen Mutter räche; wie ſie trauert und hofft, durch falſche Nachricht von ſeinem Tode erſchreckt, durch ſeine Ankunft beglückt wird und die That der Rache empfindet, das iſt das Stück. Alles, was von Unglück, Frevel, Schuld der ungeheuren Rache vorausging, ja die Rachethat ſelbſt wird dargeſtellt durch die Reflexe, welche in die Seele einer Frau fallen, der Schweſter des Rächers, Tochter des Gemordeten und der Mörderin. Ein unglücklicher Fürſt, aus ſeiner Heimat vertrieben, theilt der gaſtfreien Stadt, welche ihn aufnimmt, dankbar den geheimnißvollen Segen zu, welcher nach Götterſpruch an ſeiner Grabſtätte hängt. Eine Jungfrau beerdigt gegen den Befehl des Fürſten den Bruder, der im Felde erſchlagen liegt, ſie wird deshalb zum Tode verurtheilt und zieht Sohn und Gattin des harten Richters mit ſich in den Tod. Einem umherſchweifenden Helden wird von der Gattin, welche von ſeiner Treuloſigkeit hört und ſeine Liebe wiedergewinnen will, ein Zaubergewand in die Fremde geſendet, das ihm den Leib verbrennt. Aus Schmerz darüber tötet ſich die Frau, er läßt ſich durch Feuer verzehren.*) Ein Held, der im Wahnſinn erbeutete Heerden ſtatt der gehaßten Fürſten ſeines Volkes erſchlagen hat, tötet ſich aus Scham, ſeine Genoſſen ſetzen ihm ein ehrliches Begräbniß durch. Ein Held, der wegen widerwärtiger Krankheit von ſeinem Heere auf eine menſchenleere Inſel ausgeſetzt iſt, wird, weil ein Götterſpruch zum Heil des Heeres ſeine Rückkehr fordert, durch die Verhaßten, welche ihn ausſetzten, zurückgeholt. — Immer iſt, was dem Stücke vorausgeht, ein großer Theil deſſen, was wir in die Handlung einſchließen müßten.*)

---

*) Die Vorausſetzungen der Trachinierinnen ſind allerdings, was Deianeira ſelbſt betrifft, ziemlich einfach, aber Herakles iſt der erſte Held und ſeine Vorbereitung zur Aufnahme unter die Götter war die große Schlagwirkung des Stückes.

Aber wenn uns von ſieben erhaltenen Stücken des Sophokles auf mehr als hundert verlorene ein vorſichtiges Urtheil erlaubt iſt, ſcheint dieſe Behandlung der Mythen auch bei den Griechen nicht allgemein, ſondern für Sophokles bezeichnend zu ſein. Daß Aeſchylos in ſeinen Trilogien größere Theilſtücke der Sage: Unrecht, Verwicklung, Löſung, verwerthete, erkennen wir deutlich. Bei Euripides wenigſtens, daß er zuweilen über die abſchließenden Endſtücke der Sage hinausging oder das Vorausgegangene mit mehr Behagen als Kunſt in epiſchem Prologe berichtete. In ſeinen beiden beſten Stücken, dem Hippolytos und der Medea, iſt die Handlung auf Vorausſetzungen gebaut, die auch bei neueren Stücken möglich wären.

Dieſe Anordnung der Handlung bei Sophokles geſtattete nicht nur die größte Aufregung leidenſchaftlicher Empfindung, auch eine feſte Charakterfügung; aber ſie ſchloß dennoch zahlreiche innere Wandlungen aus, welche unſeren Stücken unentbehrlich ſind. Wie die ungeheuren Vorausſetzungen auf die Helden wirken, das vermochte er mit unerreichter Meiſterſchaft darzuſtellen, aber es waren gegebene, höchſt ungewöhnliche Zuſtände, durch welche die Helden beeinflußt wurden. Die geheimen und reizvollen Kämpfe des Innern, welche von einer verhältnißmäßigen Ruhe bis zur Leidenſchaft und zu einem Thun treiben, Zweifel und Regungen des Gewiſſens, und wieder die Umänderungen, welche in Empfindung und Charakter durch ein ungeheures Thun an dem Helden ſelbſt hervorgebracht werden, erlaubt die Bühne des Sophokles nicht darzuſtellen. Wie Jemand nach und nach etwas Fürchterliches erfuhr, wie er ſich benahm, nachdem er einen verhängnißvollen Entſchluß gefaßt hatte, das lockte zur Schilderung; wie er aber um den Entſchluß kämpfte, wie das ungeheure Schickſal, das auf ihn eindrang, durch ſein eigenes Thun bereitet wurde, das war, ſo ſcheint es, für die Bühne des Sophokles nicht dramatiſch. Euripides iſt darin beweglicher und uns ähnlicher, aber in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen war das kein unbedingter Vorzug. — Einer der entſchloſſenſten Charaktere unſerer Bühne iſt Macbeth; aber man kann wohl ſagen, er wäre den Athenern vor der Scene durchaus unerträglich, ſchwächlich, unheldenhaft geweſen. Was uns als das Menſchlichſte in ihm erſcheint, und was wir als die größte Kunſt des Dichters bewundern, ſein gewaltiges Ringen um die That, der Zweifel, die Gewiſſensbiſſe, das war dem tragiſchen Helden der Griechen gar nicht geſtattet. Die Griechen waren ſehr empfindlich gegen Schwankungen des Willens; die Größe ihrer Helden beſtand vor allem in Feſtigkeit. Der erſte Schauſpieler hätte ſchwerlich einen Charakter dargeſtellt, der ſich durch andere Perſonen des Stückes in irgend einer Hauptſache leiten läßt. Jedes Umſtimmen der Hauptperſonen auch in Nebenſachen mußte vorſichtig motivirt und entſchuldigt werden. Oedipus weigert ſich ſeinen Sohn zu ſehen, Theſeus macht ihm vergebens ernſte Vorſtellungen über ſeine Hartnäckigkeit, Antigone muß erſt den Zuſchauern erklären: Anhören iſt ja nicht Nachgeben. Wäre Philoktetes dem verſtändigen Zureden des zweiten Schauſpielers gewichen, er wäre gänzlich in der Achtung der Hörer geſunken, er wäre nicht mehr der ſtarke Held geweſen; Neoptolemos ändert allerdings ſeine Stellung zum Philoktetes, und das Publikum war höchlich dafür erwärmt worden, daß er es doch that, aber das war nur Rückkehr zu ſeinem eigentlichen Weſen und er war auch nur zweiter Schauſpieler. Wir ſind geneigt, den Kreon der Antigone als eine dankbare Rolle zu betrachten, den Griechen war er nur eine Rolle dritten Ranges; dem Charakter fehlt die Berechtigung zum Pathos. Gerade der Zug, welcher ihn unſerer Empfindung nahe ſtellt, daß er durch den Teireſias gründlich erſchüttert und umgeſtimmt wird, — jenes Kunſtmittel des Dichters, eine neue Spannung in die Handlung zu bringen, — das verminderte den Griechen die Theilnahme an dem Charakter. Und daß derſelbe Zug in der Familie und dem Stücke noch einmal vorkommt, daß auch Hämon nach dem Berichte des Boten zuerſt den Vater töten will, dann aber ſich ſelbſt ermordet — für uns ebenfalls ein ſehr bezeichnender und menſchlicher Zug —, das ſcheint der attiſchen Kritik ſogar einen Vorwurf gegen den Dichter begründet zu haben, der ſo unwürdiges Schwanken zweimal in der Tragödie vorführte. — Wo einmal eine Ueberführung des einen Charakters zu der Anſicht des andern durchgeſetzt wird, da geht ſie — außer in der Kataſtrophe des Aias — kaum während der Scene ſelbſt vor ſich, in welcher die Parteien gegen einander mit langen und kurzen Versreihen fechten, ſondern die Umwandlung wird gern hinter die Scene verlegt, der Beeinflußte tritt dann umgeſtimmt in die neue Situation.

---

*) Es iſt gerade bei Sophokles unmöglich, aus den erhaltenen Namen und Verſen verlorener Stücke einen Schluß auf den Inhalt zu machen. Was man ſich nach der Sage als Inhalt des Dramas denken möchte, mag oft nur Inhalt des Prologs ſein.

Der Kampf des griechiſchen Helden war ein egoiſtiſcher, ſeine Zwecke mit ſeinem Leben beendigt. Dem Helden der Germanen iſt die Stellung zum Schickſal auch deshalb eine andere, weil ihm der Zweck ſeines Daſeins, der ſittliche Inhalt, ſein ideales Empfinden weit über das Leben ſelbſt hinausreicht: Liebe, Ehre, Patriotismus. Der Zuhörer bei den Germanen bringt die Vorſtellung mit, daß die Helden der Bühne nicht nur um ihrer ſelbſt willen da ſind, ja nicht einmal vorzugsweiſe, ſondern daß gerade ſie mit ihrer freien Selbſtbeſtimmung höheren Zwecken zu dienen haben, mag man dies Höhere, über ihnen Stehende als Vorſehung und Weltordnung, als bürgerliche Geſellſchaft, als Staat auffaſſen. Die Vernichtung ihres Lebens iſt nicht mehr in der Weiſe Untergang, wie in der alten Tragödie. Im Oedipus auf Kolonos ergriff die Athener die Größe des Inhalts mächtig; ſie empfanden hier einmal lebhaft die Humanität eines Lebens, welches über das Daſein hinaus, und zwar durch ſeinen Tod dem Gemeinweſen einen hohen Dienſt erwies. Eben daher ſtammt die große Schlußwirkung der Eumeniden. Auch hier wurde Schickſal und Leiden des Einzelnen zum Segen für das Allgemeine gewendet. Daß die größten Unglücklichen der Sage, Oedipus und Oreſtes, für ihre Unthat eine ſo hohe Sühne geben, das erſchien den Griechen als eine neue und höchſt edle Verwerthung des Menſchen auf der Bühne, die nicht ihrem Leben, aber ihrer Kunſt fremd war. Uns Moderne läßt die undramatiſche Steigerung des Mitgefühls durch praktiſche, dem Vaterland nutzbringende Schlußergebniſſe kalt. Aber es iſt immerhin lehrreich, daß die beiden größten dramatiſchen Dichter der Hellenen einmal das Leben ihrer Helden in die Weltanſchauung erhoben, in welcher wir ſelbſt zu athmen und die Helden unſerer Bühne zu ſehen gewohnt ſind.

Wie Sophokles ſeine Charaktere und Situationen unter ſolchem Zwange bildete, iſt ſehr merkwürdig. Sein Gefühl für die Contraſte wirkte mit der Stärke einer Naturkraft, welcher er ſelbſt faſt nicht Widerſtand leiſten konnte. Man betrachte noch einmal die harte ſchadenfrohe Athene im Aias. Sie iſt durch den Gegenſatz zu dem menſchlichen Odyſſeus hervorgerufen und zeigt die geforderte Gegenfarbe mit einer rückſichtsloſen Schärfe, bei welcher die Göttin allerdings zu kurz kommt, weil ſie die dem Menelaos ähnliche Schattirung ihres Weſens mit ihrer Göttlichkeit verſtändig erklären will. Daſſelbe Stück gibt in jeder Scene guten Einblick in die Art und Weiſe ſeines Schaffens, welche ſo naturwüchſig und dabei doch ſo aller Wirkungen mächtig und ſo mühelos ſouverän iſt, daß wir wohl begreifen, wenn die Griechen etwas Göttliches darin empfanden. Eine Stimmung fordert hier überall die andere, ein Charakter den andern, genau, rein, ſicher treibt jede Farbe, jede Melodie die entſprechende andere hervor. Mittelpunkt des Stückes iſt die Stimmung des Aias nach dem Erwachen. Wie edel und menſchlich empfindet der Dichter das Weſen des Mannes unter den abenteuerlichen Vorausſetzungen des Stückes! Der warmherzige, ehrliche, heißköpfige Held, der veredelte Berlichingen des Hellenenheers, iſt einigemal knorrig gegen die Götter geweſen, da iſt das Unglück über ihn gekommen. Die erſchütternde Verzweiflung einer großartigen Natur, welche durch Schmach und Scham gebrochen wird, die rührende Verhüllung ſeines Entſchluſſes zu ſterben und das gehaltene Pathos eines Kriegers, der aus freiem Entſchluß ſeine letzte That thut, das waren die drei Bewegungen im Charakter des erſten Helden, die dem Dichter die drei großen Scenen und die Forderungen für das ganze Stück gaben. Zuerſt als Gegenſatz im Prolog das Bild des Aias ſelbſt. Hier iſt er noch Unmenſch unter den getöteten Thieren, ſtarr wie im Halbſchlaf. Es iſt der gegebene Gegenſatz zu dem erwachten Helden, zugleich die höchſte Klugheit. Die Situation war auf der Bühne ebenſo lächerlich als unheimlich, der Dichter hütete ſich wohl, etwas Anderes aus ihr machen zu wollen. Beide Gegenſpieler mußten ſich ihrem herabziehenden Zwange fügen. Odyſſeus erhielt einen leiſen Anflug von dieſem Lächerlichen, und Athene die kalte höhnende Härte. Es iſt genau die richtige Farbe, welche das Dargeſtellte forderte, ein Gegenſatz mit der rückſichtsloſen Strenge ausgebildet, die nicht durch kalte Berechnung, nicht durch unbewußtes Gefühl, ſondern geſchaffen war, wie ein großer Dichter ſchafft, mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit und doch mit freiem Bewußtſein.

In derſelben Abhängigkeit vom Haupthelden ſind die ſämmtlichen Rollen des Stückes gebildet, nach den Bedingungen, unter denen der Grieche für die drei Schauſpieler ſchuf: als Mitſpieler, Nebenſpieler, Gegenſpieler. Zunächſt das andere Ich des Aias, der treue, pflichtvolle Bruder Teukros, dann die zweiten Rollen, ſein Weib, die Beute ſeines Speeres, Tekmeſſa, liebend, beſorgt, die aber wohl verſteht, dem Helden entgegen zu treten, und ſein freundlicher Gegner Odyſſeus;

endlich die Feinde, wieder drei Abſtufungen des Haſſes: die Göttin, der feindliche Parteimann und der klügere Bruder deſſelben, dem der Haß durch Rückſichten der Staatsklugheit gebändigt wird. Wenn in der letzten Scene der Gegenſpieler und der feindliche Freund des Helden ſich über das Grab vertrugen, ſo erkannte der Athener aus dem Vertrag, den ſie ſchloſſen, ſehr beſtimmt den Gegenſatz zu der Eröffnungsſcene, wo dieſelben Stimmen gegen den Wahnſinnigen Partei genommen hatten.

Auch innerhalb der einzelnen Charaktere des Sophokles iſt die ungewöhnliche Reinheit und Kraft ſeines Harmoniegefühls, und dieſelbe Art des Schaffens in Gegenſätzen bewundernswerth. Er empfand hier wieder ſicher und ohne fehlzugreifen, was an ihnen wirkſam ſein konnte, und was ihm nicht geſtattet war. Die Helden des Epos und der Sage ſträuben ſich heftig gegen die Verwandlung in dramatiſche Charaktere, ſie vertragen nur ein gewiſſes Maß von innerem Leben und menſchlicher Freiheit; wer ihnen mehr verleihen will, dem zerreißen ſie das lockere Gewebe ihrer — auf der Bühne barbariſchen — Mythe in unbrauchbare Fetzen. Der weiſe Dichter der Athener erkennt ſehr wohl die innere Härte und Unbildſamkeit der Geſtalten, welche er in Charaktere umzuformen hat. Deshalb nimmt er ſo wenig als möglich von der Sage ſelbſt in ſein Drama auf. Er findet aber einen ſehr einfachen und ſehr verſtändlichen Grundzug ihres Weſens, wie ihn ſeine Handlung braucht, und läßt ſie dieſe eine Charaktereigenſchaft mit einer ausgezeichneten Strenge und Folgerichtigkeit immer wieder geltend machen. Dieſer beſtimmende Zug iſt ſtets ein zum Thun treibender: Stolz, Haß, Gattenliebe, Pflichtgefühl, Amtseifer. Und der Dichter führt ſeine Charaktere keineswegs als ein milder Gebieter, er muthet ihnen nach ihrer Richtung das Kühnſte und Aeußerſte zu, ja er iſt ſo ſchneidend hart und erbarmungslos, daß uns weicheren Menſchen über die furchtbare Einſeitigkeit, in welcher er ſie dahinſchreiten läßt, vielleicht einmal Entſetzen ankommt, und daß auch die Athener ſolche Wirkungen mit dem Anpacken des Moloſſerhundes verglichen. Die trotzige Geſchwiſterliebe der Antigone, der tötlich gekränkte Stolz des Aias, die Verbitterung des gequälten Philoktetes, der Haß der Elektra werden in herber und geſteigerter Größe herausgetrieben und in den tötlichen Kampf geſtellt.

Aber gegenüber dieſer Grundlage der Charaktere empfindet er wieder mit wundervoller Schönheit und Sicherheit gerade die entſprechende milde und freundliche Eigenſchaft, welche ſeinen Charakteren bei ihrer beſonderen Härte möglich iſt. Wieder tritt dieſer Gegenſatz mit der Kraft einer geforderten Gegenfarbe in den Helden heraus, und dieſe zweite und entgegengeſetzte Eigenſchaft ſeiner Perſonen, — faſt immer die weiche, herzliche, rührende Seite ihres Weſens: Liebe neben Haß, Freundestreue neben Feindſeligkeit, ehrliche Biederkeit neben jähem Zornmuth — iſt mit der höchſten Poeſie und dem ſchönſten Farbenglanz geſchmückt. Aias, der ſeine Feinde mit wahnſinnigem Haſſe ſchlachten wollte, zeigt eine ungewöhnliche Stärke des Familiengefühls, treuherzige, tief innige Liebe zu ſeinen Genoſſen, dem entfernten Bruder, dem Kinde, der Gattin; Elektra, welche faſt nur von dem Haß gegen ihre Mutter lebt, hängt ſich mit den weichſten Lauten der Zärtlichkeit an den Hals des erſehnten Bruders; der gequälte, in gräulichem Schmerz ſchreiende Philoktetes, der das Schwert verlangt ſich ſelbſt die Knochen zu zerhauen, blickt ſo hilflos, dankbar und ergeben zu dem menſchenfreundlichen Jüngling auf, der das widerwärtige Leiden anſehen kann, ohne ſein Grauen zu offenbaren. — Nur die Hauptcharaktere zeigen dieſe Entfaltung ihrer kräftig empfundenen Einheit in zwei entgegengeſetzten Richtungen, die Nebenperſonen weiſen in der Regel nur die geforderte Ergänzungsfarbe auf: Kreon dreimal, Odyſſeus zweimal, beide in jedem ihrer Stücke anders abgeſchattet, Ismene, Theſeus, Oreſtes.

Solche Vereinigung zweier Contraſtfarben in einem Hauptcharakter war dem Griechen nur möglich, weil er ein großer Dichter und Menſchenkenner war, das heißt, weil ſeine ſchaffende Seele deutlich die tiefſten Wurzeln eines menſchlichen Daſeins empfand, aus welchen die beiden gegenüberſtehenden Blätter ſeiner Charaktere herauswuchſen. Und dieſe ſichere Anſchauung von dem Kern jedes Menſchenlebens, die höchſte Dichtereigenſchaft iſt es, welche bewirkt, daß das einfache Heraustreiben zweier entgegengeſetzter Farben in dem Charakter den ſchönen Schein des Reichthums, der Fülle und Rundung hervorbringt. Es iſt eine bezaubernde Täuſchung, in welcher er ſeine Zuhörer zu erhalten weiß, ſie gibt ſeinen Bildern genau die Art von Leben, welche in ſeinen Stoffen auf der Bühne möglich war. Bei uns zeigen die Charaktere großer Dichter weit kunſtvollere Bildung als jene antiken, welche ſo einfach Blatt gegen Blatt aus der Wurzel herausgeſchoſſen ſind; Romeo, Hamlet, Fauſt und Wallenſtein können nicht auf ſo einfache Urform zurückgeführt werden. Und ſie ſind allerdings die Erzeugniſſe einer höheren Entwickelungsſtufe der Menſchheit. Aber deshalb ſind die Geſtalten des Sophokles durchaus nicht weniger bewundernswerth und feſſelnd. Denn er weiß ihre einfache Anlage mit einem Adel der Geſinnung und in einer Schönheit und Größe der Umriſſe zu bilden, die ſchon im Alterthum Staunen erregten. Nirgend fehlt an Hauptcharakteren und Nebenfiguren Hoheit und Gewalt, überall empfindet man aus ihrer Haltung die Einſicht und unumſchränkte Herrſchermacht einer großen Dichternatur.

Aeſchylos ſetzte in die Charaktere der Bühne einen charakteriſtiſchen Zug, der ihre Eigenart verſtändlich macht, in Prometheus, Klytämneſtra, Agamemnon; Sophokles vertiefte ſeine großen Rollen, indem er ihnen zwei ſcheinbar entgegengeſetzte, in Wahrheit einander fordernde und ergänzende Eigenſchaften zutheilte; als Euripides weiter ging und die Wirklichkeit nachahmend Bilder ſchuf, welche lebenden Menſchen glichen, zerfuhr und verkrauſte ſich ihm die Faſer des alten Stoffes, wie im Sonnenlicht das gefärbte Zeug der Deianeira.

Dieſelbe Freudigkeit und das ſichere Empfinden der Gegenſätze läßt den Dichter Sophokles auch die Schwierigkeit überwinden, welche gerade ſeine Auswahl der Mythen bereitete. Die zahlreichen und ungeheuren Vorausſetzungen, welche ſeine Handlung hat, ſcheinen einer kräftigen Aktion, die von dem Helden ſelbſt ausgeht, beſonders ungünſtig. In den letzten Stunden ihres Schickſals ſind, ſo ſcheint es, die Helden faſt immer leidende, nicht frei waltende. Aber je größeren Druck von außen ihnen der Dichter auflegt, deſto höher wird die Kraft, mit welcher er ſie dagegen ſtemmt. Auch wo bereits in der erſten aufſteigenden Hälfte des Stückes Schickſal oder fremde Gewalt an dem Helden handelt, ſteht dieſer nicht aufnehmend, ſondern ſtößt mit größtem Nachdruck ſein Weſen dagegen; er wird im Grunde allerdings getrieben, aber er ſcheint in ausgezeichneter Weiſe der Treibende, ſo König Oedipus, Elektra, ſelbſt Philoktetes, ſämmtlich thatkräftige Naturen, welche zürnen, drängen, ſteigern. Wenn Jemand in einer dem Drama gefährlichen Vertheidigungsſtellung ſtand, ſo war es der arme König Oedipus. Man ſehe zu, wie Sophokles ihn bis zum Höhenpunkt in wachſender Aufregung als gegenkämpfend darſtellt; je unheimlicher dem König ſelbſt ſeine Sache wird, deſto heftiger ſchlägt er auf ſeine Umgebung.

Dies ſind einige der Bedingungen, unter denen der Dichter ſeine Handlung ſchuf. Wenn auch die Stücke des Sophokles mit den Chören ungefähr dieſelbe Zeit in Anſpruch nahmen, welche in mittlerem Durchſchnitt unſere Dramen fordern, ſo iſt doch die Handlung weit kürzer als die unſere. Denn ganz abgeſehen von dem Chor, von den lyriſchen und epiſchen Einſätzen, iſt die ganze Anlage der Scenen größer und im Ganzen breiter; die Handlung würde nach unſerer Art zu arbeiten kaum die Hälfte eines Theaterabends füllen. Die Uebergänge zur folgenden Scene ſind kurz, aber genau motivirt, Abgehen und Auftreten neuer Rollen wird erklärt, kleine Verbindungsglieder zwiſchen ausgeführten Scenen ſind ſelten. Die Zahl der Einſchnitte ſtand nicht feſt, erſt in der ſpätern Zeit der antiken Tragödie wurde die Fünfzahl der Akte feſtgehalten. Die einzelnen Glieder der Handlung waren durch Chorgeſänge geſchieden, jeder ſolche Theil, der in der Regel einer unſerer ausgeführten Scenen entſpricht, ſetzte ſich in ſeinem Inhalt von dem Vorhergehenden ab, nicht ſo ſcharf als unſere Akte. Es ſcheint faſt, daß die einzelnen Stücke des Tages — nicht die Theile eines Stückes — durch einen heraufgezogenen Vorhang bereits getrennt wurden. Zwar läßt ſich das Situationsbild im Anfang des König Oedipus auch anders erklären, aber da die Decoration des Sophokles bereits im Stück mitſpielt, — und er liebt es eben ſo ſehr darauf hinzuweiſen, wie Aeſchylos auf ſeine Wagen und Flugmaſchinen, — ſo muß ihre Befeſtigung vor Beginn eines neuen Stückes doch den Augen der Zuſchauer entzogen worden ſein.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Sophokles, ſoweit ſie für uns erkennbar iſt, liegt in dem ſchönen ebenmäßigen Bau ſeiner Stücke.

Stärker als bei uns geſchieht, waren Einleitung und Schluß des alten Dramas von dem übrigen Bau abgeſetzt. Die Einleitung hieß Prologus, umfaßte einen oder mehre Auftritte von Soloſpielern vor dem erſten Einzug des Chors, enthielt alle Hauptſachen der Expoſition und wurde durch Chorgeſang von der aufſteigenden Handlung getrennt. Der Schluß, Exodus, in gleicher Weiſe durch Chorgeſang von der ſinkenden Handlung geſchieden, war aus einer ſorgfältig gearbeiteten Scenengruppe zuſammengeſetzt und umſchloß den Theil der dramatiſchen Handlung, welchen wir Neuern Kataſtrophe nennen. Der Prolog des Sophokles iſt in allen erhaltenen Stücken eine kunſtvoll aufgebaute Dialogſcene mit nicht unbedeutender Bewegung, in welcher zwei, zuweilen ſämmtliche drei Schauſpieler auftreten und ihre Parteiſtellung zu einander darlegen.

Er enthält aber zweierlei, erſtens: die allgemeinen Vorausſetzungen des Stückes; zweitens: was dem Sophokles eigenthümlich zu ſein ſcheint, eine beſonders eindrucksvolle Verführung des erregenden Momentes, das nach dem Chorgeſange die Handlung bewegen ſoll.

Auf den Prolog folgt der erſte Chorgeſang, nach dieſem die Handlung mit dem Eintreten der erſten Erregung; von da ſteigert ſich die Handlung in zwei oder mehr Abſätzen bis zum Höhenpunkt. Es ſind bei Sophokles zuweilen ſehr feine, an ſich unbedeutende Motive, welche dieſe Steigerung verurſachen. Mächtig aber erhebt ſich die Spitze der Handlung, allen Farbenglanz, die höchſte Poeſie verwendet er zum Heraustreiben dieſes Momentes. Und wo die Handlung einen ſtarken Umſchwung geſtattet, folgt die Scene des Umſchwungs, Peripetie oder Erkennung, nicht plötzlich und unerwartet, ſondern mit feinem Uebergange, immer in kunſtvoller Ausführung. Von da ſtürzt die Handlung raſch zum Ende, nur zuweilen iſt noch vor dem Exodus eine Stufe eingefügt. Die Kataſtrophe ſelbſt aber iſt wie eine beſondere Handlung gebildet, ſie beſteht nicht aus einer Scene, ſondern aus einem Bündel derſelben, der glänzende Botenbericht, die dramatiſche Aktion und zuweilen lyriſche Pathosſcene liegen darin durch kurze Uebergänge verbunden. Nicht in allen Stücken iſt die Kataſtrophe gleich kräftig und mit hochgeſteigerten Wirkungen behandelt. Es mag auch die Stellung des Stückes zu den andern deſſelben Tages die Arbeit des Schluſſes beſtimmt haben.

Die Tragödie „Antigone“ enthält — außer Prolog und Kataſtrophe — fünf Theile, von denen die drei erſten die Steigerung, der vierte den Höhenpunkt, der fünfte die Umkehr bilden. Jeder dieſer Theile, durch einen Chorgeſang von den übrigen getrennt, umfaßt eine zweitheilige Scene. Die Idee des Stückes iſt: Eine Jungfrau, die wider den Befehl des Königs ihren im Kampfe gegen die Vaterſtadt gefallenen Bruder beerdigt, wird von dem Könige zum Tode verurtheilt; dem

Könige gehn deshalb Sohn und Gattin durch Selbſtmord verloren. Der Prolog bringt in einer Dialogſcene, welche den Gegenſatz der Heldin zu ihren befreundeten Helfern ausſpricht, die Grundlage der Handlung und die Erklärung des aufregenden Momentes: den Entſchluß der Antigone, ihren Bruder zu beſtatten. Die erſte Stufe der Steigerung iſt nach Einführung des Königs Kreon der Botenbericht, daß Polyneikes heimlich beerdigt ſei, Zorn des Kreon und ſein Befehl an die Wächter, den Thäter zu finden. Die zweite Stufe iſt die Einführung der ergriffenen Antigone, das Ausſprechen ihres Gegenſatzes zu Kreon und das Eindringen der Ismene, welche ſich für eine Mitſchuldige der Schweſter erklärt und mit ihr ſterben will. Die dritte Stufe der Steigerung: das Flehen Hämon's und, da Kreon unerbittlich bleibt, die Verzweiflung des Liebenden. Auf die Botenſcene waren bis dahin immer größere bewegte Dialogſcenen gefolgt. Den Höhenpunkt bildet die Pathosſcene der Antigone, Geſang und Recitation; an dieſe ſchließt ſich der Befehl des Kreon, ſie zum Tode abzuführen. Von da ſinkt die Handlung ſchnell hinab. Der Seher Teireſias verkündet dem Kreon Unheil und ſtraft ſeinen Trotz; Kreon wird erweicht und gibt Befehl, die Antigone aus dem Grabgewölbe, in dem ſie eingeſchloſſen iſt, zu befreien. Und jetzt beginnt die Kataſtrophe in einer großen Scenengruppe: Botenbericht über den Tod der Antigone und des Hämon und verzweifelter Abgang der Eurydike, Klageſcene des Kreon und neuer Botenbericht über den Tod der Eurydike, Schlußklage des Kreon. Die Fortſetzung der Antigone ſelbſt iſt der Seher Teireſias und der Exangelos der Kataſtrophe, der befreundete Nebenſpieler iſt Ismene und Hämon, Gegenſpieler mit geringerer Kraft und ohne Pathos iſt Kreon. Eurydike iſt nur Aushilfsrolle.

Das kunſtvollſte Stück des Sophokles iſt „König Oedipus“, es beſitzt alle feinen Erfindungen der attiſchen Bühne, außer den Variationen in Geſängen und Chor, Peripetie-, Erkennungs-, Pathosſcenen, geſchmückten Bericht des Endboten. Die Handlung wird durch das Gegenſpiel beherrſcht, hat kurzes Steigen, verhältnißmäßig ſchwachen Höhenpunkt und längeres Sinken der Handlung. Der Prolog führt ſämmtliche drei Schauſpieler auf und berichtet außer den Vorausſetzungen: Theben unter Oedipus in Peſtzeit, auch das aufregende Moment, den Orakelſpruch: der Mord des Laios ſolle beſtraft werden, damit die Stadt Befreiung von der Seuche finde. Von da ſteigt die Handlung in zwei Stufen. Erſte: Teireſias, von Oedipus gerufen, weigert ſich den Orakelſpruch zu deuten; hart von dem heftigen Oedipus verdächtigt, weiſt er in doppeldeutigem Räthſelwort auf den geheimnißvollen Mörder und ſcheidet im Zorne. Zweite Stufe: Streit des Oedipus mit Kreon durch Jokaſte geſchlichtet. Darauf Höhenpunkt: Unterredung des Oedipus und der Jokaſte; die Erzählung der Jokaſte von dem Tod des Laios und die Worte des Oedipus: „O Weib, wie faßt es plötzlich mich bei deinem Wort“ ſind die höchſte Stelle der Handlung. Bis dahin hat Oedipus den eindringenden Vermuthungen heftigen Widerſtand entgegengeſtellt, ob ihm auch allmählich bange geworden, jetzt fällt die Empfindung einer unendlichen Gefahr in die Seele. Seine Rolle iſt der Kampf zwiſchen trotzigem Selbſtgefühl und bodenloſer Selbſtverachtung, in dieſer Stelle endet das erſte, beginnt die zweite. Von da geht die Handlung wieder in zwei Stufen mit prachtvoller Ausführung abwärts, die Spannung wird durch das Gegenſpiel der Jokaſte vermehrt, denn was ihr die furchtbare Gewißheit gibt, täuſcht noch einmal den Oedipus, die Effekte der Erkennungen ſind hier meiſterhaft behandelt. — Die Kataſtrophe iſt dreigliedrig: Botenſcene, Pathosſcene, Schluß mit einem weichen und verſöhnenden Accord.

Einfach dagegen iſt der Bau der „Elektra“. Er beſteht außer Prolog und Kataſtrophe aus zwei Stufen der Steigerung und zwei Stufen des Falles, von denen aber die beiden dem Höhenpunkt zunächſt ſtehenden mit dieſem zu einer großen

Scenengruppe verbunden ſind, welche in dieſer Tragödie den Mittelpunkt mächtig heraushebt. Das Stück enthält nicht nur die ſtärkſte dramatiſche Wirkung, welche uns von Sophokles erhalten iſt, es iſt auch nach anderer Rückſicht ſehr lehrreich, weil wir im Vergleich mit den Choephoren des Aeſchylos und der Elektra des Euripides, welche denſelben Stoff behandeln, deutlich erkennen, wie die Dichter ſich einer nach dem andern die berühmte Sage zurichteten. Bei Sophokles iſt Oreſtes, der Mittelpunkt zweier Stücke der Aeſchyleiſchen Trilogie, durchaus als Nebenfigur behandelt, er verübt die ungeheure That der Rache auf Befehl und als Werkzeug Apollo's, überlegt, gefaßt, ohne jede Spur von Zweifel und Schwanken, wie ein Krieger, der auf eine gefährliche Unternehmung ausgezogen iſt, und nur die Kataſtrophe ſtellt dieſen Haupttheil des alten Stoffes dramatiſch dar. Der Inhalt des Stückes ſind die Gemüthsbewegungen eines höchſt energiſchen und großartigen Frauencharakters, aber in ausgezeichneter Weiſe durch Wandlungen des Gefühls, durch Willen und That für die Bedürfniſſe der Bühne geformt. Auf den Prolog, in welchem Oreſtes und ſein Pfleger die Einleitung und die Darlegung des aufregenden Momentes geben: Ankunft der Rächer, welches in der Handlung aber zuerſt als Traum und Vorahnung Klytämneſtra's wirkt, — folgt die erſte Stufe der ſteigenden Handlung: Elektra erhält von Chryſothemis die Nachricht, daß ſie, die endlos Klagende, ins Gefängniß geſetzt werden ſolle; ſie beredet Chryſothemis, den ſühnenden Weiheguß, welchen die Mutter dem Grabe des gemordeten Vaters ſendet, nicht darüber zu ſchütten. Zweite Stufe: Kampf der Elektra und Klytämneſtra, dann Höhenpunkt: der Pfleger bringt die täuſchende Nachricht vom Tode des Oreſtes. Verſchiedene Wirkung der Nachricht auf die beiden Frauen. Pathosſcene der Elektra. Daran geſchloſſen die erſte Stufe der Umkehr: Chryſothemis kehrt freudig vom Grabe des Vaters zurück, verkündet, daß ſie eine fremde Haarlocke als fromme Weihe darauf gefunden, ein Freund ſei nahe;

Elektra glaubt der guten Botſchaft nicht mehr, fordert die Schweſter auf, mit ihr vereint den Aegiſthos zu töten, zürnt der widerſtehenden Chryſothemis, Entſchluß, allein die That zu thun. Zweite Stufe: Oreſtes als Fremder, mit dem Aſchenkruge des Oreſtes. Trauer Elektra's und Erkennungsſcene, von hinreißender Schönheit. Der Exodus enthält die Darſtellung der Rachethat zuerſt in den fürchterlichen Gemüthsbewegungen der Elektra, dann Auftreten und Tötung des Aegiſthos.

Der Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ ſieht, wenn man die Idee des Stückes betrachtet, höchſt ungünſtig für dramatiſche Behandlung aus. Daß ein umherirrender Greis den Segen, welcher nach Götterſpruch an ſeinem Grabe hängen ſoll, nicht der undankbaren Vaterſtadt, ſondern gaſtfreien Fremdlingen zuwendet, ein ſolcher Stoff ſcheint nur zufälliger patriotiſcher Empfindung der Hörer leidlich. Und doch hat Sophokles auch hier Spannung, Steigerung, leidenſchaftlichen Kampf von Haß und Liebe einzuſetzen gewußt. Das Stück hat aber eine Beſonderheit im Aufbau. Der Prolog iſt zu einem größeren Ganzen erweitert, welches auch im äußern Umfange der Kataſtrophe entſpricht; er beſteht aus zwei Theilen, jeder aus drei kleinen Scenen, zuſammengefügt durch ein pathetiſches Moment: Wechſelgeſang zwiſchen den Soloſpielern und dem bereits hier auftretenden Chor. Der erſte Theil des Prologs enthält die Expoſition, der zweite das aufregende Moment, die Nachricht, welche Ismene dem greiſen Oedipus bringt, daß er von ſeiner Vaterſtadt Theben verfolgt werde. Von da ſteigert ſich die Handlung in einem einzigen Abſatz: Theſeus, Herr des Landes, erſcheint, verſpricht ſeinen Schutz, — bis zum Höhenpunkte, einer großen Streitſcene mit kräftiger Aktion: Kreon tritt auf, die Töchter mit Gewalt fortreißend, den Oedipus ſelbſt mit Zwang bedrohend, damit er heimkehre, aber Theſeus bewährt ſeine ſchützende Gewalt und entfernt den Kreon. Darauf folgt die Umkehr in zwei Stufen, die Töchter werden dem

Greiſe durch Theſeus gerettet zurückgebracht; Polyneikes erfleht in eigennützigem Sinne Verſöhnung mit dem Vater und Rückkehr deſſelben. Unverſöhnt entſendet ihn Oedipus, nur Antigone ſpricht mit rührenden Worten die Treue der Schweſter aus. Darauf die Kataſtrophe: die geheimnißvolle Entrückung des Oedipus, kurze Redeſcene und Chor, dann große Botenſcene und Schlußgeſang. Das Stück wird durch die Erweiterung des Prologs und der Kataſtrophe um etwa dreihundert Verſe länger, als die übrigen erhaltenen Dramen des Sophokles. Die freiere Behandlung der feſtſtehenden Scenenform läßt ebenſo wie der Inhalt erkennen, was wir auch aus alten Berichten wiſſen, daß die Tragödie eines der letzten Werke des greiſen Dichters war.

Vielleicht das früheſte der erhaltenen Dramen iſt „Die Trachinierinnen". Auch hier iſt einiges Auffällige im Bau: der Prolog enthält nur die Einleitung, Sorge der Gattin Deianeira um den in der Ferne weilenden Herakles und Entſendung des Sohnes Hyllos, den Vater aufzuſuchen. Das aufregende Moment liegt im Stücke ſelbſt und bildet die erſte Hälfte der zweitheiligen Steigerung: Nachricht von der Ankunft des Herakles. Zweite Stufe: Deianeira erfährt, daß die gefangene Sklavin, welche der Gatte vorausgeſendet hat, ſeine Geliebte iſt. Höhenpunkt: im ehrlichen Herzen faßt Deianeira den Entſchluß, dem geliebten Manne einen Liebeszauber zu ſenden, den ihr ein von ihm erſchlagener Feind hinterlaſſen. Sie übergibt das Zaubergewand dem Herold. Die fallende Handlung in einer Stufe berichtet ihre Sorge und Reue über die Sendung, ſie hat durch eine Probe anerkannt, daß etwas Unheimliches in dem Zauber ſei. Der rückkehrende Sohn verkündet ihr mit harten Worten, daß dem Gemahl das Geſchenk tötliche Krankheit bereitet habe. Darauf die zweitheilige Kataſtrophe, zuerſt Botenſcene, welche den Tod der Deianeira verkündet, dann wird Herakles ſelbſt, der Hauptheld des Stückes, in der Pein tötlicher Schmerzen vorgeführt, wie er nach großer

Pathosſcene von ſeinem Sohne die Verbrennung auf dem Berge Oeta fordert.

Die Tragödie „Aias“ enthält nach dem dreitheiligen Prolog eine Steigerung in drei Stufen, zuerſt Klage und Familiengefühl des Aias und ſeinen Entſchluß zu ſterben; dann das Verhüllen ſeines Planes aus Rückſicht auf die Trauer der Befreundeten; endlich (ohne daß ein Scenenwechſel anzunehmen iſt) einen Botenbericht, daß Aias ſich an dieſem Tage nicht aus dem Zelt entfernen ſolle, und den Abgang der Gattin und des Chors, den Entfernten zu ſuchen. Darauf den Höhenpunkt, die Pathosſcene des Aias und ſeinen Selbſtmord, beſonders dadurch ausgezeichnet, daß der Chor vorher aus der Orcheſtra abgetreten iſt, die Scene erhält dadurch den Charakter eines Monologs. Darauf folgt die Umkehr in zwei Theilen, zuerſt das Auffinden des Toten, Klage der Tekmeſſa und des eintretenden Bruders Teukros; dann der Streit zwiſchen Teukros und Menelaos, welcher die Beerdigung verbieten will. Die Kataſtrophe endlich, eine Steigerung dieſes Streites in einer Dialogſcene zwiſchen Teukros und Agamemnon, die Vermittelung durch Odyſſeus und die Verſöhnung.

„Philoktetes“ iſt durch beſonders regelmäßigen Bau ausgezeichnet; die Handlung ſteigt und fällt in ſchönem Ebenmaße. Nachdem im Prolog eine Dialogſcene zwiſchen Odyſſeus und Neoptolemos die Vorausſetzungen und das erregende Moment erklärt hat, folgt der erſte Theil, die Steigerung, in einer Gruppe von drei verbundenen Scenen, darauf der Höhenpunkt und das tragiſche Moment in zwei Scenen, von denen die erſte eine prachtvoll ausgeführte zweitheilige Pathosſcene iſt, dann der dritte Theil, die Umkehr, genau dem erſten entſprechend, wieder in einer Gruppe von drei verbundenen Scenen. Ebenſo genau entſprechen einander die Chöre. Der erſte Geſang iſt Wechſelgeſang des zweiten Schauſpielers mit dem Chor, der dritte ebenſo ein Wechſelgeſang des erſten

Schauſpielers mit dem Chor. Nur in der Mitte ſteht ein voller Chorgeſang. Die Auflöſung des eintretenden Chors in ein dramatiſch bewegteres Zuſammenſpiel — ſowohl im Philoktetes als im Oedipus auf Kolonos — iſt wohl nicht zufällig. Man möchte aus der ſicheren Beherrſchung der Formen und aus der meiſterhaften Scenenführung ſchließen, daß dies Drama der ſpäteren Zeit des Sophokles angehört.*)

Auch hier hat der erſte Schauſpieler Philoktetes die pathetiſche Rolle; die heftigen Bewegungen deſſelben, mit wunderbarer Schönheit und reichen Einzelzügen dargeſtellt, gehen durch einen großen Kreis von Stimmungen und erheben ſich in dem Höhenpunkt, der großen Pathosſcene des Stückes, mit markerſchütternder Gewalt; nie iſt wohl kühner und großartiger der für das Drama ſo bedenkliche Zuſtand entſetzlicher Körperſchmerzen und gleich darauf der nagenden Seelenleiden geſchildert worden. Aber der ehrliche, verbitterte, hartnäckige Mann gab für die Handlung ſelbſt nicht Gelegenheit zu dramatiſchem Fortſchritt. So iſt dieſer in die Seele des zweiten Schauſpielers gelegt und Neoptolemos Träger der Handlung. Nachdem er ſich im Prolog den ſchlauen Rathſchlägen des

---

*)

	Prolog:	Neoptolemos, Odyſſeus.
Chor und Neoptolemos im Wechſelgeſang		
Steigerung der Handlung	1. Botenſcene mit Erkennung	Philoktetes, Neoptolemos.
	2. Botenſcene	Vorige, Kaufmann.
	3. Erkennungsſcene (des Bogens)	Philoktetes, Neoptolemos.
	Chorgeſang.	
Höhenpunkt, das tragiſche Moment	1. Doppelpathosſcene	Philoktetes, Neoptolemos.
	2. Dialogſcene	Vorige, Odyſſeus.
Chor und Philoktetes im Wechſelgeſang.		
ſinkende Handlung und Kataſtrophe	1. Dialogſcene.	Neoptolemos, Odyſſeus.
	2. Dialogſcene.	Philoktetes, Neoptolemos, dazu Odyſſeus.
	3. Verkündigung und Schluß.	Philoktetes, Neoptolemos, Herakles.

Odyſſeus nicht ohne Widerwillen gefügt hat, verſucht er im erſten Theil der Handlung den Philoktetes durch Täuſchung fortzuführen. Philoktetes ſtützt ſich vertrauend auf ihn, als den Helfer, der ihn in die Heimat zu bringen verheißt, und übergibt ihm den heiligen Bogen. Aber der Anblick der ſchweren Leiden des Kranken, der rührende Dank des Philoktetes für die Menſchlichkeit, welche ihm bewieſen wird, erregen dem Sohne Achill's das edle Herz, und im innern Kampfe geſteht er dem Kranken ſeine Abſicht, ihn mit ſeinem Bogen zum Griechenheer zu bringen. Die Vorwürfe des enttäuſchten Philoktetes vermehren ſeine Gewiſſensbiſſe; daß der herbeieilende Odyſſeus den Kranken mit Gewalt feſthalten läßt, ſteigert dem Neoptolemos die Aufregung. Beim Beginn der Kataſtrophe ſtellt ſich des Neoptolemos Ehrlichkeit gegen Odyſſeus ſelbſt zum Streit, er gibt dem Philoktetes den tötenden Bogen zurück, fordert ihn noch einmal auf, zum Heere zu folgen, und als dieſer ſich weigert, verſpricht er ihm hochgeſinnt, das Wort, das er im erſten Theil der Handlung trügeriſch gab, jetzt wahr zu machen, dem Haß des ganzen Griechenheeres zu trotzen und den armen Leidenden mit ſeinem Schiff in die Heimat zu führen. So iſt durch die Charakterbewegung des treibenden Helden die Handlung dramatiſch geſchloſſen, aber allerdings in geradem Gegenſatz zu der überlieferten Sage, und Sophokles hat, um das Unveränderliche des Stoffes mit dem dramatiſchen Leben ſeines Stückes in Einklang zu bringen, zu einem Aushilfsmittel gegriffen, das in keinem anderen ſeiner erhaltenen Stücke benutzt wird: er läßt in der Schlußſcene das Bild des Herakles erſcheinen und den Entſchluß des Philoktetes umſtimmen.

Dieſer Schluß, für unſere Empfindung unorganiſch, iſt doch nach doppelter Richtung belehrend, er zeigt, wie ſchon Sophokles durch die epiſche Härte des überlieferten Mythos eingeengt wurde und wie ſeine hohe Begabung gegen Gefahren kämpfte, an denen kurz nach ihm die alte Tragödie untergehen ſollte. Ferner aber belehrt er über das Mittel, wodurch der weiſe Dichter den Uebelſtand einer umſtimmenden Erſcheinung zwar nicht für unſer Gefühl, aber für die Empfindung ſeiner Zuſchauer zu bewältigen wußte. Zunächſt beruhigte er ſein künſtleriſches Gewiſſen dadurch, daß er die innere dramatiſche Bewegung vorher vollſtändig abſchloß. Das Stück, ſoweit es zwiſchen Neoptolemos und Philoktetes ſpielt, iſt zu Ende. Nach ſtürmiſchem Kampfe haben ſich beide Helden in ein edles Einvernehmen geſtellt. Aber ſie ſind auf einem Standpunkte angelangt, gegen welchen Götterſpruch und der Vortheil des Hellenenheeres Widerſpruch einlegen. Dieſes höchſte Intereſſe nun vertritt der dritte Schauſpieler, der liſtenfrohe rückſichtsloſe Staatsmann Odyſſeus. Mit der Vorliebe, welche Sophokles auch ſonſt noch für ſeinen dritten Mann zeigt, hat er hier die Perſönlichkeit deſſelben beſonders fein verwerthet. Nachdem der Gegenſpieler im Prolog den wohlbekannten Charakter des Odyſſeus behaglich ausgeſprochen hat, erſcheint er gleich darauf in einer Verkleidung, bei welcher der Zuhörer nicht nur im Voraus weiß, daß die fremde Geſtalt eine liſtige Erfindung des Odyſſeus iſt, ſondern auch die Stimme des Odyſſeus und ſein ſchlaues Gebahren erkennt. Und noch dreimal tritt er als Odyſſeus in die Handlung, um auf den Vortheil des Ganzen, die Nothwendigkeit des Zugreifens hinzuweiſen, immer höher und nachdrücklicher wird ſein Widerſpruch. Zuletzt in der Kataſtrophe, kurz bevor der göttliche Heros in der Höhe ſichtbar wird, tönt die Stimme und erſcheint die Geſtalt des warnenden Odyſſeus, wahrſcheinlich im Schutz des Felſens, um nochmals Widerſpruch zu erheben, und diesmal iſt ſein drohender Zuruf ſtreng und ſiegbewußt. Wenn nun kurze Zeit darauf vielleicht über derſelben Stelle, wo ſich Odyſſeus auf Augenblicke gezeigt, die verklärte Geſtalt des Herakles ſichtbar wird und wieder mit der Stimme des dritten Schauſpielers daſſelbe fordert, mild und verſöhnend, ſo erſchien dem Zuſchauer Herakles ſelbſt wie eine Steigerung des Odyſſeus, und bei dieſer letzten Wiederholung deſſelben Befehls empfand er nicht nur ein von außen hereintretendes Neues, ſondern noch lebhafter die unwiderſtehliche Kraft des klugen Menſchenverſtandes, der durch das ganze Stück gegen die leidenſchaftliche Befangenheit der andern Darſteller gekämpft hatte. Das Kluge und Abſichtliche dieſer Steigerung, die geiſtige Einheit der drei Rollen des dritten Schauſpielers wurde von den Hörern zuverläſſig als eine Schönheit des Stückes empfunden.

4.

Das Drama der Germanen.

Daß die Freude am Schauen, die Abbildung ungewöhnlicher Ereigniſſe durch menſchliches Spiel dem Drama der Germanen die Anfänge beherrſcht hat, erkennt man noch heut an den Werken hoher Kunſt wie an den Neigungen des Publikums, vor Allem an den Erſtlingsverſuchen unſerer Dichter.

Shakeſpeare füllte die alten Gewohnheiten eines ſchauluſtigen Volkes mit dramatiſchem Leben, er ſchuf aus locker zuſammengewebter Erzählung ein kunſtvolles Drama. Aber bis auf ihn und ſeine romantiſchen Zeitgenoſſen reichten über faſt zwei Jahrtauſende hinüber einige Glanzſtrahlen aus der großen Zeit des attiſchen Theaters.

Auch ihm war die Einrichtung der Stücke abhängig von dem Bau ſeiner Bühne. Sein Bühnenraum hatte, ſelbſt in der letzten Zeit, ſchwerlich Seitencouliſſen, und eine einfache ſtehende Architektur des Hintergrundes. Dieſer enthielt eine erhöhte kleinere Bühne, zur Seite Pfeiler, darüber einen Balkon, von welchem Treppen zur Vorderbühne herabführten. Der vordere Spielraum hatte keinen Vorhang, die Einſchnitte im Stück konnten nur durch Pauſen bezeichnet werden und trennten deshalb weit weniger, als bei uns. Es war deshalb nicht ebenſo wie auf unſerem Theater möglich, in die Mitte einer Situation einzuführen oder dieſelbe unvollendet zu laſſen; in Shakeſpeare's Dramen mußten alle Perſonen auftreten, bevor ſie zu dem Publikum ſprechen konnten, und alle vor den Augen der Zuſchauer abgehen, ſogar die Toten mußten in angemeſſener Weiſe hinausgetragen werden. Nur die innere Bühne war durch einen Behang verdeckt, welcher im Stück ohne Mühe auf- und zugezogen wurde und einen bequemen Wechſel der Scene bezeichnete. Erſt war der Vorderraum Straße, auf welchem Romeo und ſeine Begleiter in Maske auftraten; waren ſie abgezogen, dann öffnete ſich der Vorhang, man war in den Gaſtzimmern des Capulet, welche durch aufwartende Diener angedeutet wurden. Capulet trat aus dem Hintergrund der Mitte hervor und begrüßte die Fremden, ſeine Geſellſchaft quoll auf die Bühne und vertheilte ſich im Vordergrund; hatten ſich die Gäſte entfernt, ſo ſchloß ſich der Mittelvorhang hinter Julia und der Amme; dann war die Bühne wieder Straße, von welcher Romeo hinter den Vorhang ſchlüpfte, um den luſtigen Gefährten, welche nach ihm riefen, unſichtbar zu werden; waren dieſe abgegangen, ſo erſchien Julia auf dem Balkon, die Bühne war Garten, Romeo trat hervor u. ſ. w.*) Alles beweglicher und leichter, wechſelnde Gruppen, ein raſcheres Kommen und Gehen, behenderes Spiel, engerer Zuſammenſchluß des Geſammteindrucks. An dieſe oft beſprochene Einrichtung der Bühne wird deshalb erinnert, weil die Entbehrlichkeit des Scenenwechſels und die alte Gewöhnung der Zuſchauer, mit rüſtiger Phantaſie jeden Sprung durch Ort und Zeit zu machen, auch auf die Eintheilungen Shakeſpeare's entſcheidenden Einfluß übte. Die Zahl der kleinen Einſchnitte konnte größer ſein als bei uns, weil ſie weniger ſtörten, zumal kleine Scenen waren mühelos einzuſchieben; was uns Zerſplitterung der Handlung erſcheint, wurde durch die techniſche Einrichtung weniger empfindlich.

---

*) Die Balkonſcene gehört für unſere Bühne an das Ende des erſten Aktes, nicht in den zweiten, aber der erſte Akt wird dadurch unverhältnißmäßig lang. Es iſt ein Uebelſtand, daß unſere Eintheilung der Stücke die Handlung Shakeſpeare's zuweilen da zerſchneidet, wo ein raſcher Fortgang oder eine ſehr kurze Unterbrechung geboten ſind.

Dazu kam, daß das Publikum Shakeſpeare's, gewöhnt zu ſchauen, ſeit alter Zeit Vorliebe für Handlungen hatte, welche zahlreiche Menſchen in heftiger Bewegung zeigten. Aufzüge, Gefechte, figurenreiche Scenen wurden gern geſehen und gehörten trotz der ärmlichen Ausſtattung, welche im Ganzen das Schauſpiel jener Zeit hatte, doch zu den beliebten Zuthaten eines Stückes. Wie die Engländer jener Zeit, ſind auch die Helden Shakeſpeare's geſellige Menſchen. Gern erſcheinen ſie mit einem Gefolge von Genoſſen, vertraulich ſprechen ſie ſich über wichtige Beziehungen ihres Lebens auf dem Markt, der Straße, in zwangloſer Unterhaltung aus.

Noch mußte zu Shakeſpeare's Zeit der Schauſpieler mehre Rollen übernehmen, aber ſeine Aufgabe war bereits, das eigene Ich ganz zu verhüllen und die ſchöne Wahrheit mit dem Schein der Wirklichkeit zu umkleiden. Nur die Frauenrollen, welche noch von Männern geſpielt wurden, bewahrten etwas von der antiken Weiſe des Bühnenſpiels, welche den Zuſchauer zum Vertrauten der hervorzubringenden Täuſchung machte.

Auf ſolcher Bühne trat die dramatiſche Kunſt der Germanen in ihre erſte und ſchönſte Blüthe. Die Technik Shakeſpeare's iſt in vielen Hauptſachen dieſelbe, welche noch wir zu erwerben ſuchen. Und er hat, im Ganzen betrachtet, die Form und den Bau auch unſerer Stücke feſtgeſtellt. Auch in den folgenden Blättern muß immer wieder von ihm die Rede ſein, deshalb werden hier nur einige Beſonderheiten ſeiner Zeit und ſeines Weſens erwähnt, welche wir nicht mehr nachahmen dürfen.

Zunächſt iſt für unſere Bühne der Wechſel ſeiner Scenen zu häufig, vor Allem ſind die kleinen Zwiſchenſcenen ſtörend. Wo er ein Bündel von Scenen zuſammenſchnürt, werden wir den entſprechenden Theil der Handlung in eine einzige umbilden müſſen. Wenn z. B. im Coriolanus die dunkle Geſtalt des Aufidius oder ein anderer Volsker vom erſten Akt an in kleinen Scenen auftreten, um das Gegenſpiel anzudeuten, bis zur zweiten Hälfte des Stückes, wo daſſelbe kräftig hervorbringt, ſo ſind wir gänzlich außer Stande, dieſe flüchtigen Momente — mit Ausnahme der Kampfſcene im Anfang der Steigerung — auf unſerer Bühne wirkſam zu machen. Wir werden aber auch den Haupthelden ſelbſt ihre Scenen ſtraffer zuſammenfaſſen und ihre Bewegungen in einer geringeren Zahl von Situationen und deshalb in runderer Ausführung darſtellen müſſen.

Wir bewundern an Shakeſpeare die mächtige Kraft, mit welcher er ſeinen Helden nach kurzer Einleitung die Aufregung in den Weg wirft und ſie in ſchneller Steigerung bis zur verhängnißvollen Höhe hinauftreibt. Wie er Handlung und die Charaktere in der erſten Hälfte des Dramas bis über den Höhenpunkt hinaus leitet, iſt auch uns muſtergiltig. Und in der zweiten Hälfte ſeiner Dramen iſt die Kataſtrophe ſelbſt mit einer genialen Sicherheit und Größe angelegt, ohne jedes Streben nach überraſchendem Eindruck, ſcheinbar ſorglos, in gedrungener Ausführung, eine ſelbſtverſtändliche Folge des Stückes. Aber nicht immer gelingen dem großen Dichter die Momente der ſinkenden Handlung zwiſchen Höhenpunkt und Kataſtrophe, der Theil, welcher etwa den vierten Akt unſerer Stücke füllt. An dieſem verhängnißvollen Theil ſcheint er noch zu ſehr eingeengt durch die Gewohnheiten ſeiner Bühne. In mehren der größten Dramen aus ſeiner kunſtvollen Zeit zerſplittert an dieſem Theil die Handlung in kleine Scenen, welche epiſodiſchen Charakter haben und nur eingeſetzt ſind, den Zuſammenhang zu erklären. Die inneren Zuſtände des Helden ſind verdeckt, die Erhöhung der Wirkungen und die hier ſo nothwendige Zuſammenfaſſung fehlen. So iſt es im Lear, im Macbeth, im Hamlet, ähnlich in Antonius und Kleopatra. Selbſt im Julius Cäſar enthält zwar die Umkehr jene prachtvolle Scene des Streites und der Verſöhnung zwiſchen Brutus und Caſſius und die Erſcheinung des Geiſtes, aber was darauf folgt, iſt wieder vielgetheilt und zerriſſen. In Richard III. iſt die ſinkende Handlung zwar in mehre große Momente zuſammengezogen, aber dieſe entſprechen in ihrer Bühnenwirkung doch nicht vollſtändig der ungeheuren Macht des erſten Theils.

Wir erklären dieſe Eigenthümlichkeit Shakeſpeare's aus einem Ueberreſt der alten Gewohnheit, auf der Bühne durch Rede und Gegenrede die Geſchichte zu erzählen. Wie in Hamlet der finſtere Verdacht gegen den König arbeitet, wie Macbeth mit dem Mordgedanken kämpft, wie Lear immer tiefer in das Elend hinabgeſtoßen wird, wie Richard von einem Verbrechen zum andern fortſchreitet, das ſoll in der erſten Hälfte dieſer Dramen dargeſtellt werden. Das Ich des Helden, welches ſich durchzuſetzen ringt, vereinigt hier faſt die ganze Theilnahme in ſich. Aber von dem Punkte ab, wo das Wollen That geworden iſt, oder wo die leidenſchaftliche Befangenheit des Helden ihre höchſte Stufe erreicht hat, wo die Folgen des Geſchehenen wirken und die Siege des Gegenſpiels beginnen, wird ſelbſtverſtändlich die Bedeutung der Gegner größer. Sobald Macbeth König und Banquo ermordet iſt, muß der Dichter an neuen Menſchen und Ereigniſſen den würgenden Gewaltherrſcher erweiſen, müſſen andere Gegenſpieler den Kampf gegen ihn zum Ende führen. Wenn Coriolan aus Rom verbannt iſt, muß er in neuen Verhältniſſen und mit neuen Zielpunkten vorgeführt werden; wenn Lear als wahnſinniger Bettler umherhüpft, muß das Stück entweder ſchließen, was doch nicht ohne weiteres möglich iſt, oder die übrigen Perſonen müſſen neue Wendungen ſeines Schickſals herbeiführen.

Es iſt alſo natürlich, daß vom Höhenpunkt ab eine größere Zahl von neuen Motiven, vielleicht von neuen Perſonen in das Stück hineingezogen wird; es iſt ferner natürlich, daß dieſes Spiel der Gegenpartei vorzugsweiſe die Einwirkungen zu ſchildern hat, welche von außen her auf den Helden ausgeübt werden, und deshalb mehr äußerliche Handlung und eine breitere Vorführung der feſſelnden Momente nöthig macht. Und es iſt alſo gar nicht auffallend, daß Shakeſpeare gerade hier der Schauluſt und der ſehr bequemen Scenenfügung ſeiner Zeit mehr nachgab, als unſerer Bühne erlaubt iſt.

Aber das allein iſt es nicht. Zuweilen vermag man die Empfindung nicht abzuwehren, daß die Wärme des Dichters für ſeine Helden in der zweiten Hälfte geringer geworden iſt. Durchaus nicht in Romeo und Julia. Hier iſt in der Umkehr zwar Romeo gedeckt, aber des Dichters Liebling Julia um ſo mächtiger herausgebildet. Auch nicht im Coriolan, wo die beiden ſchönſten Scenen des Stückes, die im Hauſe des Aufidius und die große Scene mit der Mutter, in der Umkehr liegen.

Auffällig aber im Lear. Was auf die Hüttenſcene folgt, iſt faſt nur Epiſode oder in Rede und Gegenrede vertheilte Erzählung von ungenügender Wirkung, auch die zweite Wahnſinnſcene Lear's iſt keine Steigerung der erſten. Aehnlich im Macbeth. Nach der furchtbaren Banketſcene iſt der Dichter mit dem innern Leben ſeines Helden fertig. Die ausgeführte Hexenſcene, die Prophezeiung, die herbe Epiſode in dem Hauſe Macduff's, wenig anziehende Figuren des Gegenſpieles füllen dieſen Theil, in einer ſceniſchen Anordnung, die wir nicht nachahmen dürfen, und nur zuweilen blitzt die große Kraft des Dichters auf, wie in der Kataſtrophe der Lady Macbeth.

Offenbar iſt ihm die größte Freude, aus den geheimſten Tiefen der Menſchennatur ein Wollen und Thun herauszubilden; darin iſt er unerſchöpflich reich, tief und gewaltig, wie kein anderer Dichter. Hat er an ſeinen Helden dieſe große Aufgabe gelöſt, ſind die ſeeliſchen Vorgänge bis zu einer verhängnißvollen That dargeſtellt, dann erfüllt ihn die Gegenwirkung der Welt, das ſpätere Schickſal des Helden nicht immer mit demſelben Antheil.

Sogar im Hamlet iſt eine Schwäche der Umkehr zu merken. Das Trauerſpiel iſt wahrſcheinlich mehremale von dem Dichter überarbeitet, es war zuverläſſig für ihn ein Lieblingsſtoff; die tiefſinnigſte Poeſie hat er hineingeheimnißt; aber dieſe Ueberarbeitungen in längeren Zwiſchenräumen haben dem Drama auch das ſchöne Ebenmaß genommen, welches bei gleichzeitigem Guß aller Theile möglich iſt. Hamlet iſt allerdings kein Niederſchlag poetiſcher Stimmungen aus einem halben Menſchenleben, wie der Fauſt, aber Riſſe, Lücken, kleine Widerſprüche in Ton und Sprache, zwiſchen Charakteren und Handlung blieben dem Dichter unvertilgbar. Daß Shakeſpeare den Charakter Hamlet's bis über den Höhenpunkt ſo liebevoll durchgearbeitet und vertieft hat, machte den Gegenſatz zur zweiten Hälfte um ſo größer; ja der Charakter ſelbſt erhielt etwas Schillerndes und Vieldeutiges dadurch, daß tiefere und geiſtvollere Motive in das Gefüge der aufſteigenden Handlung eingeſetzt wurden. Etwas von der alten Art und Weiſe, Geſchichte auf die Bühne zu bringen, blieb auch in der letzten Bearbeitung des Dichters hängen, einige Stellen in Ophelia's Ausgang und die Totengräberſcene ſcheinen neugeſchliffene Edelſteine zu ſein, die der Dichter, den früheren Zuſammenhang überarbeitend, eingeſetzt hat.

Demungeachtet iſt es lehrreich, ſich die kunſtvolle Zuſammenfügung des Dramas aus den früher beſprochenen Beſtandtheilen in einem Schema deutlich zu machen. Das Planmäßige und Zweckvolle des Baues iſt von dem Dichter nicht ganz durch dieſelbe verſtändige Ueberlegung gefunden, welche beim Aufſtellen des Ueberblickes dem Leſer nöthig wird. Vieles iſt offenbar ohne lange Erwägung, wie mit Naturnothwendigkeit durch die ſchöpferiſche Kraft geworden, an anderen Stellen wird der Dichter bedächtig erwogen, geſchwankt und ſich entſchieden haben. Aber die Geſetze für ſein Schaffen, mögen ſie nun geheim und ihm ſelbſt unbewußt ſeine Erfindung gerichtet, oder mögen ſie ihm als erkannte Regeln die ſchöpferiſche Kraft für gewiſſe Wirkungen angeregt haben, ſie ſind für uns Leſer an dem fertigen Werke überall deutlich erkennbar. Dieſe geſetzmäßig ſich entwickelnde Gliederung des Dramas wird hier ohne Rückſicht auf die herkömmliche Theilung in Akte kurz dargeſtellt.

Einleitung. 1. Der ſtimmende Accord: Auf der Terraſſe erſcheint der Geiſt; die Wachen und Horatio. 2. Die Expoſition ſelbſt: Hamlet im Staatszimmer, vor dem Eintritt des aufregenden Momentes. 3. Verbindungsſcene zum Folgenden: Horatio und die Wachen unterrichten den Hamlet vom Erſcheinen des Geiſtes.

Eingeſchobene Expoſitionsſcene der Nebenhandlung. Die Familie Polonius bei der Abreiſe des Laertes.

Das aufregende Moment. 1. Einleitender Accord: Erwartung des Geiſtes. 2. Der Geiſt erſcheint Hamlet. 3. Haupttheil: Er offenbart ihm den Mord. 4. Uebergang zum Folgenden: Hamlet und die Vertrauten.

Durch die beiden Geiſterſcenen, zwiſchen denen die Einführung der Hauptperſonen ſtattfindet, werden die Scenen der Einleitung und erſten Aufregung zu einer Gruppe zuſammengeſchloſſen, deren Gipfelpunkt nahe am Ende liegt.

Steigerung in vier Stufen. Erſte Stufe: Die Gegenſpieler. Polonius macht geltend, daß Hamlet aus Liebe zu Ophelia wahnſinnig geworden. Zwei kleine Scenen: Polonius in ſeinem Hauſe und vor dem König. Uebergang zum Folgenden.

Zweite Stufe: Hamlet beſchließt, den König durch ein Schauſpiel auf die Probe zu ſtellen. Eine große Scene mit epiſodiſchen Ausführungen: Hamlet gegen Polonius, die Hofleute, die Schauſpieler. Das Selbſtgeſpräch Hamlet's leitet zu dem Folgenden über.

Dritte Stufe: Prüfung Hamlet's durch die Gegenſpieler. 1. Der König und die Intriganten. 2. Hamlet's berühmter Monolog. 3. Hamlet warnt Ophelia. 4. Schluß: Der König ſchöpft Verdacht.

Dieſe drei Stufen der Steigerung ſind jede mit Rückſicht auf die Wirkung der beiden andern gearbeitet: die erſte Stufe wird zur Einleitung, die breite und behagliche Ausführung der zweiten bildet den ſteigernden Haupttheil, die dritte, durch die Fortſetzung des Monologs ſchön mit der zweiten verbunden, den Gipfelpunkt dieſer Gruppe mit ſchnellem Abfall.

Vierte Stufe, welche zum Höhenpunkt hinüber leitet: Das Schauſpiel. Beſtätigung des Verdachtes. 1. Einleitung: Hamlet, die Schauſpieler und Hofleute. 2. Haupttheil: Die Aufführung und der König. 3. Uebergang: Hamlet, Horatio und die Hofleute.

Höhenpunkt. Eine Scene mit Vorſcene: der König betend, Hamlet zaudernd. Eng daran ſchließt ſich

Das tragiſche Moment. Eine Scene: Hamlet erſticht in der Unterredung mit ſeiner Mutter den Polonius. Zwei kleine Scenen als Uebergang zum Folgenden: Der König beſchließt den Hamlet zu verſenden.

Auch dieſe drei Scenengruppen ſind zu einem Ganzen verbunden, in deſſen Mitte der Höhenpunkt ſteht. Zu beiden Seiten in großer Ausführung die letzte Stufe der Steigerung und das tragiſche Moment.

Die Umkehr. Einleitende Zwiſchenſcene. Fortinbras und Hamlet auf dem Wege.

Erſte Stufe. Eine Scene: Ophelia's Wahnſinn und der Rache fordernde Laertes.

Zwiſchenſcene: Brief Hamlet's an Horatio.

Zweite Stufe. Eine Scene: Laertes und der König bereden den Tod Hamlet's. Schluß und Uebergang zum Folgenden bildet der Bericht der Königin über den Tod der Ophelia.

Dritte Stufe. Begräbniß der Ophelia. Die Einleitungsſcene mit großer epiſodiſcher Ausführung: Hamlet und die Totengräber. Die kurz gehaltene Hauptſcene: ſcheinbare Verſöhnung des Hamlet mit Laertes.

Kataſtrophe. Einleitende Scene: Hamlet und Horatio, Haß gegen den König; als Uebergang zum Folgenden: die

Meldung Osrick's, darauf Hauptſcene: die Entſcheidung. Schluß: Ankunft des Fortinbras.

Die drei Stufen der ſinkenden Handlung ſind weniger regelmäßig gebildet als die der erſten Hälfte; die kleinen Zwiſchenſcenen ohne Handlung, durch welche Hamlet's Reiſe und Rückkehr berichtet wird, ſowie die Epiſode mit dem Totengräber zerſtückeln das ſceniſche Gefüge. Die Arbeit des dramatiſchen Ausgangs iſt von alterthümlicher Kürze und Strenge.

5.

Die fünf Akte.

Das Drama der Hellenen war in regelmäßiger Gliederung ſo aufgebaut, daß zwiſchen einer abgeſchloſſenen Einleitung und Kataſtrophe der Höhenpunkt ſtark hervortrat, durch wenige Scenen der Steigerung und des Falles mit Anfang und Ende verbunden, darin eine kurze Handlung mit heftiger Leidenſchaft gefüllt, in breiter Ausführung. Das Drama des Shakeſpeare führte eine umfangreiche Handlung in einer bunten Reihe dramatiſcher Momente, in häufigem Wechſel von ausgeführten Scenen und Nebenſcenen zu ſteiler Höhe empor und vom Gipfel in ähnlicher Stufenfolge abwärts; das Ganze zog geräuſchvoll, heftig bewegt, figurenreich, mit ſtarkem Herausheben der hohen Wirkungen vorüber. Die deutſche Bühne, auf welcher ſeit Leſſing unſere Kunſt erblühte, faßte die ſceniſchen Wirkungen in größere Gruppen zuſammen, welche durch ſtärkere Einſchnitte von einander getrennt waren. Bedächtig werden die Effekte vorbereitet, langſam iſt die Steigerung, der Aufſchwung, welcher erreicht wird, längere Zeit von mäßiger Höhe, allmählich, wie ſie geſtiegen, ſenkt ſich die Handlung zum Schluß.

Der Vorhang unſerer Bühne hat einen weſentlichen Einfluß auf den Bau unſerer Dramen gehabt. Die Theile des Dramas, welche oben angeführt wurden, mußten jetzt in fünf getrennten Abſchnitten untergebracht werden; ſie erhielten, weil ſie weiter auseinander gezogen wurden, größere Selbſtändigkeit. Dieſer Uebergang der alten getheilten Handlung in unſere fünf Akte war allerdings ſeit ſehr langer Zeit vorbereitet. Die werthvolle Verbindung der Stimmungen, welche der antike Chor zwiſchen den einzelnen Theilen der Handlung dargeſtellt hatte, fehlte ſchon bei Shakeſpeare, aber die offene Bühne und die zuverläſſig kürzeren Pauſen machten, wie wir häufig aus ſeinen Dramen erkennen, nicht jedesmal ſo tiefe Schnitte in den Zuſammenhang, als bei uns der Verſchluß durch die Gardine und die Zwiſchenakte mit und ohne Muſik. Mit dem Verhange aber kam auch das Beſtreben, die Umgebung der auftretenden Perſonen nicht nur anzudeuten, ſondern in anſpruchsvoller Ausführung durch Malerei und Geräth darzuſtellen. Dadurch wurde die Wirkung des Spiels weſentlich gefärbt, nur zuweilen unterſtützt. Auch dadurch wurden die einzelnen Theile der Handlung mehr von einander getrennt, als noch zu Shakeſpeare's Zeit der Fall war. Denn durch den Wechſel der — oft glänzenden — Decorationen werden nicht nur die Akte, auch kleinere Theile der Handlung zu beſonderen Bildern, welche ſich in Farbe und Stimmung von einander abheben. Jeder ſolche Wechſel zerſtreut, jeder macht eine neue Spannung und Steigerung nöthig.

Dadurch wurden kleine, aber wichtige Aenderungen im Bau der Stücke hervorgebracht. Jeder Akt erhielt den Charakter einer geſchloſſenen Handlung. Für jeden wurde ein kleiner Stimmung gebender Vorſchlag, eine kurze Einleitung, ein ſtärker hervortretender Höhenpunkt, ein wirkſamer Abſchluß wünſchenswerth. Die reiche Ausſtattung der ſceniſchen Umgebung zwang dazu, den Wechſel des Orts, der zu Shakeſpeare's Zeit ſo leicht geweſen war, mehr zu beſchränken, erläuternde Zwiſchenſcenen wegzulaſſen, längere Theile der Handlung in denſelben Raum und auf unmittelbar einander folgende Zeitabſchnitte zu verlegen. So wurde die Zahl der Scenen geringer, der dramatiſche Fluß des Ganzen ruhiger, die Zuſammenfügung großer und kleiner Momente kunſtvoller.

Doch einen großen Vortheil bot der Verſchluß der Bühne. Es wurde jetzt möglich, mitten in eine Situation einzuführen und mitten in einer Situation zu ſchließen. Der Zuſchauer konnte ſchneller in die Handlung eingeweiht, ſchneller daraus entlaſſen werden, ohne die Vorbereitung und die Auflöſung deſſen, was ihn feſſelte, mit in den Kauf zu nehmen. Und das war kein geringer Gewinn, der fünfmal im Stück für Beginn und Ende der Wirkungen möglich wurde. Aber dieſer Vortheil bereitete auch eine Gefahr. Die Situationsſchilderung, das Vorführen von Zuſtänden mit geringer dramatiſcher Bewegung wurde jetzt leichter, das längere Zuſammenhalten der Charaktere in demſelben geſchloſſenen Raum begünſtigte zumal den ruhigen Deutſchen dieſe Malerei.

Auf ſo veränderter Bühne führten die deutſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts ihre Akte auf, bis auf Schiller vorſichtig begründend, ſorgfältig einleitend; in einem getragenen Tempo der Scenen und Wirkungen, welches der gemeſſenen und umſtändlichen Geſelligkeit ihrer Zeit entſprach.

In dem modernen Drama umſchließt, im Ganzen betrachtet, jeder Akt einen der fünf Theile des Dramas, der erſte enthält die Einleitung, der zweite die Steigerung, der dritte den Höhenpunkt, der vierte die Umkehr, der fünfte die Kataſtrophe. Aber die Nothwendigkeit, die großen Theile des Stückes auch in dem äußern Umfange einander gleichartig zu bilden, bewirkte, daß die einzelnen Akte nicht ganz den fünf Haupttheilen der Handlung entſprechen konnten. Von der ſteigenden Handlung wurde gewöhnlich die erſte Stufe noch in den erſten Akt, die letzte zuweilen in den dritten, von der ſinkenden Handlung ebenſo Beginn und Ende bisweilen in den dritten und fünften Akt genommen und mit den übrigen Beſtandtheilen dieſer Akte zu einem Ganzen gegliedert. — Allerdings hat bereits Shakeſpeare ſeine Abtheilungen in der Regel ſo gebildet.

Die Fünfzahl der Akte iſt alſo kein Zufall. Schon die römiſche Bühne hielt auf ſie. Aber erſt ſeit Ausbildung der neueren Bühne bei Franzoſen und Deutſchen iſt ihr gegenwärtiger Bau feſtgeſtellt.

Nur nebenbei ſei bemerkt, daß die fünf Theile der Handlung bei kleineren Stoffen und kurzer Behandlung ſehr wohl ein Zuſammenziehen in eine geringere Zahl von Akten vertragen. Immer müſſen die drei Momente: Beginn des Kampfes, Höhenpunkt und Kataſtrophe, ſich ſtark von einander abheben, die Handlung läßt ſich dann in drei Akten zuſammenfaſſen. Auch bei der kleinſten Handlung, welche in einem Akte verlaufen kann, ſind innerhalb deſſelben die fünf oder drei Theile erkennbar.

Wie aber jeder Akt ſeine beſondere Bedeutung für das Drama hat, ſo hat er auch Eigenthümlichkeiten im Bau. Sehr groß iſt die Zahl der Abänderungen, welche hier möglich ſind. Jeder Stoff, jede Dichterperſönlichkeit fordert ihr eigenes Recht. Dennoch laſſen ſich aus der Mehrzahl der vorhandenen Kunſtwerke einige häufig wiederkehrende Geſetze erkennen.

Der Akt der Einleitung erhält in der Regel noch den Anfang der Steigerung, alſo im Ganzen folgende Momente: den einleitenden Accord, die Scene der Expoſition, das aufregende Moment, die erſte Scene der Steigerung. Er wird deshalb gern zweitheilig werden und ſeine Wirkungen auf zwei kleine Höhenpunkte ſammeln, von denen der letztere der ſtärker hervorgehobene ſein mag. — So iſt in Emilia Galotti die Scene des Prinzen am Arbeitstiſch der ſtimmende Accord, die Unterredung des Prinzen mit dem Maler Expoſition; in der Scene mit Marinelli liegt das erregende Moment: die bevorſtehende Vermählung der Emilia. Die erſte Steigerung aber liegt in der folgenden kleinen Scene des Prinzen, in ſeinem Entſchluß, Emilia bei den Dominikanern zu treffen. — Im Taſſo gibt das Bekränzen der Hermen durch die beiden Frauen die andeutende Stimmung des Stückes, ihre folgende Unterhaltung und das Geſpräch mit Alphons die Expoſition. Darauf iſt das Bekränzen

Taſſo's durch die Prinzeſſin das erregende Moment, der Eintritt des Antonio und ſeine kühle Nichtachtung Taſſo's die erſte Stufe der Steigerung. — Ebenſo folgen in Maria Stuart das Erbrechen der Schränke, die Bekenntniſſe gegen die Kennedy, der Eintritt Mortimer's und die große Scene Maria's mit den Commiſſarien aufeinander. — Im Tell, wo die drei Handlungen verflochten ſind, ſteht nach der ſtimmenden Situation des Anfangs und kurzer einleitender Unterredung der Landleute das erſte aufregende Moment für die Handlung Tell's: Baumgarten's Flucht und Rettung. Dann folgt als Einleitung für die Handlung des Schweizerbundes die Scene vor Stauffacher's Haus. Darauf die erſte Steigerung für Tell: die Unterredung mit Stauffacher vor dem Hut auf der Stange. Endlich für die zweite Handlung das aufregende Moment in der Unterredung Walther Fürſt's und Melchthal's: die Blendung von Melchthal's Vater; und als Finale die erſte Steigerung: Beſchluß der drei Schweizer, auf dem Rütli zu tagen.

Der Akt der Steigerung hat in unſeren Dramen die Aufgabe, der Handlung mit vermehrter Spannung herauf zu führen, dabei die Perſonen des Gegenſpiels, welche im erſten Akt keinen Raum gefunden haben, vorzuſtellen. Ob er nun eine oder mehre Stufen der fortſchreitenden Bewegung enthalte, der Hörer hat bereits eine Anzahl Eindrücke aufgenommen, deshalb müſſen hierin die Kämpfe größer werden, eine Sammlung derſelben in ausgeführter Scene, ein guter Aktſchluß wird nützlich. In Emilia Galetti z. B. beginnt der Akt, wie faſt jeder Akt bei Leſſing, wieder mit einer einleitenden Scene, in welcher kurz die Familie Galetti vorgeführt wird, dann die Intriganten des Marinelli ihren Plan darlegen. Dann folgt in zwei Abſätzen die Handlung, von denen der erſte die Aufregung Emilia's nach der Begegnung mit dem Prinzen, der zweite den Beſuch Marinelli's und ſeinen Antrag an Appiani enthält. Beide große Scenen ſind durch eine kleinere Situationsſcene, welche den Appiani in ſeinem Verhältniß zu Emilia darſtellt, verbunden. Der ſchön gearbeiteten Scene Marinelli's folgt als guter Schluß die empörte Stimmung der Familie. — Der regelmäßige Bau des Taſſo zeigt im zweiten Akt ebenfalls zwei Stufen der Steigerung: die Annäherung des Taſſo an die Prinzeſſin, und im ſcharfen Gegenſatz dazu ſeinen Streit mit Antonio. — Der zweite Akt von Maria Stuart führt in einer Einleitung Eliſabeth und die übrigen Gegenſpieler vor, er enthält die ſteigende Handlung: Annäherung Eliſabeth's an Maria in drei Stufen. Zuerſt den Kampf der Höflinge für und gegen Maria und die Wirkung des Briefes von Maria auf Eliſabeth, ferner die Unterredung des Mortimer mit Leiceſter, eingeleitet durch das Geſpräch der Königin mit Mortimer, endlich die Verlockung Eliſabeth's durch Leiceſter, Maria zu ſehen. — Tell endlich umfaßt in dieſem Akt die Expoſition ſeiner dritten Handlung, der Familie Attinghauſen, dann für den Schweizerbund einen in großer Scene ausgeführten Höhenpunkt: das Rütli.

Der Akt des Höhenpunktes hat das Beſtreben, ſeine Momente um eine ſtark hervortretende Mittelſcene zuſammenzufaſſen. Dieſe wichtigſte Scene deſſelben wird aber, wenn das tragiſche Moment dazu tritt, mit einer zweiten großen Scene verbunden; in dieſem Falle rückt die Gipfelſcene wohl in den Anfang des dritten Aktes. In Emilia Galotti iſt nach einer einleitenden Scene, in welcher der Prinz die geſpannte Situation erklärt, und nach dem erläuternden Bericht über den Ueberfall der Eintritt Emilia's Beginn der Gipfelſcene; der Fußfall Emilia's und die Erklärung des Prinzen ſind der höchſte Punkt des Stückes. Daran ſchließt ſich der ausbrechende Zorn der Claudia gegen Marinelli als Uebergang zu der ſinkenden Handlung. — Im Taſſo beginnt der Akt mit dem Höhenpunkt, dem Bekenntniß, welches die Prinzeſſin gegen Leonore von ihrer Neigung zu Taſſo ablegt; darauf folgt als erſte Stufe der abſteigenden Handlung die Unterredung zwiſchen Leonore und Antonio, worin dieſer dem Taſſo genähert wird und beſchließt, den Dichter am Hofe feſtzuhalten. — In Maria Stuart liegen

Höhenpunkt und tragiſches Moment in der großen zweitheiligen Gartenſcene. Auf ſie folgt, durch kleine Zwiſchenſcenen verbunden, der Ausbruch von Mortimer's Leidenſchaft zu Maria als Beginn der fallenden Handlung, das Uebergangsglied zu dem folgenden Akt bildet die Zerſtreuung der Verſchworenen. — Der dritte Akt des Tell beſteht aus drei Scenen, von denen die erſte eine kurze vorbereitende Situationsſcene in Tell's Hauſe: Aufbruch Tell's, iſt, die zweite den Höhenpunkt zwiſchen Rudenz und Bertha, die dritte, groß ausgeführte den Höhenpunkt der Tellhandlung, den Apfelſchuß, enthält.

Der Akt der Umkehr iſt von den großen deutſchen Dichtern ſeit Leſſing mit beſonderer Sorgfalt behandelt worden, und die Wirkungen deſſelben ſind faſt immer regelmäßig und in bedeutender Scene zuſammengeſchloſſen. Dagegen iſt bei uns Deutſchen die Einführung von neuen Rollen im vierten Akt häufiger als bei Shakeſpeare, welcher den löblichen Brauch hat, ſeine Gegenſpieler ſchon vorher der Handlung zu verflechten. Iſt dies unthunlich, ſo möge man ſich doch hüten, durch eine Situationsſcene, die das Stück an dieſer Stelle ſchwer erträgt, die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Die Gäſte des vierten Aktes müſſen raſch und ſtark in die Handlung eingreifen und durch kräftige Wirkſamkeit ihr Erſcheinen rechtfertigen. — Der vierte Akt in Emilia Galotti iſt zweitheilig. Auf die vorbereitende Unterredung zwiſchen Marinelli und dem Prinzen tritt der neue Charakter der Orſina als Gehilfin in das Gegenſpiel ein. Den Uebelſtand der neuen Rolle weiß Leſſing ſehr gut dadurch zu überwinden, daß er der leidenſchaftlichen Bewegung dieſes bedeutſamen Charakters die Leitung in den folgenden Scenen bis zum Schluß des Aktes übergibt. Auf ihre große Scene mit Marinelli folgt als zweite Stufe des Aktes der Eintritt Odoardo's: die hohe Spannung, welche die Handlung dadurch erhält, ſchließt den Akt wirkſam ab. — Im Taſſo läuft die Umkehr ebenfalls in zwei Scenen, Taſſo mit Leonore und Taſſo mit Antonio, beide durch Monologe Taſſo's geſchloſſen

Von dem regelmäßigen vierten Akt der Maria Stuart wird ſpäter die Rede ſein. — Im Tell enthält der Akt für Tell ſelbſt zwei Stufen der ſinkenden Handlung, ſeine Rettung aus dem Schiff und den Tod Geßler's; dazwiſchen ſteht die Scene der Umkehr für die Familie Attinghauſen, welche an dieſer Stelle mit der Handlung des Schweizerbundes verflochten iſt.

Der Akt der Kataſtrophe enthält faſt immer noch außer der Schlußhandlung die letzte Stufe der ſinkenden Handlung. In Emilia Galotti beginnt wieder ein einleitendes Duett zwiſchen dem Prinzen und Marinelli die letzte Stufe der ſinkenden Handlung, jene große Unterredung zwiſchen dem Prinzen, Odoardo und Marinelli: Weigerung, dem Vater die Tochter zurückzugeben, dann die Kataſtrophe: Ermordung der Emilia. — Ebenſo im Taſſo. Nach der einleitenden Unterredung des Alphons mit Antonio als Hauptſcene: die Bitte Taſſo's, ihm ſein Gedicht zurückzugeben, dann die Kataſtrophe: Taſſo und die Prinzeſſin. — Maria Stuart, ſonſt in den einzelnen Akten von muſterhaftem Bau, zeigt in dieſem Akt die Folgen eines Stoffes, welcher die Heldin ſeit der Mitte in den Hintergrund ſtellte und die Gegenſpielerin Eliſabeth zur Hauptperſon machte. Die erſte Scenengruppe: Maria's Erhebung und Tod enthält ihre Kataſtrophe mit einem epiſodiſchen Situationsbild, ihrer Beichte, welches dem Dichter nothwendig ſchien, um für Maria noch eine kleine Steigerung zu gewinnen. An ihre Kataſtrophe ſchließt ſich die Kataſtrophe Leiceſter's als Verbindungsglied zu der Hauptkataſtrophe des Stückes, der Vergeltung an Eliſabeth. — Der letzte zweitheilige Akt Tell's iſt nur Situationsbild mit der Epiſode des Parricida.

Von allen deutſchen Dramen hat die Doppeltragödie Wallenſtein den verſchlungenſten Bau. Dieſer iſt trotz ſeiner Verflechtung im Ganzen regelmäßig und ſchließt ſowohl in den „Piccolomini“ als in „Wallenſtein's Tod“ die Handlung feſt zuſammen. Wäre die Idee des Stückes vom Dichter ſo empfunden worden, wie ſie der geſchichtliche Stoff entgegentrug:

Ein ehrgeiziger Feldherr ſucht das Heer zum Abfall von ſeinem Kriegsherrn zu verleiten, wird aber von der Mehrzahl ſeiner Offiziere und Soldaten verlaſſen und getötet, ſo hätte ſolche Idee allerdings ein regelmäßiges Drama gegeben für auf- und niederſteigende Handlung, nicht unbedeutende Bewegung, die Möglichkeit getreuer Nachbildung des hiſtoriſchen Helden.

Aber bei dieſer Faſſung der Idee fehlte der Handlung das Beſte. Denn ein geplanter Verrath, welcher dem Helden vom Anfang innerlich feſtſtand, ſchloß die höchſte dramatiſche Aufgabe aus: das Herausarbeiten des Entſchluſſes aus der leidenſchaftlich bewegten Seele des Helden. Wallenſtein mußte dargeſtellt werden, wie er zum Verräther wird, allmählich, durch ſein eigenes Weſen und den Zwang der Verhältniſſe. So wurde andere Faſſung der Idee und Erweiterung der Handlung nöthig: Ein Feldherr wird durch übergroße Macht, Ränke der Gegner und ſein eigenes ſtolzes Herz bis zum Verrath an ſeinem Kriegsherrn gebracht, er verſucht das Heer zum Abfall zu verleiten, wird aber von der Mehrzahl ſeiner Offiziere und Soldaten verlaſſen und getötet.

Bei dieſer Faſſung der Idee mußte die aufſteigende Hälfte der Handlung eine fortſchreitende Bethörung des Helden bis zum Höhenpunkt: dem Entſchluß des Verrathes, zeigen, dann kam ein Theil: die Verleitung des Heeres zum Abfall, wo die Handlung faſt auf derſelben Höhe dahinſchwebte; endlich in wuchtigem Abſturz: Mißglücken und Untergang. Der Kampf des Feldherrn mit ſeinem Heer war zweiter Theil des Dramas geworden. Die Vertheilung dieſer Handlung in die fünf Akte eines Trauerſpiels würde etwa folgende ſein. 1. Akt. Einleitung: die Sammlung des Wallenſteiniſchen Heeres bei Pilſen. Erregendes Moment: Abfertigung des kaiſerlichen Geſandten Queſtenberg. 2. Akt. Steigerung: Wallenſtein ſucht ſich für alle Fälle die Mitwirkung des Heeres durch die Unterſchriften der Generäle zu ſichern, Banketſcene. 3. Akt. Wallenſtein wird durch böſe Einflüſterungen, empörten Stolz und Herrſchgelüſt bis zu Verhandlungen mit den Schweden getrieben. Höhepunkt: Scene mit Wrangel, an welche ſich ſogleich als tragiſches Moment der erſte Sieg des Gegenſpielers Octavio ſchließt: Gewinn des Generals Buttler für den Kaiſer. 4. Akt. Umkehr, Abfall der Generäle und der Mehrzahl des Heeres. Aktſchluß, Küraſſierſcene. 5. Akt. Wallenſtein in Eger und ſein Tod. Bei der breiten und großen Ausführung aber, welche Schiller ſich nicht verſagt, wurde ihm unmöglich, den an Geſtalten und bedeutenden Momenten ſo reichen Stoff in den Rahmen von fünf Akten einzuzwängen.

Außerdem war ihm ſehr bald aus zwingenden Gründen der Charakter des Max wichtig geworden. Ihn ſchuf das Bedürfniß einer hellen Geſtalt in den düſteren Gruppen und der Wunſch, das Verhältniß zwiſchen Wallenſtein und deſſen Gegenſpieler Octavio bedeutſamer zu machen.

Mit Max eng verbunden erwuchs die Tochter Friedland's. Und dieſe Liebenden, eigenthümliche Gebilde Schiller's, gewannen in der ſchaffenden Seele ſchnell Bedeutung, welche über das Epiſodiſche hinausging. Max, zwiſchen Octavio und Wallenſtein geſtellt, bildete dem Dichter einen wirkungsvollen Gegenſatz zu beiden, er trat als ein zweiter erſter Held in das Drama ein, die epiſodiſchen Liebesſcenen und der Kampf zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen dem jungen Helden und Wallenſtein erweiterten ſich zu einer beſonderen Handlung.

Die Idee dieſer zweiten Handlung wurde: Ein hochgeſinnter, argloſer Jüngling, der die Tochter ſeines Feldherrn liebt, erkennt, daß ſein Vater die politiſche Intrigue gegen ſeinen Feldherrn leitet, und trennt ſich von ihm; er erkennt, daß ſein Feldherr zum Verräther geworden iſt, und trennt ſich von ihm, zu ſeinem und der Geliebten Untergang. Dieſe Handlung ſtellt in ihrem aufſteigenden Theile die Befangenheit der Liebenden und ihre leidenſchaftliche Annäherung bis zu dem Höhepunkte dar, welcher durch die Worte Thekla's eingeleitet wird: „Trau' ihnen nicht, ſie meinen's falſch." Das Verhältniß der Liebenden zu einander wird bis zur Scene des Höhenpunktes nur dargeſtellt durch die gehobene Stimmung, mit welcher im erſten Akte Max, im zweiten Thekla ſich von ihrer Umgebung abheben. Nach dem Höhenpunkte folgt die Umkehr in zwei großen Stufen, jede von zwei Scenen, Trennung des Max von ſeinem Vater und Trennung des Max von Wallenſtein, darauf die Kataſtrophe: Thekla empfängt die Botſchaft vom Tode des Geliebten, wieder in zwei Scenen. — Bei ſolchem Aufleuchten zweier dramatiſcher Ideen entſchloß ſich der Dichter, die beiden Handlungen in zwei Dramen zu verſchlingen, die zuſammen eine dramatiſche Einheit von zehn Akten und einem Vorſpiel bildeten.

In den „Piccolomini" iſt das erregende Moment des erſten Aktes ein doppeltes, die Zuſammenkunft der Generäle mit Queſtenberg und die Ankunft der Liebenden im Lager. Hauptperſonen des Stückes ſind Max und Thekla, der Höhenpunkt des Dramas liegt in der Unterredung Beider, durch welche die Trennung des argloſen Max von ſeiner Umgebung eingeleitet wird; Kataſtrophe iſt die vollſtändige Löſung des Max von ſeinem Vater. Die aus der Handlung von „Wallenſtein's Tod" hineingetragenen Stücke ſind die Scenen mit Queſtenberg, Unterredung Wallenſtein's mit den Getreuen und die Banketſcene, alſo der größte Theil des erſten Aktes, der zweite und der vierte Akt.

In „Wallenſtein's Tod" iſt das erregende Moment, die nur berichtete Gefangennahme Seſina's, eng mit der großen Unterredung zwiſchen Wallenſtein und Wrangel verbunden, Höhenpunkt iſt der Abfall der Truppen — Abſchied der Küraſſiere — von Wallenſtein. Die Kataſtrophe aber iſt eine doppelte, Bericht über den Tod des Max nebſt Flucht Thekla's, und die Ermordung Wallenſtein's. Die aus der Handlung der „Piccolomini" eingeflochtenen Scenen ſind die Unterredungen des Max mit Wallenſtein und mit Octavio, Thekla gegenüber ihren Verwandten und die Trennung des Max von Wallenſtein, die Botenſcene des ſchwediſchen Hauptmanns und der Fluchtentſchluß Thekla's, alſo eine Scene und Schluß des zweiten Aktes, der Höhenpunkt des dritten, der Schluß des vierten Aktes.

Nun aber wäre eine ſolche Verflechtung zweier Handlungen und zweier Stücke in einander ſchwer zu rechtfertigen, wenn nicht die dadurch hervorgebrachte Verbindung, das Doppeldrama, ſelbſt wieder eine dramatiſche Einheit bildete. Dies iſt in ausgezeichneter Weiſe der Fall, die verflochtene Handlung der ganzen Tragödie ſteigt und fällt in einer gewiſſen majeſtätiſchen Größe. Deshalb ſind in den „Piccolomini“ zwei aufregende Momente eng verkoppelt, das erſte gehört der Geſammthandlung an, das zweite den „Piccolomini“. Ebenſo hat das Doppeldrama zwei dicht bei einander liegende Höhenpunkte, von denen der eine die Kataſtrophe der „Piccolomini“ und der andere die Eröffnung von „Wallenſtein's Tod“ iſt. Und wieder am Schluß des letzten Dramas zwei Kataſtrophen, eine für die Liebenden, die zweite für Wallenſtein und das Doppeldrama.

Es iſt bekannt, daß Schiller während der Ausarbeitung die Grenze zwiſchen den „Piccolomini“ und „Wallenſtein's Tod“ verlegt hat. Die „Piccolomini“ umfaßten urſprünglich noch die beiden erſten Akte von „Wallenſtein's Tod“, alſo auch noch die innere Löſung des Max von Wallenſtein. Und dies war allerdings für die Handlung des Max ein Vortheil. Aber bei dieſer Einrichtung fiel auch die Scene mit Wrangel, d. h. die verhängnißvolle That Wallenſtein's, und außerdem der Abfall Buttler's zu Octavio, — d. h. die erſte Steigerung zu „Wallenſtein's Tod“ und die erſte Stufe der Umkehr für das Geſammtdrama — in das erſte der beiden Stücke, und dies wäre ein bedenklicher Uebelſtand geweſen, denn das zweite Drama hätte bei ſolcher Einrichtung nur den letzten Theil der Umkehr und die Kataſtrophe für beide Helden, Wallenſtein und

Max, enthalten, und trotz der großartigſten Ausführung hätte dieſem zweiten Stück die Spannung zu ſehr gefehlt. Schiller entſchloß ſich daher mit Recht, die Theilung weiter nach vorn zu verlegen und das erſte Stück mit der großen Kampfſcene zwiſchen Vater und Sohn zu enden. Die „Piccolomini" verloren dadurch an Geſchloſſenheit, aber „Wallenſtein's Tod" gewann die unentbehrliche Ordnung im Bau. Man beachte wohl, daß Schiller dieſe Aenderung erſt in der letzten Stunde machte, und daß ihn wahrſcheinlich weniger die Rückſicht auf den Bau der Theile als auf den ungleichen Zeitraum, welchen nach der urſprünglichen Eintheilung die Aufführung der beiden Stücke gefordert hätte, beſtimmte. In der Seele des Dichters formte ſich die große Handlung nicht ebenſo, wie wir uns dieſelbe ihm nachſinnend aus dem fertigen Stück bilden. Er empfand mit überlegener Sicherheit den Verlauf und die poetiſche Wirkung des Ganzen, die einzelnen Theile des kunſtvollen Baues ordneten ſich ihm in der Hauptſache mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit; das Geſetzmäßige der Gliederung machte er ſich keineswegs überall durch verſtändige Ueberlegung ſo deutlich, wie wir vor dem fertigen Kunſtwerk nachſchaffend zu thun genöthigt ſind. Demungeachtet haben wir ein gutes Recht, dies Geſetzmäßige nachzuweiſen, auch da, wo er es nicht, nachdenkend wie wir, in einer Formel erfaßt hat. Denn das geſammte Drama Wallenſtein iſt in der Eintheilung, welche der Dichter zum Theil als ſelbſtverſtändlich bei dem erſten Entwurf und wieder für einzelne Stücke erſt ſpät, vielleicht aus äußerer Veranlaſſung gefunden hat, ein feſt geſchloſſenes und regelmäßiges Kunſtwerk.*)

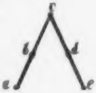
---

*) Es ſei erlaubt, dieſen Bau durch Linien anzudeuten.

1. Ein Drama, wie es nicht in Schiller's Plan lag. Idee: Ein treuloſer Feldherr ſucht das Heer zum Abfall von ſeinem Kriegsherrn zu verleiten, wird aber von ſeinen Soldaten verlaſſen und getötet.

a Erregendes Moment: Verlockung zum Verrath. b Steigerung: etwa Verhandlung mit den Feinden. c Höhenpunkt: ſcheinbarer Erfolg, Es iſt ſehr zu bedauern, daß unſere Theaterverhältniſſe unmöglich machen, das ganze Kunſtwerk in einer Aufführung darzuſtellen; erſt dadurch würde man die ſchöne und

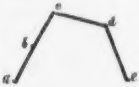
---



etwa die liſtig erlangte Unterſchrift der Generäle. d Umkehr: etwa das Gewiſſen des Heeres empört ſich. e Kataſtrophe: Tod des Feldherrn.

2. Schiller's Wallenſtein ohne die Piccolomini. Idee: ein Feldherr wird durch übergroße Macht, Intriguen der Gegner und ſein eigenes ſtolzes Herz bis zum Verrath gegen ſeinen Kriegsherrn verleitet, er ſucht das Heer u. ſ. w.

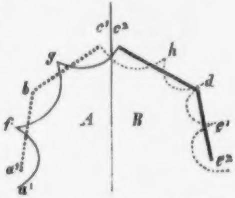
Darin abc ſteigende Handlung bis zum Höhenpunkt: die inneren Kämpfe und Verſuchungen, a Queſtenberg im Lager und Trennung vom Kaiſer. b Prüfung der Generäle, Banketſcene. c Höhenpunkt: die erſte That des Verraths, z. B. die Verhandlungen mit Wrangel. cd Verſuche, das Heer zu verführen. d Umkehr: das Gewiſſen der Soldaten empört ſich. e Kataſtrophe: Tod Wallenſtein's.



3. Das Doppeldrama. A die Piccolomini (durch Punkte bezeichnet). B Wallenſtein's Tod (durch Linien bezeichnet).

aa die beiden erregenden Momente: a^1 die Generäle und Queſtenberg für das Geſammtſtück, a^2 Max' und Thekla's Ankunft für die Piccolomini.

cc die beiden Höhenpunkte: c^1 Löſung des Max von Octavio, zugleich Kataſtrophe der Piccolomini. c^2 Wallenſtein und Wrangel, zugleich Ausführung des erregenden Momentes von Wallenſtein's Tod.



ee die beiden Schlußkataſtrophen, e^1 der Liebenden und e^2 Wallenſtein's. Ferner iſt b, Liebesſcene zwiſchen Max und Thekla, der Höhenpunkt der Piccolomini. f und g ſind die aus Wallenſtein's Tod eingeflochtenen Scenen: Audienz Queſtenberg's und Banket, der 2te und 4te Akt der Piccolomini. h, d und e^1 ſind die aus den Piccolomini in Wallenſtein's Tod geflochtenen Scenen: Octavio's Ränkeſpiel, Aufbruch des Max, Bericht ſeines Todes nebſt Thekla's Flucht: der 2te, 3te und 4te Akt, d, die Küraſſierſcene, zugleich Höhenpunkt des zweiten Dramas.

große Wirkung erhalten, welche in der kunſtvollen Anordnung liegt. Wie die Stücke jetzt gegeben werden, bleibt für das erſtere immer der Uebelſtand, daß ſeiner Handlung der völlige Abſchluß fehlt; für das zweite, daß ſeine Vorausſetzungen zahlreich ſind und daß die Kataſtrophe einen übergroßen Raum (zwei Akte) beanſprucht. Das würde bei einer zuſammenhängenden Darſtellung in das richtige Verhältniß treten. Der prachtvolle Prolog „das Lager", deſſen ſchöne Bilder man nur durch einheitliche Handlung kräftiger zuſammengefaßt wünſcht, wäre als Einleitung nicht zu entbehren. Es iſt denkbar, daß eine Zeit kommt, wo dem Deutſchen die Freude wird, ſein größtes Drama im Zuſammenhange zu genießen. Unthunlich iſt es nicht, wie groß die Forderung an die Darſteller ſei. Denn keine der Rollen muthet, auch wenn beide Stücke hinter einander gegeben werden, einer ſtarken Menſchenkraft Unüberwindliches zu. Auch die Zuſchauer der Gegenwart ſind in ihrer großen Mehrzahl keineswegs unfähig, in beſonderen Fällen eine längere Reihe von dramatiſchen Wirkungen aufzunehmen, als ein Theaterabend unſerer Bühnen bietet. Aber freilich wäre eine ſolche Aufführung nur ausnahmsweiſe, etwa als große Feſtvorſtellung, möglich, und nur in einem anderen Raume als dem unſerer Abendtheater. Denn was in den anſpruchsvollen Prachtbauten die Körperkraft der Darſteller und Zuſchauer in weniger als drei Stunden erſchöpft, iſt das unheimlich grelle Gaslicht, die dadurch hervorgebrachte übergroße Anſtrengung der Augen und der trotz aller Ventilationsverſuche ſchnell eintretende Verderb der Lebensluft.

Drittes Kapitel.

Bau der Scenen.

1.

Gliederung.

Die Akte — das kürzere Fremdwort hat die deutſchen Benennungen: Aufzug, Abtheilung, Handlung u. ſ. w. in den Hintergrund gedrängt — werden für den Gebrauch der Bühne in Auftritte abgetheilt. Der Ab- und Zugang einer Perſon, Diener und ähnliche unweſentliche Rollen ausgenommen, beginnt und endet den Auftritt. Der Regie iſt ſolche Theilung der Akte nöthig, um das Eingreifen jeder einzelnen Rolle leicht zu überſehen, und für die Aufführung ſtellen die Auftritte die kleinen Einheiten dar, durch deren Zuſammenſetzung die Akte gebildet werden. Aber die dramatiſchen Theilſtücke, aus denen der Dichter ſeine Handlung zuſammenfügt, umfaſſen zuweilen mehr als einen Auftritt oder werden in größerer Zahl durch denſelben Auftritt zuſammengebunden. Das Theilſtück des Dichters, das einzelne dramatiſche Moment, wird durch die Abſätze gebildet, in denen ſeine ſchöpferiſche Kraft arbeitet.

Denn wie an einer Kette ſchließen ſich während der Arbeit die nahe verwandten Anſchauungen und Vorſtellungen zuſammen, in logiſchem Zwange eine die andere fordernd. In ſolchen einzelnen kleinen Theilen ordnen ſich die Einzelzüge der Handlung, deren große Umriſſe der Dichter in der Seele trägt.

Wie verſchieden die Arbeit der ſchöpferiſchen Kraft in den verſchiedenen Geiſtern ſei, dieſe logiſchen und poetiſchen Einheiten bilden ſich in jeder Dichterarbeit mit Nothwendigkeit, und wer recht genau zuſieht, vermag ſie aus dem fertigen Gedicht ſehr wohl herauszuerkennen und an einzelnen derſelben die größere oder geringere Kraft, Wärme, dichteriſche Fülle und ſichere, ſaubere Arbeitsweiſe zu erſehen.

Ein ſolches Theilſtück ſchließt ſoviel von einem Monologe, von Rede und Gegenrede, von ab- und zugehenden Perſonen zuſammen, als nöthig iſt, um eine engverbundene Reihe von poetiſchen Vorſtellungen und Anſchauungen darzulegen, welche ſich von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden ſtärker abſetzt. Dieſe Theilſtücke der Handlung ſind an Länge ſehr ungleich, ſie mögen aus wenigen Sätzen beſtehen, ſie mögen mehre Seiten eines Textbuches umfaſſen, ſie mögen allein eine kurze Scene bilden, ſie mögen nebeneinander geſtellt und mit einleitenden Worten und mit einem auf das Folgende hinüber leitenden Schluß verſehen größere Einheiten innerhalb des Aktes formen. Sie ſind für den Dichter die Glieder, aus denen er die lange Kette der Handlung ſchmiedet, er iſt ſich ihrer Eigenart und Beſonderheit auch da bewußt, wo er in kräftigem Schaffen mehre unmittelbar hintereinander zuſammenarbeitet.

Aus den dramatiſchen Momenten fügt er die Scenen zuſammen. Dieſes Fremdwort wird bei uns in verſchiedener Bedeutung gebraucht. Es bezeichnet dem Regiſſeur zuerſt den Bühnenraum ſelbſt, dann den Theil der Handlung, welcher durch dieſelbe Decoration umſchloſſen wird. Dem Dichter aber heißt Scene die Verbindung mehrer dramatiſcher Momente, welche einen, durch dieſelben Hauptperſonen getragenen, Theil der Handlung bildet, vielleicht einmal eine ganze Scene des Regiſſeurs, jedenfalls ein anſehnliches Stück derſelben. Da nicht immer bei dem Abgange der Hauptperſonen ein Wechſel der Decorationen nöthig und wünſchenswerth iſt, ſo fällt die

Scene des Dichters durchaus nicht immer mit der Scene des Regiſſeurs zuſammen.*) Es ſei erlaubt, hier ein Beiſpiel anzuführen. Der vierte Akt von Maria Stuart iſt vom Dichter in zwölf Auftritte getheilt, durch einen Couliſſenwechſel innerhalb des Aktes in zwei Regieſcenen getrennt. Er beſteht aber aus zwei kleineren und einer großen, alſo drei dramatiſchen Scenen. Die erſte Scene, die Intriganten des Hofes, iſt aus zwei dramatiſchen Momenten zuſammengeſetzt, 1) nach einem kurzen Accord, welcher die Tonart des Aktes angibt, die Verweiſung Aubeſpine's, 2) der Streit zwiſchen Leiceſter und Burleigh. Die zweite Scene, Mortimer's Ende, mit der vorhergehenden durch die Perſon Leiceſter's, welche auf der Bühne bleibt, eng verkoppelt, umfaßt drie dramatiſche Momente, 1) den verbindenden Monolog Leiceſter's, 2) Unterredung zwiſchen Leiceſter und Mortimer, 3) Mortimer's Tod. Die dritte große Scene, der Kampf um das Todesurtheil iſt künſtlicher gebildet. Es iſt eine, ähnlich wie die erſte und zweite, nur enger verbundene, Doppelſcene und beſteht aus zehn Momenten, von denen die erſten vier: der Streit Eliſabeth's mit Leiceſter, zu einer Gruppe verbunden, den ſechs letzten: die Unterſchrift des Urtheils, gegenüberſtehen. Die ſechs Momente der zweiten Scenenhälfte entſprechen den ſechs letzten Auftritten des Textes, das letzte derſelben: Daviſon und Burleigh, iſt der Abſchluß dieſer bewegten Scene und die Hinüberleitung zum fünften Akt.

Es iſt nicht immer bequem, aus einem fertigen Drama dieſe logiſchen Einheiten des ſchaffenden Geiſtes zu erkennen.

---

*) Bei dem Druck unſerer Dramen werden jetzt häufig innerhalb der Akte nur diejenigen Scenen ſtark abgeſetzt und mit Zahlen bezeichnet, bei denen ein Wechſel der Decorationen nöthig wird. Das Richtige aber wäre, die dramatiſchen Scenen innerhalb des Aktes der Reihe nach zu zählen und zu bezeichnen, und da, wo ein Wechſel der Decorationen zu bemerken iſt, der laufenden Scenennummer das Wort „Verwandlung" und die Beſchreibung der neuen Bühnenausſtattung beizufügen.

Und es wird hier und da das ſchätzende Urtheil unſicher ſein. Aber ſie verdienen größere Aufmerkſamkeit, als man ihnen wohl bis jetzt gegönnt hat.

Im letzten Abſchnitt wurde geſagt, daß jeder Akt ein gegliederter Bau ſein muß, welcher ſeinen Theil der Handlung in zweckmäßiger und wirkſamer Anordnung zuſammenfaßt. Auch in ihm muß die Theilnahme des Zuſchauers mit ſicherer Hand geführt und geſteigert werden, auch er muß ſeinen Höhenpunkt haben, eine große, kräftige, ausgeführte Scene. Enthält er mehre ſolche ausgeführte Höhenpunkte, ſo werden dieſelben durch kleinere Scenen, wie durch Verbindungsglieder verbunden ſein, in der Art, daß die ſtärkere Antheilnahme immer auf der ſpäteren ausgeführten Scene ruht.

Wie der Akt muß auch jede einzelne Scene, ſowohl Uebergangsſcene als ausgeführte, eine Anordnung haben, welche geeignet iſt, ihren Inhalt in höchſter Wirkung auszudrücken. Ein ſpannendes Moment muß die ausgeführte Scene einleiten, die Seelenvorgänge in ihr müſſen mit einiger Reichlichkeit in wirkſamer Steigerung dargeſtellt werden, das Ergebniß derſelben in treffenden Schlägen angedeutet ſein; von ihrem Höhenpunkte aus, auf welchem ſie reichlich ausgeführt ſchwebt, muß ſchnell und kurz der Schluß folgen; denn iſt einmal ihr Zweck erreicht, die Spannung gelöſt, dann wird jedes unnütze Wort zu viel. Und wie ſie mit einer gewiſſen Aufregung der Erwartung einzuleiten iſt, ſo braucht auch ihr Ende eine kleine Erhebung, beſonders kräftigen Ausdruck der wichtigen Perſönlichkeiten dann, wenn dieſe die Bühne verlaſſen. Die ſogenannten Abgänge ſind kein unbegründetes Begehren der Darſteller, wie ſehr ſie von roher Effektſucherei gemißbraucht werden. Der tiefe Einſchnitt am Ende der Scene und die Nothwendigkeit, die Spannung auf das Folgende herüberzutragen, machen ſie vielmehr zu einem berechtigten Kunſtmittel, zumeiſt am Schluß der Akte, natürlich nur bei maßvoller Anwendung.

Der Dichter hat häufig Urſache, während der Aufführungen unſerer Bühne den langen Zwiſchenakten zu zürnen, welche ſowohl durch die ſceniſchen Veränderungen als durch den zuweilen unnützen Kleiderwechſel der Darſteller veranlaßt werden. Es muß dem Dichter daran liegen, den Schauſpielern die Gelegenheit zu ſolchem Wechſel ſo viel als möglich zu beſchränken, und wo das Umkleiden nothwendig iſt, ſchon beim Einrichten der Handlung darauf Rückſicht zu nehmen. Ein längerer Zwiſchenakt — der niemals fünf Minuten überdauern ſoll — wird nach Beſchaffenheit des Stückes dem zweiten oder dritten Akt folgen können. Die Akte, welche in näherem Zuſammenhange ſtehen, dürfen nicht durch ihn auseinander geriſſen werden; was ihm folgt, muß noch im Stande ſein, von neuem zu ſammeln und zu ſpannen. Deshalb ſind Pauſen zwiſchen dem vierten und fünften Akt am allernachtheiligſten. Dieſe beiden letzten Theile der Handlung ſollten ſelten durch größern Einſchnitt getrennt ſein, als zwiſchen den einzelnen Scenen eines Aktes geduldet wird. Der Dichter hat ſich zu hüten, daß er nicht in dieſem Theile des Stückes ſelbſt Schlußeffekte erfinde, welche durch ſchwer herzuſtellende Scenerie und Einführung neuer Maſſen die Zögerung verſchulden.

Aber auch ein Wechſel der Decorationen innerhalb des Aktes iſt keine gleichgiltige Sache. Denn jede Verwandlung der Bühne während des Aktes macht einen neuen ſtarken Einſchnitt, und die Zerſtreuung der Zuſchauer wird noch vermehrt, ſeit in der Neuzeit der ſchlechte Brauch aufgekommen iſt, die Vornahme des Scenenwechſels durch Herablaſſen einer Gardine den Augen des Zuſchauers zu entziehen. Denn ſeitdem iſt faſt nur aus der Farbe des Vorhangs zu entnehmen, ob eine Regieſcene oder ein Akt beendet ſei. Gegenüber ſolchem Unfug muß das eifrige Bemühen des Dichters ſein, jeden Decorationswechſel im Akte entbehrlich zu finden; und es wird gut ſein, wenn er während der Arbeit ſich auch nach dieſer Richtung die Kraft zutraut, Alles zu vermögen; denn häufig erſcheint ſeiner befangenen Seele ein Wechſel der Scenerie als ganz unvermeidlich, während er doch in den meiſten Fällen durch geringe Aenderungen an der Handlung beſeitigt werden kann. Iſt aber Couliſſenwechſel während der Akte nicht ganz zu vermeiden, ſo hüte man ſich wenigſtens, ihn in den Akten eintreten zu laſſen, welche die größte Ausführung verlangen, namentlich im vierten, wo ohnehin die volle Kraft des Dichters nöthig iſt, zu ſteigern. Am leichteſten überwindet man ſolche ſtörende Einſchnitte in der erſten Hälfte.

In dem Wechſel zwiſchen ausgeführten und verbindenden Scenen liegt eine große Wirkung. Durch ihn wird jeder Theil des Ganzen von ſeiner Umgebung kunſtvoll abgehoben, die Hauptſache in ſtärkeres Licht geſetzt, in dem Nebeneinander von Licht und Schatten der innere Zuſammenhang der Handlung verſtändlich. Der Dichter muß deshalb ſein warmes Empfinden wohl überwachen und bedächtig prüfen, welche dramatiſchen Momente für ſeine Handlung Hauptſache, welche Beiwerk ſind. Er wird ſeine Neigung zu Ausführung beſtimmter Arten von Charakteren oder Situationen beſchränken, falls dieſe für das Ganze nicht von Gewicht ſind; wenn er aber dem Reiz nicht widerſtehen kann, von dieſem Geſetze abzuweichen und einem unweſentlichen Moment breitere Ausführung zu gönnen, ſo wird er es mit der Empfindung thun, daß er die Störung des Baues durch beſondere Schönheit der Ausführung zu ſühnen habe.

Die Nebenſcenen aber, mögen ſie die Nachklänge einer Hauptſcene oder die Vorbereitung zu einer neuen oder ein ſelbſtändiges verbindendes Zwiſchenglied ſein, werden dem Dichter immer noch Gelegenheit geben, bei der größten Kürze ſeine Begabung an den Rollen zu erweiſen; hier iſt der Raum für knappe, andeutende Zeichnung, welche mit wenigen Worten einen erfreuenden Einblick in das innerſte Leben der Figuren des Hintergrundes zu gewähren weiß.

2.

Die Scenen nach der Perſonenzahl.

Die freie Scenenbildung unſerer Bühne und die größere Zahl der Darſteller machen es dem Dichter ſcheinbar ſo bequem, ſeine Handlung durch eine Scene zu führen, daß man bei neueren Dramen nicht ſelten die gewöhnlichen Folgen übergroßer Zwangloſigkeit zu bedauern hat. Die Scene wird ein Durcheinander von Reden und Gegenreden ohne genügende Ordnung, ſie hat ermüdende Längen, nachgleitende Sätze, weder Höhe noch Contraſte kräftig entwickelt. Zwar fehlt das ſceniſche Gefüge auch der unbehilflichſten Arbeit des Anfängers nicht ganz. Denn die Formen ſind ſo ſehr Ausdruck des Weſens, daß auch ungeſchulte dramatiſche Empfindung in vielen Hauptſachen Richtiges zu treffen pflegt. Aber nicht immer und nicht jedes. Möge deshalb der Dichter während ſeiner Arbeit einige bekannte Regeln prüfend anlegen.

Da die Scene ein von anderen Scenen abgeſetzter Theil des Dramas iſt, welcher auf ſeinen Inhalt vorbereiten, ſpannen, ein Schlußergebniß ins Licht ſtellen und dann zum Folgenden überführen ſoll, ſo hat jede Scene, genau betrachtet, fünf Theile, welche den Theilen des Dramas entſprechen. Und bei ausgeführten Scenen ſind dieſe Theile auch ſämmtlich wirkſam. Denn dann iſt es unthunlich, die Handlung in gerader Linie zum Schlußergebniß zu führen. A fühlt, will, fordert etwas, B tritt ihm entgegen, mitwollend, anderswollend, widerſtehend; in jedem Fall wird die Richtung des einen durch den andern aufgehalten und wenigſtens für einige Zeit abgelenkt. Bei ſolchen Scenen, mögen ſie eine That oder ein Wortgefecht oder eine Darlegung der Gefühle enthalten, iſt wünſchenswerth, daß nicht der Höhenpunkt in einer geraden Linie liegt, welche von den Vorausſetzungen der Scene zu den Schlußergebniſſen führt, ſondern den letzten Punkt einer abweichenden Richtung bezeichne, von welchem ab die Umkehr zu der geraden Linie ſtattfindet. Aufgabe einer Scene ſei, B durch A unſchädlich zu machen, ihr gebotenes Ergebniß ſei das Verſprechen des B, unſchädlich zu werden. Beginn der Scene: A erſucht den B, ferner nicht mehr Störenfried zu ſein; wenn B ſofort bereit iſt, dieſen Wunſch zu erfüllen, wird keine längere Scene nöthig; wenn er die Gründe des A leidend aufnimmt, läuft die Scene in gerader Linie fort, aber ſie iſt in größter Gefahr zu ermüden; wenn B ſich aber zur Wehr ſetzt und ſich entweder auf ſeinen Störenfried ſteift oder ihn leugnet, ſo läuft der Dialog zu einem Punkte, an welchem B ſo weit als möglich von den Wünſchen des A entfernt iſt. Von da findet eine Annäherung der Anſichten ſtatt, die Gründe des A erweiſen ſich als ſtärker, bis B ſich ergibt.

Da aber jede Scene eine Richtung auf das Folgende hat, wird dieſer pyramidale Bau häufig in den Durchſchnitt einer anſchlagenden Welle umgeändert, mit lang aufſteigender Linie und ſchnellem Abſturz: Beginn, Steigerung, Schlußergebniß.

Je nach der Zahl der auftretenden Perſonen erhalten die Scenen verſchiedene Beſtimmung und verſchiedene Einrichtung.

Die Monologe geben dem Helden der modernen Bühne Gelegenheit, in vollkommener Unabhängigkeit von einem beobachtenden Chor ſein geheimes Empfinden und Wollen dem Publikum bekannt zu machen. Man ſollte meinen, daß ſolche Vertrautenſtellung dem Hörer ſehr willkommen ſein müßte, und doch iſt dies oft nicht der Fall. So ſehr iſt der Kampf und die Einwirkung des einen Menſchen auf den andern Zweck des Dramas, daß jede Iſolirung des Einzelnen einer gewiſſen Entſchuldigung bedarf. Nur wo ein reiches inneres Leben im Zuſammenſpiel längere Zeit gedeckt war, erträgt der Hörer die geheimen Offenbarungen deſſelben. Aber ſchon da, wo kunſtvolles Intriguenſpiel das Publikum zum Vertrauten machen will, liegt dieſem wenig an dem ſtillen Ausſprechen eines Einzelnen, es holt ſich lieber ſelbſt den Zuſammenhang und die Gegenſätze der Charaktere aus einem Dialoge heraus. Die Monologe haben Aehnlichkeit mit den antiken Pathosſcenen, ſind aber bei den zahlreichen Gelegenheiten, welche unſere Bühne den Charakteren darbietet ihr Inneres darzulegen, und bei der veränderten Ausgabe dramatiſcher Wirkungen durch die Schauſpielkunſt keine nothwendige Zugabe neuerer Dramen.

Da die Monologe einen Ruhepunkt in der laufenden Handlung darſtellen und den Sprechenden in bedeutſamer Weiſe dem Hörer gegenüber ſtellen, ſo bedürfen ſie vor ſich eine bereits erregte Spannung, einen Einſchnitt der Handlung auf einer oder beiden Seiten. Aber ob ſie einen Akt eröffnen oder ſchließen, oder zwiſchen zwei bewegte Scenen geſtellt ſind, immer müſſen ſie dramatiſchen Bau haben. Satz, Gegenſatz, Ergebniß; und zwar ein Schlußergebniß, das für die Handlung ſelbſt Bedeutung gewinnt. Man vergleiche die beiden Monologe Hamlet's in der ſteigenden Handlung. Der zweite berühmte Monolog „Sein oder Nichtſein" iſt eine tiefſinnige Offenbarung der Seele Hamlet's, aber für die Handlung ſelbſt inſofern keine Förderung, als er kein neues Wollen des Helden einleitet, ſondern durch Darlegung der innern Kämpfe eine Erklärung des Zauderns gibt. Der vorhergehende Monolog dagegen, ein Meiſterſtück von dramatiſcher Bewegung, auch er der Ausklang einer Scene, hat zur Grundlage einen einfachen Beſchluß. Hamlet ſagt: 1. Der Schauſpieler beweiſt ſo großen Ernſt bei bloßem Spiel. 2. Ich aber ſchleiche thatlos bei dem furchtbarſten Ernſt. 3. An's Werk! auch ich will ein Spiel veranſtalten, um für ernſte That Entſcheidung zu gewinnen. — In dieſem letzten Satze iſt zugleich das Ergebniß der ganzen vorhergehenden Scene zuſammengefaßt, die Folgen, welche die Unterhaltung mit den Schauſpielern auf den Charakter des Helden und den Verlauf des Stückes ausübt.

Gelungene Monologe ſind allerdings Lieblinge des Publikums geworden. In den Dramen Schiller's und Goethe's werden ſie von dem heranwachſenden Geſchlecht gern vorgetragen. Leſſing hätte, auch wenn er mehr als den Nathan in unſern Jamben geſchrieben hätte, ſchwerlich dieſe Art von dramatiſchen Wirkungen geſucht.

Am nächſten den Monologen ſtehen die Botenberichte unſerer Bühne; wie jene das lyriſche, ſo vertreten ſie das epiſche Element. Von ihnen iſt bereits früher geſprochen. Da ſie die Aufgabe haben, eine zu Gunſten ihrer Aufnahme bereits erregte Spannung zu löſen, ſo muß die Wirkung, welche ſie in den Gegenſpielern des Vortragenden oder vielleicht gar in ihm ſelbſt hervorbringen, ſehr ſichtbar werden; einen längeren Vortrag muß geſteigertes Gegenſpiel begleiten und unterbrechen, allerdings ohne ihn zu überwachſen. Schiller, der Botenberichte ſehr liebt, gibt Beiſpiele in Menge, ſowohl zur Lehre als zur Warnung. Der Wallenſtein allein enthält eine ganze Auswahl derſelben. In den ſchönen Muſterſtücken: „Es gibt im Menſchenleben" und „Wir ſtanden keines Ueberfalls gewärtig" hat der Dichter zugleich die höchſte dramatiſche Spannung an die epiſchen Stellen geknüpft. Das Inſpirirte und Seherhafte Wallenſtein's kommt an keiner Stelle ſo mächtig zu Tage als in ſeiner Erzählung. Im Botenberichte des Schweden aber ſteht das ſtumme Spiel der todwunden Thekla in dem ſtärkſten Gegenſatz zu Haltung und Vortrag des theilnehmenden Fremdlings. Daneben hat dies Drama aber andere Beſchreibungen, z. B. den böhmiſchen Becher, das Zimmer des Sterndeuters, deren ſtarke Kürzung oder Entfernung bei der Aufführung wohlthut.

Der wichtigſte Theil der dramatiſchen Handlung verläuft in den Dialogſcenen, zunächſt im Zwiegeſpräch. Der Inhalt dieſer Scenen: Satz und Gegenſatz, Empfindung gegen Empfindung, Wille gegen Wille, hat bei uns, abweichend von der einförmigen, antiken Weiſe, die mannigfaltigſte Ausbildung gefunden. Der Zweck aller Dialogſcenen iſt wieder, aus dem Satz und Gegenſatz ein Ergebniß herauszuheben, welches die Handlung weiter treibt. Während das antike Zwiegeſpräch ein Streit war, der gewöhnlich keine unmittelbare Einwirkung auf die Seelen der Handelnden ausübte, verſteht der moderne Dialog zu bereden, zu beweiſen, hinüber zu führen. Die Argumente des Helden und Gegenſpielers ſind nicht, wie häufig in der griechiſchen Tragödie, rhetoriſche Wortgefechte, ſondern ſie ſind aus Charakter und Gemüth der Perſonen hergeleitet, und genau wird der Hörer unterrichtet, wie weit dieſelben wahrhafte Empfindung und Ueberzeugung ausſprechen oder täuſchen ſollen.

Der Angreiſende wird alſo ſeine Gründe genau nach der Perſönlichkeit des Gegenſpielers einrichten oder tief und wahr aus ſeinem eigenen Weſen heraus ſchöpfen müſſen. Damit aber das Zweckvolle oder Wahre derſelben von dem Hörer auch vollſtändig erfaßt wird, iſt auf der Bühne eine beſtimmte Richtung von Rede und Antwort nothwendig, nicht mit ſo gewohnheitsmäßigem Verlauf, wie auf der antiken oder altſpaniſchen Bühne, aber doch weſentlich von dem Wege verſchieden, welchen wir im wirklichen Leben einſchlagen, um Jemand zu überzeugen. Dem Charakter auf der Bühne iſt die Zeit beſchränkt, er hat ſeine Argumente in einer fortlaufenden Steigerung der Wirkungen vorzutragen, er hat das für ſeine Stellung Wirkſamſte auch dem Hörer eindringlich auseinanderzuſetzen. In Wirklichkeit mag ein ſolcher Kampf der Anſichten vielgetheilt, mit zahlreichen Gründen und Gegengründen ausgemacht werden, lange mag der Sieg ſchwanken, vielleicht ein unbedeutender Nebengrund mag zuletzt den Ausſchlag geben; dies iſt auf der Bühne in der Regel nicht möglich, weil es nicht wirkſam wäre.

Deshalb iſt Aufgabe des Dichters, die Gegenſätze in wenigen Aeußerungen zuſammenzufaſſen, dieſe mit fortgeſetzter Steigerung ihrer inneren Bedeutung auszudrücken. In unſeren Dramen ſchlagen die Gründe des Einen gleich Wellen gegen die Seele des Andern, zuerſt durch den Widerſtand gebrochen, dann höher, bis ſie vielleicht am Ende über die Widerſtandskraft reichen. Es geſchieht nach einem uralten Compoſitionsgeſetz, daß häufig der dritte ſolcher Wellenſchläge die Entſcheidung gibt; dann iſt zweimal Satz und Gegenſatz vorausgegangen, durch die beiden Stufen iſt der Hörer genügend auf die Entſcheidung vorbereitet, er hat eine kräftige Einwirkung erhalten, und hat mit Behagen das Gewicht der Gründe mit dem Inhalt des Charakters, auf den ſie wirken ſollen, vergleichen können. Solche Geſprächsſcenen ſind auf unſerer Bühne ſeit Leſſing mit beſonderer Liebe und Schönheit ausgebildet worden. Sie entſprechen ſehr der Freude der Deutſchen an gründlicher Erörterung einer Angelegenheit. Berühmte Rollen unſerer Bühne verdanken ihnen allein ihren Erfolg: Marinelli, Carlos im Clavigo, Wrangel im Wallenſtein.

Da der Dichter die Dialogſcene ſo zu arbeiten hat, daß dem Hörer der Fortſchritt, den dieſelbe für die Handlung bewirkt, eindringlich wird, muß auch die Technik dieſer Scenen, je nach der Stellung, in welcher ſie die Betheiligten finden und verlaſſen, verſchieden ſein.

Am einfachſten wird die Sache, wenn der Eindringende den Angegriffenen überwindet; dann findet ein- oder zweimalige Annäherung und Trennung ſtatt bis zum Siege des Einen, oder, wenn der Angegriffene biegſamer iſt, ein allmähliches Herüberziehen.

Eine Scene ſolcher Beredung von einfachem Bau iſt der Dialog im Anfang des Brutus und Caſſius. Caſſius drängt, Brutus gibt ſeiner Forderung nach; der Dialog hat eine kurze Einleitung, drei Theile und Schluß, der mittlere Theil iſt von beſonderer Schönheit und großer Ausführung. Einleitung, Caſſius: Ihr ſeid unfreundlich gegen mich. Brutus: Nicht aus Kälte. Die Theile, Caſſius: 1. Man hofft auf euch (lebendig unterbrochen durch die Verſicherung, daß Brutus ihm trauen könne, und durch Rufe von außen, welche die Aufmerkſamkeit auf Cäſar leiten). — 2. Was iſt Cäſar mehr als wir? — 3. Unſer Wille kann uns befreien. — Schluß. Brutus: Ich will's überlegen.

Wenn aber die Sprechenden von einander ſcheiden, ohne ſich zu vereinigen, ſo darf doch die Stellung derſelben zu einander während der Scene nicht unverändert bleiben. Es iſt den Zuhörern unerträglich, ſolchen Mangel an Fortſchritt in der Handlung zu empfinden. Auch in ſolchem Fall muß die Richtung des Einen oder Beider gebogen werden, etwa ſo, daß ſie an einer Stelle der Verhandlung ſcheinbar übereinkommen und nach dieſem Punkte der Annäherung ſich wieder energiſch von einander abwenden. Die inneren Bewegungen, durch welche dieſe Veränderung der Stellung bewirkt wird, müſſen allerdings ſowohl wahr als für das Folgende zweckmäßig ſein, nicht unnütze Querzüge, welche einer ſceniſchen Wirkung zu Liebe, ohne Nutzen für Handlung und Charaktere, eingerichtet werden.

Bei ungebundener Rede iſt es möglich, zahlreichere Gründe und Gegengründe in das Feld zu führen, die Linien ſchärfer zu wenden; im Ganzen bleibt der Bau, wie er eben mit einer brandenden Welle verglichen wurde: ein allmähliches Hinauftreiben auf den Höhenpunkt, Ergebniß, kurzer Abſchluß. So iſt die große Streitſcene zwiſchen Egmont und Oranien — wohl der am beſten gearbeitete Theil des Dramas — aus vier Theilen zuſammengeſetzt, vor denen eine Einleitung, nach denen der Schluß ſteht. Einleitung: Oranien: Die Regentin geht ab. Egmont: Sie geht nicht. Theil 1: Or. Und wenn ein Anderer kommt? Eg. So treibt er's wie der Vorige. 2. Or. Er wird diesmal unſere Häupter faſſen. Eg. Das iſt unmöglich. 3. Or. Alba iſt unterwegs. Gehen wir in unſere Provinz. Eg. Dann ſind wir Rebellen. Hier der Umſchwung, von jetzt wird Egmont der Angreifende. 4. Eg. Du handelſt unverantwortlich. Or. Nur vorſichtig. Schluß: Or. Ich gehe und betraure dich als verloren. Die letzte Vereinigung der Streitenden in einer gemüthlichen Stimmung bildet einen guten Gegenſatz zu der vorausgegangenen Heftigkeit Egmont's.

Beſondere Bedeutung haben in dem neueren Drama die Scenen zwiſchen zwei Menſchen erhalten, in denen die Charaktere ſehr entſchieden einer Meinung zu ſein pflegen, die Liebesſcenen. Sie ſind nicht durch Tagesgeſchmack oder vorübergehende Weichlichkeit der Dichter und Hörer entſtanden, ſondern durch einen uralten Gemüthszug der Germanen. Seit früheſter Zeit iſt der deutſchen Dichtung die Liebeswerbung, die Annäherung des jungen Helden an die Jungfrau, beſonders reizvoll geweſen. Es war die herrſchende poetiſche Neigung des Volkes, die Beziehungen der Liebenden vor der Vermählung mit einer Würde und einem Adel zu umgeben, von welchen die antike Welt nichts wußte. Nach keiner Richtung hat ſich der Gegenſatz der Deutſchen zu den Völkern des Alterthums ſchärfer ausgeprägt, durch die geſammte Kunſt des Mittelalters bis zur Gegenwart geht dieſer bedeutſame Zug. Auch in dem ernſten Drama macht er ſich mit hoher Berechtigung geltend. Das holdeſte und lieblichſte Verhältniß der Erde wird mit dem Finſtern und Schrecklichen in Verbindung gebracht, als ergänzender Gegenſatz, zur höchſten Steigerung der tragiſchen Wirkungen.

Für den arbeitenden Dichter freilich ſind dieſe Scenen nicht der bequemſte Theil ſeines Schaffens, und nicht jedem will es damit gelingen. Es iſt nicht ohne Nutzen, die größten Liebesſcenen, welche wir haben, mit einander zu vergleichen, die drei Scenen des Romeo auf dem Maskenfeſte und beim

Balkon vor und nach der Brautnacht, und die Scene Gretchens im Garten. In der erſten Maskenſcene hat der Dichter der Kunſt des Darſtellers die höchſte Aufgabe geſtellt, in ihr iſt die Sprache der beginnenden Leidenſchaft wundervoll abgebrochen und kurz, hinter dem artigen Redeſpiel, das zu Shakeſpeare's Zeit der guten Geſellſchaft geläufig war, ſcheint das aufglühende Gefühl nur wie in Blitzen durch. Wohl empfand der Dichter, wie ſehr darauf ein vollerer Ausdruck noth thue. Die erſte Balkonſcene iſt immer für ein Meiſterſtück der Dichtkunſt gehalten worden, aber wenn man die hohen Schönheiten ihrer Verſe zergliedert, wird man vielleicht überraſcht ſein, wie wortreich und unumſchränkt genießend die Seelen der Liebenden ſchon mit ihrem leidenſchaftlichen Gefühl zu ſpielen wiſſen. Schöne Worte, zierliche Vergleiche ſind ſo gehäuft, daß wir zuweilen die Kunſt als künſtlich empfinden. Für die dritte, die Morgenſcene, iſt die Idee alter Minne- und Volkslieder — „der Wächterlieder" — in reizender Weiſe verwerthet.

Auch Goethe hat in ſeiner ſchönſten Liebesſcene volksthümliche Erinnerungen poetiſch verwerthet: er hat die Liebeserklärung in feiner Weiſe aus kleinen epiſchen und lyriſchen Momenten zuſammengeſetzt, die er — doch nicht ganz günſtig für eine große Wirkung — durch den ſchneidenden Gegenſatz Marthe und Mephiſto unterbricht. Auch der Umſtand erinnert an den großen lyriſchen Dichter, daß Fauſt darin zurücktritt und die Scenen nicht viel Anderes ſind als Selbſtgeſpräche Gretchens. Aber jedes der drei kleinen Stücke, aus denen ſich das Bild zuſammenſetzt, iſt von wunderbarer Schönheit.

Dem ſchwungvollen Schiller wollte es dagegen in ſeiner Jambenzeit mit dieſen Scenen nicht mehr recht gelingen. Am beſten noch in der Braut von Meſſina. Aber im Tell iſt die Scene zwiſchen Rudenz und Bertha ohne Leben, und ſelbſt im Wallenſtein, wo ſie durchaus nothwendig war, hat er ihr durch die Anweſenheit der Gräfin Terzky einen Dämpfer aufgeſetzt, Thekla muß den Geliebten vom Heerlager und von dem Aſtrologenzimmer unterhalten, bis ſie endlich in kurzem Alleinſein die bedeutſame Warnung ausſprechen kann.

Die glänzenden Beiſpiele Shakeſpeare's und Goethe's zeigen auch die Gefahr dieſer Scenen, es wird noch davon geſprochen. Da das Austönen lyriſcher Empfindungen auf der Bühne trotz aller Dichterkunſt bei längerer Ausdehnung den Hörer zuverläſſig ermüdet, ſo wird die lohnende Aufgabe des dramatiſchen Dichters, ein kleines Ereigniß zu erfinden, in welchem das heiße Gefühl des liebenden Paares ſich bei gemeinſamer Theilnahme an einem Moment der Handlung ausdrücken kann, er erhält dadurch die dramatiſche Schnur, an welcher er ſeine Perlen aufreiht. Das ſüße Liebesgeplauder, welches ſich Selbſtzweck iſt, wird er mit Recht ſcheuen, und wo es unvermeidlich wird, durch Schönheit der Poeſie erſetzen, was er ſolchen Scenen als gewiſſenhafter Mann an Ausdehnung nehmen muß.

Der Eintritt einer dritten Perſon in den Dialog gibt demſelben einen anderen Charakter. Wie das Bühnenbild durch den dritten Mann einen Mittelpunkt und eine Gruppenaufſtellung bekommt, ſo wird auch für den Inhalt der Dritte oft der Vermittler oder Richter, welchem zwei Parteien ihre Gründe an das Herz legen. Die Gründe beider Parteien werden in ſolchem Falle zugleich für ihn nach ſeinem Weſen eingerichtet und erhalten ſchon dadurch etwas Bewußtes, weniger Unmittelbares. Der Lauf der Scene wird langſamer, zwiſchen Rede und Gegenrede tritt ein Urtheil ein, welches ſich ebenfalls dem Hörer bedeutſam darſtellen muß.

Oder der dritte Schauſpieler iſt ſelbſt Partei und Bundesgenoſſe einer Seite. In dieſem Fall werden die Aeußerungen der einen Partei ſchneller, bewegter herausbrechen müſſen, weil dem aufnehmenden Hörer größere Anſpannung der Aufmerkſamkeit zugemuthet wird, indem er Weſen und Inhalt zweier Perſönlichkeiten in die eine Wagſchale zu ſtellen hat.

Der dritte, ſeltnere Fall endlich iſt, daß jeder der drei Charaktere ſeinen Willen gegen den der beiden andern ſtellen will. Solche Scenen werden als ein Ausklingen einer gelöſten Spannung zuweilen verwendbar, ſie haben nur ein kurzes Reſultat zu ziehen, denn die drei Sprechenden halten dann in der That Monologe. So die Scenen mit Margaretha in Richard III., wo der eine Charakter die Melodie, die beiden andern Parteien in Contraſten die Begleitung geben. Scenen ſolches Dreiſpiels werden aber in größerer Ausführung faſt nur dann Bedeutung gewinnen, wenn wenigſtens der Eine in verſtelltem Spiel auf den Standpunkt eines Anderen übergeht.

Scenen, welche mehr als drei Perſonen zu thätiger Theilnahme an der Handlung verſammeln, die ſogenannten Enſemblescenen, ſind ein unentbehrlicher Beſtandtheil unſeres Dramas geworden. Sie waren der alten Tragödie unbekannt, ein Theil ihrer Leiſtungen wurde durch die Verbindung der Soloſpieler mit dem Chor erſetzt. Sie umſchließen in dem Drama der Neuzeit nicht vorzugsweiſe die höchſten tragiſchen Wirkungen, obgleich ein großer Theil der lebendigſten Aktionen in ihnen ausgeführt wird. Denn es iſt eine nicht genug beachtete Wahrheit, daß *weniger ſpannt und feſſelt, was aus Vielen entſteht, als was aus der Seele der Hauptgeſtalten lebendig wird.* Die Theilnahme an dem dramatiſchen Leben der Nebenperſonen iſt geringer und das Verweilen mehrer Betheiligten auf der Bühne mag leicht das Auge zerſtreuen, die Schauluſt mehr als nützlich erregen. Im Ganzen iſt das Weſen dieſer Scenen, daß ſie bei guter Führung durch den Dichter lebhaft beſchäftigen und eine durch die Hauptmelden erregte Spannung löſen, oder daß ſie helfen eine ſolche Spannung in der Seele der Hauptgeſtalten hervorzurufen. Sie haben deshalb vorzugsweiſe den Charakter vorbereitender oder abſchließender Scenen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ihre Eigenthümlichkeit nicht jederzeit hervortritt, wenn mehr als drei Spieler auf der Bühne ſind. Denn auch, wo wenige Hauptrollen allein oder faſt ausſchließlich die Handlung darſtellen, mögen Nebenfiguren in ziemlicher Anzahl wünſchenswerth ſein. Leicht mag eine Rathsverſammlung, eine Prunkſcene viele Schauſpieler auf der Bühne verſammeln, ohne daß dieſe ſich bis zu thätigem Antheil erheben.

Die erſte Vorſchrift für den Bau der Enſembleſcenen iſt: ſämmtliche Perſonen charakteriſtiſch und förderlich für die Handlung zu beſchäftigen. Sie ſind wie eine geladene Geſellſchaft, für deren geiſtige Thätigkeit der Dichter als unſichtbarer Wirth unabläſſig beſorgt ſein muß. Er muß beim Fortführen der Handlung genau die Wirkung empfinden, welche die einzelnen Vorgänge, Reden und Gegenreden auf jeden der Betheiligten ausüben.

Es iſt klar, daß eine Perſon in Gegenwart Anderer auf der Bühne nicht ausſprechen darf, was dieſe nicht hören ſollen, die herkömmliche Aushilfe des Beiſeiteſprechens darf nur in dringenden Fällen und für wenige Worte benutzt werden. Aber eine größere Schwierigkeit liegt darin, daß auch nicht leicht eine Rolle etwas ausſprechen darf, worauf eine andere der anweſenden Perſonen eine Antwort geben müßte, welche ihrem Charakter nach nothwendig, für die Handlung aber unnütz und verzögernd wäre. Es gehört eine unumſchränkte Herrſchaft des Dichters über ſeine Helden dazu und lebhafte Anſchauung des Bühnenbildes, um allen Mitſpielern einer menſchenreichen Scene gerecht zu werden. Denn jede einzelne Rolle wirkt auf Stimmung und Haltung der übrigen und trägt ihrerſeits dazu bei, das unbefangene Ausſprechen der Anderen zu beſchränken. Es wird daher in ſolchen Scenen ſich die Kunſt des Dichters vorzugsweiſe darin zeigen, durch ſcharfe, kleine Striche die Charaktere von einander abzuheben. Und es iſt wohl zu beachten, daß die angemeſſene Beſchäftigung der verſammelten Perſonen durch die Beſchaffenheit unſerer Bühne erſchwert wird, welche in ihren Couliſſen die Darſteller wie in einem Saale zuſammenſchließt und, wenn der Dichter nicht, was zuweilen unmöglich iſt, beſtimmte Vorkehrungen trifft, die Abtrennung Einzelner ſchwierig macht.

Ferner aber: Je zahlreicher die Mitſpieler in die Scene geladen ſind, deſto weniger Raum wird gewöhnlich der Einzelne behalten, ſich in ſeiner Eigenart zu äußern. Der Dichter wird alſo zu vermeiden haben, daß der betreffende Theil der Handlung nicht durch die größere Anzahl der Theilnehmer zerſtückt wird und in kurzen Wellen eintönig dahinläuft; und wie er die Perſonen in Gruppen ordnet, wird er auch die Handlung der Scene ſo einrichten, daß die Bewegung der Nebenſpieler nicht die Bewegung der Hauptperſonen übermäßig beengt. Deshalb gilt der Grundſatz: je größer die Zahl der Theilnehmer an einer Scene, deſto kräftiger gegliedert muß der Bau derſelben ſein. Die Haupttheile müſſen dann um ſo mächtiger hervortreten, bald die einzelnen führenden Stimmen ſich von der Mehrzahl abheben, bald das Zuſammenwirken der Geſammtheit im Vordergrund ſtehen.

Da bei größerer Anzahl von Spielenden der Einzelne leicht gedeckt wird, ſo ſind diejenigen Stellen der Enſembleſcenen beſonders ſchwierig, in denen die Wirkung dargeſtellt wird, welche das Verhandelte auf die einzelnen Betheiligten hat. Wo in dieſem Fall ein kurzes hingeworfenes Wort nicht genügt, die Zuhörer zu unterrichten, iſt eine Erfindung nöthig, welche den Einzelnen zwanglos von der Gruppe löſt und in den Vordergrund ſtellt. Es iſt ganz unthunlich, in ſolchem Falle die dramatiſche Bewegung der Mehrzahl plötzlich zu unterbrechen und die Uebrigen zu ſtummen und thatloſen Zuſchauern der geheimen Offenbarungen Einzelner zu machen.

Je raſcher die Handlung im Zuſammenſpiel fortläuft, deſto ſchwerer wird ſolches Iſoliren der Einzelnen. Hat die Handlung aber eine gewiſſe Wucht und Höhe erreicht, ſo wird es der größten Kunſt nicht immer möglich, einem Hauptſchauſpieler Raum zu wünſchenswerther Darlegung ſeiner innerſten

Stimmung zu geben. Und deshalb gilt für dieſe Scenen das dritte Geſetz. Der Dichter wird ſeine Perſonen nicht Alles ſagen laſſen, was für ſie bezeichnend und für ihre Rolle an ſich nöthig wäre. Denn hier beſteht ein innerer Gegenſatz zwiſchen dem Erforderniß der einzelnen Rolle und dem Vortheil des Ganzen. Jede Perſon auf der Bühne fordert für ſich Betheiligung am Fortgange der Handlung, ſoweit dies ihre geſellſchaftliche Stellung zu den anderen Charakteren der Scene erlaubt. Der Dichter aber kommt in die Lage, ihr dieſen Antheil beſchränken zu müſſen. Auch Hauptthelden müſſen häufig mit ſtummem Spiel begleiten, wo ihnen im wirklichen Leben das Dreinſprechen geboten ſein würde. Dem Schauſpieler dagegen iſt langes Schweigen peinlich, der Nebenſpieler ermattet und ſinkt zum Statiſten herab, der Hauptſpieler fühlt lebhaft das Unrecht, welches ſeiner Rolle geſchieht, weit weniger die höhere Nothwendigkeit. Es genügt für die richtige Geſammtwirkung nicht immer, daß der Dichter auf die Bewegung der nicht gerade im Vordergrund ſtehenden Rollen achtet und durch wenige Worte oder durch eine nicht ruhmloſe Beſchäftigung dem Darſteller Richtung für ſein ſtummes Spiel und Uebergänge zu den Stellen, wo er wieder eingreifen darf, gewährt. Es gibt äußerſte Fälle, wo auf der Scene daſſelbe gilt, was bei großen Gemälden geſtattet wird, welche zahlreiche Geſtalten in ſtarker Bewegung und Verſchlingung zeigen. Wie dort der Schwung der Hauptlinien ſo wichtig iſt, daß ihm einmal die richtige Verkürzung eines Armes und Fußes geopfert werden muß, ſo wird auch in der ſtarken Strömung einer menſchenreichen Scene die für den einzelnen Charakter nöthige Darſtellung aufgegeben werden müſſen, aus Rückſicht auf Verlauf und Geſammtwirkung der Scene. Damit der Dichter dergleichen gebotene Fehler aber ſchön verüben könne, wird ihm die Empfindung lebhaft ſein müſſen, daß es an ſich Fehler ſind.

Es gereicht dem Stücke thatſächlich zum Nutzen, die

Zahl der Mitſpieler ſo viel als irgend möglich zu beſchränken. Jede Rolle mehr erſchwert die Beſetzung, macht bei Krankheit oder Abgang eines Schauſpielers die Wiederholung des Stückes unbequem. Schon dieſe äußere Rückſicht wird den Dichter beſtimmen, bei Enſembleſcenen wohl zu überlegen, welche Geſtalten ihm unumgänglich nothwendig ſeien. Dazu kommt ein innerer Grund: je größer die Zahl der thätigen Nebenperſonen in einer Scene iſt, deſto mehr Zeit nimmt ſie in Anſpruch.

Die Enſembleſcenen ſind allerdings eine weſentliche Hilfe, dem Stück Farbe und Glanz zu geben. Sie werden ungern bei einem geſchichtlichen Stoffe entbehrt werden. Aber ſie werden auch in ſolchem Stück mit Maß verwendet werden müſſen, weil ſie mehr als andere den Erfolg von dem Geſchick des Regiſſeurs abhängig machen, und weil in ihnen die ausgeführte Darſtellung des innern Lebens der Hauptfiguren, eine genaue Schilderung der Seelenvorgänge, welche den höchſten dramatiſchen Antheil beanſpruchen, weit ſchwieriger iſt. Die zweite Hälfte des Stückes wird ſie am lebhafteſten heiſchen, weil in ihr die Thätigkeit der Gegenſpieler mächtiger hervortritt, aber nur dann ohne Schaden vertragen, wenn in dieſem Abſchnitt der Handlung die warme Theilnahme des Zuſchauers an den Hauptcharakteren bereits unerſchütterlich feſtgeſtellt war. Auch hier wird der Dichter ſich hüten, das innere Leben der Haupthelden für längere Zeit zu decken.

Eine der ſchönſten Enſembleſcenen Shakeſpeare's iſt die Banketſcene auf der Galeere des Pompejus in Antonius und Kleopatra; ſie enthält keinen Haupttheil der Handlung und iſt, was bei Shakeſpeare in den tragiſchen Theilen ſeiner Handlung nicht häufig iſt, weſentlich Situationsſcene. Sie hat aber eine gewiſſe Bedeutung, weil ſie am Schluß des zweiten Aktes, alſo an einer Stelle ſteht, welche eine Auszeichnung fordert, zumal in dieſem Stück, in welchem die vorhergehenden politiſchen Auseinanderſetzungen ein buntes und belebtes Bild ſehr wünſchenswerth machten. Die Fülle der kleinen charakteriſirenden Züge, welche in dieſer Scene vereinigt ſind, das knappe Zuſammenfaſſen derſelben, vor allem aber die techniſche Anordnung ſind bewunderungswürdig. Die Scene wird eingeleitet durch eine kurze Unterredung der Diener, wie ſie bei Shakeſpeare nicht ſelten iſt, um das Aufſtellen der Tiſche und Geräthe auf ſeiner Bühne zu vermitteln. Die Scene ſelbſt iſt dreitheilig. Der erſte Theil ſtellt das übermüthige Geplauder der verſöhnten Triumvirn und die Pedanterie des trunkenen Schwachkopfes Lepidus dar, auf den ſchon die Diener hingewieſen haben; der zweite in furchtbarem Gegenſatz die heimliche Unterredung des Pompejus und Mänas; der dritte, durch das Hinaustragen des trunkenen Lepidus eingeleitet, die Steigerung des wüſten Bacchanals und die überhandnehmende Trunkenheit. Die Verbindung der drei Theile, wie Mänas den Pompejus zur Seite zieht, wie Pompejus wieder an der Perſon des Lepidus anknüpfend das Gelage fortſetzt, iſt ſehr beachtenswerth. Kein Wort in der ganzen Scene iſt unnütz und bedeutungslos, der Dichter empfindet in jedem Augenblick die Lage der einzelnen Geſtalten, auch der Nebenfiguren, jede greift fördernd in den Verlauf ein, für den Regiſſeur wie für die Rollen iſt das Ganze meiſterhaft zurecht gemacht. Von dem erſten Bericht des Antonius über den Nil, durch welchen das Bild der Kleopatra auch in dieſe Scene hineingetragen wird, und dem einfältigen Dreinreden des Lepidus: — „Ihr habt ſeltſame Schlangen dort“ — durch welches ein Eindruck in die Seelen der Zuhörer geworfen wird, welcher auf den Schlangentod der Kleopatra vorbereitet, bis zu den letzten Worten des Antonius: „Gut, gebt die Hand, Herr,“ in denen der Berauſchte unwillkürlich die Ueberlegenheit des Cäſar Auguſtus anerkennt, und bis zu den folgenden trunkenen Reden des Pompejus und Enobarbus gleicht Alles feinciſelirter Arbeit an feſt zuſammengefügten Metallgliedern.

Belehrend iſt der Vergleich dieſer Scene mit dem Schluß des Banketaktes in den Piccolomini. Die innere Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß man die Meinung erhalten muß, Schiller habe die Shakeſpeare'ſche Ausführung vor Augen gehabt. Auch hier iſt eine Dichterkraft zu bewundern, welche eine große Anzahl von Geſtalten mit unumſchränkter Sicherheit zu leiten weiß, auch hier ein großer Reichthum von bedeutenden Momenten und kräftige Steigerung im Bau. Aber was für Schiller bezeichnend iſt, dieſe Momente ſind zum Theil epiſodiſcher Natur, das Ganze breiter und größer angelegt. Dies letzte freilich mit Berechtigung. Denn die Scene ſteht nicht am Ende des zweiten, ſondern am Ende des vierten Aktes, und ſie enthält einen weſentlichen Theil der Handlung, die Erlangung der verhängnißvollen Unterſchrift, ſie würde alſo, auch wenn das Banket nicht den geſammten vierten Akt füllte, eine größere Anlage gehabt haben. Ihre Anordnung iſt genau wie bei Shakeſpeare.*) Zuerſt eine einleitende Unterredung der Diener, welche aber zu unverhältnißmäßiger Breite ausgeſponnen iſt; die Beſchreibung des Pokals hat kein Recht uns zu beſchäftigen, weil der Becher ſelbſt mit dem Stück weiter nichts zu thun hat und die zahlreichen Seitenlichter, welche aus dieſer Beſchreibung auf die Geſammtlage fallen, nicht mehr ſtark genug ſind. Dann eine ebenfalls dreitheilige Handlung, erſtens: Bemühung Terzky's, von Nebenfiguren die Unterſchrift zu erhalten, zweitens: im ſcharfen Gegenſatz dazu das kurze Geſpräch der Piccolomini, drittens: die Entſcheidung als Streit des trunkenen Illo mit Max. Auch hier iſt der Verband der einzelnen Scenentheile ſorgfältig. Octavio führt durch das vorſichtige Ausforſchen Buttler's leiſe die Aufmerkſamkeit aus der bewegten Gruppe der Generäle heraus auf ſeinen Sohn, durch das Suchen des fehlenden Namens wird die volle Aufmerkſamkeit auf Max geleitet; worauf der trunkene Illo ſich wieder zuerſt ſehr bedeutſam an Octavio wendet, bevor er mit Max zuſammenſtößt. Die Verbindung und Löſung der einzelnen Gruppen, das Herausheben der Piccolomini, die Handlung des Höhenpunktes, das bewegte Zwiſchenſpiel der Nebenfiguren bis zu dem kräftigen kurzen Schluß ſind ſehr ſchön.

---

*) Der Akt iſt zweitheilig. Der erſte vorbereitende Theil enthält drei kurze dramatiſche Beſtandtheile: den Eintritt des Max, die Vorlegung der gefälſchten Urkunde durch die Intriganten, den Anſchluß Buttler's an ſie. Von da beginnt, ebenfalls durch Unterredung der Diener eingeleitet, der große Schluß. Die zechenden Generäle darf man nicht den ganzen Akt in dem Mittel- und Hintergrund der Bühne ſehen, die Bühne zeigt beſſer ein Vorzimmer des Banketſaals durch Pfeiler und Hinterwand von dieſem getrennt, ſo daß man die Geſellſchaft bis zu ihrem Eintritt am Schluß nur undeutlich erblickt, und nur einzelne bequeme Rufe und Bewegungen der Gruppen aufnimmt. Schiller war im Wallenſtein noch ein ſorgloſer Regiſſeur, von da ab that er mehr für die ſceniſche Anordnung. Zu den Beſonderheiten der ſcharfen Zeichnung in dieſer ſchönen Scene gehört die theilnahmloſe Verſunkenheit des Max, — ſie iſt von Kleiſt im Prinz von Homburg wunderlicher wiederholt worden. Nicht durch Schweigen kennzeichnet Shakeſpeare die Träumenden, ſondern durch zerſtreute und tiefſinnige Reden.

Wir beſitzen außerdem noch zwei mächtige Maſſenſcenen von Schiller, die größten aus der großen Zeit unſerer Dichtkunſt: die Rütliſcene und den erſten Akt des Demetrius. Beide ſind Muſter, welche der angehende Dramatiker nicht nachahmen, aber in ihrer hohen Schönheit ſorgfältig beachten ſoll. Was man auch gegen den dramatiſchen Bau des Tell ſagen muß, auf einzelnen Scenen ruht ein Zauber, der immer auf's Neue zur Bewunderung hinreißt. Auch in der Rütliſcene iſt die dramatiſche Bewegung eine verhältnißmäßig gehaltene, die Ausführung breit, prächtig, voll ſchöner Lokalfarbe. Zuerſt gibt eine Einleitung die Stimmung. Sie beſteht aus drei Theilen: Ankunft der Unterwaldner, Unterredung Melchthal's und Stauffacher's, Begrüßung der Schwyzer. Man beachte wohl, daß der Dichter vermieden hat, durch dreimalige Betonung des Eintritts der drei Cantone zu ermüden. Zwei Hauptgeſtalten heben ſich hier kräftig von den Nebenfiguren ab und bilden für die Einleitung einen kleinen Höhenpunkt, die Zerriſſenheit durch mehre gleichſchwebende Momente wird verhindert. Mit dem Eintritt der Urner, welcher durch ihr Horn, das Herabſteigen vom Berge und die Reden der Anweſenden hinreichend betont iſt, beginnt ſogleich die Handlung.

Dieſe Handlung läuft fünfgetheilt fort. Erſtens Einrichtung der Tagſatzung mit kurzen Reden und kräftiger Betheiligung der Nebenſpieler. Darauf Stauffacher's großartige Darſtellung vom Weſen und Zweck des Bündniſſes. Nach dieſem mächtigen Hervortreten des Einzelnen drittens bewegter Streit der Anſichten und Parteien über die Stellung des Bundes zum Kaiſer, viertens hohe Steigerung der Gegenſätze bis zum ausbrechenden Streit über die Mittel, ſich von der Gewaltherrſchaft der Vögte zu löſen, und Abſtimmung über die Beſchlüſſe. Endlich fünftens der feierliche Schwur. Und nach ſolchem Abſchluß der Handlung ein Ausklingen der Stimmung, welches ſeine Klangfarbe von der umgebenden Natur und der aufgehenden Sonne erhält. Bei dieſer reichen Gliederung iſt die Schönheit in den Verhältniſſen der einzelnen Theile beſonders anziehend. Der Mittelpunkt dieſer ganzen Gruppe von dramatiſchen Momenten, Stauffacher's Vortrag, tritt als Höhenpunkt heraus. Darauf als Abſtich die unruhige Bewegung in den Maſſen, die eintretende Befriedigung und der hohe Aufſchwung! Nicht weniger ſchön iſt die Behandlung der zahlreichen Nebenfiguren, das ſelbſtändige Eingreifen der einzelnen kleinen Rollen, welche in ihrer Bedeutung für die Scene mit einer gewiſſen republikaniſchen Gleichberechtigung neben einander ſtehen.

Das größte Muſter für Staatsaktionen iſt die prachtvolle Eröffnungsſcene des Demetrius, der polniſche Reichstag. Der Stoff dieſes Dramas machte die Mittheilung vieler Vorausſetzungen nöthig, die ſeltſamen Schickſale des Knaben Demetrius erforderten außerdem eine ſtarke Anwendung beſonderer Farben, um die fremdartige Welt poetiſch nahe zu bringen. Schiller machte mit der ihm eigenen kühnen Hoheit die epiſche Erzählung zum Mittelpunkt einer reich ausgeſtatteten Schauſcene und umgab den langen Bericht des Einzelnen mit leidenſchaftlicher Bewegung der Maſſen. Auf eine kurze Einleitung folgt mit dem Eintritt des Demetrius die viertheilige Scene: 1) die Erzählung des Demetrius; 2) die kurz zuſammenfaſſende Wiederholung derſelben durch den Erzbiſchof und die erſten Wellen, welche dadurch in der Verſammlung aufgeregt werden; 3) die Bitte des Demetrius um Unterſtützung und die Steigerung der Bewegung; 4) die Gegenſprache und der Einſpruch des Sapieha. Die Scene endigt mit Tumult und plötzlichem Abbruch. Durch ein kleines dramatiſches Moment wird ſie mit dem darauf folgenden Zwiegeſpräch zwiſchen dem König und Demetrius verbunden. Die Bewegungen der Nebenperſonen ſind kurz und heftig, der Stimmführer wenige, außer Demetrius iſt nur der eine Widerſpruch Erhebende kräftig von der Maſſe abgehoben. Man empfindet und erfährt, daß die Maſſe ſchon vorher geſtimmt iſt, die Erzählung des Demetrius bildet in ihrer ſchmuckvollen Ausführung den Haupttheil der Scene, wie dem erſten Akt geziemte.

Goethe hat uns, wenn man von den kurzen Scenen im Götz abſieht, keine Maſſenſcenen von großer dramatiſcher Wirkung hinterlaſſen. Den Volksſcenen im Egmont fehlt zu ſehr kräftige Bewegung, der ſchöne Spaziergang im Fauſt iſt aus kleinen dramatiſchen Bildern zuſammengefügt, die Studentenſcene in Auerbachs Keller beabſichtigt keine tragiſche Wirkung und hat für den Darſteller des Fauſt den Uebelſtand, daß ſie ihn müßig und unbeſchäftigt auf der Bühne läßt.

Beſondere Unterſtützung durch den Regiſſeur fordern die Aktionsſcenen, in denen größere Maſſen wirken. Wenn auch unſere Bühnen in dem Chorperſonal der Oper eine ziemliche Anzahl von Mitſpielern bereit haben und dieſe Helfer noch durch Statiſten zu verſtärken gewöhnt ſind, ſo iſt doch die Zahl der Perſonen, welche auf der Bühne verſammelt werden können, oft verſchwindend klein gegen die Menſchenmenge, welche im wirklichen Leben an einer Volksſcene, an einem Gefecht, an einem großen Aufruhr Theil nehmen. Leicht empfindet deshalb der Zuſchauer vor den eingeführten Haufen die Leere und Dürftigkeit. Auch hier ſtört, daß das moderne Theater wenig geeignet zur Aufſtellung größerer Maſſen iſt. Nun iſt allerdings die äußerliche Anordnung ſolcher Scenen zum großen Theil in den Händen des Regiſſeurs; aber der Dichter hat die Aufgabe ihm leicht zu machen, daß er durch ſeine Kunſt den Schein belebter Menſchenmenge hervorbringe.

Schon Einzug und Abgang einer größern Anzahl von Perſonen nimmt Zeit in Anſpruch und zerſtreut die Aufmerkſamkeit, dieſe muß alſo durch ſpannende kleine Erfindungen und durch die Vertheilung der Maſſe in Gruppen zuſammengehalten werden.

Der Bühnenraum muß ſo eingerichtet ſein, daß die verhältnißmäßig geringe Zahl der wirklich vorhandenen Spieler nicht überſehen werden kann, durch Verſatzſtücke, gute Perſpectiven, ein Aufſtellen an den Seiten, welches die Phantaſie auf größere unſichtbare Mengen hinleitet, die ſich durch Zeichen und Rufe hinter der Scene bemerkbar machen, u. ſ. w.

Glänzende Schauaufzüge, wie Iffland der Jungfrau von Orleans einrichtete, wird ſich der Dichter eines Trauerſpiels mit Fug verbitten, die Gelegenheit dazu ſoviel als möglich vermeiden.

Dagegen ſind ſolche Maſſenwirkungen, wobei die Menge in lebhafter Bewegung ſich tummelt, Volksſcenen, große Rathsverſammlungen, Lagerbilder, Gefechte, zuweilen wünſchenswerth.

Für Volksſcenen iſt die ſchöne Behandlung Shakeſpeare's zum oft nachgeahmten Vorbild geworden: kurze ſchlagende Reden einzelner Volksfiguren, faſt immer in Proſa, unterbrechende und belebende Rufe einer Menge, welche von einzelnen Führern ihre Anregung erhält. Es laſſen ſich aber durch eine Volksſcene auf der Bühne noch andere Wirkungen hervorbringen, nicht die höchſten dramatiſchen, aber doch bedeutende, welche zur Zeit noch wenig von unſeren Dichtern verwerthet worden ſind.

Da wir auch bei Volksſcenen den Vers nicht aufgeben ſollen, wird ſchon durch dieſen eine andere Behandlung des Haufens geboten, als Shakeſpeare liebte. Nun iſt die Einführung des alten Chors allerdings unmöglich; die Neubelebung, welche Schiller einmal verſucht hat, dürfte trotz der Fülle von poetiſcher Schönheit, welche in den Chören der Braut von Meſſina entzückt, keine Nachahmung finden; aber zwiſchen den Hauptſpielern und einer größern Anzahl von Nebenfiguren iſt noch ein anderes dramatiſch bewegtes Zuſammenſpiel denkbar, welches die Führer ſowohl der Menge verbindet als gegenüberſtellt. Nicht nur kurze Rufe, auch Reden, welche mehre Verſe umfaſſen, erhalten durch das Zuſammenſprechen Mehrer mit eingeübtem Tonfall und Zeitmaß eine geſteigerte Kraft. Der Dichter wird bei derartiger Einführung der Menge in Stand geſetzt, ihr einen würdigeren Antheil an der Handlung zu geben, er wird in dem Wechſel zwiſchen einzelnen Stimmen, dem Drei- oder Vierklang und der Geſammtheit, zwiſchen helltönendem Tenor und kräftigem Baß zahlreiche Nüancen, Steigerung und Färbung hervorzubringen vermögen. Bei ſolchem Zuſammenſprechen größerer Maſſen hat er darauf zu achten, daß der Sinn der Sätze auch der Wucht und Energie des Ausdrucks wohl entſpreche, daß die Worte leicht verſtändlich und ohne Mißlaut ſeien, daß ſich die einzelnen Satztheile gut von einander abheben.

Es iſt nicht wahr, daß dieſe Behandlung an Stelle einer mannigfaltigen und naturwahren Bewegung auf der Bühne eine gekünſtelte ſetzt, denn auch die herkömmliche Art und Weiſe, Volksſcenen einzurichten, iſt eine überkommene, künſtliche, welche den Verlauf nach einem Schema umbildet. Die hier vorgeſchlagene Weiſe iſt nur wirkungsvoller. Der Dichter mag bei ihrer Anwendung ſeine Kunſt verſtecken und durch Abwechſelung im Gebrauch der mehrſtimmigen Rede und Gegenrede Mannigfaltigkeit hervorbringen. Das klangvolle Zuſammenſprechen eignet ſich nicht nur für lebhaftes Wortgefecht und Erörterungen, es iſt für jede Stimmung, welche in einer verſammelten Menge aufbrauſt, zu gebrauchen. Auf unſeren Bühnen wird bis jetzt das Einüben des Zuſammenſprechens unverantwortlich vernachläſſigt, es iſt oft nichts als ſchwer verſtändliches Geſchrei. Der Dichter wird deshalb wohlthun, in ſeinen Textbüchern für die Bühne genau die Stimmengruppen zu unterſcheiden. Für ſolche Bezeichnung muß er ſelbſt die Wirkungen deutlich vorausgefühlt haben.

Die Gefechte ſind auf der deutſchen Bühne übel berüchtigt und werden von dem vorſichtigen Dichter vermieden. Urſache iſt wieder, daß unſere Theater dergleichen ſchlecht machen. Shakeſpeare hatte eine unleugbare Vorliebe für kriegeriſche Bewegungen der Maſſen, er hat ſie auch in ſeinen ſpäteren Stücken durchaus nicht beſchränkt. Und obgleich er ſelbſt gelegentlich mit geringer Achtung von den Mitteln ſpricht, durch welche Gefechte auf ſeinem Theater dargeſtellt wurden, ſo iſt man doch berechtigt anzunehmen, daß er ſie ſorgfältiger fern gehalten hätte, wenn ſie nicht ſeinen Zuſchauern ſehr angenehm geweſen wären. Solcher Eindruck war aber bei einem waffenfreudigen Volke, welches alle kriegeriſchen Leibesübungen noch mit Leidenſchaft trieb, nur möglich, wenn bei dieſen Scenen eine gewiſſe Kunſt und Technik zu Tage kam, und wenn das unvermeidliche Conventionelle der Bühne nicht den Eindruck des Kläglichen machte. Scenen, wie das Gefecht des Coriolanus und Aufidius, des Macbeth und Macduff, die Kampfſcenen in Richard III. und Julius Cäſar ſind ſo wichtig und bedeutſam, daß man ſieht, wie ſicher Shakeſpeare ihren Wirkungen vertraute. In neuer Zeit hat man auf der engliſchen Bühne dieſe kriegeriſchen Effekte wieder mit einem Aufwand von Hilfsmitteln zu erhöhter Wirkung herausgeputzt und die Zuſchauer nur zuviel damit beſchäftigt. Wenn in Deutſchland immer noch zu wenig dafür geſchieht, ſo darf dieſe Nachläſſigkeit für den Dichter kein Grund werden, ſich ängſtlich davon fern zu halten. Es ſind Hilfswirkungen, die ihm wohl einmal gute Dienſte leiſten können. Er ſoll ſich ſelbſt ein wenig kümmern, wie dergleichen gut eingerichtet werden kann, und darauf achten, daß die Bühnen ihre Schuldigkeit thun.

Viertes Kapitel.

Die Charaktere.

1.

Die Völker und Dichter.

Die Bildung der dramatiſchen Charaktere bei den Germanen zeigt deutlicher, als der Bau ihrer Handlung, den großen Fortſchritt, welchen das Menſchengeſchlecht ſeit dem Erſcheinen der dramatiſchen Kunſt bei den Griechen gemacht hat. Sowohl die natürliche Anlage unſeres Volkes als ſeine Stellung über den Jahrtauſenden einer verſchütteten Welt und die dadurch gebotene Ausbildung des geſchichtlichen Sinnes erklären dieſe Verſchiedenheit. Seit dem neueren Drama die Aufgabe wurde, durch Poeſie und Schauſpielkunſt auf der Bühne den Schein eines individuellen Lebens bis zur Täuſchung genau darzuſtellen, hat die Schilderung der Charaktere eine Bedeutung für die Kunſt gewonnen, welche ſie in der alten Welt nicht hatte.

Die poetiſche Kraft des dramatiſchen Dichters erweiſt ſich am unmittelbarſten in Erfindung der Charaktere. Beim Aufbau der Handlung, bei der Einrichtung für die Bühne helfen ihm andere Eigenſchaften; eine ſichere Bildung, ein männlicher Zug in dem eigenen Weſen, gute Schule und Erfahrung; wo aber die Fähigkeit zu ſcharfer Zeichnung der Charaktere gering iſt, wird vielleicht ein bühnengerechtes, nie ein bedeutendes Werk geſchaffen werden. Macht dagegen eigenthümliche Erfindung die einzelnen Rollen anziehend, da darf man gute

Hoffnung hegen, wenn auch das Zuſammenwirken der Geſtalten zum Geſammtbilde noch ſehr mangelhaft iſt. Deshalb iſt gerade bei dieſem Theile des künſtleriſchen Schaffens durch Lehre weniger zu helfen, als bei jedem andern. Die Poetik des griechiſchen Denkers, wie ſie uns erhalten iſt, enthält über die Charaktere nur wenige Zeilen. Auch in unſerer Zeit vermag die Technik nichts als dürftige Vorſchriften aufzuſtellen, die den Schaffenden nicht einmal weſentlich fördern. Was dieſe Regeln für die Arbeit geben können, trägt der Dichter im Ganzen ſicher in ſich, und was er nicht hat, vermögen ſie nicht zu geben.

Das Charakteriſiren des Dichters beruht auf der alten Eigenſchaft des Menſchen, jedes Lebendige als geſchloſſene Perſönlichkeit zu empfinden, in welcher eine Seele, gleich der des Beobachters, als Bewegendes vorausgeſetzt und darüber das Beſondere, Eigenartige des fremden Daſeins als reizvoll genoſſen wird. In dieſem Drange bildet der Menſch, lange bevor ihm ſein poetiſches Schaffen zu einer gelehrten Kunſt wird, Alles, was ihn umgibt, in Perſönlichkeiten um, denen er mit geſchäftiger Einbildungskraft viel von dem eigenen menſchlichen Weſen verleiht. Aus Donner und Blitz wird ihm eine Göttergeſtalt, welche auf dem Streitwagen über dem hohlen Himmelsboden daher fährt, den feurigen Speer ſchleudernd; die Wolken wandeln ſich in Himmelskühe und Schafe, aus welchen eine göttliche Geſtalt die Himmelsmilch auf die Erde ſchüttet. Auch die Geſchöpfe, welche neben dem Menſchen die Erde bewohnen, empfindet er als menſchenähnliche Perſönlichkeiten, ſo den Bären, Wolf, Fuchs. Ebenſo legt noch jeder von uns dem Hund, der Katze Vorſtellungen und Empfindungen unter, welche uns geläufig ſind, und nur weil uns ſolches Auffaſſen des Fremdartigen durchaus Bedürfniß und Vergnügen iſt, werden uns die Thiere ſo heimiſch. Unabläſſig äußert ſich derſelbe Perſonen bildende Trieb. Auch im Verkehr mit Menſchen, alltäglich, bei jeder erſten Bekanntſchaft eines Fremden, formen wir aus den wenigen Lebensäußerungen, die uns von ihm zugehen, aus einzelnen Worten, dem Ton ſeiner Stimme, dem Ausdruck ſeines Geſichtes das Bild einer geſchloſſenen Perſönlichkeit, zunächſt dadurch, daß wir die unvollſtändigen Eindrücke blitzſchnell aus dem Vorrath der Phantaſie, nach der Aehnlichkeit mit früher Beobachtetem ergänzen. Spätere Beobachtungen derſelben Perſon mögen das Bild, welches uns in die Seele gefallen iſt, umformen, reicher und tiefer ausbilden; aber ſchon bei dem erſten Eindruck, wie gering die Zahl der eigenartigen Züge ſei, empfinden wir dieſe als ein folgerichtiges, ſtreng geſchloſſenes Ganze, in welchem wir das Eigenthümliche auf der Grundlage des gemeinſamen Menſchlichen erkennen. Dieſes Geſtalten iſt allen Menſchen, allen Zeiten gemein, es wirkt in jedem von uns mit der Nothwendigkeit und Schnelle einer ureigenen Kraft, es iſt jedem eine ſtärkere oder ſchwächere Fähigkeit, jedem ein reizvolles Bedürfniß.

Auf dieſer Thatſache beruht die Wirkung des dramatiſchen Charakteriſirens. Die erfindende Kraft des Dichters bringt den kunſtvollen Schein eines reichen individuellen Lebens hervor, weil er einige — verhältnißmäßig wenige — Lebensäußerungen einer Perſon ſo zuſammenſtellt, daß die von ihm *als Einheit verſtandene und empfundene* Perſon auch dem Schauſpieler und dem Zuhörer als ein eigenartiges Weſen verſtändlich wird. Selbſt bei den Haupthelden eines Dramas iſt die Zahl ihrer Lebensäußerungen, welche der Dichter in der Beſchränkung durch Zeit und Raum zu geben vermag, iſt die Geſammtzahl der charakteriſirenden Züge doch nur gering; vollends bei den Nebenfiguren müſſen vielleicht zwei, drei Andeutungen, wenige Worte den Schein eines ſelbſtändigen höchſt eigenthümlichen Lebens hervorbringen. Wie iſt das möglich? Deshalb, weil der Dichter das Geheimniß verſteht, durch ſeine Arbeit den nachſchaffenden Sinn der Hörer anzuregen. Denn auch das Verſtehen und Genießen eines Charakters wird nur dadurch erreicht, daß die Selbſtthätigkeit des empfangenden Zuſchauers dem Schaffenden hilfreich und kräftig entgegenkommt. — Alſo was Dichter und Schauſpieler in der That geben, ſind an ſich einzelne Striche, aber durch ſie vermag ein ſcheinbar reich ausgeſtattetes Bild, in welchem wir eine Fülle von eigenthümlichem Leben ahnen und vorausſetzen, hervorzuwachſen, weil Dichter und Schauſpieler die erregte Einbildungskraft des Hörers zwingen, ſelbſtſchöpferiſch mitzuarbeiten.

Die Art und Weiſe der dramatiſchen Charakterbildung durch die Dichter zeigt die größte Mannigfaltigkeit. Sie iſt zunächſt nach Zeiten und Völkern verſchieden. Sehr verſchieden bei Romanen und Germanen. Das Behagen an charakteriſirenden Einzelheiten iſt von je bei den Germanen größer geweſen, bei den Romanen größer die Freude an der zweckvollen Gebundenheit der dargeſtellten Menſchen durch eine kunſtvoll verſchlungene Handlung. Tiefer faßt der Deutſche ſeine Kunſtgebilde, ein reicheres inneres Leben ſucht er an ihnen zur Darſtellung zu bringen, das Eigenthümliche, ja Abſonderliche hat für ihn großen Reiz. Der Romane aber empfindet das Beſchränkte des Einzelnen vorzugsweiſe vom Standpunkt der Convenienz und Zweckmäßigkeit, er macht die Geſellſchaft, nicht wie der Deutſche das innere Leben des Helden, zum Mittelpunkt, ihn freut es, fertige Perſonen, oft nur mit flüchtigem Umriß der Charaktere, einander gegenüber zu ſtellen; ihre verſchiedenen Tendenzen ſind es, wodurch ſie im Gegenſpiel zu einander anziehend werden. Auch da, wo genaue Darſtellung eines Charakters, wie bei Molière, die beſondere Aufgabe iſt, und wo die Einzelheiten der Charakteriſtik hohe Bewunderung abnöthigen, ſind dieſe Charaktere, der Geizige, der Heuchler, meiſt innerlich fertig, ſie ſtellen ſich mit einer zuletzt ermüdenden Eintönigkeit in verſchiedenen geſellſchaftlichen Beziehungen vor, ſie werden trotz der Vortrefflichkeit der Zeichnung unſerer Bühne immer fremder werden, weil ihnen das höchſte dramatiſche Leben fehlt, das Werden des Charakters. Wir wollen auf der Bühne lieber erkennen, wie einer geizig wird, als wie er es iſt.

Was alſo dem Germanen die Seele füllt, einen Stoff werth macht und zu ſchöpferiſcher Thätigkeit reizt, iſt vorzugsweiſe die eigenartige Charakterbewegung der Hauptfiguren, ihm gehen in ſchaffender Seele leicht zuerſt die Charaktere auf, zu dieſen erfindet er die Handlung, aus ihnen ſtrahlt Farbe, Licht und Wärme auf die Nebenfiguren; den Romanen lockt ſtärker die feſſelnde Verbindung der Handlung, die Unterordnung des Einzelweſens unter den Zwang des Ganzen, die Spannung, die Intrigue. Dieſer Gegenſatz iſt alt, er dauert noch in der Gegenwart. Dem Deutſchen wird es ſchwerer, zu den tief empfundenen Charakteren die Handlung aufzubauen, dem Romanen verſchlingen ſich leicht und anmuthig die Fäden derſelben zu einem kunſtvollen Gewebe. Dieſe Eigenthümlichkeit bedingt auch einen Unterſchied in der Fruchtbarkeit und in dem Werthe der Dramen. Die Literatur der Romanen hat wenig, was ſie den höchſten Leiſtungen des germaniſchen Geiſtes an die Seite ſetzen kann; aber den ſchwächeren Talenten unſeres Volkes gedeiht bei ihrer Anlage häufig kein brauchbares Theaterſtück. Einzelne Scenen, einzelne Perſonen erwärmen und feſſeln, dem Ganzen fehlt die ſaubere, ſpannende Ausführung. Den Fremden gelingt das Mittelgut beſſer; auch da, wo weder die dichteriſche Idee noch die Charaktere Anſpruch auf dichteriſchen Werth haben, unterhält noch die kluge Erfindung der Intrigue, die kunſtvolle Verbindung der Perſonen zu bewegtem Leben. Während bei den Germanen jenes höchſte Dramatiſche: das Durcharbeiten der Empfindung in der Seele bis zur That, ſeltener, aber dann wohl einmal mit unwiderſtehlicher Kraft und Schönheit in der Kunſt zu Tage kommt, findet ſich bei den Romanen weit häufiger und fruchtbarer die zweite Eigenſchaft des dramatiſchen Schaffens: die Erfindung des Gegenſpiels, die wirkungsvolle

Darſtellung des Kampfes, welchen die Umgebung des Helden gegen die Beſchränktheiten deſſelben führt.

Ferner aber iſt bei jedem einzelnen Dichter die Art des Charakteriſirens eine verſchiedene, ſehr verſchieden der Reichthum an Geſtalten, ebenſo die Sorgfalt und Deutlichkeit, womit ihr Weſen dem Zuhörer dargelegt wird. Auch hier iſt Shakeſpeare der reichſte und tiefſte der Schaffenden, nicht ohne eine Eigenthümlichkeit, welche uns zuweilen in Verwunderung ſetzt. Wir ſind geneigt anzunehmen und wiſſen aus vielen Nachrichten, daß ſein Publikum nicht vorzugsweiſe aus den Scharfſinnigen und Gebildeten Altenglands beſtand, wir ſind alſo berechtigt vorauszuſetzen, daß er ſeinen Charakteren ein einfaches Gewebe geben und ihre Stellung zu der Idee des Dramas nach allen Seiten hin genau darlegen werde. Das geſchieht nicht immer. Zwar bleibt der Hörer bei den Haupthelden Shakeſpeare's nie über wichtige Motive ihres Handelns in Ungewißheit, ja die volle Kraft ſeiner Dichtergröße kommt gerade dadurch zur Erſcheinung, daß er in den Hauptcharakteren die Vorgänge der Seele von der erſten aufſteigenden Empfindung bis zum Höhenpunkte der Leidenſchaft mit gewaltig packender Kraft und Wahrheit auszudrücken weiß, wie kein anderer. Auch die vorwärts treibenden Gegenſpieler ſeiner Dramen, z. B. Jago, Shylock, verfehlen nicht, den Zuſchauer zum Vertrauten ihres Wollens zu machen. Und wohl darf man ſagen, daß die Charaktere Shakeſpeare's, deren Leidenſchaft doch die höchſten Wellen ſchlägt, zugleich mehr als das Gebilde irgend eines anderen Dichters geſtatten, tief hinab in ihr Inneres zu blicken. Aber dieſe Tiefe iſt für die Augen des darſtellenden Künſtlers wie für den Hörer zuweilen unergründlich, und ſeine Charaktere ſind in ihrem letzten Grunde durchaus nicht immer ſo durchſichtig und einfach, wie ſie flüchtigen Augen erſcheinen, ja mehre von ihnen haben etwas beſonders Räthſelhaftes und ſchwer Verſtändliches, welches ewig zur Deutung lockt und doch niemals ganz erfaßt werden kann.

Nicht nur ſolche, wie Hamlet, Richard III., Jago, in denen beſonderer Tiefſinn oder ein nicht leicht verſtändlicher Grundzug des Weſens und einzelne wirkliche oder ſcheinbare Widerſprüche auffallen, ſondern auch ſolche Charaktere, welche bei oberflächlicher Betrachtung die geradlinige Straße bühnengemäß dahinſchreiten.

Man prüfe die Urtheile, welche in Deutſchland ſeit etwa hundert Jahren über die Charaktere im Julius Cäſar abgegeben worden ſind, und die freudige Beiſtimmung, mit welcher unſere Zeitgenoſſen die edlen Wirkungen dieſes Stückes aufnehmen. Der warmherzigen Jugend iſt Brutus der edle, das Vaterland liebende Held; ein ehrlicher Erklärer aus dem Gelehrtenzimmer ſieht in Cäſar den großen, feſten, Allen überlegenen Charakter; ein Politiker von Fach freut ſich der ironiſchen rückſichtsloſen Strenge, womit der Dichter von der Einleitung an ſeinen Brutus und Caſſius als unpraktiſche Thoren, ihre Verſchwörung als ein kopfloſes Wagniß unfähiger Ariſtokraten behandelt hat. Der Schauſpieler von Urtheil endlich findet in demſelben Cäſar, den ihm ſein Erklärer beredt als Muſterbild eines Machthabers geſchildert hat, einen innerlich bis zum Tode erkrankten Helden, eine Seele, in welcher bereits der Größenwahn das kräftige Gefüge zerfreſſen hat. Wer hat Recht? Jeder von ihnen. Und doch hat Jeder auch die Empfindung, daß die Charaktere durchaus nicht aus ungehörigen Beſtandtheilen gemiſcht, künſtlich zuſammengeſetzt, oder irgendwie unwahr ſind. Jeder von ihnen fühlt deutlich, daß ſie vortrefflich geſchaffen, auf der Bühne höchſt wirkſam leben, am meiſten der Schauſpieler ſelbſt, wenn ihm auch das Geheimniß der Dichterkraft Shakeſpeare's nicht ganz verſtändlich würde. Wenn er aber dies Geheimniß erkennt, ſo wird er mit einer Ehrfurcht darauf blicken, die ebenſo groß ſein mag, als jene Pietät der Griechen, welche dem Genius des Sophokles einen Altar ſtiftete.

Denn Shakeſpeare's Art der Charakterbildung ſtellt in ungewöhnlicher Größe und Vollkommenheit dar, was dem Schaffen der Germanen überhaupt eigen iſt gegenüber der alten Welt und gegenüber den Kulturvölkern, welche nicht mit deutſchem Leben durchſetzt ſind. Dies Germaniſche aber iſt die Fülle und liebevolle Wärme, welche jede einzelne Geſtalt zwar genau nach den Bedürfniſſen des einzelnen Kunſtwerks formt, aber auch das ganze außerhalb des Stückes liegende Leben derſelben überdenkt und in ſeiner Beſonderheit zu erfaſſen ſucht. Während der Deutſche behaglich die Bilder der Wirklichkeit mit den bunten Fäden der ſpinnenden Phantaſie überzieht, empfindet er die wirklichen Grundlagen ſeiner Charaktere, das thatſächliche Gegenbild mit menſchenfreundlicher Achtung und mit dem möglichſt genauen Verſtändniß ſeines geſammten Inhalts. Dieſer Tiefſinn, die liebevolle Hingabe an das Individuelle und wieder die hohe Freiheit, welche mit dem Bilde wie mit einem werthen Freunde zweckvoll verkehrt, haben ſeit alter Zeit den gelungenen Geſtalten der deutſchen Kunſt einen beſonders reichen Inhalt gegeben, darum iſt in ihnen ein Reichthum von Einzelzügen, ein gemüthlicher Reiz und eine Vielſeitigkeit, durch welche die Geſchloſſenheit, wie ſie dramatiſchen Charakteren nothwendig iſt, nicht aufgehoben, ſondern in ihren Wirkungen höchlich geſteigert wird.

Der Brutus des Shakeſpeare iſt ein hochſinniger Mann, aber er iſt als Ariſtokrat im Genuß erzogen, er iſt gewöhnt, zu leſen und zu denken, er hat die Begeiſterung, Großes zu wagen, nicht die Umſicht und Klugheit, es durchzuführen. Cäſar iſt ein majeſtätiſcher Held, der ein ſiegvolles großes Leben durchgelebt und ſeinen eigenen Werth in einer Zeit des Eigennutzes und anſpruchsvoller Schwäche erprobt hat; aber mit der hohen Stellung, die er ſich über den Köpfen ſeiner Zeitgenoſſen gegeben hat, iſt die Großmannsſucht in ihn gekommen, Schauſpielerei und heimliche Furcht; der feſte Mann, der ſein Leben hundertmal gewagt hat und nichts mehr fürchtet als den Schein der Furcht, iſt insgeheim abergläubiſch, beſtimmbar, der Einwirkung ſchwacher Menſchen ausgeſetzt. Der Dichter verbirgt das nicht, er läßt die Charaktere an jeder Stelle genau das ſagen, was ihnen bei ſolcher Beſchaffenheit zukommt; aber er behandelt ihr Weſen als ſelbſtverſtändlich und erklärt es nicht, weil es ihm nicht durch kühle Berechnung deutlich geworden iſt, ſondern mit Naturgewalt aus allen Vorausſetzungen aufgeſtiegen.

Dem Bewunderer Shakeſpeare's macht dieſe Größe der dichteriſchen Anſchauung bald hier bald da Schwierigkeiten. Im erſten Theil des Cäſar z. B. tritt Casca kräftig in den Vordergrund; in der ſinkenden Handlung des Stückes erfährt man kein Wort über ihn; er und die anderen Mitverſchworenen ſind dem Dichter offenbar gleichgiltiger, als dem Hörer. Wer näher zuſieht, findet wohl den Grund und begreift, daß der Dichter dieſe Geſtalt, welche er zuerſt ſo wohlwollend hervorhebt, gleich darauf ohne Umſtände bei Seite wirft; ja der Dichter deutet das in dem Urtheil an, welches ausnahmsweiſe diesmal Brutus und Caſſius über den Casca fällen. Ihm und dem Stück iſt der Mann nur ein unbedeutendes Werkzeug.

In vielen Nebenrollen ſteht der große Dichter auffallend ſchweigſam, mit einfachen Strichen bewegt er ſie in ihrer Befangenheit vorwärts; das Verſtändniß ihres Weſens, das wir angelegentlich ſuchen, bleibt zuletzt nicht zweifelhaft, es wird aber nur klar aus Streiflichtern, welche von außen auf ſie fallen. So ſind z. B. die Gemüthswandlungen der Anna (aus Richard III.) während der berühmten Werbeſcene an der Bahre in einer Weiſe gedeckt, welche kein anderer Dichter wagen dürfte, und die ohnedies knappe Rolle wird dadurch eine der ſchwerſten. Aehnliches gilt von vielen Geſtalten, welche, aus Böſe und Gut gemiſcht, als Helfer einer Handlung auftreten. Bei ſolchen Nebenrollen überläßt er dem Schauſpieler Vieles; durch die Ausführung vermag der Künſtler manche ſcheinbare und wirkliche Härten in neue Schönheiten zu verwandeln. Ja manchmal hat man die Empfindung, daß er deshalb erklärendes Beiwerk einzelner Rollen unterließ, weil er für beſtimmte Schauſpieler ſchrieb, deren Perſönlichkeit vorzugsweiſe gemacht war, die Rolle zu ergänzen. In anderen Fällen ſieht man deutlich einen Mann, der mehr als andere dramatiſche Schriftſteller, als Schauſpieler und Zuſchauer gewöhnt iſt, die Menſchen in der vornehmen Geſellſchaft zu betrachten, und der hinter den Formen guter Sitte die charakteriſtiſchen Beſchränktheiten zu verdecken und durchzulaſſen verſteht; ſo iſt der größte Theil ſeiner Hofleute gebildet. Durch ſolche Schweigſamkeit, durch ſchroffe Uebergänge, ſcheinbare Lücken muthet er dem Schauſpieler mehr zu als jeder Andere; zuweilen ſind ſeine Worte nur wie der punktirte Grund einer Stickerei, wenig iſt herausgebildet, aber alles liegt darin, genau angedeutet und zweckmäßig für die höchſten Wirkungen der Bühne empfunden; dann erblickt der Zuſchauer überraſcht bei guter Darſtellung ein reiches rundes Leben, wo er beim Leſen über eine Fläche hinwegſah. — Selten begegnet dem Dichter, daß er in der That zu wenig für einen Charakter thut; ſo tritt die kleine Rolle der Cordelia auch bei guter Darſtellung nicht in das richtige Verhältniß, welches ſie im Stück haben ſollte. Manches in den Charakteren erſcheint uns allerdings fremdartig und einer Erläuterung bedürftig, was den Zeitgenoſſen durchſichtig und ſchnell verſtändlich war, als ein Abbild ihres Lebens und ihrer Bildung.

Das Größte dieſes Dichters aber iſt, wie bereits früher geſagt wurde, die ungeheure treibende Kraft, welche in ſeinen Hauptcharakteren arbeitet. Unwiderſtehlich iſt die Gewalt, mit welcher ſie ihrem Schickſal entgegen, bis zu dem Höhenpunkt des Dramas aufwärts ſtürmen, faſt in allen ein markiges Leben und ſtarke Energie der Leidenſchaft. Und ſind ſie auf der Höhe angelangt, von welcher ab die Befangenen durch übermächtige Gewalten abwärts gezogen werden, hat die Spannung ſich in einem verhängnißvollen Thun für den Augenblick gelöſt, dann kommen in mehren Stücken ausgeführte Situationen und Einzelſchilderungen, das Höchſte, was die neuere Poeſie des Dramas hervorgebracht hat. Die Dolch- und Banketſcene im Macbeth, die Brautnacht in Romeo und Julia, das Hüttengericht im Lear, der Beſuch bei der Mutter im Hamlet, Coriolanus am Altar des Aufidius ſind Beiſpiele. Zuweilen ſcheint, wie geſagt wurde, von dieſem Momente ab die Antheilnahme des Dichters an den Charakteren geringer zu werden, ſelbſt im Hamlet, in welchem die Kirchhofſcene — wie berühmt ihre tiefſinnigen Betrachtungen auch ſind — und der Schluß gegen die Spannung der erſten Hälfte abfallen. Beim Coriolanus freilich liegen die beiden ſchönſten Scenen in der zweiten Hälfte des Stückes, ebenſo im Othello die gewaltigſten; das letztere Stück hat aber andere techniſche Beſonderheiten.

Wenn Shakeſpeare's Art zu charakteriſiren ſchon für die Schauſpieler ſeiner Zeit zuweilen dunkel und ſchwer war, ſo iſt natürlich, daß wir ſeine Eigenthümlichkeiten ſehr lebhaft empfinden. Denn kein größerer Gegenſatz iſt denkbar, als die Behandlung der Charaktere bei ihm und bei den tragiſchen Dichtern der Deutſchen: Leſſing, Goethe, Schiller. Während wir bei Shakeſpeare durch die Verſchloſſenheit mancher Nebencharaktere daran erinnert werden, daß er der epiſchen Zeit des Mittelalters noch nahe ſtand, haben unſere dramatiſchen Charaktere bis zum Ueberfluß die Eigenſchaften einer lyriſchen Bildungsperiode, eine fortlaufende, breite und behagliche Darſtellung innerer Zuſtände, über welche die Helden mit einer zuweilen unheimlichen Selbſtbeobachtung nachdenken, dazu Sentenzen, welche den jedesmaligen Standpunkt des Charakters zu der ſittlichen Ordnung zweifellos deutlich machen. Bei den Deutſchen iſt nichts Dunkles und, Kleiſt ausgenommen, wenig Gewaltſames.

Von den großen Dichtern der Deutſchen hat Leſſing am beſten verſtanden, ſeine Charaktere in dem Wellenſchlage heftiger dramatiſcher Bewegung darzuſtellen. Unter den Kunſtgenoſſen wird die poetiſche Kraft des Einzelnen wohl zumeiſt nach ſeinen Charakteren geſchätzt, und gerade im Charakteriſiren iſt Leſſing groß und bewundernswerth; der Reichthum an Einzelheiten, die Wirkung ſchlagender Lebensäußerungen, welche ſowohl durch Schönheit als Wahrheit überraſchen, iſt bei ihm in dem beſchränkten Kreiſe ſeiner tragiſchen Figuren größer als bei Goethe, gehäufter als bei Schiller. Die Zahl ſeiner dramatiſchen Grundformen iſt nicht groß: um das zärtliche, edle, entſchloſſene Mädchen, Sara, Emilia, Minna, Recha, und ihren ſchwankenden Liebhaber, Melfort, Prinz, Tellheim, Templer, ſtellen ſich die dienenden Vertrauten, der würdige Vater, die Buhlerin, der Intrigant, alle nach den Fächern der damaligen Schauſpielertruppen geſchrieben. Und doch gerade in dieſen Typen iſt die Mannigfaltigkeit der Abwandelungen bewunderungswürdig. Er iſt ein Meiſter in der Darſtellung ſolcher Leidenſchaften, wie ſie ſich in einem bürgerlichen Leben äußerten, wo das heiße Ringen nach Schönheit und Adel der Seele ſo wunderlich neben rohem Begehren ſtand. Und wie bequem iſt Alles auch für den Schauſpieler empfunden, keiner hat ihm ſo aus der Seele gearbeitet, ja Einzelnes, was beim Leſen zu unruhig und zu theatraliſch aufgeregt ſcheint, tritt erſt durch die Darſtellung in ein gutes Verhältniß.

Nur in einzelnen Momenten macht ſeine feine Dialektik der Leidenſchaft nicht den Eindruck der Wahrheit, weil er ſie zu fein zuſpitzt und einem Behagen an haarſpaltendem Wortſpiel nachgibt; an wenigen Stellen breitet ſich auch bei ihm die Nachdenklichkeit da, wo ſie nicht hingehört, und zuweilen iſt mitten in der tief poetiſchen Erfindung ein erkünſtelter Zug, welcher erkältet, ſtatt den Eindruck zu verſtärken. Lehrreich iſt dafür, außer Mehrem im Nathan, in Sara Sampſon Akt III, Scene 3, die Stelle, in welcher Sara ſich leidenſchaftlich darüber ergeht, ob ſie den Brief ihres Vaters annehmen ſoll. Der Zug iſt höchſtens als kurze Einzelheit der

Charakteriſtik zu benutzen, auch dafür nur andeutend zu behandeln, in der breiten Ausführung wird er peinlich.

Noch lange werden Leſſing's Stücke eine hohe Schule des deutſchen Darſtellers ſein, und die liebevolle Achtung der Künſtler wird ſie auch dann noch auf unſerem Theater bewahren, wenn einſt eine männlichere Bildung die Zuſchauer empfindlicher machen wird gegen die Schwäche der Umkehr und Kataſtrophe in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Denn darin irrte noch der kräftige Mann, daß heftige Leidenſchaft hinreiche, den poetiſchen Charakter zum dramatiſchen zu machen, während es viel mehr auf das Verhältniß ankommt, in welchem die Leidenſchaft zur Willenskraft ſteht. Seine Leidenſchaft ſchafft Leiden und erregt im Zuſchauer zuweilen ein abweiſendes Mitleid. Noch ſchwanken ſeine Hauptperſonen — und dies iſt nicht ſein Kennzeichen, ſondern das der Zeit, — durch ſtürmiſche Bewegung hin und hergetrieben, und wo ſie zu verhängnißvoller That kommen, fehlt dieſer zuweilen die höchſte Berechtigung. Die tragiſche Entwickelung in Miß Sara Sampſon beruht darauf, daß Melfort die Nichtswürdigkeit begeht, ſeiner frühern Geliebten ein Stelldichein mit Miß Sara zu vermitteln, in Emilia Galotti wird die Jungfrau vom Vater aus Vorſicht erſtochen.

Denn die Freiheit und der Adel, mit welchen die Perſonen bei den Dichtern des vorigen Jahrhunderts ihre Seelenſtimmungen ausdrücken, iſt nicht begleitet von einer entſprechenden Meiſterſchaft im Handeln; nur zu häufig empfindet man eine Zeit, in welcher der Charakter auch der Beſten nicht feſt gezogen und zu Metall gehärtet war durch eine ſtarke öffentliche Meinung, durch den ſicheren Inhalt, welchen das politiſche Leben im Staate dem Manne gibt. Willkür in den ſittlichen Geſichtspunkten und empfindſame Unſicherheit ſtören auch genialer Kraft die höchſten Kunſtwirkungen. Das iſt den Dramen Goethe's oft vorgeworfen worden, hier ſei nur der Fortſchritt angedeutet, welcher durch ihn und Schiller in den dramatiſchen Wirkungen eingeführt wurde.

Goethe iſt in den charakteriſirenden Einzelheiten ſeiner Rollen nicht reichlicher als Leſſing. — Weislingen, Clavigo, Egmont ſind ſogar dramatiſch dürftiger als Melfort, Prinz, Tellheim — ſeine Figuren haben nichts von dem heftig pulſirenden Leben, dem Unruhigen, ja Fieberhaften, welches in den Bewegungen der Charaktere Leſſing's zittert, nichts Gekünſteltes beunruhigt, die unverwüſtliche Anmuth ſeines Geiſtes adelt auch noch das Verfehlte. Erſt Goethe und Schiller haben den Deutſchen das geſchichtliche Drama aufgeſchloſſen, den höheren Stil in Behandlung der Charaktere, welcher für große tragiſche Wirkungen unentbehrlich iſt, wenn auch Goethe dieſe Wirkung nicht vorzugsweiſe durch Gewalt der Charaktere, noch durch die Handlung erreichte, ſondern durch die unübertreffliche Schönheit und Erhabenheit, mit welcher er das Gemüth ſeiner Helden in Worten ausklingen läßt. Da beſonders, wo aus ſeinen dramatiſchen Perſonen die herzliche Innigkeit lyriſcher Empfindung durchtönen durfte, zeigt ſich gerade in kleinen Zügen ein Zauber der Poeſie, den kein Deutſcher ſonſt auch nur annähernd erreicht hat. So wirkt die Rolle des Gretchen.

Es iſt nicht zufällig, daß ſolche höchſte Schönheit in Goethe's Frauencharakteren wirkſam wird; die Männer treiben zum großen Theil nicht vorwärts, ſie werden getrieben, ja ſie beanſpruchen zuweilen eine Theilnahme, die ſie ſich auf der Bühne nicht verdienen, und erſcheinen faſt wie werthe Freunde des Dichters ſelbſt, deren gute Eigenſchaften nur ihm bekannt ſind, während ſie in der Geſellſchaft, zu welcher er ſie geladen hat, nicht ihre ſtarke Seite hervorkehren. Auch was den Fauſt zu unſerem größten Dichterwerk macht, iſt nicht die Fülle des dramatiſchen Lebens, am wenigſten in der Rolle des Fauſt ſelbſt. Wenn aber die treibende Kraft der Goethe'ſchen Helden nicht ſtark genug iſt, um erhabene Wirkungen, gewaltige Kämpfe möglich zu machen, ſo iſt die dramatiſche Bewegung derſelben in einzelnen Scenen doch knapp, weiſe und höchſt bühnengerecht, namentlich iſt die Fügung ſeiner Dialoge bewundernswerth. Denn es ſind die Scenen, welche zwiſchen zwei Perſonen verlaufen, das Schönſte in den Dramen Goethe's; Leſſing weiß auch drei Charaktere in leidenſchaftlichem Gegenſpiel mit höchſter Wirkung zu beſchäftigen; Schiller aber beherrſcht mit überlegener Sicherheit eine große Zahl auf der Bühne.

Die Art und Weiſe der Charakterſchilderung iſt bei Schiller in der Jugend ſehr anders, als in den Jahren ſeiner Reife. Es iſt ein großer Fortſchritt, aber er iſt auch nicht ganz ohne Einbuße. Von der Empfindungsweiſe ſchöner Seelen, welche er in den Räubern ins Ungeheuerliche, ſpäter ins Heldenhafte erhob, bis zu einer dem Shakeſpeare ähnlichen feſten Geſchloſſenheit der Charaktere im Demetrius, welche Umwandlung!

Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hat Pracht und Adel der Charaktere Schiller's die deutſche Bühne beherrſcht, und lange haben die ſchwachen Nachahmer ſeines Stils nicht verſtanden, daß die Fülle ſeiner Diction nur deshalb ſo große Wirkungen hervorbrachte, weil unter ihr ein Reichthum von dramatiſchem Leben wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt Dies kräftige Leben der Perſonen iſt bereits in ſeinen erſten Stücken ſehr auffallend, ja es hat in Kabale und Liebe ſo bedeutenden Ausdruck gewonnen, daß nach dieſer Richtung in den ſpäteren Werken nicht immer ein Fortſchritt ſichtbar wird. Dem Verſe und höheren Stil hat er wenigſtens die markige Kürze, den bühnengemäßen Ausdruck der Leidenſchaft, manche Rückſicht auf die Darſteller nachgeſetzt. Immer voller und beredter wurde ihm der Ausdruck der Empfindungen durch die Sprache.

Auch ſeine Charaktere — am meiſten die reichlich ausgeführten — haben jene beſondere Eigenſchaft ſeiner Zeit, ihr Denken und Empfinden dem Hörer in vielen Momenten der Handlung eindringlich zu berichten. Und ſie thun es in der Weiſe hochgebildeter und beſchaulicher Menſchen, denn an die leidenſchaftlichſte Empfindung hängt ſich ihnen ſofort ein ſchönes, oft ausgeführtes Bild, und der Stimmung, welche ſo aus ihrem Innern heraustönt, folgt eine Betrachtung — wie wir alle wiſſen, oft von hoher Schönheit —, durch welche die ſittlichen Grundlagen des aufgeregten Gefühls klar gemacht werden, und die Befangenheit der Situation durch eine Erhebung auf höheren Standpunkt wenigſtens für Augenblicke aufgehoben erſcheint. Es iſt offenbar, daß ſolche Methode des dramatiſchen Schaffens der Darſtellung ſtarker Leidenſchaften im Allgemeinen nicht günſtig iſt, und ſie wird ſicher in irgend einer Zukunft unſeren Nachkommen ſeltſam erſcheinen; aber ebenſo ſicher iſt, daß ſie die Art zu empfinden, welche den gebildeten Deutſchen am Ende des vorigen Jahrhunderts eigenthümlich war, ſo vollſtändig wiedergibt, wie keine andere Dichtweiſe, und daß gerade darauf ein Theil der großen Wirkung beruht, welche Schiller's Dramen noch jetzt auf das Volk ausüben. Allerdings nur ein Theil, denn die Größe des Dichters liegt gerade darin, daß er, welcher ſeinen Charakteren auch in bewegten Momenten ſo viele Ruhepunkte zumuthet, dieſelben doch in höchſter Spannung zu erhalten weiß; faſt alle haben ein ſtarkes, begeiſtertes inneres Leben, einen Inhalt, mit welchem ſie der Außenwelt ſicher gegenüber ſtehen. In dieſer Befangenheit machen ſie zuweilen den Eindruck von Nachtwandlern, denen die Störung durch die Außenwelt Verhängniß wird, ſo die Jungfrau, Wallenſtein, Max, Thekla, oder die wenigſtens eines mächtigen Anſtoßes an ihr inneres Leben bedürfen, um zu einer That zu kommen, ſo Tell, ſelbſt Ceſar und Manuel. Deshalb iſt auch die leidenſchaftliche Bewegung der Hauptcharaktere Schiller's im letzten Grunde nicht immer dramatiſch, aber dieſe Unvollkommenheit wird oft verdeckt durch das reiche Detail und die ſchöne Charakteriſtik, mit welcher gerade er die helfenden Nebenfiguren ausſtattet. Endlich iſt der größte Fortſchritt, welchen die deutſche Kunſt durch ihn gemacht, daß er in gewaltigen tragiſchen Stoffen ſeine Perſonen zu Theilnehmern einer

Handlung macht, welche nicht mehr die Beziehungen des Privatlebens, ſondern die höchſten Intereſſen der Menſchen, Staat, Glauben, zum Hintergrunde hat. Für junge Dichter und Darſteller freilich wird ſeine Schönheit und Kraft immer gefährlich ſein, weil das innere Leben ſeiner Charaktere überreichlich in der Rede ausſtrömt; er thut darin ſo viel, daß dem Schauſpieler manchmal wenig zu ſchaffen übrig bleibt, ſeine Dramen bedürfen weniger der Bühne als die eines anderen Dichters.

2.

Die Charaktere im Stoff und auf der Bühne.

Rechte und Pflichten des dramatiſchen Dichters zwingen ihn während der Arbeit zu einem unabläſſigen Kampf gegen die Bilder, welche ihm Geſchichte, Epos, ſein eigenes Leben darbieten.

Unleugbar wird dem deutſchen Dichter Wärme und Anreiz zum Schaffen häufig zuerſt durch die Charaktere gegeben. Solche Art des Schaffens ſcheint unvereinbar mit dem alten Grundgeſetz für Bildung der Handlungen, daß die Handlung das Erſte ſein müſſe, die Charaktere erſt das Zweite. Wenn die Freude an dem eigenthümlichen Weſen eines Helden den Dichter veranlaſſen kann, die Handlung dafür erſt zuſammenzuſetzen, ſo ſteht doch die Handlung unter der Herrſchaft des Charakters und wird durch ihn gebildet, zu ihm erfunden. Der Widerſpruch iſt nur ſcheinbar. Denn der ſchaffenden Seele geht Weſen und Charakter eines Helden nicht ſo auf wie dem Geſchichtſchreiber, welcher am Ende ſeines Werkes die Ergebniſſe eines Lebens zieht, oder wie dem Leſer eines Geſchichtswerkes, der aus den Eindrücken verſchiedener Schickſale und Thaten das Bild eines Mannes allmählich in ſich ausmalt. Die ſchöpferiſche Kraft tritt vielmehr dem Dichter derart in das erwärmte Gemüth, daß ſie den Charakter eines Helden in einzelnen Momenten ſeines Verhältniſſes zu andern Menſchen lebendig und reizvoll heraustreibt. Dieſe Momente, in denen der Charakter lebendig wird, ſind bei dem Epiker

Situationen, bei dem dramatiſchen Dichter Aktionen, worin der Held in Bewegung ſchreitet; ſie ſind die Grundlage der noch nicht lebensvoll angeordneten Handlung, in ihnen liegt bereits die Idee des Stückes, wahrſcheinlich noch nicht geklärt und abgeſchloſſen. Immer aber iſt Vorausſetzung dieſer erſten Anfänge dichteriſcher Arbeit, daß der Charakter unter dem Zwange eines Theilſtücks der Handlung lebendig wird. Nur unter ſolcher Vorausſetzung iſt eine poetiſche Erfaſſuug deſſelben möglich.

Der Idealiſirungsprozeß aber beginnt dadurch, daß ſich die Umriſſe des geſchichtlichen oder ſonſther werth gewordenen Charakters nach dem Bedürfniß der in der Seele aufgegangenen Situation umbilden. Der Zug des Charakters, welcher den empfundenen Momenten der Handlung nützlich iſt, wird zu einem Grundzuge des Weſens, welchem ſich alle übrigen Charaktereigenthümlichkeiten als ergänzendes Nebenwerk unterordnen. Geſetzt, den Dichter feßle der Charakter Kaiſer Karl's V., poetiſch vermag er ihn nur zu empfinden, wenn er ihn durch eine beſtimmte Aktion durchtreibt. Der Kaiſer auf dem Reichstage von Worms, oder wie er dem gefangenen König Franz gegenüberſteht, oder in der Scene, in welcher der Landgraf von Heſſen zu Halle den Fußfall thut, oder in dem Augenblick wo er die Nachricht von dem drohenden Ueberfall des Kurfürſten Moritz erhält, wird unter dem Zwange der Situation jedesmal ein weit anderer; er behält vielleicht noch alle Züge der geſchichtlichen Ueberlieferung, aber der Ausdruck wird ein eigenthümlicher und beherrſcht ſo ſehr das ganze Bild, daß es bereits jetzt nicht mehr für ein hiſtoriſches Porträt gelten könnte. Doch die Umbildung geht raſch weiter. An die erſte dichteriſche Anſchauung knüpfen ſich andere, das erſte Theilſtück der Handlung ſchließt andere an ſich, es ringt danach ein Ganzes zu werden, es erhält Anfang und Ende. Und jedes neue Glied der Handlung, welches ſich ausbildet, zwingt dem Charakter etwas von der Farbe und den Motiven auf, welche zu ſeiner Erklärung nothwendig ſind. Iſt in ſolcher Weiſe die Handlung gerichtet, ſo iſt dem Dichter unter der Hand der wirkliche Charakter nach den Bedürfniſſen ſeiner Idee völlig umgeformt. Allerdings trägt der Schaffende während dieſer ganzen Arbeit die Züge der wirklichen Geſtalt wie ein Neben- oder Gegenbild in ſeiner Seele, er nimmt aus dieſem, was er von Einzelheiten brauchen kann; aber was er daraus ſchafft, iſt frei nach den Bedürfniſſen ſeiner Handlung herausgehoben und mit eigener Zuthat zu neuer Maſſe verſchmolzen.

Ein auffallendes Beiſpiel iſt der Charakter Wallenſtein's in Schiller's Doppeldrama. Es iſt kein Zufall, daß die Geſtalt des Dichters ſo ſehr verſchieden von dem geſchichtlichen Bild des kaiſerlichen Feldherrn geformt wurde. Die Forderungen der Handlung haben ihm ſein Ausſehen gegeben. Der Dichter erwärmt ſich für den hiſtoriſchen Wallenſtein, gerade ſeit dem Tode Guſtav Adolf's wird dieſer feſſelnd. Er hat hohe Pläne, iſt ein großartiger Egoiſt, hat unbefangene Auffaſſung der politiſchen Lage u. ſ. w. Nun hatte ein Drama, das ſeinen Ausgang ſchildert, die Aufgabe, auf möglichſt geringen Vorausſetzungen darzuſtellen, wie ſein Held allmählich zum Verräther *wird*, durch ſeine eigene Schuld und unter dem Zwange der Verhältniſſe. Schiller ſah in ſich die Geſtalt Wallenſtein's, wie er aus Vorbedeutungen ſein Geſchick zu erkennen ſucht (wahrſcheinlich die erſte Anſchauung), dann wie er dem Queſtenberg, dem Wrangel gegenübertritt, dann wie ſich treue Männer von ihm löſen. Das waren die erſten Aktionsmomente. Nun wurde aber bedenklich, daß ein ſo frevelhaftes Beginnen, wenn es mißglückt, den Helden thatſächlich ſchwächer, kurzſichtiger, kleiner zeigt als die gegenwirkenden Gewalten. Deshalb mußte, um ihm Größe und Antheil zu bewahren, für ſeinen Charakter ein leitender Grundzug gefunden werden, welcher ihn ſteigerte und den Verlockungen zum *Verrath* gegenüber als ſelbſtthätig und frei erwies, und der auch erklärte, wie ein bedeutender und überlegener Mann kurzſichtiger werden konnte als ſeine Umgebung. In dem wirklichen Wallenſtein war etwas der Art zu finden: daß er abergläubiſch war und auf Aſtrologie hielt, — nicht gerade mehr als andere ſeiner Zeitgenoſſen. Dieſer Zug konnte dichteriſch verwerthet werden. Aber als kleines Motiv, als eine Wunderlichkeit ſeines Weſens hätte er wenig genützt. Er mußte geadelt und vergeiſtigt werden. So entſtand das Bild eines tiefſinnigen, inſpirirten, gehobenen Mannes, welcher in blutiger Zeit über Menſchenleben und Recht dahin ſchreitet, den Blick unverwandt nach der Höhe gerichtet, wo er die ſtillen Lenker ſeines Schickſals zu ſehen glaubt. Und daſſelbe düſtere, träumeriſche Spielen mit unbegreiflichen Größen konnte ihn auch dem Zwang äußerer Verhältniſſe gegenüber heben; denn derſelbe Grundzug ſeines Weſens, eine gewiſſe Neigung zu doppeldeutigem und verſtecktem Handeln, das grübelnde Verſuchen und Taſten mochte ihn, den ſcheinbar Freien, allmählich in die Netze des Verraths verſtricken. So war eine ſehr eigenartige dramatiſche Bewegung für ſein Inneres gewonnen. — Aber dieſer Grundzug ſeines Weſens war im letzten Grunde doch ein vernunftwidriges Moment, es feſſelte vielleicht, es ſtellte ihn uns nicht menſchlich nahe, es blieb eine große Seltſamkeit. Um tragiſch zu wirken, mußte dieſelbe Beſonderheit in Beziehung zu den beſten und liebenswertheſten Empfindungen ſeines Herzens gebracht werden. Daß der Glaube an Offenbarungen unbegreiflicher Mächte dem Helden auch das Freundesverhältniß zu den Piccolomini weiht, daß derſelbe Glaube nicht hervorgerufen, aber verhängnißvoll geſteigert wird durch ein geheimes Bedürfniß zu ehren und zu vertrauen, und daß gerade dies Vertrauen auf Menſchen, die Wallenſtein ſich durch ſeinen Glauben zutraulich verklärt hat, ihn verderben muß, das führt die fremdartige Geſtalt unſerem Herzen nahe, gibt der Handlung innere Einheit, dem Charakter die Vertiefung. In ſolcher Weiſe haben die erſten gefundenen Situationen und das Bedürfniß, dieſe Situationen in einen feſten Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen zu bringen und zu einer dramatiſch wirkſamen Handlung abzurunden, den geſchichtlichen Charakter Zug um Zug umgeformt. Ebenſo iſt ſein Gegenſpieler Octavio durch den Trieb, ihm einen innerlichen Zuſammenhang mit Wallenſtein zu geben, allerdings auch in Abhängigkeit von dem Charakter deſſelben, geformt worden. Ein kalter Intrigant, der über einem Vertrauenden das Netz zuſammenzieht, hätte nicht genügt, auch er mußte gehoben und dem Haupthelden gemüthlich nahe geſtellt werden, und wenn er als Freund des Getäuſchten aufgefaßt wurde, der — gleichviel aus welchem Pflichtgefühl — den Freund aufgibt, ſo war es zweckmäßig, auch in ſeinem Leben einen Zug zu erfinden, der ihn mit dem Schickſal Wallenſtein's verflocht. Da nun dem finſteren Stoff ohnedies ein wärmeres Leben, hellere Farben, eine Reihe von ſanften und rührenden Gefühlen ſehr noth thaten, fand der Dichter den Max. Das reine argloſe Kind des Lagers wurde das Gegenbild zugleich ſeines Vaters und ſeines Feldherrn. Es kümmerte den Dichter bei dieſer Geſtalt vielleicht zu wenig, daß eine ſo friſche, harmloſe, unbefleckte Natur in einem Widerſpruch zu ihren eigenen Vorausſetzungen, zu dem zügelloſen Soldatenleben ſtand, in dem ſie aufgewachſen war, wie denn Schiller überhaupt bei dem, was ihm diente, im Motiviren nicht gerade ſorgfältig war. Ihm genügte, daß dieſes Weſen durch Charakter und Geſchick in einen edlen und dabei ſcharf ſchneidenden Gegenſatz zum Helden und Gegenſpieler treten konnte. Und er hat ihn und die entſprechende Geſtalt ſeiner Geliebten mit einer Vorliebe heraufgeführt, welche ſogar den Bau des Dramas beſtimmte.

So war es, im Ganzen betrachtet, nicht Laune und nicht ein zufälliger Fund des Dichters, welcher die Charaktere des Wallenſtein und ſeiner Gegenſpieler geformt hat. Allerdings aber ſind dieſe Geſtalten, wie jedes Dichterbild, zugleich gefärbt durch die Perſönlichkeit des Dichters. Und es iſt Schillern eigen, allen ſeinen Helden beſonders ſichtbar die Gedanken zu geben, mit denen ſein eigenes Innere erfüllt iſt. Dieſe geiſtvollen Betrachtungen, ſowie die in großen einfachen Linien geſchwungenen Umriſſe empfinden wir bereits jetzt als ſeine Eigenthümlichkeit. Anderes aber als Beſonderheit ſeiner Zeit. Die Meiſterſchaft im Grübeln und Wägen iſt bei Wallenſtein nicht durch entſchiedene Kraft des Willens ins Gleichgewicht gebracht. Daß er auf die Sprache der Sterne, die zuletzt die ſeines eigenen Herzens iſt, lauſcht, wäre in der Ordnung. Aber er iſt auch in Abhängigkeit von ſeiner Umgebung dargeſtellt. Die Gräfin Terzky beſtimmt ihn, Max ſtimmt ihn um, und der Zufall, daß Wrangel verſchwunden, verhindert vielleicht einen Umſchlag der Ereigniſſe. Sicher war Abſicht des Dichters, die Unſchlüſſigkeit Wallenſtein's ſtark hervorzuheben; aber Schwanken iſt auch bei uns ein Uebelſtand, für jeden Dramenhelden nur zu gebrauchen als ſcharfer Gegenſatz zu bereits bewährter Thatkraft.

Wenn dieſer Vorgang des Ableitens der Charaktere aus der inneren Nothwendigkeit der Handlung hier als ein Ergebniß verſtändiger Ueberlegung erſchien, ſo iſt wohl kaum nöthig zu bekennen, daß er ſich ſo in der warmen Seele des Dichters nicht vollzieht. Zwar tritt auch dort in vielen Stunden ein kühles Erwägen als Ueberwachung und Ergänzung des ſchöpferiſchen Heraustreibens ein, aber das Schaffen geſchieht doch in der Hauptſache mit einer Naturkraft, in welcher dem Dichter unbewußt derſelbe Gedanke thätig iſt, den wir vor dem fertigen Kunſtwerk durch Nachdenken als innewohnendes Geſetz des geiſtigen Schaffens erkennen.

Namentlich vor geſchichtlichen Charakteren zeigt ſich die Umbildung derſelben nach den Bedürfniſſen der Handlung nicht nur bei den einzelnen Dichtern verſchieden, auch derſelbe Dichtergeiſt ſteht nicht allen ſeinen Helden gleich frei und unbefangen gegenüber. Es iſt möglich, daß auch eine ſtarke Dichterkraft einmal die geſchichtlichen Einzelzüge eines Heldenlebens aus irgend einem Grunde beſonders ſorgfältig darzuſtellen ſucht. Dann erkennt man in dem fertigen Kunſtwerk dieſe Sorgfalt noch aus einem beſonderen Reichthum eigenartiger Züge, welche für die Charakteriſtik verwerthet ſind. So zeigt Heinrich VIII. von Shakeſpeare mehr Porträtzüge als irgend eine Heldengeſtalt ſeiner Dramen. Allerdings iſt auch dieſe Geſtalt in der Hauptſache ganz nach den Bedürfniſſen der Handlung umgeformt und von dem hiſtoriſchen Heinrich VIII. durch eine weite Kluft getrennt; aber das Porträtmäßige der Zeichnung, ſowie die zahlreichen Rückſichten, die der Dichter beim Bau der Handlung auf die wirkliche Geſchichte nahm, geben doch dem Drama einen fremdartigen Farbenton. Wie zahlreich die kleinen Züge in dieſem reich ausgeſtatteten Charakter ſind, er wird ſelten einem Darſteller als die lohnendſte Aufgabe erſcheinen.

Aus ähnlichen Gründen iſt das Einführen hiſtoriſcher Helden, deren Porträt beſonders volksthümlich geworden iſt, wie etwa von Luther und Friedrich dem Großen, beſonders ſchwer. Die Verſuchung liegt ſo nahe, auch ſolche wohlbekannte Züge der geſchichtlichen Figur, welche für die Handlung des Dramas unweſentlich ſind und deshalb als zufällig erſcheinen, herauszutreiben. Dieſe aus der Wirklichkeit entnommene Zuthat zu einer einzelnen Geſtalt gibt derſelben mitten unter den frei erfundenen Perſonen ein peinlich anſpruchvolles, abſonderliches, wohl gar abſtoßendes Ausſehen. Der Wunſch, ein möglichſt genaues Abbild des wirklichen Daſeins hervorzubringen, wird auch in dem Schauſpieler übermächtig und verlockt dieſen zu kleinlicher Malerei; ſelbſt der Zuſchauer fordert ein genaues Porträt und iſt vielleicht überraſcht, wenn die übrigen Charaktere und die Handlung deshalb weniger wirkſam werden, weil er ſo lebhaft an einen werthen Freund aus der Geſchichte erinnert wurde.

Leicht iſt die Vorſchrift gegeben, daß der dramatiſche Charakter wahr ſein müſſe, daß nämlich die einzelnen Lebensmomente deſſelben mit einander im Einklang ſtehen und als zuſammengehörig empfunden werden, und daß der Charakter dem Ganzen der Handlung auch in Beziehung auf Farbe und ſeeliſchen Inhalt genau entſpreche. Aber ſolche Regel wird, ſo allgemein ausgedrückt, dem neueren Dichter in vielen Fällen keinen Nutzen gewähren, wo ihm der Zwieſpalt zwiſchen den letzten Bedürfniſſen ſeiner Kunſt und der geſchichtlichen, ſelbſt mancher dichteriſchen Wahrheit geheime Schwierigkeiten bereitet.

Es verſteht ſich, daß der Dichter die Ueberlieferungen der Geſchichte treu bewahren wird, wo ſie ihm nützen und wo ſie ihn nicht ſtören. Denn unſere Zeit, ſo fortgeſchritten in geſchichtlicher Bildung und in der Kenntniß früherer Kulturverhältniſſe, überwacht auch die hiſtoriſche Bildung ihrer Dramatiker. Der Dichter ſoll ſich hüten, zunächſt, daß er ſeinen Helden nicht zu wenig von dem Inhalte ihrer Zeit gebe, und daß ein modernes Empfinden der Charaktere dem gebildeten Zuſchauer nicht im Gegenſatz erſcheine zu den ihm wohl bekannten Befangenheiten und Eigenthümlichkeiten des Seelenlebens der alten Zeit. Die jungen Dichter verleihen ihren Helden leicht ein Verſtändniß der eigenen Zeit, eine Gewandtheit, über die höchſten Angelegenheiten derſelben zu philoſophiren und für ihre Thaten ſolche Geſichtspunkte zu finden, wie ſie aus geſchichtlichen Werken der Neuzeit geläufig ſind. Es iſt unbequem, einen alten Kaiſer des fränkiſchen oder hohenſtaufiſchen Hauſes ſo bewußt, zweckvoll und verſtändig die Tendenzen ſeiner Zeit ausdrücken zu hören, wie etwa Stenzel und Raumer dieſe dargeſtellt haben. Nicht weniger gefährlich aber iſt die entgegengeſetzte Verſuchung, in welche der Dichter durch das Beſtreben kommt, die Eigenthümlichkeiten der Vergangenheit lebendig zu erfaſſen; leicht erſcheint ihm dann das Beſondere, von unſerem Weſen Abweichende der alten Zeit als das Charakteriſtiſche und deshalb für ſeine Kunſt Wirkſame. Dann iſt er in Gefahr, den unmittelbaren Antheil, welchen wir an dem ſchnell Verſtändlichen, allgemein Menſchlichen nehmen, zu verdecken, und in der noch größeren Gefahr, den Verlauf ſeiner Handlung aufzubauen auf Abſonderlichkeiten jener Vergangenheit, auf Vergängliches, welches in der Kunſt den Eindruck des Zufälligen und Willkürlichen macht.

Und doch bleibt in einem geſchichtlichen Stück oft ein unvermeidlicher Gegenſatz zwiſchen den dramatiſch zugerichteten Charakteren und der dramatiſch zugerichteten Handlung. Es lohnt bei dieſem gefährlichen Punkte zu verweilen. Da der moderne Dichter vor geſchichtlichen Stoffen allerdings die Verpflichtung hat, ſorgfältig auf das zu achten, was wir Farbe und Koſtüm der Zeit nennen, und da nicht nur die Charaktere, ſondern auch die Handlung aus entfernter Zeit genommen ſind, ſo wird ſicher auch in der Idee des Stückes und der Handlung, in den Motiven, den Situationen Vieles ſein, was nicht allgemein menſchlich und Jedem verſtändlich iſt, ſondern erſt durch das Beſondere und Charakteriſtiſche jener Zeit erklärt wird. Wo z. B. Königsmord durch ehrgeizige Helden verübt wird, wie im Macbeth oder Richard, wo der Intrigant ſeine Gegner mit Gift und Dolch angreift, wo die Gattin eines Fürſten ins Waſſer geſtürzt wird, weil ſie ein Bürgerkind iſt, in dieſen und unzähligen anderen Fällen wird die Befangenheit und das Schickſal der Helden zunächſt aus der dargeſtellten Begebenheit, aus den Sitten und Beſonderheiten ihrer Zeit hergeleitet werden müſſen.

Gehören nun aber die Geſtalten einer Zeit an, welche hier die epiſche genannt wurde, wo in der Wirklichkeit die innere Freiheit der Menſchen noch wenig entwickelt, die Abhängigkeit der Einzelnen von dem Beiſpiele Anderer, von Sitte und Brauch ſehr viel größer iſt, wo das Innere des Menſchen nicht ärmer an ſtarken Gefühlen, aber viel ärmer an der Fähigkeit iſt, dieſelben durch die Sprache auszudrücken, ſo werden die *Charaktere* des Dramas eine ſolche Befangenheit in der Hauptſache gar nicht darſtellen *dürfen*. Denn da auf der Bühne nicht die Thaten wirken und nicht die ſchönen Reden, ſondern die Darſtellung der Gemüthsvorgänge, durch welche das Empfinden ſich zum Wollen und zur That verdichtet, ſo müſſen die dramatiſchen Hauptcharaktere einen Grad von innerer Freiheit, eine Bildung und eine Dialektik der Leidenſchaft zeigen, welche in innerlichſtem Gegenſatze ſteht zu der thatſächlichen Befangenheit und Naivetät ihrer alten Vorbilder in der Wirklichkeit.

Nun würde dem Künſtler allerdings leicht verziehen, daß er ſeine Geſtalten mit einem ſtärkeren und reicheren Leben anfüllt, als ſie in Wirklichkeit hatten. Wenn nur nicht dieſer reichere Inhalt deshalb den Eindruck der Unwahrheit machte, weil einzelne Vorausſetzungen der dargeſtellten Handlung ein ſo gebildetes Weſen der Hauptcharaktere gar nicht vertragen. Denn die Handlung, welche doch aus der Geſchichte oder Sage entnommen iſt und überall den ſittlichen Inhalt, den Grad der Bildung, die Eigenthümlichkeit ihrer Zeit verräth, vermag der Dichter nicht immer ebenſo gut mit tieferem Inhalt zu füllen, als den einzelnen Charakter. Der Dichter kann z. B. einem Orientalen die feinſten Gedanken und zarteſten Empfindungen ſüßer Leidenſchaft in den Mund legen, und doch den Charakter ſo färben, daß er den ſchönen Schein der Kunſtwahrheit erhält; nun aber macht die Handlung vielleicht nothwendig, daß derſelbe Charakter die Frauen ſeines Harems ſäcken laſſe oder ein Kopfabſchneiden befehle. Unvermeidlich bricht dann der innere Widerſpruch zwiſchen Handlung und Charakter auf. Das iſt in der That eine Schwierigkeit des dramatiſchen Schaffens, welche zuweilen auch von der größten Begabung nicht ganz überwunden werden mag; dann bedarf es aller Kunſt, um bei ſo ſpröden Stoffen dem Hörer den ſtillen Widerſpruch zwiſchen Stoff und Lebensbedürfniß des Dramas zu verdecken. — Darum ſind alle Liebesſcenen in hiſtoriſchen Stücken von beſonderer Schwierigkeit. Hier, wo wir die unmittelbarſten Klänge einer holden Leidenſchaft fordern iſt eine harte Aufgabe, zu gleicher Zeit die Zeitfarbe zu geben. Am beſten gedeiht es dem Dichter noch dann, wenn er, wie Goethe bei Gretchen, in ſolcher Situation Beſonderheiten des Charakters mit ſtarker Farbe malen und bis an die Grenzen des Genre hinabgehen darf.

Der ſtille Kampf des Dichters mit Vorausſetzungen ſeines Stoffes, welche undramatiſch und doch nicht wegzuſchaffen ſind, findet aber faſt vor jeder Handlung ſtatt, welche aus der Heldenſage oder der älteren Geſchichte genommen iſt.

In den epiſchen Stoffen, welche die Heldenſage der großen Kulturvölker darbietet, iſt die Handlung bereits künſtleriſch zugerichtet, wenn auch nach anderen als dramatiſchen Bedürfniſſen. Leben und Schickſale der Helden erſcheinen abgeſchloſſen, durch verhängnißvolle Thaten beſtimmt, gewöhnlich bildet die Reihenfolge der Begebenheiten, in denen ſie handelnd und leidend erſcheinen, eine längere Kette, aber es iſt wohl möglich, einzelne Glieder derſelben für den Gebrauch des Dramas abzulöſen. Die Geſtalten ſelbſt ſchweben in großen Umriſſen, einzelne charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten derſelben ſind mächtig entwickelt. Sie ſtehen auf den Höhen ihres Volksthums, zeigen Kraft und Größe, ſo erhaben und eigenartig entwickelt, als die ſchöpferiſche Phantaſie des Volkes nur zu erfinden vermochte, die verhängnißvollen Ereigniſſe ihres Lebens ſind häufig gerade ſolche, wie der dramatiſche Dichter ſie ſucht, Liebe und Haß, eigenſüchtiges Begehren, Kampf und Untergang.

Solche Stoffe ſind ferner geweiht durch die theuerſten Erinnerungen eines Volkes, ſie waren einſt Stolz, Freude, Unterhaltung von Millionen. Sie ſind nach einer Umbildung durch die ſchöpferiſche Volkskraft, welche Jahrhunderte währte, immer noch biegſam genug, um der Erfindung des dramatiſchen Dichters Vertiefung der Charaktere, ſogar Veränderung im Zuſammenhange der Handlung zu geſtatten. Mehre von ihnen ſind uns in der Ausarbeitung erhalten, welche ihnen im großen Epos zu Theil wurde, die meiſten ſind wenigſtens ihrem Hauptinhalt nach auch unſerer Bildung nicht ganz fremd. Dies Geſagte gilt mehr oder weniger von den großen Sagenkreiſen der Griechen, von den ſagenhaften Ueberlieferungen, welche in die älteſte Geſchichte der Römer verwebt ſind, von den Heldenſagen des deutſchen und romaniſchen Mittelalters.

Freilich unterſcheiden ſich die Charaktere der epiſchen Sage bei näherer Betrachtung ſehr von den Perſonen, wie ſie dem Drama nöthig werden. Es iſt wahr, die Helden des Homer wie der Nibelungen ſind ſehr beſtimmte Perſönlichkeiten. Auch der Blick in das Innere der Menſchenſeele, in die wogenden Gefühle iſt den epiſchen Dichtern durchaus nicht verwehrt, ſchon ſie leiten aus dem Charakter des Helden nicht ſelten ſein Schickſal her, aus ſeinen Leidenſchaften die verhängnißvollen Thaten; ſchon in den Dichtungen früheſter Zeit iſt Kenntniß des Menſchenherzens und zuweilen der gerechte Sinn zu bewundern, welcher das Schickſal des Menſchen aus ſeinen Tugenden, Fehlern und Leidenſchaften erklären möchte. Nicht ebenſo ausgebildet iſt die Fähigkeit, die Einzelheiten der inneren Vorgänge darzuſtellen. Das Leben der Perſönlichkeiten äußert ſich in einzelnen anekdotenhaften Zügen, die oft mit überraſchender Feinheit empfunden ſind; was vorher liegt, die ſtille Arbeit im Innern, und was auf ſolche That folgt, die ſtille Wirkung auf die Seele, wird übergangen oder kurz abgefertigt. Wie ſich der Menſch unter Fremden behauptet, durchſchlägt oder untergeht im Kampfe mit ſtärkeren Gewalten, welche gegen ihn ſtehen, das zu erzählen iſt der Hauptreiz, alſo Beſchreibung hoher Feſte, Zweikampf, Schlacht, Reiſeabenteuer. Am lebhafteſten iſt der Ausdruck des Gefühls noch da, wo der Mann als ein Leidender ſich gegen das Unerträgliche empört; auch hier ſtarrt der Ausdruck verhältnißmäßig unlebendig in häufig wiederkehrenden Formeln, als Klage, als Gebet zu den Göttern, vielleicht ſo, daß der Sprechende ſeinem Geſchick ein anderes gegenüber hält, oder in einem ausgeführten Bilde ſeine Lage beſpiegelt. Faſt immer iſt die Rede der Helden einfach, arm, eintönig, mit denſelben wiederkehrenden Klängen der Empfindung. So die Selbſtgeſpräche des Odyſſeus und der Penelope in dem Gedicht, in welchem das eigenartige Leben noch am reichlichſten und mit den beſten Einzelzügen dargeſtellt iſt. Auch wo der innere Zuſammenhang der Begebenheiten auf den geheimen Anſchlägen und der eigenthümlichen Leidenſchaft einer einzelnen Perſon ruht, da alſo, wo ſich aus dem Innern eines Charakters eine verhängnißvolle Handlung entwickelt, iſt die Analyſe der Leidenſchaft noch kaum vorhanden. Kriemhild's Plan, Rache zu nehmen für den Mord, der an ihrem Gatten verübt wurde, die ſämmtlichen Seelenbewegungen dieſes feſſelnden Charakters, der dem Dichter ſo gewaltig in der Seele lebt, wie kurz und gedeckt ſind ſie in der Erzählung! Es iſt bezeichnend, daß bei dieſem deutſchen Gedichte das lyriſche Beiwerk, Selbſtgeſpräche, Klagen, gemüthliche Betrachtungen, viel ärmer iſt als in der Odyſſee, dagegen beſonders lebhaft und ſchön ausgeführt jede Eigenthümlichkeit der Hauptcharaktere, welche deren Freundſchaft oder Feindſchaft zu Anderen beſtimmt.

Aber ſobald man die gewaltigen ſchattenhaften Geſtalten der Sage ſich auf der Bühne menſchlich nahe und von Menſchen dargeſtellt denkt, verlieren ſie die Würde und Größe ihrer Umriſſe, womit die geſchäftige Phantaſie ihr Bild umkleidet hat; ihre Reden, die innerhalb der epiſchen Erzählung die kräftigſte Wirkung ausüben, werden, in die Jamben der Bühne umgeſchrieben, matt, alltäglich. Ihr Handeln dünkt uns roh, barbariſch, wüſt, ja ganz unmöglich, ſie ſcheinen zuweilen, wie jene Nixe und Kobolde des alten Volksglaubens, ohne eine menſchliche und vernünftige Seele. Die erſte Arbeit des Dichters muß alſo eine Umbildung und eine Vertiefung der Charaktere ſein, wodurch uns dieſelben menſchlich verſtändlich werden. Wir wiſſen, wie lockend den Griechen ſolche Dichterarbeit erſchien.

Und ſie ſtanden beſonders günſtig zu ihrem alten Sagenſtoff. Er war durch tauſend Fäden mit dem Leben ihrer Gegenwart verbunden, durch örtliche Ueberlieferungen, Götterdienſt und bildende Kunſt. Die freiere Bildung ihrer Zeit erlaubte bereits wichtige Aenderungen vorzunehmen, mit innerer Unbefangenheit das Ueberlieferte als rohen Stoff zu behandeln. Und doch! Die Geſchichte der attiſchen Tragödie iſt in der That eine Geſchichte des inneren Kampfes, den große Dichter mit einem Gebiet von Stoffen führten, welches ſich einigen Hauptgeſetzen des dramatiſchen Schaffens um ſo heftiger widerſetzt, je mehr die Kunſt des Schauſpielers ausgebildet, die Anſprüche der Zuſchauer an einen reichen Inhalt der Charaktere geſteigert wurden.

Euripides iſt für uns das lehrreiche Beiſpiel, wie die griechiſche Tragödie durch den inneren Gegenſatz zwiſchen ihrem Stoffgebiet und den größeren Anforderungen, welche die Kunſt der Darſtellung allmählich machte, aufgelöſt wurde. Keiner ſeiner großen Vorgänger verſteht beſſer als er die Gebilde der epiſchen Sage mit flammender, markzerfreſſender Leidenſchaft zu füllen; keiner hat gewagt, ſo realiſtiſch die dramatiſchen Charaktere der Empfindungsweiſe und dem Verſtändniß ſeiner Zuſchauer nahe zu rücken, keiner hat der Kunſt der Schauſpieler ſo viel zu Liebe gethan. Ueberall in ſeinen Stücken erkennt man deutlich, daß die Darſteller und die Bedürfniſſe der Bühne größere Bedeutung gewonnen haben. Aber die ſchauſpieleriſch wirkſame Behandlung ſeiner Rollen, an ſich ein Fortſchritt, das gute Recht des Bühnendramas, trug doch dazu bei, ſeine Stücke zu verſchlechtern; das Wilde und Barbariſche der Handlung mußte als widerwärtig auffallen, wenn die Perſonen wie Athener aus der Umgebung des Dichters dachten und fühlten und dabei wie unbändige Skythen handelten. Seine Elektra iſt eine gedrückte Frau aus einem edlen Hauſe, die in der Noth einen armen, aber braven Bauer geheiratet hat und mit Verwunderung wahrnimmt, daß unter ſeinem ſchlechten Kittel doch ein wackeres Herz ſchlägt; aber nur ſchwer glauben wir ihrer Verſicherung, daß ſie eine Tochter des entleibten Agamemnon ſei. Wenn in der Iphigenia in Aulis Mutter und Tochter Hilfe flehend die Hand an das Kinn des Achilles und Agamemnon legen und dieſe dadurch nach Volksſitte beſchwörend zu erweichen ſuchen, und wenn Achilles der grüßenden Klytämneſtra die Hand verſagt, ſo war ſolche mimiſche Erfindung ein an ſich vortreffliches ſchauſpieleriſches Motiv; aber es ſtand in auffallendem Gegenſatz zu der herkömmlichen Bewegung der maskirten und drapirten Perſonen, und während dieſer Fortſchritt der Schauſpielkunſt die Scenenwirkung in den Augen der Zuſchauer wahrſcheinlich kräftig ſteigerte, machte er zugleich die Iphigenia zu einer bedrängten Athenerin und das beabſichtigte Abſchlachten derſelben fremdartiger und unwahrer. In vielen anderen Fällen gibt der Dichter dem Begehren ſeines Pathosſpielers nach großen Geſangwirkungen ſo weit nach, daß er den verſtändlichen und gemüthlichen Verlauf ſeiner Handlung plötzlich und unmotivirt durch Ausmalen der alten Sagenzüge unterbricht, durch Raſerei, Kindermord u. a. m. Der urſächliche Zuſammenhang der Ereigniſſe wird bei dieſem Eindringen opernhafter und ſchauſpieleriſcher Effekte Nebenſache, die tragiſche Wucht geht verloren, die Perſonen werden Gefäße für mehrerlei Gefühle, ſpielend und ſophiſtiſch löſen ſie ſich von dem Zwange ihrer Vergangenheit. Faſt in jedem Stück wird fühlbar, daß dem Dichter der alte Sagenſtoff durch die wohlberechtigte Steigerung der Bühnenwirkungen wie ein morſches Gewebe zerfährt und zur Herſtellung einer einheitlichen dramatiſchen Handlung unbrauchbar wird. Wären uns Stücke anderer Zeitgenoſſen überliefert, wir würden wahrſcheinlich erkennen, wie auch andere vergeblich um die Verſchmelzung zwiſchen den gegebenen Stoffen und den Lebensbedingungen ihrer Kunſt gerungen haben. Denn das muß wiederholt werden: was die Dichtergröße des Euripides mindert, iſt nicht zumeiſt der ihm eigenthümliche Mangel an Ethos, ſondern es iſt die naturgemäße und unaufhaltſame Auflöſung, welche in Dramenſtoffe kommen mußte, die weſentlich undramatiſch waren. Allerdings trug auch die wiederholte Bemachung desſelben Stoffes dazu bei, den Uebelſtand an den Tag zu bringen; denn die ſpäteren Dichter, welche bereits große dramatiſche Behandlung faſt aller Sagen vorfanden, hatten dringende Veranlaſſung durch etwas Neues, Reizendes ihre Zuhörer zu gewinnen, und ſie fanden dies darin, daß ſie der Kunſt ihrer Schauſpieler neue und höhere Aufgaben ſtellten. Und dieſer ſachgemäße Fortſchritt beſchleunigte den Verderb der Handlung und dadurch auch der Rollen.

Wir Deutſche aber ſtehen zur epiſchen Sage weit ungünſtiger. Sie iſt für uns eine verſchüttete Welt. Auch wo unſere Wiſſenſchaft in weiten Kreiſen Kunde davon verbreitet hat, wie von Homer und den Nibelungen, iſt die Kenntniß und die Freude daran ein Vorrecht der Gebildeten. Unſere Bühne aber iſt ſehr viel realiſtiſcher geworden als jene griechiſche, und fordert von den Charakteren weit reichlichere Einzelzüge, einen unſer Empfinden nicht peinlich verletzenden Inhalt. Wenn bei uns auf der Bühne Triſtan eine Frau heiratete, um ſein Verhältniß zur Frau eines Andern zu verdecken, ſo würde ſein Darſteller in Gefahr ſein, von einer erbitterten Gallerie als gemeines Scheuſal mit Aepfeln geworfen zu werden, und die Brautnacht der Brunhild, ſo wirkſam in dem Epos geſchildert, wird auf der Bühne immer eine gefährliche Stimmung der Schauenden erwecken.

Uns Deutſchen iſt als Quell dramatiſcher Stoffe die Geſchichte wichtiger geworden als die Sage. Für eine Mehrzahl der jüngeren Dichter iſt die Geſchichte des Mittelalters der Zauberbrunnen, aus welchem ſie ihre Dramen heraufholen. Und doch liegt im Leben und Charakter unſerer deutſchen Vorfahren etwas ſchwer Verſtändliches, was uns die Helden des Mittelalters, — freilich noch mehr die Zuſtände des Volkes, — wie mit einem Nebel verdeckt und die Seele eines Fürſtenſohnes aus der Zeit Otto's des Großen undurchſichtiger macht, als die eines Römers aus der Zeit des zweiten puniſchen Krieges. Die Unſelbſtändigkeit des Mannes iſt weit größer.

jeder Einzelne iſt ſtärker durch die Anſchauungen und Gewohnheiten ſeines Kreiſes beeinflußt. Die Eindrücke, welche von außen in die Seele fallen, werden von behender Einbildungskraft ſchnell umſponnen, verzogen, gefärbt; zwar iſt die Thätigkeit der Sinne ſcharf und energiſch, aber das Leben der Natur, das eigene Leben und das Treiben Anderer werden weit weniger nach dem verſtändigen Zuſammenhange der Erſcheinungen aufgefaßt, als vielmehr nach den Bedürfniſſen des Gemüths gedeutet. Leicht bäumt die Selbſtſucht des Einzelnen auf und ſtellt ſich zum Kampfe, ebenſo behende iſt das Fügen unter übermächtige Gewalt. Die urwüchſige Einfalt eines Kindes mag in demſelben Mann mit durchtriebener Liſt und mit Laſtern verbunden ſein, welche wir als Auswuchs einer verderbten Civiliſation zu betrachten gewöhnt ſind. Und dieſe Unfreiheit ſowie die Vereinigung der — ſcheinbar — ſtärkſten Gegenſätze in Empfindung und Art des Handelns finden ſich bei den Führern der Völker ebenſo ſehr als bei kleinen Leuten. Es iſt offenbar, daß ſchon dadurch das Urtheil über Charaktere, Werth oder Unwerth ihrer einzelnen Handlungen, über Stimmungen und Beweggründe erſchwert wird. Wir ſollen den Mann nach Bildung und ſittlichem Gefühl ſeiner Zeit, und ſeine Zeit nach Bildung und Moral der unſeren beurtheilen. Man verſuche nun in irgend einem der früheren Jahrhunderte des Mittelalters ſich eine Art Bild von dem mittleren Durchſchnitt der Sittlichkeit im Volke zu machen, und man wird mit Erſtaunen ſehen, wie ſchwer das iſt. Dürfen wir nach den Strafen ſchließen, welche die älteſten Volksrechte auf alle möglichen ſcheußlichen Miſſethaten ſetzten, oder nach den Greuelthaten im Hofhalt der Merowinger? Es gab damals noch kaum etwas von dem, was wir öffentliche Meinung nennen, und wir dürfen höchſtens ſagen, daß die Geſchichtſchreiber uns den Eindruck von Männern machen, welche Vertrauen verdienen. Wenn ein Fürſtenſohn ſich in wiederholten Empörungen gegen ſeinen Vater erhob, wie weit wurde er durch die Auffaſſung ſeiner Zeit, durch ſeine innerſten Beweggründe gerechtfertigt oder entſchuldigt? Selbſt bei Ereigniſſen, welche ſehr klar ſcheinen und uns in greller Beleuchtung erhalten ſind, empfinden wir einen Mangel in unſerem Verſtändniß. Nicht nur, weil wir zu wenig von jener Zeit wiſſen, ſondern auch, weil wir, was uns überliefert wird, nicht immer verſtehen, wie der dramatiſche Dichter es verſtehen muß, in ſeinem urſächlichen Zuſammenhange und in ſeiner Entſtehung aus dem Kern eines Menſchenlebens.

Wer freilich die wirklichen Verhältniſſe und den geſchichtlichen Charakter ſeines Helden nicht näher unterſuchen wollte und den Namen deſſelben nur benutzte, um einige Ereigniſſe jener Zeit nach Anweiſung eines bequemen Geſchichtswerkes auf der Bühne mit tapferen Betrachtungen zu verſehen, der würde jeder Schwierigkeit aus dem Wege gehen. Aber er würde auch ſchwerlich einen in Wahrheit dramatiſchen Stoff finden. Denn die edle Maſſe der Dramenſtoffe lagert in den Steinmaſſen der Geſchichte faſt immer nur da, wo das geheime vertrauliche Leben der Heldencharaktere beginnt, man muß danach zu ſuchen wiſſen.

Gibt man ſich nun ernſtlich Mühe, die Helden aus entfernter Vergangenheit ſo viel als möglich kennen zu lernen, ſo entdeckt man in ihrem Weſen etwas ſehr Undramatiſches. Denn wie jenen epiſchen Gedichten iſt auch dem geſchichtlichen Leben alter Zeit eigen, daß der innere Kampf des Menſchen, ſeine Empfindungen, Gedanken, das Werden ſeines Wollens bei den Helden ſelbſt noch keinen Ausdruck gefunden haben. Auch in keinem Beobachter. Das Volk, ſeine Dichter und Geſchichtſchreiber ſehen den Mann ſcharf und gut im Augenblicke der That, ſie empfinden — wenigſtens bei den Deutſchen — das Charakteriſtiſche ſeiner Lebensäußerungen ſehr innig, mit Rührung, Erhebung, Laune, Abneigung. Aber nur die Augenblicke, in denen ſein Leben ſich nach außen kehrt, ſind jener Zeit anziehend, feſſelnd, verſtändlich. Sogar die Sprache hat für die inneren Vorgänge bis zum Thun nur dürftigen Ausdruck, auch die leidenſchaftliche Bewegung wird vorzugsweiſe in der Wirkung genoſſen, welche ſie auf Andere ausübt, und in der Beleuchtung, welche ſie der Umgebung mittheilt. Für die Gemüthszuſtände, ſowie für die Rückwirkungen, welche das Geſchehene auf Empfindungen und Charakter des Mannes ausübt, fehlt jede Technik der Darſtellung, fehlt die Theilnahme. Sogar die Schilderung offen liegender Charaktereigenthümlichkeiten ſowie eine reiche Ausführung des Geſchehenen ſind bei dem Erzähler nicht häufig, eine verhältnißmäßig trockene Zuſammenreihung der Begebenheiten wird mehr oder weniger oft durch Anekdoten unterbrochen, in denen eine einzelne den Zeitgenoſſen wichtige Lebensäußerung des Helden hervorbricht, hier ein treffendes Wort, dort eine kräftige That. Vorzugsweiſe auf ſolchen Sagen beruht die Erinnerung, welche das Volk von ſeinem Führer und deſſen Thaten bewahrt. Wir wiſſen, daß bis über die Reformation, ja bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus dieſelbe Auffaſſung bei Gebildeten häufig war, daß ſie noch jetzt unſerem Volke nicht geſchwunden iſt.

Dieſe Armuth des dramatiſchen Lebens erſchwert dem Dichter das Verſtändniß und die Darſtellung eines jeden Helden. Aber in der Anlage unſerer Urahnen war noch etwas Beſonderes, was ihr Weſen zuweilen ganz geheimnißvoll macht. Schon in ihrer älteſten epiſchen Zeit zeigen ſie in Charakteren, in Sprache, Poeſie und Sitte die Neigung, ein eigenartiges inneres Grübeln und Deuten zur Geltung zu bringen. Nicht die Dinge an ſich, ſondern was ſie bedeuten, iſt ſchon den Ahnen des Denkervolkes die Hauptſache. Sehr reichlich dringen die Bilder der Außenwelt in die Seele der alten Germanen, welche vielſeitiger, anerkennender, mit ſtärkerer Kraft der Aufnahme verſehen ſind als jedes andere Volk der Erde. Aber nicht in der ſchönen, klaren, ruhigen Weiſe der Griechen, oder mit der ſichern, beſchränkten, praktiſchen Einſeitigkeit der Römer ſpiegelt ſich das Empfangene bei ihnen in Rede und Thun wieder, ſie verarbeiten langſam und innig, und was aus ihnen herausquillt, hat eine ſtarke ſubjective Färbung und eine Zugabe aus ihrem Gemüth erhalten, die wir ſchon in früheſter Zeit lyriſch nennen dürfen. Darum ſteht auch die älteſte Poeſie der Deutſchen in auffälligem Gegenſatz zu dem Epos der Griechen: nicht das volle und reichliche Erzählen der Handlung iſt ihr die Hauptſache, ſondern ein ſcharfes Herausheben einzelner, glänzender Züge, die Verknüpfung des Moments mit einem ausgeführten Bilde, ein Darſtellen in kurzen, abgebrochenen Wellen, auf denen man das aufgeregte Gemüth des Erzählers erkennt. Ganz ebenſo iſt bei den Charakteren die trotzige Selbſtſucht mit einer Hingabe an ideale Empfindungen verbunden, die den Deutſchen ſeit der Urzeit ein auffallendes Gepräge gab und ſie mehr als ihre Körperkraft und kriegeriſche Wucht den Römern furchtbar machte. Keine Volksſitte hat ſo keuſch und edel das Weſen der Frau gefaßt, kein Heidenglaube hat wie der deutſche die Schrecken des Todes überwunden, denn auf dem Schlachtfelde ſterben iſt die höchſte Ehre und Freude des Helden. Durch dieſes Vordringen des Gemüths und idealer Empfindungen erhalten die Charaktere der deutſchen Helden im Leben wie im Epos ſchon ſehr früh ein weniger einfaches Gefüge, ein originelles, zuweilen wunderliches Gepräge, welches ihnen bald beſondere Größe und Tiefe, bald ein abenteuerliches und unvernünftiges Ausſehn verleiht. Man vergleiche nicht den poetiſchen Werth der Schilderung, aber die Charakteranlage griechiſcher Helden in Ilias und Odyſſee mit den Helden der Nibelungen. Dem tapferſten Griechen bleibt der Tod etwas Furchtbares, die Gefahr des Kampfes etwas Läſtiges, es iſt ihm nicht in unſerem Sinne unehrenhaft, einen ſchlafenden oder waffenloſen Feind zu töten, es iſt nicht der kleinſte Heldenruhm, klug die Gefahr des Zuſammentreffens zu vermeiden und aus dem Hinterhalt einen Ahnungsloſen zu treffen. Der deutſche Held dagegen, derſelbe, welcher aus Treue gegen ſeinen Herrn die verruchteſte That eines Deutſchen begangen und einen wehrloſen Mann liſtig von hinten getroffen hat, gerade er kann für ſich, ſeinen Herrn und ſeinen Stamm Tod und Untergang vermeiden, wenn er zu rechter Zeit ausſpricht, daß Gefahr vorhanden ſei. Die Ueberirdiſchen haben ihm ſein und der Freunde Verderben prophezeit, wenn die verhängnißvolle Reiſe fortgeſetzt wird, und doch ſtößt er die Fähre, welche die Rückkehr möglich macht, in den Strom; — noch an dem Königshofe, wo ihm der Tod droht, vermag ein Wort zu dem wohlwollenden König, ehrliche Antwort auf eine herzliche Frage das Aergſte abzuwenden, er aber ſchweigt. Ja noch mehr, er und die Seinen höhnen und reizen die erbitterten Feinde, und mit der ſicheren Ausſicht auf Untergang regen ſie ſelbſt herausfordernd im Spiele den blutigen Streit auf. Dem Griechen, jedem andern Volke des Alterthums, vielleicht die Gallier ausgenommen, wäre ſolche Art Heldenthum durchaus unheimlich und unvernünftig erſchienen. Es war aber echt deutſch, der wilde und finſtere Ausdruck eines Volksweſens, in welchem dem Einzelnen ſeine Ehre und ſein Stolz weit mehr galten als das Leben. — Nicht anders iſt dies Verhältniß bei den Helden der Geſchichte. Die idealen Empfindungen, welche ihr Leben regieren, wie unvernünftig ſie zuweilen ſchon lange vor Ausbildung des Ritterthums waren, die Pflichten der Ehre und Treue, das Gefühl des Männerſtolzes und der eigenen Würde, Todesverachtung und Liebe zu einzelnen Menſchen hatten oft eine Stärke und Gewalt, welche wir ſchwer zu ſchätzen, nicht immer als beherrſchendes Motiv zu erkennen vermögen.

So ſchwebte die Seele des Germanen ſchon in älteſter Zeit in Banden, welche für uns oft nicht mehr erkennbar ſind; fromme Hingabe und Sehnſucht, Aberglaube und Pflichtgefühl, ein geheimer Zauberſpruch oder ein geheimes Gelübde zogen ſeinen Entſchluß zu Thaten, welche wir vergeblich durch verſtändige Gründe, die unſerer Bildung entnommen ſind, zu erklären ſuchen.

Und zu ſolcher Anlage kam im Mittelalter endlich der große Kreis von Stimmungen, Geſetzen und phantaſtiſchen Träumereien, welcher mit dem Chriſtenthum eindrang. Während einerſeits der ſchneidende Gegenſatz, in welchem der milde Glaube der Entſagung zu den rauhen Neigungen eines erobernden Kriegervolkes ſtand, dem Deutſchen die Widerſprüche zwiſchen Pflicht und Neigung, zwiſchen äußerem und innerem Leben höchlich vermehrte, entſprach er andererſeits in auffallender Weiſe dem Bedürfniß der Hingebung, welche der Deutſche für einige große Ideen ſchon längſt beſaß. Wenn an die Stelle Wuotan's und des getöteten Aſengottes der Vater der Chriſten und ſein eingeborner Sohn, und an die Stelle der Schlachtjungfrauen die Schaaren der Heiligen traten, ſo erhielt dadurch auch das Leben nach dem Tode eine neue Weihe und herzlichere Bedeutung. Und zu den alten Gewalten, welche den Entſchluß des Mannes in der Stille beſtimmt hatten, zu dem bedeutungsvollen Wort, einem anlaufenden Thiere, zu dem Trinkgelage und dem Würfelſpiele, zu den Mahnungen der Heidenprieſter und den Weiſſagungen kluger Frauen kamen jetzt die Forderungen der neuen Kirche, ihr Segen und ihr Fluch, Gelübde und Beichte, die Prieſter und die Mönche; dicht an den rohen, rückſichtsloſen Genuß traten leidenſchaftliche Bußübungen und ſtrengſte Askeſe, und neben den Häuſern der hübſchen Frauen erhoben ſich die Nonnenklöſter. Wie ſeit der Herrſchaft des Chriſtenglaubens die Charaktere in den ſchärfſten Grundſätzen gezogen, wie Empfindung und Beweggründe des Handelns mannigfaltiger, tiefer und künſtlicher gemacht werden, das zeigen z. B. zahlreiche Geſtalten aus der Zeit der Sachſenkaiſer, wo fromme Schwärmerei gerade unter den Vornehmen üblich wird und Männer und Frauen bald durch das Beſtreben, die Welt für ſich zu gewinnen, bald durch den reuigen Wunſch, den Himmel mit ſich zu verſöhnen, hin und her getrieben werden.

Wer je die Schwierigkeit empfunden hat, Menſchen des Mittelalters, welche durch die tiefſinnige Natur der Germanen und durch die alte Kirche geformt wurden, zu verſtehen, der wird dieſe kurzen Andeutungen nach jeder Richtung ergänzen.

Und deshalb wird hier ein früheres Beiſpiel von anderem Geſichtspunkt wiederholt. Was arbeitete in der Seele Heinrich's IV., als er im Büßerhemd an die Schloßmauer von Canoſſa trat? Damit der Dichter dieſe Frage durch eine edle Kunſtwirkung beantworten könne, wird er ſich doch vom Geſchichtſchreiber erſt ſagen laſſen, was dieſer weiß. Und er wird mit Erſtaunen ſehen, wie verſchieden die Auffaſſung der Situation, wie unſicher und ſpärlich die erhaltene Nachricht, und wie unbequem und ſchwer ergründlich das Herz dieſes mittelalterlichen Helden iſt.

Daß er nicht mit innerer Zerknirſchung zum Papſte fuhr, der hochfahrende gewaltſame Mann, der in dem römiſchen Prieſter ſeinen gefährlichſten Gegner haßte, iſt leicht zu begreifen. Daß er die bittere Nothwendigkeit dieſes Schrittes lange im empörten Gemüth herumgewälzt hatte und nicht ohne grimmige Hintergedanken das Büßerhemd anzog, iſt vorauszuſetzen. Aber er kam ebenſowenig als ein liſtiger Staatsmann, der mit kalter Berechnung ſich demüthigt, weil er einen falſchen Schritt des Gegners erkennt und aus dieſer Niederlage die Früchte eines künftigen Sieges herauswachſen ſieht. Denn Heinrich war ein mittelalterlicher Chriſt; wie tief er den Gregor haßte, der Fluch der Kirche hatte für ihn zuverläſſig etwas Unheimliches und Furchtbares, zu ſeinem Gott und dem Chriſtenhimmel gab es damals keinen anderen Weg als durch die Kirche. Gregor ſaß an der Himmelsbrücke, und wenn er es verbot, geleiteten die Engel, die neuen Schlachtjungfrauen der Chriſten, den toten Krieger nicht vor den Thron Allvaters, ſondern ſie ſtießen ihn in den Abgrund zu dem alten Drachen. Der Papſt ſchreibt, daß der Kaiſer viel geweint und ſein Erbarmen angefleht habe, und daß auch die Umgebung Gregor's ſchluchzend und weinend dieſe Buße des Kaiſers anſah. Der Büßende war alſo doch wohl im Glauben, daß der Papſt ein

Recht habe ihn ſo zu plagen? Dieſe Einwirkungen des kirchlichen Gewiſſens auf weltliche Zwecke, die abenteuerliche und unſichere Miſchung von Gegenſätzen, bald Stolz, hoher Sinn, dauerhafte, unzerſtörbare Kraft, die wir faſt für übermenſchlich halten, und wieder eine klägliche Leerheit und Schwäche, die uns verächtlich dünkt: das bietet dem Dichter keine leicht zu bewältigende Aufgabe. Allerdings, er iſt Herr ſeines Stoffes, er vermag den geſchichtlichen Charakter frei nach ſeinem Bedarf umzuformen. Es iſt möglich, daß der wirkliche Heinrich vor Canoſſa ſtand wie ein ungebändigter ruchloſer Bube, der eine ſchwere Züchtigung auszuhalten hat. Was kümmert das den Dichter? Aber ebenſo zwingend iſt ſeine Verpflichtung, vorher das wirkliche Weſen des Kaiſers bis in die tiefſten Falten zu ergründen. Sowohl der reuige Büßer als der kalte Staatsmann werden bei dieſer Sachlage Unwahrheiten, der Dichter hat den Charakter des Fürſten aus Beſtandtheilen zu miſchen, für welche er vielleicht in ſeiner eigenen Seele nicht die entſprechenden Anſchauungen findet und die er ſich erſt durch Nachdenken in Anſchauung und warme Empfindung umzuſetzen hat. Es gibt wenige Fürſten des Mittelalters, welche nicht in weſentlichen Begebenheiten ihres Lebens, nach dem Maßſtab unſerer Bildung und Sittlichkeit gemeſſen, entweder als kurzſichtige Tröpfe oder als gewiſſenloſe Böſewichter — nicht ſelten als beides — erſcheinen. Der Geſchichtſchreiber wird mit ſolchen ſchwierigen Aufgaben in ſeiner anſpruchsloſen Weiſe fertig, er ſucht ſie im Zuſammenhange ihrer Zeit zu verſtehen und ſagt ehrlich, wo ſein Verſtändniß aufhört: der Dichter zieht dieſe Abenteuerlichen gebieteriſch an das helle Licht unſerer Tage, er füllt ihr Inneres mit warmem Leben, mit moderner Sprache, mit einem guten Antheil an Vernunft und Bildung unſerer Tage, und er vergißt, daß die Handlung, in welcher er ſie bewegt, aus der alten Zeit genommen iſt und nicht ebenſo umgeformt werden konnte, und daß ſie auffallend ſchlecht ſtimmt zu dem höheren menſchlichen Inhalt, den er ihren Charakteren gegeben.

Die geſchichtlichen Stoffe aus grauer Vergangenheit und wenig bekannten Zeitabſchnitten unſeres Volksthums verlocken unſere jungen Dichter, wie einſt den Euripides die epiſchen Stoffe, ſie verleiten zu Schauſtellungen, wie jene alten zu Declamationen. Nun ſollen ihre Geſtalten darum nicht als unbrauchbar bei Seite gelegt werden; aber der Dichter wird ſich fragen, ob die Umbildungen, die er mit einem jeden Charakter der Vorzeit vorzunehmen verpflichtet iſt, nicht vielleicht ſo groß werden, daß jede Aehnlichkeit ſeines Bildes mit der hiſtoriſchen Geſtalt ſchwindet, und ob die unvertilgbaren Vorausſetzungen der Handlung nicht mit ſeiner freien Geſtaltung unverträglich geworden ſind. Das wird allerdings zuweilen der Fall ſein.

Nicht weniger beachtenswerth iſt der Kampf, welchen der Dramatiker in ſeinen Rollen gegen das führen muß, was er als Natur zu idealiſiren hat. Seine Aufgabe iſt, großer Leidenſchaft auch großen Ausdruck zu geben. Er hat dabei zum Gehilfen den Darſteller, alſo die leidenſchaftlichen Accente der Stimme, Geſtalt, Mimik und Geberde. Trotz dieſer reichen Mittel vermag er faſt niemals, und gerade in den Augenblicken höherer Leidenſchaft nicht, die entſprechenden Erſcheinungen des wirklichen Lebens ohne große Veränderungen zu verwenden, wie ſtark und ſchön und wirkſam ſich dort bei ſtarken Naturen auch die Leidenſchaft ausſpreche, und wie großen Eindruck ſie dem zufälligen Beobachter mache. Auf der Bühne ſoll die Erſcheinung in die Entfernung wirken. Selbſt beim kleinen Theater iſt ein verhältnißmäßig großer Zuſchauerraum mit dem Ausdrucke der Leidenſchaft zu füllen, gerade die feinſten Accente aber des wirklichen Gefühls in Stimme, Blick, ſelbſt in der Haltung werden dem Publicum ſchon der Entfernung wegen durchaus nicht ſo deutlich und feſſelnd, als ſie im Leben ſind. Und ferner, es iſt die Aufgabe des Dramas, ein ſolches Arbeiten der Leidenſchaft in allen Momenten verſtändlich und eindringlich zu machen; denn es iſt nicht die Leidenſchaft ſelbſt, welche wirkt, ſondern die dramatiſche Schilderung derſelben durch Rede und Mimik; immer ſind die Charaktere der Bühne beſtrebt, ihr Inneres dem Hörer zuzukehren. Der Dichter muß deshalb für die Wirkung auswählen. Die flüchtigen Gedanken, welche in der Seele des Leidenſchaftlichen durcheinander zucken, Schlüſſe, welche mit der Schnelligkeit des Blitzes gemacht werden, die in großer Zahl wechſelnden Seelenbewegungen, welche bald undeutlicher, bald lebendiger zu Tage kommen, ſie alle in ihrer ungeordneten Fülle, ihrem ſchnellen Verlauf, oft unvollkommenen Ausdruck, vermag die Kunſt ſo nicht zu häufen. Sie braucht für jede Vorſtellung, jede ſtarke Empfindung eine gewiſſe Zahl bedeutſamer Worte und Geberden, die Verbindung derſelben durch Uebergänge oder ſcharfe Gegenſätze erfordert ebenfalls ein zweckvolles Spiel, jedes einzelne Moment ſtellt ſich breiter dar, eine ſorgfältige Steigerung muß ſtattfinden, damit eine höchſte Wirkung erreicht werde. So muß die dramatiſche Dichtkunſt zwar die Natur beſtändig belauſchen, aber ſie darf durchaus nicht copiren, ja ſie muß zu den Einzelzügen, welche die Natur ihr angibt, noch ein anderes miſchen, was die Natur nicht bietet. Und zwar ſowohl in den Reden als in der Schauſpielkunſt. Für die Dichtung iſt eins der nächſten Hilfsmittel der Witz des Vergleiches, die Farbe des Bildes; dieſer älteſte Schmuck der Rede tritt mit Naturnothwendigkeit überall in die Sprache des Menſchen, wo die Seele in gehobener Stimmung frei ihre Flügel regt. Dem begeiſterten Redner wie dem Dichter, jedem Volke, jeder Bildung ſind Vergleich und Bild die unmittelbarſten Aeußerungen eines geſteigerten Weſens, des kräftigen geiſtigen Schaffens. Nun aber iſt die Aufgabe des Dichters, mit der größten Freiheit und Gehobenheit ſeines Weſens die größte Befangenheit ſeiner Perſonen in ihren Leidenſchaften darzuſtellen. Es wird alſo unvermeidlich ſein, daß ſeine Charaktere auch in den Momenten hoher Leidenſchaft weit mehr von dieſer inneren ſchöpferiſchen Kraft der Rede, von der unumſchränkten Macht und Herrſchaft über

Sprache, Ausdruck und Geberdenſpiel verrathen, als ſie in der Natur jemals zeigen. Ja dieſe innere Freiheit iſt ihnen nothwendig und der Zuſchauer fordert ſie. Und doch liegt hier die große Gefahr für den Schaffenden, daß ſeine Redekunſt der Leidenſchaft zu künſtlich erſcheine. Unſere größten Dichter haben die Kunſtmittel der Poeſie oft in einer Reichlichkeit zu leidenſchaftlichen Momenten benutzt, welche verletzt. Es iſt bekannt, daß ſchon Shakeſpeare bei pathetiſchem Ausdruck der Neigung ſeiner Zeit zu mythologiſchen Vergleichen und prächtigen Bildern zu ſehr nachgibt; dadurch kommt häufig ein Schwulſt in die Sprache ſeiner Charaktere, den wir nur über der Menge von ſchönen bedeutſamen Zügen, die dem Leben abgelauſcht ſind, vergeſſen. Näher ſtehen die großen Dichter der Deutſchen unſerer Bildung, aber auch bei ihnen, vor anderen bei Schiller, drängt ſich in das Pathos nicht ſelten eine Schönrednerei, welche unbefangener Empfindung ſchon jetzt unbequem wird.

Wenn der Gegenſatz zwiſchen Kunſt und Natur bei jedem leidenſchaftlichen Ausdruck erkennbar iſt, ſo gilt dies am meiſten von den innigſten und herzlichſten Empfindungen. Und ſo wird hier noch einmal an die ſogenannten Liebesſcenen erinnert. In der Wirklichkeit iſt der Ausdruck der holden Leidenſchaft, welcher aus einer Seele in die andere dringt, ſo zart, wortarm und discret, daß er die Kunſt in Verzweiflung bringt. Ein ſchneller Strahl des Auges, ein weicher Ton der Stimme vermag dem Geliebten mehr auszudrücken als jede Rede; gerade die unmittelbarſte Aeußerung des ſüßen Gefühls bedarf der Worte nur wie nebenbei; auch die Augenblicke der ſogenannten Liebeserklärung werden häufig wortarm, dem Fernſtehenden kaum ſichtbar verlaufen. Dem Zuſchauer kann auch die höchſte Kraft des Dichters und Darſtellers das beredte Schweigen und die ſchönen geheimen Schwingungen der Leidenſchaft nur durch eine größere Anzahl von Hilfsmitteln erſetzen. Ja, Dichter und Darſteller müſſen gerade hier eine Reichlichkeit von Wort und Mimik anwenden, die in der Natur unwahrſcheinlich iſt. Allerdings vermag der Schauſpieler die Worte des Dichters durch Ton und Geberde zu ſteigern und zu ergänzen; aber damit er dieſe erhöhenden Wirkungen übe, muß die Sprache des Dichters ihn leiten und höchſt planvoll und zweckmäßig die Wirkungen der Schauſpielkunſt motiviren, und deshalb verlangt auch der Schauſpieler eine ſchöpferiſche Thätigkeit des Dichters, welche nicht eine Nachbildung der Wirklichkeit, ſondern etwas ganz Anderes gibt: das Kunſtvolle.

Darf man gegenüber ſolchen Schwierigkeiten, welche der Ausdruck hoher Leidenſchaft im Drama darbietet, dem Dichter rathen, ſo wird ihm das Beſte ſein, ſo genau und lebenswahr, als ſeine Begabung erlaubt, die einzelnen Momente zu ſtarker Steigerung zuſammen zu ſchließen und ſo wenig als möglich die ſchmückenden Betrachtungen, Vergleiche, Bilder ins Breite auszuführen. Denn während ſie der Sprache Fülle geben, verdecken ſie nur zu gern Flüchtigkeit und Armuth der poetiſchen Erfindung. Wenn überall dem dramatiſchen Dichter genaues, immerwährendes Beobachten der Natur unentbehrlich iſt, ſo gilt das am meiſten bei Darſtellung heftiger Leidenſchaften; wohl aber ſoll er ſich bewußt ſein, daß er gerade hier am wenigſten die Natur nachahmen darf.

Eine andere Schwierigkeit entſteht dem Dichter durch den inneren Gegenſatz, in welchen ſeine Art des Schaffens zu der ſeines Verbündeten, des Schauſpielers, tritt. Der Dichter empfindet die Bewegungen ſeiner Charaktere, ihr Gegenſpiel und Zuſammenwirken nicht ſo, wie der Leſer die Worte des Dramas, nicht ſo, wie der Schauſpieler ſeine Rolle. Gewaltig und zum Schaffen reizend gehen ihm der Charakter, die Scene, jedes Moment auf, in der Art, daß ihm zugleich ihre Bedeutung für das Ganze klar vor Augen ſteht, während ihm alles Vorhergehende und alles Nachfolgende wie in leiſen Accorden durch das Gemüth zittert. Die Lebensäußerungen ſeiner Charaktere, das Feſſelnde der Handlung, die Wirkung der Scenen empfindet er als lockend und gewaltig vielleicht lange bevor ſie in Worten Ausdruck gefunden haben. Ja, der Ausdruck, welchen er ihnen ſchafft, gibt ſeiner eigenen Empfindung oft ſehr unvollſtändig die Schönheit und Macht wieder, womit ſie in ſeiner Seele geſchmückt waren. Während er ſo das Seelenhafte ſeiner Perſonen von innen heraus durch die Schrift feſtzuhalten bemüht iſt, wird ihm die Wirkung der Worte, welche er niederſchreibt, nur unvollkommen klar, erſt nach und nach gewöhnt er ſich an ihren Klang; auch den geſchloſſenen Raum der Bühne, das äußere Erſcheinen ſeiner Geſtalten, die Wirkung einer Geberde, eines Redetons fühlt er nur nebenbei, bald mehr bald weniger deutlich. Im Ganzen ſteht er, der durch die Sprache ſchafft, den Bedürfniſſen des Leſers oder Hörers noch näher als denen des Schauſpielers, zumal wenn er nicht ſelbſt darſtellender Künſtler iſt. Die Wirkungen, welche er findet, entſprechen deshalb bald mehr den Bedürfniſſen des Leſenden, bald mehr denen des Darſtellers.

Nun aber muß der Dichter großer Empfindung auch einen vollen und ſtarken Ausdruck durch die Sprache geben. Und die Wirkungen, welche eine Seele auf andere ausübt, werden dadurch hervorgebracht, daß ihr Inneres in einer Anzahl von Redewellen herausbricht, welche ſich immer ſtärker und mächtiger erheben und an das empfangende Gemüth ſchlagen. Das bedarf einer gewiſſen Zeit und auch bei kurzer und höchſt kräftiger Behandlung einer gewiſſen Breite der Ausführung. Der Schauſpieler dagegen mit ſeiner Kunſt bedarf des Stroms der überzeugenden, verführenden Rede, ja er bedarf des ſtarken Ausdrucks der Leidenſchaft durch die Sprache nicht immer. Sein Augenmerk iſt darauf gerichtet, noch durch andere Mittel zu ſchaffen, deren Wirkſamkeit der Dichter nicht ebenſo lebendig empfindet. Durch eine Geberde des Schreckens, des Haſſes, der Verachtung vermag er zuweilen weit mehr auszudrücken, als der Dichter durch die beſten Worte. Ungeduldig wird er immer in Verſuchung ſein, von den höchſten Mitteln ſeiner

Kunſt Gebrauch zu machen. So werden die Geſetze der Bühnenwirkung für ihn und die Zuſchauer zuweilen andere, als ſie in der Seele des ſchaffenden Dichters lagen. Dem Darſteller wird oft in dem Kampf der Leidenſchaft ein Wort, ein Augenblick beſonders geeignet ſein, die ſtärkſten mimiſchen Wirkungen daran zu knüpfen; alle folgenden Seelenvorgänge in ſeiner Rede, wie poetiſch wahr ſie an ſich ſein mögen, werden ihm und den Zuſchauern als Längen erſcheinen. Dadurch wird bei der Darſtellung Manches unnöthig, was beim Schreiben und beim Leſen die höchſte Berechtigung hat.

Daß der Schauſpieler ſeinerſeits die Aufgabe hat, dem Dichter mit Sorgfalt zu folgen und ſich ſoviel als irgend möglich den beabſichtigten Wirkungen deſſelben anzuſchließen, ſelbſt mit einiger Reſignation, das verſteht ſich von ſelbſt. Nicht ſelten aber wird ſein Recht beſſer, als das der Sprache; ſchon deshalb, weil ſeine Kunſtmittel: Stimme, Erfindungskraft, Technik, ſelbſt ſeine Nerven ihm Beſchränkungen auferlegen, die der Dichter nicht als zwingende empfindet. Der Dichter aber wird bei ſolchem Recht, das der Schauſpieler gegenüber ſeiner Arbeit hat, um ſo mehr mit Schwierigkeiten kämpfen, je ferner er ſelbſt der Bühne ſteht, und je weniger deutlich ihm in den einzelnen Momenten ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit das Bühnenbild der Charaktere iſt. Er wird alſo ſich durch Nachdenken und Beobachtung klar machen müſſen, wie er ſeine Charaktere dem Schauſpieler für die Bühnenwirkung bequem zurecht zu legen habe. Er wird aber der Schauſpielkunſt auch nicht immer nachgeben dürfen. Und da er ſchon beim Schreibtiſch die Aufgabe hat, ſo ſehr als möglich der wohlwollende Vormund des darſtellenden Künſtlers zu ſein, ſo wird er die Lebensgeſetze der Schauſpielkunſt ernſthaft ſtudiren müſſen.

3.

Kleine Regeln.

Dieſelben Geſetze, welche für die Handlung aufgezählt wurden, gelten auch für die Charaktere der Bühne. Auch dieſe müſſen dramatiſche Einheiten ſein — Wahrſcheinlichkeit, Wichtigkeit und Größe haben — zu ſtarkem und geſteigertem Ausdruck des dramatiſchen Lebens befähigt ſein.

Die Charaktere des Dramas *dürfen nur diejenigen Seiten der menſchlichen Natur zeigen, durch welche die Handlung fortgeführt und motivirt wird.* — Kein Geiziger, kein Heuchler, iſt immer geizig, immer falſch, kein Böſewicht verräth ſeine niederträchtige Seele bei jeder That, welche er begeht; Niemand handelt immer conſequent, unendlich vielfach ſind die Gedanken, welche in der Menſchenſeele gegen einander kämpfen, die verſchiedenen Richtungen, in welchen ſich Geiſt, Gemüth, Willenskraft ausdrücken. Das Drama aber, wie jedes Kunſtgebilde, hat nicht das Recht, aus der Summe der Lebensäußerungen eines Menſchen mit Freiheit auszuwählen und zuſammenzuſtellen; nur was der Idee und Handlung dient, gehört der Kunſt. Der Handlung aber werden nur ſolche gewählte Momente in den Charakteren dienen, welche als zuſammengehörig leicht verſtändlich ſind. Richard III. von England war ein blutiger und rückſichtsloſer Gewaltherrſcher, er war es aber durchaus nicht immer, nicht gegen Jeden; er war außerdem ein ſtaatskluger Fürſt, und es iſt möglich, daß ſeine Regierung dem Geſchichtſchreiber nach einigen Richtungen als ein Segen für England erſcheint. Wenn ein Dichter ſich die Aufgabe ſtellt, die blutige Härte und Falſchheit einer hochüberlegenen, menſchenverachtenden Heldennatur in dieſem Charakter verkörpert zu zeigen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß er Züge von Mäßigung, vielleicht von Wohlwollen, welche ſich etwa im Leben dieſes Fürſten finden, in ſeinem Drama entweder gar nicht, oder nur ſo weit aufnehmen darf, als ſie den Grundzug des Charakters, wie er ihn für dieſe Idee nöthig hat, unterſtützen. Und da die Zahl der charakteriſirenden Momente, welche er überhaupt aufführen kann, im Verhältniß zur Wirklichkeit unendlich klein iſt, ſo tritt ſchon deshalb jeder Zug in ein ganz anderes Verhältniß zum Geſammtbilde, als in der Wirklichkeit. Was aber bei den Hauptfiguren nöthig iſt, gilt vollends von den Nebengeſtalten; es verſteht ſich, daß das Gewebe ihrer Seele um ſo leichter verſtändlich ſein muß, je weniger Raum der Dichter für ſie übrig hat. Schwerlich wird ein dramatiſcher Dichter darin große Fehler begehen. Auch dem ungeübten Talente pflegt die eine Seite ſehr deutlich zu ſein, von welcher es ſeine Figuren zu beleuchten hat.

Das erſte Geſetz, das der Einheit, läßt ſich noch anders auf die Charaktere anwenden: *das Drama ſoll nur einen Haupthelden haben*, um welchen ſich alle Perſonen, wie groß ihre Zahl ſei, in Abſtufungen ordnen. Das Drama hat eine durchaus monarchiſche Einrichtung, die Einheit ſeiner Handlung iſt weſentlich davon abhängig, daß die Handlung ſich an einer maßgebenden Perſon vollzieht. Aber auch für eine ſichere Wirkung iſt die erſte Bedingung, daß die Antheilnahme des Zuhörers zumeiſt auf *eine* Perſon gerichtet werde, und daß er möglichſt ſchnell erfahre, wer ihn vor anderen beſchäftigen ſoll. Da überhaupt nur an wenigen Perſonen die höchſten dramatiſchen Vorgänge in großer Ausführung zu Tage kommen, ſo iſt ſchon dadurch Beſchränkung auf wenige große Rollen geboten. Und es iſt alte Erfahrung, daß dem Hörer nichts peinlicher wird als Unſicherheit über den Antheil, welchen er jeder dieſer Hauptperſonen zuzuwenden hat. Es iſt alſo auch ein praktiſcher Vortheil des Stückes, ſeine Wirkungen auf einen Mittelpunkt zu beziehen.

Wer von dieſem Grundſatz abweicht, ſoll das in der lebhaften Empfindung thun, daß er einen großen Vortheil aufgibt, und wenn ein Stoff dies Aufgeben nothwendig macht, ſich zweifelnd fragen, ob die dadurch entſtehende Unſicherheit in den Wirkungen des Stückes durch andere dramatiſche Vorzüge deſſelben erſetzt werde.

Eine Ausnahme allerdings hat unſer Drama ſeit langer Zeit aufgenommen. Wo die Beziehungen zweier Liebenden die Hauptſache der Handlung bilden, werden dieſe innig verbundenen Perſonen gern als gleichberechtigte angeſehen, ihr Leben und Schickſal als eine Einheit aufgefaßt. So in Romeo und Julia, Kabale und Liebe, den Piccolomini, ſogar in Troilus und Kreſſida. Aber auch in dieſem Falle wird der Dichter wohlthun, einem von beiden den Haupttheil der Handlung zu geben, wo das nicht möglich iſt, die innere Entwickelung beider durch entſprechende Motive nach beiden Seiten zu ſtützen. Bei Shakeſpeare führt in der erſten Hälfte des Stückes Romeo, in der zweiten Julia, in Antonius und Kleopatra iſt Antonius bis zu ſeinem Tode der Held.

Während aber bei Shakeſpeare, Leſſing, Goethe ſonſt der Hauptheld immer unzweifelhaft iſt, hat Schiller nicht zum Vortheil für den Bau ſeiner Stücke eine eigenthümliche Neigung zu Doppelhelden, die ſchon in den Räubern hervortritt und in ſpäteren Jahren, ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit der antiken Tragödie, noch auffallender wird. Carlos und Poſa, Maria und Eliſabeth, die feindlichen Brüder, Max und Wallenſtein, Tell, die Schweizer und Rudenz. Dieſe Neigung läßt ſich wohl erklären. Der pathetiſche Zug in Schiller war ſeit der Bekanntſchaft mit den Griechen noch verſtärkt worden, er kommt in ſeinen Dramen nicht ſelten in Widerſpruch mit einer größeren Dichtereigenſchaft, der dramatiſchen Energie. So zerlegten ſich ihm zwei Richtungen ſeines Weſens unter der Hand in getrennte Perſonen, von denen die eine den pathetiſchen, die andere den Haupttheil der Handlung erhält, die zweite freilich noch zuweilen ihren Antheil an Pathos. Wie dieſe Theilung den erſten Helden, der für ihn der pathetiſche war, herabdrückte, iſt bereits geſagt.

Einen anderen Fehler vermeidet der Dichter ſchwerer. Der Antheil, welchen die Charaktere am Forttreiben der Handlung haben, muß ſo eingerichtet ſein, daß ihr erfolgreiches Thun immer auf dem leicht verſtändlichen Grundzuge ihres Weſens beruht und nicht auf einer Spitzfindigkeit ihres Urtheils oder auf einer Beſonderheit, welche als zufällig erſcheint. Vor allem darf ein entſcheidender Fortſchritt der Handlung nicht aus Wunderlichkeiten eines Charakters, welche nicht motivirt ſind, oder aus ſolchen Schwächen deſſelben hervorgehen, welche unſerem ſchauenden Publicum den feſſelnden Eindruck deſſelben verringern. So iſt die Kataſtrophe in Emilia Galotti für unſere Zeit bereits nicht mehr im höchſten Sinne tragiſch, weil wir von Emilia und ihrem Vater männlicheren Muth fordern. Daß die Tochter ſich fürchtet verführt zu werden, und der Vater darum verzweifelt, weil doch der Ruf der Tochter durch die Entführung geſchädigt iſt, ſtatt mit dem Dolch in der Hand ſich und ſeinem Kinde den Ausweg aus dem Schloſſe zu ſuchen, das verletzt uns die Empfindung, wie ſchön auch der Charakter Odoardo's gerade für dieſe Kataſtrophe gebildet iſt. Zu Leſſing's Zeit waren die Vorſtellungen des Publicums von der Macht und Willkür fürſtlicher Herrſcher ſo lebendig, daß die Situation ganz anders wirkte als jetzt. Und doch hätte Leſſing auch bei ſolcher Vorausſetzung den Mord der Tochter ſtärker motiviren können. Der Zuſchauer muß durchaus überzeugt ſein, daß den Galotti ein Ausweg aus dem Schloſſe unmöglich iſt. Der Vater muß ihn mit letzter Steigerung der Kraft verſuchen, den Prinzen durch Gewalt verhindern. Dann bleibt freilich immer noch der größere Uebelſtand, daß dem Odoardo in der That weit näher lag, den ſchurkiſchen Prinzen als ſeine unſchuldige Tochter zu töten. Das wäre viel gewöhnlicher geweſen, aber menſchlich wahrer. Natürlich konnte dieſes Trauerſpiel ſolchen Schluß nicht brauchen. Und dies iſt ein Beweis, daß das Bedenkliche des Stückes tiefer liegt als in der Kataſtrophe. Noch machte die deutſche Luft, in welcher der ſtarke Geiſt Leſſing's rang, das Schaffen großer tragiſcher Wirkungen ſchwierig. Die Beſten empfanden wie edle Römer zur Kaiſerzeit: der Tod macht frei!*)

Wo aber unvermeidlich iſt, den Helden in einer weſentlichen Richtung als kurzſichtig und beſchränkt gegenüber ſeiner Umgebung darzuſtellen, muß das herabdrückende Gewicht aufgewogen ſein durch eine ergänzende Seite ſeiner Perſönlichkeit, welche ihm erhöhten Grad von Achtung und Antheil zuwendet. Das iſt gelungen im Götz und Wallenſtein, es iſt verſucht aber nicht gelungen im Egmont.

Wenn der griechiſche Verfaſſer der Poetik vorſchreibt, daß die Charaktere der Helden, um Theilnahme zu erwecken, aus böſe und gut gemiſcht ſein müſſen, ſo gilt dieſer Satz, auf die veränderten Verhältniſſe unſerer Bühne angewandt, noch heut. Die Stoffbilder, aus denen die Bühne der Germanen vorzugsweiſe ihre poetiſchen Charaktere heraushebt, ſind ſelbſt Menſchen. Auch wo der Dichter einmal Geſtalten der Sage verwerthet, verſucht er mehr oder weniger glücklich, dieſelben mit der freieren Menſchlichkeit und dem reicheren Leben zu füllen, welches an geſchichtlichen Charakteren oder an Perſonen der Gegenwart zum Idealiſiren einladet. Und der Dichter wird jeden Charakter für ſein Drama benutzen dürfen, welcher die Darſtellung ſtarker dramatiſcher Vorgänge möglich macht. Die unbedingte und bewegungsloſe Güte und Schlechtigkeit ſind für Hauptrollen ſchon dadurch ausgeſchloſſen. Die Kunſt an ſich legt ihm eine weitere Beſchränkung nicht auf. Denn ein Charakter, in welchem die höchſten dramatiſchen Vorgänge ſich reichlich darſtellen laſſen, wird ein Kunſtgebilde, wie auch ſein Verhältniß zu dem ſittlichen Inhalt oder den geſellſchaftlichen Anſichten der Hörer ſein möge.

---

*) Es verſteht ſich, daß auch Emilia Galotti in der Tracht ihres Jahres (1772) aufgeführt werden muß. — Das Stück fordert noch eine Rückſicht bei der Darſtellung. Vom dritten Akt darf der Vorhang in den Zwiſchenakten nicht mehr heruntergelaſſen werden, dieſelben ſind außerdem ſehr kurz zu halten.

Wohl aber wird dem Dichter die Wahl begrenzt, zunächſt durch ſeinen eigenen männlichen Charakter, Geſchmack, Moral, Sitte, dann aber auch durch die Rückſicht auf ſeinen idealen Hörer, das Publicum. Es muß ihm ſehr daran liegen, dasſelbe für ſeinen Helden zu erwärmen und zum nachſchaffenden Mitſpieler in den Wandlungen und Gemüthsvorgängen zu machen, welche er vorführt. Um dies Mitgefühl zu bewahren, iſt er genöthigt Perſönlichkeiten zu wählen, welche nicht nur durch die Wichtigkeit, Größe und Kraft ihres Weſens feſſeln, ſondern welche auch Empfindung und Geſchmack der Hörer für ſich zu gewinnen wiſſen.

Der Dichter muß alſo das Geheimniß verſtehen, das Furchtbare, Entſetzliche, das Schlechte und Abſtoßende in einem Charakter durch die Beimiſchung, welche er ihm gibt, für ſeine Zeitgenoſſen zu adeln und zu verſchönen. Der Bühne der Germanen iſt die Frage, wie viel der Dichter darin wagen dürfe, ſeit Shakeſpeare kaum mehr zweifelhaft. Der Zauber ſeiner ſchöpferiſchen Kraft wirkt vielleicht auf Jeden, der ſelbſt zu bilden verſucht, am gewaltigſten durch die Ausführung, welche er ſeinen Böſewichtern gegönnt hat. Sowohl Richard III. als Jago ſind Muſterbilder, wie der Dichter auch die Böſen und Schlechten ſchön zu bilden habe. Die ſtarke Lebenskraft und die ironiſche Freiheit, in welcher ſie mit dem Leben ſpielen, verbindet ihnen ein höchſt bedeutſames Element, welches ihnen widerwillige Bewunderung erzwingt. Beide ſind Schurken ohne jeden Beiſatz einer mildernden Eigenſchaft. Aber in dem Selbſtgefühl überlegener Naturen beherrſchen ſie ihre Umgebung mit einer faſt übermenſchlichen Kraft und Sicherheit. Sieht man näher zu, ſo ſind beide ſehr verſchieden geformt. Richard iſt der wilde Sohn einer Zeit voll Blut und Gräuel, wo die Pflicht nichts galt und die Selbſtſucht Alles wagte. Das Mißverhältniß zwiſchen einem ehernen Geiſt und einem gebrechlichen Körper iſt ihm Grundlage eines kalten Menſchenhaſſes geworden. Er iſt ein praktiſcher Mann und ein Fürſt, der das Böſe nur thut, wo es ihm nützt, dann freilich erbarmungslos, mit einer wilden Laune. Jago dagegen iſt weit mehr Teufel. Ihm macht es Freude, nichtswürdig zu handeln, er thut das Böſe mit innerſtem Behagen. Er motivirt ſich und Anderen wiederholt in dem Stück, warum er den Mohren verderbe, er ſoll ihm einen anderen Offizier vorgezogen haben, er ſoll mit ſeiner Frau geliebelt haben. Das iſt alles nicht wahr, und ſofern es wahr iſt, nicht der letzte Grund ſeiner Tücke. Der Hauptantrieb iſt bei ihm der Drang einer ſchöpferiſchen Kraft Anſchläge zu machen und Ränke zu ſpinnen, allerdings zu ſeinem eigenen Nutz und Vortheil. Er war deshalb für das Drama ſchwerer zu verwerthen als der Fürſt, der Feldherr, dem ſchon die Umgebung und die großen Zwecke Wichtigkeit und eine gewiſſe Größe gaben; und deshalb hat Shakeſpeare ihn auch noch ſtärker mit Humor gefüllt, der verſchönernden Stimmung der Seele, welche den einzigen Vorzug hat, auch dem Häßlichen und Gemeinen eine reizvolle Beleuchtung zu geben.

Grundlage des Humors iſt die unbeſchränkte Freiheit eines reichen Gemüthes, welches ſeine überlegene Kraft an den Geſtalten ſeiner Umgebung mit ſpielender Laune erweiſt. Der epiſche Dichter, welcher Neigung und Anlage für dieſe Wirkungen in ſich trägt, vermag ſie in doppelter Weiſe an den Geſtalten ſeiner Kunſt zu erweiſen, er kann dieſe ſelbſt zu Humoriſten machen, oder er kann ſeinen Humor an ihnen üben. Der tragiſche Dichter, welcher nur durch ſeine Helden ſpricht, vermag ſelbſtverſtändlich nur das erſtere, indem er ihnen von ſeinem Humor mittheilt. Dieſe moderne Gemüthsrichtung übt auf den Hörer ſtets eine mächtige, zugleich feſſelnde und befreiende Wirkung. Für das ernſte Drama jedoch hat ihre Verwerthung eine Schwierigkeit. Die Vorausſetzung des Humors iſt innere Freiheit, Ruhe, Ueberlegenheit, das Weſen des dramatiſchen Helden iſt Befangenheit, Sturm, ſtarke Erregtheit. Das ſichere und behagliche Spielen mit den Ereigniſſen iſt dem Forteilen einer bewegten Handlung ungünſtig, es dehnt faſt unvermeidlich die Scene, in welche es dringt, zu einem Situationsbilde aus. Wo deshalb der Humor mit einer Hauptperſon in das Drama eintritt, muß der Charakter, der dadurch über die Anderen gehoben wird, andere Eigenſchaften haben, welche verhindern, daß er ruhig beharre: in ſich eine ſtark treibende Kraft, und darüber eine kräftige fortrückende Handlung.

Nun iſt allerdings möglich, den Humor des Dramas ſo zu leiten, daß er heftige Bewegungen der Seele nicht ausſchließt, und daß ein freies Beſchauen eigener und fremder Schickſale geſteigert wird durch eine entſprechende Fähigkeit des Charakters, großer Leidenſchaft Ausdruck zu geben. Aber zu lehren iſt das nicht.

Und die Verbindung eines tiefen Gemüths mit dem Vollgefühl ſicherer Kraft und mit überlegener Laune iſt ein Geſchenk, welches dem Dichter ernſter Dramen in Deutſchland noch kaum zu Theil geworden iſt. Wem ſolche Gabe verliehen wird, der verwendet ſie als reicher Mann ſorglos, mühelos, ſicher, er ſchafft ſich ſelbſt Geſetz und Regel und zwingt ſeine Zeitgenoſſen ihm bewundernd zu folgen; wer ſie nicht hat, der ringt vergebens darnach, etwas von dem ſchmückenden Glanz, den ſie überall ausgießt, in ſeine Scenen hinein zu malen.

Es iſt früher geſagt, wie bei unſerem Drama die Charaktere den Fortſchritt der Handlung zu motiviren haben, und wie das Schickſal, welches ſie beherrſcht, im letzten Grund nichts Anderes ſein darf, als der durch ihre Perſönlichkeit hervorgebrachte Lauf der Ereigniſſe, welcher in jedem Augenblick von dem Hörer als vernünftig und wahrſcheinlich begriffen werden muß, wie ſehr auch einzelne Momente ihm überraſchend kommen. Gerade dann erweiſt der Dichter ſeine Kraft, wenn er ſeine Charaktere tief und groß zu bilden und den Lauf der Handlung mit hohem Sinne zu leiten weiß, und wenn er nicht als ſchöne Erfindung darbietet, was auf der Heerſtraße des gewöhnlichen Menſchenverſtandes liegt und was auch ſeichtem Urtheil das nächſte iſt. Und mit Abſicht iſt wiederholt betont worden, daß jedes Drama ein feſt geordnetes Gefüge ſein müſſe, bei welchem der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung die ehernen Klammern bildet, und daß das Vernunftwidrige als ſolches in dem modernen Drama überhaupt keine irgend wichtige Stelle haben dürfe.

Jetzt aber darf an ein Nebenmotiv für Forttreiben der Handlung erinnert werden, welches in dem früheren Abſchnitt nicht erwähnt wurde. In einzelnen Fällen dürfen die Charaktere einen Schatten zum Mitſpieler erhalten, der auf unſerer Bühne ungern geduldet werden ſoll, den Zufall. Wenn nämlich das Werdende in der Hauptſache durch die treibenden Perſönlichkeiten begründet iſt, dann darf in ſeinem Verlauf allerdings begreiflich werden, daß der einzelne Menſch nicht mit Sicherheit den Zuſammenhang der Ereigniſſe zu leiten vermag. Wenn im König Lear der Böſewicht Edmund, wenn in der Antigone der Gewaltherrſcher Kreon den Todesbefehl, welchen ſie ausgeſprochen haben, widerrufen, ſo erſcheint allerdings als Zufall, daß derſelbe Befehl ſo ſchnell oder in unerwarteter Weiſe bereits ausgeführt worden iſt. Wenn im Wallenſtein der Held den Vertrag, welchen er mit Wrangel geſchloſſen hat, zurücknehmen will, ſo wird allerdings ſtark betont, wie unbegreiflich ſchnell der Schwede verſchwunden ſei. Wenn in Romeo und

Julia die Nachricht von Julia's Tode eher zu Romeo kommt als die Botſchaft des Pater Lorenzo, ſo erſcheint der Zufall hier ſogar von entſcheidender Wichtigkeit für den Verlauf des Stückes. Aber dieſes Eindringen eines nicht berechneten Umſtandes, wie ſehr es auffallen mag, iſt im Grunde kein von außen hereinbrechendes Motiv, ſondern es iſt nur Folge eines charakteriſtiſchen Thuns der Helden.

Die Charaktere haben nämlich eine verhängnißvolle Entſcheidung abhängig gemacht von einem Lauf der Thatſachen, den ſie nicht mehr regieren können. Der Fall war eingetreten, den Edmund für den Tod der Cordelia feſtgeſetzt hatte; Kreon hatte die Antigone in das Grabgewölbe ſchließen laſſen, ob die Trotzige den Hungertod erwartete oder ſich ſelbſt einen Tod wählte, darüber hatte er die Herrſchaft verloren. Wallenſtein hat ſein Schickſal in die Hand eines Feindes gegeben; daß Wrangel guten Grund hatte, den Entſchluß des Zögernden unwiderruflich zu machen, lag auf der Hand. Romeo und Julie ſind in die Lage gekommen, daß die Möglichkeit ihres Lebens von einer fürchterlichen, frevelhaften und höchſt abenteuerlichen Maßregel abhängt, welche der Pater in ſeiner Angſt ausgedacht hat. In dieſen und ähnlichen Fällen tritt der Zufall nur deshalb ein, weil die Charaktere unter übermächtigem Zwange die Wahl bereits verloren haben. Er iſt für den Dichter und ſein Stück nicht mehr Zufall, d. h. nicht ein Fremdes, welches das Gefüge der Handlung zerreißt, ſondern er iſt ein aus den Eigenthümlichkeiten der Charaktere hervorgegangenes Motiv wie jedes andere, im letzten Grunde nur eine nothwendige Folge vorausgegangener Ereigniſſe. — Dies nicht unwirkſame Mittel iſt aber vorſichtig zu gebrauchen und genau durch das Weſen der Charaktere und die thatſächliche Lage zu motiviren.

Auch für Leitung der Charaktere durch die einzelnen Akte ſind, wie bereits früher geſagt wurde, einige techniſche Vorſchriften zu beachten; ſie werden hier noch einmal kurz hervorgehoben.

Jeder Charakter des Dramas ſoll die Grundzüge ſeines Weſens ſo ſchnell als möglich deutlich und anziehend zeigen; auch wo eine Kunſtwirkung in verdecktem Spiele einzelner Rollen liegt, muß der Zuſchauer bis zu einem gewiſſen Grade Vertrauter des Dichters werden. — Je ſpäter im Verlauf der Handlung ein neuer Charakterzug zu Tage kommt, deſto ſorgfältiger muß er ſchon im Anfange motivirt werden, damit der Zuſchauer das überraſchende Neue mit dem vollen Behagen genieße, daß es der Anlage des Charakters doch vollſtändig entſpricht.

Im Anfang des Stückes, wo die Hauptcharaktere ſich darzuſtellen haben, ſind kurze Striche Regel; es verſteht ſich von ſelbſt, daß die bedeutſamen Einzelzüge nicht anekdotenhaft, ſondern mit der Handlung verwebt zu Tage kommen müſſen, ausnahmsweiſe ſind hier kleine Epiſoden, eine beſcheidene Situationsmalerei erlaubt. — Die Scenen des Anfangs, welche die Farbe des Stückes angeben, die Stimmung vorbereiten, ſollen zugleich das Grundgewebe der Helden darlegen. Mit ganz ausgezeichneter Kunſt verfährt dabei Shakeſpeare. Er läßt gern ſeine Helden, bevor ſie in die Befangenheit der tragiſchen Handlung hineingeführt werden, in der Einleitungsſcene den Zug ihres Weſens noch unbefangen und doch höchſt bezeichnend ausſprechen: Hamlet, Romeo, Brutus, Othello, Richard III.

Es iſt kein Zufall, daß Goethe's Helden, Fauſt (beide Theile), Iphigenie, ſogar Götz ſich durch einen Monolog einführen, oder in ruhigem Geſpräch, wie Taſſo, Clavigo; Egmont tritt erſt im zweiten Akt auf. — Leſſing folgt noch der alten Gewohnheit ſeiner Bühne, die Helden durch ihre Vertrauten einzuführen; aber Schiller legt wieder größeres Gewicht auf charakteriſtiſche Darlegung der unbefangenen Helden. In der Trilogie des Wallenſtein wird das Weſen des Helden durch das Lager und den erſten Akt der Piccolomini zuerſt in zahlreichen Abſpiegelungen glänzend dargeſtellt, Wallenſtein ſelbſt aber erſcheint durch den Aſtrologen kurz eingeleitet, im Kreiſe ſeiner Familie und der Vertrauten, aus dem er während des ganzen Stückes nur ſelten heraustritt.

Daß neue Rollen in der zweiten Hälfte des Dramas, der Umkehr, eine beſondere Behandlung verlangen, iſt bereits geſagt. Der Zuſchauer iſt geneigt, die Führung der Handlung durch neue Perſonen mit Mißtrauen zu betrachten, der Dichter muß ſich hüten zu zerſtreuen oder ungeduldig zu machen. Deshalb bedürfen die Charaktere der Umkehr eine reichere Ausſtattung, feſſelnde Einführung, wirkſamſte Einzelſchilderung in knapper Behandlung. Bekannte Beiſpiele vortrefflicher Ausführung ſind, außer den früher genannten, Devereux und Macdonald im Wallenſtein, während Buttler in demſelben Stück wieder als Muſter gelten kann, wie ein Charakter, deſſen thätiges Eingreifen für den letzten Theil des Stückes aufgeſpart iſt, als Theilnehmer der Handlung durch die erſten Theile nicht geſchleppt, ſondern mit ſeinen inneren Wandlungen verflochten wird.

Zuletzt wird ſich der ungeübte Bühnendichter hüten, wenn er Andere über ſeinen Helden ſprechen laſſen muß, großen Werth auf ſolche Erläuterung des Charakters zu legen, er wird auch den Helden ſelbſt nur wo es durchaus zweckdienlich iſt, ein Urtheil über ſich ſelbſt abgeben laſſen; denn Alles, was Andere von einer Perſon ſagen, ja auch was ſie ſelbſt von ſich ſagt, hat im Drama geringes Gewicht gegen das, was man in ihr werden ſieht, im Gegenſpiele gegen Andere, im Zuſammenhange der Handlung. Ja, es mag tötlich wirken, wenn der eifrige Dichter ſeine Helden als erhaben, als luſtig, als klug empfiehlt, während ihnen in dem Stücke ſelbſt trotz dem Wunſche des Dichters nicht vergönnt wird ſich ſo zu erweiſen.

Die Führung der Charaktere durch die Scenen muß mit ſteter Rückſicht auf das Bühnenbild und die Bedürfniſſe der ſceniſchen Darſtellung geſchehen. Denn auch in der Scenenführung macht der Schauſpieler gegenüber dem Dichter ſeine

Forderungen geltend und der Dichter thut wohl, dieſelben mit Achtung anzuhören. Er ſteht zu ſeinem Darſteller in einem zarten Verhältniſſe, welches beiden Theilen Rückſichten auflegt; in der Hauptſache iſt das Ziel Beider gemeinſam, Beide bethätigen an demſelben Stoff ihre ſchöpferiſche Kraft, der Dichter als der ſtille Leiter, der Darſteller als ausführende Gewalt. Und der Dichter wird erfahren, daß der deutſche Darſteller im Ganzen mit ſchneller Wärme und Eifer auf die Wirkungen des Dichters eingeht und ihn nur ſelten mit Anſprüchen beläſtigt, durch welche er ſeine Kunſt zum Nachtheil der Poeſie in den Vordergrund zu ſtellen gedenkt. Da freilich der einzelne Darſteller die Wirkungen ſeiner Rolle im Auge hat, der Dichter die Geſammtwirkung, ſo wird bei dem Einüben des Stückes allerdings in vielen Fällen ein Zwieſpalt der Intereſſen hervortreten. Nicht immer wird der Dichter ſeinem Verbündeten das beſſere Recht zugeſtehen, wenn ihm einmal nothwendig wird eine Wirkung abzudämpfen, einen Charakter in einzelnen Momenten der Handlung zurückzudrängen. Die Erfahrung lehrt, daß der Darſteller ſich bei ſolchem Widerſpruch der beiderſeitigen Auffaſſung bereitwillig fügt, ſobald er die Empfindung erhält, daß der Dichter die eigene Kunſt verſteht. Denn der Künſtler iſt gewöhnt, als Theilnehmer an einem größeren Ganzen zu arbeiten, und erkennt, wenn er aufmerkſam ſein will, recht gut die höchſten Bedürfniſſe des Stückes.

Die Forderungen, welche er mit Recht ſtellt: gute Spielrollen, ſtarke Wirkungen, Schonung ſeiner Kraft, bequeme Zurichtung der Scenen, müſſen im Grunde dem Dichter ebenſo ſehr am Herzen liegen, als ihm.

Dieſe Forderungen laſſen ſich aber in der Hauptſache auf zwei große Grundſätze zurückführen, auf den Satz, welcher hier aufgeführt wurde: dem ſchaffenden Dichter ſoll die Bühnenwirkung deutlich ſein, und auf den kurzen, aber allerdings das Höchſte heiſchenden Satz: der Dichter ſoll ſeinen Charakteren große dramatiſche Wirkungen zu ſchaffen wiſſen. Zunächſt alſo ſoll der Dichter in jeder einzelnen Scene, zumal in Scenen des Zuſammenſpiels, die Ueberſicht über das Bühnenbild feſt in der Seele halten; er ſoll die Stellungen der Perſonen und ihre Bewegungen zu und von einander, wie ſie nach und nach auf der Bühne geſchehen, mit einiger Deutlichkeit empfinden. Wenn er den Schauſpieler zwingt, häufiger, als der Charakter und die Würde ſeiner Rolle erlauben, ſich nach einer und der anderen Perſon zu richten, um vielleicht Nebenrollen ihre Wirkung zu erleichtern oder zurecht zu machen; wenn er verſäumt, die Uebergänge aus einer Aufſtellung in die andere, von einer Seite der Bühne auf die andere, welche er bei einem ſpäteren Moment der Scene vorausſetzt, zu motiviren; wenn er den Schauſpieler in eine Lage zwängt, welche ihm nicht verſtattet, ungezwungen und wirkſam ſeine Aktion auszuführen oder mit einem Mitſpieler in die gebotene Verbindung zu treten; wenn er nicht darauf achtet, welche ſeiner Rollen jedesmal das Spiel zu bringen und welche es aufzunehmen hat; ferner, wenn er Hauptrollen längere Zeit auf der Bühne unbeſchäftigt läßt oder der Kraft des Darſtellers zu viel zumuthet, ſo iſt der letzte Grund dieſer und ähnlicher Uebelſtände immer eine zu ſchwache und lückenhafte Vorſtellung von dem Bühnenverlauf der dramatiſchen Bewegung, welche der Dichter in ihrem Laufe durch die Seelen vielleicht ſehr gut und wirkſam empfunden hat. In allen ſolchen Fällen haben die Forderungen des Schauſpielers das Recht berückſichtigt zu werden. Und der Schaffende wird auch aus dieſem Grunde dem Bedürfniſſe und dem Brauch der Bühne beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden. Es gibt dafür kein beſſeres Mittel, als daß er mit dem Schauſpieler einige neu einzuübende Rollen durchgeht — um zu lernen —, und daß er fleißig den Proben beiwohnt, welche ein ſorgfältiger Regiſſeur abhält.

Die alte Forderung, der Dichter ſolle ſeine Charaktere den Fächern der Darſteller anpaſſen, ſcheint unbehilflicher, als ſie in Wahrheit iſt. Zwar ſind auf unſerer Bühne gerade für die Hauptrollen die feſten Ueberlieferungen aufgegeben, welche den Künſtler einſt im Bannkreis ſeines Faches erhielten, dem „Intriganten“ unmöglich machten eine Rolle aus dem „erſten Fach“ zu ſpielen, und den „Bonvivant“ durch eine ſchwer zu überſteigende Kluft von dem „jugendlichen Helden“ trennten. Indeß beſteht noch ſoviel von dem Brauch, als für die Darſteller und den Leiter der Bühne nützlich iſt, um das einzelne Talent nach ſeiner beſonderen Anlage zu ziehen und die Beſetzung neuer Rollen zu erleichtern. Jeder Darſteller erfreut ſich demnach eines gewiſſen Vorraths von dramatiſchen Mitteln, welche er innerhalb ſeines Faches ausgebildet hat: Tonlage ſeiner Stimme, Accente der Rede, Haltung der Glieder, Stellungen, Zwang der Geſichtsmuskeln. Innerhalb ſeiner gewohnten Grenzen bewegt er ſich verhältnißmäßig ſicher, außerhalb derſelben wird er unſicher. Wenn nun der Dichter in derſelben Rolle die gewandte Fertigkeit verſchiedener Fächer beanſprucht, ſo wird die Beſetzung ſchwer, der Erfolg vielleicht zweifelhaft. Es ſei z. B. ein italieniſcher Parteiführer des fünfzehnten Jahrhunderts nach außen hin ſcharf, ſchlau, verhüllt, rückſichtsloſer Böſewicht, in ſeiner Familie von warmem Gefühl, würdig, verehrt und verehrungswerth — keine unwahrſcheinliche Miſchung —, ſo würde ſein Bild auf der Bühne ſehr verſchieden ausfallen, ob der Charakterſpieler oder ob der ältere Held und würdige Vater ihn darſtellen, wahrſcheinlich würde bei jeder Beſetzung die eine Seite ſeines Weſens zu kurz kommen. Und dies iſt kein ſeltener Fall. Die Vortheile richtiger Beſetzung nach Fächern, die Gefahren einer verfehlten kann man bei jedem neuen Stück beobachten.

Der Dichter wird ſich zwar durch ſolche kluge Rückſicht auf die größere Sicherheit ſeiner Erfolge nirgend beſtimmen laſſen, wo ihm das Formen eines ungewöhnlichen Bühnencharakters von Wichtigkeit wird. Er ſoll nur wiſſen, was für ihn und ſeine Darſteller am bequemſten iſt.

Und wenn zuletzt von dem Dichter gefordert wird, daß er ſeine Charaktere wirkſam für den Darſteller bilde, ſo enthält dieſer Wunſch die höchſte Forderung, welche überhaupt dem dramatiſchen Dichter geſtellt werden kann. Denn für den Darſteller wirkſam ſchaffen, heißt in Wahrheit nichts anderes, als im beſten Sinne des Wortes dramatiſch ſchaffen. Seele und Leib der Schauſpieler ſind bereit, ſich in höchſt bewußte, ſchöpferiſche Thätigkeit zu verſetzen, um das geheimſte Empfinden, Gefühl und Gedanken, Willen und That zu verbildlichen. Der Dichter ſehe zu, daß er dieſen gewaltigen Vorrath von Hilfskräften für ſeine Kunſtwirkungen vollſtändig und würdig zu benutzen wiſſe. Und ſein Kunſtgeheimniß — das erſte, welches in dieſen Blättern dargeſtellt wurde, und das letzte — iſt nur das eine: er ſchildere bis ins Einzelne genau und wahr, wie ſtarke Empfindung aus dem geheimen Leben als Begehren und That herausbricht und wie ſtarke Eindrücke von außen in das Innere des Helden hineinſchlagen. Das beſchreibe er mit poetiſcher Fülle aus einer Seele, welche genau, ſcharf, reichlich jeden einzelnen Augenblick dieſes Vorganges anſchaut und beſondere Freude findet, ihn mit ſchönen Einzelzügen abzubilden. So arbeite er, und er wird ſeinen Darſtellern die größten Aufgaben ſtellen, und wird ihre Kraft würdig und völlig verwerthen.

Und wieder muß geſagt werden: keine Technik belehrt, wie man es anfangen müſſe, um ſo zu ſchreiben.

Fünftes Kapitel.

Vers und Farbe.

Das Jahrhundert, in welchem der Roman die herrſchende Gattung der Poeſie geworden iſt, wird den Vers nicht mehr für ein unentbehrliches Element des dichteriſchen Schaffens halten. Auch ſind mehre Dramen hohen Stils, beliebte Repertoireſtücke unſerer Bühnen, in ungebundener Rede gedichtet. Wenigſtens bei dramatiſchen Stoffen aus neuerer Zeit iſt, ſo ſollte man meinen, die Proſa das angemeſſenſte Material für Ausdruck ſolcher Gedanken und Empfindungen, welche aus einem uns wohl bekannten wirklichen Leben auf die Bühne verſetzt werden. Aber das ernſte Drama wird ſich doch nur ſchwer entſchließen, die Vortheile, welche der Vers gewährt, aufzugeben, um die der Proſa zu gewinnen.

Es iſt wahr, die ungebundene Rede läuft flüchtiger, müheloſer, ja in mancher Hinſicht dramatiſcher dahin. Es iſt leichter, in ihr die verſchiedenen Charaktere zu unterſcheiden, ſie bietet von der Satzbildung bis zu den mundartlichen Klängen hinab den größten Reichthum an Farben und Schattirungen, Alles iſt zwangloſer, ſie ſchmiegt ſich behend jeder Stimmung an, ſie vermag ſogar leichtem Geplauder und humoriſtiſchem Behagen eine Anmuth zu geben, welche dem Verſe ſehr ſchwer wird; ſie erlaubt größere Unruhe, ſtärkere Gegenſätze, heftigere Bewegung. Aber dieſe Vortheile werden reichlich aufgewogen durch die gehobene Stimmung des Hörers, welche der Vers hervorbringt und erhält. Während die Proſa leicht in Gefahr kommt, die Bilder der Kunſt zu Abbildern gewöhnlicher Wirklichkeit herabzuziehen, ſteigert die Sprache des Verſes das Weſen der Charaktere in das Edle. In jedem Augenblick wird in dem Hörer die Empfindung rege erhalten, daß er Kunſtwirkungen gegenüber ſteht, welche ihn der Wirklichkeit entrücken und in eine andere Welt verſetzen, deren Verhältniſſe der menſchliche Geiſt mit Freiheit geordnet hat. Auch die Beſchränkung, welche der Dialektik und zuweilen der Kürze und Schärfe des Ausdrucks auferlegt wird, iſt kein ſehr fühlbarer Verluſt: der dichteriſchen Darſtellung iſt die Schärfe und Feinheit der Beweisführung nicht ganz ſo wichtig, als die Einwirkung auf das Gemüth und als der Glanz des bildlichen Ausdrucks, des Vergleichs und Gegenſatzes, welche der Vers begünſtigt. In dem rhythmiſchen Klange des Verſes ſchweben, der Wirklichkeit enthoben, Empfindung und Anſchauung wie verklärt in die Seelen der Hörer; und es muß geſagt werden, daß dieſe Vortheile gerade bei Stoffen aus der Neuzeit ſehr wohlthätig ſein können, denn bei ihnen iſt die Enthebung aus den Stimmungen des Tages am nöthigſten. Wie dergleichen gemacht werden kann, zeigt nicht nur der „Prinz von Homburg“, auch die Behandlung, welche Goethe einem an ſich undramatiſchen Stoff in der „Natürlichen Tochter“ gegönnt hat, obgleich die Verſe dieſes Dramas für die Schauſpieler nicht bequem geſchrieben ſind.

Der fünffüßige Jambus iſt bei uns als dramatiſcher Vers ſeit Goethe und Schiller durchgeſetzt. Ein vorwiegend trochäiſcher Fall der deutſchen Wörter macht dieſen Vers beſonders bequem. Er iſt allerdings im Vergleich zu den kleinen logiſchen Einheiten des Sprachſatzes, deren Verkoppelung zu zweien das Weſen jeder Verszeile ausmacht, ein wenig kurz; wir vermögen in ſeinen zehn oder elf Silben nicht die Fülle des Inhalts zuſammenzudrängen, welche er z. B. in der gedrungenern engliſchen Sprache hat, und der Dichter kommt daher bei einer Neigung zu reichlichem, tönendem Ausdruck leicht dazu, einen Satztheil für anderthalb oder zwei Verszeilen auszuweiten, welcher beſſer in einer untergebracht wäre, und dadurch ſeinen Redefluß übermäßig zu dehnen. Aber der Fünffuß hat den Vortheil der möglichſt größten Flüſſigkeit und Beweglichkeit, er vermag ſich mehr als ein anderer Vers den wechſelnden Stimmungen anzupaſſen, jeder Veränderung in Tempo und Bewegung der Seele zu folgen.

Die übrigen Versmaße, welche für das Drama bisher verwerthet ſind, leiden an dem Uebelſtand, daß ſie eine zu ſtarke eigenthümliche Klangfarbe haben und das Charakteriſiren durch die Rede, wie ſie dem Drama nöthig iſt, mehr als billig beſchränken.

Der deutſche trochäiſche Tetrameter, den z. B. Immermann in der Kataſtrophe ſeines „Alexis“ unter vielen anderen Maßen wirkungsvoll verwendet hat, läuft wie alle trochäiſchen Verſe zu gleichmäßig mit dem Tonfall unſerer Sprache. Die ſcharfen Taktſchritte, welche ſeine Füße in der Rede hervorbringen, und der lange ſchwungvolle Lauf geben ihm in der deutſchen Sprache — abweichend von der griechiſchen — etwas Unruhiges, Aufwühlendes, eine dunkle Klangfarbe, welche nur für hohe tragiſche Stimmungen zu verwerthen wäre. Der jambiſche Sechsfuß, deſſen Cäſur in der Mitte des dritten Fußes ſteht, das tragiſche Maß der Griechen, iſt in Deutſchland bis jetzt wenig verwendet worden. Durch die Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen kam er in den Ruf einer Steife und Starrheit, die ihm nicht weſentlich anhängen, er iſt ſehr wohl lebhafter Bewegung und zahlreicher Abwechslungen fähig. Sein Klang iſt majeſtätiſch und voll, für reichlichen Ausdruck, welcher langathmig dahinzieht, vortrefflich geeignet. Nur den Uebelſtand hat er, daß ſein Haupteinſchnitt, welcher auch im Drama nach der fünften Silbe feſtgehalten werden muß, den beiden Hälften des Verſes ſehr ungleiches Maß gibt. Gegen fünf Silben ſtehen ſieben, oder bei weiblicher Endung gar acht; leicht drückt ſich daher in der zweiten Hälfte eine zweite Cäſur ſo ſtark ein, daß ſie den Vers in drei Theile ſpaltet. Dies Nachklingen der längeren Hälfte macht ferner einen männlichen Abſchluß des Verſes wünſchenswerth, und das Vortönen der männlichen Endungen trägt allerdings dazu bei, ihm Wucht, zuweilen Härte zu geben. — Der Alexandriner, ein jambiſcher Sechsfuß, deſſen Einſchnitt nach der dritten Hebung liegt und den Vers in zwei gleiche Theile fällt, zerſchneidet im deutſchen Drama die Rede zu auffallend. Im Franzöſiſchen iſt ſeine Wirkung eine andere, weil bei dieſer Sprache der Versaccent weit mehr gedeckt und auf das mannigfaltigſte unterbrochen wird. Nicht nur durch den launiſchen und unruhigen Wortaccent, ſondern auch durch freie rhythmiſche Schwingungen der geſprochenen Rede, durch ein Zuſammenwerfen und Dehnen der Worte, welches wir nicht nachahmen dürfen, und das auf einem ſtärkeren Heraustreten des Klangelementes der Sprache beruht, mit welcher die ſchöpferiſche Kraft des Redenden in origineller Weiſe zu ſpielen weiß.

Endlich iſt im Deutſchen noch ein jambiſcher Vers für lebhafte Bewegung vorzüglich geeignet, ebenfalls noch wenig benutzt, der Sechsfuß der Nibelungen, in der neueren Sprache ein jambiſcher Sechsfuß, deſſen vierter Fuß nicht nur ein Jambus, auch ein Anapäſt ſein kann, und ſtets hinter der (erſten) Senkung den Haupteinſchnitt des Verſes enthält. Das Eigenthümliche und deutſcher Rede Angemeſſene iſt bei ihm das ſpäte Eintreten des Einſchnittes, welcher, abweichend von allen antiken Maßen, die in der Regel ſtärkere Silbenzahl der erſten Hälfte des Verſes anweiſt. Wenn die Verszeilen dieſes Maßes nicht ſtrophiſch verbunden, ſondern mit kleinen Abwechslungen im Bau als fortlaufende Langverſe verwendet werden, mit häufigem Ueberſchlagen der Redeſätze aus einem Vers in den anderen, ſo wird dieſes Maß ausgezeichnet wirkſam für den Ausdruck auch des leidenſchaftlichſten Fortſchritts. Und es iſt möglich, daß ſein Weſen, welches den rhythmiſchen Verhältniſſen der deutſchen Sprache vielleicht am beſten entſpricht, für bewegte Erzählung, ja ſogar einmal für eine Gattung des Luſtſpiels Bedeutung gewinnt. Dem hohen Drama wird der Reim, welchen bei dieſem Maß je zwei Langverſe als verbindendes Element nicht entbehren können, wohl immer zu klangvoll und ſpielend ſein, wie ſehr man ihn auch durch das Hinüberziehen der Rede aus einem Vers in den anderen zu dämpfen vermag.

Für das moderne Drama iſt ferner Gleichheit der Klangfarbe, alſo Einheit des Versmaßes unentbehrlich. Unſere Sprache und die Faſſungskraft der Hörer ſind, was Klangverhältniſſe betrifft, wenig entwickelt. Die Verſchiedenheiten im Versklange werden mehr als ſtörende Unterbrechungen denn als fördernde Helfer aufgefaßt. Ferner aber iſt der Antheil an dem geiſtigen Inhalt der Rede und an der dramatiſchen Bewegung der Perſonen ſo ſehr in den Vordergrund getreten, daß auch darum jedes Versmaß, welches in ſeinem Abſtich von dem Vorhergehenden die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt, als eine Zerſtreuung empfunden wird.

Dies iſt auch der Grund, welcher billig die Proſa zwiſchen Verſen von unſeren Dramen ausſchließen ſollte. Denn noch ſtärker wird durch ſie der Gegenſatz in der Färbung. Eingefügte Proſa gibt ihren Scenen immer etwas derb der Wirklichkeit Nachgeahmtes, und dieſer Uebelſtand wird dadurch erhöht, daß ſie dem Dichter als Mittel dient, um Stimmungen auszudrücken, für welche der würdige Klang des Verſes zu vornehm ſcheint.

Der jambiſche Fünffuß fließt dem deutſchen Dichter, deſſen Seele ſich erſt gewöhnt hat in den Schwingungen deſſelben zu empfinden, meiſtens leicht auf das Papier. Aber ſeine Durchbildung zum dramatiſchen Verſe pflegt dem Deutſchen doch ſchwer zu werden, und die Dichter ſind nicht zahlreich, denen dies völlig gelang. Und ſo deutlich drückt dieſer Vers die

Eigenſchaft des Dichters aus, welche hier die dramatiſche genannt wurde, daß der Leſer eines neuen Stückes ſchon aus wenigen Versreihen des bewegten Dialogs zu erkennen vermag, ob dieſe dramatiſche Kraft in dem Dichter herausgebildet ſei. Allerdings iſt den Deutſchen immer noch leichter möglich dramatiſch zu empfinden, als dies innere Leben in entſprechender Weiſe im Vers auszudrücken.

Bevor der jambiſche Vers für die Bühne brauchbar wird, muß der Dichter im Stande ſein, ihn richtig, wohllautend und ohne übergroße Anſtrengung zu ſchaffen, Haupteinſchnitt und Hilfscäſuren, Hebungen und Senkungen, männliche und weibliche Endungen müſſen nach bekannten Geſetzen regelrecht und in gefälligem Wechſel heraustreten.

Hat der Dichter dieſe Technik des Versbaues erworben, und gelingt ihm, klingende Verſe mit gefälligem Fluß und kernigem Inhalt zu ſchreiben, ſo iſt ſein Vers ſicher noch recht undramatiſch. Und die ſchwierigere Arbeit beginnt. Jetzt muß der Dichter eine andere Art von rhythmiſcher Empfindung gewinnen, welche ihn veranlaßt, an Stelle der Regelmäßigkeit ſcheinbare Unregelmäßigkeit zu ſetzen, den gleichartigen Fluß in der mannigfaltigſten Weiſe zu ſtören, das heißt, mit ſtark bewegtem Leben zu erfüllen.

Vorhin war geſagt, daß der Alexandriner bei den Franzoſen durch das Eintreten unregelmäßiger Klangſchwingungen in der Rede variirt und belebt werde. Die dramatiſche Sprache der Deutſchen geſtattet dem Schauſpieler nicht, gleich der franzöſiſchen, das unbeſchränkte Spiel mit den Worten durch ſchnell wechſelndes Zeitmaß, ſcharfe Accente, durch ein Verlangſamen und Dahinwerfen des Klanges, welches faſt unabhängig von der Bedeutung, welche die einzelnen Worte im Satze haben, vor ſich geht. Dagegen iſt dem Deutſchen in ausgezeichneter Weiſe die Fähigkeit verliehen, die Bewegung ſeines Innern im Bau ſeiner Rede, durch Verbinden und Trennen der Sätze, durch Herausheben und Verſtellen einzelner Wörter auszudrücken. Die Rhythmik der aufgeregten Seele prägt ſich bei den Deutſchen in der logiſchen Fügung und Trennung der Satztheile noch kräftiger aus, als bei den Romanen in den tönenden Schwingungen ihrer Recitation.

In dem Jambus des Dramas tritt dieſes Leben dadurch ein, daß es den gleichmäßigen Bau des Verſes unterbricht, aufhält und zerhackt, in unendlich verſchiedenen Abſchattirungen, welche durch die innere Bewegung der Charaktere hervorgebracht werden. Jeder Stimmung der Seele hat der Vers ſich gehorſam zu bequemen, jeder ſoll er ſowohl durch ſeinen Rhythmus als durch die logiſche Verbindung der Satzeinheiten, welche er zuſammenſchließt, zu entſprechen ſuchen. Für ruhige Empfindung und feine Bewegung, welche getragen und würdig oder in heiterer Lebendigkeit dahinzieht, hat er ſeine reinſte Form, den ſchönſten Wohlklang, einen gleichmäßigen Fluß zu verwenden. In ſolcher ruhiger Schönheit gleitet gern der dramatiſche Jambus bei Goethe dahin. Hebt ſich aber die Empfindung höher, fließt die geſteigerte Stimmung in ſchmuckvoller, langathmiger Rede heraus, dann ſoll der Vers in langen Wellen dahinrauſchen, bald in überwiegenden weiblichen Endungen ausklingend, bald durch häufigeren männlichen Ausgang kräftig abſchließend. Das iſt in der Regel der Vers Schiller's. Die Erregung wird ſtärker, einzelne Redewellen reichen über den Vers hinüber und füllen noch Theile des nächſten, dazwiſchen drängen kurze Stöße der Leidenſchaft und zerbrechen den Bau einzelner Verſe; aber noch überzieht dieſe aufſteigenden Wirbel die rhythmiſche Strömung einer längeren Rede. So bei Leſſing. Aber ſtürmiſcher, wilder wird der Ausdruck der Erregung, der rhythmiſche Lauf des Verſes ſcheint vollſtändig geſtört, immer wieder klingt ein Redeſatz aus dem Ende eines Verſes in den Anfang des andern, bald hier, bald dort wird ein Stück des Verſes theils zum Vorhergehenden, theils zum Folgenden geriſſen, Rede und Gegenrede zerhacken das Gefüge; das erſte Wort des Verſes und das letzte — zwei bedeutungsvolle Stellen — ſpringen los und treten als beſondere Glieder in die Rede, der Vers bleibt unvollendet, ſtatt dem ruhigen Wechſel weicherer und härterer Endungen folgen längere Versreihen mit dem männlichen Abfall, die Verscäſur iſt kaum noch zu erkennen, auch in diejenigen Senkungen, über welche beim regelmäßigen Lauf der Rhythmus ſchnell dahinſchweben muß, dringen mächtig ſchwere Wörter, wie chaotiſch bewegen ſich die Theile des Verſes durcheinander. Das iſt der dramatiſche Vers, wie er in den beſten Stellen Kleiſt's, trotz aller Manier in der Sprache des Dichters, die mächtigſte Wirkung ausübt, wie er noch größer und durchgebildeter in den leidenſchaftlichen Scenen Shakeſpeare's dahinwirbelt.

Erſt wenn der Dichter in ſolcher Weiſe ſeinen Vers gebrauchen lernt, hat er ihn mit dramatiſcher Seele erfüllt. Immer aber muß er ein Geſetz feſthalten: der dramatiſche Vers ſoll nicht geleſen, nicht ruhig recitirt, ſondern im Charakter geſprochen werden. Für dieſen Zweck iſt nöthig, daß die logiſche Verknüpfung ſeiner Redeſätze durch Binde- und Fürwörter leicht verſtändlich ſei. Ferner, daß der Ausdruck der Empfindungen dem Charakter des Redenden entſpreche und nicht in unverſtändlicher Kürze abbreche, nicht ſchleppend dahinfahre; endlich daß harte und übelklingende Lautverbindungen und ſchwerverſtändliche Wörter ſorgfältig gemieden werden. Der geſprochenen Rede wird es ſowohl leichter als ſchwerer, den Sinn der Worte wiederzugeben. Zunächſt verletzt und zerſtreut jeder Mißklang, den der Leſer wahrſcheinlich gar nicht bemerkt. Jede Unklarheit in der Satzverbindung macht den Darſteller und den Zuſchauer unſicher und verleitet zu falſcher Auffaſſung. Aber auch vor genauem Ausdruck in feiner und geiſtvoller Auseinanderſetzung iſt der Leſer ſcharfſinniger und empfänglicher, als der leicht zerſtreute und lebhafter beſchäftigte Hörer. Dagegen vermag der Darſteller auch Vieles zu erklären. Der Leſer in verhältnißmäßig ruhiger

Stimmung folgt den kurzen Sätzen einer gebrochenen Rede, deren innerer Zuſammenhang ihm nicht durch die gewöhnlichen Partikeln logiſcher Satzverbindung nahe gelegt wird, mit Anſtrengung, welche leicht zur Ermüdung wird; dem Darſteller dagegen ſind gerade ſolche Stellen die willkommenſte Grundlage für ſein Schaffen. Durch einen Accent, einen Blick, eine Geberde verſteht er den letzten Zuſammenhang, die vom Dichter ausgelaſſenen Zwiſchenvorſtellungen raſch dem Hörer verſtändlich zu machen, und die Seele, welche er ſelbſt in die Worte legt, die Leidenſchaft, welche aus ihm herausſtrömt, wird ein Leiter, welcher den Inhalt der gedrungenen und zerriſſenen Rede dem Hörer vielleicht zu einer gewaltigen Einheit herausbildet. Es geſchieht, daß beim Leſen lange Versreihen den Eindruck des Gekünſtelten, Geſuchten machen, welche auf der Bühne ſich in ein Gemälde der höchſten Leidenſchaft verwandeln. Nun iſt möglich, daß der Schauſpieler einmal das Beſte dabei gethan hat, denn ſeine Kunſt iſt beſonders da mächtig, wo der Dichter wohl einen Gedankenſtrich anbringt. Aber ebenſo oft hat ſchon die Dichtkunſt das beſte Recht, und an dem Leſer liegt die Schuld, weil ſeine nachſchaffende Kraft nicht ſo thätig iſt, als ſie ſein ſollte. Leicht iſt in den Verſen Leſſing's dieſe Beſonderheit des Stils zu erkennen. Das häufige Unterbrechen der Rede, die kurzen Sätze, die Fragen und Einwürfe, die bewegten dialektiſchen Prozeſſe, welche ſeine Perſonen durchmachen, erſcheinen beim Leſen als eine gekünſtelte Unruhe. Aber ſie ſind mit wenigen Ausnahmen ſo genau, wahr und tief empfunden, daß dieſer Dichter gerade deshalb ein Liebling der Darſteller wird. Noch auffallender iſt dieſelbe Eigenſchaft bei Kleiſt, aber in ihm nicht immer geſund und nicht immer wahr. In dem Unruhigen, Fieberhaften, Aufgeregten ſeiner Sprache findet das innere Leben ſeiner Charaktere, welches gewaltig und zuweilen unbehilflich nach Ausdruck ringt, das entſprechende Abbild. Aber auch unnützes Unterbrechen der Rede iſt nicht ſelten, eine unnöthige gemachte Lebendigkeit, zweckloſes Fragen, ein Mißverſtehen, das nicht fördert. Meiſt hat er gerade dabei einen praktiſchen Zweck, er will einzelne Vorſtellungen, die ihm wichtig ſcheinen, kräftig hervorheben. Aber ihm dünkt zuweilen wichtig, was in der That keine Bedeutung beanſprucht, und das häufige Wiederkehren der kleinen Sprünge, welche von der gebotenen Linie abführen, ſtört nicht nur den Leſer, auch den Hörer.

Die Wirkung des Verſes kann auch im deutſchen Drama verſtärkt werden durch Parallelismus der Verſe, ſowohl einzelner als ganzer Versbündel. Zumal in den Dialogſcenen, wo Satz und Gegenſatz ſcharf zuſammentreten, ſind ſolche Schlagverſe ein wirkſames Mittel, den Abſtich zu bezeichnen.

Freilich die Ausdehnung, welche dies rhythmiſche Schweben im griechiſchen Drama hatte, vermögen wir Deutſche nicht nachzuahmen. Wir ſind bei unſerer Sprechweiſe im Stande, noch je vier Verſe auf der Bühne als Einheiten gegen einander ſo herauszuheben, daß dem Hörer Gleichfall und Gegenſatz vernehmlich wird. Bei einer Recitation, welche weniger die logiſche Seite und mehr die Klangſchönheit hervorhebt, welche der Stimme ſtärkere Abwechslung erlaubt, könnte man wohl noch längere Versreihen einander wirkſam gegenüberſtellen. Und wenn die Griechen durch ihre Art der Recitation ſogar zehn Trimeter zu einer Einheit zuſammenkoppelten und in der Gegenrede denſelben Tonfall wiederholten, ſo liegt darin für uns nichts Unbegreifliches. Es iſt möglich, daß es in der ältern Zeit der griechiſchen Tragödie eine Anzahl von Recitationsmelodien oder Weiſen gab, welche für ein Stück neu erfunden wurden oder den Hörern bereits bekannt waren, und welche, ohne den Klang der Rede bis zum tönenden Geſange zu ſteigern, eine längere Versgruppe zu einer Einheit verbanden.

Für uns iſt dieſe Vortragsweiſe nicht zu verwenden. Ja auch in Anwendung der gewöhnlichen Schlagverſe, welche zu je einem, je zwei, je vier kämpfen, iſt Maß geboten.

Denn unſere Art des dramatiſchen Schaffens ſträubt ſich gegen jede Künſtelei, durch welche die Bewegung der Charaktere und ihrer Empfindungen beſchränkt wird. Das Behagen an dem Stilvollen ſolcher Gegenreden iſt geringer als die Sorge, daß die Wahrheit der Darſtellung durch eine künſtliche Beſchränkung verringert werden könnte. Der Dichter wird deshalb gut thun, dieſe kleine Wirkung abzudämpfen und ihr die Strenge und den Schein der Künſtlichkeit dadurch zu nehmen, daß er parallele Versſätze durch unregelmäßig geſtellte Verſe unterbricht.

In der Seele des Dichters leuchtet zugleich mit der Grundlage der Charaktere und den Anfängen der Handlung die Farbe des Dramas auf. Dieſe eigenthümliche Zugabe jedes Stoffes wird in uns Modernen kräftiger entwickelt als in früherer Zeit, denn die geſchichtliche Bildung hat uns Sinn und Intereſſe für das von unſerem Leben Abweichende ſehr geſchärft. Charakter und Handlung werden von dem Dichter lebhaft in der Beſonderheit empfunden, welche Zeit, Ort, Bildungsverhältniſſe des wirklichen Helden, ſeine Art zu ſprechen und zu handeln, die Tracht und die Formen des Umgangs im Gegenſatz zu unſerem Leben haben. Dies Originelle, welches an dem Stoffe hängt, trägt der Dichter auch auf ſein Kunſtwerk über, auf die Sprache ſeiner Helden, auf ihre Umgebung bis hinab zu Tracht, Decoration, Geräth. Auch dies Beſondere und Eigenartige idealiſirt der Dichter. Er empfindet es als beſtimmt durch die Idee ſeines Stückes. Eine gute Farbe iſt eine wichtige Sache; ſie wirkt im Beginn des Stückes ſogleich anregend und feſſelnd auf den Zuſchauer, ſie bleibt bis zum Ende ein reizvoller Beſtandtheil, welcher zuweilen Schwächen der Handlung zu überdecken vermag.

Nicht in jedem Dichter entwickeln ſich dieſe ſchmückenden Farben gleich lebhaft, ſie treten auch nicht bei jedem Stoff mit derſelben Energie an das Licht. Aber ganz fehlen ſie nirgend, wo Charaktere und menſchliche Zuſtände geſchildert werden. Sie ſind dem Epos, dem Roman unentbehrlich, wie dem Drama.

Am wichtigſten wird die Farbe bei geſchichtlichen Stoffen, hier hilft ſie weſentlich die Helden zu charakteriſiren. Der dramatiſche Charakter ſelbſt muß in ſeinem Empfinden und Wollen einen Inhalt haben, welcher ihn einem gebildeten Manne der Gegenwart weit näher ſtellt, als ſein Stoffbild in der Wirklichkeit unſerer Empfindungsweiſe entſpricht. Die Farbe aber iſt es, welche den inneren Gegenſatz zwiſchen dem Manne der Geſchichte und dem Helden des Dramas dem Hörer anmuthig verdeckt, ſie umkleidet den Helden und ſeine Handlung mit dem ſchönen Schein eines fremdartigen, die Einbildungskraft anlockenden Weſens.

Die neuere Bühne bemüht ſich daher mit Recht, ſchon in der Tracht, welche ſie den Darſtellern gibt, die Zeit, in welcher das Stück ſpielt, die geſellſchaftliche Stellung und manche Eigenthümlichkeiten der vorgeführten Charaktere auszudrücken. Wir ſind erſt etwa hundert Jahre von der Zeit geſchieden, wo auf dem deutſchen Theater Cäſar noch in Perrücke und Degen auftrat, und Semiramis ihren Reifrock durch einige fremde Flittern und ihren Haaraufputz mit einer auffälligen Garnitur umgab, um ſich als fremdartig auszuweiſen. Jetzt iſt man auf einzelnen großen Bühnen in Nachahmung der hiſtoriſchen Tracht ſehr weit gegangen, auf der Mehrzahl hinter den Anforderungen, welche das Publikum im mittleren Durchſchnitt der geſchichtlichen Kenntniſſe an die ſceniſche Ausſtattung zu machen berechtigt iſt, zurückgeblieben. Es iſt klar, daß die Bühne nicht die Aufgabe hat, antiquariſche Seltenheiten nachzubilden, es iſt aber ebenſo deutlich, daß ſie vermeiden muß, einer größeren Anzahl ihrer Zuſchauer dadurch Anſtoß zu geben, daß ſie die Helden in eine Kleidung zwängt, welche vielleicht niemalen und nirgend, ſicher nicht in dem Jahrhundert derſelben möglich war. Wenn der Dichter einmal alterthümelnde Liebhabereien Uebereifriger von der Kleidung ſeiner Helden abhalten muß, weil das Seltſame und Ungewohnte der Zuthat ſein Stück nicht fördert ſondern ſtört, ſo wird er noch öfter Veranlaſſung haben, bei einem Hohenſtaufendrama das ſpaniſche Mäntelchen und über einem Sachſenkaiſer ſchimmernde Blechrüſtung zu verbitten, welche ſeine Otto und Heinriche in Goldkäfer verwandelt und durch unerträglichen Glanz erweiſt, daß ſie nie von einem Schwertſtreich getroffen worden iſt.

Aehnlich ſteht es mit der Malerei und dem Geräth des Theaters. Ein Roccocotiſch, in eine Scene des fünfzehnten Jahrhunderts geſetzt, oder griechiſche Säulenhallen, unter denen König Romulus wandelt, ſind bereits dem Zuſchauer peinlich. Um ſolche Nachläſſigkeiten einzelner Regiſſeure und Schauſpieler zu erſchweren, wird der Dichter gut thun, bei Stücken aus entfernter Zeit ſowohl die ſceniſche Ausſtattung als auch die Kleidertracht genau vorzuſchreiben, und zwar auf beſonderem Blatt.

Für ihn aber iſt das wichtigſte Material, durch welches er ſeinem Stück Farbe gibt, die Sprache. Es iſt wahr, der Jambus hat ſelbſt eine gewiſſe Klangfarbe und dämpft den charakteriſtiſchen Ausdruck mehr als die Proſa. Aber auch er geſtattet noch großen Reichthum an Schattirungen, ſogar den Wörtern noch leiſe Färbung in den Dialekt.

Bei Stoffen aus älterer Zeit muß der Sprache eine dieſer Zeit entſprechende Farbe erfunden werden. Das iſt eine hübſche, herzerfreuende Arbeit, die der Schaffende recht liebevoll vornehmen ſoll. Am meiſten wird ſie gefördert durch ſorgfältiges Leſen der erhaltenen Schriftdenkmäler aus der Zeit der Helden. Auch die fremde Sprache derſelben wirkt durch eigenthümlichen Tonfall, durch den Satzbau, die volksthümliche Art zu reden anregend auf das Gemüth des Dichters. Und mit der Feder in der Hand wird ſich der Schaffende, was ihm an kräftigem Ausdruck, treffendem Bild, ſchlagendem Vergleich, ſprichwörtlicher Redensart brauchbar erſcheint, zurecht legen. Bei jedem fremden Volke, deſſen Literatur irgend zugänglich iſt, wird ſolche Arbeit förderlich, am meiſten freilich gegenüber der heimiſchen Vorzeit. Unſere Sprache in früher Zeit hat, wie noch jetzt die ſlaviſche, eine weit größere, die Einbildungskraft anregende Bildlichkeit. Der Sinn der Worte iſt nicht durch eine lange wiſſenſchaftliche Arbeit vergeiſtigt, überall haftet an ihnen etwas von dem erſten ſinnlichen Eindruck in die Volksſeele, dem ſie ihre Entſtehung verdankten. Groß iſt die Zahl der Sprichwörter, der gedrungenen Formeln und bildlichen Redensarten, welche die Reflexionen unſerer Zeit erſetzen. Solche Beſtandtheile möge der Schaffende in dem Gedächtniß feſthalten, nach ihrer Melodie bildet ſeine Begabung bald ſelbſtthätig Grundton und Stimmung für die Sprache des Dramas heraus.

Und bei ſolcher Durchſicht der Werke aus alter Zeit bleiben dem Dichter noch andere, kleine Züge hängen, Anekdoten, vieles Beſondere, was ihm ſeine Bilder ergänzt und beleuchtet.

Was er ſo gefunden hat, darf er allerdings nicht pedantiſch verwerthen oder wie Arabesken in ſeine Rede hineinſetzen; jedes Einzelne darf ihm wenig bedeuten, aber die Anregung, die er dadurch erhält, iſt für ihn von höchſtem Werth.

Und dieſe Stimmung, die er ſeiner Seele gegeben hat, verläßt ihn nicht, auch während er ſeine Helden durch die Scenen führt, ſie wird ihm nicht nur die Sprache richten, auch das Zuſammenwirken der Perſonen, die Art, wie ſie ſich gegen einander benehmen, Formen des Umgangs, Sitte und Brauch der Zeit.

Sogar die Charaktere und ihre Bewegung in den Scenen. Denn an jede Stelle des Dramas, an jede Empfindung, jedes Thun hängt ſich um das menſchlich Gehobene der idealiſirten Geſtalten wie ſchmückende Zuthat das Beſondere, welches uns an den Stoffbildern als ihr Eigenthümliches auffiel. Selten iſt nöthig den Dichter zu warnen, daß er in ſolchem Färben der ſceniſchen Wirkungen nicht zu viel thue; denn die wichtigſte Aufgabe iſt ihm allerdings, ſeine Helden unſere Sprache der Leidenſchaft reden zu laſſen und das Beſondere an ihnen durch ſolche Lebensäußerungen zu erweiſen, welche jeder Zeit verſtändlich werden, weil ſie in jeder Zeit möglich und denkbar ſind.

So wird die Farbe des Stückes in der Ausſtattung der Sprache, an Charakteren und Einzelheiten der Handlung ſichtbar. Was der Dichter durch die Farbe in ſein Drama hineinträgt, iſt ſo wenig eine Nachahmung der Wirklichkeit, als die Perſonen ſeiner Helden ſind, es iſt freie Schöpfung. Aber dieſe Zuthat hilft um ſo mehr, in der Phantaſie der Hörer ein Bild hervorzuzaubern, welches den ſchönen Schein der geſchichtlichen Treue hat, je ernſter der Dichter ſich um die wirklichen Zuſtände jener alten Zeit gekümmert hat. Freilich nur, wenn ihm die Kraft nicht fehlt auch darzuſtellen, was er als lockend empfand.

Sechſtes Kapitel.

Der Dichter und ſein Werk.

Gewaltig iſt die Maſſe des Schönen aus der Poeſie vergangener Völker und Zeiten, zuletzt aus dem Jahrhundert unſerer großen Dichter, welche dem Schaffenden das Urtheil bildet und die Einbildungskraft aufregt. Dieſer faſt unüberſehbare Reichthum an Kunſtgebilden wird vielleicht der größte Segen für eine Zukunft, in welcher die Volkskraft beſonders kräftig arbeitet, das Verwandte aufnehmend, das Widerſtrebende wegwerfend. Aber während einer Zeit ſchwacher Ruhe des Volksthums war er ein Nachtheil für die ſchöpferiſche Thätigkeit der Dichter, weil er die Stilloſigkeit begünſtigte. Es war noch vor wenig Jahren in Deutſchland faſt zufällig, ob ein Athener oder Römer, Calderon oder Shakeſpeare, ob Goethe oder Schiller, Scribe oder Dumas die Seele des jungen Dichters in den Bannkreis ihres Stils und ihrer Formen zogen.

Der Dichter der Gegenwart beginnt ferner als ein Genießender, der die ſchöne Kunſt Anderer reichlich aufnimmt und dadurch zu eigenem Schaffen angeregt wird. Er hat gewöhnlich keinen Lebensberuf, welcher ihn einem beſtimmten Gebiete der Poeſie verpflichtet, es iſt wieder faſt zufällig, welche Gattung der poetiſchen Darſtellung ihn gerade anzieht; er mag als Lyriker ſeine Empfindungen ausklingen laſſen, er mag einen Roman ſchreiben, zuletzt lockt auch das Theater: Glanz des Bühnenabends, Beifall der Verſammlung, Gewalt der erhaltenen tragiſchen Eindrücke. Wenig deutſche Dichter, die nicht mit einem Band lyriſcher Gedichte ſich zuerſt dem Publikum empfahlen, dann ihr Heil auf der Bühne verſuchten, ſich endlich mit den ruhigeren Erfolgen eines Romans befriedigten. Ohne Zweifel erwies ihre Dichterbegabung nach einer dieſer Richtungen die größere Fähigkeit. Aber da die äußeren Verhältniſſe ihnen keine Beſchränkung auflegten und bald das eine, bald das andere Gebiet ſtärker anzog, ſo gelangte auch der Kreis, in welchem ihre Kraft ſich am freieſten regte, nicht zu vollkommener Durchbildung. Das große Geheimniß einer reichen ſchöpferiſchen Thätigkeit iſt Beſchränkung auf einen einzelnen Zweig der ſchönen Kunſt. Das wußten die Hellenen ſehr wohl. Wer Tragödien ſchrieb, blieb der Komödie fern, wer im Hexameter ſchuf, mied den Jambus.

Aber auch der Dichter, welchem dramatiſches Geſtalten ein Bedürfniß iſt, lebt, wenn er nicht ſelbſt als Schauſpieler oder Gebieter unter dem Schnürboden der Bühne dahinſchreitet, ſeitab von dem Theater. Er mag ſchreiben oder nicht. Der äußere Zwang, ein mächtiger Hebel das Talent zu bewegen, fehlt ihm faſt ganz. Das Theater iſt ein Tagesvergnügen des ruhigen Bürgers geworden, welches nicht die ſchlechteſte, aber auch nicht die anſpruchvollſte Geſellſchaft verſammelt; es hat bei dieſer reichen Ausdehnung etwas von der Würde und Hoheit eingebüßt, welche der Dichter für das Drama ernſten Stils wünſchen muß. Auf der Scene drängen ſich Poſſe, Oper, Komödie, Formen, Weltanſchauung verſchiedener Jahrhunderte. Alles müht ſich zu gefallen, das Neueſte und Seltſamſte, und wieder was der großen Menge am behaglichſten iſt, ſtößt Anderes bei Seite.

Auch das Gebiet der Stoffe iſt dem Dichter faſt unüberſehbar geworden. Die griechiſche und römiſche Welt, das geſammte Mittelalter, heilige Bücher und Dichtungen der Juden und Chriſten, ſogar die Völker des Orients, Geſchichte, Sage und Gegenwart öffnen dem Suchenden ihre Schätze. Aber gerade dies iſt ein Uebelſtand, daß bei ſolcher unendlicher Fülle des Stoffes die Wahl ſchwer und meiſt zufällig wird, daß keines dieſer Stoffgebiete den Deutſchen ausſchließlich oder vorzugsweiſe anzuziehen im Stande iſt.

Endlich iſt für den Deutſchen, wie es ſcheint, noch nicht die Zeit gekommen, wo das dramatiſche Leben im Volke ſelbſt reichlich und unbefangen heraufquillt. Gern möchten wir in Erſcheinungen der neueſten Gegenwart die Anfänge einer neuen Entwickelung des Volkscharakters ſehen, Anfänge, welche freilich der Kunſt noch nicht zu Gute kommen. Daß dem dramatiſchen Dichter der Deutſchen noch ſo ſchwer wird, ſich aus der epiſchen und lyriſchen Auffaſſung der Charaktere und Situationen zu erheben, iſt kein Zufall.

Der Dichter aber ſoll für die Bühne arbeiten; nur in Verbindung mit der Schauſpielkunſt bringt er die höchſten Wirkungen hervor, welche ſeiner Poeſie möglich ſind. Das Bücherdrama iſt im letzten Grunde nur Nothbehelf einer Zeit, in welcher die volle Gewalt des dramatiſchen Schaffens dem Volke noch nicht gekommen oder wieder geſchwunden iſt. Es iſt eine alte Gattung. Schon bei den Griechen wurden Stücke für die Recitation geſchrieben, mehre der römiſchen Declamationsſtücke ſind uns erhalten. Auch in Deutſchland hat das Bücherdrama von den Komödien der Hroswith über die ſtiliſtiſchen Verſuche der erſten Humaniſten bis zu dem größten Gedicht der Deutſchen eine lange Geſchichte. Unendlich verſchieden iſt der dichteriſche Werth dieſer Werke. Aber die Benutzung der dramatiſchen Form zu poetiſchen Wirkungen, welche darauf verzichten, die höchſten ihrer Gattung zu ſein, iſt im Ganzen betrachtet eine Einſchränkung, gegen welche ſich die Kunſt ſelbſt, ja auch der genießende Leſer auflehnt.

Auf den Blättern dieſes Buches wurde der Beweis verſucht, daß die techniſche Arbeit des Schaffenden beim Drama nicht ganz leicht und mühelos ſei. Dieſe Gattung der Poeſie fordert mehr vom Dichter als irgend eine andere. Eine eigenthümliche, nicht häufige Befähigung, die ſeeliſchen Vorgänge bedeutender thatkräftiger Menſchen darzuſtellen; mit Leidenſchaft und Klarheit wohl temperirte Natur; ausgebildete und ſichere dichteriſche Begabung, dazu Menſchenkenntniß und was man im wirklichen Leben Charakter nennt; außerdem genaue Bekanntſchaft mit der Bühne und ihren Bedürfniſſen. Und doch iſt auffallend, daß von den Vielen, welche Anläufe in dieſem Gebiete des Schaffens machen, die meiſten nur dilettirende Freunde des Schönen ſind: gerade ſie wählen die mühevollſte Thätigkeit, und eine ſolche, welche ihnen am allerwenigſten einen Erfolg verſpricht. Es iſt wohl auch ernſte Arbeit, einen Roman zu ſchreiben, der den Namen eines Kunſtwerks verdient; aber bei einiger Geſtaltungskraft und Menſchenkenntniß vermag doch jeder Gebildete, der ſich ſonſt nicht als Dichter verſucht hat, etwas Lesbares zu bieten, worin einzelne bedeutende Eindrücke des eigenen Lebens, Geſchautes und Durchgefühltes gemüthvoll verflochten ſind. Weshalb lockt gebildete, ſehr tüchtige Männer gerade die eigenſinnigſte aller Muſen, die ſo ſchwer zugänglich und ſo unartig gegen Jeden iſt, der ihr nicht ganz angehört? Welcher Feind ihres Lebens lenkt gerade ſolche warmherzige Freunde, welche in den Mußeſtunden ihres thätigen Lebens ein wenig Poeſie treiben, auf ein dichteriſches Gebiet, in welchem die engſte Verbindung einer immerhin ſeltenen Geſtaltungskraft mit einer ungewöhnlich feſten Beherrſchung künſtleriſcher Formen die Vorausſetzung jedes dauerhaften Erfolges iſt? Verführt vielleicht die geheime Sehnſucht des Menſchen nach dem, was ihm am meiſten fehlt? und ſucht der Dilettant gerade deshalb das Drama in ſich herauszubilden, weil ihm bei lebhaften dichteriſchen Anſchauungen doch verſagt iſt, ſeine unruhig flatternden Empfinbungen in dem Körper einer Kunſtform ſchöpferiſch zu beleben? Zuverläſſig iſt bei Solchen der Verſuch, für die Bühne zu arbeiten, vergeblich und hoffnungslos.

Dem Dichter aber, der für ſein Leben mit dramatiſcher Kraft ausgerüſtet wurde, wünſchen wir vor anderen Gütern ein feſtes und geduldiges Herz.

Noch anderes Fördernde muß er für ſein Handwerk mitbringen. Er ſoll ſchnell und freudig das Reizende eines Stoffes empfinden und doch die Dauer haben, denſelben in ſich zur Reife zu tragen. Er ſoll ſich, bevor er ſelbſt als Schaffender auf die Bühne ſteigt, längere Zeit mit einigen Hauptgeſetzen des Schaffens vertraut machen, denn er muß zu prüfen verſtehen, ob ein Stoff in der Hauptſache brauchbar ſei. Auch darin muß das Urtheil ſein warmes Herz überwachen von dem erſten Augenblick, wo der Anreiz zum Schaffen in ihm entſteht. Ein Bühnenwerk, welches mißlungen iſt, bezeichnet ihm durchſchnittlich ein verlorenes Jahr ſeines Lebens.

Nicht mit gleicher Schnelligkeit heftet ſich die Einbildungskraft der einzelnen Dichter an den Stoff; dem Anfänger flattert die ſuchende Seele leicht auf einen Gipfelpunkt, welcher ſich darbietet, und unter dem erſten grünenden Zweig wird das Neſt gebaut. Wer durch Erfahrungen gewarnt iſt, wird wähleriſch und prüft wohl zu lange. Häufig iſt nicht Zufall, was einen Stoff der Seele nahe legt, ſondern Stimmung und Eindruck des eigenen Lebens, welcher die Phantaſie nach einer beſtimmten Richtung zieht. Dann arbeitet die Seele ſchon heimlich über dem Stück, bevor ſie einen Helden und ſeine Hauptſcenen gefunden hat, und was ſie von dem Stoffe fordert, iſt, daß er ihr die Möglichkeit gewiſſer ſceniſcher Wirkungen darbiete.

Die Schwierigkeiten, welche die einzelnen Stoffkreiſe bereiten, ſind genügend hervorgehoben. Wer aber von ſchwerem Entſchluß iſt, möge auch bedenken, daß es bei den meiſten Begebenheiten von der Kraft ſeiner Begabung abhängt, ob dieſelben in eine brauchbare Handlung verwandelt werden Eine ſichere Dichterkraft bedarf nur weniger Momente aus Sage, Geſchichte, Erzählung, nur eines ſtarken und folgenſchweren Gegenſatzes, um eine Handlung daraus zu bilden.

Wenn der dramatiſche Dichter des Alterthums dieſe Züge in ſeinen Sagen kurz vor dem Untergange der großen Helden des Epos fand, ſo darf doch gefragt werden, ob es bei hiſtoriſchen Dramen ebenfalls nothwendig iſt, die Haupthelden der Geſchichte derart zum Mittelpunkt der Handlung zu machen, daß dieſe ſich um ihr Schickſal und ihren Untergang bewegt. Wie ſchwer und mißlich es iſt, ein bedeutendes geſchichtliches Leben künſtleriſch zu verwerthen, iſt bereits ausgeführt. Und man wende auch nicht ein, daß der größere hiſtoriſche Antheil, welchen die Haupthelden der Geſchichte einflößen, und daß die vaterländiſche Begeiſterung, welche der Dichter wie der Zuſchauer ihnen entgegenbringt, ſie vorzugsweiſe zu Helden des Dramas geeignet machen. Zunächſt bietet die ältere deutſche Geſchichte verhältnißmäßig wenig Heldengeſtalten, deren Andenken durch ein großes Intereſſe der Gegenwart theuer iſt. Was ſind unſerem Volke die Kaiſer des ſächſiſchen, fränkiſchen, ſtaufiſchen, habsburgiſchen Hauſes? Die Ziele, für welche ſie ſiegten und untergingen, werden vielleicht durch die Ueberzeugungen der Gegenwart verurtheilt, die Kämpfe ihres Lebens ſind für uns ohne leicht verſtändliche Ergebniſſe geblieben, ſie ſind für das Volk tot und eingeſargt. Ferner aber wird der gewiſſenhafte Dichter vor den nicht ſehr zahlreichen geſchichtlichen Helden, welche noch in der Erinnerung des Volkes fortleben, beſondere und neue Hemmniſſe erkennen, welche ihm die Friſche ſeines Schaffens einengen. Gerade der patriotiſche Antheil, welchen er ſelbſt mitbringt und bei dem Hörer erwartet, vermindern ihm die überlegene Freiheit, mit der er als Dichter über jedem ſeiner Charaktere ſchweben muß, und verleiten ihn zu tendenziöſer Darſtellung oder zu porträtmäßiger Zeichnung. Iſt einmal einem deutſchen Dichter das dramatiſche Bild des großen Kurfürſten gelungen, ſo ſind Luther, Maria Thereſia, der alte Fritz um ſo öfter verunglückt.

Aber es iſt durchaus nicht nöthig, die Könige und Heerführer der Geſchichte zu Haupthelden eines hiſtoriſchen Dramas zu machen, welches ſich mit Vortheil doch nur auf einem kleinen Theilſtück ihres geſchichtlichen Lebens aufzubauen vermag. Als weit bequemer und lohnender wird ſich erweiſen, die Rückwirkungen, welche aus ihrer Perſönlichkeit in das Leben Anderer fallen, zu verwerthen. Wie gut hat das Schiller ſchon im Carlos, dann in der Maria Stuart gethan! Der Philipp des erſten Stückes iſt glänzendes Beiſpiel, wie ein geſchichtlicher Charakter als Mitſpieler für das Drama zu gebrauchen iſt.

Denn mit dem Leben bekannter hiſtoriſcher Helden ſind eine Menge Geſtalten verbunden, von denen einzelne eigenartige Züge berichtet werden, welche die freie Erfindung gedeihlich anregen. Solche Nebengeſtalten der Geſchichte, über deren Leben und Ausgang der Dichter freier verfügen kann, ſind ihm vorzüglich bequem. Ein Verrath und ſeine Strafe, eine leidenſchaftliche That des Haſſes und ihre Folgen, eine Scene aus großem Familienzwiſt, ein trotziger Kampf oder ein ſchlaues Spiel gegen überlegene Gewalt geben ihm einen maſſenhaften Stoff. Und ſolche Züge finden ſich auf jedem Blatt unſerer Geſchichte wie bei anderen gebildeten Völkern.

Wer Selbſtgefühl hat, wählt zuverläſſig ſeine Bilder lieber aus dem für die Kunſt noch nicht zugerichteten Stoff, welcher in dem wirklichen Leben der Vergangenheit und neuer Zeit zu finden iſt, als aus ſolchen Vorlagen, welche ihm durch andere Gattungen der Kunſtpoeſie geboten werden. Für das ernſte Drama ſind Stoffe, welche aus Romanen und modernen Novellen gehoben werden, wenig dankbar. Wenn Shakeſpeare Novellenſtoffe benutzte, ſo waren ſeine Quellen in unſerem Sinne nichts als kurze Anekdoten, in denen allerdings ein künſtleriſcher Zuſammenhang und ein kräftiger Abſchluß bereits erfunden war. Bei den ausgeführten epiſchen Erzählungen der Gegenwart jedoch erweiſt die Phantaſie eines Dichters ihre Kraft häufig gerade in Wirkungen, welche den dramatiſchen innerlich feindlich ſind, und die geſchmückte und behagliche Ausführung der Menſchen und Situationen im Roman mag dem Dramendichter die Einbildungskraft eher abſtumpfen als reizen. Unrecht aber gegen fremdes Eigenthum wird er ſchwerlich verüben, wenn er ſeinen Stoff auch aus dieſem Kreiſe der Erfindung holt. Denn iſt er ein Künſtler, ſo geht doch nur ſehr wenig von der Schöpfung Anderer auf ſein Drama über.

Der tragiſche Dichter vermag ſich allerdings ſeine Handlung auch ohne jede Benutzung eines bereits vorhandenen Stoffes zu erfinden. Gleichwohl geſchieht das ſeltener und ſchwerfälliger, als man wohl meint. Unter den großen Dramen unſerer Bühne gibt es, gerade wie einſt im Alterthum, ſehr wenige, welche nicht auf einem vorhandenen Stoff ausgebaut ſind. Denn es iſt eine Eigenheit der Einbildungskraft, daß ſie die Bewegung im Leben eines Menſchen lebendiger und genauer empfindet, wenn ſie ſich an eine gegebene Geſtalt und deren Schickſal anſpinnen kann. Nicht leicht wird ihr das ſelbſtgefundene Bild ſo feſt und gewaltig, daß ſie eine kräftige Arbeit daran zu knüpfen geneigt iſt.

Und noch eine Ueberzeugung mag der Dichter in ſtiller Seele bewahren: daß kein Stoff völlig gut und wenige ganz unbrauchbar ſind. Es gibt auch nach dieſer Seite kein vollkommenes Kunſtwerk. Jeder Stoff hat innere Uebelſtände, welche die Kunſt des Dichters ſo weit zu bewältigen vermag, daß das Ganze den Eindruck der Schönheit und Größe macht. Zu erkennen ſind dieſe Schwächen aber immer für den geübten Blick, und jedes Kunſtwerk ohne Ausnahme gibt nach dieſer Seite der Kritik Veranlaſſung zu Ausſtellungen. Der Beurtheilende hat dafür zu ſorgen, daß auch er gegenüber dieſen Mängeln des Stoffes verſtehe, ob der Dichter ſeine Pflicht gethan, d. h. alle Mittel ſeiner Kunſt angewendet habe ſie zu bewältigen und zu verdecken.

In der fröhlichen Stimmung, daß er ein wackeres Werk beginne, wird der Dichter ſich das Liebgewordene ſtreng prüfend gegenüberſtellen, ſobald ſeine Seele anfängt die Stoffmaſſe verſchönernd zu umziehen. Er wird ſich die Idee deutlich zu machen, alles Zufällige, was aus der Wirklichkeit daran hängt, abzuſtreifen haben.

Zu dem erſten Reizvollen, welches in ſeiner Seele lebendig wird, gehören charakteriſtiſche Lebensäußerungen des Helden in einzelnen Augenblicken innerer Bewegung oder kräftiger That. Um dieſe Bilder zu vermehren und um die Charaktere zu vertiefen, wird er ernſthaft das wirkliche Leben ſeines Helden und deſſen Umgebung zu verſtehen ſuchen. Er wird deshalb vor einem hiſtoriſchen Drama gute Studien machen, und dieſe Arbeit wird ihm reichlich belohnt, denn aus ihr geht ihm eine große Zahl von Anſchauungen und Bildern auf, welche ihm ſchnell durch die Phantaſie in das entſtehende Werk eingefügt werden. Die anerkennende Seele des Deutſchen hat gerade für ſolche bezeichnende Einzelheiten ſehr lebhafte Empfindung, und der Dichter wird ſich deshalb auch wohl einmal hüten müſſen, daß das hiſtoriſche Koſtüm, Wunderliches und Beſonderes einer Zeit, ihm nicht zu wichtig werde.

Hat er in ſolcher Weiſe die Welt ſeiner künſtleriſchen Anſchauungen ſo viel als möglich erweitert, dann werfe er ſeine Bücher bei Seite und ringe wieder nach der Freiheit, welche ihm nöthig iſt, um über den vorhandenen Stoff frei ſpielend zu walten. Vier Regeln aber halte er als Beſchränkungen ſeiner treibenden Kraft feſt in der Seele: der Handlung ein kurzer Verlauf, wenig Perſonen, wenig Verwandlungen, ſchon bei dem erſten Entwurf ſtarkes Herausheben der wichtigen Theile der Handlung.

Er mag ſich Pläne niederſchreiben oder nicht. Im Ganzen iſt darauf nicht viel zu geben. Breite ſchriftliche Auseinanderſetzungen haben das Gute, daß ſie die einzelnen Abſichten durch Nachdenken deutlich machen, aber den Uebelſtand, daß ſie leicht die Einbildungskraft lähmen und außerdem das fortwährend nöthige Umbilden und Ausſcheiden erſchweren. Ein Blatt kann für den Entwurf vollſtändig genügen.

Bevor der Dichter an die Ausführung geht, ſollen ihm die Charaktere ſeiner Helden, ihre Stellung zu einander in allen Hauptſachen feſtſtehen, und ebenſo die Ergebniſſe jeder einzelnen Scene; dann geſtalten ſich leicht die Bilder der Scenen und ihr dramatiſcher Verlauf während der Arbeit.

Allerdings ſchließt die kräftigſte Arbeit vor Beginn des Schreibens ſpätere kleine Abänderungen in den Charakteren nicht aus, denn die ſchaffende Kraft des Dichters ſteht nicht ſtill. Er meint ſeine Geſtalten zu treiben, und er wird heimlich von ihnen getrieben. Es iſt ein freudvoller Vorgang, den er in der Arbeit an ſich ſelbſt beobachtet, wie durch ſeine ſchöpferiſche Kraft und unter dem logiſchen Zwang der Begebenheiten die empfundenen Geſtalten in den Scenen lebendig werden. An die einzelne Erfindung hängt ſich eine neue, plötzlich blitzt eine ſchöne und große Wirkung auf. Und während dem klaren Geiſte Ziele und Ruhepunkte des Weges feſtſtehen, arbeitet die wogende Empfindung über den Wirkungen, den Dichter ſelbſt aufregend und erhebend. Es iſt eine ſtarke innere Bewegung, den günſtig beanlagten Dichter beglückend und kräftigend, denn über der heftigſten Spannung durch die treibende Phantaſie, welche ihm in leidenſchaftlichen Stellen ſeiner Handlung die Nerven bis zum Zucken ſpannt und die Wangen röthet, ſchwebt in heiterer Klarheit, beherrſchend, frei wählend und ordnend der Geiſt.

Verſchieden iſt die Arbeit deſſelben Dichters an den einzelnen Momenten. Manche derſelben gehen glänzend auf, ihre voraus empfundenen Wirkungen bewegen das Gemüth lebhaft, das Niedergeſchriebene erſcheint nur als ſchwacher Abdruck eines leuchtenden inneren Bildes, deſſen Farbenzauber geſchwunden iſt; andere Momente entwickeln ſich vielleicht langſam, nicht ohne Mühe, die Phantaſie iſt träge, die Nervenſpannung nicht ſtark genug, zuweilen iſt, als ſträube ſich die ſchöpferiſche Kraft gegen die Situation. Nicht immer werden ſolche Scenen die ſchlechteſten.

Sehr verſchieden iſt auch die Stärke der Schaffenskraft. Der Eine iſt ſchnell in der Arbeit des Niederſchreibens, dem Andern geſtaltet ſich das Empfundene langſam, ſchwerflüſſig auf dem Papier. Nicht immer ſind die Schnelleren im Vortheil. Ihre Gefahr iſt, daß ſie zu frühe, bevor die Arbeit der Phantaſie die nöthige Reife erlangt hat, die Bilder feſtſtellen. Denn oft iſt es dem Dichter möglich, ſich ſelbſt zu ſagen, daß die innere unbewußte Arbeit fertig ſei, und den Augenblick zu erkennen, wo die Einzelheiten der Wirkungen richtig ausgebildet ſind. Das Reifenlaſſen der Bilder aber iſt eine wichtige Sache, und es iſt eine Eigenthümlichkeit der ſchöpferiſchen Kraft, daß ſie, wie wir annehmen möchten, auch in Stunden thätig iſt, in denen der Dichter nicht über ſeiner Arbeit weilt.

Nicht unwichtig iſt die Reihenfolge, in welcher der Dichter ſein Stück niederſchreibt. Dem Einen arbeitet die wohlgezogene Einbildungskraft Scenen und Akte in der Aufeinanderfolge aus, Andern heftet ſie ſich bald hier bald da an eine größere Wirkung. Das Geſchriebene aber gewinnt eine Gewalt über das Ungeſchriebene. Sobald Anſchauung und Empfindung in Worte gefaßt ſind, treten ſie dem Dichter wie ein fremdes Beſtimmendes gegenüber; ſie regen von Neuem an, und ihre Farbe und ihre Wirkungen ändern die ſpäteren ab. Wer in der geſetzlichen Reihenfolge arbeitet, wird den Vortheil haben, daß ſich ihm Stimmung aus Stimmung, Situation aus Situation im regelmäßigen Laufe entwickelt; er wird nicht immer vermeiden, daß ihm leiſe und allmählich unter ſeinen Händen der Weg, den er ſeine Geſtalten führen wollte, ein wenig abweicht. Es ſcheint, daß Schiller ſo gearbeitet hat. Wer dagegen ſich zuerſt das gegenüberſtellt, was ihm gerade die ſpielende Phantaſie lebhaft beleuchtet hat, der wird den Geſammteindruck und Gang ſeines Kunſtwerks vielleicht ſicherer überſehen, er wird während der Arbeit aber bald hier und da Veränderungen in Motiven und in Einzelzügen einzuſetzen haben. Dies war wenigſtens in einzelnen Fällen die Arbeit Goethe's.

Iſt das Stück bis über die Kataſtrophe vollendet und das Herz von Freude über das fertige Werk erhoben, dann beginnt die Gegenwirkung, welche die Welt im Großen und Kleinen gegen eine hochgeſteigerte Stimmung des Menſchen geltend macht. Noch iſt die Seele des Dichters ſehr warm, die Geſammtheit des Schönen, das er im Schaffen empfunden hat, das innere Bild, welches er von den Wirkungen hat, trägt er noch unbefangen auf das geſchriebene Werk über. Es erſcheint ihm nach der Stimmung der Stunde verfehlt oder höchlich gelungen, im Ganzen wird er bei geſunder Geiſtesanlage geneigt ſein, der Kraft, die er dabei bewährt hat, zu vertrauen.

Aber ſein Werk wird, wenigſtens wenn er ein Deutſcher iſt, meiſt noch nicht vollendet ſein. Wenn auch der Dichter für die Aufführung ſchreibt, empfindet er doch nicht, wie bereits geſagt wurde, in jedem Augenblick die Eindrücke, welche die Momente ſeines Stückes auf der Bühne hervorbringen. Ungleich arbeitet die dramatiſche Kraft auch nach dieſer Richtung, und es iſt anziehend ihre Schwankungen an ſich ſelbſt zu beobachten. Man vermag ſie auch an den Werken großer Dichter zu erkennen. Bald iſt eine Scene durch lebhafte Empfindung der ſceniſchen Handlung ausgezeichnet, die Rede gebrochen, die Wirkungen genauer durch Uebergänge vermittelt; ein andermal fließt ſie für die Leſer bequemer als für die Schauſpieler dahin. Und wie richtig der Dichter auch das Ganze der Scenenwirkung empfunden haben mag, im Einzelnen hat ihn doch der Sinn der Worte mehr gekümmert und die Wirkung, welche ſie vom Schreibtiſche auf die empfangende

Seele ausüben, als der Klang derſelben und die Vermittelung mit dem Zuſchauer durch die darſtellenden Helfer. Aber nicht nur die Schauſpielkunſt macht ihre Rechte gegen ſein Stück geltend, und verlangt hier ein ſtärkeres Hervortreiben einer Wirkung, dort ein Abdämpfen; auch das Publicum iſt dem Dichter gegenüber eine ideale Körperſchaft, welche eine beſtimmte Art der Behandlung fordert. Wie zur Zeit Shakeſpeare's die Einbildungskraft der Hörenden reger war, der Genuß an den geſprochenen Worten größer, aber das Verſtändniß des Zuſammenhanges langſamer, ſo hat auch jetzt die Zuhörerſchaft eine Seele mit beſtimmten Eigenſchaften. Sie hat bereits Vieles aufgenommen, ihr Verſtändniß des Zuſammenhanges iſt ſchnell, ihre Anſprüche an kräftigen Fortſchritt groß, die Vorliebe für beſtimmte Arten von Situationen übermäßig entwickelt.

Der Dichter wird deshalb genöthigt ſein, ſein Werk der Schauſpielkunſt und dem Publicum anzupaſſen. Dieſes Geſchäft, deſſen Regiebezeichnung aptiren iſt, vermag der Dichter allerdings nur in ſeltenen Fällen allein vollſtändig durchzuſetzen.

Die Striche ſind mit großem Unrecht im Lande der dramatiſchen Poeſie übel berüchtigt, ſie ſind vielmehr, da zur Zeit das Schaffen des deutſchen Dichters mit ſchwacher Entwickelung des Formenſinnes zu beginnen pflegt, häufig die größte Wohlthat, welche ſeinem Stück erwieſen werden kann, unentbehrliche Vorbedingungen für die Aufführung, das einzige Mittel Erfolg zu ſichern. Sie ſind ferner ein Recht, welches zuweilen die Schauſpielkunſt gegen den Dichter geltend machen muß, ſie ſind auch die unſichtbaren Helfer, welche das Bedürfniß der Zuſchauer und die Anſprüche des Schaffenden ausgleichen. Wer an ſeinem Arbeitstiſch mit ſtillem Behagen die dichteriſche Schönheit eines Werkes durchempfindet, der denkt ungern daran, wie ſehr in dem Lichte der Bühne die Wirkungen ſich ändern. Auch würdige Schriftſteller, welche den verdienſtlichen Beruf gewählt haben, die Schönheiten großer Dichter den Zeitgenoſſen zu erklären, ſehen gern mit Verachtung auf einen Handwerksgebrauch der Bühnen herab, der die ſchönſte Poeſie unbarmherzig verſtümmelt. Wer ſo empfindet, kennt zu wenig Geſetz und Recht der lebendigen Darſtellung durch Menſchen. Erſt durch den Stift eines ſorgfältigen Regiſſeurs treten die ſchönen Formen in den Kunſtwerken Shakeſpeare's und Schiller's für unſere Bühne in das richtige Verhältniß. Allerdings erfreut ſich nicht jede Bühne einer techniſchen Leitung, welche mit Feingefühl und Verſtändniß für das Bühnengemäße dieſe Arbeit verrichtet. Und ſehr widerwärtig iſt die rohe Fauſt, welche in das dramatiſch Schöne hineinſchneidet, weil es einmal unbequem wird oder dem Geſchmack eines verwöhnten Publicums zuwiderläuft. Aber die ſchlechte Anwendung eines unentbehrlichen Kunſtmittels ſollte daſſelbe nicht in Verruf bringen, und wenn man die Klagen der Dichter über Mißhandlung ihrer Werke nach ihrer Berechtigung abſchätzen wollte, ſo würde man in der Mehrzahl der Fälle ihnen Unrecht geben müſſen.

Nun iſt bei dieſem Aptiren des Stückes Vieles perſönliche Anſicht, die Berechtigung des einzelnen Striches zuweilen zweifelhaft. Und die Regie eines Theaters, welche ſelbſtverſtändlich die Wirkung auf einer beſtimmten Bühne im Auge hat, wird auch die Perſönlichkeiten ihrer Schauſpieler dabei mehr berückſichtigen, als dem Dichter vor der Aufführung willkommen iſt. Sie wird einem tüchtigen Schauſpieler, welcher den Hörern beſonders werth iſt, auch einmal Entbehrliches ſtehen laſſen, wenn ſie eine Wirkung davon erwartet, ſie wird wieder einer Rolle, deren Beſetzung mangelhaft ſein müßte, gern eine achtbare Nebenwirkung nehmen, wenn ſie die Ueberzeugung hat, daß der Schauſpieler dieſelbe nicht herauszubringen vermag.

Der Verfaſſer des Stückes darf deshalb das Verkürzen ſeines Werkes nicht ganz Fremden überlaſſen; er vermag es, wenn ihm nicht längere Bühnenerfahrung zur Seite ſteht, ſchwerlich ohne fremde Hülfe zu Ende zu bringen. Er wird alſo ſich zwar ſelbſt das letzte Urtheil vorbehalten müſſen, und er wird einer Bühne gewöhnlich nicht geſtatten, Kürzungen ohne ſeine Einwilligung vorzunehmen; aber er wird, auch die Anſicht von Männern, welche beſſere Erfahrung haben, mit Selbſtverleugnung anhören und geneigt ſein ihnen nachzugeben, wo nicht ſein künſtleriſches Gewiſſen ihm Zugeſtändniſſe unmöglich macht. Da aber ſein Urtheil noch nicht unbefangen iſt, ſo wird er bei dem erſten Eindringen einer wohlwollenden Kritik in ſeine Seele durch Unſicherheit und innere Kämpfe ſich hindurchwinden müſſen. Zu großem Nutzen für ſein Urtheil. Die erſte Störung in dem behaglichen Frieden eines Dichtergemüthes, welches ſich gerade der Vollendung eines Werkes freut, iſt für eine weiche Seele vielleicht ſchmerzlich, aber ſie iſt heilſam wie ein friſcher Luftzug in lauer Sommerzeit. Der Dichter ſoll ſein Werk hochachten und lieben, ſolange er es als Ideal in ſich trägt und daran arbeitet; das fertige Werk muß auch für ihn abgethan ſein. Es muß ihm fremd werden, damit ſeine Seele die Unbefangenheit für neue Arbeit gewinne.

Zunächſt freilich ſoll der Dichter noch in ſeiner Arbeitsſtube das erſte Anpaſſen verſuchen. Es iſt eine unfreundliche Thätigkeit, aber ſie iſt ſehr nöthig. Vielleicht hat er ſchon beim Schreiben Einzelnes als entbehrlich empfunden, er hat manche Stimmung, die ihm beſonders lieb war, breiter ausgeführt, als eine leiſe Mahnung ſeines Gewiſſens geſtatten wollte. Ja, es iſt möglich, daß ſein Werk nach Vollendung der Arbeit in dem Augenblicke, wo er es für fertig hält, noch eine ziemlich chaotiſche Maſſe von richtigen und kunſtvollen Wirkungen und von epiſodiſcher Zuthat oder ſchädlicher ungleichmäßiger Ausführung iſt.

Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo er nachholen mag, was er bei der Arbeit verſäumt. Scene um Scene durchmuſtere er prüfend, in jeder unterſuche er den Lauf der einzelnen Rollen, die Aufſtellung, die gebotenen Bewegungen der Perſonen, er verſuche in jedem Moment der Scene ihr Bild auf der Bühne ſich lebendig zu machen, treffe genaue Beſtimmungen über die Ein- und Ausgänge, durch welche ſeine Perſonen auftreten und abgehen, überlege auch die Decorationen und das Geräth, ob ſie nicht hindern, wie ſie am beſten fördern.

Und nicht weniger genau unterſuche er die dramatiſche Strömung der Scene ſelbſt. Wahrſcheinlich wird er dabei Längen entdecken, denn dem Schreibenden erſcheint leicht ein Nebenzug zu wichtig, oder die Rolle eines Lieblings iſt ſtörend für die Geſammtwirkung in den Vordergrund getreten, oder die Ausführungen der Reden und Gegenreden ſind zu zahlreich. Und unerbittlich tilge er wieder, was dem Bau der Scenen nicht zum Heile gereicht, wenn es an ſich auch noch ſo ſchön iſt. Und er gehe weiter und prüfe die Verbindung der Scenen eines Aktes, dann die Geſammtwirkung deſſelben. Er ſtrenge ſeine ganze Kunſt an, um Binnenwechſel der Decorationen wegzuſchaffen, vollends da, wo ein Akt ihm zweimal durch ſolche Einſchnitte gebrochen wird. Beim erſten Anblick erſcheint ihm das wahrſcheinlich unmöglich, aber es muß möglich ſein.

Und hält er die Akte für geſchloſſen, ihre Scenengliederung für befriedigend, dann vergleiche er die Steigerung der Wirkungen durch die einzelnen Akte, ob die Kraft des zweiten Theils auch der des erſten entſpricht. Er ſteigere den Höhenpunkt durch Aufgebot ſeiner beſten poetiſchen Kraft und habe ein ſcharfes Auge auf ſeinen Akt der Umkehr. Denn wenn die Hörer mit ſeiner Kataſtrophe nicht zufrieden ſein ſollten, liegt häufig der Fehler in dem vorhergegangenen Akte.

Dem Dichter wird durch die Gewöhnung ſeiner Mitlebenden die Länge der Zeit beſtimmt, innerhalb welcher ſich die Handlung vollenden muß. Mit Erſtaunen leſen wir von der Fähigkeit der Athener, faſt einen ganzen Tag die größten und angreifendſten tragiſchen Wirkungen zu ertragen. Noch

Shakeſpeare's Stücke ſind nicht unbedeutend länger, als unſerem Publicum bequem wäre, ſie würden unverkürzt auch in einem kleinen Hauſe, wo ſchnelleres Sprechen möglich iſt, in der Mehrzahl faſt vier Stunden in Anſpruch nehmen. Der deutſche Zuhörer verträgt im geſchloſſenen Theater nur ſchwer eine Darſtellung, welche drei Stunden überdauert. Das iſt ein keineswegs gering zu achtender Umſtand; denn in der Zeit, welche darüber hinausreicht, ſind, wie ſpannend die Handlung auch ſein möge, Störungen durch einzelne abgehende Zuhörer und eine gewiſſe Unruhe der Bleibenden kaum zu verhindern. Dieſe Beſchränkung iſt aber auch deshalb ein Uebelſtand, weil gegenüber großem Stoff und reicher Ausführung die Zeit von drei Stunden eine enggemeſſene iſt, zumal auf unſeren Bühnen dem fünfaktigen Stück durch vier Zwiſchenakte noch faſt eine halbe Stunde verloren geht. Von den deutſchen Dichtern iſt es Schiller bekanntlich am ſchwerſten geworden, ſich mit der Bühnenzeit abzufinden, und obgleich ſeine Verſe ſchnell dahin ſchweben, würden ſeine Stücke unverkürzt doch faſt ſämmtlich längere Zeit in Anſpruch nehmen, als die Hörer vertragen.

Ein fünfaktiges Stück, welches nach der Zurichtung für die Bühne im Akte durchſchnittlich fünfhundert Verſe enthält, überſteigt ſchon die gegebene Zeit. Im Ganzen darf man 2000 Verſe als die regelmäßige Länge eines Bühnenſtückes betrachten, ein Umfang, deſſen Zeitdauer freilich durch den Charakter des Stückes, das mittlere Tempo der Reden, Gedrungenheit oder leichteren Fluß der Verſe bedingt wird, auch dadurch, ob die Handlung des Stückes ſelbſt viele Einſchnitte, Pauſen, Maſſenbewegungen und mimiſche Thätigkeit der Schauſpieler verlangt. Zuletzt durch die Bühne, worauf geſpielt wird, denn die Größe und gute oder ſchlechte Schallfähigkeit des Hauſes und die Gewohnheit des Ortes üben weſentlichen Einfluß.

Allerdings ſind die meiſten Bühnenwerke unſerer großen

Dichter bedeutend länger,*) aber der Dichter würde ſich vergebens auf ihr Vorbild berufen. Denn ihre Werke ſtammen ſämmtlich aus einer Zeit, in welcher der gegenwärtige Bühnenbrauch entweder noch gar nicht vorhanden oder weniger zwingend war. Und zuletzt nehmen ſie auf unſeren Bühnen die Freiheiten vornehmer Hausfreunde in Anſpruch, ſich die Zeit ihres Abſchiedes zu wählen und die Bequemlichkeit Anderer nicht zu berückſichtigen. Wer jetzt auf der Bühne heimiſch werden will, muß ſich einem Brauch, der nicht ſofort abzuſtellen iſt, fügen. Der Dichter wird alſo ſein Werk zuletzt

---

*) Zwanzig unſerer großen Bühnenſtücke in Verſen haben folgende Länge:

Carlos	5471	Verſe,	Othello	3133	Verſe,
Maria Stuart	3927	"	Coriolan	3124	"
Wallenſtein's Tod	3865	"	Romeo und Julia	2979	"
Nathan	3847	"	Braut von Meſſina	2845	"
Hamlet	3715	"	Die Piccolomini	2669	"
Richard III.	3603	"	Kaufmann v. Venedig	2600	"
Torquato Taſſo	3453	"	Julius Cäſar	2590	"
Jungfrau v. Orleans	3394	"	Iphigenie	2174	"
Wilhelm Tell	3286	"	Macbeth	2116	"
König Lear	3255	"	Prinz von Homburg	1854	"

Die Zahlen machen nicht den Anſpruch unbedingter Genauigkeit, da die unvollendeten Verſe abzuſchätzen waren — ſie ſind durchſchnittlich mitgezählt —, und da die Stellen in Proſa, welche bei Shakeſpeare bekanntlich umfangreich ſind, nur eine ungefähre Schätzung erlauben. Die Dramen in Proſa: Emilia Galotti, Clavigo, Egmont, Kabale und Liebe, entſprechen unſerer Bühnenzeit beſſer. Von den aufgezählten Dramen in Verſen ſind nur die drei letzten ohne jede Verkürzung aufzuführen, die ihnen aus anderen Gründen doch nicht ganz erlaſſen wird. Carlos, der über alles Maß hinausgeht, würde unverkürzt ſechs Stunden in Anſpruch nehmen.

Da „Wallenſtein's Lager" — mit den Liederzeilen — 1105 ſchnell dahinſchwebende Verſe hat, ſo würden die drei Stücke des dramatiſchen Gedichtes Wallenſtein zuſammen 7639 Verſe zählen und bei Aufführung an einem Tage ungefähr ſo viel Zeit fordern als das Oberammergauer Paſſionsſpiel. Keine einzige der Hauptrollen iſt ſo umfangreich, daß ihre Bewältigung an einem Tage dem Schauſpieler Uebermäßiges zumuthet.

auch nach der Verszahl ſchätzen, und wenn daſſelbe, wie zu befürchten, über die Bühnenzeit hinausgeht, ſo wird er noch einmal muſtern, was irgend entbehrlich iſt.

Hat er dieſe herbe Arbeit der Selbſtprüfung, ſo weit er vermochte, beendet, dann möge er daran denken, das Stück für die Oeffentlichkeit vorzubereiten.

Zu dieſer Arbeit iſt dem jungen deutſchen Dichter ein erfahrener Bühnenfreund unentbehrlich. Er wird ihn in dem Leiter oder Regiſſeur einer größern Bühne zu erwerben ſuchen. Er wird dieſem ſein Werk in Handſchrift einſenden.

Nun beginnt neues Erwägen, Verhandeln, Kürzen, bis der Wortlaut des Stückes für die Aufführung feſtgeſtellt iſt. Hat der Dichter die zweckmäßigen Aenderungen vorgenommen, ſo wird ſein Werk bei dem Theater, mit dem er ſich vertrauensvoll in Verbindung geſetzt hat, gewöhnlich raſch aufgeführt. Iſt ihm möglich dieſer Aufführung beizuwohnen, ſo wird das ihm ſehr nützlich ſein, weniger deshalb, weil er ſelbſt ſofort die Uebelſtände und Mängel ſeiner Arbeit erkennt, denn bei jungen Schriftſtellern kommt die Selbſterkenntniß ſelten ſo ſchnell, ſondern weil auch dem erfahrenen Leiter einer Bühne manche Schwächen und Längen des Stückes erſt durch die Aufführung deutlich werden.

Es iſt wahr, die erſte Verbindung des Dichters mit der Bühne iſt für ihn nicht frei von Mißbehagen. Die Sorge um die Aufnahme des Stückes legt ſich beengend auch um ein muthiges Herz, immer noch thun die Kürzungen weh, und das Beſchreiten der halbdunklen Bühne wird peinlich durch die innere Unſicherheit und durch Bedenken gegen die unfertigen Leiſtungen der Darſteller. Aber dieſe Verbindung hat auch viel Herzerfreuendes und Lehrreiches: die Proben, das Aufnehmen des wirklichen Bühnenbildes, die Bekanntſchaft mit Brauch und Ordnung des Theaters. Und bei erträglichem Erfolge des Dramas bleibt vielleicht die Erinnerung daran dem Dichter ein werther Beſitz des ſpäteren Lebens.

Hier eine Warnung. Der junge Dichter ſoll einigemal ſich am Einüben und an den Aufführungen der Bühnen betheiligen. Er ſoll genau, bis ins Kleinſte, die Einrichtung der Bühne, die Verwaltung des großen Organismus, die Wünſche der Darſteller kennen lernen. Aber er ſoll nicht auf ſeine Stücke reiſen. Er ſoll nicht ſo warm in ihnen beharren, er ſoll nicht ſo eifrig den Beifall neuer Menſchen ſuchen. Und ferner, er ſoll nicht den Regiſſeur ſpielen, und ſoll ſich während der Spielproben nur einmiſchen, wo das dringend geboten iſt. Er iſt kein Schauſpieler und vermag in dem Eifer der forteilenden Proben ſchwerlich ein Verfehltes dem Darſteller durch Beſſermachen zu ändern. Er merke ſich an, was ihm auffällt, und beſpreche dies ſpäter mit den Künſtlern. Die Stelle des Dichters iſt in der Leſeprobe. Dieſe richte er ſo ein, daß zuerſt er ſelbſt — wenn ihm Stimme und Uebung ward — ſein Drama vorleſe, und daß, wo möglich, in einer zweiten Probe wieder die Künſtler ihre Rollen leſen. Die gute Einwirkung, welche er auszuüben vermag, wird ſich hier am beſten bewähren.

Die größere Selbſtändigkeit der einzelnen Landſchaften hat in Deutſchland verhindert, daß die Erfolge eines Theaterſtückes an der großen Bühne einer Hauptſtadt maßgebend werden für die Erfolge auf den übrigen Theatern des Landes. Ein deutſches Drama muß das Glück haben, bei acht bis zehn größeren Theatern in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands Erfolge zu erlangen, bevor ſein Lauf über die übrigen als geſichert betrachtet werden kann. Während der Ruf eines Theaterſtückes, welches von der Wiener Burg ausgeht, ſo ziemlich die übrigen Theater des Kaiſerſtaates beſtimmt, hat ſchon das Berliner Hoftheater einen viel kleineren Kreis, in dem es den Ton angibt; was in Dresden gefällt, mißfällt vielleicht in Leipzig, und ein Erfolg in Hannover ſichert noch keineswegs ähnlichen in Braunſchweig. Indeß ſo weit reicht doch der Zuſammenhang der deutſchen Bühnen, daß der gute Erfolg eines Bühnenwerkes auf einem oder zwei angeſehenen Theatern die übrigen darauf aufmerkſam macht. Ueberhaupt iſt Mangel an Aufmerkſamkeit auf das irgendwo dargeſtellte Brauchbare im Allgemeinen nicht der größte Vorwurf, welcher gegenwärtig den deutſchen Theatern zu machen iſt.

Hat ein Theaterſtück die Probe einer erſten Aufführung durchgemacht, ſo gab es bisher zwei Wege daſſelbe an den Bühnen zu verbreiten. Der eine war, das Stück drucken zu laſſen und an die einzelnen Theater zu verſenden, der andere die Handſchrift einem Agenten zum Vertrieb zu übergeben.

Jetzt vertritt die Genoſſenſchaft dramatiſcher Autoren und Componiſten zu Leipzig durch ihren Vorſtand die Rechtsanſprüche ihrer Mitglieder an deutſche Bühnen, ſie beſorgt den Vertrieb der dramatiſchen Werke zu Aufführungen, die Ueberwachung der Aufführungen, die Einziehung der Honorare und Tantièmen. Wer jetzt als junger Verfaſſer mit dem Theater zu thun hat, kann die Unterſtützung durch die Genoſſenſchaft gar nicht mehr entbehren, und es liegt deshalb in ſeinem Intereſſe, ein Mitglied derſelben zu werden.

Aber außerdem iſt einem jungen Schriftſteller auch wünſchenswerth, zu den Theatern ſelbſt, ihren Vorſtänden, ausgezeichneten Mitgliedern u. ſ. w. in unmittelbare Beziehung zu treten. Er lernt dadurch das Theaterleben, ſeine Forderungen und ſeine Bedürfniſſe kennen. Deshalb ſchlägt er bei ſeinen erſten Stücken am beſten einen Mittelweg ein. Iſt ſein Stück als Manuſcript gedruckt (er wählt nicht zu kleine Lettern, damit die Augen der Souffleure nicht über ihn weinen), ſo übergibt er daſſelbe für die große Mehrzahl der Bühnen der Direction ſeiner Genoſſenſchaft, behält aber die Verſendung und den Verkehr mit einigen Bühnen, von denen er beſondere Förderung erwarten darf. Außerdem iſt vortheilhaft, daß er einzelnen bedeutenden Darſtellern der betreffenden Theater einen Abdruck ſeines Werkes ſendet. Er bedarf der warmen Hingebung und des liebevollen Antheils der Schauſpieler, es iſt freundlich, daß auch er ihnen das Studium ihrer Rollen erleichtert. Die ſo eingeleitete Verbindung mit achtungswerthen Talenten der Bühne wird dem Schriftſteller nicht nur nützlich ſein, ſie kann ihm auch bedeutende Menſchen, warme Bewunderer des Schönen, vielleicht fördernde und treue Freunde gewinnen. Dem deutſchen Dramatiker thut der friſche, anregende Umgang mit gebildeten Darſtellern mehr noth als irgend etwas Anderes, denn am leichteſten erwirbt er durch ihn, was ihm gewöhnlich fehlt, genaue Kenntniß des Wirkſamen auf der Bühne. Schon Leſſing hat das erfahren.

Hat der Dichter dies alles gethan, ſo wird er bei günſtigem Erfolge ſeines Stückes bald durch einen ziemlich umfangreichen Briefwechſel in die Geheimniſſe des Theaterlebens eingeweiht werden.

Und zuletzt, wenn der junge Bühnendichter in ſolcher Art das Kind ſeiner Träume in die Welt geſchickt hat, wird er hinreichend Gelegenheit haben, noch etwas Anderes an ſich herauszubilden als Bühnenkenntniß. Es wird ſeine Pflicht ſein, glänzende Erfolge zu ertragen, ohne übermüthig und eingebildet zu werden, und betrübende Niederlagen, ohne den Muth zu verlieren. Er wird viele Gelegenheit haben, ſein Selbſtgefühl zu prüfen und zu bilden, und wird auch in dem luftigen Reich der Bühne, gegenüber den Darſtellern, den Tagesſchriftſtellern und den Zuſchauern, noch etwas aus ſich machen können, was mehr werth iſt als ein gewandter und techniſch gebildeter Dichter: einen feſten Mann, der das Edle nicht nur in ſeinen Träumen empfindet, ſondern auch durch ſein eigenes Leben darzuſtellen redlich und unabläſſig bemüht ſein ſoll.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

[illegible] in Leipzig.

Geſammelte Werke

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: 1
No. 6003 b

Guſtav Freytag.

Fünfzehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag
Bibl

Universitäts-
München
Bibliothek

Politiſche Aufſätze.

Vorwort.

Die Aufſätze dieſes und des folgenden Bandes wurden — wenige ausgenommen — in den Jahren 1848—1874 geſchrieben und zuerſt in den Zeitſchriften „Die Grenzboten“ und „Im Neuen Reich“ gedruckt. Sie ſtehen hier, um von der fünfundzwanzigjährigen Betheiligung des Verfaſſers an den politiſchen und literariſchen Zeitfragen Rechenſchaft zu geben. Die Auswahl unter einer Menge von Artikeln, welche für den Tag geſchrieben waren, hat beſonders in dem politiſchen Theil Nachſicht zu erbitten. Es mag für den Leſer reizlos ſein, die Stimmungen einer vergangenen Zeit, welche durch das ſeitdem Gewordene längſt überholt und vielleicht widerlegt ſind, in das Gedächtniß zurückzurufen; auch der Herausgeber entgeht ſchwer der Verſuchung, durch die Auswahl ſich ſelbſt als geſcheidt und weitſichtig vorzuſtellen. Ich habe verſucht die Flottille der kleinen Kanonenböte zwiſchen dieſen Klippen hindurchzuſteuern, indem ich mir zwar einigemal die Freiheit nahm, ungeſchickte und perſönlich verletzende Stellen von dieſer Ausgabe fern zu halten, mich aber wenigſtens enthielt, irgend welche verſchönende Zuſätze zu machen. Für den, welcher ſich die Mühe geben wollte, den frühern Druck mit dieſem zu vergleichen, iſt Jahr und Stelle des erſten Abdrucks den Aufſätzen beigefügt.

Bei der Auswahl der politiſchen Artikel iſt ſo verfahren, daß dieſelben in drei Gruppen zuſammengefaßt ſind, von denen die erſte das Jahr 1848 und die nächſte Folgezeit begreift, die zweite Einzelnes aus der Zeit des bangen Harrens bis zur Gründung des Norddeutſchen Bundesſtaats, die dritte endlich den Krieg von 1870 und die Schöpfung des Deutſchen Reiches.

Als ich im Jahr 1848 die Redaction der „Grenzboten“ übernahm, welche bis dahin vorzugsweiſe ein öſtreichiſches Blatt geweſen waren, fiel mir für meinen Theil neben dem, was ich als Preuße zu ſagen hatte, auch die Beſprechung der öſtreichiſchen Verhältniſſe zu. Ich habe deshalb nicht vermieden, hier eine Anzahl Aufſätze abzudrucken, welche damals für Arbeiten eines Oeſtreichers gelten mußten. Durch mehre Jahre habe ich eifrig über Leben und Intereſſen des Kaiſerſtaates geſchrieben, in dem ich nicht heimiſch war. Vielleicht bewirkte gerade dieſer Umſtand, daß ich damals — es iſt lange her — die Aufſätze über Oeſtreich mit einem gewiſſen Selbſtgefühl betrachtete. Endlich gelang es, einen Mitarbeiter zu gewinnen, welcher in der Hauptſache nach denſelben Geſichtspunkten die Zuſtände in Oeſtreich beurtheilte und der mit weit beſſerer Kenntniß der Perſonen und Verhältniſſe meine Stelle erſetzen konnte. Anton Springer, der als junger Gelehrter zu Bonn ſeine erfolgreiche akademiſche Thätigkeit begonnen hatte, wurde mir durch Otto Jahn, ſeit dieſer Profeſſor in Bonn war, bekannt. Springer, deſſen Gattin die Tochter eines treuen Gönners der „Grenzboten“ in Prag war, wurde mir bald ein zuverläſſiger Freund, dem Blatt aber einer der zuverläſſigſten und treueſten Mitarbeiter, nicht nur als Kunſtſchriftſteller auf dem Gebiet, welchem er wegen der ſeltenen Verbindung von gutem hiſtoriſchen Wiſſen mit edlem Schönheitsſinn ſeine größten Erfolge verdankt, ſondern faſt noch mehr durch ſeine politiſchen Aufſätze. Die Bedeutung, welche der Verfaſſer der „Geſchichte Oeſtreichs“ als politiſcher Schriftſteller zu beanſpruchen hat, iſt gerade in Oeſtreich nicht immer nach Gebühr gewürdigt worden, vielleicht deshalb, weil ſein klares Urtheil keiner der kämpfenden Parteien zuſtimmte. Wer aber wie ich durch eine Reihe von Jahren ſeinen Auffaſſungen gefolgt iſt, darf eine innige Hochachtung vor der Sicherheit und Größe ſeines politiſchen Urtheils empfinden und vor der Begabung eines Mannes, der in zwei grundverſchiedenen Gebieten, in der Kunſtwiſſenſchaft und in der politiſchen Geſchichte ſeines Vaterlandes heimiſch iſt.

Aus den Jahren, in denen der deutſche Bund wieder hergeſtellt wurde und die Deutſchen unter unhaltbaren Staatsverhältniſſen harrten und ſorgten, bis zum Kriege zwiſchen Preußen und Oeſtreich, iſt nur Weniges aufgenommen, vorzugsweiſe ſolche Aufſätze, in denen Napoleon III beſprochen wird. Dieſe Aufſätze wurden gewählt, zunächſt weil der Kaiſer während dieſer Zeit im Mittelpunkt des europäiſchen Intereſſes ſtand, außerdem aber, weil es ſein Verhängniß wurde, daß ein unvergleichlich ſtärkerer und größerer Mann im Kampfe gegen ihn das Deutſche Reich ſchuf.

Die Aufſätze endlich aus dem Kriegsjahr 1870 ſind zum Theil in Frankreich, zum größeren Theil nach der Heimkehr des Verfaſſers geſchrieben. Sie mögen verſuchen, die Stimmungen, welche in jener großen Zeit durch das deutſche Volk zogen, in Erinnerung zu bringen. Ausgeführter Schlachtenberichte habe ich mich damals und ſpäter mit Fug enthalten, auch die Beurtheilung der kriegeriſchen Vorfälle iſt in dieſem Abdruck auf ein beſcheidenes Maß zurückgeführt. Wir haben ſeither von Sachkundigen beſſere und reichlichere Auskunft erhalten, als ein Laie zu geben vermöchte.

Viele Aufregungen, Sorgen, Schmerzen und wieder hohe Freude und Begeiſterung habe ich in dem Vierteljahrhundert durchlebt, in welchem ich die Zeilen dieſes Bandes mit vielen anderen auf leichten Blättern durch das Land ſendete. Es waren die höchſten Intereſſen meines Lebens, die ich dadurch zu vertreten ſuchte, es waren die mannhafteſten Gefühle, unter deren Herrſchaft ich ſchrieb, wohl oder übel, wie ich es verſtand. Und doch habe ich kaum jemals ein Buch drucken laſſen, welchem ſo ſehr das Wohlwollen neuer Leſer nöthig iſt, als dieſe Betrachtungen aus vergangener Zeit, welche hier ſpät, nach vielen Jahren, zu einem Bande vereinigt werden.

G. F.

Inhalt.

Politiſche Aufſätze.

I. 1848—1850.

1. Preußen.

Seite
1. An den Bauer Michael Mroß . . . . . (1848) 3
2. Die Kunſt ein dauerhafter Miniſter zu werden (1848) 11
3. Preußens Stellung zu Frankfurt . . . . . (1848) 32
4. Die preußiſchen Finanzen und ihr Miniſter . (1848) 44
5. An den Bauer Michael Mroß 2. . . . . (1848) 59
6. Tod und Leben beim Jahreswechſel . . . . (1849) 73
7. Preußen und Deutſchland . . . . (1849) 77
8. Aus Leipzig . . . . (1849) 87
9. Adelig und Bürgerlich . . . . (1849) 94
10. Ueber literariſche Porträts öffentlicher Charaktere . . . . (1849) 97

2. Oeſtreich.

1. Eine Predigt auf der Ferdinandsbrücke . . (1848) 101
2. An die Sachſen in Siebenbürgen . . . . (1848) 113
3. Wieder auf der Ferdinandsbrücke . . . . (1848) 127
4. Der Förſter Jobs und der Teufel . . . . (1849) 133
5. Eine öſtreichiſche Note . . . . (1849) 137
6. Die Ruſſen in Siebenbürgen . . . . . . (1849) 147
7. Petition der Zigeuner an das k. k. Geſammtminiſterium . . . . (1849) 155
8. Deutſche Gemüthlichkeit in Kriegszeiten . . (1849) 162
9. Die Grenzboten über Ungarn . . . . . . (1849) 170

II. 1850—1867.

Aus Petersburg . . . . (1850) 179
Louis Buonaparte und die öffentliche Meinung . (1851) 187
Deutſcher Troſt . . . . (1852) 193
Der Conſtablerismus . . . . (1852) 197
Napoleon III auf der Höhe ſeiner Macht . . . . (1857) 206
Napoleon III und die italieniſche Frage . . . . (1859) 216
Die Zukunft Preußens . . . . (1859) 230
Der Tod des Prinz-Gemahls von England . . (1861) 235
Das preußiſche Abgeordnetenhaus und die Militärfrage (1862) 241
Der öſtreichiſche Reformplan des deutſchen Bundes (1863) 249

		Seite
Annexion oder Anſchluß der Herzogthümer	(1865)	256
Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußiſchen Partei	(1866)	261
Die Schwüle der Erwartung	(1866)	280
Eine deutſche Stadt beim Ausbruch des Krieges	(1866)	285
Die Stimmung in Preußen	(1866)	296
Die Siege der Preußen in Böhmen	(1866)	300
Die Abtretung Veneziens an Kaiſer Napoleon	(1866)	304
Friedliche Herbſtbetrachtungen im Bundesſtaat	(1866)	314
Die Ertheilung des Adels an Bürgerliche	(1868)	324

III. 1870—1873.

Die Verlegenheit Oeſtreichs	(1870)	338
Die politiſche Lage	(1870)	342
Der Kriegslärm in Frankreich	(1870)	355
Während des Krieges.		
1. Brief an die Grenzboten von P. Piepenbrink	(1870)	362
2. Nach Weißenburg und Wörth	(1870)	371
3. Auf der Höhe der Vogeſen	(1870)	382
4. Vor Sedan	(1870)	387
5. Am 2. September	(1870)	390
6. Nach Sedan	(1870)	395
7. Die Regenten in Frankreich und die Friedensbedingungen	(1870)	404
8. Die Verpflegung des Heeres	(1870)	416
9. Die franzöſiſche Volksbewaffnung	(1870)	423
10. Schwarzweißroth und die deutſche Frage	(1870)	429
11. Metz und Bazaine	(1870)	433
12. Die Ausſicht auf Frieden	(1870)	437
13. Die Stellung der Heere	(1870)	439
14. Die Beſchießung von Paris	(1870)	447
15. Kriegsſtimmungen im deutſchen Volk und Heer	(1871)	457
16. Das „Retten“ und „Rollen“. Bitte an unſer Heer	(1871)	475
17. Nach der Uebergabe	(1871)	488
18. Der Friede	(1871)	496
19. Die Heimfahrt im Kaiſerzuge. Ein Brief	(1871)	500
20. Die Lage in Frankreich und unſer Gewinn	(1871)	503
Schlachtenmuth der Deutſchen ſonſt und jetzt	(1871)	512
Neues und altes Kaiſerceremoniell	(1871)	521
Das Deutſche Reich als Großmacht	(1871)	530
Der Tod des Kaiſers Napoleon	(1873)	538
Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegesſäule	(1873)	546

1848—50.

I. Preußen.

1. An den Bauer Michael Mroß,

erwählten Deputirten des Kreiſes Strehlitz in Schleſien für die conſtituirende Verſammlung in Berlin.

(Grenzboten 1848, Nr. 26.)

Michael Mroß! Ihr werdet dieſen Brief nicht leſen. Leſt ihr doch, wie ich höre, niemals; am wenigſten deutſch, von deſſen Kenntniß und Einwirkungen ihr euch möglichſt rein erhalten habt. Und doch ſollen dieſe Zeilen meine Freude darüber ausdrücken, daß ihr und euresgleichen das Recht, euch wählen zu laſſen, ſo tapfer in Anſpruch genommen habt. Jetzt endlich wird im Staatsleben, in Geſetzgebung und parlamentariſcher Debatte durchgeſetzt werden, was gelehrte Weisheit zur Verjüngung des ſpießbürgerlichen Menſchengeſchlechts erſtrebt hat: die Urlaute naiver Natur werden ſiegreich durchklingen durch die Bücherformeln rationaliſtiſcher Bildung, die alte Urkraft der Erde wird ihre Fauſt ballen auf den Sammetbänken unſerer Parlamente, und anſtatt des gebildeten Fragezeichenliedes: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ wird jetzt der liebenswürdige Blödſinn echter Volkslieder mit uralten Melodien, z. B. „Faßt das Schemel Schemelbein, ju ja Schemelbein“ durch das freie Land fahren. Schon lange lehrten die Romantiker, daß unſer Heil nur zu hoffen ſei durch ein Zurückgehen aus dem ſcharfen Licht logiſchen Denkens in das reizende Dämmer volksthümlichen Grübelns. Wir glaubten ihnen nicht.

Und jetzt iſt es doch wahr geworden: Schelling und Michael Mroß, der Philoſoph und der Deputirte, der Weiſe und der Tölpel, durch beide eine Umkehr des Menſchengeſchlechts zu dem Zuſtand antediluvianiſcher Reinheit; die Philoſophie, welche den Mußtopf himmliſcher Seligkeit zuſammenkocht aus den Seelen irdiſcher Individuen, und die politiſche Parteiweisheit, welche den hohen Himmel einer Staatsverfaſſung zuſammenleimen will aus den Geſichtskreiſen von möglichſt vielen kurzſichtigen Tröpfen, beide ſind Formen deſſelben ewigen Proteus, der alten, unzerſtörbaren Romantik.

Michael Mroß! ihr ſeid nicht nur ein ungelehrter, einfältiger Mann von der Art, die bei den Nachbarn „Waſſerpolaken“ heißt, der Ruf erzählt noch Anderes von euch. Ich ſehe euch vor mir, ein hübſches, hitziges, geröthetes Antlitz, einen entſchiedenen Blick, zwei kräftige Fäuſte, vielleicht am Hinterkopf den Hornkamm im langgeſtrichenen Haar, kurz einen echten Kampfhahn auf Kirmes und Ablaßmärkten. Das Gerücht erzählt von euch, ihr wäret der verſchrobenſte Querkopf, der größte Prozeſſirer und Schreier in eurer Gegend. Wir wiſſen, daß das Verläumdung eurer Feinde iſt. Ob ihr in dem frommen Verein gegen Branntweingenuß ſeid? Nein, ich erinnere mich, von dem ſeid ihr abgefallen, ſeit euer Pfarrer auf der Kanzel behauptete, er habe den Branntweinteufel um Mitternacht in euer Haus wanken ſehen, mit einer Miſtgabel und einer Schnapsflaſche bewaffnet. Ihr wußtet, der Pfarrer hatte ſchlecht geſehen.

Wie ſteht's mit eurem politiſchen Glaubensbekenntniß, Michael Mroß? ihr fahrt eilig mit der Hand in die Taſche; ich verſtehe euch. Eigentlich ſeid ihr gegen den König und die Monarchie. Denn der König hat euch ſchon manchen Groſchen abgefordert, geſchenkt hat er euch noch gar nichts. Doch die Sache hat einen Haken. Ihr wißt, auf jedem Geldſtück vom Thaler bis zum Silbergroſchen ſteht des Königs Bild, weiß oder röthlich, es iſt einmal doch ſein Bild, und er läßt das Geld machen; nur auf den Pfennigen iſt ſein Bild nicht. Das überlegt ihr und deshalb ſchließt ihr: wenn der König aufhörte zu ſein, ſo würde ja auch das Geld aufhören müſſen vom Thaler bis zum Silbergroſchen, und man könnte nachher nur Pfennige machen. Das iſt klar und deshalb werdet ihr vorläufig für das Königthum ſtimmen, aber mit recht viel Freiheit, wie ihr ſagt, oder wie die Gelehrten ſchön und verſtändlich ſagen, für Monarchie auf den breiteſten demokratiſchen Grundlagen. Wenn ihr dieſe Redensart nicht verſteht, ſo darf man deshalb nicht ſchlecht von euch denken; die klugen Haſenfüße, welche ſie erfunden haben, verſtehen von Politik faſt ebenſo viel, als ihr.

Ihr ſeid alſo für die Freiheit gegen den Landrath, gegen den Gensdarmen, gegen den Schulzen, jetzt auch gegen den Pfarrer ſeit der Geſchichte mit dem Branntwein, wo man euch zwang, vor dem Altar zu beſchwören, was kein ehrlicher Mann zu halten vermag; kurz ihr ſeid für die Freiheit ohne Ausnahme, ſowohl für die Preßfreiheit dem furchtſamen Amtmann gegenüber, als für die Freiheit des Raff- und Leſeholzes in den „herrſchaftlichen“ Wäldern.

Seid ihr für Judenemancipation? ihr lächelt zweideutig und ſchüttelt mit dem Kopf. Ja ihr ſeid's im allgemeinen, nur den Moſes Heymann nehmt ihr aus, dem ihr noch das Geld ſchuldig ſeid für den letzten Saathafer, und den kleinen Samuſche, der euch mit zwei Packeten Tabak durchgegangen iſt.

Deſto liberaler ſeid ihr in Bezug auf Frankfurt. Dies iſt nicht daſſelbe Frankfurt, wohin ſie das Holz auf der Oder flößen; es gibt noch ein anderes; dort beräth man über die Einheit Deutſchlands. Euch iſt das ganz recht, in der Theorie ſeid ihr immer für Einheit und Einigkeit, und bis 9 Uhr Abends ſtimmt dazu in der Regel die Praxis. Erſt nach 9 Uhr geſchieht's, daß in der Schenke — weiß der Henker, wie — doch dann werft ihr das Licht um, es wird finſter und wer die meiſten Hiebe bekommen hat, heißt am andern Morgen der Friedensſtörer. Ihr ſorgt männlich dafür, daß ihr der nicht ſeid.

In der italieniſchen Frage ſeid ihr leider ganz indifferent. Von den italieniſchen Bilderhändlern kauft ihr nichts, das Heiligenbild in eurer Stube erhaltet ihr für 10 Silbergroſchen in Oel gemalt durch einen Maler eurer Gegend; wozu braucht ihr Italien? Panſlaviſche Ideen habt ihr auch nicht, ihr hegt keine Sympathien weder für die Gorallen, welche mit Mäuſefallen durch euer Dorf ziehen, noch für die böhmiſchen Leinwandhändler. Wie aber denkt ihr über Poſen, mein Burſch? Seid ihr für Reorganiſation unter preußiſchem Schutz oder für gänzliche Ablöſung des Großherzogthums? — Das iſt der Punkt, wo ich euch mißtraue. Ihr liebt die Polen nicht, das iſt eine alte Abneigung der oberſchleſiſchen Polaken. Und ihr ſeid als Soldat in Poſen geweſen, und wißt, wie ſie's dort treiben. Dort ſind's die Gutsherren, die Grafen, welche Krakehl machen und nach Freiheit ſchreien, und wenn die Zeit kommt, wo ſie Senſen brauchen, ſo ſagt der Graf zum Bauer: „nichts Graf, nichts Graf, dein Bruder, dein Brüderchen"; wenn's aber vorbei iſt, ſchert er ſich den Teufel um den Bauer, nein, das iſt unwahr, er ſchert den Bauer ſelbſt. So denkt ihr, und das iſt ein wunder Fleck in eurer Politik. Denn ich verſichere euch jetzt ernſthaft, der Poſener Graf, der ſeine Senſen für die Freiheit zuſammenruft, hat dazu gerade ſo viel Berechtigung, als ihr habt, in Berlin Conſtitution zu machen; ihr ſeid Beide Ritter einer unklaren Empfindſamkeit, die ſich in die Politik des Liberalismus geflüchtet hat, ſeit man ſie an Königen und Düſſeldorfer Malern abgeſchmackt findet.

Ihr geht jetzt nach Berlin. Michael Mroß, ihr werdet dort viel Neues ſehen, vom weißen Saal an bis zu den wunderbaren Nachtſtühlen, in welche das friſche Waſſer von ſelbſt läuft. Hütet euch, Mroß, Berlin iſt eine große verführeriſche Stadt, Alles iſt dort zu kaufen und zu verkaufen, auch Menſchen, und Alles hat ſeine Taxe. So koſtet z. B. ein Vater mit einem Regenſchirm für den Nachmittag 8 gute Groſchen, eine Mutter mit einer Straußenfeder für die Nacht 1 Thaler. Ich ſage euch das nur, damit ihr ſelbſt euch nicht zu billig verkauft. Doch da thu' ich euch Unrecht, ihr werdet euch umſonſt weggeben, noch dazu ohne es zu wiſſen. Armer Burſch, jeden Morgen beim Beginn der Sitzungen werdet ihr die Aermel aufſtreifen und die Ellenbogen aufſtemmen, um eure Sache zu verfechten, und jeden Mittag werdet ihr thatlos entſchlummern, bis euch der Hunger aufweckt. Und aus der Art, wie ihr beim Abſtimmen aufſteht und ſitzen bleibt, werden wir ſehen, welche Jagdpartei euch, den Stier des Annaberges, eingefangen hat. Wie mir ein Vogel ins Ohr ſingt, wird es ein Jäger ſein, der nicht glaubt, daß man Könige braucht, um Silbergroſchen zu machen.

Aendern wir den Ton. Seht, Michael Mroß, auch ich ſtamme aus dem Strohdach eines Bauernhauſes, und ſo oft ich neben dem verſtändigen, erfahrenen Mann ſitze, der jetzt darunter wohnt, hab' ich meine Freude daran, daß ich aus Bauernblut bin. Aber eben deshalb habe ich euch, den ich nicht zu meinen Verwandten und nicht zu meinesgleichen zähle, dieſen Brief geſchrieben. Und wärt ihr der einzige eurer Art, der einzige unwiſſende, rohe, confuſe Thor in einer verhängnißvollen Verſammlung, ſo hätte ich euch ſchweigend eurem Schickſal überlaſſen. Aber es werden leider mehre darin ſitzen, die euch gleichen. Und hätten wir nicht einen blutigen Strich gemacht durch ein altes Schuldbuch, ſo würde ich um eurer Wahl willen laute Klage erheben gegen die Regierung von Schleſien, die ſo wenig und ſo Ungeſchicktes gethan hat, euch polniſche Oberſchleſier aus eurer rohen wüſten Weiſe herauszuheben, die ungeſunden Beziehungen zu den Gutsherren zu heilen, das demoraliſirende Vecturanzweſen abzuſchaffen, euch zu Männern, das heißt für euch, zu Deutſchen zu machen; ich würde klagen gegen eure Pfarrer, von denen freilich manche ebenſo verwahrloſt ſind, als ihr; und den großen und reichen Grundbeſitzern unter euch müßte ich fluchen, die ſehr, ſehr wenig Mühe angewandt haben, eure Störrigkeit und himmelſchreiende Unwiſſenheit durch Unterſtützung der Schulen und ausdauerndes Wohlwollen zu mindern. Doch wir haben ein neues Blatt unſerer Geſchichte begonnen und wollen uns mühen alte Sünden zu vergeſſen.

Zum zweiten ſchreibe ich dies, weil ihr und euresgleichen gewählt ſeid nicht allein durch den alten Trotz eurer Standesgenoſſen gegen klügere Leute, ſondern auch in Folge fremder Einflüſterungen und Aufreizungen. Die Andern, welche euch Bauern ſo gerathen haben, ſind zum Theil ehrliche Männer, ſogar meine politiſchen Freunde; ſie haben es gethan in guter Meinung, aber mit wenig Verſtand. Sie haben euch den Genuß eines neuen, großen Rechtes verſchaffen wollen, das war gutmüthig, aber unklug, denn ihr ſeid noch nicht befähigt dies Recht auszuüben; ſie haben unſere Partei durch eure Stimmen, die doch mitzählen, verſtärken wollen, das war unehrlich, denn ihr könnt nicht aus Ueberzeugung ſtimmen, weil ihr die Verhandlung, ja ſogar die Sprache nicht verſteht; ſie haben verhindern wollen, daß unſere politiſchen Gegner, ariſtokratiſche Gutsherren, durch euch in die Verſammlung kämen, das war unpolitiſch, denn es lag im höchſten Intereſſe unſerer Partei, die große und einflußreiche Kaſte ſchleſiſcher Gutsbeſitzer in der Conſtituante ſitzen und ſtimmen zu ſehen; ſie haben endlich gehofft, daß eure zahlreiche Vertretung die künftige Verfaſſung auch dem Bauernſtand angenehm und volksthümlich machen werde, das war ein Irrthum, denn noch imponirt euch mehr, was euch befohlen wird, als was ihr ſelbſt beſchließt.

Der Hauptgrund aber, der mich trieb, eure unbehilfliche Perſon an das Tageslicht zu ziehen, iſt der Kampf für ein großes Princip. Ich behaupte nämlich und will beweiſen, daß eure Wahl und die zahlreichen Wahlen von euresgleichen, welche ein ſehr unrühmliches Fakt und für alle Parteien höchſt beklagenswerth ſind, nur möglich wurden durch das falſche Princip indirecter Wahl. Merkt auf, Mroß, und ihr Herren alle, die ihr ſeine Mitdeputirten ſein werdet! Jeder Kreis wählt einen Deputirten durch Wahlmänner, durch je einen auf 500 Einwohner. Geſetzt nun ein Kreis, der keine größere Stadt in ſich ſchließt, z. B. der Kreis von Michael Mroß enthielte 25,000 Einwohner, alſo 50 oder (da ausnahmsweiſe ſchon die Ortſchaften von 300 Einwohnern einen Wahlmann für ſich allein zu wählen berechtigt ſind) 60 Wahlmänner, ſo würden von dieſer Anzahl durch die kleinen Städte des Kreiſes circa 7—15, alſo im Durchſchnitt 10 gewählt werden; wieder 7—15, alſo circa 10 Wahlen werden auf Rittergutsbeſitzer fallen, weil ſie beliebt ſind oder durch ihre Beamten, Knechte und Tagearbeiter ſich eine Majorität verſchaffen. Rechnen wir ferner, daß etwa 5 Wahlen auf Geiſtliche oder ſonſtwohin fallen, ſo bleiben circa 35 Stimmen für bäuerliche Wahlmänner. Es ſind alſo von 60 Wahlmännern im Durchſchnitt

10 Bürger,
10 Rittergutsbeſitzer,
5 Geiſtliche, Beamte und
35 Bauern, Gärtner und kleinere Inſaſſen.
60

Da ſich nun die Stimmen der Bürger und Rittergutsbeſitzer noch außerdem ſelten in einem Kandidaten vereinigen werden, ſo bilden die Landbewohner mit 35 Stimmen eine entſchiedene, unüberwindliche Majorität. Bei einem feſten Zuſammenhalten der 35, welches ſich bei Landleuten faſt ohne Verabredung macht, jedenfalls aus der leiſeſten Animoſität gegen Städter oder Rittergutsbeſitzer folgt, iſt es unmöglich, daß irgend eine Partei ihren Kandidaten gegen dieſe Phalanx durchſetze. Die 35 Wahlmänner kommen aus ihren entlegenen Ortſchaften erſt am Morgen der Wahl in der Kreisſtadt zuſammen, bei dem Wahlact ſelbſt darf kein Kandidat zu den Wahlmännern ſprechen und ein früheres ſchriftliches Bewerben bei den Einzelnen würde wenig nützen, ja Mißtrauen erregen. So iſt das Reſultat einer Kreiswahl nichts Anderes, als das Reſultat einer viertelſtündigen Verabredung auf dem Wege zur Kreisſtadt oder auf den Bänken einer Schenke; und iſt unter den 35 bäuerlichen Wählern irgend ein Wortfechter oder Strudelkopf, welcher mit Entſchiedenheit auf ſeine ledernen Hoſen ſchlägt, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, daß er zum Deputirten gewählt wird.

Dagegen directe Wahlen in demſelben Kreiſe. 25,000 Menſchen geben ungefähr 6000 Wahlmänner, alſo am Wahltage eine Verſammlung von 5000 Männern. Dieſen muß der Kandidat ſich vorſtellen, er ſoll an ſeine Perſon, ſeine Thätigkeit erinnern, meinetwegen auch ſein Glaubensbekenntniß ablegen. Nun aber weiß jeder Volksführer, daß es leichter iſt, eine entſcheidende Majorität unter 5000, als unter 50 zu gewinnen; im erſten Fall iſt es das Fortreißen zu einer Anſicht, im zweiten Fall ein induſtriöſes Ueberreden, welches die Stimmen erwirbt. Daß die Wahl dadurch eine gute werden müſſe, iſt allerdings nicht zu verbürgen; unſinnig aber und abgeſchmackt wird ſie bei einer Majorität unter 5000 Männern, da, wo durch die Feierlichkeit des Moments, durch ein lautes Ausſprechen über die höchſten Intereſſen des Volkes, die Seelen der Wählenden im geſunden Selbſtgefühl erhoben ſind, nie und nirgend werden. Es wird eine Wahl ſein auf offenem Markt, im reinen Licht des Tages, während ihr, Michael Mroß, das Product einer ſtupiden Verſchwörung beim Talglicht eurer Schenken ſeid. Und ſo gilt hier, wie überall, der Grundſatz, eine halbe mit Clauſeln und Vorſichtsmaßregeln umſtellte Freiheit bringt Verwirrung und jede Art von Unſegen, das Gute folgt nur aus der vollſtändigen Ausbildung eines großen Princips.

Daß wir dieſe Erfahrung bei der Verſammlung machen, welche die wichtigſte iſt, die Preußen je gehabt hat, wäre ein furchtbares Unglück, wenn nicht ein Troſt bliebe. Die Verhältniſſe liegen ſo, daß gegenwärtig durch die öffentliche Meinung

Regierungen und Rathgeber fortgeriſſen werden, wir haben keinen Mann in ganz Deutſchland, der ſtark genug wäre, den Volkswillen aufzuhalten oder aus ſeiner Richtung zu bringen. Habt ihr je von den mächtigen Stürmen in der öſtlichen Steppe gehört, Michael Mroß? Dieſe Stürme ſind ſo ſtark, daß ſie große Schafherden mit ihren Treibern fortreißen in einer Richtung, Meilen weit, Tage lang. Merkt, mein Burſche, ihr und Viele euresgleichen ſind die Schafherde, ihr und eure Treiber müßt dahin, wohin der lebhafte Drang unſerer öffentlichen Meinung jagt. Weder der Sturm, noch die Herde weiß, wo das Ende des Jagens ſein wird, aber beide können nicht mehr auseinander. Und wollt ihr wiſſen, Michael Mroß, wer ich bin? Ich bin einer von den Namenloſen, die euch den Wind machen.

---

2. Die Kunſt, ein dauerhafter Miniſter zu werden.

(Grenzboten 1848, Nr. 30.)

Auf meinem Leichenſtein wünſche ich nicht die Worte, welche der Miniſterpräſident v. Auerswald der preußiſchen Nationalverſammlung als Grabſchrift empfahl: „Er lebte 1848 und war ein Sohn ſeiner Zeit“, ſondern ich will die Aufſchrift: „Er lebte 1848 und wurde nicht Miniſter.“ Ja noch mehr, ich habe den Wunſch, daß außer mir noch einige Deutſche aus dieſem Jahrgange übrig bleiben möchten, ſeien ihrer auch nur wenige, welche nicht Miniſter geweſen ſind, oder jetzt ſind, oder in Zukunft ſein werden. Um nun dem Vaterlande ſolche Männer zu erhalten, ſehe ich mich genöthigt, gewiſſe Recepte der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche die beſondere Wirkung haben, einer volksthümlichen Regierung Halt, Dauer und Wirkſamkeit zu ſichern. Auch ich hege die innige Ueberzeugung, daß unſere Zeit eine ſehr große iſt, und wenn ich auch annehme, daß ſie gerade deshalb ſo groß wurde, weil die Menſchen darin ſo klein ſind, ſo ſoll dadurch keinerlei Anklage gegen die Redefertigkeit unſerer Revolutionshelden ausgeſprochen werden. Ferner weiß ich ſehr wohl, daß gute Recepte vielleicht dicker, aber nicht größer machen können, ſelbſt wenn ein Talent, wie z. B. Robert Blum, ſeinen Kohl darnach zurichtet. Demungeachtet ſind es goldene Lehren, und ſie haben den großen Vorzug, ſämmtlich uralt zu ſein. — Ob man ſie hier und da frivol finden wird? Höchſtens in einigen Vereinen zu Wien, Breslau und Berlin, deren republikaniſche Tugend ſich gegen jeden Schein von Liſt, Verſtellung und Heuchelei empören müßte. Da aber dieſe ehrenwerthen Vereine im Begriffe ſind, die Wiſſenſchaft des Leſens für reactionär zu erklären, weil Jedermann während des Leſens in widerlicher Abhängigkeit vom Schriftſteller und Drucker lebt, ſo iſt nicht zu befürchten, daß ihnen dieſe Worte zu Geſicht kommen.

Vor Allem mögen die Kandidaten eines Miniſteriums den Glauben abthun, daß eine gewiſſe Redlichkeit, feſte politiſche Ueberzeugungen und Geſchäftskenntniß hinreichen, ſie zu ſolcher Stellung zu befähigen. Im Gegentheil, dieſe Eigenſchaften helfen jetzt dazu, *einen Staatsmann zu ruiniren, ſobald ſie* ihn doctrinär und ſicher machen. Von allen Schulen, durch welche das Leben für dieſe Kunſt vorbereitet, weiß ich keine beſſer zu empfehlen als die, auf ein Jahr Director einer Truppe von Komödianten zu werden. Hier kann er lernen, finanzielle Verlegenheiten durch Diplomatie zu überwinden, Intriguen zu machen und zu vereiteln, und Fächer mit paſſenden Subjecten zu beſetzen. Der Hauptvortheil aber iſt, daß er begreift, was unſere Miniſter ſämmtlich nicht verſtehen, die Kunſt, durch dramatiſche Effecte die Maſſe zu leiten, und daß er die innigſte Ehrfurcht vor dem Geſchmack und den Launen des hochverehrten Publikums bekommt. Leider machen die ſtürmiſchen Zeitläufte dieſe Vorbildung, die einzig gründliche, vor der Hand unmöglich.

Die Völker haben von je das Bedürfniß gefühlt, über ihre

Götter zu lachen. Jupiter ſtand unter dem Pantoffel, Thor mußte ſich von den Rieſen ganz nichtswürdig vexiren laſſen, und ſelbſt Napoleon wurde zum „kleinen Corporal“, um der Phantaſie ſeiner Soldaten recht handlich zu ſein. Und die Völker danken es durch rührende Anhänglichkeit, wenn ſie hin und wieder das eigene Selbſtgefühl durch Erniedrigung ihrer Heiligen aufblaſen dürfen. Wer ſeinem Volke ein Gott werden will, ſoll den Punkt nicht außer Acht laſſen. Er überlege ſich, ob er irgend etwas Komiſches in ſeiner Erſcheinung hat oder hineinbringen kann, etwa einen ſeltſam geſtutzten Bart, oder ein humoriſtiſches Bäuchlein, oder eine große Naſe, oder wenigſtens einen lächerlichen Zug um die Augen. Dieſe komiſche Seite ſoll er cultiviren und dem Volke preis geben, und er wird den Vortheil überall merken. Seine Volksthümlichkeit wird ſich erſtaunlich ſchnell befeſtigen, jedes edle Wort, das er ſpricht, wird in dem unedlen Beiwerk ſeiner Erſcheinung die beſte Unterlage finden, und ſeine Neider und Feinde werden ſo viel Witze über ſeine Naſe oder ſeinen Bauch zu ſchreiben und zu zeichnen haben, daß ſie darüber andere gefährlichere Angriffe verſäumen.

Während früher ein Miniſter leutſelig ſein mußte, um populär zu werden, ſoll er ſich jetzt, wo die größte Höflichkeit erwartet wird, zuweilen einer kräftigen Grobheit befleißigen. Das ſouveräne Volk hat in dieſem Augenblick wenig Reſpect vor Rang und hoher Stellung und hält in dem bengelhaften Uebermuth ſeines jungen Sieges Freundlichkeit leicht für Schwäche. Jeder Widerſtand gegen ſeine Launen wird es empören, und doch hegt es leiſen Zweifel an ſeiner eigenen Weisheit und eine ſtille Sehnſucht ſich imponirt zu ſehen und einen „ganzen Mann“ ſich gegenüber zu ſtellen. Ein „ganzer Mann“ aber nach dem Herzen des Volkes kann dieſem nicht angenehmer werden, als wenn er bei Gelegenheit gegen eine Deputation des Volkes oder gegen einflußreiche Perſönlichkeiten ſackgrob wird, d. h. den Eindruck ſicherer Kraft macht. Solche Beſcheide, wie: Meine Herren, entweder ſind Sie betrunken oder Sie halten mich für verrückt, in beiden Fällen kann ich nicht mit ihnen verhandeln, ſind bewundernswerth, entzücken durch die liebenswürdige Ueberlegenheit, welche aus ihnen hervorſcheint, und fliegen, wie ſonſt reizende Bonmots, von Mund zu Munde. Kann der Herr grob und zu gleicher Zeit witzig ſein, ſo iſt das vollends vortrefflich. Allerdings muß er dabei gerade ſtark in ſeinem guten Recht ſein und hohle Tröpfe zu Gegnern haben. Gegen Männer aus dem Volke ſelbſt wird er natürlich ſtets fein und artig ſprechen. Auch auf ſein Coſtüm ſoll er wohl achten, geht er ſpazieren, ſo ſei er unſcheinbar, damit er nicht auffalle; den Parteiführern feindlicher Clubs gegenüber nachläſſig, um einen gewiſſen Mangel an Reſpect anzudeuten, dem Volke gegenüber elegant gekleidet, das gefällt und ſchmeichelt der Menge immer noch; hat er aber eine Partei im Volke, die feſt an ihm hängt, ſo trage er unter ihr das Kleid, das ſie ſelbſt liebt, ſei es die Uniform der Nationalgarde oder die Blouſe.

Hier muß ich auf die Cigarren, als auf eine kleine liebenswürdige Stütze des Regierenden aufmerkſam machen. Sie müſſen aber ſehr ſtark ſein und in einem großen merkwürdigen Etui aufbewahrt werden. Wo im Budget ein Fond für geheime Ausgaben durchzuſetzen iſt, wird dieſe Summe viel nützlicher in Havannas, als in Spionen angelegt. Hat der Miniſter eine perſönliche Neigung zu Malicen, ſo gibt ihm eine Sorte mörderiſcher und berauſchender Maduros Gelegenheit, in dem Lager ſeiner Feinde unter dem Schein freundlicher Geſinnung, flaues Weſen und Abſpannung zu erzeugen. Immer aber muß er ſein Etui gefüllt erhalten und bei allen Gelegenheiten, wo er es nicht angemeſſen findet, als vornehmer Mann aufzutreten, mit unbedingter Leutſeligkeit ſelbſt rauchen und Rauch verurſachen. Beſucht er z. B. einen feindlichen Club, ſo ſchaffe er ſich durch ſechs bis acht Cigarren, die er gleich beim Eintritt an Solche, die ihn etwa noch kennen und grüßen, ungezwungen und ſcherzhaft austheilt, eine kleine Partei und ziehe dieſe Partei allmählich bis in die Mitte des Raumes nach ſich. Findet ſich nun irgend eine Gelegenheit, in ſeinem Intereſſe dramatiſch zu wirken, durch Ziſchen, Toben, Prügeln und dergleichen, ſo kann er ſicher auf ſechs bis acht menſchliche Wohlwollen rechnen, welche ſeinen übrigen Gönnern Muth machen. Wichtiger werden ſie in andern Fällen. Geſetzt: Herr Staberl oder Herr Buſſey erſcheint als Deputation, dem Miniſter anzuzeigen, daß er das Vertrauen der Nation verloren habe. Der elegante Kammerdiener meldet die Deputation, ſie wird in ein kleines, gemüthliches Rauchzimmer geführt. Jetzt muß der Miniſter ſchnell die Halsbinde abnehmen und einen leichten Hausrock anziehen. Dann tritt er zur Seitenthür ſchnell herein. (Eine Entſchuldigung, er habe es für Unrecht gehalten, ſie warten zu laſſen und) Nun, mein treuherziger Staberl, oder: Buſſey, mein alter Feind, wie geht's? Was habt ihr wieder gegen die arme Regierung conſpirirt? (bietet liebevoll Cigarren an). — Staberl oder Buſſey recuſirt mit ſteifer Verbeugung, wird um eine Nuance aufgeregter und beginnt feierlich: Herr Miniſter. — Miniſter (mit vornehmer Grazie unterbrechend) Ach, meine Herren, ihr Club hat mich abgeſetzt und ſie kommen mir das zu ſagen. (Uebergang, Hervortreten guter Laune) Aber das iſt kein Grund, mir meinen Comfort zu rauben, ich werde Sie ruhiger und gefaßter anhören, wenn Sie mir das Recht geben weiter zu rauchen und deshalb fordere ich, daß Sie den Brauch meines Hauſes ehren. (Nochmaliges Anbieten der Cigarren, ſchleuniges Hereinſtürzen eines Dieners mit Licht.) Wenn jetzt einige der Deputirten ſich bethören laſſen, eine Cigarre zu nehmen, ſo wird es eine rechte Freude ſein, wie gemüthlich ſich die Abſetzung ausnimmt, wie geſchickt ſich der Miniſter vertheidigt, wie der verſöhnende Duft des Rauches in die Herzen eindringt, wie vielleicht Alles nur ein Mißverſtändniß war, oder die Feindſeligkeit des erbitterten Clubs wenigſtens auf das zum Gedeihen des Staats und des Miniſters nöthige Maß heruntergebracht wird. Verweigert aber die Deputation tückiſch jede Annahme von Cigarren, ſo erhält der Miniſter immer noch eine anmuthige dramatiſche Wendung, wenn er in der Mitte der Unterhaltung plötzlich ſeine Cigarre wegwirft — nach hinten, um Verachtung anzudeuten — und ſeine Niederſchmetterung der Deputation ſo beginnt: Wohl gedachte ich unſern Gegenſatz mit der Ruhe eines biederen Mannes auszugleichen, Sie aber u. ſ. w. — — Hierbei erwähne ich noch, daß der Miniſter einer ackerbautreibenden Nation auch verſtehen muß, mit Stahl und Stein Feuer zu ſchlagen, am beſten nimmt er Holzſchwamm dazu. Kommt irgend eine Deputation von Bauern oder anderen Kraftmenſchen, ſo greift er im Laufe der langen Unterhaltung unwillkürlich in die Hoſentaſche, ſchlägt ſich (abgewandt) Feuer und zündet ſeine Cigarre an. Es iſt unglaublich, welche Fülle von Zutrauen durch die altfränkiſche Ehrlichkeit dieſer Operation gewonnen wird. Aber es gehört ein großer Geiſt dazu, um ſie geſchickt zu machen.

Der erſte Regierungsact eines neuen Miniſters muß das Aufſuchen eines einſamen Winkels ſein, wo er ſich ungeſtört hinſetzen und nachdenken kann, ſelbſt wenn er dazu den Ort wählen müßte, auf welchem Pater Bonaventura ſeine wirkſamſten Predigten zu machen pflegte. Er frage ſich: womit ſoll ich regieren? Geſetzliche Majoritäten gibt es nicht, oder ſie ſind zu ſchwach, um feſte Stützen zu ſein, das Militär iſt verpönt, die Bürgergarden ſind vorläufig nur bei Sonntagsparaden zuverläſſig, die Stimmung der Hauptſtadt, in der die Zeitungen gemacht werden, iſt in den Händen der Straßenjungen, welche Plakate verkaufen, jeder verrückte Schwadronierer, der hundert Mitglieder des ſouveränen Volks von einem Eckſtein aus regiert, kann mir meinen Bart ſolange rauſen laſſen, bis ich abdanke. Wo finde ich eine Kraft, welche mich dagegen ſchützt? In der Hauptſtadt muß ſie ſein, ſie muß energiſch, ſie muß ergeben ſein. Lamartine fiel, weil er ſich auf Ideen ſtützte, und nicht auf Menſchen, Cromwell regierte, weil ſich

„die Stillen im Lande“ für ihn totſchlagen ließen, Napoleon war Herr, ſolange er Soldaten und Patronen hatte. Wo iſt in meiner Hauptſtadt die Kraft der Revolution? — Siehe zu, mein Mann, daß du dir dieſe Fragen richtig beantworteſt, durch die Antwort beſtimmſt du dein Schickſal. Wohlan, auch die Revolution hat ihre Ordnung, es iſt ein Sicherheitsausſchuß vorhanden. Neben einem ſolchen Tribunal kann keine Regierung, kein Miniſter beſtehen, wohl aber in ihm. Er muß um die Erlaubniß bitten, Mitglied des Collegiums von Tribunen zu werden, „um mit den Wünſchen und Intereſſen der Bürgerſchaft, welcher er jetzt anzugehören das Glück hat, ganz zu verwachſen.“ Am erſten Tage ſeines Regiments wird ihm die Aufnahme nirgend verweigert werden, wenn er recht artig bittet, denn da er noch gar nichts gethan hat, ſo iſt die große Menge gern überzeugt, daß er der Mann ſein wird, Alles zu thun. Iſt er Mitglied des Sicherheitsausſchuſſes, ſo muß er ihn verzehren, wie der Hecht die Karpfen im Fiſchteich. Und das fügt ſich von ſelbſt. Der Miniſter gewinnt durch das Collegium eine Fülle von Anſchauungen und politiſchen Details, er gibt der Geſellſchaft Etwas von ſeiner Einſicht und ſeinem weiten Geſichtskreis ab. Im Anfang freilich wird das harte Kämpfe mit einzelnen ehrgeizigen oder beſchränkten Revolutionshelden ſetzen, doch wenn der Miniſter keine Sitzung des Ausſchuſſes verſäumt und von jeder Thätigkeit unterrichtet wird, ſo iſt ſein endlicher Sieg nicht zweifelhaft. Er macht nämlich den Ausſchuß allmählich unbeliebt dadurch, daß er ihm größere Geſichtspunkte öffnet, als die Menge hat, und ihm die Ausführung der unangenehmen Nothwendigkeiten aufträgt. Zuletzt läßt er ihn vom Volke ſtürzen oder er löſt ihn ſelbſt auf. Jedenfalls hat er unterdeß Zeit gewonnen, andere, vernünftige demokratiſche Stützen ſeiner Gewalt zu errichten. Und dies Aufzehren des revolutionären Tribunals wird für das Volk ein großes Glück ſein, wenn der Ausſchuß nicht beſſeren Freiheitsinſtinkt und geſündere Kraft hat, als z. B. der Wiener, der eine ehrliche und wohlmeinende, aber durchaus unfähige Behörde der Aufregung iſt und in ſeinen leidenſchaftlichen Forderungen einen gefährlichen Mangel an politiſcher Bildung zur Schau trägt. — Hat aber die Hauptſtadt keine revolutionäre Organiſation, ſo ſuche der Miniſter unter den vorhandenen, Waffen tragenden Verbindungen die verſtändigſte aus. Studentencorps ſind enthuſiaſtiſche, aber unzuverläſſige Helfer, jeder Einzelne iſt ein Disputirer und fühlt die Kraft in ſich, ſelbſt ein Franklin, Waſhington, Danton, Napoleon zu werden; Bürgergarden ſind zu ſehr an ihre Seifenſiedereien gebannt, auch haben ſie zu wenig gemeinſame Ideen. Dagegen iſt vielleicht ein Handwerkerverein vorhanden, das beſte ſociale Inſtitut, das wir bis jetzt haben. Werde Mitglied, mein Held, bilde dir aus ſeinen Führern einen Rath für ſociale Fragen, ſchenke dem Verein deinen ganzen Vorrath von Ehrlichkeit und Liebe, und du wirſt größere Liebe und hingebende Treue dafür empfangen. Deckt dich ein Verein von 3—4000 munteren bewaffneten Geſellen, ſo magſt du ärgeren Stürmen trotzen, als die waren, welche bis jetzt Miniſterien fortgeblaſen haben.

Haſt du deine Stützen, Herr Miniſter, ſo magſt du ruhig anfangen zu regieren. Regieren aber heißt gegenwärtig nicht viel thun, nur reden. Laß die Dinge gehen, ſoweit es möglich iſt. Unſer liebenswürdiges Volk iſt wie ein wohlgenährter Rentier, der in vorgerückten Jahren den plötzlichen Entſchluß gefaßt hat, Landwirth zu werden, und du biſt ſein Amtmann. Der ſtarke Herr rennt die erſten Tage in unheimlicher Aufregung hin und her, inſpicirt jeden Grashalm, unterſucht den Steiß jeder Bruthenne, befiehlt zehnmal jede Arbeit und nimmt jeden Befehl zehnmal zurück, flucht Allen und ärgert ſich über Alles und hat jeden Abend die geſammte Wirthſchaft in vollſtändige Verwirrung gebracht, ſich ſelbſt aber in gefährliche Mattigkeit. Unterdeß lächelt der Amtmann ſtill in ſich hinein, er weiß, ſein Herr wird das Weſen nicht lange aushalten; wenn er ein geſcheidter Amtmann iſt, ſo verhütet er im Anfange nur hin und wieder eine ſchädliche Dummheit, ergreift ganz leiſe die Zügel der Regierung aus der müden Hand ſeines Herrn, und wenn er ein guter Amtmann iſt, ſo macht er in derſelben Zeit ebenſo unbemerkt ſeinen Herrn zu dem, was er nicht war, zu einem tüchtigen Landwirth. Dazu aber gehört Zeit, und da für den Augenblick unſer ſouveräner Herr, das Volk, noch in der Periode iſt, wo er alle Regierungseier ſelbſt legen will und für jeden Keim demokratiſcher Freiheit ſchon den Zaunpfahl eines Syſtems bereit hält, um ihn daran zur Höhe zu ziehen, ſo ſollſt du als getreuer Amtmann vor Allem klug darauf ſehen, daß du dich für die Zukunft nicht unmöglich machſt durch vorzeitiges Beſſerwiſſen und ungeſchickte Intriguen.

Deshalb aber darfſt du nicht müſſig ſein. Deine Augen und Ohren mußt du überall haben, du wirſt dich keinen Abend niederlegen, ohne zu wiſſen, was in ſämmtlichen Clubs verhandelt, in ſämmtlichen Blättern deiner Hauptſtadt gedruckt worden iſt. Du ſollſt nicht Spione, ſondern Freunde haben, die für dich hören, im Nothfall dich auch vertreten. Jedes Miniſterium hat drei feindliche Parzen, welche an ſeinem Lebensfaden arbeiten: die Zeitungen, die Plakate und die Clubs. Die Zeitungen ſpinnen, die Straßenplakate weiſen auf die verhängnißvollen Stellen und die Clubs ſchneiden den Faden durch. Mit allen muß der Miniſter einen fortwährenden ſtillen Krieg führen, und beſiegen kann er ſie nur, wenn er mit ihren eigenen Waffen kämpft; denn ſie gering zu achten, iſt Thorheit, ſich über ihre Angriffe wegzuſetzen, iſt Leichtſinn, ſie despotiſch zu behandeln, iſt brutal. Wer ſich zu „edel" dünkt zu ſolchem Pygmäenkampf, der mag mit Erfolg ſeinen Kohl ziehen, aber nicht die Nation, er iſt unfähig zu regieren und hätte er die Weisheit eines Sokrates und die Bürgertugenden des alten Weſſenberg. Die Zeitungen werden ſolange ſchreien, die Plakate ſolange die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, und die

Clubs ſolange gegen ihn decretiren, bis er als reactionäres Scheuſal durch das Volk verjagt wird. Wie er aber dieſe Feinde zu bekämpfen hat, das auszuplaudern, ſind die Grenzboten doch nicht unverſchämt genug. Nur andeuten dürfen ſie es: die Redacteure der Zeitungen wollen viel Geld und etwas Ruhm, die Führer der Clubs viel Ruhm, die Verfertiger der Straßenliteratur etwas Geld und viel Krakehl. Darnach wird es ſich richten. Nur, o pfui, nicht auf rohe Weiſe beſtechen! Auch würde das nur ausnahmsweiſe nützen. Aber ſeine Gegner ſind entweder geſcheidt oder bornirt. Die Geſcheidten wird er an ſich zu ziehen ſuchen, und wo der Parteiſtandpunkt das unmöglich macht, wird er ſie wenigſtens perſönlich kennen lernen. Das iſt ſehr wichtig; derſelbe tapfere Feind, der in ſeinem Journal oder Club geſtern geſagt hat: „Der unwürdige Miniſter, welcher die Schamloſigkeit hat, die heiligſten Intereſſen der Nation auf ruchloſe Weiſe zu verrathen, mit einer nichtswürdigen Camarilla zu conſpiriren“ u. ſ. w., wird, wenn er eine Taſſe Kaffe in freundlicher Unterhaltung mit dem Miniſterium getrunken hat, dieſelbe Herzensmeinung ungefähr ſo ausdrücken: „Wir müſſen bedauern, daß das ehrenwerthe Miniſterium die wahren Intereſſen der Nation verkennt und ſich von den Einflüſſen einer Camarilla nicht freihalten kann“ u. ſ. w. Wobei zu bemerken, daß die perſönliche Bekanntſchaft bei einer Taſſe Kaffe ungefähr auf acht Tage, ein gemeinſames Diner durch etwa vier Wochen ſeine ſegensreiche Wirkungen ausübt. Natürlich muß die Zuſammenkunft der „ehrenwerthen Gegner“ auf neutralem Gebiet ſtattfinden. Gegen die Tröpfe unter ſeinen Feinden, gegen die Schreier und Krakehler aber gibt es für den Miniſter keine beſſere Waffe, als ſie lächerlich zu machen. Wenn er Zeitung gegen Zeitung, Club gegen Club zu ſetzen hat, ſo iſt bei der Straßenliteratur vollends nothwendig, daß er Plakat gegen Plakat anklebt. Er laſſe durch gute Freunde einen Mann anwerben, der Witz oder gute Laune hat, und laſſe den ſeine

Weſpenſtiche gegen den Blödſinn der Gegner unausgeſetzt richten. Freilich muß das geſchickt geſchehen, die Betheiligung des Miniſteriums darf nicht ſichtbar ſein, auch darf man den Erfolg nicht augenblicklich erwarten. Aber das Volk hat ſtets die Herablaſſung ſich gern zu amüſiren, und ein geſundes Gefühl für das Wahre in ſolchen lächerlichen Angriffen. Und wenn dergleichen Angriffe auf einflußreiche Demagogen zehnmal abgeriſſen werden, das elfte Mal bleiben ſie hängen. Doch dergleichen Mittel ſind unwürdig, gemein! Allerdings ſind ſie wie Thranſtiefeln bei ſchlechten Wegen, wer ſie vermeiden will, der trete in unſeren Verein gegen das Miniſterwerden und bleibe ein friedlicher Abonnent dieſes Blattes.

Das größte Unglück aber für die deutſchen Miniſter iſt der traurige Mangel an dramatiſcher Tüchtigkeit. Dramatiſch ſein heißt: die Fertigkeit haben, im Moment das ganze Weſen, Inneres und Aeußeres, gehoben und beherrſcht zu zeigen von der Idee, welche im Menſchen lebt. Wir Deutſche haben Gedanken in Menge, aber wir verſtehen nicht ſie ſchnell in die That umzuſetzen, der Augenblick des Handelns zerſtreut und verwirrt uns, die feindlichen Gegenſätze betäuben uns, ſtatt uns anzuſpannen und das geſammte Ich in Harniſch und Waffen zu rufen. Das Volk in Maſſe iſt immer dramatiſch, der einzelne Deutſche ſehr ſelten und unſere Miniſter ſind ſämmtlich ſchlechte Schauſpieler. Dieſe Kraft des ſchnellen Sammelns muß eben deshalb, weil ſie in den guten Miniſterſeelen ſo unentwickelt iſt, ſorglich und mit Fleiß ausgebildet werden. Sie zeigt ſich aber auf zwei ganz verſchiedene Weiſen, in Regierungsmaßregeln und in dem perſönlichen Auftreten. Im erſteren iſt ſie das Reſultat eines feinen ethiſchen Taktes und weiſer Ueberlegung, im zweiten außerdem die Folge ſorgfältiger Uebung und Technik.

Dramatiſche Form der Regierungsmaßregeln iſt zu allen Zeiten höchſt wichtig, unvermeidlich bei großen Staatskriſen, beim Antritt der Regierung, beim Beſiegen einer feindlichen

Partei, ſehr nützlich endlich für den Nachruhm ſelbſt beim Abgange vom Poſten: die Wirkungen auf das Volk ſind unermeßlich, es gibt Völker, z. B. die Franzoſen, welche auf die Länge nur durch dramatiſche Kunſt zu regieren ſind, und Louis Philipp wäre vielleicht noch heute König, wenn er mehr dramatiſches Talent gehabt hätte, er war aber von den unglücklichen Dilettanten, welche ſtets Komödie ſpielen wollen und doch keinen Muth haben, die Pointen herauszutreiben; außerdem war ſein Rollenfach durchaus nicht in Einklang mit ſeiner Stellung; er war von dem Genre Kotzebue'ſcher Väter, ſo eine Art launenhafter Rechnungsrath und Partienmacher, während die Nation einen Helden und Couliſſenreißer wünſchte, deshalb langweilte er die Franzoſen und es half nur eine Zeit lang, daß er, um dieſen Mangel ſeines Weſens zu verdecken, Andere gegen ſich dramatiſch werden, d. h. auf ſich ſchießen ließ. Und nun vollends ſein ſchlechter Abgang! Dieſer Abgang hat ſeine Familie ruinirt, es war ſogar keine Gelegenheit zum Beifallklatſchen dabei, ſelbſt nicht für ſeine Freunde. Uns Deutſchen paſſirt es noch außerdem, daß wir rohe Komödianten ſind, wenn wir einmal die Nothwendigkeit fühlen uns dramatiſch zu geberden. Z. B. ein König iſt in offenem Kampf mit ſeiner Hauptſtadt, Bürgerblut, Barrikaden, Revolution u. ſ. w. Er muß einlenken, den neuen Geiſt anerkennen. Seine Räthe empfehlen ihm die Action eines großen Königszuges mit allem theatraliſchen Zubehör. War der nicht dramatiſch genug? Nein, zum Teufel, das war ein unkluger Streich in den Augen jedes gewiſſenhaften Schauſpielers, denn dem Effect fehlte jede Spur innerer Wahrheit, es war nichts als eine unmotivirte Effecthaſcherei, wie ſie keiner von unſern Theaterdichtern wagen würde, und die ſind doch wahrhaftig darin nicht bedenklich. Wohl weinten und ſchrien die Leute, welche den armen Herrn in ſeiner Schauſtellung ſahen, aber ſie thaten das gerade deshalb, weil ihnen der König weh that, der zu ſo ſchlechtem Schauſpielen heruntergekommen war, ſie klatſchten ihm aus Jammer und Mitleid zu. Die Männer aber, die ihm dazu gerathen, verdienen Eſelsohren, denn ſie haben ihn und ſein Volk in den Augen Aller, welche die klägliche Begebenheit nicht ſelten erlebten, auf lange Zeit gedemüthigt. Hätten ſie nur den Shakeſpeare gekannt, deſſen hiſtoriſche Stücke jeder Miniſter auswendig wiſſen muß, ſie hätten ihn ganz anders geführt. Dort ſteht die ganze Geſchichte. Richard II. hat durch romantiſchen Leichtſinn ſein Volk gegen ſich empört, er iſt in Gefahr abgeſetzt zu werden. Der Dichter hat ihn bis dahin frivol, gewaltſam, rückſichtslos gegen Volkswünſche gezeigt, jetzt muß er auf einmal demſelben König die Theilnahme des Publikums zuwenden, alle Sympathien auf ſeine Perſon vereinigen. Er läßt ihn keinen Aufzug machen, ſondern er gibt dem König Gelegenheit, den vollen, rührenden Schmerz eines Mannes zu zeigen, der von Allem ſcheiden ſoll, was ſein vergangenes Leben ausgemacht. Das ergreift, das erſchüttert uns, denn es iſt echt dramatiſch, es iſt menſchlich, es iſt wahr. In derſelben Weiſe mußte man den bewußten König auch agiren laſſen. Eine einzige Bekanntmachung hätte genügt, worin er ſagte: Ich werde thun, was mein Volk will, Alles, Alles, ohne egoiſtiſchen Rückhalt, verantwortliche Miniſter regieren von heute ab. Dafür aber bitte ich mein Volk, daß es ein Mitgefühl habe mit den Empfindungen eines Mannes, der noch in vorgerücktem Alter brechen muß mit der ganzen Richtung ſeiner Vergangenheit. Ich werde für mein Volk leben, ſolange das Volk meine Regierung verlangt, ich bin entſchloſſen, mich dem Geiſt der Gegenwart rückſichtslos hinzugeben, aber dieſe Wandlung in meinem Innern macht mir Kämpfe, macht mir Schmerzen. Möge mein Volk dieſe ſchonen u. ſ. w. im Tone männlicher Rührung mit eingeſtreuten lyriſchen Pointen. Hätten die Rathgeber des Königs ihn dieſen Weg geführt, ſo hätten die Bürger ſeiner Hauptſtadt an den Straßenecken Wache gehalten und jede Fliege arretirt, die zum Schloß hinaufgeſummt wäre, und die Schuſterjungen hätten auf dem Schloßplatz ihre klappernden Holzſchuhe ausgezogen. Denn in dieſem Falle hätte er die dramatiſche Stimmung hervorgebracht, welche ſeiner Situation genau entſprach. Daß er den rechten Uebergang nicht gefunden, wird ſein Staat fühlen, ſolange der Herr beſteht. — Es iſt nämlich überall, wo man politiſche Gegner zu behandeln hat, vortheilhaft, den Angriff ſo einzurichten, daß man die höchſten und edelſten Stimmungen, deren die Situation fähig iſt, hervorbringt. Der Deutſche hat einen wahren Durſt nach gemüthlicher Hochherzigkeit, und es wäre unklug, wenn man ihm nicht recht oft Gelegenheit gäbe, ſich in dergleichen Gefühlen zu berauſchen.

Die Nachwelt wird ſich den Kopf darüber zerbrechen, weshalb wohl manche deutſche Miniſterien dieſes Jahres ein ſo kurzes Leben gehabt haben. Und die Nachwelt hat guten Grund dazu. Denn es iſt in der That ſchwer zu ſagen, worin die Pillersdorfe, die Camphauſen ſchlechter ſind, als ihre Nachfolger. Sie haben gerade ſo viel politiſche Bildung, ſo viel Redlichkeit und Liebenswürdigkeit, als ihre Erben, und die feinen Unterſchiede in ihren und ihrer Nachfolger Anſichten ſind in unſerer Zeit, die in koloſſalen Gegenſätzen arbeitet, wahrhaftig nicht der Rede werth. Weshalb alſo wurden ſie unbeliebt? und warum ſind die jetzigen Miniſter auf dem beſten Wege, daſſelbe Schickſal zu haben? Weil ihr Erſcheinen, ihre Maßregeln, ihre Decrete undramatiſch waren, ſie hatten keinen Schein, kein Ausſehen, ſie konnten nicht wirken, nicht erwärmen und anziehen. Gleich ihr Auftreten, ihre Programme, wie unkünſtleriſch, wie flach, keine Pointen darin! Sie glaubten Wunder wie viel gethan zu haben, als ſie ſich für verantwortlich erklärten. Das verſtand ſich ja von ſelbſt; es war, als wenn ein Schauſpieldirector nach ſeiner Ankunft in einer kleinen Stadt anſchlagen ließe: ich werde Komödie ſpielen. Das ſetzt Jedermann voraus. Aber welches Stück, das iſt die Hauptſache. Er muß das Stück mit allem Detail ausſchreien laſſen und das Stück muß alles Mögliche enthalten, Thränen, Lachen, Geſang, Meuchelmord aus Wohlwollen und Vergnügen, und darunter eine Erklärung von alle dem und noch einige anmuthige Redensarten: Hochverehrtes Publikum u. ſ. w. und zuletzt verſpricht er vielleicht bei zahlreichem Beſuche ein gemäſtetes Schwein oder wenigſtens eine Gans auszuſpielen. Das feſſelt, das zieht, denn Jeder findet darin etwas für ſein Herz. So muß auch das Programm eines neuen Miniſteriums ſein, es muß wirken können und deshalb muß es detaillirt und in kräftigem Stil geſchrieben ſein. Um Gotteswillen keine diplomatiſchen allgemeinen Phraſen; die hat das Volk in den Clubs- und Volksreden viel ſchöner und wirkſamer, und da gegenwärtig der deutſche Liberalismus noch ſehr in rhetoriſchen Phraſen ſteckt, wie ein Kind in Drüſen, ſo gibt dieſer Umſtand dem Miniſterium einen unermeßlichen Vortheil, ſobald es beſtimmte Verhältniſſe oder Zuſtände beſpricht, an deren Umgeſtaltung die Maſſe bis jetzt noch nicht gedacht hat: zumal in den ſocialen Verhältniſſen gibt es ein ungeheures Feld für wirkſame Verheißungen. Solche Sätze z. B.

Die Königlichen Regierungen ſollen aufhören; freies Selbſtregiment der Kreiſe, oder:

Das Miniſterium übernimmt die Vaterſchaft über ſämmtliche uneheliche Kinder und über die Kinder aller Verbrecher.

Das Miniſterium erklärt, daß alle freien Vereine, welche die Volkserziehung befördern, Handwerkervereine, Schullehrervereine, Turnvereine u. ſ. w. die heiligſten Rechte auf Förderung und Dank des Staates haben.

In dieſer Weiſe muß es wenigſtens drei Octavſeiten fortgehen. Durch alle Staaten Deutſchlands brennt eine ungeheure Majorität immer noch darnach, ſich einem tüchtigen Miniſterium in die Arme zu werfen, das benutze man, man zeige, daß die Arme ſehr weit geöffnet und die Bruſt ſo groß iſt, eine ganze Welt daran zu drücken. Da höre ich nun, wie mir ſämmtliche Miniſterien einwerfen: was wir da ſchreiben und verſprechen können, ſind das nicht auch Phraſen, nur in anderem Zuſchnitt, und iſt es nicht Leichtſinn zu verſprechen, was man in all ſeinen Conſequenzen noch nicht überſieht, was vielleicht unausführbar ſein wird? Thörichte Biedermänner! Wozu ſeid ihr conſtitutionelle Miniſter? Was unausführbar ſein ſollte, das laßt auf dem Verfaſſungswege durchfallen, was aber wirklich noth thut, das im Allgemeinen zu ſehen, iſt heut zu Tage wirklich nicht ſchwer. Seid nur nicht ſo krakehlig, aus jedem Wunſch, jeder Anſicht eine Kabinetsfrage zu machen. Was thut's bei unſern Zuſtänden, wenn ihr bei irgend einem Punkt in der Minorität der Kammer ſteht? Wozu gleich abdanken? Im Gegentheil, dann müßt ihr euch erſt recht feſt ſetzen. Denn faſt in allen deutſchen Staaten ſteht es mit der ſtaatsmänniſchen Einſicht der Volksvertreter ſo, daß ſie heut verwerfen, was ſie morgen annehmen. Und das Volk weiß das bereits. Allerdings gibt es auch hier eine Grenze. Wozu aber ſeid ihr, die Miniſter, ſo rechthaberiſch in Einzelheiten, wo die Ereigniſſe ſich ſo überſtürzen, daß vorausſichtlich nicht der zehnte Theil von dem, was die Kammern beſchließen, in die That umgeſetzt werden kann? — Habt ihr für ein tüchtiges Programm geſorgt, ſo werft noch ſchnell einige wirkſame adminiſtrative Verordnungen hinterdrein, damit die Menſchheit ſieht, daß ihr regiert. Achtet auch auf den Stil eurer Proclamationen, macht recht viel Abſätze. Solche Abſätze können, geſchickt angebracht, wirken, wie die Kanonenſchläge bei einem Feuerwerk. Im Allgemeinen geben Regierungsdecrete durchaus keine Gelegenheit, gute Laune zu zeigen, indeß gewähren Revolutionszeiten auch hierin einige Freiheit. Ein recht kräftiger Ausdruck, zarter Anflug von Bonhommie, recht treuherziger Ton, zuweilen auch Kürze und Grobheit verſüßen dem Volke die Lectüre dieſer trockenen Sachen und bringen die anmuthige Stimmung des Gehorſams viel leichter hervor, als irgend etwas anderes. Und ſolche Decrete und Bekanntmachungen muß ein neuer Miniſter ſehr oft erlaſſen, er muß ſich fortwährend der Nation als geſchäftig, rührig auf dem Platze zeigen. Nur ſo kann er ihr Liebling werden. Heut hat das Volk ſeine Plakate gleichgiltig geleſen, in acht Tagen freut es ſich bereits über ſeine ſtarken Ausdrücke oder epigrammatiſchen Sätze, in vier Wochen gewinnt es die feſte Ueberzeugung tüchtig regiert zu werden und das gereicht dem Volk zum großen Troſte, dem Miniſter aber bringt's Vertrauen.

Napoleon, der es überhaupt verſtand, dramatiſche Wirkungen hervorzubringen, ließ ſich von Talma Privatlectionen in der Mimik der Majeſtät geben. Der kluge Mann verſchmähte es nicht, zu ahnen, daß ein Vorhemdchenband, welches oben zur Halsbinde herausragt, die ganze Erſcheinung eines Staatsmannes ruiniren könne. Manche unſerer Miniſter haben nicht nur ſchlechte Chemiſen und Toiletten, ihr ganzer äußerer Menſch iſt ſchlecht. Sie wiſſen nichts Dramatiſches mit ihrem Leibe auszurichten. Ach und wie verderblich wird das! Geſetzt, hundert Proletarier dringen in das Zimmer des Miniſters und verlangen Arbeit, vor der Hausthür ſtehen noch ein ſechs bis ſieben Hundert. Es iſt Abend, Periode der Katzenmuſiken und des Fenſtereinwerfens. In dieſem Moment iſt die ganze dramatiſche Kraft auf Seiten der Proletarier, der Miniſter ſpielt die undankbare Rolle eines Vertrauten oder Pierrots, welcher nur dazu da iſt, damit an ihm herum gehandelt wird. Aus dieſer defenſiven, zweiten Rolle muß er einen geſchickten Uebergang in die erſte, angreifende gewinnen. Iſt er aber weiter nichts als ein würdiger, ehrenwerther Mann, ſo wird ihm das nicht gelingen, er wird ſagen: Liebe Leute, das geht ſo ohne weiteres nicht u. ſ. w. und das Ende wird ſein, daß er und ſeine Wohnung gemißhandelt werden. Auch das ariſtokratiſche Rettungsmittel, den Schreiern Geld zu geben, iſt, obgleich nicht ganz unkünſtleriſch, doch nur eine halbe Hilfe. Hat er dagegen den nöthigen dramatiſchen Blick, ſo läßt er den eingedrungenen Haufen ſich recht ruhig und ausführlich ausſprechen, dann erhebt er ſich mit Feuer und Begeiſterung:

Kommt mit mir, Bürger, das ganze Volk ſoll mich hören. Er tritt an die Hausthür, zwei Diener neben ihn mit Armleuchtern und ſind, wie zu erwarten, Betrunkene in dem ſouveränen Volkshaufen, gar mit Fackeln, weil in dieſem Fall die ſtärkſten Effecte nöthig ſind. Jetzt ſorgt er dafür, daß ſein Haus leer wird, indem er die Deputation bittet, den Haufen zu ordnen und Ruhe zu ſchaffen. Ein ſolcher Befehl wird ſtets mit großem Eifer ausgeführt, weil Jeder gern befiehlt. Dann ſteigt er ſelbſt in der Hausthür auf einen Tiſch oder ſo etwas, damit ihn Alle ſehen können, denn ſonſt lärmen die Hinterſten fort; und beginnt mit größtem Eifer: Mitbürger, ihr ſollt, ihr müßt Arbeit haben, es iſt die heiligſte Aufgabe meines Lebens, dafür zu ſorgen, daß der unwürdige Zuſtand, in welchem ihr jetzt lebt, aufhöre. (Es wird recht gut ſein, wenn das Wahrheit iſt.) Ihr ſollt Arbeit haben, und von morgen ab, und ich ſelbſt will als euer Vater, euer Freund dafür ſorgen, ich ſelbſt will die Arbeit, angemeſſene, lohnende Arbeit euch zuweiſen. (Erſtes Bravo, eine Stimme: Vivat hoch.) Bis jetzt ſind die Arbeiter u. ſ. w., es folgt idealiſirte Schilderung ihres Zuſtandes, mit inniger Stimme geſprochen (ſchallendes Bravo, lautes Vivat.) Von heut ab ſoll das anders werden. Und ich will mich auf meine Beamten nicht verlaſſen, der Geſchäftsgang iſt langſam (ja, ja), muß langſam ſein. Ihr, die ihr heut Abend mit ſo ſchönem Vertrauen euch zu mir gewendet, ſollt durch mich ſelbſt Beſchäftigung, ja ihr ſollt in mir einen treuen Freund finden. Gebt mir eure Namen, meine Leute ſollen euern Namen und eure Wohnung aufſchreiben, damit ich perſönlich erfahre, wer das ehrenvolle Zutrauen u. ſ. w. (mit donnernder Stimme) Schreibzeug her! Die Diener fliegen, er ſelbſt muß weiter fortſprechen, um ein grollendes Gemurmel zu übertäuben. Iſt Schreibzeug und Papier gebracht, ſo zieht er ſich, einen entfernten Platz zum morgigen Antreten beſtimmend, zurück, der Haufe bleibt verdutzt ſtehen. Darauf laſſen ſich vielleicht 50 Mann aufſchreiben, die Uebrigen werden durch ein gewiſſes, nicht ganz unmotivirtes Mißtrauen davon abgehalten. Entweder zerſtreuen ſie ſich nun allmählich, oder ſie beginnen zu lärmen. Im letzteren Falle muß der Miniſter noch dafür ſorgen, daß ſein Thor zu rechter Zeit geſchloſſen wird. Dann verläuft ſich der Haufe. Geht er aber, was nach ſolcher Rede ſehr unwahrſcheinlich iſt, zu Angriffen über, ſo hat der Hausherr wenigſtens hinlänglich Zeit gehabt, Wachmannſchaften herbeizuziehen. Dieſer Fall mußte genau dargelegt werden, weil die dramatiſche Action darin eine kunſtvolle iſt: das auf den Tiſch Steigen, das Sprechen und die ſogenannte „Umkehr“ der Handlung, das Auslegen der Liſten. Man wird ſchon hieraus ſehen, wie ſchwierig es iſt, dieſe Regierungskunſt auf Regeln zu ziehen, jeder Fall verlangt eine verſchiedene Auffaſſung. Doch Einiges möge der Miniſter ſich ſagen laſſen. Er gewöhne ſich, jede Situation, in die er kommt, zu beherrſchen. Das kann er dadurch, daß er ſich von ihr ergreifen läßt, ohne die Faſſung zu verlieren. Während ſeine Gegner activ auf ihn eindringen, muß er fortwährend ſich neben dem Zuhören vorſagen: Alles ſchon dageweſen, Alles ſchon dageweſen, oder Berg Seſam, öffne dich! oder ein altes Schulgebet oder eine ähnliche Phraſe, die als Schwimmblaſe ihn über dem Waſſer der eindringenden Empfindungen erhält, und dabei werfe er Seitenblicke auf ſein Aeußeres, das um ſo größere Unbefangenheit zeigen muß, je mehr die Aufregung in ihm tobt. Kommt aber der Moment, wo er activ ſein muß, ſo gebe er ſich einen Ruck und ſpringe ſogleich kräftig in die Stimmung hinein, die der Augenblick fordert. Er wird in der Regel gut thun, ſchon die erſten Worte recht laut und kräftig herauszuſprechen, wenn es ihn auch Anſtrengung koſtet und er das folgende noch nicht recht überſieht, denn durch die energiſche Spannung wird ſein ganzes Weſen, auch ſeine Mimik gehoben und nachdrücklich. Vor Allem aber gewöhne er ſeine Gedanken, daß ſie den Weg vom Ohr zur Zunge recht ſchnell zurücklegen. Er muß das, was er eben erſt in ſich aufgenommen hat, mit der größten Sicherheit und Fertigkeit als ein tief Durchdachtes und Durchlebtes ausdrücken. In dieſen kritiſchen Momenten, wo er eine Unwiſſenheit durch flüchtig aufgefangene Notizen zu verdecken hat, muß ſein ganzes Weſen verklärt ſein durch die Innigkeit und Kraft ſeiner Ueberzeugungen, ſeine Stimme muß in den vollſten Tönen einherrauſchen, und hat er ein Bäuchlein, ſo muß es ſchüttern. Es iſt natürlich, daß unſere jungen Miniſter Vieles nicht wiſſen, aber nie muß man ein Schwanken, ein Zaudern an ihnen bemerken. Vollends ſchwer iſt es, für den Umgang mit Perſonen allgemeine Vorſchriften zu geben, nur die eine gilt immer, daß der Miniſter vor der Annahme jeder politiſchen Viſite genau überlegt haben muß: welche iſt meine Rolle, welcher Frack, welche Verbeugung, welcher Ton, welche Wirkung. Im Anfange koſtet das Zeit, zuletzt hat man's im Augenblick. Hier muß ich unter den Volksführern der Gegenwart Einen rühmend erwähnen, der Mann hat eine große Zukunft, denn er hat eine höchſt achtungswerthe dramatiſche Technik. Der Moment z. B., wo er den „kühnen Griff“ that, bleibt ein Muſter für Situationsbegeiſterungen, er hat nicht nur etwas Originelles geleiſtet, er iſt auch vom Standpunkt miniſterieller Kunſt bewundernswürdig. In derſelben Verſammlung ſitzt noch eine andere dramatiſche Erſcheinung, die ſo intereſſant iſt, daß ſie eine beſondere Beſprechung verdient, es iſt der Hauptführer der Linken. Hier nur die Bemerkung, daß er einzelne der angeführten Künſte eines Miniſters mit großer Virtuoſität ausgebildet zeigt, z. B. das Hören während des Sprechens, die ſchnelle innige Begeiſterung, welche er mit Vollkommenheit darſtellt. Vielleicht iſt er eben deshalb, trotz ſeiner brillanten Technik, mehr Virtuoſe als Künſtler und in einiger Gefahr manierirt zu werden; man muß von ihm ſagen, was die Catalani von der Sontag ſagte: er iſt groß in ſeinem Genre, aber ſein Genre iſt nicht groß. — Manchmal ſind dieſe dramatiſchen Repräſentationen mit Gefahr verknüpft, um ſo ſchöner ſind ſie, wenn ſie gelingen. Z. B. das Wohl des Landes verlangt, daß ein fanatiſches Freicorps aufgelöſt wird. Es iſt Abend, das Corps hält bewaffnete Sitzung. Der Miniſter tritt, in einen Mantel oder Ueberwurf gehüllt, herein, er läßt im rechten Augenblick leiſe den Vorſtand um's Wort bitten. Er erhält es, er ſteigt auf die Tribüne, der Mantel fällt kräftig von ſeinen Schultern. Dies iſt einer der dankbarſten miniſteriellen Momente, welche es gibt, aber er verlangt tiefes Studium. Der Miniſter hat die Heldenarbeit, die feindliche Verbindung zu überzeugen, daß ſie ſich freiwillig zum Wohl des Vaterlandes auflöſen müſſe, er ſelbſt ſei gekommen, ſie darum zu bitten u. ſ. w. Möglich, daß ihn Einer erſchießt und ihm dadurch auf brutale Weiſe den dramatiſchen Effect verdirbt, doch wenn es Deutſche ſind, mit denen er verhandelt, ſo iſt das kaum anzunehmen, wahrſcheinlich aber, daß ſeine Rede, ſeine ehrenhafte Kühnheit, die Ueberraſchung des Momentes ſie ſo weit bringen, daß ſie ſich ſeinem Willen fügen. Dieſe Action hat übrigens für den Miniſter außerdem, daß ſie ihm Gelegenheit gibt, eine gewaltige Ueberraſchungsſcene zu ſpielen, noch ein Intereſſe; er kann in ihr merken, ob er von dem Stoff iſt, aus dem ſich die Zeit ihre großen Männer meißelt.

Wer alſo das Zeug hat, einen Staatsmann aus ſich zu machen, der verſuche dieſe Recepte, und er wird ſie untrüglich finden, ſie garantiren ihm Dauer und Kraft. Außerdem kommt es freilich noch auf eine Kleinigkeit an, ob der Herr nur ein intriganter Wagehals oder von echtem Metall iſt; auch im erſten Fall wird er die Herrſchaft erringen, aber es kann ihm vielleicht begegnen, daß er noch vor ſeinem Tode das Unglück hat, durch Volksjuſtiz beſeitigt zu werden.

Im zweiten Fall wird man ihm Statuen ſetzen und ſein Andenken ſegnen.

3. Preußens Stellung zu Frankfurt.

(Grenzboten 1848, Nr. 31.)

Von der ſtaatlichen Neubildung, welchen der Enthuſiasmus des deutſchen Volkes zu Frankfurt erſtrebt, wird Oeſtreich ſich ausſchließen. In der That iſt nicht abzuſehen, wie nach den jüngſten Ereigniſſen der Kaiſerſtaat anders als durch gänzliche Auflöſung zu feſtem Verband mit den übrigen Deutſchen gelangen ſoll. — Der Verſuch, welchen man auch dort macht, höchſt verſchiedene Beſtandtheile des Staates in den Formen conſtitutioneller Einheit zuſammenzubinden, wird wahrſcheinlich ſcheitern. Wohl iſt möglich, daß eine Verfaſſung für den Augenblick Galizier, Dalmatier, Böhmen, Tiroler und Wiener unter einen Hut bringt, wenn aber die Regierung des Kaiſerſtaats dadurch, wie ſie zu hoffen ſcheint, die Leidenſchaften und Forderungen der einzelnen Stämme, welche diametral auseinander laufen, verſöhnen will, ſo iſt ſie in einem verhängnißvollen Irrthum; und wenn das friſche Selbſtgefühl der deutſchen Oeſtreicher den übrigen Deutſchen die Fähigkeit abſprechen möchte, die verzweifelte Lage ihres Staats zu beurtheilen, ſo iſt auch das eine gefährliche Täuſchung und ein Beweis dafür, daß ſelbſt bei einem hochherzigen Volksſtamme Selbſtvertrauen nicht immer mit richtiger Einſicht verbunden iſt. Die beſten Folgen der bisherigen Schritte der öſtreichiſchen Regierung werden etwa ſein, daß ein Aufſchub der ſtaatlichen Kriſis bewirkt wird. Dieſe Kriſis aber wird eintreten, und ſie wird entweder die gänzliche Auflöſung des Kaiſerſtaats zur Folge haben, oder denſelben in einen Bundesſtaat mit Provinzialverfaſſungen umformen. Und wenn in beiden Fällen die Hoffnung feſtzuhalten iſt, daß die deutſchen Provinzen Oeſtreichs früher oder ſpäter die Vereinigung mit Deutſchland ſuchen werden, ſo muß man doch beſorgen, daß dies erſt ſpät der Fall ſein wird und daß dieſelben nicht die Organiſation kräftiger Einheiten, ſondern finanzielle Verwirrung, kraftloſe Regierungen und ein geſtörtes Volksleben mitbringen werden.

Es beſteht demnach die Ausſicht, daß einer von den drei Haupttheilen Deutſchlands der jetzt verſuchten Vereinigung nicht beitreten wird: ſie wird ſich zu begnügen haben mit einer Verbindung Preußens und der übrigen kleinen Staaten. Wenn Preußen dieſer Genoſſenſchaft dem Ländergebiet und der Einwohnerzahl nach ungefähr die Hälfte zubringt, ſo ſtellt ſich die Rechnung doch ganz anders, wenn man die ſtaatliche Kraft der beiden Theile gegeneinander abwägt. Wie es auch um das Anſehen Preußens in der Meinung des Tages ſtehen mag, nie und von keiner Partei darf geläugnet werden, daß ein Staat mit einem Heerbann von faſt 500,000 exercirten Soldaten, deſſen bisherige Schulden eine zweijährige Staatseinnahme kaum überſteigen, deſſen Verwaltung trotz aller Mängel des alten Regimes zu den beſten der Welt gehört, eine große Ueberlegenheit über die gleiche Zahl von Menſchen und Quadratmeilen hat, wenn dieſe in eine Anzahl von eigenwilligen Einheiten zerſplittert ſind. Selbſt der unbefriedigende Eindruck, welchen das erwachende Volksleben in Preußen gegenwärtig macht, darf den Erfahrenen nicht irren, denn es liegt in dem härteren und ſpröderen Weſen der Norddeutſchen, daß jede Schwäche und Unbehilflichkeit ſich leicht in unangenehmen und peinigenden Formen äußert. Wenn aber Preußen bei einer Vereinigung mit den übrigen Staaten an Anſehen, Kraft und Energie bei weitem mehr als die Hälfte mitbringt, ſo hat es auch ein Recht zu fordern, daß dies anerkannt werde und ſeine Stellung im richtigen Verhältniß zu ſeiner Macht ſei.

Gegenwärtig iſt dies nicht der Fall, Preußen hat auf die deutſche Revolution, welche ihre geſetzlichen Formen durch die Frankfurter Nationalverſammlung bekommen hat, nicht den Einfluß, der ihm gebührt. Dieſe Empfindung lebt nicht nur im preußiſchen Heer, ſie iſt ſelbſt bei der Partei unſerer Demokraten vorhanden, welche zum Heil deutſcher Einheit ein Zerfallen Preußens hoffen. Das Letztere aber iſt, wie ſich die Verhältniſſe ſeit dem Februar geſtaltet haben, weder zu fürchten noch zu wünſchen. Es gehört wenig Vortheil dazu einzuſehen, daß die Exiſtenz Preußens kein Zufall, keine Laune des Weltgeiſtes iſt, ſondern daß Preußen noch immer das Markenland der deutſchen Völker gegen Oſten, Norden und jetzt auch gegen Weſten ſein muß, und daß die Nothwendigkeiten, welche ihm ſeinen Urſprung gaben, ſolange fortdauern, als ein ſlaviſcher, ſkandinaviſcher und franzöſiſcher Egoismus vorhanden iſt, welcher an den Grenzen Deutſchlands eine ſtrenge, energiſche und kriegeriſch behende Organiſation deutſcher Kraft nöthig macht. Und wenn man den gutmüthigen Schwärmern nicht zürnen kann, welche meinen, daß jetzt die Zeit der Verheißung gekommen ſei, wo der Egoismus der Völker durch brüderliche Liebe und gegenſeitige Achtung überwunden wäre, ſo ſoll man ſich doch hüten, ihnen in der Behauptung nachzugeben, daß die Einſetzung des Kriegsminiſteriums des deutſchen Reiches und das Ausſprechen der Einheit Deutſchlands genügen werde, dem Auslande Achtung vor deutſcher Kraft, den einzelnen Theilen Deutſchlands aber kriegeriſche Tüchtigkeit und Schulung einzuflößen. Ja es läßt ſich beweiſen, daß gerade bei beſſerer Vereinigung der deutſchen Völker die Vorzüge der preußiſchen Individualität, deren Einſeitigkeit die übrigen Stämme bis jetzt oft gedrückt hat, von größter Wichtigkeit und zum Gedeihen Deutſchlands unentbehrlich ſein werden. Denn wenn Preußen ohne das übrige Deutſchland von der Höhe einer Großmacht, die es ſeiner inneren Kraft nach allerdings iſt, herabkommen würde, und wenn ſelbſt eine enge Verbindung mit einzelnen Staaten Norddeutſchlands keine genügende Entſchädigung für eine oppoſitionelle Stellung zu einem neuen weſtdeutſchen Reich ſein könnte, ſo iſt andrerſeits ein deutſches Reich ohne Oeſtreich und ohne Preußen eine kraftloſe Fehlgeburt und es wäre gleichgiltig, ob bei einem ſolchen Reich die Königreiche Sachſen oder Baiern oder gar das kleine herrſchluſtige Weimar eine Hegemonie durchſetzten.

Es iſt unnöthig zu erzählen, wodurch die ſchwierige Stellung Preußens zu der gegenwärtigen Bewegung entſtanden iſt, nur darüber wird kein Zweifel ſein, daß ſie nicht nöthig war, nicht, wie bei Oeſtreich der Fall iſt, in der Idee des Staates lag. Das ruhige Fortgehen auf dem Wege, der ſeit Gründung des Zollvereins eingeſchlagen war, hätte Deutſchland allmählich in einen Staatenbund verwandelt, deſſen Präſident der König von Preußen war, der im Ausland durch die preußiſchen Legationen vertreten wurde, deſſen innere Angelegenheiten, die des freien Verkehrs und der materiellen Intereſſen durch ein Bundesparlament und Commiſſarien deſſelben geordnet wurden. Dieſer Weg der Vereinigung hätte vieles Gute gehabt, obgleich er wenig imponirt hätte, wir haben kein Recht zu klagen, daß das Volk ſelbſt durch Machtſprüche einen andern vorgeſchrieben hat, der großen Schein für ſich hat zu einer ſchnelleren und energiſchen Verbindung zu führen, bei dem der ruhige Beobachter ſich aber doch des gewichtigen Zweifels nicht entſchlagen kann, ob dieſer nähere Weg durch die Paulskirche nicht in Wirklichkeit ein Umweg ſei, der durch den Schein prächtig gerader Richtung täuſche, um zuletzt in die Brüche zu führen.

Wenn hier die Meinung geäußert wird, daß es der Frankfurter Verſammlung nicht gelingen kann, die Vereinigungswünſche der deutſchen Stämme verſtändig zu befriedigen, ſo geſtatten Sie mir auch die Bemerkung, daß ich trotzdem dieſe Verſammlung für die edelſte und größte That des deutſchen Volkes ſeit 1813 halte, und mit Freude, ja nicht ohne Rührung ſehe, wie dieſer hohe Rath deutſchen Geiſtes und Rechtsgefühls ſo ſehr genau den Charakter, alle Nüancen der Perſönlichkeit des Volkes ſelbſt, ſeine Tugenden und Schwächen in ſich darſtellt. Und wenn man die Furcht hegen muß, daß die Conſtituante auch darin die Eigenthümlichkeit des Volkes abſpiegeln wird, daß ſie, ſelbſt ein Schmerzenskind aus der Zeit idealer Sehnſucht und ſpeculativer Träume, auch wieder nur ein Ideales, eine Art Gedicht ſchaffen wird, ſo ſoll man auch denken, daß ſie in jedem Fall fördernd und ſegensreich auf neue praktiſche Bildungen, welche aus dieſen Verſuchen hervorgehen, wirken wird. Sie mögen dieſen Ausgang aus jedem Blatt in der Geſchichte dieſer Verſammlung leſen. Prüfen Sie zunächſt den idealen Drang der Nation, welcher ſie ins Leben rief: es war die Unzufriedenheit mit dem Syſtem der alten Monarchien, welche ſich in einzelnen Staaten durch offenen Kampf gegen das Hausregiment derſelben Luft gemacht hatte, es war ferner bei den kleinen Stämmen die bittere Empfindung ihrer ſtaatlichen Ohnmacht und Kraftloſigkeit, es war, und dies iſt die reellſte Grundlage der Verſammlung, das Bedürfniß nach freiem Verkehr, in Handel, Gewerbe und allen übrigen Aeußerungen des Volkslebens, welche der Staatsgeſetze zum Gedeihen bedürfen, es war Schwäche, ja Verzweiflung der alten Regierungen, welche den betäubenden Schwall der Revolution durch dieſe Verſammlung wenigſtens in ein gebahntes Bett zu bringen hofften, es war zuletzt das ſchöne Band der Sprache, der Wiſſenſchaft und der hiſtoriſchen Erinnerungen, welches die einzelnen Stämme zuſammenzog. Durch dieſe Bedingungen iſt das Gedeihen der Conſtituante keineswegs geſichert. Ihre Autorität mußte unbeſtreitbar ſein, ſolange die einzelnen Völker ſich ſchwach, entmuthigt, in Gefahr fühlten, ſie bleibt in vollem Anſehen, ſolange es ſich in ihren Verhandlungen um allgemeine Wünſche und Begriffe handelt: geſichert in ihrem Wirken wäre ſie erſt dann, wenn es ihr gelänge, die realen Intereſſen des Handels, der Induſtrie, des inneren Verkehrs, das heißt den geſunden Egoismus der einzelnen Völker zu fördern. Denn ihre Majeſtät beruht auf nichts Anderem als auf der Achtung und Zuneigung, welche ihre Beſchlüſſe den einzelnen Völkern einflößen. Von dem Augenblicke, wo die Verſammlung der Paulskirche es verſuchte Geſetze zu geben, welche den Egoismus einzelner Völker verletzen, mußte ihre Autorität und ihre Wirkſamkeit in Gefahr kommen. Und die Conſtituante hat Vieles gethan dieſe Uebelſtände zu vermehren. Hervorgegangen aus einer

Verbindung der Revolution mit dem Recht, hat ſie vergeſſen, daß ein Kind der Revolution die Energie und ſchnelle Thatkraft ſeiner Mutter braucht, um zu gedeihen. Sie hat koſtbare Zeit in Formſtreitigkeiten, Proclamationen, einem unbehilflichen Streben ſelbſt zu regieren, ſich in einzelne Händel zu miſchen, verloren. Es war dies nicht Kühnheit, ſondern Schwäche. Unterdeß entwickelt ſich unabhängig von ihr ein neues Volksleben in den einzelnen Staaten, dort tritt an die Stelle der Unordnung und Verwirrung, freilich zögernd und allmählich, Selbſtgefühl und Thätigkeit. Die Angelegenheiten und die Regierung des eigenen Hauſes, welche jetzt bei der Majorität der einzelnen Völker ſtehen, treten in den Vordergrund und die Separat-Intereſſen der einzelnen Staaten fangen an, ihre verſtändige Berechtigung geltend zu machen, deren man damals, als die Deputirten nach Frankfurt geſendet wurden, wenig gedacht hatte. Schon dadurch muß die Frankfurter Verſammlung allmählich an Boden verlieren, noch mehr aber, weil ſie das natürliche Beſtreben aller neuen Mächte hat, zu Vieles ſchaffen zu wollen. Sie wird dadurch Colliſionen mit den Souveränitätsrechten der einzelnen Staaten herbeiführen. Wenn ſie z. B. ein Gewerbegeſetz in die Reichsverfaſſung aufnähme, ſelbſt wenn ſie dabei 80 Deputirte aus dem Handwerkerſtande zu Rathe zieht, mit welchem Recht will ſie dieſe Beſtimmungen gegen die ſächſiſchen Geſetze über Innungsweſen oder gegen die direct entgegenſtehenden preußiſchen über vollſtändige Gewerbefreiheit durchſetzen, vorausgeſetzt, daß die Majorität dieſer Länder ſich für Beibehaltung der bisherigen Geſetze entſcheidet? Ob ſie ſich für competente Autorität in Bezug auf Handelspolitik und induſtrielle Fragen hält, wiſſen wir noch nicht ſicher, doch hat es den Anſchein. Hiergegen müßte das deutſche Volk entſchieden proteſtiren. Die Verſammlung hat ſouveräne Autorität eine Verfaſſung für Deutſchland zu machen, aber was darüber hinausgeht, ſoll ſie mit Vorſicht behandeln, denn ihr Mandat iſt keineswegs unbeſchränkt. Doch wäre es auch in dieſem und in vielen ähnlichen Fällen bei demokratiſchen Lebensformen geſtattet, die Selbſtbeſtimmungen einzelner Staaten vom Standpunkt der Conſtituante aufzuheben, und ich leugne entſchieden, daß dies zuläſſig iſt, ſo liegt die Hauptgefahr der Verſammlung immer noch darin, daß ſie, je länger ihre Mitglieder vom Hauſe entfernt ſind, je mehr ſie in der Verſammlung zuſammenwachſen, um ſo ſicherer in die Gefahr kommen, uniformiren zu wollen. Den unnützen und ſpitzfindigen Unterſchied, welchen man in Frankfurt zuweilen zwiſchen Bundesſtaat und Staatenbund macht und die Behauptung, daß Deutſchland ein Bundesſtaat werden müſſe, mag man ruhig hingehen laſſen, es würde am beſten ſein, wenn man Falſtaff's Unterſchrift: „Hans Falſtaff für meine Freunde, Sir John für ganz Europa“ bei dieſer Frage parodirend ſagen könnte: „ein Staatenbund für Deutſchland, ein Bundesſtaat für die Feinde im Ausland“; aber es gibt bedenklichere Anzeichen davon, daß die Conſtituante keine Neigung hat, Rückſichten darauf zu nehmen, wie Deutſchland viel verſchiedenere Theile und Intereſſen zu verſöhnen hat, als ſelbſt Nordamerika. Ueberdies wird man ſich bei der größten Achtung vor den Kräften der Conſtituante doch der Furcht nicht entſchlagen können, daß die Verſammlung, wenn ſie in der begonnenen Weiſe fortgeht, mehr als Monate zur Beendigung ihres Verfaſſungsentwurfs bedürfen wird, und die Geſchichte lehrt, daß die Früchte langer Conſtituanten ungenießbar ſind. In dieſem Augenblick ſcheint die Verſammlung im Zenith ihres Anſehens zu ſtehen und doch iſt gerade die Wahl des öſtreichiſchen Prinzen Johann der Act, welcher am tiefſten in das Leben derſelben einſchneiden wird. Wohl war dieſe proviſoriſche Wahl eine unvermeidliche, im Stillen geben alle Parteien dies zu, ſie iſt ein nothwendiger Durchgangspunkt in der Entwickelung unſerer Verhältniſſe. Selbſt wenn die Vorausſetzung dieſer Wahl, daß Oeſtreich durch ſie unmittelbar mit Deutſchland zu verbinden iſt, ſich als irrig ausgewieſen haben wird, ſoll die Bedeutung und der Werth derſelben nicht verkannt werden. Es war nothwendig, eine Perſon an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, welche Bürgſchaften gebe für die Tüchtigkeit der Arbeiter und Hoffnungen für die Zukunft. Daß dieſe Hoffnungen nicht alle erfüllt, ja daß die Befriedigung, welche durch dieſe Wahl über Deutſchland gekommen iſt, ſich als eine ſehr vorübergehende ausweiſen und neue Abſpannungen nach ſich ziehen wird, hebt die ſegensreichen Folgen nicht auf, welche dieſer friedliche Ruhepunkt für die athemloſen deutſchen Völker gehabt hat. Heinrich von Gagern hat das Beſte gethan, was er unter den gegebenen Verhältniſſen thun konnte, und daß dadurch die Perſon eines liebenswürdigen Fürſten, vielleicht Gagern ſelbſt, zu Opfern unſerer Bewegung geworden ſind, darf uns als ein tragiſches Moment in unſerem großen Entwickelungskampfe nicht irren; daß aber die Verſammlung durch dieſe Wahl ſich leicht ein Verhängniß bereitet hat, wird ſchon die nächſte Zukunft lehren. Das neue Reichsminiſterium hat keine andere Grundlage als die Frankfurter Verſammlung ſelbſt, nichts für ſich als die gute Meinung des deutſchen Volkes. Auf ſolchem Hintergrunde kann man, vorausgeſetzt, daß man an ihn glaubt, wohl Geſetze machen, aber man kann ſie nicht ausführen, ſobald die Ausführung irgendwo bedeutende örtliche Intereſſen verletzt, und es iſt vorauszuſagen, daß dies zuweilen der Fall ſein wird. Die Uebernahme des Oberbefehls über ſämmtliche deutſche Truppen ſichert z. B. die geſetzlichen Executionen ganz und gar nicht, denn da es unthunlich iſt, die Heere der einzelnen Staaten in der Weiſe an das Reichsminiſterium zu feſſeln, daß ſie die Befehle deſſelben directen Gegenbefehlen ihrer Volksvertreter oder Regierungen vorziehen müſſen, ſo iſt jedes energiſche Stützen der executiven Gewalt abhängig von dem guten Willen der einzelnen Regierungen oder Völker, und die Nationalverſammlung ſowohl als ihr Miniſterium ſind trotz allem Schein des Gegentheils in dieſem Augenblick bereits factiſch der Begutachtung der einzelnen Regierungen und ihrer Volksvertreter unterworfen. Und es wird von dem guten Willen der Regierungen abhängen, ob ſie ihr Veto dem Reichsverweſer durch einen Geſandten privatim zuſenden, oder nach Publication des Geſetzes an die Verſammlung ihrer Volksvertreter appelliren wollen. Was man mit Entrüſtung gegen dieſe Behauptung anführen wird, daß ein vernünftiges Erkennen von der Nothwendigkeit einer ſtarken Centralgewalt und eine liebevolle Zuneigung zu derſelben im deutſchen Volk allgemein ſei, und daß man bei neuen großen Geſtaltungen über unendlich Vieles deshalb wegkomme, weil ſie das Weſen und die Aeußerung einer friſchen imponirenden Kraft ſeien, gerade das kommt auch der Oppoſition gegen die Centralgewalt mit demſelben Rechte zu gut. Auch das mögliche, ja wahrſcheinliche Auflehnen einzelner Staaten gegen die Centralgewalt mag keine Oppoſition beſchränkter Regierungsmenſchen ſein, ſondern ein Widerſtand nationalen Willens, welcher dieſelbe volksthümliche Baſis und Berechtigung haben kann, als die Beſchlüſſe der Verſammlung. Jedenfalls hat die Conſtituante durch die getroffene Wahl ihr Schickſal mit dem der Reichsverweſerſchaft verbunden, das Anſehen Beider wird zuſammen ſteigen und fallen. Wer ſchon jetzt die Zukunft ſowohl aus der Phyſiognomie der Geſellſchaft, als aus den Perſonen des Reichsminiſteriums, ja aus der Perſönlichkeit des Fürſten ſelbſt, welcher an der Spitze ſteht, zu prophezeien wagt, der übernimmt zu gleicher Zeit die Verpflichtung, ſeine Muthmaßungen über die Folgen eines möglichen Umſchlags der öffentlichen Meinung auszuſprechen.

Zunächſt verdankt Deutſchland der Frankfurter Verſammlung und der Stellung des Erzherzogs den unendlichen Vortheil, daß die einzelnen Staaten für die zeitgemäße Umwandlung ihrer eigenen Verhältniſſe Zeit und Muth gewinnen. Der Gegenwart und der nächſten Zukunft iſt die große Aufgabe geſtellt, in allen kleinen Kreiſen des ſtaatlichen Lebens feſten Grund zu legen für den Neubau unſerer Zeit. Freie Formen des Rechtsverfahrens, Selbſtregiment der Stadt- und Landgemeine, freies Regieren der Landeskreiſe und Bezirke, gerechte Principien der Beſteuerung, möglichſt feſte Verbindung des Volkes und des Heeres und vor Allem die Anfänge der ſocialen Reformen, welche die letzte Forderung unſerer Zeit ſind, können während dieſes Uebergangsregiments in das Leben treten. Wird dies gewonnen, dann erſt iſt die wahre Grundlage vorhanden für eine freie Vereinigung der deutſchen Völker, welche die Separatintereſſen nicht aufhebt, ſondern verſöhnt. Und wenn hier die Ueberzeugung ausgeſprochen wird, daß in dieſer Zeit der preußiſche Staat ſeine Pflicht und ſein Recht, die Führerſchaft deutſchen Lebens zu übernehmen, antreten wird, ſo iſt damit zu gleicher Zeit die Hoffnung ausgeſprochen, daß es dem preußiſchen Volk am erſten und vollſtändigſten gelingen muß, die Keime des neuen Lebens in ſich zu entwickeln und zur Blüthe zu bringen.

Die Beweiſe dafür liegen in der merkwürdigen Organiſation des preußiſchen Staates, welcher höchſt originelle, ja bewundernswürdige demokratiſche Unterlagen beſitzt, und einzelne derſelben, z. B. Gewerbefreiheit, ganz radikal gebildet hat. Freilich iſt das ſegensreiche Gedeihen dieſer Inſtitutionen überall gedrückt und beſchränkt worden durch den Umſtand, daß ſie von der Regierung gegeben, behütet, überwacht und bevermundet worden ſind, gerade dadurch entſtand die ſeltſame Verbindung zwiſchen freiem Volksleben und aufgeklärtem Regierungsdespotismus, welche Preußen zu einem Gegenſtand des Mißtrauens viel häufiger gemacht hat, als nöthig war. Jetzt ſind alle freiſinnigen Inſtitutionen Preußens von dieſem Druck befreit und können ſich zeitgemäß entwickeln. Nicht die Größe des Heeres, nicht die Ordnung des Haushalts ſoll hierbei in Rechnung gebracht werden, wohl aber der Umſtand, daß in Preußen das große Princip, jeder Mann ſei in Waffen geübt, durch die Landwehr bereits die Anfänge volksthümlicher Geſtaltung gewonnen hat, der Umſtand, daß die preußiſche Klaſſenſteuer, deren Vertheilung und Aufbringung durch die Communen, der vernünftigen Abgabenform, einer Einkommenſteuer, welche durch das Volk ſelbſt erhoben und in die Staatskaſſe geliefert wird, näher kommt als das Steuerſyſtem irgend eines anderen Staates. Dazu kommt, daß Preußen in der Städteordnung und der Kryſtalliſation der Communen zu einzelnen Kreiſen vortreffliche Grundlagen für ein Selbſtregiment des Volkes findet. Kein anderer Staat hat ferner mit ſolcher Mäßigung, Ausdauer und Geſetzeskraft ſo ſchwierige Verhältniſſe zu reguliren begonnen, als der preußiſche bei Entſchädigung einzelner Gewerbegerechtigkeiten in den Städten, bei Löſung der bäuerlichen und gutsherrlichen Verbindung zu überwinden hatte. Was man auch im Einzelnen an den Principien der bäuerlichen Ablöſungen ausſetzen und ändern muß, im Großen betrachtet iſt die fünfundzwanzigjährige Thätigkeit der Ablöſungscommiſſionen eine ſo weiſe Maßregel geweſen, daß die Wirkungen derſelben zumeiſt dazu beigetragen haben, den preußiſchen Staat zu einem Vertreter deutſcher Freiheit gegen die patriarchaliſche Hörigkeit ſlaviſchen Lebens zu machen. Selbſt in der gründlichen Bildung ſeiner Beamten, der großen Kraft und Ehrlichkeit ſeines Richterſtandes beſitzt Preußen eine Macht, welche, wie auch ihre bisherige Verwendung war, von jetzt ab viel dazu beitragen wird, Erfahrung und Lebensweisheit in den neuen Lebensformen heimiſch zu machen. Rechnen Sie noch den Umſtand dazu, daß Preußen in der Zeit eines unbeſchränkten Monarchismus ſehr glücklich vermieden hat, eine ſchädliche Centraliſation der Intelligenz und der Verwaltung in ſeiner Reſidenzſtadt zu bewirken, ſo daß die einzelnen Provinzen freie Verbündete und nicht Knechte Berlins geblieben ſind, laſſen Sie auch den Vortheil gelten, daß Preußen in dieſe finanziell ſchwierige Zeit ein, mit Ausnahme der Oſtbahn, fertiges Eiſenbahnnetz gebracht hat; ja laſſen Sie ſelbſt ein großes Unglück Preußens nicht aus der Rechnung, den Umſtand nämlich, daß die furchtbare Hülfloſigkeit, an welcher einzelne Theile des Landes leiden, die Peſtdiſtricte Oberſchleſiens, die Bezirke der Weber und Spinner, dem Staat die zwingende Nothwendigkeit auflegt, eine Verſöhnung ſocialiſtiſcher Ideale mit dem praktiſchen Staatsleben durchzuſetzen; bringen Sie alles dies in Rechnung, ſo finden Sie darin einen Antrieb und eine Bürgſchaft dafür, daß die Entwicklung preußiſcher Kraft und preußiſchen Volkslebens eine energiſche, imponirende und heilvolle werden muß. Da die Aufgabe des preußiſchen Volkes und ſeiner Regierung eine ſo große und vielverheißende iſt, ſo mag der Preuße auch mit ruhigem Vertrauen und mit Hoffnung den Gegenſatz anſehen, in welchen vielleicht das preußiſche Selbſtgefühl dem der übrigen Stämme gegenüber kommen kann.

Was die preußiſche Regierung bis jetzt gethan hat, den Beſchlüſſen der Paulskirche entgegen zu kommen, war verſtändig, auch die Erklärung des Miniſterpräſidenten von Auerswald wegen Uebernahme der preußiſchen Kriegsmacht durch den Reichsverweſer, war ebenſo klug als offen. Vielleicht war die Form, in welcher das Reichsminiſterium die Aufforderung erließ, nicht paſſend, doch jetzt iſt keine Zeit, wo man ein Recht hat ängſtlich an Formen zu mäkeln. Vereinigung des Commandos in einer Hand iſt nothwendig, daß an die Stelle eines Bundesfeldherrn der Reichsverweſer getreten, iſt der Sache nach durchaus nicht bedenklich. Aber auch in der Zukunft möge das preußiſche Miniſterium den wichtigen Grundſatz feſthalten, daß eine Oppoſition gegen die Paulskirche im Intereſſe Deutſchlands und ebenſo ſehr Preußens ſolange zu vermeiden iſt, als die Verſammlung und ihre Executivgewalt die nationalen Intereſſen Deutſchlands nicht preisgeben, denn Preußen hat aus Klugheitsgründen am meiſten den Widerſtand zu ſcheuen. Und vorläufig iſt nicht zu fürchten, daß die Beſchlüſſe der Verſammlung zu einer Gefahr werden. Sollte aber ja der Tag kommen, wo eine unſelige Eile oder Bedenklichkeit, etwa in der italieniſchen Frage, oder in den gefährlichen Punkten, wo die öſtreichiſchen und deutſchen Intereſſen nicht Hand in Hand gehen, zu Tage käme, in dieſem Falle, der jedem deutſchen Mann als ein großes Unglück erſcheinen müßte, gibt es für Preußen allerdings nur den einen geſetzlichen Weg des Widerſtandes, daß die preußiſchen Miniſter, wenn ihre Vorſtellungen in Frankfurt ungehört verhallen, den Vertretern des preußiſchen Volkes die Frage zur Entſcheidung und Beſchlußnahme vorlegen.

Zweierlei aber mag das preußiſche Volk in allen ſeinen politiſchen Fractionen vor Augen behalten, erſtens, daß Preußen die innige Verbindung mit dem übrigen Deutſchland ebenſo wenig entbehren kann, als die kleinen Staaten die Vereinigung mit Preußen, und zweitens, daß die Stellung und das Anſehen, welches jeder einzelne Staat in der neuen Vereinigung einnehmen wird, nicht durch proviſoriſche Beſchlüſſe und Stimmungen, auch nicht durch hiſtoriſches Selbſtgefühl und abſchließendes Vertrauen auf die gegenwärtige Macht bewirkt werden kann, ſondern abhängig iſt von dem Grade, in welchem es den einzelnen Völkern, großen oder kleinen, gelingt, in ihrem Hausweſen ſich vernünftig und tüchtig zu organiſiren. Und wenn Preußen, wie wir alle hoffen, dies bei ſich durchſetzt, ſo wird und muß es einſt die Führerſchaft Deutſchlands übernehmen. Es wird dies keine Uſurpation der regierenden Familie über andere Regenten, ſondern eine Folge der Achtung und Zuneigung ſein, welche der Größte und Tüchtigſte ſich unter freien Gleichberechtigten gewinnt.

4. Die preußiſchen Finanzen und ihr Miniſter.

(Grenzboten 1848, Nr. 32.)

Der kleine Reichsgulden, der preußiſche Silberthaler und die öſtreichiſche Fünfguldennote mit ihren ſilbernen Provinzen, den Zwanzigern, ſind in dieſem Augenblick nicht nur bedeutungsvolle Bilder des geſchäftlichen Verkehrs und des äußeren

Umfanges ihrer Staaten, ſondern ſie ſtellen jedes durch ſeine Eigenthümlichkeit auch ziemlich genau die verſchiedenen Werthe dar, welche die innere Lebenskraft ihrer Länder in den Augen eines Staatsmannes und Finanziers hat. Der glänzende Gulden des 24 ½-Fußes iſt als maßgebende Geldeinheit der kleinen Staaten neu und leicht, wie das Gepräge ſeiner Länder, er repräſentirt den bequemen Verkehr der billigeren Exiſtenzen des Südens, iſt aber für den großen internationalen Umſatz ebenſo unzureichend, als die Kraft ſeiner Regierungen. Die Fünfguldennote Oeſtreichs, die größte unter den deutſchen Werthen, iſt gerade jetzt wenig mehr als ein Scheinwerth, und obgleich die ſolide Kraft und das Gepräge der 15 Einheiten, deren Verbindung ſie ausmacht, nirgend bezweifelt werden wird, ſo leidet der Staat als Ganzes doch an demſelben verhängnißvollen Uebelſtand, welcher ſein Hauptverkehrsmittel, die Banknoten, trifft, daß ihm die ſolide Baſis und innerer Halt fehlen. Preußen hat die Vortheile, welche ſein Silberthaler für den Umſatz darbietet, auch für ſeine ſtaatliche Organiſation gewonnen. Es iſt ein ſchweres, tüchtiges Weſen, hart, rund, ſicher; gewichtig gegen den Reichsgulden, logiſch feſt und genau gegen die Gemüthlichkeit des öſtreichiſchen Kreuzerverkehrs, in welchem ungerade Fünf als gerade Zwei gelten. Dieſer Vergleich iſt kein müßiges Spiel mit Bildern, denn die drei maßgebenden Einheiten des Geldverkehrs, urſprünglich aus der Individualität der Länder und des Volkslebens hervorgegangen, haben auch wieder durch ihre verſchiedene Beſchaffenheit dazu beigetragen, die Phyſiognomie der drei großen Theile Deutſchlands zu beſtimmen.

Der Miniſter Hanſemann hat es unternommen, das Thalerſtück Deutſchlands fortzurollen und ſeinen Cours gut zu ſtellen; einige Betrachtungen über ſeine Thätigkeit und die Finanzlage Preußens werden den Leſern vielleicht willkommen ſein.

Da es in unſeren Tagen mehr als je darauf ankommt, nicht nur das Verſtändige zu thun, ſondern auch ihm einen guten Schein zu geben, um ſchnelle Anerkennung und bereitwilliges Eingehen des Volkes zu erlangen, ſo ſei hier zuerſt der Rede des Finanzminiſters in der 27. Sitzung der preußiſchen Nationalverſammlung gedacht. Dieſe Rede enthält eine geſchickte Darſtellung der preußiſchen Finanzlage und iſt als Programm des Finanzminiſteriums zu betrachten, weil auch für eine Anzahl zukünftiger Reformen die Geſichtspunkte geſteckt werden.

Preußens Budget für 1848 ſtellte eine Einnahme von 64½ Million in Ausſicht, die verzinsliche Staatsſchuld betrug 126 Millionen, nicht mehr als eine doppelte Jahreseinnahme. So trat Preußen mit geordneten Finanzen und einer gewiſſenhaften Verwaltung derſelben in die Revolutionsperiode ein, und die Hauptſchwierigkeit eines neuen Finanzminiſteriums war nicht die Regulirung verzweifelter Geldverhältniſſe, ſondern erſtens die Beſchaffung von baarem Geld für die vermehrten Ausgaben des Staates in einer Zeit, wo die Einnahmen ſich bedeutend verminderten, die im Staatsſchatz vorhandenen Effecten, ſowie die immobilen Beſitzungen des Staates, Forſten, Domänen, Bergwerke, Hütten, Salinen, Gebäude u. ſ. w. ſehr bedenklich entwerthet waren; zweitens, energiſche Maßregeln, um die Stockungen in Handel und Verkehr und den deshalb drohenden Untergang der arbeitenden Klaſſen durch Belebung des Vertrauens, des Credits und Flüſſigmachen des baaren Geldes aufzuheben; und drittens zeitgemäße Veränderungen in Staatseinnahmen und Ausgaben durch Erleichterungen der zu hoch beſteuerten Richtungen, durch Erſparniſſe und durch Eröffnung neuer Quellen der Einnahme. Was bis jetzt geſchah, das Budget zu reformiren, iſt nicht bedeutend und konnte es wohl auch nicht ſein, da die Grundlagen eines neuen Steuerſyſtems, gleichmäßige Vertheilung der Grundſteuer und Einführung einer Einkommenſteuer erſt das Reſultat ruhigerer Zeit und längerer Vorarbeit ſein können. Das Geſchehene aber iſt zweckmäßig. Die freigeſtellte Verwandlung der Mahlſteuer in eine directe, die Ermäßigung des Zeitungs- und Geſuchſtempels, die Erhöhung der Branntweinſteuer und die Aufhebung der Befreiungen von Klaſſenſteuer ſind dahin zu rechnen.

Für Belebung des Credits, Ermunterung des Handels und der Gewerbe war die Errichtung von Hilfskaſſen eine ſehr nützliche, ja dringend nothwendige Maßregel, denn ohne die Unterſtützung durch dieſe Kaſſen wären bei weitem die meiſten Fabrikanten gezwungen geweſen ihre Arbeiten einzuſtellen, und hunderttauſende von Arbeitern waren allen Gefahren des Hungertodes preisgegeben. Eine Hilfe für die Dauer ſind dieſe Kaſſen freilich nicht. Da man aber die Hoffnung feſthalten muß, daß Vertrauen und damit die Luſt zu arbeiten wiederkehren wird, ſo hat man durch ſie dem Fabrikanten über die ſchlechteſte Zeit weggeholfen. Das Miniſterium hat zwei verſchiedene Hilfskaſſen eingerichtet, die Unterſtützungskaſſen, welche für das ganze Land mit 1½ Million baar Geld dotirt ſind, und die Darlehnskaſſen, welche mit 10 Millionen Darlehnskaſſenſcheinen arbeiten. Die Unterſtützungskaſſen ſind beſtimmt, dem Fabrikanten und ſolchen Handwerkern, welche eine größere Anzahl Arbeiter beſchäftigen, baare Vorſchüſſe auf Waaren, auf Effecten, auf Wechſel mit zwei Unterſchriften und auf Hypotheken zu geben. Durch die Vorſchüſſe von baarem Geld ſetzen dieſe Kaſſen den Handwerker und Fabrikanten in Stand, das Tage- und Wochenlohn ſeiner Arbeiter in einer Periode auszuzahlen, wo nicht nur der Abſatz der gefertigten Waaren zweifelhaft iſt, ſondern auch die fälligen Zahlungen für bereits gelieferte Waaren nicht einlaufen. Für dieſen Zweck war auch die Annahme von Hypotheken als Pfandinſtrumenten nothwendig, weil bei vielen Handwerkern die Verpfändung der gelieferten Waare unthunlich geweſen wäre, und nach preußiſchem Recht und Brauch viele derſelben zur Ausſtellung von Wechſeln weder Befugniß noch Credit haben. Die Darlehnskaſſen dagegen geben Vorſchüſſe an Kaufleute und Fabrikanten gegen Waaren und zinstragende Papiere, aber nicht gegen Hypotheken. Da dieſe Kaſſen den Zweck haben, den größern kaufmänniſchen Verkehr zu beleben, war eine ſtarke Ausſtattung derſelben nothwendig und bei dem augenblicklichen Mangel an baarem Geld erſchien für den Verkehr unter Geſchäftsmännern die Emiſſion eines Papiergeldes zweckmäßig, für welches die verpfändeten Waaren unter Garantie des Staates als Sicherung dienten. Zur Uebernahme dieſer Garantie hatte der letzte vereinigte Landtag die Regierung bevollmächtigt, und da der Taxwerth der verpfändeten Waaren in der Regel um die Hälfte größer ſein muß, als die in Darlehnskaſſenſcheinen vorgeſtreckte Summe, ſo iſt nicht zu befürchten, daß die Garantie dem Staat finanzielle Verluſte herbeiführen wird. Die Zeit, auf welche dergleichen Darlehen gegeben werden, iſt der Regel nach nicht über drei Monate. Die Thätigkeit dieſer Inſtitute iſt als eine vorübergehende auf höchſtens drei Jahre feſtgeſetzt. Beide Inſtitute werden durch Comités verwaltet, welche aus Sachverſtändigen zuſammengeſetzt ſind. Ein königlicher Commiſſarius präſidirt.

Was endlich Hanſemann bis jetzt gethan, um der Staatskaſſe ſelbſt Geld zu verſchaffen, war eine vortreffliche Maßregel, und wenn er dabei eine gewiſſe diplomatiſche Schlauheit gezeigt, ſo mag man ſich auch darüber freuen, da ſie Niemandem zum Unheil gereichen wird. Unter den vielen Kunſtgriffen, die der menſchliche Scharfſinn erfunden hat, einem bedrängten Staat Geldmittel zu verſchaffen, gab es drei, auf welche Preußen hätte eingehen können. Erſtens die Ausgabe neuer Kaſſenanweiſungen, zweitens die Emiſſion einer neuen Serie von Schuldſcheinen, welche an den Börſen in Geld umgeſetzt wurden, und drittens eine Anleihe, wo gegen die eingezahlten Summen zinſentragende Schuldſcheine ausgegeben wurden. Von dieſen drei Finanzoperationen war die Ausgabe neuer Kaſſenanweiſungen die leichteſte, aber gefährlichſte und, wie wir unten ſehen werden, die unſolideſte. Der Verkauf neuer Staatsſchuldſcheine an den Börſen war ganz unausführbar; denn obgleich das Kapitalvermögen und die Finanzlage des Staates an ſich für die Ausgabe dieſer indirecten Hypothekeninſtrumente genügende Sicherheit boten, war doch bei dem herrſchenden Mißtrauen und dem gedrückten Cours aller Staatspapiere und Börſeneffecten leicht vorauszuſehen, daß eine ſolche Operation die Courſe auch der alten Staatsſchuldſcheine noch tiefer herabgedrückt und den Verkauf ſehr ſchwierig gemacht, jedenfalls höchſt bedeutende Einbußen herbeigeführt hätte. Die neue Anleihe al pari zu veräußern, wäre ſelbſt bei 6 Proc. Zinſen ganz unmöglich geweſen, ſchon der Gedanke an 15 Millionen neuer Staatsſchuldſcheine hätte ein Haarſträuben über alle Börſen gebracht. Eine Geldanleihe gegen mäßige Zinſen von allen guten Leuten, welche Geld zu geben hatten, war die beſte Hilfe. Aber wie die Summe von 15 Millionen, welche durch den letzten vereinigten Landtag bewilligt worden war, aus dem dreimal verſchloſſenen Geldkaſten herauszaubern, auf denen die Eigenthümer höchſt mißtrauiſch und kopfſchüttelnd ſaßen? Das Finanzminiſterium ſchrieb eine freiwillige Anleihe aus, verſprach 5 Proc. Zinſen und erklärte außer dem Geld von patriotiſchen Seelen auch verarbeitetes Silber u. ſ. w. zum Silberwerth annehmen zu wollen. Natürlich hatte die Sache ſchlechten Fortgang, die Taxatoren hatten durch einige Zeit die angenehme Arbeit, ſilberne Kettchen, Zahnſtocher und dergleichen nach ihrem Groſchenwerth taxiren zu müſſen und nach Verlauf von mehr als zwei Monaten waren erſt $1\frac{1}{2}$ Millionen zuſammen, obgleich aus einzelnen Familien bedeutende Werthe beigeſteuert wurden. Da erklärte das Miniſterium traurig der Conſtituante, da gar keine Ausſicht ſei die Bedürfniſſe des Schatzes durch patriotiſche Beiträge zu decken, ſei es genöthigt vom 10. Auguſt, dem Schlußtermin der freiwilligen Einzahlungen, eine Zwangsanleihe zu erheben, die in angemeſſener Scala nach der Größe des Vermögens aus allem Capitaliſtenvermögen von 1000 Thlr.

und aus allen Einkünften von 400 Thlr. aufwärts eingezogen werden müßte; natürlich könnte ſolche Anleihe nur mit 3½ Proc. verzinſt werden und es wäre klug, wenn Alle, denen die Zwangsanleihe drohe, die jetzt gebotene Gelegenheit benutzten, ſich durch Betheiligung bei der freiwilligen Anleihe eine Revenue von 5 Proc. zu ſichern. Das half, der Zudrang zu den Annahmeſtätten wurde ebenſo unmäßig, als er früher wünſchenswerth geweſen war, und es iſt nicht zu zweifeln, daß bis Mitte Auguſt die Summe von 15 Millionen beiſammen ſein wird. Es iſt anzunehmen, daß der Finanzminiſter die Kraft des Landes richtig ſchätzte und das Schreckbild der Zwangsanleihe aushing, um eine freiwillige Betheiligung zu erzwingen.

Wenn man loben muß, was der Finanzminiſter bis jetzt gethan, ſo iſt ihm noch höher anzurechnen, was er nicht gethan hat; Hanſemann hat dem Drängen, große Summen neues Papiergeld auszugeben, feſt widerſtanden und hat die vielerlei dahin zielenden, von Speculanten gearbeiteten Pläne ſämmtlich verworfen. Papiergeld iſt ein durch das Machtwort des Staates ins Leben gerufenes Geldzeichen, das ſeinen Werth nicht in ſich trägt, ſondern des Vertrauens bedarf, daß der Staat jederzeit im Stande ſein werde, daſſelbe gegen baares Geld einzulöſen. Wo Papiergeld geſchaffen wird, müſſen auch Kräfte und Anordnungen vorhanden ſein, welche einen augenblicklichen, ſtets bereiten Umtauſch deſſelben gegen Silber möglich machen. Und es genügt keineswegs, daß der Staat, wie in Preußen ſelbſt bei Vermehrung des Papiergeldes der Fall ſein würde, ein Capitalsvermögen an Gütern, Grundſtücken und Anlagen beſitzt, deſſen niedrigſter Taxwerth den Betrag des Papiergeldes überſtiege. Denn abgeſehen davon, daß ſolche Werthe ſchwankend und veränderlich ſind und in Zeiten der Aufregung und finanziellen Erſchlaffung ebenſo, ja noch mehr entwerthet werden, als die flüſſigen Stellvertreter des baaren Geldes, ſo leiden ſie noch zu allen Zeiten an dem Uebelſtand, daß ihr eigener Verkauf, d. h. ihr Umſatz in baares Geld, welcher doch nothwendig vorausgehen muß, ehe ſie zur Deckung dienen können, ſchwierig und weitläufig iſt, in Zeiten der finanziellen Verlegenheit aber gar nicht bewirkt werden kann. Wohl mögen ſie eine hinreichende Sicherheit für verzinsliche Staatsſchuldſcheine darbieten, welche man gleich den landſchaftlichen Pfandbriefen als Hypothekeninſtrumente betrachten kann; denn bei der Ausgabe von Schuldſcheinen ſchreibt der Staat die Einlöſungs- und Tilgungsform ſelbſt vor, er vertheilt die Einlöſung auf eine Reihe von Jahren und kündigt die feſtgeſetzten Quoten in beſtimmten Friſten. Ganz anders iſt es mit unverzinslichem Papiergeld. Jeder Tag, jeder Schrecken kann das Vertrauen des Volkes zu ſeinem Geldzeichen ſo erſchüttern, daß es maſſenhaft den Austauſch gegen Silber begehrt, und ein ſolcher Kaſſenſturm wird verhängnißvoll für die Beſitzer des Papiergeldes, wie für den Staat, wenn die Mittel zur Einlöſung nicht ſicher ſind, nicht ſtets bereit liegen. Denn in dieſem Fall ſinkt der Werth des Papieres dem baaren Geld gegenüber augenblicklich, es entſtehen Coursdifferenzen in den kleinen Kreiſen des Volkslebens, wo der Verluſt von Silbergroſchen ein Unglück wird, und die nothwendige Folge davon ſind allgemeine Entmuthigung und Erbitterung, Lähmung des Verkehrs und tötliche Gefährdung des Staatscredits. Sehr theuer und mit vielen Schmerzen hat ſeit Law das Menſchengeſchlecht dieſe Lehre bezahlt; die Bankerotte der Staatenbanken in Amerika, jetzt die öſtreichiſche Bankkriſis ſind die traurigen Beweiſe dafür. Wenn die Oeſtreicher es für ein Glück halten, daß die Entwerthung ihrer Banknoten nicht den Staat direct, ſondern nur ein officielles Privatinſtitut treffe, ſo iſt zwar im Allgemeinen richtig, daß Banknoten beſſer von Privatinſtituten als vom Staat ausgegeben werden, vorausgeſetzt, daß dieſe ſolid ſind, aber für Oeſtreich iſt das ein ſeltſamer Troſtgrund. Denn gerade der Umſtand, daß ſein Hauptverkehrsmittel, was doch für allen geſchäftlichen Umſatz entſchieden die Banknoten ſind, kein metallnes Staatsgeld, ſondern nur das Geldzeichen eines Privatinſtituts iſt, wäre — bei den Handelsverhältniſſen Oeſtreichs — für ſich allein ſchon Symptom eines abenteuerlichen und ungefügen Finanzweſens, auch wenn man ſeine Geſchichte nicht wüßte, die nicht viel beſſer iſt als ein 80jähriger Bankerott. Und wenn die Entwerthung der Banknoten Verſtimmung, Verfall des Handels, Störungen und Gewaltthätigkeiten hervorruft, hofft man dann, das erzürnte Volk werde die Schuld nicht der Regierung zuſchieben? Es gab kein gründlicheres Mittel, die Pietät der Provinzen zu vernichten, als dies unſelige Geldverhältniß. Aber was noch ärger iſt, gerade der Staat hat die verzweifelte Lage ſeiner großartigen Bank verſchuldet; ſchon vor der Revolution, damals als ſich Activa und Paſſiva noch mit 242 Millionen Gulden ausglichen, ſtand der Schuldenlaſt von 242 Millionen Gulden unter den andern Activen ein Guthaben an die leeren Staatskaſſen von 70 Millionen gegenüber; und wenn der Staat als Sicherheit dafür einen Theil ſeiner Immobilien, etwa Bergwerke und Salinen, oder ſelbſt deren jährliche Einkünfte verpfändet hatte, was konnten dieſe nützen, wenn die Stunde kam, wo das Volk einen Bankſturm begann, zumal in derſelben Stunde auch die Werthe und Einkünfte dieſer Unterpfänder dahinſchwanden? Das naive Mittel der franzöſiſchen Revolution aber, die Einlöſung des Papiergeldes dadurch ins Weite hinauszuſchieben, daß man in beſtimmten Einlöſungsſtunden die Silberſtücke einzeln auf das Bret zählt, läßt vielleicht Zeit gewinnen, macht aber doch den Credit verlieren.

Welche Ausdehnung das Papiergeld neben dem Silber gewinnen dürfe, hängt alſo von der Größe des Vermögens ab, welches der Staat zur ſchleunigen Realiſirung des Geldzeichens hinterlegen kann, und hieraus folgt, daß Papiergeld nicht dazu dienen kann, den Mangel an mobilem Staatsvermögen zu erſetzen. Wohl aber mag es bei vorübergehenden Verlegenheiten, in verhältnißmäßig kleinen Beträgen ausgegeben, leicht und glücklich über bedenkliche Momente forthelfen. Das Vertrauen des Volkes beruht dann allerdings auf der Ueberzeugung, daß, wie auch die augenblicklichen Realiſirungsmittel beſchaffen ſeien, die finanzielle Kraft und der Credit des Staates jedenfalls mehr als ausreichen, dieſe Scheinwerthe ohne Schwierigkeit zu decken. Allein ſelbſt ſolche Fälle dürfen bei einem geordneten Finanzweſen nur ſeltene Ausnahmen ſein. Im Allgemeinen gelte der Grundſatz, daß eine ſichere, allſeitige und harmoniſche Entwickelung der Volkskraft am erſten da ſtattfindet, wo die maßgebende Geldeinheit Thaler, Rubel, Fünffrank, Dollar, im Metallwerth ſo zahlreich vorhanden iſt, daß ſie den Hauptfactor des Verkehrs ausmacht. Allerdings wird die Papiernote um ſo allgemeiner werden, je höher die Handelscultur eines Volkes ſteigt. Aber das iſt nur ein ſcheinbarer Widerſpruch, gerade der Handel bedarf am meiſten der ſoliden Grundlage maſſenhafter Silberwerthe und die Vermehrung des Papiergeldes rührt nur daher, daß der Kaufmann es vorziehen muß, ſein Silber geprägt oder in Barren niederzulegen, und ſtatt des ſchweren Geldes ſelbſt die leichten transportabeln Zeichen deſſelben in der Welt umherzuſenden. Wenn England z. B. mit den Noten ſeiner Banken und Caſſen bedeckt iſt, ſo fehlen ihm deshalb die Metalle und reellen Mobilwerthe nicht, ſondern ſie ſind nur in Banken u. ſ. w. gelagert und jeder Zeit bereit für den Umtauſch. Das weiß jeder Kaufmann, wie kommt es doch, daß man ſo viel falſche Urtheile darüber leſen muß? Im Ganzen wird man die Bemerkung richtig finden, daß wie der Handel das Papiergeld, ſo der Ackerbau den Metallwerth des Silbergeldes vorzieht, und daß bei geſundem Finanzleben eines Staates das Verhältniß des Papiergeldes zum Silber ziemlich genau dem Verhältniß entſpricht, in welchem die Ausbildung ſeines Handels zu der des Ackerbaues ſteht. In Nordamerika z. B. iſt der Silberdollar trotz der großen Anzahl von Staats- und Privatbanken doch das Hauptverkehrsmittel geblieben, ein Zeichen davon, daß Handel und

Induſtrie Amerikas noch zumeiſt auf den Rohprodukten des Bodens beruhen.

Wenn ein Volk ſein Papiergeld vermehrt, ſo darf dies nur die Folge einer Vermehrung ſeines Reichthums ſein, nicht ein Mittel, ſich durch künſtliche Scheinkapitalien den Reichthum erſt zu erwerben. Die deutſche Sprache hat das Weſen des Papiergeldes in dem Wort „Schein“ bedeutſam und geiſtreich bezeichnet.

Im preußiſchen Staat ſind gegenwärtig 25,742,347 Thlr. Kaſſenanweiſungen in Umlauf, außerdem etwa 15 Millionen Noten der preußiſchen Bank und jetzt noch 10 Millionen Darlehnskaſſenſcheine. Das vorhandene Papiergeld wird alſo auf 50 Millionen Thaler zu veranſchlagen ſein, und wenn auch für Realiſirung der Banknoten und Darlehnsſcheine andere Fonds als das Staatsvermögen vorhanden ſind, und die übernommene Garantie nicht gerade Verluſte erwarten läßt, ſo iſt doch der Staatshaushalt mit einer unverzinslichen Schuld von 25 Millionen Kaſſenanweiſungen belaſtet. Mittel zur Realiſation dieſer Papiere, für welche natürlich ebenfalls ein beſtimmter Tilgungsmodus beſteht, liegen nur in den jährlichen Einnahmen des Staates, da der Staatsſchatz, deſſen Beſtände Anfang 1847 noch 19½ Million betrugen, durch die Ereigniſſe der letzten Zeit faſt gänzlich erſchöpft iſt. Und obgleich bei der Höhe des immobilen Staatsvermögens und der verhältnißmäßig geringen verzinslichen Staatsſchuld dieſe 25 Millionen Kaſſenanweiſungen keineswegs eine bedenkliche Laſt zu nennen ſind, ſo iſt doch durchaus kein Recht vorhanden, neues Papiergeld zu machen, welches bei den beſtehenden Verhältniſſen zwar mit einem immobilen Capital fundirt werden kann, aber nicht mit einem Capital, welches Sicherung der Realiſation darbietet. Dazu kommt, daß auch in commerzieller Beziehung das Bedürfniß, neues Papiergeld zu ſchaffen, durchaus nicht vorliegt. Schon 50 Millionen Papier ſind für den Verkehr des preußiſchen Staates eine bedeutende Summe zu nennen, dazu kommen aber noch eine Menge von Kaſſenſcheinen der Nachbarſtaaten und was hier wichtiger iſt, die Noten von Privatbanken und Kaſſenvereinen, der Wachsthum und Vermehrung zu erwarten und zu wünſchen iſt.

Daß im Allgemeinen die Vermögensverhältniſſe Preußens günſtig ſind, mag aus einer kurzen Schätzung des Staatseigenthums erſehen werden. Die Berechnung macht durchaus keinen Anſpruch weder auf Vollſtändigkeit noch Gründlichkeit, ſie wird ſich in der Hauptſache aber als richtig erweiſen. Die unbeweglichen Werthe des Staates beſtehen hauptſächlich in Forſten und Domänen, ferner in Gruben, Hüttenwerken und Salinen, und endlich in anderen Staatsimmobilien, Gebäuden u. ſ. w. — Die Domänen und Forſten gewährten nach dem Hauptfinanzetat von 1848 einen Reinertrag von 7,135,865 Thlr. Bei den bedeutenden Adminiſtrationskoſten und den bisherigen Pachtſätzen der Domänen iſt dieſer Reinertrag auf höchſtens 3 Proc. vom Capitalswerth anzuſchlagen. Der Capitalswerth der Forſten und Domänen würde alſo gegen 237 Millionen betragen. Die landesherrlichen Gruben und Hüttenwerke gaben eine Einnahme von 816,519, die Salinen von 239,782 Thlr. alſo zuſammen von 1,056,311 Thalern. Dieſe Einnahme, als aus induſtriellen Etabliſſements, deren Capitalswerth veränderlicher Natur iſt, hervorgegangen, iſt nur mit dem zehnfachen Betrage als Capital zu rechnen und gibt für dieſe Beſitzungen einen Werth von 10 Millionen. Ebenſo hoch ſchätzt man die übrigen Immobilbeſitzungen des Staates. Das Geſammtvermögen des Staates beträgt alſo in mäßiger Schätzung 257 Millionen Thaler, wobei man beachten ſoll, daß mehr als neun Zehntheile in ländlichem Grundbeſitz beſtehen, deſſen Verkauf trotz aller Schwankungen der Güterpreiſe doch ſicherer, leichter und ſchneller geſchehen kann, als der maſſenhafte Verkauf anderer Einnahmequellen. Die Staatsſchuld beſtand Anfang 1848 aus 126 Millionen verzinslicher Schuld, welche faſt ganz durch die 3½ procentigen Staatsſchuldſcheine dargeſtellt wird, und außerdem in den erwähnten 25 Millionen Kaſſenanweiſungen, zuſammen im Betrage von 151 Millionen Thalern. Zieht man dies von dem Geſammtvermögen der 257 Millionen ab, ſo bleibt ein Vermögensüberſchuß von 106 Millionen Thalern, ein Verhältniß, welches in Rückſicht auf die räumliche Ausdehnung und die Geſchichte Preußens vortheilhaft genannt werden muß.

Wenn der preußiſche Finanzminiſter bis jetzt Verſtändiges eingeleitet und ausgeführt hat, ſo darf doch die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß er über die Gefahr nicht hinaus iſt, durch kaufmänniſchen Eifer die ruhige Umſicht eines Miniſters zu beeinträchtigen. Zunächſt ſcheint er Luſt zu haben, Eiſenbahnen für den Staat zu erwerben, obgleich er bis jetzt den Zumuthungen und Plänen, durch neues Papiergeld die Actionäre zu bezahlen und aus den Erträgen der Bahnen einen Tilgungsfond für die neue Papierſchuld zu begründen, mannhaft widerſtanden hat. Die Vortheile einer endlichen Vereinigung der Eiſenbahnen in der Staatshand ſollen hier nicht beſtritten werden, aber das iſt entgegen zu halten, daß jetzt und in der nächſten Zukunft daran noch nicht gedacht werden darf. Das neu organiſirte Preußen hat all ſein Vermögen, ſeine Mittel bis zur Anſpannung der äußerſten Kräfte nöthig, um in anderen Richtungen geſundes Leben hervorzubringen, es wird für ſeine ſocialen Reformen jeden Thaler bedürfen, den es aus der bequemen alten Zeit gerettet hat. Unter dieſen Reformen verſtehe ich hier Erziehung ſeiner kleinen und großen Kinder, deren Elend und mißliche Lage in manchen Gegenden zum Himmel ſchreit. Hier liegt die Hauptaufgabe der neuen Zeit, dies iſt die Herculesarbeit der neuen Miniſter, die Laſt, welche ſie heben müſſen oder an der ſie untergehen werden. Muß ich ſagen, daß ich hier nicht von der Einführung wüſter ſocialiſtiſcher Theorien rede, ſondern von Löſung der praktiſch gewordenen Aufgabe einen verſtändigen, zeitgemäßen, genügenden Volksunterricht in großem Maß=

ſtabe einzuführen? Oder glaubt das Finanzminiſterium eine gründliche Umgeſtaltung des Erziehungs- und Armenweſens ſelbſt bei erweiterten Pflichten und Rechten der einzelnen Communen ohne Aufwendung eines Reformcapitals von vielen Millionen durchzuſetzen? Möge der Finanzminiſter ſich wahren, daß ſein Auge, welches ſcharf das Naheliegende durchſchaut, ſich nicht als zu kurzſichtig erweiſe für die Aufgabe einer großen Zukunft. Jetzt den Credit über die äußerſte Nothwendigkeit anſpannen, den der Staat erſt wieder gewonnen, heißt dem Staat den Lebensnerv ſeiner Zukunft durchreißen. — Findet der Miniſter es aber ja nothwendig, — und ich beſtreite die Nothwendigkeit — eine oder einzelne Eiſenbahnen ſchon jetzt zu übernehmen, ſo mag er die noch im Schatz liegenden Staatsſchuldſcheine dazu verwenden, im ſchlimmſten Fall auch neue machen, nur kein Papiergeld.

Ein anderes Bedenken gegen die Grundſätze des gegenwärtigen Miniſteriums liegt in der Anſicht des Finanzminiſters über die Domänen. Er hält ein Uebergehen derſelben in Privatbeſitz für vortheilhaft, ſowohl für die Staatskaſſen, als für das Volksleben, und hat die Abſicht die Ermächtigung zum Verkauf, vielleicht zur Zerſtückelung durchzuſetzen. Ein Verkauf der Domänen wäre offenbar nicht nur eine höchſt volksthümliche Maßregel, ſondern auch für die Staatskaſſe erſprießlich, denn ich glaube nicht, daß ſie im Durchſchnitt gerechnet gegenwärtig mehr als 2 Procent ihres Capitalwerths als Reinertrag in die Staatskaſſe abliefern. Trotz alledem wäre der ausgedehnte Verkauf derſelben ein Unglück für Preußen. Der hohe Nutzen und die ſegensreiche Wirkſamkeit dieſer Staatsgüter iſt aber wo anders, als in den Finanztabellen zu ſuchen. Die Domänen Preußens ſind Hauptwerkſtätten landwirthſchaftlicher Cultur, ſie haben weſentlich dazu beigetragen, der norddeutſchen Landwirthſchaft rationelle Unterlagen und die bedeutende und thatkräftige Entwickelung zu geben, welche Bewunderung abnöthigt. Ein flüchtiger Blick auf die

Bewirthſchaftung der meiſten Staatsgüter in der Mark, Sachſen und den übrigen Provinzen wird dies beſtätigen; nicht zufällig iſt es, daß ein guter Theil der landwirthſchaftlichen Autoritäten unſerer Zeit Domänenpächter ſind, und ſeinen guten Grund hat es, daß ihre Pachtungen faſt ſämmtlich Pflanzſchulen für eine begabte, ſtrebſame Jugend und zum großen Theil Muſterwirthſchaften ſind. Dies kommt daher, weil ſie der praktiſchen Tüchtigkeit und dem ſtrebenden Talente ohne ſehr große Capitalsanlagen einen weiten Raum für freies Schaffen eröffnen. Der Pächter einer Domäne bedarf außer ſeiner Caution, dem Betriebscapital und vielleicht dem Inventarium kein Vermögen, um die ſchöpferiſche Kraft auf größerem Grundbeſitz, der bei der langjährigen Pachtperiode zum ſicheren Beſitz wird, in That umzuſetzen; er ſteht faſt immer zu den Eigenthümern großer Güter in dem uralten innern Gegenſatz, welcher zwiſchen Strebenden und Genießenden iſt. Er iſt thätig, umſichtig, intelligent, durch und durch Geſchäftsmann und in der Regel geneigt die Reſultate ſeines erfahrungsreichen Lebens auf Schüler und Beamte zu verpflanzen. Und dieſe nützliche Klaſſe von Bürgern verdankt der Staat ſeinen Domänen faſt ausſchließlich; denn abgeſehen davon, daß große Pachtgüter, welche Privateigenthum ſind, in Preußen noch zu den Ausnahmen gehören, ſind bei ſolchen auch die Pachtbedingungen in der Regel drückender und für Entwickelung eines kräftigen Selbſtgefühls wenig geeignet. Wer ſich entſchließen kann, die preußiſchen Domänen im Allgemeinen als Mittelpunkte landwirthſchaftlicher Bildung zu betrachten, ſoll auch den Umſtand nicht außer Acht laſſen, daß ſie für thatkräftige Talente eine Zufluchtſtätte gegen die Tyrannei des Capitalvermögens ſind. Wenn man aber einwendet, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkt landwirthſchaftlicher Cultur ein ſolches Begünſtigen Einzelner zum Gedeihen der Wiſſenſchaft und des Ackerbaues nicht mehr nöthig ſei, ſo mag man auch erwägen, daß eine Veränderung der Zollgeſetze z. B. gegen Böhmen, Galizien und Ungarn möglich iſt, welche dem preußiſchen Landwirth die dringende Nothwendigkeit auferlegen wird, durch geſteigerte Cultur und höhere Bodenerträge die Entwerthung ſeiner bisherigen Producte auszugleichen, und daß in dieſer Zeit die eigenthümliche Entwickelung der Domänencultur ſich als höchſt lehrreich und maßgebend auch für kleinere Grundbeſitzer erweiſen muß. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß durch dieſe Vertheidigung kein Einſpruch geſchehen ſoll gegen den Verkauf aller ſolcher Güter, welche ſich dem Staat irgendwie als nutzlos erweiſen oder deren Zertheilung aus Rückſicht auf ſtarkbevölkerte Gegenden wünſchenswerth erſcheint.

Das preußiſche Volk mag vertrauen, daß ſein Finanzminiſter mit allen Eigenſchaften eines tüchtigen Geſchäftsmannes ausgerüſtet iſt, ob er die Einſicht eines Staatsmannes beſitzt, wird die nächſte Zukunft lehren.

5. An den Freigärtner Michael Mroß.

Zweiter Brief.

(Grenzboten 1848, Nr. 47.)

Wie es keine Macht gibt, welche außer der officiellen nicht noch eine geheime Politik hat, ſo haben auch die kleinen Grenzboten noch eine Cabinetspolitik, welche durch die öffentliche maskirt wird. Bei der wunderlichen Verirrung, in welcher wir leben, wird es gut ſein, wenn unſere Freunde auch darin unſere Ueberzeugung theilen. — Wir wiſſen am beſten, welche Liebe und Verehrung wir ſtets gegen die Berliner Nationalverſammlung ausgedrückt haben. Heiter und gemüthlich erſchienen die Köpfe der ehrenwerthen Deputirten in unſeren „Porträts“, luſtig begrüßten wir jede friſche Regung der Berliner Volkskraft; nachſichtig war das Urtheil, zärtlich ſelbſt der Tadel. Jetzt geſtehen wir, daß uns dieſer menſchenfreundliche Ton zuweilen Ueberwindung gekoſtet hat und wir oft verſucht waren, dieſe

Verſammlung bei aller Achtung vor einzelnen Verſtändigen, eine Galerie der hohlſten Tröpfe zu nennen. Was war der Grund, daß wir ſchonten und ſtreichelten, wo wir lieber gekratzt hätten? Wir haben das Schickſal, einen Freund in dieſer Verſammlung zu beſitzen, den verehrten Abgeordneten für den Kreis Groß-Strehlitz in Schleſien, den Freigärtner Michael Mroß, Waſſerpolaken. Seit wir im Anfange dieſes Sommers die Leſer auf dies neue parlamentariſche Talent aufmerkſam machten, hat ſein Einfluß unſere Politik beſtimmt. Scheltet uns darum nicht, Bundesgenoſſen, nennt nicht Charakterſchwäche, was Zärtlichkeit war. Und wozu ſollten wir auch Charakter haben, während eine ganze Nation nur Windfahnen ſtatt Seelen im Leibe trägt? Wir haben gut von der Berliner Conſtituante geſprochen, weil Mroß in ihr ſaß, wir haben mit dem König und den Miniſtern gegrollt, weil Michael mit ihnen grollte; wir haben kein Porträt vom Abgeordneten Brill gebracht, nicht deshalb, weil ihm der Kopf fehlt, ſondern weil er ein Gönner von Mroß war und bei den Abſtimmungen als Scrutator Micheln durch einen Ruck am rothen Handgelenk zum Stehen oder Sitzen brachte, je nach Umſtänden; wir haben Waldeck einen ſeltſamen Schwärmer genannt, weil Mroß ſeine Reden ſo wenig verſtand, wie die eines andern Deputirten; wir haben eine Hinneigung für Frankfurt und den Reichsverweſer gehegt, weil wir gehört hatten, daß Erzherzog Johann in Steiermark Lederhoſen getragen habe, wie Michael zu thun pflegt, der Herzog von Gems-, Mroß von Schafsleder; wir haben endlich für die Souveränität der Berliner Conſtituante geſchrieben, ſeit Michael Mroß in einem Brief, den die ſchleſiſche Zeitung abgedruckt hat, ſeiner Ortsbehörde gegenüber die Souveränität ſeines gepfändeten Ochſen verfocht, kurz wir haben uns in unſerer Politik ganz durch die Perſönlichkeit eines der würdigſten und ſchweigſamſten Mitglieder der Conſtituante leiten laſſen. Dies zur Erklärung für manches Geheimnißvolle, zur Begründung des folgenden Briefes und zugleich zur Antwort für unſere Gegner, welche Gefühle verdächtigen, die ſie nicht verſtehen. —

Michael Mroß! Euer Ochſe wurde dieſen Sommer vom Gerichtsamt eurer Heimat gepfändet, weil er die Laune hatte ſich auf fremder Feldmark zu beköſtigen. Ihr hattet die Herablaſſung dem Amt von Berlin aus in einem Decret ſchreiben zu laſſen, daß beſagter Ochſe als Deputirtenvieh unverletzlich ſei und die Behörde ſich in Acht nehmen ſolle. Als ihr ſo tapfer für die Hoheitsrechte des Ochſen kämpftet, dachten wir beide nicht, daß dieſer Kampf eine Vorbedeutung, gleichſam ein Spiegelbild werden würde von dem großen Kampf, den jetzt ein Theil des preußiſchen Volkes für die Unverletzlichkeit ſeiner Nationalverſammlung führt. Es würde mir leid thun, wenn die Parallele Mißdeutung erführe. Aber ſagt ſelbſt, iſt das traurige Schickſal eures gehörnten Freundes nicht in rieſigem Maßſtab wiederholt? Auch die hohe Verſammlung ſoll wegen ungebührlicher Eingriffe in fremdes Eigenthum, die ſich ihre Hüter, das Berliner Volk, zu Schulden kommen ließen, gepfändet, eingeſteckt, nach Brandenburg in Koſt und Verſchluß gelegt werden, und wie ihr für euren Liebling, ſo ſteht die öffentliche Meinung für den ihrigen, für die Verſammlung, auf. — Behüte mich der Himmel, daß ich den Vergleich weiter ausführe, nur ſo viel will ich bemerken, daß euer Ochſe für das Futter, das ihr ihm gabt, euch auch redlich und tüchtig die Wirthſchaft beſtellt hat, während die hohe Conſtituante leider außer Stande war, ihrem Brotherrn, dem Volk ein Gleiches zu thun.

Seht ihr, Michael Mroß, es iſt recht ſchön eingetroffen, was ich im Anfang eurer politiſchen Laufbahn vermuthet habe. Ihr habt glotzäugig und verwundert in der Verſammlung geſeſſen, ſeid glotzäugig und verwundert durch Berlin geſchritten und habt euch bei den Zank- und Spectakelſcenen in der Verſammlung und bei den Tumulten der Straße herzlich und philoſophiſch darüber gefreut, daß des Menſchen Natur doch überall ſo gleich iſt. Es konnte euch in Berlin ſo heimiſch und behaglich ſein, wie in eurer Dorfſchenke des Sonntags nach 9 Uhr, wo ihr das Licht auslöſchtet und Schemelbeine ausrißt. Ja, Michel, der Menſch iſt überall derſelbe, und wenn es euch überraſcht hat, daß eure Sitten und Manieren ſo gut zu eurer neuen Umgebung paßten, ſo laßt mich bewundernd ſagen, daß ihr ſelbſt euch euren Mitdeputirten gegenüber durch eine gewiſſe Eigenthümlichkeit der Haltung und des Benehmens, die man Anſtand zu nennen pflegt, ausgezeichnet habt. Wart ihr auch ſehr demokratiſch beim Abſtimmen und wenn ihr euren ſelbſtgemäſteten Speck fröhlich zum Morgenbrot ſchnittet, in euren Manieren wart ihr doch etwas zu ariſtokratiſch für dieſe Verſammlung.

Ihr habt in der Regel mit der Linken geſtimmt. Ich weiß, es war wegen des Raff- und Leſeholzes, das ſie euch verſprochen hatte. Nur manchmal habt ihr's verſehen, ihr kleiner Flattergeiſt, oder nein, ihr wart zu gutmüthig der andern Partei Unrecht zu geben und ſtimmtet deshalb zuerſt für die eine Partei und dann für die andere. Aber auch hierbei hattet ihr verwünſchte Launen, Michael Mroß, und manche ſchwere Stunde habe ich gehabt, ehe ich dahinter kam, weshalb ihr eure Taktik ſo oft geändert habt. Einmal waret ihr richtig links, ein andermal wieder ſtimmtet ihr für alle Amendements und außerdem für das Commiſſionsgutachten: das war, wenn ihr die luſtige Laune hattet; und endlich, wenn einmal die Majorität nicht zu überſehen war und der Präſident ſeine Ungewißheit anzeigte, ſo ſtandet ihr mit etwa zwanzig Andern wohlwollend auf, um den würdigen Mann aus ſeiner Verlegenheit zu reißen. Manchmal freilich verſchlieſt ihr die ganze Abſtimmung. Das alles habe ich euch richtig vorausgeſagt, nur in einem Umſtand habe ich mich geirrt: ihr waret noch lange nicht der größte Dummkopf unter den Berliner Abgeordneten.

Und noch etwas habe ich falſch vermuthet. Ihr habt für die Polen in Poſen geſtimmt. Durch eure Stimme, Michel

Mroß, wurde die Trennung des deutſchen und polniſchen Theils von Poſen verhindert, ganz Poſen von Deutſchland ausgeſchloſſen, die Berliner Conſtituante mit der Frankfurter entzweit, in Poſen ein Bürgerkrieg vorbereitet. Es war das berüchtigte Amendement Philips, welches durch eine Stimme Majorität zum Beſchluß erhoben wurde; die Stimmen waren bei der Abſtimmung gleich dafür und dagegen, da ſtandet ihr auf, Michel, für das Amendement ſtandet ihr auf und brachtet es dadurch zum Siege. Ja grinſt nur Michel, ihr habt die Sache entſchieden, Deutſchland habt ihr um eine halbe Million Menſchen kleiner gemacht, 500,000 Deutſche in Poſen habt ihr den Polen, nein, den Ruſſen geopfert, Millionen von angelegten Capitalien habt ihr vernichtet, habt einen Bruch mit Frankfurt veranlaßt, dem in kürzeſter Zeit ein Conflict mit Rußland folgen müßte; das alles habt ihr, der Eine bewirkt. Und wodurch? durch Schweigen und Aufſtehen. Wunderbarer, ſeltſamer Mann! ſo einfältig und doch ſo wichtig! — da ſieht man wie Weltgeſchichte gemacht wird! — Wir haben eine hübſche Fabel von einer kleinen Maus, welche einen großen Löwen rettet, ſie paßt hier nicht, denn ſie ſtammt aus der Zeit, wo man Könige noch für Löwen und die Michel Mroße für Mäuſe hielt; aber wir haben andere Geſchichten von kleinen Urſachen und großen Wirkungen, z. B. wo ein Glas Waſſer, das eine Frau der andern aufs Kleid gießt, über das Schickſal eines Landes entſcheidet, oder wo ein König ſich entſchließt Krieg zu führen, weil er durch Verſtopfung melancholiſch geworden iſt; aber alle dieſe Geſchichten ſind aus der Zeit, wo das Leben und Gedeihen der Völker noch von der Willkür und den Launen Einzelner abhing. Damit dies fortan unmöglich werde, iſt ja eben in dieſem Frühjahr die Revolution gemacht worden; — es iſt uns beim Teufel ſchlecht genug bekommen; die Willkür der Krone regiert nicht mehr unſer Schickſal, ſondern der Hintere von Michael Mroß und Conſorten. Das war ein ſchöner Tauſch, mein Junge! — Uebrigens hoffe ich, daß du nicht ohne gute Gründe aufgeſtanden biſt. Daß dir Philips ein Glas Kümmel, oder die polniſchen Herren einen Thaler verſprochen haben, glaube ich nicht; wahrſcheinlich hatteſt du gerade deinen freundlichen gutherzigen Tag, wo du grundſätzlich noch auf jede Frageſtellung mit Ja ſtimmteſt; jedenfalls genügte es, daß man dir einen Schlag auf den Rücken gab und zurief: ſtoi! oder hot! oder eine ähnliche Ermunterung.

Doch der Ton, in dem ich zu euch rede, Michael Mroß, unſere Leſer finden ihn frivol. Es gibt aber gewiſſe Dinge, welche man mit Humor abfertigen muß, weil der Ernſt zu greulich wäre. Wollte man ſich überwinden ernſthaft darüber zu ſprechen, die Leute würden es für grob halten. Der euch dies ſchreibt, was ihr nicht leſen und nicht verſtehen könnt, ihr Hanswurſt, iſt ein geborener Preuße und ſeit ſechs Monaten iſt ſeine Seele durch die quälenden Empfindungen der Demüthigung und der Scham über das erbärmliche politiſche Treiben in ſeinem Vaterlande ſo gefüllt, daß der lang unterdrückte Schmerz ſich nicht ganz in die Maske der Ironie zu verbergen vermag. Seit ſechs Monaten, ſeit die Conſtituante ihre Sitzungen begann, haben die Preußen eine Schmach erfahren, die in ihrer Geſchichte unerhört iſt. Die Nationalverſammlung hat ihre Mitglieder, dann das preußiſche Volk an den Pranger geſtellt. Den Beweis findet man in den ſtenographiſchen Berichten jeder einzelnen Sitzung. Iſt eine Rede darunter, welche ruhig geleſen, über der Mittelmäßigkeit ſteht? iſt irgendwo ein großer Blick, ſtaatsmänniſche Weisheit, logiſche Schärfe, auch nur gewandte Dialektik zu bewundern? Iſt nicht das Beſte, was in ihr geſprochen, ſo gewöhnlich, daß der Maßſtab für gut und ſchlecht verloren gehen mußte? Und das Gewöhnliche in ihr, iſt es nicht erbärmlich geweſen. Erbärmlich die Interpellationen, die Intriguen der Parteien, der ewige Hader um die Geſchäftsordnung! Wer das Urtheil für übertrieben hält, der vergleiche die Berliner Sitzungen mit denen in Frankfurt, wo daſſelbe Thema verhandelt wurde, oder er vergleiche ſie ſelbſt mit den entſprechenden des vereinigten Landtags. Es iſt ein Unterſchied wie zwiſchen Apoll und einem Satyr. Jede politiſche Verſammlung hat wüſte inhaltleere Tage, auch die Frankfurter hat deren mehre, in Berlin waren ſie Regel und je länger ſich die Geſellſchaft zuſammenlebte, je feſter die Parteien ſich zuſammenſchloſſen, deſto ſchlechter wurde der Eindruck ihrer Verhandlungen, deſto geringer die Achtung vor dem gegenſeitigen Talent und der politiſchen Einſicht, deſto frivoler, gemeiner die Phyſiognomie der Reden und Debatten. Woher kam das? Weil ſelbſt die begabten, verſtändigen Männer der Verſammlung ſich gedrückt und entmuthigt fühlten durch die Rohheit, Spießbürgerlichkeit und Beſchränktheit ihrer Umgebung, es fehlte das ſchnelle Verſtändniß des Ungewöhnlichen, die behende Aufmerkſamkeit, welche unter Gebildeten auch dem Gegner Schwung und Feuer gibt; die Freude der Klugen über das Gute und Schöne, ſelbſt wenn es von den Lippen eines Feindes kommt, vor Allem aber in den Parteien ſelbſt kräftige Haltung und männliche Zuverſicht; an ihrer Statt überall Breite, Heftigkeit, freches Wiederkäuen und Zeitungsphraſen, im beſten Fall naive Rohheit; die Strohköpfe ſtachen zuletzt noch vortheilhaft ab gegen die Pedanten und gelehrten geiſtreichen Phraſenmacher. Dieſe ungeſunde Atmoſphäre der Verſammlung lag centnerſchwer auf den Beſſeren und manches Talent der früheren Landtage, das man wegwerfend mit „verbraucht“ abfertigte, weil es den früheren Eindruck und Effect nicht machte, war ſicher nur befangen, verſtimmt und gedrückt durch die ſchlechte Luft, in der es athmen mußte. Noch mehr, die guten Kräfte dieſes Sommers, z. B. die Beamten, welche ihre erſte parlamentariſche Schule in dieſer Verſammlung durchmachten, ſtanden im Anfang ironiſch und reflectirend über dem Treiben, bald wurden ſie in das Gewirr des Kampfes hineingezogen, durch die ſeichte Klugheit der Parteien beſtimmt, es wurde ihnen leicht durch juridiſche und adminiſtrative Kenntniſſe Einfluß und Bedeutung zu gewinnen, ihre Eitelkeit beſtach ſie, ihr Ehrgeiz wurde wach; ſtand doch nur ein unbeliebtes Miniſterium zwiſchen ihnen und der letzten Beamtenſehnſucht, dem Portefeuille; ſie erhielten auch für Oberflächliches, Ungründliches leicht und billig Beifall, ſie verſäumten alſo ſich gründlich auf ihre Reden vorzubereiten, Lücken im Wiſſen auszufüllen, ſich mangelnde Detailkenntniß durch ſchnelle Studien zu erwerben. So kam es, daß auch verſtändige, tüchtige Männer durch die parlamentariſche Thätigkeit dieſes Sommers nicht gefördert wurden, ſondern in Zänkereien und ſchwächlicher Oppoſition verkümmerten. — Und das preußiſche Volk? Seit einem halben Jahr waren die Berichte und Verhandlungen der Nationalverſammlung ein Haupttheil ſeiner Lectüre. Jeder weiß, wie das anhaltende Leſen unbedeutender und ſchlechter Bücher auch den Geſcheidteſten zurückbringt, die Nation hat daſſelbe Schickſal gehabt. Erinnert euch an eure Beſuche der Wirthshäuſer, der politiſchen Clubs; jeden Kreuz- und Querſprung der Conſtituante hat das Volk mitgemacht, jede einfältige Redensart, jede politiſche Kannegießerei iſt von der ganzen ungeheuren Maſſe der Empfänglichen wiederholt worden, um ſo lieber, da Ton und Wortſchwall der Verhandlungen dem Volk ſo ſehr verſtändlich waren. Preußen hatte bis zu dieſem Sommer das Lob, der Staat zu ſein, wo die Volksaufklärung am weiteſten fortgeſchritten ſei. Dieſes Lobes iſt es vorläufig quitt, und wir danken das zum größten Theil dem Lehrcurſus, welchen ihm ſeine Conſtituante gegeben hat. — Von der Stellung derſelben zur Nation, zur Einwohnerſchaft und den Clubs von Berlin will ich ſchweigen. Es genüge zu ſagen, daß ſie ſo unwürdig als möglich war. Wenn die Linke aus reiner Menſchenliebe für alle Forderungen und Klagen einzelner Klaſſen, Städte und Diſtrikte als Vertreterin auftrat, für die armen Invaliden, die armen Weber und Spinner, ſo mag man das ſolange für gerechtfertigt halten, als durch die Verwendung wirklich ein guter Zweck zu erreichen war; obgleich die Herren Antragſteller recht gut wußten, daß ihre Petitionen für Weber und Spinner die Conſtituante nur aufhalten würden, ohne den armen Elenden, deren Anwälte ſie ſpielten, irgend zu helfen. Aber die Rolle, welche die Linke in der Berliner Volksbewegung ſpielte, war ebenſo lächerlich als nichtswürdig. Die feierlichen Beerdigungen der Tumultuanten, die Sicherheitskarten der demokratiſchen Clubs, dies Kokettiren und Liebäugeln mit dem ſouveränen Pöbel hat die geſammte Linke politiſch entwürdigt, ſie iſt vorläufig tot für die weitere Entwickelung unſerer Revolution, gerichtet durch die Verachtung der Vernünftigen; man könnte den Herren verzeihen, daß ſie nicht klüger ſind, aber man muß ihnen vorwerfen, daß ſie durch eine große Zeit nicht beſſer geworden ſind.

Ein zweiter Vorwurf, der die Berliner Verſammlung trifft, iſt der, daß in ihr das geſammte liberale Leben der Nation als eine Lüge, als eine Farce erſchien. Es iſt bei keiner Verſammlung von Volksvertretern möglich, die jedesmalige wechſelnde Meinung der Majorität des Volkes zur Geltung zu bringen, ſie ſoll aber ſtets den Zweck haben, die Ueberzeugungen der verſtändigen Männer, welche das Vertrauen des Landes haben, in Geſetze zu verwandeln. Wie ſtand es mit den Mehrheiten in der Conſtituante, wo außer Michael Mroß noch ungefähr 20 ſaßen, die ihre Stimmen nicht verkauften, ſondern verſchenkten an die erſte beſte gute Lunge, oder um einen biederen Schlag auf die Schulter, und etwa 100 andere, die von Conſtitution nicht mehr wußten, als daß ſie ſelbſt eine gute hätten. Die Unverſchämtheit, mit welcher bei den Abſtimmungen dieſe Stimmen geworben wurden, war nur übertroffen durch die einfältige Pfiffigkeit derer, welche ſich werben ließen.

Das iſt ein kläglicher Zuſtand. Und wenn eine ſolche Verſammlung aus Antipathie gegen die Miniſter und aus Mangel an feſten politiſchen Anſichten einen Beſchluß faſſen kann, wie über das Großherzogthum Poſen, wenn die Intriguen einer ehrgeizigen Partei ſo weit reichen, daß ſie deutſches Recht und deutſche Intereſſen verrathen, die vernünftigen Reſultate des Frühjahrskampfes in Poſen, welche durch preußiſches Blut gewonnen ſind, vernichten können, aus Eigenſinn, aus verletzter Eitelkeit, und wenn die Majorität einer Kammer bei einer ſolchen Partei ſteht, und wenn das preußiſche Volk zu einem ſolchen Verrath an deutſcher Sache ſtillſchweigt, ſo iſt das vollends ein ſehr kläglicher Zuſtand, ſo demüthigend und peinlich, daß die Verachtung, mit welcher die Frankfurter Nationalverſammlung über dieſen Beſchluß hinwegging, kaum noch ein trauriges Lächeln hervorrufen kann.

So, Michael Mroß, würde einer ſprechen, der über dieſe ſchlechte Wirthſchaft ernſthaft böſe werden wollte. Zwiſchen mir und dir paßt das nicht, laß uns die Sachen etwas gemüthlicher betrachten. Wenn wir vor der Berliner Verſammlung keine Verehrung empfinden, ſo bergen wir nach der andern Seite auch nicht die Bedenken, welche wir gegen die energiſchen Maßregeln der Regierung hegen. Mroß, wie war es für die Regierung möglich, ſo ungeſchickt zu ſein! Seit einem halben Jahre arbeitete die Verſammlung gemeinſam mit uns und anderen Freunden der Freiheit dahin, ſich zu vernichten. Recht emſig, gleichſam wüthend hat ſie dahin gearbeitet, die Achtung vor ſich zu untergraben. Noch vier Wochen Friſt und ſie hatte ſich in der öffentlichen Meinung völlig totgeſchlagen, und wir beide, ihr und ich hätten uns gegenſeitig mit den Rockärmeln die Thränen abgetrocknet. Hätte nichts Anderes ſie vernichtet, der Conflikt mit Frankfurt hätte dazu geholfen, und echt demokratiſch und parlamentariſch wäre die Sache abgegangen, ohne Trommeln, Bajonette und ähnlichen Lärm. In vier Wochen war ein Miniſterium Rodbertus-Berg abgenutzt, verbraucht, überwunden, freilich hätte am Ende dieſer Zeit Rodbertus wahrſcheinlich vom Berliner Volk die Denkzettel erhalten, die er jetzt als Miniſtercandidat auszutheilen den Vorzug hatte.

Jedenfalls konnte dann der König ſagen: ich habe Alles verſucht, aber mein Volk ſieht, es iſt mit ihnen nicht zu regieren, ſie ſind leider zu dumm; und das Volk hätte dann unbedenklich ſeinen Weihnachtsſtollen gegeſſen und ſich zu neuen Wahlen angeſchickt. Statt deſſen ſetzt man 230—250 Märtyrerkronen auf 230—250 wunderbare Köpfe und verſperrt ſich durch dieſe heilige Gruppe die nächſte Zukunft. Bis jetzt hat die Verſammlung allein der Vorwurf getroffen, daß ſie durch ihre langweiligen Reden den Stil des preußiſchen Volkes verderbe, und jetzt bewirkt die Regierung durch ihren kurzweiligen Belagerungszuſtand daſſelbe. Sie bringt die guten Berliner und andere Landestheile zu Mitgefühl, Hitze, Einſeitigkeit, empört die Tagesſtimmung gegen ſich und verlängert unſeren läſtigen Durchgang zu einem freien geſetzlich geſchützten Leben wenigſtens um ein Vierteljahr. War das zu glauben? Seht, Michael, das ging ſo zu. Als die Nationalverſammlung hin- und hertaumelte, wie ein ſtark betrunkener Mann und duſliges Zeug machte, verlor man auch in Potsdam die Ruhe und den Kopf und der König ſprach zu ſeinen Getreuen: Es iſt unmöglich, mit ihnen zu regieren (da hatte er Recht) und ihr müßt mich von ihnen befreien (da hatte er, wie geſagt, Unrecht, die Verſammlung ſelbſt mußte das Land von ſich befreien, er durfte nur leiſe nachhelfen). Darauf ſchüttelten mehre die Köpfe, auch der alte Pfuel und der König ſprach traurig: Pfuel, auch du? und wandte ſich zu Wrangel und Brandenburg und ſagte zum letzteren: Du gehörſt zu meinem Hauſe, du wenigſtens wirſt mich nicht verlaſſen, darauf riefen der Wrangel und der Brandenburg: Unſern Kopf für eure Majeſtät, und marſchirten nach Berlin, und der Kampf ging los. Die Nationalverſammlung hörte auf zu keifen und zu nörgeln und erhielt deshalb endlich das reſpectable Ausſehen, das ſie ſonſt nie gehabt hatte, wie ein Menſch, der einen gemeinen Lebenswandel geführt hat, kurz vor dem Tode noch ein Geſicht voll menſchlicher Würde zu bekommen pflegt, und zum Schluß beſchloß ſie die Steuerverweigerung. Alles ſchon dageweſen, ſagt ein alter Rabbi.

Ihr kraut euch im Kopfe, Michael Mroß, und fragt verwundert: Was ſoll jetzt werden? — Die Grenzboten werden ſich wie bisher auch ferner von euren Ueberzeugungen leiten laſſen und fragen deshalb wie ihr: was ſoll jetzt werden?

Zunächſt wollen wir unterſuchen, was unſere eigene Schuldigkeit iſt, dann wollen wir überlegen, was die Andern zu thun haben. Ihr, Michel, geht in euer Dorf zurück, ich nehme an, daß ihr unter den bäuriſchen Deputirten ſeid, welche ſich von der Verſammlung getrennt und erklärt haben, ſo weit gingen ſie nicht gegen ihren König. Ihr werdet alſo vorläufig in eurer Wirthſchaft rechts, links und Centrum ſein, wie Herr Piper, ein anderer Freund von uns, zu ſagen pflegte, und werdet eure Steuern zahlen und nicht verweigern. Wie ihr, ſo werden auch die Grenzboten thun, ſie werden an dem König und der Krone halten, ihr thut das aus perſönlichem Eigennutz, wir, weil wir müſſen. Und ſo wollen wir uns trennen und hoffentlich für immer. Als die Conſtituante zuſammentrat, wir leiteten ſie durch einen Brief an eure unbehilfliche Perſon ein, jetzt, da ihre Thätigkeit zu Ende geht, haben wir die Verpflichtung gefühlt, euch auch den Epilog ſprechen zu laſſen.

Halt, Freund, noch etwas auf den Weg. Ihr ſeid ja aus Schleſien, auch wir ſind dort nicht ganz fremd, wir geben euch einige Grüße mit. Zuerſt an die Breslauer. Sagt unſern Landsleuten in Breslau, es ſei nicht wohlgethan, daß ſie die Faſtnacht vor Weihnachten feiern. Das Spiel mit Sicherheitsausſchüſſen und Comités iſt eine gefährliche Sache. Es gibt keine Stadt in Deutſchland, wo das Proletariat ſo drohend und unbändig auf den Straßen lungert und ſo begehrlich in die Häuſer hineinſchaut wie in Breslau. Wenn ſie die drohende Gefahr allgemeiner Verarmung und einer Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande abwenden wollen, müſſen Bürgerwehr und Bürger ſich erinnern, daß ſie an einem Abgrund ſtehen, der ſie ſelbſt, ihre Hoffnungen auf Freiheit und ihr Eigenthum verſchlingen kann. Jetzt beſetzt die Bürgerwehr die Steuerkaſſen, ſpäter werden die Proletarier die Stadtkaſſe beſetzen, und zuletzt wird irgend ein glücklicher Soldat, der nicht die Ruhe und Schonung Brandenburgs hat, ſeine Banden in ihre Häuſer und Betten legen. Wenn ſie aus dem Taumel dieſes Jahres erwachen und ſich im Spiegel betrachten wollen, ſo werden ſie finden, daß ihre Wangen ſehr bleich, ihre Beutel ſehr leer geworden ſind, und daß die Politik ihrer Clubs und Deputirten in Berlin ſehr wenig für eine tüchtige Verfaſſung und eine Vereinigung mit Deutſchland, die einzige Hilfe gegen eine Verarmung Breslaus, gethan hat. Zum zweiten, lieber Mroß, grüßt uns doch einige alte politiſche Freunde. Wie es auch um unſere perſönlichen Empfindungen für ſie ſteht, wir können nicht umhin unſere Bewunderung über ihre Halbheit auszudrücken. Sie haben den ſicherſten Weg gewählt es mit Allen zu verderben, ſich jede Einwirkung unmöglich zu machen. Daß ſie ihr Gefühl verführt hat, auf die Seite der Nationalverſammlung zu treten, bedauern wir ſehr. Sie wenigſtens mußten wiſſen, daß aus der wüſten Gaminwirthſchaft der Clubs, aus den ſpießbürgerlichen Launen und der elenden Disciplin der preußiſchen Bürgerwehren die Blüthe einer geſetzlichen Freiheit ohne eine Reaction des geſunden Menſchenverſtandes ebenſo wenig hervorſprießen konnte, als aus der Nationalverſammlung, die eine Dienerin, ein „Mädchen für Alles" des unruhigen Völkchens von Berlin geworden war und eine traurige Volksthümlichkeit nur dadurch erhalten konnte, daß ſie alle übermüthigen Launen und Thorheiten der Berliner aufnahm und berückſichtigte, ſo beim Bürgerwehrgeſetz, bei den Verhandlungen über Straßenſkandale, über gefallene Arbeiter u. ſ. w. Unſere alten Freunde mußten einſehen, daß die Ungeſchicklichkeiten und Taktfehler der Nationalverſammlung und der Regierung ſich fortwährend das Gleichgewicht hielten, daß die militäriſche Beſetzung Berlins ungeſchickt, aber durchaus kein Verbrechen war, daß die Verlegung der Verſammlung nach Brandenburg ungeſchickt, aber formell ganz rechtlich war. Und vor Allem mußten unſere Freunde verſtehen, daß die Steuerverweigerung eine nichtswürdige Handlung war, bei welcher verletzte Eitelkeit und kopfloſe Schwäche Alles aufs Spiel ſetzten, nicht nur Preußen, ſondern alles Eigenthum und die ganze Entwickelung Deutſchlands; ihre Conſequenzen wären Bürgerkrieg, Verjagung der Hohenzollern, Auflöſung des Staats. Unſere Freunde mußten ferner begreifen, daß bei dem Mangel an ſicherer Kraft, verſtändigem Urtheil und politiſcher Ehrlichkeit, welche die Lieblinge der Maſſe ſo ehrenwerth macht, bei der traurigen Tyrannei, welche die Macht der Fäuſte und dicken Schädel gegenwärtig über Vernunft und Beſonnenheit ausübt, die Geſtaltungskraft des preußiſchen Volkes ſich nicht frei und gedeihlich entwickeln kann, ohne die Krone. Die Krone Preußens und ihr Anſehen vernichten, heißt in dieſem Augenblick nichts Anderes als die brutale Rohheit und politiſche Charlatanerie der gemeinſten Demagogen privilegiren. Nicht als wenn die Regierung die Intelligenz und organiſirende Kraft beſäße, welche im Volk durch die Maſſenherrſchaft gebunden liegt, ſondern deshalb, weil ſie in dieſem Augenblick den Freien und Selbſtbewußten als Stütze und Helfer ebenſo nöthig iſt, als der Krone. — Noch mehr hätten unſere Breslauer bedenken ſollen, Michel Mroß. In Frankfurt wird das Ausſcheiden Oeſtreichs große Veränderungen nach ſich ziehen, welche in dieſen Tagen ſich bereits vorbereiten, und Preußen muß dieſe innere Zwiſtigkeit überwunden haben, bevor vier Wochen ins Land gehen, wenn nicht die ganze Vereinigung deutſcher Völker eine Lüge werden und Deutſchland einer kläglichen Auflöſung anheim fallen ſoll. Die deutſchen Völker haben ein Recht, von Preußens Krone und Volk Beilegung dieſer Zänkereien zu fordern und haben ein Recht, den ganzen Kampf, trotz der greulichen Formen, welche er hier und da annehmen mag, nur eine wüſte Zänkerei zu nennen, aus gegenſeitiger Schwäche und gegenſeitigem Mißtrauen entſtanden, durch die unſelige Conſtituante aber zu einer abgeſchmackten Kriſis gemacht. Das Königthum darf in dieſem Augenblick in Preußen nicht in Frage geſtellt werden, wenn nicht Alles in ein wüſtes Chaos zuſammenrinnen ſoll. Das hätten wackere Männer in Breslau wiſſen müſſen, wenn ſie ebenſo weiſe waren, als ſie reizbar ſind.

Und endlich, Michael Mroß, tragt noch einen Gruß anderer Art in die Redaction der ſchleſiſchen Zeitung. Sagt ihr, daß die Grenzboten ihr herzlich und brüderlich die Hand ſchütteln und ſie ihrer Hochachtung und Freundſchaft verſichern. Sie hat für einen, der die Zuſtände Breslaus ſo genau kennt, als wir, bewunderungswürdig ſchnell feſte Haltung und richtigen Takt gefunden; es ſoll uns beiden Freude und gute Bürgſchaft ſein, wenn wir in unſeren Meinungen uns ſo nahe kommen, wie zeither oft geſchah.

Und ſo lebt wohl. Wie ihr auf meine Bekanntſchaft nicht ſtolz ſeid, ſo wünſche auch ich, nie zu einem dritten Brief an euch veranlaßt zu ſein. Uebrigens nehmt die Verſicherung, ſchnurriger Teufel, daß ich zwar auf den Sack ſchlug, aber nicht den Sack meinte.

6. Tod und Leben beim Jahreswechſel.

(Grenzboten 1849, Nr. 1.)

Es iſt jetzt für einen gebildeten Menſchen durchaus keine Zeit zu ſterben. Jahrelang haben wir gewartet auf die große Zeit, welche in die Welt kommen müſſe, ein Theil von uns iſt über dem Hoffen und Harren alt geworden, und jetzt, da ſie endlich gekommen iſt, geht zugleich ein nichtswürdiges und abgeſchmacktes Sterben in großem Maßſtabe los. Die Kriege in Italien, Schleswig und Ungarn, die Händel in Poſen, die Straßenkämpfe faſt jeder größern Stadt, Meuchelmorde, militäriſche Executionen, Bauernaufſtände und hinter allem die ſchwarzen Hände der Cholera und des Typhus werfen in unſerer Nähe Freunde, Kampfgenoſſen und Gegner in ſo großer Anzahl um, daß es unter uns kaum einen Menſchen gibt, dem nicht Pulver und Tod Herzweh gemacht haben. Ein Gagern, ein Auerswald, Lichnowsky, Lamberg, Latour, Blum und die Andern, welche in Wien ihr Schickſal theilten, und Tauſende, deren Freunde und Feinde einem kleineren Kreis angehören, ſind um uns herum gefallen. Wenn jetzt irgendwo in der Ferne ein Staubgeborner ſtirbt, um deſſen Perſon und Leben wir uns in ſtiller Zeit von weitem ſehr gekümmert haben, ſo thut uns das gar nichts mehr, es wundert uns nicht, es ärgert uns nicht, es iſt uns gleichgiltig. So hat dieſer Ibrahim Paſcha die Ungeſchicklichkeit begangen, von unſerer Erde zu ſcheiden. Voriges Jahr wären alle deutſchen Köpfe darüber geſchüttelt worden und man hätte Bogen über Aegypten und ſeine Zukunft geſchrieben; jetzt? Was iſt uns Ibrahim? Wenn die Taſſe Kaffe ausgetrunken iſt, bei der man's las, hat man den Fall bereits vergeſſen, kein Hahn kräht darüber, ja kein Zeitungsartikel entſteht um ſeinetwillen. — Es iſt eine große Veränderung in unſern Seelen vorgegangen; wir ſind gleichgiltiger geworden gegen den Tod, der Werth des Menſchenlebens iſt geſunken. Schon das Ausſprechen dieſer unleugbaren Thatſache hätte uns, die Einzelnen, vor einem Jahre entſetzt, jetzt empfinden wir's als ganz natürlich, als eine Folge großer politiſcher Erſchütterungen. Wir ſind recht hartherzige, verſtockte Teufel geworden. Sonſt hatten Ungeheuer einer beſtimmten Gattung: Piraten, Sklavenhändler und dergleichen Volk ausſchließlich das Recht, verächtlich von Leben und Tod zu denken, wofür man ſie gelegentlich aufhing; und unter Civiliſirten höchſtens ein alter Haudegen von Offizier, welcher deshalb mit ſcheuer Ehrfurcht angeſehen wurde; und jetzt ſind wir ſämmtlich nicht viel beſſer als Heinrich Percy oder Friedensrichter Scheel, wir verzehren entweder kriegeriſch ein halb Dutzend politiſcher Feinde zum Frühſtück und rufen dann: gebt meiner Schecke zu ſaufen, oder wir behandeln wenigſtens den Tod unſerer Freunde gemüthlich und geſchäftlich: „der alte Doppel tot? Sieh, ſieh! Wie viel gilt die Mandel Schafe jetzt.“

In dieſen Tagen iſt ein Jahr geſtorben; das iſt der Termin, wo ein guter Geſchäftsmann das Buch ſeines Lebens durchſieht, die Schulden und ſein Guthaben ſummirt und ſich die Frage beantwortet: bin ich reicher oder ärmer geworden? So fragen auch wir: ſind wir beſſer oder ſchlechter geworden, deshalb weil wir härter geworden ſind durch einen heißen Kampf? — Die aufgewühlte Zeit hat die Starken beſſer, die Schwachen ſchlechter gemacht. So war's von je in der Welt, wo ein Achilles wächſt, kriecht auch ein Therſites hervor. Wer von uns die Pforten ſeiner Seele weit geöffnet hat für die Ströme neuen Lebens, welche heranrauſchen, weſſen Geiſt prüfend und geſtaltend über dem Ganzen, Ungeheuern unſerer Wandlungen ſchwebt, dem mag im Kampf der höchſten Gegenſätze das Leben und Schickſal der Einzelnen verhältnißmäßig wenig werden, er hat, ſolange die Schlacht dauert, keine Zeit für elegiſche Klage und lautes Bedauern. Anders ſteht der kleine Egoiſt, anders der Sohn des Volkes, den der politiſche Fanatismus dieſes Jahres ergriffen hat. Der garſtigſte von Beiden iſt der egoiſtiſche Philiſter. Seht ſie an, die zahlreichen zugeknöpften Herren mit abgeſpanntem Geſicht und zwei unheimlichen Falten von der Naſe zu den Mundwinkeln. Im Frühjahr ſchüttelten ſie den Kopf und weiſſagten nichts Gutes, im Sommer ſtanden ſie eine Stunde ſpäter auf, um weniger Aerger zu haben, vermieden beſuchte Orte, und erklärten die Welt für unſinnig; ſeit dem October laſen ſie keine Zeitungen mehr und tranken zu Mittag Burgunder. Nach jedem Unglücksfall, jeder Verirrung der Maſſen zog ſich dieſe

Art mehr in ſich ſelbſt zurück, die Intereſſen des eigenen Lebens wurden ihr Alles; und dies eigene Leben wie klein, wie arm, wie iſolirt! Alle dieſe Selbſtſüchtigen ſind tot für unſere Zukunft, ihr Geld wird rollen und arbeiten, ſie ſelbſt ſind zu Mumien verknöchert. Und die Zahl dieſer Unglücklichen iſt groß.

Einen ſchmerzlicheren Eindruck macht die Härte und Gleichgiltigkeit gegen Tod und Töten, welche in die Maſſe des Volkes gekommen iſt. In dieſen rohen Seelen voll lebhafter Empfindung hat der „Parteigeiſt“ furchtbare Verwüſtungen angerichtet; die Achtung vor dem Geſetz iſt mit der Furcht vor ſeinen Strafen verſchwunden, der ſonſt ſo richtige Inſtinkt für das Rechte und Gute iſt in die ärgſte Verwirrung gebracht, die leidenſchaftliche Aufnahme der Redensarten und politiſchen Stichwörter des Tages hat einen Fanatismus entzündet, von dem nur zu bewundern iſt, wie er ſich bei ſo ſchwacher Nahrung erhalten kann, als die Reden unſerer Demagogen ſind. Wir haben mit Schaudern geſehen, wie ſchnell und wie tief die Entſittlichung der Maſſen um ſich gegriffen hat.

Und fragen wir noch einmal: woher dieſe Erſcheinungen, weshalb durfte die Würde des Menſchen, der Werth des Lebens ſich in ſolchem Grade verringern? ſo iſt die kurze Antwort: Dies iſt geſchehen, weil der Werth, die Achtung vor dem Staat und ſeinen Geſetzen ſich verringert hat. Das Menſchenleben iſt nichts werth ohne feſtes Geſetz, die Ehrfurcht vor dem Geſetz iſt der Gradmeſſer, nach welchem man ſicher Werth und Würde einer Generation meſſen kann. Und wenn deshalb unſere Partei drängt und treibt, daß ſchnell und nach allen Richtungen durch geſetzliche Beſtimmungen die Keime neuen Lebens gezogen werden, wenn ſie es für verhältnißmäßig unwichtig hält, ob hier und da ein einzelner Paragraph zweckmäßig, eine einzelne Forderung gehörig und ſicher verklauſulirt wird, ſo fordern wir ſchnelle Organiſation nicht nur aus Gründen der Politik, ſondern weil wir uns fürchten und ſchaudern vor der Möglichkeit, daß das Selbſtgefühl eines hochgeſinnten Mannes ihn verführen könne, ſein eigenes Volksthum zu verachten, und daß der Gebildete ſich ablöſen könne von ſeinem Volk, zum Unheil für Beide. Wir wollen keinen Goethe mehr, wir wollen keinen Napoleon. Von dem Gott des neuen Jahres aber, welcher über unſern Häuptern dahinzieht, erflehen wir glückliche Stunden, Einigkeit und Entſchloſſenheit für unſere Geſetzgeber und unſer Volk.

7. Preußen und Deutſchland.

Betrachtungen eines Stockpreußen.

(Grenzboten 1849, Nr. 6.)

Ich nehme mir die Freiheit, zu erklären, daß ich ein guter Preuße bin, ich bin zuerſt preußiſch und hernach alles Uebrige, was ein vernünftiger Menſch ſein darf, Deutſcher und Weltbürger. Ich habe mich nie befreunden können mit der Politik z. B. des Herrn Heinrich Simon, deſſen ſchlimme Thätigkeit ſeit dem Vorparlament und dem Fünfzigerausſchuß ſtets geweſen iſt, bitter und hämiſch gegen ſein Vaterland und deſſen Idee loszuziehen, ausgenommen wo er es vorzog feierlich zu ſchweigen; und ferner vermag ich auch nicht zu fühlen, wie z. B. Herr v. Radowitz nach ſeinen berühmten Worten, die ich übrigens ſehr bewundere, „in Berlin ſehr deutſch, in Frankfurt ſehr preußiſch“; ich verſtehe große Feinheiten nur langſam und meine Zunge läuft gerade aus auf der großen Heerſtraße der Allerweltsgedanken, ich bin ein guter Preuße in Preußen und würde es auch im übrigen Deutſchland bleiben müſſen. Ob mich das unfähig macht meine Meinung öffentlich auszuſprechen, darüber mag das Publikum entſcheiden.

Als im vorigen März die Revolutionsnacht in Berlin losgebrochen war und furchtbare Aufregung uns allen die Glieder ſchütterte, da dachten wir nicht, daß es nach einem Jahre mit Deutſchland ſo werden ſollte, wie es gekommen iſt, daß aus der Revolution der Gedanke hervorgehen würde, unſern König zum Kaiſer von Deutſchland, wenigſtens von dem größten Theil zu machen. Jetzt gloſſiren die Fremden in meiner Nähe bereits über die Ehre, die eine ſolche Erhebung für ganz Preußen ſei, und die Nichtpreußen proteſtiren entweder dagegen, daß man uns damit habe eine Ehre erzeigen wollen, oder ſie knurren heftig und behaupten, es wäre auch ohne uns, und beſſer gegangen. Ich kann mich über die Kaiſerwürde nicht gerade freuen, denn ich meine, daß aus der großen Veränderung, welche dadurch in der Stellung Preußens und ſeines Fürſtenhauſes zu Deutſchland herbeigeführt wird, ebenſo viel, ja mehr Verpflichtungen und Laſten für Preußen hervorgehen werden, als Vortheile. Dieſe Behauptung wird bei dem poetiſchen Enthuſiasmus der Gegenwart ſelbſtſüchtig und niedrig geſcholten, aber ich fühle auch, daß dieſe Selbſtſucht ihre vollſtändige Berechtigung hat.

Wohl weiß ich, ſo gut wie Andere, daß die Vereinigung der deutſchen Staaten dringende Nothwendigkeit geworden iſt und ich freue mich aufrichtig dieſer Nothwendigkeit, ich weiß, daß bei einer ſolchen Verbindung von Mehren zu einem Geſchäft der Stärkſte, welcher die größten Mittel hat, auch die größte Thätigkeit zu entwickeln und am meiſten für die Andern zu leiſten verpflichtet iſt, und ich ſehe, daß Preußen unter den deutſchen Staaten dieſe Stellung und ihre Pflichten übernehmen müßte, aber ich ärgere mich darüber, daß man uns Preußen die „Ehre", die uns dadurch widerfahre, hier und da beneidet und die neue Stellung unſeres Regentenhauſes öffentlich für eine unverdiente erklärt. Meine Herren, die Ehre, welche Preußen erlangen kann, iſt keine andere, als die, ſeine Kraft, ſein Vermögen und ſeinen Einfluß für die kleinern Bundesſtaaten arbeiten zu laſſen, und die Ehre, welche dem König zu Theil wird, wäre: für eine Anzahl von Jahren eine gefährliche Verantwortlichkeit, eine Fluth von guten und ſchlechten Witzen über ſein kleines, friſchausgebrütetes Kaiſerthum, und ein graues Haupthaar vor der Zeit. Wir danken für eine ſolche „Ehre“. — Was nöthig iſt und mit Recht von uns gefordert wird durch die übrigen Deutſchen, das werden wir thun, ehrlich und ohne Eigennutz, aber wohl verſtanden aus Pflichtgefühl, nicht, weil es uns beſonders froh und glücklich machte. Wir Preußen haben als Volk ſo viel Selbſtgefühl und politiſche Einſicht, daß wir weder für unſern Fürſten die Zutheilung eines altfränkiſchen Titels brauchen, noch die Anſicht hegen, daß aus einer Verbindung mit den andern Brüderſtämmen die nächſten und größten Vortheile uns zufallen werden.

Von Oeſtreich ſpreche ich hier nicht, ſeine jetzige Regierung wird ſchwerlich eine Verbindung der kleineren Länder und Preußens verhindern können, eintreten in den neuen Bund kann ſie ſicher nicht.

Die kleinern deutſchen Staaten aber führen in unſern Augen — das ſoll hier endlich gerade herausgeſagt ſein — nur ein Scheinleben, ſie ſind in Wahrheit gar keine Staaten mehr, ſie waren auch bis jetzt nur eine Lüge. Solange die Welt ruhig im alten Gleiſe ging, exiſtirten ſie ſo fort; jetzt wo das Leben des Menſchengeſchlechts in ſtarke Strömung gekommen iſt, beweiſt ſich ihre Unmöglichkeit. Sie haben keine Kraft, die beſten ihrer Regierungen, die gebildetſten Stämme haben nicht Kraft und Dauerbarkeit genug, ſich allein zu behaupten. Dies ſoll man recht verſtehen. Nicht das iſt ihr größtes Unglück, daß ſie keine politiſchen „Erinnerungen“ beſitzen, ſie könnten ja vielleicht aus freier Hand etwas Vernünftiges machen, was für ihre Enkel ein Stolz und eine Geſchichte würde; auch das iſt Preußen gegenüber nicht ihr Unglück, daß ſie in der Cultur zurückgeblieben wären, im Gegentheil, das ſächſiſche Volk z. B. und die Badenſer ſind uns Preußen in Manchem der Volkserziehung ſehr voraus, ſondern ſie haben deshalb keine Kraft, weil ihre Elemente nicht genug Mannigfaltigkeit haben. Das erſte Erforderniß zu einem geſunden Staatsleben iſt Einheit in ſeiner Idee, Einheit im Ganzen und Großen; das zweite iſt Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit in den einzelnen Theilen, in Bodenbeſchaffenheit, Größe des Grundbeſitzes, induſtrieller Entwickelung, ja auch Mannigfaltigkeit in den Dialekten derſelben Sprache, in dem Schnitt der Geſichter, der Röcke und der Temperamente deſſelben Volkes. Daß ſolche Verſchiedenheiten ſich nur auf größerem Ländergebiet nebeneinander ausbreiten können, verſteht ſich von ſelbſt; und deshalb, zumeiſt deshalb, muß ein Staat auch eine gewiſſe anſehnliche Größe haben, um auf die Länge zu gedeihen.

Wenn in einer Landſchaft bei dichter Bevölkerung der Ackerbau zumeiſt in den Händen kleiner Wirthe iſt, muß es andere Gegenden geben, wo er in größeren Complexen zuſammengezogen mehr reinen Ueberſchuß und in Hungerjahren größere Vorräthe gibt, und wieder andere, wo die Induſtrie ihre Schornſteine und Dampfkeſſel auf dem Ackergrunde errichtet hat, und zwar eine Induſtrie, die auf den verſchiedenartigſten Rohſtoffen einer mannigfaltigen Bodencultur beruht, denn eine Gegend, wo vorzugsweiſe Spitzen geklöppelt oder Linnen gewebt, oder Meſſerklingen geſchlagen werden, hat von Zeit zu Zeit mit Noth und Elend zu kämpfen, der Staat muß dadurch in keine andere Sorgen kommen, als in väterliche. Und weiter, wenn das feurige Naturell, die leichte Empfänglichkeit des einen Stammes ihn verführt, ſchnell und ohne Prüfung ſich Neuem hinzugeben, und gegen das alte Geſetzliche anzuſtürmen, wird ein anderer Zweig der Nation die kältere Ueberlegung, conſervative Neigungen haben müſſen; und wenn die Einen in ihrer Sprache ſingen, wird es für die geſunde Bildung des Volkes gar nicht ſchaden, wenn andere Dialekte ſchnarren und brummen; wenn die Einen die Neigung haben, ſich in breiten redneriſchen Phraſen zu ergehen, wird es nöthig ſein, daß Andere in kurzer Energie ihre Gedanken zuſammenfaſſen; wenn die Tracht einer Gegend in langen, ſteifen Röcken beſteht, wird es dem Volksthum recht wohlthätig ſein, wenn eine andere Provinz es vorzieht, hemdsärmlich zu gehen; Gebirge und Meere, Holz und Steinkohlen, Reiter und Fußgänger, Hopfen und Wein, alle Gegenſätze, welche einander nicht zerſtören, ſondern ſtützen und heraustreiben, ſoll ein Staat enthalten oder zu entwickeln fähig ſein, erſt dadurch bekommt er Kraft, Dauer, eine Geſchichte. Keiner von den deutſchen Staaten, außer Preußen, hat die Möglichkeit dazu. Das Königreich Sachſen iſt ſo klein, daß der Geiſt Robert Blums durch das ganze Gebiet ſpuken kann, und ſeine Vaterlandsvereine, welche in dieſem Augenblick eine vernünftige Regierung zur Verzweiflung bringen, herrſchen gerade ſo weit als das ſächſiſche Scepter. Das iſt kein Staat, wo es dagegen kein Gegengewicht gibt. Und Hannover, das dünnbevölkerte, wo Ernſt Auguſt und der wohlfeile franzöſiſche Rheinwein ſolange den Anſchluß an den Zollverein verhindern konnten, wo jetzt die Verkündigung der deutſchen Grundrechte deshalb aufgehalten wird, weil die Bauern fürchten, die Freizügigkeit werde neue Coloniſten ins Land führen und die Weide der Haidſchnucken beengen; oder Würtemberg, wo die Kammer in dieſen Wochen gründliche Unterſuchungen über die Euter und den Milchreichthum einiger Kühe anſtellt, welche bis jetzt auf Staatskoſten fraßen, und wo tagelang darüber debattirt wird, ob der Staat zwei Stück Rindvieh mehr oder weniger halten ſolle. Von den übrigen Ländern ganz zu ſchweigen, welche bereits im vorigen Jahr die Hilfe der Bundestruppen in Anſpruch nehmen mußten, um ſich gegen die politiſche Trunkenheit der eigenen Angehörigen zu ſchützen. Auch die größeren dieſer Gebiete haben höchſtens die Ausdehnung, die Intereſſen und die Bildungsverhältniſſe einer Provinz, ſie ſind ein Theil, kein ſtaatliches Ganze; aus den Sprüngen ihrer Lotterielooſe und Staatspapiere am Geldmarkt, aus der Einſeitigkeit ihrer induſtriellen und Handels-Intereſſen, aus der Hilfloſigkeit bei jedem Anprall von innen und außen ſchließen wir auf die Beſchränktheit und Dürftigkeit eines ſolchen politiſchen Lebens.

Alle Gebiete Deutſchlands ertragen dies Leiden, auch Baiern, das größte und am meiſten gegliederte Land. Zwar beſteht es aus drei bis vier grundverſchiedenen Theilen, die zuſammengewebt ein anſehnliches Ganze bilden würden, aber Baiern, Pfälzer, Schwaben und Franken ſind unter der Krone Baiern zuſammengebunden, ohne zuſammen zu gehören. Die getrennte bairiſche Pfalz heißt bairiſch, weil ſie zu klein iſt, irgend etwas Selbſtändiges zu ſein, ihre Intereſſen haben mit Baiern wenig gemein, Franken und die ſchwäbiſchen Theile hängen an dem Norden Deutſchlands ebenſo ſehr, als an München, und es bedarf nur eines leiſen Druckes, ſie abzulöſen von den Fäden, die zwiſchen ihnen und dem frommen bairiſchen Hochlande geſponnen ſind.

Baiern iſt allerdings ein Staat, aber auch ſeinem Leben fehlt die Seele, welche die verſchiedenartigen Glieder verbindet, eine Idee und Aufgabe, welche ſich über den geſonderten Intereſſen der einzelnen Theile erhebt und dieſe adelt. Bis jetzt iſt es nichts als ein zufälliges Conglomerat von Landestrümmern. Daraus könnte wohl ein ſtarkes Volk, ein wirklicher Staat hervorgehen, wenn ſeine Lage ſo wäre, daß es frei die Arme regen könnte; wie es aber liegt zwiſchen Oeſtreich und deutſchen Vereinsländern, kann es ohne Anſchluß nicht beſtehen, und ſeine Wahl iſt nur, ob es mit Aufopferung von Rheinbaiern ſich an Oeſtreich legen will, — dann wird es, wie Portugal, bald als eine ausgequetſchte Citrone unter dem Fuß ſeiner Bundesgenoſſen liegen, und wird ſich auflöſen in Altbaiern, welches zu Oeſtreich ſtehen wird, und in den größten nördlichen Theil, welcher den Verband mit dem Proteſtantismus und den freieren Staatsformen des deutſchen Bundes nicht aufgeben kann, — oder ob es ſich mit der neuen Bildung und Preußen ehrlich und ſchnell befreunden kann. Noch hat es die Wahl, wenn aber Baiern durch ſeine abweichende Politik eine

Vereinigung der deutſchen Stämme vorläufig verhindern ſollte, ſo wird zuerſt Altbaiern öſtreichiſch, und dann wird Franken preußiſch, von ſelbſt, ohne Soldaten, nicht weil es uns beſonders liebt, ſondern weil es muß. Das wiſſen wir in Berlin, man ahnt etwas Aehnliches in München, und deshalb iſt an der Oppoſition der warmherzigen bairiſchen Deputirten in Frankfurt wenig gelegen. Wir wiſſen, auch Baiern iſt als Staat zur Zeit noch eine Lüge, etwas werden kann es nur in Verbindung mit den Nachbarn.

Und Preußen ſelbſt? Iſt denn ſein Staatsbau ſtark und kräftig, Abrundung in ſeinem Gebiet, Einheit in den höchſten Intereſſen ſeiner Landestheile? Iſt Preußen ſelbſt ein Staat, der, wie er jetzt iſt, Dauer und eine Zukunft verſpricht? Es gehört kein großer Geiſt dazu, dieſe Frage mit „nein“ zu beantworten; aber es iſt doch ein kleiner Unterſchied zwiſchen der Bedeutung Preußens und der von dem übrigen Gebiete Deutſchlands. Preußen iſt trotz ſeiner zerriſſenen Grenzen, ſeiner unvollſtändigen Arrondirung in Wirklichkeit ein Staat, mit einer Vergangenheit, einem nationalen Bewußtſein, einer leitenden Idee. Sein Mangel iſt gerade der, daß ſeine Idee größer iſt, als ſein gegenwärtiges Gebiet, — ſo groß als Deutſchland. Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo wir unſere Vergangenheit, viele unſerer Gewöhnungen, unſer trotziges Selbſtgefühl opfern ſollten, um das Ideal eines freien Deutſchlands, welches in allen Gauen als Traumgebilde lebt, an deſſen Realiſirung wir aber bereits gearbeitet haben, in die Wirklichkeit umzuſetzen. Wir wollen das Opfer bringen, weil es eine Nothwendigkeit iſt für Alle, auch für uns, weil wir es müſſen, um der geſchichtlichen Aufgabe Preußens treu zu bleiben. Wir wollen auf Vieles verzichten, im Nothfall ſogar auf unſern Namen, auf den wir ſtolz ſein können, wir *allein unter allen Deutſchen.*

Wir wollen alles Selbſtgefühl, das darum hängt, euch, den übrigen Deutſchen hingeben, um gemeinſam mit euch den Namen der „Deutſchen“ zu Ehren zu bringen, etwas, was ihr allein nie durchſetzen werdet. Und dazu haben wir euch in treuem Sinn und ohne Rückhalt die Hand geboten; ſeht auf unſere ausgeſtreckte Hand, und mäkelt nicht an den Empfindungen, die wir dabei haben, der Händedruck iſt deshalb nicht weniger aufrichtig, weil wir die Ueberzeugung haben, mehr zur Vereinigung zu bringen, als ihr Andern.

Wenn aber geſchieht, was wir nicht fürchten, wenn die gehoffte Verbindung deutſcher Stämme durch den Unverſtand Einzelner, oder fremde Ränke vereitelt wird, wenn die Verſammlung in Frankfurt ſich auflöſt, ohne ein Reſultat zu geben, und die darauf folgenden Einigungsverſuche der Regierungen wieder ſcheitern an beſchränktem Egoismus und ſpießbürgerlicher Abneigung? Was dann werden ſoll, wenn die kleineren Staaten in ihrer Ohnmacht dahin ſiechen und der Bau Preußens unvollſtändig mit dem alten Namen unter dem Banner ſeiner Hohenzollern übrig bleibt? — Auch darauf wollen wir Preußen euch eine gerade Antwort geben. Wenn den Preußen die Ueberzeugung kommt, daß es in den alten Grenzen, in den alten Verhältniſſen nicht weiter geht, daß die Kraft, welche wir in uns fühlen, größere Räume, freie Bewegung braucht, dann werden wir mit Güte oder Gewalt nehmen, was wir brauchen, um ein ganzer, runder und in ſich abgeſchloſſener Staat zu werden, und die Gegner einer Vereinigung mit uns werden wir zwingen, ſich mit uns zu verbinden, ſo weit es uns vortheilhaft erſcheinen wird. Das iſt keine Drohung, es wird eine Nothwendigkeit für uns und eine Nothwendigkeit für die Genöthigten ſein, und deshalb wird es unſer gutes Recht werden. Täuſcht euch nicht, ihr Männer in Frankfurt und im übrigen Deutſchland, das iſt keine Prahlerei flüchtiger Laune, es iſt ſo wahr, als die Eroberung Schleſiens vor hundert Jahren. Seht um euch, die deutſchen *Staatenverhältniſſe faul, zerbrochen oder verknöchert, die ein*zelnen Stämme ſchwach, kurzſichtig, kleine Egoiſten; daneben eine Einheit von 16 Millionen, an weite Verhältniſſe, an die

Erziehung des Einzelnen für ein großes Ganze gewöhnt, einen Staat noch jung, mit geordnetem Haushalt, einer kriegeriſch fühlenden Bevölkerung, ebenſo ſelbſtſüchtig als die kleinen, aber von kräftiger Selbſtſucht und hartnäckiger Entſchloſſenheit, iſt eine andere Zukunft wahrſcheinlich? Streicht meinetwegen von den 16 Millionen 4 Millionen, die ihr für keine guten Preußen haltet, — und ihr würdet euch auch darin irren, — ſo bleiben noch 12 Millionen übrig, die eines Sinnes ſein werden, genug, um eine vermoderte Staatsmaſſe zu ſtürzen, die größer ſein könnte, als der dritte Theil Deutſchlands. Wenn ihr zweifelt, daß es ſo kommen wird, kennt ihr doch das preußiſche Volk noch nicht ganz. Jeder Knabe weiß zwei Dinge, daß der kleine alte Fritz auf dem Stubenofen Schleſien genommen hat, weil es ihm gelegen war, und daß ſeine Mutter oder Großmutter ihren Trauring hingab, um den Napoleon aus dem Lande zu jagen; der ärmſte Taglöhner des Dorfes hat eine freudige Empfindung davon, daß er ein kleiner Theil einer prächtigen Macht war, als er in ſeinem Armeecorps mit 30 bis 40,000 Andern vor dem Könige im Feuer manövrirte, und als im vorigen Jahre das rohe Landvolk mancher Gegend aufſtand, mit Knütteln und Furie gegen die gutsherrlichen Laſten und Zinſen loszog, und als ihm die Nationalverſammlung, worin ſeine abgeordneten Kameraden ſaßen, befahl, die Staatsabgaben nicht mehr zu entrichten, da hat es dieſe Steuern fortbezahlt und ſeine Deputirten geprügelt; gewiß eine ſehr rohe Anhänglichkeit an den Staat, aber immerhin ein Zeichen, daß auch in den niedrigſten Kreiſen des Volkes eine Stätte vorhanden iſt, auf welcher nationale Begeiſterung leicht in Flammen aufſchlägt. Und wer aus dem Schein unſerer parlamentariſchen Händel auf ein Wanken des Thrones und Staates freudig geſchloſſen hat, auch der irrt ſich ſehr. Wir ſind als Ganzes kein liebenswürdiges Volk, wir haben keine gefälligen Formen, wenn wir eifern und ſtreiten, und jede neue Entwickelung geſchieht bei uns nach erſt vielem Geſchrei und in ſcharfen Gegenſätzen, die ſich heftig aneinander reiben, unſere Händel mit der Krone und untereinander werden noch oft rauhe Form und gefährlichen Schein haben, ſie finden doch ſtets ein Gegengewicht in der preußiſchen Begeiſterung, die Jedem von uns in einem Winkel des Herzens ſitzt, und in der Ueberzeugung, daß wir zuſammenhalten müſſen, des Staates wegen. Es gibt Manche unter uns, welche die Könige nicht lieben, und doch werden auch dieſe für die Idee der Hohenzollern und die Zukunft Preußens kämpfen, wenn es zum Letzten kommt, weil auf unſerer Seite die Vernunft ſein wird; ja, den radicalſten preußiſchen Demokraten kann man ſicher auf den Kopf zuſagen, daß ſie dann auch noch für Preußen ſelbſt, das ſie jetzt ſo gerne zerpflückten, Spieß und Harniſch mit Freudigkeit tragen werden; ſie ſind in der großen Mehrzahl gut preußiſch, ohne es ſelbſt zu ahnen, auch weniger gehobene Naturen, als z. B. Ludwig Simon. Und wenn der äußerſte Fall einträte, den wir nicht wünſchen, aber auch nicht fürchten, daß Preußen ſeine Aufgabe, die deutſche Volkskraft zu erwecken und zu einigen, allein durchführen müßte mit Gewalt gegen Deutſche ſelbſt und gegen ihre fremden Verbündeten: wenn es ſo weit zum Letzten käme, dann werden wir unſeren Willen durchſetzen gegen alle Verbündeten, ja gegen ganz Europa. Wir ſind gewöhnt uns mit der ganzen Welt herumzuſchlagen und Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Und vielleicht iſt auch das noch ein Unterſchied zwiſchen Preußen und ſeinen deutſchen Gegnern; wir ſind bereit, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen für das was wir wollen; denn wir haben ein Ziel, eine große Idee, für die wir leben; unſere Gegner haben die nicht. Und wenn von allen Seiten her die Feinde gegen uns drängen, und unſere guten Waffen und unſer Glück in einem letzten großen Völkerkampf uns untreu würden, was wir gar nicht fürchten, ſo ſind wir ein Volk von Kriegern und werden eher untergehen, als die Fahne ſenken, die wir in der Mark, in Preußen, Schleſien, am Rhein aufgeſteckt haben:

eure eigene Fahne, ihr Deutſchen, das Banner eines großen deutſchen Staates, in dem Vernunft iſt. Wir können untergehen, und wer ein Mann iſt in Preußen, wird lieber ſterben als die elende und klägliche Exiſtenz erleben, unter Trümmern und Auflöſung, unter fremder Oberherrſchaft, ruſſiſchem, engliſchem und franzöſiſchem Schutz.

Noch iſt es Zeit, wir Preußen bieten allen deutſchen Stämmen brüderlich in treuer Geſinnung die Hand, gemeinſam mit ihnen „Deutſche“ zu werden, jetzt ſteht die Wahl bei ihnen, verſchmähen ſie es, mit uns ein neues Deutſchland zu ſchaffen, ſo bauen wir es allein, trotz ihnen, und das neue Deutſchland wird dann den Namen Preußen führen.

8. Aus Leipzig.

(Grenzboten 1849, Nr. 20.)

Die Oſtermeſſe ſtand hier im ſchönſten Flor, da flog durch die Menſchenmaſſen und Budenreihen die finſtere Nachricht, in Dresden ſei Aufſtand losgebrochen, man kämpfe gegen das Militär, die hieſige Garniſon ſolle auf der Eiſenbahn nach Dresden geſchafft werden. Aufgeregte Volkshaufen wogten um den Bahnhof und durch die Nachbarſtraßen, die Schienen wurden aufgeriſſen, um den Abzug der Schützen zu verhindern, welche auf einem Umwege außerhalb Leipzig die Bahnlinie zu erreichen wußten; das Frankfurter Thor wurde durch Laſtwagen verrammelt, weil man den Einzug von Preußen aus Merſeburg oder irgend woher befürchtete. Das war der Anfang von vier unruhigen Tagen. Die Nachrichten aus Dresden erhielten in athemloſer Spannung, die Sprecher der demokratiſchen Vereine ſchürten in der Maſſe, allerlei Geſindel, welches zur Meßzeit in dem wohlhäbigen Leipzig zahlreicher iſt als ſonſt, lärmte mit den wenigen Radicalen Leipzigs durch die Straßen. Ein Waffenladen ward vom Pöbel erbrochen und in der Nacht vom Sonntag zum Montag floß in dem Kampf der Communalgarde gegen die Tobenden Menſchenblut im Straßenkampfe. Der Krawall in Leipzig war ſo unmotivirt, planlos und ſchädlich als möglich, die Communalgarde und der Magiſtrat hatten ihre deutſche Geſinnung erklärt, ein Feind der deutſchen Einheit war in der Stadt Leipzig gar nicht zu bekämpfen. Dagegen wurde durch dieſe Aufregung Vieles verloren. Außer mehr als einem tüchtigen Menſchenleben die Einkünfte aus einer großen und glänzenden Meſſe, welche in ihrer beſten Zeit aufgehoben werden mußte, und was höher anzuſchlagen iſt, ein Theil des Selbſtgefühls und des Gewichts, welches Leipzig in die Wagſchale des Parlaments zu werfen hatte. Zwar hat die hieſige Communalgarde mit ehrenwerther Ausdauer für Ordnung und Geſetz geſtanden, und fünf Nächte hindurch die Pflichten eines treuen Wirths gegen ihre Gaſtfreunde und deren Güter männlich erfüllt; aber die Vorſteher der Stadt ließen ſich durch das Drängen der exaltirten Partei doch zu einem Schritt verleiten, welcher, mild geſagt, unklar war; ſie ſtellten die Gemeinde Leipzig durch Abſendung eines Commiſſars nach Frankfurt und durch öffentliche Erklärung „bis zu Austrag der Conflicte zwiſchen Krone und Volk“ unter den Schutz der deutſchen Centralgewalt. Was ſollte das heißen? Keine Stadtgemeinde, und ſei ſie die mächtigſte, hat das Recht ſich in ſolcher Weiſe von ihrer Landesregierung loszulöſen, ſolange dieſe verfaſſungsmäßig beſteht. Und beſtand die Regierung Sachſens nicht ſowohl thatſächlich, als zu Recht, trotz dem Aufſtand in Dresden? Das kann von keiner Partei geleugnet werden. Die Krone Sachſens hat die Anerkennung der Frankfurter Verfaſſung verweigert und deshalb die Kammern aufgelöſt. Für die Anhänger des Frankfurter Parlaments, welche die Ueberzeugung haben, daß erſt durch die gemeinſame Einwilligung der Regierung und der Landeskammern die deutſche Verfaſſung für den einzelnen Staat Rechtsgiltigkeit erhalte, iſt das Recht der Krone, in dieſem

Fall durch Auflöſung der Kammern und neue Wahlen an das Volk zu appelliren, ganz unzweifelhaft und der geſetzliche Weg, den Volkswillen in den neuen Kammern auszudrücken, ganz unzweifelhaft.

Für die Entſchiedenen aber, welche erklären, daß die Publication der Reichsverfaſſung im Centralgeſetzblatt allein, auch ohne Beiſtimmung der Landesregierungen und Landeskammern und alſo ohne Verkündigung derſelben in den Landesgeſetzblättern ausreiche, die Reichsverfaſſung rechtsgiltig zu machen, iſt die Berechtigung ſich gegenwärtig von ihrer Landesregierung loszuſagen um nichts größer. Zwar iſt von ihrem Standpunkt aus jede Weigerung der Landesregierungen eine geſetzwidrige Handlung, aber da ſie die Obergewalt des Parlaments und ſeiner Executive, des Reichsminiſteriums, ſo hoch faſſen, müſſen ſie auch die Beſchlüſſe dieſer höchſten Autorität über die Schuld und Strafe der ungeſetzlichen Handlung abwarten, und haben nicht das geringſte Recht, ſich in That oder Wort eigenwillig und voreilig von ihrer Landesregierung abzulöſen. Weder hatte Dresden auch von dieſem Standpunkt aus das Recht, die Waffen zu ergreifen, noch Leipzig, ſich durch eigenmächtige und willkürliche Erklärung von einer mißliebigen Regierung abzulöſen. Auch praktiſch nützlich war die Erklärung nicht, denn was hätte die Centralgewalt der Stadt Leipzig für einen Schutz gewähren können? Reichstruppen? Auch die Braunſchweiger ſind noch nicht vereidet. Oder einen neuen Reichscommiſſar nach dem Königſtein? Es iſt keine Hoffnung, daß der etwas ausrichten werde. Leipzig mußte ſich ſelbſt helfen gegen ſeine innern Feinde, und das hat es endlich auch gethan, und in dem Kampf gegen die Krone durfte die Gemeinde nicht zweifelhaft ſein, welchen Weg ſie zu gehen habe. Es ging aber, wie es in der Eile und in großem Eifer auch dem Guten zu gehen pflegt, man ſuchte nach einer Phraſe, um ſich und Andere zu beruhigen.

Die Grenzboten haben ihr leichtes Zelt in der Gemeinde

Leipzig aufgeſchlagen, auch ſie haben der Stadt für gaſtliche Aufnahme und vielen Einzelnen für menſchliches Wohlwollen zu danken. Und ſo ſei es uns geſtattet, an die Bürger Leipzigs ein ehrlich gemeintes Wort zu richten. — Dieſer Frühling hat über Deutſchland den Anfang eines ungeheuern Kampfes gebracht, in welchem die deutſchen Völker vor der Welt den Beweis zu führen haben, ob ſie Männer mit Vernunft, feſtem Willen und praktiſchen Forderungen, oder ungeſchickte Poeten und ſchwache Träumer ſind, ob der alte Drang nach deutſcher Einheit eine unnütze Phantaſterei oder ein tiefes Bedürfniß edler Naturen war. Was die Beſten der deutſchen Nation lange erſehnt, das hat die Blüthe deutſcher Kraft zu Frankfurt durch die Thätigkeit eines Jahres der Wirklichkeit nahe gerückt, aller Idealismus, alles Selbſtgefühl der Völker hat ſich an das Frankfurter Parlament gehängt, die deutſche Verfaſſung iſt durch unſere geſetzlich gewählten Vertreter auf rechtsgiltigem Wege zu Stande gebracht worden, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, eine Rieſenarbeit für ein geſcheidtes, aber politiſch ungebildetes Volk. Durch Blut und Irrthümer, durch Zweifel und Täuſchungen ſchritt die Nationalverſammlung eifrig und ehrlich in dem Wege des Rechts und der Geſetzlichkeit vorwärts. Jedes gute Wort, das in Frankfurt geſprochen, jeder Beſchluß, der dort gefaßt wurde, war unſer, wie auch der Parteiſtandpunkt ihn gerade beurtheilte, wir waren ein Jahr lang darin ein einiges Volk und trotz allerlei Unglück des Privatverkehrs war das letzte Jahr das größte, welches die deutſchen Völker ſeit langer Zeit erlebt, iſt die Verfaſſung unſere größte That ſeit langer Zeit. Es kommt jetzt gar nicht mehr darauf an, ob alle Beſtimmungen der Verfaſſung alle Parteien befriedigen, die Verfaſſung iſt nach Recht und Geſetz geſchaffen, durch unſer Herzblut, unſere Entbehrungen, unſere Liebe geweiht, ſie gehört uns und wir ihr. Jetzt gilt es, ihr Geſetzeskraft zu verleihen und die Regierungen, welche ſich weigern ſie anzuerkennen, zur Anerkennung zu beſtimmen.

Das iſt die Pflicht der einzelnen Völker, der Sachſen, Preußen, Hannoveraner und Baiern. Das Frankfurter Parlament hat der Hausmacht der einzelnen Regierungen gegenüber keine andere Waffe, als die Sympathien der Völker. Und wie das Parlament im letzten Jahr für uns gearbeitet hat, ſo iſt jetzt die Zeit gekommen, wo wir, die Deutſchen, daheim für das Parlament arbeiten müſſen. Erwartet von Frankfurt keine dictatoriſchen Beſchlüſſe, es wäre unweiſe und ſchädlich, wenn das Parlament viel mehr thäte, als in würdiger und feſter Haltung der Nation zu vertrauen. Wie man auch das Recht der Nationalverſammlung gegenüber den einzelnen Staaten faſſen möge, thatſächlich iſt bereits der Weg eingeſchlagen worden, daß die einzelnen Staaten ihre Stellung zu der Verfaſſung erklärten, alſo das Recht in Anſpruch nehmen, ſich darüber zu entſcheiden. Daß dies in der That ihr Recht ſein müſſe, iſt nebenbei geſagt unſere Anſicht, aber wohlgemerkt, ein Recht der Staaten, d. h. der Regierung und ihrer Volkskammern zuſammen, keinesfalls der Regierung allein. Wenn alſo in einem Staat, wie in Sachſen, Preußen und Hannover die Kammern die Anerkennung der Reichsverfaſſung ausgeſprochen haben und die Regierung ſich weigert dieſe Anerkennung zu beſtätigen, ſo tritt für die Bürger des einzelnen Staates das Recht ein, im verfaſſungsmäßigen Wege den Widerſtand der Regierung zu beſeitigen. Zunächſt in den neuen Kammern. Verfaſſungsmäßig müſſen in den einzelnen Staaten die neuen Kammern in kurzer Zeit zuſammentreten. Wahrſcheinlich werden die Regierungen bis dahin alle Mittel aufbieten, das Frankfurter Parlament unſchädlich zu machen. Was ſie auch durch Anwendung von Gewalt wagen mögen, die Verfaſſung können ſie nicht vernichten, ſie iſt in Recht und Geſetz gemacht und Eigenthum der deutſchen Nation. Die nächſten Kammern werden die Rechtsgiltigkeit derſelben von neuem ausgeſprochen haben. Weigert ſich dann die Krone noch, ſo tritt der Fall ein, daß das abſolute Veto, wo es nach den Verfaſſungen ihr Recht iſt, auch ihr Verhängniß wird. Das aufſchiebende Veto macht eine conſtitutionelle Löſung der Conflicte zwiſchen Kammern und Krone ſicher, das Volk weiß, daß die Krone durch zwei Legislationen das Recht hat, dem Volkswillen zu widerſtehen, und hat unter allen Umſtänden die Pflicht, dies Recht zu ehren. Das unbedingte Veto faßt den Begriff der Majeſtät ſo hoch, daß es die Verſöhnung eines Gegenſatzes zwiſchen Krone und Volkswillen der beſſern Einſicht des Souveräns vertrauensvoll überläßt. Wenn aber den Fürſten, wie gegenwärtig der Fall zu ſein ſcheint, das Verſtändniß für die Forderungen des Volkes fehlt, ſo tritt der unlösbare Gegenſatz zwiſchen dem geſetzlichen Recht des Volkes und der Krone in ſo ſchneidender Schärfe hervor, daß eine Verſöhnung im Gleiſe des Geſetzes unmöglich wird; dann kämpft Gewalt gegen Gewalt; wenn die Krone dann Gewalt nicht ſcheut, die Bürger Leipzigs werden ſie nicht fürchten.

So iſt in dem großen Kampf der Gegenwart auch dem ſächſiſchen Volk ſeine Rolle zugetheilt. Die neuen Kammern haben die Anerkennung der Reichsverfaſſung auf's Neue von der Krone zu verlangen. Verweigert der beſonnene und ehrliche Herr, welcher gegenwärtig Sachſens Krone trägt, auch dann die Anerkennung, ſo werden ſie ihm den Wunſch des Volkes vorzutragen haben, einer Stellung freiwillig zu entſagen, in welcher ſeine Ueberzeugungen mit denen des Volkes nicht länger beſtehen können. Verweigert er auch das, ſo würde durch Auflöſung der Kammern und daraus hervorgehende Verweigerung der Steuern der Staat aufgelöſt und eine neue Kataſtrophe wird Sachſen mit den Bruderſtämmen zuſammenkitten. Hoffen wir, daß es zu dieſem Letzten, Furchtbaren nicht kommen wird. Wenn die Krone aber eine ſolche Kataſtrophe herbeiführen ſollte, dann falle die Verantwortung für die Folgen auf die Widerſtrebenden. Leipzig wird dann ſeine Schuldigkeit thun, wie es jetzt für Geſetz und Ordnung ſeine Pflicht gethan hat. Wenn endlich die Souveräne wagen ſollten, die Kammern nicht in der geſetzlichen Friſt zuſammen zu berufen, oder eigenmächtig die Verfaſſung zu verändern, ſo haben ſie die Verfaſſung gebrochen und ſind ſchuldig gegen das Geſetz. Das gilt auch von Preußen, denn obgleich die Verfaſſung dort noch nicht beſchworen iſt, beſteht ſie doch zu Recht, und das Wahlgeſetz iſt ein Theil der Verfaſſung. — Die jetzigen vereinzelten Aufſtände, wie in Dresden, waren nichts als geſetzlich unberechtigte Gährungen eines unbeſonnenen Taumels, und die Regierung war noch in ihrem vollen Recht, ſie zu bekämpfen.

Man iſt auch hier in Leipzig geneigt, den beginnenden Kampf mit Mißmuth und Bangigkeit zu betrachten. Die Grenzboten können dieſe Stimmung nicht theilen. Das Parlament hat abgeblüht, eine ſeltene Blüthe, die aus unſeren Herzen hervorgeſchoſſen iſt. Was thut's? Die Frucht iſt uns geblieben, ihre Verfaſſung, und wir haben zu ſorgen, daß ſie Wurzel ſchlägt und ein Baum daraus wächſt, unſeren Kindern zu Freude und Schutz. — Wir haben lange genug die Hände in den Schoß gelegt und zugeſehen, wie unſere Brüder in Frankfurt für uns geſtanden haben; jetzt ſollen wir uns ſelbſt regen, um das Größte durchzuſetzen. Das iſt Freude und Ehre, aber kein Grund zur Trauer! Oder meintet ihr, daß die Freiheit und ein geſetzliches Gedeihen von oben herab dem Unthätigen in den Schoß fallen würde? Dieſe höchſten Güter werden nur durch Mühe erworben, durch Falten auf der Stirn und ſchwielige Hände. Wir würden ſie nicht über Alles lieben, wenn ſie wohlfeiler wären.

Was ihr aber auch thun müßt, ihr Bürger von Leipzig, ein heiliges Schwert haltet feſt, ſolange ein Stück davon auf der Welt iſt, das Recht!

9. Adelig und Bürgerlich.

An Frau v. S.

(Grenzboten 1849, Nr. 2.)

Wenn für Ihre letzten Correſpondenzen, gnädige Frau, bis jetzt unſer Dank ausgeblieben iſt, ſo bitten wir Sie, uns deshalb nicht für gleichgiltig gegen das Mitgetheilte zu halten. Denn haben wir jemals eine leiſe Sehnſucht nach der verſchwundenen Zeit graziöſen Geplauders empfunden, ſo war es in den Stunden, wo wir Ihre Briefe erhielten. Ihre letzte Mittheilung aber hat bei uns Widerſpruch gefunden. Sie werden verzeihen, wenn dieſelbe unſern Leſern nicht ohne Commentar gegönnt wird. Ihre Feder berichtet den Grenzboten Folgendes:

„Wenn Geſchichten, um das Gepräge der Echtheit zu tragen, nicht gefunden, ſondern gelebt ſein müſſen, ſo gibt es auch wieder andere, die gefunden ſind und ſelbſt leben, alſo ebenfalls wahr ſind, ſogar wenn ſie nie auf der Bühne einer Außenwelt ſpielten. Mag daher die Anekdote, welche ich hier nacherzähle, gehören unter welche Zahl ſie will, mir genügt ihr moraliſches Daſein, ohne daß ich mich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, für ihr leibliches verbürge. Herr A. ſoll in der flüchtigen Epiſode ſeiner Miniſterherrlichkeit geglaubt haben, doch auch ein Haus machen zu müſſen. Er richtete ſich mit Glanz ein und ſah viele Leute bei ſich. Was drängt ſich nicht alles einer neu aufgegangenen Sonne entgegen? Wie die einbrechenden Barbaren, welche die ſieche antike Welt zu verjüngen kamen, trotz aller Urſprünglichkeit ſich doch dem feinen Gifte attiſcher und römiſcher Bildung nicht ganz entziehen konnten und als Sieger noch Geſetze von den Ueberwundenen annehmen mußten, ſo mögen auch die neuen Eindringlinge, die Machthaber von heute, ſich nicht ſelten von dem Zauber einer andern Vergangenheit beſtricken laſſen. Je mehr ſich Geldariſtokratie und Bürgerthum, durch Fleiß und Talent gekräftigt, über den Trümmern der geſtürzten Wappenſchilder ausbreiten, je leichter die Emporkömmlinge ſich die materiellen Bevorzugungen der Vornehmen von ſonſt aneignen, deſto begehrlicher blickt dieſe Bourgeoiſie nach den geiſtigen, unerreichbaren Errungenſchaften, nach dem unbekannten Etwas, dem Schimmer und Duft des alten Adels hin, das in einem Gemiſch von Romantik und moderner Eleganz beſteht, und das der Philiſter um ſo weniger verſchmerzen kann, je mehr er es zu verachten ſcheint. Das gilt zweimal von den Frauen. — Die Gattin des Miniſters erfreute ſich des Erfolges ihres Salons, zu denen ſich Mancher vom alten Regime drängen mochte, denn der große Haufen huldigt dem Glück. Sie (ich meine Frau A.) rühmte ſich gern, wie behauptet wird, ihrer erleſenen Kreiſe und verſicherte, „die ganze haute volaille“*) verſammle ſich bei ihr. Die harmloſe Aeußerung ging raſch von Mund zu Mund und ergötzte Hof und Diplomatie. Die ſchwediſche Geſandtin in B. ſagte mit all der unerbittlichen Schroffheit, welche nur zu oft die Kaſte bezeichnet, ein Wort, das, obſchon ſpielend, tötet: „Non, je n'irai pas dans la basse cour**) de Mdme. A.“ Nehmt dem Adel ſeine Grundrechte und Titel, nehmt ihm den Adel ſelbſt, er wird euch doch noch lange tyranniſiren mit ſeinen Gewohnheiten und Launen, ſeiner Grazie und ſeinen Unarten.“

Jetzt unſere Bemerkung. Wir ſind die politiſchen Freunde des geweſenen Miniſters, welcher hier gemeint iſt, wir ſehen darin keinen Grund, die kleinen Wortſpiele zu verſchweigen, welche ſeine Perſon und Familie umſchwirrten. Sie haben Recht, gnädige Frau, das Geſchichtchen iſt nicht übel und es kann wahr ſein, auch wenn es nicht in unſerer Hauptſtadt entſtanden ſein ſollte, wenigſtens erinnern wir uns dunkel, es vor Jahren ſchon einmal geleſen zu haben. Und wenn Sie die Anſicht ausſprechen, daß der Adel mit und ohne Titel noch lange

---

*) Haute volée. **) Heißt auch Hühnerhof.

Grazie und liebenswürdigen Uebermuth den unruhigen, kämpfenden Bürgerlichen gegenüber geltend machen werde, ſo dürfen wir uns auch darüber freuen. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß den Deutſchen in der Zeit des Blutvergießens und herben Streites ſchöne Form, leichte Eleganz, gebildete Genußfähigkeit und vor Allem treffender Witz und Laune nicht verloren gehen. Kann uns der „Adel" dieſe bis auf ruhige Zeiten bewahren, ſo wollen wir ihm das danken, auch wenn ſein Spott hier und da uns treffen ſollte. Nur iſt ein kleiner Haken dabei. Die franzöſiſchen Emigranten waren zuerſt ſehr geiſtreich und witzig, dann witzelten ſie, und wenn Sie, gnädige Frau, jetzt in Paris aus einem legitimiſtiſchen Salon des alten Adels getreten ſind, werden Sie nicht den Eindruck mitgenommen haben, in beſonders geiſtreicher Geſellſchaft geweſen zu ſein. Und doch ſprüht in Paris noch immer das Brillantfeuer glücklicher Einfälle, übermüthiger Scherze, aber es zündet ſchon ſeit geraumer Zeit in den Cirkeln, wo die Enkel jener Revolutionsmänner, die Söhne der alten Bourgeois ſich bewegen. Das ſcheint eine auffallende Erſcheinung, und iſt doch ſo natürlich. Echter Witz, ſchöne Darſtellung, reizende Form ſind nichts als höhere ſeltene Blüthen der Volkskraft, wie frei ſich auch die glücklichen Verwalter dieſer Güter gegenüber der Beſchränktheit kleiner Kreiſe des Volkslebens fühlen mögen. Nur wer feſt und ſicher in der Zeit und in der Kraft ſeiner Nation ruht, vermag ſie zu bewahren; wer ſich loslöſt von dem Geiſte, welcher ein Volk vorwärts treibt durch Kämpfe, durch Verirrungen, durch Gefahren nach einem oft verkannten Ziel, der mag ſo ſein geformt, ſo fertig und adlig als möglich ſein, er wird verknöchern. Seine Wortſpiele werden zu hämiſchen Bemerkungen, ſeine gute Haltung zur Geziertheit, ſeine liebenswürdige Feinheit zu modernem Rococco ſehr ſchnell hinabſinken. Und deshalb, wenn Sie die geiſtigen Vorrechte des Adels erhalten wollen, werden Sie dem deutſchen Adel vor Allem wünſchen müſſen, daß er ſich mit den vernünftigen Forderungen der

Gegenwart befreunde und an unſerem Werdeproceß mit großem Sinn und voller Kraft betheilige. Nur in dieſem Fall wird er Geiſt und eine geſellſchaftliche Ueberlegenheit, die er bis jetzt nicht überall im Ueberfluß beſaß, bewahren und für friedlichere und geſicherte Zeit ſein Recht, geiſtreich mit dem Leben zu ſpielen, erretten. Wir merken, daß ein ſehr großer Theil unſeres Adels eingeſehen hat, wie jetzt nicht mehr die Zeit iſt zu ſcherzen, ſondern zu arbeiten, viele unſerer beſten Vorkämpfer gehören ihm an. Und ſo, gnädige Frau, laſſen Sie uns das Ende unſerer Kriſis abwarten, und dann auf anderem Kampfplatz, dem glatten Parquet, erproben, ob der arbeitende Bürger oder der genießende Adel geiſtige Freiheit und ſicheres Selbſtgefühl in höherem Grade beſitzen wird. Wer am beſten für Vernunft und Recht geſtritten hat, wird der beneidete Sieger ſein.

10. Ueber literariſche Porträts öffentlicher Charaktere.

An Herrn W. in Magdeburg.

(Grenzboten 1849, Nr. 12.)

Mein Herr! Sie beklagten ſich vor kurzem über eine Beſchreibung Ihrer Abgeordnetenperſönlichkeit, welche im vorigen Jahrgang der Grenzboten zu leſen war, ja Sie wollten den Namen des lichtſcheuen Zeichners wiſſen. Das iſt nicht nöthig, die Redaction vertritt Ihnen gegenüber Wortlaut und Meinung des betreffenden Aufſatzes. Da Sie uns jetzt als Privatmann gegenüber ſtehen, haben wir weder Recht noch Veranlaſſung, Ihre Perſon und Thätigkeit dem Publicum wieder vorzuführen; was ich hier zu erwähnen habe, iſt unperſönlich und ich bitte Sie in der Adreſſe dieſes Briefes keine Kränkung, ſondern eine kleine Aufmerkſamkeit zu ſehen, die wir Ihnen deshalb ſchuldig ſind, weil Sie unſer reactionäres Blatt, wenn auch ſpät, geleſen haben.

Die Grenzboten haben ſeit vorigem Sommer politiſche „Porträts" gebracht und werden das auch ferner thun. Natürlich wird der Umriß nicht immer ſchmeichelhaft für die Gezeichneten; ja ich gehe weiter, und ſage, er wird manchmal eine Karrikatur ſein. Beide Arten der Darſtellung ſind vollſtändig berechtigt. Der Unterſchied iſt nur der, ob der Schreiber ſich beſtrebt, von ſeinem Parteiſtandpunkt aus mit Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit die Thätigkeit des Politikers darzuſtellen und die Perſönlichkeit deſſelben zu erklären, oder ob er von demſelben Parteiſtandpunkt aus mit Humor und guter Laune ſpielend um ſeinen Gegenſtand herumfährt. Die Aufgabe beider Zeichner iſt zwar verſchieden, von dem ernſthaften Schilderer fordert man Gewiſſenhaftigkeit, von dem zweiten Witz und Liebenswürdigkeit, beide werden aber in ihrer Weiſe wahr ſein müſſen, auch der Karrikaturenzeichner. Freilich iſt nicht der Gezeichnete ein unbefangener Richter, wohl aber das Publicum. Gern gebe ich zu, daß das Darſtellen einer Perſönlichkeit in öffentlichen Blättern eine Grenze hat, über welche der keckſte Zeichner nicht hinausgehen darf, ohne frech oder gemein zu werden. Dieſe Grenze zu beachten, iſt im einzelnen Fall nicht immer leicht, und doch iſt ſie vorhanden, und ein gebildetes Empfinden beobachtet ſie, ohne viel darüber nachzudenken. Gegenüber unſern deutſchen Politikern, welche im letzten Jahr zum größten Theil wie junge Hühnchen aus dem Ei des Privatlebens herausgekrochen ſind und die Eierſchalen noch auf dem Kopf tragen, wird es nicht unnütz ſein, zu bemerken, was von ihrem Leben dem Urtheil der Preſſe anheim fallen darf. Denn nichts iſt armſeliger, als die knabenhafte Empfindlichkeit, welche in jeder Parteikritik eine Kränkung der Ehre ſieht, gegen die man mit allen Waffen der Perſönlichkeit, mit Hand und Degen zu Felde ziehen möchte.

Kurz läßt ſich das Sachverhältniß etwa ſo ausdrücken: Jeder Theil des Menſchenlebens, welcher in der Oeffentlichkeit erſcheint, verfällt dem Urtheil derſelben. Natürlich zuerſt die amtliche Thätigkeit. Bei einem Abgeordneten nicht nur ſeine Reden und ſein Gebahren in den Kammern, auch ſein Verhältniß zu ſeinen Wählern und ſeiner Partei, jede Aeußerung ſeines Weſens, welche über das alles lehrreiche Auskunft gibt. Deshalb auch ſeine Erſcheinung. Niemand kann für das Geſicht, das ihm angeſchaffen iſt, aber um den Mann kennen zu lernen, muß ich die Linien ſeines Antlitzes ſtudiren, und aus originellen Geberden, ungewöhnlicher Tracht und Haltung des Körpers ergänze ich mein Urtheil über ſein Inneres. Dieſen Theil ſeines Weſens wird der Politiker der Kritik, der Laune, ſogar dem Spott Preis geben müſſen. Nicht aber ſein Privatleben, nicht ſeine Familienverhältniſſe, nicht ſeine gemüthlichen Beziehungen zu anderen Menſchen. Die gehören ihm allein, ſolange er nicht ſelbſt durch Verletzung des Rechts das öffentliche Urtheil herausfordert.

Was man auch an unſerer deutſchen Tagespreſſe ausſetzen mag, man ſoll nicht verkennen, daß ſie in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Organe dieſe feine Grenzlinie berechtigter Kritik wohl zu halten weiß; ſie ſteht hier in vortheilhaftem Gegenſatz zu der Journaliſtik Nordamerikas und der Schweiz, wo ſich die ſpießbürgerlichſte und gemeinſte Verzerrung der Perſönlichkeiten breit macht. Unſer Fehler iſt vielmehr die übergroße Empfindlichkeit der Individuen. Sehen Sie nach England, nach Frankreich. Dort lebt der Witz von den politiſchen Männern der Nation, was ſchadet er ihnen? Sind Peel oder Ruſſell deshalb weniger einflußreich, oder Wellington weniger der Kriegsgott von John Bull, weil dieſer täglich vor Karrikaturen oder humoriſtiſchen Darſtellungen die Freude hat, über ſie zu lachen. Im Gegentheil. Größe drückt den Kleinen, wenn aber der große Mann auch eine große Naſe hat, ſo wird ihm das Uebrige wohl verziehen.

Und ſehen Sie, Herr W., deshalb ſollten uns die großen Charaktere der Gegenwart nicht zürnen, ſondern dankbar ſein, wenn wir ihre kleinen Schwächen hier und da aufdecken müſſen.

Sie werden ihrem Volk dadurch erſt verſtändlich, gleichſam mundrecht. Es ſteht der politiſchen Größe wohl an, wenn ſie ſich auch in Kleinigkeiten hochherzig zeigt. Den Verfaſſer Ihres Porträts wird es gewiß freuen, wenn Sie die Selbſtbeherrſchung gewinnen, ſich über ſeine fröhliche Laune zu beluſtigen. — Leben Sie wohl, werden Sie uns gut.

II. Oeſtreich.

1. Eine Predigt auf der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1848, Nr. 40.)

Unter uns die gelbe Donau, über uns ein dunkler Wolkenmantel, in der Seele Groll und Trauer. Eifrig und geſchwätzig zieht die bunte Menge vorüber, die Hoffnung und das Unglück Oeſtreichs. Wenn die Zeit kommen wird, wo man von dem Kampf und Leiden unſerer Tage ſprechen kann wie von einer großen Durchgangsperiode des Menſchengeſchlechts, wer von euch allen wird dann noch leben, die Vergangenheit zu muſtern, ſeine eigenen Leidenſchaften, Wünſche und ſeinen Zorn zu belächeln oder zu verfluchen? Kaum Einer; von den Wienern dieſes Jahres kaum einer, denn die Revolution des Jahres 1848 iſt für Oeſtreich nicht durch eine Generation zu beenden. Andere Menſchen müſſen kommen, eine härtere Bildung, größere Kraft, ſchnellere That müſſen lebendig werden in unſeren Söhnen. Die Lebenden ſind finſteren Mächten verfallen und ruhelos ſuchen ſie den Gott, der ihnen helfe. Wohl, ihr ſeid warmherzig, ihr ſeid redlich, aber ihr ſeid weichlich, unwiſſend, wollüſtige Sklaven der Phantaſie. Wallende Federn und bunte Trachten, heiße Worte und ſchneller Zorn, das iſt eure Begeiſterung, eure Freiheit iſt nichts als ein ſchönes üppiges Weib, ihr verſichert ſie zu beſitzen, aber ihr verſteht nicht ſie euch zu erhalten. Hier Phantaſten, dort Intriganten und was zwiſchen beiden Parteien liegt, — furchtſame Bedächtigkeit, ſelbſtſüchtiger Egoismus, gutherzige Schwäche, — welches Haus kann man aus ſolchen Bauſteinen richten!

Ich will euch muſtern nach der Reihe. Zuerſt der Arbeitsmann, er trägt die Axt in der ſchwieligen Hand und an der ſchmutzigen Mütze die deutſchen Farben. Armer Mann, was iſt dir Deutſchland? Eine beſſere Zukunft, ein Traum von hohem Lohn und geringer Arbeit, von luſtigen Tagen, von einer freundlichen hellen Stube; vor deiner Seele ſteht ein großes Glas Nußberger, ein Gugelhupf thront majeſtätiſch auf deinem Tiſch und dein Weib oder Liebchen trägt das ſammtene Mieder einer Goldſchmiedstochter vom „Graben". So ſieht dein Deutſchland aus, das iſt der Inhalt deines Eifers. Dir mag ich nicht zürnen, du haſt das größte Recht dich herauszuſehnen aus deiner Haut, deiner ſchmutzigen Straße, deinem verfallenen Leben. Aber nicht deine Anführer, nicht Deutſchland kann dir helfen. Dein Fluch iſt Unwiſſenheit und blöder Egoismus. Du wirſt Barrikaden bauen und die Reichen haſſen, bis eine Kugel dich hinſtrecken wird über den letzten Karren, den du umgeſtürzt haſt. Du biſt der Aermſte von Allen, nicht weil du am wenigſten haſt, ſondern weil dir und deinesgleichen die Freiheit zu allerletzt kommen wird, und deine Freiheit heißt nicht Deutſchland, ſondern Zucht für deine Jugend und verſtändige Verbindung deines Lebens mit dem Leben deiner Mitmenſchen durch freie Vereinigungen. Davon weißt du noch wenig, denn deine Führer laſſen dich nicht fühlen, wie ſchwach und kläglich deine Einſicht iſt.

Ein ſchönes Bild: ein Held der akademiſchen Legion! So friſch die Wangen, ſo ſtattlich der Bart, ritterlich klingt der Säbel an deiner Seite und frei und trotzig ſieht dein Auge zur Baſtion herauf. Du fühlſt dich als den auserwählten Sohn der Freiheit, dir gehört die ganze Zukunft. Der Bürger ſchmunzelt dir verlegen zu, hoffend ſucht der Arbeiter dein Auge und die Frauen holen tief Athem, ſo oft deine Schärpe an ihrem Gewande vorbeiſtreift. Du biſt der echte König von

Wien. Vor deinem Zorn ſind Miniſterien abwärts gekugelt wie hohle Weinfäſſer, zu dir kommen die Grafen und Herren von Peſt hilfeflehend, ſich neigend, deine brüderliche Hand erbittend, und du haſt die Huld, ſie ihnen zu reichen, du machſt die Politik Oeſtreichs, Deutſchlands. Und was iſt dein Haß, deine Liebe, was iſt deine Freiheit? Champagnerſchaum der Jugend, er hat den Pfropf geſprengt und fließt frei zu Boden. Nicht lange und er wird ſchal, abgeſtanden, vertrocknet ſein. Armer Burſch! du biſt nur ein ſchlechter Poet, der nichts ſchreiben kann als erſte Capitel oder Acte; am zweiten Theile des Werkes, da, wo er dem flüſſigen Stoff ſeinen feſten Lauf vorſchreiben ſoll, geht er ſelbſt zu Grunde und ſeine Arbeit zerrinnt. Auch du wirſt vergehen und dein Untergang iſt nahe. Du haſt nichts als Begeiſterung und übermüthige Schwärmerei, dein Witz iſt grün und dein Urtheil unreif. Ueber deinem Haupte ſehe ich die Drähte ragen, an denen man dich ziehen kann, hierhin, dorthin, nach dem Schall einer abgenutzten Redensart oder dem Dröhnen eines ſtarken Bruſtkaſtens. Du biſt nichts als eine Marionette der Freiheit, der Pole hat dich gezogen, jetzt ſpielt dich der adlige Ungar, morgen ein zugereiſter Demagoge von der ſchlechteſten Sorte. Hüte dich vor Barrikaden, mein Burſch, rufe nicht Vivat wo du Slava und Eljen hörſt, kaufe kein rothes Seidenband, aber kaufe dir Bücher. Du findeſt den Rath ſehr abgeſchmackt! Du haſt Unrecht. Jeder Tölpel kann für die Freiheit ſterben, aber für ſie zu leben, dazu gehört Witz und Weisheit.

Vier Männer hinter einander. Ich grüße euch, Herr Bramarbas, ſonſt ging eure Zuge in ſlaviſcher Weiſe, jetzt läuft ſie in deutſchem Trab. Ob Deutſcher, ob Slave, ihr ſeid geblieben, was ihr waret, ein vollgeſogener Schwamm, von Phraſen triefend, man drückt euch aus und wirft euch bei Seite. Die Slaven haben euch ausgepreßt, jetzt ſpritzt ihr Donauwaſſer. Der Zweite aber iſt eine „Capacität", eine rechte Stütze der Freiheit. Ja, wenn die Ehrfurcht geſtattete, den hohen Reichstag mit einem Hundeſtall zu vergleichen, er wäre die Dogge. Je länger er bellt, um ſo heftiger wird ſeine Stimme, er haßt die Miniſter, die Camarilla, die Ariſtokraten, die Spitzel, aber er liebt wenigſtens ſich ſelbſt und begeiſtert ſich, wenn auch nicht durch die Vernunft, doch durch ſeine eigenen Worte. Er wird niederreißen, ſolange es etwas zu zerſtören gibt; wenn es zum Aufbauen kommt, dann werdet ihr ihn nicht finden. Und der Dritte. Vor dir möchte ich gern den Hut ziehen, von dir hoffe ich noch, du haſt eine Zukunft. Du biſt die beſte Blüthe unſerer Revolution, und das Volk hat Unrecht dir zu grollen, weil dich jetzt ein Miniſter an ſeinen Hut geſteckt hat. Haſt du die Kraft im Sturm beſonnen zu bleiben? Sei klug und ehrlich. Hüte dich, mein Mann. Noch iſt deine Zeit nicht gekommen. Unſere Völker haben ariſtokratiſche Inſtinkte und werden ſie noch lange behalten, ſelbſt wenn ſie in einer Revolutionslaune den Adel abſchaffen ſollten. Es iſt ein bedenklicher Vorzug ariſtokratiſcher Miniſter, daß ſie mit urbaner Leichtigkeit zu verſöhnen, über Schwierigkeiten hinwegzuſchlüpfen wiſſen. Noch iſt das Volk an ſolche Weiſe ſeiner vornehmen Beamten mehr gewöhnt als ihm gut iſt. Die Kriſis der Gegenwart fordert einen ganzen, entſchiedenen und rückſichtsloſen Reformator, aber die Gegenſätze ſind bei uns furchtbar ſtraff geſpannt und der erſte Miniſterpräſident, welcher ein bürgerlich tüchtiger Mann iſt, wird ein Opfer ſeiner ſchonungsloſen Energie werden. Denke an Kaiſer Joſeph, ihn ſchützte der Purpur vor dem Aeußerſten, einen Joſeph aus dem Volke wird er nicht ſchützen. Und denke daran, daß ein aufgewühltes Volk den Conſul am meiſten haßt, den es als Tribunen am meiſten geliebt hat. Sei klug und ehrlich, es wird eine Zeit kommen, wo das Volk einen Arzt braucht, der aus dem Tode ein neues Leben ſchaffen kann; bleibe möglich.

Wendet euch ab, der jetzt kommt, iſt ein Lump. Sein Auge von Geſicht zu Geſicht irrend, bald trotzig, bald ſcheu, das ſchnelle Lächeln auf dem unbedeutenden Antlitz, das iſt einer der Demagogen Wiens, ein „Demokrat" vom reinſten Waſſer. Ei, du kleiner Schuft, du und deinesgleichen haben ein gutes Wort in Unehren gebracht, der Name Demokrat wird bald gleichbedeutend ſein mit Meuterer oder Hanswurſt, und das iſt deine Schuld, denn du haſt beſſeren Leuten dieſen Namen geſtohlen. Sonſt habt ihr, du und deine Sippſchaft, mit Kleidern geſchachert, jetzt macht ihr in Politik, der Name der Firma iſt geändert, die Methode iſt geblieben. Wären eure Liebe, euer Haß ehrlich, ihr Tagesſchriftſteller der Revolution, man könnte euch bedauern, man würde euch nicht verachten. Ihr aber ſeid hohl und eitel durch und durch, die Geltung, die euch die Welt ſeither verſagt hat, ihr ſucht ſie auf der Tribüne des Clubs, auf den Tiſchen der Volksgärten. Als Pferdediebe reitet ihr das gute Roß, das Volk, das ihr zu euch gelockt habt, und treibt es in die Gewitternacht hinein, ohne Richtung, ohne Ziel, nützen ſoll's euch, das allein ſteht feſt; und wenn ihr es mit der Zunge zum Galopp reizt, ſo ſetzen eure eigenen Worte euch ſelbſt in Eifer und Wuth, toller wird euer Zuruf, immer wilder die Sprünge des Gauls, bis ihr miteinander in den lauernden Abgrund ſtürzt. Wäre es nicht ſo troſtlos, es wäre ergötzlich die Tagesempfindungen eines ſolchen Gaſſenhäuptlings, wie du biſt, zu zergliedern. Am Morgen bis zehn Uhr Nüchternheit, perſönliche Furcht, Bedenken; um zehn Uhr die erſte Nachricht von einer neuen Verſchwörung der Scheuſale Dobblhof, Jellachich, Windiſchgrätz und Radetzky, welche beſchloſſen haben, alle freien Männer an den Naſenlöchern aufzuhängen. Von 11 bis 12 Uhr Verfertigung der betreffenden Plakate, Nachmittags Beſichtigung der Stadt, des Glacis und der Leopoldſtadt, tiefere Ausbildung der ſocialen Reformpläne nach Beobachtung eines dicken, reichen Herrn, Verſtärkung des Haſſes gegen die Camarilla durch argwöhniſche Betrachtung einer alten Dame mit einem Bedienten. Zum Abend große That, Aufſtachlung der berufenen Verſammlung in folgender Ordnung: das Miniſterium verräth die Freiheit, die Reichen verrathen die Armuth, das Miniſterium muß fort, die Reichen müſſen fort, wir müſſen regieren, wir müſſen reich werden. — Aber das iſt ja ein Zerrbild, unſere Demokratie fühlt ſich dadurch nicht getroffen, ſie hat guten Willen, ehrliche Liebe, und wo es ihr an Urtheil fehlt, iſt wenigſtens eine Fülle von „Kraft“ vorhanden. — Das Zerrbild paßt doch, meine Herren. Die demokratiſche Partei unſerer Stadt enthält viele ehrliche Leute auch unter denen, welche die thätige Rolle in unſeren Clubs ſpielen, aber ſie iſt ganz auf demſelben Wege, den der vorgeführte Schelm geht. Und man darf ernſthaft behaupten, in ganz Wien ſind nicht zehn Männer, welche im Stande ſind zu ſagen: Demokratie will nicht Herrſchaft des Volkes, weil dieſe vorläufig barer Unſinn iſt, ſondern Geſetz für das Volk. Merkt auf, an dem Tage, wo wir die Einſicht erwerben, daß die ganze Souveränitätsfrage nichts als ein Ueberreſt mittelalterlicher Romantik, geiſtiger Unklarheit iſt, daß das Volk ebenſo wenig ſouverän ſein könne, als der Kaiſer, oder ein Reichstag, oder ein Haufe von Patrioten im Prater, an dem Tage wollen wir ein Freudenfeuer anzünden und den ganzen Wuſt von Plakaten, Tageblättern und Adreſſen fröhlich und geſichert verbrennen. Bis dahin muß es erlaubt ſein, die Volksführer für falſche Apoſtel und unfreundliche Betrüger anzuſehen und eine Zeit zu beklagen, in welcher politiſche Schülerhaftigkeit das Regiment führt. Ein ſauberes Regiment! Der gegenwärtige Zuſtand Wiens iſt wahrhaft verzweifelt, nicht weil er troſtlos ausſieht, im Gegentheil wir haben unendlichen Muth und unermeßliche Hoffnung die Welt zu retten, ſondern deshalb, weil wir noch nicht recht wiſſen, wie wir ſie retten werden.

Und die ich gezeigt habe, ſind die Haupthelden der deutſchen Partei. Denn die große Menge der Ruhigen, Unentſchiedenen, die Mehrzahl der Wiener Bürger, jüngere Beamte, Redacteure und was noch dahin gehört, könnt ihr in eine große

Claſſe werfen; ſie wollen den Anſchluß an Deutſchland und wollen ihn auch nicht, ſie wollen „aufgehn" und wollen auch wieder beſonders bleiben, ſie haben eine Vorſtellung davon, daß ſie der Vereinigung mit dem übrigen Deutſchland manche Opfer bringen müßten, und ſind auch im Allgemeinen bereit ſie zu bringen, ſobald aber das Opfer genau bezeichnet wird, erſchrecken ſie vor der Forderung, ſie ſind wie die Perſer, welche begrüßend ſagen: „Alles was ich habe gehört dir"; hätte man aber die Unverſchämtheit, auch nur einen ihrer Pantoffel zu verlangen, ſie würden die Stirn ſehr befremdet runzeln.

Ich lobe mir die Entſchiedenen, die „Deutſchen". Das morſche Kaiſerreich wird in Trümmer geworfen, das Banner der deutſchen Republik wird von Wien aus bis zum Nordmeer getragen und die allgemeine deutſche Republik tritt in ein inniges Freundſchaftsbündniß — ja mit wem doch? — richtig! vor acht Wochen waren es die edlen Slaven, jetzt ſind's die edlen Magyaren. Der Plan iſt groß, wenn auch nicht verſtändig. Er iſt die Chimäre einer politiſchen Partei, die nur in heftigem Kampf beſtehen kann; ſolch bürgerlicher Krieg, im Reichstag wie auf den Straßen, treibt nothwendig zur Maßloſigkeit. Jede Partei braucht Bundesgenoſſen, die mit ihr kämpfen, gegen welche ſie Verpflichtungen übernimmt; Helfer, die durch ihr Eindringen das Ziel des Kampfes oft ſeltſam verrücken. Die Helfer und Stützen der deutſchen Partei ſind die große, bewegliche Maſſe des Volkes; die Intereſſen und Forderungen der unterſten Schicht unſerer Bevölkerung müſſen von den ſogenannten Demokraten vertreten werden; nicht lange und die Herren des Demos werden ſeine Sklaven ſein. Und ſo wäre ein Sieg der deutſchen Partei der Sieg des Proletariats, ſo wird ihr Kampf ein wüſtes Toben gegen Alles, was Werth und Geltung hat, ſo hat dieſe Partei ſich und die „deutſche Sache" dem Teufel verſchrieben, und das ſchwarz-roth-gelbe Band hat für Oeſtreich ſchon jetzt eine ähnliche Bedeutung, wie die rothe Kokarde für Paris, es iſt die Farbe der brutalen Vernichtung, nicht des Kaiſerſtaates, ſondern der bürgerlichen Ordnung, der Sitte und des Rechts. Freilich ahnen das die friſchen Geſellen nicht, die ſich mit den deutſchen Farben ſchmücken, um die Arbeiterdeputationen zu empfangen, aber der Vertrag iſt gemacht und bevor der nächſte Schnee wegthaut, werden ſie der Hölle verfallen ſein.

Ironiſches Spiel eines finſteren Geſchicks. Die ſchönen Träume von einer großen Zukunft, die holde Sehnſucht idealer Naturen, eine Vereinigung Oeſtreichs mit den übrigen deutſchen Stämmen, werden möglich, ſcheinen wirklich — und augenblicklich vergiften die Geiſter der Zerſtörung die jungen Blüthen und das Langerſehnte wird das Furchtbare. Male ich ſchwarz? Auf unſeren Straßen ſtand wenigſtens ſchon einmal mit rothem Blut daſſelbe geſchrieben. Hinweg mit der dreifarbigen Kokarde, ſie iſt eine Lüge geworden, denn ſie bringt uns nicht mehr Vereinigung mit Deutſchland, ſondern Vernichtung für uns und Deutſchland.

Da haben wir aber andere Farben. Alte, ehrwürdige Farben. Seht hier die große battiſtne Halsbinde; ihr Beſitzer ſaß in der Kanzlei unter Metternich, ſaß unter Pillersdorf, ſitzt unter Dobblhof, wird ſitzen unter Stadion, Löhner oder wie ſonſt unſere nächſte Zukunft heißt. Hier der ſtarke Herr mit der kleinen Glatze, er trägt den Hut in der Hand und blinzt wohlwollend auf die Fratſchlerin. Lacht nicht, er iſt Hausbeſitzer und ſein Haus hat viele Fenſterſcheiben, in welche viele Steine fliegen können; es iſt eine Lüge, daß er ſchwarz-gelb iſt, was kann er dafür, daß ſeine gelben Pantoffeln ſchwarzes Futter haben, und überdies ſteckt er ſie noch jeden Abend tief unters Bett. Und wieder hier der ſchmale Mann im ſchwarzen Rock mit eiligem Schritt, kurzem Haar und niedergeſchlagenen Augen, er iſt halb Geiſtlicher, halb Haushofmeiſter und hat einen Abſcheu vor Blutvergießen und kleinen verrätheriſchen Schoßhunden im Boudoir ſeiner Geliebten. Was zähl' ich ſie einzeln auf, ihre Zahl iſt Legion, alle Motten, die je auf einem Aktenſtoß ſaßen, alle Horniſſen, die je ein Offizierpferd ſtachen, ſind greulich ſchwarzgelb. Wenn jede Parteifarbe zu einem weiten Mantel wird, hinter dem der Einzelne die widerſprechendſten Forderungen und Wünſche verhüllt, ſodaß jede Partei durch die Tendenzen ihrer Genoſſen auf das Wunderlichſte verwirrt und beſtimmt wird, von der ſchwarzgelben Partei gilt das mehr, als von jeder andern. Und wer unter dieſen Farben nichts verdeckt als Liebe und Anhänglichkeit an das öſtreichiſche Land, ja auch Liebe zum Kaiſerhaus, der ziehe unangefochten ſeiner Wege. Sehr viele Männer gibt es, die ſo denken. Wer aber die traurige Verwirrung unſerer Verhältniſſe merken will, der werfe ſeine Augen auf die Kreiſe, deren Mitglieder jetzt ſeltner über meine Brücke gehn, auf das Miniſterium, die Ariſtokratie und den Hof.

Jedes Miniſterium muß ſchwarzgelb ſein und wenn der wüthendſte Volksführer ein Portefeuille erhält, er wird in drei Tagen gelb werden mit ſchrägen ſchwarzen Streifen, wie ein Grenzpfahl. Dagegen iſt durchaus nichts zu ſagen und es kommt nur darauf an, wie ſeine Ueberzeugungen ſich äußern. Das jetzige Miniſterium übernahm als verhängnißvolle Erbſchaft den Reichstag, den Krieg in Italien, czechiſche und ungariſche Händel, drei Kukukseier, welche allerdings auch den Weiſeſten hätten erſchrecken müſſen, ſo übelriechend waren ſie alle drei. Der Reichstag war unſinnig, weil er eine Verfaſſung geben ſollte, obgleich ein guter Theil ſeiner Mitglieder noch heute nicht weiß, was eine Conſtitution iſt; und weil vorauszuſehen war, er werde um ſo mehr händelſüchtig, argwöhniſch und herrſchſüchtig ſein, je mehr er den Eindruck der Einfalt machte. Hätte das Miniſterium Entſchloſſenheit gehabt, ſo würde es dieſer conſtituirenden Verſammlung gegenüber die einzig mögliche Zukunft Oeſtreichs: einen Bundesſtaat mit einem Staatenparlament und Selbſtbeſtimmung der Provinzen in den eigenen Angelegenheiten, proklamirt haben. Die meiſten Provinziallandtage waren ohnedies zuſammenberufen, einige vorbereitende Arbeiten mußten dieſen übertragen werden. Unzufrieden wären damit geweſen die Ungarn, vielleicht ein Theil der Wiener und die Deutſchböhmen. Den Deutſchböhmen war Abzweigung in einem eigenen Diſtrikt mit beſonderer Verfaſſung und Verwaltung zu verſprechen, es wäre ein ſehr einfacher Akt geweſen: das Mittelgebirge die Grenze. Aber die Czechen hätten Flammen geſpieen und das Letzte gewagt die Theilung zu verhindern. Habt ihr czechiſchen Männer, die ihr jetzt ſo gute Oeſtreicher ſeid, keine Augen für das, was jenſeit des Mittelgebirges ganz im Stillen vorgeht. Merkt, die Elbe fließt nach Sachſen, und Leipzig iſt für das nordweſtliche Böhmen die natürliche Hauptſtadt der Intelligenz, des Handels, des Verkehrs; ihr arbeitet gegen das deutſche Weſen ſiegreich in Prag, wohl, die Deutſchböhmen wenden ſich von Prag ab und dem Norden zu. Merkt auf die regelmäßig wiederkehrenden Verbrüderungsfeſte zwiſchen Sachſen, Preußen und Böhmen. Beharrt nur auf eurer czechiſchen Herrſchſucht, und in kommender Zeit, beim erſten Zuſammenſtoß der Czechen und Deutſchen wird euer Norden durch die Elbe fortgeſpült und an Sachſen geworfen werden, und ihr ſelbſt und das Miniſterium habt die Trennung verſchuldet. Ihr zuckt die Achſeln: noch denkt der gute Deutſchböhme nicht daran. Ich aber verſichere euch, es wird ihm einfallen, ſobald er euren Druck empfindet und erkennt, daß das Miniſterium in euren Händen iſt. Den Ungarn gegenüber hätte ein tüchtiges Miniſterium geſagt: euer Zuſtand iſt abnorm, es iſt unmöglich mit ſolch privilegirtem Kaſtenweſen, wie das magyariſche iſt, zu beſtehen, ihr ſpielt die Ariſtokraten gegen Gleichberechtigte; die Kroaten und Grenzer, die Siebenbürger, die Sachſen, ſie haben das Recht der Nationalität ſo gut als ihr. Ungarn ſoll eine Provinzialſouveränität behalten, nicht mehr; Siebenbürgen, die ſlaviſche Grenze ebenſo, ihr ſollt Staaten werden des neuen Bundes, in den gemeinſamen Angelegenheiten dem Staatenparlament und Reichsminiſterium unterworfen. Das wäre vernünftig, das wäre männlich geweſen, ihr hättet dem Jellachich dadurch die Rolle eines Freiheitsfreſſers, euch ſelbſt eine mehr als zweideutige Stellung erſpart. Aber ihr durftet es nicht wagen wegen der ungariſchen Regimenter in Italien? Hättet ihr offen und ehrlich zu den Soldaten geſprochen, kaum ein Ungar in Italien hätte deshalb das Heer verlaſſen, wenigſtens nicht mehr, als jetzt, wo jeder eure Feindſchaft gegen Ungarn kennt und eure diplomatiſche Schwäche nicht achten kann. Aber Oeſtreich ſelbſt, aber unſere Wiener wären mit einer ſolchen Föderativverfaſſung nicht zufrieden geweſen. Hättet ihr ihnen die Ausſicht eröffnet, der Mittelpunkt eines großen Reiches zu bleiben, die Hauptſtadt eines neuen mächtigeren Oeſtreichs zu werden, ja hättet ihr die Frage des Anſchluſſes an Deutſchland von der Mehrheit der Volksſtimmen abhängig gemacht, für jeden Fall Verbindung des Handels und der materiellen Intereſſen verheißen, ſo würdet ihr an den Oeſtreichern eine feſtere Stütze gehabt haben, als jetzt, wo ſie zu euch halten, nicht weil ihr tüchtig ſeid, ſondern weil ſie keine beſſeren wiſſen. Was thut ihr jetzt? Ihr diplomatiſirt mit den Czechen, mit Jellachich, mit Ungarn, mit Sardinien, mit Frankfurt; ihr müßt die Beſtrafung der Aufrührer in Prag und den ehrlichen Pedanten Windiſchgrätz den Czechen opfern, ihr müßt deutſches Blut in Ungarn den wilden Säbeln der Kroaten, dem Zorn der Magyaren überliefern, ihr duldet, daß unſere Abgeordneten in Frankfurt eine ihrer ſelbſt unwürdige Komödie ſpielen, ihr möchtet Alles beruhigen, Alles hinhalten und verderbt es mit Allen. Und weil ihr Feſtigkeit und Würde nur ſelten zu zeigen wißt, zerrütten ſich unſere Zuſtände von Tag zu Tag mehr und Oeſtreichs Stern erbleicht; eine finſtere Wolke und er kann vom Nachthimmel verſchwinden.

Wohl weiß man, daß ihr perſönlich brav und ehrlich ſeid, wohl weiß man, daß des Unglücks größter Theil nicht euch, ſondern eurer Stellung in der Mitte beſchränkter Parteien anzurechnen iſt, und es iſt hart, wenn man Jemandem zum Vorwurf machen muß, was jetzt geſchieht, daß er kein Hercules oder Solon iſt. Aber hier kann nur Kraft und Weisheit retten, und beide vereint ſehe ich nirgend, an keinem der Staatsmänner. Euer Hauptunglück freilich iſt eure ſchiefe Stellung zum Hofe und zur ariſtokratiſchen Partei, welche auf und durch den Hof wirkt. Der Name Dobblhof ſelbſt war ja ein Zugeſtändniß, das unſerer Ariſtokratie gemacht wurde, wie ſehr auch die Torys ihn perſönlich haſſen.

Seit lange hat es keine Zeit gegeben, wo die Hauspolitik ſo viel Schwäche, Inconſequenz und deshalb Treuloſigkeit bewies als jetzt. Rathlos ſchwankt der Hof zwiſchen Guiſen und Hugenotten, möchte es mit beiden nicht verderben und verräth deshalb beide und wird deshalb von beiden verrathen werden. Noch iſt der Banus in gutem Recht, noch kämpft er für das Recht der Völker, für die Möglichkeit und Zukunft Oeſtreichs, aber er thut dies nicht offen vor der Welt als kaiſerlicher Feldherr, er thut's auf ſeine eigene Fauſt, als ein kühner Parteigänger. Der Feldherr Jellachich wäre Oeſtreich und unſerm Geſetz unterworfen geblieben, denn ſein Heer gehörte uns, jetzt iſt es ſein eigenes Heer, das ihm folgt. Den Stephan, die Ungarn habt ihr unleugbar hintergangen, hättet ihr gegen ihren Uebermuth in offener, würdiger Weiſe angekämpft, ſie würden gezürnt, aber ſie würden ſich als Beſiegte dem geſunden Menſchenverſtand zuletzt gefügt haben, jetzt haben eure Intriguen die finſtern Leidenſchaften einer heftigen Raſſe aufgewühlt, ſeht zu, wie ihr mit den Dämonen der Rache fertig werdet; mögen ſie nun Sieger oder Beſiegte ſein. Die Slaven wenigſtens habt ihr euch zu Freunden gewonnen, ihr habt bis zu einem beſtimmten Punkt gemeinſames Intereſſe, bis dahin werdet ihr zuſammen gehn. Aber ihr ſeid jetzt in ihren Händen, ohne es zu wiſſen; die Mehrheit des Reichstags, die Ruhe in Böhmen habt ihr abhängig gemacht von dem guten Willen Palacky's und ſeiner Freunde, ſeht zu, wie lange euch der bleibt. Und wenn die unbilligen Forderungen der Czechen euch endlich nahe rücken — und ich verſichere euch, ſie werden kommen, — welche Künſte habt ihr dann noch übrig, ſie im Zaume zu halten? das Recht? ihr habt ſeinen Gang in Prag gehemmt. Gewalt? ihr habt den Czechen gezeigt, daß ihr nicht ſtark ſeid und wie man eure Feldherren in Verruf bringen kann. Geht mir, ihr Höflinge, euer Schwarzgelb iſt die Farbe der Schwäche, der Intrigue, der Unwahrheit.

Wenn es möglich wäre, daß die verſtändigen guten Geſtaltungen einer Zeit zwiſchen den Parteien gerade herausſchießen könnten, wie der Blüthenſtengel aus den entgegenſtehenden Blättern, dann wäre Hoffnung für mein Vaterland. Aber die Parteien, welche ſich jetzt bei uns gegenüber ſtehen, ſind beide nicht fähig, Lebendiges ſchaffen zu helfen, eine neue treibende Kraft muß uns kommen, neue Männer, neue Principien. Woher? woher? — Käme aber dieſe Partei, ſie würde aus dem gebrochenen Schein unſerer bunten Farben heraustreten in klare Beſonnenheit, in das weiße Licht der Vernünftigen, und der Wahlſpruch dieſer neuen Demokratie wäre: Organiſation des Volkes.

2. An die Sachſen in Siebenbürgen.

(Grenzboten 1848, Nr. [illegible].)

Mitten durch wüſte Verwirrung und fanatiſches Kriegsgeſchrei bringen euch die Grenzboten brüderlichen Gruß aus Deutſchland und ſchwenken ihre kleinen Hüte nach eurer Feldmark. Wir ſind eure Boten, die Anwalte eures Rechts vor Oeſtreich und Deutſchland und wir bleiben euch treu, wenn auch unſere tollgewordenen Vettern in Wien euch und euer Geſchick vergeſſen haben. Wenn es einmal geſchieht, daß zwei Männer, welche weit von einander getrennt ſind und in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen leben, der eine durch vernünftige Ueberlegung, der andere durch ſeinen verſtändigen Vortheil dazu gebracht werden, daß ſie ein und daſſelbe als gut und nothwendig begehren, ſo mögen ſie beide, der Theoretiker und der praktiſche Mann, einander von ganzem Herzen die Hand drücken, denn einer iſt dem andern Bürgſchaft und Unterpfand dafür, daß ſie das Rechte erkannt haben und das Gute wollen. So ſteht es zwiſchen euch und uns. Wir in Deutſchland kämpfen für eine geſunde, große Entwicklung Oeſtreichs und deshalb ſtreiten wir auch für euch, für eure Fluren, für unſere Sitte und Sprache, für freie Bürgerkraft an den Grenzen der aſiatiſchen Steppe.

Daß eure Väter den deutſchen Pflug und freie Geſetzlichkeit hineintrugen in den Oſten zwiſchen Szekler und Ungarn, zwiſchen Rumänen und Raizen, war ein großes Ereigniß, bedeutungsvoll in ſeinen Urſachen und Folgen, iſt noch jetzt ein Verhängniß nicht nur für Siebenbürgen und Ungarn, auch für Oeſtreich und Deutſchland. Deutſcher Fleiß und Bürgerſinn ſollte damals in die maßloſen, wilden Völkerſtämme gepflanzt werden, zur Lehre und Kräftigung des Landes und ſeiner Regierung. Schon damals war Siebenbürgen und Ungarn in geiſtiger Abhängigkeit von der Cultur und Bildung Deutſchlands, eure Siedelung hat dieſe Abhängigkeit ſehr vermehrt, und überall, wo ſich in eurer Nachbarſchaft Städte bildeten, Handel und Entwicklung der Volkskraft in größere Bahnen gingen, hatte der Deutſche als Culturbringer ſeine emſige Hand im Spiel; es wurde Gewohnheit und Nothwendigkeit auf Deutſchland zu ſehen, ſich an uns anzuſchließen. Aus tauſend einzelnen Fäden wob ſich das goldene Band zwiſchen dem obern und untern Donaulauf, zwiſchen euren Grenzbergen und den öſtreichiſchen Alpen. Die pragmatiſche Sanction, das Kaiſerthum Oeſtreich waren die Folgen dieſer Verbindung. Und in dieſem Sinn ſeid ihr, ſind die Deutſchen im Oſten ein Hauptgrund, eine weſentliche Urſache der Entſtehung und Dauer des habsburgiſchen Staates. Das Bedürfniß und die treibende Kraft, welche die Bildung eines Staates bewirken, werden auch die leitende Idee, die geſchichtliche Aufgabe dieſes Staates. Der Kaiſerſtaat entſtand, weil die böhmiſchen und ſlaviſchen Stämme im untern Donaugebiet ſo bunt durcheinander gewürfelt ſaßen, durch die Völkerwellen des Oſtens ſo zerſtört wurden, durch deutſche Cultur und Einflüſſe ſo beſtimmt waren, daß die Entwickelung eines ſelbſtſtändigen großen Staatslebens in ihnen unmöglich und eine Verbindung mit deutſcher Fürſtenmacht politiſche Nothwendigkeit wurde. Daß Oeſtreich nach Auflöſung des deutſchen Reiches die Kaiſerkrone für ſich behaupten konnte, verdankt es nicht den deutſchen Provinzen, ſondern ſeiner Ausdehnung bis an die Mündungen der Donau; und weil dies ſo war, iſt auch die geſchichtliche Aufgabe des Kaiſerſtaats, eine Verbindung deutſcher Stämme mit ihren Nachbarn in der Art darzuſtellen, daß die verſchiedenen Völker zu der freien ſelbſtſtändigen Entwickelung, zu welcher ihre Art, Sitte, Nationalität berechtigen, die Früchte deutſchen Wiſſens und deutſcher Kraft in den Kauf erhalten. Dadurch ſind auch die Verfaſſung, der Umfang, die Macht Oeſtreichs beſtimmt. Auch ſeine Dauer? Ja, liebe Brüder, auch dieſe. Ein Staat beſteht ſolange, als die Nothwendigkeiten, welche ihm ſeinen Urſprung geben, beſtehen, ſolange, als die leitende Idee, ſeine Seele beſteht. Und die Nothwendigkeit, die Idee Oeſtreichs, ſie ſind jetzt ſo lebendig und verſtändlich geworden, daß ich die feſte Ueberzeugung ausſprechen kann: wenn heut durch ein ungeheures Schickſal der Kaiſerſtaat in Trümmer geſchlagen würde, in kurzem würde ein neues Reich, ſo ziemlich aus denſelben Beſtandtheilen entſtehen. Freilich nach vielen Kämpfen und Uebergängen.

Wohl geſchieht es, daß ein Staat oder ſeine Regierung ſich des vernünftigen Weges, den ſie gehen müſſen, nicht immer bewußt ſind. So ging es auch in Oeſtreich. Kaiſer Franz, Metternich und wieder die armen Tollköpfe der Wiener Corridoren haben für die hohe Aufgabe Oeſtreichs kein volles Verſtändniß gehabt. Daß wir weiſer ſind, iſt nicht unſer Verdienſt, die Geſchichte dieſes Jahres war ein harter Lehrmeiſter. Vor dieſem Jahr gehörte ein großes Auge dazu, den vernünftigen Zweck des Kaiſerſtaats zu erfaſſen, ein Genie, das Erkannte in That umzuſetzen, und Metternich war ein feiner Kopf, aber ein Genie war er bekanntlich nicht, ihm und wieder ſeinem Gegenſatz, der Wiener Jugend war der Staat nicht viel beſſer als ein Conglomerat aus Völkertrümmern, jener wollte unverändert erhalten, was durch die Geſchichte ſo wunderlich zuſammengefügt war, und fand das Bindemittel im argwöhniſchen Auseinanderhalten, in einem Leim, der jeden Theil beſonders überzog; die Männer des Umſturzes wollten die ungefüge Maſſe auseinanderſprengen, das Deutſche in den Kaſten eines einigen Deutſchlands werfen, das Nichtdeutſche ſich ſelbſt überlaſſen, d. h. euch dem Verderben, die Ungarn dem Schickſal des alten Polens, die ſlaviſche Grenze und Dalmatien den Ruſſen.

Dies iſt die Frage, welche jetzt vom Rhein bis zum ſchwarzen Meer fliegt und unſere Pflaſterſteine blutig färbt: hat der Kaiſerſtaat Oeſtreich Lebensfähigkeit und die Bürgſchaft der Kraft und Dauer in ſich allein, oder muß er aufgehen in den Vereinigungsbeſtrebungen der deutſchen Stämme. Laßt darüber von eurem Standpunkt, in eurem Intereſſe feſte Ueberzeugung deutlich ausſprechen. Ihr, die Sachſen in Siebenbürgen, ſeid in dieſem Augenblick die Bürgen der Dauer und des Beſtandes von Oeſtreich, und wie ihr die Bürgen Oeſtreichs ſeid, ſo beſteht und fallt ihr auch zugleich mit dem Kaiſerſtaat. Das iſt keine Schmeichelei für euch, es iſt euer Schickſal. Ich nenne euch, weil ihr die einzigen Deutſchen im Oſten ſeid, welche eine feſte Ordnung als ſelbſtändiger Völkerſtamm haben, doch ähnliches Schickſal und dieſelbe Pflicht liegt auf den deutſchen Stadtgemeinden Ungarns und der Nebenländer. Wären ſlaviſche Völker allein zwiſchen Krakau und dem ſchwarzen Meer, der Südoſten Europas wäre jetzt wahrſcheinlich ein großer Slavenſtaat. Wohnten Magyaren und Slaven allein von Siebenbürgen bis Preßburg, wir hätten einen wüthenden, tötlichen Raſſenkampf zu beklagen, der mit der Vernichtung der Ungarn geendet hätte, und wäre er nicht ſchon längſt ausgebrochen, in dieſem Jahre hätten ihn ſlaviſche Wünſche und magyariſcher Uebermuth gebracht. So aber ſaßet ihr drei unter einander, Deutſche, Ungarn und Slaven, ihr die ſchwächſten an Zahl, aber kräftig durch Intelligenz und Wohlſtand. Waret ihr im Streit, zwei gegen einen, zwei gegen euch, ſo verhinderte Mißtrauen, Eiferſucht und auseinanderlaufende Intereſſen der Beiden euer Verderben, ſtandet aber ihr mit einer Partei vereint, ſo gabt ihr den Ausſchlag und den Sieg, und zwei Parteien mußten um euch werben; ſo war es wenn ihr tagtet und wenn ihr nach den Waffen grifft. Immer aber war eure verſtändige Politik zum deutſchen Kaiſerhaus, an Wien zu halten. Daher kam es, daß bei allen Händeln, Uebergriffen der Krone und der Nationalitäten nie das Aeußerſte durchgeſetzt wurde, ſo kam es, daß das Scepter Oeſtreichs nur durch euch über Ungarn herüber eine feſte Stütze an der äußerſten Grenze erhielt. Die Dreiheit der Nationen bei euch und in Ungarn war eine wundervare Hilfe für die Regierung. Ihr wißt, daß auch Metternich das ſehr wohl einſah. Und dieſe Dreiheit muß fortbeſtehen, zu eurem Heil, zum Heil Oeſtreichs. Ihr könnt die Ungarn nicht entbehren und Oeſtreich kann es nicht. Der Sturm, welchen Koſſuth's unfähiger Ehrgeiz über die Ungarn beſchworen hat, wird hoffentlich dazu helfen, den Uebermuth des magyariſchen Regiments für immer zu brechen. Oeſtreich hat in dieſem Kampf die erſte Aufgabe ſeines neuen Hausbaues zu erfüllen, die Ausnahme-Stellung der Ungarn zum Geſammtſtaat zu vernichten. Die Ungarn müſſen eine Provinzialſouveränität in dem neuen Reich werden, mehr nicht. Der Palatin iſt kaiſerlicher Statthalter des Landes, der ungariſche Reichstag hat das Recht der Geſetzgebung für innere Angelegenheiten, Abgeordnete deſſelben ſitzen im Staatencongreß zu Wien, als dem geſetzgebenden Körper für allgemeine Angelegenheiten. So weit müſſen die Ungarn dem vernünftigen Leben der Gegenwart nachgeben, ein herrſchſüchtiges Abſchließen, ſelbſt wenn es die höchſte Freiheit in ſeinem Bereiche entwickeln könnte, was nie, auch bei den Ungarn nicht möglich war, hat keine Berechtigung mehr, weil es die Ausgeſchloſſenen oder widerwillig Eingezwängten zur Unfreiheit herabdrückt. Wird aber dies angedeutete Reſultat in der Gegenwart erreicht, ſo mögt ihr, ſo wollen wir die Wunden und Opfer dieſes Streites beklagen, des Kampfes ſelbſt uns im Intereſſe der Freiheit und Oeſtreichs freuen. Wer aber in heftigem Zorn über die politiſche Gewaltthätigkeit der ungariſchen Raſſe ihre ſtaatliche Vernichtung wünſcht, der verſteht den Vortheil der Deutſchen falſch. Er glaube nicht, daß zwei Nationen für das deutſche Element bei euch beſſer wären als drei. Mit den Slaven allein wäre euch und Oeſtreich auf die Länge nicht möglich zu beſtehen, ſeit dieſem Frühjahr nicht.

Wenn ich aber behaupte, daß ein Untergang des Kaiſerſtaates auch euer Verderben wäre, ſo denke ich hier an die Stellung Oeſtreichs zu Frankfurt. Als Kaiſerſtaat mit Siebenbürgen, Ungarn, Galizien, den ſlaviſchen Außenländern, vielleicht auch mit Venedig und der Lombardei kann Oeſtreich unmöglich einer deutſchen Centralgewalt ſich unterordnen. Das begreift jetzt endlich faſt Jedermann. Die deutſchen Theile Oeſtreichs aber unter die Centralgewalt zu ſtellen und durch die Perſon des Kaiſers (Perſonalunion) mit den außerdeutſchen Ländern, in denen er allein regiert, im Verband zu erhalten, iſt ebenſo abenteuerlich, für die Lebenskraft des Staates, für Wien, für Ungarn, für euch ein Todesſtreich, denn zwiſchen den deutſchen und nichtdeutſchen Staaten wird dann eine Mauer aufgerichtet, ſo hoch, daß kaum noch die Kaiſerkrone darüberragt, aller Segen, welcher aus der einheitlichen Verbindung der öſtreichiſchen Völker für alle hervorgeht, wird dadurch in Unſegen verwandelt. Der Handel Wiens z. B. wird ſeine Geſetze, Wage und Zölle dann von Frankfurt oder Leipzig erhalten, das Dampfſchiff der Donau wird ſchon hinter Wien ins „Ausland" fahren, ihr werdet in Ungarn, Siebenbürgen, den Stammländern keine Oeſtreicher als Beamte, Offiziere und was euch wichtiger ſein wird, als zuziehende Staatsgenoſſen haben dürfen; ihr wäret getrennt und abgeſperrt von Deutſchland, viel mehr, viel ärger als jetzt; von der Staatenpolitik gar nicht zu reden, wo der Reichstag und die verantwortlichen Miniſter des nicht deutſchen Theils z. B. veranlaßt ſein könnten, die Krone zu einem Bündniß mit Rußland zu treiben oder zu einem Kriege mit Italien, während die deutſche Centralgewalt Krieg mit Rußland und ein Bündniß mit Italien durchſetzte. Der Kaiſerſtaat würde dann unverſehens mit ſich ſelbſt Krieg führen u. ſ. w. Eine Perſonalunion der ſouveränen nichtdeutſchen und der centraliſirten deutſchen Länder iſt für Oeſtreich nichts als ein maskirter Totſchlag. Ein dritter Wunſch: Deutſchland in Oeſtreich aufgehen zu laſſen, iſt vollends unausführbar. Und wenn ſich Alles, was ſeine Ausführung unmöglich macht, beſeitigen ließe, ſeine Verwirklichung würde erſt recht verwirren. Das alte deutſche Reich zerfiel deshalb, weil Oeſtreich Intereſſen und eine Politik hatte, denen Norddeutſchland feindlich ſein mußte. Wie damals die Politik der Cabinette, ſo geht jetzt die der Völker auseinander. Hamburg und Breslau haben jetzt gegen Trieſt und Wien eine ähnliche Stellung wie Preußen und Oeſtreich zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges. Wozu noch einmal das erſehnen, was ſchon einmal geſtorben iſt, weil es nicht leben konnte? Es bleibt alſo, wenn das deutſche Oeſtreich mit dem übrigen Deutſchland vereinigt werden ſoll, nichts übrig als den Kaiſerſtaat zu zerſtören und die deutſchen Theile in die Vereinigung aufzunehmen. Das aber wäre ein großes Unglück für Deutſchland, für die deutſchen Theile Oeſtreichs, für Ungarn und die Slavenländer, das größte für euch.

Ehe ihr dies billigt, wendet eure Blicke nach Rußland, ohne Liebe und ohne Haß.

Die Thätigkeit Rußlands in eurem Oſten iſt die eines ſtrengen, gewaltigen Zuchtmeiſters, der die rohen Anfänge der Völkerbildung ausbreitet, ziehende Nomadenſtämme auf der Steppenhochebene vom Dnieſtr bis zum Ural, vom Ob bis zum Oſtrande Aſiens feſtnagelt an die Scholle; er treibt und zwingt Grenzſteine zu ſetzen, die Zelte in feſte Hütten zu verwandeln, auf die Karawanenſpur harte Straßen zu bauen. Hunderte von Völkern und Sprachen hat der Czar unter ſeine Fauſt gezwungen, überall verfolgt er feſt, ſchrittweiſe daſſelbe Ziel. Wer darf leugnen, daß die Aufgabe und Idee eines ſolchen Staates eben ſo rieſenhaft iſt, als ſein Flächenraum, und daß Europa, wenn es den Gegenſatz ſeiner Politik und Cultur Rußland gegenüber als feindlich empfindet, doch nicht verkennen darf, wie Rußland für die ſichere Entfaltung der europäiſchen Völkerkraft der ſtarke Wall iſt, welcher tatariſchen Sand und aſiatiſche Rohheit von unſeren Grenzmarken abhält. Wir Deutſche können uns der Mittel nicht freuen, durch welche Rußland regiert. Es iſt ein ſchablonenhaftes, drückendes Regiment; ein Geſetz, das den Kirgiſen erhebt, zwängt den Polen nieder, ja der Schematismus, ſelbſt der Umfang der ungeheuern Staatsmaſchine verderbt den Beamten, verhindert ſehr oft auch die gute Wirkung der wohlgemeinten Arbeit. Eine tüchtige, aus der Seele der Völker herausblühende Cultur kann Rußland nie erzielen, es wird ſie töten, wo ſie ans Licht tritt, es wird ſelbſt getötet werden, ſobald die vorgeſchriebene Bildung ſeiner Stämme den Punkt erreicht hat, wo die Verſchiedenheit der praktiſchen Intereſſen und Bedürfniſſe den einzelnen handgreiflich und zwingend wird. Und ſo kann man ſchließen, daß der ungeheure Bau durch ſich ſelbſt zuſammenſtürzen muß, ſobald die vernünftige Nothwendigkeit aus ihm weicht, daß er fallen wird durch ſeine Einſeitigkeit, durch die Mittel und Formen, aus welchen er ſich aufbaute, denn dieſe Formen verſteinern, ſie werden Hinderniſſe der weitern Entwicklung, ſie beſchränken endlich die Politik, den größten Mann, die höchſte Schöpferkraft. Auch der Rieſe Rußland wird fallen, jetzt aber iſt ſeine Zeit noch nicht gekommen, und ihr mögt immerhin glauben, es iſt gut für Europa und die deutſche Freiheit, daß ſie noch nicht gekommen iſt.

Während in Deutſchland die letzten dreißig Jahre theoretiſchen Träumens, keimender Volkswünſche nicht günſtig waren, aus den Regenten Charaktere und Männer zu machen, während die Aengſtlichkeit und Halbheit unſerer zurückſchraubenden Beamtenpolitik unſere Fürſten ſchwach, wunderlich, phantaſtiſch werden ließ, galt von Rußland das Gegentheil. Dort iſt der Kaiſer der Thätige, ein Selbſtherrſcher, der mit eigner Hand das große Triebrad ſeiner Maſchine umſchwingen muß. Er iſt Alles, will Alles, thut Alles, Rußland gehört zuerſt ihm, dann er dem Staate. Das ſind Verhältniſſe, wo auch der Schwache zum Manne, der Starke zu Eiſen wird. Rußland iſt der Kaiſer, die ruſſiſche Politik ſind die Ueberzeugung und Empfindungen des Kaiſers. Gerade deshalb hat die Staatspolitik Rußlands weniger geſchwankt, als jede andere. Denn wo Miniſter regieren, löſen die verſchiedenſten Anſichten einander ab, wie ſie in den mannigfaltigſten Kreiſen des bürgerlichen Lebens gewonnen werden; wo der Deſpot regiert, wird ſeine Perſönlichkeit von Jugend auf in derſelben Richtung, denſelben Anſchauungen, denſelben Nothwendigkeiten groß gezogen. Wer Rußlands Politik ſtudiren will, muß die Seele des Czaren ſtudiren, wie der Botaniker ſeine Blüthen. Und er wird gut thun, wenn er die Motive der kaiſerlichen Unternehmungen ſo hoch und edel als möglich faßt, denn man kann in der Politik wie im Privatleben ſeine Feinde nie beſiegen, wenn man ſich dieſelben klein und niedrig macht. Legt ihnen die möglich reinſten Beweggründe ihrer feindlichen Handlungen unter, baut ihren Ideengang aus den beſten und feinſten Aeußerungen ihrer Natur auf, ihr werdet vielleicht im Einzelnen irren, aber ihr werdet euch im Ganzen ſicher über ſie ſtellen. Nikolaus hat einen Feind ſeines Lebens, Polen. Daß er dieſe Erbſchaft behaupten mußte, hat ihm, dem Menſchen, bittere Schmerzen bereitet, hat ſein Gefühl tief gekränkt, hat ihn oft hart, grauſam gemacht, ja es hat ihn vielleicht ſogar die Einſeitigkeiten, die unveränderlichen Beſchränktheiten des ruſſiſchen Regierungsſyſtems empfinden laſſen, es hat ihn vor ſich ſelbſt gedemüthigt, und deshalb iſt ein wunder Fleck in ſeiner Seele zurückgeblieben, er zürnt den Polen und ſcheut die Völkerkämpfe, welche Unterthanen ſo gegen ihre Herren erheben, wie auch ein unerſchrockener Mann die Waffe ſcheut, die ihn nahe ans Leben getroffen hat. Der Czar verachtet den Panſlavismus, er verachtet die politiſche Ueberreiztheit des ſlaviſchen Blutes. Ferner verſteht ſich Nikolaus vortrefflich auf dramatiſche Regenteneffecte, z. B. bei Aufſtänden, er hat den Reiz ungeheurer Momente gekoſtet, wo das ganze Leben ſich zuſammenrafft, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren. Dadurch muß zu einem großen Selbſtgefühl die gefährliche Freude an der Selbſtbeſchauung gekommen ſein; er iſt ein kühner, entſchloſſener Mann, der gewöhnt iſt die Leidenſchaften zu lenken, die Menſchen als Werkzeuge zu gebrauchen. Wer das lange thut, wird entweder ein Intrigant, oder er zieht ſich in ſich zuſammen in einſamer Höhe. Das letztere war des Kaiſers Loos, er hat ſich in eine Atmoſphäre von Hoheit und Adel zurückgezogen, er liebt es wie der Gott ſeiner heiligen Bücher zu erſcheinen, plötzlich, andonnernd, beſeligend oder vernichtend. So hat ihn ſein wunderliches Leben zu einem Schwärmer gemacht, zu einem Schwärmer des Deſpotismus. Ein ſolcher Mann kann wiſſentlich nicht unedel handeln, er muß ſich wenigſtens für jede That einen idealen Geſichtspunkt gewonnen haben, der ihn das Unrecht derſelben überſehen läßt.

Anders ſeine Staatsmänner und Diplomaten. Was Dienſteifer, Schlauheit, Ehrgeiz, Habſucht nur durchſetzen können, um dem Auge des Herrn angenehm zu werden, das, nehmt an, geſchieht durch ſie. Wenn ruſſiſche Agenten und ruſſiſches Gold den Boden eines Volkes durchwühlt haben, dann erfährt der

Kaiſer, daß das Volk ihn als Retter erwarte; was mühſam vorbereitet, überlegt und eingeleitet iſt, dem Herrn bleibt die nothwendig gewordene That als freier Entſchluß. Nicht immer jedoch gelingt's den ſchlauen Köpfen mit ihrem Kaiſer. Sie hatten vor Jahren kein Mittel geſpart, dem Kaiſer die Möglichkeit zu verſchaffen, der erſte Panſlaviſt zu werden, er hat es unwillig von der Hand gewieſen. Ihre Späher und Agenten bearbeiten ſchon lange in den Donaufürſtenthümern, in Bosnien und Serbien den Grund für künftige ruſſiſche Saat, der Kaiſer ſträubte ſich dagegen, in Europa weiter zu gehen. Und doch werden ſie und die Verhältniſſe ihn zwingen, und er wird thun müſſen, was er fürchtet. Für Rußland iſt der Beſitz des ſchwarzen Meeres eine Lebensfrage, er wird nur geſichert durch die Herrſchaft über die Donaufürſtenthümer und Conſtantinopel. Wozu ſie nehmen, ſolange ſie nicht hindern? Erſt wenn ſie ſchädlich werden, muß Rußland ſie nehmen, Conſtantinopel, wenn es unklug ruſſiſchen Rath verſchmähte, die Fürſtenthümer ſobald ſie „Freiheit“ heiſchend nach dem Weſten ſchauen. Sie werden beſetzt, pacificirt, endlich müſſen ſie behalten werden. Von dem Augenblick, wo Rußland den rumäniſchen und ſerbiſchen Stamm berührt, ändert ſich ſeine europäiſche Stellung durchaus, der Kaiſer ſcheut die Folgen, ſeine begehrlichen Politiker wünſchen ſie.

In der Moldau und Walachei legt ſich Rußland zuerſt auf ſolche fremde Stämme, welche von der großen Maſſenbewegung der Gegenwart ergriffen ſind. Dieſe Erregung hat bei den öſtlichen Slaven zunächſt die Folge, gewaltſam die Geſetze der patriarchaliſchen Hörigkeit zu vernichten und die Völker aufzulöſen in eine Maſſe von „freien“ Einzelweſen. Vielleicht wäre Rußlands Scepter noch ſtark genug in den Fürſtenthümern dieſen Umſturz zu verhindern, aber die Fürſtenthümer hängen mit Bulgarien, Serbien und Bosnien und mit euren ſlaviſchen Nachbarn ſo ſehr zuſammen, daß jedes Zucken des einen ſich auch den anderen mittheilt. Um die Fürſtenthümer ſich zu erhalten, müßte Rußland die Bulgaren, die Serben, dann die

Bosniaken an ſich feſſeln und ſein Endziel wird Dalmatien und das adriatiſche Meer; es wäre eine Occupation voll Mühen, Kämpfe, in ihren letzten Folgen verhängnißvoll und tötlich für Rußland. Aber ſie würde unvermeidlich. Solange Oeſtreichs Farben am Pruth und an der bosniſchen Grenze ſtehen, ſind die Südſlaven getheilt, zum Theil durch deutſche Bildung und loyales Geſetz gebunden und deshalb iſt der Czar ein ehrlicher Freund Oeſtreichs, und wenn er eine freiere Geſtaltung des kroatiſchen und rumäniſchen Lebens nicht als vortheilhaft loben kann, er wird doch Oeſtreich, welches ihm eine Schutzwehr iſt, ſolange als Helfer und Stütze betrachten müſſen, als es Anſehn und Kraft zeigt. Käme aber der unheilvolle Tag, wo der Aar Oeſtreichs zum Tode getroffen würde, blieben Slaven und Ungarn ſich ſelbſt überlaſſen, ohne gemeinſamen loyalen Herrn, Rußland müßte in die aufgewühlten, ſchäumenden Völkerwogen hineindringen und ſie unterwerfen um ſeiner Selbſterhaltung willen. Ich brauche euch nicht zu ſagen, was dann eure Zukunft wäre. Nicht fünfzig Jahre und der Walache würde durch das Unkraut eurer Felder ſchleichen und der Ruſſe würde ſeine Stiefeln auf die Stühle eures freien Raths legen.

Das wäre euer Loos. — Und Deutſchland? Wohl würde der erſchreckte Ungar ein Bündniß mit der neuen Centralgewalt ſuchen und die Folge wäre ein tötlicher Kampf zwiſchen Ungarn und Slaven. Oder meint Jemand, der Walache, der Kroat würde die Füße des deutſchen Reichsmeiſters küſſen? Und eine zweite Folge wäre Rußlands Nachbarſchaft in Galizien, in Dalmatien, am Mittelmeer und wieder ein Entſcheidungskampf zwiſchen Deutſchen und Slaven, zwiſchen dem Oſten und Weſten Europas. Sagt nicht, ihr Freunde, daß ich willkürlich in die Zukunft hineinträume. Beweiſt, daß die Sachen anders dargeſtellt ſind, als ſie liegen, daß die vorhandene Wirklichkeit falſch verſtanden iſt; und ich will jede Folgerung zurücknehmen. Wohl läßt ſich keine Zukunft berechnen, aber es gibt eine unerbittliche Logik der Thatſachen und wer ihre Schlüſſe vermeidet oder für unnütz erklärt, der gleicht einem Mann, der ſich die Augen verbindet, um die drohende Feuersbrunſt von ſeinem Hauſe abzuhalten. Ein concentrirtes Deutſchland kann nicht beſtehen ohne ein ſtarkes ſouveränes Kaiſerthum Oeſtreich und die Endpunkte der neuen Concentration müſſen im Ganzen betrachtet da ſein, wo der Kaiſerſtaat anfängt.

Dürfen aber unſere Brüder in Wien, in Steiermark und Tirol zu den übrigen Deutſchen nicht ſagen: Weshalb ſollen wir uns ausſchließen von dem neuen Deutſchland um der Ungarn, der Slovaken, der Siebenbürger willen? Sollen wir ein Opfer werden eurer politiſchen Nothwendigkeiten, eurer Beſorgniſſe um das eigene Heil? ausgeſchloſſen ſein von deutſcher Cultur, eurem Fortſchritt, beſchränkt auf eine Wechſelwirkung mit Fremden? Wohl, ſpricht das deutſche Oeſtreich ſo zu den übrigen Deutſchen in brüderlichem Zorn, ſo haben dieſe keine andere Antwort darauf als die Kommenden zu umfaſſen, mit ihnen dreinzuſchlagen und mit ihnen vereint den großen Völkerkampf treulich durchzufechten. Wenn die Liebe der Oeſtreicher von ihnen fordert, ſie dürfen nichts verſagen, denn nirgend und zu keiner Zeit ſoll die Politik uns Deutſche vergeſſen machen, daß wir von einem Geſchlecht ſind und uns lange und oft nach einer Vereinigung Aller geſehnt haben. Aber es thut bei dieſer Frage gar nicht noth, ſich in hochherzige Gefühle zu flüchten. Der Wohlſtand, das Glück von Oeſtreich hängt an der großen Handelsſtraße, die von Trieſt über Wien nach dem ſchwarzen Meere führt, ſie iſt die Lebensader aller Völker, die darum wohnen und Wien iſt der natürliche Knotenpunkt zwiſchen Deutſchland und den untern Donauländern. In Deutſchland würde Wien die Hauptſtadt einer Grenzprovinz, in dem neuen Oeſtreich die Hauptſtadt eines mächtigen Ganzen. Da wird die Wahl nicht ſchwer. Wer aber eine Trennung Oeſtreichs von Deutſchland als eine unnatürliche Entfremdung zwiſchen Verwandten empfindet und von deutſcher

Bildung und den Vortheilen deutſcher Vereinigung ausgeſchloſſen zu werden befürchtet, der verſteht doch das Leben freier Völker ſehr wenig. Es wird der Weg von Linz nach Frankfurt nicht weiter werden, was in Leipzig oder Berlin gedacht oder geſchrieben würde, wird in Wien ebenſo ſchnell und vollkommner genoſſen werden als bisher. Und wenn die deutſchen Oeſtreicher gar fürchten ſlaviſirt zu werden, ſo iſt das nichts als eine Unſicherheit ungeübter Kraft, ſo oft der Slave, der Ungar und der Deutſche zuſammen Rath halten, werden ſie deutſch ſprechen, und ſobald die Völker ſich gewöhnt haben, ein jeder im eigenen Haus ſich ſelbſt zu regieren, werden ſie auch das Hausrecht des Nachbarn ehren. Alles was Oeſtreich an dem übrigen Deutſchland liebt, wird es ſich durch Vertrag und brüderliches Bündniß feſt gewinnen; was aber Oeſtreich allein hat, die Herrſchaft über den Oſten, davon wird es dem übrigen Deutſchland ſo viel Vortheile abgeben, als ſein eigner Vortheil geſtattet. Und jetzt, während der ſchmerzlichen Betäubung, welche auf den Wienern nach einem gefährlichen Rauſche liegt, über die Leiden hinüber, welche die ſchwerverwundete Stadt empfindet, rufe ich euch die frohe Ueberzeugung zu, daß Oeſtreich erſtehen wird zu neuem Leben und neuer Kraft, und ihr, treue Grenzwächter deutſcher Sitte und Bildung, ihr werdet den Segen dieſer Zukunft theilen.

Noch Manches über eure Lage habe ich auf dem Herzen. Tönt das Poſthorn erſt wieder friedlich auf der Straße zu euch, wo jetzt die Trompetenſignale der Kriegerhaufen lärmen, dann ſchreiben wir weiter, über eure Union und euren Ruf nach deutſchen Koloniſten. Wir wollen hier in Deutſchland unterdeß nicht müßig ſein und für euch ſprechen, wo es noth thut. Ihr aber, Männer von Siebenbürgen, denkt freundlich unſer und bleibt euren Boten hold.

3. Wieder auf der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1848, Nr. 46.)

Kalt brauſt der Winterſturm über die Donau, ein weißer Reif hängt an der Brücke, unten ziehen die Waſſer des Stroms lautlos nach Ungarn. So eilig rinnſt du thalab, trübe Fluth? Du haſt dich hier mit rothem Blute gefärbt, du eilſt nach Peſth, dir neuen Purpur zu holen. Uns aber, die Lebenden, ſchaudert beim Blick auf deine Ufer. Das Ungeheure, Jammervollſte, was wir in finſtern Träumen geahnt und klagend in das Gewühl gerufen, es iſt Alles, Alles geſchehen, ſo kläglich, ſo entſetzlich. Ein unſeliger, fanatiſcher Kampf, durch Tollheit entzündet, in Verzweiflung beendet, und nach ihm ſeine Folgen, ſein Fluch? Armes Wien, todmüde und wund biſt du gefallen, durch eigene Schuld, den Wahnſinn deiner Kinder. Das Unheil hat begonnen, wo wird ſein Lauf enden?

Es iſt einſam geworden auf der Brücke. Nur einzeln, wie Schatten, gleiten verhüllte Geſtalten an mir vorüber. So bleich die Wangen, die Augen hohl und ſcheu, Schmerz und Elend in allen Zügen. Dein Geſicht iſt hager geworden, Arbeitsmann, und dein Bart iſt ſehr ſtruppig. Haſt du dein Liebchen verloren, dem zu Ehren du auf dich hielteſt? Dein ſtierer Blick ruht traurig auf dem kalten Reif an der Brücke. Der Winter iſt da, armer Mann, die welken Blätter ſind gefallen und all deine bunten Hoffnungen mit ihnen. Jetzt klopft der Hunger, die Verzweiflung an deine kalte Stube. Das türkiſche Gewehr, das du aus dem Zeughaus mit nach Hauſe geſchleppt, du haſt's mit Lappen und Stroh umwickelt und im Garten des Nachbars unter alten Bretern verſteckt, die letzten Patronen trägſt du noch in der Taſche, und du weißt wie man den Hahn ſpannt und losdrückt; die Kugel der Soldaten hat dich verſchont, du kannſt dir ſelbſt das Letzte thun. — Wo iſt dein Sturmhut und dein prächtiger Bart, du armer Junge von der Legion? Dein übermüthiges Lachen beim Wachtfeuer iſt verklungen, du hatteſt dir einen halbjährigen Rauſch getrunken, es war ein großer Zug, den du thateſt, was dir von Zukunft noch bleibt, das hat er vergiftet. — Wo ſind die Abgeordneten, die Männer des Reichstags? Nach Kremſier, zum Kaiſer, dort zahlt ihr die Zeche für Alles, was ihr in Wien des Guten zu viel gethan. — Horch, dumpfer Trommelwirbel! Seid ihr vom Regiment Latour, daß ihr ſo finſter einzieht, wie vom Grabe? Weh uns, ihr kommt vom Töten, nicht im Kampfe, Waffe gegen Waffe, ihr ſeid commandirt zur Rache, zu trübſeligem Henkeramt. Als der Mann lebte, den ihr mit drei Kugeln erſchoſſen, da haben wir, ich und die Männer meiner Partei, nicht gelobt, was er that; jetzt können wir nicht loben, daß ihr ihn getötet. Seit der Unſelige von Frankfurt nach Wien kam, in der Aula ſprach und den Calabreſer in ſein Antlitz drückte, ſind wir ihm gefolgt wie ſein Schatten, und mit ſicherer Ueberzeugung ſpreche ich aus: er hat gar keinen Einfluß ausgeübt auf den Gang der Begebenheiten, ſeine Rede iſt verhallt, ſie war nicht einmal heiß genug für die Siedehitze unſerer Studenten, und was er ſeitdem gethan, daß er die Waffen getragen, zum Kampfe geredet, das hat kaum eine Kugel mehr über die Donau geſchickt. Wozu machtet ihr einen Märtyrer aus dem fremden Mann? Meint ihr Ordnung und Geſetz dadurch zu weihen, daß ihr den wilden Spruch der Rachſucht bethätigt: Auge um Auge, Mann gegen Mann, Blum für Latour? Das iſt Beduinenrecht, kaiſerlich aber iſt es nicht.

Als du, ernſter Fürſt, deinen Commandoſtab über Prag ausſtreckteſt, perſönlich tief getroffen und doch mäßig, beſonnen und verſöhnlich, da haben wir, die Arbeiter der Grenzboten, dir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wir haben damals — faſt allein — vor unſerem Volk dein Thun, deine Haltung vertreten. Wir haben die große Aufgabe, Oeſtreich zu retten, die du jetzt gelöſt, unſerem Volk verſtändlich zu machen geſucht. Was du aber jetzt gethan, das können wir nicht loben. Daß du den armen Redner deinem Soldatenbrauch geopfert, war unnöthig, ja es war ſchädlich. Sage nicht, es ſei ihm geſchehen nach Kriegsrecht und Völkergeſetz. Wir leben jetzt in Zuſtänden, wo der Buchſtabe des Geſetzes nicht das Höchſte iſt. Und iſt Kriegsrecht ein Geſetz? Es iſt die Willkür der Sieger, durch Formen und Bräuche geheiligt, ſeine Ausübung iſt immer ein Unglück, auch wo ſie nothwendig und nützlich iſt. Die Füſilade des Frankfurter Abgeordneten war beides nicht. Die Fraction der Demokratie, welcher er angehört, war bis zum heutigen Tage in Mißachtung. Das Frankfurter Attentat, der lächerliche Demokratencongreß in Berlin, hundert Thorheiten einzelner Parteimänner hatten dahin gearbeitet, dem Volk die Augen zu öffnen. Deine Beſetzung Wiens konnte ein neuer Sieg der vernünftigen Freiheit werden. Und in einem Moment nimmſt du deinem Sieg, deiner Arbeit den Segen. Das Gefühl der deutſchen Völkerſtämme, den Zorn der Maſſen haſt du auf's Neue gegen dich und den Hof empört. Sage nicht, daß du das nicht achteſt. Sehr roh iſt noch der Freiheitsdrang dieſes Jahres und arge Verirrungen der Maſſen haben wir zu beklagen, aber nie und von keiner Partei ſoll vergeſſen werden, daß bei uns kein Staat, keine Regierung mehr möglich iſt ohne freie Bewegung, ohne die treibende Kraft des Volkes. Der Tod Blum's wird mehr als jede andere Maßregel das verſtändige Urtheil der Maſſen verwirren, ihre Leidenſchaftlichkeit aufregen, Organiſation und Ordnung erſchweren. Dem Urtheil des Volkes iſt er nichts als ein Seitenſtück zur Ermordung Latour's, und die Mörder Lichnowsky's werden ihr Haupt jetzt wieder erheben, denn du haſt ihnen den Schein einer Berechtigung gegeben. Indeß noch ſchädlicher iſt deine raſche That für die Stellung Oeſtreichs zu den übrigen Deutſchen. Daß du die wohlwollende Regierung Sachſens, die verſtändige Mehrheit der Frankfurter Nationalverſammlung in peinliche Verlegenheit gebracht haſt, will ich übergehen; aber einen Riß haſt du gemacht zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland, der für Erſteres ſchädlich werden kann. Wohl war es an der Zeit, daß ſich Oeſtreich frei und kaiſerlich über ſeine Stellung zu Frankfurt ausſprach, du haſt ihm das Wort erſpart durch die Kugeln deiner Scharfſchützen. Mäßigung und Schonung wäre auch in Wien weiſe geweſen, du aber hältſt es mit der Furcht und warnenden „Beiſpielen". Solche Beiſpiele brauchen wir in dieſem Jahre nicht mehr, und die deutſchen Völker fürchten nicht mehr, ſie haſſen. Hätteſt du Blum in wohlverſchloſſener Kutſche von Wien fort nach Frankfurt geſandt zur Nationalverſammlung, mit artigem Gruß und der höflichen Bitte um weiteres Verfahren, du hätteſt eine beſſere Rache gehabt als jetzt, man hätte bitter lächeln können, wo man jetzt im finſtern Ernſt weinen möchte.

Hinein in die Zukunft! Wir haben in wenigen Wochen das Aergſte erfahren; wem der Tod allſtündlich drohte durch eine verirrte Kugel, den wahnſinnigen Pöbel oder das Meſſer eines trunkenen Kroaten, der hat ein Recht ſich achſelzuckend abzuwenden von einer ſchlechten Umgebung, wo nur Zerſtörung iſt, ohnmächtiger Trotz, ſoldatiſche Willkürherrſchaft. Vielleicht, daß es für das leichtherzige, gedankenloſe Wien eines ſolchen Verhängniſſes bedurfte, um die Männer aus ihrer nichtsnutzigen Gemüthlichkeit, die Jünglinge aus ihrem übermüthigen Selbſtgefühl zu erwecken, ſicher iſt eins, das alte Wien wird nie wieder lebendig werden. Das verminderte Vermögen wird wieder zuſammenfließen, Credit und Verkehr werden wieder aufblühen, auch die Traube wird wieder gekeltert werden und Neſtroy wird neue Poſſen machen, aber die Furchen, welche ſich in dieſer Zeit auf die Stirn gezogen, werden nicht wieder geglättet, kein Haar, das vor der Zeit ergraut iſt, wird ſich wieder braun färben, und an dem beſorgten, forſchenden Blick werdet ihr die Wiener dieſes Herbſtes errathen. Auf allen Lippen ſchwebt die große Frage: Was wird nun?

Ihr habt geſiegt, ihr Herren in Olmütz. Und Oeſtreich wird den Segen davon haben, ihr aber, ſo fürchte ich, nur geringen. Hütet euch, haltet den Sieg über Wiens Anarchie nicht für das Ende der Kriſis, es könnte für euch ſelbſt ein Verhängniß werden. Den Reichstag habt ihr nach Kremſier berufen. Ihr habt Recht, es iſt gleichgiltig, wo dieſe unglückliche Komödie zu Ende geſpielt wird, und es bedurfte nicht der Verſicherung irgend eines Narren, daß die Einwohner von Kremſier die nöthige Einſicht und politiſche Reife hätten, um den hohen Reichstag zu würdigen. Wo auch Sierakowsky donnere und Borroſch pfeiſe, ſie werden überall die Bewunderung finden, welche ſie ſelbſt zu ſtärken pflegte und dieſem Reichstag ſo ungewöhnliche Würde gegeben hat. Ihr habt Recht, es iſt gleichgiltig, wo der Reichstag zu Grunde geht. Sein ganzes Daſein in Wien war ein Scheinleben, er war nichts als ein Kinderſpielzeug, wie eine hohle Glasente, welche ſchwimmt, weil ſie zu leicht iſt unterzugehen, trieb er auf dem Waſſer der Wiener Tagesphraſen. Zuletzt haben ihm die Wiener ſelbſt den Daumen aufgeſetzt und ihn hinuntergedrückt. Euch, ihr feinen Herren, freut das. Ihr wollt die Ente noch einmal vor euch ſpielen laſſen, im kleinen Gefäß, im Bereich eurer Lorgnetten und guten Scherzreden, im ſicheren Schutz eurer Wachen; je ſinnloſer und ungeſchickter ſie ſich wendet und daherſchwankt, je länger man über ſie lacht und die Achſeln zuckt, deſto beſſer für euch, deſto tiefer ſinkt die Wagſchale eures Rechts. So aber ſoll, ſo wird es nicht ſein. Die politiſche Charlatanerie dieſes Sommers mußte vernichtet werden, ihr habt das gethan, wir haben's nicht beklagt, ja wir haben euch unterſtützt. Jetzt aber treten Andere hinter die Breſche, die ihr geſchoſſen, und dieſe ſchreiben jetzt den Weg vor, den Regierung und Volk zu gehen haben. Ihr kennt ſie nicht? Seht um euch: wer im Kaiſerſtaat feſte Kraft und geſunde Ziele hat, wer verſtändig darnach trachtet, den eigenen Vortheil dem des Ganzen zu verbinden, wer Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, das Kaiſerreich liebt und durch die Arbeit ſeines Lebens erfahren hat, wie Freiheit errungen wird, der gehört zu uns, ſei er Wiener, Czeche, Sachſe, Slavonier oder Ungar; dieſe Partei hat keine Farben, keine Verbindung, kein Programm, und doch wird ſie jetzt ſtehen wie ein Mann und wird arbeiten für Oeſtreich, mit euch oder gegen euch, noch habt ihr die Wahl. Unſre Stunde iſt jetzt gekommen. Und wollt ihr uns einen Namen geben, ſo nennt uns die Partei der Organiſation.

Und jetzt zu euch, ihr Männer der Reformen. Wer Oeſtreich liebt, der vergeſſe den Hader der Parteien, die Intereſſen ſeiner Nationalität, ſeines Standes, ſeiner Fraction. Es gilt jetzt, einmüthig die großen Maßregeln zu treffen, welche das Vaterland retten, ſeiner Zukunft Bürgſchaften geben. Ihr alle, Pillersdorf, Palacky, Stadion und ihr öſtreichiſche Abgeordnete in Frankfurt und wer ſonſt Einfluß und Geltung hat, habt jetzt gemeinſam die Hand anzulegen bei dem Neubau. Der alte Reichstag möge ſich ſelbſt auflöſen, er hat keine Berechtigung, keine Bedeutung mehr. Es ſind nicht mehr einzelne Theile der Monarchie, welche willkürlich zuſammengelöthet werden ſollen, es handelt ſich um Geſtaltung des Geſammtſtaats, die Siebenbürger, die ſlaviſchen Grenzländer erwarten, daß ihr ihnen die Hand brüderlich entgegenhaltet; die Ungarn werden nachfolgen, weil ſie müſſen. Alle Völker Oeſtreichs ſollen zuſammentagen und der Reichstag ſelbſt muß das einſehen, einleiten und dann ſich auflöſen.

Wir haben eines in dieſem Sommer gelernt, daß conſtituirende Verſammlungen von Hunderten nicht auf raſirtem Boden, ins Blaue hinein eine Organiſation des Staats bewirken können, ſolange nicht die höchſten leitenden Ideen feſtgeſtellt, ihnen als Richtſchnur gegeben ſind. Wir dürfen den großen Bau nicht ganz den ungefügen Debatten ehrlicher, aber ungeübter Männer überlaſſen. Die letzten Grundſätze der neuen Verfaſſung müſſen vor dem Zuſammentritt des Völkercongreſſes feſtgeſtellt ſein, das Verhältniß des Geſammtſtaats, der öſtreichiſchen Centralgewalt, zu der Selbſtverwaltung der einzelnen Provinzen und Länder muß vorher beſchloſſen ſein. Natürlich darf die Krone allein das nicht thun, wohl aber die Völker und die Krone durch eine Commiſſion. Die Abgeordneten des Reichstags treten nach Provinzen zuſammen, jede Provinz wählt einen Bevollmächtigten, dem ſie ihre Rechte für dieſe geſetzgebende Verſammlung überträgt, die ſiebenbürgiſchen Stämme, die Königreiche Ungarn, Dalmatien, vielleicht auch Italien werden zur Abſendung von Bevollmächtigten aufgefordert. Die Commiſſion vereinigt ſich mit der Krone über die Grundbeſtimmungen der neuen Staatsverfaſſung; die Einzelheiten, der Ausbau, die Anwendung auf die Verhältniſſe der verſchiedenen Landestheile bleibt dem neu zuſammengeſetzten Völkercongreß, welcher in Geſammt- und Provinzialſitzungen berathet. Nur ſo kann die Ruhe des Winters für unſer Vaterland gewonnen, bis zum Frühjahr der neue Bau aufgeführt ſein. Bringt uns der Winter keine Vereinigung auf neuem geſetzlichen Boden, keinen Verfaſſungseid, keine feſte Regierung, kein Vertrauen zur Zukunft, ſo löſen ſich die Planken des Staatsſchiffs und ein jammervolles Chaos verſchlingt die Trümmer. Jetzt iſt die Zeit gekommen ſchnell und mit Anſpannung aller Kraft zu arbeiten, der Reformpartei kommt die Arbeit zu, auf ihr liegt die volle Laſt der Verantwortung, auf die Häupter ihrer Genoſſen wird ſchon im nächſten Jahr Segen oder Fluch der Völker fallen.

4. Der Förſter Jobs und der Teufel an den k. k. Profeſſor Herrn Mauß zu Lemberg.

(Grenzboten 1849, Nr. 2.)

Geſtatten Sie eine öffentliche Erklärung darüber, weshalb wir Ihren Aufſatz über das Verhältniß Oeſtreichs zu Frankfurt nicht bereits abgedruckt haben. Es ſind nämlich durchaus nicht unſere Anſichten, Herr Profeſſor, welche Sie ausſprechen, ſo originell und lehrreich Ihre Meinung auch ſein mag. Fragen Sie aber, welches unſere Anſichten ſind, ſo bitten wir um Erlaubniß Ihnen dieſelben figürlich, gleichſam im Bilde kurz mittheilen zu dürfen. Es iſt nicht Schüchternheit, welche uns zu dieſer gemeinen Form bringt, ſondern im Gegentheil ein gewiſſer unſeliger Hang, den die Grenzboten nicht los werden können, die Dinge recht wohlwollend und möglichſt verbindlich für die Parteien zu beſprechen. Verzeihen Sie nur, daß unſere Fabel ſo einfach iſt. Es gibt eine hübſche Geſchichte vom Förſter Jobs und dem Teufel. Der Förſter Jobs ging mit ſeiner Pfeife im Walde ſpazieren, da ſah er einen Teufel an einem Baum ſtehn. „Jobs,“ ſagte der Teufel freundlich, „euer Tabak riecht gut, laßt mich ein paar Züge aus eurer Pfeiſe thun.“ Da nahm Jobs ſeine Flinte und hielt ſie dem Teufel in den Mund, und als der Teufel zog, ſchoß er ihm die Ladung Schrot in den Mund. Und der Teufel ſpuckte den Schrot haſtig aus und ſagte verwundert: „Pfui Teufel, Jobs! ihr raucht verflucht ſtarken Tabak.“ — Wie kann nun dieſe Oſtdeutſche Poſt Nr. 1 achſelzuckend behaupten, Oeſtreich müſſe in dieſem Augenblick der Teufel Deutſchlands ſein. Umgekehrt, vom Standpunkt unſerer Geſchichte aus iſt die große Politik der öſtreichiſchen Regierung immer der Förſter Jobs geweſen und die Frankfurter Nationalverſammlung, obgleich oder weil ſie in der Paulskirche ſaß, iſt der Teufel. Haben die Regierungen von Oeſtreich dem Teufel zu Frankfurt nicht ſeit dem Sommer eine Ladung Schrot nach der andern in den Mund geſchoſſen, und hat der Teufel Nationalverſammlung ſich nicht immer gewundert und gutmüthig geſagt: „Pfui, alter Jobs, der Tabak iſt doch ſtark!“ ohne daß ſein Wohlwollen für Jobs abgenommen hätte? Gleich bei den Wahlen: Das czechiſche Böhmen weigerte ſich nach Frankfurt zu wählen, es hatte den durchaus begründeten Inſtinkt ſich nicht dort anſchließen zu wollen. Was hat die öſtreichiſche Regierung gethan, durch ihr

Einſchreiten der Nationalverſammlung zu zeigen, daß es ihr mit der Beſendung von Frankfurt Ernſt wäre? Sehr wenig. Aber das war nur eine kleine freundſchaftliche Nachläſſigkeit, ſie hatte keine Zeit und damals vielleicht auch keine Kraft. Der erſte Schuß war das Ausfuhrverbot des baren Geldes. Wenn dieſer unerhörte, unnütze und verderbliche Gewaltſtreich nicht den Handelsſtand Oeſtreichs heruntergebracht hat, ſo iſt das nicht das Verdienſt der Regierung, ſie hatte das Ihre dazu gethan; und wenn ſich genau beweiſen läßt, daß daſſelbe Ausfuhrverbot erſt recht den Mangel an barem Geld in Oeſtreich fühlbar gemacht, die Bank dem Mißtrauen preisgegeben und die Finanzkriſis Oeſtreichs beſchleunigt hat, ſo geht uns das hier auch nichts an; aber das deutſche Volk und ſeine Conſtituante ging es ſehr wohl an, daß die Regierung Jobs „dem Ausland“ durch die aus dem Verbot folgende Stockung des Handels, des Geldverkehrs, der Zahlungen, durch den Fall der Banknoten empfindliche Verluſte bereitete, vermittelſt einer Maßregel, die kriegsführende Völker kaum gegeneinander anzuwenden pflegen. Und ferner, wie freundlich verweigerte der ehrliche Jobs ſeine Beiträge in die leeren Nationalkaſſen zu zahlen, mit welcher Gemüthlichkeit verweigerte er, der Nationalverſammlung ſeine Flotte zur Verfügung zu ſtellen! Von andern Schüſſen, die laut genug durch Deutſchland knallten, will ich ganz ſchweigen. Und endlich nachdem Jobs feſt und herausfordernd erklärt hat, er wolle mit dem Teufel nichts zu thun haben, wenigſtens nichts, bis er ſein eigenes, ganzes Hausweſen beſtellt hätte, da auf einmal ſchießt er den letzten Schuß mitten in den Mund des gutmüthigen Teufels, er will ihn gar verhindern ſich wohnlich in ſeiner eigenen Hölle einzurichten, und nur deswegen, weil er in einer bußfertigen Stunde an die Möglichkeit denkt, er könnte ſelber einmal hineinkommen. Sehen Sie, Herr Profeſſor, das finde ich unrecht und anmaßend von Jobſen; die ganze Teufelswirthſchaft in Frankfurt iſt ihm nicht recht, ſie iſt ihm zuwider, er liebäugelt mit dem Himmel, ſieht andächtig nach Oſten, dorthin wo die Sonne aufgeht; und wieder kommt ihm die Unſicherheit und eine fliegende Angſt, der Teufel könnte ihm doch einmal zu mächtig werden, und er dreht ſich wieder nach Weſten und beanſprucht ſein Hausrecht in der Hölle. Und deshalb ſind wir mit Jobſen nicht zufrieden, wir nennen ihn pfiffig, aber nicht weiſe, wir halten die ganze gegenwärtige Politik der öſtreichiſchen Regierung und der öſtreichiſchen Abgeordneten in Frankfurt für eine politiſche Sünde, für Verſündigung an den höchſten Intereſſen des öſtreichiſchen Volkes. Die Oeſtreicher in Frankfurt ſind nicht klug genug einzuſehen, daß Oeſtreichs freie und vernünftige Organiſation von der ſchnellen und kräftigen Einigung des übrigen Deutſchlands abhängt; wird aus der deutſchen Einheit in Frankfurt nichts, die ſie jetzt, wie ſie glauben, zu Oeſtreichs Gunſten verhindern müſſen, ſo wird aus der einheitlichen Bildung eines freien Oeſtreichs erſt recht nichts; löſt ſich die Volksverſammlung in Frankfurt auf ohne großes Endergebniß, ſo hat das Volk ſich ein Zeugniß ſeiner Kraftloſigkeit ausgeſtellt und die Regierungen, die Diplomatie treten an ſeine Stelle und werden „das Nöthige" vermitteln; und iſt erſt das deutſche Volk ſo weit herunter, ſo mögen die öſtreichiſchen Volksmänner ſehn, wo ſie Kräfte zu geſetzlicher Oppoſition hernehmen. Es wird in Oeſtreich um einige Grade trauriger werden, als im Lande des Teufels. Darüber ließe ſich ein Buch ſchreiben und denen an die Köpfe werfen, welche kurze Augen und lange Begehrlichkeit haben. Wir aber ſprechen noch ein Wort über den gutmüthigen, ſehr, ſehr gutmüthigen Teufel in Frankfurt. Herr Profeſſor, mit der Kaiſerkrone iſt es nichts, wir brauchen keine neuen heraldiſchen Pedanterien, auch haben wir kein Geld, die Diamanten dazu zu kaufen, das war auch ſo eine gutmüthige Schwärmerei deſſelben Teufels. Aber einen tüchtigen Präſidenten, der vorläufig erblich iſt, brauchten jetzt die Deutſchen, und vor allem müßten ſie Einigkeit haben, um zur Einheit zu kommen. Aber wie Teufel kann man Einigkeit von Deutſchen erwarten, höchſtens in der Begeiſterung beim Feſteſſen bis zum Braten, oder wenn ſie gerade berauſcht ſind, wie voriges Frühjahr. Und ſo wollen wir beide, Sie, Herr Profeſſor, und wir, die Redaction, mit möglichſter Ruhe erwarten, wie die Geſchichte zwiſchen Jobs und dem Teufel noch enden wird, von Jobſen müſſen wir ſagen, daß wir mit ihm grollen, ſein Tabak iſt uns zu ſtark, und gegen den Teufel, dem wir uns übrigens verſchrieben haben, hegen wir den furchtbaren Verdacht, daß er ſich als ein armer — gutmüthiger Teufel ausweiſen wird.

5. Eine öſtreichiſche Note.

(Grenzboten 1849, Nr. 8.)

Es gibt eine Art politiſcher Sünden, welche der höfliche Mann „Naivetäten" nennt, wenn er die Ausdrücke „Thorheit" und härtere zu vermeiden wünſcht. Solch eine Naivetät iſt die öſtreichiſche Note, in welcher ſich das Miniſterium Schwarzenberg, nach dem Beiſpiel Preußens, über Oeſtreichs Stellung zu Frankfurt und Deutſchland ausſpricht. Der Oeſtreicher, welcher annimmt, daß das Miniſterium in der Note ſeine ganzen Ueberzeugungen ernſthaft und ehrlich ausgedrückt hat, wird ſein Vaterland beklagen, weil es von unklaren Köpfen prinzipienlos zum Abgrund geführt wird; der Deutſche, welcher in dem Aktenſtücke nur eine Maske ſieht, hinter welcher ſich Mephiſtopheles verbirgt, wird über das Ungeſchickte der Komödie die Achſeln zucken; die Verehrer des Miniſteriums, zu denen die Grenzboten gehören, werden an der Note wenigſtens einige Stilfehler zu beklagen haben, ſie ſteckt noch zu ſehr in allgemeinen Redensarten. Das war bis vor Kurzem noch gut in Kremſier, für Frankfurt aber und die Norddeutſchen iſt es Rococo; das Schriftſtück beſticht nicht mehr, es täuſcht nicht mehr; die deutſche Revolution iſt ein Jahr alt, das Ballen unbeſtimmter Töne hat aufgehört, man hat bereits feſte Forderungen, welche man zu verwirklichen ſucht; wenn man in der Note von einem „ſtufenweiſen Gange“ zur Vereinigung hört, der mit „dem guten Willen“ beginnen ſoll, ſo thut man bereits die unverſchämten Fragen, was ſoll denn vereinigt werden? in welchen Schritten ſoll dieſer ſtufenweiſe Gang vor ſich gehen? welche Intereſſen Deutſchlands und Oeſtreichs können und dürfen zuſammenwachſen? Darauf bleibt die Note jede Antwort ſchuldig. Das iſt ein betrübender Stilfehler unſerer armen Freunde in Olmütz. Man hätte doch wenigſtens einige kleine Vereinigungspunkte aufzählen ſollen, wäre es auch nur das Verſprechen geweſen: „wir wollen alle zuſammen ſtufenweiſe den Chriſtkatholicismus annehmen, das kindliche Purgirmittel der frommen Deutſchen, gegen das man in Oeſtreich ſo ſchönes Wohlwollen bereits bewieſen hat.“

Aber die Leſer verlangen den Inhalt der Note, welche mit Bemerkungen in kurzem Auszuge folgt:

„Ein ſtarkes, ſouveraines Kaiſerthum Oeſtreich iſt für Deutſchland und Europa nöthig; ſein Kaiſer verwahrt ſich gegen jede Unterordnung unter eine Centralgewalt, die von einem anderen deutſchen Fürſten gehandhabt wird.“

Von der Wahrheit und Nothwendigkeit dieſer Sätze ſind wir innig überzeugt, wir haben uns dafür herumgeſchlagen, als ſie auch noch in Oeſtreich für Verrath an der Freiheit galten.

„Die öſtreichiſche Regierung fühlt das Bedürfniß der Wiedergeburt Deutſchlands durch einen engeren Verband der einzelnen Staaten. Sie ſieht aber in dem Wege, welchen die Nationalverſammlung und das Miniſterium Gagern eingeſchlagen hat, nicht den richtigen Weg zur Einigung.

„Ein engerer Bundesſtaat, wie er beabſichtigt wird, würde Deutſchland, das durch den Wegfall Oeſtreichs verſtümmelt wäre, allmählich in eine ſtaatliche Einheit verwandeln. Eine ſolche Einheit iſt aber für Deutſchland, auch Oeſtreich abgeerſehnt, nicht wünſchenswerth, denn ſie würde die verſchiedenen Bedürfniſſe, moraliſchen (!) und materiellen Intereſſen, die Ueberlieferung der Vergangenheit und die Anſprüche an die Zukunft (der verſchiedenen Theile) auf das Tiefſte verletzen und die ſtaatliche und perſönliche Freiheit der Deutſchen hemmen.“

Wir bitten unſere Leſer dieſe Schlußfolgerung genau zu betrachten. Es iſt die fünfhundertjährige Politik des alten Oeſtreichs, das Syſtem Metternich's, die Anſicht aller öſtreichiſchen Staatsmänner, welchen das große Auge des Genies fehlt, die aus dieſen Sätzen herausbricht. Es iſt dieſelbe Politik, deren Laſt ſeit 1815 wie ein Alp auf uns gelegen hat, die uns im letzten Jahre in die Revolution getrieben hat, weil wir die Schmach und die Scham, die ihretwegen unſere Wangen röthete, nicht länger ertragen wollten. — Die beſonderen Intereſſen der Einzelnen, die privilegirten Forderungen der Einzelnen, die kleine Freiheit der Einzelnen ſoll geſichert, gehegt, erhalten werden, für das Ganze, Allgemeine keine Liebe, für die höchſten idealen Empfindungen eines edlen Volkes, für deutſche Ehre, deutſchen Stolz kein Verſtändniß; für die harte Wahrheit, daß die unbeſchränkte Freiheit der einzelnen Theile die Unfreiheit, Zerſplitterung und Zerſtörung des Ganzen bei uns ſtets zur Folge gehabt habe, kein Gedächtniß! — Und ſo väterlich beſorgt um die auseinanderlaufenden Sonderintereſſen der einzelnen Stände in Deutſchland zu ſein, während man in Oeſtreich dieſelben Particularintereſſen mit Kartätſchen niederſchießt, weil ſie ſich der Idee eines großen, ſtarken Oeſtreichs feindlich und ſinnlos entgegenſtemmen! Oeſtreich wollt ihr einig, groß und ſtark haben, ſogar die Provinzialfreiheit gedachtet ihr auf's kleinſte Maß zu beſchränken, der Ungarn alte Rechte, der Polen beſondere Intereſſen habt ihr ſelbſt zerſchlagen und mit Blut und Schwert verfolgt, aber in Deutſchland fühlt ihr zart und gewiſſenhaft. Schämt euch, ihr Herren in Olmütz und Kremſier, eure Politik hat die Seele eines ſchleichenden Katers, nicht des Aars von Oeſtreich. — Aber ihr wollt doch etwas Schönes für Deutſchland machen helfen, laßt uns ſehen, was ihr bringt:

„Der kaiſerlichen Regierung ſchwebt ein nach Außen feſtes und mächtiges, im Innern ſtarkes und freies, organiſch gegliedertes und doch in ſich einiges Deutſchland vor.“ „Auf der von der kaiſerlichen Regierung in Ausſicht zu ſtellenden Grundlage finden alle deutſchen Staaten und alle ihre außerordentlichen Landestheile Platz.“

Hat Schmerling, oder Durchlaucht Schwarzenberg oder wer ſonſt die Note ſchrieb, in ſeiner Jugend Verſe gemacht oder geleſen, daß ihnen noch jetzt „Deutſchland vorſchwebt“, wie einem hungrigen Gelegenheitsdichter die gebratene Gans, oder einem verliebten Schneider ſein Mädchen, oder dem Theaterhelden Macbeth der blutige Dolch? Pfui, meine Herren, dieſe raſende Begeiſterung gehört nicht in die Politik; wenn ſie aber das Phantaſiebild nicht los werden können, ſo bitten wir, Oeſtreicher und Deutſche, Sie herzlich, laſſen Sie es noch eine Weile ſchweben; wir wollen unterdeß hier auf der Erde in ſchlichter Wirklichkeit ein ſelbſtändiges Oeſtreich und ein ſelbſtändiges Deutſchland zu erarbeiten ſuchen, trotz Ihnen. — Und geſetzt, ihr Traumbild eines Centraleuropas, welches Slovaken, Slovenen, Schokazen und Schleswiger unter einen großen Hut brächte, wäre ernſthaft gemeint, von Ihnen ſelbſt für ausführbar und lebensfähig gehalten, warum hüten Sie ſich ſo ſorgfältig, die Punkte auch nur anzudeuten, von welchen eine Vereinigung ausgehen müßte? Wiſſen Sie denn gemeinſame große Intereſſen der verſchiedenen Völker, Intereſſen, welche jetzt zuſammenwachſen könnten, ſo mächtig und feſt, daß ſie zu gleicher Zeit Deutſchland frei und ſtark machten, und Ihr Regiment in Oeſtreich erhielten? Sehen Sie um ſich, nennen Sie uns die Geſchenke, welche Sie bieten können, um dem deutſchen Volk Kraft zu geben, die Schwäche politiſcher Ohnmacht von uns zu nehmen. Ihre Armeen? Deutſchland braucht ſie nicht; die Freundſchaft der Czechen oder Kroaten? Können Sie dieſe den Deutſchen verſchaffen, Sie, welche gerade durch Oppoſition der Nichtdeutſchen gegen die Deutſchen auf Ihren Miniſterſeſſeln erhalten werden? Sie ſind außer Stande, irgend etwas für Deutſchland zu thun, ſo viel Wege Sie auch finden mögen, gegen daſſelbe zu handeln. Wohl wird Oeſtreich und Deutſchland ſtets zuſammengehören, aber in anderem Sinne, als Sie begreifen. Was die deutſchen Stämme aber bedürfen, um wirklich das zu werden, das Ihnen „vorſchwebt", ein nach Außen feſtes und mächtiges, im Innern ſtarkes und freies, gegliedertes und doch einiges Reich, das wollen Sie nicht verſtehen, und das Oeſtreich, welches Sie regieren, kann es nicht gewähren: das Niederreißen aller Zollſchranken, Heimatsbeſchränkungen und Rechtshinderniſſe für den Verkehr der Einzelnen, Einheit in der Geſetzgebung, in der diplomatiſchen Vertretung, im Heerweſen, das ganze friſche, königliche Selbſtgefühl eines Volkes von Brüdern, Freiheit des Gedankens und männliche Thatkraft. Darnach ringen die Deutſchen: das anzubahnen, war die Frankfurter Verſammlung bemüht, oft ungeſchickt, immer aber ehrlich und mit edler Geſinnung. Sie können dazu nicht helfen und Sie dürfen nicht. Die Bahn, in welche Sie Ihr Schickſal geſchleudert hat, führt abwärts von Deutſchland, abwärts von der Freiheit, und Alles was Sie Deutſchland bieten können, iſt, außer Schmeichelworten für die Schwachen, jetzt nur Verwirrung, Zerrüttung und Schwäche. Die Vereinigung mit Ihren außerdeutſchen Ländern wünſcht auch Deutſchland, von je hat deutſche Herzlichkeit die Hand gedrückt, die den Anſchein hatte, ſich freundlich zu bieten, aber es hat dazu erſt Zeit und Raum, wenn ſein eigenes Haus feſt gezimmert iſt. Und ganz daſſelbe war Ihre Anſicht von Oeſtreich, als Sie Ihr gutes erſtes Programm ſchrieben, damals waren Sie noch weiſe und brav, wohin Sie aber ſeit der Zeit gekommen ſind, werden wir ſogleich ſehen.

Zuvor noch für unſere Leſer einige Bemerkungen über die Note. Die angeführten Stellen ſind der Hauptinhalt. Das

Uebrige iſt Beiwerk. In unbeſtimmter Andeutung wird geſagt, daß das alte Bundesverhältniß Oeſtreichs — ſein Präſidium ſcheint gemeint — nicht einſeitig von Frankfurt aufgehoben werden dürfe. Es wird der Bund als fortbeſtehend angenommen. Dieſe Auffaſſung mag man vorläufig auf ſich beruhen laſſen; wenn die Nationalverſammlung etwas Wirkliches ſchafft, ſo wird das Bundesverhältniß Oeſtreichs ſich ändern müſſen, die alten Rechte werden in neuem Vertrage die nöthigen Abänderungen erfahren und der Widerſtand der öſtreichiſchen Regierung wird dann nur ſo weit gehen, als ſeine Kraft reicht, als ſeine Völker ihm gehorchen. Weder Tiroler, noch Czechen, noch Kroaten werden ſonderlich warm ſein, ſich in dem deutſchen Bund zu ſehen. — Eifrig dagegen und öfter hebt die Note die Bereitwilligkeit hervor, mit welcher die Regierung den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung, außer in der Geſetzgebung, entgegengekommen ſei; es iſt etwas wie böſes Gewiſſen und Unwahrheit in dieſer Verſicherung, denn da die Hauptthätigkeit der Verſammlung unglücklicherweiſe gerade war, Geſetze zu machen, ſo war die öſtreichiſche Regierung leider zuweilen in der Lage, ſie unbeachtet laſſen zu müſſen. Wir rechnen zu dieſem Entgegenkommen das Verbot der Geldausfuhr, das Füſiliren Blum's, die Erklärung über die öſtreichiſche Flotte und die guten Diners, welche die Abgeordneten Mosle und Welcker in den Octobertagen zu Olmütz einnahmen. Daß dieſe Note einen unwilligen Seitenblick auf Preußen wirft, welches verweigert habe, mit der öſtreichiſchen Regierung ein Privatabkommen über die deutſche Frage zu treffen, iſt natürlich. Wenn endlich die Regierung ihren Entſchluß erſt nach der Vollendung der Frankfurter Verfaſſung ausſprechen will und ſo der Verſammlung nur das Recht zugeſteht, Geſetzvorſchläge für die Cabinette zu machen, ſo hat ſie doch andrerſeits wieder die kluge Abſicht, durch dieſe Note Einflüſſe auf die Beſchlüſſe der Verſammlung auszuüben.

Sie hat das ungeſchickt angefangen. Die Note muß auch den Freunden der miniſteriellen Politik weh thun; ſie iſt ſchlecht gemacht und gibt zu viel Blößen.

Dem Oeſtreicher aber, welcher die ſchwierige Lage ſeines Vaterlandes mit prüfendem Blick überſchaut, wie dem Deutſchen, welcher an Frankfurt hängt, muß ſie noch andern Eindruck machen. Man ſieht aus dieſer Note, wie die ſchönen patriotiſchen Hoffnungen für das Aufblühen eines neuen Oeſtreichs ſehr ſchnell und vollſtändig geſchwunden ſind, daß die Männer, welche als Reformatoren und Apoſtel der freien Organiſation auftraten, zu Intriganten und Flickarbeitern heruntergekommen ſind. Iſt es möglich, daß Graf Stadion einen Antheil an der Note hat!

Jedenfalls iſt es ein tragiſches Verhängniß, welches ſich jetzt in Oeſtreich abſpielt. In dem Selbſtgefühl friſcher Kraft tritt eine neue Regierung dem verwirrten, betäubten, ermüdeten Volk entgegen, ihre Worte ſind ehrlich, ihr Wille gut, ihr Ziel verhältnißmäßig deutlich. Es gilt ein neues Haus aus wankenden und drohenden Trümmern zu ſchaffen. Wohl eine Rieſenarbeit, aber nicht unausführbar, wenn ein feſter Bauplan vorhanden war. Der aber fehlte, der gute Wille war zu ſchwach, es folgte Verwirrung, Widerſprüche, größere Unordnung, man zerſchlägt die trotzigen Burgen Ungarn und Galizien und weiß mit den neuen Völkertrümmern, Serben, Walachen, Kroaten, Slovaken, Ruthenen nichts Rechtes anzufangen, hier werden freigebige Zugeſtändniſſe gemacht, dort das rohe Selbſtgefühl unnöthig verletzt, die großen Städte drückt der Belagerungszuſtand, die Feldherren trotzen den Miniſtern, Sondergelüſte, die man in Galizien und im Banat u. ſ. w. privilegirt hat, werden in Böhmen und Kroatien und Iſtrien unleidlich, die ungeheuren Heeresmaſſen ſchlagen den Finanzen Todeswunden, der Mangel an Silbergeld frißt als Fäulniß an dem geſchäftlichen Verkehr; Mißtrauen, Hoffnungsloſigkeit, dumpfe Reſignation herrſchen im Lande. Wie weit das Miniſterium an dieſer troſtloſen Lage Theil hat, verdient eine beſondere Beſprechung. Sie fing ihm aber bereits an fühlbar zu werden, als Schmerling nach Olmütz kam und die Anſichten des Miniſteriums über die Bedeutung der Paulskirche ändern half. Es iſt gleichgiltig, ob ein Mann Alles verſchuldet hat, was von dem Miniſterium ſeit jener Zeit in falſcher Richtung beſchloſſen wurde; wir wollen die folgenden Schlüſſe nicht als von ihm geſprochen anführen; ſicher iſt, daß ſie zur Geltung kamen. Es wurde den Miniſtern geſagt: Man hat die Paulskirche bis jetzt mit Achſelzucken abgefertigt, oder als ein Revolutionstribunal mit Widerwillen betrachtet, Beides iſt Unrecht. Die Wirkſamkeit der Frankfurter Verſammlung wird jedenfals eine ſehr fruchtbare, bedeutende ſein, ſelbſt wenn ihre Verfaſſungsentwürfe ſich als unpraktiſch erweiſen ſollten. Die politiſche Bildung, die Talente Deutſchlands ſind dort verſammelt, ſie iſt eine großartige Schule parlamentariſcher Bildung und wird je nach der Richtung, welche ſie einſchlägt, die deutſche Volkspolitik der nächſten Zukunft beſtimmen. Ihr wendet euch ſpröde ab, Preußen macht die nöthigen Fortſchritte, ſeine Freunde ſind zahlreich und thätig, die meiſten Talente hat es gewonnen. Für Oeſtreich iſt ein Bundesſtaat, Preußen an der Spitze, aus zwei Gründen gefährlich, vielleicht tötlich. Einmal kann Oeſtreich den Anſchluß an Deutſchland, an ein deutſches Parlament nicht entbehren. Wie das Kaiſerhaus ſteht unter unſicheren Nationalitäten voll von phantaſtiſcher Rohheit oder feindlichen Sympathien, muß es eine feſte Stütze in ſeinen Erblanden haben, wenn es beſtehen ſoll. Gegenwärtig hat Oeſtreich dieſe nicht; der Boden iſt dort unterwühlt, die politiſche Reife zu gering. Aber es iſt allerdings möglich die deutſchen Provinzen ſelbſt von Deutſchland aus zu befeſtigen und die Bildung und größere Bedächtigkeit der übrigen deutſchen Völker, die würdige ſtaatsmänniſche Haltung des Frankfurter Parlaments zu Bundesgenoſſen zu gewinnen gegen den ſtudentiſchen Taumel unſerer Calabreſerhüte und gegen nichtdeutſche Zumuthungen. Oeſtreich muß feſt und ſicher in Deutſchland ruhen, um die Stürme der nächſten Zukunft zu beſtehen. — Und zweitens darf ſich keine ſtarke Vereinigung deutſcher Kraft neben Oeſtreich bilden, wenn der losgelöſte Kaiſerſtaat nicht neuen unaufhörlichen Erſchütterungen ausgeſetzt ſein ſoll. Denn das ſtarke Selbſtgefühl, die freien Formen, in welchen ſich dort draußen das Volksleben äußern wird in einem Staat von nationaler Arbeit, ſie müſſen für die deutſchen Oeſtreicher eine ewige Quelle der Sehnſucht, der Unzufriedenheit, der Demagogie werden; die ſtarke Nachbarſchaft wird ſo lange anziehen, bis ſie den alten Staat aus den Fugen geriſſen hat; denn wir dürfen uns nicht verbergen, daß wir auf dem von euch betretenen Wege durch die Militärherrſchaft, die Ablöſung von Deutſchland und die Ueberzahl roher Völkerſtämme zu einer aufgeklärten Despotie getrieben würden, welche den Staat nur dadurch erhalten kann, daß ſie den Idealismus der Deutſchöſtreicher unterdrückt. Deshalb darf Deutſchland ohne uns kein großer Staat werden, den eine glückliche Revolution geboren hat.

Und deshalb iſt es eine zwingende Nothwendigkeit für Oeſtreich, entweder die deutſche Vereinigung nach ſeinen Bedürfniſſen abändern zu laſſen und ein Theil davon zu werden, oder, falls dies nicht möglich, ſie durch alle Mittel zu verhindern.

So ungefähr rechnet das Miniſterium Schwarzenberg ſeit dem December. Aber wie klug und wie wohlerwogen dieſe Berechnung ſcheint, ſie hat den Fehler, daß ihre Schlauheit eine Tochter der Schwäche iſt, daß der Bankerott an eigner Kraft und die Verzweiflung, die große Idee und Aufgabe Oeſtreichs ſelbſtkräftig zu geſtalten, ſie eingegeben hat, und deshalb iſt ſie falſch und irrig. Denn die Deutſchen außerhalb Oeſtreich rechnen anders: Deutſchland kann ohne feſte Concentration, ohne eine ſtarke Executivgewalt nicht mehr beſtehen. Selbſt wenn die Sitzungen der Paulskirche kein augenblickliches Reſultat haben, wenn Oeſtreich die bairiſche und ſächſiſche Nationaleitelkeit für ſich arbeiten läßt, um durch ſie zu zerſtören; es wird nicht auf lange ſein. Die kleinen Fürſten könnten ſich nicht gegen ihre Demagogen behaupten, Revolten und Krämpfe würden durch das ganze Land zucken, alle Beſſeren des deutſchen Volks werden das Völkerparlament von 1848 tief im Herzen tragen, dann erſt recht, wenn es untergegangen ſein wird gegen die Diplomaten; und die unabweisbare Folge von dem Gelingen der öſtreichiſchen Cabinetspläne wird eine neue deutſche Revolution ſein. — Ob das, was aus ihr hervorgehen wird, „Preußen“ oder „deutſche Republik“ heißen mag, iſt hier gleichgiltig; wahrſcheinlich iſt nur das eine, daß man den Kaiſerſtaat Oeſtreich vergebens ſuchen wird, wenn die Völker aus dieſer zweiten Kriſis heraustreten.

Und ein anderer Fehler in der Rechnung iſt, daß ſie einen dauernden Einfluß der Habsburger auf das neue Deutſchland hofft. Für Deutſchland iſt eine Oberherrſchaft Oeſtreichs fortan unmöglich. Wir Deutſche alle lieben die Oeſtreicher mehr, als ſonſt irgend ein deutſcher Stamm den anderen liebt, es iſt etwas von Zärtlichkeit in dieſer Empfindung, aber eben deshalb können wir ein Präſidium Oeſtreichs nicht brauchen. Es iſt unnöthig, das zu erklären. Nur das ſei bemerkt, die Preußen ſind am wenigſten beliebt im übrigen Deutſchland, und noch wünſcht der größte Theil unſerer klugen Leute Friedrich Wilhelm IV. auf den Präſidentenſtuhl.

Beſäße Schwarzenberg ſtatt der unſeligen Höflichkeitsklugheit die geſunden Augen eines ehrlichen Mannes, ſo würde er das Elend ſehen, was dem Kaiſerſtaat in nächſter Zukunft droht, wenn ihm nicht ein ſtarker, eng verbundener Nachbar zur Seite ſteht; er würde mit beiden Händen arbeiten, das zu ſchaffen, was er jetzt verhindern will, „deutſche Einheit“. Freilich hat er die Nothwendigkeit, gute Nachbarſchaft zu halten, nicht verkannt, aber er iſt nach der unrechten Seite gegangen. Ein Bündniß mit Rußland iſt für einen Staat, der Walachen und Serben zu freien Männern machen ſoll, doch ein zu gefährliches Spiel. Ob er wagen wird, gegen Rußland wegen Serbien und Bosnien ebenſo zu politiſiren, wie jetzt in Frankfurt?

Wir kehren zur Note zurück. Die bairiſche Kammer hat ſich patriotiſch und begeiſtert im Sinn der Note gegen den „Ausſchluß“ Oeſtreichs und gegen ein Kaiſerthum des Preußenkönigs ausgeſprochen. Wir beglückwünſchen das bairiſche Volk zu der Weisheit ſeiner Volksvertreter. Für Sachſen iſt eine ähnliche Gratulation unnöthig; die höflichen Sachſen fangen bereits an, den Reſpect vor ihren Kammern jeder Erwähnung derſelben beizufügen.

Wenn übrigens das öſtreichiſche Cabinet lernen will, wie das Wort einer ehrlichen, tüchtigen Regierung klingen muß, ſo möge es die Herablaſſung haben, die hannöverſche Note anzuſehen. Auch der Mann, welcher die Seele des Miniſteriums Hannover iſt, hat zu proteſtiren und wichtige Bedenken gegen Frankfurt auszuſprechen; aber wie anders iſt der Ton, keine unnütze Redensart, kein diplomatiſcher Mantel über Zweideutigkeit und Schwäche, ſondern höchſt verſtändige Bedenken mit der Gewiſſenhaftigkeit eines redlichen Geſchäftsmannes ausgeſprochen. Nach den unangenehmen Empfindungen, mit welchen man die Arbeit des kaiſerlichen Cabinets weglegt, thut es einem recht in der Seele wohl, einen anderen Miniſter ſprechen zu hören, dem man aus einem Actenſtück gut werden kann, ſelbſt wenn man ſeine politiſchen Ueberzeugungen nicht theilt.

---

6. Die Ruſſen in Siebenbürgen.

Von der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1849, Nr. 10.)

Die beiden doppelköpfigen Aare Europas haben ſich in Siebenbürgen zuſammengeſellt, fahre wohl, Reichstag von Kremſier, du armes Huhn, mit deinen geſträubten Federn; fahret wohl, ihr Sterne Oeſtreichs, ihr glänzenden Hoffnungen warmer Herzen! Wehe über dich, du Staat der Donau!

Was klagt die Eule am Brückenrande? Was iſt ſo Großes geſchehen? Es iſt Alles ganz natürlich gekommen. Ein magyariſcher Bandenführer wird nach Siebenbürgen gedrängt, die Szekler helfen ihm gegen Sachſen und Rumänen; er bedroht die reichen Hauptſtädte der Sachſen, welche der öſtreichiſche General nicht zu ſchützen vermag; die Sachſen rufen aus den Donaufürſtenthümern die Hilfe der „Nachbarn“ herzu; 10,000 Ruſſen rücken zur Unterſtützung der kaiſerlichen Truppen hilfreich in die gefährdete Grenzprovinz. Sie werden gute Mannszucht halten, ſie werden helfen den Bem hinauszujagen, ſie werden nicht länger bleiben, als nöthig iſt. Was iſt dabei ſo Ungeheueres. Es iſt ein unglücklicher Zufall, unbequem für die Regierung und für unſer Selbſtgefühl, aber weshalb ſoll er ſo große Folgen haben und ein Verhängniß werden für den Kaiſerſtaat?

Wohl, das Schickſal hat oft den Humor, aus Kleinem, Zufälligem den Henkerſtrick für Große zu drehen. Und wenn wir über das zufällige Ereigniß klagen und finſter eine Schlinge für unſer Haupt da erkennen, wo erſt dünne Fäden zu Tage liegen, ſo wiſſen wir auch den Grund, warum wir fürchten.

Rußlands Politik iſt in ihren Grundzügen die klarſte und einfachſte der Welt. Ein ungeheures Gebiet, deſſen Ackerbau, Viehzucht, Induſtrie und Handel noch in den erſten Stadien der Entwickelung ſind, zwingt zu einer Politik der Ruhe und des Friedens, in welchem der Herrſcherwille des Czaren ſeinen Völkern die Wege vorzeichnen kann, in denen ſie zu Ordnung, Geſetz und Cultur kommen ſollen. Daß Rußland als despotiſcher Staat, wenn es beſtehen will, ſeine Völker in einen abgeſteckten Weg hineintreiben, durch tote Formeln und drückende Schablonen die ſelbſtkräftige Entwickelung der einzelnen Stämme zerſtören muß, daß es oft ungebildetes Leben töten muß, um einen toten Schein von Bildung hervorzubringen, iſt ſein Fluch und macht es zum Feind jedes freien Mannes. Und weil das Prinzip Rußlands der tötliche Feind volksthümlicher Freiheit, auch unſerer Freiheit iſt, gerade deshalb wollen wir dem großen Sinn und der Rieſenkraft, durch welche es regiert wird, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der Czar erkennt ſehr wohl, daß jeder Schritt, welchen er nach Weſten zu vorwärts thut, Gefahren für das Prinzip Rußlands bringen, ja ein Verhängniß für ſein Reich werden kann. Mit Mühe und großen Opfern hat er ſeine Grenzen hermetiſch gegen die „modernen Ideen" des übrigen Europa verſchloſſen, er mußte es thun, um in ſeinem Lande Herr zu bleiben; willig bot er dem Metternich'ſchen Oeſtreich die Hand, weil dieſes die unruhigen Südſlaven in iſolirter Erſtarrung hielt und deshalb als treuer Verbündeter die ruſſiſchen Grenzen ſicherte. Selbſt die Donaufürſtenthümer, die Moldau und Walachei, ſo nöthig ihr Beſitz für Rußland wäre, um die Küſten des Pontus zu ſichern, ließ Nikolaus in der unſichern Stellung unter ſchwachen Hospodaren, obwohl ihm ſeit Jahren der revolutionäre Geiſt in denſelben ein Gräuel war und ſeiner Adminiſtration große Unbequemlichkeiten brachte; er duldete dies, nicht nur weil er den Widerſpruch anderer Mächte ſcheute, ſondern zumeiſt deshalb, weil es ihm gefährlich ſchien, die ſüdſlaviſchen Stämme in ſeinen Bannkreis zu ziehen.

Im vorigen Jahr hat ſich das politiſche Erdbeben bis in die Donaufürſtenthümer fortgepflanzt, die großen ſlaviſchen Forderungen: Aufhebung der Leibeigenſchaft, der Privilegien, der Schrei nach allgemeinen Menſchenrechten, nach ſicherem Eigenthum und ſicherem Geſetz wurden auch in den Fürſtenthümern laut. Die Hospodare, die Bojaren ſollten geſtürzt werden, die Revolution wurde proclamirt. Vielleicht hat Nikolaus ſeit der Verſchwörung der Dekabriſten keinen ernſtern Tag gehabt, als den, wo ihm der Aufſtand der Rumänen gemeldet wurde; ihn zu dulden hätte nichts Anderes geheißen, als ſein

Rußland durch ein ſchleichendes Gift zu zerſtören, die Landſchaften zu nehmen, hieß den Kampf mit Weſteuropa beginnen. Zögernd beſetzten ſeine Heere die Donaufürſtenthümer; mit dieſem Act trat Rußland in eine ganz veränderte Stellung zu Europa, in eine neue Phaſe ſeiner Politik. Rußland kann fortan keine freien Rumänen, keine freien Serben, keine weſteuropäiſche Organiſation der ſüdlichen Slaven neben ſich dulden, wenn es nicht mit ewigen Verſchwörungen und Völkerkämpfen in ſeinem Inneren behaftet ſein will.

Nun aber iſt das ganze Unterdonaugebiet, auch das bisher türkiſche ſo aufgewühlt und in einem neuen Kryſtalliſationsproceß begriffen, daß jedes Wollen und Thun des einen Volksſtammes ſich blitzſchnell den übrigen mittheilt. Alle Rumänen, alle Serben, öſtreichiſche und türkiſche, haben jetzt ſchon die Empfindung, daß ſie ein Volk ſind, einen eigenen Staat bilden müſſen. Inſtinctmäßig ging ihr Haß bis jetzt gegen Rußland, ihre Neigung nach Oeſtreich. Die Rumänen in Siebenbürgen haben widerſprochen, als die Sachſen den ruſſiſchen General zu Hilfe riefen; die türkiſchen Serben ſind im vorigen Jahre in großen Heereshaufen ihren Brüdern im Banat zu Hilfe gezogen. Der Divan konnte das nicht verhindern und wollte es nicht, ſo wenig er die Inſurrection der Fürſtenthümer hinderte. Er erkannte in Beidem ſehr gut den Stachel in der ruſſiſchen Ferſe. In Bosnien, bis nach der Küſte von Dalmatien iſt die Aufregung nicht geringer. Schon damals, als Jellachich in ſeinem Grenzgebiet gegen die Ungarn rüſtete, kam eines Tages eine Schaar türkiſcher Paſchas, Grenzhäuptlinge und Bandenführer über größere und kleinere Haufen, vor ſeine Wohnung. Sie ſetzten ſich feierlich auf die Polſter nieder, die türkiſche Friedenspfeife wurde geraucht, der Aelteſte ſtrich ſeinen grauen Bart und forderte von dem Banus Auskunft über die Rüſtungen gegen die Ungarn, welche ihre Freunde und guten Nachbarn ſeien. Als Jellachich ihnen aber auseinandergeſetzt hatte, daß die Ungarn als Feinde ſeines Kaiſers die Freiheit der Grenze unterdrücken wollten, da erboten ſich die geſammten Bandenführer einſtimmig, mit ihren Truppen zu ihm zu ſtoßen und für das Kaiſerhaus zu kämpfen. Noch mehr, der Vladika von Montenegro, jener gebildete Abenteurer, welcher in den Salons von Paris und im Czarenpalaſt zu St. Petersburg als eine Art von Monte-Chriſto Aufſehen gemacht hat, ſchrieb damals brüderlich an den Banus und erbot ſich mit 50,000 Mann zu ihm zu ſtoßen. Jellachich machte zwar ſeine Fragezeichen zu der angebotenen Truppenzahl, aber ihm und unſeren Politikern mußte ſeit dem vorigen Sommer klar ſein, daß eine heftige Erregung in die ſüdlichen Grenzlande gekommen ſei, welche ſich bei wilden Stämmen, wie bei Vulkanen, nicht ohne Eruption verliert und welche bei geringer Nachhilfe entweder Oeſtreichs Herrſchaft über das Donaugebiet ſichern und neues Leben auf rohem Boden entwickeln, oder dem Kaiſerſtaat ſelbſt tötliche Wunden ſchlagen mußte.

Seit vorigem October war der öſtreichiſchen Regierung ihr Weg deutlich vorgezeichnet, ſie mußte mit ſelbſtändiger Kraft, ohne herauszufordern, gegen Rußland Front machen, ſie mußte gegen die Beſetzung der Fürſtenthümer Einſpruch erheben, mußte Ungarn mit Energie zerſchlagen und die einfachen Grundzüge einer förderativen Verfaſſung für die auflebenden ſlaviſchen Stämme und die ungariſchen Theile ohne Weiteres octroyiren. Sie hat das nicht gewagt, wegen Italien nicht, wegen ihrer Finanznoth nicht, vor Allem nicht, weil es ihr an Kraft fehlte. Es iſt unnütz, über Vergangenes Worte zu verlieren.

Statt deſſen aber was hat ſie gethan, was thut ſie noch? Sie hat ihren Stützpunkt außerhalb in der Freundſchaft mit Rußland geſucht und dadurch iſt ſie ſchrittweiſe von ihrem erſten Programm ab, zu einem ſchwächlichen Deſpotismus getrieben worden, und dadurch hat ſie, die Regierung, daſſelbe verſchuldet, was im vorigen Herbſt eine kindiſche Demokratie in Wien gewagt hat; ſie hat den Kaiſerſtaat bis nahe zur Auflöſung gebracht.

Das läßt ſich beweiſen. Die Anzeichen des Verfalls werden deutlicher. Fürchtet nicht, ihr Herren in Olmütz, daß es ein plötzlicher Schlagfluß ſein wird, der unſer Leben endet, das Loos, welches auf eurem Wege uns erwartet, iſt ein langſames Dahinſiechen. Wir werden Heere halten, um läſtige Forderungen unbeſcheidener Nationalitäten zu unterdrücken, Handel und Verkehr werden dabei immer mehr verkümmern, die Finanzen, das Herzblut des Staates wird allmählich ſtocken; das Alte iſt unrettbar aufgelöſt, ein Neues zu geſtalten, ſind wir zu ſchwach.

Denn was die einzige Rettung Oeſtreichs war im vorigen Herbſt, ſchnelle Conſtituirung der neuen Völker, das iſt jetzt unter eurem Miniſterium ſehr zweifelhaft geworden. Rußland wird jetzt gegen eine Provinz Serbien, gegen ein Siebenbürgen mit walachiſchen Coloniſten, welche freie Eigenthümer ſind und eine verſtändige Provinzialverfaſſung und freie Preſſe haben, feierlich proteſtiren. Es iſt uns als Nachbar ſo nöthig geworden und weiß das ſo gut, daß es euch die Geſetze vorſchreiben wird und die Grenzen abſtecken, innerhalb derer ihr wagen dürft zu reformiren. Was ihr reformirt, wird eine lahme halbe Arbeit, ein ſchwaches Flickwerk werden. Die Völker werden damit unzufrieden ſein, keines wird euch danken; eure Schwäche und Abhängigkeit von der befreundeten Macht wird euer Regiment verhaßt und verächtlich machen, ſelbſt da, wo ihr frei nach eigenem Ermeſſen etwas Gutes durchſetzen wollt, wird Mißtrauen mit argwöhniſchem Auge euer Thun deuteln und Gutes in Unſegen verkehren. Die Herzen der Patrioten, der wenigen ſichern Kräfte, welche unſer Vaterland zählt, habt ihr euch entfremdet; durch das Soldatenregiment, auf das ihr euch fortan ſtützen müßt, wird jeden Tag euer Anſehen geſchwächt, ſtatt der freien Bürger werdet ihr nur eine verwilderte Soldateska und trotzige Heerführer ſchaffen und der Kitt, durch den ihr die wankende Monarchie zuſammenhalten müßt, wird Blut ſein.

Ob ihr ein geheimes Bündniß mit Rußland geſchloſſen, worin der Beſitzſtand des Kaiſerſtaats garantirt wird, das wiſſen wir nicht, ja wir glauben es nicht. Es wäre auch unnöthig, dem auf dem Wege, den ihr betreten, gehen eure Intereſſen ohnedies mit Rußland zuſammen. Aber wenn ein Starker und ein Schwacher ihren Egoismus verbinden zur gemeinſamen Arbeit, ſo wird der Schwache immer vom Edelmuth und der Hochherzigkeit des Stärkeren abhängen. Seht zu, wie lange Kaiſer Nikolaus euch gegenüber hochherzig ſein darf!

Die ruſſiſche Hilfe in Siebenbürgen untergräbt vorläufig nur euer Anſehen, ſie iſt eine Demüthigung für euch und uns. Wir glauben, daß ihr dieſe unglückliche Thatſache und den Skandal, den ſie macht, gern vermieden hättet. Aber was Oeſtreich bei den Magyaren und Slaven an Anſehen verliert, das gewinnt Rußland. Die große Macht, der Friedensſtifter um jeden Preis drückt ſich tief in die Phantaſie der Außenvölker ein, und ihr wißt, wie launiſch die Neigung derſelben iſt, wie ſehr ſie es lieben, ſich imponirt zu ſehen. Euch ſelbſt hat Rußland auch imponirt, ihr ſeid ihm Dank ſchuldig. Und wenn der weiße Czar euch freundlich und nachbarlich aufmerkam macht, wie wüſt das Nationalitätsgelüſt der Rumänen und Serben ſei, wie ſchädlich und gefährlich für eure und Rußlands Pacification, ſo werden 10,000 oder gar 40,000 ruſſiſche Truppen auf unſerem Grund und Boden ſolcher Vorſtellung einen ſeltſamen Nachdruck geben, über den ihr ſelbſt erſchreckt, vielleicht empört ſein werdet. Es wird zu ſpät ſein.

Und Kroatien, Slavonien, die Grenze? Und der Banus ſelbſt, der wie es auch um ſein Feldherrntalent ſteht, jedenfalls ein ehrlicher Patriot iſt, der ſeine Landſchaft liebt? Schon jetzt iſt er euch läſtig, weil er den Soldatenſocialismus ſeiner Grenzer aufgehoben wiſſen will und für die Freiheiten ſeiner Provinzen ſpricht. Wie meint ihr den Banus und ſeine Landſchaft zufrieden zu ſtellen, wenn ihr nach ruſſiſchen Noten und Warnungen ihnen die Rechte zumeßt. Schon iſt Kälte zwiſchen ihm und euch, in kurzer Zeit, ſobald der ungariſche Feldzug zu Ende iſt, werdet ihr den Vorkämpfer der Grenzſlaven, den ritterlichen Paladin des Kaiſerhauſes, in denſelben Widerſtand getrieben haben, den er jetzt noch an den Ungarn bekämpft, und er, der loyal gegen Empörer focht, wird das Schickſal haben, ſelbſt ein „Empörer" zu werden, durch eure Schuld und Schwäche.

Und die Ungarn! Es gab nichts Unſeligeres als die ruſſiſche Hilfe gegen ihren Stolz. Krieg im Innern iſt, ſo fürchterlich er wüthet, immer einem Familienhader vergleichbar, man haßt ſich bitterlich, aber man kann ſich auch brüderlich lieben. Ein Fremder, der dazwiſchen kommt, Ordnung zu ſtiften, vernichtet den Reſt der Familienpietät, die in einem Winkel der Seelen auch beim heißeſten Zorn zurückgetrieben dauert. Ihr habt, wenn auch ohne es zu wollen, die Ungarn mit Hilfe der Ruſſen beſiegt, das wird euch der Szekler, der Magyar nie vergeſſen.

Von der Stellung, die wir fortan zu Deutſchland einnehmen werden, ſchweige ich ganz. Wenn ihr wollt, könnt ihr das in den nächſten Wochen gedruckt leſen. Es muß euch ſchmerzlich ſein, daß die ruſſiſche Hilfe gerade zu der Stunde kam, wo ihr in Frankfurt euch auf eure Rechte an Deutſchland berieft. Und wenn irgend ein Beweis dafür nöthig wäre, daß ihr dies einzelne Factum des Einrückens nicht befohlen habt, ſo kann man ihn in eurer Sprache gegen die Frankfurter finden. Leider iſt es gleichgiltig, ob der Einzug mit oder ohne euren Willen geſchah, an dem, was bei dieſem Freundesdienſt verhängnißvoll und tragiſch iſt, ſeid ihr doch ſchuld.

Ich table die Sachſen nicht, welche riefen; aber es war ein Unglück, daß ſie es thaten, und daß die Ruſſen ſo geneigt ſein durften zu kommen, iſt das größte Unglück, iſt eure Schuld.

Und doch waret ihr ehrlich, euer Wille gut und in Einzelnen von euch haben wir großen Sinn geehrt; aber alles das wird euch nicht frei machen von dem Fluch, den die ſinkenden Völker auf euer Haupt ſchleudern werden. Zwar habt ihr den Troſt, daß ihr nach eurer Kraft gehandelt habt, wir aber haben das Recht euch zu verdammen, weil eure Kraft nicht größer war.

Wo iſt Hilfe für Oeſtreich? Wohl weiß ich, kein Leiden iſt ſo groß, Manneskraft iſt größer. Wo aber lebt der Mann, der große Blick, die ſtarke Hand, welche uns Rettung bringt? Unſere Blicke ſuchen, ſoweit die Donau durch Oeſtreichs Fluren ſtrömt, bergauf und thalab, ſie finden keinen!

Auch der Eine iſt's nicht, auf den wir hofften!

7. Petition der Zigeuner an das k. k. Geſammtminiſterium.

(Grenzboten 1849, Nr. 11.)

Ihr ſeid große Herren, wir ſind die kleinen Zigeuner. Wie ein glänzender Komet ſteht ihr über unſern Häuptern, wir ſehen zu euch auf und erflehen von euch Gnade, weil wir euren Zorn fürchten. Ihr fahrt in goldenen Wagen, wir ſind die armen Wieſel, welche in der Dämmerung nach Mauſelöchern ſuchen in der Steppe. Wir laufen über das Haideland, wir haben kein Neſt, keine Scheuer, keinen hübſchen viereckigen Hof mit Hühnern und runden Schweinchen, deren ihr viele hat. Wir ſind ſehr klein und ſehr arm und deshalb bücken wir uns tief vor eurer Macht, dann wären wir größer und dicker, dann thäten wir's nicht. So aber flehen wir euch an, wir die gefertigten Zigeuner als Abgeſandte der Goldwäſcher an der Czerna, aller Hufſchmiede, ſowie auch der Muſikanten, auch der Löffelſchnitzer und Ziegelbrenner, dann auch der Keſſelflicker und Drahtbinder, und als Abgeſandte auch von den Anderen unſeres Geſchlechts, deren Amt wir euch nicht nennen dürfen, ihr würdet uns ſonſt böſe und thätet ihnen ein Leid, obgleich ihnen Niemand beweiſen kann, daß ſie gemauſt haben.

Wir haben gehört: ihr macht Völker. Wir möchten gern auch ein Volk werden, wir möchten ſouverän ſein und eine Nation haben. Den Serben habt ihr das alles geſchenkt, ihr habt die Ruthenen gemacht, auch die Goralen und Slovaken erzählen uns, ihr werdet ſie zu Etwas machen, ihr werdet ihnen einen Namen geben, eine neue Freiheit, neue Mützen und Röcke und Alles was dazu hilft, daß ſie ſtattlich ſitzen können in der Schenke, ſich auf ihre Schenkel ſchlagen und rufen: „Seht uns an, die blanken Slovaken, wer hat etwas gegen uns? wir ſind eine große Nation: wenn wir ſprechen, verſteht uns Niemand, als wir ſelber; wenn wir die Fauſt ballen, ſo thun wir's auf unſre eigene Art, keiner hat uns was zu ſagen, wir haben viele Väter und Großväter und unbeſchreiblich viel Ruhm in der Welt; wir ſind ein wunderbares Volk!“ So möchten wir gern auch werden, und möchten das alles haben, was ihr den Raizen und den Ruthenen und den Goralen gebt; wir flehen euch an, gebt uns auch eine Woiwodina wie den Serben und rothe Mäntel wie den Ruthenen und einen neuen Namen und zwingt die Herren Stuhlrichter und die großen Vicegeſpane, daß ſie unſer Urtheil in unſerer eigenen Sprache verleſen, ſo oft es ſich ſo unglücklich treffen ſollte, daß einer aus unſerm Geſchlecht über das Strohgebund käme. Wir bitten euch ſehr, macht uns zu Etwas und ſetzt uns einen Ban oder Woiwoden, und wenn's euch nicht zu viel Mühe macht, auch einen eigenen Biſchof, der unſern Zigeunerglauben lehrt, damit wir eigene Gebräuche bekommen und den Leuten beweiſen, daß wir auch eine Religion haben können, wenn wir wollen und ihr's uns genehmigt.

Denn jetzt iſt unſer Schickſal traurig. Wir haben nichts, wir ſind nichts; unſere Hände ſind ſchwielig vom Blaſebalg, unſer Angeſicht rußig von den Schmiedekohlen, Niemand neigt ſich vor uns, wir aber neigen uns vor Allen; wenn unſere

Mädchen in das Bauerndorf gehen, werden ſie verhöhnt, die Kinder der Szekler und die walachiſchen Frauen lachen, weil die Lippen unſerer Mädchen dick und roth ſind wie Korallen und ihre Backen geſchwollen wie der Pfirſich; und wenn ein Zigeunermann in die Geſellſchaft kommt, ſo muß er in der Ecke ſtehen und Geige ſtreichen, Tag und Nacht, während die Anderen tanzen. Wahrlich wir ſind wenig geehrt auf der Welt, unſere Füße ſind wund durch Dornen und unſere Hände erfroren; wenn wir einem Wolf begegnen oder dem luſtigen Gevatter, dem Fuchs, ſie ſehen uns trotzig an, legen den Schwanz auf den Rücken und drehen uns dann verächtlich das Hintertheil zu, und wenn wir bei einem Menſchenhaus vorbeigehen, ſo ſitzt der Haushahn, unſer Feind, bei Tag und Nacht davor, ſträubt uns den Kamm und kräht: Zigan! bis die Hunde und Kinder wach werden und nach unſeren Waden greifen.

Aller dieſer Leiden wegen ſehen wir uns bemüßigt, eine Nation zu werden. Wir wiſſen auch, ihr k. k. Herren, wie man ein Volk wird, wir haben unſere jungen Leute zu den Kroaten geſchickt, zu den Galiziern, bis nach dem Moldaufluß zum Slavencongreß. Wir wiſſen Alles. Wer vor euch Gnade finden und die Ehren einer eigenthümlichen Nation erhalten ſoll, der muß manche Dinge haben: zuerſt eine Sprache, die er für ſich allein hat, damit ihn niemand Fremdes verſteht, wenn er auf euch und Andre ſchimpft und wettert, zum zweiten große und berühmte Vorfahren, auf deren Stühlen er ſitzen kann; zum dritten ein Zeichen ſeiner Art, was ihr ein Wappen nennt; zum vierten Hoſe, Mantel und Mütze nach einem eigenen Schnitt, damit jeder ſeine Nation erkenne, wenn er ſpazieren geht; und zum fünften ein ſchönes Lied für ſeinen Stamm, das ihn erfreut, die Fremden aber ärgert. Hätten wir dieſe fünf Dinge und eure Gnade, ſo möchten wir wohl eine neue k. k. Nation ſein können.

Nun ſeht uns an, ihr goldenen Herren von Olmütz; wir haben das alles auch ſo gut wie die Ruthenen und die Raizen.

Zuerſt haben wir eine eigene Sprache. O, unſere Sprache iſt ſehr berühmt und wird in vielen Ländern begehrt; ſie iſt alt, aber ſie iſt zart, man ſpricht ſie am liebſten leiſe einander ins Ohr, wenn der Mond nicht ſcheint und die Wächter ſchlafen. Schupper ein Ehrenmann, Kochemer ein weiſer Mann, Sumſum die Baßgeige, Schwarzreutöry der Floh, und Kimm das Lauſerl; Kaſler der Henker und Nelle der Galgen. Es iſt eine gute Sprache, und wir wiſſen ſicher, ſie wird von großen Herren ſtudirt zu Olmütz und in Wien, wo man die grauen Banknoten macht. Man kann Jedes darin ſagen, man kann darin fluchen und bitten, ſeine Steuern zahlen und alle Pflichten einer Nation verrichten, ſo gut wie in einer andern, und für manchen Mund in eurer Nähe würde ſie gerade ſo paſſend ſein, als für unſern Mund. Auch leicht zu lernen iſt ſie, man macht die Finger krumm und thut die Lippen von einander, ſo murmelt ſie hervor: Terminzel der Topf und Stenz der Prügel, Putz der Büttel, Blankert der Wein und Kittchen der Comitatsarreſt. Es iſt Alles klar darin, nur Eins fehlt ihr, ſie iſt nicht gelehrt genug. Und deshalb bitten wir zu euch, daß ihr uns Schulen gebt, wie ihr den Ruthenen geſchenkt habt, wo in unſerer Sprache gelehrt wird; wir bitten um ein Gymnas zu Lemberg und vielleicht noch mehre irgendwo; unſere Kinder können zwar nicht hineingehen zu lernen, denn ſie haben auf der Landſtraße ſehr viel zu thun, wenn die Fremden vorbeifahren, auch lehren wir ſie ſelber unſere Sprache und unſere Künſte; aber fremde Kinderlein könnt ihr hineinſchicken, damit uns die Gelehrſamkeit zur Ehre gereicht, wie den Ruthenen.

Ferner haben wir auch Vorfahren und wahrſcheinlich ſind viele berühmte darunter. Wir ſind zuſammengekommen beim Neumond auf den Pußten der Theiß und haben nach unſern Vorfahren und dem alten Ruhm unſeres Geſchlechtes geſucht, ſowohl in den Sternen, als im Gedächtniß der Aelteſten. Wir haben viel Ruhm gefunden. Wer iſt groß? wer wird gerühmt in den Liedern der Serben? Warum war Marko ein Held? weil er viel geprügelt hat, viel getötet und viel geraubt; wenn er das gethan hatte und ſich dann den Schnurrbart ſtrich und mit dem Säbel klirrte, ſo ſchrie das Volk: Zivio, er lebe, er iſt groß! Und unſer Aelteſter ſprach: zum Ruhm gehört dreierlei: Blutvergießen, Prügel und Raub. Unſere Vorfahren haben nicht viele Menſchen getötet, aber deſto mehr Lämmer und Ferkel aus den Bauernherden, alſo haben ſie jedenfalls das nöthige Blut vergoſſen; ob ſie viel Prügel ausgetheilt haben, wiſſen wir nicht, aber wir hoffen wenigſtens, ſie haben viele und ſtarke bekommen, geprügelt iſt alſo auch worden, ſo viel als nöthig iſt, um berühmt zu machen. Und was endlich das Stehlen betrifft, ſo wird kein Erdenſohn zweifeln, daß unſere Väter darin ebenſo gehandelt haben als wir.“ Als uns der Alte das geſagt, da wurden wir alle froh, wir merkten, daß wir viel Ehre haben und in den Schuhen unſerer Großväter gehen. Welche Nation kann ſich mit uns vergleichen? Worauf ſind die Serben ſtolz? auf höchſtens ein halbes Dutzend Verſtorbener, dieſe nennen ſie ihre Helden. Wir aber ſind alle große Helden. Wir ſind alle große Diebe, jeder von uns hat ſchon viel mit Prügeln zu thun gehabt, und unſere Meſſer werden blutig, ſo oft die Rinderhirten anfangen um Geld zu ſpielen, ihren Wein aus dem Schlauch fließen laſſen und ihre Herden vergeſſen.

Unſere Verſtorbenen waren nicht ſchlechter als wir. Worin können ſich die Serben mit uns meſſen? Der Weiwod kann uns hauen, aber die Geige kann er nicht ſtreichen, er kann auch kein Pferd beſchlagen und die Keſſel kann Niemand in der ganzen Welt ſo zuſammenflicken, wie wir. Von den Ruthenen ſchweigen wir, ſie haben gar keinen Ruhm, keine Väter und Großväter in der Vergangenheit; wir hören, eure Gnade hat ihnen auch das erfunden und geſchenkt, und erſt ſeit dem letzten Winter haben ſie Geſchichten aus der alten Zeit und einige wenige Helden auf euren Befehl erhalten.

Was ſonſt noch nöthig iſt, uns zu einer herrlichen Nation zu machen, das können wir auch verweiſen. Vor wenig Jahren, als die Czechen, die Kroaten und Ruthenen beſondere Nationen geworden waren, ſchlugen ſie in alten Büchern nach und riefen ihre Stupfers, die Schneider, zu Hilfe und klagten zu ihrem Himmel: Herr Gott! wo finden wir unſrer Väter Röcke und Hoſenknöpfe, damit man uns erkenne aus dem andern Pack und merke, daß wir ganz eigenthümliche Leute ſind. Endlich nach großer Mühe fanden ſie, was ſie ſuchten, und ſeit der Zeit tragen die Kroaten die rothe Mütze mit Mond und Stern, wickelten ihren Leib in eine braune Surka, banden die Opanki, die Bundſchuhe der ſerbiſchen Bauern, unter ihre Füße und blieſen die Backen auf und nannten ſich mit neuem Namen Illyrier. Und den Rothruſſen über den Karpathen hat eure Gnade, wie wir hören, ſelbſt geſagt: wenn man euch ärgert und reizt, ſollt ihr rothe Mäntel tragen, um zu beweiſen, daß ihr die rothen Ruthenen ſeid, denn vorher wußten die armen Bauernköpfe von gar nichts. Wir aber ſind freudig, wir haben eine Tracht, die unſere Völker auch getragen haben. Unſere Nationaltracht iſt: keine Mütze und keine Schuhe, oder doch wenigſtens zerriſſene Schuhe; auf Mäntel aber und Hoſen kommt es bei uns gar nicht an, weil wir immer gerade die luſtigen Kleider tragen müſſen, die ſich von den Dorfzäunen auf unſere Schultern werfen und dort liegen bleiben.

Auch ein Wappen und ein Lied haben wir uns gemacht, wenn eure Gnade nicht dagegen ſpricht. Die Illyrier haben uns ein Zeichen vor der Naſe weggenommen, das nach dem Rechte uns gebührt hätte, einen Stern und darunter einen Halbmond. Der Stern bedeutet, daß wir gern bei Nacht arbeiten, und der untergehende Mond wäre eine Erinnerung für unſere Kinder geweſen, daß ſie das Mauſen laſſen, ſo oft die blaſſe Labohne, der Zigeunermond, am Himmel ſteht. — Da uns das aber fehlt, ſo haben wir uns ein anderes Wappen geſetzt. Unſer Kneez hat ein Paar rothe Sammethoſen, wir wiſſen nicht, wo er ſie gekauft hat; aber er liebt ſie ſehr und trägt ſie nur bei Tage und nur wenn er Stiefeln mit Sporen anzieht. Die Sammethoſen möchten wir als Wappen annehmen, und zu dem Loch, welches ſich auf dem Sitz durchgerieben hat, ſoll eines Gerichtsſchreibers Angeſicht herausſchauen und das Geſicht ſoll weinen. Das Lied endlich, das wir als Bundeslied ſingen wollen, wie die Czechen Schuselka nám píše und die Agramer ihre Davoria ſingen, haben wir in gemeinſamer Berathung aus vielen tauſenden, luſtigen und traurigen ausgeſucht und ſetzen es bei, unſer Kners ſingt es euch, gnädige Herren, vor und unſer Liedermann ſchreibt's aus ſeinem Munde ab.

Patriotiſches Bundeslied der verbündeten neuen Zigeunernation.

Mir unter die Füße kommt ein Schwein,
Ich ſehe mich ſo ganz allein,
Da hebt es an ſehr laut zu ſchrein:
Zigeunerlein! Zigeunerlein!
Raſch zugelangt, die Müh' iſt klein
Und hurtig ins Gebüſch hinein.*)

Wir hoffen, daß eurer Gnade dieſes Lied, welches unſere patriotiſchen Gefühle deutlich ausdrückt, gefällt, und hoffen auch, daß es als Bundeslied einer k. k. Nation, welche durch eure Weisheit geſchaffen wurde, paſſen wird.

Wir wiederholen euch unſer Flehen und verſprechen euch, auch ſpäter als Nation brüderlich und nachbarlich gegen euch zu handeln, wir werden deshalb viel ins Türkiſche ſpazieren gehen. Habt ihr Jacken und Hoſen übrig, ſo ſchickt ſie uns nur, auch Mützen und Stiefeln, wir werden ſie recht gern in unſere Nationaltracht aufnehmen. Der Krieg thut uns viel Schaden, Alle ſtehlen Alles und es iſt keine Gerechtigkeit mehr.

Denkt gnädig an die kleinen Zigeuner, die armen Wan-

---

*) Iſt auch bereits gedruckt in Daumer's „Hafis“.
Anm. des Schreibers.

derer der Steppen, macht uns zu etwas Großem, es ſodert euch einen Befehl. Sind wir erſt groß geworden, dann braucht ihr euch nicht mehr um uns zu kümmern, wir werden's dann auch nicht thun. Seid glücklich, k. k. Herren, bei Tag und bei Nacht.

Folgen die Unterſchriften der Abgeordneten des Zigeunervolkes von der Czerna bis zum Böhmerwald:

***, Knees. ***, Doctor und Hufſchmied. ***, Geldwäſcher. ***, Löffelſchnitzer. ***, Keſſelſchmied. ***, Geiger. ***, Bratſche und Baſſettel. ***, Pferdeliebhaber. ***, k. k. Bettler. ***, Nachtwandler. ***, Nachtwandler. ***, Nachtwandler. ***, Nachtwandler.

8. Deutſche Gemüthlichkeit in Kriegszeiten.

(Grenzboten 1849, Nr. 13.)

Jüngſt hörte ich eine Geſchichte, die ſo ungemüthlich iſt, daß ich ſie nicht loswerden kann.

Die Bewohner der deutſchen Stadt Weißenburg in Ungarn hielten es in dieſem Kriege mit den Magyaren, die Serben lagen vor der Stadt, der Bürgermeiſter kam als Parlamentär ins Serbenlager. Man ißt, man trinkt ſüßen Ungarwein, der Bürgermeiſter wird hochherzig und recht martialiſch. Spät Abends begleiten ihn ſeine feindlichen Tafelgenoſſen über die Vorpoſten hinaus. Dem Bürgermeiſter riecht der feindliche Tabak ſo lockend, er ſagt zu ſeinen ſerbiſchen Begleitern: „ihr habt ſo guten Tabak und wir in der Stadt rauchen jammervolles Zeug, ich möchte für mein Leben gern einige Pfeifen mitnehmen; verkauft mir euren Vorrath.“ Die Tabaksbeutel gehen in ſeine Hand, in die Hand der Serben die Zwanziger. Einer der Herren aber kann den Ueberſchuß des gezahlten Geldes nicht herausgeben, und unſer Bürgermeiſter winkt ihm gutmüthig: „Laßt gut ſein, Herr Kamerad, auf dem Schlachtſelb gleichen wir die Rechnung aus.“ Am andern Tag iſt ein Treffen, der Serbe tritt Abends zum Wachfeuer und ſpricht lachend: „meine Rechnung mit dem Schwaben iſt ausgeglichen,“ öffnet ſeinen Sack und zieht des Bürgermeiſters Kopf heraus. Er war nämlich der Gurgelabſchneider General Kničanin's und hatte die Verpflichtung, die Spieße, welche vor des Feldherrn Zelt ſtaken, ſtets mit friſchen Köpfen zu verſorgen.

Ich ſehe den Bürgermeiſter deutlich vor mir. Er muß ein ſtarker Herr geweſen ſein, nicht zu groß, mit einem runden, jovialen Geſicht und kleinen freundlichen Augen. Würdig als Familienvater, gravitätiſch als Bürger, am Morgen war er gewiß ſtreng, manchmal ſogar etwas mürriſch, am Abend lachte er ſo herzlich unter Weib und Kind und guten Freunden. Er hatte die Gewohnheit, des Sonntags in der Kirche jede Strophe des Geſanges eher angeſtimmt als alle Andern, er wußte, daß er viele Gönner und einige Feinde im Miniſterium hatte, und war dem alten Kaiſer Franz zweimal in Wien begegnet und der Kaiſer hatte ſich jedesmal gewundert, daß der Bürgermeiſter von Weißenburg auch in Wien war. Kurz, er hatte als Muſter eines redlichen Bürgers gelebt. Da kamen die ungariſchen Händel, es kam die Nothwendigkeit, Partei zu nehmen. Er war für Freiheit, er war für Ungarn. Es koſtete ihm viel Mühe, kriegsluſtig zu werden. Aber endlich wurde er's doch, was könnte der Deutſche nicht werden? Und zuletzt gerieth er in eine recht kriegeriſche Hitze. Als er im Serbenlager unter den Kehlabſchneidern ſaß, da war ihm innerlich nicht gar wohl zu Muth, er kam ſich im Stillen vor wie ein Europäer unter Menſchenfreſſern; aber er ließ ſich das nicht merken, bei Leibe nicht! Er lachte ſehr laut und ſorglos, ja er renommirte ſogar ein Bischen, um ſeiner Stadt Ehre zu machen. Und dem Manne ſchnitten ſie den Kopf ab, die verdammten Kannibalen. Gräßlich, höchſt ſchauderhaft und widerlich! Und wenn ſie noch tauſend Jahre leben, ſie werden alle zuſammen noch nicht ſo weit ſein in menſchlicher

Cultur, in Gemüth und Seele, als der eine arme deutſche Bürgermeiſter war.

Wahrlich, es kann Einem wehe um's Herz werden, wenn man ſieht, wie dieſe Teufelszeit zwei Wagſchalen hält, in der einen liegt unſer deutſches Gemüth, in der andern die rohe Kraft knochiger Fäuſte. Die Waare iſt zu verſchieden, die gegen einander abgewogen werden ſoll, denn ein Menſchenleben, welches durch Sitte und Geſetz an die Vernunft und das Ganze des Menſchengeſchlechts gebunden iſt, hat höhern Werth als Dutzende von Exiſtenzen, welche ungebunden, ohne Geſchichte und ohne Staat umherſchweifen, oder welche ohne eigenes freies Leben von dem Augenwink eines Czars, oder dem Säbel ihres Hoſpodars abhängen. Oft und viel hat man die deutſchen Coloniſten im Ausland geſcholten wegen ihres beſchränkten Egoismus, ihres Mangels an ſchönem Selbſtgefühl, ihrer Spießbürgerlichkeit. Ich will dieſe Fehler zugeben. Ja, es iſt wahr, der Deutſche verlor unter ſtarken Völkern ſehr ſchnell ſeine Sprache und ſein ohnehin geringes Selbſtvertrauen, er nahm die fremde Nationalität eifrig an und ſie ſtand ihm oft herzlich ſchlecht; und wieder unter roher und ſchwacher Umgebung wurde er hochmüthig, grob, ein harter Egoiſt. Wie ſollte er auch anders? Den ſichern Stolz, Sohn einer ſtarken Nation zu ſein, brachte er nirgend hin, er war entweder widerſtandsloſer Bewunderer fremden Selbſtgefühls, oder er erhielt den Trotz eines Emporkömmlings. Aber ebenſo ſoll geſagt ſein, daß die deutſche Seele trotz aller dieſer und ähnlicher Schwächen, in Amerika wie in Ungarn und am ſchwarzen Meer ein Edelſtein iſt, welcher ſeine Umgebung durch ein geheimnißvolles Licht verklärt, wie nach der Sage der edle Opal thut.

Deutſche Gemüthlichkeit! Vielgeſcholtene, hart angeklagte Tugend! Woher ſtammſt du? Biſt du von den Göttern, oder eine Tochter irdiſcher Noth und Gemeinheit? Als kleine Spinne hängſt du am Rock eines jeden Deutſchen, wo er auch ſei. Du biſt unzerſtörbar im Wüſtenſande Algiers, in der Fieberluft des Red River, wie in dem Schneeſturm der ruſſiſchen Steppen. Seht die Soldaten der afrikaniſchen Fremdenlegion, ſie lagern um das Feuer, in ihren Feldkeſſeln kocht die Mahlzeit. Der Franzoſe rückt den Keſſel ungeduldig näher zur Flamme, der Schotte beſſert ſeine Hoſen aus und ſieht von Zeit zu Zeit mit praktiſchem Seitenblick nach dem Fleiſch, der Deutſche hat ſich einen Sitz gemacht von einem Häufchen getrocknetem Kameeldünger, dem Brennholz der Wüſte, er ſitzt ruhig und ſieht in den Kochtopf. An dem Blick mögt ihr den Landsmann erkennen. Es iſt nicht ungeduldige Eßluſt, wie beim Franzoſen, nicht kaltblütige Berechnung, wie beim Edinburger, die deutſche Seele iſt voll Hoffnung, aber ſie iſt ruhig. Er iſt nicht unthätig, eine ſtille Seligkeit glänzt aus ſeinem Auge, er betrachtet die Blaſen, welche ſo ſchnurrig aufſteigen und verſchwinden, und dieſe Blaſen freuen ihn herzlich. Dabei fällt ihm ein, wie ſie zu Hauſe in der Heimat ebenſo gebrodelt haben und wie närriſch das mit dem ganzen Kochen auf Erden iſt u. ſ. w. Er empfindet ſich in ſchönſter Harmonie mit der ganzen Welt, er träumt, er ſpeculirt, aber ſeine Seele iſt dabei offen und in ihrer Klarheit ſpiegelt ſich die Außenwelt. Kommt nach Odeſſa, ſeht hier auf den Ruſſen mit ſeinen buntgeſchmückten Pferden und dort auf den deutſchen Anſiedler mit ſeinem Geſpann. Wie laut und zärtlich plaudert der Ruſſe mit ſeinen Thieren, er ruft ſie ſchmeichelnd mit allen Verwandtſchaftsnamen, aber gebt ihr ihm Geld oder Drohungen, ſo jagt er ſie erbarmungslos zu Tode; der deutſche Bauer geht des Sonntags nach der Kirche zu ſeinen Pferden in den Stall, ſtellt ſich neben ſie, ſieht zu wie ihnen das Futter ſchmeckt und ſchlägt mit der flachen Hand langſam auf ihre Rippen, er freut ſich, daß ſie ſo rund und gut genährt ſind. Daß die Thiere leben und ſich wohl fühlen, das macht ihm ein ſtilles Behagen; und wenn der Gaul im Freſſen eine Pauſe macht und ſich nach dem Herrn umſieht, wie die Pferde gern thun, ſo freut das den Bauer, und er und das Pferd ſehen ſich einander vertraulich an, der Bauer lächelt ein wenig und das Pferd wiehert: das iſt Gemüthlichkeit. — Dort kommt ein deutſcher Farmer auf dem neugekauften Grunde an, er bringt auf ſeinem Karren einen ſchweren alten Schemel und ein ſchlechtes Vogelbauer mit, in dem ſchon längſt kein Vogel iſt. Beides hat er über das Meer und Hunderte von Meilen durch's Land geſchleppt. Die Amerikaner lachen ihn aus, er aber ſtellt den Schemel auf den Ehrenplatz in ſeiner Hütte und das Vogelbauer flickt er wieder aus und hängt es an das Fenſter. Der Schemel iſt ihm lieb und das Vogelbauer iſt ihm lieb. Warum, iſt gleichgiltig, vielleicht ſaß ſein Vater auf dem Schemel und das Gebauer mag ihn einſt ſeinem Weib geſchenkt haben. Auch das iſt Gemüthlichkeit.

Ferner: Ein Amerikaner und ein Deutſcher traten in ein Indianerlager, das kann gut ablaufen, es kann auch um den Scalp gehen; der Amerikaner ſetzt ſich ruhig auf den Holzblock, ſchweigend, kurze und vorſichtige Antwort gebend, mit dem Ellenbogen fühlt er fortwährend nach ſeiner Rifle, ſein Auge beobachtet jede Bewegung der rothen Geſellen, dabei ſchmeckt ihm aber der Büffelrücken; dem Deutſchen ſchmeckt er nicht, der iſt in großer nervöſer Aufregung, ändert jeden Augenblick ſeine Stellung und verſucht unzählige Male in die Seele des Häuptlings zu dringen, ihn zu einer Erklärung, oder wo möglich zum Lachen zu bringen, um die Laſt auf ſeinem Herzen los zu werden. Der Amerikaner ſieht ihn vorwurfsvoll an, vielleicht erräth ſogar der Indianer, was in ihm vorgeht. Und doch iſt der Deutſche ein ebenſo tapferer Mann als einer von Beiden; aber ihm iſt ungemüthlich. Er iſt nicht in Harmonie mit der Außenwelt, die egoiſtiſch abſchließende Empfindung des Argwohns iſt ihm ſehr peinlich, er verſucht ſie los zu werden und beim erſten freundlichen Blick des Indianers wird derſelbe Mann ſich wunderfroh und glücklich fühlen, der im Augenblick des offnen Kampfes mit zwei ſolchen Häuptlingen anzubinden den Muth hat. Und wieder der Amerikaner und der Deutſche ſitzen am rohen Holztiſch im Blockhaus; der Amerikaner ſchneidet zum Zeitvertreib mit ſeinem Meſſer Löcher in die Tiſchplatte, ihm iſt der Tiſch nichts als das Reſultat eines rohen Bretes ohne Werth und einer zweiſtündigen Arbeit, welche etwa den Werth eines Schillings hat; dem Deutſchen iſt derſelbe Tiſch ein „Gegenſtand“, ihn freut die Flaſer des Holzes, auch das Knorrloch an der Seite beſchäftigt ihn, ſo oft er hinſieht; für ihn hat der Tiſch eine Art Leben, eine Berechtigung und er findet das Schnitzeln des Amerikaners höchſt ungemüthlich. — Ehe der Deutſche Chriſt wurde, hatte er eine Mythologie, die an Geſtalten und Sagen ſehr reich war. Die großen Götter und Sagen waren herb, kühn, großartig, es waren die idealen Spiegelbilder ſeines Kriegerlebens und ſeiner Weisheit; die kleinen Gottheiten waren unzählig, höchſt mannigfaltig, ſchnurrig und äußerſt bethulich. Was er ſich im Hauſe, auf dem Feld und Wald, im Waſſer und in der Erde von Göttern lebend dachte, das war treuherzig, launiſch, dienſteifrig, und wenn es böſe war, wenigſtens lächerlich; die Zwerge, Elfen, Nixe, Berggeiſter, Kobolde, Wichtelmännchen, Schwanjungfrauen, ja die Thiere ſelbſt, der ganze reizende Trödelſtaat der Märchenwelt, hat ſo ſcharf charakteriſirte Perſönlichkeiten, ſo behagliche und wohlwollende Beziehungen zum Menſchenleben, wie kaum bei einem andern Volke. Das deutſche Gemüth hatte die Natur mit den Gebilden ſeiner Laune ſo angefüllt, daß eine kleine Welt von Phantaſieſchöpfungen neben der Wirklichkeit fortlebte und daherlief bis auf die neueſte Zeit.

Nein, die Gemüthlichkeit iſt nicht der Zuſtand trägen Beſchauens, in welchem der Türke auf dem Polſter ſitzt, ſie iſt eine Thätigkeit, ein Schaffen. Die Seele des Deutſchen öffnet ſich, die Bilder der Welt glänzen herein, ſie ſpinnt ihre Fäden um alle, welche ſie erreichen kann, und genießt fröhlich die Beziehungen, die ſie zwiſchen ſich ſelbſt und den fremden Dingen geſchaffen hat. Was ſie mit ſich nicht in ſolche Verbindung ſetzen kann, das iſt ihr ſtörend und verwirrend.

Ich kehre zu meinem armen Bürgermeiſter zurück. Im Anfange war er höchſt mißtrauiſch, ganz Diplomat unter den Serben. Aber die Teufel lachten ja, ſie tranken Wein, ſie machten Scherze. Da wurde ihm endlich wohler. Nicht völlig, bei Leibe nicht, er empfand an ſeinen Genoſſen eine gewiſſe blutige Rohheit als ſtörend, aber das wollte ſich die deutſche Seele aus dem Kopf ſchlagen, im Ganzen waren ſie doch tüchtige, aufgeweckte Leute, er fühlte ſich immer behaglicher, je mehr ſie ins Grinſen kamen, und als er gar drollig wurde und ſie über ihn lachten, hielt er's für die reine Herzlichkeit und wurde ſicher, nein er wurde übermüthig, weil ſein Selbſtgefühl doch nicht auf ganz feſten Füßen ſtand, er fing an leutſelig zu renommiren. O deutſche Seele, du warſt viel zu fein beanlagt für deine Umgebung! Du prahlſt mit unſchuldigem Witze, aufgeblaſen von der behaglichen Empfindung, die Seele eines Kriegshelden zu ſein, und dieſe brutalen Barbaren ſchneiden dir dafür den Kopf ab. Pfui, es iſt widerlich, ſehr, ſehr ungemüthlich.

Hierin liegt die Gefahr für unſere Gemüthlichkeit. Zu groß iſt das Bedürfniß des Deutſchen, die Welt zu genießen, indem er das darin Vorhandene an ſein Herz zieht, als daß er nicht oft an den Unrechten kommen ſollte. Seine Phantaſie überzieht ihm ſo ſchnell alles Mögliche mit ihrer bunten Seide, daß er auch den Feind, den Verderber nicht erkennt, der in ſeine Nähe tritt. Seine Seele ſchnurrt und ſpinnt geſchäftig, das Störende ſucht ſie zu verkleiden, ſie täuſcht ſich ſelbſt, ja ſie verblendet ſich abſichtlich, um in ihrer ſtillen Arbeit nicht gehindert zu werden. Dann freilich wird die Gemüthlichkeit ein Unglück. Ach, ſie iſt oft der Deutſchen Unglück geweſen, wie das Unglück unſeres Bürgermeiſters! Hätte der arme Bürgermeiſter ſich ſeines Tabakshändlers Geſicht und Weſen ſchärfer angeſehen, er hätte nicht durch die gemüthliche Prahlerei den Serben mit ſeinem

Humor zu überziehen geſucht und ihm dadurch Veranlaſſung gegeben, auch ſeinerſeits einen ſchlechten Witz zu machen.

Am ſchlimmſten ſteht es mit unſerer deutſchen Tugend in der Politik. Hier war von je Vorausſetzung jedes Erfolges, die Dinge ſcharf ins Auge zu faſſen, unſelig aber war es, ſie durch ſtille Thätigkeit der Phantaſie behaglich umzuformen und z. B. dem Kaiſer von Rußland ein Bäuchlein voll Wohlwollen, oder dem Franzoſen ein rieſiges Herz uneigennütziger Menſchenliebe anzuſpinnen. Wir Deutſche ſind in der Politik durchweg Bürgermeiſters, wir können nicht leiden, was unbehaglich iſt, und wir ſuchen die Gemüthlichkeit an Allem, über Alles. Warum wurde das Militär im vorigen Jahre ſo angefeindet? Die Pickelhaube und das martialiſche Weſen war dem guten liberalen Bürger ſo gar ungemüthlich. Warum predigte Ruge in Frankfurt einen Brüderſtaat aller freien Völker? aus reiner Gemüthlichkeit. Warum wurde Krieg mit Dänemark angefangen? weil uns ſo gemüthlich war, ſich zu begeiſtern und von der Stube aus eine Flotte zu decretiren. Warum fand ſich das Parlament wieder in den Waffenſtillſtand von Malmö? weil der Krieg anfing ungemüthlich zu werden. Warum machten die Wiener Octoberrevolution? aus ungewöhnlich großer Gemüthlichkeit. Weshalb macht das Parlament jetzt einen deutſchen Kaiſer? wieder aus Gemüthlichkeit, man muß bei der neuen Geſchichte auch etwas für's Herz haben. Der nüchterne Beſchluß: Preußen hat das Präſidium des Bundesſtaats, taugt nichts, die Formel erinnert an einzelne Staaten, dieſe ungemüthlich gewordenen Weſen; gerade ſie hofft man dadurch zu überſpinnen, daß man eine Phantaſiemaske erfindet und die deutſchen Herzen an dieſe hängt; man denkt ſie ſich recht groß und zieht ihr ſehr, ſehr vornehme Kleider an, damit ſie Alles bedeutet und das Uebrige allmählich vor ihr verſchwindet. Lauter Gemüthlichkeit. O, ich ſehe uns ſchon Alle ſitzen. Der Kaiſer mit der Krone gemüthlich in der Mitte, wir, deutſcher Bundesſtaat, rund herum im Kreiſe, ſeinen Tabak rauchend und behaglich über Weltenſchickſal plaudernd. Wenn nur dort im Oſten nicht der verwünſchte Slave ſäße, mit einer Sichel in der Hand, der ungemüthliche Burſch. Armer Kaiſer! armer Bürgermeiſter!

---

9. Die Grenzboten über Ungarn.

(Grenzboten 1849, Nr. 35.)

Koſſuth tritt die Dictatur an Görgey ab, Görgey aber ergibt ſich den Tag darauf mit ſeinem ganzen Heer den Ruſſen und ſendet Befehle an alle Korpsführer, daſſelbe zu thun. Arad öffnet ſeine Thore und das ſchiefe Kreuz der ungariſchen Krone fällt zerbrochen unter die Fänge des kaiſerlichen Adlers. Das Alles klingt wie eine tolle Erfindung, und Vieles in uns ſträubt ſich noch immer zu glauben, was doch nicht mehr zu bezweifeln iſt. Wie eine ſchauerliche Sage, die wir nur halb verſtehen und deren Räthſel doch unſere ganze Seele feſſelt, zog dieſer ganze ungariſche Kampf des letzten Jahres in unſer Ohr; räthſelhaft und wie eine finſtere Sage klingt uns auch ſein hereinbrechendes Ende.

Es ſteht unſeren Zeitungen nicht gut an, daß ſie jetzt auf einmal ſo kühl und weiſe werden und ſo wohlwollend für die öſtreichiſche Regierung: ſie haben die Ungarn wohl geachtet, aber doch nie verkannt, daß . . .; ſie haben zwar Gefühl gehabt, für den Heldenmuth dieſes intereſſanten Stammes, aber ihr Herz war natürlich doch . . . Nein, ſo fühlte man nicht in Deutſchland, ſo empfinden in Wahrheit auch nicht die Beſſeren, welche für die Tagespreſſe ſchreiben. Unſer Herz war ganz bei den Ungarn, ſeit dieſem Frühjahr, ſeit dem ruſſiſchen Bündniß waren die Ungarn unſere Freunde und Bundesgenoſſen geworden. Gerade jetzt, wo ſie darniederliegen, ſoll die Preſſe das frei bekennen und ſich nicht ſchämen. Wir waren nicht ſo weiſe, ein ſolches Ende des Krieges vorauszuſehen, wir waren nicht ſo unmännlich, es zu hoffen. Und gerade jetzt, wo unſere loyalen Freunde in Oeſtreich ſich in Siegesfreude berauſchen, wollen wir ihnen ehrlich herausſagen, wir können uns nicht freuen, wir trauern, daß es ſo gekommen iſt. Und es kümmert uns wenig, ob ſie uns deshalb zürnen. Damals, als die Ungarn im Vortheil waren, haben wir nicht gejubelt, ſondern an die Pflichten Deutſchlands gegen Oeſtreich gedacht, dadurch haben wir das Recht erlangt, jetzt zu klagen.

Wie kommt es doch, daß die letzten Nachrichten aus den Schlachtfeldern der Theiß wie eine Trauerkunde durch ganz Deutſchland zogen? Und die Männer, welche trauern, ſind nicht nur die „Demokraten" des vorigen Herbſtes, welche in Koſſuth einen Helden verloren haben. Die liberale Fraktion der Ungarn, welche Koſſuth führte, hatte mit der knabenhaften Politik der deutſchen Radikalen ſehr wenig gemein; ſie war eine ſtaatsmänniſch berechtigte Partei von Patrioten, die ihren Tendenzen und Forderungen nach ungefähr mit den Centren der vorjährigen Nationalverſammlung Schritt hielt, und ſelbſt einer Linken gegenüberſtand, die ſehr jung, ſehr enthuſiaſtiſch, ſehr entſchieden war, aber ihrerſeits auch noch ſehr dagegen proteſtiren würde, mit der ehemaligen Linken in Frankfurt zuſammengeworfen zu werden; wenigſtens hat ſie ihr Vaterland mehr geliebt als ſich ſelbſt, ſie hat Koſſuth nicht geliebt, aber ſie hat ihn unterſtützt und iſt für ihn gefallen. Wenn unſere conſervativen Zeitungen den damals möglichen Sieg der Ungarn als einen Sieg der Demokratie fürchteten, ſo zeigt das nur, wie wenig ſie die politiſchen Zuſtände Ungarns gekannt haben; Koſſuth hatte nicht nöthig, in einer Denkſchrift an die Höfe ſich gegen den Verdacht des Sansculottismus zu verwahren, wer Ungarn kennt, weiß, daß dort eine „Herrſchaft der Maſſen" vorläufig ein Unding war, das Land iſt ſeinen Intereſſen, ſeinen Neigungen, ſeiner Geſchichte nach entſchieden ariſtokratiſch und wird es noch lange bleiben; Koſſuth verkörperte ſelbſt die Ariſtokratie des Geiſtes, welche ſich in ihm gegen die Kaſte des ungariſchen Adels auflehnte und zuletzt mit ihr vereinigte, das Volk verſtändig zu regieren. Daß ſich Alles aus Europa nach Ungarn zog, was revolutionäre Gelüſte hatte, edle Schwärmer und ſchlechte Subjecte, war ſehr erklärlich und ebenſo natürlich war es, daß die Ungarn dieſe rüſtige Hilfe — eine andere kam ihnen nicht — für ihre Zwecke benutzten. Aber ebenſo gewiß iſt, daß Polen und Deutſche, ja ſelbſt die Italiener mit den Ungarn ſehr wenig zufrieden geweſen wären, wenn es zur freundſchaftlichen Abrechnung zwiſchen ihnen hätte kommen können.

Es ſind nicht die Feinde Oeſtreichs, welche dieſen Ausgang beklagen. Wer beſonnen urtheilt in Deutſchland, muß das Leben und Gedeihen des Kaiſerſtaats wünſchen, trotz des ruſſiſchen Bündniſſes; er wird es wünſchen, ſelbſt wenn er es nicht mehr hoffen kann; aber dieſes Ende des ungariſchen Krieges erſcheint für die Zukunft des Kaiſerſtaats nur ein ſehr zweifelhafter Gewinn. Die Feldherren haben geſiegt und der rohe Zwang des Krieges, nicht die Erkenntniß des verſtändigen Vortheils von beiden Seiten; und Haynau heißt jetzt der Retter Oeſtreichs. Eine ſolche Rettung iſt nur Hilfe für den Augenblick, hinter welcher neue tötliche Gefahren drohen: der grimmige Haß der Zerſchlagenen, der Uebermuth der ſlaviſchen Bundesgenoſſen, die Herrſchaft der Prätorianer. Wir haben uns mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß Oeſtreich die ruſſiſche Hilfe als unzureichend und läſtig erkennen und in dem Kriege ſelbſt Veranlaſſung finden werde, eine Verſöhnung mit Ungarn auf friedlichem Wege zu ſuchen. Es iſt nicht ſo gekommen. Paskewitſch hat die Maſchen des Netzes ſo gut gehalten, in denen das ungariſche Wild gefangen iſt, daß Rußland einen Anſpruch auf jede Art von Dankbarkeit gewonnen hat. Das iſt ſehr unbequem, für Oeſtreich und Deutſchland ein großes Unglück.

Nein, was uns Alle mit den Ungarn befreundet, Manche von uns zu warmen Verehrern ihrer Sache gemacht hat, war etwas ganz Anderes. Die thatkräftige Begeiſterung einer ganzen Nation, welche mit Anſpannung aller Kräfte ein politiſches Ideal zu verwirklichen ſucht, hat unſere Sympathie erzwungen; denn ſie verurſacht die größten und imponirendſten Aeußerungen des Volkslebens, deren das Menſchengeſchlecht fähig iſt.

Jedesmal, ſo oft ein ganzes Volk mit Einigkeit und Ausdauer für eine Idee kämpft und ſtirbt, ſo oft der Einzelne, auch der Kleine, der Schwache erfüllt und geadelt wird durch den politiſchen Idealismus ſeines Stammes, empfinden wir freudig und gerührt aus allem Blutvergießen und allen Sünden einer ſolchen Zeit die Majeſtät und Schönheit der Menſchennatur und vermögen die höchſte Individualität dieſer Erde, die Perſönlichkeit einer Nation, als ein geſchloſſenes, imponirendes Ganze zu erkennen und zu bewundern. Und ſo oft ein ganzes Volk ſein Leben daran ſetzt, um ſeine Ideale lebendig zu machen, geht durch das ganze Menſchengeſchlecht ein Zucken der Freude und Bewunderung und in der Geſchichte werden ſolche Kämpfe zu glänzenden Epiſoden, auf welchen das Auge ſpäterer Geſchlechter mit Ehrfurcht und Andacht ruht, wie der Blick eines wilden Häuptlings auf der Stätte, wo einſt Männerblut gefloſſen iſt. In der Schweiz, den Niederlanden, in Tirol und jetzt in Ungarn iſt eine ſolche Epiſode des Ruhmes aus dem Leben des Volkes gewachſen, und merkwürdig, alle vier ſind Grenzländer des alten oder neuen Oeſtreichs! Dreimal haben Oeſtreich und die Habsburger gegen die Freiheit der Völker gekämpft, zweimal haben ſie das Spiel verloren; einmal hat die begeiſterte Treue eines ehrlichen Volkes für ſie Blut vergoſſen, auch damals haben ſie verloren. Und jetzt gewinnen ſie in einem ſolchen Kampf, gerade jetzt, wo Alles, was ſie ihr Eigenthum nennen, in gefährliches Schwanken gekommen iſt, jetzt, wo ihre eigene Noth am größten war. Es iſt aber das erſte Mal, daß ſie ihre Seele einem Dämon verſchrieben, um Glück zu haben auf der Erde.

Ungarn iſt beſiegt, ſo weit man aus der Ferne ſeinen Kampf beurtheilen kann. Oeſtreich aber hat durch dieſen Sieg eine große Pflicht übernommen, die Pflicht, der ungariſchen Nation an der Stelle ſeiner Nationalität ein höheres Glück zu ſchaffen: ein freies Leben in einem vernünftig geordneten Staat. Erfüllt es dieſe Aufgabe, ſo wird ſein Kampf gegen Ungarn ein gerechter werden; wo nicht, ſo wird die Niederlage Ungarns das Verderben für Oeſtreich ſein.

Aus dem Kampf und der Leidenſchaft der brennenden politiſchen Gegenſätze ſoll ſich die Zukunft des Kaiſerſtaats entwickeln. Die Regierung iſt bis jetzt Ungarn gegenüber eine Partei geweſen, welche neue Forderungen geſtellt hat; die Ungarn unter Koſſuth ſtanden beim Ausbruch des Krieges feſt auf den ſtaatlichen Vorrechten der magyariſchen Nation, denn ſelbſt die Erweiterung, welche ſie denſelben in der letzten Zeit vor dem Kriege gegeben hatten, war durch die kaiſerliche Beſtätigung geſetzkräftig geworden. Die kaiſerliche Regierung war vom Standpunkt des Rechts in der bedenklichen Lage, daß ſie den beſtehenden, durch Geſetz und Verträge geweihten Zuſtand einſeitig ändern wollte, „im Intereſſe des Geſammtſtaats, für die Vernunft eines modernen Staats“. Ihr theoretiſches Recht war das Bedürfniß des Geſammtſtaats, welches ſie als ein höheres dem beſtehenden Geſetz gegenüberſtellte. Es iſt für uns nie zweifelhaft geweſen, daß das Recht der Regierung an ſich beſſer war als das Recht der Ungarn, obgleich es dieſem gegenüber ein Unrecht ſein mußte, ebenſo wie die Ablöſung der Roboten, die Auflöſung der Standesprivilegien ein Recht des modernen Staatslebens und gleichwohl ein Unrecht gegen die Bevorrechtigten iſt.

Aber die Sache ſtellte ſich anders, als die Regierung auffällige Beweiſe gab, daß ſie nicht den Willen oder die Einſicht habe, an die Stelle des gebrochenen Magyarenrechts eine höhere politiſche Ordnung zu ſetzen. Die aufgenöthigte Verfaſſung iſt für die Verhältniſſe Ungarns entſchieden unbrauchbar, nicht weil ſie die Zuſtimmung des Volkes nie gewinnen wird, ſondern weil ſie bei den Bildungsverhältniſſen Ungarns an die Stelle eines ſehr rohen und mangelhaften, aber männlichen und freien Selbſtregiments nothwendig — ſelbſt gegen den Willen des Miniſteriums — zu einer ſchlechten Beamtenherrſchaft führen wird, wie wir ſie in den alten Provinzen beklagen. Dieſe Verfaſſung gab den Ungarn auf einmal ein beſſeres Recht, als ſie bis dahin hatten, die ruſſiſche Hilfe that das Uebrige.

Es iſt unnütz, die Maßregeln der Vergangenheit zu tadeln. Aber eins ſoll geſagt werden. Damals, als Wien gefallen war und Stadion die Regierung übernahm, war es der Regierung noch möglich, ohne Todeskampf den Stolz der Magyaren zu bewältigen. Hätten Stadion der Graf und Schwarzenberg der Fürſt die Größe gehabt, geradezu und mündlich mit dem bürgerlichen Rebellen Koſſuth zu verhandeln, ihm ehrlich zu ſagen, Beide wollen wir das Wohl der Völker, Ungarn und Oeſtreich gehören politiſch zuſammen, ſehen wir zu, wie wir unſere Ueberzeugungen ausgleichen können, Ungarn muß ſich uns fügen, wie wir dem Recht Ungarns, hätte man damals ſo zu der Intelligenz des Landes geſprochen, mündlich, männlich und mit hoher Geſinnung, es wäre anders gekommen. Aber Koſſuth war ein „frecher Parvenu“. Die Ariſtokraten waren zu einſeitig, die franzöſiſche Bildung des ſchwärmeriſchen Dictators für etwas Anderes als für einen Hochverrath zu erklären, und die Magyaren zu übermüthig, um den halben ungeſchickten und zweideutigen Maßregeln des Miniſteriums mehr als Verachtung zu gönnen.

Es iſt zur Kriſis gekommen: wir geſtehen, daß ſie uns ſchmerzt.

Noch iſt keine Zeit zum Siegesjubel für den loyalen Oeſtreicher, noch laſſen ſich die Folgen von Görgey's Uebergabe in ihrer ganzen Ausdehnung gar nicht überſehen, noch ſtarren von allen Seiten die Klippen um das lecke Fahrzeug des öſtreichiſchen Staats.

Wie ſich der koloſſale Bau retten will bei der Richtung, in welcher er ſegelt, iſt auch jetzt noch nicht abzuſehen. Mehr aber als je thut ihm jetzt Eines noth, die ſichere, geſtaltende Kraft eines friedlichen Helden.

1850 — 1867.

Aus Petersburg.

(Grenzboten 1850, Nr. 48.)

Was man in Rußland von den deutſchen Händeln denkt? — Denken iſt eine deutſche Gewohnheit, vor welcher der Himmel unſere Mutter Rußland behüten wird, da Ihr vieles Denken Sie in ſolche Wirthſchaft geführt hat. Der echte Ruſſe denkt nicht, er will, was ſein Kopf, der Kaiſer will. Ob die große Maſſe des Volkes und die Maſſe ſeiner Beamten und die Maſſe der Fremden hier über Deutſchland Anſichten hat, und welcher Art dieſe Anſichten ſind, iſt daher ſehr gleichgiltig. Die bevorzugten Ruſſen aber, welche in der Nähe des Kaiſers ihre Anſichten holen, haben in ſeltener Einigkeit alle daſſelbe Gefühl, welches ich ſchicklicherweiſe nicht bezeichnen kann, welches aber das entſchiedenſte und äußerſte Gegentheil von Verehrung iſt. Der Schach von Perſien und der Sultan werden mit größerer Achtung genannt, als die erlauchten Häupter der deutſchen Schiiten und Sunniten; denn wir haben mehr Grund uns um die Ränke zu Teheran und zu Stambul, als die diplomatiſche Weisheit von Wien oder Berlin zu bekümmern.

Der Kaiſer leitet die Politik gegen Deutſchland ſelbſt. Daher ſind ſeine Umgebung und unſere Geſandten an den deutſchen Höfen ziemlich genau die Spiegelbilder ſeiner Anſichten, oder richtiger geſagt, ſeiner Stimmungen. Wir können keinen Bericht über dieſe Stimmungen geben, denn die zahlreichen Aeußerungen, welche aus ſeinem Munde geſammelt werden und dem Hofe Anekdoten und den Diplomaten Klatſchereien liefern, ſind ſelbſt dann unzuverläſſig, wenn man ſie aus ſicherer Quelle hat, d. h. aus ſeinem eigenen Munde. Dieſer Mund hat allerdings keine Scheu auszuſprechen, was dem Gemüth gerade ärgerlich iſt. Doch glauben wir, ſagen zu können, was über dieſe wechſelnden Stimmungen hinaus ſeine Anſichten von der Stellung Rußlands zu Deutſchland ſind. Denn gerade Deutſchland gegenüber iſt das ruſſiſche Intereſſe ſehr klar und kein Geheimniß weniger Eingeweihter.

Dem Kaiſer iſt Deutſchland, als einiger Föderativſtaat, ein Unſinn, oder wie Sie ſagen würden, ein Mythus; gerade wie ihm ein panſlaviſches Reich als Unſinn erſcheint. Der Traum eines ſlaviſchen Weltreichs kann uns aber vielfach nützen, die Träume von einem großen deutſchen Staat können uns gar nichts nützen, deshalb verachten wir den deutſchen Traum ſeit Ihrer unglücklichen Revolution noch vollſtändiger als den ſlaviſchen, obgleich man bis zum Jahre 1848 in der Nähe des Kaiſers gewöhnt war, ihn mit einem gewiſſen wohlwollenden Humor zu betrachten. Der weite Flächenraum, auf welchem Sie ziemlich willkürlich Deutſchland annehmen, beſteht dem Kaiſer aus zwei Staaten, Oeſtreich und Preußen, und aus neutraliſirtem Zwiſchenland. Alle zuſammen bilden für unſere Mutter Rußland einen Wall, ein Vorland, welches für die Ruhe und das Glück Rußlands unentbehrlich iſt und deswegen unter unſerer Leitung ſtehen muß. Sein Sie ohne Sorge — unter kluger Leitung, die wir ebenſowenig mit unbedingter Herrſchaft vertauſchen wollen, als zur Zeit noch bei Perſien oder Serbien.

Wir haben Ihre Fabrikate und Ideen ausgeſperrt und ſo den Schaden, den Sie unſerer Entwickelung zufügen könnten, ziemlich vermieden; was wir dagegen von deutſcher Kraft brauchen können: Schafmeiſter, Marinelieutenants, heiratsfähige Fürſtenkinder, das ziehen wir an uns. In dem winkligen Vorland brechen ſich die großen Völkerſtürme von Weſten, die deutſchen Territorien mit ihren vielen Höfen ſind vortreffliche Nachbarn, welche ſich damit befriedigen, in dem Klatſch ihrer Zeitungen unſere Nichtswürdigkeit und Rohheit zu genießen, aber weder den Muth noch das Talent gehabt haben, unſere nothgedrungenen Fortſchritte irgendwo aufzuhalten, nicht in Polen, nicht in den Donaufürſtenthümern und Serbien. Uns aufhalten! man denkt bei Ihnen gar nicht daran, im Gegentheil, wenn man Ihren Zeitungen irgend glauben darf, ſo iſt das ſtärkſte Gefühl, welches Ihre „Staatsbürger“ aufzubringen vermögen, furchtſame Abneigung gegen uns, und das ſtärkſte Gefühl, welches Ihre Fürſten haben, furchtſame Bewunderung.

Das Principat des Kaiſers über die deutſchen Staaten beruht auf dem Gegenſatz zwiſchen Oeſtreich und Preußen. Unſere Politik muß ſein, beide Staaten zu erhalten, die entgegengeſetzten Intereſſen beider zu unterſtützen, keinen ſo einflußreich und mächtig werden zu laſſen, daß er den andern klein macht. Reichte das Protectorat Preußens von der Nordſee bis an das Böhmerland und die Alpen, ſo würde ſich unfehlbar in den deutſchen Stämmen Selbſtgefühl und eine Energie einſtellen, welche für uns unbequem ſein müßte, eine ſtaatliche Einheit wäre die ſchnelle Folge und dieſer junge Staat wäre ein Feind Rußlands. Gelänge es dagegen den öſtreichiſchen Waffen, Preußen ganz klein zu machen und ein deutſches Kaiſerreich wieder herzuſtellen, ſo müßte die bisherige öſtreichiſche Politik ſich weſentlich umwandeln und der neue große Staatskörper wäre ebenfalls ein Feind Rußlands. Solange aber beide Staaten gegen einander mit ziemlich gleichem Mißerfolge ringen, ſind beide genöthigt, die Rathſchläge des Kaiſers zu befolgen. Denn die lange Oſtgrenze Preußens und die Grenzen von Galizien, ja ſelbſt die Zugänge zu Ungarn und den ſüdſlaviſchen Provinzen ſind im Fall eines Widerſtandes gegen uns nach unſrer Annahme unſern Heeren nicht zu verſchließen.

Beide Staaten begehren die Hegemonie über Deutſchland, beide haben zu natürlichen Gegnern die kleinen Königreiche und wie Ihre Souveränitäten ſonſt heißen. Das Intereſſe des Kaiſers iſt daher, die unſchuldigen kleinen Staaten gegen Beide zu ſchützen. Man weiß bei Ihnen wahrſcheinlich nicht, wie leicht uns das gemacht wird, welchen Werth jede Aufmerkſamkeit unſeres Hofes, ein wohlwollendes Wort des Kaiſers bei den meiſten der deutſchen Fürſten hat, und wie ſchwächlich die Haltung derſelben iſt, wenn ſie den Strahlen unſerer Hofſonne nahe kommen. Die nützlichſten werden durch Heiraten beehrt, die Prinzeſſinnen deutſcher Höfe ſind willig unſeren Glauben anzunehmen, die Prinzen, welche unſere Czarentöchter erhalten, fügen ſich ebenſo gern der Sitte, daß unſere Töchter an fremden Höfen dem Glauben des heiligen Rußlands treu bleiben.

So iſt jetzt die Aufgabe unſerer Diplomaten: Oeſtreichs und Preußens Regierung Wohlwollen zu zeigen, die eiferſüchtige Spannung Beider zu erhalten, ohne ſie zu einer entſcheidenden Kriſis kommen zu laſſen und das politiſch ohnmächtige Drittel von „Deutſchland“, um welches Beide werben, gegen Beide zu ſichern.

Dieſe Politik, ſo einfach und nothwendig ſie iſt, hat gleichwohl durch die Perſönlichkeit des Kaiſers und die politiſchen Ereigniſſe der letzten Jahre einige Wandlungen erhalten.

Oeſtreich hat ſich offen und rückhaltlos zu unſerm Bundesgenoſſen bekannt, und Preußen hat ſeit zwei Jahren einige allerdings ſchwache und furchtſame, aber doch beunruhigende Verſuche gemacht, eine ſelbſtändige Politik zu verfolgen. Die Regierung Oeſtreichs iſt dem Kaiſer im Ganzen angenehm geweſen, das Betragen Preußens hat ihn verletzt, und wenn die Entſchiedenheit ſeiner Neigungen nicht auch hier durch die ſtarken Rückſichten auf die Nützlichkeit gemäßigt würde, wären unſere Heere längſt in Preußen eingerückt.

Zur Zeit Friedrich Wilhelms III hatte die Einwirkung des Kaiſers auf Preußen ebenſo anſtändige Form, als feſte Grundlage. Es ließ ſich bis auf den Punkt beſtimmen, wie weit man dem ehrwürdigen alten Herrn Freiheit laſſen mußte;

ſeine perſönliche Zuneigung hatte er dem Gemahl ſeiner Tochter im der gefährlichen Kataſtrophe von 1831 bewährt, und kaum einmal von da bis zu ſeinem Tode wurde das freundſchaftliche Einverſtändniß zwiſchen St. Petersburg und Berlin ernſthaft getrübt. Wir waren ſicher, daß er in allen Fragen der großen Politik mit uns ging, und wo ſeine Anſichten entſchieden abwichen, konnte er bei ſeinem Verwandten auf Achtung ſeiner Perſönlichkeit, ja ſeiner Rathſchläge rechnen, welche, ſelten gegeben, nie ohne Ehrerbietung angehört wurden. Der Kaiſer hat durch den Tod des Königs nicht nur einen treuen Verbündeten, ſondern auch den Mann verloren, gegen den er das ſtärkſte Pietätgefühl ſeines ganzen Lebens hatte. Und wie der Kaiſer ſelbſt, ſo denken unſere Politiker mit einer großen Wärme an die Zeit zurück, wo Rußland mit Preußen in der Politik faſt eine Einheit bildete. Für unſere Herren von den auswärtigen Angelegenheiten liegt ein gleichſam poetiſcher Hauch auf jener Periode, wie auf der Zeit der erſten Jugendliebe zwiſchen zwei Menſchen.

Schon die Innigkeit der Zuneigung zu dem Verſtorbenen machte die Beziehungen zu dem gegenwärtigen König von Preußen ſchwierig. Und zwiſchen ihm und unſerm Herrn war außerdem Vieles, was trennen mußte. Wer längere Zeit in der Nähe Friedrich Wilhelms IV gelebt hat, pflegt die glänzende und vielſeitige Bildung, das edle Gemüth dieſes Fürſten mit Wärme zu rühmen; wer aber in wichtigen und dringenden Angelegenheiten mit ihm verhandelte, wird bedauern, daß ſeine ausgezeichnete Fähigkeit, die verſchiedenartigſten Anſichten und Perſönlichkeiten zu verſtehen, ihm die Fähigkeit, eine eigene Meinung dauernd zu bewahren, auffällig vermindert hat, und er wird vielleicht mit Unbehagen wahrnehmen, daß eine ungewöhnliche Neigung, hochherzige und feine Gefühle zu nähren, ihn zuweilen hindert, hochſinnig und fein zu handeln. Dem ſtürmiſchen Charakter des Kaiſers war eine ſolche Natur geradezu peinlich, ſie nahm jede Sicherheit, machte jede Berechnung zu nichte. Trotz aller aufrichtigen Bemühungen, an beiden Höfen ein gutes Einvernehmen zu erhalten, trat allmählich Kälte ein. Bereits die Aufhebung des Cartellvertrags durch Preußen verletzte, ſie wurde ein Wahrzeichen locker werdender Freundſchaft, die Lauigkeit Preußens bei der Uebernahme Krakau's durch Oeſtreich, die — nicht vollſtändig geglückten — Verſuche, das preußiſche Haus mit der königlichen Familie von England in nähere Beziehungen zu ſetzen, hatten das Mißtrauen vermehrt, und wenn auch die Gerüchte von den deutſchen Reichsplänen des Königs und einer Umänderung des Bundes keine ernſten Beſorgniſſe einflößten, ſo ließen ſie doch ahnen, daß auf Preußen im entſcheidenden Augenblick nicht zu rechnen ſein werde.

Das Jahr 1848 rechtfertigte dieſe Annahme. Der König von Preußen erhob die dreifarbige Fahne, begann den Kampf mit Dänemark, ſah zu, wie in Frankfurt für ihn geworben wurde, ſandte ſeine Truppen zum zweiten Mal gegen Dänemark und verſuchte die „Union", um die deutſchen Regierungen in einen Förderativſtaat zu vereinigen. Durch jeden dieſer Schritte wurde unſer Einfluß auf Deutſchland, ja unſere Stellung in Europa weſentlich gefährdet. Der Kaiſer verlor nicht die Herrſchaft über ſeine gereizten Gefühle, und wenn je, ſo hat unſere Politik in dieſer Zeit Mäßigung bewieſen. Die Aufgabe, Preußen von nicht wieder zu ſühnenden Thaten zurückzuhalten, ihm die Führerſchaft über die kleineren Staaten zu verleiden, Dänemark zu erhalten und Oeſtreichs Gegengewicht zu retten, löſte unſere Diplomatie durch entſchloſſene Haltung und wiederholte Erklärungen unſeres feſten Willens. Freilich that die Regierung Preußens auch ihrerſeits Allerlei, die eigenen Pläne zu ſtören. Doch wenn wir auch ohne große Mühe im Stande waren, unpraktiſche Maßregeln zu hintertreiben, und wenn auch alle Unternehmungen des Königs von Preußen geſcheitert ſind, ſo iſt doch das Streben, ſich von unſeren Intereſſen zu löſen, ſo deutlich geworden, daß wir fortan in der Lage ſind, jede Maßregel dieſer Regierung ohne Vertrauen zu beobachten.

Trotz dieſem Mißtrauen iſt Rußland nicht ſo ſehr ein Feind Preußens, daß es ihm eine kleine Vergrößerung ſeines Gebiets mißgönnen ſollte. Es iſt auf der andern Seite ſo weit ein Freund Oeſtreichs, daß es auch dieſem eine kleine Vergrößerung auf Preußens Koſten wohl geſtatten würde, aber es wird keiner von beiden Mächten erlauben, die andere ohnmächtig zu machen, am wenigſten der Regierung Preußens, weil dieſe am unſicherſten iſt.

In dieſem Satz liegt auch die Antwort auf die Frage, wie der Kaiſer ſich im Fall eines Krieges zwiſchen Oeſtreich und Preußen verhalten wird. Es iſt anzunehmen, daß Rußland ſich beobachtend verhalten werde, ſolange der Krieg nur von deutſchen Mächten geführt wird; daß der Kaiſer mit Genugthuung ſehen wird, wenn Preußen kleine Demüthigungen erfährt, trotzdem aber der Regierung des Fürſten Schwarzenberg nicht geſtatten kann, Preußen aufzureiben, und daß ferner, falls Preußen in ſeinem Waffengang glücklicher ſein ſollte, als wir erwarten, ſein erſter großer Sieg der Anfang einer Reihe von kurzen Warnungen ſein müßte, gleich jenen, welche das preußiſche Heer aus Jütland vertrieben haben. In Petersburg oder in Warſchau werden auf der Karte von Deutſchland die Nadeln eingeſteckt werden, bis zu welchem die deutſchen Armeen vorrücken dürfen.

Das iſt unbequem für Ihren Patriotismus, aber es iſt nicht zu ändern. Feſter als je ſteht die Herrſchaft des Kaiſers über Ihre Länder, ſie wird ſtehen, ſolange der Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſtreich dauert, und dieſer Gegenſatz wird dauern, ſolange beide Staaten in einem Wettſtreit über die Herrſchaft im „Reiche“ begriffen ſind. Wünſcht aber deshalb der Unwille Ihrer Freiheitsmänner beide Staaten zu vernichten, ſo iſt das vollends thöricht, denn dann wären wir in die läſtige Nothwendigkeit verſetzt, die zertrümmerten deutſchen

Staaten etwa bis zur Elbe und Böhmen zu beſetzen, den Franzoſen die Rheinlande zu laſſen und dem engliſchen Intereſſe die Nordſeeküſten. Auch das Rußland nach uns wird dieſe Nothwendigkeit beklagen, denn ſie würde unſeren Schwerpunkt verrücken.

Uns Ruſſen erſchien das Parlament in Frankfurt mit ſeinen Vergrößerungsplänen ganz ungereimt. Ihre beſten Patrioten vergaßen, daß weder ſie ſelbſt noch ihre Fürſten die Macht hatten, frei über deutſches Gebiet zu ſchalten, und ſie wollten noch fremdes dazu erobern! Ihre plötzliche Revolution hat die natürliche Folge gehabt, die ruſſiſche Obmacht zu befeſtigen, freilich auch den deutſchen Fürſten und Völkern auffälliger zu machen. In ruhigen Zeiten wird man ſie weniger merken. Ihre Liberalen fordern ein Bündniß mit England, ja Krieg gegen Rußland. Rußland iſt ſehr groß, es hat wenig Küſtenland und Polen iſt nicht mehr gefährlich. Wollen Ihre liberalen Politiker einer ruſſiſchen Armee das Vergnügen machen, die Scheuern und Viehſtälle der alten preußiſchen Provinzen auszuzehren? Aber Sie werden uns ſchlagen, denn Sie haben Begeiſterung, unſere Soldaten ſind arme Teufel. Wozu wollen Sie uns ſchlagen? Wollen Sie in Polen einrücken, das Land bewaffnen, uns auf Moskau zurücktreiben? Wiſſen Sie, was das alte Polen iſt? Eine Leiche; Sie werden höchſtens einige galvaniſche Zuckungen hervorbringen; alle mögliche Kraft in Polen gehört uns; Ihr Polen hat weder Getreide, noch Geld, noch Waffen, noch Menſchen. Eine Armee von 100,000 Preußen in Rußland wäre im ſchlimmſten Falle, was eine Biene im Pelz eines Bären iſt; ſie ärgert ſo lange, bis ſie zerdrückt wird. Vertrauen Sie nicht auf das Bündniß mit England. Unſere Flotte kann ein halbes Dutzend Schiffe verlieren, an den Oſtſeeküſten können einzelne ruſſiſche Städte eingeäſchert werden, im Süden mögen empörte Tſcherkeſſen einige Erdwälle zerſtören, die Türkei mag wieder mit unſern Serben in Krieg gerathen, das alles wird Rußland nicht ſo viel ſchaden, daß der Kaiſer die Macht verliere, den treuloſen Deutſchen ſeine Rache fühlbar zu machen.

Laſſen Sie mich mit einem öffentlichen Geheimniß ſchließen: Rußland hat nur eine ſchwache Stelle, und ſie iſt nicht zu treffen, ſolange das Oeſtreich beſteht, welches wir in Ungarn wieder hergeſtellt haben.

Louis Bonaparte und die öffentliche Meinung.

([illegible])

Der Staatsſtreich iſt vorläufig gelungen, freilich iſt, was bis jetzt geſchehen, nur der Anfang einer abenteuerlichen, wilden und verhängnißvollen Zukunft. Wir in Deutſchland haben dabei an uns ſelbſt zweierlei mit Verwunderung beobachten können. Erſtens, daß die augenblickliche Wirkung der Pariſer Gewaltthat auf unſer Volk eine verhältnißmäßig ſehr geringe war. Die Courſe fielen um 1 bis 2 Procent, und der Zeitungsleſer griff zu gewohnter Stunde etwas eifriger nach den Tagesneuigkeiten; kaum daß die Bekannten im Vorbeigehen einander die neueſten Depeſchen mittheilten. Zweitens aber war zu bemerken, daß die Beurtheilung der Gewaltthat durch die öffentliche Meinung und die deutſche Tagespreſſe einen auffallenden Mangel von Sicherheit zeigte, nicht bei den Blättern, welche gewöhnt ſind, ſich über jeden Gebrauch der executiven Gewalt um ſo mehr zu freuen, je kräftiger er iſt, ſondern auch bei unabhängigen Zeitungen, welche ſogar zum kleinen Theil geneigt ſchienen, das gut zu heißen, was für uns nützlich werden könnte.

Selten hat es eine politiſche That gegeben, welche frecher gegen das Geſetz ausgeführt wurde, ſelten einen Thäter, welcher ſo ſehr durch nackte Selbſtſucht geleitet wurde. Dieſe traurige Wahrheit kann von keiner Partei geläugnet werden, auch von denen nicht, welche es loben, ſo oft in einem Theile der Erde ein der Regierung unbequemes Geſetz durch Gewaltmaßregeln beſeitigt wird. Denn Nichts was ſeit den letzten Jahren irgendwo in Europa geſchehen iſt, läßt ſich mit dieſer That vergleichen. Auch bei den größten Willkürmaßregeln anderer Regierungen war die Stellung der Herrſcher, welche ſolche Maßregeln wagten, eine andere. Dieſe hielten dem geſchriebenen Geſetz ein anderes, nach ihrer Ueberzeugung höheres und älteres, die Legitimität ihrer eigenen Gewalt entgegen; ſie fußten auf dem, was ihnen ihr eigenes Recht erſchien, auf ihrer Majeſtät, welcher der Staat und das Volk ſeit der Urväter Zeit als Domäne angehörte. Und wenn die Oppoſition dieſes Recht der Regierungen in den Kammern und durch die Preſſe beſtritt, ſo kämpften zwar überall zwei ſcharf entgegenſtehende Anſichten von der Stellung der Völker zu ihren Fürſten gegen einander, aber auch die leidenſchaftlichſte Oppoſition war immer noch in der Lage, in den gewaltthätigen Handlungen der Regierungspartei eine, wenn auch getrübte, ſittliche Anſchauung zu achten. Der Mann Louis Buonaparte jedoch hat ſich zum Uſurpator Frankreichs gemacht, hat die Verfaſſung gebrochen, die Nationalverſammlung mit Bajonetten auseinandergetrieben, gegen zweihundert Volksvertreter, darunter viele Talente Frankreichs, ins Gefängniß geſetzt, und die Veranlaſſung zu erbittertem Straßenkampfe und einer Niedermetzelung von vielen hundert Menſchen gegeben. Mit welchem Recht? und zu welchem Zweck? Er iſt ein Geſchöpf der Volksgunſt, durch Wahlzettel zur Präſidentſchaft gelangt, durch Wahlzettel und durch daſſelbe von ihm beſchworene Geſetz, das er jetzt mit Blut und Kartätſchen vernichtet hat. Er hat ſeine Macht auf Grund eines Vertrags erhalten, und hat dieſen Vertrag gebrochen. Er iſt nach dem Wortlaut des Geſetzes ein einfacher Hochverräther und Verbrecher an Frankreich.

Aber das Geſetz, gegen welches er ſich aufgelehnt hat, ſoll ein ſchlechtes Geſetz geweſen ſein; die Parteien der Nationalverſammlung gebrauchten dieſes Geſetz ihm gegenüber nur als einen Schild für ihre eigenen Intereſſen und für Gelüſte, welche ebenſo ungeſetzlich und wohl noch abenteuerlicher waren als die ſeinen. Und eine große Anzahl verſtändiger und patriotiſcher Franzoſen hielt dieſes Geſetz für ein Unglück Frankreichs. Er mußte ungeſetzlich handeln zu ſeinem ſowohl als Frankreichs Wohl, und daß ſein Privatintereſſe in dieſem Punkte mit dem wahren Intereſſe ſeines Vaterlands zuſammenfällt, das rechtfertigt den Gewaltſtreich. So ungefähr ſprechen ſeine Anhänger und die Blätter, welche es wagen, die That ſelbſt zu loben. Es ſoll hier nicht unterſucht werden, ob die Verfaſſung und ihr 68. Artikel gut oder ſchlecht, nützlich oder ſchädlich für Frankreich waren, denn dieſe Frage würde nach dem Parteiſtandpunkt ſehr verſchieden beantwortet werden. Aber ſelbſt das Schlechte des Geſetzes zugegeben, welches Recht hat ein einzelner Franzoſe, ein Beamter der Nation, durch einen Act brutalſter Gewalt ſeine eigene Herrſchaft und die Launen ſeiner Perſönlichkeit willkürlich an die Stelle eines ſchlechten Geſetzes zu ſtellen? Wohl iſt es dem Uſurpator vielleicht möglich, ſein Unrecht zu ſühnen. Dieſe Sühne würde darin liegen, daß er ſeinem Unrecht einen glänzenden, für das Land ſegensreichen Erfolg zu geben weiß, indem er ſich ſelbſt und das Land gut und groß regiert. Vermag er das durch Glück und Kraft, dann wird eine ſpätere Zeit in dem, was auf die That folgte, ſeine relative Berechtigung zur That ſelbſt, wenn auch widerwillig, erkennen, und ihr wird es erlaubt ſein, von ihrem weiteren Geſichtsfeld aus ſeine Rechtfertigung zu ſchreiben, ja möglicher Weiſe in der verhängnißvollen Gewaltthat ſeine Größe zu bewundern. Wir aber, die Mitlebenden, in dem Augenblick, wo wir die That ſelbſt erleben, haben gar kein Recht, dieſelbe durch den Hinweis auf ihre wahrſcheinlichen Folgen zu beſchönigen oder zu vertheidigen. Wir ſind nicht allwiſſend und allweiſe und vermögen die Zukunft nicht zu durchdringen, wir haben einfach und beſcheiden die That darnach zu beurtheilen, wie ſie ſich zu den ſittlichen Grundſätzen unſeres gegenwärtigen Lebens verhält. Einen andern Maßſtab gibt es für das Gegenwärtige, Geſchehende nicht, und alle ſogenannten höheren Standpunkte führen nur zu Sophiſterei und Trugſchlüſſen. Die Tagespreſſe vollends hat nicht die Aufgabe, im Intereſſe der Zukunft, vom Standpunkt ſpäterer Geſchlechter zu plaidiren, ſondern vom Standpunkt der ehrlichen und gewiſſenhaften Menſchen, welche jetzt leben.

Aber der Staatsſtreich iſt wenigſtens für uns Deutſche nützlich. Er wird die rothen Republikaner vernichten, er wird uns vor einem Kriege mit Frankreich bewahren u. ſ. w. Wenn dies alles in der That ſo feſt ſtände, als es zweifelhaft iſt, ſo würden wir Deutſche allerdings das Recht haben, uns über die Folgen zu freuen, welche der Staatsſtreich für uns hat. Wenn z. B. irgend ein Dachziegel oder ein fremder Uebelthäter meinen Feind erſchlägt, welcher mir das Leben ſehr verbittert und meinen Verdienſt geſchädigt hat, ſo werde ich mich der wiedergewonnenen Ruhe und der vermehrten Einnahmen von Herzen erfreuen dürfen, aber ich würde mit Recht für ſchlecht gehalten, wenn ich in meiner Freude dem Mörder Zuneigung bezeugen oder den Dachziegel in Gold faſſen wollte. Wenn alſo deutſche Tagesblätter von ihrem Parteiſtandpunkte aus ſich über die Wirkungen des Staatsſtreiches auf die deutſchen Staaten freuen wollen, ſo bleibt ihnen dies ganz unbenommen, wenn ſie aber deshalb die That ſelbſt preiſen, ſo handeln ſie ſchlecht. Der Staatsregierung liegt es natürlich nicht ob, ihre verdammende Anſicht über fremde Staatsoperationen in Form eines officiellen Urtheils auszudrücken, wenn ihr das Geſchehene für den eigenen Staat vortheilhaft erſcheint. Sie wird ſich die nützlichen Folgen ſichern, und das Urtheil über den Thäter der Zukunft und ſeinem eigenen Geſchick überlaſſen. Aber noch mehr als die Preſſe wird ſich eine Regierung von Selbſtgefühl hüten, durch irgendwelche ausdrückliche Erklärung ihre Beiſtimmung zu einem ſolchen Streiche auszuſprechen, und ſie wird die von ihr abhängigen Zeitungen anhalten, durch discrete Zurückhaltung eines Urtheils das ſittliche Gewiſſen der eigenen Staatsbürger ſowohl als die nothwendigen politiſchen Convenienzen zu achten. Mit Bedauern war in der letzten Woche zu bemerken, daß die miniſteriellen Blätter Oeſtreichs und Preußens dieſes Anſtandsgefühl nicht gehabt haben: ſie haben die Gewaltthat Louis Buonaparte's für Recht, die gewaltthätige Oppoſition dagegen aber für ein Verbrechen erklärt.

Auffallend aber iſt es, daß man in conſervativen Kreiſen den 2. December als einen Gewinn für Frankreich und Europa betrachten kann. Selbſt in dem Fall, daß der neugewählte Präſident ſich durch terroriſtiſche Maßregeln auf Jahre behaupten könnte, iſt die Lage des Landes eine wahrhaft verzweifelte geworden. Die Legionen haben ihn erhoben und tragen ihn, das Heer iſt an die Stelle des Volkes getreten, ein kleiner unproductiver und koſtſpieliger Theil der Bevölkerung an die Stelle der ungeheuren erwerbenden und producirenden Mehrzahl. Das bedeutet ein theures Regiment, welches mehr ausgibt als es einnimmt, ein übermüthiges und thatenluſtiges Heer, das ſeine Bedeutung empfindet und deſſen kriegeriſche Beſchäftigung ein unvermeidliches Uebel wird, das bedeutet Kriegsluſt und völligen Niedergang der Finanzen, Belagerungszuſtände, Ausnahmemaßregeln und Tyrannei der Beamten. Es gehört viel Vertrauen dazu, um von ſolchen Verhältniſſen eine größere Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu erwarten. Die abenteuerliche Rückſichtsloſigkeit der Verhaftungen und Füſiladen, die ſchlaue Technik des Staatsſtreichs, das ganze übermüthige, verzweifelte Auftreten der Buonapartiſten hat bereits in dieſem Augenblick auch die Gleichgiltigen in Frankreich erſchreckt und erbittert. Wie lange wird das eitelſte Volk der Welt dieſe rückſichtsloſe Demüthigung ſeines Selbſtgefühls ertragen? von einem Manne ertragen, der ihm noch gar keine Gelegenheit gegeben hat, zu bewundern und zu verzeihen? Das

Heer ſelbſt iſt nicht dem Rufe des jungen Herrn von Boulogne, ſondern dem Schatten gefolgt, den die Geſtalt des toten Kaiſers über ihn warf; es wird ihm folgen und ihn verlaſſen, wie es die Bourbonen und die Orleans verlaſſen hat. Der Bürger aber wird ihm zürnen und ſich ihm fügen, aus Furcht vor den Rothen, bis der Ueberdruß größer wird als die Furcht. Solange dieſer Zuſtand der Apathie und des innern Zwieſpalts in den Einzelnen dauert, mag er ſich mühſam behaupten, das erſte Hervorbrechen eines activen Wollens im Volk wird ihn ſtürzen und kläglich wird ſein Fall werden. Aber ebenſo feſt ſteht, daß durch die Folgen des 2. Decembers das Schickſal Deutſchlands und des europäiſchen Continents wieder abhängig geworden iſt von der finſtern Zukunft Frankreichs. Nie hätte der Präſident den Staatsſtreich gewagt, wenn ihm nicht andere Regierungen ein Vorbild geweſen wären. Durch die That hat er Frankreich in eine noch ſchlimmere Lage gebracht, als die des öſtlichen Europas iſt, und dieſe Kämpfe und die Revolutionen, welche Frankreich ſeinetwegen durchzumachen hat, bevor ſeine That geſühnt iſt, werden auch zurückſchlagen auf die übrigen Staaten und ſie hineinreißen in die ſchweren Kataſtrophen zwiſchen Rhein und Pyrenäen.

Rußland und England, Militärſtaat oder freie Verfaſſung, das ſind die Gegenſätze, zwiſchen denen die Mitte Europas in der nächſten Zeit umherſchwanken muß. Der letzte Ausgang iſt nicht zweifelhaft, wir aber werden das Ende ſchwerlich ſchauen. Wer iſt noch ſo gläubig zu ſagen, daß die Revolution geſchloſſen ſei?

Deutſcher Troſt.

(Grenzboten 1852, Nr. 2.)

Nehmen wir einen traurigen Fall an. Ein Mann ſchläft in einem heißen Lande, z. B. in Bengalen, unter einem Palmbaum. Da kommt ein furchtbarer Löwe, packt den Schlafenden im Rachen und trägt ihn fort nach einer Felsſchlucht, in das Stillleben der Löwenfamilie. Natürlich wird der unglückliche Gefangene ſich fruchtlos zu befreien ſuchen, und zunächſt daran denken. Da aber gerade in den größten Schauermomenten der menſchliche Geiſt zuweilen mit einer merkwürdigen Freiheit die unbehagliche Situation überſieht, ſo iſt ſehr möglich, daß auch dem Gefangenen im Rachen des Löwen außer der Todesangſt noch eine Folge von Nebenvorſtellungen durch den Kopf läuft. Dieſe Nebenvorſtellungen, welche gleich Blitzen die grauſige Nacht ſeiner Seele durchzucken, werden verſchieden ſein, je nachdem er ein Engländer, ein Franzoſe, oder ein Deutſcher iſt. Iſt der Mann in kritiſcher Lage ein Engländer, ſo wird er ſich noch ſchnell ſagen: „Das muß die Regierung Ihrer Majeſtät, das muß Lord Palmerſton erfahren, damit Alt-England an dem verdammten Löwen Rache nimmt, durch Noten, durch eine Flotte, durch Blokade und Totſchießen.“ Iſt er ein Franzoſe, ſo wird er denken: „Gemeiner Tod! Ich werde eine erbärmliche Situation haben, wenn ich ſterbe; es iſt gar kein Effect dabei möglich.“ Und iſt der gefährdete Mann ein Deutſcher, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſich mitten in ſeinem Kummer ſagen wird: „Es iſt nur ein Glück, daß das Beeſt kein Tiger iſt, denn Tiger ſind noch viel grauſamer.“

Betrachtungen, wie die letzte, nennen unſere Nachbarn, die Franzoſen, Engländer und Ruſſen, „deutſchen Troſt“ und verſpotten uns deshalb. Es iſt wahr, die Fähigkeit, jede bedenkliche Lage dadurch genießbar zu machen, daß wir ihr eine noch ſchlimmere gegenüber ſtellen, hat uns eine gewiſſe Fertigkeit im Ertragen von unangenehmen Dingen gegeben. Und bei Einzelnen, wie bei der ganzen Nation iſt dies allerdings eine Tugend von zweifelhaftem Werthe. Indeß mögen unſere lieben Nachbarn und Freunde jenſeits des Rheins und unſere nicht weniger geliebten Nachbarn und Freunde im Oſten von Deutſchland uns noch verzeihen, wenn wir dieſes Verfahren, uns über Unannehmlichkeiten zu tröſten, gerade jetzt anwenden, und indem wir unſere Lage mit der ihrigen vergleichen, einen deutſchen Troſt darin finden, daß es bei uns zwar nicht gut, aber immerhin viel beſſer ſteht als bei ihnen. Selbſt unſere Vettern in England werden uns nicht zürnen, wenn wir unſere Art und Weiſe ihnen gegenüber nicht aufgeben, und ſo oft wir bedauern, nicht ſtark zu ſein, wie England, uns auch freuen, daß wir kein Irland zu verantworten haben.

Der Deutſche war ſeit langer Zeit gewöhnt, ſeine Nachbarſchaft im Oſten als ein zwar ſehr wohlwollendes und patriarchaliſches, nichts deſto weniger aber zuweilen willkürliches und geſetzloſes Regiment zu achten; ſeine Nachbarſchaft im Weſten aber als ein etwas zu unruhiges und launiſches, jedoch aber ſehr freies und angenehmes Volk zu verehren, und ſeinen eigenen Zuſtand als eine Art von mittlerem Durchſchnitt zwiſchen ruſſiſcher Väterlichkeit und franzöſiſcher Freiheit kritiſch zu beurtheilen. Das iſt jetzt unmöglich geworden. Es iſt Deutſchen ganz unmöglich zu ſagen: bei den Franzoſen lebt man zwar freier als bei uns, aber bei uns lebt man noch viel freier als bei den Ruſſen. Unſere Logik wird über den Haufen geworfen, unſere politiſche Weltſtellung iſt gründlich verändert. Wir, die wir vor Kurzem noch die mittlere Proportionale zwiſchen Rußland und dem Weſten waren, wir Centrummänner des europäiſchen Continents, welche von beiden Nachbarn als Halbe angefeindet wurden, wir ſind jetzt auf einmal freier, geſetzvoller, glücklicher, ja wir ſind unendlich weiter vorgeſchritten als die Franzoſen. Unſere Regierungen beſtehen aus radicalen Freiheitsmännern, ja aus antiken, republikaniſchen Charakteren. Unſere Preſſe iſt zügellos frei geworden. Unſere Volksvertretungen ſind mit wahrhaft ſouveräner demokratiſcher Macht bekleidet, - unſer Privateigenthum, Felder und Wälder, Häuſer und Actien haben eine übermenſchliche geſetzliche Sicherheit, gewiſſermaßen eine ewige Dauer erhalten. Alles natürlich vergleichsweiſe, und zwar im Vergleich mit Frankreich. Dieſe merkwürdige Veränderung unſerer Stellung verdanken wir der kurzen, aber außerordentlich ehrenwerthen Thätigkeit von Monſeigneur le Prince Louis Napoleon. Da uns die Franzoſen ſo lange und ſo bitter unſeren deutſchen Troſt vorgeworfen haben, werden ſie es angemeſſen finden, wenn wir jetzt mit dem uns eigenen beſcheidenen Ernſt und ohne jede Spur von Schadenfreude ſagen: wir ſind nicht außerordentliche Charaktere, wir ſind zuweilen ungeſchickt und unpraktiſch, aber wir ſchießen nicht die Häuſer zuſammen, wo Freunde wohnen, die uns compromittiren könnten, wir töten unſere Feinde nicht durch Piperin, wir confisciren nicht die Güter Unſchuldiger; wir ſind nicht immer weiſe Staatsmänner, aber wir ſind auch keine Borgia's.

Vielleicht hat uns gerade dieſelbe Eigenthümlichkeit, die uns den „deutſchen Troſt" in ſchlechten Lagen an die Hand gab, auch davor bewahrt, in die ſchlechteſten Lagen zu kommen. Denn der Grundzug im Weſen des Deutſchen iſt ſeine wunderbare Fähigkeit, die gemüthlichen Ideale, die er gerade hat, in allerliebſter Träumerei feſtzuhalten, und ſich jede Lage und Umgebung damit zu ſchmücken; er hat deshalb das Bedürfniß, im Frieden zu ſein mit ſeiner Umgebung, und die Freundlichkeit und das Wohlwollen, welche er in ſich trägt, auch wieder zu erfahren. Das macht ihn in vielen Lagen rückſichtsvoll gegen Andere und erhält ihn auch da genügſam und in den Schranken des Geſetzes, wo die Verſuchung zu Selbſtüberhebung, Tyrannei und ſtrafloſem Frevel nahe liegt. Auch in Deutſchland iſt bei den großen Verſuchungen, welche unſere politiſchen Verhältniſſe darboten, von Fürſten und Völkern viel gegen Recht und Geſetz gefehlt worden, aber faſt nie geſchah dies aus nackter, ſchamloſer Selbſtſucht, es war ein leidenſchaftlicher irregeleiteter Idealismus bei beiden Parteien, es war dieſelbe Träumerei, welche in ruhigeren Zeiten den Deutſchen zu einem ſinnigen, gemüthlichen, herzlichen Geſellen macht, welche in Zeiten der Noth und Entbehrung ihm die Fähigkeit gibt, auch das Läſtige mit Geduld, ja mit Laune zu ertragen. Es waren Verirrungen einer im Ganzen wohlwollenden pflichtvollen Seele, welche das Bedürfniß hat, ihre Ideale in der Wirklichkeit wiederzufinden, und deshalb in die Gefahr kam, der Wirklichkeit phantaſtiſche Farben, Formen und Neigungen anzudichten. Das iſt, im Ganzen betrachtet, der Fehler unſerer Völker und Fürſten, immerhin ein großer Fehler, aber der Fehler einer gemüthlichen, begabten Natur, welche leicht den Frieden und die Harmonie mit der Welt wiederfindet, weil ſie einen großen Reichthum an innerem Leben beſitzt.

Bei uns in Deutſchland iſt unmöglich, daß ein Einzelner abſolute Macht erhält, eine Prätorianergewalt über Leben und Gut von z. B. 22 Millionen Preußen, außer etwa im Fall eines ſehr unglücklichen, völkermordenden Krieges. Was uns verhindert hat, ein einiger freier Staat zu werden, unſere etwas phantaſtiſche Gemüthſeligkeit, unſer zähes Hängen an dem Beſtehenden und unſere Scheu vor einer unbekannten Lage die ärger ſein könnte, als die gegenwärtige, das alles hat uns auch davor bewahrt, die Beute eines Haufens von Abenteurern zu werden. Wir ſind nicht einig geweſen, als es galt, ein freies Staatsleben zu gründen, wir ſind auch nicht als Sklaven mit einer Kette zuſammenzufeſſeln, und jetzt, wo es galt, die noch vorhandenen Freiheiten durch gemeinſame Maßregeln zu beſeitigen, hat ſogar der Bundestag bewieſen, daß auch er ein deutſches Inſtitut iſt, und daß man ſelbſt ihn gewiſſermaßen als Bowle gebrauchen kann, um „deutſchen Troſt“ aus ihm zu ſchöpfen.

So ſehr hängen wir in der Situation, an welche wir ſeit lange gewöhnt ſind, daß ſelbſt die erſehnte und wünſchenswerthe Veränderung uns ſäumig und unentſchloſſen findet, und vielleicht nicht durchgeſetzt wird, weil unſer Gemüth durch die Unruhe und den Kampf zwiſchen Altem und Neuem zu heftig verſtimmt und verdüſtert wird. Was bei uns aber eine neue Herrſchaft erobert, ſich auf unſeren höchſten Thron ſetzt, unſere Heere und die Schnüre unſerer Geldbeutel regieren will, das muß uns ſehr vertraut, lange in Herz und Kopf durchgefühlt und zurecht gelegt ſein; es muß uns ſehr viel geworden ſein, und unſere Seele muß mit Verehrung und poetiſcher Wärme daran hängen können. Wir ſind von einem Einzelnen nicht zu knechten und durch rohe Gewalt zu gewinnen, ſobald ihn das ſittliche Gefühl im Volke verurtheilt, einem offenbaren Gauner gehorchen die Deutſchen nicht. Das iſt jetzt, was unſere Nachbarn „deutſchen Troſt“ nennen.

Der Conſtablerismus.

(Grenzboten 1852, Nr. 9.)

Unter dieſem Namen ſei hier eine merkwürdige Krankheit bezeichnet, welche gegenwärtig in Deutſchland umgeht, ſehr anſteckend iſt und den Kranken Haarſträuben, Schauer und Wuthanfälle verurſacht, auf welche die entſprechenden Abſpannungen folgen. Da dieſes Leiden in der Regel nur gute Menſchen und loyale Gemüther ergreift, ſo iſt es um ſo betrübender. Einige Beiſpiele werden das Weſen des Zuſtandes deutlich machen.

Schreiber dieſes kehrte einſt am Abend von einer Reiſe zu ſeiner Familie auf dem Lande zurück. Er fand das Hofthor vor der gewöhnlichen Stunde geſchloſſen. Eine Nachtpatrouille in Hemdsärmeln mit Axt, Heugabeln und Laterne bewaffnet, läßt ihn zögernd und mit langen Geſichtern ein. Hausmädchen ſehen ſcheu mit bleichen Wangen aus einem Spalt der zugehaltenen Küchenthür auf den Eintretenden. Als er den Griff einer Stubenthür faßt, fahren die Bewohner ſchreiend von ihren Stühlen auf und ſchicken ſich an, die Hände zu ringen, ſtatt ihm entgegenzueilen. Der Angekommene legt ſich verwundert und ermüdet ins Bett und löſcht das Licht aus. Nach einer Weile ſtößt er an den Leuchter, der Leuchter fällt klirrend auf den Stiefelknecht. Augenblicklich erhebt ſich im Hauſe ein Flüſtern. Es trippelt auf dem Flur, es knarrt auf der Treppe. Leiſe Stimmen fragen durch das Schlüſſelloch, ob er noch lebe? Feine Stimmchen fangen an zu ſchluchzen. Der Angekommene öffnet die Thür und ſieht ſeine ganze Familie in jedem Grade der Verzweiflung und in jeder Art von Nachtkleidern an der Thür aufgehäuft. Auf der Treppe ſteht das weibliche Dienſtperſonal und ſchwenkt zitternd Spinnenbeſen und Ofenhaken; im Dunkel am Fuß der Treppe erſcheinen männliche Hausgenoſſen mit Gewehr und Jagdmeſſern. Da ſah der Angekommene, daß ſein ganzes Haus erkrankt war, und ſtellte ein Examen an. Es ergab ſich ſogleich Folgendes: In der Nachbarſchaft war vor wenigen Tagen ein Mord verübt worden, und das eifrige Beſprechen der Unthat hatte die Phantaſie des ganzen Hauſes in bedenklichſter Weiſe aufgeregt. Wenn in der Speiſekammer ein kleiner vergnügter Mausrich ſeinen Kameraden pfiff, ſo war das ein Signal der herumſchleichenden Mörder; wenn ein Holzwurm pickte, ſo hörte man deutlich das Bohren eines fürchterlichen Einbrechers; wenn der Nachtwind an den Fenſterladen klapperte, ſo bemühte ſich ein Brecheiſen Eintritt für unzählige Galgenvögel zu erzwingen. Vom Morgen bis zum Abend waren alle möglichen Gräuelthaten und

Mördereien Gegenſtand der Unterhaltung in den Wohnzimmern, und in der Dienerſtube las die Köchin merkwürdige Criminalgeſchichten vor. Das friedliche Haus war in eine melancholiſche Stätte des Grauſens verwandelt. Es dauerte längere Zeit, bevor es möglich wurde, durch Lachen und ſtrenges Verbot der beliebten Unterhaltungsſtoffe die nervöſe Aufregung zu heilen.

Das waren unſchuldige Aeußerungen des Conſtablerismus, wie ſie zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen. Seit dem Jahre 1848 aber hat bei uns dieſer Zuſtand in gefährlichem Maße zugenommen, er hat ganze Klaſſen der bedächtigen Staatsbürger ergriffen, ja er hat vorzugsweiſe unſere guten, verſtändigen und ſonſt ſo wenig phantaſtiſchen Sicherheitsbehörden ergriffen. Während ſie ſonſt ein großes Pflichtgefühl durch Ueberwachung der Spitzbuben und anderer armen Teufel des Geſetzes befriedigten, ſchwelgt ihre Phantaſie jetzt in den gräulichen Bildern von politiſchen Verbrechern, von Demokraten, von Rothen, von Communiſten. Wohl Dem, der jetzt einen Dietrich in der Taſche trägt, er iſt gewiſſermaßen ein harmloſer Kerl geworden; glücklich der Unſcheinbare, der eine Eiſenſtange im Stiefel herumſchleppt, er iſt gewiſſermaßen ein anerkanntes Mitglied der Geſellſchaft, ein Mann von offenem Charakter; aber wehe dem Unglücklichen, deſſen Hutkrempe um einen Zoll breiter iſt, als die ſeiner Mitmenſchen: hundert Augen folgen ihm auf Schritt und Tritt. Wehe dem Fremden, der einen anſtändigen Rock trägt und vergeſſen hat, ſeine Legitimationskarte in die Bruſttaſche zu ſtecken; der anſtändige Rock macht ihn gerade verdächtig. Ueberall ſehen die würdigen Wächter unſerer Sicherheit demokratiſche Ungeheuer in verdächtigen Verkleidungen durch das Land ziehen: auf allen Straßen tragen die Handwerksburſchen hohle Stöcke, in welchen giftige Papiere verborgen ſind, welche den Staat umſtürzen werden; in allen Winkelkneipen halten communiſtiſche Verſchwörer geheime Zuſammenkünfte, in welchen ſie Hab und

Gut der deutſchen Staaten unter ihre Trinkbrüder vertheilen*); gefährliche Journaliſten fahren auf allen Eiſenbahnen hin und her, um ruhige Unterthanen durch bösartige Zeitungsartikel zum Treubruch zu verführen. Natürlich ſteckt einiges Wahre dahinter, aber der Eifer und die Thätigkeit der Verfolger iſt unendlich viel größer, als der Eifer und die Intriguen der Uebelthäter. Folgender Fall, welchen wir der Mittheilung zuverläſſiger Beobachter verdanken, ſei ein Beiſpiel dieſes Stadiums der Unpäßlichkeit.

Es iſt Mariä Lichtmeß Nachmittag 3 Uhr; an der fliegenden Brücke ſtehen Soldaten von der Brückenwache, Zollſchutzwächter und Gensdarmen müßig und gaffend. Ein Schuhmachergeſell aus dem Elſaß kommt aus dem Städtchen, begleitet von ſeinen Freunden, die er beſucht hat, und hat ein kleines Räuſchle; er will überſetzen, und plaudert, bis es abgeht: „Was? meint ihr? Wort hätt' er nit g'halte? Eid hab er broche? Schweiget nor ihr da hübe vun ſolche Sache! S'iſch jo Mode ſo, ſe ſinn all nit anderſch, des iſch Alles tout même! Mir hänt jetz Aerbet gnung, un hänt doch ſelber des Oui-Zettele in d'Urne werfe dürfe! Mit alli ſolchi Sache iſch's nix meh! I bin z'friede! — (taumelt und fällt in den Strom) Helft! helft! i verſauf! (die Wächter des Geſetzes ſtehen ruhig, die betrunkenen Freunde verſuchen vergeblich, einen Nachen loszumachen, um ihm zu Hilfe zu kommen, er ſchwimmt noch und ruft:) Um's Blut und Wunde Chriſti Wille helfet mer! i kann nit meh! (die Wächter des Geſetzes ſtehen immer noch ruhig; er ſucht vergeblich ſich an einem Ankerſeil zu halten — es gelingt ihm nicht — er iſt ermüdet und in Verzweiflung; er ruft:) Ihr Racker, ihr Canaille! ihr laſſet an' ehrliche Mann verſaufe! Hecker hoch!" Er ſinkt unter; auf ſeinen letzten Ruf aber entſteht in der bewaffneten Macht ein Lärm: „Greift ihn! fangt ihn, ſchließt ihn!“ im Augenblick iſt der Strom beſetzt mit Kähnen voll Bewaffneter; zwei Unteroffiziere — gute Schwimmer — werfen ſich in den Strom; der Schuhmacher iſt gerettet, er lebt noch; man legt ihn in einen Brückennachen, bis er ſich ſo weit erholt hat, daß er gehen kann; alsdann wird er, ſcharf bewacht, ins Criminalgefängniß abgeführt, um wegen „aufrühreriſchem Geſchrei“ vor's Kriegsgericht geſtellt zu werden.

---

*) Geſchrieben vor 26 Jahren. Seitdem iſt, was damals faſt nur Wahn der Ueberängſtlichen war, eine nationale Gefahr geworden.

Man möge in dieſer wahrhaften Geſchichte die beunruhigenden Symptome an Conſtablern und Gensdarmen nicht überſehen: den ſtieren Blick, die Abgeſpanntheit, die plötzliche nervöſe Aufregung, und man wird ſich trauernd ſagen müſſen, daß auch die größte Zuverläſſigkeit des Charakters und der Geſinnung zuweilen nicht vor dieſem Leiden ſchützt.

Doch das Uebel geht weiter. Harmloſe Privatmenſchen, denen einſt Wohlwollen und Zutrauen zu der Menſchheit auf den blühenden Wangen und auf dem letzten offenen Knopfloch ihrer hochgeſpannten Weſte ſaß, ſind durch die letzten Jahre in argwöhniſche, hitzige, aufgeregte, haßluſtige Menſchenfeinde verwandelt worden, welche ihren alten treuen Kopf mit gräulichen Möglichkeiten gefüllt herum tragen. Sie ſehen noch immer betrunkene Bäuerlein mit rothen Mützen und rothen Naſen auf dem Parketboden ihrer Stuben ſitzen, wie ſie mit ſchmutzigen Taſchenmeſſern in die Holztäfelung einſchneiden: Jakob Kiolbaſſa fecit, oder Michel Mros fecit; wie ſie aus kleinen Pfeifen die ſchlechteſte Tabakaſche auf die Teppiche ausſchütten; wie ſie mit einer alten Schere, die ſonſt zum Stutzen der Hundeohren gebraucht wird, die älteſten Adelsbriefe zu Fidibus zerſchneiden und, den glimmenden Fidibus im Kreiſe herumreichend, ein ſchamloſes „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg“ ſpielen. Sie ſehen noch immer halbnacktes Proletariervolk über ihren großen Geldſäcken kauern und mit den blutrothen Fäuſten in ihrem Golde wühlen, während ſie ſelbſt erdolcht, mit ausgenommenem Herzen, als un=

anſehnliches Bündel in einer Ecke liegen. Sie ſehen noch immer die Ruhe ihres Lebens, die Sicherheit ihrer Familie, das Gedeihen ihres Geſchäftes abhängig von einer Regierung, welche alle Oppoſition mit allen Mitteln niederhält; ſie huldigten früher dem Liberalismus aus Schwäche, jetzt ſind ſie aus Schwäche dem Conſtablerismus verfallen. Viele von ihnen ſind ſchwerlich zu heilen. Sie wollen ſich den Himmel nicht mehr denken ohne Gensdarmen, und ſehen in ihren Träumen St. Petrum im Helm eines Conſtablers mit ſtrammen Schritten an der Himmelsthür auf- und abgehen, und den Erzengel Michael in der ſchönen Uniform Hinkeldey's die Teufel wegen mangelhafter Loyalität hinauswerfen.

Ach, aber das Uebel geht noch höher! Selbſt die Kreiſe der vornehmſten Herren Beamten, in welchen die großen Staatsgeſchäfte gemacht werden, zählen in manchen Staaten Deutſchlands von der Unpäßlichkeit angegriffene Charaktere. Da iſt z. B. ein anſehnlicher Staat: Preußen. Es ſoll hier nichts Nachtheiliges von der Politik und den Regierungsgrundſätzen ſeines Premierminiſters geſagt werden, durchaus nichts. Aber der Schreiber dieſes Artikels hofft den Ton achtungsvoller Beſprechung nicht zu verlaſſen, wenn er die leiſe Befürchtung ausſpricht, daß auch dieſer Herr trotz der Entſchloſſenheit, Feſtigkeit und conſtitutionellen Weisheit, welche ihn auszeichnen, in dringender Gefahr ſtehe, zuweilen mehr Conſtabler als Miniſter zu ſein.

Rühren wir nicht alte Geſchichten auf! Die Dankbarkeit für den Vertrag mit Hannover, der eine brave That war, hält noch vor. Aber da ſehen wir in der Nähe des Miniſters ein anderes betrübendes Beiſpiel menſchlicher Hinfälligkeit und ſchweren Leidens.

Um das Jahr 1848 ſchwamm auf den trägen Fluthen des Danziger Bürgerthums eine kleine, allerliebſte Zeitſchrift umher, das „Dampfboot" genannt. Es war kein ſchweres, aber ein behendes Fahrzeug, ſein Kapitän war ein Herr Quehl.

Der Stil dieſes Redacteurs zeichnete ſich, wenn die Erinnerung nicht täuſcht, durch einen gewiſſen liberalen Schwung aus, er kämpfte mit Feuer ſowohl für die großen weltgeſchichtlichen Probleme gegen die Regierungslehre vom beſchränkten Unterthanenverſtand, als gegen das maſſenhafte Umherlaufen der Danziger Hunde und die Uebergriffe der Obſtfrauen. Kurz, es war ein geſundes, ehrenwerthes Journaliſtenleben, welches zu den beſten Hoffnungen berechtigte. Da führt den treuen Mann ſein Unſtern nach Berlin. Er weiß zu rechter Zeit Klugheit und Geſinnung zu zeigen, er wird Redacteur der Preußiſchen Zeitung, er wird Vorſtand des literariſchen Cabinets im Miniſterium, er wird der Vertraute, der beſcheidene Freund, ja wohl gar der Rathgeber des Miniſters. Wer etwas von Herrn v. Manteuffel wünſcht, der wende ſich an Herrn Quehl. Und wer nichts von Herrn v. Manteuffel wünſcht, der wende ſich auch an Herrn Quehl. Er wird an ihm ein höchſt intereſſantes Beiſpiel von der gefährlichen Macht jener Krankheit finden, deren ſchwer auszuſprechender Name den Titel dieſes Aufſatzes bildet. Ein ſo tüchtiges, ſo hoffnungsvolles Leben! Und was iſt aus ihm geworden? — Nicht Alles, was er in Berlin gethan, iſt ein Symptom des anſteckenden Leidens, welches ihn jetzt erfüllt. Daß er einſt die miniſterielle Preußiſche Zeitung nicht ſo redigirt hat, daß man hätte ſagen können, ſie ſei erträglich, das war nicht ſeine Schuld. Es war damals überhaupt nicht möglich, eine ſolche Zeitung anders als ſchlecht zu redigiren, aus Gründen, welche nicht hieher gehören. Daß er als Vorſtand des literariſchen Cabinets nicht verſtanden hat, ſich den ſo wichtigen Einfluß auf die ſüddeutſche Preſſe zu erhalten, war auch nicht ſeine Schuld. Die ganze Freundſchaft der ſüddeutſchen Preſſe wurde unnöthig, denn die Leute wollten dort überhaupt Nichts mehr von Preußen hören. Aber daß er, der Beamte, Privatſecretär und Vertraute eines preußiſchen Miniſters, die fade Flugſchrift des Schmarotzers Caſſagnac überſetzt und mit Nutzanwendungen auf die preußiſchen Zuſtände verſehen hat, daß gerade er den Charakter und die politiſche Ehrlichkeit ſeines Gönners in ſo auffälliger Weiſe bloßſtellen konnte, das iſt ein Zeichen eines herzzerreißenden Anfalls der graſſirenden Krankheit.

Aber es erhebt ſich noch ein anderer Verdacht. Das Miniſterium hat den Kammern einen Geſetzentwurf über Beſteuerung der Tagespreſſe vorgelegt, welcher das Druckpapier nach dem Quadratfuß beſteuern will. Seine Annahme würde zur Folge haben, daß die ſämmtlichen Zeitungen um etwa 100 Procent theurer würden, daß wieder in Folge dieſer abenteuerlichen Vertheuerung drei Viertheile der geſammten preußiſchen Tagespreſſe ſofort kopfüber zu Grunde gingen; daß darauf die nicht preußiſchen deutſchen Zeitungen einen unerhörten Aufſchwung nehmen und Preußen erfüllen würden, und daß ſich längs der ganzen preußiſchen Grenze von Zittau bis nach Roſtock eine Schützenkette von Zeitungen aufſtellen würde, welche nach Preußen hineinfeuerten.

Da es unmöglich iſt, daß ein geſunder ruhiger Mann, der einige Kenntniß vom Zeitungsweſen hat, ein ſolches Project dem Miniſterium vorſchlagen konnte, ſo bleibt nichts übrig als anzunehmen, daß der Urheber dieſes Planes krank war, krank an Conſtablerismus höchſten Grades. Aber fordert ein ſolcher Grad von Krankheit nicht die höchſte Sorgfalt der Freunde des Patienten heraus? Denn compromittirt er nicht durch ſolche Projecte das Miniſterium, welches dieſelben zu ſeinen eigenen macht? Von dem Miniſterium ſelbſt kann man gegenwärtig nicht verlangen, daß es die Wirkungen ſeiner Geſetzvorſchläge im Voraus überſehen ſoll, aber der Proponent müßte ſie doch überſehen. Und ſiehe, da erhebt ſich in der Tagespreſſe von allen Seiten die Behauptung, daß derſelbe treuherzige Mann, Herr Quehl, auch dieſen unförmlichen und ganz unpreußiſchen Steuerſatz den Miniſtern gerathen habe. Wenn das iſt, ſo betrachtet Schreiber dieſer Zeilen denſelben als einen verlorenen Menſchen, deſſen Beruf fortan nur ſein kann, in dem Schrein der Geſchichte als pathologiſche Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden. Der bravſte, liebenswürdigſte Menſch und Redacteur wäre in dieſem Fall für die Welt verloren. Freilich ließe ſich gar nicht ſagen, was er noch Alles angeben mag. Jetzt werden in Preußen Pairs gemacht, darunter auch ſolche auf Lebenszeit, welche vielleicht auch abſetzbar ſein ſollen, man weiß das noch nicht recht. Wer ſteht uns denn dafür, daß nicht in der Zukunft, wenn gerade einmal die Majeſtät mit dem Miniſterpräſidenten verreiſt iſt, unſer armer Herr Quehl ſo ein 50 Stück Conſtablers als Pairs einkleiden und einſchwören läßt und ihnen die Einkünfte des Mottenfeſtes und der Baumblüthe von Pankow als Dotation zuweiſt?

Schlimmer aber iſt, ernſthaft zu reden, daß auch bedeutende Menſchen, Staatsmänner und öffentliche Charaktere in hohen Stellungen in Deutſchland an einer Empfindlichkeit und Reizbarkeit leiden, welche ihrer ſelbſt ſehr unwürdig iſt. Jede Oppoſition erbittert ſie; jeder kleine ſchlechte Witz, welcher ihre bekannte Perſönlichkeit benutzt, um ſich an ihr in Umlauf zu ſetzen, empört und ärgert ſie; jeder Angriff durch die Preſſe und die Kammern regt ſie auf und vernichtet ihre Verdauung, ihre Laune, ja ihren Glauben an die Menſchheit. Das iſt ein ſchmerzliches Zeichen von ihrer eigenen innern Unſicherheit, von Mangel an Selbſtgefühl und Mangel an ſittlicher Kraft. Wer durch jeden Zeitungsangriff, durch jede ſpitze Bemerkung eines parlamentariſchen Gegners zum Haß und zu Verfolgungen gegen die Preſſe und die Parteien ſeiner Gegner getrieben wird, der mag immerhin im Privatleben ein gutmüthiger humaner Menſch ſein, ein gebildeter Staatsmann und ein Mann von Charakter iſt er nicht.

Warum iſt Louis Napoleon der Empfindlichſte aller Empfindlichen? Weil er ſich am wenigſten ſicher fühlt und am lebhafteſten das Gefühl des innern Unbehagens hat. Wir aber, das Volk, beurtheilen das gute Gewiſſen und die Charakterfeſtigkeit unſerer Staatsmänner zumeiſt nach der größern oder geringern Gemüthsruhe, welche ſie den Angriffen ihrer Gegner gegenüberſtellen; je ruhiger, heiterer, würdiger ein Mann die Angriffe erträgt, je mäßiger und ſchonender er ſie abſchlägt, deſto mehr ſind wir geneigt ihm zu vertrauen. Wer aber gereizt aufkocht und im Zorn ſich verleiten läßt ſeine Gewalt zu mißbrauchen, dem iſt unmöglich zu vertrauen. Und deshalb ſei zum Schluß an unſere politiſchen Erhalter die artige und beſcheidene Bitte gerichtet, ſie möchten die Anlage zum Conſtablerthum, die ſie wie die meiſten Deutſchen in ſich tragen, auch einmal gegen ſich ſelbſt kehren und mit aller Kraft in ihrer Seele unterdrücken: die furchtſame Reizbarkeit, welche ſie überall Feinde, Gefahren und Hochverrath ſehen läßt, und die ſchwächliche Selbſtgefälligkeit, welche jeden Angriff auf ſie und ihre Maßregeln als einen Angriff auf den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft verurtheilt.

Napoleon III auf der Höhe ſeiner Macht.

(Grenzboten 1857, Nr. 31.)

Ein finſterer Mordanſchlag auf das Leben des Kaiſers der Franzoſen iſt vereitelt, ſein perſönliches Befinden beſſer als ſeit Jahren. Die hohen Zolleinnahmen verkünden, daß Frankreichs Handel und Induſtrie in ſtarker Zunahme begriffen iſt, und bis in die Zurückgezogenheit eines ländlichen Bades ſuchen den Beherrſcher Frankreichs die Beſuche deutſcher Rheinbundfürſten.

Seit dem orientaliſchen Kriege iſt es der Klugheit des Kaiſers gelungen, die Machtſtellung nach außen, welche er den Heeren Frankreichs verdankte, durch friedliche Diplomatie zu erhöhen. In der Befliſſenheit, mit welcher er die politiſchen Fragen Europas vor ſein Forum zu ziehen ſuchte, lag wenigſtens nichts Kleinliches, die Knoten, welche ſeine Hand berührte, hat er bis jetzt ſo gelöſt, daß ihm auch ſeine Gegner eine widerwillige Achtung nicht verſagen können. Und weder die fremden Souveräne, noch die hadernden Cabinete Europas haben bei ihren Verhandlungen zu Paris die Tugenden einer legitimen und gewiegten Regierung zu vermiſſen Urſache gehabt, weder die Beſonnenheit fehlte, noch das ſichere Urtheil über Perſönlichkeiten und fremde Situationen, noch jene Billigkeit und wohlwollende Behandlung fremder Intereſſen, welche ſonſt das letzte Reſultat eines ſicheren fürſtlichen Selbſtgefühles zu ſein pflegt. Wer vor dem Kaiſer zu verhandeln hatte, der mußte genau zuſehen, um zu erkennen, daß der letzte Grund des kriegeriſchen und diplomatiſchen Ehrgeizes, den der Kaiſer mit ſo großer Haltung entwickelte, aus einer ſehr bürgerlichen Gemüthsſtimmung hervorging, aus dem Beſtreben, den honnetten Leuten ſeines Landes zu imponiren.

Merkwürdiges Schickſal! Ein kräftiger Geiſt müht ſich unabläſſig und ohne Erfolg, durch die Achtung, welche er Europa abzwingt, die Gebildeten ſeiner Nation vergeſſen zu machen, auf welche Weiſe er ihr Herr wurde. Ueber dem dichten Schwarm ſeiner Höflinge und gefälligen Anhänger lauſcht der Kaiſer mit Spannung auf jeden Ton in den Weinſchenken der Arbeiter, wie in den Geſellſchaftszimmern der Akademiker, und das polizeiliche Telegraphennetz, welches er über Frankreich gezogen hat, führt mit Blitzesſchnelle jeden Mißton in das Ohr des Schweigſamen und ſammelt Wolken auf ſeiner bleichen Stirn.

Wohl iſt es ein merkwürdiges Schickſal. Derſelbe Kaiſer, von dem die Monarchen Europas wetteifernd Rath erholen, deſſen Namen dem Nomaden tief in der afrikaniſchen Wüſte Schrecken einjagt, dem der Perſer und Inder Roß und Geſchmeide ſenden, den der Maronit am Libanon in der Stille als ſeinen chriſtlichen Befreier erſehnt, wie vor fünfzig Jahren den erſten Napoleon, derſelbe Herr läßt durch ſeinen Moniteur der Welt eine Scala ſeiner Popularität in Ziffern ausgedrückt verkünden und mit Nachdruck hervorheben, daß die Actien ſeiner Popularität an der politiſchen Börſe Frankreichs ſtehen wie 5½ Million zu ½ Million Popularität ſeiner Gegner. Eine Popularität wie 11 zu 1. Es iſt ein Gaukelſpiel, an das niemand glaubt, niemand als vielleicht er ſelbſt, der nicht nur Andern, auch ſich ſelbſt den Glauben erhalten möchte, daß er die Sehnſucht und das gute Schickſal Frankreichs iſt. Das ängſtliche Zählen der kaiſerlichen Anhänger, die große Empfindlichkeit gegen die erſten Regungen der Oppoſition iſt von den Gegnern des Kaiſers mit Schadenfreude als ein Symptom von der Schwäche ſeines Regiments hervorgehoben worden. Uns iſt es im Gegentheil noch ein Beweis für die Stärke und Dauer ſeiner Herrſchaft. Nicht etwa weil das Stimmenverhältniß wie 11 zu 1 war, denn es wäre für einen entſchloſſenen Mann vielleicht noch möglich, Frankreich zu beherrſchen, wenn bei geheimer Abſtimmung in die Wahlkäſten von je zwölf Stimmen elf gegen ihn Demonſtration machten. Hätte der große „Königsmörder“ Cromwell auf der Höhe ſeines Ruhmes die unterworfenen Engländer Mann für Mann nach ihrer Herzensmeinung gefragt, er hätte ſchwerlich auch nur die zwölfte Stimme für ſich gehabt. Die wahre Bürgſchaft für die Dauer Napoleons III iſt gerade die ſtille unaufhörliche Sorge um die Meinung der Franzoſen, der unabläſſige Wunſch ſich ihre gute Meinung zu erwerben, ihnen durch Klugheit, Entſchloſſenheit und eine hohe Stellung unter den Fürſten Europas wenigſtens zu imponiren. Denn dieſe Rückſicht iſt die ſtille Triebfeder für die Handlungen des Kaiſers, ſie verhindert, daß der hartnäckige Egoismus des Fataliſten nicht das ruhige Urtheil über das Maß der Dinge und über die eigne Kraft verliere. Noch iſt ein Fehler des eignen Urtheils der größte politiſche Feind, den der Kaiſer zu fürchten hat, denn keine der Parteien Frankreichs, welche gegen ihn arbeiten möchten, hat ſich fähig gezeigt, den Staat zu regieren. Und die einzige Claſſe von Gegnern, welche der Zukunft ſeines

Regiments verderblich werden kann, die Männer der tüchtigen bürgerlichen Redlichkeit, ſind zur Zeit in Frankreich nur Individuen, welche zwar unzufrieden grollen, aber weder durch ein ſtarkes politiſches Princip, noch durch Parteigenoſſenſchaft zuſammengebunden ſind.

Die Deutſchen werden noch lange Urſache haben, die auswärtige Politik Frankreichs mit Mißtrauen zu beobachten. Die Vieltheiligkeit unſeres Vaterlandes, die Schwäche der kleineren Regierungen, die Eiferſucht der großen, werden dem Nachbar Frankreich noch lange Gelegenheit geben, ſich mehr um deutſche Verhältniſſe zu kümmern, als deutſchem Selbſtgefühl erträglich iſt. Seit der verhängnißvollen Zeit Ludwigs XIV hat keine franzöſiſche Regierung verfehlt, die politiſche Zerriſſenheit Deutſchlands zu ihrem Vortheil auszubeuten; daß auch der Kaiſer dies zu thun verſucht wird, iſt ſelbſtverſtändlich; nur das mag man fragen, was er Deutſchland gegenüber für ſeinen Vortheil hält. Und von dieſem Standpunkt aus haben wir Deutſche allen Grund, mit ſeiner Politik, wie ſie bis jetzt war, zufriedener zu ſein als mit der ſeiner franzöſiſchen Gegner. Um von den Socialiſten ganz zu ſchweigen, weder die Republik unter Cavaignac noch das Miniſterium Thiers haben uns Deutſchen irgend welchen Grund gegeben, ihre Zeiten zurückzuwünſchen. Wenn Napoleon III, wie erzählt wird, gern ausſpricht, daß ein Princip ſeiner auswärtigen Politik ſein müſſe, die Nationalitäten zu achten, denn der erſte Kaiſer ſeines Hauſes habe das Verkennen dieſes Princips theuer bezahlt, ſo iſt ein ſolcher Ausſpruch, wie ehrlich er gemeint ſein mag, doch keine Bürgſchaft für immer und für veränderte Verhältniſſe. Aber daß der Kaiſer die Aufgabe eines franzöſiſchen Politikers Deutſchland gegenüber größer faßt, als Thiers oder die gegenwärtigen franzöſiſchen Republikaner, das iſt ebenfalls außer Zweifel. Er kennt deutſches Weſen und deutſche Verhältniſſe beſſer als irgend ein franzöſiſcher Staatsmann, er hat durchaus keine höhere Meinung von der Feſtigkeit des deutſchen

Bundes als man zu Berlin und Wien hat; er verſteht, ſo läßt ſich annehmen, recht genau die innere Eiferſucht der großen deutſchen Staaten, die Gelüſte kleinerer Regierungen; er iſt wahrſcheinlich ſehr genau unterrichtet von den charakteriſtiſchen Eigenſchaften derer, welche gegenwärtig Deutſchlands Politik in den Händen haben, und er iſt ſicher gar nicht geneigt, die deutſche Gegenwart für beſſer zu halten, als ſie in Deutſchland ſelbſt geachtet wird. Aber er weiß auch genauer als vielleicht irgend ein anderer Franzoſe, daß trotzdem Deutſchland ſeit dem letzten Kriege mit Frankreich große Fortſchritte in ſeiner Kriegstüchtigkeit gemacht hat, daß das Bundesheer bei weitem die beſte Organiſation von 1816 iſt, und vor allem, daß Preußen und Oeſtreich zwar oft in entgegengeſetzten Intereſſen kämpfen, daß aber jeder von beiden Staaten für ſeinen eigenen höchſten Vortheil halten muß, jeden Fußbreit deutſchen Bodens gegen Frankreich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen, und daß es jetzt kein beſſeres Mittel gibt, zwei große kriegeriſche Staaten in einem feſten Bündniß zu vereinigen, als ein Anſchlag auf Belgien und den Rhein. Ja noch mehr. Es iſt zur Zeit ſchwerlich ſeine Politik, in dem civiliſirten Europa franzöſiſche Eroberungen zu machen, ſolange Afrika, die türkiſche Erbſchaft und vielleicht das entfernte Aſien für Coloniſation und Machterweiterung faſt unendliche Ausſichten gewähren. Er iſt zuletzt in der orientaliſchen Frage, wie jüngſt bei der Neuenburger Angelegenheit, Hauptvertreter der Ueberzeugung geweſen, daß eine Reviſion der Karte von Europa nicht heilbringend ſei.

Es iſt möglich, daß gerade dieſe Ueberzeugung in einer deutſchen Frage den Kaiſer zu einem Gegner deutſcher Wünſche machen kann, aber auch hier findet eine kräftige deutſche Politik in ſeiner Perſönlichkeit wieder manches verbündete Element. Seine politiſchen Anſichten werden langſam zu Ueberzeugungen, er iſt ſehr geneigt, ein kräftiges und maßvolles Wollen zu achten, und er gilt für frei von den zahlloſen altüberlieferten

Befangenheiten, welche den Politiker anderer Länder, z. B. den Engländer nicht ſelten einſchränken. Auch in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache wird der Grad von perſönlicher Achtung und Neigung, die er gegen die deutſchen Vertreter derſelben fühlt, vorzugsweiſe ſeine Parteinahme beſtimmen, falls auch dieſer nationalen Frage das unglückliche Schickſal bereitet werden ſollte, durch eine Comitéſitzung europäiſcher Miniſter abgemacht zu werden.

Mehr als in einem andern Staate Europas hängt die franzöſiſche Politik von den perſönlichen Eindrücken und Anſchauungen ab, welche der Kaiſer ſelbſt erhält. Und wie alle politiſchen Perſönlichkeiten, deren egoiſtiſches Weſen mit einem ſchwärmeriſchen Fatalismus umkleidet iſt, hat auch er das lebhafte Bedürfniß gemüthlicher Stimmungen und eines perſönlichen Verhältniſſes zu ſeinen Verbündeten. So auffallend der Ausdruck deutſchen Ohren klingen mag, die Politik Napoleons III iſt vorzugsweiſe gemüthlich. Allerdings iſt dieſe Gemüthlichkeit nicht gerade die eines deutſchen Hausbeſitzers, aber ſie iſt ihr ſo ähnlich, als bei dem Herrn des 2. Decembers nur möglich iſt. In der merkwürdig beanlagten Natur des Kaiſers wohnt neben italieniſcher Verſchlagenheit ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Ehrlichkeit. Seit er den Thron beſtieg, war, ſo ſcheint uns, ſein aufrichtiges Beſtreben, eine gemäßigte und bemeſſene Politik nach außen durchzuführen. Und wie groß die Verſuchungen waren, welche ihm in den politiſchen Conjuncturen kamen, bei ſeinen Freunden wie bei ſeinen Gegnern hat er den Ruf eines zuverläſſigen Geſchäftsmannes erworben, mit dem zu verhandeln nicht demüthigend iſt, weil er, ſo weit er überhaupt ſpricht, geradezu ſeine Meinung ſagt und ſich darauf beſteht, und weil er zwar fremde Ueberzeugungen ſich ſchwer zu eigen macht, aber jede entgegenſtehende Anſicht unbefangen zu erwägen bemüht iſt. Es iſt möglich, daß ſolche gerade Ehrlichkeit in Geſchäften bei ihm mehr das Ergebniß eines feſten Willens als natürlicher Anlage iſt, aber welche Energie gehört dazu, mit ſo dauerhafter Selbſtbeherrſchung eine Rolle zu ſpielen!

Bei ſolcher Perſönlichkeit nimmt der Kaiſer auch zu den deutſchen Angelegenheiten keine grundſätzlich feindliche Stellung ein. Was ihm bei dem Wollen der Deutſchen vernünftig und kräftig erſcheint, das wird er achten, und er wird eher als die engliſche Politik verſtehen, was der wahre Vortheil Deutſchlands iſt. Ja es iſt nicht unmöglich, daß er den Vortheil Frankreichs und ſeinen eignen hoch genug faßt, um eine größere Geſchloſſenheit und Kräftigung der deutſchen Politik ohne innere Feindſeligkeit zu betrachten. Aber wohl gemerkt, ſolches Gewährenlaſſen hat eine deutſche Politik nur dann zu erwarten, wenn der Kaiſer die Perſonen und ihr Wollen im Herzen achtet. Sollte die Schwäche und Zerfahrenheit der deutſchen Regierungen ihm Eindrücke geben, welche die entgegengeſetzten von Hochachtung ſind, ſo iſt allerdings anzunehmen, daß er deutſche Rathloſigkeit ohne jede Rückſicht zum eigenen Vortheil ausbeuten wird.

So haben wir Deutſche, wie die Sachen bei uns liegen, zur Zeit noch durchaus keine Urſache, in dem Kaiſer Frankreichs einen Gegner unſerer Wünſche zu ſehen, und man kann ſagen, daß es jetzt noch von den Deutſchen ſelbſt, ihren Staatsmännern, ihrer Politik und vor allem von der Haltung der deutſchen Nation abhängt, wie Frankreich unter Napoleon III ſich zu der Zukunft Deutſchlands ſtellen wird. Deshalb ſind wir im Stande, wenn auch ohne Sympathien, doch nicht ohne Theilnahme auf die inneren Kämpfe zu blicken, welche dem Kaiſer ſeine eigenthümliche Stellung zur franzöſiſchen Nation bereitet.

Und deshalb iſt uns auch erlaubt, noch einer Gemüthsſtimmung Ausdruck zu geben, welche hier rückſichtsvoll in Form einer Frage erſcheint. Der Kaiſer iſt ein Mann von bedächtiger kluger Ueberlegung und einer ungewöhnlichen Willenskraft. Er hat, wie man ſagt, etwa einen Punkt ausgenommen, keine perſönliche Freude am Luxus, dem leeren Glanze, der

Ueppigkeit und dem ruchloſen Genußleben, welchem ſein Frankreich ſo ſehr verfallen iſt, ja er hat, wie erzählt wird, einige Anlagen zu einem guten Hausvater in bürgerlichem Sinne. Als er Herr von Frankreich wurde, hat er, wie einſt Auguſtus der Erbe Cäſars, ſich mit merkwürdiger innerer Freiheit und Entſchloſſenheit die Rolle vorgezeichnet, welche er für Frankreich und in Europa ſpielen wollte: Wie kommt es nun, daß er gerade die Rolle nicht für ſich gefunden hat, die den Franzoſen dauernd imponiren und eine beſſere Zukunft für Frankreich vorbereiten mußte? Die Rolle eines ſparſamen, ſittenſtrengen, planmäßig einſchreitenden Widerſachers gegen das freche und liederliche Treiben, das wüſte Börſenſpiel und den gemeinen Eigennutz des neuzeitlichen Paris? Man ſage nicht, daß dieſe Rolle an ſich unmöglich war. So weit man die Natur des Kaiſers aus der Ferne beurtheilen kann, war er perſönlich dazu mehr geeignet als zum Leitſtern eines glänzenden Hofes und einer verſchwenderiſchen Umgebung. Er repräſentirt ohne Freude an dem Flitterſtaat. Er hat kein inneres Verhältniß zu den Kunſtleiſtungen der Herren Ponſard und Vernet, und es iſt anzunehmen, daß die gelehrten Stilübungen der Akademiker ihn auch dann langweilen würden, wenn die Herren nicht zu der literariſchen Fronde gehörten. Man ſage auch nicht, daß er durch ſeine Verbindungen gezwungen war, ſeinen Anhängern die Bereicherung in den „Provinzen“ des modernen Kaiſerſtaates, den Actiengeſellſchaften und Fondbörſen, zu geſtatten. Wer verſtanden hat, ſich von St. Arnaud in ſo kaiſerlicher Weiſe zu befreien, der wäre auch mit andern zweideutigen Geſtalten, die ihm aus ſeiner Vergangenheit übrig geblieben ſind, fertig geworden. Seine wirkliche Stütze, das Heer Frankreichs, hätte einen Kriegsherrn, der im kaiſerlichen Purpur das ſtraffe und rauhe Leben des Soldaten theilt und wie der Soldat mit finſterm Blick auf die verſchwenderiſche Hetärenwirthſchaft der reich gewordenen Börſenſpieler hinblickt, feſt in ſein Herz geſchloſſen. Wahrſcheinlich hätte ſein Regiment in keinem Fall den gewaltſamen Urſprung verleugnen können, und es iſt ſehr fraglich, ob es ihm gelungen wäre, das Präfectenregiment entbehrlich zu machen und der Nation ſelbſt eine wirkliche Betheiligung am Staat zu gewähren. Aber es lag nach menſchlichem Ermeſſen in ſeiner Gewalt, dem Staat eine neue Grundlage zu geben und den beſten ſeiner Gegner ſo zu imponiren, wie einſt Cromwell ſeinen Engländern Bewunderung abgenöthigt hat. Die Finanzen Frankreichs mit eiſerner Hand in Ordnung bringen, dem leichtſinnigen, kleinlichen, ſinnlichen Egoismus eines Zeitalters ohne Ideal und Glauben den Ernſt einer tiefen feſtgeſchloſſenen Natur entgegenſetzen, für ſich ſelbſt nichts beanſpruchen als die Herrſchaft, mit ruhiger Kälte und Nichtachtung die Tageslaunen ſeiner Hauptſtadt überdauern, das, ſo ſcheint einem Deutſchen, war die Rolle, welche dem neuen Kaiſer einen Halt gegeben hätte, einen Halt, der es ziemlich gleichgiltig machte, in welchem arithmetiſchen Verhältniß ſeine Beliebtheit zu den ſtillen Wünſchen ſeiner Gegner ſtand. Wie kommt es doch, daß er dieſe Rolle nicht gefunden hat? Daß gerade unter ſeinem ſtraffen Regiment die Frechheit, Ruchloſigkeit und die rohe Genußſucht ſo furchtbare Fortſchritte machen, daß gerade ſeine Anhänger für die Hauptbeförderer ſolcher Richtung gelten, und daß zu ſeinem eignen bitteren Leidweſen das Kaiſerreich vielen Franzoſen verhaßt wird, nicht wegen ſeines Urſprungs, ſondern wegen der Gemeinheit ſolcher, welche ihm anhängen? Möge man eine ſolche Frage nicht mit der kurzen Antwort abfertigen, welche nahe liegt. Der Kaiſer hat durch ſechs Jahre dem ungläubigen Europa bewieſen, daß er kein gewöhnlicher Menſch iſt, ſein egoiſtiſches Wollen war nicht nur ſtets durch Klugheit geregelt, ſondern mehr als einmal auch durch weiſes und großartiges Handeln geadelt. Er hat zum wenigſten das verdient, ohne Leidenſchaft beurtheilt zu werden. Auch Cromwell regierte durch Polizeiwirthſchaft und Gewalt, auch ihn hob eine ungeheure That zur Herrſchaft, auch er behauptete ſich gegen den

Willen der Einſichtsvollen und Tüchtigen ſeines Volkes durch ſein Heer und durch ſeine Spione, und doch ſtarb mit ihm einer der größten Regenten Englands. Auch Frankreich ſtand ſeit dem erſten Napoleon nicht ſo geachtet und einflußreich unter den Mächten Europas als jetzt; ſein Heer, ſeine Flotte, die auswärtige Politik ſeines Kaiſers müſſen auch den mißvergnügten Franzoſen mit Stolz erfüllen, in dem größten Kriege, in den ſchwierigſten Verwicklungen hat ſich bewährt, daß dieſe Machtentwickelung Frankreichs nicht die zufällige Folge günſtiger Zeitumſtände, ſondern daß ihre letzte Grundlage das ſtaatsmänniſche Urtheil des Kaiſers iſt. — Auch ſonſt wird man in dem perſönlichen Charakter manche überraſchende Aehnlichkeit zwiſchen dem großen Schwärmer des 17. und dem kühnen Fataliſten des 19. Jahrhunderts finden. Beide begannen als Intriganten, und doch war ihre auswärtige Politik, ſeit ſie regierten, ſtolz und mannhaft; beide begannen als egoiſtiſche Schwärmer und beiden wurde das Schickſal, ihren Idealismus zu überleben. Aber freilich iſt ein entſcheidender Gegenſatz zwiſchen dem Sachſen und dem Romanen; der Eine war, ſo groß und frei er über ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, doch nur ein Geſchöpf Englands, den Blut, Thränen und heiße Gebete von hunderttauſend frommen Seelen im reinſten Glauben und feuriger Begeiſterung zur Höhe hoben; der Andere kam, den Hut in der Hand, in verworrener Zeit nach Paris, den Franzoſen ein Fremder, er ſtellte allen Parteien, welche Frankreich zerriſſen, ſich ſelbſt und ſeine Familie gegenüber, und er wurde Herrſcher, weil Frankreich bankerott geworden war an politiſchem Glauben und an Begeiſterung. Der alte Engländer war doch nichts als ein großer Mann aus ſeinem fanatiſchen Volke, wie Andere auch, in der Hauptſache dachte und fühlte er nur wie Millionen Landsleute um ihn, war er es nicht, ſo war's vielmehr ein Anderer, er war im Grunde nur ein Gewächs, wie durch eine Naturnothwendigkeit aufgeſchoſſen, — er hatte es leicht, groß zu werden. Napoleon dagegen iſt Herr geworden durch ſeinen eigenen freien Willen, hätte er den Einfall nicht gehabt, Kaiſer von Frankreich zu werden, ſo hätte Frankreich keinen Kaiſer erhalten, es iſt ſeine Willkür, daß er Frankreich regiert. Und dieſe Selbſtherrlichkeit, dieſe Freiheit von den gewöhnlichen ſittlichen Vorausſetzungen irdiſcher Thätigkeit, ſie iſt die größte Unfreiheit, welche die Handlungen des Kaiſers beſchränkt.

Napoleon III und die italieniſche Frage.

(Grenzboten 1859, Nr. 23.)

Charakter und Politik des Mannes, welcher ſeit zehn Jahren mehr als jeder andere Erdgeborene die Geſchicke der gebildeten Welt aufregt, ſind zuweilen in dieſem Blatt beſprochen worden. Es ſei erlaubt, jetzt, wo die öffentliche Meinung Deutſchlands heftig gegen ſein Weſen aufwallt, an früher Geſagtes anzuknüpfen und über ihn mit der Unbefangenheit zu reden, welche ſicherer dazu hilft, den Gegner und das eigene Intereſſe zu verſtehen, als leidenſchaftliche Ausbrüche. Es wird keine Indiscretion ſein, ſeine Perſönlichkeit, ſo weit ſie aus der Ferne verſtändlich iſt, offener darzuſtellen, als man ſonſt vor lebenden Herrſchern thut: er ſelbſt hat ein Recht dazu gegeben, denn er liebt es, ſich ſelbſt, ſeine eigne Einſicht und ſein Urtheil vor der Oeffentlichkeit zu zeigen.

Der Kaiſer, von nicht unbedeutender, obgleich einſeitiger Bildung, nicht reich an Geiſt und fruchtbaren Gedanken, aber begabt mit einer ſtarken Doſis geſunden Menſchenverſtandes, langſam in ſeinen geiſtigen Operationen, zögernd und vorſichtig vor dem Entſchluß, aber von allem, was er ſich zurecht gelegt, ſehr erfüllt, zäh und beharrlich, von ſchwerflüſſigem Metall, ein verſchloſſener Grübler, indolent und doch ein ſcharfer Beobachter, leicht gereizt, ſchwer verſöhnt, leidet an dem Uebelſtand, welchen der glückliche Emporkömmling ſchwer überwindet, an großer Empfindlichkeit gegenüber den älteren Häuſern. Lange bekämpft, bricht eine verletzte Empfindung hervor und beſtimmt im entſcheidenden Augenblick ſeine Handlungen. Der langathmigen ſichern Selbſtſucht der legitimen Dynaſtien ſteht dann plötzlich der wilde Egoismus des Abenteurers gegenüber, der loyalen Rechtgläubigkeit von Gottes Gnaden ein trotziger Fatalismus, und dem ſicheren Gange altüberlieferter Politik das unruhige Fordern einer oppoſitionellen Begehrlichkeit. Als Sohn eines Geſchlechtes, welches durch die Revolution groß geworden war, in Zeiten, wo die Macht der Waffen jede alte Autorität zerſtört hatte, wo Verträge und Eidſchwüre zu einem Spiel der Starken entwürdigt waren, hat er die Unruhe und Gewaltſamkeit ſeines Hauſes geerbt, und ſeine Achtung vor geſchriebenem Recht und beſtehenden Verträgen iſt nicht größer als die eines Ausgeſtoßenen, der im trotzigen Einzelkampfe gegen die bürgerliche Geſellſchaft untergeht. Und wie er gleich ſeinem Oheim Verträge, Staatsreden und öffentliche Kundgebungen nur als Mittel betrachtet, um vorübergehende Wirkungen zu erreichen, als papierne Feſſeln, die er wegwirft, wenn ſie ihm nicht mehr nützen, ſo iſt er auch geneigt, bei Fremden dieſelbe Geſinnung vorauszuſetzen, und überall Verbindungen gegen Frankreich, Gefahren für ſich ſelbſt und ſein Haus zu erblicken.

Als er nach einem langen Intriguenkampf mit unfähigen Gegnern durch Blut und einen Gewaltact zum Herrn Frankreichs, und in der politiſchen Rathloſigkeit des franzöſiſchen Volkes zum Kaiſer erwählt wurde, da war ſein höchſtes Beſtreben, ſich unter den alten Mächten Europas durch Mäßigung und mannhafte Haltung eine geachtete Stellung zu erwerben. Trotz der furchtbaren Bundesgenoſſen, welche er zu Helfern ſeiner Herrſchaft heraufbeſchworen hatte, der Willkür, Gewaltſamkeit, frechen Selbſtſucht, wußte er in dem Rath der europäiſchen Mächte eine achtungsvolle Stellung einzunehmen.

Der Kaiſer von Rußland mußte unklugen Stolz mit dem Verluſt des ganzen Heeres büßen, mit Zerſtörung ſeiner Lieblingsfeſtung und halben Flotte, mit Abdrängung von den Donaumündungen; das freundſchaftliche Entgegenkommen des engliſchen Königshauſes wurde der Kitt eines auffallenden Bündniſſes; während des Krimkrieges hatte der Kaiſer Gelegenheit, ſich klug, entſchloſſen und zuverläſſig zu erweiſen. Er trat aus dem Kampfe mit erhöhtem Anſehen als ein mächtiger Kriegsfürſt, ein erprobter Staatsmann. Es iſt nicht unnütz, jetzt daran zu erinnern, daß ein Mann ſolche Erfolge nicht nur durch Schlauheit, Ränke und rückſichtsloſe Anwendung gewaltiger Mittel erreicht. Es war allerdings noch Einiges in dem Weſen des Kaiſers, was Achtung, ja menſchliche Theilnahme auch von dem Gegner erzwang. In der ungeſunden Atmoſphäre, aus welcher er herausgewachſen war, als anſpruchsvoller Prätendent, Verbannter, Staatsgefangener, bei aller Rohheit ſeines Fatalismus beſaß er eine Eigenthümlichkeit, der wir Deutſche im Privatleben nur zu Vieles zu verzeihen geneigt ſind, das lebhafte Bedürfniß, Liebe und Vertrauen einzuflößen und ſich an der Zuneigung Anderer zu erfreuen. Dieſe Gemüthlichkeit iſt ſo ſehr ein Grundzug ſeines Weſens, daß ſie überall in ſeiner Politik ſichtbar wird. Und dieſe Eigenſchaft bringt in ſeine Handlungen und Entſchlüſſe einen eigenthümlichen Dualismus. Zugleich verſchlagen, und doch im Verkehr von nicht abzuleugnender Geradheit, hat er die Franzoſen durch eine ganze Windroſe von politiſchen Phraſen geleitet, und derſelbe Mann hat, wie Lord Malmesbury ohne Ironie zu ſagen berechtigt war, ſein dem Einzelnen gegebenes Wort mit punkticiöſer Gewiſſenhaftigkeit gehalten.

Der Kaiſer iſt bei ſolchem Weſen allerdings im Stande, ein zuverläſſiger Verbündeter zu ſein, der für ſeine Alliirten Opfer bringt, der aber zugleich anſpruchsvoll eine gewiſſe herzliche Hingabe und Gegendienſte verlangt, wie ſie in der Politik auf die Länge ſelten möglich ſind. Es war ſeine Freude und ſein Stolz, mit der engliſchen Königsfamilie und den Staatsmännern der Whigs gut zu ſtehen; es waren vielleicht die glücklichſten Tage ſeines Lebens, als er an der Seite der Königin durch die Straßen von London fuhr, und des Abends in ſeinem Cabinet im Cigarrenrauch ſeine Ideen ausſprechen konnte: dann war er, der Schweigſame, geſprächig und mittheilend, und von der Offenheit, welche träumeriſche Naturen, die viel mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſind, in ſolchen Augenblicken faſt rückſichtslos zeigen. Die Maienzeit dieſes Verhältniſſes währte nicht lange; das engliſche Volk hatte keine Empfindung für die gemüthlichen Bedürfniſſe des Kaiſers. Tief kränkte ihn die Kälte, mit welcher Parlament und Nation ſeine nicht ungerechtfertigten Forderungen nach dem Orſini'ſchen Attentat abwieſen; nicht weniger, daß ſchon die Whigs ihn gegen früheres Abkommen in der Donaufürſtenthümerfrage im Stich gelaſſen. In beiden Fällen war ihm der engliſche Widerſtand ein herztreffender Schlag. Und der Tag von Cherbourg war ſeine Antwort. Jetzt hat er ſich in demſelben Sinne dem Hauſe Savoyen genähert und ſicher iſt es ein Irrthum, wenn man in dieſem Bündniß nichts als die kalte Berechnung ſieht, wie ſie ſeinem Oheim in der zweiten Hälfte des politiſchen Lebens natürlich war. Was Kaiſer Napoleon in Italien für ſich beanſpruchen wird, das hängt vorzugsweiſe von dem perſönlichen Antheil ab, den er an den Charakteren des Königshauſes Savoyen nehmen mag. Gelingt es dem König, aus den unvermeidlichen Reibungen und Zuſammenſtößen der Intereſſen ein perſönliches Freundſchaftsverhältniß zum Kaiſer zu retten, ſo werden wir bei einem für Frankreich günſtigen Ausfall des Krieges eine verhältnißmäßige Uneigennützigkeit des Kaiſers erleben, die immerhin ſo groß iſt, als ſie irgend eine der alten Regierungen Europas beweiſen würde. Wird ſein Bedürfniß nach vertrauender Zuneigung nicht befriedigt, dann wird er ohne jede Rückſicht den Löwenantheil für ſich fordern und über das Haus Savoyen hinwegzuſchreiten ſuchen, wie ſein Oheim.

Dies Geſagte möchte deutlich machen, wie die Politik des Kaiſers zu verfahren pflegt. Still in ſich geſchloſſen, brütet ſeine Empfindung lange über einem Project, einer politiſchen Conjunctur. Sorgfältig richtet er ſich Pläne zu und legt ſie ſtill zurück, zuletzt entſcheiden gemüthliche Stimmungen, perſönliche Neigung und Abneigung. Dann kommt er plötzlich auf Ideen zurück, welche ſeine Umgebung für lange beſeitigt und abgethan hielt. In dem orientaliſchen Krieg nun hat ſich bei ihm die Idee entwickelt, daß er berufen ſei, Ordner und Verbeſſerer aller unklaren und unhaltbaren Verhältniſſe in Europa zu werden, und die bekannte Neigung, dergleichen heikle Fragen vor ein Austrägalgericht der Großmächte zu bringen, bei welchem er als Herr Frankreichs und bei dem Vorzug eines feſten Wollens die erſte Stimme für ſich in Anſpruch nimmt. Daß ſolche gemüthliche und perſönliche Politik ihre großen Bedenken hat, iſt klar, daß ſie die Ruhe Europas fortwährend bedrohen muß, läßt ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſchließen. Sämmtliche Großmächte haben dringende Urſache, ſich dagegen zu verwahren, daß der Kaiſer, ſobald ihm das Verhältniß eines europäiſchen Staates zum andern nicht gefällt, ſofort diplomatiſche Verhandlungen darüber eröffnet, zuletzt eine Friedens- und Kriegsfrage daraus herleitet.

Aber zu der Unruhe und Unſicherheit, welche in die Politik der europäiſchen Staaten durch ſeine Perſon gekommen iſt, treten noch andere Bedenken. Es iſt dem Kaiſer nicht gelungen, in Frankreich einen ſichern Rechtszuſtand herzuſtellen. Ob dies bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs auch dem beſten Manne und dem reinſten Willen vollſtändig gelungen wäre, darf man bezweifeln. Nicht weil die politiſchen Männer Frankreichs an ſich ſchlechter waren, als irgendwo anders, ſondern weil das ſchöne Land und ein begabtes Volk noch mitten in den Kriſen einer großen Revolution liegen, weil alle Regierungen von den Bourbons an mit dem Makel eines unſichern Prätendententhums behaftet waren, weil alle geiſtige und politiſche Selbſtändigkeit des Landes in der Tyrannei einer großen Stadt untergegangen iſt. Ein Staat, in welchem jeder Flurſchütz eines Dorfes von Paris aus angeſtellt werden muß, jede kleine Brücke des entfernteſten Departements durch ein Decret der höchſten Adminiſtrativbehörden ausgebeſſert wird, wo der kecke und grundſatzloſe Journaliſt der Hauptſtadt eine hundertfach höhere Bedeutung hat, als der tüchtigſte Charakter in Elſaß oder Lothringen, ein ſolches Volk iſt noch weit entfernt von politiſcher Mündigkeit und wird durch eine Menge peinlicher Erſcheinungen, durch freche Sittenloſigkeit, Liebedienerei, Beſtechlichkeit, Raubſucht der Mächtigen, und auf der andern Seite durch geheime Verſchwörungen und phantaſtiſche ſociale Syſteme der Begehrenden noch lange aufgeregt werden und den Frieden Europas ſtören. Es iſt ungerecht, den Kaiſer allein dafür verantwortlich zu machen. Man denke an die letzten Regierungsjahre Louis Philipps, an die damaligen Kammerintriguen, an die Proceſſe Teſte, Praslin und die lauten Klagen über Corruption, man denke an die Zuſtände des Jahres 1850, die Unſicherheit des Verkehrs, die Furcht der Beſitzenden, die wilden Pläne der Socialiſten, und wie damals derſelbe Napoleon, den jetzt die öffentliche Meinung ſo laut verurtheilt, von einer großen Partei mit zu wenig Selbſtgefühl als Retter Europas begrüßt wurde. Freilich wer ſich in ſolcher Weiſe zum Herrn der Geſchicke eines Volkes gemacht hat, wie der Kaiſer, der iſt von der Mitwelt ſeit je auch für ſolche Uebel verantwortlich gemacht worden, die er nicht ſelbſt hervorgerufen hat. Und vieles Schwere bleibt übrig, was dem Kaiſer und ſeinem Syſtem zur Laſt fällt. Es iſt wahr, er hat Frankreich nach außen die Macht wiedergegeben, welche zur Zeit Richelieu's, Ludwigs XIV und Napoleons I Europa in Schrecken ſetzte, nie war Heer und Flotte ſo kriegstüchtig und gefahrdrohend; auch der Wohlſtand Frankreichs wächſt in ſtarkem Verhältniß, ſelbſt die großen Handelskriſen der letzten Jahre ſind dort verhältnißmäßig leicht überſtanden worden, aber die Verſöhnung mit dem ſittlichen Gefühl ſeines Volkes hat er nicht gefunden; er vermag die Maſſe zu blenden, wer Charakter und freie Bildung beſitzt, ſteht in Oppoſition gegen ſein Syſtem. Und dies Syſtem, was iſt es in ſeinem letzten Grunde? Eine engherzige polizeiliche Tyrannei, die mit der Willkür des Schlechten auch die Ueberzeugungen des Guten gewaltthätig unterdrückt, und in ſchneidendem Contraſt gegen die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts und die ſittlichen Forderungen des modernen Staates ſteht. Und dieſem Despotismus fehlt nach innen jede Größe, er iſt kleinlich, heuchleriſch, oft beſchränkt und barbariſch, und was das Traurigſte iſt, jedes Hochſinns und alles Idealismus bar, eine nackte Familienſelbſtſucht ohne Pietät und ohne Achtung vor dem Leben der Nation.

Der Kaiſer trat aus dem orientaliſchen Kriege mit der lebhaften Empfindung des Gegenſatzes zu Oeſtreich. Allerdings hatte das Verhalten dieſer Regierung den Weſtmächten Urſache zu Unzufriedenheit gegeben und der diplomatiſche Sieg, den Oeſtreich ohne Waffen erfochten, war, wie andere Erfolge dieſes Staates ſeit dem Jahr 1850, das Reſultat einer kurzſichtigen Politik geweſen. Durch vorſichtiges, zurückhaltendes Diplomatiſiren, welches nicht frei von Doppelzüngigkeit war, hatte Oeſtreich ſich alle Parteien entfremdet. Daß es ſich von der weſtlichen Allianz zurückzog, nachdem ſeine italieniſchen Beſitzungen von Preußen auf drei Jahre garantirt waren, und daß es doch bei den Friedensverhandlungen in der Donau- und Rumänenfrage alle Anſprüche eines Siegers erhob, des Siegers, dem die blutigen Erfolge der beiden Alliirten vorzugsweiſe zu Gute kommen mußten, das empörte den Kaiſer in innerſter Seele. Möglich, daß auch ſein perſönlicher Stolz noch anderweitig verletzt worden iſt. Genug, während er ſich Rußland näherte, führte er gegen Oeſtreich einen jahrelangen ſtillen Kampf: in der Rumänenfrage, deren Tragweite weit über die Grenzen der Fürſtenthümer hinausgeht; dann bei den

Serben und Montenegrinern, wo ſeine Agenten Alles thaten, den öſtreichiſchen Einfluß zu vernichten. Durch ſolche ſtille Operationen ſuchte er nebenbei mit der ihm eigenen Zähigkeit die Löſung der türkiſchen Frage in ſeinem Sinn vorzubereiten. Es iſt möglich, daß dieſe Intriguen vorläufig keine ernſteren Folgen gehabt hätten, als die öſtreichiſche Regierung zu beunruhigen und in der orientaliſchen Frage auf die Defenſive zurückzuwerfen, aus der ſie auf kurze Zeit herausgetreten war.

Aber das Geſchick hatte den Kaiſer Napoleon mit einem Schlage heimgeſucht, der in ſeinem Weſen und ſeinen Plänen gewaltige Erſchütterungen hervorbringen ſollte. Das Attentat des Orſini traf ihn im Innerſten; nicht ſowohl die Todesgefahr, in welche er und die Kaiſerin geriethen, als die Erwägungen, welche ſich für ihn daran knüpften, und die Erfahrungen, welche er dabei in der Stille über die Stimmung Frankreichs und die Zuverläſſigkeit ſeiner Werkzeuge einſammelte. Der Brief, den Orſini aus ſeinem Gefängniß ſchrieb — und wir glauben allerdings, daß er ihn geſchrieben hat — machte in Deutſchland einen kläglichen Eindruck. Zuerſt jemanden meucheln wollen, weil er des Mörders Vaterland in Knechtſchaft hält und darauf denſelben Mann auffordern, daſſelbe Vaterland hochherzig zu befreien, ſolches Verfahren erſcheint uns Deutſchen durchaus unlogiſch und fratzenhaft. Aber zu dem Widerwillen, mit welchem der Kaiſer ohne Zweifel die Zuſchrift ſeines Mörders las, kam ein anderes Gefühl, eine heimlich nagende Sorge. Er hatte bis zu dieſem Tage als glücklicher Fataliſt ſich ſeines aufſteigenden Geſtirns erfreut und es iſt wahrſcheinlich, daß er in vielen Stunden in gutem Glauben an ſeinen welthiſtoriſchen Beruf gehandelt hat. Die Feuerkugel, welche jetzt plötzlich auf ſeiner Bahn zerſprang, ſtörte alle ſeine Aſpecten. Alles um ihn herum locker, unhaltbar, blindem Ungefähr unterworfen. Was war der Glaube des Menſchen an große Beſtimmung? Auch Orſini war ein Fanatiker geweſen und hatte im Glauben gehandelt, wie der

Kaiſer ſelbſt. Sehr verkehrt war die Anſicht der Verſchwörer, daß der Kaiſer an dem Unglück Italiens Schuld trage, im Gegentheil, war es nicht Politik ſeines Hauſes, die Italiener an ſich zu feſſeln? und er hatte, nur um andere Mächte zu ſchonen, bis dahin die lockende Frage ruhen laſſen. Wer aber trug die Schuld, daß in Italien ſo Vieles unhaltbar und faul war, und daß die italieniſchen Meuchelmörder von London aus gegen den Herrn Frankreichs ſich verſchworen? Oeſtreich allein trug die Schuld, Oeſtreichs pedantiſche Tyrannei laſtete mit eiſerner Hand auf Italien und verhinderte jeden Uebergang zum modernen Staatsleben. So ungefähr war der Ideengang des Kaiſers, jeder einzelne Satz deſſelben läßt ſich aus officiellen Aeußerungen und ſeinen Handlungen belegen; und die Folge ſolches Grübelns war ein verſtärkter Haß gegen Oeſtreich und ein durchaus ernſthafter — man verzeihe die Wiederholung des Wortes — gemüthlicher Haß gegen das öſtreichiſche reactionäre Syſtem in Italien.

Zu ſolcher Stimmung trat eine geheime Sehnſucht des Kaiſers. Er hat ſich viel mit der Theorie des Krieges und ſeiner Zerſtörungswerkzeuge beſchäftigt und beſitzt vielleicht den Ehrgeiz, auch als Feldherr Erfolge zu erreichen. Schon im Krimkrieg wurde er mit Mühe davon abgehalten, ſelbſt nach dem entfernten Kriegstheater abzugehen. Von den Schlachtfeldern Italiens aber war der Stern ſeines Hauſes aufgegangen.

Man darf annehmen, daß alle dieſe Erwägungen in ſeiner Seele beieinander lagen, als die Zeit herankam, wo ihm Frankreich unverkennbar Symptome von Mißbehagen zu erkennen gab, wo wünſchenswerth wurde, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf eine europäiſche Verwickelung zu richten, deren Löſung ihm neue Erfolge verſprach.

So war der Kaiſer beim Beginn des Jahres 1859 allerdings in der Stimmung, die italieniſche Frage zu einer ernſten Verwickelung mit Oeſtreich zu benutzen, aber ebenſo ſicher iſt, daß er noch keineswegs entſchloſſen war, einen Krieg herbeizuführen.

Er mag gern bei der Möglichkeit eines Waffenkampfes verweilt haben, aber es lag auf der Hand, daß für ihn der ſicherſte Erfolg ohne Waffenentſcheidung zu erreichen war. Die öſtreichiſche Regierung hatte ſich durch anſpruchsvolle Begehrlichkeit nach allen Seiten iſolirt; die Zuſtände, welche unter Oeſtreichs Führung nicht in der Lombardei, aber in dem übrigen Italien aufrecht erhalten wurden, der feindſelige Druck, welcher gegen Sardinien verſucht ward, die allmähliche Mediatiſirung der kleinen Fürſtenthümer, die Agonie des Kirchenſtaates, das mittelalterliche Unweſen in Neapel, das waren in der That ſehr unerfreuliche und den Großmächten Europas unwillkommene Zuſtände. Rußland war von dem Kaiſer der Franzoſen gewonnen, England konnte bei vorſichtiger Behandlung ſchwerlich ſeine moraliſche Mitwirkung verſagen. Preußen war ſeit acht Jahren von Oeſtreich fortwährend durch kleine Demüthigungen gereizt worden, Bronzell und Olmütz, jener Morgen, wo preußiſche Pioniere öſtreichiſchen Truppen die Brücke zum Marſch nach den Herzogthümern ſchlagen mußten, unabläſſige ſchwache Ränke am Bundestag, planmäßige Angriffe auf den Zollverein, die heimliche Auflehnung Oeſtreichs gegen den Durchmarſch preußiſcher Truppen durch deutſches Bundesgebiet, als Preußen in Neuenburg ſeine kleine Lombardei vertheidigen wollte, alle die zahlreichen verdeckten Beleidigungen bis zu der Raſtadter Beſatzungsfrage, das ließ den Kaiſer Napoleon hoffen, auch Preußen werde gegen Oeſtreich zu gewinnen ſein. Es iſt wahrſcheinlich, daß er durch ſeine Agenten und etwa durch die antiöſtreichiſche Geſinnung eines einzelnen preußiſchen Unterhändlers getäuſcht, ſogar eine kriegeriſche Mitwirkung deſſelben erwartet hat. Nur als Gerücht kann erwähnt werden, daß er von dieſer Meinung aus der preußiſchen Regierung beſtimmt bezeichnete Gebietsvergrößerungen in Ausſicht geſtellt habe, und daß ſeine Anträge in Preußen mit ruhiger Kälte abgewieſen ſeien.

Die feſte Zurückhaltung Preußens mußte dazu beitragen, ſeine kriegeriſchen Gedanken in den Hintergrund zu drängen.

In der That war ihm ein großer diplomatiſcher Sieg gewiß, wenn es ihm gelang, einen Congreß zu Stande zu bringen, und ebenſo hatte Oeſtreich eine offene Niederlage bereits an dem Tage erfahren, wo ein ſolcher Congreß zuſammentrat. Kaiſer Napoleon hütete ſich wohl, mehr zu fordern, als ihm die übrigen europäiſchen Großmächte bewilligen konnten. Seine Forderungen, die er von England formuliren ließ, liefen auf Reviſion der Sonderverträge hinaus, durch welche Oeſtreich die indirecte Herrſchaft über Italien ſtillſchweigend erworben hatte, und auf Berathungen über die Mittel, durch welche Italiens politiſche Lage gebeſſert werden könne; der Beiſtimmung Rußlands ſicher, hatte er in den Vorverhandlungen darüber ebenſo die vorläufige Beiſtimmung Englands und Preußens gewonnen. So zog er das Netz über Oeſtreich zuſammen. Für ihn war der Erfolg: eine intereſſante politiſche Action für die Franzoſen, er ſelbſt Beſchirmer der Italiener, gerächt an Oeſtreich, wenn das Wiener Cabinet ſich der Mehrheit des Congreſſes fügte, und mit der Ausſicht auf einen vortheilhaften Kampf, wenn Oeſtreich gegen die feierlichen Erklärungen und Beſchlüſſe Europas ſeine Politik in Italien behaupten wollte. So günſtig ſtand für ihn das Spiel, als das ſchnelle Vorgehen Oeſtreichs die diplomatiſchen Gefahren, von denen dieſer Staat umringt war, auf einige Zeit beſeitigte und die nicht weniger drohenden des Waffenkampfes heraufbeſchwor. Das Ultimatum Oeſtreichs überraſchte den Kaiſer; ſein Heer war keineswegs ſchlagfertig, die Rüſtungen waren bis in die letzten Wochen laut von ſeinen Journaliſten ausgerufen worden, ein Zeichen, daß es ihm dabei vorzugsweiſe darauf angekommen war, durch den Ernſt ſeiner Forderung einen Druck auf das übrige Europa auszuüben und den Congreß zu Stande zu bringen.

Es iſt demnach nicht ganz genau, wenn man den Kaiſer von Frankreich beſchuldigt, den Krieg gewollt zu haben. Er wollte eine Demüthigung Oeſtreichs, nöthigenfalls nach einer diplomatiſchen eine Niederlage dieſes Staates auf dem Schlachtfeld, aber dann in ſeiner Lieblingsrolle als Führer einer europäiſchen Coalition; den Kampf ſo, wie er jetzt entbrannt iſt, hat er ſicher nicht gewünſcht; ihn hat allerdings der ſchnelle Schritt des Kaiſers von Oeſtreich entzündet, deſſen fürſtliches Selbſtgefühl ſich gegen all das langweilige Verhandeln, die guten Rathſchläge und das Drängen eines abenteuerlichen Emporkömmlings ritterlich empörte.

Es war ein tapferer Entſchluß, wenn derjenige tapfer genannt werden darf, der, eine große Gefahr zu vermeiden, die größere auf ſein Haupt beſchwört, aber ob es weiſe gehandelt war, darf ſehr bezweifelt werden. Denn es iſt ein Irrthum, zu glauben, daß nur der Kampf auf dem Schlachtfeld die höchſte und letzte Inſtanz ſei, um in Europa internationale Fragen zu entſcheiden. Bei politiſchen Fragen von europäiſchem Intereſſe entſcheidet in letzter Inſtanz ebenſo ſehr die Intelligenz, das Gefühl für Billigkeit und die Erkenntniß des Zweckmäßigen, d. h. die allgemeine Einſicht, welche in den Nationen lebt und durch die Cabinete der geſammten Culturſtaaten geltend gemacht wird. Wie ſehr die Intereſſen der einzelnen Staaten ſich kreuzen und auf Zeiten das Urtheil der Cabinete von dem Verſtändigen ableiten mögen, der logiſche Zwang der Verhältniſſe macht ſich immer wieder geltend, um ſo ſtärker, je weiter Bildung, Wohlſtand, Sittlichkeit in Europa fortſchreiten. Bei jedem Friedensſchluß muß es das ernſte Beſtreben der berathenden Regierungen ſein, innerlich Dauerhaftes und Verſtändiges zu ſchaffen, damit der Frieden dauerhaft und jedem einzelnen Staat zum Heil werde. Immer wird das Reſultat dieſer diplomatiſchen Verſuche, das Gute d. h. Nützliche zu begründen, mangelhaft ſein, weil jedes Reſultat nur durch einen Compromiß entgegengeſetzter Intereſſen gewonnen werden kann, aber es wird hoffentlich nie einer gewiſſen Intelligenz und relativen Möglichkeit der Dauer entbehren. Nun aber ſteht die italieniſche Frage für ſich betrachtet ſo, daß die ſtille Meinung der Nationen und Cabinete den Oeſtreichern innerlich nicht Recht gibt. Dieſe ſtanden hier gegen ganz Europa ſeit einigen Jahrzehnten auf der Defenſive. Zwar iſt es den meiſten Völkern und Regierungen Europas offenbar quer und ungelegen, daß Frankreich dieſe heikle Frage zur brennenden gemacht hat, und uns Deutſchen iſt dieſer plötzliche Sturm aus mehren Gründen beſonders widerwärtig, aber die Frage iſt einmal aufgeregt und es wird für die Diplomatie unvermeidlich, ſie in die Hand zu nehmen und eine Löſung zu verſuchen. Und von ſolchem Verſuch, wie unvollkommen er auch zunächſt ausfallen möge, hat Oeſtreich nicht viel Günſtiges zu hoffen. Ja es hat ſich und ſeinen Freunden die Lage recht ſchwer gemacht. Vor ſeinem plötzlichen Einmarſch in Piemont hütete ſich Napoleon III ſehr, die Verträge von 1815 anzufechten, er verſicherte ausdrücklich, daß die Lombardei und Venedig den Oeſtreichern gewährleiſtet bleiben ſollten. In ſeinem Kriegsmanifeſt hat er von dem Recht des Kriegführenden Gebrauch gemacht und die Freiheit Italiens bis zur Adria begehrt. Jetzt iſt Oeſtreich in der unbequemen Lage, mit Anſpannung aller ſeiner Kräfte das vertheidigen zu müſſen, was vorher wenigſtens unmittelbar nicht angegriffen war. Sollten die Franzoſen ſiegen, ſo werden die Freunde Oeſtreichs die größten Anſtrengungen machen müſſen, um dieſem zu erhalten, was es vor ſeiner Kriegserklärung unzweifelhaft beſaß. ſiegt aber Oeſtreich, was hofft es in Italien zu gewinnen? Man kann mit ziemlicher Sicherheit vorausſagen, daß neue Eroberungen der Oeſtreicher in Italien von allen maßgebenden Cabineten Europas, von Feinden, Neutralen, ſogar von ſeinen Verbündeten, als eine weſentliche Störung des europäiſchen Gleichgewichts betrachtet werden müßten, im Fall dieſe Vergrößerungen beträchtlich ſein ſollten, während kleine Gebietserweiterungen deſſelben Staates ebenſo nach allgemeiner Ueberzeugung nur dazu beitragen müßten, die italieniſche Verwickelung zu vergrößern und neue Störungen des europäiſchen Friedens zu erzeugen. Offenbar kann alſo

Oeſtreich durch den Krieg wenig gewinnen, während es ſich Vieles in Frage geſtellt hat. Allerdings hätte es ſich, wenn ſeine Regierung vorſichtig die letzte Herausforderung vermied, zu einigen Zugeſtändniſſen in Italien verſtehen müſſen, aber die vermittelnden Mächte hätten in ſtarkem Mißtrauen gegen die Beweggründe des Kaiſers von Frankreich dafür geſorgt, daß dieſe Zugeſtändniſſe auf das möglichſt geringe Maß zurückgeführt worden wären, denn damals galt es für ſie vorzugsweiſe, beſtehende Rechte zu ſchützen. Jetzt, wo Oeſtreich ſelbſt das Würfelſpiel des Krieges begonnen hat, tritt bei einem Friedensſchluß die Nothwendigkeit ein, die geſammte italieniſche Frage zu ordnen. Und deshalb bedarf Oeſtreich jetzt großer militäriſchen Erfolge, um nur feſtzuhalten, was vor ſeinem Losbruch gar nicht beſtritten war, und ſein plötzlicher militäriſcher Angriff auf Piemont war, ſo ſcheint uns, eine große diplomatiſche Niederlage. Selbſt wenn das Letzte geſchieht, was Oeſtreich wünſcht, wenn Preußen mit dem deutſchen Bund über den Rhein zieht, den Kaiſer demüthigt, entthront, zum dritten Male in Paris einrückt, ſelbſt in einem ſolchen Fall würde für Oeſtreich der Gewinn in Italien und anderswo nicht groß ſein.

Preußen aber hatte vollkommen Recht, daß es im Intereſſe Deutſchlands ſowohl, als in ſeiner Vermittlerrolle dieſen Schritt ſeines Verbündeten als eine gefährliche und folgenſchwere Maßregel und einen politiſchen Fehler beurtheilte.

Preußens Aufgabe iſt jetzt, als Führer Deutſchlands zu bewirken, daß Oeſtreichs nachtheilige Operation ſo viel als möglich gut gemacht werde, und zu verhindern, daß nicht Frankreich alle die Vortheile für ſich ernte, welche ihm die politiſche Lage darbietet.

Die Zukunft Preußens.

(Grenzboten 1859, Nr. 34.)

Die Berichte der Aerzte über die Krankheit des Königs haben im Lande die ernſte Stimmung hervorgerufen, welche in Preußen auf allen Kreiſen der Bevölkerung liegt, wenn das Schickſal ſeine dunkle Hand gegen das Haupt des Landesherrn erhebt. Denn im Staat der Hohenzollern hat das Verhältniß zwiſchen Fürſten und Volk viel Perſönliches und Patriarchales in Liebe und Widerſpruch. Faſt in allen Landſchaften lebt die Empfindung, daß ſie kaum ein politiſches Daſein hatten, bevor die kriegeriſchen Herren der Mark ſie zu Theilen Preußens machten, und die Regenten fühlen ſich ihrem Volk durch eine lange Reihe von Siegen, Leidenstagen und durch das edle Gefühl verbunden, daß ſie ſelbſt groß wurden, weil ſie ihren Bürgern das Gefühl von Größe, Kraft, Opferfreudigkeit, ein ſtaatliches Bewußtſein gaben. Durch achtzehn verhängnißvolle Jahre hat der Fürſt, deſſen Leben in dieſen Tagen bedroht war, die Krone getragen, welche ſich der erſte Friedrich auf das Haupt ſetzte, und dieſe achtzehn Jahre werden ſicher einſt in der Geſchichte Preußens zu den folgenreichſten zählen. Daß der Staat durch Friedrich Wilhelm IV, wenn auch nicht ohne Verwirrung und innern Zwieſpalt eine Verfaſſung und mit ihr die Bürgſchaft geſunder Entwickelung erhielt, das wird ſein Volk nie vergeſſen. Mit tiefer Sorge hörte in den letzten Jahren der Preuße von dem unheimlichen Leiden, welches die Seele eines geiſtvollen Fürſten verdüſterte. Und jede politiſche Partei empfand damals, wie ſehr in Preußen die Seele des Regierenden auch Seele des Staates iſt.

Jahre lang waren Regierung und Volk wie gelähmt, angſtvolle Sorge um den Staat, peinliche Unſicherheit laſtete überall auf den Seelen. Da trat der Prinzregent an die

Spitze der Geſchäfte, ruhig, maßvoll und doch mit feſten Ueberzeugungen. Ein Jahr iſt ſeitdem vergangen, keine Zeit des Friedens und froher Ereigniſſe, und doch iſt die Geſtalt des Prinzen in immer kräftigeren Umriſſen hervorgetreten; auf ſeine Perſon, an welche ſich ſehnſüchtige, aber unbeſtimmte Hoffnungen knüpften, blickt jetzt vertrauensvoll eine ungeheure Majorität in Preußen, ein großer Theil der Deutſchen. Alle haben Gutes von ihm erwartet, er hat Aller Hoffnungen übertroffen.

Beſſere Rückſicht, als die äußere auf das Preßgeſetz, legt dem Schriftſteller von Selbſtgefühl die Verpflichtung auf, von der Perſönlichkeit lebender Herrſcher mit höchſter Zurückhaltung zu ſprechen. Da aber ein namhafter Schriftſteller in der letzten Nummer der Grenzboten über Charakter und Weſen des Prinzen geurtheilt hat, und dem Schreiber dieſer Zeilen jenes Urtheil in der Sache unrichtig erſcheint, ſo ſei die Discretion noch einmal bei Seite geſetzt, und wenigſtens Einiges von dem Fürſten in Erinnerung gebracht, der jetzt die Hoffnung Preußens und Deutſchlands iſt. Das Mitzutheilende iſt ohnedies kein Geheimniß.

Es war in den Märztagen 1848. Die Rathgeber des Königs hatten das preußiſche Heer in eine ſchiefe Stellung zum Volke gebracht. Der Prinz von Preußen hatte davor gewarnt, die Armee zum Polizeidienſt gegen das Volk zu verwenden, und hatte der verhängnißvollen Maßregel kräftig widerſprochen. Und doch wurde das Gerücht verbreitet, auf ſeinen Antrieb ſei der Kampf entbrannt. Ergebene Freunde des Prinzen eilten zum Miniſter des Hauſes, Grafen Stolberg. Da ſprach der Nachfolger des Fürſten Wittgenſtein: „Es iſt beſſer, der Prinz trägt den Haß.“ Dem Prinzen wurde der Befehl, ſofort nach Petersburg abzureiſen. Er weigerte der Reiſe zum Kaiſer Nikolaus den Gehorſam und ging nach England. Pflichtgetreu brachte er ſich ſelbſt zum Opfer, aber nicht die Würde des Königthums und nicht die Zukunft Preußens. In

England knüpfte er die Fäden zu dem herzlichen Bündniß, welches jetzt die großen proteſtantiſchen Fürſtenhäuſer vereinigt, und machte durch die Reiſe ſelbſt eine Demonſtration, welche andeutete, wo die Bundesgenoſſenſchaft für das neue Preußen, das damals in Wehen lebendig wurde, zu ſuchen ſein ſolle.

Es war im Jahr 1850. Die Kriegsdrohung Rußlands und Oeſtreichs drängte gegen die Unionspläne des Herrn von Radowitz. In dem beſorgten Cabinetsrath forderte der Prinz Feſtigkeit, Rüſtung, Krieg. Heftig war der Streit der Parteien. Einer der hohen Offiziere erklärte dem Prinzen: das preußiſche Heer werde ſich nicht gegen Rußland ſchlagen. Da warf ihm, ſo erzählt man, der Prinz in männlichem Zorn den Fluch entgegen, der zur Zeit ſeines großen Ahnen Friedrich den Offizier traf, der ſäumig im Schlagen war, und verließ, als Alles vergeblich war, in tiefſter Empörung den Rath.

Der Tag von Olmütz kam. Wie der Prinz damals mit ſeinem Schmerz gerungen, das flößte ſeiner Umgebung ernſte Beſorgniſſe ein. Es iſt bekannt, daß er den Miniſter, der jene Politik vertrat, vier Jahre von ſeinem Angeſicht entfernt hielt, bis zum Beginn der orientaliſchen Verwicklung. In ſich zurückgezogen, nur mit ſeiner Pflicht beſchäftigt, in brüderlicher Pietät um ſeinen Herrn und König beſorgt, ſo lebte er in der ſchwierigſten Stellung nach jeder Seite untadelig, fern vom Hofe, geſchieden von einem Syſtem, das er verurtheilte, gegen das zu kämpfen ſelbſt ihm nur in einzelnen Fällen möglich war. Es iſt bekannt, wie frech Einzelne der herrſchenden Partei gegen ſeine Perſon zu intriguiren wagten, es gab Zeiten, wo ſeine Verehrer Befürchtungen hegten, die jetzt auszuſprechen unnütz iſt.

Die allmähliche Erkrankung des Königs, die Unſicherheit auch ſeiner künftigen Stellung vermochten den Prinzen nicht einen Schritt von der Linie abzubringen, auf der ihn ſein innerſtes Weſen feſthielt. Er vergab ſich und dem Staate nichts, er verletzte keinen Augenblick das zarte Verhältniß zu ſeinem königlichen Bruder, er ſchwieg bei dem Drängen ſeiner Verehrer und handelte feſt, wo es galt. So wurde er Regent. Längſt vorher mag er in der Stille bei ſich zu Rathe gegangen ſein über die Wahl der Männer, welche ſein Vertrauen zur Regierung berief. Es ſollten Männer von Ehre und reinem politiſchen Ruf und die Fähigſten ſein, welche er kannte.

Der italieniſche Krieg nahte. Und mit Recht darf geſagt werden: was in der preußiſchen Politik männlich groß, entſchloſſen war, das kam aus der eigenſten Seele des Prinzen. Wenn ſeit der Mobilmachung eine Zögerung ſichtbar wurde, welche dem ſtarken Anlauf, den der Prinz genommen, nicht ganz entſprach, ſeine Gedanken waren es nicht. Wohl darf behauptet werden, daß er größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder ſeines Miniſteriums, und als die Mehrzahl der Preußen ſelbſt. Möglich, daß er ſelbſt mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die Beſten ſeiner Gehilfen nach langen Jahren politiſchen Mißlingens und unſelbſtändiger Politik zu viel von dem Selbſtvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Herrſcher bewirken kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten ſein Beruf iſt, im Augenblick umzubilden, und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln. Aber gerade, als er den Widerſtand, den ihm pflichtgetreue Geſinnung entgegenſetzte, durch die Energie ſeines Forderns gebrochen hatte, gerade als er ſein Heer mit feſtem Entſchluß an der Grenze ſammelte, kam der Frieden, unzeitig, willkürlich, frivol, wie wenige Wochen vorher der Ausbruch des Krieges geweſen war. Und aus tiefſter Empfindung kamen die Worte des Prinzen, welche er, wie man erzählt, bei der Abreiſe zu dem Fürſten Windiſchgrätz ſprach, daß ſolches Ende ihm ein großer Schmerz ſei.

Wie bei dieſem Frieden allen Betheiligten durch das Schickſal genau gelohnt worden iſt nach dem Maße von Ehrlichkeit, Urtheil, Energie und männlicher Kraft, die ſie bewieſen, ſo hat auch dem Prinzen gegenüber die öffentliche Meinung, trotz aller Anklagen, welche gegen die preußiſche Politik geſchleudert wurden, gerade damals ſehr wohl erkannt, wie werthvoll ſein gediegenes und mannhaftes Weſen für Deutſchland ſei. Das Vertrauen und die achtungsvolle Zuneigung zu ſeiner Perſon iſt es zumeiſt, was die Anfänge der preußiſch-deutſchen Bewegung hervorruft, die jetzt ſo geſetzlich, beſonnen und hoffnungsvoll beginnt.

Wenig zwar laſſen ſolche einzelne Züge aus dem Leben eines Fürſten erkennen. Daß er redlich ſei, gewiſſenhaft, pflichtgetreu, das weiß man. Aber eine andere Eigenthümlichkeit iſt wohl ſeltener. Er iſt gerade im reifern Mannesalter, wo ſonſt der Horizent des Mannes ſich begrenzt, das Neue leicht unhold erſcheint, fortdauernd ſicherer, innerlich freier, im beſten Sinne des Worts liberaler geworden. Es muß edler Wein ſein, der ſich ſo vergeiſtigt. Ungewöhnlich war der Gang ſeines Lebens, alle großen Erfahrungen ſeiner politiſchen Laufbahn kamen ihm erſt in einer Lebenszeit, wo ſie eher beſchränken als erheben. Die meiſten von uns Deutſchen auf Thronen, im Arbeitſtuhl und auf der Holzbank ſind in den letzten zehn Jahren nicht ſtärker und entſchloſſener geworden. Ihm aber iſt die Kraft und der Wille gewachſen mit der Schwere der Aufgaben. Selbſt der würde irren, welcher meint, ſeine Natur ſei mehr empfänglich und anerkennend, als productiv. Er gilt jedenfalls bei denen, welche ihn näher kennen, für einen Fürſten, der nicht nur gut zu hören weiß, ſondern auch zu wollen und zu befehlen verſteht, und für einen Politiker, der auch deshalb innerlich feſter iſt, als die meiſten ſeiner Umgebung, weil er in Kopf und Herzen ſichere Begrenzung findet bei großen Entſchlüſſen. Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut ſind, ſelbſtändige ſchöpferiſche Kraft beſitzt, wird er ſeinen Preußen wie ſeinen Gegnern noch beweiſen.

Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl iſt. Dann aber bringt, ſo hören wir, ſeine einfache, klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit ſeines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und ſolche milde Humanität iſt wohl der Kern ſeines Weſens.

Ein Fürſt ſo beanlagt, eine innerliche Natur, mit dem ſichern Takt, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach ſo herben Erfahrungen doch voll feſten Glaubens an den Adel menſchlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verſtand ſeines Volkes, und dabei von einer ſtillen aber dauerhaften Willenskraft und in den Jahren ſeiner Reife ſtark zu rückſichtsloſem Entſchluß, ein ſolcher Fürſt ſcheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erſcheinung auf einem Königsthron zu ſein. Und ſolche Perſönlichkeit ſcheint uns vorzugsweiſe geeignet, das innere Leben des neuen Verfaſſungsſtaates zu kräftiger Entwickelung zu führen und Preußen nach außen allmählich zu einer Bedeutung zu erheben, die der inneren Tüchtigkeit des Volkes entſpricht.

Der dieſe Zeilen ſchreibt, ſteht ganz fern von Neigung und Gunſt einer preußiſchen Regierung und iſt nur berechtigt und gewillt, das Intereſſe an der Perſon des Prinzregenten zu nehmen, welches jeder Deutſche für ihn empfindet. Und dieſe Zeilen wären nicht geſchrieben worden, wenn nicht gerade jetzt eine Pflicht geweſen wäre, auch dergleichen in dieſem Blatt öffentlich zu ſagen.

Der Tod des Prinz-Gemahls von England.

(Grenzboten 1861, Nr. 52.)

Im blühenden Alter iſt ein Fürſt geſchieden, von deutſchem Blut, Vater und Ahnherr der künftigen Könige von Preußen und England, er ſelbſt der Regent Englands in den letzten zwanzig Jahren eines großen Gedeihens und großer Gefahren.

Es war ein öffentliches Geheimniß, welches auszuſprechen Stolz und Vorurtheil der Engländer ſich ſträubte, daß er der Staatsmann war, deſſen Politik die höchſten Geſchicke des Staates ſo weit beſtimmte, als das Königthum in England dieſelben in der Gegenwart überhaupt zu leiten vermag, d. h. weit mehr, als ſolche meinen, welche nach den Debatten der Häuſer und den Reden der Parteiführer den Gang der Staatsgeſchäfte in dem Inſelreich beurtheilen. Erſt dem Verſtorbenen gegenüber findet der rühmende Nachruf großer engliſcher Blätter warmen Ausdruck für die Dankbarkeit, welche ihm ein großes Reich ſeit zwei Jahrzehnten ſchuldet; die deutſchen Blätter waren in ihrer Würdigung eines Landsmannes ſtets ehrlicher und unbefangener.

Als der Prinz in ſeiner Jugend aus einem kleinen Herzogthum Deutſchlands nach England überſiedelte, wurde er von den Inſulanern, deren Bullismus damals noch um mehre Grade roher war als jetzt, mit einer Kälte aufgenommen, welche an Abneigung grenzte. Endlos waren die Carricaturen, in denen er als Bruder Studio abgebildet wurde, der eine Bande langmähniger Teutonen mit dicken Meerſchaumköpfen in das reiche England führte, als armer Abenteurer, der guten Engländern das Brot vor dem Munde wegnahm, als deutſcher Prinz, der nichts hat und nichts kann, und von dem Glücke berauſcht iſt, in einem civiliſirten Lande hauſen zu dürfen. Auch ernſteren Geiſtern gegenüber war ſeine Stellung eine ſchwierige, denn Hochmuth und Abneigung der Engländer gegen Alles, was vom Feſtland kam, waren damals noch ſehr groß. Und für ihn ſelbſt, der in immerhin engen Verhältniſſen aufgewachſen war, mochte es nicht leicht werden, dem hochfahrenden Adel, ja auch dem imponirenden Leben dieſes Weltreichs gegenüber die ſichere Haltung zu bewahren.

Es war ſein erſtes Verdienſt, daß er dieſe Seite ſeiner neuen Stellung ſo gut faßte. Nicht wenig unterſtützte ihn dabei ſeine Perſönlichkeit. Er war von weicher Empfindung und, wo er liebte, von großer Herzenswärme, aber er gehörte zu den Männern, welche mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, was ſie bewegt und erhebt, der Welt zu verbergen ſuchen, nur im engen Kreiſe des Hauſes ſchloß er ſich auf, nach außen war er von früher Jugend bemüht geweſen, in Form und Etiquette des Hofes ſich gleichmäßig und in ſicherer Ueberlegenheit darzuſtellen. Immer hatte er ſtrenge ſich ſelbſt beobachtet, Haltung und Wort gegen Fremde waren gemeſſen, langſam, überlegt. Das gab dem jungen Fürſten, der damals für ein Muſterbild männlicher Schönheit galt, zuweilen etwas Steifes, es brachte ihn leicht in den Ruf des abſchließenden Stolzes. Für England paßte ſolche Anlage vortrefflich. Er hat in kurzer Zeit verſtanden, der hochmüthigſten Anmaßung den Dämpfer kalter Würde entgegen zu ſetzen, und bevor noch die Tüchtigkeit ſeines Weſens ſich Achtung erzwungen hatte, erhielt, wer von Engländern in ſeine Nähe kam, Reſpect vor einer Haltung, welche noch excluſiver ausſah, als die des Stolzeſten der Briten. Es iſt möglich, daß die lange Gewöhnung an dieſe Form noch in ſpäteren Jahren dazu beigetragen hat, ihm den Schein kühler Zurückhaltung auch da zu geben, wo er ein offenes menſchliches Empfinden ausſprach.

Er war von durchdringendem Scharfſinn und fand als echter Deutſcher beſondere Freude an der Dialektik einer ernſten Debatte und an lehrhafter Unterhaltung. Er war ferner von unbeſtechlicher Wahrheitsliebe und leicht erwärmt von großen Ideen. So liebte er in der Unterhaltung und in Geſchäften von der Erſcheinung auf den Grund der Dinge, von den Thatſachen auf die belebenden Ideen hinabzuſteigen, und ruhig, klar, mit logiſcher Präciſion zu entwickeln und darzuſtellen. Häufig war er bei dieſer Methode ſeiner Bildung den engliſchen Staatsmännern unbequem, denen es in der Regel auf die Richtigkeit ihrer Beweiſe und die Präciſion ihrer Folgerungen wenig ankam, wenn ſie nur damit erreichten, was ihnen gerade am Herzen lag. Sie waren bald gezwungen, die Ueberlegenheit des Prinzen bei allen Erörterungen anzuerkennen, aber ſie empfanden ihm gegenüber zuweilen ihre größere Gewandtheit und Energie, den Willen in die That umzuſetzen. Dieſer Gegenſatz, der in der Jugend des Prinzen bemerkbarer geweſen ſein muß, auch noch in den Jahren männlicher Reife zuweilen hervortrat, wurde bei mehren großen Gelegenheiten ein Glück für die Behandlung der Geſchäfte; er ergänzte die Schwächen der engliſchen Bildung, er verband einige der politiſchen Führer Englands, Robert Peel und Lord Ruſſell, ſehr eng mit dem Prinzen. Derſelbe Gegenſatz mag aber auch das feindſelige Verhältniß erklären, in welches ſich z. B. Lord Palmerſton durch mehre Jahre zum Prinzen und zur Königin geſetzt hat, wie ſeine durchaus nicht immer edlen Mittel, durch welche der Miniſter den Schwächen des engliſchen Volkes ſchmeichelnd und ſeine Stimmungen klug lenkend, dem Regenten zu trotzen wußte. Auch dieſer Kampf iſt einige Mal in der großen Politik Englands ſichtbar geworden. Nicht immer blieb Palmerſton Sieger.

Dem engliſchen Volke gegenüber hatte der Prinz vor Allem die Aufgabe, ſich als Engländer zu erweiſen, das heißt, engliſchen Intereſſen überall nützlich und förderlich zu werden, wo er mit ſeiner eigenen Perſönlichkeit ſelbſtwillig hervortreten durfte. Er hat, ſo ſcheint uns, dieſen Theil ſeiner Aufgabe als ein kluger und tüchtiger Mann gelöſt. Es gab kaum eine Klaſſe von gemeinnützigen Unternehmungen, bei welchen er nicht als Führer oder thätiges Mitglied mit gutem Beiſpiel voranging, von ſeiner Muſterfarm an, bis zur erſten Induſtrieausſtellung und ſeiner Kanzlerſchaft der Univerſität Cambridge. Bei jeder dieſer Gelegenheiten lernten die Engländer einen ernſten Geiſt und billigen Sinn achten, dem ihr Wohl warm am Herzen lag, der hochſinnig ehrte, was ſie Großes beſaßen, und der wohl verſtand, was ihnen fehlte.

Aber ſein Hauptintereſſe und ſeine Hauptthätigkeit war für den Staat. Eigenthümlich war hier ſeine Stellung. Es gab vielleicht in England wenig Ehen, die ſo glücklich waren, als die des Königshauſes, ſicher gab es wenig Frauen, in denen ein klarer Verſtand und Hingabe an den geliebten Mann ſo vereinigt waren, als in der Perſon der Königin. Der Ehrgeiz dieſer ſeltenen Frau war, den Mann ihrer Liebe und Wahl ſo hoch zu ſtellen, als nur möglich. Die Tochter des Herzogs von Kent war erzogen worden wie eine treue deutſche Hausfrau, und als ihren Hausherrn betrachtete ſie den Gatten auch bei allen Pflichten und Rechten der Krone. Es war ihr peinlich, etwas vor ihm voraus zu haben, die äußeren Ehren der Königin waren ihr zuweilen läſtig, weil der Gemahl nicht gleichen Theil daran haben durfte, es wurde ihr die höchſte Genugthuung, die umfaſſende Bildung, den durchdringenden Geiſt ihres Hausherrn auch in den Regierungsgeſchäften zur vollen Geltung gebracht zu ſehen. Sie war in der That Königin; denn keine Maßregel, weder groß noch klein, bei welcher ihre Entſcheidung nothwendig war, fertigte ſie ab, bevor ſie ſich ein eigenes Urtheil darüber gebildet hatte. Aber für dieſes Urtheil war ihr die Anſicht des Gemahls die höchſte irdiſche Autorität. So wurde von beiden Gatten jeder politiſche Beſchluß gefaßt, aber der Herr des Hauſes hatte auch hier die Leitung. Und ſtreng hielt die Königin darauf, daß ihre Miniſter im Privatverkehr dieſelbe Autorität des Prinzen reſpectirten, welcher ſie ſich ſelbſt unterwarf. Dadurch geſchah es, daß der Prinz in Wahrheit der König, und für die Willensäußerungen der Krone von England die höchſte leitende Perſönlichkeit wurde.

Und es ſcheint uns, daß England alle Urſache gehabt hat, dieſe ſtille und unabläſſige Thätigkeit eines Mannes, die nicht ohne große Selbſtverleugnung war, mit Dank anzuerkennen. Sicher empfand Niemand lebhafter als der Prinz, daß die Vorſicht, welche ſeine ſchwierige Stellung ihm auferlegte, nicht immer für ein kräftiges Hervortreten der Krone in ſolchen Momenten, wo die höchſte Würde Englands daſſelbe wünſchenswerth gemacht hätte, nützlich war. Denn die Gegner ſeiner Ueberzeugungen fanden in den Vorurtheilen des Volkes eine Waffe, welche ſich nie abnutzte: das laute Geſchrei über koburgiſche Hauspolitik. So lächerlich dieſe Phraſe war, welche in den Zeitungen Lord Palmerſtons bei jeder Gelegenheit aufrauſchte, ſo ſehr erregte und empörte ſie das Volk, und deshalb erſchwerte ſie das gleichmäßige und conſequente Einwirken auf die Geſchäfte, welches einem gebornen König von England nicht nur durch das Geſetz erlaubt, ſondern auch für das Wohl des Staates nothwendig iſt.

England aber und die Welt werden einſt daran denken, daß die Jahre, in denen der König ohne Namen das größte Reich der Erde beherrſchte, die glücklichſten Jahre waren, welche das Inſelreich ſeit Jahrhunderten durchlebt hat.

Wie glücklich das Leben des Hauſes in den königlichen Schlöſſern Englands war, davon wiſſen Engländer und Fremde wohl zu erzählen. In ſeinem Hauſe war der Prinz ein milder Gebieter, liebevoll und feſt als Gemahl, der ſorgſamſte Vater. Er leitete ſelbſt die Erziehung der Kinder, ſein höchſtes Glück war, in die Herzen der Seinen alles Schöne und Wahre hineinzubilden, was ihm ſelbſt die Seele erhob. — An dem Schmerz der Gemahlin und der älteſten Tochter im Königſchloſſe zu Berlin, welche mit faſt ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit an ihm hingen, nehmen jetzt zwei große Nationen herzlichen Antheil.

Es war eine edle Natur, allem Gemeinen abhold, er war ſtolz, weil er ſich ſelbſt hoch und rein zu halten unabläſſig bemüht war. Er galt für einen Ariſtokraten, und ſeine politiſchen und religiöſen Ueberzeugungen waren liberaler, als bei irgend einem größeren Regenten aus deutſchem Stamm; er galt für ſtrenge und kalt, und ſein Gefühl war doch ſehr weich und warm. Er war ein vorſichtiger und geſcheidter Staatsmann, ein Mann von umfaſſender Bildung, ein guter, redlicher, pflichtvoller Menſch. Er hat eine ſehr ſchwierige Erdenſtellung, die voll von Verſuchungen und Gefahren war, mit ruhiger Würde und hohem Erfolge behauptet. Wir Deutſche aber gedenken ſein in warmer Empfindung.

Das preußiſche Abgeordnetenhaus und die Militärfrage.

(Grenzboten 1862, Nr. 40.)

Während dieſe Zeilen geſchrieben werden, bringt faſt jede Stunde neue Gerüchte über die Kriſis, in welcher das Verfaſſungsleben des preußiſchen Staates ſchwebt. Solche Zeit iſt ungünſtig für ein ruhiges Urtheil, aber es iſt gerade jetzt Pflicht eines Jeden, ſeiner Ueberzeugung entſchiedenen Ausdruck zu geben, zumal nicht zu erwarten iſt, daß der Conflict zwiſchen Regierung und Volksvertretung durch eine jetzt bevorſtehende Umgeſtaltung des Miniſteriums beendet wird.

Die leidenſchaftliche Theilnahme, mit welcher auch außerhalb Preußens die Commiſſionsverhandlungen und der Beginn der Militärdebatte verfolgt wurden, war längere Zeit nicht frei von der Beſorgniß, daß die Oppoſition, reich an junger ungeübter Kraft, durch aufgeregte Stimmung des Volks in die Kammern geſendet, fortwährend gereizt durch grollende Aeußerungen der Regierungskreiſe, bei der Debatte im Plenum an einer von den Klippen anſtoßen würde, welche gerade die Militärfrage darbot. Dieſe Befürchtung iſt durch die Verhandlungen der vergangenen Woche widerlegt worden, die Haltung der Oppoſition war im Ganzen betrachtet würdig und taktvoll. Sie vermied den Geldpunkt vorzugsweiſe zu betonen, ſie vermied auf techniſche Einzelheiten einzugehen, ſie hielt ihre

Redner in guter Zucht, faſt jede der geſprochenen Reden machte dem Volke einige Wahrheiten in eindringlicher Weiſe klar und deutlich. Die Wirkung des parlamentariſchen Kampfes entſprach dieſer Behandlung. Die Schwäche des Miniſteriums, die Unhaltbarkeit ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung wurde der Krone fühlbar, wie ſie es ſchon längſt dem Volke geweſen war.

Wie lebhaft aber auch das Intereſſe in Deutſchland an den Parteikämpfen der Preußen iſt, Autorität und Macht, Einfluß und Bedeutung des preußiſchen Staates für die letzten Intereſſen Deutſchlands ſtehen uns höher. Wir beurtheilen die Parteien nach der Einwirkung, die ſie auf die Stimmung in Deutſchland auszuüben im Stande ſind. Von dieſem Geſichtspunkte aus hat auch dies Blatt im Frühjahr die Auflöſung der altliberalen Partei als eine unvermeidliche Nothwendigkeit bedauert, die Bildung der nationalen Partei mit Freuden begrüßt. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſich Niemand in Preußen der Ueberzeugung verſchließen möge, daß ſich in dieſer neuen Partei, welche allerdings ihre Organiſation noch nicht ganz beendet hat, auf längere Zeit der größte und friſcheſte Theil der Volkskraft vereinigen wird. Sie iſt nicht gleich dem Schaume einer brandenden Küſte über das preußiſche Land geſchleudert, und ſie wird nicht in den Strahlen einer volksthümlichen Regierung vertrocknen, ſie ſtellt in der That eine Mehrheit der Volksſtimmungen dar und wird für alle nächſten Entwickelungsphaſen der Hauptfactor ſein, deſſen Zuneigung jede verſtändige Regierung ſuchen, deſſen Unterſtützung ſie nicht ohne Gefahr entbehren wird. Auch wer durch ſeine perſönlichen Neigungen auf Seite der Altliberalen oder Conſervativen geſtellt iſt, ſoll das nicht verkennen, ſich ſelbſt einer unwillkommenen Nothwendigkeit fügen. Es iſt Zeit, daß das Gezänk und gegenſeitige Beargwöhnen in der Preſſe der ſämmtlichen Fractionen aufhöre, und daß die Altliberalen ſich aufrichtig mit der nationalen Partei verſöhnen. Denn als die frühere liberale Majorität von einem Theil der alten Führer verlaſſen wurde und als die Unſicherheit ihrer Miniſter bewirkte, daß die Partei im Volk ſelbſt das Vertrauen verlor, da war es ein Glück für Preußen, daß eine neue liberale Vereinigung die Führung übernehmen konnte, eine Partei, noch unfertig und keineswegs ohne Mängel, aber eine ſolche, welche die letzte Quelle aller parlamentariſchen Kraft, Zutrauen und Sympathien der Bevölkerung nicht nur zu gewinnen, auch geſchickt zu behaupten wußte, und welche den Kampf in einem Augenblick aufnahm, wo eine rückſichtsloſere Oppoſition zum Heil des Staates nothwendig war. Es iſt leicht, die Schwächen dieſer neuen Partei zu überſehen, ſie enthält noch einige Beſtandtheile, denen man das Prädicat politiſcher Geſundheit nicht ohne Vorbehalt geben kann, ſie iſt vielleicht noch ebenſo ſehr allzu ängſtlich bemüht, ſich dem unſichern Tagesurtheil der Menge anzubequemen, wie die altliberale Partei zu ſehr verſäumt hat, ſich mit ihren Wählern im Einverſtändniß zu erhalten; mehren ihrer Führer fehlt vielleicht etwas von der Ruhe und Sicherheit des politiſchen Urtheils, welche durch längere Beſchäftigung mit großen Staatsfragen gewonnen wird, aber ſo wie ſie iſt, beſteht ſie als ein volksthümliches Erzeugniß der Vergangenheit und Gegenwart Preußens. Der Politiker aber hat mit den vorhandenen wirklichen Größen zu rechnen, nicht mit idealen. Die politiſche Verkümmerung, an welcher Preußen durch faſt vierzig Jahre ſeit den Freiheitskriegen gelitten hat, wird nicht nur in den Regierungskreiſen fühlbar, das ganze Volk hat darunter gelitten. Nicht die Redlichkeit, der Eifer, die Hingabe an die Intereſſen des Staates haben in Preußen abgenommen, wohl aber iſt die Einſicht nicht immer groß genug, und dem politiſchen Charakter fehlt noch eine gleichmäßige Entwickelung, theils der Beſonnenheit, theils der Energie. Das ſind politiſche Mängel, an denen wir Alle unſer Theil haben, gegen die jeder Einzelne kämpfen muß. Aber die gute Zuverſicht darf uns darum doch nicht fehlen; denn wie unfertig die politiſche Tüchtigkeit des Volkes auch ſei, die

Anlage dafür iſt in reichem Maße vorhanden. Gerade jetzt haben die letzten Maßregeln der Regierung eine Annäherung zwiſchen den liberalen Parteien des Hauſes bewirkt; es iſt ſehr wünſchenswerth, daß ihr ein gemeinſamer Plan und einmüthiges Handeln folge. Erſt der offene Beitritt ſämmtlicher Altliberalen im Hauſe und Volke, welche in Wirklichkeit noch das Recht haben, ſich zu dieſer Fraction zu zählen, wird der nationalen Partei die volle Kraft geben, deren die Mehrheit der preußiſchen Volksvertreter jetzt dringend bedarf.

Denn der Widerſtand der höchſten Staatsgewalt gegen die Forderungen der Oppoſition ſetzt den Staat in eine neue Gefahr. Nicht ohne Sorge muß bereits die Majorität des Hauſes auf die zuchtloſen radicalen Elemente blicken, welche im Volke ſelbſt das Haupt emporheben. Keine erwähnenswerthen Namen und, ſo weit ſichtbar, keine politiſchen Talente, aber überall Perſönlichkeiten, welche einem Peſſimismus und republikaniſchen Wallungen ungeſtümen Ausdruck zu geben ſuchen. Es wäre noch kein großer Nachtheil, wenn, wie bei fortdauernder Kriſis zu erwarten ſteht, die nächſten etwa bevorſtehenden Wahlen zehn bis zwölf ſolche Entſchloſſene unter die Vertreter des Volkes ſenden ſollten, aber es iſt vorauszuſehen, daß bei einem Beharren der Krone auf der betretenen Bahn allmählich eine gewiſſe Verzweiflung an der Möglichkeit der geſetzlichen Entwickelung auch in dem Volke überhandnehmen und die republikaniſchen Stimmungen volksthümlicher machen wird. Eine ſolche Möglichkeit wird nur dann ungefährlich, wenn die geſammte politiſche Einſicht des Volkes zu einer großen zuſammenwirkenden Partei verſchmilzt.

In der Militärfrage ſelbſt, der Veranlaſſung des ſchwebenden Conflicts, ſteht unzweifelhaft die große Mehrzahl des Volkes auf Seiten der verwerfenden Majorität. Allerdings aus ſehr verſchiedenen gemüthlichen Beweggründen: Furcht vor Steuerdruck, Groll gegen die bevorzugte Stellung des Offiziercorps im Staate, Pietät gegen die Idee der Landwehr, Abneigung gegen das gegenwärtige Miniſterium. Aber wir meinen, daß die Feſtigkeit der Oppoſition zugleich die beſte politiſche Berechtigung hat. Denn nur ein entſchloſſener Widerſtand gegen eine Forderung, welche einmal durch ausgezeichnetes Ungeſchick in ihrer Behandlung entſchieden unpopulär geworden iſt, vermag der Volksvertretung in Preußen, gegenüber einflußreichen Stimmungen, die Stellung zu geben, welche zum Wohl des Staates unentbehrlich iſt. Das noch beſtehende Miniſterium vermochte nicht Preußens Anſehen in Europa aufrecht zu erhalten, es vermochte nicht, die nothwendigſten inneren Reformen durchzuführen, es vermochte es ſchon deshalb nicht, weil es das Vertrauen des Volkes unwiederbringlich verloren hatte. Es darf aber in Preußen keine Regierung, welche in Feindſchaft mit der großen Mehrheit des Volkes und ſeiner Vertreter dahinlebt, im Amte bleiben, ohne den Staat in die größten Gefahren zu ſetzen, es darf fortan auch keine neue Regierung gebildet werden, welcher nicht dies Vertrauen zur Stütze wird.

Ob die Militärfrage die beſte Kampfſtätte war, um eine Wahrheit zur Geltung zu bringen, auf welcher die ganze Zukunft Preußens ruht, das zu unterſuchen, iſt unnütz geworden. Die Frage war einmal da, durch eine Reihe von Zufällen und Regierungsfehlern war ſie zur brennenden Frage geworden. Dem ſtarken Unwillen des Volkes über einzelne Militärausſchreitungen und über die miniſterielle Behandlung der Organiſationsfrage verdankten die Männer der Oppoſition zum großen Theil ihre Wahl zu Volksvertretern. Schon dadurch war ihre Politik beſtimmt, ſie durften in dieſer Frage nicht nachgeben, ſie müſſen den Kampf durchführen, wenn ſie nicht ſich ſelbſt vernichten und, was wichtiger iſt, das Vertrauen des Volkes zu ſeiner guten Sache vernichten wollen.

Nun ſind wir allerdings der Meinung, daß der Stavenhagen-Tweſten'ſche Antrag in der Sache ſelbſt, d. h. in der Militärorganiſationsfrage, das etwa jetzt Erreichbare zweckmäßig formulirte, ſo ſehr wir überzeugt ſind, daß die Erſparniſſe, welche durch ihn bewirkt werden könnten, ſchon durch die nächſten wünſchenswerthen Verbeſſerungen, z. B. Erhöhung des Tractaments, des Serviſes und durch beſſere Stellung des Unteroffiziercorps vollſtändjg aufgewogen werden würden. Auch hätte es andere Uebelſtände der preußiſchen Heeresorganiſation gegeben, welche für einen ausſöhnenden Vermittlungsvorſchlag ebenſo gut geeignet waren, z. B. Aufhebung der ausgedehnten Militärgerichtsbarkeit. Aber das Hauptziel des Kampfes war durchaus nicht ein kurzdauernder Vergleich, der mit dem gegenwärtigen Miniſterium geſchloſſen wurde, ſondern die Beſeitigung des unzeitgemäßen Miniſteriums ſelbſt, ein Ziel, welches zu erreichen im wahren Vortheil des Staates lag. Es war deshalb durchaus richtige Taktik der Fortſchrittspartei, daß ſie zur Zeit auf einen ſachgemäßen Compromiß nicht einging. Feſthalten war das Einzige, was ſie thun konnte und durfte. Daß ſie nicht in éiner parlamentariſchen Schlacht erreichen würde, was für Preußen die beſte Hilfe wäre, einen völligen Umſchlag der Stimmungen in den höchſten Kreiſen, das war vorauszuſehen. Noch iſt ſie weit vom Siege entfernt, ja ſie ſteht erſt im Anfang der ernſteſten Verwickelungen. Aber gerade deshalb muß jetzt feſter, ausdauernder geſetzlicher Widerſtand ihre Politik ſein. Es handelt ſich in Preußen ſicher nicht darum, ob Krone, ob Parlament, ſondern darum, ob das erlauchte Haus der Hohenzollern mit dem Volk oder ohne Volk regieren kann. Im erſten Fall wird es Freude, Stolz, Hoffnung Deutſchlands, eine maßgebende Stimme im Rathe Europas, im andern Falle ein deutſches Fürſtengeſchlecht, wie andere auch, nur in weit gefährlicherer Stellung. Für das preußiſche Königsthum, ſeine Dauer und ſeine höchſten Aufgaben kämpft jetzt die Oppoſition, und am beſten, wenn ſie feſt bleibt.

Aber eine Bitte legen wir den Mitgliedern der Majorität an das Herz. Sie betrifft die Organiſation des Heeres ſelbſt.

Wenn der Zeitpunkt kommt, wo eine Verſöhnung mit der Regierung möglich und für beſonnenes Urtheil geboten iſt, dann möge die nationale Partei der preußiſchen Volksvertreter die ſchwierige Frage der Militärverfaſſung ſo behandeln, wie ihre Haltung in der letzten Debatte war, mit Mäßigung.

Die Aufregung in der letzten Zeit hat das Auge für Mängel der preußiſchen Heerverfaſſung ſehr geſchärft, und die Preußen ſcheinen zuweilen zu vergeſſen, wie vortrefflich trotz aller einzelnen Uebelſtände auch jetzt noch die letzten Grundlagen der preußiſchen Heerverfaſſung ſind. Die allgemeine Dienſtpflicht ohne Stellvertretung, die kurze Dienſtzeit, mag dieſe nun 1½ oder 2½ Jahr dauern, und die tüchtige techniſche Bildung des Offiziercorps müſſen noch immer von jeder Nation Europas beneidet werden, Frankreich nicht ausgenommen. Es iſt wahr, Vieles bleibt zu wünſchen übrig, um das Heer mit der fortgeſchrittenen Entwickelung des Staatskörpers in Einklang zu bringen, aber ebenſo deutlich iſt, daß die Umänderungen zum Theil nur langſam als nothwendige Folge nationaler Fortſchritte ſich entwickeln können, und daß bei dem größten Theil derſelben nicht der Landesvertretung, ſondern einem Miniſterium, zu welchem die Kammer Vertrauen hat, die Inangriffnahme überlaſſen werden muß.

Deshalb darf es auch ferner nicht die Höhe des Militäretats an ſich ſein, wogegen die Oppoſition ankämpft. Wenn günſtige Sterne früher oder ſpäter der gegenwärtigen Oppoſition die Leitung der Geſchäfte in die Hand geben, dann würde dieſelbe weit mehr als 41 Millionen für das Heer beanſpruchen müſſen und mit gutem Grunde. Und das Volk wird die vergrößerte Steuerlaſt ſehr wohl tragen, ohne zu verarmen. Denn was an Steuern in Preußen etwa jetzt drückt, iſt doch nicht die Steuerlaſt überhaupt, ſondern die Vertheilung derſelben, der verhältnißmäßig geringe Procentſatz, welchen die Grundſteuer im Verhältniß zur Gewerb- und Einkommenſteuer ausmacht, ferner die verhältnißmäßige Langſamkeit des induſtriellen

Fortſchritts in den öſtlichen Grenzprovinzen, welchen durch ruſſiſche Zölle, öſtreichiſche Valuta und die Vernachläſſigung ihrer Flußwege die Kraft gelähmt iſt, endlich die Hinderniſſe, welche das Dahinſiechen des Zollvereins einer ſtarken Zunahme der Finanzzölle in den Weg legt. Daß aber Preußen einen höhern Etat für ſeine Wehrbarkeit erhalten muß, wird aus den Forderungen deutlich, welche alle liberalen Fractionen mit gutem Grunde erheben. Die Regierung gibt ſich jetzt Mühe, 63,000 Mann jährlich einzuſtellen, wir fordern militäriſche Ausbildung der geſammten waffenfähigen Jugend des Jahres, Einſtellung von etwa 80,000 Mann. Allerdings muß es möglich ſein, dies in möglichſt kurzer Dienſtzeit zu bewirken, und daß eine planmäßige Vorbildung der Jugend weſentliche Hilfe für Verkürzung der Dienſtzeit werden könne, ſteht zu hoffen. Aber ſicher wird mehr als ein Jahrzehnt, vielleicht ein Menſchenalter, hingehen, bevor ſolche Vorbildung in genügender Weiſe bei unſern Dorfbewohnern durchgeſetzt wird, auch dann wird die Kürze der Dienſtzeit eine Grenze haben, unter welche im Intereſſe eines disciplinirten und waffentüchtigen Heeres nicht herabgegangen werden darf. Deshalb wird eine Verminderung des ſogenannten ſtehenden Heeres zuverläſſig auch dann nicht eintreten, wenn die Führer der gegenwärtigen Oppoſition einmal die Miniſterſtühle beſetzen ſollten. Aber auch die neu gebildeten Bataillone werden bei noch ſtärkerer Rekrutenaushebung mehr als vollauf zu thun haben, die Ausbildung der Mannſchaft zu bewältigen und dabei die eigene Feldtüchtigkeit zu bewahren. Die Zahl der Unteroffiziere und Offiziere, ſchon jetzt kaum ausreichend, wird bei dem beſten Verfahren ſie ſelbſt zu ziehen und bei der volksthümlichſten Organiſation nach einer ſo beträchtlichen Vermehrung der Mannſchaft nicht ausreichen. Das alles ſind ſehr nahe liegende Betrachtungen, die Jedermann in Preußen anzuſtellen vermag. Es iſt in der Ordnung, daß die Oppoſition jetzt keinen Grund hat, dergleichen Erwägungen auszuſprechen, aber ſie würde ſich ſelbſt in gefährlicher Weiſe ihre Zukunft bedrohen, wenn ſie in der guten Stunde eines Compromiſſes die Koſten und die Vermehrung der Cadres zum Mittelpunkt eines Widerſtandes machen wollte.

Der Uebelſtand der neuen Heeresorganiſation iſt im Ganzen betrachtet nicht der, daß ſie zu viel, ſondern daß ſie zu wenig gefordert hat, daß ſie noch nicht genug leiſtet, um den Preußen die volle Waffentüchtigkeit zu geben, und daß den maßgebenden Geſichtspunkten die Größe gefehlt hat, welche Wärme und Sympathien des Volkes aufzuregen vermag.

Das freilich ſind Erwägungen und Wünſche für die Zukunft. Was zunächſt geſchehen wird, iſt ganz unberechenbar. Ein Eingehen der Regierung auf die Wünſche des Volkes iſt zur Zeit noch höchſt unwahrſcheinlich. Mit kleinen Zugeſtändniſſen aber iſt gegenwärtig eine Verſöhnung nicht möglich. Was aber auch geſchehen möge, wir in Deutſchland haben das feſte Vertrauen, daß der Wahlſpruch des preußiſchen Volkes bleiben wird: „loyal, aber feſt.“

Der öſtreichiſche Reformplan des deutſchen Bundes.

(Grenzboten 1863, Nr. 35.)

Wie zu erwarten war, iſt der hochgeſpannten Hoffnung, womit ein Theil der Deutſchen dem öſtreichiſchen Entwurf einer Bundesreform entgegenſah, die Ernüchterung gefolgt. Der Wortlaut des Reformplans iſt durch die Preſſe verbreitet, die Kritik hat begonnen, anerkennend, ruhig, ſchonend, der Abgeordnetentag hat ſein Votum darüber abgegeben, auch er maßvoll und vorſichtig; ſchon werden entſchiedene Stimmen laut, welche den Plan für eine verfehlte Arbeit erklären. Dem ſchnellen Urtheil der Tagespreſſe werden vorausſichtlich eingehende Flugſchriften folgen. Je gründlicher die Erwägung wird, deſto größer erweiſen ſich die Bedenken, ja die Unmöglichkeit, dieſen Plan ohne tiefeinſchneidende Veränderungen zur Ausführung zu bringen.

Unterdeß haben die Fürſten ſich genöthigt gefunden, ihren Aufenthalt in Frankfurt zu verlängern, auch in dieſen Kreiſen iſt der Zauber des Eröffnungstages geſchwunden. Die Erwägung der einzelnen Sätze von zahlreichen Paragraphen erweiſt ſich als eine ſchwierige Sache, wobei unſere Fürſten die Thätigkeit ihrer Miniſter und Diplomaten nicht entbehren können, die Angelegenheit entgleitet unmerklich den Händen der Fürſten und kommt allmählich in das gewöhnliche Gleis unter das Urtheil ihrer Beamten. Man darf ſagen, daß vorzugsweiſe das Gefühl, zu weit gegangen zu ſein, die Verlegenheit, was werden ſoll, und die Scheu, ein ſo glänzend begonnenes Unternehmen ohne Ergebniſſe zu verlaſſen, die regierenden Herren bis jetzt zuſammengehalten hat. Allerdings dauert, ſo nehmen wir an, beim Kaiſer von Oeſtreich und der Mehrzahl ſeiner Verbündeten der feſte Entſchluß, ein Scheitern des Plans unter allen Umſtänden zu verhindern; die Ausſichten dazu ſind bis jetzt nicht glänzend. Die Sache iſt jetzt ſo weit gekommen, daß von denen, welche um das Reformproject arbeiten, Niemand weiß, was daraus werden ſoll. In gehobener und aufgeregter Stimmung hat man ein Werk von unberechenbarem Einfluß auf die künftigen Geſchicke Deutſchlands begonnen. Aber man arbeitet eifrig, trotz der unheimlichen Stimmungen, welche die Berathung der Paragraphen in der Stille kreuzen. Und ohne Zweifel wird aus dem Rath der Fürſten ein Reformplan, hier und da abgeändert und den deutſchen Wünſchen ein wenig beſſer angepaßt, hervorgehen. Ob auch eine Verbindung der deutſchen Fürſten mit Oeſtreich gegen Preußen? Beide mögen ſolange dauern, bis ein entſchloſſener Widerſtand im deutſchen Volke ſich dagegen ausſpricht. Dann fällt der Plan in Trümmer und was ſich an ihn feſthängt.

Wer das ganze Vorgehen Oeſtreichs unbefangen betrachtet, der wird mit Verwunderung ſehen, wie unkundig der deutſchen Verhältniſſe die Männer waren, welche dem Kaiſer dieſen Weg moraliſcher Eroberungen vorgeſchlagen haben. Und erſtaunt fragt man, wo iſt die altbewährte öſtreichiſche Diplomatie, die Vorſicht, die Schonung in den Formen, die kluge Rückſichtnahme? Das ganze Vorgehen iſt nicht frei von einer kecken Waghalſigkeit, welche die Zukunft auf eine unſichere Karte ſetzt. Wir haben die öſtreichiſche Regierung ſolange auf vorſichtiger Defenſive geſehen, daß zunächſt, als plötzlich auf die Ruhe ein kräftiges Angreifen der Gegner folgte, die Kühnheit des Schrittes imponirte. Jetzt ſehen wir wohl, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen der kühlen Ueberlegung, welche in paſſiver Stellung geſchickt die Schwächen des Gegners zu erſpähen weiß, und zwiſchen der feſten und ſichern Größe, welche zu Eroberungen befähigt. Solange das Wiener Cabinet ſich darauf beſchränkte, ſich abwehrend gegen die halben und vorſichtigen Verſuche Preußens zu verhalten, ſolange war es in einer befeſtigten Stellung der Ueberlegene. Jetzt tritt ein ganz anderes Weſen hervor, eine Haſt und Eile, welche nicht verhandeln, ſondern fortreißen möchte, eine kecke und übermüthige Eroberungsluſt und ein jugendliches geräuſchvolles Gebahren, wie es in der öſtreichiſchen Politik ganz unerhört iſt. Nie iſt auffallender geworden, daß die Oeſtreicher in Deutſchland fremd ſind, als an dem Tage, wo der Kaiſer die deutſchen Fürſten ſo würdevoll und brüderlich als ſeine Pairs begrüßte.

Zunächſt iſt unbegreiflich, wie man Preußen vor der Zuſammenkunft ſo behandeln konnte. Es iſt wahr, die gegenwärtige Regierung hat Manches gethan, um Mißſtimmung in dem eigenen Lande und in Europa gegen ſich zu erregen. Aber ein Staat von achtzehn Millionen, voll von geſunder, wenn auch ungeübter Kraft, iſt doch noch etwas Anderes, als ſeine augenblickliche Regierung. Meint man in Wien einen zerrütteten, dem Verfall nahen Staatskörper ſich gegenüber zu haben, einen politiſchen Schwächling, deſſen Daſein von der Gnade

Oeſtreichs und Frankreichs abhinge? Glaubt man in der nationalen Partei Preußens deshalb Patriotismus, Stolz und Vertrauen zu der Zukunft Preußens erloſchen, weil die Vertreter des preußiſchen Volkes erklärt haben, einer Regierung, welcher man mißtraut, kein Geld im Kriegsfall zu bewilligen? Hat man keine Ahnung davon, welche Wirkung in Preußen der Umſtand gemacht hat, daß man von Wien aus durch einige behende Schritte einen großen und aufſtrebenden Staat zu der Stellung herabdrücken will, welche die Fürſten des Rheinbunds in der deutſchen Coalition einnehmen? Solche Behandlung hat nur dann einen Sinn, wenn man den Gegner reizen wollte, mit dem Entſchluß und der Kraft, ihn für immer zu beſeitigen.

Hatte man aber dieſe Abſicht und dieſe Kraft nicht, wie dachte man ſich mit Preußen zu ſtellen, im Fall dieſer Staat ſich nicht auf der Stelle demüthigte und im Falle das Verfaſſungswerk nicht auf der Stelle gelang? Welchen Sturm hat man dort aufgeregt! Mühſam halten die gemeinſamen Intereſſen und die landsmannſchaftliche Stimmung gegen das deutſch-öſtreichiſche Volk ſeit Jahren den Eiferſüchteleien und Intriguen der Cabinete das Gegengewicht. Wie weit jetzt die preußiſche Regierung durch das Verfahren Oeſtreichs beleidigt iſt, wiſſen wir nicht, die Empfindungen dieſer Kreiſe ſind für uns unberechenbar. Aber das preußiſche Volk fühlt dieſe Beleidigung tief, und wir fürchten, es wird ihrer lange gedenken. Was ſoll nun werden, wenn in Preußen eine volksthümliche Regierung ihre Pflichten gegen Deutſchland begreift und darnach handelt? War es nöthig, den Tag von Bregenz durch den Tag von Gaſtein zu überbieten?

Wenn die rückſichtsloſe Behandlung Preußens ein Fehler war, ſo lag ſicher ein noch größeres Wagniß gerade in dem Vorgehen, welches für den Augenblick den größten Erfolg bereitete, in der dramatiſchen Action und dem Einſetzen der kaiſerlichen Perſönlichkeit, zu welchem die öſtreichiſchen Politiker gerathen haben. Wenn nun das Beginnen trotz dieſem Aufwand von Repräſentation und Effecten ſcheitert, ja wenn es ſich nur verkümmert und umgeformt ins Leben führen läßt, ſo iſt die Perſon des Monarchen einer argen Beeinträchtigung ſeiner Würde ausgeſetzt worden. Daß die Staatsmänner, welche den Kaiſer umgeben, von ihrem jungen Herrn ein ſolches gewagtes Hervortreten auf ſo unſicherer Grundlage nicht abwehrten, das mag ihnen dereinſt eine unfreundliche Erinnerung werden.

Und ſieht man näher zu, ſo wird der Mangel an Kenntniß der deutſchen Verhältniſſe noch auffallender. Man will durch die deutſchen Fürſten und Regierungen ein Verfaſſungswerk für Deutſchland zu Stande bringen. Nun wir haben allen Reſpect vor unſern deutſchen Fürſten. Sie ſitzen zum großen Theil feſt auf ihrem Grunde, ſie ſind durch Geſchichte und zum Theil durch Pietät der Bewohner eng mit ihrem Volke verbunden. Aber ſeit dem Jahre 1848 haben die Fürſten thatſächlich nicht die entſcheidende Stimme bei einer Neugeſtaltung Deutſchlands. Wenn es möglich wäre, alle Fürſten unter einem Kaiſerhut zu ſammeln, ſo wäre immer noch zu beſorgen, daß das deutſche Volk ſein Veto gegen ihre Beſchlüſſe einlegte. Und dieſes Veto würde ſich zuletzt als das entſcheidende erweiſen. Daß es in Oeſtreich ſehr ſchwer wird, dieſe Verhältniſſe zu würdigen, iſt natürlich. Der deutſche Liberalismus iſt von dem öſtreichiſchen in der Hauptſache ſo verſchieden, daß der liberale deutſche Oeſtreicher und der nationale Deutſche zur Zeit wenig mit einander gemein haben. Und der Unterſchied liegt darin, daß der Oeſtreicher in einer weit andern Stellung zu ſeiner Regierung lebt, wie dieſe auch beſchaffen ſei, als der liberale Deutſche. Der Oeſtreicher widerſtrebt vielleicht in Einzelheiten ſeiner Regierung ſehr heftig, gegen die Herrſchaft der Pfaffen und unfähiger Beamten, gegen Uebergriffe der Verwaltung in die Juſtiz, gegen ſchlechten Haushalt u. ſ. w. Aber ſeine Regierung, ſolange ſie ſich nicht vorzugsweiſe auf nichtdeutſche Völkerſchaften ſtützt, iſt dem öſtreichiſchen Patrioten in den wichtigſten Intereſſen ſeines eigenen Lebens ein mächtiger und werther Verbündeter gegen die Fremden, mit denen er in einen Staatskörper zuſammengebunden iſt. Sein ganzes Selbſtgefühl, Ehre und Vortheil hängen ihm von dem guten Willen der kaiſerlichen Regierung ab, ſie ſchützt ſeine Rechte und ſeine Intereſſen gegen Slaven und Magyaren, durch ſie erhält er das Gefühl, Mitglied eines herrſchenden Stammes zu ſein. Er iſt deshalb, wie lebhaft er in Einzelheiten gegen ihre Auffaſſung ankämpfen mag, im Ganzen betrachtet ihr treuer Bundesgenoſſe. Er iſt mit Recht zufrieden, wenn die Dinge in Oeſtreich nur nicht ganz ſchlecht gehen, wenn die Regierung in wichtigen Fällen den guten Willen zeigt, liberal zu handeln. Er iſt auch in der deutſchen Politik der Regel nach ihr Vertrauter, er hat den Wunſch, den Deutſchen gegenüber in ein ähnliches Verhältniß zu treten, wie gegen Magyaren und Slaven, er hofft von einer Verſtärkung des deutſchen Elementes eine Kräftigung der eigenen Vorherrſchaft, welche er in den unteren Donauländern ſich erhalten möchte. Es war deshalb ſchon beim deutſchen Parlament kein Zufall, daß die Deutſch-Oeſtreicher mit wenig Ausnahmen wie ein Mann den Winken des Herrn von Schmerling gehorchten; es iſt ganz in der Ordnung, daß jetzt auch die Oppoſitionszeitungen in Oeſtreich mit Herrn von Gagern freundlich verkehren und ſeine Mittheilungen und Winke getreulich benutzen.

Ganz anders iſt die Stellung der liberalen Parteien in Deutſchland zu ihren Regierungen. Regierung und Nationalpartei ſind in den meiſten deutſchen Staaten grundſätzliche Gegner, der Kampf geht bei uns durchaus gegen die Regierungen ſelbſt, d. h. gegen die Art und Weiſe, wie dieſe zur Zeit noch ihre ſouveränen Rechte auffaſſen. Alle Fortſchritte, welche die Deutſchen ſeit fünfzehn Jahren in der großen nationalen Frage gemacht haben, ſind im Gegenſatz zu den Regierungen gemacht, die theuerſten Intereſſen der Regierungen, wie ſie von den meiſten Fürſten noch aufgefaßt werden, ſtehen in unverſöhntem Kampfe zu den Forderungen des Volkes. Die Regierungen beſitzen das Heer und den ganzen Mechanismus der Staatsmaſchine, die liberale Oppoſition den Idealismus der Nation und die warmen Sympathien faſt Aller, welche überhaupt Intereſſe an einer beſſern Machtſtellung Deutſchlands nehmen. Die Forderungen aber der nationalen Oppoſition, in dieſem fünfzehnjährigen Kampfe herausgebildet und geſteigert, ſind bereits ſo feſt ausgeſprochen und ſo feſt in das Bewußtſein des Volkes übergegangen, daß die Regierungen vor dieſer geſetzlichen Bewegung nur noch eine gewiſſe Widerſtandskraft, nicht mehr die Freiheit willkürlich zu leiten haben. Und in dieſem Sinne ſei hier ein früherer Ausdruck der Grenzboten wiederholt, welcher vor einigen Wochen der officiöſen Preſſe Oeſtreichs großen Anſtoß gegeben hat, Deutſchland iſt ſchon zu ſehr demokratiſirt, um noch einer Vereinbarung der Regierungen mit Oeſtreich, ſelbſt wenn dieſe möglich wäre, mit Hingebung zu folgen.

Unterdeß hat der Abgeordnetentag in der Sitzung eines Tages den Stimmungen des Volkes in würdiger und gemäßigter Weiſe Ausdruck gegeben. Die kurze Kritik des öſtreichiſchen Reformplans durch Häuſſer und die Beſchlüſſe der Verſammlung drücken, jedem verſtändlich, die Anſichten aus, welche in den Volkskammern Preußens und der meiſten deutſchen Staaten der Majorität ſicher ſind. Ehre und Dank den Männern, welche mit ſicherer Klugheit die Marken des Weges abgeſteckt haben, auf welchem der Kampf um den deutſchen Bundesſtaat zunächſt vorwärtsgetrieben werden muß.

Annexion oder Anſchluß der Herzogthümer.

(Grenzboten 1865, Nr. 2.)

Die undeutliche Politik Preußens in Sachen der Herzogthümer hat einen Wirrwarr von Vermuthungen, einen Sturm von Anſchuldigungen hervorgerufen, ſie hat, was uns wichtiger iſt, auch in der liberalen Partei lebhafte Erörterungen veranlaßt. Ein großer Theil der liberalen Preußen iſt für Annexion, ein Theil der liberalen Süddeutſchen ruft ſeine heimiſchen Regierungen auf zum Schutz gegen die Annexionswünſche der preußiſchen Regierung. Nirgend fehlt es an aufrichtigen Liberalen, welche ſich geradezu als Annexioniſten ausſprechen und nicht wenige unſerer tüchtigſten Männer gehören in dieſe Zahl, daneben ſolche, welche zur Zeit keine lebhafte Betheiligung an unſerer Tagespolitik bewährt haben, ſtille Friedliebende, welche jetzt durch die Ohnmacht der kleineren Staaten und durch die Zerriſſenheit Deutſchlands bitterlich gekränkt ſind. Es lohnt einmal, das Für und Wider ſolcher Erörterungen kurz zuſammenzuſtellen, wie es ſich innerhalb der liberalen Partei, zumal außerhalb Preußens ausdrückt.

Zuerſt ſprechen die entſchiedenen Annexionsmänner, zu denen vor Andern liberale Preußen gehören, aber auch einzelne Stimmführer in den Herzogthümern ſelbſt, nicht wenige im übrigen Deutſchland bis ſüdlich vom Main: wir wollen keinen neuen Kleinſtaat mit all ſeiner Schwäche, wir wollen keine neue Fürſtenfamilie, wir ſind damit reichlich begabt, wir wollen keinen neuen Hof, wir wollen im Volke keinen neuen Particularismus, dies alles würden uns neue Gegner ſein, welche wir in der Zukunft zu bekämpfen hätten. Selbſt ein Anſchluß eines neuen Herzogs an Preußen würde die Herzogthümer mehr drücken als heraufheben, er würde ihnen Laſten geben ohne die beſten entſprechenden Vortheile, er würde eine Art von Vaſallenſtaat ſchaffen, ein doppeltes Regiment, dem Conflicte der Gewalten niemals fehlen würden, zumal unſere Preußen leider als Befehlende bureaukratiſch ungeſchickt, an unrechter Stelle hochfahrend, bei aller Tüchtigkeit unbequeme Herren ſind. Eine Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen dagegen gibt den Schleswig-Holſteinern für größere Laſten auch größeres Selbſtgefühl, ſie werden Theil eines großen Staatskörpers, ihre geſammte Intelligenz erhält ein weites Gebiet, in dem ſie ſich zum Wohl Anderer geltend machen kann, ihre Vertreter ſtellen ſich neben die Altpreußen in den Kammern und bei der Regierung, das Volk erhält Antheil an einem großen politiſchen Leben. Auch pecuniär wird wahrſcheinlich ſeine Lage günſtiger, die gute Seite der preußiſchen Verwaltung, wohlgeordnete Finanzwirthſchaft, vermag auch ihm vielfach zu Hilfe zu kommen. An Stelle der provinziellen Abgeſchloſſenheit wird ein friſches Gemeingefühl treten, kurze Zeit und die Herzogthümer werden mit Preußen verwachſen ſein, Preußen ſelbſt aber wird durch dieſen neuen Erwerb gezwungen, energiſch auf neuem Wege fortzuſchreiten, ſeine Stellung zu Deutſchland, ja zu fremden Mächten wird eine völlig andere, es muß nach Occupation der Herzogthümer, um ſich zu erhalten, große deutſche Politik treiben und die deutſche Frage, deren Löſung wir ſchmerzvoll und ungeduldig erſehnen, tritt dadurch der Entſcheidung näher.

Es ſind Liberale, welche ſo ſprechen. Gegen die Gründe dieſer Entſchiedenen haben wir zunächſt einen einzigen geltend zu machen. Wir haben kein Recht, über die Zukunft eines deutſchen Stammes zu beſchließen gegen ſeinen Willen. Daß das Volk ſelbſt die entſcheidende Stimme haben müſſe, iſt ein Fundamentalſatz der liberalen Politik, von dem wir unter keinen Umſtänden, auch bei der lockendſten Verſuchung nicht abgehen dürfen. Wir haben das Recht des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holſtein ſtark betont, ſolange dieſes Recht der Schutz der Herzogthümer gegen die Herrſchaft der Dänen war, wir dürfen dies Recht jetzt nicht als gleichgiltig bei Seite werfen, aber wir dürfen allerdings dem Herzog zumuthen, daß er ſelbſt ſein Recht opfere, ebenſo wie wir jeder anderen deutſchen Dynaſtie, auch der preußiſchen, zu Gunſten der deutſchen Frage Reſignation zumuthen. Das iſt nach unſern Parteigrundſätzen erlaubt. Aber in keinem Fall dürfen wir dem Volke von Schleswig-Holſtein Zwang oder Gewalt anthun laſſen, ſelbſt nicht um das zu fördern, was wir für ſein beſtes Heil halten. In dem Reſpect vor dem Volkswillen liegt das letzte Geheimniß unſerer Stärke, dieſe Rückſicht beſtimmt und beſchränkt auch gebieteriſch die Mittel und Wege unſerer Politik.

Das geben viele unſerer Freunde zu. Aber ſie knüpfen ein anderes Argument daran: Wohl, was wir niemals thun dürfen, mögen wir doch unſere Gegner thun laſſen, deren politiſches Credo ihnen ſolche Pflicht nicht auflegt. — Ohne Zweifel gibt es in der Politik Conflicte, wo eine politiſche Partei in der Stille erfreut iſt, daß ihre Gegner thun, was ihr ſelbſt aus Parteirückſichten durchzuſetzen unmöglich iſt. Jede Partei kommt zeitweiſe in die Lage, auch ihre fundamentalen Sätze zu revidiren und zu erkennen, daß wenige davon eine unbedingte Geltung haben. In Deutſchland iſt manchen feurigen Geiſtern die Sehnſucht nach ſtärkerer Concentration ſo hoch geſteigert, daß ſie auch eine Tyrannis mit Freuden begrüßen würden, welche ihnen die Grundlagen eines großen Staatslebens zu ſchaffen vermöchte. In manchen Landſchaften empfindet gerade der Liberalſte mit bitterem Schmerz, wie unvollſtändig in der Mehrzahl ſeiner Mitbürger das politiſche Bedürfniß nach einem größeren Staatsbau entwickelt iſt, und wie wenig Berechtigung dort die Tagesſtimmung der Bevölkerung hat, welche über den Kirchthurm der Heimat noch nicht hinausreicht. Solcher Erkenntniß liegt die Auffaſſung nahe, daß auch der Werth des Volkswillens in der Politik weder ein unveränderlicher noch ein höchſter Werth ſei, daß eine Schwäche und Beſchränktheit des Volkswillens zu gleicher Zeit eine Schwäche und Beſchränktheit unſerer Partei wird und daß wir deshalb allerdings in die Lage kommen können, uns in der Stille über das freuen zu müſſen, was kühne Gegner gegen unſere aufgeſtellten Parteigrundſätze wagen.

Dieſe Auffaſſung vermag ſich auf den wirklichen Lauf der Dinge zu ſtützen. Selten vollzieht ſich ein großer politiſcher Fortſchritt nach den Wünſchen und Grundſätzen einer Partei, auch die am beſten berechtigte wird durch unvorhergeſehene Thatſachen überraſcht, ſie muß ſelbſt nahe am Siege ihren Gegnern Zugeſtändniſſe machen. Mehr als einmal iſt offenes Unrecht zu gutem Recht geworden, auch die Vereinigung Italiens zu einem Staat iſt viel weniger durch die Majorität der Volkswünſche als durch die Stimmung des Kaiſers Napoleon bewirkt worden, und der Preis, den die Italiener dafür bezahlten, Savoyen und Nizza, wurde ihnen deshalb nicht weniger ſchmerzlich, weil die Bevölkerung dieſer Landſchaften durch die tyranniſche Parodie einer Volksabſtimmung von ihnen gelöſt ward. Sie fühlen tief das Unrecht gegen ihr patriotiſches Ideal, welches damals begangen wurde, ſie fühlen auch, daß dieſe Abtretung wie ein ſchwarzer Schatten auf ihrem jungen Staatsleben liegt, und doch empfinden ſie bereits jetzt lebhaft den Segen, zu einem großen politiſchen Körper vereinigt zu ſein. Wenn in Deutſchland die gegenwärtige preußiſche Regierung Muth und Kraft hätte, große Eroberungspolitik zu treiben — die Verhältniſſe liegen nicht ungünſtig dafür und ein Erfolg erſcheint wenigſtens nicht unmöglich — ſo würde ohne Zweifel durch die Schlußergebniſſe des Kampfes nicht nur das gegenwärtige Syſtem in Preußen ſich ändern, es würden auch nach wenig Jahren ſehr viele der Unzufriedenſten völlig bekehrt ſein. Dies alles ſoll hier zugegeben werden. Aber wir meinen, auf die Taktik unſerer Partei darf auch dieſe Annahme keinen Einfluß ausüben.

Zunächſt aus einem Grunde der Zweckmäßigkeit. Preußen iſt bereits auf dem beſten Wege, die deutſchen Stämme mit ſich zu verbinden. Auf die einzelnen Thatſachen ſoll kein übergroßer Werth gelegt werden, weder auf den Zollverein noch die Gründung einer Flotte, noch darauf, daß Preußen mit dem Auslande bereits als Vertreter deutſcher Intereſſen Verträge ſchließt. Thatſache iſt aber, daß durch die friedlichen und geſetzlichen Fortſchritte, welche Preußen ſeit Gründung des Zollvereins gemacht hat, nicht mehr der Weg und das Ziel, nur die Zeit in Frage geſtellt ſind. Die eine Hälfte Deutſchlands heißt Preußen, die andere Häfte iſt in vielen wichtigen Beziehungen bereits von dem Leben dieſes Staates ſo abhängig, wie nur ein Clientelſtaat ſein kann. Wenn wir das Ungenügende ſolches Fortſchritts lebhaft fühlen, vergeſſen wir leicht, wie groß er in der That war. Dieſer Fortſchritt aber iſt durchaus und nur nach den Grundſätzen des Liberalismus erworben und wir haben durchaus kein Recht zu zweifeln, daß dieſer ſeine ſiegreiche Gewalt weiter bewähren werde, ſobald Preußen die großen Hilfsquellen, welche er eröffnen kann, benutzt. Eine jede Regierung in Preußen muß anſtehen, mit ſchnellem Sprunge den betretenen Weg aufzugeben und den einer gewaltſamen Erwerbung gegen Cabinete und Völker zu betreten. Vollends die liberale Partei, als ſolche, darf ihre Operationen nicht ſofort ändern, weil die Chancen für einen kecken Entſchluß geſtiegen ſind. Aber die ſchleswig-holſteiniſche Frage darf von unſerer Partei überhaupt nicht nach Gründen der augenblicklichen Zweckmäßigkeit beurtheilt werden. Weshalb betonen wir überall das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker? Weil wir darin den edelſten Ausdruck der politiſchen Freiheit finden, welche wir für uns, wie für andere fordern. Iſt es redlich und klug hier liberal zu ſein, dort Zwang auszuüben zu laſſen? Heute einen großen Grundſatz nachdrücklich auszuſprechen, morgen denſelben Satz aus Nützlichkeitsgründen gleichgiltig preiszugeben? Mit welchem Recht maßen wir uns an, beſſer als die Schleswig-Holſteiner zu verſtehen, was ihnen und dem Ganzen frommt? Sie ſind es, um deren Zukunft ſich's zunächſt handelt, ſie müſſen doch die erſte Stimme haben, und ihre Entſcheidung haben wir doch vor allem zu achten. Deshalb dürfen wir als Liberale keineswegs ſchweigend zuſehen, wenn man ſie, ohne ſie zu fragen oder gar wider ihren Willen, zu dem machen wollte, was wir ihnen und uns nützlich halten, zu Preußen.

Wir ſind der Meinung, daß die Liberalen in Deutſchland dann das Rechte thun, wenn ſie die Ueberzeugungen der Mehrheit in Schleswig-Holſtein reſpectiren, das heißt mit den Forderungen, die ſie erheben, nicht weiter gehen als dieſe; in jedem Falle aber nicht müde werden zu betonen, daß die Frage nur nach dem Willen der Schleswig-Holſteiner erledigt werden dürfe. Was wir für ſie und uns wünſchen, ſteht erſt in zweiter Linie, das Nächſte iſt, daß ihnen nichts aufgedrungen werden darf, was ſie ſelbſt nicht wollen.

Es ſcheint, daß die preußiſche Regierung ebenfalls die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen ſucht und eine Wandlung der Ueberzeugungen im Lande von der Zeit erwartet. Man argwöhnt, daß ſie die Entſcheidung der Frage in die Länge zieht, um den Bewohnern der Herzogthümer den Gedanken der Annexion volksthümlicher zu machen. Es iſt möglich, daß dieſer Gedanke auch dort einigen Boden gewinnt, aber es iſt ein bedenkliches Spiel, deshalb die Entſcheidung der Frage hinauszuziehen, denn jeder Tag kann Veranlaſſung zu einer neuen Verwicklung bringen, welche die Stellung der Großmächte ändert und die verhältnißmäßige Gleichgiltigkeit, mit welcher ſie bisher dieſe Frage betrachtet haben, in lebhafte Parteinahme verwandelt. Für uns aber, die Liberalen der preußiſchen Partei, darf in Sachen der Herzogthümer die nächſte Forderung gar nicht ſein weder die Annexion, noch Anſchluß, ſondern die Forderung, daß dem ſchleswig-holſteiniſchen Volk ſein Recht der Mitentſcheidung über dieſe Frage nicht verkürzt werde.

Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußiſchen Partei.

(Grenzboten 1866, Nr. 11.)

Der Schluß des preußiſchen Landtages kam ſehr unerwartet. Ob er wirklich im Intereſſe der Regierung war, darf man bei unbefangener Schätzung der Verlegenheiten bezweifeln, welche er ihr gegenüber abgeſchloſſenen Verträgen vor dem Auslande zu beſeiten droht; die Oppoſition hat durch die unwillige Entſendung nicht an Anſehen eingebüßt. Sie hat erreicht, was in dieſer Sitzung überhaupt für ſie zu hoffen war, ſie hat die Größe des innern Zwieſpalts, welcher die Regierung und die Mehrheit der Volksvertreter trennt, auf's Neue dargelegt. Die Verhandlungen über einen Entſcheid des Obertribunals waren bedeutungsvoll für Preußen, noch nie hatte das Miniſterium in der Debatte ſo auffällig den Kürzeren gezogen, die Gründe des Abgeordneten Gneiſt, die leidenſchaftliche Bewegung Tweſtens, die ruhige Erklärung Simſons gaben der Verhandlung einen Ernſt und eine Würde, welche nirgend die Wirkung verfehlt hat, als vielleicht da, wo wir alle die größte Wirkung wünſchen. Wer die tiefe Erregung beachtete, welche hinter den gemeſſenen Worten zuckte, der darf ſich nicht verbergen, daß in den dritthalb Jahren ſeit den Juniordonnanzen gegen die Preſſe der Streit in Preußen langſam größeren Umfang angenommen hat; und der Abgeordnete Simſon hatte guten Grund zu dem Ausſpruch, daß man einſt dieſe Verhandlung als verhängnißvoll für das Syſtem bezeichnen werde.

Allerdings iſt ſeit dem Juni 1863 auch für die liberale Oppoſition der Kampf gefahrvoller geworden. Der innere Schade hat weiter gefreſſen, durch viele Zwiſchenfälle, durch einen Feldzug, durch Verwicklungen mit dem Auslande, durch die Feſtſetzung des Miniſteriums des Innern und die völlige

Anpaſſung der Regierungsmaſchinerie an das herrſchende Syſtem ſind neue Schwierigkeiten geſchaffen; von beiden Seiten iſt die Abneigung größer, eine Verſtändigung der Parteien nach menſchlichem Ermeſſen unmöglich geworden. Der preußiſche Staat befindet ſich im Anfange eines ſchweren Proceſſes innerer Umgeſtaltung, deſſen einzelne Momente noch nicht zu überſehen ſind. Aber jeder Vergleich mit ähnlichen Zuſtänden anderer Länder und jede Schätzung menſchlicher Leidenſchaften geben Grund zur Beſorgniß, daß dieſe Verjüngung des Staates nicht mehr auf dem Wege ruhiger Ausgleichung durch die Klugheit einzelner Führer gelenkt werden wird, ſondern daß in irgendeinem Augenblick auch die empörte Empfindung der Regierung wie des Volkes eigenwillig hineinbrechen kann.

Seit der Streit über die Heeresorganiſation den ſchneidenden Gegenſatz offenbarte, welcher zwiſchen Regierenden und Regierten über ihre Berechtigung im Staate beſtand, hat es nicht an wackeren Männern gefehlt, welche behaupteten, daß der Streit nicht zeitgemäß ſei, daß die Verſöhnung wohl möglich, daß Nachgiebigkeit der Volksvertreter in dieſer einen Frage den ganzen Conflict vermeiden könne. Preußen ſei durch die Verfaſſung noch kein Verfaſſungsſtaat geworden, man müſſe ſich allmählich einleben, alter Gewöhnung der Regierenden vieles zu Gute halten, bis nach und nach der Sinn ſich ändere, oben Selbſtbeſchränkung, unten ſichere Manneskraft allgemeiner werde.

Wer ſolche Anſicht vertrat, der forderte von dem neuen Factor, der durch die Verfaſſung zu geſetzlicher Geltung gekommen war, von Intelligenz und Gewiſſen, von Leidenſchaft, Neigung und Haß im Volke eine Diplomatie, welche praktiſch unmöglich iſt. Ein einzelner Mann, der durch lange Entziehung der Nahrung geſchwächt iſt und endlich die erſehnte Koſt errungen hat, wird vielleicht bei großer Gewöhnung, ſich ſelbſt zu beherrſchen, auch ohne äußeren Zwang ſich zu mäßigſter Diät entſchließen. Ein Volk und die Vertretung eines Volkes vermag dieſe Art von Selbſtverläugnung nicht zu üben; aus ihm bricht mit dem Zwange einer Naturgewalt die Stimmung hervor. Es gehört zum Weſen einer repräſentativen Körperſchaft wie der Preſſe, bei jeder Veranlaſſung ihre Geſinnung kund zu geben. Lang geſchulte Parteien vermag allerdings in ruhigen Zeiten der kluge Wille der Führer ſo zu unterwerfen, daß ſie eine Zeit lang der Uebermacht des Individuums ſich fügen, und dann erſcheint wohl bei großen Fragen auch eine parlamentariſche Partei als vorſichtiger und kluger Taktiker; und wieder pflegt eine geknechtete oder an Intelligenz arme Maſſe willig geheimen Leitern oder bewährten Sprechern zu gehorchen. Aber ſobald in einem Staat, welcher Verfaſſungsformen hat, irgendwie ſittliche Empfindungen: das Rechtsgefühl, das Ehrgefühl, das Selbſtgefühl der Wähler gekränkt werden, iſt es mit klugem Verhüllen vorbei; was in dem Volke ſich lebendig regt, das dringt auch in der Preſſe, auf der Tribüne in Worten und Beſchlüſſen hervor.

Und wer die Parteien in Preußen näher betrachtet, erkennt leicht, daß ſie keineswegs mit den Parteien eines Staates zu vergleichen ſind, welcher ſeine Gegenſätze auf dem Boden der Verfaſſung auszukämpfen gewöhnt iſt. Der Kampf in Preußen, der im Jahre 1848 begonnen und ſeitdem nur in kurzen Zeiträumen geruht hat, iſt ein Kampf nicht nur um die Verfaſſung ſelbſt, ſondern um die geſammten ſittlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens. Wie matt er in manchem Jahre geführt wurde, er iſt doch in der Stille unaufhörlich fortgeführt worden, in der Kirche, in den Familien, in der Geſellſchaft, im Beamtenſtand, im Heer, auch auf dem weiten Gebiet der materiellen Intereſſen. Immer beſtand der drohende und dem Staat gefährliche Gegenſatz zwiſchen einer großen Genoſſenſchaft der Bevorrechteten, welche durch engen Anſchluß an die Idee des ſelbſtwilligen Königthums ihre eigene Sonderſtellung im Staate zu behaupten ſuchten, als regierende Beamte, als Militärs, als Zugehörige des Hofes, als bevorzugte Grundbeſitzer; und zwiſchen ſolchen, welche den Rechtsſtaat wollten. Immer war dies ein tiefer Gegenſatz auch in den geſammten ſittlichen Grundlagen des Handelns: hier Ehre, dort Recht, hier Autorität, dort freie Selbſtbeſtimmung, hier hingebender Glaube, dort ſelbſtändige Forſchung, hier Vorrechte, dort freie Concurrenz. In jedem Staat ſind dieſelben Gegenſätze des Idealismus und der Thatkraft geſchäftig, aber Jahrhunderte mögen vergehen, ohne daß eine Partei die andere unerträglich findet. Anders iſt es in Preußen gekommen, wie es denn überhaupt zum Weſen dieſes Staates gehört, ſich in den ſchärfſten Gegenſätzen von Tüchtigkeit und Verkehrtheit, von Größe und Kleinlichkeit, von Kraftentwickelung und Schwäche darzuſtellen. Hier haben zwei Fürſten des Regentenhauſes eifrig gearbeitet, ſich und den Staat auf die Reagirenden in der Kirche und der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſtützen. Dadurch iſt eine extreme Partei von äußerſter Unduldſamkeit zur Macht gekommen. — Selbſtverſtändlich unterſcheiden ſich ſehr viele tüchtige Männer in unſerem Landadel und im Heere, auch wenn ſie ſich der Partei zurechnen, welche mit Unrecht die conſervative genannt wird, nur durch eine wenig bemerkbare Schattirung von naheſtehenden Männern der andern Partei. Aber charakteriſtiſch iſt, daß in verhältnißmäßig vielen Individuen die ganze Schärfe des Gegenſatzes zu Tage kommt, und daß gerade die Exaltirten der reactionären Partei es ſind, welche das Herrenhaus füllen, das Miniſterium ſtützen und beſchränken, als Vertreter und Tonangeber des Heeres ihren Einfluß erweiſen. Deshalb iſt es in der That ein Zuſammenſtoß zweier grundverſchiedener Weltanſchauungen, was im Bereich des preußiſchen Staates gegen einander ſtreitet.

Manche Preußen hoffen noch immer eine Tilgung des Riſſes, der den ganzen Staatsbau durchzieht, von einer Aenderung in den Anſchauungen des Staatsoberhauptes und vertröſten auf ſolche Aenderung in der jetzt lebenden oder künftigen Generation. Wir halten für ein Glück, und zwar zunächſt aus Loyalität, daß dieſe Zahl in Preußen täglich kleiner wird. Denn wer ſo denkt, iſt in dringender Gefahr, die Hände in den Schoß zu legen und wieder auf das Haupt und die Verantwortung des Königs eine Arbeit zu wälzen, welche das Volk ſelbſt vornehmen muß, deren Früchte ihm nicht als ein Geſchenk von oben kommen dürfen.

Was iſt alles in Preußen umzuformen! Rieſengroß iſt die Arbeit geworden, ſie vermag, wie die Sachen liegen, nimmer durch den guten Willen eines Fürſten gethan zu werden. Wo ungeeignete Perſonen aus ihren Aemtern entfernt werden, müſſen doch andere bewährte ſtatt ihrer eintreten, wie ſollen dieſe einem Fürſten erkennbar und der Laſt gewachſen ſein, wenn ſie ſich nicht im Kampfe bewährt und das Metall ihres Willens gehärtet haben. Ferner aber ſind die in Preußen nöthigen Reformen zum Theil von der Art, daß ſie ſich gar nicht anders durchführen laſſen, als gefordert durch eine ſtark bewegte und imponirende öffentliche Meinung, welche zahlloſen Anſprüchen Einzelner und ganzer Claſſen gebieteriſch Reſignation auferlegt. Es iſt in Preußen nicht eine kleine, ſondern eine große und mächtige Partei, welche dadurch tötlich gekränkt wird; Anſprüche, welche in faſt zwanzig Jahren groß gezogen, Anſchauungen, welche von oben ſorgfältig gepflegt ſind, weichen nicht einem Federſtrich, und wenn er von der Hand eines Königs käme; es genügt auch nicht, zweihundert neue Mitglieder des Herrenhauſes zu ernennen, um den aufbrennenden Haß und ſtillen Widerſtand von Tauſenden einflußreicher Männer zu brechen, das vermag nur durch die Ueberzeugung zu geſchehen, daß auf dem Wege, der bis dahin beſchritten wurde, ohne größte Gefahr für die Einzelnen und den Staat nicht weiter zu kommen ſei. Und dieſe zwingende Ueberzeugung vermag, wie Menſchenart iſt, nur eine Achtung einflößende Haltung des preußiſchen Volkes zu geben.

Es fehlt in Preußen auch nicht an ſolchen Liberalen, welche jetzt ſchon finſter in die Zukunft ſehen und ſich unheimlicher

Vergleichung mit den Revolutionen des vorigen Jahrhunderts nicht entſchlagen können. Es hat damit keine Noth. Die Preußen ſind keine Franzoſen, der Bauer iſt kein Sklave, der Erwerbende hat trotz der Forderungen eines ſtrengen Staates die Ueberzeugung, daß er wacker vorwärts kommt, in den Familien iſt Zucht und Sitte, die große Idee, daß der Einzelne ſich zuletzt dem Staate ſchuldig ſei, iſt dort ſehr tief in die Seelen geprägt. Auch die Oppoſition mag einmal zu gewagten Schritten gedrängt werden, aber die Veranlaſſung und Methode des Streites iſt dazu angethan, den Leitern Beſonnenheit und Selbſtbeſchränkung zu geben, denn es iſt ein Kampf um geſetzliches Recht und ſeine Folgerungen. Auch ſteht die liberale Partei in Deutſchland jetzt unter der Zucht und dem Urtheile des ganzen gebildeten Europas. Für den warmen Antheil, womit das Ausland den preußiſchen Streit für die Verfaſſung betrachtet, ſind wir dankbar; wir würdigen ſehr wohl den Werth, welchen die Sympathien Europas in irgendeinem bevorſtehenden Stadium des Conflictes für uns haben können. Da aber die engliſche Preſſe den Preußen einen gewiſſen Mangel an Entſchloſſenheit vorwirft, ſo geben wir ihr freundlich zu bedenken, daß die Führer des Langen Parlaments wahrſcheinlich als friedliche Coloniſten in irgendeinem Territorium Amerikas geendet hätten, wenn König Karl 200,000 Soldaten unter der Fahne und eine vortrefflich eingerichtete und fügſame Beamtenmaſchinerie zur Verfügung gehabt hätte. Auch die Franzoſen mögen uns nicht zürnen, wenn wir Anſtand nehmen, ihrem Beiſpiel zu folgen. Wir ſehen nicht, daß der häufige Wechſel der Dynaſtien ein untrügliches Mittel iſt, die innere Freiheit zu ſtärken. Und wir vermögen den Imperialismus auch dann nicht zu bewundern, wenn wir zugeben, daß er der Franzoſen Macht und Anſehn in Europa vergrößert hat. Denn wir ſehen zugleich, daß dies Syſtem die Individuen ſchwächer und politiſch untüchtiger macht. Und wir wünſchen unſerem Preußen ſolche Größe nicht, welche gezwungen iſt, die Bürger herabzuwürdigen, um den Staat zu heben.

Dieſer Kampf um die Reorganiſation des preußiſchen Staates, das heißt um ſeine Verwandlung in einen Verfaſſungsſtaat, mag in unſerem oder einem folgenden Geſchlecht mit dem Siege unſerer Partei enden; wie er jetzt ſchwebt, füllt er uns Herz und Gedanken, durch ihn ſind wir Theilnehmer an den politiſchen Geſchicken unſeres Volkes, er iſt uns Freude und Sorge und das große Intereſſe unſerer Tage. Er iſt es mehr oder weniger auch für die Deutſchen, welche nicht in Preußen ſelbſt ſich daran zu betheiligen vermögen.

Und es iſt ſehr an der Zeit, daß, wer irgend zur liberalen Partei gehört, und wer auf Preußens Zukunft irgendwelche Hoffnung ſetzt, ſich ſelbſt klar mache, wie er zu dieſem Kampfe ſtehe, und welches Verhalten ihm Pflicht ſei.

Es ſei deshalb erlaubt, zunächſt an einige triviale Wahrheiten zu erinnern.

In Preußen gehört, gerade wie in Staaten mit altem Verfaſſungsleben, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der urtheilsfähigen Menſchen einer beſtimmten politiſchen Partei an, der größere Theil beharrt in der Rolle eines theilnehmenden Zuſchauers, der ſich den Parteien gegenüber eine gewiſſe Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren ſucht und nur in Fällen der Noth oder bei zufälliger Veranlaſſung als thätiges Mitglied einer Partei hervortritt. Auch dieſe ſtillen Beobachter ſind nicht parteilos, ihre Sympathien ſind doch in der Hauptſache auf einer Seite, auch ſie werden durch die Parteien beeinflußt, in Zeiten der Noth ſind ſie auf den Anſchluß an die beſtehenden angewieſen und treten unter das Kommando der vorhandenen Führer. Es iſt deshalb nicht ſtatthaft, einer Partei vorzuwerfen, daß ſie in irgendeinem Augenblick ihrer politiſchen Thätigkeit nicht die abſolute Mehrheit der Staatsangehörigen unter ihren Fahnen zähle; das iſt nie und nirgend der Fall, außer in Kataſtrophen des Staats, und dann wird in der Regel eine ſchnelle Entſcheidung herbeigeführt. Ein verſtändiger Staatsmann darf nur fragen, zu welcher Partei gehen ſtille Neigung und Wünſche der zur Zeit ſchweigenden großen Mehrzahl der Staatsangehörigen, und in der Regel wird dieſe Frage nicht ſchwer zu beantworten ſein. Aber wie groß die Zahl derer in einem Staate ſein mag, welche ihre Parteinahme nicht öffentlich bekundet haben; ſolange ſie in der Stellung ruhiger Beobachtung verharren, vermögen ſie den Sieg einer Partei aufzuhalten, aber niemals ſelbſt einen Erfolg durchzuſetzen, denn Gleichgiltigkeit, Vorſicht, Trägheit, Furcht, Verſtimmung und Abneigung gegen alle Politik ſind keine Eigenſchaften, welche eine politiſche Kraftäußerung möglich machen. Dagegen ſind ſie für jede Partei wichtig, weil jede um ſie wirbt, und weil das Beſtreben, ihre ſtillen Sympathien nicht zu verlieren, die Partei vor argen Ausſchreitungen und vor übergroßer Einſeitigkeit bewahrt. Wer alſo in politiſchen Dingen irgendetwas durchzuſetzen wünſcht, der hat ſich und ſeine Intereſſen nicht dieſen Gleichgiltigen anzuvertrauen, ſondern er hat ſich an eine thätige Partei anzuſchließen und die Folgen dieſes Anſchluſſes auf ſich zu nehmen.

Jeder ſolcher Anſchluß gibt Vieles und nimmt Einiges, er macht ſicherer und ſtärker, aber er beſchränkt wahrſcheinlich auch in manchen Fällen die Freiheit, eine perſönliche Ueberzeugung in beliebiger Weiſe geltend zu machen; er gibt Gelegenheit zu einer großen Wirkſamkeit, aber er ſtellt auch dieſer Wirkſamkeit gewiſſe feſte Schranken auf. Die Partei hebt, trägt und bringt zur Geltung, aber ſie bändigt auch den eigenen Willen und ſie nöthigt die genialſte Kraft, ſich zu beſcheiden. Denn die Grundlage jeder ſegensreichen politiſchen Thätigkeit iſt Compromiß, und zwar Compromiß des Wahlmanns mit dem Wahlmann, des Schriftſtellers mit ſeinen Leſern, des Deputirten mit ſeinen Parteigenoſſen, der Partei mit der Gegenpartei, der Regierung mit den Parteien, der Staaten untereinander. Der Einzelne, welcher ſich ſolcher

Parteiſubordination nicht unterwerfen will, mag als Einzelner friedlich dahin leben, aber er muß auf jede nützliche Theilnahme an Politik verzichten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß darum niemand Sklave der Partei wird; jedem ſteht der Austritt und Rückzug in das Privatleben frei, und keinem kann a priori das Recht genommen werden, eine neue Partei zu bilden.

Die politiſche Thätigkeit einer Partei, welche nicht im Beſitz der Regierungsgewalt iſt, äußert ſich auf der Tribüne, durch die Preſſe, durch perſönliche Einwirkung auf die einzelnen Wählerkreiſe. Die Abgeordneten ſind es, welche durch das Vertrauen ihrer Wähler zu handelnden Politikern ernannt werden, ſie ſind die erwählten Führer der Partei, ihrem Gewiſſen iſt die folgenſchwere Beurtheilung der höchſten Staatsfragen anheimgegeben, durch ihre Thätigkeit in der Kammer leiten ſie auch das Schickſal ihrer Partei; durch ſie erſt wird die Parteibildung vollendet, denn ſie erſt bringen ihre Partei zu geſetzlicher politiſcher Geltung.

Es iſt deshalb ſelbſtverſtändlich, daß die Möglichkeit, welche dem Einzelnen wird, eine perſönliche Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, in hohem Grade abhängig iſt von der ſocialen Stellung, welche er innerhalb der Partei einnimmt, d. h. von dem Theil ſeiner Zeit, welchen er der Politik zu widmen im Stande iſt. Der Wähler, der Journaliſt, der Abgeordnete ſtehen darin nicht gleich. Wer nur einzelne Stunden eines beſchäftigten Lebens herzugeben vermag, bei dem wird die größte Selbſtbeſchränkung und die willigſte Unterordnung unter die Führer nützlich ſein; eine feſte perſönliche Ueberzeugung vermag er in der Regel nur in kleinem Kreiſe geltend zu machen. Tritt jemand aber mit einer großen Forderung gegen die Partei hervor und wirbt er ſelbſtwillig für ſeine Ueberzeugung Anhänger, ſo legt ſich auch die Pflicht auf ſeine Seele, das Neue, welches er ſelbſt in die Partei hineinträgt, in ihr oder gegen ſie zu politiſcher Geltung zu bringen.

Einem Mann von gewöhnlicher wohlgemeſſener Menſchenkraft wird dies ſelten ohne eine vollſtändige Hingabe an ſolche Idee möglich ſein, er wird dann ſelbſt Abgeordneter werden und ſich zutrauen müſſen, durch perſönlichen Verkehr und in dem politiſchen Kampf der Tribüne ſeiner Partei neue Geſichtspunkte zu geben oder eine neue Partei zu bilden u. ſ. w. Erkennt er aber die Unmöglichkeit, ſein perſönliches Wollen ſiegreich im Staate durchzuſetzen, ſo wird er ſich mit Beſcheidenheit reſigniren, weil er im entgegengeſetzten Fall vielleicht eine Störung des in Deutſchland ohnedies noch viel zu lockeren Parteizuſammenhangs hervorbringen, aber nichts Poſitives ſchaffen würde. Freier ſteht der Journaliſt, und wer ſonſt durch die Preſſe auf die öffentliche Meinung einwirkt. Unleugbar hat hier die perſönliche Auffaſſung weit größere Rechte, ſchon deshalb, weil ſie unvermeidlich iſt; denn der Journaliſt hat nicht nur Thatſachen mitzutheilen, ſondern auch das eigene Urtheil beizufügen; er iſt nicht immer in der Lage, Parteiſtimmung und Beſchlüſſe der Parteiführer abzuwarten, ja von ihm wird verlangt, daß er dieſe ſelbſt begutachte. Aber auch er iſt abhängig zunächſt von Tendenz und Haltung des Blattes, in welchem er ſich äußert, dann von ſeiner eigenen Stellung zu den Parteien; ſein und ſeiner Zeitung Werth wird darnach geſchätzt, ob ſie politiſchen Charakter und Parteitreue habe, und ob die Urtheile Intelligenz und Patriotismus und die Kenntniſſe verrathen, welche die Leſer dauernd feſſeln. Es iſt eine charakteriſtiſche Erſcheinung, daß das Publicum ſelten ſolche Blätter zu ſeinen Lieblingsblättern macht, welche ſich völlig als Organe der leitenden Politiker einer Partei darſtellen, daß es aber ebenſo ſehr in dem ganzen Zuge des Blattes feſte Parteihaltung und rückſichtsvolle Behandlung der Parteigenoſſen fordert.

Aber auch die Führer einer Oppoſitionspartei, die Abgeordneten, ſind nur einige Monate des Jahres in vereinigter Thätigkeit für uns ſichtbar, auch ſie treten alljährlich wieder in das Privatleben zurück, und der Mangel eines einheitlichen Zuſammenhangs der Parteigenoſſen wird dann allerdings ſehr fühlbar. Bei jeder neuen Frage, die in der Zwiſchenzeit zwiſchen zwei Landtagen auftaucht, für alle Stimmungen, welche unterdeß in das Volk dringen, fehlt der Regulator der Tribüne und die einheitliche Beeinfluſſung der öffentlichen Meinung. In dieſer Zeit bleibt vorzugsweiſe der Preſſe überlaſſen, die Traditionen aufrecht zu erhalten. Selbſt in Staaten von längerer parlamentariſcher Erfahrung, wo die Parteiüberlieferungen feſt und die Disciplin der Parteigenoſſen weit ſtrammer iſt, benutzen die Parteiführer mit großer Sorgfalt jede ſich darbietende Gelegenheit, um vor angeſehenen Körperſchaften, vor ihren Wählern, bei feſtlichen Gelegenheiten ſich über neue Tagesfragen auszuſprechen und dadurch die öffentliche Meinung vorſichtig zu leiten. Vielleicht mangelt den Führern der preußiſchen Partei zu ſehr die Gelegenheit; zuweilen auch die Gewöhnung, bei ſolcher gelegentlichen Ausſprache die Vorſicht und vornehme Haltung zu bewahren, welche der öffentlichen Rede eines Volksvertreters ſo gut ſtehen. Es fehlt uns allen noch etwas von der Taktik, welche ſich in längerem parlamentariſchen Leben herausbildet.

Aber gerade da uns in einem Theil des Jahres die ſtille Leitung fehlt, welche vor anderem die Tribüne vermittelt; und da wir jeden Tag in die Lage kommen können, in vereinzelter Stellung unter dem Eindruck eines neuen Ereigniſſes zu ſprechen und zu handeln, iſt uns nothwendig, daß wir die Fühlung mit Gleichgeſinnten und den parlamentariſchen Führern der Partei niemals aufgeben. Perſönlicher und brieflicher Verkehr mit Parteigenoſſen hat unter uns beſondere Bedeutung, er vermag freilich nicht den Mangel eines feſten Zuſammenhangs unter den Leitern der Preſſe und unter den Abgeordneten zu erſetzen.

Da wir nun leicht in Gefahr kommen, in der Auffaſſung neuer politiſcher Intereſſen auseinanderzugehen, ſo wird wenigſtens achtungsvollſte Rückſicht auf die Perſonen unſerer politiſchen Führer, Schonung einer entgegengeſetzten Anſicht bei Parteigenoſſen unſere Pflicht. Denn in vielen Fällen, wo verſchiedenartige Behandlung derſelben Frage die Kraft der Partei ſchwächt, iſt die letzte Urſache nur die mangelnde Gelegenheit zu perſönlicher Verſtändigung unter den Einzelnen, bevor ſie ſich durch Wort und That für eine beſtimmte Richtung entſchieden haben. Dieſen Uebelſtand vermögen wir nicht zu beſeitigen, er iſt eine Folge davon, daß weder Deutſchland, noch in dieſem Sinne Preußen einen großen politiſchen Mittelpunkt hat; aber wir können ihn mildern, wenn wir uns in jedem Augenblick erinnern, daß unſere oder mehrer Einzelner neugewonnene Ueberzeugung noch alle Vorzüge und Schwächen einer individuellen Auffaſſung hat.

Allerdings wird uns dieſe nothwendige Selbſtbeſchränkung gerade deshalb ſchwer, weil wir liberal ſind, das heißt weil wir nicht nur im Staat, ſondern auf jedem Gebiete des geiſtigen Lebens mit größerer Ausdauer und mit größerer Gemüthswärme, als ein anderes Volk, nach Freiheit gerungen haben. Der ernſte innere Proceß, den jeder von uns in Glauben und Lehre, in der Weiſe, wie er ſeine Pflichten und Rechte erfaßt, durchgekämpft hat, die ſiegreiche Arbeit auf großen idealen Gebieten unſeres Lebens, macht uns unbequem, einen und den andern Titel unſerer Erkenntniß oder unſeres Wollens gegenüber unſerer politiſchen Partei aufzugeben. Der Geiſt, welcher gewöhnt iſt, tief aus ſeinem Innern die Wahrheit herauszuholen, welche er verkündet, und das Gute, welches er für Andere thut, iſt auch geneigt, für jede einzelne ſeiner Ueberzeugungen zu fechten, am liebſten gegen ſolche, welche ihm nahe ſtehen, d. h. gegen ſolche, mit denen ihm überhaupt Verſtändigung möglich iſt. Und da wir in dieſem Sinn alle mehr oder weniger Gelehrte ſind, kommen wir in der Politik leicht in Gefahr, uns ein eigenes Syſtem zu bauen und unſere Forderungen auch gegen politiſche Nachbarn eigenſinnig geltend zu machen

Schwieriger noch iſt die Lage der preußiſchen Liberalen außerhalb Preußens, ſie ſind weder Wähler noch Gewählte, ſie haben nur indirecten Antheil an den Stimmungen, welche in Preußen ſelbſt durch den Kampf um die Verfaſſung aufgeregt werden, leicht empfinden ſie die innern Zerwürfniſſe in dem Staat ihrer Hoffnung als nachtheilige Hemmniſſe für äußere Erfolge. Dazu kommt, daß ihnen eine energiſche Einwirkung auf die Parteikämpfe faſt nur durch gelegentliches Ausſprechen ihrer Ueberzeugungen in der Preſſe möglich iſt. Auf der andern Seite wird gerade ihnen in andern Territorien Deutſchlands der Vortheil eines großen Staates bedeutſamer, und der Wunſch, durch Preußen dieſen Vortheil für ganz Deutſchland bereitet zu ſehen, heftiger. Kein Wunder alſo, wenn ihnen die deutſche Aufgabe Preußens wichtiger erſcheint als die Ausgleichung der innern Schwierigkeiten, für welche ſie vielleicht das beſte Abhilfmittel in einer Vergrößerung des Staates erkennen.

Zuverläſſig iſt ſolche Anſchauung auch für die liberalen Politiker in Preußen nicht ohne Werth, denn die größere Unbefangenheit, mit welcher die Aufgabe des Staates von ſolchen Anhängern, welche außerhalb leben, in den Vordergrund geſtellt wird, kann das eine Mal der Muthloſigkeit, ein anderes Mal der Verbitterung wirkſam entgegentreten. Aber dieſe Stellung außerhalb des Staates befängt auch das Urtheil, die Theilnahme wird zur Ungeduld, die Entfernung verhindert genaue Kenntniß der innern Zuſtände und Stimmungen. Gerade von warmen Anhängern Preußens, welche außerhalb des Staatsverbandes leben, iſt die Anſicht vertreten worden, daß der Kampf für die innere Freiheit in Preußen ſeine Berechtigung verliere, ſobald er den Verſuchen des Miniſteriums, das Gebiet des Staates zu vergrößern, in den Weg trete. Nicht ſelten hört man dieſe Auffaſſung ſo ausſprechen, es ſei beſſer, daß Preußen durch einige Jahre ein deſpotiſches Regiment ertrage, wenn durch daſſelbe der deutſche Bund in preußiſchem Intereſſe umgeformt werde, die Machtfrage ſei wichtiger als die Verfaſſungsfrage, ſei die eine gelöſt, werde die andere von ſelbſt in liberalem Sinne beantwortet werden müſſen.

Zunächſt hat dieſe Auffaſſung in Preußen ſelbſt keine Ausſicht, ſich durchzuſetzen. Man kann ebenſo gut einem Manne, der am Nervenfieber darniederliegt, den freundlichen Rath geben, ein Weib zu freien und ſeinen Hausſtand einzurichten, oder einem andern in dem Augenblick, wo ein Brand in ſeinem Hauſe ausgebrochen iſt, die nützliche Mahnung zugehen laſſen, das Grundſtück eines Nachbars zu kaufen. Es iſt fruchtlos, von einer politiſch handelnden Partei zu verlangen, daß ſie eine Kampfweiſe aufgebe, welche ihr den warmen Antheil ihrer Wähler ſichert, und es iſt vergeblich, ſeinen Nachbarn Vertrauen zu dem Charakter und der Kraft ſolcher Perſonen zu empfehlen, an denen ſie ſeit Jahren den Mangel an mehren der Eigenſchaften, welche nach deutſchen Begriffen einen zuverläſſigen Politiker bilden, bekämpft haben.

Ferner aber iſt die Forderung: erſt Macht, dann Freiheit, wenn ſie auf die gegenwärtigen Zuſtände Preußens angewendet wird, auch gefährlich. Unſer Liberalismus gleicht doch nicht einem einzelnen Gliede, welches wir uns abhauen können, oder in die Taſche ſtecken wie eine geballte Fauſt? er iſt unſer beſtes Leben ſelbſt, und wie die Natur uns zwingt, unabläſſig Athem zu holen, müſſen wir auch unſer Freiheitsgefühl bethätigen, wo wir veranlaßt ſind zu reden, zu rathen, zu handeln. In der Kirche, im Staat, ja in der Kunſt und Wiſſenſchaft iſt er die Grundlage für jedes Urtheil, er leitet unſere Auffaſſung des Rechts und der Sitten, er leitet unſer Urtheil über jede Handlung eines Andern und über die Bildung, Tüchtigkeit und den Charakter jedes Andern. Was heißt dem Einzelnen in der Stille liberal ſein? Vor ſich ſelbſt und vor Andern verächtlich werden. Und was jedem Einzelnen von uns unmöglich wäre, das iſt ebenſo einem Volk und ſeinen Vertretern unmöglich. Was bedeutet für ein Volk, fünf Jahr, zehn Jahr, bis die Macht kommt, ſich Mißregiment unterwürfig gefallen laſſen? Das bedeutet ungewöhnliches Vertrauen, wo man das heftigſte Mißtrauen empfindet, das heißt ſich ſelbſt erniedrigen, um eine Anwartſchaft auf Stolz zu erhalten, das heißt ſich zum Knecht machen, damit unſere Kinder die Möglichkeit erhalten, den Herrn zu ſpielen.

Wer in der That ſolchen Rath gäbe, würde ſich über die Natur des politiſchen Kampfes täuſchen, den er mäßigen will. Man bedenke noch einmal, daß es nicht zwei politiſch gleichberechtigte Parteien ſind, welche in Preußen auf dem Boden derſelben Verfaſſung um einzelne Acte der Geſetzgebung hadern. Hier ſtehen nicht Whigs und Tories einander gegenüber, nicht Liberale und Conſervative, ſondern ſolche, welche ihr gutes Recht ſuchen, und ſolche, welche es weigern. Zwiſchen Oppoſition und Reaction iſt in Preußen noch lange kein Ausgleich möglich, und wenn er möglich wäre, ſo wäre es ein ſchwächlicher Ausgleich, der auf der Stelle von beiden Theilen wieder gebrochen werden würde. Es iſt wahr, die preußiſche Preſſe, ja ſogar das Abgeordnetenhaus geben von der Schärfe dieſes Gegenſatzes nur ein ſehr unvollſtändiges Bild. Dennoch wird das herrſchende Syſtem auch in Preußen nur dadurch möglich, daß die Beſchlagnahme der Zeitungen unabläſſig fortgeſetzt wird, daß gegen den einen liberalen Factor der Geſetzgebung ein anderer benutzt wird, den man ſo reactionär als möglich geformt hat. Es iſt ein Irrthum, daß der Kampf nur geführt wird zwiſchen Tribüne und Miniſtertiſch, bei jeder Nichtbeſtätigung eines Stadtraths, bei jeder Strafverſetzung eines Richters, bei jeder Einſetzung eines Staatsanwalts, bei Berufung eines Geiſtlichen, bei Ertheilung des Lehramts, bei Entziehung des Gewerbebetriebs, bei Verleihung von Conceſſionen, Belohnungen, Privilegien, überall hat er ſich eingedrängt und wird von beiden Theilen leidenſchaftlich hineingezogen. Denn es iſt in Wahrheit ein Kampf um das Leben, den der Liberalismus in Preußen zu führen hat. Ohne Zweifel werden preußiſche Zeitungen nicht mehr mit Beſchlag belegt werden, wenn ſie ſich enthalten, über irgendeine Regierungsmaßregel Kritik zu üben; ohne Zweifel wird jeder Stadtrath beſtätigt werden, wenn er ſich verpflichtet, jeder oppoſitionellen Aeußerung ſeiner Gemeinde kräftig entgegenzuarbeiten. Ohne Zweifel wird jede Sitzung des Abgeordnetenhauſes das Bild höchſter patriotiſcher Einmüthigkeit darſtellen, wenn jeder Volksvertreter ſich Herz und Gewiſſen verhärtet gegen die Klagen und den Zorn ſeiner Wähler, ohne Zweifel würde das Syſtem aufhören, irgend jemand zu ſchädigen, wenn jedermann ſich beeiferte auszuſprechen, daß er ſich, ſeine Börſe, ſeine Kinder, ſeine Wünſche und ſein Gewiſſen der Regierung zur Verfügung ſtelle. Ohne Zweifel ſind die Preußen ein ſehr loyales Volk,und ſie ſind gewöhnt, ihrer Regierung viel zu überlaſſen; aber wenn ſie ſich auf unbeſtimmte Zeit aus Politik freiwillig zu ſolchem Knechtsſinn verſtehen könnten, ſo würde, wenn die glückliche Zeit einträte, wo ihnen wie dem Papageno das Schloß vom Munde genommen werden kann, wahrſcheinlich nicht viel übrig ſein, was noch werthvoll machte, ein Preuße zu heißen.

Nun iſt auch die beſte und hochgeſinnteſte Partei nicht der Staat, und die heftigſte Oppoſition iſt genöthigt, in der Regierung zugleich die Vertreterin der höchſten Staatsintereſſen zu achten. Deshalb ſoll die Oppoſition ſelbſtverſtändlich die Pflicht haben, wo ein offenbares und zweifelloſes Landesintereſſe in Frage kommt, ihre Mitwirkung zur Beförderung deſſelben nicht zu verſagen. Aber ſolange es parlamentariſche Verſammlungen gegeben hat, iſt eine der ſchwierigſten Gewiſſensfragen der handelnden Politiker geweſen, wie weit man in ſolcher Unterſtützung gehen dürfe. Nicht immer gelingt es einer Partei, im Haß und Kampfeseifer die beiden großen Pflichten, Bedürfniß des Staates und Förderung der ſegensreichen politiſchen Ideen, welche Parteimitglieder vereinigen, richtig gegeneinander abzuwägen. Jedes Mitglied einer Partei wird in ſolchem Falle vielleicht ſeine Parteitreue auf die ſtärkſte Probe geſtellt ſehen, aber wie der Einzelne zu handeln hat, darf ihm doch ſchließlich nicht zweifelhaft ſein. Die Entſcheidung über die Parteipolitik in ſolchen Fragen ſteht bei den Politikern, welche durch das Vertrauen des Volkes zu Vertretern gemacht ſind, dem Rathenden iſt eine anmahnende Thätigkeit nur innerhalb der Partei möglich; der Abgeordnete achtet ſehr gern auf die Worte, den Brief, die Denkſchrift eines geachteten Parteimitgliedes, nicht leicht auf das Drängen eines Fremden; Unterſchriften für wirkſame Adreſſen kann nur ſammeln, wer in ſeinem Kreiſe ſelbſt das Vertrauen genießt, ein wohlgeneigter Parteigenoſſe zu ſein, und in der Preſſe wird nur der die Partei überzeugen und beſtimmen, der achtungsvoll als ein zuverläſſiger Freund ſpricht. Wer ſich in einer einzelnen Frage, und erſchiene ſie ihm noch ſo wichtig, von ſeiner Partei löſt, der iſt zu alten Genoſſen in ſchiefe Stellung gekommen, und er iſt politiſchen Gegnern nahe getreten, von denen ihn wahrſcheinlich immer noch eine große Verſchiedenheit der Anſichten trennt. Er wird ſich alſo doch zuletzt entweder beſcheiden müſſen, den Dingen ihren Lauf zu laſſen, oder er wird, wenn er eine Löſung in ſeinem Sinn durchſetzen will, im Verein mit früheren Gegnern arbeiten müſſen, und in dieſem Fall wird ihm die bittere Ueberzeugung nicht erſpart werden, daß es in der Politik kaum eine einzelne Frage gibt, bei deren Behandlung Liberale und Reactionäre Hand in Hand gehen können; und er wird, wenn er ein feſter Mann iſt, ſehr bald Widerwillen und Widerſpruch gegen die Mittel empfinden, durch welche ſeine Gegner ein auch ihm erwünſchtes Ziel zu erreichen ſuchen.

Es iſt deshalb ein guter Rath, daß ein liberaler Mann vor allem feſt zu ſeiner Partei ſtehe. Es iſt auch den liberalen Parteien, wo ſie beſtanden haben, nicht immer erreichbar geweſen, das möglichſt Beſte zu thun, auch ihnen ſind ſchwere Fehler und Irrgriffe in keinem Lande erſpart geblieben.

Dennoch fordern wir von dem einzelnen Manne, daß er überall in ſeinen privaten Beziehungen volle und ganze Ueberzeugungen bethätige, daß er ſich aber als Politiker der großen Verbindung, in welcher er ſteht, unterzuordnen wiſſe, ſeine eigene Auffaſſung ſo kräftig als ihm möglich iſt, aber nur als Parteigenoſſe bethätige. Wer anders handelt, wie wacker ſein Wille ſei, den trifft daſſelbe Schickſal, wie nach der Sage die Herodias, welche vor dem Tyrannen um das Haupt Johannes des Täufers tanzte, er ſchwebt vom Sturmwind getrieben haltlos zwiſchen Himmel und Erde.

Wir erkennen gegenwärtig in Preußen nur zwei kämpfende Parteien, Liberale und Reactionäre. Es iſt auf's Innigſte zu wünſchen und jetzt, Dank dem Miniſterium, beinahe zu hoffen, daß die alten Späne, welche zwiſchen den Altliberalen und den vereinigten Fractionen des Hauſes noch liegen, durch die Beſen des Syſtems weggefegt werden. — Zu den Deutſchen aber dürfen die Liberalen in Preußen ſo ſprechen. Den Streit, in welchem wir ringen, kämpfen wir auch für euch. Wenn manchen von euch das Schroffe und Gewaltthätige heimiſcher Reaction bis jetzt erſpart blieb, eine ſichere Gewähr dagegen gibt euch doch nur unſer Sieg. Das Haus, in dem wir wohnen, hat gerade jetzt kein gaſtliches Ausſehen, und wir ſind gerade jetzt ſchwerlich im Stande, euch an uns zu ziehen. Aber denkt daran, daß nicht das Syſtem allein, daß auch wir zu Preußen gehören, daß uns die Zukunft unſeres Staates gehört, und daß an dem Tage, wo unſer Sieg entſchieden wird, auch die deutſche Frage zur Entſcheidung kommt. Denn unſere Arbeit muß dann ſein, daß wir auf unſere Weiſe die Schranken niederreißen, welche euch von uns trennen.

Die Schwüle der Erwartung.

(Grenzboten 1866, Nr. 25.)

Holſtein durch die Preußen beſetzt, die Oeſtreicher artig über die Grenze befördert, Preußen dafür beim Bunde wegen Friedensbruch verklagt, der öſtreichiſche Geſandte aus Berlin abgerufen; das iſt noch nicht der Krieg, aber es ſind die letzten Schritte, welche ihn unvermeidlich machen.

Ob der nächſte Tag die Nachricht von Eröffnung der Feindſeligkeiten bringt, ob noch Wochen darüber vergehen, das iſt jetzt ungeduldige Frage Aller, denn auch dieſe Tage der Unſicherheit und aufgeregten Erwartung lähmen die Spannkraft, die Wetterſchwüle liegt auf Handel und Verkehr, die Schreckbilder eines Kampfes zwiſchen Nachbarn und Stammgenoſſen ängſtigen, gepreßte Herzen, gefurchte Stirnen überall.

Und doch. Vielen der ſorgenvollen Menſchen macht dieſe Zeit großer politiſcher Entſcheidungen zugleich etwas Neues lebendig. Viele von uns haben Stunden, wo ihnen das eigene Treiben und die Anforderungen des Privatlebens klein erſcheinen, ſie wundern ſich vielleicht bei ihrer Tagesarbeit, daß ſie unmittelbar vor einem ungeheuern Schickſal, das ſie ſelbſt ergreifen mag, ihre Wirthſchaft überwachen, oder in ihrer Gemeinde über das Amt eines neuen Promenadenwächters berathen, oder eine ſchöne Abhandlung über das griechiſche Medium oder über gewiſſe Umriſſe ſchreiben, welche 600 Jahre vor Chriſtus ein griechiſcher Töpfer auf eine erhaltene Scherbe gezeichnet hat. Das eigene Leben iſt kleiner geworden und das Gemeingefühl größer. Wir thun unſere Pflicht ernſthaft wie im halben Traum, die Sammlung wird nicht immer leicht, und jedes Zeitungsblatt, das in unſer Zimmer fliegt, regt einen Wirbelwind von heftiger Empfindung, banger Sorge und dazwiſchen von ſtolzen Gedanken auf. Wir werden Andere durch dieſe Zeit, in Aller Seelen ſchlägt ſie die Erkenntniß, daß die letzten

Grundlagen jeden privaten Gedeihens ſo feſt im Staate wurzeln, daß ſein Unglück auch unſer Unglück, ſeine Ehre auch unſere höchſte Ehre iſt. Es iſt eine alltägliche Wahrheit, wir kannten ſie lange, jetzt aber fühlen wir ihre Gewalt mit Herzpochen.

Noch haben wir nicht den Krieg mit ſeiner Größe und ſeinen Schrecken, aber ſchon hat uns ſeine Unruhe erfaßt und ſie ſpielt mit unſeren Gedanken, wie die flatternde Luft vor Ausbruch eines Wetters mit Strohhalmen auf dem Felde. Wir Deutſche ſind ein friedliches Volk geworden, durch fünfzig Jahre blieben uns die Gefahren eines Krieges erſpart, nur eine kleine Zahl der jetzt Lebenden bewahrt noch lebhafte Erinnerung an die wilden Jahre der Franzoſenkämpfe, wir ſind in weichem Frieden aufgewachſen und waren gerade jetzt dabei, uns in Stadt und Land mit einigem Behagen auszubreiten; kein Wunder, daß uns das Kettengeraſſel am Wagen des heranſtürmenden Kriegsgottes beläſtigt. Aber wir ſind die Enkel eines alten raufluſtigen Geſchlechts, wir ſelbſt ſind gar nicht ſo friedliebend, als wir uns vorkommen, noch ſteckt etwas von der alten Kampffreude in unſerm Blut, eine geheime Sehnſucht nach Wagniß und Fanfare, und das alte Bedürfniß, uns durch große Ereigniſſe fortreißen zu laſſen.

Iſt dieſer Kriegsteufel in unſerm Blut ein nicht zeitgemäßer Ueberreſt aus dem Mittelalter? Er iſt aber unleugbar vorhanden. Unter den Arbeitern iſt der Verdienſt ſpärlicher, und doch begegnet man zum Feierabend häufiger Geſang und aufgeregtem Gewaltſchritt, als ſonſt. Ein Secundaner, der jetzt als Fähnrich ins Heer getreten iſt, bringt ſeine ganze Claſſe in kriegeriſche Wallung, und jeder kleine Kerl, der noch eine Kopfeslänge unter dem Maß iſt, fühlt ſich zurückgeſetzt, daß er nicht derſelben Ehre theilhaftig werden kann; alle Knaben haben das Kriegskleid angelegt, die kleinſten durch eine Papierdüte auf dem Kopf ihre Beiſtimmung angezeigt; vielleicht tragen auch wir ſolchen unſichtbaren Kriegshelm. Was lieſt jeder in ſeiner Zeitung am liebſten? doch wohl Nachrichten von dem Heere, bei welchem ſein Herz iſt?

Unter den Preußen iſt das freilich am meiſten der Fall, denn das Heer, welches dort zum Kriege gerüſtet ward, iſt faſt das gerade Gegentheil des preußiſchen Friedensheeres, es iſt die am meiſten demokratiſche Bildung im ganzen deutſchen Reich, eine militäriſche Organiſation des Volkes; — gleichviel ob neue, ob alte Heeresverfaſſung, — es iſt immer die geſammte waffentüchtige Jugend im Felde. In der Schenke eines oberſchleſiſchen Dorfes, wo die Mannſchaft einer Compagnie oder Batterie um die Holztiſche gedrängt ſitzt, eſſen vielleicht alle Stände und Berufsclaſſen des bürgerlichen Lebens aus derſelben Schüſſel. Der Gefreite iſt ein großer Kaufmann, der Unteroffizier ſein Markthelfer, der adelige Gutsherr Gemeiner, ſein Wirthſchaftsbeamter der Lieutenant, der Gerichtsrath und ein unſtäter Gentleman, welcher im Frieden Vorliebe für aufgeſprungene Rocknähte hat, ſind Nebenmänner in demſelben Gliede, vor einigen Wochen hat der eine den andern in einem Protokoll bearbeitet, in einigen Wochen trägt der andere den einen mitleidig vor die Füße des Feldarztes.

Auch das iſt oft geſchildert, gerühmt und als unpraktiſch begutachtet. Jedermann in Preußen empfindet deutlich genug die unermeßlichen Vorzüge und die unvermeidlichen Uebelſtände, welche ein ſo tüchtiges und gebildetes Heer in blutiger Arbeit bereitet, wo die Kugel und der Pallaſch eines Taugenichts ebenſo gut tötet, als die Waffe eines geiſtvollen Künſtlers, eines großen Grundbeſitzers oder unternehmenden Induſtriellen. Aber um dieſes Heer, wie es iſt, um die hochſinnige, tapfere, noch unerprobte Jugend des Staates, die Blüthe unſerer Volkskraft, um unſere Hoffnung für den Krieg der Gegenwart und den künftigen Frieden, um die Jünglinge und Männer im Felde ſchweben wieder liebende Sorge und heißer Wunſch von zwanzig Millionen Deutſchen.

Unterdeß meldet faſt allſtündlich der Draht neue aufregende

Bunde. Waren die letzten Noten, durch welche Preußen und Oeſtreich auf die öffentliche Meinung zu wirken ſuchten, Schriftſtücke, welche man gut geſchrieben nennt, wenn ſie die beabſichtigte Wirkung hervorbringen; unter ihnen die letzte preußiſche Note an die auswärtigen Geſandten ſehr merkwürdig durch ihre rückſichtsloſe Sprache, welche die diplomatiſche Grandezza des Ausdrucks völlig aufgibt, die gehobene Empfindung des Sprechenden in origineller Weiſe hervorhebt. Es iſt nicht die lebhafte, ſpeculirende Rede des Kaiſers Napoleon III, der ähnliche Wirkungen ſchätzt, ſondern die Ungeduld einer feurigen Natur, welche aus den zornigen Worten bricht. Sie wird, wie die meiſten Noten deſſelben Verfaſſers, die Gegner und Fremden ebenſo verletzen, als die Anhänger erfreuen; vielleicht war diesmal die Abſicht vorhanden, zu ärgern.

Der Einmarſch in Holſtein war von Preußen ſo geſchickt angeordnet, daß ein Zuſammenſtoß vermieden wurde und die Brigade Kalik in Frieden ihre Garniſon räumte, während die preußiſchen Regimenter die öſtreichiſche Nationalhymne ſpielten. Sie waren auf demſelben Boden Waffengefährten geweſen. Wahrſcheinlich hat man preußiſcherſeits den friedlichen Abzug erwartet und als unmittelbare Antwort darauf die Eröffnung des ſchleſiſchen Feldzugs durch Oeſtreich.

Aber auch Oeſtreich hat einen Gegenzug gethan, ſein Antrag am Bunde, das geſammte Bundesheer mit Ausnahme der preußiſchen Corps mobil zu machen, hütet ſich, von den Mittelſtaaten vorläufig größere kriegeriſche Thätigkeit zu verlangen, als ſie ohnedies zu entwickeln bereit waren. Das Neue und Ungeheure der Forderung liegt jedoch darin, daß von den Bundesſtaaten die runde Erklärung gefordert wird, ihre Mobilmachung ſei gegen Preußen gerichtet. Ob wir einen Krieg zwiſchen Preußen und Oeſtreich erleben, der nur auf ihrem beiderſeitigen Gebiete ausgefochten wird, oder ob es ein großer Krieg der Deutſchen gegen Deutſche, Zerſtörung des Zollvereins, Vernichtung aller Verträge, auf denen unſer Verkehrsleben ruht, Verwüſtung deutſchen Landes, Untergang des Wohlſtandes, Blut und Leichen vom Rhein bis zur Elbe werden ſoll, das ſteht jetzt bei der Mehrheit der Mittelſtaaten, Segen oder Fluch von Millionen wird je nach ihrem Beſchluß auf ihre Fürſtenhäuſer fallen. Mahnung und Bitte kommen zu ſpät, die Entſcheidung, welche in Frankfurt am 14. Juni getroffen wird, mag über Deutſchlands Zukunft entſcheiden. Auch wenn kein entſcheidender Beſchluß erreicht werden ſollte, wird dies eine Entſcheidung ſein, und wir werden ſie für einen Vortheil halten.

Die letzte Ueberraſchung aber, welche dem Volke bereitet wurde, iſt die Mittheilung genauerer Einzelheiten aus dem großartigen preußiſchen Reformplan. Es iſt möglich, daß auch hierbei die Abſicht war, eine letzte Karte gegen Oeſtreich auszuwerfen, ſonſt hat die Veröffentlichung in dieſem Augenblick das Bedenkliche, daß ſie durch die unbefangen ausgeſprochene Nothwendigkeit des Ausſcheidens von Oeſtreich die Süddeutſchen, durch die Zutheilung einer ſüdlichen militäriſchen Hegemonie an Baiern die kleindeutſche Partei betroffen macht. Beide Vorſchläge wird auch dies Blatt vertreten. Ihre Ausführbarkeit müſſen allerdings erſt die Waffen und blutiger Kampf erweiſen. Die Forderungen Preußens aber, um welche jetzt der Krieg entbrennt, ſind folgende: 1) Verzicht Oeſtreichs auf ſeine Rechte an den Herzogthümern mit oder ohne Entſchädigung; 2) Conföderation der deutſchen Bundesſtaaten unter Ausſchluß Oeſtreichs und der Niederlande mit Parlament nach dem Wahlgeſetz von 1849; 3) Regelung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage unter Mitwirkung eines deutſchen Parlaments; 4) Vertrag der neuen Conföderation mit Oeſtreich über ein neues Bundesverhältniß.

Darüber ſoll jetzt in Deutſchland laut abgeſtimmt werden. Zuerſt wird das preußiſche Volk ſeine Stimme dafür abgeben durch ſeine jungen Wahlmänner, welche mit ihren Stimmkugeln im Felde ſtehen.

Eine deutſche Stadt beim Ausbruch des Krieges.

(Grenzboten 1866, Nr. 26.)

Friedlich liegt die anſehnliche Handelsſtadt in der Ebene. Die engen Straßen der mittelalterlichen Stadt ſind umgeben von einem Kranz blühender Anlagen, dahinter die Kiesflächen, welche dem großen Meßplatz unvermeidlich ſind, und darüber hinaus die breiten Straßen und ſtattlichen Häuſer des neuzeitlichen Anbaues, welche ſich faſt nach allen Richtungen weit in die Ebene ſtrecken. Wenig Städte des Binnenlandes gibt es, in denen das Grün der Natur ſo dicht die Wohnungen emſiger Menſchen umzieht, die Amſel ſo luſtig in den Gärten pfeift und die Tauben ſo ſicher unter den Laſtwagen einherlaufen.

Es iſt eine anſehnliche Stadt, im deutſchen Lande wohlbekannt. Sie iſt von einem großen Dichter einmal mit Paris verglichen worden, und wenn man jetzt dieſe Aehnlichkeit nicht mehr erkennen ſollte, ſo mag wohl der Verderb von Paris die Schuld tragen. Unſere Stadt wenigſtens hat ſich ſeit dem vorigen Jahrhundert ſehr zum Beſſern verändert. Es iſt keine der größten Städte auf deutſchem Boden, aber eine der wohlhäbigſten, und es iſt geſunder Wohlſtand, der hier gedeiht, denn Viele nehmen daran Theil, auch der kleine Mann fühlt ſich bei wackerer Arbeit hier leichter behaglich, als anderswo. Es iſt ein verſtändiges, arbeitſames Geſchlecht, Gemeinſinn, hübſche Bildung, ein warmes und inniges Familienleben. Wenn die Deutſchen in den letzten Jahren ihrer übergroßen Feſtfreude eine Stätte ſuchten, haben ſie gern dieſen Ort gewählt, und alle, die hier waren, wiſſen die Gaſtlichkeit und die kluge Umſicht der Bürger zu rühmen.

Faſt überall haben die letzten Jahre den Städten, welche Mittelpunkte ihrer Landſchaft waren, Gedeihen und Vergrößerung gebracht; keiner vielleicht iſt dieſes Glück ſo reichlich zu Theil geworden, als der unſern, und in rechtem Gleichgewicht hat ſich nicht nur der äußere Wohlſtand vergrößert, auch die Freude am Schönen und die Wiſſenſchaft haben hier eine gute Stätte, und das Syſtem von Häuſern, Gärten und ſchönen alten Bäumen, von ſchaffenden und genießenden Menſchen galt in der ganzen Welt für einen neutralen Grund und einen rühmlichen Ort, mit ihm zu handeln und darin zu hauſen. Es iſt eine friedliche Stadt von ſtillem Frohſinn, freundlich für Fremde und aller Welt angenehm. Sie iſt nicht Hauptſtadt ihres Königreichs, aber es kann wohl ſein, daß der Chineſe oder gebildete Sandwich-Inſulaner mehr von ihr weiß, als von dem Staate, zu welchem ſie gehört. Auch die Bürger wiſſen ſehr wohl, daß ſie Deutſche ſind, und haben immer ehrbar an dem Vaterland gehalten.

Nur ein Schatten ſchwebt über der Stadt wie ein boshaftes Angebinde, welches eine böſe Fee in ihre Wiege gelegt hat. Wie friedlich und lachend ſie im Lande liegt, ſie gilt den Gewaltigen des Krieges für einen angenehmen Ort, um ihre greulichen Zwiſte dabei auszukämpfen. Jeder deutſche Krieg faßt ſie mit eiſerner Hand. Im dreißigjährigen zwei große Schlachten und fünf Belagerungen, im ſiebenjährigen harte Behandlung und unerſchwingliche Kriegsſteuern, im Freiheitskriege vollends die größte Völkerſchlacht der neuen Zeit. Noch ragen überall die Erinnerungen an die Größe und das Entſetzen jener Tage. Kein wahrheitliebender Mann wird die Behauptung wagen, daß den Bürgern unſerer Stadt an dieſem Ruhme irgend etwas gelegen iſt, ſelbſt wenn er den Namen der Stadt für alle Zeit unvergänglich machte. Man hätte zu keiner Zeit etwas dagegen gehabt, wenn die finſtern Dämonen des Krieges andere Tummelplätze für zweckmäßiger erklären wollten.

Da kam, es ſind jetzt einige Wochen her, allmählich die Sorge von einem gewaltſamen Ende der politiſchen Verwickelung in die Herzen der Einwohner. Handel und Verkehr ſtockten, das Geld war bereits theuer, es wurde alltäglich ſchwerer zu haben, die Zahl der Laſtwagen, welche durch die Straßen fuhren, minderte ſich, es wurde nicht leicht, die Arbeiter der Fabriken zu beſchäftigen; wer die Geſichter der Menſchen betrachtete auf der Straße und im Stadtwald, der ſah in viele bekümmerte Mienen; wo die Männer zuſammenſaßen in bedächtiger Unterhaltung, da war der Eifer groß, und Staatsmänner in der Nähe und Ferne wurden aufgeregt begutachtet. Das war überall in Deutſchland ſo, denn es iſt immer noch das Schickſal der Deutſchen, daß 36 Millionen — ſoweit dieſe geſprächsfähig ſind — ſich bei der Kanne unpolitiſch über das unterhalten, was einige Wenige thun.

Man erwog Krieg und Frieden, auch den Krieg noch mit unbefangener Ruhe, wie eine Möglichkeit, die im Grunde doch gar nicht anzunehmen war, und wenn ja Einer mit Entſchiedenheit dieſe Möglichkeit vertrat, wußte auch er ſchwerlich aus eigener Erfahrung, wie der Krieg weh thue. Da kam in den letzten Tagen Schlag auf Schlag, Ahnung, Wahrſcheinlichkeit, Sicherheit eines Kampfes der Landsleute auf deutſchem Boden gegen einander, eines Krieges, den die eigene Regierung gegen die des Nachbarſtaates führen ſollte. Die Stadt ſelbſt hatte noch in den letzten Wochen ihren König treugehorſamſt gebeten, eine angebotene Neutralität zu beobachten und ihrem Lande den Bruderkampf zu erſparen. Aber man vernahm in der Reſidenz dieſe Mahnung ungern und wählte nach kurzem Schwanken den Krieg.

Und dieſe Wahl machte den Bürgern wie ein blendender Blitz ſichtbar, was ein innerer Krieg zu unſerer Zeit im Tagesleben der Menſchen umwandelt, ſelbſt bevor ſie von ſeinen ärgſten Schrecken betroffen werden.

Auch der Krieg, das Ungeheuer, verhüllt, wenn er zuerſt in die Länder tritt, die Schrecken ſeines furchtbaren Angeſichts, er müht ſich, mild auszuſehen und fordert mäßig, aber ſchnell wächſt ſein Grimm, eiſern legt ſich die finſtere Nothwendigkeit in die Seelen der Menſchen, der Kämpfenden und Leidenden.

Auch uns mag die Zeit kommen, wo ein Lächeln nicht mehr geſtattet iſt. Noch iſt es möglich, die wechſelnden Stimmungen des Tages mit der heitern Faſſung zu betrachten, die der Mann auch vor der Gefahr ungern verliert. — Auf den Straßen wird es lebhaft; wenn die Balken vor einem Neubau dröhnen, meint der Städter Kanonendonner zu hören, überall öffnen ſich die Fenſter, und mit geſpannter Miene lauſchen die Leute; wenn ein Reiter ſchnell durch die Straßen ſprengt, glaubt man den Hufſchlag einreitender Huſaren zu hören, und jeder Brauwagen klingt wie fahrendes Geſchütz.

An den Straßenecken haben ſich die fliegenden Buchhändler aufgeſtellt, Extrablätter melden faſt zu jeder Stunde Botſchaften der letzten Telegraphendrähte, welche noch auf ihren Pfählen ſchweben, und aufregende Gerüchte, welche die nächſte Stunde widerlegt. Auch alte Prophezeiungen werden wiederholt, die gefälſchte Weiſſagung eines Bruders Hermann von Lehnin, die im 13. Jahrhundert verfaßt ſein ſoll, die aber in Wahrheit nach dem Tode des großen Kurfürſten von einem öſtreichiſch Geſinnten in lateiniſchen Verſen erdacht und niedergeſchrieben, ſeitdem oft überſetzt und mit Zuſätzen vermehrt, im Volke verbreitet worden iſt. Und daneben tauchen aus dem Volksgemüth uralte Bilder auf, und ehrbare Mütterlein vom Lande berichten Weiſſagungen ihrer Großmütter, nach denen der Feind zuletzt nur noch ſo viel Leute übrig behalten ſoll, daß ſie unter dem Dache eines Birnbaums Platz haben.

Unterdeß rüſtet ſich die Stadt für fremde Einquartierung; es iſt eine verſtändige, bedächtige Gemeinde, die nicht überraſcht werden und nicht die Unordnung quartierloſer Truppen ertragen will, viele Schreiber ſitzen und verfaſſen Quartierzettel. Wer auch zu den offenen Thoren hereinkomme, er ſoll finden, daß der Bürger das Unvermeidliche ihm und ſich vorſichtig zurecht gelegt hat. Auch die Hausfrauen denken an Lager für die Einquartierung, an Matratzen und Decken und Lebensmittel. Man erkundigt ſich, wie viel der Soldat auf

Kriegsfuß zu eſſen berechtigt iſt, etwa zwei Pfund Brot und ein halbes Pfund Fleiſch, die Baiern aber mehr. Sorgliche Hausmütter kümmern ſich auch um die Theuerung, welche in die Stadt kommen wird; Vorräthe werden angeſchafft, und weil alte Erinnerungen aufleben, daß in ärgſter Kriegsgefahr das Brot unerſchwinglich wird, häuft eine bedächtige Wirthin Körbe von Milchbrot, um zur letzten Zuflucht, wenn Alles aufhört, die verſteinerten einzuweichen oder zwiſchen zwei Steinen zu zerreiben, wie Robinſon Cruſoe ſeinen Schiffszwieback. Der Hausherr aber verſieht ſich mit billigen Cigarren, denn von guten Freunden, die vor Jahren an den „Strafbaiern“ ihre Erfahrung gemacht haben, iſt er belehrt, daß die Pfeiſe der Krieger eine aromatiſche Beläſtigung ſeines Quartiers werden kann, und daß ein wirkſames Mittel dagegen reichliche Cigarrenſpende iſt, welche dem Krieger unter der Bedingung gewidmet wird, dieſelben außerhalb des Quartiers zu rauchen.

Näher rückt die Entſcheidung ob Krieg auch unſerem Lande, banger wird die Erwartung. Die letzte Sitzung des alten Bundes, die letzten Forderungen der ſtreitenden Regierungen, die letzten Noten, die letzten Proclamationen. Näher zieht die Wetterwolke, wie ein Blitz und Schlag kommt die Nachricht, daß der Krieg vor den Thoren ſei. Jetzt ſtürmen über die Sorgen um das eigene Gedeihen auch größere Gefühle durch das Herz. Der Bürger ſieht, daß er mitten im Lande wie auf einer Inſel wohnt, abgeſchnitten von ſeinen Geſchäftsfreunden und von Verwandten. Welcher Zuſtand! Die Zeitungen kommen um mehre Tage ſpäter, die Schienenwege ſind aufgeriſſen, die Telegraphendrähte zerſchnitten, der Culturgewinn, welchen die letzten dreißig Friedensjahre ihm brachten, die Grundlagen des geſammten Verkehrs mit der Welt ſind ihm plötzlich genommen. Als vor mehr als fünfzig Jahren zum letzten Mal der Krieg durch die deutſchen Lande zog, war die Verbindung der Stadt mit anderen Städten im Vergleich zur

Gegenwart ſo geringfügig, daß eine Unterbrechung ganz unverhältnißmäßig weniger Erſtaunliches hatte. Der Städter las nur eine Zeitung, die in den meiſten Theilen Deutſchlands drei bis vier Mal in der Woche erſchien, nur einmal im Tage erhielt er ſeine Briefe, kaum den zehnten Theil der Correſpondenz, die ihn jetzt beſchäftigt. Alle Kunde von der Außenwelt ſchritt nicht ſchneller zu ihm heran, als Poſtpferde auf ſchlechten Wegen laufen, oder als ein Landbote ſchreitet. Jetzt ſind der Draht, der Schienenweg, die Preſſe aus ganz Deutſchland nicht nur Gewohnheiten ſeines Lebens geworden, die er nicht zu entbehren weiß, ſeine geſammte Thätigkeit, ein weſentlicher Theil der geiſtlichen Nahrung, welche er aufnimmt, alle Fäden, welche ihn über Haus und Gemeinde an die gebildete Welt knüpfen, laufen in dieſen neuen Culturerfindungen. Er iſt nicht nur durch den ſtockenden Verkehr und die Verluſte einer erwerbloſen Zeit ärmer geworden, er fühlt auch eine ähnliche Unſicherheit, wie der Wanderer, der auf Moorgrund ſteht, er ſieht ſich zurückverſetzt in Zuſtände, an die er kaum noch aus ſeiner Jugendzeit eine Erinnerung bewahrt, und er frägt ſich zornig: darf, was Bildung und Thätigkeit der Menſchen in dreißig Jahren geſchaffen, jetzt im Nu dahinſchwinden?

Aber das iſt das Aergſte noch nicht. Seine Stadt iſt plötzlich eine Grenzſtadt geworden, von feindlichem Lande umgeben. Die Gebiete benachbarter Landesherren, welche durch einander faſt vor den Thoren liegen, ſo in einander geklammert, daß nur die Umwohner der Grenzmarken kennen, ſie ſind ihm feindliches Gebiet geworden, und feindlich eines dem andern. Von Fürſten deſſelben Blutes und Hauſes hält der eine zur rechten, der andere zur linken Partei. Einwohner derſelben Landſchaft, Stammgenoſſen und Verwandte ſind plötzlich Feinde, deren Truppen in den nächſten Wochen gegen einander im Felde ſtehen können. Das iſt kein Krieg mit einer auswärtigen Macht, es iſt in Wahrheit ein Kampf zwiſchen Verwandten, zwiſchen Nachbarn und Vertragsgenoſſen, die bereits ſo eng mit einander verbunden waren, daß ſie nur zuweilen achſelzuckend daran dachten, wie ihre Regentenfamilien nicht dieſelben ſeien. Auf der Idee einer großen Bundesgenoſſenſchaft hat ſich ſeit fünfzig Jahren das deutſche Leben ſo feſt zuſammengeſchloſſen, daß die Staatsverſchiedenheit für die Binnendeutſchen den größten Theil ihrer Bedeutung verloren hat. Wir meinten trotz unſerer Kleinſtaaterei in Wirklichkeit ein einiger Friedensſtaat geworden zu ſein, ſelbſt die Verſchiedenheiten in der örtlichen Geſetzgebung waren nicht groß, und eine Reihe von Verträgen machte Geſchäft und Verdienſt, Verbindung und Ueberſiedelung aus einem Staat in den andern, die Ausbreitung des Verkehrslebens über die Pfähle des heimiſchen Staates ſo leicht, daß der Bürger in Mitteldeutſchland die politiſchen Grenzen zuweilen mit ſtiller Heiterkeit betrachtete.

In fünfzig Friedensjahren ſind auch die Bürger und ihre Familien innig verwachſen, der Angehörige des einen Staats arbeitet in dem andern, er hatte vielleicht dort geheiratet, jetzt iſt er in ſeiner Heimat zu den Fahnen gerufen, Weib und Kind hungern in Feindesland. Ein Rittergutsbeſitzer hat Güter in dem einen wie in dem andern Staat, für ihn war die Grenze gar nicht vorhanden, jetzt ſtehen die Leute des einen Gutes gegen die des andern in Waffen, er ſelbſt mag mit ſeiner rechten Hand ſeine linke ſchlagen und ſich fragen, wie ein Krieg möglich iſt, der ihm ſeine Wirthſchaft, ja ſeine perſönliche Exiſtenz zweitheilig ſcheidet. Eine Mutter hat ihre beiden Söhne in zwei feindlichen Heeren, die Brüder können in den nächſten Tagen auf dem Schlachtfeld einander töten, und über den Gedanken entſetzt frägt die Arme: darf ſo etwas in unſerer Zeit möglich ſein?

Noch mehr. Wenn der Deutſche das Ungenügende in ſeinem Staatsleben bitter empfand, ſo durfte er ſich mit der Auffaſſung tröſten, daß über dem kleinen Staatsbau ſeiner Heimat ſich ein großes Haus erhob, an dem ſeine Väter und er eifrig gearbeitet hatten, er war ein Deutſcher. Das Bruderwort befriedigte ihn, wenn er an die Spaltung zwiſchen Süden und Norden, zwiſchen Preußen und Sachſen dachte. Seit Errichtung des Zollvereins war auch für den Erwerbenden einheitliches Gebiet, was der Wiſſenſchaft und Kunſt immer eines geweſen war. Alle idealen Intereſſen und alle realen verſicherten ihn, ſo meinte er, eines eiſenfeſten Zuſammenſchluſſes mit den andern Ländern unter deutſchen Regenten. Wenn er über die Unbehilflichkeit und innere Hohlheit des deutſchen Bundes ſpottete, ſo that er es in dem ſicheren Gefühl, daß der Bund auch ohnmächtig ſei, die geiſtige und materielle Einheit der Deutſchen zu ſtören, und daß ſeine abgelebte Form über kurz oder lang einem vernünftigeren Zuſammenſchluß der deutſchen Stämme ohne große Kämpfe weichen werde.

Jetzt ſieht derſelbe Mann mit Schrecken, daß ein großer Fehler in ſeiner Rechnung war. Die Feſtigkeit ſeiner deutſchen Einheit war nur ein Phantaſiebild, in Wirklichkeit fehlte ihr alle reale Grundlage der Dauer und Kraft. Deutſchland war ein Diplomatenbund, abhängig von den Intereſſen der Regierungen und Dynaſtien, ohne Theilnahme des Volkes geſchloſſen und erhalten, ohne Mitwirkung der Völker zerriſſen; ein Bund, unwahr ſeit ſeinem Beginn, kraftlos während ſeines Beſtehens, ruchlos in ſeinem Untergang.

Und derſelbe Bürger fühlt noch Anderes mit tiefer Scham, rechtlos und ſchutzlos waren die höchſten Intereſſen der Nation, die Lebenskraft ſeiner Stadt, ſein eigenes Wohl und Wehe preisgegeben dem zufälligen Urtheil Weniger, die aus abgeſchloſſenen Kreiſen mit vorgefaßten Meinungen über das Schickſal der deutſchen Völker verfügten. Er ſelbſt hat in ſeinem kleinen Staat einmal verſucht, durch demüthige und loyale Bitte auf den Gang der Ereigniſſe einzuwirken; er iſt ungnädig beſchieden worden; die Anſtrengung ſeiner Stadt, die Landesregierung an die Lebensintereſſen der Bevölkerung zu mahnen, war fruchtlos wie ein Strohſeil, welches ein fallendes Haus vor dem Sturze bewahren ſoll, ſein eigenes Deutſchthum, die Lebensbedürfniſſe ſeiner Stadt und ſeines Landes gelten noch nichts in dem Streit der Mächtigen. Was er für gemeinſchädlich hielt, es durfte geſchehen vor ſeinen Augen, über ſeinem Haupte; ja nicht einmal in ſeinem Staat hat er eine Volksvertretung gehabt, die dieſen Namen verdient. Er iſt ein wackerer, tüchtiger, einſichtsvoller Mann, vielleicht Vertreter weitreichender Intereſſen, aber er iſt noch ein gänzlich einfluß- und kraftloſes Object in einem politiſchen Kampf. Es wird ihm nicht gewehrt, in der Stille Partei zu nehmen je nach Gemüth und verſtändiger Erkenntniß, aber für den Lauf der Dinge hat ſich das ſo gleichgiltig erwieſen, als der Klageruf eines Vogels auf dem Baume.

Ihm iſt nicht nur ſeine Heimat lieb, auch der Name des Staates, dem er angehört, vielleicht auch das milde Weſen eines angeſtammten Fürſten, und er vergleicht gern die Vorzüge des Heimatlandes mit den Schwächen der Nachbarſtaaten. Aber wie ſehr er eingelebt iſt in ſein engeres Vaterland und ſeinen Staat, jetzt brennt die tiefe Demüthigung, daß Alles, was ihm ſo hold und werth war, in der entſcheidenden Stunde ihn verließ, als einen machtloſen und rechtloſen Spielball des Geſchickes, und nicht nur ihn und ſeine Stadt, auch Millionen ſeiner Landsleute. Es iſt möglich, daß er der Regierung, welche in einem Nachbarſtaat herrſcht und jetzt wegen der Zukunft Deutſchlands in den Kampf getreten iſt, ohne Vorliebe zugeſehen hat, aber die Hälfte der Deutſchen, welche dort unter einem Namen vereinigt iſt, vermag doch in dieſer unfertigen Vereinigung das Größte zu wagen. Wie erbittert dort im Frieden die Parteien gegen einander ſtießen, einträchtig kämpfen jetzt alle in ihrem Heere für eine neue Einheit der deutſchen Staaten. In der Kraftentwickelung dort, in Wollen und Kampf muß er, wenn auch widerwillig, etwas Großes anerkennen. Er aber ſieht zu, er duldet und liegt wie weiches Blei zwiſchen Hammer und Ambos. Sehr wacker und tüchtig war er, er iſt bis jetzt doch ein politiſches Nichts geweſen;

groß hat er ſich im Feſtſchmuck ſeiner Stadt als Deutſcher gefühlt, er war es nur ſo lange, als es einigen lächelnden Diplomaten gefiel, oder bis der Zwang des Krieges, der die Wetter über ſeinem Haupte ſammelt, über ihn, ſein Leben und ſeinen Namen entſcheidet.

Hat der Bürger in Wahrheit das Herz eines Mannes, ſo muß ihm dieſe elende politiſche Lage, in der er bis jetzt dahingelebt hat, durch die letzten Wochen unerträglich geworden ſein; iſt er nicht ganz ſtumpf an Urtheil, ſo muß in ihm während dieſer Tage der Gefahr und Noth die feſte Ueberzeugung aufglühen, daß das ſo mit ihm nicht bleiben darf; daß er trotz aller Privattugenden ein ſchlechter Bürger ſeiner Stadt und ſeines Landes iſt, wenn er nicht jeden Muskel ſeiner Kraft anſpannt, feſtere Grundlagen ſeines Lebens zu finden, eine beſſere Bürgſchaft für ſein Deutſchthum, die ihm und ſeinen Kindern Gewähr gibt, daß dergleichen, was er jetzt erlebte, fortan unmöglich werde.

Dafür aber gibt es nur einen Weg, einen ſichern und gefahrloſen. Was Veranlaſſung dieſes Krieges geworden iſt, das vermag auch dem Opfer des Krieges und ſeiner Heimat Rettung zu bringen. Der Krieg iſt entbrannt nicht wegen altem Zwiſt zweier Großmächte um ſpeergewonnenes Land, ſondern in Wahrheit, weil die eine den Muth hatte, eine neue Vereinigung der Deutſchen in feſterem Bunde zu fordern. Es iſt jetzt thöricht, an den letzten Beweggründen zu mäkeln, welche die Forderung eines freien und einheitlich verbundenen Deutſchlands veranlaßt haben. Die Forderung an ſich iſt gut, höchſt berechtigt und nothwendig für unſer Leben und Glück, für unſere Ehre und unſern Stolz; ſie iſt für das Gedeihen unſerer Stadt und des Einzelnen fortan die einzige Hilfe und Rettung. Der Staat, welcher dieſe Forderung erhoben, hat ſie zur eigenen Lebensfrage gemacht, ſeine ganze waffenfähige Mannſchaft ſteht dafür im Felde. Es iſt gewaltiger Ernſt geworden, und an jeden tritt die Forderung heran, ſich zu entſcheiden, ob er an dieſem neuen Gebäude über deutſchem Boden helfen will oder nicht, ob er ſein Haupt unter ſicherem Dach bergen, oder aber ohnmächtig und thatlos dahinleben will, ein Deutſcher beim Glaſe Wein, im Ernſt des Lebens ein ſtaatloſes, kraftloſes, verachtetes Einzelweſen.

Es wird von ihm nicht verlangt, daß er ſeine eigene Art, den heimiſchen Namen, Vorliebe und Abneigungen in ſich ausrotten ſoll. Das wäre allzu ſchwere Arbeit für dieſe Tage. Nur an ſeinen Vortheil und ſeine Ehre ſoll er denken, an ſeine Arbeit, an die Häupter ſeiner Söhne, denen er ein männliches Herz und ein geachtetes Leben wünſcht, und mit dieſem Gedanken ſoll er für das Einzige ſprechen und handeln, was jetzt ihn und ſein Volk aus der Verwirrung herausheben kann, für ein frei gewähltes Parlament.

Wenn er jetzt durch die blühenden Anlagen ſeiner Stadt geht und auf den Kieswegen die neue Einquartierung Arm in Arm mit jungen Leuten aus der Stadt ſchreiten ſieht, mag er ſich ſeiner höchſten Pflicht erinnern, welche iſt, daß er in Wahrheit ein Deutſcher werde, daß er ſelbſt oder ſeine gewählten Vertreter über ſeine und der Nation höchſte Intereſſen wache und dieſelben verwalten helfe. Und wenn er in ſeinem Comptoir ſitzt und finſter die Abſagebriefe alter Geſchäftsfreunde durchlieſt, über die unbeſchäftigten Federn ſeiner Gehilfen blickt und die Verluſte dieſes harten Jahres erwägt, ſoll er an dieſelbe Pflicht gedenken, und wieder an ſie, wenn er ſeine aufblühenden Kinder betrachtet und in der Stille fleht, daß ein gnädiges Schickſal die Schrecken der nächſten Zukunft von ihrem Leben fern halte und ihnen dereinſt geſtatte, ſich mit berechtigtem Bürgerſtolz als Deutſche zu fühlen.

Die Stimmung in Preußen.

(Grenzboten 1866, Nr. 26.)

Schnell lebt der Menſch in großer Zeit. Was geſtern noch unmöglich ſchien, wird heute Thatſache, und Manches, was geſtern ein Unrecht geweſen iſt, wird heut zur Pflicht.

Der Krieg in Deutſchland iſt ausgebrochen. Jetzt iſt jede Frage unnütz, ob er nöthig war, ob er ſo entſtehen mußte, die Exiſtenz des Staates, die letzten Grundlagen jedes nationalen Gedeihens ſind der Entſcheidung des blutigen Kampfes preisgegeben; die erſte Aufgabe iſt jetzt, nicht mehr im Innern des Staates zu beſſern, ſondern zur Rettung aus der drohenden Gefahr nach Kräften zu helfen.

In Berlin iſt ein Comité zuſammengetreten, in welchem Wagner, Mommſen, Tweſten, Virchow einmüthig neben einander Unterſtützung für Krieger im Felde ſuchen. Das iſt erſt der Anfang, wir ſind überzeugt, Anderes wird ſchnell nachfolgen. Die Gegner haben ſich getäuſcht, welche aus dem erbitterten Oppoſitionskampf in Preußen auf einen Verfall des Staates ſchloſſen, auch die guten Freunde im Ausland, welche der preußiſchen Oppoſition Mangel an Vaterlandsliebe Schuld gaben. Dieſe Oppoſition hat bis zum letzten Augenblick, wo Friedensworte wirken konnten, ihre Pflicht gethan, ſie wird jetzt im Kriege ebenſo voll thun, was dem Preußen ziemt.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Umwandlung in der Parteitaktik, welche durch die gewandelte Lage geboten iſt, nicht jedem gleich ſchnell in das Gemüth geht; wer in Preußen Jahre lang erbitterte Oppoſition gegen das Syſtem gemacht hat, der braucht vielleicht Zeit, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen, daß er jetzt plötzlich jeden Erfolg der Politik des Miniſterpräſidenten als einen Vortheil für den Staat und jeden Verluſt des Heeres als ſein eigenes Unglück empfindet. Aber ob ſich ſchneller, ob ſich langſamer in ihm vollziehe, was durch den Krieg ihm zur Pflicht wird, mit Sicherheit iſt vorauszuſehen, daß jeder wackere Mann die Nothwendigkeit erkennen wird, ſeine Forderungen dem Bedürfniß des Staates anzupaſſen, ja man darf unbeſorgt ſein, das Gefühl wird bei den Meiſten der Arbeit des Verſtandes vorauseilen.

Es war bis zum Ausbruch des Krieges Pflicht der Oppoſition, die innern Mißſtände des Syſtems der Regierung unausgeſetzt fühlbar zu machen, ſchweigendes Ertragen wäre Unglück und Unrecht geweſen. Denn ihre Aufgabe war damals, eine herausfordernde Politik zu erſchweren, ſo weit ihre Kraft reichte auf Beendigung des inneren Zwiſtes zu dringen, vor dem gebildeten Europa, vor den deutſchen Bundesgenoſſen kund zu thun, daß Preußen kein Feudalſtaat ſei, ſondern daß ſein Volk dieſelben liberalen Forderungen und Intereſſen vertrete wie die Oppoſition in Hannover, Kurheſſen, Naſſau, Baden. Die Regierung war ihrer Parteifarbe nach nicht im Stande, die auch für einen Krieg unentbehrliche Volksthümlichkeit zu erwerben, der Oppoſition fiel die Aufgabe zu, nach Kräften die Gemeinſamkeit der preußiſchen Geſinnung mit dem übrigen Deutſchland zu bethätigen und die Sympathien der Bevölkerungen für Preußen ſo viel als noch irgend möglich rege zu erhalten. Darum war, ſolange der Krieg nicht ausgebrochen, der Widerſtand gegen das Syſtem auch ein Vortheil der Preußen. Jetzt iſt mit einem Schlage das ganze Sachverhältniß geändert, eine Vereinigung von Staaten des aufgelöſten Bundes iſt in unerhörter Weiſe, wie über Nacht gegen Preußen gehäuft. Gerade die berechtigten und patriotiſchen Forderungen der preußiſchen Regierung haben dieſen Widerſtand aufgeregt. Der Staat iſt von Feinden umgeben, die preußiſchen Heere haben die ungeheure Aufgabe, einen Kreisbogen, der von Görlitz bis Trier läuft, eine Curve von 140 Meilen Länge militäriſch zu behaupten. Die Gefahr iſt groß, die Exiſtenz des Staates gefährdet.

Durch dieſe plötzliche Veränderung iſt die Stellung der Oppoſition eine völlig andere geworden, nicht nur weil jetzt die patriotiſche Aufgabe eine andere ward, ſondern weil dadurch in Wahrheit für Preußen Zuſtände herbeigeführt ſind, welche unaufhaltſam einen Sieg des Liberalismus herbeiführen müſſen.

Keine Regierung und ſeien ihre Vorurtheile noch ſo groß, vermag ſolchen Krieg zu führen, ohne ernſthaft um Frieden mit ihrer Landesvertretung zu werben. Es iſt möglich, daß dieſe Erkenntniß erſt nach und nach kommt und daß es noch einige innere Stöße gibt, bevor die alte Erbitterung von beiden Seiten ruhiger Erwägung Raum macht. Aber für die Regierung wie für die Oppoſition iſt der Zwang übermächtig geworden, und wenig vermag perſönlicher Groll noch aufzuhalten. Man erwäge die Sachlage ſo unbefangen, als die wogende Empfindung dieſer Tage geſtattet. Die Heereseinrichtung macht jetzt ihre Kriegsprobe, das Gute daran wird dauern, die Uebelſtände werden im Felde mit Schaden gefühlt werden, der Friede wird dem zerrauften Heere, dem erſchöpften Lande mit Nothwendigkeit die Abänderungen bringen, welche nach der Sachlage unvermeidlich werden. Welches dieſe Sachlage ſein wird, kann jetzt niemand ſagen. Die Heeresfrage iſt alſo hinfällig geworden.

Die Regierung wird jetzt ſehr viel Geld brauchen, das Bewilligungsrecht der Kammer hat plötzlich eine Bedeutung gewonnen, welche die Regierung zu lange verkannt hat, der Staat wird in jedem Falle mit einer Schuldenlaſt aus dem Kriege treten, die Finanzlage auf Jahre eine ſchwierige werden, es iſt klar, daß die Regierung für die ungeheuern Summen, welche ſie jetzt bedarf und die ſie ſpäter zu amortiſiren hat, die Volksvertretung gar nicht entbehren kann. Keine Finanzmittel, kein Verpfänden und Verkaufen kann hinreichen, die Geldbedürfniſſe zu decken, nur der gute Wille des Volkes vermag hier zu helfen.

Und der innere Druck des Syſtems, er wird vielleicht noch einige Wochen fortgeſetzt werden, die alten ſchlechten Werkzeuge werden ihre Arbeit nicht ſofort aufgeben, aber der furchtbare

Ernſt der Lage wird auch hier die Regierung zwingen, dem öffentlichen Unwillen darüber Zugeſtändniſſe zu machen.

Entſcheidend aber für die inneren Zuſtände wird in jedem Falle der Ausgang des Kampfes. Geht Preußen, wie ſein Volk hofft und erſehnt, ſiegreich aus dem Kriege hervor, ſo wird ein neuer Bundesſtaat gegründet. Das preußiſche Volk wird mit andern Stämmen durch ein enges Band verbunden, die liberale Partei erhält eine entſcheidende Verſtärkung in der Bevölkerung anderer Staaten, das alte Syſtem kann nicht über Deutſchland regieren, das weiß niemand beſſer als der preußiſche Miniſterpräſident. Sollte aber dem Kampfe kein günſtiges Ende werden, ſo wird die kühne Politik, welche ohne das Volk das Höchſte wagte, ohnedies zerbrechen und neue Kräfte die Ordnung des Staates auf neuen Grundlagen unternehmen.

Aber das Heer? kehrt es ſiegreich zurück, ſo wird es eine loyale Stütze der Reaction. Mögen die preußiſchen Patrioten ſich dieſer unnützen Sorge gänzlich entſchlagen. Die Jugend des gegenwärtigen Heeres, die Landwehrmänner, welche heute gegen den Feind kämpfen, werden als kriegsharte und gewitzigte Männer zurückkehren, viele von ihnen brachten ſchon ein ſtilles politiſches Glaubensbekenntniß in das Feld mit, ſie werden in den Erfahrungen großer Wochen ihm nicht untreu werden. Und man darf ſagen, daß gerade in der Jugend, die aus dem Felde heimkehrt, die ſicherſte Bürgſchaft liegt für eine ſtarke Entfaltung liberaler Kraft der nächſten Zukunft.

Aus dieſen Gründen iſt jetzt der liberalen Partei in Preußen geboten mit der Regierung einen aufrichtigen Waffenſtillſtand zu ſchließen. So fordert die Noth des Staates und ebenſo die politiſche Klugheit. Nur dadurch, daß die Oppoſition jetzt voll, ganz und mit warmem Herzen für die nächſten Bedürfniſſe des Staates eintritt, kann ſie ſich die Sympathien des Volkes und die Europas erhalten.

Der Regierung aber liegt jetzt ob, dem Patriotismus der

Volksvertreter ebenſo aufrichtig entgegenzukommen; Budgetrecht, Declaration der ſtreitigen Verfaſſungsparagraphen, Aufhebung der kleinlichen Plackereien gegen Preſſe, Gemeinden und liberale Beamte werden ihr die aufrichtige Mitwirkung einer Mehrheit des Abgeordnetenhauſes ſichern.

Ein Erfolg der Waffen aber wird zur Verſöhnung das Beſte thun.

Unterdeß hat der Krieg begonnen, der ſchnellen Beſetzung von Hannover, Kurheſſen und Sachſen iſt der Einmarſch der Oeſtreicher in Schleſien gefolgt; von dort erwarten Millionen mit Herzpochen die Nachricht von dem erſten Zuſammenſtoß größerer Heeresmaſſen. Wer die Stimmung in Preußen und Norddeutſchland mit der des aufgeregten Südens vergleicht, der wird die ruhige Faſſung und feſte Haltung der Preußen und Norddeutſchen für keinen geringen Erwerb der letzten achtzehn Jahre halten. In Preußen, ſelbſt in dem zumeiſt bedrohten Schleſien, iſt über der bangen Erwartung ein dauerhafter Muth. Man wird ſich im Kriegsglück nicht überheben und nach einem Verluſt nicht die Faſſung verlieren. Die erſten Operationen haben Vertrauen zu den militäriſchen Maßregeln der Regierung gegeben, über der Ausführung waltet nächſt den Feldherren und den Heeren eine höhere Macht.

Die Siege der Preußen in Böhmen.

(Grenzboten 1866, Nr. 28.)

Die militäriſchen Ereigniſſe der letzten Woche, vom Einmarſch der preußiſchen Armee in Böhmen bis zu der Schlacht bei Königgrätz, werden in der Kriegsgeſchichte als eine ungewöhnliche militäriſche Leiſtung gerühmt werden, noch lange nachdem der Herzſchlag all der Millionen Lebender aufgehört hat, welche jetzt mit fieberhafter Spannung auf Nachrichten aus den böhmiſchen Bergen harrten. Ein gut ausgedachter Plan wurde mit bewundernswerther Schnelligkeit und wuchtiger Kraft ausgeführt. Sind das junge Truppen, welche in der Mehrzahl noch kein Kriegsfeuer geſehen haben, und Generale, welche vielleicht zum erſten Mal die Verantwortung eines Kriegskommandos auf ihrem Haupte fühlen? Die Truppen haben ſich geſchlagen mit dem Feuer der Jugend und mit der Dauer kampfharter Krieger und das Kommando hat eine ſo ſichere Energie erwieſen, wie wir ſie nur lange erprobten ſtarken Feldherren zutrauen.

Es war eine glorreiche Woche der preußiſchen Geſchichte. Noch ſind wir auf die ſpärlichen Nachrichten angewieſen, welche die officiellen Telegramme des preußiſchen Staatsanzeigers bringen. Denn auch das iſt charakteriſtiſch für dieſen Krieg, daß nur die einfachen, man darf ſagen beſcheidenen Telegramme der Preußen die Wahrheit melden — wenn auch nicht die ganze Wahrheit; während die öſtreichiſchen Nachrichten, ſelbſt die officiellen, und noch mehr die Lügenberichte ſüddeutſcher Blätter faſt nichts von dem wirklichen Lauf der Dinge erkennen laſſen. Sie ſind ſehr charakteriſtiſch als Zeichen der augenblicklichen Verſtörung, an welcher unſere Landsleute im Süden leiden, für Kenntniß der Sachlage iſt zur Zeit nichts daraus zu entnehmen.

Die harten Kämpfe, welche in dem kurzen Zeitraum von fünf Tagen geliefert waren, hatten für die Preußen das Reſultat einer großen gewonnenen Schlacht gehabt. Sie hatten weites, hart vertheidigtes und ſtrategiſch wichtiges Gebiet in ihren Beſitz gebracht und ſie hatten die Kraft des Feindes gewaltig erſchüttert. Die Preußen hatten vor der erſten Entſcheidungsſchlacht bereits mehr als 20,000 öſtreichiſche Gefangene. Gefährlicher aber als die Verluſte war die Empfindung, welche der öſtreichiſchen Armee in dieſen fünf Tagen eingeſchlagen worden war, daß trotz ihrer Tapferkeit die Bewaffnung, Taktik, Intelligenz der Mannſchaft und die Energie und

Sicherheit des Kommandos dem preußiſchen Heer eine ſichere Ueberlegenheit gebe. Unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen wagte Benedek die Schlacht bei Königgrätz. Noch vermag man, während dies geſchrieben wird, die Ergebniſſe derſelben nicht zu überſehen, es iſt kein Zweifel, daß ſie die öſtreichiſche Armee für die nächſte Zeit unfähig macht, dem preußiſchen Heer im Feld Widerſtand zu leiſten.

Eine Woche voll von Gefechten und glorreichen Siegen hat die Preußen zu einem Erfolge geführt, der den Krieg wahrſcheinlich noch nicht beendet, aber die Machtſtellung Preußens in Deutſchland und Europa völlig ändert. Seit fünfzig Jahren war es eine militäriſche Ueberlieferung, daß die Preußen ein kriegeriſches Volk ſeien, und den Sachverſtändigen des Auslandes waren die Vorzüge preußiſcher Heereskraft nicht unbekannt, aber die volle Ueberlegenheit derſelben über einen kriegstüchtigen Feind hat doch erſt dieſe große und furchtbare Kampfwoche bewährt.

Ueberall hört man, auch von den Preußen ſelbſt, rühmen, daß dieſe Ueberlegenheit vorzugsweiſe in ihren ausgezeichneten Waffen beruhe. Ohne Zweifel hat das vielfach genannte Zündnadelgewehr und das preußiſche Hinterladungsgeſchütz großen Antheil an den glänzenden Erfolgen. Aber man muß nicht vergeſſen, daß dieſe Waffe zu voller Wirkung auch die Taktik und die Intelligenz der preußiſchen Bataillone bedarf. Sie verlangt ruhiges Kommando und eine Disciplin und Hingabe der Mannſchaft an ihre Officiere, welche zum Theil durch die allgemeine Wehrpflicht der Armee, zum Theil durch die ausgezeichnete Technik des Exercitiums und der taktiſchen Bewegungen möglich gemacht wird. Dieſe wackere Zucht des Heeres, die Tüchtigkeit ſeiner Regimentsofficiere ſind der größere Vorzug des preußiſchen Heeres. Der größte vielleicht die Tüchtigkeit des Kommandos und des Generalſtabs. Auch die Gegner können dem Plan, nach welchem der Krieg begonnen und bis jetzt geführt wurde, das Prädicat der Größe nicht verſagen.

Es wird ſchwer, ruhig zu ſchreiben, während ein Strom der ſtärkſten Empfindungen durch die Seele wogt, aber uns allen thut noth, die fliegenden Gedanken feſt zu zügeln, noch iſt das Ende nicht da, und noch ſind wir nicht in der Lage, uns politiſcher Früchte dieſes Sieges zu freuen. Dieſelbe beſcheidene Mäßigung, welche die Kriegsberichte des preußiſchen Heeres bis jetzt bewährt haben, wollen auch wir uns erhalten, nicht in dem, was wir zu fordern haben von der Zukunft, aber in dem, was wir erwarten. Die größte Tüchtigkeit eines Heeres vermag nicht das Schlachtenglück an ſeine Fahnen zu feſſeln, und die ſtärkſte Kraftentwickelung eines Staates vermag nicht alle Bedingungen niederzuwerfen, welche ſeinen Fortſchritt aufhalten. Auch ein vollſtändiger militäriſcher Sieg iſt noch nicht ein großer politiſcher, und der politiſche Erfolg des gegenwärtigen Krieges wird ſchwerer zu erreichen ſein, als der militäriſche.

Ein großes Reſultat aber hat der Krieg bereits gehabt, er hat dem preußiſchen Volk unter ſchweren Opfern fühlbar gemacht, was ſein Staat bedeutet. Auch dem kleinen Mann iſt in der Seele mächtig aufgegangen ſeine höchſte Erdenpflicht, die Hingabe an ſeinen Staat und die Opferfreudigkeit. Zeiten, welche große Empfindungen geben, machen alle Einzelnen, welche daran Theil haben, ſtärker und beſſer. Die Vorurtheile des Standes und einzelner Berufsclaſſen ſchwinden, wärmer drückt ein Nachbar dem andern die Hand, mitten unter den ſchrecklichſten Leidensſcenen erweitern die milden Empfindungen des Mitleids und der Menſchenliebe das Herz. Wer ſo Großes durchgelebt, erhält einen andern Maßſtab für Beurtheilung der Erdendinge, und die Vaterlandsliebe, welche wärmer und thatkräftiger wirkt, macht das politiſche Urtheil freier und größer. Dieſer Krieg wird auch im Innern Preußens der Beginn eines neuen politiſchen Lebens werden. Es iſt ein Irrthum, wenn man als letztes Ergebniß eine Steigerung der Reaction fürchtet. Die aus dem Felde zurückkehren, und die in der Heimat die gewaltigen Tage durchleben, ſie alle laſſen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern viel von ihren Vorurtheilen zurück.

Was uns die Zukunft bereitet, ſteht in höherer Hand; wir aber wollen unſer Herz maßvoll und feſt halten, bei dem Siege, deſſen wir uns jetzt freuen, und bei der Arbeit, welche uns noch bevorſteht.

Die Abtretung Venetiens an Kaiſer Napoleon.

(Grenzboten 1866, Nr. 29.)

Wenn man dem alten Shylock zugemuthet hätte, ſeinem grimmigen Haß gegen Antonio dadurch Genüge zu thun, daß er ſich ſelbſt aus ſeinem Leibe ein Pfund Fleiſch ablöſe und daſſelbe einem Dritten ſchenke, er würde ſolchen Vorſchlag als ein höchſt unſinniges Geſchäft verworfen haben. Was dem Juden von Venedig nicht möglich geweſen wäre, hat die öſtreichiſche Regierung mit beſonderer Behendigkeit zuwege gebracht. Sie hat gethan, was in der Geſchichte bis jetzt, ſoweit uns Kunde von Kämpfen um Land und Leute überliefert iſt, noch nie erhört war: eine große Provinz, um die ſie vor wenig Wochen ungeheure Rüſtungen machte und Krieg für Sein und Nichtſein begann, iſt von ihr weggeſchenkt, „ohne Bedingungen“, nicht einer der beiden Mächte, mit denen ſie im Kampfe war, ſondern einer dritten, neutralen Macht. Die Gemüthsſtimmung, in welcher dies geſchah, hat große Aehnlichkeit mit der eines Knaben, der den Apfel, um den er ſich mit zweien rauft, einem dritten gibt, damit ſeinen Gegnern die Freude verdorben werde und der dritte zu Hilfe komme.

Doch es war Sache der öſtreichiſchen Regierung zu ermeſſen, was ihrem Stolze möglich iſt, und es iſt Sache der Oeſtreicher, Ungarn und Slaven, wie ſie dieſe Art von Demüthigung ertragen.

Wir aber haben Urſache zu fragen, wie weit die Schenkung Veneties dem Vortheil Oeſtreichs dient und ſeinen Feinden ſchadet, deren Sache gegenwärtig die unſere iſt. Ohne Zweifel war dieſe Abtretung ein ſinnreiches Mittel, die öſtreichiſche Regierung aus der großen Verlegenheit des Augenblicks herauszuheben und Preußen wie Italien in Verlegenheit zu ſetzen. Kaiſer Napoleon iſt dadurch in einer Weiſe herbeigerufen worden, welcher ſowohl ſeine Perſönlichkeit als die Eitelkeit der Franzoſen ſchwer widerſtehen wird; von der Rolle des Vermittlers kann er Schritt für Schritt zum bewaffneten Einſchreiten im Intereſſe Oeſtreichs getrieben werden, der Siegeslauf der preußiſchen Heere wird gehemmt, Oeſtreich erhält Gelegenheit ſeine Kriegsmacht neu zu ordnen, die Südarmee aus Italien heranzuziehen, Preußen ſieht ſich jetzt in Gefahr eines Krieges ſowohl mit Oeſtreich, den deutſchen Südſtaaten als mit Frankreich, der Zuſammenſtoß der kämpfenden Intereſſen erhält eine Ausdehnung, welche alle Großmächte Europas zur Theilnahme zwingt, und dieſe Theilnahme droht, im Ganzen betrachtet, den Anſprüchen Preußens nicht günſtig zu ſein.

Das ſieht jedermann ein, und wenn Oeſtreich nichts weiter wollte, als einen Dämpfer auf die Friedenshoffnungen des preußiſchen Volkes ſetzen, ſo hat es vorläufig dieſen Zweck erreicht.

Aber welcher dauernde Nutzen ſoll ihm ſelbſt aus der Schenkung hervorgehen? Zunächſt hoffte es dadurch ſeine Stellung in Deutſchland zu retten, aber gerade dieſe hat es nach menſchlichem Ermeſſen unrettbar verdorben. Ueber die Köpfe ſeiner Bundesgenoſſen hinweg, derſelben Bundesgenoſſen, welche aus einem Abhängigkeitsgefühl zu dem altmächtigen Oeſtreich ihre Geldkräfte, das Blut ihrer Soldaten, ihr eigenes Daſein auf das Spiel geſetzt haben, ruft es Frankreich zum Schiedsrichter in den deutſchen Streit herein. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, werden die Herren, welche für ihre Souveränetätswünſche Schutz bei Oeſtreich ſuchten, der Protection

Frankreichs überliefert. Wir kennen eine und die andere Regierung Süddeutſchlands, welcher dieſe demüthigende Behandlung, die ſie zu einem ſtummen Vaſallen des Kaiſerſtaats erniedrigt, ganz recht iſt, denn es fehlt uns nicht an Dynaſtien, welche ſich lieber unter dem Purpurmantel Napoleons bergen, als einen Bundesſtaat mit Preußen ertragen. Aber weiß man in der Burg, daß ſolche Verkehrtheit des Urtheils an allen Höfen übermächtig iſt? War man ſo überzeugt, daß in keinem der Herrſcherhäuſer noch ein Funke von deutſchem Fürſtenſtolze aufglühen könne, der die Kläglichkeit dieſes Vaſallenthums fühlbar macht?

Doch geſetzt, man ſei der Dynaſtien ſicher, meint man denn auch die öffentliche Meinung in Deutſchland mit dem Schritte verſöhnen zu können? Wir haben in dieſer Stunde keine Urſache, mit dem politiſchen Urtheil der Süddeutſchen zufrieden zu ſein, ein ungerechtfertigter Preußenhaß befängt dort auch viele Verſtändige; aber es hieße allzu niedrig denken von dem Ehrgefühl unſerer deutſchen Landsleute, wenn man glauben wollte, daß ſie ein ſolches Hereinrufen Frankreichs in die deutſchen Händel ohne tiefes und bitteres Wehgefühl ertragen. Was die preußiſchen Siege nicht vermochten, das hat jetzt Oeſtreich ſelbſt gethan, es hat ihnen die Augen geöffnet über den Schutz, den ſie von dem Kaiſerſtaat für ihre Nationalität zu hoffen haben, und über den Werth einer Bundesgenoſſenſchaft, der ſie ſich ſo vertrauend hingaben. Es iſt eine jämmerliche Lage, in welche die öſtreichiſche Klugheit unſere vertrauenden Landsleute im Süden gebracht hat; ſchon verfügt eine franzöſiſche Zeitung, welche dafür gilt, ſtille Gedanken des Kaiſers Napoleon auszuplaudern, über Oberbaiern, einen Theil Schwabens und das badiſche Oberland als Entſchädigungsgebiet für das kaiſerliche Oeſtreich. Wer kann zweifeln, daß die Regierung, welche einen Theil ihres Reiches verſchenkt hat, mit derſelben Leichtigkeit Landgebiet früherer Bundesgenoſſen annehmen werde, die ihm ſchon jetzt für treulos gelten, weil ſo die blitzſchnellen Niederlagen der öſtreichiſchen Macht nicht aufzuhalten vermochten.

Und für dieſes Syſtem ſollen Baiern, Badenſer und Heſſen unterdeß ihr Blut im Felde vergießen in unnützem Kampfe? Ihren Regierungen war die Neutralität geboten und Verbürgung des Landbeſitzes, ſie haben den Krieg gewählt, weil ſie Oeſtreich nicht von dem Bundesvertrag ausſchließen wollten, den ihnen Preußen anbot. Jetzt hat ihnen Oeſtreich dieſes Opfer gelohnt in ſeiner Weiſe, es hat die Zukunft ihrer Staaten abhängig gemacht von dem Kaiſer der Franzoſen, und die Preſſe ſchleudert ihnen ins Geſicht, daß ſie Verräther oder doch werthloſe Bundesgenoſſen ſeien.

Die einzelnen Heerkörper unſerer Landsleute in Süddeutſchland ſind tüchtig und den Preußen ſteht ernſte Arbeit bevor, wenn das Widerwärtige unvermeidlich wird und im Süden des Mains ein deutſcher Stamm gegen den andern kämpfen muß, die Truppen haben keine Schuld daran, daß heftige Politik ihrer Cabinete ſchneller in den Krieg getrieben hat, als der Friedensſtand der Bataillone erlaubte. Aber die öſtreichiſche Preſſe hat doppeltes Unrecht, wenn ſie den Süddeutſchen vorwirft, daß größere Schnelligkeit ihrer Truppen die Entſcheidung in Böhmen verhindert haben würde. Denn in Preußen war man feſt entſchloſſen, alle Macht zu ſtarken Schlägen gegen Oeſtreich zu vereinigen, ohne Rückſicht darauf, welche Fortſchritte unterdeß eine ſüddeutſche Armee machen würde. Und wenn die Baiern die Elbe überſchritten hätten und bis Berlin vorgedrungen wären, Preußen hätte die ſchädliche Promenade und das Zeitungsgeräuſch ertragen und die öſtreichiſche Armee nicht losgelaſſen. Denn ſeine richtige Kriegsrechnung war, daß es nach Beſiegung des größeren Heeres auch dem achten Armeecorps und den Baiern überlegen ſein würde, und es war in den Krieg getreten mit dem Bewußtſein, daß der Staat die Exiſtenz daran ſetzen müſſe. Daß die ſüddeutſchen Heere bis jetzt nicht in großer Schlacht an der Elbe mit den

Preußen zuſammenſtießen, hat auf das Geſchick des Kaiſerſtaats keinen nennenswerthen Einfluß gehabt. Für Deutſchland aber iſt es ein großes Glück, es hat zwiſchen Verwandten Blut erſpart und erleichtert eine Verſöhnung.

Die neue Wendung der öſtreichiſchen Politik hat auch eine Wendung in Deutſchland vorbereitet, den Süddeutſchen iſt die Möglichkeit genommen, noch länger von Oeſtreichs deutſchem Beruf zu ſprechen. Es iſt dadurch aber unläugbar für Preußen wie für Deutſchland eine neue Gefahr entſtanden. Die Stellung des Kaiſers Napoleon zu den preußiſchen Forderungen iſt in der Hauptſache verſtändlich, wenn auch unbekannt iſt, wie viel er zugeſtehen, wie viel verweigern möchte. Die Grenzen aber, innerhalb deren ſich ſeine Vorſchläge bewegen können, ſind deutlich. Ihm iſt ein Vortheil Frankreichs, daß der Dualismus in Deutſchland erhalten bleibe; und er verkennt nicht, daß der Planet Preußen zur Zeit im Aufſteigen, Oeſtreich in cadente domo iſt; er fühlt ſich nach der Schenkung verbunden, die Intereſſen Oeſtreichs wahrzunehmen, und er begreift, daß dem neuen Selbſtgefühl Preußens, ſeinem Heere und Volk beträchtliche Zugeſtändniſſe gemacht werden müſſen, wenn er nicht in Preußen ſich und ſeinem Sohne einen erbitterten und nicht ungefährlichen Feind großziehen will. Innerhalb dieſer Grenzen werden ſich die Bedingungen halten, welche er als Gewährsmann Oeſtreichs vorzuſchlagen oder zu bewilligen geneigt ſein wird. Alſo etwa die Elbherzogthümer, einige andere Gebietsvergrößerungen und einen norddeutſchen Bund.

Unterdeß iſt ihm bei der Anbietung und haſtigen Annahme der Schenkung Venetiens begegnet, was ihm ſchon in früherem Falle Verlegenheiten bereitet hat. Der kluge Fürſt iſt bei aller Bedächtigkeit doch da, wo es die Verwirklichung geheim geſponnener Lieblingswünſche gilt, in Gefahr, ſich allzu eifrig einzuſetzen. Seine Umſicht beweiſt er aber in bewunderungswürdiger Weiſe, wie er ſolchen Speculationsfehler einer abenteuerlichen Natur wieder gut zu machen weiß. Diesmal lockte ihn übermächtig der Wunſch, die Herrenhand über Italien zu halten, Preußen nicht zu ſtark werden zu laſſen, für ſich eine in Europa noch nicht dageweſene Herrenſtellung zu gewinnen, ſeinem Staat ohne Kampf vielleicht eine Vergrößerung zu verſchaffen. Ob er richtig das Für und Wider eines heftigen Krieges am Rhein berechnet hat, ferner wie England und Rußland das Geſchenk Venetien aufnehmen werden, und ob ſein Frankreich denſelben flaggenden Enthuſiasmus bei einer ernſten kriegeriſchen Verwickelung bewahren wird, darf man bezweifeln. Allmählich werden auch dieſe Rückſichten ſich vor ihm geltend machen, ſchon iſt in ſeiner Preſſe wie zufällig der Gedanke ausgeſtreut, daß eine Nichtannahme des Waffenſtillſtandes durch die verbündeten kriegführenden Mächte die Schenkung Venetiens hinfällig machen würde. Es iſt ganz ſeine Weiſe, ſich in ſolcher Art den Rückzug zu decken; in Wahrheit aber muß ſein Wille ſein, die gewonnene Stellung ſo lange als irgend möglich feſtzuhalten. Er wird zunächſt das Unloyale der öſtreichiſchen Schenkung durch die größte Freundlichkeit gegen Preußen und Italien zu decken ſuchen; wenn ſolche Diplomatie den verletzten Stolz der Kriegführenden nicht verſöhnt, werden leiſe Zwangsmittel folgen, Zuſammenziehung größerer Truppenmaſſen in den ſtehenden Lagern, Aufſtellung eines Heeres, Erhitzung ſeiner Preſſe.

Zur Zeit hat Italien die Gabe des Kaiſers Napoleon noch nicht angenommen. Cialdini hat den Po überſchritten und ſucht das italieniſche Heer in den Beſitz wenigſtens eines Theils von Venetien zu ſetzen. Nationaler Stolz und Bundespflicht ſträuben ſich dort gleichmäßig gegen die Demüthigung, welche die Schenkung Venetiens durch Frankreich auflegen würde. — Wir halten Italien allerdings für einen werthvollen Bundesgenoſſen der deutſchen Zukunft. Aber wir glauben keine Beleidigung gegen König und Volk von Italien auszuſprechen, wenn wir annehmen, daß Preußen wenig Beiſtand von ſeinem Verbündeten zu hoffen hat, und daß es in der gegenwärtigen

Sachlage ganz auf den eigenen Muth und die heimiſchen Hilfsquellen angewieſen iſt.

Preußen hat einen Kampf auf Leben und Tod begonnen, um die ungeheuerlichen und abgelebten Zuſtände des alten Bundes zu beſeitigen und den deutſchen Staaten einen innigern Zuſammenhang, dem deutſchen Volke Theilnahme an der Geſetzgebung des neuen Bundes zu verſchaffen. Wie hat das deutſche Volk dieſes große Ziel gefördert? Der ganze Süden brennt in Preußenhaß, erſt die Schlacht bei Königgrätz hat zur Vorſicht in den knabenhaften Aeußerungen dieſes Haſſes gezwungen. Der deutſche Norden iſt gedrückt, unſicher, in ſeinen Stimmungen getheilt, ohne jede andere Energie, als die menſchenfreundliche gegen die Verwundeten; es ſieht aus, als ob alle Wärme des Gemüths im Volke ſich in dieſe echt deutſche Empfindung der Einzelnen für Einzelne verdichtet hätte. Sachſen, Hannoveraner, ſogar Heſſen laſſen ſich leidend die preußiſche Beſetzung ihres Gebietes gefallen, es ſind überall nur Wenige, welche die Möglichkeit einer neuen beſſern Zukunft mit Freude begrüßen. Solange die Nachbarn ihre heimiſchen Fürſtenhäuſer hatten, empfanden ſie unzufrieden Schwäche, Eigenwilligkeit oder verkehrte Maßregeln ihrer Regierungen, jetzt fühlen ſie als eine Kränkung, die ihnen ſelbſt zugefügt iſt, daß ihre Regierungen durch dieſelbe verhängnißvolle Politik, die ſie gegen den Willen des Volkes gewählt, zerſchlagen worden ſind. Auch die Einſichtsvollen, welche eine Rückkehr der alten Zuſtände für keine Verbeſſerung erachten, halten ſich ſchweigend zurück. Vom Süden iſt in politiſcher Beziehung jetzt noch gar nichts zu hoffen. Dort war es wenigſtens in Baiern und Baden vorzugsweiſe die Stimmung des Volkes, welche die Regierungen zum Bündniß mit Oeſtreich gebracht hat Wir kennen wohl die Gründe dieſer verhängnißvollen Verblendung der öffentlichen Meinung. Vieles Gute und vieles Schwache in dem deutſchen Weſen hat ſolche Verirrung des politiſchen Urtheils veranlaßt. Die Sache liegt aber jetzt ſo, daß es für Preußen — den Deutſchen gegenüber — leichter iſt, ſie ſämmtlich mit den Waffen zu erobern, als in einen Bundesſtaat mit Zurückführung der alten Dynaſtien zu verwandeln.

Allerdings die Verblendung des Volks wird nicht von Dauer ſein. Die Schwäche eines ſtaatloſen Daſeins wird Hunderttauſenden mit jedem Tage fühlbarer, die Ueberſchätzung der eigenen Wehrkraft und politiſchen Bedeutung, welche in Süddeutſchland noch weit verbreitet iſt, vermag gegenüber den Ereigniſſen nicht zu beſtehen. Schon wird am Main als eine Schande empfunden, daß ſo viele wackere Truppen in einer Reichsarmee mit ruhmloſer Thätigkeit und unnützem Blutvergießen hin und her marſchiren, und daß edle Völker zwiſchen den Großmächten ſo hilflos liegen, wie leeres Gebiet, über welches man nach Kriegszwecken verfügt. Aber ſolche Erkenntniß braucht Zeit, bevor ſie den Männern die Schamröthe auf die Wangen treibt, und noch mehr Zeit, bevor ſie den Muth gibt, ſolches verkümmerte Daſein mit einem beſſern zu vertauſchen. Während dieſer Zeit iſt ein großer Theil des außerpreußiſchen Deutſchlands für die zukünftige Geſtaltung unſeres Vaterlandes unkräftig. Die Klugen haben vielleicht nichts dawider, ſich von Preußen erobern zu laſſen, und ſie ſehen mit einiger Theilnahme, daß die Preußen ihr Blut vergießen, aber Muth und Gelegenheit, in der günſtigen Stunde ſelbſtthätig für Deutſchland zu handeln, beſitzen nur Wenige.

Wer könnte es alſo den Preußen verdenken, wenn ſie jetzt, wo ein großer Theil der übrigen Deutſchen kalt oder feindſelig zu der Idee eines Bundesſtaats ſteht, darauf verzichten, ihren Landsleuten ein Glück, das man ſich nicht begehrt, aufzudringen? Welcher Deutſche könnte den Preußen etwas Stichhaltiges erwiedern, wenn ſie jetzt nach dem Siege von Königgrätz ſagen: Wir haben euch einen Bundesſtaat geboten, wie ihr ihn ſeit achtzehn Jahren in Verſen und Proſa, in Toaſten und Kammerreden erſehnt und beſchworen habt, und was habt ihr dagegen gethan? Ihr habt wie Kinder mißmuthig bei Seite geſtanden, oder die Hände geballt und zornig das Geſicht verzogen, weil euch zufällig die Partei nicht recht war, welche euch und euren Nachkommen, der Gegenwart und Zukunft der Nation, das Höchſte entgegentrug, was ihr in euren Träumen zu hoffen wagtet und was ihr unentbehrlich für euren Stolz und euer Glück nanntet. Ihr habt entweder gegen uns zu den Waffen gerufen, oder ihr habt in der großen Mehrzahl thatlos zugeſehen, wie eure Fürſten gegen uns rüſteten; wir haben unſer Blut in Strömen vergoſſen für das gemeinſame Wohl, und ihr gebt uns jetzt zu verſtehen, ſehr deutlich durch eure kalte Unthätigkeit, durch Volksgeſchrei, durch die Rüſtungen eurer Landesherren, daß ihr das Band, welches euch mit uns vereinigen ſoll, nicht begehrt. Ihr ſelbſt habt euch das Recht genommen, Theilnehmer an dem deutſchen Staat zu ſein, den wir gründen. Wir werden darum alles Landgebiet, das wir gegen das Ausland zu behaupten im Stande ſind, an unſern Staat ziehen und euch Andern eurem Schickſal überlaſſen, d. h. dem Bündniß mit Oeſtreich. So wollen wir unſern Bundesſtaat mit den Treuen, die zu uns gehalten, einrichten und ruhig abwarten, bis die Noth, das bittere Gefühl der eigenen Ohnmacht und der Unmöglichkeit, ohne uns als Deutſche zu beſtehen, euch zu uns treibt.

So könnten die Preußen mit Recht ſagen und jeden Tag mit dem Kaiſer Napoleon einen Frieden ſchließen, der ihren Landbeſitz vergrößert und die größere Hälfte deutſchen Gebietes ihnen verbündet. Was aber werden ſie in Wahrheit thun? Oeſtreich hat ihnen in der gehäſſigſten Weiſe erklärt, daß es ſeine Oberherrſchaft über die deutſchen Stämme nicht ohne neuen Kampf aufzugeben gewillt ſei. Die Preußen ziehen unaufhaltſam in Mähren vorwärts und fordern dieſen Kampf. Wird ihnen hierbei die Gunſt des Geſchickes, dann ſind ſie mit Oeſtreich fertig und führen ihr Heer nach dem Weſten. Dann wird ſich entſcheiden, ob die Rheinbundfürſten und Völker ſo viel deutſches Blut in den Adern haben, daß ſie ſich einer Bundesgenoſſenſchaft mit Frankreich ſchämen.

Ein Krieg Preußens gegen Frankreich iſt größere Arbeit, als der Krieg gegen Oeſtreich. Preußen iſt ſich der Gefahr eines ſolchen Waffenganges bewußt, aber es wird ihm nicht ausweichen, wenn der Kaiſer dazu nöthigt. Ob Sieger, ob Beſiegte, die Preußen werden durch dieſen Krieg zu tötlichen Feinden nicht Frankreichs, aber der kaiſerlichen Dynaſtie.

Alle Hoffnung und alle Kraftentwickelung, welche den Deutſchen in dieſen Wochen vergönnt iſt, ruht in dem preußiſchen Heer. Iſt die Nothwendigkeit vorhanden, daſſelbe an den Rhein zu führen, dann wird noch einmal an die Deutſchen, welche nicht Bundesgenoſſen Preußens ſind, die Frage gerichtet werden, ob ſie Schutzbefohlene Frankreichs ſein wollen, mißachtet und verhandelt auch von den Franzoſen, oder ob ſie in der letzten Stunde in ihrer Seele etwas finden, was ihnen den Kampf um einen deutſchen Staat theuer macht. Wir hoffen, daß wenigſtens dann in den mannhaften Hannoveranern und Heſſen der deutſche Sinn zu wackerem Entſchluß treiben wird.

Unterdeß leben die Preußen in ähnlicher Stimmung, wie im Jahre 1813, hochgehoben ſind dort die Gedanken. Nach fünfzig Friedensjahren glüht dort im Volk wie in dem Königshauſe das begeiſterte Gefühl auf, daß die Tage gekommen ſind, wo das jetzt lebende Geſchlecht ſich zu opfern hat für eine gute Zukunft. Zum zweiten Mal ſind die Preußen Führer und Vertreter der deutſchen Intereſſen geworden, unter ungünſtigen Verhältniſſen gegen eine ungeheure Uebermacht. Aber es ſcheint das Schickſal dieſes Staates, in der Noth ſich ſeiner Tüchtigkeit und ſeines Berufs bewußt zu werden und die Seelen der Menſchen nicht durch Milde und Gunſt, ſondern durch die tiefe Achtung zu erobern, die er ihnen abnöthigt. Und der Ruf, welcher die preußiſche Armee in Böhmen an die Sohlen der Feinde heftet, das Lieblingswort Blüchers, ſoll auch der muthige Feldruf der preußiſchen Politik ſein: Vorwärts!

Friedliche Herbſtbetrachtungen im Bundesſtaat.

(Grenzboten 1866, Nr. 40.)

Der Kriegsſturm, welcher in dieſem Sommer über unſere Länder fuhr und die Gipfel ſtolzer Bäume brach, hat geendet in einem warmen Wehen, welches die Blüthen von tauſend Feſtgewinden bewegt. Die lebenden Krieger ſind faſt alle zur Heimat gekehrt, auch die große Woche der Einzüge iſt vorüber. In den meiſten Landſchaften des neuen Bundes und in den acht alten Provinzen des preußiſchen Staates war ſeit vierzehn Tagen die letzte große Geſchäftigkeit des Krieges eine freudige Arbeit nach ſchwerer Sorgenzeit. Unzählbar ſind die Kränze und Sträuße, welche geflochten worden, ſehr ſchön die Anreden, welche die lieben Väter der Stadt an die bekränzten Helmträger richteten, nicht klein waren die runden Tonnen und eſſenswürdigen Schüſſeln, welche in geſchmückten Feſtſälen aufgeſtellt wurden. Und wenn es ein phyſikaliſches Kunſtmittel gäbe, die hallenden Hochrufe der Millionen zu einem einzigen Ton zu vereinigen, es wäre ein Donnerklang geworden, der von der Newa bis zu den Pyrenäen die Luft erſchüttert hätte. Unterdeß mußten die Zeitungen ſolchen Klang erſetzen. Sehr verſchieden waren freilich die Aeußerungen derſelben Freude. Im ſtillen Kirchdorf that's eine Guirlande, die über die Straße geſpannt war, ein Choral, zu welchem die einzige Poſaune des Dorfes den Grundton zu finden ſtrebte, auch die Jungfrauen hatten ſich weißer Gewänder enthalten, aber die Grüße, Umarmungen und die Freudenthränen der Eltern waren gerade ſo warm, wie wo anders. Stattlicher vorbereitet erwieſen ſich die Triumphe in der anſehnlichen Mittelſtadt, hier war die Begrüßung am meiſten einem ſchönen Volksfeſt ähnlich. Denn die ganze Bevölkerung der Umgegend war zu Wagen, Roß und Fuß in der Stadt zuſammengeſtrömt, in kleinen Bundesländern faſt das ganze Volk in ſeiner Reſidenzſtadt verſammelt, den beſcheidenen Häuſern war der letzte Blumenſchmuck des Jahres, Dahlien und Aſtern, die beſte Zier, unter den einziehenden Truppen war die Ordnung gar nicht zu erhalten, denn die Eltern und Bräute drangen heftig in die Reihen, es wurde ſo viel geküßt, umarmt und geſegnet, daß das würdige Ceremoniell ärgerlich litt. Ja die Leute ließen ihren Herrn Bürgermeiſter kaum ausſprechen, obgleich auch dieſer hier und da reiſig zu Roſſe ſaß, und ſchrien ihr Hoch dazwiſchen, bevor er von ſeinem erhöhten Platze die weißbekleidete Hand zum Tuſche gehoben hatte. An ſolchen Orten wurde auch den Regimentskommandeuren Gelegenheit, an redneriſchen Aufgaben ihre Tüchtigkeit zu erweiſen und in ſchön gefügten Worten den Bürgern Dank auszuſprechen, eine Arbeit, die manchem wackern Krieger als eine ſchwierige Kriegsarbeit erſchienen ſein mag. Ueber Allem freilich ſtand das mächtige Schauſpiel des Berliner Einzuges, in der That ein großartiges, welches einem kriegeriſchen Volke wohl die eigene Bedeutung lebhaft vor Augen ſtellen mußte.

Jetzt kehrt allmählich die alte Ordnung zurück; die aus dem Felde heimgekehrt ſind, erzählen von ihren Thaten und Leiden, ſchon iſt die Sage geſchäftig, ihre bunten Ranken zwiſchen den wirklichen Verlauf der Begebenheiten zu ziehen, auch die Heldenthaten der Kleinen in der Compagnie und der Corporalſchaft verlangen Anerkennung, und die jungen Burſchen, welche nicht mit im Felde waren, vernehmen mit Achtung von den tötlichen Schüſſen und Schwerthieben, welche die guten Bekannten mit unwiderſtehlicher Tapferkeit ausgetheilt haben.

Auch die Zeit der militäriſchen Auszeichnungen iſt gekommen. Es iſt in der Ordnung, daß der Soldat ſich über ſolche Anerkennung freut. Freilich wird auch hier Manchem Entſagung zugemuthet, und es iſt dem Kriegsherrn nicht möglich, immer gerecht zu ſein. Wen zufällig das Wohlwollen ſeiner Vorgeſetzten nicht begünſtigt, der muß ſich mit dem ſtillen Bewußtſein begnügen, daß er völlig ſeine Pflicht gethan hat. Iſt dabei Entbehrung, ſo wird ſie dem preußiſchen Soldaten, der nach kurzer Zeit zu ſeinem bürgerlichen Beruf zurückkehrt, leichter als dem Offizier, deſſen ganzer Lebenserfolg von der Schätzung ſeiner Vorgeſetzten abhängt.

Man hat in Preußen viel Kunſt auf die Decorationen gewandt, hat viele Orden und ſo feine Unterſchiede erdacht, daß nur ſehr wenige Menſchen im Lande noch wiſſen, was jede Nüance bedeutet und welcher Art von Verdienſt ſie gebührt. Es iſt erfreulich, daß das Erinnerungszeichen an dieſen Feldzug ſchlicht ſein ſoll, wie vor fünfzig Jahren, aus feindlichem Kanonenmetall gegoſſen. Aus dem übrigen Kanonengut aber ſollen die Glocken des Berliner Doms gegoſſen werden. Dieſe bronzene Denkmünze wird jeder Krieger dieſes Jahres, wer es auch ſei, ſein Lebtag mit Genugthuung bewahren.

Ja, es iſt ein gutes Heer. Nicht ſeine Kriegsthaten ſollen jetzt erwähnt werden, ſondern die Bravheit, welche der Bürger erkannte, auch in den Ländern, welche das Heer in Feindſchaft beſetzt hielt. Die Offiziere haben ſich als Gentlemen bewieſen, das hatte man erwartet, und ſie haben in ſehr großer Mehrzahl glänzend die Anſicht widerlegt, daß der preußiſche Offizier bei aller dienſtlichen Tüchtigkeit hochfahrend, anſpruchsvoll und ungeſellig ſei. Die freundliche Bereitwilligkeit der Kommandeure, dem Bürger die Kriegslaſt ſo leicht als möglich zu machen, hat dieſem Kriege preußiſcher Seits faſt durchweg einen Charakter von Humanität gegeben, der in der Kriegsgeſchichte in dieſem Grade vielleicht noch nie zur Geltung gekommen iſt. Das alles war gut und recht. Aber, um die Wahrheit zu ſagen, am meiſten haben doch die gemeinen Soldaten ſich in der Fremde Freundſchaft gewonnen, und ſie vorzugsweiſe haben in dieſem Kriege geholfen, die Nichtpreußen mit dem preußiſchen Weſen zu verſöhnen, wohl gar zu befreunden. Ausſchreitungen Einzelner waren in einer Zeit, in welcher die bürgerliche Ordnung ſchwach war, nicht überall zu vermeiden, ſie waren ſo ſelten und ſo wenig bösartig, daß ſie den großen Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, faſt nirgends ſtörten. Zahlreich ſind die kleinen Geſchichten, welche bei uns in Sachſen von den Quartiergebern erzählt werden, wie die Soldaten ihren armen Wirthen die Laſt zu erleichtern ſuchten, auf das Gebührende verzichteten, ſich freuten, wenn ſie einmal in der Wirthſchaft helfen konnten, wie ſie vor dem Abmarſch noch ausgingen, den Kindern des Hauſes Spielzeug zum Andenken zu kaufen, oder — was ſie ſehr gern thaten — ſich für ihre Wirthe photographiren zu laſſen, um dieſen ein freundliches Andenken zu geben. Alle Anekdoten nach dieſer Richtung bedeuten für das Ganze wenig und hier iſt nicht der Ort, ſie zu ſammeln, aber unter vielem Aehnlichen iſt uns ein ganz kleiner Zug für den Geiſt des Heeres als beſonders charakteriſtiſch erſchienen und er mag hier eine Stelle finden. Bei einem der großen Lazarethe von Leipzig war den leicht verwundeten Oeſtreichern geſtattet, ſich in dem großen Garten, der dazu gehörte, aufzuhalten. Sie ſtanden den Tag über am Eiſengitter der Straße, unterhielten ſich mit der andrängenden Stadtbevölkerung und empfingen kleine Gaben, Cigarren, Früchte u. ſ. w., die ihnen reichlicher zugetragen wurden als den Preußen. Die preußiſchen Verwundeten im Garten aber hielten ſich vom Gitter zurück. Da trug ein Mann einen Korb Kirſchen herzu und forderte einen preußiſchen Soldaten, der außerhalb des Gitters ſtand, auf, die Kirſchen den Verwundeten hineinzureichen. „Wem ſoll ich ſie geben?“ frug der Preuße. „Natürlich den Oeſtreichern,“ war die Antwort. Der Soldat hielt den Korb einen Augenblick ſchweigend in der Hand, dann ſagte er ruhig: „Das iſt auch recht, denn wir können bezahlen, was wir brauchen, und ſie ſind arme Gefangene.“ Er konnte wohl das Selbſtgefühl des Siegers und den billigen Sinn, der in dem Heere auch gegen die Feinde lebt, nicht anſpruchsloſer und beſſer ausdrücken.

Nach dieſer Richtung haben beſonders die älteren Landwehrmänner, die als Beſatzungstruppen im Rücken des böhmiſchen Heeres ſtanden, wacker ihre Pflicht gethan. In ihnen war ein leiſer elegiſcher Zug. Sie waren durch den Krieg von Weib und Kind und von ihrer Werkſtatt fortgeriſſen, und dachten oft ſorgenvoll dahin zurück. Sie ſaßen gleich in den erſten Tagen nach ihrer Ankunft umringt von den Kindern des Hauſes wie Vettern, die zur Familie gehörten; dadurch erwieſen ſie ſich den Quartiergebern als ehrenfeſte und ſolide Männer, mit denen man ein geſcheidtes Wort ſprechen konnte, ſie vertraten in ruhigem Geſpräch kräftig ihren Standpunkt als Preußen, aber ihr Gemüth war zugänglich für die Beſchwerden eines Bürgers und Hausbeſitzers.

Sie alle kehren heim in ihre Garniſonen oder zu ihren Lieben, nur die nicht, welche in fernem Lande die Erde deckt. Die erſten ſpärlichen Halme ſind auf ihrer Ruheſtätte aufgeſchoſſen, und der Herbſtwind wirft das dürre Laub darüber. Die Tauſende, welche nicht wieder zur Heimat ziehen, und die größere Zahl derer, welche ihr Leben lang eine ſchmerzende Erinnerung an große Tage unſerer Geſchichte mit ſich herumtragen, ihnen wünſchen wir vor allem, daß der Kampf, in dem ſie geblutet, dem Vaterlande zum dauernden Heil ſei.

Uns allen iſt Pflicht dafür zu arbeiten, aber der unvergleichlich größte Theil dieſes Friedenswerkes liegt auf dem Herzen der Männer, welche im Geheimen den entſcheidenden Waffengang zwiſchen Preußen und Oeſtreich gewollt haben.

Als der Krieg begann, war ſonder Zweifel ein großes Ziel den Leitern der preußiſchen Politik klar, der Krieg war ein Kampf um die Oberherrlichkeit in Deutſchland, der Siegerpreis, welchen ſie hofften, war Ausſchluß Oeſtreichs aus einem Bundesſtaat, der auf Grundlage der gemeinſamen Verkehrsintereſſen aufgebaut werden ſollte. Dieſen Zweck beweiſt der Entwurf vom 10. Juni, ihn beweiſt das wiederholte Angebot der Neutralität und Bürgſchaft des Beſitzſtandes von Sachſen, Hannover, Heſſen, Naſſau, den Südſtaaten. Was man neben dem Ausſchluß Oeſtreichs im günſtigen Fall für Preußen und den Bundesſtaat fordern ſollte, darüber war man keineswegs einig, ja es kann an entſcheidender Stelle dieſe Frage kaum zur Sprache gekommen ſein. Noch zwei Tage vor der Schlacht bei Langenſalza trug Oberſt v. Döring dem Könige von Hannover abermals Wiedereinſetzung in ſeinen Staat auf Grundlage des Programms vom 10. Juni an, und es war bei dem unglücklichen Fürſten der äußerſte Grad von Verblendung, und es waren ein blutiges Gefecht und Verluſte der preußiſchen Truppen nöthig, bevor in Preußen der Gedanke Boden gewann, das Landgebiet, welches durch Blut erkauft war, zu behaupten.

Man hat in Berlin bis jetzt viele Nachſicht gegen preußenfeindliche Kundgebungen in den neuen Landſchaften bewieſen, weil man die meiſten für unwichtig hielt. Die Hannoveraner erfreuen ſich des Königshauſes, das ſeit jener engliſchen Thronbeſteigung vor 130 Jahren ihnen fremd geworden war, erſt ſeit wenigen Jahrzehnten, und die beiden Vertreter des alten Geſchlechtes, König Ernſt Auguſt und ſein Nachfolger, waren nach allgemeinem Urtheil nicht ſo geartet, daß ſie als Regenten eine perſönliche Hingabe von Leuten mit verſtändigem Sinn beanſpruchen konnten. Das Ausland wird deshalb ſolche behende Unterwürfigkeit an ein Nichts, d. h. an zwei Mißregierungen unangenehmer Gebieter, gar nicht verſtehen. Wir Deutſche freilich kennen dieſen Grundzug unſeres Weſens, wir ſind ihm ſtets im Böſen und Guten gefolgt. Der Trieb zu lieben und zu verehren iſt in unſerem Volk von je ſo unwiderſtehlich geweſen, daß die Deutſchen ſich ein Object ihrer Hingabe erfinden müſſen, wenn ſie zufällig keins haben. Sie umgeben dann leicht den Erwählten mit aller Poeſie ihres warmen Gemüths und ihnen iſt alsdann läſtig zu prüfen, ob das Original in Wahrheit ihrer Hingabe werth iſt. Das war ſchon in Urzeiten ſo. Dies Gefühl hat durch zwei Jahrtauſende die Treue des Gefolges an den Herrn, die Hingabe des Frommen an ſeinen Heiligen, die Dienſttreue des Vaſallen hervorgebracht, noch jetzt iſt daſſelbe Gefühl ebenſo oft ein Quell ſittlicher Empfindungen, als eines gedankenloſen Bedientenſinnes. Heut iſt es bei dem Bürger Hannovers etwas Treue, viel Trotz, und ein wenig Sorge um den eigenen Geldbeutel. Und man darf mit den kleinen Leuten, welche aus der Ferne ihren König verehrt haben, jede Nachſicht haben, ihre Kinder werden aus demſelben Bedürfniß eines loyalen Cultus ebenſo eifrige Preußen werden, als die Väter jetzt eifrige Welfen ſind.

Weniger Nachſicht verdienen die Damen, welche die politiſchen Debütantinnen des Auslandes darin nachäffen, daß ſie in ſchwarzer Kleidung trauern. Und wir erlauben uns mit dem letzten Reſt von Höflichkeit, den wir vor dieſer eintönigen Tracht empfinden, an eine peinliche Erfahrung zu erinnern. Bis jetzt hat faſt überall ſchwarzes Trauergewand, welches Frauen aus politiſchem Grunde trugen, ihren Männern Unheil und Todesgefahr gebracht. Als die Polinnen und Italienerinnen ſich in ſchwarze Seide kleideten, wurden ihre Männer Verſchwörer. Die erſteren für eine imaginäre Republik, der die thatſächlichen Grundlagen des Gedeihens fehlten, die zweiten für die Idee eines großen nationalen Staats. In beiden Fällen machte Pulverdampf der weiblichen Demonſtration ein Ende; in Polen folgte ihm Verderben der Männer und Untergang der polniſchen Wünſche, in Italien die Todesnoth der Männer und Sieg des italieniſchen Einheitsſtaats. Aber weder Polinnen noch Italienerinnen haben vor Europa die Lächerlichkeit auf ſich geladen, um der Caricatur eines Großſtaats willen ihre Männer zu Verſchwörern zu machen. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die ſchwarze Seide der Ritterfrauen in Hannover für die Angehörigen derſelben nicht ähnliche finſtere Folgen habe und nicht zuletzt ein wirkliches Trauergewand werde.

Der Ritterſchaft von Hannover aber, der aus dem preußiſchen Weſtfalen und aus mancher anderen Landſchaft des norddeutſchen Staates ſind die Augen ſeltſam geblendet. Noch heut, nach einem blutigen Kriege und dem Sturz alter Regentenhäuſer, ahnen ſie nicht, daß ſie, gerade ſie und ihre alten Freunde und Gebieter uns mitten in eine große deutſche Revolution verſetzt haben, deren Verlauf und Ausgang in nicht geringem Maße von ihrem eigenen Verhalten abhängt. Sie haben immer die Liberalen als ihre politiſchen Gegner gehaßt, ſie haben bis zu dieſem Jahre Fortſchritt und Sieg der nationalen Wünſche gehindert. Die liberale Partei ſuchte die nothwendige Vereinigung der deutſchen Staaten auf dem Wege des Bundesſtaats und friedlichen Ausgleichs, ſie wollte der Zukunft überlaſſen, nach ihrem Bedürfniß und ihrer Kraft die Bande zwiſchen den einzelnen Ländern Deutſchlands feſter zu ziehen, bis einſt Deutſchland unter einer Regierung geeinigt ſei. Der Junker Hochmuth hat dieſe Arbeit aufgehalten und vereitelt. Denn die conſervative Partei der Mittelſtaaten und die Ultramontanen waren es, welche die eigene heimiſche Herrſchaft dadurch erhalten wollten, daß ſie den Dualismus der Großmächte verewigten, ſie verhetzten ihre Souveräne gegen Preußen und ſie ſandten ihre Söhne in das öſtreichiſche Heer. Und doch wäre ein Bundesſtaat, der durch Compromiß der beſtehenden Mächte vereinbart wurde, auch für die conſervative Ritterſchaft die bequemſte Verbindung mit den nationalen Forderungen geweſen. Was war die Folge ihrer emſigen unklugen Arbeit? Das Lebensbedürfniß des preußiſchen Staates erzwang doch dieſe Vereinigung, und da die Junkerpartei den friedlichen Weg hemmte, ſo bethätigte ſich der unwiderſtehliche Drang gewaltſam, er überſprang die friedliche Arbeit der Liberalen, beſeitigte die Dynaſtien mehrer Länder und ſtellte uns alle mit einem Mal auf den Boden des Einheitsſtaats. Wir freuen uns über dieſen großen Fortſchritt zu einer Vereinigung deutſcher Kraft, obwohl der Weg nicht unſer Weg geweſen iſt. Wir verdanken dieſen Fortſchritt aber der ausbündig unvernünftigen Politik der Junkerpartei außerhalb Preußen, welche im eigenen Intereſſe den entthronten Fürſten ihren Hochmuth ins Unerträgliche geſteigert hatte, und wir verdanken ihn dem patriotiſchen Stolz einiger altpreußiſcher Junker, welche im Kampfe gegen die liberale Partei erkannten, daß nur ein kühnes Vorgehen Preußens auf nationalem Wege ihren Staat und Deutſchland aus der Unmacht herausheben könne.

Und wieder jetzt haben die ritterlichen Reactionäre in der Hand, ob die gegenwärtige Umwälzung in ruhigem Verlauf endet oder nicht. Fügen ſie ſich ſelbſt mit einigem Verſtändniß der großen Ideen, welche jetzt das Schickſal Deutſchlands leiten, in die neue Zeit, ſo mag dieſe Revolution von jetzt ab ſchonend und friedlich den politiſchen Staatsbau Deutſchlands umgeſtalten und ſie ſelbſt mögen in dem neuen Hauſe ihre Stellung, ihren Beſitz und, was ihnen im Grunde den höchſten Werth hat, eine bevorzugte Stellung im Volke bewahren. Reagiren ſie feindlich wie bisher gegen die neue Zeit, ſo wird der innere Kampf heftiger und erbitterter gegen ſie entbrennen, als der Krieg dieſes Jahres, und ihre Häupter werden mit Gewalt herabgedrückt werden, um freien Weg zu ſchaffen für den neuen Staat.

Auf dem Weg, den die preußiſche Regierung ſeit dieſem Frühjahr betreten, iſt kaum ein Anhalten möglich, noch weniger ein Rückſchritt ohne Niederlage und Schmach. Wie vorſichtig auch die Weiſe war, in welcher Preußen die Bevölkerung deutſcher Länder in ſich aufgenommen hat, ehern iſt die Hand des Schickſals, welches ſich jetzt auf uns gelegt hat, wir alle müſſen auf demſelben Wege vorwärts, ohne Wahl. Wer ſich widerſetzen will, wird niedergeworfen, der Trotz des Einzelnen wie jedes Theils muß fortan zum Heil des Ganzen gebrochen werden. Ob die Männer, welche jetzt die Geſchäfte Preußens leiten, die Arbeit zu Ende führen, welche ſie ſo kühn begonnen, wiſſen wir nicht. Aber auch eine neue Regierung in Preußen und ein neues Syſtem wird die Kräfte nicht entbehren, welche auf dem jetzt eingeſchlagenen Wege vorwärts gehen müſſen, vielleicht mit weniger Rückſicht und weniger Bedenken. Der kurze Krieg hat dort eine Fülle von Kraft frei gemacht und zuverläſſig auch Talente heraufgebracht, welche das volle Maß von Patriotismus, Stolz und Energie haben, um im Krieg und Frieden an der Löſung der deutſchen Frage zu arbeiten. Nach dieſer Richtung ſind die Tage des Berliner Siegeszugs für die Deutſchen und das Ausland ſehr lehrreich, das preußiſche Volk iſt ſich ſeiner Stärke bewußt geworden wie das Heer. Es war kein hohler Feſtrauſch, der dort Hoch rief, die heimkehrenden Soldaten in die Arme ſchloß und bedächtigen Leuten Freudenthränen auf die Wangen trieb; es war der Anfang einer großen Zeit auch für das preußiſche Volk. Die kühnſte Politik wird fortan dort Beifall und aufopfernde Unterſtützung finden. Und ſolche Politik iſt jetzt ſogar nothwendig geworden, um dem Königshaus und der Regierung ihr Anſehen im eigenen Lande zu ſichern. Die Zeit iſt für Preußen vorbei, wo die Regierung einen kläglichen Literaten wie May wegen preußenfeindlicher Aeußerungen mit augenfälligem Haß verfolgte und einen preußiſchen Grafen oder Herzog, der ſeinen Sitz im Herrenhauſe verſchmäht und erklärt, nicht mehr Preuße ſein zu wollen, geduldig trotzen läßt. Es wäre unerfreulich, wenn an den Gutsherren in Hannover und an den Parteigängern Oeſtreichs in Weſtfalen ein abſchreckendes Beiſpiel aufgeſtellt werden müßte; aber die Herren mögen ſich erinnern, daß ſie vor dieſer Ausſicht ſtehen. Und wenn die Regierung nicht von ſelbſt Schritte thut, ſo werden nächſtens einmal die Preußen dies fordern.

Jeden Deutſchen, der jetzt athmet, von König Wilhelm und ſeinem Miniſter an bis zum ärmſten Tagearbeiter in Mecklenburg, hat dieſes Jahr überraſcht und in neue Bahnen gedrängt. Wir wundern uns nicht, daß dieſe plötzliche Umwandlung Vielen Schmerzen macht; aber wir preiſen den vor Andern glücklich, der ſich in den vergangenen Jahren den Glauben an die Kraft und Tüchtigkeit Preußens ſicher im

Herzen bewahrt hat, denn nur er empfindet die Freude, daß ihm eine Erfüllung treugehegter Hoffnung iſt, was jetzt plötzlich ins Leben tritt.

Die Ertheilung des Adels an Bürgerliche.

(Grenzboten 1868, Nr. 1.)

Ueber den politiſchen Werth, welchen das Inſtitut des deutſchen Adels für die Nation hat, mag die Nachwelt urtheilen, welche dieſe ſociale Erfindung als eine geſchichtliche Erſcheinung vom Anfang bis zur Vollendung überſehen wird. Der Adel iſt uns aus dem Mittelalter überkommen, er iſt entſtanden unter einer Staatsform, welche mit dem modernen Staat wenig Aehnlichkeit hat; er hat in verſchiedenen Jahrhunderten ſehr verſchiedene Bedeutung gehabt. Jetzt iſt er zahlreichen unſerer Landsleute, Mitbürger und Freunde ein werther Familienbeſitz, für viele Tauſende ein weſentliches Moment ihrer Selbſtachtung, auch eine Grundlage für ſittliche und ſociale Forderungen, die ſie an ſich und ihre Genoſſen ſtellen. Wir wollen alſo bereitwillig zugeben, daß der Adel nicht Wenigen eine weſentliche Stütze und Bereicherung ihres Lebens iſt; wir halten die Freude, welche dem Sohn eines alten Geſchlechts anſehnliche und geehrte Vorfahren gewähren, für höchſt berechtigt; wir alle ſind willig zu rühmen, wo in der Vergangenheit unſerer Adelsgeſchlechter Tüchtigkeit und ein wohlthätiger Einfluß auf die großen Intereſſen der Nation erkennbar iſt; ja wir ſind auch bereit, uns um die Wette mit unſern adligen Freunden an den ſchwierigen Aufgaben der adligſten aller Wiſſenſchaften, der Heraldik, zu verſuchen, und über den Urſprung des Rautenkranzes und aller Sparren und Schrägbalken Vermuthungen aufzuſtellen; und wir erklären eifrig, daß wir durchaus in der Ordnung finden, wenn deutſche Hausfrauen bei jedem geſelligen Vergnügen ihrer adligen Freundin den beſten Sophaplatz und die erſte Schale Kaffe anbieten. Wir halten allerdings für kein Glück, wenn einzelnen unſerer Adligen die Phantaſie begehrlich auf Zuſtänden der Vergangenheit haftet, wo die Privilegien des Adels zahlreicher, ſeine Herrenſtellung im Volke unzweifelhaft war, aber wenn ſolche Vorliebe für abgeſtorbene Rechte hier und da das Urtheil unſerer Mitbürger über die Bedürfniſſe des modernen Staates beſchränkt, ſo werden wir auf geſetzlichem Kampfplatz, in der Preſſe und in parlamentariſchen Körperſchaften, eine freiere und größere Auffaſſung ihrer Pflichten ihnen gegenüber geltend machen. Zuletzt wiederholen wir freudig die Anerkennung, daß viele Namen unſeres Adels mit unſern theuerſten Erinnerungen, mit großen Erfolgen auf Schlachtfeldern, in Wiſſenſchaft und Kunſt eng verbunden ſind, und daß die Nachkommen alter Landbeſchädiger durch loyale Hingabe an die beſten Intereſſen des Staates mehr als einmal das Unrecht der Väter in ausgezeichneter Weiſe geſühnt haben. Nirgend ſo ſehr und ſo ruhmvoll als in Preußen.

Aber eine andere Frage iſt, ob eine fortwährende Vermehrung unſerer Adelsfamilien durch modernen Briefadel für die Geadelten ſelbſt, für die Regenten, welche den Adel ertheilen, und für die Nation nützlich, gleichgiltig oder ſchädlich iſt. Unleugbar neigt die große Mehrzahl der Zeitgenoſſen zu der letzten dieſer drei Anſichten.

In den despotiſchen Staaten, welche die deutſchen Fürſten mit ihren Beamten auf den Trümmerhaufen des 30jährigen Krieges neu ordneten und welche bis zu dem franzöſiſchen Wetterſturm im Aufgange dieſes Jahrhunderts beſtanden, war die Nation nach den Ueberlieferungen früherer Zeit in Stände gegliedert, die Familienhäupter des hohen Adels waren die Regenten, den erſten Stand ihres Landes bildete der niedere Adel. Seine Standesrechte waren damals groß und für einen aufſtrebenden Mann in Wahrheit begehrenswerth. Denn es hatte der landſäſſige Adel, das heißt diejenigen Familien, welche ſeit alter Zeit als adelig in der Landſchaft begütert waren, faſt allein durch Geburt das Recht des Domanialbeſitzes auf dem Lande — die zahlreichen Ausnahmen zu Gunſten einzelner Städte, Bürger und Körperſchaften beruhten nicht immer, aber in der Regel ebenfalls auf Privilegien. Der Adlige mit acht und mehr Ahnen beſaß das nicht weniger werthvolle Vorrecht, ſeine Söhne und Töchter in einer großen Anzahl geiſtlicher Stifter verſorgen zu können, er allein hatte mit ſeinen Frauen die Hoffähigkeit, das heißt das Vorrecht, ſeinen Landesherrn in Geſellſchaft und höherem Hofdienſt zu umgeben. Der Adel war nicht ausſchließlich im Beſitz der Offizierſtellen und der höheren Staatsämter, aber er wurde bei dieſen Carrièren in ſo ausgezeichneter Weiſe begünſtigt, daß er allerdings befugt war, dieſe Stellen als einen Standesbeſitz zu betrachten, und daß jedes Herauſkommen eines Bürgerlichen als eine grobe Unregelmäßigkeit erſchien. Das Intereſſe des fürſtlichen Staates machte aber ſchon damals das Eintreten neuer Menſchenkraft in ritterlichen Grundbeſitz, Offiziers- und Beamtenſtellen nothwendig, und den Nichtadeligen wurden Adelsbriefe gegen Geld und aus Gnade reichlich ertheilt. Wer ſich herausbringen wollte als Gutsbeſitzer, Offizier, Beamter, kaufte einen Brief. Alle größeren Landesherren ertheilten die Briefe, welche in ihrem Lande den Adel verliehen, aber für den in ganz Deutſchland giltigen Adelſtand galt nur der kaiſerliche Hof als der vollberechtigte Spender, andere deutſche Fürſten, die Preußen und Sachſen erſt, ſeit ſie als Souveräne eine Königskrone außerhalb des Reiches trugen. Ein Adelsbrief gab aber durchaus nicht alle Vorrechte des Adels, zwar Offizieren und Beamten galt er als genügend, weil hier die perſönliche Tüchtigkeit doch eine Hauptſache blieb; für Erwerbung des rittermäßigen Grundbeſitzes mußte in vielen Landgebieten, vor allen in den kaiſerlichen Erblanden, außer dem Diplom, welches zum „Edeln“ machte, ein zweiter Ritterbrief gekauft werden, und auch dieſer öffnete dem Neuling nicht ſofort die Aufnahme in die Körperſchaft des landſäſſigen Adels. Der Zutritt zu adeligen Stiftern aber und die Hoffähigkeit wurden durch Brief nicht erworben, vollends nicht für Frauen und Töchter der Geadelten.

In dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts rüttelte die Aufklärung ein wenig an dieſen Verhältniſſen; die Landesherren, welche das Bedürfniß fühlten, ſich mit der neuen Bildung des Bürgerthums in Verbindung zu ſetzen, nahmen ſich die Freiheit, die alte Ordnung ihres Hofes gering zu achten, und es war nicht unnatürlich, daß dieſe Mißachtung an einzelnen Höfen Mode ward. Die freiere Anſicht von Menſchenwerth, welche vielen der beſſern Fürſten gekommen war, wirkte nach jeder Richtung wohlthätig auf die Beſetzung der Staatsſtellen, zuweilen auch auf den perſönlichen Verkehr und dadurch auf Anſichten und Bildung des Landesherrn, aber als Regel beſtand bis über die franzöſiſche Revolution in ganz Deutſchland das alte Adelsrecht, und wenn Goethe, Schiller und Andere von ihren Herren wohlwollend mit des Kaiſers Brief beſchenkt wurden, ſo geſchah dies immer mit der Empfindung, daß ſie erſt durch ſolche Gnade für den Verkehr mit ihrem Landesherrn befähigt und in den Rang der Vollfreien Deutſchlands erhoben würden. Und dieſe Anſicht lebte nicht nur an den Höfen, auch im Volke, trotz den bereits zahlreichen Widerſachern, welche das Ideal eines neuen Staates, der noch nicht beſtand, in ihrer Seele trugen.

Seit Napoleon das römiſche Reich zerbrach und durch die Erhebung der norddeutſchen Stämme zerbrochen wurde, errichteten ſich die deutſchen Staaten auf ganz neuer Grundlage. Seit dem Jahre 1815 kam für den Adel, vor andern für den preußiſchen, eine merkwürdige Uebergangszeit, welche bis zur Gegenwart währt. Einige politiſche Privilegien, die er als Stand im Staate beſeſſen, waren gleich den Rechten und Beſchränkungen der übrigen Stände aufgehoben, das Vorrecht des adeligen Grundbeſitzes und der Standſchaft, die faſt ausſchließliche Bevorzugung bei Offiziers- und höheren Beamtenſtellen.

Aber er dauert als ein beſonderer politiſcher Stand im Staate, die Regenten fahren fort, den Adel als erbliches Familienvorrecht oder auch als perſönliche Auszeichnung zu ertheilen. Schon im Jahre 1812 ward in Preußen ein verlebter Orden erneuert, der nur Adeligen verliehen wurde, auch bei andern Orden fordert die oberſte Klaſſe den Adel. Bedenklicher war, daß für gemeine Verbrechen adeligen Individuen ihr Adel aberkannt wurde, denn alsdann mußte der Richter, allem Volke fühlbar, ausſprechen, daß über dem Volk eine Klaſſe von erblicher Rechtſchaffenheit und Ehre beſtehen und dadurch erhalten werden ſolle, daß ſie ihre unwürdigen Mitglieder in das Volk herabſtoße. Und was wichtiger war, dem Adel bleibt das Hofrecht und den Souveränen die Pflicht, alle Ehrenämter ihres Hofes mit Adeligen zu beſetzen; auch für die Staatsämter, welche zu regelmäßigem Verkehr am heimiſchen oder am fremden Hofe verpflichten, gilt der Adel als Erforderniß. Und es erhält ſich wenigſtens Neigung und Tendenz, höhere Offizier- und Beamtenſtellen mit Adeligen zu beſetzen und für dieſe Aemter den wohl geeigneten Nichtadeligen den Adel zu ertheilen. Man unterläßt nicht, auch Künſtlern und Gelehrten von Bedeutung, oder wenn ſie ſich zufällig dem Hofe empfehlen, einen Adelsbrief zu ſchenken, außerdem aber Adelsbriefe an Bewerber auszutheilen, zuweilen gegen Geld, ja es beſtanden in einigen Staaten bis faſt zur Gegenwart feſte Preiſe für die einzelnen Adelstitel, und es half wenig, daß man dieſe Kaufſummen nur als Ausfertigungstaxen darzuſtellen ſuchte, und die perſönlichen Verdienſte des Geadelten als Hauptſache; dieſelbe Beſchönigung eines abgeſchmackten Geſchäftes hatten ſchon die Habsburger vergeblich verſucht. Dabei fuhren die Regenten fort, ihre Verleihungen als eine Erhebung in höheren Stand zu bezeichnen. Auch die

Regierungen hatten zuweilen die Empfindung, daß ſolche privilegirte Stellung eines einzelnen Standes nicht ganz in der Ordnung ſei, man vermied vielleicht, in den Statuten eines adeligen Ordens die letzte Vorbedingung für die Aufnahme zu erwähnen, man verſuchte vergeblich eine Unterſcheidung zwiſchen ſtaatsbürgerlichen Rechten und Ehrenrechten, zwiſchen Stand und Rang u. ſ. w.

Unter den Bürgerlichen, welche in dieſen fünfzig Jahren geadelt wurden, ſind einige unſerer beſten Männer. Wer als Diplomat hohe Intereſſen zu vertreten hatte an einem Hofe, wo die Adelstraditionen galten, dem war der Adel wie die Uniform, der Titel und andere Decorationen eine bequeme Hilfe für den Verkehr mit Anſpruchsvollen, und er durfte, falls ihm die Adelsprädicate angeboten wurden, eine Ablehnung nachtheilig für die großen Geſchäfte halten, welche zu fördern ſein Beruf war. Wir ſind auch nicht gemeint, ſtreng zu urtheilen über den jungen Offizier, der unter den adeligen Kameraden Brief und Wappen für begehrenswerth fand, obgleich er einem großen Prinzip des neuen Staats und wahrſcheinlich allen ſeinen bürgerlichen Kameraden weh that. Und ferner möchten wir einige Nachſicht erbitten für die deutſchen Künſtler, welche höchſt ſouverän im Reich der Farben, Töne und ſchöngeſchwungenen Linien walteten, und doch auf deutſchem Boden, in einem noch armen und mühevoll erwerbenden Volk von der Gnade eines kleinen Fürſten abhingen, wenn ihnen in enger Luft der Künſtlerſtolz klein wurde und wenn ſie als unpolitiſche Männer einmal vergaßen, daß der von keinem irdiſchen Fürſten einen Adelsbrief nehmen darf, den eine höhere Macht ſelbſt gefürſtet hat der Nation zu Freude und Segen. Schwerer wird uns, den Mangel an Selbſtgefühl und politiſchem Takt bei den zahlreichen bürgerlichen Induſtriellen und Gutsbeſitzern zu entſchuldigen, die in der Höhe ihres Mannesalters, mitten im Volk ſtehend, eine Verleihung des Adels als Auszeichnung für ſich begehren.

Denn wie kommt es doch, daß die Nation mit Unwillen und Spott, ja mit ſehr lebhafter Mißachtung, auf ſolche Ertheilung neuen Adels blickt, zumal wenn ſie einer Bewerbung folgt? Iſt es Neid, welchen die auszeichnende Hervorhebung des Einzelnen aufregt? Iſt es deutſcher Unwille über die Eitelkeit und das Streben nach äußerlicher Diſtinction? Iſt es Parteigeiſt, welcher einen anſehnlichen Bürger nicht übergeführt ſehen will in einen Stand, der in ſeiner Mehrheit immer noch politiſche und ſociale Anſchauungen bewahrt, welche den Quellen bürgerlicher Thatkraft und bürgerlichen Ehrgefühls nicht völlig entſprechen? Oder iſt es im letzten Grunde ein größerer politiſcher Vorwurf, welcher gegen ſolche erhoben wird, die ſich den Adel ſuchen?

Angenommen, es wäre in unſerer Zeit noch möglich, zwiſchen dem Regenten und den Regierten einen erblichen Adelſtand von Gentlemen aufzurichten, welcher die Tendenz hat, alle in ſich aufzunehmen, die durch Vermögen, Talent und anſehnliche Stellung aus dem Volke heraufragen, ſo würde bei ſtrenger Durchführung dieſes Prinzips zunächſt das Volk zweitheilig zerſchnitten, ein durchaus unerträglicher Gegenſatz zwiſchen Herrſchenden und Beherrſchten hervorgerufen, freilich auch im Laufe der Zeit der Adel ſelbſt vernichtet, denn die Kinder und Nachkommen aller Männer, welche in ſolcher Weiſe aus dem Volk herausgehoben ſind, würden bei einer Abnahme ihrer Tüchtigkeit und ihres Vermögens vor dem Zurückſinken in die Maſſe des Volkes doch nicht bewahrt werden können, und man könnte im beſten Fall nichts ſchaffen als eine immer zahlreicher werdende Kaſte von Braminen oder Radſchputen, denen für unehrlich gelten würde, hinter dem Pfluge herzugehen oder Sohlen zu ſchneiden. Bis zuletzt nach Jahrhunderten ſo ziemlich das ganze Volk aus Gentlemen in Lumpen beſtehen müßte.

Da aber Niemand an eine ſolche durchgängige Verleihung des Adels denkt, was ſoll dann die fortgeſetzte Scheidung der

Staatsbürger in zwei Kategorien, welche als Kaufleute, Gutsbeſitzer, Offiziere, Beamte in gleicher Thätigkeit neben einander ſtehen? Iſt für die Geadelten der Adel irgend etwas, ein Mittel, beſſer Carriere zu machen, mit höher Stehenden auf gleichem Fuß zu verkehren, ein wirklicher Schmuck und eine Erhebung ihres Lebens, ſo wird bei dem beſten Herzen und der größten Billigkeit ihrer Berufsgenoſſen von dieſen die Bevorzugung Einzelner immer als ein Unrecht gegen alle Uebrigen empfunden werden. Und eine Verleihung des Adels wird die Mehrzahl der Nichtgeadelten ſelbſt in dem Falle demüthigen und benachtheiligen, wenn der Adel nur wirklichem perſönlichem Verdienſt und nur auf Lebenszeit verliehen würde; wir wiſſen, daß dies nicht der Fall iſt.

Alles Leben und Gedeihen des modernen Staates beruht darauf, daß neue Familienkraft reichlich und unabläſſig aus den kleinen Kreiſen menſchlicher Thätigkeit emporringt und ohne jedes Hinderniß für jeden Zweck des Staates nutzbar gemacht wird. Der Staat als ſolcher darf nichts dazu thun, um träge, ſchwache und untüchtige Familien in anſpruchsvoller und geſchützter Stellung zu erhalten und dadurch friſcher Menſchenkraft Raum und Luft zu verengen. Wenn eine Familie der naturgemäßen Neigung folgt, ihre Angehörigen durch geſetzliche Mittel des Privatrechts, im Beſitz von Land oder Vermögen auf mehre Geſchlechter zu erhalten, ſo iſt das ihre Sache, der Staat wird ſolche conſervirte Familienkraft zu gebrauchen wiſſen, ſoweit ſie ſeinem Intereſſe dient. Wenn unſer alter Adel in der Erinnerung an angeſehene Vorfahren eine ihm vorzugsweiſe fließende Quelle von politiſcher Zucht und Sittlichkeit, von treuer Hingabe an den Staat und von edlem Selbſtgefühl gegenüber Ruſſen und Franzoſen findet, ſo würde dies allerdings ein Gewinn für den Staat, auch Freude und Gewinn für die Nation werden. Niemand wird zu behaupten wagen, daß ein Adelsbrief, der jetzt erlangt wird, ſolche wohlthätige Wirkungen habe, er mag weichen und ſchwachen

Empfindungen des Individuums wohlthun, er iſt aber nichts weniger als Beweis eines geſunden Kraftgefühls, und wir leugnen deshalb ſehr entſchieden, daß er die Kraft und politiſche Sittlichkeit der nächſten Generationen des Geadelten zum Vortheil für den Staat ſteigern werde.

Und um endlich das Allbekannte mit groben Worten zu ſagen, wir Deutſche haben alle Achtung vor einem wackern Edelmann und gönnen ihm herzlich gern ſeine Ehren und Titel. Aber wir ſehen nicht, und wir glauben nicht, daß unſer Adel nach irgend einer Richtung klügere, beſſere und tüchtigere Männer und Frauen hervorbringe, als andere gebildete Kreiſe unſeres Volkes. Weder in Wiſſenſchaft und Kunſt, noch in der Landwirthſchaft, noch in der Politik, ſogar nicht da, wo er am bravſten iſt, im Heere räumen wir dem Adel einen Standesvorzug größeren Talentes und ſtärkerer Kraft ein. Dagegen fühlen wir wohl, daß er beſondere Schwächen der Individuen begünſtigt, gerade weil er noch Einiges von einem geſonderten Stande hat. Und deshalb meinen wir, wenn jetzt ein Bürgerlicher den Adel für ſich ſucht, ſo thut er es nicht, um gebildeter, beſſer, kräftiger zu werden, ſondern aus begehrlicher Eitelkeit, aus Schwäche oder um ſich und den Seinen kleine Vortheile zu ſchaffen. Und deshalb verübeln wir ihm den erbetenen Wappenbrief um ſo mehr, je mehr wir ihm politiſches Urtheil zutrauen.

Auch unſere Fürſten haben in der Gegenwart jede Urſache, der Nation gegenüber den Schein zu vermeiden, als ob ihnen der Bürger ihres Staates erſt mit einem Adelsprädicat für vollberechtigt gelte. Die alte Hoffähigkeit, jenes Vorrecht des Mannes von altem landſäſſigen Adel, mit ſeiner ebenbürtigen Frau und ſeiner Familie ſich bei Hofe zu präſentiren und mit ſeinen Standesgenoſſen die ausſchließliche Umgebung der Souveräne zu bilden, iſt in neuer Zeit kein Privilegium des alten Adels geblieben; ſie iſt namentlich in Preußen ſehr erweitert worden, wo alter Adel nicht einmal mehr als Vorbedingung zu einem Hofamte gilt, wo vollends in der Adjutantur und in den höchſten Beamtenpoſten auf das Alter des Adels wenig Rückſicht genommen wird. Wohl aber iſt unſern Regenten, mit ſehr einzelnen Ausnahmen, immer noch die Empfindung anerzogen, daß von den Landeskindern nur der Adelige für den Tagesverkehr des Hofes vollberechtigt ſei. Wahrſcheinlich hat auch der beſte und freieſte Fürſt Stunden, wo ihn dieſe Anſchauung untilgbar beherrſcht.

Allerdings, das Bedürfniß, mit den verſchiedenen Kreiſen des Volkes in Verbindung zu treten, mit Menſchen von anderartiger Bildung zu verkehren, hat an jedem Hofe zu geſelligen Auskunftsmitteln geführt, durch welche der Regierende ſich für einzelne Stunden Nichtadelige zu nähern vermag. Im Ganzen aber bildet die Geſellſchaft jedes Hofes einen Adelskreis, der die erlauchten Familien eng umſchließt. Nicht gering iſt die Zahl ausgezeichneter und guter Menſchen, welche an deutſchen Höfen den Hofhalt unſerer Herren zieren. Ja es ſei hier, und nicht zum erſten Mal, die Anſicht ausgeſprochen, daß gegenwärtig, im Ganzen betrachtet, der Adelige in ſolcher Hofſtellung weit beſſer ruhiges Gleichgewicht und eine wohlthuende Sicherheit zu bewahren verſteht, als wir dem ſtrebſamen Nichtadeligen zutrauen. Auch ſoll durchaus nicht der Wunſch ausgeſprochen werden, daß jemals Phantaſie und Ehrgeiz des Bürgerthums nach ſolchem Amt dränge. Aber die Freiheit ſoll unſern Herren werden, jede Art von Gentlemen aus ihrem Volke um ſich zu ſammeln, damit die größte Gefahr ihrer hohen und abgeſchloſſenen Stellung beſeitigt werde, die Abhängigkeit von den Anſchauungen und Vorurtheilen eines beſtimmten Standes; denn dieſe Abhängigkeit hat nur zu oft beigetragen, ihr Verſtändniß und Urtheil über die höchſten Intereſſen des Staates zu verengen. Solange der Adel die Hoffähigkeit als ſein Vorrecht betrachten darf, ſind unſere Fürſten in Gefahr, in dem Geſichtskreiſe deutſcher Junker zu beharren, und ihrerſeits wieder der Loyalität ihres Adels einen Zuſatz von höfiſcher Unſelbſtändigkeit und von Carrièreſucht zu geben, welcher die Tüchtigkeit vieler ehrenwerthen Männer nicht ſteigert. So iſt dem Fürſten nicht weniger als dem Staat nachtheilig, wenn er neue Kraft, die er an ſich heranziehen möchte, dadurch vom Volke löſt, daß er ihr die Ueberlieferungen eines beſtimmten Standes aneignet.

Aus dieſen Gründen iſt es für Regenten nicht vortheilhaft, die Zahl unſerer adeligen Familien durch neue Adelsdiplome zu vermehren, den Nichtadeligen aber iſt es ein Unrecht, ſolche Verleihung für ſich zu ſuchen.

Gegenwärtig erfolgt die Ertheilung der Adelsdiplome in der Regel nur auf das Geſuch Begehrlicher, und in manchen Jahren iſt, wie man vernimmt, der Andrang von eitlen Bewerbern beſonders ſtark. Als Act freiwilliger Gnade erſcheint die ungeſuchte Ertheilung eines Adelsbriefes und Wappens faſt nur bei Thronbeſteigung oder andern außergewöhnlichen Staatshandlungen. Es hat deshalb dem ganzen Volke wohlgethan, daß man in Preußen nach den Siegen des Jahres 1866 völlig vermieden hat, unter die Decorationen und Gnadenbeweiſe auch die Verleihung des Adels an Bürgerliche aufzunehmen. Möge dies Prinzip fortan in Preußen Geltung behalten und das Königsgeſchlecht der Hohenzollern ſeine Hingabe an die Bedürfniſſe des neuen Staates auch dadurch erweiſen, daß es von einem Fürſtenrecht, welches aus weit andern Culturzuſtänden überkommen iſt, fortan nicht mehr Gebrauch mache. Dann wird der ſtille Gegenſatz, welcher hie und da noch zwiſchen den Intereſſen des Adels und des Volkes zu Tage kommt, ſich von ſelbſt leiſe und allmählich, ohne daß darum Acte der Geſetzgebung nöthig wären, in den Fortſchritten verſöhnen, welche Wohlſtand und Bildung, und die Hingabe Aller an das Vaterland machen.

1870.

Die Verlegenheit Oeſtreichs.

(Grenzboten 1870. Nr. 18.)

Nach zweiundzwanzig Jahren fruchtloſer Verſuche iſt der Staat in ein Verfaſſungschaos verſunken, hoffnungsärmer als im Jahre 1848. Das Beſtreben der Theile, ſich gegenüber dem großen Staatskörper in eigenem Leben abzuſondern, iſt dreiſter und gefährlicher geworden. Die italieniſchen Provinzen völlig abgelöſt, Ungarn ein eigener Staat, faſt nur durch Perſonalunion gebunden, die Deutſchen in Siebenbürgen, die Kroaten und Slavonen der ungariſchen Nation untergeſtellt. In dem vorderen Galizien haben die deutſchen Beamten den Polen weichen müſſen, in dem öſtlichen Galizien arbeitet mit naiver Offenheit eine rutheniſche Partei für den Uebergang zu Rußland, in den Gebirgslandſchaften des deutſchen Südens proclamirt eine rührige italieniſche Partei ihre Sympathien für das Königreich Italien, auch die ſtillen Slovenen haben dem Deutſchthum den Krieg erklärt und verfertigen ſich rüſtig eine Literatur und eine eigene Nationalität. Die Czechen rufen frech nach Rußland und fordern Selbſtändigkeit und Autonomie wie die Magyaren, ſogar das deutſche Tirol hat ſeine Treue vergeſſen, der Ultramontanismus und Provinzialſinn ſind dort mächtiger geworden als die langgerühmte Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Die herkömmliche Oberherrlichkeit in Deutſchland iſt gänzlich verloren. Der Einheitsſtaat, der zweitheilige Staat haben ſich als unerträgliche Staatsformen der großen Ländermaſſe erwieſen, den ſchwächlichen Verſuchen, eine Föderativverfaſſung zu bilden, kann ein ſchnelles Ende prophezeit werden. Das ſcheinen traurige Ausſichten für den Kaiſerſtaat, und es fehlt auch in Oeſtreich nicht an Stimmen, welche den unerhörten Zuſtand für den Anfang eines Endes der habsburgiſchen Monarchie halten.

Aber Leben und Dauer der Staaten vollendet ſich nicht wie der Beſtand eines Geſchäftes oder das irdiſche Daſein eines Menſchen, und man ſoll ſich hüten, aus Gefahren, welche unter gewiſſen Umſtänden tötlich werden können, die unaufhaltſame Nothwendigkeit einer Auflöſung zu folgern. Zunächſt wäre verkehrt, zu behaupten, daß die 22 Jahre ſeit dem Sturz des Metternich'ſchen Syſtems für das politiſche Leben Oeſtreichs ohne große Erfolge vergangen ſeien. Im Jahre 1848 war Wien nur die ſtattliche Reſidenz des Kaiſerhauſes, gegenwärtig iſt es eine der größten Handels- und Fabrikſtädte des Feſtlandes geworden mit einer ſehr eigenthümlichen Entwickelung der Induſtrie, ſchon jetzt für den geſchäftlichen und geiſtigen Verkehr weiter Landſtrecken die Gebieterin, welche durch ihre Preſſe, ihre Börſe, ihre Wiſſenſchaft und ihre Kunſtinduſtrie unvergleichlich größere Einwirkung von Trieſt bis zu den Donaumündungen ausübt, als in dem Jahre, in welchem die Serezaner des Fürſten Windiſchgrätz durch das rothe Thurmthor drangen. Und ferner, kein Staat der Welt hat größere Ausgaben gemacht als Oeſtreich für ſeine wichtigſten Culturzwecke, ſeine Eiſenbahnen ſchaffen jetzt die Waaren Italiens über die Alpen, die Bodenerzeugniſſe des entfernten Oſtens an franzöſiſche und engliſche Käufer, ſeine Dampferlinien vermitteln den größten Theil des Verkehrs im hintern Mittelmeer. Die Schlagbäume zwiſchen den einzelnen Reichstheilen ſind gefallen. Durch einheitliches Zollſyſtem an den Staatsgrenzen, durch eine früher unbekannte Freizügigkeit wird eine Leichtigkeit der Bewegung und eine Leichtigkeit lohnenden Verdienſtes hervorgebracht, welche Hunderttauſenden die ſchlummernde Thatkraft geweckt hat. Unläugbar laſſen Handel und Induſtrie Oeſtreichs noch oft die Solidität und geſchäftliche Redlichkeit vermiſſen, welche wir zu fordern gewöhnt ſind, aber ebenſo unläugbar iſt, daß der Aufſchwung des Staates nach dieſer Richtung in zwei Jahrzehnten faſt wunderbar groß und energiſch war.

Noch ſind die Finanzen übel geordnet, aber die Staatseinnahmen haben ſich doch mächtig gehoben, der harte Steuerdruck wird weniger empfunden als vor zehn Jahren, und es ſcheint nicht unwahrſcheinlich, daß der Staat in einigen Jahren ſich zu einem regelmäßigen Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe erheben wird. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand des kaiſerlichen Heeres wagen wir kein Urtheil, wir neigen uns zu der Annahme, daß die Erfahrungen des letzten Krieges nicht mit der nöthigen Energie benutzt worden ſind, aber die große Mehrzahl der Truppen hat ſich im Jahre 1866 gegen den überlegenen deutſchen Gegner tapfer geſchlagen und es iſt kein Grund zu zweifeln, daß das Heer, richtig geführt, auch bei einem neuen Kriege völlig ſeine Pflicht thun wird und daß es, geſchickt benutzt, auch im Innern gegen Aufſtandsverſuche getreu der Staatsidee dienen wird. Endlich wird Keiner unſerer Freunde leugnen, daß auch die Volkserziehung und die politiſche Bildung in Oeſtreich ſeither ſehr achtungswerthe Fortſchritte gemacht haben; die Auseinanderſetzung zwiſchen Staat und Kirche, Beſchränkung der Pfaffenherrſchaft, neue Organiſation höherer Lehranſtalten, Reform des deutſchen Gerichtsweſens, Theilnahme und Verſtändniß des Volkes für die größten Staatsfragen ſind im Ganzen ein zweifelloſer ſtarker Gewinn, wenn auch nicht im gleichen Maße für alle Provinzen und wenn auch die Ungleichheit dieſes Fortſchritts ſo groß iſt, daß ſein Segen für das Ganze durch Rückſchritte einzelner Landestheile beſchränkt wird. Für die Steigerung der Intereſſen und der Bildung gibt ſogar der Hader der Nationalitäten, verglichen mit den Zuſtänden des Jahres 1848, einige Bürgſchaft. Damals waren die Menſchen in Oeſtreich ganz in mittelalterlicher Weiſe ſchnell bereit, für ihre undeutlichen Ideale zu den Waffen zu greiſen. Sie lebten abgeſonderter und hatten weniger zu verlieren und ein viel geringeres Verſtändniß von der Bedeutung ihres Staates. Jetzt iſt ſolche Behendigkeit nur noch in den wildeſten Grenzgegenden zu finden. Die geſammte politiſche Agitation, wie abgeneigt immer der Centralregierung, ſucht vorſichtig und mit einer gewiſſen Scheu vor dem Geſetz die vorhandenen erlaubten Agitationsmittel zu verwerthen. Sie iſt deshalb vielleicht nicht weniger gefährlich, aber es ſind doch geiſtige Factoren, mit denen ſie rechnet, und der Kampf wird mit der Feder und in Debatten geführt, da iſt doch einige Hoffnung, daß zuletzt auch die Wucht der realen Intereſſen ſich geltend machen wird.

So ſchwebt der Kaiſerſtaat zwiſchen den merkwürdigſten, ſonſt unvereinbaren Gegenſätzen. Auf der einen Seite Verfall, Auflöſung, ein Auseinanderſtreben der Theile, bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung völliger Mangel an Wärme, ja unverhüllte Abneigung gegen die alte Staatsidee, auf der anderen Seite dagegen eine großartige Entfaltung der productiven Staatskraft, Steigerung des Wohlſtandes, der Induſtrie, ja auch der ſocialen Bildung in den Individuen. Die Steuern werden gezahlt, die Soldaten ausexercirt, das Einſtrömen deutſcher Intelligenz dauert unabläſſig fort. Wollen wir demnach dieſen Zuſtand Oeſtreichs in einer Formel ausdrücken, welche nicht die ganze Sachlage, aber den Hauptpunkt trifft, ſo erſcheint Folgendes als Ergebniß der letzten Vergangenheit: die alte Idee, welche den Staat zuſammenhielt, das Hausintereſſe der kaiſerlichen Familie Habsburg-Lothringen hat mit reißender Schnelligkeit die Bedeutung verloren, aber an Stelle des alten Bandes tritt eine andere verbindende Gewalt, die Gemeinſamkeit der wichtigſten realen Intereſſen, deren Centrum die Hauptſtadt Wien geworden iſt. Nicht mehr die Hofburg iſt der feſteſte Mittelpunkt des öſtreichiſchen Staates, ſondern die Stadt Wien ſelbſt iſt es, mit den neuen Straßen auf dem bebauten Glacis, mit ihren Capitalien, ihrer ſtarken Production, der Anziehungskraft und geiſtigen Einwirkung, welche ſie über das ganze Donauthal ausübt. Aber die alte Einheit iſt im Untergang und die neue iſt erſt im Werden und ſie iſt noch lange nicht ſtark genug, um überall ihre Anſprüche gegenüber den Nationalitätswünſchen ſiegreich zu machen.

Das iſt in Wahrheit die Gefahr Oeſtreichs; ob ſie durch neue Einbußen an Landgebiet, ob ſie überhaupt unter den Auſpicien des kaiſerlichen Hauſes bewältigt werden kann, das hängt zum Theil von unüberſehbaren Conflicten der europäiſchen Politik ab; zum größten Theil aber von den Maßregeln der kaiſerlichen Regierung. Die Zweitheiligkeit des Reiches iſt nicht mehr rückgängig zu machen; aber der Hauptverluſt der letzten 22 Jahre iſt für die kaiſerliche Regierung, daß auf unſerer Seite der Leitha das deutſche Element ſeine Kraft zu coloniſiren und die fremden Stämme mit ſich zu verbinden, vorläufig ganz verloren hat. Wie die alte Staatsidee iſt auch die deutſche Nationalität überall im Rückſchritt, im Litorale, in Welſchtirol, in Kärnten, in Krain, in Böhmen und Mähren, von Krakau und Galizien ganz zu geſchweigen. Hier kann gegenwärtig nur ein aufgeklärter Despotismus helfen. Alles parlamentariſche Leben des Geſammtſtaats wird zur Carricatur, ſolange die Grundlage dafür fehlt, eine Bevölkerung, welche den Segen des Staates warm empfindet. Deshalb iſt für Oeſtreich nicht der Verfaſſungsapparat die Hauptſache, ſondern eine ſtraffe und intelligente Verwaltung, welche in den einzelnen Landſchaften mit Nachdruck die Intereſſen des Staates vertritt, jedem Volksthum ſeine Volksſchule läßt, für alle höheren Anſtalten den deutſchen Unterricht obligatoriſch macht, welche dem Geſetz unerbittlichen Gehorſam erzwingt und mit eiſerner Feſtigkeit jede Auflehnung und jede Verſchwörung verdorbener Agitatoren niederſchlägt; welche aber zu gleicher Zeit nicht in der talentloſen und beſchränkten Ariſtokratie ihre Stützen ſucht, ſondern in einer feſten liberalen Haltung gegenüber den Pfaffen und den Intriganten des Hofes. Oeſtreichs älteſtes Unglück iſt die Schlaffheit und Unſicherheit ſeiner Beamten und Graf Beuſt iſt der letzte Mann, um dieſes Grundübel zu beſſern. Wenn man an Stelle dieſes Fremden einen volksthümlichen Soldaten, etwa den Admiral Tegethoff zum Miniſterpräſidenten macht und wenn man ſich nicht ſcheut vor vorübergehenden Ausnahmezuſtänden und vor gewaltſamem Niederſchlagen des Hochverraths, welcher bereits mit erſchreckender Dreiſtigkeit ſein Haupt erhebt, dann wird die Regierung, wenn das erſte Mißtrauen der Deutſchen überwunden iſt, ſehr bald in der Bevölkerung der alten Stammlande wieder die Zuverſicht und das Zutrauen zum Staat, den letzten Quell jeder Kraftentwickelung, entſtehen ſehen.

Es iſt keine leichte und bequeme Aufgabe, das Verſäumte vieler Jahrzehnte wieder gut zu machen. Aber für Oeſtreich und für uns Deutſche liegt die Sache ſo: wenn nicht eine neue Energie in Verwaltung der Provinzen den Trennungsgelüſten ſteuert, ſo iſt in Jahrzehnten das unglückliche Czechien mit Mähren verloren, nicht nur für deutſche Cultur, ſondern für das Kaiſerhaus, und uns Deutſchen vom Norden wird die Aufgabe an der Moldau und im Böhmer-Wald die ruſſiſche Oberherrſchaft und die Bundesbrüderſchaft der Moskauer zu dämpfen. Und doch haben wir das wärmſte Intereſſe, als treue Bundesgenoſſen den Kaiſerſtaat zu ſchützen, ſolange er die Grundlagen ſeiner irdiſchen Berechtigung und Macht, den Zuſammenſchluß der Donauländer durch deutſche Cultur, nicht ſelbſt vernichtet.

Die politiſche Lage.

(Grenzboten 6. Mai 1870.)

Zum viertenmale, ſeit der deutſche Nordbund eine Verfaſſung erhielt, ſendet der deutſche Frühling Blüthenſchnee und laue Luft über das Land, zum erſtenmal trifft er die Privatunternehmungen der Bundesgenoſſen in gedeihlichem Aufſchwung, Verkehr und Geſchäft behaglich ausgebreitet. Eine befriedigende Ernte und wachſendes Vertrauen auf die Sicherheit der neuen Zuſtände haben den Druck von uns genommen, welcher durch drei Jahre auf der erwerbenden Thätigkeit des Volkes lag. Wenn der Geſchäftsmann jetzt ſeine Zeitung zur Hand nimmt, ſo ſucht er vor allem, ob ſeinem neu beſchwingten Muth auch die große Politik der Staaten Bürgſchaft für gute Dauer gebe. Von allen Seiten Friedensverſicherungen, überall das Beſtreben der Diplomatie politiſches Gewölk durch kräftige Beſchwörung auseinanderzublaſen. Wohl noch beſſere Bürgſchaft für den Frieden Europas bietet der Umſtand, daß Niemand Zeit zum Unfrieden hat. In Wahrheit hat es ſelten eine Zeit gegeben, in welcher ſämmtliche große Staaten, ja auch die kleinen Schmerzenskinder Europas ſo angelegentlich durch die wichtigſten inneren Lebensfragen in Anſpruch genommen waren. Unſer Bund endigt in dieſem Jahr die erſte Periode der Geſetzgebung und ſeiner Neubildungen, die Wahlen zum neuen Reichstage beeinfluſſen bereits die Abſtimmungen der Parteigenoſſen und die Artigkeiten des Hofes, von ihrem Ausfall wird abhängen, ob die ſicherſte Grundlage des neuen Bundes, die Militärorganiſation mit oder ohne Stürme in ihrer Continuität erhalten bleibt. Aber noch andere Lebensintereſſen Deutſchlands reifen der Entſcheidung zu, die obere Leitung des Bundes erfordert die Einrichtung neuer ergänzender Organe für Rechtsſpruch und Verwaltung, die Lage kleiner Bundesſtaaten iſt bereits ſo ſchwierig geworden, daß eine Aenderung ihrer Stellung zum Bunde ſich über das Jahr 1871 hinaus ſchwerlich aufſchieben läßt, der Rückfall der größeren Südſtaaten in ihr altes Behagen und der wachſende Einfluß der großdeutſchen und ultramontanen Partei bedrohen das Verhältniß des Südens zum Bunde mit neuen Gefahren; in Preußen ſelbſt nimmt die Empfindung zu, daß die Herrſchaft der conſervativen Partei in der inneren Verwaltung, in Cultus und Unterricht, der Zukunft des Staates ſchwere Einbußen bereite. Aber wie ſehr auch das Ungenügende des gegenwärtigen Zuſtandes den Einzelnen ärgert, die Unzufriedenheit iſt bei uns doch nur die Mahnung zu kräftigerem Fortſchritt auf der betretenen Bahn, weit obenauf iſt die ſtolze Empfindung, daß es trotz allem in zeitgemäßer Entwickelung vorwärts geht und daß am Himmelshaus des deutſchen Bundes die guten Sterne in fröhlichem Aufſteigen ſind. So oft wir unſer Daſein im neuen Großſtaat mit dem anderer Nationen vergleichen, empfinden wir fröhlich, daß wir keine von allen zu beneiden Urſache haben. Selbſt das reiche England nicht.

Dort imponirte uns in den letzten Wochen wieder ein Staatshaushalt, der wie ſpielend die großen Laſten für Heer und Flotte trägt, eine Größe des Wohlſtandes, die wir noch ein Jahrhundert entbehren müſſen, ein Haus der Abgeordneten, welches an große Geſchäfte ſo gewöhnt iſt, daß es eine unentbehrliche Regierung nicht wegen 100,000 Pfd. St. Zolleinnahmen in die Gefahr einer Niederlage ſetzt. Dagegen ſind wir frei von den Schwierigkeiten, welche die iriſchen Angelegenheiten dem engliſchen Miniſterium bereiten. Wir würden in den Grenzkreiſen Poſens und Jütlands gegenwärtig Zuſtände für unerträglich halten, wie ſie in dem größeren Theil von Irland beſtehen: ein durch Glauben und hiſtoriſche Ueberlieferung der Idee des Staates abgeneigtes Volksthum, in welchem ſocialer Haß jede Woche einen neuen politiſchen Mord verurſacht, in welchem der Richter und Geſchworene eingeſchüchtert, der Meuchler durch die Theilnahme und Mitſchuld eines großen Theils der Bevölkerung ermuthigt wird. Jetzt endlich fühlt man in England, daß die ſociale Reform des Grundbeſitzes, welche durch die Regierung betrieben wird, nicht nur eine Frage der Parteiehre, auch der politiſchen Geneſung geworden iſt, und daß doch mehr als eine Generation ſich ausleben wird, bevor der feindliche Gegenſatz der Völker, die Erbſchaft von vier Jahrhunderten innerer Kämpfe und Mißregierungen, getilgt werden kann.

Leidenſchaftlicher und auf den Tag geſtellt iſt die innere Spannung in Frankreich. Der alternde Kaiſer hat noch einmal ſein demokratiſches Rüſtzeug herausgeſucht, um ſich und ſeiner Dynaſtie die nächſte Zukunft zu ſichern. Nach 19 Jahren einer Regierung, welche reich an großen Reformen und an glänzenden Erfolgen war, fordert er ſeine Franzoſen, Mann für Mann auf, darüber abzuſtimmen, ob ſie mit ſeinem Syſtem, mit ihm und ſeinem Hauſe zufrieden ſind. Wir haben in den letzten beiden Jahrzehnten Vieles in der Politik erlebt, was noch unſere Väter für ganz unmöglich gehalten hätten, aber das Außerordentlichſte von Allem iſt doch wohl die allgemeine Abſtimmung über Leben und Werth einer Dynaſtie. Es iſt ſehr wohlfeil, dieſe Abſtimmung einen leeren theatraliſchen Coup zu nennen. Im Gegentheil, es liegt ein furchtbarer Ernſt darin. Dort in Frankreich kämpfen weit andere Gewalten gegeneinander und gegen die Regierung, als bei uns. Die öffentliche Meinung, wie ſie ſich in einer unruhigen, geiſtreichen, übermächtigen Hauptſtadt macht, und wie ſie durch die Preſſe von abhängigen, ehrgeizigen und parteiſüchtigen Individuen verbreitet wird, iſt dort die wetterwendiſche Herrſcherin des Tages. Dem leitenden Miniſter von Frankreich ſind die Audienzen mit den Journaliſten von Paris und den Correſpondenten fremder Zeitungen faſt wichtiger als die Stunden, in denen er die Vertreter fremder Großmächte empfängt, und er wandelt auf dem Trottoir Arm in Arm mit dem Vertreter eines einflußreichen Blattes, um für ſeine Maßregeln geneigtes Urtheil zu finden. Und wieder gegenüber dieſer bedrohlichen, unzuverläſſigen, reizbaren Macht der Tagesmeinung in der Hauptſtadt ſucht der Herr des Miniſters, der Kaiſer ſelbſt, ſich einen anderen Richter. Er appellirt an die Meinung der großen Maſſe, welche von dem Wellengeräuſch der Preſſe, die über ihren Köpfen wogt, noch wenig aufgeregt wird. Aber die Gewalten der Tiefe, welche der Kaiſer beſchwört, werden zum großen Theil durch eine andere geheime Macht regiert, durch die Prieſter der katholiſchen Kirche. Gegen die treibende Unruhe und die Frivolität der Stadtbildung beſchwört der Kaiſer als höhere Gewalt den Sinn der Millionen herauf, welche in der Stille geleitet werden, oft ohne zu wiſſen, durch wen. Wir zweifeln nicht, daß dem Kaiſerreich wieder eine große Mehrzahl der Franzoſen Recht geben wird, wenn nicht mehr acht Millionen, vielleicht doch ſieben Millionen. Und in einigen Jahren vielleicht ſechs Millionen oder weniger. Eine ſolche abſteigende Scala der Volksſtimmen iſt für die höchſte Gewalt eines Staates, welche doch zu einer Dynaſtie werden will, auf die Länge unmöglich, ſie erſcheint uns Deutſchen wie der Uebergang zur Republik, das heißt für Frankreich zu einer Gewaltherrſchaft der Stadt Paris über bevormundete Provinzen in neuen Formen.

Sieht es doch aus, als ſollten die Völker romaniſcher Sprache, denen ihr leidenſchaftliches Naturell und die Herrſchaft der römiſchen Kirche den Beſtand einer ſtarken Regierung nöthiger machen, als den Germanen, der Reihe nach die Grundlagen eines monarchiſchen Staatslebens verlieren. Spanien vermag keinen König zu finden, und das Haus Savoyen fühlt im Frühjahr 1870 ſich in ſeiner Herrſchaft über Neapel und Sicilien unſicherer als im Jahre 1866.

Ein lehrreiches Gegenbild zu den franzöſiſchen Zuſtänden bieten die Verfaſſungskämpfe des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats. Dort bindet ein altes Fürſtengeſchlecht, uralte Zuſammengehörigkeit und die reale Gewalt aller Verkehrsintereſſen die Landestheile zu einer politiſchen Einheit zuſammen. Dennoch iſt dort gegen den Widerſtand der einzelnen Theile das allgemeine Stimmrecht nicht einmal für die Wahl von Abgeordneten zum Reichstage durchzuſetzen. Wie die Ungarn fordern Polen und Czechen die despotiſche Herrſchaft ihrer Sprache und ihres Volksthums über die abgeneigten Bevölkerungstheile ihrer Landſchaft, und die Verhandlungen, welche das Miniſterium Potocki in dieſen Tagen mit den trotzigen Parteiführern gepflogen hat, laſſen ſehr unſicher, ob es dem Miniſterium der Vermittlung gelingen wird, von Oeſtreich eine Herrſchaft der alt-conſervativen Partei und ein zeitweiliges Zurückſtauen auf die alte Landtagswirthſchaft fern zu halten. Gibt es einen Staat, welchem Frieden noth thut, ſo iſt es Oeſtreich. Und doch hängt dieſes Glück bereits von dem guten Willen eines feindlichen Nachbars ab, und dieſer iſt Rußland.

Was ſich dort vollzieht, fordert Kritik und Sorge des ganzen gebildeten Europas heraus. Dort wird nicht nur den Polen, auch den Deutſchen, demnächſt den Finnen das moskowitiſche Weſen durch Gewaltmittel aufgedrängt, welche in einem Culturſtaat unerhört ſind und den Großmächten Europas mit jedem Monat näher legen, daß es ihr gemeinſames Intereſſe iſt, gegen ſolche Tyrannis übertünchter Barbarei Abwehr zu finden. Die Macht, welche der Staat Peters des Großen unter Alexander II erreicht hat, iſt bereits eine Gefahr für die abendländiſche Cultur geworden, der Trotz, mit welchem die Partei des jungen Rußland ihre Intriguen bis in das Herz von Böhmen und an die Küſten Dalmatiens ſpinnt, und der harte Hochmuth, mit dem ſie ihre Grenznachbarn behandelt, drohen in kurzem eine große Zurückweiſung unvermeidlich zu machen. Oeſtreich und der Nordbund haben hier gleiches Intereſſe und es iſt dringend zu wünſchen, daß die alte Gereiztheit beider Großmächte einem aufrichtigen Einvernehmen weiche. Nicht ohne Mühe wird durch die perſönlichen Eigenſchaften des Kaiſers Alexander von Rußland das gute Einvernehmen zwiſchen Petersburg und Berlin erhalten. Den Großfürſten Thronfolger betrachtet man in Deutſchland als einen eifrigen Förderer der feindſeligen moskowitiſchen Politik.

Während in den beiden katholiſchen Großſtaaten die Regierungen allgemeine Abſtimmungen und einen Appell an die Millionen der Wähler erſtreben, fehlt zu Rom bei den Abſtimmungen der höchſten Kirchenfürſten allzuſehr die Freiheit, welche die moderne Civiliſation für jeden Urwähler fordert.

Die Polizei iſt zu Rom argwöhniſch gegen Biſchöfe geworden. Denn Herr v. Ketteler ſchreibt gegen die Curie, Cardinal Rauſcher und Cardinal Schwarzenberg ſprechen gegen die Curie, die Broſchüre des Biſchofs Hefele wird von der römiſchen Poſt beſchlagnahmt. Wer ein Jahr einſam im Eiſe des Nordmeers Walroſſe beobachtet hätte und jetzt heimkehrte, er würde ſolche unerhörte Wandlung dem zuverläſſigſten Mann nicht glauben. Freilich, wenn daheim ein Curat des opponirenden Biſchofs laut daſſelbe behauptet, wofür der Biſchof zu Rom ſtimmt, ſo wird ihm vom biſchöflichen Rath das Amt verboten! — Unbehilflich vollzieht die alte Kirche ihre Umwandlung aus einer Ariſtokratie in einen geiſtlichen Cäſarenſtaat, und die Herren Rauſcher und Ketteler haben nicht geringe Aehnlichkeit mit Brutus und Caſſius, nur daß ſie nicht den Dolch in der Taſche bergen, ſondern Concepte untergebutterter, niedergeſchriener, ausgetrommelter Reden. Wenn erſt Cäſar Pius ihren Widerſtand niedergerunzelt hat und durch das placet von 500 Pfaffen für unfehlbar erklärt iſt, dann erſt wird ſich zeigen, wie viel Stolz, Ehrgefühl, chriſtliches Gewiſſen in den Fürſten der deutſchen Kirche zu finden iſt.

(Grenzboten 13. Mai 1870.)

Durch ſieben Millionen franzöſiſcher Stimmen iſt gegen $1^{1}/_{2}$ Million die Herrſchaft des Kaiſers Napoleon auf's Neue beſtätigt. Der „Ja“ ſind mehr, als die Anhänger Napoleons ſelbſt gehofft haben, aber daß nicht nur Paris, auch andere große Städte in ihrer Majorität mit „Nein“ ſtimmten, und daß im Heere ſich mehr als 40,000 Stimmen gegen den Kaiſer ausſprachen, das ſind doch Umſtände, welche den Bonapartiſten eine reine Freude nicht aufkommen laſſen. Uns hat das Jahr 1866 ſo zu Frankreich geſtellt, daß der Kaiſer noch jetzt außer Stande iſt, ein engeres Zuſammengehen mit der Politik des Berliner Cabinets zu wünſchen. Er iſt wohl im Innern überzeugt, daß der Einſchluß der Südſtaaten in den Bund auf die Länge nicht durch Frankreich verhindert werden kann, er wird in Sorge um ſein Anſehen bei Heer und Volk ein friedliches Zuſammenwachſen der deutſchen Intereſſen ertragen, aber er wird einem großen Ausbruch der Eiferſucht in Frankreich nicht zum zweiten Mal vorſichtige Zurückhaltung entgegenſtellen dürfen, ſondern in ſolchem Fall die Führung franzöſiſcher Empfindlichkeit übernehmen und dem verletzten Stolz Frankreichs Genugthuung ſuchen. Das iſt in Deutſchland allgemeine Annahme, wir wiſſen ziemlich genau, wie wir mit ihm daran ſind. Er kann uns kein Freund ſein, aber er iſt ein wohlbekannter Nachbar, mit deſſen Haushalt, ſtillen Gedanken und Intereſſen wir einigermaßen vertraut ſind, und es iſt im Ganzen ein klares Verhältniß. Darum wünſchen wir aufrichtig, daß die große Abſtimmung ihm in Wahrheit zum Heile ſei. Um ſo mehr, da die nächſte Zukunft ein großes gemeinſames Intereſſe zu ſchaffen droht, das Intereſſe der civiliſirten Staatsordnung gegen den unfehlbaren Papſt.

Die Antwort des Cardinals Antonelli auf die ſtillen Bedenken, welche Graf Daru über die politiſchen Conſequenzen der päpſtlichen Unfehlbarkeit ausgeſprochen hatte, iſt ein weitläufiges Actenſtück und erweiſt die alte Kunſt des Vaticans, Thatſachen umzubiegen, Hauptſachen zu verſchweigen und mit tugendhafter Energie zu beweiſen, was Niemand angezweifelt hat. Jedoch in gewöhnliche Sprache überſetzt, gleicht ſie genau der wohlbekannten Antwort, welche der Vorſtand einer altgläubigen Judenſchule dem Miniſter gab, als dieſer das Unſtatthafte des jüdiſchen Fluchgebets gegen Andersgläubige vorſtellte, „wir haben doch geflucht 1800 Jahre und es hat Ihnen nichts geſchadet.“ — Den altgläubigen Juden iſt das Anathemaſingen polizeilich verboten worden, obgleich ſie den Vorzug hatten, dieſe Technik 1000 Jahre länger zu üben als die alte Kirche der Chriſten.

Unſere lieben Landsleute, welche mit Pietät an den Ueberlieferungen der katholiſchen Kirche hängen, denken wohl zu wenig daran, wie groß die Zumuthungen ſind, welche das Verfahren der ultramontanen Partei in Rom unſerer Geduld, Nachſicht und Menſchenliebe ſtellt. Auf's Neue iſt mit größter Feierlichkeit von der alten Kirche der Fluch über unſere Seelen, über unſer Staatsweſen, unſere Geiſtesbildung, über Vieles, was uns Allen nationale Ehre, Stolz, Tugend iſt, ausgeſprochen worden. Es iſt kein beruhigendes Zugeſtändniß, und es iſt eine bare Unwahrheit, wenn uns unter der Hand verſichert wird, daß es mit dem Anathema ſo ſchlimm nicht gemeint ſei und daß nur eine theoretiſche Feſtſtellung der Glaubenslehren, keinerlei Angriff auf die Andersgläubigen beabſichtigt werde. Denn es ſcheint uns kein Unterſchied, ob die ewige Verdammniß und die Strafen der Hölle über uns beſchworen werden, indem man uns mit Namen nennt, oder indem man ſagt, wer die Lehre Immanuel Kant's und die Unterſuchungen von David Strauß für wohlbegründet hält, ſei verflucht. Wir merken doch, daß wir, und gerade wir gemeint ſind.

Wir müſſen zunächſt dem ſittlichen Gefühl der deutſchen Katholiken überlaſſen, dieſem Unſinn entgegenzutreten; wir vertrauen, daß in einer großen Zahl unſerer Landsleute die Theilnahme an unſerem Culturleben und die Achtung vor den proteſtantiſchen Brüdern ſtärker ſein wird, als jene Fluchtheorie Roms, und wir hoffen deshalb, daß die Verdammung, die ihr oberſter Prieſter gegen uns ſchleudert, unſer einträchtliches Zuſammenleben mit der Mehrzahl von ihnen nicht ſtören wird. Aber wir verbergen ihnen nicht, daß wir trotzdem unſicher und beſorgt auf die Wirkungen ſehen, welche dieſer neue dogmatiſche Aufbau auf viele Einzelne unſerer Mitbürger ausüben wird, welche nicht ſtark genug ſind, ſich dem Einfluß fanatiſcher Prieſter zu entziehen. Und wenn dieſe ſchädlichen Einflüſſe auf gemiſchte Ehen und das friedliche Zuſammenleben der Confeſſionen uns veranlaſſen, auch unſere Vertheidigungsmittel in der Preſſe und in der Geſetzgebung in Anſpruch zu nehmen, um unſer Volk vor dem Eindringen mittelalterlicher

Zuſtände zu ſchützen, ſo bitten wir alle Deutſche, brüderlich zu bedenken, daß nicht wir Proteſtanten es waren, welche dieſen widerwärtigen Gegenſatz aufgeregt haben.

Zufällig trafen in der vergangenen Woche traurige Botſchaften von Brigantenfreveln zuſammen. In Griechenland haben die Räuber die gefangenen Touriſten getötet, wir wiſſen nicht, ob auf Rath ihrer politiſchen Freunde und Rechtsconſulenten in Athen, oder nur aus Grimm darüber, daß das griechiſche Miniſterium ihnen die 50,000 Pf. St. Löſegeld wieder abzujagen und den Mund auf landesübliche Weiſe zu ſchließen Miene machte. In Italien aber haben zuſammengeballte Brigantenhaufen wieder einmal die Cocarde der Sanfediſten aufgeſteckt, ſie ſind im Vertrauen auf den Frieden, welchen ihre Gönnerin, die Kirche, ihnen auf päpſtlichem Gebiet ſichert, über die italieniſche Grenze gebrochen, vorläufig durch Freiwillige, unter denen der Sohn Garibaldi's war, in das Patrimonium Petri zurückgejagt worden. Und in Sicilien erwartet man jeden Tag den Ausbruch einer neuen Briganteninſurrection. Es iſt doch eine wunderliche Geſchichte, daß die ſcheußliche Räuberwirthſchaft gerade in den Halbinſeln des Mittelmeers, den Ländern glorreicher alter Cultur, den ruhmvollen Stätten, wo der Liebesglaube des Gekreuzigten zuerſt durch kirchliches Syſtem und prieſterliches Fürſtenthum eine politiſche Macht wurde, ſo unzerſtörbar wuchert. Papſt Pius hat gegen ſeine Forderung, in Glaubensſachen für unfehlbar zu gelten, in ſeiner nächſten Nähe einen Gegner großgezogen, der vor aller Welt weit erfolgreicher gegen ihn argumentirt, als alle gekränkten Biſchöfe. Und dieſer Gegner iſt die eigenthümliche Moral des päpſtlichen Regiments. Räuber und Mörder zu hegen, weil ſie als politiſche Helfer dienen können, gilt jetzt in Europa, Rom und Griechenland ausgenommen, für ein recht veraltetes Mittel, ſich ſeiner Feinde zu erwehren; und wenn der verſtorbene König von Sardinien, Karl Albert, ſich bitter beklagte, er ſtehe zwiſchen den Dolchen der Carbonari und der Chocolade der Jeſuiten, ſo war auch die Kochkunſt, welche in ſeiner Zeit den Vätern von der Geſellſchaft Jeſu zugeſchrieben wurde, keine Waffe, welche die Hochachtung vor dem Stuhl Petri in Italien feſter gegründet hat. Die römiſche Prälatur vermag nicht, die Entſchuldigungen der Griechen für ſich anzuführen. Die Griechen freilich ſagen, wenn unſere Politiker noch ein wenig mit den Schwächen der Räuberei, des Meuchelmordes und der Partirerei behaftet ſind, ſo tragen die böſen Türken die Schuld, welche unſern angeſtammten Adel durch mehre Jahrhunderte unterdrückt hatten. Aber die Türken haben, ſoviel wir wiſſen, ihren Halbmond doch niemals über dem Stuhl Petri aufgepflanzt. — Wir im Norden ſind unbehilflichen Geiſtes und vermögen nicht leicht zu verſtehen, wie eine Autorität in Angelegenheiten des Glaubens unfehlbar ſein kann, die zugleich in chriſtlicher Moral ſo wenig veredelnden Einfluß auf ihre nächſte Umgebung auszuüben vermag. Wir wünſchen ſehr, daß das Concilium uns dieſen Zweifel löſe.

(Grenzboten 3. Juni 1870.)

Noch dauert im norddeutſchen Bunde die gehobene Stimmung, welche die große Woche des Reichstages zurückließ. Die letzte Seſſion der hundert Tage vor neuen Wahlen war die ſchwierigſte von allen; zu den wichtigen Geſetzesfragen kam die Uebermüdung als unvermeidliche Folge dreijähriger gehäufter Arbeit, und in Wahrheit hatte die hohe Verſammlung durch einige Wochen ein recht abgeſpanntes und unſicheres Ausſehen. Aber die Tüchtigkeit unſerer Abgeordneten und die treibende Kraft des neuen Bundes halfen zu einem guten Ende. Endlich trägt die Elbe ihre Schiffe befreit von unerträglichen Zöllen, die Subvention der Gotthardbahn bereitet eine neue directe Verbindung mit Italien durch neutrales Gebiet, das Geſetz über den Unterſtützungswohnſitz ſichert den arbeitenden Claſſen im Bunde das Recht der Freizügigkeit, das Geſetz über das literariſche Eigenthum regelt ſicher den geſchäftlichen Verkehr der wichtigſten Hilfsmittel für Wiſſenſchaft, Bildung und geiſtigen Genuß, das Strafgeſetzbuch begründet gemeinſames Recht für den geſammten Bund. Möchten auch diejenigen unſerer Freunde, welche bedauern, daß nicht alle ihre Forderungen in den neuen Geſetzen erfüllt wurden, mit derſelben Befriedigung auf die Arbeiten der Seſſion zurückſehen, welche in der Nation vorherrſchende Stimmung iſt.

Es gehört zu den Leiden jeder erhabenen Erdenſtellung, auch zu den Uebelſtänden einer geſetzgebenden Verſammlung, welche in angeſtrengter Thätigkeit und durch Parteieifer ihre ſegensreiche Wirkung ausübt, daß ſich um die Häupter ihrer Angehörigen eine feine Nebelſchicht lagert, der Nimbus senatorius, die Reichstagswolke. Er ſchließt ab von der Außenwelt, mindert das unbefangene Urtheil über die Wirklichkeit und befängt in einem imponirenden Kreiſe von Vorſtellungen und Ideen, von Eifer, Liebe und Haß; kleine Erfolge und Gefahren der Nähe werden dadurch leicht vergrößert, das Entfernte, und ſei es noch ſo bedeutſam, ſchwindet dem Blicke. Mögen die Abgeordneten ſich jetzt der wohlverdienten Muße mit freiem Urtheil erfreuen. — Auch die Aufmerkſamkeit der Nation wendet ſich von der Sorge für den Staat auf die eigene Flur und den Zug der Wolken darüber. Die alte Arbeit des Ackers und der Werkſtatt tritt in den Vordergrund des Intereſſes, der Landmann ſpäht nach Regen für ſeine Saaten, der Kaufmann und Fabrikant ſorgen um die Ernte, die ihrer Sommerarbeit zu gutem Abſatz helfen ſoll, und der Politiker wünſcht nicht weniger eifrig die Gunſt der Elemente für die Arbeit der Menſchen, damit der nächſte Winter ein arbeitsfrohes und zufriedenes Volk finde.

Für die große Politik haben die Ferien bereits begonnen, Regenten und Miniſter machen Reiſepläne; auch die wohlhabende Bevölkerung der Städte rüſtet ſich auf das Land zu ziehen, mit jedem Jahre wächſt die Stärke dieſer periodiſchen Wanderung, welche in den nächſten Jahrzehnten dem geſammten

Geſchäftstreiben der großen Städte in Deutſchland ein ganz neues Ausſehen zu geben verheißt.

Freilich iſt die Befriedigung, mit welcher der Deutſche auf die letzten Wochen der Bundesarbeit zurückſieht, nicht ohne heimliche Sorge. Es iſt noch einmal unter ſtarken Anſtrengungen gelungen, den bisherigen Organismus des Zollparlaments und Reichstages zu einem großen Fortſchritt zu benutzen, aber ſelbſt dieſer Fortſchritt trägt dazu bei, die Aufgaben der nächſten Zukunft ſchwieriger zu machen; die Probe, wie weit die Verfaſſung des Bundes den Dynaſtien unvermeidlich, den Völkern ein Segen geworden, ſoll bei den nächſten Wahlen abgelegt werden.

In Wahrheit haben wir durchaus keinen Zweifel an der Dauerhaftigkeit der neuen Bundeswirthſchaft, ja wir halten dieſelbe gerade darum für ſehr feſt und hoffnungsvoll, weil keiner mehr recht zu ſagen vermag, was daraus werden wird. Denn dieſe Unſicherheit der Zeitgenoſſen iſt ein Beweis, daß die Erfindung eines einzelnen Mannes bereits ein übermenſchliches Leben gewonnen hat und ein lebendiges Stück unſeres Volksthums geworden iſt, deſſen Gedeihen und Fortbildung nicht mehr von einem Individuum überherrſcht werden kann, ſondern ſeine Lebensgeſetze ſich ſelbſt gebieteriſch fordert. Durch drei Jahre war Graf Bismarck der Meiſter, und er hat uns alle gezwungen, als ſeine Geſellen an ſeiner Idee zu arbeiten. Jetzt regt ſich in dem Werke ein eigenes Leben, jedes Organ, welches ihm nach dem Plan zugefügt wurde, fordert ſich gebieteriſch neue Organe und Spielraum zur Thätigkeit. Der Bundesſtaat fängt an, ſich durch ſeine eigenen Conſequenzen weiter zu bilden. Weder die ihn zuerſt gewollt, noch irgendwelche ſeiner Anhänger und Gegner vermögen dieſes junge Leben in der Hauptſache zu hindern. Und die Frage iſt jetzt nur, ob unſer Volk die Geſundheit, Tüchtigkeit und die beſcheidene Hingabe beſitzt, ferner daran zu helfen. Darauf gibt es eine frohe Antwort. Und wir citiren zum Schluß dafür die guten Worte eines heimgekehrten Abgeordneten in Leipzig: „Wir wiſſen, daß wir alle in Gefahr ſind, Opfer zu werden der gehäſſigſten Arbeit, aber was liegt an dem Einzelnen bei der Arbeit für das große nationale Werk!“

Der Kriegslärm in Frankreich.

(Grenzboten 15. Juli 1870.)

In die emſige Thätigkeit der ſonnigen Erntewoche klingt mißtönend der Alarmruf aus Frankreich. Mitten im tiefſten Frieden iſt uns ahnungsloſen Deutſchen durch öffentliche Erklärung der franzöſiſchen Miniſter die unangenehme Mittheilung gemacht worden, daß wir Krieg mit Frankreich zu erwarten haben, wenn wir nicht ein Etwas verhindern, was wir weder zu bewirken noch zu verhindern die Macht haben. Wenn die Vertreter des ſpaniſchen Volkes den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zum Könige von Spanien wählen und die Bürgerwache von Sigmaringen dem Erwählten nicht in die Speichen ſeines Reiſewagens fällt, dann gibt es Krieg mit Frankreich. So lautete die Ankündigung des Herzogs von Gramont und die Erläuterungen des Miniſters Ollivier. Wir haben in dem letzten Menſchenalter zuweilen Veranlaſſung gehabt, gegen die Anſprüche unſerer Nachbarn jenſeit des Rheins Nachſicht zu üben. Aber wenn wir diesmal dem ſchnell aufwallenden Blut unſerer werthen Verwandten dort im Weſten, den Schwächen ihres politiſchen Charakters und der heißen Jahreszeit noch ſo viel Rückſicht tragen, — dieſe überraſchende Behendigkeit im Aufſagen aller Freundſchaft iſt doch ſelbſt für deutſche Geduld eine harte Zumuthung. Sonſt galt unter civiliſirten Nationen die Erklärung, daß man genöthigt ſei, die Entſcheidung durch Waffen zu ſuchen, für die letzte und entſcheidende Maßregel, nachdem alle Mittel, auf friedlichem Wege zum Einvernehmen zu kommen, als fruchtlos erwieſen waren. Und die Kriegsdrohung ſelbſt galt für ein verhängnißvolles und furchtbares Wort, das man ſogar dann ungern ausſprach, wenn man zum Aeußerſten entſchloſſen war, weil man wußte, daß die ausgeſprochene Drohung jedes weitere Verhandeln ſtört, das Ehrgefühl beider Theile feindlich herausfordert und ſelbſt einer ſchweren That durchaus gleichkommt. Sonſt, wenn man die Pflicht hatte, die Geſchicke eines Staates zu beſorgen, bedachte man, daß der Krieg nur letztes Mittel in Lebensfragen des Staates ſein darf. Jetzt iſt die Diplomatie in Frankreich ſoweit gekommen, daß ihr bei der erſten Aufwendung von Energie dieſe äußerſte Erklärung nöthig erſcheint. Uns dünkt das kein Zeichen von Kraft.

Aber die brüske Herausforderung des deutſchen Ehrgefühls iſt auch ein politiſcher Fehler, der kaum ärger gedacht werden kann, falls man wirklich nur die Beſeitigung eines ſpaniſchen Throncandidaten will. Denn dieſer Kriegsruf zwingt nicht nur das franzöſiſche Miniſterium zu Conſequenzen, deren letzte uns allen unüberſehbar iſt, und er vergewaltigt nicht nur die Stimmung im franzöſiſchen Volke, ſondern er erſchwert eine gute Löſung im Intereſſe Frankreichs auch vor Deutſchen und Spaniern. Mit gutem Grunde proteſtirten von der Linken Crémieux und Arago gegen das miniſterielle Bülletin, und es war eine troſtloſe Wahrheit in den Worten, welche ſie der Kriegsdrohung des Miniſters entgegenwarfen: „Sie haben dadurch den Spaniern einen König und Frankreich den Krieg gegeben.“ Solche Kriegsblitze im Geſchmack Ludwigs XIV und Napoleons I mahnen uns vor Allem, daß wir in Frankreich mit Leuten zu thun haben, mit denen ruhige Ausgleichung und der herkömmliche diplomatiſche Verkehr kaum mehr möglich ſind. Und in dieſer Stimmung verlieren wir die Gefügigkeit, aus freundlicher Rückſicht auf die krankhaft erregte Empfindlichkeit Frankreichs das Wenige zu thun, was wir allenfalls thun könnten, um guten Nachbarn gefällig zu ſein.

Es iſt plump, von Krieg zu ſprechen, wenn man ihn herbeiführen will, aber es iſt ein ſchlechter Theatercoup, der die ganze Rolle verdirbt, wenn man droht, um, wie man verſichert, Krieg zu vermeiden.

Wahrſcheinlich hat den Prinzen Leopold dieſer auflodernde Eifer in Frankreich gerade ſo überraſcht wie uns alle. Ihm und ſeiner Familie war der Antrag, die Chateaux d'Espagne in Beſitz zu nehmen, wahrſcheinlich nicht gerade lockend. Daß Deutſchland durch eine Annahme der ſehr bedenklichen und hoffnungsarmen Krone irgendwie in Mitleidenſchaft gezogen werden würde, daran dachte Niemand, von irgend welcher Unterſtützung der Throncandidatur durch Preußen war gar nicht die Rede. Die Bedenken wurden, wie man vernimmt, nur durch die Rückſichten auf das Glück und fürſtliche Selbſtgefühl des Prinzen eingegeben. Doch die Prinzen des Hauſes Sigmaringen ſtehen unabhängig ſeitwärts des königlichen Hauſes, ihr Einkommen wird ihnen nicht von der königlichen Schatulle gewährt, ihr Haupt iſt der Fürſt Karl Anton von Hohenzollern, der dieſes Recht ſeiner früheren Souveränetät bewahrt. In wichtigen Familienangelegenheiten wird der Rath des Königs eingeholt, aber die Majeſtät von Preußen entſcheidet über Ehe, Umgebung, Reiſen, Privatunternehmungen nicht ebenſo wie bei den Prinzen des Königshauſes. Erbprinz Leopold lehnte ab, er lehnte ein zweites Mal ab, noch vor wenig Wochen galt die Sache für entſchieden. Da kamen die Spanier zum dritten Male und forderten, wie verlautet, zu Sigmaringen den jüngſten Prinzen Friedrich. Darauf entſchloß ſich Erbprinz Leopold doch noch zur Annahme. Sowohl die ſpaniſchen Agenten Prim's als der Erbprinz ſelbſt hatten einigen Grund zu der Vorausſetzung, daß die Annahme durch den Prinzen auch dem Kaiſer Napoleon willkommener ſein werde, als die manches Anderen. Der Prinz gilt in der kaiſerlichen Familie für einen Verwandten nicht darum, weil die Mutter ſeines Vaters eine Murat war, wohl aber als Enkel von Stephanie Beauharnais, Großherzogin von Baden, kaiſerlichen Prinzeſſin von Frankreich, der Adoptivtochter Napoleons, der Blutsverwandten und Adoptivſchweſter von der Mutter Napoleons III. Bei aller deutſchen Loyalität des fürſtlichen Hauſes Hohenzollern ſind die verwandtſchaftlichen Beziehungen deſſelben zum Hauſe Napoleons III auch von Paris aus ſtets gepflegt worden. Als Prinz Leopold vor kurzem ſeine junge Gemahlin, eine Prinzeſſin von Portugal, an den kaiſerlichen Hof von Paris brachte, wurden beide nicht nur vom Kaiſer, auch von der Kaiſerin mit einer ſo ungewöhnlichen Herzlichkeit aufgenommen und feſtgehalten, daß die Diplomatie davon zu berichten hatte. Nach der Meinung der Spanier eröffnete der Erwählte die Ausſicht, daß ein beſonders gutes Einvernehmen der regierenden Familien vom Tajo bis über den Rhein dem Reiche zum Nutzen ſein werde. Und ſoweit über Beſetzung eines uns Deutſchen nicht nahe liegenden Thrones ein Urtheil erlaubt iſt, die Wahl traf, an ſich betrachtet, wahrſcheinlich das Richtige. Ein katholiſcher Hohenzollern, ganz fremd den ſpaniſchen Parteien und Intriguen, gegen Niemanden verpflichtet, ein Herr von unbeſcholtenem Charakter, dem König von Portugal verſchwägert, dem Kaiſer von Frankreich blutsverwandt: wenn einer nach Stamm und Familie für die ausgezeichnet ſchwierigen Verhältniſſe Spaniens paſſend gehalten werden konnte, ſo war es gerade dieſer Prinz. Und der Humor dieſer ernſten Geſchichte liegt darin, daß nicht die Franzoſen, ſondern viel eher wir Grund hätten, von einer ſo guten Vermittlung zwiſchen Portugal, Spanien und dem Frankreich Napoleon des Dritten für Deutſchland etwas zu beſorgen, wenn wir überhaupt den Fehler hätten, in dem nationalen Gedeihen anderer Völker eine Demüthigung unſeres Stolzes zu finden. Jede Seite der modernen Hiſtorie lehrt, daß die ſtärkſten Familienintereſſen ſchnell nichtig werden gegenüber den Intereſſen des Staates. Die Bourbonen, welche Ludwig XIV in Spanien durchgeſetzt hatte, führten wenige Jahre nach ſeinem Tode Krieg gegen Frankreich, Prinz Leopold mag ein recht guter Deutſcher ſein, als König von Spanien würde er die Jntereſſen des zerrütteten Landes wahrſcheinlich in anſtändigem Anſchluß an Frankreich zu fördern ſtreben. Und wir hätten unter ihm ein immerhin mögliches Bündniß der romaniſchen Staaten gegen uns eher zu beſorgen, als wenn der Herzog von Montpenſier König von Spanien würde. Jetzt hat der Name Hohenzollern der öffentlichen Meinung in Frankreich, wie ein rothes Tuch dem welſchen Hahn, die Augen geblendet, im letzten Grunde hätten faſt die Franzoſen Urſache, dieſen Fürſten für Spanien zu begehren und ſie würden ohne Zweifel mit Eifer für ihn Hände und Federn gerührt haben, wenn ihnen der Gedanke zugänglich geweſen wäre, daß wir in dieſer Candidatur ohne Freude eine gewiſſe Gefahr für das Gleichgewicht Europas erkennen.

Doch dem ſei wie ihm wolle, für uns handelt es ſich nicht mehr vorzugsweiſe um die Candidatur des Prinzen Leopold. Dieſe Urſache eines unerhörten Tumultes ſcheint ja in der That durch freien Verzicht des Prinzen beſeitigt zu ſein. Für Europa, zunächſt für Deutſchland aber erwächſt daraus eine ſehr ernſte Lehre. Trotz aller Fortſchritte der Jntelligenz und Freiheit leben die herrſchende Partei in Frankreich, die Umgebung des Kaiſers, die Miniſter, die Mehrzahl der Volksvertreter, der bei weitem größte Theil der Preſſe, das Volk der Kaffes und Boulevards in Vorſtellungen von Ehre und nationaler Größe, welche mit der Civiliſation unſerer Zeit unvereinbar ſind. Zwei Jahrhunderte tyranniſcher Fürſtenherrſchaft haben in den Seelen eines ſtolzen und in vieler Hinſicht liebenswürdigen Volkes eine Verderbniß der politiſchen Sittlichkeit zurückgelaſſen, welche ihnen die Fähigkeit vermindert, friedlich neben ihren Nachbarn zu dauern. Für Ehrenſache und für eine Lebensnothwendigkeit Frankreichs gilt es, auf die Nachbarvölker einen beherrſchenden Einfluß auszuüben. Spanier, Italiener, Schweizer, Belgier, Niederländer, Deutſche werden immer noch betrachtet als Dependenzen von Frankreich. Die Worte, welche franzöſiſche Correſpondenten dem Miniſter Ollivier in den Mund legen, ſind die wahre Herzensmeinung einer großen Majorität in Frankreich. Ihre „Geduld" iſt uns gegenüber zu Ende, daß die Preußen bei Sadowa ſiegten, daß der norddeutſche Bund entſtand und Lebenskraft entfaltete, daß den Franzoſen nicht glückte, Luxemburg und die Eiſenbahnen des Unterrheins zu gewinnen, daß Deutſchland für ſeinen Handel durch das neutrale Gebiet der Schweiz in der Gotthardbahn eine Verbindung mit Italien förderte, das alles gilt für eine Kränkung der franzöſiſchen Ehre, für eine Minderung der Majeſtät d. h. der egoiſtiſchen Herrſchaft des franzöſiſchen Volkes. Mit dieſer Empfindung wirthſchaften die Franzoſen uns, ihren ſtärkſten Grenznachbarn gegenüber in einem beſtändigen Zuſtande der Aufregung und Gereiztheit, in derſelben Stimmung arbeitet ihre Diplomatie unabläſſig an den kleinen Höfen des Südens auf Conſervirung aller Schwächen, die in Deutſchland noch zurückgeblieben ſind, und darum erhebt ſich unter ihnen bei jeder Gelegenheit ein ruchloſes Geſchrei nach Krieg, nach Eroberung am Rhein.

Wir aber wünſchen den Krieg mit Frankreich nicht. Allen berechtigten Intereſſen der beiden großen Nationen gegenüber iſt er ein Unſinn. Wir wollen ſehr gern Friede und Freundſchaft mit den Nachbarn trotz ihrer querköpfigen Einfälle und trotz der Unbequemlichkeit, welche ihre abgeſchmackten Ausſprüche, ihre ewige Unruhe und Reizbarkeit uns bereitet. Und wir dürfen ihnen unſere Friedensliebe offen erklären. Denn wir verſtehen und würdigen ſie weit beſſer als ſie uns. Sie ſind uns in Vielem überlegen, aber wir haben vor Ihnen etwas voraus, ein ruhiges, ſicheres und beſcheidenes Gefühl unſeres Werthes. Zwingen ſie uns dennoch durch unleidliche Anmaßung zum Kriege, ſo werden wir — ſehr ungern und mit voller Würdigung ihrer kriegeriſchen Tüchtigkeit — unſere ganze Volkskraft gegen die ihre ſetzen, und wir werden in dieſem Fall uns alle Mühe geben, bis zum Aeußerſten, um den böſen Geiſt Ludwigs XIV, der noch unter ihnen ſpukt, zum Heil Europas gründlich und für immer zu bannen.

Doch wir wollen nicht der Verſuchung nachgeben, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden. Wir in Deutſchland ſind zur Zeit noch mehr in Sorge als Zorn. Denn wir fragen uns, ſelbſt wenn die eine zufällige Veranlaſſung der franzöſiſchen Kriegswuth beſeitigt oder die Aufregung in Paris noch einmal durch die Rückkehr ruhigerer Erwägungen gebändigt wird: wie ſollen wir fortan in Friede und Freundſchaft neben den Franzoſen leben? Seit vier Jahren wurden die deutſchen Intereſſen des Bundesſtaats durch die unabläſſige Sorge um die Empfindlichkeiten in Paris eingeengt. Und doch haben wir durch dieſe vier Jahre nichts weiter erreicht, als eine ſo ungeheuerliche, aller politiſchen Sitte Hohn ſprechende Verletzung des Verkehrs in Friedenszeit. Iſt die Gereiztheit dort ſo groß, daß ſie alle Formen der diplomatiſchen Höflichkeit bei Seite wirft, ſo bleibt uns auch für die Zukunft nur die Ausſicht auf einen faulen Frieden und die Hoffnung ſchwindet, daß die Franzoſen ſelbſt ohne unſer Dazuthun mit den Raufbolden unter ihnen fertig werden. — Und dieſe Sorge wird größer, wenn wir die Männer betrachten, welche ſich ſo rückſichtslos und feindſelig gegen uns ſtellen. Gerade daß ſie nicht treiben, ſondern durch die Nothwendigkeit, ſich tapfer zu zeigen, getrieben werden, das iſt unbehaglich. Wir haben lange gern geglaubt, daß der Kaiſer und ſeine gegenwärtigen Miniſter den Krieg mit uns nicht begehren. Jetzt müſſen wir der Anſicht werden, daß Napoleon III unter dem Zwange ſteht, einen Krieg ernſthaft wollen zu müſſen. Iſt's ein alter Racheplan, den er jetzt hervorſucht? Haben der Beſuch des Erzherzogs Albrecht in Warſchau und die ruſſiſchen Georgenkreuze ihm Sorge um ein bevorſtehendes Bündniß der Oſtmächte in die Seele geworfen, der er durch einen ſchnellen Entſchluß zuvorkommen will, bevor ſie feſtgeſponnen wird? Wir ſuchen zur Zeit vergebens nach einer Erklärung, aber wir erachten, ganz abgeſehen von der ſpaniſchen Thronfrage, durch die Haltung der franzöſiſchen Politik unſeren Frieden für ſtärker bedroht, als je ſeit dem Jahre 1866.

Während des Krieges.

(Grenzboten 1870, Nr. 32.)

1. Brief an die Grenzboten.*) Ihre Leſer wollen jetzt vor Allem Neuigkeiten und kurze Belehrungen. Ich bin bereit, Ihnen ſolche zu liefern und habe nichts dagegen, wenn Sie mich unter Ihre Specialcorreſpondenten aufnehmen. An meinem Namen iſt nichts gelegen, ich gehöre nicht zu Ihrer Zunft und habe als Scribent keinen Ehrgeiz. Da ich aber als Geſchäftsmann das Beſte kenne, was die Franzoſen beſitzen, ihre Rothweine, ſo traue ich mir auch über ihre ſchlechten Eigenſchaften, wozu ich ihren Kaiſerhof rechne, ein Urtheil abzugeben. Ich habe an mehren Orten Kunden und Agenten, ich erfahre nicht viel, jedoch Manches, und damit müſſen Sie in dieſen Tagen, wo die meiſten Correſpondenten gar nichts wiſſen, zufrieden ſein.

Auch ich war in Berlin, gerade in den Tagen, in welchen um König Wilhelm eine Anzahl fürſtlicher Herren verſammelt war. Der Deutſche hat vor anderen Nationen den Vorzug, daß er die fürſtliche Species des Menſchengeſchlechts nicht von fremden Völkern zu erbitten braucht, wenn er ſie einmal nöthig haben ſollte, denn er beſitzt einen unbegrenzten Reichthum daran. Diesmal waren mehre von den beſten verſammelt; es wurden von den Berlinern auch die bemerkt, welche nicht da waren. Beſonders gefreut haben ſich meine Kundſchafter über den Kronprinzen von Sachſen. Alte Geſchichten hatte er ganz hinter ſich geworfen, in ſeiner geradſinnigen und verſtändigen Weiſe war er mit ganzem Herzen bei der Sache. Da war auch der Schweriner, den ſie als Soldaten rühmen, der Großherzog von Oldenburg, einer von den bravſten und zuverläſſigſten, dann unſer Koburger, der nirgend fehlt wo es etwas Patriotiſches gibt, dann ein Naſſauer, der die preußiſche Uniform begehrte, und Andere mehr. Wir gönnen es dieſen Herren, wenn ſie nach einigen ſchweren Jahren, die ihnen allerlei ungewohnte Zumuthungen ſtellten, beweiſen können, daß ſie in den Tagen der Gefahr dem Vaterlande nicht fehlen.

---

*) Wenn in dieſen Tagen der höchſten Begeiſterung einem alten Bekannten, der unter dem Namen Philipp Piepenbrink zuweilen vor der Oeffentlichkeit erſchienen iſt, an dieſer Stelle das Wort gegeben wird, ſo geſchieht es deshalb, weil dem Deutſchen gerade jetzt nicht übel anſteht, die leidenſchaftliche Empfindung ehrbar zu bändigen. Man möge daher den Ton des folgenden Briefes nicht mißverſtehen.

Ich ſah darauf die Stadt, überall Begeiſterung und fliegende Buchhändler, obgleich die Zeitungen gerade wenig Neues brachten. Handel und Geſchäft natürlich miſerabel. Das iſt für unzählige Leute ein großes Unglück, und für die Kleinen das größte, im Ganzen aber iſt es für das große Geſchäft ein Glück und Segen. Ich ſtrich um die Börſe und ſah als Patriot ohne Bedauern, wie ſie auf der Naſe lagen. Es war gerade die höchſte Zeit, daß den Berliner Speculanten ein ſolches Memento kam, es war nützlich, daß der Hof, die Beamten und die Geſchäftswelt daran erinnert wurden, welcher Unterſchied zwiſchen einem kaiſerlichen Schwindler und zwiſchen einem redlichen König iſt, und welcher Unterſchied zwiſchen gauneriſchen Börſenſpeculationen und ſolidem Verdienſt. Denn viele Berliner, vornehm und gering, waren gerade ſehr in der Gefahr, große Gaunereien zu bewundern und wohl gar mitzumachen.

Ich beſah mir das Militäriſche. Ich will nicht behaupten, daß ich den General v. Moltke geſehen habe; er lebt wie immer ſtillvergnügt bei der Arbeit, und die Leute ſagen, daß er niemals ſtiller und niemals vergnügter geweſen iſt als jetzt. Es iſt gerade ſo gekommen, wie er es immer für Preußen gewünſcht hat, wobei zugegeben werden ſoll, daß es ihm noch lieber geweſen wäre, wenn wir mit den Rüſtungen um vierzehn Tage weiter wären und ebenſo viel Vorſprung vor den Franzoſen hätten, als dieſe vor uns. Das aber hilft nun nichts. Dieſer erſte Nachtheil, wenn es noch ein Nachtheil wird, iſt uns ganz ohne unſere Schuld gekommen, er muß und wird getragen werden und wird dem großen Boviſt drüben im Weſten auf ſeine letzte Rechnung geſetzt werden. — Ich war in meinen Privatgeſchäften auf dem Kriegsminiſterium. Es iſt nicht meine Art, einen verdienten General mit einem Inſect zu vergleichen. Aber unſer Kriegsminiſterium iſt jetzt einer Spinne gleich, welche das ganze Deutſchland plötzlich wie durch Zauberei mit zahlreichen Fäden überzogen hat. Jeder Schienenweg, jeder Telegraphendraht und jede Landſtraße ſind zu einem großen Geſpinnſt zuſammengeknüpft, 700,000 Menſchen, ein unerhörtes Kriegsmaterial, werden nach allen Richtungen entſendet, und dieſes alles geſchieht mit Ordnung und Sicherheit, da iſt keine Störung und kein Stocken, es iſt eine Kunſtarbeit, in ihrer Art vollkommen. Auf dem Kriegsminiſterium ſelbſt ſitzt jeder in ruhiger Arbeit wie im tiefſten Frieden, kein Thürklappen und Laufen, einer drückt in der Leipziger Straße auf einen Telegraphenknopf und die Locomotive in Mainz pfeift; durch ganz Deutſchland hat jeder Offizier und jeder Soldat ſeinen beſtimmten Befehl zu rechter Zeit, er weiß genau das Nächſte, was er zu thun hat, und kümmert ſich nicht um das Uebrige. Im Miniſterium und bei den Regimentern wird wenig geſprochen; auch die Eiſenbahnbeamten ſind ſchweigſam geworden. Neben ihnen dirigirt an wichtigen Stellen ein Offizier vom Generalſtabe mit ein paar Winken und einer kurzen Bemerkung, und das gewiſſe Pſt, Pſt, welches der Preſſe anempfohlen iſt, geht durch die ganze Verwaltung. Im Ganzen ſieht die

Kriegswirthſchaft in Deutſchland jetzt aus wie viele kleine Ameiſenhaufen, in denen es durcheinanderfährt, aber Alles läuft an ſeinem Faden, und ehe man ſichs verſieht, wird das ganze Volk fertig in Reih und Glied daſtehn, Jedermann an ſeiner Stelle und jeder Sack Mehl in ſeinem vorbeſtimmten Magazin. Auch über die Aufſtellung der Armee wünſchen Sie Näheres. Sie ſollen Alles wiſſen. Ich war zur Erkundigung auf mehren kleinen Bahnhöfen, denn auf den großen iſt gar nichts deutlich zu erkennen. Ich behaupte nicht, daß ich hier eine übermäßige Bewegung gefunden habe, trotz der Sperre für Privatverkehr. Zuerſt kam ein Zug mit Reſerviſten, noch in Civil, ſämmtlich in den ſchlechteſten Röcken ihres Mobiliarvermögens, viele ſangen, einer hatte einen Zuaven als Hampelmann gemalt und zog ihn an der Schnur. Auf den Bahnhöfen war in den erſten Tagen wenig zu merken; man ſah nur einzelne kleine Kommandos, die ſich die Reſerviſten für ihre Regimenter holten. Die Mannſchaft, welche ausſtieg, drängte ſich um die Offiziere, einer hielt den Offizieren eine kleine Anrede und die übrigen ſchrien Hoch.

Im Ganzen war auch hier ein ruhiges Geſchäft, keine Ueberſtürzung. Auf einer Station fand ich mehre hundert neue Bänke, welche zum Truppentransport in die leeren Packwagen geſetzt wurden; ich probirte ſie, breites Sitzbret, die Lehne etwas zurückgebogen, praktiſch, die Leute können zur Noth darauf ſchlafen. Dann kam auch einmal ein Güterzug mit ſchwerem Schnauben: „80 Säcke, Frankfurt" — Sie verſtehen. — Freilich in der Nacht ſoll's lebhafter hergehen; doch da in dieſen Stunden ein Bürger und Familienvater durch Pflichten in Anſpruch genommen iſt, ſo halte ich für politiſch, darüber weiter nichts mitzutheilen.

Nach den eingezogenen Reſerviſten und den Proviantzügen wurde es ein wenig lebhafter auf den Bahnen. Aber auch hier ſtarker Dampf und wenig Pfeife. 25, 30, 35 Züge den Tag; wohin? wußten die Leute nicht zu ſagen, und die Offiziere lächelten verbindlich und ſagten auch nichts, während ſie das Getränk tranken, das ihnen auf den Stationen angeboten wurde. Da man in ſolcher Weiſe verhindert war, ſich um die Aufſtellung der Armee zu kümmern, ſo mußte man ſeine Sorge auf kalten Kaffe und Kriegscigarren concentriren. Alles wurde dankbar angenommen und für's Vaterland getrunken und geraucht — Blatt von verſchiedener Güte. Es iſt erfreulich, daß ein hochverehrtes patriotiſches Publicum, vor Anderen der weibliche Beſtandtheil des deutſchen Volkes, ſich in Kaffe und Semmeln zuvorkommend erweiſt, aber ich erlaube mir darauf aufmerkſam zu machen, daß es auch noch andere Menſchen gibt, welche ebenfalls eine öffentliche Anerkennung und eine ſtarke Belohnung ſehr verdienen. Dies ſind die Locomotivführer, die Schaffner, die Beamten der Eiſenbahnen. Was dieſen Leuten in dieſen Tagen zugemuthet werden mußte, das iſt geradezu über Menſchenkräfte. Viele werden das mit Leben und Geſundheit bezahlen. Ob die Eiſenbahngeſellſchaften für die armen Leute wenig oder gar nichts thun, hängt davon ab, ob gerade Männer mit einem warmen Herzen in der Direction ſitzen und die Finanzen der Bahn gut beſtellt ſind; im Ganzen wird's jämmerlich ſein. Eine ordentliche Entſchädigung bekommen dieſe erſten deutſchen Opfer des Bonapartismus ſicher nicht, wenn nicht von Seiten des Staates und der freiwilligen Armeepflege ihr Intereſſe in die Hand genommen wird. Sie ſind in ihrer Art ebenfalls Soldaten, welche im Dienſt für das Vaterland ſtrapazirt werden, verwundet werden und fallen; für ihre Hinterbliebenen iſt es kein Unterſchied, ob es die Kugel that oder die Bruſtkrankheit. Deshalb muß gefordert werden, daß ſie aller Unterſtützung theilhaftig werden, welche die Verwundeten im Felddienſt vielleicht erhalten. Das iſt Sache des Staats und großer Stiftungen. Den reichen Privatleuten jedoch ſoll hiermit angedeutet werden, daß es anſtändig ſein wird, wenn ſie als Actionäre von Eiſenbahnen und als Menſchen für eine gute Extravergütigung dieſer Klaſſe ſorgen. Wer aber als Privatmann in dieſem Jahre auf deutſchen Eiſenbahnen fährt und einige Thaler in ſeiner Taſche bewahrt, der ſoll ſeinen guten Willen zeigen, wo er Gelegenheit findet. Baar Geld iſt beſſer als die ſogenannten Stehſeidel wegen des möglichen Umwerfens.

Noch niemals iſt eine ſo große Menſchenmenge als Armee auf Eiſenbahnen fortgeſchafft worden, es iſt eine Leiſtung, welche in der Geſchichte der Eiſenbahnen für immer als Merkwürdigkeit gelten wird. In zehn Tagen ein Heer von einer halben Million Krieger mit allem Gepäck, Pferden, Geſchützen, Train, Proviant, 50 bis 100 deutſche Meilen. Daß einige Male leider doch ein Zuſammenſtoß ſtattfand, das iſt die Schuld dieſer nichtswürdigen eingleiſigen Bahnen. Keine Regierung und kein Reichstag ſollte jemals eine Genehmigung zur Erbauung ſolcher teufliſchen Einhutſcher geben. Sie ſind auch in Friedenszeiten für den Bürger eine unabläſſige Gefahr, die reine Fabrik von Meuchelmorden.

Meine ſtrategiſche Meinung möchte ich dahin abgeben, daß wir im Felde keinen Schritt vorwärts thun werden, den wir wegen unfertiger Rüſtung zurückmachen müſſen. Keine unnütze Plempage und vorzeitiges Losſpringen. Lieber dem Feinde im Anfang einen Vortheil gelaſſen ohne Kampf, als einen voreiligen Kampf ohne Ausſicht auf dauernden Erfolg.

Einer meiner älteſten Kunden ſprach in Berlin mit einem dortigen Staatsmann. „Wie geht's mit der Geſundheit?" fragte mein Kunde. „Ich war niemals wohler", verſetzte dieſer Staatsmann luſtig und er ſah ſo friſch und jung aus, wie ein Student vor dem Commers. „Mein Leiden iſt mit dem Kriege geſchwunden", ſagte er, „der kleine Aerger mit den Factionen hat mich krank gemacht, jetzt bin ich in der Arbeit, die mir zuſagt. Aber glauben Sie mir", fuhr er fort, „wir ſind von Spionen umgeben, die Intriguen gehen bis hoch hinauf u. ſ. w." Dieſe Bemerkung unſeres Politikers kann ich aus eigener privater Erfahrung beſtätigen. Ich war in dieſen Tagen in einer Deputation bei einem unſerer Landesherren. Im Vorzimmer traf ich auf einen Höfling, welcher die Dreiſtigkeit hatte, über dieſen Krieg in einer ſolchen welfiſchen achſelzuckenden Weiſe zu reden, daß ich nur ſchwer der Verſuchung widerſtand, dem Sprecher meine Glacéhandſchuhe mit der darin befindlichen Fauſt gegen ſeinen Magen zu ſchleudern und ihn in dem fürſtlichen Vorzimmer Kobolz hinzulegen. Wenn einer, der die unverdiente Ehre hat, ein Deutſcher zu heißen, ſolchen ſündlichen Unfug vor Anderen ausſpricht, wie mag es in ſeinem Innern ausſehen? Einem ſolchen Genius in Poſamentirarbeit iſt das Höchſte auf Erden ein fürſtlicher Hofſtaat mit dem ſouveränen Recht, Titel, Orden, Gehalte und Sinecuren zu vertheilen, das Volk iſt dazu da, um von dem Hofe als gemeine Bagage abzuſtechen, der Fürſt, welcher die Höflinge füttert, hat ein unſterbliches Recht, zu herrſchen, gleichviel ob er zum Schaden und zur Schande für die ganze Nation eine ruchloſe, ehrloſe, landesverrätheriſche Thätigkeit ausübt. Es iſt noch ein Glück, daß die welfiſchen Brummteufel an deutſchen Höfen und in Beamtenſtellen in der Mehrzahl durch große Sorge um das eigene Wohl bedrängt werden. Gefährlicher ſind die heimlichen Agenten, welche ſcheinbar unabhängig in den kleineren Reſidenzen oder auf dem Lande leben oder umherreiſen, und in der Stille intriguiren und beſtechen mit franzöſiſchem Gelde und mit dem Gelde eines argen Königs aus deutſchem Blut, der jetzt durch die Franzoſen in ſeine früheren Lande wiedereingeſetzt zu werden hofft.

Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo die deutſche Nachſicht gegen ſolche Burſchen Landesverrath wird und halbes Weſen in der Politik ein Verbrechen. Denn jetzt iſt in Deutſchland nicht mehr die Frage für oder gegen den Bundesſtaat, ſondern die kurze Frage, die an Jedermann geſtellt wird: biſt du ein ehrlicher Kerl oder ein Schuft. Wer jetzt nicht mit ganzem Herzen und mit allen ſeinen Wünſchen für den Sieg unſerer Heere und für die Niederwerfung des frechen Feindes iſt, der iſt für uns ein Mann ohne politiſche Ehre, ein ſchwerer Verbrecher am Vaterland, mit dem wir nicht mehr eſſen und trinken, nicht mehr in Geſellſchaft verkehren wollen und für den wir nur eine Genugthuung haben, wenn er ſich über ſolche Unfreundlichkeit beſchwert fühlt: unſere Sohle auf ſeinem Geſäß und Trepp ab. Dies iſt unſere bürgerliche Anſicht von ſolchem Geſindlein. Wer das beſondere Deſtillat in ſich bewahrt, welches man Cavalierehre nennt, oder wem gar in ſeiner Milchflaſche der feine Aether eingegeben wurde, den man fürſtliche Ehre nennt, von dem fordern wir jetzt, wenn er ſich nicht ſelbſt öffentlichem Mißtrauen, Haß und Verachtung preisgeben will, daß er ſich dieſe unſere bürgerliche Anſicht von der Sauberkeit ſeines Umganges zu eigen mache. Der deutſche Herr, welcher jetzt in ſeiner Umgebung oder unter ſeinen Beamten Menſchen duldet, deren Treue und Hingabe an unſere Sache zweifelhaft iſt, der ſchädigt ſeine eigene Ehre und jeder Nachtheil, der dem Vaterlande durch ſeine ſchwache Nachſicht zugefügt wird, fällt ihm ſchwer auf das Haupt.

Zu jeder Kriegszeit hat das Völkchen auf den Straßen ſeine Luſt, Spione zu fangen, und wer einen auffälligen Schnitt des Bartes hat oder einen fremdartigen Dialekt, der wird angehalten und kann froh ſein, wenn er nicht durchgeprügelt und abgeführt wird. Dabei kommt nichts heraus. Die Spione, welche wir zu fürchten haben, ſind ganz andere Leute, wohlbekannte und angeſehene Männer, welche Einfluß auf den kleinen Mann haben, als Gutsbeſitzer, oder weil ſie einen großen Titel führen. Unſere Gefahr iſt, daß die ſchlechten Subjecte den kleinen Mann in ihrer Nähe, der gewöhnt iſt ihren Worten zu folgen, zu einer Miſſethat verleiten. So mag es geſchehen, daß der Arme, dem das Urtheil fehlt, der die Anſtifter fürchtet oder durch ihr Geld verlockt wird, den Franzoſen oder andern Landesverräthern bei den Franzoſen Botſchaften überbringt, Wege weiſt, Kunde von unſerem Heere zuträgt, an der Küſte Lichtſignale aufſteckt, tiefes Fahrwaſſer und ſeichte Stellen angibt und vieles Aehnliche. Dieſe Art vornehmer Spione und teufliſcher Verführer iſt ſchwerer zu faſſen. Sie verſchwören ſich in dem Zimmer eines adligen Gutes, ſie ſenden ihren Landesverrath in zarten Damenbriefen mit Wappen und Krone, ſie haben ihre Verbindungen und perſönlichen Freunde in deutſchen Regierungen und an Höfen, und erhalten im Nothfall Winke und Warnungen, ſich der Gefahr zu entziehen. Gegen dieſe Art iſt ein angeſtrengter Wachtdienſt der ehrlichen Leute nöthig, und es iſt ebenſo nöthig, jedem Manne in Deutſchland die Sicherheit zu geben, daß ihm, wenn er ſeine Pflicht erfüllt und einen Verräther an Vollführung des Verrathes hindert, kein Schaden an Leben, Gut und Glück entſtehen werde.

Mehre begeiſterte Landsleute haben aus der Fremde und unter uns Preiſe ausgeſetzt für die erſte Fahne, welche von den Franzoſen erobert wird. Den Soldaten zu belohnen, möchte ich als Bürger am liebſten dem Kriegsherrn überlaſſen, obgleich ich auch der Meinung bin, daß es für das Militärkommando in manchen Fällen ſehr rathſam iſt, hohe Prämien auszuſetzen, welche dann aber wirklich an die einzelnen Soldaten ausgezahlt werden müſſen und nicht in die Regiments- oder Bataillonskaſſe. Dagegen kann die Vaterlandsliebe, welche ſich in Geldprämien zu äußern vermag, nach anderer Richtung nützlich werden. Es wäre ſehr verdienſtlich, wenn bei dieſem Kriege durch Privatleute Belohnungen ausgeſetzt würden, für ſolche Nichtmilitärs, welche ſich durch eine wackere patriotiſche That, die nicht innerhalb der gewöhnlichen Pflichten ihres Berufs liegt, ein ausgezeichnetes Verdienſt erwerben. Zum Richter darüber kann die Bundesregierung geſetzt werden oder auch Privatperſonen von gutem Namen, z. B. Mitglieder des Reichstags. Will aber einer ſo etwas ausſetzen, ſo darf es nichts Geringes ſein. Mit dieſem guten Wunſche ſchließend, behalte ich mir weitere Mittheilungen vor als Ihr ergebener P. P.

Sulz im Elſaß, den 7. Auguſt.

2. Nach Weißenburg und Wörth. Erwarten Sie von dem Bericht, den ich Ihnen nach den Aufregungen eines Schlachttages ſende, keine ausführliche Schilderung der Ereigniſſe. Ich ſchreibe, die Seele gehoben von Stolz und Freude über unſer Volk, unſer Heer, unſere Feldherren. Die Armee des Kronprinzen — gegenwärtig drei Corps Preußen (5., 6. und 11.), zwei Corps Baiern, combinirtes Corps Würtemberg und Baden — hat in dem Gefecht bei Weißenburg am 4. Auguſt und in der Schlacht bei Wörth am 6. Auguſt die Franzoſen völlig geſchlagen, ihre Kerntruppen, ihren namhafteſten Feldherrn Mac Mahon, Chaſſepots, Mitrailleuſen, Zuaven und Turcos, Alles überwunden und zerſchlagen durch deutſche Kraft und deutſche Hiebe. Es war grimmiger, heißer Kampf; die Franzoſen ſind eine tapfere und kriegeriſche Nation, wir aber ſind mehr. Wir ſind ihnen überlegen nicht nur in Zähigkeit und Dauer, auch an Wucht und Energie des Angriffs, an Ausbildung des einzelnen Soldaten, an Intelligenz und Hingabe der Offiziere und an großem Feldherrnſinn. Die beiden Gefechte haben ſo ſicher, als irdiſches Urtheil überhaupt iſt, herausgeſtellt, daß wir die Stärkeren ſind. Wir mögen durch die unberechenbaren Zufälle eines großen Krieges, durch unſere Fehlgriffe und durch kluge Gedanken des Gegners noch einen und den andern Mißerfolg zu beklagen haben, und wir wollen uns hüten vor Ueberhebung, — aber ſeit geſtern Abend iſt deutlich geworden unſerem Heere, dem ganzen Europa, daß wir die größere und edlere Kriegskraft haben. Und ſeit geſtern weiß das der franzöſiſche Kaiſer und ſein Heer ſo gut als wir.

Das ſind Ergebniſſe der beiden Gefechtstage, welche weit über den Werth der nächſten militäriſchen Erfolge hinausgehen. Doch auch dieſer iſt bedeutend. Ein großes ſchwieriges, für nachhaltige Vertheidigung vorzüglich geeignetes Landgebiet iſt den Franzoſen entriſſen, das Heer des Kaiſers in eine bedenkliche Lage gebracht, deren Folgen bei einem demnächſt bevorſtehenden Angriff der großen Centrumarmee deutlich werden. Und wir dürfen nach dieſer Einleitung auf einen guten und großen Erfolg der nächſten Wochen rechnen. Unſere Feldherrnkunſt hat ſo planvoll, ſtill, weiſe eingeleitet, daß die militäriſche Idee dieſes Feldzuges für eine der großartigſten Erfindungen der Kriegswiſſenſchaft gelten wird. Und der Deutſche darf, auch wenn er in den nächſten Tagen noch nicht durch die Preſſe erfährt, was der Feind nicht leſen ſoll, darin den weiſen Berathern des Heeres vertrauen.

Das Gefecht bei Weißenburg verlief nach den Dispoſitionen des Oberkommandos der dritten Armee. Die Diviſion Douay lagerte Front gegen Norden in ſehr feſter Stellung auf der Höhe von der alten Feſte Weißenburg bis zum Gaisberg, beide Stützpunkte befeſtigt, die Stadt durch alten Erdwall und feſte Thore, der Berg durch Geſchützanlagen, zwei zur Vertheidigung hergerichtete Häuſer und einen vom Geſchütz- und Gewehrfeuer beſtrichenen allmählichen Abfall. Die Baiern (2. Corps, Diviſion Bothmer) eröffneten den Angriff auf Weißenburg und hielten ihn hin, dann ſtürmten die Preußen den Gaisberg, mehre tauſend Schritte ungedeckt, gegen Geſchütze, Mitrailleuſen und das beſtreichende Gewehrfeuer ſchritten ſie Bataillon neben Bataillon unter Trommelſchlag die Höhe hinauf, die Offiziere voran. Es war ein großartiger, furchtbarer, begeiſternder Anblick! Die Sprache hat keine Worte für die Spannung dieſer Viertelſtunde: grauſig töteten die Kugeln des Feindes, es war ein Feuer wie aus der Hölle, die Bataillone wurden durch Granaten und Kugelregen zerriſſen, die Offiziere an der Spitze fielen, die Tambours ſchlugen weiter, faſt ohne einen Schuß zu thun ſtiegen die gelichteten Reihen höher und höher, dann einige wirkſame Salven und mit Hurrah und Bajonet gegen den Feind. Die Eroberung des beherrſchenden Gaisberges erleichterte den Preußen und Baiern die Einnahme der Stadt, die Feinde in Weißenburg —

meiſt Turcos — ſteckten die weiße Fahne auf und ergaben ſich. General Douay ſelbſt war auf dem Gaisberg durch einen Granatſchuß zerriſſen worden, als er die Mitrailleuſenbatterie richten wollte. Dieſe Kriegswerkzeuge hatten nur etwa drei Schuß gethan. Das Ergebniß unſeres erſten Treffens waren gegen 1000 Gefangene, darunter viel des afrikaniſchen Turcogeſindels, 1 Geſchütz und, was man für den unverhältnißmäßig größten Gewinn halten mußte, die Beſitznahme eines großen Landſtriches von hoher Wichtigkeit, weit über die ſogenannten Weißenburger Linien hinaus, welche in unſerer Zeit ferntragender Geſchütze ihren Ruhm und Schrecken verloren haben.

Am 5. Auguſt breitete ſich die Armee in raſchem Vormarſch über das gewonnene Gebiet — lange Hügellehnen mit mäßigem Abfall — aus, das Corps Würtemberg-Baden, welches bei Maxau über den Rhein gegangen war, wurde zur Deckung des linken Flügels herangezogen, der Vormarſch ging nach Sulz, die Vortruppen beſetzten das Gelände bis Wörth, durchſuchten den Hagenauer Wald und bedrohten bereits die Schienenverbindung zwiſchen Straßburg und Paris. Durch eine Diviſion des 6. Corps, welches dem Heere des Kronprinzen nachträglich zugetheilt war, wurde die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl bewirkt. Das Hauptquartier kam nach Sulz. Bei Wörth ſtieß man auf franzöſiſche Truppen. Am 6. Auguſt früh wurde unſere Artillerie vorgezogen, um den Feind zu beſchäftigen. Man beabſichtigte an dieſem Tage keinen Angriff, ſondern wollte eine Umgehung des Feindes durch Vorſchieben der Corps einleiten. Aber der Feind hielt dem Artillerieangriff Stand und ſchritt bald ſeinerſeits zum Angriff. Auf den Höhen hinter Wörth, auf der Linie Fröſchweiler-Eberbach ſtand das Armeecorps Mac Mahon, noch 3 Diviſionen Infanterie, 1 Diviſion Cavallerie, verſtärkt durch eine Diviſion des Corps de Failly und Reſerveregimenter des Corps Canrobert, gegen 60—70,000 Mann wieder in ſehr feſter Stellung. Da unſere Truppen erſt allmählich herankamen und

Widerſtand und Angriff zunächſt in der Front ſtattfinden mußten, wurde die Arbeit der Schlacht beſonders ſchwer und blutig. Etwa ſechs Stunden währte der wildeſte Kampf, die Franzoſen fochten ſehr tapfer, im zähen Häuſergefecht um brennende Dörfer, in Waldlichtungen und Gehölz wurde erbittert geſtritten. Die Schlacht endete wieder mit Sturmangriffen der Preußen und Bundesdeutſchen auf die Höhen der Hauptſtellung, während die Baiern auf unſerem rechten Flügel, die Würtemberger — ſehr brav — auf unſerem linken Flügel den Feind eindrückten. Das Ende war vollſtändige tumultuariſche Flucht der Franzoſen. Spät kam die Reiterei zur Verfolgung heran.

Es war ein glorreicher Sieg, es war ein fürchterlicher Kampf. Der Feldzug in Böhmen war viel unblutigere Arbeit. Chaſſepot iſt ein gutes Gewehr, die franzöſiſche Artillerie ſehr gut und das Ehrgefühl der Franzoſen ſpornte ſie zu den äußerſten Anſtrengungen, auch als die Hoffnung auf Sieg bereits geſchwunden war. Aber den Deutſchen war nicht zu widerſtehen. Wieder das ruhmvolle 5. Armeecorps, die Männer von Nachod und Skalitz voran, nicht minder wacker die vom 11. Corps, zumal die Thüringer. Die Verluſte ſind ſehr groß. Aber als die Schlacht entſchieden war und der Kronprinz auf dem Schlachtfeld an die gelichteten Bataillone ritt, empfing den geliebten Führer ein unermeßlicher Jubelruf ſeines Heeres, die Bataillone ſtürzten ihm entgegen, faßten ſein Reitzeug, ſeine Hände, ſchwenkten laut und jauchzend Mützen und Säbel und Schwerverwundete ſtreckten die Hände grüßend ihm entgegen, und dabei ſtanden dem Feldherrn und ſeinen ſtarken Preußen bei dem Wiederſehn und Siegesgruß die heißen Thränen in den Augen. Was Kampf für das Vaterland bedeutet, das fühlte man in dieſer Stunde, wo die furchtbare Poeſie der Schlacht durch alle Herzen zog. Am Abend waren die Sieger in ſtiller, faſt feierlicher Stimmung. Mac Mahon und ſein Ruhm ſind geſchwunden.

Jedermann wußte, daß wir auch die Arbeit thun werden, welche noch zurück iſt, aber Jeder dachte, daß dies ein grimmiger, menſchenmordender, ſchwerer Krieg iſt.

Und vor Allem ein ungleicher Kampf. Gegen unſere Knaben, die Blüthe unſerer Nation, die vom Fürſtenſohn bis zum Erben des Bauernhofes ihr Blut vergießt — und ſo hingebend und treu, ſteht ein franzöſiſches Heer, welches immer noch viel von einem Landsknechtsheere hat. Darunter ſchnödes, widerwärtiges Banditengeſindel aus Afrika. Wer die Horden dieſer Gefangenen, von unſern wackern Niederſchleſiern bewacht, vor dem Hauptquartier kauern ſah, ſchmutzige Halbaffen, darunter viele mit den ärgſten Galgenphyſiognomien, und dies Völkchen mit den rothbäckigen Geſichtern unſerer ſtrammen Landsleute verglich, der mußte ſich ſagen, daß eine der Folgen dieſes Siegs ſein müſſe, daß dieſe fremde Froſchbrut nicht wieder gegen chriſtliche und civiliſirte Heere geſtellt wird.

Die erſten Zuſammenſtöße der ungeheuren Heeresmaſſen, welche dichtgeſchaart einander gegenüberſtehen, hat ſtattgefunden. In dieſer Zeit lebt man daheim mit verhaltenem Athem, ungeduldig auf jeden Ton in der Luft, auf allen Dunſt im Geſichtskreis der Augen achtend, und ungern folgt man den gefügten Worten einer längern Erörterung. Jetzt hat das erſte Recht die Leidenſchaft in ihrem höchſten Ausdruck, dem tödlichen Kampfe der Männer von zwei großen Völkern, das ganze Heil iſt auf die rollende Kugel des Schlachtfeldes geſtellt, Jedermann ſpäht, wohin ſie läuft und wem ſie Sieg bringt oder Verderben.

Wir hoffen für uns. Und wir haben einige ſtattliche Gründe dafür. Wie gern glaubten bis zum 4. und 6. Auguſt die Eltern daheim, welche an ihre Lieben im Felde dachten, einem militäriſchen Berichterſtatter, der ihnen verſicherte, daß die neuen Zerſtörungswerkzeuge des Feindes ihm keineswegs ein Uebergewicht ſichern, daß unſer kriegeriſches Naturell und unſere Methode des Kampfes ſtärker ſei, als die der Feinde, endlich, daß wir auf den Sieg auch deshalb hoffen dürfen, weil unſere Sache die gerechte ſei und die vergeltende Macht dem Frevler ſein Gericht bereiten werde. Sie lauſchten andächtig ſolchem Wort, aber ſie ſehnten ſich, eine Beſtätigung vom Schlachtfelde her zu vernehmen.

Auf welcher Seite die größere Kraft des erſten Angriffs liegt, wiſſen wir jetzt, wir erkennen aber auch, daß auf unſerer Seite die größere Kraft des Beharrens liegt, zunächſt weil unſere militäriſchen Einrichtungen uns eine weit ſtärkere und zuverläſſigere Ergänzung des Heeres ſichern, dann aber auch, weil bei uns die ſittlichen Kräfte, welche in längerem Kriege in den Vordergrund treten, bei weitem die ſtärkeren ſind. Wir leben in feſtgefügter geſelliger Ordnung, die Stellung unſerer Fürſten, zumal des oberſten Kriegsherrn zum Volke, iſt ſo ſicher und ſo fähig, ideale Empfindungen, Hingabe und Opferfreudigkeit im Volke zu entwickeln. Das Ungerechte und Brutale dieſes Krieges wird in der ganzen Nation als eine zugefügte Schmach empfunden. Wir haben uns vor dem Kriege nicht überhoben, wir haben deshalb auch nicht die bitteren Enttäuſchungen grundloſen Hochmuths zu befürchten. Wir ſind nach jeder dieſer Richtungen dem Feinde unermeßlich überlegen. Je länger der Krieg dauert, deſto ſtärker müſſen ſich dieſe Vorzüge unſerer Stellung geltend machen. Sie allein ſichern uns noch nicht große Erfolge im Felde, aber ſie ſichern uns vor einem demüthigenden Frieden.

Wir hatten bei Beginn des Feldzugs vor dem Feinde Eins voraus, die volle und ſehr beſcheidene Würdigung ſeiner militäriſchen Tüchtigkeit. Es iſt deutſche Art, die Bedeutung der Fremden eher zu hoch ſchätzen, als gering zu achten. Dabei aber ſind wir doch nicht mehr geneigt, uns ſelbſt gering zu achten, und es iſt ein junges, fröhliches Gefühl der eigenen Tüchtigkeit in unſerem Heere, bei welchem auch der kleine Erfolg beglückt, ein Mißlingen nicht niederſchlägt.

Wir vergleichen zunächſt die Güte der Truppen, wie ſie ſich nach den erſten Zuſammenſtößen dem deutſchen Urtheil darſtellt. Die reguläre Infanterie des Feindes, wenigſtens die der Armee von Mac Mahon und des 2. Corps, die Letztere aus dem Lager von Chalons, war in der Schlacht eine energiſche, gut ausgebildete, geſchickt manövrirende, ſehr tapfere Truppe, bisher von ſtarkem Bewußtſein ihres Werthes, viel dauerhafter als man erwartete. Ihr Gewehr iſt eine gute, mit beſonderer Sorgfalt gearbeitete Waffe, weittreffend und ſchnellfeuernd. Gerade dieſe letzte Eigenſchaft, in welcher der Kaiſer und ſeine militäriſchen Vertrauten die Ueberlegenheit über das Zündnadelgewehr ſuchten, vermindert dem franzöſiſchen Soldaten die Feldgüte des Chaſſepots. Sie verleitet zu übermäßigem Feuern auf weite Diſtanzen und verhindert ruhiges Zielen, wozu noch kommt, daß die Ausbildung der Franzoſen am Schießſtande unvergleichlich geringer iſt, als bei uns. Dies Urtheil drückte nach dem Gefecht von Weißenburg ein Gemeiner vom Königs-Grenadierregiment Nr. 7 in ſeiner beſcheidenen Weiſe ſo aus: „Ihr Gewehr iſt ſehr gut und macht ſchlimme Wunden, aber unſer Gewehr trifft beſſer, denn wir ſind Schützen, jeder von uns zielt und ſchießt nur, wenn er meint, ſeinen Mann zu treffen. Für das letzte Schnellfeuer ſchießen wir gerade ſchnell genug, und dann thut's das Bajonet.“ Demungeachtet iſt das Chaſſepotgewehr die beſte Hilfe des franzöſiſchen Heeres, und die im Verhältniß großen Verluſte unſerer Truppen kommen auf ſeine Rechnung. Sehr merkwürdig und ein glänzender Beweis unſerer Ueberlegenheit iſt, daß wir die Franzoſen gezwungen haben, ihrem Naturell einen ſtarken Zwang anzulegen und ſich auf der Defenſive zu halten. Beim Angriffe ſind ſie zwar feuriger, ſchneller, vielleicht auch gewandter im Dorfgefecht als unſere Norddeutſchen, aber alle dieſe Temperamentsvorzüge werden unweſentlich durch die deutſche Art, den Sieg zu erkämpfen, durch unſere Sturmangriffe. Dieſe ſchwere Schlachtenleiſtung einer Infanterie fordert einen Verein der beſten militäriſchen Eigenſchaften, wie ihn nur die Deutſchen haben: höchſte taktiſche Ausbildung der Truppen und zugleich die höchſten moraliſchen Kräfte: Hingabe an die Führer bis zum Tode, ruhiges trotziges Selbſtgefühl und einen phyſiſchen friſchen Muth, der am Ende eines Schlachtentages noch zur größten energiſchen Thatkraft geſteigert werden kann.

So ſind unſere, nur unſere Soldaten. Die Zuaven und Turcos, die erſteren ausgezeichnet durch ſchnellen und muthigen Anſprung, die letzteren durch Terrainbenutzung und die lauerſame Behendigkeit von Wilden, haben uns aus ihren Reihen ſehr viele Gefangene gegeben, kein gutes Zeichen für ihre militäriſche Tüchtigkeit, wie man denn überhaupt ſagen darf, daß das geſammte franzöſiſche Heer noch die ſchlechten Eigenſchaften eines Söldnerheeres hat, der kritiſchen Entſcheidung ſchnell haltloſe Ergebung folgen zu laſſen. Es iſt tapfer, ſolange ihm die Hoffnung auf Sieg Schwungkraft gibt, es wird plötzlich gebrochen und feig, wenn dieſe Ausſicht ſchwindet, denn die letzten Zeugniſſe der Hingabe und Treue, welche den Deutſchen im Kriegsunglück feſthalten, fehlen der großen Mehrzahl der franzöſiſchen Soldaten. Die maſſenhafte Zahl der unverwundeten Gefangenen an Offizieren und Soldaten iſt Beweis.

Endlich die Führung! Das Ende wird's lehren. Aber Einiges ſehen wir ſchon jetzt: die kaiſerlichen Reformen haben nur eine ſehr mangelhafte Organiſation geſchaffen. Der Mangel an feſten Corpsverbänden im Frieden — damit kein General bei ſeinen Soldaten zu populär werde — nimmt im Kriege den Führern alle Vortheile, welche aus einer längeren Bekanntſchaft der Truppen, der Offiziere mit einander hervorgehen, die Verproviantirung, die Krankenpflege ſind übel geordnet, die Truppen aus Afrika wurden kopfüber in Haufen ein- und ausgeſchifft, ohne alle genügende Verpflegung gegen den Feind geſandt. Der Mangel an Ehrlichkeit und an Hingabe in der Pflicht des Amtes und die alte keltiſche Hartherzigkeit verſtummen die Sorge um die Leiden des Soldaten in widerwärtiger Weiſe.

Frankreich iſt der Genfer Convention beigetreten. Aber das rothe Kreuz auf dem Aermel und in den Fahnen der Hospitäler wird dort in frecher Weiſe gemißbraucht. Jeder Schlingel, der umherlungern will, und jeder Hausbeſitzer, der ſich von Einquartierung frei machen möchte, heftete das Kreuz an Rock und Haus und nahm vielleicht einige leicht verwundete Franzoſen in Koſt, und die franzöſiſchen Aerzte waren ſehr willig, dieſe Begünſtigung zu gewähren. Als aber die Badenſer in Hagenau das franzöſiſche Lazareth, welches dort eingerichtet war, beſichtigten, fanden ſie tauſend verwundete Franzoſen ganz verlaſſen, ohne einen franzöſiſchen Arzt, ohne jede Pflege! Das iſt der Staat, der an der Spitze der Civiliſation ſchreitet, mit Turcos als Avantgarde und der Barbarei gegen ſeine eigenen Kinder in Reſerve. Wahrlich, immer wieder wird dem Deutſchen bei dieſem Kriege die peinliche Empfindung übermächtig: und mit ſolchem Volk muß man ſich herumſchlagen, gegen dieſes verdorbene, faule Staatsweſen, in welchem ſich hinter gleißender Tünche die harte Unfreiheit des Mittelalters birgt, müſſen wir unſer beſtes Blut ſetzen aus dem Fürſtenſchloß und Bauernhofe, die ſtärkſten unſerer Jugend, auch in friedlicher Zeit Stolz, Freude, Ehre der Nation. Das iſt harte Arbeit, und es muß die letzte dieſer Art ſein. Wir dürfen nicht Frieden ſchließen, ohne die Sicherheit heimzutragen, daß wir die übermüthige Herrſchſucht, das rohe Spielen und Verfügen über fremde Lebensintereſſen gründlich beſeitigen.

Es iſt ein behaglicher Verſuch, die Tüchtigkeit der deutſchen Truppen, wie ſie ſich auf dem Marſch und in den letzten Gefechten bewährt hat, zu vergleichen. Ohne Eiferſucht werden die Andern alle erklären, daß unter gleich tapferen Waffenbrüdern die Preußen zuerſt zu nennen ſind. Da ein geborner Preuße dieſe Zeilen ſchreibt, ſo wird es andern Deutſchen beſſer anſtehen, die Kriegsvorzüge der Preußen zu rühmen.

Die beiden bairiſchen Corps ſind ſchneller kriegsbereit geweſen, als ſie ſelbſt vorher angegeben hatten; es war ein ſtarker Gegenſatz zum Jahre 1866, vier Jahre vertragsmäßiger Waffenbrüderſchaft haben im bairiſchen Heerweſen eine Reihe bedeutſamer Reformen eingeleitet, noch nicht zur Durchführung gebracht. Das ſchwerblütige wuchtige Weſen der raufluſtigen Altbaiern ſowohl, als die leichtlebige Art der Franken und Pfälzer machen dieſen tapferen Stämmen eine beſonders ſorgfältige und ſtrenge Zucht nöthig. Sie haben eine zu kurze Dienſtzeit, werden nicht völlig ausgebildet, ſind ihrer Art und Ausbildung nach zu kräftigem und dauerhaftem Hinhalten des Gefechts vortrefflich, nicht ebenſo ſicher bei gefährlichem Angriff. Die ſichere „Initiative“, welche nur durch feſte Zucht und militäriſche Durchbildung erreicht wird, iſt von ihnen nicht zu verlangen, und wenn ſie doch dergleichen geleiſtet haben, ſo iſt das eben ihrem tüchtigen Naturell zum Ruhm zu ſchreiben. Einen beſonders günſtigen Eindruck machen die Würtemberger. Zu rechter Zeit fertig, gut ausgerüſtet — auch in ihrem Sanitätsweſen, gut befehligt, haben ſie ſich ſeither ſehr brav geſchlagen. Die beiden Prinzen ihres Königshauſes, einer der präſumtive Thronerbe, welche dem Hauptquartier zugetheilt ſind, haben die Schlacht tapfer in der Mitte ihrer Truppen gekämpft, ein nachahmungswerthes Beiſpiel. In Schwaben iſt bei dem beginnenden Kriege recht lebhaft empfunden worden, daß die heimiſche militäriſche Ausbildung der Offiziere eine zweckmäßige Beſetzung der Führerſtellen nicht ſichert, ſie erhielten von Preußen ihren Diviſionär v. Obernitz und hätten für den Krieg wohl gern noch mehr von Stabsoffizieren gehabt. Die Diviſion Badenſer iſt ganz nach preußiſchem Muſter eingerichtet und als Theil des preußiſchen Heeres auch der Vorzüge deſſelben theilhaftig zu betrachten.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die Bewohner des Landes. Als unſer Heer die Grenze überſchritten hatte und die heimiſche Sprache fortdauerte, unſere flachsköpfigen Kinder in den Dörfern, deutſcher Hausbrauch und deutſche Gutmüthigkeit bei den Dorfleuten, da war's den Soldaten ſeltſam, daß die Franzoſen ſo ausſehen ſollten. Die Elſaſſer ſind auf dem Lande wie in den kleinen Städten noch viel vollſtändiger deutſch, als wir annahmen. Die großen Errungenſchaften der Revolution, die Präfecten, die Anziehungskraft von Paris haben einen franzöſiſchen Patriotismus hervorgerufen und genährt, der bei den Strebſamen, welche aus dem Volke heraufkommen, zuweilen fanatiſch hervorbricht, die Adelsfamilien des Landes und die praktiſche Intelligenz, Grundbeſitzer und Induſtrielle ſind gut franzöſiſch, ebenſo ein großer Theil der katholiſchen Geiſtlichen. Die Landbevölkerung ſteht, wenn auch ein wenig verkümmert, dauerhaft in deutſchem Weſen ſtill, arbeitſam, in innigem Hausleben auf der Scholle, bei ihr iſt keinerlei Anhänglichkeit an den Kaiſer, geringe an Frankreich. Sie würde ſich den Uebergang zu Deutſchland ohne Schwierigkeit gefallen laſſen. Die Schwierigkeit liegt nur in der Induſtrie. Die ziemlich zahlreichen Fälle von tückiſchen und unmenſchlichen Angriffen auf unſere Soldaten, Schrotſchüſſe aus Dorfhäuſern und Verſtümmelung und Ermordung Verwundeter ſind — ſoweit ſie auf Rechnung der Eingebornen kommen und nicht von marodirenden Turcos verübt wurden — dem aufgeregten Fanatismus eingewanderter Franzoſen und einer jungfranzöſiſchen Richtung zuzuſchreiben, welche in der Maſſe des Volkes noch nicht die Herrſchaft hat.

Als nach dem Tage von Wörth der Kronprinz den tötlich verwundeten General Raoul beſuchte und dieſer ſeinen letzten Willen in die Hand des begleitenden Adjutanten legte, ſagte der höfliche Franzoſe: „Ich werde die Meinen nicht wiederſehen, mein beſter Troſt iſt, daß ich ende durch ein Heer von ſolcher Tapferkeit."

Luneville, 16. Auguſt 1870.

3. Auf der Höhe der Vogeſen. Als nach der Schlacht bei Wörth die dritte Armee des deutſchen Heeres in die Thäler und Päſſe der Vogeſen eindrang, war die Abſicht, die franzöſiſche Stellung bei Metz-Diedenhofen zu umgehen und das feindliche Heer in der rechten Flanke zu faſſen. Der Kaiſer hat ſich dieſer Kataſtrophe entzogen, ſeine Armee hat die Saar, die Meurthe-Moſellinie preisgegeben, Luneville hat artig einen Nippes, ſeinen vergoldeten Stadtſchlüſſel, dem Kronprinzen eingeſandt, es iſt ſogar zweifelhaft, ob ſich bei Chalons der Feind ſtellen kann, es iſt wahrſcheinlich, daß die Völkerſchlacht erſt in der Nähe von Paris geſchlagen wird. Wenn ſie geſchlagen wird! Denn es liegt im Intereſſe des Kaiſers, Alles zu thun, um dieſe letzte Kataſtrophe von ſich abzuwenden, und wir merken, daß er jede diplomatiſche Kunſt aufbietet. Oeſtreich und Italien in bewaffneter „Neutralität" alliirt, der König von Italien dem Kaiſer durch Vertrag zur Heeresfolge verpflichtet, das gibt eine Kette geheimer und halber Bündniſſe, bei denen der Kaiſer die Abſicht hat, dem Cabinet von Wien genau dieſelbe Interpoſitionsrolle gegen Preußen zuzutheilen, welche er ſelbſt im Jahr 1866 ſich erſonnen hatte. Eitele Hoffnung! Es wird der wuchtigen Fauſt des deutſchen Volksheeres gelingen, dieſes diplomatiſche Drahtgeflecht zu zerſchlagen, dies und den kaiſerlichen Thron dazu.

Unterdeß ſchwindet dem Kaiſer ſeine Armee dahin. Es ſcheint dem zweiten Kaiſerreich beſchieden zu ſein, an einer Reihe von Täuſchungen und Phraſen ebenſo unterzugehn, wie es durch Täuſchungen und Phraſen heraufgekommen iſt. Nur mit dem beträchtlichen Unterſchied, daß diesmal die Betrüger ſich ſelbſt betrogen. Denn auch die angegebene Stärke der franzöſiſchen Armee iſt eine Lüge. Die übelzugerichtete kaiſerliche Armee zählt höchſtens noch 300,000 Mann, wir ſtehen mit 450,000 Mann auf franzöſiſchem Boden, die Hälfte unſerer

Corps noch ganz friſch und unberührt durch feindliches Feuer, auch die andere Hälfte durch ruhmvolle Erfolge trotz ihrer Verluſte hoch gehoben. Es ſteht zu hoffen, daß das kaiſerliche Heer zerbröckelt ſein wird, und die Möglichkeit des Widerſtandes geſchwunden, bevor die deutſchen Krieger bis vor Paris marſchiren. Man macht ſich wohl jetzt nur noch in Paris Illuſionen über die Widerſtandsfähigkeit der Rieſenſtadt. Es iſt vielleicht nicht nöthig, die Stadt zu erobern, wir führen 100 Reiterregimenter mit uns, welche die Bannmeile von Paris nebſt Befeſtigungen wie mit einer Nebelwolke einzuſchließen vermögen und Paris von ſeinen Zufuhren abſperren werden.

Nach der Schlacht bei Wörth durchſchritt die Armee des Kronprinzen in 7 Colonnen die Thäler und Päſſe der Vogeſen, von den Schanzen und Forts, welche den Durchgang ſperren ſollten, leiſtete nur die verhältnißmäßig ſtärkſte Feſtung Pfalzburg mit etwa 1000 Mann Beſatzung erwähnenswerthen Widerſtand, ſie wurde von Truppen des 6. Corps eingeſchloſſen und erhält täglich ihr Quantum Schüſſe. Auf der Höhe des Gebirges lagerte am 11. und 12. Auguſt das Hauptquartier in Petersbach über breiter Hochebene, hinter ſich auf der linken Seite die Schanze Petitepierre, welche einſt Lützelſtein hieß, und unvertheidigt den Deutſchen überlaſſen wurde, vor den Augen des Beſchauers die ſanftgeſchwungenen Linien der Berge, welche in die Ebene Frankreichs abfallen. Gerade gegenüber auf den Bergen erhob ſich zuweilen eine kleine weiße Rauchwolke wie Waſſerdampf, der um die Höhen ſchwebt, und der dumpfe Ton eines fernen Kanonenſchuſſes beſtätigte, daß dort Pfalzburg liegt und mit den Geſchützen der Schleſier blutige Grüße wechſelte. Aber unmittelbar vor dem Beſchauer ſchwang ſich in ſanfter Neigung eine grüne Wieſenfläche, abwärts eingefaßt von einem Waldesſtreif, Kühe weideten darauf, und nach einem Regentage warf die Abendſonne ihr goldenes Licht über Halm und Blatt und über die blauen Höhen der Berglandſchaft. Zwar längs der guten Bergſtraße raſſelten Geſchütze und Proviantcolonnen, wer aber dem Kriegstreiben darauf den Rücken kehrte, konnte träumen, daß der Menſch ſo ſicher im ſonnigen Frieden ausruhe wie die Natur, welche ihn umgab.

Allen Deutſchen, welche damals im Kriegskleid um ihren Führer lagerten, haftete eine Reihe von Eindrücken feſt im Sinn, die in den letzten Marſchtagen gekommen waren, und ſie verhandelten darüber in lebendigem Austauſch der Gedanken. Sie waren hier auf der Grenze deutſcher Sprache und Sitte. Sie waren bis hierher durch ein deutſches Land gezogen, ſo urdeutſch in Sprache und Lebensgewohnheiten der Landleute, wie Schwaben oder Baiern, hier deutſche Dorfhäuſer, deutſche Wirthſchaften, deutſch die Flachshaare und großen blauen Augen der Kinder, das Spinnrad, das Ehebett, das treuherzige, innige Weſen der Leute, wenn ſie erſt den Fremden ihr Herz öffneten. Das war der Elſaß, ein verlorenes Gebiet, einſt weitgefeierte kräftige Landſchaft des deutſchen Reiches, in jedem Jahrhundert unſerer Geſchichte werthvolle Heimat deutſcher Cultur, die Heimat rühmlicher Minneſänger, das Hausgebiet des erſten Habsburgers, die Stätte kräftigen deutſchen Bürgerſinns und kluger Erfindungen, das Vaterland hochgebildeter Reformatoren und Humaniſten, beim Beginn des dreißigjährigen Krieges das Heimatland der höchſten und freieſten deutſchen Bildung jener Zeit. Und ſeitdem verkommen, verloren, mit franzöſiſchen Geſetzen und fremdem Firniß überdeckt, in den Städten zur Hälfte franzöſiſch, aber auf dem Lande, in den Bergen noch immer ein deutſcher Volksſtamm, der zäh an der Sprache und dem Lebensbrauch der Väter feſthält, ein Weſen ſtill, wie im Halbſchlaf, in Vielem alterthümlich und naiv abſeit der Zeitbildung wie kaum ein anderer deutſcher Stamm. Seit ſechs Menſchenaltern erfuhren die Landleute jetzt bei dem Einmarſch der Deutſchen zum erſtenmal, daß ſie nicht zu Frankreich gehörten, ſondern zu Deutſchland, und man merkte ihnen an, wie ſehr ſie über die Entdeckung ſtaunten. Faſt in jeder Wohnſtube proteſtantiſcher Dörfer hing an der beſten Wandſtelle das Bild Luthers, daneben oft Käthe Bora. Als der einquartierte Gaſt ſeinem Wirth vor dieſem Bilde ſagte: ich wohne nahe dem Ort, wo Doctor Luther geboren iſt, da ſah der Elſaſſer wie betroffen drein und rief darauf fröhlich: „dann ſind wir ja Landsleute.“ —

Wir Deutſche hatten im Heereszuge den Elſaß betreten mit den klugen Gedanken, welche unſere politiſche Lage nahe legte. Wir beſitzen unſicheres Grenzgebiet zur Genüge: Nordſchleswiger, Polen, wie kann wünſchenswerth ſein, den ſtillen Streit mit einer dritten Nationalität aufzunehmen, der anſpruchsvollſten und verhältnißmäßig ſtärkſten von allen? Solcher Erwerb wäre uns keine Stärkung, dem Gegner keine ſolche Schwächung, daß ſie ihn unſchädlicher machte, es wäre Erwerb eines in Confeſſion und Sprache in ſich zwieſpältig getheilten Landes, der Erwerb würde wieder ganz Europa mit Geſchrei über unſere Ländergier erfüllen, er würde wahrſcheinlich ein ruhiges Einvernehmen mit Frankreich auf lange Jahre unmöglich machen, vielleicht einen neuen erbitterten Krieg um Wiedergewinn hervorrufen. Und wer ſoll das Land erhalten? Ein kleiner Staat würde die Schwierigkeiten der Aſſimilation weit größer finden, als ein großer, und im Beſitz Preußens würde dieſe Vergrößerung doppelte Aufregung und Neid hervorrufen.

Auch der Rath, das Land Elſaß nebſt dem deutſchen Saargebiet als eigenen kleinen Staat durch eine Neutralität, welche Europa garantirt, zu ſchützen und ſolchen Staat als eine Scheide zwiſchen uns und Frankreich aufzurichten, muß ſich als ſchwer ausführbar erweiſen. Eine eigene neue Dynaſtie einführen, die gar keine Wurzeln im Lande hat, wäre dem Lande, Europa und vor allem uns kein Gewinn. Das Land kann für den Verluſt ſeiner Beziehungen zu Paris nur entſchädigt werden durch die Verbindung mit einem großen Staatskörper, auch ſeine deutſche Nationalität kann nur dadurch auf die Dauer geſichert werden. Von Frankreich losgeriſſen und an Deutſchland nicht feſtgeſchloſſen, würde es ohnmächtig dahinſiechen, in Sprache, Sitte, Induſtrie wahrſcheinlich das Schickſal Luxemburgs theilen. Ferner als Kanton der Schweiz, — was in mancher Hinſicht das beſte Erreichbare wäre, — iſt der Elſaß deshalb unmöglich, weil die Schweiz ſich entſchieden weigern wird, denſelben aufzunehmen. Als Zutheil von Belgien würde er franzöſirt. Endlich haben wir durchaus nicht den Wunſch, durch neutraliſirtes Gebiet von Frankreich völlig geſchieden zu werden. Solche Trennung wäre für uns unter Umſtänden ein großes Unglück. Sie würde nicht hindern, daß Frankreich, welches außerdem noch auf lange die größere Flottenkraft beſitzen wird, uns in jeder Weiſe diplomatiſch beläſtigte oder offenbar bekriegte, aber dieſes neutrale Gebiet würde uns ganz verhindern, von unſerem Recht des Stärkern Gebrauch zu machen und die Strafe für begangene Frevel an den Franzoſen zu vollziehen. Man bedenke nur: fortan haben nicht wir einen Grenzwall zu begehren, ſondern die Franzoſen.

Aber alle dieſe und ähnliche Gründe, welche gegen die Annexion des Elſaß ſprechen, ſchwinden dahin und werden nichtig vor dem großen Gedanken: ſie ſind von unſerem Stamm und Blut und ſie gehören zu uns. Wie Brüder und Familiengenoſſen, die wir lange als Verlorene betrauert, finden wir ſie wieder, und beide erkennen wir unſere Blutsverwandtſchaft an gewiſſen geheimen Zeichen, die der Franzos nicht zu deuten weiß, auch wenn er ſie einmal vernimmt. Nicht nur der Verſtand, auch Gemüth und Leidenſchaft haben hier mitzuthun, dieſelben Gewalten, welche den Krieg gegen den Kaiſer zu einem Volkskrieg faſt des geſammten Deutſchlands gemacht haben. Was wir mit dem Schwert erwarben, werden wir mit dem Herzen behaupten, im Nothfall nochmals im Kampfe ſichern. Dieſe Auffaſſung, die bei den Süddeutſchen jetzt am heißeſten verfochten wird, vielleicht weil ſie die Gefahren weniger deutlich erkennen, bringt jetzt immer mehr in die Seelen auch der Norddeutſchen. Sie iſt auch in dem deutſchen Heer, welches ſiegreich den Elſaß durchzog, die herrſchende geworden und in jenen Tagen der Raſt auf der Höhe der Vogeſen wurden viele Bedenken erhoben und widerlegt und viele Möglichkeiten vorſichtig erwogen und berechnet, aber aus allen fröhlichen Beuteplänen, wie ſie der ſiegbewußte Soldat am ſonnigen Abend in der Quartierruhe zu machen pflegt, klang beim General und Gemeinen, im Stabe und in den Compagnien die entſchloſſene Forderung: den Elſaß müſſen wir behalten!

4. Vor Sedan. Dichter Waſſerdampf liegt am frühen Morgen über der Landſchaft, der Anmarſch des Heeres gleicht einem unabſehbaren Geiſterzuge. In dem wogenden Nebelmeere ſchimmern die Brände der verlaſſenen Lagerfeuer, hier und da werden ein Pferdehaupt, die ſchwankenden Umriſſe einer Menſchengeſtalt ſichtbar, dazwiſchen ragt ein Baum, ein Hausdach, ein Kirchthurm als dunklerer Schatten. Ueberall tönt um den Fahrenden das dumpfe Geräuſch der marſchirenden Colonnen, aber der Weg und die Fuhrwerke darauf ſind wenige Pferdelängen entfernt unſichtbar. In der umſchließenden Wolkenmaſſe tönt aus der Ferne ein Dröhnen, nicht wie Geſchützdonner, ſondern wie Geräuſch unzähliger, ſtürzender Bäume, und man meint das Getöſe vom Boden her zu vernehmen. Durch eine Dorfſtraße marſchirt Infanterie, es ſind Landsleute aus der Heimat, aber ſeltſam, auch ſie ſcheinen geiſterhaft verwandelt. Schweigend ziehen ſie dahin, der Tritt iſt feſt, aber die Geſichter bleich, um die tiefliegenden Augen zuckt die Erregung, einer Anrede folgt höfliche aber kurze Antwort, ſie alle ſchreiten wie unter dem Zauber finſterer Mächte. Das iſt das Ausſehn tapferer Männer vor der Schlacht, und ihre Gedanken flattern in der Erwartung des Todes um die Bilder, die ſie in ihrem Herzen aus der Heimat mitbringen.

Auf der Höhe von Donchery, welche gegen die Maas abfällt, ſchaut man den Himmel im röthlichen Wolkendunſt, der Nebel wirbelt und ſinkt unter den Strahlen der aufgehenden Sonne, die Dächer von Sedan und Donchery werden ſichtbar, der gewundene Lauf des Fluſſes, Dörfer und Villen einer anmuthigen Hügellandſchaft, und hinter dem Fluß die dämmrigen Umriſſe des Bergplateaus, welches vom Feinde beſetzt iſt. Zur linken Seite ziehen, gleich rieſigen ſchwarzen Schlangen, die Colonnen des 5. und 11. Armeecorps, welche die Stellung des Feindes umfaſſen ſollen. Von der rechten Seite brüllt der Geſchützdonner, und über den langgeſtreckten Hügelreihen fließen die Pulverwolken mit den Nebelſtreifen zu weißlichem, ſchwerem Gewölk zuſammen. Bald ſtrahlt der Himmel in goldigem Blau, die kleinen weißen Wölkchen der Granaten ſteigen unter ihm auf und verſchwinden. Das Tageslicht beleuchtet ſchärfer die Formen der Landſchaft, überall glänzt die Erde im fröhlichen Schmuck einer alten Cultur, aber heut arbeitet darauf geſchäftig die Zerſtörung und das Verderben.

Auf der Höhe von Donchery ſind einige Stühle für die Führer des Heeres geſtellt, und um ſie ſtehen und lagern am Felsrande die Offiziere des Hauptquartiers. Alle Augen ſind angeſtrengt nach rechts gerichtet, wo hinter blauen Höhenzügen die fortſchreitenden Dampfwolken die Erfolge der Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachſen anzeigen, bald nach links, wo die Colonnen des 5. und 11. Armeecorps weiterziehen, den Ring um die Aufſtellung der Feinde zu ſchließen. Stunde auf Stunde verrinnt. Zwiſchen dem Geſchützdonner klingelt immer wieder das friedliche Glockenſpiel von dem Thurme zu Donchery in das Toſen auf dem Felde, es ſpielt die altfränkiſchen Weiſen wie vor hundert Jahren, heut aber erſchüttert der heitere Klang. Als die Glöckchen die zehnte Tagesſtunde verkünden, bringt ein Adjutant des erſten bairiſchen Corps die Nachricht von dem furchtbaren Blutvergießen in Bazeilles, daß der Ort genommen, aber die Kraft des erſten Corps für dieſen Tag verbraucht ſei. Als die Glocken zum

Mittagsgebet mahnen, klimmt ein Reiter die ſteile Anhöhe herauf, eine ritterliche Geſtalt, mit der Spannung im Antlitz und der Glut des Auges, welche die Schlacht verleiht. Die Stirn blutet von einer Wunde, er ſchwingt ſich von dem ſchaumbedeckten Pferde und meldet, daß die Verbindung der beiden deutſchen Heere hinter dem Rücken der Franzoſen vollendet ſei, die feindliche Armee eingehegt wie das Wild bei der Jagd.

Lange hat die Seele das Bangen der Erwartung und das Grauſen der Schlacht durchgekämpft, aber das menſchliche Gemüth vermag nur ein gewiſſes Maß der ſtärkſten Eindrücke zu verarbeiten. Auf die Erregung folgt eine ſtarre und harte Ruhe, die nicht dazu angethan iſt, der Phantaſie freies Spiel zu laſſen, die Sinne und Gedanken ſtehen gehorſam und ſicher unter der Einwirkung der Wirklichkeit, und man verfolgt die Fortſchritte des Kampfes mit einer Gemüthsruhe wie in friedlichen Tagen. Auf der Höhe fühlt Jedermann die Glut der heißen Tagesſonne, in die Seelen kommt ein Mißbehagen mit dem eigenen ſtillen Beharren, man erſehnt ungeduldig neue Ereigniſſe, irgend eine Betheiligung am Kampfe; hat man Freiheit der Bewegungen, ſo ſucht man die Stelle zu verändern. Dort in der Ferne, an dem Abfall des hohen Plateaus, auf welchem die Franzoſen dem deutſchen Drang widerſtehen, wird eine ungewöhnliche Bewegung erkennbar, die Baiern des Hauptquartiers haben ein großes Fernrohr aufgeſtellt, durch die Gläſer ſieht man den verzweifelten Anſturm franzöſiſcher Reitermaſſen gegen die Compagnien des 11. Corps. Wieder ergreift die Aufregung alle Anweſenden, die Rückſicht auf die nahen Feldherren vermag laute Rufe nicht zu unterdrücken. Auch dem Feinde folgt warmes Mitgefühl, denn im nächſten Augenblick iſt der Schwall verrauſcht und die Stätte des Kampfes mit weißen Flecken wie überſät, es ſind die getöteten Schimmel der franzöſiſchen Reiterbrigade.

Es iſt Nachmittag, das Ohr hat ſich an das Knattern und Dröhnen gewöhnt, eine Abſpannung wird fühlbar, man empfängt mit merkwürdiger Ruhe eine Siegesnachricht nach der andern, man vernimmt, daß die Feſtung Sedan ſich ergeben will, eine weiße Fahne wird einen Augenblick ſichtbar, das Zeichen wird wieder abgeriſſen, im Vordergrunde jagen die Batterien der Würtemberger und der Baiern. Noch einmal brüllt der Donner der Schlacht lauter als je zuvor, und die weißen Wölkchen der Zerſtörung ſchweben über den Häuſern der Feſtung, mit Befriedigung ſieht man auf die unermeßliche Rauchſäule, welche wie aus einem feuerſpeienden Berge aus der Mitte von Sedan zum Himmel ſteigt. Jetzt wird das weiße Tuch wieder ſichtbar, der Geſchützdonner verſtummt und ein wilder Freudenruf erſchallt aus der Tiefe und von den Höhen. Und wenn endlich der Augenblick kommt, der dieſer Schlacht einen ſo perſönlichen und dramatiſchen Schluß gibt wie ihn wenig andere haben, wenn General Reille vor die Augen des oberſten Kriegsherrn tritt und die Ergebung des Kaiſers Napoleon überbringt, da wird der Zuſchauer allerdings von dem Gedanken ergriffen, daß er das Größte erlebt hat, was dem Menſchen zu ſchauen und durchzufühlen vergönnt iſt. Aber über der ſtolzen Befriedigung ſchwebt vielleicht ſchon die Sorge, daß dieſe Ergebung nicht das Ende des Kampfes, ſondern der Anfang eines neuen Krieges ſei.

(Grenzboten 1870, Nr. 39.)

5. **Am 2. September.** Wir wiſſen nicht, wie ſich dem Urtheil der deutſchen Armeeleitung die militäriſche Situation beim Beginn des Feldzugs darſtellte, am 3. Auguſt, wo die Armee des Kronprinzen die Grenze überſchritt. Aber wir wagen die Vermuthung, daß man ſchön an dieſem Tage das franzöſiſche Heer als beſiegt betrachtete und die Grundzüge des großen Feldzugs, die Straßen unſeres Vormarſches und die Landſchaften der Schlachtfelder — bis auf eines — deutlich vor Augen ſah. Denn zum Größten in den militäriſchen Gedanken

unſerer Feldherren gehört, daß dieſe Gedanken durchaus einfach und ohne feine Liſten und Subtilitäten ſind. Bei uns verſteht man die Maſſen ſo zu disponiren, daß ſie in freier Bewegung, im Unterhalt und Marſch einander nicht hindern, und doch am rechten Tage und zur rechten Stunde auf dem Schlachtfeld ſich zu gemeinſamer Arbeit vereinigen. Dafür iſt freilich nöthig, nächſt dem Blick und der richtigen Schätzung jeder Leiſtungsfähigkeit durch die Führer, die ſpartaniſche Zucht und das unübertreffliche Pflichtgefühl unſerer Truppen, welche ſich auch außerhalb der Schlacht tötlicher Anſtrengung nie verſagen.

Die Franzoſen ſtanden bei Beginn des Kriegs mit dem größten Theil ihres Heeres eng maſſirt gegenüber Saarbrücken, viel zu dicht gedrängt, um ſich leicht auseinanderwickeln und bewegen zu können, die Armee Mac Mahons einige Märſche davon ſüdwärts, beſchäftigt, den Zuzug aus Rom und dem Mittelmeer aufzunehmen. Die urſprüngliche Abſicht war wohl, das ganze Heer im Vormarſch auf deutſchem Boden zu vereinigen. Aber das Vertrauen des Kaiſers war ſchon vor Beginn des Feldzugs erſchüttert, die Theilnahme der ſüddeutſchen Staaten am Kampfe gegen ihn war ihm unerwartet gekommen. Er war bei dem Mangel an Erfahrungen im großen Kriege mit den Rüſtungen ohnedies nicht ſo ſchnell fertig geworden, als er gemeint, jetzt raffte er beſorgt aus Afrika, Rom und den ſüdlichen Garniſonen alles Verfügbare zuſammen, um ſeinem zuverläſſigſten Feldherrn eine größere Macht zu ſammeln. Der deutſchen Armee des Kronprinzen wurde die Aufgabe, die Vereinigung der beiden franzöſiſchen Armeen zu hindern, die Armee Mac Mahons zu ſchlagen, von dem Kaiſer abzudrängen und in die Vogeſen zurückzuwerfen. Dies geſchah in den Gefechten von Weißenburg und Wörth am 4. und 6. Auguſt. In Eilmärſchen zog die dritte Armee hinter dem geſchlagenen Heere vorwärts über die Vogeſen. Dies Eintreiben eines deutſchen Heeres in die Verbindungen der Franzoſen wurde geſichert durch das gleichzeitige Vorgehen der erſten und zweiten Armee gegen den Kaiſer ſelbſt, durch die Schlacht bei Spicheren und das Zurückdrücken der franzöſiſchen Hauptarmee auf Metz. Nach wenig Tagesmärſchen ſtand die geſammte deutſche Armee zwiſchen Napoleon und der Rückzugslinie Mac Mahons. Die getrennten Heertheile der franzöſiſchen Armee konnten fortan ihre Vereinigung nur mit großen Schwierigkeiten weit rückwärts bewirken, ſelbſt wenn der Gegner ihnen dazu Zeit ließ. Aber die große Aufgabe unſerer erſten und zweiten Armee wurde jetzt, dem Heer des Kaiſers den Rückmarſch unmöglich zu machen. In den drei großen Schlachttagen vor Metz am 14., 16., 18. wurde das durchgeſetzt.

Für Mac Mahon blieb, nachdem ſeine Vereinigung mit der andern Heerhälfte an der Meurthe und Moſel unmöglich geworden war, keine andere militäriſche Maßnahme als ſich auf Paris zurückzuziehen, dort die Dynaſtie Napoleons und die Vertheidigung der Hauptſtadt zu ſtützen. Unverhofft kam von unſeren Vortruppen nach Ligny die befremdende Kunde, daß Mac Mahon die Rückzugslinie auf Paris verlaſſen habe und nach Norden ausgewichen ſei. Da er in einer ſolchen Weiſe die Hauptſtadt einer überlegenen Macht preisgab und für ſein eigenes erſchüttertes Heer nur dort die Möglichkeit ſtarker Ergänzungen fand, ſo erſchien dieſer Abmarſch als ein großer Fehler und General Moltke wollte, wie verlautet, einige Stunden nicht daran glauben. Aber ein aufgefangener Brief aus der Umgebung Mac Mahons und eine Nachricht aus Paris ſelbſt beſtätigten den Marſch nach Norden, man erfuhr, daß der Marſchall die Vereinigung mit Bazaine für nöthig erachte „um die Dynaſtie zu retten“. Sogleich wurden mit Schnelligkeit die geſammten Dispoſitionen für den Vormarſch geändert, ein Theil der zweiten Armee, welche unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachſen geſtellt worden war (4. Corps, Garde, 12. Corps), ſollte den rechten Flügel der Angriffsarmee gegen Mac Mahon bilden, deren linken der Kronprinz von Preußen

(5., 6., 11. Corps, 1. und 2. Corps Baiern, Würtemberger) führte, während die Oberleitung König Wilhelm ſelbſt übernommen hatte. Durch die veränderten Dispoſitionen hatte Mac Mahon einen Vorſprung erhalten und es ging jetzt wie im Sturm hinter ihm her. Den Truppen mußte faſt Uebermenſchliches zugemuthet werden, ungenügende Verbindungen und mangelhafte Verpflegung, Bivouaks in aufgeweichtem Boden, Gewaltmärſche von täglich 4, 5, 6 Meilen. Es war eine wilde Jagd. Aber es gelang den weichenden Feind zu erreichen. Am 29. ſtieß die Armee des Kronprinzen von Sachſen auf das franzöſiſche Heer.

Am 30. Auguſt früh hatte Mac Mahon eine ſehr feſte Stellung auf den Höhen des Ardenner Waldes von Stonne bis über Louçon beſetzt. Das deutſche Heer hoffte auf eine Schlacht. Aber Mac Mahon gab nach ſcharfem Gefecht und großen Verluſten ſeine Poſition auf, um ſich einige Meilen weiter nordwärts hinter der Maas und der Feſtung Sedan feſtzuſetzen. Hier war er ſo nahe an die belgiſche Grenze gedrängt, daß ihm ein weiterer Rückzug nach Norden unmöglich wurde. Am 31. ſahen die Offiziere unſeres Generalſtabes deutlich die Lager einer großen Armee hinter Sedan. Der dichte Nebel, welcher im Morgengrauen des 1. September über dem Boden lag, deckte günſtig den Vormarſch unſeres Heeres. Die Garde und die Sachſen auf dem rechten Flügel, im Centrum die Baiern, ihnen zunächſt auf dem linken Flügel das 11. Corps, weiter links das 5. Corps. Dem rechten Flügel folgte als Reſerve das 4., auf dem linken ſtanden die Würtemberger als Unterſtützung; das 6. Corps, weit nach Weſten vorgeſchoben, hatte die Beſtimmung, den Durchbruch des Feindes auf Paris zu hindern. Die Baiern begannen den Angriff, neben ihnen die Sachſen und die Garde. Sie drangen unter hartem Kampfe rechts von Sedan in der Hügellandſchaft und im Dorfgefecht langſam vor. Unterdeß zog durch den dichten Nebel das 11., und in weiterem Bogen das 5. Corps über die Maas gegen die rechte Flanke und in den Rücken des Feindes. Um 10 Uhr griff das 11. Corps, kurz darauf das 5. in den Kampf ein, gegen Mittag war die franzöſiſche Stellung nordwärts umgangen, das 5. Corps trat mit der Garde und den Sachſen im Rücken der franzöſiſchen Aufſtellung in Verbindung. Dadurch wurde die Hauptmacht der Franzoſen von der belgiſchen Grenze abgeſchnitten und es begann ein Keſſeltreiben des eingehegten Wildes nach der Feſtung Sedan und der Maas zu. Die Franzoſen machten verzweifelte Anſtrengungen, von ihrer Hauptſtellung hinter Sedan aus die Ringe zu durchbrechen, welche um ſie gezogen waren; auch als ihre Infanterie, erſchüttert durch frühere Niederlagen, Gewaltmärſche, ſchlechte Verpflegung und die großen Verluſte der Schlacht, in hellen Haufen aus der Hauptſtellung auf die Feſtung zu wich, rangen noch die franzöſiſche Cavallerie und die Batterien mit Todesverachtung darum, dem Heere einen Durchweg zu öffnen. Alles war vergeblich. Enger und enger zog ſich der umſchließende Halbkreis, von beiden Seiten und aus dem Rücken donnerten unſere Geſchütze, trieben unſere Bataillone den Feind zuſammen. Nach 2 Uhr wurde die Flucht der Franzoſen unter den Schutz der Kanonen von Sedan allgemein. Gegen 4 Uhr ſtand das franzöſiſche Heer, das 25,000 Mann Gefangene, wenigſtens ebenſoviel Verwundete und Tote verloren hatte, und von dem einzelne Splitter, im Ganzen über 10,000 Mann, nach Belgien oder nach Paris zu entkommen ſuchten, hinter Sedan und in der Feſtung ſelbſt zuſammengedrängt, immer noch gegen 85,000 Mann ſtark, ein wildes unglaubliches Gewühl und Gedränge von Roſſen, Geſchützen, Wagen, Menſchen. Die Feſtung hätte auch unter geordneten Verhältniſſen keinen Widerſtand leiſten können, jetzt in dem Chaos eines zerſchlagenen Heeres brachte ein kurzes Bewerfen derſelben durch bairiſche und würtembergiſche Geſchoſſe eine Verwirrung und Auflöſung, welche keine andere Wahl ließ als Uebergabe.

(Grenzboten 1870, Nr. 39.)

6. **Nach Sedan.** Als König Wilhelm am Abend des 1. September auf der Säbeltaſche eines Huſarenlieutenants jenen kurzen Brief an den Kaiſer Napoleon ſchrieb, in welchem er den angebotenen Degen deſſelben und die Uebergabe des franzöſiſchen Heeres annahm, da merkten die Anweſenden, daß dieſes Schreiben des Königs wohl der eigenhändige Brief ſein mochte, welchen der franzöſiſche Miniſter wenige Wochen vorher ſo beleidigend von ihm gefordert hatte. Was zwiſchen jener Forderung und dieſem Briefe lag, eine ununterbrochene Folge von Siegen über das bewährteſte Kriegsheer der Welt, ein Triumph deutſcher Feldherrenkunſt, den die kühnſte Phantaſie ſich nicht größer und vollſtändiger denken kann, das war zugleich eine Vernichtung des zweiten Kaiſerreichs, eine Auflöſung des franzöſiſchen Staates in führerloſe Volksmaſſen geworden. Die Sieger ſelbſt ſtanden am Abend des großen Schlachtentages überraſcht und faſt befangen vor der Größe ihrer Erfolge. Der Kaiſer gefangen und von dem Volk, das ihn kurz vorher mit ungeheurer Majorität als ſeinen Herrn beſtätigt hatte, gleichgiltig aufgegeben und abgelegt wie ein abgenutztes Kleid, das halbe Heer mit ſeinem maſſenhaften Kriegsmaterial gefangen, die andere Hälfte in die Feſtung Metz gedrückt und dort feſt umſchloſſen, jede Kraft zu dauerndem Widerſtande zerſchlagen, und zugleich jede Autorität geſchwunden, mit welcher der Sieger zu verhandeln im Stande wäre. Aus den größten militäriſchen Erfolgen gingen für unſere Heeresleitung und Diplomatie ſeltſame, noch niemals dageweſene Aufgaben hervor. Deshalb war, als am 1. September die Sonne ſank, auch ein großer Abſchnitt in dem deutſchen Krieg gegen Frankreich eingetreten, der erſte militäriſche Theil, den General von Moltke disponirt hatte, ging zu Ende. In dem neuen Abſchnitte, der jetzt begann, wird neben neuen kriegeriſchen Aufgaben die Politik, welche Graf Bismarck leitet, die maßgebende Macht.

Kaiſer Napoleon hatte für das franzöſiſche Heer Alles gethan, was ein geſcheidter und erfinderiſcher Mann ſchaffen kann, der gerade nicht ſelbſt ein Feldherr iſt, durch ihn iſt jedenfalls unvergleichlich mehr geſchehen, als unter Bourbonen und Orleans. Seit dem Jahr 1866 iſt das Heer der Zahl nach faſt verdoppelt, gut geſchult, ſorglich gewöhnt, das Feuergefecht und die Bodenvortheile auszunutzen; da man das ſtürmiſche Draufgehn als nationale Tugend der Franzoſen zu betrachten gewöhnt war, hatte der Kaiſer ſich beſondere Mühe gegeben, der Infanterie auch die Dauer in der Defenſive zu feſtigen. Die Ausrüſtung der Soldaten war im Ganzen vortrefflich, in Manchem vielleicht beſſer als bei uns, z. B. Kleidung, Proviant, Lagereinrichtung, vor Allem das Gewehr. Durch ſeine Vorzüge glich es einigermaßen die Mängel aus, welche der Schützenkunſt des franzöſiſchen Infanteriſten anhängen. Auch die Cavallerie war neu organiſirt, mit guten Pferden verſehen und von echtem Reitermuth beſeelt. Nur in der Artillerie war es dem Reformer nicht ebenſo geglückt. Seine Lieblingserfindung, die Mitrailleuſe, iſt kein bequemes Feldgeſchütz, ſie übt verheerende Wirkung nur auf kurze Diſtanzen als Poſitionsgeſchütz, und die franzöſiſchen Granaten mit ihrem tempirten Zünder geben einen Schuß, welcher langſam abgegeben wird, ſich ſchwer auf jede Entfernung einrichtet und in der Wirkung unſicher iſt. Jedenfalls war die deutſche Artillerie, die preußiſche Granatkanone, der franzöſiſchen überlegen.

Aber der Kaiſer hatte in ſeinen Verbeſſerungen mit dem Uebelſtand zu kämpfen, daß Frankreich zu ſeiner Zeit glänzende militäriſche Erfolge ohne große Kriegführung gewonnen hatte. Es fehlte dem franzöſiſchen Generalſtab die ſichere Bildung und die Generäle, welche in der Schule von Algier groß gezogen waren, hatten im Kampf gegen Halbwilde nach einem alten Ausſpruch des Generals von Moltke den Krieg nur gerade gelernt, wie man ihn nicht führen darf. Dazu kamen als untilgbare Schäden für die franzöſiſche Heeresleitung die alten nationalen Leiden: Leichtſinn und Gewiſſenloſigkeit und maßloſe Selbſtüberſchätzung. Dicht neben der vortrefflichſten Sorgfalt lag die größte Unordnung. Die franzöſiſchen Offiziere hatten z. B. zwar eine Anzahl Karten von Deutſchland erhalten, aber ſogar im Generalſtab von Mac Mahon fehlten Karten von Frankreich, und nach der Capitulation von Sedan frugen franzöſiſche Offiziere bei deutſchen nach den Namen der Dörfer, bei denen ſie geſchlagen worden waren. Die Sorge um die Bewegungen des Feindes war bei den Franzoſen ſo übel geordnet, daß ſie in ihrem eigenen Lande in der ärgſten Unkenntniß von dem Stand unſerer Armeen waren. Der Angriff des 5. und 11. Corps in der Schlacht bei Sedan kam den Franzoſen ganz unerwartet, und am 2. September ſprach der Kaiſer bei der Zuſammenkunft mit dem Kronprinzen von Preußen gegen dieſen ſein Erſtaunen aus, daß auch die dritte Armee ſo ſchnell zum Kampf herangekommen ſei, er und Mac Mahon hätten geglaubt nur gegen den Prinzen Friedrich Karl zu fechten; ſeiner Begleitung erſchien es einigermaßen tröſtlich, nur der Macht des geſammten deutſchen Heeres unterlegen zu ſein, und der Kaiſer fuhr betroffen zurück, als der Kronprinz ihm antwortete, Prinz Friedrich Karl ſei mit ſeinem Heere weit von Sedan, er halte mit ſieben Armeecorps den Marſchall Bazaine in Metz eingeſchloſſen.

Dieſe Unbehilflichkeit in der höheren Führung wurde durch Uebelſtände der Organiſation vermehrt, die ebenfalls tiefliegende Schäden des franzöſiſchen Heeres ſind. Ueberall kam der Mangel eingewöhnter Ordnung und ſicheren Reglements zu Tage, in Verpflegung, Disciplin, Kommando.

Das waren weſentliche Mängel, aber es waren Unvollkommenheiten eines tapfern und kriegstüchtigen Heeres. Nicht darum rühmen wir das, weil es den Sieger ehrt, wenn der Beſiegte gelobt wird, ſondern weil in unſerem Heere ſelbſt eine recht lebhafte, loyale, warme Anerkennung der militäriſchen

Tugenden des franzöſiſchen Heeres zu finden iſt. Es war bei uns eine echt deutſche Theilnahme an der tapferen Küraſſierbrigade bei Wörth, welche auf Befehl Mac Mahon's in den ſicheren Tod ritt, und an den Brigaden bei Sedan, welche ſo lange gegen Geſchütze und Infanterie anſtürmten, bis Reiter und Roſſe in langen Reihen am Boden lagen.

Die Franzoſen ſind jetzt in der Laune, ihr ganzes militäriſches Unglück dem Kaiſer zuzuſchreiben. In Wahrheit hat Napoleon Frankreich ſo waffenſtark und widerſtandsfähig gemacht, als es ſeit 1812 niemals geweſen iſt, und was dem franzöſiſchen Heere uns gegenüber mangelt, das iſt im Grunde, was den Franzoſen unſerem Volksthum gegenüber überall abgeht: ſie ſind bei aller ſchönen Virtuoſität im Einzelnen die ſchwächere Raſſe, welche die uralten keltiſchen Unarten nicht loswerden kann.

Man wußte im Hauptquartier unſerer Armee vor Sedan nichts Sicheres über den Aufenthalt des Kaiſers. Nach der Verſicherung von Landleuten war er am 30. Auguſt auf dem Felsplateau von Stonne neben Mac Mahon geſehen werden, auch franzöſiſche Aerzte hatten erzählt, daß er beim Heere ſei. In der Schlacht ſelbſt hatte Mac Mahen den Oberbefehl ſchon am Morgen nach ernſter Verwundung an General Wimpffen abgeben müſſen, der erſt zwei Tage vorher aus Afrika gekommen war und keineswegs bei allen Generälen willigen Gehorſam fand, als er die Dispoſitionen ſeines Vorgängers zu ändern verſuchte. Der Kaiſer ſelbſt hatte von dem Beginn der kritiſchen Stunden, von 10 bis 2 Uhr, unter den Truppen im Granatfeuer gehalten, und es iſt keine Phraſe, wenn er an König Wilhelm ſchrieb, daß er dort den Tod erwartet habe. Nach 2 Uhr, als er die Schlacht verloren ſah, war er langſam nach Sedan zurückgeritten, dort traf er auf der Brücke mit dem Oberſt Stoffel zuſammen, der beim kommandirenden General als Adjutant fungirte. Während der Kaiſer mit dem Oberſten ſprach, zerriß eine Granate dicht neben ihm einige Pferde und beſpritzte ſein Pferd mit dem Blut. Er hielt noch einige Augenblicke ſtill, wie um einen anderen Todesgruß zu erwarten, und lenkte dann im Schritt nach dem Marktplatz der Stadt, die er als Gefangener verlaſſen ſollte. Für Napoleon war das Spiel verloren. Nur eine kleine Anzahl der Generäle bewahrte dem erwählten Kaiſer des Volkes perſönliche Treue und ritterliche Hingabe. Die Mehrzahl der Soldaten, demoraliſirt und meuteriſch, betrachtete ihn ohne Gruß und mit finſterem Blick. Da faßte er einen klugen Entſchluß, den einzigen, der ihm oder ſeiner Dynaſtie noch Ausſichten für irgend eine Zukunft übrig ließ. Er ſelbſt durfte die Feſtung und ſein Heer nicht dem Feinde überantworten, er legte alſo Sorge und Verantwortung für dieſe That auf die Seele des kommandirenden Generals und ſchrieb jenen Brief an König Wilhelm, worin er ihm ſeinen Degen zu Füßen legte, ohne die Uebergabe von Heer und Feſtung zu erwähnen.

Es war ein merkwürdiger Augenblick, als auf der Berghöhe vor Donchery General Reille anſprengte, dann zu Fuß mit entblößtem Haupt über das Ackerfeld auf den König zukam, der auf ſeinen Säbel geſtützt im Halbkreiſe ſeiner Generäle und Adjutanten den Franzoſen erwartete. Erſt da erhielt man volle Sicherheit, daß man den Kaiſer gegenüber habe — als er ſich zum Gefangenen anbot. In Wahrheit forderte der Brief die vorſichtigſte Behandlung. Der Kaiſer ohne ſein Heer war ein nicht anzunehmendes Geſchenk, zu ſeinem Heere war er noch ein Schlachtgewinn, der dem Kriege eine unabſehbare Menge neuer Schwierigkeiten ſchuf. Als der General Reille auf die Frage, ob der Kaiſer noch Herr ſeines Heeres ſei, mit franzöſiſcher Gewandtheit ſagte, „ebenſo wie des Königs Majeſtät Herr des deutſchen Heeres iſt“, da ſprach er nicht die Wahrheit. Die Antwort des Königs, im Augenblick mit ſeiner nächſten Umgebung berathen, betonte deshalb, daß die Uebergabe der Feſtung und der franzöſiſchen Armee ſelbſtverſtändliche Folge der kaiſerlichen Ergebung ſein müſſe. In dieſer Anſicht ließ man auch den Kaiſer bei Sedan unter den franzöſiſchen Truppen und traf Vorſichtsmaßregeln, um einem Ausbruch in der Nacht entgegenzutreten.

Als nun am andern frühen Morgen Graf Bismarck aus ſeinem Quartier in Donchery durch die Nachricht geweckt wurde, daß der Kaiſer außerhalb der Feſtung auf der Landſtraße weile, um König Wilhelm ſelbſt zu ſprechen, da war die Ueberraſchung bei dem Grafen ſicher keine angenehme. Er ſelbſt hat über ſeine Begegnung mit dem Kaiſer berichtet. Ebenſo ſind die folgenden Momente, die Zuſammenkunft des Kaiſers mit König Wilhelm und dem Kronprinzen durch die Zeitungen bekannt. Der König konnte den Kaiſer erſt ſprechen, als derſelbe noch einmal ſeinen Einfluß angewandt hatte, um die Schwierigkeiten zu beſeitigen, welche von den Generälen der Uebergabe entgegengeſtellt wurden. Auch der König war bewegt, als er nach viertelſtündiger Unterredung von Napoleon ſchied, welcher das Taſchentuch vor die thränengefüllten Augen hielt. Der König hatte zuletzt gefragt, ob der Kaiſer für den Ort ſeines künftigen Aufenthalts einen beſtimmten Wunſch habe, und als dieſer antwortete, daß ihm jeder Ort recht ſei, hatte der König Wilhelmshöhe genannt. Nach den Erfahrungen der letzten Nacht zu Sedan, in welcher die Soldaten vor den Fenſtern des Kaiſers grobe Schimpfworte gerufen hatten, ſprach dieſer den Wunſch aus, ſo ſchnell als möglich ſeinem Beſtimmungsort zugeführt zu werden und nicht mehr unter franzöſiſchem Dach zu übernachten; er wurde deshalb am 3. September früh mit ſeiner Generalität, dem Gefolge und Marſtall, geleitet von dem preußiſchen General Boyen, unter Bedeckung durch Graf Seckendorf bis über die belgiſche Grenze geführt. Er ſaß gefaßt in ruhiger Haltung in ſeinem Wagen; wer ihn hier zuerſt ſah, den überraſchte wahrſcheinlich das blonde Haar und der milde Ausdruck des ſeinen Geſichts, dem man einige Abſpannung anſehen konnte, nichts von der Verzweiflung, welche ein erfindungsreicher Berichterſtatter im Stil eines Räuberromanes ſchildert. Allein dem Kaiſer blieb auf dem kurzen Weg nach Belgien ein peinlicher Eindruck nicht erſpart: die Colonne ſeiner Wagen begegnete einem langen Transport franzöſiſcher Gefangener; es war nicht möglich auszuweichen und der Kaiſer mußte vor den Trümmern ſeines Heeres Spießruthen ſitzen. Die Mehrzahl der Offiziere trat ſalutirend an den kaiſerlichen Wagen, von den Soldaten grüßten wenige, die meiſten wandten ſich mit düſterer Miene ab, andere murmelten einen Fluch. Als man aber auf belgiſchem Boden ankam und die Schwierigkeiten des dortigen unbehilflichen Grenzdienſtes beſeitigt hatte, wurde der Kaiſer in Bouillon von der dichten Bevölkerung mit lautem Vive l'empereur! empfangen und der belgiſche Maire entſchuldigte dies gegen die Preußen damit, daß ſehr viel flüchtige Franzoſen in dem Haufen ſeien. Da die Wallonen ſeit alter Zeit gewohnt ſind, die abgelegten Moden der Pariſer zu bewundern, ſo darf ſolche Huldigung nicht befremden. Wir Deutſche aber fühlen uns doch verpflichtet auszuſprechen, daß der Kaiſer die beiſpiellos ſchnelle und beiſpiellos ruhmloſe Verflüchtigung ſeines Kaiſerthums perſönlich wenigſtens nicht ohne Haltung und Feſtigkeit durchgelebt hat.

Er iſt jetzt in Frankreich unmöglich. Die kalte Gleichgiltigkeit und der plötzliche Haß, mit welchem ihn die Franzoſen ſeit ſeinem Fall betrachten, gehört zu dem vielen Befremdlichen, welches einem Deutſchen franzöſiſches Weſen verleidet. Die ihn anklagen, ſind nicht allein die Schwätzer, welche die Journale in Paris mit ihren Phraſen füllen, und nicht allein die Intriganten feindſeliger Parteien, ſondern Alles iſt von ihm abgefallen: der Landmann, dem er neue Ackermaſchinen vor das Haus ſtellte, und durch Einführung neuer Culturen, durch Bau vortrefflicher Landſtraßen die Erträge verdoppelte, der Händler, dem er Canäle baute, einen unermeßlichen Waarenmarkt und die Induſtrie der Welt in großartiger Weiſe zugänglich machte, der Rentier, dem er die Geldſpeculation förderte, dem er in jeder größeren Provinzialſtadt ſtattliche Proſpecte anlegte, das Hotel de Ville in eleganten Formen erbauen und einrichten ließ, das Ortsmuſeum mit Bildern beſchenkte; der Fromme, dem er überall die alten Kirchen reſtauriren und neue aufführen ließ in ſtattlicher kaiſerlicher Gothik. Nirgend findet der Fremde, und wenn er hunderte Franzoſen fragt, einen Dank, Anerkennung, Theilnahme für den Kaiſer. Er iſt der geſammten Nation wie einſt den Israeliten ein Sündenbock, er iſt in die Wüſte geſtoßen, das Volk iſt gereinigt und beginnt mit leichtem Herzen ein neues Sündenconto. Das iſt eine furchtbare Lehre für perſönliches Regiment. Er hatte ſich den Franzoſen aufgedrängt, alles Gute, das er ihnen zu bringen ſuchte nach ſeinem und ihrem Verſtändniß, war ſeine ſelbſtverſtändliche Schuldigkeit, für das Unglück, das während ſeiner Herrſchaft über ſie kam, trägt er allein die Schuld. Uns Deutſchen aber ziemt in dieſer Zeit daran zu denken, daß der Kaiſer durch lange Jahre ſeiner Regierung zwar nicht beſſer geweſen iſt als ſeine ſieben bis acht Millionen Wähler, wohl aber viel klüger. Und daß das Unglück über ihn und Frankreich gekommen iſt erſt in der Zeit, wo er die innere Sicherheit und Selbſtändigkeit gegenüber den frevelhaften Gelüſten des franzöſiſchen Volkes verloren hatte, und gerade ſo ſehr Franzoſe geworden war wie die Anderen auch. Wir wiſſen freilich auch, daß dieſes allmähliche Selbſtbeſchränken ſeines Urtheils der vergeltende Fluch iſt, den das Schickſal übermenſchlicher Vermeſſenheit bereitet hat.

In unſerer Heimat iſt jetzt vor Allem die Empfindung obenauf, daß der Kaiſer ſchuld ſei an dieſem Kriege, an dem vergoſſenen Blut, an dem Tode unſerer Söhne und Brüder. Dies zornige Gefühl macht nicht geneigt, bedächtig den Grad der Schuld, welche den Kaiſer trifft, abzuwägen. In Wahrheit war es nicht der Kaiſer, der uns den Krieg gebracht hat, ſondern das Franzoſenthum, oder genauer geſagt, das Pariſerthum. Hätte ein Bourbon, ein Orleans, irgend ein

Präſident oder General von dieſer Stadt aus Frankreich regiert, ſie würden wahrſcheinlich noch ſchlimmer und ſchneller den galliſchen Neid gegen uns kund gegeben haben; der Kaiſer hat ſich Jahre lang gegen die Thorheit und die hohle Lüge von Paris geſträubt, bis ſie endlich auch ihm das Hirn betäubten.

Es iſt jetzt allerdings nicht Zeit, den gefangenen Mann anzuklagen oder zu entſchuldigen. Wenn aber unſere treuen Heſſen es als eine Beleidigung ihrer Heimat betrachten, daß der Geſchmähte gerade unter ſie geſetzt worden iſt, ſo möchten wir ſie aus patriotiſchen Gründen bitten, in ihrem Eifer nicht zu weit zu gehen. Wir haben uns dem Gefangenen gegenüber vor Allem durch die Rückſicht auf Vortheil und Wohl des Vaterlandes leiten zu laſſen, und es iſt keineswegs ſicher, wie ſich die franzöſiſche Nation in naher oder ferner Zukunft zu ſeinem Regimente ſtellt. Was jetzt in Frankreich ganz unmöglich wäre, kann in einer Zukunft wieder Volksgeſchrei werden, und für uns wäre eine Dynaſtie Napoleon, wenn ſie möglich würde, immer noch angenehmer als die der Orleans.

Wie ein ſchwarzer Schatten hing ſich ſeit dem Tage von Weißenburg an alle glorreichen Thaten unſeres Heeres der Gedanke, daß jeder unſerer Erfolge dazu beitrug, die einzige Macht zu verderben, mit der wir überhaupt Frieden ſchließen konnten, und daß es außer dem Gegner, den wir von ſeiner Höhe Stufe um Stufe hinabwarfen, keinerlei andere Perſon in Frankreich gab, mit der ein Friedensſchluß möglich war. Wer iſt zurückgeblieben? Die Advocaten der Linken, welche in den nächſten Tagen in Gefahr ſchweben mögen, von ihrem unzufriedenen Pöbelhaufen an die Laterne gehenkt zu werden, und die geiſtvollen Journaliſten, welche die öffentliche Meinung von Paris machen: der alte Geſchichtsſtiliſt Thiers, Emil Girardin, der den Schwarzwald mit Petroleum zu verbrennen gedenkt, oder andere keltiſche Phantaſten. Es iſt zur Zeit

Niemand in Frankreich vorhanden, der die Autorität hat, ein Friedensinſtrument zu unterzeichnen, das nur drei Tage unzerriſſen bliebe.

Aus der offiziöſen Preſſe von Berlin war zu erkennen, wie rathlos auch die höchſte irdiſche Klugheit vor dem politiſchen Nichts ſtand, das wir in Frankreich finden und offenbaren mußten. Die mannigfaltigſten Combinationen tauchten auf und jede leidet zur Zeit an unüberwindlichen Schwierigkeiten. Unſere nächſte Aufgabe aber ſtand nach den Tagen von Sedan klar vor Aller Augen. Mußten wir den Kaiſer gefangen nehmen, ſo müſſen wir auch ſeinen Gebieter, das lüderliche frevelhafte Paris, einfangen. Dem Geſchlecht gegenüber, welches dort die öffentliche Meinung macht, hilft weder Vernunft noch Edelmuth, nur der eiſerne Zwang und die blaſſe Furcht. Wenn die gewandte und ſcharfſinnige Kunſt unſeres auswärtigen Amtes gerade jetzt die Hoffnung auf eine Vereinbarung mit den interimiſtiſchen Führern der Pariſer öffentlichen Meinung nicht aufgibt, ſo darf man überzeugt ſein, daß auch jede Vorſicht angewendet werden wird, um die militäriſchen Erfolge nicht durch zu ſchnelles Vertrauen auf die Redlichkeit und den Verſtand bedrängter Pariſer auf das Spiel zu ſetzen. Wir fahren fort zu marſchiren, wenn wir auch hoffen, ſcharfes Fechten nicht mehr nöthig zu haben.

(Grenzboten 1870, Nr. 40.)

7. Die Regenten in Frankreich und die Friedensbedingungen. Das politiſche Urtheil und die politiſche Leidenſchaft werden der ungeheuren Mehrzahl der Franzoſen durch zwei unabläſſig wirkende Mächte gerichtet, durch die Journaliſten der Pariſer Preſſe und durch die katholiſchen Prieſter, Ordens- und Weltgeiſtliche, zwei Mächte, welche oft feindlich gegen einander arbeiten.

Wer im Heere durch Elſaß, Lothringen, Bar und die Champagne bis in die Nähe von Paris gezogen iſt, der hat

Gelegenheit gehabt, eine Anzahl Beobachtungen über dieſe Regenten Frankreichs zu machen. Die Beobachtungen ſind nur aus einem verhältnißmäßig kleinen Theile Frankreichs genommen, aber aus einigen der kräftigſten Landſchaften, ſie ſind nicht ſo reichlich und gründlich als wünſchenswerth wäre, aber ſie hatten den Vorzug, friſch und ſelbſterlebt in die Seele zu fallen.

Auffallend iſt vor allem der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit. Auch die Weltgeiſtlichen wandeln durch beſondere Tracht ausgezeichnet, der Klerus fällt an allen größeren Orten durch Zahl und Geſchäftigkeit auf, es ſind viele ſchöne große Männer darunter, welche die Locken unter der Tonſur mit koketter Eleganz tragen und aus großen vielſagenden Augen um ſich ſchauen, deren ſcharfer Blick ſehr verſchieden iſt von dem ſtumpfen Ausdruck, der einem Theil unſerer katholiſchen Geiſtlichkeit eigen iſt. Jene ſind gewandte Männer, denen man anſieht, daß ſie an Herrſchaft und Erfolge gewöhnt ſind und mit Selbſtgefühl Männern und Frauen zu gefallen wiſſen. Die Einwirkung, welche ſie auf die Laien ausüben durch Altar und Kirchenfeſt, Kanzel und Beichtſtuhl, durch die zahlreichen geiſtlichen Stiftungen, durch Lehranſtalten und durch Beſuche in den Häuſern, iſt in den Städten groß, auf dem Lande ſind ſie die herrſchende Autorität. Es wird auch dem Fremden klar, daß ſie eifrig Politik treiben, wenn ſie bei einem Haufen Blouſenmänner vorbeigehen und den Gruß mit vornehmer Freundlichkeit und einem ſchnellen Seitenblick auf den beobachtenden Fremdling erwidern, noch mehr, wenn ſie dem feindlichen Sieger gegenüber ſtehen, zuweilen kriechend, wortreich, mit prächtigen Tartuffe-Geſichtern, öfter trotzig und ungeberdig wie Ariſtokraten, die ſich aus unbeſtrittener Herrſchaft aufgeſtört fühlen. Oft wurden ſeit der Revolution die weltlichen Herrſcher entfernt, ſie ſind geblieben als die unabhängigen Vertrauten und Lehrer des Landvolks, und als die Vertreter einer herrſchluſtigen Kirche. Der Kaiſer hat, je länger er in Frankreich regierte, um ſo mehr die Macht dieſer ſelbſtſüchtigen Kaſte ſcheuen gelernt, und es war ganz in ſeiner Weiſe, daß er durch die Kaiſerin dieſen Theil der nichtoffiziellen Regierungsgewalt feſt an ſeine Dynaſtie zu feſſeln ſuchte. In der That ſind die Geiſtlichen in Frankreich die eifrigſten politiſchen Agitatoren geworden, durch ſie hat die kaiſerliche Regierung die Abſtimmungen der Gemeinden geleitet, durch ſie die Anſichten in das Volk gebracht, welche ihr gerade nützlich ſchienen. „Wir wußten ſchon lange vor dem Kriege, daß Etwas kommen würde", ſagte dem Schreiber dieſer Zeilen ein geſcheidter proteſtantiſcher Landmann im Elſaß, „denn die Pfaffen ſchwärmten herum wie die Bienen, ſie hielten überall Zuſammenkünfte und fuhren zu zwei und zwei durch die Dörfer. Und das war vor dem Krimkriege und vor dem italieniſchen Kriege, und damals als es nach Mexico gehen ſollte, gerade ebenſo." — Da noch immer ein nicht unbedeutender Bruchtheil des Landvolks und der Arbeiter in den Städten des Leſens und Schreibens unkundig iſt, ſtellt der Geiſtliche ihnen leicht alle irdiſche Weisheit dar. — Man darf annehmen, daß den Geiſtlichen in dieſen Tagen finſterer Schreckensnachrichten aus Frankreich und Rom keine neue Parole gegeben iſt. Zuverläſſig alſo findet die große Mehrzahl aus Neigung und Gewohnheit ihr Intereſſe noch am beſten durch den Bonapartismus gewahrt. Es iſt wahr, ſie ſind unſichere Verbündete des Kaiſers, ſie werden ihn auf der Stelle aufgeben, ſobald ihnen ein neuer Regent Frankreichs, etwa der König der Belgier oder ein Orleans, beſſere Bürgſchaften zu geben verſpricht, aber ſie ſind gegenwärtig immer noch ein Anhalt für die Dynaſtie Napoleon, welchen man durchaus nicht unterſchätzen darf. Und deshalb läßt ſich auch nicht vorausſagen, wie das Landvolk und die kleinen Bürger ſich zu dem Kaiſer ſtellen werden, wenn der erſte Schwall der Unglücksnachrichten vorübergerauſcht iſt. Eines aber wiſſen wir, daß franzöſiſche Pfaffen die grimmigſten Gegner der Deutſchen, die thätigſten Schürer zum Kriege ſind.

Ihnen iſt Deutſchland das Land der Ketzerei, der Krieg ein Kampf für den Glauben, ihnen hat die Aufregung, welche das Dogma von der Unfehlbarkeit in die katholiſche Welt brachte, die Anſicht gegeben, daß die Zeit gekommen ſei, die Laienwelt gegen das Ketzerthum in Waffen zu führen. Wo ſich jetzt auf dem Lande Banden zuſammenrotten, darf man mit größter Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß Geiſtliche die Verleiter und ſtillen Führer ſind. — Daneben aber iſt beachtungswerth, daß dieſe politiſchen Führer der Landſchaften in anderem Sinn einem wahren Intereſſe Frankreichs dienen. Unter ihnen beſteht Groll gegen das weltliche Treiben von Paris und gegen die politiſche Herrſchaft der ungläubigen Journaliſten. Sie fühlen auch ohne Zweifel mit wirklicher Theilnahme die Steuerlaſt und die Unfreiheit, zu welcher ihre treuen Gemeinden durch die Pariſer verurtheilt werden. „Sie können Frankreich keinen größeren Dienſt erweiſen, als wenn Sie das große Sündenneſt Paris niederbrennen“, ſagte ein alter Geiſtlicher von würdigem Weſen zu einem Offizier unſeres Hauptquartiers. „Unſere Leute arbeiten und ſteuern, damit dieſes Babel immer mächtiger wird, und uns ſeine Befehle zuſchickt, denen wir wie Sklaven gehorchen. Bei uns ſind die guten Leute, fleißige, rechtſchaffene Leute, dort die Schwindler, welche uns in das Unglück bringen.“ Dies heftige Wort drückt eine Anſicht aus, welche wenigſtens in Lothringen auch aus Laien hervorbrach. Die Lothringer ſind leidenſchaftlich franzöſiſch, aber ſie haben viel von dem alten Provinzialſtolz bewahrt, und ihnen fehlt durchaus nicht die Erkenntniß, wie ſehr ſie unter der Herrſchaft von Paris leiden. Nicht unmöglich, daß dieſer Krieg unter anderem Gewinn für Frankreich auch den größten bringt, das drückende Uebergewicht des Geiſtes von Paris zu mindern und den Theilen größere Selbſtändigkeit zu geben.

Ueber den Journalismus von Paris haben ſich unſere Landsleute ſeit den letzten Monaten zur Genüge geärgert und ergötzt. Dieſe Miſchung von Unwiſſenheit und Hochmuth iſt für uns Deutſche kaum verſtändlich. Bei uns bieten nur ſehr wenige ultramontane Klatſchblätter und verunglückte journaliſtiſche Verſuche der Welfenpartei etwas annähernd Aehnliches.

Aber noch auffallender als die Unkenntniß und Unwahrheit war in den Pariſer Zeitungen der Mangel an wahrem patriotiſchen Gefühl ſeit dem Einbruch des Unheils, zumal ſeit dem Tage von Sedan. Wir Deutſche ſuchten vergeblich hinter dem lauten Wortſchwall einen ehrlichen Ausdruck großen Schmerzes, männlicher Trauer, nicht eine ſtarke und reine Empfindung klang aus allen Nummern, die von den Vorpoſten eingeſandt wurden. Immer daſſelbe geſpreizte und kindiſche Gebahren. Selbſt „Siècle", das vor dem Kriege eine Zeit lang höheren Ton angeſchlagen hatte, ſuchte dieſen Frevel gegen die Eitelkeit eines bethörten Volkes dadurch zu ſühnen, daß es nicht weniger heftig ſchwätzte als die übrigen Blätter. Nur das „Journal des Débats" bewahrte wenigſtens ruhigere Haltung und bewies auch hier die Eigenſchaften, welche daſſelbe in Frankreich zu dem Blatt der anſtändigen Leute machen, kühle Reflexionen, gebildete Sprache und Mangel an Willen und an Einfluß auf die öffentliche Meinung. Die tief liegenden Schäden des franzöſiſchen Unterrichts und der franzöſiſchen Bildung ſind uns in dem Gebahren der Pariſer Preſſe plötzlich ſehr auffällig geworden, ſie ſind das Leiden der Franzoſen, welches eine Erhebung dieſes Volksthums hoffnungsarm macht. König Louis Philipp war durch die Journaliſten der Pariſer Preſſe entthront worden, Kaiſer Napoleon wurde unabläſſig der Verderbtheit und Tyrannei angeklagt, weil er durch Polizeiliſt und Gewalt dieſelbe Gefahr von ſich abwenden wollte. Die Klage war, was ſein Syſtem betrifft, wohlberechtigt. Als aber in dieſem Jahr der Zwang von der Preſſe genommen wurde, hat ſie ſich weit treuloſer, unwahrer und abenteuerlicher gezeigt, als das kaiſerliche Regiment in ſeinen ſchnödeſten Maßregeln geweſen iſt. Und auch die Entſchuldigung kommt ihr nicht zu Gute, daß ſie ſchlecht geworden iſt durch ſchlechte Behandlung und Verführung, denn ihr Unſinn iſt älter als das letzte Kaiſerreich.

Wir alle empfinden als ſittliche Nothwendigkeit in der Geſchichte, daß nicht wiederkehren darf, was in ſeiner Einſeitigkeit als Unrecht erwieſen und durch den großen Gang der Ereigniſſe widerlegt iſt. Aber die Geſchichte verläuft nicht nach den Geſetzen einer menſchlichen Tragödie. Auch der Jeſuitenorden galt einmal für völlig beſeitigt, unter der Laſt ſeiner Thaten begraben, und er war kurze Jahre darauf wieder da und lächelte verlockender als ehedem den Gläubigen zu. Jetzt ſträubt ſich unſere ganze Empfindung anzunehmen, daß Napoleon III und ſeine Dynaſtie in Frankreich noch einmal zur Herrſchaft kommen. Und ebenſo unmöglich dünkt daſſelbe den kriegsluſtigen Franzoſen. Wer aber die Gedanken der Pfaffen und die Nichtigkeit der Journaliſten in Frankreich beachtet, der wird vorſichtig in ſeiner Muthmaßung über die nächſten Scenen in dem großen Spektakelſtück der franzöſiſchen Geſchichte, und er wird für den kräftigſten Einwand gegen den Kaiſer nur halten, daß Napoleon III bereits zu bejahrt und müde iſt, um noch Vieles zu durchleben.

Das Syſtem Napoleons wurde nur deshalb ſo erfolgreich, weil es klug und in gewiſſem Sinne großartig gerade die Machtmittel und Wirkungen benutzte, welche in Frankreich einen Erfolg ſichern, mit anderen Worten, weil es gerade ſo viel Unwahrheit und falſchen Schein für ſich aufwandte, als die Pariſer ſonſt für ihre Zwecke aufzuwenden lieben. Der Kaiſer unterſchied ſich von andern Heuchlern und Phantaſten in der Preſſe und auf der Tribüne in Wahrheit nur dadurch, daß er mit geheimer Nichtachtung die Schwächen und Laſter des Pariſer Volks überſah und in nicht wenigen Fällen verſtand, dieſelben zugleich in eigenem Intereſſe, für große Culturzwecke zu verwerthen. Wir haben den Kaiſer, ſolange er regierte, niemals mit Vorliebe behandelt, haben die ungeheure Selbſtſucht ſeiner Herrſchaft ſtets vom Standpunkt deutſcher Sittlichkeit verurtheilt und behauptet, daß ein Angriff auf uns das Ende ſeiner Herrſchaft ſein werde; deshalb dürfen wir jetzt, wo er durch deutſche Waffen geſtürzt iſt, auch offen herausſagen, er hat durch zwanzig Jahre die Franzoſen beherrſcht, nicht nur, weil er ihnen Lüge und Schein gab im großen Stile und gerade in der Weiſe, wie ſie ihnen wohlthat und wie jede andere Regierung, die Louis Philipps, die der Republik nur ungeſchickter ihnen auch zu geben verſucht hat, ſondern er hat darum mit ihnen geſchaltet, weil er in Manchem klüger dachte als faſt ſämmtliche Stimmführer. Wäre er nur ein Abenteurer und Lügner geweſen, ſo hätten die Anderen ihn als ihres Gleichen bald heruntergebracht, aber er war durch eine Reihe von Jahren in Frankreich einer der ſehr wenigen Männer, welche in Wahrheit an ſich ſelbſt glaubten und ſich eine Sendung der göttlichen Vorſehung zuſchrieben. Und in dieſer Auffaſſung hat er einigemal gewagt, gegen die öffentliche Meinung und gegen die böſen Gelüſte ſeines Volkes unter eigenen Gefahren Gutes zu thun. Darum folgten die Schwachen ſeinem Stern, die Unzufriedenen erſchienen ſich lange groß, wenn ſie in den Fehlern ſeines tyranniſchen Regiments ihre eigenen Fehler und die des franzöſiſchen Nationalcharakters bekämpften.

Fürwahr, der Kaiſer wußte beſſer, als wir Fremden, wie unſicher ſeine Macht ſchwankte zwiſchen den lüderlichen Journaliſten von Paris und den Pfaffen, von denen die einen die Tagesſtimmungen der Leſer leiteten, die anderen das Gemüth der Hörer in ihrer Hand hielten. Die einen ſchrien laut, die andern drängten leiſe. Sein ganzes Syſtem der polizeilichen Bevormundung, ſeine Verfaſſungsänderungen ſind in der Hauptſache nichts als ein Kampf und unſichere Verträge mit den Schreiern von der Preſſe. Als er endlich aufgab, dieſe Gegner zu gewinnen, mußte er ſelbſtverſtändlich den Pfaffen größere Zugeſtändniſſe machen. Und wir halten die Meinung feſt, daß ſein letzter Krieg niemals entſtanden wäre, wenn nur die Schreier und nicht zugleich die Jeſuiten den Krieg gefordert hätten. Als der Kaiſer am 2. September auch dem Grafen Bismarck ausſprach, daß er den Krieg nicht gewollt, ſondern daß die öffentliche Meinung, beherrſcht durch eine maßloſe Preſſe, ſeine Regierung dazu gezwungen hätte, da behielt er für ſich, daß der ſtillere nicht weniger mächtige Zwang für ihn in den Mahnungen einer klericalen Kriegspartei gelegen hat. Er iſt jetzt geſchwunden, aber die beiden Mächte, welche ſein Handeln beeinflußt haben, ſind geblieben.

Und es iſt ein ſehr trauriger Gedanke, daß eine große Nation, welche reich iſt an Individuen von ſchön geformter Bildung und dem feinſten Ehrgefühl und ſehr reich an geſcheidten, genügſamen, häuslichen Arbeitern, gerade da, wo es die höchſten Intereſſen des Volkes gilt, unter der Herrſchaft zweier unfähigen Menſchenclaſſen ſteht, genußſüchtiger Journaliſten und fanatiſcher Prieſter.

Für die gebildete Welt iſt die Offenbarung des geiſtigen und ſittlichen Bankerottes in dem offiziellen Frankreich nicht minder bedeutſam als die tiefe politiſche Niederlage. Für uns Deutſche iſt nach Allem, was wir von Menſchen und Verhältniſſen kennen gelernt haben, der Glaube an eine dauerhafte Widerſtandsfähigkeit Frankreichs geſchwunden. Weder die Bevölkerung von Paris, welche jetzt ihre eigene heroiſche Erhebung genießt, wie früher die Spektakelſtücke ihrer Theater, noch die unmächtige Seitenregierung von Tours, noch die rothe Republik zu Lyon werden uns einen erfolgreichen Widerſtand entgegenſtellen. Und wir vermöchten im äußerſten Nothfall, wenn wir in Frankreich völlig aufzuräumen genöthigt wären, mit unſern ſiebzehn Armeecorps alle Provinzen des Landes zu beſetzen und zu beherrſchen. Das wäre vielleicht ein Glück für Frankreich, denn es könnte gründliches Brechen des unheimlichen Bannes werden, in welchem das tyranniſche Paris eine Nation von den reichſten Anlagen gefangen hält, es wäre aber in jedem Fall ein großes Unglück für uns. Und man darf überzeugt ſein, daß nirgend dieſes Unglück lebhafter gefühlt werden würde als im deutſchen Heer. Denn unſer Heer iſt nicht nur das waffentüchtigſte, ſondern auch das friedfertigſte. Wann kommen wir nach Haus? iſt die Lieblingsfrage, welche Offiziere und Soldaten ſtellen. Und wer dem erſchöpften Krieger auf dem Marſch, im Bivouak und nach der Schlacht das Antlitz glätten und die gute Laune zurückgeben will, der muß ihm von der lieben Heimat ſprechen, von Muttern und von dem frohen Wiederſehen ſeines Weibes und Kindes. Das Herz der Deutſchen iſt daheim, die ganze Sehnſucht iſt die Rückkehr, aber freilich, unſeren Feinden erwächſt daraus ſchlechter Troſt, denn unſere Soldaten ſchlagen um ſo grimmiger, weil ſie ſchnell aufräumen möchten. Darum aber wird das Heer ſich doch jeder Anſtrengung und jeder Aufgabe, welche ihm durch ſeine Führer noch geſtellt wird, mit demſelben Feuer und ohne Klage unterziehen, denn auch ſein Pflichtgefühl iſt echt deutſch. Was unſere Soldaten an die oberſte Führung bindet, das iſt nicht nur das Band des unbedingten militäriſchen Gehorſams, ſondern es iſt auch eine großartige Hingabe an die Perſonen der Feldherren; die uralte deutſche Gefolgetreue iſt bei uns im Heere ſo feurig, als ſie je in der Urzeit war. Einem ſchwerverwundeten Preußen wurde erzählt, daß der Kaiſer ſich bei Sedan ergeben habe, und dazu das ganze franzöſiſche Heer; als aber darauf gefragt wurde: „wenn nun aber König Wilhelm in ähnliche Lage gekommen wäre wie der Kaiſer?“ da richtete ſich der amputirte Musketier in ſeinem Lager auf und rief heftig: „Das iſt unmöglich. Dann wäre keiner von uns aus der Schlacht zurückgekommen.“

Durch die Beſprechung des Grafen Bismarck mit Herrn J. Favre, durch die beiden Rundſchreiben des Bundeskanzlers und die Lügen der proviſoriſchen Regierung zu Tours ſind die wichtigſten Forderungen, welche unſererſeits bei einem Friedensſchluß erhoben werden müſſen, bekannt geworden. Die erſte derſelben war die Grenzberichtigung im Süden zur beſſeren Sicherung Süddeutſchlands — alſo der deutſche Elſaß bis zur Höhe der Vogeſen und ein Theil von Lothringen. Längs den Vogeſen iſt die Linie in der Hauptſache nicht zweifelhaft, dagegen ſind weiter im Norden mehre Grenzlinien möglich, die für uns engſte, welche von Saarburg längs dem Saarcanal läuft bis weſtlich von Saargemünd und im Norden noch einige deutſche Diſtricte den Franzoſen überläßt, eine weiteſte, welche von Saarburg weiter in franzöſiſches Gebiet etwa bis Remilly ſich ausdehnt und Metz in den Erwerb einſchließt. Den Wiedergewinn des deutſchen Elſaß und des öſtlichen Saarlandes betrachtet man faſt überall in Deutſchland als nationale Forderung, der wir uns nicht entziehen dürfen. Wir wiſſen ſehr gut, daß wir damit für ein ganzes Menſchenalter eine große Culturaufgabe, vielleicht eine Gefahr auf uns nehmen. Aber wir wiſſen auch, daß wir durch dieſe Beſchwerden der deutſchen Nation einen geraubten Stamm zurückgeben und unſeren Enkeln einen wirklichen Zuwachs an nationaler Kraft. Nirgend iſt dies Gefühl lebendiger als im deutſchen Süden, und man würde den Gewinn, welchen der Krieg für unſere Einigung haben mag, geradezu preisgeben, wenn man dieſe gemüthliche Forderung des Volkes unbeachtet laſſen wollte. Auch das Intereſſe ſämmtlicher Regierungen fällt hier zuſammen, die ſüddeutſchen Staaten ſahen ſich als Grenznachbarn Frankreichs in unabläſſiger Unſicherheit und in einer immer wiederkehrenden Verſuchung undeutſche Politik zu treiben.

Die Schwierigkeit, den Elſaß und das Saarland in Deutſchland politiſch einzugliedern, iſt nicht gering. Es iſt unthunlich, die Elſäſſer in das Syſtem Eulenburg-Mühler und das Doppelſpiel des preußiſchen Landtags und Reichstags hineinzuzwängen, und für die Conſtituirung der Landſchaft als eines directen Reichslandes ſind ſehr ſchwer die Formen zu finden, in denen eine ſtraffe Verwaltung und das Eintragen preußiſcher Zucht in eine zum Theil abgeneigte Bevölkerung möglich wird. Indeß dieſe Formen können doch gefunden werden, und es wird eine werthvolle Aufgabe für geſcheidte Deutſche, jetzt darüber nachzudenken. Ein neutraliſirter Elſaß als ein beſonderer Staat wie Belgien iſt völlig unausführbar. Eine ſolche politiſche Mißgeburt könnte, ſelbſt wenn die Neutralität noch ſo gründlich unter den Schutz der Neutralen geſtellt würde, die Franzoſen nicht hindern durch Bündniſſe, zuletzt durch Verletzung der Neutralität ihre böswillige Geſinnung gegen uns zu bethätigen, ſie würden aber uns Deutſchen die letzte Pforte verſchließen, von welcher aus wir die Feindſeligkeiten Frankreichs zu beſtrafen vermögen.

Nicht ſo einmüthig freut ſich die deutſche Preſſe der Ausſicht, Metz, alſo auch die franzöſiſche Umgegend der großen Stadt und Feſtung in deutſchem Beſitz zu ſehen. Man fühlt deutlich die Verlegenheiten, welche eine fanatiſche franzöſiſch redende Bevölkerung uns bereiten würde. Auch der Umſtand wird ehrlich betont, daß wir auf franzöſiſch redendes Gebiet kein Coloniſtenrecht haben. Unſeren Feldherren dagegen erſcheint Metz als die bei weitem wichtigſte Stelle des ganzen zu hoffenden Erwerbes, denn Metz zwinge uns jetzt, immer hunderttauſend Mann mehr in Waffen zu halten, als die Franzoſen haben. Auch ein Raſiren der Feſtungswerke ſei kaum als Schutz gegen die militäriſche Bedeutung des Ortes zu betrachten, denn die Hauptſache ſei die unübertreffliche landſchaftliche Poſition, welche man doch nicht zerſtören könne, und welche ſelbſt bei ſchnell aufgeworfenen Erdwerken eine bedenkliche Widerſtandskraft erhalten würde. Allerdings wenn wir mit Frankreich allein zu thun haben ſollten, könne man ſich fortan dieſem Staat überlegen fühlen, aber bei dem nächſten Kampf würde Frankreich Bundesgenoſſen finden, welche dem Kern unſerer Hilfsquellen wenigſtens ebenſo nahe liegen als Frankreich. Doch es iſt gegenwärtig nicht an der Zeit, über Vortheile und Gefahren dieſes Erwerbes abzuurtheilen. Noch iſt Metz gar nicht in deutſchem Beſitz.

Die frohe Botſchaft von der Ergebung Straßburgs verdient wohl, daß die deutſchen Städte im Flaggenſchmuck die

Heimkehr ihrer verlorenen Schweſter begrüßen. Der Elſaß war bis dahin nicht durch uns erobert, er iſt es noch jetzt nicht ganz. Außer Schlettſtadt und Neubreiſach ſind auch die größeren offenen Städte noch nicht von unſeren Truppen und unſerer Verwaltung in Beſitz genommen. Wir dürfen hoffen, daß fortan die ganze Landſchaft unter ein preußiſches Corps geſtellt wird, und daß die badiſche Diviſion nach langem Belagerungsdienſt Gelegenheit erhält, auch im Felde ihre Kriegstüchtigkeit zu erweiſen.

Noch bei einer andern Forderung, die bereits zur Sprache kam, empfinden wir ein Mißbehagen, welches wir mit den ſehr verſtändigen Gründen der Heiſchenden nicht zu bewältigen vermögen. Es liegt nahe genug, als Entſchädigung für zugefügten Seeſchaden einen Theil der franzöſiſchen Kriegsflotte zu fordern. Dergleichen Forderung iſt einem beſiegten Feinde in früheren Jahrhunderten mehr als einmal aufgelegt worden, wir Deutſche ſind zur Zeit nicht im Stande, große Panzerſchiffe im Inlande zu bauen, wir vermögen bei den größten Geldmitteln vor 3 bis 5 Jahren nicht eine größere Anzahl der beſten Schiffe im Auslande gebaut zu erhalten, und wir würden bei ſolchem Bau für die nächſte Zeit wohl auf England allein angewieſen ſein. Das alles iſt unbeſtreitbar, und ebenſo einleuchtend iſt, daß es für uns gerade in den nächſten Jahren von beſonderer Bedeutung ſein kann, als eine Seemacht zweiten Ranges fertig gerüſtet dazuſtehen. Dennoch hat es für deutſche Empfindung etwas Unbehagliches, in ſolcher Weiſe durch Beſitz der Fremden reicher zu werden. Wir haben die Schiffe nicht als Schlachtenbeute gewonnen, wir betrachten die franzöſiſche Marine, was männliche Geſinnung und perſönliche Tüchtigkeit der Offiziere und Mannſchaften betrifft, als den ehrenhafteſten und beſten Theil der franzöſiſchen Kriegsmacht, und wir glauben uns in der Annahme nicht zu irren, daß auch unſere braven deutſchen Seeleute freudiger auf einem Schiff fahren werden, das mit unſerem Gelde gebaut iſt, als auf den Planken, die ihren unbeſiegten Gegnern durch große Niederlagen des franzöſiſchen Landheeres unter den Füßen weggezogen worden ſind.

Wir haben in den nächſten Wochen die Hoffnung, die militäriſchen Früchte der größten Operationen einzuernten, welche je in modernem Kriege gemacht worden ſind, die Ergebung Bazaine's, die Einnahme von Paris. Aber wir vermögen zur Zeit noch nicht zu erkennen, wie aus Dem, was wir in Frankreich zerſchlagen müſſen, eine Autorität herauswachſen wird, mit welcher ein Friedensſchluß möglich und rathſam iſt. Zuletzt werden wir doch den Verſuch machen müſſen, mit den Advocaten und Landſaſſen zu verhandeln, welche durch die beiden leitenden Mächte des hilfloſen Frankreichs, durch die franzöſiſchen Journaliſten und die katholiſchen Geiſtlichen den Wählern für eine Conſtituante empfohlen werden.

(Grenzboten 1870, Nr. 42.)

8. **Die Verpflegung des Heeres.** Im Anfang des Auguſt, als die dritte Armee zuerſt den franzöſiſchen Boden betrat, war für die Verpflegung des Heeres eine glückliche Zeit, an welche Intendantur und Regimentskommando jetzt zurückdenken, wie an die ſorgenfreien Tage ſchuldloſer Kindheit. Wohlbeſpannt und reglementmäßig ſtrebten die gefüllten Proviantcolonnen nebeneinander auf den breiten Chauſſeen vorwärts, jedem Regiment der Baiern folgte eine große Herde ſchöngehörnter prachtvoller Ochſen aus der Heimat, ſie trugen die langgerollten Mäntel der treibenden Soldaten um den Hals und wurden als wandelnder Familienſchatz von der Truppe mit liebevoller Achtung betrachtet. Die Torniſter und Taſchen der Preußen bargen manches gute Eßbare, die großen Feldflaſchen der Würtemberger hingen ſchwer an der Seite, ſogar die Cigarre war noch vielen Soldaten ein anmuthiger Beſtandtheil der Feldausrüſtung, und im ganzen Heere war die Zuverſicht obenauf, daß man in ein reiches dichtbevölkertes

Culturland zog, mit Wein und Weizenbrot. Zwar wußte man, daß Futtermangel und Mißernte in Frankreich den Viehſtand verringert hatten, doch in den Dörfern des Elſaß war das Vieh weit beſſer genährt, als man angenommen, und man durfte hoffen, daß die Landſchaften unſerem Heer genügende Verpflegung ſichern würden.

Freilich ſchon nach der Schlacht bei Wörth zeigte ſich, wie ſchwer in Schlachttagen der einzelne Soldat zu ſeinem Proviant kommt, und ſchon beim Zug über die Vogeſen ſah das Heer mit Verwunderung, wie ſehr ſein Train wuchs und wie trotzdem der Soldat entbehren mußte. Die alte Annahme, die einſt in der Taktik des ſeligen Griesheim gelehrt wurde, daß ein Armeecorps — außer den beiden Staffeln der Artillerie — etwa 600 Fahrzeuge bedürfe, erwies ſich als eine Sage der Vergangenheit, welche von dem Zwange der Gegenwart gründlich widerlegt wurde. Zuerſt haben ſich die regelmäßigen Bedürfniſſe des modernen Heeres ſtark vermehrt. Außer den Munitionscolonnen für Artillerie und Infanterie ſind viele andere Colonnen des Corps-Trains ſehr verlängert, mehre neue zugefügt. Zu den vergrößerten Sanitätscolonnen der Corps kommen die zahlreichen der freiwilligen Krankenpflege: Johanniter, Malteſer und andere Genoſſenſchaften unter dem rothen Kreuz, dann Pontoncolonnen, Feldpoſt, Feldeiſenbahn, Feldtelegraphie, endlich in dieſem Krieg die großen Colonnen der Armeeführer, vollends des großen Hauptquartiers, jede ein langgedehnter Zug von Kutſchen, Vorrathswagen, Handpferden, Bedeckungsmannſchaften. Aber dieſe ordentlichen Bedürfniſſe eines Heeres werden im Kriege ſchnell durch unregelmäßige vergrößert, durch endloſe Züge requirirter Wagen mit Verwundeten und Maroden, mit Gepäck, mit Futter und Hilfszufuhr und zur Erleichterung der ordnungsmäßigen Geſpanne. Während die Armeewagen auf eine beſtimmte Laſt und Ladung eingerichtet ſind, bietet das eilig requirirte Fuhrwerk dieſen Vortheil nicht, es vermag oft nur wenige Centner zu befördern, es wird auf ſchlechten Wegen maſſenhaft zur Aushilfe und Ergänzung gebraucht werden müſſen. Es wird oft auch ohne Berechtigung und mit ungenügender Ladung, ja zur Vorſorge ganz leer mitgeſchleppt, von Quartier zu Quartier, die Pferde abgetrieben, die Fuhrleute unſicher und böswillig. So geſchieht es, daß der Train des Heeres ſchon nach den erſten Märſchen in Feindesland, ganz abgeſehen von den Proviantcolonnen, unabläſſig anſchwillt, und kein Zürnen des Oberbefehls, kein Wettern der Colonnenpolizei vermag dieſem Uebelſtand zu ſteuern. Wenn auch hier und da ein unnützer Wagen in den Graben geworfen wird, — nie ohne Stockung und Verzögerung in den meilenlangen Zügen — im Ganzen iſt die Feldgensdarmerie, welcher hier die Sorge für den gemeinen Nutzen des Heeres obliegt, machtlos gegenüber dem Intereſſe der einzelnen Theile ſich's bequem zu machen. In der Regel iſt dem Fortkommen der Colonnen noch vortheilhafter, unnütze Wagen zu dulden, als ſie durch ein Stauen der ganzen Bewegung zu entfernen. Und es wird keine übertriebene Annahme ſein, wenn man rechnet, daß die dritte Armee ſchon bei Nancy ſtatt 5—600 Geräthen auf das Armeecorps, mehr als die doppelte Anzahl zählte, alſo bei einer Stärke von 5½ preußiſchen Armeecorps etwa 6—7000 Wagen mit mehr als der doppelten Anzahl Pferden und einem nicht zum Heere gehörigen Troß von mehren Tauſend Menſchen.

Unſere Armee aber war nur der dritte Theil des deutſchen Heeres in Frankreich. Der Wagentrain des ganzen Heeres würde nach gleichem Verhältniß bei einer Zahl von 20,000 Geſchirren, wenn man auf den beſpannten Wagen in der Colonne durchſchnittlich einen Raum von nur 12 Schritten rechnet, in einfacher Reihe eine Colonne von 24 Meilen Länge bilden, oder ſechs Straßen auf je 4 Meilen Länge bedecken. Dabei ſind ſelbſtverſtändlich die ſämmtlichen Geſchützcolonnen, deren Fahrzeuge durchſchnittlich 20 Schritt Colonnenlänge beanſpruchen, nicht eingerechnet.

Aber auch dieſe ungefähren Angaben geben noch keine Vorſtellung von dem Train unſeres Heeres bei dem Vormarſch in Frankreich. Nur ein kleiner Theil der Lebensbedürfniſſe des Heeres wurde durch Requiſitionen, welche die Truppen ſelbſt vornahmen, gedeckt. Der bei weitem größte Theil des Proviants, die ganze Munitions- und Ausrüſtungsergänzung mußte dem Heere nachgeſchafft werden, entweder aus der Heimat durch Lieferanten beſorgt, oder im beſetzten Feindesland durch die Intendanturbeamten aufgeſammelt. Je weiter das Heer alſo im Lande vorrückte, deſto länger wurde auch der Marſch der nachrückenden Colonnen und deſto zahlreicher mußten in demſelben Verhältniß die Verpflegungscolonnen werden. Angenommen nämlich, eine Proviantcolonne aus der Heimat ſei angewieſen, ihr Armeecorps auf drei Tage zu verpflegen, ſo werden, wenn das Armeecorps neun Tagesmärſche in Feindesland vorgerückt iſt, wenigſtens drei ſolcher Colonnen für daſſelbe Armeecorps auf dem Marſche ſein müſſen, und je weiter das Corps vorrückt, um ſo mehr.

Aber der Nachſchub wurde noch durch andere Umſtände höchlich erſchwert. Jedes Heer iſt in ſeinen Verbindungen nach rückwärts zunächſt auf die Straßen angewieſen, welche es ſelbſt gezogen iſt und dem Feinde entriſſen hat. Auf den Linien ſeiner Marſchroute läßt es hinter ſich beſetzte Etappen, welche die Straßen, Ortſchaften, die Communication mit der Heimat ſichern. Der Kronprinz war vom Süden her über die Vogeſen auf die große Straße nach Paris vorgedrungen, ſeiner Armee blieb längere Zeit nur die Verbindung über Weißenburg, das war den preußiſchen Corps für Poſt und Proviant ein weiter Umweg, zuerſt auf fremden deutſchen Eiſenbahnen, in Frankreich von Sulz aus nur auf Chauſſeen über das Gebirge. Das erſchwerte Alles. Als endlich die Eiſenbahn von Weißenburg bis Nancy und Pont-à-Mouſſon wieder hergeſtellt war, wurde dieſer Schienenſtrang für Maſſentransport durch lange, entſcheidende Wochen die einzige nutzbare Verbindung, trotz der langſamen Beförderung immer noch die Lebensader für alle ſpäteren Operationen, die ohne ſeinen Beſitz in dieſer Schnelle ganz unmöglich geweſen wären.

Als nun damals nach den Schlachten bei Metz die wilde Jagd hinter Mac Mahon herging, als außer den fünf Corps der Südarmee noch die Maasarmee des Kronprinzen von Sachſen auf parallelen Straßen nach Nordoſten zog, viele Regimenter in Kriegsmärſchen, wie ſie bis dahin ihre Geſchichte nicht zu berichten wußte, da begann ſich in Feindesland zwiſchen dem deutſchen Heere und dem Endpunkt der neuen Verkehrsader wieder eine weite Kluft aufzuthun, welche für die Verpflegung nur durch zeitraubendes Ausladen und durch Beförderung auf requirirten Wagen zu überſchiffen war. Tauſende von Bauernwagen, ſchlechtes Fuhrwerk, verzweifelte Leute, langſames, oft gehemmtes Fortſchleichen auf wenigen Straßen hinter Truppen her, welche täglich 5—7 Meilen vorrückten, und am Abend von ihren Proviantwagen, die ſich aus den Colonnen mühevoll verſorgt hatten, in den Bivouaks nicht mehr erreicht oder gar nicht aufgefunden werden konnten. Das waren vom 20. Auguſt bis nach dem 1. September Tage, wie ſie nur ein ſo geduldiges, ausdauerndes, treues Heer ohne ſchwere Einbuße an Kraft und Diſciplin zu überſtehen vermag. Aber dieſe Tage waren zugleich und trotz allen Entbehrungen der Truppen ſchwere und rühmliche Kraftproben für unſere oberſte Armeeverpflegung. Der Soldat wird ſich bei jenen Märſchen immer zunächſt der Strapazen und der mangelhaften Beköſtigung erinnern und keinen freundlichen Gruß für ſeine Intendanturbeamten bereit halten, die Feldherren unſeres Heeres wiſſen wohl, daß der Tag von Sedan nur möglich wurde, weil die verpflegenden Factoren des Heeres unter den ſchwierigſten Verhältniſſen immer noch weit mehr gethan haben, als man ſeither für möglich hielt. Seitdem wird die Verpflegung unſeres Heeres in neuem, großartigerem Maßſtabe betrieben, um den Bedürfniſſen der Belagerung von Metz und

Paris zu entſprechen. Durch die neue Eiſenbahn von Remilly bis Pont-à-Mouſſon iſt für die Verſorgung der Armee vor Metz eine zweite kürzere Verbindung mit Deutſchland geſchaffen, die Einnahme von Toul macht möglich, große Transporte zwar noch nicht bis um Paris zu ſchaffen, aber doch den Achſentransport auf kürzere Strecken zu beſchränken. An geeigneten Punkten ſind bei Metz und Paris große Magazine angelegt worden, welche durch weite Requiſitionen unſerer Cavallerie und durch maſſenhafte Sendungen aus der Heimat gefüllt werden und unſeren Belagerungsheeren die Sicherheit geben ſollen, daß die militäriſchen Operationen nicht durch Mangel an Proviant geſtört werden. Dies iſt in der Hauptſache bereits gelungen. Wir vermögen den Tagesbedarf unſerer Mannſchaften bei der bisherigen Art der Verbindung mit der Heimat durch die eigenen Beſtände auf längere Zeit zu decken und ſuchen einen immer größeren Theil der Eiſenbahnleiſtungen für andere Zwecke frei zu machen. Für die Beſchaffung des Pferdefutters helfen glücklicherweiſe große Aufſammlungen der Franzoſen, das Uebrige dafür müſſen Eintreibungen der Cavallerie thun, welche auch darum immer weiteres Gebiet beſetzt.

Freilich iſt der Generalintendantur nicht ſofort möglich geweſen, die Schwierigkeiten unſerer Verpflegung zu beſeitigen. Es hat ſich als ein großer Uebelſtand erwieſen, daß jedes Corps einzeln und ganz geſondert ſeine Verpflegung beſorgt, denn während die eine Truppe vor Metz entbehrt, verderben dicht daneben die Vorräthe, welche für die in der Nähe ſtehende aufgeſpeichert ſind. Ferner iſt die Koſt unſerer Soldaten zu einförmig und wenig ſchmackhaft, und die neuen Nährmittel, welche durch große Anlagen zumal in Berlin beſchafft werden, haben nicht ſofort die nöthige Ausdehnung gewinnen können, um das ganze Heer zu verſorgen. Endlich iſt unſer Marketenderweſen, welches dem Soldaten zwar nicht die eigentliche Nahrung, wohl aber das Behagen des Tages ſichern könnte, im Ganzen höchſt erbärmlich, ruppig und widerwärtig und fordert dringend eine gründliche Neugeſtaltung. Doch darüber ſoll bei anderer Gelegenheit berichtet werden.

Aber die Sicherheit, daß wir ſelbſt im fremden Lande auszudauern vermögen, verblendet nicht über die furchtbaren Folgen, welche die fortgeſetzte Belagerung von Paris für die Eingeſchloſſenen haben muß. Die Denkſchrift, welche in Folge der Beobachtungen unſerer Generalintendantur von Berlin aus veröffentlicht wurde, drückt nur ſehr vorſichtig das wirkliche Sachverhältniß aus. Die Franzoſen haben die Umgegend von Paris auf mehre Meilen aller Lebensmittel beraubt, was Einzelne etwa noch verſteckt hatten — für das Ganze ohnedies unweſentlich — hebt die Spürkunſt unſrer Soldaten aus dem Boden und den Mauern; die Eiſenbahnlinien, Brücken, Viaducte, Canäle ſind von den Franzoſen zerſtört, unſer Heer hat durch Requiſitionen der Intendantur und der Truppen die ganze weite Umgegend entleeren müſſen. Mit jedem Tage vergrößert ſich der unſelige Bannkreis der aufgezehrten Landſchaft. Es iſt vorauszuſehen, daß in wenig Wochen ein rüſtiger Wanderer, der Paris verläßt, mehre Tagemärſche nöthig haben wird, um für Geld einen Biſſen Brod zu erhalten. Wird uns Paris durch den Hunger erſchloſſen, wie ſoll die geſchwächte Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder dieſen Wintermarſch durch die öde Landſchaft überſtehen, und wie ſoll das Land, welches weithin arm an Lebensmitteln ſein wird, dieſe Hungrigen aufnehmen und erhalten? Die Franzoſen werden dieſe Betrachtung höhnend mit den Worten abfertigen: „Es iſt die eigene Noth, welche dem Feinde ſolche Bilder eingibt", und mancher Bewohner von Paris, welcher ſoeben ſein Cotelett für zehn Franken genoſſen hat, empfindet in dem Bewußtſein, daß ſein Beutel noch gefüllt iſt und daß ſeine Beine ihn im ſchlimmſten Fall aus dem Hungergebiet hinaustragen werden, einen angenehmen melodramatiſchen Schauer bei dem Gedanken, daß er den letzten Act von Halévy's Oper „Guido und Ginevra" überleben wird. Aber die Augen der

Deutſchen ſchauen finſter auf die fluchbelaſtete Stadt, an der wir ein fürchterliches Strafgericht vollziehen müſſen.

Ja, müſſen. Die Erinnerung an unſere Landsleute, welche bei Wörth, Metz, Sedan fielen, mahnt zur Vollendung, es mahnt die große Pflicht, welche wir gegen die Heimat übernommen haben, gründlich zu tilgen die Noth und Unſicherheit, welche die politiſche Thorheit der Franzoſen in die gebildeten, friedeheiſchenden Völker der Erde brachte. Wie ſchwer die Arbeit ſei, und wie herzerſchütternd ſelbſt für feſtgepanzerte Bruſt, wir führen ſie aus bis zum Ende. Wir züchtigen, was Vernunft und Gerechtigkeit nicht hat, ein Geſchlecht, das Nationalbelohnung für Meuchelmord fordert und noch vor dem offnen Grabe ſchwindelt.

(Grenzboten 1870, Nr. 41.)

9. **Die franzöſiſche Volksbewaffnung.** Als in mehrtägiger Raſt zu Rheims die Umſchließung von Paris feſtgeſetzt wurde, hegte man die Hoffnung, daß die Einnahme dieſer Hauptſtadt mit möglichſter Schonung des deutſchen Blutes erreicht werden könne durch eine feſte Umſchließung und durch Anwendung unſerer Artilleriewirkungen. Man kannte genau die beiden ſchwachen Stellen des Befeſtigungsgürtels, von denen aus die Stadt beſchoſſen werden kann; eine davon wurde durch den verunglückten Ausfall des 19. Septembers und das gegenüberliegende Hauptquartier des Kronprinzen auch ſofort Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Als größte militäriſche Schwierigkeit durfte die Einſchließung des ungeheuren Flächenraums gelten. Und dieſe Aufgabe wurde um ſo künſtlicher, als man die ſieben Corps von Metz entbehren mußte, auf welche bis dahin in der Stille gerechnet war. Wie unſere Feldherren das ſtrategiſche Kunſtwerk der Einſchließung durchgeſetzt haben, werden dereinſt militäriſche Schriften zu rühmen wiſſen. Es iſt noch nicht dageweſen, daß ungefähr 250,000 Mann eine verſchanzte Landſchaft umſpannt haben, deren

Mittelpunkt eine Stadt von 1⅓ Millionen Menſchen und über 300,000 Bewaffneten iſt. Von den außerordentlichen örtlichen Schwierigkeiten waren die größten der gewundene Lauf der Seine und Marne, welche die Verbindung und ſchnelle Unterſtützung der einzelnen Corps erſchweren; dazu kamen andere Bedenken, die in der ungewöhnlichen Beſchaffung der Beſatzung lagen. Der Sinn des Volkes, welches dort eingeſchloſſen wurde, gleicht den hohlen buntgemalten Figuren aus Gummi elaſticum, welche in Paris angefertigt werden; ſie werden durch den Schickſalsdruck eines Daumens ſchnell zu jeder Art Fratze umgeſtaltet, und ſchnellen, von dem Druck befreit, ſofort wieder zu der urſprünglichen Geſtalt zurück, ohne eine Spur des Eindrucks zu bewahren. Die Belagerer hatten ſorglich zu hüten, daß nicht die faſt unvermeidlichen kleinen Erfolge der Belagerten bei plötzlichen Ausfällen den windigen Muth der Stadt, den unſere Umſchließung niedergedrückt hatte, wieder hoch emporheben. Nächſt der weiſe überlegten Aufſtellung iſt auch eine außerordentliche Wachſamkeit und Umſicht der einzelnen Truppenführer nöthig, und Offizieren wie Mannſchaften iſt der Vorpoſtendienſt eine ſchwere Arbeit.

Man darf in Deutſchland nicht beſorgen, daß die Führer unſeres Heeres in dem Selbſtgefühl von Berufsſoldaten die Hinderniſſe unterſchätzen, welche eine Volksbewaffnung bereiten kann. In Preußen zumal iſt mehrfach erprobt worden, wie viel der bewaffnete Bürger in gewiſſen äußerſten Nothfällen den regulären Truppen zu helfen vermag. Die Freiſchützen und Mobilgarden von Paris können hinter Bruſtwehr und Barrikade nach einigen Wochen militäriſcher Uebung guten Dienſt thun, — wenn wir ihnen dazu Gelegenheit geben, ſie werden ſich vielleicht auch bei einem Ausfall einmal mit Erbitterung vertheidigen; aber für die meiſten militäriſchen Aufgaben in der Schlacht und auf dem Marſch werden ſie, wie ſie jetzt ſind, ohne ſyſtematiſche Zucht, ſich einem tapferen disciplinirten Heere gegenüber nicht viel nützlicher und nicht viel ſchädlicher erweiſen, als eine Herde Büffel auf den Prairien. Die moderne Kriegsführung iſt von der in den Freiheitskriegen und in den Revolutionskriegen faſt ebenſo verſchieden, als die jener Zeiten von der des dreißigjährigen Krieges. Was noch 1793 und 1813 einem ungeſchulten Heer — allerdings unter rieſigen Verluſten — möglich war, iſt jetzt ganz unmöglich geworden.

Der Nachtheil aber, welchen ſchlechtdisciplinirte, in den Tagen der Noth zuſammengelaufene Compagnien dem Feinde bereiten, iſt ferner unweſentlich geworden gegen den Nachtheil, welchen ſie der Kriegführung und der Cultur ihres eigenen Staates bereiten. Die Freiwilligen in Paris, ſelbſt wenn ſie durch Uniform, regelmäßige Bewaffnung und einiges Exercitium eine militäriſche Außenſeite und eine gewiſſe Brauchbarkeit gewinnen, bleiben unter dem Gewehr ungeſtüme Politiker, ſie haben das Gefühl, die Herren von Paris zu ſein, und ſie werden dem geſunden Menſchenverſtand durch eine Schreckensherrſchaft ſo lange entgegentreten, bis ein jäher Schrecken ſie ſelbſt überfällt und den Sturz Frankreichs ſo tief und hoffnungslos macht, daß dieſer Krieg für alle Zeit als ein furchtbares Strafgericht betrachtet werden wird.

Der Mobilgardiſt und der deutſche Freiwillige, welcher während des Krieges eintrat und ſchnell ausexercirt jetzt in ſeinem Bataillon vor Paris auf Vorpoſten ſteht, beide haben vielleicht an demſelben Tage zum erſtenmal das Gewehr ergriffen. Aber der deutſche Soldat gleicht die Mängel ſeiner techniſchen Vorbildung in einem feſtgegliederten taktiſchen Körper aus nach dem Beiſpiel und im Wetteifer mit älteren Kameraden, unter Führung kriegsgebildeter Offiziere, in der eiſernen, das ganze Tagesleben umſchließenden, jede gemeinſchaftliche Thätigkeit regelnden Zucht eines gebildeten Heeres. Die militäriſchen Begriffe von Ehre und Schande, die ſittlichen Vorſtellungen der Heeresleitung von Recht und Unrecht des

Soldaten, Geſetz des Heeres und internationaler Kriegsbrauch bändigen ihm die Willkür und richten ſeine Gedanken und Werke nach den Zwecken ſeines Staates. Er iſt bei gleicher Waffenzeit nicht nur ein beſſerer Krieger, als der franzöſiſche Mobile, ſondern mit dieſem verglichen auch der civiliſirte Mann gegenüber einem Halbwilden. Und dieſer letzte Vorzug iſt wohl werth, daß die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf weiſe. Vor wenigen Wochen hat der Prinz von Joinville, der einſt ſelbſt ein Feldherrnamt bekleidet hat, die Ruchloſigkeit begangen, öffentlich die friedlichen Bürger und Bauern Frankreichs zu blutigen Racheacten an den eindringenden Deutſchen aufzufordern — es iſt derſelbe Prinz des Hauſes Orleans, welcher verjagt aus Frankreich und gaſtfrei in England aufgenommen, ſich bei ſeinen unmilden Landsleuten dadurch Huld zu gewinnen ſuchte, daß er ihnen ſofort in einer Schrift von England her auseinanderſetzte, wie ſie es anfangen müßten, die engliſche Flotte zu beſiegen. — Nach ihm hat die proviſoriſche Regierung in frevelhafter Verſtörung, die an den unwiſſenden Köpfen von Paris eher entſchuldigt werden kann, in ähnlicher Weiſe den Krieg der Bürger und Bauern gegen die feindlichen Heere verkündet. Dieſer Act hat denn auch in einem Theil Frankreichs zur Bildung von Banden geführt, welche, halb Patrioten halb Räuber, unſeren Heeren oft läſtig werden. Es ſind Feldjäger und Poſtillone abgeſchoſſen worden, es ſind Wagen mit Verwundeten und Proviant, ſogar einzelne Colonnen aufgehoben, es ſind kleinere Heeresabtheilungen überfallen und gefangen; man hat aus Häuſern und Hecken auf durchziehende oder gar auf kämpfende Truppen geſchoſſen, hat ſogar Verwundete und Einquartierte gemeuchelt und einigemal ſcheußlich verſtümmelt.

Dafür ſind durch unſer Oberkommando oder unſere Soldaten den Thätern bis jetzt etwa folgende Strafen aufgelegt worden: Außer der humoriſtiſchen Strafe von 250 Flaſchen Champagner (für den Schuß beim Eintritt in Rheims) in

Summa etwa 3,000,000 Francs Contribution, 20—30 einzelne Häuſer niedergeriſſen, 20—30 ganze Dörfer angezündet und niedergebrannt, 150—200 Bauern erſchoſſen oder verbrannt, dazu auch Weiber und Kinder, welche ſich an Mordthaten betheiligt hatten oder darum im Verdacht ſtanden. Dieſe unheimliche Berechnung wird genügen, um die Bedeutung zu charakteriſiren, welche der Volkskrieg für Frankreich hat. Der militäriſche Schaden, der uns dadurch erwachſen iſt, läßt ſich in Summa etwa dem vergleichen, den eine Anzahl regulärer Schwadronen unter einem unternehmenden Befehlshaber im Rücken des Gegners anzurichten vermag. Der Schaden für die verführten Landleute und für die wirthſchaftlichen Intereſſen des Landes iſt größer. Unberechenbar groß iſt die Gefahr, welche durch derartige Aufregung des Volkskriegs der geſammten Cultur der gebildeten Menſchheit bereitet wird.

Das Menſchengeſchlecht hat drei Jahrtauſende gebraucht, um aus jener wilden Kriegsführung: gänzliche Vertilgung von Mann, Weib und Kind der Feinde, bis zu der Humanität des modernen Krieges durchzudringen, welche das Privateigenthum der Feinde — mit unvermeidlichen Ausnahmen — achtet, welche in dem Verwundeten nicht den Feind, ſondern den leidenden Mitmenſchen ſieht, und welche ſorglich bemüht iſt, die Zerſtörungsmittel des Krieges ſo zu bilden, daß die Verwundungen möglichſt große Ausſicht für Erhaltung des Lebens laſſen.

Der civiliſirte Krieg iſt Kampf der Staaten durch den militäriſch organiſirten Theil ihrer Volkskraft, der Kampf ſelbſt iſt Zerſtörung der Kampffähigkeit des Feindes in ſehr beſtimmten militäriſchen Formen, welche die Schonung der feindlichen Leben und Güter, ſo weit irgend möglich, erſtreben. Ein Staat, welcher die allgemein angenommenen militäriſchen Formen aufgibt und den civilen Theil ſeiner Bevölkerung zu thätigen Theilnehmern des Kampfes macht, wirft ſeine geſammte Bevölkerung dadurch in die Gefahr und die Vernichtung der Urzeit zurück, er gibt dieſelben der Straſe, der Rache, der nothwendigen Zerſtörung durch den Sieger preis. Der deutſche Soldat iſt verpflichtet, Leben und Eigenthum ſeines feindlichen Quartiergebers ſo zu achten, wie das ſeiner Landsleute, nur Obdach, Lager und zuweilen Koſt hat er zu fordern. Von dem Tage, wo er weiß, daß ſein Quartiergeber durch die feindliche Regierung verpflichtet wird, den Einquartierten feindlichen Banden zu überliefern, ja ſelbſt zu töten, vom Hinterhalt aus, durch das Eſſen, oder wenn der Einquartierte ſchläft, ſo muß der Soldat den Bürger und Bauer austilgen, aus der Wohnung in die Ferne jagen, ihm alle Mittel zu der Unthat, Haus und Hof, Geräth und Vieh zerſtören; er muß die Städte und Dörfer niederſengen, das Land, welches er beſetzt, in eine Wüſte verwandeln. Selbſtverſtändlich wird dadurch auch für ihn die Ausſicht geringer, ſich unter den fremden Brandſtätten zu erhalten. Aber als Sieger hat er doch unvergleichlich größere Mittel ſich zu ernähren, aus ſeiner Heimat und anderswoher Zufuhren zu beziehen, als der Letzte auf dem verödeten Gebiet auszudauern, endlich daſſelbe durch Coloniſten ſeines Stammes neu zu bebauen.

Wollen die Kelten von Paris uns zwingen, im 19. Jahrhundert einen ſolchen Kampf gegen ſie zu führen, indem ſie ihn ruchlos, abenteuerlich gegen uns aufregen, ſo werden ſie die Folgen zu tragen haben.

Wir haben mit ſchwerem Herzen und ſehr gegen unſern Wunſch dieſen unnöthigen Krieg, den die Franzoſen uns erklärten, aufgenommen. Wir haben bisher die civile Bevölkerung mit einer humanen Schonung und Nachſicht behandelt, die ſie wahrlich nicht um unſere Truppen verdient hat. Wir werden aber zuletzt genöthigt werden, ſie zu behandeln, nicht wie ihre Falſchheit und Tücke uns behandeln möchte, aber ſo wie nöthig iſt, um ihnen die Scheu vor dem Stärkeren eindringlich zu machen.

Während die Nationalregierung bewaffnete Banden ermahnt, aus den Häuſern auf unſere Soldaten zu ſchießen, ſchreit die franzöſiſche Preſſe lautes Weh über den barbariſchen Brauch der Deutſchen, das Haus zu zerſtören, aus welchem ein Bürger auf deutſche Truppen geſchoſſen. Und während die Regierung von Paris den Städter und Landmann zu Räuberei und Mörderei anfeuert, erläßt die Akademie von Paris feierlichen Proteſt gegen eine Schädigung der Kunſt- und Alterthumsſchätze durch freche feindliche Kugeln. Auf den erſten Unſinn iſt keine Antwort nöthig, dem zweiten möge eine kurze Betrachtung antworten. Wir fühlen recht innig den Werth, welchen ein Bild von Raphael in den Pariſer Muſeen für unſere Cultur hat. Wenn aber heut durch Aufopferung des beſten Bildes, der ſchönſten Antike, das Leben auch nur eines unſerer Söhne und Brüder, welche in Frankreich kämpfen, vor dem Tode bewahrt werden könnte, wir müßten, ohne zu zaudern, Holz und Marmor der Vernichtung hingeben, um unſer Leben und Blut zu bewahren. Und hier handelt es ſich nicht nur um das Leben eines Mannes, ſondern um Leben und Heil von Hunderttauſenden, und nicht nur um hunderttauſend Einzelne, ſondern um Leben und Heil des Höchſten, was wir auf Erden haben, unſeres Staates.

Dieſer Krieg iſt ein grimmiger Krieg, und das Volk, mit dem wir zu kämpfen haben, iſt ein verkommenes Volk.

(Grenzboten 1870, Nr. 44.)

10. Schwarzweißroth und die deutſche Frage.

Es war vorauszuſehen, daß die Reiſe des Herrn Thiers den neutralen Mächten eine willkommene Anregung geben werde, ihre Friedenswünſche den Kriegführenden mitzutheilen. Auch Induſtrie, Handel, Staatseinnahmen der Neutralen leiden unter dem Kriege; die unerhörten Siege der Deutſchen und der politiſche und militäriſche Sturz Frankreichs beunruhigen, das neue Uebergewicht Preußens wird ſeit dem Tage von Sedan mit ſtarkem Mißtrauen, die Hilfloſigkeit der Franzoſen mit

Theilnahme betrachtet. Jedem Cabinet wandeln ſich dieſe gemeinſamen Empfindungen nach den eigenen Intereſſen, im Ganzen hat die Staatenfamilie Europas vorwiegend conſervative Neigungen, ſie erträgt auch Läſtiges, was ſich eingelebt hat, mit langer Geduld, aber ſie betrachtet jede Neuerung mit dem größten Mißtrauen. Faſt alle Regierungen haben ſich der Demüthigung des kaiſerlichen Frankreichs gefreut, alle ſind der Vergrößerung Deutſchlands bis in die Vogeſen abgeneigt. Wenn jetzt England im Verein mit Oeſtreich und Italien vorſichtigen Rath für Waffenſtillſtand und Einberufung einer Conſtituante ertheilt, und der Kaiſer von Rußland in directem Schreiben Schonung für Paris erbittet, ſo halten wir nicht für leicht, eine ſolche Lebensäußerung der Großmächte mit hochachtungsvoller Gleichgiltigkeit abzufertigen, wie unbequem uns der Rath auch gerade jetzt kommen mag, und es wird aller Gewandtheit und Energie unſeres auswärtigen Amtes bedürfen, um die Anſichten der Neutralen mit dem in Einklang zu bringen, was für uns militäriſch nothwendig iſt.

Denn die Ueberzeugung iſt im Heer und Volke allgemein, daß die Franzoſen noch nicht ſo weit gebracht ſind, um in eine Abtretung des Elſaß und des Saargebiets zu willigen, und daß eine Unterbrechung unſerer militäriſchen Operationen gerade jetzt für uns unheilvoller wäre, als eine verlorene Schlacht. Erſt wenn Metz und Paris in unſerer Gewalt ſind, dürfte die Zeit für Zuſammentritt einer franzöſiſchen Conſtituante gekommen ſein.

An den Feſtfahnen, welche unſere Landsleute in den letzten Monaten zur Siegesfeier von Fenſtern und Dächern wehen ließen, war in Norddeutſchland zuweilen Schwarzrothgold zu ſchauen. Nicht nur bei ſolchen deutſchen Hausbewohnern, welche aus alter Gewohnheit oder Unzufriedenheit dieſe Bannerfarben hochſchätzen, oder in ſparſamem Gemüth eine vorhandene Flagge aufzubrauchen wünſchen. Auch kluge Leute laſſen, z. B. in Berlin, die Reichsfahne von 1848 wehen; denn — ſo erklären ſie — jetzt nahe eine große Zeit, welche etwas ganz Anderes bringen werde als den Norddeutſchen Bund; ferner müſſe man den Süddeutſchen entgegenkommen, und was ſei im Grunde an der Farbe gelegen? Wenn der ehrliche Deutſche ſich auf politiſche Schlauheiten legt, thut er in der Regel Abgeſchmacktes. Einem Preußen ſoll nicht gleichgiltig ſein, ob das deutſche Banner, welches ſeine Thürſchwelle beſchattet, neben dem modernen Roth die preußiſchen Farben enthält, oder die öſtreichiſchen. Wenn aber die Farben in Wahrheit unweſentlich wären, ſo würde dem freidenkenden Hausbeſitzer unter den Linden oder in der Leipziger Straße erſt recht ziemen, dieſelben Farben zu zeigen, mit denen die ungeheure Mehrzahl ſeiner deutſchen Landsleute ſich in frohem Stolze ſchmückt. Oder ſollen die andern alle ihre Flaggen umfärben laſſen, weil Herrn Buſſey's Witz Schwarzrothgold zu erkieſen beliebte? — Aber es wäre freundlich gegen die lieben armen Süddeutſchen, welche einmal die Schwäche haben, an der großdeutſchen Erinnerung zu hängen! Wir proteſtiren im Namen aller Süddeutſchen gegen dieſe demüthigende Annahme. Wenn die ſüddeutſchen Demokraten oder auch Andere, welche über den Kleinſtaat hinausdenken, zur Zeit das ſchwarzrothgoldene Banner tragen, ſo thun ſie dies darum, weil ſie durch die Farben der deutſchen Bewegung von 1848 entweder gegen ihre Ausſchließung aus dem Norddeutſchen Bund oder gegen die Kleinſtaaterei ihrer Heimat proteſtiren wollen. Den Süddeutſchen ſind dieſe Farben immer noch das einzige Symbol deutſcher Zugehörigkeit, ſie haben zur Zeit nichts Beſſeres. Aber ſie wiſſen ſo gut, als wir in Norddeutſchland, warum ſie ihre Farbe bekennen, und ſie werden die Zumuthung verlachen, ſich durch aufgeſteckte Tücher einfangen zu laſſen. Das Volk der Baiern flaggt übrigens in Stadt und Land mit Blauweiß, wenn deutſche Truppen einziehen.

Doch es iſt kaum nöthig, die deutſchen Bundesfarben gegen ſolche leichtfertige Klugheit zu vertheidigen. Erſt das vierte

Jahr iſt es her, ſeit das ſchwarzweißrothe Banner für dreißig Millionen Deutſche das Zeichen ihrer politiſchen Einheit und Stärke geworden, und ſchon iſt es für alle Landsleute in der Fremde, für weite Gebiete unſerer wichtigſten Intereſſen ein theurer, hochgeehrter Beſitz, das Symbol der Sicherheit, des Rechts, der Ehre. Unſere Barkſchiffe und unſere Kriegscorvetten haben dieſe Farben in die entlegenſten Häfen fremder Welttheile getragen, von den Flaggenſtangen hundert deutſcher Conſulate wehen dieſelben feierlichen Farben über fremdes Gebiet, halbwilde Nationen haben ſich gewöhnt, mit Scheu darauf zu blicken, und ſie rühmen die neue Macht, die ſo plötzlich aus der Ferne heraufſtieg und mit ihrem Zeichen ſo wunderbar ſchnell alle Meere, Häfen, Waarenlager bedeckte. Es war nicht kleine Arbeit, die neue Flagge unter jedem Himmelsſtrich, in China, Braſilien, unter Arabern und Negern bekannt und gefürchtet zu machen. Und es war etwas ſehr Großes, daß in einem Jahre über der ganzen bewohnten Erde die Männer deutſcher Abſtammung, harte kühle Geſchäftsleute, jauchzend die Hüte ſchwenkten und einander mit thränenden Augen umarmten, weil dieſe Farben über ihren Häuptern aufgezogen wurden, um ſie zu erlöſen von der alten Unfreiheit, Vereinſamung, Schutzloſigkeit und ihnen in der Fremde eine gemeinſame Heimat zu geben, und den höchſten und werthvollſten Männerſtolz auf das entfernte deutſche Vaterland. — Sie aber, Herr Hausbeſitzer in Berlin, der Sie für die Ausſicht auf ein größeres deutſches Reich bereits Ihr Fahnentuch einrichten laſſen, fragen Sie doch wegen der Veränderung noch vorher herum, etwa das Mitglied eines deutſchen Sängerbundes aus St. Louis und San Franciſco, einen deutſchen Kaufherrn aus Shanghai oder meinetwegen den Präſidenten der Vereinigten Staaten oder einen Würdenträger aus Japan, und alle dieſe werden Sie anſchauen wie einen Narren. Die ſchwarzweißrothe Flagge iſt eingebürgert unter allen Völkern der Erde, und es wäre unnütz, ſchädlich und frevelhaft, das

Capital von Achtung und von Vaterlandsliebe, das ſich um ſie geſammelt, wieder zu vergeuden.

Wie der Staatsbau, welcher jetzt 30 Millionen umſchließt, für 40 Millionen ergänzt werden müſſe, darüber berathen während dieſer Woche in der Reſidenzſtadt Ludwigs XIV die Miniſter der Südſtaaten und die Führer unſerer Parteien mit dem Grafen Bismarck. Es ſteht unzweifelhaft feſt, daß die Verfaſſung des Nordbundes den Berathungen zu Grunde liegt und daß es ſich nur um die Abänderungen handeln wird, welche den Südſtaaten nöthig erſcheinen.

(Grenzboten 1870, Nr. 45.)

11. **Metz und Bazaine.** Der Fall von Metz hat auf einige Tage die Ungeduld der Deutſchen beſchwichtigt. Das Ereigniß war ſo ungeheuer, die Einzelheiten ſo ergreifend, die Siegesbeute ſo über alle Berechnung groß, daß ſogar diejenigen unter den Zeitungsleſern des Auslandes erſtaunten, welche ſeit drei Monaten durch die größten Effectſcenen geſättigt waren, und ganz ähnlich wie die Zuſchauer in den letzten Acten eines Schauerdramas ſtarke Wirkungen bedurften, um noch in Verwunderung zu gerathen. Während in Deutſchland der Erwerb dieſer Feſtung, die 173,000 Gefangenen, die 4000 Geſchütze, 100,000 Chaſſepots, einen plötzlichen Freudenſturm hervorriefen, ſcheint dieſelbe Nachricht den Franzoſen nicht ganz die entſprechende Sorge und Ernüchterung gebracht zu haben. Sie fällt dort langſam und unvollſtändig in die Seelen. Die Minderheit wenigſtens, welche jetzt das große Wort führt, die republikaniſche Partei, hilft ſich mit einer zornigen Verdammung des Marſchalls Bazaine und des kaiſerlichen Frankreichs. Einſt, im Kaiſerthum, blühte die Beſtechlichkeit, die Unfähigkeit, der Verrath; in dem heutigen Frankreich herrſcht ſiegreich die Tugend, das Talent, der Opfermuth bis zum Tode. Unterdeß werden freilich auch bereits die republikaniſchen Führer

von ihrer Parteipreſſe der Schwäche, Unfähigkeit, Unſäuberlichkeit und Günſtlingswirthſchaft bezichtigt.

Wir blicken forſchend in die Seelen der neuen Gewalthaber Frankreichs. Das iſt doch ein jämmerliches Actenſtück, in welchem die Herren der proviſoriſchen Regierung zu Tours durch die ſchnelle Feder Gambetta's den Marſchall Bazaine als Verräther vor Mit- und Nachwelt zu brandmarken bemüht ſind. Sofort auf die Nachricht von dem Verluſt der Feſtung, ohne Kenntniß der Beweggründe und Einzelheiten, verfehmen Männer, welche die höchſte Obrigkeit eines menſchenreichen Volkes darſtellen, ſchimpfend wie Schulknaben die Soldatenehre eines Mannes, der, wie auch ſonſt ſein Charakter und Weſen ſein mag, doch jedenfalls in verantwortlicher Lage mehr Todesgefahr durchgekoſtet und ſeine Willenskraft härter geübt hat, als die Herren der Ballonregierung von Tours. Ihnen zu antworten würde für einen Deutſchen nicht der Mühe lohnen. Da aber auch in einer deutſchen Zeitung, deren militäriſcher Berichterſtatter großen Anſpruch auf Beachtung hat, das Verfahren des Marſchalls abfällig beurtheilt worden iſt, ſo ſei hier geſtattet, an das wirkliche Sachverhältniß zu erinnern. Wir haben keine Veranlaſſung für die Energie des Marſchalls Bazaine Lanzen zu brechen, wir möchten nur nicht, daß man einen gedemüthigten Gegner ſtrenger behandelte, als recht iſt.

Wir wiſſen aus der gedruckten Correſpondenz Bazaine's mit dem kaiſerlichen Generalſtab, daß der Marſchall am 20. Auguſt, als er nach den Schlachten vom 14., 16., 18. Auguſt vor Metz eingeſchloſſen worden, bereits den Ernſt ſeiner Lage erkannte. Jene drei großen Schlachttage, deren Frucht am 27. October geerntet wurde, hatten unſer ſiegreiches Heer ſo ſchwer betroffen, daß trotz des Sieges ein finſteres Gefühl der Trauer obenauf war, und unſere höchſte Armeeleitung ſich ſelbſt ſagte, daß es ſo mit dem Schlachtenmord nicht weiter fortgehen dürfe. Wir ſind alſo zu der Annahme berechtigt, daß auch die franzöſiſche Heeresleitung den Zuſtand der eigenen Armee höchſt beſorglich fand. Die Franzoſen hatten drei Tage erfolglos gekämpft, waren dazwiſchen zwei Tage im Wirrwarr ihrer dicht gedrängten Aufſtellung hin und her gezogen worden; ſie müſſen ungeheure Verluſte gehabt haben; von etwa 170,000 Mann, welche die Feldarmee Bazaine's damals gezählt haben mag, lagen wohl 50,000 tot oder verwundet. Die Armee war jedenfalls am 19. Auguſt und den nächſten Tagen in einem Zuſtand, welcher das verzweifelte Wagſtück eines Durchbruchs hoffnungslos machte.

In Wahrheit waren es aber nur die erſten Tage der Einſchließung, in denen der eingeſchloſſene Feldherr einige Ausſicht hatte, nicht ſein ganzes Heer, aber vielleicht einen Theil deſſelben durchzuſchlagen. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde umſchloß ihn der metallene Ring der Geſchütze in gedeckter Aufſtellung feſter. Man war ſchon nach der erſten Woche der Belagerung im deutſchen Hauptquartier überzeugt, daß ein Ausbruch Bazaine's nur unter ungeheuern Verluſten und nur ſoweit möglich ſei, daß ſich Trümmer ſeines Heeres in das durchſchnittene Gelände von Südlothringen und Baſſigny retten könnten. — Bis zum Tage von Sedan arbeitete der Marſchall an Kräftigung der Armee und hoffte auf eine Unterſtützung von außen. Seit dem Sturz Napoleons aber hielt er es offenbar für ſeine Aufgabe, ſo lange als möglich das kaiſerliche Heer und die Feſtung zu erhalten. Brach er ſeitdem aus, welche Ausſicht blieb ihm im Lande? Ein größerer Heerkörper war überhaupt nicht mehr vorhanden, im Süden war tolle Auflöſung und rothe Republik; ſich mit den Trümmern des Heeres bis Paris durchzuſchlagen, durfte er gar nicht hoffen, da ihm ein doppelt ſo ſtarkes Heer auf den Ferſen, ein zweites vor ihm war. Denn in Metz ſind zwar 173,000 Mann übergeben worden, davon aber waren 38,000 Kranke, 30,000 Beſatzungstruppen, welche doch zurückbleiben mußten, ſeine Feldarmee beſtand aus etwa 105,000 Mann ohne Trainpferde, Cavallerie mit ſchlechteſter Geſchützbeſpannung. Eine ſolche Maſſe iſt in freiem Felde, von überlegenem Feinde verfolgt, der Auflöſung und dem Niedermetzeln verfallen. Wir meinen nicht, daß der höchſtgeſpannte militäriſche Stolz einen Feldherrn verpflichtet, das Leben von hunderttauſend Menſchen unter ſolchen Umſtänden nutzlos zu opfern.

Daß der Marſchall nebenbei noch Widerwillen gefühlt haben mag, die etwa freiwerdenden Trümmer des kaiſerlichen Heeres der republikaniſchen Regierung zu überlaſſen und ſich ſelbſt als übelbeleumdeten Bonapartiſten verbannt zu ſehen, iſt ſehr wahrſcheinlich. Aber wir vermögen nicht zu erkennen, daß dieſer Gedanke ſein Thun in irgend einer tadelnswerthen Weiſe beeinflußt hat. Er hat ſein Heer und die Feſtung nach zähem Widerſtand übergeben, als die Lebensmittel zu Ende waren und alle Schrecken der Auflöſung drohten. Und das war militäriſch ganz in der Ordnung.

Für uns liegt die Schwierigkeit der Lage in Folgendem: Die Republikaner täuſchen ſich nicht darüber, daß ſie die Minderheit in Frankreich ſind, ſie wollen daher keine Conſtituante. Und obgleich faſt jeder von ihnen in der Stille überzeugt iſt, daß Elſaß und Deutſch-Lothringen für Frankreich verloren ſind, ſo will doch keiner eine Hand rühren, um Abtretung und Frieden herbeizuführen, weil ſie wiſſen, daß ſolche Handreichung den Haß gegen ſie ſelbſt ſteigern und die Zurückberufung des Kaiſers fördern würde. Ebenſo wiſſen der Kaiſer und die Kaiſerin, daß die Abtretung unvermeidlich iſt, aber auch, daß ſie ſelbſt ihre Abneigung dagegen ausſprechen müſſen, weil die Einwilligung ihre Ausſichten verſchlechtern würde, und ſie wünſchen, daß die Republikaner genöthigt werden, dies Gehäſſige auf ihr Haupt zu nehmen. Zwiſchen ſolchem Gegenſatz ſelbſtſüchtiger Intereſſen läuft Herr Thiers, die alte Elſter, hin und her in dem ſchwierigen Bemühen, mit patriotiſchen Vorträgen das Unglück zu beſchwören. Unſere Aufgabe aber wird ſein, die Republikaner zu Friedenspräliminarien zu zwingen, und die Abmachungen durch eine Conſtituante beſtätigen zu laſſen Dann wird, wenn die Verſammlung, oder eine durch dieſelbe veranlaßte Volksabſtimmung den Kaiſer zurückrufen ſollte, dieſer nach ſeiner Entlaſſung aus Kriegsgefangenſchaft den Willen der Conſtituante in förmlichem Friedensinſtrument befeſtigen. Er wird dies alsdann thun können, ohne ſich unmöglich zu machen.

Sind die Republikaner vor dem Angriff auf Paris zu Friedensbedingungen und zum großen Appell an die Wähler zu bringen, ſo kann vor Weihnacht der liebe Friede geſchloſſen ſein; müſſen wir, wie zu beſorgen, vorher Paris demüthigen, ſo zieht ſich der Krieg wohl bis zum neuen Jahre hin.

(Grenzboten 1870, Nr. 48.)

12. **Die Ausſicht auf Frieden.** Der Krieg verlief durch die letzte Woche in Gefechten, welche zum Theil den Charakter des kleinen Krieges weiſen, in welchem nicht Feldherrnkunſt und die Tapferkeit geſchulter Maſſen, ſondern kluge Einfälle, Liſt, Gewandtheit der Einzelnen und der Zufall helfen und ſchaden. Seit die Vereinigung der drei Corps des Prinzen Friedrich Karl mit der Armee des Großherzogs von Mecklenburg erfolgt iſt, drängt das deutſche Heer in langer Linie die Loirearmee und ihren Anhang von Paris ab, die Hauptſtadt leidet an der Auszehrung und ihre Ergebung wird in unſerem Hauptquartier als nahe bevorſtehend betrachtet. Es iſt merkwürdig, daß die Pariſer nichts ſo ſehr entmuthigt hat, als das Gefecht bei Le Bourget am 30. October. Aus allen Zeitungen, Briefen, Ausſagen Einzelner iſt das zu entnehmen. Sie hatten einen Tag Zeit gehabt, in dem Orte, der ohnedies unter dem Feuer ihrer Geſchütze liegt, ſich feſte Poſitionen zu ſchaffen, ſie hatten von ihren Kerntruppen hinausgeſandt, und ein guter Theil der Pariſer war Zuſchauer des Kampfes, von dem ſie eine Niederlage unſerer Truppen ſicher erwarteten. Aber die Geſchütze des Fort Aubervilliers,

die Barrikaden, die Kerntruppen in gedeckter Stellung, Alles erwies ſich wirkungslos. Als die Franzoſen in wilder Flucht nach der Stadt zurückſtürzten, wurde den Zuſchauern das Herz ſchwach. Auch Trochu hat ſeitdem den Muth verloren, die große Truppenmaſſe, die er gebildet, zu einer Sprengung des Belagerungsringes zu verwerthen. Jetzt darf man wohl ausſprechen, daß dieſe Möglichkeit bis vor wenig Tagen vorhanden war, und daß unſere Generalſtabsoffiziere die letzten Wochen in einer gewiſſen Nervenſpannung durchlebt haben. Es waren 300,000 Mann Truppen in Paris gegen nicht viel mehr als 200,000 Deutſche in dem Belagerungsheer. Die Beſatzung von Paris iſt nicht zu jeder Art von Felddienſt brauchbar, aber ſie war in der ungeheuren Mehrzahl noch nicht geſchlagen, ſie war erhitzt und hatte Grund genug, in einem Kampf ſich einzuſetzen. Daß ihnen der Sieg geblieben wäre, darf ein Deutſcher bezweifeln, aber ein Erfolg und vielleicht ein zweiter lagen gar nicht außer der Möglichkeit. Es iſt bezeichnend, daß dieſelbe Partei, welche dem Marſchall Bazaine ſo wilde Verwünſchungen nachſchleuderte, weil er mit einem geſchlagenen und entmuthigten Heer vor Metz keinen Ausbruch gewagt hatte, ſelbſt vor derſelben Aufgabe muthlos ſtillſteht. Jetzt iſt die Zeit verpaßt, ſeitdem ſchließen zwei andere Armeen, im Norden Manteuffel, im Süden Prinz Friedrich Karl die Hauptſtadt durch neue militäriſche Linien von Frankreich ab. Sogar der Vorſtoß der Loirearmee und das Treffen bei Coulmiers vermochten den Entſchluß zu einem großen Unternehmen den Pariſern nicht zu geben. Und doch war damals der letzte Augenblick, um noch einen Erfolg zu erringen.

Jenes Rückzugsgefecht v. d. Tann's hat viel Staub aufgerührt, bei den Franzoſen wie bei uns. Das bairiſche Corps ſtand entfernt von der Hauptarmee, in ausgeſetzter Stellung, die durch die Beſchaffenheit der Gegend und die Lage des Belagerungsheeres nothwendig geworden war. Wenn v. d. Tann, wie wir aus dem Bericht eines talentvollen zugeordneten Offiziers vom Generalſtab der dritten Armee, des Hauptmann Karnatz, wiſſen, auf Unterſtützung nicht rechnen konnte und die Ueberlegenheit des Gegners wohl kannte, ſo handelte er jedenfalls als ein wackerer Soldat, daß er ihm doch entgegenging, um ſeinen Rückzug zu ſichern. Er hielt mit 12,000 Mann gegen das Gros einer Armee von 60,000 Mann ſieben Stunden Stand, verlor dabei etwa 900 Mann und erreichte es dadurch, unbeläſtigt ſeinen Rückmarſch auszuführen. Dieſer verhältnißmäßig geringe Verluſt in einem Rückzugsgefecht, das von 10 bis 5 Uhr dauerte, beweiſt ſowohl die guten Anordnungen des bairiſchen Generals, als daß der Angriff der Franzoſen nicht mit höchſter Kraft erfolgte.

Es ſieht allerdings ſo aus, als ob der Kampf in Frankreich durch Ermattung des Gegners zu Ende gehen ſollte. Aber Krieg iſt wie ein Waldbrand auf dürrer Haide; ſolange er nicht bis auf den letzten Funken getilgt iſt, mag er plötzlich wieder heftig auflodern, wo man es am wenigſten erwartet.

(Grenzboten 1870, Nr. 49.)

13. **Die Stellung der Heere.** Als man im Hauptquartier erkannte, daß die Belagerung von Paris langwierig werden könnte, erwuchs die Nothwendigkeit, den Neubildungen franzöſiſcher Heere bei Zeiten entgegenzutreten. Die Formationen hinter der Loire auf weitem Landſtrich, unter den Augen der neuen Regierung, wuchſen am ſchnellſten, kleiner wurde der Aushebungsbezirk und der Eifer im Norden, für den Süden Frankreichs war Lyon und die Hügellandſchaft Südburgunds Herd einer Anſammlung unregelmäßiger Truppen, welche durch die Beſatzungsbataillone der dortigen Feſtungen einigen Halt erhielten und die Verbindungen zwiſchen der Pariſer Belagerungsarmee und der Heimat bedrohten. Die Uebergabe von Metz machte größere Truppenmaſſen des deutſchen Heeres verfügbar. Während zwei Infanteriediviſionen und das Corps Werder die Beſetzung des ſüdlichen Elſaß und die von Burgund, den Ein-

ſchluß von Belfort und die Sicherung der Eiſenbahnlinie durch Vormarſch gegen Süden auszuführen hatten — mühevoll für die Truppen, ſorgenvoll für die Feldherren —, zog General Manteuffel gegen die franzöſiſche Nordarmee und drückte nach der Einnahme von La Fère und Diedenhofen den auf Paris vorſtoßenden Feind in ſiegreichem Treffen über Amiens zurück. Unterdeß näherte ſich die Armee des Großherzogs von Mecklenburg von Nordweſten, die größere Armee Friedrich Karl von Oſten der Loirearmee, erſterer drängte die Vortruppen von Dreux ohne große Mühe bis in die Nähe von Le Mans hinauf, das 10. Corps des Prinzen Friedrich Karl wehrte einen Tagemarſch nordöſtlich von Orleans erfolgreich einen heftigen Stoß des Feindes ab, welcher ſich hier der Flankirung durch die Deutſchen vergebens zu entwinden ſuchte. Da die Aufgabe der deutſchen Heere ſein muß, die Loirearmee, welche wir auf der Linie von Orleans bis Le Mans annehmen, nicht nur zu beobachten, ſondern vor der Einnahme von Paris zu ſchlagen, ſo haben wir allerdings in der nächſten Zeit dort neue Zuſammenſtöße zu erwarten. Nur möchten wir gegen die Sicherheit ankämpfen, mit welcher hier und da die bevorſtehende Vernichtung und Gefangennahme einer dritten feindlichen Armee von ungefähr 80—100,000 Mann verkündet wird.

Abgeſehen davon, daß dergleichen ungeheure Reſultate nicht auf jeder Oertlichkeit möglich ſind, und am ſchicklichſten erſt dann verkündet werden, wenn ſie zur That geworden ſind, ſo hat die deutſche Kriegführung jetzt mit einem Gegner zu rechnen, welcher entſcheidende Schläge ſehr erſchwert, und welcher der ſchönſten Berechnung des Feldherrn und der größten Tapferkeit ſeiner Truppen nur ſpärliche Erfolge zu gönnen pflegt, und dieſer Gegner großer Siege iſt der altherkömmliche Lauf unſerer Winterſonne, die Kürze der Tage. Bei der Größe unſerer Heere, bei der Art unſerer Kriegführung und Armeeverpflegung ſind die Hauptſtellungen feindlicher Heere, ſelbſt wenn dieſe einander gegenüberlagern, faſt immer durch ein

Zwiſchengebiet von mehren Meilen getrennt, welches zum Theil mit Vortruppen beſetzt iſt und erſt durch planmäßigen Angriff genommen werden muß; auch die Theile des Heeres müſſen, um in ihre Schlachtſtellung einzurücken, faſt immer durch Märſche von mehren Meilen ſich vereinigen. Bevor das Tageslicht den Feind genau zu ſehen geſtattet, iſt überhaupt keine Schußwirkung denkbar. Von der Einleitung des Kampfes aber, welche häufig erſt in den letzten Vormittagsſtunden möglich wird, bis zum Angriff der Hauptſtellung des Gegners vergehen ſicher mehre Stunden in Vormarſch, Artilleriegefecht, Einzelangriffen, neuer Aufſtellung. Eine Bewältigung der Hauptſtellung eines größeren Heeres iſt deshalb erſt am Nachmittag wahrſcheinlich. Um 5 Uhr aber gebietet die einbrechende Dunkelheit den Geſchützen Ruhe, auf unbekannter Oertlichkeit ſehr bald auch dem Fußvolk und den harrenden Reitern. Gerade wenn die Stunde kommt, wo der Sieger die Früchte ſeiner Arbeit in der Verfolgung ernten könnte, entzieht die Finſterniß den geſchlagenen Feind ſeinem Bereich. Wir haben deshalb fortan als einen beſonderen Glücksfall zu betrachten, wenn der ſtrategiſche Erfolg ein augenblicklicher und maſſenhafter wird.

Jeden Tag berechnen die Kriegsberichterſtatter, wie lange die Lebensmittel in Paris noch reichen können; die Deutſchen ſind geneigt, den Mangel an Fleiſch als zwingenden Grund zur Uebergabe zu betrachten, die Franzoſenfreunde ſetzen weitreichende Hoffnungen auf Vorräthe von Mehl und Wein. Unzweifelhaft hat der Hunger dort ſeine furchtbare Arbeit begonnen. Es ſtimmt nicht heiter, wenn ein deutſches Witzblatt den Hunger der Pariſer als Gegenſtand des Scherzes behandelt, und es iſt kein wackeres Soldatenſtück, wenn in Wahrheit die Baiern hungrige Franzoſen den Tag über ruhig im Bereich ihrer Kugeln die Kartoffeln graben laſſen, um ihnen am Abend durch einige Schüſſe die gefüllten Säcke mühelos abzunehmen. Sicher würde ſich Paris noch lange halten können, wenn es möglich wäre, die Vorräthe der ungeheuren Stadt bis auf den letzten Centner gleichmäßig zu vertheilen, aber die ſociale Kriſis hat dort bereits begonnen, und ſie läßt ſchnelle Entſcheidung erwarten, ſobald erſt die fliegenden Hoffnungen auf Entſatz durch die Loire- und Nordarmee niedergeſchlagen ſind.

In Frankreich ſucht man Muth in der Betrachtung, daß das Unglück ſich ſeit dem Sturz Napoleons und der Ergebung ſeiner Marſchälle und Heere gewandt habe, die Soldaten und Generäle der Republik ſeien von anderer Energie und beſſerem Metall. Auch bei uns iſt eine ähnliche Auffaſſung nicht ungewöhnlich. Aber in Wahrheit haben ſich die Truppen der Republik nirgend beſſer, ſelten ſo gut geſchlagen, als die kaiſerlichen Heere bei Wörth und vor Metz, und keiner der republikaniſchen Generäle hat zur Zeit unzweifelhafte Proben einer größeren Feldherrnbegabung erwieſen, als Mac Mahon und Bazaine zeigten. Der Unterſchied in den Ergebniſſen liegt — bis jetzt — allein in der veränderten Art der Kriegführung, und dieſe Veränderung iſt an ſich kein Verdienſt der Franzoſen, ſondern eine Folge ihrer Niederlagen. Der Anfang des Krieges war ein Kampf der großen geſchulten Heere, er bot der Kunſt der Feldherren die umfaſſendſten Aufgaben, ſtellte an die Offiziere und Soldaten die höchſten Zumuthungen großer Feldſchlachten. Es wäre barer Unſinn, zu behaupten, daß die Franctireurs Gambetta's und die Mobilen Trochu's in dieſer Art von Kampfe daſſelbe oder ähnliches geleiſtet hätten, wie die Bataillone Bourbaki's, die Küraſſiere von Wörth, die Chaſſeurs d'Afrique von Sedan. Jene Irregulären wären trotz alles ungeſchulten Muthes in der großen Schlacht vor den deutſchen Granaten und dem preußiſchen Sturmangriff verweht wie Spreu im Winde. Seit Sedan war die Feldarmee Frankreichs beſeitigt, nicht das Land unterworfen. Wir wiſſen allerdings, daß jene Feldarmee ſtärker war als man annahm, wenigſtens 350,000 Mann, und daß

Frankreich außer ihr und außer dem Reſt der Algier- und Marinetruppen noch 150,000 Mann an Depotbataillonen und Beſatzungen hatte. Trotzdem muß die Feldarmee Frankreichs bei jedem Wehrſyſtem verhältnißmäßig ſchwächer ſein, als die unſere, ſolange dieſer Staat die Erbſchaft Ludwigs XIV, das gewaltige Netzgeflecht von Feſtungen erhält und bewehrt. Dieſes Syſtem macht die Defenſivkraft Frankreichs dagegen ſtärker. als die jedes anderen europäiſchen Großſtaats, es erſchwert dem ſiegreichen Feinde die Bewältigung des Landes, aber es legt auch dem Lande ſelbſt ſehr ſchwere Friedenslaſten auf und im Kriege wahrſcheinlich nur eine Verlängerung des Leidens. Am 2. September wußte man in unſerer Heeresleitung, daß jetzt ein ganz neuer Kampf, der Feſtungskrieg und der kleine Krieg beginne. Man erwartete vielleicht die Einnahme von Metz und Paris in kürzerer Friſt, aber man rechnete richtig, daß außerdem noch ein Ueberziehen des ganzen Landes durch unſere Armeecorps nöthig ſein werde, und wahrſcheinlich viele Einſchließung und Belagerung feſter Plätze. Die Republikaner nehmen ſeitdem das Verdienſt in Anſpruch, daß ſie das Volk zum Kriege begeiſtert und überall neue Heere geſchaffen. Ohne Zweifel haben ſie viele Tauſende von Freiwilligen zum Heere und viele hundert Bauern in die Wälder gelockt. Aber man darf behaupten, daß jede energiſche geſetzliche Regierung bei den vorhandenen Wehrkräften daſſelbe Ergebniß, und zwar in geordneter Weiſe erreicht hätte. Denn die vorhandenen Linientruppen gaben für große Neubildungen Rahmen und Anhalt, die Feſtungen ſichernde Stützpunkte. Und die Frage iſt nur, ob eine ſichere und geſetzliche Regierung ein ſolches Aufbieten der letzten Kraft und einen Krieg bis zum Aeußerſten als vernünftig und für Frankreich heilſam erachtet hätte. Es iſt aber lehrreich, daß überall, wo die Franzoſen ernſte Gefechte wagen, der Kern ihrer Angriffstruppen doch die Linienbataillone älteren Beſtandes ſind, obgleich die regulären Neuformationen in acht Wochen Zeit hatten, ſich für den Felddienſt reglementsmäßig auszubilden. Daß die ganze Einrichtung der irregulären Freiſchützen und Freiwilligenlegion ein politiſcher und ſocialer Frevel iſt, wurde früher einmal ausgeführt.

(Grenzboten 1870, Nr. 50.)

In dieſer Woche großer Ereigniſſe gaben die harten Kämpfe auf der Südoſtſeite von Paris auf's Neue zu einer Vergleichung mit den Ereigniſſen vor Metz Veranlaſſung. Es war am 30. November und 2. December ein ſehr blutiges Ringen, die Sachſen und Würtemberger hatten weitaus den Hauptantheil an Verluſt und Ehre; wie bei Ausfällen aus großen Feſtungen neuen Stils unvermeidlich iſt, drängten die geſammelten Maſſen der Belagerten zuerſt an der Ausfallſtelle die entgegenſtehenden deutſchen Truppen zurück, bis ſie durch Anzug größerer Maſſen aufgehalten und zurückgedrückt wurden. Dabei iſt das Zahlenverhältniß erwähnungswerth: nach niedrigſter Schätzung zählten die über die Marne ausfallenden Franzoſen 80—100,000 Mann, ihr Angriff wurde in der Hauptſache durch eine Diviſion (4 Regimenter) der Sachſen und die würtembergiſche Diviſion, zuſammen jetzt etwa 22,000 Mann, zurückgeſchlagen. Aber freilich iſt die ungleich größere Güte unſerer Truppen auch nothwendig, denn das deutſche Heer umfaßt in weitem Ringe mit ſeiner Minderzahl die Befeſtigungen der Rieſenſtadt, welche doch außer den Nationalgarden eine der Zahl nach uns überlegene Maſſe geſchulter Soldaten, im Schutz ihrer Kanonen, in Beſitz von unermeßlichen Kriegsmitteln, zählt. Die Belagerung von Paris iſt alſo für die Deutſchen eine weitaus ſchwerere Arbeit, als die von Metz, ſie iſt überhaupt etwas Neues, in dieſer Art nicht Dageweſenes. Und doch haben die Belagerten mit allen Vortheilen, welche ihnen bei einem Kampf in der Nähe von Paris zuſtehen, in den letzten großen Ausfällen durchaus nicht mehr erreicht, als Bazaine vor Metz. Auch wird ſich ſchwerlich behaupten laſſen, daß die Anſtrengungen Ducrots, bei Berückſichtigung jenes

Zahlenverhältniſſes, energiſcher waren, als die des kaiſerlichen Generals. Die beabſichtigte Sprengung des Belagerungsringes hätte, ſelbſt wenn ſie gelungen wäre, nur dann einen großen Erfolg vorbereitet, wenn es der Loirearmee glückte, ſich mit den ausfallenden Truppen zu vereinigen und in einer Reihe von Gefechten die umlagernden deutſchen Corps vor ihrer Vereinigung auseinanderzuwerfen, und ſo die Belagerung von Paris zu nichte zu machen. Da dies durchaus mißlungen iſt, waren die Ausfälle eine unnütze Menſchenſchlächterei. Und es iſt nur zu hoffen, daß der windige Muth der Pariſer, welcher ſich jetzt wieder hoch aufgeblaſen hat, durch den fürchterlichen Ernſt der Thatſachen recht ſchnell auf eine verſtändige Einſicht in die Hoffnungsloſigkeit weiteren Widerſtandes herabgedrückt werde. Denn die Hoffnung auf die Loirearmee wird man nach den großen Erfolgen, welche die Armeen Großherzog von Mecklenburg und Prinz Friedrich Karl vom 2.—12. December errangen, nach der Wiederbeſetzung von Orleans und der Flucht der Loirearmee wohl für längere Zeit aufgeben müſſen. Dort war bei den deutſchen Heeren endlich ein energiſches gemeinſames Vorgehen durchgeſetzt. Auch an der Loirearmee hat ſich trotz aller Tapferkeit einzelner Bataillone die Unzuverläſſigkeit und Lockerheit der neugebildeten Heeresmaſſen erwieſen, und zugleich die Erbärmlichkeit der franzöſiſchen Stimmführer. General Aurelles, der vor wenig Tagen als Hort und Paladin des republikaniſchen Frankreichs gefeiert wurde, iſt ſofort nach ſeiner Niederlage in offiziellem Regierungsacte mit Mißtrauen und Beſchuldigungen verfolgt worden. So ſchnell iſt der neue Stern erblichen. Dieſe Regierung wird bald keinen Mann von Ehre finden können, der noch unter ihm einen Oberbefehl übernimmt.

Der Sieg bei Orleans kam zu guter Stunde. Und doch wagen wir kaum noch anzunehmen, daß er ſofort den Frieden einleitet. Die Deutſchen brechen alle Hinderniſſe, wir ſchlagen eine Armee nach der andern, die Zahl der franzöſiſchen Geſangenen, der eroberten Geſchütze iſt kaum noch zu überſehen, aber wir vermögen einen Feind nicht zu beſiegen, die keltiſche Selbſtgefälligkeit, Unwahrheit, Eitelkeit.

Ob dem hoffnungsfrohen Paris die für die Uebergabe nöthige Ernüchterung ſchnell kommt, werden die nächſten Tage lehren, da die Poſten aus der Stadt trotz der Wachſamkeit unſerer Truppen doch mit großer Regelmäßigkeit ihre Schleichwege finden, ſicherer als die abenteuerlichen Ballons und Brieftauben. Darauf aber müſſen wir vorbereitet ſein, daß die gegenwärtigen Machthaber von Paris vorher noch ihr Aeußerſtes im Widerſtand verſuchen. Die Generäle Trochu und Ducrot ſind in der Lage, durch die Uebergabe viel zu verlieren; Herrn Ducrot, der unter der Anklage ſteht, als Kriegsgefangener ſein Ehrenwort gebrochen zu haben, erwartet ein kurzes Proceßverfahren, wenn er dem deutſchen Heer erreichbar wird, und Herr Trochu iſt wahrſcheinlich kein Feldherr, aber ein hartnäckiger Pedant und eifriger Arbeiter, deſſen Ruhm in Frankreich ganz von der Länge des Widerſtandes abhängt, welcher durch ſeine Schöpfungen möglich wird; es iſt ihm ſchwerlich daran gelegen, ſeine Perſon in ein neues Königthum oder Kaiſerreich zu retten.

Dort an der Seine eine Roth-Republik unter despotiſchen Führern in den letzten Zügen, an der Spree ein neues Kaiſerthum, durch die deutſchen Fürſten beantragt, im Entſtehen. Uns Altpreußen möge man verzeihen, wenn wir dieſe Veränderung nicht ganz ſo anſehen, wie wohl andere Patrioten. Sie ſoll nützlich ſein, auch günſtig wirken im deutſchen Süden. Wir aber waren lange gewöhnt zu glauben, daß das Heerkönigthum unſerer Hohenzollern etwas Neues in der Welt und etwas Beſſeres und Stolzeres ſei, als die alte Kaiſerkrone; es wird darum im Augenblick Manchem unter uns nicht ganz leicht, die Zuvorkommenheit deutſcher Fürſten nach Gebühr zu würdigen.

(Grenzboten 1870, Nr. 51.)

14. **Die Beſchießung von Paris.** Das Bombardement von Paris wird nach den hartnäckigen Kämpfen an der Marne vom 29. November bis zum 2. December in ganz Deutſchland mit Ungeduld gefordert. Unter den Gründen, mit welchen man die Verzögerung zu erklären ſucht, ſind die am eifrigſten umhergetragen worden, welche die Bedenken unſerer Armeeleitung auf die Einwirkung deutſcher und fremder Fürſtinnen zurückführen. Dies iſt thörichtes Geſchwätz und ſollte nirgend geglaubt werden, wo man Vertrauen zu der Einſicht und zu dem Gewiſſen unſeres Oberkommandos haben will. Hoffentlich iſt der Tag nicht fern, wo der Generalſtab des Hauptquartiers ſelbſt eine kurze aber ausreichende Begründung ſeiner Anordnungen geben wird — nach der Uebergabe. Bis dahin möge, was man nicht ausſprechen kann, der deutſche Leſer ſich ſelbſt deuten, wenn er folgenden Thatſachen Beachtung gönnt. Der Ring, in welchem die Forts Paris ſchützend umſchließen, hat $6^1/_2$ bis 7 deutſche Meilen Kreisumfang, der Ring, in welchem unſere Batterien die Forts mit der Stadt einſchließen könnten, würde — abgeſehen von der Bodenbeſchaffenheit — einen Kreisbogen von circa 10 Meilen Länge ausmachen. Von den Punkten dieſes größeren Kreiſes würde die Umwallung der Stadt durchſchnittlich mehr als eine halbe Meile, die eigentliche Stadt $^3/_4$ bis 1 Meile in gerader Linie entfernt ſein. Von Le Bourget z. B., welches noch in ſcharfer Feuerwirkung der franzöſiſchen Forts liegt, bis zum Platz der Tuilerien iſt in gerader Linie eine Entfernung von $1^1/_2$ Meile. Eine ſichere Feuerwirkung unſerer Poſitionsgeſchütze iſt etwa noch auf 5000 Schritt, alſo $^1/_2$ deutſche Meile, möglich, nur einzelne Schüſſe aus beſonders ſchwerem und beſonders dafür conſtruirtem Geſchütz und aus einzelnen Batterien würden in die innere Stadt reichen. Daß bei ſolchen Verhältniſſen ein „Bombardement“ der inneren Stadt Paris

nur als ein Schreckmittel, nicht als wirklicher Zwang anwendbar wäre, iſt ſelbſtverſtändlich. Soll es dafür nützen, ſo wird es nur als letzter Druck auf eine entmuthigte, zur Uebergabe geneigte Bevölkerung gebraucht werden dürfen. Trifft es nicht mit hochgeſtiegener Muthloſigkeit zuſammen, ſo ſteht zu befürchten, daß der verhältnißmäßig geringe Schaden, den es anzurichten vermag, gerade die entgegengeſetzte Wirkung haben und die Pariſer zu neuem Trotz verhärten würde. Es bleibt alſo nur, was mühevoller iſt, aber militäriſch ſicherer, ein Angriff der Feſtung in regelmäßiger Belagerung, denn von einem Handſtreich kann bei Paris nicht die Rede ſein. Für ſolchen Angriff haben wir ungefähr 300 ſchwere Poſitionsgeſchütze gegen mehr als die zehnfache Zahl in Paris, und etwa 215,000 Mann Belagerungstruppen gegen ungefähr 280,000 militäriſch ausgebildete Vertheidiger, zu denen noch etwa 300,000 Arbeiter mit Haue und Schaufel gerechnet werden müſſen. Die Forts ſind faſt ſämmtlich ſtarke Werke; die Vertheidigungskunſt hat Vieles gethan, dieſelben durch Schanzen, Minen, Torpedos und örtliche Hinderniſſe zu verſtärken, und wenn auch Abenteuer und Schwindel in den Zerſtörungswerkzeugen der Pariſer ſein mag, ſo iſt doch unſererſeits jede Vorſicht geboten. Wir haben alſo einige Forts zuſammenzuſchießen, dieſelben im Nothfall durch Sturm zu nehmen, und das gewonnene Gelände zu weiterem Angriff auf die ausgeſetzten Punkte des Stadtwalles zu benutzen. Die geringere Zahl unſerer Belagerungsgeſchütze würde dafür kein Hinderniß ſein, da wir dieſelben auf einzelne beſonders angreifbare Punkte zu richten vermögen, der Belagerer hat bei ſolchem Angriff faſt dieſelben Vortheile, wie der Belagerte beim Ausfall, die nämlich, daß er überlegene Kraft an einer Stelle zu ſammeln vermag. Aber eine andere Erwägung iſt nicht abzuweiſen, die im Kriege oft die Operationen der Feldherren gebieteriſch beeinflußt. Jede Kraftäußerung wirkt auf den Feind, ſolange ſeine Kraft nicht völlig gebrochen iſt, als eine Herausforderung, und hat zunächſt eine heftige Steigerung des Widerſtandes zur Folge, ähnlich wie in der Natur die Aufregung einer Elektricität eine Spannung durch die entgegengeſetzte erzeugt. An dem Tage, wo unſer Angriffsziel zweifellos, ein entſchloſſenes Vorgehen an beſtimmter Stelle zu erwarten iſt, wird auch der Feind all ſeinen Scharfſinn und ſeine — nicht verächtlichen — Angriffsmittel nach derſelben Stelle richten. Es iſt wohl möglich, daß unſer Oberkommando ein ſolches Richten der Widerſtandskraft und die dadurch dem Feinde ermöglichte Sicherheit der Berechnungen nicht für zweckdienlich hält. Jetzt ſtößt der Gegner, der ſchweigſam eingehegte, taſtend bald hier, bald dort hinaus, an dem zähen Widerſtande verarbeitet er ſeine zur Zeit vorhandene Angriffskraft, aber ſeine Unſicherheit und unſere Ruhe tragen mehr dazu bei, ihn zu lähmen, als ſeinen Entſchluß zu beflügeln. Und unſere unthätige Wachſamkeit läßt unſerem Verbündeten in der Stadt, dem Mangel an Lebensmitteln, völlig Zeit, ſeine Arbeit zu thun, während ein Angriff von unſerer Seite zunächſt wahrſcheinlich neuen Kriegseifer aufregen würde, zumal er durch einige Tage oder Wochen, in denen um das Außenterrain geſtritten wird, nicht einmal außerordentlich niederſchlagend in Ohr und Gemüth der Pariſer eindränge. Wohl dürfen wir hoffen, daß unſer feſter Angriff trotz Allem in einigen Wochen den Einbruch erzwingen würde, aber darüber darf man ſich nicht täuſchen, die Opfer würden ſehr groß ſein, ungleich größer, als durch das Abweiſen der Ausfälle, zu welchen die Unternehmungsluſt der Pariſer Generäle ſich jetzt verſteigt. Deshalb ſcheint uns die deutſche Armeeleitung genau das Zweckmäßige zu thun, wenn ſie den Geſchützangriff auf die Tage verſpart, in denen die Abnahme der Spannkraft in Paris ſo groß geworden iſt, daß die deutſchen Granaten als Beſchleunigungsmittel für die Uebergabe zu helfen vermögen. Ob dieſer Zeitpunkt ſchon jetzt eingetreten iſt, ob er erſt in mehren Wochen zu erwarten iſt, das wiſſen wir Andern freilich nicht.

Eine naheliegende Frage iſt, ob damals, Mitte September, als Paris zuerſt eingeſchloſſen wurde, der ſofortige Beſchluß eines Angriffs beſſer gefördert hätte. Das iſt möglich. Aber damals rechnete man auf ſchnellere Wirkung der Umſchließung, man hatte große Noth, durch Zufahren auch nur das Leben des Heeres zu erhalten, ein Heranfahren des Belagerungsparkes war, ſolange die Eiſenbahn nicht uns gehörte, ohnedies ein weitausſehendes Unternehmen. Jetzt aber haben wir durch lange, ſchwere Wochen feſter Umſtellung die Pariſer ſo weit gebracht, daß nur noch die Dauer des letzten Auflöſungsprozeſſes fraglich iſt, jetzt iſt es doch gerathen, Schaufel und Haue nicht weiter in Thätigkeit zu ſetzen, als für die letzten Momente der Belagerung etwa nützlich wird.

Unterdeß haben im Norden und im Süden von Paris die Heere wacker gekämpft, um die franzöſiſchen Armeen des Nordens und der Loire zu zerſtören, beide haben gegen Uebermacht wiederholt ſiegreich gerungen, ihre Führung erwies die Feſtigkeit und harte Entſchloſſenheit, welche durch den Ernſt der Lage nöthig geworden iſt. Es waren im Südweſten Orleans ſtromab der Loire für die kleine Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg noch harte Stöße des geſchlagenen Feindes abzuwehren, der durch ein neues Corps verſtärkt, wohl der Ueberlegenheit ſeiner Zahl vertraute. Aber gerade in dieſem vieltägigen Kampfe bewährte ſich glänzend die feſtere Zucht der Preußen. In der Kälte und dem Verluſte brach die Kraft des Feindes plötzlich zuſammen, es mag ein ſchweres Ringen unter vielen Entbehrungen geweſen ſein, auch die treuen Baiern mußten nach Orleans zurückgeſchickt werden. — Ueberhaupt gehören die Gefechte um Orleans militäriſch betrachtet zu den ſchwerſten Leiſtungen dieſes Krieges nach Tapferkeit und Dauer der Truppen und feſter Führung. Die nächſte Kraftanſtrengung des Feindes, vorausſichtlich die letzte, haben wir im Norden zu erwarten, wo die Truppen deſſelben im Schutz der zahlreichen Grenzfeſtungen gehäuft und die größten Anſtrengungen gemacht werden, wie es ſcheint, auch vermittels Ueberführung von Loirebataillonen durch Seeſchiffe. General Manteuffel wird durch das Eintreffen der neuen Landwehrdiviſionen im franzöſiſchen Oſten in Stand geſetzt, ſeine getrennten Bataillone zu einer beträchtlichen Macht zuſammenzuziehen. Dem beabſichtigten Vorſtoß der Nordarmee ſoll diesmal ein Durchbruch der marſchfähigen Pariſer Beſatzung nach Norden entgegenkommen. Wir haben alſo, falls der Entſchluß der Pariſer nicht vorher ſchwach wird, noch einen Kampf — etwa bei St. Denis und den Stellungen des 4. Corps zu erwarten.

Weihnachten naht, und den Frieden ſehen wir noch nicht. Wir Deutſche empfinden in dieſer Feſtzeit tief das Leid, daß unſere Verwandten und Freunde fern von dem Tannengrün unſeres ſchönſten Familienabends, inmitten der Winterkälte des feindlichen Landes blutige Arbeit thun und dulden müſſen. Solche Wehmuth wird hie und da als Mißſtimmung laut. Aber wir möchten unſeren zahlreichen Gegnern nicht rathen, darauf irgend welche Hoffnung zu bauen. Der Deutſche hat den Krieg nicht gewollt, als er losbrach, das deutſche Heer hat im Streite nie aufgehört den Frieden und die Heimkehr zu wünſchen, aber Heer und Volk werden feſt darauf beharren, daß der Krieg nur mit gründlicher Niederwerfung der frechen Feinde ende, die uns die Waffen in die Hand genöthigt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 1.)

Der Volkskrieg, welcher durch Trochu und Gambetta mit großer Energie organiſirt worden, ſchafft militäriſche und politiſche Verhältniſſe, wie ſie in den Staaten Europas noch nie und nirgend geweſen ſind; auch die Feldzüge der Revolutionszeit bieten nur kleine Vorbilder des Ungeheuerlichen unſerer Kämpfe. Die Franzoſen haben ſo gewaltige Maſſen nothdürftig ausgeſchaffen, daß wir vor Paris, an der Loire, um Amiens, in Burgund die Minderzahl geworden ſind. Jetzt kämpft feſte Kriegszucht und ſtärkere Volksart im vielgetheilten deutſchen Heere in der Defenſive. Ueberall die gleichen Aufgaben und die gleiche Kriegsweiſe. Ein hitziger, an Truppenzahl um das Doppelte, ja Dreiſache überlegener Feind ſtößt heftig vor, wir haben den erſten Stoß abzuwehren, ziehen Truppen heran, gehen etwa um 2 Uhr Nachmittags zum Angriff über und ſehen ernſthaft nach dem Lauf der kurzen Winterſonne, die jetzt unſer beſter Verbündeter geworden iſt, denn wir haben nicht immer Reſerven bei der Hand, wenn die Kraft unſerer Bataillone beim erſten ſtarken Angriff verbraucht iſt. Kommt der Abend, ſo haben wir als Tageserfolg etwa 500—1000 Gefangene, vielleicht einige Geſchütze aufzuzählen, einen geringen Gewinn an Boden und Vereitelung des feindlichen Vorſtoßes. Aber in dem erfolgloſen Kampf iſt die lockere Heeresmaſſe des Gegners erſchüttert, er muß in der Nacht trotz Kälte und Entbehrungen bivouakiren, der Menge wegen und um ſeine Haufen zuſammenzuhalten, während unſere Soldaten, welche obenein die mildere Winterkälte Frankreichs weit beſſer vertragen, unter Dach raſten. Nach wiederholten Verſuchen vorzudringen, zieht ſich der Feind ganz zurück, immer in Unordnung, unſere Reiterei hält Nachleſe, — wir ſind faſt müde, Gefangene zu machen — aber einen entſcheidenden, den Feind vernichtenden Sieg vermögen wir zur Zeit nicht durchzuſetzen. Das wird jetzt allerdings beſſer, ein neuer Nachſchub von ungefähr 150,000 Mann, alte preußiſche Landwehren, welche dazu beſtimmt ſind, andere Bataillone für das Feld frei zu machen, und die junge Einſtellung dieſes Herbſtes werden uns ſowohl im Süden als Norden die Möglichkeit größerer Operationen geben. Immer aber wird im Ganzen unſere Aufgabe ſein, die Gegner durch Ausdauer und Zähigkeit zu beſiegen. Nie ſind unſere Truppen ſtärker geprüft und völliger erprobt worden, als in dieſen letzten Gefechten. Unſere Feldherren wiſſen, daß ihre Diviſionen faſt jeder Uebermacht zu widerſtehen vermögen. Als in den ſchweren Kämpfen vor

Orleans bei der Heeresabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ein Diviſionskommandeur melden ließ, er könne ſich ohne Unterſtützung nicht halten, erhielt er zur Antwort, Unterſtützung ſei nicht vorhanden, vermöge er ſich nicht zu vertheidigen, ſo ſolle er angreifen. Geſagt, gethan, und der Feind wich ſcheu zurück. In ſolcher Weiſe haben die Armeen Manteuffel, Prinz Friedrich Karl und Mecklenburg den Entſatz von Paris fern zu halten, bis die Stadt fällt. Noch einige Wochen währt dieſe Kampfweiſe, möge den Deutſchen daheim der Muth ſo dauerhaft bleiben als unſeren Kriegern.

Trochu hat die ganz verſtändige Annahme vom September, daß Paris ſich nicht lange halten werde, als irrig erwieſen. Und er ſchafft uns unerwartete Prüfungen. Aber er hat dies durchgeſetzt nicht durch ein Feldherrntalent, wie etwa Totleben vor Sebaſtopol entfaltete, davon iſt in Paris wenig zu ſpüren, ſondern durch ſchonungsloſe Anwendung eines verzweifelten Mittels, das in ſeinen ſpäteren Folgen weit furchtbarer für Frankreich ſein wird, als gegenwärtig für uns. Er hat 250,000 Arbeiter in Paris bewaffnet, ausexercirt, beſoldet, genährt, zu Herren der Stadt gemacht. Gerade die Volkstheile, von deren Zerrüttung wir die ſchnelle Uebergabe von Paris erwarteten, hat er mit Leib und Seele für die jetzige Wirthſchaft gewonnen. Solange ſie mit dem Gewehr ſpielen und einen Biſſen Brot haben, ſind ſie für Verlängerung des Widerſtandes. Sehr unbequem für uns, ſchrecklich für die Zukunft von Frankreich. Oder meint man, daß jene die Gewehre und Patronen einſt treulich abliefern, ihrer wilden Herrſchaft vergeſſen und wieder ruhig in ihren Fabriken arbeiten werden? Der franzöſiſche General ſelbſt hat für Frankreich eine Zukunft geſchaffen, an die man ohne Staunen nicht denken kann Wie dort noch ein anderes Regiment, als das eines tyranniſchen Generals möglich ſein, wie ein blutiger Kampf der Stände, der Landſchaften gegen Paris vermieden werden ſoll, vermögen wir nicht zu ſehen. Und Frankreich wird nach Menſchenberechnung auf mehre Geſchlechter die Schuld alten Frevelmuths büßen.

Der Krieg aber ſteht jetzt ſo, daß ſich ein Zuſammenbrechen des Feindes gerade durch dieſe Gefechte, die ſo arm an Tageserfolgen ſind, ſicher vorbereitet. Die Muthloſigkeit mag plötzlich oder allmählich die Herrſchaft gewinnen, ſie breitet ſich täglich weiter, im franzöſiſchen Volke wie im Heere.

Unſere Geſchoſſe krachen endlich in die Forts von Paris! Daß die Franzoſen noch leidenſchaftliche Anſtrengungen machen würden, um die üble Lage ihrer Hauptſtadt zu beſſern, war vorauszuſehen. Im Norden, an der Loire, in Burgund wurden neue Maſſen zuſammengezogen. Im Norden, wo der Aushebungsbezirk der Franzoſen am kleinſten iſt, hat General Manteuffel das feindliche Heer ſo weit in das Bereich der franzöſiſchen Grenzfeſtungen zurückgeworfen, als die Rückſicht auf Stärke und Aufſtellung des eigenen Heeres und die Rückſicht auf geſicherte Verbindungen mit dem Pariſer Heer geſtatten. Ein vollſtändiges Zerſtören der Maſſen des Generals Faidherbe wäre nicht durchzuſetzen auch bei einer größeren Truppenzahl der erſten Armee, welche bis jetzt zwei ſchwache Armeecorps, etwa 50,000 Mann im Felde hat. Denn im Norden ſtehen immer noch an 15 Feſtungen und feſte Plätze, darunter mehre vom erſten Range, als ſchützende Dornbüſche, welche dem geſchlagenen Feind den Rückzug ſichern, zur Ergänzung und Neubildung des Heeres dienen. Dort hinter den Hecken wird es dem General Faidherbe wohl noch mehr als einmal möglich ſein, ſich von ſeinen Siegen zu erholen. Die einzelnen Operationen des Generals Manteuffel ſind bei der unvollſtändigen Kenntniß ſeiner Motive ſchwer zu beurtheilen, aber wir Deutſchen erkennen doch mit Freude, daß wir ſeine Bedeutung als Feldherr unterſchätzt haben; auch würde bei der Beſchaffenheit ſeiner Aufgabe ein einzelner verfehlter Schachzug kaum zu ernſtem Vorwurf berechtigen. In Burgund aber hat General Werder ſeine Truppen geſammelt, um einem neuen

Angriff der Feinde zu begegnen, deren Lyon-Armee nach franzöſiſchen Berichten General Bourbaki durch eine Armee verſtärkt, und von welcher nach zeitgemäßen Andeutungen der Journale Gambetta's etwas Außerordentliches erwartet wird: Störung unſerer Etappenſtraße, Entſatz Belforts, Durchbruch nach dem Elſaß, ja über den Rhein. Wir dürfen auf General Werder vertrauen, deſſen kleines Heer durch Nachſchub — zumeiſt von Landwehren — verſtärkt iſt. Dieſer General hat in dem Feldzug von 1866 bei Lochow vor Gitſchin und bei Königgrätz ſich als ein umſichtiger, bedächtiger Diviſionär bewährt, der ſeine Kräfte zu ſchonen weiß, die Truppe feſt in der Hand behält, ruhig und ſicher die Bodenverhältniſſe beurtheilt. Es war eine gute Wahl, daß ihm die Aufgabe zugetheilt wurde, welcher ſeine Perſönlichkeit ganz beſonders entſpricht. — Auch die große Loirearmee, die beſte Hoffnung Frankreichs, hat ſich nach einer Neugeſtaltung von vier Wochen wieder zu bedeutender Zahl und dem Entſchluß eines neuen Angriffs erhoben. Ob die Führung des General Chanzy das Lob verdient, welches ihr die Franzoſen zur Zeit ſpenden, ſehen wir nicht. Aber mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachten wir ſeit den Gefechten von Orleans am Anfang December die Beſtandtheile ſeines Heeres.

Man hat wiederholt geſagt, und die Franzoſen ſelbſt ſind davon überzeugt, daß die Truppen der Republik ſich beſſer ſchlagen, als die alten Regulären des Kaiſerreichs. Das iſt, ſo allgemein behauptet, ein Unſinn. Aber die Verwendung der Menſchenkraft durch die franzöſiſchen Machthaber iſt mit der ſteigenden Noth härter, ſchonungsloſer, barbariſcher geworden, und in dem Volk ſelbſt hat die Angſtlage Frankreichs das Gefühl weit verbreitet, daß der Mann ſich ſeinem Lande ſchuldig ſei. Die Mehrzahl der zuſammengerafften Haufen ſchlägt ſich unſicher, wie bei jungen taktiſch unfertigen Truppen natürlich. Aber in den neuen Heeren der Republik kämpft auch ein neues Element, die begeiſterte Jugend Frankreichs, neben vielem Geſindel und gepreßten Landleuten ſteht die Blüthe des franzöſiſchen Volkes, faſt unſeren einjährig Freiwilligen vergleichbar. Dieſes Neue gibt den franzöſiſchen Angriffen zuweilen eine Kraft, Energie und Heftigkeit, welche achtungswerth ſind. Es werden für dieſen Krieg unnütze Opfer, denn ſie vermögen das Endergebniß nicht zu ändern, kaum aufzuhalten. Aber ſie legen uns, wenn wir an die Zukunft denken, Zweierlei nahe. Zuerſt iſt unleugbar, daß die zahlreichen Söhne gebildeter und einflußreicher Familien, welche unter dem Banner der Republik fechten, ſich auch als Republikaner fühlen lernen, im Gegenſatz zum früheren Heer und zum Kaiſerreich. Deshalb vermindert die längere Dauer des Krieges die Ausſichten der Napoleoniden oder einer anderen Familie auf Wiederherſtellung ihrer Macht. Die Republik mag unſägliches Elend über Frankreich bringen, ſie hat einen gewiſſen Vortheil vor monarchiſchem Regiment, ſie wird nicht in gleicher Weiſe verhaßt, wie eine geſchlagene Dynaſtie. Ihre Führer mögen ſich ſchnell abnutzen, Gambetta mag als ein phraſenreicher Abenteurer allgemeinem Haſſe verfallen — was uns übrigens bei dem Charakter der Franzoſen unwahrſcheinlich dünkt — die Republik findet ſchnell neue Tageshelden und ſie gibt der Jugend bei allen Leiden die behagliche Empfindung, daß jeder Einzelne ein ſolcher Held werden kann. Deshalb iſt wahrſcheinlich, daß es längerer Unordnung im Frieden und geſteigerter Verwirrung in Verwaltung und Finanz bedürfen wird, um die Franzoſen zu einer Wiedererrichtung der Monarchie zu bringen. Wie bedeutſam das für unſere künftige Stellung zu Frankreich ſein muß, bedarf keiner Ausführung.

Ferner aber iſt durch dieſen Kriegsdienſt der gebildeten Jugend den Franzoſen die Möglichkeit gegeben, von dem bisherigen Söldnerheer zu allgemeiner Dienſtpflicht heraufzuſteigen. Sie würden dieſen größten Fortſchritt ihrer politiſchen Neubildung zumeiſt aus Haß und Rachſucht gegen uns ſich auferlegen. Denn ſie ahnen bereits, worin das Geheimniß unſerer größeren Kraft liegt. Aber dieſe Einrichtung würde — wenn es gelänge ſie feſtzuhalten, was allerdings zweifelhaft iſt — ganz leiſe und unmerklich das Heer, den Idealismus der Nation, die Politik umformen. Menſchenblut wird werthvoller, die Familiengefühle werden in ganz neuer Weiſe zu einer Ueberwachung der Staatspolitik herangezogen, die gebildeten und beſitzenden Klaſſen hören plötzlich auf als Zuſchauer in der Arena zu ſitzen und ihre Gladiatoren für den frivolen Ruhm Frankreichs zu verwenden; nicht nur die Journaliſten, Advokaten und Prieſter Frankreichs werden über Krieg und Frieden erkennen, ſondern auch die Väter, welche ihre Söhne beim Heere haben. Jedes Heer aus allgemeiner Dienſtpflicht macht das Volk zugleich kriegstüchtig und friedlich, und die Politiker vorſichtig und mäßig. Dieſe ſegensreichen Wirkungen würden auch in Frankreich eintreten, trotz der krankhaften Eitelkeit, trotz der Unfreiheit des Einzelnen gegenüber den Tagesſtimmungen, trotz allem Haß und Schmerz über verlorenes Landgebiet. Und deshalb ſehen wir mit einer Theilnahme, in welcher ſich nicht allein feindſelige Empfindungen regen, auf die neuen Heere an der Loire und Rhone. Möglich, daß gerade aus ihnen die Bürgſchaft für einen dauerhaften Frieden der beiden großen Nationen heraufwächſt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 2.)

15. **Kriegsſtimmungen im deutſchen Volk und Heer.** Wer den Deutſchen im Beginn des Jahres 1870 geſagt hätte, ehrbare Bürger würden nach einem Jahre mit Ungeduld die Zerſtörung der Häuſer und Menſchenleben in der luſtigen Stadt Paris von unſeren Granaten fordern, und unſere warmherzigen Frauen würden mit einem feindſeligen Intereſſe die Abnahme der Lebensmittel in der belagerten Stadt beobachten, ſolcher Verkünder wäre als ſcheuſeliger Uhu von allen Singvögeln der Preſſe angeſchrien worden. Und doch iſt nach einem Feldzug von wenig Monaten dies alles

wahr geworden, und es dünkt uns ſelbſtverſtändlich. Hat uns der heiße Krieg ſo ſchnell die Humanität verbrannt, deren wir ſo froh waren? Die Fremden, welche dem Kampfe zweier Nationen unwillig zuſehen, ſagen uns das laut genug. Aber dieſelbe Zeit, welche uns ſo hart gemacht hat, gibt der Menſchenliebe unſerer Vereine, Aerzte und Frauen faſt überreiche Gelegenheit, den verwundeten und kranken Feinden hingebende Sorge zu erweiſen, ſie öffnet auch dem eigenſüchtigen Mann das Herz und die Börſe für die Frauen und Kinder unſerer Soldaten, überall in Stadt und Land wird deutlich, wie ſehr der Krieg die edelſte Tugend der Menſchen, die opferfreudige Hingabe an den Staat geſteigert hat. Wohl aber iſt in der Größe der Zeit, welche wir durchleben, auch etwas Furchtbares, Ungeheures, das in jedes Gemüth eindringt. Dies ſind die Tage, in denen eine Menſchenpflicht die andere ſtößt, in den Herzen, wie in den Thaten. Und mancher Frau, welche auf den Bahnhöfen in harter Winterkälte Speiſe und Trank an die gefangenen Franzoſen austheilt, iſt ſolcher Samariterdienſt zugleich wie eine Bitte um Verzeihung, daß ſie den Tod des Franzoſen wünſchen muß, der ſein Gewehr auf ihre Liebſten im Felde anlegt. Die deutſche Hausfrau lieſt mit innerem Mißbehagen, daß die platzende Bombe in Paris eine Mutter und ihre kleinen Kinder, die ſich an ſie gedrängt, zerſchmettert habe. Und ſie frägt, war das erlaubt und nöthig? Die nächſte Stunde bringt ihr die Antwort. Eine Kugel aus Paris hat ihr den Gatten getötet, den Vater ihrer Kinder, den Ernährer ihrer Familie, und vor ihr liegt fortan ein ödes Leben, ein langer Kampf mit Noth und herznagender Sorge. Zwangen unſere Geſchoſſe, welche in die Stadt flogen, eher zur Uebergabe, ſo lebte der Gatte, der Vater noch.

Solchen Widerſtreit der Gefühle erregt der Krieg in allen Seelen. Denn er verkündet unaufhörlich durch den Donnerton ſeiner Geſchütze, daß der Einzelne und ſein Leben verſchwindend wenig ſei gegen das Leben ſeines Volkes, und daß jeder Einzelne ſein Leben und ſeine Habe hinzugeben habe für ſein Volk. Es iſt eine ſchwere Lehre für uns Culturmenſchen, welche die Ordnung und der achtungsvolle Fremdenverkehr des Friedens weich gemacht hat. Aber es iſt keine neue Lehre. Sie iſt in ihrer harten Größe und ihren äußerſten Folgerungen einſt weit ſtärker empfunden worden. Wir ſchaudern, wenn wir in Römerberichten leſen, daß die Frauen der Kimbrer nach verlorener Schlacht auf der Wagenburg die eigenen Kinder getötet und dann ſich ſelbſt am Leitſeil der Wagen erdroſſelt haben. Damals freilich war kein Leben außer dem eigenen Volksthum möglich, außer als rechtloſe Waare in Sklaverei.

Weit ſtärker noch, als der Bürger daheim, empfinden denſelben Widerſtreit unſere ehrlichen Soldaten. Und nur die Aufregung des Kampfes, die Sorge um das eigene Leben, endlich die harte Gewöhnung an Blutarbeit helfen ihnen darüber hinweg. Vor allem Brauch und Form civiliſirter Kriegführung, welche die nothwendige Zerſtörung feindlicher Wehrkraft mit jeder möglichen Schonung des Wehrloſen und ſeiner Habe zu erreichen ſucht. Daß ſolche Schonung in einem vom Feinde vertheidigten Ort, vollends in einer Feſtung während der Belagerung unmöglich iſt, hat ſtets für ſelbſtverſtändlich gegolten. Und wir fürchten, kein Fortſchritt der Civiliſation wird, ſolange Kriege geführt werden, die Nichtkämpfenden in dieſem Fall von der Mitleidenſchaft des Kampfes befreien. Wenn die Franzoſen jetzt über das Beſchießen von Paris Geſchrei erheben, in Wahrheit nicht, weil es endlich erfolgt, ſondern weil es ihnen nicht vorher angezeigt iſt, ſo gleichen ſie verzogenen Knaben, welche ſich jede Unart geſtatten, über die wohlverdiente Vergeltung außer ſich gerathen.

Am ſchwerſten aber laſtet die Noth des Krieges auf der Seele des Soldaten, wenn er zu ſeiner Vertheidigung und Haltung thun muß, was gegen den Brauch civiliſirten Krieges iſt.

Es iſt ein wilder, menſchenvertilgender Krieg geworden.

Wie gleich im Vortrab des franzöſiſchen Heeres das ſchwarze Geſindel aus Afrika ein Vorſpiel gab, weſſen man ſich von der Kriegführung der Feinde zu verſehen hätte, ſo haben auch die Franzoſen des Civils ſich von den erſten Tagen an in großer Zahl abgeſchmackt und thöricht gegen unſere Truppen benommen. Wohlhabende entwichen feige, ließen die leeren Häuſer ohne Haushalt zurück und zwangen die einquartierten Soldaten aufzuſchlagen und ſich die Lebensmittel zu plündern. Sie ſelbſt haben die Verwüſtung ihrer Wohnungen verſchuldet. Die Maſſe der Bevölkerung verhielt ſich zornig, hochfahrend, ungeſtüm, auf dem Bahnhof von Nancy fanden die ſtets zuſammenſtrömenden Haufen ein dauerndes Vergnügen darin, die abgehenden Züge mit wüſtem Geſchrei: à bas les Prussiens zu begleiten. Dergleichen haben unſere Soldaten zuerſt mit muſterhafter Geduld ertragen, ſie haben vor Weißenburg ihr Brot an die Turcos vertheilt, welche auf der Erde kauerten und ein Halsabſchneiden erwarteten, ſie haben wochenlang ſich redlich Mühe gegeben, durch freundliche „Oui's“ und „Mutterchen“ mit den Franzöſinnen in behagliches Verhältniß zu kommen, welche in der Küche wüthend mit den Löffeln warfen. Endlich wurden unſere Leute auch hart. Seit vollends der Savoyarde Gambetta Prämien auf Bruch des Ehrenworts ſetzte, das Landvolk zu heimtückiſcher Austilgung ihrer feindlichen Einquartierung aufforderte, verſtändiges Fügen der Bürger in das Unvermeidliche der Quartierungslaſt für Verrath am Vaterlande erklärte, ſeit ein grauſamer und höchſt barbariſcher Volkskrieg als das republikaniſche Rettungsmittel Frankreichs gefeiert wurde, ſeitdem iſt auch der Deutſche genöthigt, den Krieg ſo zu führen, wie ihn die unſelige, politiſch hilfloſe Nation ſich begehrt hat. Er erſchlägt die Bauern und verbrennt die Dörfer, in denen ſeine verwundeten Kameraden erſchoſſen und verſtümmelt worden, aber er fühlt den Jammer in tiefſter Seele, er flucht den verruchten und gewiſſenloſen Volksführern Frankreichs, welche ſolchen barbariſchen Rachekrieg befohlen und als tugendhaft geprieſen haben und er wälzt in Stunden der Trauer auf ihre Seelen die Verantwortung für die ſchwere That, zu welcher ſie ihn genöthigt. Seine Sehnſucht nach Frieden und nach der Heimat iſt ſeitdem ſehr groß geworden.

Unſer Heer iſt in gewiſſem Sinn durch ſein endloſes Rächeramt ermüdet. Raſtlos und unverdroſſen zieht der Soldat mit geborſtenen Stiefeln durch den Schlamm oder den Schnee der verwüſteten Landſtraßen, er ſchlägt oder widerſteht mit dem Selbſtgefühl eines erprobten Kriegers jeder Uebermacht der Feinde, aber ſeine Tapferkeit iſt nicht mehr das friſche Kriegsfeuer des Monats Auguſt, ſondern der ſtrenge, feſte Griff eines Arbeiters, der ein Ende machen will. Jeder weiß, daß es gilt auszudauern, und den Franzoſen kommt der Wunſch nach dem Ende wahrlich nicht zu Gute. Aber wenn der Deutſche die endloſen Haufen der Gefangenen vorwärts treibt, und wenn er durch die verkohlten Trümmer eines franzöſiſchen Dorfes zieht, ſo ſieht er gleichmüthig auf Erfolg und Zerſtörung. Nur ſelten wird auf dem Marſche und im Quartier noch Geſang gehört. Er war in dieſem Kriege überhaupt weniger häufig, als in früheren. Wenn das Heer die Beſchießung von Paris ebenſo eifrig begehrte, als die Bürger in der Heimat, ſo war letzter Grund der Wunſch, einen kräftigen Schluß der harten Arbeit zu erleben.

Noch iſt die blutige Winterarbeit im fremden Lande nicht zu Ende, und alle Vorherſagungen, daß dies Ende nahe ſei, haben ſich ſeither als trüglich erwieſen. Aber feſt wie unſere Krieger ſteht auch unſer Sinn auf dem Ausharren bis zu gutem Frieden. Seit dem Treffen von Wörth wußten wir, daß wir mit jedem Siege die Staatsgewalt, welche im Lager der Feinde den Frieden zu ſchließen vermochte, in kleinere Stücke zerbrachen, nach Sedan ſtanden unſere Führer faſt betroffen vor den politiſchen Folgen eines unerhörten Sieges, der zugleich die Möglichkeit, Frieden zu ſchließen, austilgte. Seit die Herrſchergelüſte der Franzoſen ſich mit der rothen Freiheitsmütze aufgeputzt haben, erkannten wir als neue Aufgabe die Männer dieſer Republik den Franzoſen abzunutzen, wie wir den Kaiſer beſeitigt hatten. Aber erſt in dieſen ſchweren Monaten des Winters machen wir den Franzoſen fühlbar, daß ſie eine Buße zu zahlen haben für viele Jahrzehnte übermüthiger und frevelhafter Bedrohung des europäiſchen Friedens. Jetzt erſt mag ein Vertrag geſchloſſen werden, der Dauer hat, ein Friede im September hätte nur tötlich verletzten Hochmuth zurückgelaſſen.

Und unſere Tapfern ſelbſt, was wird der Krieg in ihnen geändert haben, und wie werden ſie zu uns zurückkehren? — Entwöhnung von friedlicher Thätigkeit, Reaction u. ſ. w. — Dieſer Frage gegenüber erlauben wir uns einen kurzen Vorſchlag. Die Heimkehrenden wollen wir feſt an das Herz ſchließen und ſorglich pflegen, ſo warm wir nur vermögen, und im Uebrigen dem guten Stoff vertrauen, den wir in ihnen hinausgeſandt haben. Manchem von ihnen wird die Aufregung noch lange in Leib und Seele wirthſchaften, Mancher wird ſeinen Frieden mit der geſetzlichen Ordnung des Staates nur ſpät und unvollſtändig machen, dafür werden Andere ſtärker, feſter, gehoben durch edles Selbſtgefühl heimkehren. Und Die mit den Waldteufeln aus den Ardennen und aus Afrika fertig geworden ſind, werden ſich zu Hauſe auch nicht wie Kinder gängeln laſſen. Oppoſition wird's übergenug geben, Kratzbürſtigkeit und Aerger werden nicht fehlen, aber die ganze Nation wird ſich Jahrelang doch fühlen wie eine große Familie. Die Vorurtheile des Standes, der enge Egoismus perſönlicher Intereſſen ſind unſern kräftigſten Jünglingen und Männern klein geworden gegen die höchſten Intereſſen der Nation, der große und freie Zug, welcher durch einen welterſchütternden Kampf in das Weſen der Sieger gekommen iſt, wird dem ganzen erwachſenden Geſchlecht als der beſte Segen dieſes Jahres zu Gute kommen.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 3.)

Kaiſer Wilhelm hat einen guten militäriſchen Grund, in ſeinen Telegrammen jetzt zuweilen das Wetter zu erwähnen. Denn die Thätigkeit unſerer Artillerie vor Paris wird dadurch gebieteriſch beeinflußt, an trüben Tagen, bei aufgeweichtem Boden war das Zielen auf die entfernteſten Gegenſtände unmöglich, die Sprenggeſchoſſe gegen die Forts wühlten ſich in den Boden, oft ohne zu explodiren. Deshalb ſendet jeder klare Wintertag auch ein helles Licht in die kriegeriſchen Stimmungen unſerer Heerführer. Es läßt ſich ſchon jetzt überſehen, daß die Beſchießung der Stadt faſt genau die Folgen hat, welche man erwartete, aber durchaus nicht mehr ausrichtet; ſie iſt weniger ein militäriſches Mittel, als eine Züchtigungsmaßregel, ſie ſteigert das Mißbehagen der Pariſer und hilft ihr Selbſtgefühl beugen. Der maſſive Bau der Stadt beſchränkt die ausbrechenden Feuersbrünſte, die Entfernung macht eine Vereinigung der Feuerwirkungen auf einzelne Gebäude der erreichbaren Stadttheile unſicher, der Verluſt an Menſchenleben, leider auch von Nichtkämpfern, würde, ſelbſt wenn er noch bedeutender wäre, den egoiſtiſchen Sinn der Bevölkerung nicht brechen, zumal er einem großen Theil der inneren Stadt gar nicht ſichtbar wird. Aber die wachſende Unſicherheit und die hörbar gewordene Bedrängniß der Lage werfen ihre dunklen Schatten immer dichter über das frivole Geſchlecht, das bisher an tollen Täuſchungen über ſeine Machtmittel ſich gefeſtigt hatte. Die Franzoſen haben die Ehre, den Namen eines deutſchen Volksſtammes zu führen, aber trotz der fränkiſchen Beimiſchung in ihrem Blut ſind ſie bis heut Kelten geblieben, wie ſie vor 1900 Jahren Cäſar ſchilderte. Dieſelbe behende Anſtelligkeit und Erfindungskraft in praktiſchen Dingen, die rührige Selbſtverherrlichung, daſſelbe ſchnelle Aufblaſen zu pompöſer Empfindung, die gläubige Abhängigkeit von jedem Tagesgerücht, das treuloſe Mißtrauen gegen ihre Feldherren und das Geſchrei von Verrath nach jedem Mißerfolge, derſelbe ſcharf ausgeprägte Volkscharakter, welcher einſt den Römern lange zu ſchaffen machte, legt noch heut unſeren Feldherren nach einer Reihe der größten Erfolge beſondere Schwierigkeiten in den Weg. Nicht was dieſem Volke geſchieht, ſondern was es ſich einbildet, iſt die Hauptſache, alle Thatſachen werden dort in den Gemüthern durch maßloſe nationale Eitelkeit und weitverbreitete Neigung zur Lüge verzogen. Wie ihre Kochkünſtler von je verſtanden haben, eine Katze in ein Kanin zu verwandeln, ſo formen ſie ſich behend jede Schlappe in einen Erfolg, jeden leidlich verlaufenen Rückzug in einen Sieg um. Und in dieſer eifrigen Selbſttäuſchung und Täuſchung Anderer ſind Alle gleich und einig, Diktator, Generäle, Journaliſten, das Volk der Straße. Da dieſer Erbfehler einige Wirkungen hat, welche andere Völker durch zähe Charakterfeſtigkeit durchſetzen, ſo zwingt er unſer Oberkommando zu beſonderer Vorſicht. Es gilt Alles zu vermeiden, was den Franzoſen eine Handhabe werden könnte für das elaſtiſche Aufſpringen. Durch ein ſeltenes Zuſammentreffen von überlegener Feldherrnkunſt und von Glück iſt uns bis jetzt jeder weſentliche Nachtheil erſpart worden. Aber die ganze Reihe großer Siege, viele tauſend eroberte Geſchütze, 350,000 Kriegsgefangene würden uns nicht zu einem baldigen Frieden helfen, wenn es den Franzoſen nur einmal gelänge, einen unzweifelhaften, weſentlichen militäriſchen Erfolg zu erringen. Das ganze Land würde wie elektriſirt aufſtehen und neue große Opfer und Siege, eine Verlängerung des Kampfes ins Ungewiſſe müßten folgen. Die Entſendung der Loirearmee und des Generals Bourbaki nach Burgund iſt, militäriſch betrachtet, eine verzweifelte Maßregel, denn ihre ſtille Vorausſetzung iſt, daß man franzöſiſcherſeits aufgibt, von einer Vereinigung aller Streitkräfte und von gleichzeitigem Angriff auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl und das Belagerungsheer eine Rettung zu hoffen. Aber ſie iſt ganz beſonders auf das Weſen der

Franzoſen berechnet, denen ein Durchbruch in den Elſaß als begeiſternder Erfolg gelten würde. Deshalb iſt die Spannung, mit welcher von unſerer Seite die Vertheidigung des Generals Werder betrachtet wird, ſehr natürlich. Dort forderte militäriſcher Brauch, daß nach Vereinigung der Corps Werder und Zaſtrow (der letztere iſt älterer kommandirender General) ein neuer Führer geſtellt wurde, General Manteuffel. — Der letzte Vorſtoß der Loirearmee hinterließ den Eindruck, daß er im Ganzen ſchwächer und mit ſchlechterem Material geführt war, als der frühere von Anfang December. General Chanzy wird jetzt wohl mehre Wochen bedürfen, ſein Heer für einen neuen Rückzug wieder feldtüchtig zu machen. Mit der Hauptarmee der Feinde geht es unzweifelhaft zu Ende.

Uns allen ſind Gedanken und Wünſche in dieſen Tagen nach Verſailles gerichtet, wo der greiſe König aus ſeinem Heerlager, inmitten ſeiner Feldherren zum preußiſchen Krönungstage ſeinem Volk die Annahme der Kaiſerkrone verkündete. Die Hohenzollern halten viel auf die großen Gedenktage ihres Hauſes. Ob dem kriegeriſchen Herrn ſelbſt der neue Name als ſtolze Poeſie ſeines Fürſtenamtes, und als der Lohn für die zweihundertjährige Arbeit ſeines erlauchten Geſchlechtes erſcheint? Wir wiſſen es nicht. Aber wir alle empfinden, daß er, der maßvolle, raſtlos thätige Kriegsherr dieſen äußeren Schmuck nicht bedurfte, um als eine hochpoetiſche Geſtalt in der Seele des Volkes für alle Zeiten zu dauern. Dem deutſchen Heere wird er immer König Wilhelm bleiben. In dieſem Verhältniß des königlichen Feldherrn zu ſeinem Heere lebt etwas ſo Großartiges und Alterthümliches, daß es einem Fremden und Nichtmilitär ſchwer wird, die eigenartige Gewalt dieſer idealen Empfindungen zu würdigen. Es iſt in Wahrheit die alte Gefolgetreue. Es iſt ein Maſſengefühl, wie es ſich nur in der Gemeinſamkeit großer Verſammlungen erzeugt, es geht wie ein elektriſcher Strom durch Aller Seelen, es beeinflußt gebieteriſch auch den Mißvergnügten, es iſt ein durchaus perſönliches Verhältniß, das den Soldaten bis zu völliger Selbſtentäußerung und zu unbedingter Hingabe an den königlichen Feldherrn bindet. Und es war auffallend, wie ſchnell ſich dieſes Treugefühl den nichtpreußiſchen Heerkörpern mitgetheilt hat. Der Heſſe, Badenſer, Schwabe, auch der Baier und Sachſe empfinden vor dieſem Könige mehr oder weniger ſtark dieſelbe Zugehörigkeit. Man hat im Streit für freie Selbſtbeſtimmung des Bürgers oft die militäriſche Selbſtentäußerung mit Mißtrauen betrachtet, aber ſie iſt ganz ohne Zweifel ein Quell der Thatkraft und der unwiderſtehlichen Tapferkeit unſerer Bataillone, ein wundervoll ſtarkes und echt deutſches Gefühl. Und wir ſehen nicht, daß dieſe Treue den Deutſchen in friedlicher Zeit verhindert, ſeine Intereſſen im Gegenſatz zur Regierung zu vertreten. Kehrt der Soldat zu ſeinem bürgerlichen Beruf zurück, ſo bewahrt er ſeine militäriſchen Empfindungen in ſtiller Herzkammer, er wählt z. B. als Berliner am liebſten die entſchiedenſten Oppoſitionsmänner und ſtimmt in den Bezirksvereinen für äußerſte Maßregeln, er fährt bei Gelegenheit als Landwehrmann nicht ohne innere Bedenken in den blauen Rock, aber im Felde und bei großer Gelegenheit im Frieden bricht aus dem geheimen Winkel ſeiner Seele dies perſönliche Soldatenverhältniß zu ſeinem Kriegsherrn doch mit der alten Gewalt hervor. Das ſcheint uns zur Zeit keine ſchlechte Bürgſchaft für die Zukunft.

Neben dem König hat der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeiſterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche faſt alle ſüddeutſchen Truppen einſchloß, die erſten Siege zu erkämpfen und noch bei Sedan die Entſcheidung herbeizuführen. In der ſchwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Theil nichtpreußiſchen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verſchiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat ſeine Süddeutſchen keineswegs mit beſonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil, er hat ihnen zugemuthet, was ſie irgend leiſten konnten, er hat den Befehlshabern ein ernſtes Urtheil nicht erſpart, und er hat den Baiern im Anfange mehr als einmal gezeigt, daß er ſich bei ſchwerem Dienſt am meiſten auf die Preußen verlaſſe. Aber gerade durch die gemeſſene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerſt das Zutrauen; daß er überall zum Siege führte, ſteigerte die Wärme, die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die Einzelnen that das Uebrige. Und ihm zumeiſt verdanken wir das brüderliche Verhältniß unter den Truppen und daß der Baier am liebſten mit dem Preußen Arm an Arm geht. Bei dem Kronprinzen vermag wohl ſelbſt der Fernſtehende zu beobachten, wie jenes perſönliche Verhältniß des fürſtlichen Feldherrn zum Soldaten in dem Gemüth des Fürſten ſich darſtellt. Auch die Gemeinen ſind ihm Kameraden für Leben und Tod, er ſpricht zu ihnen nicht herablaſſend und gnädig, ſondern mit einem ſo deutlichen Ausdruck von menſchlichem Antheil und mit Anflug von guter Laune, daß den Leuten das Herz aufgeht. Ebenſo ihm ſelbſt. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine ſeltene militäriſche Auszeichnung überreichte, daß er in ſeiner Freude den Tapferſten unter den Tapfern beim Kopf nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautloſe Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand. — Aber nicht nur als Führer der Truppen erprobt hat ſich der Fürſt, auch für andere Intereſſen hämmert dies eherne Jahr an dem reinen Metall ſeiner Seele. Er iſt ein beherzter Mann, und er hat durch die Ruhe und muthige Zuverſicht ſeines Weſens in dem Rath der Aelteren eine Bedeutung gewonnen. Möge uns allen einſt zum Segen werden, was dieſer Feldzug Gutes in ihm gereift hat.

Da hier auf deutſche Kriegsfürſten die Rede kam, ſo darf der Name eines Dritten nicht verſchwiegen werden, der unter den Führern des deutſchen Heeres ſchnell zu einer hervorragenden Stellung gelangt iſt, Kronprinz Albert von Sachſen — ſein Lob an dieſer Stelle wird nicht als loyale ſächſiſche Artigkeit ausgelegt werden. Er gilt aber in dem engeren Rath der Generäle, welche den Kaiſer umgeben, für eine der guten Hoffnungen des deutſchen Heeres, bei Weitem für das größte militäriſche Talent unter den nichtpreußiſchen Führern. Streng gegen ſeine Truppe, ein umſichtiger, feſter Feldherr, der ſelbſt arbeitet, zuverläſſig, jeder Aufgabe gewachſen. Er hat bei Metz, Beaumont, Sedan, vor Paris in ſeiner ſchlichten Weiſe Alles gut gemacht, nicht ihm fallen die großen Verluſte der Sachſen am 30. November und 2. December und das Furchtbare ihres Kampfes mit ſpärlichen Erfolgen zur Laſt: wohl aber hat er hervorragenden Antheil an dem Entſchluß zum Bombardement. Er war es, der ſelbſtändig auf der Oſtfront die Vorbereitungen traf und den Geſchützkampf gegen den Mont Avron begann. Und es iſt für uns Deutſche eine neue Annahme, mit der man ſich vertraut zu machen hat, daß dem neuen Kaiſerreich das Königshaus Sachſen einen der bedeutendſten Reichsfeldherren ſtellt. Der Kronprinz hat auf die Frage, was aus Sachſen wird, eine unerwartete Antwort gegeben. Wir aber dürfen hoffen, daß die Erfahrungen, welche er als Feldherr erworben hat, auch dazu helfen werden, die Sonderſtellung des 12. Corps in der Bundesarmee ſo weit aufzuheben, als zum Vortheil des Corps und eines einheitlichen Geiſtes im Heere noch nöthig iſt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 4.)

Die Mitte des Januar hat, wie wir hoffen dürfen, die Entſcheidung des Krieges gebracht. Sämmtliche drei Feldarmeen der Franzoſen durch ſtarke Schläge zurückgeworfen, jede Möglichkeit eines großen Durchbruchs in den Elſaß und eines Entſatzes von Paris genommen, in der Stadt Paris durch Ausdehnung der Beſchießung über neue Stadttheile die Hoffnungsloſigkeit allgemeiner gemacht. Es war eine Woche glänzender Siege, der größten Erfolge, ſie hat an der Loire, im Norden in Burgund, vor Paris zuſammen mehr als

40,000 Franzoſen in Gefangenſchaft geſandt. Immer deutlicher wird bemerkbar, daß die letzten beſchleunigten Neubildungen der Feinde nicht im Stande waren, feldtüchtige Armeen zu ſchaffen. Sogar der härteſte Kampf, der von Werder gegen Bourbaki, ungefähr 35,000 Mann gegen etwa 90,000 Mann, in welchem ein Armeecorps und die badiſche Diviſion gegen faſt dreifache Uebermacht in Winterkälte, bei höchſt unvollſtändiger Verpflegung durch drei aufeinanderfolgende Tage rangen, ſelbſt dieſe ſchwere Leiſtung, welche nächſt der um Orleans vom 30. November bis 5. December wohl die härteſte Anſtrengung eines größeren Truppenkörpers war, hat uns an Toten und Verwundeten kaum mehr als 1500 Mann gekoſtet. Wie ſchmerzlich dieſer Verluſt iſt, und wie viel zur Schonung des Heeres auch die guten Anordnungen des Feldherrn beigetragen haben, die Verluſtziffer beweiſt doch, daß das feindliche Heer nicht mehr die frühere militäriſche Ausdauer aufzuwenden vermochte. Aehnlich war das Verhältniß der Verluſte bei dem ſchönen Sieg, den Göben bei St. Quentin gegen die doppelte Uebermacht erkämpfte. Wir ſind überzeugt, daß das Oberkommando des Heeres den großen Fortſchritt durch dieſe ſchweren Kämpfe vielleicht noch freudiger würdigt, als das deutſche Volk. Denn in Verſailles hat man doch den Ernſt der Lage ſeit dem Spätherbſt ganz anders erkannt, als daheim.

Dennoch möchten wir über den Zeitpunkt der — bereits eingeleiteten — Uebergabe von Paris nicht Täuſchungen verfallen. Noch iſt dort die Niedergeſchlagenheit, ſoweit uns ein Urtheil zuſteht, nicht groß genug, um den jähen Fall hochgeflogener Hoffnung zu bewirken. Zwar ſind die erſten Vertragseröffnungen gemacht, aber es ließ ſich bei dem Charakter der Belagerten annehmen, daß ſie gänzlich unannehmbar ſein würden. Und wenn endlich der Augenblick eingetreten iſt, wo die Wucht unſerer Waffen bezwungen hat, dann werden mehre Tage nöthig ſein, die Einnahme der umfangreichen Landſchaft, welche uns Paris heißt, zu bewirken: die Uebergabe und vorſichtige Beſetzung der wichtigſten Forts, die Abführung der Regulären und Mobilen, die Entwaffnung der Nationalgarde, vielleicht Beſetzung der Bahnhöfe, der befeſtigten Kaſernen und einiger Quartiere, welche eine Sicherung und Verbindung mit der äußeren Landſchaft leicht machen. Durch ein Ueberwachen der Zufuhren behaupten wir die Herrſchaft über die Stadt wirkſamer, als durch die unausführbare Beſetzung der geſammten Häuſermaſſe. Wir müſſen gefaßt ſein, daß der nächſte Monat herankommt, bevor die Uebergabe zur Thatſache wird.

Die gehobene Stimmung unſerer oberſten Leitung erkennen wir auch aus den letzten gelungenen Antwortſchreiben des deutſchen Reichskanzlers, deren eines die Rechtfertigung des Bombardements war. In der That hatte das Beſchießen eine Wirkung, die uns nicht zumeiſt am Herzen liegen darf, die aber ganz unbeſtreitbar den Franzoſen zu Gute kommt. Wenn es, wie wir jetzt ſicher wiſſen, dahin gewirkt hat, den Widerſtand von Paris um einige Wochen abzukürzen, ſo war es die humanſte Maßregel, welche wir in der Hand hatten, die Leiden der Bevölkerung zu mindern. Denn die Zahl der täglichen Opfer, welche von den Pariſern auf etwa zwanzig angegeben wird, erreicht nicht den zehnten Theil der Opfer, welche den Entbehrungen, der Kälte und dem Hunger in der belagerten Stadt täglich verfallen. Dieſe Opfer zählt man in Paris nicht. Die ſteigende Ziffer der Todesfälle durch Krankheiten ſpricht aber vernehmlich genug.

Mit beſonderem Behagen geſchrieben und ein Meiſterſtück diplomatiſchen Stils iſt das andere Schreiben des Grafen Bismarck, worin derſelbe Herrn Jules Favre die Genehmigung, Paris zu verlaſſen, verweigert. Wie bekannt, hatte Herr Favre in weitſchweifigen Ergüſſen zuerſt erwogen, ob er zu der Pontus-Conferenz nach London zu reiſen habe, dann faſt in demſelben Athem ſich aufbauſchend die Aufforderung zur Theilnahme als eine Anerkennung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs durch die Vertragsmächte verkündigt. Es iſt kein größerer

Gegenſatz denkbar, als zwiſchen dem breitſpurigen und marktſchreieriſchen Ton der franzöſiſchen Veröffentlichung und der höflichen Vernichtung, welche das Schreiben des Reichskanzlers dem Franzoſen zu Theil werden läßt. In dem deutſchen Schreiben wird mit einem wahren Katerhumor Herrn Favre bemerklich gemacht, daß er ſelbſt durch ſeine triumphirende Behauptung, die Theilnahme an der Conferenz begreife in ſich die Anerkennung der thatſächlichen Regierung Frankreichs, den Belagerern die Möglichkeit genommen habe, ihm einen offiziellen salvus conductus auszuſtellen. Außerdem könne er ſchwerlich ſich über die Verweigerung beklagen, da er ſelbſt den Angehörigen fremder Geſandtſchaften den Austritt aus Paris verweigert habe, endlich, er ſei jetzt doch wohl in Paris unentbehrlicher, als bei einer Pontusfrage. — Wir meinen, daß dies Schriftſtück den Franzoſen, welche zu leſen verſtehen, eine größere Demüthigung ſein muß, als ein verlorenes Treffen. Aber eine wohlverdiente. Denn das ganze Unglück der Franzoſen war, daß Romanſchreiber, Journaliſten, Advocaten der Tribüne und beifallsluſtige Pfaffen ſeit Decennien den franzöſiſchen Stil verdorben haben. Es iſt hart, daß wir mit blutigem Roth die Schülerhefte ihrer Politik durchcorrigiren müſſen.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 5.)

Uebergabe von Paris, Beſetzung ſämmtlicher Forts durch unſere Geſchütze, Ausſichten auf nahen ruhmvollen Frieden. Dies waren die großen Verkündigungen der letzten Woche. Während der harte Winter noch einmal mit eiſigem Hauch über die dichte Schneedecke blies, ſchrien in den Städten die Verkäufer der Flugblätter den kommenden Frühling dem Volke aus, die Glocken läuteten und die Leute drängten ſich unter dem Flaggenſchmuck der Straßen. Der erſte frohe Gedanke bei dem Eintreffen der großen Botſchaft war doch an die Hunderttauſende unſerer Mütter und Frauen, denen jetzt die quälende Sorge um die entfernten Lieben von der Seele genommen wird, der nächſte dankbare an unſere Männer im Felde.

Die Telegraphendrähte, zeither oft lakoniſch, ſind plötzlich wortreich geworden, den ganzen Tag folgen einander die bedeutſamen Meldungen, wir ſind wieder in die Tage nach Sedan zurückverſetzt und erwarten das Außerordentliche mit einem Bedürfniß regelmäßig erneuter Aufregungen, welches uns faſt ein Gefühl des Mißbehagens gibt, wenn nicht jede Stunde Größeres in regelmäßiger Steigerung verkündet. Wir ſind ſo lange gewöhnt, mit unſeren Gedanken im Felde zu leben, daß wir erſtaunt um uns ſehen werden, wenn wir einſt in Frankreich nichts mehr zu fordern haben. Und doch, jetzt dürfen wir es ſagen, wir ſind zugleich voll tiefer, banger Sehnſucht nach dem Frieden. Wir, die wir in der Heimat mit pochendem Herzen das Große und Furchtbare vernahmen, das unſere Lieben in der Ferne gethan, wir haben geringere Dauerhaftigkeit im Ertragen des Unerhörten erwieſen, als die kämpfenden Krieger ſelbſt. Denn ſie waren in Thätigkeit wir ſorgenvolle Zuſchauer.

Iſt es nur darum, daß uns das Herz bei allem Siegesjubel nicht ſo leicht wird, wie wir ſelbſt erwarteten? Sind es nur die Nachklänge vergangener Spannung, Trauer und herber Sorge, die noch leiſe in uns tönen? Oder iſt es das Vorgefühl neuer ſchwerer Pflichten, die uns erwarten, iſt es Ahnung des Verhängniſſes, das dem deutſchen Volk durch dieſen Krieg bereitet wurde? Ganz plötzlich iſt Alles Wahrheit geworden, ja mehr als die Muthigſten des lebenden Geſchlechts geträumt, erſehnt, gewollt. Nicht die Gefahren fürchten wir, die uns auf der Höhe drohen, zu der wir uns in Waffen emporgerungen, aber wir erwägen als Deutſche in ernſtem Nachdenken das Maß unſerer Kraft.

Wir wiſſen, daß uns jetzt ein Friede kommt, faſt ganz ſo wie wir ihn von dem Feinde fordern wollten. Selbſt wenn ein fernerer Widerſtand durch Frankreich verſucht werden ſollte, er könnte nach menſchlichem Ermeſſen nur kurze Zeit verzögern. Aber wir begehren einen dauerhaften Sieg, d. h. einen ſolchen, der uns nicht der Gefahr ausſetzt, bei irgend einer politiſchen Kataſtrophe wieder zu verlieren, was wir erkämpft. Wir wollen es auf unſere Seelen und unſer Gewiſſen nehmen, deutſche Landgenoſſen, welche ſich jetzt als Franzoſen fühlen, wieder zu Deutſchen zu machen. Wir wollen an Landgebiet behaupten, was zur Sicherung unſeres Oberrheins durchaus und unumgänglich nöthig iſt, nichts weiter, nichts mehr. Sagen unſere Feldherren, daß wir das franzöſiſche Metz und Belfort nicht entbehren können, um das deutſche Hinterland und den Elſaß zu behaupten, ſo dürfen wir dieſem Erwerb nicht entſagen, obwohl wir wiſſen, daß er kein Gewinn für unſere nationale Cultur iſt, und daß wir die Franzoſen dort nie zu Deutſchen machen werden. Aber den leichtbeſchwingten Rathgebern, welche im Erobererrauſch uns noch weiter über franzöſiſches Volksthum ausbreiten möchten, haben wir ernſthaft zu widerſtehen. Denn wir werden mit dem deutſchen Grenzland ohnedies ſoviel Noth, Sorge und politiſche Beſchwer auf uns laden, daß das lebende und das nächſte Geſchlecht reichlich damit zu thun haben wird. Dieſer Gewinn, der der zweitgrößte des Krieges, iſt kein Siegespreis, der unſer Leben behaglich macht. Es iſt in Wahrheit eine ſchwere Laſt, die wir auf uns nehmen müſſen, um unſerer Nachkommen willen und für die Enkel derer, die uns in den alten Reichsſtädten jenſeits des Oberrheins verwünſchen.

Aber alle Stimmen aus dem Volke dringen jetzt nur zufällig und gedämpft an das Ohr der Wenigen, welche über die Geſtaltung unſerer Zukunft entſcheiden. Auch dies bedrückt uns. Es iſt wahr, in den großen Kriſen von Krieg und Frieden faßt ſich die Willenskraft einer Nation immer zuſammen in wenigen Menſchen, vielleicht in einer einzigen herrſchenden Manneskraft. Solcher Führer Charakter und

Einſicht wird in dieſen entſcheidenden Tagen zum Schickſal für das menſchenreichſte Volk. Nie iſt die Bedeutung des einzelnen Mannes gegenüber ſeinem Volk größer und die Verantwortlichkeit furchtbarer, aber nie verdient er auch mehr ein rückſichtsvolles Urtheil, als in ſolchen Stunden, wo er zumeiſt aus ſeiner eigenen Einſicht und Kraft die letzte Entſcheidung für Alle zu holen hat. Gerade darum aber fühlen wir als eine Beſchwerung für unſere höchſten Führer, daß ſie in ſo gewaltiger Zeit ſo weit von ihrem Volk entfernt ſind, in fernem Land, ohne die ſtille unabläſſige Einwirkung, welche die Meinung der Vertrauten, Parteien, des Volkes ſonſt ihnen ſelbſt zur Freude und zum Aerger auf ſie ausübt.

Für Alle erſehnen wir die Heimkehr. Für unſere kaiſerlichen Herren, denen wir eine größere Abwechſelung in dem geſelligen Verkehre wünſchen, als der Club ſchlachtenbeſuchender Fürſten zu Verſailles bietet, für unſeren Reichskanzler, deſſen Herrſchergewalt ſich vor den Parteien im Reichstag beſſer bewähren kann, als in ſeinem Gegenſatz zum großen Generalſtab, für unſere Generäle und Offiziere, denen ihr Hauſen unter Prachtmöbeln, Wandbildern und Sevresporzellan der verlaſſenen Villen nicht die ehrliche deutſche Genügſamkeit verderben ſoll, endlich für unſer Heer, dem nach unerhörten Leiden und Thaten die Ordnung und Liebe der Heimat ſo noth thut.

Freilich iſt die Kriegsarbeit nicht ganz beendet. Zwar iſt dem General Manteuffel gelungen, Bourbaki in die Schweiz zu drängen, aber Garibaldi's Umſtellung iſt noch nicht erfolgt. Die größte Verlegenheit jedoch iſt die Verproviantirung von Paris. Jene Franctireurbande, welche bei Toul die Eiſenbahnbrücke ſprengte, hat den Pariſern einen größeren Verluſt an Menſchenleben bereitet, als unſere Beſchießung. Unſere Armeeleitung hatte in großartiger Weiſe durch Magazine und Verträge im beſetzten Land für Herbeiſchaffung von Lebensmitteln geſorgt. Alles war weiſe ausgerechnet, um außer dem Heer auch die Stadt zu erhalten. Jetzt ſind wir zwar noch in der Lage, mit Anſtrengung unſerer Armee die Zufuhren zu ſichern, wie aber ſoll dies während der nächſten acht Tage für Paris geſchehen? — Auch das iſt herbe Vergeltung!

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 6.)

16. **Das „Retten“ und „Rollen“. Bitte an unſer Heer.** Vier Jahrtauſende geſchichtlichen Lebens ſind nöthig geweſen, bevor in der ſittlichen Empfindung cultivirter Völker der große Grundſatz herausgebildet wurde: Privateigenthum der Feinde, ſo weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, iſt unverletzlich. Noch heut wird dieſes menſchenwürdige Gebot, das durch Herkommen überliefert und durch neue Verträge auf Gut zur See ausgedehnt iſt, von den Franzoſen nicht anerkannt. Franzöſiſche Generäle durften beim Beginne des Krieges wagen in ihren Corpsbefehlen die Soldaten durch die Ausſicht auf den Raub in Feindesland zu ermuthigen, franzöſiſche Kriegsſchiffe haben deutſche Kaufmannsgüter als Priſen fortgeführt und Kauffahrer auf offener See verbrannt, die Aufregung des Volkskriegs durch zuchtloſe Banden zerſtörte für nicht wenige Ortſchaften in Frankreich die Vorausſetzungen, unter denen Schonung des bürgerlichen Eigenthums im Kriege möglich wird. Dennoch freuen wir uns, daß der Waffenſtillſtand den Rückfall unſerer Marine in die alte Seebeuterei verhindert hat, und daß die „Auguſta“ ihre vergeltende Kreuzfahrt gegen Transportſchiffe ins Werk ſetzte, welche dem Bedarf des feindlichen Heeres dienten.

Denn kein großer Fortſchritt der Menſchheit iſt ſo theuer erkauft, als die edle Lehre, daß Leben, Ehre, Freiheit, Habe des Nichtkämpfers in Feindesland geachtet werden müſſe; Ströme von Blut ſind vergoſſen, unſägliche Trübſal von hundert Geſchlechtern vergangener Menſchen darum geduldet worden. Auf dieſer Lehre allein beruht unſere Hoffnung, daß der grauſe Zerſtörungsprozeß der Kriege nicht unſeren Kriegern eine ſittliche Verwilderung bereite, nicht irgend einmal unſerem Volke einen Untergang der Cultur, Sitte und Bildung, und einen Rückfall in die Barbarei der Urzeit herbeiführe. Und wer in dieſem Kriege das Herz beängſtigt fühlt durch die Schauerbilder eines Schlachtfeldes, der kann am nächſten Morgen wieder guten Muth gewinnen, wenn er den deutſchen Kameraden in franzöſiſchem Kramladen ſeinen Beutel ziehen ſieht, um den kleinen Einkauf gewiſſenhaft zu bezahlen. Denn um den handfeſten Musketier, der die franzöſiſche Cigarre prüfend beſchaut, ſtehen als unſichtbare Zeugen viele gute Geiſter unſeres Volkes, die ſeit undenklicher Zeit für unſere Seelen gearbeitet haben, und deren irdiſche Namen ihrem Schützling, dem ehrlichen Pommer, vielleicht nur wenig bekannt ſind, eine große erlauchte Genoſſenſchaft: Kant und Goethe, Friedrich der Große und Luther, bis zurück zu den Apoſteln des neuen Teſtaments und vielleicht noch älteren Lehrherren aus deutſcher Vorzeit.

Die älteſten Volkskriege erſtrebten Austilgung des geſammten feindlichen Stammes, Aneignung ſeiner Habe und ſeines Weidegrundes. Der Eigennutz lehrte bald Gefangene bewahren. Aber durch das ganze Alterthum wurden Bewaffnete und Wehrloſe, Männer, Frauen, Kinder getötet oder zu Sklaven gemacht, ihre geſammte Habe gehörte dem Sieger, das Weib hatte als Sklavin keinen Anſpruch auf Schonung ihrer Ehre. Auch zur Zeit der römiſchen Kaiſer galt dieſer Kriegsbrauch, nur beſonderer Vertrag oder die Gnade des Feldherrn gönnten dem ſchwächeren Theil günſtigere Bedingungen. Durch die Germanen kam noch vor dem Chriſtenthum beſſere Behandlung der Frauen in die Kriegführung. Die Frauen der Teutonen wollten ſich gefangen geben, wenn die Römer gelobten, ihre Ehre zu ſchonen, da dies verweigert wurde, töteten ſie ſich ſelbſt; aber der Gothenkönig Totila ließ einen ſeiner Krieger hinrichten, weil er an einer Jungfrau in dem eroberten Neapel gefrevelt hatte, und als die Franken am Ende der Wanderzeit verwüſtend von Frankreich aus in Italien einfielen, war ihnen bei den übrigen Germanen der härteſte Vorwurf, daß ſie die Frauen nicht verſchont hätten. Seit im ſpäteren Mittelalter die Fehden meiſt unter Landsleuten geführt wurden, ſeit das Chriſtenthum allmählich die harte Sklaverei in die Hörigkeit milderte, ſeit das Ritterweſen die Ehrbegriffe des Kriegers gleichmäßig bildete, und vor Allem ſeit geprägtes Geld reichlicher umlief, gewann der kämpfende Gegner das Recht, ſich in gewiſſen Formen zum Kriegsgefangenen zu ergeben, er wurde nicht mehr Sklave, ſondern durfte ſich ohne Minderung ſeiner Ehre freikaufen; zwar wurden auch die unbewaffneten Männer der feindlichen Partei zu Gefangenen gemacht und beim Frieden „geſchatzt“, d. h. nach dem Gutachten des Siegers mit einer Löſungsſumme belegt, aber Frauen und Kinder wurden nicht gefangen und nicht geſchatzt; zwar verfiel die geſammte Habe der Feinde dem Sieger, aber die Frauen behielten ihrer Ehre wegen die Kleider auf dem Leibe, die rittermäßige Frau ihren ganzen Schmuck; zwar blieb das Rind die beſondere Beute der Offiziere, aber Federvieh zu beuten, ziemte dem Reiſigen und dem Landsknecht nicht, das nahmen im Nothfall nur ihre Dirnen und Buben. Solcher Kriegsbrauch, oft durch größere Wildheit heimiſcher Landsknechte und der Fremden, zumal der Spanier mißachtet, dauerte in der ſittlichen Empfindung der Deutſchen bis in das ſiebzehnte Jahrhundert. Immer aber war der Krieg vor Allem Raub und Zerſtörung der feindlichen Habe, auch des Privatbeſitzes, das „Brennen“ galt für das wirkſamſte Mittel, zu ſchrecken und die Kräfte des Feindes zu ſchwächen. Da die Städte in der Mehrzahl befeſtigt waren, konnten ſie ſich durch Vertrag mildere Bedingungen — zum Vortheil für die Kaſſe des feindlichen Heerführers — ſichern, aber die Dorfhäuſer des Landſtrichs ſchwanden bei längerem Kriege vom Erdboden. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die nächſten Fortſchritte zu beſſerer

Menſchlichkeit in dem fürchterlichſten Kriege der Welt, dem dreißigjährigen, gemacht wurden. Freilich gerade, weil er der längſte war und unerhörten Nothſtand ſchuf. Während gegen die Wehrloſen unſägliche Greuelthaten verübt und weite blühende Landſchaften in Wüſteneien verwandelt wurden, während die Generäle im beſetzten Land Wälder niederſchlugen und das Holz zu Spottpreiſen veräußerten, große Bibliotheken und das Silberzeug reicher Städte und Fürſtenhöfe in das Ausland verfuhren und während die Artillerie die Kirchenglocken, ihr beſonderes Beutegut, abſchnitt und verkaufte, bildete ſich bei den zahlreichen Söldnerheeren ein feſter Kriegsbrauch aus. Zunächſt gegen die feindlichen Krieger, unter denen jeder Söldner alte Kameraden wußte. In der Schlacht mußte „Quartier“ gegeben werden, wenn es gefordert wurde, mit dem Gefangenen wurde „Cartell“ geſchloſſen, d. h. er gelobte nicht zu fliehen; zwar gehörte dem Sieger, was er in den Kleidern barg und von dem Gefangenen war es ſchicklich, dies ſelbſt darzubieten, aber wer „holländiſches Quartier“ erhielt, behielt bereits, was ſein Gürtel umſchloß. Das Löſegeld der Gefangenen war im Ganzen niedrig und durch die Zahlung konnte man jederzeit frei werden. Auch den Nichtkämpfern half die Noth und Habſucht der Heere. Privateigenthum konnte gegen Zahlung einer Summe durch eine „Salva Guardia“ Schutz erhalten, die Landſchaften und Gemeinden konnten das gemeinſame Eigenthum und das ihrer Bürger durch eine Bauſchzahlung — die Contribution — vor der Plünderung retten. Zwar wurde oft gezahlt und doch geplündert, aber die Verwüſtung ſelbſt zwang den Heeren wie dem Volke die Erkenntniß auf, daß die Bewahrung des Privateigenthums ebenſo ſehr ein Lebensintereſſe der feindlichen Heere ſei, als der Einwohner. Am Ende des Krieges war Verachtung und Haß gegen die Generäle, welche im Verdacht beſonderer Raubluſt ſtanden, allgemein und ſehr laut, und als in dem nächſten Geſchlecht die Franzoſen ihre Feuerbrände in die Städte und Dörfer der

Pfalz warfen, erhob ſich weit über die Grenzen Deutſchlands ein Schrei des Abſcheues, ſo gellend, wie er bis dahin von Unbetheiligten noch niemals erhoben worden. Der neue Status despotiſcher Landesherren, welcher aus gedrillten Soldaten ein ſtehendes Heer formte, hatte genügende Gründe, dieſe humane Einſicht praktiſch zu verwerthen. Der ſeßhafte Bürger war von dem neuen Heerweſen durch eine weite Kluft geſchieden, ſeine Miliz, wo ſie noch beſtand, wurde von dem Regenten mit Mißbehagen und Verachtung betrachtet, das fürſtliche Heer, welches auch in ſeiner Verpflegung ſo geſondert als möglich gehalten wurde, ſollte den kunſtvoller gewordenen Krieg allein führen, der Bürger ſollte ſteuern und arbeiten, damit das Heer erhalten werde. Und es machte wenig Unterſchied, ob er im beſetzten Land des Feindes wohnte, auch dort war er als Steuerzahler, Quartiergeber, Contribuirender nöthig, ja es war dem feindlichen Feldherrn Gewinn, wenn die ganze Verwaltung des beſetzten Landes unverſehrt blieb, die Maſchine der Beamten regelmäßig wie im Frieden fortarbeitete. Der deutſche Feind legte ſeitdem ſchwere Laſten auf Stadt und Land, aber nicht mehr durch die Willkür von tauſend Einzelnen, ſondern in geordneter Weiſe. Damit der Bürger das zu tragen vermochte, mußte er geſchont und geſchützt werden. Noch beſtand freilich in den rohen Heeren die alte Freude am Plündern, aber die Kriegszucht war ſtreng geworden, der Stock des Offiziers bedräute täglich. Wieder einmal ſollten die Deutſchen unter Napoleon die Leiden feindlicher Kriegsherrſchaft ertragen. Der Grimm des Volkes über die Forderungen der Soldaten, den Uebermuth der Offiziere, die Erpreſſungen der Generäle, das ſechsjährige, unerhörte Ausſaugen der preußiſchen Landſchaften half zu dem Freiheitskriege. Bis heut laufen im Lande zahlloſe Geſchichten umher von den Räubereien des kaiſerlichen Heeres, und faſt jeder franzöſiſche Feldherr hat im deutſchen Volk einen ſehr beſtimmten Ruf hinterlaſſen. Unſere begeiſterte Jugend hat die Einwohner Frankreichs nach unſerem Einmarſch 1814 nur ſelten entgelten laſſen, was die Soldaten des Kaiſers an uns gefrevelt, und von der höchſten Heeresführung wurde Frankreich mehr geſchont, als preußiſchem Eifer damals recht war. Seitdem haben fünfzig Friedensjahre, die Zunahme humaner Bildung, innigere Verbindung der Völker viel gethan, das Urtheil über Erlaubtes und Unerlaubtes im Kriege zu läutern. Manches, was noch 1813 in den Heeren für herkömmlich galt, darf von den Zeitgenoſſen nicht gebilligt werden. — Die letzten Kriege in Schleswig und Oeſtreich haben nach der Zerſtörung wieder emſige Arbeit der Humanität hervorgerufen, ſie brachten uns außer der großartigen Einrichtung unſeres Sanitätsweſens und dem Vertrag gegen Sprenggeſchoſſe bei Handfeuerwaffen vor Allem die Verträge über Achtung des Privateigenthums zur See.

Solch kurzer Rückblick kann in Wahrheit erheben. Denn er zeigt, wie unabläſſig Geſittung und Menſchenliebe arbeiten, den großen Naturprozeß, welchen wir Krieg nennen, für die ſittliche Empfindung der Lebenden erträglich zu machen. Und die ſchnellen Fortſchritte der Menſchlichkeit ſeit den letzten zwei Jahrhunderten laſſen erkennen, wie man unſerer Zeit ſchweres Unrecht thut, wenn man ihr vorzugsweiſe Förderung der Selbſtſucht zur Laſt legt. Wenn vor zweitauſend Jahren die Römer eine galliſche Stadt im Kriege beſetzten, ſo entleerten ſie die Häuſer, indem ſie die Männer töteten, die Frauen und Kinder an Sklavenhändler verkauften, welche den Legionen folgten, wie jetzt die Lieferanten unſerem Heere; als vor wenig Monaten einer unſerer ſchneidigſten Huſarenoffiziere, Rittmeiſter von der Lancken, drei Tage bei der Familie eines Redacteurs in franzöſiſcher Departementsſtadt einquartiert geweſen war, rief ihn beim Abſchied die alte Mutter des Hauſes an ihr Krankenbett, dankte ihm, und bat ihn, wenn er einmal verwundet werden ſolle, doch nur in ihr Haus zurückzukehren, damit ſie ihn pflegen könne. Und die kleine Geſchichte iſt nur eine von zahlreichen ähnlichen.

Wir Deutſche haben für die menſchliche Schonung des Feindes im modernen Kriege wohl am meiſten gethan. Zuerſt durch unſere Leiden, denn faſt alle größten Kriege der Neuzeit wurden durch unſer Herzblut genährt. Dann durch die Beſchaffenheit unſeres Heeres und die allgemeine Dienſtpflicht. Wir, zur Zeit wir allein, ſenden unſere geſammte blühende Jugend in das Feld, es ſind die Beſten unſeres Volkes, welche in Frankreich ſiegen und fallen, nicht nur die Vertreter unſerer militäriſchen Kunſt, ſondern auch ein gutes Theil unſerer Beſitzenden, Gelehrten, Richter, Volkslehrer. Wir haben aber deshalb auch weit höhere Pflichten durch unſer Heer zu erfüllen, als andere Völker, wir können nicht, wie zur Zeit die Franzoſen, die Engländer thun, uns achſelzuckend entſchuldigen bei Uebergriffen und ſchweren Thaten unſerer Armee, die ja nur ein Werkzeug des Staates ſei mit alten Standesfehlern, und die keineswegs die beſte Sitte und Einſicht in ſich trage. Bei uns iſt das Heer auch das Volk, die Ehre des Heeres unſere Ehre, ſeine Sitte die unſere, wir haben keine bevorzugten Volksſchichten außer dem Heer, die wir als Bewahrer ſauberer Empfindungen und idealer Habe rühmen dürfen. Jede Verwilderung und jede Verwirrung der Sitte und Ehrlichkeit, welche der Krieg in unſer Heer bringen könnte, würde dem Mark unſeres Lebens ſchaden. Und nicht aus patriotiſchem Stolz und aus verſtändigem Intereſſe allein folgen unſere Gedanken mit ängſtlicher Spannung den Thaten und Stimmungen des Heeres, es ſind unſere Liebſten, um die wir ſorgen, unſere Verwandten und Freunde, Blut von dem unſeren, ſie unſere Freude und ein Theil unſeres beſten Lebens.

Der Krieg wirft den Ausziehenden plötzlich aus dem feſten Gefüge bürgerlicher Ordnung in ungeheuerliche Verhältniſſe. Faſt alle gewohnten Schranken des Lebens ſind ihm gefallen, nur der militäriſche Gehorſam und das Pflichtgefühl bändigen ihm den Sinn. Er muß in einer ſteten Lebensgefahr ſich behaupten, er muß töten und zerſtören, er lebt in unaufhörlichem Wechſel der ſtärkſten Triebe, der gewaltigſten Leidenſchaften. Völlige Selbſtopferung und Hingabe bis zum Tode und dicht daneben harte Selbſtſucht, ſchreckenvoller Kampf um das Leben, die furchtbarſte Erſchöpfung durch den Marſch, und gleich darauf eine lockende Fülle von Genuß, den ihm die Heimat nur ſelten bietet; heut verbrennt er ein Dorf der Franctireurs, durchſtößt die Meuchler ſeiner Kameraden mit dem Bajonett und wirft ihre Leiber in die Flamme, morgen wiegt derſelbe Mann die Kinder ſeines franzöſiſchen Wirths auf dem Schoß, fühlt warmes Mitleid mit der abgehärmten Hausfrau und theilt ſeine Mahlzeit mit den Darbenden. Solches Daſein macht ſchnell ſorglos und gleichgiltig gegen fremdes Privatintereſſe. Es fördert durchaus nicht das Nachdenken über Allerlei, was dem Soldaten erlaubt und unerlaubt iſt. Wenn hier zu wenigen Beiſpielen bemerkt wird, wo das Recht des Soldaten aufhört, und das Unrecht anfängt, ſo ſoll nur bedächtig auf einen Punkt gedeutet werden, den unſere Krieger im Grunde genau ſo gut kannten, wie wir anderen alle, und der erſt in der Bedrängniß der feindlichen Fremde Einzelnen undeutlich geworden ſein mag. Die Beobachtungen dafür ſind im Heere ſelbſt gemacht. — „Privateigenthum in Feindesland, ſoweit es nicht den Zwecken des Krieges dient, iſt unverletzlich.“ Die ſchwierige Frage iſt nur, was dient dem Kriege? Und ferner: „Der Soldat hat von dem Wirth nur Quartier und in der Regel beſtimmt vorgeſchriebene Verpflegung zu beanſpruchen, alle Leiſtungen Einzelner und der Gemeinden werden von dem militäriſchen Kommando auferlegt und durch die Ortsobrigkeit, Präfect, Maire u. ſ. w. vertheilt.“ Auch die Anwendung dieſer Vorſchrift wird oft unmöglich. Der Soldat kommt am Abend nach langem Marſch todmüde und hungrig in das Quartier und fordert ſein Eſſen; er findet ungefügige Wirthe, welche nichts zu eſſen haben oder dies vorgeben. Er ſucht alſo ſelbſt nach, ſchlägt grimmig Thüren und Kaſten auf. Das iſt unzweifelhaft nicht in der Ordnung. Er ſoll den

Fall melden, d. h. er ſoll in der Nacht, in fremdem Ort zu dem Unteroffizier, Feldwebel, Hauptmann laufen, er weiß aber aus Erfahrung, daß er von dieſen wieder zum Maire geſchickt wird, und daß der Maire, wenn er überhaupt zur Stelle iſt, wahrſcheinlich auch nicht zu helfen weiß. Iſt das Dorf bereits ausgeſogen, ſo kommen viele Soldaten mit ähnlicher Klage und der Hauptmann iſt in ſeiner bärbeißigſten Stimmung. Der Soldat hilft ſich alſo ſelbſt, ſo gut er kann. Bei dem Suchen findet er ein Hemd des Bauern. Das eigene, das der Soldat ſeit 14 Tagen auf dem Leibe trägt, iſt ſo unſäuberlich, daß ihm davor graut. Er nimmt alſo das Hemd des Franzoſen. Er weiß, daß das Unrecht iſt. Könnte er ſich mit den Quartiergebern verſtändigen, ſo würde er gute Worte darum geben, ja vielleicht etwas aus ſeinem Beutel dafür zahlen. So aber verhärtet er ſich in Zorn. Seine Stiefeln ſind zerriſſen, er hat den ganzen Tag den Schlamm der Landſtraße an den Füßen gefühlt. Sein Wirth trägt gute Stiefeln. Er zwingt ihm einen unwillkommenen Tauſch auf, oder noch lieber, er nimmt die Stiefeln ſtill fort, wenn er kann. Ein neues Unrecht, ſein Offizier ſoll die Lieferung befehlen. Aber der Soldat ſetzt voraus, daß der Offizier über die neuen Stiefeln wegſehen wird, weil ihr Erſcheinen ihm eine Mühe ſpart. — Der deutſche Soldat, welcher ſo wirthſchaftet, gehört nicht zu den beſten der Compagnie, auch nicht zu den ſchlechteſten, er iſt von dem Mittelgut. Der ſchlechte nimmt auch die Uhr, die ſich ihm darbietet, um ſie dem Marketender gegen eine Flaſche Cognac zu verkaufen, und der brave verſagt ſich auch bei Hunger und Durſt jede Gewaltthat. Es iſt keine patriotiſche Redensart, ſondern herzerfreuende Wahrheit, daß ſich aus dem Kleinleben des Heeres neben unzähligen Uebergriffen aus Noth und Begehrlichkeit ebenfalls zahlloſe Beiſpiele ſtellen laſſen von ſtiller Entſagung und wahrhaft heldenmüthiger Enthaltſamkeit unſerer Soldaten gegenüber dem feindlichen Wirth. Und wir werden jeden Eingriff des Soldaten in Habe und Gut der Fremden ſchonend beurtheilen, wenn dieſer Eingriff nur dazu dient, ihm ſein ſchweres Tagesleben erträglich zu machen, aber wir werden den nicht für einen ehrlichen Soldaten halten, der aus dem Gut der Feinde für ſein ſpäteres Leben Gewinn ſucht.

Wie dem Soldaten gelingt auch dem Führer nicht immer, das Eigenthum feindlicher Bewohner nach den Forderungen der Kriegsvorſchriften und der Humanität zu behandeln. Ein Hauptmann ſendet in das nächſte Dorf nach einem Faß Bier oder Wein für ſeine Compagnie, der Beauftragte findet die Dorfſtraße durch drei bis vier Fuhrwerksreihen geſperrt, er hat Mühe, in einen Bauerhof zu dringen, dort eilt er in den Keller, läßt das Faß heraufſchroten, ſchirrt die Pferde des Bauern an den Wagen und ſucht ſchnell den Rückweg, um von ſeiner Compagnie nicht abgeſchnitten zu werden. Er würde wohl den Lieferungsſchein ſchreiben, der weinende Franzoſe denkt nicht daran, vielleicht iſt keine Tinte im Hauſe, den Maire vollends aufzuſuchen fehlt die Zeit und Freiheit des geſperrten Weges. Der Requirirende weiß, daß der Bauer Pferde und Wagen, die nur für eine Wegſtunde zur Fortſchaffung dienen ſollen, nie wieder ſieht; läßt ſeine Compagnie den Wagen frei, ſo wird er ſogleich von einer andern mit Beſchlag belegt, vielleicht von Unbefugten, Marodeuren oder Marketendern. Wer nimmt ſich im Felde Zeit, ihr Recht zu prüfen? Die Armeegensdarmes haben ſich im Ganzen als ungenügende Polizeieinrichtung der Heerſtraße erwieſen, Profoſe haben wir nicht und die Willkür im Benutzen von Fuhrwerken war in Wahrheit ein großer Uebelſtand. Der Hauptmann weiß, daß er dem Landmann einen Werth von einigen Hundert Thalern vernichtet, um ſeiner Mannſchaft einen Trunk zu ſchaffen, und daß dem Franzoſen auch die Möglichkeit einer ſpäteren Entſchädigung genommen iſt, und doch begeht er in dem Drange des Marſches gar kein oder nur ein ſehr kleines Unrecht. Von der Erfriſchung, die er ſeinen Leuten bringt, mag mehr abhängen als das Fuhrwerk und der Bauerhof werth ſind. Und wenn nicht, ſo empfindet er ſicher, dies ſind unſere Leute, jenes ſind Feinde. — Weniger günſtig wird das Urtheil über einen höheren Führer ſein, wenn dieſer (etwa beim Einmarſch in die Champagne) für ſeine Officiertafel aus den Privatkellern der kleinen Stadt ſämmtlichen Champagner einfordern läßt. Wir gönnen unſern Officieren jeden guten Trunk, gönnen auch den Franzoſen, daß ſie ihn bezahlen, aber dieſe Art des unnöthigen Eingreifens in Privatbeſitz iſt für einen der Großen unſeres Heeres nicht vornehm genug. Der Kronprinz des deutſchen Reiches dachte anders: was ſein Feldtiſch außer den feldmäßigen Beſtimmungen der Intendantur bedurfte, das wurde, wie ſolchem Herrn ſchicklich, von ſeinem Marſchall den Franzoſen bezahlt. Wie denn im Ganzen die Verkäufer der beſetzten Landestheile alle Urſache haben, die offenen Börſen unſerer Offiziere zu preiſen.

Aber freilich dieſer Krieg, der wie eine fremdartige Heldenſage in die Proſa unſeres ehrlichen Lebens drang, hat auch den Feingebildeten unſeres Heeres, und gerade dieſen am meiſten, eine eigenthümliche Verſuchung bereitet. Als unſer Heer ſeinen Ring um Paris ſchloß, betrat es eine Gegend, in welcher faſt Alles, was Reichthum, Luxus, ſchöne Erfindung und Kunſt der Franzoſen zu ſchaffen vermochte, in zahlloſen Villen, Landhäuſern, Schlöſſern dem Schickſal des Krieges preisgegeben, dalag. Es war eine ganze Landſchaft voll Schätze, ohne Menſchen, verzaubert wie aus dem Märchen, eine unabſehbare Zahl von Schlöſſern Dornröschens. Schon hatten franzöſiſche Banden ihr Raubwerk daran begonnen, aber es war doch überviel von Pracht und Zierlichkeit zu ſchauen. Und Alles unter dem Fluche des Krieges, Vieles im Bereich der franzöſiſchen Geſchütze, welche unabläſſig ihre vernichtenden Geſchoſſe gegen die verlaſſenen Beſitzthümer der Pariſer ſchleuderten. In dieſem Landſtrich richteten ſich unſere Truppen ein, Offiziere und Soldaten hauſten monatelang unter den Bronce-Uhren, Marmortiſchen, Damaſtbehängen und kunſtvollen Möbeln, zwiſchen goldenen Spiegeln, Oelgemälden und Kupferſtichen der Pariſer Induſtrie. Die Musketiere aus Poſen und Schleſien zerſchlugen die ſammtenen Sophas, um ſich weiche Lagerſtätten zu ſchaffen, ſie behingen auf Vorpoſten ihren Unterſchlupf mit Damaſt und Brokat, ſie zertrümmerten die zierlich ausgelegten Tiſche und holten die Bücher aus den Bibliothekzimmern, um damit an den kalten Winterabenden zu heizen.

Wer Freude hatte an Schönheit und Eleganz häuslicher Einrichtung und Genuß an edlem Kunſtwerk, den mußte ſolche Zerſtörung, die ſich wie von ſelbſt machte und täglich Werthe von Hunderttauſenden zu vernichten drohte, wohl dauern. Es war jämmerlich, das ſchöne Bild eines berühmten Malers zu ſehen, dem unſere Soldaten mit Kohle ihre Zuſätze aufgemalt hatten, eine Hebe mit abgeſchlagenem Arm und geſchwärztem Geſäß, eine koſtbare buddhiſtiſche Handſchrift mit Goldſchnitt und ſchönen Verzierungen, welche zerriſſen in das Kamin flatterte. — Und all dieſe Herrlichkeit war der Zerſtörung geweiht; was unſere Mannſchaften nicht gemüthlich für ihren Tagesbedarf verwendeten, das mochte am nächſten Tage eine franzöſiſche Granate in Aſche verwandeln oder ein Hauſe fremdes Geſindel bei Seite ſchaffen. Es ſchien faſt Verdienſt, ſchöne und geſchmackvolle Stücken zur eigenen Freude und Andern zum Genuß zu erhalten. So dachten Einzelne an ein „Retten“ beweglicher Habe, welches, dem Vernehmen nach, auch vornehme und anſpruchsvolle Männer beim Heere nicht immer mit ſcharfer Kritik betrachteten. Soldaten verhandelten an Juden und Unterhändler, welche zahlreich von Verſailles aus umherſtreiften, um billige Einkäufe zu machen; auch manche Offiziere dachten an den Schmuck der eigenen Wohnung und die Lieben daheim; was leicht zu verpacken war, Kupferſtiche und Oelbilder, kam in Gefahr ausgeſchnitten und „gerollt“ zu werden. Mit guter Laune und ohne Arges zu denken, ſannen ſie darauf, das herrenloſe Gut der lieben Heimat zuzuwenden. Schon wird Einzelnes davon bei uns unbefangen als Beute gewieſen, aus dem Feuer gerettete Bände der kaiſerlichen Bibliothek von St. Cloud und Aehnliches. Dies zwingt zu einer beſcheidenen Mahnung an die Grundſätze civiliſirter Kriegführung, die unſer Heer mehr als jedes andere zu vertreten das Recht und die Pflicht hat. Alles, was in dem Gebiet um Paris verlaſſen ſteht und liegt, iſt gar nicht herrenloſes Gut. Die Eigenthümer waren gezwungen, daſſelbe den Zufällen des Belagerungskrieges preis zu geben, wenn aber unter dieſe Zufälle auch die Aneignung durch unſere Offiziere und Soldaten gehört, ſo haben unſere Offiziere und Soldaten dafür Rede zu ſtehen, den Fremden, ihrem eigenen Gewiſſen und der Ehre unſerer Nation. Was die Zufälle des Krieges zerſtören, müſſen die Franzoſen tragen. Wenn der koſtbarſte Divan zerbrochen wird, um ein paar armen deutſchen Musketieren durch einige Stunden ſanfte Ruhe zu geben, ſo iſt es für das franzöſiſche Möbel immer noch viel Ehre; wenn ein Füſilier Lederſchwärze oder Putzpulver in der koſtbarſten Sèvresſchale bewahrt, ſo dürfen wir das lächelnd anſehen; wenn er ſein Kamin mit einem prachtvollen Froiſſart in Renaiſſance-Einband heizt, ſo werden wir die Zerſtörung bedauern, wenn ihm aber nichts anderes zur Hand iſt und er aus Mangel an Einſicht handelt, ihn nicht einmal ſchelten dürfen. Das iſt das Schickſal des Krieges, der ſchonungslos nimmt, was ſeinen Zwecken dient. Von dem Augenblick aber, wo wir dem Wunſch nachgeben, die Zerſtörung von Werthvollem abzuwenden, dürfen wir, was uns werthvoll erſcheint, für keinen Andern retten, als für den Eigenthümer. Denn welcher Unterſchied iſt zuletzt zwiſchen einem „Retter“ und „Roller“ und zwiſchen dem verachteten Leichenräuber, der auf den Schlachtfeldern Börſen und Uhren der Toten für ſich ſammelt?

„Doch wir kennen den Eigenthümer der Villa nicht.“ Für ernſten Willen iſt der Name leicht zu erfahren und auch eine Bergungsſtätte, in der ihm Ausſicht auf Wiedererlangung wird.

Niemand darf von uns fordern, daß wir ſolcher Mühe uns unterziehen. Dem deutſchen Offizier wird wohlanſtehen, ſeine Mannſchaft zur Schonung anzuhalten, darüber hinaus geht ſeine Pflicht nicht. Nur an Gewinn für ſich ſelbſt darf er nicht denken. Und wir meinen, die letzten Tage werden manchem wackern Mann, dem dies Sachverhältniß in den Kriegsſtimmungen nicht ſo erſchienen war, wie uns daheim, die Augen geöffnet haben. Monatelang erſchien ihm das ſchöne Frauenporträt ſeines Schlafzimmers vogelfrei und es liegt bereits aus dem Rahmen gelöſt. Jetzt nach der Uebergabe von Paris ſteht der Beſitzer des Schloſſes plötzlich bleich und verſtört vor ihm. Der Deutſche mag dem Franzoſen gerad ins Auge ſehen, wenn er ihm mittheilt, wie die Verwüſtung durch die wechſelnde Beſatzung nicht zu verhindern war, aber wir beneiden den tapfern Mann nicht um ſeine Empfindungen, wenn er den Franzoſen händeringend vor dem leeren Rahmen ſtehen ſieht, der einſt das Bild ſeiner Tochter umſchloß.

„Wohl, man rette nicht ſelbſt. Aber warum nicht von den Händlern kaufen?“ Sollte einer unſerer zierlichen Herren aus dem Fürſtenclub von Verſailles alſo fragen, dann möge er die treugemeinte Antwort entgegennehmen, ein Mann von ſicherem Selbſtgefühl kauft keine Waare, von der er weiß, daß ſie auf unehrliche Weiſe in den Handel gekommen iſt.

Unſeren Lieben aber, Offizieren und Mannſchaften unſeres Heeres rufen wir innig zu: Wir ſind ſtolz und glücklich über eure Kriegsthaten, erhaltet euch auch als Menſchen der Nation werth und ehrwürdig. Kehrt, o kehrt aus dieſem furchtbaren Kriege alle zu uns zurück mit lauterem Gewiſſen und mit reinen Händen.

(Im Neuen Reich 1871, No. 7.)

17. Nach der Uebergabe. Während wir den Ausfall der franzöſiſchen Wahlen abſchätzen und den Nachrichten über Zuſammentritt der Nationalverſammlung lauſchen, bilden ſich um Paris nach der Ergebung die Anfänge friedlichen Verkehrs, welcher ſo eigenthümlich iſt, wie dieſer ganze Krieg. Die Bedingungen der Uebergabe wurden im Heere und daheim nicht ohne ſtillen Widerſpruch aufgenommen; daß der Einzug den Siegern wenigſtens aufgeſchoben, daß der Stadt, der eigentlichen Anſtifterin dieſes Krieges, nicht durch unſer Heer die wohlverdiente Demüthigung bereitet werden ſollte, hat hier und da verſtimmt. Andere Punkte des Vertrags erregten militäriſche Bedenken, es war vorauszuſehen, daß die Ablieferung der Waffen, die gar nicht überwacht werden konnte, nur ſehr unvollſtändig erfolgen würde, und es war zu befürchten, daß die Heeresmacht und aufgeregte Bevölkerung der Stadt, im Fall der Frieden nicht aus dieſen Vorbereitungen hervorgeht, immer noch zu einem blutigen, wenn auch fruchtloſen Widerſtand allzuviele Möglichkeit haben werde, da der Trotz keineswegs gebrochen ſei. Dennoch haben die Vertragsbeſtimmungen, im Ganzen betrachtet, genau das Richtige getroffen. Es war eine weiſe Maßregel, daß unſerem Heere der Polizeidienſt über zwei Millionen erbitterter Menſchen erſpart, und unſere Soldaten nicht den täglichen Reibungen und Zuſammenſtößen mit dem wüthenden Straßenvolk ausgeſetzt wurden. Es war ferner durchaus wünſchenswerth, daß wir der aus einer Beſetzung von Paris nothwendig hervorgehenden Verproviantirung der Stadt und der Verantwortlichkeit dafür enthoben wurden. Was wir jetzt dafür thun, iſt guter Wille, im Uebrigen war die Stadt durch Oeffnung einiger Verbindungsſtraßen auf ihre eigene Thätigkeit angewieſen. In Wahrheit hat Paris ſich um acht Tage zu ſpät ergeben. Die fürchterliche, ſelbſtverſtändlich noch immer zunehmende Sterblichkeit beweiſt das, die Behörden geben ſelbſt zu, daß ſie ſich über die vorhandenen Vorräthe und deren Beſchaffenheit getäuſcht haben, deshalb waren die erſten acht Tage nach der Uebergabe eine jämmerliche Nothzeit für die Stadt. Unſere Generalintendantur war durch die franzöſiſche Sprengung jener Brücke bei Toul verhindert worden, die geſammelten Vorräthe über die Maas heranzuſchaffen, und unſer Heer kam in Gefahr, in Folge der Nahrungsnoth der Stadt ſelbſt in ſeiner Ernährung gefährdet zu werden. Daher war nöthig in dem Vertrag zu beſtimmen, daß die von unſeren Truppen beſetzten Landſtriche nicht zur Verſorgung von Paris herangezogen werden durften.

Jetzt iſt auf die Uebergabe ein eigenthümlicher Zuſtand gefolgt. Seit unſere Truppen die ſämmtlichen Forts beſetzt, gegen die Stadt geſichert und die Geſchütze auf die Häuſermaſſe gerichtet haben, bewachen unſere Poſten das Zwiſchengebiet 5—800 Schritt vom Stadtwall entfernt. Es iſt ein peinlicher, herzbedrückender Dienſt. Die Poſten haben ſtrengen Befehl, auf den beſetzten Stellen keine Lebensmittel in die Stadt zu laſſen, ihnen gegenüber ſtanden in den erſten Tagen die armen Leute aus der Stadt weinend und jammernd. Und doch war nicht zu helfen. Durch mehre Monate iſt die Maſſe der Bevölkerung von der Regierung erhalten worden, es iſt natürlich, daß ſie auch jetzt dieſen Anſpruch erhebt, die Regierung hat nicht die Kraft zu widerſtehen, noch lange nicht die Mittel, das Bedürfniß völlig zu befriedigen. Sie hat einen ſehr ſchweren Stand und noch viele Jahre werden die inneren Verhältniſſe von Paris die große Noth jeder künftigen Regierung ſein. Unterdeß bedeckten ſich die Straßen, welche von Paris in das Land führten, mit kräftigen Männern von militäriſchem Ausſehen, in Maſſen zogen ſie aus der Stadt, den ſchwarzen Torniſter der Mobilgarde mit der braunen Soldatendecke auf dem Rücken, mit und ohne Paſſierſchein. Es waren Mobilgarden, bisher die beſte Beſatzung der Stadt, welche nach den Vertragsbeſtimmungen kriegsgefangen und in Paris eingeſchloſſen bleiben ſollten. Aber die Regierung iſt froh, die unſicheren Soldaten loszuwerden, und unſere Poſten ſind nicht geneigt, den Paſſierſchein der Auswanderer ſtreng zu prüfen, denn ſie halten die Heimreiſe der Leute für eine Bürgſchaft des Friedens.

Auch die Bewohner der Umgegend ziehen in Haufen aus der Stadt, ſuchen ihre Wohnungen auf, richten ſich unter den Truppen ein und öffnen die Läden. Auch für ſie iſt das Ende des Krieges gekommen, und Viele von ihnen beeilen ſich, noch raſch etwas zu verdienen. Ueberall um Paris bilden ſich Verkaufsſtellen, wo früher unheimliche Oede war. Die Eiſenbahnen fahren ihren Wagenpark heran und richten den Betrieb ein, Brücken und Wege, welche durch die Franzoſen mit ſoviel Aufwand von Sorgfalt zerſtört waren, werden von ihnen eifrig wieder hergeſtellt. Das Friedensbedürfniß wird täglich größer. Die Ueberzeugung, daß der Krieg zu Ende ſein müſſe, iſt in und um Paris ganz allgemein, und es iſt nur noch ſchwache Redensart, wenn man hier und da von den ſchönen Provinzen ſpricht, die man nicht miſſen könne. In Wahrheit hat man ſich mit der Idee des Abtretens vertraut gemacht. Die Wahngebilde ſind plötzlich zerſtört. Die Nationalgarden und Mobilen tragen noch ihr Käppi mit Nummer, die Mobilen unter der Blouſe ihre dunkelblaue Hoſe mit breiten rothen Streifen, aber beide haben das Kriegsſpiel herzlich ſatt, ebenſo die Reſte der Linie, welche auch nicht mehr fechten wollen. Dieſelbe Stimmung verbreitet ſich von Paris und dem Norden täglich weiter in das Land, die Armeen Faidherbe, Chanzy, Bourbaki ſind kampfunfähig, es gibt keine Kraft des Widerſtandes mehr; daß Gambetta entſagte, daß Garibaldi auf eine Stelle in der Nationalverſammlung verzichtete, gilt überall als Anzeichen, daß es mit dem Widerſtand zu Ende ſei.

Unſere Armeeleitung erweiſt in ihren militäriſchen Maßregeln jede Vorſicht, aber auch in Verſailles weiß man, daß der Krieg zu Ende iſt. Und deshalb galt dort für die richtige Politik, der proviſoriſchen Regierung, zumal Herrn Jules Favre, jede Zuvorkommenheit zu erweiſen, und Alles zu vermeiden, was das Anſehen derſelben in Paris und Frankreich ſchwächen könnte. Daher im letzten Grunde dieſe Bedingungen der Uebergabe. Solche Schonung liegt im Intereſſe Frankreichs und zugleich in unſerem, denn wir brauchen jetzt vor Allem eine Staatsgewalt, mit welcher wir Frieden ſchließen können.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 10.)

Der Einmarſch in Paris, der Schluß einer faſt unabſehbaren Reihe der größten militäriſchen Leiſtungen, hat die Humanität unſerer Offiziere, die Geduld unſerer Soldaten auf die härteſte Probe geſtellt. Er war für die Zucht und das Ehrgefühl der Truppen die ſchwerſte aller Prüfungen, welche dieſer Krieg voll Haß und Grimm aufgelegt hat, er war vor der ganzen Welt die beſte Widerlegung der gemeinen Schmähungen, durch welche die niedergeworfenen Feinde ihren Haß auszudrücken bemüht waren. Und wir dürfen ohne Selbſtüberhebung behaupten, daß nur bei der Langmuth und Gutherzigkeit und der ſtraffen Kriegszucht unſerer Leute ein ſolcher Einzug möglich war. Er hat freilich bei unſeren Soldaten die Mißachtung franzöſiſcher Volksart mehr geſteigert, als irgend ein Ereigniß des Krieges, und wenn den Franzoſen daran lag, dies Gefühl in Deutſchland recht allgemein und dauernd zu machen, ſo war der Ton ihrer Preſſe in den letzten Tagen vor dem Einmarſch und das Verhalten der Stadtbevölkerung gut gewählt. Obgleich aber den deutſchen Soldaten das unbequeme Gefühl bleibt, daß ſie den Pariſern eine Anzahl wohlverdienter Püffe ſchuldig geblieben ſind, ſo war doch für unſer Kommando dieſe Form der Beſetzung nicht zu verändern, wenn man nicht ungleich Werthvolleres auf das Spiel ſetzen wollte. Denn da man ſchon durch die Vertragsbeſtimmungen der Uebergabe vermeiden wollte, die Friedensausſichten durch einen Straßenkampf in Paris zu zerſtören, ſo blieb jetzt nach Abſchluß der vorläufigen Friedensbedingungen vollends nichts übrig, als eine kurze Demonſtration, welche Allem ſorgfältig aus dem Wege ging, was den theuer erkauften Frieden und die unſichere, kaum geſchaffene Regierungsgewalt Frankreichs umſtürzen konnte. Wir ſind durch die Franzoſen gezwungen worden, Frankreich ſo zu demüthigen, daß ſein Schickſal in dieſen Tagen von den trunkenen Einfällen der Pariſer Straßenläufer und ihres Gleichen abhing. Wohl, in der Stimmung von Straßenbuben haben die Franzoſen uns den Krieg erklärt und ſchimpfend wie Straßenbuben toben ſie am Ende um ihre abziehenden Sieger. Eins ihrer Blätter in Belgien hat in der Nummer vom 24. Februar die Dreiſtigkeit gehabt, auch den Schreiber dieſer Zeilen als Gewährsmann für ihre Schmähungen gegen unſere Offiziere zu citiren. Da iſt ſie juſt an den Rechten gekommen. Sie konnte keinen Zeugen finden, der ſtärker von der Unwahrheit ihrer Behauptungen überzeugt iſt.

Unſere Armeeleitung hatte ſeit dem Einmarſch in Frankreich allem Staatsgut, welches nicht den Zwecken des Krieges, ſondern friedlichen Culturzwecken dient, die größte Schonung angedeihen laſſen, die Verwaltungen der franzöſiſchen Muſeen und Bibliotheken könnten davon berichten. Als in Sèvres die franzöſiſchen Granaten die berühmte Porzellanfabrik einzuäſchern ſuchten, da retteten die Deutſchen die vorhandenen Vorräthe mit Lebensgefahr. Es war franzöſiſches Staatsgut, welches von den Franzoſen ſelbſt dem Verderben geweiht war. Da war es ganz beſtehendem Kriegsrecht und Brauch gemäß, daß unſer Kommando dies Gut mit Beſchlag belegte, nachdem man vorher der Fabrik das Werthvollſte, ihre Modelle und Alles, was dem Weiterbetrieb dienen konnte, erhalten und für die Franzoſen in Sicherheit gebracht hatte. Der mit Beſchlag belegte Theil der Vorräthe wurde von dem Kriegsherrn an Perſönlichkeiten ſeiner Umgebung vertheilt oder zum Beſten der Soldaten verſteigert. Ebenſo verfuhr man mit einem Theil deſſen, was unſere Soldaten aus dem Brande von St. Cloud gerettet hatten. Es war in beiden Fällen, wohl zu merken, nicht eine Beſchlagnahme von unverſehrtem Staatsgut, ſondern eine ſolche von Staatsgut, das der Feind ſelbſt zum Verbrennen und Einſchlagen beſtimmt hatte. Und die verdienten Generäle und Offiziere unſeres Heeres, welche ein unter ſo außerordentlichen

Umſtänden erhaltenes Geſchenk nach der Heimat ſandten, trifft ſelbſtverſtändlich nicht der leiſeſte Vorwurf. Wir bitten dieſe Art von Kriegsbeute zu vergleichen mit dem, was die franzöſiſchen Heere aus dem Muſeum von Kertſch, was ſie in China und Mexico gebeutet haben, ja ſelbſt mit der Kriegsbeute, welche die Engländer nach der Einnahme von Magdala auf einen Haufen trugen und zum Beſten des Heeres verſteigerten, es iſt immerhin ein Unterſchied, bezeichnend für den Grad der Sitte und Zucht in den betreffenden Heeren. Und doch wurde es nach dieſem völkerrechtlich und militäriſch unſträflichen Verfahren der Deutſchen wünſchenswerth, darauf aufmerkſam zu machen, daß auch vor Paris ein Unterſchied ſei zwiſchen Staatsgut und Privatgut. Denn war das Privatgut in Villen und Schlöſſern um Paris nicht auch von den Feinden aufgegeben und der Zerſtörung durch Kriegsereigniſſe ausgeſetzt? Und wenn die Generäle Andenken heimſandten, konnten das die Krieger nicht auch thun? Zu dieſem Zweck wurde der zuerſt in Nr. 6 „Im Neuen Reich“ erſchienene und oben Seite 475 wieder abgedruckte Aufſatz geſchrieben. Er behandelte unter Anderem die Frage: Iſt feindliches Privatgut, welches von den Feinden der Vernichtung durch ihre Geſchütze preisgegeben iſt, als Beute zu betrachten? Uns ſcheint wieder der Umſtand, daß eine ſolche — keineswegs kurz abzuweiſende — Frage zwiſchen dem Heer in der Ferne und dem Volke daheim ehrbar und gewiſſenhaft verhandelt wird, von einem Standpunkt der Ehre und Sittlichkeit zu zeugen, um den uns Deutſche wenigſtens die Nation beneiden könnte, deren Generäle beim Beginn des Krieges ihr Heer durch die Ausſicht auf Raub und Beute in Feindesland zu ermuthigen ſuchten. Jener Aufſatz aber war unter dieſen Verhältniſſen nützlich und zeitgemäß, und wenn es dem Verfaſſer gelungen ſein ſollte, hier und da einen wackeren Kameraden im Felde zur Beiſtimmung zu bringen, ſo würde er ſich herzlich freuen. Daß freilich die Franzoſen in ihrer Art den Inhalt lügenhaft verkehren würden, war auch anzunehmen. Aber dieſer Krieg hat uns ſo hoch gehoben, daß uns die ungerechten Schmähungen der Fremden nur ſein dürfen wie Geſchrei der Sperlinge und Gebell von Hündlein. Wir haben nur eine Macht, mit welcher wir uns in Frieden erhalten müſſen, und dieſe Macht iſt unſer Gott in unſerem Gewiſſen.

Mit den Pariſern haben wir kein Mitleid. Es iſt bei ihnen ſelbſtverſtändlich, daß ſie über die Verwüſtung ihrer Sommerwohnungen ein Zetergeſchrei erheben. Es iſt nur albern, wenn ſie fordern, daß der Krieg, den ſie uns frevelhaft erklärt, ihnen nicht wehe thue, und daß die Habe, die ſie der Vernichtung des Feſtungskampfes überliefert, ihnen erhalten bleibe. Sie hatten nicht den Schatten eines Rechtes zu fordern, daß wir ihr Eigenthum ſchonten, das ſie ſelbſt aufgaben und in Brand ſchoſſen. Und nur um uns ſelbſt zu genügen, hatten wir dafür zu ſorgen, daß wir nicht mehr verwüſteten, als der Zwang des Krieges unvermeidlich machte. Wenn jetzt die Pariſer Blätter unſere Offiziere Räuber ſchalten, ſo huldigten ſie, wie häufig, den Stimmungen ihres Straßenvolkes, und es iſt darüber nichts weiter zu ſagen, als daß wir dieſer Verkommenheit der franzöſiſchen Preſſe den Krieg, aber auch den Sieg über eine geſunkene Nation verdanken. Wenn jedoch eine bekannte belgiſche Zeitung in daſſelbe Geſchrei einſtimmt, ſo ſteht ihre Sache noch ſchlechter. Die Pariſer Blätter verläumden in der Wuth, ihr aber iſt die Unwahrheit angeboren, ſie iſt ein vaterlandsloſes Blatt, das ſich den Schein der Unbefangenheit geben muß, um fremdem Vortheile zu dienen, welcher das Blatt gegründet und gekauft hat. Darum iſt ſie in der Preſſe Europas eine beſonders unerfreuliche Erſcheinung.

Den Franzoſen aber antworten wir auf ihre abgeſchmackten Ausfälle gegen die Ehre unſeres Offiziercorps mit einer kurzen Frage. Worin liegt im letzten Grunde das Geheimniß unſerer unerhörten Siege über ſie? darin, daß unſere Soldaten nicht nur mit ihren Offizieren, auch für ihre Offiziere in den Tod geben. Und das iſt nur deshalb möglich, weil die Offiziere im Großen und Ganzen ihnen Vorbilder nicht nur militäriſcher Ehre, ſondern auch der Ehrlichkeit, Menſchenfreundlichkeit, opfervollen Hingabe an die Pflicht ſind, weil die Soldaten in den Offizieren die gebildeten und ehrenwerthen Menſchen ehren und lieben. Bei unſerem Heer iſt ganz unmöglich, daß der Soldat ſeine Offiziere des Verrathes oder der Beſtechung durch den Feind für fähig hält, es wäre ein Ausnahmefall, wenn er ihm überhaupt irgend eine unehrenhafte Handlung zutraute. Die oberen Führer dieſer ſtolzen Genoſſenſchaft aber ſind wieder ſolche, in denen das ganze Heer nicht nur die höchſte Tüchtigkeit, auch das edelſte Pflichtgefühl ehrt. Und ſolange die Franzoſen dies nicht einſehen, und ſolange ſie nicht im Stande ſind, für das franzöſiſche Heer ähnliche Verhältniſſe zu ſchaffen, iſt ihr Rachegeſchrei Theaterphraſe und ihre Hoffnung auf künftige Genugthuung das Traumbild von Thoren.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 8.)

18. Der Friede. Mit dem erſten warmen Frühlingshauch kam uns die Friedensbotſchaft. Wer diesmal unter dem Flaggenſchmuck einer deutſchen Stadt dahinſchritt, der fand überall, wie unſere Volksart iſt, ruhige Freude, er tauſchte mit Bekannten kräftigen Händedruck und wenige Worte, aber Jeder war ſich ſelbſt bewußt, daß er die größten Gedenktage ſeines Volkes erlebe. Und wer in gereiftem Alter das Glück dieſer Tage ſchaute, der fühlte zugleich, daß ſie in Vielem die Erfüllung waren ſeiner höchſten Lebenswünſche, und die wundergleiche Vollendung langjähriger Arbeit ſeiner Zeitgenoſſen.

Denn den Aelteren unter uns iſt das größte Glück zu Theil geworden, welches ein gnadenvolles Geſchick den Geſchlechtern der Erde gewährt; ſie haben erlebt, Allen greifbar und verſtändlich, wie unſere Nation zu politiſcher Einheit und

Größe heraufwuchs. Nicht im Genuß ſind ſie zu Männern gebildet, ſondern im Entbehren, ſie ſahen das Werden, und ſie halfen, Jeder in ſeiner Weiſe, an dem Wachsthum. Als die jung waren, welche jetzt auf der Höhe ihres Lebens ſtehen, da waren Kaiſer und Reich nur ein undeutliches Traumbild in verbotenen Studentenverbindungen, in Deutſchland herrſchte ein öſtreichiſcher Kanzler, Rußland war der große Hort deutſcher Regierungen, in Frankreich ſuchten deutſche Schriftſteller guten Stil, deutſche Liberale weltverjüngende Ideen, wer ſich als Deutſcher fühlen wollte, der dachte an Goethe und Schiller, an Kant und die Arbeit unſerer Philologen, und wenn er ein Preuße war, nicht ohne Widerſpruch der Anderen, an die Freiheitskriege.

Prinz Wilhelm von Preußen und Herr von Moltke ſtanden ſchon im reifen Mannesalter und Herr von Bismarck war auch nicht mehr Jüngling, da durften noch fremdländiſche und deutſche Rathgeber uns tröſtend mahnen, wir möchten uns nur keine Gedanken um den unſicheren geographiſchen Begriff Deutſchland machen, und was etwa von nationalen Fähigkeiten in uns ſei, in friedlicher Bücherarbeit für die Bildung der Welt nutzbar verwenden. Und jetzt, 22 Jahre ſpäter, betrachtet das beſtürzte Ausland uns wie märchenhafte Berſerker, deren Eiſenwaffen nichts zu widerſtehen vermag, und wir ſelbſt merken, daß wir wenig auf Erden zu fürchten haben, außer Gott und ſeinen Mahnungen in unſerem Gewiſſen.

Heut können wir alle mit fröhlichem Muth zurückdenken an die Noth, den Hader, die harten, innern Kämpfe der Vergangenheit, an Vieles, worum wir geſorgt, gezürnt, gerungen haben, das Meiſte davon iſt uns doch zu Gute gekommen, uns und dem deutſchen Staat. Denn unſer Volk iſt daran heraufgewachſen zu ſeiner Stärke. Auch vor allen Einzelnen, vor jedem Freunde, dem wir grüßend in das Antlitz ſchauen, empfinden wir luſtig, daß er jetzt ein ſtolzer Mann geworden iſt in ſehr ſtattlichem Volke, und wir prüfen, wie ihm ſeine neue Großmachtſtellung kleidet und auf welchen Pfaden ſeine Seele dazu heraufgeklommen iſt. Junker aus der Mark, wie lange iſt's her, daß dir auf deinem Erbe die dreifarbige Flagge und der ganze deutſche Schwindel tödtlich verhaßt waren, und jetzt haſt du ſo todesmuthig dein Leben gewagt für dieſelben Farben und für die Herrlichkeit des deutſchen Reichs. Wo iſt dein Widerwille gegen ſtehende Heere und Militärausgaben, du entſchiedener Unzufriedener? wo, Sachſe und Baier, eure Abneigung gegen die preußiſchen Pickelhauben? ihr alle ſeid bezichtigt heimlich Kaiſer Wilhelms Porträt nach Hauſe getragen zu haben. Vieles hat der Deutſche ſich ſelbſtthätig auf eigene Hand verſchafft, Eines hat er lange entbehrt, den edeln Stolz auf die politiſche Geltung ſeines Volkes. Jetzt fühlt er das Glück, ſo voll, ſo mächtig!

Aber Keiner mehr, als die Deutſchen in der Fremde, und darum gebühret ihnen der erſte Friedensgruß. Liebe treue Landsleute! Eurer Viele ſind arm an Glück und unzufrieden mit der Heimat weit über das Meer gezogen, und Mancher von euch hat lange Jahre an deutſche Wirthſchaft ohne Freude gedacht. Jetzt aber, wo die Heimat euch bot, was ihr in der Fremde ſchmerzlich vermißtet, iſt euch im wackren Gemüth die patriotiſche Begeiſterung zu Flammen aufgeſchlagen, ihr waret unter den Erſten, welche die volle Bedeutung unſerer Siege würdigten, und ihr habt durch Wort und milde That uns faſt aus jedem Land und jedem Hafen der Erde bezeugt, wie brüderlich ihr mit uns fühlt. Der Friede erwirbt uns keine Colonien noch Schiffsſtationen, weder Saigon noch das abenteuerliche Pondichery, und wir halten das für kein Unglück; er überträgt auch nicht die unbeſiegte franzöſiſche Kriegsflotte als unverdiente Beute in unſere Häfen, und das iſt uns recht. Aber wir wollen jetzt eifrig an ſchnellſegelnden Corvetten bauen zum Schutz eures Handels, und wollen um euer Wohl unter den Fremden ſorgen mit aller

Kraft. Denn nächſt unſerem Heer ſeid ihr uns Eroberer, friedliche Eroberer, die durch ihren Fleiß und die bürgerlichen Tugenden unſeres Volkes in fremden Welttheilen unſere Tüchtigkeit und Ehre vertreten. Bevor noch die deutſche Flagge an fernen Küſten flog, habt ihr als Einzelne durch feſte Arbeit den Grund gelegt zu dem Anſehn und dem Einfluß, den der deutſche Arbeiter und Kaufmann jenſeit des Meeres gewinnen. Jetzt ſollen die Siege unſeres Heeres auch euch zum Heil werden und im Frieden brüderlicher Sinn und gemeinſames Schaffen euch und uns in feſter Gemeinſchaft verbinden.

Einen anderen Friedensgruß richten wir über den Rhein an die deutſchen Schweizer mit artigen Worten: Ihre Regierung hat während des Krieges unter ſchwierigen Verhältniſſen uns Deutſchen eine ehrliche Neutralität erwieſen, und wir zollen derſelben dafür achtungsvollen Dank. Nicht ebenſo ehrliches und unparteiiſches Urtheil hat uns die Preſſe Ihres Landes, und der überwiegend größere Theil der deutſchen Schweizer gegönnt. Bei Alemannen und Burgundern war die Blutsverwandtſchaft und die Gemeinſamkeit der Sprache, Sitte, Literatur nicht ſtark genug, um die Tagesſtimmungen den warmen Sympathien mit Frankreich abzulenken. Möge Ihnen dieſes kalte politiſche Mißtrauen, welches wir mit Trauer wahrnahmen, in dem Frieden weichen. Wir haben auf Belfort verzichtet, wir werden längs dem Berner Jura nicht Ihre Nachbarn und Sie haben nicht mehr zu beſorgen, daß ein preußiſcher Grenzſtein bei Delle Ihre Neuenburger an eine alte Verbindung erinnere. Wir überlaſſen den Wachtdienſt über das franzöſiſche Grenzfeld unſern Gegnern und Ihnen. — Wenn ſeit Anfang des Krieges Belfort in deutſchen Briefen ſelten als wünſchenswerther Beſitz erwähnt wurde, ſo war dazu hinreichender Grund. Im Frieden wurde dieſer franzöſiſche Grenzſtrich mit einer wilden und gehäſſigen Bevölkerung eine unabläſſige Sorge; dazu kam der Nachtheil einer neuen Grenzberührung mit Ihrem Land, die für beide Theile aus naheliegenden Gründen nicht wünſchenswerth iſt. Militäriſch aber hat Belfort allerdings den Werth einer Wegſperre, welche ungefähr ein Armeecorps als Gegengewicht fordert. Für großen Krieg iſt dort, wie im badiſchen Oberland, kein Boden, auch führen franzöſiſche Eiſenbahnen durch Burgund die feindlichen Heeresmaſſen faſt ebenſo ſchnell an ſolche Päſſe der Vogeſen, welche der großen Operationsbaſis näher liegen. — Möge auch in der Schweiz die Ueberzeugung allgemein werden, daß das kaiſerliche Deutſchland von jetzt ab ein ſtarkes Intereſſe an der Unabhängigkeit und dem kräftigen Gedeihen des Schweizervolkes haben muß. Für einen Kriegsfall hat die Neutralität des dreiſprachigen Landes in unſerer Flanke den höchſten Werth, — wir haben ihn ſoeben ſchätzen gelernt — für den Verkehr des Friedens ſind wir beide, Deutſche und Schweizer ſo ſehr auf einander angewieſen, daß wir gute Nachbarſchaft gar nicht entbehren können. Und wie die Schweizer auf ihren Bahnen uns den Weg über die Alpen bereiten, ſo möchten wir ſie auch zu Fürſprechen deutſcher Bildung und deutſches Geiſtes gegenüber den romaniſchen Nachbarn gewinnen.

Wir Deutſche ſehen von der Höhe, die wir erſtiegen, langjährige große Aufgaben neuer Friedensarbeit vor uns. Bevor wir uns aber dazu rüſten, haben wir der erſten Pflicht zu genügen, dem Dank gegen alle guten Gewalten unſeres Lebens, gegen unſere Feldherren, unſern ſtarken Reichskanzler und unſere Brüder im Felde.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 12.)

19. **Die Heimfahrt im Kaiſerzuge. Ein Brief.** Ich bin in der Heimat bei Weib und Kind, ein glücklicher Mann. Wir haben im Eiſenbahnwagen einen Triumphzug durch Deutſchland gemacht, deſſen eigenthümliche begeiſternde Wirkung ſich mit anderen Empfindungen, die das Leben gibt, gar nicht vergleichen läßt. Zwar die erſten Begrüßungen,

welche das neue Deutſchland entgegenbrachte, als wir, von Pont-à-Mouſſon kommend, bei Pagny die deutſche Grenze überſchritten, waren nicht übermäßig erhebend. Da ſtand Präſident von Kühlwetter in großer Uniform; hinter ihm zwei ſeiner Herren in ähnlicher Gala, 20 Mann Landwehr als ihre Leibgarde und als Chorus für Rede und Hoch, welche der Präſident im Namen der neuen Lande huldigend darbrachte; im Hintergrund ſchlichen einige Bewohner in ſchmutzigem Gewande ohne Ahnung des großen Actes, der vor ſich ging. Dabei regnete und ſchneite es und das neue Deutſchland ſah ſehr traurig aus. Aber in uns war heller Jubel und mit Ausnahme der drei würdigen Herren vom Civil, welche die Bedeutung des Augenblicks und ihre eigene ſchwierige Stellung ernſthaft empfanden, waren die Beobachter der Scene, wir Heimziehenden, ſehr zu einer humoriſtiſchen Auffaſſung geneigt. Denn uns ſtand das Wiederſehen des heißgeliebten Vaterlandes bevor, das Betreten der Heimat, deren Luft wir athmen müſſen, um wirklich zu leben. — Es wurde ein volles und reines Entzücken, da wir die Grenze bei Saarbrücken überſchritten. Die Blicke der Begrüßenden, die Befriedigung, Freude und der Stolz, womit ſie auf uns ſahen — das Herz ging einem auf und manche Thräne der Freude floß aus unſeren Augen. Und von jetzt begann ein Feſt der Heimkehr, viel ſchöner und gewaltiger, als im Jahr 1866, die gethane Arbeit war auch ſchwerer und gründlicher geweſen, die Erfolge völliger. — Welche Reden der neue Kaiſer überall erhalten, das haben Sie wohl in den Zeitungen geleſen, aber was kein Blatt verkünden kann, das iſt der Ausdruck, die ſtille ergreifende Sprache in den Geſichtern der tauſend und tauſend Menſchen, welche zwei Tagefahrten lang überall am Wege ſtanden, Jeder voll von Hingabe und rührender Liebe und Dankbarkeit in Auge und Zügen. Den Kaiſer ſuchte Jeder, und wenn ſie ihn erkannt, dann wieſen ſie mit den Händen nach ihm: „da, da iſt er“, freudeſtrahlend, mit feuchtem Blick riefen ſie ihr Hurrah, warfen Hüte und Mützen und grüßten mit den Tüchern. Der kleine Junge ſchwenkte die ſchwarz-weiß-rothe Fahne, der Greis ſchwenkte mit dem Feuer eines Jünglings den Hut, aber ihm rannen die Thränen in den weißen Bart, er fühlte ganz anders, was erfüllt war. Und dies wiederholte ſich an jeder Bahnſperre, an jedem Haltepunkt, auf jeder Station, uns ſchien das ganze deutſche Volk zum Gruß an die Bahn geeilt, auf der wir ſo ſchnell dahinſauſten. Es waren überall dieſelben Grüße, und gerade in ihrer endloſen Wiederholung erhoben ſie Gemüth und Gedanken ganz unbeſchreiblich. Wir fuhren dahin wie Selige, wie auf Engelsflügeln durch ein Reich des Glanzes und der Liebe getragen. In der gehobenen Seele erhielten alle Erlebniſſe der letzten Vergangenheit die Klarheit und Lebendigkeit ſichtbarer Bilder. Neun Monate harter Kämpfe zogen durch den Sinn. Alles, was man in dieſem Feldzuge erlebt und gelernt, die Menſchen und ungeheure Verhältniſſe, das Edle und Scheußliche, Freund und Feind, die Bundesgenoſſen in ihrer Bedeutung und Schwäche, das alles glitt geiſterhaft in wachem Traume an dem innern Auge vorüber, unzählig waren die Geſtalten, ſchmerzlos wurde auch das Sorgenvolle, das man erlebt hatte, frei und ſicher ſchwebten die Gedanken darüber. Und immer wieder hob neues Hurrah, der wehende Gruß, der feuchte Glanz glückſeliger Blicke der Landsleute am Wege das Gemüth zu frohem Genuß der Gegenwart. — Auch traurige Eindrücke blieben nicht aus, ſchwarze Geſtalten in der Menge oder an den Fenſtern verdeckten mit dem Tuch das Antlitz, wenn der Freudenruf um ſie erſcholl, ihnen kehrten die Liebſten nicht zurück.

So zogen wir zwei Tage durch das Vaterland. Es war ein Siegeszug, wie ihn die Vorfahren ſich vielleicht für die Helden ihrer Sage dachten, wenn dieſe vom Schlachtfeld zu den Göttern heraufgetragen wurden. Freilich auch darin waren manche unter uns der Erde entrückt, daß ſie unterwegs wenig Gelegenheit hatten, irdiſche Nahrung einzunehmen. Die jubelnde Menge trennte als undurchdringliche Mauer von den Buffets und die dem Kaiſer und Kronprinzen kredenzten Becher, Taſſen u. ſ. w. trugen nicht dazu bei, allen Andern das Leid dieſer Trennung zu verringern. Als wir der Heimat näher kamen, ſchlug das Herz ſchneller, und die Ungeduld wurde ſchwer gebändigt. Und als man endlich Frau und Kind an das Herz ſchloß, da war Ruhm und Gefahr, die ganze Welt war vergeſſen, das langentbehrte Haus, das Daheim in der ganzen Fülle ſeiner Seligkeit, nahm ganz gefangen. Es iſt ſchön als Deutſcher ſtolz zu ſein, und es iſt auch nicht übel für das Vaterland, den Feind zu hauen. Aber die ganze Welt, aller Siegerſtolz und alle Erfolge und Ehren ſind wenig gegen das Glück, nach ſolcher Trennung ſich unter den Seinen als ein ſtiller, zufriedener Menſch zu fühlen.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 21.)

20. **Die Lage in Frankreich und unſer Gewinn.** Während dies geſchrieben wird, dringen die franzöſiſchen Regierungstruppen in Paris ein. Der achtwöchentliche Kampf der Regierung gegen die unbotmäßige Hauptſtadt iſt beendet. Es war weniger die Streitmacht des Herrn Thiers, welche dies Ziel ermöglicht hat, als der innere Verfall der Commune, und die Ueberzeugung ihrer Führer, daß nach Abſchluß des Friedens mit Deutſchland und nach Rückkehr der franzöſiſchen Gefangenen alle Ausſichten des Aufſtandes geſchwunden ſind. Lehrreich iſt für uns der Verlauf des Kampfes, welcher zwiſchen den Franzoſen um den Beſitz von Paris geführt wurde. Der Einmarſch der Regierungstruppen durch den Stadtwall erfolgte ohne erwähnungswerthen Widerſtand auf derſelben Südweſtecke, welche während unſerer Belagerung als maßgebender Punkt für einen Angriff gegolten hatte. Die Regierungstruppen verdanken ihre langſamen Erfolge der Geſchützwirkung. Sie haben ihre eigene Hauptſtadt ſehr viel rückſichtsloſer beſchoſſen,

als wir gethan, und ſie finden das jetzt ganz in der Ordnung. Es iſt ein alter Lehrſatz der Kriegskunde, daß ein Bombardement nur dann wirkſam iſt, d. h. die Uebergabe der Feſtung zur Folge hat, wenn der belagerte Befehlshaber oder die Beſatzung untüchtig ſind. Wir haben im letzten Kriege faſt alle eingenommenen Feſtungen durch Beſchießung gewonnen, ſelbſt bei Straßburg hat dieſelbe den bei weitem größten Theil der Arbeit gethan. Auch das war bezeichnend für die Leiſtungen der Franzoſen. Und doch iſt unſerem Heer die Frage nicht erſpart worden, weshalb wir ſoviel bombardirt und ſo viel Eigenthum friedlicher Bürger zerſtört haben. Der zureichende Grund war, weil die Beſchießung, wo ſie wirkt, in der Regel raſch wirkt, und weil der Belagerer dabei am weiteſten abbleiben kann, alſo ſelbſt den geringſten Verluſt erleidet. Ehe man die regelmäßige Belagerung mit ihren Mühen, Koſten und Verluſten beginnt, verſucht man, was die eigene Mannſchaft, das Werthvollſte im Kriege, am meiſten ſchont; hilft dies nicht, dann bleibt freilich nichts übrig, als planmäßiger Angriff. Jetzt haben die Franzoſen von demſelben Vortheil langen und reichlichen Gebrauch gemacht. Wir aber empfinden als eine Vergeltung des Schickſals, daß Herr Thiers, der eifrigſte Vorkämpfer der Befeſtigung von Paris, durch ſein eigenes Werk an Beſitzergreifung der Stadt gehindert und genöthigt wurde, dieſelben Befeſtigungen, die er einſt geſchaffen hat, durch franzöſiſche Geſchütze niederzuwerfen.

Ohne Zweifel wird der Einnahme von Paris ſehr bald ein plötzlicher Umſchwung der Stimmung folgen, ähnlich wie einſt dem Sturz der Jacobiner. Viele Tauſend Flüchtlinge, welche erbittert in ihre zerſtörten und ausgeraubten Wohnungen zurückkehren, die Prieſter, der heruntergekommene Mittelſtand, die Genußſüchtigen, ſie werden mit keltiſchem Haß, Spott, Rachegeſchrei die Räuber der Commune verfolgen. Thiers hat wiederholt ſeine Treue gegen die Republik verkündigt und in Geſprächen ſeine innige Ueberzeugung kundgegeben, daß

Frankreich zwar jetzt legitimiſtiſche Neigungen habe, daß aber eine Rückkehr der alten Königsfamilien einen neuen Bürgerkrieg herbeiführen werde. Man thut ihm wohl mit der Annahme nicht Unrecht, daß dies ſeine wahre Meinung iſt und daß er ſich ſelbſt, als lebenslänglichen Regenten, für die beſte Kur Frankreichs hält. Die Frage iſt nur, ob die Franzoſen dieſelbe Anſicht gewinnen.

Wir haben ſeit den Verhandlungen von Frankfurt unter den möglichen Machthabern Frankreichs die Wahl getroffen. Solange Thiers und ſeine Freunde den Vertrag beobachten, iſt unſer feſtes und großes Intereſſe, daß ſie in der Regierung dauern. Der Friedensvertrag iſt ihr Werk, wie das unſerer Diplomatie, ſie ſind durch die verhältnißmäßig ſtärkſten Beweggründe, durch Einſicht und Ehre, gebunden, ihn zu vertreten und auszuführen, ſie ſind durch den Friedensſchluß von uns als die geſetzliche Staatsgewalt Frankreichs anerkannt, auch die perſönliche Annäherung und Verſtändigung hat ſtattgefunden, welche jedem Vertragsſchluß vorausgehen muß, und die in der Politik zwar für ein ſchwaches Band gehalten wird, aber gerade hier am wenigſten entbehrt werden kann. Wir haben von keinem Staatsoberhaupt, welches auf Herrn Thiers folgen mag, größere Ehrlichkeit und Vertragstreue zu hoffen, wohl aber das Bedürfniß jeder neuen Regierung nach Volksgunſt mit einigem Mißtrauen zu betrachten.

Nicht als ob wir in Sorge um neue Kriegspläne wären. Wenn die Lehren der Geſchichte nicht völlig trügen, ſo muß nach den fürchterlichen Schickſalen, welche Frankreich ſeit einem Jahr durchgemacht hat, und nach den harten Lehren, die ihm eingeſchlagen wurden, dort ein tiefes Ruhebedürfniß die Oberhand gewinnen, Sehnſucht nach einer feſten Regierung, welche Sicherheit für friedlichen Erwerb und die Möglichkeit gibt, die Schäden der Kriegszeit auszuheilen. Man darf überzeugt ſein, daß dieſe nothwendige Gegenſtrömung kräftig wirken und Dauer haben wird, trotz gekränkten Soldaten und ſchnaubenden

Journaliſten. — Und wenn es doch anders käme, wir können's kaltblütig abwarten.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 15.)

Schon hat ſich erwieſen, wie gegenwärtig in Frankreich nur militäriſches Regiment die Ordnung erhalten kann; daß Thiers und Favre genöthigt waren, den Marſchall Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen zu ernennen, iſt ein deutliches Kennzeichen der gegenwärtigen Sachlage. Denn die drei Männer vertreten in merkwürdig ausgeprägter Weiſe drei verſchiedene Richtungen des franzöſiſchen Lebens. Thiers, der alte Orleaniſt, mit ſtarken Anſprüchen an gelehrte Bildung, ſtellte ſich bei den Verhandlungen mit unſeren Staatsmännern dar wie ein recht beſchäftigter guter Arzt, ein feines, kluges, glattes Geſicht, gute und einfache Kleidung, nie ohne die weißeſte Halsbinde; er bewegt ſich auch wie ein Arzt der vornehmen Geſellſchaft, der ſich von ſeinen Patienten nicht beeinfluſſen läßt, trotz gewandter Formen und gefälliger Rede ſchneidet hier und da ein entſchiedenes Wort, ein feiner Witz; er handelt auch wie ein kluger Arzt, er hat immer noch ein Mittel, ſelbſt wenn ihm der Fall hoffnungslos erſcheint, wenigſtens ſchiebt er die letzte Entſcheidung hinaus. Er iſt klug genug, um die Schwäche Frankreichs völlig zu erkennen, er weiß, daß zur Zeit nirgends eine geſunde Grundlage für feſten Staatsbau vorhanden iſt, aber er verſucht behend alle ſeine Kunſt, theils aus Pflichtgefühl, theils aus Eitelkeit. Denn wenn er auch im Grunde ſeiner Seele wahrſcheinlich gering von ſeinen Franzoſen denkt, deren geiſtigen Zuſtand er ſolange durch ſüße Arzneimittel zu Grunde richten half, ſo denkt er doch hoch von ſich ſelbſt und von ſeiner ſtaatsmänniſchen Begabung. — Und neben ihm der ehrliche Republikaner Favre, ein alter Rechtsanwalt, derbe unterſetzte Geſtalt, der Alles was er iſt und hat ſich ſelbſt verdankt, auch er müht ſich jetzt nach Kräften, ſeinen Schutzbefohlenen Frankreich aus dem vorliegenden Rechtshandel möglichſt heil herauszuwickeln, kommt der Schützling ſchließlich doch an den Galgen, ſo thut ihm das herzlich leid, aber er iſt gar nicht geneigt, das Schickſal deſſelben zu theilen, und wird durchaus nicht den Verſuch machen, den Strick gewaltſam zu zerſchneiden. Doch er wie Doctor Thiers werden als anſtändige Hausfreunde verſchmähen, die verzweifelte Lage Frankreichs zu eigenem Vortheil auszubeuten, und dies iſt ein Lob, das man der Mehrzahl einflußreicher Franzoſen aus alter und neuer Zeit nicht geben kann.

Die Verbindung von Thiers und Favre mit Mac Mahon bedeutet zunächſt, daß ſich alle Parteien von den Legitimiſten bis zu den Republikanern für den Kampf gegen den Communismus geeinigt haben. Marſchall Mac Mahon, der angeſehenſte und perſönlich achtbarſte General der Napoleoniſchen Zeit, iſt ein biederer Legitimiſt und ſehr treuer Katholik. Beim Beginn des Krieges hatten ſich die verſchiedenen Parteien der Rechten vereinigt, ihm durch allgemeine Geldſammlung ſchon bei Lebzeiten ein Denkmal zu ſetzen. Vielleicht ſollte er ſchon damals ein Führer gegen Napoleon werden. Jetzt hat trotz ſeiner unglückreichen Kriegführung die Rechte der Nationalverſammlung den Regenten Thiers beſtimmt, den Marſchall zum Vorkämpfer gegen den Socialismus, d. h. zu ſeinem Nachfolger zu machen. Es war wohl nicht zufällig, daß kurz vorher eine Verſöhnung der Linien Bourbon-Orleans und ein Abkommen über die Perſonen der künftigen Monarchen Frankreichs ſtattfand. Iſt aber der Marſchall wirklich der kräftige Charakter, um die eiſerne Hand über Frankreich und in ihr eine neue Dynaſtie zu halten? Uns erſcheint Jemand, der ſo im Kampfe niedergeworfen wurde wie er, eher als ein gebrochener Mann. Wohl möglich, daß er als Sieger in Paris einrückt und als Retter der Geſellſchaft begrüßt wird, aber auf wie lange? und für welchen Nachfolger? —

Für unſere Soldaten in Frankreich iſt eine nüchterne, läſtige

Dienſtzeit gekommen, und es fehlt nicht an Klagebriefen der Einzelnen.

Der Krieg hat trotz der furchtbaren Anſtrengungen, die er zumuthete, in mancher Hinſicht den Soldaten verwöhnt. Jetzt haben die Liebesgaben plötzlich aufgehört, die Poſt nimmt keine Paketſendungen an, das Land des Feindes bietet nicht mehr gehäuftes Maß aus den erzwungenen Lieferungen, es wird nur geſtrichenes aus den deutſchen Vorräthen verabreicht. Dazu kommt, daß in den meiſten Quartieren das hochmüthige, verſtockte und eigennützige Weſen der Franzoſen die Mannſchaften bitterlich kränkt, die für ihre tägliche Feldzulage zum Sold ſich in dem theuren Lande ſehr wenig anthun können und in Schenken und Kaufläden die Empfindung haben, übertheuert und geplündert zu werden. Und obgleich noch nie ſo viel auf die Ernährung der preußiſchen Armee verwandt worden iſt, als in dieſem Kriege — auch 1866 kleinere Mahlzeiten, keine Zulage — ſo iſt doch ganz natürlich, daß der Soldat ſich in feindſeligen Beſatzungsorten, getrennt von der Heimat, im Zwange neuer, oft demüthigender Rückſichten auf die widerwärtige Bevölkerung, eng bedrückt fühlt, zumal wenn er in deutſchen Zeitungen von dem begeiſterten Empfange ſeiner Feldherren, der vergnügten Siegesfeier in Stadt und Land lieſt.

Aber was ihm ſelbſt am meiſten überflüſſig und langweilig erſcheint, das iſt — im Ganzen betrachtet — für ſeine Geſundheit und moraliſche Kraft die beſte Hilfe. Der harte, wilde Krieg macht den Soldaten unbändig und lockert die Diſciplin auch des beſten Heeres. Dieſe wieder ſtraff zu ziehen, iſt vor kriegsmüden Truppen eine der ſchwerſten Aufgaben für die Kommandirenden, die härteſte Zumuthung für die Soldaten ſelbſt. Es gibt aber kein beſſeres und wirkſameres Mittel dazu, als den Drill, dieſen alten, mürriſchen, unſterblichen Schutzgeiſt unſeres Volksheeres, den wenig anmuthigen Bürgen und Gehilfen unſerer Schlachtenſiege. Mit Gepäck exercieren, Parademarſch üben, anſtrengende Uebungsmärſche thun, ſelbſt nach der Scheibe ſchießen dünkt die Sieger von Wörth, Mars la Tour, Sedan, Orleans ein beſonders unholder Rückfall in die Rekrutenzeit. Aber wenn wir ſicher ſein wollen, daß unſer Heer bei einem neuen Kriegslärm den Franzoſen mit der alten Ueberlegenheit entgegentreten werde, ſo iſt gerade jetzt nöthig, den Soldaten zu gewöhnen, daß jeder Muskel und jeder Pulsſchlag dem Kommando und Willen des Vorgeſetzten gefügig gehorchen. Nur der Mann, welcher gegen alle ſeine Neigungen, gegen Natur und Willen, bei 30 Grad Wärme, Helm auf dem Kopf, feſt zugeknöpft und bepackt, mit taktvollem Schritt ſo marſchirt, daß jeder Tritt durch den ganzen Körper ruckt und daß der Erdboden zittert, nur dieſer hat und gibt die Zuverſicht, daß er auch auf ſeinen Vorgeſetzten hören wird, wenn der Kugelregen betäubend dröhnt und ihm jeder Nerv durch die Gefahr in zuckende Spannung geräth. Nur die Gewöhnung an den ſtärkſten Zwang des Geiſtes und Leibes gibt Bürgſchaften für die Schlacht. Daran mögen unſere jungen Helden denken, welche jetzt der Affe unerträglich drückt. Es war kein Zufall, daß ſogar im Kriege die tüchtigen Offiziere der Baiern bei den Preußen die Kunſt des Drillens zu lernen ſuchten.

Wir werden alſo die leiſen Klagen, welche in Privatbriefen aus unſerem Heer zur Heimat ziehen, auf das rechte Maß zurückzuführen haben. Daß unſere wackeren Knaben jetzt ſtark mit Exercieren behelligt und in die Friedensordnung zurückgedrillt werden, iſt ganz unvermeidlich. Gerade weil und ſolange ſie in Feindesland ſtehen, iſt dieſe herbe Zucht doppelt nothwendig.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 22.)

Und Paris? Die dichten Rauchwolken, welche aus den Brandſtätten der Unglücksſtadt aufſteigen, ziehen mit dem Frühlingswind über das entſetzte Land, durch die ſchweigſamen Straßen tönt der dumpfe Trommelwirbel der Regulären, die Befeſtigungen von Paris haben ihre Aufgabe in den letzten acht Monaten vollauf erfüllt, ſie haben Paris und Frankreich ins Elend gebracht. Wer irgend in der großen Stadt, dem Prachtſtück moderner Civiliſation, Schönes geſchaut, Verlockendes genoſſen, der trauert und berechnet ängſtlich, was vernichtet und erhalten iſt; manchen Verluſt hat das Gerücht übertrieben, das Gräulichſte, Widerlichſte, Scheußlichſte in Sturm und Vertheidigung wird vielleicht niemals einen wahrhaften Berichterſtatter finden. Vertheidigung und Eroberung in dem ſiebentägigen Straßenkrieg wurden wieder zumeiſt durch Geſchützkampf geführt, der die Kämpfenden am meiſten ſchont, die Gebäude ſtärker durch Geſchoſſe und Feuer zerſtört. Den Generälen der Regierung wurde, und nicht nur von Franzoſen, der thörichte Vorwurf gemacht, daß ſie durch fortgeſetztes Vordringen bei Nacht viele Zerſtörung werthvoller Gebäude hätten hindern können. Ihre Aufgabe war aber nicht, Louvre, Tuilerien und andere Paläſte zu retten, ſondern die Aufſtändiſchen um jeden Preis zu tilgen, und ſie haben nur ihre Pflicht gethan, wenn ſie unſichere, erſchöpfte und wüthende Truppen nicht für die unberechenbaren Zufälle und Schrecken eines nächtlichen Straßen- und Häuſerkampfes aus der Hand geben wollten.

Wir Deutſche haben in dem ganzen Jahre ſo oft Veranlaſſung gehabt, die ſchlechten Seiten der Franzoſen auszumalen, daß wir vor dieſen letzten unheimlichen Ausſchreitungen des keltiſchen Weſens am liebſten auf eine Eigenſchaft unſerer Nachbarn hinweiſen, welche ihnen zu einem Erſatz für manche Tugend verliehen ſcheint, auf ihre unzerſtörbare Schwung- und Lebenskraft. Kein anderes Volk vermöchte ſo ſchnell über die jämmerliche Geſchichte der letzten Monate hinwegzukommen und ſo keck um die Trümmer der zerſtörten Staatsmauern ein neues Leben einzurichten, als ſie. Paris wird für Arbeit und Genuß in wenigen Wochen viel von ſeiner früheren Lebhaftigkeit zeigen, und wir werden in kurzer Zeit wahrſcheinlich mit gemiſchten Empfindungen und nicht ohne Betroffenheit ſehen, wie ſchnell dort auf der Oberfläche des Lebens, im Comtoir und auf der Straße, die größten Einbußen verwunden werden.

Es iſt ja alſo Ausſicht, daß auch wir recht bald etwas von den Milliarden erhalten. Wir gönnen den Franzoſen, daß ſie uns die allergrößten Summen bezahlen, nicht ebenſo uns, daß wir mehr als den Staatsaufwand erhalten. Der Krieg darf kein Geſchäft werden, weder für einen Staat, noch für irgend eine Klaſſe einflußreicher Männer, und wir mögen uns wahren, daß der knappe, ſorgfältige, gewiſſenhafte Haushalt Preußens nicht durch ein plötzliches Verfügen über zulaufende Millionen aus der gewohnten Sparſamkeit komme. Noch iſt unſicher, ob wir überhaupt dieſe Gefahr zu überwinden haben werden. Aber ſchon die Erwartung des fremden Geldes, — das doch den Einzelnen ihre Verluſte auch nicht annähernd erſetzen wird — trägt nicht dazu bei, uns Deutſchen ein beſonders freundliches Aeußere zu geben. Nicht unſerem geärgerten Reichskanzler, der in beſorgter Arbeit an den Friedensbedingungen und Zahlungstagen herumänderte und zuletzt gar Abſchlagszahlungen der franzöſiſchen Banknotenpreſſe annehmbar fand, nicht unſeren Reichstagsabgeordneten, welche in Verſuchung kommen, aus den franzöſiſchen Geldern ſich eine beſondere Volksgunſt herauszumünzen, nicht unſeren Miniſterien, welche auf die erwarteten Gelder viele nothwendige Neugeſtaltungen und Verbeſſerungen anweiſen möchten, vollends nicht den Hunderttauſenden, welche Entſchädigungsanſprüche mit und ohne zureichenden Grund erheben, und nicht den großen und kleinen Staatskünſtlern, welche hilfreiche Pläne aller Art auf das Beutegeld zu gründen beeifert ſind. Geht das ſo fort, dann werden die ehrbaren und bedächtigen Deutſchen vor der übrigen gebildeten Menſchheit ein ſehr begehrliches Ausſehen erhalten, das ihnen keineswegs wohl anſteht. Der alte Fluch, der am Gelde hängt, äußert ſich bereits in zahlreichen, politiſchen Verſtimmungen, Händeln und kleinen Lächerlichkeiten, jetzt, wo wir nur nach den Millionen ausſchauen. Wie es uns bekommen wird, wenn wir ſie erſt wirklich erhalten, darüber werden wir nach mancher ernſten Erfahrung zu urtheilen haben. — Zur Zeit wollen wir beſcheiden daran denken, daß es nicht leicht iſt, die Größe, welche ein ſtolzer Sieg bereitet, auch durch das Leben zu behaupten.

Schlachtenmuth der Deutſchen ſonſt und jetzt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 23.)

In dieſen Wochen kränzen wir die heimkehrenden Sieger und die Hauptſtadt rüſtet ihnen feſtlichen Empfang. Aus den ſtarken Aufregungen des Kampfes und aus freudenloſem Harren im Lande der Feinde kehren ſie zu der Ordnung ihrer Heimat mit dem Bewußtſein gethan zu haben, was für alle Zeiten als eine der größten Leiſtungen menſchlicher Volkskraft gerühmt werden wird. Wenn ſie blumengeſchmückt unter dem jauchzenden Zuruf ihrer Mitbürger in Berlin einziehen, wird vielen von ihnen die nächſte Vergangenheit wie ein wilder Traum erſcheinen. Sie haben Tod gegeben und dem Tode getrotzt, ſie haben in heißen Kampftagen eine für die meiſten neue und furchtbare Spannung der Empfindung durchlebt, ſie haben das Grauſen vor der drohenden Vernichtung gefühlt und ſie haben es in mannhafter Arbeit überwunden.

Sehr wenige Menſchen ſind ſo hartnervig, daß ſie kein Mißbehagen oder doch nur ein geringes beim Eintritt in die Gefahr des Kampfes zu überwinden haben, die meiſten fühlen die Todesfurcht in einem Grade, welcher Körper und Geiſt kraftlos zu machen droht, und nur durch die ſtärkſten ſittlichen Anreizungen, durch Stolz, Ehrliebe, Pflichtgefühl, noch mehr durch eiſenfeſt eingearbeiteten Gehorſam und den Nachahmungstrieb oder das Herdengefühl gebändigt wird. Dies natürliche Grauen vor der Todesgefahr wird bei jungen Soldaten und vor dem erſten Kampf durch die lebhaften Eindrücke des Geſchützdonners und die ungewohnten Bilder des Schlachtfeldes vermehrt, aber es bleibt auch dem kampfgewohnten Soldaten nicht erſpart; es iſt jedem abhängig von zufälliger Beſchaffenheit des Leibes und der Seele, es bedrängt ſelbſt den ſtahlhart Tapfern in außergewöhnlichen Fällen, welche die Phantaſie beſonders aufregen, vielleicht ſo, daß er mit Scham — nach militäriſchem Ausdrucke — den Hundsfott in ſich merkt. Ja, es iſt durchſchnittlich bei jungen Soldaten leichter zu beſiegen, als in höheren Jahren. Dies Grauen vor dem Tode iſt am ſtärkſten vor der Schlacht und bei unthätigem Harren, es mehrt ſich bis zu den Augenblicken, wo die Todesgefahr und die Schrecken des Kampfes dem Soldaten fühlbar werden, es wird am ſchnellſten durch körperliche Anſtrengung und durch den Zwang einer eingeübten Thätigkeit beſiegt. In kräftig beanlagten Naturen folgt dieſer heftigen nervöſen Beklommenheit während der Schlacht allmählich eine ſtarke Spannung, welche dem Einzelnen als Gleichgiltigkeit, ja als eine befreiende Thatenluſt fühlbar wird. Dieſe Spannung, ebenfalls ein ungewöhnlicher Zuſtand, hebt, wenn ſie durch Erfolge geſteigert wird, den Soldaten auf eine merkwürdige Höhe der körperlichen und moraliſchen Leiſtungen. Sie erhöht ſeine geſammte Lebenskraft, er vermag alsdann Anſtrengungen zu ertragen, die man ihm im Frieden nicht zumuthen dürfte, und als Verwundeter Operationen und Leiden auszuhalten, welche ihm ſonſt tötlich werden müßten. Wer die Tapferkeit unſerer Truppen richtig würdigen will, zumal die der preußiſch geſchulten, welche ſchon im Anfange des Krieges die ſchwerſten militäriſchen Aufgaben unübertrefflich gelöſt haben, der wird ſich deutlich zu machen ſuchen, daß der Schlachtenmuth des modernen Kriegers gar nicht allein natürliche Anlage iſt, wie wohl die Raufluſt und Prügelfreude eines jungen Mannes von übermüthiger Lebenskraft, ſondern vorzugsweiſe hervorgebracht wird durch das Zuſammenwirken ſtarker ethiſcher Antriebe und einer eiſernen Disciplin, welche Leib und Seele noch in Todesgefahr zum Gehorſam gegen die Führung zwingt. Es iſt ein ergreifender Anblick für den ſiegreichen Feldherrn, nach der Schlacht die ſtrahlenden Augen ſeiner müden Krieger zu ſchauen, den Jubelruf der Schaaren, die Grüße der Verwundeten auf der Erde zu empfangen, aber vielleicht noch erſchütternder iſt der Anblick der Truppe, wenn ſie ſich bereitet, in den tötlichen Kampf zu gehen. Die umwölkten Blicke, das ſchweigſame, tiefernſte Weſen, kurze Fragen und Antworten, in vielen Geſichtern eine ängſtliche Erregung und verblichene Wangen, und doch Tritt und Haltung feſt, die Noth der ſchweren Stunde gebändigt durch Ehre und Zucht.

Die Tapferkeit des Kriegers in unſerer Zeit iſt eine andere geworden, als die unſerer Vorfahren war. In der ganzen antiken Welt und im Mittelalter bis zur Einrichtung der großen quadratiſchen Landsknechthaufen war die Schlacht durchaus Kampf aus nächſter Nähe und weſentlich ein taktiſch mehr oder weniger geregelter Zweikampf der Einzelnen. Die Fernwaffen der Schützen: Pfeile und geſchleuderte Bleikugeln, ja auch die Speer und Stein werfenden Geſchütze der ſpäten Römerzeit reichten nur wenige hundert Schritt, die Maſſe des Fußvolks warf den Wurfſpeer, die Angreifenden rückten bis auf etwa dreißig Schritt an die feindliche Schlachtlinie heran. Wer nur um wenige Fuß erhöht ſtand, konnte vielleicht das ganze Schlachtgetümmel, die geſammte Aufſtellung beider Heere überſehen. Das ſtärkſte Geräuſch der Schlacht war der Schlachtruf der Haufen, der Ton der Signalinſtrumente, das Dröhnen von Speer und Stein an den Rüſtungen. Die Angriffswaffen waren weniger furchtbar, ihr Flug mit dem Auge zu verfolgen, der Schutz durch Rüſtung und Schild weit größer. Allerdings iſt der Verlauf des Schlachtenkampfes zu jeder Zeit in der Hauptſache derſelbe geweſen: Lockerung der feindlichen Maſſen durch Geſchoſſe, Sturmangriff auf ihre Stellung, Verfolgung. Aber auch der Sturmangriff war ein Kampf von Mann gegen Mann, er dauerte oft lange; gelang es, die Gegner zu werfen, ſo war die Verfolgung bei der großen Nähe der Heere natürlich weit kürzer und erfolgreicher als in der Regel jetzt, es war ein maſſenhaftes Niedermetzeln, oft Vernichtung des ganzen feindlichen Heeres. Und die großen Verluſtziffern des unterliegenden Theiles ſind nicht der Schlacht ſelbſt, ſondern der Verfolgung beizumeſſen. Zu ſolchem Kampf mußte der Soldat ganz beſonders für den Einzelkampf vorgebildet werden. An ſeine Ausdauer wurden ſehr große Anforderungen geſtellt, nicht geringere an ſeine Gewandtheit im Gebrauche der Angriffs- und Schutzwaffen für das Nahegefecht. Der römiſche Legionsſoldat blieb mehre Jahre Rekrut, während dieſer Zeit wurde ihm ein Sturmangriff ungern zugemuthet, nur langſam bildete ſich die Armeskraft für den Speerwurf und noch ſchwerer die ruhige, kaltblütige Vorſicht in der Vertheidigung. Die Ueberlegenheit alter Soldaten über junge war eine ganz unzweifelhafte, und die Schlacht nutzte weit völliger die ganze Körper- und Seelenkraft der Einzelnen aus, als jetzt. Aber gerade darum war der Kampf ſelbſt für den Krieger weit mehr eine Bethätigung ſeines perſönlichen Muthes und ſeiner Geſchicklichkeit als jetzt. Jeder Einzelne kämpfte ſelbſtändiger, und ſobald er für kurze Zeit aus verhältnißmäßig ſicherer Deckung in den Bereich feindlicher Geſchoſſe trat, mit größerer Ausſicht ſich zu wahren, als jetzt; er ſtand wie in der Arena, von tauſend leidenſchaftlich Betheiligten beobachtet, er ſuchte ſich ſeinen Gegner und wurde von ihm geſucht. So waren die peinlichen Eindrücke, welche er vor ſeinem Eintritt in den Kampf erhielt, weniger furchtbar, der Kampf ſelbſt einer tüchtigen Rauferei immer noch ähnlich. Zuverläſſig hatte der Anblick der wüthenden Geſichter in der feindlichen Schlachtlinie und das wilde Geſchrei nichts Ermuthigendes, aber auch ſeine Freunde rieſen, und er ſah vorwärtsgewandt mehr die Verluſte der Feinde als die ſeines Heeres. Der einzelne Soldat war damals in der Schlacht mehr, der Offizier verhältnißmäßig weniger, die Centurionen ſprangen beim Anſturm auch in erſter Linie ein, ſie lenkten die Bewegungen der Streitenden durch Zuruf, aber der Krieger war für Angriff und Vertheidigung vor Allem auf ſich ſelber angewieſen.

Als die Germanen gegen dieſe römiſche Kampfweiſe ihre Kraft verſuchten, fiel dem Römer auf, wie ſorglos um Deckung ſie ſich den Geſchoſſen ausſetzten; ſtatt ſich mit Lederkoller, Schienen, Helm zu wahren, zogen ſie vor dem Kampf ihren Reno, die Jacke, aus, und ließen das lange Haar frei im Winde flattern. Sie gaben wenig auf den vorbereitenden Gerkampf, ſondern warfen ſich in ungeheurem Anſturm, ihrer Größe und Körperkraft vertrauend, über die kleineren Römer und ſchmetterten mit Schwert, mit Kaia und Frankiska (Keule und Axt) die erſten Reihen der Römer nieder. Wurde durch neue gegenrückende Römercohorten der Durchbruch aufgehalten, ſo ſprangen ſie zurück und wiederholten den Sturm ſo lange, bis den Römern oder ihnen ſelbſt — wie der römiſche Offizier Ammianus ſagt — „das Grauen“ kam. Im letztern Fall wurde auch ihre Niederlage groß. Aber man beachte wohl, ſchon damals merkten die Germanen, daß ihr Erfolg im Kampfe von der Stärke der Steigerung abhing, welche ſie ihrem Heer vorher zu geben wußten. Während die römiſchen Feldherren ihren Soldaten durch Anreden vor der Schlacht die Kampfſtimmung zu ſteigern ſuchten, rüſteten die Germanen zur Schlacht, wie zu einem hohen Feſt, ſtrählten und ſalbten das Haar, und hoben ſich in den Schlachtenzorn durch höhnende Rufe und Spottreden und durch einen eigenthümlichen Sang in die vorgehaltenen Schilde, deſſen fürchterlicher Schall die Römer mehr als einmal des Muthes beraubte. Aber die Kampfweiſe der Germanen litt allzuſehr an dem Uebelſtand, daß ſie die Schlacht als Maſſenzweikampf betrachteten, ihre taktiſchen Bewegungen waren dürftig, an ihren Befehlshabern wurde nicht kluge Umſicht, ſondern perſönliche Tapferkeit am höchſten geſchätzt, ſie murrten, wenn ihre Könige nach Art römiſcher Feldherren unter dem Fußvolk zu Pferde in die Schlacht zogen, ſie forderten, daß der Feldherr vor den Anderen in die Feinde drang; ihn zu ſchirmen und mit der größten Aufopferung vor dem Tode zu behüten war Sache ſeines Gefolges, er ſelbſt ſollte der größte Schlachtentöter ſein, und das Lied nach der Schlacht ſang vor Allem von der Menge, die er im Kampfe erlegt.

Das deutſche Fußvolk verkümmerte unter den Karolingern, die Reiterei wurde Hauptſache. Auch als das Ritterthum ſeine Bräuche ausgebildet hatte, blieb die Schlacht ein großer Speerkampf, in dem der Einzelne Gefangene und Beutepferde ſuchte, ja ſie wurde es in ſo ſchädlicher Weiſe, daß der Zweikampf die Heere völlig aufzulöſen drohte und zuweilen eine zuſammengehaltene Reſerve von wenigen hundert Mann des Feindes ſeine Niederlage in einen Sieg verwandelte. Wir leſen von dem gewaltigen Eindruck zweier zuſammenſtoßender Schlachtreihen. Aber es hat in Deutſchland keine Zeit gegeben, wo das Schlachtfeld ſo große Aehnlichkeit mit einer Rennbahn hatte, als damals; der Krieg war ein Geſchäft harter Speergeſellen, wie das Turnier, und zuweilen gewinnbringender und weniger gefährlich. Die Einzelnen kämpften tapfer, aber jeder Ritter fühlte ſich als Offizier, die Einwirkung des Befehls war ſchwach, der Feldherr geizte oft nach dem Ruhm, der beſte Lanzenbrecher zu ſein.

Mit dem Landsknechtheere und der Einführung der Handfeuerwaffen im 15. Jahrhundert kam noch lange nicht die moderne Art der Tapferkeit in die Welt. Zuerſt ſtieg am Schlachttage die Bedeutung der vier Offiziere: des Oberſten oder Feldhauptmanns, der das Heer geworben, des Hauptmanns, Fähnrichs und Feldwebels. Sie hatten die unförmlichen quadratiſchen Schlachthaufen zu ordnen und zu bewegen, der Fähnrich freudig zum Kampf anzufeuern und die Ehre des Fähnleins zu wahren. Die angehängten Schützenflügel ſollten die feindliche Schaar lockern, der Gewalthaufe der Spießträger und Hellebardiere brach durch, die Reiterei half bei der Verfolgung. Aber die Schützen mit ihrer unvollkommenen Gabelbüchſe unterſtützten in der That wenig, ſie kämpften verhältnißmäßig ſicher und waren an Laufen und Rückzug gewöhnt. Im Schlachthaufen waren beim Anſturm nur die erſten Glieder in großer Gefahr, dieſe wurden höher bezahlt und durch verzweifelte „Katzbalger“ verſtärkt; die Maſſe drückte faſt ungefährdet nach, erſt wenn der Haufe geſprengt war, drohte ernſte Gefahr, in der Regel nur Gefangenſchaft bis zur Löſung durch Geld. Dennoch wurde in dieſer Zeit ein neues, unerhörtes Grauen am Schlachttage empfunden: das Krachen der Geſchütze, der tückiſche Lauf der Kugel, die durch das hölliſche Kraut, das Pulver, getrieben, unſichtbar den ſtarken Harniſch durchſchlug und den Mann tötete. Wie ſchrecklich und unheimlich dieſe Erfindung den Heeren erſchien, vermögen wir noch aus manchem Bericht zu erkennen.

Seitdem iſt die Bedeutung der Feuerwaffen in jedem Jahrhundert, zuletzt in jedem Jahrzehnt, geſtiegen, mit jeder Zunahme der Wirkung ſind die Schrecken der Schlacht, aber ebenſo die moraliſchen Gewalten verſtärkt worden, welche den Soldaten befähigen, das natürliche Grauen zu überwinden. Am Ende des dreißigjährigen Krieges galten die ſchwer bewaffneten Spießträger bereits für arme Teufel, militäriſch untüchtig und ungefährlich; im 18. Jahrhundert wurde die neue Infanterie der fürſtlichen Landesherren, voran der preußiſchen Könige, auf die Feuerwaffe allein auch für den Sturm angewieſen, aber um dieſe ſtärkere Zumuthung durchzuſetzen, wurde der Drill kunſtvoll und emſig ausgebildet, eiſerne Zucht bändigte nicht nur die Willkür, auch die Furcht, das Anſehen der Offiziere ſtieg hoch. Das Offiziercorps der Preußen wurde die ſtolze

Genoſſenſchaft der Könige, Hüter und Bewahrer militäriſcher Tapferkeit, der Ehre des Staates. — Nach dem Jahre 1807 erwies ſich eine neue Verſtärkung der ſittlichen Gewalten im Heer als nothwendig. Die gebildeten Claſſen wurden durch die allgemeine Dienſtpflicht in das Heer gezogen, die Liebe und die Hingabe für das Vaterland wurden als die wichtigſten Triebfedern für große militäriſche Leiſtungen anerkannt, der Freiwilligendienſt, die höhere Ausbildung und ſorgfältige Wahl der Offiziere machten den Kriegsdienſt zu einer Ehrenſache des Bürgers, die Erinnerung daran zum Stolz des beſcheidenen Mannes.

Jetzt beginnen die Schrecken der Schlacht für den Soldaten ſchon lange bevor er ſein Gefechtsfeld betreten hat. Die ſchweren Geſchütze wirken mit beängſtigender Genauigkeit bis in eine Entfernung, in welcher nur das Fernrohr Maſſenbewegung erkennbar macht, die Chaſſepots erreichten bis 2000 Schritt, töteten auf 1500, bevor der Deutſche überhaupt nur den Feind erkennen konnte. Dieſen Raum von 1000—1500 Schritt zu durchſchreiten, in welchem das Feuer unſerer angreifenden Infanterie gegen eine feindliche Stellung unwirkſam war, wurde eine ſchwere Vermehrung der Schlachtbedrängniß, welche man zur Zeit Friedrichs des Großen gegen Infanterie, ſelbſt gegen Feldartillerie, nicht kannte. Denn damals rückte man faſt ungefährdet der feindlichen Infanterielinie bis auf 200 Schritt gegenüber, begann ein ſchnelles Feuern, verkürzte in Linie feuernd und dabei vorgehend die Entfernung und nahm dann durch Anlauf mit Bajonet gewöhnlich die Stellung des Gegners.

Noch furchtbarer für die aufgeregte Phantaſie und doch gar nicht zu vermeiden iſt jetzt das ſtundenlange Stillhalten in feindlicher Feuerwirkung; — mehr als einmal ließ ein tüchtiger Kommandeur, um die betroffene Truppe zu beſchäftigen, in ſolcher Muße die Griffe machen, wie daheim. Geht es aber näher zum Anſturm, ſo ſteigert ſich jetzt das betäubende und tötende Knattern, Dröhnen und Raſſeln zu einer ſo gewaltigen, markerſchütternden Stärke, daß früherer Schlachtendonner dagegen wie ein Kinderlärm iſt, die Treffer werden zahlreich, die Kugeln ſcheinen wie Hagel zu fliegen. Dennoch beginnt in dieſer Zeit für den thätigen Soldaten die Befreiung von dem bangen Druck, denn er tritt ſelbſt in emſige Arbeit.

Immer aber ſieht er auf ſeinen Offizier. Das feſte Band der Mannszucht hält auch den Schwächeren feſt, faſt Jedem ſteigert ſich der Gehorſam in ſolchen Stunden zu einer willenloſen, unbedingten Hingabe. In der Schlacht iſt der Offizier ſeiner Mannſchaft die edle Verkörperung der Ehre und Pflicht, er ſucht ſie vor der Gefahr zu decken, indem er ſich ausſetzt, er ermuntert und leitet ſie durch Wort, Wink, Zeichen gerade wie auf dem Exercierplatz. Kommt es endlich zum Sturm der feſten Stellung des Gegners ſteil aufwärts, wie beim Gaisberg, bei Spicheren, bei Wörth, ſo macht ſich die Sache häufig etwa folgendermaßen. Die Offiziere der Compagnie ſpringen voran, einige Dutzend der Mannſchaft, die Bravſten, mit den Unteroffizieren und Freiwilligen dicht hinterdrein, dann kommt ein wenig bedächtiger langgeſtreckt die Maſſe der Compagnie, und dahinter zieht ſich ein unerfreulicher Schweif, die Schwachen und „Drücker", dieſe bleiben wohl ganz zurück oder beugen abwärts in Buſch und Graben. So klimmt die Compagnie bergauf, einem langen Inſekt ähnlich, an dem man Kopf, Leib, Hintertheil durch dünnen Faden verbunden ſieht. Die Fühlhörner aber ſind immer die Offiziere. Das iſt ſelbſtverſtändlich. Ebenſo bei der Reiterei. Wenn preußiſche Cavallerie angreift, ſo iſt Brauch, daß der Regimentskommandeur ſeinem Regiment 40 Schritt vorreitet, auch von dem zugſchließenden Offizier wird erwartet, daß er — gegen die Exerciervorſchrift — nach vorn jagt. Für den Kommandeur iſt jetzt ſolcher Vorritt gegen Infanterie faſt ſicherer Tod, und nach den Tagen bei Metz ſoll ein Armeebefehl dagegen erlaſſen ſein. Es ſteht zu beſorgen, daß er nichts geändert hat. Denn wollte man ſolchem Offizier verſtändige Einwendungen machen, ſo würde er wahrſcheinlich ehrlich antworten: „Einer muß ſichtbar voran, dann jagen Pferde und Leute feſt hinterdrein, fehlt der eine, ſo ſchlappt der Angriff, und der Kommandeur hat die Ehre des Regiments."

Dies hoch geſteigerte Gefühl der Kriegerehre und Dienſtpflicht, die ſtrenge, unabläſſige, ſich ſelbſtvergeſſende, in keiner Gefahr und Noth ermüdende Sorge um die Untergebenen: ſie ſind die ausgezeichneten und unübertroffenen Tugenden unſeres Offiziercorps. Und ſie haben ſich neben der körperlichen und moraliſchen Tüchtigkeit, der ſorgfältigen Ausbildung und dem gutherzigen, vertrauenden Weſen unſerer Mannſchaften bewährt durch die größten Leiſtungen als ſichere Hilfe gegen die Schrecken einer Schlacht.

Neues und altes Kaiſerceremoniell.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 12.)

Bevor der erſte deutſche Reichstag durch den Kaiſer eröffnet wurde, war den Anweſenden eine kleine Ueberraſchung bereitet. An Stelle des preußiſchen Königsthrones war ein werthvolles Muſeumſtück aufgeſtellt, wenn die Zeitungen recht berichten, ein Stuhl aus der Sachſenzeit, in welchem einmal alte Kaiſer geſeſſen haben konnten, von Goslar in eine Privatſammlung gerettet, unten von Stein, oben von Erz, eine ſehr merkwürdige Erinnerung. Der geheimnißvolle Stuhl aus dem Urwald deutſcher Geſchichte war dem Vernehmen nach widerwillig, ſich der modernen Feierlichkeit einzupaſſen, es mußte lange an ihm herumgepocht werden. Wurde vielleicht gar durch ihn die ganze Feierlichkeit um eine halbe Stunde aufgehalten? Uns Draußenſtehenden macht der Schmuck des Stuhles antiquariſche Gedanken. Dergleichen Stein- und Erzwerk wurde in alter Zeit bei Feierlichkeiten nur als Gerüſt betrachtet, es wurde mit einem Teppich überdeckt, den Frau Adelheid nach italieniſchem Muſter geſtickt, oder Frau Theophano aus der Damaſtweberei von Byzanz mitgebracht hatte, und auf den Sitz wurde jedenfalls ein ſchönes, weiches Kiſſen gelegt. Ohne das Kiſſen hätte ſich ein alter Sachſenkaiſer nur unwillig in den kalten Stein geſetzt. Warum? Er hatte ja keine Hoſen an; die Strümpfe, welche ihm das Frauengemach ſeiner Gemahlin anmaß und nähte, reichten zwar hoch hinauf, indeß — um es kurz zu ſagen, man hatte damals nach dieſer Richtung viel natürliches Zartgefühl. Wir hoffen, daß der Stuhl noch lange zur Freude von uns Alterthümlern unter ſeiner Nummer dort aufbewahrt wird, wo man derlei ehrwürdigen Trödel zu ſchätzen die Muße hat.

Von der Tagespreſſe wurde mit großer Befriedigung hervorgehoben, daß die Reichskleinodien, welche im Zuge getragen wurden, unſere alten preußiſchen waren. Sie haben freilich für den Schauenden nicht ſämmtlich gleiche Bedeutung. Wenn Graf Moltke das Schwert des Kaiſers hielt, ſo ſind die Gedanken, welche gerade jetzt bei dieſem Anblick aufſteigen, ſo mächtig, daß ſie einem ehrlichen Geſellen wol Rührung in die Augen treiben können. Von den anderen ehrwürdigen Kleinodien ſind uns Krone und Scepter noch von Thalern und Wappenſchilden ſo ziemlich verſtändlich, obgleich die wahre und eigentliche Krone des Königs von Preußen und des neuen Kaiſers der Helm iſt. Schlimmer daran iſt der liebe alte Reichsapfel, lateiniſch das Pomum genannt, deſſen eigentliche ſinnbildliche Bedeutung keineswegs feſtſteht. Und es iſt keinem kleinen Prinzen zu verdenken, wenn er beim Anblick dieſes fürſtlichen Brummküſels in Verſuchung kommt, eine Peitſchenſchnur herumzuwickeln und denſelben in ſtillem Gemach als Kreiſel herumzutreiben.

In älteſter Zeit freilich hatten dieſe Stücke weit andere Bedeutung. Nur durch ſie konnte man König und Kaiſer werden. Nur dadurch, daß dem gekürten Mann die Kappe um den Leib gelegt, die Krone auf das Haupt geſetzt, Speer und Scepter in die Hand gegeben wurden, ward ſein deutſches Königthum geſchaffen. Ohne die Ceremonie war er nicht König und vermochte nicht eines ſeiner Königsrechte auszuüben. Aber noch mehr, auch die Königskleinodien vermochte er ſich nicht arbeiten zu laſſen. Die Fähigkeit, alle Rechte der Würde auszuüben, hing an beſtimmten überkommenen Stücken. Und nicht bloß, weil dieſe gerade ehrwürdig waren und zum Königsſchatz gehörten. Sie hatten vielmehr ein gewiſſermaßen perſönliches Leben. Sie waren irgend einmal durch ſtarke Segen und Gebete der Frommen geweiht und erfreuten ſich des beſonderen Schutzes der einflußreichſten Heiligen im Himmel. In alle waren zur Verſtärkung ihrer Kraft Reliquien gebunden. Die Kappe war ſelbſt die Hinterlaſſenſchaft eines Heiligen, und man wußte, daß ſie, am Schlachttage getragen, dem Tragenden Sieg verlieh, die Reliquien im Bügel der Krone, im Schaft des Speers, im Knopf des Schwertes bewahrten vor dem Meſſer des Mörders, oder gaben klugen Entſchluß im Rathe, auch der Reichsapfel, ſeitdem er nachweisbar iſt, war wahrſcheinlich eine Reliquienhülle. Und noch anderer Zauber hing an den Kleinodien, den nicht die chriſtliche Kirche zugefügt hatte. Alle dieſe Stücke hatten ein Schickſal, ſie hatten früheren Beſitzern Ruhm und Ehre gebracht, um ihren Beſitz war ſchwere That gewagt und abgewehrt worden, wer ſie empfing, der empfing Segen und Fluch vergangener Geſchlechter, der über ſie und gegen ſie gemurmelt worden war. So waren ſie Gegenſtände einer hohen, furchtſamen Verehrung, welche ihren Beſitzer in Vielem über das gewöhnliche Menſchenloos heraushoben und unter den beſonderen Schutz der Heiligen ſtellten. Kein Wunder daher, daß ſie ängſtlich behütet wurden, und daß ein Beſitzer vor ſeinem Tode ſie zuweilen ſorglich ſeiner Gemahlin oder einem treuen Verwandten zur Bewahrung überwies, wenn er wußte, daß dieſe bei dem nächſten Wahlherrn der Deutſchen geringe

Freundſchaft finden würden. Er konnte ſeinen Lieben kein beſſeres Erbe hinterlaſſen, denn ſie erhielten dadurch Gelegenheit, mit dem nächſten Kronträger einen vortheilhaften Vertrag zu machen.

Doch das alles iſt lange her. Jetzt ſind uns dieſe Kleinodien bedeutungsarme Schauſtücke geworden, die unſere Herrſcher nach Zeitgeſchmack und perſönlichen Wünſchen umformen laſſen, um ſie nicht zu gebrauchen. Selbſt die Krone iſt ſo unweſentlich, daß der König oder Kaiſer, in deſſen Nähe niemals dieſes Goldgeſchmiedewerk ſichtbar wäre, auch nicht den kleinſten Theil ſeiner Machtfülle und Majeſtät verlieren würde. Wir hören jetzt, daß dergleichen doch für die neue Kaiſerwürde in Arbeit gegeben ſein ſoll. Und wieder melden die Zeitungen, daß die Majeſtät von Baiern ſogar die Krone ihres kaiſerlichen Ahnherrn Ludwig als Ehrengeſchenk dem Kaiſer verehren wolle. Das wäre gewiß recht freundlich von dem Haupt des erlauchten Hauſes Wittelsbach gedacht, und wir möchten um Alles nicht eine deutſch-patriotiſche Abſicht kränken. Aber wir haben ja von ſolchen guten Werthſtücken bereits den erwähnten Stuhl. Und ſollte die Krone Ludwigs eine Aufmerkſamkeit ſein für eine andere Aufmerkſamkeit, welche Weißenburg hieße, ſo würde dieſes Geſchenk von den Deutſchen mit Blicken betrachtet werden, deren böſen Schein wir ſowohl von dem Haupte unſerer Hohenzollern als des Königs Ludwig für immer abgewandt wünſchen.

Ja, wir haben eine entſchiedene Abneigung Erinnerungen an das alte Kaiſerthum des heiligen römiſchen Reiches im Hauſe der Hohenzollern wieder aufgefriſcht zu ſehen. Wir im Norden haben den Kaiſertitel uns — ohne große Begeiſterung — gefallen laſſen, ſoweit er ein politiſches Machtmittel iſt, unſerem Volke zur Einigung helfen mag und unſeren Fürſten ihre ſchwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaiſermantel ſollen unſere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den ſie im Dienſt einmal anziehen und wieder von ſich thun; ſich damit aufputzen und nach altem Kaiſerbrauch unter der Krone dahinſchreiten ſollen ſie uns um Alles nicht. Ihr Kaiſerthum und die alte Kaiſerwirthſchaft ſollen nichts gemein haben, als den — leider — römiſchen Cäſarnamen. Denn um die alte Kaiſerei ſchwebte ſo viel Ungeſundes, ſo viel Fluch und Verhängniß, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß ſie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider iſt. Von Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpfuſcht, war ſie ein Gebilde des falſcheſten und verhängnißvollſten Idealismus, welcher je Fürſten und Völkern den Sinn verſtört, das Leben verdorben hat. Schwer hat unſere Nation die innerlich unwahre Idee gebüßt, Jahrhunderte der Schmach und des politiſchen Verfalls ſind aus ihr hervorgegangen.

Die Hohenzollern haben uns aus dem Jammer herausgehoben, und gerade ſie ſollen nicht der Rache der höhnenden Dämonen verfallen, welche noch immer hinter den Lappen des alten verſchoſſenen Kaiſermantels lauern, und unſeren Herren den Schein für das Weſen, den Vorſitz an fürſtlicher Tafelrunde für die Herrſchaft über ein einiges Volk geben möchten. Unſere Kaiſer ſollen ernſthafte Geſchäftsleute ſein, welche das Weſen der Macht freut, nicht der Goldglanz, nicht ein neuer Reichsherold Germania, nicht ein abenteuerliches vierfarbiges Kaiſerbanner und nicht die große fürſtliche Feſttafel, bei welcher verdiente Generäle, die unſere Feinde geſchlagen haben, verurtheilt werden, hinter dem Stuhl durchlauchtiger Herren aufzuwarten, welche vielleicht als müßige Zuſchauer die Reiſe in Feindesland mitgetrödelt haben.

Doch dieſe Zeit voll Politik lenkt auch einen beſcheidenen Antiquar aus Stil und Ordnung des Vortrags. Es war hier nur die Abſicht, einige alte Momente kaiſerlicher Thätigkeit neben neue zu halten. Wenn kritiſche Naturen des Berliner Hofes über ſolchen Brauch, wie den Vortritt des Hofes bei dem feierlichen Eintritt des Kaiſers zur Thronrede urtheilen, ſo äußern ſie wohl die beſcheidene Anſicht: bei uns macht man dergleichen nicht gut. In Wahrheit macht man's wahrſcheinlich ſo gut wie anderswo, uns fehlt nur gar ſehr das Gemüth für ſolche dramatiſche Schauſtellung. Unſer volles Intereſſe liegt ganz wo anders. Nicht das Ceremoniell um die Thronrede, ſondern ihr Inhalt, nicht Uniform und Orden des Kaiſers, ſondern der Ausdruck ſeiner Mienen, die Betonung ſeiner Worte ſind uns bedeutſam. Das Andere geht ſo nebenher, je anſpruchsloſer, deſto beſſer.

Wir haben jetzt nur éine häufigere öffentliche Handlung, bei welcher der Kaiſer vor ſeinem Volk in wirklicher Machtentfaltung erſcheint, und das iſt unſere Parade. Die Königsparaden ſind die größten und am meiſten charakteriſtiſchen Repräſentationsfeſte der deutſchen Königsmacht; das ſoll auch der nicht leugnen, der ſie vielleicht einmal langweilig findet und der Störung des hauptſtädtiſchen Verkehrs grollt. Es iſt lehrreich, damit die etwa entſprechenden Acte der alten Kaiſerwürde zu vergleichen, aus dem ſechzehnten Jahrhundert, der Zeit, wo ſich die Kaiſermacht auf einige Jahrzehnte aus tiefem Verfall zu außerordentlichem Glanz erhob und wo alter Brauch des Mittelalters noch ſorgfältig geübt wurde. Freilich bei militäriſchen Muſterungen hatte der alte Kaiſer ſelten Gelegenheit, in ſeiner Machtfülle zu erſcheinen. Bis zur Hohenſtaufenzeit hatten die Römerfahrten zuweilen eine großartige Veranlaſſung geboten, ſeitdem war das Muſtern geſammelter Vaſallen oder geworbener Fähnlein eine peinliche, ſchmuckloſe Arbeit geworden. Und die Nation ſah wenig von ihrem Kaiſer. Nur eine häufig wiederkehrende Veranlaſſung zur öffentlichen Darſtellung kaiſerlicher Majeſtät war geblieben, die Ertheilung von Fahnenlehen. Sie fand ſtatt nicht nur nach neuer Kaiſerwahl, auch nach jeder Beſitzänderung in den großen Adelsgeſchlechtern, ſie war wohl auf jedem Reichstag das größte Feſt. Und da der Brauch dabei ſehr alterthümlich war, uns ganz fremdartig geworden und ſelten beſchrieben iſt, und da er genau ebenſo die alte Kaiſermacht kennzeichnet, wie die Königsparaden der Hohenzollern die neuzeitliche, ſo ſoll hier kurz davon berichtet werden.

Auf dem Platz der Reichsſtadt wurde ein Gerüſt errichtet, mit breiten Stufen, es mußte unter freiem Himmel ſein und es mußte umritten werden können. Darauf der Kaiſerſtuhl und die Sitze der Kurfürſten, Alles mit ſchönen Teppichen und golddurchwirktem Stoff bedeckt, in der Nähe waren Ankleidezimmer für den Kaiſer und die Kurfürſten. Zur beſtimmten Stunde kam der Kaiſer mit den Kurfürſten und großem Gefolge angeritten, ſtieg bei ſeinem Ankleidezimmer ab und legte den ſchweren goldenen Kaiſermantel und die Krone an. Dann ſchritt er im Kaiſerſchmuck und der Krone mit großem Zuge auf das Gerüſt und ſetzte ſich auf den Kaiſerſtuhl, weit ſichtbar, ſehr ſtattlich; zur rechten und zur linken Hand ſaßen die Kurfürſten, welche die Reichskleinodien im Zuge getragen hatten: Mainz das Evangelienbuch zum Schwur, Sachſen das Schwert, Brandenburg den Scepter, Rheinpfalz den Reichsapfel. Darauf ritt, bis dahin unſichtbar, der Rennhauſe des fürſtlichen Vaſallen heran, der das Lehn erhalten ſollte. Es waren ſeine Vaſallen und Reiſigen, in ſeine Farben gekleidet, die Edelleute darunter in Sammt mit Federn, Alle kleine Fähnlein in den Händen oder auf den Häuptern der Roſſe; in der Mitte aber führte der Hauſe die rothe Rennfahne, die auch Reichsfahne oder Blutfahne genannt wurde. In geſtrecktem Roßlauf umrannte die Schaar das Gerüſt mit dem Kaiſerſitz — die ſchnelle Gangart dabei war uralter Brauch der Deutſchen, die auch beim Turnier ſo gegeneinander ritten, die Romanen nur im Trabe. — Nachdem der Kaiſerſtuhl zum erſtenmal „berannt“ war, ritten die Boten des Vaſallen heran, Reichsfürſten von ſeiner Freundſchaft, ſie ſtiegen vor dem Gerüſt ab, knieten auf den Stufen nieder, und knieend bat der Sprecher unter ihnen den Kaiſer um die Ertheilung der Lehne. Darauf ſtand Mainz auf, beſprach ſich mit dem Kaiſer, dem laut zu reden gar nicht zugemuthet wurde, und antwortete, daß der Kaiſer bereit ſei. Hatten die Boten wieder ihre Roſſe beſtiegen, ſo kam nach dem zweiten und dritten Rennen der Blutfahne der Reichsfürſt ſelbſt unter Trompeten- und Paukenſchall mit ſeinem Gefolge und einem Reiterhaufen in allem Glanz, den er aufzubringen vermochte, angeritten, vor ihm alle Fahnen ſeiner Lehen, deren Bilder in den Wappenfeldern unſerer alten Familien erhalten ſind. Auch er ritt im Galopp an das Gerüſt, ſtieg ab und kniete nieder. Dann legte Mainz das Evangelienbuch in den Schoß des Kaiſers, der Kaiſer faßte mit beiden Händen die oberen Ecken, der Lehnsfürſt legte die Hand auf das Buch und ſchwor den Vaſalleneid. Darauf ergriff der Kaiſer das Schwert am Kreuzgriff und bot den Knopf dem Vaſallen, dieſer faßte daran und küßte den Knopf, war er aber ein geiſtlicher Fürſt, ſo wurde ihm die Spitze des Scepters geboten. Darauf wurden die Fahnen gebracht, zuerſt die Blutfahne, dann die Lehensfahnen, der Kaiſer faßte mit der Hand an jede, und darunter ebenſo der Vaſall. Waren die Fahnen angefaßt, ſo wurden ſie von dem kaiſerlichen Herold Germania unter das ſchauende Volk geworfen, die Leute riſſen ſich darum und trugen die Fetzen als Beute heim. Als aber im Jahre 1566 bei der Belehnnng des Kurfürſten Auguſt durch Maximilian II ein kecker Reiterknabe die Fahne des Herzogthums Sachſen — die mit dem Rautenkranze — behend ergriff und unverſehrt entführte, freuten ſich die Sachſen über das gute Vorzeichen und der Reiter erhielt eine Belohnung. Nicht immer ging dieſer Act der Belehnung ohne Zwiſchenfall vor ſich. Als im Jahre 1530 Karl V die Herzöge Jörg und Barnim von Pommern belehnte, erhob ſich Kurfürſt Joachim von Brandenburg nach dem erſten Rennen der Pommern und wahrte in ſchöner Rede ſeine Anſprüche auf die pommerſchen Lande, und als darauf die beiden Herzöge knieend an die Fahnen faßten, trat auch er hinzu und faßte auch mit der Hand an die Stangen. — Der Belehnte trat unter die Fürſten auf dem Gerüſt. War allen Werbern ihr Lehen ertheilt, dann kehrte der Kaiſer im Zuge zu ſeinem Ankleidezimmer zurück, legte die Bürde des Kaiſerſchmucks ab, verabſchiedete freundlich die Fürſten und ritt nach ſeiner Herberge.

Man beachte ſein Verhältniß zu der feierlichen Handlung. Er war der geweihte Vertreter des Reiches, er mußte die Kaiſerkrone tragen, unter freiem Himmel ſitzen, von den Reichskleinodien umgeben ſein, gewiſſe Handgriffe thun, um die wichtigſten Rechtshandlungen des Reiches zu vollziehen. Das Volk freute ſich, wenn er tapferlich daſaß, und es ſchätzte ſorgfältig den Geldwerth der Krone und ſeines goldenen Chormantels, auf deſſen Rückſeite der kaiſerliche Adler geſtickt war. Sprechen durfte er nicht, das beſorgte für ihn der Erzbiſchof von Mainz; die bewaffnete Mannſchaft gehorchte — abgeſehen von ſeiner Hausmacht — denſelben Vaſallen, deren Landbeſitz nur durch ſeine Verleihung zu einem rechtlichen wurde; das Geld hatten die Fürſten und Reichsſtädte, und dies war für ihn noch ſchwerer zu bekommen, als die Schaaren ſeiner Vaſallen. Dauerte die Feierlichkeit lange, dann wurde ihm die Krone zu ſchwer, und der König von Böhmen mußte ſie im Schoß halten, nur ſo oft ein Lehnsmann mit den Fahnen anrannte, mußte ſie wieder aufgeſetzt werden. Aber das Ceremoniell, dem er leidend diente, war wieder ſehr bedeutſam. Trug er nicht die Krone auf dem Haupt, ſo konnte er nicht Lehen zutheilen, faßte der Vaſall nicht an die Fahnenſtange, ſo begab er ſich ſeines Rechtes an den Landbeſitz.

Iſt das nicht grundverſchieden von moderner Auffaſſung der Kaiſerwürde? Auch die Kaiſerparade unter den Linden hat manchen eigenthümlichen Brauch, den ohne Zweifel ein kundiger Mann in ferner Zukunft ſeinen Deutſchen ſchildern und als höchſt bedeutſam darſtellen wird. Was aber iſt bei uns die Hauptſache? Nicht daß der Kaiſer in kriegeriſchem Schmuck vor Heer und Stadtvolk ſich zeigt, ſondern das Urtheil, welches er über ſeine Truppen fällt, ſeine ſoldatiſche

Anſicht, ſeine Zufriedenheit, ſein Lob, ſein Tadel. Wir ſehen und ſuchen in ihm ſtets den Kriegsherrn, den Befehlshaber, den höchſten Beamten des Reiches, den tüchtigen Mann von Sinn und Urtheil. Vor der Majeſtät des alten Kaiſers beugte auch der ſtolzeſte Reichsfürſt ſein Knie zur Erde, aber jede perſönliche Willensäußerung des Kaiſers war den Vorfahren unbequem, oft gleichgiltig; unſerem Kaiſer ſtehen wir Mann zu Mann mit offenem Auge gegenüber, wir achten an ihm nicht Krone und goldenen Chormantel als die weitſichtbaren Abzeichen ſeines Amtes, und nicht die Handgriffe und dramatiſchen Bewegungen, durch welche er waltet, ſondern wir verehren in ſeinem hohen Amt ſeine perſönliche Tüchtigkeit, den Wollenden, den großen Arbeiter für die Nation. Und deshalb iſt der Nation das Ceremoniell und die äußerliche Darſtellung ſeines Kaiſerthums nur ſoweit erträglich, als das Unweſentliche nicht die Zeit und den Ernſt ſeines thätigen Lebens beengt.

Das Deutſche Reich als Großmacht.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 26.)

Die deutſche Nation hat als letzte unter den großen Völkern Europas ſich zu einigem Staatsweſen zuſammengeſchloſſen, nachdem ihr früherer Staatsbau durch die Abſonderungsbeſtrebungen ſeiner Theile in Schwäche zerfallen war. Auch das neue Reich bietet durch ſeine Verfaſſung noch keine Bürgſchaft für Kraft und Dauer. Jede zeitweiſe Lähmung der preußiſchen Energie, welche durch Schwäche der Regierenden oder durch innere Entwickelungskrankheiten hervorgebracht werden mag, könnte in die Verträge mit den deutſchen Königreichen einen Riß machen, und die Staaten, denen Militärhoheit und diplomatiſcher Verkehr mit dem Ausland bewahrt worden iſt, in gefährliche Verſuchung ſetzen, das eigene Heil im Anſchluß an andere Mächte zu ſuchen. Auch wäre es ein Irrthum zu meinen, daß die Gemeinſamkeit großer Verkehrsintereſſen und der Geſetzgebung in wenig Jahren ein ſicherndes Gegengewicht gegen die Territorialpolitik aufſetzen wird, der Zollverein hat in der Sturmzeit 1866 nicht zuſammengehalten, und die feſteſten Verbindungen des Privatverkehrs pflegen in Zeiten politiſcher Erregung ſchwächer zu ſein, als die aufgeregte Leidenſchaft der Parteien oder der Erhaltungstrieb der Herrſchenden. Dazu kommt, daß die ganze Verfaſſung des Deutſchen Reiches bis jetzt durchaus nach den Bedürfniſſen einer einzelnen thatkräftigen Perſönlichkeit zugeſchnitten iſt, welche hier gewinnend und überſehend, dort gewaltſam durchgreifend Alle in perſönlicher Scheu und Abhängigkeit zu binden weiß, die Kronen durch den Reichstag, die Volksvertreter durch den Bundesrath im Schach hält, und ſich ſelbſt größte Freiheit für Anordnungen nach dem Bedürfniß der Stunde vorzubehalten verſteht. Aber bei aller Unfertigkeit hat das neue Reich der Deutſchen vor jenem früheren, welches während ſeiner Hilfloſigkeit heilig genannt wurde, eine beſondere Bürgſchaft der Dauer voraus. Es iſt gegründet auf das Uebergewicht eines einzelnen, ſtraff verwalteten, einheitlich verbundenen Staates, welcher nach ſeinem Machtgewicht der Geſammtheit aller kleineren Staaten, die er ſich durch Bündniß und Verträge angeſchnürt hat, beträchtlich überlegen iſt. Auf der Gewalt Preußens beruht das Reich, ſeine Macht und Dauer. Und deshalb ſind gerade jetzt die Verhältniſſe im preußiſchen Staat für deutſche Vaterlandsfreunde in ganz neuem Sinn eine Herzensangelegenheit geworden: die Parteien des Landtags, die Charaktere der leitenden Beamten, die Majeſtät und verfaſſungsmäßige Gewalt des Königthums. Daß dort der ſtrenge, pflichtvolle, arbeitskräftige Sinn im Beamtenthum dauere, die nöthigen Reformen in Verwaltung, Kirche, Schule völlig durchgeführt, das geſetzliche Anſehen der Krone in den

Reibungen mit der Reichsgewalt nicht beeinträchtigt werde, das muß jetzt gerade den liberalen Deutſchen eine ernſte Forderung ſein. Denn nur wenn uns Preußen feſt bleibt, bewahrt unſer Reich feſten Grund.

Aber die Stellung einer Nation unter den Staaten der Erde wird nicht nur durch die Regierenden und ihre Maßnahmen, noch mehr durch den Charakter des Volkes und durch feſte Culturbedingungen gerichtet, denn dieſe Beſonderheiten üben unabläſſig während Jahrhunderten, Jahrtauſenden ihren Einfluß. Darum ſei hier an die Eigenſchaft der Deutſchen gemahnt, welche auf die Dauer mehr als irgend etwas Anderes auf unſer Verhältniß zum Auslande und unſere Politik einwirken muß. Wir ſind das Coloniſtenvolk der Erde. Wir ſind es vom erſten Auftreten der Germanen in der Geſchichte bis zur Gegenwart, von dem Kimbrerzuge bis zu unſeren deutſchen Comtoiren in China und Japan auf eine eigenthümliche Weiſe und in ganz rieſigem Umfange geblieben. Es ſei erlaubt, an Vergangenes zu denken.

Um das Jahr 600 hatten deutſche Auswanderer faſt das ganze römiſche Kaiſerreich vom Rhein bis zum Tajo beſiedelt. Schleswig'ſche Angeln und Sachſen waren auf ihren hochbordigen Seeroſſen an der Küſte des Britenlandes gelandet und verwandelten das römiſche Colonialgebiet in die ſtärkſte Veſte germaniſchen Lebens. Die Oberſchleſier und ein Theil der Mittelſchleſier — Hasdinge und Silinge — waren aus ihrem befeſtigten Grenzwald ſüdwärts gezogen, hatten ſich mit Altmärkern, dem Suebenſtamm, der ſchon früher in das jetzige Schwaben gewandert war, zu großem Siedlerzuge verbündet; ſie nahmen die pyrenäiſche Halbinſel ein und gaben — neben den Weſtgoten — trotz allem Völkermord und Raub den Einwohnern ſoviel Kampfmuth, Zeugungskraft und Bauernfleiß, daß die Urenkel das Land dem europäiſchen Weſen gegen die fremden Araber und Kabylen zu retten vermochten. Coloniſten aus Niederſchleſien und der Neumark zogen als Burgunder über den Oberrhein und beſetzten einen Theil der Schweiz und das Land jenſeit der Vogeſen, während die niederrheiniſchen Franken das nordöſtliche Gallien eroberten und als Gebieter faſt über das geſammte Land zwiſchen Rhein und Pyrenäen ſchalteten. Aus Altmark und Uckermark wanderte ein Theil der Winiler nach Oberitalien, dort nahmen die „Langbärte“ verwüſtetes Gotenland in Beſitz und wurden die Stammväter norditaliſcher Barone und lombardiſcher Patricier. Ueberall ſind die ausgewanderten Deutſchen die Begründer der neuen Völker Europas geworden. Und man meine nicht, daß ſeitdem das Coloniſtenwerk der Deutſchen aufgehört hat. Zunächſt freilich war der Oſten Deutſchlands ſelbſt, zumal der jenſeits der Saale, durch den Abzug von vielen Hunderttauſenden allzu menſchenarm geworden; von der unteren Donau drangen die Avaren an den Lech, von der Weichſel kamen die Slaven, ſetzten ſich herriſch über die Zurückgebliebenen und verwuchſen mit ihnen zu Wendenvölkern, aber ſchon im 7. Jahrhundert breiteten ſich die Franken wieder gen Oſten, im 8. wurde Salzburg und Oeſtreich von den Baiern beſiedelt, im 9. die Slaven von den Sachſen über die Saale zurückgedrängt, im 10. ward Mähren und das Elbgebiet unterworfen. Das 11. wurde durch eine großartige Binnencoloniſation in Anſpruch genommen, denn überall erhoben ſich die Thürme deutſcher Städte und die rührige Kraft der Anbauer arbeitete im Mauerbereich der Burgen mit emſigem Bürgerfleiß, der jetzt in beſſerem Schutz und Recht und mit mannigfacher Kunſt das Leben des Arbeiters feſtigte. Im 12. Jahrhundert richteten die Päpſte den Wanderdrang unſerer Nation auf das Morgenland, ſehr ſtarker Abfluß überſchüſſiger Kraft fand in den Kreuzzügen ſtatt nach ungünſtiger Richtung. Es war ein großer Menſchenverluſt, aber dieſe Zeit eröffnete doch dem deutſchen Wanderer den fernen Oſten, ſie gab die Anregung zu der großartigen Coloniſation des 13. Jahrhunderts. Denn in dieſem wurde alles früher deutſche Landgebiet bis öſtlich von der Oder den Slaven durch unſere Coloniſten abgewonnen, Preußen erobert, Liefland, Kurland und Eſthland mit deutſchen Burgen und Städten beſetzt, auf czechiſchem, polniſchem und ungariſchem Boden hunderte deutſcher Städte gegründet, bis nach Siebenbürgen weite Landſtrecken mit deutſchen Bauern beſiedelt. Dieſe großartige Ausbreitung deutſcher Arbeiter wurde um 1350 plötzlich durch eine fürchterliche Peſt unterbrochen, welche die Dörfer und Städte Mitteleuropas entleerte. Mehre Generationen waren trotz der ſtarken Lebenskraft unſeres Volkes nöthig, die Verluſte an Menſchen zu ergänzen. Dazu kamen im 15. Jahrhundert die Huſſitenkriege, welche das mittlere Deutſchland gräulich verwüſteten, ferner die ſtrengere Ausbildung der Grundherrlichkeit und Landeshoheit, welche nicht nur in Deutſchland, auch in Skandinavien, Polen, Ungarn den Auszug und die Einwanderung dem unfreien Landmann erſchwerte. So geſchah es, daß die Bewegung des 16. Jahrhunderts vorzugsweiſe nach den Städten ging, und daß die Auswanderung nach dem Oſten faſt nur durch zahlreiche Einzelne, zumeiſt durch Handwerker geſchah. Aber die deutſchen Städte vergrößerten ſich ſchnell, die beſſere Sicherheit des Lebens, eine höhere Ausbildung kunſtvoller Arbeiten, größere Mannigfaltigkeit der Bedürfniſſe, das gemeinſame Gefühl raſch zunehmenden Wohlſtandes gaben im Lande ſelbſt einer größeren Menſchenzahl Nahrung und Gedeihen. Deutſchland fühlte ſich wieder menſchenvoll. — Da brachte das 17. Jahrhundert den dreißigjährigen Krieg. Er brach die Volkskraft, verminderte die Menſchenzahl um viel mehr als ein Drittel, zerſtörte Handel, Induſtrie, Wohlſtand faſt des ganzen Binnenlandes. Faſt 200 Jahre rang und mühte ſich das arme und muthloſe Volk, dieſe Verluſte an Menſchenkraft und Capital wieder zu erſetzen, um 200 Jahre wurden wir gegen Engländer, Holländer, Franzoſen in unſerem Wohlſtand zurückgeworfen. Eben war in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unter dem Bürgerthum wieder Induſtrie, Unternehmungsluſt, ein fröhliches Aufſtreben erkennbar, ſo tilgten die Kriege Napoleons das junge Gedeihen. In dieſer ganzen Zeit ſtockte die Auswanderung, nur die Seeſtädte der Nordſee bewahrten die Wanderluſt und die Fahrten kleiner Handwerker gingen fort.

Doch merkwürdig, kaum waren die Schäden jener furchtbaren Zerſtörung von 1618—48 überwunden — ſo weit ſich aus ſtatiſtiſchen Vergleichen der Menſchenzahl und des Vieh- und Beſitzſtandes erkennen läßt, etwa um das Jahr 1830, zur Zeit der erſten deutſchen Eiſenbahnen — ſo begann auch ſofort die uralte Anſiedlerluſt ſich kräftig zu regen. Und jetzt, nach 40 Jahren betrachten wir ſtaunend die Ergebniſſe. Die großen Binnenſtaaten Nordamerikas, Dörfer am Kap, weite Flächen in Auſtralien, zahlreiche Colonien in Südrußland, ſind mit deutſchen Ackerbauern gefüllt, kaum ein größerer Handelshafen öffnet ſich an irgend einem gaſtlichen Geſtade der bewohnten Welt, in welchem nicht deutſche Häuſer unter den erſten ſtehen, deutſche Barkſchiffe fahren Frachtgüter von Hinterindien, in den Meeren von China und Japan, von Chili und Peru, deutſche Walfiſchfänger ſegeln auf Fang von den Sandwichinſeln wie von Bremen und Hamburg, kaum eine Stadt der Erde, welche Fremden überhaupt zugänglich wird, wo nicht deutſche Handwerker ihre Lieder ſingen, kaum eine deutſche Familie in den beſcheidenſten Verhältniſſen, die nicht Verwandte und Bekannte in mehr als einem fremden Welttheil weiß. Mit wundergleicher Schnelligkeit wächſt der Verkehr und die Bedeutung der Intereſſen, welche wir in der Fremde haben. Auch gegenüber den Culturländern Europas ſind wir es, welche den andern weit mehr von unſerer Volkskraft abgeben, als wir im friedlichen Austauſch dagegen erhalten. Wir haben vor Kurzem Veranlaſſung gehabt, um die Zahl unſerer Landsleute in Frankreich zu ſorgen. Vollends im Oſten. In Congreßpolen lebt faſt eine halbe Million Deutſcher, meiſt auf unſerer Seite der Weichſel, ein Theil der Güter längs der Grenze iſt in deutſchen Händen, ein weit größerer in Abhängigkeit von dem Capital unſerer Kaufleute zu Breslau, Poſen, Danzig. Man darf im Ganzen annehmen, daß jedes Jahr mehr als 300,000 Deutſche zur Arbeit in die Fremde ziehen, in 10 Jahren alſo 3 Millionen, in hundert Jahren 30 Millionen, von denen allerdings ein gutes Theil wieder heimkehrt. Die Heimkehrenden und die, welche in der Fremde bleiben, welche Bedeutung müſſen ſie im Lauf der Zeit für uns gewinnen!

Längſt erkannte der Kaufmann die Wichtigkeit dieſer nationalen Wanderung. Und doch iſt unſeren Landsleuten erſt ſeit der jüngſten Zeit das Gefühl vergönnt, auf die Größe und Bedeutung ihres Heimatſtaates ſtolz zu ſein. Wer fortan in die Fremde zieht, der wird in ſeinem Herzen einen ſtärkeren Schutz gegen die Einwirkung fremder Nationalitäten bewahren; und das treue Feſthalten am Vaterland wird ihm auch vortheilhaft werden, ſobald er ſein Recht in der Fremde durch die Vertreter des Reiches und die Kanonen unſerer Kriegsſchiffe kräftig gewahrt ſieht. Jetzt erſt werden die Wanderer und wir daheim den vollen Gewinn aus ihrer Thätigkeit empfangen. Vor Allem für unſere Politik unter den Großmächten der Erde.

Wir ſind durch unſere Angehörigen aufs Stärkſte betheiligt an allem friedlichen Verkehr der Völker. Wir haben nie Colonien gehabt, wir begehren kein Privilegium des Beſitzes um andere Völker auszubeuten, unſere Landsleute haben faſt ſchutzlos, auf eigene Umſicht angewieſen, uns ſtattlich und ehrenwerth gemacht unter den Fremden, bevor wir mächtig genug waren, um ihnen ein Rückhalt zu ſein. Daran denken wir treu, wir merken, daß wir ihrem mannhaften Kampf gegen übermächtigen Wettbewerb die Geſundheit und jugendliche Kraft unſeres Verkehrslebens verdanken. Wir ſind deshalb vor anderen Nationen darauf angewieſen die Freiheit des Völkerverkehrs zu vertreten, niedrige Zolltarife, offene Häfen, gerechte und gleichmäßige Behandlung der Fremden, Achtung des Privateigenthums zur See. Unſeren ſtaatlichen Agenten im Ausland wird vor Anderen die edle Pflicht obliegen, die Intereſſen ihrer Schutzbefohlenen kräftig gegen jede territoriale Engherzigkeit zu wahren, und unſere junge Marine wird mehr als die älterer Seemächte veranlaßt ſein, die dreifarbige Flagge der Deutſchen an den Küſten zu zeigen, wo man die Macht fühlen muß, um daran zu glauben.

Wir ſind dazu beſtimmt, Vertreter und Vorkämpfer jedes Fortſchritts zu ſein, durch welchen die Cultur des Menſchengeſchlechts von einem Volk zum anderen übergeleitet wird. Unſere Wiſſenſchaft hat zuerſt davon Nutzen gezogen, daß wir das größte Coloniſtenvolk der Erde ſind. Die ſcharfſinnige Erforſchung jeder Lebensäußerung fremder Völker, die neidloſe und liebevolle Würdigung aller Funde, welche jemals irgendwo gemacht wurden, dieſe ſchönſte Gabe, welche dem deutſchen Volksthum bei ſeinem Entſtehen in die Wiege gelegt wurde, ſie iſt durch unſere Wanderluſt unabläſſig geſteigert worden. Wir dürfen ohne Ueberhebung ſagen, daß wir alle Völker beſſer kennen, als ſie uns, und daß viele für uns weit mehr Werth und Bedeutung haben, als wir für ſie. Darin liegt zum großen Theil das Geheimniß unſerer Kraft und Stärke. Deshalb ſind wir auch mehr als andere Völker befähigt, die Eigenthümlichkeit und die Lebensbedürfniſſe anderer Nationen zu ehren. Wir vermögen leichter gerecht gegen ſie zu ſein. Auch deshalb wird unſere Politik eine friedliche.

Wir ſind völlig auf friedliche Entwicklung angewieſen. Wir ſenden die Schaaren unſerer jungen Männer in jedes Culturland der Erde, wir hauſen daheim als ein feſtländiſches Volk zwiſchen mächtigen Nachbarn mit mäßiger Ausdehnung unſerer Seeküſte. Es kann uns nicht einfallen, durch Heere und Flotten in der Fremde zu erobern. Aber wir ſind als Nation nicht mehr getheilt und ſchwach, wir fühlen lebhaft, daß wir unſere Ehre vor der Welt zu behaupten haben, und wir vermögen nicht mehr, Bedrückung und Ungerechtigkeit der Fremden duldend zu ertragen. Wir haben in ſieben

Jahren drei Kriege führen müſſen, um die ungerechten Uebergriffe fremder Mächte in die Intereſſen deutſchen Volksthums abzuwehren. Wir werden auch in Zukunft unſere Landsleute in der Fremde und die Intereſſen Deutſchlands gegen unleidlichen Druck, den eine fremde Macht auflegt, zu vertreten wiſſen.

Der Tod des Kaiſers Napoleon.

(Im Neuen Reich 1873, Nr. 4.)

Durch faſt fünfundzwanzig Jahre hat ſich die öffentliche Meinung Europas unausgeſetzt mit der Perſönlichkeit des Mannes beſchäftigt, welcher jetzt unerwartet aus dem Leben geſchieden iſt. Kein Anderer hat während dieſer Zeit größeren Einfluß auf die politiſchen Geſchicke der Erde ausgeübt, und doch merken wir Deutſchen jetzt, wo wir ſein Leben im Zuſammenhang überſehen möchten, daß uns gar nicht leicht wird, die Verſchlingung der Fäden zu erkennen, durch welche ihm ſein Schickſal bereitet wurde. Zum Theil kommt dies daher, weil die Miſchung von Böſe und Gut, von Vorzügen und Schwächen in romaniſchen Naturen für uns Deutſche immer ſchwerer verſtändlich iſt, als die der eigenen Volksgenoſſen oder ſelbſt der Slaven. Dann aber iſt das innere Leben dieſes Mannes während längerer Zeit verhältnißmäßig wenig bekannt und die Glaubwürdigkeit vieler überlieferten Anekdoten nicht zweifellos. Auch die folgenden Zeilen wollen nur an Bekanntes erinnern.

Bei jedem Leben, welches abgeſchloſſen vor uns liegt, prüfen wir zuerſt die beſchränkenden Verhältniſſe, unter deren Herrſchaft es ſich geſtaltete, demnächſt, wie weit das Tüchtige, Vernünftige, Gute, das die Zeit von dem Manne fordert, zu Tage kommt in dem unabläſſigen Kampf zwiſchen freier Selbſtbeſtimmung und zwiſchen dem Zwange, den die eigene Vergangenheit auf Jeden legt. Bei ſolcher Betrachtung findet ſich wohl in jedem kräftigen Leben ein Höhenpunkt, wo der Mann ſiegreich gegen die Beſchränktheit der eigenen Vorbildung das Gute, welches ſeine Zeit von ihm begehrt, durchzuſetzen weiß. Und es iſt kein Zufall, daß auf ſolchen Höhenpunkt ſehr häufig ein ſtarker Rückſchlag folgt, in welchem falſche Schritte, übermüthiges Wagen oder auch der übermächtig werdende Zwang des früheren Lebens die Kraft mindern, den klaren Blick trüben, dem Manne ſein Verhängniß bereiten.

Unendlich verſchieden ſind dieſe ſtörenden Motive, ſehr verſchieden auch die Gewalt ihrer Nachwirkung; aber ſie laſſen ſich faſt in jedem Leben, welches bis in das höhere Alter reicht, erkennen! Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß dieſe Zeit der Prüfung oder des Rückfalls häufig zwiſchen dem 50. und 55. Lebensjahre liegt.

Die Ehe, durch welche Louis Napoleon ſeinen Namen und ſeine Anſprüche erhielt, wurde nur unter dem harten Befehl ſeines Oheims äußerlich zuſammengehalten, Unwahrheit und falſcher Schein umgaben ſchon ſeine Wiege. Die großen Eindrücke ſeiner erſten Knabenjahre waren die vierjährigen Kämpfe Europas, durch welche die Dynaſtien ſeines Hauſes geſtürzt wurden. Der Knabe Louis wurde aus Frankreich verbannt, als ein Heimatloſer war er in Baiern und der Schweiz längere Zeit von deutſcher Art beeinflußt. Als er heranwuchs, verfiel er den blaſirten und verdorbenen Kreiſen der Emigrirten, welche abenteuernd und genußſüchtig in der Fremde umhertrieben, oft im Kampf nicht nur gegen die beſtehende Staatsgewalt, auch gegen Sitte und Recht ihrer Zeit. Von ſeiner Mutter, der glänzendſten Frau der Napoleoniden, ging auf ihn eine Zartheit der Empfindung in allen perſönlichen Verhältniſſen über, das Bedürfniß und das Geſchick Menſchen an ſich zu feſſeln. Er war erzogen mit den Anſprüchen eines kaiſerlichen Prinzen, in ſcharfem Gegenſatz und in Mißachtung der beſtehenden Staatsordnung, kein Wunder, daß er ein Mitglied der revolutionsluſtigen Geſellſchaften wurde, welche damals von ihrem Hauptſitz Italien ihre Fäden nach Frankreich, Polen, Rußland zogen. Er ſchwor als Carbonaro ſeinen Bluteid, betheiligte ſich 1831 an dem italieniſchen Aufſtand, wurde mit Mühe den Kugeln der Oeſtreicher entzogen, und nur durch die Erfolge der Ruſſen verhindert, ſich gleich darauf an die Spitze der polniſchen Revolution zu ſtellen.

Aus dieſer wüſten Verſchwörerwirthſchaft, deren Gebahren ſeinem fein beanlagten Geiſt wahrſcheinlich bald unbequem war, hob ihn 1832 der Tod des Herzogs von Reichſtadt heraus. Seitdem wurde er Erbe der napoleoniſchen Anſprüche auf Frankreich, er gewann ein hohes Ziel für ſein Leben und trat in Verbindung mit franzöſiſchen Unzufriedenen. Freilich wurde dieſe Führerſchaft für ſeinen Ruf zunächſt kein Vortheil. Die kindiſchen Schilderhebungen von Straßburg und Boulogne, welche er und ſeine Umgebung mit der früheren Verſchwörergewohnheit in Scene ſetzten, brachten ihm Gefängniß und ruheloſe Jahre eines Abenteurerlebens in Amerika und England. Dennoch haben dieſe Verſuche ihn perſönlich gefördert. In den Jahren gezwungener Muße arbeitete er ernſthaft an ſeiner Bildung: in Amerika und England erhielt er Einſicht in mächtige Staats- und Culturverhältniſſe, ſogar der Fluch des Lächerlichen, dem er damals unterlag, wurde ihm ſpäter vortheilhaft, denn er gab ihm den Schein der Ungefährlichkeit.

Als ihm 1848 die Revolution Frankreich öffnete, flog er wie ein Raubvogel herzu. Noch einmal wurde er weggeſcheucht. Als er aber wenige Monate darauf nach Paris zurückkehrte, ward er Herr der Geſchicke Frankreichs, um dieſe Stellung durch zweiundzwanzig Jahr zu behaupten; für dieſen Zeitraum machte er ſich zum erſten Politiker, Frankreich zum beſtimmenden Staat Europas.

Ein zwanzigjähriger Verkehr mit Verſchwörern hatte ihn zu einem ſehr hinterhaltigen Manne geformt. Er hat niemals mit einem großen Vorrath von politiſchen Ideen gearbeitet;

die aber, welche ihm einmal in der Seele aufgegangen waren, hat er eiſenfeſt gehalten. Er ſteckte ſie zurück, wenn er ſtarke Hinderniſſe fand, aber er kam immer wieder darauf hin. Und die herrſchende dieſer Ideen war, daß er Erbe Napoleons I und Beherrſcher Frankreichs werden müſſe, und zwar auf demſelben Wege, auf dem ſein Vorfahr Erfolge gehabt; auch er mußte Herr der Revolution werden, indem er die revolutionären Kräfte ſich dienſtbar machte, und er mußte Oberhaupt der Republik werden, um dieſe zu beſeitigen. Er gewann, obgleich er kein Soldat war, zuerſt das Heer, dann die arbeitenden Klaſſen, endlich das Vertrauen der Ruhe liebenden Bürger, und ſetzte ohne den Kriegsruhm ſeines Ohms in vier Jahren durch, daß der Kaiſermantel um ſeine Schultern gelegt wurde. Die Form der allgemeinen Abſtimmung, welche er wieder einführte, vermochte Niemanden über die ungeheure Selbſtſucht zu täuſchen, mit welcher er ſich außerhalb der Parteien feſtſetzte, weil er in dem unſichern und energieloſen Staatsweſen faſt der einzige Mann war, welcher genau wußte, was er wollte. Aber die Franzoſen wollten ſich täuſchen laſſen und billigten an der Stimmurne den großen Betrug.

Er hatte ſich eingedrängt, und er blieb trotz allem ein Fremder mit der ſchweren Aufgabe, ſeine Anmaßung unabläſſig zu rechtfertigen. Er war weniger Franzoſe als Napoleon I, der doch ſeine lange militäriſche Laufbahn im franzöſiſchen Heere gemacht hatte, er war nach der Art ſeiner Großmutter ein Creole, dazu ein wenig Corſe, ein wenig Holländer; über allem ein Heimatloſer, der mit unheimlicher Schärfe die Schwächen und herrſchenden Neigungen der Franzoſen beobachtete, und immerfort in ſeinem geheimen Cabinet auf das Hämmern der Drähte horchte, welche ihm die politiſchen Tagesſtimmungen aus dem Lande zutrugen.

Er war ein hinterhaltiger und doch kein unzuverläſſiger Mann. Oft ſo ſchweigſam, daß er auch ſeine Vertrauten peinigte, machte er da, wo er ſich ausſprach, im Privatverkehr den Eindruck der Wahrhaftigkeit, auch in den Geſchäften galt er für zuverläſſig und treu ſeinem Worte. Das war wahrſcheinlich nicht bloß Klugheit, er war auch ſeiner Anlage nach eine vornehme Natur. Dieſe Zuverläſſigkeit wurde ihm darum leichter, weil die Ideen und Zielpunkte ſeiner Politik im Ganzen ſehr einfach und dauerhaft waren. Denn die Falſchheit des Politikers iſt nur in ſeltenen Fällen Verlogenheit, ſie wird vorzugsweiſe an ſolchen Staatsmännern auffällig, welche in der Lage ſind, ihre Ziele und Mittel oft wechſeln zu müſſen. Unter den leitenden Ideen des Kaiſers ſtanden in der auswärtigen Politik einige Sätze bis in die Jahre ſeines Verfalls ſehr feſt. Er wollte die Fehler vermeiden, welche ſeinen Oheim geſtürzt hatten, darum Frieden und gutes Einvernehmen mit England halten und mit Deutſchland. Er hütete ſich ängſtlich Nationalitäten gegen ſich zu empören und da feindlich entgegenzutreten, wo Völker von unfertigem Staatsweſen nach einheitlicher Zuſammenfaſſung rangen. Im Innern aber hielt er für ſeine Aufgabe, durch Vergrößerung des äußeren Wohlſtandes und durch ſtrenge Polizei das Gefühl der Sicherheit und des Behagens zu geben, den Bauern höhere Landescultur, den arbeitenden Klaſſen huldvolle Fürſorge für ihr Wohl, den Bürgern reiche Entwickelung der aufſtrebenden Kräfte, den Genießenden üppige Entfaltung des Luxus, den Pariſern das ſtolze Bewußtſein, die ſchönſte und luſtigſte Hauptſtadt der Welt zu haben. Er wußte, daß er den Franzoſen nicht nur unabläſſig wohlthun, auch ihrer Ruhmſucht Befriedigung gewähren mußte. Er ſelbſt war kein Krieger und hatte große Urſache, einen ſiegreichen General zu fürchten. Und doch durfte er den Ueberlieferungen des alten Kaiſerthums: Ausbreitung der franzöſiſchen Herrſchaft nicht untreu werden. Darum wurde ſein Beſtreben, mit möglichſt geringer Gefahr und ſicheren Bündniſſen die Grenzen gegen ſchwächere Nachbarn hinauszuſchieben.

Er fand die Geiſter und Gewiſſen der Franzoſen unter der Herrſchaft zweier wühlenden Mächte, welche, obgleich mit einander verfeindet, beide den Grundſätzen ſeiner Herrſchaft feindlich waren, unter der Pariſer Preſſe und der katholiſchen Geiſtlichkeit. Die Preſſe, wie ſie war, parteiſüchtig, ſtürmiſch, maßlos und arm an Gewiſſen, vermochte er nicht zu gewinnen, ja er vermochte neben ihrer ungezügelten Thätigkeit gar nicht zu dauern, die Geiſtlichkeit ſtand feindſelig gegen das Princip ſeines Hauſes, verbündet mit ſeinen Feinden, ebenfalls in unverſöhnlichem Gegenſatz zu einer feſten nationalen Staatsgewalt.

Die Aufgabe ſeiner Regierung wurde es, einen ſtillen unabläſſigen Kampf gegen Beide zu führen, bald dem Einen, bald dem Anderen nachzugeben oder entgegenzutreten. Als er zuletzt die Kraft verlor, die Preſſe zu zwingen und der herrſchluſtigen Bundesgenoſſenſchaft der Prieſter zu widerſtehen, da verging er.

Wer die zweiundzwanzig Jahre ſeiner Regierung jetzt unbefangen überblickt, der erkennt leicht, wie er die erſten zehn Jahre der Kaiſerherrſchaft ſich ſiegreich über allen Gegnern ausbreitet, durch das engliſche Bündniß und den Krimkrieg, der wenigſtens für ihn ſelbſt vortheilhaft war, durch den öſtreichiſchen Krieg und die Befreiung Italiens, noch mehr durch eine Reihe großartiger Reformen im Innern, durch das Freihandelsſyſtem, Erhebung der Landbauer, durch große Landesculturen, den Ausbau von Städten, Landſtraßen und Canälen. Für Frankreichs materielles Wohl — im beſten Sinne des Wortes — iſt er in Wahrheit ein Auguſtus geweſen, denn er hat dem Erwerb und der Production ein Gedeihen geſchaffen, wie es Frankreich vorher nie gekannt hat. Er gab ſich redlich Mühe, den Kreis ſeiner Anhänger durch Heranziehen der anſtändigen Leute zu vergrößern und ſich ſelbſt vor Europa als gerecht, mild, weiſe zu bewähren. Es gelang ihm, das Mißtrauen der alten Herrſcherhäuſer in hohem Maße zu überwinden, nicht nur ſeinen Franzoſen, der geſammten gebildeten Welt gründlich zu imponiren. Auch er ſelbſt war Haupt einer Dynaſtie geworden, er hatte für ein Kind zu ſorgen, das er zärtlich liebte. Frankreich blühte auf, das Heer war durch ſiegreiche Feldzüge und glänzende Erfolge an ihn gebunden, er hatte durch Vervollkommnung der Feuerwaffen und Einführung der Panzerſchiffe die Kriegsmacht Frankreichs, wie man annahm, zu der ſtärkſten der Welt gemacht, zweifellos galt er für den erſten Mann der Zeit, gefürchtet, gehaßt, bewundert.

Da faßte ihn etwa um das Jahr 1862 das Verhängniß. Wir erkennen Schritt für Schritt ſein Sinken, aber wir vermögen nicht genau nachzuweiſen, mit welcher That oder welchem Leiden in ſeinem inneren Leben der Verderb beginnt. Denn in der Regel wird ſolches Herabſteigen eines Mannes durch ein beſtimmtes Unrecht bezeichnet, das er ſelbſt begeht und das zerſtörend in ſeinem Geiſt und Leibe fortwirkt. War es eine durch ſeine alten leichtfertigen Gewohnheiten hervorgerufene Zerrüttung der Ehe, welche der ſpaniſchen Gemahlin größeren politiſchen Einfluß gab? war es nur die Abnahme ſeiner Körper- und Geiſteskraft? War es die Verderbniß in ſeiner Umgebung, gegen welche ihn ſein Mangel an ſittlicher Kraft wehrlos machte? — Sichtbar aber wird ſein Verfall ſeit der Zeit, wo er das Leben Cäſars ſchreibt, während die Kaiſerin mit der unglücklichen Tochter des Königs Leopold den mexikaniſchen Kriegszug erſinnt, ſeit der Zeit, wo Fürſt Bismarck Miniſter des Königs von Preußen wird. Von da ab verliert Kaiſer Napoleon das Vertrauen zu ſich ſelbſt und den Glauben an ſeinen hohen Beruf mit reißender Schnelligkeit. Der Mißerfolg ſeines Cäſar, für ſein inneres Leben weit wichtiger, als die Zeitgenoſſen glaubten, die furchtbare Kataſtrophe von Mexiko, die Schlacht von Königgrätz und die darauf folgende Conferenz ſeiner Generäle, in welcher er mit Schrecken inne wird, daß die militäriſche Macht Frankreichs nicht genügt, um die Anſprüche ſeiner Stellung zu behaupten, das alles ſind weſentliche Momente ſeines innern Verfalls. Noch einmal rafft er ſich auf. Das Chaſſepotgewehr und die Induſtrieausſtellung ſollen ihn nach außen und im Innern ſchützen. Vergebens müht er ſich auf Schleichwegen Luxemburg zu gewinnen und taſtet nach einer Bundesgenoſſenſchaft gegen Preußen; der Gegner, den er ſich in Nikolsburg geſchaffen hat, iſt ſchlauer und ſtärker als er. Dieſe Erkenntniß mehrt ſeine Unſicherheit, das Geſchrei der franzöſiſchen Preſſe befängt ihn, ſeine Gemahlin, welche unter die Herrſchaft der Jeſuiten gekommen iſt, verleitet ihn bei der römiſchen Kirche Anlehnung zu ſuchen. Mit den Pariſer Journaliſten wäre er vielleicht noch fertig geworden; daß auch die geheimen Führer des Klerus den Krieg mit dem proteſtantiſchen Preußen wollten, machte ihn zum Opfer einer unſeligen Geheimregierung, welche bisher noch jede Dynaſtie und jeden Staatsmann verdorben hat, der ſich ihr überlieferte. Als er im Sommer 1870 ſich in einen großen Krieg drängen ließ, der völlig gegen die Grundſätze ſeiner guten Zeit war, da arbeitete er faſt nur noch als Werkzeug ſeiner Umgebung. Widerſtrebend und unter finſteren Ahnungen trat er in den Kampf, das lehren ſein Kriegsaufruf, die Telegramme vom Heere, ſein Verhalten in den Tagen von Sedan, die Schriftſtücke, die er ſeitdem veröffentlicht hat.

Als ein Abenteurer war er heraufgekommen, mit fürchterlicher Selbſtſucht und frevelhafter Willkür hatte er das Geſchick einer Nation an das ſeine gebunden; viele große Eigenſchaften und manche hohe Tugend eines Regenten hatte er während ſeiner Herrſchaft bewährt, und zuletzt fügte eine rächende Vergeltung, daß er nach zweiundzwanzig Jahren eines höchſt umſichtigen, oft weiſen Regimentes zu einer Kriegserklärung verleitet wurde, die ſich faſt ebenſo übereilt und abenteuerlich erwies, als ſeine Aufſtandsverſuche von Straßburg und Boulogne. Dennoch fühlen wir alle, daß auch in ſeinem Leben ein langes und nicht immer ſiegloſes Ringen war, die Beſchränktheit und das Unrecht ſeines Urſprungs zu überwinden und die Verſöhnung zu finden mit der ewigen Vernunft, die ſich in der Geſchichte der Völker unabläſſig offenbart.

Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegesſäule.

Zum 2. September.

(Im Neuen Reich 1873, Nr. 36.)

Unter den Männern jedes Alters, welche beim Siegesfeſt auf dem Königsplatz zu Berlin verſammelt ſtehen, rühmen wir heut diejenigen, welche etwa ſechzig und mehr Jahre des eigenen Lebens zu überſchauen vermögen. Denn ſie haben den größten Antheil an der Freude und Ehre dieſes Tages. Ihre eigenen Erinnerungen umfaſſen einen ſo bedeutſamen Zeitraum des nationalen Wachsthums, wie ſie nur ſelten ein Menſchenalter erlebt, ſie haben in ihrem Beruf nach dem Maße ihrer Kraft mitgearbeitet, um ihr Volk aus ziemlicher Enge und Dürftigkeit in anſehnlichen Wohlſtand, hochgeſteigerte Production und reichen Genuß heraufzuheben; ſie haben das Wachsthum ihres Staates von verhältnißmäßig geringer Bedeutung zu ſtolzer Großmacht erlebt und ſelbſt gefördert, ſie haben die politiſchen Ideen, auf denen das neue Staatsleben, die Geſetzgebung, das öffentliche und private Recht beruhen, von den erſten Anfängen bis zu ihrer Verwirklichung im Reiche durchgekämpft, ſie haben auch in Wiſſenſchaft und Kunſt die gewaltigſten Wandlungen beobachtet und den Gewinn davon genoſſen, ein völlig neues Verſtändniß vergangener Zeiten und Bildungsſtufen, eine ganz neue Einſicht in das Leben der Natur, eine faſt überwältigende Fülle von ſchönen Formen und Vorbildern, eine unerhörte Vervielfältigung der Bildungsmittel.

Der Preuße, welcher als Mann von ſechzig Jahren vor der neuen Siegesſäule ſteht, lag in der Wiege, während die Kunde von harten Schlachten und theuer errungenen Siegen über die Franzoſen durch das Land flog. Kämpfte damals ſein Vater nicht ſelbſt im Felde, ſo war er daheim beſchäftigt die ſchweren Forderungen zu erfüllen, welche der Krieg an das verarmte kleine Volk machte. Die erſten ſtarken Eindrücke, welche die junge Kinderſeele aus der Welt erhielt, waren Erzählungen von dem böſen Napoleon, von Koſaken und Baſchkiren, von der Erhebung des Volkes und vom Marſchall Blücher, vom König und von der Königin Luiſe. Im knappen Haushalt, aber in der Wärme eines guten Familienlebens wuchs der Knabe herauf; daß man ſich einſchränken müſſe, war die kluge Lehre, welche er wahrſcheinlich am häufigſten hörte; aus den alten Röcken des Vaters verfertigte die Mutter oder ein demüthiger Schneider die Jacken des Kindes, vor dem Meſſingleuchter mit der Putzſcheere las der Kleine die erſten Geſchichten. Ging der Knabe an der Hand des Vaters in den Gaſſen der Landſtadt, ſo hörte er wahrſcheinlich oft bittere Klagen, daß die alten blühenden Handwerke der Weber und Würker auch nach dem Frieden immer noch zurückgingen, obwohl auf ihnen zumeiſt das Gedeihen der Städter beruhte, denn Maſchinen und Fabriken gab es im ganzen Kreiſe nicht, außer den Mühlen und kleinen Brennereien; die Steinkohlen kannte der Knabe nur als ein Foſſil in ſeiner Steinſammlung. Wenn er in das offene Land kam, wurden in jedem Kreiſe Landgüter gezeigt, welche verfallen dalagen, weil die Eigenthümer ſich darauf nicht behaupten konnten. Kunſtſtraßen gab es noch wenige, die Poſt kam keineswegs an jedem Wochentage; im Winter, wo die Landwege durch Schneewehen und Schlamm geſperrt wurden, blieb ſie zuweilen ganz aus und der Knabe lief vergebens zum Poſtmeiſter, um für den Vater Briefe zu erbitten und kleine Zeitungsblätter, auf denen gedruckt ſtand, was der Polizei angenehm war. Eine Buchhandlung war auch in wohlhabender Kreisſtadt durchaus nicht immer zu finden, der Buchbinder verſchrieb die wenigen Bücher, welche in der Landſchaft begehrt wurden. Wer aber eine Reiſe machen wollte bis hinter die Schlagbäume der Landesgrenze, der verſah ſich mit einem Paß und einem gefüllten Eßkober und erkundigte ſich ſorgfältig, ob er auf dem Wege Leute aus ſeiner Gegend finden werde, an die er ſich halten könne. Der Knabe war zum Jüngling erwachſen, als er die erſte Dampfmaſchine anſtaunte, als er vernahm, daß ein Zollverein gegründet ſei, als er auf der erſten Eiſenbahn fuhr und als im Jahre 1830 eine politiſche Erregung wie ein Erdbeben durch die Seelen rollte. Erſt ſeit dieſer Zeit lernte er ſeinen Staat mit andern vergleichen.

Wahrlich, wenn ein Solcher jetzt im Feſtgewühl die Sammlung findet, den Glanz der Gegenwart den Eindrücken ſeiner Jugendzeit gegenüber zu ſtellen, ſo darf er eine beſeligende Freude fühlen, fromme Ehrfurcht vor dem ſegensreichen Walten der göttlichen Vernunft und zugleich eine innere Erhebung, wie ſie ſonſt dem Menſchen nur durch die edelſten Werke der ſchönen Kunſt bereitet wird. Denn wie ein vollendetes Kunſtwerk der Gottheit empfindet er, was während ſeiner Zeit geworden iſt; eine lange Kette von Urſachen und Wirkungen überſieht er, Anfang, Wachsthum und Hemmniſſe, zuletzt einem Wunder gleich die Vollendung; und in dies einheitliche Ganze ſieht er ſein eigenes Leben vom erſten Anfang bis jetzt hineingeflochten. Kaiſer und Reich, die in dem Jahre ſeiner Geburt wie ein poetiſches Traumbild in den Seelen der Deutſchen aufgingen, ſie ſind leibhaftig geworden: die Gefahren, welche ſeinen Staat ſeit den Freiheitskriegen bedrohten, die herriſchen Anſprüche Oeſtreichs, der übermächtige Einfluß Rußlands, ſie ſind gebändigt, die Völker, welche noch 1813 durch dynaſtiſche Intereſſen gezwungen wurden auf den Schlachtfeldern gegen einander zu kämpfen, leben in einer großen Einheit verbunden, die deutſche Nationalität, welche in ſeiner Jugend gleich einem Aſchenbrödel von allen Fremden mißachtet wurde, wird als der ſtolze Beſitz eines Herrenvolks von Freund und Feind mit Achtung und Scheu betrachtet. Er gedenkt einer neuen Reihe von glänzenden Siegen, er ſieht die Geſtalten großer Feldherren und Staatsmänner, welche das kriegeriſche Königsgeſchlecht der Hohenzollern im Ringe umſtehen; einer Heldenarbeit ſeines Volkes gedenkt er, welche mit nicht geringerer Kraft und mit völligerem Erfolge geleiſtet wurde, als jene aus dem Jahre ſeiner Geburt. Und wenn er auf die Hauptſtadt blickt, die er am Feſttage betrat, ſo überſchaut er eine faſt unabſehbare Zahl von Häuſern und Paläſten, welche da erſtanden ſind, wo ſonſt ſandige Felder ſich breiteten, überall ſieht er Schienenſtränge und einen Wald von Dampfſchornſteinen; auf den Straßen, die in ſeiner Jugend für menſchenleer und übermäßig breit galten, beobachtet er ein emſiges Gewühl, in den Schaufenſtern eine Ausſtellung zahlloſer Erfindungen, die in ſeiner Kindheit gar nicht, oder nur für wenige der Reichſten vorhanden waren. Wenn er ſich dann am Abend nach deutſchem Brauch mit alten Freunden zum heitern Mahl niederſetzt, ſo iſt es nur ein Zufall, wenn die Speiſekarte ihm nicht die Genüſſe aus vielen fremden Ländern und Meeren bietet, Conſerven aus Californien und New-York, Gemüſe aus Afrika, edle Weine von den entfernteſten Geländen, an denen die Rebe gedeiht. Jeder Blick belehrt ihn, daß die Verbindung ſeines Volkes mit fremden Nationen und der Antheil derſelben an der Weltcultur ein unvergleichlich größerer geworden iſt als in ſeiner Jugend, wo die Waaren, welche das Seehandlungsſchiff Mentor von ſeiner Reiſe um die Welt heimbrachte, als ſeltſame Neuigkeiten in den Provinzen angeſtaunt wurden. Auf großem Zeitungsblatt fällt die Beſchreibung des Feſtes, das er vor wenigen Stunden erlebt, in ſeine Hand; die Nachricht von ſeiner Feſtſtimmung fliegt an dem Draht mit blitzähnlicher Schnelligkeit hunderte von Meilen in ſeine Heimat. Und wenn er auf dem Dampfwagen in ſeine Provinz zurückkehrt, nimmt er ein Bild des

Denkmals für ſeine Lieben mit, nicht von Menſchenhand, ſondern von der Sonne ſelbſt gemalt. Sehr groß erſcheint ihm, wenn er das Einzelne überdenkt, der Gegenſatz zwiſchen Einſt und Jetzt, und doch iſt ihm die Gegenwart nur Fortſchritt und Erfüllung deſſen, was vor ſechzig Jahren begann, und die Gedanken darüber vermögen ihm und vielen Tauſenden den edelſten Feſtgenuß zu geben. Nicht Alles iſt beſſer geworden, jede Steigerung der nationalen Kraft bereitet neue Gefahren, es iſt dafür geſorgt, daß wir auch in Zukunft uns nicht ſicherer Ruhe und thatenloſem Genuß hingeben; dennoch ſoll gerade der ältere Deutſche in dieſen Tagen ohne trübe Nebengedanken die Größe des Gewinnes empfinden, denn die Arbeit ſeines ganzen eigenen Lebens hat dazu geholfen, war er auch nur Einer unter vielen Hunderttauſenden.

Aber mitten in dem freudigen Genuß der Gegenwart dürfen die Aelteren dem jüngern Geſchlecht auch ſagen, daß das enge, ſtille, anſpruchsloſe Leben der Preußen, wie es nach den Freiheitskriegen ſich formte, nicht in jeder Richtung kleiner war, als das Leben der Gegenwart. Ja die Aelteren dürfen von ihrer Jugend rühmen, daß einige patriotiſche Gedanken und Familiengefühle, welche wir in dem werdenden Geſchlecht recht lebendig wünſchen, in jener Zeit nach den Freiheitskriegen beſonders ſtark und warm wirkten. Es iſt wahr, der ſichere Stolz auf nationale Größe, welcher das heranwachſende Geſchlecht feſtigen kann, fehlte damals; an ſeiner Stelle aber war das Bedürfniß darnach und in vielen Seelen heiße Sehnſucht vorhanden und daneben eine warme, faſt kindliche Treue gegen das heimiſche Staatsweſen und das Königthum, dem man ſich angehörig fühlte, wie ein Hausgenoſſe dem Hausvater. Jene Sehnſucht nach nationaler Größe hat in Tauſenden als treibende Kraft gewirkt, die loyale Hingabe an das preußiſche Königthum aber war der Regulator jener treibenden Kraft und die dauerhafte Verbindung dieſer beiden Gefühle hat Preußen heraufgebracht.

Es iſt ferner wahr, der alte Staat der Hohenzollern drückte in Vielem härter auf die Einzelnen. Wo der Wirkungskreis des Privatrechts aufhörte, war oft Willkür der Behörden, engherzige Bevormundung, nicht ganz ſelten völlige Rechtloſigkeit des Unterthans zu beklagen. Die Menſchen mußten mehr ertragen und ſich mehr fügen und in manchem ehrenwerthen Mann aus jener Zeit erkennt man noch die Spuren der alten Unfreiheit; daneben aber auch ein Pflichtgefühl und eine Opferwilligkeit für das gemeine Wohl, welche das eigene Leben als etwas Beiläufiges erſcheinen ließ, worin zu entſagen ſelbſtverſtändlich war. Auch in dem ſtillen Familienleben jener Zeit und in dem engen Nebeneinanderſein gedieh ganz gewöhnlich eine zarte Innigkeit der Empfindung, die vielleicht manchmal zur Empfindſamkeit wurde, die aber doch ihr warmes Licht unvergänglich in den Seelen zurückließ. Damit verbunden war eine ſorgliche Rückſichtnahme auf das Wohl und Behagen der Andern, ein feines Verſtändniß für Charaktere und Eigenart der Bekannten. Auch in den kleinen Kreiſen des Volkes war dieſe menſchliche Geſinnung in Behandlung der Umgebung heimiſch, eine ſchöne Höflichkeit des Herzens, gutes Zutrauen zu Andern, eine unbefangene Hingabe und Treuherzigkeit. Dieſe Tugenden waren keineswegs die Frucht einer reichen Bildung. Denn um die Wiege des Preußen vom Jahre 1813 ſtanden die ſchönen Künſte ſchwerlich, die Bildungsmittel, durch welche das Kind gezogen wurde, waren vielmehr ſehr einfach. Der Vater war durch Lafontaine, Iffland und Kotzebue gerührt worden, der Sohn lernte unſere großen Dichter wahrſcheinlich erſt als Jüngling kennen und erhielt erſt auf ſeinen Reiſen große Eindrücke von ſchöner Kunſt. Und nicht jedem Gebildeten jener Zeit iſt der Sinn dafür geweckt worden. Die Ausbildung der älteren Preußen beruht vielmehr in der Hauptſache darauf, daß ſie im Hauſe und durch ihren Staat dazu erzogen wurden, im Großen und Kleinen viel für Andere zu leben.

Andere Aufgaben und in Vielem eine reichere Ausſtattung erhält das junge Geſchlecht, welches unter dem Banner des Deutſchen Reiches heranwächſt, ihm wird leicht werden, Unvollkommenes und Beſchränktes in den Charakteren und der Bildung der nächſten Vorfahren zu verſtehen. Ihnen aber ſoll die Siegesſäule als Mahnung ſtehen, daß ſie ſich in der größeren Freiheit, Sicherheit und Reichlichkeit ihres Daſeins auch die gleiche Opferwilligkeit für den Staat und die Hingabe an die hohen Aufgaben der Menſchheit bewahren, durch welche ihre Väter ſo Großes erreichten.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Sechzehnter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: 1
Nr.: [illegible]~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Aufſätze

zur

Geſchichte, Literatur und Kunſt.

Inhalt.

Aufſätze zur Geſchichte, Literatur und Kunſt.

I. Lebensſchilderungen.

Seite
Wenzel Meſſenhauſer . . . . (1848) 3
Jacob Kaufmann . . . . (1871) 9
Otto Ludwig . . . . (1866) 20
Chriſtian Friedrich Baron von Stockmar . . . . (1863) 66
Ernſt Baron von Stockmar . . . . (1887) 89
Moriz Haupt . . . . (1874) 99
Wolf Graf Baudiſſin . . . . (1880) 111

II. Zur Literatur und Kunſt.

Karl von Holtei . . . . (1850. 1853) 157
Adelbert von Chamiſſo . . . . (1852) 167
Robert Reinick . . . . (1852) 179
Wilibald Alexis . . . . (1854) 185
Ein Weihnachtsgruß für Wilibald Alexis . . . . (1871) 197
Dörchläuchting von Fritz Reuter . . . . (1866) 201
Ein Nachruf für Fritz Reuter . . . . (1874) 205
Neue epiſche Dichtungen auf dem deutſchen Büchermarkt (1856) 210
Für junge Novellendichter . . . . (1872) 217
Zwei deutſche Naturdichter . . . . (1866) 224
Ein Dank für Charles Dickens . . . . (1870) 239

III. Theater.

Zwei Sängerinnen . . . . (1849) 247
Agneſe Schebeſt . . . . (1856) 251
Rachel und das Spiel des Théatre français . . (1850) 256
Ehre und Geld, Schauſpiel von F. Ponſard . . . (1853) 265

Seite
Der Fechter von Ravenna, Trauerſpiel von Halm . (1855) 274
Sophonisbe, Tragödie von Emanuel Geibel . . . (1869) 285
Wullenwewer, Trauerſpiel von Heinrich Kruſe . . (1871) 296
Emil Devrient . . . . (1872) 304
Bogumil Dawiſon . . . . (1855) 308
Fürſt und Künſtler . . . . (1866) 316
Der Streit über das Judenthum in der Muſik . . (1869) 321
Franz Grillparzer . . . . (1872) 326
Das neue Stadttheater in Leipzig . . . . . . (1868) 331
Die Theaterbrände . . . . (1871) 348
Eduard Devrient als Theaterdirector . . . . . (1870) 354
Baudiſſin und die Shakeſpeare-Geſellſchaft . . . (1880) 364

IV. Geſchichtliches.

Granius Licinianus . . . . (1858) 373
Der falſche Uranios . . . . (1856) 379
Die Handſchriften von Arborea . . . . (1870) 385
Das älteſte Denkmal in Buchſtabenſchrift . . . . . (1870) 390
Sportbericht eines römiſchen Jockey . . . . . . (1869) 398
Deutſche Anſiedler im ſchleſiſchen Grenzwald . . . (1871) 419
Schwimmkunſt in alter Zeit . . . . (1866) 463
Theologiſche Disputirer im Volke . . . . . . (1864) 471

I.

Lebensſchilderungen.

Wenzel Meſſenhauſer.

(Grenzboten 1848, Nr. 51, 52.)

Harte Urtheile und unnütze Schmähungen haben den Unſeligen, welcher in der Wiener Kataſtrophe eine Zeitungsberühmtheit geworden war, noch nach ſeinem Tode verfolgt. Er hat blutig geſühnt, was er gefehlt hatte, und dem Parteihaß iſt ihm gegenüber das Recht genommen. Wohl aber bleibt es die Pflicht guter Kameradſchaft auch das Ehrenwerthe in ſeinem Weſen nicht zu verſchweigen. Eine kurze Darſtellung ſeiner Perſönlichkeit iſt ſchon deshalb von Intereſſe, weil in dem Leben dieſes Mannes ſich Vieles von dem abſpiegelt, was der geſammten öſtreichiſchen Jugend unſrer Zeit als Segen und Fluch für ihre und des Vaterlandes Entwickelung mitgegeben iſt.

Im Januar dieſes Jahres traf ich auf der Eiſenbahn vor Dresden mit einem öſtreichiſchen Offizier zuſammen. Eine ſchlanke Geſtalt von mittler Größe, ſchwarzes Haar, langes ſcharfgeſchnittenes Geſicht und feurige Augen, vor Allem aber ein recht tüchtiger, hausbackener Wiener Dialekt, machten den Mann bemerkbar. Aus ſeinen lebhaften Fragen nach Leipziger Zuſtänden und literariſchen Genoſſen war zu merken, daß er ein ſchriftſtellernder Oeſtreicher war, der ſeine erſte Nordlandsreiſe machte, um nach damaligem Brauch in Leipzig für ſeine heimlichen Geiſteserzeugniſſe einen Verleger, für ſich ſelbſt Bekanntſchaften und den wohlthuenden Schutz der Leipziger Journaliſtik zu gewinnen, welche den öſtreichiſchen Cenſurflüchtlingen vorzugsweiſe hold zu ſein pflegte. Wir fanden im Coupé

Behagen aneinander, beſonders nachdem er die Artigkeit gehabt hatte, ſich unter den vielen Andern: Ruge, Kuranda, Laube, Kühne, auch nach mir zu erkundigen, wodurch ich Gelegenheit zu einer übermüthigen Selbſtbeſchreibung erhielt, die wenigſtens uns beide beluſtigte. Verwundert erkannte er mich in Dresden wieder, und einige Tage heitern Zuſammenſeins waren die Folgen der flüchtigen Reiſebekanntſchaft. Meſſenhauſer war damals Oberlieutnant beim Regiment Deutſchmeiſter und ſtand in Lemberg. Er war der Sohn eines öſtreichiſchen Unteroffiziers, in einer militäriſchen Erziehungsanſtalt erzogen und noch mit Leib und Seele Soldat. Er machte jeden Augenblick den Eindruck eines Menſchen, der ſich von unten herauf gearbeitet hat und ſowohl das Beſtreben als das Geſchick beſitzt, ſich die leichte Gewandtheit guter Herkunft anzueignen. Wie bei den Meiſten, welche durch eigne Kraft heraufgekommen ſind, bedurfte ſein Selbſtgefühl fortwährender Nahrung, er ſprach gern und viel von ſich, hatte ein gutes Auge für das, was ihm fehlte, und eine gute Meinung von dem, was er beſaß. Vor Allem war er der Anſicht, ihm fehle es in der deutſchen Sprache und an elegantem Stil, dagegen beſitze er als Schriftſteller viel Erfindungskraft und als Menſch viel Bravour und ein glückliches Geſchick. Uns machte er einen lebhaften Eindruck, der nicht ohne tiefes Bedauern war. Man war überzeugt, daß die ſtarke Lebenskraft, welche im Geſpräch überall hervorſprudelte, wohl fähig ſei, ihn zu Bedeutendem zu treiben und, auf einen Punkt geſammelt, auch Tüchtiges zu ſchaffen; aber man mußte trauern über den Mangel an Kenntniſſen und wiſſenſchaftlicher Bildung, welcher überall zu Tage lag und nur durch den naiven Leichtſinn ſeines ſüdlichen Naturells erträglich wurde. Wozu der Norddeutſche von kleinauf gezogen wird, zu einem nüchternen Urtheil, zur verſtändigen Betrachtung der Außenwelt, davon beſaß er ſehr wenig. Was er ergriff, verwandelte ſich durch ſeine Einbildungskraft in ſeltſame groteske Formen. Die Leiden Galiziens, Scenen des ruſſiſchen Despotismus ſchilderte er uns mit einem gewiſſen ungeheuerlichen Schwunge; man hörte ihm gern zu, denn er war dabei ganz Leben und Bewegung und überzog Alles durch die Glut ſeiner Empfindung, aber er überzeugte nicht. Und überall brach ein glühender Ehrgeiz hervor, der ihm eine Sehnſucht nach ungewöhnlichen Erlebniſſen und die Hoffnung auf ſtaunenswerthe Thaten, die er noch verrichten werde, einflößte. Man mußte ſich ſagen, daß in ſolchem Ehrgeiz, der ſo wenig durch vernünftige Ueberlegung geleitet war, etwas Unheimliches liege, aber die treuherzige launige Weiſe, mit der er wieder ſich ſelbſt auszulachen wußte, und ſelbſt der bequeme Dialekt, in dem er alle dieſe Schwärmereien herausplauderte, ließ kein Unbehagen aufkommen. Nach einigen Tagen, in welchen viel über deutſche Sprache, öſtreichiſche Dichter und die Gefährlichkeit des ruſſiſchen Kaiſers und der öſtreichiſchen Ariſtokratie verhandelt worden war, trennten wir uns, er mit der Ueberzeugung, durch ſeinen Aufenthalt in Norddeutſchland viel von den Geheimniſſen eines guten deutſchen Stils erobert zu haben, wir mit der Empfindung, daß uns hier wieder ein unreifes, durchaus unfertiges Leben menſchlich nahe gerückt ſei, bei welchem das Urtheil ſchwer wird, ob man ſich freuen oder wundern ſoll, daß man ihm gut geworden iſt.

Für Meſſenhauſer ſelbſt wurde die Reiſe nach Norddeutſchland verhängnißvoll. Der Verkehr mit „Philoſophen“ und „Literaten“ ließ ihn ſeine Offizierſtellung als eine drückende Feſſel ſeines ſtrebenden Geiſtes betrachten, als das Unglückshaar, durch welches der Teufel des Despotismus ihn am Schopf hatte. Sogleich nach der Februarrevolution in Paris ſchrieb er mir von Lemberg aus: „Ich trete jetzt entſchieden in den Dienſt des Gedankens und habe nur dafür noch einen Degen. Wohin wende ich mich? Geben Sie mir doch die Winke und Rathſchläge, die Sie geben können. Es iſt jetzt die edlere Seite der Klugheit, ſich bei einem Journal mit Macht zu betheiligen, das verſpricht eine Macht zu werden. Mein Wiſſen für den

Tag iſt Louis Blanc, den ich, wie ich glaube, auswendig weiß. Ich habe nichts von der Trockenheit der praktiſchen Köpfe, aber alles Feuer und die Kühnheit der Initiative, die eine zuſammenhängende Kenntniß der franzöſiſchen Erfahrungsſchule einflößen kann. Ich meine unter platzenden Bomben ſo ruhig ſchreiben zu können, wie weiland Carolus XII. in Stralſund. Das iſt das Programm, mit dem ich mich einem wohlwollenden Freunde in der Stille empfehlen mag.“ — Dieſe Stelle wird genügen, die arge Verworrenheit, in welcher der arme Burſch lebte, zu kennzeichnen: Louis Blanc ſein politiſches Lehrbuch und ein unbeſtimmter Drang nach Abenteuern und Gefahren ſein Thatentrieb. Was half es, wenn man ihm darauf umgehend zurückſchrieb: bleibt auf eurem Poſten, Mann, ſchließt euch an Stadion, von dem ihr ja viel haltet, es kommt auch für Oeſtreich eine neue Zeit u. ſ. w. Bereits acht Tage darauf hatte er ſeinen Dienſt quittirt und zeigte dies getreulich folgendermaßen an: „Die Colliſion mit meinen Behörden iſt eingetreten, die Lemberger Bürgerſchaft und der daſelbſt angeſeſſene Adel haben den Obriſten Bordolo und mich in den Ausſchuß gewählt, welcher ſich mit der Organiſirung der dortigen Nationalgarde beſchäftigen ſollte. Ich habe dies unbedenklich und ohne Anfrage angenommen. Dafür hat Herr Feldmarſchall-Lieutnant Baron Hammerſtein für gut befunden, mich ſogleich zum dritten Bataillon nach Wien zu überſetzen. Dort werde ich mein Entlaſſungsgeſuch ſogleich übergeben. — Robert Blum hat mir zwei Tage früher einen gedruckten Brief zugeſchickt, „die Stellung der Soldaten in Deutſchland.“ Er erwartet, daß ich ihm durch: „die Stellung der Soldaten in Oeſtreich“ antworte, und damit ich dieſe hochwichtige Frage mit aller Freiheit beſprechen könne, iſt vor Allem nothwendig, daß ich wieder Bürger werde. — Vier Jahre von jetzt ab bleibe ich ein einſiedleriſcher Logiker, der ſich vornimmt, das Publikum in vielen Bänden oder Bändchen anzureden.“ — Meſſenhauſer ging nach Wien und dort ereilte ihn ſein Schickſal. Mein Verkehr mit ihm hörte auf, nur aus den Erzählungen der Freunde und unſern Correſpondenzen aus Wien weiß ich das Uebrige. In der erſten Woche der Octoberrevolution ſpielte der arme Freund in der That den einſamen Logiker, während ſein heißer Ehrgeiz und ſeine Phantaſterei ihn ſeine Befehlshaberrolle vorausträumen ließen. Damals wenigſtens ſagte er mit Nachdruck zu einem Freunde: „Lieber in einem Dorfe der Erſte, als in Wien der Zweite.“ Endlich wurdeſt du der Erſte, und mitten in dem Unwillen über deine Narrheit habe ich doch mit Freuden gehört, daß du Befehlshabertalente bewieſen und manches Schädliche und Unwürdige verhindert haſt. Du hatteſt erreicht, was das Ziel deiner Wünſche war, eine große volle Macht mit allem aufregenden Beiwerk eines Revolutionſchauſpiels. Phantaſtiſch wie dein ganzes Weſen, war auch dein Regiment, eine furchtbare Verirrung der Einbildungskraft. Dein Tod that uns wehe, ich kann ihn nicht beklagen, was konnte dir dein Leben noch bieten? Wohl kann man nie vorausbeſtimmen, welcher Wandlungen eine Menſchenſeele fähig iſt, daß aber die deine, Obercommandant von Wien, ſich fortan ſehr unwohl gefühlt hätte, in einer Zeit, deren Aufgabe iſt, proſaiſch, nüchtern und klarverſtändig zu arbeiten, davon bin ich innig überzeugt. Du warſt ein Kind der Dämmerung, aus der Zeit, wo in Oeſtreich Licht und Nacht im Kampfe lagen. Dein Tod war wie dein Leben aus einem Guß. Es freut mich um deinetwillen, daß er ſo poetiſch und dramatiſch war. Mit friſchem Wanderſchritt im Sammtröckchen gingſt du zu deiner Füſilade, mit Energie haſt du als Offizier die Soldaten angeredet, haſt dich darauf nachläſſig an die Mauer gelehnt, die Arme übergeſchlagen und in öſtreichiſchem Commando ruhig mit Offizierston gerufen: Legt an — Feuer. Fünf Kugeln haben dich getroffen, das Stück war zu Ende.

Als Novellenſchreiber verſprach Meſſenhauſer ſehr fruchtbar zu werden. Er rühmte ſich mit naiver Freude, daß ihm das Schreiben ſo ſchnell von der Hand gehe. Erſchienen iſt von ihm: „Parket und Wildniß“ 1847; „Polengräber“ und „Ernſte Geſchichten“ unter dem Pſeudonym Wenzeslav March 1848; ich geſtehe, nicht zu wiſſen, ob ſein Hauptwerk „In Wien“, welches mehrbändig in Romanform Schilderungen des Wiener Lebens, namentlich der höheren Stände enthalten ſollte, für den Buchhandel reif geworden und gedruckt iſt. Er ſchrieb in dieſem Frühjahr daran und verſprach ſich etwas davon. Die Wiener Zeitung erzählt von fertigen Manuſcripten, welche in ſeinem Nachlaß gefunden ſind: eine Geſchichte des Alterthums in 10 Bänden (?), ein Roman „die modernen Argonauten“ in 5 Bänden und ein Drama in 5 Acten „Gold wiegt ſchwer“, außerdem Unvollendetes. Das erſte iſt wohl nichts als eine Privatarbeit zur eigenen Uebung und Belehrung; das zweite könnte unter anderem Titel das erwähnte Werk „In Wien“ ſein, von einem Drama ſeiner Feder ſprach er ſchon im Frühjahr. Die Leſer ſeiner Novellen mögen urtheilen, ob das flüchtige Porträt dieſes Blattes mit dem Eindruck ſtimmt, den die Lectüre ſeiner Bücher von dem Verfaſſer gibt.

Der gute Geiſt eines Volkes verſucht unaufhörlich ſeinem Volk große Männer zu ſchaffen. Raſtlos und emſig ſchnitzt er aus dem Menſchenſtoff ſeine Figuren, je nach dem Bedürfniß der Zeit, bald Feldherren, bald Poeten, Gelehrte oder Volksmänner. Hundertmal verunglückt ſeine Arbeit ihm unter den Händen, lange muß er ſich mühen, bis er die rechte Figur zur rechten Zeit gefunden hat, oft macht ein falſcher Schnitt aus dem Helden eine Karrikatur, aber alle Verſuche ſetzt er liebevoll unter uns und läßt ſie zuſehen, wie weit ſie kommen und was ſie ausrichten. Und wenn außer manchem Andern zumeiſt zweierlei einen großen Menſchen macht, erſtens eine ſtarke treibende Lebenskraft, welche ſich energiſch und dauerhaft in einem Wollen zu concentriren vermag, und zweitens ein Geiſt, welcher leicht und mühelos die Welt in ſich aufnimmt und verſteht; ſo hatte unſer Meſſenhauſer allerdings nicht wenig Anlage, ein großer Mann zu werden. Eine ſtarke ſchöpferiſche Lebenskraft war ihm nicht abzuſprechen, in ihr wurzelte das Selbſtgefühl, welches ihm zuraunte, er ſei zu Etwas beſtimmt; aber ſein Verſtändniß der Welt war ſehr unvollkommen, nicht nur deshalb, weil er wenig von ihr kannte und wenig gelernt hatte, ſondern noch mehr deshalb, weil ihm die Kraft fehlte, die Eindrücke von außen ruhig und vollſtändig in ſeiner Seele aufzunehmen, er verwiſchte und zerſtörte ſich alle Bilder der Dinge, bevor ihre Daguerreotypen in ihm fertig waren, durch ſeine unruhige, unmäßige und übermächtige Phantaſie, und dieſe Krankheit, ein Leiden der Frauen, welches in Deutſchland übrigens auch bei Männern ſehr häufig iſt, hat ihm ſeinen Tod zugezogen. Friede ſei mit ſeinem Gedächtniß.

Jacob Kaufmann.

(Im Neuen Reich 1871, Bd. 2, Heft 43.)

Der Name des Freundes, welcher am 9. October 1871 zu Wiesbaden einem mehrjährigen Bruſtleiden erlag, iſt den meiſten Deutſchen fremd geblieben, und doch haben ſeine Worte und ſein Urtheil durch viele Jahre in jeder größern Zeitung dazu geholfen, die Anſichten der Leſer zu richten. Durch dreißig Jahre hat er für die deutſche Tagespreſſe gearbeitet, in allen großen politiſchen Fragen hat er treu zu der Partei gehalten, deren Wünſche und Forderungen nach langen Kämpfen in dem neuen deutſchen Staat zur Wirklichkeit geworden ſind. Er war ein reich und fein gebildeter, hochſinniger, reiner, liebenswerther Menſch, in Vielem eine beſonders charakteriſtiſche Geſtalt der letzten Periode deutſcher Bildung, in welcher die öffentliche Meinung aus den Feſſeln des Cenſurſtaates herauswuchs.

Jacob Kaufmann iſt am 10. November 1814 von jüdiſchen Eltern geboren, in enger Häuslichkeit und auf dem Gymnaſium einer kleinen Provinzialſtadt Böhmens erzogen. Der ſinnige Knabe gewann die beſondere Gunſt der Lehrer und wurde die Hoffnung ſeiner Familie; bei einer Tante, welche gern las, fielen ihm Romane von Walter Scott und kurz darauf eine Ueberſetzung Shakeſpeare's in die Hand. Aus dieſen Büchern ging ihm eine neue Welt auf, er las ſich ſo in ſie hinein, daß ihm jede Situation und jeder kleine Charakterzug vertraulich wurden, und dieſe Eindrücke haben im Geheimen mehr als irgend eine andere Macht ſein eigenes Leben geführt. Eifrig ſuchte er nach einer engliſchen Grammatik und legte ſchon damals, unterſtützt durch ein ungewöhnliches Sprachtalent, den Grund zu der Kenntniß der engliſchen Sprache und Literatur, welche ſpäter die Bewunderung ſeiner britiſchen Freunde wurde. Er bezog die Univerſität Prag, um Medicin zu ſtudiren — die einzige Facultät, welche dem Juden Ausſichten eröffnete, und obgleich die Anatomie für ihn ſchwer zu überwinden war, arbeitete er doch ernſthaft für den Beruf eines Arztes. Aber die Nothwendigkeit ſich Lebensunterhalt zu ſchaffen und wahrſcheinlich auch geheime Neigung machten ihn zum Schriftſteller. Er ſiedelte nach Leipzig über. Hier that er ſeinen erſten literariſchen Kriegsdienſt in der „Zeitung für die elegante Welt" und im „Komet", welcher von ſeinem Landsmann Herloßſohn redigirt wurde. Als J. Kuranda im Jahre 1842 die neu gegründete Wochenſchrift „die Grenzboten" von Brüſſel nach Leipzig überſiedelte, ward Kaufmann ſein treuer Mitarbeiter, er ſtiliſirte die unbehülflichen Sätze in den öſtreichiſchen Anklagebriefen gegen Metternich zu lesbarem Deutſch um, und wurde durch die gute Laune und die gebildete Sprache ſeiner eigenen Beiträge den Leſern der Grenzboten werth. Daneben gab er Stunden und trieb mit inniger Freude ſein Engliſch. Er war einer der erſten Deutſchen, welche mit Begeiſterung das aufgehende Talent von Charles Dickens begrüßten, er betheiligte ſich auch an der Ueberſetzung. Der Raritätenladen iſt von ihm verdeutſcht worden. — Im Jahre 1846 ging er nach Brüſſel und trat dort eine Lehrerſtelle an, aber als die Frühlingsſtürme von 1848 in das Land fuhren, zog Kuranda ihn wieder nach Leipzig zurück. Daß er in den Jahren beſcheidener Arbeit und durch den Aufenthalt in der Fremde zu einer inneren Freiheit und Sicherheit des Urtheils heraufgewachſen war, wie ſie damals in der Preſſe ſelten Ausdruck fanden, das lehren z. B. die Worte, mit denen er in den erſten Märztagen 1848 noch von Brüſſel aus die franzöſiſche Nation in den Grenzboten beurtheilte: „Dieſes Volk weiß nicht, was Freiheit iſt! Es ſind Virtuoſen im Revolutioniren, Stümper in der Politik, glänzende Soldaten und durchtriebene Diplomaten, aber miſerable Politiker! großartig in der Leidenſchaft, ohnmächtig in der hausbackenen Alltagsarbeit für den Staat. Sie haben zu viel Eſprit und zu wenig geſunden Verſtand. Derſelbe Franzoſe, der am Tage der Schlacht oder im Straßenkampf ein Held iſt, wird als Beamter ein Intrigant; der ſchwärmeriſche Menſchheitsbefreier, der Propagandiſt, der ſein Leben auf der Hand trägt, diplomatiſirt à la Louis XIV. mit fremden Völkern. Frankreichs Volk iſt Held oder Bedienter. Es gefällt ſich nur in der Rolle des Sklaven, der fortwährend die Kette bricht. Und leider nach jedem Aufruhr ſchafft es ſich neue Ketten.“ Der Artikel befremdete und ärgerte Viele. Einen heftigen Angriff von Arnold Ruge fertigte Kaufmann in gebührender Weiſe ab mit Nennung ſeines Namens.

Zu Leipzig hatte Julian Schmidt im Frühjahr 1848 die Leitung der Grenzboten übernommen, vom 1. Juli ging Kuranda's Antheil daran in ſeinen und meinen Beſitz über, Kaufmann blieb dem Blatt ein treuer Gehilfe bei der Redaction, ein werthvoller Mitarbeiter, den neuen Eigenthümern wurde er ein lieber Freund. Er war einer von den ſeltenen Menſchen, welche ſo völlig für die Sache leben, der ſie ſich gewidmet haben, daß ſie darüber verſäumen um ſich ſelbſt zu ſorgen. Dieſe Sorge lag, ſolange er lebte, ſeinen Freunden ob. Er war durchaus anſpruchslos, von rührender Beſcheidenheit, getragen durch eine ſelten geſtörte Heiterkeit, die oft als gute Laune die Unterhaltung belebte. Er hatte das Bedürfniß ſich anzulehnen und war, wo er freundliches Entgegenkommen fand, ein zartfühlender, ſtets zuverläſſiger Freund; aber er gab ſein eigenes Urtheil keineswegs gefangen. Wo er politiſche Verkehrtheit erkannte, und wo ſeine ſittliche Empfindung verletzt wurde, da kam ihm der Zorn und der milde, freundliche Geſell brach dann heftig los ohne Rückſicht auf Ort und Perſonen. Sein Schaffen war fein und ſinnig, wie ſeine ganze Empfindung. Er arbeitete nicht ſchnell aus dem Vollen, ſondern ſchliff ſich lange die Bilder und Gedanken, aus denen er ſeine Arbeiten zuſammenſetzte. Ein Thema, das ihm lieb war, konnte er Monate mit ſich herumtragen und dann begegnete ihm doch wohl einmal, daß über reichem Detail und einzelnem echt Schönen das Hauptreſultat ſeiner geiſtigen Arbeit nicht vollſtändig zu Tage kam. Immer aber wurde, ſowohl wo er ſchilderte als wo er urtheilte, ein fröhlicher Sinn und ein klarer Geiſt wohlthuend bemerkbar. Faſt noch anmuthiger war er im mündlichen Verkehr; ſobald er angeregt wurde, floß ihm reichlich und geiſtvoll die Erfindung, er beobachtete gut und ſcharf, in einem ausgezeichneten Gedächtniß, das ihm bis zu den letzten Lebenstagen blieb, bewahrte er jedes Bild, das in ſeine Seele gefallen, tauſend kleine Geſchichten und ſchnurrige Charakterzüge. Das liebſte Thema des Geſpräches war ihm damals ſein England, das er doch nie geſehen hatte, und die engliſche Literatur, in der er ſo heimiſch war wie in der deutſchen. Wenn er einmal mit den Freunden bei gutem Trunk zuſammen ſaß, war ſeine immer wiederkehrende Eigenheit, daß er beim zweiten Glaſe engliſche und deutſche Rede zu miſchen begann, beim dritten aber nur noch in engliſcher Zunge zu ſprechen vermochte. Wurde er deshalb interpellirt, ſo bat und beſchwor er recht herzlich, daß man doch dieſer Sprache und dem Volke mehr Liebe zuwenden möge, wobei er ſich regelmäßig erbot, den Freunden Stunde zu geben. Er hatte es in der That zu einer Fertigkeit, Reinheit und Schönheit im mündlichen Ausdruck des Engliſchen gebracht, daß Engländer nicht glauben wollten, ſolcher Beſitz ſei in der Fremde erworben, zumal er auch ihre Dialekte beſſer zu gebrauchen wußte als ſie ſelbſt.

Bis zum Herbſte 1848 hatte er mit der neuen Redaction fröhlich zuſammen gelebt, da ſchrieb Kuranda, der nach Wien gegangen war und dort die „Oſtdeutſche Poſt" gegründet hatte, er könne das Blatt ohne Kaufmann nicht durchſetzen; er bat, ihm den Freund abzutreten, und verſprach einen Gehalt, der dem Leben Kaufmann's weit andere Sicherheit verhieß, als ſeine Stellung bei der Wochenſchrift möglich machte. Die Genoſſen der Redaction zu Leipzig traten in ernſte Berathung. Kaufmann ſelbſt widerſtand, aber die verſtändigen Erwägungen geboten die Trennung, er ſchied von Leipzig. In Wien kam er unmittelbar vor den Octobertagen 1848 an, er traf die Stadt im Aufruhr, ſein Bureau in Verwirrung, glücklicher Weiſe auch gute Kameraden aus Deutſchland: Auerbach, Bodenſtedt, Weſſel. Mit den Augen eines Norddeutſchen ſah er die ganze Wiener Tragödie ſich abſpielen, keiner der kämpfenden Parteien fiel ſein unbeſtechliches Urtheil zu. Er wandelte wie ein Nüchterner unter den Trunkenen und kämpfte, ſolange der Aufruhr währte, überall wo er mit Wienern zuſammen traf, im Intereſſe des geſunden Menſchenverſtandes tapfere, aber erfolgloſe Fehden, welche ihn in den argen Ruf eines Schwarzgelben brachten. Als aber die Stadt von den ſlaviſchen Heerhaufen eingenommen und der Belagerungszuſtand erklärt war, als die Füſiladen und Einkerkerungen begannen und eine öde Reaction ihr gewaltthätiges Regiment über das Land legte, da empörte ſich wieder ſein ehrliches Gewiſſen gegen das, was ihm als neuer Unſinn, als Barbarei und Verderb Oeſtreichs erſchien und er wurde, wo er mit Andern zuſammenkam, zu einer ſo rückſichtsloſen Polemik gegen das neue Oeſtreich fortgeriſſen, daß ſeine Freunde in Wien ernſtlich für ſeine Freiheit fürchteten. Nach Leipzig kamen Briefe, welche dringend mahnten, den Heldenzorn des Freundes vor der Ausſicht auf den Spielberg zu wahren. So geſchah es, daß Kaufmann nach einjähriger Abweſenheit wieder zu den Grenzboten zurückkehrte, nicht auf geradem Wege, ſondern aus Vorſicht über die Alpen durch Baiern.

Diesmal blieb er faſt ein Jahr bei uns, ein gutes, genußreiches Jahr. Als in dieſer Zeit einer der Mitarbeiter an den Grenzboten: Wilhelm Hamm, Redacteur der agronomiſchen Zeitung, ſich die Gattin aus einem Pfarrhauſe in der Nähe von Leipzig holte, wurden Kaufmann und Schmidt Brautführer. Beide ſtanden würdig am Altar hinter der Braut. Nach der Trauung faßte mich Kaufmann am Arm und ſagte leiſe in großer Aufregung: „ihr Schleier hat gezittert“; er fühlte ehrfürchtig den Schauer mit, den die Jungfrau in dieſer hohen Stunde empfindet. Der bleiche Geſell mit ſeinem faltigen Geſicht und dem dunklen Lockenkopf hatte in dem Augenblick das Antlitz eines Engels. „Sorgen Sie nicht, Jacob, die Schleier haben es an ſich, bei ſolcher Gelegenheit zu zittern.“ Nach Tiſch traten die Grenzboten als die heiligen drei Könige vor das neue Ehepaar und ſagten Goethe's Gedicht mit den nöthigen Aenderungen her. Schmidt zog hinter ſeinen runden Brillengläſern als der weiſe Kaspar auf, die blonden Löckchen mit weißem Mehl gepudert, und Kaufmann mußte ſich durch gebrannten Kork in einen ſchwarzen Mohrenprinzen umwandeln laſſen. Er war glückſelig. Als wir uns aber nach der Heimfahrt trennten, drückte er ſich wieder an mich und begann von dem Zittern des Schleiers. Armer Knabe, wo lebte das Weib, das er zum Altare führen könnte? — daran aber dachte er ſicher nicht.

Damals ſchrieb er ſeine „Bilder aus Oeſtreich“, welche zuerſt als Aufſätze in den Grenzboten erſchienen, 1850 ohne ſeinen Namen als Buch herausgegeben wurden. Es iſt die einzige Sammlung ſeiner Aufſätze, welche zur Zeit beſteht.

Wer das Buch jetzt zur Hand nimmt, der wird einen Stimmungsbericht über die öſtreichiſche Kataſtrophe des Jahres 1848 darin finden, dem wohl kaum ein anderer an die Seite zu ſetzen iſt, zumal die Schilderung der Nacht, in welcher Latour ermordet wurde, iſt von erſchütternder Gewalt. Aber wie wohl ſich Kaufmann in dem friedlichen Leipzig fühlte, das er jetzt als ſeine Heimat betrachtete, das Schickſal gönnte ihm wieder nicht ſicheren Aufenthalt. Einige herbe Ausdrücke über hohe öſtreichiſche Perſönlichkeiten, die er in einem ſeiner Aufſätze nicht unterdrückt hatte, veranlaßten die Wiener Polizei, ſeine Auslieferung nach Oeſtreich zu fordern. Dem Verſchwinden in einer Feſtung durfte er nicht ausgeſetzt werden, er wurde deshalb vorſichtig nach Preußen geleitet und reiſte nach Schleswig-Holſtein, um von dort dem Blatt über den letzten Widerſtand gegen die däniſche Herrſchaft zu berichten. Aber wieder war ſeine Lage ſorgenvoll geworden, die Zukunft unſicher.

Gerade in dieſen Wochen ſchrieb Max Schleſinger aus London an uns und forderte Kaufmann für ſich als Gehilfen bei der neu zu begründenden „Autographirten Correſpondenz“. Auch Max Schleſinger, der Ungar, gehörte zu dem Kreis der Leipziger Genoſſen, er hatte in dem Blatt 1849 ſeine „Bilder aus Ungarn“ zuerſt veröffentlicht und die glänzenden Schilderungen hatten ihm wohlverdientes Lob eingetragen. Sein Antrag kam im rechten Augenblick, Kaufmann ging über Hamburg zu ihm nach England. Dort hat er von 1850 bis 1866 einen guten Theil der Arbeit an dem nützlichen Unternehmen getragen. Die deutſche „Autographirte Correſpondenz“ wurde als Privatunternehmen zunächſt deshalb in London eingerichtet, um den deutſchen Zeitungen einen Redacteur für die engliſchen Intereſſen, engliſche Correſpondenten und das Leſen engliſcher Zeitungen zu erſparen. Auf wenigſtens vier ſehr enggeſchriebenen Briefſeiten drängte ſie täglich das ganze ungeheure Material der engliſchen Zeitungen: Große Politik, Hof, Parlamentsverhandlungen, Börſe, Schiffahrt, Neuigkeiten, Literatur zuſammen, durch ſchnelle Arbeit und richtige Benutzung der Poſt ermöglichte ſie, daß ihre Tagesbriefe im Ganzen ebenſo früh in die deutſchen Redactionszimmer liefen, als bis dahin engliſche Zeitungen, deren Inhalt ſie doch bereits überſetzt, ausgezogen, für deutſche Leſer zugerichtet darbot. Es iſt klar, daß eine ſolche Vermittelung zwiſchen zwei großen Nationen, wenn ſie ſich durchſetzte, von der größten Wichtigkeit für beide werden mußte. Und die „A. C.“ wurde in der That durch die Tüchtigkeit beider Freunde ſchnell zu einer Hauptquelle, aus welcher die deutſche Tagespreſſe berichtete, ſie wurde von jeder größeren Zeitung gehalten, ſie ſtellte eine tägliche geiſtige Verbindung mit England dar, aus welcher die Deutſchen ihre Nachrichten, Anſichten, Urtheile über die Nachbarn erhielten. Ihre nächſte Aufgabe war allerdings, den Inhalt der engliſchen Zeitungen wiederzugeben, ſchon dies war ohne begleitende Kritik nicht möglich, aber ſie bot auch Vieles, was in den Zeitungen gar nicht zu finden war, wichtige Nachrichten, für welche Schleſinger gute Verbindungen gewann, Schilderung engliſcher Verhältniſſe, Auszüge aus Staatsſchriften. Sie wurde eine kleine Macht, das unerreichte Vorbild für mehre ähnliche Unternehmungen. Aber ihre Herſtellung blieb eine anſtrengende, mühevolle, aufreibende Thätigteit, zumal in der erſten Zeit, wo die beiden Freunde allein arbeiteten. Täglich alle größeren Zeitungen und periodiſchen Schriften Englands durchleſen, auswählen, überſetzen, für den Steindruck ſchreiben, zur Poſtverſendung bereiten! Kaufmann beſorgte in der Regel den politiſchen Theil und ſchrieb.

Er lebte im Hauſe und der Familie Schleſinger's, trug ſeinen Rock nach engliſchem Schnitt, fügte ſein Haupt in einen ſchwarzen Cylinderhut und lernte den Regenſchirm als Attribut eines Geſchäftsmannes ſchätzen. Die Kinder ſeines Freundes verehrten ihn als Onkel, mit dem Schwiegervater verhandelte er über die Schönheiten Londons und die Vorzüge Alt-Englands. Das Schleſinger'ſche Haus wurde allmählich in ſeinen

Salonſtunden ein Verſammlungsort, wo ausgezeichnete Fremde: Künſtler, Virtuoſen, beſſere Flüchtlinge vom Continent, liberale Parlamentsmitglieder gern verkehrten, Kaufmann erhielt dadurch reiche Gelegenheit, die verſchiedenartigſten Menſchen kennen zu lernen, bis auf Mazzini und Garibaldi. Er behielt aber ſeine alte boziſche Vorliebe für ſeltſame Käuze, und verkehrte gern mit Leuten aus dem Volk, mit echten Cockney's, grilligen Originalen, über die er ſich zu freuen und zu ärgern nicht müde wurde. In London, dem Leben des Volkes, ſeinen alten Straßen und Häuſern wurde er bald heimiſch wie ein Eingeborener. Als Schleſinger in den erſten Jahren nach Errichtung der Correſpondenz zu uns kam, mußte er auf die Frage nach Kaufmann antworten: „Wenn er jetzt mit Engländern zuſammenſitzt, deren Herz er beim erſten Glaſe gewonnen hat, ſo fängt er beim zweiten Glaſe an viel Deutſch in das Engliſche zu miſchen, beim dritten ſpricht er nur Deutſch, und beſchwört die Briten ſämmtlich, Deutſchland kennen zu lernen, denn nur in der Bekanntſchaft mit deutſcher Sprache und Bildung ſei Heil für ſie zu hoffen." So behauptete er ſich tapfer, er wuchs fortwährend an politiſcher Einſicht und edler Freiheit, zürnte heftig über Old Pam's Leichtfertigkeiten und die ſchnöde Undankbarkeit, womit engliſcher Hochmuth den deutſchen Fürſten betrachtete, der an der Seite der Königin den Staat ſo weiſe regierte, er verbarg ſeine Verachtung gegen die herrſchenden Schwächen der Engländer: Heuchelei, Geldſucht und Snobismus durchaus nicht und er war unermüdlich, ſeine Bekannten mit Laune und Ernſt darauf hinzuweiſen. Aber es ſcheint, daß gerade dieſe kriegsluſtige Stimmung, verbunden mit ſeiner großen Liebenswürdigkeit und der rührenden Selbſtloſigkeit ſeines Weſens dazu geholfen hat, ihm dort in nicht kleinem Kreiſe Achtung und reſpectvolle Zuneigung zu verſchaffen.

So zogen die Jahre über ſeinem Haupt dahin, bis endlich die mühevolle Tagesarbeit, der Nebel und Kohlendampf Londens an ihm das Zerſtörungswerk begannen. Gegen böſen Huſten und Aſthma verordnete der Arzt Aenderung des Klimas. Als ich im Jahre 1867 zu Soden vom Sterbelager einer nahen Verwandten ins Freie trat, fühlte ich mich heftig am Arm gefaßt. Es war Kaufmann. Das war ſein liebes treues Geſicht, das gutherzige Lächeln, das dunkle Haar ſo voll und lockig wie ſonſt, aber über den faltigen Zügen lag der graue Schatten, welchem die Nacht folgt. Er war zu uns zurückgekehrt, um zu ſcheiden. Seitdem weilte er bei ſeinen Geſchwiſtern in Königgrätz und Hamburg, als Gaſt in Leipzig, die Winter in Wiesbaden, zwei Sommer in Siebleben. Als er im Sommer 1871 dorthin kam, war die furchtbare Krankheit ſo weit vorgeſchritten, daß man ſein nahes Ende fürchten mußte. Aber ſo oft ſein armer gekrümmter Leib ſich von der Erſchütterung des Huſtens erholt hatte, ging wieder ein heiteres Licht in dem bleichen Antlitz auf, und er begann im Korbſtuhl ſitzend beim warmen Sonnenſchein des Spätſommers nach alter Weiſe das Garn ſeiner hübſchen Geſchichten zu ſpinnen von ſchnurrigen Engländern und von dem Humbug in der Kirche und in der Geſellſchaft. Und wenn er ſich weiter aufthat, dann kam zuweilen aus ſeiner reinen, unſträflichen Seele ſo viel ſchöne und große Auffaſſung des Lebens, daß, die im Kreiſe um ihn ſaßen, ſtill und andächtig ſeinen Worten lauſchten. Mild war ſein Urtheil über Menſchen, und freudig anerkennend für jede Kraft, aber feſt und unbeſtechlich durch Erdenruhm und Erfolge, deutlich und ſcharf wie Photographien alle Bilder der Menſchen und Zuſtände, die das Leben in ſeine Seele gelegt hatte. Mit großer Anhänglichkeit ſprach er von allen Freunden, am liebſten von dem Hauſe in London. „Max iſt ein Gentleman," ſetzte er dann ſtolz hinzu. Eine inniggeliebte Schweſter in Königgrätz hatte ihn gebeten, zu ihr zu kommen, damit ſie ihn pflege. „Sie iſt wie eine Heilige," ſagte er, „aber ich kann nicht hingehen, ſie würde ſich zu ſehr betrüben, wenn ſie mich ſo ſähe. Denn als ich ihr bei dem letzten Beſuch einmal von den Parks in London erzählte, wie ſchön die ſind, da ſah ſie mich mit einem Blick an, ſo traurig und ſo durchdringend, ich kann den Blick nicht vergeſſen.“ Und er fügte nach einer Weile entſchuldigend hinzu: „Die Frauen ſehen die Pflicht des Lebens nicht ſo an wie wir, ſie fragen die Welt immer, was für ihre Lieben herauskommt. Das iſt freilich bei uns anders.“. Dabei ſah er wieder froh aus.

Der Aufenthalt auf dem Lande hatte ihm doch ein wenig gut gethan. Noch in der letzten Woche des Septembers ließ er ſich nicht abhalten, einen Artikel: „Die Irländer und ihr Einfluß auf die Meinung Englands“ zu dictiren.*) Da die rauhe Luft der Umgegend von Gotha ein Einwintern dort verbot, wurde ihm der Vorſchlag gemacht, nach Leipzig überzuſiedeln, wo am beſten gute Pflege zu beſchaffen war. Er aber beſtand mit dem Eifer eines Kranken darauf, den Winter in dem milden Wiesbaden zu verbringen, das ihm zweimal, wie er meinte, durchgeholfen hatte. Es war ein trauriges Scheiden. Die Reiſe erſchöpfte ſeine letzte Kraft, er ſtarb ſogleich nach ſeiner Ankunft in Wiesbaden.

Wir Deutſche ſind in den letzten dreißig Jahren tüchtig vorwärts gekommen. Und in naher Zukunft mag ein jüngeres Geſchlecht vornehm herabſchauen auf die Anfänge unſerer freien Preſſe unter Friedrich Wilhem IV., auf den kleinen Zuſchnitt der früheren Blätter, den veralteten Stil, die unſichere, oft dürftige Lage der Tagesſchriftſteller von damals. Möge alsdann billiger Sinn doch Folgendes erwägen. Jetzt iſt nicht nur die äußere Lage der Schriftſteller eine günſtigere, weil das Volk wohlhabender und leſeluſtiger geworden iſt, auch ihr Rechtsſchutz gegen Gewaltthat iſt beſſer und was ihnen am meiſten zu Gute kommt, ſie ſelbſt werden durch einen ſtolzen Staat mit einer Politik, mit Staatsmännern, öffentlichem Leben und geſchulten Parteien erzogen. Ihre Vorgänger entbehrten dieſes Glück. Bis vor kurzem waren die Tagesſchriftſteller Deutſchlands die wahren Führer der Nation; denn nicht die Könige, nicht die Staatsmänner haben die großen Ideen, auf denen das neue Deutſchland ruht, zuerſt gefunden und im Kampfe vertreten, ſondern Männer aus kleinen Kreiſen des Lebens, von denen viele keine gerühmten Namen hinterließen. Zu ihnen gehört der böhmiſche Judenknabe, der aus eigener Machtvollkommenheit ein deutſcher Patriot wurde, dem Erwerb und Behagen des eigenen Lebens verſchwindend wenig war gegenüber den großen Gedanken, für deren Verbreitung er lebte, der bedrückt durch enge Verhältniſſe, umhergehetzt von elender Polizeiwirthſchaft, erſt in der Fremde die Sicherheit gewann, durch mühevoll aufreibende Tagesarbeit ſeinem Vaterlande zu nützen; und der noch als Sterbender für ſelbſtverſtändlich hielt, daß der Mann, welcher für die Freiheit und Bildung ſeines Volkes lebt, im eigenen Leben die Güter dieſer Welt gering achten müſſe.

---

*) Seine Beiträge zu der Wochenſchrift „Im Neuen Reich“, die er unter dem Namen Jacob Gilben ſchrieb, waren außer den genannten in Nr. 42 noch: Nr. 8 „Franzöſiſche Kriegsgefangene“, „Aus Wiesbaden“, Nr. 20 „Unſere Freunde und Feinde in England“, und das anmuthige Bild Nr. 21 „Aus der Stadt ans Meer“.

Otto Ludwig.

(Grenzboten 1866, Nr. 2.)

Im Jahre 1865 ſtarb der vielduldende Dichter nach langem Leiden. Daß er ein hochbegabter Mann war, daß in Allem, was er geſchaffen, ein echtes Dichtergemüth und ein ſeltenes Talent für großartige Wirkungen anzieht, hat jeder empfunden, der ſeine bedeutendſten Dichtungen „Der Erbförſter“ und „Die Mutter der Makkabäer“, ſowie die Novelle „Zwiſchen Himmel und Erde“ kennen lernte.

Aber Otto Ludwig gehörte zu den deutſchen Dichtern, deren poetiſche Natur in ihren Werken ſehr unvollſtändig zur Darſtellung gekommen iſt, nur wer ihn perſönlich kannte, bewahrt den guten und ſtarken Eindruck, den ſein Weſen gemacht hat. Es war ein tüchtiger, wohlgeordneter Geiſt, in ſeinem Empfinden immer voll, ganz und warm, bei ſeiner Arbeit von einem Ernſt und einer Strenge, welche ſich ſelbſt nie genug thun konnte. Aber es waren nicht dieſe deutſchen Vorzüge allein, welche ſein Dichtertalent merkwürdig machten. In ſeinem Schaffen, ja in ſeiner ganzen Perſönlichkeit lag etwas ſo Ungewöhnliches, daß er zuweilen ausſah, wie aus der Urzeit des deutſchen Volkes in die Gegenwart verſetzt. Schon ſein Aeußeres gab das Bild eines kräftigen Germanen aus alter Zeit, das große Haupt, edel geformte Züge, der ſtattliche Wuchs, das ſchöne tiefe Auge, der ſtarke Bart, die feſte ſchmuckloſe Haltung. Noch auffallender wurde er, wenn man die Methode ſeiner poetiſchen Arbeit beobachtete: in ſeinem Innern eine leidenſchaftliche Bewegung, der eines Inſpirirten gleich; ſeine Empfindungen und Anſchauungen nicht bloß poetiſch, ſondern zu gleicher Zeit ſowohl muſikaliſch als maleriſch, und zwar in ſo hohem Grade, daß ſein poetiſches Schaffen dadurch gehemmt wurde. In eigenthümlichen Kämpfen rangen ſich die Gebilde aus ſeiner Seele los. Während ſie in ihm lebten, hörte er Klänge, ſah er die Geſtalten in Gruppen farbig vor ſich, ja ihm begegnete in ſolcher Verſunkenheit, daß ſie ihm auch äußerlich ſichtbar wurden, er ſchaute im Abendnebel den Luftgeiſt mit grauem Gewande ſeine Bruſt umziehen; und als ihm die Idee eines Trauerſpiels „Andreas Hofer" im Gemüthe lag, ſtand die Geſtalt des rieſigen Tirolers als großer Schatten auf ſeinem Wege. Er wußte, daß dergleichen nur gaukelnde Täuſchung des erregten Sinnes war, und fertigte es, wo ſich's einmal im Verkehr mit Andern eindrängte, mit leichtem Lächeln ab. Aber in ſtiller Nacht, wenn er träumte, oder wenn er wachend auf ſeinem Lager nachſann, erhielten ſolche Gebilde eine größere Deutlichkeit, er ſchaute ſie wie greifbar in tragiſchen Situationen, und die Stimmung, welche dieſen Geſtalten ſeiner Poeſie zum Grunde lag, wurde ihm ſo übermächtig, daß ſie ihn quälte. Dabei war er nichts weniger als ein phantaſtiſcher Mann, viel bedachte ſein Geiſt über der Arbeit, und ſpähend beobachtete er den Proceß des Werdens, ja allzu kritiſch gegen die ſtürmiſche Empfindung, welche in ihm wogte. Unabläſſig war er bemüht, die Kunſtgeſetze, die er ſich vorzugsweiſe aus Dramen Anderer feſtſtellte, gegen ſeine eigenen feurigen Träume geltend zu machen. Immer wieder mahnte er ſich in ſchriftlichen Aufzeichnungen ſo und ſo zu ſchreiben, er exponirte ſehr ſorgfältig und weitläufig, und verfaßte ſich ſelbſt zur Richtſchnur äſthetiſche Abhandlungen, wie die Charaktere zu halten, wie die Handlung kunſtgerecht zu fügen ſei. Nie konnte er ſich darin genugthun, er änderte an Charakteren und Plan immer wieder; was er niedergeſchrieben, verwarf er leicht, weil es ihm nur matter und farbloſer Abglanz der prachtvollen Anſchauungen erſchien, welche ſein Inneres füllten.

Es ſei geſtattet, zunächſt ſeine drei großen Arbeiten zu beſprechen, um durch ihre Kritik einen Bericht über das merkwürdige Schaffen dieſes Dichters verſtändlich zu machen.

Der Werth des Trauerſpiels „Der Erbförſter“ liegt nicht darin, daß es als Ganzes ein imponirendes Kunſtwerk iſt, ſondern in der Energie und Fülle des dramatiſchen Details, in der Genauigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher der Dichter einzelne Charaktere in den Situationen ſchaut. Im Jägerhaus von Düſterwalde lebte ein alter Förſter mit ſeiner Familie, ſein Weib war die Verwandte eines reichen Bauern, ſein älteſter Sohn Forſtgehilfe des Vaters, ſeine Tochter Marie liebte den Robert, den Sohn eines Fabrikanten im Dorfe. Der Fabrikant Stein aber war ſelbſt ein alter Freund des Förſters, er beſuchte ihn täglich, ſpielte mit ihm ein ehrbares Kartenſpiel, und zankte ſich alle Tage mit ihm, um ſich am nächſten Morgen wieder zu verſöhnen. Denn der alte Stein war ſehr heftig und brannte los wie Schießpulver, und der Förſter war ein eigenſinniger Trotzkopf, rauh, rückſichtslos, warmherzig und abergläubiſch, ein geradliniger Mann, deſſen Geiſt auf Subtilitäten nicht eingerichtet war. Der freundſchaftliche Verkehr der beiden Familien wird plötzlich geſtört. Geſtern hat Stein das Gut Düſterwalde gekauft und iſt Brotherr des Förſters geworden, und heut ſoll die Verlobung der Kinder gefeiert werden. Aber vor der Verlobung gerathen die alten Herren wieder in Streit um das Ausholzen des Forſtes, und diesmal wird der Streit bösartig. Denn jetzt zankt der Gutsherr mit ſeinem Förſter, welcher ihm grob und rückſichtslos widerſpricht, der Gutsherr wird heftig und befiehlt, der Förſter lacht ihn aus, und die jähzornige Hitze führt den Gutsherrn ſo weit, daß er dem Förſter mit Abſetzung droht, der Förſter aber, deſſen Vater und Großvater ſchon auf derſelben Stelle geſeſſen haben, beſtreitet ihm das Recht dazu, weil er nichts Unrechtes begangen und in dem Streitpunkt, dem Ausholzen des Forſtes, nur den Vortheil des Gutes im Auge hat. Der Gutsherr entfernt ſich im höchſten Zorn, und läßt dem Förſter die Alternative ſtellen, entweder zu gehorchen, oder ſeine Stelle aufzugeben. Dienſtwillige Feindſeligkeit ſeines Buchhalters macht den Riß weiter, ein betrunkener Taugenichts, der Buchjäger, wird durch Stein ſofort zum Förſter gemacht. Nach den Vätern haben ſich auch die Söhne gezankt, und eine bittere Feindſchaft entbrennt zwiſchen den hitzigen, rückſichtsloſen Männern.

Das iſt die Grundlage des Stückes, der erſte Act. Die folgenden drei zeigen, wie durch verletztes Selbſtgefühl, Zorn, Mißverſtändniſſe und ſchlechtes Einwirken dazwiſchentretender Perſonen der Zwieſpalt zwiſchen den Familien unheilbar gemacht und der alte Förſter zum Aeußerſten getrieben wird. Er iſt abgeſetzt, der rachſüchtige Buchjäger behandelt ſeinen Sohn, den der Vater im Walde beſchäftigt hat, als Wilddieb und läßt ihn auspeitſchen, ſein Weib kündigt ihm an, daß ſie mit den Kindern zu dem reichen Vetter gehen müſſe, weil dieſer ſonſt die Kinder des Förſters, der durch ſeine eigene Thorheit ein Bettler ſei, enterben wolle, der Advokat in der Stadt läßt ihm ſagen, daß das Geſetz ihn nicht ſchützen könne, denn ſein Recht ſei Unrecht vor dem Geſetz, endlich erhält er die (falſche) Nachricht, daß ſein älteſter Sohn durch den Sohn ſeines Feindes erſchoſſen ſei. Aber nicht ſein Sohn iſt erſchoſſen worden, ſondern der Buchjäger iſt durch einen Wilddieb mit der entwendeten Flinte ſeines Sohnes (im dritten Act) getötet worden und die beiden Jünglinge ſind wieder Freunde geworden bei der Verfolgung des Mörders. So wird er zum Letzten getrieben, ſeine Bibel verkündet ihm: Auge um Auge, Zahn um Zahn, er ſtürzt am Ende des vierten Actes in den Wald, den Mörder ſeines Sohnes zu ſuchen und zu töten. Er weiß, daß dieſer in einer dunkeln Stelle des Waldes wartet, er weiß aber nicht, daß er auf des Förſters Tochter wartet, der er ein Brieſchen hat zuſtecken laſſen und die durch ihre Mutter getrieben worden iſt, zu dem Geliebten zu eilen. Er ſchießt auf den Sohn ſeines Feindes und trifft die eigene Tochter. Erſt allmählich wird ihm und dem Zuſchauer im fünften Act das klar, er endigt mit dem Entſchluß, den Tod bei den Geſetzen des Landes zu ſuchen.

Schon aus der unvollſtändigen Darſtellung wird ſich erkennen laſſen, wo die gefährlichen Stellen dieſes Stoffes liegen. Der Förſter und der Fabrikant ſind im Grunde zwei gute Menſchen, welche gewöhnt ſind, mit einander um Kleinigkeiten zu zanken und einander immer wieder zu finden. Ein ſolcher Zank iſt das „erregende Moment“ des Stückes, der Anfang der Handlung. Durch dieſen Zank iſt aber der tragiſche Verlauf der Handlung ſo wenig motivirt, daß im Gegentheil noch jeden Augenblick bis zur Unthat des Förſters ein verſtändiges Wort, ein wohlwollendes Ausſprechen das gute Verſtändniß der Familien wiederherſtellen könnte. Dieſer bedenkliche Umſtand nimmt dem blutigen Inhalt — zwei Nebenfiguren werden im dritten Act tötlich verwundet, — und der furchtbaren Kataſtrophe die künſtleriſche Nothwendigkeit und ſomit ihre Berechtigung. Und es hilft nichts, daß der Dichter durch fortgeſetzte Irrungen und Mißverſtändniſſe die Stimmung finſter, die Feindſchaft größer macht, es iſt kein großes Schickſal, deſſen Wucht ſich auf den Helden legt, ſondern es ſind kleine Schlechtigkeiten und Beſchränktheiten, an denen er untergeht. Und deshalb erſcheint uns der Dichter als grauſam, und wir empfinden ſeine Willkür aus der Handlung. Allerdings iſt der Förſter ſo vortrefflich gezeichnet, daß wir ſehr gut und mit dem größten Antheil verſtehen, wie ſich die Handlung an und in ihm gerade ſo entwickeln konnte, und allerdings wird die künſtleriſche Schwäche der Handlung dadurch ſehr verhüllt, daß ſie in einem meiſterhaft detaillirten Charakter ſich vollendet. Sie wird möglich, ſie wird künſtleriſch wahr, nur weil der Förſter gerade ſo iſt, wie er iſt, die Originalität des Helden, ſeine treuherzige Beſchränktheit und die Uebermacht ſeines Gefühls über den leitenden Verſtand, kurz ſein „Charakter" erklärt und motivirt die Handlung. Aber auch das iſt ein Fehler. Die Handlung eines tragiſchen Stoffes muß bei der Anlage des Stückes über den Charakteren fortlaufen, die Begebenheiten müſſen ihrem urſächlichen Zuſammenhange nach jedem gebildeten Bewußtſein als nothwendig erſcheinen, die Charaktere müſſen jenem folgen, und in dem logiſchen Zwange der Begebenheiten ſich entwickeln; in der Ausführung erhält das Drama dann doch den Schein, als wenn die Handlung aus den Charakteren hervorwüchſe; oder anders ausgedrückt: das allgemein Giltige, allen Menſchen Verſtändliche muß ſich durch beſtimmte Perſönlichkeiten abſpielen, die erſt nach den Bedingungen und Eigenthümlichkeiten, welche die Handlung für ſie wünſchenswerth macht, geformt werden dürfen. Aus dieſem Grunde iſt es bei einem tragiſchen Stoff für den Dichter ſehr mißlich, die ganze Handlung ſelbſt zu erfinden. Denn faſt immer geht bei den Dichtern germaniſchen Stammes der Prozeß des Schaffens ſo vor ſich, daß ihnen zuerſt einzelne Heldencharaktere in einzelnen bedeutenden Situationen in der Seele aufſchießen; an dieſen Kern legen ſich allmählich die gegenüberliegenden Figuren, und erſt ſpäter wird durch Reflexion der Verlauf der Handlung klar, welche nun ihrerſeits die Charaktere in ihre Bahn zwingt und Einzelnes an ihnen beſchränkend und erweiternd umformt, bis endlich der ganze Kryſtall des Kunſtwerks in ſeinen Grundlinien feſt geworden iſt für die Darſtellung durch die Schrift.

Bei ſolchem Verlauf des innern Dichtens, einer Eigenthümlichkeit der Deutſchen gegenüber den Romanen, iſt der Poet immer in der Gefahr, daß das Charakteriſtiſche der Figuren, welches ſchnell und glänzend in ihm aufblüht und ihm Freude und Luſt zum Schaffen gibt, zu große Macht gewinnt über die Handlung, deren Faden ſich langſamer und zögernd aus dem deutſchen Geiſte entwickelt; und daß er von den Charakteren ausgehend, eine Handlung erfindet, welche erſt durch die Eigenheiten der Perſonen möglich wird. Es ſind nicht die beſten Dramen Shakeſpeare's, in denen er ſich die Handlung ganz oder zum größten Theil erfunden hat. Wohl verſteht ſich von ſelbſt, daß durch das angeführte Geſetz nicht jede Beherrſchung der Handlung durch das Originelle der Charaktere ausgeſchloſſen werden ſoll, aber ein ſolches Eingreifen iſt nur mit Vorſicht zu wagen und jedesmal vorher ſtark zu motiviren.

Außer dem großen Vorwurf, daß Ludwig's Stück kein Recht in ſich trägt, eine Tragödie zu werden, iſt noch eine andere Ausſtellung zu machen. Es wird, wie die Handlung angelegt iſt, nothwendig, daß der Förſter zu dem Glauben komme, der Sohn des Fabrikanten habe ſeinen Sohn erſchoſſen. Der Unterbau, welchen der Dichter zu dieſem Zweck gemacht hat, iſt nicht glücklich. Er führt dazu zwei Wilddiebe ein, von denen der eine in der Schenke dem Förſtersſohn die Flinte entwendet hat, damit den Buchjäger erſchießt, aber kurz darauf von Rodert Stein aus halber Nothwehr wieder erſchoſſen wird. Die Flinte des Förſters, welche der Tote getragen, und das Tuch, welches der Sohn um den Hahn gewickelt hatte, geben dem Vater den Glauben, daß ſein Sohn getötet ſei. Dieſe Motivirung iſt weitläufig und herb, und doch ſind zwei Scenen eigentlich nur ihretwegen da, denn was ſie ſonſt für den Verlauf des Stückes bringen, den Tod des Buchjägers, die Vorführung der finſtern Stelle, an welcher ſpäter der Förſter ſein Kind erſchießt, das war entweder nicht nöthig, oder konnte auf anderem Wege erreicht werden. Freilich iſt die Unterhaltung der Wilddiebe in der Schenke eine vortrefflich geſchriebene Scene, und die Art, wie der Eine durch die Erzählungen des Andern auf die Idee gebracht wird, den Buchjäger, ſeinen alten Feind, zu erſchießen, ein gutes Gegenſtück zu der ähnlichen Scene des Förſters im vierten Act, aber das hilft dem dritten Act nicht, die Scene des doppelten Erſchießens wird dadurch nicht gerechtfertigt.

Jetzt aber nichts mehr von Tadel. Das Stück iſt kein fertiges Kunſtwerk, aber es iſt doch eine tüchtige Arbeit. Zunächſt wegen der Technik. Die einzelnen Scenen ſind ſicher und geſchickt für den Eindruck zubereitet, den ſie machen ſollen. Da wird kein unnützes Wort geredet, keine kleine Zwiſchenhandlung zerſtreut und ſchwächt, Licht und Schatten ſind auf den Figuren ſo richtig vertheilt, und die einfachen und großen Wirkungen ſtehen dem Dichter ſo feſt, daß er alle kleinen Künſte verſchmäht, ſie hervorzuheben, er hat keine geſuchten Contraſte, keinen überraſchenden Wechſel der Empfindungen, keine raffinirten Situationen, oder geiſtreiche Abgänge und wie die ſchlauen Mittel alle heißen, durch welche das Publikum „gepackt“ wird; ſolid und genau iſt Alles gearbeitet, wie Schnitzwerk aus Eichenholz, in allmählicher Steigerung baut er die Wirkung der Scenen auf, faſt immer in gerader Linie, ohne viel rechts und links zu ſehen. Faſt immer iſt es eine Hauptfigur, welche das Spiel in der einzelnen Scene beherrſcht.

Da aber, wo er zwei ſpielende Gruppen hat, wie in der großen Scene im vierten Act, wo der Förſter Unheil ſinnend auf und abgeht und monologiſirt, während Mutter und Tochter den Brief Roberts leſen, den ſie in die große Bibel gelegt haben, um ihn dem Vater zu verbergen, da iſt die Verbindung der Gruppen ſehr ſchön gefunden. — Das ganze Detail iſt ſorglich und liebevoll ausgeführt; man tritt in dem erſten Act in das Förſterhaus wie ein Verlobungsgaſt hinein und riecht den Duft des dunkeln Föhrenwaldes dahinter. Schon die Expoſition iſt vortrefflich, ſie wird durch einen faulen Holzhüter gemacht, der, immer gedrängt von der ſorglichen Förſterin und ihren Verlobungstiſchen, in biſſiger Laune den Förſter und den Fabrikanten copirt, ihren Zank und ihre Verſöhnungen. Es iſt kaum möglich, mit weniger Aufwand von Worten und Mitteln eine ſo vollſtändige Erzählung von den Vorausſetzungen des Stückes zu geben. Der ganze erſte, der vierte und fünfte Act ſind in techniſcher Beziehung vortrefflich.

Der größte Vorzug des Dramas iſt aber die Darſtellung einzelner Charaktere. Mit Ausnahme des Geiſtlichen, welcher nicht ſehr lebhaft empfunden iſt, ſind die übrigen Rollen des Stückes faſt ſämmtlich mit großer Kraft herausgetrieben und ſo ſcharf gezeichnet, daß ein Irrthum für den darſtellenden Künſtler kaum möglich iſt. Am ſchwerſten dürfte die Rolle der Förſtersfrau ſein, weil die Verſuchung, in welche ſie kommt, ihren Mann zu verlaſſen, von dem Dichter zu wenig motivirt iſt. Ihm war dieſer Schritt wahr, d. h. dem Weſen der verſtändigen Mutter entſprechend; er verſtößt aber gegen die deutſche Bühnengewohnheit. Auch die Perſon Robert's könnte vollſtändigere Begründung ſeines Entſchluſſes, den Vater zu verlaſſen, vertragen, und an dem Fabrikanten ſelbſt iſt in den Momenten, wo die Nachrichten aus dem Förſterhauſe auf ihn wirken, eine Unbeholfenheit des Dichters in der Darſtellung ſeiner Empfindungen ſichtbar; als er z. B. im dritten Act erfährt, daß der Buchjäger den Sohn ſeines alten Kameraden gepeitſcht hat, darf er nicht ſagen: „der brutale Menſch! ich weiß Alles“; ſondern er müßte empört aufſpringen, Alles-vergeſſen und zu dem Förſter ſtürzen wollen, ihm Verſöhnung anzutragen — und da müßte er die Nachricht erhalten, daß ſein Sohn durch den Förſter ſchon getötet iſt, oder etwas Aehnliches. Doch das iſt wenig gegen vieles Vortreffliche. Der Bauer Wilkens, der Holzhüter Weiler, die Wilddiebe, der Buchjäger, alle die knorrigen Männercharaktere ſind prächtige Arbeit, vor Allem aber der alte Förſter Ullrich. Nur die beſten Stücke Ifflands haben Rollen, in welchen ein gleiches dramatiſches Leben iſt, aber auch dieſe ſtehen an Größe und Kraft des empfundenen Details der Rolle des Förſters nach. Vom erſten bis zum letzten Act entwickelt ſich die Leidenſchaftlichkeit dieſes Charakters in einem großen Reichthum von dramatiſchen Momenten, und im letzten Act wird die Wirkung derſelben eine ſo erſchütternde, daß wir bewundernd vor einer ſolchen Geſtaltungskraft ſtehen. Wie er an die Kammerthür der Tochter tritt und ſeinen eigenen Athem für die tiefen Athemzüge der Schlummernden halten will; wie er beim Pochen an der Thür zuſammenſchrickt und ſich überreden möchte, es ſei die Marie, welche ſich fürchtet hereinzukommen, während es doch ihre Leiche iſt, — das iſt alles fürchterlich wahr und Beweis einer ſtarken Dichterkraft. Die Sprache des Stückes entſpricht der dramatiſchen Lebendigkeit der Handlung, ſie iſt eine charakteriſirende Proſa, kurz und markig, glücklich den verſchiedenen Charakteren angepaßt.

Das Trauerſpiel „Die Makkabäer“ gibt Gelegenheit, die glänzende Seite ſeiner Begabung am höhern Stil der Tragödie zu bewundern, aber wieder zeigen ſich in der Conſtruction der Handlung Uebelſtände, welche nicht verdeckt werden können durch die Ausführung einzelner Scenen, und ſie ſind auffälliger.

Der Inhalt dieſes Trauerſpiels iſt folgender. Lea, Frau des Mattathias, eines Prieſters zu Modin, Mutter von ſieben Söhnen, ſtolz auf ihre Abſtammung aus dem Hauſe Davids und auf den reinen Glauben ihrer Familie, offenbart ihrem Lieblingsſohne Eleazar, der auf ſeinen Heldenbruder Juda neidiſch iſt, daß ihr vor ſeiner Geburt durch einen Traum geweiſſagt ſei, Eleazar werde Hoheprieſter und König der Juden werden. Juda ſelbſt, die ſtarke Heldenkraft der Familie, iſt der Mutter verleidet, weil er Naemi, die Simeitin, Tochter des Heuchlers Boas, aus niederem Stamme, zum Weibe genommen hat. Jeruſalem ſeufzt unter der Gewaltherrſchaft des Antiochus, welcher als Statthalter ſeines Vaters, des Syrerkönigs Antiochus Epiphanes, daſelbſt regiert. Griechiſche Sitte und knechtiſche Geſinnung ſcheinen die Kraft des jüdiſchen Volkes aufgezehrt zu haben. Doch die Familie Mattathias bewahrt treu die alten Erinnerungen und den Glauben der Väter, und Mattathias ſelbſt zürnt ſeinem Sohne Juda, weil dieſer mit lebhaften Farben die Verderbtheit des Volkes ſchildert. Da dringt in das Thal die Kunde, daß durch die grauſamen Syrer der Oberprieſter der Juden mit ſeinem ganzen Hauſe hingeſchlachtet worden iſt. Den nächſten Anſpruch auf dieſe Würde hat die Familie des Mattathias. Die Mutter hält dies für ein Zeichen, daß für ihren Liebling Eleazar jetzt die Zeit zu handeln gekommen ſei, welche der eitle Jüngling ungeduldig erwartet. Er zieht mit dem Segen der Eltern ab nach Jeruſalem, dort die Patrioten zu ſammeln und die höchſte Würde für ſich zu erwerben. Juda läßt ihn ziehen, er urtheilt, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt, wo die Volkskraft zum Kampfe gegen die fremden Bedrücker aufgerufen werden kann. — Im zweiten Act iſt der Greis Mattathias dem Sterben nahe. Die Familie wird aus dem Thal zuſammengerufen, und die ſtolze Lea zeigt ſich noch in dieſer Stunde des Schmerzes unhold gegen die weiche, liebevolle Schwiegertochter Naemi. Als die Kinder den Sterbenden umſtehen, kommt auch Eleazar aus Jeruſalem, den letzten Segen des Vaters zu empfangen. Er hat ſich den Syrern angeſchloſſen und mehr geopfert, als Recht und Gewiſſen erlaubt hätten. Die Mutter weiß davon, aber in ihrer blinden Liebe ſieht ſie in der Freundſchaft mit den Fremden nur ein Mittel zur Erhöhung ihres Sohnes. Sie will den Segen des Vaters noch für dieſen Sohn gewinnen, aber ein fanatiſcher Verwandter, Jojakim, ſagt dem Sterbenden, daß ſein Sohn ein Verräther geworden ſei. Bevor der Vater dem Sohne fluchen kann, tragen die Simeiten die Nachricht herzu, daß ein Syrerhaufe in das Thal dringe. Die Syrer treten auf, heiſchen Unterwerfung unter die griechiſchen Götter ihres Königs, laſſen einen Altar aufrichten und fordern von dem verſammelten Volk und dem Hauſe des Mattathias die Anbetung der Athene. Eleazar ſteht unſchlüſſig. Juda ſendet heimlich nach Waffen und Männern durch das Thal. Unterdeß erklärt ſich die falſche Sippſchaft der Simeiten bereit, vor den fremden Göttern zu beten, da entbrennt der Zorn Juda's, er tötet den abtrünnigen Simei am Altare, ſtürzt den Altar um, treibt mit dem empörten Volk den Syrerhaufen ab und ruft die Juden zu den Waffen. Mattathias ſegnet ſeinen Sohn Juda und ſtirbt. Eleazar kehrt wieder neidiſch nach Jeruſalem zurück. — Im dritten Act hat Juda den jüngern Antiochus geſchlagen und läßt die fliehenden Syrer verfolgen. Ein Geſandter Roms bietet ihm römiſchen Schutz an, er weiſt dieſen Schutz mit heldenmüthigem Selbſtgefühl zurück. Da plötzlich rückt ein neues, größeres Heer des ältern Antiochus heran, und der Abend des Sabbath iſt angebrochen, wo das Geſetz den Juden verbietet zu fechten. Sie werden auf dem Schlachtfeld ihres Sieges von dem neuen Heere angegriffen, alle Anſtrengungen des Juda, ſie zum Kampfe zu bewegen, ſind vergeblich, der fanatiſche Jojakim ermahnt ſie, nicht dem Feldherrn, ſondern dem Geſetz zu gehorchen, ſie laſſen ſich widerſtandslos und Pſalmen ſingend hinwürgen. Juda ſelbſt, verlaſſen von ſeinem Volk, entkommt kämpfend wie ein Löwe. Die ſiegreichen Syrer treten auf, im Gefolge des jüngern Antiochus erſcheint Eleazar, ihm wird zum Lohn für ſeine Ergebenheit die Hohenprieſterwürde verſprochen. Die

Scene verwandelt ſich. Im Felſenthale von Modin hat die Mutter Lea mit den jüngeren Söhnen und dem Volke einen Haufen Syrer zurückgeſchlagen, dem die Simeiten die Stadt überliefern wollten. Die Simeiten ſelbſt kommen mit ihren Anhängern, um Lea und ihre jüngſten Kinder gefangen zu nehmen und den Syrern zu übergeben. Die Volksmaſſen toben feindlich gegen einander, Lea iſt in Gefahr, mit ihren Anhängern übermannt zu werden, da dringt die Nachricht in das Thal, daß Juda einen großen Sieg über die Syrer erfochten habe. Der Zorn der Volksmaſſe wendet ſich gegen die Simeiten, ſie ſollen geſteinigt werden, Lea will auch Naemi, das Weib ihres Sohnes, erbarmungslos töten laſſen. Da ſtürzt Jojakim mit der Nachricht herzu, daß das ſiegreiche Heer der Juden vernichtet ſei. Wieder wendet ſich das unbeſtändige Volk auf die Seite der Simeiten, Lea ſteht verlaſſen, ſie erfährt noch, daß ihr Sohn Eleazar abtrünnig geworden, ihre Kinder werden ihr entriſſen und fortgeführt.

Im vierten Act führen die Simeiten die jüngſten Kinder der Lea auf der Straße nach Jeruſalem zu den Syrern, Lea, die Mutter, folgt verzweifelnd dem Haufen und wird von den höhnenden Feinden an eine Sykomore gebunden. In dieſer Lage findet ſie Naemi, bindet ſie los und hilft ihr weiter. Dies iſt eine Scene von großer poetiſcher Kraft und Schönheit. Juda kommt, findet ſein geliebtes Weib, erfährt, daß die Brüder gefangen ſind, die Mutter ihnen nacheile in das Lager der Syrer, und ſpricht ſeinen Entſchluß aus, ſich nach Jeruſalem durchzuſchlagen, das von den Syrern belagert wird und in Gefahr iſt, ausgehungert zu werden. Die Scene verwandelt ſich in eine Straße Jeruſalems; Hunger und Verzweiflung. Zwei treue Brüder Juda's bemühen ſich vergeblich, den Muth des Volkes zu beleben, da erſcheint Juda ſelbſt, ſeine Gegenwart erweckt den Zorn der Belagerten, es wird ein Ausfall beſchloſſen. — Fünfter Act. Zelt des Syrerkönigs vor Jeruſalem. Das Heer iſt muthlos geworden, in anderen Ländern des Königs iſt Aufruhr entſtanden, Eleazar zeigt ſich als Höfling im Gefolge des Königs. Da wird Lea durch die Wache hereingeführt. Sie fleht um das Leben ihrer jüngſten Kinder. Der König verheißt ihr das Leben der Kinder, wenn dieſe von ihrem Gott abfallen wollen, ſie verſpricht ihnen zuzureden, die drei jüngſten Kinder werden hereingeführt. In furchtbarem Kampf zwiſchen Mutterliebe und Pflicht ermahnt ſie die Kinder, dem Glauben treu zu bleiben und zu ſterben. Eleazar wird durch dieſe Scene ſo erſchüttert, daß er aus dem Dunkel des Zeltes hervortritt, ſich auf die Seite ſeiner Familie ſtellt und dem Syrerfürſten aufſagt. Unter dem Segen der Mutter werden die vier Kinder, welche begeiſtert Pſalmen ſingen, zum Tode abgeführt. Die Mutter bricht zuſammen. Der Todesgeſang der Kinder iſt verklungen, da ſtürmt Juda mit dem Volk von Jeruſalem in wildem Anfall gegen das Heer des Königs; es iſt ein kleiner verzweifelter Haufe, welcher ſich Bahn bricht, aber der König, verſtimmt durch die politiſchen Nachrichten, die er vorher erhalten, und erſchüttert durch die furchtbare Scene vor ſeinen Augen, erbietet ſich gegen Juda, mit ſeinem Heer abzuziehen. Die ſterbende Lea ermahnt den Sohn, ſich damit zu begnügen; die Syrer ziehen ab, das befreite Volk bildet die Schlußgruppe um Juda.

Dieſe Darſtellung des Inhalts ſoll auch andeuten, was an der Handlung unkünſtleriſch iſt. Es ſind darin einzelne Momente aus dem Freiheitskampfe eines Volkes und aus dem Schickſal einer Familie mit einander verbunden. Der Zuſammenhang der Begebenheiten iſt ein zufälliger oder, wenn man will, epiſcher. Die Einheit und innere Nothwendigkeit der Handlung fehlt. Denn es iſt nicht der übermüthige Stolz der Mutter, welcher ihre Kinder zum Untergange führt — was der Dichter ſelbſt als Grundidee der Handlung anzuſehen ſcheint — ſondern es ſind unglückliche Zufälle, Spiele des Krieges u. ſ. w.

Dieſer Volkskrieg ſelbſt aber iſt als Hintergrund der Handlung durchaus nicht durchſichtig, nicht leicht verſtändlich, ja kaum intereſſant. Zwei Syrerkönige, verſchiedene Kriegsſcenen, ab- und zuziehende feindliche Heere, der Zufall, daß das Volk den Wahnſinn hat, am Sabbath nicht zu kämpfen, ſondern ſich ſchlachten zu laſſen, und vollends am Schluß die zufälligen politiſchen Motive, welche den Antiochus bewegen, abzuziehen, geben dieſem ganzen Kampfe etwas Willkürliches, Unverſtändliches. Dazu kommt ferner, daß das Volk ſelbſt verkommener, launiſcher, ja verrückter dargeſtellt wird, als wünſchenswerth iſt, wenn wir für ſeine Sache eine lebhafte Theilnahme haben ſollen. Allerdings werden in Wirklichkeit bei einem Volkskampfe alle die ausgeführten Stimmungen, wahnſinniger Fanatismus, hohe Begeiſterung, von dem Erfolge abhängiges Schwanken nach einander ſich vorfinden, aber nur ein Geſchichtswerk hat Raum, ſolchen Wechſel zu erklären und zu motiviren. In dem geſchloſſenen Raume des Dramas iſt keine Möglichkeit, dieſe häufigen Umſchläge als etwas Natürliches in ihrer relativen Berechtigung darzuſtellen; ſie vermehren nicht unſer Intereſſe an der Handlung, denn ſie zerſtreuen, und der Glaube ſelbſt, für welchen die Familie des Mattathias ſtirbt und Juda ſtreitet, wird uns dadurch fremdartiger. Und doch iſt dieſem Kampfe, der willkürlich und wunderlich um die Hauptperſonen herumwogt, ſo viel Raum geopfert, daß kein Raum mehr für eine gründlichere pſychologiſche Darſtellung der einzelnen Charaktere blieb. — Es iſt zunächſt für die Aufführungen Vereinfachung des Hintergrundes zu wünſchen, das Hin- und Herziehen der Heere, die zwei verſchiedenen Antiochus, vor Allem die Unordnung in der zweiten Hälfte des dritten Actes wären leicht wegzuſchaffen. In dieſer Scene, welche mit Gefangennahme der Kinder Lea's endigt, verwirren die verſchiedenen Stimmungen, welche vom Kriegsſchauplatz gebracht werden, auch die Zuſchauer. Der Kampf der Parteien dauert zu lange, und es würde förderlich für die Aufführung ſein, wenn die ganze erſte Hälfte dieſer Scene getilgt würde und man nur den Haß der Simeiten und die Gefangennahme der Kinder als Folge der verlorenen Schlacht ſähe.

Alle Perſonen ſind mit wenigen, ja mageren Umriſſen charakteriſirt, am ungenügendſten Eleazar. Und in den Situationen iſt den Menſchen oft nicht Zeit gelaſſen, das ihrer Stimmung und ihren Verhältniſſen Entſprechende zu thun und zu ſagen. Nur einige Beiſpiele ſtatt vieler. Im Anfang iſt feſtliche Stille vor dem Hauſe des Mattathias. Juda tritt auf, einen toten Löwen über der Schulter; er wirft den Löwen in eine Felsſchlucht, Niemand auf der Scene äußert Freude oder Verwunderung darüber, daß der Feind der Herden getötet ſei, nicht die kleinen Brüder, nicht die Kränze windenden Mädchen. Die Mutter begrüßt den eintretenden Juda mit den Worten: „Zu deines Vaters Feſt kommſt du allein u. ſ. w.“ Bei dieſem Moment kann die Regie verbeſſern, was der Dichter weggelaſſen hat, etwa durch das ſtumme Spiel der Nebenperſonen, die ſie in Gruppen um Juda und den Felsſpalt bewegen wird, oder noch lieber dadurch, daß ſie den Löwen ganz wegläßt. Aber nicht immer iſt dergleichen ein leichtes Verſehen, oft verſäumt der Dichter deshalb ſeine Perſonen in den einzelnen Situationen das für ſie Naheliegende, Zweckmäßige, Verſtändige ſagen und thun zu laſſen, weil er die jedesmaligen Seelenzuſtände derſelben nicht deutlich empfindet. Als z. B. am Ende des erſten Actes Eleazar nach Jeruſalem zieht, dort die Oberprieſterwürde für ſich zu erwerben, ſpricht Juda kein Wort dagegen, nicht einmal ein Wort der Warnung. Einer von ſeinem Geſchlecht will aus thörichter Verblendung in die Schlingen der Feinde laufen, er kann als abtrünniger Bruder des Juda der guten Sache unendlich ſchaden, er ſtürzt ſich in Gefahren, die ihn ſelbſt verderben müſſen, und gegen das alles ſollte der große, kräftige, weiſe Sinn des Juda auch nicht ein Wort finden? Und ferner, wie im zweiten Act Eleazar als Anhänger der Syrer, als Verführter und Ueberläufer am Totenbett des Vaters und beim Ausbruch des Aufſtandes gegenwärtig iſt, hat Juda wieder kein Wort, keine Handlung für dieſen; jetzt, wo es unpolitiſch, unrecht, unverantwortlich iſt, den Schwächling wieder an den Syrerhof zurückzulaſſen, verſucht er weder durch Gewalt noch Gründe ihn abzuhalten. Und ähnliche befremdliche Lücken in der Erfindung laſſen ſich in jeder Situation nachweiſen. Dadurch verlieren ſämmtliche Charaktere einen guten Theil ihres individuellen Lebens, ſie werden zu Schatten der Begebenheiten. Das Publicum weiß vielleicht nicht, was ihnen fehlt; aber Darſteller und Hörer vermiſſen doch den größten Theil des reizenden Behagens, das ſtets durch die wahre und genaue Darſtellung menſchlicher Natur auf der Bühne hervorgebracht wird. Dieſer Mangel an Wahrheit und Genauigkeit in der Zeichnung entſpringt aus einer Schwäche, entweder des Talents, oder des äſthetiſchen Gemeingefühls, oder beider, er iſt bei unſern neueren dramatiſchen und epiſchen Dichtern ſehr zu beklagen, aber das Talent, welches am meiſten von Allen Hoffnung gab, ihn zu überwinden, war doch Otto Ludwig, und wir möchten ungeduldig werden, daß dies ihm bei einem ſpröden und undankbaren Stoff nicht hinreichend gelungen iſt.

Von den Charakteren iſt Juda gut, in einzelnen Scenen vortrefflich gezeichnet. Dieſe ſichere, fröhliche Heldenkraft, der ſtarke Sinn, welcher handelt, ohne viele Worte zu machen, und dabei das reine innige Verhältniß zu ſeiner Frau, das alles thut ſehr wohl. Dagegen iſt das Gegenbild Eleazar verunglückt. Dieſe Figur hat kein inneres Leben, welches uns intereſſiren könnte, ſie erſcheint als ſtörende Beigabe ſelbſt in der Sterbeſcene des Vaters, als Begleiter des Antiochus, ſogar die Reue und Rückkehr zur Familie beim Martyrium der Brüder ſind kurz, ſkizzenhaft und deshalb nicht glaubwürdig gezeichnet. Am wenigſten klar ſein Verhältniß zur Mutter. Bei aller thörichten Zärtlichkeit Lea's für dieſen Sohn weiß und erfährt ſie im zweiten Act zu viel von ſeinem Abfall und ſeiner Freundſchaft zu den Syrern, als daß die ſtolze Patriotin zu dritten Act noch irgend eine Hoffnung auf ihn ſetzen könnte. Die Annahme, daß Mutterliebe ſich über Fehltritte eines Lieblings zu täuſchen vermöge und geneigt ſein werde, immer wieder zu hoffen, nützt dem Stück nichts, der Dichter hätte uns dieſen Proceß der Selbſttäuſchung in der Seele der Mutter darſtellen müſſen. Für alle ſolche charakteriſirende Züge war aber kein Raum. Unter den Nebenfiguren ſind noch die Heuchler und Schleicher aus dem Hauſe der Simeiten gut gezeichnet, ebenſo Naemi, das zarte liebevolle Weib des Juda. Im Vordergrund vor Allen ſteht Lea. Der Mittelpunkt der Handlung, das, was dem Stück ſeinen Erfolg und relativen Werth gibt, iſt die Darſtellung des Leidens und der heroiſchen Kraft der Mutter. Sicherlich Gefühle von dem höchſten tragiſchen Werth, vollſtändig geeignet, den Zuſchauer zu erſchüttern und fortzureißen: nur hat die Gelegenheit, bei welcher ſie zur Darſtellung kommen, für die Tragödie doch wieder ihr Bedenkliches. Vier Kinder der Frau ſollen den Martertod im feurigen Ofen ſterben. Dieſe furchtbare Thatſache ſollen wir mit in Kauf nehmen, aber eine ſo unerhörte grauſame Begebenheit empört unſer menſchliches Gefühl in einem Grade, welcher für die reine tragiſche Wirkung unvortheilhaft iſt. Was haben die rührenden guten Kinder verſchuldet? Wir werden erſchüttert bis auf's Innerſte, aber ſie jammern uns zu ſehr und der Gedanke an ihren qualvollen Tod ſtört uns als widrig. Daß durch ihr heldenmüthiges Martyrium der Syrerkönig zum Abzug und Frieden bewogen werden kann, glauben wir nicht, denn wir haben zu wenig menſchliches Leben in ihm geſehen. Daß dieſe grauſige That die Kataſtrophe einer tragiſchen Handlung darſtelle, empfinden wir auch nicht, denn die Liebe der Mutter zu Eleazar, welche im Anfange des Stückes das Motiv für die Verwicklung der Handlung zu werden ſcheint, iſt durchaus nicht ſchuld an dem Tode der jüngſten Kinder, und daß die unſchuldigen Kinder büßen müſſen, was Mutterſtolz und Familienadel anderweitig verſchuldet, das iſt uns noch ſtörender, als das Abſchlachten des jungen Macduff bei Shakeſpeare. Aber abgeſehen von dieſen Bedenken, iſt die Ausführung dieſes Theils zu loben, ſogar zu bewundern. Mit einem merkwürdigen techniſchen Geſchick hat der Dichter die ganze große Scene des Martyriums ſo angeordnet, daß das Gräßliche und Barbariſche des Actes ſich ſo viel als möglich der Phantaſie entzieht und die Leidenſchaft wie der edle Sinn der Mutter imponirend in den Vordergrund treten. Dieſe Scene halten wir nicht nur für die Hauptſcene des Stückes, ſondern in Darſtellung des Pathos überhaupt für das Beſte, was in jenen Jahren in Deutſchland im tragiſchen Stil geſchrieben ward. Hier, wo der Dichter Raum für ausführliche Darſtellung eines großen menſchlichen Gefühls hatte, zeigt ſein merkwürdiges Talent wieder, was er vermag und was er uns hätte werden können, wenn — wenn er wüßte die bedeutenden Menſchen, welche er zuſammengebeten hat, geſellſchaftlich zuſammenzuhalten, planmäßig nach einem beſtimmten Ziel zu lenken und in jedem Augenblicke des Zuſammenſpiels mit Sicherheit zu empfinden, was in der Seele eines jeden Einzelnen von ihnen vorgehen muß.

Zwei Eigenthümlichkeiten des Dichters ſind es, nach denen man vorzugsweiſe die Größe ſeiner Kraft beurtheilt: zunächſt nach der Energie, mit welcher er die einzelnen Momente ſeines Stoffes für uns wirkſam zu machen weiß, und zweitens nach ſeiner Auffaſſung des Lebens, welche wir überall als den Hintergrund ſeiner Formen und Bilder durchleuchten ſehen. Dies letztere aber iſt, was man den künſtleriſchen Charakter des Schaffenden nennen wird. Dieſer künſtleriſche Charakter des Dichters hängt ab von dem Grad ſeiner menſchlichen Bildung, von dem Adel und der Reinheit ſeiner idealen Empfindungen, und nicht am wenigſten von der Freiheit ſeiner Seele während dem Proceſſe des Schaffens. Daß die Bildung des Dichters und ſeine ethiſche Kraft in jedem Augenblick des Schaffens beſtimmenden Einfluß haben auf die Wirkungen, welche er hervorbringt, iſt leicht zu verſtehen, nicht ebenſo ſchnell vielleicht, wie beſtimmend der Grad der inneren Freiheit wird, welche der Dichtende während der Arbeit gegenüber ſeiner Schöpfung hat. Wenn etwas Geheimnißvolles und Großes im dichteriſchen Schaffen liegt, ſo iſt es die Verbindung von lebhafter Empfindung und ſicherer Ruhe, von leidenſchaftlicher Wärme für Ideen und Charaktere und dabei von unbefangener Beurtheilung derſelben Ideen und Charaktere. Während der Dichter die Motive und Handlungen eines Charakters, welchen er gefunden hat, mit warmer Hingebung in allen einzelnen Lebensäußerungen durchmacht, ſoll er zu derſelben Zeit mit der höchſten Steigerung ſeiner inneren Freiheit denſelben Charakter in ſeiner Beſchränkung überſehen und beurtheilen; während er ſich leidenſchaftlich der Stimmung eines Momentes hingibt, ſoll er mit unbefangener Klarheit die Farben, durch welche er dieſe Stimmung ausdrücken kann, verſtehen und verwenden; während die Glut und der Wahnſinn finſterer Leidenſchaften ſeine Seele wie Blitze durchzucken, ſoll er über dieſen ſtürmiſchen Empfindungen den Himmel heiterer Ruhe auch dem Leſer bemerkbar machen, und während er, was Thränen aus den Augen lockt, durchfühlt, wird er vielleicht mit einer Stimmung, die man wohl ein inneres Lächeln nennen darf, den Strom dieſer Empfindungen beobachten und durch contraſtirende kreuzen müſſen. Er wird dies müſſen, wenn er ſichere, edle, ſchöne Wirkungen hervorbringen will. Es gilt für einen Fehler der Jugend, ſich dem poetiſchen Stoff zu ſehr hinzugeben, weil die innere Freiheit, d. h. die ſichere Herrſchaft über das Stoffliche, noch nicht vorhanden iſt und für eine Schwäche des Alters, zu kühl und ruhig die Intentionen bloß zu ſtellen, weil den poetiſchen Anſchauungen Wärme und Farbe fehlt. Wo die ſtärkſte Vereinigung von Freiheit und lebhafter Empfindung ſich zuſammenfindet, da erkennen wir die ſtärkſte Dichterkraft. Und da der gewöhnliche Sprachgebrauch die Fähigkeit des Dichters, in Darſtellung von Charakteren, Situationen und Stimmungen ſtark zu wirken, ſein Talent nennt, ſo läßt ſich der vorige Satz auch ſo ausdrücken, daß der größte Dichter durch die beſte Vereinigung von Talent und dichteriſchem Charakter gemacht wird.

Wenn man die einzelnen Dichter unſeres Volkes von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet, ſo wird man leicht finden, daß die ſchwächſten Kräfte ſchon an dem Mangel oder an geringem Umfang ihres Talents erkennbar ſind, wie aber eine Anzahl der bedeutenderen Perſönlichkeiten in der Schönheit ihres Schaffens dadurch beeinträchtigt worden iſt, daß das Ganze ihres Weſens nicht im richtigen Verhältniß ſtand zu der Energie ihrer Production. Eines der größten Dichtertalente der Deutſchen war Heinrich von Kleiſt; man kann ſich nur wenig dramatiſche Charaktere und Situationen denken, die er nicht höchſt anſchaulich und imponirend hätte hervortreiben können. Aber ein krankes Moment in ſeiner pſychiſchen Anlage verkümmerte ihm die heitere Ruhe beim Schaffen; die Greuel in der Familie Schroffenſtein, der Engel und das Gerippe im Käthchen, die ſomnambulen Scenen im Prinzen von Homburg ſind ſtörende Befangenheiten ſeines Geiſtes, welche nicht nur als allgemeine Schwächen der damaligen Bildung in ihn gekommen ſind, ſondern welche auch ihm perſönlich zur Laſt fallen. In den erwähnten und mehren ähnlichen Momenten mangelt ihm die Kraft, das Stoffliche ſeines Talents ſicher zu beherrſchen, und deshalb erſcheint er uns in Vorſtellungen verliebt, welche an ſich poetiſche, aber in dem Zuſammenhange irrationale ſind. Sehr viel auffallender zeigt ſich die Schwäche des dichteriſchen Charakters bei Hebbel, ſo ſehr, daß er bei dem größten Talent doch als Sklave von Anſchauungen und Situationen erſcheint, welche ihm ſelbſt übermächtig geworden ſind. Das Abdämpfen und Verklären des Einzelnen durch die zuſammengefaßte Kraft eines harmoniſch gebildeten Geiſtes fehlt bei ihm oft ſo ſehr, daß er nicht nur Häßliches, ſondern vielleicht geradezu Unſinniges ſchreibt, wo er die gewaltigſten Empfindungen ausdrücken will.

Wenn bei jeder Gattung der Poeſie das, was hier Charakter des Dichters genannt wird, einen entſcheidenden Einfluß auf die Wirkung ausübt, ſo iſt dies am meiſten beim Roman und der Novelle der Fall, welche vorzugsweiſe die Aufgabe haben, uns die Beziehungen der einzelnen Individuen zu einander in ihrer größten Mannigfaltigkeit, und mit allem Beiwerk und Schmuck ihres Lebens zu künſtleriſcher Einheit gebunden zu ſchildern. Gerade bei dieſer Gattung muß der Dichter ſeinen Leſern in der verſchiedenſten Weiſe zu erkennen geben, wie er ſelbſt das Leben verſteht, und wie er die von ihm gefundenen Charaktere beurtheilt und leitet. Ueberall wird an ihm ſelbſt geprüft, mit welcher Sicherheit und Freiheit er zu geſtalten im Stande iſt. Durch die Lectüre gewinnen wir nicht nur Kenntniß von dem Zuſammenhang der Erzählung, ſondern auch von dem Erzähler ſelbſt; wir hören ſeine Stimme, wir ſuchen ſeine Urtheile, wir fühlen uns angenehm berührt oder verſtimmt, je nachdem uns befriedigt, was er von dem eignen Weſen zeigt. So ſehr iſt der Charakter des Dichters beim Romane maßgebend, daß auch mäßige Erfindungskraft im Einzelnen uns nicht ſtört, wenn der Erzähler durch die innere Haltung ſeines Gemüths zu feſſeln weiß. Das bekannteſte Beiſpiel iſt Don Quixote, in dem die Erfindung der Einzelheiten einförmig, ja ermüdend iſt, und der ganze Reiz in der überlegenen Freiheit liegt, in welcher der Dichter mit ſeinen Helden ſcherzt. Beiſpiele vom Gegentheile ſind die franzöſiſchen Romane von Sue, Dumas u. ſ. w., in denen die Erfindung gewaltiger und ſpannender Momente ungewöhnlich groß iſt, ſtatt der ſicheren und würdigen Freiheit des Erzählers aber eine wüſte, freche und gemeine Unfreiheit empört.

Wenn nun in Otto Ludwig's ſtarker Kraft etwas Bedenkliches war, ſo lag dies in dem Mangel an Freiheit gegenüber ſeinen Helden. Zu leidenſchaftlich, ja mit überwältigender Macht ſtiegen ſeine Geſtalten und die einzelnen großen Situationen derſelben in ihm auf, und ſie füllten ſeine Seele zu ſehr mit der düſtern und ſchwülen Luft, in welcher ſie ſelbſt athmen ſollen. Sein Schaffen erſcheint ſo wie ein gewaltiges Ringen, welches ihm eher Schmerzen macht, als Behagen. Auch wenn er nicht der Diener ſeiner Gewaltigen wird, die Heiterkeit und den klaren Frieden vermißt man, und das Ganze macht am Schluß vielleicht einen beängſtigenden Eindruck, nach dem Kampfe dämoniſcher Leidenſchaften ſchwebt über der ausgebrannten Stätte ein düſteres Grau.

Wenn auch in der Erzählung des Dichters „Zwiſchen Himmel und Erde“ dieſe Eigenthümlichkeit ſeines Schaffens bemerkbar wird, ſo ſoll doch gleich hier geſagt werden, daß die Novelle zu dem Bedeutendſten gehört, was in dieſer Gattung während des letzten Menſchenalters bei uns geſchrieben wurde; und es ſei noch hinzugeſetzt, daß ſie zu aller Zeit für ein ſtattliches Werk gelten wird, denn es ſind Schönheiten darin, die kaum ein anderer lebender Schriftſteller erreichen mag. Die Erzählung verläuft in vier Charakteren einer Schieferdeckerfamilie und berichtet den Kampf zweier Brüder, von denen der eine, ſtark, maßvoll, pflichtgetreu, voll Selbſtbeherrſchung, von dem andern, einem neidiſchen, gleißenden Geſell, voll unwahrer Gemüthlichkeit, in der Jugend durch Lügen um ſeine Geliebte betrogen und nach Ueberliſtung eines knorrigen, herrſchſüchtigen Vaters in die Fremde getrieben wird. Der Getäuſchte kommt zurück als fertiger Mann, tritt in das Geſchäft des Vaters ein und findet ſeine Geliebte als Frau des Bruders und ihm feindlich abgeneigt. Durch ſeine Tüchtigkeit im Geſchäft demüthigt er, ohne zu wollen, den falſchen Bruder. Sein Weſen zieht die Jugendgeliebte nach harten Kämpfen zu ihm hin, in dem Bruder aber, der ihn einſt betrog und jetzt fürchtet, entwickelt ſich eine Reihe niedriger Leidenſchaften, Neid, Eiferſucht, zuletzt ein grimmiger, tötlicher Haß. Durch dieſe wird der Unſelige allmählich ſo zerrüttet, daß er zu dem furchtbaren Entſchluß kommt, den Bruder bei der Arbeit vom Thurmdach zu ſtürzen. Er aber findet bei dem frevelhaften Beginnen ohne Schuld des andern ſelbſt ſeinen Tod. Auch der Held fühlt ſich von dem Hauch einer Schuld angeweht; er liebt das Weib ſeines Bruders, die ihn wieder mit Leidenſchaft als den guten Engel ihres Lebens betrachtet, und in einer Stunde voll Schmerz haben die Beiden einander dies Gefühl verrathen. Deshalb ſucht er nach dem grauſigen Ende ſeines Bruders auch für ſich die Rettung und Sühne, und er findet ſie auf dem verhängnißvollen Thurm, von dem ein Bruder den andern und ein Vater den ungerathenen Sohn hatte herabſtürzen wollen, nach ſchwerem Kampfe bei ſeiner Arbeit unter Schwindel und Todesgrauen. Seine Sühne heißt Entſagung. Er lebt neben der Witwe ſeines Bruders ein langes thätiges Leben, beide gehen ſchweigſam neben einander bis in das Greiſenalter.

Dieſer Stoff hat dem Dichter viele Gelegenheit gegeben, die meiſterhaften Eigenthümlichkeiten ſeines Talents zu bewähren. Das Handwerk des Schieferdeckers iſt zu ſchönen Ausführungen benutzt, um der Erzählung einen ſichern Hintergrund und Ruhepunkte, und einzelnen Situationen glänzende Farbe zu geben. Und geiſtvoll iſt dieſer Kreis von Schilderungen mit dem Faden der Erzählung verbunden. Das Dach des Kirchthurms der Stadt iſt die Stätte, auf welcher die verhängnißvollſten Momente der Erzählung verlaufen, der Thurm erhebt ſich von den erſten Seiten der Erzählung wie im Mittelpunkt eines Bildes, und ſein Umriß wächſt immer imponirender, bis das Auge des Leſers um das Ende in der ängſtlichſten Spannung hinaufſtarrt. An ihm werden die Stimmungen der Menſchen geſchildert, welche als Arbeiter um ihn hängen, die Freiheit der Höhe, die Freude am Wagniß des Kletterns und der ruhige Stolz, die Gefahr zu verachten. Dann die Gefahren eines Falls, das Seil, an welchem der Schieferdecker ſchwebt, kann durch Bubenhand angeſchnitten ſein, oder ein Bret heimlich durchſägt, es kann gar einer den andern hinunterſtürzen, vielleicht der Vater den eignen Sohn. Dazu die Höllenangſt vor dem Fall, und das lähmende Zittern des

Schwindels. Dann das Aergſte und Schwerſte, was der Menſch durchmachen kann. Ein ſchweres Wetter donnert um den Thurm, die Blitze ſtecken ihn in Flammen, und jetzt in der Nacht, wo die Wuth des Sturmes um das Dach tobt und darinnen die Flamme leckt, jetzt muß der Schieferdecker, um zu löſchen und ſeine Stadt zu retten, alle Schrecken des Todes überwinden, und alle Ruhe, die ihm der Tag unten auf der Erde nicht gönnt, er braucht ſie jetzt dort oben. Wie es in ſolchen Stunden oben auf dem Thurm und in der Seele des muthigen Mannes ausſieht, der auf ihm ſteht, das iſt geſchildert. Und dieſe Schilderungen ſind in ihren einzelnen Zügen hinreißend, zuweilen etwas raffinirt, aber doch ſchön; denn ſie ſind nicht nur ſehr überlegt, ſondern ſie machen auch den Eindruck der Wahrheit.

Es ließ ſich erwarten, daß Ludwig in den Charakteren ſeiner Helden wieder Vieles von der Energie zeigen würde, welche ihm ſein Gebilde im Kampfe mit finſtern und übermächtigen Leidenſchaften vorzugsweiſe anziehend macht. Am ausführlichſten iſt das Gemüth des ſchlechten Bruders dargeſtellt und manche der zahlreichen Wandlungen ſind vortrefflich gezeichnet, neben den kühnen Strichen auch viele feine; aber im Ganzen iſt die Darſtellung des ſittlichen Verfalls eines ſchwachen Menſchen doch eine freudenarme Aufgabe für den Künſtler, welche, wo ſie unvermeidlich iſt, ſtarke Gegenſätze braucht und gut abſtechende Farben. Auch Ludwig hat ein Gegenbild in der Frau des Verlorenen gefunden, welche ſich allmählich von ihm löſt und dem Jugendgeliebten zuwendet und an dieſem erſt erfährt, was eine große Leidenſchaft bedeutet. Und reizend in der That iſt das ſtille Gemüthsleben der jungen Frau und ihre ſchüchterne, aus einer angelernten Abneigung erblühende Liebe geſchildert, hier ſind rührende und hochpoetiſche Momente, das Zarteſte des Buches. Aber die Freude auch an dieſem idealen Gefühl wird dem Leſer verſetzt mit peinlichen und ängſtlichen Empfindungen, denn die Wuth und die Mißhandlungen des eigenen Gatten müſſen die Frau demüthigen und quälen und uns die

Empfindung lebhaft machen, daß auch dieſes reine und holde Weib einem finſtern Geſchick verfallen ſei, aus dem ihr keine Rettung wird, als durch bleiche Entſagung. Der Vater der beiden Brüder iſt ein echtes Stück Leben, ein gewaltiger Egoiſt mit großen Leidenſchaften, die ſich hinter gekünſtelter Ruhe verbergen, bis ſie im entſcheidenden Augenblick unwiderſtehlich hervorbrechen. Aber merkwürdig, auch er erſcheint gebrochen und invalid, er iſt blind geworden und grimmig darüber, und argwöhniſch und ſchwächer, als er früher geweſen ſein ſoll. So hat der Held, die hellſte Geſtalt der Erzählung, die ſchwere Aufgabe, allein das Gegengewicht zu halten gegen das viele Ungeſunde und Düſtre in den andern. Und er iſt eine wohlthuende Geſtalt, ſein ſauberes, bedächtiges, gehaltenes Weſen iſt zu guter Geltung gebracht, aber auch er iſt von Anfang an ſo reſignirt und dabei ſo pflichtvoll und regelrecht, daß er zwar den Eindruck von Kraft macht, aber nicht von einer friſchen und lebensfrohen. Und auch um ihn legt ſich der dunkle Schatten des ſchlechten Bruders und ſein Ende iſt Schweigen und Entſagen.

Die Sprache iſt klar und rein, die Herrſchaft über das Material des Ausdrucks iſt ſehr achtungswerth. Der Dichter weiß zu ſagen, was er will.

Unter großen äußeren Schwierigkeiten rang ſich Ludwig's Talent herauf. Enge Verhältniſſe, ein harter Kampf um die Exiſtenz, machten dem fränkiſchen Thüringer nur langſam möglich, die Grundlagen einer freien humanen Bildung zu gewinnen. Auf Seitenwegen, durch Nachtarbeit, unter harten Entbehrungen erwarb er ſich das Wiſſen, welches auf der gebahnten Heerſtraße unſeres Gymnaſial- und Univerſitätsunterrichts mit unvergleichlich geringerem Aufwand an Geiſtes- und und Körperkraft gewonnen wird. Wahrſcheinlich ſank ſchon in dieſer Lehrzeit der Keim des Leidens in ſeinen Körper, der kräftige Mann hatte damals Zeiten, wo er in völliger Waldeinſamkeit Heilung für die durch übergroße Arbeit krankhaft gereizten Nerven ſuchte. Wild und chaotiſch war in dieſer Periode auch ſein Drang zu ſchaffen. Er hielt ſein Talent für ein muſikaliſches und verlebte einige Jahre ſehr zurückgezogen in Leipzig, wo er ernſthaft Muſik trieb. Schon in dieſer Zeit dichtete er Lyriſches, Epiſches, auch Dramatiſches; er ſchrieb ſich Operntexte, Lieder und einige Gedichte nach alten Sagenſtoffen, ſtark angezogen von den nordgermaniſchen Klängen, welche ihm durch die ſpätern Romantiker zugänglich geworden waren. Von den zahlreichen dramatiſchen Entwürfen dieſer Zeit ſind mehre ausgeführt, faſt Alles aus den Jahren vor 1848 blieb lange ungedruckt. Daß er endlich in die Nähe Dresdens überſiedelte und in Verbindung mit Eduard Devrient und mit der Dresdner Bühne trat, wurde für ſein Schaffen entſcheidend. Hier lernte er zuerſt die Bedürfniſſe des Theaters kennen, er kam in Verkehr mit Dichtern und bildenden Künſtlern. „Der Erbförſter“ und „Die Mutter der Makkabäer“ waren die gereiften Früchte dieſer Jahre. Nach langem Ringen war er in eine feſte Stellung zu dem deutſchen Publikum verſetzt, und ein tieferes Verſtändniß deſſen, was das Drama forderte, war ihm aufgegangen. Seine Production war zwar ſchwerflüſſig, aber energiſch, und der Weg, auf dem er zu ſchreiten hatte, lag gebahnt vor ihm. Das treuherzige Dichtergemüth, welches er im Umgang mit ſeinen Bekannten bewährte, machte ihn Allen lieb, mit denen er in Verbindung trat. Aber ein körperliches Leiden wurde in dieſer Zeit ſo unbequem und zuweilen ſo ſchmerzvoll, daß es ihn gerade da, wo ein reger Verkehr mit Andern, Eindrücke durch das Leben, freudiger Genuß der erworbenen Stellung Bedingung weiteren Fortſchritts wurden, immer mehr iſolirte. Nur ſelten vermochte er ſeine Behauſung zu verlaſſen. In voller Manneskraft wurde er ausgeſchloſſen von der Welt, in der er ſich eben eine achtunggebietende Stellung erobert hatte.

Mit bewundernswürdiger Charakterſtärke fügte er ſich in ſein Schickſal, unermüdlich arbeitete er in der Einſamkeit an ſeiner künſtleriſchen Bildung, er las, ſann, träumte und ſchrieb nieder, was ihm die Seele füllte, das Höchſte ſuchend, ſich nie ſelbſt genügend. Die dramatiſche Macht Shakeſpeare's erfüllte ihn jetzt ganz, ſie wirkte faſt überwältigend auf ihn, mit den Augen eines Dichters folgte er ſpähend der Methode dieſes großen Schaffens, er legte ſich jede künſtleriſche Wirkung auseinander und ſuchte aus der Erſcheinung das Geſetz ſo ſcharfſichtig und grübelnd, daß ihm dadurch das Vertrauen zu der eigenen Kraft vermindert werden mußte. Immer war ihm das dramatiſche Schaffen als das höchſte erſchienen; die Charaktere und Situationen, welche in ihm ſelbſt lebendig wurden, regten ihn aber ſo auf, daß er zuweilen in anderer Arbeit Beruhigung ſuchen mußte. Darum erſchienen in dieſen Jahren der Krankheit ſeine Novellen, denn dieſe Art der Arbeit griff ihn weniger an. Dazwiſchen riſſen ihn aber immer wieder dramatiſche Ideen an ſich, er begann, verwarf und begann wieder; ein Stoff, der ihm einmal die Seele erfüllt hatte, ließ ihn nicht los, neue Dispoſitionen folgten auf frühere, immer neue Abhandlungen über Idee, Handlung und dramatiſche Wirkung ſeiner beabſichtigten Stücke. In ſeinem Nachlaß fanden ſich viele Stöße von Heften, von einem Trauerſpiel „Agnes Bernauerin" ſowohl drei vollſtändige Bearbeitungen aus der Zeit vor 1848, als gegen dreißige Hefte mit Abhandlungen, Plänen und Anfängen, unter denen ein ſehr bedeutender bis in die Hälfte des Stückes reicht. Die Krankheit, das einſame Grübeln mit der Theorie und noch etwas Anderes, wovon hier die Rede ſein ſoll, verhinderten endlich jedes Schaffen; langſam, nach ſchweren Leiden erſchöpfte ſich ſeine Lebenskraft. Als ein Märtyrer der Kunſt endete er. Noch in den letzten Wochen auf ſeinem Sterbelager beſchäftigte ihn ein Trauerſpiel Tiberius Gracchus.

Was das Publikum durch ihn erhalten, iſt verhältnißmäßig ſehr wenig von dem, was er in leidenſchaftlicher Bewegung in ſich verarbeitete. Wem ein Blick in dieſe reiche Trümmerwelt verſtattet war, der wird mit tiefer Hochachtung von dem großartigen Wollen des Geſchiedenen erfüllt werden. Aber auch mit Erſtaunen über die eigenthümliche Weiſe, in welcher er arbeitete; denn was ihn gehindert hat, das war nicht ſeine Krankheit allein, ſondern eine Beſonderheit ſeiner Anlage. Es ſei jetzt der Verſuch geſtattet, dies deutlich zu machen.

Unſere Literaturgeſchichten beſcheiden ſich in der Regel, das äußere Leben und den literariſchen Charakter der Dichter zu ſchildern, die Werke derſelben nach äſthetiſchen Geſichtspunkten zu beurtheilen, ihre Bedeutung für die Zeitgenoſſen und die folgenden Geſchlechter darzuſtellen; freilich ſuchen ſie auch aus dem Zuſammenwirken der einzelnen Richtungen die weſentlichen Eigenſchaften einer Literaturperiode und die Entwickelung der ſchöpferiſchen Volkskraft zu erkennen. Es iſt aber noch eine andere Betrachtung poetiſcher Bildungen möglich, welche in der Arbeitsſtube des Dichters verweilt und ſeine beſondere Schaffensweiſe darlegt. Wird uns möglich, von dieſem Geſichtspunkt in die geheimen Tiefen einer Dichterſeele einzudringen, ſo erhält nicht nur was ſie geſchaffen einen höhern Reiz, obenan ſteht dann auch eine achtungsvolle Würdigung des Wirkens der ſchöpferiſchen Kraft überhaupt. Das Gelungene wie das Unvollkommene in den Werken wird alsdann erkannt, nicht nur als Mangel der Anlagen, als Fehler der Arbeit, ſondern vielleicht auch als eine Eigenthümlichkeit des Dichters, welcher nach dem ganzen Zuge ſeiner ſchöpferiſchen Kraft ſo zu ſchaffen genöthigt war. Und wenn es gelänge, von einer Anzahl kräftiger Talente aus verſchiedenen Zeiten ein ſolches Bild ihrer ſchöpferiſchen Arbeit zu geben, ſo würde noch etwas Anderes, Geheimnißvolles klar werden, dauernde Verſchiedenheit der poetiſchen Schöpferkraft bei den einzelnen Culturvölkern und die Wandlungen, welche die Methode des künſtleriſchen Schaffens im Laufe der Jahrhunderte bei demſelben Volke erfährt.

Leicht iſt es, gewiſſe gemeingiltige Vorgänge darzuſtellen, wie ſie ſich in jeder Dichterſeele vollziehen. Aus den Eindrücken, Bildern und Anſchauungen, welche das Leben, Beobachtung oder Lectüre, in die Seele ſendet, regen einzelne kräftig das Gemüth an. Ein Gefühl wird lebhaft nachempfunden, eine Anekdote aus dem Leben eines Menſchen wird mit Freuden als bedeutſam erkannt. Iſt bei ſolcher Empfindung ruhiger Genuß, nicht gewaltſame Verletzung des Aufnehmenden, und nicht die Anreizung zu einer ſofortigen Willensäußerung, ſo beginnt die Phantaſie des Künſtlers gern ihr holdes Amt. Der Eindruck oder das Bild, welche in die Seele gedrungen ſind, werden umgeformt je nach dem Bedürfniß des Geiſtes und Gemüths, unter dem Zwange der urſprünglichen Stimmung; Farben werden glänzender, die Empfindung mächtiger, verwandte Gefühle oder Anſchauungen tauchen herauf und ſchließen ſich an die erſten an. Das ſo Gefundene wird dem Künſtler je nach ſeiner Natur zum Gefühl, das ſich zum Gefühle fügt, zum Bild, das räumlich neben ein anderes tritt, zur Situation, welche mit einer anderen Situation durch Cauſalnexus verbunden iſt. Wie glänzend aber auch dieſe inneren Bildungen in dem Künſtler aufſteigen und wie groß ihre Fülle werden mag, immer iſt zweierlei Bedingung für das freie Schaffen. Alle Einzelheiten werden zuſammengehalten durch eine einheitliche Grundidee und deshalb durch ein und dieſelbe Grundſtimmung; und ferner, wie düſter und ergreifend auch dieſe Ideen und Stimmungen ſind, die Seele des Künſtlers waltet doch behaglich ſpielend darüber. Denn ſolch freies Schaffen iſt ihr Genuß, ſie wirft weg und fügt zuſammen, mit innerem Behagen.

In dieſer Weiſe bethätigt der Künſtler ſein Gemüth an jedem Stoffe, er hebt heraus, was ihm lieb iſt, und prägt mit warmem Herzen aus dem geiſtigen Vorrath ſeines Lebens hinein, was ihm den aufregenden erſten Eindruck zu ergänzen ſcheint, damit dieſer ein volles Leben in ſeiner Seele erhalte. Dies Verfahren iſt in der Hauptſache bei allen Künſtlern daſſelbe. Aber ſehr verſchieden iſt allerdings die Beſchaffenheit der Anſchauungen und innern Bilder, welche durch einen zufälligen Eindruck in den Künſtlern je nach ihrer Kunſt lebendig werden. Der Künſtler z. B. lieſt, wie Karl der Große den Sachſenherzog Widukind zur Taufe zwingt. Hat ſeine Phantaſie den Zug nach plaſtiſcher Geſtaltung, ſo wird er in gehobener Empfindung vielleicht die Bilder der beiden großen Kriegsfürſten nebeneinander ſchauen in charakteriſtiſcher Stellung. Der Ausdruck der Köpfe, die Körperhaltung, der Faltenwurf, die Grenzlinien der Gruppe werden ihm allmählich lebendig; was vor und nach dieſem Momente liegt, iſt ihm unweſentlich: die Umgebung der Helden, die Landſchaft, ja ſogar die Farben ihrer Kleidung, Waffen u. ſ. w. ſieht er undeutlich oder gar nicht, ihm wird die Hauptſache, wie ſie im Modell ſich darſtellen müſſen. Lange vielleicht ändert ſeine geſchäftige Phantaſie an Stellung, Geberde, Ausdruck, bis ſein inneres Bild der plaſtiſchen Idee entſpricht, welche ihm durch die erſte ſchöpferiſche Stimmung theuer wurde. — Ein Maler dagegen wird denſelben Moment weit anders faſſen. Er ſieht farbig, die Haufen der Sachſen und Frankenkrieger in norddeutſcher Landſchaft, vor zertrümmertem Heiligthum der Heiden; er empfindet lebhaft die nach Charakter und Alter verſchieden temperirten Gefühle der Einzelnen, wie ſich dieſe in den mannigfaltigſten Stellungen und Geberden ausdrücken. In dem hellſten Licht ſieht er im Mittelpunkt der Gruppen die Hauptgeſtalten des Siegreichen und des Beſiegten, Alles unter dem Zwange einer einheitlichen Linienführung und eines Grundtons auch in der Farbe. — Der Künſtler ferner von muſikaliſcher Anlage bewahrt nicht plaſtiſche oder maleriſche Bilder als Eindruck des Geleſenen, in ſeiner Seele klingt die Stimmung in Tönen, er hört vielleicht den Siegesgeſang der Franken, die wilde Totenklage der Sachſen, den Ruf nach Rache, den Schrei der Angſt, und alle dieſe Gegenſätze, welche durcheinandertönen, binden ſich ihm zum Schluß in vollem Chor und feſtlichem Geſange zu dem neuen Gott, welcher jetzt über dem

Sachſenvolke mild walten ſoll. — Auch wieder der Dichter wird, je nachdem er epiſch, lyriſch, dramatiſch zu geſtalten befähigt iſt, den imponirenden Stoff im Innern verſchieden formen. Dem poetiſchen Erzähler wird ſich an die gegebene Situation Vieles, was vorausging, knüpfen, er wird in einer Reihe von Situationen den Kampf zwiſchen Chriſten und Heiden, die Feindſchaft des Frankenkönigs und des Sachſenfürſten ſchildern, er wird den Hofhalt beider, ihre Häuſer, ihre Gefolgſchaft, ihr Weſen im Gegenſatz zu einander ſich einbilden, er wird die menſchlichen Beweggründe für ihr Handeln, Glaubenseifer, Vaterlandsliebe, Stolz, Freiheitsſinn als groß und ſchön empfinden, er wird zu den reifen Männergeſtalten und ihrem finſtern Kampf als Ergänzungsbilder vielleicht jugendliche Helden hervorrufen, einen leidenſchaftlichen Krieger, ein ſchönes Fürſtenkind und ähnliches; er wird die ganze Fülle von Anſchauungen, welche in ihm hell wird, ſo ſchauen, wie ſie ſich in der Zeitfolge nach einander ordnen, und er wird jedes Einzelne, was ſie thun, als Theil erſcheinen laſſen einer zuſammenhängenden Geſchichte, welche mit dem wirklichen Verlauf der Hiſtorie nur gerade gemein hat, was ihm für den Zuſammenhang, den er frei gefunden, paſſend erſcheint. In der zuſammengefügten Begebenheit wird jene Situation, deren Eindruck zuerſt in ſeine Seele fiel, wahrſcheinlich noch eine bedeutſame Stellung bewahren, etwa als Kataſtrophe oder als verſöhnender Schluß. — Die weiche Seele des Lyrikers dagegen wird, durch denſelben Eindruck angeregt, entweder die ſtolze Freude des Siegers oder den leidenſchaftlichen Schmerz des Beſiegten, die Gefühle, welche in dieſer Situation durch die Seelen der Helden zogen, im Liede gefühlvoll herausheben, oder er mag auch die Handlung der Unterwerfung und Taufe in kurzen Zügen ſchildern, um die Stimmung, welche dies Ereigniß erregt hat, in Metrum und Ton nachdrücklich herausklingen zu laſſen. — Der dramatiſche Dichter endlich wird ſich zu ſolcher anregenden Situation mit Benutzung der Geſchichte eine

Handlung hervorrufen. Er empfindet deutlicher als alle andern in den Charakteren der Helden einen Grundzug, welcher ſie zu verhängnißvollem Thun treibt, ihm wird deutlich, wie dieſes Thun auf ihr Leben zurückwirkt und wie aus dem Zuſammenſpiel des charakteriſtiſchen Wollens und der daraus hervorgehenden Thaten ſich das Verhängniß für einen oder beide Helden entwickelt.

Im letzten Grunde alſo iſt das künſtleriſche Schaffen aller Künſte ähnlich; und auch viele Einzelheiten des inneren Proceſſes ſind allen Künſtlern derſelben Kunſt gemeinſam. Daneben aber zeigen ſich ſogleich die größten Verſchiedenheiten. Zunächſt freilich an den Individuen, welche in derſelben Kunſt zu gleicher Zeit thätig ſind.

Aber das künſtleriſche Schaffen iſt in derſelben Kunſt auch nicht zu allen Zeiten ganz daſſelbe. Auch hier finden Umwandlungen ſtatt, deren Urſache wir zu ergründen und deren Geſetze wir darzuſtellen vermögen. Ja man darf ſagen, daß das künſtleriſche Schaffen in jedem Jahrhundert eines Volkslebens einige beſondere Eigenſchaften haben muß, wenn es dem idealen Bedürfniß der Zeit völlig entſprechenden Ausdruck geben ſoll. Der Maler zur Zeit Giotto's bewies ſein Talent unter dem Einfluß einer Technik und Bildung, welche ihm Idee, Linienführung, Figuren und Färbung ſeiner Tafeln in ganz anderer Weiſe feſtſtellten, als dem modernen Maler unſere Malerkunſt. Er war weſentlich Handwerker, er rieb ſich die Farben, er kochte den Firniß, er malte Gewand, Falten und Geſichter mit Farben, welche ihm je nach dem Charakter ſeiner Figuren vorgeſchrieben waren, er ſchattirte durch ein Auffetzen der Schattentöne, welches traditionell war, und durch Handgriffe, die er zünftig gelernt hatte. Er hatte für die Bildung der Gruppe und die Führung der Linien einige überkommene techniſche Grundſätze, die ihm feſtſtanden. Auch über die Gegenſtände, welche er malte, war er durchaus nicht unſicher. Die Kirche und Privatleute wußten genau, was ſie zu fordern hatten, ihre Heiligen in der Situation des Martyriums, den Erlöſer, die Jungfrau Maria in beſtimmten Stellungen, welche hundertmal gemalt waren, in denen Manches unabänderlich war. Der Maler bethätigte ſeine eigene Kraft durch die Aenderungen, die er in dem Typus des Heiligen, in Anordnung der Gruppe, vielleicht in Anwendung der Farben und ihres Bindemittels einführte. Wer auf ſolcher Grundlage ein großer Maler werden konnte, war ein reicher Mann in Vielem, was unſere Maler unſicher ſuchen, und ein ungeübtes Kind in Anderem, worin die Modernen wie freie Herren gebieten. — Wer ferner um das Jahr 1200 als ritterlicher Sänger in Deutſchland Geltung ſuchte, der lernte aus keiner Metrik Maß und Quantität, er ſuchte nicht nach poetiſchen Stimmungen bei entfernten Völkern, er war nicht verpflichtet neu zu ſein, weder im Versmaß noch in der Grundidee ſeines Gedichtes, aber er trug als Kind ſeines Volkes in ſich ein feines und graziöſes Gefühl für den Wohlklang ſeiner Verſe, ohne lange zu ſchwanken vermochte er Hebungen und Senkungen recht zu gebrauchen mit einem Accentgefühl, das wir nicht beſitzen und uns mühſam als ein höchſt ſchwieriges und verwickeltes Syſtem von Regeln aus alten Gedichten herſtellen; er ſang, was hundertmal geſungen war, wie der Mai kam nach dem kalten Winter und wie in der blühenden Natur die Geliebte ihm erſchien, oder wie er zur Nacht bei ihr weilte und der Wächter auf der Zinne den Morgen verkündete, oder wie er des langen, fruchtloſen Ritterdienſtes müde um Erhörung flehte. Sein Werth für die Zeitgenoſſen wurde darnach beurtheilt, ob ſein Klanggefühl fein war, ob er höfiſche Rede gebrauchte, ob er liebenswerth und mit Geiſt hergebrachte Form und Inhalt zu modificiren verſtand, endlich freilich ob er neue Weiſen und neue Liederideen zu dem vorhandenen Vorrath fügte. Auf gewiſſen gegebenen Grundformen entfaltete ein reiches Talent ſeine ſchöpferiſche Kraft, ſicher das Vorhandene benutzend, in immer neuen Variationen das gemeinſame Schöne umformend.

Derſelbe Dichter, wenn er einen rittermäßigen Stoff in längerem Gedicht verarbeitete, durfte ungeſcheut die Arbeiten ſeiner Vorgänger verwenden, zumal wenn dieſe in fremder Sprache geſchrieben waren. Er übertrug ein Gedicht aus dem Nordfranzöſiſchen oder Lateiniſchen, zuweilen wörtlich überſetzend, an anderen Stellen umgeſtaltend, dann bewies er ſeine Dichterkunſt in den Augen der Zeitgenoſſen ganz genügend durch höfiſche Sprache, durch klangvollen Vers und durch kräftiges Herausheben der Stellen, welche ihm dichteriſch ſchön däuchten. Was wir jetzt für eine Grundbedingung des ſelbſtändigen Dichtens halten, daß der Dichter die Fabel ſich in den Hauptſachen frei erſchaffe, war damals nicht nöthig, und gerade vor den größten Aufgaben der epiſchen Poeſie nicht möglich. — Endlich der Baumeiſter, welcher zur Zeit des romaniſchen, des gothiſchen Stils oder der Renaiſſance ſeinen Zeitgenoſſen einen bewunderten Bau aufführte, war in ganz anderer Weiſe ſchöpferiſch und wieder gebunden als unſere Architekten. Gewiſſe Grundverhältniſſe der Länge, Breite, Höhe ſtanden feſt, die meiſten Formen und Zieraten, die Elemente, aus denen er Pfeiler oder Säule zuſammenſetzte, Schwung der Bögen, Gliederung des Geſimſes, Ornamente der vorſpringenden Theile waren in der Hauptſache vorgebildet, ſein Talent bewährte ſich wieder durch geſchmackvolles und modiſches Umbilden gegebener Formen und durch reiche Erfindung in Einzelheiten. Ob er antik, im Baſilikenſtil oder in heimiſcher Weiſe ſchaffen wollte, ſtand für ihn ganz außer Frage, und in dieſer Beziehung war ſein Bilden der gerade Gegenſatz des modernen, wo dem Künſtler zunächſt zugemuthet wird, unter einer Menge ganz verſchiedener Stilformen zu wählen, die ihm aus allen Jahrhunderten der Vergangenheit überkommen ſind, und wo ihm die Verſuchung nahe liegt, ſich aus dem Wirrwarr vorhandener Formen moſaikartig einen neuen Stil zuſammenzuſetzen.

Wie die Bedingungen, unter denen der Künſtler ſchafft, ihm durch jede Veränderung der Bildung umgeſtaltet werden, ebenſo iſt auch die Energie des künſtlichen Schaffens nicht in jeder Zeit dieſelbe, und das ſchöne Gelingen der Kunſtwerke wird nicht in jeder Periode des Volkslebens möglich. Das iſt allbekannt. Aber wenn wir die letzten Gründe ſuchen, um dieſe Thatſache zu begreifen, gelangen wir an einen Punkt, wo das geheimnißvolle Walten der Gotteskraft in den Völkern ſich unſerem Verſtändniß entzieht. Wir ſehen nur, daß Vieles thätig iſt, um ſolche Ungleichmäßigkeit der bildenden Kraft hervorzubringen: Eigenheiten des Volkes, welche wir natürliche Anlage nennen, ſeine ſocialen Zuſtände, Sitte, Recht, geſellſchaftliche Verhältniſſe ſind dabei wirkſam, aber ſie allein erklären nicht, wie zur Zeit des Phidias und Sophokles die größten Talente des Griechenvolkes maſſenhaft neben einander aufwuchſen, zur Zeit des Raphael die großen Maler, in der Hohenſtaufenzeit und wieder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die großen Dichter der Deutſchen, ſie erklären auch nicht, woher es kommt, daß z. B. die höchſte Blüthe des Dramas den Culturvölkern faſt plötzlich, wie eine Offenbarung aufgeht, durch geniale Begabung eines oder mehrer Männer, und daß ſie ſelten über ein Menſchenleben in einer Nation weilt. Bei ehrfurchtsvoller Betrachtung dieſes Geheimnißvollen wird allerdings deutlich, daß auch hier kein Zufall waltet, und daß die einzelnen Künſte unter ſich ſelbſt in inniger Verbindung ſtehen, daß das Gedeihen der einen das Wachsthum der andern fördert oder auch zurückhält, und daß dieſelben günſtigen Einwirkungen oft der einen wie der andern zu Gut kommen. Unmittelbar an Aeſchylos ſchließt ſich Phidias; zwiſchen der Blüthe gelehrter Mönchpoeſie zur Zeit der Frankenkaiſer und dem romaniſchen Kirchenſtil iſt der innere Zuſammenhang unleugbar, ebenſo zwiſchen der Minnepoeſie des dreizehnten Jahrhunderts und der Gothik in den aufſtrebenden Städten. Das feſte Band, welches Dante und Giotto, die Humaniſten und Michel Angelo, die Renaiſſance und Shakeſpeare aneinanderknüpft, iſt oft dargeſtellt worden, und daß unſere Landſchaftsmalerei mit der Entwickelung des poetiſchen Naturſinnes im vorigen Jahrhundert zuſammenhängt, iſt niemandem zweifelhaft. Als oft wiederkehrende Erſcheinung drängt ſich ferner auf, daß die Poeſie als ältere Schweſter die andern Künſte erzieht, denn das Aufblühen der Volkskraft zeigt ſich zuerſt in der Kunſt, welche den idealen Inhalt der Zeit am geiſtigſten und vollſtändigſten auszudrücken vermag, an ihr Gedeihen ſchließt ſich leicht das der andern Künſte, auch ſolcher, welche nicht, wie die Schauſpielkunſt und der mimiſche Tanz, unmittelbar aus der Poeſie ſich entfalten.

Auch innerhalb derſelben Kunſt entwickeln ſich die verſchiedenen Richtungen nach einander zur Blüthe, auch hierin iſt geſetzlicher Verlauf. In der Poeſie zuerſt das Epos, dann die Kunſtlyrik, ſpät unter beſonders günſtigen Verhältniſſen das Drama. Die erſte Kunſt, welche in jedem Culturvolk mächtig herausbricht, iſt die epiſche Poeſie. Ihr reichſtes Gedeihen, ihre höchſte Bedeutung erhält ſie gerade zu der Zeit, in welcher die übrigen Künſte noch unentwickelt in der Seele des Volkes liegen. Sie iſt in der Jugend der Völker noch keine Kunſtgattung, ſie iſt der einzige, nothwendig gegebene Weg, auf welchem ſich die ſchöpferiſche Kraft äußert. Und ſehr merkwürdig iſt, daß in einem reichbegabten Volke während ſolcher Zeit auch die übrigen Künſte wie unfertige Seelchen durch das Epos nach dem Leben ringen. Der Mann von großer dichteriſcher Begabung iſt zugleich der Weltkundige und vielleicht der Seher ſeines Stammes, er iſt Sänger und muſikaliſcher Künſtler. In ſeinen Träumen erſcheinen ſogar die bildenden Künſte auf einer Stufe, welche er ahnt, bevor ſie erreicht iſt. Er ſchildert die Halle des Königs ſo groß und reich geſchmückt, wie ſie zu ſeiner Zeit in Wirklichkeit noch nicht iſt, er bildet begeiſtert in Vers die ſchöne Arbeit eines Halsſchmucks, eines Trinkgefäßes, einer Waffenrüſtung. Was ihm irgendeinmal von den ſchwachen Kunſtverſuchen der Zeitgenoſſen gefiel, das wird von ihm zu koſtbarem Prachtwerk ausgemalt. Aber während er dichtet, iſt er noch in anderer Weiſe ein Maler. Die ehrwürdigen Geſtalten der Götter- und Heldenſage ſteigen vor ſeinem innern Sinn in einzelnen Situationen gewaltig und reizvoll auf, er ſchaut ſie, wie ſie ſich bewegen, einander grüßend zuneigen, wie ſie den Speer werfen, beim Feſt in der Königshalle ſitzen, deutlich ſieht er das Kleid, das ſie umhüllt, die charakteriſtiſche Bewegung des Hauptes und der Hände, er erblickt die luftige Geſtalt der Göttin, welche aus den Wellen ſteigt und dem Helden ihren rettenden Schleier zuwirft, oder den Helden, welcher ihr den Schleier raubt, und die Göttin, welche wie ein Vogel über der Fluth ſchwebt, weil ſie das Schwanenhemd nicht miſſen will. Alles Bedeutſame erkennt er deutlich bis in Einzelheiten. Und zuverläſſig vermöchte er ſelbſt nicht immer zu unterſcheiden, ob ſolches Bild nur innere Anſchauung war, oder ob es ſich fühlbar vor ſeinen Augen in der Landſchaft erhob. — Freilich, nicht ebenſo genau empfindet er das innere Leben ſeiner Geſtalten, er hält einen charakteriſtiſchen Grundzug an ſeinen Helden feſt, der ſich ausprägt in ihrer äußeren Erſcheinung und in jeder Rede, und behaglich variirt er in vielen einzelnen Situationen dies gefundene Charakteriſtiſche. Er erfindet auch nicht die Handlung wie ein moderner Dichter, denn auch der Verlauf der Ereigniſſe iſt ihm in der Hauptſache gegeben, die Kunde davon iſt Habe ſeines Volkes ſo gut wie ſeine eigene. Er begnügt ſich, die Momente, welche ihn poetiſch anregen, ſtark hervorzuheben, er fühlt bei der Lebhaftigkeit ſeiner Bilder ganz ſicher, daß die Ereigniſſe ſo, wie er ſie darſtellt, ſich zugetragen haben müſſen, und er wirft, was aus der Sage zu ſeinen großen Anſchauungen etwa nicht paßt, ſorglos bei Seite, nicht darum, weil es ihm gerade unverwendbar iſt, ſondern weil es ihm nicht wahr iſt. So regt ſich ſeine Erfindung nach der einen Seite weit unfreier als die unſere, und doch wieder gehoben durch eine Deutlichkeit und plaſtiſche Lebendigkeit der Anſchauungen, die uns geſchwunden iſt.

Wir aber ſchätzen den Werth ſolcher epiſchen Poeſie unter anderm darnach, ob die Bilder, welche der Dichter ſchaute, auch jeden Moment deutlich machen, der für eine zuſammenhängende Geſchichtserzählung nothwendig iſt, ob ſie von dem Dichter in fortleitender Bewegung durch die ganze Geſchichte, welche er vorführt, regſam geſchaut werden, oder ob dieſe verklärten Bilder ihm nur in einzelnen Stellen ſeiner Erzählung ſo deutlich werden, daß er genau zu ſchildern vermag. Die Fülle und Reichlichkeit und die ruhig gleichförmige Bewegung, in welcher das homeriſche Epos ſeine Heldengruppen ſchaut, iſt der einzige Vorzug helleniſcher Poeſie z. B. gegenüber der deutſchen, wo trotz tiefſinniger Empfindung und ſinniger Freude an den Charakteren der Helden die Wirkung dadurch beeinträchtigt wird, daß die Bilder häufig nur in einzelnen kurzen Augenblicken dem Dichter aufzucken, dann freilich wohl in überwältigender Macht und Schönheit. Aber das Kurze dieſer Anſchauungen und die relative Unbeweglichkeit der geſchauten Gruppen gibt der älteſten deutſchen Poeſie etwas Starres, Fragmentariſches, Zerhacktes. Bei den Griechen dagegen war es kein Zufall, daß Maler und Bildhauer nicht müde wurden, die Situationen Homers als ihr Eigenthum zu betrachten und nachzubilden, und daß Ariſtoteles den Mann, welchen er als Sänger der Ilias und Odyſſee betrachtet, in gewiſſem Sinn auch den erſten Dramatiker nennt.

Aber der alte epiſche Dichter ſieht nicht nur ſeine Gebilde leibhaftig vor ſich, er hört dabei auch muſikaliſchen Klang, die Beſchreibung, welche er von ihnen gibt, und ihre Reden empfindet er in rhythmiſchem Takt und melodiſchem Tonfalle. Auch hier iſt ſeiner Rede das Maß und ſeiner Recitation ein gewiſſer melodiſcher Lauf gegeben, auch hier prägt er mit Sicherheit den geiſtigen Inhalt und die Empfindung in gegebenen Grundformen aus, leicht und freudig innerhalb der eng geſteckten Grenzen ſchaffend.

Sehr fremdartig iſt für uns ſolche Dichterarbeit, denn weit regelvoller, innerlicher und ſtärker mit Abſicht verſetzt pflegt unſer Schaffen zu ſein. Dennoch iſt die alte Methode auch in unſerer Zeit nicht unerhört. Und wenn dieſe Betrachtung nach langem Abſchweif zu Otto Ludwig zurückkehrt, ſo geſchieht es, um aus ſeinen Worten zu beweiſen, daß in einem Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts einmal die uralte und für uns ſeltſame Arbeit eines Dichtergemüths aus grauer Vorzeit wieder lebendig geworden iſt. Für dieſen Zweck wird hier eine Aufzeichnung mitgetheilt, welche ſich im Nachlaß des Verſtorbenen vorfand. Sie gehört zu den denkwürdigſten Bekenntniſſen eines Dichters. Daß ſie durchaus wahrhaft, ja auch ohne Selbſttäuſchung niedergeſchrieben iſt, lehrt die Durchſicht derſelben; wer irgendwie das lautere Gemüth des Verſtorbenen gekannt hat und die Strenge, mit welcher er ſich ſelbſt beobachtete, dem wird ohnedies jeder Zweifel als unrecht erſcheinen.

So aber ſchildert Otto Ludwig ſein poetiſches Schaffen:

„Mein Verfahren iſt dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine muſikaliſche, die wird mir zur Farbe, dann ſeh' ich Geſtalten, eine oder mehre in irgendeiner Stellung und Geberdung für ſich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferſtich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt wie eine Marmorſtatue oder plaſtiſche Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Dieſe Farbenerſcheinung hab' ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk geleſen, das mich ergriffen hat; verſetz' ich mich in eine Stimmung, wie ſie Goethe's Gedichte geben, ſo hab' ich ein geſättigt Goldgelb, ins Goldbraune ſpielend; wie Schillers, ſo hab' ich ein ſtrahlendes Karmoiſin; bei Shakeſpeare iſt jede Scene eine Nüance der beſondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweiſe iſt jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Kataſtrophe, manchmal nur eine charakteriſtiſche Figur in irgendeiner pathetiſchen Stellung; an dieſe ſchließt ſich aber ſogleich eine ganze Reihe und vom Stücke erfahr' ich nicht die Fabel, den novelliſtiſchen Inhalt zuerſt, ſondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erſt geſehenen Situation aus ſchießen immer neue plaſtiſch-mimiſche Geſtalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen ſeinen Scenen habe; dies alles in großer Haſt, wobei mein Bewußtſein ganz leidend ſich verhält und eine Art körperlicher Beängſtigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novelliſtiſchen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen iſt mir unmöglich. Nun findet ſich zu den Geberden auch die Sprache. Ich ſchreibe auf, was ich aufſchreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, iſt mir das Aufgeſchriebene nur ein toter Buchſtabe. Nun geb' ich mich daran die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritiſchem Auge anſehen. Ich ſuche die Idee, die der Generalnenner aller dieſer Einzelheiten iſt, oder wenn ich ſo ſagen ſoll, ich ſuche die Idee, die, mir unbewußt, die ſchaffende Kraft und der Zuſammenhang der Erſcheinungen war; dann ſuch' ich ebenſo die Gelenke der Handlung, um den Cauſalnexus mir zu verdeutlichen, ebenſo die pſychologiſchen Geſetze der einzelnen Züge, den vollſtändigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Inſtinkt angehört, alles Abſicht und Berechnung iſt, im Ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da ſieht es denn ohngefähr aus wie ein Hebbel'ſches Stück, alles iſt abſtract ausgeſprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwickelung gleichſam ein pſychologiſches Präparat, das Geſpräch iſt nicht mehr wirkliches Geſpräch, ſondern eine Reihe von pſychologiſchen charakteriſtiſchen Zügen, pragmatiſchen und höheren Motiven. Ich könnte es nun ſo laſſen und vor dem Verſtande würd' es ſo beſſer beſtehen, als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen iſt mir kein poetiſches Kunſtwerk; auch die Hebbel'ſchen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunſtwerk, nicht wie ein ſolches ſelbſt. Es iſt noch kein Menſch geworden, es iſt ein Gerippe, etwas Fleiſch darum, dem man aber die Zuſammenſetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Pſychologiſche drängt ſich noch als Pſychologiſches auf, überall ſieht man die Abſicht. Nun mach' ich mich an die Ausführung. Das Stück muß ausſehen, als wäre es bloß aus dem Inſtinkt hervorgegangen. Die pſychologiſchen Züge, alles Abſtracte wird in Concretes verwandelt. Die Perſon darf nicht mehr abſtracte Bemerkungen über ihre Entwicklungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog beſteht. Man muß an der Geberde der Rede, wenn ich ſo ſagen darf, merken, was in der Perſon vorgeht, aber ſie muß es nicht mit dürren Worten ſagen, denn wer kann in ſolchem Zuſtande ſolche Bemerkungen über ſich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menſchen, eine Figur, die ſagt, was der Dichter will, aber nicht, was ſie ſelbſt. Es iſt das freilich ſchwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieſer Umwandlung feſtzuhalten, nämlich erſtens die Reden, die der Perſon natürlich und die einen Inhalt und Zuſammenhang für ſich haben, zweitens die pſychologiſchen Entwickelungsmomente, die ſo zu ſagen ohne Wiſſen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchſcheinen. Es iſt nicht allein techniſch ſchwer, ſondern es verlangt auch wenigſtens im Anfang einen ſchweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinirte ſieht aus wie das Gewöhnliche. Am ſchwierigſten iſt dieſes bei leichteren pſychologiſchen Momenten, die die Oberfläche der Rede nur ſo leicht afficiren dürfen, wie ein leiſes Lüftchen faſt unſichtbar die Wellen kräuſelt, bei den erſten Keimen innerer Zuſtände, die dann ſtetig geſteigert der Perſon ſelbſt erſt ſpäter klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden. So iſt's mit dem Charakteriſiren; bei Hebbel erzählen die Perſonen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten, und wiſſen ſich ſelbſt etwas damit, was für ganz eigene Menſchen ſie ſind, während meiner Meinung nach ſich der Charakter einer Perſon ohne ihr Wiſſen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Perſonen ſelber ihren Charakter meiſt nicht kennen, und indem ſie ihren vermeinten ſchildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wiſſen, ihren wirklichen ſchildern müſſen. Denn wem, der die Menſchen und den Menſchen kennt, muß nicht all dies abſichtliche, abſtracte Auskramen pſychologiſcher und charakteriſtiſcher Züge, die jedem bekannt ſind, lächerlich vorkommen? Die Perſonen ſoll man für Menſchen halten, ſie müſſen ſich alſo doch einigermaßen als Menſchen geberden. Wenn ein Schickſal auf uns Eindruck machen ſoll, darf es doch kein Theaterſchickſal ſein. Solche Charaktere gibt's, die ſich und ihre Entwickelungen ſtets ſelber beobachten. Warum ſoll der Dichter nicht auch einen ſolchen zeichnen? Er darf aber nicht vergeſſen, daß dieſes Sichſelbſtbeobachten eben ein individueller Zug iſt und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philoſophen, des Mannes der Wiſſenſchaft iſt es, das Geſetz aus der Fülle ſeiner Erſcheinungen herauszuſchälen; des Dichters, das Geſetz wieder hinter der Erſcheinung zu verſtecken. — So dacht' ich in meiner Iſolirung. Meine poetiſchen Menſchen machten's, wie ich die Menſchen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus ſolchen Menſchen beſteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die abſichtlichen und unabſichtlichen Verkleidungen in das Innere dringt, der mehr auf die unwillkürliche Geberde der Rede merkt als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf ſeines Gegners Auge als auf ſeinen Arm, eine Sonntagskindergabe iſt, die ſich nicht anbilden, nur ausbilden läßt."

Dieſe Niederſchrift Otto Ludwig's berichtet mit wünſchenswertheſter Genauigkeit ſeine Methode der poetiſchen Arbeit und zwar vor dem Drama. Das erſte Aufſteigen der inneren Kunſtbilder war ihm von Erſcheinungen begleitet, welche ſonſt auch der feurigſten Phantaſie eines modernen Dichters nicht kommen. Seine productive Kraft rang zunächſt nach Melodie; dann ſah er die Geſtalten ſeiner Träume faſt leibhaftig vor ſich, von dämmriger Farbe beleuchtet. Der dramatiſche Dichter jedoch ſoll zwar die Seelenbewegungen eines Charakters mit dem reichſten Detail und in ihrer höchſten Stärke empfinden, aber das Aeußere ſeiner Helden, Tracht, Geberde, Stellung zu ſchauen iſt nicht ſeines Amtes, ſondern Sache des Schauſpielers. Allerdings wird dem Dichter, zumal wenn er einige Bühnenerfahrung hat, in jeder bedeutenden Situation des Stückes auch die Stellung, welche die Perſonen auf der Bühne zu einander einnehmen, im Bewußtſein ſtehen, und vor jeder bedeutungsvollen Action wird er fühlen, wie ſie im Spiel ausgeführt werden müſſe, um wirkſam zu ſein. Weilt er über Enſemble-Scenen, ſo wird ihm die Anordnung der Maſſen, die Stellung der Hauptſpieler zu den Nebenperſonen auf der Bühne vielleicht ganz deutlich ſein, aber Geſtalten zu ſehen mit plaſtiſcher Lebendigkeit iſt ihm nicht nöthig. Und wohl würde er Grund haben, dieſe Richtung ſeines inneren Sinnes auf körperliche Formen abzuwehren, denn ſolches Schauen der Gruppen mag ihm leicht den ſtarken Strom von Empfindungen und Willensäußerungen ſtören, in welchem ſich ſein Stück Scene für Scene vorwärts bewegt.

Das Weſen des dramatiſchen Bildens iſt nämlich nicht das Hängen in mächtigen Situationen, dies iſt im Gegentheil durchaus charakteriſtiſch für epiſche Begabung — ſondern das kräftige, unabläſſige Fortbewegen der Charaktere und Handlung durch die Situationen, und dem dramatiſchen Talent iſt gerade die nicht unterbrochene Bewegung und Wandlung der Charaktere das Reizvollſte.

Während nun Otto Ludwig mit beängſtigender Deutlichkeit die Geſtalten in einzelnen Situationen ſah, die ihn gerade erregten, war auf der andern Seite der geiſtige Proceß, durch welchen er ſich die dramatiſche Handlung aufbaute, ein künſtlicher und ſchwieriger. Wo ihm das Schauen der bewegten Situationsgruppen aufhörte und wo die eilige Niederſchrift abbrach, welche er während ſeiner Intuition von bedeutſamen Wechſelreden der geſchauten Geſtalten und von ihren Bewegungen gemacht hatte, da hörte auch das Unmittelbare und Kräftige ſeines Geſtaltens auf, er mußte ſich die im Ganzen ſtarre Haltung der in ihm aufgegangenen Momente erſt durch die weitläufige Reflexion in das Dramatiſche umſetzen, erſt durch kühles Nachdenken über die innere Verbindung ſeiner Bilder wurde ihm der Zuſammenhang der Handlung deutlich. Auch dieſes Verfahren iſt nicht das gemeingiltige für den dramatiſchen Dichter. Leicht und freudig ſoll dieſer bei jedem ſeiner Charaktere den tiefen Grund ihres Weſens empfinden. In ſolcher ſicheren Empfindung ihrer Eigenthümlichkeit läßt er ſie ſprechen, was je nach dem Antheil, den ſie an der Handlung haben, nothwendig iſt. Er überlegt in der Regel gar nicht, ob ihre Worte charakteriſtiſch ſind und ob die Perſonen an der einzelnen Stelle ſo oder anders zu tragiren haben; denn was er ſie ſagen heißt, wird von ſelbſt charakteriſtiſch und für die Scene bedeutſam, wenn er ihr dramatiſches Leben ſicher in ſich trägt und weiß, wo die einzelne Scene hinaus will. Schreibt er die Reden nieder, ſo erſcheinen ſie ihm ſelbſtverſtändlich und nothwendig, und erſt wenn er das Geſchriebene in kalter Stimmung wieder lieſt, wird er zwiſchen Unfertigem vielleicht überraſcht merken, wie genau er gerade das Charakteriſtiſche ausgedrückt hat. Mit gleicher Naturnothwendigkeit erfindet er die Handlung. In demſelben Augenblick, wo ihm die Bewegung der Charaktere in dem Verlauf der Scenen aufgeht und die heitere Arbeit des Schaffens ihn hebt, fühlt er ſich auch durch die einzelnen Wirkungen gerührt und erſchüttert, und doch ſchwebt über der wogenden Strömung in ſeiner Seele klar, bewußt und zweckvoll ſein Geiſt, die geſchäftige Empfinbung leitend und Schritt für Schritt zu deutlichem Ziele führend. Jeder Dichter hat Stunden, wo er ſein werdendes Werk zweifelnd mit kritiſchen Augen betrachtet. Vielleicht verſagt jedem die ſchöpferiſche Kraft einmal gutwillige Ausführung einzelner Situationen, über Anderes iſt ſie flüchtig weggehuſcht, er muß ſich reflectirend klar machen, daß es hier und da fehlt, und muß den ſchöpferiſchen Trieb gewiſſermaßen zur Thätigkeit zwingen. In der Hauptſache aber wird ihm die freieſte Beherrſchung des Stoffes und das kräftigſte Geſtalten genau und völlig zuſammenfallen. Deshalb wird den meiſten Dichtern auch längere Niederſchrift über einen Stoff, für den ſie warm geworden ſind, widerſtehen. Sie mögen vor der Arbeit hiſtoriſche Studien machen, bis die Charaktere und die Zeitfarbe in ihnen lebendig geworden ſind; von dieſem Augenblicke aber an wird das Geſtalten ſelbſt ihnen ſo ſehr Hauptſache ſein, daß jedes weitere Erörtern der äſthetiſchen Grundſätze ſtört. Wer die Dramen Shakeſpeare's, auch Goethe's und Schillers betrachtet, dem wird zweifellos, daß ſie friſch dem Quell, der aus geheimen Tiefen der Seele entſprang, vertrauten, und zu gleicher Zeit Kritiker und Schöpfer waren, ein kurzes oder ausgeführtes Scenarium vor ſich.

Daß Otto Ludwig ſo ſehr anders ſchuf und durch ein maſſenhaftes Gerüſt das Geheimniß dramatiſcher Geſtaltung zu ergründen ſuchte, iſt auch aus ſeinen Dramen und Novellen zu erkennen. Von höchſter Poeſie ſind einzelne Stellen: die feindlichen Brüder auf dem Thurme, von denen einer den andern hinunterſtürzen will; die jüdiſche Mutter vor dem Tyrannen, der ihre Kinder tötet; der alte Förſter, aus gekränktem Rechtsgefühl in blödes, finſteres Grübeln verſetzt, das ſind Momente von einer vielleicht unheimlichen, aber brennenden Farbenpracht. Und nicht ſie allein, auch manche andere Situationen, die zu ihnen führen, ſind mit bewunderungswürdiger Deutlichkeit und Energie geſchaut. Aber nicht ebenſo ſicher der Lauf der geſammten Handlung. Faſt in jedem Werke iſt eine oder ſind mehre Stellen, wo die gute Wirkung durch Undeutlichkeit oder Mangelhaftigkeit der Motive geſtört wird. Immer ſind einige Charaktere mit wundervoller Tiefe empfunden, daneben ſtehen in bedeutſamer Stellung andere, arm an Farbe und Leben. Dies ſind ſolche Theile und Charaktere der Handlung, welche in ſeine faſt dämoniſche Bilderſchau nicht aufgenommen waren, und die er ſich mühſam durch verſtändiges Denken zurichtete. Und es iſt ebenfalls bedeutſam, daß es ihm ſehr ſchwer wurde, ſeine Einbildungskraft durch die Reflexion zu lenken.

Faſſen wir, was hier angedeutet wurde, zuſammen, ſo tritt uns das eigenartige Bild einer energiſchen Geſtaltungskraft entgegen, welche deshalb nur in einzelnen Stunden das Höchſte zu leiſten vermochte, weil ihr naturgemäßes Schaffen vielleicht zu muſikaliſch, vielleicht zu maleriſch, in der Hauptſache nicht rein dramatiſch war, ſondern epiſch. Die Gattungen der Kunſt haben ſich längſt getrennt; jede fordert eine beſondere Zucht der Phantaſie und beſondere, den Grundbedingungen der Kunſt gemäße Anſchauungen. Das Schaffen dieſes Dichters aber war wie ſein ganzes Weſen ähnlich der Art eines epiſchen Sängers aus der Zeit, wo die Geſtalten dem Dichter lebendig, mit Klang und Farbe, in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt ſchwebten.

Solche Träume im Herzen lebte er ſtill unter uns, als ein Dichter, dem ſeine Zeitgenoſſen nicht reiche Kränze zuwarfen, und doch eine kräftige und urdeutſche Künſtlerſeele.

Chriſtian Friedrich Baron von Stockmar.

(Grenzboten 1863, Nr. 31.)

In dem Manne, welcher am 9. Juli 1863 zu Koburg ſein leuchtendes Auge für immer ſchloß, haben wir Deutſche einen weiſen Staatsmann, einen warmherzigen Patrioten und einen ſehr guten Menſchen verloren. Wenn in den letzten Jahren ein deutſcher Reiſender durch die Straßen Koburgs ſchritt und ein Bürger der Stadt achtungsvoll auf das Haus des Verſtorbenen wies, ſo klang der Name deſſelben vielleicht fremd in das Ohr des Landsmanns. Daß dergleichen möglich war, erklärt ſich allerdings zum Theil aus der eigenthümlichen Stellung, welche Stockmar zu den Geſchäften einnahm; es iſt uns aber auch eine Erinnerung daran, wie wenig unſer Volk bis in die neue Zeit an der großen Politik Europas Theil gehabt hat, und wie ſchwächlich das politiſche Leben der Deutſchen dahinfloß, während der Geſchiedene auf die Bildung neuer Staaten und das Schickſal europäiſcher Dynaſtien beſtimmenden Einfluß ausübte.

Chriſtian Friedrich Stockmar wurde zu Koburg am 22. Aug. 1787 in einer wohlhabenden und angeſehenen bürgerlichen Familie geboren. Seine Mutter war eine kluge Frau von Geiſt und freier Laune, der Vater — koburgiſcher Juſtizamtmann und Rittergutsbeſitzer — ein lebhafter heiterer Herr, der ſein gutes Theil an der Zeitbildung und eine Unabhängigkeit des Charakters beſaß, welche ihn unter Andern in Zwieſpalt mit ſeiner Regierung ſetzte, damals als die Willkürherrſchaft des Miniſters v. Kretſchmann in die Gelder der öffentlichen Stiftungen eingreifen wollte. In beiden Eltern war das Naturell vorgebildet, welches ſich in dem Sohn zu ausgezeichneter Bedeutung entfaltete.

In ſolchem Haushalt, in einem ſtattlichen Bürgerhauſe des vorigen Jahrhunderts, worin die aufſtrebende Lebenskraft bereits mit Selbſtgefühl und Behagen verbunden war, wuchs der Knabe fröhlich herauf, ein Liebling, ein glückliches Kind, von ſprudelnder Lebhaftigkeit und kecker Laune. Als er noch ein kleiner Burſch war, brach die Zuverſicht, mit der er kindiſch in das Leben ſchaute, nicht ſelten zur Beluſtigung der Familie heraus. Wenn er bei einem Geſpräch der Großen über das Geſchirr des Tiſches entſchloſſen dazwiſchenwarf: „Bei mir muß das alles einmal von Silber ſein“ und die Mutter ruhig erwiederte: „Wenn du's kannſt, mir ſoll es recht ſein,“ ſo wurde ihm in ſpäterer Zeit dieſe frühe Auffaſſung von Menſchengröße zuweilen vorgehalten, als ſeine Anſicht über die ſociale Bedeutung ſilberner Theekeſſel eine auffallend andere geworden war.

Der Knabe beſuchte das Gymnaſium zu Koburg; während der Sommerferien trieb er's gern auf dem Lande, auf dem Gute der Eltern, in der Wirthſchaft, in Wald und Wieſe des ſchönen fränkiſchen Hügellandes; er hatte Freude an der Jagd, erlangte früh gute Uebung darin und kräftigte ſeinen Körper durch ſolche Anſtrengungen.

Im Jahre 1805 bezog der achtzehnjährige Jüngling die Univerſität, eine zarte Geſtalt, faſt unter Mittelgröße, ein ſchmales feines Antlitz, ſchwarzes Haar und braune ſchöne ausdrucksvolle Augen. In Würzburg und Erlangen, zuletzt in Jena ſtudirte er Medicin. Er ſelbſt würdigte ſpäter wohl die Bedeutung, welche gerade dieſes Studium für die ſittlichen und politiſchen Anſchauungen des Mannes hatte. Zu ſeinem muthigen Herzen und dem luſtigen Selbſtvertrauen, womit er in das Leben griff, gab ihm die verantwortliche Thätigkeit des Arztes feſte Haltung und Geduld. An dem Krankenlager derer, die ihm vertrauten, lernte er ſich ſelbſt beherrſchen, und er lernte mit den gegebenen Factoren des Lebens rechnen. Der prüfende Blick, mit welchem er alles Werdende zu beobachten wußte, die tiefe Ueberzeugung von dem geſetzmäßigen Verlauf aller Lebenserſcheinungen und die unerſchütterliche Ruhe, mit welcher ſein lebhafter Geiſt dieſen Verlauf zu erwarten verſtand, in Ergebung wie in Hoffnung; alles das verdankte er nicht zum kleinſten Theil dem Beruf, den er als Jüngling erwählt hatte. Wenn er ſpäter das Leben eines werdenden Staates aus tötlichen Gefahren retten half, kaltblütig und im entſcheidenden Momente von kühnſtem Entſchluß; oder wenn er lehrend und rathend die Seelen der Königskinder, mit denen ihn ſein Schickſal in Verbindung gebracht hatte, innerhalb ihrer Anlage und der Bedingungen ihres Lebens zu leiten wußte: immer blieb ihm etwas von der inneren-Freiheit, der ſcharfen Beobachtung und dem überlegenen Urtheil eines menſchenfreundlichen Arztes.

Nicht weniger einflußreich für ſein ſpäteres Leben wurde die neue ſtarke Strömung, in welcher der wiſſenſchaftliche Geiſt der Deutſchen ſeit F. A. Wolf, den Romantikern und den Anfängen der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft zu fluthen begann. Der Jüngling war aus einer Familie heraufgewachſen, in welche die deutſche Aufklärung der Periode von Leſſing und Reimarus ihre hellen Strahlen geworfen hatte. Seine Studienzeit — namentlich ſeit er in das bewegte Leben von Jena getreten war — gab ihm ſtarke Eindrücke einer neuen Auffaſſung des geſchichtlichen Lebens. Fremde Culturzuſtände als eigenthümliche Offenbarungen des Menſchengeiſtes zu begreifen, die Völker ſelbſt als große geiſtige Einheiten zu erfaſſen, deren Leben ebenſo wie das der Individuen geſetzvollen Verlauf hat, die Abhängigkeit der Einzelnen von der Volkskraft nachzuweiſen und darzuſtellen, das war, was die deutſche Wiſſenſchaft damals zuerſt ahnend ſuchte, ſeitdem ſo glänzend begriffen hat. Es muß hier erinnert werden, daß dieſes Verſtändniß der geſchichtlichen Proceſſe, welches uns ſo geläufig iſt, in Stockmars Jugend noch im Entſtehen war, und daß zu derſelben Zeit, in welcher die Völker Europas und Amerikas ihre politiſchen Bedürfniſſe in hartem Kampfe geltend machten, auch die Wiſſenſchaft zuerſt Auge und Urtheil erhielt für das Schaffen der Volkskraft und die Naturnothwendigkeit, mit welcher viele Bildungen derſelben vor ſich gingen. Der Jüngling ſah dieſe Auffaſſung des Lebendigen zunächſt nicht vorzugsweiſe in ſeiner Wiſſenſchaft lebendig werden, ſondern in dem Studium der Sprachen und der alten Literaturen. Aber ſie wurde ihm von höchſter Bedeutung.

Seine fröhliche mittheilende Natur, welche an geſelligem Verkehr und guter Kameradſchaft großen Gefallen fand, ſtellte ihn bald in einen weiten Kreis von werthen Genoſſen. Aber die Lage des Vaterlandes riß den Jüngling und ſeine Freunde gewaltſam von den Büchern zur Betrachtung der großen Weltereigniſſe herauf. Eiſern legte ſich die Franzoſenherrſchaft auf den deutſchen Boden, Preußen wurde zerſchlagen, der Rheinbund gegründet, ein ungeheures Schickſal ſchwebte über dem Volke und ſtreifte mit ſeinen dunklen Fittigen an jedes einzelne Haupt. Das Herz des lebensfrohen Jünglings zog ſich zuſammen vor Schmerz über das allgemeine Unglück. Wahrſcheinlich hatte er ſchon aus dem Vaterhauſe eine ſtille Verachtung gegen die Erbärmlichkeiten der alten engen Territorialherrſchaft mitgebracht, jetzt ſah er die hohlen Zuſtände der Rheinbundsſtaaten, Willkür und Frevel der Fremden, hier klägliche Schwäche, dort ſittenloſe Gewaltſamkeit. Auch in ihm und ſeinem Kreiſe flammte die Sehnſucht nach einem neuen Staatsleben der Deutſchen auf, eine tiefe und ſtarke Sehnſucht nach Einheit, Macht, Größe des Vaterlandes. Und dieſe Empfindung blieb dem Manne durch ſein ganzes Leben, ſie erfüllte noch die Seele des Greiſes. Stockmar gehörte, wie ſein jenenſer Freund Friedrich Rückert, zu den erſten Süddeutſchen, welche in jener Zeit durch einen großen und ſchmerzvollen Patriotismus veredelt wurden. Seit dem Jahre 1809, ſeit der Niederlage Oeſtreichs wurde die Empfindung der Schmach ſo lebhaft, daß ſie der Jugend auch das Treiben des Tages verdüſterte. Einſt wurde in ſeiner Geſellſchaft wieder einmal der Grimm über die verzweifelte Lage der Deutſchen laut, und im Geſpräch der Studenten brachen Mordgedanken gegen Napoleon heraus. Da erhob ſich ein alter preußiſcher Offizier, mit welchem Stockmar und ſeine Kameraden viel verkehrten, und ſagte ernſthaft: „So ſprechen junge Leute, laßt das gut ſein. Wer die Welt länger kennt, der weiß, daß die Franzoſenherrſchaft nicht mehr lange dauern kann; vertrauet auf den natürlichen Gang der Dinge." Dieſe ruhige Zuverſicht machte einen tiefen Eindruck auf Stockmar. Der natürliche Gang der Dinge, worin mochte er beſtehen? In den Verwüſtungen, die der Erfolg ſelbſt an den Seelen der Gewalthaber hervorbringen mußte, ihr Urtheil verblendend, ihren Rathſchluß verderbend; in der Kräftigung und Erhebung, welche die bittere Noth dem Gemüth der Deutſchen bringen konnte. Das fügte ſich zu der Anſchauung vom Leben, die ihm ſelbſt durch Studium und Bildung gekommen war. Ja auch das politiſche Schickſal eines Volkes war nur die fortlaufende Kette von Lebensäußerungen eines großen Organismus. Auch hier war das letzte eine treibende Lebenskraft, modificirt durch die Weltlage und die Individualität des Volkes, eingeengt und geſteigert durch Einwirkungen anderer Völker. Nur was dieſer nationalen Kraft Stärkung und Gedeihen gab, war in der Politik gut. Auch die politiſchen Krankheiten entwickelten ſich in einem beſtimmten Verlauf, und die Leiter der Politik, welche ihre egoiſtiſchen Zwecke durchzuſetzen ſuchten, Fürſten und Staatsmänner, waren in ihrem Werthe darnach zu ſchätzen, ob ſie dem großen Ganzen, dem Leben der Völker Förderung oder Beſchränkung ſchufen. So bereitete ſich früh in der Seele des Jünglings eine Auffaſſung des Staats und der Stellung der Fürſten zum Volke vor, welche damals neu und radikal erſchien, welche ſeitdem die feſte Grundlage des deutſchen Liberalismus geworden iſt.

Unter Krieg und großen Kataſtrophen hatten ſich die akademiſchen Studien Stockmars auf fünf Jahre ausgedehnt. Er war in der Zeit zum Manne gereift, das unruhige Hin- und Herziehen, welches dieſer Periode deutſcher Entwickelung eigen war, hatte auch ihm eine ungewöhnliche Anzahl fremder Geſtalten vor die Augen geführt, er hatte Menſchen in außerordentlichen Lagen tief in das Herz geſehen, hatte viele Fremde und Landsleute in Liebe und Haß kennen gelernt, hatte ſich leicht in verſchiedene Art gefunden und dabei doch gelernt ſich ſelbſt zu behüten. So kehrte er im Jahre 1810 nach Koburg zurück und begann die medicinische Praxis.

Schon im Jahre 1812 wurde er Stadt- und Landphyſikus von Koburg. Als Napoleons Zug nach Rußland und die fürchterliche Rückkehr des geſchlagenen Heeres über die deutſchen Länder kam, da wurde auch ihm die Aufgabe, welche in jener harten Zeit das Leben vieler Aerzte mit tötlicher Gefahr bedroht hat; er wurde Dirigent eines großen Militärlazareths in Koburg. Auch ſein Lazareth füllte ſich mit den Unglücklichen, welche Seuchen und den Keim des Todes aus dem Eiſe Rußlands zurückbrachten.

Im Januar 1814 zog er als Oberarzt der herzoglich ſächſiſchen Contingente mit an den Rhein. Bei Mainz angelangt, wurde er als Stabsarzt des fünften deutſchen Armeecorps nach Worms beordert, wo er ein unter Steins Verwaltung ſtehendes Militärhospital leitete.

Stockmars erſtes Zuſammenſtoßen mit Stein war nicht freundlich. Das Militärhospital zu Worms war längere Zeit nicht mit Kranken beſetzt und Stockmar that als Arzt ſeine Pflicht, indem er bleſſirte franzöſiſche Gefangene aufnahm. Da ſtrömten auf einmal die deutſchen Verwundeten zu, aber das Hospital war gefüllt. Darüber brauſte Stein in ſeiner ſtarken Weiſe auf, und es gab einen heftigen Wortwechſel, wobei Stockmar ihm nichts ſchuldig blieb. Seine Bekanntſchaft mit Stein hinterließ ihm doch den Eindruck einer großen Perſönlichkeit, wie verſchieden auch das Leben in den beiden Naturen ſich ſpiegelte, und noch viele Jahre ſpäter, als Stockmar von England aus auf der Reiſe den gewaltigen Mann beſuchte, erſtaunte er, wie genau Stein in den engliſchen Geſchäften unterrichtet war.

Im Herbſt 1814 kehrte er nach Koburg zurück. Wieder zog er 1815 mit dem herzoglich ſächſiſchen Regiment als Regimentsarzt nach dem Elſaß, erſt im December des Jahres kam er von dort wieder in die Heimat. Dieſe Feldzüge zweier

Jahre gaben ihm außer der thätigen Theilnahme an dem Getriebe eines großen Krieges gerade bei ſeiner Stellung einen guten Einblick in die adminiſtrativen Arbeiten einer wirren Zeit, in welcher jeder Wirkensluſtige ſich zu ſchicken und wieder gewaltthätig zu disponiren genöthigt iſt.

Aber die Feldzüge wurden nach anderer Richtung für das ſpätere Leben Stockmars entſcheidend. Während derſelben war er mit dem Prinzen Leopold von Koburg bekannt geworden. Der Prinz gewann Zuneigung zu ihm, und als die Vermählung desſelben mit der Prinzeß Charlotte von England entſchieden war, berief er Stockmar als Leibarzt, und dieſer ging kurz vor der Vermählung, Ende März 1816, nach England, um ſeine Stelle anzutreten.

In welchem Grade Stockmar in dieſer neuen Stellung Vertrauen und Zuneigung des Prinzen gewann, zeigte ſich beim Tode der Prinzeſſin, der ſchon am 6. November 1817 erfolgte. An dem Lager der geliebten Toten umarmte der Prinz den treuen Mann und forderte von ihm das Verſprechen, ihn nie zu verlaſſen. Das gelobte ihm Stockmar. Und er hat dies Verſprechen dem Prinzen und ſeinem Hauſe gehalten. Schon in dieſer Stunde leidenſchaftlicher Bewegung und eines großen Entſchluſſes überſah der dreißigjährige Mann mit Klarheit das neue Verhältniß, in welches er zu ſeinem Fürſten getreten war, die Pflichten, welche es ihm auferlegte, und die Haltung, welche ihm ſelbſt dabei vorgeſchrieben war. Er hatte in den letzten Jahren ſich gewöhnt, in ungewöhnlicher Weiſe für Andere zu leben und das eigene Daſein größeren Intereſſen hinzugeben. Gerade deshalb war ſein Leben immer wieder durch unerwartete Wendungen beſtimmt worden. „Ich ſcheine mehr da zu ſein, für Andere zu ſorgen als für mich ſelbſt, und bin mit dieſer Beſtimmung gar wohl zufrieden,“ ſchrieb er wenige Tage nach jenem Verſprechen an eine Freundin. Mit heiterer Sicherheit, frei von jeder Selbſttäuſchung trat er in den neuen Kreis von Pflichten. Er gab die Pläne auf, welche er in der Stille für ſeine eigene Zukunft gefaßt hatte. Auch er war, ſeit Jena, von der deutſchen Sprachwiſſenſchaft angezogen worden, welche darüber arbeitete, Sprache, Sitte, Recht, Poeſie der Völker als geſetzmäßige Lebensäußerungen des Volksgeiſtes aufzufaſſen, und er trug ſich mit dem Plan, ein Wörterbuch der engliſchen Sprache zu ſammeln, wie es von ſolchem Standpunkt damals ein Deutſcher anlegen konnte. Er nahm von dieſem Unternehmen und dem ganzen Kreiſe wiſſenſchaftlicher Intereſſen, der ihm damit zuſammenhing, nicht ohne Reſignation Abſchied und widmete ſeine ganze Zeit den praktiſchen Geſchäften ſeines Fürſten. Die Stellung des Prinzen, der als naturaliſirter Engländer ſeinen Wohnſitz in England behielt, war nach vielen Beziehungen eine ſchwierige und delikate und erforderte die volle Thätigkeit eines vertrauten Mannes. Der Prinz war deshalb bald veranlaßt, einen anderen Arzt zu nehmen und ſeinem Stockmar die Verwaltung ſeines Vermögens und die Amtsgeſchäfte eines Hofmarſchalls zu übertragen.

Bis 1830 blieb Stockmar mit dem Prinzen in England, ein Aufenthalt, der durch Reiſen nach Frankreich, Italien und durch längeres Verweilen in Deutſchland unterbrochen wurde. Stockmar hatte zwar 1820 geheiratet und einen Hausſtand in Koburg gegründet, aber ſeine Thätigkeit für den Prinzen hielt ihn doch den größten Theil des Jahres von da entfernt. Jene engliſche Zeit von 1817 bis 1830 war entſcheidend für ſeine politiſche Bildung. Er verkehrte mit den hervorragenden Männern aller Parteien, vorzugsweiſe aber mit den Liberalen und Radicalen. Er wurde gründlich mit dem Parteitreiben und der dortigen Behandlung der Geſchäfte bekannt. Während er aber die engliſche nüchtern verſtändige Auffaſſung politiſcher Dinge ſich aneignete, verlor er dabei nichts von der Wärme, dem Wohlwollen und der Liebe, die ihm eigen waren, und nicht die deutſche Eigenſchaft, ſein Handeln nach den höchſten Geſichtspunkten einzurichten. Die hohe ehrfurchtsvolle Auffaſſung von der Entwickelung des Staates aus dem Gemüth und den Bedürfniſſen des Volkes, ſeine Auffaſſung, daß das Leben einer Nation das Leben eines gewaltigen individualiſirten Organismus ſei, befeſtigte ſich ihm hier an den Fortſchritten eines großen Volkes innerhalb einer freien Verfaſſung. Er ſah, wie Neues wurde, wie in einem kräftig arbeitenden Staatskörper aus den egoiſtiſchen Zwecken der Parteien, aus perſönlichen Intriguen, aus Einſeitigkeit der Bildung ſich das Zeitgemäße und Vernünftige, durch die Anſtrengungen Einzelner gehemmt, getrübt, gefördert, allmählich entwickelt; er erkannte den Werth eines geſetzlich feſten Verfaſſungslebens für das Heraustreiben ſolcher Neubildungen, und er wurde eingeweiht in alle Mittel und Wege, durch welche der leitende Staatsmann auf ſein Volk einwirkt, und durch welche er ſelbſt in ſeiner Arbeit beeinflußt wird.

Auf der Höhe des Lebens, in ſeinem vierzigſten Jahre, wurde ihm zuerſt Veranlaſſung zu ſelbſtändiger Betheiligung an diplomatiſchen Geſchäften. Die Candidatur des Prinzen Leopold für den griechiſchen Thron war der Anfang einer perſönlichen Einwirkung Stockmars auf die große Politik. Auch als dieſe Candidatur, zum Theil wegen des Widerſtandes König Georgs IV erfolglos blieb, wurde die politiſche Thätigkeit Stockmars nur auf kurze Zeit unterbrochen; denn ſchon 1830 führten ihn die belgiſchen Angelegenheiten in eine ausgedehntere Wirkſamkeit. Bald überwachte er in England als vertrauter Agent ſeines Fürſten die diplomatiſchen Verhandlungen, bald half er in Belgien ſelbſt durch klugen Rath das neue Königthum und den neuen Staat geſtalten. So machte er in den Jahren 1830 bis 1833 eine bedeutende Schule der äußern Politik durch. In den Verhandlungen mit Frankreich, mit Rom, mit dem Miniſterium König Wilhelms von England erwarb er die ſeltene Perſonen- und Geſchäftskenntniß, durch welche er ſpäter in den diplomatiſchen Kreiſen zu einer Autorität wurde, er gewann für ſeinen König und ſich ſelbſt bei den Leitern der Politik Europas Achtung und perſönliches Vertrauen.

Nachdem Belgien ſich befeſtigt hatte, trat er aus ſeiner dienſtlichen Stellung und blieb fortan zum König, von dem er eine Penſion genoß, in einem freien Verhältniß vertrauten Verkehrs, häufig zu Rathe gezogen und zu vielen mehr oder minder wichtigen Geſchäften verwendet.

In dieſen Jahren wurde dem König der Belgier Veranlaſſung, ſeine beſondere Sorgfalt auf die Familienangelegenheiten des königlichen Hauſes von England zu richten. Stockmar war durch ſeinen langen Aufenthalt in England der Schweſter ſeines Fürſten, der Herzogin von Kent, Mutter der künftigen Königin, genau bekannt geworden. Die junge Prinzeß Victoria lernte ihn früh als den treuen Freund betrachten, der er ihr ſein Leben lang blieb. Jetzt kam die Zeit heran, wo die Prinzeß vorausſichtlich zur Regierung gelangen mußte. Da veranlaßte der König Stockmar, nach England zu gehen, um die Intereſſen ſeiner Schweſter und Nichte zu überwachen. Ueber die höchſt merkwürdige Zeit, in welcher Königin Victoria den Thron beſtieg, fehlt in vieler Beziehung noch der Aufſchluß. Inmitten des damaligen heftigen Parteigetriebes war Stockmar der vertraute Rathgeber der jugendlichen unerfahrenen Königin, auch hier wieder in einer ganz freien undefinirten Stellung.

Eine unabweisbare Aufgabe wurde, für die Königin eine bleibende Stütze durch einen Gemahl zu finden. Nachdem ſich die Wahl auf den Prinzen Albert gelenkt hatte, der für dieſen Beruf moraliſch und geiſtig in ſeltener Weiſe ausgerüſtet war, übernahm Stockmar die Aufgabe, den jungen Fürſten durch Umgang und Einwirkung für die neuen Verhältniſſe vorzubereiten. Als Mittel dazu wurde eine Reiſe nach Italien gewählt. Dieſe Reiſe, 1838—1839, wurde die Grundlage eines ſeltenen Freundſchaftsverhältniſſes, wie es nur zwiſchen einem guten und hochgeſinnten Fürſten und einem liebevollen und uneigennützigen Privatmann möglich war, ein inniges feſtes

Verhältniß, von Seiten des Prinzen unbegrenztes Vertrauen, ſelbſtloſe väterliche Empfindung von Seiten des Lehrers. Die ernſte, bildungsbedürftige Seele des Prinzen wurde durch die friſche Sicherheit, durch die reiche Erfahrung und durch das reiche Gemüth des älteren Mannes für das ganze Leben angezogen.

Tief und dauerhaft war die Einwirkung, welche Stockmar auf die Seele des Fürſten ausgeübt hat. Wer Weſen und Bildung des Prinzgemahls, wie es in den „Speeches and Adresses“ jetzt auch weiteren Kreiſen vertraulich geworden iſt, näher betrachtet, der wird mit ſtarken Zügen dieſelbe deutſche und freie Auffaſſung und dieſelbe Methode politiſcher Bildung ausgeprägt finden, zu welcher Stockmar gekommen war. Jede Erſcheinung zu verfolgen bis zu ihrem Urſprung, den Verlauf großer politiſcher Ereigniſſe mit dem geſpannten Intereſſe eines Naturforſchers zu betrachten, zur Grundlage der Beurtheilung aller irdiſchen Verhältniſſe immer moraliſche und ethiſche Forderungen zu nehmen, einen feſten Glauben an die Güte der menſchlichen Natur zu bewahren, dem Vervollkommnungstrieb der menſchlichen Geſellſchaft feſt zu vertrauen, auch bei Verirrungen und Verbildungen der Individuen und Staaten nicht an der heilenden Kraft zu verzweifeln und die eigenen Hilfsmittel immer auf das Gute, nie auf das Schlechte im Menſchen zu begründen, das wurde die letzte Grundlage für das Urtheil und Handeln des Prinzen wie ſeines Lehrers. Auch in der Unterhaltung konnte man eine ähnliche Methode der geiſtigen Arbeit beobachten, beide liebten, ſich und Andern in deutſcher Weiſe das Einzelne durch allgemeine Geſichtspunkte zu befeſtigen, beide hatten große Freude an wohlgeordneter Erörterung, in beiden war dieſelbe ſouveräne Verachtung gegen den Schein ohne entſprechenden Inhalt. Die Freundſchaft zwiſchen dem Prinzgemahl und Stockmar, eine ehrliche, männliche Freundſchaft, voll von rückſichtsloſer Wahrhaftigkeit, hat, das darf man jetzt, wo uns beide entriſſen ſind, wohl ſagen, einen entſcheidenden Einfluß gehabt, die Königin, den Prinzen und die Kinder des königlichen Hauſes von England mit Verſtändniß der Zeit und freien menſchlichen Anſchauungen zu erfüllen.

Stockmar war der Bevollmächtigte des Prinzen zum Abſchluß ſeines Heiratsvertrags, und er blieb der vertraute Hausfreund der jungen Ehe. Die Zeit von 1837 an und die nächſten Jahre nach der Vermählung wurden für ihn wieder reich an Erfahrungen über das innere Getriebe einer conſtitutionellen Regierung.

Sein Leben geſtaltete ſich nun ſo, daß er faſt jedes Jahr während des Winters und Frühjahrs in England verweilte. Dann wohnte er im Buckinghampalaſt oder Schloß Windſor in unabhängiger Stellung als ein lieber verehrter Freund und Gaſt. Wenn der Prinz ſich von den Geſchäften des Tages erholen wollte, fand er Erfriſchung auf Stockmars Zimmer, die königlichen Kinder betrachteten ihn wie einen freundlichen Großvater, den ſie beſonders gern heimſuchten, der „Baron" war die Zuflucht Derer, die um den Hof eine Klage oder einen Wunſch hatten. Der Gaſt lebte auch in dem Königsſchloſſe in ſeiner einfachen diäten Weiſe fort. Denn war auch dem alternden Herrn die Friſche des Geiſtes und die Fröhlichkeit des Herzens im Verkehr mit Andern unverringert, ſo beobachtete er doch ſeinen eigenen Körper ſchon längſt mit ſtarkem Mißtrauen, und war in der Stille geneigt, ſich als bedenklichen Patienten zu behandeln. So kam es wohl vor, daß er ſich an die feſte Tagesordnung des pünktlichſten aller Höfe nicht ſorglich kehrte, und daß die Königin und ihr Gemahl einmal vergeblich auf ihn warteten, oder daß der Gaſt mitten während der Tafel in die Geſellſchaft trat und ſich gemüthlich auf ſeinen Platz ſetzte. Und wenn das Frühjahr gekommen war, dann war der alte Freund auf einmal verſchwunden, weil er das Abſchiednehmen durchaus nicht leiden konnte, dann fanden die Königskinder an einem Morgen ſein Zimmer leer und ſchrieben fleißig Briefe nach Koburg mit Klagen über ſeine Untreue und herzlichen Vorwürfen. Und ſchon im Sommer begannen die dringenden Bitten, er möge doch bald wieder kommen.

In dieſer Weiſe wiederholten ſich ſeine langen Beſuche in England zwanzig Jahre durch, von 1837 bis 1857. Das letzte Werk, zu dem er dort hervorragend mitwirkte, war die Vermählung der Prinzeß Victoria mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

In den letzten Jahren ſeines Lebens, bei zunehmender Kränklichkeit konnte er ſich nicht mehr entſchließen, den Einladungen der engliſchen Königsfamilie nachzugeben und die Reiſe dorthin zu machen. Der Wunſch, ihm nahe zu ſein, trug dazu bei, den Prinzgemahl und die Königin ſeitdem zu längerem Aufenthalt in Deutſchland zu veranlaſſen. Wenn ſie dann in Koburg verweilten, muthete ſich der alte Herr wohl einmal einen Beſuch im Schloſſe zu, aber häufiger ſuchten die fremden Gäſte ihn in ſeiner Wohnung auf. Und tagtäglich ſah man die königliche Familie und wieder Kronprinz und Kronprinzeſſin von Preußen zu einem ſtillen Hauſe in einer Seitenſtraße wandern, um den greiſen Freund zu beſuchen. Das ruhige Selbſtgefühl des Privatmanns, dem dieſe herzlichen Huldigungen eines Königsgeſchlechts dargebracht wurden, und die zarte Aufmerkſamkeit der vornehmen Gäſte war der natürliche Ausdruck eines feſten und innigen Verhältniſſes zwiſchen guten und tüchtigen Menſchen, deſſen Werth nicht am wenigſten die fürſtlichen Gäſte empfanden. Alles Große und Kleine, was ihnen in der Seele lag, die Sorge der Politik und die Grundriſſe der neuen Farmen des Prinzen, die Erziehung der königlichen Kinder und die kleinen Freuden und Leiden des Tages wurden von der Königin, ihrem Gemahl und ihrer Familie in das treue Herz des klugen Alten gelegt, der mit verſtändigem Rath, warmer Beiſtimmung und ernſter Warnung durchaus nicht zurückhielt.

Aber wie innig die Beziehungen Stockmars zu den königlichen Häuſern von Belgien und England waren, er blieb ein Deutſcher. Er hatte ſchon damals in der Blüthe ſeiner Jahre, als er dem Hofhalt des Prinzen Leopold vorſtand, den Gedanken feſtgehalten, daß er ſein Vaterland nicht aufgeben dürfe, und er hatte im Dienſt des engliſchen Prinzen ſich ein Familienleben in der Heimat gegründet. Immer wieder war er aus der Fremde dorthin zurückgekehrt. Seit jener Zeit hatte er das Treiben der deutſchen Regierungen, die Zuſtände des Volkes mit warmer Theilnahme beobachtet. Für ihn freilich und ſeine Talente war in den Staaten der heiligen Allianz kein Raum, ſeine entſchiedene liberale und entſchieden deutſche Richtung ſchloſſen ihn in ſeinem Vaterlande von jeder ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit aus.

Zu dem Vielen, was wir in den Jahren von 1815 bis 1848 von deutſcher Kraft entbehrt und verloren haben, gehört auch ſein reifes Urtheil und ſein großer Blick. Und wenn er in Nachbarſtaaten eine ungewöhnliche perſönliche Einwirkung durchſetzte, auch ihm blieb verſagt, als Staatsmann in verantwortlicher Stellung, als offener Parteiführer ſeinen Namen unter den großen Staatsacten einer deutſchen Politik der Nachwelt zu hinterlaſſen.

Seit der Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelm des Vierten war die Hoffnung, mit welcher er die aufſteigende Volkskraft beobachtete, ſehr lebendig. Das Jahr 1848 erregte in dem einundſechzigjährigen Mann wieder etwas von dem Feuergeiſt ſeiner Jugend. Er war einer der Erſten, welche aus Patriotismus und unbefangener Würdigung der vorhandenen Staatsverhältniſſe ſich entſchieden auf den Standpunkt ſtellten, welchen man ſeither den kleindeutſchen oder preußiſchen genannt hat. Er hielt ſich wiederholt und längere Zeit in Frankfurt auf und verkehrte dort angelegentlich mit Männern ſeiner Richtung. Allein ſchon im Frühjahr 1848 wurde ihm klar, daß nicht Frankfurt, ſondern Berlin der Ort ſei, wo die große Frage zur Entſcheidung kommen müſſe. Schon im Juni rieth er dort dringend, die Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen, um den Boden zu einem gedeihlichen Fortgange des Verfaſſungswerkes zu gewinnen. Sein Rath mißfiel nach der einen Seite, und die, denen er nicht mißfiel, hatten nicht den Muth und die Energie, ihn auszuführen. Im September wiederholte er denſelben Verſuch mit demſelben Erfolg. Er war in ſeiner Sorge vor der bevorſtehenden Reactionskataſtrophe ſelbſt nach Berlin gereiſt, mit tiefbekümmertem Herzen, weil er fühlte, daß dort die wichtigſten Intereſſen des Vaterlandes in einem gefährlichen Spiel verdorben wurden.*)

Im Jahre 1850 wurde Stockmar durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger als Abgeordneter nach Erfurt geſandt. Was er dort erfuhr von der Willensſchwäche und Unklarheit der preußiſchen Regierung, gab ihm die Ueberzeugung, daß vor der Hand jede Hoffnung auf eine Neugeſtaltung Deutſchlands aufgegeben werden müſſe.

Vom Anfang der Bewegung hatte er dieſelbe als einen erſten Anlauf ungeübter Volkskraft betrachtet. Und die eintretende Reaction, längſt vorhergeſagt, vermochte keinen Augenblick das hoffnungsvolle Vertrauen zu erſchüttern, mit welchem er in die deutſche Zukunft blickte. Immer wußte er Muth einzuſprechen, und von ſeiner feſten Zuverſicht auch in der trüben Zeit, welche jetzt folgte, Anderen mitzutheilen. „Die Deutſchen ſind ein gutes Volk, leicht zu regieren, und die deutſchen Fürſten, die das nicht verſtehen, verdienen nicht über ein ſolches Volk zu herrſchen.“ — „Laßt euch nicht abſchrecken, ihr Jüngern vermögt gar nicht zu überſehen, wie groß die Fortſchritte ſind, welche die Deutſchen in dieſem Jahrhundert zu ſtaatlicher Einheit gemacht haben; ich habe es erfahren, ich kenne dies Volk, ihr geht einer großen Zukunft entgegen, ihr werdet es erleben, ich aber nicht, dann denkt des Alten.“

---

*) Varnhagen ſchreibt in ſeinem Tagebuch vom 2. October 1848: „Der Baron v. Stockmar war hier, der engliſch-koburgiſche Intrigant.“

Sein letzter größerer Ausflug war im Herbſt 1858 nach Berlin, wo er ſich von dem Glück des jungen Fürſtenpaares überzeugte, in das er ſo große Hoffnungen ſetzte. Seitdem verließ er ſeine Heimat nicht wieder und in den letzten Jahren nur ſelten ſein Haus. Der geſellige Verkehr mit Fremden wurde ihm anſtrengend, und ſeine Thür öffnete ſich nicht mehr bereitwillig für Jedermann, außer für alte Bekannte und die Freunde des Hauſes, am willigſten für die Armen von Koburg.

Dieſe kannten vortrefflich die ſteinerne Schwelle, auf der ſie mit bangem Herzen die Klingel gezogen, von der ſie mit leichtem Gemüth wieder auf die Straße hinabgeſtiegen waren. Aber für den fremden Neugierigen war nicht mit Sicherheit vorauszuſagen, ob er weiter als in den Hausflur gelangen würde, und es kam wohl vor, daß zugereiſte Fremde vergebens um Einlaß pochten, auch ſolche, welche auf ihrer Krone den geſchloſſenen Goldreif trugen. Er hielt ſein Tagewerk für geendigt, ſein Ende für nahe. Aber immer noch flammte im Verkehr mit Bekannten, wenn er irgendwie angeregt wurde, das alte Feuer ſeines Geiſtes auf; dann ſprach er gern und mit großer Offenheit über die Menſchen und die Erfahrungen ſeines reichen Lebens. Und immer erfreute dann den Hörenden die heitere Feſtigkeit und Größe des Urtheils, der aufleuchtende Blick und die milde Lebendigkeit des Greiſes. Seit dem letzten Winter wurde ſeine Schwäche auch für ſeine Freunde beunruhigend, einem Gehirnſchlag folgte ſchnell das allmähliche Erlöſchen des Lebens.

Der Mann, der unter dieſen Verhältniſſen lebte, hat als Politiker für uns Deutſche eine beſondere Bedeutung; denn er war nach ſeiner ganzen Auffaſſung von Staat und Volk der erſte und älteſte Staatsmann desjenigen Liberalismus, welchen jetzt die nationale Partei vertritt. Es war ſein und unſer Schickſal, daß er den beſten Theil ſeines Lebens im Dienſte nachbarliſcher Königshäuſer zu wirken hatte. Aber er, der Beamte und Rathgeber der Souveräne, empfand, handelte und lehrte ſein Leben lang nach dem Grundſatz, wie die höchſte und einzige Berechtigung der Herrſcher und Dynaſtien darin zu finden ſei, daß ſie achtungsvoll und beſcheiden den beſten Intereſſen ihrer Völker zu dienen wüßten. Dieſe edle Lehre prägte er tief in das Leben zweier großen Fürſtenfamilien, deren Politik mit denen ſeines Vaterlandes ſo eng verbunden iſt. Dieſelbe tiefſinnige und ſpähende Betrachtung alles menſchlichen Werdens, welche unſerer deutſchen Wiſſenſchaft das freie Selbſtgefühl gegeben hat, welche jetzt unſer ganzes Leben erhebt und adelt, ſie wurde zuerſt von ihm mit Bewußtſein auf die praktiſche Politik und die Geſchäfte angewandt. Er war in dieſem Sinne ein deutſcher Idealiſt, und er war ſtolz darauf. Aber er war nichts weniger als ein Doctrinär. Vielleicht Niemand ſeiner Altersgenoſſen hat eine ſo ausgezeichnete Kenntniß der Perſonen und der geheimen Geſchichte unſerer letzten fünfzig Jahre beſeſſen, Wenige haben ſo unbefangen und ſcharf die Beſchränktheit der Individuen, die Unvollkommenheit alles Gewordenen zu verſtehen gewußt. Es war nie ſeine Art, von Menſchen und Zuſtänden das Unmögliche zu verlangen; auch für das Mögliche brachte er die menſchliche Unvollkommenheit ſehr reichlich in Rechnung. Unläugbar war in ſeinem Weſen etwas, was ihn zum Politiker einer geſchloſſenen Partei nicht geeignet machte. Ihm war Bedürfniß, ſich vor allem Werdenden auf den höchſten und freieſten Standpunkt zu ſetzen, für die ſchwankenden Zielpunkte der Parteien hatte er wenigſtens in der Stille ſeines Greiſenalters nicht mehr die Reſignation und Beſtimmbarkeit, die einem thätigen Führer nothwendig ſind. Er hatte oft die Beſchränkung und den Wechſel der Tagesſtimmungen kennen gelernt, und er war vorzugsweiſe in der Lage geweſen, über die einzelnen Kämpfe hinüber auf die Wirkungen derſelben für das Ganze zu blicken. Er hatte endlich ſein ganzes Leben hindurch nur ſelten, weder in

Belgien noch in England, mitten in dem Kampfe der Parteien geſtanden, ſondern er war an die freie Stellung gewöhnt, die dem Fürſten ſelbſt ziemt, mit klarem Urtheil die Zielpunkte und Kräfte jeder einzelnen Richtung zu verſtehen, vielleicht zu überſehen. Aber er war durchaus nicht ſo geartet, daß er die Parteien mit der Unbefangenheit eines Anatomen betrachtet hätte, ſein ganzes warmes Herz, alle Ueberzeugungen eines reichen Lebens ſtellten ihn auf die Seite der Liberalen, und in ſeinen Forderungen, die er an ihre Politik ſtellte, war auch in den letzten Lebensjahren nichts von dem Zaudern und der Bedenklichkeit zu erkennen, welche ſich dem höheren Alter häufig anhängen, und was er für ſie wollte und rieth, war ſehr entſchloſſen und energiſch. In dieſem Sinne darf man mit voller Berechtigung ſagen, daß wir in ihm den erfahrenſten Staatsmann der Volkspartei verloren haben.

Aber noch größer wird ſein Verluſt Allen erſcheinen, die das vortreffliche Gefüge ſeines Geiſtes aus eigener Beobachtung kennen gelernt haben. Das einfache, wahrhafte und ſichere Weſen, ein Urtheil, das immer ſowohl gerecht als feſt war, in Geſchäften die unzerſtörbare Energie, Sicherheit und Friſche eines wohlgeordneten Denkens und Wollens.

Geradſinnig, anſpruchslos und doch mit Selbſtgefühl trat er Fremden gegenüber. Wo er vertraute, theilte er ſich mit größter Offenheit mit. Vor Allem, was Schein hieß und hohler Anſpruch, hatte er eine tiefinnere Abneigung, und davor konnte er wohl einmal ſeine milde Heiterkeit verlieren und kurz und ungeberdig abweiſen. Vorzüglich aus dieſem Grunde war ihm Metternich recht von Herzen zuwider; er hatte mit ſcharfem Blick die innere Leerheit dieſes Mannes „der kleinen Mittel“ erkannt, und er empfand mit patriotiſchem Haß die Schmach, welche auf den deutſchen Namen dadurch gebracht wurde, daß ein ſo beſchränkter Geiſt ſich als Leiter der deutſchen Politik durch ein Menſchenalter behaupten konnte. Und dieſe Wahrhaftigkeit war in ihm mit einer rückſichtsloſen Aufrichtigkeit verbunden, welche da, wo es galt, jede mildernde Hülfe verſchmähte, vorzüglich im Verkehr mit den Großen der Erde, deren Unglück iſt, daß ihnen ſelbſt die Wahrheit faſt immer mit vorſichtiger Schonung vorgeſetzt wird. Es fehlt nicht an Anekdoten, welche ſolche Urtheile von ihm, die von Angeſicht zu Angeſicht geſagt wurden, aufbewahren. Die feſte und kühle Weiſe, womit er in dieſen Fällen ſeine Ueberzeugung den Andern entgegenzuſtellen wußte, wirkte in der Regel unwiderſtehlich; es war gegen ihn nichts zu machen, auch der Gegner fügte ſich der Ueberlegenheit und Stärke ſeines Geiſtes.

Die Art, wie er ſeine Unabhängigkeit bewahrte, ſeinen Rath nie aufdrängte, ſich erſt ſuchen ließ, dann aber ein völliges, ſicheres Urtheil und durchaus praktiſche Vorſchläge zu geben wußte, das war wahrhaft bewundernswerth. Er verſtand wie wenige die Kunſt, ſeine Ideen und Vorſchläge in die Seelen Anderer zu leiten, und beobachtete gern, wie in Anderen lebendig wurde und durch ſie zur Ausführung kam, was er für ſie erſonnen hatte. Wenn einmal vorkam, daß die Maßnahmen, welche er gewollt hatte, von denen, welchen die Ausführung zufiel, gegen ihn ſelbſt als ihre eigenen Ideen geltend gemacht wurden, dann hatte er ſo ſeine beſondere ſtille ironiſche Freude. Vermöchten wir, das Geflecht der leitenden Gedanken, Intereſſen und Leidenſchaften, aus welchen zuletzt auf dem politiſchen Webſtuhl die fertigen Thatſachen entfallen, immer vollſtändig zu überſehen, wir würden wahrſcheinlich bei den meiſten großen Actionen, welche von 1831 bis 1863 in Mitteleuropa die Gegenwart vorbereiteten, den guten Einfluß Stockmars erkennen.

Das letzte Geheimniß ſeines Werthes aber und des Einfluſſes, den er auf Andere erlangte, lag nicht in der vortrefflichen Grundlage, auf welcher ſeine politiſche Praxis beruhte, nicht in der Feinheit und Schärfe ſeines Blicks, ſondern in ſeinem Gemüth. Daß er ein guter Menſch war mit einem Herzen voll Liebe, dabei von einer fröhlichen Lebenskraft, welche

Anderen ſympathetiſch von der eigenen Wärme mitzutheilen wußte, das machte ihn Allen unentbehrlich, mit denen er in nähere Verbindung gekommen war. Klar und rein ſpiegelte ſich die Welt in ſeinem Herzen, alles Gute und Tüchtige erfaßte er mit herzlicher Freude. Die ſocialen Leiden eines Volkes, die Gefahren, welche der Seele eines Fürſten drohen, und die Sorgen eines kleinen Handwerkers empfand er mit einem menſchlichen Antheil, welcher bei ihm immer thatkräftigen Entſchluß zur Folge hatte. Und ſeine Art wohlzuthun darf das Verdienſt beanſpruchen, daß ſie nicht nur in reichem Maße und in der zweckmäßigſten Weiſe wirkte, auch mit einer Discretion, welche die linke Hand nicht wiſſen ließ, was die rechte that.

Wenn er in den letzten Lebensjahren nicht ohne Hypochondrie die Abnahme ſeiner Kräfte beobachtete, ſo war doch bis an die Grenze ſeiner Tage nie eine trübe Auffaſſung des Lebens an ihm ſichtbar, ſobald es die großen und kleinen Angelegenheiten Anderer galt. Die Hingabe ſeines Gemüthes war unverwüſtlich, und die Theilnahme an Freude und Leid des Volkes, an Freude und Leid der Einzelnen, blieb ihm, bis die Dämmerung der Nacht ſein Bewußtſein überſchattete und bis ſein Herz ſtill ſtand.

So war ſein Thun auf Erden. Aber auch durch ſein tüchtiges, erfolgreiches und nach vieler Richtung glückliches Daſein zieht ſich etwas von dem alten tragiſchen Geſchick, welches faſt in jedes bedeutende Leben irgend einen trüben Schatten wirft. Ihm blieb, ſolange er athmete, ja noch jetzt bleibt ſeinen Freunden verſagt, an allen einzelnen Thaten ſeiner öffentlichen Laufbahn den Zeitgenoſſen zu erweiſen, was er war und was er gewirkt hat. Nur in wenigen Fällen kam er in die Lage eines Miniſters oder Volksführers, der, was er thut, auch vor dem Urtheil des Volkes und der Geſchichte ſelbſt vertritt. Während der bedeutendſten Periode ſeines Lebens war ſeine Beſtimmung, ein ſtiller Leiter und Rathgeber zu ſein. Die Wenigen, welche in die großen Geſchäfte der Zeit eingeweiht waren, wußten wohl ſeinen Werth zu würdigen. Für jeden, der außerhalb ſtand, ja für die Nationen ſelbſt, an deren Glück er arbeitete, war ſeine Thätigkeit eine undeutliche. Und er, der bei aller Haltung eines Geſchäftsmannes von kleiner Geheimnißkrämerei am wenigſten beſaß, mußte ertragen, daß er zuweilen Fremden in dem Lichte einer geheimnißvollen Exiſtenz erſchien. Auch ihm ſelbſt war ſehr klar, daß der vielumfaſſenden Arbeit ſeines Lebens eine Beſchränkung auferlegt war, nicht die kleinſte für ein ſtolzes Männerherz, die Beſchränkung, daß er für ſich ſelbſt Verzicht leiſtete auf den Ruhm für Vieles, was er durchſetzte. Auch nach dieſer Richtung hat er mit heiterer Selbſtverläugnung ſich und ſeine perſönliche Exiſtenz Anderen zum Opfer gebracht. Nie iſt ſeinem Verdienſt der Lohn geworden, welcher dem Staatsmann im Amte nach gelungenem Werk durch den Dank der Zeitgenoſſen und die Anerkennung des Geſchichtſchreibers geſpendet wird. Und man meine nicht, daß dies Anonyme ſeiner Thätigkeit zuletzt doch ſeine eigene Wahl geweſen iſt. Welche andere Rolle blieb ihm übrig? Er war in England, in Belgien, ſogar in Preußen ein Fremder. Seine ganze großartige Wirkſamkeit wurde allein dadurch möglich, daß er den Anſprüchen und dem Ehrgeiz der Anderen niemals als Rival in den Weg trat. Wie vermochte ein Deutſcher, ein Liberaler aus bürgerlichen Kreiſen, der nur auf ſich ſelbſt ſtand, durch amtliche Stellung Einfluß zu gewinnen in einer Zeit, in welcher die Regierung des größten deutſchen Staates ſelbſt faſt ganz ohne Einfluß auf die Geſchichte Europas war.

Wohl vertrauen wir, daß eine Zeit kommen wird, in welcher die politiſche Bedeutung des Toten durch eingehende Darſtellung ſeiner Thätigkeit in den großen Ereigniſſen der letzten funfzig Jahre verſtändlich werden wird. Der kurze Umriß ſeines Lebens aber, welcher hier gegeben wird, ſoll nur den Zweck haben, das Bild des Mannes, wie es bei perſönlicher Bekanntſchaft wirkte, lebendig zu machen.

Die tiefen Eindrücke einer Zeit der Schmach und einer Zeit der Erhebung bildeten ſeine Jugend. Das unruhige Wandern, welches damals über die Deutſchen gekommen war, und das plötzliche Einbrechen neuer Intereſſen in die Ordnung des einzelnen Lebens ſind ihm auch für die ſpätere Zeit geblieben, ein ſchnelles Orientiren, der Wechſel der Geſchäfte, das Hin- und Herreiſen. Während der langen Reactionszeit, welche den Freiheitskriegen folgte, wurde dieſer Deutſche im Auslande zu einem Geſchäftsmanne im großen Stil, zum Diplomaten und Politiker. Gegenüber der öden und herzloſen Politik des Metternich'ſchen Syſtems entwickelte ſich in der Seele eines deutſchen Bürgerkindes eine freie und hohe Auffaſſung von dem Leben des Volkes, von den Pflichten des Fürſten und des Staatsmannes. In ſolcher Geſinnung half er einen Staat gründen und Fürſten bilden.

Wo er die Intereſſen eines Fürſtenhauſes wahrnahm, hat er dies immer in ſolchem Sinne gethan, daß er dadurch die höchſten Intereſſen der Nationen förderte. Niemand hat mit mehr Treue und Hingebung dem Vortheil Höherer gedient und Niemand hat als Dienender ſeinen Fürſten ſicherer gegenübergeſtanden als er. Er verſtand das Geheimniß, im Herrendienſt ein freier Mann zu bleiben, und das größere Geheimniß, ſolche, denen er ſein Leben gewidmet hatte, feſter, ſtärker, beſſer zu machen. Und die letzte Grundlage ſeiner Kraft und Klugheit war, daß er mit tiefer Ehrfurcht auf die göttliche Vernunft blickte, welche ſich in dem Geiſt und Herzen der Nation offenbart.

Ernſt Baron von Stockmar.

Von dem Vater ging Vieles auf den älteſten Sohn Ernſt über. Der ungewöhnliche Scharfblick und die Unbefangenheit in Beurtheilung größerer Verhältniſſe und Charaktere, die Redlichkeit und Zuverläſſigkeit, und bei großer Schärfe des Verſtandes ein warmes und den Freunden treues Gemüth. Auch ein zarter Leib mit einer Anlage zur Kränklichkeit, welche oft in den Familien der Gelehrten und Beamten aus dem achtzehnten Jahrhundert gefunden wird. Was bei ſolchem Erbe ſich in dem Sohn durch ſeine Eigenart und den Verlauf des Lebens anders als beim Vater entwickelte, verſucht dieſe kurze Lebensſkizze wenigſtens anzudeuten.

Ernſt von Stockmar wurde 1823 als erſtes Kind zu Koburg geboren. In dem Elternhauſe mußte er den Vater entbehren, der damals Hofmarſchall des Prinzen Leopold von Koburg und faſt immer abweſend war. Zuerſt von der Mutter, dann in einer Anſtalt und durch Privatunterricht erzogen, ward er 15 Jahre alt zu ſeinem Oheim nach Paris geſandt, um die franzöſiſche Sprache gründlich zu erlernen. Dort wurde der deutſche Knabe im College de Bourbon ſeiner Zeit Primus, er beobachtete mit klugen Augen im Salon des Oheims fremde Männer und das franzöſiſche Weſen, wurde auch dem König Louis Philipp zu Neuilly genannt und von dieſem freundlich begrüßt. Ein Jahr darauf kam er in die Prima des Gymnaſiums von Gotha. Dort fühlte er ſich ſehr wohl, lernte tüchtig und gewann in dieſer Zeit den Thüringer Wald ſo lieb, daß er bis an ſein Lebensende gern zu ihm zurückkehrte. Nach einer glänzenden Abgangsprüfung wurde er gegen ſeine Neigung von dem Vater, der ererbten Landbeſitz hatte, auf ein Jahr in die landwirthſchaftliche Lehranſtalt zu Hohenheim gegeben. Von dort ging er nach Berlin, ſtudirte fleißig Jura, trat in den preußiſchen Juſtizdienſt und arbeitete bis 1848 als Referendar auf dem Berliner Stadtgericht. Aber wieder ſetzte ihn der Vater in neue Verhältniſſe, er ließ ihn zur Diplomatie übertreten und unter Bunſen der preußiſchen Geſandtſchaft in London zuordnen. Auch dieſer Wechſel war nicht nach ſeinem Herzen. Die fremde Lebensweiſe und was er dort von preußiſcher Politik erlebte, machten ihn, obgleich ſein Chef ihm hohes Lob gab, ſo ſchwermüthig, daß er nach zwei Jahren den Vater bat ihn loszulaſſen, er wolle nicht Politiker, ſondern Gelehrter werden. Dieſer flehentlichen Bitte gab der Vater nach. Ernſt ging nach Jena, dort wurde er Doctor und Privatdocent und hielt von 1852 bis 1856 juriſtiſche Vorleſungen, zumeiſt aus dem Staats- und Völkerrecht. Der junge ernſte Gelehrte, dem man wohl anſah, daß er in der großen Welt gelebt hatte, wurde von den Studenten gern gehört. Er war in dieſer Zeit ſehr fleißig, ſchrieb einzelne Aufſätze und juriſtiſche Recenſionen, und ihm ſtand eine gute Laufbahn als Gelehrter bevor. Aber 1856 mußte er wieder auf den Wunſch des Vaters die Univerſität aufgeben, um eine Stellung im Hofhalt der Prinzeß Victoria einzunehmen, deren Vermählung mit dem Sohne des Prinzen von Preußen bevorſtand. Deshalb ging er mit dem Vater nach England, von dort für einige Zeit an den Hof des Prinzen und der Prinzeß von Preußen, Anfang 1858 kam er als Privatſekretär der Prinzeſſin Victoria mit den neuvermählten jungen Herrſchaften in Berlin an. In dieſem Amte wurde er Kammerherr und blieb darin bis 1864.

Aber ſein Leben, das ſo hoffnungsvoll aufgegangen und ſo zweckvoll geformt war, wurde durch eine Krankheit verſtört, die ihn allmählich zwang ſeine dienſtliche Stellung aufzugeben und ſich auf ſein Haus zurückzuziehen, und die ihn Schritt für Schritt mehr von der Welt iſolirte.

Schon im Jahre 1852 hatten ſich Erſcheinungen gezeigt, die er für ein beginnendes Leiden des Rückenmarks hielt. Zehn

Jahre ſuchte er daſſelbe vor Andern zu bergen. Seit 1862 hielt er ſelbſt zuweilen ſeinen Zuſtand für hoffnungslos, glaubte an frühen Tod und bereitete ſich dazu vor. Im Jahre 1864 mußte er der Krankheit wegen ſeine Stellung bei den kronprinzlichen Herrſchaften aufgeben. Doch machte das Leiden langſame Fortſchritte, und ſeine Freunde durften bei dem Wechſel ſeines Befindens zuweilen auf ſeine Geneſung hoffen.

Aber alle Kunſt der Aerzte, alle Kurorte, in denen er von der Natur Heilung hoffte, erwieſen ſich als machtlos. Endlich gab er es auf, die Aerzte um Rath zu fragen. Noch 22 Jahre, nachdem er in das Privatleben zurückgekehrt war, trug er das Leiden, zuletzt an den Beinen gelähmt, auf den Rollſtuhl beſchränkt, aus dem er ſich ohne fremde Hilfe nicht mehr erheben konnte.

Doch ſeltſam, dieſe Jahrzehnte der Krankheit waren für ſein Gemüthsleben die glücklichſten; denn ſchon erkrankt, 46 Jahre alt, gewann er ſeine Gattin. Sie war ſeine erſte und einzige Jugendliebe geweſen, er hatte ſie, die eine Freundin ſeiner Schweſter war, kennen gelernt, als er noch keine ſelbſtändige Stellung beſaß, damals hatte er ſich in ſeiner ſtolzen Schüchternheit nicht getraut ſeine Neigung zu erklären. Aber er bewahrte ſtill ſeine Liebe, und als ſie im Jahre 1867 Witwe geworden war, wagte er ihr ſeine Hand anzubieten. Das Werben freilich hat er ſich und der Geliebten ſo ſchwer als möglich gemacht und ihr deutlich vorgeſtellt, welch Opfer ſie ihm bringe, und daß ſie bei ihm immer Krankenwärterin ſein würde. Er fand in ihr eine treue Pflegerin und Vertraute, eine liebenswerthe Frau, deren ſeltene Anmuth und heitere Laune ſein Krankenzimmer verſchönte. Sie lernte ſchnell ihm bei ſeinen Arbeiten helfen und er führte ſie in ſeine Geiſteswelt ein. Der Umgang mit ihr erſetzte ihm immer völliger die übrige Welt, von der er ausgeſchloſſen war. Durch 17 Jahre war ſie Glück und Freude ſeines Daſeins und ihren Namen auf den Lippen iſt er geſtorben.

Sein Wiſſen war ſicher und umfangreich. Seit früher Jugend ein eifriger Leſer hat er bis zu ſeinem Tode nichts Weſentliches von neuen Erſcheinungen der Literatur, vom Roman an bis zur Philoſophie, aus dem weiten Gebiet der Sprachwiſſenſchaft, in ſpäteren Jahren auch aus dem der Naturwiſſenſchaften unbeachtet gelaſſen. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß, eine große Bibliothek und war für ſeine Bekannten eine wahre Fundgrube aller wiſſenswerthen Dinge. Als Schriftſteller machte er ſich in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und einem gewiſſen Mangel an Selbſtvertrauen die Arbeit ſchwer, aber Alles, was er von ſeinem Schreibtiſch ausſandte, war gründlich durchdacht, von bewundernswerther Klarheit, Einfachheit und Kürze des Ausdrucks. So war auch der Stil ſeiner Briefe. Schon zu Jena ſchrieb er juriſtiſche Aufſätze und Recenſionen in die Hinrichs'ſche Zeitſchrift und einen kleinen Eſſay über Waſhington. Später einiges Hiſtoriſche aus der franzöſiſchen Revolutionszeit in Sybel's Vierteljahrſchrift und in „Nord und Süd“. Ferner iſt von ihm eine anonyme Schrift über den franzöſiſchen Staatsſtreich von 1852. Sein Hauptwerk aber ſind die „Denkwürdigkeiten“ ſeines Vaters.

Lange hatten die perſönlichen Bekannten der Stockmar das Buch erſehnt. Es war unleidlich, daß einer unſerer tüchtigſten Männer aus öder Zeit noch über den Tod hinaus verkannt und in Mißachtung abgefertigt werden ſollte. Hatte er ſich, da er lebte, für Andere geopfert, ſo ſollte doch wenigſtens die Nachwelt wiſſen, was er werth war. Und ferner, was er geholfen hat in Belgien, in England, was er gewollt hat für Deutſchland vor 1848 und nachher, das wurde den Deutſchen auch darum wiſſenswerth, weil es geeignet iſt, uns ein beſcheidenes Selbſtgefühl zu kräftigen. Er war einer von uns, eine originelle Verkörperung unſerer Volkskraft während einer Periode, in welcher wir wahrhaftig keinen Ueberfluß an Politikern mit großem Urtheil hatten. Endlich mußte auch die Geſchichtſchreibung auf ihrem Recht beſtehen, von dem zu erfahren, was er gewußt und gethan hat. Gerade er, wahrhaft, ſcharfſichtig und unbefangen, der in Kreiſen, die ſich ſpröde gegen die Oeffentlichkeit abſchließen, ſo heimiſch war wie wenig Andere, vermag nicht ſelten als der einzige ſichere Zeuge gegen Unwahrheiten, gegen Blendwerk und Phraſen zu helfen, welche dem modernen Geſchichtſchreiber das Urtheil weit häufiger beirren, als ſeine gläubigen Leſer für möglich halten.

Ernſt war der Vertraute des Vaters, im Beſitz der hinterlaſſenen Aufzeichnungen, Correſpondenzen und Actenſtücke, mit Perſonen und Geſchäften, welche in die letzte Zeit ſeines Vaters fallen, genau bekannt. Allerdings waren dem Sohne manche Rückſichten gegen Lebende auferlegt, und das Werk lüftet nicht ganz den Schleier, welcher die Thätigkeit des Vaters den Zeitgenoſſen verhüllte. Mit großer Beſcheidenheit iſt auch der Sohn bemüht, ſeinen Antheil an dem Buche mehr zu verſtecken als herauszuheben. Wer aber näher zuſieht, erkennt überall ſeine leitende Hand, nicht nur in der Auswahl deſſen, was aus dem Nachlaſſe mitgetheilt wird, auch aus dem ergänzenden, die Einzelheiten verbindenden Bericht und zuweilen aus ſeinem Urtheil, wenn er auch ſeinerſeits die Kunſt der Stockmar, Andere für ſich ſagen zu laſſen, was ſie ſelbſt inſpirirt haben und am beſten darſtellen könnten, mit unabläſſiger Entſagung zu üben weiß. Der reiche Inhalt des Werkes ſei in Kürze aufgezählt. Auf eine biographiſche Skizze folgt: Prinzeß Charlotte von England und ihre Schickſale, Geburt der Königin Victoria, die griechiſche Throncandidatur des Prinzen Leopold, Wellington-von 1829—1852, Polignacs Plan zur Umgeſtaltung der Karte von Europa 1829, die Gründung des belgiſchen Staates und König Leopolds Stellung zu England, Engliſche Politik von 1830—1834, das Lager von Kaliſch 1835, Vermählung der Donna Maria von Portugal 1835 bis 1836, Thronbeſteigung der Königin Victoria und Vermählung mit dem Prinzen Albert; aus den Jahren 1841 bis 1846, die ſpaniſchen Heiraten von 1840—1847, die deutſchen

Angelegenheiten 1848 und die folgenden Jahre, die orientaliſche Verwicklung 1852—1856; aus den letzten Lebensjahren Stockmar's bis 1863. Dazu als Anhang zwei politiſche Aufſätze Stockmar's: „die erſte Kammer in der conſtitutionellen Monarchie“ und „über den Verfaſſungseid des Heeres“.

Die einzelnen Abſchnitte, im Ganzen nach der Zeitfolge geordnet, ſind von ungleichem politiſchen Intereſſe, ſie umfaſſen weder die ganze Thätigkeit des Verſtorbenen, noch iſt immer ſeine Betheiligung in den Vordergrund geſtellt, aber ſie ſind mit großem Geſchick gewählt, um das allmähliche Werden der wichtigſten politiſchen Ereigniſſe in jener Periode zu zeigen und die betheiligten Perſonen und Verhältniſſe durch das Urtheil eines Mithandelnden zu charakteriſiren. Nach dieſer Richtung iſt das Werk eine Geſchichtsquelle erſten Ranges, welches eine Fülle von unbekannten Thatſachen bietet und durch die kurze ſchlagende Charakteriſtik zahlreicher Fürſten und Staatsmänner auch dem wißbegierigen Leſer lehrreich wird. Es überraſcht, wie oft die Schilderung, welche Stockmar der Vater während einer Action von den Betheiligten gibt, mit dem übereinſtimmt, was die ſpätere Folgezeit an ihnen erwieſen hat. Hier ſei nur an das erinnert, was über Wellington und Kaiſer Nicolaus geſagt wird. Für Alle, welche nicht ſelbſt in großen Staatsgeſchäften arbeiten, hat das Werk noch einen beſonderen Reiz. Es lehrt an einer Reihe von Beiſpielen, wie in der Politik wichtige Geſchäfte zu Stande kommen, während die daran Betheiligten ſchieben und geſchoben werden, während Leidenſchaften und kühle Berechnung zuſammenwirken und hindern, und wie zuletzt doch das Richtige trotz vieler Querzüge der Individuen mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit ſich geltend macht.

Was wir etwa noch an dem Werke zu wünſchen haben, wäre nur größere Vollſtändigkeit und Reichlichkeit in Darſtellung der werdenden Dinge, in Schilderung der handelnden Perſonen. Der Leſer hat die Empfindung, daß er immer die

Wahrheit, zuweilen neue und überraſchende Wahrheit erhält, daß aber der Herausgeber nicht ſelten mehr weiß als er ſagt. Ernſt arbeitete nach faſt überreichem Material und bedauerte bei der Abfaſſung oft, daß er das Intereſſanteſte nicht habe ſagen können. Während aber das Publicum die vorſichtige Haltung manchmal mit einem gewiſſen Bedauern empfand, hegten manche Betheiligte, namentlich hohe Perſönlichkeiten, die Meinung, in dem Werke ſei ſchon allzuviel den Leſern gegönnt. Denn ungern ſehen die Mächtigen der Erde ſich ſelbſt und die Charaktere ihrer Standesgenoſſen öffentlich beurtheilt. Und wie ſie ſehr geneigt ſind, die großen Angelegenheiten des Staates als ihre perſönlichen Intereſſen aufzufaſſen, möchten ſie auch für jede fürſtliche Arbeit das Recht in Anſpruch nehmen, über jeder Kritik zu ſtehen.

Die Engländer waren befremdet erſt jetzt zu erfahren, daß ein Ausländer zuweilen die Entſchlüſſe ihrer Königin geleitet und thatſächlich großen Einfluß auf die Politik ihres Staates gehabt hatte, die Orleans und ihr Anhang vermerkten übel, daß in dem Buche die ſpaniſchen Heiraten zum erſten Mal richtig erzählt und die Unwahrheiten und Treuloſigkeiten Louis Philipps und Guizots aufgedeckt wurden. Aber dieſe und andere Mißklänge in hohen Kreiſen ließen den Verfaſſer ſehr ruhig; er hatte beim Schreiben lange gewiſſenhaft erwogen, und nach dem Druck gab er wenig auf die Kritik der Verletzten.

Wem das Bild des verſtorbenen Staatsmannes aus dem Werke ſeines Sohnes als das eines bedeutenden Mannes entgegentritt, der möge auch daran denken, daß die ſchwierige Thätigkeit eines geheimen, nicht amtlichen Berathers der Könige nur ausnahmsweiſe und unter ganz beſonderen Umſtänden erſprießlich ſein kann. Nicht Jedem ſichert die Freiheit von Verantwortung und der ſichere Standpunkt, welcher ſich außerhalb der Geſchäfte leichter bewahrt, auch das beſſere Urtheil. Wer von den Conflicten, den Sorgen, Abſpannungen und Verſuchungen, welche die Macht bereitet, und von den Beſchränkungen, welche Verantwortung und die Nothwendigkeit einer gewiſſen Popularität auflegen, völlig befreit iſt, der wird leicht von den Rückſichten, durch welche das Amt gewonnen und bewahrt wird, zu gering denken und mit Ungeduld ſeine idealere und höhere Auffaſſung geltend machen. Als der beſondere Zug des älteren Stockmar erſcheint in dem Werke des Sohnes nicht, daß er den Fürſten, welche ihm vertrauten, große Auffaſſungen und leitende Geſichtspunkte zu geben wußte, ſondern vielmehr die Thatſache, daß er, wo ihm nicht entſchiedene perſönliche Unwürdigkeit gegenüber ſtand, immer mit den Staatsmännern im Amt als mit politiſchen Freunden verkehrte, daß er überall ihr perſönliches Vertrauen zu gewinnen und zu bewahren wußte, und daß ſie ſo gern wie ihre Herren, neidlos und in feſter Ueberzeugung von ſeiner Uneigennützigkeit um ſeinen Rath und ſeine Hilfe warben. Darin liegt in der That das eigentliche Geheimniß ſeiner umfangreichen Wirkſamkeit. Er vermochte nur darum ein guter Berather der Fürſten zu werden, weil er zugleich ein treuer politiſcher Freund der Männer war, welche durch ihre amtliche Stellung das Recht hatten, das Vertrauen der Fürſten zu beanſpruchen. Mit welcher Ueberlegenheit er in der Stille Manchen von ihnen beurtheilte, erfahren wir aus ſeinem Nachlaß durch den Sohn. Daß er trotz dieſer inneren Kritik immer durchaus loyal, ehrlich und in freundlicher Geſinnung mit ihnen verkehrte, das war ſeine Größe.

In den letzten zwölf Lebensjahren beſchäftigte ſich Ernſt mit einem Werk über die franzöſiſche Revolution. Einige Epiſoden daraus ſind in Zeitſchriften veröffentlicht, das Uebrige liegt bis auf wenige Kapitel faſt druckfertig in ſeinem Nachlaß, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Veröffentlichung uns nicht vorenthalten bleibe. Er arbeitete, wie ſich bei ſeinem Weſen vorausſetzen läßt, ſehr ſorgfältig und deshalb auch langſam. In Wahrheit ſchrieb er zunächſt für ſich ſelbſt um ſich zu beſchäftigen und für die geliebte Frau. Es hat ihm nie viel daran gelegen ſich gedruckt zu ſehn.

Er war ein treuer Freund, der feſt zu Denen hielt, die er einmal in ſein Herz aufgenommen hatte, ein eifriger und pünktlicher Briefſchreiber, obgleich ihm in den letzten Jahren das Schreiben ſchwer fiel. Unter ſeinen nähern Bekannten waren viele, welche an den großen Geſchäften der europäiſchen Staaten Theil hatten, er erfuhr durch ſie Manches von ſchwebenden Verhandlungen, aber verſchwiegen wie das Grab empfing er alle vertraulichen Mittheilungen, politiſche und Privat-Geheimniſſe.

Seinen nähern Freunden gegenüber war er offen, herzlich, dankbar für jeden Freundesbeweis und in der Unterhaltung anerkennend und geduldig vor jeder Eigenthümlichkeit, aber in großer Geſellſchaft bewegte er ſich auch in ſeinen geſunden Tagen nur ungern. Obgleich er im Verkehr des Hofes die beſte Haltung hatte, ſo mangelte ihm doch völlig der Ehrgeiz, eine Rolle im öffentlichen Leben zu ſpielen, ganz abgeſehn von ſeiner Krankheit. Auch darin behielt er etwas vom deutſchen Stubengelehrten, daß er nicht über ſich gewinnen konnte, mit anſpruchsvollen Menſchen, die ihm unangenehm waren, zuvorkommend zu verkehren.

Wo er nicht beſonders achtete, und wo er gar bei dem Andern die Abſicht merkte ihn auszuholen, konnte er ſehr ſteif und froſtig ſein und er hat manchen Hofmann und vornehmen Diplomaten durch eiſige Kälte zur Thür hinausgetrieben. Leichte Salonunterhaltung war gar nicht nach ſeinem Sinn. Er ſchwieg und ließ das Geſpräch einſchlafen. Nur eine Ausnahme machte ſein gutes Herz gegen alte Damen. Dieſe, die oft hilfsbedürftig waren, hörte er ſtets mit großer Geduld an, half und tröſtete. Edle, wahrhaft vornehme Frauennaturen zogen ihn ſtark an und unter ihnen hatte er treue Freundinnen.

Beſonders charakteriſtiſch war ſein Verkehr mit den ihm näher bekannten Fürſtlichkeiten: den engliſchen, belgiſchen, badiſchen und heſſiſchen Herrſchaften. Die intimſten Beziehungen hatte er natürlich zum Kronprinzen und zur Kronprinzeß. Dieſe beſuchten ihn häufig zuſammen, meiſt am Sonntag Abend und beſprachen mit ihm häusliche und politiſche Ereigniſſe, aber auch literariſche Fragen und neue Werke. Dem hohen Beſuch gegenüber gab er ſich völlig unbefangen als Wirth, hörte meiſt nur zu, um ihnen die Erleichterung zu bereiten, welche in der Mittheilung an einen vertrauten Mann liegt. Nie ertheilte er einen Rath, wenn dieſer nicht verlangt wurde, und politiſche Erörterungen hat er immer nach Möglichkeit vermieden. Wurde aber ſeine Anſicht gefordert, ſo gab er dieſe mit voller Offenheit und Feſtigkeit und mit der gedrängten Klarheit, die für ſein ganzes Weſen charakteriſtiſch war, und er hat ſich reichlich das wahre Urtheil verdient: „ſo vielwiſſend und geſcheidt wie Ernſt Stockmar gibt es nur Wenige, aber ſo rückhaltlos, wahr und offen keinen Zweiten, und es iſt dies die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Einfluſſes.“ Ernſt hatte große Anhänglichkeit nicht nur für die geliebte Kronprinzeß, auch für den Kronprinzen, der ihm nach und nach ans Herz gewachſen war, und dieſe Gefühle wurden von dem hohen Herrn voll erwiedert. Auch gegen die Kaiſerin, der er namentlich in den letzten Jahren Vertrauliches beſorgte, hegte er große Verehrung und dem Auguſtenburgiſchen Hauſe war er warm zugethan und noch bei der letzten erfreulichen Vermählung ein Vertrauter.

Will man das lautere ſtille Weſen dieſes ungewöhnlichen Mannes gegen das ſeines Vaters halten, ſo wird man neben der großen Aehnlichkeit auch den Gegenſatz erkennen, der zwiſchen Vater und Sohn in einem emporſteigenden Geſchlecht häufig zu finden iſt. Der Vater thatkräftiger, mehr auf Kampf und Erwerb — für Andere — geſtellt, der Sohn kritiſcher, beſchaulicher, vorſichtiger; der erſtere ein erfindungsreicher Politiker, der andere ein abwägender Gelehrter, der Vater von ſeltener Gewandtheit und noch ſeltenerer Redlichkeit in den ſchwierigſten Geſchäften, der Sohn von einer ganz einzigen Klarheit und Sicherheit des Urtheils, von einer wahrhaft erhabenen Reinheit in Gefühlen, Gedanken, Verhalten, dazu langſam und vielbedenkend, wo ſein Wollen gefordert wurde. Beide treue, warmherzige deutſche Männer.

Moriz Haupt.

Gern geben wir uns dem frohen Glauben hin, daß eine große Nation von aufſteigender Lebenskraft in jeder Zeit die Talente und Charaktere hervorzubringen vermöge, welche ihr nach dem Zuge der Zeit für ihre Fortentwickelung gerade nothwendig ſind. Dennoch fühlen wir mit gutem Grunde bei dem Tode jedes Zeitgenoſſen, der auf irgend einem Gebiet des praktiſchen oder idealen Lebens als Herr gewaltet hat, daß ſein Verluſt unerſetzlich iſt. Denn ſeine ererbte Anlage, viele Elemente ſeiner Bildung, der Idealismus ſeiner Jugend, alle Lebensbedingungen, aus denen Geiſt und Charakter ſich entfalten, formten ihn zur Einheit während einer Zeit, welche uns für immer vergangen iſt. Und zuweilen werden wir beſonders ſchmerzlich daran gemahnt, daß jede vergangene Zeit, nahe wie ferne, den Seelen und Charakteren, welche aus ihr ſtammen, eine fremdartige Schönheit und Größe und ein eigenthümliches Gepräge zutheilt, welches in keiner Folge wieder auf Erden erſcheint. Dieſer Gedanke hat Vielen das Herz bewegt, welche im Sturm und Schneeſchauer des 8. Februar 1874 zu Berlin den Mann zur letzten Ruheſtätte begleiteten, der einer unſerer größten Gelehrten geweſen iſt, ſtolz, hochſinnig und in ſeinem Kreiſe gewaltig wie wenige.

Moriz Haupt wurde den 27. Juli 1808 zu Zittau geboren. Sein Vater Ernſt Friedrich, durch lange Jahre Bürgermeiſter von Zittau, iſt der Held jener Jugenderinnerungen, welche in:

„Bilder aus der deutſchen Vergangenheit Band IV“ gedruckt ſind und einen feſſelnden Einblick in ein ernſtes, ſittenſtrenges und doch ſehr weiches Jünglingsgemüth gewähren, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts für das gebildete Bürgerthum charakteriſtiſch war. In Vielem wurde der Sohn Moriz ſeinem Vater ähnlich, er erhielt daſſelbe reine, gehobene, ſchwerflüſſige Weſen, welches ſich ſelbſt nie genug thun konnte, die Heftigkeit und Gewalt in Liebe und Abneigung, die ſelbſtloſe Uneigennützigkeit. Aber was dem Vater nur Wunſch und Sehnſucht geblieben war, das wurde dem glücklicheren Sohne zu Theil: der Beruf eines Gelehrten enthob ſein Leben den peinlichen Kämpfen und der Reſignation, durch welche der Vater in ſtädtiſchen Wirren ſeit dem Jahre 1830 verdüſtert wurde. Die Lehrjahre des jungen Gelehrten fielen in die Zeit, in welcher die Philologie und Alterthumswiſſenſchaft in Deutſchland ihren Zugehörigen wohl ein frohes Herrengefühl zu geben vermochte. Der Kritik waren ſeit Wolf’s Unterſuchungen über die Entſtehung der Homeriſchen Gedichte ganz neue großartige Aufgaben geſtellt, die Genußfähigkeit und das Verſtändniß des Schönen hatten ſich ſeit Winckelmann mit ganz neuen Schwingen gehoben, Goethe und Schiller waren um die Wette bemüht geweſen, der Philologie, als der älteren und weiſeren Schweſter ihrer Kunſt, Hochachtung zu erweiſen. Und der kritiſche Scharfſinn ſowohl als das Verſtändniß des Schönen vereinigten ſich in der Perſon Gottfried Hermann’s, um einen Philologen heraufzubringen, wie ihn keine Zeit und kein Volk größer geſchaut hat. Aber noch weiterer Eroberungen durfte die Philologie der Deutſchen ſich rühmen. Sie hatte das Geheimniß erſchloſſen, tief in die Seelen aller fremden und aller vergangenen Völker zu ſpähen, von denen irgend ein Lebenszeichen in Sprache und Schrift uns zugänglich wird. Sie hatte vor Allem die wiſſenſchaftliche Behandlung unſerer eigenen Sprache und der deutſchen Alterthumskunde erweckt. Die Brüder Grimm, Benecke, Schmeller hatten unſerer älteſten Poeſie, Sprache, den Rechtsalterthümern, der heimiſchen Mythologie eine wiſſenſchaftliche Grundlage gegeben; mit freudiger Ueberraſchung erkannten die Zeitgenoſſen in verkümmerten Volksüberlieferungen, in mißachteten Bräuchen, in vernachläſſigten Handſchriften und Urkunden edle Offenbarungen des deutſchen Geiſtes aus anderthalb Jahrtauſenden der Vergangenheit. Und jeder große Fund, den die Forſcher mit oft poetiſcher Intuition gewannen, wurde von den deutſchen Dichtern mit herzlicher Wärme auch in der modernen Poeſie verwerthet. Uhland ſtand damals in voller Kraft, und der junge Heine zog um die einfache Innigkeit des deutſchen Volksliedes die Schnörkel ſeiner unartigen Laune. In dieſer Zeit erwuchs die gelehrte Bildung Haupt's. An der Seite Gottfried Hermann's wurde er zunächſt feſt in der klaſſiſchen Philologie, in welcher damals für Lehre und Kritik die Poeſie der Alten obenan ſtand; und als ihn das jugendfriſche Leben der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft mächtig anzog, gewann er den Vortheil, daß er den germaniſtiſchen Studien die ſichere kritiſche Methode der klaſſiſchen Philologie und ſchon damals eine ungewöhnliche Beherrſchung des antiken Sprachgeiſtes zubrachte, ein Vorzug, der außer ihm nur ſeinem älteren Freunde Lachmann zu Gute kam. Er wurde 1837 Privatdocent, im Jahre darauf Profeſſor an der Univerſität Leipzig und erhielt 1843 die neuerrichtete ordentliche Profeſſur der deutſchen Sprache und Literatur. Seitdem lebte er in glücklichen Familienverhältniſſen an der Seite einer bedeutenden und liebenswerthen Frau, einer Tochter Hermann's, umgeben von talentvollen jüngeren Collegen und treuergebenen Freunden. Es waren für die Univerſität Leipzig und für ihn ſelbſt gute Zeiten. Das Jahr 1848 zog auch ihn aus dem gelehrten Stillleben; er wurde thätiges Mitglied des deutſchen Vereins, deſſen Tendenz im Ganzen den Anſichten der ſpäteren Nationalliberalen entſprach; er redete gut und feurig unter den Vereinsgenoſſen und verſagte ſich nicht, auch im Volke ein wenig gegen die Herrſchaft, welche die Linke durch ihre hochtönenden Phraſen über Bürger und Bauern ausübte, zu agitiren. Aber als im nächſten Jahre die Reaction der Regierungen eintrat und die zweideutige Politik Sachſens den Zorn der Reichsfreundlichen erregte, begegnete ihm, daß er wegen kräftiger Worte, die er in ſeinem Verein geſprochen hatte, verklagt, in eine Unterſuchung verwickelt und von ſeinem Amte ſuspendirt wurde. Zwei Jahre zog ſich die Unterſuchung hin, welche endlich mit ſeiner Freiſprechung endete. Trotzdem wurde ihm ſeine Entlaſſung als Univerſitätslehrer eingehändigt. Dieſe Maßregel einer engherzigen Politik, welche außer ihm noch zwei jüngere Collegen, Otto Jahn und Theodor Mommſen traf, fügte der Univerſität Leipzig einen Schaden zu, an welchem ſie lange Zeit gekrankt hat. Dieſelbe Maßregel wurde aber Veranlaſſung, daß Haupt 1853 nach Berlin gerufen ward, um an des verſtorbenen Lachmann's Stelle die Profeſſur für lateiniſche Sprache und Literatur zu übernehmen. Er betrieb dort eifrig die Berufung Müllenhoff's für den Lehrſtuhl der deutſchen Sprache und verzichtete ſeitdem, um dem Collegen keine Concurrenz zu machen, völlig auf die germaniſtiſchen Vorleſungen, obgleich ihm manche derſelben lieb geweſen war. In angeſtrengter Thätigkeit, zu welcher auch das Secretariat an der Akademie der Wiſſenſchaften kam, lebte er dort durch 21 Jahre in der ariſtokratiſchen Zurückgezogenheit eines Gelehrten, als ein geehrter und von ſeinen Gegnern mit Scheu betrachteter Führer der Univerſität und Akademie. Sein Privatleben wurde durch den Tod ſeiner heißgeliebten Gattin und durch Krankheitsanfälle verdüſtert, welche ſeine Familie jahrelang in Sorge erhielten; zwei aufblühende Töchter und eine Freundin derſelben, welche als Pflegetochter ſeinem Haushalt vorſtand, widmeten ihm liebevolle Pflege. — Er hatte unter dem deutſchen Bunde lange Zeit die Ohnmacht und Zerſplitterung Deutſchlands ſchmerzvoll gefühlt und von Preußen die Hilfe gehofft. Seit er dorthin verſetzt war, fühlte er feurig den Vorzug, einem großen Staatsweſen anzugehören. Sein

Vertrauen zu der Kraft und Zukunft des Staates wurde auch durch die öde Thatloſigkeit und die widerwärtigen Erſcheinungen der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV nicht erſchüttert. Und als die neue Zeit hereinbrach und der Staat zum Kriege rüſtete, da flammte in ihm die patriotiſche Begeiſterung ſo mächtig auf, daß ihm kein Opfer, das er ſelbſt zu bringen vermochte, groß genug ſchien, und die Siege unſerer Waffen ſind ſchwerlich irgendwo mit tieferer, leidenſchaftlicherer Bewegung gefeiert worden, als von ihm.

Er gehörte zu den Gelehrten, deren Größe und Werth für ihre Wiſſenſchaft nur von den Fachgenoſſen völlig gewürdigt wird, zuweilen widerwillig zugegeben worden iſt. Seine größeren Werke waren kritiſche Ausgaben lateiniſcher oder mittelhochdeutſcher Dichter, die größte Zahl ſeiner Arbeiten beſteht in — oft lateiniſch geſchriebenen — Detailunterſuchungen. Aber er war unter den Philologen der Gegenwart wohl der größte Kenner der alten Sprachen, ſo weit ein ſolches Verſtändniß durch eine ſichere Kenntniß der Grammatik, durch eine ganz ungewöhnliche und einzige Kenntniß der geſammten erhaltenen Literatur und durch ein wundervolles Feingefühl für das Charakteriſtiſche des einzelnen Schriftſtellers und ſeiner Zeitbildung ermöglicht wird. Er war im Griechiſchen feſt, wie wenige der lebenden Gelehrten, und er war im Latein der guten Zeit und im Mittelhochdeutſchen des 12. und 13. Jahrhunderts jedem Lebenden überlegen. Damit nicht genug. Er war auch in der altromaniſchen Literatur ſo heimiſch und vertraut, wie nur Einzelne der Beſten. Dies ungeheure Gebiet beherrſchte er mit einer Sicherheit des Wiſſens und mit einem Scharfſinn, welche unter drei, vier Gelehrte getheilt, noch jedem derſelben Anſpruch auf eine Stellung in der erſten Reihe gegeben hätten. Seine kritiſche Thätigkeit*), ſo weit ſie ſich über ganze Werke erſtreckte, kam vorzugsweiſe dem Text alter Dichter zu Gute; aber man würde irren, wenn man meinen wollte, daß ihm die Proſa, namentlich die lateiniſche, weniger vertraut geweſen ſei. Auch ſeine Methode, kritiſch zu arbeiten, beweiſt das. Er machte ſich verhältnißmäßig wenig ſchriftliche Vermerke. Wenn er einen Autor herausgab, las er die ganze erhaltene Literatur aus der Zeit deſſelben durch, dazu Früheres und Späteres. Vielleicht unternahm er dieſe rieſige Arbeit wegen einer kleinen Abhandlung, ja wegen einzelner Stellen eines Textes, vor denen er unſicher war. Daher kam es, daß ihm die Arbeit nicht ſchnell zu Ende gedieh, aber auch, daß ſeine Bewandertheit in den Schriftſtellern faſt unbegreiflich erſchien, zumal er durch ſein außerordentliches Gedächtniß gefördert wurde. Die Ergebniſſe längerer zuſammenhängender Forſchungen veröffentlichte er faſt nur in den kleinen Abhandlungen und Gelegenheitsſchriften, welche er in ſeiner Zeitſchrift, für die Univerſität, in den Berichten der ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und ſpäter der Berliner Akademie veröffentlichte. Es ſind literarhiſtoriſche und kritiſche Unterſuchungen, die große Mehrzahl vom höchſten Werth, in denen auf wenigen Seiten die Reſultate tief eingehender Studien zuſammengedrängt ſind. Je länger er ſchuf, um ſo knapper wurden die Mitthei-

---

*) Es wird hier genügen, kurz an die wichtigſten ſeiner Ausgaben zu erinnern: Von Lateinern: Ovid mit Calpurnius und Nemeſianus,

---

Catull, Tibull und Properz, Horaz, Vergil mit den anderen poetiſchen Bildern und Schilderungen der auguſteiſchen Zeit und Kleineres. Von mittelhochdeutſchen Dichtern: der gute Gerhard von Rudolf v. Ems, Erec, und die Lieder, die Büchlein und der arme Heinrich von Hartmann v. Aue, Lobgeſang von Gottfried v. Straßburg, Engelhard und der heilige Alexis von Konrad v. Würzburg, Winsbeke und Winsbekin, Lieder des Gottfried v. Neifen, die Minneſänger des 12. Jahrhunderts in: „des Minneſangs Frühling" (von Lachmann begonnen), Neidhart von Reuenthal; ferner: Meier Helmbrecht, die Erzählung von Moriz von Craon, vom übeln Weibe, die Warnung, die Marter der heiligen Margaretha, Servatius, Pantaleon, Oswalt und anderes Kleinere. Außerdem gab Haupt mit H. Hoffmann die Altdeutſchen Blätter heraus, (1836—40) 2 Bände, und ſeit 1841 die Zeitſchrift für deutſches Alterthum, 16 Bände.

lungen über die ſchwierigen und zuweilen unbetretenen Wege, auf denen er ſeine Reſultate gewonnen hatte. In früheren Ausgaben alter Schriftſteller gönnte er dem Leſer noch Fingerzeige auf die Pfade, die er gewandelt war; in den ſpätern bot er ſelten mehr als den gereinigten Text, in dem Text durch gebeſſerte Stellen die Frucht jahrelangen Suchens und Prüfens. „Wer wiſſen will, warum dies hier ſteht, mag ſelbſt unterſuchen, wie ich dazu gekommen bin,“ ſagte er wohl. Dieſer herbe Stolz, der die eigene mühevolle Thätigkeit und die Größe des Verdienſtes zu verſtecken liebte, hinderte ihn übrigens nicht, offen zu bekennen, wo er ſich einmal geirrt hatte.

Er war ein ſtolzer und vornehmer Geiſt. Sich ſelbſt vermochte er ſelten genug zu thun, er prüfte und erwog immer wieder und konnte ſich nicht entſchließen, eine Arbeit drucken zu laſſen, ſolange ihm noch irgend etwas daran unfertig erſchien. Er ſann und beſſerte vielleicht viele Jahre über Aufgaben, die ihn durch ihre Schwierigkeit oder aus einem anderen Grunde lockten, und wie oft er ſie bei Seite legte, er kehrte mit ausdauernder Liebe immer wieder dahin zurück. Und es war ihm eine ſtille Befriedigung, wenn er durch ſolches Sinnen endlich einen verdorbenen Text, den frühere Gelehrte mißmuthig aufgegeben hatten, ſauber und möglichſt in der urſprünglichen Schönheit hergeſtellt hatte. Auch an Kleinigkeiten erwies er dieſe Sorgfalt. An dem „Aetna“ z. B., einem lateiniſchen Gedicht aus der Zeit des Nero, deſſen Text durch ſchlechte Abſchreiber rettungslos verdorben ſchien, hat er an 646 Verſen 96 Stellen geändert und dadurch das alte Werk in der Hauptſache völlig hergeſtellt. Auch die andern kleinen Gedichte, welche hinter den Ausgaben des Virgil zu ſtehen pflegen, ſind erſt durch ihn genießbar gemacht.

Wer aber meinen ſollte, daß dieſe Freude an feiner Detailarbeit die charakteriſtiſche Eigenſchaft eines Geiſtes geweſen ſei, dem ein großer Blick, ein freier Wurf, ſtarke Erfindung verſagt war, der würde dieſen deutſchen Profeſſor ganz falſch beurtheilen. Haupt war zugleich ein geiſtvoller Mann mit großartiger Auffaſſung, dem das Einzelne nur deshalb werthvoll wurde, weil es mit vielem Andern verbunden dazu half, das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch zu faſſen im Stande iſt, das göttliche Walten in dem geſchichtlichen Leben des Menſchengeſchlechts. Er war von warmer poetiſcher Empfindung, und die Bilder vergangenen Lebens ſtiegen farbenreich in ihm auf. Wenn er ſeinen Zuhörern die Zeit der Minneſänger ſchilderte, wenn er zu ſeinen Freunden vom Charakter und Weſen eines alten Schriftſtellers ſprach, ſo lauſchte der Hörer gefeſſelt durch die feſten, genauen Umriſſe, die reiche, gehobene Sprache, den witzigen Ausdruck, mit welchem er zu erzählen wußte. Auch in manchen ſeiner Gelegenheitsſchriften bezaubert der Adel und die Größe ſeiner Seele, ſo in den Reden über Friedrich den Großen, der Rede zum Geburtstage des Königs im Jahre 1867 und der Rede zum Gedächtniß von Jakob Grimm.

Aber dieſem geiſtvollen und hochgebildeten Mann war vom Vater her eine Eigenthümlichkeit für das Leben mitgegeben, welche ſein wiſſenſchaftliches Schaffen in feſt begrenzte Bahnen nöthigte, und ſeine Wirkſamkeit auf gelehrte Kreiſe beſchränkte. Eine gewiſſe Schwerflüſſigkeit hinderte ihn beim Schreiben. Er war redegewaltig wie wenige, unter den Freunden, vor ſeinen vertrauten Zuhörern, ſo oft ihm kräftige Anregung eine gehobene Stimmung zutheilte. Aber im ſtillen Arbeitszimmer, wenn er die Feder anſetzte, wurde ihm vor übergroßer Gewiſſenhaftigkeit ſchwer, die Gedanken in freiem Fluge über dem Detail zu leiten, er erwog, grübelte und zauderte, ob der Ausdruck die volle und ganze Wahrheit des Gedankens gebe, und er prüfte wieder ſorglich die Gedanken, ob ſie auch völlig und ganz durch die einzelnen Beobachtungen geſtützt wurden, er griff nach den Büchern, und war unvermerkt in neuer Unterſuchung über eine unſichere Einzelheit vertieft. Niemand wäre beſſer im Stande geweſen als er, uns eine Geſchichte der römiſchen und der mittelalterlichen Literatur zu geben; er hat ſich beſchieden, Anderen eine Reihe der ſchwierigſten Vorarbeiten zu machen. Er ſelbſt erkannte dieſe Eigenthümlichkeit ſehr gut, und tadelte ſie als einen Mangel.

Auch ſeinem philologiſchen Wiſſen, wie intenſiv und umfangreich es war, blieben Grenzen geſteckt, über welche hinaus ihm ſogar ſchwer wurde fremdes Verdienſt anzuerkennen. Zwar die ſpecifiſch hiſtoriſche Forſchung und die Archäologie, ſofern ſie ſich nicht in träumeriſche Combinationen verlor, ſchloß er noch willig in den Kreis ſeiner Intereſſen ein. Aber die vergleichende Sprachforſchung war ihm unheimiſch. Ihn ſtörte und beängſtete das Unſichere in manchen Grundlagen, das Gewagte vieler Schlüſſe, und er beſorgte von ihrer Ausbreitung ein Eindringen haltloſer Hypotheſen und das Wuchern eines leichtfertigen Dilettantismus in ſeiner Wiſſenſchaft. Schon bei Jakob Grimm hatte ihn in der letzten Zeit deſſen Freude an gewagtem Combiniren und ſchnellem Deuten nicht ohne Grund geärgert. Er aber war gar nicht der Mann, ſeinen Unwillen und ſeine Abneigung ſtill zu bergen.

Sein Sinn war lauter, ſein Gefühl leicht erregt, ſtark und doch in rührender Weiſe weich, ſein Herz einfältig in Liebe und Abneigung wie das eines Kindes. Wem er gut war und vertraute, den ſchaute er wohl in einer gewiſſen idealen Verklärung; wer ihm widerwärtig wurde, wer ihm als wiſſenſchaftlicher Gegner erſchien oder wer gar ſeinen ethiſchen Anforderungen nicht entſprach, den bildete er ſich leicht in ſeinen Gedanken zu einem argen Geſellen um, und focht dann kräftig gegen ſein Phantaſiebild in Rede und Schrift. Dennoch war er als Geſchäftsmann praktiſch, zuverläſſig, umſichtig, ein guter Verwalter. Sein Wille, durch ruhige Haltung eines Freundes wohl zu lenken, gebot, wenn er ſich bis zu einem Entſchluß gehärtet hatte, mit einer faſt unwiderſtehlichen Kraft und Energie. Denn er war ein heftiger und heißer Mann, ſorglich bemüht ſeine Leidenſchaft zu beherrſchen, doch wenn er einmal in hellem Zorne losbrach, ſo wagten nur Wenige ihm entgegenzutreten. Er hat durch die Heftigkeit ſeines Naturells, durch ſeine gelehrte Reizbarkeit, und durch die Tyrannei, mit welcher ſein ſtarkes Weſen einengte, Manchen verletzt und bedrückt. Aber er hat auf die Seelen Aller, welche mit ihm in Verbindung traten, eine dauernde Einwirkung ausgeübt, von welcher auch manche ſeiner Gegner bekennen werden, daß ſie ihnen heilſam war.

Denn er war groß in allen großen Dingen. Er war ein ſtrenger, gewiſſenhafter, hochſinniger Mann von gewaltigem Weſen. Er war von ſo vornehmer Geſinnung, daß niedrige Selbſtſucht und gemeine Motive ſich ihm gegenüber furchtſam verbargen. Er herrſchte als Gelehrter mit einer unübertrefflichen Klarheit, Sicherheit und Feſtigkeit wie ein Souverän in ſeinem weiten Gebiet. Er war ein loyaler und opferfreudiger Patriot, und er war ein treuer Freund, der aus dem reichen Schatz ſeines Geiſtes und Herzens gern ſpendete, und dem durch Worte und Werke zu gefallen für eine hohe Ehre galt.

Von den Werken, welche er vollendet hat, ſind die bedeutendſten ſeine Ausgaben des Catull und der Dichter aus der Zeit des Auguſtus; von den deutſchen: die Minneſinger des 12. Jahrhunderts und ſein ſchönes Hauptwerk: die Gedichte des Neidhart, des genialſten und originellſten Sängers aus dem deutſchen Mittelalter. Seine zahlreichen Abhandlungen, welche er wie kunſtvoll geſchliffene Edelſteine als gelehrten Feſtſchmuck zu verwenden liebte, reichen — die deutſchen ungerechnet — von den griechiſchen Tragikern über Ammianus bis hinab zum kleinen luſtigen testamentum porcelli. Seine kritiſchen Verbeſſerungen der Texte halfen faſt jedem antiken Schriftſteller, vom Homer bis zu den Kirchenvätern.

Es ſei geſtattet, dieſe Schilderung mit einem kurzen Briefe Haupts zu beſchließen, weil der Brief nicht nur für den Schreiber charakteriſtiſch iſt, ſondern auch eine Angelegenheit berührt, welche die deutſchen Gelehrten und Kunſtkenner lange beſchäftigt hat. Seit der Abrechnung mit Frankreich im Jahre 1815 war in Deutſchland die Anſicht verbreitet, daß von dem Raube Napoleons I aus deutſchen Bibliotheken und Kunſtſammlungen Vieles und Wichtiges den deutſchen Bevollmächtigten jener Zeit vorenthalten worden ſei und ſich noch in Paris befinde. Da nun nach den erſten großen Kriegserfolgen im Auguſt 1870 eine Möglichkeit gegeben war, dies Entwendete für Deutſchland bei einem künftigen Friedensſchluß zurückzuerhalten, ſo war ich veranlaßt worden, von dem Hauptquartier des Kronprinzen aus Gutachten Wohlunterrichteter in der Heimat über unſer früheres Eigenthum einzuholen. Es wurde deshalb an Haupt, Friedlaender und einige Andere geſchrieben. Von den eingegangenen Berichten iſt nur der folgende Brief Haupts in meinen Händen geblieben. Der letzte Friedensſchluß mit den Franzoſen erfolgte in ſo großartiger Weiſe und unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen, daß von einem Verfolgen unſerer Anſprüche an einzelne Stücke franzöſiſcher Sammlungen nicht füglich die Rede ſein konnte. Solche Forderungen hätten in Frankreich eine ganz unverhältnißmäßige Aufregung veranlaßt zu großer Verlegenheit der neuen Regierung, die zu kräftigen unſer hohes Intereſſe war. Außerdem erwies ſich Umfang und Werth dieſes früheren Beſitzes viel geringer, als man in Deutſchland wohl annahm. — Der Brief von Moriz Haupt aber lautet wie folgt:

Berlin, den 18. Auguſt (1870).

Lieber Freund, Ihren Brief vom 10. habe ich geſtern Abend erhalten; die Poſten ſind jetzt langſamer als die Siege.

Es iſt gar ſchön, daß man mitten im Kriegsgetümmel an das Recht deutſcher Bibliotheken und Kunſtſammlungen denkt. Aber zu beſchaffen wird nur ſehr wenig ſein. Ich gönne den Franzoſen jeden Verluſt; aber der Deutſche muß ſich ehrlich durch die Welt helfen. Wir ſind alle darin einig, daß durchaus nichts geſchehen darf, was irgend an die napoleoniſchen

Räubereien erinnern könnte. Ich meine, nichts darf ohne klaren Rechtstitel genommen werden. Einen Rechtstitel haben wir z. B. auf die von Ihnen erwähnte ſogenannte Maneſſiſche Liederhandſchrift keineswegs. Es iſt ein von dem confuſen von der Hagen unermüdlich wiederholter Irrthum, daß dieſe Handſchrift jemals in der Heidelberger Bibliothek geweſen ſei. Niemand weiß, wie ſie (zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Beſitze des Rathsherrn Schobinger in St. Gallen) nach Paris gekommen iſt, vielleicht durch ganz ehrlichen Kauf. Jakob Grimm, der 1815 mit der Requiſition der geraubten Handſchriften und Bücher beauftragt war, hat im Jahre 1841 in der Akademie darüber genügend berichtet.

Von dem napoleoniſchen Raube iſt ſchwerlich etwas Erhebliches in Paris zurückgeblieben. Nur eine Anzahl aus oberitalieniſchen Bibliotheken geraubter Handſchriften hat man an Oeſtreich nicht herausgegeben (weil Kopitar, von Oeſtreich mit der Requiſition beauftragt, nicht hinreichend Beſcheid wußte). Ich kenne einige dieſer Handſchriften, aber ſie gehen uns nichts an, und den Italienern etwas zu ſchenken, haben wir wahrlich keine Veranlaſſung.

Zufällig iſt eine der Heidelberger nach Paris geſchleppten Handſchriften, oder vielmehr ein kleiner Theil derſelben in Paris geblieben, das letzte Stück der griechiſchen Anthologie (Anthologia Palatina) von Seite 615 an.

Zurückgeblieben ſcheint ein kleiner Theil des aus Wolfenbüttel durch Denon Geraubten. Beſtimmt weiß ich dies von einer Handſchrift, der des Pſeudoplautiniſchen Querolus.

Aus Wolfenbüttel werden wir uns Nachrichten verſchaffen.

Ich bin feſt überzeugt, daß alles mit deutſcher Rechtlichkeit zu Beanſpruchende (Handſchriften, Münzen, Kunſtwerke) ſich auf ein Minimum reduciren wird.

Dagegen wird auch ohne Requiſition uns ganz Hübſches zu Theil werden; der Straßburger Münſter z. B. wird von Kunſtkennern geſchätzt.

Lieber Freund, laſſen Sie ſich durch Blut und Getümmel die Freude an dieſer Zeit nicht trüben. Rein und groß werden wir aus dieſem Weltgerichte hervorgehen. Was Gutes in den Deutſchen iſt, kommt zu Tage. Wie oft habe ich gedacht, daß die Süddeutſchen zu Deutſchen von uns noch geprügelt werden müßten, und nun ſchlagen ſie ſich ſelbſt zu Rittern.

Schlecht iſt bei uns nur die Poeſie; ganz verflucht vergeibelte Verſe kommen zu Markte, ſüßliche Salonpoeſie oder Freiligrath'ſche Krampfverſe.

Heute ſchon kam uns die Nachricht von Alvenslebens blutigem Siege zwiſchen Verdun und Metz.

Und ſo fortan. Ihr getreuer

M. Haupt.

Wolf Graf Baudiſſin.

Das Geſchlecht der Grafen Baudiſſin gehört zu den Herrenfamilien, welche durch das Waffenhandwerk im dreißigjährigen Kriege heraufgekommen ſind. Der Ahnherr Wolf Heinrich von Baudiß ſuchte das Glück im däniſchen, ſchwediſchen und ſächſiſchen Kriegsdienſt. Er war ein erfahrener, wenn auch nicht immer glücklicher Feldoberſt, gewann Grundbeſitz in Holſtein, wurde dort unter die landſäſſige Ritterſchaft aufgenommen, vermählte ſich mit der Tochter des Statthalters Gerhard Rantzau und ſtarb als polniſcher Generallieutenant noch vor dem Ende des Krieges. Doch blieben die Beziehungen der Familie zu Kurſachſen auch in den folgenden Geſchlechtern bewahrt. Der Urgroßvater des Grafen Wolf, von welchem hier die Rede ſein ſoll, war kurſächſiſcher Cabinetsminiſter und Generallieutenant und brachte die Grafenkrone an das Haus, der Großvater war Gouverneur von Dresden und verheiratet mit Suſanne Gräfin Zinzendorf, Nichte des Herrnhuters, aus einer Familie, welche ebenfalls ſeit dem dreißigjährigen Kriege im Herrendienſt zu Anſehen gekommen, und von Sachſen aus in Oeſtreich zu hohen Würden aufgeſtiegen war. Auch der Vater, Karl Ludwig, ſtand während ſeiner Jugend im kurſächſiſchen Heere. Dort hatte er das Unglück, 1787 als Major in einem ſeiner Zeit viel beſprochenen Duell einen Grafen Gersdorff zu töten und zwar, nachdem zwei Kugeln ohne ernſtliche Verwundung gewechſelt waren und die Secundanten mit Umarmung zum guten Ende Glück gewünſcht hatten. Da trat Graf Gersdorff zu ſeinem Gegner, erklärte ſich für befriedigt und die Sache für ausgeglichen, und erſuchte „nur um des Publicums willen noch um eine kleine Vergünſtigung mit dem Degen“. Er zog nach dieſen Worten plötzlich den Degen, machte einen heftigen Ausfall und drang in die Waffe des überraſchten Gegners. Man ſagte damals, es ſei ihm wegen anderweitiger widerwärtiger Händel wünſchenswerth geweſen, entweder einen Gegner zu töten oder zu ſterben. Das Duell und die Folgen veranlaßten den Grafen Baudiſſin nach ausgeſtandener Feſtungshaft in den däniſchen Dienſt überzugehen. Von 1801—1806 war er däniſcher Geſandter am preußiſchen Hofe und ſtarb als Generallieutenant und Gouverneur von Kopenhagen im Jahre 1814. Vermählt war er mit Sophie Gräfin von Dernath, deren Familie ebenfalls im ſiebzehnten Jahrhundert, und zwar durch kaiſerliche Gunſt, zu Ehren und Wohlſtand aufgeſtiegen war, und ſich ſeitdem ähnlich wie die Baudiſſin in Kurſachſen und Holſtein mit Hofdienſt und Landbeſitz befeſtigt hatte. Bis zur Gegenwart erkennt man nicht ſelten an Söhnen der Herrenfamilien, welche im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und der Staatsraiſon dauerhafte Fortune gemacht haben, einen beſonderen Zug, wodurch ſie ſich von den gewöhnlichen Typen der alten landſäſſigen Geſchlechter unterſcheiden. An den Beſſeren eine größere Rührigkeit, unbefangenes Verſtändniß der Zeit und eroberungsluſtige Gewandtheit, an den Schwächern übergroße Begehrlichkeit und einen abenteuerlichen Sinn, welcher ihnen das ruhige Gedeihen ſtört. Auch der lautere und maßvolle Geiſt des Mannes, welcher die däniſche Diplomatie aufgab, um im Reiche der Literatur ein Botſchafter engliſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Poeſie zu werden, erwies die ungewöhnliche Friſche und Empfänglichkeit ſeines Geſchlechts. Das äußere Leben wurde ihm bis in das reife Mannesalter, ſelbſt da, wo er ſich mit freiem Willen entſchloß, durch die Ueberlieferungen ſeiner Familie beeinflußt.

Wolf Heinrich Friedrich Karl Graf Baudiſſin wurde am 30. Januar 1789 zu Kopenhagen geboren. Ihm folgten drei Brüder und eine Schweſter. Sein nächſter Bruder war Otto, aus den Feldzügen von 1848—50 als ſchleswig-holſteiniſcher General wohlbekannt; der einzige Sohn ſeiner Schweſter Suſanne war der 1878 verſtorbene preußiſche Staatsminiſter von Bülow. Während Wolfs Kindheit lebte die Familie im Winter zu Kopenhagen, Sommeraufenthalt war das holſteiniſche Gut Rantzau. Dort ſtand noch das alte Herrenhaus, an welches Heinrich Rantzau, im ſechzehnten Jahrhundert der große Gelehrte, Reiſende und Staatsmann Holſteins, ſeinen lateiniſchen Gruß für Gäſte geſetzt hatte. Der Bau, in deſſen Mitte ein hoher Thurm ragte, war für die modernen Bedürfniſſe eines größeren Haushalts nicht gerade bequem, aber hinter dem weiten Hofraum ſtanden prachtvolle alte Bäume, ein großer Garten bot ſchattige Gänge und der Umgebung gaben rinnendes Waſſer und zahlreiche kleine Seen landſchaftlichen Reiz. Das Meer und die Hauptſtadt Kiel mit ihren Schiffen waren in der Nähe.

Auf dem Gute wuchſen die Kinder in glücklichem Familienleben heran, mehr von der Mutter als von dem Vater behütet, der durch ſein Amt meiſt in der Ferne feſtgehalten wurde. Noch war das Franzöſiſche in der Familie die vornehme Sprache, in welcher die Gatten mit einander und mit den Kindern correſpondirten; aber durch gute Hauslehrer wurde dafür geſorgt, daß die deutſche Bildung jener Zeit in den Kinderſeelen Boden gewann, und wenn die Kleinen im Schloſſe beim Kerzenlicht artige franzöſiſche Stücke der Frau von Genlis aufführten, ſo kämpften ſie dafür im Schatten der mächtigen Linden mit Geſpielen aus der Nachbarſchaft als Ritter und Räuber in echt germaniſcher Begeiſterung ihre Fehden aus.

Wolf war ein lebhafter Knabe, der nach vielen Richtungen Talent erwies, leicht enthuſiaſtiſch angeregt, von freundlichem Herzen mit dem Bedürfniß ſich warm anzuſchließen. Seine Wißbegier war nicht zu erſättigen. Schon als kleiner Kauz von ſechs Jahren ſchrieb er ſeinem Vater mit rieſengroßen Buchſtaben: „Kommſt du nicht bald wieder und erzählſt mir von fremden Ländern und Menſchen? Mama weiß ſo ſchrecklich wenig.“ Aber die Lebendigkeit und eine ungewöhnliche geiſtige Begehrlichkeit fanden gutes Gegengewicht in anderen löblichen Eigenſchaften, welche bei ſolcher Anlage nicht häufig ſind: in emſigem Fleiß und einer ſauberen Accurateſſe bei allem, was er vornahm. Er hatte einen zarten Körper, der nur bis zu mäßiger Mittelgröße aufwuchs, und ſchon als Knabe ein kurzes Geſicht, das vom Vater angeerbt war. Dieſer Mangel, welcher die erſten Eindrücke von allem Augenfälligen unſicherer und ſpärlicher macht und die erobernde Kraft des Menſchen oft beſchränkt, aber auch die Iſolirung erleichtert, vergrößerte ihm die angeborne Schüchternheit und förderte das ſinnige Behagen, in welchem er mit ſich ſelber lebte, und die friſche Anmuth, in der er ſich da aufthat, wo er Zutrauen gewann. Wenn die Kinder des Hauſes mit guten Kameraden aus der Umgegend Entführung und Befreiung ſpielten, ſo wählte ſich Wolf, obgleich er der älteſte des Hauſes war, nicht die Rolle des ſiegreichen Helden, ſondern lieber die des Vaters oder auch die ſchmerzliche des Böſewichts, er gab gern die Ideen, und dachte als Regiſſeur mehr an die Wirkung des Ganzen, als an eigene Erfolge. Die Helden übernahm oft ſein Lieblingsgeſpiele Hudtwalcker — der ſpätere Senator in Hamburg —

welcher aus einem nahen Pfarrhauſe herzukam, und ihm bis in das Mannesalter befreundet blieb.

Von den Hauslehrern wurde dem jungen Wolf am wertheſten Friedrich Kohlrauſch, welcher im Frühjahr 1802 als Lehrer der beiden älteſten Söhne nach Rantzau kam. Kohlrauſch, ſpäter Verfaſſer der bekannten „Bibliſchen Geſchichten" wie anderer vielbenützter Lehrbücher, zuletzt hannoverſcher Generalſchuldirector, war keine reichbegabte Natur und nicht ohne Selbſtgefälligkeit, aber redlich, ſtrebſam und in ſeiner Weiſe ſicher. Sein Unterricht in den alten Sprachen hat bei ſeinem Zögling den beſten Erfolg gehabt, denn er hat dieſem das Griechiſche und Lateiniſche für das ganze Leben lieb gemacht, ſo daß Baudiſſin die alten Dichter und Geſchichtſchreiber unter den vertrauten Freunden ſeiner Handbibliothek bewahrte und noch im hohen Alter immer wieder mit größtem Genuß durchlas. In Anderem wurde Kohlrauſch Mitlernender des jungen Grafen, ſie hörten ſpäter auf der Univerſität manche Vorleſungen gemeinſchaftlich und genoſſen Beide den Vortheil, das Neugelernte mit einander durchzuſprechen.

Von entſcheidender Wichtigkeit für die geſammte Entwickelung Wolfs wurde ſeit dem Jahre 1802 das Winterleben zu Berlin, wohin der Vater verſetzt war. Dort ſah der junge Baudiſſin aus dem Decker'ſchen Hauſe, dem Hotel der däniſchen Geſandtſchaft, verwundert in das Treiben einer großen Stadt. Noch hatte Berlin keine Univerſität, aber A. W. Schlegel hielt Literaturvorträge, und im Herbſt 1803 begann Fichte die philoſophiſchen Vorleſungen, das Theater unter Iffland ſtand in hoher Blüthe, die Dramen von Goethe und Schiller wurden mit großer Sorgfalt aufgeführt und von dem Publicum mit warmer Hingabe genoſſen. Und bereits hatte Berlin denſelben Vorzug, welcher bis in unſere Zeit geblieben iſt, daß dort aller neue Bildungsſtoff eifrig aufgeſucht und in der Geſellſchaft gemüthlich und kritiſch verarbeitet wurde. Auch Wolf hörte Vorträge Fichte's und beſuchte die Vorleſungen Schlegel's, welchem er perſönlich bekannt ward. Er trieb fleißig Engliſch, überſetzte — fünfzehn Jahre alt — bereits den König Lear, und hatte die Freude, daß Schlegel die Arbeit durchlas und lobte, zumal die Partie des Narren und deſſen Lieder. Als dieſe Jugendarbeit kurz darauf in die Hände des Ueberſetzers Both kam und von dieſem für eine neue Uebertragung des Lear benutzt wurde, erſchienen einem Recenſenten gerade die Stücke, welche von Wolf herrührten, beſonders gelungen. Auch die muſikaliſche Bildung des Jünglings erhielt durch die Kunſtgenüſſe Berlins feſte Richtung, durch die Aufführung Gluckſcher Opern, die Singakademie und die Concerte, ſowie durch die Bekanntſchaft mit Zelter. Er übte mit dauerhaftem Fleiß und ſpielte in einem öffentlichen Concert das Klavier unter vielem Beifall. Schon damals gehörte er zu den begeiſterten Verehrern Sebaſtian Bachs, den er in ſeinem Entzücken den „heiligen" nannte.

Unterdeß bot ihm die Hauptſtadt auch andere Unterhaltung. Er wurde durch Delbrück den jungen Prinzen zur Geſellſchaft geladen, fehlte nicht bei den Kinderbällen des Hofes und hatte Gelegenheit, unter den Augen der Königin Luiſe ſeine Tanzkunſt zu erweiſen. Als er 1803 das erſte Reitpferd erhielt, küßte er überraſcht und glückſelig dem guten Vater die Hand, und der Vater umarmte ihn und unterließ nicht, der Mutter dies in franzöſiſchem Briefe mitzutheilen. Aber zu derſelben Zeit arbeitete der Sohn auch ſchon an der Seite des Vaters, indem er zu deſſen hoher Zufriedenheit Depeſchen copirte und auszog. Der Vater nahm ihn zu einem kleinen Herrendiner mit und war erfreut über das einfache, beſcheidene Weſen und nicht weniger über das gute Franzöſiſch des Sohnes. Damals bildete das Haus Hufeland's einen geſelligen Mittelpunkt für Gelehrte und Kunſtfreunde. Wolf wurde eingeführt und traf dort außer Fichte, Zelter, Schlegel, Schadow, Frau Hertz und Anderen auch viele zureiſende Berühmtheiten, darunter im Jahre 1804 Schiller. Mit jüngeren Mitgliedern dieſes Kreiſes wurde in der Baudiſſin'ſchen Familie eine ſcherzhafte Akademie für die aufſtrebende Jugend eingerichtet und Wolf zum Secretär ernannt; in den Sitzungen mußten die Mitglieder eigene Arbeiten vorleſen, wobei nicht nur Wolf, auch ſeine Schweſter Suſanne hohes Lob gewann.

Im Herbſte 1805 ging der Jüngling mit ſeinem Freunde Kohlrauſch auf die Univerſität Kiel, um Jura zu ſtudiren, als Einleitung zu der diplomatiſchen Laufbahn, für welche er nach den Traditionen ſeiner Familie beſtimmt war. Der Winter verlief in heiterer, faſt zu reichlicher Geſelligkeit. Wolf fand dort den älteren Bruder ſeines Vaters, Baudiſſin von Knoop, der in früheren Jahren ebenfalls däniſcher Geſandter in Berlin geweſen und mit einer Tochter des Grafen Schimmelmann vermählt war, ferner Fritz Reventlow von Emkendorf, Chriſtian Bernstorff mit dem däniſchen Kronprinzen, Chriſtian und Katharine Stolberg mit Schönborn, und als ſtändige Mitglieder des Kreiſes die Profeſſoren Reinhold und Pfaff. In der Geſellſchaft wurden eifrig neue und ältere Dichterwerke vorgeleſen, oft mit vertheilten Rollen, und nach der Lectüre die Urtheile darüber ausgetauſcht. Dieſe Weiſe, poetiſche Schönheit geſellig zu genießen, hat Baudiſſin dort lieben gelernt und durch ſein ganzes Leben gern geübt.

Weniger empfänglich war er für die Freuden höfiſcher Repräſentation. Als er am Geburtstage des däniſchen Kronprinzen von der akademiſchen Jugend zu einem Anführer des Feſtzuges gewählt wurde, verbat er ſich die Ehre, er wußte ſeinen Kohlrauſch in die ausgezeichnete Stelle zu bringen und freute ſich, als dieſer in dreieckigem Federhut mit gezogenem Degen und nicht ohne Selbſtgefühl Commandoworte durch die Straßen Kiels erſchallen ließ. In den Oſterferien 1806, wo er von Kiel einen Ausflug nach Kopenhagen machte, erfuhr er eine auch für damalige Seefahrt ungewöhnliche Ungunſt des Meeres. Vier Tage lang kämpfte das Schiff auf ſtürmiſcher See, zuletzt mußte Wolf mit Boot und Fähre an das Land fahren, die Rückkehr dauerte gar ſieben Tage, diesmal wegen Windſtille. Noch öfter in ſeinem Leben hatte er die Abneigung Poſeidons zu ertragen.

Im Herbſte 1806 bezog Wolf mit Kohlrauſch die Univerſität Göttingen. Auf dem Wege hörten ſie von der Niederlage der Preußen, ſie ſtießen auf lange Züge von Verſprengten, die ohne Gewehr und Patrontaſche dahinzogen. Kurz vor Göttingen ritt ein franzöſiſches Küraſſierregiment ihnen entgegen und der Commandeur befahl dem Poſtillon ſtill zu halten, bis das Regiment vorüber ſei. Das war die erſte Begegnung mit der franzöſiſchen Macht.

Daheim in der Familie waren die guten Wünſche für Preußen geweſen. Jetzt erfuhr der Jüngling, daß Preußen verloren ſei, und daß der ſiegreiche Feind im Herzen Deutſchlands ſtehe. Die Reiſenden waren betroffen, aber wenig bedeutete dem jungen Geſchlechte damals die Politik, am meiſten Sorge machte die Möglichkeit, daß die Studien in Göttingen durch das fremdartige Treiben geſtört werden könnten. Dies war nicht der Fall. Auch die Göttinger betrachteten den Lauf der Welt mit ſtillem Kopfſchütteln, die Collegien liefen ruhig fort, die Studenten unternahmen in den Ferien fröhliche Fußreiſen nach dem Harz und die Weſer hinauf. Wolf lernte fleißiger als in Kiel und trieb viel Muſik. Sogar daß Göttingen im nächſten Jahre einen fremden König, einen Präfecten und franzöſiſche Gensdarmen ſtatt ſeiner alten Schnurren erhielt, ließ den Jüngling noch ungeſtört zwiſchen Büchern und Notenheften. Aber die ſchwere Zeit, in welcher die Welt aus den Fugen ging, wirkte doch leiſe auf ſein Gemüth. Er fing an über ſich ſelbſt nachzudenken, unruhig, ſelbſtquäleriſch, er ärgerte ſich über ſeinen leichten Sinn, über ſeine Genußfähigkeit, welche ihm hundertfache geiſtige Freuden verſchaffte, ohne daß er nöthig hatte, ſich deshalb ernſthaft zu bemühen; er meinte zwar, daß er deshalb nicht leicht unglücklich werden könne, aber eine ſtarke mannhafte Entwickelung ſeines Willens werde ihm eben dadurch erſchwert. Und er ſchreibt unwillig ſeiner Schweſter: „Ich wollte auf alle Talente und die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens, ja ſelbſt auf Bildung und Wiſſen verzichten, wenn ich etwas von einſeitiger Willenskraft und Entſchloſſenheit hätte, ich wollte allen Genuß an fremden Schöpfungen hingeben, wenn ich dafür nur eine Idee von eigener ſchöpferiſcher Kraft bekäme.“ Und er träumt davon, als gemeiner Huſar ins Feld zu ziehen oder ohne Geld eine Fußreiſe in die weite Ferne zu machen. Aber bald erhebt ſich in der Seele des Jünglings ein ſtärkerer Wellenſchlag und die politiſche Bewegung beginnt. Zunächſt iſt, was ihn aufregt, das Schickſal ſeines Heimatſtaates Dänemark, dem die engliſche Uebermacht Hauptſtadt und Flotte bedroht. Er haßt die Engländer, er wünſcht der ungeheuren Kraft Napoleons Sieg, damit der Frieden komme. Er fühlt, daß auch er ſein Leben hingeben könnte für das Vaterland, und er iſt überzeugt, daß ſeine Schweſter und ſein Bruder Otto gerade ſo empfinden. „Ich begreife nicht,“ ſchreibt er, „wie man, wenn's nicht für Andere iſt, im mindeſten ängſtlich ſein Leben lieb haben kann, ich fürchte mich jetzt gar nicht vor dem Tode, und für ſolch eine Sache fechtend zu fallen, würde mir eine wahre Wonne ſein.“ — Damals war es die Noth Dänemarks, welche ihn aufregte. Wenige Jahre ſpäter fühlte er ſich bereits als Deutſcher.

Durch die Lectüre der Dichter war in ihm, der unter dem grauen Wolkenhimmel zwiſchen zwei Nordmeeren aufgewachſen war, ein heißer Wunſch entſtanden, Italien zu ſehen. Bis in das Mannesalter blieb Reiſe und Aufenthalt in dem lichtvollen Lande ſeine Sehnſucht. Um Italien wenigſtens näher zu ſein, ging er mit Kohlrauſch im Mai 1808 nach der Univerſität Heidelberg. Dort waren Heinrich Voß und deſſen Vater der nächſte Umgang, Clemens Brentano und Achim von Arnim wurden Tiſchgenoſſen, der Sommer verging in angeregtem und heiterem Verkehr. Den größten Genuß aber bereitete im Herbſt eine Schweizerreiſe über den Rigi, Luzern, den Gotthard bis nach Iſolabella, von da unter heftigen Schneeſtürmen über die Grimſel in die Berner Alpen und über Straßburg zurück. Nebel, Regen, Kälte und Eis ſtörten dem Reiſenden nur ſelten die gehobene Stimmung. Sein Naturſinn und die Empfänglichkeit für landſchaftliche Schönheit waren ungewöhnlich ſtark, eine anmuthige Gegend machte ihn recht von Herzen froh und imponirende Naturformen erfüllten ihn mit Begeiſterung. Trotz ſeinem kurzen Geſicht faßte er die Bilder genau und bewahrte ſie treu im Gedächtniſſe. Die einfachen Bleiſtiftumriſſe, mit denen er als Reiſender Bergformen und alte Gebäude in ſeine Brieftaſche notirte, ſind ſauber und correct, wie Radirungen, ſo lebten ſie auch in ſeinem Inneren fort und ſo vermochte er ſie noch nach vielen Jahren lebhaft zu ſchildern.

Im October 1808 kehrte Baudiſſin nach Göttingen zurück. Das letzte Jahr ward neben juriſtiſchen Collegien — wieder Pandekten bei Hugo — vorzugsweiſe der Muſik und dem Erlernen des Spaniſchen gewidmet. Wolf wohnte im Hauſe eines Inſtrumentenmachers und fand ein großes Vergnügen darin, die neugefertigten Fortepianos zu probiren. Er war ein Lieblingsſchüler Forkel's und erlebte den Genuß, zwei Concerte von Sebaſtian Bach für mehre Klaviere, und zwar das für drei Klaviere in einem wohlthätigen Concerte, welches er zuſammengebracht hatte, ausführen zu helfen. Aus dem Spaniſchen überſetzte er damals für ſich den Don Quixote.

Das Jahr 1809, das letzte ſeiner akademiſchen Zeit, ſollte ihm als Pfingſtfreude die perſönliche Bekanntſchaft Goethe's bringen. Mit ſeinem Begleiter Kohlrauſch und Profeſſor Hugo fuhr er von Göttingen über Weimar nach Jena, wo Goethe damals im Schloſſe wohnte. Die Reiſenden hatten ſich mit wirkſamer Empfehlung verſehen und wurden von Goethe ins Mineraliencabinet beſtellt. Baudiſſin ſelbſt vergleicht ſeine Erwartung mit der eines Kindes am heiligen Chriſttage. Und als der Erſehnte eintrat — in blauem Ueberrocke, gepudertes

Haar ohne Zopf — war der Jüngling in ſolchem Erſtaunen und Anbeten, daß er, wie er ſelbſt ſchreibt, ſeine Blödigkeit rein vergaß: „Stirn, Naſe und Augen wie vom olympiſchen Jupiter, die ſchönen Züge, die herrliche braune Geſichtsfarbe!“ Und als Goethe anfing lebhafter zu erzählen und zu geſticuliren — „man kann keine ſchönere Hand ſehen als die ſeinige, und er geſticulirte beim Geſpräche mit einer entzückenden Grazie und mit Feuer, und dabei wurden die Sonnen ſeiner Augen noch einmal ſo groß und glänzten und leuchteten ſo göttlich, daß ihre Blitze nicht zu ertragen ſein können, wenn er zürnt. Seine Ausſprache iſt die eines Süddeutſchen, der ſich in Norddeutſchland gebildet hat. Er ſpricht leiſe, aber mit einem herrlichen Organe, weder zu ſchnell, noch zu langſam. Und wie tritt er in die Stube, wie ſteht und geht er, ein geborener König der Welt!“

Als Baudiſſin von Forkel und Zelter erzählte, und äußerte, wenn dieſe Beiden ſtürben, würde wohl die ganze Kunſt der Muſik untergehen, da tröſtete Goethe: „das echt Schöne geht nie unter, ſondern lebt immer in der Bruſt weniger Guten, unauslöſchlich wie das veſtaliſche Feuer.“ Auf die zweiſtündige Unterhaltung folgte am nächſten Tage ein Spaziergang in den botaniſchen Garten. Goethe rühmte die Fichte'ſchen Reden an die deutſche Nation, beſonders ihren ſchönen Stil, und ſagte von den Deutſchen: „Brennholz iſt in dieſer Zeit ihnen recht brav eingeheizt, aber es fehlt an einem tüchtig zuſammenhaltenden Ofen.“*) Als der junge Baudiſſin entzückt von dem Manne ſchied, der ihm als ein göttlicher Prophet erſchien, da ahnte er nicht, daß er den Bau des tüchtigen

---

*) Hier nach einem Briefe Baudiſſins; die ausführliche Schilderung des Beſuches, welche Kohlrauſch in ſeiner Selbſtbiographie gibt, ſcheint in ſpäterer Zeit niedergeſchrieben, wenigſtens irrt dieſer, wenn er berichtet, daß die Reiſenden damals zu Weimar den Taſſo geſehen hätten. Sie erhielten vielmehr zu ſpät eine Botſchaft, welche Goethe ihnen zugehen ließ, daß in Weimar Iphigenie gegeben werde.

Ofens noch erleben würde, freilich erſt als er ſelbſt an Jahren älter war als damals Goethe, und glücklicher, weil er auf ein deutſches Reich ſtolz ſein konnte. — Im Herbſte machte er noch einmal zu Pferde einen Ausflug nach Thüringen und Weimar. Ungeachtet vielen Regens vergnügt über die Landſchaft und die gutartigen Leute, „und in jeder Wirthſchaft ein Klavier!"

Er war einundzwanzig Jahre alt, als er die Univerſität verließ. In bevorzugter Lage hatte er dieſe Lehrzeit verlebt, aber er war auch nicht ſäumig geweſen, ſich die Gunſt ſeines Schickſals durch Arbeitſamkeit zu verdienen. Seine juriſtiſchen Kenntniſſe waren vielleicht nur gerade groß genug, um ihm einen anſtändigen Erfolg im Examen zu verſchaffen, aber er hatte ſich eine ungewöhnlich reiche Kenntniß in den Literaturen der großen europäiſchen Culturvölker erworben, er hatte mit vielen der beſten und bedeutendſten Menſchen ſeines Volkes verkehrt, ſein Sinn für das Schöne war durch ſeine Bildung erzogen, er war ein zartfühlender, hochſinniger Jüngling von lauterem Geiſt und reinen Sitten, liebenswerth und mit einem Herzen, dem es Bedürfniß war zu lieben und zu verehren. Er war ſchüchtern, aber nichts weniger als furchtſam. Obgleich ihn Schwindel plagte, ſtieg er doch im Straßburger Münſter unter einer gewiſſen eiſernen Stange des Helms hindurch; als ihm auf der Bergfahrt über die Grimſel wegen eines Schneeſturmes der Führer verſagte und ſeine Begleiter umkehren wollten, beſtand er darauf, mit anderen Führern die Reiſe fortzuſetzen. Und vollends bei großen Ereigniſſen war er ſofort bereit ſich einzuſetzen für Ideen und für Menſchen, die ihm höher ſtanden als das eigene Daſein.

Im Herbſt 1809 ſchied Baudiſſin von Göttingen, um in die Diplomatie Dänemarks einzutreten. Er durfte annehmen, unter Freunden und Verwandten zu arbeiten, denn der geſammte höhere Dienſt Dänemarks am Hofe und bei der Regierung galt für eine Domäne des ſchleswig-holſteiniſchen Adels. Und es war etwas Unerhörtes, daß gerade damals ein Däne,

Universitäts

Roſencrantz, das auswärtige Miniſterium inne hatte. Schon im December ward Baudiſſin zum Legationsſecretär für Schweden ernannt, und im Januar 1810 ging er mit dem Geſandten Grafen Dernath, einem Bruder ſeiner Mutter, nach Stockholm ab. Dort erlebte er als thätiger Theilnehmer eine Periode der größten Umwälzungen, durch welche Schwedens Zukunft beſtimmt werden ſollte. Kurz nach ſeiner Ankunft ſtarb der beim Volk beliebte Kronprinz, Bruder des Herzogs von Auguſtenburg, der zum Nachfolger des kinderloſen alten Königs Karl XIII erwählt war. Im Volk verbreitete ſich das — nach Baudiſſins Ueberzeugung unwahre — Gerücht, er ſei von der Adelspartei vergiftet worden. Baudiſſin ſah mit an, wie bei dem Leichenzuge des Kronprinzen der Reichsmarſchall Graf Ferſen in ſeiner vergoldeten Kutſche vom Pöbel angehalten, in ein Haus gedrängt, wieder auf die Straße gezerrt und dort ſcheußlich umgebracht wurde, weil er für einen der Mörder galt. Nach dem Tode des Thronerben begann ein emſiges Intriguiren um die Thronfolge. Während Wolfs Oheim dahin arbeitete, die Krone Schwedens an Dänemark zu bringen, und während die große Mehrzahl der Schweden den Herzog von Auguſtenburg zum König begehrte, gelang es einem entſchloſſenen franzöſiſchen Agenten, das Heer, die Stände und allmählich die öffentliche Meinung durch falſche Vorſpiegelung für den Marſchall Bernadotte umzuſtimmen. Der kraftloſe König mußte nachgeben und der Prinz von Ponte-Corvo wurde zum Kronprinzen und thatſächlichen Regenten Schwedens erwählt.*)

Baudiſſin war im Anfange durch die weltmänniſche Frivolität ſeines Oheims erſchreckt und abgeſtoßen, er fühlte ſich in den wirren und ungeſunden Zuſtänden des Staates und unter der flachen franzöſiſchen Verbildung der damaligen Stockholmer Geſellſchaft völlig vereinſamt, und nur ſein reinliches Weſen und der Fleiß, mit dem er in den Freiſtunden für ſich las und arbeitete, bewahrten ihn davor, in dem nichtigen Treiben der vornehmen Geſellſchaft, unter eitlen Männern und gefälligen Frauen, von ſeinem Gehalte einzubüßen. War er in ſeinem Leben jemals unzufrieden mit ſeinem Schickſal, ſo war er es damals. Allmählich gewann er doch Intereſſe an ſeiner Umgebung und er fand, was bei ſeinem Weſen natürlich war, auch Menſchen, welche ihm lieb wurden. Er lernte, freilich in anderer Weiſe, als ſein Oheim einem jungen Diplomaten für wünſchenswerth erachtete, das Glück und die Schmerzen eines zarten Verkehrs mit Frauen kennen. Bald empfand er auch Sorge über die Politik ſeiner Regierung und die perſönliche Stellung ſeines Oheims. Dieſer, der in ſeiner Art dem Neffen aufrichtig wohl wollte, war ein Herr von behendem Geiſt, im perſönlichen Verkehr den meiſten ſeiner Collegen überlegen, aber als Politiker der Sohn einer argen Zeit, in welcher man wenig fand, was als feſt und groß zu ehren war. Er hatte eine übermäßige Neigung zu Intriguen und war voll von Projecten, auf denen er in eitlem Selbſtvertrauen beſtand, und ihm begegnete, was einer ganzen Claſſe von geiſtreichen Diplomaten das Spiel zu ſtören pflegt, er unterſchätzte die Bedeutung der realen Verhältniſſe, mit denen er zu rechnen hatte, und ſah und hörte zu ſehr, was ſeinen Projecten genehm war. Sein Plan war auf Napoleon geſtützt, er traute ſich zu, Schweden trotz der Wahl des Prinzen von Ponte-Corvo doch noch an Dänemark zu bringen, und er wußte ſeinen König und das Miniſterium ſeiner Auffaſſung geneigt zu machen.

---

*) Baudiſſin hat ſelbſt „Im neuen Reich“, 1871 Nr. 1 die Verhältniſſe in Schweden und die Erfahrungen, welche er damals machte, geſchildert. Der kurze Aufſatz — die einzige Epiſode aus ſeinem Leben, welche er den Leſern gegönnt hat — iſt auch für den Hiſtoriker von Intereſſe, er gibt ein gutes Bild der Zuſtände in Stockholm.

Wolf erkannte bei den vergeblichen Bemühungen ſeines klugen Oheims, wie ſorgfältig der Politiker in Geſchäften ſich vor zu großer Feinheit und vor Selbſtgefälligkeit zu hüten hat. Aber während der junge Secretär mit offenen Augen und mit Nutzen für ſich ſelbſt in das unheimliche Treiben ſah, welches ihn umgab, blieb es ihm immer noch eine fremde Welt, ſeine unabläſſige Sehnſucht war ſtille Geiſtesarbeit und ſein höchſter Wunſch die Reiſe nach Italien.

In dieſer Zeit las er Arndt's Bücher und gewann den Mann von Herzen lieb, der, wie er ſelbſt, als ein Deutſcher unter der Landeshoheit eines fremden Fürſten aufgewachſen war, und der doch ſein deutſches Weſen ſo tapfer gegen alle Fremden vertrat. Baudiſſin ſchrieb an Arndt und ſprach ihm ſeinen Dank und ſeine Hochachtung aus. Daraus entſtand ein Briefwechſel, der bald einen vertraulichen Charakter erhielt.

Im Sommer 1811 unternahm Baudiſſin eine ſchnelle genußreiche Fahrt nach dem ſchwediſchen Norden. Als er zurückkam, ſollte er endlich auch in ſeinem Berufe das Selbſtgefühl gewinnen, welches dem beſcheidenen Mann durch perſönliche Erfolge bereitet wird. Im Herbſt 1811 wurde ſein Geſandter der fortgeſetzten Intriguen wegen in Stockholm unmöglich und als er abgerufen werden mußte, ward Wolf Baudiſſin zum Geſchäftsträger ernannt und blieb durch das Jahr 1812 bis März 1813 Vertreter Dänemarks. Wahrlich in keiner leichten Stellung. Seine Regierung, noch im Beſitz Norwegens und der deutſchen Herzogthümer, hatte trotz trüber Erfahrungen die Hoffnung nicht aufgegeben, ſkandinaviſcher Großſtaat zu werden, und war geneigt auf die Unbeſiegbarkeit Napoleons zu vertrauen. Auf der anderen Seite wurde für den Kronprinzen von Schweden, wie für Rußland und England die Bundesgenoſſenſchaft Dänemarks höchſt erwünſcht. Bernadotte erſehnte ſich die Führerſchaft eines ſchwediſch-däniſchen Heeres, und die Ruſſen boten den Dänen freigebig deutſches Land als Preis des Bündniſſes an. Da geſchah es, daß der junge Vertreter Dänemarks die Zuneigung und das Vertrauen der erfahrenen diplomatiſchen Ränkeſchmiede erhielt, und daß Stockholm die Stätte wurde, von welcher man die däniſche Regierung für das große öſtliche Bündniß gegen Napoleon zu gewinnen ſuchte. Der ruſſiſche Geſandte Baron Suchtelen wollte lieber durch Baudiſſin als durch den ruſſiſchen Geſandten in Kopenhagen ſeine Anerbietungen machen, und der Kronprinz erklärte geradezu, daß er ſeinem eigenen Geſandten in Kopenhagen mißtraue und vorziehe durch den däniſchen Vertreter mit dem dortigen Cabinet zu verkehren. Seit dem Herbſt 1812 wetteiferten der Ruſſe und der Schwede mit Anerbietungen, die in vertraulichſter Weiſe gemacht wurden. Baudiſſin fand ſich in der glücklichen Lage, in der Hauptſache ihrer Meinung zu ſein, und vertrat bei ſeiner Regierung im Widerſpruch mit den Plänen ſeines Oheims die Ueberzeugung, daß Dänemarks Heil ein Bündniß mit den Oſtmächten erfordere. Der Gedanke war ihm furchtbar geworden, daß ſein Heimatſtaat in Waffen gegen eine deutſche Erhebung treten könne. Seine Regierung, welche doch der entgegengeſetzten Anſicht zuneigte, war nicht karg mit Lobſprüchen über ſeine Thätigkeit, und der Miniſter dankte ihm wiederholt, wahrſcheinlich weil man in Kopenhagen bei innerer Unſicherheit den Werth ſeiner ſachlichen Darſtellung zu ſchätzen wußte und weil das Vertrauen, welches die Fremden dem jungen Diplomaten bewieſen, auch daheim angenehm berührte. In der That beſaß Baudiſſin einige der beſten Eigenſchaften, welche dem Vertreter eines Staates im Auslande wünſchenswerth ſind. Feſte Redlichkeit, ſchweigſames Anhören, gutes Beobachten, ausgezeichnetes Gedächtniß, und ein ſauberes, genaues Wiedergeben empfangener Eindrücke, nichts von eitler Geſchäftigkeit und von dem doctrinären Eifer, welcher dazu verleitet, die wirklichen Verhältniſſe nach den eigenen Anſichten umzudeuten. Seine Harmloſigkeit und offene Hingabe da, wo er vertraute, wurden doch durch angeborene Vorſicht und durch ein kluges Urtheil über den Charakter ſeiner Umgebung in Schranken gehalten. Als die Nachricht von Napoleons ruſſiſchen Niederlagen nach Stockholm kam, erglühte ſeine Seele von patriotiſcher Begeiſterung und er ſchrieb ſeiner Schweſter: „Keine Poeſie und Beredtſamkeit gewährt ſolchen

Jubel wie die Politik in dieſem Augenblick. Hätte man doch faſt ſeinen Glauben an die Vorſehung aufgeben müſſen, wenn die Franzoſen nicht geſcheitert wären.“

Gerade in dieſer Zeit hatte Baudiſſin eine Freude anderer Art. Frau von Staël und Auguſt Wilhelm Schlegel waren nach Stockholm gekommen, beide behandelten ihn mit beſonderer Auszeichnung und er trat bald zu ihnen in ein näheres Verhältniß. Der Geiſt der Staël bezauberte ihn, „ſie hat die angenehmſte Häßlichkeit, die man ſich denken kann, ſie iſt eine Andere geworden“, ſchrieb er, „als ſie war, da ſie die Delphine drucken ließ, ich möchte ſie immer und ewig ſprechen hören, und wenn ich Abends von ihren Soupers nach Hauſe komme, kann ich vor all ihren geiſtreichen Gedanken und Worten kaum einſchlafen, wie wenn man als junger Mann nach einem Balle nicht einſchläft.“ Nach angeſtrengter Tagesarbeit am Schreibtiſche eilte er zu den politiſchen Unterredungen mit dem ſchwediſchen Kronprinzen, zuletzt zum Thee der wandernden Geiſtreichen, und er wünſchte oft, dem Tag einige Stunden zuſetzen zu können.

Im März 1813 entſchied man ſich zu Kopenhagen, dem Sterne Napoleons zu vertrauen. Baudiſſin verbrannte den Inhalt des Geſandtſchaftsarchivs und reiſte nach Kopenhagen ab. Dort wurde er wider Erwarten ſehr wohlwollend empfangen, der Miniſter ertheilte ihm große Lobſprüche und König Friedrich VI begrüßte ihn mit den Worten: „Jeder hat ſeine Anſicht, und Sie haben die Ihre, welche ich nicht theile. Ich bin übrigens mit ihren Depeſchen zufrieden geweſen.“ Aber nur kurze Zeit ſollte er ſich des Bewußtſeins freuen, ſeine Pflicht gethan zu haben. Im Mai, als er gerade bei Verwandten auf dem Lande war, erhielt er eine geheimnißvolle Botſchaft des Miniſters Roſencrantz, ſofort nach Kopenhagen zu kommen, um am nächſten Tage in einer diplomatiſchen Sendung abzugehen. Als er nach angeſtrengter Fahrt in der letzten Stunde am Miniſterhotel anlangte, wurde ihm von Herrn von Roſencrantz eröffnet, er müſſe zur Stelle mit dem Miniſter Kaas in außerordentlicher Geſandtſchaft nach Dresden zum Kaiſer Napoleon reiſen, um das Bündniß abzuſchließen.

Dieſe Nachricht traf ihn wie ein Donnerſchlag. Er führte alle, auch ſachliche, Bedenken an, welche ihn ungeeignet machten, und bat dringend, einen Anderen mit ſolchem Auftrage zu betrauen. Der Miniſter antwortete, es ſei zu ſpät, Baudiſſin's Name ſei bereits in der Inſtruction genannt und der König habe beſondere Gründe gehabt ihn zu wählen. Er eilte zum Könige und ſagte dieſem gerade heraus, daß er ſeiner Geſinnung wegen für dieſe verhängnißvolle Miſſion nicht paſſe. Der König antwortete kurz, er müſſe gehen und er wünſche ihm glückliche Reiſe. Da fuhr Baudiſſin noch zu ſeinem Vater, der im Herzen ſeine Geſinnung theilte, dieſer aber, an ſoldatiſchen Gehorſam gewöhnt, entſchied, der Sohn habe durch das offene Ausſprechen ſein Gewiſſen bewahrt, den übernommenen Auftrag habe er auszuführen, dann möge er ſeine Entlaſſung nehmen. In der nächſten Stunde war Wolf mit Herrn von Kaas auf dem Wege nach Hamburg.

Der junge Diplomat kam ſich vor wie ein Verbrecher, dem das Bewußtſein einer tötlichen Schuld die Seele belaſtet. Auf der See und während der Fahrt durch die Herzogthümer ſuchte er unabläſſig einen Weg, ſich von dieſer unglückſeligen Sendung zu löſen. In Holſtein erbat er bei ſeinem Chef Urlaub für wenige Stunden, um von dem Nachtquartiere Rendsburg aus einen kurzen Beſuch zu Emkendorf, dem nahen Gute des Grafen Fritz Reventlow zu machen. In Altona ſollte er am nächſten Tage wieder mit dem Miniſter zuſammentreffen. Um 11 Uhr Abends kam er auf dem Gute ſeiner Verwandten an. Der warme Empfang und die ſympathiſchen Geſinnungen, welche er dort fand, beſtärkten ihn in dem verzweifelten Entſchluſſe, den er gefaßt hatte. Die Freunde, bei denen er weilte, durfte er nicht in den Verdacht bringen, daß ſie ſeinen Widerſtand gegen den königlichen Willen unterſtützt hätten. Er wollte ſich alſo in Wahrheit die Möglichkeit nehmen, weiter zu reiſen. In gehobener, faſt freudiger Stimmung durchwachte er die Nacht. Am Morgen bat er einen jungen Arzt, Dr. Franz Hegewiſch, der als Bekannter der Familie zufällig gegenwärtig war, ihm den linken Oberarm auf zwei Stühle zu legen und mit einem kräftigen Hammerſchlage zu zerbrechen. Der hohe Ernſt und die leidenſchaftliche Bewegung des jungen Diplomaten riſſen den Arzt hin, der ſelbſt eine enthuſiaſtiſche Natur war, er erklärte ſich bereit, doch müſſe der Hausherr zuvor davon wiſſen. Graf Reventlow billigte mit Wärme den Vorſatz Baudiſſins, ſich dem Auftrage zu verſagen, doch nicht durch einen Armbruch dürfe er das thun. Dergleichen wage vielleicht auch ein Conſcribirter, um ſich dem Militärdienſte zu entziehen. „Wollen Sie das Ganze thun, ſo ſchreiben Sie ſogleich von hier dem Könige, Sie könnten ſeinem Befehle gegen Ihre Ueberzeugung nicht folgen, Sie ſeien genöthigt, Ihre mündliche Bitte nach reiflicher Ueberlegung ſchriftlich zu wiederholen, und Sie ſeien bereit, ſich jeder Strafe zu unterziehen. Erwarten Sie hier den Ausgang. Von dieſem Schritte darf Sie der Gedanke nicht abhalten, daß Sie dadurch mich ſelbſt in die Unterſuchung verwickeln könnten. Wäre dies der Fall, ſo würde ich es als eine Ehre betrachten."

Unter dieſen verſtändigen Worten wurde Baudiſſins Herz leicht. Er ſchrieb ſogleich in ſolchem Sinne an den König und an ſeinen Mitgeſandten. Umgehend traf die Antwort von Kopenhagen ein, er habe ſich als Gefangener auf der Veſte Friedrichsort bei Kiel zu ſtellen. Dort wurde er im Anfange nachſichtig behandelt und durfte frei umhergehen, bald jedoch ging ihm von der däniſchen Kanzlei der Beſcheid zu, daß er entweder als Staatsgefangener zweiten Grades ein ganzes Jahr abzuſitzen oder ſeine Sache einer gerichtlichen Unterſuchung durch den Generalfiskal zu überlaſſen habe. Der Miniſter Roſencrantz ſchrieb ihm vertraulich ſelbſt, er möge das Erſtere wählen. Das that Baudiſſin. Er wurde auf der

Feſtung in einem kleinen Zimmer verwahrt, erhielt aber doch das Recht, ein Fortepiano und Bücher zu halten und in Begleitung einer Schildwache täglich zwei Stunden auf dem Walle ſpazieren zu gehen. Fortan lebte er in ſtiller Arbeit, ſchrieb an einer Ueberſetzung des Dante, durfte zuweilen Beſuch von Verwandten annehmen, und wurde durch Zeichen warmer Theilnahme erfreut, welche ihm von Leuten aus dem Volke zukamen.

So verbrachte er als Gefangener den Sommer des großen Jahres. Seine ganze Seele war bei der deutſchen Erhebung und er beſchloß, nach Beendigung ſeiner Haft, wenn ſich zu Kopenhagen das Syſtem nicht gründlich ändere, ſeinen Abſchied zu nehmen und in deutſchen Kriegsdienſt zu treten; denn ſich mit Feder oder Schwert an dem Kampfe gegen Napoleon zu betheiligen, ſei auch ihm eine heilige Pflicht.

Die Völkerſchlacht bei Leipzig bereitete aber in Dänemark einen Umſchwung vor. Zehn Tage nach der Schlacht wurde er durch einen Gnadenact aus ſeinem Arreſte entlaſſen, wozu der Geburtstag der Königin den Vorwand gab.

Jetzt ließ ſich zwar Baudiſſin auf den Wunſch ſeines Vaters wieder im däniſchen Dienſt anſtellen; er wurde als Legationsſecretär in das Hauptquartier der Verbündeten geſandt, erreichte ſie in Troyes und folgte nach Paris, von da ging er nach Wien zu dem Congreß. Sein Chef war Graf Chriſtian Bernstorff, zu dem er ſchon im Jahre 1812 als Secretär für Wien deſignirt war. Das bewegte Leben des Feldzuges und die Vorbereitungen zum Congreß gaben ihm eine Fülle von Anregung und belehrenden Eindrücken. Dennoch gefiel es ihm im däniſchen Dienſt nicht mehr. Wahrſcheinlich war in Kopenhagen der frühere Widerſtand nicht vergeſſen, und er ſelbſt ſehnte ſich jetzt nach der Heimat. Er trat zum zweiten Male aus; diesmal in völliger Ungnade. Die nächſte Veranlaſſung war wohl, daß ſein Vater ſtarb und er die Herrſchaft Rantzau übernahm. Im Herbſt 1814 vermählte er ſich mit ſeiner Couſine Julie Gräfin Baudiſſin von Knoop. Er hatte ihr ſchon im Jahre 1808 eine Beſchreibung ſeiner Schweizerreiſe in Briefen zugeſchrieben, und während ſeiner Haft in Friedrichsort waren der briefliche Verkehr mit ihr und gelegentliche Beſuche der Familie ſeine beſte Erheiterung geweſen. Sein Gegenſatz zu Kopenhagen wurde dadurch verſchärft, daß er ſich als Gutsherr von Rantzau und Mitglied der ritterſchaftlichen Deputation an der von Dahlmann geleiteten Vertheidigung der ſchleswig-holſteiniſchen Landesrechte mit Wärme betheiligte. Es waren die erſten kurzen Wellen einer deutſchen Oppoſition gegen die däniſchen Anſprüche, welche damals aufſchlugen. In Kiel und auf den großen Gütern fand er ein reges politiſches Leben und bei Vielen ſeiner Standesgenoſſen eine warme patriotiſche Geſinnung. Lebhaft wurde in den Zuſammenkünften der Gutsherren über die ſogenannte däniſche Reichsbank und über eine Steuerverweigerung verhandelt, welche in Holſtein gegenüber dem ungeſetzlichen Vergehen der Regierung verſucht werden ſollte. Im Sommer 1815 wurden die „Kieler Blätter" von Mitgliedern der Univerſität gegründet und vortrefflich redigirt. Die Zeitſchrift erlangte für den Verfaſſungskampf in den Herzogthümern ſchnell eine hohe Bedeutung. Auch Baudiſſin ſchrieb ſeine erſten Artikel hinein, worin er die Beſchränkung des Adels und ſeiner Titel auf die älteſten Söhne als ein Intereſſe des modernen Staates vertrat. Doch war die Zeit allgemeiner Ermüdung und Reaction dieſen Regungen deutſcher Selbſtändigkeit ſehr ungünſtig. Die Führer der politiſchen Bewegung in Holſtein wurden ihrer einflußreichen Stellung enthoben, und verloren das Vertrauen auf den Sieg. Auch Baudiſſin empfand den Druck der däniſchen Reaction. Er arbeitete ſtill für ſich, nahm wieder den Shakeſpeare vor und überſetzte das letzte hiſtoriſche Drama aus der engliſchen Geſchichte, welches Schlegel nicht übertragen hatte, Heinrich VIII., der als ſein erſtes Buch 1818 gedruckt wurde. Das Glück der Häuslichkeit, das er in ſeiner guten Art innig und mit frommer Dankbarkeit gegen die Vorſehung zu genießen wußte, wurde in dieſer Zeit durch die Erkrankung ſeiner Gemahlin getrübt; — die Ehe blieb kinderlos, — und Badereiſen vermochten der Leidenden die völlige Geneſung nicht zurückzubringen. Da beſchloß Baudiſſin mit ihr die langerſehnte Reiſe nach Italien zu unternehmen.

Selten iſt ein Deutſcher mit ſo großer Genußfähigkeit und ſo guter Vorbildung für Alles, was Natur und Kunſt dem Menſchen zu bieten vermögen, über die Alpen gezogen, und ſelten hat ein Anderer ſo dauerhaft die heitere Verklärung mit ſich herumgetragen, welche das ſchöne Land dem bevorzugten Reiſenden gewährt. Als er im Februar 1821 zu Rom eintraf, kam er ſich vor wie im Himmel, in einer Art von ſtiller Seligkeit verkehrte er mit der Kunſt und den geiſtesverwandten Menſchen, welche er dort fand. Schnell wurde ſein Haus zu Rom der Mittelpunkt für einen Kreis Auserwählter. Käſtner, v. Stackelberg, die Rhedens, Thorwaldſen und eine Anzahl jüngerer Künſtler bildeten die heitere Abendgenoſſenſchaft, unter ihnen der junge Schnorr, der von da bis zu ſeinem Tode in Dresden ein treuer Freund des Hauſes bleiben ſollte. Und Baudiſſin ſchrieb nach der Heimat: „Uns geht es hier viel zu gut, Rom iſt das Paradies der Seele und ich klammere mich mit allen Sinnen an die Gegenwart feſt.“ Von Rom aus wurde langſam das übrige Italien erobert: Reiſe nach Toscana, Aufenthalt in Neapel, Villeggiaturen. Und das Liebſte von Allem waren doch die guten Menſchen, welche er ſich gewann. Als nach dreijährigem Aufenthalt 1823 die Baudiſſins zur Abreiſe rüſteten, frug Stackelberg traurig: „Sind Sie auch recht gewiß, daß die Freude derer, die Sie erwarten, ſo groß iſt als das Herzeleid, welches Sie uns anthun?“

Und doch, wie glücklich Baudiſſin ſich auch in Italien gefühlt hatte, ganz freiwillig war der lange Aufenthalt in der Fremde nicht geweſen. Schon im Jahre 1821 erhielt er eine anonyme Warnung — ſie kam vom Grafen Chriſtian Bernswerf — er möge für die nächſte Zeit nicht wieder in ſein Vaterland zurückkehren. Die Briefe, welche er einſt von Stockholm an Ernſt Moritz Arndt geſchrieben hatte, waren unter den Papieren deſſelben mit Beſchlag belegt und direct an den König von Dänemark eingeſandt worden. Irgend etwas darin — Baudiſſin wußte ſelbſt nicht, was — hatte den heftigen Zorn des Königs erregt und bedrohte dem Schreiber die perſönliche Sicherheit in der Heimat. Auch als Baudiſſin zwei Jahre ſpäter bei dem Miniſter Roſencrantz anfragte, wiederholte ihm dieſer, es ſei beſſer, wenn er vermeide in die Nähe des Königs zu kommen. Noch zehn Jahre ſpäter war der hohe Herr nicht beſänftigt. Da Baudiſſin ſich von jeder amtlichen Indiscretion frei wußte, ſo war es jedenfalls nur ein kräftiger Ausdruck deutſcher Geſinnung in jenen Briefen, welcher zu Kopenhagen ſo tief verletzt hatte, wohl gerade deshalb, weil der Schreiber mit beſonderer Gnade bedacht worden war. Erſt 1840 vor der Krönung Chriſtians VIII., welchem Baudiſſin von Kiel und Italien her bekannt war, wurde durch Correſpondenz mit dem neuen Könige die Sache ausgeglichen, Baudiſſin erhielt eine Einladung nach Kopenhagen und ihm wurde der Wunſch ausgeſprochen, daß er wieder in den däniſchen Dienſt zurücktreten möchte. Es war unter anderem davon die Rede, ihn zum Director der Muſeen zu machen, Baudiſſin aber vermied darauf einzugehen.

Nun hinderte ihn nach der Rückkehr von Italien die hohe Ungnade zwar nicht, ſein Rantzau wiederzuſehen, aber der dauernde Aufenthalt und ein ſicheres Einleben in der Heimat blieben ihm verſagt. So folgten wieder Jahre mit wechſelndem Aufenthalt, bis Baudiſſin endlich 1827 mit ſeiner Gemahlin nach Dresden überſiedelte. Zur Wahl dieſes Wohnſitzes beſtimmten ihn nicht allein die landſchaftliche Anmuth der Gegend, die Kunſtſchätze und der bequeme literariſche Verkehr, ſondern die ſtille Empfindung, daß ſeine Familie dort ſeit alter Zeit heimiſch geweſen ſei. Es war natürlich, daß dieſe Erinnerung ihn gerade damals beeinflußte, wo er anfing ſich nach einer ſicheren und wohlthuenden Heimat zu ſehnen. Dieſe Annahme ſeiner Zugehörigkeit trug wohl auch dazu bei, ihm bei Mitgliedern des königlichen Hauſes Sachſen Vertrauen zu bereiten, obgleich er als Privatmann lebte, keinerlei Amt oder Dienſt für ſich wünſchte und ſich bei Hofe nur ſehen ließ, wo dies nöthig war. Denn unſere höchſten Herren rechnen gern die Dienſte der Ahnen dem Enkel zu Gute, und wiſſen in dieſem Theil ihrer Hausgeſchichte genau Beſcheid. Die ſpäteren Könige Friedrich Auguſt und Johann gönnten ihm achtungsvolle Zuneigung, dem letzteren wurde er ein Vertrauter bei ſeinen altitalieniſchen Sprachſtudien.

Für ihn ſelbſt aber wurde die Bekanntſchaft mit Tieck am wichtigſten: ſie hat weſentlich dazu beigetragen, ſeinem geſammten Leben einen neuen Inhalt zu geben, denn ſie hat ſein ſchriftſtelleriſches Talent nach der Richtung entwickelt, welche er ſchon als Student für die ſeinem Weſen am meiſten entſprechende gehalten hatte, in der Thätigkeit eines poetiſchen Ueberſetzers. Zuerſt feſſelte ihn die hohe geſellſchaftliche Liebenswürdigkeit Tiecks und die Virtuoſität, mit welcher dieſer als Vorleſer den Reiz dichteriſcher Werke zu erhöhen wußte. Dem Dichter aber that die aufrichtige Verehrung, welche ihm von Baudiſſin gezollt wurde, ſehr wohl und ebenſo wohl das feine Verſtändniß und die gebildete Empfänglichkeit für jeden Kunſtgenuß. Bald traten die Baudiſſins zu dem Tieck'ſchen Hauſe in ein freundſchaftliches Verhältniß. Für Baudiſſin aber und für uns alle war es ein glücklicher Umſtand, daß er Tiecks Bekanntſchaft zu einer Zeit machte, wo dieſer durch eine zu ſchnell übernommene Verpflichtung bedrängt wurde.

Der Antheil Baudiſſins an der Schlegel'ſchen Ueberſetzung Shakeſpeare's iſt ſelten nach Verdienſt gewürdigt worden. Es ſei erlaubt, hier kurz das Sachverhältniß zu erzählen.

Schlegel hatte von 1797 bis 1801 ſechszehn Dramen Shakeſpeare's übertragen, denen erſt 1810 Richard III folgte, mit dieſem alle aus der engliſchen Geſchichte, nur „Heinrich VIII“ ausgenommen; ferner: „Romeo und Julie“, „Sommernachtstraum“, „Julius Cäſar“, „Was ihr wollt“, „Sturm“, „Hamlet“, „Kaufmann von Benedig“ und „Wie es euch gefällt“. Da Schlegel ſich der Fortſetzung des Unternehmens verſagte, mußte der Verlagshandlung Tieck als der geeignete Vollender erſcheinen, denn Schlegel ſelbſt hatte, während er überſetzte, viel auf Tiecks Rath gegeben, und dieſer unmittelbar nach Schlegels Ueberſetzung durch ſein „Altengliſches Theater“ die eigene Kenntniß und Uebertragungskunſt bewährt. Als aber Tieck im Jahr 1824 die Fortſetzung des Schlegel'ſchen Shakeſpeare übernahm, war er nicht mehr in der Lage, die Arbeit auszuführen. Es fehlte ihm damals nicht ſowohl an Zeit, als an dem beharrlichen Fleiß. Er ſelbſt hat auch kein einziges Stück überſetzt, und ſeine Tochter Dorothee, ein Mädchen von ſtarkem Willen, vortrefflichem Charakter und ungewöhnlicher Begabung, bereitete ſich erſt lernend vor, um dem Vater bei Erfüllung der übernommenen Aufgabe zu helfen. So kam es, daß von 1825 bis 1826 zwar Band 1, 2 und 4 der neuen Ausgabe erſchienen, welche nur von Schlegel überſetzte Stücke — durch Tieck hier und da corrigirt — enthielten, daß aber ſeitdem der Druck vier Jahre ruhte, weil Meiſter Tieck kein Manuſcript lieferte. Da war dieſem hochwillkommen, daß er in dem Hausfreunde Baudiſſin einen Ueberſetzer von ungewöhnlicher Begabung erhielt, welcher ſeine Kunſt bereits an Heinrich VIII verſucht hatte. Im Sommer 1829 faßte Baudiſſin den Entſchluß, die umfangreiche Arbeit auf ſich zu nehmen. Im November begann er. Zunächſt wurde die Jugendarbeit Heinrich VIII revidirt und dadurch die Möglichkeit gewonnen, 1830 den 3. Band herauszugeben, der außer den letzten Stücken von Schlegel noch Heinrich VIII enthielt. Von da begann eine Thätigkeit Baudiſſins, welche ſowohl nach ihrer Energie als nach ihrer Bedeutung eine große Leiſtung genannt werden darf. In weniger als drei Jahren beendete er die Ueberſetzung von zwölf Stücken, z. B. in einem Jahr 1831 die „Komödie der Irrungen“, „Troilus“, „Die luſtigen Weiber“, „Othello“ und „Lear“. Neben ihm war Dorothee Tieck thätig. Für beide Ueberſetzer wurden dieſe Jahre, in denen die letzten fünf Bände der Ausgabe erſchienen, zugleich die Zeit einer inneren Erhebung, und ihre gemeinſame Thätigkeit die Grundlage einer achtungsvollen Freundſchaft.

Wenn aber Tieck in ſeiner behenden Weiſe am Schluß der Geſammtausgabe ſich ſelbſt unter verbindlichen Worten für ſeine Mitarbeiter als den eigentlichen Redacteur und Vollender ihrer Ueberſetzungen darſtellt, ſo iſt, wenn man der Wahrheit gerecht werden will, auch dieſer Antheil ihm nicht zuzuſchreiben. In den hinterlaſſenen Manuſcripten Baudiſſins, nach welchen die Abſchriften für den Druck genommen wurden, ſind ſämmtliche Correcturen von Baudiſſins Hand. Aus den Tagebüchern deſſelben iſt erſichtlich, daß er eine Ueberſetzung erſt beendete und dann in den berühmten Leſeſtunden bei Tieck ſelbſt vorlas oder vorleſen ließ. Dann machte Tieck zu einzelnen Verſen ſeine Bemerkungen, die dem Ueberſetzer, namentlich wo ſie den Sinn dunkler Stellen zu deuten ſuchten, nicht immer als Beſſerungen erſchienen.

Nun verſteht ſich von ſelbſt, daß das Intereſſe, welches der geiſtvolle Dichter an den Uebertragungen nahm, dem Ausdruck bei vielen Einzelheiten zu Gute kam; aber dieſer Antheil Tiecks ging nicht über den Einfluß hinaus, den jeder ſachkundige literariſche Freund als Vertrauter einer ſolchen Arbeit ausübt. Um ſeine eigene Thätigkeit zu erweiſen, beſchloß Tieck, die Stücke mit den bekannten Anmerkungen zu verſehen, und Baudiſſin trieb ihn zu der Ausführung. Doch gerade dieſe Anmerkungen ſind ein Zeugniß, wie flüchtig, im Ganzen betrachtet, Tieck das Unternehmen behandelt hat. Auch als 1839 eine neue Ausgabe der Shakeſpeare-Ueberſetzung nöthig wurde, vor welcher Schlegel — nebenbei bemerkt — gegen alle Aenderungen, welche Tieck in den Schlegel’ſchen Stücken vorgenommen, proteſtirte und Wiederherſtellung ſeines urſprünglichen Textes forderte, machte ſich die Sache ſo, daß zwar Tieck der Reviſion täglich eine Stunde zu widmen beſchloß, in welcher er mit Baudiſſin die Texte durchgehen wollte, daß aber dieſer erſt zu Hauſe ſorgfältig vorarbeitete und die Vorſchläge machte; und Baudiſſin durfte ſich ſagen, daß ohne ihn Tieck zu einer Theilnahme an der Reviſion überhaupt nicht gekommen wäre.

Baudiſſin überſetzte außer „Heinrich VIII“ noch zwölf Stücke: „Der Widerſpenſtigen Zähmung“, „Viel Lärm um Nichts“, „Komödie der Irrungen“, „Liebes Leid und Luſt“, „Die luſtigen Weiber von Windſor“, „Titus Andronicus“, „Antonius und Kleopatra“, „Maß für Maß“, „König Lear“, „Troilus und Creſſida“, „Ende gut, Alles gut“, „Othello“. Ob er an den ſechs Stücken Dorothea's: „Die beiden Veroneſer“, „Coriolanus“, „Das Wintermärchen“, „Timon“, „Cymbeline“ und „Macbeth“ irgendwie betheiligt war, wird nicht mehr feſtzuſtellen ſein. Die Manuſcripte Dorothea's allein könnten dies ausweiſen. In Baudiſſins Handſchriften, die der königlichen Bibliothek zu Dresden geſchenkt ſind, findet ſich eine Seite, wo Varianten von Dorothee ſtehen, und eine ganze Seite, wo die Verſe abwechſelnd mit „D.“ und „ich“ bezeichnet ſind, ſo, als hätten ſich die beiden Ueberſetzer den Scherz gemacht, abzuwechſeln. Aehnliches Zuſammenarbeiten mag auch bei anderen Ueberſetzungen ſtattgefunden haben. Dorothea's Begabung und ihr Fleiß waren ſehr groß, mit ihrer Sprache, zumal mit dem Klang ihrer Verſe war Baudiſſin oft nicht einverſtanden.

Doch die Gerechtigkeit verlangt, Baudiſſins Antheil an dem Ueberſetzungswerke nicht nur dem Umfange nach zu vertreten, auch die Bedeutung ſeiner Arbeit gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen. Es hat neueren Ueberſetzern zuweilen beliebt, die Uebertragung Schlegels, deſſen weiter literariſcher Ruf Reſpect einflößte, zwar als unübertrefflich zu rühmen, an der Baudiſſins aber zu mäkeln. In Wahrheit waren beide, wie jede Ueberſetzung, an einzelnen Stellen der Verbeſſerung bedürftig, weil die Ueberſetzer den Sinn nicht richtig wiedergegeben hatten, oder weil ihnen nicht immer gelang, der eigenthümlichen, von Schwulſt nicht freien, Rhetorik Shakeſpeare's einen leicht verſtändlichen Ausdruck zu geben.

Beide Ueberſetzer arbeiteten ohne die reichen literariſchen Hilfsmittel, welche jetzt den Kritikern zu Gute kommen; beide überſetzten nicht immer nach dem relativ beſten Texte der alten Drucke, und beide vollendeten ihren Theil der Ueberſetzung in der angeſtrengten Thätigkeit weniger Jahre. Denn auch ſechszehn Stücke Schlegels erſchienen im Laufe von vier Jahren, und wurden höchſt wahrſcheinlich in derſelben Friſt geſchrieben. Baudiſſin aber war in ungünſtigerer Lage, er ſchuf unter dem Zwange einer unerfüllten Verpflichtung, die ſeinen Freund Tieck bedrängte, ſeine Ueberſetzungen wanderten, ſowie ſie beendigt waren, in die Druckerei; da iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſie an Vollendung nicht gleich ſind, und daß ſich manche leicht zu beſſernde Verſehen auffinden ließen, an denen es übrigens bei Schlegel auch nicht fehlte. Aber wenn in den tragiſchen Scenen bei Schlegel und in einem Theile der humoriſtiſchen eine ſtärkere Sprachgewalt und Energie des Ausdruckes zu rühmen iſt, ſo hat auch Baudiſſin, der gerade mehre der ſprachlich ſchwierigſten Stücke übertrug, in Wiedergabe der launigen ſowohl als der epigrammatiſch zugeſpitzten Stellen eine Meiſterſchaft bewieſen, die bewundernswerth iſt und den Vergleich mit Schlegel wahrlich nicht zu ſcheuen hat. Es ſei nur an „Viel Lärm um Nichts“, „Antonius und Kleopatra“ und nicht zuletzt an „Liebes Leid und Luſt“ erinnert, ſämmtlich als Ueberſetzungen Kunſtwerke von ſeltener Tüchtigkeit. Und was ſeinen tragiſchen Stil betrifft, ſo hätte der Ueberſetzer des „Lear“ und „Othello“ ſchon um dieſer Stücke willen vollen Anſpruch, unter den beſten deutſchen Bearbeitern fremder Poeſie genannt zu werden. Es iſt den Späteren leicht geworden, an ſeiner guten Arbeit zu feilen und zu ciſeliren.

Er ſelbſt wuchs während der Arbeit. In Heinrich VIII war der Stil noch ſchwerflüſſig, und der Ueberſetzer ängſtlich bemüht, die alterthümliche Farbe wiederzugeben. Allmählich gelangte er zur vollen Herrſchaft über die Sprache; er hatte dabei, neueren Ueberſetzern gegenüber, den Vortheil, daß durch das fleißige Vorleſen und Anhören dramatiſcher Dichtungen ſein Gefühl für Tonfall und leichte Verſtändlichkeit geſprochener Verſe zu großer Feinheit ausgebildet war.

Hochſinnig überließ Baudiſſin dem befreundeten Tieck die Ehre, daß dieſer der Ueberſetzung ſeinen Namen gab, und ebenſo überließ er demſelben die buchhändleriſchen Reſultate der Arbeit. Das Honorar hatte er für die Töchter Tiecks beſtimmt.

Aber Tieck muthete dem Freunde noch mehr zu. Ihn hatten beſonders die Anfänge Shakeſpeare's beſchäftigt, die Stücke, bei denen Shakeſpeare's Autorſchaft unſicher erſchien. Er hielt wenigſtens zehn dieſer Dramen: den älteren König Johann, den Flurſchütz von Wakefield, den — unzweifelhaft echten — Perikles, Lokrine, den luſtigen Teufel von Edmonton und den älteren König Lear, außerdem Eduard III, Thomas Cromwell, Oldcaſtle, und ſogar den Londoner Verſchwender, für Shakeſpeare'ſche Dramen. Die erſten ſechs hatte er früher in ſeinem Altengliſchen Theater in deutſcher Ueberſetzung herausgegeben.

Wahrſcheinlich hat er mit ſeiner Anſicht bei einem und dem anderen Stücke gegenüber den engliſchen und ſpäteren deutſchen Kritikern Recht. Bei ſolchen Dramen, wo ſelbſt eine unſichere äußere Beglaubigung fehlt, wird das Sachverhältniß immer unklar bleiben, weil wir die Verhältniſſe, unter deren Zwange Shakeſpeare ſchuf, nicht mit der nöthigen Genauigkeit abzuſchätzen vermögen. Wir wiſſen zwar, daß das geiſtige Eigenthumsrecht bei Dramen damals nicht ganz ſo aufgefaßt wurde wie jetzt, aber wir verſtehen vor dem einzelnen Falle nicht, wie weit Shakeſpeare es doch hätte reſpectiren müſſen. Wir wiſſen überhaupt nicht, wie weit er als Bearbeiter durch Aenderungen und Zuſätze bei Dramen Anderer thätig war; auch nicht wie weit er dem Tagesbedarf des „Globus“ oder einer anderen Geſellſchaft durch flüchtig gearbeitete, volksthümliche Stücke entgegen kam; endlich vermögen wir nicht ſicher zu unterſcheiden, was ſeine eigene Jugendarbeit oder das Werk eines getreuen Nachahmers iſt, der unter dem Einfluß des Shakeſpeare'ſchen Stils ſchrieb.

Tieck veranlaßte nun den Grafen Baudiſſin, die vier letzten der genannten altengliſchen Dramen zu überſetzen, und da er davon abſehen mußte, dieſelben der Shakeſpeare-Ausgabe einzuverleiben, ſo ließ er ſie unter dem Titel: „Vier Schauſpiele von Shakeſpeare, überſetzt von Ludwig Tieck“ (Stuttgart, Cotta. 1836) erſcheinen. Bei dieſem Werke gönnte er dem Publikum nicht einmal eine Andeutung, daß die ganze Arbeit von einem Andern herrührte.*)

Die vollendete Ueberſetzung Shakeſpeare's wurde Gemeingut der deutſchen Nation, eines von den großen Werken, durch welche Bildung und Geſchmack des ganzen jüngeren Geſchlechts gezogen worden ſind, und Baudiſſin erlebte in ſpäteren Jahren oft, daß ihm in der Unterhaltung Stellen der Ueberſetzung mit Lob und Kritik entgegen gehalten wurden, ſeine eigenen Uebertragungen, welche unter fremdem Namen liefen, dann ſah er ſchweigend mit heiterem Lächeln vor ſich nieder.

Wenn aber Tieck bei ſeiner Aneignung fremder Thätigkeit immer die Entſchuldigung für ſich hatte, daß ſein Freund davon wußte, ſo kommt ſpäteren Herausgebern dieſer Umſtand nicht zu Gute. Als die Verlagshandlung im Jahre 1867, neben der von M. Bernays gut beſorgten Handausgabe, eine größere revidirte Ausgabe des deutſchen Shakeſpeare veranſtaltete, übertrug ſie die Redaction der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft. Allerdings war eine gründliche Reviſion ſehr wünſchenswerth geworden. Durch die Thätigkeit der engliſchen und deutſchen Kritiker war eine große Anzahl dunkler Stellen erklärt, für einzelne Stücke auch beſſere Grundlage gefunden worden, die geſammte Kritik des Shakeſpeare'ſchen Textes hatte eine umfangreiche Literatur gewonnen. Auch war es in der Ordnung, daß jüngere Kräfte dieſe Reviſion übernahmen. Da aber geſchah es, daß in der literariſchen Einleitung, welche Profeſſor Ulrici der neuen Ausgabe vorſetzte, Baudiſſin als Ueberſetzer gar nicht mehr genannt wurde. Sechs Dramen ſeiner Ueberſetzung wurden entfernt, darunter mehre ſeiner beſten Arbeiten, wie „Heinrich VIII“, „Liebes Leid und Luſt“ und „Troilus“, an ihrer Stelle neue Ueberſetzungen von W. Hertzberg eingeſtellt. Bei ſieben anderen Dramen Baudiſſin's hatten die Reviſoren die Unbefangenheit, ſich als „Bearbeiter“ vorzuſchreiben und Tieck als Ueberſetzer, obgleich ſie das Sachverhältniß genau kennen mußten. Und ihre Aenderungen ſind durchaus nicht immer Verbeſſerungen. Möge es den Herren von der Shakeſpeare-Geſellſchaft zur Befriedigung gereichen, wenn ſie erfahren, daß Baudiſſin die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ſie ſich auf ſeinen Stuhl geſetzt hatten, ſchweigend ertrug, und beim Vorleſen zwar über das, was ſie ins Schlechtere geändert hatten, das Haupt ſchüttelte, aber jede Beſſerung, die ihnen gelungen, mit warmem Lobe begrüßte. Und doch wußte er, daß ſeine Arbeit Ehre und Stolz ſeines Lebens war.

---

*) Die Autorſchaft Baudiſſins, welche überhaupt in literariſchen Kreiſen nicht Geheimniß blieb, iſt durch dieſen ſelbſt bezeugt in dem Artikel Baudiſſin der neueren Ausgaben des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons, welchem er auf Erſuchen der Verlagshandlung die literariſchen Notizen eingeſandt hat. Die erwähnte Ausgabe der vier Stücke führte übrigens auf dem äußeren Deckblatte einen anderen Titel: „Vier hiſtoriſche Schauſpiele Shakeſpeare's, herausgegeben von Ludwig Tieck,“ auf dem Rücken gar die Bezeichnung: „Tiecks Shakeſpeare“ mit der Jahrzahl 1834.

Wie kam es aber doch, daß Baudiſſin die ſouveräne Weiſe, in welcher Tieck über ſeine Arbeit verfügte, willfährig geſchehen ließ, ja, daß er ſich befriedigt fühlte durch die artige Erwähnung ſeiner Thätigkeit in den Anmerkungen des Freundes? Iſt ſolche Selbſtloſigkeit nicht zu groß? zumal ſie einen Andern verleitete, ſich mit falſchem Scheine zu umgeben. Und welche Veranlaſſung haben wir, das Sachverhältniß in unſeren Literaturwerken anders darzuſtellen, als mit Baudiſſins Wiſſen in jenen Jahren geſchah? Auf ſolche Fragen gibt es eine zureichende Antwort. Baudiſſin hatte bis dahin, wahrlich ohne ſeine Schuld, faſt immer als Genießender gelebt. Von ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, ja ſelbſt von der ruhigen Thätigkeit eines Gutsherrn in ſeiner Landſchaft war er durch Verhältniſſe, denen er nicht gebieten konnte, getrennt worden; es iſt wahr, immer hatte er mit beharrlichem Fleiße für ſich gearbeitet, und ſein Daſein war hilfreich und ein Glück geweſen für Alle, welche ihm das Schickſal nahe ſtellte; aber die männliche Freude, ſeine Kraft zum Nutzen für Viele zu verwenden und ſeine eigenthümliche Begabung ſchöpferiſch geltend zu machen, hatte er bis dahin kaum empfunden. Jetzt wurde ihm, dem vierzigjährigen Manne, durch den literariſchen Freund Gelegenheit zu einer großen Thätigkeit geboten. Mit einer ſtillen Erhebung unterzog er ſich der neuen Aufgabe. Für die innere Befriedigung, für die edle Erhöhung ſeines Selbſtgefühls blieb der beſcheidene Mann dem Dichter Tieck das ganze Leben hindurch dankbar. Aber wenn ihm damals der äußere Erfolg und die Berühmtheit ſeines Namens als unweſentlich erſchienen gegenüber einem innern Erwerbe, der ihm durch die Arbeit zu Theil geworden, ſo darf uns dieſer Umſtand nicht mehr beſtimmen, ihm den Dank für ſein literariſches Verdienſt vorzuenthalten.

In den Jahren der Shakeſpeare-Arbeit hatte ſich Baudiſſin noch die andere Aufgabe geſtellt, Alles, was von dramatiſchen Werken der Zeitgenoſſen Shakeſpeare's erreichbar war, für ſich durchzuleſen. Da erklärte ſich Brockhaus gegen ihn bereit, eine Reihe metriſcher Ueberſetzungen ſolcher Dramen in Verlag zu nehmen. Baudiſſin ging ſofort an das Werk. So erſchien, diesmal unter ſeinem Namen: „Ben Jonſon und ſeine Schule“ (Leipzig 1836. 2 Bände).

Die Stücke der Sammlung ſind: „Der Alchemiſt“ und „Der dumme Teufel“ von Ben Jonſon; „Der ſpaniſche Pfarrer“ und „Der ältere Bruder“ von Fletcher; „Die unſelige Mitgift“ von Maſſinger und Field; „Der Herzog von Mailand“, „Eine neue Weiſe, alte Schulden zu zahlen“ und „Die Bürgerfrau als Dame“ von Maſſinger.*) Dazu ſchrieb er eine ſehr leſenswerthe Einleitung. Als er für dieſe Ueberſetzung Honorar erhielt, freute er ſich über das erſte ſelbſterworbene Geld. In beiden Bänden erwies der Ueberſetzer ſeine volle Kunſt. Noch Schlegel hatte eine Ueberſetzung der Stücke Ben Jonſon's und der Schule deſſelben für mißlich erklärt. Man ſehe zu, wie meiſterhaft Baudiſſin die Schwierigkeiten, welche ihre Sprache, ihre gelehrte Detailmalerei und die vielen ſchwerverſtändlichen Beziehungen auf das Tagesleben jener Zeit dem Uebertragenden bereiten, überwunden hat. „Der Alchemiſt“ z. B. iſt nach dieſer Richtung eine virtuoſe Leiſtung. Auch die große Verſchiedenheit in Stil und Sprache der einzelnen Dichter iſt mit höchſtem Geſchick zur Geltung gebracht.

Das Jahr, in welchem dieſes Werk im Buchhandel erſchien, brachte dem Leben Baudiſſin's einen herben Verluſt. Seine Gemahlin ſtarb, und der Schmerz verdüſterte ihm die nächſten Jahre. Wieder ſuchte er Erholung in der Fremde. Im Jahre 1838 unternahm er eine größere Reiſe über Wien und Trieſt nach Athen, wo er die Bekanntſchaft Geibels machte, von dort beſuchte er mit Ernſt Curtius Mykene, Miſtra, Meſſene, und noch einmal zu Schiffe die Küſten des Peloponnes, fuhr nach Smyrna, ſah Konſtantinopel und reiſte durch das ſchwarze Meer und die Donaumündungen, die Donau herauf über Peſt nach Dresden zurück. Im Jahre 1840 ging er der königlichen Einladung folgend zur Krönung Chriſtians VIII nach Kopenhagen, es war der letzte Beſuch ſeiner Geburtsſtadt. Er wurde damals von der Univerſität Kiel zum Ehrendoctor der Philoſophie ernannt.

---

*) In Baudiſſin's Nachlaß iſt eine handſchriftliche Ueberſetzung der „Brüder“ von Shirley vorhanden, welche wahrſcheinlich für dieſes Werk beſtimmt war.

Ein neuer Abſchnitt ſeines Lebens begann, als er ſich im Herbſt 1840 mit Sophie Kaskel vermählte. In dem ruhigen Glück des Hauſes verfloſſen die ſpäteren Jahrzehnte ſeines Lebens. Zu Dresden, der Heimat ſeiner Gemahlin, wohnte er fortan den größten Theil des Jahres im regen geſelligen Verkehr mit den Beſten, welche dort literariſche und künſtleriſche Intereſſen vertraten, und mit werthen Bekannten, welche aus der Fremde zuzogen.

Bald nahm er auch wieder ſeine literariſche Thätigkeit auf. Er hatte ſich zu verſchiedenen Zeiten ernſthaft um das Verſtändniß der mittelhochdeutſchen Sprache bemüht. Ihm war das ritterliche Epos zuerſt durch die Italiener des ſechzehnten Jahrhunderts vertraut geworden; von ihnen ausgehend ſuchte er Kenntniß der Stoffe und der Behandlungsweiſe in den romaniſchen und deutſchen Gedichten des Mittelalters, und es iſt für ihn bezeichnend, daß ihm beſonders die charakteriſtiſchen Zuſätze und Aenderungen intereſſant wurden, welche die deutſchen Bearbeiter in die romaniſchen Stoffe hineingetragen hatten. Im Jahre 1845 erſchien ſeine Ueberſetzung des „Iwein“ von Hartmann von Aue, 1848 „Guy von Waleis“, der Wigalois des Wirnt von Gravenberg. Bei der Uebertragung in modernes Deutſch hatte er auch mit den bekannten Schwierigkeiten zu ringen, welche die kurzen Reimzeilen darbieten und eine Sprache, die faſt immer mit den Wörtern unſeres Deutſch redet, aber die meiſten derſelben in etwas anderer Bedeutung gebraucht. Es iſt ihm gelungen, was das beſte Lob ſolcher Umſetzungen ins Neudeutſche iſt, bei fließender, leicht verſtändlicher Sprache doch eine treuherzige Alterthümlichkeit in Farbe und Ton zu bewahren, welche dieſe Poeſien nicht entbehren dürfen.

Das Jahr 1848 unterbrach die Beſchäftigung mit deutſcher Vorzeit. Sein Heimatland erhob ſich gegen die däniſche Herrſchaft, ſein Bruder Otto, der ihm an Jahren und im Vertrauen am nächſten ſtand, kämpfte im Felde für das Recht der deutſchen Landſchaften. In ſeiner Jugend hatte ihn ſelbſt ein Vorſpiel dieſes Kampfes dem däniſchen Hofe und Staate entfremdet, jetzt rang das deutſche Weſen in Waffen nach Befreiung von dem rechtswidrigen Drucke, den die fremde Regierung auszuüben nicht abließ. Mit jugendlicher Begeiſterung ergriff er Partei, er fühlte ſich wieder ganz als Holſteiner und als Gutsherr in dem gefährdeten Grenzlande. Es kamen für ihn Jahre großer Sorgen und großer Opfer, aber dieſe Zeit, in welcher die Zeitung und politiſche Correſpondenz ihn ſtärker in Anſpruch nahmen, als die geliebte Muſik und der Kothurn der engliſchen und franzöſiſchen Bühne, wurde auch für ihn zu einem Gewinn. Denn jetzt durchlebte er in gereiftem Alter noch einmal die männlichſten aller Gefühle: den Schmerz und Zorn um des Vaterlandes Noth.

Spät und langſam gewann er wieder Freude an dem Schaffen, welches ſeiner Anlage am meiſten entſprach. Das nächſte war die Uebertragung eines ſpaniſchen Werkes, die einzige ſeiner Ueberſetzungen, welche nicht poetiſchen Inhalt hat. Die biographiſchen Eſſays des Manuel Joſef Quintana feſſelten ihn durch die ſchöne Sprache, die fließende Erzählung und vor Allem durch ein redliches und gerechtes Urtheil über die berühmten Männer des ſpaniſchen Volkes. Quintana hat nicht die kritiſche Gelehrſamkeit eines deutſchen Hiſtorikers, und nicht den Geiſt und die Darſtellungskunſt Macaulay's, ihm galt noch die Weiſe zu erzählen, wie ſie durch Plutarch geübt wurde, für muſterhaft, aber er berichtet gewiſſenhaft und treu nach ſeinen Quellen und erwirbt durch ſeine Perſönlichkeit das Vertrauen des Leſers. Die Ueberſetzung erſchien unter dem Titel: „Lebensbeſchreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Joſef Quintana, überſetzt durch Wolf Grafen von Baudiſſin." Berlin 1857.

Nachdem Baudiſſin im Jahre 1862 das Schauſpiel Ponſard's „L'honneur et l'argent“ wie zur Probe ſeiner alten Meiſterſchaft in Verſen überſetzt hatte, entſchloß er ſich endlich um 1865 Stücke des Molière zu übertragen, zunächſt nur einen Band. Aber über der Arbeit wuchſen dem Manne von ſechsundſiebzig Jahren der Muth und die Freude. Im Laufe von drei Jahren vollendete er ſein zweites großes Werk, das er dem deutſchen Theater geſchenkt hat, die Ueberſetzung des ganzen Molière (4 Bände 1865—67).

Baudiſſin war mit der franzöſiſchen Literatur ſo vertraut und gebrauchte die franzöſiſche Sprache mit einer Sicherheit und Eleganz in Rede und Schrift, wie nur wenigen Deutſchen vergönnt iſt. Bei Molière und ſpäteren Arbeiten hatte er in der Uebertragung auch dem altfranzöſiſchen Tone Rechnung zu tragen. Dieſe Schwierigkeit überwand er in der Sprache des Verſes noch beſſer als in der Proſa und ſeine Diction iſt in den Verſen geradezu muſtergiltig. Man betrachte nur die Ueberſetzung des vornehmſten und kunſtvollſten Stückes von Molière, des Miſanthrop. Es wäre ja leichter geworden, der fremden Klangfarbe etwas anderes Fremdartiges nachzubilden, wenn Baudiſſin in Alexandrinern übertragen hätte, und es iſt ihm ſogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er für die Ueberſetzung den deutſchen dramatiſchen Vers, unſern jambiſchen Fünffuß, gewählt hat. Nie war eine Ausſtellung ungerechter. Gerade durch dieſe Aenderung hat er bewieſen, daß er die Anforderungen, welche die Bühne an die dramatiſche Sprache machen muß, beſſer verſteht als ſeine Kritiker. Denn der deutſche Alexandriner erhält durch die Eigenart unſerer Sprache und Recitation einen ganz andern Charakter als der franzöſiſche hat, ſein Klappern und Klingen wird im Munde des Darſtellers läſtig, er verleitet ſelbſt den gebildeten Schauſpieler zur Declamation und macht es im Luſtſpiele faſt unmöglich, kurze Accente einer ſchnellwechſelnden Stimmung zum Ausdrucke zu bringen. Und es iſt eines von den großen Verdienſten dieſer Ueberſetzung, daß ſie für ſämmtliche Luſtſpiele des Molière einen Text hergeſtellt hat, wie ihn die deutſche Bühne braucht.

Es verdient wohl Erwähnung, daß dies energiſche Schaffen Baudiſſin's beſonders anmuthig wurde durch das Verhältniß, in welches er zu ſeinem neuen Verleger Salomon Hirzel gekommen war. Dieſer, der ſelbſt in höheren Jahren ſtand, fühlte warme Zuneigung und Verehrung für den älteren Herrn, der mit Goethe zu Jena ſpazieren gegangen war, und der die literariſche Bildung unſeres ganzen Jahrhunderts in perſönlicher Bekanntſchaft mit vielen der Schaffenden in ſich aufgenommen hatte. Autor und Verleger erwieſen einander wahrhaft ritterliche Artigkeit. Hirzel war unermüdlich, ſeltene Bücher, zumal alte franzöſiſche Drucke zu erſpähen und mit zierlichem Gruße zu überſenden, und ſprach einſt ſeine Herzensmeinung über Baudiſſin dahin aus, „er könnte mir zum Verlage anbieten, was er wollte, ich vermöchte ihm nichts abzuſchlagen", und Baudiſſin wieder freute ſich über den neuerworbenen literariſchen Freund und über die gute Ausſtattung ſeiner Bücher, und jeder Brief des freundlichen Verlegers gab dem Tage, an welchem er eintraf, eine heitere Zuthat und ſteigerte den Eifer für die Arbeit.

Der Uebertragung des Molière folgte die zierliche Ueberſetzung der franzöſiſchen Proverbes unter dem Titel: „Dramatiſche Sprichwörter von Carmontel und Th. Leclercq, zwei Bände" 1875, die dem deutſchen Publicum die Bekanntſchaft mit einem Genre dramatiſcher Production verſchafften, welches in Deutſchland wenig bekannt iſt, und in dem die Grazie des franzöſiſchen Geiſtes ganz beſonders ſichtbar wird. Baudiſſin's Abſicht dabei war, nicht nur den Theatern, auf denen feines Spiel noch möglich iſt, ſondern auch Privatkreiſen kleine Stücke nahe zu legen, welche ſämmtlich im Salon ohne ſceniſche Vorrichtungen geſpielt werden können.

Mit warmem Antheile übertrug Baudiſſin gewiſſermaßen als Fortſetzung der Proverbes drei Dramen von François

Coppée. Der franzöſiſche Dichter war durch einen Verwandten Baudiſſin's in deſſen Haus eingeführt worden und hatte als willkommener Gaſt zu Rantzau geweilt. Baudiſſin begrüßte in dem ernſten Streben des jungen Fremdlings die Anfänge einer Erhebung des geſunkenen franzöſiſchen Dramas. Er gab die Ueberſetzung der beiden kleinen Stücke: „Das Rendez-vous“ und („Le passant“) „Vorüber“ unter dem Titel: „Zwei dramatiſche Dichtungen von François Coppée“ 1874 bei Hirzel heraus; das dritte, „Der Geigenmacher von Cremona“, wurde als Manuſcript gedruckt und iſt auch auf unſeren Theatern heimiſch geworden. Eine Novelle Coppée's in Verſen, „Olivier“, hatte Baudiſſin überſetzt, aber nicht ſelbſt herausgegeben. Dieſe Uebertragung iſt nach ſeinem Tode mit einem Vorworte von Paul Lindau im Buchhandel erſchienen.

Das letzte gedruckte Werk Baudiſſin's war ein Band „Italieniſches Theater, 1877“, die Uebertragung einiger Stücke von Gozzi und Goldoni, del Teſta und Giraud, an denen er ſchon in der romantiſchen Zeit ſeiner Jugend Freude gehabt hatte.

Während dieſer Arbeiten zogen Jahre und Jahrzehnte über ſein Haupt, ſie wandelten wenig an ſeiner Erſcheinung, noch weniger bedrückten ſie ſeinen Geiſt. Die Ordnung des Tages, die Arbeitskraft, die kleinen Erholungen blieben unverändert dieſelben. Am Morgen nach dem Frühſtücke zuerſt Leſen der Zeitungen, dann Briefſchreiben und Geſchäftliches, dann einige Stunden ernſthafte Geiſtesarbeit am Schreibtiſch; wenn er nicht gerade für das Publicum ſchrieb, ſtudirte und überſetzte er doch für ſich ſelbſt. Darauf ein Spaziergang, nach dem frohen Mittageſſen ſeine geliebte Muſik, wobei er am glücklichſten war, wenn er dem Spiel ſeiner lieben Hausfrau zuhörte. Dann am Theetiſch ein Stündchen Vorleſen, das er ſelbſt gern und gut übte. So lebte er in der Stadtwohnung zu Dresden, aus deren Fenſtern man ins Freie und nach dem Großen Garten blickte; ebenſo mit geringen Aenderungen auf dem Weinberg zu Wachwitz, den er ſich erworben, in ſtattlichem

Landhauſe an der Elbe; und während des Hochſommers in der Regel zu Rantzau. Denn ſeinen Gütern bewahrte er die Anhänglichkeit und er baute noch in ſpäteren Jahren das Schloß von Rantzau wohnlich aus. Dort ſtand er in einem wahrhaft patriarchiſchen Verhältniſſe zu ſeinen Beamten, Hinterſaſſen und Pächtern. Freilich machte das Majorat auch Sorge, es gewährte lange Zeit nur eine beſcheidene Rente, welche in den Jahren der holſteiniſchen Erhebung ganz dahinſchwand. Auch blieben dem Gutsherrn in der aufgeregten Zeit peinliche Erfahrungen durch Undank nicht ganz erſpart. Aber im Ganzen gehörte das Verhältniß zu ſeinen Gutsleuten in die ſtille Poeſie ſeines Lebens. Seiner Freundlichkeit wurde durch Liebe und Dankbarkeit der Holſteiner gelohnt. Einſt, als die Ernte mißrathen war, und er ſich weigerte, von einem ſeiner Pächter die volle Pachtſumme anzunehmen, antwortete der Mann: „Ne, wat ick ſchrewen hev, dat hev ick ſchrewen.“ Einem Pächter brannte Scheune und Stall ab, es war ein Verluſt von mehren Tauſend Thalern, den Baudiſſin, nachdem die Feuerverſicherung ihren Antheil bezahlt, allein zu tragen hatte, da keine Schuld des Pächters vorlag. Da kam der Pächter und erklärte: „Herr Graf, das kann ſo nicht angehen. Vielleicht iſt doch das Heu nicht völlig trocken geweſen. Ich muß die Hälfte zahlen, ſonſt hab' ich keine Ruh.“ Als nach einer längeren Reihe von Jahren die Contracte erneuert werden ſollten, war es nicht der Grundherr, ſondern es waren ſeltſamer Weiſe die Pächter, welche darauf antrugen, „nun aber auch nach den Zeitverhältniſſen geſteigert zu werden“. Und ein alter Bauer ſchrieb einſt nach Dresden, die Herrſchaft müſſe in dieſem Jahre früher nach Holſtein kommen, weil er ſeine goldene Hochzeit feiern wolle; worauf Baudiſſin die Sommerpläne nach dem Wunſche des Schreibers einrichtete. Doch auch aus der Ferne wachte das Herrenauge umſichtig über der Gutswirthſchaft und über dem Wohlergehen der abhängigen Leute. Und während er an Shakeſpeare arbeitete und den Molière überſetzte, gereichte ihm zu großem Behagen, wenn die guten Dinge aus der Wirthſchaft, welche der treue Verwalter nach Dresden geſendet hatte, von ſeinen Gäſten als rühmlich für Holſtein gelobt wurden.

Auch ſein Sommerleben auf dem Weinberge zu Wachwitz glich einer anmuthigen Idylle. Dort nahm er gern alte Bekannte auf und übte gaſtfrei ſeine Kunſt, Allen, die in ſeine Nähe kamen, das Leben leicht zu machen. Seine Freundlichkeit genoß jede Creatur, auch die kleinen Vögel, die an ſeiner Mahlzeit theilnahmen. Als einmal eine Grasmücke in einem Mauerritz ihr Neſt gebaut hatte, und er zur Zeit der Neſtlinge ein ganz ungewöhnliches Flattern und Zutragen bemerkte, ließ er durch den Diener auf einer Leiter vorſichtig anfragen, was den Haushalt ſeiner Sommergäſte beunruhige. Der Mann fuhr erſtaunt zurück, denn in dem Grasmückenneſt ſaß nichts als ein ruppiges Scheuſal mit großem aufgeſperrtem Schnabel, das die Neſtlinge herausgeſtoßen hatte und durch unaufhörliches Krächzen und Freſſen die alten Grasmücken zur Verzweiflung brachte. Es ergab ſich, daß das junge Ungethüm viel zu groß war, um durch die Oeffnung ins Freie zu gelangen, und daß ſich hier eine Tragödie abſpielte. Sofort ließ der Hausherr den Schloſſer kommen, der zufällig im Hauſe zu ſchaffen hatte, und forderte Erweiterung der Oeffnung durch Brecheiſen und Hammer. Dabei ergab ſich, daß der Schloſſer ein großer Naturkundiger war, der das Scheuſal für einen jungen Kukuk erklärte, den verſammelten Zuhörern vor dem Neſt das ganze Räthſel löſte, und eine lange lehrreiche Erörterung über die Schlechtigkeit der Kukuke zum Beſten gab, bevor er den Ziegel aufbrach. Von oben fiel das Sonnenlicht durch die Blätter der Bäume, aber fröhlicher ſtrahlte das Antlitz des Hausherrn in Freude und guter Laune über die Rettung der Vögel und über ſeinen warmherzigen, gelehrten Schloſſer. Der Kukuk entwich am nächſten Morgen, wie ſein Charakter war, ohne Dank.

Vielleicht gewann erſt jetzt, in dem ruhigen Stillleben und der glücklichen Häuslichkeit ſeines ſpäteren Alters, die Liebenswürdigkeit ſeiner Natur ihren ſchönſten Ausdruck: ſeine reiche Bildung, das feine Verſtändniß jeder künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit, die wohlthuende beſcheidene Anerkennung, die gutherzige Theilnahme an allem Menſchenloos; nicht zuletzt eine feine Laune, mit welcher er erzählte und Menſchenart beurtheilte. Ueber Allem aber machte ihn liebenswerth die unzerſtörbare Friſche ſeines Empfindens. Ihm hatten die Grazien die holdeſte Begabung zugetheilt, er wurde nicht alt. Während ſonſt auch der Reichbegabte und Freigebildete in höherem Alter durch die Gedanken und Thaten jüngerer Jahre wenigſtens ſo weit beſchränkt wird, daß ſich ihm die Empfänglichkeit für Neues vermindert, und er ſich zu dem Unfertigen und Werdenden im Gegenſatz fühlt, lebte dieſer Mann mit ſechzig, ſiebzig nnd achtzig Jahren faſt voller und wärmer mit ſeiner Zeit, als in ſeiner Jugend. Was er in ſeinen jungen Jahren etwa von ariſtokratiſchen Anſchauungen gehabt hatte, war nie kleinlich und für Andere läſtig geweſen, aber er blieb lange geneigt, jeder demokratiſchen Bewegung mit Mißtrauen zu begegnen, er war mit vierzig Jahren ſtark legitimiſtiſch gefärbt und ein eifriger Leſer der „Gazette de France“.

Im Jahre 1848 jedoch wurde er, der Holſteiner, in ſeinem Herzen ſelbſt Rebell, und ſeitdem fanden die politiſchen Ideen, durch welche das jüngere Geſchlecht erzogen ward, bei ihm ſo unbefangene, volle und rückhaltloſe Aufnahme, wie nur bei den Beſten unſerer Liberalen. Ein großer Theil ſeiner perſönlichen Freunde und Bekannten war particulariſtiſch geſinnt, er aber begrüßte jeden Fortſchritt, den Deutſchland auf dem Wege zu ſeiner Einigung machte, mit ſtets geſteigerten Sympathien, und der weitblickende und entſchloſſene Staatsmann zu Berlin gewann keinen treueren Verehrer, als ihn, der in jungen Jahren zu Stockholm ſeine Entrüſtung hatte verbergen müſſen, wenn Schweden und Ruſſen ihm deutſches Land als Beutegeſchenk für Dänemark anboten.

Auch im perſönlichen Verkehr bewahrte er ſich bis zu ſeinem Ende eine ſeltene Friſche und Empfänglichkeit für anders geformte Naturen. Neuen Bekannten trug er dieſelbe warme Anerkennung entgegen und bewährte er dieſelbe Treue, wie den Gefährten ſeiner Jugend. Und ebenſo blieb ſein künſtleriſches und literariſches Urtheil völlig frei von den Einſeitigkeiten des Alters. Das Größte und Schönſte im Reiche der Kunſt, das ihm längſt vertraut war, genoß er mit ſtets neuer Freude, noch im letzten Lebensjahre wirkte das Anhören eines Quartetts von Mozart ſo beglückend auf ihn, daß er, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „in einem Meere von Entzücken ſchwamm“. Die Dichter des Alterthums las er ebenſo wie die beſten Schriftſteller der modernen Culturvölker von Zeit zu Zeit immer wieder durch, und es konnte keinen Begleiter in die Dresdener Bildergalerie geben, der kundiger und erfreulicher war, denn wo er ſtehen blieb und deutete, ſah man ihm ſelbſt das hohe Vergnügen und die Begeiſterung an. Aber er begrüßte auch das neue Werk eines jungen Dichters und Künſtlers nicht nur mit geiſtvollem Verſtändniß für das Gelungene, auch mit der größten Wärme der Empfindung, und er fühlte und hoffte mit dem Strebenden, wie ein Jüngling.

Was ein Menſch ſeiner Zeit durch Geiſt, Charakter und Thaten geleiſtet, iſt freilich leichter abzuſchätzen als was er durch ſein Weſen im perſönlichen Umgange gegeben hat. Der Zauber, welchen die Perſönlichkeit Baudiſſin's auf Alle, die ihn gekannt haben, ausübte, lag wohl zunächſt in der herzgewinnenden Güte, die ſich in ſeinen Zügen und in ſeinem Lächeln ausſprach, und die ſich nicht allein in der unerſchöpflichen Großmuth bewährte, mit welcher er ſeine irdiſchen Güter — oft unter eigenen Entbehrungen — nahezu mit Andern theilte, ſondern zumal in der Theilnahme und Anerkennung, die er allen Menſchen entgegentrug. Immer beſtrebt, Gutes an Anderen zu entdecken, gelang es ihm auch, aus Anderen das Beſte herauszulocken, was ſie zu geben hatten. Oft ſprach er aus, daß man von jedem Menſchen etwas lernen könne, und es hat wohl nie Jemand gegeben, der, dieſem Grundſatze treu, beſſer zuzuhören verſtand. Solche innere Beſcheidenheit verlieh ſeiner Erſcheinung bis ins hohe Alter die beſondere Anmuth, die zuweilen noch geſteigert wurde durch einen Schimmer ſeiner alten Befangenheit, der ſich auf das heitere Antlitz des ehrwürdigen Mannes legte, wenn er in vertrautem Kreiſe an ſeinem Tiſche eine Geſundheit ausbringen wollte, oder wenn er einen Zettel aus der Taſche holte, mit Verſen, die er einem Mitglied der Familie oder einem werthen Bekannten als ehrenvollen Gruß geſtiftet hatte.

Immer dem Idealen nachſtrebend, das Gute wollend und hoffend, wandte ſich ſeine zart beſaitete Seele mit kurzer Entſchiedenheit vom Häßlichen und Gemeinen ab. Er mochte nichts davon hören, weil er es nicht verſtand und nicht ertragen konnte. Wie viele traurige Erfahrungen er auch an den Menſchen gemacht hat, ſie konnten ſeinen Glauben an die Menſchheit doch nie verringern, und ein Seufzer, ein Achſelzucken allein, hat die Fehlenden gerichtet. Nach Monden erſt machte er ſich dann wohl mit den begütigenden Worten Luſt: „es muß auch ſolche Käuze geben“.

In dieſem Sinne war er, man geſtatte den Ausdruck, ein rührender Mann, von einer ſeltenen Lauterkeit und Unſträflichkeit der Seele; in ſeinem Herzen war kein Arg und es war ein frommes und fröhliches Herz.

Seine unzerſtörbare Liebenswürdigkeit konnte man erſt im täglichen häuslichen Verkehre ganz würdigen. Dort wirkte ſie wie Sonnenſchein auf ſeine Umgebung, und alle Prüfungen der Krankheit vermochten das Licht, welches aus ſeiner Seele und aus ſeinem Antlitz ſtrahlte, nie ganz zu verdunkeln.

Ihm ward vom Schickſal vergönnt, bis zu ſeltenem Alter in unverminderter Geſundheit und Geiſtesſtärke zu dauern;

mit 88 Jahren beſaß er die volle Arbeitskraft, die Freude am Daſein, ſeine heitere Laune, in ſeiner Handſchrift den ſchönen, gleichmäßigen, feſten Zug. Auch als er im letzten Lebensjahre zu kränkeln begann, blieb ihm bis unmittelbar vor ſeinem Tode, am 4. April 1878, die Klarheit der Gedanken und die Innigkeit der Empfindung.

Er iſt uns ein Beiſpiel, wie reichlich und völlig ein guter Menſch das Schöne menſchlicher Kunſt aufzunehmen vermag, und wie der weiſe Genuß des Schönen den Guten freier und edler bildet.

In unſerer poetiſchen Literatur aber wird er für alle Zeiten einen Ehrenplatz behaupten unter den Beſten derer, welche die Poeſie fremder Nationen bei uns Deutſchen heimiſch gemacht haben.

II.

Zur Literatur und Kunſt.

Karl von Holtei.

1. Schleſiſche Gedichte. (Breslau, Trewendt 1850.)

(Grenzboten 1850, Nr. 33.)

In neuem Rocke ſitzen die kleinen Verſe zuſammen, welche ſeit einer Reihe von Jahren das Herz der Schleſier erfreut haben. Gar wenig kennt man in dem übrigen Deutſchland das ſchöne Grenzland gegen Polen, wo die gelbe Oder noch jung und unruhig durch weite Thalflächen zieht und der Granitwall des Gebirges von gewaltigen Rieſen gegen das Nachbarland Böhmen aufgeworfen ward. Und wenig kennt man das Volk, das dort zwiſchen Berg und Stromthal lebt; es wohnt ein wenig entlegen, und im Winkel. Das fühlt man in Schleſien und ſendet deshalb Boten durch die deutſchen Lande, damit ſie als gute Schreier, als Maler, Dichter, Muſiker, Schauſpieler, der Menſchheit verkünden, was für Leute hinter den alten Bergen wohnen. Auch Holtei iſt ausgegangen, ſchleſiſche Laune, Sitte, Poeterei und Sprache in der Welt zu verbreiten und den Schleſiern Ruhm zu verſchaffen. Und er hat ihn redlich verſchafft. Er iſt unglaublich viel herumgereiſt und hat vielerlei gethan, ſein Vaterland berühmt zu machen; hat Stücke geſchrieben, Lebensläufe verfaßt, Gedichte gemacht, Komödie geſpielt, Theater regiert, geſungen und vorgeleſen; Alles mit Gemüthlichkeit und Gefühl, wie es dem Schleſier geziemt. Auf dem deutſchen Parnaß, welcher übrigens etwas flach geworden iſt und gar keinen unangenehmen Gipfel mehr hat, ſitzen ſehr viele Schleſier — ich glaube die Hälfte aller vorhandenen Poeten ſind Schleſier — aber Holtei iſt der bekannteſte; in allen Orten Deutſchlands ſitzen ſehr viele behagliche und ausgezeichnete Menſchen, welche ſich von anderen Menſchen dadurch unterſcheiden, daß ſie vor dem Mittageſſen ſagen: „Suppen ber ok ä brinkel“, und nach dem Eſſen: „Wohl geſpeiſt zu haben“, aber von allen dieſen kann keiner dieſe Wünſche ſo ausſprechen, wie der behaglichſte und ausgezeichnetſte unter ihnen, nämlich Holtei. Es iſt hier durchaus nicht die Abſicht, ſeine Verdienſte um Literatur und Theater auszuführen, es iſt jetzt nur Holtei der Schleſier, um den es ſich handelt, denn er iſt der echte und unverfälſchte Repräſentant der Empfindungsweiſe ſeines Stammes. Nur unſichere Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt von dem ſchleſiſchen Gemüth: dem allerliebſten Gemiſch von polniſcher Lebhaftigkeit und altſächſiſcher Bedächtigkeit, von gutmüthiger Einfalt und calculirendem Scharfſinn, von ſentimentaler Weichheit und reflectirender Ironie; von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernſt. Wer unterhält ſeine Kameraden auf der Geſellenbank? Der Schleſier. Wer weint mit ſeiner Geliebten im Mondenſchein? Der Schleſier. Wer wiſcht ſich dieſe Thränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: „Es iſt alles Wurſt“? Der Schleſier. Wem ſteigt der Wein am ſchnellſten zu Kopf und wer hält doch am längſten beim Becher aus? Wieder der Schleſier. Wer verzückt ſich am tiefſten in myſtiſcher Gottſeligkeit und wer ſpricht am gleichgiltigſten mit dem Teufel? Immer der Schleſier. Alles was man auf Erden nur werden kann, wird der Schleſier mit Leichtigkeit: Engländer und Ruſſe, Miniſter und Seiltänzer, Poſaune und Klapphorn, fromm und gottlos, reich und arm. Am liebſten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einſeitigkeit erſpart, irgend etwas Specielles zu werden.

Der deutſche Dialekt, welcher ſich in dieſem Stamme allmählich aus dem Zuſammenſtoß fränkiſcher und ſächſiſcher Coloniſtenſprache mit ſlaviſchen Lauten gebildet hat, iſt ſo wunderlich, wie die Anlage des Volkes. Bald dehnt er phlegmatiſch kurze Vocale zu unerhörter Länge, bald ſchnellt er ungeduldig lange Silben als kurze heraus; platt und behaglich drückt er die Worte zwiſchen Zunge und Lippen, dunkle Doppelvocale macht er hell, er dröhnt nicht aus der Bruſt und rollt nicht aus der Kehle, ſondern bildet ſich die Laute zur Vermeidung von Anſtrengungen im Vordertheil des Mundes mit breiter Zunge und ſehr beweglichem Munde. Er iſt, wie die Dialekte in allen ſpät coloniſirten Ländern, faſt auf jeder Quadratmeile ein anderer, und doch haben alle dieſe verſchiedenen Sprechweiſen ſo viel Gemeinſames, daß ſie dem Hörer den Eindruck derſelben Individualität machen. Holtei hat vortrefflich verſtanden, dies Gemeinſame des Dialekts in der Schrift zuzurichten und dichteriſch zu verwenden.

Auch das Weſen des Schleſiers, ſeine Art zu fühlen, zu denken und zu handeln iſt von ihm in den vorliegenden Gedichten gut wiedergegeben, ſo weit es überhaupt möglich iſt, in der Mundart des Volkes die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten deſſelben auszudrücken. Denn der Dialekt eines Landes iſt zwar ſelbſt aus der beſonderen Anlage ſeines Stammes hervorgegangen, aber als Gegenſatz zur gebildeten Sprache iſt er doch nur im Stande, einzelne, wenige Kreiſe von Empfindungen zweckmäßig darzuſtellen, ungefähr wie die verſchiedenen Tonarten in der Muſik jede nur gewiſſen Reihen von muſikaliſchen Empfindungen Ausdruck geben können. Der ſchleſiſche Dialekt ſteht ſeinem Charakter, nicht ſeinen Lauten nach, etwa zwiſchen dem plattdeutſchen und dem alemanniſchen, zwiſchen der derben trockenen Laune des Nordens und der gefühlvollen Beweglichkeit des Südens. Er klingt breit und behaglich, aber auch kindlich und ſchelmiſch, und einfältiger als irgend ein anderer. Daher gelingt in ihm am beſten die Rede pfiffiger

Einfalt, derben Scherzes. Für die flüchtige Sentimentalität des Schleſiers, welche im Volke allerdings ein hervorſtechender Zug iſt, eignet er ſich wenig. Auch in Holtei's Gedichten iſt das Einbrechen weichen Gefühls in die drollige Laune häufig, aber nicht immer von guter Wirkung.

Die Gedichte waren zum größten Theil ſchon früher in einer Sammlung gedruckt, andere ſind ſpäter entſtanden und haben bei verſchiedenen Gelegenheiten Freude bereitet. Ein Theil iſt ſingbar, und wer je den Genuß gehabt hat Holtei als Liederſänger in fröhlichem Kreiſe zu hören, wird bei der Lectüre der leichten Scherze den virtuoſen Vortrag des Dichters klingen hören.

---

2. Die Vagabunden, Roman. (Breslau, Trewendt 1852.)

In dieſem Roman hat der Altmeiſter ſchleſiſcher Poeten den reichen Schatz ſeiner Erfahrungen aufgeſchloſſen und einen großen Kreis von Anſchauungen und Erlebniſſen verarbeitet, welche den Leſer beluſtigen und in Verwunderung ſetzen, weil ſie ihn in eine fremde Welt einführen, in das Leben der zahlreichen Menſchenclaſſe, welche dem Publicum für Geld Kunſtſtücke vorführt. Theater und modernes Virtuoſenthum ſind nur beiläufig in ihren größten Talenten, Ludwig Devrient und Paganini, erwähnt, aber Alles, was ſonſt auf Märkten und Meſſen, in Sälen und Vorſtadtbuden, in Stadt und Dorf die eigenen oder anderer Creaturen Merkwürdigkeit zur Schau trägt, tritt der Reihe nach auf: Rieſe und Zwerg, Bauchredner, Puppenſpieler, Wachsfigurenhändler, Menageriebeſitzer, Seiltänzer, Luftſchiffer, Kunſtreiter, Eskimo, Tanzmeiſter, Kameeltreiber, falſcher Spieler, Canarienvogelabrichter u. ſ. w.; eine große, freilich nicht immer auserwählte Geſellſchaft, aber die Darſtellung dieſer wunderlichen Käuze iſt ganz vortrefflich. Sie ſind keine Caricaturen und Scheuſale, ſondern wirkliche Menſchen mit den Tugenden und Fehlern, welche ihr abenteuerliches Treiben an ihnen ausbildet. Kein Anderer in Deutſchland hätte das vagabondirende Volk ſo treffend ſchildern können, es gehörte juſt Holtei's Perſönlichkeit dazu, die leichte Empfänglichkeit, ſeine Laune und Gutherzigkeit und die lebhafte Freude an allem Drolligen und Auffallenden, dazu das bewegte Reiſeleben, welches er ſelbſt geführt und das ihn in dieſen abgeſchloſſenen Kreiſen heimiſch gemacht hat. Der Faden des Romans iſt einfach geſponnen: Anton, ein hübſcher Bauerknabe, unehelicher Sohn eines Grafen von ariſtokratiſcher Haltung, iſt bei einer würdigen Großmutter auf dem Dorfe aufgewachſen, und geht nach ihrem Tode in die Welt, wird Menageriewärter, Kunſtreiter u. ſ. w., hat eine große Menge luſtiger und tragiſcher Abenteuer, lernt als Geigenſpieler eines Tanzmeiſters ſeine Geliebte kennen, findet als Genoſſe eines alten Puppenſpielers ſeine Mutter wieder, die er aber erſt nach ihrem Tode erkennt, kommt in tragiſche Conflicte mit ſeinem legitimen Halbbruder, wird nach dem Tode ſeines Vaters durch ſeine edle Stiefmutter Eigenthümer des Rittergutes, auf welchem er als Bauerknabe erwuchs, lernt als glücklicher Familienvater unſern Meiſter Holtei kennen, und übergibt dieſem mit vieler Herzlichkeit ſeine Memoiren zur Bearbeitung und Herausgabe, was von ihm ſehr verſtändig war. Die merkwürdigen Familienverhältniſſe des Helden ſind uns, ehrlich geſagt, nicht ſo intereſſant, als ſeine Abenteuer, obgleich Holtei in dieſem Romane mit Glück ſeine kleine Schwäche, die Sentimentalität, zurückgedrängt hat. Die künſtleriſche Anordnung der Handlung hat ihm offenbar nicht in erſter Linie geſtanden, und die Charakteriſtik der Menſchen, welche im geraden Gleiſe des bürgerlichen Lebens fortgehen, iſt nicht immer gelungen. Auch macht er ſich's leicht, Leute zuſammen und auseinander zu bringen; die luſtigen Vagabunden ſtoßen auf allen Straßen an einander, und ſolche Perſonen, welche für den weiteren Verlauf des Romans unnütz werden, beſeitigt er, dem Leſer zu Liebe, mit wahrhaft orientaliſcher Gemüthlichkeit, er läßt ſie rückſichtslos ſterben, und da ſehr viele Menſchen darin auftreten, ſo müſſen uns auch viele dieſe große Gefälligkeit erweiſen. Indeß, da der ganze Roman mehr auf eine Erzählung von abenteuerlichen Begebenheiten und eine Schilderung merkwürdiger Zuſtände angelegt iſt, als auf eine tiefgehende pſychologiſche Analyſe der vielen, ſich darin herumtreibenden Menſchenſeelen, ſo ſtört das rückſichtsvolle Abſterben den Leſer eben nicht ſehr, zumal man Holtei's treuherziger Seele vertrauen kann, daß er die Hauptperſon nicht wird untergehen laſſen. Ehrlich geſagt, trotz aller techniſchen Bedenken und obgleich der Roman durchaus kein Kunſtwerk iſt, hat doch dieſe ganze lebhafte und ſchlichte Erzählung von wunderlichen Begebenheiten, der es mehr um das Geſchehende, als um die Motivirung deſſelben zu thun iſt, gerade jetzt bei dem deutſchen Dichter wohlgethan. Jedenfalls iſt hier eine Fülle von Stoff, eine ſehr große Anzahl von Charakteren und Thatſachen, geſchickt, zum Theil vortrefflich dargeſtellt. Und das iſt gewiß eine zweckdienlichere und angenehmere Unterhaltung, als die lang ausgeſponnene Schilderung von Seelenzuſtänden, welche keine ethiſche Berechtigung haben, oder als die geiſtreichen Romangeſpräche über Gott, Kunſt und alles mögliche Andere, welche von Romanhelden verführt werden, die auch nicht das Gewöhnlichſte zweckmäßig zu thun verſtehen. So empfehlen wir dieſen Roman am Ende des Jahres als eine feſſelnde Unterhaltung und freuen uns, daß der Dichter ein Gebiet betreten hat, auf welchem er Vielen Freude zu machen befähigt iſt. Und wenn es uns erlaubt iſt, an ihn im gemeinſamen Intereſſe eine Bitte zu ſtellen, ſo wäre es die, daß er ſein ausgezeichnetes Talent für launige Schilderungen dazu benutzen möge, in ſeinem nächſten Roman ein recht luſtiges Leben vorzuführen, in welchem die ernſten und gefühlvollen Momente ſo viel als möglich unterdrückt ſind. Denn dieſe werden von unſerem Jahrhundert ohnedies ſo reichlich hervorgebracht, daß wir recht blaſirt und kritiſch dagegen geworden ſind. Dagegen wäre der heitere Roman eines erfahrenen Beſchwörers jetzt Arznei für die deutſchen Leſer, und Holtei's Geſchick, ſchnurrige Sachen liebenswürdig zu machen, iſt nicht der kleinſte Theil ſeiner dichteriſchen Begabung.

---

2. Chriſtian Lammfell, Roman. (5 Bände, Breslau 1853.)

Bei Beſprechung der „Vagabunden“ iſt Holtei's Art und Weiſe der Darſtellung bereits näher dargelegt worden. Ein ungewöhnlicher Reichthum von Anſchauungen und Erfahrungen, lebhafte, oft anmuthige Schilderung der Begebenheiten, ausgezeichnet gute Laune, viele feine Einfälle voll poetiſcher Schönheit, und daneben wieder Mangel an Compoſition, hier und da zu weiche Sentimentalität und eine gewiſſe lyriſche Schwäche im Charakteriſiren der Perſonen, welche Unzweckmäßiges und in ihrer Perſönlichkeit Widerſprechendes ſagen oder thun müſſen, einer hinreißenden Situation, oder einem angenehmen Scherz, oder einer pathetiſchen Stimmung des Dichters zu Liebe. Dieſelben Eigenthümlichkeiten finden ſich in dem neuen Romane wieder, doch Einiges hat ſich in der Darſtellung geändert. Die Charakteriſtik der Hauptperſonen iſt viel ſorgfältiger geworden, auch die Sprache, welche dem Dichter immer leicht und klangvoll dahinfloß, charakteriſirt genauer, dagegen iſt die Compoſition ebenſo wenig künſtleriſch, als in dem frühern Romane, und die behagliche Dichterfreude, welche der Verfaſſer an ſeinen Geſtalten hat, ſowie die ſchleſiſche Leichtigkeit, mit welcher er die Sprache gebraucht, haben ihn zu Längen verführt, welche den guten Eindruck, den der Roman ſeinem Hauptinhalt nach zu machen berechtigt iſt, weſentlich beeinträchtigen.

Sein Inhalt bildet einen vollkommenen Gegenſatz zu den „Vagabunden“. Er ſtellt Leben und Schickſale zweier ſchleſiſchen Familien dar, von denen die eine, im Vordergrunde ſtehende, dem kleinen Bürgerſtande, die andere dem Landadel angehört. Die Erzählung beginnt in den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges und zieht ſich fort bis zum Jahre 1848.

Die Summa des Inhalts iſt folgende: Ein gutherziger Hageſtolz, Herr Magiſter Rätelius, Schullehrer in einer kleinen Stadt unweit Breslau, erkennt in einem einarmigen preußiſchen Huſaren, der mit ſeiner hübſchen jungen Frau und einem Säugling in größter Noth durch das Städtchen zieht, einen Verwandten und nimmt ihn zu ſich; die Frau des Huſaren wird Amme in der Familie eines Gutsbeſitzers, welcher die Hausfrau geſtorben iſt, weiß ſich dort durch ihre Tüchtigkeit Geltung zu verſchaffen und begründet ein Verhältniß ihrer Angehörigen zu dem adligen Hauſe, welches für die Zukunft ihrer Kinder verhängnißvoll wird. Die Verſchiedenheit der Religion und der politiſchen Sympathien zwiſchen den Perſonen des bürgerlichen Haushalts — Rätel proteſtantiſch und kaiſerlich, Huſar proteſtantiſch und preußiſch, Marie Anne katholiſch und kaiſerlich — wird durch die Vortrefflichkeit der Menſchen und die kräftige gute Laune des Huſaren immer glücklich überwunden. Ein kleiner Sohn des Huſaren, Chriſtian, der Held des Romans, wird katholiſch wie ſeine Mutter. Chriſtian Lammfell iſt eine weiche, poetiſche, unendlich gutherzige Natur, voll Liebe, ohne große Körper- und Geiſteskraft, eine heilige Einfalt. Neben ihm wächſt im Hauſe eine ältere Schweſter heran, zwei jüngere Schweſtern ſterben. Ihr Tod und der darauf folgende des Vaters machen den ſinnigen Knaben noch elegiſcher, als ſeine urſprüngliche Anlage iſt, er wird nach Breslau auf das Gymnaſium geſchickt, um ſpäter daſelbſt Medicin zu ſtudiren. Dort erlebt er als Primaner den Schmerz, daß ihn ein unwürdiger Freund hintergeht und ihm ſeine Studiengelder ſtiehlt, daß ſein Mädchen, das er ſchüchtern, aber von ganzer Seele liebt, ihm untreu wird, und daß ſeine ältere Schweſter durch den Sohn jenes adeligen Hauſes, ihren Milchbruder, verführt wird und verſchwindet. So kommt er ſchon als Jüngling zu einer ſchwärmeriſchen Reſignation, welche ihn antreibt, der Welt zu entſagen und katholiſcher Prieſter zu werden. Er wird Kaplan, und tritt als Diener der Kirche in einem langen Erdenleben mit zwei Generationen jener adligen Familie in vielfache Beziehungen. Er hat häufig Gelegenheit, dieſen gegenüber Böſes mit Gutem zu vergelten, findet ſeine ältere Schweſter als Nonne kurz vor ihrem Tode wieder, und ſtirbt endlich als betagter Greis unter den Stürmen des Jahres 1848 als ein einfältiger chriſtlicher Heiliger, faſt als der Letzte von den vielen Perſonen, welche in dem Romane das Intereſſe der Leſer für ſich gefordert haben.

Bei einem ſolchen Inhalt iſt Einheit und innerer Zuſammenhang der Handlung nicht zu erwarten. Der Held wird erſt am Ende des erſten Bandes geboren. Im vierten Bande iſt über das Schickſal aller Perſonen, welche bis dahin ihre Rolle geſpielt haben, entſchieden; von da ab tummelt ſich eine neue Generation durch die Blätter des Romans, und dieſe neuen Figuren, nicht immer glücklich gezeichnet und weniger ausgeführt, vermögen nicht mehr unſer Intereſſe in Anſpruch zu nehmen. Deshalb halten wir den ganzen letzten Theil und was ihn vorbereitet, für unnütz, ja ſchädlich. Und wieder in den erſten Theilen iſt die Darſtellung ſehr ausführlich und behaglich, zuweilen breit, und mit lebhaftem Bedauern ſieht man hier einen Inhalt, welcher mehr zuſammengezogen das höchſte Intereſſe mit Recht gefordert hätte, zu weit gedehnt und dadurch in ſeiner Wirkung geſchwächt.

Mit der Tendenz des Romans wollen wir nicht rechten Wer den Dichter ſelbſt lieb hat — und er zählt in Deutſchland viele Freunde und Bekannte — der wird mit einer gewiſſen Wehmuth empfinden, daß die Grundſtimmung des ganzen Romans die einer ſchwärmenden Reſignation iſt. Das Leben iſt nur eine Vorbereitung zum Tode, die Freuden der Welt ſind nichtig; fromme, chriſtliche, demüthige Entſagung gewährt noch den beſten Troſt. An den Altären der katholiſchen Kirche iſt für ein kindliches Gemüth dieſer Troſt zu finden. Eine ſolche Weltanſchauung iſt bei dem Manne, der auf allen deutſchen Bühnen heitere Erfolge errungen hat, der „Drei und dreißig Minuten in Grünberg“ und „Die Wiener in Berlin“ geſchrieben, der in Goethe's Hauſe heimiſch war und für Béranger geſchwärmt, doch wohl merkwürdig, freilich auch begreiflich. Die Kritik aber hat kein Recht, darüber abfällig zu urtheilen, denn dieſe Anſchauung des Lebens, wie zweifelhaft auch ihre Berechtigung ſei, erſcheint in dem Romane nie herb, unſchön, unwürdig. Ueberall wird Seelenreinheit, Toleranz gegen Andersgläubige und werkthätige Liebe zu allen Menſchen als das Höchſte hingeſtellt, gegen welches aller confeſſionelle Hader, aller egoiſtiſche Ehrgeiz, alle Standesvorurtheile werthlos ſind.

Wenn aber in dem Romane Manches befrembet oder ärgert, ſo iſt auch Vieles darin, das vortrefflich genannt werden muß. Denn abgeſehen von zu großer Breite in der Ausführung und zu häufiger Variation deſſelben Themas ſind die Hauptcharaktere gut gezeichnet. Der ehrliche Pedant Rätel mit ſeiner Liebe zu den alten ſchleſiſchen Dichtern, der märkiſche Huſar mit ſeinen witzigen Reden und ſeinem biedern Gemüth, und die holde, treue Mutter des Helden ſtellen ſich oft ſo anmuthig und ſchön vor den Leſer hin, daß man vor dem Talent des Darſtellers die höchſte Achtung bekommt. In der Fülle von guter Laune, mit welcher namentlich der Huſar gezeichnet iſt, können nur Wenige in Deutſchland mit Holtei in die Schranken treten. Auch der Held ſelbſt iſt während ſeiner Schulzeit, in der ganzen Periode ſeiner Entwickelung mit einer liebenswürdigen Naivetät gezeichnet. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und dem alten Herrn Rätel iſt vortrefflich, die drollige Laune, treuherzige Einfalt, und das behagliche Sichgehenlaſſen ſind meiſterhaft wiedergegeben.

Niemals vielleicht hat ein Recenſent ſo viele Luſt empfunden, einen Roman unbarmherzig zuſammenzuſtreichen, als der Schreiber dieſer Zeilen nach der Lectüre des armen Lammfell. Auf die Hälfte ſeines Umfangs gekürzt, würde das Werk eine Idylle ſein, mit der ſich nicht viele in unſerer neueſten Literatur vergleichen könnten.

Adelbert von Chamiſſo.

(Grenzboten 1852, Nr. 47.)

Adelbert von Chamiſſo, Sohn von Louis Marie Grafen von Chamiſſo, Vicomte von Ormond, Seigneur von Boncourt u. ſ. w., aus einem uralten lothringiſchen Geſchlecht, geboren Ende Januar 1781 auf dem Schloſſe Boncourt in der Champagne, ſtarb im Jahre 1838 am 21. Auguſt zu Berlin an der Spree als Cuſtos am botaniſchen Garten, als ein Lieblingsdichter der Leute zwiſchen Rhein und Oder, als ein preußiſcher Bürger im edelſten Sinne des Wortes, als Katholik von echt proteſtantiſcher Geſinnung, als der treueſte, gemüthlichſte und beſte Deutſche von der Welt. Die Perſönlichkeit eines ſolchen Mannes würde der allgemeinſten Theilnahme werth ſein, auch wenn er nie einen Vers gemacht hätte.

Als Chamiſſo neun Jahre alt war, entfloh ſeine Familie der franzöſiſchen Revolution und wurde nach Irrfahrten und vielem Trübſal ins Preußenland verſchlagen. Dort wurde Adelbert 1796 Edelknabe der Gemahlin Friedrich Wilhelms II, 1798 Officier bei einem Infanterieregiment in Berlin. Seine Familie kehrte nach Frankreich zurück, er blieb in Berlin. So trat er um das Jahr 1803 in ein inniges Freundſchaftsverhältniß mit einer Anzahl junger ſtrebender Männer, unter denen Eduard Hitzig, Varnhagen von Enſe, Neumann, Theremin, Koreff ſpäter die bekannteſten wurden. Fichte begünſtigte den Kreis. Bald darauf wurde Fouqué dem Jünglinge befreundet. Die Freunde bildeten in der Weiſe der damaligen Zeit eine Verbrüderung, welche ſich ſcherzend der Bund vom Nordſtern nannte, und die ſchwärmeriſche Innigkeit, mit welcher damals ſolche Freundſchaftsbündniſſe ſtrebender Geiſter geſchloſſen wurden, verlieh auch dieſem Verhältniß Farbe und einen Reiz, welcher für die Edleren unter den Mitgliedern nie verloren ging. Der Muſenalmanach, welchen die jungen Dichter im Jahre 1804 und den folgenden Jahren herausgaben, iſt jetzt vergeſſen; was wir aber nicht vergeſſen ſollen, iſt die Bedeutung, welche der kleine Bund vom Nordſtern auch für uns hat. Der Geiſt und Ton, welche in ihm lebten, war in der That ein Fortſchritt gegen die Tendenzen der romantiſchen Schule, obgleich das kritiſche Urtheil und die Poeſie derſelben auf die Versübungen der jungen Männer einen großen und dauernden Einfluß ausübten. Es war ein Verein von ehrlichen, tüchtigen und rechtſchaffenen jungen Leuten, frei von Ueberſpanntheit und Myſticismus. Nicht allein klarer urtheilen, gebildeter und feiner empfinden, als die gemeine Menge, war die Tendenz dieſes Kreiſes, ſondern vor Allem brav ſein, ſeine Pflicht thun, arbeiten und verſtändig leben. Schon im Jahre 1804 ſchreibt Chamiſſo an einen der Freunde, welcher als Officier in einen Zwieſpalt der Pflichten gekommen und nach Frankreich gegangen war: „Du ſcheinſt deinen alten Dienſt aufgeben zu wollen, es ſei denn. Aber ich dein Freund ermahne, beſchwöre dich, durch die ehrliche Pforte hinauszuwandeln, auf daß nicht die Gemeinheit einen Laut des Tadels über dich erheben möge. Fordere bei Zeiten deinen ehrlichen Abſchied, und bleibe nicht, wie ſchon einmal, über Urlaub.“ Und dieſelbe Geſinnung zeigt der Dichter bei jeder andern Gelegenheit. So ſchrieb er einige Jahre ſpäter an Varnhagen: „Apropos, Schulden, das iſt ein Wort des Mißtons. Solide Männer, wie es an dem iſt, daß wir welche ſein ſollen, dürfen unter keinerlei Vorwand mehr brauchen, als ſie haben. Das iſt meine Idee über Schulden. Andererſeits will mir bedünken, als ſchwärmteſt du zu ſehr bei Leuten umher; habe Sitzefleiſch und arbeite.“ Immer leitet ihn, wie die beſſeren ſeines Kreiſes, der Grundſatz, zuerſt ehrlich ſein und dann feinfühlend. Man iſt gegenwärtig gewöhnt, ſo etwas, wenigſtens in der Theorie, als ſelbſtverſtändlich vorauszuſetzen, damals aber war bei den jüngeren Talenten die Ueberſchwänglichkeit des Gefühls ſo groß, und die Verwirrung, in welche alle ſittlichen Grundſätze des Lebens durch die Verirrungen der Schule gekommen waren, ſo vollſtändig, daß viele literariſche Größen haltlos hin und her getrieben und durch Sophiſtik und Unklarheit zu den größten Immoralitäten und Schlechtigkeiten verführt wurden; man denke an Zacharias Werner, an Heinſe, Lenz u. ſ. w. Damals war eine ſolche Betonung des geſunden Menſchenverſtandes und der ganz gemeinen Sittlichkeit in der Kunſt von der größten Wichtigkeit, und die achtbaren Perſonen, welche ſie für uns darſtellen, ſind als die Vorläufer derſelben Richtung, welche dieſes Blatt ſeit Jahren mit größtem Eifer vertritt, zu betrachten. — Manche aus dem Kreiſe gingen dieſem verloren. Theremin wurde fromm, Koreff wurde Modearzt in Paris und lebte noch lange, als er für ſeine Jugendfreunde bereits geſtorben war. Aber der Kern der alten Genoſſenſchaft, Eduard Hitzig, Chamiſſo und der bewegliche, geſchmeidige Varnhagen mit allem Beſſeren, was ſich ihnen anſchloß, haben auf ſolcher tüchtigen Geſinnung ihr Leben aufgebaut. Sie haben ſich nicht alle Folgerungen gezogen, welche uns den Jüngeren zu ziehen leichter wird. Ihr Geſchmack, ihre Bildung wurde noch mächtig beſtimmt durch die Lehrſätze und die Kunſt der Schule, aber im Kern ihres Lebens erhielten ſie ſich geſund und rein; wo ſie handelten, wo ſie die Welt beurtheilten, waren ſie in Uebereinſtimmung mit den großen Grundwahrheiten des menſchlichen Lebens. Ein zweiter Grundſatz des Kreiſes war, dadurch das Herrengefühl zu gewinnen, daß ſie etwas Tüchtiges, praktiſch Brauchbares aus ſich machten, vor Allem etwas Ordentliches lernten. Mit welchem Ernſt kümmerten ſich die jungen Dichter um Proſodie und Wohlklang ihrer Verſe! Sie ſchreiben einander Briefe wegen eines ſchlechten Versfußes oder eines unklaren Ausdrucks; ſie ſind dabei beſcheiden, als ſie den erſten Jahrgang des Muſenalmanachs herausgegeben haben, ſchreibt Chamiſſo an Varnhagen, der den ſchnellen Einfall gehabt hatte, Kritiken herauszugeben: „Freund, laß dir ſagen, wir ſind Jungen, die da kauen lernen, und lehren zu wollen und aburtheilen zu wollen, würde mir ſehr ſpaßhaft vorkommen; ich erinnere mich des Diſtichons recht gut:

> Das, was ſie geſtern gelernt, das lehren ſie heute ſchon wieder,
> O was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

und nichts weniger als die Schlegel ſind gemeint. Lerne dein ABC.“

Unſerem Dichter ſelbſt wurde das Lernen nicht leicht gemacht. Er hatte in ſeiner Jugend kaum eine Schule beſucht, und es fehlte ihm ſelbſt die feſte Grundlage für das Wiſſen, welches ein erträglicher Gymnaſialunterricht gibt. Dieſer Mangel hat ihn ſein ganzes Leben lang ſchwer gedrückt, denn er verurtheilte ihn dazu, faſt überall Dilettant zu bleiben. Aber Mühe hat er redlich auf ſeine Bildung verwendet, mit eiſernem Fleiß warf er ſich auf das Griechiſche, er lernte den Homer und die Tragiker verſtehen; ſpäter auf das Lateiniſche, er hat mehre lateiniſche Abhandlungen geſchrieben; noch ſpäter lernte er Engliſch und übte ſich in den romaniſchen Sprachen. Endlich, erſt als er in den dreißiger Jahren war, erfaßte er das Studium der Naturwiſſenſchaften, in welchen er ſich das Bürgerrecht gewann und Förderndes zu Tage brachte.

Eine dritte löbliche Eigenſchaft der Verbrüderung zum Nordſtern war die fröhliche, gemüthvolle Geſelligkeit, welche den Kreis belebte. Mit drolliger Laune, luſtigen Geſchichten und treuherziger Behaglichkeit verkehrten die Jünglinge unter einander. Der empfängliche Chamiſſo gab ſich dem Entzücken dieſes Geſellenverkehrs ganz hin. Dort hat er ſein berühmtes Tabakrauchen zu der hohen Virtuoſität ausgebildet, die ihn bis an ſein Lebensende ausgezeichnet hat; dort entwöhnte er ſich aber auch von mancher Rückſicht, welche die vornehme Geſellſchaft von dem Menſchen, der ſich darin wohl fühlen will, fordert. Und obgleich er, der franzöſiſche Edelmann, Formen und Gepflogenheit anſpruchsvoller Kreiſe wohl zu beobachten wußte, wenn es darauf ankam, ſo fühlte er ſich doch darin unbehaglich und machte ſich gern davon los, wo er irgend konnte. Er widerſprach ſehr kräftig, wo Duldſamkeit beſſer geweſen wäre, ſchwieg hartnäckig, wo er hätte reden ſollen, verfocht gewagte Behauptungen und kleidete ſich am liebſten, wie es ihm bequem war, ohne die Leute zu fragen, ob ihnen der Schnitt ſeines Rockes paſſend erſchien. Darin wurde er ziemlich früh ein Original, welches ſeine Freunde manchmal in kleine Verlegenheiten ſetzte. Wenn er ſpäter als Student botaniſiren ging, wandelte er durch die Straßen Berlins in ſeltſamem Aufzuge, der ſeine Begleiter bewog, mit ihm durch enge Gäßchen zu ziehen und die Heerſtraßen zu vermeiden. Als er bei Frau von Staël auf den Schlöſſern lebte, wohin ſie der Zorn Napoleons verbannt hatte, wurde ihm das Tabakrauchen auch in ſeiner Stube nicht geſtattet, weil eine Engländerin, welche ſeine Nachbarin war, ſich darüber beklagte, da ging er trotzig wie ein Stachelſchwein in die geheimſten Räume des Hauſes und räucherte von dort das Haus ein. Als er auf dem Rurik die Reiſe um die Welt machte, und die ruſſiſchen Matroſen ſich weigerten, dem Gelehrten die Stiefeln zu putzen, trug er kaltblütig drei Jahre lang ungeputzte Stiefeln. Als die erſte Nachricht von der Julirevolution nach Berlin kam, lief er, damals ſchon ein würdiger Herr, im größten Negligé, ohne Hut, in Pantoffeln, durch die Stadt zu ſeinem Freunde Hitzig; und als er einſt in ſeiner Zärtlichkeit für die Südſee-Inſulaner erklärt hatte, er halte es für höchſt comfortabel, im Sommer ganz ohne Bekleidung ſpazieren zu gehen, hielten ihn ſeine Freunde für den Mann, der ſo etwas im botaniſchen Garten zu Neuſchöneberg wohl unternehmen könne. Alle dieſe kleinen Drolligkeiten waren aber mit ſo viel guter Laune verbunden und ſtanden ihm ſo natürlich, daß ſie wahrſcheinlich von den Genoſſen ſeiner Jugend mehr gepflegt als bekämpft wurden. Neben der guten Laune und den Scherzen des Jugendkreiſes erblühte aber auch eine Innigkeit und Wärme der Freundſchaft, die noch jetzt für uns etwas Rührendes hat. Seine Börſe mit den Freunden theilen, keine Freude ohne ſie genießen, Alles, was der Eine geſchaffen, gefühlt und erlebt hat, den treuen Gefährten zur Theilnahme und Kritik vorlegen, das war Gewohnheit und Geſetz. Dieſe edle und reine Zärtlichkeit, mit welcher die jungen Männer an einander hingen, hat am allermeiſten dazu beigetragen, unſern Chamiſſo zu einem Deutſchen zu machen. Auf allen ſeinen Irrfahrten blieb Berlin und das Herz der Freunde der Angelpunkt, um welchen ſich ſein Leben drehte. Dort hatte er kennen gelernt, was oft in der Welt verkannt, oft gemißbraucht und zertreten worden iſt, und was wir ſelbſt gerade jetzt zu unterſchätzen geneigt ſind, das deutſche Gemüth, und es war ihm ein größerer Schatz geworden, als alles Andere, was ihm ſein Schickſal geſchenkt hatte. Es ſtand ihm über ſeinem Frankreich, ja über der Liebe zu ſeiner Familie. Schon im Jahre 1804 wollte er den preußiſchen Soldatendienſt aufgeben, der damals ſehr unerfreulich war, und auf eine ſächſiſche Univerſität gehen; er ſchrieb deshalb an ſeine Mutter, ſie antwortete ihm mit dem Achſelzucken einer vornehmen Franzöſin und dem Zorn einer frommen Frau, welche die Wiſſenſchaft nur erträglich findet, wenn ſie dem vornehmen Mann unterhaltend oder nützlich iſt, und abſcheulich, wenn ſie zur Aufklärung und zum religiöſen Zweifel führt. Dieſen Brief theilte der junge Chamiſſo einem der Freunde mit und ſchrieb dazu: „Empfinde du nach Alles, was zu ſagen mir ekelt und dir zu ſagen unnütz iſt. — Aber wir bleiben uns getreu und nah und feſt und feſter umſchlungen in ernſtem, heiligem, ruhigem Gefühle der Freundſchaft." — Mehr als einmal zog ihn ſein Herz und die Verhältniſſe nach Frankreich hin, und immer wieder erkannte er dort, daß er nicht mehr Franzoſe ſein könne, daß er ein Norddeutſcher geworden ſei. Seine Familie wollte ihn feſthalten und ihn mit einer reichen Dame verheiraten, er ſchlug es aus und ging faſt ohne Unterhaltsmittel nach Berlin zurück; die Regierung Napoleons wollte ihm eine Profeſſur an einer höhern Lehranſtalt in Frankreich geben, er ging nach Berlin und wurde dort Student; die Stael hatte eine Zeitlang Luſt, ihn in ihrer Nähe feſtzuhalten, er erkannte ſehr richtig, daß er zu der Franzöſin nicht paſſe, und ließ ſich durch keine Voreingenommenheit oder Eitelkeit verblenden. Als er mit dem Rurik nach Rußland zurückkehrte, hatte er eine förmliche Angſt, daß man ihn dort anſtellen könne, und lief ſchnell wie Peter Schlemihl mit ſeinen Siebenmeilenſtiefeln nach Berlin zu ſeinem Freunde Hitzig zurück.

Man merkte dem Franzoſen noch lange den Ausländer an; einzelne kleine Gallicismen hat er bis an ſein Ende behalten. Er gab ſich ſehr viel Mühe und hatte lange zu kämpfen, bevor er ein gutes Deutſch ſchreiben lernte, in ſeinen Jugendgedichten tadelten und ſtrichen die Freunde ihm fortwährend franzöſiſche Wendungen. In der Unterhaltung war er nicht wortreich, bis an ſein Lebensende nicht; aber die charakteriſtiſche Bedeutung und die zarteſte gemüthliche Nüance der Vorſtellungen, welche den deutſchen Wörtern zu Grunde liegen, hat er ſchnell und vollſtändig begriffen. Der Stil ſeiner Proſa war in ſeiner Jugendzeit oft wunderlich, er gebrauchte eine Zeitlang die Participien im Uebermaß und ſchrieb gedrängter und abgeriſſener, als für das ſchnelle Verſtändniß bequem war. Immer aber, ſchon in ſeiner Jugend, liebte er die deutſche Sprache mit Leidenſchaft, viel mehr als das Franzöſiſche. Und wenn er außerhalb Frankreichs für ſein Geburtsland immer warme Sympathien hatte, ſo wurde ihm in Frankreich ſelbſt doch das franzöſiſche Weſen oft widerlich, und die franzöſiſche Sprache nennt er in ſeinem ehrlichen Zorne einmal, als ihn die Verderbtheit des damaligen Frankreich geärgert hatte, eine canaillöſe Sprache.

Bevor Chamiſſo ſeinen Entſchluß ausführen konnte, den preußiſchen Militärdienſt zu verlaſſen, kam das Jahr 1806 und zwang ihn, gegen ſein eigenes Vaterland zu ziehen. Seine Familie, die legitimiſtiſch war, hatte nichts dagegen, daß er gegen Napoleon kämpfen half, ihm ſelbſt aber war der Gedanke ſehr ſchmerzlich. Er bat deshalb um ſeinen Abſchied, bevor der Feldzug begann; er wurde ihm abgeſchlagen. Unter Lecocq hatte er die ſchimpfliche Uebergabe von Hameln mitzumachen. Der Bericht, welchen er davon an Varnhagen ſchickt (Bd. 5, S. 184), iſt ſehr merkwürdig, er zeigt die tiefe, ſittliche Empörung nicht nur des edeln Chamiſſo, ſondern des ganzen braven Corps, welches dort durch einen unfähigen Menſchen verrathen wurde. Er wurde als Officier Kriegsgefangener und erhielt einen Paß nach Frankreich, wohin ihn Familienangelegenheiten dringend riefen. Dort waren unterdeß ſeine beiden Eltern geſtorben, er fühlte ſich verlaſſen, das Land, das Volk waren ihm fremd geworden. Voll Sehnſucht nach ſeinen Freunden kehrte er nach Berlin zurück; aber auch dort fand er Alles traurig verändert, die Freunde zerſprengt, verſtimmt, von dem finſtern Ernſt des wirklichen Lebens ergriffen. Da kam für Chamiſſo eine böſe Zeit. Er war ununterbrochen thätig, beſchäftigte ſich beſonders mit italieniſcher Sprache und Literatur, ertheilte auch Privatunterricht; aber ſeinen Studien fehlte ein feſter Halt, die Univerſität Berlin war damals noch nicht errichtet, und er, der Franzoſe, der frühere preußiſche Officier, der ſich ſogar vor einer militäriſchen Commiſſion wegen der Schande von Hameln rechtfertigen mußte und glänzend rechtfertigte, lebte ohne Stand und Geſchäft, wie er ſelbſt ſchreibt, und irre an ſich ſelbſt. Da drängten ihn ſeine Geſchwiſter, nach Frankreich zurückzukehren, ein alter Freund der Familie bot ihm eine Profeſſur am Lyceum zu Napoleonville an, und im Januar 1810 verließ er Berlin wieder und ging zum zweiten Male nach Frankreich. Dort fand er mittlerweile die ihm angebotene Stelle aufgehoben, und ſollte warten, bis die neue ihm verſprochene frei würde. Unterdeß wurde er in den Kreis der Frau von Staël gezogen und lebte bei ihr und ihren Freunden bis zum Sommer des Jahres 1812, in der erſten Zeit mit Studien über ältere franzöſiſche Literatur und mit einer Ueberſetzung der Vorleſungen von Schlegel beſchäftigt, ſpäter, als die Feindin Napoleons von dem Zorn des Mächtigen nach der Schweiz gedrängt worden war, und dort allein, gebeugt, faſt verzweifelnd, von den meiſten ihrer Freunde verlaſſen und verrathen hauſte, da hielt der treue Chamiſſo es für unrecht, die Unglückliche zu verlaſſen, der es unerträglich war, ohne Anregung, Anerkennung, und ohne Seelen zu ſein, welche von ihr abhingen. Dieſe Zeit ſeines Lebens hat Chamiſſo ſelbſt immer für ſehr intereſſant gehalten. Er bildete einen merkwürdigen Gegenſatz zu den Perſönlichkeiten, mit denen er zuſammen lebte. Vortrefflich und höchſt ergötzlich ſind ſeine Schilderungen dieſer Menſchen. Auguſt Wilhelm von Schlegel, als artiger, eitler, eiferſüchtiger Egoiſt, ganz in dem Cliquenweſen ſeiner Schule befangen, ein Tyrann für die kleinen Gefühlslaunen ſeiner Freundin, die Staël ſelbſt ein imponirender Geiſt, unſerem Chamiſſo vielfach überlegen, edel und ehrlich in ihrem Empfinden, aber oft wunderlich in ihrer Erſcheinung, kleiner Aufregungen und vieler Anerkennung bedürftig, und um ſie herum ein Kreis von ſehr verſchiedenen Perſönlichkeiten, die alle durch eine wunderliche Hausordnung zuſammengehalten werden, im Stillen gegen einander Ränke ſpinnen, in dem Converſationszimmer ſich nur ſchriftlich unterhalten durch kleine Zettel, welche Eins dem Andern zuſteckt, und alle mündlichen Erklärungen und Auseinanderſetzungen, deren es ſehr viele gibt, in einem Baumgang des Gartens abmachen müſſen. Dieſe geiſtreiche Colonie zieht von Schloß zu Schloß, immer von Napoleon oder durch andere rohe Wirklichkeiten verjagt. So haben ſie ſich auf dem Schloſſe Chaumont mit zweifelhafter Berechtigung einquartiert, und auf einmal kommt der Eigenthümer, der nach der Meinung der Stael Flußbäder im Miſſiſſippi nimmt, aus Nordamerika zurück, pocht an die Thür ſeines Schloſſes, und will mit Bonne, Kindern und großem Troß einziehen. Die Stael bittet ihn zu Tiſche. Er zieht wieder ab und läßt den Anſiedlern drei Tage Zeit, nach einem andern Schloſſe zu wandern. Die drollige Laune Chamiſſo's und ſeine unendliche Gutherzigkeit waren in dieſem Kreiſe ſehr angebracht, ſowohl um ihn zu ſchildern, als auch um darin auszudauern.

Endlich im Jahre 1812, in der Schweiz, fängt Chamiſſo an Pflanzen zu ſammeln und wirft ſich mit allem Eifer auf das Studium der Naturwiſſenſchaften. Er geht nach Berlin zurück, läßt ſich als Student bei der mediciniſchen Facultät einſchreiben, ſecirt in der Anatomie und fühlt ſich ſelig, endlich einen Beruf gefunden zu haben und mit einigen ſeiner Jugendfreunde leben zu können. Die großen Kämpfe der nächſten Jahre verfolgt er mit warmem Intereſſe, nicht ohne manchen geheimen Schmerz, denn noch kämpfen in ihm die Erinnerungen an ſein Vaterland, die in der Ferne wieder lebendig geworden waren. Bei dieſem Zwieſpalt in ſeinem Innern iſt es ihm oft Bedürfniß, ſich abzuſondern und zu zerſtreuen, und ſo ſchreibt er 1813 für die Kinder von Eduard Hitzig das Märchen „Peter Schlemihl“. Endlich im Jahre 1815 faßt er den ſchnellen Entſchluß, die ruſſiſche Entdeckungsreiſe des Rurik nach dem Nordpol als Naturforſcher mitzumachen. Von den Jahren 1815—1818 ſaß er unter den

Ruſſen, eingeſtaut in die kleine Brigg, unter Verhältniſſen, die vielleicht jedem Andern unerträglich vorgekommen wären. Er aber war ſchon ein ſo guter Deutſcher geworden, daß er mit größter Gemüthlichkeit und beſter Laune das Beſchwerliche überwand. Ueber alles Neue hatte er, mit 34 Jahren der älteſte Mann der ganzen Schiffsbeſatzung, die jugendlichſte Freude. Ueberall verſtand er ſich wohl zu fühlen und in ſeiner einfachen Weiſe mit jeder Art von Eingebornen zu verkehren. Immer ſah er zumeiſt das Gute im Menſchen und ertrug mit Milde das Unvollkommene und Schlechte. Es war ihm wohl unter ſeinen Ruſſen — mit einigen Ausnahmen —, er freute ſich über die Spanier in Chili und Californien, er ſchenkte, in einen Schlafrock von Rennthierfell gewickelt, den Aleuten ſeinen Tabak und rieb mit ihnen die Naſe, er botaniſirte rauchend unter den Spießen der Südſee-Inſulaner und ſchloß die berühmte innige Freundſchaft mit dem braunen Polyneſier Kadu auf dem Radak-Archipel. Während der ganzen Reiſe aber dachte er fortwährend an ſeine Freunde in Berlin, und nach drei Jahren Abweſenheit trat er an einem Herbſttage zu Eduard Hitzig in die Stube, fiel ihm um den Hals, brannte ſeine Pfeife an und erzählte den Kindern des Freundes von dem Nordpol und den Sandwichinſeln mit derſelben Behaglichkeit und Ruhe, mit der er ihnen ſonſt Märchen und Schwänke erzählt hatte. Von da ab wurde er ein Bürger Berlins. Er erhielt eine Anſtellung am botaniſchen Garten, heiratete, erzog ſeine Kinder, gab eine Reihe von Jahren den Muſenalmanach heraus und theilte ſeine Zeit zwiſchen naturwiſſenſchaftlichen und linguiſtiſchen Arbeiten, ſeiner Poeſie und dem liebevollen Verkehr mit ſeinen Freunden. Es war ihm beſchieden, faſt zwanzig Jahre das ruhige Glück eines Mannes zu genießen, der ſich in ſeiner Familie und Heimat wohl fühlt. Aber noch vor ſeinem Tode hatte er den Schmerz, ſeine liebenswerthe Frau zu verlieren; ein Jahr ſpäter folgte er ihr nach, beweint von ſeinen zahlreichen perſönlichen Freunden und betrauert von der ganzen Stadt, der er ein Liebling geworden war. In den Fieberträumen vor ſeinem Tode hat er Franzöſiſch geſprochen und manchmal im Dialekt der Südſeeinſeln; ſo oft er wach war, redete er Deutſch. Gezählt und gerechnet hat er immer in franzöſiſcher Sprache, aber in der deutſchen hat er geliebt.

Ein ſolches Leben, viel bekannt durch die wiederholten Ausgaben ſeiner Werke, iſt wohl berechtigt, die Sympathien der Deutſchen in Anſpruch zu nehmen. Es ſpiegelt ſich wieder mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten in den Gedichten. Vieles haben ihm ſchon ſeine Freunde und Zeitgenoſſen gegen ſeine Art, poetiſch darzuſtellen, eingewendet, ſie haben ihm ins Geſicht geſagt, daß er zu ſehr nach Effecten ſtrebe, daß er oft „packende“ Wirkungen auf Koſten der Schönheit ſuche u. ſ. w. Manches hat auch die kühle Kritik unſerer Zeit an ſeinem ſchönen Talent auszuſetzen. Aber das alles hat ihn nicht verhindert, einer von den auserwählten Dichtern unſeres Volkes zu werden, denn auch da, wo er gegen die hohen Geſetze der Schönheit, welche er ſelbſt ſo ſehr ehrte und zu befolgen ſuchte, verſtoßen hat, da, wo falſche Wirkungen und eine gewiſſe Sentimentalität zu bemerken ſind, iſt die Urſache der Fehler eine Eigenthümlichkeit der Seele, welche der Deutſche am meiſten liebt, weil ſie ſeinem eigenen Weſen angehört, jenes warme, weiche, leicht erſchütterte und über ſeinen Empfindungen träumeriſch brütende Gemüth; daſſelbe Gemüth, deſſen Regungen unſere europäiſche Nachbarſchaft ſo lange kritiſirt und verlacht, bis ſie ſich einmal in hinreißender Kraft und Größe zeigen; dann unterwerfen ſie wohl die übrige Welt.

Das deutſche Volk hat keinen Reichthum an volksthümlichen Helden, auch das preußiſche hat keinen, der älter iſt, als der große Kurfürſt auf der Spreebrücke; und doch hat kein Volk mehr als das deutſche das Bedürfniß, zu lieben und zu verehren. Was Wunder, daß bei uns die hellen Geſtalten einer jetzt abgeſchloſſenen Literaturperiode zu nationalen Helden geworden ſind; daß Goethe, Schiller, Uhland und ihre Zeitgenoſſen für uns noch eine andere Bedeutung haben, als die engliſchen und franzöſiſchen Dichter für ihre Landsleute. Sie ſind für unſer Leben, was man in blinder alter Zeit Hausgötter oder Schutzpatrone nannte, ſind die Freude und der Stolz des Deutſchen, in denen er ſein eigenes Weſen verſchönert und verklärt wiederfindet. Und deshalb ſind alle dieſe Männer in ihrer Wirkung auf die Nation nicht nur zu meſſen nach dem künſtleriſchen Werth ihrer Schöpfungen, ſondern noch mehr nach der Bedeutung, welche ſie auf das Gemüth ihres Volkes ausgeübt haben. Und von dieſem Standpunkt iſt Adelbert Chamiſſo einer der namhafteſten Dichter ſeit Schiller, und einer, deſſen gute, liebenswerthe Perſönlichkeit verdient, daß ſich ein ganzes Volk ihrer erfreue.

Robert Reinick.

(Grenzboten 1852, Nr. 8.)

Noch ſind die Wandervögel, welchen der Dichter ſo hold war, von ihrer Winterreiſe nicht zurückgekehrt; wenn ſie wiederkommen, wird das kleine dumme Volk luſtig über dem Grabe ſeines Freundes hüpfen und ſingen. — Es iſt kein großes, aber ein geſundes und wohlthuendes Dichterleben durch ſeinen Tod abgeſchloſſen, und wohl iſt der Verſtorbene werth, daß ſein Volk mit Antheil auf ſeine vollendete Laufbahn ſchaue.

Robert Reinick (geboren 1805 zu Danzig, geſtorben den 7. Februar 1852 zu Dresden) war in Berlin ein Schüler von Begas, ging von da nach Düſſeldorf, machte ſeine Künſtlerreiſe nach Italien, und ließ ſich endlich in Dresden nieder, wo er in glücklichem Familienleben, in weitem Kreiſe geachtet und geliebt, in voller Thätigkeit vom Tode weggerafft wurde. Sein Malertalent war wohl nicht die ausgezeichnetſte ſeiner Begabungen, wenigſtens war ſeine Technik in Bezug auf Farbe nicht entwickelt; außer einem größeren Genrebild, welches der Dresdner Kunſtverein angekauft hat, iſt ein Oelgemälde von ihm nicht allgemein bekannt geworden. Sehr gerühmt werden von ſeinen kunſtverſtändigen Freunden die flüchtigen Zeichnungen, welche er als Ausbeute von ſeiner italieniſchen Reiſe mitgebracht hat. Dagegen entwickelte ſich in dem Verkehr mit Künſtlern und in der frohen Geſelligkeit des Rheins und der deutſchen Colonie zu Rom bei ihm ein lebhaftes Geſtalten von Empfindungen und Stimmungen durch den Vers, welches das Charakteriſtiſche hatte, daß ein reines, ehrliches, heiteres Gemüth in melodiſchen Klängen anſpruchslos ſeine Freude am Leben und dem Augenblick ausſprach. Auch die künſtleriſche Faſſung dieſer Gefühle wurde ihm nicht leicht; er ſelbſt ſagte wohl im Scherz, daß ihm dabei immer ein Stück Seele losgehe; aber das Geſchaffene hatte doch die Eigenthümlichkeit, daß es ganz muſikaliſch, wie Geſang empfunden war, und deshalb die Componiſten und Sänger zu muſikaliſcher Ausführung mehr aufforderte, als bei berühmteren Liederdichtern der Fall iſt. Die Form, in welcher er ſeine Lieder am liebſten ſchrieb, war die der einfachen Strophen unſerer Volksweiſen. Die Empfindungen und Anſchauungen, welche ſich in ihnen darſtellten, hatten weder große Sprünge, noch pikante geiſtreiche Sinnpauſen, noch überraſchende Pointen; ſie waren aber auch nie zu breit ausgeführt, nie geſchraubt ausgedrückt; es war in ſeinen Verſen ein echt poetiſches Gefühl faſt immer mit den einfachſten Worten ſo weit angedeutet, daß es einen Eindruck machen konnte. Die Stoffe aber, welche er mit beſonderer Vorliebe behandelte, ſind echt deutſch, es ſind die heiteren Geſellen- und Wanderſtimmungen, der Verkehr ſorgloſer Geſelligkeit; immer erſcheint der Menſch in fröhlicher Spannung, im friſchen Genuß des

Lebens und in gemüthlicher Wechſelwirkung mit Andern oder mit der ihn umgebenden Natur. Jeder thut in dieſen Gedichten in frohſter Weiſe ſeine Pflicht. Der Specht hackt am Baume mit Selbſtgefühl und Behagen, der Singvogel pfeift ſein Lied eifrig und mit Behagen, und ſieht vergnügt den Menſchen unter ſich arbeiten, und der Mann, welcher wandert oder trinkt oder arbeitet, blickt ſeinerſeits mit Behagen auf Sonne und Mond, auf Specht und Amſel, auf ſeine eigene Liebe und ſeine Sehnſucht. Alle ſchaffen, was ihres Amtes iſt, und erwarten, daß auch der Andere ſeine Schuldigkeit thue. Es lebt Alles bei ihm in Freundſchaft; für jeden Schmerz, jede Diſſonanz gibt es eine Verſöhnung, und für jeden menſchlichen Zuſtand finden ſich die wohlwollenden Vertrauten in dem weiten Reiche des Lebens; ſind es keine Menſchen, ſo iſt es der Mond, oder der Wald, oder der Sperling, an guten Kerlchen fehlt es nie und nirgend.

Obgleich der Kreis von Vorſtellungen, von Bildern und Gefühlen, in welchen ſich der Dichter mit Vorliebe bewegte, nicht übermäßig weit iſt, ſo wußte er doch in dieſem Kreiſe mit liebenswürdiger Gewandtheit und mit einer nicht gemachten, ſondern urſprünglichen Lebhaftigkeit des Gefühls auf die anmuthigſte Weiſe immer neu und originell zu ſein, und wo er nichts Neues brachte, mit Laune und Zierlichkeit zu variiren. Am meiſten natürlich bei ſolchen Stoffen, die er am liebſten behandelte, bei ſeinen Wander- und Geſellſchaftsliedern. Viel that der Kreis von Menſchen, in welchen er lebte, ſein poetiſches Gefühl friſch zu erhalten. Die Geſelligkeit der deutſchen Maler hat bekanntlich, wie die unſerer Studenten, nur anders und mannichfaltiger eine Fülle von gemüthlichen Beziehungen und Formen, welche den Verkehr derſelben unter einander leicht, fröhlich und anregend machen. Daß viele bedeutende Menſchen und große Künſtler an dieſem Treiben mit ganzer Seele Theil nehmen und ihre geniale Kraft in ungezwungenem Verkehr mit den gleichſtrebenden ſpielend in den Kauf geben, erhält dieſem Verkehr, trotz allem burſchikoſen Weſen, eine gewiſſe Grazie und Haltung, welche namentlich den jüngeren Künſtlern zu Gute kommt. Reinick gewann in Italien und in Düſſeldorf durch ſein ſchönes Talent, Stimmungen im Liede zu idealiſiren, bald Anerkennung und Geltung. Zwei Künſten angehörig, der Malerei durch ſeine Bildung, der Kunſt melodiſchen Geſanges durch ſeine Begabung, verſtand er wie kein Anderer die Gefühle und Schickſale, die Freuden und Leiden einer Künſtlernatur zu ſingen. Seine Lieder wurden ſchnell Begleiter der Maler auf ihren Reiſen in der Einſamkeit und bei luſtigem Gelage, und wie die ideale Seite des deutſchen Künſtlerlebens auf ſeine Lyrik bildend und beſtimmend einwirkte, ſo hat er ſeinerſeits durch ſeine Lieder viel dazu beigetragen, das Leben ſeiner Kunſtgenoſſen zu verſchönern und den Idealismus darin rein zu erhalten. „Die Lieder eines Malers mit Randzeichnungen" faſt aller bedeutenden Künſtler Düſſeldorfs ſind das Werk, welches ihn zuerſt dem großen Publicum bekannt machte, und welches als ein Zeichen von der Innigkeit betrachtet werden kann, mit welcher ſeine Lieder über den Paletten der Düſſeldorfer gebrummt, gepfiffen und geſungen wurden. Das Unternehmen galt bei ſeinem Erſcheinen für ein deutſches Prachtwerk, und war — nebenbei bemerkt — eines der erſten, welches den Geſchmack für kunſtvolle Illuſtrationen erweckte. Manche der Illuſtrationen darin haben einen nicht unbedeutenden Kunſtwerth. In ihrer Verbindung mit den kleinen anſpruchsloſen Gedichten aber, deren Rahmen ſie doch ſein ſollten, wirken ſie nicht immer wohlthuend, weil ſie die Wirkung derſelben nicht erhöhen, ſondern in Schatten ſtellen. — Mit Kugler vereint gab Reinick das „Liederbuch für deutſche Künſtler" heraus, gewiſſermaßen einen Codex der Fröhlichkeit, noch jetzt das claſſiſche Buch aller Künſtlergenoſſenſchaften. Seine geſammelten „Gedichte", welche vor Kurzem in zweiter Auflage erſchienen ſind, trugen ein genaueres Bild ſeiner ehrenwerthen Dichterperſönlichkeit durch Deutſchland. Er ſing durch ſie an, den höchſten Ruhm eines lyriſchen Dichters zu erreichen, das heißt, im Volke populär zu werden.

Aber noch in anderer Richtung wußte er anmuthig zu unterhalten. Seit dem Jahre 1845 war er als Jugendſchriftſteller thätig. Er gab ein illuſtrirtes ABC-Buch heraus, welchem von 1849—1852 vier Jahrgänge des „Jugendkalenders“ folgten. Dem Vernehmen nach hat er noch für das Jahr 1853 des Jugendkalenders faſt das ganze Material hinterlaſſen. In dieſen Kinderſchriften, zu welchen noch einzelnes Kleinere kommt, iſt unter den Erzählungen in Proſa vieles Hübſche und Originelle, Manches freilich auch nach den alten Schablonen unſerer Märchenwelt bearbeitet. Allerliebſt aber und der originellſte Theil ſind die kleinen und großen Verſe, welche ſehr glücklich auf das Gemüth der Kinder berechnet ſind und, immer klar und verſtändlich, in wohlwollender Lehre, in ſchalkhafter Laune und in der Nachahmung kindlichen Geplauders ihres Gleichen ſuchen. Er verſteht mit großem Geſchick den alten Reimen und Kinderſprüchen durch eine kleine Wendung einen poetiſchen Sinn oder eine tiefere Bedeutung anzuheften; er weiß meiſterhaft die Gefühle der Kinder zu idealiſiren und ihnen die Erſcheinungen der Menſchenwelt und die Gebilde der Natur in dem verklärten Lichte der Poeſie zu zeigen, ohne die Objecte ſelbſt durch Ziererei und Myſtik zu entſtellen. Er zeigt ſich als ein guter Chriſt, welcher mit ſeinen frommen Empfindungen weder liebäugelt, noch ſie verläugnet, er iſt auch hier, den Kindern gegenüber, einfach und natürlich. Beſonders gut verſteht er das Kleinleben der Natur, die Unterhaltungen und Schickſale der den Kindern intereſſanten Thiere zu charakteriſiren, und wenn der Hund der Sau Vorſtellungen über ihre Unreinlichkeit macht und die Befürchtung ausſpricht, daß bei ihrem Weſen auch ihre Kinder zuletzt noch Schweine werden würden, oder wenn gar die Wurſt und die Maus als Freundinnen zuſammen ihr Mittageſſen kochen, und die Wurſt der Maus erzählt, daß ſie den Kohl ſo kräftig mache, weil ſie ſelbſt einigemal durchkrieche, und die dumme Maus mit dem entſchiedenſten Unglück daſſelbe verſucht, ſo wirken ſelbſt bei dieſem kindlichen Unſinn eine feine Laune und treuherzige Schelmerei ſehr erfreulich.

Außerdem hat Reinick im Jahre 1850 Hebel's Alemanniſche Gedichte für eine prächtig ausgeſtattete und mit Illuſtrationen von Richter verſehene Ausgabe in die deutſche Schriftſprache überſetzt. Die Hexameter ſind ihm nicht gerathen, aber Ton und Farbe des Ganzen hat er gut wiederzugeben gewußt. Auch die Verſe zum Rethel'ſchen Totentanz ſind von ihm, und es war ein guter Wurf, den er mit ihnen machte. Eine große Menge von Gelegenheitsgedichten, mit denen er Künſtlerfeſte und das Leben ſeiner Freunde zu verzieren wußte, ſind ungedruckt geblieben. Gerade in ihnen offenbart ſich viel von dem, was ihn als Künſtler und Menſchen Allen, die mit ihm in Verbindung kamen, werth und vertraut machte, ein gutes Gemüth, welches in der Freude Anderer den größten Genuß des eigenen Lebens fand.

Und deshalb begleitete den Sänger der Wanderlieder auf ſeinem letzten Wege Alles, was in Dresden von Künſtlern und Kunſtgenoſſen weilte, und durch das ganze Land klang es wie eine Trauerbotſchaft, daß wieder ein echtes Dichterherz aufgehört hatte zu ſchlagen. Man wird ihn nicht vergeſſen. Wo luſtige Geſellen zuſammenſitzen, der Wein im Glaſe glänzt und die Menſchenaugen einander freundlich anlachen, da wird man ſeiner gedenken; wenn ein rüſtiger Wanderburſch durch das Dorf zieht und zwei hübſche Mädchenaugen aus einer geöffneten Hofthür den Vorbeiziehenden anſehn, da wird man auch des Toten gedenken. Wenn der Wald rauſcht und die Vögel ſingen und der Sonnenſchein den Menſchen das Herz erfreut, da werden ſie ſeiner gedenken. Sie werden an ihn denken, wie man an einen Sänger denken muß, ſie werden ſeine Lieder ſingen, ohne zu fragen, wer der war, der ſie ihnen gemacht hat. — Der Verſtorbene war nicht, was die Kritik ein großes

Talent zu nennen pflegt, aber er war ein guter Dichter, und wir alle haben Grund, ſeinen Tod als einen Verluſt für die Kunſt zu betrauern, denn er iſt wahr geweſen ſein ganzes Leben lang, wahr gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine Freunde und vor Allem wahr in ſeiner Kunſt.

Wilibald Alexis.

Iſegrimm, Roman. (3 Bände. Berlin, 1854.)

(Grenzboten 1854, Nr. 5.)

Wenn es möglich wäre, daß kräftiger Freimuth, Liebe zum Vaterlande und ein feuriges Gefühl für Preußens Ehre, daß dieſe guten Eigenſchaften eines preußiſchen Mannes den von ihm geſchriebenen Roman zu einem ſchönen Kunſtwerk machen könnten, ſo wäre der vorliegende Roman ein vollkommenes Werk. Denn es iſt kaum möglich, mit mehr Wärme den Staat der Hohenzollern und ſeine hohe Aufgabe zu vertreten, als der Verfaſſer gethan hat. Sehr bereitwillig ſei ihm hier die Freude darüber ausgeſprochen.

Der Roman ſteht in einer lockeren Verbindung zu einem frühern des Dichters, „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“, den er der Zeit nach fortführt. Dieſelben politiſchen Verhältniſſe bilden den Hintergrund und einige Perſonen ſind beiden gemeinſam. Eine Continuität, zwar nicht der Begebenheit, aber der Geſinnung und Tendenz iſt in allen märkiſchen Romanen von W. Alexis zu erkennen, und „der Roland von Berlin“, „der falſche Waldemar“, „die Hoſen des Herrn von Bredow“ und „der Werwolf“ bilden zuſammen ein großes geſchichtliches Gemälde der älteren Zeit, welchem „Cabanis“ und der eben genannte als Schilderungen des letzten Jahrhunderts gegenüberſtehen.

Der Kunſtwerth dieſer Romane iſt verſchieden, aber derſelbe kräftige patriotiſche Sinn, ein geſunder märkiſcher Stolz auf den Staat der Hohenzollern geht durch alle. In allen finden ſich gemeinſame Vorzüge, die bekannten Virtuoſitäten des Verfaſſers, eine wirkſame, oft vortreffliche Schilderung der märkiſchen Landſchaft und der menſchlichen Eigenthümlichkeit, welche ihr entſpricht. Die Oede der ſandigen Heide, die heiße Luſt des Kieferwaldes am ſchwülen Sommertag, der Landſee im Gebüſch verſteckt, die weite Ebene, das Torfmoor, Himmel und Hügel, Luft und Waſſer ſind in der Regel mit großer poetiſcher Kraft dargeſtellt und ihre Beſchreibung glücklich benutzt, Stimmungen hervorzubringen. Auch die Menſchen, welche in dieſer Landſchaft hauſen, ein zähes, tüchtiges, dauerhaftes Geſchlecht, mit ihren Wunderlichkeiten und Verirrungen, der tüchtigen Kraft und Energie ſind mit Meiſterſchaft gezeichnet, ſo oft ſie als Staffage bei Ausmalung charakteriſtiſcher Zeit- und Landſchaftsbilder auftreten.

Auch in dem neuen Romane ſind einzelne ſolche Schilderungen von nicht gewöhnlicher Kraft und Wirkung: Das weite Moor, das Dorf Querbelitz und ſeine Bewohner, das Treiben des märkiſchen Landadels, die Kleinbürger von Nauen, die Stellung der Einwohner zur feindlichen Einquartierung daſelbſt, die Gegenſätze in Art und Benehmen der einzelnen Stände, eine Anzahl origineller und charakteriſtiſcher Nebenfiguren. Der Roman beginnt mitten im unglücklichen Kriege von 1806, behandelt die verhängnißvolle Zeit des Jahres 1807 ausführlich, die ſpäteren Stimmungen und Ereigniſſe bruchſtückweiſe. Die Hauptperſon iſt ein märkiſcher Rittergutsbeſitzer von Adel, reichlich begabt mit den Vorurtheilen ſeines Standes und ſeiner Zeit, mit ungewöhnlich ſtarken Leidenſchaften, aber auch ungewöhnlicher Kraft und Energie des Willens, ein Tyrann ſeiner Familie und Umgebung, dabei ein braver, ehrenwerther Mann und ein treuer Patriot. Er hat drei Töchter von verſchiedenen Anlagen, denen er ſelbſt eine ſehr verſchiedene Zukunft prophezeit. Dieſe Prophezeiungen werden durch ein ironiſches Schickſal vernichtet. Die elegante, anſpruchsvolle Tochter hat das Unglück, mit einem franzöſiſchen Abenteurer, der Namen und Wappen einer alten legitimiſtiſchen Familie angenommen hat, in ein Verhältniß zu gerathen und dem Vater verloren zu gehen, ſie wird zuletzt Gemahlin eines Pairs von Frankreich und verfällt einem ſchwächlichen, ſüßlichen Legitimismus, wird fromm u. ſ. w., dem Vater iſt ſie als Gefallene, als Weib eines Feindes und eines Betrügers tot. Die andere, ſparſam, wirthſchaftlich, gleichgiltig gegen den adligen Stolz des Vaters, wird die Frau eines Herrn vom hohen Adel, eines mediatiſirten Reichsgrafen, und die dritte, der Liebling des Gutsherrn, von tiefem Gemüth und edler Feſtigkeit, welche nach dem Willen des Vaters die ariſtokratiſche Partie übernehmen ſollte, heiratet nach langem Harren den Candidaten der Familie, den ſpäteren Paſtor des Dorfes. Zwei Söhne, nicht bedeutend, folgen den Strömungen der Zeit. Wenn aber auch die Begebenheiten in der Familie des Freiherrn, die Kämpfe des ſtrengen Vaters mit den Neigungen ſeiner Kinder, einen großen Theil des Romanes füllen, ſo kann man doch nicht ſagen, daß die Darſtellung derſelben die Hauptaufgabe des Werkes war.

Den Dichter lockten vielmehr die Zuſtände im verhängnißvollen Kriegsjahre und der nächſtfolgenden Zeit, die Rathloſigkeit, Zerfahrenheit und Anarchie in den regierenden Kreiſen und daneben die tüchtige Kraft der Einzelnen, welche die Wiedergeburt des Staates möglich machten, alſo ein Gebiet von faſt unendlicher Ausdehnung mit Perſpectiven nach allen Seiten hin. Es iſt offenbar, daß eine ſolche Darſtellung die Abrundung eines einheitlichen Kunſtwerkes nicht leicht erhalten kann. Auch beabſichtigt der Dichter ſelbſt durchaus nicht eine epiſche Geſchloſſenheit der Erzählung, wie ſie bis jetzt als unumgängliches Erforderniß eines Kunſtwerkes galt, ja es wird ihm wenig darauf ankommen, ob man ſeinen Roman ein Kunſtwerk in dem alten Sinne nenne; der patrietiſche, alſo didaktiſche Zweck ſteht ihm am höchſten, es war ihm ein lebhaftes Bedürfniß, durch eine Reihe von Perſönlichkeiten die kämpfenden Anſichten und Stimmungen jener Zeit zu veranſchaulichen, bei denen oft die Anwendung auf die Parteiungen der Gegenwart nahe gelegt iſt. Er fordert für dieſe Art des Schaffens, für eine bis in die Einzelheiten genaue Darſtellung wirklicher politiſcher Verhältniſſe in poetiſcher Verkleidung, von ſeinem Leſer Berechtigung. Das ungefähr iſt der Sinn deſſen, was der Verfaſſer in dem Roman ſelbſt für ſeine Darſtellung anführt.

Jede Abweichung von dem bisherigen Brauch der Compoſition in hiſtoriſchen Romanen ſoll dem Verfaſſer geſtattet ſein, wenn es ihm gelingt, für die Nichtbeobachtung alter Kunſtgeſetze durch Erreichung neuer, größerer, kunſtgemäßer Wirkungen zu entſchädigen. Ja, wenn er bei ſeiner Methode der Darſtellung nur durchſetzt, uns ein durchweg feſſelndes, bis zum Ende intereſſantes Buch zu ſchreiben, ſo wollen wir ihm ſeiner patriotiſchen Geſinnung wegen zuſtimmen und ihm helfen, der alten pedantiſchen Theorie einen Scheiterhaufen zu errichten.

Allein das hat er nicht erreicht, und wir ſind in der Lage, die Compoſitionsgeſetze des hiſtoriſchen Romans, wie ſie namentlich durch Walter Scott in einzelnen Fällen ſo bedeutend angewandt worden ſind, gegen den Dichter ſelbſt vertreten zu müſſen. Nicht weil dieſe Geſetze herkömmlich, nicht weil ſie durch ein äſthetiſches Syſtem geheiligt ſind, ſondern nur deswegen, weil ſie nothwendig ſind, dem behandelten Stoff bei dem Leſer Wirkung zu ſichern, d. h. den Roman als Ganzes dem gebildeten Urtheil gefallen zu machen. Bei einer Anzahl dieſer Compoſitionsgeſetze iſt ihre ewige Nothwendigkeit nicht ſchwer einzuſehen, wir verweilen hier nur bei den wichtigſten.

Zunächſt ſei an allgemein Bekanntes erinnert. Wir fordern vom Roman, daß er eine Begebenheit erzähle, welche, in allen ihren Theilen verſtändlich, durch den innern Zuſammenhang ihrer Theile als eine abgeſchloſſene Einheit erſcheint. Dieſe innere Einheit, der Zuſammenhang der Begebenheit in dem Roman muß ſich entwickeln aus den dargeſtellten Perſönlichkeiten und dem logiſchen Zwange der zu Grunde liegenden Verhältniſſe.

Dadurch entſteht dem Leſer das behagliche Gefühl der Sicherheit und Freiheit, er wird in eine kleine freie Welt verſetzt, in welcher er den vernünftigen Zuſammenhang der Ereigniſſe vollſtändig überſieht, in welchem ſein Gefühl für Recht und Unrecht nicht verletzt, er zum Vertrauten ſtarker, idealer Empfindungen gemacht wird. Wenn nun aber dieſer innere Zuſammenhang dadurch geſtört wird, daß der ganze ungeheure Verlauf des wirklichen Lebens, die ungelöſten Gegenſätze, die Spiele des Zufalls, welche die Einzelheiten der wirklichen Ereigniſſe und der Geſchichte bei kurz abgeriſſener Behandlung darbieten, mit hereingetragen werden in den Bau des Romans, ſo geht dadurch dem Leſer das Gefühl des Vernünftigen und Zweckmäßigen bei den Begebenheiten in peinlicher Weiſe verloren. Dies Bedürfniß einer künſtleriſchen Compoſition, einer einheitlichen, abgeſchloſſenen Handlung tritt bei jedem Stoffe ein, welcher in romanhafter Weiſe erzählt wird. Bei jedem, wo ein Hintergrund kunſtvoll dargeſtellt iſt, wo Ton und Methode der Erzählung Neigung zu freiem Schaffen verrathen, wo Erfindung in Einzelzügen, in Perſpective der Haupt- und Nebenſachen ſichtbar wird, kurz überall, wo auch nur ein Theil der Erzählung die Geſetze, den Zwang und die Privilegien künſtleriſcher Darſtellung zeigt.

In dem neuen Roman von W. Alexis iſt der größte Theil ganz nach den Geſetzen des Romans eingerichtet. Die Anlage des frei erfundenen Theiles der Begebenheit iſt einfach und kunſtmäßig. Durch eine ausführliche Einleitung, welche den Hintergrund, charakteriſtiſche Momente, Landſchaft und Stimmungen darlegt und das Detail einiger Nebenfiguren in epiſcher Weiſe charakteriſirt, werden wir in das Leben einer Familie eingeführt, in welcher das Schickſal der Töchter durch ihre

Charaktere und vor allem durch die Perſönlichkeit ihres Vaters beſtimmt wird. Es ſind einfache Verhältniſſe, kein Ueberfluß an Perſonen, eine Begebenheit, welche vollſtändig geeignet iſt, ſich in ihrem Verlauf mit logiſcher Nothwendigkeit, überſichtlich und intereſſant abzurunden. Daß die Kämpfe und Leidenſchaften einer beſtimmten Zeit ſich in dem Schickſale der Familie abſpiegeln, wäre ebenfalls in der Ordnung.

Der Verfaſſer aber kommt im Verlauf des Romans dazu, die politiſchen Ereigniſſe als die Hauptſache zu behandeln und durch die Perſonen ſeines Romans, welche zum Theil erfunden, zum Theil geſchichtlich ſind, in Unterhaltungen auseinander zu ſetzen. Dadurch wird die freie epiſche Erfindung unterbrochen und in den Hintergrund gedrängt, ſie verliert ſich zuletzt faſt ganz in Darſtellung der geſchichtlichen Begebenheiten und in Ausmalung der Aufregungen, in welche die Helden des Romans durch das Unglück des Vaterlandes verſetzt werden. So kommt es, daß um das Ende des letzten Bandes die von dem Dichter erfundene Begebenheit noch durchaus nicht zum Ende geführt iſt, im Gegentheil recht mitten in einer Kriſis hängen bleibt. Der Dichter war genöthigt, um doch irgend einen Schluß zu finden, den weitern Verlauf in kurzen Strichen anzubeuten. Da aber nach der Anlage gerade der Kampf und die innere Verſöhnung der entgegengeſetzten Charaktere in die Zeit fallen mußten, welche in der Erzählung ganz übergangen iſt, ſo reicht dieſer Schluß durchaus nicht aus, den Leſer zufrieden zu ſtellen. Dagegen wird der Leſer große Theile der Erzählung ohne Verluſt entbehren. Die Zuſammenkünfte der Patrioten auf dem Schloſſe des Edelmanns, der Abgeſandte des Tugendbundes, der Reichsgraf, der begeiſterte Bonapartiſt und vollends der Freiherr von Stein, wirkliche Perſönlichkeiten, welche zum Theil dem Roman zu Liebe eine leichte Verhüllung über ihre hiſtoriſche Uniform geworfen haben, erſcheinen uns unnütz. Was Stein bei ſeinen wiederholten Beſuchen auf dem Schloſſe von Ilitz für Anſichten über die damalige Lage Preußens geäußert hat, wäre ſeinem Biographen und uns nur dann intereſſant, wenn er dieſe Aeußerungen daſelbſt wirklich gethan hätte, und wenn wir in der Stimmung wären, dies dem Verfaſſer zu glauben. Wo geſchichtliche Charaktere, wie z. B. Friedrich der Große in „Cabanis“ oder Cromwell in „Woodſtock“ auftreten, wollen ſie entweder als leichte Arabeske gehalten ſein und nur dazu dienen, den Hintergrund zu ſchmücken, oder ſie müſſen zweckvoll und ihrem geſchichtlichen Weſen entſprechend in den Gang des Romans eingreifen und als ein durchaus nothwendiger Theil der Begebenheiten erſcheinen. Beide Stellungen erſcheinen uns nicht paſſend für ſolche geſchichtliche Perſönlichkeiten, welche entweder noch am Leben ſind, oder unſerer Zeit ſo nahe ſtehn, daß es uns noch nicht möglich iſt, ihr Weſen in dem gebrochenen künſtlichen Licht zu vertragen, welches der Geiſt des erfindenden Dichters auf alle ſeine Geſtalten mit ſicherer Macht vertheilt. Unter allen Umſtänden aber möchte ein Auftreten geſchichtlicher Größen, welches ihnen nur erlaubt, ſich über ihre politiſchen Anſichten auszuſprechen, im Intereſſe des Leſers zu vermeiden ſein.

Auch die Charakterzeichnung des Romans hat Störungen durch die mangelhafte Compoſition erlitten. Alle Charaktere eines Romans haben bekanntlich die Eigenthümlichkeit, daß ſie fortwährend und mit ſtrenger Folgerichtigkeit geſchildert werden in ihrer Beziehung auf die Begebenheit, deren Theilnehmer ſie ſind. Sie ſind für den Zweck des Romans allein vorhanden, nur diejenigen Aeußerungen menſchlicher Individualität, welche mittelbar oder unmittelbar dazu dienen, die beſtimmte Handlung fortzuführen oder nach irgend einer Seite verſtändlich zu machen, dürfen in dem Roman in den Vordergrund treten. Die Charaktere müſſen deshalb von einfacher verſtändlicher Anlage ſein, in ihrem Handeln ſtets charakteriſtiſch und zweckvoll, ihre Intereſſen müſſen ganz zuſammenfallen mit den Intereſſen des Romans. Widerſprüche in ihrem Weſen, Lebensäußerungen, welche ſich aus der geſchilderten Anlage nicht erklären laſſen, dürfen, obgleich ſie ſich bei den Charakteren des wirklichen Lebens in großer Anzahl vorfinden, in dem Roman nur dann dargeſtellt werden, wenn ſie für die künſtleriſchen Zwecke deſſelben nothwendig ſind. In dieſem Fall wird freilich die Schilderung ſolcher inneren Gegenſätze einer Perſönlichkeit oft gerade das Schönſte und Reizendſte, was die Kunſt zu bilden vermag. Nur durch dieſe zweckvolle und planmäßige Charakteriſtik entſteht in den Perſonen eines Kunſtwerks der ſchöne Schein innerer Wahrheit. Dieſe Wahrheit müſſen wir lebhaft empfinden, um an die Perſonen glauben und uns für dieſelben intereſſiren zu können, und wir werden die Größe des Dichters im Charakteriſiren darnach ſchätzen, ob es ihm gelingt, die originelle Beſonderheit des Individuums durch wenige Striche allgemein verſtändlich und intereſſant zu machen, und ob er im Stande iſt, die beſtimmte Originalität in lebhafter Steigerung trotz der Veränderungen, welche der Verlauf der Begebenheiten in derſelben hervorbringt, als eine einheitliche erſcheinen zu laſſen. Wilibald Alexis iſt bei ſeinen Hauptfiguren darin nicht durchweg glücklich geweſen. Er war auch früher zuweilen in Gefahr, der Situation, einem Einfall zu Liebe, die innere Harmonie ſeiner Charaktere zu ſtören, vorzüglich dadurch, daß er einen Trieb hatte, dieſelben in jedem Moment ſo geiſtreich und bedeutend als irgend möglich ſich ausſprechen zu laſſen. Zu dieſen Uebelſtänden, welche bei dem vortrefflichen Dichter aus Einflüſſen der Schlegel-Tieck'ſchen Schule zu erklären ſind, kommt noch ein anderer ebenfalls für jene Schule bezeichnender, daß der logiſche Verlauf der Charakterzeichnung bei ihm zuweilen unterbrochen wird durch ein ſeltſames myſtiſches Moment, eine raffinirte Spitzfindigkeit, eine ſomnambule Handlung oder einen andern romantiſchen Einfall, welcher gerade ihm bei der realiſtiſchen und breiten Anlage ſeiner Charaktere gar nicht gut ſteht. So hat er im „falſchen Waldemar" der Selbſttäuſchung des Betrügers einen myſtiſchen Anſtrich und eine innere Berechtigung gegeben, welche den ſchönen Roman faſt verdirbt, den Leſer geradezu unheimlich berührt. So läßt er im vorliegenden Roman die geſunde Lieblingstochter des Hausherrn bei einem erſchütternden Ereigniß plötzlich in eine Art von magnetiſchem Halbſchlaf verfallen, in dem ſie ihre Liebe zu dem Candidaten verrathen muß. Dieſer Uebelſtand hat ſich in den letzten Romanen vergrößert, die Perſonen ſcheinen mehr dazu da, verſchiedene politiſche und ſociale Anſichten in gewählten Worten auszudrücken, als ſich conſequent in ihrem Thun und im Verlauf der Begebenheiten zu erweiſen. Faſt jede ſeiner Hauptfiguren zeigt Unklarheiten in ihrem Handeln und begeht Dinge, die nach den gegebenen Vorausſetzungen ihrer Perſönlichkeit nicht wahrſcheinlich ſind. Herr von Quarbitz z. B. ſoll der Repräſentant jener tüchtigen, charakterhaften Claſſe von alten märkiſchen Gutsherren ſein, welche jetzt von dem Dichter wohl mit Recht für ausgeſtorben gehalten wird, trotzig in ſeinen Standesvorurtheilen und dabei von ſehr warmem Gefühl, wahrhaft edel und vornehm in großen Dingen, ein wunderlicher Kauz in den kleinen Stimmungen des Tages. Iſt es möglich, daß ein ſolcher Mann das Liebſte, was er außer ſeinem Vaterlande hat, ſeine Familie, die Seelen ſeiner Töchter, einem fremden Candidaten, der den Tag vorher ins Haus gekommen iſt, in ſolcher Weiſe empfehlen kann, wie er Band 1 Seite 81 thut; einem jungen Mann, dem er bis dahin eine empörende Kälte und Nichtachtung gezeigt hat? Und iſt es möglich, eine Perſönlichkeit wie die ſeine als einen Romancharakter zu verſtehen, wenn als Beweggründe ſeines Handelns fortwährend zufällige Stimmungen, Launen und Vorurtheile auftreten? Er erſcheint uns allerdings als eine wunderliche Miſchung entgegengeſetzter Eigenſchaften: ſtaatsmänniſche Weisheit und großer Blick neben grillenhafter Beſchränktheit, aber dieſe Verbindung iſt nicht aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, iſt deshalb nicht verſtändlich und iſt zuletzt nicht viel mehr als ein Aggregat von Einfällen des Dichters. Noch weniger gelungen iſt der Candidat Mauritz, frommer Theologe, dann Mitglied des Tugendbundes, Liebhaber der Tochter des Edelmanns, bald ſein Vertrauter, bald ſchnöde von ihm behandelt, eine Figur ohne kräftiges, inneres Leben. Wie iſt es möglich, daß er, der doch ein feinfühlender braver Mann ſein ſoll, das Liebesverhältniß mit der Tochter in ſolcher Weiſe beginnt und fortſetzt? Wie iſt es möglich, daß er, nachdem der Vater ihn nach Entdeckung deſſelben tötlich beleidigt hat, noch lange Jahre in der Familie bleibt, und wie iſt es möglich, daß der Vater ſelbſt ihn darin duldet? Mißlungen iſt auch die Zeichnung des jüngern märkiſchen Gutsbeſitzers, welcher von jüdiſchem Herkommen und geadelt, um die wirthſchaftliche Tochter des Hauſes ohne Erfolg freit, auch ihm ſind verſchiedene Eigenſchaften wie gelegentlich zugewieſen, welche ſich ſchwer in dem Charakter einer Romanfigur vereinigen laſſen. Er iſt induſtrieller Landwirth mit plebejen merkantiliſchen Neigungen im Gegenſatz zu dem ariſtokratiſchen Hausherrn, und wieder einmal betrunkener tobſüchtiger Jäger, welcher in Rauſch und Wuth den Geliebten einer andern Tochter aus dem Buſch niederſchießt, und wieder ein feuriger und tapferer Freiwilliger in den Befreiungskriegen, der durch den rauhen Stolz des alten Edelmanns zuletzt bewogen wird, ſich mit Selbſtgefühl von der Tochter deſſelben zurückzuziehen; am Ende heiratet er eine geniale, etwas überſchwengliche Patriotin von hohem Adel. Der Leſer weiß auch aus dieſer Figur nichts zu machen, weil der Dichter ſelbſt den Charakter und ſeine Conſequenzen nicht deutlich genug empfunden hat. Eine große Anzahl von Unwahrſcheinlichkeiten kommt daher, daß der Dichter nicht Raum gehabt hat, die für Fortführung der Handlung nothwendigen charakteriſtiſchen Züge anzubringen, denn in den ſtattlichen drei Bänden nehmen, wie erwähnt, die Unterhaltungen über den Weltlauf einen unbilligen Theil der Zeilen in Anſpruch. Daher geſchieht es wohl auch, daß zuweilen das Ungeheuerſte in und mit der Familie gethan und nur mit wenig Worten abgefertigt wird, z. B. als die Franzoſen den Neffen des Hauſes vor den Fenſtern erſchießen. — Gut gezeichnet ſind, außer einer Anzahl Nebenfiguren, der Vetter von Quilitz, die Hausfrau, die verſtändige Tochter, alle die Geſtalten, welche der Verfaſſer mit wenig Strichen gezeichnet hat.

Häufig war die Anlage ſeiner Charaktere ſchöner, geſünder und ſtärker, als die Ausführung. Denn da, wo der Verfaſſer bis ins Einzelne fein ausführen ſoll, ſind ihm romantiſche, abenteuerliche Situationen, ſcharfe Gegenſätze und andere Reizmittel der Phantaſie Hilfsmittel, um mit der Lebhaftigkeit und dem Detail zu empfinden, welche für anſchauliche Darſtellung nöthig ſind. Er iſt daher oft geneigt, ſeine Helden in die wunderlichſten Situationen zu verſetzen und man kann daher auch bei ſeinen ſcharf gezeichneten Charakteren, bei ſeinen ſchönſten Strichen die leiſe Furcht nicht loswerden, es könne dem Dichter plötzlich einfallen, ſeine Figuren auf den Kopf zu ſtellen. Aehnliches thut z. B. der franzöſiſche Oberſt, der frühere Kunſtreiter, ſehr unerwartet im Walde bei Nauen.

So können wir dem Dichter die Berechtigung nicht einräumen, welche er für ein Werk, das mit Hilfe freier Erfindung eine große Zeit charakteriſiren ſoll, in Anſpruch nimmt. Seine Erzählung iſt unvollſtändig, ſeine Charaktere ſind weniger ausgeführt, zum Theil ſchattenhaft gehalten, die künſtleriſche Erfindung hat ſichtlich darunter gelitten, weil ſeinem patriotiſchen Herzen wünſchenswerth erſchien, die Politik der preußiſchen Parteien und ihre Gegenſätze zur Hauptſache der Darſtellung zu machen. Da nun aber auch die Schilderung der politiſchen Kämpfe und Stimmungen ihrerſeits unvollſtändig und vielfach durch das romanhafte Element beſchränkt und abgeändert erſcheint, ſo möchte auch dieſer Theil ſeines Plans nicht ſo glücklich ausgeführt ſein, als wir, politiſche Freunde des Verfaſſers und Bewunderer ſeines Talents, wünſchen. Es wäre eine große Aufgabe, preußiſchen Sinn darzuſtellen, wie ſich dieſer in den Einzelnen ſeit Friedrich dem Großen entwickelt hat, wie er von ſchwacher und irregeleiteter Regierung durch viele Jahre nicht verſtanden und falſch behandelt wurde, wie er endlich in den Freiheitskriegen mit unwiderſtehlicher Kraft faſt über das Wollen der Regierung durchbrach und den Staat wiederherſtellte, um nach dieſer großen Action von neuem beargwöhnt, eingeengt und mißverſtanden zu werden. Aber die Form des Romans oder einer andern freien künſtleriſchen Compoſition iſt für einen ſolchen Stoff nicht geeignet, denn die erſte Vorausſetzung für eine gedeihliche Behandlung deſſelben iſt nicht künſtleriſche Wahrheit, ſondern hiſtoriſche Wahrhaftigkeit. Sehr iſt es zu bedauern, daß Preußen noch keinen Hiſtoriker gefunden hat, der es verſtanden hätte, in ſolcher Weiſe unparteiiſch und mit großem Sinn einen langen und imponirenden geſchichtlichen Verlauf volksthümlich zu machen.

Was unterdeß W. Alexis verſucht hat, das konnte der Künſtlerhand nur unvollſtändig gelingen. Von der Kritik mußte um ſo mehr auf das Ungenügende und Bedenkliche ſolcher Darſtellung hingewieſen werden, da nicht im Roman allein, ſondern faſt in allen andern Künſten, in der Malerei wie in der Muſik, das Beſtreben ſichtbar wird, die Grenzen zu überſchreiten, welche den einzelnen Künſten durch die Unſterblichen geſteckt wird. Wenn wir aber unſerer Pflicht gemäß den Standpunkt der Kunſt gegen den Dichter ſelbſt zu vertreten ſuchten, ſo wollen wir zum Schluß auch nicht verbergen, daß wir wünſchen und hoffen, ſein Werk werde doch Viele finden, welche den treuen Sinn, mit welchem daſſelbe unternommen wurde, zu ehren wiſſen.

Ein Weihnachtsgruß für Wilibald Alexis.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 51 u. 52.)

Auf den Ackerbeeten der Mark Brandenburg liegt der Schnee und wo der Südwind ihn geſchmolzen, ragen mißfarbig erfrorene Halme empor. Schnee umſäumt die Straßen mit weißem Bande und hängt in runden Ballen um die Gipfel der Föhren. Der Landwirth ſieht über ſich den waſſergrauen Himmel dunkel umſäumt, wie eine rauchgeſchwärzte Glasglocke; er überſchaut ein ſtilles Land, dem jede bunte Farbe fehlt, und er wundert ſich vielleicht, wie ſchnell der Winter das ganze reiche Culturleben, das die Menſchen über Sand und Haide ſchufen, verdeckt hat. Der Mann ſelbſt aber iſt fröhlich ausgegangen, den ſchönſten Weihnachtsbaum aus ſeinem Holze zu wählen, denn dieſe Weihnacht iſt dem Märker ein hohes Feſt. Gerade jetzt denkt er mit Selbſtgefühl an allen großen Gewinn, den ſein Volk ſeit dem letzten bangen Chriſtfeſt im fremden Lande und in der Heimat erworben hat. Alle Deutſche hängen diesmal mit beſondern Gedanken die bunten Lichter um das Immergrün, keiner mit gerechterem Stolz als der Märker. Seine Heimat iſt das Mutterland des neuen Reiches geworden, welches jetzt ſeine erſte Weihnacht erlebt. Die Fauſt und das Blut ſeiner Ahnen haben zuerſt die Macht der Hohenzollern gefeſtigt, das harte, knorrige, geſcheidte Geſchlecht der alten Coloniſten von Havel und Spree hat ſeit dem Ende des Mittelalters durch jedes Jahrhundert ſchwere Kriegsarbeit gethan und geduldet, zuerſt oft gegen ſeine Dynaſten, dann für ſeine Landesherren. Auch im letzten Kriege haben die Märker mit ihrem Blute reichlich die Ehre bezahlt, das Stammvolk des deutſchen Kaiſergeſchlechtes zu ſein.

Aber während die Lebenden ſich in mannhaftem Stolz der erkämpften Größe freuen und dabei vergangener Leiden gedenken, iſt Einer ſtill von uns geſchieden, der ſo ſchön und warm wie kein Anderer die Eigenart des märkiſchen Volkes und Landes in der Seele getragen und den Zeitgenoſſen geſchildert hat. Wilibald Alexis war einer von den Guten; in trüben, thatenarmen Jahrzehnten Preußens hat er die Empfindung der Landsleute warm verhalten, indem er ihnen von ihrem Ackergrund und den vergangenen Menſchen darauf, vom Kampf und der Tüchtigkeit ihrer Vorfahren erzählte. Er war es, der im tiefen Dichtergemüth die Natur der norddeutſchen Ebene und der deutſchen Coloniſten aus jedem der letzten fünf Jahrhunderte poetiſch zu verklären wußte. Seine Feder ſchilderte die Kieferhaide und die Sandſteppe, das braune Moor und die hohen Ränder des dunklen Landſees belebt durch die harten Geſtalten der Lebensbewohner, durch die trotzigen räuberiſchen Junker, wie ſie im Buſch lauerten und über die Haide ritten, durch die eigenſinnigen Vertreter einer tüchtigen Bürgerkraft und die gewaltthätigen Politiker aus den großen Herrengeſchlechtern. In ſo warmen Farben und mit ſo ſcharfen Umriſſen malte er ſeine Bilder, daß die alten Geſellen wie leibhaftig vor uns wandeln, umfloſſen von Sonne und Luft der Mark, von dem Harzgeruch des heißen Kieferwaldes und von dem wilden Eisſturm, der dort im Winter über das Flachland fährt. Er beſchrieb als ein echter Dichter, was ihm durch eigenthümliches Leben lieb geworden war und geeignet zur Verklärung durch die Kunſt, ſeine Heimat und das Volk darin, wie ſie in Wahrheit waren, eckig, derb, baar der zierlichen Anmuth, aber dauerhaft, thatkräftig, hart und durch eine ſtille überlegene Laune doch Gunſt gewinnend. Aber der Dichter fühlte ſich dabei immer als Patriot. Seinen Zeitgenoſſen wollte er ihre Stadt, ihre Natur, den langen Weg, auf dem ihre Ahnen heraufgekommen waren, lieb machen, und immer drängte ihn zu zeigen, wie eiſenfeſt der Märker mit ſeinem Fürſtengeſchlecht verbunden iſt durch Opfer, Leiden und Siege Beider und wie großartig die märkiſche Treue aus dem Zwiſt und den ſcharfen Gegenſätzen des Mittelalters herausgewachſen iſt. Das iſt der edelſte Beruf des Dichters, freier zu machen, reicher und ſicher, indem er die Menſchen uns werthvoll zeigt, für ihre Beſchränktheit ein fröhliches Lächeln, für ihre Tugenden warmes Gefühl aufweiſt. Immer war er in dieſem Sinne ein ehrlicher Dichter und ein guter warmherziger Mann.

Er war nicht in der Mark geboren. Daß er aus Schleſien kam, half ihm wahrſcheinlich, das Fremdartige und Charakteriſtiſche der Mark lebhafter zu empfinden. Seine Poeſie wurde durch zwei ſcharf abſtechende Richtungen gezogen. Von Berlin wirkten die Romantiker und ihr Nachwuchs, die ſchrullenhafte Genialität Arnims und die Geſpenſtereffecte Hoffmanns, aus der Fremde die behagliche geſunde Kraft des größten engliſchen Romandichters auf ſein Dichterſchaffen. Seine gute Art und ein kräftiger Verſtand machten ihn allmählich frei von jenem unheimlichen Gelüſt der Romantiker, den vernünftigen Zuſammenhang der Erzählung durch Eintragen eines ſpukhaften Schauers, die Wahrheit realiſtiſcher Darſtellung durch Einführung phantaſtiſcher Schnörkel zu zerbrechen. Und es iſt ſehr merkwürdig, daß ihm ſpäter nur da, wo ſeine geſunde Kraft einmal ermattete, die Geſpenſter der alten Romantik durch die Erfindung huſchten. Was ihn aber aus der Dichterkrankheit ſeiner Jugend erhob, war ſeine Liebe zum Vaterlande, die Achtung vor der Tüchtigkeit ſeines Volkes, der feſte Glaube an die hohe Beſtimmung der Hohenzollern und ihres Staates. Es war der Patriotismus eines Mannes, der auch dem Fürſten gegenüber feſt auf ſeinem Recht ſteht, und einer Herrnlaune trotzig zu widerſtehen weiß, ein echt märkiſcher Patriotismus, der ſich Charaktere ſucht wie den Bürgermeiſter Johannes Rathenow, jenen Waldeck des mittelalterlichen Berlins.

Achtzehn Jahre alt war der Dichter zum letzten Feldzug der Freiheitskriege als Freiwilliger eingetreten, im Jahr 1871 drangen, als letztes großes Ereigniß ſeines Lebens noch die

Siegesbotſchaften unſerer Heere, die Kunde von dem neugefeſtigten Reich deutſcher Nation, durch den dunklen Flor, den mehrjähriges Leiden ihm um Haupt und Sinne gelegt. War es eine Rache für alte wüſte Dichterträume, daß der geſpenſtige Unſinn, mit dem er als Dichter in der Jugend geſpielt, zuletzt die Krallenhände nach ſeinem eigenen Haupt ausſtreckte? Aber die lange traurige Krankheit mochte ihm zwar Rede und Gedanken lähmen, ſie vermochte doch nicht die herzliche Empfindung zu verderben für ſein Vaterland und für die treue Hausfrau, welche ihm zuletzt faſt allein die Ereigniſſe zu deuten wußte. Er ſtarb mit dem Bewußtſein, daß zur That geworden ſei, wofür auch er geſorgt, gearbeitet, gelebt.

Wenn im letzten Feldzug die preußiſchen Bataillone eine patriotiſche Kundgebung ihrer Gefühle erſtrebten, ſangen ſie die Wacht am Rhein, ihr vornehmes Lied; wenn ſie aber im Soldatenbehagen lagerten, dann klang unter andern Volksweiſen herzhaft das Lied des Dichters: „Fridericus Rex, unſer König und Herr, der rief ſeine Soldaten alleſammt ins Gewehr“ und dabei wurden unſere tapfern Knaben luſtig. Viele Bilder aus den Romanen des Dichters ſind in die Phantaſie der Zeitgenoſſen übergegangen: Buſchreiter und Zünftler, wendiſche Leibeigene und die feinen Leute der franzöſiſchen Colonie von Berlin, der heiße endloſe Sandweg durch die Haide und der märkiſche Edelhof am waldumſäumten Teich. Und wenn jetzt der Hausvater den „Roland von Berlin“ oder den „Cabanis“ auf den Weihnachtstiſch ſeiner Söhne legt, dann möge er ſein junges Geſchlecht daran erinnern, daß der Dichter auch ein wackerer Mann war, rechtſchaffen im Leben, ehrlich in ſeiner Kunſt, und daß er in ſeinen Geſchichten aus ſehr alter Zeit immer mit heimlichem Lächeln die Größe und den Ruhm ſeines Preußenſtaates vorhergeſagt hat, und der Vater ſoll die Söhne auffordern, daß ſie dieſe Weiſſagung hinter den Zeilen leſen und dafür leben, ſie als wahr zu erweiſen. Von jedem märkiſchen Chriſtbaum möchten wir auf ſeine letzte Ruheſtätte ein immergrünes Reis ſenden. Und wir hoffen, einſt kommt die Zeit, wo aus allen ſeinen Romanen die unübertrefflichen Bilder von der alten märkiſchen Landſchaft und den Leuten darin zu einem echten Volksbuch zuſammengeſtellt werden.

Fritz Reuter.

Dörchläuchting. Novelle.

(Grenzboten 1866, Nr. 36.)

Wieder hat der volksthümlichſte Dichter des nördlichen Deutſchlands dem Leſer ſein Jahresgeſchenk gemacht, und die neue Novelle erweiſt alle Vorzüge ſeines Talents in ebenſo heiterer Fülle, wie nur eine ſeiner frühern Poeſien. Es ſind wieder Zuſtände und Perſonen aus ſeiner engern Heimat Mecklenburg, diesmal der anſehnlichen Stadt Neubrandenburg und den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts entnommen. Die Novelle erhält dadurch ein gewiſſes hiſtoriſches Koſtüm, und dieſer Zuſatz in der Färbung der Charaktere und des Tons gibt ihr eine epiſche Ruhe und der Laune des Dichters eine Haltung, welche dem Referenten den anmuthigen Eindruck geſteigert hat, und welche nicht einmal von den Leſern, welche vor allem Späße ſuchen, als eine Verminderung der luſtigen Wirkung aufgefaßt werden darf.

Die Art, wie Fritz Reuter das Kleinleben einer norddeutſchen Stadt in enger und armer Zeit ſchildert, iſt wahrhaft herzerfreuend. Ein reiches Dichtergemüth, ein Herz voll Liebe zur Menſchheit, die heitere und freie Auffaſſung aller irdiſchen Verhältniſſe geben den unübertrefflichen Einzelzügen ſeiner humoriſtiſchen Darſtellung in dieſem Werk faſt überall die gleichmäßige poetiſche Verklärung, welche ein Kunſtwerk nicht entbehren darf. Mittelpunkt der Erzählung iſt das Verhältniß des wackern Conrectors und Organiſten Aepinus, eines tapfern Fünfzigers, zu ſeiner Wirthſchafterin, der Jungfer Dorothea Holze. Die Sonne der Novelle, welche Glanz und Leben auf die Umgebung ausſtrahlt, iſt der Charakter dieſes energiſchen, verſtändigen, einfachen und gemüthvollen Bürgermädchens; ſie ſieht zuletzt den geheimen Wunſch ihres Herzens erfüllt und ſich zur Frau Conrectorin befördert. Dies Seelenverhältniß zweier tüchtiger Menſchen, welche nicht mehr in grüner Jugend ſtehen, iſt mit einer Innigkeit, Zartheit und edler Reinheit behandelt, welche der höchſten Bewunderung werth ſind. Der Dichter weiß zu machen, daß man das Drollige und Beſchränkte ſeiner Menſchen in demſelben Augenblick mit heiterem Lächeln empfindet, wo man ſich ihres tiefen Inhalts und ihrer tüchtigen Kraft mit Sympathie, ja mit Rührung bewußt wird. Auch der Kreis von Geſtalten, in denen ſie ſich bewegen, umfaßt eine ganze Anzahl von originellen Charakteren, vor andern ausgezeichnet die meiſterhafte Geſtalt der Bäckerin Schulze und ihres Mannes und die jüngere Schweſter der Heldin.

In der humoriſtiſchen Darſtellung Reuters ſtehen ſelbſtverſtändlich die reich ausgeführten Situationen oben an. Das Behagen, womit er die Menſchen in ihnen geſellt, der launige Ton der Erzählung, der Reichthum an charakteriſtiſchen Zügen und die ſchlagende Wahrheit derſelben, das alles ſind Vorzüge einer ſtarken und gereiften Dichterkraft, nicht nur natürlicher Begabung, auch einer Kunſt, welche äſthetiſche Wirkungen ſehr gut verſteht und an der richtigen Stelle hervorzubringen weiß.

Bei jeder humoriſtiſchen Schilderung, welche, wie deutſche Weiſe iſt, die Geheimniſſe des menſchlichen Gemüthes in breit geſchilderten Situationen darlegt, iſt der Zuſammenhang der Handlung, die Verknüpfung der einzelnen Momente, Bau und Führung der Ereigniſſe in Gefahr locker zu werden. Was andern Dichtern für ihre künſtleriſchen Wirkungen obenan ſtehen muß, behandelt der Humoriſt gern obenhin, als einen

Bedarf ſeines Kunſtwerks von untergeordneter Bedeutung; die Verſuchung, durch Epiſoden zu wirken, beſtimmt ihn zu ungleichmäßiger Ausführung der zu dem Zuſammenhange nothwendigen Momente, auch um die Steigerung ſeiner Wirkungen im weiteren Verlauf der Handlung iſt er wahrſcheinlich wenig bemüht; was er gibt, wird ſich oft einem Schmuck vergleichen laſſen, in welchem eine Anzahl ſchön geſchnittener Steine ohne ſonderliche Kunſt aneinandergereiht ſind. Reuter allerdings iſt auch in ſeinen kleinern Erzählungen ſich wohl des Werthes bewußt, welchen die Compoſition für die Geſammtwirkung hat, und er verſteht ganz genau, worauf es hierbei ankommt. Nur zuweilen macht er ſich die Sache ein wenig leichter, als recht iſt, auch er widerſteht nicht immer der Verſuchung, dankbare Epiſoden lang zu machen, und beeinträchtigt ſich dadurch das Verhältniß der Theile, ein ander Mal bindet er die einzelnen Theile zu ſorglos in einen Knoten. Auch in dieſer Novelle ſieht man dem letzten Schluß an, daß er gemacht iſt. Durchaus nicht in der Hauptſache. Das innere Verhältniß der Heldin und ihres Conrectors iſt ſehr ſchön zu künſtleriſchem Abſchluß gebracht, aber was darauf folgt, das Eintreten des Herzogs von Schwerin als eines ausgleichenden und ſegenſpendenden Genius, ſteht nicht ganz auf der Höhe des Vorhergehenden.

Und noch eine zweite Eigenthümlichkeit verringert ihm in einzelnen — nicht häufigen — Fällen die künſtleriſche Wirkung. Seine ſchöne Dichterkraft entwickelte ſich zuerſt an der Schnurre und luſtigen Anekdote. Es iſt natürlich, daß ihm die Vorliebe dafür geblieben iſt, und es begegnet ihm wohl noch einmal, daß er dieſer Freude an ſchnurrigen Geſchichten nicht widerſtehen kann, auch da, wo ſie Charaktere und Handlung nicht fordern. Dann ſpringt ſeine wohlgehaltene, ſichere und merkwürdig wahr empfundene Charakteriſtik ſogar in die Carricatur über.

Um Alles zu ſagen, was ein ehrlicher Kritiker ihm gegenüber auf dem Herzen hat, in der vorliegenden Novelle ſind, außer im Schluß, auch im Anfang einige kleine Flüchtigkeiten; im erſten Kapitel tritt Prinzeß Chriſtel als eine furchtſame Dame auf, welche in ganz ähnlicher Weiſe wie ihr durchlauchtigſter Bruder verkommen iſt. In einem der nächſten Kapitel erfährt man beiläufig mit Erſtaunen, daß ſie viel ſtarken Wein trinkt, in Stiefeln geht, den Cicero lieſt und eine recht geſcheidte Perſon iſt; im weiteren Verlauf der Erzählung kommt ſie kaum noch vor. Bei einigen ähnlichen Unregelmäßigkeiten des Hofes von Neuſtrelitz erklären wir unſer Urtheil bereitwillig für unzulänglich und unterdrücken den leiſen Zweifel, ob ſich Kammerdiener Rand jemals in Gegenwart ſeiner hohen Herrſchaften auf einem hochfürſtlichen Seſſel zur Berathung niedergelaſſen hat, ob die gelbe Kammerjungfer, während ſie im Dienſt ſtand, wirklich in einem andern Logis gewohnt haben kann, als ihre Prinzeſſin, und ob es möglich war, daß im Audienzzimmer von Neubrandenburg die Braut- und Ehepaare der Novelle unter Beiſtand der Durchlaucht von Schwerin ſo unbefangen aus und ein fliegen und ſich behabten wie Taubenpärchen in ihrem Schlage.

Wenn aber in dieſen unweſentlichen Fällen das hiſtoriſche Koſtüm auch mit zu freiem Schalten behandelt ſein ſollte, in der Hauptſache iſt es überall vortrefflich feſtgehalten. Das kleine, kümmerliche und gedrückte Leben der armen Bürger nach dem ſiebenjährigen Kriege und dabei die unverwüſtliche Kraft und Tüchtigkeit norddeutſcher Natur ſind ſo ſchön und wahr, in ſo poetiſchen Farben geſchildert, daß das Ganze dem Leſer das Herz warm und weit macht.

Und darin liegt ein beſonderer Werth und Segen der Erzählungen von Fritz Reuter. Man kann die Bedeutung derſelben als Volkslectüre, was ſie im beſten Sinne des Wortes ſind, nicht hoch genug anſchlagen. Faſt zum erſten Male erblickt auch der kleine Mann in Norddeutſchland ſein bürgerliches Leben, ſeine Zuſtände, ſein Fühlen, ſeinen Charakter in dem Glanze einer echt poetiſchen Darſtellung. In dem Bilde wird er ſich ſeines Werthes bewußt, in den vertrauten Lauten der niederdeutſchen Sprache findet er, was in ihm ſelbſt ſchön und gut, wunderlich und beſchränkt iſt, von einem fröhlich lachenden Freunde berichtet. Was in ihm als ſtille Empfindung lag, hat auf einmal reichen Ausdruck gewonnen, ſein Urtheil über ſich ſelbſt und die Menſchen, welche ihn umgeben, wird plötzlich freier und ſicherer. Das iſt der Werth aller epiſchen Poeſie, welche auf wirklichem Volksleben ruht, und die Griechen wußten das wohl, wenn ſie die Gedichte des Homer als ihr edelſtes Bildungsmittel hochhielten. In unſerer Zeit wird ein großer Strom ſehr mannigfaltiger Bildungselemente in das Volk geleitet, vom Prediger auf der Kanzel bis zu den volksthümlichen Schriftſtellern der Naturwiſſenſchaft ſind Tauſende bemüht, dem Volk Verſtändniß ſeines Lebens zu geben. Aber man darf zweifeln, ob irgendeine einzelne dieſer vielfachen Thätigkeiten ſo humaniſirend auf die Niederdeutſchen wirkt, als die beſcheidenen Geſchichten, welche unter dem Namen „Olle Kamellen“ Hausbuch der meiſten Bürgerfamilien im Norden des Harz, und liebe Gäſte in ſehr vielen Häuſern bis zum Main hinauf geworden ſind.

Ein Nachruf für Fritz Reuter.

(Im Neuen Reich 1874, Nr. 30.)

Er lag in ſeinem Sarge zwiſchen Blumen und aufgeſchichteten Kränzen, ſanft berührt von der Hand des Todes, das Antlitz etwas bleicher als ſonſt, die mannhaften Züge wie verklärt. Und wer aus dem ſtattlichen Hauſe, das er ſich am Fuße der Wartburg gebaut hatte, herabſah auf den reichen Blüthenflor der nächſten Umgebung, in das kleine ſonnige Thal unter dem Hauſe und ringsum in die lachende Landſchaft, der merkte, daß die Natur ihre heiterſten Farben um den Verſtorbenen vereinigt hatte, als wollte ſie verkünden, daß der Tod eines Mannes, der dazu auserwählt iſt, unvergänglich unter uns zu leben, mehr Erhebung als bitteren Schmerz bereitet. Und wer am Tage der Beſtattung von dem Wohnhaus des Dichters nach der Wartburg hinüberblickte, nach den Thürmen und Mauern, die hoch gegen den blauen Himmel ragten, dem durfte wohl einfallen, daß vor 660 Jahren ein anderer großer Dichter dort ein- und ausgegangen war, der ſich vergeblich ein Heimweſen im Schatten der Fürſtenburg erſehnt hatte. Es liegt eine lange Zeit deutſcher Geſchichte zwiſchen Walther von der Vogelweide und Fritz Reuter, zwiſchen dem ritterlichen Minneſänger, der in kunſtvollen Verſen die ſchwäbiſche Mundart zu einer Schriftſprache von hoher Schönheit ausbilden half und zwiſchen dem bürgerlichen Niederdeutſchen, der die Dialektklänge ſeiner Heimat zu herzerfreuender Poeſie verwerthete. Aber wie verſchieden die Gattung der Poeſie und wie verſchieden die Kunſtmittel ſind, mit denen die beiden Dichter ſchufen, gemeinſam iſt Beiden, daß ſie ihrem Volke den beſten Gewinn der ſchönen Kunſt erwarben, denn Beide haben den idealen Bedürfniſſen ihrer Zeit reichen und vollen Ausdruck gegeben. Und der Humoriſt der Gegenwart ſicher nicht weniger, als der lyriſche Dichter des 13. Jahrhunderts.

In Fritz Reuter hat die Nation wieder einen von den treuen Stimmführern verloren, welche in der engen Zeit vor 1848 zu Männern wurden, welche in hartem Kampf mit widerwärtigen Verhältniſſen ihre Kraft feſtigten und als Lieblinge und Vertraute des Volkes lebten, während Hader und Krieg um die politiſche Umgeſtaltung des Vaterlandes tobte. Dem Dichter wurde noch die hohe Freude, das große deutſche Reich, den Traum ſeiner Jugend, für den er ſchwer gelitten hatte, in kräftiger Geſtaltung zu ſehen, aber das Glück dieſer letzten Jahre erfuhr er, als ſein Haar gebleicht war, und der neue Glanz erhellte ihm nur wie ein Abendlicht die letzte Spanne ſeiner Erdenzeit. Er ſelbſt hat härter als die meiſten Andern dafür gebüßt, daß er in einer Zeit engherziger polizeilicher Bevormundung heraufwuchs, er wurde aus geebneter Lebensbahn geſchleudert; lange Jahre der Unſicherheit, der Entbehrung und eines gedrückten Daſeins bildeten in ihm ein Leiden aus, das er ſpäter nicht überwand. Aber wie oft er dadurch geſtört wurde, die unübertreffliche Friſche, Klarheit, Heiterkeit ſeines Geiſtes, ſeine warme Liebe zu den Menſchen und die wundervolle Laune, mit welcher er ſeine Umgebung betrachtete, konnten ihm durch keine trübe Erfahrung und durch keine Krankheit vermindert werden. Er ſtand unter uns als ein hochſinniger Mann, redlich, opferbereit, wahrhaft, von einer ſeltenen Reinheit des Gemüthes. Nicht Alle, welche mit fröhlichem Lachen ſeine Bücher leſen, wiſſen auch, daß er zugleich in vielen großen Dingen von gereiftem und ſicherem Urtheil war, ein warmherziger, aber auch ein beſonnener und ſcharfſichtiger Patriot; von einer guten Natur, welche den Inſtinkt für das Wahre und das Herz auf dem rechten Fleck hatte, aber auch mit einem vielbewanderten und durch Studien und Denken reichgebildeten Geiſte.

Auch als Dichter ſchuf er nicht wie ein Sorgloſer, der nur luſtigen Einfällen folgte, die gleich einem nicht zu erſchöpfenden Born in ſeiner Seele quollen. Er war Künſtler im beſten Sinne des Wortes; wenn er auch einmal einer luſtigen Schnurre allzu bereitwillig nachgab, er verſtand doch ſehr gut, wo und wie er die ſchönen Wirkungen zu vertheilen hatte, er erwog ernſthaft den Bau und die Compoſition ſeiner Erzählungen und war ſich auch, wie der Künſtler ſoll, ſeiner techniſchen Bildung bewußt. Und es war eine Freude ihm zuzuhören, wenn er einmal von der Arbeit an ſeinen Poeſien ſprach. Gerade daran muß hier erinnert werden, denn es fehlt nicht ganz an ungerechten Beurtheilern, welche in ſeinen Geſchichten nur eine Reihe zuſammengereihter drolliger Einfälle und Situationen ſehen. Dieſe mögen die techniſche Arbeit doch näher prüfen und ſie werden finden, daß er auch da, wo er ſich die Sache einmal leicht macht, nur als ein ſorgloſer Meiſter ſchafft und nicht als ein unbewanderter Naturaliſt. Ja, der Künſtlertact, mit welchem er ſeine Charaktere in Haupt- und Nebenfiguren abſtuft, die Färbung einer Geſtalt durch die abſtechende der andern ergänzt und hebt, iſt oft geradezu bewundernswerth, und ebenſo bewundernswerth iſt die ſichere Hand, mit welcher er jeden einzelnen Theilnehmer an ſeinen epiſchen Handlungen zu ſeinem Ziele führt.

Schnell freilich empfindet der Leſer den Zauber, welcher faſt alle Charaktere ſeiner Erzählungen umgibt. Auch dieſe Wirkung verdankt der Dichter zum Theil der kunſtvollen Weiſe, in welcher er idealiſirt, d. h. künſtleriſch zubereitet, denn jede ſeiner Geſtalten erſcheint wie aus der Wirklichkeit abgeſchrieben, und doch ſind ſie ſämmtlich Idealgebilde; in allen ſtrömt das Leben reich und voll und doch iſt jede ihrer Lebensäußerungen zweckbewußt nach der Geſammtidee der Erzählung gerichtet. Wenn ihm einmal begegnet, daß er in ſittlichem Eifer die Wirklichkeit copirt — Familie Pomuchelskopp — oder daß er lachend einer geſchichtlichen Anekdote folgt — die Durchlaucht von Strelitz — ſo ſtechen ſolche Geſtalten von den übrigen, welche völliger künſtleriſch gebildet ſind, ſo ſcharf ab, daß ſie als Carricaturen erſcheinen, was ſie in der That nicht ſind.

Freilich war er einer von den Glücklichen, bei denen der Leſer gern die Kunſt über dem ſtrotzenden Reichthum der Naturkraft vergißt. Faſt zahllos ſind die Charaktere aus dem Volke, die er dargeſtellt, und jeder mit einer Fülle von originalen Zügen ausgeſtattet, ganz unbegrenzt erſcheint ſein Reichthum an ernſten und komiſchen Situationen. Ihm war die ſchönſte Gottesgabe verliehen, der Humor. Ein echt deutſcher Humor, in welchem über der launigen Darſtellung menſchlicher Beſchränkung und Verkehrtheit überall die herzliche Liebe zu den Menſchen fühlbar wird, ein geſunder und kräftiger Humor, der auch da, wo er ans Poſſenhafte ſtreift, der Grazie nicht entbehrt und der uns immer die beglückende Empfindung zutheilt, daß es ein guter und lauterer Sinn iſt, welcher uns ſeine lichtvolle Auffaſſung des Lebens ſpendet.

Dem echten Dichter wird ein Glück zu Theil, mit dem ſonſt nur wenige Sterbliche begnadigt ſind, er lebt als Individualität auch nach dem Tode in ſeinem Volke fort, bildend, erhebend und neues Leben erziehend. Der beſte Theil ſeiner Seele und die Summe ſeiner Erdenarbeit dauern unverändert in ſeinen Werken. Und wieder ſehr wenigen Dichtern unſerer Nation iſt eine ſo wirkſame Unſterblichkeit beſchieden als gerade ihm. Denn er hat, während er unter uns weilte, durch ſeine Poeſie uns Allen das Herz erfreut, das Leben verſchönert. Auch den kleineren Kreiſen des Volkslebens, wo die Tage mit harter und ernſter Arbeit erfüllt ſind, und die Strahlen der Kunſt das Daſein ſonſt nur ſpärlich verſchönern, hat dieſer Dichter die Familie, das Hausweſen, die Arbeit verklärt wie kein anderer. Hunderttauſende haben durch ihn das Bewußtſein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Exiſtenz iſt, wie viel Wärme, Liebe und Poeſie auch in ihrem mühevollen Leben zu Tage kommt. Sie alle ſind durch ihn freier, reicher und glücklicher geworden. Und dieſes edle Amt eines Vertrauten und Lehrers, der durch herzgewinnendes Lachen ſtärker und beſſer macht, wird Fritz Reuter unter uns verwalten, ſolange die Klänge der niederdeutſchen Sprache dauern, ſolange unſer Volksthum etwas von der Kindlichkeit, von der treuherzigen Einfalt und Herzensgüte bewahrt, welche in den Gebilden des Dichters jetzt mit unwiderſtehlichem Reiz auf den Leſer wirken.

Neue epiſche Dichtungen auf dem deutſchen Büchermarkt.

(Grenzboten 1856, Nr. 8.)

Es iſt charakteriſtiſch für die veränderte Art, poetiſch zu empfinden, daß in den letzten Jahren die Zahl der lyriſchen Gedichte junger Talente auf unſerem Büchermarkt abgenommen hat und dagegen eine Zunahme kleiner epiſcher Dichtungen zu bemerken iſt. Während noch vor zehn Jahren der erſte Schritt, den ein Dichter in die Oeffentlichkeit that, kaum anders geſchehen konnte, als durch ein Heft Gedichte in Heine's oder im ſchwäbiſchen Ton, lockt jetzt vorzugsweiſe die glänzende Färbung, der längere Fluß und der, wenn auch lockere, doch mit einiger Berückſichtigung des geſunden Menſchenverſtandes zu ordnende Zuſammenhang einer epiſchen Begebenheit. Die Anſchauungen der Dichter fahren nicht mehr vorzugsweiſe auf den kurzen Wegen perſönlicher Empfindungen daher, ſondern ſie zeigen ſich in längerer Strömung, in geſtaltenreichem Erfinden. Inſofern ein Streben nach eigenartigem Bilden auch dieſer Richtung zu Grunde liegt, muß ſie mit Theilnahme verfolgt werden; nur iſt dabei ſelbſt für ein nennenswerthes Talent das Mißlingen viel bedenklicher, als bei kurzen Gedichten.

Zwar war es einer jungen Dichterſeele bei lyriſchen Gedichten ſehr ſchwer geworden, die eigne Empfindung originell darzuſtellen. Denn die Fülle von vorhandenen Formen, Stoffen, lyriſch zubereiteten Ideen, von Bildern und Pointen iſt gegenwärtig ſo groß, daß unſere Dichterſprache ganz damit geſättigt iſt, und dem neuen Dichter, ohne daß er es ahnt, ſich bereits in andern Gedichten vorhandene Rhythmen, Stoffe, Gedanken und Phraſen unterſchieben, ſo daß ſein Gedicht für den kühlen Leſer in der Regel nichts Anderes wird als die neue Variation eines bekannten Themas. Und obgleich der Zauber, welchen nach Schiller der Stil Uhlands und Heines ausübte, die Phantaſie der Schaffenden vorzugsweiſe in die Bahnen dieſer Dichter zog, ſo haben doch auch andere namhafte Talente der neuern Zeit, die ſelbſt zum großen Theil an Vorgänger ſich anlehnen, wie Lenau, Freiligrath, Herwegh, ähnliche übermächtige Einwirkung auf Einzelne ausgeübt, und es iſt intereſſant zu betrachten, wie die Fluth der lyriſchen Poeſie, ſeit Goethes Jugend aus wenigen ſtarken Quellen entſprungen, in die reihenweiſe hintereinander aufgeſtellten Schalen hinabfließt bis zur Gegenwart. Aus einer Schale in die andere, aus der ältern Dichterſeele in die jüngere, oft anders gefärbt, durch manchen neuen Zufluß bereichert, im Ganzen aber ſich immer mehr zertheilend bis zu feinem Staub und dem Rinnen einzelner Tropfen. Aber wie ſehr wir deshalb auch in den lyriſchen Dichtungen der jungen Generation die Urſprünglichkeit vermiſſen, es wäre doch noch möglich, in dem einzelnen Gedicht mit tadelloſer Form Artiges und Erfreuliches auszudrücken, und es iſt ſehr zu verwundern, daß unſere Lyrik, fünfzig Jahr nach Goethe, neben wenigen ſicheren, melodienreichen Talenten, wie Geibel, ſchon eine ſolche Maſſe unbehilflicher, ſchülerhafter und roher Verſuche zeigt.

Dagegen ſteht die epiſche Poeſie ganz anders. Auch wenn ſie ſich nicht die unlösbare Aufgabe ſtellt, breite Heldenſtoffe in der Art der großen epiſchen Dichtungen alter Zeit zu behandeln, kann ſie größere Bildung und Selbſtändigkeit der Dichter, eine durch künſtleriſche Technik geregelte Phantaſie, kurz ein ſtärkeres Talent nicht entbehren. Schon der Vers eines ſolchen Gedichts bietet erhebliche Schwierigkeiten. Unſere Sprache hat bis jetzt keine Versform, welche durch häufige und erfolgreiche Behandlung für epiſche Zwecke ſo ausgebildet wäre, daß ſie dem Schaffenden einen wirkſamen Ausdruck ſeiner Anſchauungen leicht machte. Was unſere Lyrik nach langer Blüthenzeit zu viel hat, Zurichtung und Vorbilder, das hat unſer Epos, welches ſolche Stützen vielleicht länger ertragen könnte, noch zu wenig. Weder der Hexameter von Hermann und Dorothea, noch die italieniſchen Stanzen der Ueberſetzer, noch die Nibelungenſtrophe in den kleinen Cabinetsſtücken von Uhland, noch irgend ein anderes ſtrophiſches Maß ſind nach den metriſchen Geſetzen unſerer Sprache überall praktiſch. Der Hexameter iſt einſt bei einem fremden Volk aus Klangverhältniſſen der Wortſilben entſtanden, die wir durch unſere Hebungen und Senkungen nur unvollſtändig nachahmen können, er macht, wenn ſeine Schulregeln ſtreng beobachtet werden, den Redegang unvermeidlich ſteif und geſchraubt und er wird durch den trochäiſchen Fall, den er im Deutſchen erhält, bei nachläſſiger Behandlung nur zu leicht einförmig. Es gehörte der feine Sprachſinn Goethes dazu, ihn mit Freiheit zu gebrauchen. Die italieniſchen Strophen ſind noch ſchlimmer; der ſtarke Versklang und die Reimfülle ſtören dem deutſchen Dichter die Individualiſirung und verführen zu Sentenzen und poetiſchen Phraſen. Der Nibelungenvers hat bei dem modernen Verhältniß der deutſchen Hoch- und Tiefbetonungen eine große Monotonie erhalten, die er im Mittelalter nicht hatte. Die Cäſur in der Mitte theilt ihn leicht in zwei klappernde Theile, und die Verbindung des Langverſes zu vierzeiliger Strophe vermehrt bei langathmigen Gedichten noch dieſe geräuſchvolle Eintönigkeit. Hier und da hat man eine freiere Behandlung deſſelben ohne Strophen in fortlaufendem Fluſſe verſucht, nicht ohne Glück. Immer aber bleibt ihm eine ſtarke, eigenthümliche Farbe, welche zu vielen Stoffen nicht paßt. Da nun die Wörter unſerer Sprache einen vorwiegend trochäiſchen Fall haben und längere trochäiſche Verſe deshalb nicht in feſtem Band zuſammenzuhalten ſind, ſondern unvermeidlich in Stücke auseinanderfallen, ſo bleibt zuletzt dem epiſchen Dichter kein anderes Maß übrig, welches einen bequemen Gebrauch verſtattet, als derſelbe Vers, den wir im Drama ausgebildet haben, der fünffüßige Jambus. Dieſer Vers, welcher zu dem gleichförmigen Fluß der deutſchen Wörter den entſprechenden Gegenſatz bildet, iſt allerdings der handlichſte. Er hat am wenigſten Farbe und läßt ſich wohl mit den durchſichtigen Laſuren der Malerei vergleichen, welche über jeden Farbenton des Stoffes gezogen werden können. Es ſind feine Wirkungen mit ihm hervorzubringen, aber er verlangt eine ſchöpferiſche Kraft, welche ihn geſchickt dem jedesmaligen Stoff anzupaſſen weiß. Auch bei ihm ſind für einen jungen Dichter Schwierigkeiten zu überwinden; zunächſt macht gerade ſein durchſichtiger, nie ſtark in das Ohr fallender Rhythmus eine große Herrſchaft über die Sprache nöthig. Gerade bei ihm iſt die Behandlung der Cäſuren, das Maß der rhythmiſchen Freiheiten, die Verwendung männlicher oder weiblicher Ausgänge und die Benutzung des Reims von großem Einfluß auf ſeinen Charakter, und jede Unbehilflichkeit des Dichters, die bei andern Verſen eher durch den Klang des Metrums und des Reims überdeckt wird, tritt an ihm unverhüllt zu Tage. Zweitens aber iſt dieſes Maß, wie geſchickt man es auch gebrauche, doch vorzugsweiſe zu ruhiger Erzählung und feiner Malerei mit kürzeren Strichen geeignet. Die Macht und Fülle langathmiger Erzählung vermag der jambiſche Fünffuß, der aus zwei für unſere Sprache kurzen Theilen beſteht, nicht leicht wiederzugeben.*)

So leiden unſere epiſchen Dichter an dem Umſtand, daß ſchon das Versmaß bei der gegenwärtigen Bildung unſerer Sprache für ſie beſondere Schwierigkeiten hat. Allerdings iſt die Wahl des Versmaßes nicht willkürlich, ja bei dem, welcher mit Beruf ſchafft, nicht einmal vorzugsweiſe das Ergebniß verſtändiger Ueberlegung, ſondern die Folge eines innern Dranges, welcher die Arbeit der Phantaſie in ein beſtimmtes Maß kleidet.

Größere Schwierigkeiten des epiſchen Schaffens in Verſen liegen im Inhalt des Gedichtes, ſowohl in der Erfindung und Compoſition der Erzählung ſelbſt, als in Ton und Farbe derſelben.

---

*) Von den Theilen, in welche der jambiſche Fünffuß durch die Cäſur zerfällt, iſt, im Durchſchnitt betrachtet, der erſte bei gehobener ſchmuckvoller Rede etwas kürzer, als die Mehrzahl der einfachen Satztheile, aus denen ſich die Sätze der deutſchen Rede zuſammenfügen, während der Nibelungenvers noch jetzt in Silbenzahl und rhythmiſchem Fall am beſten dem Gong der natürlichen Satztheile in der deutſchen Sprache entſpricht.

Das moderne Epos hat kein Gebiet von Stoffen, auf welches daſſelbe vorzugsweiſe angewieſen iſt, ja ihm fehlt gerade der Kreis, in welchem ſich die großen Epen früherer Zeit bewegt haben. Die Heldenſagen der Deutſchen und fremder Völker ſind für uns ſchon mehr oder weniger poetiſch zugerichtet, ihre Grundlage iſt eine Weltanſchauung und eine Stellung der Menſchen zueinander, welche wir nicht ohne Mühe verſtehen und in welche ſich eine ſtarke ſchöpferiſche Kraft nur mit Hinderniſſen und in der Regel mit Widerſtreben hineinarbeitet. Für die kunſtmäßige Darſtellung ſolcher Ereigniſſe aber, welche in unſerem Leben wurzeln, oder doch von uns modernen Menſchen in ihren innern Motiven und ihrem Zuſammenhange am leichteſten verſtanden werden können, hat ſich im Roman eine neue Form der Poeſie entwickelt, welche den Vers ganz entbehrt und welche ſich, gemäß unſerer Betrachtung menſchlicher Verhältniſſe, ähnlich zur Geſchichte und Biographie verhält, wie das Heldenepos zur ſagenhaften Ueberlieferung aus alter Zeit. Seit dieſe Gattung epiſcher Erzählung gefunden iſt, hat die proſaiſche Darſtellung das Recht, überall einzutreten, wo eine längere reichgegliederte Erzählung mit genauer Ausführung verſchiedener ſich durchkreuzender menſchlicher Intereſſen und eine beſondere Schilderung des menſchlichen Herzens, ſeiner Leidenſchaften und Verirrungen wirkſam werden ſoll, d. h. faſt überall, wo ein Stück unſeres modernen Lebens aus dem ungeheuren Zuſammenhange von Urſachen und Wirkungen herausgehoben und für die Kunſt verwerthet wird. Dem Epos in Verſen bleiben deshalb faſt nur kleinere Stoffe, in denen eine einheitliche Stimmung ſo mächtig hervortritt, daß ſie dem Dichter erlaubt, auch die Motive zu vereinfachen, den Fluß der Charaktere in ein geradliniges Bett zu leiten und der Sprache geſteigerten Ausdruck, Schwung und Klang des Verſes zu geben. Von Hermann und Dorothea bis zu Byrons Don Juan zeigen ſolche Stoffe Einfachheit und verhältnißmäßig geringen Umfang der erzählten Begebenheit. Aber auffallend iſt bei den meiſten dieſer Stoffe, daß auch ihre Darſtellung in Proſa, als Roman oder Novelle, an ſich nicht unmöglich geweſen wäre, ſo daß ihre Bildung in Versform nicht in der Art unbedingte Nothwendigkeit war, wie der Ausdruck einer muſikaliſchen Stimmung bei einem lyriſchen Gedicht oder der Wahnſinn Lears in dramatiſcher Darſtellung. Wie groß auch der Unterſchied in der Wirkung ſei, welcher immer noch zwiſchen Goethes Hermann und Dorothea und einer in Proſa geſchriebenen guten Novelle gleiches Inhalts ſtattfinden würde, es iſt kein Gattungsunterſchied, wie zwiſchen der Wirkung eines lyriſchen Gedichtes und eines Dramas, und es wird in dem erſten Stadium des poetiſchen Schaffens für die meiſten Dichter ſehr wohl möglich ſein, den epiſchen Stoff, für welchen ſie ſich erwärmt haben, auch in proſaiſcher Darſtellung kunſtmäßig herauszubilden. Deshalb fehlt der verſificirten Behandlung epiſcher Stoffe bei uns in vielen Fällen die Nothwendigkeit.

Ja, der Drang, einen epiſchen Stoff in Verſen nach den vorhandenen Muſtern zu behandeln, iſt in vielen Fällen ein unberechtigter. Nicht ſelten iſt es Trägheit der Phantaſie, oder gar Mangel an Begabung, was zum Verſe treibt Unter den epiſchen Gedichten der letzten Jahre ſind nicht wenige — es ſei hier nur Hans Haidekuckuck von Roquette erwähnt —, deren Stoff ſich viel beſſer für einen Roman geeignet hätte, wenn er in der Phantaſie der Dichter vollſtändig genug herausgearbeitet worden wäre.

Bei ihm und bei andern ſcheinen die Erzähler in dem Wahn befangen, daß eine gewiſſe ſchwungvolle Skizzirung einzelner Situationen und tönende Worte den Mangel an verſtändigem Zuſammenhang in der Begebenheit überdecken können. Die Begebenheit, welche im ernſten Epos erzählt wird, muß an ſich fähig ſein, in dem Leſenden Antheil an den Perſonen, durch welche ſie getragen wird, zu erwecken. Sie wird nicht nur einfach, ſondern auch in ihrem Verlaufe verſtändlich und folgerichtig ſein müſſen. Sie wird ferner, eben weil ſie von einfacher Anlage iſt, auch nach eigenthümlichen Geſetzen die Steigerung des Intereſſes einrichten. Durch den Kampf menſchlicher Leidenſchaften, den Gegenſatz der geſchilderten Verhältniſſe oder durch eine originelle Stimmung, welche der Dichter ſeiner Erzählung zu geben weiß, muß eine kräftige Spannung entſtehn. Dieſe Spannung wird ſich erhöhen müſſen, bis gegen das Ende, wo ſie in einer Kataſtrophe mit reicher Ausführung gelöſt wird, ſo daß die Grundſtimmung des ganzen Gedichtes wohlthuend zu Tage tritt. Ferner wird auch die Charakteriſtik der Menſchen, deren Schickſale erzählt werden, einfach in großen Zügen geſchehen müſſen, aber ſie ſoll deswegen nicht weniger wahr und anziehend ſein. Je weniger ins Einzelne gehend die Ausführung, deſto reiner müſſen die Umriſſe ſein. Die Helden dürfen nur das Nothwendige, ihrer einfachen Anlage Entſprechende ſagen und thun; jede Willkür des Dichters in Schilderung von unnöthigen Zügen, jeder fremdartige Zug, auch wenn er pſychologiſch erklärbar iſt, ſtört. Dieſe Geſetze ſcheinen einfach und ſelbſtverſtändlich, und doch iſt in den meiſten Gedichten, welche vorliegen, dagegen in auffallender Weiſe geſündigt. Der Vers iſt ein ſchlechter Ueberzug für eine Erzählung ohne Intereſſe, ohne Zuſammenhang und logiſche Folgerichtigkeit.

Wer in Verſen erzählt, wird auch in der Auswahl der charakteriſirenden Momente, durch welche er ſchildern oder ſtimmen will, große Sicherheit beſitzen müſſen, denn ihm ſtehen verhältnißmäßig weniger Momente zu Gebote, als dem Erzähler in Proſa. Ein einzelnes Bild muß oft die Stärke einer leidenſchaftlichen Bewegung, zwei, drei kleine Striche vielleicht eine Oertlichkeit, z. B. einen landſchaftlichen Hintergrund, lebendig vorführen. Wenn das Gemüth des Dichters das Zweckmäßige hier nicht kräftig empfindet, wird aller Wortreichthum unnütz ſein. Der Vers unterſtützt in großartiger Weiſe die Wirkung einer richtig empfundenen Charakteriſtik, weil er das wahr Empfundene viel vornehmer zu ſagen vermag, als der proſaiſche Satz, aber er wird peinlich, wenn er den Mangel ſolcher Empfindung durch ſein Geklapper erſetzen ſoll. Und gerade ſein Klang verführt leicht zur Phraſe.

Für junge Novellendichter.

(Im Neuen Reich 1872, No. 2.)

Zu den zarten Verpflichtungen, an welche das Neujahr den Schriftſteller mahnt, gehört auch der Dank für jüngere Collegen, welche aus der Ferne vertrauend über ihre Dichterpläne berichtet und vielleicht guten Rath für ſich eingefordert haben. Es wird kein Vertrauensbruch in dem Geſtändniß liegen, daß ſolche Anfragen meiſt von Frauen ausgingen, welche ihren erſten Ausflug in das Leſepublicum noch nicht gewagt hatten, und daß die erklärenden Schilderungen ihres eigenen Lebens zuweilen geeignet waren, warmes Mitgefühl für ernſthaftes Streben hervorzurufen. Nicht immer war möglich, ſolchem Vertrauen durch eingehende Antwort zu entſprechen, ſelbſt dem Manuſcripte junger Damen gegenüber mußte Schreiber dieſer Zeilen einigemal mit mehr Wahrheit als Ritterlichkeit ſeinen Mangel an Muße bedauern. Darum mögen hier einige Bemerkungen geſtattet ſein, welche durch die zahlreichſten Einſendungen, durch ungedruckte und gedruckte Novellen veranlaßt werden. Es iſt dabei durchaus nicht die Abſicht, eine Technik der Kunſt zu entwickeln, oder Recepte niederzuſchreiben, welche Romanen und Novellen beifällige Aufnahme verſchaffen könnten, noch weniger treibt der Wunſch, neue Verſuche hervorzurufen; wohl aber iſt zeitgemäß, an einige — nicht neue und nicht unbekannte — Wahrheiten zu erinnern, deren Anwendung auf die eigenen poetiſchen Arbeiten werthen Collegen der jüngſten Altersclaſſe billig überlaſſen bleibt.

Wer menſchliches Thun und Leiden in Roman oder Novelle künſtleriſch behandeln will, muß daſſelbe zweckvoll ſo zurichten, daß der Leſer eine einheitliche, abgeſchloſſene, vollſtändig verſtändliche Geſchichte empfängt, die ihn erfreut und erhebt, weil ihr innerer Zuſammenhang dem vernünftigen Urtheil und den Bedürfniſſen des Gemüthes völlig Genüge thut. Deshalb wird der Dichter vor allem bedenken müſſen, daß er eine Begebenheit erzähle, deren Inhalt werth iſt, daß ſich die Leſer dafür intereſſiren. Der Inhalt aber feſſelt uns entweder, weil die geſchilderten Ereigniſſe an ſich bedeutend ſind, oder weil ſie ſich über Menſchen vollziehen, die uns durch den Dichter beſonders lieb gemacht wurden, oder weil der Dichter durch Farbe und ſchöne Laune das an ſich Geringe wirkungsvoll mit ſeiner Seele zu erfüllen weiß. Der epiſche Dichter bedarf darum vor allem ein ſtarkes und freudiges Gemüth, voll von gutem Zutrauen zur Menſchheit, nie verbittert durch das Schlechte und Verkehrte, dazu die Kenntniß des Lebens und menſchlicher Charaktere, welche durch reiche Beobachtungen gefeſtigt iſt. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, wie in der deutſchen Gegenwart auch bei enger begrenzten Talenten die ſtille Freude an den Erſcheinungen des Lebens zugenommen hat. Wir haben bange Jahrzehnte durchlebt, in denen die deutſche Umgebung, ihre Menſchen und Zuſtände den Schriftſtellern reizlos erſchienen; aber der große ſociale und politiſche Fortſchritt hat den jungen Dichtern größere Ehrfurcht vor unſerem Volksthum und ſchärferen Blick für das eigenartige Weſen moderner Menſchen zugetheilt. Nicht das Abenteuerliche, Seltſame, in feindlichem Gegenſatz zu der gewöhnlichen Lebensordnung Ringende iſt noch vorzugsweiſe Gegenſtand künſtleriſcher Behandlung, ſondern Heiteres oder Rührendes, das aus unſerem Alltagsleben herauswächſt. Auch in der Technik ſind überall in Deutſchland große Fortſchritte ſichtbar; die drei erſten Erforderniſſe der ausgeführten Erzählung: eine klare Expoſition, eine feſſelnde Verwickelung, welche in ausgeführtem Höhepunkte gipfelt, und eine kräftige Kataſtrophe werden häufig mit beſtem Glück erfunden; auch unſere Schriftſtellerinnen ſchlingen den leicht geflochtenen Zopf ihrer Novelle zuweilen recht kunſtvoll zum Knoten; es iſt nicht das kleinſte Verdienſt der Dame Marlitt, daß dieſe Kunſtfertigkeit ihr zu Gebote ſteht.

Dagegen wird ein anderer Uebelſtand bei den neuen Arbeiten jüngerer Männer und Frauen ſo häufig fühlbar, daß man ihn wohl die charakteriſtiſche Schwäche unſeres Dichterſchaffens nennen darf. Es iſt ein moderner, und vorzugsweiſe ein deutſcher Fehler. Die Charaktere ſind häufig zu künſtlich und zu willkürlich zuſammengedacht und gerade auf dieſe verwickelten und unwahrſcheinlichen Vorausſetzungen der Charaktere iſt die Möglichkeit der Handlung gegründet. Dadurch aber wird die Wahrſcheinlichkeit der erzählten Begebenheit in einer Weiſe beeinträchtigt, welche die gute Wirkung der Dichterarbeit vermindert, oft völlig vernichtet. Es ſei erlaubt, hierbei einen Augenblick zu verweilen. Da jede Geſchichte, welche einen Stoff für die Kunſt gibt, an Menſchen und durch Menſchen verläuft, ſo iſt ſelbſtverſtändlich, daß überall und zu allen Zeiten die Perſönlichkeit der dargeſtellten Menſchen auch für die geſchilderten Ereigniſſe von Bedeutung geweſen iſt. Schon in der alten Thierſage und in der Götterſage ſind es menſchliche Eigenſchaften und oft ſehr ſcharf ausgeprägte Perſönlichkeiten, durch welche die Ereigniſſe gerichtet werden. Aber das Beſondere der Menſchennatur, welches für den Verlauf einer Erzählung nothwendig iſt, wird am zweckmäßigſten doch nur Nüancirung eines leicht verſtändlichen Inhalts ſein dürfen, welchen der einzelne Held mit vielen andern, alſo auch den Leſern, gemein hat. So ſind in dem Roman und in der Novelle des Homer ſowohl Achill als Odyſſeus beide ſehr ſchön individualiſirte Typen des griechiſchen Heldencharakters; den hochfahrenden Stolz des einen, die liſtenvolle Gewandtheit des andern empfand der Grieche neben ihrer Beſonderheit zugleich als die normalen Tugenden ſeines Stammes. In der alten italieniſchen Novelle von Romeo und Julie iſt die Leidenſchaft der Liebenden, welche das Verhängniß hervorruft, genau dieſelbe, welche jeder feurige Italiener fühlt; das ganze Ereigniß ruht nicht auf Beſonderheiten der Helden, ſondern auf der Verflechtung unglücklicher Verhältniſſe. Und ebenſo iſt es in der ungeheuren Mehrzahl aller Proſaerzählungen, welche im Mittelalter und der Renaiſſance geſammelt wurden und noch jetzt den großen Novellenſchatz bilden, aus dem dieſe Kunſtform ſich entwickelt hat. Man hat gegen Walter Scott, den Vater des modernen Romanes, zuweilen den Vorwurf erhoben, daß er ſeine Helden gar zu ſehr als Allerweltsmenſchen geſchildert habe, die mehr auf ſich wirken laſſen, als durch ihre Eigenart die Begebenheiten forttreiben; aber der große Meiſter im Charakteriſiren, der mit der ſichern Naturkraft eines Genies das Kunſtvollſte fand, wurde auch hier durch eine richtige Empfindung geleitet; überall greifen bei ihm ſcharf umriſſene Charaktere in das Getriebe der Erzählung ein, aber gerade die Hauptperſonen, über denen die Geſchichte verläuft, ſind aus beſtem Grunde ſo angelegt, daß in ihren Leiden und Freuden jeder Leſer ſich mit der größten Leichtigkeit heimiſch finden kann. Den Deutſchen gedeiht dieſe Beſcheidenheit in Verwendung der Charaktere nicht ſo leicht; uns wird — und dies iſt bei unſerem Drama in anderer Weiſe ebenſo auffallend als beim Roman — das Combiniren einer Geſchichte ſchwerer als dem Franzoſen, Italiener, Spanier; dagegen iſt unſere Freude an dem Originellen und Beſonderen einer geſchloſſenen Perſönlichkeit vielleicht kräftiger als bei den Fremden. Schon unſere Dichter des Mittelalters nahmen die epiſchen Erzählungen gern von den Franzoſen, aber die beſſeren vertieften die Charaktere der Helden und verfeinerten das Seelenleben in den Momenten der Leidenſchaft. Immer ſind wir geneigt geweſen, den Charakteren große Macht über die dargeſtellten Ereigniſſe einzuräumen. Vollends die moderne Kunſt kommt unabläſſig in Verſuchung, den Scharfſinn, mit welchem wir die geheimen Triebfedern eines menſchlichen Thuns aufzuſpüren wiſſen, die feinere Dialektik der Sprache, in der wir Gedanken und Empfindungen darzuſtellen vermögen, noch bevor ſie zur That werden, für ihre kunſtvolle Erzählung zu verwerthen. Auch das Drama hat die erzählenden Kunſtformen mächtig beeinflußt, uns erſcheint die epiſche Erzählung als flach und farblos, wenn ſie nicht immer wieder durch Geſpräch der Helden unterbrochen wird, worin der Dichter ſein Beſtes thut, um die Individualitäten kräftig von einander abzuheben und in ihrer Eigenart werth zu machen. In Wahrheit werden dadurch manche Romane oder Novellen von einfachem Gefüge einem Drama ſo ähnlich, daß ſie ſich mit geringer Kunſt in ein wirkſames Theaterſtück umſchreiben laſſen. Zumal da zugleich mit dem kräftigen Heraustreiben des Dialogs auch die Zuſammenfügung der modernen Epen dem Bau des Dramas ähnlicher geworden iſt; nicht nur eine glänzend ausgeführte Kataſtrophe, auch ein ſtarker Knotenpunkt der Verwickelung ſind ſeit Walter Scott unentbehrlich, der hierin wohl durch Shakeſpeare beeinflußt wurde.

Wer dürfte es unternehmen, eine ſo mächtige Zeitrichtung zurückzulenken auf die einfachere Schönheit aus einer überwundenen Bildungsperiode der Menſchheit? Wir vermöchten kleine Novellen, wie ſie im Decamerone ſtehen, ebenſo wenig mit vollem Genuß und Erfolg zu ſchaffen, wie unſere Maler die Heiligenbilder der Schulen von Siena und Florenz. Iſt doch die genaue Ausführung der Charaktere in unſerer kunſtvolleren Erzählung nichts weiter als ein Abbild der geſteigerten Freiheit und Selbſtändigkeit des Individuums in Kirche und Staat. Wohl aber darf man hier im Intereſſe ſchöner und ſicherer Wirkungen zur Vorſicht mahnen. Da unſere jungen Novellendichter faſt immer ſo erfinden, daß ihnen zuerſt an ihrem Helden einzelne ungewöhnliche Situationen oder gar Gedanken lieb werden und zur Arbeit reizen, ſo iſt in ihnen die Anlage des Helden früher vorhanden, als die Begebenheit ihnen deutlich geworden iſt. Der Held ihrer Erzählung ſucht ſich faſt immer erſt ſeine Geſchichte; die Erzählung wird zuſammengedacht, damit einzelne vorempfundene Gedanken und Beſonderheiten des Helden dargeſtellt werden können. Offenbar iſt dieſer Weg für eine gute Erzählung nicht der günſtigſte; erſt nachdem der Zuſammenhang der Ereigniſſe gefunden iſt, ſollte der Charakter der Helden wie der Nebenperſonen ausgearbeitet werden. Iſt dem Dichter vor Allem der Context ſeiner ganzen Fabel klar und intereſſant geworden, ſo mag er eher darauf rechnen, daß der Inhalt dem geſunden Menſchenverſtand und dem Gemüth der Leſer Genüge thue.

Aber auch die Helden der Erzählung erhalten bei der geſchilderten Arbeitsweiſe leicht ein zerriſſenes und ungleichmäßiges Weſen. Und das iſt natürlich. Denn wenn auch dieſen allzu haſtig vorausgedachten Lieblingen des Dichters die Handlung zuerfunden wird, ſo zwingt dieſe doch, wie locker ſie auch gewebt ſei, den Helden ihrerſeits eine Anzahl von Situationen und Lebensäußerungen nachträglich auf, und ſolche ſpätere, trotz allem unvermeidliche, Unterwerfung der Charaktere unter den Zuſammenhang der Begebenheiten fügt zu den vorausempfundenen Lieblingszügen der Charaktere faſt immer einiges Andere in Ausdruck und Weſen, was zu der urſprünglichen Anlage nicht mehr paſſen will.

So ſind die allzu künſtlichen, problematiſchen, unmöglichen Charaktere deutſcher Novellen in der Regel Folge einer unrichtigen Art der Arbeit. Nicht die behagliche Dichterfreude an dem Erſinnen einheitlicher Erzählung erfüllt den Schaffenden, ſondern der haſtige Drang, eine Tendenz, einige auffällige Situationen, lyriſche und pathetiſche Stimmungen in Geſtalten zu idealiſiren. Dies iſt der gewöhnlichſte Fehler junger deutſcher Novelliſten, nicht am wenigſten unſerer Schriftſtellerinnen. Zuweilen iſt's Anzeichen, daß die Erfindungskraft fehlt, und dann kann man nicht helfen; bei andern Dichtern iſt es nur eine weit verbreitete — man darf vielleicht ſagen nationale — Unart, welche durch ernſten Willen und Anleitung zu überwinden wäre. Solchen diene dieſe beſcheidene Warnung.

In der That ſcheint den Deutſchen ſeit älteſter Zeit nicht leicht geweſen zu ſein, den Zuſammenhang einer Geſchichte gut zu erfinden und gut zu berichten. Schon die älteſte alliterirende Poeſie unſeres Stammes iſt weit entfernt von der Fülle und dem Behagen helleniſcher Heldenerzählung. Die Virtuoſität zu erzählen und die Freude zu hören iſt noch heut bei dem Araber, Italiener, Slaven, Franzoſen größer als bei uns. Die edelſte Schönheit unſerer erzählenden Poeſie liegt ſelten in dem Gewebe der Erzählung, ſondern in dem durchleuchtenden Gemüth des Erzählers. Selbſt Goethe hat zwar in ſeinen Novellenſtoffen Werther und Hermann und Dorothea die Fabel mit ſchöner Meiſterſchaft gefügt, nicht ebenſo in den Romanen. Denn nicht die Dinge an ſich, wie ſie waren und verliefen, ſondern was ſie den Menſchen bedeuteten, war unſeren werthen Ahnen die Hauptſache. Und nicht die Thatſachen in ihrer Verknüpfung, ſondern die Gedanken und Gefühle, welche durch ſie aufgeregt worden, beſchäftigen noch heut am meiſten den erzählenden Schriftſteller. Aber die moderne Bildung gibt uns die Möglichkeit und legt uns die Pflicht auf, in unſerem Schaffen die Einſeitigkeit unſerer Anlage durch ernſte Arbeit zu beſiegen.

Zwei deutſche Naturdichter.

(Grenzboten 1866, Nr. 2.)

Es ſoll hier von Dichtern aus dem Volk die Rede ſein, von zwei kleinen Singvögeln eigener Art, beſcheidenen Zaunſchlüpfern.

Da nun die Kritik aus gutem Grunde ſich enthalten wird, auf die Kehlen dieſer Sänger los zu fahren, ſo möge man verſtatten, daß ſie angebornen Zorn nach anderer Richtung kundgebe und ihre Krallen zuerſt gegen das Wort der Ueberſchrift Naturdichter ausſtrecke. Dieſe landesübliche Bezeichnung für ſolche Dichter aus dem Volke, welche nicht mitten in dem tiefen Strom unſerer Bildung ſtehen, iſt unpaſſend erfunden. Denn unſere Cultur ſoll die poetiſche Naturkraft nicht dämpfen, ſondern ihr gerade Licht und Luft zu geſunder Entfaltung geben. Wer den Segen unſerer Bildung nur unvollſtändig für ſich gewonnen, dem wird, ſo lehrt die Erfahrung, die angeborene Kraft keineswegs freier und ungebundener oder naturgemäß arbeiten, ſie wird im Gegentheil nur mangelhaft zur Erſcheinung kommen. In dieſem Sinne hat bei uns der Unterſchied zwiſchen volksmäßiger und kunſtvoller Poeſie längſt aufgehört. Allerdings hat er durch faſt anderthalb Jahrtauſende beſtanden. Es hat ſehr entfernte Zeiten gegeben, wo alle Poeſie volksmäßig war; nach dem Eindringen des Chriſtenthums in die deutſche Seele andere Jahrhunderte, wo die kunſtvolle Poeſie der Gebildeten Deutſchlands gar nicht deutſch war, ſondern lateiniſch; dann die Hohenſtaufenzeit, in welcher eine volksthümliche und gebildete Poeſie getrennt nebeneinanderliefen, ſo zwar, daß eine die andere beeinflußte, aber beide für das Ohr der Zeitgenoſſen ſehr verſchieden in Melodie, Versmaß, in Methode der Schilderung und in dem Gebiet der Stoffe. Dann kamen wieder Jahrhunderte, wo die anſpruchsvolle Kunſt der Hochgebildeten in den Stuben der zünftigen Handwerker zum behaglichen Beſitz des Volkes umgeformt wurde, wo alle poetiſche Kunſt gering wurde und auch der alte Volksgeſang ſeine feine Geſetzlichkeit verlor. Seit endlich die neuhochdeutſche Schriftſprache durch Luther und die Reformation die Gedanken der Menſchen in ihre Satzbildung und ihren Wortſchatz zwang, iſt allmählich nach manchem Kampfe die Sprache der Gebildeten der einzig ſchriftmäßige Ausdruck für Gedanken und Gemüthszuſtände auch des Volkes geworden. Selbſt wer in der Volksmundart dichtete, that dies in der Regel nur dann mit Erfolg, wenn er ein gebildeter Mann war, der mit Bewußtſein das Charakteriſtiſche des Dialekts, die Klangfarbe, Wortfülle und naive Friſche zu künſtleriſcher Wirkung benutzte.

Nun iſt unſere Culturſprache noch weit davon entfernt, für das geſammte Empfinden der Nation vollen Ausdruck darzubieten. Ihr Wortreichthum iſt begrenzt, faſt zahllos iſt die Menge ſchöner, alter Wörter, welche nur in der Sprache der einzelnen Stämme lebendig blieben, und welche Schattirungen der in die Schriftſprache aufgenommenen Wortbegriffe bewahren, ſolche Nebenbedeutungen, wie ſie gerade der Dichter am ſchmerzlichſten entbehrt. Unſere Schriftſprache enthält ferner nur den Niederſchlag unſerer bisherigen Cultur, ſie iſt vorzugsweiſe durch Gelehrte und die poetiſchen Richtungen der letzten Jahrhunderte, außerdem durch die Bedürfniſſe des Geſchäftslebens geſtaltet worden. Die Wucht politiſcher Beredſamkeit, die Grazie feinen, geſelligen Verkehrs, die Kraft des Humors ſind ihr nur ſelten zu Gute gekommen, und ſie iſt nach mancher Richtung ungelenk und arm, zuweilen noch pedantiſch, in Energie und Fülle unabläſſiger Stärkung bedürftig. Auch beſteht neben ihr in jedem deutſchen Stamm eine Volksſprache, welche ſchöne Beſonderheiten bewahrt hat, und außer eigenen Wörtern und Dialektformen auch noch ein anderes Sprachgefühl zu verwenden gewöhnt iſt. Denn während die alte bildliche Bedeutung zahlloſer Wörter in der Schriftſprache faſt verſchwunden iſt, und Worte wie abgegriffene Münzen zur Bezeichnung eines vergeiſtigten Begriffes dienen, bewahrt das Volk in vielen Fällen noch eine Empfindung für die urſprünglich ſinnliche Bedeutung der Wörter und gebraucht dieſelben bedeutſamer und bildlicher als der Gebildete. Bei dem Wort „Ausſchweifung“ ſieht der Mann aus dem Volke noch das Bild des geraden Weges vor ſich, um welchen der Ausſchweifende ſeine Bogen beſchreibt, mit dem Wort „Schwermuth“ bezeichnet er noch den Druck einer geheimnißvollen Laſt, welche auf dem Gemüthe liegt, vor dem Wort „Bündniß“ hat er noch dunkle Erinnerung an ein Band, welches ſymboliſch zwei Zuſammengehörige aneinanderſchließt, bei dem Wort „Schluß“ ſteigt in ihm noch die Nebenvorſtellung der Kette oder des Riegels auf, welche eine Thür zuſperren. Deshalb verwendet unſer Volk ſeine Sprache noch mit einem gewiſſen poetiſchen Genuß, welcher der Rede des Gebildeten fehlt. Wer einmal zuhört, wie Landleute einander ſchrauben und welchen Werth ſie darauf legen, neckendem Angriff durch behende Gegenrede zu antworten, der wird beobachten, daß dieſes Witzſpiel der Rede zum großen Theil auf dem Hervorheben der alten, ſinnlichen Wortbedeutungen beruht und in ſeinen Feinheiten dem Gebildeten nur verſtändlich wird, wenn er ſich in die alte volksthümliche Auffaſſung der Wörter zu verſetzen vermag. — Sogar ein eigenthümliches rhythmiſches und Melodiengefühl iſt unſerem Volke noch nicht geſchwunden. Denn in den Weiſen der Volkslieder, welche noch geſungen werden, und in den Verſen, welche in neuer Zeit alten Liedern eingedichtet wurden, erkennt man noch ein unſicheres Gefühl für die Hebungen und Senkungen und die Versaccente der mittelalterlichen Dichtung, in entſchiedenem Gegenſatz zu der neuen Versbildung, welche ſeit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts durch die Gelehrten unter dem Einfluß lateiniſcher Metrik in die Sprache geleitet wurde.

Aber dieſe Verſchiedenheit des Sprachſinns und Klanggefühls in volksmäßiger und gebildeter Sprache kommt dem Dichter aus den kleinen Kreiſen des Volkes kaum noch zu Gute. Denn auch für ſeine Empfindung iſt die Schriftſprache des Gebildeten die vornehme geworden, welche er bei gewählter Rede zu gebrauchen verpflichtet iſt. Sie iſt es, welche ſeine Seele beim Leſen jedes Buches, beim Anhören jeder Predigt, beim Singen jedes Geſangbuchverſes mit Wort und Ausdruck für ſolche Stimmungen verſieht, welche er in der Rede des Tagesverkehrs auszuſprechen nicht geübt iſt. Am tiefſten empfindet gerade der talentvolle Sohn des Volkes den Drang nach dieſer Bildung, welche ihn in den großen Verkehr der Welt einbürgert. Gerade ihm erſcheint deshalb die landläufige Sprechweiſe ſeiner Umgebung als gewöhnlich und unpoetiſch, und er iſt ſorglich bemüht, in ſeinen Gedichten die Gewandtheit gebildeten Ausdrucks zu erweiſen. Deshalb iſt natürlich, daß gerade der ſogenannte Naturdichter ſich weniger natürlich und unbefangen ausdrückt, als der Gebildete. Auch nicht mehr die alten Volksweiſen klingen beſtimmend in ſeiner Seele, ſondern die Verſe des Geſangbuches, der Gedichtſammlungen, der geſelligen Lieder, welche ihm gedruckt vorliegen. Nach ihrer Weiſe ſchafft er; den kernigen Ausdruck ſeiner Volksſprache vermag er mit der Feder nicht leicht feſtzuhalten; aber poetiſche Phraſen, welche uns alltäglich ſind, machen ihm noch den Eindruck des Erhabenen, er ringt in der ihm nicht ganz heimiſchen Sprechweiſe mit dem Ausdruck und wird Flickwörter und matte Stellen ſchwerlich vermeiden. Deshalb hat die ſogenannte Naturpoeſie für unſere Kunſt nur ſelten eine Bedeutung, und es iſt keine Ausſicht, daß dies jemals anders werde. Nur hohe und freie Bildung vermag noch die Sprache, welche wir verwenden, poetiſch zu idealiſiren und dem geiſtigen und gemüthlichen Inhalt unſeres Volksthums reichen Ausdruck zu geben.

Aber ein anderes menſchliches Intereſſe wird durch jedes poetiſche Streben im engbegrenzten Kreiſe lebhaft in Anſpruch genommen. Mit warmer Theilnahme beobachten wir das geiſtige Schaffen eines Mannes, der unter dem Druck der Noth und kraftzermalmender Arbeit ſich die innere Freiheit und Heiterkeit rettet, welche der poetiſchen Geſtaltung nothwendig ſind. Ihm iſt die Poeſie noch in anderer Weiſe als uns die ſchöne Göttin, welche die enge Wohnung mit überirdiſchem Glanze ſchmückt; ſie gibt ſeinem innern Leben Reichthümer, die wir kaum zu ſchätzen wiſſen, und mit heimlichem Stolz trägt er den unſichtbaren Kranz, den ſie auf ſein Haupt drückt, in ſeinem Hauſe und unter den Genoſſen ſeiner Arbeit. Sein ganzes Leben fühlt er durch den Verkehr mit ſeiner Muſe geadelt, und die Freude, mit der er dichtet, iſt wahrſcheinlich das idealſte Gefühl ſeines Lebens. Gelingt ihm einmal, ſeiner wogenden Empfindung originellen Ausdruck zu geben, ſo wird auch ſein Gedicht für uns beſonderen Reiz erhalten.

Vor uns liegen zwei kleine Gedichtſammlungen, deren Verfaſſer verdienen, daß die Leſer einige Augenblicke mit Antheil darüber verweilen. Der Titel des erſten Bändchens iſt:

Poetiſche Bilder aus dem Leben von Fr. Jacob Müller. Im Selbſtverlag des Verfaſſers. Ohrdruf, in Commiſſion bei Aug. Stadermann jun. 1866.

Der Dichter lebt zu Neuendorf bei Ohrdruf, iſt in einem kleinen Dorfe an der Saar geboren, nur mit der dürftigen Schulbildung, welche eine Landſchule gewähren kann, ausgeſtattet, ſeit ſeinem dreizehnten Jahre als Porcellandreher in einer Fabrik thätig. Seine Arbeit zerſtört die Geſundheit, in einer Zuſchrift an den Referenten äußert er, daß ein Porcellandreher ſelten älter als vierzig Jahre werde, er habe nicht mehr weit bis zu dieſem Jahre, da ſei ihm eilig, Leſer und Freunde zu gewinnen, denn ihm ſei eine gute Frau und mehre Kinder beſchert, denen er freundlichen Antheil werben möchte. Und er meine wohl, es ſei etwas an ſeinen Gedichten; denn ſie hätten ihm viele große Stunden gemacht, bei ſeiner anſtrengenden Berufsthätigkeit habe er ſeit frühſter Jugend den Drang, ſein Gefühl in Verſen auszudrücken. Man möge die Sache prüfen, urtheilen und ihm die Belege zuſchicken. — Dem Bändchen ſind auch, damit man von der Wahrheit ſeiner Darſtellung überzeugt werde, empfehlende Zeugniſſe des Herrn Superintendenten, des Herrn Bürgermeiſters und des thüringiſchen Dichters Adolf Bube beigefügt, durch welche bekräftigt wird, daß der Dichter ein gemüthvoller und wackrer Mann ſei, der auch nach Kräften die Bildung des Arbeiterſtandes zu fördern ſuche, der Bürgermeiſter verfehlt nicht, als löblich beizufügen, daß die vorliegende Arbeit aller Politik fern ſtehe und ſich nur „mit rein ſittlichen, Hebung des Gemüthes abzweckenden Gegenſtänden beſchäftige". So erſcheint Müllers Poeſie nach alter deutſcher Weiſe durch Eideshelfer, ſichere Männer aus dem lieben gothaiſchen Lande beſtätigt. Der Verfaſſer beginnt mit den Worten:

Dem armen Vogel gleich, der ſich gefangen — Im engen Raume eines Käfig ſieht: — So ſinge ich voll Sehnſucht und Verlangen — Nach Geiſtesfreiheit auch mein ſchwaches Lied. — Man muſtere den Inhalt: Lied auf die Hoffnung, die treueſte Freundin der Armen, Anbetung Gottes, des liebenden Allvaters, der allen Menſchen derſelbe ſei, Frühlingsgefühle und Naturgenuß, die Freiheit der Berge gegenüber dem Dampf der Erde; wehmüthige Erinnerung an die geſchiedenen Lieben und an ſein Heimatdorf Mettlach an der Saar, gute und ſchön empfundene Lehren des Vaters an ſein Kind, Wahrheit und Recht, Vorwärts, Haß gegen dummen Geldſtolz und Muckerthum, Lob der Turnerei und Feſtgedichte und überall warmes Familiengefühl. Es iſt die ideale Habe eines Arbeiters, genau der Kreis von Intereſſen iſt idealiſirt, welche dem intelligenten Sohne des Volkes in der Gegenwart nahe liegen. Man ſieht ein ernſtes Streben nach Bildung, fleißige Lectüre und ein gutes Gemüth, welches lange nach innerer Freiheit gerungen hat und wohlberechtigt iſt, mit Selbſtgefühl den gewonnenen Beſitz zu überſchauen. Wo der

Verfaſſer in genauen Einzelzügen ſchildert, was ihn umgibt, gewinnt ſeine Empfindung auch anziehenden Ausdruck. Wenn hier als Probe das Gedicht abgedruckt wird, in welchem er Stunden ſeines eigenen Lebens ſchildert, ſo ſind wir überzeugt, das den Leſern ſolches Gedicht noch in anderer Weiſe das Gemüth bewegen wird, als „durch die Poeſie ſeines Erguſſes“:

Feierabend.

Winkt am Abend mild und labend
Mir der Ruhe ſüßes Glück,
Dann enteile ohne Weile
Ich dem Staube der Fabrik.

Alle Sorgen bis auf morgen
Mögen ſie verſchoben ſein;
Mein Geleite ſei für heute
Ruh' und Frohſinn nur allein.

Dann zu meinen lieben Kleinen,
Zu der Gattin zieht's mich hin,
Wo mich grüßet und umſchließet
Nur der reinſten Liebe Sinn.

Komm' ich näher, ſtehn die Späher
Ganz gewiß ſchon, wie's Gebrauch,
Voll Verlangen zu empfangen
Ihren lieben Papa auch.

Bin ich endlich ihnen kenntlich,
Stürzen ſie zugleich hervor;
„Sieh Mamachen, hier Papachen!“
Schreien ſie im vollen Chor.

Mich umringet und umſchlinget
Raſch der ganze Kinderhauf,
Klein und Große auf dem Schoße
Schauen froh zu mir herauf.

Das Gezupfe und Gerupfe
Hier am Ohr und dort am Kinn,
All das Fragen, Wiederſagen,
Her und hin und wieder hin!

Nun heißt's reiten, Bilden deuten,
Häuſer bau'n und Peitſchen drehn,
Turnen, ſpringen, Lieder ſingen,
Exerzieren, Schildwach' ſtehn.

„Gott im Himmel, welch Getümmel,“
Spricht Mamachen wohl dazu,
„Seid gelinder doch, ihr Kinder,
Laßt dem Papa endlich Ruh!“

Doch das Stören, all das Wehren
Selten nur zu wirken pflegt;
Bis das Koſen, Schrei'n und Toſen
Langſam ſich von ſelber legt.

„Nun das Eſſen nicht vergeſſen,“
Mahnt der Mutter erſtes Wort.
Doch die Kinder, ich nicht minder,
Schäkern ruhig weiter fort.

„'S iſt doch ſchändlich,“ ruft mir endlich
Ernſtlich böſ' mein Frauchen zu;
„Bitte, höre doch und wehre,
Daß die Kinder halten Ruh!“

Ihren Willen zu erfüllen,
Wird nun der Tumult geſtillt;
Denn uns Allen kein Gefallen
Iſt es, wenn die Mutter ſchilt.

Wir bequemen uns und nehmen
Nach der Reih', Groß und Klein,
Nun auf's Friſche dann am Tiſche
Die gewohnten Plätze ein.

Gibt's zum Mahle mit der Schale
Auch Kartoffeln nur und Brod,
Gerne laſſen wir das paſſen,
Leiden wir nur keine Noth.

Kurz bemeſſen nach dem Eſſen,
Iſt den Kindern nun die Zeit,
Um die Wette geht's zu Bette,
Das für ſie ſchon längſt bereit.

Dem Papachen und Mamachen
Gibt vorher, nach altem Brauch,
Jedes Schätzel noch ein Schmätzel,
Wie dabei ein Händchen auch.

Nun ergreife ich die Pfeife,
Drücke mich auf's Kanapee,
Wo ich ſchmauche dann und rauche,
Oft zu Weibchens Ach und Weh!

Wie ſich ringend und verſchlingend
  Raſch verſchwindend zieht der Rauch,
So die Schranken der Gedanken
  Löſen, — ketten ſie ſich auch.

Rein und helle fließt die Quelle
  In mein Herz, — die Poeſie! —
All mein Leben, Thun und Streben,
  Löſt ſich auf in Harmonie!

Froh und heiter bring' ich weiter
  Ein ins Reich der Träumerei'n;
Laß die Bilder immer milder
  Der Erinnrung mich erfreu'n.

Daß mein Träumen nicht den Räumen
  Sich der Wirklichkeit entzieht,
Dafür ſcheinen meine Kleinen
  Oft durch Schreien recht bemüht.

Doch ſo wonnig, warm und ſonnig,
  Wie's mir in der Seele glüht,
Hör' ich leiſe dann die Weiſe
  Von der Mutter Wiegenlied.

Wohl geſungen und verklungen
  Iſt das Lied in Klang und Wort,
Doch das Schöne ſeiner Töne
  Lebt in meinem Herzen fort.

Alles ſchweiget, und es ſteiget
  Auf zum Himmel mein Gebet,
Das vom Höchſten Glück und Segen
  Für die Theuren mein erfleht.

Der dies ſchrieb, hat nur in einer Dorfſchule dürftigen Unterricht erhalten, er iſt ſeit ſeinem dreizehnten Jahre Fabrikarbeiter, er weiß, daß der demantharte Staub, den er athmet, ſeine Lungen zerſtört, er weiß, daß man achſelzuckend ſagt, ſeinesgleichen werde ſelten über vierzig alt, und er zählt ſechsunddreißig Jahre, darunter dreiundzwanzig in weißem Staube, der ihm jeden Werkeltag Antlitz und Kleid mit bleichem Totenglanz überdeckt. Und doch ſingt er wie ein Vogel des Thüringer Waldes. Wenn ihm die Sorge um Weib und Kind das Herz bedrängt, dann feiert er den allgütigen Vater in wohlgefügtem Verſe und holt ſich Muth aus dem eig[illegible]n

Liebe; wenn ein hochmüthiger Geldkauz auf ihn herabſieht, hebt er ſtolz ſein Haupt und denkt, er kann doch keine Zeile erdichten; und wenn ihm eine warme Empfindung das Herz gehoben hat, ſo eilt er an ſeinen Schreibtiſch und hebt ſie ſchriftlich auf, und ſo oft er das Blatt, worin er ſie verzeichnet, wieder hervorzieht, kehrt ihm die ſchöne Stunde wieder, und ein goldiger Schein zieht über ſeinen Arbeitstiſch, die Wände der engen Stube, um ſein Haupt und die Häupter ſeiner Lieben.

Der andere Dichter iſt ein Landsmann Jacob Müllers, um einige Jahre älter und darum auch bereits berühmter. Ein ſtattliches Bändchen ſeiner Gedichte liegt ſchon in zweiter Auflage vor, unter dem Titel:

Gedichte von Peter Zirbes, wanderndem Steinguthändler aus Niederkrail, Kreis Wittlich, Regierungsbezirk Trier. Zweite Auflage. Selbſtverlag des Verfaſſers. 1865.

Peter Zirbes iſt wie Jacob Müller aus der Saargegend, auch er iſt mit irdener Waare beſchäftigt, während die Göttin der Dichtkunſt ihm gütig zulächelt, auch ſein Talent arbeitete ſich aus der Noth eines engen Lebens heraus, er verkauft jetzt neben Glas und Steingut ſeine Gedichte.

Schon ſein Vater und die Eltern ſeiner Mutter trieben Hauſirhandel, Vater und Mutter bekamen bei der Verheiratung ein Leintuch und einen Eßlöffel als Ausſtattung mit. Die jungen Gatten borgten ihre Porcellanwaaren in der Fabrik, dazu irgendwo einen Eſel und begannen mit 40 Thalern Schulden ihren Erwerb. Im Sommer zogen ſie durch das Land, zum Winter kehrten ſie in das Heimatsdorf zurück; dort verſtärkte gleich im erſten Jahre der kleine Peter den Haushalt durch ſein irdiſches Auftreten. Die Eltern brachten ſich doch etwas vorwärts, ſie konnten ſich ſogar ein Häuschen bauen. Wenn das Frühjahr kam, wurden die kleinen Kinder mit auf die Wanderſchaft genommen. Durch Unwetter und Sonnenbrand zogen ſie bald auf dem Arm der Eltern, bald auf dem Rücken des Eſels, zwiſchen Gläſern und Töpfen von Dorf zu Dorf. Wenn im Winter die Mutter mit den Kindern zu Hauſe blieb, da führte der Vater doch ſeinen Eſel durch den Schnee nach Verdienſt. Von ſolcher Fahrt kam er einſt auf den Tod erkältet heim, eine ſchwere Krankheit warf ihn auf das Lager; als er im Frühjahr genas, war das Eſelein verkauft, das Haus tief verſchuldet, kein Brod im Hauſe und bei den Verwandten keine Hilfe. Wenn die Gläubiger in das Haus traten, ihr Geld zu fordern, ſo gingen ſie beim Anblick der Noth, ohne ein Wort zu ſagen, wieder fort. Ein gutmüthiger Verwandter ſchaffte den Hungernden endlich den Reſt ſeiner Winterkartoffeln ins Haus, heimlich vor ſeinen Leuten, welche auch Anſprüche darauf machten.

Von neuem begann der Kampf um das Leben, wieder wurden ein Eſel und irdene Waare geborgt und mit neuer Hoffnung zog wieder die Familie hauſirend durch das Land. Und wieder kam ſie etwas herauf.

Als Jacob ſieben Jahre alt war, lief er in die Schule, nur im Winter, weil er im Sommer wandern mußte, und auch dann nur, wenn er nicht gerade krank war. Er war aber ein zartes Kind und die Landſtraße im kalten Herbſt machte ihm oft für die nächſten Monate elend. Früh regte ſich in dem Kinde die geſchäftige Phantaſie, das Rechnen gedieh ihm nicht, aber Bücher zu leſen hatte er Heißhunger. Die Bilder zahlloſer Märchen und Geſchichten füllten ihm den Kopf, was er gelernt hatte, bewahrte er in treuem Gedächtniß, am liebſten Verſe. Gern zeichnete er und übte ſich, wo er konnte; auf der Flöte verſuchte er ſelbſt blaſen zu lernen, und es gelang, aber er hatte niemand, der ihn die Noten lehren konnte, nur ein alter Kirmesmuſikant, der ſeine Kunſt nach dem Gehör übte, brachte dem Knaben einige Tänze und Lieder bei.

Der Knabe wuchs heran. Seine Eltern hatten unterdeß ein wenig Ackerland, ein Wieſenſtück erhandelt, auch einen kleinen Karren für die Waare und ſtatt des Eſels ein Pferd.

Jacob half treulich im Geſchäft, aber ihm war traurig zu Muth. „Alle Thüren zu einem höhern Erkennen waren mir verſchloſſen.“ Da fand er einen jungen Mann aus den gebildeten Ständen, der ſich ſeiner zuweilen annahm, die Fehler ſeiner Zeichnungen verbeſſerte und ihm fleißig Bücher lieh, durch ihn lernte der Jüngling zuerſt gute Gedichte kennen. Und hingeriſſen von ihrer Schönheit verſuchte er ſelbſt die geheimnißvolle Kunſt.

Als Jacob dem Herrn Pfarrer und ſpäter dem Herrn Landrath auf ihr Begehren ſeine poetiſchen Verſuche zeigte, wollte man nicht glauben, daß er der Verfaſſer ſei und daß er auch die Randzeichnungen dazu gefertigt, und behandelte ihn, wie das vornehmer Theilnahme wohl in ſolchen Fällen begegnet, als Betrüger. Für ſein Leben hatte das kühle Wohlwollen ſeiner Gönner weiter keine Folge. Nur einmal, als er von der Militärcommiſſion wegen mangelndem Maß zurückgeſtellt war, richtete der Major, durch den Landrath aufmerkſam gemacht, die Frage an ihn, ob er in eine Schule treten wollte, deren fremde Bezeichnung der Jüngling nicht verſtand. Er ſtotterte heraus, daß ſeine Eltern ihn ſchwer entbehren würden, und wurde entlaſſen. Das war die Gelegenheit, die ihm das Leben bot, ſich feſtere Bildung zu erwerben, ſie kehrte nicht wieder. Es kamen die unruhigen Jahre 1848 und 1849, er blieb wandernder Steinguthändler.

Einen kurzen Abriß ſeiner Biographie ſchließt er mit den Worten: „Was mir blieb, war meine innere Welt. — Bringe ich's denn in der Welt nicht weiter, ſo will ich auf den Trümmern meiner geſcheiterten Hoffnungen Gott einen Altar bauen und ihm danken, daß ich als armer, wandernder Steinguthändler, wenn auch ein kümmerliches, ſo doch ein ſelbſtverdientes Stücklein hartes Brod eſſe.“

Wenn man aber die Gedichte lieſt, ohne zu wiſſen, auf welchen Seitenpfaden der Verfaſſer ſich die Bildung der Sprache erwarb, und wie er in dem Empfindungskreiſe moderner deutſcher Lyrik heimiſch geworden iſt, wird man ſchwerlich ahnen, daß der Dichter nicht den gewöhnlichen Weg der Schule und Univerſität gegangen iſt. Seine Verſe ſind, nach dem Maßſtabe unſerer Kunſt gemeſſen, nicht correct, er elidirt z. B. nicht das ſtumme E vor Vocalen, und ſetzt wohl auch einmal ſtark betonte Silben in die kurzen ſeines Daktylus, aber wenn ſein rhythmiſches Gefühl auch nicht fein gezogen iſt, es erweiſt ſich bei der Strophenbildung immer noch kräftiger als in vielen Gedichten moderner Lyriker, welchen der Vorwurf gemacht werden muß, daß ſie ein halbes Jahrhundert nach Goethe und Schiller das Gehör für reinen Klang faſt ganz verloren haben. Seine Sprache iſt die eines gebildeten Mannes, ja ſein Wortſchatz iſt nicht klein, er hat Freude an originellem Ausdruck und weiß mit Bewußtſein ſeltne Wörter zu poetiſcher Färbung zu verwenden. Auch ſein poetiſches Empfinden iſt ſo völlig das eines gebildeten Dichters, daß ſich bei ihm der ganze herkömmliche Vorrath von poetiſchen Bildern und Anſchauungen und von Variationen Goethe'ſcher Ideen findet, welche den Gedichtſammlungen der meiſten modernen Dichter gemeinſam ſind. Er hat ein frommes Gemüth, die lyriſchen Stimmungen, welche dem Chriſten in der Natur aufgehen, ſind ihm vorzugsweiſe gelungen, in manchen Strophen gewinnt innige Empfindung auch ſchön gehaltenen Ausdruck. Auch wo er die Natur betrachtet, iſt es ganz in unſerer gebildeten Weiſe, Grundton iſt auch ihm die uralte heimiſche Auffaſſung: Freude über das Erwachen im Frühling und Herzbeklemmung über das Welken im Herbſt; Röslein, Waldbach, Bergruine, Morgen- und Abendroth fehlen nicht.

Daß er ein weiches Kind aus dem Volke iſt, erkennt man zumeiſt aus ſeinen Balladen und Romanzen, in denen er Sagen ſeiner Landſchaft durch Verſe erzählt. Auch hier iſt der gebildete Romanzenton herrſchend, aber die Freude an ſentimentalem Schluß bewirkt, daß er tragiſche Ausgänge gern zu plötzlich und unvermittelt einführt. Nur einige Mal klingen dieſe Gedichte in Maß und Ton an die alte volksmäßige Darſtellung an.

Was die innere Freiheit ſeiner Bildung wohl am meiſten bezeichnet, iſt der Umſtand, daß er einige Mal auch im Dialekt ſeiner Heimat gedichtet hat. Wer dieſe Art von poetiſchen Wirkungen ſucht, der hat bereits einen behaglichen Genuß an der Mundart, wie ſolcher erſt durch ſichere Bildung innerhalb des Bereichs der Schriftſprache zu kommen pflegt. Ebenfalls lehrreich iſt, daß er ſelbſt da nicht gerade volksmäßig ſpricht, wo er wirkliche Zuſtände ſeines eigenen Lebens ſchildert, z. B. in dem Gedicht: „Meinem alten Pferde“. Hier iſt das Maß eine Strophe, die er ſich aus vier Alexandrinern gebildet hat, und die Sprache hat Einiges von der Roccocofärbung des vorigen Jahrhunderts, die ihm irgendwie durch Lectüre in die Seele gekommen ſein mag.

Auch aus dieſer Gedichtſammlung werden als Beleg für das Geſagte zwei kleine Gedichte mitgetheilt, nicht weil ſie die beſten der Sammlung wären, ſondern weil ſie ſeine Begabung nach zwei Seiten bezeichnen; das eine zeigt ungefähr den Reichthum an Anſchauungen, welchen er zu verwenden weiß, das andere, wie weit er mit dem rhetoriſchen Element der Verſe, z. B. Antitheſen, Haus zu halten verſteht:

Bei Herannahen des Herbſtes.

Der kalte Wind des nahen Herbſtes wehet
Durchs Stoppelfeld, und traurig ſteht der Wald,
In dem nicht mehr aus röthlich gelben Zweigen
Das Lied der muntern Sänger ſchallt.

Am fahlen Grashalm bebt im Spinngewebe
Demantenſchmuck im Morgenſonnenſchein;
Des Berges Haupt, auf dem die Geiſter hauſen,
Hüllt ſchon der Nebelſchleier ein.

Ein Buchelregen rauſcht im dürren Laube,
Wenn leis der Wind des Baumes Haupt bewegt;
Am Hagedorn erglänzen rothe Beeren,
Der dort den Wieſenrand umhegt.

Der Landmann zieht die Furchen mit dem Pfluge,
Beherrſcht der Roſſe wildes Paar;
Vertraut die Saat dem dunklen Schoß der Erde
Und all ſein Hoffen für ein Jahr.

Die Nuß entfällt der niedern Haſelſtaude,
Am Weinſtock dort die reiſe Traube glänzt;
Froh eilt der Winzer zu dem reichen Segen,
Den Hut mit Rebenlaub umkränzt.

Verſchwunden ſind die Blumen aller Farben,
Zeitloſe nur noch auf der Wieſe blüht,
Schwermüthig klingt herüber aus der Ferne
Des Hirtenknaben letztes Lied.

Der Ritterfeſte morſche Trümmer blicken
Vom Fels ins Thal, zerſtört vom Sturm der Zeit.
Sie lehren uns, daß alles, was hier blühet,
Anheim fällt der Vergänglichkeit.

Der Kranich zieht in langen graden Linien
Der fernen, mildern Heimat fröhlich zu,
Das Leben ſtirbt allmählich und bald herrſchet
Rings um mich ſtille Grabesruh.

Und doch, Natur, wie ſchön im Sterbekleide,
Ich lauſche träumend deinem Schwanenſang;
Denn auf der Töne Wellen ſchwimmt dein Leben
Dahin, wie ein verwehter Klang.

Fragen und Antwort.

Wer ſingt im öden Kämmerlein
Beim Waſſerglaſe vom goldnen Wein? —
Wer, nagt der Schmerz tief in der Bruſt,
Singt doch von Wonne und Lebensluſt? —
Wer, ſchmachtend in heißer, brennender Qual,
Preiſt dennoch der Liebe holdſeligen Strahl? —
Wer rühmet die Freude und preiſet das Glück,
Mit Kummer im Herzen und Thränen im Blick? —
Wen wirft oft mit Kränzen ein jubelnder Schwarm
Und läßt ihn dann hungern und ſterben vor Harm?
Wen, ſpreitet der Winter ſein flockiges Vließ,
Umblühet ein lachendes Paradies? —
Wer iſt's, der den Himmel im Buſen trägt,
Wenn nieder ein tückiſches Unglück ihn ſchlägt?
Iſt das nicht der Dichter? und trög' mich der Schein,
So wüßt' ich, bei Gott! nicht, wer's dann ſollte ſein.

Nicht vorzugsweiſe die poetiſche Bedeutung der Gedichte feſſelt die Theilnahme, auch nicht allein die Erdenſtellung der Verfaſſer. Denn noch eine andere elegiſche Stimmung bleibt zurück, wenn man dieſe Bogen durchblättert hat. In beiden Gedichtſammlungen erkennt man ein ſtilles, tiefes Schmerzgefühl der Dichter, das ihnen durch den harten Kampf mit dem Leben in die weiche Seele gedrungen iſt. Was ſie erweiſen, iſt doch am Ende keine frohe Kraft, ſondern theils wehmüthige, theils unwillige Reſignation. Schwer und lang iſt uns Deutſchen das Ringen um den äußern Bedarf des Lebens, mühſam der Weg zu freier Bildung. Wohl ziemt uns, immer daran zu denken, welche Kraftanſtrengung für den kleinen armen Mann nöthig iſt, um des Schönen habhaft zu werden, das unſer Leben ſchmückt, und Theil zu gewinnen an den großen Gedanken, welche uns Glücklicheren die Seele adeln. Wer dieſen langen und ſchweren Bildungsproceß unter Hinderniſſen durchgemacht hat, wie die beiden genannten Männer, der iſt aller Ehre werth.

Und auch ſchmerzlicher Theilnahme. Denn was ſie an Bildung gewonnen haben, macht ſie allerdings in einzelnen Stunden ſehr glücklich, in andern aber traurig. Darin liegt für uns alle eine Mahnung.

Ein Dank für Charles Dickens.

(Grenzboten 1870, Nr. 26.)

In der Weſtminſterabtei iſt die Hülle des Dichters beigeſetzt, der ſo reichlich und tief auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt hat, wie wenige; und die Totenklage in der Preſſe Englands rühmt mit Recht, daß der Geſtorbene Millionen das Herz gerührt, das Leben ſchöner gemacht habe. Er war uns Deutſchen kaum weniger vertraut als ſeinen Landsleuten, er war auch uns ein guter Freund, zuweilen ein liebevoller Erzieher.

Ja er hat in mancher Hinſicht uns mehr gegeben als den Engländern. Denn dort iſt die Literatur, welche Charaktere und geheimſtes Empfinden der Menſchen darzuſtellen weiß, ungleich älter und reicher an volksthümlichen Talenten. Wir entbehren aus den Jahrhunderten von Shakeſpeare bis Addiſon nur zu ſehr die entſprechenden Dichterkräfte, und ſelbſt die edle Kunſt Goethe's und Schiller's gab der deutſchen Schriftſprache nicht ſofort den Reichthum an Farben und dem ſchildernden Stil nicht die behagliche Fülle, welche für die künſtleriſche Behandlung des modernen Lebens unentbehrlich ſind.

Es war in Deutſchland um 1837, wo Boz zuerſt unter uns bekannt wurde, eine Zeit froſtigen Mißbehagens. Das Volk ſaß noch in der alten Getheiltheit, in engem Hauſe, und arbeitete ſich langſam zu größerem Wohlſtand herauf; es merkte ein wenig die größere Freiheit des Binnenverkehrs, die neue Dampfkraft an Landſtraßen und Fabriken, aber es bildete über den Grundlagen ſeiner Kraft und Größe noch ohne jedes Selbſtvertrauen. Die Gefühle des Hauſes waren ſtark, die Charakterbildung durch den Staat ſehr ſchwächlich. Das junge Geſchlecht hatte nichts, was ihm Begeiſterung und Hingabe leicht machte, und geberdete ſich deshalb widerwärtig, krittlich, revolutionär. Die heimiſche äſthetiſche Literatur, dieſe zarteſte Blüthe des Volkslebens, ſiechte an demſelben Mangel von Wärme. Das letzte Geſchlecht deutſcher Lyriker zwiſchen verblaßter Romantik und unreifen politiſchen Wünſchen fand reizvoll, in ſein inniges Lied neue Mißtöne zu miſchen; wer von den Jüngern die Zeit ſchilderte, ſtand in Abhängigkeit von franzöſiſchem Weſen, das er ungeſchickt nachahmte; ſtatt zu plaudern ſchrieb er Klatſch und geärgert durch das Hausbackene höherer Weiblichkeit in ſeiner Heimat quälte er ſich, Pariſer Cocotten und Gräfinnen mit ganz unbegreiflichen und ſehr verzwickten Gefühlen zu erdenken.

Da kamen die Pickwickier in das Land. Man muß jene Zeit in gebildeten bürgerlichen Familien durchlebt haben, um die ſchöne Wirkung zu begreifen, welche das Buch auf Männer und Frauen ausübte. Die fröhliche Auffaſſung des Lebens, das unendliche Behagen, der wackere Sinn, welcher hinter der drolligen Art hervorleuchtete, waren dem Deutſchen damals ſo rührend, wie dem Wandrer eine Melodie aus dem Vaterhauſe, die unerwartet in ſein Ohr tönt. Und Alles war modernes Leben, im Grunde alltägliche Wirklichkeit und die eigene Weiſe zu empfinden, nur verklärt durch das liebevolle Gemüth eines echten Dichters. Hunderttauſenden gab das Buch frohe Stunden, gehobene Stimmung. Jeder bekannte ältliche Herr mit einem Bäuchlein wurde von den Frauen des Hauſes als Herr Pickwick aufgefaßt, ſogar dem ausgewetterten Droſchkenkutſcher kam bei Rückgabe kleiner Münze zu Gute, daß man ſich ihn als Vater eines Sam Weller dachte, knorrig doch treuherzig. Ernſte Geſchäftsmänner, welche ſich ſonſt um Romane wenig kümmerten, vergaßen über der Dichtung die Nachtruhe und fochten mit Feuer für die Schönheiten des Werkes, junge Damen und Herren fanden in der Freude über die Charaktere des Romans einander ſehr liebenswerth, und wenn Boz alle Kuppelpelzlein hätte auftragen müſſen, die er ſich damals in Deutſchland verdient, er wäre bis an ſein Lebensende einhergewandelt rauh und vermummt wie ein Eskimo.

Dieſe Wirkung des erſten Werkes, das den Deutſchen übertragen wurde, hielt an, und ſie wurde faſt durch jeden der ſpäteren Romane bis zu „David Copperfield“ geſteigert. In jedem fand der Leſer einen oder mehre Charaktere, die ihm Menſchennatur liebenswerth und ehrwürdig machten, und in jedem einige gewaltige Schilderungen von Schuld und Strafe, von menſchlichen Thorheiten und Laſtern, von dem innern Verderb, den dieſe in den Seelen hervorbringen, und von der gerechten Vergeltung, welche durch die Miſſethat ſelbſt in die Verbrecher geführt wird. Ueberall kündeten ſeine Bücher, daß eine ewige Vernunft und Weisheit in den Schickſalen der Menſchen ſichtbar wird, und daß der Einzelne nicht nur unter den eigenen Fehlern, auch unter der Verbildung ſeines Volkes krankt. Und das war nicht trockene Lehre, ſondern nur ſtiller Hintergrund einer Erfindung, die an luſtigen Situationen, drolligen Käuzen und ſpannenden Momenten faſt überreich iſt. Faſt aus jedem Roman blieben rührende oder lebensfriſche Geſtalten feſt in der Seele des Leſers, welche ihm unmerklich ſelbſt die innige Auffaſſung alles Lebenden, das ihn umgab, und die gute Laune im eigenen Kampf mit dem Leben ſteigerten.

Denn wer da meint, daß die Traumgebilde eines Dichters nur wie flüchtige Schatten durch die Seelen der Leſer gleiten, der verkennt die beſte Wirkung der Poeſie. Wie Alles, was wir erleben, ſo läßt auch alles Wirkſame, das wir gern laſen, ſeinen Abdruck in unſerer Seele zurück. Aus der Sprache des Dichters geht in unſere über, ſeine Gedanken werden unſer Eigenthum, auch der Humor lebt in uns fort, er färbt immer wieder unſere Betrachtung der Menſchen und erhöht uns zu heiterer Freiheit, ſo oft die empfangene Stimmung in uns lebendig wird. Sehr ernſt iſt unſer Leben zwiſchen deutſchen Wintern und Sommern, Vielen wird es ein ſchwerer Kampf, leicht wird unſere Hingabe in einem engen Kreis von Standesintereſſen beſchränkt. Da iſt uns die Mahnung an eine ewige Vernunft der Dinge, die Vorführung anderer Lebenskreiſe, vor Allem ein fröhliches Herz, das aus der Ueberfülle ſeiner warmen Empfindung Freude mittheilt, faſt unentbehrlich. Solche bildende Gewalt über die Zeitgenoſſen erhält freilich nur der wahre Dichter, der aus dem Vollen gibt und wie mühelos ſeine Schätze ſpendet. Und er bildet am kräftigſten an der Jugend und an denen, die verhältnißmäßig wenig leſen.

Daß dieſe kräftige Einwirkung des engliſchen Dichters uns Deutſchen gerade in den Jahren half, wo die eigene ſchöpferiſche Kraft ſchwach, das nationale Leben krank, das Einſtrömen der franzöſiſchen Oppoſitionsliteratur, ſocialiſtiſcher Ideen und frecher Hetärengeſchichten übermächtig zu werden drohte, das iſt ſehr Vielen der jetzt thätigen Generation ein Segen geworden, für den wir dem Toten recht innigen Dank ſchulden.

Er hat darum auch einen politiſchen Einfluß geübt, den wir wohl zu würdigen wiſſen und dem die Engländer Anerkennung zollen mögen. Vornehmlich durch ihn wurde uns engliſches Weſen heimiſch und vertraulich in Jahren, wo uns die engliſchen Politiker keineswegs freundlichen Antheil bewieſen. Freilich leitete nicht er allein dieſe geheime Miſſion zu Gunſten einer politiſchen Annäherung. Viele bedeutende Dichter Englands ſind auch die unſern geworden: Shakeſpeare, Walter Scott, Byron, noch kurz vor ihm und neben ihm war Bulwer in derſelben Richtung ſehr thätig. Aber ſeit ſeinem Auftreten darf doch er den größten Antheil an ſolchem Liebeswerk beanſpruchen. Sein London hat er uns ſo nahe gelegt, daß wir zuweilen beſſer darin Beſcheid wiſſen, auch wenn wir nie dort waren, als der Süddeutſche in Berlin, der Rheinländer in Wien. Dieſe ſchlauen Taſchendiebe und das Stäbchen der hilfreichen Conſtabler, Verkehr und Schrecken der Themſe, die unübertreffliche Schlauheit der Entdeckungsbeamten! Durch ihn kennen wir freilich auch genau gewiſſe ſociale Leiden der Vettern von drüben: die Heuchelei, die Vornehmthuerei, die unbehilfliche Rechtspflege. Aber das Licht iſt in den beſten ſeiner Romane ſo hell und kräftig über die Schatten geſetzt, daß die Summa der Eindrücke, die er uns gibt, doch ſtarke gemüthliche Annäherung an ſein Volk und Land hervorbringt. Jedem Engländer, der als Gaſt in unſere Familien trat, wurde ein Willkommen wie einem guten Bekannten, er war uns ein Neffe des Herrn Pickwick, der liebe arme Pinch, einer von den Gebrüdern Wohlgemuth, oder gar bei ſtruppigem Haar der treue Traddles, und wenn der Deutſche noch heute geneigt iſt, jeden vorgeſtellten Engländer als einen guten und tüchtigen Kerl zu achten, vielleicht ſteif, aber von ſehr tiefem Gemüth, wahrhaft, zuverläſſig, treu, ſo iſt dieſe poetiſche Auffaſſung zum großen Theil daher zu erklären, daß der Fremde ein Landsmann von Charles Dickens iſt.

Aber ſolche Anſchauungen aus den Büchern eines Dichters gezogen, welchen Anſpruch auf Wahrheit und Werth vermögen ſie gegenüber realer Wirklichkeit zu erheben? Wer zweifelnd ſo frägt, dem ſei zur Antwort eine andere Frage geſtellt: aus welchem Schrein entnehmen wir denn ein beſſeres Urtheil über fremde Menſchen und Verhältniſſe? Iſt das Urtheil über neue Bekannte, das wir aus der Form ihrer Naſe, dem Ton ihrer Stimme, aus Aeußerungen einer Stunde abziehen, genauer und zuverläſſiger? Iſt die Anſicht, die ſich der Mann der Geſchäfte nach Hörenſagen, zum Theil aus ſchlechtem Geſchwätz über Andere bilden muß, in der Regel ſicherer? Ja ſind ſelbſt ſorgfältige Beſchreibungen eines Lebens, einer Gegend, die Daguerrotypen der Wirklichkeit, in der Hauptſache belehrender, als die poetiſche Wahrheit des Dichters, der das Vorrecht ſeines Handwerks zu gebrauchen verſteht: auf wenig Seiten mehr von den innerſten Geheimniſſen der Menſchennatur auszuplaudern, als der Philolog, Hiſtoriker und Naturforſcher in vielen Bänden darzuſtellen im Stande ſind? Was er uns gibt, das mag in allen Einzelheiten ganz anders erſcheinen, als es in Wirklichkeit ausſieht. In der Hauptſache hat doch er, und nur er die höchſte Wahrheit gefunden, welche dem Menſchen darzuſtellen verſtattet iſt. Er hat die ungeheuere, furchtbare, unverſtändliche Welt ins Menſchliche umgedeutet nach den Bedürfniſſen eines edlen und ſehnſuchtsvollen Gemüthes.

Jetzt ſind wir betroffen, weil der Dichter, der ſo reich und machtvoll über den Geheimniſſen des Erdenlebens waltete, ſelbſt das eigene Leben dem alten Zwang des Todes hingeben mußte. Aber der Tod, der ihn entzog, vermochte dennoch nichts von dem Leben zu nehmen, welches Charles Dickens unvergänglich in Millionen fortlebt. Und das iſt der erhebende Humor beim Tode dieſes guten Dichters.

III.

Theater.

Zwei Sängerinnen.

(Grenzboten 1849, Nr. 28.)

Angelika Catalani iſt in dieſen Wochen zu Paris an der Cholera geſtorben und Henriette Sontag kehrt zum Theater zurück. — Jedes Menſchenleben gibt Stoff zu einem wundervollen Roman, das Leben der Frauen aber mehr als das der Männer, und das Leben einer Sängerin den meiſten.

Ihr Männer wißt nicht, wie ſeltſam die Welt mit der Seele einer Künſtlerin umgeht. Alles Entzücken, alle Verzweiflung arbeitet nach einander unter dem Flor, der ihre Bruſt verhüllt. Daſſelbe Weib, das heut mit blitzendem Auge und ſeligem Lächeln den kleinen Fuß auf eure Nacken ſetzt, liegt morgen bleich, aufgelöſt, zerſchmettert auf dem Teppich, den eure Schmeichelei unter ihre Sohlen gebreitet hat. Und wenn ihr hundert Jahre lang Champagner trinkt oder Mohnſaft einnehmt, ihr empfindet in allen euren Träumen nicht, was ein Weib vom Theater wachend erlebt. Geht den Spuren ihres Schickſals nach, wie ſie ſich hier und da in Anekdoten, Erzählungen, Erinnerungen ihrer Zeitgenoſſen abdrücken, und ihr werdet überall eine Fülle von Leben, einen ewigen Kampf, oft ein finſteres Verhängniß finden. Es iſt etwas Geſpenſtiges dabei; glaubt mir, es gibt ein Grauen auch hinter den Couliſſen und auf dem proſaiſchen Schnürboden unſeres Theaters. Nehmt an, jeder Menſch habe ſeinen Engel, einen kleinen getreuen Hausgeiſt, der über ihm ſchwebt, ihm die Steine aus dem Wege ſucht, ein weiches Taſchentuch an die weinenden

Augen drückt, das trockne Brot in Kuchen verwandelt und mit einem weichen Zauberpinſel emſig Gold und Roth auf die grauen Wände malt. Gut, auch das Weib, welches zum Theater geht, hat einen ſolchen Engel, der mit ihr plaudert, wenn die alten Kirchenglocken läuten, und ſie am Ohrläppchen zieht, wenn ſie einem ſchwarzen Schnurrbart nachſieht.

Sobald ſie die Bühne betritt und der Vorhang aufgeht, fliegt dieſer kleine Geiſt auf die Soffiten und ſitzt bedenklich und verlegen über ihr. Aber jede Rolle, welche ſie unten dem Publicum vorſpielt, jeder Charakter, jede Leidenſchaft, welche in ihr lebendig wird, erhält ein Leben auch außer ihr, zieht wie ein Rauch, wie ein Kobold nach der Höhe, und fängt Streit an mit ihrem Schutzgeiſt. Was ſie unten darſtellt von Laſtern und Tugenden, von Freude und Schmerz, das ſchwebt ſchattenhaft über ihr und zieht höhnend und grinſend ſeine Kreiſe um ihren unſichtbaren Helfer. O, er wehrt ſich, er ſchluchzt, er ringt die Hände, er ſchlägt nach dem Geſindel, das ihn anfällt. Aber er bleibt nicht Sieger, die Anzahl der Feinde wird immer größer, ihre Angriffe immer heftiger, bis ſie ihn endlich herunterwerfen, verjagen oder umbringen und ſich an ſeiner Statt der Künſtlerin an die Sohlen heften. So wächſt dem jungen Weib aus jeder Rolle ein Feind ihres Lebens, und ſolange ſie athmet, hat ſie zu kämpfen mit den Gebilden, die ſie ſelbſt geſchaffen. Und deshalb iſt ſie dem Theater verfallen ſolange ſie lebt, ſie mag den bunten Flitterſtaat wegwerfen, ſich die Schürze einer Hausfrau umbinden und ihr unſchuldiges Kind zur Abwehr an das Herz drücken, ja mag ſie ſelbſt unter den Baldachin eines fürſtlichen Thrones ſteigen oder ihr Haupt auf das Betpult einer Kloſterzelle legen, überall und überall zieht ſie's fort, zurück in die Aufregung, in die Wonne und das Weh der Couliſſen zurück. Während ihr Gatte ſie küßt, erinnern die Dämonen ihres Spiels an den Liebesrauſch der Rollen und während ihr Kind ſpielend ein Haar der Mutter herunterzieht, ziehn die Soffitenteufel an allen andern Haaren zurück zu der geſpenſtigen Stätte, wo das Herz am ſtärkſten ſchlug und die Freiheit am ſchönſten war. — Es ſind jetzt fünfzig Jahre, da trat Angelika Catalani aus dem Kreuzgange des römiſchen Nonnenkloſters heran an den kleinen Wagen, auf dem ſie ihr Maeſtro Boſelli in die Welt entführte. Das vierzehnjährige Mädchen war bereits ein Wunder Italiens. Hatte nicht der würdige Cardinal verboten, das Kind im Chor der Kirche ſingen zu laſſen, weil ihretwegen halb Rom hineinſtrömte und die junge Männerwelt dem Allerheiligſten den Rücken zukehrte und der kleinen Angelika Bonbons und Blumen in ſolchen Maſſen zuwarf, daß die Nonnen neben ihr faſt erſchlagen wurden? Und hatte nicht die Superiorin trotz dem Verbot das Wunderkind doch ſingen laſſen, weil das Kloſter reich wurde durch die Opferpfennige der zahlloſen Bewunderer? Du haſt ſehr früh Triumphe gefeiert, Angelika Catalani, du warſt noch Kind, als die Geſpenſter der Kunſt ſich um dein Haupt lagerten. Der Boſelli machte dich zu Etwas, du wurdeſt ſeit 1800 das Entzücken von Italien, Liſſabon, London und Paris. Damals nannten ſie dich eine Göttin, denn du warſt ein ſchönes Weib, eine edle Geſtalt mit ſtolzem römiſchen Antlitz und glühenden Augen, du hatteſt eine ſehr große Stimme, welche in Tiefe und Höhe von gleichem und reinem Metall war, und du verſchmähteſt es nicht, ſehr fleißig zu ſein, und warſt ein Wunder von Technik, welches Allerlei mit der Stimme machen konnte, auch Dinge, über welche ſich dein kleiner Schutzgeiſt ſchämte und ärgerte. Da auf dem Gipfel deines Ruhmes, als halb Europa begeiſtert zu deinen Füßen ſaß und dich anſchwärmte, da haſt du den widerwärtigen Capitän Valabregue geheiratet. Er wurde dein Tyrann, der dich mißhandelte, mit deiner Kunſt ſchamloſen Wucher trieb und dein Geld vergeudete, er machte dich habſüchtig, anmaßend, zur Egoiſtin! Von 1816—1826 zogſt du von Liſſabon bis Petersburg und ſammelteſt Wälder von Lorbeeren, innerlich aber verkamſt du und wurdeſt müde.

Seit 1828 lehrteſt du Andere ſingen. Dein Herz war verkohlt, zuſammengezogen, aber du konnteſt es doch nicht laſſen, für die Geiſter der Soffiten zu arbeiten; du ſchmückteſt ihnen neue Opfer. Vor ein paar Jahren ſagten dich die Zeitungen tot, du mußteſt in den Zeitungen dagegen proteſtiren und erklären, daß du noch am Leben ſeiſt. Arme Angelika! — Und jetzt ſtirbſt du als fünfundſechzigjährige alte Frau mit Hunderttauſenden zuſammen an einer gemeinen Seuche, welche maſſenhaft tötet und in die Gruben wirft, ohne Beifall, ohne alle dramatiſchen Pointen, faſt unbemerkt. — Warſt du glücklich auf Erden, Dame Catalani? du haſt viel geweint und viel gelacht, du haſt viel geſündigt und wohl auch manches Gute gethan und dein Leben war ſehr reich an Bildern, Erfahrungen und Verwandlung, aber du haſt Unglück gehabt in deiner Liebe und großes Unglück in deiner Ehe und dein Herz war tot, bevor du ſtarbſt.

Du biſt geſtorben und die Sontag geht zum Theater zurück.

Während die brünette Römerin auf goldenem Wagen von einem Ende unſeres Erdtheils bis zum andern flog, ſchlüpfte aus den Sälen des Conſervatoriums von Prag eine blonde Rheinländerin hinter die Couliſſen. Einundzwanzig Jahre jünger als die Catalani, betrat ſie ebenſo viele Jahre ſpäter die Bretter. Wie einſt das erſte Auftreten der Italienerin in Venedig, ſo war der Sontag erſtes Debut in Prag von ungeheurem Erfolg. Ueber Wien und Berlin zog ſie ihre Zauberkreiſe nach Paris und hier begegneten einander um das Jahr 1826 das aufſteigende Geſtirn der Blondine und das rothe Kometenlicht der Brünette, welche vom Zenith ihres Ruhmes langſam hernieder ſtieg in die Wolken der Entſagung. Wie die Catalani, ſo war die Sontag eine ſchöne Vertreterin der Kunſt ihres Volkes, der Reiz jungfräulicher Anmuth und Beſcheidenheit, die naive Schalkhaftigkeit der graziöſen Figur und die liebenswürdige Sentimentalität ihres Gefühls bildeten einen vortrefflichen Gegenſatz zu dem ſichern

Stolz, der bewußten Kraft ihrer Schweſter. Selten hat einer Künſtlerin die Welt ſo freundlich zugelacht, ihren Theaterhimmel umkreiſten keine dunklen dämoniſchen Geſtalten, es waren die weichen Elfen der romantiſchen deutſchen Muſik, welche über ihren Soffiten ſaßen und ihr Geſichter ſchnitten; ſelten ſchien die Jugend einer Sängerin ſo glücklich als die ihre. Und was iſt aus ihrem Leben geworden? Sie heiratete im vollen Glanze ihres unabhängigen Künſtlerlebens einen Grafen Roſſi, ſie verſchwand von der Bühne und begann das Leben einer Salondame in abgeſchloſſenen Kreiſen. Was ſie in dieſer Zeit durchgefühlt und gelitten, das ſoll ihr Geheimniß bleiben, wir ſehn nur Eins, zwanzig Jahre war ſie vom Theater getrennt und jetzt muß ſie auf die Bretter zurück. Auch ſie wird durch eine geſpenſtiſche Gewalt an den blonden Haaren zurückgezogen zu der Stelle, auf der ſie einſt dem Verhängniß verfiel. Ihre erſte Rolle war die Prinzeſſin im Johann von Paris, welche wird ihre letzte ſein? Was wird das Weib, die Künſtlerin bis zu dieſer letzten Rolle noch von Freude und Leid zu genießen haben?

Wir Deutſche haben eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ſie zu erfüllen. Alles Schöne, was wir von ihrer Zukunft kaum hoffen, wollen wir ihr von Herzen wünſchen.

Agneſe Schebeſt.

(Aus dem Leben einer Künſtlerin, 1856.)

(Grenzboten 1856, Nr. 9.)

Die Dame, welche hier ihr Jugendleben erzählt, hatte eine der ſchönſten Stimmen, welche je auf der deutſchen Bühne erklungen ſind, ſie beſitzt ungewöhnliche muſikaliſche Bildung und eine nicht gemeine Darſtellungsgabe; ſie hat in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Theaterlebens Hunderttauſende entzückt, hat alle die berauſchenden Triumphe gefeiert, durch welche das Publicum ſeinen Lieblingen ſo oft zum Verhängniß wird; ſie iſt auf der Höhe ihres Ruhmes von der Bühne abgetreten und die Gattin eines Mannes geworden, deſſen edle Perſönlichkeit und ſeine Geiſtesbildung einem großen Kreiſe von Verehrern theuer iſt, und deſſen Name wegen einer der größten und kühnſten kritiſchen Arbeiten, die je ein Sterblicher gewagt, durch mehre Jahre eifrig gefeiert und verwünſcht wurde, im Reiche der deutſchen Wiſſenſchaft aber unſterblich fortleben wird.

Eine Frau, der ſolches Schickſal geworden, iſt wohlberechtigt, auch in der Literatur ein Abbild ihres Lebens zu hinterlaſſen, und es ſind nicht gemeine Erwartungen, mit denen der Leſer ihr Buch zur Hand nimmt. Auch iſt ihr Bild, wie es ihre eigene Feder gezeichnet hat, wohl werth, daß ihm ein ernſtes Intereſſe entgegenkomme. Lebhaft und natürlich ſchildert ſie, wie ſie, ein böhmiſches Landmädchen, aus dem Volke heraufkam, in Dresden zur Sängerin wurde und in Peſth zuerſt die Herrſchaft auf der Bühne gewann. Mit Geiſt, ja mit Scharfſinn weiß ſie einige ihrer großen Rollen zu analyſiren und ihre muſikaliſche und dramatiſche Auffaſſung derſelben in klarer Darſtellung wiederzugeben. In dem, was ſie über ihr eigenes Leben erzählt, iſt durchweg die Haltung einer gebildeten Frau, es iſt kein niedriger Zug darin, wohl aber Manches, was man in der Theaterwelt ſelten findet, ein unabläſſiges ernſtes Ringen nach Schönheit und Wahrheit, zu unruhig vielleicht, um immer ſichere Früchte zu geben, aber ſtets ein Schild gegen die gewöhnlichen Verſuchungen des Enthuſiasmus. Auch Zartgefühl und die Zurückhaltung, welche der Frau ziemt, vermiſſen wir nicht, ja dieſe nöthigt uns auch Achtung ab, wo ſie der Wirkung des Buches einigen Schaden thut. Es iſt ſehr in der Ordnung, daß ſie ihre Lebensgeſchichte da ſchließt, wo ſie das Theater verläßt, denn ihr ſpäteres Leben, wie reich es an Bewegung, Schmerz und Freude geweſen ſein mag, gehört nicht der Oeffentlichkeit an, und wer das Buch in die Hand nimmt, nur um etwas über dieſe ſpätere Zeit zu erfahren, dem ſei die Strafe einer völligen Enttäuſchung von Herzen gegönnt. Aber wie wohl es ihrem Buche ſteht, daß ſie am rechten Ort zu ſchließen weiß, ſo iſt doch die Zurückhaltung der Frau auch in dem Bericht über ihre letzten Wanderjahre Urſache, daß dem Leſer der Antheil an dieſer Zeit geringer wird. Sie gibt wenig von ihrem innern Leben und Empfinden; wo der Leſende das Recht hat, auch von der Entwicklung, den innern Kämpfen und Wandlungen einer anziehenden Perſönlichkeit zu erfahren, da tritt eine ſchlichte Aufzählung der Gaſtſpiele, Reiſen und flüchtiger Bekanntſchaften ein. Wir glauben nicht artig, ſondern wahr zu urtheilen, wenn wir dieſe Magerkeit der Erzählung dem ehrenwerthen Zartgefühl allein und nicht einem Mangel ihrer Seele zuſchreiben, aber wir, das Publicum, ſo bereit wir ſind, ſolche Stimmung zu ehren, haben doch das Recht, zu fragen, warum dann das Buch ſchreiben, wenn man nicht Alles ſagen will, was hinein gehört, um das Buch zu einem guten Buche zu machen?

Es wäre ungerecht, deshalb zu verkennen, daß viel Intereſſantes und nicht wenig Liebenswürdiges darin zu finden iſt; und wenn das Ganze doch keinen reinen Eindruck macht, und ein Gefühl von Unbefriedigtheit beim Schluß übermächtig wird, ſo liegt der Grund noch in etwas Anderem. Wieder ein Künſtlerleben, das in poetiſchem Duft und ſehnſüchtiger Erwartung begonnen, mit blendendem Glanze aufſtieg und in bleicher Entſagung endigte. Die glänzendſte aller Künſte, voll rauſchender Erfolge, mächtiger Effecte und angeſtrengter ſchöner Arbeit, überhäuft mit Allem, was das Selbſtgefühl emportreiben und die Phantaſie befriedigen kann, und doch keine innere Befriedigung, keine ſtetige, geſetzvolle Geſtaltung des Lebens von innen nach außen; ein ewiger Wechſel von hoher

Spannung und Unſicherheit, ein ewiges unerfülltes Suchen, Verlangen, Heiſchen. Immer ſoll der darſtellende Künſtler gefällig und behend dem Publicum ſein Inneres nach außen kehren; all ſeine Erhebung und die geſammte Thätigkeit von Leib und Seele vergeht in der luftigen Welt des ſchönen Scheins, dem wirklichen Leben ſoll er genügen, wenn er abgeſpannt von der vollendeten Anſtrengung oder in der Vorbereitung für eine neue iſt. Unnatürlich raſch wird er aus der Wirklichkeit in das Reich des Scheins geworfen, in unheimlicher Schnelle wechſeln ihm Anſpannung und Abſpannung. Uebermäßig laut iſt der Beifall, zu viel Flitterwerk hängt an ſeinen Triumphen. Der Augenblick und das Publicum werden ſeine Götter, denen er alles Eigne zum Opfer bringen ſoll. Und wenn ihm einmal die Kehle verſagt, der Zauber der Jugend von ſeinem Antlitz ſchwindet, das in ewiger Jagd übertriebene Gedächtniß den Dienſt verſagt, wie ſteht er dann in der Welt? Was er im Augenblicke mit Leib und Seele ſchuf, im nächſten Augenblicke iſt es vergeſſen; verklungen und vergeſſen iſt aller Zauber ſeiner Töne und ſeines Spiels, nichts bleibt von ihm, als eine kühle Erinnerung in den Seelen Einzelner, und nichts bleibt vielleicht ihm, als der quälende Drang nach einem Geſtalten, das ihm die Natur jetzt verſagt, und die quälende Erinnerung an den Glanz und die Erhebung ſeiner Seele in einer Vergangenheit, die ihm nie wiederkehrt.

So iſt nur zu oft das Loos des Künſtlers, der von der Bühne zurücktreten mußte. Und vollends die Frau. Vieles hat ſie erlebt und unendlich Vieles durchgefühlt, was dem Weibe die ſchützenden Götter des Hauſes immer fern halten. Für ſich ſelbſt hat ſie jahrelang gearbeitet, ſie hat ſich zum Mittelpunkt eines Kreiſes mit der größten Peripherie gemacht; um ihr Lächeln haben Hunderte geworben, Tauſende hat ſie durch einen Ton, eine Bewegung des Körpers entzückt. Und ſie muß das wiſſen, denn ſie muß immer darauf denken, durch welche Mittel ſie ſolche Wirkungen erreichen kann. In jeder Rolle, die ſie ſchafft, hat ſie einen Theil ihrer Seele, auch das Reizende ihres Leibes Tauſenden zu zeigen; wird ſie im ſpätern Leben die Selbſtbeſchränkung haben, ſich, wie der Gattin, der Mutter ziemt, gegen die Welt zu verhüllen? Doch ſie iſt feinfühlend und gut, ſie vermag es; vielleicht iſt ihr gerade das ein Genuß, den ſie in der Zeit ihrer großen Siege ſich oft ſchwärmeriſch erſehnt hat, wie die Begeiſterung wohl ein Opfer erſehnt. Aber hat ihr Künſtlerleben ihr auch die Fähigkeit gegeben, im Wechſel der Stimmung, ohne Klage, feſt und beharrlich ſich und ihrer Umgebung ſpäter zu verbergen, daß ſie ein Opfer gebracht hat? Und wird ſie im Stande ſein, in der Beſchränkung eines kleinen Lebens, vielleicht unter Entbehrung der zahlreichen Kleinigkeiten, welche gering ſind, wenn man ſie beſitzt, und ſehr wünſchenswerth erſcheinen, wenn man ſie entbehrt, für Andere zu ſorgen und als Hausfrau mit genügſamer Hand die Schlüſſel feſtzuhalten, deren Obhut ihr einſt eine Geſellſchafterin abnahm, weil dies Amt für die Künſtlerin unpaſſend war? Doch auch das wird ſie können, wenn ſie liebt. Aber zweierlei wird ihr ſehr ſchwer möglich. Sie kann ſchwerlich die Zweite ſein in der Ehe; ſchwerlich eine Gefährtin, deren Glück und Stolz ſein ſoll, die Vertraute der Gedanken und Ideale eines Andern zu werden und mit ihrer Seele an dem Stamm ſeines Lebens feſtzuranken, denn ihr Geiſt und ihr Idealismus ſind ſehr ſelbſtändig und anſpruchsvoll ausgebildet, ſie iſt ſchneller, dreiſter und eigner in Urtheil, Empfindung und Träumen, als ſonſt ein Weib. Und ferner noch eins kann ſie ſchwerlich, wenn ſie eine wahre Künſtlerin iſt. Sei ſie noch ſo gut und noch ſo pflichtvoll, ſie kann nicht ſich und nicht ihrer Umgebung verbergen, daß das beſte und höchſte Leben ihrer Seele den Geiſtern der Kunſt verfallen iſt, und daß der Drang durch Ton und Geberde zu geſtalten das innerſte Bedürfniß ihrer idealen Natur iſt.

Und dies Höchſte, Schönſte ſoll ſie entbehren, ohne das

Gefühl des Bedauerns, ohne innerlich kleiner, ſchwächer, ärmer zu werden! — Das wird nur ſehr ſelten möglich ſein.

Wohl gönnt die darſtellende Kunſt dem Menſchenleben, das ſich ihr weiht, einen Glanz und Schmuck, deren jedes andere entbehrt, aber wer dieſer Kunſt in ſchnellem Entſchluß den Rücken wendet, und ſei's in dem beſten Wollen, der hüte ſich wohl. Leicht verwandeln ſich die lachenden Genien in finſtere Dämonen, die alle Gefühle, die der Sterbliche einſt im freien Spiel für Andere ſo ſchön zu ſchildern wußte, jetzt ihm ſelbſt in das eigene ruheloſe Herz ſenken, unaufhörlich, in fürchterlichem Wechſel.

Rachel und das Spiel des Théatre français.

(Grenzboten 1850, Nr. 37.)

Das franzöſiſche Volk ſteht zu ſeiner Sprache in einem ganz andern Verhältniß, als die deutſchredenden Stämme zu der ihrigen. Die Subſtanz ſeiner Wörter iſt nicht aus dem Grund ſeines eigenen Lebens herausgewachſen, ſondern ihm von einem fremden Volk überkommen. Als durch die Völkerwanderung die römiſche Sprache zerſchlagen war und keltiſche Gewandtheit und deutſche Bildungskraft die lateiniſchen Klänge auf ihren Zungen abgeſchliffen und zugeſpitzt hatten, da blieb freilich der ſchaffende Sprachtrieb, welcher in jedem Volke, in jedem Menſchen lebt und welcher jedes Kind drängt, nach Analogie der eingelernten Klänge ſich neue zu erfinden, auch in der Seele der franzöſiſchen Romanen; aber er ſchuf nicht von dem Innern der Stammſilben heraus, deren urſprüngliche Bedeutung dem Volke unbekannt, deren Form erſtarrt war, ſondern er ſpielte wohlgefällig mit dem imponirenden Klange der Wörter, dieſelben willkürlich und unorganiſch abkürzend, dehnend, durch die Naſe oder die Kehle ziehend. Eine launiſche Accentuation trat an die Stelle der ſoliden römiſchen Quantität; die Willkür, mit welcher die Worte durch den Silbenton belebt wurden, nahm auch dem Versbau die ſtrenge Geſetzlichkeit, und dieſe verhältnißmäßige Roheit und Einförmigkeit des Versbaus zwang wieder dazu, den Vers durch ſcharfe Declamation, beſtimmten wiederkehrenden Tonfall zuſammenzuhalten. Schon vor den Tragikern, ja ſchon in der alten langue d'oïl und d'oc läßt ſich die naive Freude der Franzoſen an dem ſcharfen Klappen der Versfüße und dem Klingen der Reime erkennen, über welche ein pathetiſch declamirender Ton hingeſchwebt haben mag.

Als nun die Tragiker des 16. und 17. Jahrhunderts für ihr rhetoriſches Pathos den entſprechenden Vers ſuchten, war der Alexandriner der allerbeſte und prächtigſte, den ſie verlangen konnten. Seit alter Zeit in erzählenden Gedichten angewandt, wurde er allmählich ſo recht das Maß für langathmige, hochſtiliſirte Reden. Was ihn für uns Deutſche unangenehm macht, das Klappern der beiden gleichen Theile, die Einförmigkeit ſeines Falles, gerade das braucht der Franzoſe; denn dieſe Beſtimmtheit und Feſtigkeit des Maßes bildet nach ſeiner Empfindung den nothwendigen Gegenſatz zu der höchſt ausdrucksvollen und laut dahinrauſchenden Modulation der Stimme, welche er hier mit unheimlichem Genuß auf den einzelnen Accentſilben tremulirend verweilen läßt, dort mit höchſter Energie wie einen Waldſtrom fortbrauſen macht, daß Accente, Cäſuren und Reime unerbittlich fortgeriſſen werden. Dieſen Genuß, welchen Sprechende und Hörende am Klange der tragiſchen Alexandriner gegenwärtig in Frankreich haben, ſoll man zuerſt beachten, wenn man ihre tragiſchen Schauſpiele nicht ungerecht beurtheilen will.

Ferner aber erinnere man ſich an das Coſtüm und die Gewohnheiten ihrer alten Tragödien. Zur Zeit von Corneille und Racine wurden ſämmtliche Heldenrollen in der Staatstracht ihrer Zeit geſpielt, wenigſtens mit den charakteriſtiſchen Abzeichen: die Herren trugen unvermeidlich den Haarputz, die Beinbekleidung, den Galanteriedegen des franzöſiſchen Hofes; die Damen Robe und Fächer, oder mindeſtens ein Taſchentuch. Die drei Gattungen von Coſtüm, welche man damals unterſchied: antik, türkiſch und modern, waren nur in einzelnen Garderobeſtücken, bei den Damen manchmal nur im Ausputz der Roben verſchieden. Sprache, Haltung, Bewegungen ſollten die feine Bildung des damaligen Königshofes ins Erhabenſte geſteigert vorführen. Der Schritt war ein würdiges Tanzpas, die Damen ſchwebten in wellenförmigen Bewegungen vorwärts; Reifrock und Schoßweſte nebſt kurzen Beinkleidern, Degen und Schnupftuch, Allongenperücke und Toupé machten eine mit Wahrheit ins Detail malende Darſtellung großer Leidenſchaften ganz unmöglich; mit dem Oberkörper wurde aus den Hüften herausgeſpielt und die Arme fuhren in übertriebenen Geſten durch die Luft. Dies viele Unſchöne, das uns wahrſcheinlich jeden Genuß an einer ſolchen Darſtellung verderben würde, verhinderte jedoch nicht, daß große Schauſpielertalente auf der franzöſiſchen Bühne emporwuchſen; und wir mögen immerhin annehmen, daß es ihnen gelang, auch unter dieſen Beſchränkungen eine gewiſſe Schönheit und Wahrheit des Spiels zu entfalten. In Voltaire's Zeit begannen kleine Veränderungen in Spiel und Tracht der tragiſchen Bühne zu Paris, welche übrigens erſt 1789 im Théatre français ihre Heimat fand, bis dahin als königliches Schauſpiel in verſchiedenen Räumen geſpielt hatte. Eine Anzahl großer Künſtler kämpfte gegen das hohle feſtſtehende Pathos und Abdeclamiren der Verſe; freilich war das, was ſie an die Stelle ſetzten, ein zwangloſeres Springen der Stimme über den Verstact, mehr geeignet, ihre mimiſchen Wirkungen zu fördern, als den Sinn der Worte zur Geltung zu bringen. Viel bedeutender war, was ſie in der Mimik, Haltung und dem conventionellen Anſtand änderten. Die Clairon erſchien ſchon in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Elektra ohne Reifrock und Puder, ja als Roxolane in wirklich türkiſcher Tracht, und Lecain wagte als Orosman daſſelbe. Aber ſie erregten noch großen Anſtoß. Erſt Talma zerbrach die alten Herkömmlichkeiten in Spiel, Kleidung, ſtellenweis auch in der Sprache. Er führte am Théatre français größere Treue des hiſtoriſchen Coſtüms ein, welche ſeit ſeiner Zeit die bedeutenderen Theater von Paris auszeichnet; er ſelbſt war in Drapirung, Haltung, Stellungen und Effecten des ſtummen Spiels der größte Künſtler ſeiner Zeit; durch ihn wurde das tragiſche Spiel der Franzoſen neugeſtaltet. Freilich, vieles von den alten Gewohnheiten blieb; beim Auftreten und Abgehen der herkömmliche Unterſchied zwiſchen dem mittlern Eingang und den Seitenthüren, auf der Scene das Beibehalten der Entfernungen zwiſchen den ſpielenden Perſonen, und das alte Streben nach ſymmetriſcher Aufſtellung und bedeutungsvollem Parallelismus der beiden Seiten einer Gruppe; es blieb auch viel von der Declamation — das Tremuliren und Fliegen des Versaccentes war bei Talma für fremde Ohren noch ſtörend —, und die behagliche Breite der pathetiſchen Reden verführte die mittelmäßigen Schauſpieler fortdauernd zu hohlem, bollerndem Schreien und zu übertriebener Mimik, aber es wurde doch durch die hohe Begabung der franzöſiſchen Künſtler ein weit reicheres Detail bei der Darſtellung großer Charaktere in der Tragödie durchgeſetzt. Die Schauſpielkunſt begann die Dichtkunſt Corneille's und Racine's zu überwinden und riß die höfiſchen Dichter der Bourbonen auf ihrem umgeſtaltenden Wege mit.

Der tragiſche Inhalt franzöſiſcher regelrechter Dramen beſaß nicht den Reichthum an dramatiſchen Momenten, den z. B. Shakeſpeare's Stücke haben. Alles iſt in den franzöſiſchen Rollen viel einfacher, nur aus dem Groben gearbeitet. Theilnehmer an einer leicht überſehbaren Handlung, erſcheinen die Charaktere von vornherein fertig und geradlinig in ihrer Bahn fortgetrieben; ſie haben große Schmerzen durchzumachen, aber keine Veränderungen ihrer Eigenart. Was geſchehen muß, um die Handlung des Stückes fortzubewegen, geſchieht zum großen Theil hinter der Scene und wird erzählt. Denn die Wirkung der Botſchaften auf die Seele der Perſonen ſoll dem Publicum dargeſtellt werden, und der Seelenvorgang, durch welchen ſie zu dem Entſchluß kommen, etwas zu thun, die That ſelbſt gilt der Regel nach für undramatiſch. Bei dieſer bekannten Eigenthümlichkeit der antikiſirenden Tragödie erhalten die einzelnen Perſonen lange Reden, und dieſe langen fortlaufenden Reden beſchränken das Gegenſpiel der Charaktere gegen einander, jede einzelne Perſon erſcheint egoiſtiſch nach innen gekehrt, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, über den eigenen Gemüthszuſtand nachdenkend. Bei ſolchen Scenen, wo auf lange Pauſen in der Rede lange pathetiſche Ergüſſe folgen, wird der Schauſpieler ſeine Wirkung ebenſo ſehr im ſtummen Spiel, als in der Meiſterſchaft ſeines Vortrags ſuchen müſſen. Schon ſeine Erſcheinung ſoll imponiren; ſeine Stellung auf der Bühne iſt bei der geringen Anzahl der vorhandenen Perſonen ein weſentlicher Theil der herkömmlichen Gruppe, durch welche die jedesmalige Situation beſtimmt wird, ſeine ſtumme Mimik die nothwendige Begleitung zu den tönenden Worten des Sprechenden. Und ſo hat die Tragödie des Théatre français ſeit der Clairon und durch Talma eine Energie im ſtummen Spiel gewonnen, welche auch auf uns Deutſche nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Auch Uebertreibungen haben den Franzoſen und uns nicht gefehlt: das gefallſüchtige Tändeln mit plaſtiſchen Stellungen, das raffinirte Ausdenken verzwickter mimiſcher Manöver, in denen bei uns z. B. das Talent der Händel-Schütz unterging.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Spiels wurde bei den Franzoſen durch die langen Reden der Tragödie herausgebildet. Die Reden leiden in der Mehrzahl für uns Deutſche an dem Uebelſtand, daß ſie gerade da, wo wir dramatiſchen Ausdruck eines leidenſchaftlichen Gefühls fordern, in geiſtreichen Antitheſen und Reflexionen fortlaufen, der Sprechende empfindet ſich trotz dem größten Sturm der Leidenſchaft mit einem ſchauderhaften Behagen als unglücklichen Pechvogel, betrachtet ſein Schickſal von allen Seiten, zieht alle möglichen ſehr ſubtilen Folgerungen daraus und malt ſich da, wo er ſeinen Willen oder Entſchluß auszudrücken hat, auch die Folgen davon mit großer Genauigkeit aus. Die Aufregung der Charaktere erſcheint ſo wie ein ſeltſamer Rauſch, in welchem der Geiſt die volle Freiheit behält, alles Mögliche, auch ſehr entfernt Liegendes zuſammenzufaſſen, ein Rauſch, der gerade in der Fülle der Worte, in der Kühnheit der Gedankenſprünge, aus der Schärfe der Antitheſen und epigrammatiſchen Wendungen ſichtbar wird. Wir Deutſche empfinden das als unwahr, dem franzöſiſchen Geiſt iſt das ſehr angemeſſen, er liebt es ausnehmend, in Gefahr und Schmerz die elaſtiſche Schwungkraft des Geiſtes geſteigert zu ſehen. Für Wahrheit und Schönheit der Bühnendarſtellung liegt in ſolcher Rhetorik der Leidenſchaft eine große Schwierigkeit. Zu Corneille's und Voltaire's Zeiten wurde das von den Franzoſen noch nicht empfunden, der Vortrag auf der Bühne war vorzugsweiſe declamirend, die naive Freude an dem Klange der prächtigen Phraſen war noch herrſchend, und dankbar wurde anerkannt, wenn der Schauſpieler mit Feinheit und Haltung durch den Strom der Worte ein tieferes menſchliches Gefühl durchleuchten ließ. Als aber das moderne Leben in der franzöſiſchen Tragödie ſein Recht verlangte, und ſeit der franzöſiſchen Revolution und durch Talma von dem Schauſpieler ein ſchärferes und genaues Malen der Leidenſchaft gefordert wurde, mußte der Künſtler des Théatre français in ein eigenthümliches Verhältniß zu dem Text der Rolle treten, die er lebendig zu machen hatte. In den Worten war wenig von den feinen Uebergängen und Nüancen des Gefühls enthalten, welches der Schauſpieler durch ſeine Kunſtmittel ausführlich darſtellen wollte, ja im Gegentheil, ein getreues und ſorgfältiges Spiel nach den Worten machte mimiſches und hochtragiſches Detail oft unmöglich. Und ſo kam es, daß der franzöſiſche Tragöde ſein Spiel viel mehr von den Dichterworten trennte, als bei uns für möglich und erlaubt gelten würde, daß er alle die Empfindungen, Gefühlsausbrüche und leidenſchaftlichen Zuckungen der Seele, welche im Text oft nicht angedeutet waren, ſelbſt mit erſtaunlicher Freiheit hinzuſchuf. Die Verſe wurden dann die Muſik, deren unwiderſtehliche Melodie ihn und ſein Publicum in einen gewiſſen heiligen Rauſch verſetzte; in dieſer erhöhten Stimmung ſchuf er mit überlegener Kraft in charakteriſtiſchen Einzelheiten, ſchleuderte hier ganze Reihen von Verſen mit unendlicher Gewandtheit der Zunge von ſich, ſteckte dort auf einer epigrammatiſchen Spitze die volle Glut eines ungeheueren Gefühls auf, und verwandelte ſo die gedankenreiche Rede in eine Scene voll leidenſchaftlicher Bewegung, welche durch manche Einzelzüge des Spiels, die ſchnellen Uebergänge, das ſtarke Auftragen der Farbe und durch den begleitenden Rhythmus des Alexandriners allerdings an das Melodrama erinnert. Es iſt unnöthig, auszuführen, daß eine ſolche Behandlung der franzöſiſchen Tragödie nur einer genialen Künſtlerkraft möglich iſt, daß es ferner ein gefährlicher Uebelſtand iſt, wenn eine Kunſtform ſo beſtellt iſt, daß ſie nur durch die Wagniſſe des Genies zu etwas Großem für uns werden kann; und daß endlich auch das größte Genie auf ſolchem Wege, wo es ganz allein durch Wagniſſe zu ſiegen hat, zuletzt in Virtuoſenthum und Manier enden muß.

Was hier geſagt wurde, ſoll die Bemerkungen über Rachel und ihr Spiel vertreten, welche dies Blatt jetzt, wo die Heldin des **Théatre français** über die deutſchen Bretter ſchreitet, ſeinen Freunden ſchuldig war. Ueber Rachel ſelbſt iſt ſeit ihrem Auftreten ſo viel von Deutſchen und Franzoſen geſchrieben worden, daß kaum etwas Neues über ſie zu ſagen iſt. Das Beſte, was von unſern Deutſchen über ihre Kunſt geſchrieben wurde, findet ſich in Eduard Devrient's Briefen aus Paris, freilich aus dem Jahr 1839. Es iſt das Urtheil eines gründlich gebildeten Sachverſtändigen. Auch Laube hat in ſeinem Buch aus Paris im Jahr 1847 einige gute Bemerkungen über ſie gemacht.

Rachel Felix, die Tochter eines jüdiſchen Händlers aus dem Elſaß, der an Kindern reicher als an Mammon war, wurde noch als Kind von ihrem Vater im Conſervatoire zu Paris untergebracht. Sie zeichnete ſich bei den Prüfungen aus, der Director des Gymnaſe bot ihr eine Anſtellung, und gedrängt durch die kümmerliche Lage ihrer Familie, nahm ſie dieſe an, obſchon die Profeſſoren dringend abriethen, da ihre Ausbildung noch nicht beendet ſei. Sie trat auf dem Gymnase dramatique (für moderne Converſation, Vaudeville und Schauſpiel) neben Leontine Volnys und Bouffé auf, aber ohne Erfolg, die Gattung der Bühne ſagte ihrem Talent nicht zu, die Warnung ihrer Lehrer war begründet geweſen, und da die Satzungen des Conſervatoire's ihr die Rückkehr in die Anſtalt unmöglich machten, war ihre Zukunft zweifelhaft geworden. Da nahm ſich Samſon, Profeſſor am Conſervatoire, ihrer an, unterrichtete ſie in der Stille während ihrer Thätigkeit beim Gymnaſe, und ſetzte im Juni 1838 ihr Auftreten beim Théatre français durch. Der Erfolg des jungen Mädchens iſt bekannt, es begann ſeit der Zeit eine neue Blüthe für die claſſiſche Tragödie in Paris, welche ſeit Talma's Tode in einem Zuſtand von Verfall geweſen war, der bereits unheilbar ſchien. Seit den letzten zwölf Jahren hat Rachel den Kothurn des Théatre français zunächſt zu einer Modeſache, endlich zu einem Stolz der Pariſer gemacht, und jetzt, im Alter von noch kaum dreißig Jahren, gilt ſie für die größte Schauſpielerin Europas. Was ſie in den zwölf Jahren ihres Verweilens am Théatre français auch allmählich ſich zugebildet, Sicherheit auf der Bühne, welche bei ihr größer iſt, als vielleicht je bei einer Frau, und Ausbildung ihres ſtummen Spiels, in welchem ſie bis an die Grenze des Möglichen gekommen ſcheint, ſo iſt doch an dieſer genialen

Frau vielleicht das Wunderbarſte der Umſtand, daß ſie im Alter von ſechzehn Jahren in der Hauptſache ebenſowenig war als jetzt, daß ſie gleich in der erſten Zeit ihrer Triumphe die finſtern und erhabenen Leidenſchaften mit derſelben Größe, Energie und Sicherheit darzuſtellen verſtand, welche wir gegenwärtig an ihr bewundern; ſowie daß der Kreis der Empfindungen, welche ſie mit Glück darſtellt, in dieſer ganzen Zeit faſt um nichts größer geworden iſt. Für Hingebung, Zärtlichkeit, Liebesglut vermag ſie auf der Bühne noch jetzt nicht Ton und Blick zu finden; aber alle dunklern Stimmungen vom erhabenen Stolz an, durch alle Grade und Schattirungen finſtern Schmerzes, durch das ganze Regiſter von Zorn, Eiferſucht, Haß, bis zur Verzweiflung und zur Wuth einer Furie, handhabt ſie mit einer Meiſterſchaft, die den Zuſchauer faſt betroffen macht. Man fühlt dann die dämoniſche Kraft eines Genies in einem Entzücken, das mit leiſem Grauen zu kämpfen hat. Jeder Wirkung iſt ſie ſich bewußt, überall iſt ihre originelle Kraft durch die Kunſt beherrſcht, alle Effecte ſind ſicher und ſtehen ihr feſt, und doch empfindet auch der geübte Blick nirgend, oder doch nur ſehr ſelten, die Abſicht und Zucht heraus, die ſonſt auf die Länge bei allem franzöſiſchen Spiel den Deutſchen zu erkälten pflegt; ſo groß iſt die ſchöpferiſche Kraft, welche in ihr arbeitet. Die Franzoſen, welche für die Mängel der Rachel gar nicht blind ſind, fühlen ſich doch ſtolz im Beſitz einer ſolchen Künſtlerin, aus deren Augen ſo viel Teufel brennen, als ſonſt in ganz Frankreich kaum aufzufinden ſind, und deren feingeſchnittene Lippen ſich faſt zu einem Viereck aufkrauſen, um unerhörte ſchneidende Töne einer ſo grimmigen Verachtung gegen alles Beſtehende herauszuſtoßen, daß der hartnäckigſte Stolz vor Schrecken in nichts zerſchmilzt. Wir Deutſche ſuchen uns vergebens damit zu beruhigen, daß die große Künſtlerin doch am Ende nichts Anderes darſtellen könne, als ein böſes Weib. Sie hat als ein Genie gegenüber einem guten Talent den Vorzug, unwiderſtehlich fortzureißen, wo ſie ihre Gewalt zeigen kann, und den Nachtheil, da ſehr wenig zu wirken, wo die Stimme des Gottes, welcher ſie belebt, nicht zu ihr ſpricht.

Ehre und Geld,

Schauſpiel von F. Ponſard.

(Grenzboten 1853, Nr. 18.)

In dem Theaterpublicum von Paris regt ſich jetzt eine gewiſſe Sehnſucht nach edler Schönheit und einfacher Naturwahrheit in der Kunſt, für welche die franzöſiſche Poeſie Form und Inhalt noch nicht gefunden hat. Dem deutſchen Gefühl wird ihr tragiſcher Stil durch redneriſches Pathos unwahr und geziert, ihre edlen Charaktere erſcheinen uns leicht als geſpreizte, ſich ſelbſt bewundernde Komödianten, ihre großen Situationen haben faſt immer etwas Uebertriebenes, Aufgeputztes. Scribe, deſſen große Begabung gerade wir Deutſche anerkennen müſſen, weil er Vieles im hohen Grade beſitzt, was unſern dramatiſchen Schriftſtellern fehlt, iſt bei dem gegenwärtigen Paris ein wenig aus der Mode, und der Franzoſe dieſer Saiſon gefällt ſich darin, den großen alten Taſchenſpieler gering zu ſchätzen. Seine Fehler: muthwillige Frivolität, leichtfertige Behandlung hiſtoriſcher und ſittlicher Probleme und die übermäßige Anwendung kleiner äußerlicher Hilfsmittel zum Fortbewegen der Handlung, werden ihm gern vorgeworfen. Er gilt für einen Fabrikarbeiter, für einen Speculanten, für einen Mann, der um Geld geſchrieben hat. Während man aber ſo ſtreng über das bedeutendſte Talent der Luſtſpielliteratur urtheilt und an ihm verdammt, was ein Fehler der franzöſiſchen Natur und Bildung ſcheint, hat man ſich andere Helden ausgeſucht, welche anzuerkennen im bonapartiſtiſchen Paris guter Ton wird, z. B. Augier und vor Allem Ponſard. In den Werken des Letzteren findet das arme Paris von 1853 das Etwas, wonach es ſich gegenwärtig ſo ſehr ſehnt, edle Geſinnung, Reinheit, Einfachheit und Sittlichkeit! Der große Erfolg, den ſein letztes Schauſpiel gehabt hat, und den einzelne Stimmen einer verſtändigen Kritik nicht beeinträchtigen konnten, iſt zum größten Theil dieſer ſchwächlichen Auflehnung der Pariſer gegen den herrſchenden Materialismus und die moderne Sittenloſigkeit zuzuſchreiben. „Perſer nennen's Bidamag Buden, Deutſche nennen's Katzenjammer.“

Das neue Schauſpiel Ponſard's iſt auf dem Odeon-Theater zuerſt am 11. März gegeben worden, und hatte den Vorzug, daß ſowohl das vornehme Paris als die begeiſterte Studentenwelt daſſelbe unter ihren Schutz nahmen. Seine Tendenz gilt für ſehr edel und moraliſch; eine kurze Darſtellung des Inhalts wird genügen, den deutſchen Leſern ein Urtheil über ſeinen ſittlichen und künſtleriſchen Werth zu geben.

1. Act. Ein reicher junger Mann, Georg, hat mit ſeinen Freunden und Schmarotzern getafelt, ſein Malertalent wird in den Himmel erhoben, eine hohe Stelle im Staatsdienſt, reiche Partien werden ihm angeboten, er ſpricht ſich als gutgearteter und unabhängiger Mann aus. Ein Freund, Rudolf, tritt ein, Original, Mann von Charakter, der die elegante Geſellſchaft und ihre kleinen Gepflogenheiten verachtet und der Arbeit, der Kunſt und dem Genuß der ſchönen Natur lebt. Die Gäſte entfernen ſich, die beiden Freunde halten ein langes Geſpräch über Charakter und Männerwerth, und Rudolf ſagt: als ein reicher Mann, dem das Leben ſo leicht werde, könne Georg gar nicht wiſſen, wie weit ſeine eigene Tugend und die Unbeſcholtenheit ſeines Charakters reiche, die Armuth führe in ſchreckliche Kämpfe und Verſuchungen, erſt in Leiden und Entbehrungen erkenne man, wie ſchwer es ſei, ehrbar zu handeln. Georg ſolle ſein Geld zu behalten ſuchen.

2. Act. Wartezimmer eines Notars. Ein Herr Mercier zeigt ſich mit ſeinen beiden Töchtern Laura und Lucile und erkundigt ſich beim Notar nach Georgs Beſitzthum, der auf

einer längern Reiſe mit ihm zuſammengetroffen iſt und ſeine Tochter Laura liebgewonnen hat. Er hört, daß Georgs Vater vor Kurzem in zerrütteten Vermögensverhältniſſen geſtorben iſt, und daß Georg nichts behalten werde als ſein mütterliches Erbtheil, 10,000 Thaler jährlicher Renten. Herr Mercier äußert, er habe zwar auf mehr gerechnet, indeß er ſehe nicht auf Geld, und Georg ſei ein vortrefflicher Mann und ihm als Schwiegerſohn willkommen. Von den beiden Töchtern zeigt ſich Laura als weich und ſinnig, Lucile als lebhaft und entſchloſſen. Nach ihrem Abgang erſcheint Georg, erfährt von dem Notar, daß die Schulden ſeines Vaters das Vorhandene bei Weitem überſteigen, und daß er die Hinterlaſſenſchaft nur antreten könne, wie unſere Juriſten ſagen, cum beneficio legis et inventarii, d. h. in der Form, daß er ſelbſt mit ſeinem anderweitigen Vermögen keine Verbindlichkeit zur Bezahlung der väterlichen Schulden übernehme. Wollte er dieſe Schulden vollſtändig tilgen, ſo würde auch das mütterliche Vermögen bis zum letzten Sou daraufgehen. Der feinfühlende Georg erklärt auf der Stelle, ſeine Ehre fordere, daß er alle Schulden ſeines Vaters bezahle und arm werde. Er bleibt entſchloſſen, trotz der gutgemeinten Warnungen des Notars; er weiß, Laura liebt ihn um ſeiner ſelbſt willen, und Herr Mercier wird ein uneigennütziger Schwiegervater ſein, er ſelbſt wird als Maler durch Talent und Arbeit ſeine Frau ernähren. Die Gläubiger werden gerufen, ſie bewundern die Hochherzigkeit des jungen Mannes und entfernen ſich mit den Verſicherungen der lebhafteſten Dankbarkeit. Herr Mercier erſcheint, erſchrickt über das Geſchehene und verräth deutlich ſeinen Entſchluß, den armen Teufel Georg nicht zu ſeinem Schwiegerſohne zu machen. Georg ſinkt erſchüttert in einen Stuhl, der Notar verſucht ihm Hoffnung zu machen.

3. Act. Rudolf kommt als Georgs Anwalt zu Herrn Mercier, und hält dieſem lange und ſchöne Reden über die

Nichtswürdigkeit geldgieriger Väter, welche ihre armen Töchter an Geldſäcke verheirateten, ohne ſich um die Gefühle der Töchter zu kümmern. Wenn dann ſpäter die geopferten Frauen ſich ihre Geliebten ausſuchen, was leider ſehr oft vorkomme, ſo trügen die Väter die Hauptſchuld. Herr Mercier wird dadurch nicht bekehrt, ſondern kündigt nach Rudolf's Abgang ſeiner Tochter Laura an, daß ſie Georg entſagen und ſich mit einem Bankier vermählen müſſe. Laura iſt troſtlos, aber ſie fügt ſich, weil eine gute Tochter ihren Eltern gehorchen muß, vergebens ſucht ihr Lucile zu beweiſen, daß ihre Pflicht nicht ſei, ſich zu opfern, vergeblich verſucht Georg, der dazu kommt, die Beredtſamkeit ſeiner Liebe; Laura iſt zu ſchwach, dem Befehl des Vaters zu widerſtehn, und entfernt ſich mit dem Entſchluß, den Andern zu heiraten. Rudolf tritt zu dem troſtloſen Georg und ſucht ihn vergebens zu tröſten, indem er ihn auf ſeine Malerkunſt und den Ruhm hinweiſt. Georg ſchließt mit den Worten: „weil ich ehrlich bin, verliere ich ſie; wäre ich ein Schuft, ſo würde ich glücklich."

4. Act. Geſellſchaft im Hauſe des Notars. Die früheren Freunde Georgs, die befriedigten Gläubiger ſeines Vaters, Herr Mercier und ſeine Töchter, — Laura verheiratet, — ſind gebeten, dazu Rudolf und Georg. Georg erſcheint in fadenſcheinigem Kleid, er hat nicht Mittag gegeſſen, um ſich die Glacéhandſchuhe zu kaufen; ſeine Hoffnungen, als Maler Ruhm und Erwerb zu finden, ſind geſcheitert, er iſt gebeugt, mit der Welt zerfallen. Seine einſtmaligen Freunde behandeln ihn mit Verachtung, die befriedigten Gläubiger werden von ihm gebeten, eine Summe zuſammenzuſchießen, um ihm den Ankauf einer kleinen Papiermühle aus der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters möglich zu machen. Das Fabrikgeſchäft erſcheint ſicher, er würde im Stande ſein, in wenig Jahren das Darlehn zurückzuzahlen; die Gläubiger erweiſen ſich hartherzig und entſchlüpfen ihm, Georg iſt troſtlos. Da macht ihm einer der früheren Bekannten den Vorſchlag, er ſolle eine reiche, alte

Jungfer heiraten, die bei der Erbſchaftsregelung unter den Gläubigern war und eine ſtille Neigung für ihn habe. Georg zaudert etwas, weil ſie gar zu alt iſt, endlich entſchließt er ſich dazu. Rudolf tritt zu ihm und verſucht ihn aufzurütteln, er erzählt ihm nebenbei, wie Laura's Mann ein Verſchwender, und ein Bankrott vor der Thüre ſei, aber Georg hat keinen andern Gedanken, als den, durch Geld aus ſeinem Elend herauszukommen. Rudolf ſagt ihm ſtreng, jetzt könne er ſehen, wie wenig brav er ſei, und wie ſeine ſchönen Gefühle in dem Ernſt des Lebens nicht Stich gehalten. Georg nimmt das übel und geht verletzt ab. Da macht ſich Rudolf Vorwürfe über ſeine Strenge, und beſchließt, den gebrochenen Freund auf andere Weiſe zu heilen. Er tritt zu den Töchtern des Herrn Mercier und fordert Lucile, von deren Adel er überzeugt iſt, auf, ſeinen Freund zu tröſten. Beide Töchter des Herrn Mercier ſind voll von Bewunderung des Edelmuthes und des Charakters von Georg. Georg kommt wieder, Lucile drückt ihm mit begeiſterten Worten ihre Verehrung ſeiner hochherzigen Uneigennützigkeit und ſeiner männlichen Rechtſchaffenheit aus und fordert ihn zum Tanz auf, er zögert demüthig, ſie ſagt ihm, wie ſtolz ſie ſei, ihn am Arm zu führen; Laura hört reſignirt zu. Die alte Jungfer tritt auf und äußert, daß ſie, die einſame ältliche Dame, den Georg zwar liebe, aber wie eine Mutter. Darauf kommt Rudolf und ſagt triumphirend, daß die ſchönen Augen von Lucile viel mehr ausgerichtet hätten, als ſeine Beredtſamkeit, Georg tritt ſtrahlend zu ihm, er iſt gehoben, entzückt, verliebt, er hat erfahren, daß ein edles Herz ihn achtet, jetzt will er gern arbeiten und die Armuth ertragen. Der Notar ſchließt, er hat dieſe Geſellſchaft nicht ohne Zweck zuſammengebeten, übrigens hat er das Geld aufgetrieben, um die Fabrik für Georg zu kaufen. Georg hofft wieder.

5. Act. Herr Mercier iſt troſtlos, ſein ſchlechter Schwiegerſohn iſt bankrott und hat auch das ganze Vermögen des Herrn

Mercier durchgebracht. Die Töchter ſuchen vergebens ihn aufzurichten, Laura trägt ihr Unglück mit Würde. Georg, Rudolf, der Notar treten ein, Georg bittet um Lucile's Hand, die ſein guter Engel geweſen ſei; er hat ſich durch die Fabrik wieder in beſſere Lage verſetzt, der Notar erzählt, daß die Papiermühle ſchon 5000 Thaler Reinertrag bringe, im nächſten Jahre würden es 7000 ſein. Herr Mercier iſt beſchämt. Lucile iſt glücklich, will aber die Hand Georgs nur dann annehmen, wenn ihre Schweſter den Schmerz alter Erinnerungen überwunden hat. Laura ſagt, ſie habe überwunden, und bittet gerührt um die ſchweſterliche Freundſchaft Georgs. Rudolf ſchließt zu Georg gewandt: „glücklich, wer wie du die Probe ſiegreich beſtand." Georg antwortet beſcheiden, er verdiene das Lob nicht, er habe einige faux pas gemacht.

Dieſes Stück hat gerade ſo viel ethiſchen Gehalt, als irgend ein leichtfertiges Stück von Kotzebue, aber bedeutend weniger als eins der beſſern Stücke von Jſſland. Die Idee deſſelben iſt nicht leicht zu erkennen, denn was der Dichter beabſichtigt hat, wird nur unvollſtändig und verkehrt durch die Handlung ausgeführt. Nach der erſten Anlage und den Reden Rudolfs in Act 1, ſowie vor dem Schluß iſt die Grundidee der Handlung, wie ſchon erwähnt: daß es für den Reichen verhältnißmäßig leicht ſei, honett zu handeln, und daß erſt in den großen Verſuchungen der Armuth ſich Feſtigkeit der Grundſätze bilde und zu bewähren habe. Dies wird aber in der Ausführung dadurch unklar, daß die Gefahren und die innere Kräftigung des verarmten Helden nicht in derſelben Tendenz dargeſtellt ſind. Man ſieht den Helden nur ſchwach und erbärmlich werden, und ſeine Erhebung erſcheint dagegen ſo kläglich, ſo ſehr durch äußere Zufälligkeiten, durch die Artigkeiten einer jungen Dame und die Ausſicht, wieder in eine behagliche Lage zu kommen, herbeigeführt, daß die Moral des Stückes zuletzt ungefähr ſo lautet: wer kein Geld hat, iſt in Gefahr, ein Lump zu werden. Aber noch eine zweite Moral wird ſich das Publicum herausziehen müſſen: und wer Geld hat, wird ebenfalls ein Lump! Denn mit Ausnahme von Georg handeln ſämmtliche reiche Leute des Stückes in Folge ihres Reichthums herzlos und gemein. Wenn ein Dichter nicht im Stande iſt, die ethiſche Idee ſeines Stückes während der Arbeit feſtzuhalten, ſo iſt das immer ein Zeichen von Schwäche ſeines Gemüths oder ſeiner Bildung. Noch andere Uebelſtände werden an den Stellen der Handlung ſichtbar, durch welche die Grundidee zur Darſtellung kommen ſoll. Der Dichter ſtellt Ehre und Geld gegenüber, er zeigt ſeinen Helden als Mann von Ehre dadurch, daß er ihn ſein Vermögen opfern läßt, um die Schulden ſeines Vaters zu bezahlen, ſo vollſtändig, daß Georg, um ſich die Möglichkeit des Lebens zu ſichern, in die bittre Lage verſetzt wird, dieſelben Wucherer, die er erſt bezahlt hat, um ein Darlehn zu bitten, das ihm die Möglichkeit eines geſchäftlichen Unternehmens eröffnet. Jeder redliche Geſchäftsmann wird bei ſolcher Sachlage den Schluß ziehen, daß dieſe Art, die Schulden eines Vaters zu bezahlen, doch nicht unbedingt zu loben, ſondern als die voreilige und ſanguiniſche Ausführung eines an ſich ſehr edlen Gefühls ſogar zu tadeln iſt. Wenn Georg bei der Auseinanderſetzung mit ſeinen Gläubigern ihnen geſagt hätte: „ich gebe euch auch mein mütterliches Erbtheil hin mit Ausnahme des kleinen Capitals, welches nöthig iſt, mir die Fabrik und die Möglichkeit einer ſicheren bürgerlichen Exiſtenz zu erhalten, und auch dies Capital verlange ich nur als Darlehn auf einige Jahre, ich werde es euch nach und nach abzahlen“, ſo hätte er nicht nur ehrenhaft, ſondern auch verſtändig gehandelt, die Gläubiger würden ihm nicht weniger herzlich die Hand geſchüttelt haben, und es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß dieſelben kalten Geldmenſchen, welche jetzt den hochherzigen Bettler als einen unpraktiſchen Schwärmer innerlich belächeln, ihm in ſolchem Falle auch ſpäter noch einmal Capitalien geliehen hätten, weil ſie Vertrauen zu ſeinem praktiſchen Verſtande hätten haben können.

Aber Georg ſelbſt war zu ſanguiniſch, zu wenig Geſchäftsmann, um mit Klugheit ehrenwerth zu ſein. Das iſt möglich, aber er hat ja zwei verſtändige, erfahrene Freunde, Rudolf und den Notar, und keiner von ihnen macht ihm dieſen ſo nahe liegenden Vorſchlag, obgleich beide innerlich überzeugt ſein müſſen, daß ſeine lebhaften Hoffnungen, ein großer Maler zu werden, mindeſtens ſehr zweifelhaft ſind. Daß er durch ſeinen ſchnellen Edelmuth in Dürftigkeit und innern Verfall geräth, iſt pſychologiſch wahr, obgleich es hübſcher, genauer und würdiger dargeſtellt ſein könnte; die Art und Weiſe aber, wie er aus dieſem Gefühl der Erniedrigung herausgeriſſen wird, iſt wieder charakteriſtiſch für das Talent Ponſards wie für ſeine Anſchauung des Lebens. Allerdings iſt auch das nicht unwahr, daß die Bewunderung durch eine liebenswürdige Frau vorzüglich geeignet iſt, dem weichlichen Georg ſein Selbſtgefühl wiederzugeben, aber die Situation, in welcher dies geſchieht, müßte dann noch die größte und ergreifendſte des Stückes ſein, denn auf ſie kommt Alles an. Dieſe Situation jedoch iſt für deutſches Gefühl ſo dürftig, leichtfertig und ſchlecht gearbeitet, wie nur bei einem großen Mangel an Talent und Erfahrung möglich iſt, und die gute Wirkung, welche Lucile auf Georg hinter der Scene ausübt, müſſen wir gar aus einem Monologe Rudolfs erfahren. Da dieſe Kräftigung des Selbſtgefühls in dem Helden aber doch nur das erſte Moment für ſeine innere Wiederherſtellung ſein kann, ſo war es nöthig noch Anderes hinzuzufügen, wodurch er ſtärker werden und die Harmonie zu der Welt wiederfinden konnte. Er muß alſo die kleine Fabrik erwerben, der Notar verſchafft ihm das Geld zum Ankauf, Georg verſpricht fleißig zu ſein. Jetzt wäre die Aufgabe geweſen, ihn in dieſem neuen Leben vor der Vereinigung mit Lucile als thätig in beſchränkten Verhältniſſen zu zeigen, und darzuſtellen, wie er, der verwöhnte Reiche, als verhältnißmäßig armer Mann ſich doch glücklich und geſund empfindet. Das hätte ſich dramatiſch im Anfang des fünften Actes ſehr gut machen laſſen, aber um ſo etwas für nöthig zu halten, dazu haben die modernen Dichter der Franzoſen, Scribe nicht ausgenommen, zu wenig Ernſt. Und vollends Ponſard! Er begnügt ſich, dem Publicum durch eine glaubhafte Perſon zu verſichern, daß Freund Georg es wieder bis auf 7000 Thaler jährlicher Einnahme gebracht hat und im Begriff ſteht von Neuem ein wohlhabender Mann zu werden. Außerdem iſt ſchon vorher eine leiſe Möglichkeit eröffnet, daß die reiche alte Jungfer den Georg einmal zum Erben einſetzen werde. Er wird noch ſehr reich werden. Wie gewöhnlich! Dadurch ſcheint am Ende die Tendenz des Stückes: die Ehre geht zum Teufel, wenn der Menſch kein Geld hat, es lebe das Geld! Eine ſchöne Lehre im Munde eines Dichters, der wie Ponſard Anſprüche macht, in ſtolzer Einfachheit gegenüber dem Treiben der Tagesſchriftſteller feſt auf ſich ſelbſt zu ſtehen.

Die Hauptcharaktere des Stückes ſind leider nicht beſſer als die Handlung. Ponſard hat Geiſt genug, [illegible] das Zweckmäßige und Paſſende in den Empfindun[illegible]er Einzelnen zu erkennen, aber er hat nicht Talent genug, [illegible]ſen Empfindungen in den einzelnen Situationen dram[illegible]n Ausdruck zu geben. Die Umriſſe der Charaktere ſind ein[illegible] ja dürftig, ihre Stimmungen ſprechen ſie in langen Reden aus, bei denen man die Gewohnheiten der Tragödie des Théatre français und der alexandriniſchen Verſe ſtörend empfindet. Am ſchwächſten ſind Rudolf und Laura, in denen gar keine ſorgfältige Ausführung ſichtbar iſt, am beſten ſind, wie oft bei den Franzoſen, die Nebenfiguren. Auch Ponſard verſteht durch wenige Striche dieſelben in einer abgerundeten Gruppe zuſammenzuhalten, und doch die Einzelnen durch Nüancen herauszuheben. Gut iſt die Gruppe der Gläubiger, vortrefflich iſt Herr Mercier gezeichnet, Lucile iſt gut angelegt, aber für die Ausführung fehlte Kraft und Farbe. Daß die Situationen nicht genügen, um den beabſichtigten Inhalt des Stückes zur Geltung zu bringen, iſt ſchon oben angedeutet; was Ponſard aber in ſeinen Situationen dargeſtellt hat, iſt doch wirkſam gemacht, er beſitzt, obgleich in viel geringerem Grade als Scribe, die Fertigkeit, einzelne Glanzpunkte in Rede und Action kräftig hervorzuheben, die Scenen mit Geſchicklichkeit anzuordnen und abzurunden. In der Sprache fehlt ihm viel von der heitern Eleganz Scribe's, er predigt faſt pedantiſch und hängt in Phraſen, immerhin aber iſt ſeine Sprache die eines gebildeten Mannes, und was er überhaupt zu erfinden vermag, das verſteht er auch mit einer gewiſſen Wirkung zu ſagen.

Nach alle dem müßten wir Deutſche unbegreiflich finden, daß das Stück in Paris ſo großes Aufſehen gemacht hat, wenn wir nicht von unſerem Theater aus Erfahrung wüßten, wie ſehr die Maſſe geneigt iſt, Idee und Inhalt eines Dramas nach den Bedürfniſſen des eigenen Gemüths zu deuten und die Fehler der Handlung über einzelnen Phraſen, Pointen und über der Wirkung, welche geſchickt zugerichtete Situationen machen, zu vergeſſen.

Der Fechter von Ravenna,

Trauerſpiel in fünf Aufzügen (von Friedrich Halm).

(Grenzboten 1855, No. 6.)

Das vielbeſprochene Stück macht nach der Aufführung an der Burg einen glänzenden Bühnenlauf, faſt überall dem Publicum willkommen, an vielen Orten durch die Tagespreſſe mit großer Strenge beurtheilt. In der That ſind die Vorzüge und Schwächen dieſes Dramas ſo oft richtig dargeſtellt worden, daß die hier folgende Beſprechung daſſelbe zumeiſt als eine Gelegenheit benutzt, wieder an einzelne Geſetze des dramatiſchen Schaffens zu erinnern.

Welche Gründe Friedrich Halm auch gehabt haben mag, ſeine Verfaſſerſchaft geheim zu halten, er konnte nicht hoffen, vor den gebildeten Darſtellern ſeiner Rollen und vor einer Kritik, die ihn ſeit vielen Jahren mit Antheil betrachtet hat, verborgen zu bleiben. Das Stück zeigt die Vorzüge und Mängel ſeiner ſchöpferiſchen Kraft in ſo hohem Grade, daß nur die wunderbarſte Laune der Natur eine ihm ſo gleiche Dichterperſönlichkeit hätte hervorbringen können. Es iſt ſeine glänzende, nicht immer tadelloſe Sprache, ſein rhetoriſches Pathos, ſein klangvoller Vers, es iſt bei ſeinem prächtigen Colorit ſeine Armuth und Magerkeit in der Charakterzeichnung, es iſt ſeine Weiſe der Situationsbenutzung und Gruppirung, eine Miſchung von feinem, raffinirtem Behandeln dramatiſcher Momente und wieder von Eintönigkeit und Unbehilflichkeit, es ſind ſeine Fehler in Erfindung der dramatiſchen Handlung und ſein meiſterliches Geſchick, auch das Undramatiſche dem Bedürfniß der Bühne anzupaſſen, es iſt endlich daſſelbe Gemüth, ein warmes Dichtergemüth, deſſen Aeußerungen manchmal erhaben, zuweilen alltäglich, ja in einzelnen Fällen geſchmacklos, aber nie gemein werden, kurz es iſt der Verfaſſer der Griſeldis, des Sohns der Wildniß u. ſ. w., der zu dem deutſchen Publicum ſpricht. Dazu kommen zahlreiche Reminiscenzen an ältere Stücke Halm's, nicht Wiederholungen, aber Anklänge an früher Geſchaffenes, wie ſie jedem Dichter, am meiſten dem pathetiſchen Redner unvermeidlich ſind. — Es iſt allerdings möglich, daß Einzelnes in der Idee dieſes Stückes, vielleicht auch in den Worten von einem Andern herrührt (obgleich Referent nichts darin gefunden hat, was nicht Halm ſelbſt gemacht haben könnte), aber das Stück als Ganzes gehört ihm.

Die poetiſche Idee des Stückes iſt der Gegenſatz einer deutſchen Heldenmutter zu ihrem eigenen Sohne, deſſen Leib und Geiſt den Feinden ihres Vaterlandes verfallen ſind.

Dieſe Heldenmutter iſt Thusnelda, die Witwe Armins, des Siegers im Teutoburger Wald. Sie iſt in einem ſpätern

Streifzuge der Römer als Gefangene nach Rom geführt worden. Als ſie beim Triumphzuge des römiſchen Feldherrn aufgeführt werden ſollte, hat ſie ſich nicht den Tod gegeben, weil ſie damals ein Kind Armins unter dem Herzen trug. In Rom hat ſie einen Sohn geboren, er iſt als Kind durch Tiberius der Mutter fortgenommen und zu Ravenna in dem entehrenden Gewerbe eines römiſchen Gladiators erzogen worden. Die Mutter lebt einſam in leichter Haft viele Jahre zu Rom, ohne Hoffnung und doch am Leben gehalten durch den Gedanken an ihren Sohn, von dem ſie nichts erfährt. Da dringt in ihre Einſamkeit ein Abgeſandter der deutſchen Völker, ein Waffenfreund ihres Gatten, der für die vereinigten deutſchen Stämme zum Rachezug gegen Rom ihren Sohn als Feldherrn verlangt. Er hat Alles zur Flucht vorbereitet. Zu derſelben Zeit iſt die Fechterbande von Ravenna auf Befehl des Kaiſers zu den bevorſtehenden Kampfſpielen nach Rom gekommen. Die Mutter findet ihren Sohn wieder, ſie erkennt ihn an der Aehnlichkeit mit ſeinem Vater. — Kaiſer Caligula, das Scheuſal, gegen den ſich gerade eine Verſchwörung ſeiner Prätorianer vorbereitet, durch Gewiſſensbiſſe, Gift und den Cäſarenwahnſinn zerrüttet, ſucht ſcheußliche Aufregungen. Von den Verſchworenen, zu denen ſein Weib Cäſonia gehört, gelenkt, verfällt er darauf, einen Sieg über die Germanen im Circus zu feiern. Thusnelda ſoll in deutſcher Fürſtentracht beim Kampfſpiel erſcheinen, vor ihren Augen ſoll ihr Sohn, der Gladiator, einem todbringenden Kämpfer des Kaiſers unterliegen, er ſelbſt in germaniſcher Tracht als Vertreter Deutſchlands. Leiter des Kampfſpiels ſoll Flavus, der Bruder und Feind Armins, Verräther an ſeinem Vaterlande und römiſcher Ritter, werden. — Der Sohn Thusneldas iſt mit ganzer Seele Gladiator und Römer, er hat kein Gefühl für das Entehrende ſeines Gewerbes, er liebelt mit einem römiſchen Blumenmädchen, er verſteht die begeiſterten Worte ſeiner Mutter ganz und gar nicht. Flavus, der mit Abſcheu die ihm zugetheilte Rolle übernommen hat, ſucht vergebens Verſöhnung mit Thusnelda, welche ihn verachtet; in ſeiner Gegenwart erklärt der Sohn der Mutter mit rauhen Worten, daß er es für eine Ehre halte vor dem Kaiſer zu fechten, und daß er von ihrem Deutſchland nichts wiſſen wolle. Alles fernere Drängen der Mutter und des deutſchen Geſandten Merowig vermag ihn nicht umzuſtimmen. In ihrer Rathloſigkeit fleht Thusnelda ſogar ſeine Geliebte, das Blumenmädchen an, ihren Einfluß auf den Sohn anzuwenden. Die Dirne hat etwas mehr Verſtändniß für den großen Sinn der deutſchen Frau, aber auch ſie weiſt die Knieende zurück, weil ihr Sohn ſowie ſeine Geliebte der Schande verfallen ſeien. Da kommt der verzweifelnden Thusnelda der Befehl des Kaiſers, als Germania in vollem Schmuck, den Eichenkranz im Haar, beim Kampfſpiele aufzutreten, ſie faßt den heroiſchen Entſchluß als Germania an ihrem Sohn zu handeln. — Die Stunde des Kampfes naht heran, Thumelicus ſucht ſich gutmüthig in ſeiner Weiſe mit der Mutter zu verſöhnen und ſchläft ein. Sie erſticht ihn mit dem Schwert ſeines Vaters, das der Freund für den künftigen Feldherrn aus Deutſchland gebracht. Der Kaiſer und ſein Hof erſcheinen im feierlichem Zuge, um Thusnelda und ihren Sohn zum Kampfſpiel abzuholen. Sie finden den Sohn als Leiche, die Mutter ſpricht noch Seherworte, prophezeit die Völkerwanderung und tötet ſich ſelbſt. Caligula, dem ſein Kampfſpiel verdorben iſt, beſchließt, ſtatt der Getöteten eine Anzahl Chriſten ſeinen hyrkaniſchen Hündchen, den Löwen, vorzuwerfen. Die Verſchwornen dagegen beſchließen, ihn am nächſten Tage zu töten.

Ein ſolcher Inhalt, mit großem ſceniſchen Geſchick in fünf Acte vertheilt und durch eine Anzahl höchſt wirkſamer Situationen empfehlen, vermag doch keine tragiſche Handlung herzuſtellen. Denn der Handlung fehlen zwei Hauptbedingungen für eine künſtleriſche Wirkung, ein würdiger Kampf und ein erhebender Ausgang. Wenn wir drei Stunden lang auf den Bretern die ernſten Bilder von Menſchen ſehen ſollen, mit fortdauernder Spannung und ſteigendem Genuß, ſo iſt die erſte Bedingung, daß ſie ſich uns in einer gewaltigen Bewegung zeigen, als Wollende und Handelnde, im feſſelnden Kampf mit einer überſtarken Macht, in einſeitiger Befangenheit fortgetrieben bis zu einem Punkte, wo das Geſchick, das durch ihr eigenes Thun hervorgerufen worden iſt, ihr Wollen und vielleicht ſie ſelbſt vernichtet. Bei ſolchem tragiſchen Kampfe der Charaktere muß der Untergang der Perſonen zu gleicher Zeit der Sieg einer großen ſittlichen Wahrheit ſein. In dem Fechter von Ravenna ſind die Mutter und der Sohn die beiden Gewalten, welche gegeneinander kämpfen. Aber nur die Mutter hat Theil an der tragiſchen Bewegung, der Sohn bleibt von Anfang bis zu Ende der Mutter gegenüber eine rohe, unbewegliche und ſtarre Maſſe. Dadurch wird dem hohen Pathos und der leidenſchaftlichen Bewegung Thusneldas die Spitze abgebrochen. Vom erſten bis zum letzten Act iſt ſie in geſteigertem ſtürmiſchen Drängen gegenüber einem Klotz. So entſteht eine Eintönigkeit, die nicht verdeckt werden kann. Der Kampf der Mutter erfüllt uns mit Mitleid, aber er quält nur, er erhebt nicht. Daß ſie zuletzt den Sohn und ſich ſelbſt tötet, wird für ein unbefangenes Empfinden nicht erhebender dadurch, daß ſie und der Sohn als Abbilder deutſcher Kraft und deutſchen Weſens erſcheinen ſollen, und was Caligula und die Verſchworenen am Schluß darauf ruchlos beſchließen, das gibt vollends keine Erhebung, man ſieht in der Handlung nur Elend und Fäulniß, an welcher ein großer Plan elendiglich untergeht.

Allerdings wird dieſe Schwäche der Handlung durch Halms Bearbeitung des Stoffes ſehr verdeckt. Wäre ſein Charakteriſiren ins Einzelne gehend, ſeine Darſtellung realiſtiſch, ſo würde dieſer Grundfehler noch peinlicher hervortreten. Aber durch das glänzende Pathos, durch begeiſternde Worte und Ausblicke in die Zukunft, das heißt durch eine Berufung an den außerhalb des Stückes liegenden wirklichen Verlauf der Weltbegebenheiten, wird bei dem Publicum eine Stimmung hervorgebracht, welche bis zu einem gewiſſen Grade über die Schwäche der Handlung forthilft. Nur muß gleich hinzugefügt werden, daß dieſe Spannung der Zuhörer wieder erreicht wird auf Koſten einer andern Bedingung für die kunſtvolle Bühnenwirkung des Dramas, auf Koſten einer geſunden Charakteriſtik.

Niemals war ſorgfältige Darſtellung der Charaktere ein Vorzug von Halms Dramen. Auch in dieſem fehlt die bewußte Sicherheit der ſchöpferiſchen Kraft, welche die verſchiedenen Aeußerungen des einzelnen Lebens zu einer in ſich geſchloſſenen kunſtvollen und doch verſtändlichen Einheit zu bilden weiß. Mehr vielleicht als in einem früheren Drama iſt dies bei dem Charakter der Thusnelda erſtrebt, und eine nicht kleine Anzahl ſchöner und wahrer menſchlicher Züge findet ſich hier vereinigt. Aber gerade dieſen Charakter hat ſich der Dichter ſelbſt dadurch aus der Form gezogen, daß er dem Weib des Cheruskerfürſten das gebildete Bewußtſein einer Zuhörerin der Paulskirche gegeben hat. Alle die Schlag- und Stichwörter unſerer Zeit kommen bis zum Uebermaß darin vor. Auch dem naiven Zuſchauer mag leicht des Guten zuviel werden. Thusneldas Betrachtungen über deutſches Gemüth, über die politiſchen Tugenden und Fehler unſeres Volkes, wie ſie nach dem Lauf von zwei Jahrtauſenden uns allen verſtändlich geworden ſind, moderne Phraſen wie das „Zu ſpät", und zuletzt ihr Auftreten als perſonificirte Germania löſen den Charakter auf in eine Allegorie; in eine oft ſchöne und poetiſch ausgeführte Allegorie, das iſt wahr, aber doch in ein erkältendes Spiel des rechnenden Verſtandes. Es iſt kein ſchlechtes Zeichen für den ſittlichen Ernſt, mit dem der Deutſche gegenwärtig ſeine politiſche Lage anſieht, wenn die glorreichen Phraſen darüber in einem Theaterſtück ihn an manchen Orten in Norddeutſchland verſtimmten. — Bei dem Charakter des Thumelicus fehlte dem Dichter die Gelegenheit zu poetiſchem Redeſchmuck vollſtändig, und deshalb tritt die Schwäche der Geſtaltung am peinlichſten hervor. Wenn er faſt überall von mittelmäßigen Darſtellern mittelmäßig gegeben iſt, ſo iſt das durchaus nicht allein Schuld der Schauſpieler. Es war an ſich ein ſchöner Vorwurf, dem hohen Sinn der deutſchen Fürſtin das rohe Behagen ſinnlicher Kraft gegenüberzuſtellen. Aber die Schilderung des Charakters iſt arm, ja ſie erſcheint ihrer Lückenhaftigkeit wegen unwahr. Deshalb, weil Thumelicus als Gladiator erzogen worden iſt, muß er noch nicht nothwendig ohne Empfänglichkeit für die Ausſichten ſein, welche ihm Thusnelda und Merowig bieten. Das ſtolze Rom hat vor ſeinen Gladiatoren und Sklaven in einem furchtbaren Kriege gezittert, und ein Kriegsfürſt zu werden, ein Führer großer Schaaren, ein Eroberer, der vielleicht ſich ſelbſt auf den Kaiſerſtuhl ſetzt, der jedenfalls den beſten Wein, die theuerſten Waffen, die ſchönſten Mädchen gewinnt, das wird für einen Fechter vom Handwerk, der noch jung iſt, von tollem Muth und überſprudelnder Lebenskraft, ebenſoviel Verführeriſches haben, als für eine edler erzogene und höher angelegte Natur. Daß ferner ein Gladiator gar keine Ahnung von dem Ehrloſen ſeines Handwerks hat und gar keine Aufwallung, dieſen Beruf mit einem andern zu vertauſchen, iſt ebenfalls eine willkürliche Vorausſetzung. Und dieſer Fechter iſt ein Sohn Thusneldas, er erinnert ſich an die Lieder, die ihm die Mutter in ſeiner Jugend vorgeſungen hat, er muß alſo einige, wenn auch verfallene Erinnerungen an eine Vergangenheit haben, wo er anders empfand. Deshalb hätte Halm jedenfalls die Unempfänglichkeit des Thumelicus beſſer begründen müſſen. — Aber wenn der Dichter dieſen Charakter dramatiſch und für uns genießbar machen wollte, ſo wäre gerade ſeine Aufgabe geweſen zu zeigen, wie alle dieſe Erinnerungen, Stimmungen und Neigungen durch die Mutter in ihm aus der Aſche zur Flamme geblaſen werden, und wie ſie nur zu ſchwach ſind, um gegen die Gewöhnung ſeines niedrigen Lebens zu kräftiger That zu werden. Nicht die Handlung wäre dadurch von ihren Uebelſtänden befreit worden, wohl aber dieſer Charakter, und der Gegenſatz zwiſchen Mutter und Sohn hätte dadurch die ſtarre Eintönigkeit verloren, er wäre in einen wirklich dramatiſchen Kampf verwandelt worden. Wie Thumelicus jetzt der Mutter gegenüberſteht, läßt ſich nur durch ein Wort ausdrücken, er iſt ihr gegenüber dumm, während er ſonſt in Anhänglichkeit, in Liebe und Haß zweckmäßige menſchliche Empfindungen zeigt. Ein Kampf gegen ſtumpfe Blödigkeit iſt kein tragiſcher Kampf. Daß der Dichter ſo wenig mit dieſem Helden zu machen wußte, lähmt auch den Schauſpieler. Findet die Rolle aber irgendwo einen Darſteller, der einen ehrlichen, treuherzigen Zug hineinbildet, ſo kann dem Dichter geſchehen, daß das Mitleid des Publicums ſich übermäßig dem armen Teufel zuwendet, den die Mutter durch ewige Schlagwörter quält.*)

Alle übrigen Charaktere des Stückes ſind Epiſoden, bei denen eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Verwendung wohl zufällig iſt. Die meiſten haben zwei Scenen: Caligula, Merowig, das Blumenmädchen, Flavus. Im Caligula iſt dem Dichter ein feineres Charakteriſiren zugeſtanden worden, als an den übrigen Figuren ſichtbar wird. Es beſchränkt ſich das aber doch darauf, daß er mit Geſchick mehre der Anekdoten und Sentenzen dieſes Unthiers verarbeitet hat, das Uebrige: die Schilderung ſeiner krankhaften Geiſtesſprünge, die Furcht vor den Geiſtern ſeiner ermordeten Verwandten, die plötzlichen Ausbrüche von Wuth, das Zuſammenſinken, das ſtille Brüten, das iſt ſehr wirkſam auf der Bühne, aber dergleichen zu machen iſt keine beſondere

---

*) Nebenbei bemerkt, Thumelicus iſt nicht nothwendig ein Gladiatorenname, den, wie Thusnelda im Stücke klagt, die Römer dem Sohne Armins gegeben haben; denn das Wort iſt ſo gut deutſch wie Sigmar, Sigbert, Sigfrid. Althochdeutſch thûmo, Daumen; thûmilo, Däumchen; thûmilinc, Däumling. Dann wäre es ein deutſcher Koſe- oder Spottname.

Kunſt, und ſchwerlich wird Halm ſelbſt ſeine Arbeit daran für beſonders fein halten.

Doch die Dürftigkeit der Charakterzeichnung bei Halm iſt den Zuhörern des Theaters nie ſehr ſichtbar geworden. Ueberhaupt hat der Deutſche — um die Betrachtungen Thusneldas über deutſche Art fortzuſetzen — die Genügſamkeit im Theater wie im Leben, ſich leicht in alle Figuren zu finden und keine zu großen Anſprüche an die Fülle von eigenartigem Leben der Einzelnen zu machen. Dieſe Schwäche unſeres Urtheils iſt zum großen Theil Folge von der gemüthlichen Geſchäftigkeit unſerer Einbildungskraft, welche uns Perſonen und Zuſtände nur zu leicht ſo erſcheinen läßt, wie wir dieſelben wünſchen. Unſere Empfänglichkeit, aus wenigen, ja vielleicht ſchlecht zuſammenſtimmenden Eindrücken, welche uns durch einen andern Menſchen werden, ein anſprechendes, uns behagliches Bild deſſelben herzuſtellen, iſt übermäßig groß. Mehr als andere Völker ſind wir geneigt, uns Ideale zu bilden und Götzen zu ſetzen, und wenn wir im Theater ſind, vermag oft die dürftigſte Andeutung des Verfaſſers oder Schauſpielers uns über den Charakter der dargeſtellten Perſon zu beruhigen.

Und bei Halm kommt eine Reihe glanzvoller und dramatiſch wirkſamer Momente dazu. Von je war dies ſeine Stärke. Seine Erfindung darin iſt nicht immer großartig, aber ſeine Wirkungen ſind immer ernſt gemeint, in einer warmen Dichterſeele lebendig empfunden, und verfehlen deshalb nicht, auch den Zuſchauer zu erwärmen. Im vorliegenden Stück ſind dieſelben zum Theil noch ausgeſuchter, auffälliger, wie durch franzöſiſchen Einfluß hervorgebracht, und wenn ein Unterſchied zwiſchen dieſem und den früheren Stücken des Dichters zu finden iſt, ein Unterſchied, aber kein Fortſchritt, ſo liegt er in der Art, wie er ſeine Handlung zugeſpitzt hat. Das Herausſtreichen der Fechter durch ihren Vogt, das Vorzeigen ihrer nackten Glieder, die vor den Augen des Publicums gezüchtigt werden; der kecke Leichtſinn des Blumenmädchens, welches dem Thumelicus in

Gegenwart ſeiner Mutter zunickt: heut Abend! der Einfall, daß Thumelicus den Merowig (mit Eulenflügeln auf dem Helm und in Wolfsfell) in dem Augenblick, wo der würdige Mann ihn zu einem großen Entſchluß fortreißen will, für nichts Anderes hält als für ein Muſterbild, das ihm der Kaiſer zu ſeiner Tracht ſchickt; die Ermahnung des Fechtervogts an ſeinen Liebling Thumelicus, im Circus in der rechten Stellung zu ſterben, wenn er ja unterliegen ſollte, das alles ſind außerordentlich wirkſame Momente, zum Theil äſthetiſch bedenklich, zum Theil ſchön erfunden. Sie ſind, wie in allen Stücken Halms, ſo auch in dieſem, das Reizende. Ueber ihnen wird Unwahrſcheinliches vergeſſen. Es iſt unwahrſcheinlich, daß der Gladiator am Tage vor dem Kampf in luſtiger Geſellſchaft mit Wein und ſeinem Mädchen eine erſchlaffende Orgie feiert, es iſt unpaſſend, daß Thusnelda vor dem Blumenmädchen den herkömmlichen Fußfall thut, es iſt naturgemäß unmöglich, daß ein junger Gladiator unmittelbar vor ſeinem erſten Kampf im Circus eine angenehme Mattigkeit fühlt und harmlos einſchläft, es iſt unbefriedigend und dramatiſch unerlaubt, daß beim Fallen des Vorhangs das Publicum durch die Verſchwornen darauf vertröſtet wird, Caligula ſolle am nächſten Tage ſterben. Vielleicht ſtirbt er, vielleicht auch die Verſchwornen, die Sache bleibt zweifelhaft.

Da dieſer letzte Fehler des Stückes die Bühnenwirkung in der That benachtheiligt, ſo ſei hier bemerkt, daß er wenigſtens ſich leicht vermeiden ließ. Caligula muß ſterben. Zwar iſt auch er nur eine Epiſode, aber man darf ſoviel Scheußlichkeit nicht am Schluſſe eines Stückes lebendig laſſen. Auf der andern Seite hatte der Dichter ſich davor zu hüten, daß er dem Publicum die Empfindung beibrachte, mit dem Tode dieſes Kaiſers ziehe für die Römer eine beſſere Zeit heran. Nun aber wäre es leicht geweſen, im zweiten Act unter die Momente, welche den Cäſarenhof kennzeichnen ſollen, den Nachfolger Caligulas, den blöden Pedanten Claudius aufzunehmen. Unter den Kaiſeranekdoten der römiſchen Geſchichtſchreiber hatte der Dichter eine ſehr paſſende, Claudius wird allein unter allen mannbaren Mitgliedern des Kaiſergeſchlechts von Caligula verſchont, weil dieſer ſich das Vergnügen macht, ihn als kläglichen Narren zu höhnen. Wenn alſo z. B. der Unſinnige den armen Teufel von Vetter, der armſelig und verachtet lebte und deſſen Hauptgedanke damals vielleicht war, das römiſche Alphabet mit ein paar neuen unnützen Buchſtaben zu verſehen, auf einige Augenblicke höhnend ſich ſelbſt gegenüberſtellte, ſo war am Ende des Stückes den Verſchwornen bequeme Gelegenheit gegeben, den Caligula nach ſeinem bekannten Ausſpruch: „Ich wollte, das römiſche Volk hätte nur einen Kopf,“ im Hintergrunde niederzuſtoßen. Wenn dann Caſſius Chärea den Claudius zum Kaiſer ausrief, ſo konnte durch wenig Worte im Sinn und Charakter dieſes Stückes poetiſche Gerechtigkeit geübt und eine angemeſſene Hindeutung auf die Zukunft Roms vor Augen geführt werden.

Die Sprache des Trauerſpiels hat dieſelben Eigenthümlichkeiten, welche ſo weſentlich zu der Wirkung früherer Stücke Halms beigetragen haben. Sie iſt tönend, ſchwungvoll, reich an Bildern; in redneriſcher Pracht läuft ſie langathmig hin, kurze Gegenreden ſind voll ſinnreicher Sprüche und ſcharf zugeſpitzt. Nicht immer ſind die Bilder makellos ausgeführt, aber faſt immer ſind ſie poetiſch empfunden, viele ſind ſchön und edel. Die poetiſche Begabung Halms zeigt ſich nicht zum wenigſten darin, daß er allein unter den Dichtern der Gegenwart einen dramatiſchen Vers von ſo eigenthümlichem Satzbau und Klang gefunden hat, daß man ihn daraus erkennen kann. — Faßt man ſo den Eindruck zuſammen, welchen das Stück macht, ſo wird man nicht günſtig urtheilen können über den dramatiſchen Bau der Handlung, nicht günſtig über die Charaktere, bei beiden iſt Unbehilflichkeit, ja Armuth ſichtbar, dagegen darf man Anerkennung nicht verſagen der glänzenden Ausführung vieler Einzelheiten, dem Geſchick in der Anordnung der Scenen und im Gegenüberſtellen wirkſamer Gegenſätze, wie der ſchlimmernden Pracht der Rede, und was das Beſte iſt und dem Erfolge des Stückes die meiſte Berechtigung gibt, man muß rühmen, daß es ſehr ernſt und ehrlich gemeint und aus einem Dichterherzen gefloſſen iſt, welches den Glauben an ſich und ſeine Gebilde, ein ehrliches Ringen nach dem Hohen und Schönen nicht aufgegeben hat.

Sophonisbe,

Tragödie von Emanuel Geibel.

(Grenzboten 1869, Nr. 5.)

Der Dichter iſt der berühmteſte unter den lebenden deutſchen Lyrikern, er iſt einer der jüngſten und letzten Dichter aus jener großen Blüthezeit deutſcher Lyrik, welche die hundert Jahre von Klopſtock bis zu den politiſchen Kämpfen der Gegenwart umfaßt, er iſt uns auch als Patriot ein werther Bundesgenoſſe und wir wünſchen bei der Beſprechung ſeines letzten gedruckten Dramas ihm völlig die Achtung zu erweiſen, welche er in ſeinem Volke beanſpruchen darf. Denn für uns, die wir mit andern Mitteln und auf andern Bahnen die idealen Bedürfniſſe der Nation in die Wirklichkeit umzuſetzen ſuchen, iſt ſein Haupt durch die letzten Strahlen einer ſcheidenden Sonne deutſcher Poeſie verklärt. Nicht als ob unſerem Leben die Poeſie ſelbſt ſchwände — ſie wird dem Deutſchen nicht vergehen, ſolange er auf der Erde dauert; aber das künſtleriſche Geſtalten ringt in der Gegenwart wieder in neuer Weiſe, jugendlich und unbeholfen, oft noch mit ſchwacher Kraft darnach, die übermächtigen thatſächlichen Bedingungen unſeres Lebens poetiſch zu verklären. Und bei dieſer neueren Kunſt iſt die Lyrik nicht mehr, wie ſie in der nächſt vergangenen Periode war, der Quell, in welchem am ſchönſten und reichlichſten das poetiſche Empfinden heraufquillt.

Ungern übt dieſes Blatt jetzt Kritik an poetiſchen Werken. Die Zeit liegt hinter uns, wo falſche Richtungen eine ernſte Gefahr bereiteten, der angeſtrengte Kampf um den deutſchen Staat hat faſt alle Talente, auch die ſchreibenden, auf ſeinen Schlachtfeldern geſammelt; wer jetzt freudig und mit Behagen der Poeſie allein lebt, der hat, ſo ſcheint uns, beſondern Anſpruch auf Anerkennung und freundliches Entgegenkommen, denn er iſt ein Bewahrer und Fortbildner des gemüthvollen Ausdrucks, welchen unſere Nation während ihrer politiſchen und ſocialen Arbeit durchaus nicht miſſen darf. Deshalb ſoll hier das neue Drama von Geibel vorzugsweiſe dazu benutzt werden, um einen einzelnen Vorgang des dichteriſchen Idealiſirens deutlich zu machen: die Umwandlung einer geſchichtlichen Anekdote in eine dramatiſche Idee und Handlung.

Der hiſtoriſche Stoff Sophoniba gehört zu den weitberufenen, welche ſeit vierthalbhundert Jahren ſehr häufig Verwerthung für das Drama gefunden haben. Wer Alles ſammeln und leſen wollte, würde wahrſcheinlich weit mehr als zwanzig gedruckte Bearbeitungen zuſammenbringen. Die älteſten kunſtgerechten waren: italieniſch von Gio Giorgio Triſſino (aufgeführt um 1514, gedruckt 1524), franzöſiſch von Mairet (1634) und Corneille (1663), deutſch von Lohenſtein (1680), engliſch von Thomſon (1730); die letzten deutſch von Herſch und Geibel.

Schon dem Alterthum hat die Anekdote ſelbſt häufig die Phantaſie beſchäftigt. Von einer dramatiſchen Verwerthung derſelben bei den Römern iſt uns Nichts überliefert; daß ſie vorhanden war, möchten wir aus der häufigen Erwähnung durch die Geſchichtſchreiber — Livius, Appianus, Caſſius Dio und Zonaras, und Diodorus — ſchließen, ferner daraus, daß auch die Maler ſich den Stoff nicht entgehen ließen. Ein leider unvollſtändig erhaltenes Wandgemälde von Pompeji, welches offenbar mangelhafte Nachahmung eines beſſern Vorbildes iſt, ſtellt den Augenblick dar, wo Sophoniba auf dem

Brautlager die Giftſchale in Gegenwart des Scipio leert. Der wohlbekannte Porträtkopf des ältern Scipio Africanus macht den dargeſtellten Moment zweifellos.*)

Die überlieferte geſchichtliche Anekdote iſt nach Livius folgende: Die Karthagerin Sophoniba, Tochter des Hasdrubal, Enkelin des Gisgo, nahe Verwandte des Hannibal, ein Weib von ungewöhnlichem Geiſt und von bezaubernder Schönheit, ſchlaue Punierin und leidenſchaftliche Patriotin, wird von ihrem Vater um 304 v. Chr. dem numidiſchen König Syphax vermählt, um dieſen auf die Seite Karthagos herüberzuziehen. Ihr Gemahl wird, nachdem Scipio in Afrika gelandet iſt, von deſſen Unterfeldherrn Lälius und von Maſiniſſa, dem Bundesgenoſſen der Römer, beſiegt und gefangen. Maſiniſſa, damals noch in blühender Jugend, Bewerber eines Königsſitzes in Numidien, hatte ruhmvoll unter Scipio in Spanien gedient, darauf um die Krone ſeines Heimatlandes mit dem Nachbarfürſten Syphax und deſſen numidiſcher Partei hartnäckig Kampf geführt; er war durch gehäufte Abenteuer und Heldenthaten zu einem berühmten Kriegsmann geworden, obgleich ſeine Reiterhaufen wiederholt durch die Uebermacht des Syphax zerſtreut wurden. Unzerſtörbar erſchien ſein Leben, übermenſchlich ſein Muth, er ſelbſt gewaltig an Leib und Geiſteskraft — als er im Alter von 90 Jahren ſtarb, war der jüngſte ſeiner Söhne 4 Jahr alt — ganz das Ideal eines afrikaniſchen Helden. Jetzt nach der Schlacht ritt Maſiniſſa dem Lälius voraus nach Cirta, der Hauptſtadt des Syphax. Als er zum

---

*) Dies Bild ſchon von Visconti erkannt; vgl. darüber: Der Tod der Sophoniba auf einem Wandgemälde. Von Otto Jahn. 1859. — Das Wandbild iſt deshalb von großer Bedeutung, weil es uns eine Anſchauung von der hiſtoriſchen Malerei des Alterthums gibt, die man lange viel zu niedrig geſchätzt hat. — Der Name der Heldin iſt nicht Sophonisbe, ſondern nach den älteſten Handſchriften des Livius und Appianus Sophoniba, im Puniſchen (nach gütiger Mittheilung von Theodor Nöldeke) wahrſcheinlich **Sefan-i-bal**, Schutz Gottes.

Königspalaſt kam, trat ihm Sophoniba entgegen, ſank zu ſeinen Füßen und beſchwor mit ſchmeichelnder Innigkeit, nur er, der Sohn des Landes, möge über ihr Leben verfügen, ſie aber nimmer der hochmüthigen Feindſchaft der Römer ausliefern. Auch Maſiniſſa wurde von plötzlicher Leidenſchaft für die Unwiderſtehliche ergriffen, er verſprach, ihren Wunſch zu erfüllen, und vermählte ſich auf der Stelle mit ihr, weil er ſie nur als ſeine Gemahlin retten könne. Da Lälius dies erfuhr, verlangte er unwillig die Auslieferung der Sophoniba, überließ endlich auf das Bitten des Maſiniſſa die Entſcheidung dem Scipio. Dieſem aber erſchien die haſtige Vermählung als gefährlich. Denn wie er den gefangenen Syphax, der einſt auch ſein Gaſtfreund geweſen war, vor ſich führen ließ und wegen der Feindſchaft gegen die Römer ſchalt, da legte Syphax, von Zorn und Eiferſucht geſtachelt, die ganze Schuld ſeiner Feindſchaft auf das Haupt des dämoniſchen Weibes und warnte den Scipio, ſie werde den Maſiniſſa ebenſo bethören, wie ihn ſelbſt. Als nun Maſiniſſa im Lager erſchien, empfing ihn Scipio gütig, mahnte ihn in vertrauter Unterredung eindringlich an die hohen Zielpunkte ſeines eigenen Lebens und an die Treue und Selbſtüberwindung, die er ihm oft bewährt, und forderte von ihm die Auslieferung der gefährlichen Feindin. Maſiniſſa brach in Thränen aus und ſuchte vergebens den Willen Scipio's zu beugen. Der Römer blieb feſt. Da that Maſiniſſa das Letzte, um der Geliebten ſein Wort zu halten: er überſandte ihr das Gift, welches er ſich ſelbſt für den äußerſten Fall durch einen vertrauten Sklaven verwahren ließ, und dazu die Botſchaft, nur dadurch könne er ihr ſeine Treue erweiſen, daß er ſie nicht lebend in die Hände der Römer kommen laſſe. Stolz empfing die Frau den Becher. „Ich nehme das Hochzeitsgeſchenk an, und mit Dank, wenn der Gemahl Anderes nicht zu ſenden vermochte; nur das melde ihm, ich würde beſſer ſterben, wenn ich nicht bei meiner Leichenfeier mich vermählte." So leerte ſie den Becher.

Dies iſt der Bericht des Livius, welchem man anſieht, daß bereits die Sage und vielleicht die Kunſt an der Ausmalung der Anekdote gearbeitet hatten. Andere Erzähler bringen die Einzelheiten dieſer Geſchichte durch kleine poetiſche Zuſätze in feſtere Verbindung: Maſiniſſa ſei ſchon früher als Jüngling der Sophoniba verlobt geweſen; ferner, ſie habe ihm, da er als Sieger der Hauptſtadt Cirta nahte, einen Boten entgegengeſandt, der die Vermählung mit Syphax durch Zwang entſchuldigte; dann, Maſiniſſa habe ihr ſelbſt im Geheimen auf fliegendem Roſſe das Gift gebracht und die Wahl gelaſſen, ob ſie lieber trinken wolle, oder aus freiem Willen ſich den Römern überliefern. Nur dieſe Worte habe er geſprochen, dann ſei er davon gejagt, ſie aber habe der Amme den Becher gezeigt, dieſe ermahnt, nicht zu weinen, denn ſie ſterbe rühmlich, und habe hochſinnig den Becher geleert. Maſiniſſa aber habe den Boten der Römer die Tote gezeigt und ſie königlich beſtattet. Dieſe letzten Zuſätze des Appian ſind zuverläſſig Folge einer Zurichtung des Stoffes durch die Kunſtpoeſie.

Es iſt eine bewegliche Geſchichte, ſehr anziehende Charaktere, heftig aufbrennende Leidenſchaften und ſtarker Conflict derſelben, höchſt wirkſame Situationen: und doch gibt es wenig Stoffe aus alter Zeit, welche dramatiſcher Behandlung ſo ſpröde widerſtreben. Keinem der namhaften Dichter, welche ſich an dieſem Stoffe verſucht haben, iſt das dramatiſche Zurichten der Handlung gelungen. Zunächſt ſtört für das Drama Fremdartiges in den Sitten und der Empfindungsweiſe beider Helden, gerade das, was dem Hörer die epiſche Ueberlieferung reizend machen hilft. Der dramatiſche Dichter hat die Aufgabe, ſeine Perſonen im Lichte der Bühne drei Stunden lang ſo handeln zu laſſen, daß ſie ihr geheimſtes Innere aufſchließen und daraus ihr Thun erklären. Wenn aber der Zuſchauer ihren Kampf mit dem Leben in warmer Theilnahme verfolgen ſoll, ſo iſt eine unabweisbare Vorausſetzung, daß ſie in ihren wichtigen Lebensäußerungen ihm verſtändlich und anziehend bleiben. Dazu iſt vor Allem nöthig, daß ſie im Ganzen unter der Herrſchaft derſelben Sittengeſetze und Lebensordnungen ſtehen, welche wir haben, oder welche wir als ein geſchichtliches Moment in der Bildung unſeres Volkes zu würdigen gewöhnt ſind. Es würde bei dieſem Stoff alſo zunächſt die doppelte Vermählung der Sophoniba eine Klippe ſein. Die Tragödie von Corneille iſt unter Anderem daran geſcheitert, wie ihm ſchon Voltaire vorwarf, und er ſelbſt hat vergebens verſucht, ſich in einer Vorrede deshalb zu entſchuldigen. Denn es nützt dem Drama Nichts, wenn Corneille verſichert, daß nach antiker Rechtsanſchauung durch die Gefangenſchaft des Syphax auch ſeine Ehe mit der Sophoniba gelöſt worden ſei. Uns bleibt die erſte Ehe ungemüthlich und höchſt ſtörend für die folgenden Wirkungen. Aber Syphax iſt ja ohne Mühe zu beſeitigen. Da der Dichter unleugbar das Recht hat, den Stoff nach dem Bedürfniß ſeiner Kunſt umzuformen, ſo mag der erſte Gemahl der Sophoniba in dem Treffen fallen, er iſt für die ſpätere Handlung unſchwer zu entbehren. Auch Geibel läßt den Syphax zu rechter Zeit ſterben und bei ihm iſt die erſte große Bewegung im Charakter der Sophoniba gehaltener Schmerz um den Tod des Gemahls in verlorener Schlacht. Leider liegt das für unſer Gefühl Unbehagliche nicht allein in der Doppelehe der Sophoniba, ſondern in dem ganzen Verhältniß des orientaliſchen Mannes zur Frau. Neben einer plötzlich aufgeregten Leidenſchaft, welche ſtürmiſch fordert, frei von unſern Rückſichten auf Anſtand und Ehre, iſt auch Grundlage der Erzählung eine weit niedrigere Stellung des Weibes, welches auch als Herrin des Harems noch Sklavin des Gemahls iſt, über deren Leben und Tod er unbedingtes Recht hat. Nach Anſchauung ſeiner Zeitgenoſſen war Maſiniſſa, als er der Gemahlin den Giftbecher ſandte, nur kluger Politiker, der das Kleinere dem Größeren, ſein Weib einer Königskrone opferte; uns wird er bei der gewöhnlichen Anordnung der Handlung auf der Bühne verächtlich. Und dagegen hilft keine

Entſchuldigung, welche ihm der Dichter gönnt, ſogar nicht Pflicht und Eidestreue gegen die Römer, wenn nämlich ſeine Umſtimmung an den Höhenpunkt der Handlung fällt, alſo, wie in der Anekdote, das entſcheidende Moment des Stückes wird. Wir Germanen vermögen die Charaktere in dem Drama tiefer zu faſſen und mehr von innerem Widerſpruch in ihre Natur zu legen, als die Hellenen, in deren Tragödie jede Umſtimmung des Helden durch menſchliches Einreden für einen tötlichen Fehler des Stückes galt; aber auch bei uns muß der Held ſeiner Umgebung an Energie des Willens und Thatkraft überlegen ſein, ſonſt erlahmt die Antheilnahme. Geibel hat auch das richtig empfunden: er gibt den Maſiniſſa ganz auf, Sophoniba verbündet ſich ihrem Jugendgeliebten im zweiten Act nur aus Vaterlandsliebe. Aber der Dichter hat dieſen Helden noch ſchlechter behandelt, als nöthig war, denn Maſiniſſa läßt ſich ſofort zum Abfall von den Römern verleiten, er erweiſt ſich als ausgezeichnet unpraktiſch, indem er die Sophoniba mit in das römiſche Lager nimmt, damit ſie auf ſeine Numidier wirke, und er läßt ſich dort gar noch von Scipio vor ſeinem Abmarſch überraſchen und wieder auf der Stelle (im dritten Act) ſo beeinfluſſen, daß er ihm die Sophoniba zur Verfügung übergibt, worauf er aus dem Stück verſchwindet. Von da an wird Scipio Gegenſpieler der Heldin und die innern Kämpfe verlaufen zwiſchen dem Römer und der Karthagerin. Offenbar zu ſpät für genaue Ausführung und nicht zum Vortheil für den Charakter der Heldin. Zuerſt war es Syphax, dann Maſiniſſa, dann Scipio: Sophoniba wird dadurch unter der Hand in eine ſtolze unbefriedigte Dame verwandelt, welche den Rechten ſucht. Als ſie ihn gefunden und eine zarte Annäherung zwiſchen Beiden erfolgt iſt, läßt ſie ſich durch ein Geklatſch der Dienerſchaft, daß Scipio ſie nur ſchone, um ſie im Triumph aufzuführen, ſo weit aufwühlen, daß ſie ihn zu erdolchen beſchließt. Glücklicherweiſe kann ſie vor der That, nachdem ſie bei Nacht in ſein Zelt geſchlichen iſt, nicht unterlaſſen, einen unvollendeten Brief Scipios an den Senat vom Tiſche zu nehmen und zu leſen, worin ihrer gemüthvoll und in großen Ehren gedacht wird. Da weckt ſie ſelbſt den Scipio, wird durch ſeine beſänftigenden Worte und durch die Nachricht von dem freiwilligen Tod ihrer Vertrauten an den unſühnbaren politiſchen Gegenſatz gemahnt, ſpricht ihre Empfindung würdig und innig gegen den Geliebten aus und erſticht ſich ſelbſt mit dem Dolch, den ihr der ſterbende Syphax aus der Schlacht geſendet hatte.

Bei ſolcher Behandlung iſt zunächſt den Perſonen ihr Knochengerüſt aus dem Leibe genommen, Alles erweicht, die Härten verſchliffen, das Charakteriſtiſche abgeſtreift; Maſiniſſa iſt ein elender Schwächling geworden, Sophoniba eine Frau, wie aus der modernen weltbürgerlichen Geſellſchaft vornehmer Ruſſen und Polen, an denen eine Nationalität nur aus gelegentlicher Betonung ihres Patriotismus zu erkennen iſt, und Scipio, die ſtattlichſte Figur, die man gern mit jedem Tüchtigſten vergleichen möchte, wird ein wenig zu ſehr beredter, ſchönempfindender, tapferer General mit deutſchen Augen, etwa wie Herr von Gabelenz. Die treibenden Motive endlich: das verſpätende Anziehen der Rüſtung, jene Idee Sophoniba zur Verführung der Numidier in das römiſche Lager zu ſchmuggeln, die Verleumdung, daß Scipio die Sophoniba für den Triumph aufbewahre, endlich das verſtändige Leſen des Briefes vor dem beabſichtigten Meuchelmord ſind ſämmtlich übel erfundene Uebereilungen der Helden oder Motive des Luſtſpiels. Das alles läßt ſich nicht verſchweigen. — Trotzdem hat das Stück ein echter Dichter gemacht. Ton und Farbe ſind durchaus eigenartig, viele ausmalende Epiſoden geben faſt allzu reichen Schmuck und eine Stimmung, wie man ſie durch ein reizendes morgenländiſches Märchen erhält, die edle gehobene Sprache wird im Höhenpunkt: Scipio unter den Numidiern, und in der Kataſtrophe zu ſchönem Pathos. Das Kunſtwerk iſt in mehren Hauptſachen nicht gelungen, aber der Künſtler bleibt dem Leſer werth.

Was endlich blieb bei ſolchen Aenderungen von der alten Anekdote? Es iſt wahr, der Dichter iſt dem Stoff gegenüber unbeſchränkt, nur durch die Lebensbedingungen ſeiner Kunſt gebunden; aber er wird ſich doch ſehr zu hüten haben, daß der Stoff ſich nicht unter ſeinen Aenderungen völlig verflüchtige. Es hatte guten Grund, wenn die Franzoſen unter Ludwig XIV. ſich gern rühmten, daß die Handlung ihrer Stücke ganz dem geſchichtlichen Stoff entſpräche, denn die Freude an hiſtoriſcher Treue bewirkte wenigſtens, daß ſie in der Handlung, wenn auch nicht in den Charakteren, Vieles vermieden, was geſundem Menſchenverſtand ungereimt erſcheint. Jede Umbildung des Stoffes, welche die Bedürfniſſe neuerer Kunſt in fremde Culturzuſtände trägt, ſetzt auch in Gefahr, innere Widerſprüche und greifbare Unwahrſcheinlichkeiten zu ſchaffen; in der alten Erzählung iſt Sophoniba, dem Maſiniſſa zu Knieen liegend und das gebotene Gift trinkend, immer Sklavin des Siegers oder Gemahls; der moderne Dichter aber freut ſich ihres hohen Sinnes, der ſtolzen Vaterlandsliebe, welche gerade im Gegenſatz zu ihrer unfreien Lage reizvoll hervortreten. Sein ſchöpferiſches Beſtreben iſt, dieſe hohen weiblichen Eigenſchaften recht mächtig herauszutreiben und dem Hörer bedeutſam zu machen, er findet dafür ſolche Situationen, alſo neue Theilſtücke der Handlung, in denen die fürſtlichen Eigenſchaften der Sophoniba: königliche Geſinnung, Herrſchaft über die Seelen ſich auch in der Action durchaus anſchaulich machen, und er merkt wahrſcheinlich nicht, daß ſeine Heldin ſeitdem in einer Weiſe unter den Männern umherfährt und Wirkungen austheilt, welche an der wirklichen Sophoniba äußerſt anſtößig geweſen wären und ſich zu den benutzten Situationen der alten Anekdote gar nicht mehr fügen. Freilich, auch die beſcheidene Zuthat, ja treuſtes Anſchmiegen an die geſchichtliche Ueberlieferung vermögen jenen inneren Zwieſpalt nicht wegzubringen, welcher faſt immer zwiſchen altem Sagenſtoff und dem Gemüthsleben des neueren Dramas beſteht. Wir ſind ſehr gewöhnt, helleniſche Heldenzeit in der Kunſt zu verwerthen, und haben vielleicht das unbefangene Urtheil über zahlreiches Peinliche derſelben in der Schule verloren. Aber einer ſpäteren Zeit wird doch die Iphigenie von Goethe nebſt dem milden König Thoas trotz ihrer edlen Poeſie als ein unheimliches Gedicht erſcheinen, in welchem die Tochter einer Familie mit menſchenfreſſeriſchen Gewohnheiten in einem Lande, wo Menſchen geopfert werden, ſo ſinnige Betrachtungen über das Schickſal der Frauen anſtellt. — Nicht hier iſt der Ort, auszuführen, wie die Charaktere leiden; je mehr neue Handlung ihnen zuerfunden wird, um ſo mehr verlieren ſie die Färbung, welche ſie in der urſprünglichen Erzählung hatten, die Perſonen und die Situationen ſchweben zuletzt ganz in der Luft und ſind darauf angewieſen, ſich in den herkömmlich überlieferten Situationen unſerer Bühne pathetiſch declamirend und ſchönſelig zu bewegen.

Aber es muß hier auch bemerkt werden, daß Geibel bei dieſem Stoff zwingende Veranlaſſung hatte, einen Theil der Handlung neu zu erfinden, denn die Sophoniba der alten Erzählung verharrt nach dem erſten Momente des Fußfalls vor Maſiniſſa thatlos bis zu dem Moment, wo ſie den Giftbecher leert, und Maſiniſſa, der weit heftigere Bewegungen und Wandlungen hat, iſt zum erſten Helden nicht geeignet.

Auch das Stück Geibels löſt nicht das alte Problem: ob der Stoff Sophoniba überhaupt für das Drama brauchbar ſei. Wer aber ein Dichter iſt, darf das nicht von vornherein verneinen, denn er ſoll das fröhliche Vertrauen behalten, daß die Dichterkraft über jedes ſtoffliche Hinderniß zu ſiegen vermag; es bedarf nur des rechten Mannes und der rechten Stunde. In der That geht es mit manchen dieſer techniſchen Schwierigkeiten wie mit dem Ei des Columbus: ein kleiner Eindruck in die harte Schale und das Ungefüge ſteht auf den Bretern. Dieſe Beſprechung hat durchaus nicht die Abſicht, einen neuen Plan vielen berühmten Verſuchen gegenüberzuſtellen; nur auf einen Umſtand ſoll hier aufmerkſam gemacht werden. Das Theilſtück der geſchichtlichen Anekdote, welches bis jetzt noch immer — ſo viel dem Schreiber bekannt — zum Drama verwerthet wurde, die Ereigniſſe von der Niederlage des Syphax bis zum Tode der Sophoniba enthalten in Wahrheit nur Stoff für drei große Scenen: Kniefall der Heldin vor dem Helden Maſiniſſa und Verbindung Beider, dann Scipio und Maſiniſſa, d. h. Rückſchlag in der Seele des Helden, drittens Schlußwirkung und Kataſtrophe; das aber iſt in der That nur Umkehr und Schluß eines Dramas, Act vier und fünf. Alles, was dieſe Momente unſerer Empfindung tragiſch machen würde: Leidenſchaft, Spannung, Schuld, Verhängniß, fehlt dem Stoff und bisher allen ſeinen Dramen. Dies alles aber muß aus der früheren Geſchichte des Maſiniſſa und der Sophoniba genommen werden. Es iſt gar nicht nöthig, dafür viel zu erfinden; bei Livius ſteht Manches davon: wie Maſiniſſa gegen die Grenzen des Syphax ſeine Raubzüge macht, wie Hasdrubal mit der Tochter den Gaſtfreund Syphax beſucht u. ſ. w.

Der Dichter alſo, welcher die Aufgabe lockend findet, eine junge verführeriſche kluge Diplomatin von puniſchem Blut mit der heißen Leidenſchaft und Heldenkraft eines numidiſchen Häuptlings zu geſellen und Beiden dadurch ein tragiſches Schickſal zu ſchaffen, welches die Heldin vernichtet, der müßte Beiden doch zuerſt unbefangenen Antheil gewinnen, indem er ihre auflodernde Leidenſchaft unter günſtigen Verhältniſſen darſtellt, verſchieden gefärbt nach ihrem Charakter, vielleicht ſo gewendet, daß Maſiniſſa die Sophoniba und ihren Vater auf der Reiſe zu Syphax gefangen nimmt und ritterlich beſchützt. Und ferner im zweiten Act, daß der ſtaatskluge und doppelzüngige Hasdrubal den Maſiniſſa täuſcht, dazu die Tochter zum nichtwiſſenden Werkzeug gebraucht, etwa durch den Vorwand, den Maſiniſſa mit Syphax auszuſöhnen; dann im dritten Act, daß Sophoniba dem Syphax wider ihrer Seele Wunſch vermählt wird und Maſiniſſa verrathen und in finſterer Leidenſchaft ſich aus Cirta in das Lager des Scipio rettet und den Römern zuſchwört. Ferner im vierten Act, daß Maſiniſſa ſeine Rache an Syphax in der Schlacht nimmt und wieder der Sophoniba gegenüber tritt, in welcher jetzt auch das heiße Gefühl überwindet, und daß Beide dem Verhängniß verfallen, welches ihnen ihre Vergangenheit bereitet, ihm, weil er ein Parteigänger Roms geworden iſt, ihr, weil ſie den Geliebten zu den Römern geſcheucht hat.

Ob auf ſolcher oder ähnlicher Grundlage ein gutes und wirkſames Stück aufzubauen wäre, das würde unter Anderem davon abhängen, ob es dem Dichter gelänge, die Handlung in wenigen Perſonen und großen Situationen zuſammenzuſchließen, und ob er im Stande wäre, die Charaktere der beiden Helden durch reiche bedeutſame Einzelſchilderung lebendig zu machen.

Bequemer iſt der Stoff freilich für die große Oper.

Wullenwewer,

Trauerſpiel von Heinrich Kruſe.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 2.)

Es iſt kein Zweifel, der würdige Beamte des Himmels, welcher im dortigen Bundeskanzleramt die deutſchen Angelegenheiten beſorgt, hat ſeit der Urzeit einen ſtillen Zorn gegen die dramatiſchen Dichter. Er läßt keine Gelegenheit vorüber, ihnen ihre Arbeit ſo mühſam als möglich zu machen. Er ſetzt Charakter und Gedanken der deutſchen Helden aus ſehr verſchiedenartigen und ſchwer verſtändlichen Motiven zuſammen und fügt ihnen gern ein ſonderbares Etwas ein, das den geradlinigen friſchen Zug ihres Weſens ſtört, er macht Kaiſer Heinrich IV. vor Canoſſa winſeln und er trägt in den letzten Willensact des großen Kurfürſten eine bedenkliche fürſtliche

Gemüthlichkeit. Er ſchafft den geſchichtlichen Größen beſonders verwickelte und künſtliche Lebensbedingungen, unter deren Zwang ſie ihre Kraft zu bethätigen haben, Verhältniſſe, welche der poetiſchen Darſtellung ſehr ſpröde widerſtehen, und dazu hängt er ihnen gern einen verlockenden Schein von tragiſcher Größe an, der die Dichter immer wieder anzieht und der doch in Tragödien nur ſelten dauert. Von den vielen bedenklichen Geſtalten deutſcher Sage und Geſchichte iſt aber eine der allerverdrießlichſten Jürgen Wullenweber, der Bürgermeiſter von Lübeck, der letzte Staatsmann der Hanſa, welcher 1537 durch ſeine Gegner von der Fürſten-Biſchofs-Geſchlechterpartei enthauptet wurde. Karl Gutzkow verſuchte fruchtlos, dies wechſelvolle Leben in den engen Rahmen eines Bühnenſtückes zu zwingen, jetzt hat Heinrich Kruſe mit feſterer Hand und in einer andern Art des Schaffens daſſelbe gethan: Wullenwewer, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, 1870. Auch dies neue Stück des Dichters der „Gräfin“ erweiſt nicht wenige von den Eigenſchaften, welche einem Drama auf der Bühne Erfolg vermitteln, es verdient ſich den Antheil der Leſer durch eine merkwürdig kräftige und energiſch kurze Art zu charakteriſiren, durch dramatiſch belebte Sprache und durch die entſchloſſene Weiſe, in der ein breiter, lockerer Stoff zu fünf Acten verſtändlich zuſammengefaßt iſt. Und es hat vor vielen andern Dramen ein Recht auf ernſthafte Würdigung. Nur ein Lob wird man dem Dichter nicht ſo reichlich ertheilen, wie wir dem werthen Manne von Herzen wünſchen, gerade das Lob nicht, woran ihm am meiſten gelegen ſein muß. Es iſt auch ihm nur unvollſtändig gelungen, die widerhaarige geſchichtliche Perſönlichkeit des alten Hanſeaten in einen tragiſchen Charakter umzubilden.

Wie lockend liegt der geſchichtliche Stoff vor einem neuzeitlichen Dichter! In der religiöſen, politiſchen, geſellſchaftlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts kommt Wullenweber herauf, ein Verkünder des neuen Lebens in Gemeinde und Kirche, für die innere Buße gegen die guten Werke, für die Freiheit des kleinen Mannes gegen die Gewaltherrſchaft der Geſchlechter, ein ſtolzer Bürger gegen Fürſtenmacht, ein meerbeherrſchender Kaufmann gegen die abſchließenden Zollintereſſen der Dynaſten. Er reißt die Bürgerſchaft Lübecks aus mürriſchem Stillleben kräftig empor, noch einmal fahren die Orlogſchiffe der Hanſa gebieteriſch durch Nord- und Oſtſee, er wirft und bedrängt die Königsſtühle in Schweden und Dänemark, ſchlägt und demüthigt den räuberiſchen Adel und die fürſtlichen Helfershelfer, die bewaffnete Städtekraft zwingt noch einmal die Seekönige, der Ruhm der Hanſa lebt wieder auf. Durch ihn allein. Schnell, wie das Aufflammen iſt der Sturz, ſein Ende iſt auch Untergang ſeiner Pläne und Erfolge. Alles muß ſich vereinigen, den einen Mann zu fällen, die Patricier der eigenen Stadt, hochfahrende Landesherren, ja Kaiſer und Reich. Und doch hat ihn mehr als dies alles ins Leben getroffen, daß die Bürger Lübecks ihren Bürgermeiſter im Stich ließen. Sehr glänzend ſein Aufgehen, nicht ohne Größe ſein tiefer Fall.

Freilich ſind die Hauptmomente ſeines Lebens ſchon aus äußern Gründen ſchwer in Scene zu ſetzen. Nicht vorzugsweiſe in Lübeck ſelbſt, in Kopenhagen, Schweden, Holſtein, in Niederland und am Kaiſerhofe werden die Fäden ſichtbar, an denen dieſer Weber webte. Ueberall, vor Allem in Lübeck, eigenthümliche Verhältniſſe, deren Darlegung auf der Bühne Zeit, Raum und Antheilnahme zu ſehr zerſplittert. Sogar die Fürſten, welche auf ſein perſönliches Geſchick den größten Einfluß üben, ſind auf der Bühne ſchwer auseinander zu halten, ſelbſt die Namen dreier von ihnen verwirren: Chriſtian, Chriſtoph, Chriſtiern, dazu kommen noch der Braunſchweiger, Mecklenburger, der Biſchof von Lübeck. Sieht man vollends den Stoff näher an, ſo mindert ſich ſchnell die Wärme, welche Idee und Inhalt dieſes geſchichtlichen Lebens zu fordern berechtigt ſchienen. Wullenweber iſt gar nicht in der Weiſe Vertreter einer neuen Zeit, daß er nach ſeinem Herauskommen das beſſere Recht auf ſeiner Seite hätte. Die alte Macht der Hanſa beruhte auf unhaltbaren Verbriefungen des Mittelalters, auf Rechtloſigkeit der Fremden und Staatsloſigkeit der Gemeinweſen, ihre Herrſchaft war drückende Ausbeutung eines Monopols zum Schaden der Nichthanſen; die neue Macht der Territorialherren, welche ſich Ritter und Städte zu unterwerfen ſtrebt, iſt zwar engherzig und eigenſüchtig, aber dennoch eine höhere Bildung, ein Fortſchritt zum Staat. Der Kampf, welchen der Bürgermeiſter Lübecks gegen die Gewalt der Landesherren unternimmt, iſt im Grunde der letzte unglückliche Verſuch einer heruntergekommenen alten Herrſchaft gegen übermächtige jüngere Gewalten, ein dauernder Erfolg iſt bei der Ungleichheit der Kampfmittel nicht mehr möglich, der deutſche Bürger muß zuletzt mit dem Gelde Heinrichs von England und für deſſen Zwecke ſeine Flotte rüſten. Dieſe Betrachtung mindert unläugbar unſere Theilnahme am Sieg und Fall des begabten Mannes, welcher wagte, was unausführbar und nicht mehr zeitgemäß war.

Für den dramatiſchen Dichter iſt dies alles nicht die Hauptſache, ihn kümmert zumeiſt, ob ein ſolches Leben für eine tragiſche Handlung verwendbar iſt, das heißt, ob es möglich iſt, die Thaten des Mannes und die Hemmniſſe ſeiner Erfolge in der Art aus dem Gemüth und Weſen deſſelben zu erklären, daß ein Verhältniß zwiſchen innerer Schuld und Vergeltung deutlich wird, welches dem Helden unſere bewundernde Theilnahme erhält und zugleich das Unbefriedigende und Beengende ſeines wirklichen Schickſals nach den ethiſchen Bedürfniſſen unſeres Gemüthes umdeutet. Der Wullenweber, welcher als Vertreter einer proteſtantiſch-demokratiſchen Bewegung dem Gegenſchlag ſeiner Feinde erliegt, iſt an ſich keine dramatiſche Geſtalt, ebenſowenig der kecke Planmacher für hanſiſche Intereſſen, welcher der Gewalt ſeiner Nachbarfürſten verfällt. So mag ihn der Geſchichtſchreiber darſtellen, nicht der Dichter. Die tragiſche Schuld des Helden wird hervorgebracht durch eine großartige Willensbethätigung, welche wir in ſeinem Charakter allmählich reifen ſehen, und deren nothwendige Folgen, für uns begreiflich und erſchütternd, zu Gunſten einer ſittlichen Weltordnung den Helden widerlegen. Ein verhängnißvoller Zug des Weſens, ein Willensact, eine ſchwere That, das ſind nicht abzuweiſende Bedingungen großer dramatiſcher Wirkung. Das wirkliche Leben in ſeiner unermeßlichen Fülle von Gedanken und Willensäußerungen enthält wahrſcheinlich eine große Zahl von folgenſchweren Thaten, welche die Erdenarbeit des Menſchen einhegen oder beenden, der Schein des Lebens auf der Bühne, der etwa drei Stunden währt, muß Alles um einen Höhenpunkt zuſammendrängen, er muß im Nothfall an Stelle vieler wirklichen Schickſalsfäden einen idealen ſetzen. Ebenſo muß auch das Gegenſpiel gegen den Helden durchaus vereinfacht, der Inhalt ſeines Lebens in fünf Acte, d. h. in wenige Momente, in eine kurze Reihenfolge von Situationen erhoben werden. Das Drama braucht im Grunde nur drei Rollen: den Helden, den Gehilfen, den Gegenſpieler, und die Griechen haben in ihrem wundervollen Feingefühl für das Schöne zur Zeit der großen attiſchen Tragödie nur drei Schauſpieler verwandt, ſo freilich, daß ſie jedem ſeine Partie in mehre Rollen theilten, die derſelbe Künſtler mit Wechſel der Kleidung zu ſpielen hatte. Es wird gut ſein, wenn unſere Dichter zuweilen daran denken, wie auch ihnen die drei Rollen für jedes große und wirkſame Stück ſo ſehr die Hauptſache ſein müſſen, daß alles Uebrige dagegen Beiwerk bleibt.

Vor dem Stoff „Wullenweber“ frägt ſich demnach: iſt es möglich, ohne mit geſchichtlicher Ueberlieferung in peinlichen Widerſpruch zu gerathen, einen einheitlichen dramatiſchen Kern zu finden, einen Entſchluß, eine verhängnißvolle That, eine gemeinverſtändliche und erſchütternde Gegenſtrömung der vernünftig gedachten Weltordnung, und iſt es ferner möglich, das helfende Spiel und das Gegenſpiel auf eine kleine Zahl von Perſonen und Scenen zu beſchränken. Gelänge dies, ſo wäre dem Dichter, der dieſen Fund durch ſeine Poeſie lebendig macht, der ganze übrige geſchichtliche Stoff, die Dänenkönige, Herzöge, Patricier, Biſchöfe nichts Anderes als behaglicher Plunder, aus dem er mit ſchrankenloſer Freiheit herauswählt, was ihm etwa dienen kann, unbekümmert um den wirklichen hiſtoriſchen Zuſammenhang, denn er hat einen beſſeren gefunden. — Wir wiſſen wenig von dem Gemüthsleben, ſelbſt nicht viel von dem politiſchen Charakter Wullenwebers. Das iſt für den Dichter unbequem, aber er vermag ſich aus andern Menſchen jener Zeit wohl ein recht lebendiges und wirkſames Charakterbild zu machen, welches ſich gut in den geſchichtlichen Rahmen fügt. Georg iſt warmherzig, feurig, beredt, haßt die Geſchlechter und die räuberiſchen Junker und Landesherren, und er, der Kaufherr und Niederdeutſche, hat wahrſcheinlich große Aehnlichkeit mit dem Schwaben Johann Eberlin, deſſen fünfzehn Bundesgenoſſen er in ſeiner Jugend neben den Büchlein von Hutten und einigen Widertäufern geleſen haben mag. So iſt es dem Dichter wohl möglich, ſich den Charakter des Mannes vertraulich zu machen. Georg kommt herauf durch die Liebe des Volkes von Lübeck und er ſtürzt, weil die Bürger ihn verlaſſen. Der gegebene Gehilfe oder Nebenſpieler iſt alſo das Volk. Aber als Chor verwandt, wie ſeit Shakeſpeare gebräuchlich, gibt dieſer zweite Charakter des Dramas dem Helden nicht Halt, nicht Bedeutung. Dieſer zweite muß als eine ſtarke, tüchtige Genoſſenſchaft erſcheinen, dargeſtellt in einigen Charakteren ihrer Führer, darunter Marcus Meyer, vielleicht als ein zuſammengeſchworener Verein, wie ſie damals Hutten und Eberlin erdachten, wie ſie die Widertäufer errichteten, wie ſie bei jeder großen Unternehmung geſtiftet wurden. Dieſer Genoſſen Haupt und begeiſterter Prophet wäre Georg. Je großartiger und innerlicher dies Verhältniß dargeſtellt wird, und je bedeutſamer die einzelnen Charaktere des Seitenſpiels, deſto wirkſamer würde das Heraufſteigen des Helden zu einer verhängnißvollen That und die darauf folgende Ablöſung des

Helden von den Genoſſen werden. Dieſe Ablöſung nun müßte in einem tiefen Zuge ſeines Innern bereits am Anfang leiſe angedeutet, ſich nothwendig nach dem Höhenpunkt des Stückes aus ſeiner freieren Stellung als Häuptling ergeben, es müßte eine ſchwere That, und es müßte in Wahrheit ein Unrecht ſein, das Wullenweber begeht. Denn wenn er nur durch ſeine größere Tüchtigkeit und freieren Blick fällt, wird er ein Märtyrer, kein tragiſcher Held. — Bis hierher geſtattete der Stoff leichte Erfindung.

Aber das Ungünſtige deſſelben liegt darin, daß der verhängnißvolle Punkt nicht leicht gefunden werden kann. Und darum auch nicht der Gegenſpieler. Der Dichter hat unbequeme Wahl. Er mag den Krieg gegen Dänemark zu der verhängnißvollen That machen, und dann einen Patricier im däniſchen Solde zum gegenwirkenden Charakter, oder Wullenwebers Pläne wider die niederländiſchen Hanſen und einen dadurch beförderten Zerfall mit der Hanſa, oder mit Kaiſer und Reich, wo der Biſchof von Lübeck als Gegencharakter dienen könnte. In jedem Fall wird der Dichter gerade hier von der Geſchichte verhältnißmäßig wenig benutzen, ſondern aus perſönlichem und gemüthlichem Gegenſatz der Hauptperſonen die Kataſtrophe herleiten, deren geſchichtlicher, nicht zu umgehender Verlauf durch den erfundenen innerlichen zu vertiefen iſt.

Ob bei ſolcher Behandlung der Wullenweber ein ſchönes Kunſtwerk werden könnte, darüber wagt die Kritik nicht zu entſcheiden. Ein Uebelſtand wäre nicht fortzubringen, daß das Drama viel bei politiſchen Angelegenheiten verweilt. Dieſe aber geben nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von ſtarken, leidenſchaftlichen Bewegungen Raum, gerade die holdeſten und auf der Bühne wirkſamſten ſind ausgeſchloſſen und müſſen als Beigabe angehängt werden. Die großen Kunſtmittel des Dramas fordern aber die reichſte Darſtellung des tief inneren Lebens, und dieſe wird am mannigfaltigſten und reizvollſten möglich nicht in den Beziehungen des Mannes zum Staat, ſondern des Menſchen zum Menſchen.

Das Trauerſpiel von Heinrich Kruſe hat die Aufgabe, welche der Stoff Wullenweber ſtellt, anders behandelt. Es iſt eine Dramatiſirung der Hauptmomente geſchichtlichen Lebens, mit gutem Griff ſo gefaßt, daß in der That durch fünf Acte viel von den Schickſalen des merkwürdigen Mannes verſtändlich wird. Man ſchaut, wie Alles gekommen iſt und warum die glänzende Geſtalt auf dem Schaffot endete, aber dem Stück entgeht doch viel von Nothwendigkeit und Einheit, und dem Helden fehlt die höchſte Kunſtwirkung. Denn das iſt nur zwiſchen den Zeilen zu leſen, wie durch ihn ſelbſt ſein Untergang herbeigeführt wird, und die Bühne wird dies nicht deutlicher hervortreten laſſen. Dafür kommen dem Dichter andere Eigenthümlichkeiten ſeines Schaffens zu Gute. In den Charakteren große Mannigfaltigkeit, lebhafte Farben, ſichere Umriſſe, ſie haben alle ein eigenthümliches Leben und ſind — auch Nebenfiguren — erfreuliche Aufgaben für die Darſteller. Aus der Fülle ſeien nur genannt Wullenwebers Schweſter Margarethe, der Diener Dietrich, Kaiſer Karl V., Chriſtian von Holſtein, Marcus Meyer, die Patricier, auch Frau Lunte — deren Zankſcene mit ihrem Manne doch gekürzt werden möchte. Das Häßliche dient hier keinem ſchönen Zweck, denn die Scene iſt zwar nicht ganz Epiſode, weil ſie die folgende Stimmung des Gatten Marcus Meyer hervorruft, aber ſie hat kein Recht zu ſo behaglicher Ausführung. Auch ſonſt iſt, nebenbei bemerkt, der vierte Act am wenigſten gut angeordnet. — Die Scenen, ſelbſt die der Nebenfiguren, ſind mit einer beſonders erfreulichen Entſchloſſenheit gelenkt, in kurzen Sätzen ſpringt das Ergebniß hervor; auch größere Scenen, z. B. die ſchöne der beiden Geſchwiſter im zweiten Act und die Kataſtrophe berechtigen zu einem Glückwunſch. Als die allerbeſte in der Arbeit muß die Scene Kaiſer Karls gerühmt werden, obgleich der Dichter den Kaiſer weit hinfälliger gezeichnet hat, als er in Wirklichkeit damals war, weil er mit Recht meinte, daß er gerade ſo in das Stück paſſe. — Das Trauerſpiel iſt eine gedankenvolle Arbeit und das dichteriſche Schaffen des Verfaſſers regt ſich kräftig, aber die Aufgabe, den Bürgermeiſter von Lübeck zu einem tragiſchen Helden zu machen, iſt nur ſehr unvollſtändig gelöſt.

Emil Devrient.

(Im Neuen Reich 1872, Nr. 34.)

Von den ſechs Männern der Familie Devrient, welche — ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts — in drei Menſchenaltern für die Kunſt dramatiſcher Darſtellung eine Bedeutung gewonnen haben, ſind uns in einer Woche zwei Brüder durch den Tod entriſſen, Karl und Emil. Der älteſte, Karl, war nach ſeiner Begabung das größere Talent, aber er hatte ſich früh verlegen und verdarb in Manier; Emil wurde der glänzende und berühmteſte Vertreter deutſcher Schauſpielkunſt, welcher bis zu hohen Jahren in vielen Rollen den Schein einer ſchönen Jugendlichkeit zu behaupten wußte, die an ihm faſt unzerſtörbar ſchien. In dem Rollenfach jüngerer Helden galt er den Norddeutſchen und dem Ausland für den bedeutendſten Darſteller einer älteren Richtung, deren Vorzüge das Publicum um ſo höher ſchätzen lernte, je ſeltener ſie auf der deutſchen Bühne wurden. Für ſeine Schule und ſeine Eigenart waren kennzeichnend: ein gemeſſenes Tempo in Rede und Spiel, allmähliches und vermittelndes Uebergehen aus einer Stimmung in die andere, Abneigung gegen jede Gewaltſamkeit und ſpitzfindige Künſtelei, das Beſtreben, ſich in Haltung, Geberde und Sprache immer ſo anmuthig, ſchön, edel darzuſtellen, als die Rolle irgend geſtattete, ſorgfältigſte Ausbildung der Stimme und des mimiſchen Ausdrucks, durch welchen der

Darſteller ſich vorträgt, im Ganzen eine Neigung, die großen dramatiſchen Wirkungen mehr durch die Sprache, als durch die Mimik hervorzubringen. Dabei unterſtützte ihn eine hohe Geſtalt, ein edles Profil, ein prächtiges klangvolles Organ, welchem für manche Stimmungen ein zitterndes naſales Ausklingen der Rede eigenthümlich war, eine Beſonderheit, welche auch andere Künſtler ſeiner Familie zu gebrauchen wußten. Emil war ſeiner Anlage nach ein achtungswerthes Talent mit einigen glänzenden Eigenſchaften, durchaus keine geniale Kraft, und nicht von reicher und tiefer Erfindung. Aber er verſtand vortrefflich mit ſeinen Mitteln Haus zu halten und durch die getragene Anmuth, welche ihn in allen Rollen auszeichnete, auch noch da einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen, wo er die Wirkungen ſtärkerer Talente nicht erreichte. Dieſe männliche Anmuth hat ihn überall zu einem Liebling des Publicums gemacht, ſie hat noch in ſeinen ſpäten Lebensjahren die Jugend und die Frauen begeiſtert. Er wußte auf der Bühne zu ſtehen und zu gehen wie kein Anderer, er beſaß eine ungewöhnliche Fertigkeit, ſeine Stimme jedem Theaterraum anzupaſſen, und jeden Raum vollkommen zu beherrſchen, indem er durch den Wohlklang der Rede die Seelen der Hörer in eine nicht geringe Anzahl von Tonarten ſtimmte vom weichſten Gefühl bis zu ſchneidender Schärfe; er beherrſchte auch die Scene mit bewundernswerther Sicherheit, und vermochte, wenn er wollte, ſeinen Mitſpielern ſo leicht und gefällig das Spiel zu geben und wieder von ihnen anzunehmen, daß er zuerſt die Herzen der Collegen für ſeine Kunſt gewann.

Seine eigene Erfindung bewährte er in der Zeit, wo er jugendliche Liebhaber ſpielte, vielleicht am liebenswürdigſten in ſolchen Stücken, in denen die Dichterarbeit beſcheiden war. Hier gab er auch dürftigen Rollen und unſicheren Umriſſen ein eigenartiges Leben, indem er durch Stimme, Miene, Geberde einen feinen Charakterzuſatz bot, eine beſondere Färbung, die in der Regel ſehr erfreulich wirkte. Solche ſchöne

Rolle war z. B. ſein „Landwirth“ in dem Stück der Prinzeß Amalie von Sachſen. In der Zeit ſeiner Kunſtreiſe waren edlere Präſentationsrollen und hofmäßige Helden in franzöſiſchen und deutſchen Intriguenſtücken, wie im „Glas Waſſer“ und in der „Marquiſe von Vilette“ wahrhaft vollendete Leiſtungen. In den claſſiſchen Stücken der Deutſchen aber gelangen ihm am beſten ſolche Rollen wie Egmont, Leiceſter, Poſa, in denen nicht ſtarke Leidenſchaft, ſondern getragene Empfindung und edler Vortrag gefordert wurde. Das langwellige Pathos der Sprache Schiller's, die bewegte Recitation der tönenden Verſe hatten in ſeiner Jugend das deutſche tragiſche Spiel vorzugsweiſe beeinflußt, er war in dieſer Art der Darſtellung herausgekommen und er blieb bis zu ſeinem letzten Auftreten ein treuer Vertreter dieſer Spielweiſe. Nicht ebenſo gelang es ihm mit Shakeſpeare; für den Romeo fehlte ihm die Glut der Empfindung, für den Mercutio, eine gerühmte Rolle ſeiner ſpäteren Zeit, der Humor, den er vergebens durch eine gemachte Munterkeit zu erſetzen ſuchte. Seine berühmteſte Rolle war der Hamlet. Es hat für uns keinen großen Werth, daß er mit dieſer Rolle auch den Engländern höchlich imponirte. Denn die engliſche Darſtellung dieſes Charakters war durch alte Ueberlieferungen der engliſchen Bühne und durch das Hineintragen ſpäterer virtuoſer Erfindungen und Gewaltſamkeiten allmählich in einer Weiſe verkünſtelt und unfrei geworden, daß die typiſche Darſtellung der engliſchen Schauſpieler dem Schönheitsgefühl des modernen Englands nicht mehr Befriedigung gewährte. Da bot nun freilich das Maßvolle, Edelgehaltene in der Spielweiſe Emil Devrients gerade alles das, was der engliſchen Auffaſſung der Rolle zu ſehr abhanden gekommen war. Er ſelbſt wandte dieſem Charakter durch viele Jahre liebevolle Arbeit zu und benutzte dafür die Ueberlieferungen berühmter Vorgänger mit verſtändiger Auswahl. Dennoch war ſein Hamlet zwar eine ehrenwerthe und in Vielem wohlgelungene, aber keine reiche und volle

Schöpfung, etwas zu glatt und kühl verſtändig, das reiche Gemüthsleben und der Tiefſinn dieſes warmherzigen Helden kamen nicht zu vollem Recht. Und es war kein Zufall, daß Dawiſon, der auf der Bühne ſo Manches häßlich machte und dem es ſo ſehr an der Fähigkeit fehlte, heißer Empfindung vollen Ausdruck zu geben, wenigſtens in den Momenten, wo die innere Verſtörung Hamlets aus ſcharfſinniger Dialektik herausbricht, z. B. in der Scene mit den Schauſpielern, ſogar nach dem Urtheil der Dresdener Zuhörer Höheres leiſtete als Devrient. Emil aber gehörte zu den Schauſpielern, welche in der Stille die Grenzen ihres Talentes recht wohl kennen, und darum mit dem Schatz, der ihnen zugetheilt ward, gut zu wirthſchaften verſtanden. Es iſt für den, der ihn ſeit ſeiner Blüthezeit mit Antheil betrachtet hat, nicht ſchwer, die Grenzen ſeiner Darſtellungskunſt zu überſehen, und es iſt auch nicht unnütz, gerade jetzt an dieſe Grenzen zu erinnern, wo in ſeinem Rollenſache das Maß für die Leiſtungen ein geringeres geworden iſt. Denn er verdankt einen Theil ſeines Rufes allerdings dem Umſtand, daß er in Vielem beſſer war, als das ſchwächere Künſtlergeſchlecht, welches neben ihm heraufwuchs. Der Ruhm aber wird ihm bleiben, daß er, ernſthaft und unbeirrt durch fremdländiſche Moden, ſein Lebelang dem Schönen in der Kunſt gedient hat bis an die äußerſte Grenze ſeiner Kräfte, daß er nie roh, plump, gemein, häßlich geſpielt hat, und daß er für einen großen Kreis von Aufgaben ſchöne Haltung, Anmuth und Adel auf unſerer Bühne durch ein ganzes Menſchenalter zur Erſcheinung brachte. Vielleicht hat kein anderer von den Zeitgenoſſen ſo lange, ſo oft und ſo herzerfreuend die mächtigen Wirkungen der Schauſpielkunſt in die Seelen des Volkes geleitet als er.

Bogumil Dawiſon.

(Grenzboten 1855, Nr. 13.)

Als fahrender polniſcher Schauſpieler, der nur gebrochen deutſch ſprach, kam Dawiſon nach herbem Kampfe mit der Noth des Lebens in Hamburg an und wurde daſelbſt von Maurice auf der deutſchen Bühne eingeführt. Von dort ging er nach Paris, beobachtete und lernte. Seitdem haben Hamburg, Wien und Dresden ſeinen Ruf groß gezogen, und er, der geborene Pole, gehört in dieſem Augenblick zu den wenigen Künſtlern, welche in der deutſchen Schauſpielkunſt eine ehrenvolle Stelle einnehmen.

Ruf und Tüchtigkeit ſind ihm ſchnell gewachſen und er iſt in unſerer Zeit der reiſenden Gaſtſpieler auch darin eine auffallende Erſcheinung, daß er einem großen Theil des deutſchen Publicums erſt als fertiger Künſtler, auf dem Gipfel ſeiner Kraft, mit feſtem Spiel und ausgebildeter Technik bekannt wird. Er gehört keiner der deutſchen Schulen an, welche den Brauch einer beſſern Theaterzeit hier und da noch feſt bewahrt haben, auch keinem Stil, wie er ſich z. B. in Dresden durch langes Zuſammenwirken tüchtiger Kräfte in den letzten zwanzig Jahren ausgebildet hat. Ja ſein Weſen und ſein Spiel ſtehen in einem Gegenſatz ſowohl gegen die feine, die kleinſten Einzelzüge ſauber ausarbeitende Darſtellung der älteren Wiener Künſtler, als gegen das langſame, behagliche, beſonnene Pathos der Dresdener Schule. Er iſt ſpät bei uns heimiſch geworden und ſeine Behandlung der Rollen, das ſorgfältige Studium, das geiſtreiche, ſcharf zugeſpitzte Heraustreiben der einzelnen Wirkungen erinnern, wenn man auf Aehnliches zurückgehen will, vielmehr an einen Franzoſen, als an einen großen Künſtler der deutſchen Vergangenheit.

Was er für die Kunſt mitbrachte, war im Ganzen günſtig: ſtattliche Mittelgröße, kräftigen Körper, ein ausdrucksvolles, für viele Masken vorzüglich geeignetes Geſicht, Augen von lebhaſter und wechſelnder Sprache, mit ſchräg nach der Naſe herabgeſchwungenen Brauen, welche für ſchlaue und finſtere Köpfe vortrefflich geeignet ſind. Dazu einen eiſernen Fleiß, den man aus jeder Rolle erkennt, die Gewohnheit, in einer Weiſe auswendig zu lernen, wie ſie bei deutſchen Schauſpielern ſehr ſelten iſt, große Lebendigkeit und Feinheit der Empfindung, einen ſcharfſinnigen, ſehr bildungsfähigen Geiſt und die Haltung eines Mannes, der viel in ſeinem Leben erfahren haben mag und mit Bewußtſein und großer Energie auf ein beſtimmtes Ziel: glänzende Erfolge losgeht. Nicht ganz ſo günſtig war ſein Organ. Von großem Umfange und nicht gewöhnlicher Dauerbarkeit war es doch in den mittleren Tonlagen nicht ſtark und klangvoll, und dies, ſowie die polniſche Redeweiſe, hat ihn früh dazu gebracht, mehr als dem Deutſchen eigen iſt, die hohe Tenorlage zu benutzen. Er ſpricht das Deutſche meiſterhaft, jede Silbe verſtändlich, im Nothfall mit reißender Schnelligkeit, und ſeine Sprache wird vollſtändig beherrſcht von Empfindung und Willen. Ja er iſt darin Meiſter, es gibt für ihn kaum eine ſprachliche Schwierigkeit, und die meiſten deutſchen Schauſpieler könnten von ihm, dem Fremden, lernen, wie man ſchnell, charakteriſtiſch und dabei Allen verſtändlich reden muß. Aber dazwiſchen klingen fremde Accente und kreiſchende Töne durch, ungewöhnliche Modulation und ſchneller Wechſel der Tonlage erinnern bei jeder Rolle daran, daß er nicht von Klein auf zu uns gehört.

Seine Auffaſſung der Rollen iſt ebenfalls bezeichnend. Er iſt merkwürdig frei von den deutſchen Ueberlieferungen, welche bei uns nirgend ſtark genug ſind, um den mittelmäßigen Schauſpieler über dem Waſſer zu halten, aber auch bei den beſſern oft als gedankenloſe Nachahmung von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortgepflanzt haben. Für Dawiſon iſt dieſe größere Freiheit von überlieferter Spielweiſe im Ganzen ein Vortheil geweſen, weil ſie ihm eignes Denken in jedem Augenblick nothwendig machte; zuweilen aber hat ſie ſich bei ihm als gefährlich gezeigt. Denn das Charakteriſtiſche ſeiner Rollenauffaſſung iſt, daß er mit einer gewiſſen leichtherzigen Freiheit ſich die Seite der darzuſtellenden Rolle hervorſucht, welche ihm bei ſeiner Naturanlage beſonders wirkſam erſcheint.

Jeder Künſtler wird etwas Aehnliches thun, aber bei jedem wird das Verhältniß verſchieden ſein, in welchem die unmittelbare ſchöpferiſche Kraft zu dem Nachdenken ſteht, und die Art, wie beide beherrſcht werden durch die allgemeine Bildung, durch Temperament, Gemüthsrichtung des Künſtlers. Einer genialen Kraft wird das Bedeutſame der Rolle, wie ſich dies in den einzelnen Momenten äußert, ſchnell und mächtig, wie eine Anſchauung, aufſchießen. Ein ſolcher Darſteller wird ohne vieles Nachdenken das Weſen des darzuſtellenden Charakters auf's Lebhafteſte empfinden, und die verſchiedenen Momente ſeiner Darſtellung werden mit inſtinctartiger Folgerichtigkeit ſich mit allen Einzelheiten wie von ſelbſt in ſeiner Phantaſie entwickeln. Eine ſolche geniale Naturkraft, die größte, welche Deutſchland gehabt hat, war Schröder, in beſchränkterer Weiſe mit vielen Unarten Fleck, zuletzt Ludwig Devrient. Die großen Rollen ſolcher Künſtler haben den Vorzug, eine dämoniſche Wirkung auf den Zuſchauer auszuüben, ſie ſind aus einem Guß, bei allen Unvollkommenheiten im Einzelnen etwas Großes und Fertiges. Aber nur ſelten erſcheint die ſchaffende Kraft in der Seele eines darſtellenden Künſtlers ſo mächtig, daß ſie ihn ſelbſt unwiderſtehlich zwingt und alle Momente ſeiner Darſtellung erfüllt, bei den meiſten Talenten unſerer Künſtlerwelt ſpringt dieſes Schöpferiſche nur in einzelnen Momenten beim Studium der Rolle ſo energiſch hervor, daß es Ton, Haltung, Geberde, die Einzelheiten des Spiels ſchnell und gewaltig in der Seele des Künſtlers aufblitzen macht. Viele Scenen werden erſt durch Nachdenken mit dieſen gefundenen Momenten in Verbindung gebracht, die Erfindung ſchafft da nicht mehr aus dem Vollen, ſondern ſie arbeitet leiſe, mit Unterbrechungen, ſie will unterſtützt ſein durch jede andere

Art von geiſtiger Arbeit, und in manchen Momenten bleibt ſie vielleicht ganz weg, und die alltägliche Spielphraſe tritt ſtörend als Lückenbüßer in die Empfindung. An ſolchen Talenten ſchätzen wir nächſt dem Reichthum ihrer Technik die Treue und Sorgfalt, mit welcher ſie in die Empfindung des Dichters ſich hineinzuleben ſuchen, und wir ſind bei ihnen vorzugsweiſe kritiſch in der Wahl der Mittel, durch welche ſie ihre Wirkungen hervorbringen. Ein ſehr anziehendes Beiſpiel ſolches Talents war Seydelmann. Langſam und ſchwer entwickelte ſich ſeine Kraft für die Einzelzüge der Rolle, ein ſehr ſorgfältiges und vielfaches Studium war für ihn nöthig, um den darzuſtellenden Charakter ſich ſo klar zu machen, daß er ihn faſſen konnte; Alles war bei ihm vorher bedacht, ängſtlich abgewogen, oft mit peinlicher Genauigkeit zurechtgelegt. Mit großer Pietät ſuchte er die Abſichten des Dichters auf, er vertiefte ſich gern in Feinheiten und arbeitete mit unermüdlicher Genauigkeit auch die unbedeutendſte Einzelheit heraus, um durch ſie zu wirken. Nie hat ein Schauſpieler größere Sorgfalt auf die Maske gewandt, wohl keiner arbeitete noch während der Vorſtellung ſoviel mit dem Kopf. Jede Rolle wurde für ihn eine mühevolle und bedrängende Arbeit. Daher machten zwar alle ſeine großen Rollen den Eindruck einer Fertigkeit, Abgeſchloſſenheit und der allerzweckmäßigſten Verwendung der Wirkungen, aber er war auch zuweilen in Gefahr, zu viel in der Rolle zu künſteln, Feinheiten hineinzutragen und ſchlaue Mittel zu gebrauchen; man ſah ſeinen Darſtellungen nicht ſelten die Arbeit an, auch wo er Virtuoſenſtückchen machte, war der emſige, ernſte, hypochondriſche Mann nicht zu verkennen, — immer vorausgeſetzt, daß er auch dabei ein Mann von Bildung und einer ſehr bedeutenden Technik war. Bekannt iſt z. B. ſeine Darſtellung des Carlos im Clavigo und des Mephiſtopheles. Wenn er als Carlos in der Ueberredungsſcene das Spiel des Clavigo in unbilliger Weiſe todtſchlug dadurch, daß er gegenüber dem Unſchlüſſigen, Beweg lichen, Schwankenden während der ganzen Scene mit eiſerner Ruhe, mit untergeſchlagenen Armen, den Rücken an den Schreibtiſch gelehnt, ohne eine Bewegung des Körpers ſpielte, ſo war dieſe virtuoſe Wirkung das Ergebniß einer Ueberlegung, welche ihn verleitete, dem Gegenſatz zwiſchen den beiden Charakteren nicht einen lebendigen, ſondern einen ſymboliſchen Ausdruck zu geben. Und wenn er als Mephiſtopheles das, was der Rolle fehlt, Geſchloſſenheit des Charakters, dadurch herzuſtellen ſuchte, daß er die Holzſchnittfigur des Teufels in den deutſchen Volksbüchern idealiſirte und das Geſpenſtige, Fratzenhafte, den hinkenden Fuß, die wunderlichen Geberden mit einem ängſtlichen Fleiß feſtzuſtellen ſuchte, ſo war auch dies die Frucht eines eifrigen und pflichtgetreuen Nachdenkens.

Auch Dawiſon iſt ein Talent, welches ſich viele Wirkungen ſorgfältig vorbereitet und durch Reflexion klar macht. Er arbeitet an ſeinen Rollen nicht weniger fleißig, als Seydelmann; auch ihm begegnet zuweilen, daß man die Abſicht aus ſeinem Spiel herausſieht und dadurch erkältet wird, aber in andrer Beziehung iſt er ein auffallender Gegenſatz zu dem verſtorbenen Deutſchen. Während Seydelmann über einer getreuen, den Abſichten des Dichters entſprechenden Auffaſſung emſig brütete, macht ſich's Dawiſons elaſtiſcher und lebhafter Geiſt bequemer. Die Idee, welche er in der Rolle ſucht, iſt moderner, ſchärfer ausgeprägt und zugeſpitzt, er iſt geneigt, die Rollen zu benutzen, um eine möglichſt große Wirkung ſeiner Eigenart zur Geltung zu bringen, über gelegentlichen Zwieſpalt, in welchen ſeine Auffaſſung mit dem übrigen Inhalt des Stückes kommt, geht er leicht weg. Was ihm an den Charakteren am lebhafteſten aufſchießt, ſind die Momente, in welchen die dialektiſche Eigenthümlichkeit derſelben deutlich zu Tage kommt. Ihre Monologe, Selbſtbetrachtungen, die Sophiſtik der Leidenſchaft locken ihn zumeiſt und in ſolchen Scenen iſt ſein Spiel meiſterhaft. Es iſt kein Zufall, daß unter ſeinen großen Lieblingsrollen, Carlos, Othello, Richard III. und Franz Moor, drei ſind, Hamlet, Mephiſto und Franz, in denen aus verſchiedenen Gründen die Dichterarbeit dem Schauſpieler große Freiheit läßt, den Charakter nach ſeinem perſönlichen Bedürfniß zu nüanciren.

Jede Darſtellung des Hamlets hat mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß dieſer Charakter, ſcheinbar vom Dichter mit ſolchen Einzelzügen ausgeführt, wie wenige, doch in ſeiner innern Anlage mehr Lücken und Ungleichmäßigkeiten zeigt, als irgend ein anderer, den Shakeſpeare geſchaffen hat. Wir wiſſen, daß mehrfache Ueberarbeitung eines auf der Bühne bereits heimiſchen Stückes ſolche Uebelſtände faſt unvermeidlich macht. Was der große Dichter in den faſt porträtartigen Zügen, welche er dem Helden bei der letzten Ueberarbeitung gegeben hat, und mit den prachtvollen Selbſtgeſprächen ungefähr hat ſagen wollen, iſt leicht zu verſtehen, aber daneben iſt Manches aus der alten Vorlage geblieben, woran der Darſteller immer anſtoßen wird, die rohe und zerbröckelnde Handlung des zweiten Theils, der unbefriedigende Theaterſchluß und vor allem die Ausführung des entſcheidenden Momentes, die Scene, wo der König zu beten verſucht und Hamlet durch das Zimmer ſchleicht, ohne ihn zu töten. Hier iſt in dem Selbſtgeſpräch Hamlets für den Darſteller eine Lücke, welche der jetzt üblichen ſceniſchen Anordnung des Stückes zur Laſt fällt. Wenn Hamlet den Degen gegen den König zückt und wenn gleich darauf eine ſophiſtiſche Betrachtung, wortreich und zugeſpitzt, wie ſie der Menſch ſich nachträglich zur Beſchönigung ſeiner Feigheit zurechtlegt, aus ſeinem Munde fließt, ſo iſt dieſe Rhetorik, unvermittelt wie ſie jetzt in der Rolle ſteht, unwahr, ſie täuſcht über den Charakter und es iſt nicht zu erſehen, welches moraliſche Gewicht ihr der Dichter ſelbſt beilegt. Verſtändlich wird Hamlet's Charakter in dieſer Scene, von welcher Alles abhängt, nur, wenn man ihm in dem Augenblick, wo er den König erſtechen will, die Schwäche, die hier am richtigſten als phyſiſcher Schauder vor der Blutthat ſich äußern würde, deutlich anſieht. Das durfte nicht dem Schauſpieler allein überlaſſen bleiben; es war, da es der Angelpunkt des Charakters iſt, auch im Text auszuführen. Die Auffaſſung dieſer Rolle durch Dawiſon iſt: ein geiſtreicher Sonderling, welcher mit einer Phraſe und Zungenfertigkeit ſich über jeden Entſchluß weghilft, der ſich ſelbſt in der Phraſe berauſcht und emporſchraubt, und wenn er ausgeſprochen hat, gebrochen zuſammenfällt. Mit großer Feinheit und Eleganz hat er alle dahin zielenden Scenen ausgearbeitet; der Genuß, mit welchem Hamlet ſpricht, die etwas blaſirte Art, wie er ſeine barocken Scherze gegen die Hofleute herabfallen läßt, iſt vortrefflich, die nachläſſige Weiſe, mit welcher der Königsſohn gegen Laertes ficht, hebt ſelbſt dieſe ſonſt matte Scene. Dagegen iſt in den Augenblicken, wo Grauſen und ein wilder Schreck die Seele Hamlet's erſchüttern, das Spiel des Künſtlers nicht ebenſo lobenswerth. Es ſind zu viel Kunſtmittel aufgewandt, ohne daß ſie immer helfen, dem Hörer die charakteriſtiſchen Eindrücke zu machen. Wenn Hamlet vor ſeiner erſten Anrede des Geiſtes die Hand zweimal ausſtreckt und ſie zurückzieht, dann nur unarticulirte Laute hervorbringt, ſo wirkt das ſo, wie es gemacht wird, nur befremdend, man merkt die Abſicht, man ſieht die Arbeit. — Von den Sprechrollen Dawiſons iſt Mephiſtopheles vielleicht die glänzendſte. Mit Geiſt hat er ſich darauf beſchränkt, bei dieſer undarſtellbaren Partie nichts Anderes zu ſein, als ein gewandter Ausleger der Worte des Dichters. Seine Maske iſt gut, Sprache und Geberden ſind beſcheiden und zweckmäßig.*) Auch als Franz Moor verſteht er eine Mäßigung zu zeigen, welche ſicher nicht der Abſicht des jungen Schiller entſpricht und für das Stück ſelbſt von zweifelhaftem Vortheil iſt, weil ſie auf den Charakter des Karl drückt und das Geſammtbild des ungeheuerlichen Stückes verzieht, über die aber doch dem Darſteller in dieſem Fall kein Vorwurf zu machen iſt. Denn wo der Dichter neben genialen Einfällen ſo vieles Seltſame und Unverſtändliche gemacht, wird der bedeutende Darſteller der einzelnen Rolle eine größere Freiheit beanſpruchen dürfen, dieſelbe ſich und dem Zuſchauer verſtändlich zu machen. Dawiſon iſt als Franz wieder der überlegene ariſtokratiſche Geiſt, der in ſeiner Jugend von den thörichten Eltern dem hübſchen Rüpel Karl nachgeſetzt und dadurch verbittert und mit ſeinen mächtigen Anlagen zur Sünde geführt wurde. Was bei anderen Rollen zuweilen ſtört, die fremden Accente der Rede, ein virtuoſes Spielen mit ſchroffen Abſätzen und gewaltſamen Wirkungen, das ſteht dieſer Rolle natürlich.

---

*) Dem Flohlied wünſcht man etwas mehr Feinheit im Vortrage, gerade bei ſeiner Auffaſſung der Rolle, und der Scene mit Martha weniger groteskes Behagen. Dagegen werden wieder die letzten Scenen, in denen er dem Fauſt dämoniſcher gegenübertritt, ſehr verſtändig behandelt.

In ähnlicher Weiſe weiß Dawiſon im Carlos die ſchöne Dialektik des kalten Mannes dadurch zu unterſtützen, daß er den Carlos in Maske und Färbung der Sprache als verbitterten Sonderling darſtellt, der Alles, was er von Herz und Liebe hat, dem glänzenden Clavigo zutheilt. — Bei allen dieſen Rollen ſcheint der Vorgang ſeines Schaffens der zu ſein, daß er ſich für die gewandte Rede und für die Reflexionen ſeiner Charaktere einen menſchlichen Hintergrund ſucht, welcher ſie in den Schranken ihrer Perſönlichkeit ſo human und der Theilnahme würdig als möglich erſcheinen läßt. Dieſes gilt ſelbſt von ſeinem Mephiſto, an dem höchlich zu loben iſt, daß er ſich mehr als Schalk, wie als Dämon geberdet. Die Partie des Othello, in welcher eine finſtere Leidenſchaft in allmählicher Steigerung bis zur höchſten dramatiſchen Wirkung gebracht wird, gilt insgemein für die größte ſeiner Leiſtungen. Sie iſt vortrefflich und beſonnen angelegt, und die erſten Acte machen eine reine und ſtarke Wirkung. Auch die Steigerung der Leidenſchaft iſt mit weiſer Maßhaltung eingerichtet und einzelne Stellen in den letzten Acten ſind ausgezeichnet. Nur tritt hier, wie in allen Scenen ſtarker Leidenſchaft, für Dawiſon eine Gefahr ein: ſeine Mittel, ſie darzuſtellen, ſind begrenzt. Einzelne

Accente, namentlich von unterdrückter Wuth, alle gedeckten Gefühle weiß er meiſterhaft auszudrücken. Der volle Strom einer losbrechenden Glut ſteht ihm nicht ebenſo natürlich; er wendet dabei leicht zu viel Kunſt an, in ſeiner Stimme, deren Klang dann in einzelnen Momenten unſchön wird, und in ſeinem Geberdenſpiel, welches leicht übertreibt. Bei ſolchen Rollen haben die Bewunderer ſeines Talents die Pflicht, ihn an das zu erinnern, was er ſonſt bei Auffaſſung ſeiner Charaktere in ſo hohem Grade beſitzt, Takt und Maß, denn niemals war die Gefahr ſo groß, als in unſerer Zeit, daß ſich ein ſtarkes Talent, welches durch die Bewunderung des Publicums erhoben wird, im Virtuoſenthum verliert, daß ihm kunſtvolle Einzelheiten die Hauptſache werden und die Frage in den Hintergrund tritt, ob die hervorgebrachten Wirkungen auch wahr und ſchön ſind.

Fürſt und Künſtler.

(Grenzboten 1866, Nr. 1.)

Noch immer unterhalten die Zeitungen das Publicum mit den Vorgängen, welche in einer ſüddeutſchen Reſidenz den viel beſprochenen Vertreter der modernen muſikaliſchen Richtung aus der Nähe eines jungen Königs verbannt haben. Es iſt nicht Beruf dieſes Blattes, die Einzelheiten dieſer Angelegenheit zu beurtheilen und über Recht und Unrecht zu entſcheiden, dazu fehlt uns nicht nur genaue Kenntniß der Menſchen, welche dabei thätig waren, ſondern ebenſo ſehr die Ueberzeugung, daß eine öffentliche Beſprechung irgendwelchen Nutzen ſtiften könne. Im Ganzen wird man auch hier das alte Leid erkennen, welches ſich an dergleichen Verhältniſſe zwiſchen vornehmen Herren und ihren Vertrauten aus der Kunſtwelt zu hängen pflegt. Der Gönner gibt ſich eine Zeit lang freudig den erhebenden

Eindrücken hin, welche die Kunſt auf die Seelen der Menſchen ausübt, er iſt geneigt, das Schöne und Große, welches ihm die Kunſt gegeben, auch dem Künſtler zuzutrauen und einen Theil ſeines eigenen Urtheils in die Hand des Künſtlers zu geben. Der Künſtler aber, in neue Verhältniſſe verſetzt, übermäßig erregt durch die glänzenden Farben, welche auf einmal ſein Leben erfüllen, breitet ſich anſpruchsvoll und herrſchluſtig aus. Er tritt in Gegenſatz zu den Gepflogenheiten des Hofes, zu Sitte und Brauch ſeiner neuen Umgebung, Mehrern wird er läſtig, welche mit oder ohne Recht einen Einfluß auf den Fürſten beanſpruchen, Andere feindet er ſelbſt an, allmählich vereinigen ſich Viele zum Kampfe gegen ihn; er hat Blößen gegeben und er unterliegt endlich, der Traum ſeiner Bedeutung zerrinnt, und beide, der Fürſt und er, haben eine Einbuße erfahren, denn mit Opfern bezahlen beide eine Enttäuſchung. Dergleichen iſt ſchon vor Taſſo ſtärkeren Männern begegnet, als Herr Wagner iſt, und Fürſten, die eine längere Erfahrung hatten, als der junge König von Baiern. Immer aber liegt etwas Trauriges in ſolchem Vorfall, denn die freundliche Neigung eines mächtigen Fürſten zu einem wahren Künſtler kann für die Kunſt ſelbſt von Bedeutung werden und in dem menſchlichen Verhältniß iſt in der That ein idealer Inhalt, welcher beiden, dem Fürſten und dem Künſtler, das Herz erhob.

Wir ſuchen die Lehre, welche durch das Unſichere einer ſolchen Verbindung für beide Theile verkündet wird. Es iſt eine alte, längſt bekannte Wahrheit. Mißlich iſt zuerſt für den Fürſten, einen Künſtler zu ſeinem Vertrauten zu wählen. Dieſer iſt unumſchränkter Herrſcher in einem vornehmen Gebiet des menſchlichen Schaffens, er iſt gewöhnt, frei ſpielend in dem Kreiſe ſeiner Anſchauungen zu walten, iſt in der Regel ſchnell in Neigung und Abneigung, dem Leben gegenüber reizbar und leicht beſtimmt. Er ſchaltet mit einer gewiſſen Willkür im Reich ſeiner Träume, er iſt geneigt, auch die Wirklichkeit, welche ihn umgibt, obenhin und eigenwillig zu behandeln, und ſein Urtheil über Verhältniſſe der wirklich beſtehenden Welt iſt keineswegs ſo ſicher und zuverläſſig, als vielleicht ſein Verſtändniß des Schönen und Wirkſamen in ſeiner Kunſt. Was der Fürſt an ſeinem Vertrauten nicht entbehren kann, ruhiges und beſcheidenes Gleichgewicht, rückſichtsvolle Behandlung der Menſchen und Geſchäfte, gerade dieſe ſchätzenswerthen Eigenſchaften hat der Künſtler durch ſein Leben wahrſcheinlich nicht erworben. So geſchieht es, daß der Gönner bald mit dem Scharfblick, der auch einer mäßigen Kraft im regen Verkehr mit verſchieden geformten Menſchen entwickelt wird, das Unpraktiſche und Unfertige an ſeinem neuen Freunde lebhaft empfindet, und daß er endlich enttäuſcht nur in fürſtlicher Nachſicht oder Klugheit ein Verhältniß fortſetzt, deſſen Reiz für ihn geſchwunden iſt, wenn er es nicht gar abbricht.

Es hat in Deutſchland eine Zeit gegeben, wo die Gunſt der Mächtigen dem Künſtler unentbehrlich war. Sie vorzugsweiſe gaben ihm durch ihre Aufträge die Möglichkeit zu gedeihen, ſie boten ſeinem äußern Leben Schutz und Schirm, in ihren Kreiſen waren vorzugsweiſe die Charaktere und Stimmungen, die ſichere und ſelbſtbewußte Auffaſſung des Lebens zu finden, die der Künſtler für ſeine Kunſt nicht miſſen kann. Dieſe Zeit iſt nicht mehr. Die Kunſt der Gegenwart wird von der ganzen Nation getragen: wenn dem Künſtler gelingt, ihren Herzſchlag in ſeinen Kunſtwerken wiederzugeben, bedarf auch ſein äußeres Leben keiner anderen Stütze. Unſere Fürſten aber ſind ebenfalls tief von den realen Intereſſen der Zeit umfangen, ſie ſind Geſchäftsmänner geworden wie wir andern auch, ihr hoher Beruf fordert ſo vielfachen Aufwand ihrer Theilnahme, daß ihnen die Kunſt, gerade wenn ſie ihrem Beruf Genüge thun, nur Zierde und Unterhaltung weniger Stunden werden kann. Wenn ſie ſich auch mit Kunſtintereſſen umgeben, ſo thun ſie dies doch meiſtens nur mit flüchtigem Antheil oder aus dem Beſtreben, Bedeutendes zum Schmuck ihres

Lebens an ſich zu feſſeln. Eine wirkliche, warme und herzliche Freude an dem Werdenden in der Kunſt iſt bei den Regenten größerer Staaten nur ſelten und wird nach dem Lauf der Dinge noch ſeltner werden. Sie ſelbſt müſſen zufrieden ſein, ſich einigermaßen die reichen Früchte der ſchöpferiſchen Volkskraft zugänglich zu machen, und vermögen nicht mehr als Kunſtkenner und Kunſtrichter den Vorrang vor andern Sterblichen zu behaupten. Ja ſogar als Auftraggeber ſind ſie nicht nach allen Richtungen die vermögendſten Förderer der Kunſt. Viele der deutſchen Landesherren ſind reich unter uns angeſiedelt, aber ſie ſchalten nicht mehr unbeſchränkt mit dem Staatsſäckel, und der Bedarf ihrer gewohnten fürſtlichen Lebensführung, die Anſprüche, welche an ihre Privatſchatulle gemacht werden, ſind ebenfalls in raſcher Steigerung begriffen. Schon bieten wohlhabende Gemeinden und reiche Privatleute den meiſten Künſten reichlichere Beſchäftigung, als unſere Fürſten zu geben vermögen. Für das perſönliche Selbſtgefühl des Künſtlers ſind dieſe neueren Förderer weit bequemer, für ſeine Kunſt laſſen ſie allerdings auch noch zu wünſchen übrig. Unſere Hoftheater z. B. ſind im Ganzen immer noch beſſer, als die Stadttheater.

Wenn der Künſtler aber Diener eines Fürſten wird, als Beamter des Staates oder des Hofes, ſo wird er dem Ehrgeiz entſagen müſſen, Vertrauter zu werden oder ein Geſchäftsmann ſeines Herrn, der ſich auch um Anderes kümmert als um ſeine Kunſt. An dem gewählten Lebensberuf feſthalten und beſcheiden nichts Anderes treiben, das iſt Pflicht in unſerer unſicher vorwärtsringenden Zeit, wo dem Künſtler die Lehrzeit nicht kurz zugemeſſen iſt, die Meiſterſchaft ſchwer erworben wird. Auch von dem Künſtler gilt, daß er zu einer Specialität ſeines Faches werden muß, um in der Kunſt das Höchſte zu leiſten. Es iſt nur Wenigen vergönnt, ſowohl Landſchafter als Hiſtorienmaler, Operncomponiſt und Meiſter der Concertmuſik zu werden.

Und geht man der Sache auf den Grund, ſo gehört der Künſtler doch in die Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft, in denen er vorzugsweiſe die Vorbilder für ſeine Kunſtgebilde, ſowie das wärmſte Verſtändniß für ſeine Werke findet. Billige Schätzung kann nicht zugeben, daß zur Zeit unſere Fürſtenhöfe vorzugsweiſe ſolche Stätten ſind. Wie fein und reich ausgebildet dort die Formen des Verkehrs, wie edel gehalten der Ausdruck einer menſchlichen Empfindung dort ſein möge — und dieſe Vorzüge haben nicht wenige unſerer Höfe bewahrt —, ungleich reicher, friſcher, unbefangener und charakteriſtiſcher äußert ſich jetzt die Lebenskraft des Volkes in den mitteln Schichten der Geſellſchaft, welche gleich weit entfernt von der Abſonderung der Höhe und dem beſchränkten Blick der Tiefe Bewahrer und Verbeſſerer unſerer Bildung, unſeres Wohlſtandes, unſerer Sitte ſind. Den Hiſtorienmaler wird doch wahrſcheinlich der Verkehr mit Solchen am beſten fördern, deren Freude an unſerer hiſtoriſchen Entwickelung vorzugsweiſe innig iſt, den Muſiker der Verkehr mit den Gemüthvollſten aus der großen Schaar gebildeter Hörer; ſogar der tragiſche Held und Tyrannenſpieler wird in dem vorſichtig gehaltenen Weſen unſerer großen Herren nicht mehr ganz das Ideal ſeiner Helden erkennen, und ebenſowenig der Bildhauer, welcher den Ehrgeiz hätte, nur Reiterſtatuen zu modelliren, d. h. die heldenmäßigen Gebilde, welche unſere erlauchten Herren immer noch für ein Hausprivilegium fürſtlichen Blutes halten.

Der Künſtler hat thatſächlich aufgehört Tiſchgänger der Vornehmen zu ſein, er iſt der Schützling eines großen Volkes geworden, und er ſoll ſich hüten, dieſe unabhängige Stellung aufzugeben.

Der Streit über das Judenthum in der Muſik.

(Grenzboten 1869, Nr. 22.)

Wir haben vermieden, die herausfordernde Schrift Wagner's „das Judenthum in der Muſik“ und die zahlreichen Entgegnungen ſeiner gekränkten Bewunderer und Gegner zu beſprechen, obgleich beide Parteien Veranlaſſung zu heiterer Kritik gaben. Wir halten aber gegenwärtig einen ernſten Angriff auf das jüdiſche Weſen unter uns nach keiner Richtung für zeitgemäß, nicht in Politik, nicht in Geſellſchaft, nicht in Wiſſenſchaft und Kunſt; denn auf allen dieſen Gebieten ſind unſere Mitbürger israelitiſchen Glaubens werthe Bundesgenoſſen nach guten Zielen, auf keinem Gebiete ſind ſie vorzugsweiſe Vertreter einer Richtung, welche wir für gemeinſchädlich halten müſſen. Es hat Jahre gegeben, in denen die Stimmführer einer wüſten Demokratie zum großen Theile junge Männer jüdiſchen Glaubens waren — wir wiſſen wohl warum —, jetzt bilden weit andere Elemente die äußerſte Linke, welche aus den arbeitenden Claſſen der chriſtlichen Bevölkerung heraufdringt. In Handel und Verkehr galten lange Zeit die Juden für die Hauptſpeculanten bei gewagten Börſengeſchäften und einem großartigen Geldwucher; ſie haben auch dieſen Ruhm an Chriſten abtreten müſſen, es ſind bei uns jetzt Fürſten und Häupter alten Landadels, welche unſolide Geldgeſchäfte begünſtigen, den Unternehmergewinn einziehen und die Actionäre durch ihren Namen verlocken; die Rothſchilde ſind beinahe auf den Standpunkt altfränkiſcher Geſchäftsleute zurückgedrängt und angeſehene jüdiſche Firmen unſerer Hauptſtädte gehören zu den ehrbarſten Gegnern des neuzeitlichen Actienſchwindels. In unſerer Poeſie und Literatur war an den Nachtretern von Börne und Heine eine Richtung zu bekämpfen, welche in dem Beſtreben, witzig zu ſein, frech gegen die Kunſt und unſere geſellſchaftliche Lebensordnung wurde; auch dieſe Verirrung einer ſchwachen und begehrlichen Zeit iſt durch den politiſchen Ernſt der Gegenwart überwunden. Selbſt der kleine unartige „Kladderadatſch“ hat ſeine großen Augenblicke, wo er ſich patriotiſcher Wärme nicht entſchlägt.

Es ſind jetzt ungefähr hundert Jahre her, ſeit Moſes Mendelsſohn in Berlin nur darum geduldet wurde, weil er im Manufacturgeſchäft des reichen Schutzjuden und Seidenfabrikanten Bernard beſchäftigt wurde, und wo Abba Glozk, der jüdiſche Philoſoph aus Polen, auf der Landſtraße vor Hunger umkam, weil ihn die rechtgläubigen Juden verflucht, gebannt, gegeißelt und ſeiner geſchriebenen Werke beraubt hatten. Wer mit erhebendem Gefühl die Fortſchritte unſerer Nation in den letzten hundert Jahren betrachten will, der möge vor Allem auf die Wandlungen blicken, welche unſere jüdiſchen Mitbürger unter der befreienden Einwirkung moderner Bildung gemacht haben. Sie ſelbſt haben jedes Recht, ſich ihrer energiſchen Lebenskraft und Bildungsfähigkeit zu freuen; auch wir dürfen mit einiger Befriedigung ſagen, daß nur noch die letzten Ueberreſte alter Ueberlieferung und Unduldſamkeit zu überwinden ſind, um die Herzen und Geiſter der deutſchen Juden völlig in unſer Volksthum einzuſchließen. Es iſt natürlich, daß während dieſer Uebergangszeit in ihrem Weſen hie und da noch Auffallendes oder nicht Löbliches zu Tage kommt, und ſie müſſen es ſich gefallen laſſen, wenn ſolche Schwächen und Verkehrtheiten aus der Zeit der Unfreiheit gelegentlich einmal mit und ohne Laune als jüdiſche Eigenthümlichkeiten beſprochen werden. Wir werden freilich auch natürlich finden, wenn ſie gegen ſolche Beſprechung beſonders empfindlich ſind, denn ſie ringen immer noch nach Sicherheit ihrer geſellſchaftlichen Stellung und fühlen immer noch die Nachwehen des harten Druckes, welcher zur Zeit unſerer Großväter auf ihnen lag.

Die Juden haben auch in der Zeit ihrer Unfreiheit unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen eine große Zahl bedeutender Namen geliefert. Wenn wir nur bis auf Baruch Spinoza zurückblicken, wie lang die Reihe ſtarker Talente aus ihren alten Familien! Es iſt nicht ſchwer, bei einer großen Anzahl derſelben gewiſſe gemeinſame Eigenthümlichkeiten zu erkennen, ſowohl an den Vorzügen, welche ſie beſitzen, als an dem, was ſie entbehren, und die Verſuchung liegt nahe, dies Beſondere als jüdiſche Art gegenüber der germaniſchen zu faſſen. Aber wir haben Urſache, mit Mißtrauen auch auf ſolche Schlüſſe zu ſehen, welche eine vorurtheilsfreie Betrachtung dieſer Eigenthümlichkeiten nahe legt, denn es iſt menſchlicher Einſicht unmöglich, zu entſcheiden, was dem Weſen der Juden an ſich, immer und für alle Zeit von Vorzügen und Schwächen zugetheilt iſt, und was nur deshalb häufig an ihrem Geſchlecht zu Tage kommt, weil ſie ſich alle aus einem unſicheren politiſchen und ſocialen Daſein und aus einem Bildungskreiſe, der noch nicht ganz der unſrige iſt, herausgearbeitet haben.

Es liegt nahe, eine häufig wiederkehrende übergroße Freude an Wortwitz und ſophiſtiſcher Beweisführung als letzten Ueberreſt einer Geiſtesrichtung aufzufaſſen, welche durch die tauſendjährige Beſchäftigung mit der ſpitzfindigen Dialektik alter Religionslehrer und durch maſſenhaftes Auswendiglernen ihrer Erklärungen in die Seelen der Juden gekommen iſt; aber die ſcholaſtiſche Weisheit des Talmud iſt keineswegs eine Blüthe rein jüdiſchen Weſens, die Pedanterie der Byzantiner und die hölzerne Scholaſtik mittelalterlicher Klöſter haben faſt genau dieſelbe Art der Erörterung, der Beweisführung, der Begriffsbeſtimmungen hervorgebracht und dieſe wunderliche Bildung dauerte bei den Juden nur länger und einflußreicher; ſie wurde ebenſo ſehr durch den Haß der Chriſten erhalten, als durch die enge Verbindung mit dem jüdiſchen Gottesdienſt. — Es iſt ferner leicht zu beobachten, daß auch dem warmen und ehrlichen Gefühl unſerer jüdiſchen Landsleute ſehr häufig der reiche und ſchöne Ausdruck fehlt, und daß ſie, gemüthlich erregt, zwar herbes leidenſchaftliches Pathos finden, daß ihnen aber der Ausdruck inniger und ſchöngewogener Empfindung in Worten und Tönen, in plaſtiſchem Ausdruck, in mimiſcher Geſtaltung beſonders ſchwer wird, und daß ſie aus der Befangenheit ſtarker Eindrücke ſich durch einen ſtörenden Witz, eine kalte Betrachtung zu befreien lieben. Dem armen Dawiſon gelang nie, als Carlos im Clavigo die letzten beiden Worte ſeiner Rolle, die große Probe für Charakterſpieler, gut herauszubringen, und Heine, der ſo meiſterhaft verſtand, die herzinnigen Klänge des deutſchen Volksliedes in moderne Empfindungsweiſe umzuſetzen, verdarb ſich oft die reinen Wirkungen durch die abgeſchmackten Mißklänge, welche ihm für originell galten. Es iſt endlich keine neue Beobachtung, daß der Scherz und der Tiefſinn unſerer jüdiſchen Freunde echter Fröhlichkeit und des befreienden Humors häufig ermangeln. Aber wer darf ſagen, daß voller Ausdruck ſchöner Empfindung ihrer nationalen Anlage verſagt iſt, da ihr hartes Erdenſchickſal ſie bis zur Gegenwart zwang, ihr ganzes kräftiges Gemüthsleben vor Haß und Spott heimlich im verſchloſſenen Hauſe zu bergen, und wie ſollte die heitere Liebe zum Leben und das kräftige ſichere Behagen, die Grundlagen alles Humors, in einem gedrückten und verfolgten Geſchlechte gedeihen? Uns ſcheint, daß es ehrlicher und chriſtlicher wäre, die tüchtigen Seiten des jüdiſchen Weſens, welche ſich in einem langen Jahrtauſend der Unfreiheit und Abſonderung ausgebildet haben, auf Rechnung ihrer nationalen Kraft zu ſchreiben, als da eine nationale Unkraft zu ſchelten, wo die werthvollen Leiſtungen Einzelner unter ihnen etwa gemeinſame Mängel erweiſen. Solche Behauptung beruht auf allzu unſicheren Annahmen, um mit feierlichem Ernſt öffentlich ausgeſprochen zu werden, ſie kann jeden nächſten Tag durch eine bedeutſame Thatſache widerlegt werden.

Wir haben gar nicht die Abſicht, zu unterſuchen, ob jüdiſche Componiſten und Virtuoſen, welche dem Zuge der Zeit ebenſo folgten wie die Chriſten, der neuzeitlichen Muſik mehr Segen oder Unſegen gebracht haben. Denn wir Nichtjuden haben auch in der Muſik das Recht verloren, unſeren jüdiſchen Künſtlern Einſeitigkeiten vorzuwerfen, und zwar befürchten wir, daß gerade Herr Wagner in ſeinen eigenen Werken die Eigenthümlichkeiten und Schwächen, welche nicht ſelten an jüdiſchen Künſtlern getadelt worden ſind, in höchſt ausgezeichneter Weiſe an den Tag gelegt hat, wenn er dieſelben auch ein wenig anders aufgeputzt zeigt, als ſeine Vorgänger. Im Sinne ſeiner Broſchüre erſcheint er ſelbſt als der größte Jude. Die Effecthaſcherei, das anſpruchsvolle und kalt überlegte Streben nach Wirkungen, welche nicht durch ſicheren Kunſtgeſchmack hervorgebracht werden, der Mangel an Fähigkeit, muſikaliſcher Empfindung ihren melodiſchen und harmoniſchen Ausdruck rein und voll zu geben, die übergroße, nervöſe Unruhe, Freude am Seltſamen und Geſuchten, das Beſtreben, durch witzigen Einfall und äußerliche Kunſtmittel die gelegentliche Schwäche ſeiner muſikaliſchen Erfindung zu decken, dazu ſelbſt das große Talent für raffinirte Regie der Effecte, endlich hinter Allem ſtatt eines ſicheren, ſtarken Künſtlergemüths, in welchem die Form mit dem Inhalt mühelos ſich ausbildet, unerzogene Anmaßung eines eigenwilligen Dilettanten, welcher begehrlich über die Grenzen ſeiner Kunſt hinausläuft und Geſetzen der Schönheit auch deshalb widerſpricht, weil er ihnen zu folgen außer Stande iſt; ein abenteuerlicher Sinn, der im Ungeheuerlichen Befriedigung ſucht, unbekümmert darum, ob durch ſeine Arbeit Sänger, Orcheſter und der ſchöne Geſammtbau des muſikaliſchen Dramas verwüſtet werden. Solche Schwäche und Unart finden wir überall in ſeinen Werken neben Theilſtücken von wahrhaft ſchöner, zuweilen wahrhaft hinreißender Erfindung. Dieſe Beſchaffenheit ſeiner merkwürdigen und für unſere Muſik verhängnißvollen Begabung ſcheint uns gerade eine ſolche zu ſein, welche in ſeinem Sinne als eine dem Judenthum eigenthümliche aufgefaßt werden müßte. Da nun Herr Wagner keineswegs der Meinung ſein wird, daß er ſelbſt zu dem Judenthum in der Muſik gehöre, ſo haben wir Andern zuverläſſig aller

Recht verloren, von Beſchränktheiten der jüdiſchen Muſiker zu ſprechen. Und das ſcheint uns der Humor bei dieſem langen Streit um Kaiſers Bart.

Franz Grillparzer.

(Im Neuen Reich 1872, Nr. 5.)

Da der Dichter geboren wurde, welcher am 21. Januar 1872 als Greis von 81 Jahren geſtorben iſt, war Schiller noch nicht 32 Jahr alt und dachte zuweilen daran, ein Trauerſpiel Wallenſtein zu ſchreiben; und kurz nachdem Franz Grillparzer ſein erſtes Trauerſpiel, die Ahnfrau, den Bühnen überſandt hatte, wurde Goethe zu Weimar wegen Karſtens Pudel ſeiner Theaterleitung enthoben. Es waren die Großväter des lebenden Geſchlechts, das ſich jetzt in jungem Schaffen tummelt, welche damals zuerſt mit rollenden Augen die pathetiſchen Worte wiederholten: „Bin's, den Mörder Bruder nennen, bin der Räuber Jaromir." Drei Geſchlechter dramatiſcher Künſtler ſah der ſtille Dichter neben ſich erblühen, während in ihm ſelbſt ein und dieſelbe Melodie forttönte, eine Grundidee faſt alle Dramen erfüllte, die er der Bühne hingab: die holde Leidenſchaft der Liebe erbrennt plötzlich wie Feuer in den Seelen, ſie erfüllt das ganze Sein der Menſchen, nur in ihr iſt fortan das wahre Leben der Liebenden, welche wie Begeiſterte, Traumſelige dahinwandeln; und doch ſind ſie die wahrhaft Lebendigen, alles Andere iſt dagegen einem nichtigen Traum vergleichbar; getäuſchte und verrathene Liebe wird deshalb Vernichtung des Lebens, dem Verrathenen oder Verräther.

Dieſe poetiſche Idee wandelt der Dichter unermüdlich zu immer neuer, höchſt wirkſamer Schönheit. Schon in der Ahnfrau (gedruckt 1817) iſt der düſtere geſpenſtige Hintergrund zwar nach Zeitgeſchmack, aber er wird nur dazu benutzt, die dämoniſche Macht der Leidenſchaft zu färben, Jaromir iſt ſtets der leidenſchaftlich Liebende, es wird ſein und Berthas Unglück, daß er nebenbei Bruder und Scheuſal iſt. — Völliger und milder prägt ſich die Eigenart des Dichters in „Sappho" (gedruckt 1819) aus: Feſtſtimmung, Blumen, lachende Natur, bekränzte Altäre froher Götter; Phaon und Melitta, von der Leidenſchaft gehoben, bleiben am Leben, die getäuſchte Liebe führt Sappho durch heftigen Kampf zwiſchen Eiferſucht und Stolz zur edlen Entſagung, dieſe aber iſt ihr Tod. Daſſelbe Thema behandelt in breiterer Ausführung auf dem Hintergrund griechiſcher Mythe die Trilogie „das goldene Vließ" (gedruckt 1822), die Geſchichte von Jaſon und Medea. Der gräßliche Inhalt der antiken Schifferſage fügte ſich ungern der ſinnigen Begabung des deutſchen Dichters, hat doch ſelbſt Goethe die Schwierigkeit nicht völlig überwunden, barbariſches Thun mit feinen Gedanken und geſitteter Empfindung zu vereinen. In den beiden erſten Stücken der Trilogie iſt wenig dramatiſch Erfreuliches, nur eins iſt wieder eigenthümlich und mit wahrer Dichterkraft gefunden, das Aufflammen der Leidenſchaft für Jaſon in der wilden düſtern Seele der Medea. Dagegen iſt der letzte Theil „Medea", Demuth der gebändigten Wilden und wüthende Rache der verrathenen Liebe mit einer Energie lebendig gemacht, welche einige Scenen zu den größten Funden Grillparzers erhebt. Auch da, wo Grillparzer einen geſchichtlichen Stoff behandelt, und wo ſein treues öſtreichiſches Herz ein vaterländiſches Stück zu ſchreiben beabſichtigt, in „König Ottokars Glück und Ende" (gedruckt 1825), iſt der Kampf zwiſchen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg nur äußere Veranlaſſung zu Ottokars Untergang, ſeine Schuld iſt, daß er ſein treues ſanftes Weib Margaretha verrathen und verſtoßen hat, ſeine Strafe, daß ſein ſtolzes zweites Weib der dämoniſchen Verlockung eines ſchlauen Feindes verfällt, ſeine Sühne, daß an dem Sarge ſeiner erſten Frau, welcher der Schmerz das Herz gebrochen hat, ſeine alte Liebe zu ihr rührend lebendig wird. Am ſchönſten aber tönt die Melodie des Dichters aus „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (gedruckt 1840), der Geſchichte von Hero und Leander. Kaum iſt ein Stoff denkbar, der ſo wenig ausgiebig für die Bühne ſcheint, und doch wird die rührende Innigkeit dieſes edlen Dramas, ſein einfacher und ſchöner Bau die Hörer erfreuen, ſolange die Kunſt auf deutſchen Theatern eine Stätte hat. Es iſt die höchſte und originellſte ſeiner Dichterarbeiten, ſoweit dieſe durch Theater und Druck bekannt ſind, und ein Werk, welches ſeinen Namen für alle Zeit im Gedächtniß der Deutſchen erhalten wird. — Aber ſelbſt da, wo Grillparzer einmal nicht die Liebe zwiſchen Mann und Weib, ſondern ein anderes ſtarkes ideales Band zur Idee des Dramas gemacht hat, wie in „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ (gedruckt 1830), erwärmt ihn eine ähnliche Auffaſſung. Auch die Treue der Freundſchaft und des Dienſtes iſt eine Leidenſchaft bis zum Tode, der äußere Zwang des Lebens gilt wenig gegen die Gewalt dieſer idealen Empfindungen. Es iſt denkwürdig, daß in ſeinem beſcheidenen Privatleben eine Herzensneigung durchaus nicht mit übermächtiger Gewalt ſein Schickſal zu beſtimmen vermochte, er ſelbſt blieb unvermählt, aber ſeiner Braut treu anhänglich. Vielleicht gab ſtilles Sehnen und unerfüllte Forderung in ihm der einen dramatiſchen Idee ſolche Dauer und Energie.

Seine Dramen ſind darum keineswegs eintönig und arm an Erfindung. Im Gegentheil iſt die Wärme ſeines Schaffens bewundernswerth, ſie gibt ihm immer neue Farben und reizvolle Variation ähnlicher Zuſtände. Niemals hat ein Dichter, ſelbſt Kleiſt nicht, die Zaubergewalt der erſten Liebe, das dämmerige geſchloſſene Hinleben vorher, das jungfräuliche furchtſame Erbeben, das kräftige Aufbrennen der Leidenſchaft reichlicher und zarter geſchildert. In dieſen Scenen iſt volle Schönheit, eine Mannigfaltigkeit und Kraft gerade ſolcher Erfindung, wie ſie der Schauſpieler vom Dichter erſehnt, um ſelbſt das Reizvollſte erſchaffen zu können. Dieſer Reichthum iſt in dem

Dichter ganz einzig; ſelbſt wo ihm Anderes wenig gelungen iſt, hebt er dadurch den Hörer herauf.

Faſt überall hat er auch dem Schauſpieler lohnende Aufgaben geſtellt. Es iſt wahr, er hat nur wenige Leidenſchaften mit voller Farbe geſchildert, großen Gebieten des Menſchenlebens wäre ſein Talent ſchwerlich gerecht geworden, einen ſtarken Mann, eine Heldenkraft im Kampf mit den wirklichen Mächten der Erde zu zeichnen hat ihn nie gelockt. Sein Ottokar, der in den erſten Acten ſo gewaltig heiſchend über den Andern ſchreitet, ſchnurrt bei der erſten Zuſammenkunft mit Rudolf auf überlegene Anrede des Deutſchen ſofort kläglich zuſammen. Denn dem Dichter liegt weniger der Charakter des Helden am Herzen, als ſeine Farbe und ſein Pathos. Darum iſt er auch nicht reich im Erfinden kleiner Charakterzüge, welche den Perſonen Antheil gewinnen. Alle Charaktere Grillparzer's ſind ſehr einfach angelegt, die Hauptperſonen ganz erfüllt von einer Idee, aber alle ſeine Menſchen wollen etwas, lebhaft, heftig, pathetiſch, und das iſt für die Bühne eine große Sache. — Er verſteht die Scene vortrefflich zu behandeln, es iſt Jedes im Rahmen richtig geſchaut, der Scenenlauf, die Gruppirung, auch die Decoration; und dieſes Kennzeichen eines feſten Bühnendichters findet ſich ſchon in ſeinen erſten Stücken, man hat faſt nur nöthig, den Wortreichthum pathetiſcher Stellen ein wenig zu bändigen. Sein ſprachlicher Ausdruck iſt uns Neueren bisweilen allzu flüſſig. Es iſt das langweilige wortreiche Pathos aus Schiller's Zeit, häufige Sentenzen, auch da, wo wir ſie gern miſſen würden, zuweilen geiſtvoll, nicht ganz ſelten trivial; es iſt durchaus keine fehlerfreie Sprache und der Genuß, mit welchem die Helden ſich darin vortragen, dünkt uns wohl einmal altfränkiſch. Aber in dieſer Sprache iſt wieder ſo reichliche Seelenbewegung, und ſoviel von dem Schwung einer hochgehobenen, glückſeligen Dichterkraft, daß die Hörer trotz allem davon fortgeriſſen werden. Zumal im deutſchen Süden.

Die Freunde in Wien rühmen den Geſchiedenen als den größten Dichter Oeſtreichs, wohl ſogar als den letzten. Wir im Norden dürfen das Anrecht an einen Deutſchen, der nach Schiller und Goethe heraufkam, und der in ſeiner Jugend Kleiſt's Käthchen und Pentheſilea geleſen hat, nicht aufgeben. Aber wir haben allerdings ihm gegenüber eine lange Verſäumniß zu bedauern. Seine beſten Dramen „Sappho" und „Des Meeres Wellen" ſind den meiſten unſerer Bühnen fremd geblieben, jedenfalls den Schauſpielern und dem Publicum zu wenig bekannt. Wir haben dafür eine Entſchuldigung, keine Rechtfertigung. Dieſe dramatiſchen Elegien begehren Hörer und Darſteller, wie ſie in unſeren großen Häuſern nicht aufkommen. Sie ſind durchaus auf das kleine Burgtheater berechnet, in den wüſten Räumen, welche an allen größeren Orten Norddeutſchlands dem höhern Drama Gefahren bereiten, würden gerade ſie Duft und Farbe verlieren, wie kaum ein anderes Dichterwerk. Kehrt aber irgendwo eine Darſtellerin von poetiſcher Anmuth in kleinem Bühnenhauſe ein, dann wird es eine lohnende Aufgabe, ja eine Pflicht gegen die Kunſt, die zarte Schönheit der beiden Kunſtwerke den Hörern in das Herz zu leiten. Der verſtorbene Dichter ſelbſt hat zuweilen mit Wehmuth empfunden, daß er den Deutſchen ſo fremd geblieben iſt, ja wie berichtet wird, haben die letzten Worte, die er ſprach, darüber geklagt. Dafür gibt es einen ſtolzen Troſt. Wer ſo geſchaffen hat wie er, ehrlich, in warmer Begeiſterung, ſo daß er der Welt die idealen Forderungen ſeines eigenen Lebens darſtellt, der muß erwarten, ob die Welt die Fähigkeit und das Bedürfniß hat, ihn zu hören, vielleicht ſogleich, vielleicht einſt. Verloren geht nimmer, was er in Wahrheit ſchön erfunden, wenn auch ſein eigenes Leben dahinſchwand, bevor ſein Fund Gemeingut wird. Er hat für die Kunſt gearbeitet als ein Herr und nicht als ein Knecht, dafür bleibt ihm die Ehre eines Herrn, der Ruhm bei ſpätern Geſchlechtern. Und eines, zwei Stücke von Grillparzer werden im Gedächtniß der Nation dauern und noch Freude bereiten, wenn die geſammte dramatiſche Literatur, welche zwiſchen ſeinem erſten und ſeinem beſten Stück aufſchoß, vergeſſen ſein wird.

Das neue Stadttheater in Leipzig.

(Grenzboten 1868, Nr. 24.)

Poeſie und Schauſpielkunſt der letzten Jahre haben ſelten durch neue Erfindungen von hervorragendem Kunſtwerth erfreut, dennoch hat das deutſche Theater immer geſteigerte Bedeutung für die Bildung der Nation gewonnen. Unſere Bühnen ſind ein regelmäßiges Tagesvergnügen aller anſehnlichen Städte, ihre Darſtellungen üben eine unermeßliche Wirkung auf die Gedanken und das Empfindungsleben des Volkes aus. Die Kunſt weiſt jedem Hörer die verborgenſten Tiefen des menſchlichen Herzens, ſie macht die ſeltſamſten Charaktere verſtändlich und öffnet in glänzender Beleuchtung Einblick in die verſchiedenſten Lebenskreiſe, ſie ſchmückt mit den heiteren Farben der Poeſie die Empfindung auch des Kleinen und ſtellt gegen den Druck harter Wirklichkeit eine Fülle von idealen Stimmungen, ſie bildet den Ausdruck warmen Gefühls, die Formen geſelligen Verkehrs in dem Hörer heraus; ſie erhält in der Noth und den Räthſeln des Erdenlebens ein Gefühl unumſchränkter Freiheit, denn ſie ſtellt einen vernünftigen Zuſammenhang zwiſchen Schuld und Strafe, zwiſchen lächerlicher Verkehrtheit und den Folgen derſelben höchſt eindrucksvoll dar. Und dieſe ethiſchen Wirkungen des Theaters ſind gerade für den Menſchen in engen Verhältniſſen bei ſeltenem Genuß die größten; ſie verbinden ſein Gemüthsleben ebenſo innig mit den anſpruchsvolleren Kreiſen der Geſellſchaft, als die Zeitungen ihm ſeine realen Intereſſen mit den Forderungen von Millionen mitlebender Menſchen zuſammenſchließen. Dieſe

Culturbedeutung der Bühne iſt bis zu gewiſſem Grade unabhängig geworden von der Kraft modernen Dichterſchaffens, denn ein großer Theil unſerer Theateraufführungen wird durch Stücke früherer Zeit gebildet, dieſer Segen wirkt auch noch da, wo eine mäßige Tüchtigkeit der Schauſpieler dauert. Er geht freilich verloren und wandelt ſich in Unſegen, wo das Gemeine, Unſchöne, Fratzenhafte den ehrlichen Kunſtbetrieb überwuchert.

Daß die Bühne ein weſentlicher Beſtandtheil unſerer Cultur wurde und die Zahl der feſten Bühnen ſo hoch ſtieg, das hat der Kunſt wohl und wehe gethan: denn die breite Ausdehnung der Theater hat ein eigenes umfangreiches Theatergewerbe hervorgerufen, Unternehmer, Agenten und geſchäftliche Speculationen. In allen großen Städten machte ſich mit dem zunehmenden Wohlſtand und einer wachſenden Zuſchauerzahl der Wunſch geltend, ſtattliche und größere Bühnenräume zu ſchaffen, zumal da, wo Oper, Ballet und Schauſpiel nicht getrennt waren.

Man hatte ſich lange geärgert über enge, ſchmuckloſe und ſehr unbequeme Häuſer, welche das vorige und die erſten Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrhunderts hinterließen; auch die Möglichkeit größerer Einnahmen lockte, und nicht zuletzt die edlere Freude unſerer Zeit an umfangreicher Geſelligkeit und an Allgemeinverbreitung alles Wahren und Schönen. So entſtanden die neuen Hoftheater von Dresden, München u. ſ. w., die großen Stadttheater in Königsberg, Hamburg, Köln, Breslau, Frankfurt, jetzt auch in Leipzig.

Aber merkwürdig! Bei allen Stadttheatern folgte dem großen ſchönen Neubau dieſelbe Reihe abſteigender Stimmungen. In den erſten Monaten ein großer Zudrang des erfreuten Publicums, bald leere Häuſer, allgemeines Mißbehagen und die Anſicht, daß das Theater ſchlechter geworden ſei. In den alten engen Häuſern war die Kunſt auch nicht immer gut bedient worden, aber jede Stadt hatte ihre Theaterjahre wieder und wieder gehabt, auf welche ſie mit Stolz zurückblickte, die gern als eine goldene Zeit der Bühne gerühmt wurden; in den neuen Feſträumen kam ſolche gute Zeit nicht mehr. Aber noch merkwürdiger war, beliebte alte Stücke gefielen nicht mehr, man mochte beſetzen wie man wollte; werthe Schauſpieler, die einheimiſch und beliebt waren, wurden auf einmal alt und wirkungslos, luſtige Stellen, die man immer belacht hatte, gingen ſpurlos vorüber, empfindſame Momente, bei denen die Taſchentücher ſeit Menſchengedenken unvermeidlich waren, bewegten keine Wimper, es war im Neubau Alles viel ſchöner geworden, die Beleuchtung feſtlicher, die Sitze bequemer, die Decorationen wundervoll gemalt, die Koſtüme mit hiſtoriſcher Treue geſchneidert; auch der Zuſchauer erſchien in beſſerem Anzug und ſah mit Befriedigung auf die eigene Feſtkleidung und kritiſch auf die der andern, und dennoch wurde auf der Bühne die Kunſt des Schauſpielers matt, flau, farblos, zuletzt langweilig, der Abonnenten wurden allmählich weniger ſtatt mehr, die Theaterleitung mußte fremde Virtuoſen auf Gaſtſpiel gewinnen, theuere Spektakelopern ausſtatten, um einmal die leeren Räume zu füllen und jedes ſolches Außerordentliche trug wieder dazu bei, den Antheil am Alltäglichen zu vermindern. Der Pächter verlor ſein Vermögen oder zog ſich arm an Lob zurück, Ausſchüſſe von Kunſtfreunden verwalteten und ſetzten Geld zu, ein ſchneller Wechſel der Unternehmer, ein noch ſchnellerer der Künſtler. Es ſei zu Ende mit der Kunſt, klagten die wenigen Getreuen, die Schauſpieler ſchlecht, die Tenöre erbärmlich, das Publicum geſchmacklos, Alles neige bergab. — Dieſelbe Klage an den großen Hofbühnen für Oper und Schauſpiel, nur daß hier durch fürſtliche Zuſchüſſe und feſtere Anſtellung der Künſtler das Beſſere länger erhalten, das neue Leiden weniger fühlbar und das letzte Unheil, der Bankerott, verhindert wurden. Das iſt das Schickſal faſt aller großen Stadtbühnen geworden. Es könnte auch das Schickſal der Leipziger Bühne werden.

Wenn der unzufriedene Theaterbeſucher den Unſtern ſeiner Bühne beklagte, ſo war er natürlich zuerſt geneigt, die Theaterleitung anzuklagen. Sehr oft mit gutem Grunde. Dies iſt in den letzten Wochen auch in Leipzig geſchehen. Auch hier mit gutem Grunde. Aber nicht die unpaſſende Perſönlichkeit eines gewinnſüchtigen Unternehmers allein hat das Mißbehagen verſchuldet, womit viele Leipziger ihr ſchönes Haus betrachten. Und wenn noch einmal geſagt wird, was leider ohne Erfolg ſchon mehrfach erörtert wurde, ſo möchte dies Blatt nicht, daß man in dem Folgenden einen Vorwurf gegen unſere Leipziger herausläſe. Es iſt ihnen nur gegangen, als ſie das neue Theater bauten, wie faſt allen großen Stadtgemeinden etwa ſeit 1830, ſie haben Vieles klug bedacht und nur Eines vergeſſen, daß man ein Theater nicht ſo groß bauen darf, als die veranſchlagte Zahl der Theaterluſtigen, vielleicht gar der Meßfremden, wünſchenswerth macht, ſondern nur ſo groß, daß die darſtellende Kunſt darin unter den günſtigſten Verhältniſſen ihre ſchönen Wirkungen auszuüben vermag. Das aber iſt ein verhängnißvoller Unterſchied. Denn die Forderungen, welche die Kunſt ſelbſt an die Größe der Bühne und des Zuſchauerraumes ſtellt, ſind unabweisbar und höchſt gebieteriſch, die Kunſt verträgt nicht, daß der ihr geweihte Raum mehr oder weniger einſchließt als ein gewiſſes höchſtes und niedrigſtes Maß und ſie rächt ſich überall, wo dies doch geſchieht, indem ſie ſelbſt aus dem unpaſſenden Raum weicht. Daß man in Deutſchland und anderswo dies vergaß, das zumeiſt hat unſere darſtellende Kunſt verdorben, nicht eine Talentloſigkeit der Schauſpieler und Dichter, nicht eine Verwilderung des Publicums, ſelbſt nicht die ſchlechte Berechnung ungeſchickter Pächter. Es iſt für Leipzig trotz dem neuen Bau noch nicht zu ſpät, dies Raumbedürfniß näher ins Auge zu faſſen.

Die deutſchen Stadttheater haben die Aufgabe, zugleich der großen Oper, der Spieloper, dem Ballet, dem recitirenden Schauſpiele und der Decorationspoſſe zu dienen. Die Raumbedürfniſſe dieſer eng verbundenen Muſen ſind allerdings nicht dieſelben. Aber das Schauſpiel hat doch das beſte Recht, die Größe des Raumes zu beſtimmen. Zunächſt fordert es bei regelmäßigen Verhältniſſen nur etwa ein Drittel der Jahreseinnahme für ſich, es bringt aber mehr als ein Drittel, faſt die Hälfte ein, es iſt alſo unentbehrlich, um die Oper und das Ballet zu erhalten. Oper und Ballettanz ohne Schauſpiel können deshalb durch die Tageseinnahme nirgend allein beſtehen, das Schauſpiel vermag aber ſehr wohl ohne Oper zu gedeihen. Außerdem gilt die Muſe der Schauſpielkunſt nicht für die vornehmſte unter ihren Schweſtern, ſie iſt aber diejenige, welche den idealen Inhalt und den Segen ſchöner Kunſt am reichlichſten und vollſtändigſten den Seelen der Hörer ſpendet, und deshalb iſt ſie doch die maßgebende Gebieterin der Bühne.

Jedermann weiß, daß den Symphonieconcerten die Größe des Saales für die Klangwirkung von entſcheidener Wichtigkeit iſt und die Leipziger würdigen ſehr wohl die Vorzüge ihres Gewandhauſes. Die gebotene Größe des guten Concertſaales aber iſt bekanntlich die, wo der Ton des Fortepianos noch voll und kräftig in das Ohr bringt, wo alle Abſtufungen der Tonſtärke, jedes Tempo, die feinſte Ausarbeitung des Zuſammenſpiels noch an jeder Stelle des Raumes deutlich und wirkungsvoll werden.

Mit Recht mißt man der Oper weit größere Räume zu. Bei ihr gibt das Orcheſter nur einen Theil der Wirkungen, und zwar vorzugsweiſe die Unterlagen für Chöre und Soli. Die Chöre aber kann man bis zur großartigſten Maſſenwirkung verſtärken, und doch iſt eine geheimnißvolle Beobachtung, daß eine ſtarke, gut geſchulte und ſchön klingende Soloſtimme durch die denkbar ſtärkſten Chorwirkungen nicht unterdrückt wird, ſondern ſogar noch da übertönt, wo eine Steigerung der Chorwirkungen durch weitere Vermehrung der ſingenden Schaaren nicht mehr ſtattfindet. Von dieſen äußerſten Grenzen der Maſſenwirkung muß die Oper ſelbſtverſtändlich weit entfernt bleiben, auch wenn ihre Geldmittel unbegrenzt wären, denn ſie hat zu gleicher Zeit eine vielbewegte Handlung darzuſtellen, Chöre und Sänger nicht in feſter Stellung zum Dirigenten, ſondern in häufigem Wechſel des Ortes, auf und abgehend, zuweilen in heftiger Bewegung. Das erſchwert, je größer die Bühne, um ſo mehr das feſte Zuſammenhalten der Einzelwirkungen. Und für das muſikaliſche Drama iſt, ſo ſcheint es, das äußerſte Maß des cubiſchen Raumes bei uns z. B. in dem Berliner Opernhauſe faſt erreicht. Schon dort hängt der Erfolg einer Oper von ſeltener Kraft großer Stimmen ab, und die Schwierigkeiten der feſten muſikaliſchen Leitung ſind groß. Werden die Theater noch größer, ſo treten in der Oper die Erſcheinungen ein, welche einem Deutſchen in Italien unleidlich ſind, die Geſammtwirkung geht verloren, Orcheſter und Chöre werden vernachläſſigt, nur einzelne Kraftſtellen erzwingen ſich Aufmerkſamkeit, das ganze Intereſſe heftet ſich an die virtuoſen Leiſtungen einzelner Sänger. Die Componiſten wiſſen das und richten darnach ihre Effecte ein; auch an dem Verfall der italieniſchen Muſik haben die ungeheueren Räume weſentlichen Antheil.

Die große Oper verträgt weiteren Raum als das Schauſpiel, aber ſie fordert ihn nicht immer, nicht bei Mozart, Beethoven, Weber, ſogar nicht bei Gluck, dagegen bei Spontini, Meyerbeer und den neueren Italienern, deren Opern entweder auf Maſſenwirkung der Inſtrumente oder auf ſtarke Chöre oder ungewöhnliche Stimmmittel, auf reiche Ausſtattung und Maſchinenwirkung künſtlich erdachter Apparate berechnet wurden. Es gehört zu dem Charakter der Wagner'ſchen Opern, daß dieſelben in der Vorausſetzung ſehr weiter Bühnen- und Zuhörerräume geſchrieben ſind, und doch den Soloſtimmen die umfangreichſten und techniſch ſchwierigſten Aufgaben ſtellen. Immer aber werden bei der großen Oper die mächtigen Klangwirkungen, welche der weite Raum möglich macht, durch ein Abdämpfen der mimiſchen Spielwirkungen erkauft.

Und deshalb fühlt ſich die komiſche und Spieloper in den neuen großen Häuſern ſehr unbehaglich. Die ſchnelleren Uebergänge und feineren Accente im Geſang, Geſichtsausdruck und Geberde, ſowie das behende Zuſammenſpiel der einzelnen Rollen ſind geradezu unmöglich. Dittersdorf wird im großen Hauſe ungenießbar, Martha und der Bürgermeiſter von Saardam mühen ſich vergebens, Grazie und Gemüth zu erweiſen. Das iſt allbekannt; in Paris hat ſich die Spieloper ſchon längſt ihr eigenes Haus gefordert.

Die Fertigkeiten, welche wir unter dem Namen Ballet zuſammenfaſſen, fordern nicht ſämmtlich gleiche Größe des Raumes. Die italieniſche Maskenpantomime iſt in den kleinen Häuſern aufgeblüht und abgelebt, die ernſte pantomimiſche Darſtellung, eine Kunſt von ſehr eigenthümlichen und ſtarken Wirkungen, in Deutſchland jetzt faſt unbekannt, auch in ihrer Heimat Italien im Untergange begriffen, hatte zu ihrer erſten Vorausſetzung die allerfeinſte Einzelmalerei, alſo kleine Häuſer. Unſer tanzendes Ballet dagegen wünſcht große Bühnen für die figurenreichen Chöre und den franzöſiſchen Quirltanz der Solotänzerinnen. Und es iſt bezeichnend, daß auf großen Theatern gewiſſe Wagniſſe in Bekleidung und Stellungen weniger peinlich wirken, als bei der vertraulichen Nähe kleiner Bühnen, denn die Tanzenden erhalten in der Entfernung größere Aehnlichkeit mit Puppen.

Ungleich kleiner iſt der Raum, den das recitirende Drama der modernen Völker für ſeine edelſten Aufgaben heiſcht. Ihm fehlen Orcheſter, Chöre, die wohlgemeſſenen Schwingungen des muſikaliſchen Tons. Auch die Enſembleſcenen, wie kunſtvoll ſie von dem Dichter eingerichtet ſein mögen, entfalten nicht die größten Wirkungen, dieſe liegen ausſchließlich in dem ſorgfältigen, charakteriſtiſchen Spiel der einzelnen Rollen, welche allein, zu zweien, oder in geringer Mehrzahl Weſen und Erſcheinung, alle Höhe und Tiefe der Menſchennatur darzuſtellen haben. Sprache, Ausdruck, Geberde ſollen ſeit Shakeſpeare jede für die Kunſt irgend verwendbare Nüance in Charakter, Stimmung, Leidenſchaft mit Kunſtwahrheit ausdrücken. Die Seelenvorgänge, welche im Trauerſpiel wie im Luſtſpiel dargeſtellt werden, ſind ſo tief und gewaltig, und wieder ſo fein, verwickelt und wechſelnd, wie ſie nur das wirkliche Leben neuzeitlicher Culturmenſchen darſtellt und geiſtvolle Beobachtung zu erfaſſen vermag. Das neuere Drama kann daher nur einen Raum brauchen, welcher einem geſunden Auge auch auf den entfernteſten Sitzen des Zuſchauerraumes jede Feinheit des Geſichtsausdrucks auf der Bühne und dem Ohr die leiſeſten Accente des geſprochenen Wortes verſtändlich macht.

Die deutſche Sprache iſt nicht übermäßig wohltönend, der volle Klang früherer Jahrhunderte verloren, die Endungen abgeſchliffen oder tonarm, ein Vortreten der Ziſchlaute und einige harte Conſonantenverbindungen, dazu die feinen Klangunterſchiede, in denen die deutſche Wortflexion wandelt, das alles macht dem Deutſchen ſchwer, in größerem Raume wirkſam zu ſprechen. Auch die Modulation unſerer Rede iſt nicht reichlich, ſie bewegt ſich nur in geringen Abſtufungen des Tones und verlangt feſte Aufmerkſamkeit des Hörers. Dazu kommt der logiſche Accent unſerer Wörter und Sätze, dieſe edele Vergeiſtigung deutſcher Rede, auch ſie trägt dazu bei, daß Kraft und Feinheit deutſcher Sprache nur dem ſicher gebildeten Sprecher und Hörer zugänglich werden. Es iſt deshalb dem deutſchen Schauſpieler überhaupt eine mühevolle Arbeit, gut d. h. verſtändlich und ausdrucksvoll ſprechen zu lernen, und gegenwärtig beſitzt nur eine kleine Minderzahl erträgliche Sprechbildung. Aber auch der beſten Technik und guter Naturbegabung iſt bei der Größe der neuen Stadttheater eine unabläſſige Anſtrengung nöthig, den Raum durch die Stimme zu beleben, und dieſe Anſtrengung macht viele feine Accente, den lebendigen Wechſel des Tempos, eine völlig durchgearbeitete und mit dem Charakter der Rolle erfüllte Rede faſt unmöglich. Die Spannung der Sprechwerkzeuge und der lange Lauf der Schallwellen zwingen ein gewiſſes mittleres Tempo auf, ſie ſetzen jede ſtarke Stimme in Verſuchung, durch gehobenen Ton, durch Schreien und Declamiren die Effecte zu ſichern. In unſeren Häuſern vermag geſchulte Stimme noch jede Rede deutlich zu machen, aber es iſt ein großer Unterſchied, ob der Wortſinn von einem angeſtrengt Hörenden gerade noch gefaßt wird, oder ob er ihm leicht, mühelos und völlig in die Seele gleitet, denn nur im letzteren Falle vermag das Wort zu erfaſſen und fortzureißen. Aus dieſen Gründen geſchieht es, daß auch die beſſeren unſerer Schauſpieler in den großen Häuſern leicht ſchlechter ſprechen und daß die Zuſchauer auch was ſie verſtehen, kälter aufnehmen. Die letzte Folge dieſes widerwärtigen Verhältniſſes aber iſt für junge Schauſpieler der Verluſt aller feinen Redewirkungen, eine beſtimmte eintönige Vortragsweiſe, bei welcher ſie die kräftigſten Klänge ihres Organs wohl oder übel zu verwerthen ſuchen.

Und wie die Rede, wird auch das Spiel in dem großen Raume verdorben. Auch hier muß Wirkung in die Ferne zur Hauptſache werden, die bedeutſamen feinen Regungen der Mundmuskeln, ein ſchnelles Aufleuchten im Auge, ein leichtes Regen der Hand, faſt die ganze reizvolle, dem Leben abgelauſchte Fülle von Hilfsmitteln für wahrhafte Charakterdarſtellung werden nur von einem kleinen Theil des Publicums erſehen; was bleibt dem Schauſpieler übrig, als eine Uebertreibung, welche die Luſtſpielrolle ins Poſſenhafte, den tragiſchen Charakter zum Poltron hinabzieht. Auch der geiſtreiche Künſtler wird verführt, durch allerlei klug erdachte Kunſtmittel, durch unwahre Kunſtpauſen, in denen er auf ſeine Wirkungen vorbereitet, durch eine beſondere ausgeklügelte Färbung, welche er wider die Wahrheit den Charakteren auftüncht, oder durch ſeltſame kennzeichnende Zuthaten in Geberdenſpiel und Tracht darüber zu verblenden, daß er für die maßvolleren Mittel und für ehrliche Erfindung allzuweit vom Zuſchauer getrennt wurde.

Solche Uebelſtände ſchafft oder ſteigert der übergroße Zuſchauerraum, ähnliche die übergroße Bühne. Das moderne Theater ſchließt die darſtellenden Künſtler durch einen viereckigen Rahmen ein, deſſen Höhe und Länge ebenſo wie die wechſelnde Tiefe des abgeſchloſſenen Bühnenraums nicht zufällig ſind.*) Denn mit ſeinem Bühnenraum ſteht der darſtellende Künſtler unaufhörlich in Wechſelwirkung, er empfindet ſich als im eingefaßten Bilde ſchaffend und als verpflichtet, daſſelbe durch ſein Spiel zu beleben. Der Bühnenraum ſelbſt ſpielt deshalb in jedem Augenblick mit, der Schauſpieler iſt ſich deſſen bewußt und bemüht, Herr und Mittelpunkt deſſelben zu bleiben. Je mehr aber die Verhältniſſe des Bühnenraums wachſen, deſto unabhängiger wird der Raum von den Schauſpielern, und deſto anſpruchsvoller drängt er ſich neben und über den Künſtlern hervor. Bei den alten Theatern zur Zeit Eckhofs hatte die Bühne ſchwerlich mehr als zweifache Mannshöhe, damals feſſelte die Geſtalt des Menſchen in dem verhältnißmäßig engen Rahmen Augen und Sinn der Zuſchauer ſo mächtig, daß der Hintergrund und die Seitenwände nur ſehr beſcheiden mitſpielten, ja ganz entbehrt werden konnten. Je kleiner die Menſchengeſtalt im Verhältniß zum Bühnenrahmen, um ſo nothwendiger wurde ſorgfältige Couliſſenmalerei und Schmuck der Bühne durch Verſetzſtücke und Möbel, Teppiche u. ſ. w. Wenn in dem alten Theater Leipzigs einmal eine Alpenlandſchaft hinter Czaar und Zimmermann gehangen hätte, das Verſehen wäre auch bemerkt worden, aber es hätte ſchwerlich mehr als ein tadelndes Lächeln hervorgerufen, denn dort wurde der Hintergrund noch viel mehr durch die Perſonen gedeckt; in dem neuen Hauſe dagegen haben die Menſchen auf der Bühne ihre Noth, um nicht überſehen zu werden.

---

*) Auf vielen, auch kleineren Bühnen der Neuzeit iſt die Höhe aus Rückſicht auf die 3—5 Gallerienreihen zu groß im Verhältniß zur Länge hergeſtellt worden.

Bei den großen Neubauten überſteigt die Bühnenhöhe zuweilen beträchtlich die mittle Durchſchnittshöhe ſtattlicher Wohnräume, und bei Nachbildung von niedrigen Stuben ſind beſondere Decorationsanſtrengungen nöthig, um die unnütze Höhe des leeren Raumes über den Spielenden zu verdecken. Untilgbar aber ſind die übermäßigen Verhältniſſe der Länge und meiſtens auch der Tiefe. Sie ſtören überall, wo ein ſchnelles Zuſammenſpiel oder ein ſcharfes Eingreifen in die Handlung nöthig iſt, ſchwer ſind beim Auftritt und Abgang tote Pauſen zu vermeiden, die Entfernungen, welche der Schauſpieler zu durchſchreiten hat, um einen Stuhl zu heben, ſich von einer Seite der Bühne auf die andere zu bewegen, ſind unleidlich lang, jedes Zuſammentreten und Auflöſen einer Gruppe wird umſtändlicher, und der raſche Fluß eines Converſationsſtückes, die behenden und graziöſen Bewegungen zweier Perſonen gegen einander werden in läſtiger Weiſe erſchwert. Wer kleiner Geſtalt iſt, der lebt in ewigem Kampf mit dem Raume, auch Schauſpieler von guter Mittelgröße ſtehen unſicher darin, wie zurückgebliebene Reiſende in der entleerten Halle eines Bahnhofs. Die Folgen liegen klar vor Augen. Der Schauſpieler braucht in ſeiner Noth zuletzt jedes Gewaltmittel, um die Augen auf ſich zu ziehen, die Decorationen haben überall eine ſo große Wichtigkeit gewonnen, daß ihr Mitſpielen bereits auf den Zetteln angezeigt wird, und trotz dem Poltern und dem Grimaſſenziehen ſchlechter Komödianten und einem ewigen Rollenwechſel und angeſtrengter Geziertheit gefallluſtiger Damen iſt eine große Menge von Situationen und gemüthlichen Wirkungen gar nicht mehr zur Geltung zu bringen. Und man meine nicht, daß die Tragödie beſſer daran iſt. Es gibt in der Tragödie keine Enſemblewirkung von irgend welchem äſthetiſchen Werth, welche in den kleineren Häuſern des letzten Zeitabſchnittes behindert geweſen wäre, und mit Ausnahme der Dioramawirkungen keine, welche in den großen Neubauten nicht erſchwert würde.

Es iſt lehrreich, mit den großen Häuſern, in denen unſere Schauſpielkunſt ſchnell und, wie zu beſorgen, auf die Dauer verdorben wird, die kleinen Räume zu vergleichen, in denen ſie ſich im vorigen Jahrhundert zu hoher Blüthe entwickelte. Ein glücklicher Zufall hat uns auf Schloß Friedenſtein in Gotha den alten Theaterraum bewahrt, welcher von Herzog Ernſt II für Eckhof, wahrſcheinlich nach deſſen Angabe, errichtet wurde, für denſelben Eckhof, der die Bewunderung Leſſings war und in dem bürgerlichen Schauſpiel der erſte Künſtler, welchen Deutſchland geſehen. Dies iſt ein kleiner Saalraum mit nur einer Gallerie, die Grundfläche des Zuſchauerraums noch ein rechtwinkeliges Parallelogramm, die Höhe der geöffneten Bühne beträgt wenig mehr als die doppelte Höhe eines Mannes. Auf einer Bühne wie die des alten Theaters in Leipzig würde Eckhof nie und unter keinen Umſtänden aufgetreten ſein, ſchon dieſes Haus wäre ihm wegen ſeiner Größe als ein Verderb der Schauſpieler und der Kunſt erſchienen.*) Jener Zeit der kleinen Häuſer verdankt die Schauſpielkunſt ihre Blüthe, das ſorgfältige, reich ausgebildete und lebenswahre Spiel, jene Vorzüge, welche die älteren unter uns noch an den letzten Ausläufern der Hamburger Schule, an den Lenz, Auguſt Wohlbrück u. ſ. w. bewunderten. Wir würden freilich auch aus der höchſten Kunſtleiſtung jener Zeit keine reine Freude ſchöpfen, denn zuverläſſig kam die vorſichtige Zierlichkeit und die ſchönſelige Empfindung jener Periode auch auf dem Theater zur Geltung. Was aber die Schauſpielkunſt einſt ſchaffen konnte, erkennen wir mit Beſchämung, wenn wir die dürftigen Texte damaliger Modeſtücke mit den Berichten über die künſtleriſchen Wirkungen und die Art des damaligen Spiels vergleichen. Von Iffland bis etwa zum Jahr 1830 kam den Schauſpielhäuſern die zweite Periode, welcher auch das alte Theater Leipzigs angehört, als deren Muſterbeiſpiel das Berliner Schauſpielhaus betrachtet werden kann. Schon in dieſer Zeit führte die Freude an würdigen Räumen zu übergroßen Anlagen, das Zuſammenſpiel litt, die Zeit der Virtuoſen begann. Aber noch vermochte die Kunſt ihre guten Ueberlieferungen feſtzuhalten und trotz ſtarker Verlockungen zeitgemäß fortzubilden. Seitdem endlich die größeren Städte für alle Gattungen des Dramas Häuſer erbauten, welche nur der großen Oper gerecht ſind, verfiel die Kunſt des Schauſpiels.

---

*) Er hatte keine ſtarke Stimme und weigerte ſich einmal, auf einem neuerbauten Theater zu ſpielen, das kleiner war als die alte Bühne Leipzigs.

Wollte man aber das Maß für Bühne und Zuſchauerraum nach den angegebenen Geſichtspunkten bemeſſen, wie ſie der Ausdrucksweiſe und der Redegeſchwindigkeit unſerer Zeit am günſtigſten ſind, ſo gehen ſchon das Berliner Schauſpielhaus und das Burgtheater faſt über die Größe hinaus, welche den ſchönſten Kunſtwirkungen am bequemſten iſt. Auch das alte Theater von Leipzig hat in ſeinem Bühnenraum die richtige Länge, aber etwas zu große Höhe, und der Zuſchauerraum würde erſt dann die günſtigſte Beſchaffenheit erhalten, wenn ihm die ausgebauchten Seiten eingezogen, die Hinterwand näher zur Bühne gerückt und ſeine Grundfläche in elliptiſcher Form hergeſtellt werden ſollte; er müßte dann mehr als hundert Sitze verlieren, da alle vorhandenen zu erweitern wären, aber er würde in ſeinen Raumverhältniſſen den Forderungen des Dramas gerecht werden.

Daß wir in Deutſchland noch eine Anzahl von Mittelbühnen beſitzen, welche nicht weit über die richtige Größe hinausgehen oder ſich innerhalb derſelben halten, wie z. B. die Hoftheater in den Reſidenzſtädten Thüringens, das hat weſentlich dazu geholfen, die Schauſpielkunſt vor völliger Verwilderung zu bewahren. Nur waren leider dieſe Bühnen, auch wenn ihre Leitung das nöthige Kunſtverſtändniß beſaß, oft nicht im Stande, ſich die beſſeren Schauſpieler auf die Dauer zu erhalten. Aber es verdient wohl Theilnahme, daß die deutſche Muſe auf ſolchen kleinen Bühnen noch in den letzten Jahrzehnten immer auf's Neue Anſtrengungen gemacht hat, dem einbrechenden Verderben zu ſteuern, jedesmal mit ſchönem und kurzem Erfolg, in Düſſeldorf unter Immermann, in Leipzig unter Marr und Schmidt, in Karlsruhe, in Schwerin und anderwärts.

Und wenn nicht Alles täuſcht, iſt die Zeit gekommen, wo ein allgemeiner Rückſchlag gegen die großen Häuſer wirkſam wird. Der nächſte Fortſchritt aber und der Beginn einer beſſeren Periode für das Schauſpiel wird ſein, wenn in einer unſerer großen Hauptſtädte unter dem Schutz einflußreicher Perſönlichkeiten, ein ganz kleines Theater für die höchſten Aufgaben der Schauſpielkunſt eingerichtet wird, welches einem Publicum, wie die Abonnenten unſerer Symphonieconcerte ſind, ein gutes und tüchtiges Zuſammenſpiel und ſorgfältige Durcharbeitung bis auf die größten Kleinigkeiten bietet. Dieſe kleinen anſpruchsvollen Theater würden bei einer Jahresrechnung von 50 bis 60,000 Thlr. und viermaligem Spiel in der Woche ſehr wohl ohne jeden Zuſchuß beſtehen.

Nun würde es gerade jetzt in Leipzig ganz unthunlich ſein, von der Noth des großen Hauſes dadurch zu erlöſen, daß man daneben noch ein zweites Theater errichtete, aber der Wunſch ſei doch hier ausgeſprochen, daß die Stadt ihr altes Haus ſich ſorglich bewahre. Daſſelbe iſt in vieler Beziehung unbequem, auch für den Künſtler, zumeiſt aber dadurch, daß man einen zu großen Zuſchauerraum mit übermäßig engen Sitzplätzen in die vorhandenen Mauern gezwängt hat; dem würde ſich in einer Zukunft ohne große Koſten abhelfen laſſen.

Was ſoll aber für die nächſten Jahre geſchehen, bis etwa die Steigerung der Unzufriedenheit wie der Kraft und des Wohlſtandes in unſerem Leipzig eine räumliche Trennung der Oper und des recitirenden Dramas geſtatten? Wenn die Stadt die Theaterleitung aus der Hand eines Pächters in die eines andern legt, der gerade zureiſt, ſo wird ſich das Schickſal faſt aller anderen Stadttheater wiederholen: Entfremdung des Publicums, Wechſel der Unternehmer, rückſichtsloſe Speculation und vielleicht Zahlungsunfähigkeit. Es gibt nur einen Weg dies zu vermeiden, und es geſchieht nicht zum erſtenmal, daß er in dieſem Blatte empfohlen wird. Die Uebelſtände der Größenverhältniſſe können dadurch nicht beſeitigt, aber auf das kleinſte Maß zurückgeführt, und der Stadt eine nach Zeitverhältniſſen anſtändige Bühne geſichert werden, bis einſt die Trennung der Oper und des Schauſpiels möglich wird.

Dieſe Bedingungen des Beſtehens und eines verhältnißmäßigen Gedeihens ſind folgende:

1. Die Stadt gewährt dem Theater die Bürgſchaft einer gewiſſen Einnahme, beſtellt den Kaſſirer und übernimmt die Kaſſenleitung. Das neue Leipziger Theater wird nach ungefährem Anſchlag einſchließlich der Verſicherungen für Inventar eine Jahreseinnahme von etwa 125,000 Thlrn. bedürfen.*) Der Bedarf bei Gewährleiſtung der Einnahmehöhe kann auf 5000 bis 6000 Thlr. niedriger angeſchlagen werden, als er ſich bei der unſicheren Stellung der Künſtler unter einem Pächter ſtellt, und es können trotzdem beſſere Kräfte für das Theater gewonnen werden. Das Riſiko, welches die Gemeinde durch die Bürgſchaft übernimmt, iſt nicht unbedeutend. Es iſt für das mittlere Deutſchland ein im Ganzen merkwürdig richtiger Anſatz, daß der Kopf der Bevölkerung für das Theater einen Thaler zahle. Rechnet man Leipzig in runder Summe zu 90,000 Einwohnern und außerdem in dem neuen Hauſe 10,000 Thlr. Zuſchuß für die Meſſen, ſo würde ſich der durch Einnahmen gedeckte Jahresbetrag auf 100,000 Thlr. belaufen. Und es wäre vielleicht angemeſſen geweſen, das neue Theater ſo zu bauen, daß es mit dieſem Jahresanſchlag auszukommen vermochte. Indeß

---

*) Der Etat iſt jetzt, zwanzig Jahre ſpäter, weit höher, die Einwohnerzahl der Stadt mehr als doppelt ſo groß, die Uebelſtände ſind geblieben.

man hat auf das ſchnelle Wachsthum der Stadt gerechnet, ja man durfte nach den Erfahrungen mehrer Jahre in Leipzig auch einen für den Kopf der Einwohner etwas höheren Satz annehmen, da die Arbeiterbevölkerung, welche in anderen Städten mitgerechnet wird, hier auf den Dörfern wohnt, und da der durchſchnittliche Wohlſtand in Leipzig allerdings größer iſt, als in irgend einer Binnenſtadt.

Es iſt alſo jedenfalls Ausſicht vorhanden, die Koſten durch die Einnahme zu beſtreiten und bei erträglich günſtigen Verhältniſſen den Ausfall des einen Jahres durch den Ueberſchuß des anderen zu decken. Aber ein Riſiko iſt nicht abzuleugnen.

2. Die geſammte Leitung des Theaters wird einem Director übergeben, der mit feſtem Gehalt und mit einem bedeutenden Procentantheil an den die Anſchlagſumme überſchießenden Einnahmen beſtellt iſt. Derſelbe iſt in Repertoire, Künſtleranſtellungen, der geſammten techniſchen Verwaltung unabhängig, er entwirft vor Beginn jedes Jahres den Voranſchlag in der gewährleiſteten Höhe und legt denſelben dem Rath der Stadt zur Genehmigung vor, auch lebenslängliche Künſtlerverträge hat er mit dem Rath zu vereinbaren. Er iſt verpflichtet, die Ausgaben innerhalb des feſtgeſetzten Anſchlags zu halten und hat dafür allenfalls Sicherheit zu ſtellen. Dieſer Leiter, in deſſen Perſönlichkeit allerdings die beſten Bürgſchaften für das Gedeihen der Anſtalt liegen, wird bei den beſonderen Verhältniſſen des Leipziger Theaters am beſten ſelbſt ein ausübender Künſtler ſein; es fehlt uns in Deutſchland nicht ganz an Schauſpielern mit der Bildung und dem Verwaltungstalent, welche zu ſolchem Amte nöthig ſind. Und es würde in Leipzig ein arbeitvolles Amt ſein, lohnend für rüſtige Männerkraft. Ob der Director noch ſelbſt zuweilen auf den Brettern thätig ſein dürfte oder nicht, das hinge unter anderem auch von der Perſönlichkeit ab.

Durch dieſe Einrichtung, deren Einzelheiten nicht hierher gehören, wird der Bühne Leipzigs eine Feſtigkeit gegeben, welche ſie bis jetzt nicht gehabt hat, den gewonnenen Künſtlern aber faſt daſſelbe Gefühl der Sicherheit, welches ihnen bis jetzt die Hofbühnen werthvoll machte, der Director erhält die feſte Stellung eines ſtädtiſchen Beamten und durch die Ausſicht auf einen hohen Gewinnantheil zugleich den Ehrgeiz, billig und zum Vortheil für den Stadtſäckel zu arbeiten, die Stadt gewinnt die Möglichkeit, für ein ehrenvolles Amt unter den verfügbaren Talenten von ganz Deutſchland zu wählen, und entgeht dem bittern Zwange, ſich zwiſchen den wenigen Perſönlichkeiten zu entſcheiden, welche als wagluſtige Speculanten ſich gerade anbieten. Es iſt möglich, daß auf dieſem Wege die Stadt auch vom Geldſtandpunkt aus beſſer fährt als auf jedem andern. Es iſt ebenſo möglich, daß hier in einzelnen Jahren ein nicht unbeträchtlicher Zuſchuß läſtig wird, denn das Leipziger Theater fordert für die Oper ſo große Stimmen, daß es immer unſicher bleiben wird, ob die Oper einer Saiſon gerechten Anſprüchen genügt. Und Leipzig muß fortan den beſten Vortheil einer Mittelſtadt und eines mäßigen Theaterraumes entbehren, den Vortheil, daß ſie tüchtige Sänger und Schauſpieler erwirbt, deren ausgebildete und wohlgewogene Mittel für die großen Bühnen nicht ausreichen. Die Stadt wird ferner in ihrem neuen Prachtbau darauf verzichten müſſen, der dramatiſchen Kunſt zu einer neuen Blüthe zu verhelfen. Aber ſie vermag noch auf dem Wege, der unvermeidlich geworden iſt, ihre Bühne anſtändig und mit gutem Erfolg im Einzelnen zu erhalten, bis nach Jahren der Tag kommt, wo ſie der Muſe des Schauſpiels ein geſondertes Haus zu neuem Gedeihen einrichten kann. Wie aber ein neuer Pachtvertrag zu vermeiden iſt, ſo noch mehr das Gefährlichſte von Allem, ein verwaltungsluſtiger Ausſchuß von Kunſtfreunden.

Die Theaterbrände.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. [illegible].)

Die großen Brände der Theater zu Breslau — zweite Zerſtörung — und Darmſtadt haben auf's Neue daran erinnert, daß ſelten ein Jahr vergeht, in welchem nicht wenigſtens eines von den hundert ſtehenden Theatern in Deutſchland niederbrennt. Nur wenig alte Theaterſtädte haben die Schrecken einer ſolchen Feuersbrunſt noch nicht erfahren. Eine zweite unerfreuliche Beobachtung iſt, daß dieſe Brände eine beſondere Bösartigkeit erweiſen und faſt ausnahmslos die völlige Zerſtörung nicht nur der inneren Einrichtung, ſondern auch des ſtattlichen Gebäudes herbeiführen. Was bisher von Schutzmitteln erfunden wurde: Feuerwache, eiſerner Vorhang, Waſſer-Behälter und -Leitung, Imprägnation feuerfangender Stoffe, zweckmäßigere Einrichtung der Seitencouliſſen und Soffiten, der Nebenräume und der Zugänge zur Bühne, das hat ſicher in manchen Fällen einen Brand verhindert, aber der dadurch etwa erreichte Schutz iſt immer noch weit geringer als die Steigerung der Feuersgefahr, welche in unſerer Zeit durch Einführung der übermäßigen Gasbeleuchtung, durch die Vermehrung der decorativen Wirkungen, durch die vergrößerten Häuſer, ſelbſt durch die behagliche Heizung des Zuſchauerraums und die dadurch bewirkte außerordentliche Austrocknung des Holzwerks im Obertheil der Häuſer herbeigeführt wird. Denn im Ganzen ſind unſere dramatiſchen Vorſtellungen in ſtark zunehmendem Verhältniß feuergefährlicher geworden. Das weiß Niemand beſſer als die Verſicherungsgeſellſchaften, die ſich möglicherweiſe einmal zu einem Strike gegen Verſicherung von Theatergebäuden und deren Inhalt vereinigen werden. Wer die tauſend kleinen Unfälle einer Bühne erwägt, von denen jeder die zerſtörende Seitenarbeit einer Gasflamme herbeiführen kann, der wird auch wenig Vertrauen haben, daß die Feuergefährlichkeit an ſich durch Schutzmittel weſentlich verringert werden kann. Nur eine unabläſſige, ſcharf nachprüfende Wachſamkeit mag zuweilen das Verderben abwehren, und es iſt weit ſchwerer als man meint, dergleichen Aufſicht durch eine Reihe von Jahren unvermindert zu erhalten.

Eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung, welcher man die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zu Grunde legt, würde ergeben, daß im Durchſchnitt ein Theatergebäude nicht länger als etwa 50 bis 60 Jahre der zerſtörenden Feuersbrunſt entgeht.

Dieſe unleugbare Thatſache legt einige Erwägungen nahe. Zunächſt wird es widerſinnig, die Theater einer Stadt zu großen monumentalen Bauten zu machen, und die bildenden Künſte dabei durch bedeutende und originale Arbeiten zu betheiligen, deren Zerſtörung als ein weſentlicher Verluſt für die Kunſt betrachtet werden müßte. Es lag in den letzten Jahrzehnten für wohlhabende Städte und kunſtliebende Fürſten ſo nahe, ihre Theater zu einem Schmuckſtück der Reſidenz oder Gemeinde zu machen, die Theater ſind vielleicht die volksthümlichſten Gebäude der Stadt, in denen viele Tauſende die ſchönſten, gewaltigſten und luſtigſten Eindrücke aufnehmen und ſich ſelbſt in froher Gemeinſchaft mit Anderen empfinden, ſie gehören zur würdigen Repräſentation der Höfe, ſie ſind in den Städten oft der einzige Bau, welcher Kunſtzwecken dient, gern fühlt ſich der Zuſchauer auch durch den Schmuck des Gebäudes gehoben. Ohne Zweifel behält ſolche Auffaſſung ihre Berechtigung, und weder ein nothdürftiger noch unſchöner Bau ſoll hier gefordert werden. Wohl aber mahnt verſtändige Erwägung, daß man die neuzeitlichen Theater beſcheiden baue und dieſelben weder durch ihre Lage als Hauptgebäude der Stadt ſo anſpruchsvoll heraushebe, wie zur Zeit gern geſchieht, noch den bildenden Künſten zumuthe, ihre höchſten Leiſtungen an den feuergefährlichſten Stellen der Stadt einer drohenden Vernichtung preiszugeben. Wollte man z. B. über dem neuen

Theaterbau in Dresden den Muſengott in ehernem Standbild auf einem Viergeſpann mit einem Koſtenaufwand von etwa 90,000 Thlrn. in der höchſten Höhe des Gebäudes aufſtellen, ſo wäre ein ſo bedeutendes plaſtiſches Kunſtwerk an ſo gefährdeter Stelle ſelbſt für das reiche Sachſen eine ungerechtfertigte Verſchwendung.

Aber es iſt nicht die Feuergefährlichkeit allein, welche die koſtbare Aufführung großer monumentaler Theatergebäude unpraktiſch macht. Stärker noch ſind die Bedenken, welche die dramatiſche Kunſt ſelbſt dagegen erheben muß. Bis jetzt war dem Deutſchen der Wunſch nach einem ſchönen Hauſe faſt gleichbedeutend mit dem Wunſch nach einem großen Hauſe, und doch hat derſelbe große Raum, welcher das Couliſſen- und Decorationsweſen zum Uebermaß ausbildete, welcher viele Hundert Gasflammen zu ſeiner Erleuchtung forderte und dadurch die Feuergefahr ins Unleidliche vermehrte, zu gleicher Zeit der dramatiſchen Kunſt ſelbſt ſo empfindliche Verluſte zugefügt, daß wir wohl ſagen dürfen, dieſe häufigen Theaterbrände ſind eine Rache, welche die herunterkommende Kunſt ihren Verderbern bereitet. Oft genug iſt ausgeführt worden, daß die großen Häuſer den weſentlichſten Antheil an dem Rückgang haben, in welchem ſich jetzt die Schauſpielkunſt und die dramatiſche Schaffenskraft befinden. In dieſen weiten Hallen, die zuerſt dem franzöſiſchen Ballet und der großen Oper errichtet wurden, iſt die deutſche Kunſt der Menſchendarſtellung in den zwei letzten Generationen unaufhaltſam ſchwächer geworden. Das läßt ſich verfolgen Jahrzehnt um Jahrzehnt von der alten Hamburger Bühne über Iffland und das erſte — niedergebrannte — Schauſpielhaus zu Berlin bis zu dem — niedergebrannten — Hoftheater in Dresden und bis zu den rieſigen Neubauten anderer Städte. Die ehrliche Erfindung erlahmt auch dem reichbegabten Darſteller in der Wüſte der großen Scene, und es iſt eine traurige Beobachtung, daß die hoffnungsvollſten Schauſpieler ſchon im beſten Mannesalter in leidiger Manier untergehen. Wie die Schauſpielkunſt unaufhaltſam ärmer geworden iſt, das ahnt auch der Zuſchauer, welcher keine Erinnerungen aus einer beſſeren Theaterzeit bewahrt hat. Was ihn jetzt in das Schauſpiel lockt, iſt zumeiſt Neugier nach der Handlung neuer Stücke, bei älteren Repertoirſtücken aber die Verehrung gegen die Dichter; die Mehrzahl der Zuſchauer iſt zufrieden, wenn ein Stück auf der Bühne mit erträglichem Anſtand und einer gewiſſen Anbequemung der Schauſpieler an den Charakter der Rollen abgeſprochen und abgeſchritten wird. Wer aber geübt iſt, die eigene Arbeit des Schauſpielers zu erkennen, der weiß, daß in alten berühmten Repertoirſtücken faſt nur die Ueberlieferungen aus früheren Künſtlergeſchlechtern den Erfolg unſerer Schauſpieler bewirken, und er beobachtet mit Staunen, daß auch dieſe Erinnerungen bereits trümmerhaft geworden ſind und daß in derſelben Rolle manches Darſtellers dicht neben einzelnen ſchönen Zügen aus der alten Hamburger Schule und der Zeit Iffland's eine ſklaviſche Nachahmung ſpäterer Virtuoſen: Ludwig Devrient's, Seydelmann's, Dawiſon's übel verbunden dahinläuft, während an anderen Stellen bereits eine völlige Leere gähnt, die wohl gar durch täppiſche Geberden und rohe Einfälle verdeckt wird. Faſt nur auf einem Gebiet, welches ſich zumeiſt auf kleineren Theatern fortgebildet hat, in dem komiſchen Charakteriſiren kleiner Leute aus dem Volk, erweiſen unſere Künſtler noch friſche Schöpferkraft. Es iſt kein Zufall, daß Talente wie Helmerding, Knaack u. A. zur Zeit die kräftigſte Erfindung der Schauſpielkunſt darbieten. — Wir wiſſen wohl, es iſt Alles ganz natürlich ſo gekommen. Mit der Steigerung des Wohlſtandes drang die Freude an der dramatiſchen Kunſt in weitere Kreiſe. Der größeren Schauluſt wurde durch die größeren Theater gedient, bis in den großen Gebäuden die Schauſpielkunſt klein ward und der anſpruchsvollere Theil des Publicums ſich dem Theater allmählich entfremdete, während die ſchaufrohe Menge ſich gewöhnte, geringere Anſprüche an die Kunſt der Darſteller zu machen, dagegen an dem ſtattlich geſchmückten, hellerleuchteten Raume, an ſorgfältig gefertigten Decorationen und Koſtümen und an der ſtaunenerregenden Arbeit der Maſchinen Befriedigung zu finden.

Möchten darum die Deutſchen dem Verhängniß, welches unſere dramatiſchen Prachtkäſten mit fürchterlicher Regelmäßigkeit zerſtört, die Lehre entnehmen, daß die Zeit gekommen iſt, wo man mit dem Aufrichten rieſenhafter Häuſer ein Ende machen muß. Iſt eine Stadt ſo groß oder ein regierender Herr ſo reich, daß ſie für die ſogenannte große Oper beſondere Räume einrichten können, ſo mögen ſie das immerhin thun, die Feuergefährlichkeit ſolcher Gebäude wird dadurch ein wenig geringer, daß in ihnen nicht jeden Tag die Couliſſen gezogen, die Lichter angeſteckt werden. Wählt man aber grundſätzlich den Bau kleiner Häuſer, ſo muß man ſich auch mit dem Gedanken befreunden, daß ſolche Häuſer völlig nach den Bedürfniſſen der Schauſpielkunſt errichtet werden, d. h. ſo klein, daß dieſe wirklich darin zu Kräften kommen kann. Ein beſcheidenes Haus, welches nicht mehr als etwa 900 bis 1000 Perſonen faßt und einen mäßigen Bühnenraum mit einfachen ſceniſchen Vorrichtungen hat, wäre das Ideal für das recitirende Drama. In ſo kleinem Hauſe würde die Mehrzahl unſerer dramatiſchen Künſtler ſich anfänglich ebenſo unheimiſch fühlen, als das Publicum behaglich, aber in kurzer Zeit müßten ihnen die unwahren Angewöhnungen und der Mangel an eigener ernſter Arbeit ſo unleidlich werden, daß ſie alle Kraft daran ſetzen würden, den nahen Zuſchauern zu gefallen. Eine ſolche Bühne wäre mit verhältnißmäßig geringen Koſten herzuſtellen, ſie müßte aber freilich in gewiſſem Sinne eine ariſtokratiſche Anſtalt ſein, d. h. durch entſprechendes Eintrittsgeld die Möglichkeit guter Gehälter bieten, ſie müßte durch ein ſorgfältiges Einſtudiren, wie es ſeither in Deutſchland faſt unerhört iſt, eine Schlagfertigkeit, Kraft und Schönheit der Wirkungen erreichen, welche anderswo nicht zu finden wäre. Und ſie würde dies leichter vermögen, weil die verhältnißmäßig geringe Zahl der Plätze häufige Wiederholung gelungener Vorſtellungen geſtattet und weil erfahrungsgemäß in kleinem Hauſe das Publicum weit wärmer und mit ſchnellerem und feinerem Verſtändniß auf die Darſteller wirkt.

Die neue Reichsgeſetzgebung hat die Theaterführung für ein freies Gewerbe erklärt und dadurch für die Bildung und Sittlichkeit des Volkes etwas Neues geſchaffen, deſſen Folgen den Geſetzgebern ſchwerlich vor Augen ſtanden. Die Geſetzgebung und die Aufſichtsbehörden haben nicht berückſichtigt, daß neue Rechte auch neue Pflichten auflegen und daß ein Freigeben dramatiſcher Vorſtellungen die ſtrengere Ueberwachung derſelben im Intereſſe der Sittlichkeit nöthig macht. Zur Zeit ſind wir auf dem beſten Wege in den großen Städten dieſelbe Verderbniß des Volkes herbeizuführen, welche wir im letzten Jahr ſo ſelbſtgefällig an den Franzoſen verurtheilt haben. Nun iſt allerdings möglich, daß die freie Concurrenz im Theatergewerbe uns in irgend einer großen Stadt durch glücklichen Zufall auch eine Bühne für die höchſten Aufgaben des recitirenden Schauſpiels verſchafft. Indeß möchten wir auf ſolchen Zufall nicht gar zu lange harren. Wohl aber wäre es eine ſchöne und edle Aufgabe kräftiger Stadtgemeinden und kunſtliebender Fürſten, eine Wiederbelebung des Schauſpiels im beſonderen Bau, der allerdings noch etwas kleiner ſein würde, als z. B. das Innere des Berliner Schauſpielhauſes, zu begünſtigen. Die kleinen Theater einiger fürſtlichen Reſidenzen, welche zur Zeit beſtehen, vermögen deshalb nicht die Schauſpielkunſt zu beſſern, weil entweder ihre Mittel allzu beengt ſind oder weil ſie zugleich für jede Art von Oper dienſtbereit ſein müſſen. — Baut man aber niedergebrannte Bühnen mit dem bisherigen Beſtreben auf, alle Gattungen der darſtellenden Kunſt darin zu vereinigen, wie in Dresden, Breslau und auch in Darmſtadt die Abſicht iſt, ſo werden die neuen

Prachtbauten vielleicht von der Muſe der Muſik wie ſeither mit heiterem Anſtand ertragen werden, die Schauſpielkunſt aber hat von ihnen nichts Beſſeres zu hoffen, als die römiſchen Gladiatoren von den Mauern ihres Amphitheaters — Todeswunden und ein klägliches Ende im Sande unter dem ſatten Zuruf der ſchauenden Menge.

Eduard Devrient als Theaterdirector.

(Grenzboten 1870, Nr. 18.)

Der Mann, welcher nach vieljähriger, erfolgreicher Thätigkeit die Leitung der Karlsruher Hofbühne aufgegeben hat, iſt dem Vernehmen nach damit beſchäftigt, ſeine Theater-Erinnerungen aus den letzten Jahrzehnten niederzuſchreiben, wir wiſſen nicht, ob als Fortſetzung ſeiner Geſchichte des deutſchen Theaters, ob in Memoirenform als perſönliche Erlebniſſe. Einen Wunſch möchten wir dazu auf ſeinen Arbeitstiſch ſenden: daß es ihm gefallen möge, nicht nur die Grundſätze, nach denen er ſein Theater geleitet hat, ſondern auch die techniſche Einrichtung, welche ſich unter ſeiner Leitung bewährt hat, recht reichlich und ausführlich darzuſtellen; vor Allem, was ſeiner Bühne bei Annahme und Anpaſſung der Stücke, in Proben und ſceniſcher Einrichtung eigenthümlich war. Wir meinen, daß in unſerer Zeit gerade die geſchäftliche und techniſche Behandlung dieſer großen Bildungsanſtalten ein Gegenſtand allgemeinen Intereſſes ſein müßte, wir glauben, daß man bei Schilderung des Verfahrens nicht leicht zu weitläufig werden kann, und daß ſolcher Bericht ſich ſogar über die einzelnen großen Repertoirſtücke Shakeſpeares, Schillers, Goethes bis auf Striche, Anordnung der Hauptſcenen und Beſetzung der Hauptrollen erſtrecken ſollte. Nur in dieſer Weiſe vermag Devrient ſeine

Thätigkeit, das ehrliche Streben und die Culturwirkung ſeiner Bühne zu einem Gewinn für andere Theater und für das Kunſtverſtändniß unſerer Zeit zu machen.

Unterdeß ſei hier eine kurze Schilderung ſeiner Directorial-Leiſtungen verſucht. Seit dem Jahre 1852 iſt in der Preſſe ſeine mühevolle Arbeit mit Antheil verfolgt worden. Bei jedem Beſuch in Karlsruhe hat auch der Schreiber dieſer Zeilen das Theater mit Vergnügen und Nutzen beſucht. Es war beſondere Freude, einen ganzen Mann zu ſehen, der mit unermüdlicher Pflichttreue ſeine idealen Forderungen gegenüber ſchwachen Tagesſchöpfungen, gegen die Kritik und die Gewöhnungen ſeiner Zuhörerſchaft aufrecht erhielt. War auch einmal eine Aufführung, wie das überall zu gehen pflegt, nicht auf der Höhe, die vor Allen er ſelbſt ſich wünſchte; an Einzelheiten in Anordnung und Einſtudiren fand man immer Behagen, und der Grundzug ſeiner Leitung war immer erkennbar: der Ernſt, in welchem er die Bühne und ihre ſchöne Kunſt als ein großes Culturmittel zur Veredelung des Geſchmacks und zur Bildung des Gemüths auffaßt.

Es iſt nicht unbekannt, in welch verſtörtem Zuſtande ſich das Karlsruher Hoftheater befand, als Eduard Devrient im Jahre 1852 die Neugeſtaltung deſſelben übernahm. Der gräuliche Brand im Jahre 1847 hatte das Bauwerk vernichtet, ſeit fünf Jahren war die Bühne in einem ehemaligen Orangeriegebäude aufgeſchlagen. Durch Krieg und manches Unglück im Fürſtenhauſe waren die Neigungen des Hofes und der Geſellſchaft dem Theater entfremdet. Das Kunſtperſonal war bei den Gehaltsabminderungen im Kriege verkleinert und der beſten Kräfte beraubt worden. Die aus dem Brande gerettete innere Ausſtattung war in jeder Weiſe ungenügend für das neue Haus, das im Bau begriffen der Vollendung nahe war. Die ungeeignete Leitung und höhere Eingriffe hatten den ganzen künſtleriſchen Betrieb auf's Aeußerſte verwirrt und die moraliſche Haltung geſchädigt. Das Repertoir entſprach dem gewöhnlichen

Brauch, die italieniſchen Opern und Geſangspoſſen waren der Zuhörerſchaft zur Lieblingskoſt geworden.

Gluck war der Karlsruher Oper ein Fremdling. Shakeſpeare war dem Publicum nur als ſeltene Erſcheinung durch die gewöhnlichen Gaſtſpielſtücke bekannt. Bei Annahme neuerer Gedichte folgte man dem Vorgange anderer Bühnen. Die Mühe der Prüfung aller erſcheinenden Neuheiten erſparte man ſich, deshalb auch den Vortritt mit irgend einer Aufführung.

Der Begünſtigung von guten Freunden und Geltendmachung des Sonderweſens war Thür und Thor geöffnet.

Der damalige Prinzregent Friedrich von Baden berief Devrient, der ihm wohl nur durch ſeine Schriften bekannt war, um dieſer Verwilderung und Verderbniß ſeines Theaters vor dem noch unentweihten neuen Hauſe ein Ende zu machen und in der Bühne ſeiner Hauptſtadt eine wahre Kunſtanſtalt, ein neues Culturmittel zu ſchaffen. Er wollte den Verſuch wagen, das Ideal der Devrient'ſchen Lehre zu verwirklichen und dem Herkommen zum Trotz einen Bürgerlichen und Fachmann unmittelbar von der Bühne hinweg an die Spitze zu ſtellen.

Im October 1852 begann Eduard Devrient noch mit dem alten Beſtande des Perſonals und in dem alten Noththeater die Arbeit ſeiner Umgeſtaltung. Die innere Einrichtung des neuen Hauſes, das leider im Weſentlichen fertig war, konnte er nur noch in Kleinigkeiten verbeſſern. Ein faſt gänzlich neuer Vorrath von Decorationen und Koſtümen mußte beſchafft und bei den geringen Geldmitteln die Verwendbarkeit jedes Stückes für mannigfachſten Gebrauch berückſichtigt werden.

Er hielt feſt an dem Grundſatz, daß die Ausſtattung nirgend in den Vordergrund der Aufführung treten dürfe, und ihm kam hier die praktiſche Nothwendigkeit zu Hilfe. Er ſuchte eine gewiſſe Allgemeinheit des hiſtoriſchen Zuſchnitts, die Veranſchaulichung mehr einer Zeit, als einer Einzelheit, und er begriff völlig die Gefahr, welche die ſogenannten reichen Ausſtattungen der dramatiſchen Kunſt bereiten. Er wußte, daß Decorationen, Koſtüme und äußere Zurichtung die äſthetiſche Wirkung des Spiels nur dann unterſtützen, wenn ſie nicht als ein Ungewöhnliches, Neues und breit Ausgeführtes den Darſteller beengen und die Zuſchauer zerſtreuen. Dieſe äußere Einrichtung muß in unſerer Zeit der Landſchaftsmalerei und einer vorzugsweiſe geſchichtlichen Bildung allerdings reichlicher ſein, als ſie vor funfzig oder gar vor hundert Jahren war. Sie iſt auch für den Darſteller unentbehrlich geworden. Denn die moderne, unſchöne, die Körperformen ungeſchickt deckende Kleidung der Männer, und unſere Sitte, welche eine Selbſtbeobachtung der Körperhaltung und Handbewegungen, wie des Geſichtsausdrucks nicht begünſtigt, macht dem Schauſpieler für Haltung und Geberden die ſeiner Rolle entſprechende Tracht zu einer werthvollen Hilfe. Aber ebenſo wie der Darſteller als Römer, Hohenſtaufe, in Mantel- und Degenrollen und in franzöſiſchen Kniehoſen durchaus nicht die Aufgabe hat, mit alterthümelnder Genauigkeit die Beſonderheit alter abweichender Lebensformen darzuſtellen, ſondern nur ſolche bedeutſame Züge der abliegenden Zeiten und Völkerſchaften, welche gerade der künſtleriſchen Wirkung ſeiner Rolle dienen und welche der guten mittleren Bildung ſeiner Zeit als dazu gehörig wohl bekannt ſind, ebenſo ſoll ſich eine Theaterleitung hüten, mit Sorgfalt hiſtoriſche Beſonderheiten der Kleidung oder der ſceniſchen Ausſtattung hervorzuſuchen. Wenn ein Director erſt ängſtlich darauf achtet, daß in Wilhelm Tell die genau nachgebildeten Landſchaften des Vierwaldſtätterſees mit den Wirkungen eines Dioramas erſcheinen, und daß die Schweizer Bauern und rittermäßigen Leute gerade ſolche Bruchhoſen und Eiſenkappen tragen, wie zur Zeit Johann Parricida's gebräuchlich waren, ſo wird das antiquariſch erfreute Publicum demnächſt dahin geführt, die thatſächliche Wirklichkeit auch gegen den Inhalt des Dramas geltend zu machen, und die letzte Folge würde ſein, daß Tell nicht mehr in neuzeitlichem Jambus, ſondern in der alten Schweizer Mundart zu ſprechen aufgefordert wird. Und ebenſo dürfte von einem alten Römer gefordert werden, daß er nicht hochdeutſch, ſondern ſein Latein rede. Da dies in der That unmöglich iſt, ſo hört der Darſteller bei fortgeſetzter realiſtiſcher Ausbildung aller Aeußerlichkeiten überhaupt auf zu ſprechen; er ſingt noch eine Weile, bis auch das unpaſſend erſcheint; an Stelle des hiſtoriſchen Schauſpiels tritt zuletzt die Pantomime. Dieſer Uebergang iſt ſchon einmal in antiker Zeit durchgemacht worden. Manche Bühnen ſind von ſolchem Unſinn nicht mehr ſo weit entfernt, daß man ihn für unmöglich halten ſollte. Glücklicherweiſe iſt unſer Publicum in ſeinem hiſtoriſchen Gewiſſen bei einiger Klugheit des Bühnenleiters immer noch leicht zu befriedigen, freilich auch leicht zu verwöhnen. Devrient verſtand ſehr gut bei außerordentlicher Gelegenheit durch eine neue Decoration, ein paar Sammetmäntel und ein Dutzend geſchlitzte Jacken den wünſchenswerthen Schein der Reichlichkeit hervorzubringen und hütete ſich, auch nur einmal durch zu großen äußeren Aufwand an falſche Effecte zu gewöhnen. Dagegen war er erfindungsreich in kleinen decorativen Einrichtungen, welche ihm die Wirkungen des Schauſpielers ehrlich ſteigerten. Nicht nur die Geſprächſcenen im modernen Salon wußte er beſonders zierlich und bequem anzuordnen, er war auch bei geſchichtlichen Stücken ſorglich bemüht, die Einförmigkeit des viereckigen tiefen Guckkaſtens, den unſere Bühne darſtellt, durch hübſche Einfälle hinwegzubringen, und er hat vor Allem in den Shakeſpeare'ſchen Dramen, die bekanntlich für eine ganz andere Bühne geſchrieben ſind, dadurch eine Anzahl ſceniſcher Wirkungen zu ganz neuer Geltung gebracht.

In ähnlicher ſparſamer Weiſe geſchah die Vervollſtändigung des Perſonals. Da zu den hervorragendſten Eigenſchaften der Devrient'ſchen Begabung das Lehrtalent gezählt werden durfte, ſo glückte es ihm, manche wichtige Fächer mit jungen Kräften zu beſetzen, welche als Schüler der Anſtalt mit geringen Geldmitteln ſich begnügten. Es gelang ihm gleichfalls, mit einem der Zahl nach außerordentlich geringem Perſonale, mit nur einfacher Beſetzung aller nothwendigen Fächer die rollenreichſten Stücke aufzuführen, weil ſeine künſtleriſche Nachhilfe den Einzelnen bei ſchwierigen Aufgaben allenthalben beiſtand und deshalb auch mittlere Talente oft mit großen Aufgaben bedacht werden konnten.

Aber nicht allein auf die Schüler und Geringeren der Geſellſchaft erſtreckten ſich die belehrenden Hilfen des neuen Directors, auch die Darſteller der erſten Rollen wurden von ſeiner theoretiſchen wie praktiſchen Unterſtützung auf das geführt, was eine tüchtige Leitung vor Allem auszeichnet: zu der völligen Hingabe an das Werk des Dichters ohne Hervordrängen des Einzelnen und ohne Befriedigung der perſönlichen Eitelkeit auf Koſten der Geſammtwirkung und der Naturwahrheit.

Man hat deshalb ſeiner Bühne zuweilen den Vorwurf gemacht, daß ſein Verfahren zwar eine gewiſſe Abrichtung und Anpaſſung des Einzelnen erreiche, daß ſie aber ſtarke, künſtleriſche Erfindung, geiſtvolle und ureigene Auffaſſung nicht begünſtige. Dieſer Vorwurf iſt unbegründet, er iſt beſonders ungerecht in einer Zeit, in der faſt jede ſtärkere Begabung, bevor ſie techniſch gereift iſt, in anſpruchsvoller Uebertriebenheit unterzugehen verdammt ſcheint. Kein Theater, und ſeien ſeine Geldmittel noch ſo groß, vermag in unſerer Zeit die Mehrzahl der Fächer mit Perſönlichkeiten von beſonders ſtarker Kunſttüchtigkeit zu beſetzen, dazu ſind der Bühnen zu viele und freudiges Selbſtſchaffen unter den Schauſpielern viel zu ſelten. Bei den immerhin beſcheidenen Mitteln der Karlsruher Bühne mußte Devrient froh ſein, wenn er auch nur mäßige Begabung in manchem wichtigen Rollenfach ſich durch einige Jahre bewahren konnte. Den reicheren Talenten, welche er zu erhalten das Glück hatte, ließ er jeden Spielraum. Die Befriedigung, welche ſeine Bühne gewährte, war deshalb die beſte, welche gegenwärtig in einer mittleren Stadt zu erreichen iſt. Es war zuerſt die Abweſenheit grober Fehler und eine beharrliche Bändigung der dramatiſchen Rohheiten, durch welche der Schauſpieler für ſich Beifall ſucht, indem er Uebertreibungen der Poſſe in das Luſtſpiel miſcht, ſeine Wirkungen auf Koſten der Mitſpielenden aufbläſt u. ſ. w. Man war immer ſicher, in guter Geſellſchaft zu ſein, auch bei gewagten und poſſenhaften Momenten vermißte man nicht das Zartgefühl guter Sitte. Dazu kam als beſonderer Reiz die Einheit des dramatiſchen Stils in ſämmtlichen Rollen, die Zuvorkommenheit, mit welcher die Wirkungen durch einen Darſteller dem andern vermittelt wurden, vor Allem die warme Achtung des Bühnenleiters und ſeiner Künſtler gegenüber den Textworten und den beabſichtigten Wirkungen des Dichters. Das Theater von Karlsruhe bietet manches Hemmniß. Der Zuſchauerraum geht bereits über den Umfang hinaus, welcher für ſeine Wirkungen des Schauſpiels wünſchenswerth iſt, und hat den beſonderen akuſtiſchen Mangel, daß er ein ſchnelles Redemaß faſt nur an einer Stelle der Bühne geſtattet. Das wird namentlich beim Converſationsſtück ein faſt unüberſteigliches Hinderniß. Wenn darin nicht immer ein friſches und lebhaftes Tempo erreicht wird und nicht durchweg die ſchönen Wirkungen, welche in der Steigerung und Abdämpfung des Vortrags, alſo in dem rhythmiſchen Gruppiren der Scenentheile liegen, ſo iſt der Uebelſtand in dem Bau des Hauſes zu ſuchen, welches den Schauſpieler zu einer beſtändigen Behütung ſeines Spieles nöthigt.

Das allmählich heranbildende Studium, welches Devrient ſeinen Künſtlern an immer ſchwierigeren Aufgaben zu Gute kommen ließ, formte unvermerkt auch die Zuhörerſchaft. Es genügte ein Zeitraum von zehn Jahren, um das Repertoir auf die feſten Grundpfeiler von ſämmtlichen dem Publicum zugänglichen claſſiſchen Werken Shakeſpeare's und der deutſchen Meiſter zu ſtellen (20 von Shakeſpeare, 20 von Leſſing, Goethe und Schiller, 3 von Kleiſt). Daneben ſtehen die Namen aller bedeutenderen Dichter der Neuzeit, wenige modern franzöſiſche; in der Oper folgten auf 5 Gluck'ſche, 6 Mozart'ſche Werke (mit den Originalrecitativen) Beethoven's, Weber's, Spohr's, Marſchner's, Meyerbeer's, R. Wagner's Opern und manches Werk neuerer Tondichter, von franzöſiſchen Componiſten, was ſich dramatiſch auszeichnete von Méhul bis zu Auber — der Name Offenbach blieb unbekannt —, von Italienern dagegen erſchien nur wenig. Das Repertoir behauptete vorwiegend deutſchen Charakter. Hiermit war der Geſchmack des Publicums feſtgeſtellt und erwies ſich in der mehrmals aus äußeren Anläſſen gewagten Probe gegen alle leichtfertigen und geiſtesarmen Erzeugniſſe der Bühnenſchriftſtellerei ablehnend. In gleicher Weiſe hatte auch das Perſonal an dieſen Hauptaufgaben der Kunſt die Probe der Reife beſtanden.

Aber große Schwierigkeiten waren hier zu überwinden, und raſtloſe Arbeitſamkeit war nöthig geweſen.

Konnte doch dem immer wiederkehrenden Publicum eine gewonnene Vorſtellung nur in ſehr geringer Zahl von Wiederholungen und in ſo großen Zwiſchenräumen vorgeführt werden, daß jedesmal erneute Proben den der Aufführung vorangegangenen folgen mußten. Dieſe Proben von der erſten Leſeprobe, der Devrient nicht ſelten bei ſchwierigen Aufgaben eine Vorleſung des ganzen Stückes vorausſchickte, durch die möglichſt früh abzuhaltenden Einrichtungsproben hindurch, die das Rollenſtudium weſentlich unterſtützten, bis zu den drei bis vier Hauptproben, denen er, wie der Feldherr vor ſeiner Schlachtlinie ſtehend, mit eingreifenden Winken und Bemerkungen folgte, leitete er faſt immer ſelbſt mit Beihilfe des Regiſſeurs. Um die Prüfung der Abendwirkung zu machen, ſetzte ſich der Director zur letzten Probe in eine Loge des Zuſchauerraums und vermerkte hier auf ein Blatt, das der Couliſſenwitz mit dem

Titel „Sündenregiſter oder Laſterbogen“ bezeichnete, die noch auffälligen Mängel der Aufführung, die er dann jedesmal nach dem Acte den Betreffenden einzeln mittheilte, wie er denn überhaupt vermied, den künſtleriſchen Stolz durch lauten Tadel vor Anderen zu kränken, und wie er auch die widerſprechende Anſicht über Auffaſſungen, wenn er ſie nicht zur ſeinigen überführen konnte, nicht zu erzwingen verſuchte.

Bei allzugroßen Vorſtellungen war es ſein Brauch, die anſtrengenden Proben zu theilen, um durch die Abſpannung der Kräfte nicht die Wirkung zu beeinträchtigen.

Während, wie oben erwähnt, zum Nachtheil des Repertoirs das Publicum zu wenig wechſelte, ſo wechſelte umgekehrt das Perſonal zu häufig. Denn der Vortheil, der ſich dem Inſtitut aus der Zahl wohlfeiler junger Kräfte ergab, ſchaffte ihm auch verdoppelte Arbeit, den Wiedererſatz durch neue, wenn ſie aus der Devrient'ſchen Schule gereift an andere Bühnen in glänzendere Verhältniſſe ſchieden (wie Schnorr, Kraſtel u. A.). Nicht vereinzelt ſind jedoch die Beiſpiele, daß Mitglieder des Karlsruher Theaters dem friſchen, künſtleriſchen Treiben, der treuen gemeinſchaftlichen von oben bis herab mit künſtleriſchem Eifer betriebenen Arbeit und dem faſt familienhaft zu nennenden Ton der Karlsruher Kunſtanſtalt einen lockenden Antrag an geldreichere Bühnen zum Opfer brachten.

Dies erziehende und heranbildende Verfahren, welches das Inſtitut erhob und hielt, hatte auch auf die jungen Talente der Bühnendichter günſtigen Einfluß. Ein Leſeausſchuß, — die Vorſtände und zwei aus dem Perſonal alljährlich neu gewählte Mitglieder, — hatte die Aufgabe alle und jede dem Theater zukommenden Bühnendichtungen zu leſen und durch ſchriftliche Urtheile und Inhaltsberichte der Direction zur Annahme zu empfehlen oder deren Unmöglichkeit nachzuweiſen. Konnte ſich ſo kein Bühnendichter über gänzliche Vernachläſſigung beklagen, ſo gelang es Devrient nicht ſelten, von einer aufſtrebenden Kraft durch praktiſche Winke das Werk bühnengemäß umarbeiten zu laſſen. Wie denn Devrient allezeit beſtrebt war, den angehenden Dichtern der Gegenwart an ſeiner Bühne die erſte Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Werke zu ſchaffen. Namen wie Lindner, Eſchenbach, aus früherer Zeit O. Ludwig und Andere mehr danken Eduard Devrient ihren erſten Klang. Nicht wenige Stücke machten von Karlsruhe aus den Weg auf deutſchen Bühnen.

Daß eine nach allen Richtungen hin ebenſo ſparſame als auf künſtleriſche Vollendung der Ausführung zielende Leitung auch den Geldverhältniſſen der Anſtalt zu Nutzen wirken mußte, iſt erklärlich. Und in gleichem Maße wie der Antheil des anfangs widerſtrebenden Publicums von Jahr zu Jahr wuchs, verzeichneten auch die Jahresabſchlüſſe einen wachſenden Ernteſegen der Einnahmen, und Eduard Devrient durfte ſeinem Nachfolger nicht nur ein in allen Gattungen und Züchten geordnetes Inſtitut, ſondern auch eine für die kleinen Verhältniſſe hochgeſteigerte Einnahme hinterlaſſen, die er noch kurz vor ſeinem Scheiden, den augenblicklichen Groll der Betheiligten nicht achtend, durch Erhöhung der vornehmeren Eintrittspreiſe vermehren konnte, ohne dadurch den Zulauf zu den Vorſtellungen zu mindern.

Fragt man nun nach den wirkenden Urſachen, welche eine ſolche gänzliche Umgeſtaltung zum Beſten ermöglichten, ſo iſt zunächſt Eduard Devrient's wohlthuende Perſönlichkeit zu nennen: Erfahrung auf allen dramatiſchen Gebieten aus eigener Anſchauung, ſeine Art der Belehrung, ſeine Schriften, das damit verknüpfte Anſehen, ſein ſtreng moraliſches Leben und die eingreifende Wirkung deſſelben auf das ſittliche Verhalten der Schauſpieler. Er gab z. B. dem Perſonale neue, auf die bewährten Anſchauungen der vorzüglichſten Directoren: Eckhof, Schröder, Iffland, Goethe, Immermann u. ſ. w. gefußte Dienſtregeln. Nicht weniger half das ganz ungewöhnliche Vertrauen eines freiſinnigen und edlen Fürſten, der ſein Theater der Leitung eines praktiſchen Bühnenkenners überließ mit dem Verſprechen, jede Einmiſchung abzuwehren, und der dieſe Verheißung in der That bis ins achtzehnte Jahr erfüllte.

Möge Eduard Devrient in der ehrenvollen Muße, welche ihm jetzt geworden iſt, vor Allem die größte Freude erleben, daß ſein Grundſatz: das Theater zu dem ſchönſten Culturmittel unſerer Volksbildung zu erheben, allgemeine Zuſtimmung finde.

Baudiſſin's Shakeſpeare-Ueberſetzung und die Shakeſpeare-Geſellſchaft.

(Im Neuen Reich 1880, Nr. 24.)

Die deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft hat Recht, wenn ſie das Andenken ihres verſtorbenen Mitgliedes W. Hertzberg, deſſen Tod auch wir beklagen, gegen die Annahme vertheidigt, als habe derſelbe bei ſeiner Ueberſetzung Shakeſpeare'ſcher Stücke die Arbeit ſeines Vorgängers Baudiſſin in unzuläſſiger Weiſe benützt. Gern wird hier bezeugt, daß der gewiſſenhafte Mann die betreffenden Dramen ſo ſelbſtändig aus dem engliſchen Texte übertragen hat, wie nur irgend Jemand dreißig Jahre nach Baudiſſin's Ueberſetzung dieſelben zu übertragen vermochte. Ein Plagiat begangen zu haben, war gar nicht der Vorwurf, welcher den Herren von der Shakeſpeare-Geſellſchaft gemacht werden ſollte. Da aber die Unbill, welche in der Shakeſpeare-Ausgabe der Geſellſchaft, ſowohl bei neuen Ueberſetzungen einzelner Stücke, als bei Bearbeitung vorhandener Ueberſetzungen, dem damals noch lebenden Baudiſſin zugefügt worden iſt, in dem Aufſatz „Wolf Graf Baudiſſin" nicht mit wünſchenswerther Ausführlichkeit dargeſtellt wird, ſo ſei es erlaubt, noch einmal darauf zurückzukommen.

In Kürze wird zunächſt an das Sachverhältniß erinnert.

Baudiſſin überſetzte dreizehn Dramen von Shakeſpeare, um das Werk Schlegel's zu vollenden. Er allein, in ihm eigener Arbeit, denn Tieck's Antheil daran beſchränkte ſich auf ein Begutachten der fertigen Stücke, auf gelegentliches Verhandeln über Einzelheiten und auf die Anmerkungen zu einzelnen Stellen am Ende des Werkes. Der Ueberſetzer überließ dem befreundeten Tieck die buchhändleriſchen Erträge der Arbeit und war es zufrieden, daß Tieck auf das Titelblatt den eigenen Namen neben den von Schlegel ſetzte. Baudiſſin übte ſolche Entſagung aus Freundſchaft und Theilnahme für den Dichter und wir werden der Hingabe unſere Anerkennung nicht verſagen, auch wenn ſie uns faſt zu groß erſcheinen ſollte. Aber wie opferfroh und ſelbſtlos der beſcheidene Mann dies Verhältniß zu ſeinem Werke, ſolange Tieck lebte, ertrug, er war ſich doch bewußt, daß die gute und große Arbeit nur ihm angehörte; wurde an ihr gemäkelt, ſo hatte er die Sorge, und daß ſie gefiel und in weiten Kreiſen wirkte, empfand er als eine Ehre ſeines Lebens. Und er hatte wohl Grund zu ſtiller Freude. Denn erſt, nachdem durch ſeine energiſche Thätigkeit der ganze Shakeſpeare in deutſcher Sprache vorlag, wurden die Ausgaben dieſer Ueberſetzung ein Gemeingut der Nation, nächſt Goethe's und Schiller's Werken das angeſehenſte und einflußreichſte Buch für die äſthetiſche Bildung des ganzen jüngeren Geſchlechtes. Auch die meiſten Mitglieder der Shakeſpeare-Geſellſchaft verdanken es wahrſcheinlich dieſem Werke, und alſo auch dem Antheile, welchen Baudiſſin daran hat, daß ihnen Shakeſpeare lieb wurde.

Die Verfaſſerſchaft Baudiſſin's hatte Tieck ſelbſt am Ende des Werkes den Leſern mitgetheilt, wenn er auch aus naheliegenden Gründen bemüht war, ſeine eigene Betheiligung ſo viel als möglich herauszuheben. In literariſchen Kreiſen war die Selbſtändigkeit der Baudiſſin'ſchen Arbeit niemals Geheimniß; ſchon vor faſt vierzig Jahren hatte Delius, gegenwärtig Präſident der Shakeſpeare-Geſellſchaft, in ſeiner verurtheilenden

Kritik der Tieck'ſchen Anmerkungen wiederholt als einen Beweis für die Flüchtigkeit Tieck's hervorgehoben, daß der Ueberſetzer im Text den Shakeſpeare zuweilen richtiger verſtanden habe, als Tieck in ſeinen Anmerkungen. Allmählich verbreitete ſich die Kunde von Baudiſſin's Urheberſchaft in weiteren Kreiſen, auch bei Ankündigungen der Theater wurde häufig er als der Ueberſetzer genannt. Vor allen Anderen aber mußten die Mitglieder der Shakeſpeare-Geſellſchaft mit dem Sachverhältniß genau bekannt ſein.

Deshalb, als Tieck geſtorben war, und die Shakeſpeare-Geſellſchaft eine neue kritiſche Ausgabe übernahm, durften wir annehmen, daß die Geſellſchaft dem Manne, welchem wir Alle neben Schlegel zum Danke verpflichtet ſind, gerecht werden würde, nicht nur durch Eintragung ſeines Namens, ſondern was mehr gilt, durch eine achtungsvolle Behandlung ſeines Werkes, wie ſie ein ehrenhafter, lebender Schriftſteller beanſpruchen darf, der durch einen ganz ungewöhnlichen Umſtand verhindert iſt, das Eigenthumsrecht an ſeiner Arbeit geltend zu machen.

Aber das Gegentheil geſchah. Schon im Vorworte erklärte das „Präſidium" der Geſellſchaft, nachdem es ſich über die Behandlung der Schlegel'ſchen Ueberſetzungen ausgeſprochen: „daß die ſogenannte Tieck'ſche Ueberſetzung, die indeß bekanntlich zum geringſten Theile von Tieck ſelbſt herrühre, zwar ihre Vorzüge habe und in wohlbegründetem Anſehen beim deutſchen Publicum ſtehe, doch zum Theil auch an großen Mängeln leide." Deshalb werde bei ihr ein anderes Verfahren einzuhalten ſein, eine Anzahl Stücke neu zu überſetzen, die übrigen ſtellenweiſe umzugeſtalten. Dies kurze, und — ſo weit die Sache Baudiſſin angeht — herbe Urtheil war Alles, was die Geſellſchaft zur Erklärung eines auffallenden Verfahrens den Leſern mittheilte. Der damalige Präſident der Geſellſchaft, Ulrici, ſetzte dem Werke eine ausführliche literarhiſtoriſche Einleitung vor, auch darin wird Baudiſſin's Name gar nicht genannt, und nur geſagt, daß Tieck das Werk Schlegel's „im Verein mit jüngeren Freunden“ vollendet habe. Und eine Kränkung für Baudiſſin und keine gute Vergeltung ſeiner Verdienſte um Shakeſpeare war die Art und Weiſe, wie man ſeine Ueberſetzungen aufnahm und wie man ſie ausſtieß.

Sieben ſeiner Uebertragungen: „Viel Lärm um Nichts“, „Antonius und Kleopatra“, „Maß für Maß“, „Die luſtigen Weiber“, „Othello“, „Lear“ und „Der Widerſpänſtigen Zähmung“ ſind in die Ausgabe aufgenommen worden; bei jedem dieſer Stücke ſind die Reviſoren als „Bearbeiter“ auf dem Titel aufgeführt, bei keinem iſt Baudiſſin als Ueberſetzer genannt. Statt ſeiner L. Tieck. Wie war dies möglich? So naiv wäre Tieck ſelbſt nicht geweſen, den einzelnen Stücken Baudiſſin's ſeinen Namen vorzuſetzen. An dem Texte haben die Herren Bearbeiter ihre Kunſt nach dem Maße ihrer Kraft geübt, wohl und zuweilen übel, wie an herrenloſem Gute eines namenloſen Toten. Daß ſie der Arbeit jede Beſſerung und Aenderung angedeihen ließen, deren dieſelbe vor moderner Textkritik bedurfte, war nöthig und dankenswerth, aber es hätte Manchen gefreut, wenn ſie ihr ehrenvolles und ſchwieriges Amt mit dem Zartgefühle und der Rückſicht verwaltet hätten, welche der ihnen vorliegende Text wohl beanſpruchen durfte, vor Allem dadurch, daß ſie bei den Einleitungen zu den einzelnen Stücken in höflicher Weiſe Auskunft gaben über Gründe und Umfang ihrer Aenderungen an ſolchen Stellen, welche eine Umarbeitung nöthig machten, und welche ihnen das Recht gaben, ſich die Bearbeiter einer fremden Arbeit und zwar der Arbeit eines angeſehenen lebenden Schriftſtellers zu nennen.

Ferner aber wurden von den dreizehn Dramen der Baudiſſin'ſchen Ueberſetzung ſechs ganz ausgemerzt: „Heinrich VIII“, „Titus Andronicus“, „Die Komödie der Irrungen“, „Ende gut, Alles gut“, „Troilus und Creſſida“ und „Liebes Leid und Luſt“, ſtatt ihrer die Ueberſetzungen von W. Hertzberg eingeſtellt.

Hertzberg iſt der Einzige, welcher wiederholt in den literariſchen Einleitungen und Anmerkungen zu den von ihm überſetzten Stücken, da wo er die Selbſtändigkeit ſeiner Arbeit betont, ſeines Vorgängers Baudiſſin gedacht hat, einmal vor „Heinrich VIII“ mit dem höchſten Lobe der Baudiſſin'ſchen Uebertragung dieſes Stückes. Aber „Liebes Leid und Luſt“ nennt auch er mit Unrecht eine Ueberſetzung Tieck's. Wenn Tieck in ſeinem Nachworte erwähnte, „daß von ſeinem Jugendverſuche, einige Acte dieſes Stückes zu überſetzen, Manches für die ſpätere Uebertragung habe gebraucht werden können“, ſo blieb doch unverborgen, daß es mit dieſem ſeinem Antheile nicht weit her iſt. Gerade dies Stück war eine Lieblingsarbeit Baudiſſin's, an welcher er beſonders ſorgfältig und liebevoll gefeilt hat, und welche die Eigenart ſeines Talents deutlichſt zeigt.

Ueber die Geſichtspunkte, nach denen Hertzberg bei ſeiner Ueberſetzung verfuhr und die ſeine Arbeit von der ſeines Vorgängers unterſcheiden: größere Worttreue, engerer Anſchluß an Shakeſpeare's Rhythmik, hat dieſer neue Ueberſetzer ſich klar und ehrlich ausgeſprochen. Dennoch blieb die Frage unbeantwortet, weshalb es nöthig wurde, die betreffenden ſechs Dramen Baudiſſin's hinauszuwerfen. Sie waren vielleicht die ſchwächſten ſeiner Arbeit? Gerade im Gegentheil, ſie zählen unter ſeine beſten, außer den beiden genannten namentlich „Troilus“.

Die Güte der Hertzberg'ſchen Ueberſetzungen ſoll hier keineswegs unterſchätzt werden. Er war ſeinem Vorgänger an philologiſcher Schulung und an Sprachgelehrſamkeit überlegen. Bei Baudiſſin laufen einzelne Flüchtigkeiten und hier und da Verfehltes im Ausdrucke unter; die Correctheit Hertzberg's iſt ſicherer. Im Ganzen aber iſt ihm Baudiſſin wieder in Anmuth der Sprache, in ſtilvoller Haltung und dramatiſchem Vortrage überlegen. Und wenn Beide als treffliche Ueberſetzer nach dem Maß und Geſchmack ihrer Zeit gerühmt werden dürfen, ſo hatte Baudiſſin doch das Vorrecht, als der ältere und als Mitbegründer unſeres deutſchen Shakeſpeare bereits im Beſitze zu ſein.

Dies aber mußte für das Bewahren des Baudiſſin'ſchen Textes entſcheiden. Denn die poetiſche Wiedergabe des engliſchen Shakeſpeare durch Schlegel und Baudiſſin, Stil und poetiſche Sprache Beider haben etwas Gemeinſames und ihnen Eigenartiges, was nicht mehr ganz modern iſt und bereits der Vergangenheit angehört. Beide zuſammen haben für Shakeſpeare einen deutſchen dramatiſchen Stil geſchaffen, welcher auch noch in Momenten großer Bewegung den Zuſammenhang gefügter Perioden zu erhalten ſtrebt, und welcher in Wörtern, Bildern und Redensarten das, was unſerer Empfindung als gemein, roh und plump erſcheint, ohne daß es wahrſcheinlich zu Shakeſpeare's Zeit ſo aufgefaßt wurde, vorſichtig abdämpft und mildert, um größere Einheit in der Tonfarbe zu erreichen. Man hat deshalb wohl von ihrer Uebertragung — nicht ganz richtig — geſagt, daß ſie dem Shakeſpeare ein vornehmeres Gewand verleihe, als er im Engliſchen trage. Dieſer Behandlung der Shakeſpeare'ſchen Sprache ſteht jetzt bereits eine neuere gegenüber — auch die Hertzberg's — welche ſich bemüht, überall ſo ſcharf wie möglich zu charakteriſiren, Grelles, Hartes und ſelbſt was als unſchön verletzt, nicht zu vermeiden; auch moderne Ausdrücke und Wendungen zu gebrauchen, mit geringerer Rückſicht darauf, ob ſie auf der Bühne zu der Tracht der dargeſtellten Helden und zu dem hiſtoriſchen Koſtüm, welches uns der ganze Shakeſpeare erhalten hat, paſſen wollen. Bei ſolchem Streben nach wortgetreuem, energiſchem Ausdrucke wird zuweilen im Einzelnen gewonnen, im Ganzen aber beim Leſen und auf der Bühne die Schönheit der Geſammtwirkung nicht gefördert. Und die Ausgabe der Shakeſpeare-Geſellſchaft läßt ſich vergleichen mit einem Cyklus von Freſken, welche Cornelius und ſeine Zeitgenoſſen vollendet hatten und von denen in neueſter Zeit einzelne mit Bildern von Piloty und Makart vertauſcht worden ſind.

Der Gegenſatz zwiſchen der Schlegel-Baudiſſin'ſchen Behandlung und der modernen wird natürlich am auffallendſten in den Scenen witziger Unterhaltung und derber Komik, denn der Witz und die Luſtigkeit, die Zierlichkeit eleganter Rede und die Wortſpiele, welche den Zeitgenoſſen des Dichters ein farbenreicher und duftender Blumenſtrauß waren, werden für ſpätere Geſchlechter zum großen Theile gewelkte Blüthen und Potpourri. Deshalb hat Baudiſſin, wie ſchon Schlegel vor ihm gethan, in ſolchen Stücken: „Liebes Leid und Luſt" und „Ende gut, Alles gut", an einzelnen Stellen die neckenden Reden, witzigen Vergleiche und Wortſcherze Shakeſpeare's, deren wortgetreue Wiedergabe ihm unmöglich erſchien, mit anderen vertauſcht. Natürlich iſt es ſchwierig und vielleicht eine undankbare Arbeit, ſolche Stellen, in denen die Originalität des Ueberſetzers ſich mit größerer Selbſtändigkeit äußert, nach neueſtem Zeitgeſchmacke zu genauerer Worttreue umzuformen. Gerade vor der beſten Arbeit wird es am ſchwerſten ſein. Hielt deshalb die Shakeſpeare-Geſellſchaft für nöthig, eine oder die andere Ueberſetzung Baudiſſin's mit einer neueren zu vertauſchen, ſo war es nicht höflich, ſondern nur ſchicklich, daß der Vorſtand der Geſellſchaft ſich gleich auf den erſten Seiten des Werkes ausführlich und offen mit Baudiſſin auseinanderſetzte, und daß nicht dem Zufalle überlaſſen blieb, wie weit die Ueberſetzer und Reviſoren vor den einzelnen Stücken dem Manne, auf deſſen Stuhl ſie als ſeine Verbeſſerer geſetzt wurden, Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Dies wird hier geſagt, nicht um Jemandem wehe zu thun, ſondern um für künftige Auflagen eine Abſtellung, ſo weit ſolche noch möglich iſt, anzuregen.

IV.

Geſchichtliches.

Granius Licinianus.

(Grenzboten [illegible], Nr. [illegible].)

Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei Britannici Londinensis nunc primum edidit Carolus Aug. Frid. Pertz. Berolini 1857. gr. 4. — Auch die Philologie erfährt, was überall von verlorenen Dingen gilt. Wo ſie durch Jahrhunderte mit raſtloſer Aufmerkſamkeit ſuchte, hat ſie nichts gefunden, nicht die verlorenen Bücher des Salluſt, Livius, Tacitus; wo ſie dagegen nichts erwartete, warf ihr ein günſtiger Gott zuweilen werthvolle Geſchenke zu. So jetzt einen römiſchen Geſchichtſchreiber, deſſen Namen man kaum gekannt hatte.

Als Georg Heinrich Pertz mit ſeinem Sohne Karl im Jahre 1853 für die Monumenta Germaniae Handſchriften des britiſchen Muſeums durchſah, zeigte ihm Dr. Paul Bötticher, der eben dort ſyriſche Handſchriften benutzte, einen Codex aus dem 11. Jahrhundert, welcher unter ſeiner Schrift Spuren einer älteren ausgekratzten zeigte. Einzelne Namen, das angenehme Wort capitolium konnten entziffert werden, es war etwas von Sulla und einem Prieſterthum des Mars zu erkennen. Zugleich ergab ſich, daß der Codex nicht zwei-, ſondern dreimal beſchrieben war, und daß unter dem obern Texte zwei andere weggeſchabte, aus verſchiedenen Zeiten in tauſendjährigem Schlummer lagen.

Dieſe Entdeckung veranlaßte den älteren Pertz im Jahre 1855, den jüngeren im Jahre 1856, den Codex genauer zu unterſuchen, und durch chemiſche Hilfsmittel ſo viel als möglich die Spuren der älteſten Schrift wieder zu erwecken; der Sohn vollendete endlich die mühevolle Arbeit. Das vorliegende Buch enthält die Ergebniſſe, große Bruchſtücke eines römiſchen Geſchichtſchreibers, der älter als Livius iſt.

Das britiſche Muſeum erwarb die Handſchrift vor zwölf Jahren aus einem Kloſter der libyſchen Wüſte mit etwa fünfhundert anderen Manuſcripten; die Handſchrift enthielt von einer Hand des 11. Jahrhunderts Homilien des heiligen Chryſoſtomus in ſyriſcher Schrift. Zunächſt darunter lag ausgekratzt der Text eines lateiniſchen Grammatikers, mit Curſivbuchſtaben geſchrieben; unter dem Grammatiker ſtehen die Fragmente des Granius Licinianus in Majuskelſchrift. Bei dem Befeuchten mit chemiſchen Mitteln trat zuerſt die älteſte Schrift hervor, erſt ſpäter der Grammatiker, und dieſer Umſtand machte möglich, Mehreres zu erkennen, was ſonſt in dem Wirrwarr der verſchiedenen übereinander liegenden Schriftzüge undeutbar geweſen wäre.

Denn es war kein Leſen, ſondern faſt ein Errathen, nur bei hellem Lichte möglich. Die einzelnen Seiten erwieſen ſich ungleich erhalten, bei manchen war noch faſt der ganze Text zu entziffern, bei anderen nur wenige Buchſtaben. Es zeigte ſich, daß die zwölf Blätter des ſyriſchen Codex lange nicht den ganzen Text des alten Hiſtorikers enthielten, daß die erhaltenen Blätter nicht in der urſprünglichen Reihenfolge zuſammengelegt und überſchrieben waren. Es war nicht der kleinſte Theil der großen Aufgabe, den Text der durcheinandergeworfenen Blätter zu ordnen.

Der römiſche Geſchichtſchreiber ſelbſt ſchrieb, wie ſich aus einer Stelle des Textes ſchließen läßt, ſein Geſchichtswerk nach dem Jahre 40 v. Chr., denn er erwähnt Stil und und Schreibweiſe des Salluſt. Er ſelbſt ſcheint zu der Claſſe der älteren römiſchen Hiſtoriker zu gehören, welche in Chronikform ohne vielen Schmuck der Rede die Begebenheiten aufgezählt haben, zuweilen mit magerer Kürze, wie in noch früherer Zeit die officiellen Annalen allein thaten. Die lebendige, geiſtvolle und kunſtreich angeordnete Darſtellung des Salluſt und die Fülle und der rhetoriſche Glanz des Livius verdrängten auch die gebildetſten der früheren Annaliſten ſchnell aus der öffentlichen Gunſt. Aus den Fragmenten iſt der Titel des Werkes nicht zu erſehen, wohl aber, daß es eine nach Zeitfolge der Begebenheiten geordnete Geſchichte des römiſchen Staates war. Ebenſo darf man ſchließen, daß das Werk Licinians mit der früheſten Zeit der Stadt anfängt, daß es bis zum Tode Cäſars, vielleicht bis zur Schlacht bei Actium ging und im Ganzen etwa 40 Bücher enthielt. Die erhaltenen Bruchſtücke ſind aus der zweiten und dritten Dekade des Werkes. Der Verfaſſer war ein gebildeter Römer, er verſtand Griechiſch, und hatte viele ſeiner Vorgänger geleſen. Ob er ſelbſt eine politiſche Rolle geſpielt hat, kann bezweifelt werden, denn er hält es für die höchſte Aufgabe des Geſchichtſchreibers, die Thatſachen ohne Parteinahme zu berichten, er tadelt den Salluſt mit ſcharfen Worten, weil dieſer ſeine Zeit verurtheile, die Thaten der Einzelnen angreife und Beſchuldigungen auf ſie häufe. Und in der That ſcheint Licinian ſelbſt wenigſtens bei der Erzählung des Bürgerkrieges zwiſchen Marius und Sulla ſo unbefangen zu ſein, daß nicht zu erkennen iſt, welcher der großen Parteien er angehört. Wir theilen nicht die Meinung des Herausgebers, daß eine ſolche innere Freiheit gegenüber den größten Kämpfen, welche eine leidenſchaftlich bewegte Zeit durchwühlen, die höchſte Aufgabe des Hiſtorikers iſt, und wir denken nicht, daß Salluſt und Tacitus Tadel verdienen, weil ſie dieſe Freiheit nicht überall zu bewahren wußten. Es iſt wahr, wer einen großen politiſchen Kampf als ein Kampfgenoſſe ſchildert, der wird in großer Gefahr ſein, Einzelnen Unrecht zu thun: wer aber einem ſolchen Kampfe ſeines Volkes als unbefangener Weiſer zuſieht, der wird, ſobald er die Geſchichte deſſelben ſchreibt, in der dringenden Gefahr ſein, die Hauptſachen verkehrt darzuſtellen, oft ſogar die nackten Thatſachen falſch zu berichten. Es war daher nicht nur Mode, ſondern eine ſehr berechtigte ethiſche Forderung ſpäterer Bildung, wenn ſie ſolche Geſchichtſchreiber, welche mehr von ihrem Gemüth gaben, als wohl Licinianus that, dieſem vorzog. Das verringert nicht die große Wichtigkeit, welche die Entdeckung dieſer Bruchſtücke für uns hat, und wir ſind dem Zufall ſehr verpflichtet, welcher irgendwo, vielleicht in dem römiſchen Aegypten, einen Schreiber veranlaßte, den alten Hiſtoriker noch einmal abzuſchreiben, dem Zufall, der wieder ſpäter ſo günſtig waltete, daß ein anderer Abſchreiber zum Text irgend eines Grammatikers Pergament brauchte und dazu den Text des Granius ſchlecht abkratzte, und wieder dem Zufall, der endlich daſſelbe Pergament dadurch vor dem völligen Verderben rettete, daß er etwa bei Beginn der Kreuzzüge einem Mönche eingab, den alten Schreibſtoff durch einen dritten heiligen Text weiter zu erhalten.

Die Arbeit der beiden Pertz aber darf wohl ein ungewöhnliches Werk diplomatiſchen Fleißes genannt werden, und wir wüßten mit der Mühe ſolcher Entzifferung nichts zu vergleichen, was von Philologen bis jetzt bei größern Palimpſeſten gethan worden iſt. Weder die Arbeiten von Angelo Mai und Caſtiglioni an den Ulfilasbruchſtücken der Ambroſiana, noch Fridegar Mone's veroneſiſche Fragmente des Plinius boten auch nur annähernd gleiche Schwierigkeiten. Wenn es einen Fall gibt, in welchem man einem deutſchen Gelehrten auch eine Frucht von ſeiner Arbeit wünſchen darf und das Behagen, welches durch eine freudige Anerkennung ſeiner Thätigkeit hervorgebracht wird, war es dieſe Gelegenheit. Und das Verdienſt des Herausgebers wird dadurch nicht aufgehoben, daß ſeine Kritik des arg verſtümmelten Textes zu wünſchen übrig läßt. Ein Auge, welches ſich Jahre lang mit dem Gewirr von faſt unlesbaren Zügen ermüdet hat, und ein Urtheil, das durch die lange faſt mechaniſche Beſchäftigung mit den feinſten Einzelheiten der Buchſtaben Friſche und Unbefangenheit verloren hat, waren ſicher nicht immer geeignet, die glücklichſten und kühnſten Conjecturen zu wagen. In der That iſt der kritiſche Werth der Arbeit nicht ſo groß, als zu wünſchen wäre. Auch iſt der Zuſtand des Textes von der Art, daß noch Jahrhunderte lang unſere Philologen hinreichende Gelegenheit haben werden, Geiſt und Scharfſinn zu zeigen.

Schon beginnt dieſe Arbeit. Unter dem Titel: Grani Liciniani quae supersunt emendatiora edidit philologorum Bonnensium heptas (Leipzig, Teubner 1858) iſt bereits eine neue Ausgabe erſchienen, welche hier erwähnt wird, weil ſie ein Beiſpiel ſowohl von guten als bedenklichen Eigenſchaften deutſcher Philologen iſt. Sie enthält zunächſt eine Beurtheilung der Ergebniſſe, welche Karl Pertz gewonnen. Das Alter der älteſten Schrift des Palimpſeſtes, welche Pertz in das 2. bis 3. Jahrhundert nach Chriſtus verſetzt hatte, wird angefochten, die Reihenfolge, welche der erſte Herausgeber den Pergamentblättern gegeben hatte, wird als unrichtig nachgewieſen u. ſ. w. und eine nicht geringe Anzahl von Stellen, an denen Pertz falſch geleſen oder unrichtig conjicirt hatte, ſind, wie uns ſcheint, oft ſehr ſcharfſinnig und glücklich, verbeſſert. Unleugbar ſind die meiſten der Ausſtellungen wohlbegründet, und wir würden dem Wiſſen der Herausgeber zu großem Danke verpflichtet ſein, wenn ſie, der Vorrede nach Schüler Ritſchl's in Bonn, nicht zweierlei gethan hätten, was eine öffentliche Rüge verdient. Zunächſt iſt der gehäſſige und verächtliche Ton, mit welchem ſie in der Vorrede von der Arbeit des erſten Herausgebers ſprechen, durchaus nicht löblich, um ſo weniger, da ſie ihrerſeits keine unbedeutende Selbſtgefälligkeit verrathen. Denn wie ironiſch ſie auf die Thätigkeit des Herrn Pertz herabſehen, das Publicum wird zunächſt daran denken, daß ſie auf ſeinen Schultern ſtehen. Wohl war es für ihn mehr ein glücklicher Zufall, als ein Verdienſt, daß er zuerſt über den unbekannten Codex kam, aber es iſt dies ein Glücksfall, der ihm mit Recht zu Gute kommt, wie es auch den Angreifern hoch angerechnet werden würde, wenn ſie ein verlorenes Stück von Aeſchylus oder den Varro in dem ſtaubigen Winkel einer Bibliothek auffänden. Und ſie haben nicht einmal den durch Herrn Pertz abgeſchriebenen Codex von Neuem verglichen, ſondern ſie haben nach ſeiner gedruckten Ausgabe, und nachdem er mit ſeinem Vater monatelang durch mühevolle Thätigkeit ihnen vorgearbeitet hatte, die eigene Ueberlegenheit bequem in ihrer Arbeitsſtube empfinden können. Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, welche einen gebildeten Mann gerade bei ſolcher Gelegenheit beſtimmen wird, ſeine gerechteſten Ausſtellungen in artiger und anerkennender Weiſe zu machen.

Schlimmer aber iſt ein zweiter Umſtand. Sie haben, wie ſehr ſie auch in der Einleitung den erſten Herausgeber angreifen, es doch nicht verſchmäht, den in Capitälchen geſetzten Text, wie ihn Pertz aus der Handſchrift herausgeleſen, ſowie ſeine, Mommſen's und Bernays' Anmerkungen mit abdrucken zu laſſen. Das ſcheint uns ein Unrecht zu ſein, welches ſie dem Verleger der erſten Ausgabe zufügen. Leider haben mehre unſerer bedeutendſten Philologen in Fragen des literariſchen Eigenthums ein weites Gewiſſen. Die Beiſpiele ſind nicht ſelten, daß ſie eine neue Textdurchſicht irgend eines Schriftſtellers einem Verleger verkaufen, ſich eine Vergütung dafür zahlen laſſen, und die koſtſpielige Ausgabe in kürzeſter Zeit dadurch werthlos machen, daß ſie denſelben Schriftſteller vielleicht mit einigen kleinen Textänderungen einem anderen Verleger zu billigerer Ausgabe verhandeln. Daß ein ſolches und ähnliches Verfahren nicht nur in kaufmänniſcher Beziehung unehrenhaft, ſondern auch für die Wiſſenſchaft ſchädlich iſt, liegt auf der Hand. Wir ſind dadurch ſo weit gekommen, daß größere kritiſche Ausgaben eines Claſſikers ein mißliches und in vielen Fällen unausführbares Unternehmen geworden ſind, und daß die kleinen Schulausgaben, welche in Sammlungen erſcheinen und durch die ungemeine Billigkeit ihres Preiſes einen großen Abſatz geſichert haben, jetzt ſchon vorzugsweiſe das kritiſche Talent unſerer Philologen in Anſpruch nehmen. Daß es wünſchenswerth iſt, gewonnene wiſſenſchaftliche Ergebniſſe ſchnell in weiten Kreiſen zu verbreiten, verſteht ſich von ſelbſt; aber ebenſo ſehr, daß dies mit Schonung der Eigenthumsrechte, welche Einzelne erworben haben, bewirkt werden muß.

Es ſcheint uns aber gerecht, daß der erſte Herausgeber, welcher ein Schriftwerk mit Mühe und Opfern aus einer unbekannten Handſchrift hervorgeholt hat, das literariſche Eigenthumsrecht an dem Buche, welches er herausgibt, ſo gut beanſpruchen darf, als ein Anderer, der eine Abhandlung über den Curculio oder über das Relief eines Sarkophags dem Buchhandel übergeben hat. Wer nach ihm den Text herausgeben will, möge ſich die Mühe geben, die Arbeit des Vorgängers mit der Handſchrift zu vergleichen, d. h. die Quelle ſelbſt zu benutzen, oder, falls er das nicht kann, mit den Eigenthümern der erſten Ausgabe ein Abkommen zu treffen. Die literariſche Stellung der ſieben Herausgeber zu Bonn wird dadurch nicht beſſer, daß ſie mit ihrer anſpruchsvollen Beurtheilung einer fremden Arbeit noch eine Benutzung derſelben verbunden haben, deren geſetzliche Berechtigung bezweifelt werden kann.

Der falſche Uranios.

(Grenzboten 1856, Nr. 7.)

Der unbefangene Menſchenfreund konnte in dieſen Monaten zu Leipzig zwei ſchmerzliche Betrachtungen nicht von ſich abhalten: Es gibt viel Betrug in der Welt, und auch die Klügſten können irren. — Da die Sache, um welche es ſich handelt, am beſten von der heiteren Seite betrachtet wird, ſo möge hier eine unbefangene Erzählung folgen.

Im Juli 1855 erſchien zu Leipzig ein geheimnißvoller Grieche, der ſich Konſtantin Simonides nannte, aus England kam und eine Anzahl ſeltener Handſchriften zu beſitzen vorgab. Derſelbe brachte den Ruf mit, kein zuverläſſiger Mann zu ſein; er hatte ſchon in England durch Verkauf von Handſchriften gewagte Geſchäfte zu machen geſucht, war in Oxford übel angekommen, hatte aber an das britiſche Muſeum allerdings einige ſeiner Schätze veräußert. Wie er in den Beſitz derſelben gelangt war, blieb dunkel. Mißtrauiſche Gemüther hatten darüber Vermuthungen, doch glaubte man nicht, daß er ſich alle ſeine Handſchriften und Pergamentblätter von außen her angeeignet, ſondern daß er Mehres ſelbſt verfertigt habe. Er machte auch in Leipzig einige Geſchäfte. Er verkaufte an die Univerſitätsbibliothek drei Papierblätter aus einer griechiſchen Handſchrift vom Berge Athos und 31 Blätter einer Abſchrift, die er ſelbſt aus derſelben Handſchrift vom Athos gemacht haben wollte. Dieſe Blätter enthielten große Bruchſtücke eines altchriſtlichen Werkes, „der Hirte des Hermas“, welches bis dahin nur aus einer alten lateiniſchen Ueberſetzung und den Fragmenten der Kirchenväter bekannt geweſen war. Nach dieſen drei Originalblättern und der Abſchrift des Simonides wurde der griechiſche Text von Anger und Dindorf in Leipzig herausgegeben. Die Echtheit der drei Manuſcriptblätter, welche aus einer Handſchrift ausgeſchnitten ſind, ſcheint unzweifelhaft; ob die Abſchrift des Simonides wirklich nach einem griechiſchen Manuſcript hergeſtellt, oder in der behenden Art des Simonides durch ſeine eigenen Erfindungen vervollſtändigt, oder gar eine von ihm verfertigte Rücküberſetzung der ſchon bekannten lateiniſchen Bearbeitung ins Griechiſche ſei, iſt noch auszumachen.

Darauf brachte Simonides ein anderes Manuſcript hervor, 72 Blätter einer ägyptiſchen Königsgeſchichte des Alexandriners Uranios. Die Handſchrift war ein Palimpſeſt, d. h. eine Handſchrift, auf welcher die urſprüngliche Schrift von ſpätern Abſchreibern weggearbeitet und das Pergament von

Neuem beſchrieben worden war. Die zweite Hand des Manuſcriptes hatte in den Zügen des 11. oder 12. Jahrhunderts aufgezeichnet, was für uns geringe Wichtigkeit hat, die bleichen Züge der erſten Hand enthielten in Uncialen des 5. Jahrhunderts drei Bücher ägyptiſcher Königsgeſchichten des Uranios, von den älteſten Zeiten bis auf Ptolemäus Lagi. Die Schrift der zweiten Hand war unzweifelhaft echt, der Inhalt der erſten wurde vom Profeſſor W. Dindorf in Leipzig trotz dringender äußerer Verdachtsgründe ebenfalls für echt gehalten und das Manuſcript dem Simonides für zweitauſend Thaler abgekauft, wie anzunehmen iſt, unter den nöthigen Rechtsverwahrungen.

Profeſſor Dindorf, nicht nur in der gelehrten Welt als Philolog und Herausgeber alter Schriftſteller, ſondern auch an der Börſe Leipzigs als unternehmender Geſchäftsmann bekannt, legte das Manuſcript der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin vor und bot es um den Preis von fünftauſend Thalern zum Verkauf an. Er mußte einige tauſend Thaler mehr fordern, als er ſelbſt dem Simonides gezahlt hatte, weil er den Ueberſchuß dazu benutzen wollte, dieſen Simonides und ſeine Manuſcripte gründlich zu durchſchauen, zu überwinden, kurz, mit ihm fertig zu werden — er ſelbſt hat in ſeiner Darſtellung der ganzen Begebenheit (Leipziger Allgemeine Zeitung 1856, Nr. 31) dieſe uneigennützigen Beweggründe ſorgfältig auseinandergeſetzt. Die Akademie der Wiſſenſchaften nun ließ durch eine Anzahl ihrer Mitglieder die Handſchrift vielſeitig unterſuchen. Zwei große Namen zerlegten die Sache chemiſch, ein großer Name mikroſkopiſch, mehre ſehr große Gelehrte kritiſch und das Schlußergebniß war — ſie ſind unſere Väter; wer es wagen wollte, auch nur den Schatten ihres Turbans zu verunreinigen, der würde durch uns zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert werden — aber was wahr iſt, muß geſagt werden, das gelehrte Berlin hatte eine ſchwache Stunde, die Fälſchung war ſehr geſchickt gemacht, die Akademie erklärte die Handſchrift für echt und beſchloß den Ankauf zu befürworten. Zu dem

Ankauf war eine außerordentliche Geldbewilligung durch Se. Majeſtät den König nöthig und dieſe nicht im Augenblick zu erlangen und doch erklärte der Verkäufer, daß er das Manuſcript oder eine Anzahlung von etwa 2500 Thalern nach Leipzig zurücknehmen müſſe. In dieſer Verlegenheit ſchoß Profeſſor Lepſius von der Akademie aus eigenen Mitteln die Summe von 2500 Thalern vor, Profeſſor Dindorf reiſte damit zurück. Lepſius, der unter den kritiſchen Prüfern der Akademie geweſen war und ein beſonderes Intereſſe an dem Manuſcript hatte, weil er ſelbſt daſſelbe herauszugeben gedachte, darf wohl entſchuldigt werden, daß er einige Zeit an die Echtheit der Handſchrift glaubte und dafür ſprach, denn die alte Königsgeſchichte der Aegypter iſt ſein eigenſtes Fach und wer in dieſe dunkeln Studien vertieft iſt, bei dem ſind zur Zeit noch ganz andere Irrthümer und Rechnungsfehler erklärlich. Als er nun aber die Handſchrift in ruhigem Beſitze hatte und außerdem Gerüchte und Zweifel von mehren Seiten an ſein Ohr drangen, ging er nochmals an eine ſorgfältige Prüfung des ſchwer zu leſenden Inhalts, den die erſte Hand geſchrieben. Und da fiel ihm mehres Bedenkliche auf. Unter anderm war eine abenteuerliche Muthmaßung, welche vor einigen Jahren Bunſen in ſeinem Werke „Aegyptens Stellung in der Weltgeſchichte“ zur Ergänzung einer Lücke in unſerem ägyptiſchen Wiſſen gemacht hatte, wörtlich von dem alten Griechen Uranios in ſeine Geſchichte aufgenommen worden. Es iſt aber ungewöhnlich, daß jemand das Buch eines Andern ausſchreibt, der erſt 2000 Jahre nach ihm mit Tinte und Feder umgegangen iſt. Dazu kamen noch andere innere Anzeichen der Unechtheit.

Der ſo entſtandene Verdacht erhielt von Leipzig aus Beſtätigung. Dort hatte Profeſſor Tiſchendorf in collegialem Eifer gegen Profeſſor Dindorf ſchon ſeit längerer Zeit die Unechtheit der Manuſcripte des Simonides behauptet, hatte aber bei Dindorf kein Gehör und keinen Glauben gefunden. Als ein Herr, der auch ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte und zahlreiche hohe Anerkennungen derſelben aufzuweiſen hat, mußte Profeſſor Tiſchendorf über ſolche auffallende Ungläubigkeit mit Recht unzufrieden ſein. Endlich erhielt er von einem zu Leipzig lebenden Griechen, Alexander Lykurgos, Briefe des Simonides, die dieſer von London aus geſchrieben, aus denen ihm die Fälſchung mit Sicherheit erweislich ſchien. Gleich darauf erfuhr er, daß ſein College Dindorf der Akademie die Handſchrift verkauft und der König das Geld bereits angewieſen habe. Sogleich telegraphirte er nach Berlin an die „maßgebende Stelle“, die Handſchrift ſei unecht, und ſandte ſeine Beweiſe ein.

Eine dunkle Wolke zog jetzt vor das Geſtirn des Simonides. Am letzten Januar erſchien Profeſſor Lepſius mit dem bekannten Stieber, dem Führer der Berliner Schatten, in Leipzig. Das Polizeiamt Leipzigs wurde durch die Angaben des Profeſſors Lepſius bewogen, eine Hausſuchung bei Simonides vornehmen zu laſſen. Man fand den Griechen ſelbſt reiſefertig, im Begriff Leipzig zu verlaſſen, fand bei ihm die 2000 Thaler, welche er von Profeſſor Dindorf erhalten, und allerlei Fälſchungsmittel, verſchiedene chemiſche Tinten u. ſ. w., auch das erwähnte Buch von Bunſen, die Stelle roth angeſtrichen. Der Entlarvte wurde in Verwahrung genommen. Der Traum von Uranios war zerronnen und die Verzeichniſſe der ägyptiſchen Königsdynaſtien und die übelklingenden Namen ihrer Könige und Vettern — Namen, welche bis jetzt den Hauptinhalt der alten ägyptiſchen Geſchichte bilden — werden noch fernerhin ſeinen Conjecturen und willkürlichen Annahmen, dem ernſten Forſcherſinn und der Windbeutelei unſerer Gelehrten überreiche Nahrung geben.

Simonides ſelbſt war durch die preußiſche Polizei im erſten Amtseifer von Leipzig nach Berlin geführt worden, aber die Berliner Gerichte hatten nicht gegen ihn verfahren können, denn er hatte in Preußen kein Verbrechen begangen, und als er frei gelaſſen wurde und nach Leipzig zurückkehrte, fand ſich hier wieder kein Kläger gegen ihn. So reiſte der fleißige Mann nach freundlichen Andeutungen der Leipziger Polizeibehörde ab. Und gern hätten wir alle den ärgerlichen Vorfall vergeſſen, aber das Wohlwollen, welches dem Simonides deutſche Gelehrte von Ruf erwieſen hatten, und noch mehr der Schutz, welcher einem Beargwöhnten in Deutſchland aus der Vielköpfigkeit unſerer Regierungen erwächſt, machten den Griechen ſo dreiſt, daß er ſeinerſeits von München aus zum Angriff überging und in einer kleinen Schrift „über die Echtheit des Uranios“ ſein Opfer und ſeinen Verfolger, den Profeſſor Lepſius, ſowie ſeine Leipziger Feinde gröblich angriff. Wenn noch in irgend einem deutſchen Gemüth ein Reſt von Hoffnung lebte, daß uns der alte Grieche Uranios in jenem Palimpſeſt erhalten, und Simonides nicht Verkäufer einer gefälſchten Handſchrift ſei, ſo wird dieſe Hoffnung durch die Selbſtvertheidigung des Simonides auf's Gründlichſte vernichtet. Denn er erſcheint darin als ein ſo dreiſter und unmäßiger Lügner im allergrößten Stil, daß man billig über den Umfang ſeiner Erfindungskraft erſtaunen darf. Nachdem er unter dem Schutz des Wahlſpruchs: „Verſteheſt du den Geiſt mit Kraft und Muth zu paaren, getroſt, dann hilft auch Gott dein gutes Recht dir wahren“, und nach Bezugnahme auf einen Brief, den er an den König von Preußen geſchrieben, ſeine Unbeſcholtenheit gerühmt hat, beginnt er ſeine Vertheidigung durch wörtliche Anführungen aus griechiſchen Werken, die uns nicht erhalten ſind, die er aber zu kennen und in Palimpſeſten zu beſitzen verſichert. Daraus erzählt er eine Lebensgeſchichte des Uranios und geht ſeinen Gegnern „als ein nur von der ſuperfeinen Gelahrtheit Verkannter“ zu Leibe, er ſchimpft, er droht, er nimmt für ſich gründlichere Kenntniſſe im Aegyptiſchen in Anſpruch, als Profeſſor Lepſius beſitze, und verheißt zuletzt gar die Herausgabe einer neuen Zeitſchrift über Hieroglyphenkunde und Paläographie. Er täuſcht ſich nicht, wenn er annimmt, daß dieſe mit großem Intereſſe geleſen werden wird, wenigſtens wird unſere Entdeckungspolizei wahrſcheinlich dem Verzeichniß der Mitarbeiter im Intereſſe unſerer Kaſſenanweiſungen Antheil ſchenken. Damit aber nichts fehle, den erfindungsreichen Griechen bedeutend zu machen, erfreut er die gelehrte Welt durch die gelegentliche Mittheilung, daß er, der ſich ſelbſt ironiſch den famoſen Fälſcher nennt, noch 2500, von ſeinem Onkel Benedictus erblich erhaltene Handſchriften beſitze, aber er halte ſie wohlverſteckt. Stil und Haltung dieſer und vieler anderen Stellen zeigen dieſelbe Größe des Charakters, welche etwa Lips Tullian oder ein anderes namhaftes Opfer der juriſtiſchen Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen gehabt haben kann. Und ſelbſt damit nicht genug, er erzählt auch die Schickſale dieſer Handſchriften ſeit der Römerzeit. Man darf wohl ſagen, ſeine Lügen ſind ſo groß und unverſchämt, daß Falſtaffs ſieben ſteifleinene Männer dagegen nichts als „vorwitzige Mücken“ ſind.

Es iſt doch bedenklich, daß eine Gaunerei, welche den eigenen Vortheil dadurch ſucht, daß ſie Lüge und Unwahrheit in das Reich der Wiſſenſchaft einſchwärzt, ungeſtraft bleibt. Und ſehr demüthigend iſt der Gedanke, daß ſolch ein kläglicher Geſell ernſte Gelehrte zu täuſchen vermochte.

Die Handſchriften von Arborea.

(Grenzboten 1870, Nr. 15.)

In den letzten Jahrzehnten kam zu Oriſtano auf der Inſel Sardinien eine größere Anzahl Handſchriften und Brieffragmente auf Pergament und Papier zum Vorſchein, deren Inhalt die größte Bedeutung für Geſchichte und Alterthümer der Inſel beanſpruchte. Die Documente waren ihrem Inhalte nach aus faſt jedem Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, vom achten bis ſechzehnten, darunter auch ein Palimpſeſt; ſie enthielten eine Fülle von Thatſachen über die Geſchichte und die Zuſtände der Inſel Sardinien durch das ganze Mittelalter, die älteſten Proben italieniſcher Sprache in Vers und Proſa, Lebensgeſchichten berühmter Sarden u. ſ. w.; ſie erſchienen als Beſtandtheile einer Sammlung, welche beim Erwachen der Humanitätsſtudien ein literariſch gebildeter Sarde angelegt hatte. Im Jahre 1846 wurde das erſte dieſer Documente, 1863 die ganze Sammlung unter dem Titel: Pergame, codici e fogli cartacei di Arborea von Pietro Martini in ſtattlichem Werke herausgegeben. Die Sache machte großes Aufſehen, zumeiſt in Italien, die Bereicherung unſeres Wiſſens war plötzlich und auffallend, die ganze Culturgeſchichte des italieniſchen Mittelalters erhielt ein verändertes Ausſehn. Aber auch an der Echtheit des ganzen Fundes wurde gezweifelt und die Gelehrten Italiens nahmen eifrig für und wider Partei. Als im März 1869 Profeſſor Theodor Mommſen in Turin weilte, wurde ihm von Herrn Baudi di Vesme, Mitglied der Turiner Akademie der Wiſſenſchaften, welcher für die Echtheit der Sammlung gekämpft hatte, der Wunſch ausgeſprochen, daß die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin dieſe Frage einer ſorgfältigen Prüfung unterziehen möge. Der Italiener erbot ſich, für dieſen Fall zu veranlaſſen, daß eine Anzahl der Handſchriften, welche jetzt in der öffentlichen Bibliothek von Cagliari aufbewahrt werden, nach Berlin geſandt werde. Die Berliner Akademie ging auf dieſen Antrag ſoweit ein, daß ſie einige ſachkundige Gelehrte zu einer Prüfung veranlaßte. Philipp Jaffé beurtheilte die alte Schrift, Adolf Tobler die alte italieniſche Sprache, Alfred Dove die geſchichtlichen Angelegenheiten, Theodor Mommſen die Inſchriften, welche in der Sammlung nach den Notizbüchern eines im Jahre 1510 verſtorbenen ſardiniſchen Sammlers mitgetheilt waren. Die vier Gutachten wurden im Januarbericht der Akademie durch Moriz Haupt veröffentlicht, ſie lauteten einſtimmig dahin, daß die ſämmtlichen unter dem Namen der Documente von Arborea mitgetheilten Handſchriften und Schriftſtücke eine große, unverſchämte, planvolle Fälſchung ſind.

Von vornherein war aufgefallen, daß dieſer ganze Schatz ein gewiſſes einheitliches Ziel nicht verleugne, daß ſämmtliche Manuſcripte aus den verſchiedenen Jahrhunderten ihrem Inhalte nach den Ruhm der Inſel Sardinien, ſeine alte Cultur, die Tapferkeit ſeiner Einwohner überliefern und daß ſie alle zuſammen wirken, die Geſchichte Sardiniens durch Thatſachen, Helden und Dichter zu ſchmücken, und ſeine Literatur mit Inſchriften, Geſchichtswerken und Geſängen zu bereichern. Herr Jaffé erkannte ſofort, daß die in den Handſchriften des Mittelalters üblichen Abkürzungen in einer durchaus willkürlichen, in jedem Jahrhundet unerhörten Weiſe gebraucht waren, und zwar für die verſchiedenſten Jahrhunderte im Ganzen dieſelbe Art und Weiſe der Abkürzungen; dann daß die Pergament- und Papierblätter, wenigſtens die Ränder, in mannigfache Flüſſigkeiten getaucht und mit ungeſchickter Sorgfalt durch künſtliche Schmutzflecke verziert worden ſind, um die Arbeit alt erſcheinen zu laſſen. — Ergötzlich iſt, was Profeſſor Tobler über die Erfindungen des Fälſchers mittheilt. Dem Fälſcher lag z. B. am Herzen, eine Probe von ſardiniſcher Proſa aus dem 8. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zu beſchaffen zum Ruhm ſeiner Inſel. Er erfand alſo einen Hirtenbrief eines ſardiniſchen Biſchofs vom Jahre 740, in dem dieſer, wie gelegentlich, ein Treffen zwiſchen Sarrazenen und tapferen Sarden erwähnt. Weil aber die Herſtellung einer Handſchrift aus dem Jahre 740 doch mißlich erſchien, ſo erdachte der Fälſcher eine zwei- bis dreimalige Abſchrift dieſes uralten Briefes, von denen die erſte kurz nach dem Jahre 1079 für eine Actenſammlung erfolgt ſein ſoll, und zwar in der Weiſe, daß ſchon damals ein Notar der Abſchrift ein Zeugniß beigelegt habe, das Original ſei in einem Zuſtand arger Zernagung geweſen, und es hätte ſich nicht Alles leſen laſſen, daher eine Anzahl Lücken. Mit noch größerer philologiſcher

Genauigkeit beſchreibt der zweite erfundene Curioſitätenſammler aus dem 14. Jahrhundert dieſe Actenſammlung ganz in der Weiſe eines Forſchers, der für eine gelehrte Zeitung arbeitet. Und wohl gemerkt, die trümmerhafte Handſchrift, deren Inhalt auf ſolche Weiſe durch die Jahrhunderte geſchleppt ſein ſoll, hatte für mittelalterliche Menſchen keinerlei Intereſſe, welches dieſe Sorgfalt erklären könnte. — Noch wunderlicher iſt eine andere Anekdote des Fälſchers. Um die von ihm verfertigten Proben altitalieniſcher Sprache glaubhaft zu machen, erfindet er ſich folgenden kleinen Roman: „Im Jahre 1271 wurde ein ſardiniſcher Kaufmann von einem Römer ſeiner Sprache wegen angegriffen; da er ſich dem Gegner nicht gewachſen fühlte, wandte er ſich an einen gelehrten Landsmann, Comita de Orru, und dieſer ſetzte für ihn (im Jahr 1271!) eine ſprachwiſſenſchaftliche Denkſchrift auf, deren Inhalt ſich der Gekränkte nur einzuprägen brauchte, um durch zahlreiche Anführungen den Römer zur Achtung vor der ſardiniſchen Sprache zu zwingen. Der erfundene Sprachweiſe Comita brauchte aber, wie man erfährt, ſich das Material für ſeine Schrift nicht erſt zu ſammeln; ihm lag ein — leider ſeither verſchwundenes — Werk vor, das alles Nöthige in beſter Ordnung und Vollſtändigkeit bot, eine „Geſchichte der ſardiniſchen Sprache" von Giorgio von Lacon (geboren 1177, geſtorben 1267). Unter dieſem Titel (historia dessa lingua sardesca) ſollte nämlich ein gelehrter Zeitgenoſſe von Innocenz III und IV ein Werk geſchrieben haben, in welchem er, geſtützt auf zahlreiche ſelbſtgeſammelte, ſprachgeſchichtliche Documente, Inſchriften, Briefe, Gedichte u. ſ. w. und auf Beobachtungen, die er, zu dieſem Zwecke koſtſpielige Reiſen nicht ſcheuend, in Italien, Frankreich und Spanien gemacht, jeden wünſchenswerthen Aufſchluß gab, — worüber? — über die völlige Uebereinſtimmung der ſardiniſchen Sprache mit der ruſtiken Sprache der Römer und über ihr Verhältniß zur italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und provenzaliſchen."

Aus dieſer wundervollen Fundgrube bezog nach der Darſtellung des Fälſchers der gelehrte Sarde Comita mit größter Bequemlichkeit alles Nöthige. Durch dieſen Auszug aber ſoll der mitgetheilte altſardiniſche Sprachſchatz in einer Abſchrift des 15. Jahrhunderts erhalten ſein. Profeſſor Tobler weiſt ferner aus der Beſchaffenheit dieſer ſogenannten altitalieniſchen Sprache unwiderleglich nach, daß auch nach dieſer Seite eine Fälſchung vorliege. — Ebenſo wird aus dem Gutachten von Alfred Dove erſichtlich, daß der Fälſcher in ſeinen geſchichtlichen Berichten nach unwahren Angaben ſpäterer italieniſcher Hiſtoriker gearbeitet hat, daß er z. B. den Sarrazenenhäuptling Mogehid, der von den nahen Balearen im 11. Jahrhundert Sardinien überzog und plünderte und von italieniſchen Chroniſten als König Muſetus erwähnt wird, zu einem König in Afrika gemacht hat, und daß er ihn mehre Jahre, nachdem er geſtorben war, in Sardinien einfallen läßt und zwar in einem Berichte, der zur letzten Quelle einen Zeitgenoſſen des Königs Muſetus haben ſoll. — Endlich bewies Theodor Mommſen, daß die Fälſchung mit Benutzung neuer literariſcher Hilfsmittel, auch neu entdeckter echter Inſchriften verfertigt und noch nach dem Jahre 1856 mit Zuſätzen verſehen worden iſt. — Der jetzt verſtorbene Herausgeber Pietro Martini hat in gutem Glauben gehandelt, undeutlicher ſcheint der Antheil des erſten Entzifferers und Abſchreibers der Handſchriften, eines Herrn Ignatius Pillito.

Dies Blatt verſagt ſich nicht, auf den Bericht der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften aufmerkſam zu machen, weil der Fall an ſich merkwürdig und die Behandlung deſſelben durch unſere Freunde eine ſehr erfreuliche und muſterhafte iſt. Die werthen Gelehrten von der Berliner Akademie gleichen in dem Bericht ganz dem Bergleuen des Homer, welcher einem ſchlechten Köter im Vorbeigehen ruhig den vernichtenden Tatzenſchlag verſetzt, und dann edlerem Wild nachjagt.

Das älteſte Denkmal in Buchſtabenſchrift.

Die Inſchrift des Königs Meſa von Moab (9. Jahrhundert vor Chriſtus), erklärt von Theodor Nöldeke. Kiel 1870.

(Grenzboten 1870, Nr. 19.)

Mit beſonderer Freude nehmen wir aus der angezeigten neuen Schrift Veranlaſſung, der Thätigkeit des verdienſtvollen Gelehrten zu gedenken, welcher vor Kurzem einem größeren Publicum die Ergebniſſe der neuen Forſchungen im Gebiete der bibliſchen Literatur dargeſtellt hat.

Zunächſt berichten wir über die neue Inſchrift, denn dieſe Inſchrift iſt für die Alterthumswiſſenſchaft von einer Wichtigkeit, welche weit über ihren lehrreichen Inhalt hinausgeht.

Für die bedeutendſten Reſte ſemitiſcher Inſchriften galten bis jetzt die im Jahre 1848 in der Altſtadt von Marſeille aufgefundene phönikiſche Opfertafel und die gleichfalls phönikiſche Inſchrift des 1855 in der Nähe von Sidon entdeckten Sarkophags des Königs Aſchmunezer, erſtere jedenfalls aus der Zeit vor Ausbruch der römiſch-karthagiſchen Kriege, letztere in das vierte vorchriſtliche Jahrhundert geſetzt. — Ungleich größeres Intereſſe aber hat ſchon durch ihr hohes Alter die kürzlich zu Dhiban, dem alten Dibon im Moabiterlande jenſeit des toten Meeres gefundene Inſchrift auf der Stele des Moabiterkönigs Meſa, an deren Echtheit durchaus nicht zu zweifeln iſt. Ein Deutſcher, Herr G. Grove, hat den Stein zuerſt geſehen, aber er hat einem Franzoſen, Herrn Charles Clermont-Ganneau, Dragoman-Kanzler des franzöſiſchen Conſulats zu Jeruſalem, die Ehre und das Verdienſt gelaſſen, mit großen Schwierigkeiten den Text dieſer Inſchrift für die Wiſſenſchaft gerettet und zuerſt gedeutet zu haben. Leider wurde der erſte Abklatſch, den Herr Ganneau durch einen Araber von dem Steine nehmen ließ, in Folge eines Streites mit dem Beduinenſtamm der Beni-Hamiden, der Eigenthümer des Steines, nur in Fetzen gerettet; und als man darauf Anſtrengungen machte, die Stele ſelbſt zu erwerben, zerſprengten jene Beduinen, entweder aus Widerwillen gegen die Einmiſchung der türkiſchen Regierung, oder in dem gewöhnlichen Aberglauben der Orientalen, daß die geheimnißvolle Inſchrift dem Kundigen Zauberwiſſen und Schätze offenbare, den Stein durch Feuer und kaltes Waſſer in mehre Stücke. Doch gelang es den Beauftragten Ganneau's, von den zwei größten Bruchſtücken einen Bürſtenabzug zu nehmen und in den Beſitz mehrer kleiner Bruchſtücke und ſpäter ſogar des ganzen oberen Fragments ſelbſt zu gelangen, ſodaß die Lücken der Inſchrift nicht allzu bedeutend ſind. Auch ſoll Hoffnung ſein, das größte Trümmerſtück des unteren Theils zu retten. — Die Stele war ein bläulich-ſchwarzer Baſalt von ungefähr 1 Meter Höhe und 60 Centimeter Breite und Dicke, die Inſchrift in 34 Zeilen, meiſt ſehr deutlich, die Wörter durch Punkte, die Sätze durch Striche getrennt. Das erſte Facſimile wurde von Graf de Vogué veröffentlicht: La stèle de Mesa, roi de Moab 896 avant J. C. — Lettre à M. le Comte de Vogué par Ch. Clermont-Ganneau, Paris 1870, ein viel vollſtändigeres von Ganneau in dem Märzheft der „Revue Archéologique“ von 1870. Ueber die Inſchrift wurde gehandelt von Emanuel Deutſch in der Times und von Renan. Bei uns erſchienen eine Abhandlung des ſchon um die Entzifferung der Inſchrift Aſchmunezer's verdienten Profeſſor Schlottmann in dem Oſterprogramm der Univerſität Halle-Wittenberg: Die Siegesſäule Meſa's, Königs der Moabiter, Halle 1870 — dann eine Beſprechung von Neubauer in Frankel's Monatſchrift, jetzt die Abhandlung Nöldeke's. Letztere Schrift gibt die Geſchichte der Auffindung, eine Transſcription und Ueberſetzung der Inſchrift nebſt Erläuterung und eine Darſtellung ihrer geſchichtlichen wie philologiſchen Bedeutung. Wir laſſen hier die Ueberſetzung folgen, die Nöldeke von den 33 erſten Zeilen gibt — die letzte vierunddreißigſte iſt unlesbar —, wobei die Lücken mit Punkten bezeichnet, die kleineren zuverläſſigen Ergänzungen in den Text aufgenommen ſind:

„Ich bin Meſa, Sohn des Kamos ...., König von Moab aus Dibon.

Mein Vater hat geherrſcht über Moab 30 Jahre und ich habe geherrſcht nach meinem Vater, und dieſen Altar dem Kamos angelegt auf der Fläche .. weil er mir half aus allen Nöthen (?) und weil er mich ſehn ließ das Unglück aller meiner Feinde.

Es erhob ſich Omri, König von Iſrael, und drückte Moab lange Tage, da Kamos zürnte auf ſein Land.

Und ihm folgte ſein Sohn und ſprach gleichfalls: „ich will Moab drücken.“

In meinen Tagen ſprach er ..., und ich ſah ſein und ſeines Hauſes Unglück, und Iſrael geht auf ewig zu Grunde.

Und Omri nahm ein das Land Medaba und er lag darin ... ſein Sohn 40 Jahre lang, und zurück gab es Kamos in meinen Tagen.

Und ich baute Baal Meon und legte darin an ....

Und ich [zog gegen?] Kirjathaim, aber die Männer von Gad wohnten im Lande [Kirjathaim?] von Urzeit her. Und es befeſtigte ſich der König von Iſrael [Kirjathaim?] und ich ſtritt wider die Ringmauer und nahm ſie ein und brachte um Alle, die da lagen in der Ringmauer, zur Augenweide für Kamos und Moab.

Und ich führte von dort zurück ... ſie vor Kamos in Kerioth. Und ich legte in ſie die Männer von Saron (?) und die Männer von ....

Und Kamos ſprach zu mir: „gehe und gewinne Nebo von Iſrael.“

Und ich ... ging in der Nacht und ſtritt dagegen vom Anbruch des Morgengrau bis Mittag und ich .... und ich ... brachte um ſie ganz, ſiebentauſend, ... denn dem Aſtar-Kamos ward es zur Vernichtung geweiht ...

Und ich nahm von dort die Geräthe Jahve's (Jehova's) und brachte ſie dar dem Kamos.

Und der König von Iſrael baute Jahaz und legte ſich hinein bei ſeinem Streit wider mich und Kamos vertrieb ihn vor mir.

Und ich nahm aus Moab 200 Mann, all ſeine Häupter, und führte ſie nach Jahaz hinauf und nahm es . . . nach Dibon.

Ich habe gebaut die Fläche, die Mauer der Waldhöhen und die Mauer . . . .

Und ich habe gebaut ſeine Thore, und ich habe gebaut ſeine Thürme, und ich habe gebaut den Königspalaſt und ich habe angelegt die Vorrathshäuſer (?) . . . . innerhalb der Ringmauer auf der Fläche; da ſprach ich zu allem Volk: „legt euch Jedermann eine Ciſterne in ſeinem Hauſe an.“

Und ich habe den Graben (?) für die Fläche gegraben beim . . Iſraels.

Ich habe gebaut Aroer und ich habe angelegt die Straße über den Arnon.

Ich habe gebaut Beth Bamoth, denn es war zerſtört, und ich habe gebaut Bezer, denn (es war zerſtört und habe hingeführt?) von den Männern Dibon's fünfzig, denn ganz Dibon war unterthänig.

Und ich habe die Rinder . . . . die ich geſammelt hatte auf der Erde.

Und ich habe gebaut . . . . und Beth Diblathaim und Beth Baal Meon und führte hinauf dorthin . . . des Landes und Horonaim; darin lag . . .

Und es ſprach zu mir Kamos: „komm, ſtreite wider Horonaim“ und ich (gewann?) es Kamos in meinen Tagen und . . .“

Der Errichter der Stele, König Meſa, iſt derſelbe, deſſen Kampf mit Joram von Iſrael aus der Dynaſtie Omri's, mit Joſaphat von Juda und dem Könige von Edom das Alte Teſtament, zweites Buch der Könige Capitel drei, berichtet. Die verbündeten Könige ſchlagen die Moabiter, verwüſten das Land und ſchließen Meſa in Kirchareſeth ein. Da ſucht der Moabiterkönig in ſeiner Bedrängniß den Zorn ſeines Gottes zu ſühnen, indem er ſeinen erſtgebornen Sohn auf der Stadtmauer zum Opfer darbringt, wie einſt Abram in ähnlicher Lebensnoth gewollt, und Jephtha mit ſeiner Tochter nach einem Gelübde gethan. Und in der That gibt Iſrael die Belagerung auf und zieht ab unter dem Zorne Jahve's, der Grauen über Iſrael ſandte dafür, daß es ſeinen Feind zu einem ſo entſetzlichen Schritte genöthigt. — Die Regierungszeit Meſa's und die Kämpfe, welche dieſer Kataſtrophe vorausgingen, findet Nöldeke in der Inſchrift geſchildert und ſetzt die Abfaſſung derſelben in die Jahre des Grenzkrieges vor der Belagerung, da dieſe auf der Stele nicht erwähnt wird. Anders Ganneau, dem Schlottmann beiſtimmt. Da auf der Stele Joſaphats und des Edomiterkönigs keine Erwähnung geſchieht, die Moabiter aber nach 2. Könige 1, 1 ſchon unter Joram's Vorgänger Ahasja von Iſrael abgefallen waren, ſo nimmt Ganneau an, daß ſchon Ahasja mit Meſa Krieg geführt habe, und daß er in der Inſchrift als deſſen Gegner gemeint ſei, und verlegt die Abfaſſung unſerer Inſchrift in das zweite Jahr des Ahasja, das iſt das Jahr 896 v. Chr. nach der gewöhnlichen Chronologie. Nöldeke dagegen erinnert an die Unſicherheit der bibliſchen Zeitrechnung für die Königszeit und begnügt ſich damit, den Anfang des 9. Jahrhunderts als Abfaſſungszeit zu beſtimmen. In beiden Fällen enthält dieſer moabitiſche Bericht keinen Widerſpruch mit dem bibliſchen, ja, ſoweit zwei feindliche Quellen jener Zeit überhaupt zuſammenkommen können, eine merkwürdige Beſtätigung des iſraelitiſchen Berichts.

Was die moabitiſche Sprache der Inſchrift betrifft, ſo ſchließt ſie ſich weit enger an das Bibliſch-Hebräiſche an, als die Sprache irgend einer phönikiſchen Inſchrift. Wir treffen auf eine Menge rein hebräiſcher Wörter und finden in dem grammatiſchen Bau durchaus hebräiſches Gepräge. Die Schriftzüge haben größere Aehnlichkeit mit denen auf althebräiſchen und älteren aramäiſchen Steinen, als mit denen der bekannten phönikiſchen Inſchriften. Und Nöldeke ſagt: „darf man auch nicht behaupten, daß dies Alphabet gerade in jeder Einzelheit das alterthümlichſte ſei, ſo ſtellt es uns in ſeiner Geſammtheit doch jedenfalls eine ſehr alte Entwickelungsſtufe dar, und Niemand kann fortan die Geſchichte der ſemitiſchen Schrift behandeln, ohne von ihm auszugehen.“ Die größte Bedeutung des neuen Fundes liegt in dem Alter der Inſchrift. Die Zeit, in welcher ſie in den Stein gehauen wurde, iſt ganz unzweifelhaft die erſte Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr., ſie iſt nicht nur die einzige Originalurkunde der jüdiſchen Geſchichte vor den Makkabäern, ſie iſt auch um Jahrhunderte älter, als andere vorhandene Denkmäler in Buchſtabenſchrift und ſie wirft ein ganz neues Licht auf die Verbreitung dieſer größten Erfindung des Alterthums, denn ſie belehrt uns, daß die Buchſtabenſchrift um das Jahr 900 bereits eine techniſche Ausbildung und Sicherheit gewonnen hat, welche das Verſtändniß wunderbar leicht machen, und eine amtliche Anwendung, welche uns höchlich überraſcht. Wir dürfen ſagen, wenn bei einem kleinen ſemitiſchen Stamm in der Nähe des toten Meeres in jener Zeit ſo ſorgfältig und fehlerfrei geſchrieben wurde, ſo muß die Buchſtabenſchrift in den höher entwickelten ſemitiſchen Städten der Seeküſte und in den phönikiſchen Pflanzſtädten des Mittelmeers ſchon lange Zeit im Gebrauch geweſen ſein und ihre Culturwirkung auf den Verkehr der Völker ausgeübt haben. Und ferner, wenn faſt 900 Jahre v. Chr. ein Stadtkönig in der kleinen Landſchaft Moab zur Verherrlichung ſeines Namens eine ſolche Inſchrift aufſtellen läßt, ſo muß er doch auch ſicher geweſen ſein, daß ſie von Leuten ſeines Volkes geleſen werden konnte. Es kann alſo damals der Unterricht im Leſen und Schreiben nicht mehr für etwas ganz Seltſames und Unerhörtes gegolten haben, und es muß dies Verfahren, Thaten und Ereigniſſe ſpäteren Geſchlechtern zu überliefern, unter den ſemitiſchen Stämmen im Gebiet des Jordans nicht unbekannt geweſen ſein. Das gibt ganz neue Ausblicke für die älteſte amtliche Benutzung der Schrift, auch für die Grundlagen des Textes in den älteſten geſchichtlichen Büchern der Bibel eine ganz unerwartete Beſtätigung.

Nicht weniger merkwürdig iſt, wie Profeſſor Nöldeke gut hervorhebt, der Inhalt der Inſchrift, inſofern derſelbe mit Ton und Sprache der bibliſchen Aufzeichnungen aus der älteren Königszeit völlig übereinſtimmt. Trotz dem Trümmerhaften der erhaltenen Ueberlieferung, erkennen wir aus der Inſchrift in dem kleinen Volke Moab ganz ähnliche Zuſtände, wie unter den Juden: befeſtigte Städte, um deren Eroberung der Kampf der Stämme geht, einen König und einen Stammgott, welche mit den Königen und Göttern der Nachbarn im Kriege ſiegen. Das Königshaus des Meſa von Moab im Streit gegen die königliche Familie Omri von Iſrael, Gott Kamos gegen Gott Jahve (Jehova) bald Sieger, bald beſiegt, als Siegverleiher gewinnt der Stammgott Gehorſam und ihm zum Wohlgefallen werden die gefangenen Feinde getötet.

Auch die Buchſtabenformen der deutlichen und bequem lesbaren Schrift verſprechen als eine neue Grundlage für weitere Forſchungen zu dienen. Ihre Uebertragung in die griechiſche Sprache und ihr Eindringen zu den Nordvölkern, zu Germanen und Kelten, werden fortan der Gegenſtand neuer Vermuthungen und Unterſuchungen werden. Die Gleichheit einzelner Buchſtaben des Königs Meſa mit Runen der Nordſeevölker wird auf die Dauer ſchwerlich für zufällig gelten und der Urſprung der Runenzeichen bei den Nordſeevölkern nicht als ſpäte Formung der germaniſchen und keltiſchen Zeichen aus lateiniſchen Buchſtaben gedeutet werden können.

Die hier benutzte Schrift von Theodor Nöldeke gibt willkommene Veranlaſſung, an eine frühere Arbeit des verdienſtvollen Gelehrten zu erinnern, von welcher einzelne Abſchnitte zuerſt in den Grenzboten den Beifall der Leſer fanden, und jetzt ihrer Bearbeitung zu einem ſelbſtſtändigen Buche, wie uns ſcheint, zwar Anerkennung, aber nicht ganz die weite Verbreitung gefunden haben, die ihnen zu wünſchen iſt. Das Buch „Die altteſtamentariſche Literatur" entſpricht ganz ausgezeichnet einem Bedürfniß der Gegenwart. Daſſelbe beſpricht in eingehender und im beſten Sinne des Wortes populärer Weiſe den Urſprung und die Geſchichte der einzelnen Schriftwerke, welche als Bücher des alten Teſtamentes in unſerer Bibel vereinigt ſind, oder von dem Kanon ausgeſchieden wurden. Das Dargeſtellte ſind die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen der Gegenwart, zum Theil Gewinn der eigenen Forſchungen des Verfaſſers, nicht getrübt und verkümmert durch orthodoxe Befangenheit. Die geſchichtlichen Bücher, von den beiden Schöpfungsberichten bis zu den Makkabäern, die poetiſchen Erzählungen: Ruth, Jona, Eſther, Judith, Tobit und Ariſteas, die Lyrik, die Lehrdichtung, die Prophetie, die Apokalypſen, die Zuſammenfügung des bibliſchen Kanons und die älteſten Ueberſetzungen werden nach ihrer geſchichtlichen Entſtehung, ihrem hiſtoriſchen und dichteriſchen Werth und der kritiſchen Beſchaffenheit ihres Textes überſichtlich dargeſtellt. Auf verhältnißmäßig wenig Bogen iſt hier von einem gewiſſenhaften und vorurtheilsfreien Fachmann eine Fülle von Belehrung gegeben. Wir meinen, daß Jedermann, Chriſt und Jude, den Wunſch haben ſollte, ſich über die Bücher, deren Inhalt ihm von der Kindheit her ehrwürdig und vertraut iſt, auch das Wiſſen zu erwerben, welches der Scharfblick und der unbeſtechliche Wahrheitsſinn unſerer bedeutendſten Gelehrten gewonnen hat.

Sportbericht eines römiſchen Jockeys.

(Grenzboten 1869, Nr. 25.)

Da in dieſen Wochen die Ritter und Senatoren unſeres Staates nicht verſchmähen, von der ernſten politiſchen Arbeit auf der Rennbahn Erholung zu ſuchen, möchten gern auch wir unſerer Pflicht, Zeitintereſſen prüfend zu begleiten, durch einen kleinen Sportbericht genügen. Leider haben die Rennpferde, welche wir aus unſeren Ställen auf die Bahn zu bringen vermögen, ein ſehr geiſterhaftes Ausſehen, denn es ſind nur die Schattenbilder jener Roſſe, die vor ſechshundert und wieder vor ſechzehnhundert Jahren in den Schranken liefen. Und wir fürchten, ſtatt der Schilderung friſchen Lebens nur eine farbloſe Erinnerung an vergangene Zuſtände bieten zu können. — Noch iſt das Jahr dem jetzt lebenden Geſchlechte nicht vergeſſen, wo in Deutſchland die erſten Wettrennen mit jährlicher Wiederkehr eingerichtet wurden nach engliſchem Muſter, als Vergnügen anſpruchsvoller Kreiſe, dem Volke ein neuer Anblick. Seitdem haben die deutſchen Pferderennen ſo zugenommen, daß jetzt ſchwerlich einer anſehnlichen Stadt oder Landſchaft der Rennverein fehlt. Wenn der bedächtige Landwirth noch heute mit gemiſchten Empfindungen auf die eingebürgerte Zucht von Rennpferden blickt, auf die Summen, welche bei Rennwetten umgeſetzt werden, und auf Abenteurer aus alten Familien, welche ihre Stallknechtpaſſionen und zuweilen die entſprechende Geſinnung mit dem werbenden Capital ihrer Roſſe von einer Landſchaft zur andern führen, ſo ſind ſeine Bedenken gegen die Rennbahn faſt ſo alt, als die Rennſpiele ſelbſt. Denn es iſt keine neue Beobachtung, daß eine ſpielende Hingabe an virtuoſe Leiſtungen bei Menſchen und Thieren die praktiſche Brauchbarkeit für dieſelben Zwecke, welche das Spiel fördern ſoll, ſelten begünſtigt, Unweſentliches wird die Hauptſache, ſelbſt die Zucht für das Spiel vermindert die Tüchtigkeit für den Ernſt. Auch unläugbarer Nutzen wird vielleicht aufgewogen durch die Unarten, Verirrungen und Laſter, welche mit jeder leidenſchaftlichen Spielfreude unzertrennlich verbunden ſind. Das erfuhren ſchon die Tjoſtreiter des Mittelalters, welche ungepanzerten Bauern unterlagen, und vor ihnen die römiſchen Kaiſer, welche das weiße Tuch in den Circus warfen und für ihre Kriege Reiterei und Fußvolk von den Barbaren miethen mußten.

Aber ob man die Wettrennen mit warmer Theilnahme oder mißtrauiſch betrachte, ſie haben unläugbar, ſeit in Europa überhaupt Cultur beſteht, eine bedeutſame und glänzende Geſchichte; ſie waren durch viele Jahrhunderte kennzeichnender Ausdruck der herrſchenden Neigungen und Bildung, in manchen Zeiträumen von entſcheidendem Einfluß auf die Politik und die Geſchicke der Staaten.

Das heutige Intereſſe an der Rennbahn reicht bei weitem nicht an die Bedeutung, welche die Rennbahn im 12. und 13. Jahrhundert und wieder tauſend Jahre früher in der römiſchen Welt gewonnen hatte. Jetzt fordern wir vom gerittenen Pferde Schnelligkeit und Dauer des Laufes auf ebener Bahn und durch Bodenhinderniſſe, wir ſchätzen vorzugsweiſe Blut und Schulung des Thieres, welche durch die Kunſt des Reiters zur Geltung gebracht werden. Im Mittelalter war Hauptſache die gewandte Speerkunſt des Reiters, erſt in zweiter Linie die Wucht des beſchleunigten Roſſelaufes. Im Alterthum wurden zwar auch die Schnelle und kunſtvolle Abrichtung des Roſſes bewundert, aber nicht vorzugsweiſe die des Reitpferdes, ſondern des Geſpannpferdes, und daneben die ſchwere Kunſt des Bahnlenkers.

Wer über die römiſche Rennbahn Ausführliches in anmuthiger Schilderung leſen will, möge in „Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms von Ludwig Friedländer" den Abſchnitt „Schauſpiele" aufſchlagen, für die byzantiniſche Zeit: „Wilken, die Parteien der Rennbahn". Hier ſoll Einzelnes von dem römiſchen Brauch hervorgehoben werden, was in dem Wettrennen der modernen Bahn ſein Seitenbild findet, oder dazu in nicht leicht verſtändlichem Gegenſatz ſteht.

Die Wettrennen waren, wie alle öffentlichen Schauſpiele des Alterthums, meiſt officielle Acte, welche an Feſten der Götter und des Staates und großen Gedächtnißtagen von den Kaiſern und den höchſten Beamten veranſtaltet wurden, zuweilen auch von reichen Privatperſonen; nicht nur in Rom, ſondern faſt in allen großen Städten des Kaiſerſtaates. Der Spielgeber eröffnete das Feſt, wenn er ein hoher Würdenträger oder die Veranlaſſung eine feſtliche war, durch feierliche Proceſſion (pompa) und Einzug in die Rennbahn, er hatte den Vorſitz und vertheilte die Preiſe. In Rom war nicht nur der Luxus der Rennfeſte am großartigſten, auch die Wiederkehr am regelmäßigſten. Bis zur Regierung Marc Aurels ſcheint ſich dort die Zahl der jährlichen Renntage fortwährend vermehrt und in dieſer Zeit wohl 40 bis 50 Tage des Jahres betragen zu haben. Daß ſpäter im Ganzen keine Zunahme ſtattgefunden habe, ſchließen wir nur aus der bedrängten Lage des Staates, nicht aus Ueberlieferung. Es war alſo in guten Rennjahren des zweiten Jahrhunderts jeder ſiebente bis achte Tag des Jahres zu Rom ein Renntag. Schon ſolche Ausdehnung läßt auf eine Maſſe von Rennvorrichtungen ſchließen. Dieſe ganze Ausrüſtung aber war in der Hand von vier großen Rennclubs.

Die römiſchen Renngeſellſchaften haben eine tauſendjährige Geſchichte. Von der letzten Zeit der Republik bis in das Jahrhundert der Kreuzzüge beſorgten ſie zu Rom und Conſtantinopel, überall wo die römiſche Herrſchaft antike Cultur verbreitet hatte, die größten Schaufeſte der Völker; durch länger als ein Jahrtauſend waren ſie das aufregendſte, regelmäßig wiederkehrende Intereſſe in dem alternden Kaiſerſtaate. Die großen Uebungsſchulen der Gladiatoren hörten mit der Einführung des Chriſtenthums auf, aber die Clubs für Rennſport beſchäftigten unter dem heiligen Kreuz von Byzanz ebenſo leidenſchaftlich, wie unter der Herrſchaft des Vater Jovis, welcher ſelbſt aus einem Viergeſpann von der Höhe des Capitols auf die große Rennbahn ſeiner Römer herniederſah.

Die Rennvereine der Römer und Byzantiner waren Geſellſchaften von Sportmännern und Capitaliſten, welche Roſſe, Wagen und Jockeys, Geſtüte, Zuchtanſtalten, Handwerker und Sklaven für Dienſte der Rennbahn unterhielten und an die Unternehmer der Spiele vermietheten. Sie hatten allmählich eine Art Privilegium für Beſchaffung der geſammten Rennzurüſtung erworben; wer öffentliche Spiele geben wollte, mußte ſich mit ihnen über den Koſtenpreis verſtändigen, und ſie ſcheinen die Willkürherrſchaft bevorrechtigter Unternehmer ſchon früh in einer läſtigen Weiſe geübt zu haben. Seit es aufgekommen war, die Rennen ganze Tage dauern zu laſſen, weigerten ſie ſich wohl, für eine kleinere Anzahl von Rennen ihren Apparat zu leihen, und der Prätor A. Fabricius ließ im Jahre 54 n. Chr. ihnen zum Spott Hundegeſpanne rennen, weil er ihre ausſchweifenden Forderungen nicht befriedigen wollte. Die Kaiſer ſelbſt wußten ſich ihrer Tyrannei nicht zu entziehen; ſie unterhielten zwar wenigſtens in den erſten Jahrhunderten n. Chr. eigene Geſtüte und Zuchtanſtalten, aber ihre Roſſe liefen doch unter den Abzeichen einer Partei; der Verſuch, welchen Domitian machte, eigene kaiſerliche Clubs einzurichten, hatte keine Dauer.

Wir wiſſen wenig von ihren Anfängen. Die beiden älteſten Rennvereine in Rom, welche ſchon zur Zeit der Republik erwähnt werden, waren der Club der Schimmel und der Braunen (**factio albata** und **russata**). Sie mögen ſehr alt ſein und ſchon vor Einrichtung der großen Rennbahn, des **Circus maximus**, die Bauerſchaften der Siebenhügelſtädte bei dem alten Volksfeſt des Roßlaufs, den Equirien, am Ufer der Tiber in Parteien getheilt haben. Die Clubnamen werden im Deutſchen ungenau in „Weiße" und „Rothe" überſetzt, dem Römer drückte ihr Name vor Allem die beiden Pferdefarben weiß und braun aus. Ebenſalls ungenau iſt die deutſche Uebertragung der ſpäteren Sportvereine in „Blaue" und „Grüne". Wann die dritte Geſellſchaft, der Club der Veneter (factio veneta) zuerſt in die Bahn trat, wiſſen wir nicht. Da der altitaliſche Volksſtamm dieſes Namens, welcher unter Galliern im Norden der Po-Mündung wohnte, nach ſagenhafter Ueberlieferung mit dem Ahnherrn des juliſchen Kaiſerhauſes aus Troja eingewandert war, und da Vergilius, der große Hofdichter des juliſchen Geſchlechts, dieſe Stammverwandtſchaft hervorhebt, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Clubname unter Cäſar oder Auguſtus in Aufnahme gekommen iſt, und daß nicht die Farbe, welche der Club führte, der Geſellſchaft zuerſt ihren Namen gegeben hat, ſondern daß die Farbenbezeichnung venetus color erſt durch die Rennbahn in die lateiniſche Sprache eingeführt wurde. Die Farbe war die des blaugrünen Meeres, aus welchem einſt Venus, die Ahnfrau des Kaiſerhauſes, aufgetaucht war. Eine Abart der Farbe, die lauchgrüne, kam mit dem vierten Club, factio prasina, unter den claudiſchen Kaiſern auf, und dieſer Club wurde durch kaiſerliche Gunſt ſchnell der angeſehenſte. Wir wiſſen nicht, ob irgend welcher Gegenſatz des claudiſchen Hofes gegen juliſche und republikaniſche Erinnerungen mitgewirkt hat. Daß aber ſolche ſtille Gunſt und Abneigung auch in der Rennbahn während des erſten Jahrhunderts der Kaiſerzeit eine Rolle geſpielt hat, iſt unzweifelhaft. Kaiſer Galba, der gegen die Claudier heraufkam, begünſtigte wieder die meergrünen Veneter, ebenſo Vitellius, der ſich auf die Anhänger des Galba ſtützen wollte. Unter den ſpäteren Kaiſern wurden die urſprünglichen Hausbeziehungen der Clubs gleichgiltig, aber die maßloſe und leidenſchaftliche Parteinahme des Volkes und der Kaiſer für eine und die andere Farbe war doch nicht ohne politiſchen Hintergrund.

Es iſt wahr, die Factionen der Rennbahn trieben keine Politik, die Clubs ſelbſt beſtanden aus Pferdezüchtern und hart geſottenen Speculanten, die ſich in ihrem wohlverſtandenen Vortheil auf der Rennbahn Concurrenz machten, außerdem gegen das Publicum und die Feſtgeber zuſammenzuhalten wußten. Aber die geſammte Bevölkerung der Städte, welche den Sport nicht gewerbmäßig trieb, vom Kaiſer bis zum obdachloſen Straßenbuben, war in Parteien getheilt, ſchlechte Kaiſer brachten ſiegreiche Wagenlenker feindlicher Factionen um, und der kleine Mann beroch ängſtlich den Miſt der Rennpferde, um daraus zu folgern, ob die Renner ſeiner Partei das richtige Futter erhalten hatten. Mehr als einmal entbrannte in Rom und Conſtantinopel durch die Ausſchreitungen des Circus ein Aufruhr, welcher dem kaiſerlichen Thron furchtbare Gefahr drohte. Die Rennbahn war der Ort, wo das Volk ſich am meiſten als Maſſe fühlte gegenüber ſeinen Gewaltigern, und wo es ſich die Freiheit herausnahm, durch Zuruf, Beifall und Spottreden auch die höchſten Machthaber ſcharf zu beurtheilen; dort wagte es, durch Zurufe wahres oder einſtudirtes Wohlgefallen auszudrücken, aber auch Forderungen zu ſtellen, welche mit der Rennbahn nichts zu thun hatten, die Verurtheilung von Verbrechern, die Begnadigung von volksbeliebten Angeklagten zu fordern. Für die Vorbereitung ſolcher Maſſenkundgebungen muß ſich ſehr früh ein beſtimmtes Verfahren ausgebildet haben, über welches wir nichts wiſſen, das aber zu den merkwürdigſten Erſcheinungen des Straßenlebens im ſpäteren Alterthum gehört. Wenn im römiſchen Senat mehre hundert Stimmen den Kaiſer mit langen Redeſätzen nachdrucksvoll begrüßten, ſo kann man ſich wohl denken, daß die Worte, ſoweit ſie nicht als formelhaft und herkömmlich in Jedermanns Gedächtniß waren, von den Führern und Einpeitſchern des Senats vorher ſchriftlich mitgetheilt wurden. In einer Circusverſammlung von 2—300,000 Menſchen war dies Ableſen unmöglich, und doch mußte eine feſte Verabredung ſtattfinden, welche durch Claqueure der Renngeſellſchaften und durch Helden der Straße vermittelt worden ſein mag. Was auf abgelegene Mauerwinkel gekritzelt, in hundert Schenken umhergetragen, in den zahlreichen Innungen und Brüderſchaften des alten Roms beſprochen wurde, das klang zuletzt wie Donnerſturm von den Sitzreihen des Circus, und zwar nicht als unverſtändliches Geſchrei, ſondern deutlich, in ſicheren Abſätzen, mit gleichem Heben und Senken der Stimme, erſchütternd in das Ohr. Groß war die Bedeutung dieſer Zurufe für die Machthaber. Schon die Geſchichtſchreiber der ſpäteren Kaiſer verzeichnen lange Acclamationen. Als das römiſche Reich des Weſtens getilgt war und germaniſche Könige über die alten Provinzen des Kaiſerſtaates herrſchten, dauerte in den Stadtgemeinden derſelbe römiſche Brauch, und mit ängſtlicher Beachtung wurde von den gotiſchen und fränkiſchen Königen jedes Wort eines ſolchen Zurufs erwogen, den die Bruderſchaften der Bürger überlegt und hergeſungen hatten.

Bei dieſer Bedeutung der Rennbahn für das Volk und ſeine Herrſcher war es natürlich, daß der Hof nicht nur aus leidenſchaftlicher Freude am Sport einzelne Clubs begünſtigte, welche gerade beliebt waren, und daß die Parteinahme der Kaiſer und ihrer Günſtlinge die Unzufriedenen und den Oppoſitionsgeiſt der Bürgerſchaft um die entgegengeſetzte Partei ſammelte. Wenn dann das Volk in auffälliger Weiſe für Meergrün Partei nahm, während die Freunde des Kaiſers dem Lauchgrün zuriefen, ſo war nicht zu verwundern, daß ein ſchwacher Fürſt darin perſönliche Beleidigung ſah und gelegentlich den herausfordernden Trotz eines Jockey mit tötlichem Haß verfolgte. Die Pflicht, das Volk unabläſſig mit Vergnügungen zu ſättigen, gehört zu den alten Leiden des Imperialismus, und ebenſo die Verſuchung, in jeder Unart der Straße und des Schauſpiels einen perſönlichen Angriff auf die Perſon des Herrſchers zu finden.

Die vier Parteien der Rennbahn beſtanden bis in die Byzantinerzeit, je zwei derſelben, die Schimmel und die Lauchgrünen, und wieder die Braunen und die Meergrünen ſtanden in engerer Verbindung, doch ſcheinen die ſchwächeren nie in den beiden großen Clubs von Lauchgrün und Venetiſchgrün ganz aufgegangen zu ſein, da die Vierzahl der rennenden Geſpanne beſtehen blieb und ohne Gegenſatz der Parteien die Farben weſentlich an Reiz verloren hätten. Die Clubs gaben der Schauluſt Material und Farben, aber der menſchliche Antheil der Zuſchauer galt nicht den Theilhabern der Clubs ſelbſt, ſondern ihren Jockeys und den Pferden.

Den Römern war das Pferd weniger vertraulich in Hof und Wirthſchaft geſellt, als irgend einem andern größeren Culturvolk, etwa die Aegypter ausgenommen. Es wurde ihnen zu keiner Zeit in der Weiſe Nutzthier, wie uns. Vor dem Pfluge, zu Fuhren der Landwirthſchaft, am Laſtwagen diente dem römiſchen Landwirth das Rind, das Roß war ein Aufwand der Vornehmen, die Ehre der Ritter, lange Zeit faſt nur für Krieg und Spiel. Auch die Vornehmen benutzten das Wagen- und Reitpferd in Italien nur ausnahmsweiſe, ſogar im Kriege hat die römiſche Reiterei ſelten die Kühnheit des geſchloſſenen Angriffs auf ſtehendes Fußvolk gezeigt, welche das gepanzerte Reiterheer des Mittelalters und die Schwadronen Ziethen's bewährten. Dennoch wurden die großen Geſtüte zur Kaiſerzeit eine lohnende Unternehmung, ſie züchteten außer edlen Kriegsroſſen vornehmlich Rennpferde und erſtrebten die Entwicklung der Vorzüge für Ritt und Geſpann mit größter Sorgfalt. Und die Bewunderung, welche ausgezeichnete Pferde im Circus fanden, war gerade vielleicht darum weit größer, als jetzt, weil die ganze Gattung dem Römer weniger alltäglich blieb, als dem Germanen. Die Eigenſchaften guter Rennpferde, ihre Geſcheidtheit und die Sicherheit ihrer Abrichtung wurden das Entzücken der ganzen Stadt. Die Kenntniß ihres Stammbaums, ihrer Pflege und Schulung galt bei Vornehm und Gering als modiſches Wiſſen, wodurch man ſich als Mann von Welt und Stall zu erweiſen hatte. In der That dürfen wir aus einzelnen Anekdoten ſchließen, daß die planmäßige und fortgeſetzte Zucht für den Sport ganz außerordentliche Ergebniſſe geliefert habe an Geſtalt, Dauer, Feuer und Klugheit der Pferde.

Auch auf die Farbe achtete der Römer, er forderte ſie rein und beſtimmt, liebte nicht die Abzeichen. Für die Götterwagen, welche bei großen Feſten im Zuge gefahren wurden, müſſen ſeit frühſter Zeit Roſſe von beſtimmter Farbe gewählt worden ſein, dem Jupiter z. B. weiße, dem Apollo Füchſe. In der Kaiſerzeit galt für das bei weitem ſchönſte Pferd **badius**, der Fuchs; ſeine Farbe wurde gern mit der Farbe der Dattel verglichen, welche durch die Sonne noch nicht völlig gar gekocht iſt. Nächſt ihm **aureus**, der Goldfuchs.*) Dann **russeus** der Braune; **murteus** der Kirſchbraune, deſſen ſchöne Farbe den Römern als Miſchung von Purpur und Schwarzbraun erſchien; **cervinus** der Rehbraune. Ferner **gilbus** die Iſabelle, deren charakteriſtiſche Glasaugen um 620 n. Chr. der ſpaniſche Biſchof Iſidor genau beſchreibt; **glaucus** bei den Griechen urſprünglich wohl der Blau- und Hechtſchimmel, den Römern wurde das Wort aber gleichbedeutend mit ihrem **flavus** der Falbe (Gellius II, 261). Darauf die Schimmel: **scutulatus** der Apfelſchimmel, **albus** der Weiße, **guttatus** der Fliegenſchimmel, **candidissimus** der Atlasſchimmel. Endlich **niger** der Rappe, **pressus** der Sommerrappe. Im geringſten Anſehn ſtanden **varius** der Schecke und Tiger und **canus**, die Art von Schimmeln, Mauſefahlen und Geſtichelten, bei denen Fahlgrau mit Schwarz gemiſcht war.

---

*) Bei **Palladius** werden die Farben in dieſer — nicht zufälligen — Reihenfolge aufgezählt. Die Lesart der folgenden Fuchsfarbe iſt unſicher, **abieneus**, Farbe des gebräunten Tannenholzes, oder **aheneus**, Bronzefuchs?

Die ſtärkſten Leiſtungen in der Bahn wurden von den Geſpannpferden gefordert, und die allerhöchſten im großen Circus von Rom, wo die edelſten Roſſe der ganzen Welt mit einander rannten. Nächſt der Schnelligkeit und Dauer des Laufes war das gewandte Durchdrängen durch den engſten Zwiſchenraum der andern Geſpanne, ſchnelles Ausweichen und ſcharfes Biegen in der innern Bahn um die beiden Wendeſtellen Hauptſache. Da die innere Bahn immer zur linken Hand lag und die ſchweren Bahnwendungen von rechts nach links gemacht wurden, hatte das linke Pferd des Geſpanns bei weitem die ſchwerſte Aufgabe und der Erfolg hing zum großen Theil von ſeiner Geſchicklichkeit ab. Dafür erhielt es auch die volle Ehre des Sieges, es hieß das Leitpferd, ſein Name war in Aller Munde und wurde als der des ſiegreichen Geſpanns verzeichnet; und wenn einem ruhmvollen Viergeſpann durch letztwillige Verfügung eine Alterspenſion ausgeſetzt worden war, ſo ſollte dieſe nach der Meinung weiſer Rechtskundiger ſo lange ausgezahlt werden, als das Leitpferd lebte. Auch die Dauer berühmter Rennpferde war erſtaunlich. Wenn der Tuskus als Leitpferd des Jockey Fortunatus von den Lauchgrünen 386 mal, und der Braune Victor des Jockey Gutta von demſelben Club 429 mal ſiegten, ſo müſſen ſie nach allen überlieferten Zahlenverhältniſſen wenigſtens viermal ſo oft am Viergeſpann gerannt ſein, alſo circa 1600—1700 mal, im großen Circus faſt ebenſoviel Meilen. Und dieſe Leiſtungen waren nur die Thaten ihrer gereiften Kraft, denn alle Rennen im Zweigeſpann ſind dabei gar nicht gerechnet. Doch galten ſchon hundert Siege eines Rennpferdes für eine ausgezeichnete Leiſtung, ein ſolches Roß wurde durch den Titel centenarius geehrt, wahrſcheinlich auch durch beſonderen Schmuck.

Die beſte Ehre der Bahn wurde den Wagenlenkern zu Theil. Gefahr und Kunſt derſelben waren wohl größer, als auf unſerer Bahn. Aber das Preisgeben der Perſon bei öffentlichen Schauſpielen jeder Art blieb in Rom ein anrüchiges

Thun; der Jockey war nicht in der Weiſe unehrlich, wie der unfreie Gladiator, aber bürgerlich achtbar wurde ſeine Thätigkeit zu keiner Zeit, auch dann nicht, wenn ſein Ruhm in Aller Munde war, wenn er als Günſtling lüderlicher Kaiſer und Kaiſerinnen mit einem Schweif vornehmer Clienten durch die Straße zog, wenn Kaiſer und Senatoren an ſeinem Geſpanne die Dienſte von Stallknechten verrichteten. Nur bei ſeltenen Rennen an hohen Götterfeſten oder auf Befehl eines eigenwilligen Herrſchers oder als verlorene Söhne betraten einmal Dilettanten aus den höheren Ständen griechiſchem Brauche gemäß die Rennbahn; dergleichen fiel im Kreiſe römiſchen Volksthums immer als ein grobes Wagniß auf. Das hinderte die Jockeys natürlich nicht, nach Zeitgeſchmack berühmte Leute zu werden, welche auf einen Conſul und Senator übermüthig herabſahen und ſich auf den Straßen Roms Frevel und Gewaltthat erlaubten, ohne daß die Polizei einzuſchreiten wagte. Sie kamen vielleicht aus dem Sklavenſtand herauf, aber ſie blieben ſchwerlich Sklaven, denn wenn ſie den Beifall der ſchauenden Menge gewonnen hatten, forderte dieſe im Circus ſelbſt ihre Freilaſſung, und wir ſind zu der Annahme geneigt, daß das Meiſterſtück ihrer Kunſt, der Sieg auf dem Viergeſpann, ihnen die Freiheit vermittelte, ja daß ſie ſelbſt nur Freigelaſſene auf der summa quadriga duldeten. Im Ganzen iſt ihre geſellſchaftliche Stellung und ihr Weſen noch am erſten mit dem unſerer Kunſtreiter zu vergleichen. — Nicht alle übten die gleiche Kunſt; ſie waren, ſoweit ihre Thätigkeit erkennbar iſt, entweder Abſpringer, desultores, welche als Reiter mit zwei Roſſen rannten und während des Rennens die Roſſe wechſelten, oder Kutſcher, agitatores. Beide traten in ähnlicher Jockeytracht und in den Farben ihrer Partei auf, aber die Kutſcher waren ſeit der Kaiſerzeit die Abtheilung, an welche ſich die leidenſchaftlichſte Theilnahme heftete. Als Sieger erhielten ſie im Circus das Siegeszeichen, die Palme, und die ausgeſetzten Preiſe; ihr Name wurde in die Zeitungen (acta) und durch Bildſäulen auf die Nachwelt gebracht, und berühmte Kutſcher müſſen ſelbſt Rennpferde als Eigenthum gehabt oder unabhängig von den Clubs als Vorſteher von Geſtüten reicher Privatleute beſorgt haben. Denn ihre Abhängigkeit von dem Club, dem ſie zugehören, iſt keine dauernde, ſie gehen von einer Partei zur andern über und nehmen dann ihre Leitpferde mit. Dieſer Wechſel der Partei ſcheint bei berühmten Jockeys ſo lange erfolgt zu ſein, bis ſie ſelbſt als Capitaliſten unter die Mitglieder eines Clubs aufgenommen wurden. Sie bildeten alle zuſammen zu Rom eine Brüderſchaft unter Vorſtehern mit Heiligthum und Lade. Ihre Laufbahn iſt nicht ohne Intereſſe, früh begann die harte Schule des Stalls, ſie übten ſich auf den Privatbahnen, welche ihre Clubs oder vornehme Römer in den großen Gärten angelegt hatten, und traten als Anfänger im Circus zuerſt mit dem Zweigeſpann auf. Hatten ſie darauf eine große Anzahl Siege gewonnen — der Jockey Diokles z. B. tauſend Siege auf der Biga, — ſo erhielten ſie das Bürgerrecht des Circus durch einen Sieg auf dem Viergeſpann. Jetzt wurden ſie vielbeſprochene und umworbene Männer, erwarben eigene Roſſe, gewannen vielleicht hohe Preiſe und konnten wohlhabende Leute werden. Das höchſte Ziel des Ehrgeizes aber war, auf der hohen Quadriga tauſend Siege zu gewinnen und den ſeltenen Ehrentitel millenarius zu erreichen. Der Jockey Pompejus Musculoſus im zweiten Jahrhundert gewann ſogar 3559 Siege, die höchſte ſicher überlieferte Zahl. Zuweilen glückte ihnen, ſich bei guter Zeit aus dem gefährlichen und aufreibenden Beruf in das Stillleben der Provinz zurückzuziehen. Aber wir erfahren auch, daß einzelne berühmte Jockeys ihr ſchweres Athletengewerbe bis in das Greiſenalter forttrieben.

In der Rennbahn auf leichtem zweirädrigem Wagen, der hinten offen, vorn mit halbrunder niedriger Brüſtung verſehen war, ſtand der Jockey, in eng anliegender Tunika ohne Aermel, einen Lederhelm auf dem Haupt, die Zügel der Roſſe am breiten Gurt befeſtigt, ein Meſſer zum Löſen der Riemen für den Nothfall an der Seite, die Peitſche mit Schlagriemen in der Hand. Die Schwere und Höhe ſeiner Rennwagen ſcheint nach der Zahl der vorgeſpannten Pferde verſchieden geweſen zu ſein. Gerannt wurde im Circus, einem langen offenen Raum, deſſen zwei geradlinige Langſeiten durch paraboliſche Bogen verbunden waren. Der geſammte Raum wurde durch die Architektur der Sitzreihen eingefaßt, welche am großen Circus zu Rom nach verſchiedenen Neubauten in der letzten Kaiſerzeit mehr als 300,000 Plätze boten. In der Mitte der Bahn lief eine Schranke, ſpäter niedriges Mauerwerk, entlang, welches in der Sportſprache ſpäter Zeit spina, Rückgrat, hieß. Die Wendeſtellen oben und unten waren durch je drei kegelförmige Zeichen, die metae, gekennzeichnet. Die Bahn lief vom Ausgangspunkte an der rechten Seite der spina hinab, um die hinteren Kegelmarken herum, auf der linken Seite zum Ausgangspunkte zurück. Abgerannt wurde von der oberen Schmalſeite, dieſe war durch eine Mauer geſchloſſen, in deren Mitte das große Eingangsthor und daneben rechts und links im großen Circus je ſechs Rennthore waren, durch Schranken geſperrt, von denen die Wagen ausliefen. Die Zahl der Thore aber war nicht in jedem Circus dieſelbe, zwölf die höchſte Zahl. Im großen Circus ſcheint die Mauer, aus deren Oeffnungen abgefahren wurde, rechtwinkelig gegen die Bahnachſe geſtanden zu haben, auf andern Bahnen lief auch ſie in einer Curve, was günſtiger war, denn bei gerader Abfahrtlinie waren die Wagen zunächſt der äußern Bahneinfaſſung in beträchtlichem Nachtheil. Die Thore des Abrennens wurden ausgelooſt.

Der gewöhnliche Lauf eines Rennens ging ſiebenmal um die ganze Bahn. Ein Kreideſtrich auf der Abfahrtſeite bezeichnete das Ziel.

Die Länge der Rennbahn iſt auffallend, ſie betrug in dem großen Circus bei ſieben Umläufen faſt eine Meile, und wenn auch die Zahl der Umläufe gelegentlich auf fünf verkürzt wurde, ſo muß doch jedes Rennen bei zwei Dritteln einer deutſchen Meile 8—12 Minuten gedauert haben. Die Zahl der Rennen aber wurde ſeit dem erſten Jahrhundert unabläſſig vermehrt, von 10 und 12 ſeit Caligula bis auf 24, 25, 30, zuweilen wurde ſogar die Nacht zu Hülfe genommen und in glänzend erleuchtetem Circus gerannt. Die Schnelligkeit, mit welcher die Rennen auf einander folgten, und die Behendigkeit der Vorbereitungen muß deshalb größer geweſen ſein, als bei uns, in einer Stunde zuweilen drei Rennen; faſt unbegreiflich groß aber die Kraft und Ausdauer der kutſchirenden Jockeys. Der Kutſcher Diokles zur Zeit des Kaiſers Hadrian hat in 24 Jahren 5251 mal mit dem Viergeſpann gerannt. Rechnet man auf das Jahr mit Friedländer etwa 50 Renntage, ſo würde derſelbe an jedem Renntage 4—5 mal gerannt ſein, aber man wird, da nicht jedes Jahr für dieſe Feſte günſtig war, die Zahl der jährlichen Renntage zu Rom im Durchſchnitt ſchwerlich höher als auf 40 ſetzen dürfen, alſo auf eine Tagesleiſtung von 5—6 Rennen. Da dies undenkbar iſt, ſo müſſen die Jockeys an freien Tagen in der Provinz gearbeitet haben.

In den Rennen war weit mehr Abwechslung, als gegenwärtig. Sie wurden unterſchieden zuerſt nach der Zahl der Geſpannpferde. Das Wettrennen im Zweigeſpann war ſehr gewöhnlich, es galt für die Schule junger Jockeys, wurde verhältnißmäßig wenig geachtet und die dabei erfochtenen Siege unter den ruhmvollen Thaten großer Bahnhelden gar nicht mitgezählt. Dagegen muß das Rennen mit Dreigeſpann von Kennern als feine Kunſtarbeit geſchätzt worden ſein, denn es wurden dafür auch hohe Preiſe ausgeſetzt, und die Wagenlenker rühmen ſich dieſer Siege. Aber Hauptſache aller Circusfeſte waren die Rennen vom hohen Wagen des Viergeſpanns. Auch größere Zahl von Pferden wurde zuſammengeſpannt, 6, 7, 8, ſogar 10, als ſeltene Rennen berühmter

Virtuoſen um beſonders hohe Preiſe, bei denen die Abfahrt nicht aus den Thoren, ſondern von einem weißen Strich der Bahn erfolgt zu ſein ſcheint. Die Pferde wurden ſtets in eine Reihe nebeneinander geſpannt.

Ferner war die Zahl der Wagen, welche zugleich rannten, verſchieden. Das gewöhnliche Rennen der Viergeſpanne war, daß jede der vier Parteien eine Quadriga in den Kampf ſtellte, dann hatten die Wagen reichlichen Raum, die Schnelligkeit und Schulung der Pferde und die Kunſt des Lenkers vermochten ſich am deutlichſten zu zeigen, die Siege dabei wurden von den Kutſchern als beſonders ehrenvoll aufgezählt. Die Rennen von je zwei Viergeſpannen der einen Partei, alſo von acht Wagen, waren nicht ſelten, auch hier wechſelte der Zeitgeſchmack, ſie ſcheinen am Ende des zweiten Jahrhunderts beſonders beliebt geweſen zu ſein; ſeltener waren Rennen zu je drei Geſpannen, ſie konnten nur im großen Circus und da ſtattfinden, wo 12 Rennthore vorhanden waren, bei ihnen war die Abfahrtſtellung der letzten Wagen eine ſehr ungünſtige, wir dürfen annehmen, daß dieſe Schwierigkeit durch eine andere aufgehoben wurde, durch das Kunterbunt ſtürzender Wagen und Roſſe, durch den Aufenthalt und die unvermeidlichen Umwege der Glücklicheren.

Selbſtverſtändlich betheiligten ſich nicht an jedem Renntage und Rennen ſämmtliche Parteien. Zwar ruhte die ganze Einrichtung der Feſte bis in die Byzantinerzeit auf ihrer Vierzahl, aber Feindſchaft der Feſtgeber, Zwiſt der Parteien, ſchlechte Finanzlage eines Clubs, Unfälle der Roſſe und Jockeys, oder gar Haß der Kaiſer verminderten einmal die Zahl der rennenden Parteien, dann rannte von den Uebrigen eine größere Wagenzahl. Nur zweimal werden Fälle erwähnt, wo die rennenden Clubs je vier Wagen zu demſelben Rennen ſtellten.

Außerdem gab es Rennen, welche beſonders ausgezeichnet wurden. Zunächſt das erſte Rennen nach der Proceſſion, es ſtellte auch den Kutſchern und Pferden die ſtärkſte Zumuthung, wenn ſie nämlich ſelbſt ſtundenlang dem ermüdenden Zuge der Proceſſion als Theilnehmer ausgeſetzt waren, was wir nicht ſicher wiſſen. Noch größere Ehre hatten heilige Rennen an hohen Gedächtnißtagen des Staates, welche in längeren Zeiträumen wiederkehrten. In beſonderem Rennen liefen zuweilen Rennpferde, welche die Bahn noch nicht betreten hatten (novi) im Viergeſpann, und außerdem nicht geſchulte Pferde (anagones), ähnlich wie bei uns. Auch die Kutſcher erwieſen ihre Kunſt in beſonderem Rennen ohne Peitſche, mit erſchwerender Anſchirrung der Pferde, ſo daß z. B. im Sechsgeſpann die Pferde ohne Joch nur mit Riemen an einander gebunden waren. Im Uebrigen muß man feſthalten, daß die römiſche Rennbahn den Trab und andere gemäßigte Gangarten nicht kannte, ſondern nur den vollen Carrierelauf, und zwar den der edelſten Pferde aus der ganzen bekannten Welt. Die Beſchreibungen ſtimmen darin überein, daß dem einzelnen Zuſchauer das Bild des Anblicks ſich windſchnell entzog, um ebenſo plötzlich wiederzukehren.

Die verſchiedenen Maßregeln des Jockeys, durch welche der Sieg gewonnen werden konnte, wurden im römiſchen Sport durch beſondere Redensarten bezeichnet. Der Wagenlenker Diokles hat in dem Denkſtein, welchen er ſich um 148 n. Chr. ſetzte, nicht nur genau bemerkt, wie oft er den Sieg gewonnen habe, wenn er aus dem ungünſtigen vierten und dritten Thor rannte, die am weiteſten von der innern Bahn entfernt waren; er hat auch den Verlauf ſeiner Rennen verzeichnet, ob er gleich von Anfang die Führung nahm (815 mal unter 1462 Siegern, dies war alſo der häufigſte Sieg), ob er die Führung überließ (67 mal), ob er Vorſprung gab (36 mal), und verſchiedene andere Weiſen (42 mal).

Die Zahl der Unfälle muß bei den Wagenrennen groß und der Fall nicht ſelten geweſen ſein, daß keiner der Wagen an das Ziel kam. Auch tote Rennen, wo der Jockey durch zweite Ausſendung (remissus) gewann, ſind als ſehr ſelten überliefert. Deshalb muß römiſche Spielregel geſtattet haben, daß im Nothfalle jedes Erſcheinen der Clubfarbe beim Pfoſten, in römiſcher Sportſprache etwa pannus ad cretam, den Sieg zutheilen konnte, gleichviel wie die Farbe durch die Bahn zum Ziele kam. Wenigſtens war, wie man aus Reliefs und Moſaiken ſieht, längere Zeit Brauch, dem rennenden Geſpann einen Reiter in Jockeytracht und den Farben des Clubs zu geſellen; ſtürzte das Geſpann, ſo behielt der Reiter der Geſellſchaft die Möglichkeit des Gelingens, wenn nicht ein anderes Geſpann am Ziel eintraf. Ja wenn auch die Reiter in den Wirrwarr eines Sturzes verwickelt wurden, oder wenn ſie nicht in der Bahn waren, dann konnte der Wagenlenker ſogar zu Fuß ſeine Farbe an den Pfoſten und zum Siege bringen. Ein ſolcher Sieg zu Fuß wird allerdings nur einmal erwähnt. Umgekehrt konnten die Geſpannpferde ohne Kutſcher den Sieg erhalten. Als Kaiſer Claudius das 800jährige Jubiläum Roms durch Rennſpiele feierte, wurde der Jockey vom Club der Schimmel ſchon an den Schranken aus dem Wagen geworfen, da nahm ſein Geſpann unter dem Leitpferde Korax die Spitze, behauptete ſie, drängte die Gegner ab, warf ſie zur Seite, that gegen ſie Alles, was es ihnen unter dem kundigſten Lenker hätte zufügen können, vollendete die ſieben Umläufe eines regelrechten Rennens und hielt zuletzt als Sieger am Kreideſtrich an. — Von anderem Rennbrauch wiſſen wir leider wenig, zum Theil deshalb, weil uns bisher die Hilfe gefehlt hat, welche ein Weiſer unſerer Rennbahn bieten könnte; es wäre erfreulich, wenn dieſe Zeilen dazu anregten.

Eines zumal möchten wir gern verſtehen. Die Hauptſache bei jedem Rennen war offenbar der Kampf um die innere Bahn. Was ſchon auf dem gerittenen Rennpferd faſt das Wichtigſte iſt, muß bei Geſpannen von je vier und mehr nebeneinander geſchirrten Roſſen weit ſchwieriger und gefährlicher, und wenn es gelang, in der Regel ſichere Bürgſchaft des Erſolges geweſen ſein. Um von dieſer kürzeſten Rennlinie den Gegner abzudrücken, oder in ſie hinein vorzufahren, konnte die Berührung mit dem Gegner geſucht werden, wenn man mit der Stärke des Geſpanns an die Schwäche des Gegners kommen konnte, oder vermieden, wenn ein Anlauf des Gegners auf die Schwäche drohte. Es ſcheint nun, daß der feindliche Wagenlenker ſelbſt den beſten Gegenſtand zu einem Angriff bot und daß ihn im Anfahren aus der Quadriga zu werfen für erlaubt galt. Aber wir wiſſen doch gar nicht, wie weit die Bahnfreiheit bei ſolchem Angriff ging. Man möchte vermuthen, daß ſie groß geweſen iſt, denn der römiſche Sport hatte mehre verdächtige Bezeichnungen für die Trennung des fahrenden Jockey von ſeinem Sitz: excutere, effundere*), eripere, zu deutſch: herausſchütteln, herausſchwenken, herausreißen. Namentlich das letzte Wort macht nachdenklich, denn Diokles rühmt ſich, daß er bei 1462 Siegen als Jockey der Braunen 502 mal eripuit et vicit, d. h. den Sieg durch Entreißen davongetragen habe, und zwar 216 mal über die Lauchgrünen, 205 mal über die Meergrünen und 81 mal über die Schimmel. War dieſe beſondere Anſtrengung gegenüber einem in Vortheil rennenden Gegner nur ein Entreißen der günſtigſten Bahnlinie, oder war es auch ein ſehr gewaltthätiges, ſehr häufiges und ſehr unedles Herausſchmeißen des Gegners? Die Forſchung zweifelt. Jedenfalls galt dieſes Verfahren für das ruhmvollſte, denn Diokles rühmt ſich deſſelben wiederholt.

Den genaueſten Einblick in das Treiben der römiſchen Rennbahn gewähren uns zwei Steininſchriften von Grabdenkmälern römiſcher Jockeys; die eine, des erwähnten Gaius Appulejus Diokles (rannte von 122—148), iſt für vollſtändige Mittheilung zu lückenhaft, die andere, des Publius Aelius Gutta, aus dem Ende deſſelben Jahrhunderts, ſoll hier zum

---

*) Plinius, Nat. Hist. VIII, 160, 161.

Schluß folgen. Der Stein, auf dem ſie einſt zu Rom an der Flaminiſchen Straße zu leſen war, iſt jetzt verſchwunden. Daß ſie uns in guter Abſchrift erhalten blieb, verdanken wir einem ſehr merkwürdigen Umſtand. Im 9. Jahrhundert n. Chr., alſo vor tauſend Jahren, ſammelte ein Germane, wahrſcheinlich ein langobardiſcher oder angelſächſiſcher Mönch, zu Rom ſolche Steininſchriften, welche ihn nicht durch ihren heidniſchen Inhalt allzuſehr verletzten, in einer ſorgfältigen Handſchrift. Die Verwunderung über dieſes antiquariſche Intereſſe in der Karolingerzeit wird geſteigert durch die philologiſche Genauigkeit der Niederſchrift. Sie iſt ein neuer Beweis, wie großartig die Anregungen waren, welche Kaiſer Karl den Germanen zur Aneignung antiker Bildung gab. Die Sammlung des unbekannten Mönches iſt uns in einer guten Abſchrift aus demſelben 9. Jahrhundert erhalten, die zuerſt zu Pfäffers, dann zu Einſiedeln aufbewahrt wurde, und deren Inhalt in mehre handſchriftliche Sammlungen alter Steininſchriften überging, welche ſeit dem 15. Jahrhundert in Italien gemacht worden ſind.

Leider hat der alte Abſchreiber nicht mehr die ganze Steininſchrift geleſen; ſie beſtand urſprünglich aus zwei größern und zwei kleinern Parallelcolumnen, in den größern hatte der Jockey ſeinen eigenen Ruhm, in den kleinern den ſeiner Rennpferde verzeichnet. Davon iſt die erſte größere Columne nicht überliefert, ſie enthielt, wie wir nach dem Beiſpiel anderer Inſchriften ſchließen dürfen, Name und Herkunft des Jockey, die Zeitangaben über ſein erſtes Auftreten und ſeinen Uebergang aus einem Club in den andern, zuletzt die Zahl der gewonnenen Siege. Wir theilen im Folgenden das Erhaltene, und was ſich von dem Verlorenen ſicher ergänzen läßt, in getreuer Ueberſetzung mit:

Monument des Wagenlenkers Publius Aelius Gutta an der Via Flaminia.

1. (verloren)

Publius Aelius Gutta Calpurnianus, Sohn des Marius Rogatus, Wagenlenker im Club der Lauchgrünen

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

gewann 1127 Rennſiege.

2.

Von den obigen 1127 Palmen habe ich erſiegt im Club der Schimmel 102; darunter nach unentſchiedenem Kampf durch zweites Rennen 2; um Preis von 30,000 Seſterzen 1, von 40,000 Seſterzen 1; im erſten Rennen nach der Proceſſion 4; mit nicht geſchulten Pferden 1; im Rennen einzelner Viergeſpanne 83, im Rennen von je zwei Viergeſpannen 17, von je drei Viergeſpannen 2.

Im Club der Braunen habe ich Siege gewonnen 78; darunter nach unentſchiedenem Kampf durch zweites Rennen 1; mit Gewinn von 30,000 Seſterzen 1; im Rennen einzelner Viergeſpanne 42; im Rennen von je zwei Viergeſpannen 32, von je drei Viergeſpannen 3, von je vier Viergeſpannen 1.

Im Club der Meergrünen habe ich Siege gewonnen 583; darunter um Preis von 30,000 Seſterzen 17 und zwar 1mal im Sechsgeſpann; um Preis von 40,000 Seſterzen 9, von 50,000 Seſterzen 1; im erſten Rennen nach der Proceſſion 35; im Dreigeſpann um Preis von 15,000 Seſterzen 2, im Dreigeſpann um Preis von 20,000 Seſterzen 6. Mit nicht geſchulten Pferden 1, im heiligen Rennen des fünfjährigen Wettkampfs 1; nach unentſchiedenem Kampf durch zweites Rennen 1; im Rennen einzelner Viergeſpanne 334, im Rennen von je zwei Viergeſpannen 184, von je drei Viergeſpannen 65.

Im Club der Lauchgrünen habe ich Siege gewonnen 364; darunter um Preis von 30,000 Seſterzen 1, um Preis von 40,000 Seſterzen 2; auf meinen Füßen zum Wagen mit Gewinn von 60,000 Seſterzen 1; im erſten Rennen nach der Proceſſion 6; im Rennen einzelner Viergeſpanne 116, im Rennen von je zwei Viergeſpannen 184, von je drei Viergeſpannen 64.

Dies Denkmal habe ich bei Lebzeiten errichten laſſen.

3.

Ich Publius Aelius Gutta Calpurnianus, Sohn des Marius Rogatus, habe im Club der Meergrünen mit dieſen Pferden geſiegt:
Geminator, Rappe, Afrikaner . . . . 92 mal
Silvanus, Brauner, Afrikaner . . . . 105 mal
Nitidus, Iſabelle, Afrikaner . . . . 52 mal
Saxo, Rappe, Afrikaner . . . . 60 mal
und habe an großen Preiſen erſiegt 1 mal 50,000 Seſt., 9 mal 40,000 Seſt., 17 mal 30,000 Seſt.*)

4.

Ich Publius Aelius Gutta Calpurnianus, Sohn des Marius Rogatus, habe im Club der Lauchgrünen die tauſend Siege vollgemacht mit dieſen Pferden:
Danaus, Fuchs, Afrikaner . . . . 19 mal
Oceanus, Rappe . . 209 mal
Victor, Brauner . . 429 mal
Vindex, Fuchs . . . 157 mal
und habe an großen Preiſen erſiegt 3 mal 40,000 Seſt., 3 mal 30,000 Seſterzen.

So weit die Inſchrift, welche der alte Abſchreiber vortrefflich copirt hat. Die acht Pferde, deren Siege Gutta aufzählt, ſind die Leitpferde ſeiner ſämmtlichen Siege, worauf ſchon Mommſen aufmerkſam machte. Denn wenn man die einzelnen Siege derſelben zuſammenzählt (1123) und dazu rechnet die zwei verzeichneten Siege, welche Gutta mit nicht geſchulten Pferden gewonnen hat, einen Sieg, den er nicht durch ſein Geſpann, ſondern durch ſeine eigenen Füße erhielt — er rechnet ſeinen Pferden auch den gewonnenen Preis nicht zu — und endlich noch den Sieg im heiligen capitoliniſchen Wettkampf, bei welchem Gutta mit Roſſen beſonderer Zucht und Farbe gerannt ſein mag, ſo erhält man genau die Summe ſeiner ſämmtlichen Siege. Er hat dieſe Siege zwar bei allen vier Parteien gewonnen, nennt aber bei den Roſſen, die er ſymmetriſch in zwei Viergeſpanne zuſammenordnet, nur ſeine beiden Hauptfactionen. Aus der Zahl der einzelnen Pferdeſiege iſt erſichtlich, daß Gutta ſeine Leitpferde nicht gewechſelt hat, wenn er von einer Partei zur andern überging, und die Clubangabe bedeutet nur, daß die erſten vier Pferde ſeiner frühern Zeit, die letzten der ſpätern angehören. — Bei den Preiſen, die er darunter ſetzt, hat er die bei den Meergrünen gewonnenen, offenbar die ſeiner beſten Zeit, beſonders aufgeführt, bei der Columne der Lauchgrünen war ihm peinlich, daß der großen Preiſe ſo wenig waren, und er ſchlug daher die im Club der Schimmel und Braunen gewonnenen 3 Preiſe dazu. Die auffällige Vermehrung der wüſten Rennen mit vielen Geſpannen in ſeiner letzten Zeit und das ſpärliche Ausſetzen großer Preiſe berechtigen zu dem Schluß, daß der Ruhm des Gutta in die Zeit fällt, in welcher die Verwilderung und Verarmung des Staates begann, alſo frühſtens unter die letzten Jahre des Marc Aurel und unter Commodus. Dafür ſpricht auch die merkwürdige Benennung eines Leitpferdes mit dem deutſchen Volksnamen Saxo, der uns zuerſt von Ptolemäus um 150 n. Chr. überliefert iſt. Das Pferd muß ſeinen Namen nach einem Helden des Stalls erhalten haben, denn von Blut war es ein Berberroß.

---

*) In der Hdſchr. ſind die Zahlzeichen richtig, aber ſo zu ordnen: L, I. XL, IX. XXX, XVII. In lin. 9 der Hdſchr. iſt binarū XVII zu leſen. — 1000 Seſterzen ſind 72½ Thlr., 50,000 Seſt. = 3625 Thlr.

Deutſche Anſiedler im ſchleſiſchen Grenzwald.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 27—29.)

1.

Wer jetzt das preußiſche Schleſien durchwandert, der ſieht das weite Flachland ohne merkbare natürliche Grenzen geöffnet gegen Nord und Süd; auch im Oſten an der langgeſtreckten Grenze gegen Polen ſind meilenweit die wogenden Halme der Kornfelder oder die dunklen Wipfel des Kiefernwaldes die größte Erhöhung des Bodens, nur ein ſeichter Bach, den im Sommer ein Knabe durchwatet, ſcheidet hier polniſche Ruſſen und preußiſche Deutſche, Morgenland und Abendland. Und doch hat dieſe Völkerſcheide, welche wie zufällig gezogen ſcheint, ſeit alter Zeit ebenſo ſicher getrennt, als Gebirge und breite Ströme. Dieſelben Wieſen an der Prosna, um welche die Bürger der ſchleſiſchen Stadt Pitſchen noch vor 60 Jahren auf eigene Fauſt

Krieg mit den Polen führten, waren ſchon im Jahre 1300 Gegenſtand des Streites zwiſchen den Schleſiern und dem polniſchen Caſtellan zu Wielun und es iſt einiger Grund anzunehmen, daß auf derſelben Stelle tauſend Jahre früher der vandaliſche Grenzhüter mit ſeinem Wurfſpeer diebiſche Bienenſucher eines Polanendorfes bedroht hat. Denn unſeren heidniſchen Vorfahren erſchien die Einheit einer Landſchaft vor Allem als Einheit ihres Stromgebietes. Die Quellen, Häupter der lebenſpendenden Bäche und Flüſſe, waren heilig. Aus dem Innern der Erde ſandte die göttliche Herrin des Volkes die rinnende Fluth, ſie ſelbſt hütete dort in der Tiefe die Leben, welche noch nicht geboren waren. Die Quellen der Landesbäche im Beſitz zu haben, war darum eine wichtige Sache für jeden Stamm, dort fühlte er opfernd und betend die Nähe der Menſchengötter, er hatte ſich ſehr zu wahren, daß nicht Fremde die geweihten Stellen entehrten oder die Gnade der Götter zum Schaden des Volkes für ſich warben. Deshalb ſuchte jedes kräftige Volk ſeine Grenzen nach der Waſſerſcheide zu richten. Durch das ganze Mittelalter blieb trotz dem Chriſtenthum dieſelbe Auffaſſung. Der älteſte böhmiſche Geſchichtſchreiber Kosmas rühmt fröhlich als einen Vorzug ſeines Landes, daß kein fremdes Gewäſſer hineinfließe und daß alle Bäche ſich in einem Strom ſammeln, der ihr Waſſer nordwärts führe. Faſt denſelben Stolz durften die Schleſier haben, nur daß ihnen, ſo weit wir wiſſen, nicht gelang, das Haupt ihres großen Stromes, der Oder ſelbſt zu umſchließen. Noch jetzt läuft die ganze lange Oſtgrenze Schleſiens gegen Polen auf der Scheide zwiſchen Oderzufluß und Weichſelbächen. In alter Zeit auch im Süden bis zur Oder, einen Streifen des Fürſtenthums Pleß ausſcheidend, der nach der Weichſel neigt. Ebenſo lag im Nordweſten die alte Landesgrenze zwiſchen Oder und Spreegebiet.

Seit den Feldzügen des Druſus unter Kaiſer Auguſtus, waren die Germanen im Oſten der Elbe den Römern nicht unbekannt, von da werden ſie durch zahlreiche römiſche Geſchichtſchreiber theils nach ihren Gauen aufgezählt, theils in den Kriegsberichten genannt. Unter ihnen auch die Bewohner des jetzigen Schleſiens, deren Grenzen etwas genauer angegeben werden, als die anderer Oſtvölker; gegen Weſten ſind ſie durch die Askiburgiſchen Berge (das Rieſengebirge) von Böhmen und dem Reich des Marbod geſchieden; im Süden werden ſie von den Markomannen und kleinen fremden Völkerſchaften, im Norden von Suebenſtämmen, im Oſten von den Wenden begrenzt. Ohne Noth hat man die beiden Namen Lugier und Vandalen, unter denen ihre Gaue zuſammengefaßt werden, als Namen verſchiedener Völker verſtanden. Wie jetzt derſelbe Mann als Oderbrucher, Brandenburger, Märker, Preuße bezeichnet werden kann, ſo wurde ſelbſtverſtändlich auch in alter Zeit bald der beſondere Gauname, bald eine umfaſſendere Bezeichnung: Stammname oder Name der Landſchaft als Volksname angewandt. Wenn Tacitus einzelne Gauvölker hinter dem Rieſengebirge als Lugier aufzählt, ſo iſt ihm doch der Name Vandilier als alter und ehrenvoller Stammname wohlbekannt und wird von ihm an anderer Stelle in der richtigen Reihenfolge hinter den Sueben der Elbe und der Mark genannt. Seit dem zweiten Jahrhundert überwiegt allmählich der Name Vandalen. Schon Ptolemäus berichtet, daß die Elbquellen im Vandaliſchen Gebirge liegen.

Daß das germaniſche Oſtvolk der Lugier-Vandalen ein menſchenreiches und kriegeriſch ſtarkes war, erkennen wir daraus, daß es nach 300jährigem Anſturm an die römiſche Donaugrenze noch einen Hauptantheil an den großen Coloniſtenfahrten des fünften Jahrhunderts hat. Seine Krieger unternehmen unter altem Königsgeſchlecht einen kühnen Eroberungszug durch das ganze römiſche Reich bis nach Spanien und Afrika, wo ſie um Karthago ein Reich gründen und in drei Geſchlechtern das Schickſal erfahren, welches dem germaniſchen Siedler durch die römiſche Cultur und wohl noch mehr durch das heiße Klima bereitet wurde.

Auch die Gaue der Vandalen werden durch verſchiedene Namen bezeichnet und nicht alle verfallen demſelben Geſchick. Ein großer Theil des Volkes, welcher den königlichen Stamm der Hasdinge einſchließt, ſendet ſeine Kriegerſchwärme und Anſiedler ſchon im zweiten Jahrhundert in die Grenzkämpfe der Markomannen mit den Römern an die Donau und wir dürfen deshalb annehmen, daß er ſeine Sitze zunächſt hinter den Markomannen in dem oberſten Lauf der Oder hatte. Dieſe Vandalen beſetzen im nächſten Jahrhundert Landgebiet in Ungarn und werden den Römern lange gefährlich, ſelbſt da, wo ſie als Söldner und Feldherren im römiſchen Dienſt auftreten. Auch kleinere Gauvölker, die Harier und Victovalen kämpfen noch zwei Jahrhunderte nach Tacitus gegen die Römer. Eine andere Abtheilung des Volkes, die Silinge, ſendet ihre Schaaren erſt ſpäter in die Römerkriege, ſie bleibt auch in dem Vandalenheer, welches Spanien erobert, unter ihren Führern geſondert, nimmt dort eine eigene Landſchaft in Beſitz und unterliegt im Kampfe gegen die Goten.

Wer die Völkerbewegung in der Wanderzeit näher betrachtet, erkennt wohl, daß es nur ausnahmsweiſe das ganze Volk iſt, welches fortzieht, um in der Fremde neue Sitze zu ſuchen, weder die Kimberer und Teutonen, noch die Sueben des Arioviſt, noch ſelbſt das kleine Volk der Langobarden verließen als Geſammtheit ihre Sitze. Die Zurückgebliebenen aber, in der Zahl gemindert, ihrer unternehmungsluſtigen Herrengeſchlechter beraubt, vermochten dem Andrang kriegeriſcher Nachbarn geringern Widerſtand zu leiſten und büßten den Zuſammenhang ihres Volksthums ein, vielleicht auch den Namen. Dann verloren die Grenzgehege, durch welche die Völker und ihre Gaue geſchieden waren, ihre Bedeutung.

Denn die Germanen vertrauten ihr Stromgebiet nicht ſorglos dem Schutz des Gottes, der ihnen die Landſchaft durch den Lauf der Quellen zugerichtet hatte. Ihnen war es überall eigen, die wilde, friedloſe Natur einzufrieden, damit Recht der Männer und Huld der guten Götter darin walten können. Sie umſchloſſen ihre Höfe nach außen durch Mauer und Zaun, und jede Behauſung der Hofgenoſſen und der lieben Thiere öffnete ſich nach dem Binnenraum; ſie feſtigten ihre Dörfer durch Graben und Pfahlwerk oder Erdwand; ſie umzogen ihre Dorfflur mit Graben und Heckenzaun oder Raſenwall, mit Markſteinen und kundbaren Grenzzeichen, und oft mit einem geweihten Grenzpfad, auf dem die Götter und die Dorfgenoſſen die Flur im feierlichen Zuge umſchritten; ſie umhegten ihre Gerichtsbezirke oder Gaue durch größeren Graben und durch ein dichtes Gehege von geköpften Bäumen und verflochtenen Zweigen, von Strauchwerk und Dorn. Sie zogen endlich um ihr Landesheim ein Schanzwerk durch Wall oder Waldverhau, ſie waren ſtolz darauf, wenn meilenweit um ihre Befeſtigungen das Grenzgebiet als unheimliche Wildniß lag, und ſie verſtanden es gut, durch Wald und Wuſtung einem andringenden Heere Schwierigkeiten zu ſchaffen. So „hegte“ und pflegte der Deutſche Alles, was ihm ehrwürdig war, in vier, fünf feſten Ringen, von denen jeder weitere die engeren umſchloß. Schon Berichte der Römer erwähnen die germaniſchen Landwehren; ihr eigenes berühmtes Schanzwerk, das ſie in Süddeutſchland gegen die Einbrüche der Deutſchen zogen, war nur eine mit größerer römiſcher Kunſt gebaute Nachahmung der deutſchen Befeſtigungen. Wahrſcheinlich hatte damals jeder Germanenſtamm, welcher auf altem Erbe ſaß, ſeinen künſtlichen Grenzſchutz. Als zur Wanderzeit im Oſten der Elbe Slaven in die menſchenarmen Verhaue der Deutſchen einwanderten, unterhielten auch die neuen Landbeſitzer die guten Schutzwehren. Ob aber die Slaven in ihrer öſtlichen Heimat, abſeit von den Germanen, ähnliche Landbefeſtigungen zu zimmern gewöhnt waren, iſt bisher durch Zeugniß nicht erwieſen. Nur die heidniſchen Preußen wohnten hinter Landgehegen, aber ſie waren in der Urzeit Nachbarn der Germanen geweſen und hauſten zum Theil auf früherem Beſitz gotiſcher Stämme, zumal der Gepiden. Die Ruſſen errichteten einmal eine große Landwehr gegen die Petſchenegen, aber die Ruſſen waren damals ſelbſt ein Miſchvolk, durch germaniſche Waräger gebildet. Wenn die Avaren ihr Landgebiet in Ungarn mit kunſtvollem, kreisförmigem Verhau umſchanzten, ſo deutet ſchon der Name „Hring", den ſie ihrer Landwehr gaben, darauf hin, daß ſie dieſen Schutz, wie andere Gewohnheiten ſeßhafter Menſchen, ihrer Verbindung mit germaniſchen Siedlern entnahmen. Und wenn zur Zeit Karls des Großen ein deutſcher Kriegsmann, der beuteſchwer aus dem Avarenkriege heimkehrte, von neun Verſchanzungsringen erzählte, welche die Königsburg der Avaren in immer weiterem Kreiſe bis zur Landesgrenze umzogen, ſo hatte ſolcher Bericht für bewanderte deutſche Zuhörer gar nichts Unwahrſcheinliches, nur dem kleinen Mönch von St. Gallen klang er wunderbar, weil dieſer in der Nähe ſeines Kloſters lebende Hecken nur geſehen hatte, wo dieſe die Gärten einſchloſſen. Denn freilich, die feſten Völkergehege mit ihren wilden Grenzen mochte Kaiſer Karl ſo wenig leiden, als lange vor ihm die Römer, und wo die Franken herrſchten, wurde freier Zugang in die Gaue geräumt und die Wildniß beſiedelt.

Wir vermögen uns aus Berichten der Römer und der Chroniſten des Mittelalters eine ziemlich deutliche Vorſtellung von der Beſchaffenheit der alten Landbefeſtigungen zu machen, zumal wenn wir die Nachrichten aus den Kriegen gegen Wenden und Preußen vorſichtig dazuhalten. Wo nicht die Natur durch hohe Berge, tiefes Moor und breites Waſſer von dem Nachbarvolke ſchied, war das Land an baumleeren Stellen durch feſten Wall und Graben geſchloſſen; bei ſolchem Grenzwall, den die Angrivarier gegen die Cherusker aufgeworfen hatten, lagerte einſt das Heer des Germanicus. Auch in Schleſien ſind da, wo die Wege nach der Lauſitz führen, unweit der Grenze dergleichen Wälle mit Gräben gezogen worden; rechtwinklig gegen einander ziehen ſich, noch jetzt erkennbar, je drei Wallinien meilenweit, der letzte Wall nach außen war der höchſte, ſie ſcheinen alſo einmal gegen einen Ausbruch aus Schleſien errichtet. — Aber in dem baumreichen Germanien war doch das Waldverhau die gewöhnliche Befeſtigung. Dafür wurde der Wald längs der Grenze zum Bannwald geweiht, je nach der Weite des Landes und der Dichtigkeit der Bevölkerung, in Breite einer oder mehrer Meilen, ja ganzer Tagereiſen von der Grenze. Dort war jede Beſiedlung verboten, als unwegſamer Urwald, von Waſſeradern durchfloſſen, ſchloß er Bruch und Moor ein, über geſtürzten Stämmen wuchs jüngeres Baumleben zum Licht, das wilde Gethier fand dort ſicheren Verſteck, und zu den Schrecken der ungebändigten Natur kam für das Volk noch die Furcht vor böſen Waldgeiſtern und ungeheuren Erſcheinungen. In dem Walde wurden an geeigneten Stellen die Stämme gefällt und mit geköpften Zweigen zwiſchen die Stümpfe geworfen, oder zu einem Verhau geſchichtet und gerammt, die Baumſtümpfe aber blieben zu dichtem Austrieb junger Zweige ſtehen, und die Zwiſchenräume wurden mit wildem, ſtark ſprießendem Dorn gefüllt. Noch bewahrt Strauchwerk von dichtem Wuchs den Namen: Hagebuchen, Hagedorn, Hageroſen. In dem ſtachlichen Geſtrüpp wurde ſchon dem einzelnen Mann die Annäherung ſchwer, eine Heerſchaar vollends konnte nur, wenn ſie überraſchend kam, hoffen mit Hilfe von Axt und Haue in den Wald einzudringen; war ſie gekundſchaftet, ſo wehrte auch eine ſchwächere Beſatzung.

Die Waldverſchanzungen zu erhalten durch Köpfen des Vorwuchſes und Schichtung der Verhaue war wohl auch in friedlicher Zeit eine ernſte Arbeit. Aber die volle Wirkung vermochte ein ſolches Befeſtigungswerk nur zu haben, wenn der Feind nicht auf gebahnten Straßen bis an den Dornhag vorrücken und von da ſicheren Rückzug finden konnte. Deshalb war es wichtig, daß auch das Land jenſeit der Grenze als Wildniß liegen blieb, und es war nicht unnützer Hochmuth, wenn mächtige Stämme, wie die Chatten, auch außerhalb ihrer

Mark auf Tagereiſen keine gebahnten Pfade und keine Anſiedelungen duldeten. Die befeſtigten Grenzwälder galten durch das ganze Mittelalter als eine große Erſchwerung des Angriffs, ſie wurden auch von wohlhabenden Stadtgemeinden erhalten, ſie waren oft unwirkſam einen Einbruch abzuwehren, aber ſie machten den Rückzug gefährlich und hinderten das glückliche Fortſchleppen der geſammelten Beute, der Frauen und Kinder. Sie wurden nicht durch höhere Kriegskunſt, ſondern durch die friedlichen Anſprüche unſerer langſamen, breitſpurigen Frachtwagen beſeitigt.

Aus den fünfhundert Jahren, welche auf die Vandalenwanderung folgten, iſt nur unſichere und ſpärliche Kunde über die Schickſale Schleſiens erhalten. Im fünften Jahrhundert gebot der Hunne Attila von Ungarn aus über Germanen bis zum Nordmeer, wir dürfen annehmen, daß auch Häuptlinge und Geiſeln ſchleſiſcher Gaue unter ſeinem Gefolge ſtanden. Um 560 brachen die Reiterſchaaren der Avaren über die Grenze, — die Wilden lagerten ſeitdem als harte Gebieter über allem Oſtland bis nach Thüringen; um 623 luden die bedrängten Slaven einen Franken Samo zum Führer gegen die Avaren, Samo ſchlug die Feinde, gründete eine königliche Herrſchaft in Mähren bis zur Donau — ſicher auch über die Schleſier — und wußte ſich ein ganzes Menſchenalter ſogar gegen die Frankenkönige zu behaupten. Daß ſolche Berufung eines fremdländiſchen Kaufmanns zum Landgebieter nur durch den Einfluß deutſcher Landsleute im Oſten möglich wurde, leuchtet ein, es iſt ſehr möglich, daß damals die erſte Einwanderung deutſcher Südfranken in Mähren und Schleſien ſtattfand; dadurch würde erklärt, daß einzelne Bezirke in beiden Ländern ſo ſchnelle Einfügung in deutſches Volksthum zeigen, daß bei der ſpäteren Coloniſation des 13. Jahrhunderts die fränkiſchen Hufen auf Neubruch bereits landesüblich ſind, und daß nach dem Erwachen deutſcher Schriftſprache die ſchleſiſche Mundart ſogleich der fränkiſchen ähnlicher iſt, als derjenigen der mitteldeutſchen

Einwanderer. Während dem kurzen Leben des mähriſchen Reiches vom Ende des neunten Jahrhunderts mag Schleſien dort zinspflichtig geweſen ſein. In der Periode von 500—1000 wurde das Land durch Slaven: Wenden, Czechen, weiße Chrobaten beſetzt.

Aber wir haben ein Anzeichen dafür, daß Ueberreſte der Germanen auch während dieſer Zeit in Schleſien geſeſſen haben, denn ſie haben der Landſchaft ihren Namen hinterlaſſen, was undenkbar ſein würde, wenn ſie ſelbſt beim Beginn der dunklen Jahrhunderte gänzlich aus der Landſchaft verſchwunden wären. Von den Silingen, welche nach der Völkertafel des Ptolemäus vom Gebirge aus in Mittelſchleſien ſaßen, hat nicht nur der Zobtenberg — noch um das Jahr 1000 eine alte Cultusſtätte — den Namen Mons Silencii behalten, ſondern auch die Landſchaft den Namen Silencia, Benennungen, welche auch von den Slaven als Berg „Slenz“ und Landſchaft „Slenzane“ bewahrt wurden. Daß die Beſiedelung des Landes durch Slaven allmählich und nicht unter großen kriegeriſchen Ereigniſſen ſtattgefunden hat, kann man nur aus dem ſehr auffälligen Mangel an heimiſchen Heldenſagen bei Polen und Czechen ſchließen. Das Wenige, was von echter Sage unter ihnen erhalten iſt, zeigt den Slavenhelden als neuen Mann, der vom Pfluge heraufkommt, und läßt an damit verbundenen Zügen noch den Zwiſt mit einem anderen Volksthum erkennen.

Das älteſte Verzeichniß ſchleſiſcher Gaue aus dem Mittelalter iſt in einem Verzeichniß ſlaviſcher Völker aus dem Ende des elften Jahrhunderts in einer Regensburger Handſchrift, jetzt zu München, bewahrt. Dies Verzeichniß nennt in ſeinem letzten Abſchnitt zehn Gaue mit genauerer Zahlangabe ihrer kleinen Bezirke, außer Lunſizi und Milzane in der Lauſitz liegen dieſe Gaue wohl ſämmtlich in Schleſien, unter ihnen mehre mit urſprünglich deutſchem Namen.*)

---

*) Slenzane (Gegend von Zobten, Nimptſch, Breslau bis zum Rieſenkamm) und Tadoſeſani (Gegend von Liegnitz, Goldberg), welche

Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts hellt ſich langſam das tiefe Dunkel. Im Jahre 970 gehört wenigſtens der ſchleſiſche Gau, welcher von der Oberlauſitz bis zur Oder reicht, unter einem Grenzgrafen zum deutſchen Reiche, und Kaiſer Otto I verleiht der Kirche zu Meißen den zehnten Theil ſeiner Einnahmen aus dieſem Bezirk. Die Oder gilt als Reichsgrenze. In derſelben Zeit dringen die Piaſten von Polen in Schleſien ein, die Böhmen ſpähen von ihrer Burg Glatz begehrlich über den Grenzwald; die Deutſchen zwingen einmal unter ſtarkem Kriegsherrn Polen und Böhmen zur Huldigung, ſie vermögen eine ſichere Herrſchaft nicht zu behaupten. Mit ihnen zieht das Chriſtenthum in den Wald, die Böhmen- und Polenherzoge erdulden die Taufe, um 1000 wird das Bisthum Breslau gegründet, kurz vorher (990) die feſte Coloniſtenſtadt Niemzi (Nimptſch) erwähnt, eine Anlage eingewanderter Deutſcher. Bis dahin iſt das Land in kleine Gaue getheilt, die unter Caſtellanen der Slaven, unter deutſchen Grenzgrafen oder unter eingeborenen Häuptlingen ſtehen, noch im Jahr 1093 gehorcht das Mittelland um Breslau, Slenzane, einem Grafen Magnus von altem Landgeſchlecht. Aber kurz nach 1000 gewinnen die Piaſten als unſichere Vaſallen des Reiches die Oberherrſchaft über das ganze Schleſien. Und erſt von da legt ſich polniſches Weſen über die Gegenden mit gemiſchter Bevölkerung.

---

beide auch ſonſt genannt werden. Schon Ptolomäus führt neben dem Gau der Silinge den der lygiſchen Dibunier an. — Ferner Fraganeo (Frankenland, deutſche Gegend um Reichenbach, Frankenſtein?). Die Slaven tilgen dem Namen das n, z. B. Fragſtein, Frakinberg im Jahre 1335. — Dagegen ſind die oberſchleſiſchen Gaue ſlaviſch: Opolini (Oppeln), Golenſizi (Gola das Oberland, in ſpäterer Zeit die Gegend um Troppau). Berizane (Gegend um Rybnik, Pleß bis ins Krakauiſche?). Im Jahre 1320 iſt im Sprengel des Breslauer Bisthums ein Prämonſtratenſer-Kloſter Werinciacensis seu Veconiacensis, Zwierzyniec [Zverincia] bei Krakau; der Name dauert in Ortsnamen der erwähnten Kreiſe. — Unſicher ſind Beſunzane und Lupiglaa.

Wie viel im Jahr 1000 noch von deutſcher Art und Sprache im Lande erhalten war, und wie ſehr die polniſche Herrſchaft daran geändert hat, vermögen wir nicht zu erkennen. Um 1200, wo das Deutſch ſo ſchnell obenauf kommt, ſind die alten Orts- und Perſonennamen, Landesgebräuche, die Verhältniſſe der Grundbeſitzer, die Verfaſſung ſlaviſch. Freilich iſt bei einem kleinen Theil der Perſonen- und Ortsnamen ſlaviſche Umbildung deutſcher Namen erſichtlich, aber wir wagen jetzt nicht zu unterſcheiden, was durch die Slaven von den deutſchen Grenznachbarn entlehnt, was durch Anſiedler der letzten Jahrhunderte vor 1200 eingeführt, oder was als uralte deutſche Ueberlieferung der Landſchaft ſelbſt erhalten blieb. Eines jedoch ſind wir anzunehmen berechtigt, daß deutſche Sprache in Schleſien zu keiner Zeit völlig geſchwunden iſt. Wie leicht auch die Nachkommen einzelner Einwanderer vor 1200 ſlaviſchen Brauch annehmen mochten, überall im Lande müſſen zwieſprachige Menſchen gewohnt, in manchen Landestheilen, längs dem Rieſengebirge und auch im Oſten der Oder, z. B. zwiſchen Seen und Wäldern der Bartſch mögen ſtärkere Reſte deutſchen Lebens gedauert und einigen Verkehr mit den Stammgenoſſen im Weſten bewahrt haben. Es iſt merkwürdig, daß in keinem Bericht und in keiner Coloniſtenurkunde ein Dolmetſch oder ein ſprachliches Hinderniß des perſönlichen Verkehrs erwähnt wird, während im Ordensland Preußen der „Tolk“ oder „Dolmetſch“ und der Gegenſatz der Sprachen ſo häufig ſichtbar ſind. Nur unter ſolchen Vorausſetzungen wird die wunderbar ſchnelle, ungezwungene Umwandlung eines ſlaviſchen Volkes in ein deutſches erklärbar. Und man darf vielleicht ſagen, im Ganzen iſt deutſche Art in Schleſien noch jetzt nur in den Landſchaften zum Alleinbeſitz durchgedrungen, wo ſie um 1200 nicht völlig ausgetilgt war.

Die ſtille Dauer unſeres Volksthums unter ſlaviſcher Hülle zu beobachten wäre freilich eine reizvolle Arbeit. Leicht nimmt die Sprache fremde Klänge und einzelne Wörter an; wo übermächtige Herrſchaft einer fremden Nationalität bedrückt, vermindert ſich ſchnell der Wortſchatz und die Feinheit der Satzbildungen, bald wird größere Unſicherheit des Sprachgefühls durch Verderb der Declination und Conjugation ſichtbar. Aber wenn auch die Sprache faſt ganz gegen die fremde aufgegeben iſt, es bleibt in der Seele viel von der altheimiſchen Ueberlieferung; wie die Natur aufgefaßt und gedeutet wird, Bräuche des Rechts, der Arbeit, der Familie dauern faſt unzerſtörbar; die deutſchen Sagen und Märchen werden in polniſcher Sprache erzählt, ſind auch die Worte der alten Lieder verdorben, die Weiſe tönt noch lange in den Herzen, und wenn einmal dieſelben Melodien aus dem Munde des neuen Einwanderers erklingen, dann ſchaffen ſie ſchneller und ſtärker als Pergamente des Mönches zwiſchen dem Deutſchen und dem Altheimiſchen ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit. Doch leider für uns Späte ſind dieſe zarten Bande nicht ſichtbar. Wir vermögen die Nachklänge uralten deutſchen Lebens in Schleſien faſt nur aus Ortsnamen zu rathen, einer unſicheren und gefährlichen Vorlage für Deutungen.

2.

Wir erfahren um das Jahr 1000 aus den Kriegen der Sachſenkaiſer mit den polniſchen Piaſten, welche ſich gerade damals über Schleſien ausbreiteten, daß ein verſchanzter Grenzwald im Nordweſten Schleſiens lag. Der Brauch im Verlauf dieſer Waldkriege iſt genau derſelbe, wie vierhundert Jahre ſpäter in Preußen an der litauiſchen Grenze. Das deutſche Heer ſammelt ſich unweit der Grenze, aus den Grenzbewohnern werden Führer geworben, welche die Pfade durch die Wildniß kennen, wo man Brücken ſchlagen muß, Futter finden kann. Auf den Angaben dieſer unſicheren Kundſchafter beruht das ganze Heil des einbrechenden Heeres; nach mühevollen Märſchen durch Bruch und Wald kommt man an die Waldſchanzen, ein Theil der Vorhut wird beim Einbruch aufgerieben, die Maſſe des Heeres dringt durch, zwingt den Feind zum Rückzug über die Oder, das umliegende Land wird verheert; die Heimkehr aber kann nicht auf demſelben Wege erfolgen, weil die Engpäſſe vom Feinde belauert ſind und das Heer in dieſem Theil der Wälder nicht mehr Nahrung und Futter findet, auf dem neuen Wege durch die Wildniß und den Grenzwald geräth das Heer in Hinterhalt und muß ſeine Nachhut opfern, um den Haupttheil über Bruch und Waſſer zu retten. So ging es dort Kaiſer Heinrich II im Jahre 1015, ähnlich in anderen Zügen. — Und als der große Hohenſtaufenkaiſer Friedrich Rothbart im Auguſt 1157 von den letzten Höhen der Lauſitz auf Haide und Wald der Schleſier herabſah, welche unter Herrſchaft der Polen ſaßen, da erſchien auch ihm die Ebene, welche ſich bis weit über die Oder hinaus in unabſehbarer Fläche dehnt, durchaus nicht, wie uns, als ein offenes Land, und er ſchrieb an einen Vertrauten, Abt Wibald von Corvey: „Das Polenland iſt durch Kunſt und Natur ſtark befeſtigt, unſere Vorfahren ſind mit größter Schwierigkeit kaum bis zur Oder vorgedrungen, wir aber haben durch die Kraft des Herrn die Sperren der Polen, welche ſie in Engpäſſen aus dichten Verhauen geköpfter Bäume gemacht und mit großem Aufwand von Scharfſinn verrammt hatten, durchbrochen und wir haben — am 22. Auguſt — den Fluß Oder, welcher dies ganze Land gleich einer Mauer umſchanzt und durch ſeine Tiefe jeden Zugang ſperrt, mit unſerem ganzen Heere überſchritten. Als die Polen dies ſahen, erſchraken ſie ſehr, zündeten ihre ſtarken Burgen an: Glogowa, Bitum und mehre andere, die bis dahin von keinem Feinde eingenommen waren, und flohen aus unſeren Augen.“

Im dreizehnten Jahrhundert erfahren wir mehr über die Grenzwälder Schleſiens. Sie reichen bei Groß-Glogau in die Nähe der Oder, ſie laufen an der ſchleſiſchen Oſtgrenze gegen Polen, trennen im Süden Katſcher und das jetzige Gebiet Troppaus von Schleſien, ſind bei der Stadt Ziegenhals vorhanden, ſcheiden weſtlich von Kamenz und längs dem Eulengebirge von der Grafſchaft Glatz, die in älteſter Zeit gar nicht zu Schleſien gehört hat, und ziehen ſich wieder im Nordweſten des Rieſenkammes bei Löwenberg nordwärts, ja wir ſind zu dem Schluſſe berechtigt, daß ſie ſich zwiſchen Pförten und Beitſch im Oſten der Neiſſe bis an die älteſte Nordgrenze Schleſiens, bis nach dem Briſekow-See und Lebus nordwärts an die Oder geſtreckt haben. Ein Mönch des Kloſters Heinrichau erzählt um 1261, daß ein Bannwald das ganze Land Schleſien einfaſſe, und er nennt ihn lateiniſch geradezu circuitus. Nun iſt allerdings, wie Grünhagen nachgewieſen hat, wahrſcheinlich, daß der Chroniſt von Heinrichau nach der Gewohnheit ſeiner Jahrzehnte einen Theil des jetzigen Oberſchleſiens nicht unter dem Namen Schleſien inbegriffen hat, und es iſt auch möglich, daß er unter der „alten“ Befeſtigung nur eine durch die erſten ſchleſiſchen Herzöge eingerichtete Verſchanzung verſtanden hat. Heinrich I und ſeine Nachfolger waren mit dem deutſchen Ritterorden unter Hermann von Salza in engem Verbande, ſie haben großen Antheil an den erſten Kriegsfahrten in Preußen gehabt, und dort Gelegenheit erhalten den Grenzkrieg und deſſen Befeſtigungen kennen zu lernen. Aber in Schleſien iſt die Verpflichtung im Grenzwald zu ſchanzen eine Laſt, welche ſchon vor Beginn der Preußenfahrten auf dem ganzen Volke liegt, ſie wird bereits im Jahre 1214 unter Heinrich I eine gewöhnliche Dienſtpflicht der polniſchen Unterthanen — „nach Landesgewohnheit“ — genannt, und den neuen deutſchen Coloniſten wird die Pflicht erlaſſen, an dieſen Waldbefeſtigungen mitzuarbeiten, ein Beweis dafür, daß dieſe bereits damals von ihrer militäriſchen Wichtigkeit verloren hatten.

In der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts galten die Bannwälder mit ihren Verhauen für ein altes Werk, das nicht mehr nothwendig ſei. Der Bann und die Schonung wurden gering geachtet, die Zeidler der Umgegend errichteten ihre Hütten in den Lichtungen und ſammelten den wilden Honig;

die benachbarten Grundbeſitzer ſetzten eigenmächtig ihre Markſteine hinein und ſandten ihre Holzfäller zum Ausroden. Als Herzog Heinrich III im Jahre 1261 dem Kuntzo das Recht verlieh, in dem großen Wald gegen Polen eine Stadt anzulegen — Konſtadt — fanden ſich auch dort bereits in lichten Stellen eine Anzahl kleiner Anſiedelungen, darunter die eines deutſchen Markwart.

Der Wald hatte auch eigenen Namen. Die Deutſchen nannten ihn „der Hach“ (Hage), wie die Coloniſten in Preußen ihre Waldbefeſtigungen gegen Litauen „die Hegenen“. Den alten Einwohnern Schleſiens aber hieß er „die Preſeka“ und ebenſo hieß der Dienſtzwang der Schanzarbeiter darin. Dies Wort wäre aus der ſlaviſchen Umbildung des lateiniſchen praesecare, przesecati, polniſch precinac, zerhauen, ſehr wohl zu erklären. Aber ſehr auffallend iſt, daß das Wort Preſeka den Schleſiern allein angehört, denn es findet ſich nicht bei den Nachbar-Slaven, z. B. den Czechen, Lunſizen und Milzen, die doch an die Preſeka ſtießen, und nicht bei den anderen Slavenvölkern, welche in alten Gehegen des öſtlichen Deutſchlands hauſten. Wären den Polen die Waldverſchanzungen und die Arbeiten daran bei ihrer Einwanderung in Schleſien gebräuchlich geweſen, ſo müßte ſich doch das Wort als Dienſtpflicht und Waldname in Polen noch eher finden, als in Schleſien. Niemand wird behaupten, daß die Piaſten in Schleſien die Waldverſchanzungen und ihre Benennung neu erdacht haben. Nahmen ſie aber die Befeſtigungen der Wälder als einen Schutz der Grenze erſt von den Deutſchen, oder aus älterem ſchleſiſchen Brauche auf, ſo liegt die Annahme nahe, daß auch das Wort dafür bereits vorhanden war und zugleich mit dem Bannwald von ihnen in Beſitz genommen wurde. Man darf deshalb fragen, ob in dem Wort Preſeka nicht ein älterer zugerichteter Name erhalten iſt.*)

---

*) Der Name Preſeka lautete gotiſch etwa brisaihva (fem.), der Umfaſſungsdorn; in Schleſien brisehha. Dahin weiſen einige Ortsnamen

Das ſtille Schleſien lag in keiner Zeit vor dem Beginn der deutſchen Coloniſation ſo abgeſperrt von der Welt, wie das ſchlummernde Königskind im Märchen. Denn durch die Grenzwälder führten nach allen Himmelsgegenden Straßen, welche das Volk mit den Nachbarn und der Fremde verbanden. Der Straßen gab es freilich in älteſter Zeit weniger als im ſpäten Mittelalter, ſie liefen kunſtlos durch Haide, Wald und Weideland, und ſie blieben in einer Landſchaft, welche reich an Brüchen und ſumpfigen Flußniederungen war, auf weite Strecken der einzig mögliche Zugang für Roß und Karren. Da war natürlich, daß die Einheimiſchen dieſe Wege ſorglich zu ſchützen ſuchten. Wo die Straßen in den Wald führten, erhoben ſich Wartthürme und Wachthäuſer (custodiae), an beſonders gefährdeten Stellen auf der Binnenſeite des Waldes ſtanden größere Burgen, welche den Weg ſperrten. Alle ſolche Eingänge zum Landgehege hießen lateiniſch clausurae, Sperren, in Deutſchland Schläge. Vor anderen bedeutſam waren zwei Binnenſperren des Landes im Süden und Norden, die Bitun (Beuthen), eine im Oberland an der großen Straße nach Galizien und Ungarn, die andere unten an der Oder, da wo die alte Handelsſtraße aus dem Süden ſich nach Pommern und Preußen theilt, zugleich eine Waſſerſperre der Oder nach Norden, gegen Oſten durch Sümpfe geſchützt; beide waren ihrer Lage nach gegen die öſtlichen Nachbarn erbaut und ſind darum wahrſcheinlich ſehr alt, obgleich wir nur von dem niederſchleſiſchen aus der Zeit der Sachſenkaiſer Nachricht haben, die Stadt Beuthen in Oberſchleſien erſt 1200 gegründet wurde. Auch von den Sperren, welche andere Straßen jenſeit

---

längs dem Walde, welche mit Bris anlauten, in Briſekow iſt das Wort ſelbſt erhalten. — Die Burgunder, die Nachbarn und nächſten Verwandten der Vandalen, haben nach ihrer Auswanderung um den Breisgau ihren Schutzdorn noch einmal gezogen, dort bewahrt der mons brisiacus den Namen. Auch „der Hach" kehrt dort als Name eines Berges wieder. — Vgl. Müllenhoff in Haupt's Zeitſchrift 12, S. 303.

oder dieſſeit des Waldes ſchloſſen, vermögen wir noch mehre nachzuweiſen, denn Ortſchaften, welche daran erwuchſen, haben bis heut in Schleſien denſelben Namen bewahrt, mit welchem ſie im 14. Jahrhundert an der Grenze von Preußen und Litauen bezeichnet wurden; dort an den Hegenen des Ordenslandes hießen ſie Baitſchen oder Waitſchen, in Schleſien Pitſchen (Byscina), Bitſchin, Baitzen, Beitſch, Bityn, Sbitſchye u. a. Auch dieſe fremd klingenden Wörter ſind deutſchen Urſprungs und ſtammen aus ſehr alter Zeit.*) Die Burgunder, welche aus

---

*) Die Namen der ſchleſiſchen Grenzburgen, welche jetzt Beuthen heißen, lauten in den älteſten Urkunden: Bitom, Bitum, Bitun, vom gotiſchen **beidan**, harren, tranſitiv **baidjan**, zwingen, nöthigen; agſ. **biding**, Halt, Stillſtand; mhd. **bite** (**fem.**), das Stillhalten. Dies Wort hat die Bedeutung Waldſperre bewahrt, z. B. **wer holtz — so vom Wald kompt, on vrlaub auss der pieth füret, der ist dem Forster darum verfallen wagen vnd Thier. Vnd das ist auss der pieth: von einem Wald auf den andern füren, oder in ein Dorff, das nicht Waldrecht het. Walds Ordnung, Nürnberg 1535.** — Es iſt wohl kein Zufall, daß die beiden Bitun eine andere Form des Wortes weiſen, als die übrigen ſchleſiſchen Sperren. Im Ordensland Preußen beſtand dieſelbe Verſchiedenheit in den Formen des alten Wortes. Dort heißt in den Wegeberichten der Kundſchafter aus dem 14. Jahrhundert der ganze verſchanzte Grenzwald, welcher öſtlich von der Linie der Grenzburgen Ragnit-Inſterburg-Johannisburg in Breite einer Tagefahrt von Nord nach Süd lief, der Baite, die Baiten; dagegen die befeſtigten Wildhäuſer, welche längs demſelben in zwei Linien auf der Binnen- und Außenſeite errichtet waren, Baitſchen oder Waitſchen. Wieder auf beiden Seiten dieſer großen preußiſchen Landwehr erhoben ſich um die Bezirke der Ordensburgen, wie um die Landbezirke der feindlichen Litauer „die Hegene“ als örtliche Waldverſchanzungen. Drang ein Ordensheer in Litauen ein, ſo hatte es jenſeit der Baiten vielleicht fünf, ſechs Hegene der Heiden zu räumen. Dieſe Gehege werden lateiniſch zuweilen **rubeta**, **rubes**, **vepres**, alſo „Dornhag“ genannt. Der Sprachgebrauch unterſchied alſo dort die große Landwehr — vielleicht einſt die alte Grenze der gotiſchen Gepiden — von den kleineren Waldbefeſtigungen ſpäterer Geſchlechter, und den Grenzwald von den Wegſperren daran. Die Grenzlinie lag nicht im Walde ſelbſt, ſondern jenſeit deſſelben, wie auch in Schleſien, die Flur von Pitſchen z. B. außerhalb des Waldes.

ihren Stammſitzen in der Neumark zuerſt an den obern Main, dann an den Oberrhein zogen, haben denſelben Namen Bitſch ihrer Grenzſperre im Elſaß gegeben.

So war auch in alter Zeit der gebannte Wald nicht ganz unbewohnt; von den Warten, den vorgeſchobenen Poſten an der äußerſten Grenze, ſpähte der Wächter auf den Straßenzug im fremden Land, er gab — wie im ganzen Mittelalter Brauch war — die Warnungszeichen von ſeiner Höhe durch Feuer und Rauch in das Land. In den Grenzburgen lag eine Beſatzung, zum Wacht- und Späherdienſt waren im Walde ſelbſt Grenzwächter (polniſch lesny) angeſiedelt. Dieſe Grenzer, mit den Schrecken des Waldes vertraut, gewöhnt an Kampf mit den Nachbarn und an finſtere Noththat in der Wildniß, werden ſchon vor dem Jahre 1200 in den ſpärlichen Nachrichten als Abwehrer eines feindlichen Einbruchs erwähnt. Daß früher auch den Germanen ſolche Grenzſiedler werthvoll waren, ſehen wir aus ihrem deutſchen Namen „Hageſtalde". Der einſame, harte, erbarmungsloſe Krieger, welcher, fern von Menſchenwohnungen, gebunden zum Dienſt des Kriegsgottes, im Grenzhag hauſte, wurde ſchon zur Zeit des Tacitus von der Dorfjugend mit Grauen und ſcheuer Ehrfurcht betrachtet. Nach der Völkerwanderung verklärte die epiſche Poeſie der Deutſchen eine düſtere Grenzergeſtalt, den Hagene der Nibelungen, der im Walthari-Liede, worin ein Kampf im burgundiſchen Grenzwald mit ſehr alterthümlichen Zügen geſchildert iſt, von ſeinem Gegner noch als Hagano spinosus, dorniger Grenzer, angeredet wird.

Kurz nachdem Kaiſer Friedrich Rothbart mit ſeinem Heere den ſchleſiſchen Wald durchbrochen hatte, ſeit dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, öffneten die polniſchen Piaſten die Landesſperren der deutſchen Einwanderung. Sie waren in die Lage gekommen, ſich gegen die Anſprüche ihrer polniſchen Verwandten auf deutſches Weſen zu ſtützen, und ſie warben zur Coloniſation die Kirche, deutſche Reiſige mit Ritterſchild, Bürger und Landbauern.

Das Land war dünn bevölkert, die Slaven ackerten mit ihren kleinen Haken den leichten Ackergrund und wohnten gern an den fiſchreichen Flüſſen. Am Landesſaum waren die Anſiedlungen ſehr ſpärlich; dort deutſche Städte und Dörfer zu beſſerem Schutz des Landes zu gründen, lag den Landesherren wohl zumeiſt am Herzen. Freilich, in dieſer Oede erhielt nicht jeder Anſiedler ein verſteintes Landloos aus den Händen eines einflußreichen Abtes, eines großen Grundbeſitzers oder gar des Herzogs zugewieſen. Es fehlten auch ſolche nicht, welche auf eigene Gefahr und mit unſicherem Recht auf dem Neuland niederſaßen. Auch wenn ſie eine gute Schenkung erhalten hatten, ſie waren auf ungebautem Boden, im Grenzwald keineswegs ſicher vor Anſprüchen anderer Siedler oder vor Räuberbanden, die über die Grenze einfielen. Wenn unter ſolchen Verhältniſſen ein Coloniſt Roſſe und Rinder an ſeine Karren ſchirrte und das Baugeräth, Weib und Kinder in die Wildniß führte, ſuchte er vor Allem eine Stelle mit fruchtbarem Grund und mit hellem Laubholz, durch welches die befruchtenden Strahlen zur Erde drangen. Solch lichten Wald nannten unſere Vorfahren „ſchön" — an dem Wort hing während des Mittelalters der Nebenbegriff des ſonnigen —, noch jetzt erinnern Dorfnamen an das gebrochene Sonnenlicht auf ſprießendem Waldboden. Dort ſuchte der Einwanderer zuweilen einen ſtarken Baum, Eiche, Linde, mit hohem Gipfel und richtete ihn zur erſten Waldburg für ſein neues Heimweſen ein. Zwiſchen die ſtarken Aeſte wurde ein Holzboden gezimmert, im Wipfel ein Sommerhaus, mitunter in mehren Stockwerken, zuſammengeſchlagen, die Baumzweige in die Wände verflochten, im höchſten Gipfel des Baumes ein verſteckter Sitz zum Ausguck angebracht, um den Baum ein Zaun gerichtet, in welchem Karren und Vieh bei Nacht von der Wildniß abgeſchloſſen waren. In dem Gipfel des Baumes ruhten die Anſiedler, indem ſie die Leiter hinauf zogen. Vor wilden Thieren und Räubern warnte die ausgeſtellte Wache, von der Höhe wehrten die Inſaſſen einen Angriff durch Bogen und Pfeil ab. „Vogelgeſang“ war ein alter Name dieſer einfachen Waldwohnung in dem ganzen Coloniſtengebiet des deutſchen Oſtens. Blieb die Anſiedlung unſicher, ſo wurde der Waldbaum durch Wall und Graben befeſtigt, der Binnenraum mit Häuſern beſetzt und eine Burg an der Stätte gegründet. Solche Burg zimmerten in ſehr früher Zeit — vor 990 — deutſche Coloniſten, welche die Stadt Nimptſch gründeten, auf einer noch älteren Hofſtätte, bei der im Jahre 1821 ein goldener Armring von mehr als 200 Ducaten Schwere ausgegraben wurde. Noch zwei andere Ortſchaften an der Weſtſeite des Grenzwaldes bei Landshut und am Oſtrande in der Nähe von Oels bewahren durch ihren Namen die Erinnerung an die befeſtigten Wohnungen der ſchleſiſchen Waldvögel. Ein Baum war auch im Kulmer Land nach der Sage die erſte Schutzwehr der beiden Ordensbrüder, welche dem deutſchen Orden das Preußenland ausſpähen ſollten, und als die Brüder über die Weichſel geſetzt hatten, richteten ſie wieder eine Baumwarte zur Burg Vogelgeſang ein. Die uralte Baumlaube haftete in der Poeſie der Ritterzeit als anmuthige Erinnerung an älteres Waldleben, im Parcival des Wolfram von Eſchenbach wohnt die trauernde Sigune auf ſolchem Baum mit dem balſamirten Körper des geliebten Mannes. Auf vielen Ritterburgen und in den Waldgründen der Edlen wurden die Baumhäuſer zierlich angelegt, oft mit einem anderen alten Namen, Bergfried, bezeichnet (von der oder daz bërg, die Deckung, und fridu, Schutz). Dies Wort erhielt allmählich viele Bedeutungen, aus dem ſchirmenden Waldgerüſt zu Angriff und Vertheidigung wurde ein Holzthurm, ein Vorwerk über Brücken, eine Steinwarte, Bergveſte, einzeln ſtehender Glockenthurm, bewegliches Holzdach für Belagerungen, Erker, Pavillon; das Wort ging in das mittelalterliche Latein und in die romaniſchen Sprachen mit vielen Veränderungen des Klanges über: **berfredus, berefreidus, belfragium**, franzöſ. **beffroy**, engl. **belfred**. Noch im Jahre 1422 hatte Herzog Albrecht von Sachſen eine große Eiche in der Lochower Haide bei Torgau, welche zu einem Bergfried eingerichtet war. Als er am Montag nach Neujahr mit der Herzogin, ihren Jungfrauen und ſeinem Jagdgefolge dorthin auf die Jagd ritt und in der Nacht mit den Seinen auf dem Baume ſchlief, gerieth der Bergfried in Brand. Der Herzog wurde durch das Gebell eines Hundes geweckt, der neben ſeinem Bett lag, er riß ſeine Gemahlin vom Lager und rief die Jungfrauen an, ſo daß dieſe mit Gottes Hilfe dem Feuer nackt entrannen. Aber von ſeinen Mannen verbrannten etwa fünfzehn im Schlafe. Da der Herzog die Eiche im Winter als Jagdhütte benutzen konnte, müſſen die Aeſte wohl kunſtvoll um einen Holzverſchlag gezogen worden ſein.

War die erſte Bergung nothdürftig gefügt, ſo begann der Einwanderer das Roden des Waldes, er ſchlug aus den geſchichteten Stämmen ſein Blockhaus, den Stall, die Scheuer zuſammen und umzäunte den Hof. Schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde in Schleſien über große Waldverwüſtung geklagt, ſchonungslos fällten die Anſiedler die Waldbäume oft nur des Holzes wegen, dann blieben die Baumſtümpfe ſtehen und der Fleck wurde zur Wuſtung, oder ſie ſäeten zwiſchen die ſtehenden Stöcke. Deshalb galt nur der Grund für Ackerland, in welchem die Stämme gebührlich ausgereutet waren. Schon damals war man hier und da genöthigt, abgeholzte Wälder wieder zu Wald zu machen.

Saß der Coloniſt nicht als Wildfang, der ſich eigenmächtig auf ungebautem Grund anſiedelte, ſo ſorgte er als Deutſcher vor Allem, ſeinen Sitz durch feſte Grenzen abzuſchließen. In der Lichtung ſetzte er ſeine Steine, im Walde ſchnitt er die Grenzzeichen in die Bäume. War ihm größerer Beſitz verheißen, ſo wurde in bergiger Waldgegend die Grenze beſtimmt von Berggipfel zu Berggipfel, ſonſt von Hochbaum zu Hochbaum, man maß durch den Blick auf Feuer und Rauch, an Endpunkten wurden im Walde Feuer mit ſtarkem Rauch entzündet, die Rauchſäule, welche über die Bäume ſtieg, gab die Richtung, die Abgrenzenden ſchritten von einem Grenzgipfel, wo ſie den Rauch erblickten, in gerader Linie der Rauchſäule zu und ſchnitten auf dem Wege die Zeichen.

Nächſt fruchtbarem Grund und Weide begehrte der Anſiedler fließendes Waſſer. Eine ſtarke Waſſerrinne war damals dem Hofe weit nöthiger, als jetzt. Ein guter Theil des Hausfriedens im neugezimmerten Hauſe und die gute Laune der Hausfrau hingen davon ab. Denn die läſtigſte Arbeit der Wirthſchaft war das Mahlen der Körner zu Brot und Brei. Dafür war Hausgeräth die Quirn, eine Handmühle, in welcher der obere Stein durch einen Stock gedreht wurde. Dies uralte Werkzeug galt dem Coloniſten als Sinnbild ſeiner Häuslichkeit, wurde er einmal durch Einbruch der Feinde von Haus und Hof geſcheucht, ſo ſteckte er wohl die Steine ſeiner Quirn an den Aſt eines nahen Baumes, um durch ſie ſein Beſitzrecht am Grunde zu erweiſen.*) Die Arbeit an der Hausmühle aber war bei allen Germanenſtämmen nach Herkommen unbedingt Frauenarbeit, welche dem Mann nicht geziemte. Als einſt ein ſchleſiſcher Anſiedler aus Böhmen zuſah, wie ſeine wohlbeleibte Frau, es war eine Pfarrerstochter**), ſchwer an dem Mühlſtein hantirte, und ihr mitleidig zuſprach: „halt ſtill, laß mich drehen“, erhielt er von den Nachbarn den Spottnamen Dreher. Es wurde alſo um Anlage einer Waſſermühle überall eifrig geſorgt. Nicht immer ohne Gefahr. Die Anlage einer Mühle konnte nur der Herzog erlauben oder der große Grundbeſitzer, dem der Herzog ſolches Herrenrecht eingeräumt hatte. Und Gunſt der Herren wurde nicht ohne Leiſtung gewonnen. Wer die Mühle eigenmächtig zimmerte, der kam in Gefahr, daß der Grundherr ſie niederbrannte.

---

*) Nienburger Fragment im Anzeiger des Germaniſchen Muſeums 1859, Nr. 10.

**) Die Pfarrer (Plebanen) waren in Schleſien zum Aerger der Kirche noch am Anfang des 13. Jahrhunderts häufig verheiratet.

Auch berechtigter Bau ſchützte nicht. Der Aufſtau des Waſſers ſetzte die Ländereien oberhalb in größere Näſſe, wohnten dort Nachbarn, ſo brannten wohl ſie die Mühle ab. Wenn deshalb der Grundherr oder Anſiedler eine Mühle durchſetzte, ſo war die Erlaubniß, darin gegen die Mahlmetze zu mahlen, oft ein Vorzug, und der Mühlzwang, den ſpäte Nachkommen als unerträgliche Laſt beſeitigt haben, wurde als Mühlrecht geſchätzt.

Noch eine andere Gabe, welche der Wald reichlich bot, ſchuf dem Hauſe fröhliche Stunden und empfahl eine Siedelſtätte. Damals waren die Waldhaiden Schleſiens reichlich mit den röthlichen Glöckchen [illegible] Erica bedeckt. Ihre honigreichen Blüthen waren von Waldbienen umſchwärmt und in der Nähe ihres Standorts wilde Honigbäume reichlich vorhanden, deren ſüßer Inhalt höchlich geſchätzt wurde. Der Honig vertrat dem Waldbauer oft die Stelle des Geldes, deſſen dünne, ſchüſſelförmige Plättchen ſelten in ſeine Truhe kamen. Mit Töpfen Honig zahlte er einen Theil ſeiner Steuer an den Herrn und die Kirche; was übrig blieb, wurde die Würze ſeines Mahles, im weinarmen Lande braute er daraus den Meth als ſchönen Feſttrank, die Frauen buken Honigkuchen, der ein Herrengenuß für Aebte und Herzöge wurde, wenn er mit dem theuren und ſeltenen Gewürz des Pfeffers gekräftigt werden konnte. Schon um das Jahr 900 verſtand die deutſche Hausfrau „Pfefferzelten" zu bereiten. Das Wachs erhielten oft die Heiligen, denn groß war der Bedarf der Kirchen und Klöſter an Kerzen. — Im bienenreichen Walde verlieh der Grundherr das Recht den Honig aufzuſuchen, ſogar die Zahl der Honigbäume, welche die Coloniſten für ſich ausbeuten durften, wurde beſtimmt, der Herzog und größere Grundherren hielten unter ihren Hörigen Zeidler, zuweilen in beſonderen Walddörfern, welche mit altüberlieferter Wiſſenſchaft die Bienenſtöcke in Forſt und Haide aufſpürten. Ihre Weisheit hat ſich lange erhalten, ſie beſtanden in Deutſchland bis zum 30jährigen

Kriege als Genoſſenſchaft, die in regelmäßigen Zuſammenkünften alterthümlichen Handwerksbrauch übte; mit den wilden Bienen ſind ſie aus unſerem Lande verſchwunden.

Aber der Coloniſt ſtieß im Walde auch auf Widerſacher, auf herrenloſe Strolche, welche von Viehdiebſtahl lebten, auf Grenzer von der polniſchen oder böhmiſchen Seite, welche auf Raub ſtreiften. Dagegen wußte er ſich mit den Waffen zu bewahren, und wir dürfen annehmen, daß ſein Weib die Schwelle des Hauſes mit der Waldaxt nicht weniger muthig vertheidigt hat, als er. Dann ſahen auch die Eingebornen der Gegend, die Holzfäller eines größeren Grundbeſitzers, mißgünſtig auf den Eingedrungenen, ſie ſchaarten ſich zuſammen und ſprachen: warum ſollen wir dulden, daß fremde Aexte in den Wald dringen und unſeren Nachkommen die Hoffnung auf Rodeland wegnehmen? Und der Neue hatte ſich zu hüten, daß ſie ihn nicht aus dem Wald hinauswarfen. Doch war es damals nicht leicht, trotzige Männer von beſetztem Grunde zu vertreiben, und es ſcheint an Solchen durchaus nicht gefehlt zu haben, welche das freie Waldleben mit ſeinen Gefahren ſicherem Herrendienſt vorzogen.

Ungern ertrug darum der Waldbauer die Steuern und Abgaben, durch welche der Anſiedler in dichter, bevölkerter Landſchaft die größere Sicherheit ſeiner Arbeit erkaufte. Der Grenzer fühlte ſich als Wächter des Landes gegen die Fremden, und war gar nicht geneigt, von ſeinem mühſamen und unſicheren Erwerb den Herren und der Kirche abzugeben, welche ihn doch wenig zu ſchützen vermochten weder gegen den nächtlichen Diebesgriff des reichen Stephan Kotka von Kobulaglova, des Katers, der in der Finſterniß mauſend durch das Land fuhr, obgleich er es gar nicht nöthig hatte, noch gegen das furchtbare Gedränge der wilden Jagd, welche über den Bäumen dahinfuhr. Der Grenzer wußte recht gut, daß der Herzog ihm wohlgeneigt war, denn dieſer verlieh ihm die Holung (Erholung), das heißt Freiheit von Abgaben auf mehre Jahre, er ließ ihn zuweilen Werkzeug und Hausrath, den „Bewart", zollfrei einführen, er hörte auch ſeine Klagen gnädig an, wenn der Biſchof bei Erhebung des Zehnten allzuſehr drückte. Der Anſiedler fand in Schleſien ſtrengere Decempflicht als anderswo. Das alte Recht der Herzöge, jede zehnte Garbe des Feldes für ſich zu nehmen, war in der Landſchaft früh dem Biſchof zugetheilt worden, und wurde von dieſem ſelbſt erhoben oder von den kirchlichen und geiſtlichen Stiftungen, welche der Biſchof ausgeſtattet hatte. Die Garben durften nach Landesbrauch nicht eher vom Felde genommen werden, bis die Kirche ihr Zehntel abgeholt hatte; wollten die Geiſtlichen einen Coloniſten ſtrafen, ſo unterließen ſie, wo ſie die Macht zum Zwange hatten, das Abholen, und die Frucht verdarb dem Bauer auf dem Felde. Die Waldſiedler ließen ſich das nicht gefallen, und der Herzog klagte beim Papſt gegen den Biſchof, daß die Anſiedler der Kirche wegen wieder fortzögen zum doppelten Schaden des Landes, denn ſie würden Grenzer in den Nachbarländern und ſäßen dort feindſelig gegen ſein Land, anſtatt ſeine Grenze gegen die Nachbarn zu vertheidigen. Und der Biſchof mußte zuletzt (1226) die Vorrechte der Waldmenſchen anerkennen und zufrieden ſein, wenn er ſtatt der Garben einen Topf Honig oder Felle von Haſelmäuſen oder ein Geldſtück empfing. Allmählich ſetzten die deutſchen Coloniſten durch, daß ſie den Getreidezehnten in Körnern ablieferten. Für ſolche Leiſtungen war eine Anzahl benachbarter Landbauern mit gemeinſamer Haftpflicht zu einer Genoſſenſchaft verbunden, die man in älteſter Zeit als Blutsgenoſſenſchaft gedacht hatte, und welche bei Schleſiern und Böhmen noch um 1200 mit altheimiſchem Germanenwort gonithwa (gotiſch ganithjis, Verwandter), ſlawiſch opol, lateiniſch vicinia genannt wurde.

Wer freilich dem Herzog ſchweren Roßdienſt mit dem Schilde that und nach deutſchem Brauch als des Herzogs ritterlicher Mann galt, den drückte der Zehnt nur leicht, denn er hatte das Vorrecht, ihn zu zahlen, wo er wollte, und er wählte ſich ein Stift, mit dem ſein Geſchlecht in alter geiſtlicher Geſchäftsverbindung ſtand, oder eine Pfarrkirche, deren Pfarrer ſich vertraulich bereit finden ließ, auf einen Theil der Abgabe zu verzichten, z. B. auf den Hafer, damit die Frauen der Burg ſich „Schminke“ davon bereiten könnten. Und als der Biſchof wegen ſolchem Unterſchleif zürnte, konnte durch redliche Zeugen bewieſen werden, daß die Frauen wirklich das Hafermehl zu Schminke verbraucht hatten, wahrſcheinlich zumeiſt als inneres Schönheitsmittel in Bieraufguß.

Wollte man die Zuſtände des ganzen Schleſiens im 13. Jahrhundert nach dem wilden Leben an der Grenze bemeſſen, ſo würde man der Zeit und dem Volke Unrecht thun. Wo im Binnenlande und an der Grenze ein größeres Gemeinweſen den Einzelnen ſicherte, ein ſtattliches Dorf zu deutſchem Rechte beſetzt, eine Stadt durch deutſche Bürger mit Pfahlwerk und Graben umſchanzt wurde, da waltete ſichere Ordnung des Lebens und eine Cultur, welche auch bei den Altheimiſchen gar nicht ſo tief unter der unſeres Landvolkes aus dem 19. Jahrhundert geſtanden haben kann. Allerdings war das Recht unſicher, Gewaltthat häufiger, das Leben dennoch einförmiger. Die polniſchen Dörfer waren klein, oft wurden mehre alte Orte zu einem deutſchen zuſammengelegt, die Gebäude waren Blockhäuſer oder von Lehm, die Kirche von Holz und hölzern der Glockenthurm, welcher getrennt neben der Kirche ſtand, auch bei reichen Stiftungen. Aber die Balken des Hauſes waren ſorgfältig gerichtet und dauerhaft zuſammengefügt, das Strohdach bot den Hausgenoſſen, wie dem kleinen Volk der Schwalben, Sperlinge und ſchleſiſchen Goldammern behagliche Decke, im Winter warmen Schutz. Und in Scheuer und Stall ſcheint ein guter mäßiger Wohlſtand häufig geweſen zu ſein, und nicht nur bei den Deutſchen. Selten iſt uns ein Blick in die Bauerhöfe jener Zeit geſtattet, wie ihn der folgende kleine Bericht aus dem Kloſter Heinrichau gewährt; dort erzählt ein Bruder aus den Jahren 1254 und 1257 Folgendes:*)

„Das Kloſter hatte nach dem Einfall der Heiden (der Tartaren 1241) viele Beſchwer zu ertragen. Da grenzte ein gewiſſer Michael, Sohn des verſtorbenen Dalibor, an das Kloſter von der Seite, wo jetzt Münſterberg ſteht. Die Grenzen ſtießen an das Ufer des Baches, welcher damals durch unſeren Gemüſegarten lief. So hatte Michael damals die Grenze ſeines Erbguts bis zu unſerem Garten. Da nun erwähnter Michael öfter darauf ſann, das Kloſter zu beläſtigen, ſo beſiedelte er ſein Erbgut mit Deutſchen; deshalb ſprangen und ſangen in der Zeit, wo dies geſchah, an Feſttagen die Frauen und Mädchen in unſerem Obſtgarten den Reigen. Dies ſah Herr Bodo, der damals unſer Abt war, und verfiel in große Bekümmerniß und ſprach in ſeinem Herzen: Wenn dieſe Reigen im Laufe der Zeit hier zu alter Gewohnheit werden, ſo wird dies vielen Seelen im Kloſter gefährliche Verderbniß bereiten. Er gab ſich alle Mühe, dieſen ſchnöden Mißbrauch vom Kloſter wegzuſchaffen und verhandelte öfter mit dem erwähnten Michael wegen irgend einem Tauſch. Dies und vieles andere Aehnliche beſprachen der Abt und Michael unter einander; endlich nahm Michael zugleich mit ſeinen Söhnen das Freigut und den gutgebauten Hof, den das Kloſter in Niklawitz beſaß, und gab von ſeinem Erbgut neben dem Kloſter gleiches Maß nach Länge und Breite. Weil aber Michael ſein eigenes Erbgut mit Deutſchen beſetzt hatte, ſo kauften der Abt und die Brüder dieſe Deutſchen beſonders nach einzelnen Hufen aus und zahlten ihnen 80 Mark Silber außer dem Land, das ſie ihnen gaben. Außer dem allen gaben der Abt und die Brüder dieſem Michael das erwähnte Erbgut Niklawitz mit der Beſtellung von 60 Scheffel Winterſaat, 48 Scheffel Sommerſaat, einen gut gebauten Hof, darin 20 Häupter Hornvieh, 30 Schweine, Wägen, Pflüge, Schüſſeln, Töpfe, Eiſenwerk und alles Geräth, welches in dem Hofe war.“

---

*) Gründungsbuch des Kloſters Heinrichau, herausgegeben von G. A. Stenzel. Die alte Aufzeichnung iſt Hauptquelle für unſere Kenntniß des ſchleſiſchen Geſchäftsverkehrs und Güterwerths im 13. Jahrhundert.

Und ferner: „Bogwal, der Böhme, — derſelbe, welcher ſeiner Frau beim Mahlen geholfen hatte und darum Brukal, der Dreher, hieß — hatte zwei Enkel, Boguſſa und Paul, denen der Vater im Oppeler Land ſtarb. Nach ſeinem Tode waren die beiden, Boguſſa und Paul, thöricht und dachten nicht an ihren künftigen Nutzen, ſondern boten ihr Landloos lange Zeit verſchiedenen Menſchen zum Kauf aus. Aber in jener Zeit lag den Leuten wenig daran, ſich hier anzukaufen. Da alſo Niemand kaufen wollte, ſo ſagten ſie öfter zum Abt Bodo und zu Peter, dem Kellermeiſter des Kloſters: „Entweder kauft ihr unſer Loos, oder wir werden es einem Rittermäßigen geben, der eurem Kloſter ſehr beſchwerlich ſein wird.“ Dies und vieles andere Aehnliche beſprachen ſie oft mit dem Abt. Endlich bot der Herr Abt wegen der künftigen Sicherheit des Kloſters ihnen einen Tauſch an, entweder in der Landſchaft Krakau oder Oppeln, oder in Polen. Darauf ſagten ſie: „Herr Abt, wir nehmen den Tauſch nach Polen an, aber da wir arm ſind, wie ihr ſehet, ſo müſſen wir von euch etwas zur Hilfe vorausbekommen.“ Darauf gab der Herr Abt ihnen von einem Erbgut des Kloſters hinter Militſch in Ochla (Großherzogthum Poſen) im Herzogthum des Herrn Premisl ebenſoviel Land, als ſie hier gehabt hatten, und damit ſie um ſo beſſer das Loos in Ochla übernehmen könnten, überließ ihnen der Herr Abt zwei Pferde um 3 Mark, vier Ochſen um 3½ Mark, zwei Kühe um 1 Mark, jedem von beiden 5 Schweine um ¾ Mark, 5 Schafe um 8 Scote, zwei Röcke um 1 Mark, ihrer Mutter 1 Mantel um ½ Mark und dazu acht Mud (32 Scheffel) Weizen Breslauer Maß um 1 Mark. Zur Abfuhr ihrer Weiber, Kinder und Sachen nach Polen lieh ihnen der Abt zwei Wagen mit 8 Pferden für 2 Mark Silber. Als nun dieſe beiden Boguſſa und Paul drei Jahre in Ochla gewohnt hatten, geſchah es, daß der Herr Abt Bodo mit dem Kellermeiſter des Kloſters nach Ochla kam, um das Erbgut und das Dorf des Kloſters zu beſichtigen. Da kamen zu ihm, nämlich zum Herrn Abt, die erwähnten jungen Leute Boguſſa und Paul und ſagten: „Herr, wir Thoren können nicht länger in dieſem Orte bleiben; was wir hierher brachten, haben wir ſchon verzehrt und uns kommt hier kein Gedeihen.“ Ihnen antwortete der Abt und ſagte: „Ich habe mit meinen Brüdern euer Begehr in Allem erfüllt über meine Verpflichtung hinaus; wenn es euch gut ginge, würde ich gut von euch denken.“ Da ſie nun dies und vieles Andere mit dem Herrn Abt ſprachen, ſagte ihnen zuletzt der Herr Abt: „Wenn ihr hier nicht bleiben könnt, ſo verkauft, wem ihr wollt.“ Darauf baten die erwähnten jungen Leute den Bruder Peter, den Kellermeiſter, flehentlich, er möchte ihnen für ihr Loos in Ochla ſo viel Geld vor dem Herzog zahlen, als er ſelbſt wollte, und ſie ſprachen: „In dieſer Landſchaft denkt kein Menſch daran, zu kaufen; wenn du alſo nicht zurückkaufſt, ſo werden wir von dem Gute weichen und es liegen laſſen.“ — Deshalb kaufte Bruder Peter vor dem Herzog und ſeinen Edlen das Loos, welches ſie in Ochla hatten, um 20 Mark Silber von ihnen zurück, borgte das Geld von einem Canonicus aus Poſen und zahlte ſie zur Stelle aus.“

Zu dieſen lehrreichen Berichten über alten Güterumſatz ſei bemerkt, daß der erzählende Mönch von Heinrichau deutſche Coloniſten, Böhmen und Polen als Fremde betrachtet und ſelten verſäumt, ihrer Nationalität zu gedenken. Schleſiſchen Slavennamen fügt er wohl auch die entſprechenden polniſchen bei, der Schleſier fühlte ſich alſo auch ſprachlich im Gegenſatz zum Polen.

Was dieſe Anekdoten errathen laſſen, wird durch andere Zeugniſſe beſtätigt, daß in das Landvolk damals ein unruhiger Wanderdrang, die Sucht ſich zu verändern, gekommen war. Zumal als die friedliche Entwickelung im Jahre 1241 durch den verwüſtenden Einfall der Tartaren gehemmt wurde, nahm auf Jahre ein gewaltthätiger Sinn überhand; war ein Dorf zerſtört, ſo kamen ſogleich Nachbarn oder Fremde herbei, beſetzten eigenmächtig die zerſtampfte Flur und mußten oft durch Gewalt vertrieben werden.

3.

Der größte Coloniſt des europäiſchen Oſtens war der Papſt. Nicht nur, weil er das Intereſſe der chriſtlichen Kirche gegen die Heidenſchaft vertrat, auch für eigene Herrſchaft. Der Gedanke, daß der Papſt Oberherr werden ſolle über alles Land, welches im Oſten des Reiches den Heiden abgerungen wurde, ſcheint lange vor den Kreuzzügen in den Seelen muthiger Päpſte gearbeitet zu haben. Wir wiſſen aus der Zeit von Sylveſter II bis zu Gregor VII wenig von der treibenden Kraft dieſer politiſchen Idee, aber die Erwägung iſt nicht abzuweiſen, daß ein Dargebot von Land an der Oder, welches dem heiligen Petrus zur Zeit Johann's XV (985—996) gemacht wurde, den erſten Landerwerb des heiligen Stuhls im Oſten begründet habe.*) Um das Jahr 1000 wurde dort das Bisthum Breslau gegründet, und ſchon 1013 iſt der Piaſt Boleslav, der Eroberer Schleſiens, verpflichtet, dem Papſt von ſeinem Lande einen jährlichen Zins zu entrichten, den Peterspfennig. Seit die kühnen Eroberungspläne, welche die Kirche in den Kreuzzügen verfolgte, geſcheitert waren, richtete ſich die Energie ſtarker Kirchenfürſten darauf, ihre Oberherrlichkeit in den Oſtländern Europas durchzuſetzen. Ungarn wurde für einige Zeit päpſtliches Lehen, Preußen und Liefland wurden für den Papſt, als oberſten Landesherrn, erobert.

Seit im Jahre 1163 Schleſien von dem Polenreiche gelöſt wurde und eigenen Herzögen aus dem Hauſe der Piaſten gehorchte, vermochten die Landesherren ſich nur durch engen Anſchluß an das Reich und an deutſches Weſen gegen die oberherrlichen Anſprüche der Polen zu ſchützen. Sie holten ihre Bräute aus deutſchen Fürſtenhäuſern, geſellten ihrem Hofhalt deutſche Ritterbürtige und ſuchten durch Landſchenkungen an geiſtliche Orden und durch Landzuweiſungen an Unternehmer ihr menſchenarmes Land zu beſiedeln, die Einkünfte zu vermehren und eine beſſere Grenzvertheidigung zu ſchaffen.

---

*) Die wichtige Urkunde iſt uns leider nur in einem ungeſchickten alten Auszuge bekannt, der für ein Güterverzeichniß der römiſchen Kirche gemacht wurde.

Den Schutz der Grenze, zumal gegen die polniſchen Landsleute, überwieſen die Herzöge gern geiſtlichen Ritterorden. Die Templer, die Johanniter und die deutſchen Ordensbrüder erhielten Landbeſitz und einige Hoheitsrechte und zimmerten ihre Burgen längs den Grenzwäldern; die Templer im Lebuſer Land, die Johanniter an der entgegengeſetzten Grenze (die Burgen Repten und Czijſek) *), die deutſchen Brüder in Namslau gegen Polen. Neben ihnen lagerten andere geiſtliche Brüderſchaften von rittermäßigem Leben, welche ſich Krankenpflege und Waffendienſt als Regel ſetzten und damals zahlreich aufſchoſſen, ohne zu Kräften zu kommen, ſo die Kreuzbrüder vom rothen Stern, zu Prag geſtiftet, in Kreuzburg und die Kreuziger vom Orden des heiligen Grabes, mit Doppelkreuz und zwei Sternen, in Neiſſe. Aber die großen Ritterorden erlangten für Schleſien keine dauernde Bedeutung, ſie hatten alle Kraft aufzuwenden, um in anderen Ländern den Landerwerb ihrer Genoſſenſchaft zu verfechten. Beſſer gelang es den Herzögen mit der friedlichen Thätigkeit der Mönche. Doch gebührt in Schleſien das Hauptverdienſt der Coloniſation nicht den Bettelorden, welche damals in der übrigen Chriſtenheit die ſtärkſte erobernde Kraft erwieſen, ſondern

---

*) 1240 Repten Grenzburg in Oberſchleſien. 1241 Czijſek bei Koſel mit Recht der Clauſura und Schenke. — Gern würden wir Näheres über die innigen Beziehungen der erſten ſchleſiſchen Herzöge zu dem deutſchen Orden wiſſen. Die Schleſier hatten einen weſentlichen Antheil an den erſten Eroberungen in Preußen.

älteren Regeln. Vor allen den Ciſterzienſern durch ihre großen Stiftungen von Leubus, Trebnitz, Heinrichau und Kamenz. Die grauen Mönche erwarben in Schleſien den Ruhm, daß ſie neue Schenkung am hartnäckigſten gegen die Weltkinder zu behaupten wußten und gar nicht zu vertreiben waren, wo ſie ſich einmal feſtgeſetzt hatten. Freilich ihre Aufgabe war ſorgenvoll, ſie mußten ihr Kloſter in wilder Waldöde erbauen und dafür nicht nur mit argen Grenzleuten, auch mit böſen Geiſtern ſtreiten, welche ſeit der Heidenzeit die Stätte bewohnten. Das Land, welches ihnen der Herzog verliehen, und der Zehnt, welchen ihnen der Biſchof bereitwillig zuwies, reichten nicht immer aus, ihnen ſolches Behagen des Lebens zu geben, wie ſie für ihren geiſtlichen Haushalt erſehnten. Da iſt lehrreich zu ſehen, wie dieſe geiſtlichen Anſiedler ſich zu helfen ſuchten. Sie hatten am Fürſtenhofe treue Verbündete.

Der wichtigſte Geſchäftsmann eines ſchleſiſchen Hofes war der erſte Notarius, der Schriftgelehrte des Herzogs, vielleicht ſein früherer Hauslehrer oder Lehrer ſeiner Söhne, des Lateins kundig, der Verfaſſer von Urkunden und Sendſchreiben an den Papſt und andere große Häupter. Er war natürlich Geiſtlicher aus einem Mönchsorden, er gehörte einer mächtigen Körperſchaft an, welche der Herzog mehr ſcheute, als irgend etwas Anderes auf Erden, er war als Mönch gewöhnt, leiſe aufzutreten und Menſchennatur ſtill zu beobachten, und er hatte die Ausſicht, als berufener Mann, der an Weltklugheit die Maſſe ſeines Standes überragte, zuletzt wohl ein Bisthum zu erhalten. Kein Wunder, daß er unter einem Herrn, welcher nicht über dem Durchſchnittsmaß damaliger Fürſtenkraft ſtand, der Majordomus und wirkliche Regent des Landes wurde. Wer etwas vom Herzog für ſich begehrte, der mußte dem Notar Geſchenke machen. Denn im Geben und Nehmen hatte das Mittelalter weit andere Anſichten von Wohlanſtändigkeit, als wir. Nicht nur wer Gunſt ſuchte, hatte durch Gaben darum zu bitten, auch wer Recht begehrte, konnte bei

Hofe günſtigen Spruch in der Regel nur hoffen, wenn er Geneigtheit zu gewinnen wußte. Der Landesherr freute ſich über Geſchenke, der Notar erwartete ſie und die Hofleute warben wohl gar darum. Wer alſo eine Landverleihung oder eine urkundliche Beſtätigung durchſetzen wollte, der handelte klug, wenn er dem Herzog ein Turnierroß anbot und dem Notar nicht wenig Geld, damit dieſer den Herrn von ſeiner Trinkgeſellſchaft abſperrte und zu Regierungsacten gefügig machte, und wenn er zuletzt auch den Hofleuten Roſſe und Geld ſpendete, damit ſie ſich als Zeugen unter die Urkunde ſetzten. Dergleichen wurde nicht geheim getrieben, die Spenden gehörten zu den Einnahmen der Hofleute, und der Herzog ließ die Geſchenke gar wohl einmal in die Urkunde ſetzen. Daß der Notar reichlich bedacht wurde, war dem Herzog beſonders angenehm. Denn in ſtiller Gemüthlichkeit betrachtete der Herr ſeinen Getreuen als einen Schwamm, der ſich vollſog für ſeinen Herrn. Der Fürſt konnte ihn jederzeit durch einen Druck leer machen und in ſeine Bruderſchaft zurückſchicken. Auch wenn der Notar verſtand, bis an ſein Lebensende unentbehrlich zu bleiben, er hatte als Ordensmann keine rechtmäßigen Nachkommen, und der Herzog jede Ausſicht, nach dem Tode des Getreuen den geſammelten Schatz deſſelben zu erben oder zu nehmen. Nicht immer erwies ſich dieſe Annahme als richtig. Hatte der geiſtliche Beamte auch ſehr weltlich gelebt, er bewahrte doch wahrſcheinlich eine feſte Anhänglichkeit an die Kirche und ſeinen Orden. Auch er fühlte in alten Tagen das Bedürfniß für allerlei, was er für den Herzog und ſich gethan hatte, mit dem Himmel ein anſtändiges Abkommen zu treffen, und es gelang ihm in dieſem Fall wahrſcheinlich die Einwilligung des Herzogs zu erzwingen. Ergötzlich iſt die Weiſe, wie dergleichen durchgeſetzt wurde. Zuerſt bereitete der Beichtvater des Herzogs den Boden, indem er dem Herrn Andeutungen gönnte, daß für die Seelen des fürſtlichen Hauſes eine außerordentliche Anſtrengung nöthig geworden ſei. Dann wurden Fürſprecher geworben, würdige Männer der Kirche, darauf wurde der Herzog von den mißgünſtigen Laien ſeiner Umgebung getrennt und, was eine Hauptſache war, durch ein gutes Mahl zu menſchenfreundlicher Stimmung geſteigert. Am Ende des Mahles ward das Ehrenvolle und Vortheilhafte ſolcher Schenkung von den Fürſprechern ins Licht geſtellt. Gab der Herzog der Einſicht nach, daß ſein Kanzler dem Himmel etwas zu Liebe thun müſſe, ſo vergaß er doch nicht, daß eigentlich gar nicht ſein Notar der Schenker ſei, ſondern er ſelbſt, der auf des Kanzlers Gut lange für ſich und ſeine Kinder gerechnet hatte, und er forderte, daß die geiſtliche Spende ihm und ſeinem Hauſe im Himmel gut geſchrieben werde. Das geſchah. Die Mönche des Kloſters, welches auf ſolche Art geſtiftet wurde, beteten redlich für ſeine Seele, aber ſie beteten doch eine Zeitlang herzlicher für den Notar, den ſie als ihren wirklichen Wohlthäter betrachteten; bis auch ihnen vielleicht durch die Anſprüche, welche Seitenerben des Notars an die Schenkung erhoben, deutlich wurde, daß es vortheilhaft ſei, dem Herzog allein die Verleihung für das Jenſeits zu buchen. — War's nicht der geiſtliche Rath, der ſolche Stiftung zu Wege brachte, ſo war es wahrſcheinlich die fromme Gemahlin oder eine beſonders ruchloſe That des Herrn, die er trotz Meth und Wein nicht aus ſeiner Seele bringen konnte.

Der Biſchof und der Landesherr waren gewöhnlich die erſten Förderer der geiſtlichen Coloniſation, ihr Wachsthum hatten die Mönche von den Gütern großer und kleiner Grundbeſitzer im Lande zu erwarten. Aber es war für die Kirche eine ſaure Arbeit, mit den kriegeriſchen Grundherren des Landes in erträglichem Einvernehmen zu bleiben. Denn in irdiſchen Dingen ging der Vortheil beider ſchnurſtracks auseinander, und die Angelegenheiten jenes Lebens, für welche die Kirche die große Verſicherungsanſtalt der Chriſtenheit war, lagen den Rittermäßigen nicht vorzugsweiſe am Herzen. Da wurde Aufgabe der Brüder, die Sünden der Laien für ſich auszubeuten, und alle Mittel frommer Diplomatie anzuwenden, um Schenkungen aus den Widerwilligen herauszulocken. War endlich eine Urkunde durchgeſetzt und die Hufen in Beſitz genommen, ſo that dem benachbarten Schenker wahrſcheinlich bald genug die Schenkung leid und er ſaß grollend und lauernd als Gegner des Kloſters. Und wenn er ſelbſt ſeinen Gewinn für das Jenſeits leidend ertrug, ſo waren ſeine Vettern und Nachkommen doch keineswegs mit gleicher Geduld erfüllt, und ihre Anſprüche fanden eine Stütze in dem polniſchen Recht, nach welchem ſämmtliche Nachkommen des erſten Erwerbers nach Veräußerung des Erbguts das Recht des Rückkaufes um die Kaufſumme hatten, wenn auch ſeit dem Verkauf viele Jahre vergangen waren; nur was ein Mann ſelbſt erworben, durfte er unwiderruflich fort geben. Deshalb waren Händel und Klagen vor dem Herzog die gewöhnliche Folge einer Schenkung. Noch lieber ſuchten ſich die Erben mit Gewalt wieder in Beſitz zu bringen, ſie raubten Vieh und Leute des Kloſters und brannten die Scheunen nieder, und nicht immer gelang es den Mönchen, ohne Opfer an Geld und Land die Unbändigen abzufinden. Es war noch höfliche Beläſtigung, wenn die Erben eines Schenkers auf Grund der Schenkung nur ein Schutzrecht über das Kloſter beanſpruchten mit der erzwungenen Gaſtfreundſchaft und den Spenden, welche daſſelbe in Ausſicht ſtellte; auch dieſe Anſprüche mußten, wenn der Herzog ſchwach wurde, abgekauft werden. Aber auch als Nachbarn, die nichts geſchenkt hatten, waren die größeren Grundbeſitzer mit ihrem bewaffneten Gefolge dem Kloſter ſehr widerwärtig, und ein verſtändiger Abt warnte traurig die Brüder: „wenn ein Junker unſer Nachbar wird, behalten wir nicht den Sand zum Kloſterbau und nicht das Heu für die Ochſen.“ Bei ſolchem Kampf der Starken von jenem und dieſem Leben gelang es der Geiſtlichkeit nicht leicht, ſich ſelbſt unſträflich zu halten. In der That ſcheint ein Kloſter dem Landbeſitz der alten Umwohner nicht weniger gefährlich geweſen zu ſein, als ein raubluſtiger

Junker, und das Ausroden unbequemer Nachbarn mit einer Betriebſamkeit verfolgt zu haben, in welcher mehr Klugheit als Ehrlichkeit war. Kein ungewöhnliches Mittel war dafür die Fälſchung von Urkunden, welche z. B. in Leubus, der erſten und größten Stiftung der Ciſterzienſer, ſchon in den Jahrzehnten nach der Gründung ſyſtematiſch betrieben wurde, und noch heut unſere Archivare in Erſtaunen ſetzt. Zuverläſſig war nicht bei jeder Nachahmung einer Urkunde der Zweck, unrechtmäßiges Gut zu gewinnen, zuweilen nur ein verlorenes Document wieder herzuſtellen oder eine Verſendung des werthvollen Originals zu vermeiden; in anderen Fällen iſt die Abſicht, durch Fälſchungen Land und Leute zu erwerben, offenbar, ſogar bei ſolchen Documenten, welche dem Papſt zur Beſtätigung eingeſandt wurden. Wie aber auch die Mönche ihren Landbeſitz gewannen, ſie ſchufen überall mit ausdauernder Betriebſamkeit geordnete Verhältniſſe, warben Coloniſten, bauten Mühlen, pflanzten Obſtbäume und vertheilten den menſchenarmen Wald- und Weidegrund in Ackerhufen, auf denen hunderte fleißiger Familien ein friedliches Gedeihen fanden.

Der Herzog war Grundherr alles Bodens, welcher nicht Einzelnen zugetheilt worden, des Grenzwaldes mit dem Wilde, der Haide mit ihren Bienen, des rinnenden Waſſers mit den Bibern. Es gibt um 1200 viel unbebautes Land, wohl nur die Hälfte Schleſiens iſt beſiedelt, zumeiſt nahe der Oder; was den Grenzen zu liegt, iſt meiſt Wald, Haide, Moor. Das ganze Gebiet wird, abgeſehen von kleineren Burgen, behütet durch 18 bis 20 hölzerne Caſtelle, darunter größere Feſtungen, wie Niederglogau und Breslau. Zu dem Caſtell gehört ein Landbezirk, welcher urſprünglich 2 bis 3 der jetzigen Kreiſe umfaßte, oft mit denſelben Grenzen; Polizei und Verwaltung dieſer Bezirke ſteht unter einem herzoglichen Beamten, dem Caſtellan oder Comes, welcher letztere in Schleſien nicht dem deutſchen Graf, ſondern etwa dem modernen preußiſchen

Landrath entſpricht, die Würde iſt ein Amt anſehnlicher Gutsbeſitzer, welches verliehen und abgegeben wird. Alles Culturland beſteht, ſoweit es nicht dem Herzog ſelbſt gehört, aus Erbgütern freier Eigenthümer, unter denen in vielen Abſtufungen der Pflichten die Hörigen und Leibeigenen ſitzen. Dieſe Erbſaſſen mit einem Veräußerungsrecht, welches nicht durch ein lehnsherrliches Recht des Herzogs, ſondern nur durch die Anrechte der Geſchlechtsgenoſſen beſchränkt wird, bilden den Kern der Bevölkerung. Ihre Zahl kann nicht gering geweſen ſein, denn ihre Güter grenzen häufig an den Beſitz der neuen Klöſter. Es ſind kleine Grundbeſitzer darunter, welche als Bauern auf ihrem Hofe leben, andere werden nach deutſchem Vorbild milites, Ritter genannt, die größten ſind Landesbeamte des Herzogs und er nennt ſie in Urkunden ſeine Barone. Aber auf ihrem Grundeigenthum ſitzen ſie nicht nach deutſchem Lehnsrechte, ſondern in einem Verhältniß zum Landesherrn, welches weit mehr der Stellung eines Gutsherrn im neuzeitlichen Patrimonialſtaat als in dem Staatsweſen des Mittelalters ähnlich iſt. Sie verkaufen Güter, ſogar an den Herzog ſelbſt, wie an ihresgleichen, ohne daß irgendwo von einer Vaſallenpflicht die Rede iſt, ſie veräußern auch Landbeſitz, den ſie mit freien Coloniſten beſiedelt haben, und zwar ſo, daß ſie das „Dominium" und die Leiſtungen der Colonen ſich bezahlen laſſen. Zuverläſſig ſind ſie dem Herzog zur Heeresfolge verpflichtet, aber nach dem Beſchluß eines Landtages; die größeren mögen nach deutſchem Vorbild auch mit dem Ritterſchild gedient haben und mit einem bewaffneten Gefolge durch das Land geritten ſein, und nicht wenige unter ihnen aus polniſchem Kriegergeſchlecht und vielleicht aus altheimiſchen Landfamilien mögen ſtolz auf Alter und Kriegsthat ihrer Ahnen geweſen ſein. Aber ſie waren im Sinne des Abendlandes thatſächlich weder von Adel noch von rittermäßigem Leben, obgleich gerade ſie ſchon um 1200 in den Urkunden nobiles genannt werden. Nicht von Adel, denn ihr Landbeſitz war kein Fahnenlehn, auf welchem ſie die hohe Gerichtsbarkeit übten, Münzen ſchlugen, den Rittergurt und Ritterlehn austheilten; ſie waren auch nicht Vaſallen und Miniſteriale auf beliehener Burg mit einem Lehngut und Lehnspflicht und vielleicht mit perſönlicher Unfreiheit, ſondern ſie waren nach Herkommen freie Grundbeſitzer ohne Hoheitsrechte und Gerichtsbarkeit, außer über ihre Leibeigenen, und ſie dienten nicht unter Hofrecht in Burgen, ſondern ſaßen im alten Landrecht auf ihrem Weidegrund. Erſt in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wird durch die Uebermacht der deutſchen Einwanderung Einiges aus dem deutſchen Feudalſtaat nach Schleſien verpflanzt. Seitdem wird das Wort feudum in Urkunden gebraucht, der Roßdienſt wird neu geregelt und ſtrenger aufgelegt, ſchon damals als eine Geldſteuer; wahrſcheinlich belehnen die Herzöge ſeitdem auch rittermäßige Einwanderer in deutſcher Weiſe, aber die Ueberlieferungen des deutſchen Lehnsweſens bürgern ſich erſt im vierzehnten Jahrhundert ein als Folge der Germaniſirung. Und bis in die neueſte Zeit iſt an dem ſchleſiſchen Grundbeſitz und ſeinen alten Familien zu erkennen, daß die Cultur-Entwickelung des Landes vom erblichen Eigen begann. Dieſe auffallende Eigenthümlichkeit Schleſiens, ſeit 1200 die beſte Hilfe für ſchnelle Beſiedelung durch die Deutſchen, iſt nicht aus ſlaviſchem Volksbrauch allein zu erklären, ſondern daraus, daß die Piaſten nicht nach altem Volksrecht über das Land herrſchten, ſondern als verhältnißmäßig neue Eroberer. Sie nahmen für ſich und ihre Krieger, was ſich als Landbeute irgend darbot, die Güter unbequemer Einwohner, alles leere Land, die Preſeka, bis herab auf die Falken, die Biber, die Bienen. Aber die alte Rechtsordnung des Landes, welche in älteſter Zeit den Germanen teva, tevitha (tevithameri, Ordnungsverkündigung) geheißen hatte, in der Slavenzeit zuda (Zaude, Zaudimiriſches Recht) hieß, und gegenüber dem neueren deutſchen Recht der Anſiedler für die altpolniſche Ordnung galt, wurde vor der neueren Germaniſirung nicht zerworfen.*) Den freien Perſonen blieb Erbgut und Landgericht.

Freilich um 1200 legte das Treiben vieler Landbeſitzer noch kein Zeugniß ab von der geſunden rechtlichen Stellung, welche ſie im Lande hatten; auch wenn ſie Ritter oder Ritterchen, militelli genannt wurden, gab ihnen doch der zornige Mönch in ſeinem Latein denſelben Beinamen, welchen Grenzleute im Ordensland Preußen führten: Räuberchen, latrunculi. Nicht ungewöhnlich waren Geſtalten, wie jener „Ritter“ Stephan Kotka, der Kater, der mit ſeinen Genoſſen auf einem Hof am Grenzwald verſtohlen hauſte und bei Nacht weit durch das Land ritt, um zu rauben, der ſelten einmal bei Hofe ſichtbar wurde, dann aber den Herzog ſchlau zu gewinnen verſtand, ſo daß dieſer ihm für ein dargebotenes Turnierroß einen großen Wald ſchenkte, bis er zuletzt doch dem Scharfrichter verfiel. Wurden die Wilden nach arger Miſſethat von einem Caſtellan des Herzogs gefangen, ſo mußten ſie wohl gegen Fechter des Herzogs um ihr Leben ſtreiten, unterlagen ſie, ſo war milder ſchleſiſcher Brauch, daß ſie nicht ſofort geköpft wurden, ſondern daß der Herzog ſie mit einer beliebigen Geldſtrafe ſchatzen konnte; ſie mußten dann ihren Landbeſitz verkaufen, um ihren Hals zu löſen, und manches Kloſtergut iſt zur Freude der Mönche einem argen Nachbar in ſolcher Todesnoth abgekauft worden.

Unter dieſen Grundbeſitzern waren ſchon um 1200 nicht wenige eingewanderte Deutſche. Sie machten bei Hofe ſchnell deutſchen Ritterbrauch heimiſch; während in Deutſchland die Ritter noch den Troß der Edlen bildeten, wurden ſie in

---

*) Die regelmäßige Lautwandlung weiſt auf den deutſchen Urſprung des Wortes und macht die Vermuthung unabweisbar, daß dies altheimiſche Recht bei Schleſiern und Mähren in ſeinem weſentlichen Inhalt germaniſch geweſen ſei. Das Wenige, was wir zur Zeit davon wiſſen, z. B. Aviticität (fideicommiſſariſche Gütervererbung in directer männlicher Erbfolge), Gottesurtheil durch glühendes Eiſen, Waſſer, Zweikampf, widerſpricht nicht.

Schleſien vornehme Männer, und in ihren Familien ſcheint der Stolz auf deutſchen Ritterſchild früher als im inneren Deutſchland feſtgewurzelt zu ſein. Es war ſlaviſche Gewohnheit, dem Namen eines beſprochenen Mannes den des Vaters, eines Vorfahren, der Heimat, oft in verkürzter Form, oder einen Beinamen anzuhängen, und Doppelnamen wie Peter Wlaſt, Heinrich Bart, Albert Berichs, Johann Oſſina ſind häufiger, als im Mittel- und Oberdeutſchland des 13. Jahrhunderts. Solche Beinamen gingen zuweilen auf die Nachkommen über und wurden Familiennamen.*)

Wer dem Herzog perſönlich zu gefallen wußte von Fremden und Einheimiſchen, erhielt die Hofwürde eines Kämmerers, Truchſeß, Schenken, Marſchalls, — es iſt wohl kein Zufall, daß bei Urkunden unter den höfiſchen Zeugen der Schenk und Truchſeß am häufigſten genannt werden. Auch die Landesherren waren eifrig, Hof und Leben nach deutſchem Muſter rittermäßig einzurichten. Sie begehrten deutſchen Ritterſchlag und verſtachen ihre Speere, ſie zogen als Kreuzfahrer nach Preußen, ſie verſuchten ſich auch wohl als Minneſänger in regelmäßigen deutſchen Liedern. Dennoch darf man bezweifeln, daß in dem Grenzlande an den Höfen und in den Familien der Landbeſitzer ritterliches Weſen recht heimiſch wurde, es fehlte für die höfiſchen Spiele der zierliche Hofhalt und die vornehmen Herren. Vor dem Herzog hatten die Grundherren kaum die gebührende Ehrfurcht, wenn nicht ausnahmsweiſe ein heftiger Fürſtenwille die Gemüther unterwarf. Sie tranken und jagten mit dem Landesherrn und ſuchten ihn für ihren Nutzen auszubeuten, nahmen ihn wohl auch gefangen — ſchon im 13. Jahrhundert — und erzwangen von ihm eine Theilung des Landes. Auch in höfiſcher Zucht meiſterten ſie ihn. Als

---

*) Hermann Bart, der dritte Meiſter des deutſchen Ordens, und Hermann Balke, der erſte Heermeiſter in Preußen, führen ihre Beinamen in ſchleſiſcher Weiſe; die Beziehungen des letzteren zu Schleſien verdienen Beachtung.

Herzog Boleslav am Feſttage eines Heiligen von ihnen forderte, daß ſie vor ihm tjoſtiren ſollten, verweigerten ſie das Ritterſpiel, wenn er nicht unſerem Herrgott auch etwas Feſtliches zu Liebe thäte, bis Herzog Boleslav ſagte: „ich will zur Ehre Gottes und für unſer aller Sünden ein Erbgütel einem Kloſter ſchenken“, worauf ſie ſich bereit erklärten; doch ließen ſie ſich vor dem Ritterſpiel die Schenkung erſt feierlich bekräftigen. Es war derſelbe Herzog, welcher in Fehden mit ſeinen Brüdern und Edlen ſo herunter kam, daß er, nur von einem treuen Spielmann begleitet, fahrend durch das Land zog.

Unter den Herzögen und den Beſitzern von Erbgütern ſaß bis um 1200 die Mehrzahl des Volkes als hörig und leibeigen in mannigfaltigen Abſtufungen der Unfreiheit, der Rechte und Verpflichtungen. Die Handwerker waren in der großen Mehrzahl unfrei, oft nach ihrem Handwerk in beſonderen Dörfern geſellt. Aber auch von den hörigen Bauern wirthſchafteten nicht wenige auf Erbgütern, welche ſie, wie es ſcheint, ohne Schwierigkeit veräußerten. Die hörigen Bauern der herzoglichen Güter ſtanden in einem alterthümlichen Treuverhältniß zu ihrem Herrn, hatten Erbgüter und waren zuweilen reiche Leute, ſie kamen an den Hof des Herzogs und ein verſchlagener und luſtiger Geſell unter ihnen konnte dort ein Liebling werden; die Herzöge ließen ſich auch wohl herab, einmal in ſolchem Hofe Einlager zu halten und in Geſellſchaft ihrer Bauern alten Meth zu trinken. Sie beſetzten mit dieſen Angehörigen die Unterämter ihres Haushaltes und wählten aus den zum Roßdienſt Verflichteten ihre Miniſterialen, welche wahrſcheinlich wie in Deutſchland den Ritterſchild mit Farbe und Zeichen ihres Herrn trugen.

Eine andere Klaſſe der Unfreien mit beſſerem Recht wird nach 1200 faſt nur in den erſten Jahrzehnten erwähnt, nicht allein in Schleſien, einmal auch in der Oberlauſitz; dieſe ſitzen in den Dörfern auf der Scholle wie die anderen auch, führen aber in den Urkunden den deutſchen Namen Gaſti. Und doch ſind ſie offenbar nicht neu angeſiedelte Fremde, Deutſche oder Wallonen, oder fremde Kaufleute, die in lateiniſchen Urkunden ebenfalls hospites genannt werden. Auch wäre nicht recht zu begreifen, wie deutſche Landbauern im 12. Jahrhundert von den polniſchen Landesherren mit einem für Ackerbauverhältniſſe damals ungebräuchlichen Fremdwort bezeichnet ſein ſollten. Es liegt deshalb nahe, an eine alte Bedeutung des Wortes Gaſt zu denken, welche um 1200 längſt vergeſſen war. Den Franken bezeichnete nach der Völkerwanderung Gaſt nicht nur den Fremden, ſondern den Wirth. Nach der ſagenhaften Einleitung des Saliſchen Geſetzes kamen zur Aufrichtung des Geſetzes zuſammen die vier Gaſte vom Herrenhof, Ackerland, von Wieſe und Holz aus Salheim, Bodenheim, Weidheim und Waldheim. Daß ſich dies alte Frankenwort in Schleſien als Bezeichnung einer Klaſſe von Landbeſitzern erhalten hat, welche ſich ſonſt in Rechten und Pflichten von anderen Eingebornen nicht unterſcheiden, legt die Annahme nahe, daß ſich in ihnen Spuren einer altfränkiſchen Einwanderung erhalten haben.*)

Die Zuſtände der Landſchaft und des Volkes, welche hier dargeſtellt wurden, erklären den ſchnellen Fortſchritt der deutſchen Coloniſation: viel unbebauter Boden, längs der ganzen Grenze ein Landſaum von mehren Meilen Breite faſt Wildniß, die Rechte des heimiſchen Grundbeſitzers einer Uebertragung des Bodens an Fremde in ganz ungewöhnlicher Weiſe günſtig, das Deutſchthum geachtet und begehrt, im Lande ſelbſt für die Coloniſten deutſche Art wenigſtens ſoweit vorhanden, daß Verkehr und Einbürgerung überall erleichtert werden, endlich auf dem Lande und in den Städten für die neuen Anſiedler perſönliche Freiheit, der Vorzug nach deutſchem Recht Gericht und Urtheil zu ſuchen, zu kaufen und zu verkaufen, frei von den polniſchen Anſprüchen der Agnaten. Mit Hilfe der deutſchen Einwanderung wird von etwa 1200—1350 das geſammte Land umgeſtaltet, etwa 1400 neue Dörfer werden gegründet, mehre Tauſend Dorffluren neu aufgetheilt, auch die Ackerbeete und Höfe der alten vermehrt, an Stelle der alten lüderlichen Weidewirthſchaft wird durch den Dreifelderbau eine ungleich ſtärkere Ausbeutung des Bodens eingeführt, in einem zahlreichen, damals freien Bauernſtande ein nie verſiegender Quell neu aufſteigender Volkskraft geſchaffen. Daneben werden die geſammten Städte Schleſiens entweder neu geſtiftet oder durch eine deutſche Stadtanlage vergrößert, mit ihrem großen viereckigen Ring, deſſen freier Raum das Rathhaus und häufig zwölf Kramhäuſer umſchließt, mit den geraden parallelen Straßen, mit den ausgemeſſenen Bauplätzen von urſprünglich gleicher Größe, in denen die Kunſt des Handwerks zugleich mit dem Ackerbau fröhlich gedeiht. Die ganze Anlage, durch feſten Zaun, bald durch Mauer und Thürme umſchanzt, wird für alle Zeit ein Denkmal des großartigen Selbſtvertrauens, womit die erſten Coloniſten die neuen Heimweſen gründeten. Im Jahre 1350 ſind faſt alle deutſchen Städte und Dörfer, welche jetzt beſtehen, vorhanden. Gern möchten wir über die Zahl der deutſchen Coloniſten, welche in dieſem Zeitraum eingewandert ſind, ein Urtheil gewinnen. Jeder ſichere Anhalt fehlt. Wir finden aber nicht berichtet, daß zu irgend einer Zeit ein maſſenhaftes Eindringen ſtattgefunden habe, daß große Züge von Anſiedlern die Straßen geſperrt, den Verkehr unterbrochen, die Heimiſchen beläſtigt haben. Wir erfahren auch nur gelegentlich bei Einzelnen, woher ſie zugewandert ſind. Und ſieht man näher zu an die wenigen Stellen, wo ein Einblick in das Treiben der Einwanderer möglich wird, ſo ſind zwar überall neue Ankömmlinge ſichtbar, aber keineswegs in großen Geſellſchaften. Es ſcheint alſo, daß die Einwanderung das Land beſiedelt hat, wie das befruchtende Waſſer eine Wieſenfläche, in vielen kleinen Canälen, langſam, geräuſchlos. Und ferner ergibt ſich, daß zwar die Deutſchen überall die treibende Kraft und das befruchtende Culturelement werden, daß aber die ſchnelle Umbildung des Landes ebenſo ſehr durch die geſteigerte Thätigkeit der Einheimiſchen bewirkt wird, welche aus dem Stillſtand alter Verhältniſſe aufgerüttelt, an der Bewegung Theil nehmen. Auch der heimiſche Handwerker findet in der freien Stadtgemeinde, in der maſſenhaften Ausmeſſung deutſcher Hufen mit mäßigen Laſten, in feſt geregelter Bewirthſchaftung und perſönlicher Freiheit für ſich die Möglichkeit eines kräftigeren Familienlebens und einer ſtärkeren Vermehrung. Daß ſolches Entfeſſeln ſchlummernder Kraft in dünn beſetztem Lande auch die eingeborene Bevölkerung durch fünf Menſchenalter verdreifachen konnte, wird nicht zu leugnen ſein. Wir werden deshalb nicht den größten Theil der Volksvermehrung den deutſchen Einwanderern zuſchreiben dürfen. Um ſo bemerkenswerther iſt die Thatſache, daß die wahrſcheinlich große Mehrzahl der vorhandenen Einwohner ſich auf Grundlage deutſcher Bildung und Sprache ſo ſchnell mit einer eingewanderten Minderzahl zu einheitlichem Volksleben verbinden konnte. Und dieſe Thatſache iſt eine Bekräftigung der oben ausgeſprochenen Anſicht, daß um das Jahr 1200 innerhalb der ſchleſiſchen Grenzwälder noch mehr von deutſcher Art erhalten war, als wir zur Zeit aus ſpärlicher Ueberlieferung nachzuweiſen vermögen.

---

*) Arbogaſt bedeutet Erbwirth. — Wer in den gasti fränkiſche Coloniſten aus ſehr früher Zeit, etwa dem 7. Jahrhundert, erkennt, der mag auch annehmen, daß ihr Heiligthum — chriſtliches oder heidniſches unter umwohnenden Heiden — auf dem Berge bei Hirſchberg geweſen ſei, welcher noch jetzt die Hugulge heißt (Hugu-alhi; Huge, Hugonen iſt ein alter Ehrenname der Franken; das Suffix-s des gotiſchen alhs [fem.], Tempel, war den germaniſchen Schleſiern unheimiſch, alcis bei Tacitus iſt der lateiniſche Genitiv).

Die ſchleſiſche Geſchichtsforſchung hat ſeit Stenzel ſorglich vermieden, den Zeitabſchnitt, welcher vor der deutſchen Beſiedelung durch die Piaſten liegt, in ihre Forſchung hineinzuziehen. Vertrauend fügte ſie ſich der Auffaſſung, welche Palacky und andere ſlaviſche Hiſtoriker zur Geltung brachten. Und es war einiger Grund zu ſolcher Zurückhaltung, denn es kam zunächſt darauf an, gegenüber den Erfindungen ſpäterer Chroniſten eine urkundlich beglaubigte Geſchichte Schleſiens möglich zu machen. Dennoch wird jetzt unabweisbar, was auf anderen Gebieten der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft gewonnen iſt, auch für Schleſien zu verwerthen, vor allem die große Frage über das Verhältniß von Slaven und Deutſchen in dem erſten halben Jahrtauſend nach der Völkerwanderung genauer ins Auge zu faſſen. Schon jetzt iſt die Vermuthung nicht abzuweiſen, daß nicht nur auf dem Boden des jetzigen Deutſchlands, ſondern bis weit in den Oſten die geſammte Entwickelung der ſlaviſchen Völker weit mehr durch germaniſches Recht, Sitte, Volksgebrauch und Sage gerichtet worden iſt, als die vorſichtige Beſcheidenheit der Deutſchen zur Zeit annimmt. Gerade Schleſien bietet dem Geſchichtsforſcher für ſolche Unterſuchungen ein günſtiges Gebiet, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß deutſche Gelehrte mit ſtrenger Kritik, mit Kenntniß der älteren ſlaviſchen Sprachen und mit Berückſichtigung der älteſten ſlaviſchen Sagen ſowie der deutſchen Heldenſage ſich dieſem Gebiete hiſtoriſcher Forſchung zuwenden.

Schwimmkunſt in alter Zeit.

(Grenzboten 1866, Nr. 3.)

Auch die Leibesübungen, welche durch den modernen Turnunterricht in unſere Jugenderziehung aufgenommen ſind, haben unter uns Deutſchen eine lange Geſchichte. Manche Technik, welche durch die Begründer des Turnens neu eingeführt wurde, war ſchon in der Römerzeit von den Deutſchen mit Eifer getrieben worden. Mit Vorliebe ſuchten Jahn und ſeine Genoſſen die alten kräftigen Gliederbewegungen auf. Gerwurf, Sprung, Steinwurf und Steinſtoß ſind wie das Ringen, welches unter Alemannen und Burgunden der Schweiz bis heut volksmäßig dauert, Uebungen, welche die Germanen wahrſcheinlich ſchon zu feſtem Brauch ausgebildet aus Aſien herüberbrachten. Wenigſtens ſind dieſelben Uebungen den Griechen ebenſo volksthümlich.

Zu dieſen Fertigkeiten, den Vorübungen für den Krieg, gehörte auch das Schwimmen. Schon Tacitus erzählt von dem häufigen Baden der Deutſchen in kaltem und warmem Quell, und von je tauchte die Jugend beider Geſchlechter neben einander die Glieder in die kalte Fluth, ohne daß dies als eine Verletzung der Sitte und des Schamgefühls erſchien. Die Germanenkrieger ſind geübt, auch unter den Waffen Ströme zu durchſchwimmen. Dann hilft der Schild, aus leichtem Lindenholz gefertigt, den Schwimmer und ſein Geräth tragen.

Aber ſeit dem frühen Mittelalter iſt in Deutſchland daneben das Bad in der Wanne und im gewärmten Waſſer üblich, ſchwerlich als eine Nachahmung römiſchen Brauches. Selten fehlt einem Grundſtück auf dem Lande das kleine Badehaus, auch in den Städten gehört die warme Badeſtube zur vollſtändigen Einrichtung eines Hauſes. Wer nicht ſelbſt eine Badeſtube beſitzt, geht zu einem der ſtädtiſchen Bäder, wo ihm auch an glückbringenden Tagen nützliche Tränke gereicht, zur Ader gelaſſen und Schröpfköpfe aufgeſetzt werden konnten. Die öffentlichen Badeſtuben der Städte waren aber nicht gut beleumdet, ſie waren Hauptſtätten des Stadtklatſches und zuweilen auch der Unſitte. Bis zum dreißigjährigen Krieg galt in Stadt und Land das warme Bad aller Welt für einen nothwendigen Theil der Geſundheitspflege, erſt ſeitdem kam es ab, die Geiſtlichen eiſerten dagegen, und der künſtliche Aufputz der Kleidung wie das falſche Haar machten Aus- und Ankleiden während des Tages ſehr unbequem. Wahrſcheinlich war durch den Gebrauch der warmen Bäder ſchon im Mittelalter das kalte Flußbad in vielen Landſchaften Deutſchlands aus der Mode gekommen. Die Schwimmkunſt erhielt ſich nur hier und da, an der See und am Rande größerer Flüſſe, aber ſie war wenigſtens zur Zeit der Reformation im innern Deutſchland eine ſeltene und auffallende Fertigkeit.

Das wird deutlich aus dem Inhalt eines kleinen, ausnehmend ſeltenen Büchleins über die Schwimmkunſt, welches unter dem Titel „Kolymbetes“ (der Taucher) im Jahre 1538 zu Augsburg gedruckt wurde und in lateiniſcher Sprache unter Anderem erſtaunt berichtet, daß zu Zürich in der Schweiz die Jugend das Schwimmen mit Meiſterſchaft übe. Die ergötzliche Stelle des Zwiegeſpräches iſt der Mittheilung werth, weil ſie auch noch andere Züge aus dem Leben der Vorfahren überliefert. Sie folgt hier wortgetreu überſetzt mit aller pedantiſchen Zierlichkeit, womit der humaniſtiſche Schulmeiſter ſeine Darſtellung verkrauſt. Das Geſpräch beginnt folgendermaßen:

Pampinus. Da ich noch als Knabe zu Zürich in Helvetien mich aufhielt, gingen unſer oft zwanzig bis dreißig Schüler zuſammen in das Schilfwerk am Seeufer.

Erotes. Was wolltet ihr da machen?

Pampinus. Jener Ort iſt ungefähr tauſend Schritte von der Stadt entfernt.

Erotes. Weiter.

Pampinus. Dort fertigte ſich jeder aus dem Schilfe, das in der Seebucht eine bedeutende Höhe erreicht, ein Bündel, befeſtigte es um den Leib, ſo daß er mit vorgeſtrecktem Kopf und Hals einer Gans ziemlich ähnlich ſah; an das Bündel knüpfte er ſein Hemd — denn die übrigen Kleider ließen wir gewöhnlich zu Hauſe — und ſo, von unſern Rohrbündeln getragen und nur mit den Füßen rudernd, ſchwammen wir in Reih und Glied in den See hinaus.

Erotes. Die Verwegenheit dieſer Knaben in einem ſo tiefen See hätte wohl der Lehrer mit einer guten Ruthe züchtigen dürfen.

Pampinus. Draußen im See, vierzig Schritte vom Ufer, war eine ſehr große ſteinerne Bildſäule des heiligen Nikolaus, die auf einem mächtigen Fels ruhte.

Erotes. Beſſer hätte da der heilige Chriſtoph hingepaßt.

Pampinus. Nachdem wir den Heiligen in geordneten Reihen dreimal umſchwommen und pflichtgemäß gegrüßt hatten, da er doch der Jugend gütiger Schutzpatron iſt, kehrten wir um und ſteuerten gerade der Stadt zu.

Erotes. Auf ſo weitem Wege?

Pampinus. Allerdings. Jeden, der aus der Reihe gewichen wäre, traf die Strafe, daß er zu Hauſe ſein Pferd (?) verlieren ſollte.

Erotes. Eine ſchwere Buße.

Pampinus. In geordnetem Zuge ſchwammen wir unter dem Waſſerthor der Stadt durch, da wo die Limmat aus dem See zu fließen beginnt. Dann ſtimmten wir ein bekanntes Lied an und ſchlenderten fröhlich mitten durch die Stadt nach Hauſe.

Erotes. Ich bin ganz erſtaunt. Aber wie? Lerntet ihr Knaben alle ſchwimmen ohne irgendwelche Hilfe?

Pampinus. Ganz gut.

Erotes. Woher lernen denn dort die Knaben ſo geſchickt ſchwimmen?

Pampinus. Du weißt, was gute Lehrer in jeder Kunſt ausrichten können und was eine anhaltende Uebung, die beſte Lehrmeiſterin, vermag; dazu kommt als neuer Reiz ein herrlicher Fluß und der nahe See. Man möchte behaupten, daß die Kinder die Kunſt mit ihrer Geburt faſt ſpielend erlernen.

Erotes. Die Kunſt der Enten meinſt du, nicht der Menſchenkinder.

Pampinus. Der Unterricht in dieſer Fertigkeit geht gleichſam von einer Hand in die andere. Kurz, du könnteſt da, wie das Sprichwort ſagt, die echten Schwimmer aus Delos ſehen. Und nicht nur Knaben, ſondern auch Mädchen würden dir ein angenehmes Schauſpiel bieten.

Erotes. Mädchen, ſagſt du?

Pampinus. Ja freilich. An hellen Sommerabenden, wenn das Waſſer durch die Sonne des Tages erwärmt worden, baden ſie ſchaarenweiſe nach dem Nachteſſen; man möchte glauben, daß Delphine im Waſſer ſpielten.

Erotes. Es wäre nicht zu verwundern, wenn alle Seegötter und Göttinnen als Schutzgeiſter des Ortes da wohnten.

Pampinus. Von den Erwachſenen lernen die Knaben; und es gibt auch hierin gewiſſe Lehrer; wie wir von den Delphinen leſen, daß ſie ihren Jungen einen bejahrten Meiſter anweiſen, von dem ſie lernen können, was ihnen einſt zum ſchnellen Erhaſchen der Beute von Nutzen ſein wird.

Erotes. Glaubſt du, daß dies wahr ſei?

Pampinus. Gewiß iſt es wahr. Doch ich will zu meinem früheren Gegenſtande zurückkehren.

Erotes. Ganz recht.

Pampinus. Vom friſchen Bade gehen ſie meiſtens bald ſchlafen ohne Kleider.

Erotes. Die zärtlichen Aſiaten!

Pampinus. Wir ſahen ſo oft Paare gleichſam im Wettſtreite weite Strecken hinausſchwimmen, Manns- und Frauensperſonen, ähnlich wie zwei zuſammengeſpannte Roſſe.

Erotes. Was höre ich?

Pampinus. Was ich ſage.

Erotes. Was ſagſt du, Pampinus?

Pampinus. Was du hörſt, oder vielmehr, wie es wirklich zugeht.

Erotes. Wie, ſchämen ſich jene nackten Mädchen denn nicht?

Pampinus. Sie tragen Hemden, die hierzu bequem eingerichtet ſind.

Erotes. Ich glaube, daß Mädchen, wenn ſie einmal die Fertigkeit ſich erworben haben, in dieſer Kunſt mehr Gewandtheit zeigen als Männer.

Pampinus. Ueber den feinen und trefflichen Mann! Glaubſt du das wirklich? Wärſt du nicht ein wenig neugierig?

Erotes. Wenn ich nicht irre, pflegt man wohl unter dem Baden ſüße Geſpräche, wofern nicht traute Umarmung geſtattet iſt.

Pampinus. Ja bisweilen wird auch eine Vermählung geſchloſſen, nicht mit dem Beiſtand der Juno, nur der Nereiden.

Erotes. Nach Art der Fröſche! Es ſind völlige Amphibien, wahrlich wie in der Fabel.

Pampinus. So etwas ſiehſt du kaum anderswo.

Erotes. Wer lehrt denn die Enten, Gänſe, Waſſerhühner und Taucher ſogleich ſchwimmen, wie ſie geboren ſind? denn über die Fiſche wundere ich mich nicht.

Pampinus. Die Natur.

Erotes. Aber wie ſchwimmen ſie denn ſo leicht einher?

Pampinus. Ihre breiten, biegſamen Füße gebrauchen ſie ganz bequem wie die unteren Enden der Ruder. Sie breiten ſie aus und falten ſie beim Zurückziehen wieder zuſammen. Denn die Federn, welche bei dieſen Vögeln nur wenig benetzt werden, mögen ſie in nichts hindern und eher in die Höhe heben als ſenken. Ja, du kannſt daſſelbe an mehren Vierfüßern bewundern.

Erotes. So iſt alſo der Menſch das einzige Geſchöpf, das unglücklich und in allen dieſen Dingen unwiſſend zur Welt kommt?

Pampinus. So will es unſer, der Sterblichen, Loos. Aber noch mehr würdeſt du dich wundern, wenn du ſäheſt, wie man ſich von hohen Brücken herabſtürzt, was auch in Baſel und Conſtanz geſchieht. Es gibt in Zürich eine ſchöne Kirche, welche gleich einem Schiffſchnabel in die Limmat hineingebaut iſt und nach dem Waſſer genannt wird.

Erotes. Und weiter!

Pampinus. Ringsum iſt dieſelbe von Waſſer umgeben, außer da, wo auf ſchmaler Strecke eine kunſtvolle Brücke an die Kirche angebaut iſt.

Erotes. Erzähle weiter.

Pampinus. Dort könnteſt du im Sommer einen merkwürdigen Wettſtreit der jungen Leute ſehen. In dieſem Umkreiſe folgen ſie einander ſchnellen Zuges gegen den äußern Theil der Kirche hin, wo wie am Vordertheil eines Schiffes die Strömung des Fluſſes anprallt und nach beiden Seiten ſich theilt.

Erotes. Und dann?

Pampinus. An dieſer Stelle ſtürzen ſie ſich in die Tiefe des Fluſſes und zwar nach der Reihe. Es iſt vom Rathe erkannt, daß, wer im Begriffe herabzuſtürzen, den nächſtfolgenden nicht beim Namen ruft, oder wer nicht aus der Tiefe irgendein Zeugniß, z. B. ein Steinchen oder etwas Anderes mit ſich heraufbringt, dadurch geſtraft werden ſoll, daß er mit angezogenem Hemde vom Andern herabgeworfen wird.

Erotes. Eine harte Beſtimmung.

Pampinus. Dir, mein Erotes, wäre das wohl unerträglich. Da ſäheſt du zuerſt geflügelte Knaben, dann Forellen, zuletzt Grundeln; denn der Fluß iſt durchſichtig wie Glas.

Erotes. Man dürfte ſich nicht wundern, wenn ſie im Herabſtürzen mit dem Kopf gefährlich auf den Grund aufſtießen.

Pampinus. Sie werfen ſich nieder mit vorgehaltenen Händen.

Erotes. Warum nicht mit den Füßen voraus?

Pampinus. Willſt du das wiſſen?

Erotes. Allerdings.

Pampinus. Es iſt weniger Gefahr dabei. Denn nicht gering iſt die Gefahr, daß wenn du mit ausgebreiteten Füßen herabſpringſt, dich das heftig ſtrömende Waſſer mitten durchſchneide, was anderswo öfter begegnet iſt.

Erotes. Du ſprichſt da von unerhörten Dingen. Etwas ſo Weiches ſoll einen Körper verletzen können?

Pampinus. Verletzen? Wiſſe, das Waſſer, welches in ſeiner Strömung aufgehalten wird, iſt etwas ſo Gewaltſames, daß wenn du die beſte Klinge eines Schwertes hineinſtößeſt, dieſe ſchneller bricht, als ein noch ſo harter Stein.

Erotes. Du erzählſt von einer wunderbaren Eigenſchaft des Elementes.

Pampinus. Wenn ich noch etwas werde beigefügt haben, werde ich von den Zürichern Abſchied nehmen, was vielleicht ſchon früher hätte geſchehen ſollen.

Erotes. Sei verſichert, daß mir Alles, was du erzählteſt, ſehr angenehm war.

Pampinus. Wir ſahen in jenem See einmal einen Schulherrn, der unglücklich aufgefangen wurde.

Erotes. Wie ſo?

Pampinus. Da er allein ſchwamm, widerfuhr ihm, daß er mit ſeinen etwas zu tief geſtreckten Füßen in Waſſerkräuter ſich verwickelte; nachdem er lange vergeblich ſich zerarbeitet hatte, ſank er zuletzt müde zuſammen. Als einige Fiſcher dies bemerkt und ihn mit Mühe aufgefunden hatten, zogen ſie ihn mit einer Stange heraus. Nachdem er ans Ufer getragen worden war, wurde er auf Befehl einer abergläubiſchen alten Frau, nutzlos, aus dem kalten in ein warmes Bad getragen.

Erotes. Eine unangenehme Waſchung war das.

Pampinus. Damit er, denke ich, durch die Wärme erquickt wie eine Feldgrille wieder neu auflebe. Etwas Aehnliches iſt daſelbſt einer Schwimmerin von ſchöner Geſtalt begegnet, wie ich mit eigenen Augen geſehen.

Erotes. Meinſt du eine Waſſerſchlange?

Pampinus. Nein, ſondern ein hübſches Mädchen, eine Nymphe, würdeſt du ſagen.

Erotes. Warum biſt du denn nicht mitleidig der zu Grunde Gehenden zu Hilfe geſprungen?

Pampinus. Was ſollte ich thun, da ich noch Knabe war.

Erotes. Das herrlich ſchöne Mädchen ſtarb in der erſten Blüthe ihrer Jahre eines traurigen Todes.

Theologiſche Disputirer im Volke.

(17. und 18. Jahrhundert.)

(Grenzboten 1864, Nr. 18.)

Wenn einſt die Geſchichtswiſſenſchaft genauer als jetzt das innere Leben des Volkes ſelbſt darzuſtellen vermag, dann werden die großen Umwandlungen, welche Gemüth, Idealismus, Wahrheitsſinn und praktiſche Tüchtigkeit der Menſchen im Laufe der Jahre erfahren haben, wahrſcheinlich für manche Zeiträume wichtiger erſcheinen als Politik, Kriege, Umherfahren und Untergang ſeiner Fürſten. Denn nicht zu allen Zeiten ſind die politiſchen Ereigniſſe das Wiſſenswürdigſte. Wie die herrſchenden Fehler und Neigungen des Volkes ändert ſich auch die Art, wie es liebt und haßt und wie es den ſinnlichen Eindruck in Empfindung und Gedanken umprägt; verſchieden gefärbt iſt in jedem Zeitraum, was ihm für gut, ſchön, wahr gilt. Und über dieſer Verſchiedenheit, welche durch das Leben ſelbſt und den zufließenden Bildungsſtoff hervorgebracht wird, das bleibende Volksthümliche und das allgemein Menſchliche zu erkennen und den innern Zuſammenhang in den zahlreichen Umwandlungen nachzuweiſen, das iſt, ſo ſcheint uns, eine der ſchönſten Aufgaben des Geſchichtſchreibers.

Wir ſind geneigt vorauszuſetzen, daß dieſelbe freie und unbefangene Auffaſſung der irdiſchen Geſtalten, Formen und Ereigniſſe, welche uns möglich iſt, zu allen Zeiten möglich war. Noch öfter geben wir uns der Anſicht hin, daß unſere Auffaſſung der Bilder und Eindrücke, welche die Welt entgegenträgt, zwar eine mangelhafte, aber innerhalb gewiſſer Grenzen unbedingt richtige ſei. Nähere Betrachtung aber ergibt, daß auch unſere Auffaſſung des Lebens überall eingeengt wird, nicht nur durch die Schranken unſerer Sinne, ſondern auch dadurch, daß wir Alles, was in unſere Seele fällt, was wir ſehen, hören, erkennen, immer noch mit einem Zuſatz unſeres Weſens färben, welcher die Richtigkeit unſerer Beobachtungen und Schlüſſe beeinträchtigt. Und die Wiſſenſchaft kennt keine größere Plage als die, welche ihr durch unſere unvollkommene Befähigung, das objectiv Wahre feſtzuſtellen, bereitet wird. Jede Prüfung vergangener Zeiten giebt uns die Anſicht, daß wir darin im Ganzen Fortſchritte gemacht haben und wie getrübt und befangen die Auffaſſung früherer Zeiten war. Die Abbildung einer Pflanze an einer Wand von Pompeji, auf einem Pergamentbild des zwölften Jahrhunderts und in einem Holzſchnitt des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt eine ganz verſchiedene Auffaſſung ihrer Formen, und jede von dieſen Auffaſſungen erſcheint uns fremdartig und unvollkommen, wenn wir auch aus jeder die Pflanze erkennen. Eine Definition des Ariſtoteles und die eines neuzeitlichen deutſchen Philoſophen unterſcheiden ſich nicht nur durch die feine Schattirung der Begriffe, welche den Wörtern durch die Beſonderheit der verſchiedenen Sprachen aufgezwungen wird, ſondern auch darin, daß der große Denker des Alterthums zuweilen durch Hervorhebung anderer Prädicate und treffender Kennzeichen in das Weſen der Dinge einzudringen ſucht, als uns Neueren ſachgemäß dünkt. Dieſe Verſchiedenheit des Sehens, Hörens und Empfindens wird nicht bloß dann auffallend, wenn man Jetzt und Einſt oder mehre Völker vergleicht, auch in der Gegenwart ſind die Einzelweſen deſſelben Volkes einander in der Auffaſſung des Wahrnehmbaren durch die Sinne und im Verarbeiten des Aufgenommenen durch Geiſt und Gemüth ſehr ungleich. Hier ſoll nicht von der naheliegenden Verſchiedenheit die Rede ſein, welche durch Alter, Gefühlsrichtung, Zufälle hervorgebracht wird, nur von einem Gegenſatz, welcher die Gebildeten und Einfachen, die geiſtigen Führer und die Maſſe des Volkes, die Fortgeſchrittenen und die Zurückgebliebenen von einander trennt. Wir bemerken ihn im Verkehr mit den kleineren Kreiſen des Volkes zuweilen mit Erſtaunen und Behagen, nicht ſelten mit Unwillen und Schmerz.

Wer eine Unterhaltung junger Burſchen auf dem Lande anhört, dem klingen Sprache und Scherze, auch wenn er ſie verſteht, zuweilen recht fremdartig. Wenn es Deutſche ſind, ſo wird er hinter den trocknen Späßen, den kurzen Redensarten und dem vorſichtigen Schrauben eine originelle Arbeit der Seele entdecken, welche durch die geſchriebenen Worte unſerer Sprache faſt unmöglich ganz getreu wiedergegeben werden kann. In den Worten iſt eine etwas andere Bedeutung, in den Reden eine etwas andere Seele, als die Gebildeten hineinzulegen vermögen. Was uns gar kein Spaß erſcheint, wirkt auf die ländlichen Hörer ſehr komiſch, wo wir eine längere Redeausführung erwarten, befriedigt ein knappes Sprichwort, ein Bild, vielleicht nur ein Spiel mit Klang und Laut der Worte, für welches wir wenig Empfänglichkeit haben. Das iſt nicht Rohheit, es iſt im Grunde eine andere Form der Bildung, welche die Anſpruchsvollen nicht mehr beſitzen, die aber ihren Vorfahren geläufig war.

Wenn uns jemand aus den kleinen Kreiſen des Volkes etwas Geſchehenes erzählt, ſo wird auch, wenn er angeregt und geläufig berichtet, in ſeiner Rede eine andere Weiſe der Darſtellung, als wir haben, bemerkbar. Einzelne Züge des Ereigniſſes treten ſtark hervor und ſind bereits reichlich mit den Empfindungen verſetzt, welche ſie in dem Erzähler hervorgerufen haben; der wirkliche Zuſammenhang der Geſchichte tritt wahrſcheinlich zurück und der Berichterſtatter hat dafür, ohne es zu wiſſen, einen anderen erfunden, dem zu Liebe ſogar das Thatſächliche umgeformt wird. Jeder Verhörrichter weiß, wie ſchwer es iſt, einen wahrheitsgemäßen Thatbeſtand aus den Erzählungen lebhaft erregter Zeugen feſtzuſtellen, es ſcheint oft unglaublich, daß der eine gehört, der andere geſehen hat, was nicht war, und daß ſie nicht beachtet haben, was ruhigem Urtheile die Hauptſache ſein müßte. Wir nennen in ſolchem Fall die fremdartige Auffaſſung bei einem Sohne aus dem Volke mangelhaft und unverſtändig, ſie iſt wieder nur die nothwendige

Folge einer geiſtigen Beanlagung, bei welcher die Phantaſie ſchneller und überlegener zwiſchen die Wahrnehmungen der Sinne tritt, als wir für erlaubt halten. Aber es hat viele Jahrhunderte gegeben, wo die ganze Nation ſo empfand und ſo erzählte; und dieſe vergangene Zeit lebt noch unter uns in vielen tauſend Perſönlichkeiten, ja die Mehrzahl des Volkes hat in ſeiner geiſtigen Schaffenskraft noch etwas von dieſem Alterthümlichen, das durch moderne Bildung überwunden wird.

Allerdings iſt in jeder Schicht unſeres Volkes die Einwirkung unſerer Bildung ſichtbar. Wer irgend aus den engen Grenzen ſeiner Mundart heraustritt, der nimmt mit dem Verſtändniß unſerer Schriftſprache auch unendlich viel von der geiſtigen Arbeit unſerer Zeit in ſich auf. Wer ſich vollends übt, Gedrucktes zu leſen, der gewöhnt ſeinen Geiſt an die ſtraffere Logik, den reichlicheren Ausdruck und die durchſichtige Klarheit unſeres Denkens. Dann ſchwindet ihm die alte volksthümliche Weiſe, ſich die Dinge einzubilden, den Gedanken in der Hülle eines Bildes zu bewahren, oder ſie tritt nur noch gelegentlich in Stunden des behaglichen Gehenlaſſens hervor. In dieſem Sinne hat das ganze Volk an unſerem Vertiefungsproceß Antheil genommen, auch ſeine Weiſe die Welt aufzunehmen und auszugeben iſt in beſtändiger Wandlung begriffen.

Wenn man aber in die Vergangenheit unſeres Volkes zurückblickt, ſo erſcheint der Unterſchied in ſeiner Seelenarbeit vor und nach Luther beſonders groß.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters war das beliebteſte geiſtige Schaffen des deutſchen Volkes ein behagliches, oft poſſenhaftes Spiel mit Bildern und ihrer Bedeutung. Der Gedanke verſteckte ſich hinter einem bildlichen Ausdruck, das Thun wurde durch ſinnbildliche Handlungen gekräftigt, der gewöhnliche Scherz war in der Weiſe Eulenſpiegels ein Spiel zwiſchen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung einer Sache oder Redensart. Einfältig war, wer ſich unbefangen dem Eindruck des Bildes hingab, weiſe, wer den geheimen Sinn deſſelben zu faſſen wußte. Und es war ein Lieblingsſcherz des Volkes, der Einfalt den letzten Erfolg, das beſte Recht, den Beifall der Lachenden zu geben.

Es wird uns nicht leicht die Wichtigkeit zu begreifen, welche man im Mittelalter der bildlichen Hülle eines Gedankens, dem ſymboliſchen Ausdruck einer Handlung beilegte. Wenn wir die kleinen Cirruswölkchen mit einer Lämmerherde vergleichen, ſo ſind wir uns bewußt, daß dieſer Vergleich auf nichts beruht, als auf einer ganz zufälligen Aehnlichkeit des Ausſehens, die uns nicht einmal groß erſcheint. Was uns ein unweſentlicher Vergleich iſt, war aber in alter Zeit das Weſen ſelbſt, die Einbildungskraft des jungen Volkes faßte in Wahrheit das Wolkenheer als eine Herde himmliſcher Schafe, die Sache ſelbſt und der bildliche Ausdruck floſſen zuſammen. Uns iſt die bedeutſame Geberde als Begleiterin einer rechtskräftigen Handlung, z. B. bei Kauf und Verkauf, nicht mehr Hauptſache, wir üben vielleicht noch den alten Brauch, aber die Giltigkeit des Geſchäftes hängt meiſtens nicht mehr daran; einſt war die Förmlichkeit, das vorgeſchriebene Wort, die Geberde das Weſentliche der Handlung. Uns iſt das geſprochene Gebet nur der Ausdruck innerer Empfindung, die Worte haben nur inſofern Bedeutung, als ſie den Sinn unſerer Bitten wiedergeben, ſie können jeden Augenblick mit andern vertauſcht werden, welche etwa daſſelbe ausdrücken. Im Mittelalter waren die Gebetworte nicht willkürlich und nach freier Wahl zu beſtimmen, ſondern die Worte ſelbſt waren das Wirkſame, nur in der überlieferten Aufeinanderfolge hatten ſie die Wirkung, von der Mutter Gottes eine Fürbitte zu erwerben, das Vieh vor böſem Zauber zu beſchützen, die lodernde Flamme von einem Gebäude abzuhalten. Und ein Gebet war wirkſamer als das andere, ein ſehr wirkſames ein ſeltener und koſtbarer Erwerb. Auch die Myſtik des Mittelalters beruhte zumeiſt darauf, daß ausgeſponnene Bilder mit dem Inhalt frommer Lehre zuſammenfloſſen, die Himmelsleiter, die ſieben Felſen der Sünde, das Schifflein einer Heiligen, in welchem die Seelen bei Hölle und Tod vorüberfahren, werden ſo empfunden, daß der Gläubige ſich auf dem Felſen ſtehend, auf den Sproſſen der Leiter heranklimmend, auf St. Urſula Schifflein fahrend, wirklich und leibhaftig empfindet.

Als die Reformation den Geiſt des Volkes von ſolchem epiſchen Bann befreite, war die Wirkung eine gewaltige, dem Volk war plötzlich die Binde von den Augen genommen, und der Unterſchied zwiſchen Form und Inhalt, Schein und Weſen wurde wie ein neuer Erwerb von Hunderttauſenden erfaßt.

Auch in dieſem Sinne iſt Luther Reformator des deutſchen Volksgemüths bei allen Confeſſionen. Nicht nur weil er das Nachdenken und Prüfen der feinſten theologiſchen Lehrſätze bis in die ärmlichſte Hütte hineintrug, ſchon deshalb, weil zugleich mit der leidenſchaftlichen Theilnahme des Volkes an dem Streit ſeiner Geiſtlichen zuerſt eine maſſenhafte Verbreitung gedruckter Schriften in dem Volke möglich wurde. Die Reformation vermittelte dem Volk den Bücherdruck. Seitdem begann in dem ehrlichen, unbefangenen Gemüth des Volkes das Suchen nach Wahrheit, erſt ſeit dieſer Zeit traten die Maſſen in die große Culturbewegung ein.

Wenn aber Luther ſich ſo ſehr auf den Buchſtaben der Schrift ſteifte, ſo war er ſelbſt darin noch ein echter Sohn des Volkes. Denn die ſelbſtändige Thätigkeit des Einzelnen konnte zunächſt einen feſten Halt, ein äußerliches Gegebenes, woran ſie ſich klammerte, noch gar nicht entbehren. Das Wort der Schrift war zwar des magiſchen Zaubers entkleidet, welchen die religiöſe Formel im Mittelalter gehabt hatte, dafür wurde ſie dem Volke der unverbeſſerliche, von Gott gegebene Ausdruck für die heiligen Lehren, und mit Peinlichkeit wurde unterſucht, ob der Inhalt des Glaubens, den jemand bekannte, auch mit dem Wortlaut der heiligen Schrift genau ſtimmte. Wie Luther um die Einſetzungsworte des Abendmahls haderte und zürnte, ebenſo hielt aus dieſem Bedürfniß der Mann aus dem

Volke, Katholik und Proteſtant, ſcharf zum Wortlaut ſeiner Lehrbücher, denn das war noch die nationale und gegebene Weiſe den Sinn zu begreifen, und deshalb war der trotzige Eigenſinn Luther's gerade das Volksthümlichſte an dem großen Manne, der noch mit einem Fuß im Mittelalter ſtand. Wenn z. B. die katholiſche Uebertragung des Evangeliums vom Zinsgroſchen das griechiſche Wort mit Pfennig ſtatt, wie die Evangeliſchen, mit Groſchen überſetzte, ſo war dieſer Zufall für den Proteſtanten ein ernſter Beweis von der Unwahrheit der katholiſchen Lehre, weil auf die Pfennige damals nicht Bild und Ueberſchrift eines Fürſten geprägt wurde.

Der Geiſt war allerdings erweckt und rührte ſich kräftig, und die beſondere Kraft gegebener Formeln wurde geleugnet. Aber noch lange blieb dem Volk die lebendige Empfindung für den bildlichen Sinn der Worte, ja auch die ſpielende Freude am Klange derſelben, während unſere Schriftſprache in den Händen der ſchreibenden Gelehrten ſich ſchnell vergeiſtigte, für Wohlklang und ſinnliche Bildlichkeit der Worte vielleicht zu ſehr die Empfindung verlor. Wenn der Jeſuit zu einem Ketzer aus dem Volke belehrend ſagte, daß der Katechismus Luther's nicht ſo gewichtig ſei, als die institutiones pietatis christianae von Pater Caniſius, ſo dachte der Mann aus dem Volke bei dem Worte gewichtig immer noch zunächſt an Pfund und Wage, und wenn er ein Schlaukopf war und zu Eulenſpiegelſtreichen aufgelegt, ſo hatte er ſicher die Lacher auf ſeiner Seite, wenn er Gewicht und Wagſchale aus der Taſche zog und die beiden Katechismen vor dem geiſtlichen Herrn gegen einander abwog. Fand ſich Luther's Buch ſchwerer, ſo hatte er doch die Worte des Gelehrten widerlegt, obgleich er und die Zuſchauer ſchon recht gut wußten, daß der geiſtliche Herr das Wort nicht in der bildlichen, ſondern in der abgezogenen Bedeutung gebraucht hatte.

Zum Beleg für das Geſagte ſollen zwei Berichte aus alter Zeit dienen, in denen die religiöſe Ueberzeugung einfacher Menſchen ſich in ihrer Redekunſt und in ihrem Thun ſehr volksmäßig offenbart. Beide Berichte ſtehen in Gegenſatz zur katholiſchen Kirche, an beiden wird die Vertiefung deutlich, welche die Einzelnen durch ein ſelbſtändiges Denken über die Wahrheiten des Glaubens erlangt haben. Weder Katholiken noch Proteſtanten mögen in der folgenden Erzählung eine verhüllte Polemik über Glaubensſätze finden. Denn nicht der Inhalt der Erörterungen, ſondern die Art, wie ſie geführt wurden, ſoll hier feſſeln.

Beide Mittheilungen ſind noch nach anderer Richtung merkwürdig. Die Erſtere iſt einer kleinen Flugſchrift entnommen, welche zu den größten Bücherſeltenheiten gehört und gelehrter Beachtung bis jetzt entgangen ſcheint. Sie enthält eine winzige Epiſode aus der erſten Hälfte des dreißigjährigen Krieges und ſtammt aus Schleſien, der kaiſerlichen Landſchaft, welche mehr als andere Provinzen Ferdinand's des Zweiten von der Kriegswuth gelitten hat, ohne daß es den Beamten und Soldaten des rechtgläubigen Kaiſers gelang, die Ketzerei derſelben auszurotten. Im Jahre 1629 war der böhmiſche Aufſtand niedergeſchlagen, der Mansfelder, der Braunſchweiger, der König von Dänemark beſiegt, die Heere Wallenſtein's hatten die Furcht auch der katholiſchen Stände, der Franzoſen, ja ſogar des Papſtes erregt, die hochfliegenden Pläne Ferdinand's wurden durch den drohenden Abfall ſeiner Bundesgenoſſen ein wenig herabgedrückt. Aber in den Ländern ſeiner Krone arbeiteten die Sendlinge eifrig, die Widerſacher im Glauben niederzuwerfen. Für Schleſien war es das lichtenſteiniſche Dragonerregiment, welches die Jeſuiten in die proteſtantiſchen Städte und Kirchen einführte; die rohe und grauſame Weiſe der militäriſchen „Seligmacher" iſt in den Gebirgsorten Schleſiens noch heute nicht vergeſſen. Unter den Städten, welche ſich an den Vorhügeln des Rieſengebirges ſtattlich heraufgearbeitet hatten, war Schweidnitz eine der bedeutendſten, ſie war Hauptſtadt eines Fürſtenthums in fruchtbarer Gegend, und ihre Mauern waren damals noch von einer zahlreichen und wohlhabenden Bürgerſchaft beſetzt. Wahrſcheinlich erſchien dort, oder in der Nähe, einige Jahrzehnte nach dem Kriege die folgende Flugſchrift: „Schrifftmäßiges Geſpräche, Von einem Buchbinder, ſo in der Stadt Schweidnitz wohnhafftig geweſen, den man ſonſt den kleinen Pommer genannt, weil er derſelben Nation gebürtig geweſt, ſo er Sprachweiſe gehalten mit einem Jeſuiten. — Zu dienender Nachricht von neuen hervorgeſucht. Gedruckt in dieſem Jahr" (etwa 1680). 8. (1 Bogen.)

Wie der kleine Pommer geſprochen, wird hier wortgetreu mit einigen Verkürzungen und mit ſchonender Annäherung an die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts berichtet:

Als der Stadt Schweidnitz ihre Kirche genommen worden, war auf dem Lande draußen ein Dorf, Schwenkfeld genannt, allwo ein Theil der Schweidnitzer noch eine Weile in die Kirche gehen konnte. Dort half ein Buchbinder, der kleine Pommer genannt, cantoriren und ſingen. Nun wurden in der Stadt alle Zünfte auf das Rathhaus gefordert und ihnen anbefohlen, wer in der Stadt bleiben wollte, der müßte zu dem Jeſuiten gehen und ſich bei demſelben informiren laſſen. Wie das nun oben gemeldetem Buchbinder angeſagt wird, ſo ſpricht er: „Was ſoll ich die Stadt meiden? das thue ich nicht; ich habe einmal der Stadt geſchworen, dabei will ich meine Ehre, Gut und Leben zuſetzen und ſoll mich niemand heraustreiben." — Als er nun wegen ſeines Ungehorſames verklagt wird, ſo ſchicken die Herren des Raths zu ihm und laſſen ihn holen: ſie reden ihm ſcharf zu und befehlen ihm: Wenn er in der Stadt bleiben wolle, ſo ſollte er zu dem Jeſuiten gehen und ſich informiren laſſen. Er aber ſpricht: „Wenn ich alſo gehen muß, er wird mich nicht anders machen als ich bin. Kann er mich bekehren, ſo ſoll er es thun, oder ich will ihn bekehren. Doch dieweil es meine Herren ſo haben wollen, ſo will ich hingehen und hören, was er ſagen wird."

Indem er aus der Rathsſtube geht, iſt ein abgefallener Seiler mit im Rathe, der ſteht auf vom Tiſche und geht mit ihm heraus und redet mit ihm aufs Vertraulichſte, er ſollte doch nur dem folgen, was man ihm Gutes rathe, er, Seiler, hätte vorhin auch gemeint, er wäre auf dem rechten Wege, nunmehro finde er aber ein ganz ander Licht, das ihm den Himmel bringen werde. Der Buchbinder ſagte: „Schweig ſtille, mein lieber Bruder, du verſtehſt dich viel beſſer darauf ein gut Brunnenſeil zu machen, als auf die Religion," und geht fort.

Als er nun in das Jeſuitenhaus kommt, ſteht ein Junge vor der Stubenthüre, zu dem ſpricht der Buchbinder: „Iſt der Herr Pater zu Hauſe?" Der Junge antwortet: „Ja, er ruhet ein wenig." Denn es war im heißen Sommer. Buchbinder. Sage mich bei ihm an, Junges! Junge. Ei, wartet nur ein wenig, ſeine Ruheſtunde wird bald aus ſein. Buchbinder. Was warten, ich hab' zu Hauſe zu thun, ſag mich an. Junge. Ei, verzieht nur ein klein wenig. Buchbinder. Ich kann nicht verziehen, es iſt mir ſcharf befohlen, hierher zu gehen, ſage mich an, oder ich ſage mich ſelber an. — Da ergreift er die Stubenthüre mit Gewalt und geht hinein.

Der Pater ſchläft an der hintern Wand auf einem großen Stuhl und wacht davon auf, der Buchbinder aber bleibt vorn bei der Stubenthür ſtehen und ſagt nichts. Sie ſehen die längſte Weile einander an, endlich ſpricht der Herr Pater: Was bringſt du? Buchbinder. Nichts. Pater. Was willſt du? Buchbinder. Nichts. Pater. Von wannen biſt du? Buchbinder. Von meiner Mutter. Pater. Ei mein, ſei nicht ſo ſpitzig. Buchbinder. Nein, Herr Pater, ich bin mein Lebtag noch niemalen ſpitzig geweſen, aber allezeit ſo ein kleines rundes Männchen, als ihr hier mich ſehet. Pater. Ha ha, ſeid ihr nicht der Buchbinder, der kleine Pommer? Buchbinder. Ja Herr, im Winter wie im Sommer. Pater. Ihr ſeid eben derjenige, der allezeit die Leute nach dem Dorf

Schwenkfeld hinausführt? **Buchbinder.** Nein, mein Herr Pater, ich habe mein Lebtage Niemanden hinausgeführt, ſie ſind alle von ſelbſt hinausgegangen. **Pater.** Ei mein, wie kommt es, daß die Leute ſo närriſch ſind, ſie haben ja das Wort Gottes hier in der Stadt und laufen ſo weit hinaus, ja zuweilen in ſo gar unheimlichem Wetter. **Buchbinder.** Ich weiß wohl die Urſache, ich darf ſie nur nicht ſagen. Aber doch wollte ich dem Herrn Pater einen guten Rath geben, wie es der Herr Pater machen ſollte, daß ihm niemand hinausliefe. **Pater.** Ei mein, ſagt mir das. **Buchbinder.** So gehe der Herr Pater auf künftigen Sonntag nach Schwenkfeld und predige draußen und ſchicke den Herrn Pfarrer von Schwenkfeld herein, daß er hier drin predige; es wird dann niemand hinauslaufen, ſondern hier drin bleiben. **Pater.** Ei mein, das habe ich ohnedies gewußt. — Tretet beſſer heran zu mir, ich habe etwas Anderes mit euch zu reden. Ich habe gehört, daß ihr euch ſo ſehr geſperrt habt zu mir zu kommen und auf eure Religion getrutzt, derowegen frage ich euch, was habt ihr für Grund in der Religion? **Buchbinder.** Nur des Lutheri Katechismus, der iſt ein kurzer Extract aus der heiligen Bibel, darinnen Alles begriffen, was zu meiner Seele Seligkeit dienlich wie auch nützlich iſt. **Pater.** Mein Buchbinder, der iſt nicht tüchtig, er iſt nicht gewichtig genug, des Caniſii Katechismus iſt gewichtiger. **Buchbinder.** Herr Pater, ich wollte faſt wetten, daß der lutheriſche gewichtiger ſei, denn ich habe alle beide zu Hauſe gehabt, dieweil ich ein Buchbinder bin, katholiſche, lutheriſche, calviniſche und dergleichen; ſie ſind mir alle wohlbekannt, ich will ſie bald herholen.

Pater. Nein, wartet bis zu anderer Zeit. Was hältſt du von der Verehrung der Mutter Gottes? **Buchbinder.** Wir halten viel davon, denn ſie iſt aller Ehren werth, aber ihr betet und ruft ſie an als eine Fürſprecherin, die für euch bitten könnte, das können wir nicht thun, wir können ſie nicht dafür halten. **Pater.** Ja, mein Buchbinder, ihr ſolltet wiſſen, daß der arme Sünder nicht würdig iſt ſofort ihren Sohn anzulaufen. Wiſſet ihr nicht, wie es bei großen Herren zugeht, wenn ein Unterthan was verſchuldet, daß er ſich um einen guten Patron bemühet und bekümmert, der bei dem Herrn wohl angeſehen iſt und der ihn verſöhnen kann? Buchbinder. Mein Herr Pater, das iſt mit dem Weltlichen nicht zu vergleichen. Denn Chriſtus ruft ſelber: Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, item, wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausſtoßen. Iſt das nicht Verſicherung genug, daß ich mein Bitten und Anliegen ihm ſelbſt vortragen darf? — Ich erinnere mich des Evangelii von der Hochzeit in Galiläa, da war Mangel an Wein, die Mutter Gottes wollte auch eine Fürbitte thun bei ihrem Sohne und ſagte: Sie haben nicht Wein. Was ſagte der Sohn zu ihr? Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen, meine Stunde iſt noch nicht gekommen. O ſie ſchwieg gern ſtill und ſagte wider die Diener: Was er euch ſaget, das thut. Alſo glaube ich nicht, daß ihr Fürſprechen was hilft.

Pater. Ich muß weiter fragen: Was hältſt du vom Fegefeuer? Buchbinder. Nichts. Pater. Gar nichts? Buchbinder. Nein, denn in der Bibel finde ich nichts als von Himmel und Hölle. Ich gedenke an den reichen Mann und Lazarum. War der reiche Mann nicht ein großer Sünder, ein Verſchwender und Schlampamper? der hätte billig ins Fegefeuer geſollt, er würde auch ohne Zweifel für Seelenmeſſen etwas Geld übrig gelaſſen haben. Der arme Lazarus war ein blattriger Menſch voller Eiterbeulen, er hätte auch billig ins Fegefeuer geſollt, daß er darin rein geworden wäre. Es ſteht aber im Evangelio: Der Reiche kam in die Hölle, und der Arme ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Pater. O mein Buchbinder, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Buchbinder. O Herr, es ſind ihrer noch mehr im Neſte. Pater. Was für welche? Buchbinder. Ich gedenke jetzt an den Schächer am Kreuze, war das nicht ein Mörder und großer Sünder? der hätte auch billig ins Fegefeuer geſollt. Aber nachdem er ſich an Chriſtum hielt, bekam er dieſe tröſtliche Antwort: Heut wirſt du mit mir im Paradieſe ſein. Er durfte in kein Fegefeuer. Derowegen iſt auch keins; nur Himmel und Hölle.

Pater. Ja, mein Buchbinder, das iſt ein einziges Exempel. Es wird nicht bald wieder einem widerfahren, daß ihn Chriſtus ſogleich in den Himmel nehmen wird. — Ihr ſeid nicht recht berichtet, ich will euch anders lehren. Aber ich muß mit euch umgehen wie mit einem ABC-Schützen, ich muß euch einfältig und mit Wenigem weiſen, und gebe euch zur Lehre mit, daß ihr das Ave Maria fleißig erlernt, daß ihr es könnt, wenn ihr wieder zu mir kommt, hernach will ich euch ein Mehres unterrichten. Buchbinder. Herr Pater, das iſt ja gar kein Gebet, ſondern ein Gruß. Pater. Nun geht nur nach Hauſe und thut, was ich euch befohlen habe.

Nun geht der Buchbinder nach Hauſe und nimmt des Lutheri und Caniſii Katechismum und eine Wagſchale unter ſeinen Mantel und läuft bald wieder hin zum Jeſuiten in die Stube, wo gerade viel Volk zum Informiren war. Als ihn der Pater ſieht, fragt er ihn, was er wolle. Der Buchbinder antwortet: Ich will beweiſen, daß des Herrn Lutheri Katechismus gewichtiger iſt, als des Caniſii. Da nun der Pater zu ihm herangeht und bei der Stubenthür ein klein Tiſchlein ſtand, nimmt er die beiden Bücher und die Wagſchale unter dem Mantel hervor und will ſie auflegen. Darauf ſagt der Pater: Ich meine es nicht ſo. Da antwortet der Buchbinder: Ja, Herr Pater, ich meine es auch nicht ſo. Aber der Verſtand in dem Katechismus des Herrn Lutheri iſt gewichtiger als in dem des Caniſii.

Da heißt ihn der Pater fortgehen. Der Buchbinder aber kommt lange Zeit nicht zu ihm und es wird auch weiter gar nicht nach ihm gefragt.

Es begibt ſich aber, daß der Buchbinder einſt von ungefähr dem Pater auf der Gaſſe begegnet, da fängt der Buchbinder an: Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Gott danke euch. Buchbinder. Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Gott danke euch. Buchbinder. Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Gott danke euch. Buchbinder. Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Ihr ſeid ein Narr, daß ihr mich ſo viel Mal grüßt. Buchbinder. Herr Pater, ihr wißt, daß ihr mir beſohlen habt das Ave Maria fleißig zu lernen, das iſt ja auch nur ein Gruß. So denkt doch um Gottes Ehre willen, ich grüße euch nur zwei bis drei Mal, und es verdrießt euch ſchon. Was wird die Mutter Gottes nicht für Verdruß haben, wenn ſie des Tages immerzu von ſo viel tauſend Perſonen gegrüßt wird. Iſt das nicht eine Qual und Unruhe, und es ſteht doch in der Bibel: die Seelen der Gerechten ſollen Ruhe haben. Darum halte ich nichts davon, daß der Gruß nütze ſei, es iſt genug, daß ſie der Engel bei ihrem Leben gegrüßt hat. Pater. Ei, ſeid ihr ein Narr, geht von mir und packt euch fort.

Es trägt ſich aber zu, daß der Buchbinder einmal an einem Sonntage ſich verſpätet, das Thor iſt zugeſchloſſen, er kann nicht hinaus nach Schwenkfeld in die Kirche kommen, alſo geht er in die Stadt zur Kirche und hört des Jeſuiten Predigt an und ſtellt ſich mit Fleiß ihm gegenüber. Als nun der Pater das Evangelium vom Zinsgroſchen vorlieſt, wo die Worte ſtehen: „Und ſie reichten ihm einen Groſchen dar," und ferner: „Wes iſt das Bild und die Ueberſchrift? — des Kaiſers," ſo lieſt der Pater in ſeinem Evangelium: „und ſie reichten ihm einen Pfennig dar." Das nimmt der Buchbinder genau in Acht. Wie die Predigt aus iſt, wartet der Buchbinder vor der Kirchthür mit Fleiß auf den Pater, bis er herauskommt. Wie ihn der Pater ſieht, redet er ihn an: Glück zu, mein Buchbinder, ſeid ihr einmal in unſerer Kirche geweſen? Buchbinder. Ja, Herr Pater, ich muß auch einmal Seine Predigt hören. Pater. Was habt ihr denn Gutes gelernt aus unſerer Predigt? Buchbinder. Gar viel Gutes, ich wollte es nicht um vieles Geld geben. Pater. Ei, was iſt das Gute? Sagt mir es doch bald her. Buchbinder. In eurem Evangelio ſteht: „Und ſie reichten ihm einen Pfennig dar,“ in unſerm aber: „und ſie reichten ihm einen Groſchen dar.“ Unſer Evangelium iſt doch wenigſtens elf Pfennige mehr werth als eures. Denn Chriſtus frägt weiter: Wes iſt das Bild und die Ueberſchrift?“ Sie ſprachen: „des Kaiſers.“ Pater. Ja, mein Buchbinder, ihr müßt wiſſen, daß man zur ſelben Zeit ſo große Pfennige machte, welche man hernach Groſchen genannt hat. Buchbinder. Nein, Herr Pater, euer Pfennig iſt falſch, man hat ſein Lebtag nicht erfahren noch gehört, daß auf einen Pfennig des Kaiſers Bild und Ueberſchrift geprägt worden. Damit ging der Pater zornig von ihm, und der Buchbinder in Ruhe und Frieden nach Hauſe.

Dieſe und noch viel mehr kurzweilige Geſpräche, ſo zum Theil vergeſſen ſind, hat der ſelige Buchbinder gehalten, und er iſt einzig und allein übrig geblieben, gut evangeliſch bis an ſein Ende, und ungefähr zehn Jahre nachher geſtorben.

So weit der Bericht aus der Flugſchrift. Der kleine Ketzer mit ſeiner Neigung zu Eulenſpiegelſtreichen, mit ſchlagfertiger Redegabe und feſter Bibelkenntniß iſt kein übler Vertreter des friſchen Selbſtgefühls, mit welchem das Volk bis in die Mitte des grauſamen Krieges ging. Die hundertfünfzig Jahre nach der Verwüſtung unſerer Volkskraft brachten den deutſchen Stämmen die größten innern Wandlungen. Der Pietismus kam in das Land und gab dem verwilderten Volke an Stelle des theologiſchen Gezänkes erhöhte Wärme der religiöſen Empfindung, Innigkeit, Weichheit und eine ſchwärmeriſche Sehnſucht nach den Freuden des Jenſeits. Und unmittelbar nach ihm brachte das große Jahrhundert der Aufklärung Kenntniſſe, ſtraffe Zucht des Denkens, eine ſchärfere und unbefangenere Auffaſſung der Objecte. Die Wiſſenſchaft erwuchs zur Lehrerin des Volkes. Das neue Licht warf ſeine Strahlen allmählich auch in die enge Behauſung der Kleinen, mit anderer Schulung als früher begann das Volk zu ſinnen und zu denken, nicht mehr nach dem Wortlaut der Schrift wurden die Erſcheinungen des Lebens beurtheilt, der geſunde Menſchenverſtand fing ſelbſtkräftig an Weltliches und Heiliges prüfend zu betrachten, in jedem Dorf gab es Einzelne, welche den Aberglauben ihrer Nachbarn verlachten, welche mehr auf die Moral als die Dogmatik der religiöſen Ueberlieferungen gaben, hier und da ein Buch laſen und wohl gar für keine Beleidigung hielten, wenn ſie Freigeiſter genannt wurden. So regte ſich's im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in den meiſten Landſchaften Deutſchlands. Anders in Oeſtreich. Dort war, Wien und wenige andere Städte abgerechnet, dem Volke ein Jahrhundert verſchwunden wie ein Traum. Ja man darf ſagen, die Selbſtthätigkeit des Volkes hatte ſeit der Zeit des Matthias Rückſchritte gemacht, der Proteſtantismus war dort durch kriegeriſche und geiſtliche Arbeit unterdrückt worden, ſeinen Gegner, den Jeſuitenorden hatte die Strafe des eigenen Thuns erreicht, er war in Aeußerlichkeiten und geiſtloſem Weſen verkommen. Schweigend und unterwürfig lebten die Menſchen in den Kronländern unter der ſchlaffen Zucht ihrer geiſtlichen Hirten; wo ſich in den Gebirgsthälern der religiöſe und politiſche Gegenſatz noch hier und da einmal regte, wurde er erbarmungslos verfolgt; nur Wenigen hatte in dem Thalland der Moldau und Donau die Lehre der Pietät das Herz gehoben, die ganze Aufklärungszeit kam dort dem Landvolk nur dann zu Gute, wenn etwa einzelne größere Grundbeſitzer davon erfaßt, in ihrem Kreiſe die neue Humanität praktiſch bethätigten. Es wird in der Zukunft wohl den Oeſtreichern ſelbſt als ein bedeutſamer Umſtand ihrer Geſchichte erſcheinen, daß die Maſſe des Volkes bei ihnen faſt ein Jahrhundert ſpäter in die große Culturbewegung eintrat, als die übrigen Stämme Deutſchlands.

Und doch war durch Feuer und Blut, durch geiſtliche Gerichte und bürgerliche Kerker der Drang nach ſelbſtkräftigem Denken auch dort nicht ganz unterdrückt, aber er barg ſich ſcheu in Heimlichkeit. Auch in Böhmen und Mähren gab es noch Enkel, welche die Bücher ihrer proteſtantiſchen Vorfahren laſen und in der Stille zu einander über die Macht des römiſchen Prieſters murmelten. Nicht wenige dieſer Nachkömmlinge der alten Huſſiten und mähriſchen Brüder ſind in unſerer Zeit aus dem Dunkel hervorgetaucht, nach mehr als zwei Jahrhunderten erheben ſich jetzt wieder Ketzerkirchen in den Provinzen, welche einſt mehr Proteſtanten als Altgläubige gezählt hatten.

Unter den Gemeinden, welche in den letzten Jahren die Theilnahme der deutſchen Proteſtanten für ſich in Anſpruch nahmen, hat kaum Eine größere Aufmerkſamkeit erregt, als die kleine evangeliſche Genoſſenſchaft des Marktes Oels im Brünner Kreiſe. Ihre Leiden und ihre Ausdauer haben ſie zu einem beſonders werthen Schützling des Guſtav-Adolf-Vereins gemacht, ſeine Unterſtützung förderte den Bau einer Kirche und Schule, und die Einrichtung eines Kirchſpiels, welches im Anfang etwa vierhundert Zugehörige hatte.

Aus dieſem Ort iſt eine handſchriftliche Aufzeichnung vom Jahr 1782 erhalten, deren Benutzung durch Freundesgüte vermittelt wurde. Auch aus dieſer Schrift wird das Weſentliche nach ſeinem Wortlaut hier mitgetheilt. Wie unbehilflich die Darſtellung iſt, es feſſelt doch Einiges in Ton und Inhalt. Der Schreiber hat nichts von der jovialen Laune des Schweidnitzers, aber ſein ganzes Weſen, ſeine Bibelfeſtigkeit, die Art, wie er die Wahrheit ſucht, das ganze Treiben in ſeinem Orte, ja ſogar Sprache und Ausdrucksweiſe zeigen genau dieſelbe Stufe der Entwickelung, welche 150 Jahre früher an dem Volke Schleſiens erkennbar iſt. Man ſoll den Werth einer einzelnen Lebensäußerung nicht überſchätzen, aber wie viel man auch der zufälligen Bildung des Einzelnen anrechne, es bleibt immer noch in Ton, Farbe und den geſchilderten Zuſtänden viel übrig, was uns als gemeingiltig und bezeichnend für Land und Menſchen gelten darf.

So aber berichtet der Mähre Georg Jakubetz aus Markt-Oels über ſeine religiöſen Kämpfe:

„Am Feſte Aller Seelen im Fegfeuer des Jahres 1778 wurde von dem römiſchen Prieſter Pater Andreas Krbeczek gepredigt, da ich Georg Jakubetz unter dem Primator Gregor Linhart im Amte ſtand, und daher an jenem Tage im Mantel in die Kirche zu dem geiſtlichen Kartenſpiele gehen mußte. Als dieſer Pater Krbeczek zu predigen anfing, da begann er ſogleich, gemäß jenem Kartenſpiele, dieſen Tag lobend zu erheben, ſo, daß demſelben kein andrer Tag während des ganzen Jahres gleich käme, an welchem den armen Seelen aus den Qualen des Fegfeuers geholfen werden könnte, denn dieſer Tag ſei allein beſtimmt zur Erlöſung aus den Leiden und Qualen des Fegfeuers. Ach, mit welch großer Freude erwarten dieſen Tag die armen Seelen in ihrem Leiden! Gedenket daher eurer lieben Eltern, Brüder, Schweſtern und Blutsverwandten, der heutige Tag und kein anderer iſt zu ihrer Erlöſung beſtimmt. Ach, gedenket ihrer mit dem Gebete des Herrn und dem Engelsgruße, denn dieſe bemitleidenswerthen Seelen warten nicht nur ein Jahr, zwei, drei, vier, zwanzig, funfzig Jahre, ach, vielleicht warten manche hundert Jahre auf dieſen heutigen Tag, daher gedenket ihrer. — Als dies die Leute hörten, welche Gottes Wort und das Teſtament des Herrn nicht kennen, da fingen ſie an zu weinen, ſo, daß ein Lärm in der Kirche entſtand und während ſolcher Ermahnungen gaben ſie ihre Groſchen auf Fürbitten. Als derſelbe Prieſter ſeine Predigt beendete, da brachte ihm der Kirchendiener das Verzeichniß auf die Kanzel. — Nachdem ich jene Predigt angehört und die durch ſelbe zum Schluchzen bewegene Menge geſehen hatte, dachte ich mir, daß es da viele Groſchen geben werde. Ich befand mich damals unter einer ſolchen römiſchen Macht, daß ich auch ihren Roſenkranz in der Hand bei mir führte. Als der Prieſter zu leſen anfing für den und den Verſtorbenen, ließ ich die Kugeln fallen, um zu erfahren, wie viele ihrer ſein werden, und es waren ihrer 112, und als er für ſelbe darnach zu beten anfing, zählte ich wieder zurück, und er hatte für 32 abgebetet und verkündigte gleich darauf, daß wegen Kürze der Zeit die übrigen Fürbitten auf den künftigen Sonntag verlegt würden. Und er hatte ſeine Predigt ſo ausgeführt, daß kein Tag im ganzen Jahre geeignet ſei zur Erlöſung der armen Seelen außer dieſem Tage. — Als er aber 112 Groſchen bekommen hatte, verſchob er dieſen Tag vom Montage bis zum nächſten Sonntage, obgleich er eben geſagt hatte, mit welcher Freude die Seelen dieſen Tag nicht nur ein Jahr, ſondern hundert Jahre erwarten. Dieſe Predigt blieb mir in gutem Gedächtniß bis zu der von dem Herrn Gott beſtimmten Zeit.

Darnach kam 1781 eine kaiſerliche Verordnung, daß es nicht ferner geſtattet ſei, die Fahnen der verſchiedenen Handwerksinnungen bei Proceſſionen zu gebrauchen, namentlich bei dem römiſchen Frohnleichnamsfeſte. Ich kam den 2. Juni am Sonntage früh vor Pfingſten zum Joſef Czlubek in deſſen Wohnung; er ſaß an der Werkſtätte bei ſeiner Arbeit. Ich, Jakubetz, ſprach dieſe Worte zum Czlubek: „Herr Vater! Alle Pflanzen, die der himmliſche Vater nicht gepflanzet, die werden ausgereutet.“ Czlubek fragte, warum ich das ſage? Weil die alleinige ewige Wahrheit Herr Jeſus ſagt Matth. 15, 9: Aber vergeblich dienen ſie mir, dieweil ſie lehren ſolche Lehren, die nichts denn Menſchengebote ſind. So iſt auch dieſer Feiertag von dem Papſt Urban dem Vierten im Jahre 1264 der Kloſterjungfrau Juliana zu Lieb angeordnet, wie die „Königin-Kirche“ (Kralovna cirkev) davon ſchreibt. Czlubek. Wie lange iſt es bereits? Jakubetz. 517 Jahre.

Im ſelben Jahre 1781 ließ man in unſerm Markte den Weg zum Kreuz malen, und am ſelben Pfingſtſamstage wurde derſelbe in die Pfarrkirche gebracht, und die Fahnen der Innungen wurden aus der Kirche herausgetragen. Zu der Zeit war hier als Kaplan Pater Johannes Stanpayß aus Biſtritz. Er ſchuldete dem Joſef Czlubek für zehn Maß Bier 2 Fl. 20 Kr. und ſchickte am ſelben Tage die Hälfte dieſes Geldes durch den Kirchendiener Matthäus Schulak. Als dieſer in Czlubek's Haus kam, ſagte er: Herr Nachbar, ich bringe euch von dem Herrn Kaplan die Schuld für das Bier, jedoch nur die Hälfte, denn um das Geld iſt es jetzt eine Noth, immer nimmt es um etwas ab. Czlubek. Was geht euch ab? Schulak. Wir dürfen am Frohnleichnamsfeſte keine Maienbäume aufſtellen und nicht mehr mit den Fahnen herumgehen. Czlubek. Alle Pflanzen, die der himmliſche Vater nicht gepflanzt, werden ausgereutet, dieſes iſt eine Pflanzung der Menſchen, ſo muß es vergehen. Schulak aber ſagte: Heute thun wir die Bilder des Kreuzwegs in die Kirche, und die Zechfahnen tragen wir zur Kirche heraus — dieſer Weg wird beſſer dahin paſſen, als jene Fahnen. Czlubek. Er wird gerade eine Kraft beſitzen als wie jene Fahnen. Schulak. Was redet ihr? Czlubek. Warum ſollte ich nicht reden, denn das iſt gegen das zweite Gebot Gottes, worin es Gott ſtreng verboten hat. Schulak. Was iſt das verboten? Czlubek. In der heiligen Bibel — du haſt ſie ja, lies darin im 2. Buch Moſis, das 20. Capitel, ſo wirſt du es begreifen. Schulak. Ich habe keine Augengläſer. Czlubek. Neulich haſt du dieſe ſelbſt zu dem kleinen Büchel Alterthümer des Koriſtek nicht bedurft und auf die heilige Schrift ſiehſt du nicht? Da iſt es leicht zu erſehen, daß bei euch der Papſt in größerer Ehre ſteht, als das Gebot Gottes; er hat euch einem Weib zu Lieb ein Feſt gegründet, und ihr haltet es in größeren Ehren als Gottes Gebote. Schulak erzürnte infolge dieſer Worte und vertheidigte die römiſche Kirche und Czlubek dagegen die evangeliſche Lehre, und ſo trennten ſie ſich. Darauf klagte es Schulak dem Herrn Pfarrer Georg Jajek. Infolge deſſen wurde Czlubek zu dem Pfarrer am Mittwoch nach Pfingſten den 6. Juni gerufen. Als er ſich dahin begab, ging eben der Prieſter in die Kirche und als es nach der Meſſe war, da ſah Czlubek, wie dort das Werk der Anbetung dargebracht wurde der neuen Malerei d. i. dem Kreuzwege, worüber er ſehr ereifert ward — gemäß dem Gebote und den Worten des h. Paulus: Was hat der Tempel Gottes für eine Gemeinſchaft mit den Götzen? Darauf ging er in das Pfarrhaus und fragte: Ehrwürdiger Herr Pfarrer, aus welcher Urſache haben Sie um mich den Kirchendiener geſchickt, um bei Ihnen zu erſcheinen? Der Pfarrer. Ihr ſeid hier verklagt, weil ihr nämlich geſprochen habt, daß der Papſt das Frohnleichnamsfeſt einem Weibe zu Lieb eingeſetzt hat. Wo habt ihr das gehört? Czlubek. Das ſteht in eurem Buche: Königin-Kirche. Der Pfarrer nahm das Buch und als er es dort vorfand, ſprach er: Ihr habt aber geſprochen, daß ſie des Papſtes Geliebte wäre? Czlubek. Das ſage ich noch. Pfarrer. Menſch, was ſprechet ihr da? Czlubek. Das ſpreche ich und werde es ſprechen, daß ſie ihm lieber war, als das Gebot Gottes, denn in dem Teſtamente des Herrn ſtehet: Euere Weiber laſſet ſchweigen unter der Gemeinde, denn es ſoll ihnen nicht zugelaſſen werden, daß ſie reden. Pfarrer. Ihr war es geoffenbaret. Czlubek. Eine ſolche Offenbarung, ſtehet in eurer Bibel im 5. Buche Moſis 13, iſt eine Ketzerei. Indem ſie ihn in keiner Sache überweiſen konnten, warfen ſie ſelben in den Gemeindekerker im zwei großen Eiſen.

Derzeit war im Rathhaus Franz Wayner, welcher auch das päpſtliche Joch unterthänig trug und ihren Erfindungen huldigte. Derſelbe wurde von dem Verſtande angewieſen, auf jene aufzumerken, welche irrthümliche Bücher hätten. Er hatte aufgemerkt, erkannte aber ſelber aus ſelben Büchern den Irrthum der Verführung und die evangeliſchen Wahrheiten. Es währte vor dem bereits faſt ein Jahr, ehe ſie es bei ihm mit Sicherheit wahrnehmen. Dann fingen die Römlinge an mit ihm zu disputiren gegen das heilige Evangelium, bis ſie ihn auch verklagten bei dem Pfarrer des Marktes Oels, Georg Jaſek. Da er zu dieſem gerufen wurde, ſagte der Pfarrer: Ihr Menſch! ich habe euch ja ſtets für einen guten katholiſchen Chriſten gehalten, jetzt höre ich von euch, daß ihr irre gehet. Er antwortete: Ehrwürdiger Herr Pfarrer, ich kam geraden Wegs in das Pfarrhaus, ich ging ja nicht irre. Der Pfarrer ſagt: Ich meine jedoch, daß ihr im Glauben irret. Wagner antwortete: Er möge ihm den Irrthum zeigen. Pfarrer. Wie ſollet ihr nicht irren, indem ihr euch von dem alleinſeligmachenden Glauben trennet? Wagner. Woraus wird dieſe Alleinſeligmacherei erkannt? Pfarrer. Unſer Glaube iſt ja durch Wunder bewahrheitet. Wagner. Dem ſchenke ich keinen Glauben, denn was von dergleichen Wundern geſagt wird, das ſind lauter Verführungen; aber dies iſt ein Wunder: Als ich hierher ging, ſo regnete es und jetzt ſcheint ſchön die Sonne. Das iſt Gottes Wunder. Pfarrer antwortete: er möge ſich doch nicht von ihnen trennen, und entließ ihn ſo.

Wagner fuhr ſogleich nach Böhmen und brachte Bibeln, welche auf kaiſerliche Koſten gedruckt wurden, zu uns nach Oels. Ein Bürger Namens Johann Nemecek ſagte, daß das vermaledeite Bibeln ſeien ſammt den Leuten, welche ſie zuführen. Wagner wollte es nicht ſo hinnehmen, ſondern ging mit Andern in die Pfarre darüber zu klagen. Der Kaplan vertheidigte jedoch den Nemecek. Da kam die Magd aus der Küche und ſprach: Ei was, ſie haben ja ihren Biſchof! (wobei ſie auf mich Jakubetz hinzielte) und der Kaplan bejahete es. — Ich Jakubetz, da ich dies hörte, ging ſogleich mit in das Pfarrhaus und fragte: aus welcher Urſache mich die Magd einen Biſchof nenne? Der Kaplan ſagte: Ihr ſeid es ja! Jakubetz. So ich es bin, ſo bin ich alſo der Biſchof und ihr ſeid nur ein Kaplan. Saget mir nun: Wie viele

Bücher enthält die Bibel? Und wer war der erſte Märtyrer? Aber er wußte nichts, und ſchickte ſogleich nach dem Ortsvorſtand. Ich ſagte ihm: er möge beachten, was ihm aus dem Arreſtieren erblühen werde. Der Kaplan antwortete: Wir werden euch wohl bald wegſchaffen. **Jakubetz.** Nicht ſobald. **Kaplan.** Wenn euer auch zwanzig wären! **Jakubetz.** O, wir ſind mehr. **Kaplan.** Wenn auch dreißig. **Jakubetz.** Noch mehr. **Kaplan.** Wenn auch ſechzig. **Jakubetz.** Immer noch mehr. Der Vorſtand führte mich darauf in den Kerker, wo jetzt bereits zwei waren. Da fing der Satan zu wüthen an.

Denn darnach gingen ſechs von uns zimmern, nämlich: Jakob, Franz, Ignaz und Thomas Peliſchek, Georg Michek und Georg Slanek — alle Freunde der Wahrheit Gottes. Aber die Feinde wußten nicht, auf welche Art ſie dieſe in den Kerker werfen könnten. Da liefen ſie hin und her, aber die Furcht des Herrn kam über ſie, denn ſie fürchteten, daß wir uns wehren würden. Da kam man uns zu ſagen, daß ſie uns die Zimmerhacken wegnehmen wollten. Da blieb Franz Peliſchek zu Hauſe und dem Jakob Peliſchek miſchte der Bierbrauer Gift in das Bier, daß es ihm ſeine Eingeweide herausſtrich. Als ſie nun ſahen, daß wir weniger wurden, ſchickten ſie nach zwei Trabanten, und alle Nachbarn kamen zuſammen und verſteckten ſich in den Häuſern, welche gegenüber dem Platz lagen, wo wir arbeiteten. Da fielen ſie von allen Seiten auf uns wie auf Miſſethäter, das war am Samstage vor dem Himmelfahrtsfeſte, und warfen auch Ignaz und Thomas Peliſchek in den Gemeindekerker.

Gerade kam auch Franz Wagner von Brünn, ſogleich ſchickten ſie nach dieſem, ſo auch nach dem Andreas Kaupy und gaben ſie in denſelben Kerker. Jetzt waren wir ſchon ſechs beiſammen.

Da herrſchte Freude, daß ſie uns Ketzer wegführen würden, und ſogleich mußten die Fuhren kommen und wir wurden auf ſelbe aufgeladen. Das war ein Schauſpiel, Jung und Alt ſtrömte herbei, ſo daß niemand wähnen möchte, daß es ſo viel Volk in Oels gäbe. Als ſie uns aber wegführten, da ließ ſich die Gottesſtimme ſtark hören, indem es ſo donnerte, daß die Erde erbebte, und wir wurden ſo naß, daß kein Faden auf uns trocken blieb.

Da ſie uns nach Kunſtadt brachten, gaben ſie einem jeden zwei große Eiſenfeſſeln auf die Füße und ließen uns vier Wochen im Kerker. Dann ängſtigten ſie uns, daß ſie uns nach Venedig ſchicken würden,*) allein wir ließen keiner Furcht über uns Herr werden. Sodann ließen ſie uns zum Verhör, wie wir ſprechen würden. Allein der Erſte, als ſie ihn hernahmen, fing an zu leugnen und willigte ein, Katholik zu bleiben, denn er war nicht befeſtiget in der Wahrheit Gottes. Aber wir fünfe: Georg Jakubetz, Franz Wayner, Joſef Czlubek, Ignaz Peliſchek und Thomas Peliſchek ließen uns nicht durch ihre Drohungen ſchrecken; denn Franz Wayner ſagte uns, wenn ihr Andern leugnen werdet, ſo ſage ich von euch Alles heraus.

Wie ich, Georg Jakubetz, als erſter gerufen wurde, leugnete ich nichts, ſondern bekannte frei und ſprach: Alle Pflanzen, die der himmliſche Vater nicht gepflanzet, werden ausgereutet werden. Und worauf ſie mich immerhin gefragt haben, das beantwortete ich. — Als keiner abtrünnig wurde, trennten ſie uns von einander, damit keiner zum andern könne. Da auch ſo keiner von der Wahrheit Gottes abtrat, hieß es, daß wir nach Brünn gebracht werden und dort lebenslänglich auf dem Spielberge ſitzen würden. Darnach ängſtigten ſie uns mit neuen Schrecken. Alle Bücher und Schriften wurden uns und noch mehren Nachbarn zu Hauſe genommen, und dieſe Bücher wurden ſammt jenen Nachbarn nach Kunſtadt uns nachgeführt.

Der Pfarrer kam auch und verbarg ſich in das Nebenzimmer, aber wir wußten nichts davon. Er ließ uns durch den Trabanten holen, daß wir zum Herrn Oberamtmann hinaufkommen ſollten. Der Herr Oberamtmann verkündete uns, daß wir nach Brünn müßten. Allein ich melde euch noch, daß euer Herr Pfarrer hier anweſend iſt, und gnädig zu euch ſein will, wenn ihr ſeinen Rath befolgen wollet, er wird nach Brünn zum Gubernium ſchreiben und ihr könntet ein jeder wieder zu eurer Wirthſchaft heimkehren und er wird euch euern Irrthum beweiſen. Wie antworteten darauf ſogleich: Das wünſchen wir, daß er uns unſern Irrthum aufweiſe. Da rief ſogleich der Herr Oberamtmann den Herrn Pfarrer in das Zimmer. Der Pfarrer kam und ſprach zu uns: Seid mir liebe Nachbarn willkommen, ſehet, ich kam hierher gefahren, ich will es vermitteln, daß ihr nach Brünn nicht müſſet, auch will ich euch euern Widerſtand verzeihen und euch aus euern Irrrthümern befreien. — Da ſagte ich Jakubetz zu ihm: Ich werde euch euern Irrthum melden, in welchem ihr irret. Ihr habt den 2. November gepredigt, daß kein Tag im ganzen Jahr ſo glücklich ſei, als der Tag, an dem ihr 112 Groſchen bekommen habt, und doch durftet ihr dieſen Tag vom Montage bis zum Sonntage verlegen und mich wundert, daß ihr erſt nach vier Wochen die Geſchichte der Fürbitte erledigt habt. Das iſt ein Irrthum. — Darauf ſprach Czlubek zum Pfarrer: Ihr unglücklicher Menſch, was wollt ihr noch mit dieſen Verführungen, daß ihr das Volk alſo zu eurem Götzendienſte nöthiget? Der Pfarrer aber nahm wahr, daß er uns nicht überwinden werde, und ging davon. Wir aber ſchritten herab und ſetzten uns auf die Wagen; mit uns aber kam eine große Begleitung ſammt jenem Ortsrichter.

---

*) auf die Galeeren.

Als ſie uns nach Brünn zum Kreisamte in das Landhaus brachten, da ſperrten ſie uns gleich ein und verhörten uns; wir haben aber tapfer geantwortet und vertheidigten uns mit jener Bibel, welche auf kaiſerliche Koſten gedruckt war. Als ſie uns nichts anhaben konnten, da ſagte uns das Kreisgericht, wir ſollten frei nach Hauſe gehen und dem Herrn

Pfarrer gehorchen. Aber wir antworteten wieder, daß wir uns an das Teſtament halten würden. Und dem Pfarrer bekam es übel, weil er uns kerkern ließ, ohne Urſache dazu zu haben. Darauf fuhren wir frei nach Hauſe, aber der Ortsrichter wollte wieder mit nach Hauſe fahren. Wir aber ſagten ihm, daß er mit uns nicht fahren könne, indem wir nach Venedig fahren müßten, wie er uns unterwegs vorher verkündigt hatte. Und er müßte von Brünn zu Fuß nach Hauſe gehen.

Als wir nach Hauſe kamen, verſammelten wir uns mehre und hielten Rath unter einander. Wir beriethen uns, daß wir uns an den Kaiſer wenden wollten. Wir ſchickten daher einen Nachbar, und der war ich, Jakubetz, nach Wien.

Da ich nach Wien kam, ſuchte ich gleich einen Agenten Namens Samuel Nady und ich fand ihn dort, indem wir die Hausnummer ſeiner Wohnung wußten. Aber dieſer Agent wollte nicht das Memoriale ſchreiben. Allein ich erwähnte ihm viele Punkte aus der heiligen Schrift, mit denen wir uns vertheidigten, ſo daß ſie uns nichts anhaben konnten. Sogleich hatte der liebe Gott ſein Herz erweicht, er bekam Muth und ſchrieb an Se. Majeſtät den Kaiſer ein Memoriale. Der Kaiſer aber unterſchrieb ſich ſogleich ſelbſt auf dieſem Memoriale und es kam zurück nach Brünn zu dem Gubernium, damit die Männer, welche dieſes Memoriale eingereicht hätten, die Zahl der Seelen, welche ſie angegeben hatten, nachweiſen ſollen. Es kam daher von Brünn der Auftrag, daß wir uns daſelbſt vorſtellen ſollten. Wir gaben Antwort, ohne vor ihren harten Worten zu erſchrecken, und wir wieſen ſogleich die Familien nach und nächſtdem noch elf Herrſchaften. Darauf mußten wir uns unterſchreiben, und es ging wieder zurück nach Wien zu dem Herrn Kaiſer. Und ſo kam uns gleich darauf das Toleranzpatent, daß uns unſre Religion geſtattet ſei und daß wir unſre Lehrer bekommen ſollten, wo ſich hundert Familien auffinden würden.

Da war eine ſehr große Freude und Frohlocken, allein dieſe Freude verwandelte ſich in ein Herzensleid. Denn es ſtarb bei uns eine Nachbarin Namens Thereſia, Gemahlin des Johann Pohanka. Sie ließen uns dieſelbe nirgends begraben,*) außer auf dem Hutweidewege; wir wollten aber nicht anders, als auf den Zbor (die Schuttſtätte eines einſtigen Verſammlungsplatzes der Brüder). Wir erhielten das Recht und es war jenes Begräbniß feierlich für Gott, für uns jedoch ſehr beklagenswerth. Als wir den Leichnam auf die Bahre legten, ſchickten die katholiſchen Nachbarn ihr Geſinde, auf der Bahre und dem Sarge machten ſie mit Kreide Kreuze und ſpotteten unſers Geſanges. Dann, als wir den Leichnam trugen, da gab es was zu ſehen: der Eine meckerte, der Andere brummte, der Dritte brüllte, der Vierte jauchzete und ſo mehr, was und welcher das Aergſte machen konnte, denn es kamen mehre Hunderte des Volkes zuſammen. Sie machten ſich ein Strohkreuz und banden es auf eine Stange, machten ſich einen Weihwedel von Stroh und beſprengten uns mit Spülicht. Zweimal verſchütteten ſie uns das Grab, warfen mit Erdſchollen und ſtreckten ihre Zungen aus, ja, brachen ſogar das Crucifix und häuften ſo allen Gram auf uns. Sie luden viele Angriffswaffen, auf den Thurm ſtellten ſie eine Wache, um Sturm zu läuten, wenn wir mit ihnen anbinden möchten. Denen zu Schlenov und Cerhov gaben ſie es zu wiſſen, damit ſie gleich kommen ſollten, wenn Sturm-geläutet werden würde. Uns gab Gott jedoch ſolche Geduld, daß wir niemandem Leid thaten.

Als die Beerdigung vollbracht war, gingen wir zum Herrn Oberamtmann Klage zu führen. Der Herr Oberamtmann beſtrafte, die am ärgſten gethan hatten, und es war wieder Friede.“

Soweit der Wortlaut der Aufzeichnung. Daß die evangeliſchen Brüder von Oels einen Hauptantheil an dem berühmten Toleranzpatent hatten, das im Jahre 1781 vom Kaiſer Joſeph dem Zweiten erlaſſen wurde, wird auch in andern kirchlichen Aufzeichnungen der Gegend berichtet, welche melden, daß Georg Jakubetz auch einer von denen war, welche 1781 in dem Lager von Türnau in der Nähe von Brünn dem Kaiſer perſönlich ihre flehentlichen Bitten vortrugen.

---

*) Es war nach hundertfünfzig Jahren das erſte Ketzerbegräbniß.

Etwas von dem alten Huſſitentrotz, welcher aus dem Bericht zu erkennen iſt, war auch nach dem Patent durch drei Menſchenalter den Ketzern von Oels nöthig, um ſich unter den Angriffen ihrer Gegner zu behaupten. Jetzt erhebt ſich an Stelle des morſchen Bethauſes, welches ſie ſich nach 1781 zimmerten, Mauer und Thurm einer freundlichen Kirche. Auch für die Völker Oeſtreichs iſt ſeit dem Jahre 1848 die Sonne einer humanen Bildung aufgegangen, in deren reinem Licht Katholiken und Proteſtanten ſich allmählich als freie Menſchen brüderlich geſellen.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Siebzehnter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: F
Nr. 6003~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universität
München
Bibliothek

Inhalt.

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Erſter Band. Aus dem Mittelalter.

Seite

Einleitung: Die gute alte Zeit. Das Fremdartige des Mittelalters. Zeiträume der deutſchen Geſchichte. Die Seele des Volkes 1

1. **Aus der Römerzeit.** Erſte überlieferte Lebensäußerungen der Germanen. — Die Germania des Tacitus und ihre Bedeutung. — Unſere Abkunft von den Germanen. — Die alten Grenzen und Böhmen. — Die Völkernamen. — Die öſtlichen Germanen. — Die Siedlerſchaaren der Kimbrer und Teutonen. — Urtheile der Römer über germaniſches Weſen. — Gegenſatz zu den Mittelmeervölkern. — Zähes Feſthalten des heimiſchen Landbeſitzes und Beiſpiele. — Landbau und Handwerk. — Demokratiſche Einfügung des Wirthes in die Dorfflur. — Dorfgenoſſenſchaft und politiſche Folgen des Gemeindeeigen. — Die Häuptlinge. — Das Anſehen der Edlen. — Freiheitsgefühl und Hingabe. — Das freiwillige Gelöbniß. — Gefolgeweſen. — Ehe. — Das Stillleben des Landwirths und ſein Idealismus. — Charakter der Germanen. — Schilderung der Schlacht bei Straßburg im J. 357 nach Ammianus Marcellinus . . . 27

2. **Aus der Wanderzeit. Die Völker.** Erdenſchickſal der Germanen. — Verbindung mit dem römiſchen Kaiſerſtaat. — Verhältniß zu Byzanz und Rom. — Verlauf der Völkerwanderung. — Die Fortbewegung der ziehenden Völker und die Coloniſtenfahrten. — Zerſplitterung und Verminderung der Volkszahl. — Verlauf eines Einbruchs in das Römerreich. — Bedeutung der römiſchen Städte. — Die Eroberung und ihre Folgen. — Verderb der Sieger. — Anſprüche Oſtroms. — Die einzelnen Völker: Gotenſtämme, Heruler, Vandalen, Langobarden, Angeln, Sachſen, Franken. — Kampfweiſe und Bewaffnung der Ger-

Seite

manen und Römer. — Attila und die Hunnen. — Bericht des Priscus über ſeinen Aufenthalt bei Attila im J. 446 101

3. **Aus der Wanderzeit. Deutſchlands Heldenthum.** Schickſale des Einzelnen, in Römerdienſt: Charietto; auf weiten Fahrten: Leupichis. — Charakteriſtiſches der Herrengeſchlechter, ſittlicher Verderb durch die Herrſchaft. — Der Schatz. — Aberglaube, Runenlieder. — Roher Kriegsbrauch. — Die vornehmen Frauen. — Gegenſatz zwiſchen der Wirklichkeit und den idealen Forderungen an einen germaniſchen Helden. — Schlachtenhohn, Ehrlichkeit im Kampfe, Todesverachtung. — Einwirkung der Wanderzeit auf den germaniſchen Heldencharakter 174

4. **Das Chriſtenthum unter den Germanen.** Feſtigkeit des alten Glaubens in der Heimat. — Verderb deſſelben durch die Auswanderung. — Schwermuth und innere Unſicherheit. — Das Chriſtenthum unter den Römern. — Erſtes Eindringen in die Seele der Germanen. — Feſſelndes und Abſtoßendes des neuen Glaubens. — Fortſchritte des Chriſtenthums. — Verfahren der Heidenbekehrer. — Katholiken und Arianer. — Germaniſche Zurichtung des Chriſtenthums. — Chriſtus als Heerkönig, der Germane ſein Gefolgemann. — Die Heiligen als Häuptlinge. — Chriſtliche Zauberei. — Wunder, Reliquien, Orakel. — Die chriſtliche Ehe. — Weltlicher Sinn der Bekehrten. — Die Biſchöfe. — Die katholiſche Kirche und die Germanen. — Erzählung des Beda über die Bekehrung des Angelkönigs Edwin im J. 625 209

5. **Aus Stadt und Land. Zur Zeit der Merovinger.** Beſiedelung der Römerſtädte am Rhein, in Gallien und Hiſpanien. — Ausſehen ſolcher Frankenſtadt und Treiben darin. — Das Handwerk. — Geld. — Handel. — Niedriger Standpunkt der Geldwirthſchaft. — Die lateiniſche Schule und die Germanenſprache. — Epiſche Auffaſſung aller Ereigniſſe. — Landwirthſchaft der Germanen, Haus und Feld. — Verminderung der freien Landbauer. — Erzählung des Gregor von Tours aus dem J. 533: Attalus und der Koch 269

6. **Karl der Große.** Merovinger und Arnulfinger. — Karl und Karlmann. — Ueberſicht ſeiner Thaten. — Grundzug ſeines Weſens. — Seine Größe, Anekdoten. — Gefühl für Freundſchaft, ſein Verhältniß zu Frauen und ſeinen Töchtern. — Karl als Krieger und als Bildner ſeines Volkes. — Sein Hof in

Seite

den J. 796 bis 800. — Die Hofſchule, die Beamten und Höflinge. Alkuin, Angilbert, Theodulf, Einhard u. A. — Bedeutung der Akademie. — Karl's Eifer für ſeine Schule. Anekdote. — Treiben am Hofe. — Die Jagdfreuden. — Schickſal Karl's. — Der große König ein Deutſcher 314

7. **Aus dem Kloſterleben im zehnten Jahrhundert.** Die Sachſenkaiſer. — Das älteſte Mönchsthum. — Hilarion. — Iriſche Mönche. — Die Benedictiner und Einfluß der Angelſachſen. — Gründung eines Kloſters, ſeine Reliquien und ſeine irdiſchen Gönner. — Bau der alten Klöſter. — Thätigkeit der Benedictiner. — Landbau, Schule, Handſchriften. — Ariſtokratismus der alten Klöſter. — Einwirkung der lateiniſchen Bildung auf die Laien. — Das Leben im Kloſter; Kampf mit den Gelübden. — Die Frauenklöſter. — Hroſvith. — Kurze Probe aus ihrem Drama Paphnutius. — Das Liebesconcil im Kloſter. — Verfall und Bedeutung der Benedictiner. — St. Gallen. — Bericht Ekkehard's IV aus den Schickſalen von St. Gallen: der Ungarneinfall, Graf Udalrich und Wendilgard und ihr Sohn Abt Purchard; Ekkehard der Hofmann und die Herzogin Haduwig. — Geſchichtſchreibung in den Klöſtern. — Die deutſche Aſkeſe 349

8. **Aus dem Volke. Um 1100.** Sinnigkeit des deutſchen Gemüthes. — Liebe zu den Thieren. — Höflichkeit. — Herkömmliche Ordnung und Mangel an geſchriebenem Geſetz. — Der Deutſche im Staate. — Ausſehen der Landſchaft um 1100. — Alte und neue Städte. — Die Stadtbürger. — Schnelles Wachsthum der Städte. — Bericht des Marquard, Abtes des Kloſters Fulda von 1150 bis 1165, über ſeine Bauten und ſeinen Kampf mit habgierigen Laien 406

9. **Zwei Königswahlen.** Der Kaiſer ein Nachfolger der römiſchen Cäſaren. — Der Chriſt ein Dienſtmann ſeines Schatzgebers Chriſtus. — Kampf dieſer beiden Ideen als Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt. — Die Edeln des deutſchen Wahlreichs. — Gefahren des deutſchen Königthums. — Der Kirchenadel als Stütze und Gegner der Könige. — Germaniſche Grundlage der päpſtlichen Macht. — Gregor VII und ſeine Nachfolger. — Folgen des Kampfes zwiſchen Kaiſer und Papſt. — Bericht des Wipo über die Königswahl Konrad's II im J. 1024. — In Gegenſatz dazu: Bericht eines geſchriebenen

Seite

Flugblattes aus dem J. 1125 über die Wahl König Lothar's von Sachſen 431

10. **Aus den Kreuzzügen.** Verbindungen mit dem Morgenlande. — Die Pilgerfahrten. — Beweglichkeit der Völker. — Verbreitung der Neuigkeiten. — Wirkung der Rede. — Die Gerüchte vom erſten Kreuzzug. — Wachſende Aufregung im Volke. — Volksmäßige Auffaſſung der Kreuzfahrten. — Vorzeichen und Wunder. — Heidniſche Erinnerungen. — Der Sturm im Volke, die Judenhetzen. — Das erſte Kreuzheer, Leiden, Begeiſterung, Demokratie in den Heeren. — Rückwirkung auf Deutſchland. — Deutſche Bedenken gegen die Kreuzfahrten. — Zunahme freier Kritik und weltlichen Sinnes. — Gerhoh von Reichersberg. — Schilderung des Kreuzzuges von 1147 nach den Würzburger Annalen und Gerhoh. — Neue Demokratie der Geiſtlichen und ritterlichen Laien. — Einfluß derſelben auf die Kirche des Mittelalters 461

11. **Aus der Hohenſtaufenzeit.** Letztes Aufblühen und Verfall des deutſchen Reiches. — Friedrich Barbaroſſa, ſein Schickſal und Segen ſeines Lebens. — Heraufkommen der ritterlichen Dienſtmannen und ſchnelles Erblühen einer Laienbildung. — Weltliches und Unkirchliches darin. — Die deutſche Poeſie der Laien. — Minnedienſt: Zwiegetheiltes Leben des Ritters. — Die vornehme Frau und ihre Stellung zu dem Geliebten. — Beiſpiel gelehrter Frauenbildung: Briefwechſel zwiſchen der Frau und dem Geliebten um 1170 aus der Sammlung Wernher's von Tegernſee. — Elegiſche Empfindung in Minneliedern: Poetiſche Gedanken Albrecht's von Johansdorf um 1190. Die Kehrſeite der ritterlichen Bewerbung: Bericht aus dem Frauendienſt Ulrich's von Liechtenſtein, in der Zeit von 1220 bis 1230. — Schluß . . . 506

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Erſter Band.

Aus dem Mittelalter.

Meinem lieben Freunde

Dr. Salomon Hirzel.

Es ſind jetzt ſieben Jahre, da ſchrieb ich Ihren Namen vor die erſte Auflage der „Bilder aus deutſcher Vergangenheit". Damals war meine Abſicht, an Aufzeichnungen vergangener Menſchen aus den letzten Jahrhunderten einige der großen Gedanken darzuſtellen, welche das Leben unſerer Nation gerichtet haben, und einige der klugen Lehren, welche aus dem Strom der Geſchichte für die Zukunft geſchöpft werden können. Gern kehrte ich zwiſchen anderen Arbeiten zu dieſen anſpruchsloſen Illuſtrationen unſerer politiſchen Geſchichte zurück, das erſte Buch wurde in einem zweiten: „Neue Bilder" fortgeſetzt. Seit einem Jahre wünſchen Sie andere Auflagen. Da beide genannte Arbeiten ergänzend in einander reichen, ſo war geboten, ſie in *ein* Werk zuſammenzufügen.

Hieran knüpfte ſich der Wunſch, weiter zurückzugreifen und auch Stimmen aus dem frühen Mittelalter ſprechen zu laſſen. Denn eine aus allen Jahrhunderten gewählte Reihe von Zeugniſſen machte vielleicht möglich, Eigenthümliches der Cultur und des Gemüths in ſeinem Werden, Wirken, Vergehen ähnlich zu beobachten, wie wir geſetzliche Wandlung an Baum und Blüthe begreifen, und ferner, einige der höchſten leitenden Ideen unſerer Geſchichte zwar nicht neu zu erweiſen, aber in neuer Beleuchtung zu zeigen. Freilich, in dieſer älteſten Zeit ſind die Berichte, welche Detail des Privatlebens gewähren, ſehr ſpärlich, unſere Kenntniß der wichtigſten Lebensformen iſt unſicher, die Literatur ſehr umfangreich, faſt an jedem Satze alter Geſchichtſchreiber hängen Streitfragen unſerer Wiſſenſchaft. Dennoch war unvermeidlich, gerade die älteſte Zeit germaniſcher Geſchichte bis zu Karl dem Großen ausführlicher zu behandeln, weil nur aus ihr das Verſtändniß für die bedeutſamſten Bildungen im ſpätern

Mittelalter zu holen iſt. Es iſt ein langer Weg, der von dem reiſigen Gefolge des Arioviſt zu den Edelleuten Friedrich's des Großen führt und von den römiſchen Cohorten der Heruler zu dem Bundesarmeecorps der Baiern, und doch haben zweitauſend Jahre unſerer Geſchichte in Tugenden und Schwächen, in Anlage und Charakter der Deutſchen weit weniger geändert, als man wohl meint. Es rührt und es ſtimmt heiter, wenn wir in der Urzeit genau denſelben Herzſchlag erkennen, der noch uns die wechſelnden Gedanken der Stunde regelt. — Gern hätte ich bei eigener Zuthat reichlicher die Quellen angemerkt, aber dadurch wäre ein Buch zu ſehr belaſtet worden, das keinen höhern Ehrgeiz haben darf als den, ein bequemer Hausfreund zu werden.

Dieſes Buch ſoll ein ſelbſtändiges Ganze ſein, und zugleich erſter Theil eines Werkes, welchem die früher herausgegebenen Bilder in vier Bänden folgen. Bei ſolchem Zuſammenſchluß ergab ſich ein kleiner Uebelſtand: die Einleitung, welche bisher den Bildern vorſtand und doch einmal zu dem Werke gehört, konnte nur der neuen Arbeit dieſes Bandes vorgeſetzt werden.

Die Ereigniſſe des Jahres haben das Buch aufgehalten. In dieſer Zeit wurde uns das Glück, zu erleben, was die Beſchäftigung mit deutſcher Vergangenheit zu einer ſehr frohen Arbeit macht. Seit dem Staufen Friedrich I haben neunzehn Geſchlechter unſerer Ahnen den Segen eines großen und machtvollen deutſchen Reiches entbehrt, im zwanzigſten Menſchenalter gewinnen die Deutſchen durch Preußen und die Siege der Hohenzollern zurück, was Vielen ſo fremd geworden iſt wie Völkerwanderung und Kreuzzüge: ihren Staat.

Daß ich dieſe Monate eines unermeßlichen Fortſchritts, den Anfang eines neuen Zeitalters deutſcher Geſchichte, neben Ihnen durchlebte in gemeinſamer Sorge, Hoffnung, Erhebung, daran ſoll den treuen Freund die neue Widmung erinnern.

Am 18. Oktober 1866.

Guſtav Freytag.

Einleitung.

Vergebens ſucht der Deutſche die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheiſten verdammt, auch der conſervative Grundherr, welcher für die Vorrechte ſeines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, ſie würden, in eins der früheren Jahrhunderte zurückverſetzt, zuerſt ein maßloſes Staunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden. Was ſie am meiſten begehren, das würde ihre Seele elend machen, und was ſie jetzt gedankenlos oder grollend von unſerer Bildung empfangen, es würde ihnen ſo fehlen, daß ſie über dem Mangel verzweifelten.

Man verſuche, ſich in die Gefühle eines deutſchen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn ſeines Hauſes mit ſtarker Geiſterhand in das Jahr 1560 zurückzieht. Statt des Hauſes, das er ſich jetzt in altdeutſchem Stil, unter engliſchen Anlagen aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau ſelbſt umſchließen, düſter, geflickt, unwohnlich, entweder auf waſſerarmer Höhe in ſcharfen Zug des Windes geſetzt, oder rings von übelriechendem Grabenſchlamm umgeben. Zwar hat ſchon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenſter gefügt,*) und große Kachelöfen, die mit Holzkloben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum iſt enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltſamen Ueberfall zu vertheidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarſtadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine ſtreifende Bande von Mordbrennern oder gegen zuchtloſes Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächſten Landesherrn um einen Theil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unſauber iſt das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Geſellen mit finſtrer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 ſchon ruchloſe Lohnſoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geſchrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauſes ſchießen auf zwiſchen Pferden, Hunden und dem Geſinde, ſpärlichen Unterricht finden ſie in der Dorfſchule, dann hüten wohl die Knaben die Gänſe und das Kleinvieh der Mutter,*) oder ſie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu ſammeln, welche zur Winterkoſt gedörrt werden. Die Schloßfrau ſelbſt iſt die Schaffnerin, die erſte Köchin und der Arzt des Haushaltes, längſt gewöhnt mit wilden und zuchtloſen Männern zu verkehren, wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerſtehen. Sie iſt treu, wirthſchaftlich, ſtolz auf Wappen, Goldkette und Goldbrocat des Hauſes, ſie ſieht argwöhniſch auf Gewand und Schmuck der Rathsfrauen in der Stadt, welche Marder und Zobel, ſammetne Kleider, Perlen im Haar und Edelſteine im Halsband nicht tragen dürfen. Sicher verklärt auch ihr Liebe und weiche Empfindung in vielen Stunden Antlitz und Geberde; aber was damals in den Häuſern der Edlen, ja an Fürſtenhöfen noch als züchtig und dem ehrbaren Weibe erlaubt galt in Rede und vertraulichem Scherz mit dem eigenen Mann, das müßte jetzt an der Frau des einfachen Handwerkers nicht ſelten als unanſtändig verurtheilt werden.

---

*) Erſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert werden Glasſcheiben, wenigſtens in den Städten, allgemein, erſt ſeit dieſer Zeit kommt das Behagen der Stube und die Freude am wohnlichen Raum in das Volk. Noch 1546 hielt man es der Erwähnung werth, daß die Schlafkammer in Luther's gräflicher Gaſtwohnung zu Eisleben durch eingefügte Fenſter wohl verwahrt war.

---

*) Der kleine Hans von Schweinichen wurde 1560 als Gänſehirt abgeſetzt, weil er die Schnäbel aller Gänſe durch Hölzchen auseinander geſpannt hatte, um ſie zur Ordnung zu bringen.

Das Tagesleben des Grundherrn iſt ein Wechſel von Müßiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd iſt nicht ſchlecht. Wo der regelloſe Axtſchlag nicht den Forſt verwüſtet hat, wachſen die alten Stämme des Waldes noch zum Urwald ineinander, ſelten in regelmäßige Schonungen und Schläge getheilt; noch hört man das Geheul des Wolfes in der Mitternacht; mit Spieß und Armbruſt ziehen die Jäger aus gegen Raubthier, Hirſch, Reh und Schwein, zu Roß mit den Hunden werden die Haſen im Garne erlegt, und ſorglich wird auf jeden rohen Waidmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eigenen Wald zur Jagd zieht, der mag ſich noch gegen andere Feinde waffnen, als gegen Iſegrim oder gegen den alten Gebieter des deutſchen Laubwaldes, den zottigen Bär. Denn wenig Jagdgründe gibt es, um welche nicht alter Hader mit dem Nachbar oder dem Lehnsherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anſpruch erhebt, mit Meute und Jagdzeug die Hirſche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trotzt dem Junker auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Todfeind der Hirſche und Schweine, die ſeine Saaten verwüſten, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn ſchlug, in hartes Gefängniß ſetzte und verſtümmelte, weil er auf der Wildbahn umherſchlich. Nicht ſelten ſchwirrt im Waldesdunkel ein tückiſcher Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein gewappneter Hauſe bricht in die Lichtung, dann beginnt unter den Menſchen ſelbſt die Jagd um Freiheit und Leben.*)

---

*) Lebensbeſchreibung Sebaſtian Schärtlin's zum Jahre 1560.

Iſt aber das Wild eingebracht und in dem Schloßhof zerlegt, ſo folgt das Gelage, endloſes Zutrinken, wüſtes Geſchrei, ſelten eine Nacht, wo die Geſellſchaft ohne Rauſch auseinander geht. Das Trinken iſt gerade zu dieſer Zeit ein nationales Leiden geworden, es verdirbt Fürſten und Gutsherren, Bürgern und Landleuten die Manneskraft. Die Gäſte bei Jagd und Trunk ſind Standesgenoſſen des Gutsherrn, theils ältere Stegreifjunker, welche hinter dem Becher den Fürſten unendlich fluchen und von Reiterſtücken erzählen, die ſie im grünen Wald gegen das Krämervolk der Städte verübt, theils jüngeres Geſchlecht, das ſich gewöhnt hat den Nacken vor großen Lehnsherrn zu beugen, hochmüthig tragen dieſe das Barett mit vergoldeter Treſſe, welches der fürſtliche Hof bei einem feierlichen Aufzuge ſeinen Dienern ſchenkt.

So geht es durch die Woche; am Sonntag aber iſt es Pflicht, in der Dorfkirche den Prediger zu hören, vielleicht eine endloſe Predigt aus der Schule des Flacius, voll Haß gegen die Calviniſten, die Päpſtlichen, den Rottengeiſt Schwenkfeld oder ſelbſt gegen den „Mamelucken“ Melanchthon, ein fanatiſches Drohen mit Hölle und Teufel, eine hoffnungsvolle Prophezeiung vom Herannahen des jüngſten Tages, oder wohl gar ein trotziger Angriff auf den Gutsherrn ſelbſt, ſeinen Hochmuth, ſeine Völlerei und ſeine Kargheit gegen den Diener Gottes. — Dürftig und unregelmäßig iſt der Verkehr mit der Fremde, neugierig kauft der Gutsherr vom wandernden Händler, was damals neue Zeitung hieß, wenige Quartblätter, welche bei beſonderer Veranlaſſung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grauſamen Schlacht, welche die Söhne des türkiſchen Kaiſers einander lieferten, von einem beſeſſenen Mädchen, oder wie der König von Frankreich durch einen vom Adel in den Helm geſtochen worden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelſängers, der im alten Volkston ähnliche Neuigkeiten abſingt, darunter das willkommenſte, ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geſchickt wurde. Und was im Hauſe am liebſten geleſen wird, das iſt der aſtrologiſche Unſinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Frieſe, des Gottfried Phyller und Hebenſtreit, eine Beſchreibung der Augsburger Totenfeier Kaiſer Karl's V., oder vom gottſeligen Ende des frommen Chriſtian, Königs zu Dänemark. Außerdem bringen noch einzelne Streitſchriften auf das Schloß, die theologiſchen Confutationes des unglücklichen Johann Friedrich des Mittleren von Sachſen, oder eine der zahlreichen Grumbach'ſchen Invectiven, und auch der Gutsherr ſtreitet beim Trunk eifrig für Major oder Flacius und über den Mord des Biſchofs von Würzburg.

Solches Leben, eintönig und arm trotz zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrochen, wenn ein getöteter Mann in der Flur gefunden iſt, oder wenn die vom Schloſſe ein altes Mütterlein des Dorfes bezichtigen, Hexerei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren, im erſten Fall ſaumſelig und gleichgiltig, im andern leidenſchaftlich, grauſam, voll Blutdurſt. Und ein Aerger fehlt dem Gutsherrn jener Zeit ſelten, Proceſſe und Geldverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Krebs und Steigbügel auf der Landſtraße das Geld zur Zahlung ſeiner Schulden geſucht und in der Fehde Rache genommen für ſein gekränktes Recht; jetzt erhebt ſich widerwärtig über die Willkür und Selbſthilfe des Einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unſicheres, langſames, verkröpftes Recht, das den Mächtigen ſcheut, den Wohlhabenden nur zu oft begünſtigt. Aber ſchon iſt der Proceß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld koſtet und den Gutsherrn zum ſtillen Diener des Juriſten der Stadt oder eines reichen Wucherers macht. Noch reitet der Junker im Harniſch mit Lanze und Fauſtrohr auf ſchwerem Ritterpferde, aber er iſt nicht mehr übereifrig, in großem Kriege Ruhm und Beute zu ſuchen. Der bürgerliche

Fußknecht mit Spieß und Feuerrohr hat ihm den Rang abgelaufen, auch auf den Pferden ſitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Söhne und Knechte der adligen Grundherren; ſelbſt im Turnier wird am liebſten nach Ring und Mohrenkopf geſtochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken reitet, ſo findet er nützlicher, ſich durch dieſen vom Pferde ſtechen zu laſſen, als ihm mannhaft zu widerſtehen.*) — Der Bauer freilich muß Vieles dulden und Vieles liefern. Die Ahnen des Gutsherrn haben ihn, auch wo er ſonſt frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinſen muß an Getreide, Frohnden und Geld, verſchlingt den größten Theil ſeiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gutsherrn wenig, die Landſtraßen ſind ſchlecht und unſicher, ein weites Verfahren der Frucht unmöglich, er erhält ſich und ſeinem Haushalt das Leben, aber die baaren Ausgaben ſind gering. Alles iſt theuer geworden in der letzten Generation, das neue Geld, das aus Amerika nach Europa herübergefahren wird, ſammelt ſich in den großen Handelsſtädten, aber es kommt weniger davon auf ſein Gut, als er für ſich und ſeine Familie zum ſtandesgemäßen Schmuck gebraucht.

Eigenſinnig ſteht er auf Allem, was er für ſein Recht hält, und ſucht ſeinen Vortheil bald im Anſchluß, bald in Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Lehnsherrn. Im Gefolge deſſelben zieht er auch wohl zu einem Reichstage, er arbeitet eifrig unter den Ständen ſeiner Landſchaft gegen die Auflage neuer Steuern, aber ein warmes und ſtätes Gefühl für ſein Land hat er nicht. Er fühlt ſich deutſch nur im Gegenſatz zu Italienern und Spaniern, die er haßt, und er ſieht mit eigennützigem Intereſſe auf Frankreich, deſſen König die verruchten Calviniſten durch die neue Feuerkammer verbrennt, aber deutſche Lutheraner um gutes Geld zu werben weiß. Auch die Landſchaft ſeiner Heimat iſt keine politiſche Einheit, der Staatsbau ſeines Lehnsherrn iſt noch ein ſchwaches Gerüſt, ſeine Treue und Anhänglichkeit ſind nur zufällig; dauerhaft und feſt iſt nur der Egoismus ſeines Standes. Ein nackter, häßlicher Egoismus, der ihn kaum noch zu verwegener That treibt, nicht einmal zu feſtem Anſchluß an ſeine Standesgenoſſen. Nur in einzelnen Stunden adelt ihm das Gefühl einer bevorzugten Stellung die Sprache, Haltung und That; aber ſeine Bildung, ſein Verſtändniß der Welt, ja ſein Pflichtgefühl und ſeine Redlichkeit ſind nicht größer, als jetzt etwa bei einem rohen Fuhrmann oder Roßhändler.

---

*) So läßt ſich Georg von Schweinichen 1564 dem Kurfürſt August zu Ehren vom Pferde fallen.

Ein Jahrhundert iſt vergangen, man ſchreibt das Jahr 1660, ſeit zwölf Jahren iſt der große deutſche Krieg beendigt. Die Mauern des alten Herrenſchloſſes ſind geborſten, oft hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhaufen geſchwärzt, ihre Wuth Speicher und Kiſten geleert, allen Hausrath zerſchlagen. Jetzt hat der Gutsherr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern, ohne Zierat. Die großen Fenſter ſehen herab auf ein ärmliches Dorf, deſſen Hütten erſt zum Theil aufgebaut ſind, und auf eine Flur, die erſt ſeit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung beſtellt wird. Die Schafherde iſt faſt ergänzt, aber noch fehlt es an Pferden, die Dorfleute haben gelernt mit Kühen zu pflügen. Der Schloßherr ernährt nicht mehr Reiſige und Ritterpferde, in dürftigem Schuppen ſteht eine Kutſche, ein ungefüger Kaſten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch umſchließen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schlöſſer und ſtarkes Eiſenwerk ſchützen die Zugänge, denn noch iſt die Gegend unſicher, Zigeuner und Räuberbanden niſten in der Nähe, die Tagesunterhaltung ſind Einbrüche und gräuliche Mordthaten, die durch Männer mit geſchwärztem Geſicht verübt werden. Es iſt größere Ruhe und Ordnung im Hauſe und große Stille im Dorfe. Der Polizeiſtaat iſt mächtig geworden in Deutſchland, und der Gutsherr hat ſelbſt ein ſcharfes Auge auf Kinder, Dienſtboten, Bauern. Die Dorfſchule iſt in traurigem Verfall; aber ein armer Candidat unterrichtet die Kinder des Gutsherrn. Noch geht manche wilde Geſtalt im Schloßhofe aus und ein, nicht mehr fahrende Söldner, aber entlaſſene Soldaten, die in bürgerlichen Dienſt getreten ſind, als Förſter, Gerichtsboten und Trabanten des Landesherrn. Wenn der Hausherr über die Schwelle ſchreitet, fällt fremdes Haar in großen Locken von ſeinem Haupt, ſtatt des Ritterſchwertes hängt der ſchlanke Degen an ſeiner Seite, ſteif und förmlich ſind, wo er repräſentirt, Bewegung und Sprache, Ew. Gnaden nennt ihn der Bürger aus der Stadt, das unverheiratete adlige Frauenzimmer iſt „Fräulein“ und „Demoiſelle“ geworden. Noch trägt die Schloßfrau das Schlüſſelbund an der Seite, ſie iſt ſtark an Recepten und abergläubiſchen Hausmitteln und leidet an Geiſtererſcheinungen in einem alten Schloßthurm, der den Krieg überdauert hat. Aber ſchon wird das Spinnrad verſteckt, wenn ein Beſuch naht; dann wird ſchnell ein plümerantnes Kleid übergeworfen, der dürftige Familienſchatz, ſilberne Becher und Kannen auf den Treſor geſtellt, ein Stallknecht oder Diener, befähigt Reverenz zu machen, wird in ein Livereykleid geſteckt und in dem Zimmer ein wohlriechender „Rauch“ hervorgebracht. Der beſuchende Junker erſcheint als alamode Galan in Treſſenkleid und Perrücke und wechſelt mit den Frauen vom Haus weitſchweifige Complimente, er iſt der unterthänigſte Sklave der tapfern anſehnlichen Damen, rühmt die Tochter als engliſche Geſtalt und Herzensbezwingerin und hört mit unwürdigen Ohren. Aber dieſe gedrechſelten Complimente ſind ſchlechte Tünche über rohen Sitten, noch werden ſie durch gemeine Stallwörter und Flüche unterbrochen; und wenn die Complimente ausgegeben ſind und die Unterhaltung behaglicher läuft, dann riechen ſie ſich am liebſten auf Dinge, die nicht mehr zweideutig ſind; auch die Frauen ſind gewöhnt darauf zu hören und zu antworten, nicht mit der naiven Unbefangenheit früherer Zeit, ſondern mit heimlichem Vergnügen an dem Gewagten ſolcher Unterhaltung, denn es gilt, ſchmutzige Anekdoten modiſch zu erzählen oder durch Räthſelfragen mit arger Löſung die Frauen zu artig affectirter Verlegenheit zu bringen. Aber auch ſolches Geſpräch ermüdet, bald übt der Wein ſeine Wirkung, die Luſtigkeit wird lärmend, das Ende iſt ein „dichter" Rauſch auf alte deutſche Manier. Und dazu wird aus Gypspfeifen Tabak geraucht, und iſt der Grundherr ein Cavalier von Education, ſo ſchnupft er aus ſilberner Doſe. Wieder iſt das Waidwerk die männlichſte Unterhaltung des Gutsherrn, er führt den letzten Vertilgungskrieg gegen die Wölfe, welche während des Krieges zahlreich und frech geworden ſind, und er zeigt unter ſeinem Jagdzeug Pürſchröhre und gezogene Röhre. Aber er ſteigt nicht mehr als bewaffneter Reitersmann zu Pferde, ſein Harniſch iſt verroſtet, ſein Unabhängigkeitsſinn iſt gebrochen, die Soldaten des Landesherrn führen den Krieg, vielleicht wirbt noch ein jüngerer Sohn des Hauſes um eine Fähnrichsſtelle in des Kaiſers Heer, der Schloßherr ſelbſt ſtehet zu Hofe als ſeines durchlauchtigſten Herrn getreuer Diener.

Noch iſt er ein gläubiger Mann, der ſtreng auf kirchliche Gebräuche hält, er iſt gewöhnt in Arndt's wahrem Chriſtenthum zu leſen, vor der Mahlzeit wird nie das Gebet vergeſſen; aber ſchon ſieht er auf das theologiſche Gezänk der Geiſtlichen mit der Ironie eines Lebemannes herab. Es iſt ihm nicht mehr unerhört mit ſolchen zu verkehren, welche wenig Glauben haben, er fühlt einen Widerwillen gegen leidenſchaftliche Sectirer, aber er iſt der katholiſchen Kirche und den Jeſuiten gegenüber ſehr wohlwollend. Sein Dorfpfarrer iſt devot geworden, in dürftiger Lage unter verwilderten Beichtkindern hat auch dieſer von ſeinem geiſtlichen Hochmuth verloren, er verſucht ſich kümmerlich durch Ackerbau zu nähren, betrachtet als Ehre, an der Tafel des Gutsherrn zu ſpeiſen, und hat dann die Aufgabe, die ſtarken Scherze ſeines Patrons zu belächeln und die Tagesneuigkeiten chriſtlich zu beleuchten. Bei Feſten im Schloß wird ihm wohl die Ehre, ein ſchwülſtiges Gedicht in harten Alexandrinern zu überreichen, worin er Venus, Muſen und Grazien auffordert, den Geburtstag der Schloßfrau feſtlich im Olymp zu begehen. An ſolchen Tagen wird auf dem Schloſſe auch eine Muſik gemacht, dann iſt die Kniegeige, Viola da Gamba, das modiſche Inſtrument.

An Markttagen ſendet der Krämer aus der Stadt dem Gutsherrn die Poſtzeitung, welche mit ihren Beilagen aus mehren kleinen Blättern beſteht; ſie geht aus dem Schloß zur Pfarre, dann wohl zum Schulzen und Förſter. Was ſonſt im Schloſſe geleſen wird, ſind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tartariſchen, römiſchen oder eines nie dageweſenen Volkes ſich mit Perrücke und Schönpfläſterchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten; oder Geſchichten von Abenteurern und groben Schelmen, vor Allem Anekdotenkram, Curioſitäten, Geiſtererſcheinungen, gefundene Schätze, Mordthaten, aber auch ſchon Erörterungen über Naturereigniſſe, die erſten Anfänge der Aufklärungsliteratur. Der Grundherr politiſirt; er mißtraut dem Schweden; er bewundert den ſeligen Cardinal, Pariſer Perrücken, Degen und Complimente. Schon längſt hat die Abhängigkeit von franzöſiſcher Münze und Sitte begonnen, wer von Paris erzählen kann, iſt ihm ein geehrter Gaſt. Er ſpricht mit Abſcheu von dem königsmörderiſchen Weſen in England, aber faſt mit Gleichgiltigkeit von den Türkenkriegen des Kaiſers, ſofern nicht ein Sproß ſeiner Familie dabei betheiligt iſt. Als Mitglied der Landſchaft reiſt er noch zum Ständetage, aber es ſind nur die Privilegien ſeines Standes, die er in ſchwacher Widerſetzlichkeit gegen die fürſtlichen Räthe zu erhalten ſucht; er beugt ſich antichambrirend, und beſticht, um ſeinem Verwandten eine Stelle bei Hofe zu ſichern oder ein Amt, welches wenige Kenntniſſe fordert. Nur ſchwer entſchließt er ſich einen ſeiner Söhne das Recht ſtudiren zu laſſen, damit dieſer einſt als fürſtlicher Rath das Intereſſe der Familie fördere. Hof, Regierung, Landſchaft ſind ihm wie Weinfäſſer, die er anſticht, ſich daraus einen Trunk zu holen. Deutſchland iſt ihm eine unſichere geographiſche Erſcheinung, liebend und haſſend denkt er ſelten daran; auch hat er nichts als ſeine Familie, den Egoismus ſeines Standes und die zufälligen Perſönlichkeiten, an welche ihn Dienſt und Neigung binden. Und wenn man hohe Anſprüche und Selbſtgefühl von ſeinem Weſen abzieht, und den Kern deſſelben vergleichen will mit einem Leben unſerer Zeit, ſo würde jetzt der eigenſinnige Zunftmeiſter einer kleinen Stadt wahrſcheinlich mehr Inhalt, Tüchtigkeit und Redlichkeit beſitzen als er.

Wieder ſind hundert Jahre verfloſſen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat ſich Vieles geändert. Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unſerer Großeltern, noch haften in unſerm Herzen zahlreiche Erinnerungen und es genügt, Einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauſes iſt umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandſtein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vaſen, über der Thür der Hausflur ein plumper Engel, der in geſchnörkelter Muſchel den lateiniſchen Wahlſpruch des Hauſes hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirthſchaftshof, auf der andern ein Garten, darin beſchnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben faſt alle Gipsdecken und einige ſind mit Stuck verziert; auch iſt ſchon ein Reichthum an Hausrath ſichtbar, gute Möbel von Eichen- und Nußbaumholz, ſchön geflaſert und ausgelegt, von ſorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Paſtellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Roſabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porcellantiſch, auf ihm buntgemalte Kannen, kleine Taſſen, Möpſe und Liebesgötter aus der neuerfundenen Maſſe. Jetzt iſt die Zucht im Hauſe durchgebildet, ein herbes, ſtrenges Regiment; Frauen und Dienſtleute ſprechen leiſe, die Kinder küſſen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt ſeine Gattin ma chère und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in franzöſiſchen Phraſen. Das Haupt iſt gepudert, die Frauen umgibt Reifrock und hohe Friſur, heftige Bewegungen, große Leidenſchaft ſtören die Ruhe des Hauſes und die gerade Haltung ſelten.

Der Grundherr iſt ſparſamer geworden, er iſt gewöhnt ein wenig um die Landwirthſchaft zu ſorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch ſpaniſche Schafe die Wolle deutſcher Herden verbeſſern will,*) und er baut im Brachfeld noch mit Beſorgniß die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menſchen und Vieh geben ſoll. Es iſt ein ſtilles und einfaches pedantiſches Leben im Hauſe; die Mutter ſchüttelt den Kopf über Gellert's ſchwediſche Gräfin, die Tochter lieſt entzückt in Kleiſt's Frühling und ſingt am Clavier vom Veilchen und vom Lamm der Flur, und der Vater trägt die Lieder des Grenadiers in der Taſche. Dem Beſuchenden werden Schälchen Kaffe vorgeſetzt, noch iſt es Brauch, zur dritten und vierten Taſſe zu nöthigen; an hohen Feſttagen erſcheint der anmuthige Trank der Chocolade. Es iſt eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemuthet, die Behörden ſind die Herren, welche das Land regieren, er hat zu liefern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr als der Bürger, aber hoch über ihn hat ſich die Majeſtät ſeines Souverains erhoben und vor dem großen

---

*) Die erſten ſpaniſchen Schafe ließ Friedrich der Große zwar ſchon 1748 kommen, aber erſt 1765 begann in Sachſen die Zucht der Electoralſchafe. Von ihnen ſtammt die große Verbeſſerung unſerer Schäfereien.

Herrn bedeutet auch er ſehr wenig, auch er hat zu beſorgen, daß ſich ſeines ungnädigen Herrn Stock gegen ihn erhebe. Die Schreiber in der Hauptſtadt kümmern ſich ſogar um ſeine Wirthſchaft, ſie befehlen ihm einen Graben zu ziehen, eine Mühle zu bauen, ja ſie verordnen ihm Maulbeerbäume zu pflanzen, und ſenden ihm Eier von Seidenwürmern ins Haus mit der Forderung, daß er die gefräßigen Raupen groß ziehe. Es iſt eine freudenleere Zeit, zwiſchen dem Könige und der Kaiſerin brennt der dritte Krieg. Und gerade jetzt geht der Gutsherr mit gerungenen Händen in ſeiner Stube auf und ab und zieht manchmal das Sacktuch aus der Taſche, ſeine Thränen abzuwiſchen. Wie kommt es, daß der ſteife, trockene Mann ſo ſehr die Faſſung verloren hat? Der Brief auf dem Tiſche meldet ihm doch, daß ſein Sohn, Officier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unverſehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König iſt in Noth, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er ſich grämt, er iſt größer, reicher und beſſer als irgend einer von ſeinen Ahnen war. Rauh iſt die Zucht ſeines Zeitalters, unmild die Sitte, deſpotiſch die Regierung; Bildung und Weltkenntniß des anſpruchsvollen Gutsbeſitzers ſind noch nicht größer, als jetzt Bildung und Kenntniſſe eines kleinen Subalternbeamten, aber ſchon hat er für Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.

Sehr viel härter und ärmer als jetzt iſt das Leben in jeder Periode deutſcher Vergangenheit. Aber nicht einzelnes Unerträgliche macht uns die alte Zeit ſo unheimiſch, in der ganzen Art zu leben, in allem Denken und Empfinden iſt etwas Grundverſchiedenes.

Und ſieht man näher zu, ſo liegt dieſe Verſchiedenheit zwiſchen einſt und jetzt zumeiſt darin, daß in jeder Generation unſerer Ahnen die Seele des Einzelnen viel unfreier und gebundener der Seele des Volkes untergeordnet war. Das iſt noch aus den letzten Jahrhunderten deutlich zu erkennen. Vor Allem aber beruht darauf das Fremdartige des Mittelalters.

Durch Ordnung und Zucht iſt ſeit deutſcher Urzeit der Einzelne an ſein Volk geſchloſſen. Aber in Gemüth und Sitte, in älteſter Sprache, in Glauben, Poeſie und Recht erſcheint uns die ſchaffende Kraft des Individuums noch gebunden. In ganz anderem Sinne iſt der Einzelne im Mittelalter ein Theil der Volkskraft, als jeder von uns.

Denn der Einzelne an ſich war rechtlos und ſchutzlos. Sicherheit vor dem Verderben, jede Förderung ſeines Lebens erhielt er nur durch engen Anſchluß und Unterordnung unter Genoſſen. Die Familie und Blutsverwandtſchaft iſt nicht nur wie jetzt der gemüthliche Mittelpunkt, von welchem das einzelne Leben erobernd in die Weite ſtrebt, ſie iſt auch die ſchützende Mauer, welche dem Angehörigen im Kampf mit den Fremden Angriff und Vertheidigung ſichert. Die Pflicht gegen Angehörige ſteht höher als gegen das gemeine Geſetz. Ob ein Blutsgenoſſe gefrevelt habe, es ziemt ihn zu vertheidigen, vor dem Verfolger zu retten, ja vor Gericht ſein Eideshelfer zu werden. Auch die Ehe iſt noch vorzugsweiſe eine Verbindung zweier Familien, in welcher beide den eigenen Nutzen ſuchen. Wie ungerecht das Begehren an Andere ſei, den Angehörigen iſt löblich, auch zum Schaden Fremder auf der Seite ihres Mannes zu ſtehn. Wo nicht Gewalt hilft, da hilft Beſtechung und Liſt. Das Regiment der Landesherren wie der Städte iſt voll Gunſt und Animoſität. Auch die Mehrzahl der hohen Reichsfürſten iſt der Beſtechung zugänglich. Aber wie ſchwach das Geſetz, wie ungebildet der Sinn für Recht auch ſein mochte, einiger Erſatz war vorhanden. Tief lag in dem Weſen der Deutſchen das Gefühl für Billigkeit, ſehr mächtig war ein gleichmäßiger Sinn, der die Verhältniſſe des Lebens unbefangen abwog. Und dieſer Sinn, in unſicheren und ungeſetzlichen Zeiten der unermüdliche Feind ausſchreitender Selbſtſucht, bewahrte Familie und Volk vor Verwilderung.

Der größte Theil menſchlicher Thätigkeit wurde unter dem Schutz einer Geſellſchaft gewagt. Geſellig lebten ſchon die deutſchen Heidengötter, in großer Stammgenoſſenſchaft ſchwebten Aſen, Rieſen, kleine Geiſter verbunden, gemeinſam iſt das Schickſal, welches ſie alle trifft. In Schaaren ſaßen die ſeligen Helden in der Walhalla; einzeln, einſam, neidvoll ward das Unholde gedacht, der Drache, die finſtere Todesgöttin. Auch das Chriſtenthum folgte dem Zuge der jungen Völker, auch ſeine Engel und Heiligen ordneten ſich gern in Schaaren, 11,000 Jungfrauen, 11,000 Ritter, auch das gemeinſame Hauſen der Mönche unter einem Dach iſt deutſcher Natur gemäß. Jede politiſche Kraftentwickelung erſcheint in Form eines Bündniſſes, Ritterbünde, Städtebünde, die Hanſa. Immer ſind es in der Hauptſache Gleichberechtigte, die ſich ſo zuſammenſchließen, die geſammte Nation beſteht aus vielen ſolchen Kreiſen, ſelbſt die höchſten Häupter des Volkes, die Kurfürſten, üben ihr Recht in ſtolzer Genoſſenſchaft. Jede ſolche Verbindung ſucht ſich ſorglich nach Außen abzuſchließen, ſich nach Innen durch eine Organiſation zu befeſtigen. Gewaltig iſt der Zwang, den ſie ihren Mitgliedern auflegt. Die Zunft ſchreibt dem Handwerker vor bis zu den letzten Kleinigkeiten, wie er arbeiten ſoll, den Stoff, die Form, den Preis ſeiner Waare. Jeder Zunft wird wieder durch die größere Genoſſenſchaft der Stadtregierung bis ins Kleinſte verordnet, welche Arbeit ſie ſchaffen darf, welche nicht; endlos ſind die Colliſionen der Zunftintereſſen, Eiferſucht und polizeiliche Verordnungen. Und wie die Arbeit, ſo überwacht die Gemeinde auch alles andere Thun ihrer Bürger: was jeder nach ſeinem Stande an Schmuck und Kleidern tragen darf, wie viel Gerichte bei Hochzeit und Taufen, wie viel Spielleute erlaubt ſind, was an Lohn, was an Geſchenken zu geben, Alles iſt feſtgeſtellt, geordnet jede Leiſtung und Gegenleiſtung.

Noch gab es kaum eine öffentliche Meinung. Von dem guten Zutrauen der Genoſſen hing das Selbſtgefühl des Einzelnen ab, bei ihnen ſtand ſeine Ehre, Freude, Erwerb und Sicherheit, erſt bei ihnen empfand er die Berechtigung ſeiner Exiſtenz. Zwingend war auch daher der Drang nach Vereinigung. Jede neue Lage trieb ſchnell zu neuem Zuſammenſchluß mit Gleichen. Sehr auffallend erſcheint uns zuweilen die Fertigkeit ſich einzuordnen. Man denke an die Clubhäuſer der Hanſeaten in ihren nördlichen Handelsſtationen, faſt mönchiſch war der Zwang im Verſchluß ihrer feſten Gebäude, in enger Tiſchgeſellſchaft geregelt bis auf Worte und Geberde, befeſtigt durch die härteſten Strafen. Aus allen Theilen Deutſchlands liefen die Landsknechte in ein Fähnlein zuſammen, und ſogleich übten ſie feſte Ordnung, durch welche ſie ſich Disciplin erhielten, ſie ſelbſt Kläger und Richter über ihresgleichen. Vor der Meerfahrt wählte die Geſellſchaft der Reiſenden ſich Schultheiß, Richter und Beamte, welche Recht ſprachen, mit Geld büßten, ja Körperſtrafen verhängten, und wenn am Schluſſe der Reiſe der Einzelne des Zwanges ledig wurde, mußte er ihnen ſchwören, keine Rache zu üben wegen Kränkung oder Beſchädigung, die er unter dem Schiffsgeſetz erlitten. Aehnlich bei Pilgerreiſen nach dem heiligen Lande, überall, wo ein gefährliches Unternehmen zu beſtehen war. Als im Jahre 1535 fünfundzwanzig Männer aus Amberg wagten, die Höhlen des „ungeheuren" Berges zu erforſchen, war das Erſte, daß ſie am Eingang der Höhlen „handelten", ſich zwei Hauptleute verordneten und den Schwur thaten, gehorſam zu ſein und Leib und Leben bei einander zu laſſen. Und es wurde ernſt genommen mit ſolchem Gelöbniß.

Auch in der Kunſt des Mittelalters iſt derſelbe Grundzug. Zunächſt in dem Leben der Künſtler. Die großen Gebäude der würdigſten Genoſſenſchaften, Kirchen und ſchmuckvolle Rathhäuſer, ſind wenigſtens ſeit der Herrſchaft des germaniſchen Stils durch die engverbundenen Geſellen der Bauhütten aufgerichtet. Glasmaler und Bildhauer ſind Mitglieder von Handwerkerinnungen; ſogar die Dichter, ritterliche

Liederſänger und Meiſterſänger der Städte ſpielen in ſolchen Vereinen. Und wieder in den Gedichten, wie ſehr tritt das Genoſſenleben in den Vordergrund. In den deutſchen Heldenliedern kämpft Genoſſenſchaft gegen Genoſſenſchaft, je volksmäßiger die Sage wuchert, deſto zünftiger werden die Kämpfe, z. B. in den Gedichten von Kriemhilds Roſengarten. Derb, oft drollig iſt die Laune, welche in den gereimten Erzählungen und Faſtnachtsſcherzen zu Tage kommt, auch hier ſind es nicht vorzugsweiſe charakteriſtiſche Züge einzelner unſittlicher Individuen, welche verſpottet werden, nicht der Geizige, nicht der Heuchler, es ſind die Thorheiten der Genoſſenſchaften, der Bauern, Pfaffen, fahrenden Schüler, Aerzte, oder ganzer Gemeinden: der Kalenberger, Schildbürger, oder der Mitglieder unſerer älteſten Genoſſenſchaft, der Eheleute. Und die reiche, ſchöne Spruchweisheit des Mittelalters von Freidank bis zu den Sprichwörtern des Volkes, beruht ſie nicht auf demſelben Bedürfniß, gemeinſame Ordnung und giltige Formel zu finden, welcher ſich das innere Leben des Einzelnen unterordnet?

So kam überall das Weſen des Individuums erſt in der Gemeinſchaft zum vollen Ausdruck. Und als eigenthümliche Schönheit der jungen Volksſeele empfinden wir zuweilen die Verbindung eines lebhaften Freiheitsgefühls mit gehorſamer Unterordnung. Wer von ſeinen Genoſſen gerichtet war, der war nach der Empfindung alter Zeit doch in ſeinem Selbſtgefühl geſchädigt, und ihm ziemte zu erklären, daß er den Genoſſen darum nicht zürne. Wer von den Landsknechten im peinlichen Malefizgericht zu bitterem Soldatentod verurtheilt war, dem war ſchicklich, mit lautem Wort Jedem, der ihn treffen würde, ſeinen Tod zu verzeihen, und um Verzeihung bat ihn ſelbſt der Profoß, bevor er ihn in die Speergaſſe ſtieß. Solche behende Fügſamkeit der Vorfahren erſcheint uns in einer Zeit voll von lyriſchem Einzelleben vielleicht beneidenswerth; aber im Mittelalter fügte man ſich nicht mit der bewußten Reſignation, welche uns nöthig iſt, oder mit der werthvolleren

Freudigkeit, welche wir unſern Nachkommen wünſchen, es trieb die bittere Noth, die innere Armuth und Unfreiheit der Individuen zur Einordnung in den Zwang der Geſellſchaft. Und wenn wir jetzt vielleicht zu ſehr den gefiederten Sängern gleichen, von denen jeder ſein eigenes Gebüſch beanſprucht, ſo ſind die Menſchen der Vorzeit geſelligen Vögeln ähnlich, bei denen zuweilen erſt der Schwarm eine lebendige und fertige Einheit darſtellt.

Und mit dieſer Eigenthümlichkeit alter Zeit hängt eine zweite zuſammen. Alles Menſchenleben, vom Kaiſer bis zum fahrenden Bettler, von der Geburt bis zum Tode, vom Morgen bis zur Nacht iſt durch feſtes Ceremoniel, ſinnvollen Brauch, ſtehende Formeln eingehegt. Ein merkwürdiger ſchöpferiſcher Trieb arbeitet unendliche Fülle von Bildern, Symbolen, von Sprüchen und energiſchen Bewegungen heraus, um jede Erdenhandlung zu idealiſiren. Wie das Volk ſein Verhältniß zum Göttlichen, wie es alle menſchliche Thätigkeit verſtand, iſt darin ausgedrückt. Es iſt ein völliges Umſchaffen des wirklichen Lebens zu bedeutungsvoller Bildlichkeit; und es iſt das Verfahren naiver Zeit, dem Menſchen „Zucht“ zu geben. Oft ſchuf das Volk ſolche Formen nur, um freudigem Behagen lebhaften Ausdruck zu finden; in anderen Fällen wirkte der Drang, Geiſtiges auch ſinnlich wahrnehmbar zu machen und das Bedeutende, was in dem einzelnen Geſchäft lag, zu imponirendem Ausdruck zu bringen; oft ſollte dadurch das Zufällige, Kleine geweiht und an Hohes angefügt werden. Endlich dient vieles Ritual zum Schutzmittel gegen ſchädlichen Einfluß überirdiſcher Gewalten; in dieſem Falle hat Wort und Handlung geheimnißvolle Wirkung. — Bei jeder Rechtshandlung iſt mimiſche Bewegung, bildliche Action. Wer für den erſchlagenen Blutgenoſſen vor dem Gericht Rache forderte, dem war Aufzug, Geberde, Wortlaut der Klage, ja das Wehgeſchrei vorgeſchrieben; jede Veräußerung und Beſitzergreifung von Haus, Land und fahrender Habe, jede Belehnung, jeder Vertrag hatte bedeutungsvolle Geberde, beſtimmte Worte, an denen die Giltigkeit hing. Mit ſtehenden Redensarten ruft der Herold zum Ritterſpiel, beglückwünſcht der Pritſchmeiſter den Bogenſchützen, fordert der Freiwerber die Braut, ladet der Hochzeitbitter die Gäſte, begrüßt der zuwandernde Geſelle ſein Handwerk, bringt der Zecher ſeinen Gefährten den Trunk. Beim Anbruch des Tages war bedeutungsvoll, welcher Fuß zuerſt den Boden berührte, welcher Schuh zuerſt über den Fuß gezogen wurde, welche fremde Geſtalt zuerſt den Wanderer anging; bei jeder Mahlzeit, wie das Brod auf den Tiſch gelegt wurde, wohin das Salzfaß geſtellt. Jede Sorge um den Körper, Kürzung des Haares, Baden, freiwilliges Blutlaſſen hatte beſtimmte Zeit und ſchickliche Ordnung. Wenn der Landmann im Frühjahr die erſte Scholle umwarf, wenn er die letzte Garbe einbrachte und ein letztes Aehrenbüſchel auf dem Felde ſtehen ließ, alle Arbeit im Sommer und Winter war mit ernſtem Brauch geſchmückt; an jedem bedeutſamen Tage des Jahres hingen eigenthümliche Gewohnheiten, um jede große Thätigkeit des Lebens, um jedes Feſt ſtanden ſie in überreicher Fülle. Viele Trümmer ſolcher Sitte haben ſich bis in unſere Zeit erhalten. Lächelnd bewahren wir einige, die meiſten ſind unnütz, ſinnlos, abergläubiſch geworden.

Der größte Theil dieſer ſelbſtgeſchaffenen Habe war den Germanen aus dem Heidenglauben, älteſtem Recht, angeſtammter Poeſie gekommen. Auch die Kirche des Mittelalters folgte demſelben Zuge, das Leben ihrer Gläubigen zu idealiſiren. Zu alten ſinnigen Bräuchen fügte ſie neue. Auch ſie mühte ſich, mit ihren heiligen Strahlen jede Menſchenthätigkeit zu weihen. Immer reichlicher wurde der Gottesdienſt, das Ceremoniel erhielt kunſtvolle Ausbildung. Und wie ſie mit dem Myſterium ihrer Sacramente die großen Stationen des Lebens geweiht hatte, verſuchte ſie auch als Rivalin heidniſcher Ueberlieferungen die kleinere Thätigkeit des Tages an ſich zu feſſeln. Sie weihte Brunnen und Thiere, ſie gab ſich her, durch ihren Segen Blut zu ſtillen und Geſchoß der Feinde abzulenken. In dem volksthümlichen Beſtreben, das höchſte Geiſtige dem Gläubigen ſinnlich wahrnehmbar zu machen, hat ſie aus einer Anzahl heiliger Sprüche und ſinnbildlicher Handlungen ſogar die erſten Anfänge des mittelalterlichen Dramas entwickelt. Aber indem die Herrſchluſtige ſo angelegentlich dem ſchöpferiſchen Triebe des Volkes entgegenkam, geſchah es, daß ihr eigener geiſtiger und ſittlicher Gehalt durch die Maſſe der Aeußerlichkeiten verkümmert wurde. Wenn ihr Luther ſiebenunddreißig unbibliſche Verbildungen des Chriſtenthums vorwarf, vom Ablaß bis zu den Butterbriefen, dem Weihſalz und der Glockentaufe „mit zweihundert Gevattern an einem Strick", ſo hatte der Reformator allerdings keine Veranlaſſung daran zu denken, daß die alte Kirche zu ſolchen wuchernden Auswüchſen auch deshalb gekommen war, weil ſie einer einzelnen Richtung des germaniſchen Volksgemüths zu viel nachgegeben hatte.

Aus dergleichen gebotenem Ausdruck ſetzen ſich oft längere Handlungen von dramatiſchem Schein zuſammen. Die zünftigen Handwerker vor der geöffneten Lade, die vollen Brüder beim Weinkruge finden Freude darin, ſtundenlang gegebene Formeln wie im Spiel zu wiederholen, dann wechſeln Rede und Gegenrede mit mimiſchen Bewegungen. Sich in dieſem Vorgeſchriebenen ſicher zu bewegen, war beſondere Freude. Der Eingeweihte, Wiſſende, Gebildete jedes Lebenskreiſes wurde daran erkannt, er erhielt Gelegenheit ſich ſtattlich darzuſtellen, mit Selbſtgefühl ſein eigenes Weſen in die überlieferte Form hineinzulegen. Allerdings hat jedes junge Volk das Beſtreben, in ſolcher Weiſe ſich das Leben einzubilden, unter den Deutſchen aber arbeitete überreich der geheimnißvolle Trieb.

Er gab viele Gelegenheit zu dramatiſcher Handlung, aber gerade er iſt bezeichnend für eine durchaus undramatiſche Periode der Volksbildung. Denn nicht aus dem Innern des Menſchen quillt Wort und charakteriſtiſche Geberde, von außen her treten ſie mit übermächtiger Gewalt an den Einzelnen, ihn leitend, formend, beſchränkend.

Solche Gebundenheit durch Ordnung und Zucht gehört der epiſchen Zeit des Volkes an.

Wie das deutſche Gemüth ſich in dieſem langen Zeitraum innerer Unfreiheit darſtellte, ſoll auf den folgenden Blättern gezeigt werden. Aber auch, wie das Leben des Volkes ſich allmählich zu größerer Freiheit herausarbeitete. Nicht die politiſche Geſchichte der Nation ſoll erzählt und durch Berichte aus alter Zeit beſtätigt werden. Nur wie das Leben Einzelner, zumeiſt der Kleinen, unter den großen politiſchen Ereigniſſen verlief und durch den Zug der deutſchen Natur geſtaltet wurde, wird in einer Reihe von Bildern gezeigt.

Das Mittelalter des deutſchen Volkes zerfällt in zwei Abſchnitte. Der erſte reicht von den Anfängen deutſcher Geſchichte bis zum Ende der Hohenſtaufen. Er umſchließt die Römerkriege, die Völkerwanderung, die Einführung des Chriſtenthums, die Gründung und Blüthe des mittelalterlichen Staates, die Herrſchaft der römiſchen Kirche.

Der zweite Abſchnitt beginnt mit dem Heraufkommen des Hauſes Habsburg. Er umfaßt die Auflöſung des alten Staatsverbandes und die Befeſtigung der Territorialhoheiten, das Aufblühen der Städte und den Beginn der Geldwirthſchaft, die Verwilderung des niederen Adels und die Zunahme der bäuerlichen Unfreiheit, die großartige Beſiedelung der Slavenländer im Oſten und den Beginn des Kampfes gegen die römiſche Kirche. Aus ihm führt die Erfindung des Bücherdruckes zu der Reformation.

Mit der Reformation geht die neue Zeit des deutſchen Lebens auf. Nach der mächtigen Erhebung des ſechzehnten Jahrhunderts zerſtört im ſiebzehnten eine furchtbare politiſche Kataſtrophe; aus Schwäche und Erſtarrung erwacht im achtzehnten Jahrhundert der moderne Geiſt.

Was im Folgenden nach alten Aufzeichnungen abgedruckt wird, iſt meiſt Bericht vergangener Menſchen über ihr eigenes Schickſal. Es ſind zuweilen unbedeutende Züge aus dem Leben der Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unſer Auge tritt, ſein Gruß, ſeine erſten Worte, das Bild einer geſchloſſenen Perſönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: ſo hat, wenn wir nicht irren, auch jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geſchildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein farbiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, ein ſehr unvollſtändiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anſchauungen und Kenntniſſen, welche wir in uns tragen, blitzſchnell anſchießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Kryſtalles.

Und wenn jedes ſolche Bild eine Ahnung davon gibt, daß ſich in der Seele jedes Menſchen auch ein Miniaturbild von der Perſönlichkeit ſeines Volkes findet, ſo wird eine nach der Zeit geordnete Reihe dieſer Berichte, wie zufällig und willkürlich auch Manches darin ſein mag, doch noch etwas Anderes erkennen laſſen. Wir werden die Bewegung und allmähliche Umwandlung einer höheren geiſtigen Einheit, die uns hier ebenfalls wie eine geſchloſſene Perſönlichkeit entgegentritt, wahrnehmen. Und darum helfen auch dieſe kleinen Bilder vielleicht ein wenig zu lebendigerem Verſtändniß deſſen, was wir das Leben eines Volkes nennen.

Denn überall erſcheint uns der Menſch durch Sitte und Geſetz, durch die Sprache und den ganzen gemüthlichen Inhalt ſeines Weſens als kleiner Theil eines größeren Ganzen. Zwar empfinden wir auch dies Größere als geiſtige Einheit, welche, wie der Einzelne, irdiſch und vergänglich erſcheint, aber als ein Gebilde, welches ſein Erdenleben in Jahrhunderten vollendet, wie der Mann in Jahren. Wie der Mann, entwickelt auch das Volk ſeinen geiſtigen Gehalt im Laufe der Zeit, gefördert und gehemmt, eigenthümlich, charakteriſtiſch, originell, aber mächtiger und großartiger. Und weiter. Aus Millionen Einzelnen beſteht das Volk, in Millionen Seelen fluthet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zuſammenwirken von Millionen ſchafft einen geiſtigen Inhalt, bei welchem der Antheil des Einzelnen oft für unſer Auge verſchwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur ſelbſtſchöpferiſchen lebendigen Einheit wird. Welcher Menſch hat die Sprache erſchaffen, wer das älteſte Volksrecht erfunden, wer hat in erhobener Stimmung den dichteriſchen Ausdruck, den Vers erdacht? Nicht Einer erfand dies für ſeine praktiſchen Zwecke, es war ein gemeinſames geiſtiges Leben, welches in Tauſenden, die zuſammen lebten, aufbrach. Alle großen Schöpfungen der Volkskraft, angeſtammte Religion, Sitte, Recht, Staatsbildung, ſind für uns nicht mehr die Werke einzelner Männer, ſie ſind organiſche Schöpfungen eines höheren Lebens, welches zu jeder Zeit nur durch den Einzelnen zur Erſcheinung kommt und zu jeder Zeit den geiſtigen Gehalt der Individuen in ſich zu einem mächtigen Ganzen zuſammenfaßt. Jeder Menſch trägt und bildet in ſeiner Seele die geiſtige Habe des Volkes, jeder beſitzt die Sprache, ein Wiſſen, eine Empfindung für Recht und Sitte, in jedem aber erſcheint dies allgemeine Volksgut gefärbt, eingeengt, beſchränkt durch ſeine perſönliche Eigenart. Die ganze Sprache, das geſammte ſittliche Empfinden vereinigt in ſich nicht der Einzelne, ſie ſtellen ſich nur dar, wie der Accord in dem Zuſammenklingen der einzelnen verbundenen Töne, in der Geſammtheit, dem Volke. So darf man wohl, ohne etwas Myſtiſches zu meinen, von einer Volksſeele ſprechen.

Und ſieht man näher zu, ſo erkennt man mit Verwunderung, daß die Entwickelungsgeſetze dieſer höhern geiſtigen Perſönlichkeit ſich merkwürdig von denen unterſcheiden, welche den Mann frei machen und binden. Für ſich und ſeine Zwecke lebt der Menſch, frei erwählend, was ihm ſchade oder nütze; verſtändig formt er ſein Leben, vernünftig beurtheilt er die

Bilder, welche aus der großen Welt in ſeine Seele fallen. Aber nicht mehr bewußt, nicht ſo zweckvoll und verſtändig wie die Willenskraft des Mannes, arbeitet das Leben des Volks. Das Freie, Verſtändige in der Geſchichte vertritt der Mann, die Volkskraft wirkt unabläſſig mit dem dunkeln Zwange einer Urgewalt, und ihre geiſtigen Bildungen entſprechen zuweilen in auffallender Weiſe den Geſtaltungsproceſſen der ſtillſchaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüthe hervortreibt.

Von ſolchem Standpunkt verläuft das Leben einer Nation in einer unaufhörlichen Wechſelwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze. Jedes Menſchenleben, auch das kleine, gibt einen Theil ſeines Inhalts ab an die Nation, in jedem Manne lebt ein Theil der ſchöpferiſchen Geſammtkraft, er trägt Seele und Leib aus einem Menſchenalter in das andere, er bildet die Sprache fort, er bewahrt das Rechtsbewußtſein, alle Ergebniſſe ſeiner Arbeit kommen dem Ganzen wie ihm ſelbſt zu Gute. Millionen leben ſo, daß der Inhalt ihres Daſeins ſtill und unbemerkbar mit dem großen Strome zuſammenrinnt. Nach allen Richtungen aber entwickeln ſich aus der Menge bedeutende Perſönlichkeiten, die als geſtaltende größeren Einfluß auf das Ganze gewinnen. Zuweilen erhebt ſich eine gewaltige Menſchenkraft, welche in großen Gebieten auf eine Zeit lang das übermenſchliche Leben des Volkes beherrſcht und einer ganzen Zeit das Gepräge eines einzelnen Geiſtes aufdrückt. Dann wird unſerm Auge das gemeinſame Leben, welches auch durch unſer Haupt und unſer Herz dahinſtrömt, faſt ſo vertraut, wie uns die Seele eines einzelnen Menſchen werden kann; dann erſcheint die ganze Kraft des Volkes auf einige Jahre im Dienſte des Einzelnen ihm wie einem Herrn gehorchend. Das ſind die großen Perioden in der Bildung eines Volkes.

Aber kein Volk entwickelt ſein Seelenleben ohne Zuſammenhang mit andern Nationen. Wie die Individuen einander auf

Seele und Leib einwirken, ſo ein Volk auf das andere. Von dem geiſtigen Inhalte einer Nation geht in die andere über. Auch die praktiſchen Bildungen einer Volkskraft, ſein Staat, ſeine Kirche werden durch die fremden Gewalten fortgebildet, gehemmt, zerſtört. Eng iſt die Verbindung der Völkerſeelen in Europa, vielfach der Gegenſatz ihrer praktiſchen Intereſſen. Unaufhörlich erfährt eine Nationalität durch die andere Stärkung, Trübung, Umbildung. Zuweilen gewinnt die energiſche Entwickelung einer beſtimmten Volkskraft auf lange Zeit überwiegenden Einfluß auf andere, ſo daß ſie dieſen durch Jahrhunderte ihr Abbild eindrückt. So thaten einſt die Juden, die Griechen, die Römer. Auch das deutſche Volk hat dieſe Einwirkung fremder Kraft zu Glück und Unheil erfahren. Aus der antiken Welt kam der heilige Glaube des Gekreuzigten zu den wilden Söhnen des Urvaters Tuiſco, mit ihm zahlloſe Ueberlieferungen des Römerreiches, das geſammte Leben der Kriegerſtämme umbildend; durch das ganze Mittelalter war das Volk bemüht, den fremden Erwerb zu eigener Habe umzuarbeiten. Und wieder, am Ende dieſes Zeitalters begann eine neue Einwirkung der antiken Welt. Wieder ſtrömte geiſtiger Inhalt des Alterthums, ein lange verſchütteter Quell. Aus ihm kam der Idealismus der Humaniſten, der Vorgänger Luthers, der Idealismus der deutſchen Dichter, der Vorgänger der Freiheitskriege. Und dagegen aus der romaniſchen Welt drang in die deutſche mit gewaltſamem Fordern der Despotismus des ſiebenten Gregor und des dritten Innocenz, die Unterwürfigkeit der wiederhergeſtellten Kirche, die Eroberungsluſt Frankreichs. Da wurde Deutſchland verheert und das Leben des Volkes kam in tötliche Gefahr; aber das Fremde, welches übermächtig eingedrungen war, half auch zur Geneſung. Was die Fremden ſchufen in Wiſſenſchaft und Kunſt, Italiener, Franzoſen, Engländer, auch das breitete ſich über das deutſche Leben, und an dem fremden Erwerb klammerte ſich die deutſche Bildung feſt vom dreißigjährigen Kriege bis auf Leſſing.

Es iſt Aufgabe der Wiſſenſchaft, das ſchaffende Leben der Nationen zu erforſchen. Ihr ſind die Seelen der Völker die höchſten geiſtigen Gebilde, welche der Menſch zu erkennen noch befähigt iſt. In jeder einzelnen ſuchend, jedem erhaltenen Abdruck der vergangenen nachſpürend, auch die Splitter der zerſtörten beachtend, alles Erkennbare verbindend, ſucht ſie als letztes Ziel das Leben des ganzen Menſchengeſchlechts auf der Erde als eine geiſtige Einheit zu erfaſſen, mehr ahnend und deutend als begreifend. Während frommer Glaube die Idee des perſönlichen Gottes mit unbefangener Sicherheit über das Leben der einzelnen Menſchen ſtellt, ſucht der Diener der Wiſſenſchaft das Göttliche beſcheiden in großen Bildungen zu erkennen, welche, wie gewaltig ſie den Einzelnen überragen, doch ſämmtlich am Leben des Erdballs haften. Aber wie klein er ſich ihre Bedeutung auch gegenüber dem Unbegreiflichen, in Zeit und Raum Endloſen denken möge, in dieſem immerhin begrenzten Kreiſe liegt alles Große, was wir zu erkennen fähig ſind, alles Schöne, was wir je genoſſen, und alles Gute, wodurch wir je unſer Leben geweiht. Für Das aber, was wir noch nicht wiſſen und zu erforſchen bemüht ſind, eine unermeßliche Arbeit. Und dieſe Arbeit iſt, das Göttliche in der Geſchichte zu ſuchen.

1.

Aus der Römerzeit.

Die erſten Namen germaniſcher Völker kamen, ſoweit unſere Kunde reicht, aus griechiſchem Berichte nach Rom; ſie klangen nicht von der nahen Donau oder dem Rhein, ſondern aus der fernen Oſtſee. Ein Handelsfahrer aus Maſſilia, Pytheas, nennt um 300 v. Chr. die Gutonen als Anwohner des brandenden Bernſteinmeeres, die Teutonen als Händler des Bernſteins; ihm war auffallend, daß in den Nordländern das Getreide nicht auf freiem Felde, ſondern in Scheuern gedroſchen werde. Seinem Reiſebericht wurde wenig geglaubt. Als Scipio Aemilianus ſich einmal nach den Fahrten des abenteuernden Mannes erkundigte, und von ſeinen griechiſchen Gelehrten beſchieden wurde, daß Pytheas ein arger Lügner geweſen ſei, da ahnte der Zerſtörer Karthago's ſchwerlich, daß jene beiden fabelhaften Völker des Nordmeeres einſt dem ſtolzen Rom entſetzlicher ſein würden, als Hannibal geweſen, ja daß ſie in die Siebenhügelſtadt einziehen ſollten als Eroberer, und daß ihre Könige im Purpurkleid eines Triumphators auf knieende Römer, auf die Säulen und Tempel der römiſchen Götter herabſchauen würden. Denn die Teutonen wurden zweihundert Jahre nach Pytheas ein Theil des Kimbrerheeres, welches den erſten Anſturm der Germanen gegen das Römerreich unternahm, die Gutonen aber waren der nördliche Zweig des großen Gotenvolkes, welches die letzten entſcheidenden Schläge gegen das römiſche Italien führte.

Das erſte Wort deutſcher Sprache, welches uns aufgezeichnet iſt, wurde etwa um 200 v. Chr. aus Gallien nach Rom getragen. Es war das altgermaniſche Wort für Beamter, und bezeichnete ein den Römern fremdes Treueverhältniß des Dienenden zu ſeinem Herrn. Der Sinn, welchen der Deutſche mit dieſem Worte verbunden hat, iſt bis zur Gegenwart bedeutſam für ſein Gemüth und für ſeine Geſchichte geweſen.*)

Die erſte Rede eines Deutſchen, welche uns zufällig erhalten blieb, waren die Worte, welche ein Mann aus dem heutigen Mecklenburg im Jahr 109 v. Chr. zu Rom ſprach. Als dieſem der römiſche Begleiter das ausgeſtellte Bild eines alten Hirten wies und frug, wie hoch er das Meiſterwerk wohl ſchätze, da antwortete der Teutone: „Einen ſolchen Menſchen möchte ich nicht geſchenkt haben, ſelbſt wenn er lebendig wäre.“

Seit dieſer abweiſenden Kritik antiker Kunſt vergingen den Deutſchen ſechzehnhundert Jahre, in denen ſie gegen die römiſche Macht kämpften oder ihr dienten, und in ſtrenger Abhängigkeit von römiſcher Bildung allmählich zu einem Culturvolke wurden. Aber lange Zeit nach jenem Teutonen ſtand wieder ein Deutſcher aus den Bergen der Hermunduren zu Rom. Er las mit frommer Einfalt am Altar der Auguſtinerkirche die römiſche Meſſe; da drang während der heiligen Handlung zuchtloſer Zuruf ſeiner römiſchen Ordensbrüder ſo widerwärtig in ſein Ohr, daß ihm die Anſicht kam, die Römer, welche ſeit dem Heidenprieſter Bonifacius die Gedanken ſeines Volkes gerichtet hatten, ſeien ruchloſe Kinder der Hölle. Und er löſte den deutſchen Geiſt von Rom.

Dieſe ſechzehnhundert Jahre von dem Kimbrerkriege bis auf Luther umfaſſen das erſte Jugendalter der deutſchen Nation, eine lange politiſche Geſchichte, voll von Blut und Völker-

---

*) Das Wort, welches der römiſche Dichter Ennius gebrauchte, war **ambactus**, goth. **andbahts**, der Gefolgemann; **andbahti**. das Ambet. Amt.

mord, von ungeheuern Thaten und unermeßlichen Leiden, von fröhlich grünender Volkskraft und von verderblichen Stürmen, in welchen die jungen Blüthen welkten. Und doch ſind es im letzten Grunde nur wenig große Richtungen des Volksgemüths und Charakters, welche nächſt der geographiſchen Lage und den Einwirkungen von außen das Schickſal unſerer Nation beſtimmt haben. In Millionen verſchiedenartig geformter Menſchen äußerten ſich dieſelben Bedürfniſſe des Herzens, dieſelbe Auffaſſung der Pflichten und Rechte wirkſam. Wo das Volk ſein Leben formte, wo es liebte und zürnte, wo es eroberte und verdarb, ſtand es unter dem Zwange ſeiner natürlichen Anlagen und unter dem Zwange der Gewohnheiten und idealen Stimmungen, welche ihm ſeine Ahnen vererbt hatten. Jedes Geſchlecht ſchuf Neues aus der vorhandenen Habe, aber ſehr langſam vollzog ſich die Umwandlung der uralten Zuſtände und Neigungen. Für das ganze Mittelalter der Deutſchen iſt entſcheidend, wie ſie in der Urzeit auf den Schollen des deutſchen Ackerbodens ſaßen, und wie ſie den trotzigen Egoismus des Landbauers durch ihre Hingabe an ideale Empfindungen adelten.

Die Kenntniß der älteſten Zuſtände unſerer Nation verdanken wir den Schriftſtellern der antiken Welt; demnächſt unbehilflichen Aufzeichnungen, welche uns aus dem frühen Mittelalter über Schickſale, Recht, Poeſie, Glauben unſerer Vorfahren erhalten ſind; endlich Vielem, was mit unſerer Sprache im Volke ſelbſt als alte Ueberlieferung, Lebensordnung, Gebrauch, Aberglaube bis zur Gegenwart lebendig blieb. Durch die heimiſchen Traditionen ergänzt unſere Geſchichtswiſſenſchaft die Berichte der Griechen und Römer.

Unter dieſen Berichten iſt uns die Germania des Tacitus ſo ſehr die Hauptquelle, daß wir den Werth aller andern Nachrichten aus früherer oder nächſtſpäter Zeit darnach ſchätzen müſſen, ob ſie die Schrift des Tacitus beiſtimmend ergänzen oder ob ſie ihr widerſprechen.

Die Stadt Rom bot im Jahre 98 nach Chr. reichlich Gelegenheit, Kunde über Germanien einzuziehen. Zahlreich waren die Sklaven und Freigelaſſenen deutſcher Geburt, in der deutſchen Leibwache der Kaiſer ſtand mancher bewanderte Mann, dazu kamen vornehme Geiſeln, flüchtige Fürſten und Häuptlinge und häufige Geſandtſchaften kluger Volksführer. Auch müſſen die Akten des Senats und das kaiſerliche Cabinet lehrreiche Berichte römiſcher Grenzbeamten enthalten haben. Dennoch ſtehen im Vordergrunde der Germania durchaus ſolche Eindrücke, wie ſie ein angeſehener Römer in Deutſchland ſelbſt und im perſönlichen Verkehr mit germaniſchen Häuptlingen empfangen mußte. Die Geſchichtsſchreibung des Alterthums kannte nicht das reichliche Eintragen kleiner ſchildernder Züge, welches uns ſeit dem Aufblühen der Romanliteratur lieb geworden iſt, ſie beſaß dafür einen rhetoriſchen Zuſatz, den wir gern entbehren. Tacitus vollends war kein Maler von Einzelheiten; daß aber eine Reihe ſehr lebendiger Anſchauungen in ſeiner Seele lebte, als er die Germania ſchrieb, iſt trotz der knappen Form des Büchleins unverkennbar. Auf ſolchen Anſchauungen, wie ſie nur der Sinn eines fremden Beobachters feſthält, ruht das abwägende Urtheil über Urſprung und Volkscharakter der Deutſchen, über das Ausſehen der Landſchaft, über die Balkenwände und die glänzenden Farben am Giebel der Häuſer; daß darin ſilbernes Tafelgeſchirr gleichmüthig unter dem irdenen Hausrath aufgeſtellt werde; darauf ferner die Schilderung des Tageslebens im Hauſe und der Behandlung des Gaſtes, die Beſchreibung der Mahlzeit und das ſtrenge Urtheil über Gerſten- und Weizen-Ale, ein Getränk, „das zu einer Aehnlichkeit mit Wein zuſammengefälſcht ſei"; darauf die Beobachtung über den Unterſchied der Pelzröcke bei Rheinländern und Binnendeutſchen, die Bemerkung, daß die Einzelnen ſo unpünktlich bei der Volksverſammlung erſcheinen. Vor Anderm aber bezeichnet die Stellung des Beobachters, daß die ausführlichſte aller Schilderungen die des deutſchen Gefolgeweſens iſt, und zwar gerade ſo, wie es ſich im Haushalt eines Häuptlings darſtellte.

Den perſönlichen Verkehr des fragenden Römers mit einem klugen Volkshaupte verräth auch die kurze Deutung mancher Sitten: der Verlobungsbräuche, der Pflicht und Ehre des deutſchen Weibes, wie ein Mann trauern müſſe, daß der Verlierer im Spiel verbunden ſei, ſich der verlorenen Freiheit zu entäußern, mit dem verwunderten Zuſatze des Römers: „ihnen heißt das Redlichkeit.“

Daß die Eindrücke eines vornehmen Reiſenden die Grundlage der Germania ſind, wird endlich durch Manches klar, was wir darin vermiſſen. Der Kaufmann im deutſchen Dorfe, der Offizier in ſeiner Grenzſtation hätte vieles Andere geſehen, auffallende Rechtsbräuche, Märkte, Handelswege, Verkehr und Unterſcheidendes der Stämme. Bei Schilderung deutſcher Gaſtmähler und geſelliger Zuſammenkünfte erwähnt der Berichterſtatter gerade nicht die ſtehende Feſtfreude der Deutſchen, den Vortrag des Sängers, während er doch ſehr genau den Waffentanz leichtgeſchürzter Jünglinge beſchreibt, mit dem Zuſatze: nur dieſe und immer dieſelbe Aufführung bei jeder Geſellſchaft. Wir wiſſen, daß dies ſo ausgedrückt nicht richtig iſt. Ein römiſcher Krämer oder Centurio hätte in der Trinkhalle eines Häuptlings wohl zuerſt die langen einförmigen Lieder und den leidenſchaftlichen Antheil der Hörer auffällig gefunden. Bei einem vornehmen Fremdenbeſuch dämpfte das Zartgefühl des Hausherrn den unverſtändlichen Geſang, deſſen Inhalt außerdem in vielen Fällen nicht ſchmeichelhaft für die Römer war, und man wählte eine Unterhaltung, welche ohne Dolmetſch verſtändlich wurde. Ebenſo ungenügend iſt der Bericht über germaniſche Bewaffnung. Auch hier wiſſen wir, zum Theil aus ſpätern Schriften des Tacitus ſelbſt, daß er Auffälliges übergeht. Gerade die eigenthümlichen Stammeswaffen werden nicht genannt, — begreiflich nicht die auffällige Wurfkeule der Goten, — aber auch nicht das Meſſer der Niederdeutſchen, nicht die kurzgriffige Doppelaxt des Iſtävonen, altnationale Waffen, welche ſeit Kenntniß der römiſchen Kriegskunſt wohl verdrängt, nicht neu eingeführt werden konnten, und welche doch den folgenden Geſchlechtern an Sachſen und Franken ſehr wohl bekannt waren.*) Offenbar hat der Erzähler (Cap. 6) die Bewaffnung eines einzelnen Stammes vor Augen, bei dem er kriegeriſche Uebungen ſchaute.

Auch der zweite Theil der Germania, die Völkeraufzählung iſt aus kurzen Notizen zuſammengeſetzt, die ein Römer nach dem Berichte kundiger Germanen aufzeichnete. Namen und Lage der Völker ſind im Ganzen ſehr richtig und wohlgeordnet, wie der Vergleich mit anderweitigen Nachrichten ergibt; aber der Römer, welcher ſie niederſchrieb, weiß von den meiſten Völkern nichts weiter, als hie und da eine kurze Angabe ſeiner Gewährsmänner über Cultus, Bewaffnung, Regierungsform, gerade ſolche Anekdoten, welche einem Germanen merkwürdig erſcheinen. Daß Tacitus nicht weſentlich mehr weiß, als er berichtet, muß man annehmen, weil er den Mangel an Einzelheiten hier und da durch eine kleine ſchwungvolle Betrachtung zu verdecken bemüht iſt, und weil ihm weſentliche Völkerverhältniſſe, z. B. der Vandalenbund, das Vorhandenſein der Burgunder, die Nordgrenze der Hermunduren, die Oſtgrenze des Suebenbundes, vor allem die ganze Gruppe der Gotenvölker unklar geblieben ſind. Und doch mußte, wer Lagerung und Namen der meiſten Völker einem Römer ſo genau angab, auch mehr von ihnen wiſſen.

Sogar die Landſchaft, in welcher dieſe Reiſeeindrücke geſammelt wurden, iſt zu erkennen. Wald und Sumpf des niederdeutſchen Flachlandes, das einzelne Gehöft, das große Haus, in welchem Herrenkinder und Unfreie neben dem Vieh wohnen, die großen Schafherden von kleinem Schlage weiſen nach dem deutſchen Nordweſten. Auf Niederdeutſchland leitet auch das Hervorheben des ſeelenführenden oberſten Gottes und der heiligen weißen Roſſe; auch in den Namentafeln ſtellt Tacitus beide Male die niederdeutſchen Namen des Ingo und der Marſen an die Spitze. Entſcheidend endlich iſt, daß die Germania beſſer über die nordweſtlichen Stämme unterrichtet iſt, als über die näheren an der Donau. Von Hermunduren, Markomannen, Quaden weiß Tacitus nichts Heimiſches zu berichten, die Bevölkerung des Zehntlandes hat der Berichterſtatter nicht beſucht, ſonſt würde er Genaueres über ihre Sprache und Zuſammenſetzung melden, unſicher folgt er darin der gewöhnlichen Annahme. Dagegen ſind die Verhältniſſe der Bataver und ihres Stammvolkes, der Chatten, ſowie der benachbarten Frieſen, Chauken, Cherusker zwar kurz, aber genau angegeben. Rechnet man dazu das ſchöne Denkmal, welches Tacitus der Tüchtigkeit der Chauken geſetzt hat, und das abfällige Urtheil über die Cherusker, welche damals mit Chauken und Chatten verfeindet waren, ſo wird ſehr wahrſcheinlich, daß der Reiſende ſeine Anſchauungen am Unterrhein geſammelt hat, vielleicht ſogar die Gaſtfreundſchaft eines vornehmen Batavers oder Chauken genoß. Die Bataver ſind das erſte Volk, welches Tacitus aufzählt.

---

*) Sie ſind ſogar auf den farbigen Bildern der notitia dignitatum, deren Abfaſſung etwa in das Jahr 400 fällt, zu erkennen.

Nun iſt allerdings möglich, daß Tacitus die Notizen, welche er in der Germania verarbeitete, zu Rom von perſönlichen Bekannten erhielt. Wenn man aber den warmen Ton und die gehobene Weiſe beachtet, mit welcher er die Vorzüge deutſcher Natur hervorhebt, wird man die Vermuthung nicht abhalten können, daß er ſelbſt der Reiſende war. Eben darauf weiſt die Beſtimmtheit, mit welcher als gemeingiltig geſetzt wird, was gerade dem fremden Beobachter wiederholte Eindrücke gab, darauf auch die eigenthümliche Kraft der gedrungenen Darſtellung, welche kleine Erinnerungen eines Ausflugs ſchwungvoll zu verarbeiten ſuchte. Sogar die Widerſprüche, welche zwiſchen einzelnen Schilderungen der Germania und andern Thatſachen ſind, die Tacitus in den ſpätern Geſchichtswerken überliefert, verrathen, daß ihm hier zum Theil lebhafte und vorübergehende Einzelbilder das Gemüth füllten. Wenn er z. B. über die Sittenreinheit der Deutſchen urtheilt, ſie tragen keine Sorge um Geld und Beſitz, ſo ſteht dieſe Nachricht leider im Gegenſatz zu Manchem, was er uns ſelbſt über die Beſtechlichkeit deutſcher Häuptlinge berichtet. Die Germania iſt nicht in der rhetoriſchen Abſicht abgefaßt, den Römern ein geputztes Gegenbild aufzuſtellen, ſondern mit der Empfindung, welche einem hochgeſinnten Manne durch wohlthuende perſönliche Eindrücke erregt wird.

Daß Tacitus in der Halle eines Batavers, Frieſen oder Chauken deutſches Ale zu trinken genöthigt war, iſt für uns nur eine fröhliche Vermuthung; ernſter ſtimmt der Gedanke, daß der letzte große Geſchichtſchreiber des römiſchen Alterthums auch der erſte war, welcher uns genauere Kunde von unſern Vorfahren zugetragen hat. Und es iſt nicht mißverſtandene Pietät, wenn wir den Mann hochhalten, der das Tüchtige der Germanennatur ſo warm im Herzen trug.

Wir aber, haben wir auch ein Recht, uns als Söhne der alten Germanen zu betrachten, denen der Römer Antheil bewies? Die Frage iſt nicht unnütz, ſie iſt zuweilen auch von deutſchen Gelehrten verneinend beantwortet worden. Man hat Kelten und Slaven großen Theil an unſerm Blut und Weſen zugeſchrieben, und man hat von anderer Seite mit beſſerem Grunde gelehrt, daß unſere Bildung weit mehr auf der römiſchen Welt, als auf der Weisheit alter Goten und Sigambrer beruhe. Dies Buch will verſuchen, ſolcher Frage eine Antwort zu finden. Doch ein kurzer Beſcheid ſei ſchon hier geſtattet. Es iſt wahr, wir Deutſche ſind, wie jedes Culturvolk, nicht nur durch den unabläſſigen Zufluß fremder Einwanderer in den achtzehnhundert Jahren unſerer Geſchichte mit fremdem Volksthum gemiſcht, es hat ſich auch ein guter Theil des modernen deutſchen Lebens auf ſlaviſchem Grunde emporgerungen, und wer eine — in Wahrheit unausführbare — Schätzung wagen wollte, wie viel germaniſches und wie viel fremdes Blut in unſern Adern rollt, der würde wohl ein Drittheil unſerer Bevölkerung aus fremdem Urquell ableiten dürfen. Es iſt ferner wahr, daß wir die Grundlagen unſerer geiſtigen Habe dem claſſiſchen Alterthum verdanken, und daß Millionen ſtolzer Germanenkrieger verdorben ſind, damit wir Adoptivenkel der römiſchen Welt werden konnten. Aber unſer Gemüthsleben, die Weiſe, wie wir die Welt in unſern Seelen aufnehmen und abſpiegeln, unſere charakteriſtiſchen Neigungen und Schwächen, unſer Idealismus, auch die Grundlagen unſerer Sitte ſind ſo gut wie der Goldſchatz unſerer Sprache ein Familienerbe der Germanen des Tacitus, ein Erbe, welches mit unwiderſtehlicher Gewalt uns allen Gemüth, Gedanken, Erfindung im Zwange deutſchen Lebens ausbildet. Dies iſt ein unzerſtörbarer Beſitz, der trotz vielen Wandlungen in der Zeit und trotz unabläſſiger Einwirkung des Fremden uns eigenthümlich und ebenſo ureigen geblieben iſt, wie deutſches Weſen in der Urzeit war. Durch ihn wird alles fremde Blut, das in unſere Bevölkerung rinnt, in deutſche Art umgeſetzt. Wir vermögen die Strömung dieſer Volkskraft, welche jetzt breit dahin fließt, in ununterbrochener Folge bis zu den Stämmen zurückzuführen, welche die Germania nennt, und deshalb ſind wir in Wahrheit die Nachkommen jener Alten, und wer von ihnen berichtet, ſpricht von unſern Ahnen.

Zur Zeit des Tacitus war den Germanen Weſtgrenze der Rhein, Südgrenze die Donau; im Norden bewohnten ſie den größten Theil Skandinaviens, im Oſten hatten ſie Gebiet von ungemeſſener Ausdehnung noch weit über die Weichſel hinaus inne. Seit jener Zeit haben ſie alte Sitze im Oſten den Slaven überlaſſen, das Land aber im Süden der Donau und einige Landſchaften jenſeits des Rheins erworben, einen großen Theil des Gebiets zwiſchen Elbe und Weichſel verloren und wiedergewonnen, außerdem England, Schottland und die entfernten Nordinſeln beſetzt. Die Grenzen ihrer Sitze auf dem Feſtlande ſind alſo gegen jene Römerzeit nicht auffallend verändert; was ſie im Oſten einbüßten, haben ſie im Weſten und Süden zum Theil angefügt. Aber es iſt nur die kleinere Hälfte der alten Germanenvölker, deren Enkel dieſes Landgebiet füllen. Die größere Hälfte hat ſich in Italien, Gallien, Hiſpanien zu den alten Landesbewohnern und fremden Einwanderern geſellt, die heimiſche Sprache verloren und ein neues Volksthum gefördert, welchem der germaniſche Zuſatz die Kraft zu leben gab. Im baltiſchen Norden hat germaniſches Blut gedauert, von England aus in neuer Zeit mit der alten Coloniſtenkraft fremde Welttheile unterworfen.

Verhängnißvoll aber für das Erdenſchickſal der Germanen zwiſchen Weichſel und Rhein iſt bis zur Gegenwart der Umſtand geweſen, daß ſie zur Römerzeit in dem Mittellande Germaniens nicht altheimiſch angeſiedelt waren. Gerade hier umſchloß ein hohes Waldgebirge als rieſiger Feſtungswall drei Seiten einer weiten Landſchaft, die nur nach der Donau hin dem Einſtrömen der Völker geöffnet war. In dem heutigen Böhmen hatte ſich mitten unter Germanen der keltiſche Stamm der Bojer hinter den Bergen behauptet. Erſt hundert Jahre vor Auguſtus gelang es dem großen Suebenbunde, vom Norden her die Fremden auszutreiben und das fruchtbare Gebiet zu beſetzen. Aber das Reich der Markomannen wurzelte nicht feſt am Boden, ſchnell brach es unter römiſchen Intriguen zuſammen, die deutſchen Anſiedler zogen ſüdwärts an die Donau, und die alte Heimat der Bojer wurde ſeitdem den angrenzenden Suebenvölkern eine Erweiterung ihres Landbeſitzes, ein unſicherer und wahrſcheinlich dünn bevölkerter Erwerb. Daß dies Mittelland Germaniens nicht durch angeſtammte Bevölkerung beſiedelt war, deren Heiligthümer und Heimatsgefühl an die Scholle banden, das iſt ein Schade der deutſchen Geſchichte geworden, den wir noch heute fühlen. Denn leicht verloren ſich in der Völkerwanderung die Deutſchen aus dem neuen Lande, und ſlaviſche Stämme zogen geräuſchlos in die fruchtbaren Thäler. Als nun im Mittelalter das ganze Odergebiet im Oſten von Böhmen wieder durch deutſchen Pflug und Bürgerſinn germaniſirt wurde, blieb das große geſchützte Ringland der Mitte in der Hand eines fremden Volkes. — Daß es den Deutſchen ſo ſchwer geworden iſt, zu einem Staate zuſammenzuwachſen, ſoll man nicht vorzugsweiſe aus einer Schwäche deutſcher Nation erklären, es iſt ebenſo ſehr ein Verhängniß, welches auf der Bildung des deutſchen Bodens und der Urgeſchichte unſeres Volkes ruht. In den Grenzländern der Donau und Oder entſtanden im Mittelalter Marken, welche allmählich der Kern größerer Staaten wurden, das Herzland Germaniens lag fremd hinter Felſen und Wäldern; in langen Zwiſchenräumen brach dort ein wildes Kriegsfeuer auf, welches über die Gebirge fahrend die deutſche Entwickelung ſtörte. Als endlich dem Lande die deutſche Oberherrſchaft aufgezwungen war, fiel es zu dem Süden, dem es geöffnet lag, aber noch heute dauert dort, rings von Deutſchen umgeben, eine fremde Nationalität.*)

In dem übrigen Deutſchland ſaßen die Germanen, als ſie den Römern bekannt wurden, bereits ſeit undenklicher Zeit. Kein Bericht eines Römers, keine heimiſche Stammſage hat eine Erinnerung an den erſten Einzug von Oſten bewahrt, ja wir dürfen aus den ſpäter erfundenen Wanderſagen der Franken und Sachſen ſchließen, daß den Deutſchen ſelbſt ſchon in der Römerzeit die Erinnerung an frühere Wohnſitze verdämmert war. Sie waren die Eingeborenen, die „Thiuda“, das Volk, ihre Sprache im Gegenſatz zu jeder fremden die thiudiſca, Volkſprache, das Land ihr Heim, ſie erkannten einander ſämmtlich als Stammgenoſſen, welche in vielen Mundarten dieſelbe Sprache redeten, auf demſelben Götterglauben und denſelben Rechtsanſchauungen ihre Familie, Gemeinde und Dichtkunſt entfaltet hatten. Bitterlich haderten die einzelnen Völker um Ackerland und Grenzen, ſie blieben ſich auch im tötlichen Haſſe wohlbewußt, daß ſie von demſelben göttlichen Ahnherrn herkamen, und daß ihre älteſten Stammhelden Brüder waren. Große Völkergruppen waren durch gemeinſame Heiligthümer und Cultusſtätten verbunden, durch Ehen der Fürſten und durch erprobte Bundestreue im Kampfe. Sie hatten uralte Stammbäume auch der Völker. Darnach ordneten ſich die Völker zwiſchen Oder und Rhein in drei Gruppen. In Niederdeutſchland wohnten die Söhne des Ingo. Die Erſtgeburt und das Heiligthum ſeines Hauſes war bei dem Volke, welches mit prieſterlichem Namen Marſen, ſonſt Chauken hieß. Zu dieſem Geſchlecht gehörten Kimbrer, Teutonen, Angrivarier, Frieſen und wahrſcheinlich die Cherusker.*) Im Rheinland ſaßen die Söhne des Iſto auf langgedehnter Grenze; nicht ſo feſt war ihr Familienbund, der Kampf mit den Kelten und Römern hatte bei ihnen ſchon zerſtörende Wirkung gethan. Majorat des Hauſes und Heiligthum ſtand wahrſcheinlich bei den Sigambren (Gambriviern). Zu dieſem Geſchlecht gehörten Chamaven, Brukterer, Uſipier, Tenktrer. In Binnendeutſchland waren die Kinder Hermin's angeſiedelt, deren Mehrzahl als Sueben in großer Eidgenoſſenſchaft vereinigt ſtand. Alterswürde und Bundesheiligthum beſaßen die Semnonen. Zu dieſer großen Familie zählten ſich die Chatten, Hermunduren, Markomannen, Quaden, Langobarden. Von den Angeln und ihren Nachbarn, welche zuſammen die Genoſſenſchaft der Nerthusvölker bildeten, iſt zweifelhaft, ob ſie zu den Kindern

---

*) Die Dauer der Bojer in Böhmen berechtigt zu der Vermuthung, daß die Germanen bei ihrer erſten Beſiedelung Deutſchlands nicht aus dem Donauthal, ſondern vom Nordoſten eindrangen und ſich faſt rings um die böhmiſchen Gebirge ausbreiteten, während die ſpätere, geräuſchloſe Beſetzung durch die Slaven vom Südoſten erfolgte.

---

*) Plinius zählt dieſe zu den Herminonen.

Ingo's oder Hermin's gehörten. Oeſtlich von dieſer dreigetheilten Maſſe ſaßen in dem weiten Flachland der Oder die Burgunder und der große Bund der Vandalenſtämme; ſie ſtellten in Sprache und Sitte den Uebergang zu der größten Familie deutſcher Völker dar, zu den Goten, unter denen Gutonen, Heruler, Rugier, Gepiden zu dem nördlichen Zweige, Baſtarner, Oſt- und Weſtgoten zum ſüdlichen gehörten. Aus den Niederdeutſchen bildete ſich in den nächſten Jahrhunderten der Sachſenbund, ferner aus Trümmern verſchiedener Völker am Rhein, unter denen die Kinder des Iſto überwogen, die Franken; aus den erobernden Einwandrern des Zehntlandes die Alemannen, welche meiſt dem Suebenſtamme angehörten. Noch heut füllen die drei alten Familien des Ingo, Iſto, Hermin das deutſche Gebiet zwiſchen Elbe und Rhein, als Sachſen, Franken und Schwaben-Alemannen. Allerdings viel gemiſcht und nicht mehr in den alten Grenzen. Die nördlichen Sueben ſind nach dem Süden gezogen, die Franken haben ſich zwiſchen ihnen ins Binnenland eingedrängt. In Oberbaiern aber und Oberöſterreich wohnen neben Markomannen Gotenenkel, Nachkommen der Heruler und Rugier; die Burgunder dauern in Bern, die Frieſen auf ihren Inſeln, in Nordalbingien Trümmer der meiſten Nord- und Oſtſeevölker des Tacitus, im Innern haben Niederſachſen, Chatten und am Thüringer Wald auch Hermunduren die alten Sitze bewahrt. Aber bereits in der Römerzeit iſt ein innerer Gegenſatz erkennbar zwiſchen Niederdeutſchen und zwiſchen Rhein- und Binnendeutſchen. Er beruht auf ihrem Hausbau und ihrer Ackerwirthſchaft und arbeitet unmittelbar nach der Völkerwanderung Sprache, Sitte und politiſches Schickſal zu ſcheiden.

An der Nordgrenze ihres Reiches und in der Nähe des Rheins ſtießen die Römer mit den Germanen zuſammen; von dieſen Kämpfen und den Völkern, welche darin Ruhm und Untergang fanden, iſt uns die meiſte Kunde überliefert. Auf den öſtlichen Völkern liegt noch durch mehre hundert Jahre tiefes Dunkel. Demungeachtet iſt die Annahme irrig, daß die beſte Kraft der Germanen und ihre höchſte nationale Cultur an der Römergrenze geweſen ſei. Vieles weiſt darauf hin, daß die ſtärkſte Gewalt deutſcher Natur ſich in den größten Verhältniſſen fern im ſtillen Oſten geregt habe. Denn nicht am Rhein, ſondern im Oſten der Elbe waren die Heiligthümer der größten Eidgenoſſenſchaften, im deutſchen Nordoſten ſind, ſo weit unſere Kunde reicht, zuerſt und am häufigſten goldene Schaumünzen geprägt, dort die zahlreichſten Runeninſchriften gefunden worden. Im Oſten hatte ſich auch bei mehren Völkern bereits der alte lockere Verband der Dorfgemeinden und Gaue zu einer feſtern politiſchen Einheit unter Königen zuſammengezogen. Aus dieſem fernen Oſten ergoſſen ſich wenige Jahrhunderte ſpäter die edlen Stämme der Goten, Vandalen, Langobarden, Burgunder über das Römerreich, und gerade dieſe Völker erwieſen höhere Empfänglichkeit für römiſche Bildung als die Deutſchen des Rheins und der Nordſee, ja ſo auffallend ſchnelle Anfügung, daß wir mit Sicherheit auf eine nicht geringe heimiſche Vorbildung des Geiſtes und Gemüthes ſchließen dürfen.

Auch darf man nicht meinen, daß die öſtlichen Germanen ganz außer Berührung mit antiker Bildung gelebt haben. Während die Deutſchen am Rhein durch Gallier und Römer von der fremden Welt des Südens erfuhren, drang zu den öſtlichen Völkern von den Hellenen her andere Kunde. Wenig betreten waren die Handelsſtraßen, welche aus Hellas durch das Skythenland nach der Oſtſee führten, aber ſie beſtanden ſeit uralter Zeit, und wir wiſſen, daß eine derſelben das Oderthal entlang lief. Mit den Abenteurern, welche darauf ſchritten, zog auch mancher geiſtige Erwerb aus dem griechiſchen Leben in das deutſche: Wanderweisheit, Sage und kluge Erfindung. Doch was griechiſche Berichte von dieſem alten Zuſammenhang der Völker melden, klingt nur leiſe, als undeutliche Sage, in unſer Ohr.

Aber die Nation, welche von dem Tage, an welchem ſie zuerſt in das helle Licht der Geſchichte tritt, einen Wandermuth zeigt und eine Freude an kühnen Fahrten in die Fremde wie keine andere, hat auch vorher nicht ganz unbekümmert um die übrige Welt auf altem Erbe geſeſſen. Sogar in politiſche Verbindung mit den Hellenen waren germaniſche Stämme ſchon vor dem Kimbrerkriege gekommen. Die macedoniſchen Könige hatte ein Bündniß mit dem gotiſchen Stamme der Baſtarner geſucht, und ein Zuſammenſtoß der Römer mit germaniſchen Soldtruppen des Philipp und Perſeus war nur durch den ſchnellen Sturz des macedoniſchen Reiches verhindert worden. Den Römern aber waren bis zum Jahre 113 v. Chr. die Völker fremd, welche ihre Erben werden ſollten.

In dieſem Jahre überſchreiten ungeheure Schwärme eines fremden Volkes die Grenze der Taurisker im heutigen Kärnten. Der römiſche Conſul Papirius Carbo eilt mit ſeinem Heer nach Norden, beſetzt die Alpenpäſſe und verbietet den Fremden den Aufenthalt, weil die Einwohner Gaſtfreunde der Römer ſeien. Die Fremden entſchuldigen ſich, ſie haben nicht gewußt, daß die Eingeborenen unter römiſchem Schutze ſtehen, und ſie ſind bereit das Land wieder zu verlaſſen. Das Abkommen wird geſchloſſen, der Römer aber gibt dem Heerzug täuſchende Boten mit, welche ihn auf Umwegen in einen Hinterhalt locken; dort überfällt ſie der Conſul bei Noreja in Kärnten. Der erſte feindliche Zuſammenſtoß der Germanen und Römer wird durch Schurkerei eines Römers herbeigeführt. Aber bei dieſer erſten Schlacht ſchleudern auch die Götter der beiden Nationen ihre Blitze in den Kampf der Männer. Ein Gewitter verkündet nach Germanenglauben den Zorn der Himmliſchen; wenn unheilbedeutender Hagel auf die Schilde ſchmettert, ziemt dem Menſchen den Kampf abzubrechen.*)

---

*) Derſelbe Glaube der Deutſchen hilft dem Kaiſer Marc Aurel zu ſeinem großen Sieg über die Quaden, er beherrſcht auch noch die chriſtlichen Franken. So vereitelt der Hagel im J. 537 die Mordpläne der

Dieſer Zufall rettet die geſchlagenen Römer vor Vernichtung. Die Germanen aber weichen trotz ihrem Sieg aus dem römiſchen Schutzland nach Gallien.

Nach dieſer erſten Begegnung erfuhren die Römer Näheres von der drohenden Gefahr. Die Fremden werden bald Kimbrer, bald Teutonen genannt; ihre Zahl iſt unermeßlich, ſie wird auf 300,000 Häupter geſchätzt, auch dieſe Menge ſoll noch unter der Wirklichkeit ſein, ſie führen Weib und Kind auf gedeckten Wagen mit ſich, dazu Roſſe, Jochvieh und Hunde; ſie berichten, daß ſie aus fernem Norden herangekommen ſind, wo noch ein Theil ihres Stammes wohne, jahrelang ſind ſie gewandert, im Winter haben ſie unter fremden Völkern geraſtet und ſich geſchlagen, in guter Jahreszeit ſind ſie weiter gezogen. Sie waren, wie es ſcheint, zuerſt mit den Bojern in Böhmen zu Kampf und Genoſſenſchaft gekommen, und Keltenhaufen hatten ſich an ſie angeſchloſſen, aber dem Kern nach waren ſie ein fremdes Volk.

Vier Jahre lang hauſen ſie in Gallien, ohne die römiſche Grenze zu verletzen. Hier tritt ihnen im Jahre 109 ein zweites römiſches Heer entgegen, wieder um galliſche Gaſtfreunde zu ſchützen. Die Kimbrer ſuchen nicht den Kampf, ſie ſenden zum Conſul Silanus und bitten dringend, ihnen Land anzuweiſen, ſie wollen dafür den Römern Kriegsdienſte thun. Der Conſul aber zieht ihnen ſofort entgegen und greift ſie an, er verliert die Schlacht, ſein Lager, das Heer; der Weg nach Italien ſteht den Germanen offen, in Rom herrſcht großer Schrecken. Dennoch brechen die Fremden nicht in römiſches Gebiet ein, ſondern ſie ſenden eine Geſandtſchaft an den Senat und wiederholen die Bitte um Landanweiſung; auch als dieſe verweigert wird, achten ſie die römiſche Grenze

---

Brüder Chlothar's, ſie und ihr Heer werfen ſich unter den Schilden zu Boden und bitten Gott um Verzeihung, daß ſie etwas gegen ihr Blut unternommen haben. Ebenſo verhindert im Jahre 557 ein Gewitter die Schlacht zwiſchen den Söhnen Chlothar's.

und wenden ihre Waffen gegen keltiſche Gaue. Wieder vergingen vier Jahre, drei große römiſche Heere ſtanden im römiſchen Gallien am Rhone. Das erſte Heer unter Marcus Aurelius Scaurus lagerte, ſo ſcheint es, außerhalb des römiſchen Gebietes; er wurde gänzlich geſchlagen und als Gefangener vom Kimbrerkönig in der Verſammlung niedergeſtoßen, im Zorn oder zur Abwendung eines böſen Omens, weil er vor den Germanen die Römer unbeſiegbar genannt hatte. Zum Führer des andern Heeres ſandten jetzt die ſiegreichen Germanen aufs Neue eine Botſchaft, zum dritten Male ſuchten ſie den Frieden, baten um Land und um Saatkorn,*) der hochfahrende Servilius Cäpio aber fügte den Geſandten ſolche Schmach zu, daß ſie kaum mit dem Leben davonkamen. Da thaten die Germanen nach heimiſchem Brauch ihr ſchweres Schlachtengelübde, Alles im feindlichen Heer den Göttern zu ſenden, wenn dieſe den Sieg verliehen. Am nächſten Tage ſtürmten ſie bei Arauſio das befeſtigte Lager des Conſuls und vernichteten gleich darauf in einer neuen Schlacht auch das dritte römiſche Heer unter Cnejus Mallius. 120,000 römiſche Krieger und Troßleute ſollen in dieſen Schlachten geblieben, nur zehn Mann entronnen ſein. Was von Römern nicht im Kampfe fiel, wurde den Göttern getötet, alle Roſſe erſtochen, alle Rüſtungen zerſchlagen, alle Kriegsbeute, alles Gold und Silber des römiſchen Lagers zu Hauf getragen und tief in den Rhoneſtrom verſenkt. Aber während Rom zitterte und die verweichlichten Stadtleute in die Schiffe ſtürzten, um aus Italien zu fliehen, wandten ſich die Sieger zum dritten Mal abwärts gegen die ſtreitbaren Völkerſchaften der Pyrenäen und der Belgen. Die Römer gewannen zwei Jahre Zeit, den paniſchen Schrecken zu überwinden und neuen Heeren unter Marius die feſte Kriegszucht einzuüben. Endlich im Jahre 102 kamen die Germanen wieder dem römiſchen Lande nahe, diesmal mit dem Entſchluß in Italien einzubrechen. Da ereilte ſie ihr Geſchick. In zwei Heeren ſuchten ſie den Weg. Aber Marius vernichtete bei Aquä Sextiä das Heer der Teutonen und Ambronen. Heiß war die Schlacht, hinter den Germanen rieſen ihre Frauen mahnend zum tapferen Kampfe, und ihre Kinder paukten heftig auf das Lederfell der Wägen und erregten ein donnerndes Getöſe, die Götter zu mahnen, daß ſie hilfreich herabſchauten. Die Männer fielen oder wurden gefangen, die Frauen ſetzten den Kampf fort und ſandten dem Römer eine Botſchaft, ſie wollten ſich ergeben, wenn man ihre Ehre ſchone und ſie zu Dienerinnen der Veſta mache. Als das verweigert ward, töteten ſie ihre Kinder und ſich ſelbſt. Unterdeß waren die Kimbrer über die Alpen in das italiſche Gebiet hinabgeſtiegen, hatten im Etſchthale ein römiſches Heer zurückgeſchlagen, das fruchtbare Land in Beſitz genommen und in Germanenweiſe aufgetheilt.*) Ruhig ſaßen ſie hier ein Jahr lang, und erwarteten, ob man wagen werde ſie herauszufordern. Noch ein Jahr genoſſen ſie den milden Himmel des Wunderlandes, zu dem ſchon oft lockende Schilderung ihren Wunſch erregt haben mochte. Da nahten die römiſchen Heere. Die Kimbrer zogen dem Feinde entgegen und ſandten nach heimiſcher Kämpferart dem Marius das höfliche Geſuch, Zeit und Ort der Walſtatt zu beſtimmen. Marius wählte den nächſten Tag und die raudiſche Ebene, wußte aber das Heer der Kimbrer zu überraſchen, bevor es geordnet war, und erfocht mit ſeinem Collegen Catulus einen glänzenden Sieg. Wieder kämpften die Frauen der Germanen, als die Männer gefallen oder gefangen waren, lange trieben ſie die anſtürmenden Römer von der Wagenburg ab. Dann erſtachen und erdroſſelten ſie die Kinder und einander, ſchlangen das Leitſeil um den Hals und peitſchten die Roſſe, richteten die Deichſeln der Wagen auf und hingen ſich daran. „Unzählig war die Menge der Frauen, welche ſich ſelbſt töteten,“ ſagt der römiſche Bericht.

---

*) Granius Licinianus (Bonn) p. 17, 15.

---

*) Das Geſetz des Appulejus Saturninus (Appian. Civ. I, 29) meint doch die von den Kimbrern in Italien eroberten und ein Jahr lang beſetzten Aecker. Es war die Abſicht, durch ihre Vertheilung nach römiſchem Recht ſowohl Veteranen auszuſtatten, als den Transpadanern das Bürgerrecht zu verſchaffen.

Man beachte wohl den Verlauf dieſes Germanenzuges. Die Deutſchen fürchten nicht die Kriegsmacht der Römer, denn ſie ſchlagen ein Heer nach dem andern, und bewundernd ſprechen die Römer es aus, daß dieſe Fremden Furcht gar nicht kannten. Aber ſie ſcheuen doch das menſchenreiche Gebiet des kriegsſtarken Volkes, nicht der Sieg verlockt ſie, nicht die Beute, lange nicht die Genüſſe des Südens. Das iſt nicht die Laune wilder Barbarenhaufen, und nicht das unſtäte Treiben plündernder Räuber, ſondern die Erwägung Land ſuchender Auswanderer. Sie wollen keinen Krieg auf Tod und Leben, vielmehr ruhige Seßhaftigkeit, und ſie wiſſen, daß in Italien ohne den guten Willen der Römer für ſie genügender Ackergrund nicht zu finden iſt. Immer wieder erbitten ſie dieſen, dreimal abgewieſen beſtehen ſie noch auf ihrem Willen, ſtierköpfig und mit treuherziger Einfalt. Erſt nach elf Jahren unſichern Lagerns entſchließen ſie ſich, das Land von dem römiſchen Volke zu ertrotzen. Auch jetzt begnügen ſich die Schaaren, welche in Italien eindringen, mit der Weiſe gewaltſamer Anſiedelungen, wie ſie unter Germanen und Kelten bräuchlich war, ſie beſetzen einen Landſtrich am Po, theilen die Aecker und wahrſcheinlich die Bebauer, und fangen an ſich häuslich einzurichten, als herriſche Pflüger und Säer. Das Saatkorn, welches ſie in Gallien von dem Servilier erbeten hatten, nehmen ſie zuletzt von den römiſchen Unterthanen, und meinen den Streit über das beſetzte Land durch einen Völkerzweikampf in vereinbarter Schlacht zu beenden.

Die gefangenen Knaben der Germanen empörten ſich, als ſie erwachſen waren, gegen ihre römiſchen Herren; im

Kriege des Spartacus ſanken ſie gegen die Legionen dahin, das Schwert in der Fauſt, reihenweis, alle die Todeswunde vorn in der Bruſt. Der Theil des Kimbrervolkes aber, welcher in den alten Sitzen zwiſchen Nord- und Oſtſee zurückgeblieben war, fühlte ſich durch den großen Götterfluch geſchlagen und zahlte mit ehrlichem deutſchem Gewiſſen ſeine Buße. Er ſandte an Kaiſer Auguſtus den heiligen Braukeſſel, über welchem einſt die Ausgezogenen das Reiſegelübde abgelegt, als Sühne, und ließ den Großneffen des Marius um Verzeihung bitten, daß vor hundert Jahren die Stammgenoſſen den Römern ein Unrecht zugefügt. Auguſtus rühmte ſich dieſer Geſandtſchaft unter den Großthaten ſeines Lebens, welche er vor ſeinem Abſcheiden niederſchrieb, damit die Nachwelt auf ehernen Tafeln davon leſe.

Seit dem Kimbrerkriege rann das Blut der Germanen auf römiſchen Schlachtfeldern in Strömen dahin, Ungeheures wurde von ihnen geübt und geduldet, aber kein Anſturm gegen das Römerreich, ſelbſt nicht die entſcheidenden Siege ſpäterer Jahrhunderte zeigen die wilde Großartigkeit, die alterthümliche herbe Sitte und die verhängnißvolle Begabung des deutſchen Stammes ſo mächtig, als jener erſte Zug.

Wohl eine halbe Million Germanen war in dem zwölfjährigen Kampfe vertilgt; die Römer aber ſollten merken, daß dies ein kleiner Theil des neuen Volkes war.

Von den Kimbrern war ein Gau, 6000 Aduatuker, in Gallien zurückgeblieben; ſie ſchlugen ſich nordwärts, und ſetzten ſich durch Krieg und Vertrag unter den Belgen feſt; als Cäſar ein Menſchenalter ſpäter die Politik ſeines Verwandten Marius gegen ſie fortſetzte, wurden aus ihrer Gauſtadt 59,000 in die Sklaverei verkauft, und damit war das Leben des Stammes noch nicht gebrochen. So ſchnell iſt bei jungen Völkern der Zuwachs durch fruchtbare Ehen und durch Anſchluß ſtammverwandter Männer.

Schon Cäſar ſah mit Beſorgniß, daß die Anſiedlung der

Kimbrer nicht die erſte und einzige Coloniſation durch die Fremden geweſen ſei; die kriegeriſchen Völker der Belgen, faſt der dritte Theil Galliens, rühmten ſich, obgleich ſie in der Hauptmaſſe Kelten waren, doch germaniſcher Abkunft und fanden ſich mehrfach mit deutſchen Gemeinden durchſetzt, die erſt ſeit Menſchengedenken den Rhein überfahren hatten. Der Römer erfuhr, daß in Germanien ſelbſt ein unabläſſiges Drängen der Völker ſei, daß auch die keltiſchen Helvetier, von derſelben Wanderluſt angeſteckt, ihre engen Grenzen zwiſchen Jura und Alpen unerträglich fanden und Anſtalt machten, Weib und Kind aufzupacken und in Gallien einzudringen, und er mußte zwei Drittheile dieſes Volkes erſchlagen, damit dem Ueberreſt die alten Sitze geräumig dünkten. Gefährlicher war, daß bereits der große Centralſtamm der Germanen, die Sueben, ſeine Coloniſtenzüge über den Rhein in die Nachbarſchaft der römiſchen Provinz ſendete; die Güte der Aecker, die Anmuth des Landes hatte den erſten Einwanderern behagt, ſie hatten Schwärme ihrer Stammgenoſſen nachgezogen, ſchon waren ſie unter ihrem Könige Arioviſt maſſenhaft im Nordweſten des Jura angeſiedelt, ſie ſaßen herriſch auf den Aeckern, nicht im Lager zuſammengeballt, und erhoben von den Galliern Tribut, hatten den Sequanern zuerſt den dritten Theil ihres Bodens genommen und unter ſich vertheilt; eben war ein neuer Germanengau, die Haruden, 24,000 Köpfe ſtark, zu ihnen geſtoßen, und ſie hatten den unglücklichen Sequanern befohlen, auch das zweite Drittheil ihrer Aecker zu räumen. Und wieder lagerte am Rhein neue Mannſchaft aus hundert Suebengauen, bereit herüberzubrechen. — Auch am Niederrhein waren die Deutſchen in Bewegung. Dort drängten die Uſipier und Tenktrer, zwei kleine Gauvölker, Söhne des Iſto. Von den Sueben aus ihren Sitzen geſcheucht, zogen ſie drei Jahre heimatlos umher, endlich fielen ſie über die Menapier, ſetzten ſich in ihre Häuſer, lebten den Reſt des Winters von dem Vorrath derſelben und ſendeten

Geſandte an Cäſar mit der alten Bitte um Ackerland oder Gewähr des in Beſitz genommenen Bodens; ſie verſprachen, nützliche Freunde zu ſein.

Der große Staatsmann der Römer dämmte auf einige Zeit dieſe Einbrüche der Germanen. Nach ihm bot das Kaiſerreich durch Jahrhunderte ſeine ſtärkſte militäriſche Kraft auf, den Rhein und die Donau zu behaupten.

Die Söhne und Enkel des Auguſtus führten die römiſchen Feldzeichen tief in die Waldſchluchten des gefährlichen Landes, ihre Flotten fuhren in die Waſſerſtraßen, welche Nord- und Oſtſee verbanden, ihre Legaten ſchanzten Kaſtelle an deutſchen Kriegspfaden, ihre Staatskunſt hetzte Volk gegen Volk, Häuptling gegen Häuptling. Mehr als einmal wurden römiſche Legionen vernichtet, aber auch die Völker zwiſchen Rhein und Elbe wurden zerrieben und verkleinert. Mit faſt periodiſcher Regelmäßigkeit ward das Männerblut auf deutſchem Grunde vergoſſen, Weiber, Kinder und Herden in die römiſchen Standlager getrieben, deutſche Söldnerſchaaren in römiſchen Dienſt genommen und für Erhaltung des Staates verbraucht. So gelang es dem Schwert und Gold der Südländer durch faſt hundert Jahre, nicht Germanien zu beherrſchen, aber wenigſtens den Ueberſchuß deutſcher Kraft, der vorher über die Grenzen gefluthet hatte, im Lande ſelbſt zu vernichten. Doch während dieſer unaufhörlichen Arbeit, die Bevölkerung des furchtbaren Landes zu verdünnen, erlahmte die römiſche Kraft. Glückte es am Rheine, die Auswanderer abzuwehren, ſo ſtießen ſie an der Donau gegen die Grenzen. Nach den Kriegen Marc Aurel's wurde ihr Andrang übermächtig, von neuem begann germaniſche Beſiedelung des römiſchen Bodens, immer rückſichtsloſer, immer beengender.

Wohl ahnte der Römer ſeit den Kimbrerkriegen, daß Germanen die Bezwinger des weltbeherrſchenden Roms ſein könnten. In den Berichten über dieſen erſten Einbruch iſt Schreck, Grauen und widerwillige Bewunderung zu faſt poetiſchen

Farben gemiſcht. Daß hier ein großartiges und ſehr eigenthümliches Volksthum zum Kampf gegen die alternde antike Welt heranzog, wurde allgemein empfunden. Und dies Gefühl der Scheu und des Schreckens verloren die Römer ſeitdem nicht, wie oft ſie auch über germaniſche Heere ſiegten. Dieſelbe unbeſtimmte Furcht lauerte hinter ihrer Freude, wenn ſie gefangene Fürſten der Deutſchen im Triumph aufführten, wenn ihr Fuß auf römiſcher Thürſchwelle an einen berauſchten deutſchen Trabanten ihres Kaiſers ſtieß, wenn die deutſchen Gefangenen im Amphitheater einander gegenſeitig niedermetzelten, wenn die kaiſerliche Staatskunſt Germanenhäuptlinge beſtach, verderbte und mit Herrengewalt abſetzte. Vier Jahrhunderte vergingen, in denen der Germane dem Bürger der weltbeherrſchenden Stadt alltäglich und vertraut wurde. Immer aber haftete in den Seelen der Römer etwas von dem überwältigenden Eindruck, den die Fremden zuerſt in den Jahren des Marius gemacht hatten. Nicht nur das Stadtvolk von Rom ſtarrte nach dem Geſchlecht der fremden Rieſen. In unabläſſiger Sorge hingen auch die Blicke des römiſchen Staatsmannes an der Nordgrenze des Reiches: dort zwiſchen einzelnen unfruchtbaren Siegen die größten Niederlagen, die ärgſten Demüthigungen, eine nie endende Gefahr von Menſchen, welche überreich hatten, was die beſten der Römer ſchmerzlich an ihrem Volke vermißten.

Was dem Italiker auffiel, war zunächſt die Naturgewalt des fremden Volkes: die hohen Leiber, das blonde Haar, die weiße Haut mit dem milden Roth der Wangen, der ſcharfe und trotzige Blick der blauen Augen. Mit Wohlgefallen ſah der Römer auf die kräftigen Züge des deutſchen Antlitzes, er fand nichts Nationales darin, was ſeinen Schönheitsſinn abſtieß, wie z. B. die Ziegenaugen in den einförmigen Geſichtern der Perſer. Daß germaniſche Stattlichkeit auch von dem modiſchen Rom gewürdigt wurde, beweiſen die Verſuche römiſcher Damen, ſich ein deutſches Ausſehen zu geben durch blonde

Perrücken, deren Haar aus Deutſchland zugeführt wurde, und durch Benutzung der röthlich färbenden Haaröle und Seifen, womit die Krieger der Germanen ihr langes Haar vor der Schlacht ſtrählten. So ſchön erſchien der jugendliche Leib der Deutſchen dem Südländer, daß der neue Chriſtenglaube den Boten des Herrn, den Engeln, und einigen Heiligen germaniſchen Typus verlieh. Als der römiſche Stadtpräfect, welcher ſpäter Papſt Gregor I. wurde, auf dem Sklavenmarkt Knaben aus Angeln aufgeſtellt ſah, welche ein Händler importirt hatte, frug er vor den blonden Locken, den weißen Leibern und holden Kindergeſichtern: „Woher ſind ſie zugebracht?“ „Von der Inſel Britannien, dort ſehen die Menſchen ſo aus.“ Wieder frug er: „Sind die Leute dort Chriſten oder Heiden?“ Man ſagte ihm: „Sie ſind Heiden.“ Da ſeufzte er tief und rief: „Wehe, daß der Geiſt der Finſterniß Menſchen umfängt, die ſolch ſtrahlendes Antlitz haben; lieblich ſind die Locken ihrer Stirn und doch entbehrt ihre Seele der ewigen Huld. Wie heißt ihr Volk?“ — Man verſetzte: „Sie werden Angeln genannt.“ — Und er rief: „Mit gutem Fug, denn ſie haben ein Engelsangeſicht und ſollten Miterben der Engel im Himmel ſein.“ Darauf ging er zum Papſt, bat dieſen, den Angeln einige Diener des Wortes zu ſenden, und erbot ſich ſelbſt zu dem Werk.*)

Auch Sinn und Haltung der Deutſchen flößten den verkehrenden Römern Achtung ein: die Mannhaftigkeit, das Freiheitsgefühl, der Stolz. Die Fremden galten für verſtändig und aufgeweckt, ſie wußten in kluger Rede Beſcheid zu geben. Wenn deutſche Geſandte ſich im Theater eigenmächtig auf die Ehrenplätze ſetzten, ſo gaben ſie ſchnell dafür einen Grund an, der dem Selbſtgefühl der Römer wohlthat. Kurz, ſcharf, behend ſprach und geſtikulirte der Stadtrömer, der Germane begeiſtert, oder mit bedächtiger Sammlung. So oft der Germane mit dem Römer handelte, trat der Gegenſatz ihrer Naturen nicht zum Schaden des Deutſchen hervor. Gegenüber dem eigennützigen und habgierigen Welſchen, der ſcharf darauf hielt, daß Leiſtung und Gegenleiſtung genau ſei, nichts darunter und darüber, legte der billige Sinn des Deutſchen und ſein freundliches Herz noch eine Zugabe auf das zu Gewährende; er nahm und gab Geſchenke als ein hochſinniger Mann, dem nicht nur der Werth der Sache am Herzen liegt, ſondern auch die wohlwollende Meinung. Freilich ſah der ſcharfe Blick des Römers auch die Schwächen deutſcher Natur, daß der Germane ein unmäßiger Trinker war, und daß er auch bei nüchternem Muth waghalſig ſpielte wie ein Trunkener. Aber bezeichnend iſt doch, daß die Urtheile der Römer und ſpäteren Griechen ſelten eine Abneigung gegen die gefährlichen Fremden verrathen, häufig das Gegentheil.

---

*) Beda, eccles. hist. II, 1.

Trotz alledem erweckten die deutſchen Hünen Furcht; auch im ruhigen Verkehr war ihrem Gemüth nicht zu trauen, denn ſie waren leicht gereizt, ihr gemächliches Behagen wurde unterbrochen durch plötzliche Ausbrüche wilder Leidenſchaft. Wenn ſie einmal aufflammten, bedrohten ſie mit Vernichtung, was ihnen nahe kam, und dieſe deutſche Wuth war ſchon im kaiſerlichen Rom berüchtigt.

Noch mehr im römiſchen Heere. Wenig beliebt war der Dienſt gegen die Germanen auch den kriegsharten Legionen, mehr als einmal weigerte ein Heer den Zug gegen dieſe Barbaren, noch zur Zeit des Julian graute dem Soldaten vor ihrem ſchrecklichen Schlachtgeſang und unwiderſtehlichen Anſturm. Denn auch im Kampf war der Germane weit anders als der Römer. Sich vorſichtig decken, die Kraft ſparen, unnützes Wagniß vermeiden, jede Gunſt des Bodens benutzen, den Rückzug offen halten, aus jedem Lager eine Feſtung bilden, war römiſche Kriegskunſt. Wild anſtürmen, ſich rückſichtslos ausſetzen, ſorglos der Tapferkeit des Einzelnen und dem Schreck, den man dem Feinde einjagte, vertrauen, war deutſche

Art. Der römiſche Soldat ſchützte bei dem Kampf Haupt und Schultern mit Eiſen, den Leib mit dem Lederwamms; der germaniſche Fußkämpfer warf vor der Schlacht ſeine Kleider ab und kämpfte zuweilen nackt bis auf den Schurz über den Lenden, trotzig mit bloßer Bruſt dem feindlichen Geſchoß entgegenbringend. Wenn andere Völker einmal einen Sieg über römiſche Heere erfochten, ſo verdankten ſie ihn ſtrategiſcher Kunſt ihres Feldherrn oder ihrer leichten Beweglichkeit, ferntreffenden Pfeilen und flüchtigen Roſſen. Bei den Deutſchen war die ganze Kraft bei dem Fußvolk, gerade wie bei den Römern, und ihre Schlachtordnung und Aufſtellung war mangelhaft. Aber die Hauptſache verſtanden ſie wundergut, ſie rückten dem Gegner dicht auf den Leib, ſchmetterten ſchwere Wurfwaffen auf ſeinen Schild und fuhren in mächtigem Sprunge nach, das Schwert in die feindliche Bruſt ſtoßend. Ihnen war der Kampf wie ein Feſt, ſie ſchmückten und banden dazu ihre lockigen Haare wie Mädchen, er war zugleich eine religiöſe Feier, mit Geſang zu ihrem Gott brachen ſie in die Feinde. Wohl wußte der Römer, daß ihre Dauer in der Schlacht nicht ſo groß war als ihre Wucht, die rieſigen Leiber ſchmolzen in der Hitze des Kampfes, zumal im ſüdlichen Lande.

Auch der römiſche Politiker bemerkte, daß Etwas in dem Gemüth der Germanen ihrem Gegner leicht machte, ſie zu entzweien und zu verleiten. Ihre Führer galten ihm zum Theil für verſchlagene Männer, und ſie wurden zuweilen unberechenbar, weil in ihnen deutſche Wildheit aufflammte, jäher Zorn und Alles zerſtörender Grimm, und weil ſie einem phantaſtiſchen Zuge ihres Gemüthes unterworfen waren, den ſie Treue nannten. Aber ſie waren auch von billigem Sinn, zum Vertrauen geneigt, durch kluge Gründe beſtimmbar und der Schmeichelei zugänglich. Sie waren ſtolz; wer den Anſpruch erhob zu führen, ordnete ſich ſchwer unter und vergaß im gekränkten Selbſtgefühl, was der Vortheil ſeines Volkes war. Ihr hochfahrender Geiſt machte den Verkehr mit ihnen unbequem, aber er bot einem klugen Mann doch in der Regel Gelegenheit, Einfluß zu gewinnen. Daneben freilich ſah der Römer auch die nationalen Vorzüge, kinderreiche Ehen, Treue der Gatten und Gehorſam der Kinder, Hingabe der Einzelnen an frei gewählte Verpflichtung, Frömmigkeit, feſte Sitte und geheiligten Rechtsbrauch in der Gemeinde, Theilnahme aller Freien an den politiſchen Intereſſen der Landſchaft, trotz der Dürftigkeit des nordiſchen Haushalts eine Fülle von idealen Empfindungen. Und was das Gefährlichſte war, innere Zuſtände und feſtgewurzelte Neigungen, welche dieſen Kräftigen den Zwang auflegten, ſich erobernd auszubreiten.

Vorſichtig ſuchen wir die älteſten Grundlagen des deutſchen Lebens zu verſtehen. Damit dies aber leicht werde, möge der Leſer erſt das leidige alte Bild aus der Phantaſie ent[illegible]en, welches die Cherusker Armin's und die Sueben Ma[illegible]el's als ungeſchlachte Barbaren darſtellt, die ihren Leib i[illegible]he Thierfelle hüllten, nur des Raubkrieges und der Be[illegible] dachten und die gerade im Uebergange vom wandernden Hi[illegible]leben zur Ackerwirthſchaft waren, als ſie durch Klänge aus dem Süden von dem deutſchen Boden weggelockt wurden, an dem ſie nur loſe hafteten. Solche Vorſtellung vermag gegenüber zahlreichen Thatſachen in keinem Punkte zu beſtehen.

Schon in der Urzeit, als die Germanen ſich in den Hochebenen Aſiens von ihren Brüdern, den Indern und Perſern, den Griechen und Italikern, ſchieden, waren ſie, wie der gemeinſame Sprachſchatz der urverwandten Völker ausweiſt, Ackerbauer, welche die Schar auf ihren Wagen nach dem Weſten führten; Herdenbeſitzer mit Roſſen, Rindern, Schafen und Schweinen, ja mit dem kleinen Geflügel unſerer Höfe; Hausväter, welche in rechter, geweihter Ehe mit einer Frau über den Haushalt, Knechte und Mägde geboten, welche Häuſer bauten, welche ihr Acker- und Weideland nach geſetzlicher Form vertheilten. Sie brachten eine rechtliche Ordnung ihres

Lebens mit und hatten die Welt, die ſie umgab, in welche ſie ehrfürchtig und begehrlich blickten, durch einen Glauben und eine Weisheit gedeutet, welche Ausdruck eines reichen und tiefen Gemüths war. Ihre Götterwelt war ſchon damals geſtaltenreich; das Größte, was aus der Natur in ihre Seele drang, und das heimliche Kleinleben der Natur war perſonificirt, ſie nahten den Ueberirdiſchen durch Opfer und Götterdrang, ſie ehrten und fürchteten ſchon damals zwei Kreiſe göttlicher Weſen, welche einander bekämpften. Die Wolken am Himmel waren die Heerde des Fruchtbarkeit ſpendenden Gottes, der vernichtende Bergſtrom war die Schlange, welche feindſelig gegen ihr Ackerland niederſchoß, Himmel und Erde wurden verehrt als der liebe Vater und die große Mutter. Sie verſtanden auch ſchädliche Einwirkung überirdiſcher Gewalten durch Beſchwörung zu bannen; ſie ſpuckten das Schädliche ab oder wieſen ihm die Zunge; ſie hatten heilkräftige Sprüche gegen Krankheit, gegen den bohrenden Wurm im Finger und Zahn und gegen zerbrochene Glieder, Sprüche, deren Worte noch jetzt ebenſo in unſerem Volke klingen, wie ſie in den Veda der Inder verzeichnet ſind: es ſoll gefügt ſein Glied zu Glied, Bein zu Bein und Blut zu Blut. Und wenn das germaniſche Mädchen wiſſen wollte, ob ein ſtiller Herzenswunſch Erfüllung finden werde, ſo faltete ſie ein Blatt des wilden Mohnes oder der Hageroſe zuſammen und zerklatſchte es an den Muskeln des Armes ebenſo wie die Hellenentochter. Vieles in Glauben, Sage, Recht, Sitte haben die Germanen aus jener Urzeit treu bewahrt. Aber wie in den Söhnen eines Hauſes, ſobald ſie die gemeinſame Zucht des väterlichen Daches verlaſſen, ſich ſchnell eine große Verſchiedenheit der Anlagen und des Charakters entwickelt, ſo auch bei den Völkern. Wahrſcheinlich ſchieden Germanen und Italiker ſich ſpäter von einander, als Germanen und Griechen; und doch iſt, im Ganzen betrachtet, der Zuſtand der Germanen in dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ungleich ähnlicher den griechiſchen Verhältniſſen der epiſchen Zeit, welche die Grundlage der homeriſchen Dichtkunſt wurden, als der älteſten Genoſſenſchaft römiſcher Bauern an den Hügeln der Tiber. Wenn man die Halle des Odyſſeus oder das ſchöne Haus des Menelaos in die Wälder und die Winternächte an der Weſer oder Elbe verſetzt, ſo wird in vielen einzelnen Zügen trotz einer ſcharf ausgeprägten Verſchiedenheit des Nationalcharakters die Aehnlichkeit unverkennbar: die Völker im Uebergange von einem Regiment der Häuptlinge zur Königsherrſchaft, die Wohnſitze in Wahrheit ländliche Gehöfte, darin die große Halle des Häuptlings mit dem Herd, als Verſammlungsort der Volkshäupter und des perſönlichen Gefolges, mit hölzernen Vorrathskammern und Schlafräumen; und in dem Dorf ein freier Platz für Volksverſammlungen und Turnſpiele. Ebenſo ſtimmen die feſtlichen Mahlzeiten, bei denen jeder an beſonderm Tiſche ſpeiſt, das fröhliche Gelage, das Lied des Sängers. Aehnlich iſt ſogar der Landbau mit vorwiegender Weidewirthſchaft, und ähnlich die Stellung der Frauen im Hauſe, ſehr verſchieden von ſpäterer griechiſcher Sitte. Ebenſo die Freude am Kampf und wunderbaren Abenteuern, bei den Nordgermanen ähnliche Schifferſagen und das ſchön geglättete Ruderſchiff für Handel, Seeraub, Auswanderung junger Volkskraft. Auch die edle Gaſtlichkeit, die Reinheit alter Sitte in der Volksmenge, und darüber die finſtern Leidenſchaften in den Geſchlechtern der Vornehmen ſind gemeinſam. Ja bei näherer Betrachtung würde ſich in den Blockhäuſern der Germanen eine höhere Gemüthsentwicklung erkennen laſſen, und vielleicht in ihrer Landwirthſchaft eine übergroße Feſtigkeit eigenthümlicher Rechts- und Beſitzverhältniſſe, welche zur Auswanderung zwingt, weil ſie vermehrte Ausbeutung des Bodens unmöglich macht. Groß iſt in der That die Aehnlichkeit. Aber eine große Verſchiedenheit iſt ebenſo auffallend.

Die Hellenen wuchſen in ſehr günſtiger geographiſcher Lage durch fortwährende leiſe Nachhilfe fremder Volkskraft zu hoher Culturblüthe herauf, während die Germanen unter dem ſtrengen nordiſchen Himmel langſam bis zu einem Punkt ihrer geſellſchaftlichen Entwicklung kamen, wo ſie die höhere Bildung Fremder nicht mehr in ihren alten Sitzen mit dem eigenen Weſen verarbeiten konnten, ſondern gezwungen waren, in Maſſen einer Cultur entgegen zu ziehen, welche theils tötend, theils erhebend ihr ferneres Erdenleben beſtimmen ſollte. Denn die antike Bildung entwickelte ſich im engen Zuſammenhang aller Völker des Mittelmeeres. Aegypter, Phönikier, Griechen, Italiker und die Südkelten bilden in dieſem Sinne eine große Geſellſchaft, welcher die Erfindungen der Induſtrie wie die Fortſchritte in Geſetzgebung und humaner Sitte bis zu gewiſſem Grade gemeinſam ſind. Leicht ſchwimmt, was in dem einen Volk Bedeutung gewonnen hat, auf den purpurnen Wogen des Südmeeres zu dem andern hinüber; die Buchſtabenſchrift und das Gewicht zum Wägen des Geldmetalls werden von den Häfen Phönikiens bis zu den Säulen des Hercules getragen, ebenſo die Bräuche der Kaufleute und Schiffer, die Kunſt der Handwerker, die geſchickte Verarbeitung der Rohſtoffe, Gewebe und Luxusbedürfniſſe. Aber auch die bürgerliche Ordnung des Lebens reicht aus einem Volke in das andere; wo der Seefahrer anlegt und der fremde Händler ſeine Waare feil bietet, wo der Auswanderer an fremder Küſte ein Heimweſen errichtet hat, da wird der Raum, in welchem die Landgenoſſen ſitzen, durch Mauer und Thurm vor dem Ueberfall geſchützt; ſchnell theilen ſich die umſchloſſenen Burgleute in die ſchaffende Arbeit, ein Theil der Männer ſetzt ſich auf die Ruderbank, ein anderer findet lohnend, ſeine Gewebe am Webſtuhle zu verfertigen, zierliche Thongefäße zu formen, nutzbare Stoffe im Auslande zu ſuchen und zu bearbeiten, das Leben der Stadt erblüht im Gegenſatz zu dem des Landmannes. Eine Stadt holt von der andern Geſetz und Ordnung, das Heiligthum mächtiger Götter gewinnt Anſehen auch bei entfernten Völkern. Der Gaſtfreundſchaft Einzelner folgen Verträge und Bündniſſe der Völker, die erſten Grundſätze eines internationalen Rechtes finden allgemeine Anerkennung. Allmählich wird dieſe Verbindung der Mittelmeervölker feſter, ſie gewöhnen ſich im Verkehr die helleniſche Sprache zu gebrauchen, ſie werden endlich genöthigt, die Oberherrlichkeit eines Stadtvolkes anzuerkennen, welches ihnen Geſetze gibt, ſeine Heere und Beamten über ſie ſtellt. Die Geſchichte des Alterthums iſt im Grunde die Geſchichte des allmählichen Zuſammenwachſens der Küſtenvölker, welche von den erſten Anfängen ihrer Cultur auf einander angewieſen ſind, am verbindenden Meere dreier Welttheile. Bedeutſam aber für die ganze antike Bildung iſt, daß ſie ſich ſeit ſehr früher Zeit in ummauerten Städten vollzieht, welche den fahrenden Seeräuber abhalten und die Landſchaft beherrſchen. Nach dem Muſter helleniſcher Städte fügen die Bauern Latiums die Maße ihrer Mauern und Thürme, die Tempel ihrer Götter, die Pfunde und Erzſtücke, welche ſie prägen, die Schiffe, welche ſie bauen, die großen Maſchinen, durch welche ſie Stadtmauern fällen, ja Einiges von den Tafelgeſetzen, denen ſie gehorchen. Von Phönikiern und Hellenen erhalten die Kelten des Mittelmeeres nicht nur farbige Gewänder, den Goldſchmuck ihrer Häuptlinge, die griechiſche Schrift, auch die Mauern ihrer Städte.

Weit anders war die Erdenſtellung der Germanen; ſie ſind das erſte und in vieler Hinſicht das einzige Herrenvolk der Erde, welches zur Herrſchaft berufen wurde, ohne vorher in tauſendjährigem engem Zuſammenhange mit der Cultur fremder Völker geweſen zu ſein. Die Hellenen hatten, bevor ſie den phönikiſchen Händler verdrängten, Alles, was die Phönikier ſtark gemacht hatte, ſich ſelbſt angeeignet; die Römer hatten ſich zu halben Hellenen geformt und entdeckt, daß ſie nahe Verwandte der Athener und Kleinaſier waren, bevor ſie die Herrſchaft über Griechenland und Aſien antraten. Die Germanen aber waren, als ſie ihre bewaffneten

Coloniſtenfahrten gegen den großen Culturſtaat des Mittelmeeres begannen, ein fremdes Volk, und wie die Römer ſagten, nur ſich ſelbſt ähnlich. Auch ihnen hatte nicht ganz die Verbindung mit dem Süden gefehlt, aber in allen Hauptſachen ſtand ihr Volksleben außerhalb der Cultur des Mittelmeeres. Zwiſchen Berg und tiefem Thal, in Feld und Wald, an den Geſtaden eines ruheloſen Oceans, wo Fluth und Ebbe die Brandung gegen das Land hob und ſenkte, waren ſie geworden durch eigene Kraft, durch ihr Klima und ihren Boden. Und ſie wußten das ſelbſt. Als ſie mit den Galliern und den Römern zuſammenſtießen, fühlten ſie ſtolz, daß ſie die ſtärkern und beſſern Männer waren, und ihre Weiſen merkten durch Schaden des Volkes, daß die Quellen ihrer Kraft klein wurden, wenn ſie aus den Bechern des Südens tranken, in ſchönen Häuſern ſaßen und mit Geld feilſchten. Schon zu Cäſar's Zeiten hatten die Sueben die Einfuhr des Weins verboten, und ihre Häuptlinge hatten dem Römer erklärt, weshalb ſie auf erobertem Grunde den Einzelnen ihres Stammes geſchloſſenen Eigenbeſitz nicht gewähren könnten, ſie müßten kriegstüchtig bleiben und die Latifundien ſeien ein Unglück, feſte Wohnung mache weichlich, Ungleichheit des Landbeſitzes mache den kleinen Mann unzufrieden. Daß dieſe eigene Art bei fortgeſetztem Verkehr mit den Fremden nur ſchwer zu bewahren ſei, empfanden freilich ſchon Arioviſt und Armin.

Die Germanen hatten keine Städte, welche den Namen verdienten, und ſie wollten keine haben. Der Deutſche ſah an dem Nordmeere nur einzeln die Schiffe fremder Kauffahrer, im Binnenland genügte ihm zum Schutz ſeines Heims, des Hofes oder Dorfes, das Waldverhau, der Zaun und Graben, ſein Wächter der Hund, und das Vertrauen auf die eigene Kraft und die Furcht, welche ſein Stamm einflößte. Aber nicht das allein; es war auch in ſeinem Gemüth eine andere Art von Muth, ihm däuchte höher, der Gefahr zu trotzen als ſie klug zu vermeiden. Wie er beim

Kampfe noch einen Theil ſeiner Kleider abwarf und die entblößte Bruſt dem Feinde darbot, ſo ſchien ihm auch unrühmlich, ſein Haus an das des Nachbars zu drängen und enge Gaſſen zu ziehen in ſteinerner Umfriedung. Seit er vollends die Städte der Fremden kennen gelernt hatte, ihre Verlockungen und die Gefahr, die das enge Leben der Ehrlichkeit eines wackeren Kriegers bereitete, haßte er die ummauerten Orte als Gefängniſſe und Verderber der Manneskraft. Auch andere geheime Neigung machte ihm die Mauern verhaßt, er war gewöhnt im Freien zu athmen, Licht und Luft, Sonne, Mond und Geſtirne, die wechſelnden Bilder der Natur, die er ſich fromm mit göttlichem Leben erfüllt hatte, hielten ihn feſt. Noch im vierten Jahrhundert vermieden ſiegreiche deutſche Heere in den Städten zu lagern, die ſie eingenommen, „in den Gräbern, die mit Netzen umſpannt ſind".

Wie kam es doch, daß die Kimbrer und Teutonen, unvergleichlich ſtärker als die Kelten, ſelbſt in Gallien nicht die Sitze finden konnten, welche ſie begehrten? Leicht verſcheuchten ſie die keltiſchen Landleute und ſetzten ſich in ihren Häuſern feſt; aber überall erhoben ſich in den geſegneten Landſchaften des Rhone und der Seine, ja ſelbſt an der Maas die Wälle und Mauern der Städte, ſogar hohe Kaſtellthürme über die Ebene; dorthin flüchtete der keltiſche Landmann mit den Herden und dem Vorrath, den er zu retten vermochte; an Verſchanzung und Stein dieſer Landesveſten brach ſich der Anſturm der Fremden, und wenn ſie auf die leeren Aecker zurückkehrten und die Pflugſchare zur Hand nahmen, ſo waren ſie, ihre Hausgenoſſen und Zugthiere bei jedem Ausfall einer feindlichen Bürgerſchaft dem Verderben preisgegeben. Die Städte zu erobern fehlte ihnen Kriegskunſt und Erfahrung, die kleinſten Erfolge koſteten ſchwere Opfer. Alle Größe und Tüchtigkeit, alle Schwächen, welche die Deutſchen bis in das zehnte Jahrhundert nach Chr., länger als ein Jahrtauſend zeigen, die Liebe zur Heimat und daneben der unerhörte Wandertrieb, die Stetigkeit ihres Rechts und Ackerbaues und daneben die Sehnſucht und Freude an Cultur und Genuß der Fremde, ihre heldenmäßige Urkraft und ihr Ungeſchick für große politiſche Thaten, ſind die Kennzeichen eines durchaus eigenthümlich beanlagten Volks, deſſen Sitte, Recht, Idealismus und Lebensgewohnheiten ſich faſt ausſchließlich im Verband freier Landgemeinden entwickelt haben, und deren Schickſal wird, einen Kampf um das Leben mit anders gebildeten Culturvölkern auszufechten, bei denen die Städteverfaſſung den Landbau verdorben hat, deren Capitalwirthſchaft übermäßig entwickelt iſt, welche ſich gewöhnt haben, die Arbeit des Landmannes als unerſchöpflichen Born für Erpreſſungen des Städters zu betrachten.

„Die Germanen wenden auf den Ackerbau wenig Sorgfalt. Sie genießen auch nicht viel Getreidekoſt, meiſt Milch, Käſe, Fleiſch, viel Wild. Das Herdenvieh iſt ihr liebſter Schatz, auch dies meiſt unanſehnlich, ſelbſt die Roſſe nicht ſchön gebaut und keine Renner," berichten Cäſar und Tacitus einander ergänzend. Und Cäſar fügt an zwei Stellen hinzu: „ihr Acker iſt nicht Privateigenthum und getrennter Beſitz von beſtimmter Größe, die Vorſteher und Häuptlinge theilen alljährlich den Geſchlechtern und Genoſſenſchaften, welche zuſammen ſiedeln, Maß und Stelle des Ackers zu und zwingen ſie, im nächſten Jahr zu anderem überzugehen."*) — Tacitus dagegen berichtet: „Die Aecker werden je nach der Zahl der Anbauer in vorläufigen Looſen durch die Geſammtheit beſetzt, bald nach einer Abſchätzung unter ihnen aufgetheilt. Die weiten Fluren machen die Auftheilung leicht. Die Saatfelder werden von Jahr zu Jahr gewechſelt, und es iſt Ackerland übrig."

---

*) De bello gall. 6, 22. Daß es Land unter Fremden war, wird auch durch die für dies Verfahren angeführten Gründe wahrſcheinlich. — Dieſe Stelle iſt wie die bei Tacitus, Germ. 26, ſehr verſchieden gedeutet worden.

So lauten die älteſten Römerberichte. Cäſar konnte ſeine Anſicht bilden aus der ſuebiſchen Einwanderung in Gallien und etwa noch von dem Boden her, welchen Sueben auf der deutſchen Seite den Ubiern genommen hatten; Tacitus hat vielleicht neu beſetzte Felder der Chatten und ihrer Nachbarn geſehen. Es ſind flüchtige Bemerkungen, in Grenzländern gemacht. Auch ſind es, wohl zu bedenken, Fremde, welche aus anderem Klima und anderer Landesart urtheilen. Daß den Römern nach der Gartencultur Italiens und Galliens der deutſche Feldbau dürftig erſchien, iſt begreiflich, fanden ſie doch ihr Getreide: Spelt, Weizen und Gerſte nicht als gewöhnlichſte Ackerfrucht, ſondern Hafer, deſſen Grütze ſie verachteten, und Roggen, den noch Plinius ein unholdes Gewächs aus der Alpengegend nennt, welches Grimmen verurſache. Aber ſchon im Jahre 301 n. Chr. wurde das Korn des deutſchen Schwarzbrodes in kaiſerlichem Decret als dritte Handelsfrucht der Getreidebörſen Griechenlands und Kleinaſiens aufgeführt. Und aus der anſpruchvollſten Halmfrucht, welche auf neuem Boden und bei rohem Bau den Ertrag verſagt, aus der Gerſte, braute der Deutſche ſein heimiſches Getränk, das Bier, aus Honig aber ſeinen Meth. — Wenn den Römern auffiel, daß in den deutſchen Fluren jährlich ein großer Theil des Ackerlandes nicht unter dem Pfluge lag, ſo ſollen wir beachten, daß die Germanen durch rauheres Klima und alte Gewöhnung auf reichliche Fleiſchnahrung angewieſen waren und deshalb den Bau der Halmfrüchte zu Gunſten der Weidewirthſchaft einſchränken mußten.

Daß aber der Bau der Brotfrüchte ein alter und verhältnißmäßig ausgebreiteter war, müſſen wir aus den Berichten der Römer über die Menſchenzahl ſchließen und aus zahlreichen Thatſachen, welche ebenfalls die verhältnißmäßige Dichtigkeit der Bevölkerung ergeben. Wenn die Germanen am Rhein den kriegsgeübten Heeren der größten Erdenmacht durch Jahrhunderte ſiegreichen Widerſtand leiſten konnten; wenn Cherusker, Chatten, Brukterer, Bataver und andere Völker von geringer geographiſcher Ausbreitung nicht einzelnen Legionen, ſondern großen römiſchen Heeren furchtbar wurden, nicht ein Mal, ſondern bei ſelten ruhendem Kriege durch mehr als ein Menſchenalter; wenn ein Markomannenhäuptling ſiebenzigtauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reiter faſt in Legionsweiſe ausbildete; wenn die Römer nach hundertjährigen verwüſtenden Kriegen zwiſchen Rhein und Elbe immer noch mit gewiſſem Nachdruck die gewaltige Menſchenmaſſe der Deutſchen hervorheben: ſo liegt der Schluß doch nahe, daß die einzelnen Völkerſchaften, welche mit ihren Bundesgenoſſen zuweilen mehr als hunderttauſend Krieger ins Feld ſtellten, in ihrer Volkszahl oft über die Hunderttauſende hinausgehen mußten. Auch in ſpäter Zeit werden die Römer nicht müde, über die Menſchenmenge, welche Germanien enthält, zu erſtaunen. Unendlich, unvertilgbar erſcheint ihnen die Volkskraft. Oft werden Stämme als zerſchlagen, verſprengt, ausgerottet geſchildert, in der nächſten Generation ſind ſie wieder vorhanden und wieder furchtbar. Und die Deutſchen ſelbſt wußten, daß ſie zahllos waren wie die Bäume ihrer Wälder. Noch im achten Jahrhundert nach allem Mord und Untergang in der Wanderzeit verglich der liebenswertheſte unter den deutſchen Geſchichtſchreibern der Völkerwanderung, der Langobarde Paul, Warnefried's Sohn, das öde Italien mit dem gefüllten Germanien, er meint, daß der Norden mit ſeinem Eis und Schnee die Vermehrung der Menſchen begünſtige, der Süden durch ſeine Krankheiten die Völker dahinraffe. Daraus ſei zu erklären, daß ſo große Völkermaſſen im Norden geboren würden, weit mehr, als der Boden ernähren könne, deshalb ſei Germanien ſo voll von ſtarken Leuten und deshalb ſeien dieſe zur Auswanderung genöthigt. Ganz dieſelbe Auffaſſung, daß ihr Land zu menſchenreich ſei und die Fülle der Lebenden nicht zu ernähren vermöge, haben die erſten Coloniſtenſchaaren, welche mit den Römern zuſammenſtießen, Kimbrer, Sueben, Alemannen; die unabläſſigen Grenzfehden, das Drängen der Völker wird von ihnen ſelbſt in den meiſten Fällen durch das Bedürfniß größern Landbeſitzes erklärt, und durch ſieben Jahrhunderte erſchallt der Ruf „Ackerland oder Krieg“ an den römiſchen Grenzen.

Unbegründet iſt auch die Annahme, daß die Germanen nicht treu an ihrem heimiſchen Boden hingen und der zähen Liebe zum Grunde der Ahnen ermangelten, welche allen Bauervölkern eigen iſt. Zu den alterthümlichſten und ehrwürdigſten Bräuchen ihres Glaubens gehörte die Götterweihe, wodurch ſie die Grenzen der Gemeinde und des Volkes zu ſchützen ſuchten. In feſtlichem Zuge geleiteten ſie an hochheiligen Tagen den Wagen, das Schiff, die Zeichen ihrer Gottheit um die Marken; bis über das Mittelalter dauerte der Brauch beſtätigender Umzüge. Mehr als jedes andere Volk hat der Deutſche ſich Haus und Hof, Flur und Wald mit dem vertrauten oder beſchwerlichen Volk kleiner Geiſter belebt, die geſchäftig um ihn walten und zu ihm in einem Verhältniß ſtehen, in welchem ſehr früh ſein derber Humor und poetiſcher Sinn ſichtbar werden. Sein geſammtes Dorfleben iſt gemüthvoll hergerichtet. Auch die Römer rühmen die Wärme und Stärke der Hausgefühle an den Deutſchen, nicht nur der Menſchen unter einander, auch ihre Freude an den Hofthieren. Sogar Arioviſt wirft dem Cäſar entgegen, nur Hoffnung auf hohes Glück und hoher Preis habe ihn vermocht, ſein Haus und ſeine Lieben zu verlaſſen; auch Armin mahnt ſeinen Bruder Flavus über den Bach an Mutter, Haus und Heimat.

Ja noch mehr. Wir haben ſichere — zu wenig beachtete — Zeugniſſe dafür, daß die Germanen ihr Eigenthumsrecht am heimiſchen Grund und Boden mit einer merkwürdigen Zähigkeit feſthielten. Sogar die Auswanderer verzichteten nicht auf ihr Anrecht an die Dorffluren ihrer Heimat, und ihre Rechte ſcheinen für ſo heilig gegolten zu haben, daß ſie durch keine Zeit und Verjährung genommen wurden. Und zwar offenbart ſich dies großartige Rechts- und Heimatsgefühl gerade in der wilden Zeit, in welcher, wie man wohl annimmt, die Völker im Wandertaumel den alten Bauernfleiß verloren hatten.

Als König Alboin im Jahre 568 die Langobarden aus Pannonien nach Italien führte, ſchloß er mit den befreundeten Hunnen einen Vertrag, in dem er ſeinen Langobarden die Eigenthumsrechte an dem alten Landgebiet vorbehielt, wenn ſie in irgend einer Zeit wieder heimzukehren genöthigt würden. — Zu dieſem Zuge warb er einen Sachſengau aus der Gegend des jetzigen Halberſtadt. Auch dieſe Sachſen, zwanzigtauſend Mann, dazu Weiber und Kinder, ſicherten ſich vor dem Auszug bei den Stammgenoſſen ihre Rechte an der Heimat, aber die Frankenkönige beſetzten ihren Landſtrich mit Suebenvolk. Nach vier Jahren wurde den Sachſen Italien verleidet, weil ihnen die Langobarden nicht geſtatten wollten, in eigenem Rechte zu leben, ſie brachen auf, zogen durch das fränkiſche Gallien und erhielten von den Frankenkönigen Geleit, welche doch ihr Recht an die Heimat achteten. Sogar die neuangeſiedelten Sueben an der Bode erkannten, daß die Sachſen ein Recht auf den Boden hatten. Sie boten ihnen nach germaniſcher Sitte erſt ein Drittel, dann zwei Drittel des Grundes, und als die Sachſen trotzig auf ihrem vollen Recht beſtanden, gab es einen Kampf, in dem ſo viel von der Kraft beider Anſiedlerhaufen aufgerieben wurde, daß die Ueberlebenden neben einander Raum hatten. — Auffallender iſt eine andere weite Fahrt im Vertrauen auf Siedelrechte, welche die Heruler unternahmen. Dies wanderluſtige, vielgetheilte Volk hatte urſprünglich in der Nähe der Odermündung und auf den däniſchen Inſeln geſeſſen. Von dort war ein Theil im dritten Jahrhundert nach Süden gezogen,*) ein anderer hatte ſich bei den ſtammverwandten Nordgoten in Skandinavien niedergelaſſen. Als nun um das Jahr 491 der ſüdliche Theil der Heruler durch Vertrag mit Oſtrom in Illyrien Sitze erhielt, wollte der königliche Stamm derſelben nicht die Donau überſchreiten, ſondern beſchloß zu den Brüdern in Skandinavien zurückzukehren. Der Stamm zog nordwärts. Und dieſer Zug ſcheint von allen Völkern, mit denen die Haufen in Berührung kamen, als ein ehrenwerthes Unternehmen in Götterſchutz aufgefaßt worden zu ſein, denn überall geſtattete man ihnen bereitwillig den Durchmarſch. Die Völker der Sclavenen öffneten ihnen die Grenzen; dann wanderten ſie durch eine große Einöde, kamen zu den Varinern auf der nordalbingiſchen Halbinſel, von dieſen zu den Dänen, nirgend trat man ihnen feindlich entgegen. An der Nordküſte Jütlands ſetzten ſie ſich auf Schiffe, landeten in Skandinavien, wurden dort von den Nordgoten freundlich aufgenommen und erhielten genügenden Landbeſitz. Nach Jahrhunderten war das Gefühl der Zugehörigkeit und eines Anrechts der Heruler an den Boden noch ſo groß, daß es ihnen Vertrauen zu der weiten Wanderung geben konnte, und daß dieſes Vertrauen nicht getäuſcht ward.

---

*) Sie kämpften gegen Claudius Gothicus im großen ſkythiſchen Kriege.

Aber beſonders lehrreich iſt ein früherer Fall. Schon unter Marc Aurel um 160 nach Chr. hatten ſich die Vandalen aus Schleſien und der Lauſitz bis hinab zur Donau gedehnt, in den nächſten Jahrhunderten hatten ſich ihre Anſiedler allmählich bis zu der Maroſch und dem Schwarzen Meere ausgebreitet. Dort von den Hunnen unterworfen und durch das Völkergetümmel an der Nordgrenze von Byzanz gedrängt, brachen ſie wieder auf und unternahmen 405 nach Chr. den kühnen Zug nach Spanien, von da gingen ſie im J. 429 nach Afrika und gründeten das Vandalenreich von Karthago. Der Theil des Volkes aber, welcher in den alten Sitzen geblieben war, lebte ſeitdem reichlich auf den geräumten Aeckern.

Als nun die Schleſier*) erfuhren, daß Genſerich Afrika erobert hatte, freuten ſie ſich darüber, weil ſie die ausgezogenen Stammgenoſſen jetzt für verſorgt hielten. Da ſie aber doch dieſem Glücke in der Fremde nicht recht trauten, lag ihnen daran, Eigenthumsrecht an den Aeckern der Ausgezogenen zu erhalten, damit ihre Verwandten nicht etwa wieder heimkehrten, um ihre Güter zurückzufordern. Sie ſandten alſo eine Geſandtſchaft nach Afrika, wünſchten Glück zur Eroberung und baten, daß ihnen die Aecker der Ausgezogenen durch Schenkung in aller Form abgetreten würden, damit ſie dieſelben bis zum Tode vertheidigen könnten. König Genſerich und die Vandalen waren dem Wunſche geneigt, nur ein alter Häuptling erhob ſich und that Einſpruch, indem er ſagte: „Nichts auf Erden iſt dauernd, Alles was beſteht, vergeht, und was Niemand ahnt, kann geſchehen.“ Die Andern verlachten die Weisheit des Greiſes, der König aber fiel ihm bei, und der Wunſch der Geſandten ward nicht erfüllt, die Vandalen in Afrika verzichteten nicht auf ihr Eigenthumsrecht an den heimiſchen Gütern. Als die Nachkommenſchaft derſelben durch Beliſar in Afrika zerſchlagen wurde, erſchien ihr jener Ausſpruch des Greiſes wie eine Prophezeiung. Aber wie ihnen nicht beſtimmt war zur Heimat zurückzukehren, ſo wurden auch die Zurückgebliebenen durch fremde Völker überzogen, der Name der Vandalen verſchwand in Afrika wie in den alten Sitzen. — Solch eiſenfeſtes Halten des heimiſchen Landbeſitzes und ſo hohe Auffaſſung der Bodenrechte ſind nur

---

*) Procop. de bello Vand. 1, 22. — Es iſt nicht überliefert, ob die

---

Geſandtſchaft von den zurückgebliebenen Silingen aus dem Oberthal, oder von dem unteren Donaulauf nach Karthago ging; doch iſt nur das Erſtere anzunehmen, denn es handelt ſich hier um alten ſichern Volksbeſitz, während die Landbeſiedelung in Ungarn und am Pontus erſt wenige Generationen alt war und außerdem bei dem Völkerwogen an der Donau gar nicht Gegenſtand ſolcher Verhandlungen ſein konnte. Man vergleiche über die Silinge Müllenhoff zu: Mommſen, Verzeichniß der röm. Provinzen um 297, S. 524. — Unter den eingewanderten Slaven Schleſiens bewahrte der Zobtenberg, eine alte Cultusſtätte, und ſeine Umgegend den Namen Slenz.

bei einer Nation möglich, deren Leben auf einer zwar einfachen, aber regelmäßigen und umfangreichen Production von Feldfrüchten und auf einem Herdenbeſitze beruht, der im Wirthſchaftshofe zuſammengehalten wird, und nur bei einer Nation, welcher viele Jahrhunderte einer feſten Gemeindeordnung dieſe ſittlichen Vorſtellungen tief in die Seele geprägt haben.

Auch erkennen wir deutlich aus den Römerberichten, wie der deutſche Landwirth damals lebte, im Norden in Einzelhöfen, meiſt aber in geſchloſſenen Dörfern. Wahrſcheinlich hatte, als Tacitus ſchrieb, der Marſchbewohner an der Nordſee ſchon die erſten einfachen Dämme gegen die ſchwellende See gezogen, ſchon ſtand ſein Wohnſitz auf den Warfen, kleinen Erdhügeln, welche ihn bei hoher Fluth über dem Waſſer erhielten, ſchon weideten ſeine Haideſchafe im Sommer in dem Grün des neuangeſchwemmten Bodens.*) Im Binnenland aber wohnte der Landbauer in ſeinem Blockhaus oder in Lehmwänden, die er ſchon damals mit glänzendem Weiß zu tünchen liebte. Herden von Borſtenvieh lagen im Schatten der Laubwälder, und die geräucherte Waare aus Deutſchland war unter Diocletian ein namhafter Handelsartikel, die weſtfäliſchen Schinken wurden den Marſen und Menapiern abgekauft und bis nach Griechenland und Kleinaſien verfahren. Pferde und Rinder graſten auf dem Dorfanger, langlockige Schafe an den trocknen Berglehnen. Mit dem Flaum der großen Gänſeherden wurden weiche Pfühle geſtopft. Der fremde Händler, welcher Luxuswaaren und gute Geldſtücke der Römer in ſeinem Karren vor das Haus des Landmanns fuhr, tauſchte von ihm die hochgeſchätzten Gänſefedern, Schinken und Würſte aus dem Rauchfang, Hörner des Urs und großes Geweih, Pelzwerk, ſogar Toilettengegenſtände: blondes Haar der Sklaven und jene feine Pomade zum Haarfärben. Schon kaufte er deutſche Möhren auf, welche ſein Kaiſer Tiberius als Leckerbiſſen empfohlen hatte, er ſah mit Erſtaunen in dem Garten ſeines deutſchen Gaſtfreundes rieſenhafte Rettige und erzählte ſeinen Landsleuten, daß ihm ein Deutſcher wilde Honigwaben von acht Fuß Länge gewieſen habe.

---

*) J. Arends: Oſtfriesland und Jever, II, 190, hat die Spuren uralter Cultur auf verſunkenem Grunde geſammelt. Die Nordſeeküſte von Borkum bis hinauf nach Sylt dehnte ſich zur Römerzeit einige Seemeilen weiter nach Norden, das Abſpülen hatte ſchon begonnen, als Plinius ſchrieb, ſeitdem hat das Meer im Ganzen mehr genommen als gegeben. Der Dollart, der Zuyderſee (1164) wurden erſt ſeit den Kreuzzügen, die Jahde erſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert in mehren großen Fluthen ausgeriſſen.

Auch das Handwerk rührte ſich in den Häuſern, gerade ſo kunſtvoll, wie es bei den kriegeriſchen Landbauern getrieben werden kann; am angeſehenſten war die männliche Thätigkeit der Schmiede. Eiſen war theuer, aber es wurde von den öſtlichen Stämmen gegraben und geſchmolzen; die Schneide der Schwerter und Meſſer wußte man zu ſtählen, kunſtvoll Helm und Brünne zu runden. Der Goldſchmied faßte die Hörner des Urs mit edlem Metall zu Trinkgefäßen, er fertigte Halsketten und Armringe, zuweilen mit ſinnigen Arabesken von Schlangenwerk, und ſchlug goldene Schauſtücke nach dem Muſter eingeführter Münzen und römiſcher Legionsorden. Die Bewohner des Seeſtrandes bauten ihre Wogengänger, die Schiffe, höchſt praktiſch für den ſtarken Waſſerſchwall der Nordmeere, mit zierlicher Schnitzarbeit verſahen ſie die gekrümmten Steven und zogen buntgefärbte Segel an den Maſt. Auf dem Webſtuhl, dem uralten Beſitz der Indo-Germanen, webten die Frauen in unterirdiſchem Raume, dem Tung, der gegen die Kälte mit Dünger belegt wurde, leinene und wollene Stoffe, ſie färbten mit Färberröthe und blauem Waid, ſie verfertigten waſſerdichten Flaus und feine Franzen und Borten und ſtickten mit der Nadel. Die nationale Tracht der Deutſchen war — außer dem Pelzrock — der Reno, ein regendichtes wollenes Wamms bis zum Nabel, den Ermern nächſt dem Schurz um die Lenden und dem ledernen

Bundſchuh zuweilen das einzige Kleidungsſtück; wer etwas auf ſich hielt, trug darunter ein enges leinenes Unterkleid. Auch die Pelzröcke wurden, wenigſtens im Binnenland, wo man werthvolle römiſche Stoffe nicht leicht erhalten konnte, ſorglich gefertigt und mit koſtbarem Pelzwerk verbrämt. Aber alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter ſaß auf ſeiner oder des Blutgenoſſen Hufe, oder ſchuf im Haushalt des Häuptlings. Auch der Nachbar Schmied war ein Landwirth wie jeder Andere. Die Germanen wußten eben zu machen, was ſie brauchten. Daß ſie ihren Bedarf geſchickt verfertigten mit allen nöthigen Werkzeugen, iſt ſelbſtverſtändlich, denn wir wiſſen, daß viele dieſer Werkzeuge zu den früheſten Erfindungen des Menſchengeſchlechts gehören und ſchon in den Zeiten, welche vor aller Geſchichte liegen, und lange bevor man Metalle verarbeitete, mit erſtaunlichem Scharfſinn erdacht worden ſind.

Bedeutſam aber für die Schickſale des ganzen Volkes war die Weiſe, in welcher der Einzelne ſeinen Antheil an Grund und Boden beſaß. Nur als freier Grundbeſitzer, als Mitglied einer Gemeinde galt er im Volke, und eiſenfeſt war ſein Beſitz in das Gemeindeeigen gefügt. Eigenthümerin der Dorfflur iſt die Gemeinde. Nur Haus, Hof, den umzäunten Garten und die Herde beſitzt jeder Grundbeſitzer als freies Eigen. Zunächſt an den Wohnungen liegen Aecker und Wieſen, in Looſe oder Hufen getheilt, welche von den einzelnen Beſitzern zu eigenem Vortheil bewirthſchaftet werden. In weiterem Kreiſe darum der Wald, die Weide, das Ried, der Teich, ſie werden von der Gemeinde verwaltet, dem Mitglied der Genoſſenſchaft ſteht nur im Verband mit den Andern das Nutzungsrecht daran zu, denn er darf ſein Weiderecht nur ausüben, wenn er Roſſe, Rinder, Schafe, Schweine und Federvieh in der Gemeindeherde darauf ſendet. Auch im Bau der Aecker und Benutzung der Wieſen iſt er durch die Gemeinde beſchränkt, auch dieſer Theil der Dorfflur wird in beſtimmter Zeit des Jahres von den Herden der Gemeinde beweidet, die Zeit des Fruchtbaues und Heugewinnes iſt ihm durch Gemeindebeſchluß beſtimmt, ſogar die Früchte, welche er auf dem Acker bauen darf, ſind ihm vorgeſchrieben. Aber wie Haus, Hof und Herde nach Volksrecht auf ſeine Erben übergehen, ſo auch der ganze ideale Eigenthumsantheil, den er an dem Gemeindeeigen beſitzt.

In dieſer halb ſocialiſtiſchen Genoſſenſchaft ſind die Antheile der Einzelnen an Acker und Wieſe, Wald, Weide, Beſitz- und Nutzungsrechte urſprünglich gleich. Aber ſolche Gleichheit iſt auf die Länge nicht zu bewahren, und ſchon in der frühen Römerzeit ſcheint dieſe Ordnung eine Zerſtückelung der Antheile und ihre Vereinigung in einer Hand nicht verhindert zu haben. Denn ob der Hufenantheil des Einzelnen nur in ideellem Anrecht an das Gemeindeeigenthum, oder ob er in feſtem Eigenthum beſtand, er wurde vererbt, er war wahrſcheinlich auch überall veräußerlich, ſoweit dies bei einem geldarmen Volke möglich war. Wer um ſchwerer That willen ſeine Heimat verließ, der mußte doch wohl ſeinen Gemeindebeſitz aus der Hand geben, oder er mußte ihn, um die Buße zu bezahlen, gegen Viehhäupter und was ſonſt in älteſter Zeit Wehrgeld war, eintauſchen. Wenn ein Markgenoſſe ohne Söhne ſtarb, mußte doch ſein Antheil an Verwandte fallen, die derſelben Markgenoſſenſchaft angehören konnten, oder wenn ihm das Recht, in ſolcher Art zu vererben, nicht zuſtand, wurden doch die Looſe der Nachbarn durch das ſeine vergrößert. Rafſte vollends der Krieg oder eine Krankheit die Dorfgenoſſen hinweg, ſo kam ihre Flur entweder an einzelne überlebende Erben, oder an benachbarte Gemeinden, oder an ſolche, die ſich ihrer bemächtigten. Und es iſt im Laufe der Zeit gar nicht möglich, auch wenn die Bewegung des Grundbeſitzes in jeder Weiſe erſchwert iſt, große Ungleichheiten zu verhindern. Gerade die Strenge, womit auf neuem Grund die demokratiſche Gleichheit der Looſe gefordert wurde, läßt erkennen, daß in altem Beſitz bereits die Ungleichheit als eine Verkürzung Einzelner empfunden wurde.

Das Pflugland der Dorfflur war bei den meiſten Völkern Germaniens — einen Theil der Ingoſöhne ausgenommen — in drei Theile getheilt: Winterfeld, Sommerfeld, Brachfeld, jedes dieſer drei Felder nach Boden und Lage wieder in kleinere Einheiten, und an jeder dieſer Einheiten in jedem Felde hatte jede Hufe einen Antheil. So beſtand die Ackerfläche jeder Hufe aus einer Anzahl viereckiger Ackerſtücke, welche in den drei Hauptfeldern der Dorfflur vertheilt lagen, möglichſt gleiches Ackermaß in jedem der drei Felder. Wir haben darüber aus der Römerzeit keine deutliche Nachricht, aber nach der Völkerwanderung iſt dies Syſtem vorhanden, es iſt bis in den hohen Norden verbreitet, es iſt auch einem Theil der Slavenſtämme altheimiſch. Es führt in ſeiner alterthümlichen Künſtlichkeit auf eine Zeit zurück, wo der Ackergrund der Gemeinde noch nicht den Einzelnen gehörte, es iſt auf altbeſetztem und bereits aufgetheiltem Boden nicht ohne große Schwierigkeit und Verletzung von Privatintereſſen durchzuführen und ſeine Einrichtung ſetzt immer eine ſociale Umwandlung der Ackerverhältniſſe voraus. Es iſt endlich hervorgegangen aus einem höchſt demokratiſchen und peinlich redlichen Sinn, welcher ſich ängſtlich bemüht, jedem Gemeindemitglied in gleicher Weiſe gerecht zu werden.

Ob die Ackerſtücke der einzelnen Hufen ſchon als beſchränktes Eigenthum der Beſitzer betrachtet wurden, ob auch mit ihnen im Lauf der Jahre unter den Dorfinſaſſen gewechſelt wurde, iſt nicht auszumachen. Wahrſcheinlich waren die Eigenthumsrechte bei manchen Stämmen bereits geſichert, bei andern, zumal auf neu erworbenem Grunde, beſtand wohl noch das urſprüngliche Verhältniß des Wechſels unter den Beſitzern. Immer aber war der Hufenbeſitzer Eigenthümer eines Antheils am Ackerland, entweder eines ideellen, oder beſtimmter Gewende, und dieſe Antheile gingen aus einer

Hand in die andere über. Wir erfahren auch, daß wenigſtens bei einzelnen Stämmen, z. B. den Tenktern, der älteſte Sohn Gutserbe des Vaters war.

Die Gemeinde aber als oberſte Eigenthümerin der Flur umſchloß das geſammte irdiſche Daſein des Familienvaters; im Verbande mit Markgenoſſen zog er ſein Vieh, baute er ſein Feld, kämpfte er für die Rechte ſeiner Mark, als Hufenbeſitzer half er an der Dingſtätte das Recht finden, wählte er den Häuptling, berieth er in der Volksverſammlung, zog er zur Heerſchau, hob er vor dem Kriegszuge den gewählten Feldherrn auf ſeinen Schild. Sein Tagesleben gab ihm unaufhörlich Veranlaſſung, ſich als Gleichberechtigten unter den Genoſſen zu fühlen. Eiferſüchtig wachte er darüber, daß die Aecker gleich gemeſſen waren, daß ihm die Nahrung ſeiner Thiere nicht durch übermäßige Zucht in den Höfen ſeiner Nachbarn beſchränkt wurde. Dies demokratiſche Gefühl der Gleichberechtigung mit allen Andern wurde ein vorherrſchender Zug im Leben des Deutſchen. Auch ſein Häuptling ſollte in der Dorfflur nicht anders angeſiedelt ſein als ein anderer Dorfgenoſſe, ſeine Hufe wurde ihm aufgetheilt wie den Andern, ſeine Herde ſollte mit dem Gemeindevieh weiden. Als Cäſar ſich bei einem Suebenhäuptling nach der auffälligen Aeckertheilung durch gleiche Looſe erkundigte, erhielt er die Antwort, dieſe Gleichheit ſei nothwendig, damit der gemeine Mann nicht unzufrieden werde. Auf dieſelbe demokratiſche Gleichheit der Rechte hielt der deutſche Landbauer auch in der Volksverſammlung, vor Gericht und im Heer. Den Rechtsſpruch gegen ihn durften nur gleichberechtigte Hufenbeſitzer finden, ſogar den Schuldigen durfte Niemand binden und ſchlagen, als der Prieſter im Namen der Gottheit. Ja, wenn der Bauer im Heere zur Schlacht zog, wollte er nicht leiden, daß ſein Feldherr oder der Fürſt des Stammes neben ihm auf dem Roß in die Schlacht zog, er zwang ihn abzuſteigen, denn auch das Schlachtenloos ſollte für Alle gleich ſein. Und war die Schlacht gewonnen, dann wurde die, auf einen Haufen getragene Kriegsbeute ſo behandelt, wie der Ackergrund eines neubeſetzten Dorfes, ſie mußte von den Führern gewiſſenhaft und gleichmäßig vertheilt werden. Dieſer Brauch erhielt ſich z. B. bei den Franken noch lange, nachdem in wilder Zeit die Macht der Häuptlinge hoch über das Volk gewachſen war. König Chlodovech wollte ein koſtbares Kirchengefäß auf die Bitte eines frommen Geiſtlichen vom Haufen der Kriegsbeute ausſcheiden, und er bat die Heeresgemeinde darum. Die Andern ſtimmten zu, aber ein Franke ſchlug das Gefäß mit der Streitaxt und rief dem König zu: „Nichts ſollſt du haben, als was nach dem Looſe dein Recht iſt.“ Der König trug die rohe Beleidigung ſtill bis zur nächſten Heeresſchau, wo er das Recht hatte Säumige zu ſtrafen. Da freilich riß er dem Franken die Streitaxt aus der Hand und ſchleuderte ſie auf den Boden mit den Worten: „Keiner trägt ſo ſchlechte Waffen als du,“ und als der Krieger ſich nach ſeiner Waffe bückte, zerſchmetterte ihm der König mit der eigenen Streitaxt den Schädel. „So thateſt du mit dem Krug von Soiſſons.“ Das war Gewaltthat, aber es war Königsrache für eine Beleidigung, und darum ertrug das Heer die ſchwere That.

Wenn ſpäter in den Zünften der deutſchen Städte genau begrenzt wurde, wie viele Geſellen und Lehrlinge jeder Meiſter haben dürfe, damit er nicht ſeine Genoſſen durch übergroße Rührigkeit ſchädige, ſo iſt auch dieſe auffällige Beſchränkung aus derſelben angeſtammten Anſchauung von dem gleichen Recht der Geſellſchaftsgenoſſen hervorgegangen. Es iſt eine große Wandlung und es ſind ungeheure Schickſale nöthig geweſen, um dieſen alten Hufenſtolz der Germanen ſo weit umzuformen, daß ſie durch Jahrhunderte die unterthänigſte aller Nationen wurde.

Bei ſolcher Flurverfaſſung aber war ein Lebensintereſſe der Gemeinde, daß die Zahl der nahrungsbedürftigen Menſchen nicht vermehrt wurde. Der werthvollſte Beſitz eines Hofes war das Vieh; es war alſo gemeiner Vortheil, Waldweide, Bergweide und Ackerweide der Gemeindeherde zu erhalten und dieſe Herde nicht ſo weit zu vergrößern, daß die Nahrung ſpärlich wurde. Wuchs nun die Menſchenzahl in der Gemeinde, im Gau, im Volke, ſo erhob ſich ſofort laut und leidenſchaftlich die Forderung nach neuem Acker- und Weidegrund. Vermehrung des Getreidebaues und des Viehbeſtandes durch höhere Bodencultur war bei dem Flur- und Weidezwang gänzlich ausgeſchloſſen, es blieb nichts übrig, als Erweiterung der Grenzen gegen ſchwächere Nachbarvölker. Daher die unabläſſigen innern Kriege, in denen der Ueberſchuß der Volkskraft aufgerieben, oder der unterliegende Theil durch Landentziehung zur Dürftigkeit herabgedrückt wird. War die Erweiterung der Grenzen unmöglich, ſo mußte ein Theil des Volkes ausziehen und neue Fluren ſuchen, und dieſe Auswandrerzüge mußten mit einer periodiſchen Regelmäßigkeit, außerdem nach Hungerjahren, nach unglücklichen Kriegen ſtattfinden. Der letzte Grund war immer ein ernſtes ſociales Leiden, das dem kräftigen Volk unerträglich ſchien. Daſſelbe Leiden aber hat beſtanden, ſo lange ſich im Mittelalter freie Bauern in dem Bann des Flurzwangs und der Gemeindeeigen erhielten. Ja es beſteht noch heut in anderen Formen überall, wo der Zwang der Dreifelderwirthſchaft oder vielgetheilter Gewanne die Dorfgemeinde einengt. Es iſt im letzten Grunde dieſer Flurzwang, welcher die Völkerwanderung veranlaßte, der kurze Zeit darauf unter Karolingern, Sachſen- und Frankenkaiſern die Coloniſation in den Oſten der Elbe trug, der die Städte füllte, der große Völkermaſſen in die Kreuzzüge trieb, der unmittelbar darauf die deutſche Pflugſchar bis über die Weichſel, ja weit hinein nach Ungarn führte. Die große Coloniſtenbewegung der Germanen wird erſt gehemmt, ſeit der deutſche Bauer zur Hörigkeit herabgedrückt und ihm die Auswanderung durch einen geſtrengen Herrn gewehrt wird.

Aber nicht auf gleiche Weiſe wirkte, ſo ſcheint es, die

Ueberfüllung bei allen Völkern Germaniens. Ein Theil der Niederdeutſchen ſaß nicht in geſchloſſenen Dörfern, ſondern in einzelnen Gehöften. Auch dort ſtand über dem Beſitzrecht des Einzelnen das Bodenrecht der Gemeinde, aber ſchneller mußte ſich dort die Selbſtändigkeit des einzelnen Hofbeſitzers aus der Genoſſenſchaft entwickeln, feſter wurzelte er ſelbſt auf dem Grunde, den er aus dem Einzelhofe mit ſeinen Augen überſah, und mächtiger wurde in dem einſamen Hauſe der Familienſinn und die Herrſchaft des Familienhauptes über ſeine Angehörigen. Nicht in dem Dorfverband ward hier zuerſt die Ueberfüllung fühlbar, ſondern in der Familie; ſie zu beſeitigen war bei den übrigen Stämmen vorzugsweiſe Gemeinde- und Gauintereſſe, hier Vortheil der Hausgenoſſen. Nicht weniger ſtark war die Auswanderung unter den niederdeutſchen Frieſen und Sachſen, aber ſie vollzog ſich in einer ſelten unterbrochenen Reihe von kleineren Siedelfahrten, häufig zur See; der Kern der Familien, die alten Geſchlechter beharrten feſt auf dem Grunde ihrer Väter, ſie ſind in der Völkerwanderung am wenigſten von allen deutſchen Stämmen zerſtreut, erſt durch Karl den Großen mit fremden Anſiedlern durchſetzt worden.

Dieſem feſten Zuſammenſchluß der Einzelnen in der Gemeinde entſprach nicht die Feſtigkeit des Verbandes, in welchem die Gemeinden zu einander, der Einzelne zu ſeinem Volke ſtanden. Eine Anzahl Gemeinden bildete den Gau, die Gaugenoſſen wählten ihren Häuptling. Die Macht des Häuptlings beruhte auf perſönlicher Tüchtigkeit oder auf dem alten Adel ſeines Geſchlechts, und darauf, daß er Vorſitzender des Volksgerichts war. Aber er ſaß in ſeiner Gemeinde nur ſo wie ein anderer Freier, ſeine Einnahme beſtand nur in freiwilligen Gaben der Stammgenoſſen und Fremden, und es iſt bezeichnend für den Unabhängigkeitsſinn des Volkes, daß dieſe Gaben als Geſchenke behandelt wurden, auch wenn ſie ſtehende Abgaben geworden waren, und für die Gewiſſenhaftigkeit des Volkes, daß ſie mit Regelmäßigkeit gegeben und erwartet wurden. — Die Häuptlinge der einzelnen Volksbezirke bildeten zuſammen einen Rath, welcher die Angelegenheiten eines Volkes leitete, Verſammlungen aller Freien berief und dieſen wichtige Fragen zur Entſcheidung vorlegte. Der Rath der Häuptlinge, die Volksverſammlung und die gemeinſamen Heiligthümer erhielten nächſt dem Stammesgefühl die Einheit des Volkes. Die Geſchichte faſt jedes deutſchen Volkes beweiſt, daß die Bande zu ſchwach waren, um die Einheit zu ſchützen. Die Häuptlinge ſelbſt, hochfahrend, ſtolz auf ihren Einfluß, ſchwer geneigt ſich einem Amtsgenoſſen unterzuordnen, ſetzten ihr Volk in beſtändige Gefahr inneren Zwieſpalts. Je mächtiger ſie in ihren Gemeinden ſaßen, je größer ihr perſönlicher Anhang war, um ſo mehr wurden ſie von Fremden umworben, und um ſo lockender wurde die Verſuchung, im eigenen Intereſſe Politik zu treiben. Zufällige Verwandtſchaft mit den Häuptlingen anderer Völker, perſönliche Feindſchaften und römiſches Geld arbeiteten unabläſſig bei Cheruskern, Chatten, Chauken und den übrigen Völkern, welche „keine Könige ertrugen“, die Volkskraft durch Uneinigkeit der Führer zu ſchwächen. Nur vorübergehend gelang es dem feſten Willen der Stammgenoſſen oder einem hochbegabten Mann, das Volk zu einmüthigem Handeln zu beſtimmen. Gerade durch die Römerkriege wurden die Mängel dieſer ariſtokratiſchen Führung auch den Deutſchen fühlbar; ſeitdem iſt auch bei den Völkern, welche nicht bereits Könige hatten, das Streben erkennbar, ſich über die Häuptlinge ein mächtiges Geſchlecht zu feſter Herrſchaft zu ſetzen, und in den folgenden Jahrhunderten ertragen faſt alle Völker oder Coloniſtenheere, welche aus ihren Sitzen ziehen, königliche Geſchlechter.

Auf der Gemeindeflur, dem eigenen Hof, der Herde und der politiſchen Gleichberechtigung unter Stammgenoſſen ruhte Ehre und Stolz des Deutſchen; aber derſelbe Mann, der in den realen Verhältniſſen höchſt demokratiſch geſinnt war, erwies ſich in ſeinen Neigungen als höchſt ariſtokratiſch, faſt ebenſo ſehr wie der Gallier und der Römer. Er hatte tiefe Hochachtung vor edler Herkunft. Denn er war ein frommer Mann, und als die adligen Geſchlechter ſeines Volkes galten ihm die alten Familien, welche ihre Ahnen bis zu den Göttern hinaufführten. Solcher Urſprung oder gewaltige Thaten der Ahnen gaben den Edlen eine Geltung, der oft ihre perſönliche Tüchtigkeit nicht entſprach. Bedurfte das Volk in gefährlicher Zeit eines Führers, ſo ſuchte es zuweilen im Auslande den Sohn eines heimiſchen Geſchlechtes, das den Göttern lieb war. Die Cherusker erbaten ſich einen römiſch erzogenen Landsmann von Rom, weil er der letzte Sprößling aus dem erlauchten Stamm Armin's war. Die Heruler haben in dem Völkergewühl an der Donau ihren unkriegeriſchen König getötet; das reut ſie bitter, und ſie ſenden aus Illyrien, wo ſie damals ſiedeln, eine Geſandtſchaft nach Skandinavien zu dem königlichen Stamm ihres Volkes, um von dort einen Sproß ihres erlauchten Geſchlechts zu holen; als der Geladene auf dem Wege ſtirbt, ſenden ſie zum zweiten Mal und unterwerfen ſich mit Freuden dem Herrn, der ihnen geſandt wird.

Aber derſelbe ariſtokratiſche Sinn erwies ſich auch geſchäftig auf dem einzelnen Hofe und in der Ackerwirthſchaft. Die Deutſchen hielten nicht Hausſklaven wie die Römer, aber unter ihnen ſaßen Unfreie, Kriegsgefangene oder erkaufte Leute, welche mit Weib und Kind in beſonderem Haus wohnten, das ihnen der Herr zugewieſen, einen Theil ſeines Ackers bauten und ihm von Vieh und Frucht abgaben. Sobald die Feldarbeit eines Volkes zum Theil von unfreien Händen gethan wird, verliert die Arbeit, welche Unfreie verrichten, ihre Ehre. Leicht gilt dem Freien für gemein, neben dem Knecht zu ſchaffen. So wurde es auch bei den Germanen; wer hoch von ſich dachte, der griff nicht bei jeder Arbeit in der Wirthſchaft an, er waltete über ſeinen Hausgenoſſen, aber ſeine beſte Freude war ihm das behagliche Ruhen im Hauſe, Gaſtgelage und Geſelligkeit, die Aufregung der Jagd und des Krieges. Er war noch nichts Anderes als Ackerwirth und achtete ſeine Erträge keineswegs gering, ja er hatte wahrſcheinlich eine herzliche Freude daran, wie ſie der Südländer gar nicht kennt; aber er fühlte ſich als Gutsherr und nicht mehr als Arbeiter. Es iſt klar, daß ſolche Geſinnung, wo ſie in einem ackerbauenden Volke ohne Geldwirthſchaft häufig iſt, den Anfang einer nationalen Verbildung bezeichnet, welche der Nation verhängnißvoll werden muß.

Jedem jungen Volke iſt Krieg die männlichſte Arbeit, die Erinnerung daran iſt ihm begeiſternde Poeſie. Kein Volk hat je die Poeſie des Kampfes mit ſo leidenſchaftlicher Hingabe empfunden, als die Germanen. Ihr höchſter Gott war der Seelenführer, der die gefallenen Helden in ſeinem Himmel ſammelt; was der Vater den Söhnen erzählte, was der Sänger ſang, waren die Großthaten der Vorfahren. Nur wer ſich im Kampf bewährt hatte, konnte auf Geltung in dem Volke hoffen. Dazu kamen ſeit den erſten Römerkriegen noch andere reizvolle Bilder der geſchäftigen Phantaſie. Der Kampf gab ſchöne Waffen, Beute, Herden und dienende Arbeiter, in ihm vermochte Jeder den Wohlſtand zu erwerben, der bei friedlichem Hufenbau in der Gemeinde unmöglich war. Am reichlichſten freilich, wenn der Mann auf eigene Hand auszog oder ſich mit wenig Genoſſen zu gemeinſamer Fahrt verſchwor, denn im Volkskrieg wurde der Gewinn dem Einzelnen zugetheilt. Wie Alles, was der Germane aus ſich heraus bildete, eine einſeitige Größe und Strenge zeigt, ſo auch die rückſichtsloſe Hingabe an die wilde Poeſie des Kampfes. Ihn trieb der Schlachtengott wie Sturm und Flammen gegen die Feinde; die Schrecken des Todes verachten, das Ungeheure wagen war des Kriegers Ehre. Auch die Schlacht wurde betrachtet als ein vereinter Kampf vieler Einzelnen gegen Einzelne, die Kraft des Starken im Kampfgewühl wurde vor Allem gefeiert; wer viele Feinde erlegt hatte, war der größte Held. Auch hierwar, wie im Volke, der Zuſammenhang der Maſſen ſchwach, die Kampftüchtigkeit der Führer erſchien bewundernswerther als ihre Kunſt zu leiten; auch hier war der Gehorſam gering, der eigenwillige Stolz des Einzelnen nicht zu bändigen.

Doch merkwürdig, dieſem verhängnißvollen Freiheitsgefühl des Germanen ſtand gegenüber eine Geneigtheit, ſich rückſichtslos Anderen hinzugeben, die ebenfalls in ſehr eigenthümlicher Weiſe hervorbrach. Es war eine Hingabe an Perſonen, entweder einſeitig oder mit gegenſeitiger Verpflichtung. Germaniſch war bei dieſem Verhältniß, daß es freiwillig ſein mußte, daß es durch einen Act feierlicher Verpflichtung geſchloſſen wurde, daß dieſe Hingabe nicht an die Familie, den Gau, das Volk ſtattfand, ſondern an einzelne Menſchen oder an einen Gott, und daß ſolche freiwillig übernommene Pflicht für die höchſte irdiſche galt. Die Selbſtentäußerung, welche ſie forderte, die Treue, welche dabei geübt wurde, war Stolz und Ehre des Sterblichen. Er ſchließt dieſe Verbindung für das Leben, auf Zeit, für ein beſtimmtes Geſchäft; durch Schwur und ſinnbildliche Handlung, durch Anlegen des Ringes oder Bandes, oder durch geweihten gemeinſamen Trunk wird ſie gefeſtigt. Selbſtwillig bei jeder Gelegenheit, überwand der Germane die Selbſtſucht in dieſer Form. Der Gatte gelobte ſich dem Gatten, der Geſpiele ſchloß mit dem Geſpielen einen Bruderbund. So band ſich auch der Kriegsmann dem Kriegsgott; dann trug der Chatte den eiſernen Ring als ſichtbares Zeichen ſeiner Hingabe, und bildete mit den gleich ihm gefeſſelten Genoſſen im Kampf die erſte Schlachtreihe, die der Geweihten. Dieſe grimmigen Dienſtmannen des Gottes waren auch im Frieden auffallende Geſellen. Sie ſorgten nicht um Weib und Gut, als „Hageſtalde“ trieben ſie ihr ganzes Leben umher und ſaßen an fremdem Herde, verſchwenderiſch mit dem Gut Anderer, gleichgiltig gegen Erwerb, als harte Kampfgenoſſen geehrt von den Männern, höchlich bewundert von der Jugend. — Ja, das ganze Heer band ſich vor der Schlacht noch einmal durch Gelübde zu gemeinſamer Arbeit und Hilfe.*) Ebenſo band ſich der Söldner in fremdem Dienſt an ſeinen Kriegsherrn. Wenn die Germanen in die Leibwache römiſcher Kaiſer traten, ſo faßten ſie dieſes Verhältniß in heimiſcher Weiſe als eine Hingabe ihrer Kraft und ihres Lebens an den neuen Gebieter; wenig kümmerte ſie Politik und Recht des fremden Staates, und wenig durfte ſie kümmern, ob ihr Herr zum Segen war für Andere oder zum Fluch, ſie waren verpflichtet, im Kampf für ihn zu ſterben, und wenn er durch Hinterliſt fiel, ſeinen Tod durch Blut zu rächen. Die Kaiſer gewöhnten ſich, dieſes nützliche Verhältniß mit deutſchen Augen anzuſehen; ſie verkehrten zuweilen mit ihrer Leibwache wie der deutſche Häuptling mit ſeiner Gefolgſchaft, und trugen wohl gar germaniſche Kleidung. Auch ſeit der römiſche Hof unter dem Zwange des byzantiniſchen Ceremoniells ſtand, wurden die Trabanten — welche Protectoren hießen — in germaniſcher Weiſe durch den ſchwerſten Treueid an die Perſon ihres Dienſtherrn gebunden.**)

Die Pflichten, welche dies freiwillige Gelöbniß auflegt, ſtehen dem Einzelnen höher, als die Pflicht gegen den gemeinen Vortheil des Volkes und Landes. Dieſer Zug, die höchſte Pflicht perſönlich, gemüthvoll, wähleriſch zu beſtimmen, jede Unterordnung zu einer freiwilligen zu machen, iſt bedeutſam geworden für das geſammte Mittelalter. Wenn uns auffällt, wie ſchnell der Zuſammenhang eines Volkes geſtört wird, wie leicht Aufſtände ehrgeiziger Häuptlinge, Fürſtenſöhne, Bannerherren gegen den König möglich werden, ſo iſt der Grund in dem Treueverhältniß zwiſchen Herrn und Diener zu ſuchen. An einem Aufſtand theilzunehmen, war dem Dienſtmann nicht frevelhafte Pflichtverletzung, ſondern es war ein Zwang, den eine hohe Pflicht auferlegte. Wie der Gefolgherr es mit ſeinem Eide hielt, den er einem Fürſten geleiſtet, war ſeine Sache; ſtand er vollends zu dem Höhern nicht gerade in Verhältniß freiwilligen Eides, z. B. als Häuptling gegen den König, als Fürſtenſohn gegen den Vater, ſo war vor allem ſeine Pflicht, die Intereſſen ſeiner geſchworenen Mannen zu ſchützen. Wurden dieſe irgendwie gekränkt — und ſelten fehlte Grund oder Vorwand, ſolche Kränkung zu erkennen — ſo that er nur ſeine Schuldigkeit, wenn er ſich bis aufs Aeußerſte empörte. Und wie ſich von ſelbſt verſtand, daß Alle ſeinem Wege folgten, welche zu ſeinem Geſinde, d. h. zu ſeinen Pfadgängern gehörten oder ſonſt durch Eid an ihn gefeſſelt waren, ſo war auch ihm die äußerſte Unehre, ſeine Getreuen zu opfern, wenn er ſich dem Stärkern unterwarf. Selbſt gewiſſenloſe Schwächlinge haben ſich geweigert einen Frieden anzunehmen, welcher nicht ihre geſammten Anhänger einſchloß. Dieſelbe Anſchauung war es, welche den entſagenden Mönch an ſeinen Gefolgsherrn Chriſtus feſſelte, dieſelbe Anſchauung bindet noch heut den Adel an die Perſon des Monarchen, den deutſchen Prieſter an die römiſche Kirche. Wer ſich gegen ſeine Familie und gegen ſein Volk erhob, beging auch nach den ſittlichen Empfindungen der Vorzeit ein Unrecht, wer aber ſeinen Treuſchwur brach, wie der Mann gegen ſeinen Herrn, oder die Pflichten, welche aus dem Treuſchwur des Andern hervorgingen, wie der Herr gegen ſeinen Mann, der handelte niederträchtig. „Wenn die Noth des Herrn dem Manne den Mord ſeines eigenen Verwandten befiehlt, ſo muß er auch dieſen Mord vollbringen," lehrt ein chriſtlicher Prieſter, der Gote Jordanis, um zu beweiſen, daß die Oſtgoten, welche durch Treuſchwur an Attila gebunden waren, den Kampf gegen die blutsverwandten Weſtgoten nicht weigern durften.

---

*) Ammian. 31, 7.

**) Procop. de bello Vand. 2, 18.

Furchtbar iſt die Größe, und nicht weniger furchtbar die Beſchränktheit in Auffaſſung ſittlicher Pflichten, welche in ſolcher Hingabe lagen. Sie bildete das Gegengewicht zu dem hochfahrenden Mannesſtolz des Deutſchen; ſchrankenlos, wie die Freiheit des Einzelnen gefaßt wurde, war auch die Entäußerung ſeiner Freiheit.

Unter den Verbindungen, welche durch Treuſchwur und freiwillige Hingabe geweiht waren, tritt in älteſter Zeit das Gefolgeweſen bedeutſam hervor. Tacitus entwirft eine lebhafte Schilderung von dieſem uralten Verhältniß. Es war nicht bei den Deutſchen allein heimiſch, auch bei den Kelten beſtand es, unter Südſlaven hat es bis in die neue Zeit gedauert. Wir vermögen den Römerbericht aus den älteſten Dichtungen der Angelſachſen zu ergänzen, welche allerdings nach der Völkerwanderung aufgezeichnet wurden, aber zum Theil Zuſtände ſchildern, welche aus ſehr früher Zeit geblieben waren. Der Häuptling war umgeben von einer männlichen Hausgenoſſenſchaft, welche nicht nur aus ſeinen Söhnen und Seitenverwandten, den Magen, beſtand, auch aus Jünglingen und Männern des Volkes, die ihr Schickſal freiwillig an das ſeine geſchloſſen hatten. Sogar der Jüngling aus Götteradel, der Fürſtenſohn, trat in Gefolgeſchaft und Haushalt eines bewährten Häuptlings, bei dieſem ſeine Lehrzeit für Kampf und Rath durchzumachen. Die Mehrzahl der Mannen aber waren ſolche, denen das eigene Heim und die Arbeit des Feldes nicht lockend war. Poeſie und Gemüth der Deutſchen wetteiferten, dies Verhältniß mit ſchönen Farben zu ſchmücken, aber ſeine Grundlage war gegenſeitiger Nutzen. Der Hausherr übernahm die Sorge für den Lebensunterhalt und die Ausrüſtung ſeines Gefolges, er hieß der Wirth, er war nicht nur Spender von Speiſe und Trank, ihm ziemte auch freigebig für treuen Dienſt zu ſein mit Waffen, Armringen, Roſſen. Den erprobten Mann hatte er wohl auch mit Land auszuſtatten und ihm ein Weib zu vermählen aus ſeiner Sippe oder der Nachbarſchaft. Die Genoſſen ſeiner „Methbank“ geleiteten ihn dafür zur Verſammlung, auf Reiſen, im Kriege. Im Hauſe halfen ſie bei männlichem Dienſt, richteten die Roſſe ab, jagten und zerlegten das Wild, und lungerten auf der Diele. In anſehnlicherm Haushalt verſahen ſie Ehrenämter, des Boten, welcher Nachrichten trug und anmeldete, des Redners, der wohlgefügter Worte mächtig war, des Sängers und des Truchſeſſen. Im Kriege hatten ſie die Waffenämter, ein vertrauter Mann ſtand in der Schlacht an der Achſel des Herrn, einer reichte den bemalten Schild. Der größere Häuptling führte außerdem einen Speer mit farbigem Bande, und es war ein ſtarker Mann, der ihm dieſe Kriegsfahne trug. Wollte der Mann eines Häuptlings in eigenem Geſchäft zur Fremde, ſo mußte er die Erlaubniß ſeines Wirthes werben; gewann er in der Fremde Ehre und Gut, ſo hatte der Wirth Theil am Ruhm und am Gewinn, denn es war ſchicklich, daß ihm der Mann von ſeinem Erwerbe abgab.*)

In der großen Halle des Herrnhauſes ſammelten ſich die Bankgenoſſen um den Herd, ſie ſaßen zum Mahle in Reihen auf erhöhtem Sitz, in der Mitte auf dem Herrnſtuhl der Wirth. Bei mehren deutſchen Stämmen — nicht bei allen — theilte die Hausfrau den Herrnſitz, ſie und die Töchter ſchenkten das Bier und den Meth in Krüge aus Eichenholz, welche vor dem Mahle reihenweis an der Wand gehangen hatten. Am Herde war der große Braukeſſel befeſtigt, das geweihte Geräth des Hauſes, über dem die Hausgenoſſen ihre Gelübde thaten. Jedem Einzelnen war wichtig, wo er ſaß; dem Fremden, der gaſtlich aufgenommen wurde, den rechten Platz zu geben, war eine ernſte Sache, denn tief kränkte Zurückſetzung. Beim Mahle öffnete ſich zwanglos das Gemüth in Scherz und kluger Rede. Mit fein geſtellten Worten und Anſpielungen zu necken und ſich zu vertheidigen, mußte der tüchtige Mann verſtehen. Dazwiſchen unterhielten Erzählungen der Alten von eigenen Thaten und den Schickſalen der Ahnen, der Sänger griff in die Saiten und ſang ſein Lied von dem

---

*) Hauptquelle für dieſe Verhältniſſe iſt das angelſächſiſche Gedicht Beowulf. Sein weſentlicher Inhalt iſt älter als die Einwanderung der Angeln und Sachſen in Britannien.

Stammeshelden, der den menſchenfreſſenden Nichus im Ringkampfe tötete, oder den ſchätzehütenden Drachen erſchlug, den verhängnißvollen Schatz erhob und dafür dem Fluche verfiel umherzuirren, in der Fremde zu dienen und zu fallen als ein Opfer dunkler Mächte. Lange dauerte das Gelage, die Germanen konnten kein Ende finden, geräuſchvoll wurde der Verkehr unter den Zechenden, leicht griff die Hand des Verletzten zur Waffe, und die Zucht des Hauſes erwies ſich oft zu ſchwach, plötzliche Wuth oder lang verhaltenen Groll zu zügeln. War das Mahl ſpät beendet, dann begab ſich der Wirth in den Frauenraum, entweder ein geſondertes Gebäude oder eine Seitenkammer des Hauſes. Dann lagerte ein Theil der Herdgenoſſen in der Halle, die Bänke wurden zurückgeſchoben und Polſter auf den Boden gelegt, darüber Thierfelle und Decken. War die Zeit ſorglich, dann ſtützten ſie den Heerſchild an die Bank zu ihren Häupten, legten Helm, Brünne, Speer darauf, denn zu jeder Stunde zum Streite fertig zu ſein, ziemte nützlichem Manne.

Nahten aber dem Herrnhauſe bewaffnete Fremde, dann wurden ſie von dem Mann, der an der Mark die Wache hielt, angerufen und nach dem geheimen Schutzwort, der Loſung, gefragt. Bekannten ſich die Kommenden als Fremde und erklärten ſie freundliche Abſicht, ſo geleitete ſie der Wächter bis an den Hof; dort ſaßen die Fremden auf der Bank vor dem Hauſe nieder, ſtellten die Speere zuſammen, lehnten die Schilde an die Wand und harrten der Einladung. Ein anderer Mann des Häuptlings, der Bote, kam aus dem Hauſe, frug nach Namen und Begehr und meldete an. Die Fremden traten unter dem Helm auf die Schwelle. Hier ſprach der Fremde dem Wirth den Heilgruß aus, der Hauswirth, dem perſönliche Begrüßung Pflicht war, antwortete und lud zum Sitzen; war Speiſe und Trank gereicht, ſo war das Gaſtrecht gewährt. Wenn der Fremde ein bedeutender Mann war, ſo wurde ihm zu Ehren das Haus feſtlich geſchmückt und farbige Gewebe an die Wände der Halle gehängt. Das Feſt wurde gefeiert durch Wettlauf der Roſſe, durch Wettkampf der Männer in Sprung, Gerwurf, Steinwurf und Steinſtoßen, den alten Turnſpielen der Indogermanen, und durch Waffentanz und Geſang.

Für ſolches Leben im Hauſe wurde Abwechslung erſehnt in kriegeriſchen Fahrten. Auch beim Kampf ſtand das Gefolge des Häuptlings in einem Gegenſatz zum Volksheer. Es war häufig beritten und bildete eine ſchwere Reiterei, jeder Reiter mit einem Fußkämpfer geſellt. Saß der Häuptling unfern der See, dann ſtanden im Strom oder der Bucht ſeine Schiffe, geglättet und hell getüncht, wie Eis glänzend, die Vorderſteven mit Ringen gebunden. Theuer war dem Norddeutſchen ſein Schiff wie ſein Roß, die Arbeit ſeiner Hände betrachtete er gern als ein lebendes Weſen. Es war ſein Seepferd, ſein Waſſervogel, die Höhlung war die Bruſt, das Vordertheil der Schaumhals, auf ihm fuhr er „die Walfiſchbahn“, „den Weg des Schwans“, „das Robbengebiet“ entlang zu Gaſtbeſuch oder ruhmvoller That in die Fremde. Waghalſig durchfurchten die Bankgenoſſen das ſtürmiſche Nordmeer mit Ruder und Segel, Tage und Wochen lang den Sternbildern folgend oder klugem Bericht alter Seefahrer, bis die Wegmüden die Klippen des Landes auftauchen ſahen, die ragenden Strandhügel, die langen Landzungen und die ſchäumende Brandung.

Dies Leben der Mannen im Banne des ſpendenden Hauſes ging fort, bis die hohe Schickſalsfrau den Wirth grüßte; durch ſeinen Tod wurde den trauernden Mannen der Methſitz entriſſen, ihr Leben freudelos. Fiel er in der Schlacht, ſo ſuchten ſie ihm nachzueilen auf dem Todespfade. Die Ueberlebenden aber ſchufen ihm feſtliche Beſtattung. Auf hohem Holzſtoß wurde der Leichnam verbrannt mit ſeinem kriegeriſchen Rüſtzeug, mit Leibroß, Hunden und Falken; oder um den Toten, der auf ſeinem Roſſe ſaß, wurde der hohe

Leichenhügel aufgeſchüttet, und die Edlen umritten mit Klagegeſang die Trauerſtätte. War aber der Verſtorbene Häuptling eines ſeefahrenden Volkes, dann wurde der Leichnam in die Höhlung des Schiffes zum Maſte gelegt, um ihn Schätze, Kriegswaffen und Kampfgewand, an den Maſt über ſeinem Haupt wurde ſein Banner geſchlagen, das Strandſeil gelöſt und der Tote mit günſtigem Fahrwind in die hohe See geſandt, damit die Götter ihn empfingen.

Dieſer Stellung zu kriegeriſchen Hausgenoſſen verdankte der Häuptling einen guten Theil ſeiner Macht; ſein Stolz war, ſo viel Mannen als möglich zu führen, und die Nothwendigkeit, dieſe Menſchenmenge zu ernähren und ſich bei ihr in Anſehen zu erhalten, zwang ihn wieder zu einer kriegeriſchen Politik, welche oft dem Vortheil ſeiner Landesgenoſſen wenig entſprach. Wir dürfen annehmen, daß die feurigen Wünſche, welche bei dem Methkrug in ſeiner Halle aufloderten, Krieg und Auswanderung der Völker ſehr gefördert haben. Aber gerade dies älteſte Gefolgeweſen wurde in der großen Wanderzeit ſchnell umgeformt, denn den Haushalt eines Mächtigen füllten in fremdem Lande ſtatt der Verwandten und Nachbarkinder nützliche, in den Künſten der Fremde erfahrene Unfreie; unter der wilden Begehrlichkeit, welche dieſes Zeitalter in den Seelen großzog, wurde auch die Treue geringer, der Vornehme durfte ſeinen Verwandten am wenigſten vertrauen. Und wo es galt, ſich den Beſitz eines fremden Landes zu ſichern, konnte der Häuptling ſeine Treueſten nicht mehr im Hauſe halten, ſein Vortheil war, ſie unter den Fremden als ſeine Beamten und Landbeſitzer zu vertheilen. Was der ſpätere Dienſtmann in eigenem Haushalt, als waltender Gebieter über verliehenes Land, ſeinem Herrn bewahrte, war eine andere Art von Treue. Denn an die Stelle des häuslichen Verhältniſſes war ein politiſches getreten.

Dieſelbe hohe Auffaſſung der Pflicht, welche freiwillig auf das Leben genommen wird, hat den Germanen auch die

Ehe geweiht. Kein anderes Volk hat aus innerem Herzensbedürfniß das älteſte Verhältniß, welches zwei Menſchen an einander ſchließt, ſo edel gefaßt. Das Verlöbniß war ein Vertrag, durch welchen Mann und Weib ſich zu einem Haushalt und Gründung einer Familie für das ganze Leben verbanden, um einander lieb zu ſein über Alles auf Erden, Wunſch, Willen und Beſitzthum gemeinſchaftlich zu haben. Selbſt mit dem Tode hörte die Pflicht der überlebenden Gattin nicht auf. Bei einigen Germanenvölkern war es der Frau nur einmal geſtattet, in den Ring der Zeugen zu treten, vor welchen ſie das Gelöbniß ablegte; und es ſind Spuren erhalten von noch älterer ſtrenger Volksſitte, nach welcher die Frau den Gatten ſo wenig überleben durfte, wie der Gefolgemann ſeinen Wirth, wenn dieſer in der Schlacht fiel. Das Weib des Germanen war nicht nur die Halsgebettete, welche auf gemeinſamen Lager den Hals des Gatten umſchlang, und nicht nur Herrin des Hauſes und Erzieherin der Kinder, wie bei den Römern, ſie war auch ſeine Vertraute und Genoſſin bei der männlichſten Arbeit. Die Geſchenke, welche der Mann ihr zu dem Gelöbniß gab, ein Joch Rinder, Speer und Roß waren ſinnbildliches Zeichen, daß ſie mit ihm über den Herden walten würde und als ſeine Begleiterin an der Feldarbeit theilnehmen, ja daß ſie ihm auf dem Kriegspfade folgen ſollte, in der Schlacht ſeinen Eifer zu ſtählen, ſeine Wunden zu rühmen, nach ſeinem Tode ihn zu beſtatten und vielleicht zu rächen. In dieſem Sinne haben die Germanen, und ſie allein, den Frauen mit Vorliebe Namen gegeben, welche auf Kampf und Schlacht deuten. Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, iſt unter den Deutſchen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen. Zu den göttlichen Abbildern weiblicher Kraft, welche die Phantaſie der Germanen fand, gehörten die Schlachtjungfrauen ihres höchſten Gottes, welche über den Kämpfen der Männer ſchwebten, Runenworte raunend, um das Schickſal zu lenken, und welche die Seelen ihrer gefallenen Trauten aus dem Kampfgewühl heraufholten in die große Halle des Himmels, wo ſie den ſeligen Helden den Trinkkrug füllten. Aber die Frau folgte dem Manne nicht nur in die Volksſchlacht, ſie war auch zuweilen Friedeſtifterin zwiſchen entzweiten Völkern, dann zog ſie von dem Sänger begleitet zu den Feinden und warb Verſöhnung. Denn in dem hochſinnigen Weibe lebte etwas Geheimes, dem ſich die Männer ſcheu unterordneten, ihr waren die Götter hold, die Weisheit der Runen, die geheime Kunde der Zukunft wurde am liebſten ihr offenbart. Vollends das Weib, welches ſich jungfräulich einer Gottheit band, galt dem Volke für begnadet von den Himmliſchen und wurde als Seherin geehrt.

Der Innigkeit germaniſcher Ehe ſchadete nicht, daß ſie ſchon in der Urzeit oft ein Familienvertrag war, der im Intereſſe zweier Geſchlechter geſchloſſen wurde. Auch damals erſchien die Leidenſchaft, welche Weib und Mann aneinander feſſelte, der Poeſie des Volkes am liebſten wie ein Feuer, welches alle Hinderniſſe niederbrannte. Die nordiſche Brunhild, welche auf den Scheiterhaufen des geliebten Helden fährt, die deutſche Kriemhild, welche den getöteten Liebling durch gehäuften Tod ihrer eigenen Verwandten rächt, ſind Geſtalten der Volksphantaſie, welche die dämoniſche Gewalt ſolcher Leidenſchaft darſtellten; Thusnelda aber iſt milderes Beiſpiel aus der Wirklichkeit. Bezeichnend iſt, daß der ſtarke Schmerz dieſer Frauen immer ihrem Hauswirth, dem geliebten Jugendgemahl gilt.

Wer ſich aber nur aus den Zügen, welche Geſchichte und Heldenlied überliefern, die Bilder unſerer älteſten Vorfahren zuſammenſetzen wollte, der würde ihnen ein falſches Antlitz leihen. Nur das Ungewöhnliche melden uns alte Berichte, gerade das Alltägliche, für uns das Wichtigſte, wird ſelten, wie zufällig durch die Schrift bewahrt. Keine Hand hat aufgezeichnet, wie die Germanen in glücklichen Stunden des Lebens, im Frieden des Hauſes, im Genuß des beſcheidenen Wohlſtandes bei Frau und Kindern dachten und ſprachen; und doch ahnen wir, daß ein reichlicher Quell von Freude, von inniger Empfindung und Behagen durch ihre Tage floß. Denn vor Allem und immer waren Mann und Frau Landbauer. Die realen Intereſſen, welche jede Woche füllten, ihre Tagesarbeit, ihre Ruhe, ihre Jahresfeſte und die Spiele ihrer Kinder kamen regelmäßig von Halmfrucht und Herde. Unzähligen verrann ihr Leben in dieſer ſtillen Thätigkeit zwiſchen den Marken des Feldes und der Trift. Nicht in jedem Menſchenalter und nicht in jedem Gau töteten die Frauen nach verlorener Schlacht ihre Kinder und ſich ſelbſt auf der Wagenburg; es war auch dem Manne nur verhältnißmäßig ſeltenes Thun, mit geſträubtem Haare brimmend wie ein Bär in die Feinde zu ſpringen. Aber alljährlich ſtreute er Samen in die Ackerfurche und alljährlich band die Frau fröhlich ihre Kälber an, denen ſie ſchon damals unterſcheidende Namen zutheilte, und jeden Tag ſchaffte ſie emſig in der Wirthſchaft um Rinderſtall und Keller, weil der Würde ihres Hauswirths die Sorge um das Kleine gar nicht ziemte.

Landwirthe waren Mann und Frau in den Gedanken und Gefühlen des Werkeltages, auch in ihrem Glauben. Zahlreich und charakteriſtiſch waren ihre Göttergeſtalten: Schlachtengötter, Segen- und Todesſpender. Aber am tiefſten im Herzen des Volkes hafteten — man ſoll ſich darüber nicht täuſchen — die großen Götter der Natur, welche über dem Leben des Landmanns walten. Neben dem höchſten gewaltigen Gott und Hausherrn des irdiſchen Lebens, Wodan, ſtand ſeine Hauswirthin, die allſorgende Erdmutter, welche bei den Deutſchen verſchiedene Namen trug. Beide lenkten das Menſchenleben als die Gebieter des Volkes, und ſie regierten das Leben der Natur, jedoch nicht ebenſo übermächtig wie die Schickſale der

Menſchen. Als Naturgötter hatten ſie für ihr Volk vom Anbeginn der Welt bis zum Weltende einen unaufhörlichen Kampf gegen feindliche Dämonen, zerſtörungsluſtige Ungeheuer zu beſtehen. Denn das Leben des deutſchen Landwirths unter rauhem nordiſchem Himmel wurde durch Sommer und Winter zweitheilig. Alljährlich ſah er im Frühjahr die Lebenskraft erwachen, alljährlich im Herbſt dahinſchwinden. Wenn der Saft der Bäume aus der Tiefe heraufſtieg, begann der Kampf, der Sieg, die Sommerherrſchaft der Menſchengötter. Wenn im Herbſt die Blätter zur Erde ſanken, der Acker kahl wurde und die Weide der Rinder ſpärlich, dann wichen die Götter vor den andringenden Rieſengewalten des Reifes und Schnees in die Tiefen der Haine, in das Innere der heiligen Berge zurück, dort hauſten und warteten ſie, bis ihre Zeit wiederkam, gerade wie der Landwirth den Thauwind des Frühlings und die ſchwellenden Knospen am dürren Baum erwartete. Allerdings war Wodan auch der gewaltige Schlachtengott; wenn er auf Kampf ſeines Volkes dachte, dann ritt er als rieſige Greiſengeſtalt in dunklem Mantel mit herabhängendem Hut auf weißem Roſſe, hinter ihm ſein kriegeriſches Gefolge, die Seelen gefallener Helden; dann brauſte der Geiſterzug durch die Lüfte, Noth und Gefahr, Krieg und Schlachten verkündend, dann flogen die Raben des Gottes um ſein Haupt, ſeine Kriegshunde heulten, die Roſſe ſchnoben Feuer, die Wipfel der Bäume bogen ſich; dann warf ſich der Wanderer auf das Antlitz, und der Hauswirth verdeckte ſorglich die Fenſteröffnung, damit nicht ein geiſterhaftes Pferdehaupt aus dem Gefolge des Stürmenden in ſeinen Saal hineinſchaue.

Doch vertraulicher waren dem Volke die Himmliſchen, wenn ſie alljährlich die Dörfer, Höfe und Fluren durchzogen, um die Arbeit der Menſchen zu ſegnen. Hier war es die weibliche Göttin, welche mütterlich bei ihrem Volke zum Rechten ſah, Lohn und Strafe vertheilend. Am feierlichſten war ihr Zug in den heiligen zwölf Nächten des Winters, der größten

Feſtzeit der Germanen; dann betrat die Göttin unſichtbar die Häuſer, prüfte die Werke der Hausfrau, die Zucht der Kinder, den Fleiß der Spinnerin, ſie berührte den Schlehenſtrauch und wilden Apfelbaum im Garten, das Vieh im Stalle. Dann mußte das Haus feſtlich gerüſtet ſein, der Flachs abgeſponnen, ſonſt verwirrte die Göttin der ſäumigen Spinnerin den Rocken; dann wurden die Fruchtbäumchen von den Menſchen geſchüttelt und angerufen: „Schlafe nicht, Bäumchen, die holde Frau kommt“; denn wenn ſie beim Nahen der Göttin nicht aus dem Winterſchlaf erwachten, ſo trugen ſie im Sommer ihre kleinen Früchte nicht. Und wenn die Saat im Felde wogte, zog wieder die weihende Göttin durch die Flur, und die Menſchen erkannten recht gut den Strich, auf dem ſie durch das Getreidefeld gezogen war, denn dort ſtanden die Halme höher und luſtiger. In gleicher göttlicher Hut war die Familie des Germanen; in der Tiefe des heiligen Brunnens bewahrte die Göttin die Seelen der kleinen Kinder, und aus der Tiefe trug der Vogel, welcher auf dem Firſt des Hauſes ſein Neſt baute und unter allen Völkern Friede hatte, die jungen Seelen der glücklichen Hausfrau zu.

Denn derſelbe Deutſche, welcher mit Speer und Holzſchild über das Waldverhau nach dem Feinde ſpähte, war zu gleicher Zeit frommer Hausherr und Wirth. Achtungsvoll ſah er in der Dämmerung nach ſeinem Dachbalken, auf welchem der kleine Hausgeiſt zu ſitzen pflegte, vergnügt ſchaute er in den heiligen Braukeſſel, den ſein Nachbar, der kunſtfertige Schmied, gehämmert hat, und würdig ſtand er in ſeinem Lodenwamms vor dem beladenen Erntewagen, auf welchen ſeine Knaben die letzte Roggenmandel werfen und die Töchter mit frommem Spruch den Erntekranz tragen. Und dieſelbe Suebenfrau, welche ihrem lieben Kinde eher den Tod gab, als daß ſie es römiſcher Gefangenſchaft überließ, konnte die heißen Thränen gar nicht ſtillen, wenn ſie es durch den Tod verlor, und ſie ſah die Göttin, welche die Seelen der geſtorbenen Kinder behütete, leibhaftig bei ſich vorüberſchreiten, und hinter ihr einen langen Zug kleiner Kinder. Eins aber, das kleinſte und letzte Kind, trug ein ſchweres Krüglein und vermochte nicht wie die andern über den Zaun zu klimmen. Da eilte die Frau herzu und hob es herüber, und als ſie es in den Armen hatte, erkannte ſie ihr eigenes Kind. Und das Kind ſprach zu ihr: „Ach wie warm iſt Mutterarm! aber Mutter, weine nicht ſo ſehr, ich muß deine Thränen alle in meinem Krug tragen, er wird mir zu ſchwer, ſieh her, ich habe ſchon mein ganzes Hemdchen beſchüttet.“ Da weinte die Frau noch einmal von Herzen, dann enthielt ſie ſich der Thränen.*) „Denn Klagen und Thränen um Verlorene ſoll der Deutſche ſchnell ſtillen, lange den Schmerz und ſchweren Muth bewahren.“

Wenn freilich der Sänger im Hauſe des Häuptlings von dem Schmerz um Geſchiedene ſang und von der heißen Sehnſucht, welche den geliebten Toten in die Arme ſchließen möchte, dann klang ſein Lied anders. Denn hier lauſchte ihm die Fürſtentochter, die vielleicht ihr Geſchlecht zurückrechnete bis zu den wilden Wolfshelden, welche als Säuglinge unter blinder Wolfsbrut am Waſſer gelegen hatten; und die Mannen des Wirthes waren hochmüthige Geſellen, die den Kampf um den Tod betrachteten wie ein Würfelſpiel. Dann kündete der Sänger die Liebe von Hailaga und Siguruna und ihre Vermählung, ſchwer durch Verwandtenblut, welches darum vergoſſen wurde. Und als der Gemahl ermordet ward von dem Bruder ſeines Weibes, da ſaß Siguruna verzweifelt in der Königsburg und forderte vom Schickſal, daß der Totenhügel des Fürſten ſich aufthue und das goldgezäumte Roß unter ihm daherrenne, damit ſie den Geliebten umfange. Da, als der Abend kam, ſah ihre Magd eine Geiſterſchaar zum

---

*) Aus dem Orlagau, und nach Börner's Sammlung oft gedruckt, z. B. in den deutſchen Mythologien von J. Grimm, Mannhardt u. A.

Totenhügel reiten, es war König Hailaga, der aus der Götterhalle mit ſeinem Gefolge heimkehrte. Und der König ließ ſein Gemahl fordern, daß ſie komme, ihm die tropfenden Wunden zu ſchließen. Da eilte Siguruna in den Totenhügel und rief: „Ich bin ſo froh dich wieder zu finden, wie die Habichte des Gottes, wenn ſie warmes Blut wittern. Küſſen will ich den entſeelten König, bevor er abwirft die blutige Brünne. Wie iſt dir dein Haar, Gebieter, in Angſtſchweiß gehüllt, übergoſſen mit Grabesthau dein Leib, ſo kalt deine Hände, Hailaga!“ Und der König ſprach: „Du, Siguruna, biſt ſchuld, wenn ich vom Thau triefe, jede Thräne, die du vergoſſen bei Tag und bei Nacht, fiel kalt auf meinen Leib und beklemmte die Bruſt. Jetzt aber trinken wir köſtlichen Trank; habe ich auch Luſt und Leben verloren, die Braut ſoll doch bei mir ruhn, verborgen im Hügel.“ Und Siguruna rüſtete das Lager im Totenhügel. „Ich will dir im Arme, du Edler, ſchlafen, wie ich im Leben am Halſe dir lag.“ Und der König ſprach: „Nichts dünkt mir unmöglich, da ich dich halte, du Holde, der Tote die lebende Königin.“ Und er rief, als die Nacht verronnen war: „Der Morgen iſt nahe, der Himmel geröthet, Zeit iſt's, daß ich die Lüfte durchreite auf fahlem Roß, an der Brücke der Wolkenburg muß ich ſtehen, bevor der Hahn des Himmels die Helden der Schlachthalle weckt.“ Aber in der nächſten Nacht erwartete die Königin vergeblich den Gemahl am Totenhügel: „Die Vögel ſitzen auf ihren Zweigen, und alles Volk verſinkt in Traum; gekommen wäre, wenn er kommen könnte, der hohe König aus Wodan's Halle.“ So trauerte Siguruna und lebte nicht lange mehr.*) „Der

---

*) Nach Helgakvidha Hundingsbana. Der folgende Satz nach der Germania des Tacitus Cap. 27. — Der Glaube, daß die Thränen der Ueberlebenden den Verſtorbenen in jenem Leben beängſtigen, war auch bei Perſern und Indern, und iſt von den Germanen in der Urzeit aus Aſien mitgebracht. Vergl. Adalbert Kuhn in der Zeitſchrift für Mythologie I, S. 62.

Liebende aber ſoll Klagen und Thränen um Verlorene ſchnell ſtillen, treu den Schmerz und ſchweren Muth bewahren.“ — Weit anders klingt dieſe Sage im Heldenton, und doch iſt es daſſelbe Volksgemüth und faſt dieſelbe Zeit, welche beide ſchuf, und genau dieſelbe Auffaſſung der Liebe und des Todes. Der Gegenſatz, welcher im Klange beider Sagen auffällt, geht auch durch das geſammte deutſche Leben der älteſten Zeit, es iſt der Gegenſatz zwiſchen Gemeinfreien und ſtolzen Gefolgeleuten, zwiſchen der Diele des Landmanns und der Methhalle des Häuptlings. Aber jene erſte Bauernſage, in neuer Zeit aufgezeichnet, iſt doch älter als das Lied des heidniſchen deutſchen Sängers, das bis nach Island getragen wurde und deſſen letzte Trümmer uns in der Edda überliefert ſind.

Es war ein Volk von ungebändigter Lebenskraft. Uebermüthig wie Knaben fahren ſie auf ihren Holzſchilden die Schneeberge der Alpen herab, vor den Augen des Feindes jauchzen und hüpfen ſie im warmen Bade, es freut ſie, wenn ihre Fürſten über ſechs Roſſe weg ſpringen, und die größte Kriegsehre iſt mit der Fauſt die Stärkſten erlegt zu haben. Wenn ſie ſich einen König küren, ſo ſuchen ſie am liebſten den ſtattlichen Geſellen, der dem Volke zum Schmuck iſt durch ſeine Abkunft von den Göttern und durch rieſige Kriegergeſtalt, im übrigen wollen ſie ihm auch nicht mehr einräumen an Herrſchaft, Hufen und Beute, als einen Kriegerantheil. Aber dieſelben Männer erweiſen auf ihrem Ackergrund einen ernſten, tiefſinnigen Geiſt, der bei Großem und Kleinem unabläſſig grübelt und forſcht, was es bedeute; und dieſelben Männer erproben bei großem Stolz auf die heimiſche Art eine höchſt unbefangene Würdigung fremder Bildung. Wo die Germanen ihr eigenes Leben geſtalten, ſteht ſchrankenloſer Freiheitstrieb neben ſchrankenloſer Hingabe, ein höchſt demokratiſcher Stolz neben der äußerſten Gebundenheit in der Gemeinde, eine geringe Feſtigkeit des Staatszuſammenhangs neben der größten Feſtigkeit im perſönlichen Zuſammenhang der Stammgenoſſen, die großartigſte Opferung für ſittliche Ideen neben zu geringem Intereſſe an dem Vortheil der Allgemeinheit, trotzige Selbſtwilligkeit in Uebernahme von Pflichten und höchſte Selbſtentäußerung in Erfüllung der Pflicht, ſchwache Ausbildung aller Strafgeſetze, aber ein ungemeines Gefühl für Billigkeit, Stolz gegen Größere und tiefe Verehrung vor altem Geſchlechtsadel. Es war ein Volk, dem die Einzelleben ſtark und großartig entwickelt waren, aber ein Volk, welches kaum die einfachſten Formen des Staates ertrug. Das war die heimiſche Begabung des neuen Herrenvolkes der Erde, darnach ſollte ihm Glück und Unglück gemeſſen werden, beides mit ungewöhnlichem Maße.

Durch die Römer kam uns die erſte Kunde von unſern Vorfahren, im Kampf gegen ſie offenbarte ſich zuerſt das deutſche Volksthum. Deshalb ſoll dieſe Beſprechung älteſter Zuſtände mit einem Bilde der letzten Schlacht enden, in welcher die römiſchen Legionen einen großen Sieg über die Germanen davon trugen. Es war die Schlacht bei Straßburg, welche Julianus als Cäſar im J. 357 gegen die Alemannen gewann. Dieſe Grenzkrieger konnten in jener Zeit nicht als der kräftigſte Germanenſtamm gelten, die kleinen Könige und ihre Völker waren durch die unabläſſigen Grenzfehden bereits gewöhnt worden, Raub und römiſches Gold zu ſuchen. Aber auch bei dieſem letzten Erfolge ſiegte die römiſche Taktik über die Deutſchen nur durch deutſche Soldtruppen, und man meint aus der Ueberlieferung des wackeren Ammianus Marcellinus zuweilen die Verſe eines deutſchen Sängers im römiſchen Lager herauszuhören. Seine Erzählung iſt hier getreulich benutzt, nur im Anfang gekürzt.*)

„Durch wogendes Getreide zogen die Römer einen Hügel hinan, von der Höhe ſahen ſie nahe vor ſich die Germanen, welche ſich in Schlachthaufen zuſammenzogen, im Rücken der

---

*) Ammianus Marcellinus XVI, 12, 19.

Deutſchen den Rheinſtrom; drei Tage und Nächte waren die Feinde übergeſetzt. — Die Römer halten an und ordnen zur Schlacht. Die Vortruppen, Speerträger und Rottenführer ſtehen wie feſtgerammt, auch die Alemannen machen vorſichtig Halt und harren. Der römiſche Feldherr ſendet die Reiter auf den rechten Flügel. Gegen die Reiter der Römer ſammeln auch die Germanen die Kraft ihrer Reiterei auf dem linken Flügel, zwiſchen ihren Reitern ſtehen eingeſtreut die Ausſchwärmer und das leichte Fußvolk; den rechten Flügel aber bergen ſie dicht gedrängt in Gräben und Hohlweg. Vor dem Alemannenheer ziehen die Könige, der gewaltige Chnodomar an dem linken Flügel, wo er den größten Schlachtendrang hofft, den Scheitel mit feuerfarbenem Bande umhüllt, im Glanz der Waffen ſtrahlend, ein hünenhafter Mann; der Rieſenſtärke ſeiner Arme vertrauend, reitet er ſeinem Volke auf ſchäumendem Roſſe vor, ſeine Hand iſt geſtemmt an einen Wurfſpieß von ungeheurer Länge. Vor dem rechten Flügel zieht ſein Bruderſohn Agenarich daher, der Serapio von ſeinem Vater genannt wurde, weil dieſer einſt als Geiſel in Gallien fremden Myſterien eingeweiht war, ein Jüngling im Flaumbart, aber wacker über ſein Alter. Außer dieſem fünf Könige, zehn Königskinder, eine große Schaar Edler vor einem Heervolk von 35,000 Männern verſchiedener Stämme, die um Sold, Beute und als Verbündete fochten.

Wild klangen die Tuben, langſam rückte das Fußvolk des linken Römertreffens vor, aber der Führer hielt unweit der Gräben an, in denen die Germanen ſich verdeckt bargen, und ſtand feſt, beſorgt um den Hinterhalt. Noch einmal reiten die Ordner der Schlacht in beiden Heeren die Schaaren entlang und mahnen zu tapferer That. Aber die Germanen erheben Geſchrei und fordern, daß ihre Fürſten von den Roſſen abſteigen und das Schlachtenloos des Volkes theilen. Sogleich ſchwingt ſich Chnodomar von ſeinem Roß, wie er thun die andern, zu Fuß ziehen ſie ihren Schaaren voran.

Von beiden Seiten ſchreiten die Schaaren in den Kampf. Die Wurfgeſchoſſe fliegen. Aber die Germanen, nur auf den Anſturm denkend, ſpringen, das Schwert in der Rechten, mit wildem Schlachtgeſang gegen die Reihen der Römer; grimmig iſt ihr Muth, ihre flatternden Haare ſtarren, die Augen glühen im Schlachtenzorn. Die Reiter der Römer halten Stand, ſie ſchließen ſich feſt aneinander, decken ſich mit dem Schild, werfen die Speere und ziehen die Schwerter. Auf der andern Seite ſtürmt Fußvolk der Vortruppen gegen Fußvolk, die Römer drängen die Schilde zu dichtem Walle zuſammen. Dicke Staubwolken erheben ſich zwiſchen den Heeren, die Schlacht wogt hin und her, die Haufen wühlen ſich in einander, ſie ſtoßen und weichen. Erprobte Schlachtgänger der Germanen im Römerheer laſſen ſich auf das Knie nieder und ſtemmen ſich feſt, die Alemannen zurückzutreiben. Aber der Grimm wird zu groß, Hand geräth an Hand und Schildrand ſtößt an Schildrand, die Himmelswölbung klingt wieder von lautem Geſchrei der Jauchzenden und Fallenden.

Der linke Flügel der Römer dringt vor. Aber gegen die gepanzerten Reiter des rechten ſtürzen die Fußgänger der Alemannen, die leichten Begleiter der Roſſe, ſie tauchen nieder auf den Boden, ſie erſtechen von unten das Roß und bohren dem fallenden Reiter das Meſſer in die Fugen der Rüſtung. Geſprengt ſuchen die Reiter Schutz hinter den Cohorten. Da reitet der Cäſar ihnen entgegen, ihn verkündet das Drachenbild von Purpurſeide, welches am Langſpeer hängt.*) Er hemmt ihre Flucht und ruft gegen die andrängenden Alemannen das Fußvolk.

Es ſind die Cornuten und Brachiaten, Germanen in römiſchem Sold, kriegsharte Männer. Sie erheben einen ſtarken Baritus, der in der Glut des Kampfes mit leiſem Gemurmel beginnt, allmählich anſchwillt und endlich rauſcht, wie die Brandung der Wellen an den Strandklippen. Gewaltig wird der Gedrang; in der Luft ſchwirren die Pfeile, wieder wirbelt dichter Staub empor und verhüllt den Männermord; Waffe dröhnt an Waffe und Leib an Leib. Aber die Alemannen fahren wie Feuerflammen auf dem Grunde den Feinden entgegen; die Söldner zwar heben ihre Schilde zum Schutzdach, aber die Schwerthiebe ſchmettern auf Schilde und Leiber und brechen Schilddach und Leib. — Neue Cohorten eilen im Schnelllaufe zu Hilfe, deutſche Bataver gegen ihre Stammgenoſſen; daneben die Reges, die in der Nothſtunde der Schlacht Rettung zu bringen wußten. Wieder ſchmettern wild die Trompeten; von neuem entbrennt der Kampf. Höher wächſt der Streitgrimm der Alemannen, gleich Wüthenden ſtürmen ſie vorwärts, die Wurfſpeere und das geſtählte Rohr der Pfeile fliegen unaufhörlich, im Gewühl ſchlägt Meſſer an Meſſer, die Panzer ſpringen von den heißen Schwerthieben; wer verwundet ſtrauchelt, hebt ſich noch einmal vom Boden, bis das Leben mit dem Blute dahinfließt. Es war ein Kampf mit gleicher Kraft. Höher und breitbruſtig ragten die Alemannen; die Römer ſtanden geübter in der Ordnung der Schlacht; wild wie heulender Sturmwind ſchlugen die Germanen, ſpähend und vorſichtig die Römer. Oft erhob ſich der Römer, den die Wucht der feindlichen Waffen geworfen, wieder vom Boden, und der germaniſche Söldner ſtemmte ſich noch auf das ermattete Knie; die linke Hüfte zurückbiegend, kauerte er und drückte gegen den Feind.

---

*) Das kaiſerliche Hausbanner ſtellte einen geſchlängelten Drachen mit aufgeſperrtem Rachen und lang herabhängendem Schweif vor.

Da im ſtärkſten Gewühl der Schlacht drang plötzlich ein heißer Keil der Alemannen, Könige und Edle mit ihrer Gefolgeſchaar, unwiderſtehlich in die römiſchen Reihen. Sie ſchmetterten nieder, was ihnen entgegenſtand, und ſtürmten bis in die Mitte der römiſchen Schlachtordnung. Hier ſtand die Legion der Primanen, die den Ehrennamen führt: Schanze des Feldherrn. Dicht und zahlreich waren ihre Rotten, ſie hielt feſt, wie Mauer und Thurm. Kaltblütig lauernd deckten ſich ihre Krieger gegen den Angriff, geſchickt wie Gladiatoren des Circus bohrten ſie dem Feind das Schwert in die Seite, ſobald er in achtloſem Grimm eine Blöße gab. Die Alemannen kämpften, gleich Wettrennern ihr Leben aufopfernd, wenig dachten ſie daran, ſich zu ſchützen, nur die Menſchenmauer vor ſich zu brechen.

Gräulich wurde das Schlachten. Vor den Germanen thürmten ſich die Haufen ihrer Toten, ſie ſprangen immer wieder auf die Leiber ihrer Gefallenen; aber als das Aechzen der Liegenden häufig wurde, erregte es ihnen zuletzt Grauen. Matter wurde der Angriff. Die Ueberlebenden ſuchten den Rückweg durch die Straßen des Heeres, jetzt nur auf Rettung bedacht, ſie fuhren dahin wie Schiffe auf wogender See, gejagt vom Sturmwind. Die Rücken der Weichenden zerſchnitt der Römer, bis ſein Schwert ſich bog, und er ſelbſt die Waffen des Germanen packte und ihm in das Leben ſtieß; nicht geſättigt wurde der Mordgrimm, und keine Schonung wurde dem Flehenden. Durchſtochen rang die Mehrzahl der Feinde mit dem Tod, Halbtote ſuchten mit den brechenden Augen noch das Sonnenlicht, Häupter, durch das ſchwere Wurfgeſchoß abgeriſſen, hingen noch an der Gurgel, unter den Haufen der Toten verendeten auch Lebende, die das Eiſen nicht berührt hatte. Schneller drängten die Sieger, ihr Eiſen ward ſtumpf unter dichten Schlägen, Schilde und glänzende Helme rollten vor ihren Füßen, ſogar die Flucht wurde den Germanen durch die Leichenhaufen gehemmt.

Da ſtürzten die Feinde rückwärts zu dem ſchlüpfrigen Ufer des Rheinſtroms, die Rettung in den Fluthen zu ſuchen. Am Ufer ſtanden die Römer, ſie ſchauten wie das Volk des Amphitheaters auf den Kampf der Männer und des Waſſers, wie den einen die Rüſtung zum Grunde zog, wie der Schwache den ſtarken Schwimmer mit ſich zur Tiefe zerrte, und ſie warfen jauchzend ihre Geſchoſſe nach den Ringenden; nur der Stärkſte rang ſich auf dem Schilde ſchwimmend durch die Strömung zum andern Ufer. Auch König Chnodomar wurde in einem Gehölz umſtellt, er trat heraus und ergab ſich, nach ihm boten Zweihundert von ſeinem Gefolge, denen es Schmach war ihren König zu überleben, die Hände den Feſſeln dar. — Die Schatten des Abends legten ſich auf die Erde, da erſt rief Hörnerklang die Verfolger zurück; am Ufer des Rheins lagerten die Sieger, umſchloſſen von einem Ring ihrer Schildwächter."

Doch auf dem Rumpf der Toten wanderte der ſchwarze Rabe, und in der mondloſen Nacht trabte der Wolf, der haargraue Haidegänger, über die Walſtatt.

2.

Aus der Wanderzeit.

Die Völker.

Die Germanen wurden aus der Heimat aufgeſtört und in den Kampf gegen die antike Welt geworfen durch die Ueberzahl der Bevölkerung und durch die Ordnung ihrer Landwirthſchaft, durch den Einfluß ihrer Häuptlinge und Fürſten und durch die wilde Poeſie der Gefolgeſchaften, endlich durch die Lockungen römiſcher Cultur.

Es war ein ſchweres Erdenſchickſal, welchem die Nation in jugendlicher Kraftfülle entgegenzog. Kein Zeitraum der Vergangenheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtauſenden, ſo ſtarkes Schmerzgefühl auf, als die Periode des Römerſturzes und der beginnenden Germanenherrſchaft in den Ländern alter Cultur. Die große Hälfte einer hochbegabten Nation ſollte untergehen, damit der Reſt ihrer Stammgenoſſen die Erbſchaft des Alterthums antreten durfte. Und dies Erbe ſelbſt, wie ſehr mußte es zerſchlagen und verwüſtet werden, bevor der letzte Bruchtheil den Ueberlebenden zu Gute kam. Zuerſt fraß das Schwert der Römer, dann brachte ihre Cultur und verdorbene Sittlichkeit den Eroberern Untergang, bis allmählich die antiken Ueberlieferungen ſo klein wurden, ſo unſchädlich und ſo dem deutſchen Weſen angepaßt, daß die Germanen damit hauszuhalten vermochten. Theuer wurden die Anfänge der Bildung, in welcher wir aufblühen, mit dem Blute unſerer Ahnen bezahlt.

Dieſe ernſte Stimmung wird geſchärft, wenn man die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters mit ſchnellem Blick muſtert. Was römiſches Wiſſen und römiſches Chriſtenthum in den deutſchen Völkern groß zog, das iſt allerdings für unſer Gedeihen unentbehrlich geworden, und wir haben jeden Grund dafür dankbar zu ſein; aber wir ſchauen jetzt von der Höhe auf eine lange Reihe überwundener Bildungen zurück, in denen die Miſchung des Fremden und Altheimiſchen uns übel gelungen ſcheint; wir erkennen mit größerer Deutlichkeit das Mangelhafte, Wunderliche und Ungeſunde der einzelnen Erſcheinungen als die wachſende Energie der treibenden Lebenskraft. Häßlich ſind die Charaktere der alten Königsgeſchlechter, welche römiſche Laſter mit germaniſcher Zügelloſigkeit paarten, wenig erfreut das kindiſche Stammeln mönchiſcher Gelehrſamkeit, und als zweifelhafter Gewinn erſcheint die Macht römiſcher Päpſte. Auch den Verluſt altnationaler Poeſie, den Verfall des heimiſchen Rechts empfinden wir vielleicht als Beeinträchtigung älteſter Schönheit und Kraft. Dagegen iſt uns das ureigene Weſen unſeres Volkes vor ſeiner Verbindung mit dem Fremden nur in ſeinen großen Umriſſen erkennbar. Wir haben deshalb ein milderes Urtheil für das Wilde und Barbariſche, werden lebhafter ergriffen, wenn wir einmal den Schlag unſeres Herzens in grauer Vorzeit wieder erkennen, und freuen uns unbefangen an einer jungen Volkskraft, welche ſich ungeſtört durch Fremdes beharrlich und einheitlich regt. Denn das oft geſagte Wort gilt auch hier. Wie der Leib des Kindes eine Anmuth hat, die nur ihm eigen iſt, die jedem ſpätern Alter fehlt und nicht in jeder Altersſtufe durch eine andere erſetzt wird, ſo weiſt auch Leben und Seele eines begabten Volkes in der frühen Jugend eine Schönheit, welche alle ſpätern Geſchlechter anzieht und rührt.

Seit dem dritten Jahrhundert hatte das Römerland aufgehört den Deutſchen furchtbar zu ſein, ſeit dem vierten betrachteten ſie es als ihre Beute, zum Theil als ihre Heimat. Die Römer ſelbſt hatten das gefügt, ſie ſelbſt hatten ihre Beſieger in das Reich geführt. Zwar der große Cäſar war durch das deutſche Blut, welches er vergoſſen, von den Germanen geſchieden; aber ſchon ſeine Gegner Labienus und Pompejus umſchirmten ſich durch deutſche Leibwächter, ſeit dem faſt alle Kaiſer. Seit Auguſtus fochten deutſche Hilfstruppen neben den Legionen gegen ihre eigenen Landsleute.

Im Jahre 235 wird ein roher Soldat aus germaniſchem Blut, Maximinus Thrax, von den Legionen mit dem kaiſerlichen Purpur bekleidet. Unter Conſtantin dem Großen ſitzen Germanen auf den Elfenbeinſtühlen der hohen Civilämter Roms, und deutſche Heere erkämpfen die römiſchen Siege. Auch Julian, der letzte Kaiſer, welcher altrömiſches Weſen wiederherzuſtellen ſucht und ſeinen Vorgängern eine Begünſtigung der Fremden vorwirft, muß gleich darauf ſelbſt den Franken Nevita zum Conſul ernennen. Um 400 regieren gewandte Häuptlinge über Hof, Heer und Staat von Rom und Byzanz. Wenige Geſchlechter ſpäter errichtet man auch Fürſten deutſcher Völker, welche noch um die Grenze lagerten, eherne Standbilder in den kaiſerlichen Hauptſtädten, der Oſtgote Theoderich wird ſogar, wie die Germanen erzählen, von dem oſtrömiſchen Kaiſer öffentlich für ſeinen Sohn erklärt.

Während dieſer Zeit war die Verbindung des Römerreichs mit den Deutſchen ſehr feſt geworden. Es gab zuverläſſig, ſo weit die deutſche Sprache reichte, keinen Gau, kaum ein entlegenes Dorf, aus welchem nicht Landeskinder als Kriegsgefangene, Verbannte, Abenteurer, Söldner nach Rom gezogen waren, kaum eine Familie, welche nicht aus den letzten Generationen einmal Verwandte in den Südländern gehabt hatte. Jeder fahrende Mann, der über die Grenzſtröme kam, wußte Wunderbares von den fernen Landsleuten zu erzählen. Unabläſſig hatte die Sage zu thun, um das Ungewöhnliche ihrer Schickſale dem Volke reizvoll zu machen. Aus armen Gefangenen waren Günſtlinge vornehmer Herren geworden, aus verbannten Recken römiſche Grafen und Kriegsfürſten, welche über Hunderte von Sklaven geboten und ganze Kammern voll Gold- und Silbergeſchirr bewahrten. Dort im Süden war ein kühnes Spiel um das Leben, der Gewinner erwarb das höchſte Erdenglück: Kriegsruhm, unermeßliche Macht, das Lied des Sängers.

Die Deutſchen wußten ſehr gut, wie ſchwach das Römervolk geworden war. Wenn man den Frieden durch Geld von ihnen erkauft hatte, hörten ſie mit ſtolzem Lachen, daß der Kaiſer als neuen Ehrentitel den Namen ihres Volkes angenommen, und daß ein vergnügtes Rom ſeinem ſiegreichen Heere auf dem Forum einen goldenen Schild, auf dem Capitol eine goldene Bildſäule geſtellt habe; wenn das Grenzheer einen zweifelhaften Erfolg über ſie davon getragen, vernahmen ſie knirſchend, daß ihr Volk in den kaiſerlichen Siegesberichten von dem Erdboden ausgeſtrichen ſei und ihr Ackergrund als neurömiſcher Erwerb gerühmt werde. Sie hatten auch gelernt die Römer als Schwächlinge zu behandeln. Wenn die Geſchenke, welche ſie als jährlichen Tribut vom kaiſerlichen Hoflager holten, einmal ärmlich ausfielen, dann warfen ihre Geſandten das Gebotene zornig zu Boden und ihre junge Mannſchaft brach über die Grenze. Längſt waren ihre Häuptlinge mit den Künſten römiſcher Politik vertraut und ſie hatten ſich gewöhnt, dieſelben Künſte anzuwenden oder ihnen Trotz zu bieten. Schon Arioviſt verſicherte dem Cäſar, daß er durch Botſchaften von Rom angereizt worden ſei ihn zu töten, und ſchon unter Tiber erbot ſich brieflich ein ſchlechter Chattenhäuptling, den Armin aus dem Wege zu räumen. Armin vergalt den erſten Betrug, welchen ein Conſul an den Kimbrern geübt, und das Niedermetzeln der Uſipier in Gallien durch die große Treuloſigkeit gegen Varus. Als die Macht des Reiches geſunken war, wurden die Intriguen der römiſchen Staatskunſt ſyſtematiſcher, die Anſprüche der Germanen rückſichtsloſer. Der ehrgeizige Römer, dem ein Traum oder ein altes Weib die Kaiſerkrone eingebildet hatte, ſuchte die Verbindung mit den Germanen; mehr als einmal wagte ein römiſcher Feldherr auf Germanen und Gallier geſucht im Grenzlande ein halb barbariſches Kaiſerthum zu errichten. Die Germanen waren auch über die Zuſtände in Rom wohl unterrichtet. Landeskinder, welche lateiniſche Namen trugen und in hohen Aemtern ſaßen, blieben mit den Volksgenoſſen in Verbindung, viele Fürſten und Häuptlinge waren in ihrer Jugend ſelbſt als Geiſeln in Rom und Byzanz erzogen und mit dem Hofe und Volke bekannt.

Aber die Germanen ſtanden zu Römern anders als zu Griechen. Byzanz war damals die große Prägſtätte, wo Menſchen aus jedem Stamme Aſiens und Europa's mit dem Stempel der Cultur verſehen wurden, Araber aus dem rothen Meere, Syrer, Aegypter, Parther, Maſſageten, Slaven, Hunnen. Doch die unzerſtörbare Grazie und Feinheit der griechiſchen Sprache und die vorwiegend literariſche Bildung des Volkes gab, ſo ſcheint es, auch den Fremden ſehr bald etwas von den Vorzügen und Fehlern griechiſcher Cultur. Byzanz war der erſte europäiſche Beamtenſtaat, der ſeinen Unterthanen einen ſtrebſamen Knechtſinn zu verleihen wußte: Titelſucht, Hängen an Aeußerlichkeiten, Freude an einem verſchnörkelten Ceremoniell. Der Beamte war allmächtig, das Amt wurde von ſeinem Beſitzer ausgebeutet, um ſich emporzubringen und reich zu werden, die Verwaltung war nichtswürdig, die Unredlichkeit ſchamlos. Das Familienleben in den großen Städten war tief zerrüttet, die eigene Frau, die nächſten Blutsverwandten wurden als Horcher und Angeber gefürchtet. Auch das Chriſtenthum ſcheint faſt nur in den kleinen Kreiſen des Volkes ſeinen wohlthätigen Einfluß geäußert zu haben. Der Grieche zur Zeit des Theodoſius und Juſtinian war ein weicher, unkriegeriſcher, immer noch feinfühlender Mann, der ſich den Stolz höherer Bildung gegen die Barbaren bewahrte; er war furchtſam, ſeine Nerven zuckten bei jeder ungewohnten Bedrängniß, leicht fühlte er ſeine Intereſſen verletzt, noch leichter die greiſenhafte Eitelkeit, welche ihm anhing; mit bitterem Haß und mit faſt orientaliſcher Dauer trug er erlittene Kränkung nach, er barg ſeine Geſinnung hinter unterwürfigem Lächeln und wartete auf die Stunde der Rache, die er durch heimliche Nachſtellung, durch Zauberei und Beſchwörung, durch Verleumdung bei Mächtigen herbeizuführen ſuchte. Aber derſelbe Grieche war der Rede ungewöhnlich mächtig, von großem Scharfſinn und unternehmungsluſtig, leicht beweglich, in Geſchäften gewandt, von unübertroffener Geſchmeidigkeit. Er war ſehr häufig ohne Glauben. Die heidniſchen Götterverehrungen waren abgelebt, die chriſtlichen Myſterien waren ihm, der die Nachfolger des Plato und Ariſtoteles zu leſen wußte, wenig ſchmackhaft. Wo ihm der Glaube helfen mochte, war er ſcheinheilig und hütete ſich der neuen Staatsreligion ein Aergerniß zu geben, aber es iſt kein Zufall, daß mehre der tüchtigſten Geſchichtſchreiber aus dieſer Periode, Zoſimus, Priſcus, Procopius, entweder eifrige Heiden ſind oder ſehr gleichgiltig gegen die Dogmen der Kirche. Immer ſtand er den Germanen als Fremder gegenüber. Selten lernte ein Deutſcher Griechiſch, im Hofhalt des Attila, in dem ſich der Adel faſt aller Germanenſtämme an der Donau ſammelte, wurde häufig Latein gehört, das Griechiſche faſt nur von den Dolmetſchen verſtanden.

Weit mehr war der Weſtrömer dem Deutſchen genähert. Seine Literatur war niemals in ſo edler Weiſe volksthümlich geweſen als die griechiſche, ſie war dem Stadtvolke in Rom faſt geſchwunden. Auch die rieſige Laſterhaftigkeit der früheren Kaiſerzeit war alt geworden und zu kleinerem Maße eingeſchrumpft; aber das geſammte Leben der Römer war ſo durch Nichtsthun, Spektakelſpiele und heidniſche Sinnlichkeit verdorben, daß weder der Chriſtenglaube noch das Einſtrömen fremder Menſchenkraft im Großen zu beſſern vermochte. Der hochmüthige Reiche befriedigte ſich durch leeren Prunk und erſonnene Stammbäume; das Volk war raufluſtig, aber waffenlos und politiſch feige. Nur die große Vergangenheit war den Römern geblieben, ſie gab ihnen hohe Anſprüche und wirkte in Einzelnen immer noch als Stolz, der zuweilen eine Quelle ſittlicher Empfindungen wurde. Auch in Rom waren die Senatoren, die Vornehmen und Gebildeten um das Jahr 400 noch in der Mehrzahl Heiden, nur wenige ihrer Familien waren vom alten römiſchen Blut, die meiſten emporgekommene Provinzialen oder Fremde, unter dieſen oft Germanen. Zahlreicher noch waren die Männer germaniſcher Abkunft am Kaiſerhofe, das Heer beſtand zum großen Theil aus Deutſchen. Lateiniſch war ſeit langer Zeit die Sprache des Grenzverkehrs, der Germane fand wohl in jeder Stadt deutſch redende Männer. Deshalb wurde dem Deutſchen nicht ſchwer, ſich in einen Römer umzuwandeln. Glückliche Lohnſoldaten, welche an den Hof verſetzt waren, wurden gern durch römiſche Erbinnen ausgeſtattet, und dieſe Kaiſerpolitik trug weſentlich dazu bei, die Römer zu barbariſiren und den Deutſchen Rom heimiſch zu machen.

Der Germane ſah ohne Achtung auf die Römer, aber die Idee des römiſchen Staates erſchien ihm doch groß und ehrwürdig. Seit langer Zeit hatte Rom die Geſchicke auch ſeines Volkes geleitet, der Umfang des Reiches war unermeßlich, die Münzen und goldenen Trinkſchalen, die Waffen, Geſetze und Staatswürden reichten faſt über die Erde, der Staat war geweiht durch alten kriegeriſchen Ruhm, durch zahlloſe Großthaten früherer Geſchlechter; auch der Chriſtenglaube, deſſen Lehren der Deutſche jetzt gläubig zu lauſchen begann, thronte in der goldenen Kaiſerſtadt. Oft hatte ſein Volk gegen Rom in Waffen geſtanden, faſt ebenſo oft für Rom gefochten; er ſelbſt wußte nicht, ob er mehr auf germaniſche oder auf römiſche Kriegsthaten ſtolz war. Heut rief er zum Sturmlauf gegen die Reichsgrenze, morgen erkannte er, daß Landgebiet, Gold, Kriegsruhm für ihn am leichteſten zu finden ſeien, wenn er die Oberherrlichkeit des großen Reiches anerkenne, welches jetzt ſeinen Speer fürchtete und ihm für den Frieden Alles gab, was ſein Herz begehrte.

Die Geſchichte der Völkerwanderung iſt die Geſchichte der Beſiedelung Europa's durch die Germanen. Denn auch nach dem Norden ging ihr Zug, nach Skandinavien und Britannien, aber am ſtärkſten gegen die Römergrenze nach Süden und Weſten. In Wahrheit iſt dieſe Beſiedelung für uns ſeit den Kimbrerkriegen erkennbar, denn jedes der folgenden Jahrhunderte verſchiebt einzelnen Völkergruppen die alten Sitze. Schon im erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung dehnen die ſüdlichen Suebenſtämme: Hermunduren, Markomannen, Quaden, den Schwerpunkt ihrer Macht langſam gegen die Donau, während am Rhein die Weſtdeutſchen gegen römiſche Heere ringen. Im zweiten Jahrhundert beginnt das obere Oderthal ſeine Völker auszuſtrecken, der Vandalenbund tritt in den Kampf der Donauſueben gegen Marc Aurel. Im dritten Jahrhundert ergreift die Bewegung nach und nach die Völker des untern Oderlaufes, Semnonen (Juthungen) ziehen ſich von der Spree ſüdwärts, ebenſo Langobarden und Burgunder; die Heruler, Rugier und Skiren folgen, ſie breiten ſich längs der ganzen Donau aus, die meiſten von ihnen ſtoßen ſeit den großen Skythenkriegen in ſtürmiſchem Andrang mit den Römern zuſammen; zugleich mit ihnen das große Volk der Goten aus ſeinen Sitzen am Dnjepr. Im vierten Jahrhundert wird das Drängen längs dem Rheine ungeſtümer, der Alemannenbund, der Frankenbund, der Sachſenbund ſtürmen die römiſchen Kaſtelle, oder verwüſten auf ihren Schiffen die galliſchen Nordküſten; an der Donaugrenze aber bewirkt der Einbruch der Hunnen, eines mongoliſchen Volks, heftige Erſchütterung; wie durch eingetriebenen Keil werden die Germanen über die Grenzen des Römerreiches geſtoßen.

Das fünfte Jahrhundert, das gewaltigſte der Wanderzeit, treibt Weſtgoten, Alanen, Vandalen und Donauſueben nach Gallien und Spanien, die Vandalen von dort nach Afrika. — Die Sachſen und Angeln beſetzen Britannien, die Franken dringen in Gallien vor, die Heruler, Rugier, Skiren ſiedeln ſich in Italien an, nach ihnen die ſtärkeren Oſtgoten. Ueberall werden auf dem alten Boden des weſtrömiſchen Reiches Germanenſtaaten gegründet. Aber die meiſten dieſer Staaten haben geringe Dauer. Schon im ſechsten Jahrhundert wird Afrika und Italien wieder von Oſtrom unterworfen und die letzte große Völkerwelle der Germanen, die der Langobarden, zieht über Italien; die Franken breiten ihre Herrſchaft von Gallien über das weſtliche Deutſchland aus, in das öſtliche, jetzt dünn bevölkerte, ziehen geräuſchlos die Slaven. Noch dauert die Unruhe im Norden, wo Dänen und Normannen ausſchwärmen, im Oſten, wo die germaniſchen Waräger mit Slaven zu dem Volk der Ruſſen zuſammenwachſen, und an der unteren Donau, wo ein fremdes Volk nach dem andern aus Aſien einzieht und verheert, bis es ſelbſt verwüſtet wird. Die Coloniſtenkraft der Deutſchen iſt ſchwächer geworden, ein Ueberſchuß an Menſchen nicht mehr vorhanden. Fortan kämpft Volk mit Volk in ſeinen alten Grenzen um die Unabhängigkeit. Das Jahr 600 bezeichnet das Ende der Wanderungen, zugleich das Ende der epiſchen Heldenzeit.

Wer aus der Ferne dieſes Wandern der Völker betrachtet, dem erſcheint es leicht als ein unaufhörlicher Auflöſungsproceß alter Volksgröße, als unabläſſige Verwüſtung und gehäufter Tod, und er fragt ſich wohl, wie in dieſem Gewirr doch noch viele wandernde Völker dauern, Sprache, Recht, Sitte, heimiſches Weſen bewahren konnten. Das Wandern ſelbſt ſcheint räthſelhaft, das Fortwälzen ſo großer Menſchenmaſſen, die Möglichkeit, ihnen und ihren Zugthieren Nahrung zu ſchaffen, iſt ſchwer begreiflich. — Wir ſind auch darüber nicht ganz ohne Nachrichten. Zunächſt iſt die Unruhe in dem einzelnen Volke keine unabläſſige. Auf wilde Jahre und harte Kämpfe folgen ihm vielleicht mehre Menſchenalter eines verhältnißmäßig friedlichen und glücklichen Daſeins, in denen das Volk ſeine Aecker baute, die Thaten der gefallenen Väter ſang und neue Ueberkraft erzeugte. Selbſt die wanderluſtigſten Völker, wie die Vandalen und die Heruler, bewirken die Ortsveränderung in der Regel nach Zeiten längerer Ruhe auf vertheiltem Ackerboden. Weite und ſchnelle Anſiedlerfahrten werden immer nur von einer kleinen Volksmaſſe durchgeſetzt, und ſie nehmen erſt in dem fünften Jahrhundert überhand.

Sehr verſchieden iſt auch die Bewegung der Völker. Bei einem ſtarken Volke und großer Menſchenmaſſe iſt ſie ein langſames Ausbreiten über die Grenzen nach günſtiger Richtung. Ein Grenzland wird im Kampf erobert und ſchnell von junger Kraft beſiedelt, über die neue Grenze hinaus erheben ſich neue Anſprüche. Solcher Fortſchritt eines ackerbauenden Volkes gleicht dem Fortſchritt eines Gletſchers, deſſen unteres Ende durch unabläſſigen Druck der Geſammtmaſſe thalab geſchoben wird und alles Entgegenſtehende fortdrängt oder überzieht, bis ſein Rand durch das Feuer des Krieges abgeſchmolzen wird. Langſam wandeln ſich im Laufe der Zeiten auf ſolchem Wege die Grenzen der Drängenden, welche vielleicht von anderer Seite wieder gedrängt werden, aber die Maſſe des Volkes bleibt zuſammen, ihre Stämme, ihre Familien, ihre nationale Eigenheit dauert im Ganzen unverringert. — So iſt in den erſten Jahrhunderten der Fortſchritt der Sueben, Vandalen, Goten gegen die Donau.

Daneben aber gehen ſeit der älteſten Zeit wirkliche Wanderzüge. Iſt ein Volk von ſtarken Nachbarn eingeſchloſſen und außer Stande ſeine Grenzen vorzuſchieben, ſo zwingt die Menſchenfülle zum Aufbruch. Auch andere Gründe des Aufbruchs werden berichtet: Einfall Fremder, welcher nur die Wahl läßt zwiſchen Knechtſchaft und Entfernung; oder ein Gau des Volkes hat ſich den Stammgenoſſen ſo verfeindet, daß er neben ihnen nicht wohnen kann; oder das Intereſſe eines einflußreichen Häuptlings iſt an Fremde gefeſſelt, Ehrgeiz und Verheißungen locken. Aber ſo lange ein Volk feſt in altheimiſchem Boden wurzelt und nicht durch unwiderſtehlichen Zwang von außen aufgeſcheucht wird, iſt es immer nur ein Theil des Volkes, welcher die Fahrt unternimmt, nur der Ueberſchuß ſeiner Kraft. Dann wird im Rath der Häuptlinge und der Volksgemeinde eine Wanderung beſchloſſen, das Auswandererheer ſammelt ſich, die kräftigen Männer ſetzen Weib und Kind mit dem Hausgeräth auf Wagen, und ziehen mit Knechten, Jochvieh und ihren Hofhunden an die Grenze. Tag und Stunde iſt geweiht durch Götterſpruch; ſie ſchließen mit den Nachbarn Vertrag für Durchzug oder brechen aus, wo der Zug gehindert wird. Iſt einmal die Richtung des Weges zweifelhaft, dann weiſen heilige Thiere, die Schwimmer der Luft: Adler, Rabe und Schwan, die Waldläufer: Bär, Wolf und Reh, ihnen den Pfad. Langſam bewegt ſich der Zug vorwärts. Zuweilen wird den Wanderern von anderen Völkern der Durchzug geſtattet, ja ſogar Lebensunterhalt geliefert, zumal wenn alte Stammesfreundſchaft beſteht. Wo ein kräftiger Volksſtamm gegen ſie die Waffen ergreift, meiden ſie die Grenze, ſchwächere Gemeinden überziehen ſie. In fremdem Land ſenden die Führer des Zuges Kundſchafter, um zu ſpähen, wo die Scheuern voll oder wo gute Weidegründe ſind; für die beſte Wanderzeit gilt, wenn die Ernte reif im Felde ſteht oder neu eingebracht iſt. Dann ſitzen die Auswanderer unter den Garben nieder, drängen ſich in die Häuſer oder hauen mit der Axt die Blockhütten zurecht, zwingen den Vorrath mit ihnen zu theilen und ſchalten den Winter unter den Fremden als Gebieter. Iſt das beſetzte Land aufgezehrt und bietet es ihnen keine Gelegenheit zu dauernder Niederlaſſung, ſo brechen ſie wieder auf, oft vermehrt durch die Jugend der Landſchaft, in welcher ſie geſeſſen haben, oder vermindert durch den Eigenwillen zurückbleibender Haufen und durch das Schwert der geſchädigten Anwohner. Hier und da ſiedeln ſie ſich wohl auch feſter an, rauben oder erhandeln Herden oder Saatkorn, führen Krieg, ſchließen Verträge, laſſen Unterworfene für ſich arbeiten und bauen ſelbſt den Boden, bis das Drängen der Nachbarn wieder zum Aufbruch zwingt. So bewegen ſie ſich allmählich vorwärts. Jahre mögen vergehen, bevor der Zug die Gegend erreicht, die ihm ein Landsmann als günſtig geſchildert, oder die der Gott gewieſen. Je größer die Menſchenmaſſe iſt, deſto länger währt die Fahrt; ſo bei Kimbrern und Langobarden. Aber auch kleinere Haufen bedurften gute Zeit. Im vierten Jahrhundert ſoll der Vandalenkönig Viſumar mehr als ein Jahr gebraucht haben, um mit dem königlichen Stamm der Hasdinge vom nordiſchen Meere bis zur Donau zu ziehen.*)

Zuletzt finden die Schaaren der Auswanderer einen Widerſtand, der ſie aufreibt, oder eine neue Heimat, welche ſie durch Vertrag erwerben oder ſelbſtwillig in feſten Beſitz nehmen, in der ruhigen Erwartung, ob Jemand ſie ſtören werde. Dann wird das Land unter die Stämme getheilt, die Ackerflur der Dörfer ausgemeſſen, das Gebiet den Göttern übergeben, der Krieger baut ſich das Herrenhaus und die Hütten ſeiner Unfreien. Auch wo ſie fremdes Gebiet beſiedeln, erkennen ſie das Recht der Andern auf das beſetzte Land bereitwillig an; aber ſie ſtellen gegen dieſes Recht die eigene Noth, welche ſie zwinge. Als die Gepiden von den Goten Land oder Krieg fordern, entſchuldigen ſie ihr Drängen damit, daß ihr Gebiet in rauhen Bergen und dicken Wäldern liege und das Volk durchaus nicht zu ernähren vermöge, und als der Gotenkönig Valamir ſich im Jahre 456 durch jährliche Belohnung von 300 Pfund Goldes beſtimmen läßt, nicht mehr das römiſche Gebiet zu verheeren, rechtfertigt er ſeine Einbrüche ebenfalls damit, daß ſein Volk ohne Unterſtützung nicht dauern könne. Daß oft harte Noth dieſe Anſiedler traf, iſt ſelbſtverſtändlich; aber der ſichere Muth, in welchem der Germane in der Natur ſtand, die Gewandtheit, Rath zu ſchaffen und die unentbehrliche Nahrung zu finden, endlich die einfachen Gewohnheiten ſeines Lebens müſſen ihm eine große Gleichgiltigkeit gegen die Gefahren der Fremde gegeben haben; und in ſeinem wageluſtigen Gemüth war ein Zug von wilder Poeſie, dem ſolch herriſches Wandern ſchon damals reizend geweſen ſein mag. Nicht die Weite des Weges ſchreckte ihn, nicht reißende Ströme; um den Karren und dem Zugvieh einen Weg durch den Fluß zu ſichern, ſtemmten ſich die Rieſengeſtalten der Männer mit ihren Lindenſchilden in langer Kette gegen das reißende Waſſer; im Kimbrerkriege ſahen an der Etſch die Römer erſtaunt, daß die Männer im Strome die Arbeit des Stauens verrichteten, die man ſonſt wohl einmal der Kraft der Stiere und Roſſe überließ. Auf der Fahrt aber hatten die Deutſchen ihre treuen Freunde am Himmelsgewölbe, dort fuhren die Abbilder ihrer eigenen Wagen, der große und der kleine, in die Runde, und beide wieſen freundlich die Richtung, und der Mond, „der Wandrer unter Wolken", zog wie ſie ſelbſt durch Nebel und Himmelswaſſer ſeine Bahn.

---

*) Von dieſem Zug berichtet Jordanis nach Dexippus. Was die Hasdinge an das Nordmeer geführt hatte, wiſſen wir nicht.

Hatten die Auswanderer eine neue Heimat gefunden, ſo lockten ſie auch Stammgenoſſen aus dem alten Volksgebiet nach, und es blieb meiſtens ein enger Zuſammenhang zwiſchen den räumlich Getrennten; die Götter, die edlen Geſchlechter, Blutsverwandtſchaft und Heimatsrecht banden die Theile des Volkes auch über weite Länderſtrecken zuſammen. Im Laufe der Zeit geſchah es, daß neue Coloniſtenſchaaren auszogen, aus der Urheimat oder aus dem ſpäter beſetzten Gebiet, dann war das Volk in drei und mehr getrennten Landſchaften heimiſch. Faſt ſcheint der Auszug eines Theils das Behagen der Zurückbleibenden vermehrt zu haben, die ſich immer noch getrauten, ihre bequemeren Sitze gegen die Nachbarn zu behaupten.

Der geringe politiſche Zuſammenhang der Volksgenoſſen brachte faſt bei allen deutſchen Stämmen ſolche Wandertheilungen hervor. Immer aber, wenn uns berichtet wird, daß ein Volk ſeine alten Sitze verlaſſen habe, iſt Grund zu der Annahme, daß es nur ein Theil war, und dieſe Theilung durch Coloniſation hat nicht geringe Verwirrung in die Völkergeſchichte jener Jahrhunderte gebracht; denn nicht immer bewahren die Auswanderer den alten Volksnamen, oft wird eine unterſcheidende Bezeichnung für ſie gebräuchlich, eine abgeleitete Form des früheren, ihr alter Gauname oder ein neugefundener. Bei vielen Völkern beſtanden alte Fürſtengeſchlechter, welche einem Theile der Volksgenoſſen ihren Namen liehen, ſo bei den Oſtgoten die Amaler, bei den Weſtgoten die Balthen, bei den Vandalen die Hasdinge, bei den Skiren die Turkilinge. Dieſe Namen waren oft zugleich Sondernamen einzelner Zweige oder Gaue des Volkes, und dieſe königlichen Stämme wurden durch die Politik ihrer Fürſten am meiſten hin und her geworfen, ſie waren häufig Kern des Volkes, zuweilen auch mit ihm verfeindet.

Die Zerſplitterung der Völker nimmt während der Wanderzeit ſchnell überhand. Kaum noch eins der erobernden Völker, welche über Italien, Gallien, Spanien fluthen, beſteht aus Männern deſſelben Stammes. Bei den Weſtgoten, Vandalen, Alanen und Sueben, welche ſich in Spanien niederließen, waren Haufen verſchiedener Herkunft, auch das oſtgotiſche Reich, welches Theodorich in Italien gründete, umfaßt viele deutſche Völkertrümmer, unter denen z. B. die gotiſchen Rugier eiferſüchtig ihr Volksthum bewahrten; ſie heirateten nur unter einander und wählten ſich hundert Jahr nach dem Sturz des Römerreiches ſogar wieder einen eigenen König. Und wieder hundert Jahre ſpäter brachte der Langobarde Alboin mit ſeinem Volke auch Sueben, Gepiden, außerdem Bulgaren, Sarmaten und andere pannoniſche Völkerſplitter nach Italien; ſie wurden in beſonderen Dörfern angeſiedelt und hatten noch zur Zeit Karls des Großen ihre Nationalität bewahrt.

Aber ſeit dem Jahre 400 erhalten allerdings die Wanderzüge einen anderen Charakter. Es ſind nicht mehr bedächtige Anſiedler, welche ſich freuen Ackerland zu finden, das ihre Stammgenoſſen ernährt, es ſind zum großen Theil beuteluſtige Abenteurer, denen mehr an Goldſchatz, Plünderung und wilder

Heldenthat in der Fremde als an ſtätiger Anſiedelung gelegen iſt. Und ihre Fürſten gehen darauf aus, ſich eine neue Herrſchaft über Unterworfene zu gründen. Die Züge ſind große Erobererfahrten, in denen die alte Tüchtigkeit des Volkes ſehr vermindert wird.

Auch kleiner iſt die Zahl der Volksgenoſſen geworden. Die Oſtgoten, welche unter Theodorich nach Italien zogen, waren nur noch ein kleiner Bruchtheil des großen Volkes, welches unter Hermanarich ſich vom Schwarzen Meere bis zur Weichſel und Oſtſee geſtreckt hatte. Hundert Jahre hatte das Schwert der Hunnen, griechiſche Treuloſigkeit und die Uneinigkeit der Häuptlinge an den Goten verwüſtet. Ein Theil des Volkes war an der Grenze von Europa und Aſien zurückgeblieben und hatte ſich in den Bergen der Krim, vom Meere geſchützt, gegen die Mongolenhaufen gehalten, einige Dörfer deſſelben ſcheinen das ganze Mittelalter überdauert zu haben, Ueberreſte ſeiner Sprache wurden noch im 16. Jahrhundert von einem Reiſenden erkannt. Ein anderer Zweig zog unter ſeinem frommen Biſchof Ulfila um 350 nach Möſien und lebte dort in friedlichem Landbau, bis er von den Bulgaren überzogen wurde; ſeinem Häuptling und Apoſtel verdanken wir durch ein gnadenvolles Geſchick das älteſte Schriftdenkmal deutſcher Sprache, die gotiſche Bibelüberſetzung. Der Kern der Oſtgoten aber diente unter drei königlichen Brüdern in Attila's Heer und focht in der catalauniſchen Schlacht gegen die blutsverwandten Weſtgoten. Auch die Theile des Volkes, welche nach der Auflöſung des Hunnenreiches ſich mit den Gepiden geſchlagen hatten und unter Häuptlingen in Macedonien lagerten, in Streit und Vertrag mit Oſtrom, folgten nicht ſämmtlich dem Fürſten Theodorich in das Pothal. Die Weſtgoten, welche nach dem Hunneneinfall über die Donau drangen, wurden durch die Treuloſigkeit griechiſcher Beamten zum großen Theil dem Hunger und Verderben preisgegeben, die Blüthe der heranwachſenden Jugend, welche als Geiſeln in den Städten Aſiens erzogen wurden, ließ ein Beamter des Kaiſers an einem Tage niedermetzeln, was übrig blieb, kämpfte unter ſeinen Fürſten theils gegen einander, theils im Solde der Griechen. Ein Stamm derſelben z. B. mit 40,000 Kriegern verfeindete ſich mit den Stammgenoſſen, trat in griechiſchen Dienſt und focht gegen ſeine Landsleute, weil es ihr deutſches Gemüth rührte, daß der ſchlaue Kaiſer ihrem verſtorbenen Fürſten Athanarich zu Byzanz ein prächtiges Begräbniß hergerichtet hatte. So war es nur ein Reſt der Weſtgoten, welcher nach Spanien zog. Der innere Zuſammenhang des großen Volkes war bereits gründlich geſtört, als es ſeine größten geſchichtlichen Thaten vollbrachte.

War ein Volk völlig zerſprengt durch unglücklichen Kampf und Einbruch Fremder, dann zogen ſeine verlorenen Söhne in einzelnen Haufen durch die Länder, die Flüchtlinge ſuchten ein anderes Volk, das ſie aufnahm, oder ſie niſteten ſich in einer Römerburg ein, in den Mauern einer zerſtörten Stadt, in tiefem Wald und unnahbarer Schlucht und ſtreiften umher, vom Raube lebend. Solche Haufen vereinigte der wilde Gote Hradagais 405 zu einer großen Raubſchaar, und ähnliche Völkertrümmer zog Odoaker aus den Einöden des verwüſteten Kärnten nach Italien, zuerſt als Söldner des Kaiſers, dann als Zerſtörer des römiſchen Reiches.

Faſt jedes Volk, welches von ſeinen alten Sitzen gedrängt wurde, erlitt ſchwere Einbuße. Ueberall ſehen wir zuerſt Auflöſung und Zerſetzung des alten Verbandes, aber darunter wieder eine merkwürdige Dauer der angeſiedelten Völker. Wo man nach zahlreichen Durchzügen fremder Volksmaſſen, nach einzelnen Berichten über die Verödung der Landſchaften völligen Untergang erwarten ſollte, heben die alten Anſiedler des Bodens vielleicht nach Jahrhunderten wieder ihr Haupt empor, ihr Geſchlecht hat ſich doch erhalten und aus ſeinem Reſt neu erzeugt.

Wenn Italien nach dem Einbruch der Hunnen noch hundert Jahre den Germanen widerſtand und Byzanz die Wanderzeit überdauerte, ſo brachte ihnen weder Politik noch Kriegskunſt die Rettung, ſondern die alte Schwäche der Germanen: der lockere Zuſammenhang der Gemeinden im Volke, die Eigenwilligkeit der Führer, die Unbotmäßigkeit der Krieger und was daraus folgte, die mangelhafte Kriegsführung. Mit unwiderſtehlicher Wucht dringen die Germanen in das Land, ſchnell ſind ihre erſten Bewegungen, tötlich ihr Anprall, immer noch iſt den Einheimiſchen unmöglich, die großen Geſtalten, ihre Schlachtwuth, das Kampfgeſchrei und die Härte ihrer Schläge zu ertragen. Aber der Raubzug belaſtet die Einbrechenden mit Gepäck, die Bewegungen werden langſamer, der Zuſammenhang ſchwächer, einzelne Haufen löſen ſich ab, ſiedeln ſich an und treiben Krieg auf eigene Hand. Das Land wird ausgeſogen, die Lebensmittel für den großen Troß von Frauen und Kindern, von Herden und Zugvieh zu gering. Endlich ſtaut ſich die Fluth an einer Stadt, deren Bürger in der Verzweiflung die Mauern beſetzen, oder vor einem Caſtell, deſſen Befehlshaber kein Feigling und Verräther iſt. Noch immer fehlt den Germanen die Kunſt, Kriegsmaſchinen zu bauen und Mauern einzuſtoßen, ſie wagen tollkühn, was menſchlichen Leibern allein unausführbar iſt, und werden mit Verluſt zurückgeworfen. Gegen die ſtärkeren Männer kämpft mit Erfolg die höhere Cultur der Schwachen, die feſtgefügte Stadtmauer. Während bei den Belagerern Zwietracht und Mangel die Zahl vermindern, gewinnen die Römer Zeit ihre Barbarentruppen herbeizuziehen, andere Germanen durch große Verſprechungen zum Kriege gegen die Eingedrungenen aufzuſtacheln und, was ſie am liebſten thun, ihre Geſandtſchaften zu ſchicken. Die diplomatiſche Kunſt der Verhandlung iſt den Römern ſehr wichtig geworden, ſie wird von ihren Weiſen gelehrt, feiner Rede und geheimer Praxis dabei viel vertraut. Die erſten Geſandten drohen, ſie werden ſtolz zurückgeſchickt; ſogleich kommen andere und wieder andere mit Anerbietungen, Geſchenken und vornehmen römiſchen Bräuten. Endlich wird ein Vertrag geſchloſſen, den Germanen wird Land eingeräumt gegen Kriegsdienſt. Aber der Vertrag wird nicht einmal ſo lange gehalten, bis die Gefahr vorüber iſt. Das verheißene Brotkorn wird nicht geliefert, die Germanen werden durch zugewieſene Beamte irre geführt, in die Wildniß oder gegen Hinterhalte, die römiſchen Truppen, welche die neuen Bundesgenoſſen gegen andere aufgehetzte Germanenſchaaren unterſtützen ſollen, bleiben im entſcheidenden Augenblicke aus.*) Auf neue Beſchwerden kommen dann neue Geſandtſchaften, lange geht das Spiel zwiſchen Gewaltthat und treuloſer Schwäche. So wogt der ungleiche Kampf in den Grenzländern hin und her. Die Landſchaften werden verwüſtet, viele Städte ſind Trümmerhaufen, die Einwohner ſind in die Sklaverei geſchleppt oder geflohen, wildes Geſtrüpp ſchießt auf, wo einſt wohlbebauter Ackergrund war, und ſtatt der Rinderherden trottet der Wolf durch die Einöden. Nur an geſchützten Stellen, auf Berg und Fels, haben ſich in den alten Mauern verzweifelte Städter behauptet.

Ueberall im Süden der Donau, auch in Italien, ſchwand das Landvolk dahin. Der Ackergrund Italiens und der Nordprovinzen wurde in der letzten Zeit nicht mehr durch die Sklavenherden der Plantagenbeſitzer, ſondern durch Colonen beſtellt, welche einen Theil des Ertrages dem Grundherrn, und dem Staat ſo viel von ihrer Ernte und den Geſpannen abgeben mußten, daß auch in ruhiger Zeit ihr Schickſal hoffnungsarm, in Kriegszeiten verzweifelt war. Dagegen hob ſich die Stellung der Stadtbürger. Hinter den Mauern bewieſen ſie zuweilen einen Muth, der auch den Germanen Achtung einflößte. Die Genoſſenſchaften der Handwerker waren in guter römiſcher Zeit wenig geachtet geweſen, jetzt ſtieg ihr Anſehen. Ihre „Schulen“ oder Collegien wurden in der Noth bewaffnet, die Wohlhabenden, z. B. die Goldſchmiede, waren angeſehene Leute, welche in dieſer Zeit der Kriegsbeute und Capitalunſicherheit große Geſchäfte machten und dem Hof und den Beamten unentbehrlich wurden. Nicht geringen Antheil an dem Leben der Städte hatten die jüdiſchen Gemeinden gewonnen; auch ſie trieben Politik und rührten ſich bei Vertheidigung ihrer Stadt. Die Bürger eines gut befeſtigten Ortes wurden dem Kaiſer deshalb zuweilen werthvoller als die eigenen Soldaten. So geſchah es, daß ſchon in der Völkerwanderung die arbeitende Claſſe in den Hauptſtädten Italiens, Galliens, Spaniens größere Bedeutung erhielt; aus den Genoſſenſchaften, welche damals die Gliederung der Stadtgemeinde darſtellten, ſind die Innungen, Stuben und Zünfte des Mittelalters hervorgegangen.

---

*) So lauten z. B. die Beſchwerden Theodorich's in dem Fragment des Malchus, Hist. Byz. (Bonn.) I, p. 253.

Aber endlich überflutheten die Germanen die großen Ländergebiete des weſtlichen Römerreichs, Gallien, Spanien, Afrika, Italien, die Inſeln des Mittelmeeres, den Norden Oſtroms. Als kriegeriſche Bauern hatten ſie den Kampf mit der antiken Welt begonnen, und ſie wurden durch den Krieg Eroberer weiter Reiche mit Städten, befeſtigten Häfen und gemauerten Caſtellen. Die alte demokratiſche Gleichheit der Dorfgenoſſen war in den neuen Verhältniſſen nicht zu halten, auch das alte Regiment der Häuptlinge, welche aus der Volkswahl hervorgingen, vermochte die Völker in dieſer wilden Kampfzeit nicht zu leiten. Deshalb zeigt ſich überall das Beſtreben, der Uneinigkeit und Zerſplitterung der Volkskraft dadurch zu ſteuern, daß erwählten Königen der Heeresbefehl, die Vertretung des Volkes gegen Fremde, das höchſte Richteramt anvertraut wird. Sorglich war man bemüht, Männer aus den Geſchlechtern von Götteradel zu finden; ſolcher Urſprung machte ſelbſtverſtändlich, daß der Sohn auf den Vater folgte. Schnell hob ſich die Macht der Könige, denn das lag in dem Weſen des Amtes. Zwar auf deutſchem Grunde dauerte unter ihnen das Recht der alten Volksgemeinde, wenigſtens der Form nach, aber in den eroberten Ländern trug der Knechtsſinn der unterworfenen Mehrzahl viel dazu bei, die antiken Vorſtellungen von der Gewalt des Herrſchers auch auf das Verhältniß des Königs zu ſeinen Germanen zu übertragen. Leider unterlagen dieſe großen Fürſtenfamilien den Gefahren dieſer Jahrhunderte am erſten: dem Kriege, den Nachſtellungen ihrer eigenen Verwandten, innerem Verderb. Es waren immer nur einzelne Familien geweſen im menſchenreichen Volke, ſie ſchwanden ſchnell dahin. Da iſt lehrreich, wie die bittere Noth zwang, an die Stelle der Geſchwundenen andere kriegsharte oder kluge Volksführer zu erheben. So wählen die Langobarden in Italien nach zehnjähriger Thronerledigung, weil das Volk unter der Herrſchaft der einzelnen Befehlshaber zu Grunde geht, wieder einen König, und die Befehlshaber ſelbſt ſtatten ihn durch die Hälfte ihres Landbeſitzes aus, damit er Hofbeamte und Gefolgeſchaft unterhalten könne. Die Lage ſolcher Erwählten war gefährdeter, der Kampf mit Kronbewerbern zerriß wieder häufig den Volkszuſammenhang. Denn unter dem Könige regierten ſeine eingeſetzten Herzöge und Grafen über die Provinzen. Ihr Amt ward ihnen vom König verliehen als ſeinen Unterfeldherren; ſie waren abſetzbar, aber auch ihr Amt hatte ſogleich die Neigung, in ihren Familien erblich zu werden. Ihre Unbotmäßigkeit und das Beſtreben, ſich eine Familiengewalt zu gründen, ſtörte immer wieder die Befeſtigung der Königsherrſchaft. Unbändig gegen einen ſchwachen Kriegsherrn, ſchalteten ſie gewaltſam gegen die Stammgenoſſen, die unter ihnen ſaßen; ſchon König Theodorich hatte zu verweiſen und zu ſtrafen, weil ſie freigeborene Goten in den Stand der Unfreiheit herabdrückten. — Die alte Ordnung der Bauernvölker hatte aufgehört, und die Verſuche, eine neue zu begründen, waren ſehr unbehilflich und brachten neue Gefahren.

Dennoch ſoll man von der Regierung der Goten, Franken, Angelſachſen, Langobarden nicht gering denken. Sie griffen bei der Eroberung gewaltthätig zu, aber ſie bevormundeten und quälten nicht übermäßig. Es war ihnen Ernſt, Leben und Eigenthum zu ſchützen; Handel und Verkehr hoben ſich ſchnell, die Stadtbürger gediehen. Um die innere Verwaltung der Städte kümmerten ſie ſich wenig, auch über dem Landbauer, dem ſie einen Theil ſeines Ackers genommen hatten, ſaßen ſie meiſt mit billigerem Sinn als früher die Beamten des Kaiſers.*)

Die Germanen hatten jetzt in Fülle, was ſie lange erſehnt. Mehr Pflugland als ihre verminderten Schaaren zu vertheidigen vermochten, weite Landgebiete, in denen ſie als Herren ſchalteten, unterworfene Ackerleute, welche ihnen von Land und Herden abgaben. Sie konnten jetzt in ſchön gebauten Häuſern wohnen, ſich unter den Marmorſäulen des Atriums dehnen, durch Sklavenherden Küche und Tafel herrichten laſſen. Unterwürfig verneigten ſich vor ihnen griechiſche Philoſophen und römiſche Verſemacher, und angeſehene Senatoren waren froh, als ihre Hausfreunde Sicherheit des Lebens und Eigenthums zu gewinnen. Sehr viel von alter Herrlichkeit der römiſchen Welt war verwüſtet, aber betäubend wogte um die Fremden noch immer das Treiben des arbeitenden, handelnden, lungernden Volkes in den großen Städten. Bei jedem Gang durch die Straßen ſahen ſie hundert zierliche Dinge, deren Gebrauch ſie gar nicht kannten; wenn ſie in der Markthalle zu Gericht ſitzen ſollten, vernahmen ſie täglich von Rechtsſtreiten, für die ſie keine Entſcheidung wußten. Wenn ſie die reizenden Bewegungen einer aſiatiſchen Tänzerin, oder den kunſtvollen Geſang eines griechiſchen Sängers hörten und das Entzücken der verſammelten Menge beobachteten, kamen ſie ſich fremd und unwiſſend vor, und wie vorſichtig die furchtſame Schmeichelei der Eingeborenen das eigene Urtheil verſteckte, ſie merkten, daß ſie auch dem Stadtvolke ſo erſchienen. Ihr Zuſammenhang mit den Volksgenoſſen war ſchwächer geworden, in der Stadt und auf dem Lande waren ſie von Fremden umgeben.

---

*) Daß die Eroberer den alten Einwohnern ein Drittel des Bodens nahmen, wird einigemal berichtet. Das weſtrömiſche Reich zerbrach, weil Odoaker den Herulern und Rugiern die Zutheilung des Drittels italiſcher Aecker verſprach; dieſes Drittel nahmen ſpäter die Oſtgoten in Beſitz. Wie die Germanen aber ein Land drittelten, iſt nicht ebenſo ſicher. Denn ſie ſitzen zuweilen in die alten Gemeinden der Unterworfenen eingeſprengt, der Regel nach in beſonderen Dörfern angeſiedelt, deren Fluren häufig zuſammenhängen.

Wohl waren Viele ſtolz auf ihre heimiſche Weiſe. Am ſicherſten der kleine Mann. Wenn er auf dem Lande ſaß, behielt er ſeine heimiſche Tracht durch Jahrhunderte und wahrſcheinlich viel von der alten Reinheit ſeiner Sitten. Weit größer waren die Verſuchungen, denen die Vornehmen ausgeſetzt wurden, am ſchwerſten legte ſich das Verhängniß auf die Klügſten und Beſten. Daß ſie nicht ganz in der alten Weiſe fortleben konnten, daß eine Verbindung nothwendig ſei zwiſchen dem heimiſchen und neuen Weſen in Geſetzgebung, Sitte und Lebensgewohnheit, ja auch in einer Verkehrsſprache, konnte ſich ein Germane, der Beſcheid wußte, nicht verbergen. Sie waren unwiſſend in das Land gekommen, aber ihr Gemüth war nicht roh, ihr Sinn geöffnet für die Schönheit der Fremde und ihr Geiſt empfänglich für den edelſten Theil antiker Habe. Der große Theodorich war der erſte, welcher verſtand, in hohem Sinne dieſe Verbindung vorzubereiten. Er war in Byzanz erzogen, aber er beſaß nichts von Schulbildung, er vermochte nicht einmal ſeinen Namen auf die Decrete zu ſetzen, die ihm als dem Herrſcher Italiens von ſeinen Beamten vorgelegt wurden, und er mußte einen goldenen Stempel mit ſeinem Namenszug dazu gebrauchen. Doch er hatte einen wundervoll klaren Blick und eine heitere Ruhe, und er traf das Richtige ohne langes Grübeln. Aber ſchon er begriff die ſchwierige Stellung ſeines Volkes, als er ausſprach: „ein armer Römer ſpielt den Goten, ein reicher Gote den Römer.“*)

Und er ſelbſt erlag der Gefahr. Nach einer langen und von allem Volk geſegneten Regierung wurde auch ſeine glückliche Natur durch Gezänk der römiſchen Prieſter und durch das unklare Verhältniß zu Byzanz verbittert. Er ließ Römer hinrichten, die ihm lieb geweſen waren, und er entſetzte ſich, wie die Sage meldet, über den Gedanken an ſein Unrecht ſo, daß er daran ſtarb. Auch den nächſten Regenten wurde die Noth der neuen Lage tötlich. Amalaſuintha erkannte ſcharfſinniger als ihre Edlen die Schwierigkeit, ſie wollte ihren Sohn in eine Schule ſchicken und in guter Zucht erziehen laſſen, nicht einmal von Römern, ſondern um den Stolz ihres Volkes zu ſchonen, von drei weiſen Goten. Sogar dagegen empörten ſich die Häupter des Volkes. Ihr künftiger Herr dürfe nicht in der Schule ſitzen, ſie ſolle ihn mit edlen Jünglingen aufziehen im Heldenwerk nach der Väter Sitte. Es war traurig, daß beide Theile Recht hatten. Die Goten konnten in den neuen Verhältniſſen nicht dauern, wenn ſie in der alten, wilden Kriegerweiſe fortlebten. Und die Goten konnten nicht dauern, wenn ſie die heimiſche Sitte aufgaben und mit römiſcher Bildung auch das annahmen, was damals untrennbar damit zuſammenhing: Verweichlichung und die Laſter einer verdorbenen Civiliſation. Die hochſinnige Frau und ihr Sohn erlagen beide in dem Kampfe zweier verſchiedenen Welten. Aber der Gotenkönig Theodahad, der auf ſie folgte, war bereits ein Zerrbild antiker Gelehrſamkeit, ihm hatten römiſche Rhetoren das ſchwache Haupt verwirrt, er war Pedant und Philoſoph aus der Schule des Plato. Und der byzantiniſche Geſandte durfte ihm ſagen, ihm dem Amaler, dem Gotenkönig, gezieme als einem Philoſophen nicht, Menſchen durch Kriege ins Unglück zu bringen, Kaiſer Juſtinian aber ſei leider kein Philoſoph, dieſer folge dem alten Brauch der Herrſcher, und darum müſſe Theodahad ſich ihm unterwerfen. — Und der Simpel war nicht abgeneigt.

---

*) Anonymus Valesii 12.

Noch geringeren Widerſtand als die Goten vermochten die Vandalen in der heißen Sonne Afrika's ihrem tragiſchen Schickſal entgegen zu ſetzen; hier dieſelben Gefahren und dieſelbe innere Zerſetzung. Schon ihr harter König Genſerich verſchmähte nicht, auf einem ſeiner Raubzüge eine Schiffsladung Statuen aus Byzanz nach Karthago zu fahren, um ſeine Königsburg mit den hübſchen ehernen Griechenmännchen zu ſchmücken, und es war ſchade, daß der alte Fluch, welcher auf geraubten Schätzen liegt, auch das Schiff, welches ihm die Statuen trug, in die Tiefe des Meeres ſchleuderte. Unter dem nächſten Geſchlechte wurden die Krieger Genſerich's in gebildete Leute, wie der Zeitgeſchmack war, umgewandelt. Da ſaßen die Deutſchen aus dem Oderthal in der Stadt der Dido und des Hannibal, und galten unter allen Völkern der bekannten Welt für die größten Feinſchmecker, welche mit den theuerſten Leckerbiſſen der Erde und des Meeres ihre Tafel beſetzten, und bei ihren Gaſtmählern dem weichlichen Luxus des Südens die deutſche Beharrlichkeit hinzufügten. Prachtvoll ſchritten die hohen Geſtalten im ſeidenen Gewande, mit reichem Goldſchmuck, einher, gern ſaßen ſie im Theater und Hippodrom, ſie urtheilten über die Melodien des griechiſchen Saitenſpiels, freuten ſich der Tänzer und Mimen und nahmen Partei für grüne und blaue Roſſelenker. Was es an Kurzweil gab, das trieben ſie als Virtuoſen, eifrig auch den Dienſt der Aphrodite. Ihre männlichſte Freude war die Jagd. Wenig iſt von ihren Sagen in dem deutſchen Heldenlied erhalten, aber das Bild des Löwen, den ihre Wurfſpeere tödteten, wurde durch Gäſte und Wanderer von einem deutſchen Stamm zum andern getragen, es kam auf die deutſchen Schildzeichen, in die Jagdkämpfe der Sagenhelden und vielleicht in die deutſche Thierfabel. Noch immer liebte der Vandale die Städte nicht, obgleich König Genſerich alle Stadtmauern niedergeriſſen hatte; die Mehrzahl der Krieger wohnte in ſchönen Parks, welche die Griechen damals Paradieſe nannten, unter tropiſchen Bäumen, an murmelndem Waſſer. Sie galten für unermeßlich reich. Große Goldhaufen, die Beute Spaniens, hatten ſie nach Afrika hinübergebracht, dort hatten ſie fünfundneunzig Jahre im fruchtbaren Lande als Herren geſchaltet und aus dem Verkauf des Getreides ſichere Renten gezogen. Denn ſie waren ſtrenge Gebieter, die beſten Ländereien hatten ſie genommen zu eigner Bewirthſchaftung — wenn man die Güte eines Ackers bezeichnen wollte, ſo nannte man ihn „Vandalenloos“ — und davon zahlten ſie keinerlei Abgaben. Alles mußten die überbürdeten Einwohner liefern und ſteuern. So war ihr Goldſchatz ins Unglaubliche geſtiegen. Unterdeß ſtachen die ſyriſchen und jüdiſchen Knaben in den Schulen Karthago's mit den Fingern in die Luft, um den Sinn eines alten unverſtändlichen Buchſtabenräthſels herauszubohren: das Gimel (Kameel) wird das Beth (Haus) verderben, und wieder das Haus das Kameel, und ſie merkten allmählich, daß das B die byzantiniſchen Feldherren Baſiliskus und Beliſar bedeute, und die großen Kameele den erſten Vandalenkönig Genſerich und den letzten, Gelimer. Denn Genſerich ſchlug den Baſiliskus aus dem Lande und Beliſar den Gelimer.

Nicht die Kriege der Wanderzeit haben die erobernden Germanen aufgerieben, ſondern der Sieg mit ſeinen Folgen. Den Menſchenverluſt, welchen der Kampf bereitete, vermochte die unerhörte Lebenskraft eines jugendlichen Volkes ſchnell zu erſetzen. Aber das Volk wurde in dem neuen Lande ſchnell alt. Drei Generationen reichten hin, die Verderbniß zu vollenden bei Oſtgoten und Vandalen. Wenige Geſchlechter länger dauern die Weſtgoten in Spanien, die Franken in Gallien, und die Weſtgoten gelten ſchon um das Jahr 600 für feige und unkriegeriſch, hundert Jahre ſpäter ſind es auch die Weſtfranken. Den Franken aber wird Rettung, daß ein Theil ihres Volkes in

Deutſchland auf dem Ackerboden in alten Verhältniſſen zurückgeblieben iſt. Auch die Langobarden in Italien, die Nachfolger der Goten, verfallen demſelben Geſchick, und nur die alte Bauernkraft, welche auf deutſchem Grunde gedauert hat, bringt den Stammgenoſſen in den Städten des Römerreiches zwar Verluſt ihrer politiſchen Freiheit, aber Rettung vor dem letzten Verderben, vor der Herrſchaft des Islam.

Es war ein trauriger Troſt, daß Oſtgoten und Vandalen nicht ohne Schlachtenruhm fielen und daß das Lied der Sänger ihre Thaten und Leiden feierte, als der Kaiſer von Oſtrom ſein Söldnerheer gegen ſie ſandte. Nie hatte Oſtrom ſeine Anſprüche auf die Oberherrlichkeit über Italien und Afrika, über Spanien und Gallien aufgegeben, wenigſtens den Schein derſelben feſtgehalten, in Rom hatte der Kaiſer bis auf Juſtinian alljährlich einen Conſul ernannt, der mit ſeinem Collegen in Byzanz den alten Zuſammenhang des Oſtens und Weſtens im Kalender darſtellen ſollte; von ſchwachen Gotenkönigen hatte die byzantiniſche Staatskunſt gefordert, daß das römiſche Volk bei den Circusſpielen und wo es ſonſt glückverheißende Zurufe in den üblichen langen Phraſen an ſeine Herrſcher richtete, zuerſt dem oſtrömiſchen Kaiſer Heil wünſchen ſollte; ſogar die Statuen der Gotenkönige ſollten nicht allein geſetzt werden, ſondern immer zu ihrer rechten Seite der Kaiſer. Aber auch in Gallien nahmen die Frankenkönige, in Spanien die Weſtgoten bereitwillig die Prachtgewänder, welche der Kaiſer ſandte, und ſie ſchmückten ſich gern mit dem Titel eines Patriciers, dem hohen Adel, welchen er verlieh; ja der ſiegreiche Vandale Genſerich hatte ſich ſogar ohne Noth bequemt, dem ſchwachen Valentinian jährlichen Tribut zu ſenden. Dieſe Gefügigkeit unter einen entfernten Herrn war zunächſt deutſche Bauernklugheit. Alle Germanenfürſten im Römerreich waren ſich wohl bewußt, daß ihr beſetztes Land ihnen nicht zu Recht gehörte, und daß ihre neuen Unterthanen und andere Germanenſtämme die Sache genau ebenſo anſahen. Als Eroberer waren ſie die Stärkeren, als Beſitzer die kleine Minderzahl. Es däuchte ihnen vortheilhaſt, ſich friedlich mit dem alten Herrn des Landes zu ſtellen, der ihnen durch ſeine Schlauheit andere Eroberer ins Land zu ſenden vermochte. Aber auch ihnen ſelbſt lag die alte Vorſtellung von der Herrlichkeit des Reiches und der Erhabenheit des Kaiſers tief in der Seele. Nachfolger des großen Kaiſers zu werden, als Herr von 80,000 oder auch 300,000 Männern, wagte keiner. Der Eroberer Italiens, Theoderich, ſprach in artigen Worten nur die allgemeine Anſicht der Germanen aus, als er dem Kaiſer Anaſtaſius ſchreiben ließ: „Ihr ſeid der ſchönſte Schmuck jedes Königthums, ihr ſeid der ganzen Welt heilbringender Schutz, dem ſich die übrigen Herrſcher mit Recht unterordnen, weil ſie erkennen, daß euch etwas Einziges beiwohnt. Unſere Herrſchaft iſt eine Nachahmung der euren, Abbild eines edlen Muſters.“ — Die Weſtgoten aber in Spanien hatten ſich ſogar gegen Rom verpflichten müſſen, daß ſie nach dreißigjährigem Beſitz der ſpaniſchen Ländereien kein Verjährungsrecht geltend machen würden.

Bedeutungslos waren alſo die byzantiniſchen Anſprüche für die Germanen durchaus nicht; denn Prachtgewänder, goldene Pfundmünzen und Zurufe des Volkes erhielten wie ſymboliſche Handlungen den Glauben, daß alle dieſe Südländer doch unveräußerliche Theile des alten Kaiſerreiches waren und nur die geheiligte Perſon eines Kaiſers der berechtigte Oberherr. Die Verſuche, welche Juſtinian machte, den Schein der Herrſchaft in ihr Weſen umzuſetzen, waren ohne Dauer, aber bis tief in das Mittelalter lebte unter den Deutſchen die alte Vorſtellung von dem unzerſtörbaren Recht kaiſerlicher Würde, und dieſe Ueberlieferung iſt in der Neuzeit noch nicht ganz geſchwunden.

Beſonders reizvoll wäre es, die hervorſtechenden Unterſchiede der germaniſchen Völker aus jener Wanderzeit zu finden. Uns iſt überliefert, daß ſie ſich durch Waffen, Tracht, Mundart unterſchieden, wir erkennen, daß nicht alle auf derſelben Stufe der Cultur ſtanden, wir ſehen, daß die Zeitgenoſſen ſehr verſchieden über ſie urtheilten. Aber was wir etwa wiſſen, reicht ſelten aus, ein ſicheres Urtheil zu begründen. Die perſönliche Stellung der Berichterſtatter mag ihre Auffaſſung gefärbt haben; bei den gewaltigen Schickſalen, welche die Völker erfuhren, ſind große Wandlungen des Volkscharakters ſelbſtverſtändlich; endlich kommen die zufällig erhaltenen Urtheile häufig von Gegnern und ſie beſprechen wenig mehr als das Verhalten im Kampfe in menſchenmordender, erbarmungsloſer Zeit. Nur Weniges dürfen wir als Thatſache betrachten.

Die erſte Stelle unter den Germanen jener Jahre nahmen die Goten ein nach Menſchenzahl, Macht, Kriegsruhm und Heldenſtolz. Uns feſſelt nicht nur ihre ſchnelle Annahme des Chriſtenthums und die Begründung einer gotiſchen Schriftſprache in den Stürmen der Wanderzeit, und nicht nur das traurige Schickſal eines ſtarken Volkes; auch häufig wiederkehrende Selbſtbeherrſchung im Siege, Sinn für Billigkeit und ein warmes Gemüth, das hie und da unter den wilden Kriegsthaten hervorleuchtet. Sie müſſen etwas in ihrer Natur gehabt haben, was ihren Gegnern Achtung einflößte und Fremden lieb wurde. Der Byzantiner Prokop ſpricht von den Oſtgoten, den Feinden ſeines Herrn, mit offenbarer Vorliebe, und der ſpaniſche Biſchof Iſidor ſtellt den Weſtgoten das ſchöne Zeugniß aus, daß die Römer im Gotenreich ſo große Neigung zu den Goten haben, daß ſie lieber mit dieſen arm und frei leben als unter das Kaiſerreich kommen wollen. In mehren Gotenfürſten iſt eine Ruhe des Handelns und ein Adel der Geſinnung, welcher ſie auffallend von den harten und ſelbſtſüchtigen Kriegshelden anderer Völker unterſcheidet. Die Geſtalt des großen Theoderich allein wäre genügender Beweis. Am laſterhaften Hofe von Byzanz, in dem Grenzerleben an der Donau bildete ſich die unübertreffliche Klugheit, der gerechte und wohlwollende Sinn aus, welcher ihn zu einem der beſten Herrſcher Italiens machte, den das Römervolk nach ſeinem Tode mit den großen Namen der Kaiſerzeit verglich.

als ſtarken Kriegsfürſten, weiſen und milden Staatsmann. Aber ſchon 80 Jahre früher erweiſt der Weſtgote Alarich, der gewaltige Führer harter Kriegshaufen, ein Held ganz nach dem Herzen jener Zeit, in Thaten und Ruhm ſelbſt dem Attila verehrungswürdig, eine ähnliche Größe der Geſinnung. Als er im Jahre 396 in Griechenland einfiel, nach dem Kriegsgebrauch den Männern Tod, den Frauen und Kindern Sklaverei bereitend, da zieht es ihn durch das Land nach Athen. Seine Herolde bieten der Stadt Frieden, er tritt mit wenigen Begleitern in die Mauern, hört freundlich die wohlgeſetzten Begrüßungsreden, betrachtet die Stätte alten Erdenruhms, nimmt ein Bad und eine Mahlzeit mit den Bürgern, empfängt die üblichen Ehrengeſchenke und verläßt achtungsvoll die Stadt und ihr Gebiet, ohne eine Gewaltthat ſeiner Männer zu dulden. Der Heide Zoſimus meint, er ſei erſchreckt worden durch die drohende Erſcheinung der Athene und des Achill an der Stadtmauer. Wohl waren es die Schatten alter Größe, welche ſchirmend über der Stadt lagen und den hochgeſinnten Barbaren veranlaßten, ein Muſeum alter Herrlichkeit zu ſchonen, an deſſen Ruhm kein zweites reichte. Aehnlich handelte er ſpäter bei der Einnahme Roms, das allerdings nicht ebenſo unſchädlich war. Seine Goten mußten geloben jeden Römer zu ſchonen, den ſie bei einem chriſtlichen Heiligthum finden würden, und die Goten verſchonten um Chriſti willen auch ſolche, welche im Getümmel einen heiligen Namen riefen. Die alte Herrlichkeit der Stadt blieb im Ganzen unverſehrt, ſtaunend ſah der König auf die Reſte einer Heldengröße, welche ſeinem Volke durch Jahrhunderte verderblich geweſen war, freiwillig führte er nach drei Tagen ſein wildes Heer aus der Stadt. Auch ſpätere Fürſten in der Zeit des Völkerverbands erweiſen ähnliche Menſchlichkeit. Am rührendſten Totila. Als ihm die Neapolitaner halb verhungert nach hartnäckigem Widerſtande die belagerte Stadt übergeben haben, übernimmt er die Pflege der verkommenen Stadtbevölkerung und theilt ihnen ſorglich die Nahrung zu, damit die Hungernden nicht durch den plötzlichen Wechſel von Entbehrung zu Ueberfluß verderben. Als ein angeſehener Gote in der eroberten Stadt eine Jungfrau entehrt hat, befiehlt er die Hinrichtung des Frevlers trotz dem Widerſpruch ſeiner Edlen und theilt die Habe deſſelben dem Mädchen zu. Auch der Weſtgotenkönig Siſebut kauft ſeinem Heere die kriegsgefangenen Römer aus eigenen Mitteln ab und läßt ſie frei.

Nicht ſo günſtig wurden andere Gotenvölker betrachtet. Die Gepiden, die letzten Siedler aus Gotenblut, welche aus ihren Wäldern längs der untern Weichſel an der römiſchen Grenze ins Licht traten, galten den Goten für langſam, träge und unbehilflich. Auch ſie rangen ſich zu kurzer Macht empor, aber im Verkehr und Kampf mit den Hunnen und Goten verging ihre derbe Volkskraft ſchnell. Für roh galten die Taifalen, deren Kraft in den Donaukriegen früherer Geſchlechter aufgerieben war und die um 400 nur noch in Raubſchaaren umherzogen; man behauptete, daß ſie durch ſchnöde Laſter des Orients befleckt wären, und daß unter ihnen ein erlegter Eber oder Bär den Ruf ihrer jungen Krieger wieder herſtellte. —

Eine der auffälligſten Völkerperſönlichkeiten muß die der Heruler geweſen ſein. Lange hatten ſie wilde Volksbräuche bewahrt; auch nachdem ſie ein wenig Chriſten geworden waren, hing ihnen ſehr übler Ruf an, ſie galten im Heere des Beliſar, in dem ſich beſtimmte Anſichten über die einzelnen Völker bilden konnten, für treuloſe und unzuverläſſige Trunkenbolde, für zügellos, übermüthig und wenig ehrbar. Auch noch ſpäter wußten die Langobarden von ihnen Schwabenſtreiche zu erzählen, daß ſie die blühenden Flachsfelder für Waſſer angeſehen hätten, welche ſie durchſchwimmen müßten, daß ihr König während der Schlacht beim Spiele geſeſſen und ſeinen Späher auf dem Baume mit dem Tode bedroht hätte, wenn er ihm von der Flucht ſeines Volkes berichte. Ihr Reislaufen zu allen fremden Heeren mag keine gute Einwirkung auf ihre Sitten geübt haben. Aber ſie waren bei alledem ſehr kriegstüchtig, waghalſig und von ſtarker Fauſt. Es iſt merkwürdig, daß derſelbe üble Ruf ihren Nachkommen, den Oberbaiern, bis zum Ende des Mittelalters anhing.

Die Vandalen ſind durch die Raubzüge ihrer Könige, durch ihren eifrigen Arianismus und durch ihre Verweichlichung in Afrika zu üblerem Leumund gekommen, als ſie wahrſcheinlich verdienen. Ihr großer Bund hat durch drei Jahrhunderte ſchwerer Kämpfe Kraft und Zuſammenhang bewahrt, kein Volk hat größern Wandermuth erwieſen. Von ihrer Eigenart wiſſen wir aber ſehr wenig, und es liegt vielleicht nur in der mangelhaften Kunde, daß ihr Weſen geſchmeidig, rührig, leicht beweglich, ohne ſtarke Widerſtandskraft gegen die Lockungen der Fremde erſcheint. Wenn ihr letzter König Gelimer in der höchſten Noth aus ſeinem Zufluchtsorte von den Feinden noch ein Brod erbittet, um wieder einmal zu wiſſen, wie dies ſchmecke, einen Schwamm, um ſein thränendes Auge zu trocknen, und eine Harfe, um ſein Unglück zu ſingen, ſo erinnert das frühere ſorgloſe Behagen und wieder dieſe beſchauliche Weichherzigkeit im Unglück vielleicht nur zufällig an die Volksart der gegenwärtigen Umwohner des Zobtenberges, deren geſchichtlicher Zuſammenhang mit den Vandalen nicht geleugnet werden ſoll, aber für uns nicht nachweisbar iſt.

Feiner und ritterlicher dünkt uns die Art der Langobarden, größer iſt ihre Dauer, ſie ſind das letzte der Wandervölker, welches ſich auf fremdem Grunde anſiedelt, und nach Menſchenzahl eines der kleinſten. Aber unter blutigen Thaten und wilder Begehrlichkeit iſt aus den überlieferten Anekdoten ein hoher poetiſcher Schwung und zuweilen eine Anmuth der Empfindung erkennbar, wie in jener Zeit kaum ein anderer deutſcher Stamm erweiſt. Viel von ihrem Weſen dauert noch heut in Norditalien, bis nach den Kreuzzügen ſtand dort unter romaniſcher Sprache das germaniſche Weſen überall obenan.

Es iſt ein Leid, daß wir über die Völker des innern Deutſchlands während der Völkerwanderung noch weniger wiſſen. Die große Zeit der Sueben war vorüber; die alte Kraft der Markomannen war um das Jahr 400 gebrochen, die Maſſe des Volkes zog aus Baiern nach Gallien und Spanien, der Reſt verlor ſich unter den Nachbarſtämmen. Auch das kriegeriſche Feuer der edlen Juthungen — im heutigen Schwaben — war damals verringert, aber ſie hielten ihre Dorffluren im Weſten des Lech und theilten die Schickſale der anderen Gauvölker des Alemannenbundes. Nur die Nachkommen der Hermunduren behaupteten ſich mächtig auf beiden Seiten ihres Waldgebirges; als Thüringe ſaßen ſie in einem weiten Königreich unter berühmtem Königsgeſchlecht, welches ſeine Töchter mit gotiſchen und fränkiſchen Bräuten tauſchte. Aber ihr großes Reich verging durch das Schwert der Franken und den Verderb der eigenen Könige, wenig weiß Sage und Geſchichte davon zu melden. — Südlich von ihnen hatten ſich die Burgunden zuerſt im Obermainthal ausgebreitet, von da waren ſie an den Rhein gedrungen, wo ihre Könige in der alten Römerſtadt Worms hauſten und die Herrſchaft bis tief nach Gallien und über den Genferſee ausdehnten. Auch ihr Reich erlag den ſtärkeren Franken, aber ſie bewahrten unter eigenen Geſetzen ihre heimiſche Art, und die Schickſale ihres Königsgeſchlechts ſind ein Mittelpunkt deutſcher Heldenſage geblieben. Daß ſie heftig waren, leidenſchaftlich und verſchlagen, den Welſchen am ähnlichſten und gern mit ihnen befreundet, melden Sage oder Geſchichte.*)

Unter den Völkern des nördlichen Deutſchlands waren es vor andern drei, welche durch ihre Thaten die Augen auf ſich zogen. Zuerſt die Angeln auf der nordalbingiſchen Halbinſel; dort war vom vierten bis ſechsten Jahrhundert vielleicht höheres

---

*) Sie ſelbſt hielten ſich 300 Jahr nach Druſus und Tiberius für Verwandte der Römer, für Nachkömmlinge der römiſchen Grenzbeſatzungen, welche damals im öſtlichen Germanien zurückgelaſſen wurden. Dieſe Sage iſt nicht ſo kurz als unhiſtoriſch abzuweiſen, wie bis jetzt geſchehen.

Gedeihen und größere Cultur als bei einem anderen Volke zwiſchen Oder und Rhein. Seefahrt und unabläſſige Verbindung mit der Fremde, Beutezüge und Handel hatten den Angeln reichen Goldſchatz zugeführt, ihre Runen und geſchlagenen Schmuckſtücke, ihre Heldenſagen und die Beſiedelung der nordengliſchen Landſchaften, welche ſie in dieſer Zeit ausführen, laſſen erkennen, wie tüchtig die Kraft war, welche wir von deutſchem Boden faſt ganz verloren haben. Daß ſie ein geſcheidtes, gedankenreiches Volk waren von einer rührenden Innigkeit der Empfindung, lehrt die edle germaniſche Poeſie der Angelſachſen in den nächſten Jahrhunderten; den Angeln möchte man aus dieſer Poeſie die ſinnvolle Betrachtung des Lebens, größere Zartheit und höheren Gedankenflug zueignen als den kernhaften Sachſen.

Mehr iſt uns von den Urtheilen überliefert, welche Nachbarſtämme über die beiden Herrenvölker des ſpätern Deutſchlands, Sachſen und Franken, ausſprachen. Von beiden wird unten die Rede ſein. Leider ſind die Urtheile über ſie faſt nur laute Klagerufe, ihre Wildheit und Raubſucht waren ſehr übel berüchtigt, ihre harte Tapferkeit gefürchtet. Aber die Sachſen ſtanden während jener Zeit weit günſtiger als die meiſten erobernden Völker, ihr großer Stamm behauptete feſt ſein altes Landgebiet, baute den Boden nach der Väter Weiſe und bewahrte mit dem alten Glauben die trotzige Kraft. Nicht einmal Könige duldeten ſie unter ſich, die Geltung des freien Bauern wurde nicht durch Beamte des Fürſten und gewappnete Reiter beeinträchtigt. Sie behielten ihre Jugend, und als mehre Jahrhunderte ſpäter die Franken ſchwach wurden, trat ihr Stamm als Vertreter deutſchen Weſens in den Vordergrund. — Unzweifelhaft hatten die Franken unter allen Germanen den ſchlechteſten Ruf. Auch ſie heißen die Wilden, ſie töten mitleidlos, gelten für beſonders hartherzig und treulos. Ihre innere Geſchichte in den nächſten Jahrhunderten läßt uns ſchließen, daß dieſe Nachrede keine Verleumdung war. Unter ihnen ſaß das ruhmreiche Volk der Chatten jetzt gebändigt aber beharrlich auf ſeinem alten Ackergrund, ſie haben als Heſſen ihren Namen und ihre Grenzen bis zur Gegenwart bewahrt.

Alle die Völker aber an Donau, Nordmeer und Rhein lebten damals in ſelten ruhendem Kriege, und von Waffentumult dröhnte der Erdkreis der Römer.

Bei den Germanen war während der Wanderzeit bis um 500 n. Chr. Stärke und Entſcheidung des Kampfes bei dem Fußvolk, in der alten Kampfweiſe wenig geändert. Zwar der Schlachtgeſang war in den chriſtlichen Heerhaufen ein anderer geworden, ſtatt des heidniſchen Baritus ſangen ſie den Ruhm der Vorfahren; doch ihr Anſturm war geblieben, die Theilnahme der Frauen an der Schlacht, auch die eigenthümliche Verbindung ihrer ſchweren Reiterei mit leichten Fußgängern, den Fanten, von denen jeder einem Reiter zugeordnet war zu gegenſeitigem Beiſtand.*) Aber die Schutzrüſtung war vollſtändiger: Leder- oder Blechhelm, Lederkoller oder Kettenhemd, welches künſtlich aus Draht geflochten wurde, das Fußvolk trug den großen Schild von Lindenholz, die Reiter auch eherne Schilde. Noch waren die deutſchen Waffen auf den Nahkampf und Einbruch in die feindlichen Reihen berechnet, den Bogen führten die Deutſchen faſt nur auf der Jagd, gegen die leichten Bogenreiter der Hunnen und Maſſageten hatten die Goten ihre Fante mit Bogen bewaffnet, aber dieſe Aushilfe reichte nicht hin vor der fremdartigen Kampfweiſe der Reitervölker zu ſchützen, und die Niederlage, welche die Goten bei dem

---

*) Bei Charny in der Nähe von Verdun iſt auf der Walſtatt einer Burgunderſchlacht vom Jahre 500 gegen die Franken der vergoldete Halsſchmuck eines burgundiſchen Fußgängers ausgegraben worden; er führt die Runenaufſchrift: **unth fanthai iddan kiano.** „Die Fante gingen friſch voran.“ — Ebendort Frauengebein unter gefallenen Männern. Vergl. die ſchöne Abhandlung von Dietrich in Haupt's Zeitſchrift, Neue Folge 1, S. 113.

Hunneneinbruch erlitten, iſt wahrſcheinlich der Unmöglichkeit beizumeſſen, zahlreichen leichten Reitern und den Fernwaffen beizukommen. Denn auch ihre ſchwere Reiterei führte nur Speer und Schwert zum Nahkampf. Für den Einbruch war ihrem Fußvolk nationale Waffe ein uraltes und weit bekanntes Kriegswerkzeug, die Kaia, urſprünglich eine mächtige Holzkeule, welche ſo geworfen werden konnte, daß ſie zum Werfer zurückkehrte; ſie ſchmetterte mit furchtbarer Gewalt und erhielt ſich als Bauernwaffe bis tief in das Mittelalter, während ſie in der Völkerwanderung den Vornehmen zum nägelſtarren Streitkolben wurde.*)

Auch die Franken hatten nur wenige und nur Speerreiter, alles war Fußvolk mit kleinem eiſenbeſchlagenen Speer, mit Schwert und Schild und einem kurzen zweiſchneidigen Handbeil — der Frankiska**) — bewaffnet, welches ſie beim Angriff warfen, worauf ſie ſchnell das Schwert zogen und einhieben. — Weit anders kämpfte das bewegliche Volk der Heruler; dieſe waren durch Jahrhunderte als ſchnelle Leichtbewaffnete berühmt und überall als Söldner geſucht, ſie warfen in alter Weiſe die Eſchenſpeere und hatten den Brauch bewahrt, vor der Schlacht ihre Kleider abzulegen. Gegen ihren behenden Angriff bewährte ſich die dauerhafte Langſamkeit der Goten.

Die ſuebiſchen Quaden hatten viele ſarmatiſche Gewohnheiten angenommen. Sie nahten als Unterworfene mit tief gekrümmtem Rücken, warfen ſich wohl auch flehend zur Erde;

---

*) Plautus macht aus dem fremden Wort, das über Gallien zu den Römern kam, das Zeitwort cajare, Jemanden durchkeilen. Dieſe Keule wird zum Jahre 377 von Ammian 31, 7, um 620 von Iſidor, orig. 18, 7, erwähnt und damals von Hiſpaniern und Galliern Teutona genannt. Ihr widerſtand im Mittelalter nicht die Zauberkunſt der unverwundbaren Gefrorenen. — Der Wurf mit Rückkehr galt für kunſtvoll. — Im 14. Jahrh. hieß die Wurfkeule der Litauer cambuca, gambutta.

**) Auch die Frankiska wird als Schädelbrecherin in den ſlaviſchen Grenzkriegen noch um 1156 erwähnt. Nienburger Frgm., Anz. d. Vorz. 1859, S. 362.

ſie waren ein Reitervolk geworden, auch in Tracht und Sitte, trugen weite Hoſen und Bruſtharniſche aus geſchabten und geglätteten Hornſchuppen, welche auf Leinwand genäht waren; im Kampf führten ſie lange Lanzen, und ritten auf Wallachen, ſchnellen und gut gezogenen Pferden, jeder Reiter mit einem oder mehren Handpferden zum Wechſeln, ſie machten weite Streifzüge und waren um 400 als Plünderer mehr gefürchtet als im Kampfe.

Die Farben und Abzeichen der einzelnen Stämme und ihrer Häuptlinge ſind uns bis auf wenige Spuren verloren. Die ſuebiſchen Stämme ſcheinen einen Wolf, ſpäter den Löwen im Bandum oder auf den Schilden geführt zu haben, Niederdeutſche das Roß, die Franken hatten, wie die Kimbrer, weiße Schilde. Als der Weſtgotenkönig Eurich in Spanien verbot, mit Waffen zur Volksverſammlung zu kommen, brachten die Krieger dennoch ihre Waffen mit, aber ſie hatten das Eiſen derſelben nach den Stämmen mit verſchiedener Farbe überzogen, mit Grün, Hellroth, Gelb. — Bis über das Mittelalter hinaus erhielt ſich die altgermaniſche Lagerbefeſtigung durch die Wagenburg. Die ſchweren Wagen wurden zu einem großen Kreiſe feſt und künſtlich aneinander gefügt, ſie umſchloſſen die Zugthiere, das Gepäck, den Troß der Frauen und Kinder, denen die Vertheidigung oblag.

Unterdeß waren ſeit Julian dem Kaiſerreich die alten Ueberlieferungen römiſcher Taktik mit reißender Schnelligkeit verloren worden. Die Heere Weſtroms beſtanden meiſt aus Germanen, und dieſer Umſtand wurde dem Reich des Honorius zum Untergang; die oſtrömiſchen aus einer zuſammengewürfelten Menge aſiatiſcher und europäiſcher Barbarentruppen, auch bei ihnen im Kern des Fußvolks Germanen, neben dieſen Hunnen, Perſer, Maſſageten, Armenier, Iſaurier, Araber, zugelaufenes Volk aus jedem kriegeriſchen Stamm; ſo weit war es gekommen, daß dieſe bunte Zuſammenſetzung Politik und zuweilen Rettung des Staates wurde. Was etwa noch von der waffenloſen Bevölkerung des Reiches ausgehoben wurde, galt für unkriegeriſch und unſicher; auch die Truppen der unterworfenen Völker wollten nicht mehr römiſche Soldaten, ſondern Bundesgenoſſen heißen, deren Kriegsgeſetz und Dienſt leichter iſt. Als Beliſar in Afrika landet, gilt es für einen Erfolg, daß das Heer ſich in einem Tage das Lager ſchanzt. Sogar die alten Signale der Tuba ſind ſeit der Zeit des Honorius vergeſſen, die Bläſer verſtehen nur einen Ruf, und der Feldherr muß, um der Verwirrung zu ſteuern, Angriff und Rückzug durch den Ton verſchiedener Blechhörner befehlen. Das kaiſerliche Heer hat als Feldzeichen das Banner der Deutſchen und dafür den deutſchen Namen Bandum angenommen, der Bannerträger heißt mit deutſchem Wort Bandalari; römiſche Söldner werden nach deutſcher Weiſe mit Armringen beſchenkt, und eine Schaar der Hilfstruppen heißt ſogar die Armringträger (brachiati); vor der Schlacht tönt der Baritus, der alte Schlachtgeſang der Germanen, vielleicht länger in dem römiſchen Heer als im deutſchen.*) Man iſt gewöhnt, die Schlacht in deutſcher Weiſe als einen Zweikampf zu betrachten, für welchen Tag und Stunde vorher beſtimmt wurde; ſo ſetzt der Grieche Baſiliskus auf Wunſch des Vandalenkönigs Genſerich die Schlacht auf den fünften kommenden Tag an. — Längſt hatten die Römer gelernt, ihre Schilde mit ähnlichen Farben und Bildern zu verzieren wie die Germanen, und auf den runden Schilden, welche als Ehrenzeichen römiſcher Befehlshaber dieſen vorgetragen wurden, ſah man ſeltſame barbariſche Zeichen, die große Midgardſchlange der germaniſchen Götterwelt, den Wolf, den Bär, das Waldgeſpenſt aus deutſchem Land.**)

---

*) Dies möchte man wenigſtens aus Ammian 31, 6 ſchließen. Im Jahre 377 freut ſich der römiſche Offizier, wie ſchön „die Römer" den Baritus allmählich anſchwellen laſſen und ſich daran ermuthigen.

**) Die Leones z. B. führten nach Claudian de b. Gild. v. 423 einen Löwen auf dem Schild. — Als die Alemannen 357 die Abzeichen auf den

Es war deutſche Art, daß die Thorſchlüſſel einer Stadt bei der Uebergabe als ſinnbildliches Zeichen überbracht werden, und ebenſo deutſch, daß vor der Schlacht einzelne kühne Männer der beiden Heere einander zum Zweikampf herausfordern. So rennen im Kriege des Totila gegen Beliſar ein Gote und ein Perſer aus dem Heere des Beliſar zu Roß mit den Speeren zuſammen, der Gote trug Lederhelm und ledernes Koller; beide ſtachen einander vom Pferde.

Auch für den Seekampf waren die alten Schiffe mit zwei und drei Ruderreihen verloren, bei der großen Expedition Juſtinian's gegen die Vandalen werden gedeckte Galeeren mit einer Ruderreihe zu Kriegsſchiffen benutzt; um die Flotte zuſammenzuhalten, werden den drei Schiffen des Feldherrn bei Nacht Laternen auf Stangen ans Hintercaſtell geſteckt, bei Tage führen dieſe Schiffe Segel, deren oberes Drittel im Winkel roth gefärbt iſt. Die Seefahrt gilt für höchſt gefährlich, die feigen Soldaten verweigern ein Seetreffen; in gleicher Zeit gegen Männer und Wellen zu kämpfen, ſei zu viel. Unterdeß fuhren Franken, Sachſen, Skandinavier auf ihren offenen Seeroſſen durch Nordmeer, großen Ocean und die Meerenge von Gibraltar beuteluſtig umher bis an die Küſten Kleinaſiens.

Aber die Heere der Goten in Italien und der Oſtrömer krankten beide an dem Leiden eines ſiechen Volksthums. Schon war in beiden die Hauptſtärke bei der Reiterei. Auch die Fußgänger ſuchten auf die Pferde zu kommen, ihr Dienſt war

---

Schilden der Scutarier ſahen, erkannten ſie die Reiter, vor denen ſie ſich immer geſcheut hatten. Ammian 16, 12. Die scutarii seniores haben in der Notitia dignitatum rothen Schild mit gelbem Centrum, die leones juniores einen Löwenkopf über rother Scheibe auf blauem Grunde. Leider iſt aus den Bildern der ſpäten Handſchriften jenes Staatshandbuchs vom Jahre 400 wenig zu machen. — Aus den angeführten Stellen aber darf man folgern, daß nicht nur jeder taktiſch geſonderte Heerestheil zu dem eigenen Namen auch ſein beſonderes Schildzeichen führte, ſondern daß auch der einzelne Krieger das unterſcheidende Zeichen ſeiner Abtheilung auf dem Schilde gemalt trug.

wenig geachtet. Bei den Goten iſt dies ein Zeichen, wie ſchnell die alte Tüchtigkeit in dem neuen Lande geſchwunden war. Denn der alte Gegenſatz zwiſchen dem Fußheer der freien Bauern und der Reiterei der Gefolgeſchaften trat auf erobertem Landgebiet in neuer Weiſe hervor. Das Fußheer beſtand jetzt nicht nur aus germaniſchen Volksgenoſſen, die Noth zwang auch die unkriegeriſchen alten Anwohner auszuheben. Und ſelbſt der germaniſche Landbauer, auf weitem Gebiet angeſiedelt, hatte einen Theil der alten Kriegsluſt eingebüßt und war ſchwer in Bewegung zu ſetzen. Dagegen unterhielten die Beamten des Königs, zumal die Wächter bedrohter Grenzen, kriegeriſche Mannſchaft, wie einſt die Häuptlinge des Volkes, und dieſe Schaaren, meiſt Reiter, waren bei Fehden mit den Nachbarvölkern häufig die einzige Hilfe, welche kriegsbereit zur Stelle war, in ihnen wurde der kriegeriſche Sinn gehegt, die Poeſie des Kampfes, die Freude an Beute und Sieg. Je mehr die germaniſche Landbevölkerung ſich romaniſirte, deſto unentbehrlicher wurde den Königen das Reiterheer der Beamten. Niemals aber iſt mit Reiterhaufen in angebautem Land ein großer Krieg zu führen, ein weites Gebiet zu behaupten.

Wie ſich die Völker drängen, ſo für unſer Auge auch die Geſtalten einzelner Helden; ſie tauchen in den fragmentariſchen Berichten aus jenen Jahren auf und verſchwinden dem Blick, unſicher iſt die Kunde über die meiſten, nur einzelne Anekdoten aus ihrem Leben geſtatten Einblick in ihr Gemüth; dicht bei einander ſtehen Züge von entſetzlicher Wildheit, von faſt übermenſchlicher Härte und wieder von faſt überſchwänglicher Empfindung. Daneben fehlen nicht groteske Verbildungen, wie ſie ein Zuſammenſtoß germaniſcher Natur mit der greiſen Bildung des Alterthums und mit chriſtlicher Aſkeſe hervorbringen mußte. Auch in Laſtern und Ruchloſigkeit geht dieſe Periode über das Maß ruhiger Zeiten hinaus. Aber auch in der Ruchloſigkeit iſt zuweilen eine fürchterliche Größe.

Unter den Gewaltigen dieſer wilden Zeit, nach denen die

Zeitgenoſſen in Ehrfurcht und Angſt ſchauten, hat kaum ein Anderer ſo breite Spur in den Geſchichten der Südländer und in den germaniſchen Sagen von Italien bis zum Eismeer hinterlaſſen, als der Fremde, welcher zwanzig Jahre über Deutſche, Römer und Byzantiner das Herrenwort ſprach, als der Hunne Attila (433—453). Nirgend iſt er Mittelpunkt der Sage, denn die Lieder der Hunnen ſind mit dem Volke vom Erdboden verſchwunden, aber bis zum Ende des Mittelalters wurden von der Phantaſie der Germanen einige Züge ſeines wirklichen Antlitzes bewahrt. Er war mitten unter Germanen ein Orientale, von fremdartigem Ausſehen und Charakter. Zwiſchen den hochſtämmigen Kriegsfürſten der Deutſchen ſtand er mit kurzem Wuchs, breiter Bruſt, großem Kopf, fahl von Farbe, mit kleinen Augen, geſtülpter Naſe und dünnem Bartwuchs, häßlich wie ſein Stamm. Aber ſeine Haltung war ſtolz, die Augen ſpähten durchdringend umher, er war von verſchlagenem Geiſt, immer ein vornehmer Herr, der Miene und Wort ſorglich hütete, und der das wilde Hunnenblut, wo es darauf ankam, wohl zu bändigen wußte, wenn er aber der Leidenſchaft nachgab, durch die wüthende Gewalt ſeines Weſens auch feſte Männer beben machte. Wie ein Prophet ſeines Volkes thronte er in erhabener Abgeſchloſſenheit über ſeinen Fürſten, nur wenigen Vertrauten war erlaubt ihn anzureden; in Tracht und Lebensweiſe war er von alterthümlicher Einfachheit, enthaltſam in Speiſe und Trank. Er war ein erbarmungsloſer Kriegsfürſt, aber auch ein weitblickender Politiker und ein ſtarker Herrſcher. Ueber ſeinen Treuen waltete er gnadenvoll wie ein Unſterblicher; höflich, gaſtfrei, freigebig, wußte er wohl zu gewinnen, die Hochgeſinnten durch Vertrauen, die Begehrlichen durch reiche Gelegenheit zu Beute und Golderwerb feſtzuhalten. In ſeiner überlegenen Natur war, ſo ſcheint es, ein Zug von wirklichem Wohlwollen, welches erwärmte; denn auch anſpruchsvolle Volksführer hingen mit aufrichtiger Treue an ihm. Solange er lebte, machten ihn Gewalt und Zauber ſeines gehobenen Weſens zum Mittelpunkt eines Reichs, welches kaum geringern Umfang hatte als die Herrſchaft Alexanders des Großen. Man ſagte, daß eine halbe Million Krieger ſeinem Rufe folgte, und die Zahl iſt ſchwerlich übertrieben.

Sein wandernder Hofhalt in der ungariſchen Ebene war der größte, bunteſte und nach Barbarenart der reichſte jener Zeit. Häuptlinge und Königskinder deutſcher und ſlaviſcher Stämme bildeten neben den Fürſten der Hunnen und ſtammverwandten Völker ſeinen Hofſtaat. Unter der Leibwache, die im Ringe um den ſchön geſchnitzten Zaun ſeines Hofes lag, dienten Gewaltige faſt jedes Volkes zwiſchen Perſien und den Pyrenäen: edle Gotenfürſten aus dem Geſchlecht der Amaler neigten ehrfurchtsvoll ihr Haupt vor ſeinem Befehl; der tapfere Gepidenkönig Ardarich war ſtolz, einer ſeiner Getreuſten zu ſein; königliche Herminenkel aus Thüringen, Edle des Burgunderkönigs Gibika zu Worms, Fürſtenkinder aus fränkiſchen Landen wurden als Geiſeln an ſeinem Hofe erzogen neben Sproſſen der Wanderſtämme an der Wolga und der tartariſchen Ebene; unterworfene Völker der Oſtſee führten ihm Zobel- und Otterfelle aus dem Eiſe des Nordens herzu; Geſandte aus Rom und Byzanz harrten furchtſam am Hofthor, um ſeine zornigen Befehle entgegenzunehmen. Die Stellung, welche er unter ſeinen Zeitgenoſſen einnahm, iſt nur mit der eines andern Fremden zu vergleichen, der im Anfang dieſes Jahrhunderts das Schickſal Europas beſtimmt hat.

Gleich ihm ſelbſt waren auch ſeine Hunnen nicht mehr die unmenſchlichen, wie aus Holz geſchnitzten Klötze, die ſechzig Jahre vorher nach Europa gefallen waren. Schnell und innig hatten ſie ſich mit germaniſchen Völkern der untern Donau verbunden. Durch germaniſche Frauen und Aufnahme fremder Familien, durch Gewöhnung an die Sitte ſeßhafter Menſchen war ihnen ſo viel Abendländiſches gekommen, daß die zweite Nachkommenſchaft ſeit jenem Einbruch, über welche Attila herrſchte, in vieler Lebensgewohnheit den Germanen ähnlicher geweſen ſein muß als ihren Vätern. Und das war natürlich, denn der Hunnenſtamm, welchem das Geſchlecht des Attila gebot, ſaß von der Hauptmacht des Volkes getrennt in Pannonien, eng verbunden mit gotiſchen Stämmen. Erſt durch Beſiegung der Akatziren wurde Attila Herrſcher des geſammten Hunnenvolks. — Ueber das Treiben am Hofe des Attila iſt der Bericht eines Byzantiners erhalten, welcher im Jahre 446 mit einer oſtrömiſchen Geſandtſchaft zu Attila ging. Der Grieche Priscus, von deſſen Geſchichtswerk uns leider nur Bruchſtücke gerettet ſind, war ein verſtändiger Mann, der gut beobachtete und ſehr genau ſchilderte, was er ſelbſt auf dieſer Reiſe erlebte. Seine ſchmuckloſe Erzählung rückt uns das Leben jener Zeit ſo nahe, daß man zuweilen die Redenden vor ſich zu ſehen meint. Die tiefe Verworfenheit des Kaiſerhofes von Byzanz, wo der knabenhafte Theodoſius der Zweite herrſchte, die hilfloſe Schwäche des weſtlichen Römerreichs, wo Aëtius ſich damals zumeiſt auf die Freundſchaft Attila's ſtützte, und das wilde Spiel, welches Attila mit den Schwachen trieb; dann Sitten der Hunnen und Germanen, die Zuſtände in den verwüſteten Nordmarken des Römerreichs werden dadurch ſehr anſchaulich. Und mit Verwunderung erkennt man, wie auch die letzten Schickſale des weſtrömiſchen Kaiſerreichs in Attila's Nähe vorbereitet wurden. Denn der Bericht führt uns in die Beziehungen ein, welche am Hunnenhofe beſtanden zwiſchen dem Römer Oreſtes, dem Vater des letzten Kaiſers Romulus Auguſtulus, und zwiſchen dem Häuptling der germaniſchen Skiren Ediko, dem Vater Odoaker's, der den letzten Imperator vom Throne ſtieß. Bei den Hunnen entſpann ſich der Zwiſt der Väter, welcher unter den Söhnen dem Weltreich des Weſtens ein Ende machte. — So aber beginnt Priscus ſeine Erzählung*):

---

*) **Corpus scriptt. hist. Byzant.** (Bonn.) I. Das Folgende iſt aus den Fragmenten des Priscus **Byz.** 4. 5; **Goth.** 3; **apud Suidam** 11; **Byz.** 6 zuſammengefügt, mit Auslaſſung weniger Sätze, welche hier kein Intereſſe haben.

„Da der Friede geſchloſſen war, ſchickte Attila wieder Geſandte zu den Oſtrömern und forderte die Ueberläufer. Die Oſtrömer empfingen die Geſandten, beſchenkten ſie mit reichlichen Gaben und ſchickten ſie zurück mit der Antwort, daß ſie keine Ueberläufer hätten. Wieder ſchickte er andere. Als auch dieſe beſchenkt wurden, war eine dritte Geſandtſchaft da, und nach dieſer eine vierte; denn er ſah verächtlich auf die Gebeluſt der Römer, welche ihnen aus der Sorge kam, daß er von dem Bündniß abfallen könnte, und er ſchickte zu ihnen Alle, denen er durch Gaben wohlthun wollte, erſann Gründe und erdachte leere Vorwände. Die Römer aber gehorchten jeder Forderung und achteten als Herrenwort, was jener anbefahl.

So kam auch Ediko wieder als Geſandter, ein ſkythiſcher Mann,*) der ſehr große Kriegsthaten vollbracht hatte, und mit ihm Oreſtes, von römiſchem Geſchlecht, wohnhaft am Saveſluß im Lande der Päonen, welches dem Attila durch den Vertrag mit Aetius, dem Feldherrn der Weſtrömer, unterworfen war. Dieſer Ediko ging in das Kaiſerſchloß und übergab den Brief des Attila, worin dieſer die Römer wegen der Flüchtlinge beſchuldigte und bedräute, er werde zu den Waffen greifen, wenn man ihm nicht die Ueberläufer zurückgebe und nicht ablaſſe ſein ſpeergewonnenes Land zu beackern. Die Lage deſſelben erſtrecke ſich an dem Donauſtrome von den Päonen bis zu der thrakiſchen Stadt Nova, die Breite aber fünf Tagereiſen. Und der Markt in Illyrien ſolle auch nicht am Ufer des Donaufluſſes gehalten werden, wie ſonſt, ſondern in Naiſſus, das er eingenommen habe und das er als Grenze zwiſchen Skythen und Römern ſetze, fünf Tagereiſen von dem Donaufluß für einen wohlgegürteten Mann. Dazu befahl er, daß Geſandte zu ihm kommen ſollten, um über das Streitige zu verhandeln, aber nicht der erſte beſte, ſondern die größten vom Conſularrange. Wenn man dieſe aber nicht aus dem Lande ſchicken wolle, ſo werde er ſelbſt nach Serdika herabkommen ſie zu empfangen. Der Baſileus*) las dieſen Brief, und Ediko ging hinaus mit dem Vigila, welcher gedolmetſcht hatte, was der Fremde mündlich von den Aufträgen des Attila ſagte. Und als der Barbar in andere Häuſer ging, um den Chryſaphios, den vielgeltenden Eunuchen des Baſileus, zu beſuchen, bewunderte er den Glanz der kaiſerlichen Gebäude.

---

*) Skythen hießen den Byzantinern damals alle Völker im Norden der Donau. Ediko war Häuptling der germaniſchen Skiren, aus dem Geſchlecht der Turkilinge. — Wie ſehr germaniſches Weſen am Hof des Attila heimiſch war, lehren ſchon die Namen der Häuptlinge. Sogar der Name Attila iſt germaniſch, auch der einflußreichſte Mann am Hunnenhofe, den die Zunge des Griechen Onegis, Onegeſios nannte, führte einen germaniſchen Namen, der im Gotiſchen Hunigais lautete und deſſen erſter Theil in andern Namen: Hunimund, Hunila, ſchon vor dem Einbruch der Hunnen begegnet. Onegis war, wie er ſelbſt den Griechen erzählte, als Knabe an den Hunnenhof gekommen, wahrſcheinlich als Geiſel eines Germanenſtammes, wie nach dem Epos Walthari, Hagano, Hildburg.

Da nun der Barbar mit dem Eunuchen Chryſaphios ins Geſpräch kam, ſo dolmetſchte Vigila, daß Ediko die Kaiſerburg gelobt habe und den Reichthum bei ihnen preiſe. Chryſaphios aber ſagte, auch Ediko könne ein Herr goldgedeckter Häuſer und reich werden, wann er das Skythenleben aufgebe und Römerleben wähle. Als Ediko aber antwortete, daß dem Dienſtmann eines andern Herrn ohne Erlaubniß des Gebieters nicht recht ſei ſo zu handeln, forſchte der Eunuch, ob er ungehinderten Zutritt bei Attila habe und einige Macht bei den Skythen beſitze. Ediko aber antwortete, daß er dem Attila vertraut ſei und mit andern dazu erwählten Führern die Wache bei Attila habe; denn, ſagte er, der Reihe nach behüte an beſtimmten Tagen den Attila jeder von ihnen in Waffen. Da begann der Eunuch, wenn Ediko ein Gelöbniß annehmen wolle, werde er ihm die größten Güter werben. Dazu ſei ruhiges Beſprechen noth. Dies werde möglich ſein, wenn Ediko ihn zur Mahlzeit beſuche ohne den Oreſtes und die andern Mitgeſandten.

---

*) Damals die griechiſche Bezeichnung des Kaiſers von Oſtrom.

Ediko verſprach dies zu thun, und kam zur Abendmahlzeit zum Eunuchen. Durch den Dolmetſch Vigila gaben ſie einander Rechte und Eidſchwur, der Eunuch, daß er nicht zum Schaden des Ediko, ſondern zu ſeinem höchſten Glück die Unterredung wolle, dieſer aber, daß er die Rede des Andern nicht weiter ſagen werde, auch wenn er die Sache nicht durchſetzen könne. Darauf ſagte der Eunuch dem Ediko, wenn er nach der Rückkehr ins Skythenland den Attila aus dem Wege räumen und zu den Römern kommen wolle, ſo ſolle ihm ein glückliches Leben und der größte Schatz werden. Der Andere aber willigte ein und bemerkte, zu dieſem Unternehmen ſei eine Summe nöthig, keine große, aber doch fünfzig Pfund Gold, die er ſeiner Mannſchaft ſchenken müſſe, damit ſie ihm bei dem Anſchlag rüſtig helfe. Der Eunuch war bereit das Gold auf der Stelle zu geben, aber der Barbar verſetzte, man ſolle ihn entlaſſen, damit er dem Attila auf ſeine Sendung Beſcheid bringe, und man ſolle mit ihm den Vigila ſchicken, der von Attila die Antwort wegen der Flüchtlinge erhalten könne, denn durch dieſen wolle er wegen des Goldes Beſcheid ſagen, und auf welche Weiſe dies hinausgeſchickt werden könne. Attila nämlich werde nach ſeiner Rückkehr ihn wie auch die Andern ausforſchen, wer ihm bei den Römern die Geſchenke gegeben habe und welche Summen, und es ſei nicht möglich, das Gold vor den Mitreiſenden zu verbergen. Das ſchien dem Eunuchen gute Rede. Er billigte die Anſicht des Barbaren, entließ ihn nach der Mahlzeit und trug den Rathſchlag zum Baſileus.

Dort beriethen ſie über das Geſchäft und befanden gut, nicht allein den Vigila, ſondern auch den Maximinus zum Attila hinauszuſenden; und zwar ſollte Vigila unter dem Schein des Dolmetſchamtes nach dem Dafürhalten des Ediko verfahren, Maximinus aber, der nichts von ihren Verabredungen wüßte, ſollte den Brief des Baſileus übergeben. Und es wurde wegen der abgeſandten Männer geſchrieben, daß Vigila Ueberſetzer, Maximinus aber von höherer Würde als Vigila, von ausgezeichneter Geburt und dem Baſileus ſehr vertraut ſei. Außerdem, daß Attila nicht das Bündniß auflöſen und nicht in das Land der Römer fallen ſollte. „Außer den Flüchtlingen aber, die ſchon zurückgegeben ſind, habe ich ſiebenzehn für dich aufgehoben, da mehr nicht vorhanden ſind.“ Dies nun ſtand in dem Briefe. Mündlich beſtellen aber ſollte Maximinus dem Attila, er möge nicht fordern, daß Geſandte vom höchſten Range zu ihm hinüber zögen, denn dies ſei weder bei ſeinen Vorfahren noch bei anderen Herrſchern Skythiens geſchehen, ſondern ein Kriegsmann und Bote, wie ſie zur Hand waren, ſeien Geſandte geweſen. Um aber die Streitpunkte wohl zu entſcheiden, ſcheine ihnen gut, wenn Onegis (Hunigais) zu den Römern geſchickt werde; denn es ſei nicht thunlich, daß Attila ſelbſt mit einem Manne von Conſulrange in Serdika zuſammenkomme, da dies zerſtört ſei.

Für dieſe Geſandtſchaft warb mich Maximinus durch Bitten zum Begleiter. Wir machten uns alſo mit den Barbaren auf den Weg und kamen nach Serdika, welches einem wohlgegürteten Mann dreizehn Tagereiſen von der Stadt Conſtantin's entfernt iſt. Dort raſteten wir und beſchloſſen, den Ediko und ſeine Barbaren zur Abendmahlzeit einzuladen. Die Einwohner lieferten uns Schafe und Rinder, wir ſchlachteten ſie und tafelten. Und als über dem Mahle die Barbaren den Attila, wir aber den Baſileus rühmten, ſagte Vigila, daß es nicht recht ſei, Göttliches und Menſchliches zu vergleichen, denn Attila ſei ein Menſch, Theodoſius aber ein Gott. Das ärgerte nun die Hunnen, und kurz darauf wurden ſie zornig und fuhren auf. Wir aber wendeten das Geſpräch auf Anderes und beſänftigten ihren Groll durch Freundlichkeit. Und als wir nach der Mahlzeit aufſtanden, bediente Maximinus den Ediko und Oreſtes durch Geſchenke ſeidene Gewänder und indiſche Edelſteine. Oreſtes aber wartete die

Entfernung des Ediko ab und begann, Maximinus ſei weiſe und wacker, weil er nicht ſo verſtoße, wie die Umgebung des Palaſtes, denn dort hätte man den Ediko ohne ihn zur Mahlzeit geladen und mit Geſchenken geehrt. Dieſe Rede ſchien uns wunderlich, da wir nichts wußten, und wir frugen, wie und zu welcher Zeit er ſelbſt überſehen und Ediko vorgezogen ſei. Er aber antwortete nicht und ging hinaus. Am andern Tage erzählten wir auf der Reiſe dem Vigila, was uns Oreſtes geſagt hatte; Vigila aber ſagte, jener dürfe ſich nicht ärgern, wenn er nicht ebenſoviel wie Ediko davongetragen habe. Er ſei nur Dienſtmann und Schreiber des Attila, Ediko aber ſei ein vornehmer Kriegsherr von hunniſchem Adel und gehe weit über den Oreſtes. Nach dieſer Antwort redete er mit dem Ediko in fremder Sprache und ſagte ſpäter, entweder wahr oder um uns zu täuſchen, daß er ihm das Geſpräch mitgetheilt und mit Mühe ſeinen Zorn beſänftigt habe.

Als wir nach Naiſſus kamen, fanden wir die Stadt menſchenleer, da ſie durch die Krieger zerſtört war; nur in den Trümmern der geweihten Häuſer waren noch Einige, die krank darniederlagen. Etwas aufwärts vom Fluſſe traten wir auf reinen Grund, denn an dem Ufer lag Alles voll von Gebeinen ſolcher, die im Kriege getötet waren.

Als wir durch die Nacht reiſten und von den Bergen bei Naiſſus den Weg zum Donaufluß machten, kamen wir in ein enges Thal, welches viele Biegungen, Umwege und Schluchten hatte. Als uns darin der Tag anbrach, waren wir in der Meinung nach Weſten zu reiſen, und die Sonne ging uns auf der verkehrten Seite auf, ſo daß wir, unkundig der Bodenbildung, aufſchrien, weil die Sonne einen entgegengeſetzten Weg mache und Feindliches gegen die beſtehende Ordnung anzeige. Nämlich wegen der Unregelmäßigkeit der Gegend zog ſich dieſer Theil der Straße dem Sonnenaufgang entgegen. Nach dieſem ungünſtigen Strich gelangten wir in eine waldige Ebene. Dort nahmen uns Fährleute der Barbaren in Kähne auf, die aus einem Stamm beſtehen, den ſie ſelbſt aushöhlen und glätten. Sie fuhren uns über den Fluß, waren aber nicht unſertwegen angeſtellt, ſondern um ein Barbarenheer überzuſetzen, welches uns auf dem Wege entgegenkommen ſollte; denn Attila wollte auf den römiſchen Grund überſetzen, ſcheinbar wegen einer Jagd, in Wahrheit aber, weil er das ſkythiſche Reich zum Kriege rüſtete, unter dem Vorwande, daß ihm nicht alle Flüchtlinge übergeben ſeien. Da wir über die Donau geſetzt hatten und mit den Barbaren etwa ſiebenzig Stadien gezogen waren, wurden wir genöthigt auf einer Ebene Halt zu machen, bis Edilo und ſeine Begleiter dem Attila Boten unſerer Ankunft geworden wären; bei uns aber blieben einige Barbaren, welche uns das Geleit geben ſollten. Als wir gegen Abend die Mahlzeit einnahmen, hörte man Roſſeshufe, die ſich näherten, und zwei ſkythiſche Männer ritten heran und befahlen uns zu Attila aufzubrechen. Wir aber erſuchten ſie, zuerſt zum Eſſen zu bleiben, ſie ſprangen von den Pferden, tafelten mit uns und wieſen uns am nächſten Tage den Weg.

Da wir nun um die neunte Tagesſtunde zu Attila's Zelten kamen — es waren ihrer aber viele — wollten wir auf einem Hügel unſer Zelt ſchlagen. Das wehrten die Barbaren, welche dazu kamen, weil unſer Zelt das des Attila in der Ebene überherrſche. Während wir abſchirrten, wo es den Skythen gutdünkte, kamen Ediko, Oreſtes und Skotta und andere ihrer Häuptlinge und frugen, was wir denn eigentlich mit unſerer Geſandtſchaft wollten. Wir erſtaunten über die unverſtändige Frage und ſahen einander an, ſie aber beharrten und drängten, daß ihnen eine Antwort werden müſſe. Als wir ſagten, uns ſei befohlen, dem Attila und keinem Andern die Kaiſerworte zu melden, da nahm das Skotta übel und verſetzte, es ſei Befehl ihres Herrſchers, nicht ſei er aus eigener Geſchäftigkeit zu uns gekommen. Wir aber verſetzten: es iſt durchaus nicht Brauch, daß Geſandte durch Zwiſchenboten Rechenſchaft geben, weshalb ſie abgeſendet ſind, ohne perſönlichen Verkehr und ohne Zutritt bei denen, an welche ſie geſandt ſind. Und dies ſei auch den Skythen nicht unbekannt, die ja ſehr oft Geſandte zum Baſileus ſchickten. Wir müßten deſſelben Rechtes theilhaftig werden, ſonſt würden wir unſern Auftrag nicht ausrichten. Sie aber ſprengten zum Attila zurück, kamen ſogleich wieder ohne den Ediko, ſagten uns alle Dinge her, um deretwillen wir geſandt waren, und befahlen uns, auf der Stelle abzureiſen, wenn wir nicht noch Anderes zu melden hätten. Nach dieſen Reden wurden wir noch unſicherer, denn es war uns nicht möglich zu erkennen, wie aller Welt ruchbar geworden war, was der Baſileus als heiliges Geheimniß betrachtet hatte, und wir hielten für nützlich, nichts über unſere Aufträge zu antworten, wenn wir nicht Zutritt zu Attila erhielten. Deshalb entgegneten wir: „Ob wir geſandt ſind um zu melden, was ihr Skythen geſagt habt, ob um Anderes, das iſt eine Frage, die nur euer Herrſcher thun darf, und niemals werden wir mit Anderen darüber ſprechen.“ Sie aber befahlen uns, ſofort abzureiſen. Als wir uns zu der Fahrt rüſteten, ſchalt uns Vigila wegen unſerer Antwort vnd meinte, es ſei beſſer auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, als unverrichteter Sache abzureiſen; „denn,“ ſagte er, „wenn ich mit dem Attila ins Geſpräch gekommen wäre, ich hätte ihn leicht überredet, von den Händeln mit den Römern abzulaſſen, denn ich bin ihm bei früherer Geſandtſchaft mit dem Anatolius ganz vertraut geworden.“ Auch Ediko ſei ihm wohlgeſinnt, ſo daß er unter dem Scheine der Geſandtſchaft und irgend welcher Reden, wahrer oder falſcher, einen Vorwand finden werde, über etwas zu berathen, was ſie gegen Attila vorhätten, und wie das Geld, welches Ediko zu brauchen behauptete, hergeſchafft werden könnte, um unter erwählte Männer vertheilt zu werden.*)

---

*) Priscus vergißt dieſe Mittheilung an ſpäterer Stelle, wo er den Maximinus und ſich als ganz unbekannt mit dem Mordplan darſtellt. Man

Er aber wußte nicht, daß er verrathen war. Denn Ediko hatte entweder nur aus Liſt den Vertrag geſchloſſen, oder er fürchtete, daß Oreſtes auch dem Attila zutragen könnte, was er uns in Serdika nach dem Mahle geſagt hatte, und dem Ediko einen Vorwurf machen, weil er mit dem Baſileus und dem Eunuchen ſich heimlich vor Oreſtes unterredet hatte. Deshalb offenbarte er dem Attila den Plan, welcher gegen ihn erſonnen war, und ſeine Forderung einer Geldſendung, und ſagte dabei auch, weshalb wir die Geſandtſchaft unternommen hätten.

Als die Laſtthiere bereits angejocht waren und wir wider Willen unſere Reiſe zur Nachtzeit rüſteten, erſchienen Andere von den Barbaren und meldeten, daß Attila uns befehle, der ſpäten Tageszeit wegen zu warten. Einige kamen und brachten uns an die Stelle, wo wir lagerten, einen Ochſen und Flußfiſche, welche Attila ſchickte. Wir hielten alſo unſer Mahl und legten uns zum Schlummer. Als der Tag anbrach, meinten wir etwas Günſtiges und Holdes von dem Barbaren zu vernehmen. Er aber ſandte wieder dieſelben Männer mit dem Befehl, wir ſollten fortgehen, wenn wir nichts Anderes zu ſagen hätten, als was ihnen bereits bekannt ſei. Wir antworteten nichts und rüſteten uns zur Reiſe, obgleich Vigila eifrig darauf beſtand, wir ſollten ſagen, daß wir noch Anderes zu verkünden hätten. Da ich nun den Maximinus in großem Kummer ſah, nahm ich zu mir den Ruſticius, der die Sprache der Barbaren verſtand und mit uns nach Skythien gereiſt war — nicht der Geſandtſchaft wegen, ſondern in einem Geſchäft — und begab mich zu dem Skotta (dem Bruder des Onegis), denn Onegis war damals noch nicht anweſend, und ſagte ihm durch den Mund des Ruſticius, er werde ſehr große

---

ſieht, daß er bei dieſer Gelegenheit wenigſtens Andeutungen erhielt; wahrſcheinlich war ihm und ſeinem Gönner die Intrigue von Anfang her kein Geheimniß. — Vigila iſt das Muſterbild eines byzantiniſchen Agenten, auch er iſt nach ſeinem Namen ein Germane.

Geſchenke von Maximinus erhalten, wenn er ihm Eintritt bei Attila verſchaffe. Unſere Sendung werde nicht nur den Römern und Hunnen nützen, auch dem Onegis. Denn es ſei Begehr, daß dieſer zum Baſileus komme und die Händel zwiſchen den Völkern ſchlichte, wenn er aber komme, werde er die größten Geſchenke erhalten. Da nun Onegis nicht anweſend ſei, ſo müſſe Skotta für uns, noch mehr für den Bruder in der guten Sache Verbündeter ſein. „Denn," ſagte ich, „ich habe erfahren, daß Attila auch auf deine Worte hört, aber ich werde der Rede über dich nicht verſichert ſein, wenn du mir nicht durch die That deinen Einfluß beweiſeſt." Er aber verſetzte, wir ſollten nicht zweifeln, daß er mit gleichem Recht wie ſein Bruder vor Attila rede und handle, und ſogleich beſtieg er ſein Roß und ſprengte zu dem Zelt des Attila. Als ich zum Maximinus zurückkam, der mit dem Vigila ſich ängſtigte und über das Bevorſtehende berieth, ſagte ich ihm, was ich dem Skotta eingeredet und von ihm gehört hatte, und daß man die Geſchenke für den Barbaren zurecht machen und überlegen müſſe, was wir ihm vortragen wollten. Darauf erhoben ſich beide — denn ich traf ſie auf dem Boden im Graſe liegen —, ſie lobten mein Thun, riefen die Leute zurück, welche ſchon mit den Zugthieren aufbrachen, und überlegten, wie man den Attila anreden und wie man ihm die Geſchenke des Baſileus und die Gaben des Maximinus überreichen ſollte.

Während wir damit beſchäftigt waren, ſandte Attila den Skotta nach uns. Wir gingen deshalb zu ſeinem Zelt, welches durch einen Kreis von wachenden Barbaren der Menge geſperrt war. Als wir Eintritt erhielten, fanden wir den Attila auf einem hölzernen Seſſel ſitzen. Wir aber ſtanden ein wenig entfernter von dem Thron, während Maximinus vortrat und den Barbaren begrüßte. Er übergab den Brief des Baſileus und ſagte dabei: „Der Baſileus fleht Heil für dich und die Deinen." Er aber antwortete: „Mag den Römern werden, was ſie mir wünſchen." Sogleich wandte er ſich zum Vigila:

„Du ſchamloſes Thier, wie wagſt du zu mir zu kommen, da du weißt, was zwiſchen mir und dem Anatolius des Friedens wegen abgemacht iſt, und daß ich geſagt habe, nicht eher ſollen Geſandte zu mir kommen, als bis alle Ueberläufer der Hunnen ausgeliefert ſind.“ Da nun Vigila antwortete, daß bei den Römern kein Ueberläufer von ſkythiſchem Stamme ſei, denn man habe die vorhandenen ausgeliefert, da wurde er noch zorniger, ſchalt ihn ſehr mit lauter Stimme und rief, daß er ihn an das Kreuz heften würde zum Fraß für die Geier, wenn das Geſandtenrecht nicht abhielte, ſeine Schamloſigkeit und die Frechheit ſeiner Rede zu beſtrafen. Noch ſeien viele Ueberläufer ſeines Volkes bei den Römern. Und er befahl den Schreibern, die Namen derſelben von ihrem Papier abzuleſen. Nachdem dieſe alle Ueberläufer durchgegangen waren, befahl er dem Vigila, ſich ohne Verzug fortzumachen. Er werde mit ihm den Eſla ſchicken, den Römern zu ſagen, daß ſie alle Barbaren, die zu ihnen geflohen wären, herausgeben ſollten; denn er wolle nicht leiden, daß ſeine Knechte gegen ihn mit den Waffen zu Felde lägen. „Ihr habt ihnen die Wacht eures Heimatlandes übergeben, aber ſie ſind unvermögend euch zu helfen, denn welche Stadt oder welche Burg bleibt ihnen ſicher, wenn ich ſie einnehmen will? Wenn ihr meinen Willen wegen der Ueberläufer verkündet habt, dann kehrt ſchleunig zurück und berichtet, ob man die Ueberläufer zurückgeben oder Krieg um ſie führen will.“ Vorher aber hatte er dem Maximinus befohlen zurückzubleiben, bis er durch ihn dem Baſileus auf ſeinen Brief antworten werde. Und nun forderte er die Geſchenke. Wir gaben ſie alſo, gingen in unſer Zelt und beriethen uns über alle ſeine Reden. Und Vigila beunruhigte ſich, daß er ihn ſo heftig geſcholten hatte, da er ihm doch bei früherer Geſandtſchaft freundlich und ſanft erſchienen war.

Ich aber ſagte: „Wenn nur nicht einige von den Barbaren, welche in Serdika mit uns ſpeiſten, den Attila feindlich gemacht haben durch die Nachricht, daß du den Baſileus der Römer einen Gott nannteſt, den Attila einen Menſchen.“ Dies nahm Maximinus als glaublich an, weil er nicht des Anſchlages theilhaftig war, den der Eunuch gegen den Barbaren gemacht hatte. Vigila aber war unſicher und ſchien mir den Grund nicht zu wiſſen, aus dem Attila ihn geſchmäht hatte; denn wie er uns ſpäter ſagte, glaubte er weder das Geſpräch in Serdika noch den Anſchlag dem Attila verrathen. Kein Anderer aus dem Haufen wage wegen überwältigender Furcht den Attila anzureden. Edeko aber ſei zur Verſchwiegenheit gezwungen durch ſeinen Schwur und durch das Bedenkliche des Geſchäftes; denn als Theilnehmer an ſolchen Unterredungen könne er auch für einen Helfer gehalten und mit dem Tode beſtraft werden. Während wir in dieſer Unſicherheit waren, überraſchte uns Edeko, führte den Vigila aus unſerer Geſellſchaft, belog ihn, er wolle ihm wegen des Anſchlags Beſcheid ſagen, und trug ihm auf, das Gold, welches unter ſeine Mitverſchworenen vertheilt werden ſollte, herbeizuſchaffen. Darauf entfernte er ſich. Da ich forſchte, was Edeko zu Vigila geſagt habe, gab dieſer ſich Mühe mich zu täuſchen, während er ſelbſt getäuſcht wurde. Er hehlte den wahren Grund und behauptete, Edeko habe ihm geſagt, daß Attila wegen der Ueberläufer auch ihm ſelbſt zürne. Entweder müſſe Attila alle Ueberläufer zurückerhalten, oder es müßten Geſandte vom höchſten Range zu ihm kommen.

Indem wir dies beſprachen, kamen Leute des Attila und erklärten, daß weder Vigila noch wir einen römiſchen Kriegsgefangenen oder einen Barbarenſklaven oder Roſſe oder irgend etwas Anderes außer Lebensmitteln kaufen dürften, bis die Streitpunkte zwiſchen Römern und Hunnen ausgeglichen ſeien. Schlau war dies ausgedacht und mit Abſicht von den Barbaren befohlen, damit er den Vigila leichter auf der That ertappe. Denn er nahm ihm jede Ausflucht, unter der er das Gold herzubringen konnte. Uns aber zwang Attila unter dem Vorwand, daß er eine Antwort mit der Geſandtſchaft ſenden werde, die Ankunft des Onegis zu erwarten, damit auch dieſer Geſchenke erhalte, die wir ihm ſpenden wollten und die der Baſileus geſchickt hatte. Denn Onegis war zufällig mit dem älteſten Sohn des Attila entſendet. So hielt Attila uns zurück, und ſchickte den Vigila mit dem Esla in das Römerland, dem Schein nach wegen der Flüchtlinge, in Wahrheit aber, damit er dem Ediko das Gold herbeiſchaffe.

Nach Abreiſe des Vigila weilten wir noch einen Tag in der Landſchaft. Am zweiten Tage zogen wir mit dem Attila weiter nach Norden. Einige Tage reiſten wir mit den Barbaren, dann ſchlugen wir einen andern Weg ein, auf Forderung unſeres ſkythiſchen Geleits, weil Attila in einem Dorfe anhielt, in welchem er die Tochter des Eskam heiraten wollte. Denn obgleich er ſchon viele Frauen hatte, führte er nach ſkythiſchem Brauch auch dieſe heim. Wir zogen auf bequemem Wege in der Ebene und ſetzten über ſchifftragende Flüſſe, von denen die nach der Donau größten Drakon, Tigas und Tiphiſas heißen. Wir überfuhren ſie theils auf einſtämmigen Kähnen, deren ſich die Anwohner der Flüſſe bedienen, theils auf Fähren, welche die Barbaren auf ihren Wagen über die ſeichten Stellen ſchaffen. In den Dörfern wurden uns Lebensmittel geliefert, ſtatt des Weizens Hirſe, ſtatt des Weines Meth, wie er im Lande genannt wird; auch die Knechte, welche uns folgten, wurden durch Hirſe ernährt und erhielten ein Gerſtengetränk geliefert; die Barbaren nennen es Kamum.*) Als wir einen langen Weg zurückgelegt hatten, lagerten wir in der Dämmerung an einem Teiche, welcher trinkbares Waſſer hatte, das die Leute aus dem nächſten Dorfe holten.

Da erhob ſich plötzlich ein Wind und Wetter mit Donner, unaufhörlichen Blitzen und ſtarkem Platzregen. Er warf uns nicht allein das Zelt um, ſondern wälzte auch unſer ganzes Gepäck in das Waſſer des Teiches. Durch das Getöſe in der Luft und den Unfall erſchreckt, verließen wir die Stelle, kamen in Finſterniß und Regen auseinander und ſuchten jeder den Weg, der uns gehbar erſchien. Da wir zu den Hütten des Dorfes gekommen waren, — denn alle hatten wir uns einzeln dorthin geſchlagen, — traten wir zuſammen und ſuchten mit Geſchrei die verlorenen Sachen. Bei dem Lärme ſprangen die Skythen heraus, zündeten Rohr an, welches ſie zum Feuer verwendeten, machten Licht und frugen, was wir mit unſerm Geſchrei wollten. Als unſere Barbaren antworteten, daß wir durch das Unwetter aufgeſcheucht wären, riefen ſie uns zu ſich, nahmen uns auf und gaben uns Herberge, indem ſie viele Rohrſtengel anbrannten. In dem Dorfe aber herrſchte eine Frau, es war eine von den Frauen des Bleda*); ſie ſandte uns Lebensmittel und hübſche Frauen zum Beilager, denn dies iſt eine ſkythiſche Artigkeit. Wir dankten den Frauen für die vorgeſetzten Gaben und verzichteten auf ihre Geſellſchaft. In den Hütten verweilten wir bis zum Tage, dann gingen wir an das Sammeln des Gepäckes und fanden alles, zum Theil auf der Stelle, wo wir am Abend vorher abgeſchirrt hatten, zum Theil am Ufer des Teiches, manches auch im Waſſer ſelbſt. Und wir verbrachten dieſen Tag in dem Dorfe, um Alles zu trocknen, denn der Sturm hatte aufgehört und es war heller Sonnenſchein. Als wir auch für die Roſſe und das übrige Zugvieh geſorgt hatten, gingen wir zu der Königin, begrüßten ſie und boten ihr die Geſchenke: drei ſilberne Becher, rothes Leder, indiſchen Pfeffer, (eingemachte) Palmenſproſſen und ähnliches Naſchwerk, welches bei den Barbaren in Ehren ſteht, weil es nicht inländiſch iſt; und wir wünſchten ihr Heil für ihre Gaſtlichkeit.

---

*) Dieſes Dünnbier wurde ſchon zur Zeit Diocletian's auf römiſchem Gebiete ausgeſchenkt.

Als wir ſieben Tagefahrten gemacht hatten, raſteten wir in einem Dorfe auf die Forderung unſerer ſkythiſchen Führer, weil Attila auf derſelben Straße zog und wir hinter ihm reiſen ſollten. Dort trafen wir mit Männern der Weſtrömer zuſammen, welche ebenfalls als Geſandte zu Attila kamen. Unter dieſen war Romulus, der den Rang eines Comes hatte, dann Promutus, Präfect von Noricum, und Romanus, Oberſter einer Heeresabtheilung. Mit ihnen war auch Conſtantius, den Aetius dem Attila als Schreiber zugewieſen hatte, und Tatullus, Vater jenes Oreſtes, der Genoſſe des Ediko geweſen war. Die letzteren machten nicht als Geſandte, ſondern der Geſellſchaft wegen mit jenen die Reiſe, Conſtantius, weil er die Männer von Italien her wohl kannte, Tatullus aber wegen der Verwandtſchaft. Denn ſein Sohn Oreſtes hatte die Tochter des Romulus von Patavis (Paſſau) in Noricum geheiratet.

---

*) Bruder des Attila und bis zu ſeiner Ermordung Mitregent.

Die Geſandten aber kamen, um den Attila zu erweichen. Dieſer nämlich wollte, daß ihm Silvanus, der Vorſteher der Wechſelbank des Armius*) zu Rom, ausgeliefert würde, weil dieſer goldene Becher von einem Conſtantius angenommen hatte, welcher aus dem weſtlichen Gallien gebürtig, in früherer Zeit bei Attila und Bleda ebenſo Schreiber geweſen war, wie nach ihm der andere Conſtantius. Damals, als Sirmium im Lande der Päonen von den Skythen belagert wurde, hatte jener Conſtantius die Becher von dem Biſchofe der Stadt empfangen, um damit dieſen ſelbſt auszulöſen, wenn er das Glück habe, die Eroberung der Stadt zu überleben; wenn er aber getötet würde, ſo ſolle Conſtantius kriegsgefangene Bürger dafür loskaufen. Conſtantius jedoch achtete nach Zerſtörung der Stadt wenig auf dies Abkommen; er übergab, als er eines Geſchäfts wegen nach Rom kam, dem Silvanus die Becher und nahm von ihm das Gold, unter der Bedingung, daß er innerhalb beſtimmter Zeit das vorgeſtreckte Gold zurückgeben und das Unterpfand wiedernehmen werde; wo nicht, ſo könne Silvanus daſſelbe verwenden, wie er wolle. Jenen Conſtantius hatten Attila und Bleda ſpäter gekreuzigt, weil er ihnen des Verraths verdächtig war. Nachmals aber erfuhr Attila die Geſchichte mit den Bechern und forderte, daß Silvanus ihm ausgeliefert würde, weil er ein Dieb ſeines Eigenthums ſei. Demnach kamen die Geſandten, von Aetius und dem Baſileus der Weſtrömer geſchickt, um zu erklären, Silvanus habe als Gläubiger des Conſtantius die Becher pfandweiſe und nicht durch Diebſtahl erhalten, und er habe dieſelben gegen Geld an irgend welche Geiſtliche verkauft, denn es ſei den Menſchen nicht erlaubt, zu eignem Bedarf Kelche zu verwenden, welche Gott geweiht ſind. Wenn Attila nicht durch eine ſo wohlbegründete Ausrede und aus Scheu vor dem Göttlichen ſich abhalten laſſe, die Becher zu fordern, ſo ſendeten ſie ihm den Werth derſelben in Gold, den Silvanus aber bäten ſie frei, denn ſie könnten einen Menſchen nicht ausliefern, der kein Unrecht gethan. Dies nun war der Grund zu der Geſandtſchaft dieſer Männer, und ſie harrten, daß der Barbar ſie mit einer Antwort zurückſchicken werde.

---

*) Um 446 gehörten die Germanen bereits zu den beſten Kunden römiſcher Goldſchmiede. Man iſt verſucht, den unrömiſchen Namen der Goldſchmiedebank aus deutſchem Namen zu deuten. Die Bezeichnung römiſcher Geſchäftslokale durch Schilder reicht in frühe Zeit zurück.

Wir machten denſelben Weg, harrten, bis Attila voraus fuhr, und folgten mit dem ganzen Haufen. Wir überſchritten einige Flüſſe und kamen endlich zu einem ſehr großen Dorfe, in welchem, wie man ſagte, ſtattlichere Häuſer des Attila waren als irgendwo anders. Sie waren aus Balken und ſchön geglättetem Tafelwerk gefügt und durch einen hölzernen Zaun geſchloſſen, der nicht zur Sicherheit, ſondern zum Schmuck verfertigt war. Nächſt dem Hauſe des Königs war das des Onegis anſehnlich. Auch dies hatte eine hölzerne Umfriedung, aber ſie war nicht wie die des Attila mit Thürmen geziert. Nicht weit von der Umfriedung war ein Bad, welches Onegis, nach dem Attila der Vermögendſte unter den Skythen, aus Steinen gebaut hatte, die aus dem Lande der Päonen herbeigeſchafft waren. Denn die Barbaren jener Landſchaft haben nicht Stein, nicht Baum, ſondern verwenden eingeführtes Bauholz. Der

Baumeiſter des Bades war als Kriegsgefangener von Sirmium herzugebracht; er wurde in ſeiner Hoffnung getäuſcht, als Lohn für dieſes Werk die Freiheit zu erhalten, ja die Laſt ſeiner ſkythiſchen Sklaverei wurde noch größer, denn Onegis ſtellte ihn als Bader an, und er bediente ihn und die Seinen beim Bade.

Als Attila in dieſes Dorf einzog, empfingen ihn Mädchen. Sie zogen in Reihen vor ihm her unter feinen weißen Schleiern, welche ſie hoch ausgebreitet hielten, ſo daß unter jedem Schleier, der von den Mädchen unter ihm mit den Händen gehalten wurde, ſieben und mehr Mädchen ſchritten; es waren aber viele ſolcher Frauenreihen unter den Schleiern, und ſie ſangen ſkythiſche Geſänge. Da man nahe an die Häuſer des Onegis gekommen war, — denn der Weg nach dem Königsſchloß führte hindurch, — trat die Gemahlin des Onegis daraus hervor mit vielen Mägden, von denen die einen Zukoſt, andere Wein trugen, — denn dies iſt bei den Skythen die größte Artigkeit, — ſie huldigte dem Attila und bat ihn anzunehmen, was ſie ihm aus gutem Herzen darbiete. Er aber, huldvoll gegen die Gattin eines vertrauten Mannes, aß auf dem Pferde ſitzend, indem ſein Barbarengefolge die Tafel, welche von Silber war, in die Höhe hielt. Er koſtete auch von dem Becher, der ihm entgegengehalten wurde, und zog dann in das Königsſchloß, welches die andern Häuſer überragte und auf einer hohen Stelle lag. Wir aber blieben auf den Befehl des Onegis in deſſen Wohnung, denn Onegis war mit dem Sohne des Attila angelangt. Und wir ſpeiſten dort, indem uns die Gattin und die Vornehmen ſeines Geſchlechtes aufnahmen. Aber er ſelbſt war gerade zum erſten Mal nach ſeiner Rückkehr bei Attila, dieſem über den Erfolg ſeiner Sendung zu berichten und über das Unglück, welches dem Sohne des Attila zugeſtoßen war. Denn dieſer war ausgeglitten und hatte die rechte Hand gebrochen. Deshalb hatte Onegis keine Muße mit uns zu ſchmauſen.

Nach dem Mahl verließen wir die Wohnung des Onegis und ſchlugen nahe bei den Gebäuden des Attila die Zelte auf, damit Maximinus, der zum Attila eingehen oder doch mit ſeiner Umgebung verhandeln mußte, nicht weit entfernt ſei. Nachdem wir dieſe Nacht an der Stelle verbracht hatten, wo wir abgeſchirrt, ſandte mich Maximinus bei anbrechendem Tage zu Onegis, damit ich dieſem die Geſchenke gäbe, welche Maximinus ſelbſt ſpendete und welche der Baſileus an Onegis ſandte, und damit Maximinus erführe, ob und wann Onegis mit ihm ſich unterreden wolle. Ich ging alſo mit den Dienern, welche die Gaben trugen, zu Onegis, und da die Thüren noch geſchloſſen waren, wartete ich, bis Jemand herauskäme, unſere Ankunft zu melden.

Als ich mich verweilte und den Zaun der Wohnung umſchritt, kam einer heran, den ich nach ſeiner ſkythiſchen Tracht für einen Barbaren hielt, und begrüßte mich mit helleniſcher Rede, indem er ſagte: „Chaire“, ſo daß ich mich wunderte, wie doch ein ſkythiſcher Mann helleniſch rede. Denn da ſie ſehr gemiſcht ſind, bedienen ſie ſich außer ihrer eigenen barbariſchen Sprache entweder der hunniſchen oder der gotiſchen oder auch der italiſchen, wenn einer gerade mit den Römern Verkehr hat; und nicht leicht ſpricht einer von ihnen Griechiſch, außer den Kriegsgefangenen, die ſie bei der Einnahme von Thrakien und Illyrien fortgeführt haben. Die Art aber war leicht zu erkennen, ſowie man ſie anſah, an ihren zerriſſenen Kleidern und dem ſtruppigen Haupt als Leute, die in das Unglück gekommen ſind. Dieſer jedoch glich einem wohlhabenden Skythen, er war gut gekleidet und trug das Haupt rund umſchoren. Ich grüßte ihn wieder und frug ihn, wer er ſei, und woher er in das Barbarenland gekommen wäre und die ſkythiſche Lebensart angenommen hätte. Er antwortete, weshalb ich dies wiſſen wolle, ich aber ſagte, die Urſache meines Forſchens ſei ſeine helleniſche Sprache. Da lachte er und erzählte mir, daß er von Herkunft ein Grieche ſei; in Handelsgeſchäften war er nach Viminacium gekommen, einer Stadt in Möſien an der Donau. Dort wohnte er lange Zeit und heiratete eine reiche Frau. Sein Wohlſtand aber ging zu Grunde, als die Stadt unter die Barbaren kam, und weil er reich war, ſchied ihn Onegis bei der Theilung der Beute für ſich aus; denn unter den reichen Gefangenen hatten nach dem Attila die Häuptlinge der Skythen die Wahl, weil ſie über die größte Zahl geſetzt waren. In den ſpäteren Kämpfen gegen die Römer und das Volk der Akatziren kämpfte er wacker mit und gab ſeinem Barbarenherrn nach ſkythiſchem Geſetz ab, was er im Kriege gewonnen hatte. Dadurch erlangte er die Freiheit. Er hatte auch ein Barbarenweib geheiratet und von ihr Kinder. Und er war Tiſchgenoſſe des Onegis und hielt, wie er ſagte, die Gegenwart für beſſer als ſein früheres Leben, denn bei den Skythen lebe man, wenn nicht Krieg ſei, in Muße. Man genießt Alles, was man hat, und wird gar nicht oder nur wenig beläſtigt. Bei den Römern aber gehe man leicht im Kriege unter, die Hoffnung der Rettung aber müſſe man auf Andere ſtellen, da die Tyrannei nicht geſtatte, daß Jemand Waffen trage. Auch den Bewaffneten ſei die Nichtswürdigkeit der Feldherren verderblich, welche den Krieg nicht verſtünden. Im Frieden aber ſei das Schickſal noch härter, als die Uebel des Krieges, wegen der ſehr harten Eintreibung der Steuern und der Quälerei durch die Schlechten, da die Geſetze nicht für Jedermann da wären. Denn gehört der Uebertreter des Geſetzes zu den Reichen, ſo erhält er für ſeine Ungerechtigkeit keine Strafe; wenn er aber arm iſt und in Rechtsſachen nicht Beſcheid weiß, ſo verfällt er der Schwere des Geſetzes, falls er nicht etwa, nachdem lange Zeit verſtrichen und der größte Theil ſeines Vermögens darauf gegangen iſt, noch vor dem Urtheilsſpruch aus dem Leben ſcheidet. Das Ungerechteſte aber von Allem iſt die Bezahlung, welche die Rechtsleute erhalten; denn dem Geſchädigten öffnet ſich das Gericht nicht, wenn er nicht dem Richter und ſeinen Dienern etwas Silber hinlegt.

Dies und vieles Andere brachte er vor. Ich aber entgegnete und ſagte ihm, er möge freundlich auch meine Meinung hören. Darauf ſprach ich, wie die Gründer des römiſchen Staates zu weiſe und gute Männer geweſen wären, um die Geſchäfte des Staates in Unordnung zu laſſen, und deshalb haben ſie verordnet, daß die Einen Wächter des Geſetzes ſein, die Andern um Waffen und Kriegswerk ſorgen ſollen; dieſe letztern dürfen ſich um nichts Anderes kümmern, als daß ſie zum Kampf bereit ſind, und daß ſie durch die unabläſſige Zucht muthig werden in den Krieg zu gehen, indem ihnen die Furcht durch die Gewöhnung genommen wird u. ſ. w. — So fuhr ich fort. Und er antwortete unter Thränen: „Die Geſetze ſind wohl ſchön und das römiſche Staatsweſen iſt gut, aber die Regierenden haben nicht die Geſinnung der Alten und richten es zu Grunde.“

Während wir dies beſprachen, kam Jemand von drinnen und öffnete die Thüren des Zaunes. Ich lief hinzu und frug, was Onegis mache, ich wolle ihm Etwas vom römiſchen Geſandten ausrichten. Jener antwortete, Onegis werde mir entgegenkommen, wenn ich ein wenig warte, denn er wolle ausgehen. Nicht lange darauf ſah ich ihn herauskommen, trat vor und begann: „Der Geſandte der Römer grüßt dich, und ich komme und bringe zugleich ſeine Geſchenke und das Gold, welches dir der Baſileus ſchickt. Der Geſandte wünſcht ſehr mit dir zuſammenzutreffen; wo und wann willſt du mit ihm reden?“ Und er befahl den Anweſenden, das Gold und die Geſchenke zu nehmen, mir aber, dem Maximinus zu melden, daß er gleich zu ihm kommen werde. Ich ging alſo zurück und meldete, Onegis werde kommen. Gleich darauf trat er in das Zelt. Er redete den Maximinus an, dankte ihm und dem Kaiſer für die Geſchenke und frug, in welcher Abſicht er nach ihm geſchickt habe. Dieſer aber begann, es ſei eine gute Gelegenheit, daß Onegis höheren Ruhm bei den Menſchen erhalte, wenn er zum Baſileus komme, die Streitigkeiten durch ſeine Klugheit ſchlichte und die Eintracht zwiſchen Römern und Hunnen herſtelle. Dadurch werde er nicht allein beiden Völkern Heil bringen, ſondern auch ſeinem Hauſe vieles Gut erwerben, denn für immer würden er und ſeine Söhne dem Baſileus und deſſen Geſchlecht werth ſein. Onegis aber ſprach: „Was muß man thun, um dem Baſileus angenehm zu werden, und wie kann durch mich der Streit beendet werden?“ Der Geſandte antwortete, wenn Onegis in das Römerland gehe, werde er dem Baſileus Dank abſtatten, und er werde die Händel entſcheiden, indem er ihre Veranlaſſung ſuche und dieſe gemäß dem Friedensvertrag entferne. Onegis aber verſetzte, er könne dem Baſileus und ſeiner Umgebung nur ſagen, was Attila wolle. „Oder glauben die Römer,“ ſprach er, „mich durch Bitten ſo zu umgarnen, daß ich den Herrn verrathe und nicht gedenke meiner Erziehung bei den Skythen, meiner Frauen und Kinder? Höher achte ich den Dienſt bei Attila, als den Reichthum der Römer. Ich werde euch aber mehr in meiner Heimat nützen, wenn ich den Unwillen meines Herrn da beſänftige, wo er den Römern zürnt, als wenn ich zu euch komme und mich einem Vorwurf ausſetze, indem ich anders entſcheide, als meinem Herrn gut dünkt.“ So ſprach er und meinte, ich ſolle den Vermittler machen, wenn wir ihn Etwas zu fragen hätten; denn dem Maximinus, der den Rang hatte, war ein fortwährendes Heimſuchen nicht anſtändig. So entfernte er ſich.

Ich aber ging am folgenden Tage in die Umfriedung des Attila und brachte ſeiner Gattin Geſchenke. Kerka war ihr Name, und Attila hatte von ihr drei Söhne, deren älteſter über die Akatziren und die übrigen Völker herrſchte, welche an dem ſkythiſchen Pontus hauſen. Innerhalb der Umfriedung aber waren viele Gebäude, theils aus geſchnitztem und zierlich gefügtem Täfelwerk, andere aber aus geglätteten Balken, die aufrecht in Entfernungen auseinander geſtellt waren, und bekrönt mit geſchweiftem zuſammenſchwingendem Holzwerk. Dieſe Bögen fingen am Boden an und reichten bis zu mäßiger Höhe.*) Dort wohnte die Gattin des Attila. Ich erhielt durch die Barbaren an der Thür Einlaß und traf ſie auf weichem Lager liegend, der Boden aber war mit wollenen Teppichen bedeckt, ſo daß man auf dieſen ging. Um ſie ſtanden eine Menge Dienerinnen im Kreiſe, und Dienerinnen ſaßen auf dem Boden ihr gegenüber und ſtickten bunte Farben in feine Leinwand, welche zum Schmuck den Barbarenkleidern aufgeſetzt wird. Ich trat heran, begrüßte und gab die Geſchenke.

Als ich herausging und zu den andern Gebäuden kam, in denen Attila wohnte, wartete ich, bis Onegis herauskäme, der ſich darin befand. Ich ſtand mitten unter dem Haufen, denn ich war den Wachen des Attila und den Barbaren des Gefolges bekannt und wurde von nichts zurückgehalten; da ſah ich den Haufen in Bewegung, Auflauf und Lärm an dem Platze, weil Attila hervorkommen ſollte. Er trat aus dem Hauſe, ſchritt würdig einher und ſchaute hierhin und dorthin. Er ging mit dem Onegis auf und ab, dann ſtand er vor dem Hauſe, und Viele, welche Zwiſt mit einander hatten, traten herzu und empfingen ſeinen Beſcheid. Darauf kehrte er in das Haus zurück, und empfing Geſandte der Barbaren, die zu ihm kamen.

Während ich noch auf den Onegis wartete, redeten mich die Geſandten an, welche wegen der goldenen Becher aus Italien zum Attila gekommen waren, Romulus, Promutus und Romanus, mit ihnen Ruſticius, der mit dem Conſtantius zu thun hatte, und ein gewiſſer Conſtantiolus, ein Mann aus dem Päonenlande, das unter Attila ſtand; ſie frugen, ob wir entlaſſen wären oder noch bleiben müßten. Ich ſagte, daß ich an der Umfriedung harre, um dies von Onegis zu erfahren.

---

*) Es ſind die Lauben, Löben der alten Häuſer bei Niederdeutſchen und Franken.

Und ich frug ſie wieder, ob ihnen Attila Sanftes und Wohlgeneigtes wegen ihrer Geſandtſchaft geantwortet habe. Sie aber ſagten, er hätte durchaus nicht ſeine Meinung geändert, ſondern drohe mit Krieg, wenn ihm nicht Silvanus oder die Kelche geſchickt würden. Und da wir über den Wahnſinn des Barbaren ſtaunten, nahm Romulus das Wort, ein Mann von Botſchafterrange und ſehr geſchäftskundig, und ſagte: „Sein hohes Glück und die Macht, die er durch das Glück erwarb, hat ihn ſo hochfahrend gemacht, daß er gerechtes Wort nicht mehr annimmt, wenn es ſich nicht ſeinem Gutdünken fügt. Keiner, der über Skythien oder ein anderes Land geherrſcht, hat jemals in Kurzem ſo Großes vollbracht. Er waltet über den Inſeln im Nordmeer, und außer dem ganzen Skythenland hat er auch die Römer zinspflichtig gemacht. Er begehrt aber zu dem, was er hat, noch mehr, noch höher will er ſeine Herrſchaft ſtellen und will in das Land der Perſer ziehen.“ Als aber Einer von uns frug, auf welchem Wege er denn zu den Perſern kommen könne, verſetzte Romulus: „Kein großer Raum trennt das Mederland von Skythien, und die Hunnen ſind nicht unkundig dieſes Weges; denn vor Zeiten ſind ſie ſchon dort eingefallen, als Hunger in ihrem Lande war und die Römer wegen des Kriegs, den ſie damals führten, nicht entgegentraten. Es drangen aber in das Mederland die Hunnen Baſich und Kurſich, welche ſpäter nach Rom kamen wegen eines Waffenbündniſſes, Männer von den königlichen Skythen und Herren über viel Volk. Und dieſe ſagten, ſie wären auf dem Marſche in ein wüſtes Land gekommen und hätten über einen See geſetzt — Romulus hielt ihn für die Mäotis —, dann hätten ſie nach fünfzehn Tagefahrten ein Gebirge überſtiegen und wären im Mederland eingefallen. Als ſie dort raubten und den Grund verwüſteten, kam ihnen ein Perſerheer entgegen, das die Luft über ihnen durch die Menge der Pfeile füllte, ſo daß ſie der drohenden Gefahr rückwärts ausweichen und über das Gebirge zurückgehen mußten mit geringer Beute, denn die meiſte wurde durch die Meder weggenommen. Da ſie aber die Verfolgung der Feinde fürchteten, wandten ſie ſich auf eine andere Straße, zogen bei der Flamme vorüber, welche aus unterſeeiſchem Geſtein aufſchlägt, und kamen in ihre Heimat mit der Kunde, daß das Skythenland nicht durch weite Räume von den Medern getrennt ſei. Wenn nun Attila gegen daſſelbe Land ziehen will, wird er keine große Schwierigkeit haben und keinen langen Weg zurücklegen, ſo daß er auch die Meder, Parther und Perſer unterwerfen und zwingen wird, ſich zur Lieferung des Tributs zu ſtellen. Denn er hat eine ſtreitbare Macht, welche kein Volk aushalten kann.“ Da wir nun flehentlich wünſchten, daß er gegen die Perſer ziehen und den Krieg auf dieſe richten möchte, ſagte Conſtantiolus: „Ich befürchte, daß Attila auch die Perſer leicht unterwerfen und uns dann nicht als Freund, ſondern als Herr überkommen wird. Denn jetzt nimmt er Geld von den Römern ſeines Amtes wegen; wenn er aber auch die Parther, Meder und Perſer unterwerfen ſollte, ſo würde er nicht mehr ertragen, daß römiſches Gebiet ſeine Herrſchaft unterbricht; dann wird er die Römer offenbar für Knechte achten und wird noch Schwereres auflegen und unleidliche Befehle.“ Es war aber das Amt, welches Conſtantiolus erwähnte, das eines römiſchen Feldherrn, und wegen des Amtes nahm Attila an, daß ihm vom Baſileus der Betrag des Feldherrngehaltes herausgeſchickt wurde. Jener ſagte nun: „Nach dem Siege über Meder, Parther und Perſer wird er dieſen Namen, mit welchem ihn die Römer zu nennen belieben, und das Amt, womit ſie ihn zu ehren gewohnt ſind, abſchütteln und dieſelben zwingen, ihn nicht als Feldherrn, ſondern als Baſileus anzuerkennen; denn ſchon jetzt erklärt er ſeinen Groll darüber, daß ſeine Dienſtmannen Feldherren des Baſileus ſind, die Herrſcher der Römer aber ihm an Würde gleich. Und das Wachsthum ſeiner Macht wird in nicht ferner Zeit erfolgen. Dies verkündet auch die Gottheit. Sie hat das Schwert des Ares ans Tageslicht gebracht. Dieſes heilige und bei den ſkythiſchen Königen hochgeehrte Schwert war dem Walter des Krieges geweiht, es war in alten Zeiten verſchwunden und iſt jetzt wieder durch ein Rind ausgeſcharrt.“ Während jeder etwas über den Stand der Dinge ſagen wollte, kam Onegis heraus, wir traten zu ihm und ſuchten von ihm etwas über unſere Angelegenheiten zu erfahren. —

Nach der Rückkehr in das Zelt erſchien der Vater des Oreſtes und meldete, daß Attila uns beide zum Mahle lade, es werde zur neunten Tagesſtunde ſein. Wir beobachteten die rechte Zeit, und zum Mahle gerufen traten wir und die Geſandten der Weſtrömer ein und ſtanden auf der Schwelle dem Attila gegenüber. Die Weinſchenken boten einen Becher nach der Landesſitte, damit auch wir, bevor wir niederſaßen, den Heilwunſch ausſprechen ſollten. Als wir dies gethan und aus dem Becher gekoſtet hatten, gingen wir zu den Seſſeln, auf denen man bei der Mahlzeit ſitzen mußte. Alle Seſſel ſtanden längs den Wänden des Saales, auf den beiden gegenüber liegenden Seiten. In der Mitte aber ſaß auf einem Tafelbett Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett, von dem einige Stufen auf ſein Nachtlager führten, welches durch Schleier und bunte Vorhänge ſchmuckvoll verhüllt war, ſo wie die Hellenen und Römer den Brautleuten ihr Lager zurichten. Für die vornehmſte Reihe der Tafelnden hielten ſie die rechte Seite des Attila, für die zweite aber die linke, in welcher wir waren. Doch ſaß über uns Berich von edlem Skythengeſchlecht. Denn Onegis ſaß auf einem Seſſel zur rechten Seite des königlichen Bettes, und gegenüber dem Onegis ſaßen auf einem Seſſel zwei Söhne des Attila, der älteſte aber ſaß auf dem Tafelbett des Königs, nicht nahe an ihm, ſondern an der Ecke, und blickte aus Ehrfurcht vor dem Vater zu Boden. Als wir alle nach dem Range ſaßen, kam der Weinſchenk und bot dem Attila eine Schale Wein. Er nahm ſie und grüßte den erſten im Range.

Wer durch den Gruß geehrt wurde, ſtand auf und durfte ſich nicht eher ſetzen, bis er entweder gekoſtet oder auch ausgetrunken und den Becher dem Schenken zurückgegeben hatte. Dem ſitzenden Attila aber bezeigten auf dieſelbe Weiſe alle Anweſenden ihre Ehrfurcht, indem ſie die Becher nahmen und nach dem Heilwunſch daraus tranken. Jedem aber wartete ein beſonderer Schenk auf, der nach der Reihe eintreten mußte, wenn der Schenk des Attila abtrat. Nachdem der zweite und die folgenden begrüßt worden waren, empfing Attila auch uns in gleicher Weiſe nach der Ordnung der Stühle.

Als mit dieſem Gruß Alle geehrt waren, gingen die Schenken hinaus, und zuerſt wurde dem Attila ein Tiſch vorgeſetzt, dann den Andern, je einer für drei, vier oder auch mehr Männer, von denen jeder ſich aus den Gerichten des Tiſches nehmen konnte, ohne von der Seſſelreihe aufzuſtehen. Und zuerſt trat herein der Truchſeß des Attila; er trug eine Tafel voll Fleiſch, und die Diener, welche Allen aufwarteten, ſetzten nach ihm Brod und Zukoſt auf die Tiſche. Den anderen Barbaren und uns wurden leckere Gerichte zugerichtet, welche auf ſilbernen Scheiben lagen, für den Attila aber lag auf der hölzernen Tafel nichts als Fleiſch. Mäßig erwies er ſich auch in allem Uebrigen, denn den Männern des Mahles wurden goldene und ſilberne Becher gegeben, ſein Trinkgefäß war von Holz. Schlicht war auch ſein Gewand, es zeigte keine andere Sorgfalt, als daß es rein war; auch ſein umgegürtetes Schwert und die Bänder der Barbarenſchuhe, auch das Geſchirr des Roſſes waren nicht wie bei den übrigen Skythen mit Gold oder Steinen oder anderen Koſtbarkeiten geſchmückt. Und als die Speiſen des erſten Ganges verzehrt waren, ſtanden wir alle auf, und nicht eher kam der Stehende in den Seſſel, als bis nach der früheren Reihenfolge jeder einen vollen Becher Wein, der ihm gereicht wurde, austrank und für Attila Heil erflehte. Als er auf dieſe Weiſe geehrt war, ſaßen wir nieder, und jedem Tiſch wurde die zweite

Tafel aufgeſetzt, welche andere Gerichte hatte. Nachdem ſich Alle auch von dieſen bedient hatten, ſtanden wir auf dieſelbe Weiſe auf, tranken wieder aus und ſetzten uns. Als es Abend wurde, zündete man Fackeln an, und zwei Barbaren, welche dem Attila gegenübertraten, ſagten verfaßte Lieder her, worin ſie ſeine Siege und Kriegstugenden beſangen. Auf die Sänger ſchauten die Gäſte, die einen freuten ſich über die Gedichte, die andern dachten an ihre Kämpfe und wurden begeiſtert, manche aber weinten, denen durch die Zeit der Leib kraftlos geworden war und der wilde Muth zur Ruhe gezwungen.

Nach den Geſängen trat ein ſkythiſcher Narr ein, welcher Seltſames, Unſinniges und Albernes herausſtieß und Allen Gelächter erregte. Nach ihm erſchien Zerkon, der Mauruſier, lächerlich durch ſeine Häßlichkeit und ſein Stammeln, denn er war zwerghaft, buckelig, krumm von Beinen, mit einer Naſe, die ſo aufgeſtülpt war, daß man ſie kaum vor den Naſenlöchern ſah. Attila konnte ſeinen Anblick gar nicht ertragen, aber Bleda hatte ſich ſehr über ihn beluſtigt, er hielt ihn um ſich beim Mahle und im Felde, wo er ihn aus Spaß in eine Rüſtung ſteckte. Auch eine Frau hatte er ihm gegeben von edlem Geſchlecht, die zu den Dienerinnen der Königin gehörte, aber wegen eines Frevels nicht mehr in ihre Nähe durfte. Nach dem Tode des Bleda ſchenkte Attila dieſen Zerkon dem Aetius, dem Feldherrn der Weſtrömer. Dadurch war der Menſch von ſeiner Frau getrennt worden. Jetzt hatte ihm Ediko gerathen, den Attila anzugehen, und hatte ihm alle Unterſtützung verſprochen, damit er ſeine Frau wieder erhalte. Aber die Hoffnung des Zerkon war eitel, weil Attila ihm zürnte, daß er in ſein Land zurückgekommen war. Er nahte alſo in der guten Stunde des Mahles und erregte Allen durch Ausſehen, Tracht, Stimme und die zuſammengeſtoppelte Rede, welche Lateiniſch, Hunniſch und Gotiſch durcheinander mengte, ein unauslöſchliches Gelächter. Nur dem Attila nicht. Denn dieſer blieb unverändert und ſein Antlitz ohne Bewegung, und weder im Wort noch im Thun zeigte er Heiterkeit, außer daß er den jüngſten ſeiner Söhne, Irnach war ſein Name, als dieſer eintrat und zu ihm kam, an der Wange zog und mit freundlichen Augen anblickte. Als ich mich aber wunderte, daß er die andern Kinder nicht beachte und für dieſes Neigung habe, erzählte mein Tiſchnachbar, ein Barbar, welcher der lateiniſchen Sprache kundig war und mich zuvor ermahnt hatte, nichts von ſeinen Reden weiter zu ſagen, daß die Wahrſager dem Attila verkündet hätten, ſein Geſchlecht werde herunterkommen, durch dieſen Sohn aber wieder erhöht werden. Als ſie das Gelag in die Nacht hineinzogen, wollten wir endlich nicht mehr dem Trunk Beſcheid thun und entfernten uns.

Da es Tag wurde, gingen wir zum Onegis und ſagten, wir müßten abgefertigt werden und nicht unnütz die Zeit verbringen. Er beſchied, Attila wolle uns entſenden. Kurz darauf berieth er mit den Häuptlingen über die Forderungen des Attila und verordnete den Brief an den Baſileus im Beiſein der Schreiber und des Ruſticius, der aus Obermöſien gebürtig und im Kriege gefangen, wegen ſeiner Sprachkunde den Barbaren bei Abfaſſung der Briefe half.

Unterdeß lud auch die Kerka, die Gemahlin des Attila, uns zur Tafel ein bei dem Adames, der ihre Geſchäfte beſorgte. Wir gingen zu ihm mit einigen Häuptlingen des Volkes und fanden Unterhaltung. Denn er nahm uns mit holdſeligen Worten auf und mit auserleſener Mahlzeit, und jeder von den Anweſenden ſtand auf und bot uns mit ſkythiſcher Höflichkeit einen vollen Becher, und wenn man ausgetrunken, fiel er einem um den Hals und küßte und nahm den Becher zurück. Nach der Mahlzeit aber gingen wir in das Zelt und legten uns ſchlafen. Am andern Tage lud uns Attila wieder zum Mahle, und in der frühern Weiſe traten wir zu ihm ein und begingen die Ordnung des Mahles. Es traf ſich aber, daß auf dem Tafelbett bei ihm nicht ſein älteſter Sohn ſaß, ſondern Oebarſios, ſeines Vaters Bruder.

Während des ganzen Mahles war er mit Reden freundlich gegen uns und befahl uns dem Baſileus zu melden, er möge dem Conſtantius, den Attila vom Aëtius als Schreiber erhalten hatte, die verſprochene Frau geben. Denn als Conſtantius zum Baſileus Theodoſius mit den abgeordneten Geſandten des Attila gekommen war, hatte er verſprochen dafür zu ſorgen, daß der Friede zwiſchen Römern und Skythen lange Zeit bewahrt werde, wenn man ihm eine reiche Frau gebe. Damit war der Baſileus einverſtanden geweſen. — Deshalb befahl zur Zeit des Mahles der Barbar dem Maximinus, er möge ſeinem Herrn ſagen, man dürfe nicht den Conſtantius um ſeine Hoffnung täuſchen, denn es ſei nicht königlich, unwahr zu ſein. Dies trug aber Attila auf, weil Conſtantius verſprochen hatte, dem Attila Geld zu geben, wenn ihm ein Weib aus den reichen Römern vermählt werde.

Als das Mahl vorüber war, vergingen nach der Nacht noch drei Tage, da wurden wir entlaſſen und mit den herkömmlichen Geſchenken geehrt. Attila befahl auch allen Großen ſeines Gefolges, den Maximinus zu beſchenken, und jeder ſandte dieſem ein Roß. Es ſandte aber Attila mit uns den Berich, welcher bei dem Gaſtmahl über uns geſeſſen hatte, als Geſandten zum Baſileus. — Auf dem Wege begegneten wir dem Vigila, der nach Skythien zurückkehrte. Wir ſagten ihm, was Attila auf unſere Geſandtſchaft geantwortet hatte, und ſetzten die Reiſe bis Conſtantinopel fort.

Als aber Vigila da angekommen war, wo Attila gerade weilte, kamen Barbaren, die dazu angeſtellt waren, umringten ihn und nahmen ihm den Schatz ab, welchen er dem Ediko zuführte. Er wurde vor den Attila geführt und gefragt, wozu er ſo viel Geld bringe, und er antwortete, aus Vorſorge für ſich ſelbſt und die Begleiter, damit er nicht durch Mangel an Lebensmitteln oder durch Schwäche der Pferde, oder auch durch Verluſt der Zugthiere auf dem langen Wege in der Beſorgung ſeiner Botſchaft gehindert werde. Außerdem ſei es ihm zum Rückkauf der Kriegsgefangenen übergeben worden, denn viele Römer hätten ihn gebeten, ihre Angehörigen auszulöſen. Aber Attila ſprach: „Du ſchnödes Thier" — er meinte den Vigila — „du wirſt nicht durch deine Ausreden das Recht täuſchen, und kein Vorwand wird dir helfen der Strafe zu entrinnen, denn größer iſt dein Schatz, als der Bedarf deiner Ausrüſtung und um dafür Pferde und Zugthiere zu kaufen und um die Kriegsgefangenen zu löſen, was ich dir ſchon verboten habe, als du mit dem Maximinus zu mir kamſt." So ſprach er und befahl, den Sohn des Vigila, welcher damals das erſte Mal in das Barbarenland mitgereiſt war, mit dem Schwerte zu töten, wenn Vigila nicht bekenne, wem und zu welchem Zwecke er den Schatz herzuführe. Als Vigila ſah, daß ſein Sohn vor dem Tode ſtand, wandte er ſich zu Thränen und Wehklagen und ſchrie, es ſei recht, das Schwert gegen ihn zu zücken und nicht gegen den Jüngling, der kein Unrecht gethan. Und ohne Verzug erzählte er, was von ihm und dem Ediko und dem Eunuchen und dem Baſileus verhandelt war, und flehte unabläſſig, man möge ihn töten, den Sohn aber entlaſſen. Da Attila erkannte, daß Vigila nichts von dem verhehlte, was Ediko ausgeſagt hatte, befahl er ihn in Bande zu legen, und drohte ihn nicht eher zu entlaſſen, bis er den Sohn abgeſchickt habe, um ihm andere fünfzig Pfund Gold für ihre Löſung zu bringen. Vigila wurde in Bande gelegt, der Sohn kehrte in das Römerland zurück, und Attila ſandte auch den Oreſtes und Esla in die Stadt Conſtantin's.

Und er befahl dem Oreſtes, die Taſche, in welche Vigila das Gold für Ediko hineingethan hatte, um ſeinen Hals zu hängen, wenn er beim Baſileus eintrete, dieſem die Taſche zu zeigen und den Eunuchen zu fragen, ob er ſie wiedererkenne. Esla aber ſollte mündlich ſagen, eines edlen Vaters Sohn ſei Theodoſius, edel ſei auch Attila geboren, und er habe den Adel, der ihm von ſeinem Vater Mundiuch überkommen ſei, wohl bewahrt, Theodoſius aber habe den ſeinen verloren und ſei des Attila Knecht geworden, da er ſich zur Zahlung eines Tributes verſtanden. Er handle alſo nicht recht, daß er dem beſſern Mann, den ihm das Schickſal zum Herrn geſetzt habe, wie ein elender Bauer diebiſch nachſtelle, und nicht anders könne er ihm Buße geben für ſeine Schuld, als wenn er den Eunuchen zur Beſtrafung herausſende. — Dieſe alſo kamen mit ſolcher Botſchaft nach Conſtantinopel.“

Soweit der Bericht des Priscus. Der Eunuch, welcher gerade auch von Weſtrom in Anſpruch genommen wurde, entwand ſich den Forderungen des mächtigen Gegners Attila. Der ſtolze Barbar verzieh endlich auch ihm; er wurde kurz darauf, nach dem Tode ſeines Kaiſers, doch hingerichtet. Theodoſius ſank ruhmlos in das Grab, und Attila ſetzte mit ſeinen Nachfolgern daſſelbe wilde Spiel fort, der hunniſche Löwe mit den Katzen von Byzanz. Aber ſogar Attila erfuhr die Ungunſt des Geſchickes; nicht alle Germanen vermochte er in ſeiner ſchön geglätteten Halle zu ſammeln, ſein Andrang gegen den Weſten wurde durch deutſche Kraft und das Feldherrntalent des Aetius gedämmt. In der catalauniſchen Schlacht, wo die Bäche zu Blutſtrömen wurden, vermochte Attila nicht zu ſiegen, und nur die Uneinigkeit ſeiner Gegner bewahrte ihn vor einer entſcheidenden Niederlage. Aber ſolange er lebte, blieb er doch der große Gebieter Europa's, und als er ſtarb, — wie erzählt wird, auf dem Brautlager mit einer deutſchen Hilda, — beſtatteten die Hunnen den größten Fürſten ihrer Zeit in der ungariſchen Ebene, und die Sage der Germanen bemächtigte ſich eifrig ſeiner Geſtalt; ſie trug ſein Bild durch Jahrhunderte, die Farben verblichen, nur einige Züge hafteten feſt; daß er mild war gegen ſeine Treuen, ein vornehmer und höflicher Herr, hochſinnig und ein Mann von Ehre nach den Begriffen ſeiner Zeit, das dauerte auf deutſchem Grunde in dem Gedächtniß der Menſchen, Anderes verdämmerte im Dunkel der Vorzeit. Aber wer jetzt den zweiten Theil des Nibelungenliedes lieſt, das an der Scheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Lieder vom Untergange der Burgunder bei Attila zuſammenſaßte, der wird mit Erſtaunen ſehen, wie treu in der Poeſie des Volkes hinter dürftiger Zuthat aus der Ritterzeit die gaſtliche Halle des Attila und das Völkergewühl um ſeinen Haushalt bewahrt blieb. Denn Sitte und Brauch des fünften Jahrhunderts blicken mit unzerſtörten Zügen hervor, Heiden und Chriſten an fremdem Hofe, auch das Chriſtenthum nur wie äußerlich aufgehängt, die ſtolzen Häuptlinge von deutſchem Stamm neben den Hunnen, die wilde Todesverachtung und der unbändige Heldenmuth der Wanderzeit. Sogar die Art zu kämpfen, die Begrüßung der Fremden, die Pflichten der Gaſtlichkeit, endlich die Fahrt zu Attila's Land, die Wächter der Grenze, der wilde Fährmann, die Schickſalsfrauen, welche im Waſſer baden, Alles iſt ſehr alterthümlich und treu aus Leben und Empfindung der wandernden Geſchlechter bewahrt. Solche Dauer läßt uns ahnen, wie mächtig und voll der Sagenſtrom war, welcher unter der Decke lateiniſcher Bildung zur Zeit der Karolinger, der Sachſen- und Frankenkaiſer durch die Seele des deutſchen Volkes zog.

3.

Aus der Wanderzeit.

Deutſches Heldenthum.

In dem Gewühl der Völker ſuchen wir Schickſal und Gemüth des einzelnen Menſchen. Was dieſe Sturmzeit dem Germanen gab und nahm, möchten wir aus ſeiner Seele herausleſen.

In dem Leben des Kleinen wird ſchneller Wechſel von Glück und Elend häufig, hoher Sinn und ſchwere Frevelthat ſtehen auch in ihm neben einander. Wer hart iſt an Leib und Geiſt, wer Anderer Sinn zu leiten verſteht und im Kampfe dauert, der mag wohl die braune Wolljacke mit dem goldgeſchmückten Kleide eines römiſchen Patriciers vertauſchen und ſeinen Bundſchuh von Rinderhaut mit einer Purpurſocke. Auch als Anführer verlorner Geſellen kann er ein Kriegsmann werden, um deſſen Freundſchaft Könige werben; in den Waffen aber, in der Beute und in der Treue ſeiner Genoſſen liegt alles Heil. Unheimlich ſind zuweilen die Pfade, auf denen der Germane das höchſte Glück erwirbt, reiches Gut nach eigenem Gefallen zu genießen und in dem Liede ſeiner Kampfgeſellen gerühmt zu werden. Um das Jahr 355 kam ein Deutſcher, Charietto, wandernd über den Rhein, ein rieſiger Geſell von ungeheurer Kraft, an Blutarbeit und Raub gewöhnt. Als er zu Trier einige Zeit lag, hörte er, daß die Chauken plündernd in der römiſchen Grenzprovinz eingefallen waren, durch das Land zogen, die Häuſer ausbrannten und die Leute quälten. Niemand bändigte ihre Raubzüge. Das kränkte den Fremden aus irgend einem Grunde, vielleicht weil er ſelbſt mit den Einbrechern verfeindet war, und ihm däuchte gut, für ſich allein gegen die Chauken ins Feld zu ziehen. Die Plünderer drangen in kleinen Haufen zur Nachtzeit in Städte oder Landhäuſer, am Tage bargen ſie ſich in Wald und Schluchten und verzehrten ihren Raub. Da tauchte auch er in den dichten Wald, umſchlich als Nachtgänger den Verſteck der Andern, die er ſich zu Feinden erkoren hatte, und wenn ſie trunken im Schlafe lagen, ſtieg er wie ein Spuk über ſie hin, ſchnitt ſo viel Köpfe ab, als er vermochte, und trug ſie nach Trier; das trieb er Nacht für Nacht und erregte den Chauken ein Grauen, ſie wußten nicht, woher der Nachtſchrat kam, aber ſie ſahen den Schaden; wie ſie ſich auch hüteten, ihre Zahl ward unabläſſig verringert. Der Waldteufel fand einen Genoſſen, Kerkio; andere Räuber ſchlugen ſich zu ihnen, ſie wuchſen zu einem Haufen. Da kam der Cäſar Julianus in die Landſchaft, aber ihm wollte es gegen die verborgenen Chauken nicht glücken, bis Chariette Zutritt verlangte und ſeinen geheimen Kriegsdienſt offenbarte. Darauf nahm der Cäſar den Rieſen in Dienſt, er ordnete ihm ſaliſche Franken zu, die in Nachtarbeit nicht ungeübt waren, und ſandte die Haufen als Spürhunde in den Waldverſteck der Feinde. Das Mittel erwies ſich wirkſam, die Plünderer wurden ſo in die Enge getrieben, daß ſie ſich mit ihrem Häuptling den Römern ergaben, und der Cäſar ſteckte den Chariette, die Bande desſelben und die feindlichen Chauken in ſein Heer. Der finſtere Hageſtalde bewies ſich als tüchtiger und treuer Kriegsmann, eifrig war er als Führer bemüht, der Raubſucht ſeiner Schaar zu wehren. Er ſtieg hoch in Julian's Vertrauen, wurde einer der tapferſten Befehlshaber und im Jahre 366 als Comes

Germaniae durch den Pfeil eines Alemannen getötet, während er ſeine fliehenden Schaaren in den Kampf zurücktrieb.*)

Charietto fand an den Grenzen Deutſchlands das Glück, welches er ſuchte, Andere aber zogen ihm weit nach in die Welt.

Wenn große Anſiedlerheere mit Weib und Kind Fahrten von einem Ende Europa's bis zum andern unternahmen, über Berge, durch Ströme, zwiſchen feindlichen Völkern, ſo wagten Einzelne oder kleine Haufen kühner Männer noch mehr. Der wanderluſtige Sinn trieb den germaniſchen Abenteurer durch alle Länder der bekannten Welt, war er doch ſicher, faſt überall Landsleute zu finden. Deutſche Haufen, entweder Franken oder Vandalen, welche Kaiſer Probus im römiſchen Donaulande angeſiedelt hatte, brachen um 280 aus und ſuchten die Heimat. Sie bemächtigten ſich im ſchwarzen Meere einiger Schiffe, fuhren die griechiſchen Inſeln an, ſtürmten in Syrakus ein, raubten in Karthago, ſegelten durch die Säulen des Herkules und kamen endlich, nachdem ſie ſich zu Fuß und Kahn faſt um ganz Europa geſchlagen hatten, viel bewundert von der Nordſee her in ihrer Heimat an. Mehr als einmal rannten Schiffe der Goten durch die Propontis an die Küſten Kleinaſiens und Afrika's, ihre Haufen lagerten auf der Ebene von Troja und zündeten das vielgeplagte Weltwunder, den Tempel der Diana von Epheſus an; fränkiſche Reiter in römiſchem Dienſt trabten um das Jahr 400 durch die fruchtbaren Ebenen zwiſchen Euphrat und Tigris, Geſchwader der Alemannen und Sachſen lagen mit ihren Roſſen neben Dromedarreitern im arabiſchen Sande, und Vorpoſten aus quadiſchem Stamm bewachten unter den Palmen der kleinen Oaſe die römiſchen Feldzeichen. — In Italien erzählten Heruler um das Jahr 550 einem Beamten des Beliſar, daß ſie an der äußerſten Nordſpitze Skandinaviens, auf dem Nordcap geſtanden hatten, und ſie berichteten dem Griechen aus Elſeren wahrhaft und genau von ihrer Bekanntſchaft mit Finnen und Lappen, und daß ihre Landsleute im Norden vierzigtägiges Sonnenlicht und eben ſo lange Nacht erlebt hätten. Boten und bewaffnete Haufen führten Geſchenke und Fürſtenbriefe Hunderte von Meilen. Ja, die Fahrten gingen über die Grenzen der Römererde hinaus. Als die Oſtgoten in Italien durch das oſtrömiſche Heer gedrängt wurden, ſendeten ſie Boten an den Perſerkönig Chosroes, um dort einen Krieg gegen Juſtinian zu erregen, der ihnen Erleichterung verſchaffte, und das gelang. Seit die Angeln und Sachſen in England Chriſten geworden waren, kamen alljährlich fromme Pilger nach Rom zu den Grabſtätten der Apoſtel, und mancher zog noch weiter gen Oſten über Byzanz nach dem heiligen Lande. Schon vor dem Jahre 600 beteten die Germanen auf der Richtſtätte von Golgatha. Nicht gefahrlos war die Reiſe in die Fremde, unſicher lag das Ziel vor dem Wanderer in der Dämmerung; zu einer Zeit, wo der Germane die unbehilflichen Landkarten der Römer noch nicht zu deuten vermochte, war ihm Wegeskunde ein ſchwieriger Erwerb, wer ſie nicht beſaß, dem mochten die Götter gnädig ſein, wenn er den Pfad finden ſollte. Aber auch damals fehlten mitleidige Menſchen nicht, die dem Bedrängten forthalfen. Um 607 machten die Avaren einen Einfall in Italien, tödteten die Männer und führten die Weiber und Kinder als Gefangene in das Avarenland an der untern Donau, unter ihnen fünf kleine Langobardenbrüder aus Forojuli (Cividale im Friaul). Die Kinder wuchſen in elender Knechtſchaft eines Avarendorfes zu Jünglingen. Da beſchloß einer von ihnen, Leupichis, zu fliehen und das entfernte Italien zu ſuchen, wo ſeine Stammgenoſſen wohnten. Für die Flucht nahm er nur Bogen und Köcher und ein wenig Koſt mit; aber wie er die Umgegend des Dorfes hinter ſich hatte, wußte er nicht, wohinaus Italien lag. Er ſelbſt hat dieſe Noth ſeinen Enkeln erzählt. Als er rathlos um ſich blickte, ſah er vor ſich einen trabenden Wolf. Der Wolf ſah häufig nach dem Jünglinge zurück und ſtand ſtill, wenn dieſer Halt machte. Daraus merkte Leupichis, daß ihm das reißende Thier von Gott geſendet ſei. Mehre Tage zog der Menſch dem Wolfe durch die Einöden des Gebirges nach, aber der Hunger kam und quälte den Jüngling bis zum Tode. Er ſpannte in der Verzweiflung den Bogen, das gottgeſandte Thier zu töten und ſich von ſeinem Fleiſch zu erhalten. Doch der Wolf entzog ſich dem Schuß und verſchwand. Der kraftloſe Wanderer warf ſich auf den Boden; da erſchien ihm in der Betäubung eine Männergeſtalt und rieth ihm nach der Richtung zu gehen, welche ihm die Spitze ſeiner Fußſpur weiſe, da liege Italien. Sogleich zog Leupichis weiter und kam endlich an ein Slavendorf. Dort fand den Erſchöpften eine alte Frau; ſie erkannte, daß er ein flüchtiger Knecht ſei und Hunger leide. Mitleidig barg ſie ihn in ihrem Hauſe, gab ihm vorſichtig Nahrung und verhielt ihn heimlich, bis er wieder zu Kräften gekommen war, dann ſpendete ſie ihm noch Reiſekoſt und wies ihm die Richtung. Einige Tage darauf erreichte er Italien und kam zu dem Hauſe ſeiner toten Eltern in Forojuli. Es ſtand öde und ohne Dach, Dornen waren um die Trümmer aufgeſchoſſen. Er hieb das wilde Holz nieder und hing ſeinen Köcher an eine ſtattliche Eſche, die in dem Raume der Wände gewachſen war. Sein Geſchlecht unterſtützte ihn durch Gaben, ſo daß er das Haus ſeiner Ahnen wieder herſtellen konnte. Er war der Urgroßvater des Geſchichtſchreibers Paul, des Sohnes von Warnefried.

---

*) Wie ſehr dieſe Geſtalt nach dem Herzen des römiſchen Heeres war, zeigt die Erwähnung bei Ammianus, Eunapius, Zoſimus. Wahrſcheinlich gab es Soldatenlieder über ihn.

Wer aus ſeiner Dorfflur heraustrat und ſeinem Leben Schutz finden wollte, der mußte ſich einem mächtigen Mann anſchließen, um lieber gegen Andere Hammer zu ſein als gehämmert zu werden. Denn in dieſer Zeit wilder Heldengröße iſt die Herrſchaft das Höchſte, ſie wird gewonnen durch edle Geburt oder kriegeriſche Tüchtigkeit, ſie kann nur bewahrt werden durch kluge Manneskraft, welche in Rath und Kampf unaufhörlich ihre Ueberlegenheit erweiſt. Der hohe Sinn, welcher ſich Alles begehrt und das eigene wie der Getreuen Leben einſetzt um die Herrſchaft, wird auch da geehrt, wo er Miſſethaten begeht. Aber die Miſſethat des germaniſchen Fürſten gleicht nicht der kalten Politik des Römers, die gänzlich frei von ſittlichen Bedenken iſt. Der Germane übt Unrecht im Zorn wegen Kränkungen, die ſein Stolz übermäßig empfindet, oder beherrſcht von einer Leidenſchaft, der er nicht zu widerſtehen vermag. Auch ſeine Schlauheit iſt nicht ohne einen Zuſatz von Gemüth, er muß ſich erſt aufgeregt verhärten gegen die mahnenden Stimmen in ſeiner Bruſt. Wird freilich der Germane frei von dem Sittengeſetz ſeines Volkes, ſo wird er ruchloſer und roher als ein Anderer.

Eiferſüchtig wacht der Mächtige über ſeine Herrſchaft. Auch ein wohlwollender König iſt ohne Mitleid gegen ſolche, in denen er Nebenbuhler fürchtet. Mißlich iſt für den Sieger, den beſiegten Rivalen zu ſchonen, denn der Stolz deſſelben iſt gebeugt, nicht gebrochen, ſeinem kühnen Muth ſteht es wohl an, wieder nach Freiheit und Herrſchaft zu ſtreben. Deshalb iſt gewöhnlich, daß der Sieger ihn tötet. Auch wenn er ſeiner großherzig geſchont hat, gedeiht ſelten eine Verſöhnung; Trotz und liſtige Gedanken des Unterworfenen zwingen doch zuletzt zu ſtillem Mord. Theodorich hatte ſich mit dem unterworfenen Odoaker vertragen, er tötete ihn kurz darauf, wie die Sage ging, mit eigener Hand. Leicht wird ſolche finſtere That verziehen, ja auch der Leidende findet ſie in der Ordnung. Immer iſt ihm größere Ehre, von dem Edelſten getötet zu werden, als bei irgend einem Zufall durch ſchlechte Hand.

Der ſtolze Sinn, welcher ſich die Herrſchaft begehrt, lockert auch den Zuſammenhang zwiſchen Blutsgenoſſen. Auffallend iſt hier der Gegenſatz zwiſchen den Forderungen alter Volksſitte und Poeſie und der ſchlechten Wirklichkeit. Nach der Empfindung des Volkes ſoll die Treue der Blutsverwandten die innigſte ſein, ſie ſind unlösbar verbunden zu gegenſeitiger

Hilfe, ſie haben die Verpflichtung, einander in jeder Gefahr zu vertreten, und die heilige Pflicht, den Mord der Angehörigen zu rächen. Die Sage iſt voll von ſolcher Familienrache. Auch wo nach deutſchem Rechtsbrauch die Unthat vom Thäter gebüßt und eine Sühne erfolgt iſt, dauert der Friede nicht. Die alte Schädigung der Familienehre frißt an dem ſtolzen Herzen, nach Jahren ſchlägt der Haß wieder zu hellen Flammen auf. Ein großer Theil der Fürſtenmorde wird durch die Rache hervorgebracht, welche ein Einzelner für die Unthat übt, die an ſeinem Verwandten begangen wurde. Und keine Noththat wurde von den Germanen mit größerer Milde beurtheilt.

Demungeachtet war thatſächlich in allen Herrengeſchlechtern der Familienzuſammenhang ſchwach, in früherer Zeit zwiſchen Brüdern und Seitenverwandten, ſpäter auch zwiſchen Vater und Söhnen, ſobald dieſe aus dem Dach des Vaterhauſes entlaſſen und Mittelpunkt eines eigenen Kreiſes von Anhängern und Gefolgeleuten geworden waren. Von jedem aus Königsblut wurde der hohe Sinn erwartet, welcher lieber herrſchen als dienen will, Pflicht und Familienbande wurden gegen ſolche Begehrlichkeit häufig unwirkſam. Vor andern galten die nächſten Verwandten eines verſtorbenen Fürſten für die natürlichen Feinde ſeines Nachfolgers, wer den Thron beſtieg, mußte ſie unſchädlich machen; galt vollends ſein Anrecht auf den Königsſtuhl für beſtreitbar, ſo blieb ihm ſelten andere Wahl, als die: Mörder oder Opfer zu werden. Es wurde gewöhnlich, daß Seitenverwandte des Herrſchers freiwillig in die Verbannung gingen, um ſich vor dem Tode zu ſichern; ſie ſuchten an fremden Fürſtenhöfen Zuflucht. Unſtät war ihr Leben, ſie wurden mehr als Andere umhergejagt, als Fremdländiſche (Alilendi, Ellende) nahmen ſie Theil an den Fahrten ihrer Gaſtfreunde, bald fochten ſie im kaiſerlichen Sold, bald wieder ritten ſie mit einem Haufen Getreuer in den Schaaren eines einbrechenden Volkes. Ihr abenteuerndes Leben machte ſie weit bekannt, und wenn ſie von tüchtiger Art waren, zu Helden des Sängers und zu erfahrenen Kriegsleuten. Oft wurde ihre Auslieferung von ihrem erbitterten Verfolger aus der Heimat verlangt, und ſie hatten zu ſorgen, ob der gaſtliche Boden ſie ſchützen werde. Einſt geſchah es, daß bei den Langobarden ein flüchtiger Königsſohn der Gepiden, und bei den Gepiden ein Königsſohn der Langobarden als Gaſtfreunde lebten. Die Könige beider Völker forderten von dem Nachbarvolk die Auslieferung ihres Landsmanns, und beide Völker verweigerten den Bruch des Gaſtrechts, die Gepiden ließen ſagen, ſie wollten lieber auf der Stelle mit Weib und Kind untergehen, als die Folge ſolchen Frevels auf ihre Häupter nehmen. Ein ſchädlicher Kampf der Völker drohte, da ließ der Gepidenkönig dem Langobardenfürſten heimlich ſagen: da ihre Völker die Unthat nicht auf ſich nehmen wollten, ſo müßten ſie, die Könige, dies thun. Und jeder von ihnen tötete ſeinen Gaſt, den er nicht ausliefern wollte.

Die Familiengeſchichten faſt jedes germaniſchen Fürſtenhauſes ſind in dieſer Zeit befleckt durch Blutthat des Bruders gegen den Bruder, des Magen gegen das Haupt ſeines Geſchlechtes. Am ärgſten wurde es bei den Franken, wo der Sohn am Vater das Furchtbare verübte. Doch auch hier, wo der Verderb am größten war, hielten die Anhänger eines empörten Sohnes für ruchlos, wenn der Sohn ſelbſt dem Vater im Kampfe gegenübertrat. Deshalb machten im Jahre 560 die fremden Bundesgenoſſen des Chram, der mit Heergefolge gegen ſeinen Vater König Chlotar in der Ebene lag, dem Königsſohn den Vorſchlag, ſie wollten das Unrecht des Kampfes dadurch abwenden, daß ſie ohne ihn das Heer des Vaters überfielen. Dieſer Vorſchlag wurde zum Schaden des ungerathenen Sohnes verworfen.

Mächtig erregte Unheil und Frevel der großen Geſchlechter die Zeitgenoſſen. Das tragiſche Schickſal, welches aus Blutsverwandtſchaft Haß, aus Freude Leid, aus einer finſtern That die Rache erzeugt, wurde von dem Volke mit Scheu und tiefer Bewegung betrachtet. Aber den gehäuften Miſſethaten der Fürſten ſteht wohlthuend gegenüber der gerechte Sinn und die innige Trauer, mit welcher das Volk die Erinnerung an große Frevelthat bewahrte. Die Unthat wird dem Volke zum Unglück des Thäters. Im Rauſch des Uebermuthes, durch Leidenſchaft und Noth gedrängt, begeht der Starke eine ſchwere That, die Folgen fallen auf ſein und ſeiner Lieben Haupt, und der Fluch wirkt fort von Geſchlecht zu Geſchlecht und erzeugt Blut und Rache bis zur Vernichtung des Stammes. Die Liebe z. B. zu einem hochgeſinnten Weib reißt den Helden zum Kampf gegen den unholden Mann, dem ihr Vater ſie vermählen will, im Gewühl des Kampfes dringen der Vater und die Brüder der Geliebten auf ihn ein und er wird genöthigt ſie zu töten. Blutig wird die Vermählung, der Sieger ſucht die Sühne mit dem Geſchlecht der Gefallenen und zieht ſorgſam den Bruder ſeines Weibes auf. Dieſem aber, da er heranwächſt, wird Rache an dem Erzieher die höchſte Pflicht, und ein Gott ſelbſt leiht ihm dazu den tötenden Speer. Hart ſtößt in ſolchen Familiengeſchichten Pflicht gegen Pflicht, und vernichtend brennt eine Leidenſchaft gegen die andere auf; und doch iſt der Sinn des Volkes, welcher über ſolche verderbliche Zwietracht urtheilt, ein gerechter nach den Begriffen der Zeit, und ein gedankenvoller, der die ungeheuern Thaten mit ſittlichem Ernſt beurtheilt.

Gegen Empörung und Nachſtellung ſuchte ſich der Mächtige durch das alte Germanenmittel zu ſchützen, er band die Gefährlichen durch einen Eid an ſich. Aber auch der Eid hatte unter den Vornehmen von ſeiner Kraft verloren, und das neue Chriſtenthum vermochte nicht ihm größere Feſtigkeit zu geben. Wenn ein Merovinger den andern ſchwören ließ, daß dieſer niemals etwas gegen ihn unternehmen wolle, ſo half ihm das ſicher wenig. Häufig wußte der Schwörende ſich dem Eide dadurch zu entziehen, daß er ihn dem Wortlaut und nicht dem Sinne nach erfüllte. Der Vandalenkönig Hilderich in Afrika hatte ſeinem ſterbenden Vater Traſamund gelobt, nach ſeinem Regierungsantritt den Katholiken keine Kirche zu öffnen. Er ließ ihnen alſo nach dem Tode des Vaters die Kirchen öffnen, bevor er die Regierung antrat. Dennoch blieb die Empfindung auch unter den Herrſchenden, daß der Eid ein gefährliches und ehrwürdiges Hinderniß ſei, und man wand ſich ängſtlich um die läſtige Feſſel. Vollends im Volke dauerte die Ehrfurcht vor geſchworenem Bund. Zwei Brüder, Könige der Merovinger, hatten ſich zum Kriege gegen ihren dritten Bruder zuſammengethan; doch die Geſandten liefen hin und her und vermittelten den Frieden. Beide gelobten dem dritten, Friede mit ihm zu halten. Da murrte das Heer des einen: „Gieb uns Beute oder Kampf; wie wir gekommen ſind, kehren wir nicht nach Hauſe zurück.“ Der König beſchloß in der Noth, doch trotz ſeinem neuen Eid gegen den dritten ins Feld zu ziehen. Aber das Heer rief tadelnd: „Wie können wir gegen dieſen König einen Kampf beginnen? du haſt ihm ja eidlich Frieden gelobt. Wir wollen gegen den andern Bruder ziehen.“ Und dieſe praktiſche Auskunft wurde gewählt und beruhigte die Gewiſſen.*)

Die geheime Quelle aller irdiſchen Macht war dem Herrſcher der geſammelte Hort, d. h. ſein Schatz. Längſt war die Zeit geſchwunden, wo der Germane wenig Unterſchied zwiſchen dem geſchenkten Goldbecher des römiſchen Kaiſers und dem heimiſchen Napf aus hartem Wurzelholz gemacht hatte. Aus den römiſchen Lagern und den Beutezügen der Grenzbewohner verbreitete ſich die Freude an edlem Metall zuerſt in die Hallen der Häuptlinge, dann in das Volk. Schnell nahm die Begehrlichkeit überhand, und den abenteuernden Mann trieb ebenſo ſehr Sehnſucht nach ſchönen Armringen in die Fremde, als Ausſicht auf ruhmvolle That.

---

*) Fredegar 71.

Die Germanen waren ein geldloſes Volk, als ſie gegen die Römergrenze anſtürmten, die rollende Silbermünze der Römer war ſeit dem dritten Jahrhundert ſchlecht, lange nur überſilbertes Kupfer von ſehr unſicherem Verkehrswerth. An das Gold hing ſich alſo zuerſt der Wunſch der Germanen. Aber es war nicht vorzugsweiſe das gemünzte Metall, welches ihnen lieb wurde, ſie begehrten es als kriegeriſchen Schmuck und als Ehrengefäß beim Mahle, in der Weiſe eines jugendlichen Volkes, welches ſeine Habe zu zeigen liebt, und nach Germanenart, welche auch den praktiſchen Vortheil mit ſinnigen Gedanken umzog. Ein koſtbares Schmuckſtück war Ehre und Stolz des Kriegers. Für den Herrn aber, welcher den Krieger unterhielt, war der Beſitz ſolcher Koſtbarkeiten von höherem Werth. Des Häuptlings Pflicht war, mild zu ſein gegen ſeine Mannen, und der beſte Beweis der Milde war die reichliche Austheilung werthvoller Schmuckſtücke. Wer das vermochte, war ſicher, von dem Sänger und von ſeinen Bankgenoſſen gerühmt zu werden und Anhang zu finden, ſo viel er bedurfte. Einen großen Schatz haben war alſo gleichbedeutend mit Macht haben; die entſtandenen Lücken ſtets durch neuen Erwerb auszufüllen, war Aufgabe des klugen Fürſten. Er mußte ihn ſicher verwahren, denn ſeine Feinde ſtellten zuerſt dem Schatze nach; der Schatz hob den Beſitzer aus jeder Niederlage herauf, er warb ſtets Folgſame, welche den Treueid leiſteten. In der Wanderzeit wurde, wie es ſcheint, bei den Fürſtengeſchlechtern aller Völker die Anlage eines Hausſchatzes Brauch. Mit Königskleid und Thronſeſſel richtete als einer der ſpäteſten Leuvigild um 568 ſeinen Schatz her; bis auf ihn hatten die Könige der Weſtgoten in Tracht und Lebensart unter ihrem Volke geſeſſen wie andere Männer. Seitdem ruht überall die Königsmacht auf Reich, Schatz und Volk.

Der Schatz eines Fürſten beſtand aus goldenem, ſpäter auch aus ſilbernem Schmuck und Geräth, aus Armringen, Spangen, Diademen, Ketten, Bechern, Trinkhörnern, Becken, Schalen, Krügen, Tiſchplatten und Pferdeſchmuck theils von römiſcher, zuweilen auch von heimiſcher Arbeit, ferner aus Edelſteinen und Perlen, aus koſtbaren Gewändern, die in den kaiſerlichen Fabriken gewebt waren, und aus gut geſtählten und geſchmückten Waffen. Dann aus gemünztem Gold, zumal wenn es durch Größe oder Gepräge merkwürdig war; endlich aus Goldbarren, welche in die römiſche Form von Stäben, in die deutſche von Birnen oder Keilen gegoſſen wurden. Auch der König bewahrte verarbeitetes Edelmetall lieber als das runde Geld, und ſchon in der Wanderzeit wurde auf eine Arbeit, welche für zierlich galt, und auf koſtbare Steine, welche eingefügt waren, hoher Werth gelegt. Außerdem ſuchte man die Pracht in Umfang und Schwere der einzelnen Stücke, wie ſchon die Römer gethan. Die Tafelaufſätze wurden in rieſiger Größe verfertigt, zumal ſilberne Becken, und mußten zuweilen durch Maſchinen auf die Tafel gehoben werden. Solche Koſtbarkeiten erwarb ein Fürſt durch Geſchenke, welche bei jeder Staatshandlung, bei Beſuchen, Geſandtſchaften, Friedensverträgen gegeben oder empfangen wurden, am liebſten durch Tribut, den ihm die Römer bezahlten und der nicht niedrig war — 300, 700 Pfund Gold jährlich —, endlich durch Raub und Beute, durch die Abgaben der Unterworfenen und die Einnahmen von ſeinen Gütern. Auch das geprägte Metall, welches in den neugegründeten Germanenreichen zum Schatze floß, wurde oft verarbeitet. Gern rühmte ſich der Beſitzer ſeiner Prachtſtücke und der Größe ſeiner Geldkiſten. Als der Königsſohn Chloderich ſeinen Vater auf Anſtiften des Chlodovech getötet hatte, zeigte er dem Boten des argen Vetters die große Truhe, in welche der Ermordete ſeine Goldſtücke zu legen pflegte; da ſagte der Geſandte zu ihm: „Miß die Tiefe mit dem Arme aus, damit wir die Größe wiſſen," und als der Frevler ſich niederbeugte, zerſchmetterte ihm der Franke den Kopf mit ſeiner Axt. Der Frankenkönig Chilperich ließ einen großen Tafelaufſatz machen aus Gold und Edelſteinen, 50 Pfund ſchwer, und ſagte vergnügt: „Dies habe ich zu Ruhm und Glanz des Frankenvolkes verfertigen laſſen, und wenn ich am Leben bleibe, werde ich noch mehr der Art befehlen.“ Und der König Gunthram wies ebenfalls bei Tiſche auf ſein Geräth: „Alles Silber, was ihr hier ſeht, hat meinem treuloſen Diener Mummolus gehört, jetzt iſt es, Dank der Gnade Gottes, in unſere Hände gefallen. Fünfzehn Schüſſeln, ſo groß wie die größte dort, habe ich ſchon zerſchlagen, und ich habe nur dieſe behalten und eine andere, welche 470 Pfund ſchwer iſt.“

Nicht nur die Könige und Hauptleute ſorgten um einen Schatz; wer irgend konnte, ſammelte ſich einen Hort. Den Prinzen wurde ſogleich nach der Geburt ein eigner kleiner Schatz angelegt. Als der zweijährige Sohn der Fredegunde im Jahre 584 ſtarb, befrachtete ſein Schatz von ſeidenen Kleidern und Schmuck aus Gold und Silber vier Karren. Ebenſo wurden Königstöchter bei der Vermählung mit Schatzſtücken und Geſchmeide ausgeſtattet, und ihnen begegnete wohl, daß ſie auf der Brautreiſe um ihrer Schätze willen angefallen wurden. Der Schatz für ſie wurde auch aus ſogenannten freiwilligen Gaben der Landesgenoſſen geſammelt, und von harten Königen dabei arge Bedrückung geübt. Als die fränkiſche Rigunthe im Jahre 584 zu den Weſtgoten nach Spanien geſandt wurde, füllte ihr Schatz fünfzig Frachtwagen. — Jeder Herzog und Beamte des Königs ſammelte in gleicher Weiſe. Argwöhniſch wurde von dem Oberherrn der Schatz des Beamten betrachtet; häufig diente der Sammler als Schwamm, welcher vollgeſogen ausgepreßt wurde auf den letzten Tropfen und der Unglückliche konnte zufrieden ſein, wenn er nicht bei der Entleerung ſeiner Kaſten auch das Leben verlor. Es war gütig von dem Langobardenkönig Agilulf, daß er ſich begnügte dem aufſäſſigen Herzog Gaidulf ſeinen Schatz zu nehmen, den dieſer auf einer Inſel des Comerſees verborgen hatte, und daß er den Empörer wieder zu Gnaden empfing, „weil ihm die Kraft zu ſchaden genommen war.“ Gelang dem Herrn nicht, den Schatz des Beamten zu rechter Zeit einzuziehen, ſo hatte er vielleicht um die Herrſchaft mit ihm zu kämpfen.

Ebenſo trugen Kirchen und Klöſter zu Hauf, ihre Einnahmen und Geſchenke legten ſie an in Kelchen, Schüſſeln, Evangelienbehältniſſen, die mit Gold und Edelſteinen verziert waren. Kam ein Biſchof in kriegeriſches Gedränge, ſo nahm er einen goldenen Kelch aus dem Kirchenſchatz, ließ Geld daraus prägen und löſte dadurch ſich und die Seinen. Denn der Schatz eines Heiligen wurde auch von ruchloſen Plünderern mit Scheu betrachtet, weil der Eigenthümer den Räubern durch ſeine Klagen im Himmel ſehr ſchaden konnte. Doch nicht immer vermochte ein weitgefürchteter Heiliger die Habgier abzuhalten.

Bei jedem Streit um die Herrſchaft, bei Erbtheilung und Friedensverträgen wird über den Schatz beſtimmt; iſt ein König geſtorben, ſo entbrennt zuerſt über dem Hort der Hader der Söhne; wer den Schatz gewinnt, hat die Bürgſchaft, auch das Reich zu erhalten. Vom Blutfelde der catalauniſchen Schlacht eilt der Sieger Thorismund, nachdem er ſeinen königlichen Vater auf dem Schlachtfelde beſtattet hat, nach Toloſa zurück, um den Schatz des Vaters vor den Brüdern zu heben; und während Attila in ſeiner Wagenburg aus den Sätteln der Hunnen einen Scheiterhaufen bauen läßt, um ſich ſelbſt zu verbrennen, wenn das Lager geſtürmt wird, iſt ſein ſiegreicher Gegner ſchon auf dem Rückwege in das Gotenland. Will ein neuer Fürſt ſich die Gunſt eines mächtigen Nachbars erwerben, ſo läßt er ihm ſagen: „Meines Vaters Reich und Schätze ſind mein, ſende zu mir, und willig ſpende ich, was dir von den Schätzen meines Vaters gefällt.“ Unter den Friedensvorſchlägen, welche Juſtinian dem Gotenkönig Vitigis macht, iſt auch, daß der Gote ſeinen Schatz mit dem Kaiſer zur Hälfte theilen ſoll; der Königin Brunichilde wird nach dem Tode ihres Gemahls von dem feindlichen Nachfolger zuerſt der Schatz genommen. Als der Vandalenkönig Gelimer in der letzten Noth iſt, verſucht er noch ſeinen Schatz aus Afrika zu den Weſtgoten nach Spanien zu retten; aber auf dem Wege fällt alles Gold in die Hände der Griechen. Als ein Frankenkönig ſich mit dem andern verſöhnt, bietet er ihm von allen Koſtbarkeiten, die er beſitzt, von Waffen, Kleidern, Königsſchmuck und Roſſen, auch von ſeinen Silberſchüſſeln je drei Paar, und der beſchenkte König ſpendet wieder ein Drittel davon an einen Getreuen.

Ein ſchlauer Schatzſpender wußte auch die Habſucht Anderer zu täuſchen; vergoldetes Erz wurde für Gold ausgegeben. Es war ganz in der Art des Königs Chlodovech, daß er die Großen ſeines Vetters Ragnachar von Cambrai durch vergoldete Armringe und Wehrgehänge beſtach, bis ſie ihn in das Land ließen. Als er ſeinen Wunſch erreicht, ihr Fürſtengeſchlecht getötet, Reich und Schatz genommen hatte, da erſt merkten die Verräther, daß ſie betrogen waren, und als ſie ſich zu beſchweren wagten, bedräute ſie der König und ſprach verächtlich: „Billig empfängt der ſolches Gold, der ſeinen Herrn in das Verderben lockt. Ihr verdient, daß ich euch am Leben ſtrafe.“ — Auch jene Sachſenſchaar, welche um 573 aus dem Langobardenreich durch fränkiſches Land nach der Heimat zurückkehrte, hinterließ im Frankenreich ſehr üblen Leumund, weil ſie die Leute mit ihrem Schatze betrog und gegoſſene Bronzeſtücke als Goldbarren verkaufte; Viele wurden dadurch arm. — Hatte ein König ein recht werthvolles Stück in der Noth verſchenkt, ſo that es ihm auch wohl leid und er forderte von dem Andern, daß er es ihm „aus gutem Herzen“ zurückgebe.

Aber der Schatz gab dem Herrſcher nicht nur Macht und Schmuck, er wurde nach Germanenart auch mit einer gemüthlichen Poeſie umſponnen. Die Prachtſtücke des Schatzes waren die handgreiflichen Zeichen der Erfolge, Kämpfe, Siege; ſie waren Stolz und unabläſſige Sorge des Beſitzers. Einzelne berühmte Schatzſtücke hatten eine lange Geſchichte, welche der Sänger kündete. Hier hing das gute Schwert eines früheren Helden, das von Zwergen geſchmiedet ſein ſollte, dort ſtand eine

Trinkſchale, die ein ſtreitbarer Held im Innern des Berges dem geſpenſtigen Drachen abgerungen hatte. Ein goldner Krug war die Ehrengabe des Kaiſers von Byzanz; der große Schild aus Gold und Edelſteinen gehörte zur Ausſtattung einer Ahnmutter des Fürſtengeſchlechts; auch ein hölzernes Gefäß, reich mit Gold und eingeſetzten Edelſteinen geziert, wurde wegen ſeiner ſchönen Arbeit höchlich bewundert.*) So enthielt das Schatzhaus die Familiengeſchichte eines edlen Hauſes. Aber der Schatz war nicht gewonnen ohne blutige That, er wurde nicht bewahrt ohne Neid und Nachſtellungen. Schweres war gewagt und Frevel geübt ihn zuſammenzubringen, Blut hing an vielen Stücken und der Fluch der Beraubten; wohl mochte ſolche Habe dem Beſitzer übel frommen. Deshalb ſchwebte um den liebſten Beſitz auch etwas Unheimliches, was den Herrn in bangen Stunden ängſtigte; und wenn ein blutbeſprengtes Stück einmal hervorgeholt wurde, dann ſahen die Gäſte der Königstafel mit Scheu darauf. Wurden dieſe Erinnerungen allzu peinlich oder wollte der Beſitzer ein Unrecht ſühnen, ſo ſchenkte er das verhängnißvolle Kleinod in den Schatz eines Heiligen, damit dieſer den Fluch abbitte.

Aus dem Innern der Erde, aus dem Reich finſterer Mächte war das Gold heraufgeholt an das Sonnenlicht; was Freude der Menſchen war, erweckte auch unabläſſig die Begier und erzeugte Unthat und Rache, und was der Phantaſie ſo lockend glänzte, wurde häufig dem Beſitzer zum Verderben. Deshalb ſind die Sagen und hiſtoriſchen Ueberlieferungen jener Jahrhunderte eifrig, die dämoniſche Wirkung der Schätze hervorzuheben. Der Schatz Faſne's, der Nibelungenhort, der Drachenſchatz, welcher den Tod Beowulf's herbeiführt, künden in germaniſchen Heldenliedern daſſelbe, was die Geſchichtſchreiber von andern Schätzen aus ihrer Zeit berichten. In der Urzeit war weitberühmt geweſen der Schatz von Toloſa, den die Kelten einſt von ihrem Raubzuge nach Delphi im Jahre 279 v. Chr. heimgebracht haben ſollten. Ihnen hatte der geſchädigte Beſitzer Apollo zur Strafe die Peſt in das Land geſandt, und ihre Wahrſager hatten gerathen, den Fluch dadurch abzuwehren, daß das Gold in einen See verſenkt wurde, als Opfer an die Mächte der Unterwelt. Aus dem See hatte ihn der römiſche Conſul Servilius Cäpio hervorgeholt, aber, wie man ihm in Rom zutraute, ſelbſt wieder der Bedeckungsmannſchaft geraubt, die das Gold in den römiſchen Schatz führen ſollte. Ihn und Alle, welche bei dem Raub betheiligt waren, traf Verderben, und die Redensart: „er hat Gold von Toloſa“ bezeichnete einen Mann, der von unendlichem Unglück verfolgt wurde. Während der Wanderzeit wurden andere berühmte Schatzgeſchichten umhergetragen; die Kaiſer von Byzanz ſollten mehr als einmal aus der Noth gerettet worden ſein durch ungeheure Goldſchätze, welche zufällig in Häuſern gefunden wurden, darunter der unermeßliche Schatz des Narſes.

---

*) Goldſchild und Holzſchale waren z. B. Geſchenke, welche die Königin Brunichilde verfertigen ließ; ſie wurden auf dem Wege zum Empfänger geraubt.

Berühmt waren auch die Schickſale des großen Tempelſchatzes von Jeruſalem. Er ſtammte, wie man wußte, von Salomo; Titus brachte ihn nach Rom, von dort entführte ihn der Vandale Genſerich nach Karthago, durch glücklichen Zufall fing ihn Beliſar ab, bevor er zu den Weſtgoten gerettet werden konnte. Beliſar führte ihn im Triumph zu Conſtantinopel auf, aber ſein Kaiſer Juſtinian wurde durch einen weiſen Juden gewarnt, daß dieſer Schatz Unheil brächte, ſolange er nicht zu der Stätte zurückgebracht wäre, welcher einſt Salomo ihn geſtiftet. Deshalb ließ Juſtinian ihn in den chriſtlichen Kirchen Jeruſalems aufſtellen. Dort wurde er zuletzt eine Beute der Araber.

Auch die Germanen wußten, daß auf dem Römerboden, den ſie beſetzt hatten, ungeheure Schätze in der Erde lagen, und das Gerücht war geſchäftig zu melden, daß hie und da bei einem alten Grabmal oder ſonſtwo von glücklichen Findern ein vergrabener Schatz gehoben worden ſei.*) Der Frankenkönig Gunthram, ein wohlgeſinnter Mann, legte bei der Jagd ſein Haupt auf das Knie ſeines Begleiters und ſchlief ein. Da kam aus ſeinem Munde ein kleines Thier und ſuchte über das Bächlein, das vorbeifloß, hinüberzukommen.**) Der Begleiter hielt ſein Schwert über den Bach, das Thierchen lief darüber und fuhr in ein Loch des nahen Berges. Nach einiger Zeit kam es wieder heraus, ſchlüpfte auf dem Schwert über das Waſſer und in den Mund des Königs zurück. Unterdeß träumte dem König, er gehe auf eiſerner Brücke über einen Fluß und in einen Berg, wo er eine große Menge Goldes erblicke. Als er erwachte, ließ er nachgraben und fand einen unermeßlichen Schatz, der vor alter Zeit niedergelegt worden war. Von dieſem Gold ließ er ein großes Ciborium machen, das er in die Kirche des heil. Marcellus zu Chalons an der Saone ſtiftete, wo es noch zur Zeit Karls des Großen war. Kein goldenes Werk war mit dieſem zu vergleichen.

Wie man die Schätze aus der Erde zu holen ſuchte und dabei auf das Glück hoffte, auf günſtige Träume und Zaubermittel, welche das Gold dem hütenden Drachen entzogen, ſo barg man in der Noth auch wieder den geſammelten Schatz in der Erde. Der Zufall bringt in unſerer Zeit mit ſolchem Goldhort, der in der Wanderzeit vergraben wurde, lehrreiche Kunde von dem Leben unſerer Ahnen ans Licht: auf goldenen Trinkhörnern, Ketten, Amuletmünzen auch Umſchriften in Runen.

Von der Völkerwanderung bis in die Gegenwart gehört zu den geheimen Wünſchen des Germanen, einen Schatz zu finden, dieſelben Beſchwörungsmittel, derſelbe Aberglaube durch fünfzehnhundert Jahre. — Auch die Gewohnheit, erworbenes Metall dem Verkehr zu entziehen oder in Schmuckſtücken als Hausſchatz zu bewahren, hat durch viele Jahrhunderte gedauert und hat die Entwickelung des deutſchen Geldverkehrs weſentlich aufgehalten; die letzten Gewohnheiten beſtehen noch heute bei Regierungen, welche einen Kriegsſchatz aufſammeln, und bei Landleuten, welche Töpfe mit Silbergeld vergraben.

---

*) Fredegar 88; Gregor 7, 40.

**) Die Seele erſcheint nach Germanenglauben, wenn ſie ſich vom Körper löſt, als Maus, Vogel, Schmetterling.

Wo aber Macht und Schatz dem Deutſchen nicht ausreichten, ſuchte er den Willen der Götter zu erkennen und ſich geneigt zu machen. Sie ſprachen zu ihm durch Zeichen, welche ſie ſendeten, durch Donnerſchlag, Hagel und fallende Sterne, durch Geſang und Flug der Vögel, welche ihnen heilig waren, durch das Wiehern der Roſſe und den Angang der Thiere im Felde. Das Leben der Natur, ſo vertraut und ſo fremd der Menſchenſeele, kündete mit tauſend Stimmen, was die Götter über das Schickſal der Sterblichen fügten. Wenn der Aar in der Luft mit ſeinen Flügeln beſchattend über einem Gefangenen ſchwebte, ſo ſchloß der Sieger, daß dieſer Mann zu großen Dingen beſtimmt ſei, er löſte ihn von ſeinen Banden und ſandte ihn frei in die Heimat, nachdem er ihm einen Eid abgefordert hatte, daß er nie etwas gegen den Sieger thun werde. Wenn der Storch von einem Mauerthurm, wo er geniſtet, auszog, indem er die ſchwächſte Brut auf dem Rücken davon trug, dann erkannte das belagernde Heer, daß der Stadt ein Unglück drohe, und hemmte den Aufbruch, kurz darauf fiel der Mauerthurm zuſammen und öffnete dem Heere den Zugang. Wo Götterwille ſich nicht freiwillig offenbarte, mußte der Menſch nach dem Willen des Gottes forſchen. Dem Fragenden gaben die Götter Antwort durch die Looſe, welche er warf, durch das Blut, welches auf dem Opferſtein rann. Ja der Menſch unternahm die hohen Gewalten zu zwingen, daß ſie ſeinen Willen thaten. Das Knüpfen geheimnißvoller Knoten und das Bewahren einzelner Theile von Thieren und Pflanzen, welche den Göttern heilig waren, vermochte zu ſchützen oder zu ſchaden. Gewaltig war die beſchwörende Kraft der Worte, welche feierlich aus dem Innern des Menſchen brachen; und dieſe Zauberkraft hing ſowohl am Klang der geſungenen Worte, als an den germaniſchen Buchſtabenzeichen, den Runen.

Von den Runen trug jede beſonderen Namen, und in der älteſten Zeit wohnte jeder, wenn ſie mit gewiſſem feierlichem Brauch eingeſchnitten wurde, eine beſtimmte zauberkräftige Wirkung bei. Denn der Germane gebrauchte ſeine Schriftzeichen nicht im Tagesverkehr, wie die Völker der alten Welt; ſein Streben, Alles bedeutſam zu vertiefen und in die Erſcheinung einen geheimen Sinn zu legen, machte ihm auch die Zeichen geſprochener Laute ehrwürdig und geheimnißvoll. Die älteſte Reihe derſelben war ihm vielleicht in ſehr alter Zeit von Griechenland heraufgetragen worden, andere hatte er nach römiſchen Buchſtaben geformt, ihre Bedeutung war bei den großen religiöſen Feſten der Eidgenoſſenſchaften feſtgeſtellt, ihre Benützung aber erforderte Kunſt, der Weiſe wußte, daß ſein höchſter Gott ihre Kunde mühſam erworben und daß zu ihrem kräftigen Gebrauch Verſchwiegenheit nöthig ſei.

Als die Runen ſelbſt an Würde verloren, wahrſcheinlich ſeit Bekanntſchaft mit lateiniſcher Schrift, wurde das Zauberkräftige ihrer Wirkung abhängig gedacht von den Liedern, welche man dazu ſang. Wenige kannten dieſe geheimen Lieder, aber Viele begehrten ſie. Wer die Runen einſchnitt in das Reis der Haſel oder eines andern Fruchtbaums und dazu das rechte Lied zu ſingen wußte, der vermochte wunde Glieder zu heilen, die Feſſeln des Gefangenen zu löſen, den Pfeil in der Luft zu hemmen, den Leib unverwundbar zu machen, das lohende Feuer zu dämpfen, hadernde Männer zu verſöhnen, den Sturm und die brandende See zu ſtillen, die Liebe der Frauen zu erwerben, feindliche Schaaren gleich Geſpenſtern in der Luft zu zerſtäuben, und wenn er ſein Runenlied vor dem Kampf in den Schild ſang, Sieg zu gewinnen.*)

---

*) Havamal und Grougaldr in der Edda. In Skirnisför iſt ein ſolches Beſchwörungslied, welches zur Liebe zwingt, erhalten; es beginnt dem Sinne nach ſo: Zum Hügel ging ich ins dichte Holz, Zauber-

Solche Zauberlieder murmelten die Frauen während der Schlacht von ihrer Wagenburg und nach der Schlacht über den klaffenden Wunden der Krieger; und Frauen blieben durch das ganze Mittelalter Bewahrerinnen der Heidenkunſt, ihre Hilfe wurde auch von den neuen Chriſten emſig begehrt, ſie kochten den Zaubertrank der Fredegunde, womit die Königin ihre Boten zu einer Unthat beherzt machte, und jenen anderen Zaubertrank, der in der Heldenſage dem Sigfried gereicht wurde, damit er ſein Verlöbniß mit Brunhilde vergeſſe. Gläubig erſehnte der Germane die Zauberhilfe; aber ſchon in der Heidenzeit galt ſie für unheimlich, ſie mochte dem Erwerber zuletzt doch Unheil bringen ſtatt des Glücks, der wackere Mann vertraute am liebſten der eigenen Kraft und dem Schutz, welchen ſeine Götter der ehrlichen Bitte gewährten. Demungeachtet war die geheime Einwirkung der Träume, Weiſſagungen und Vorzeichen ſehr groß, und es iſt für uns in vielen Fällen unmöglich, von einzelnen Handlungen des geſchichtlichen Helden einen Schluß auf ſeinen Charakter oder ſeine Einſicht zu machen, weil wir durchaus nicht verſtehen, was ſein Thun gerichtet hat, ob freier Entſchluß oder die geheime Mahnung eines Gottes.

Das höchſte Erdenglück begehrte ſich der Germane, Fülle der Macht und der Güter; aber wer den höchſten Wunſch erreicht hatte, der hatte auch Grund zu der Sorge, daß er nicht lange mehr das Licht der lieben Sonne ſchauen werde. Es war Meinung der Germanen, daß Attila von der Stadt

---

ruthen zu raffen, mit Zauberruthen zwing' ich dich, Runen des Unheils ſchneide ich. Verleidet ſei dir alle Speiſe, abſeit ſitze Abſcheu den Menſchen; Trübſinn und Thränen, Sehnſucht und Sorge quäle dich von Morgen zu Morgen', verdorren ſollſt du gleich der Diſtel, die ſich drängt in die Oeffnung des Ofens u. ſ. w. — Die älteſten deutſchen ſind geſammelt in einem guten Buch: Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutſcher Poeſie und Proſa aus dem 8.–12. Jahrhundert. — Bis zur Neuzeit haben im Volksmund zahlreiche Trümmer dieſer uralten Formeln gedauert.

Rom, welche ganz widerſtandslos vor ihm lag, deshalb zurückgewichen ſei, weil er das übermenſchliche Glück des Weſtgotenkönigs Alarich fürchtete; denn nachdem dieſer das Höchſte erreicht, die große Kaiſerſtadt erobert hatte, wurde ihm beſchieden, Menſchenloos mit Totenloos zu vertauſchen. Dem Glück war nicht zu trauen, und die Gunſt der Götter war nicht dauerhaft; den eigenen ungezügelten Wunſch zu beherrſchen, ziemte dem weiſen Mann.

Die Völker führten ihre Kriege jetzt wilder als ſonſt. Mancher rohe Brauch kam von den Fremden zu ihnen. Von mongoliſchen Königen lernten ihre Fürſten, den Schädel des getöteten Feindes in Gold zu faſſen und als Trinkgefäß zu gebrauchen; aber die ſagenhafte Erzählung von dem Langobardenkönig Alboin und der Gepidentochter Roſamund zeigt, wie die deutſchen Sänger dieſen Kannibalenſtolz anſahen. Immer war Recht geweſen, den Feind, welcher Waffen trug, zu töten, aber die ſich unterwarfen oder wehrlos waren, hatte man bewahrt, häufig als Sklaven verhandelt; der Frauen Ehre ward geſchont. Jetzt wurde erbarmungslos niedergemetzelt, und den einbrechenden Franken wurde nachgeſagt, daß ſie gegen Kriegsgebrauch an Frauen Unehre übten. Auch gewandte Plünderer wurden die Krieger; gleich den Hunnen ſteckten auch Germanen die geraubten Koſtbarkeiten vergnügt in den Sack, der an den Roſſen hing, und die Vielgewanderten lernten den Werth eines indiſchen Steins oder ſchöner Perlen ſo klug abſchätzen, wie die fremden Händler, welche ihre Wagen umſchlichen.*)

An vielen Geſtalten ſehen wir den Verderb jener argen Welt, die Klagen der Schriftſteller über die Schlechtigkeit ihrer Zeitgenoſſen ſind häufig; aber unſicher bleibt unſer Urtheil über die Gemeingiltigkeit ſolcher Vorwürfe. Es iſt uns verſagt, den Grad und die Nachwirkung der Uebel mit irgend welcher Genauigkeit zu meſſen. Denn auch die moraliſchen Leiden eines Volkes wirken zuweilen wie herrſchende Krankheiten, ſie vermindern die Tüchtigkeit der Nation auf einige Zeit, ſie geben ihr ein unholdes, kränkliches, ja greiſenhaftes Ausſehen, aber ſie mögen durch die ſtarke Lebenskraft ohne dauernde Einbuße überwunden werden. Ein Volk kann arge Verbildungen überdauern, wenn dieſe die idealen Empfindungen und die ſittlichen Forderungen, welche das Volk an ſeine Guten macht, nicht weſentlich beeinträchtigen. Deshalb iſt beſonders lehrreich, auf den Gegenſatz zu achten, welcher zwiſchen den wirklichen Verhältniſſen und den idealen Forderungen der Wanderzeit ſichtbar wird. Die Poeſie eines Volkes in ſeiner Jugend geſtattet uns zu erkennen, wie ſich das Volk innerlich zu dem Verderb ſtellt, welcher in ſein Leben bringt, vor allem iſt entſcheidend, wie es ſeine Ehen ſehen will und die Tapferkeit ſeiner Männer.

---

*) Die römiſchen Söldner, welche Ammian XXII, 4, 6 tadelt, ſind wenigſtens zum Theil Germanen.

Es war natürlich, daß die Verwilderung auch in die Seelen der fürſtlichen Frauen kam; aber auch ſie erwieſen dabei die germaniſche Art. Wie die Frau des deutſchen Bauern ſeine Genoſſin bei der Arbeit iſt und Begleiterin auf das Schlachtfeld, ſo wird auch die Fürſtin Vertraute ihres Gemahls in den Sorgen ſeines Amtes, ſie treibt wie er Politik, hat wohl auch ihren eigenen Schatz, ſpendet Geſchenke und feſſelt das Gefolge an ſich. Seit älteſter Zeit war die Hausfrau in der Methhalle des Häuptlings den Mannen ihres Gemahls eine wichtige Perſon; ob ſie hochmüthig war gegen die Getreuen, ob geizig und unfreundlich von Geberde, das war der Methbank eine ernſte Sorge, es wurde ſchon in der Urzeit darüber der Kopf geſchüttelt und viel gemurmelt; und ihr, der Wirthin, mochte auch nicht immer leicht werden, mit den trotzköpfigen Geſellen in Frieden auszukommen.*)

---

*) Beowulf V. 1926 folg. wird kritiſch die junge Königin Hygd beurtheilt: „Sie war weiſe und wohlgeſtrenge, nicht niedrig in ihrem Thun und auch nicht gerade karg mit Gaben, aber furchtbar ſtolz. Keiner von

Die kluge Frau iſt Beratherin ihres Hauswirths in vertrauter Stunde; bevor er das Lager beſteigt, öffnet er ihr ſein Gemüth und faßt mit ihr ſeinen Entſchluß. Die ſtarke Frau eines ſchwachen Mannes widerſteht ſchwer der Verſuchung auf eigene Hand zu regieren, ſie mag vielleicht ihren Einfluß auf die Großen brauchen, um ſich gegen die Verwandten des Gatten zu ſichern, ſie verfolgt ihre Feinde mit weiblichem Haß, ſendet Meuchelmörder, befiehlt heimliche Raubzüge, ſchickt ihre Boten an fremde Königshöfe zu verſtohlener Verhandlung. Es iſt oft beobachtet, daß in den Königsgeſchlechtern nur die Männer ſchwach wurden, daß aber auch verdorbene Frauen die Kraft einer mächtigen Natur ſich bewahrten. Die deutſchen Fürſtinnen hatten nicht die abgefeimte Sinnlichkeit der vornehmen Römerinnen, ſie waren oft gewiſſenlos, von wüthender Leidenſchaftlichkeit in Haß, Liebe, Eiferſucht, Ehrgeiz, dabei nicht ſelten von einer Gewalt des Weſens, welche auch Männern Schrecken und Bewunderung einflößte. Stolzer als die Männer ſind ſie auf vornehmes Blut, hochfahrend gegen Niedere, ganz Hingabe, wo ſie lieben, unerbittlich und rückſichtslos, wo ſie haſſen. Auch der ſchlechteſte Germanenfürſt wird beengt durch ſein ſchwaches Gewiſſen, die ſchlechteſten dieſer Königsfrauen ſind, ſo möchte man meinen, ganz frei davon, und es iſt zuweilen eine gräuliche Naivetät in ihren Forderungen. So bittet die Auſtrichilde, als ſie in einer Seuche niederliegt, auf dem Totenbette ihren Gemahl, den König Gunthram, doch ja ihre Aerzte nach ihrem Tode hinrichten zu laſſen. Und dieſer letzte Wunſch wird unter Gewiſſensbiſſen erfüllt.

In der Wanderzeit war die Erziehung der Königstöchter nicht gemacht, die ſanften Tugenden einer Frau zu entfalten. Sie ſaßen in beſonderem Hauſe, ſie hatten außer Hofbeamten,

---

den Mannen, Niemand außer ihrem Eheherrn, durfte ſie mit ſeinen Augen anſtarren, ſie erregte ſogleich tödlichen Streit.“

die ihnen zugeordnet waren, ein dienendes Gefolge, darunter unfreie Männer und Frauen, von je das größte Unglück für die Sittlichkeit eines Weibes. Sie verkehrten täglich mit Männern, die einem zuchtloſen Hofe angehörten, nach alter Sitte fehlten ſie nicht bei großen Gelagen und hörten die kräftigen Scherze, welche der Deutſche beim Weine liebte. Waren ſie einflußreich, ſo wurde um ihre Gunſt eifrig geworben. Sie empfingen auch die Beſuche fremder Prinzen und Geſandten, und nicht immer benahmen ſie ſich bei ſolcher Gelegenheit, wie es einer Fürſtentochter ziemt. Als der Bruder des Herulerkönigs Rodulf der Langobardentochter Rumtrud bei einer Geſandtſchaft aufwartete, verhöhnte ihn das Mädchen, weil er klein von Geſtalt war, und als er ihr darauf mit ſcharfer Rede zu antworten wußte, gerieth ſie ſo in Wuth, daß ſie ihn durch ihre Leute rücklings überfallen und töten ließ, während ſie ihm ins Angeſicht freundlich that.

Bei alledem war die Stellung der Königstöchter unſicher. Nach einem Thronwechſel wurden ſie kalt behandelt und ſeit ſie Chriſtinnen waren, ohne jede Rückſicht auf ihre ungeiſtlichen Neigungen in ein Kloſter geſteckt, wo ſie Zucht und Anſtand nicht immer förderten, oder ſie wurden auf eine entlegene Hofſtätte verwieſen und ſchnöder Armuth überlaſſen. Im beſten Fall werden ſie aus Politik fremden Fürſten vermählt; dann haben ſie die ſchwere Aufgabe, ſich in unbekanntem Lande zu behaupten. Zuweilen iſt das Intereſſe, welches ihr Verlobter an der Vermählung gehabt, bereits kalt geworden, wenn ſie eintreffen; in dem Schatz, welchen ſie mitführen, liegt der ganze Werth, den ſie für ihren Gemahl haben. Ja ſie werden wohl gar unter leerem Vorwande mit Schimpf, nicht immer mit heilen Gliedern zurückgeſandt. Denn auch in der Umgebung ihres Gemahls fehlen unfreie Dienerinnen nicht, welche ihm aufwarten. Solche Sklavin war die heilige Bathilde, ein ſchönes Sachſenmädchen aus England, welches zuerſt von einem vornehmen Franken gehalten ward, ihm in ſeiner Kammer den Weinbecher zu reichen. Sie wurde ſpäter die Gemahlin Chlodovech's II und nach ſeinem Tode — nicht ganz freiwillig — in ein Kloſter geleitet, wo ſie im Jahre 684 zum Herrn einging und anſehnliche Wunder that. Ihr frommer Biograph iſt eifrig zu verſichern, daß jener Schenkendienſt in der Kammer ihrer Ehrbarkeit nicht geſchadet habe. Nicht ſelten gelangten ſolche Dienerinnen der Könige auf den Thron, oder ihre Söhne wurden Thronbewerber, und die ſtolze Königstochter hatte in einer ſchönen Nebenbuhlerin aus dem Volke eine Nachfolgerin zu fürchten. Denn Gemahlinnen aus Fürſtenblut galten zwar für anſtändiger, aber ſie waren nicht immer bequem. Von den beiden zügelloſen Frauen, deren Feindſchaft im ſechsten Jahrhundert das fränkiſche Königshaus mit Gräuel und Blut füllte, war Fredegunde von dunkler Herkunft und erſt durch den Mord von Brunichildens Schweſter zur Königin geworden. Ihr gegenüber war die Königstochter der Weſtgoten, Bruna (die Braune oder Bärin), die von den Franken des Wohlklangs wegen mit dem Namen einer Schlachtjungfrau begabt wurde, die vornehme Dame, und ſie ward auch von den Zeitgenoſſen ſo betrachtet.

Es ſind faſt nur Heilige oder Frauen aus Fürſtengeſchlecht, von denen Anekdoten überliefert ſind, und es waren in der Wanderzeit der Germanen ſelten die beſten Frauen, welche viel von ſich reden machten. Daß aber auch in den Familien von Fürſtenadel die holdeſte Leidenſchaft ihr Recht behauptete, lehrt nicht nur das Lied der Sänger, auch ſagenhafter Bericht der Geſchichtſchreiber. Der Langobardenkönig Authari hatte ſich um die Tochter Herzog Garibalds im Baierland*) beworben, er wollte aber vorher ſeine Braut mit eigenen Augen ſehen und zog deshalb verkleidet mit einem ſeiner Vertrauten über die Alpen. Der Vertraute ſprach als Geſandter vor Herzog Garibald: „Mein königlicher Herr hat mich geſandt, daß ich das Antlitz deines Kindes ſchaue.“ Der Herzog rief ſeine Tochter, und Authari ſah, wie ſchön ſie war. Theudelinde bot dem Geſandten zum Gruß einen Becher mit Wein, und der König konnte, da er den Becher zurückgab, ſeine Freude nicht bergen, er berührte ihre Hand und ſtrich ihr mit ſeiner Rechten von der Stirne über das Antlitz hinab. Das Fürſtenkind erröthete vor Scham und klagte die Dreiſtigkeit heimlich ihrer Amme. Doch die kluge Frau rief: „er war es ſelbſt, kein Anderer hätte gewagt dich anzurühren, als ein König.“ Authari aber war ein jugendlicher Herr von edler Geſtalt, von hellem Lockenhaar, wangenroth und ſchön von Antlitz. Und als der verkleidete Fürſt mit den Baiern, welche ihn geleiteten, an die Grenze von Italien gekommen war, da erhob er ſich hoch auf ſeinem Roſſe, ſchlug ſeine Axt gewaltig in den Grenzbaum und rief den Baiern zurück: „Das ſind Authari's Hiebe.“ Theudelinde wurde eine große Fürſtin unter den Langobarden; auch da ihr Gemahl geſtorben war, dienten ihr die Fürſten des Landes ritterlich als ihrer Königin. Und ſie traten vor ſie und baten, daß ſie ſich und dem Lande einen andern Herrn wähle. Dadurch wurde ihr beſchieden, die Gemahlin zweier Könige zu ſein. Denn die Königin ging zu Rath mit ihren Weiſen und wählte in der Stille einen Verwandten des verſtorbenen Königs, den Agilulf, Herzog von Turin, zu ihrem Gemahl. Vor Jahren, als gerade die junge Königin vom Norden in das Land gezogen war und ihre Hochzeit gefeiert wurde, war vor dem Herzog ein Blitzſtrahl niedergefahren und einer ſeiner Knechte hatte geweiſſagt, daß die junge Königin einſt ſein Gemahl ſein werde. Der Herzog aber hatte gedroht ihm das Haupt abzuſchlagen, wenn er noch ein ſolches Wort ſpreche. Als er jetzt vor die Königin Theudelinde trat, war er unwiſſend was ſie ihm wolle. Und die Königin nahm einen Becher, trank daraus und bot ihm den Wein. Sie meinte damit, daß ſie ihm Minne zutrinke als Verlöbniß, er aber merkte das nicht, faßte den Becher, und als er ihn zurück gab, küßte er ehrfürchtig ihre Hand. Da lächelte die Königin und ſprach erröthend: „Wer mir den Mund küſſen darf, der ſoll ſeine Lippen nicht an die Hand heften.“ Sie hob ihn auf und küßte ihn, und ſprach zu ihm von Hochzeit und Königthum.

---

*) Die Verbindung der Langobarden mit Adelsgeſchlechtern der Heruler im Lande, das nach den ausgeſtorbenen Boiern hieß, war alt und innig.

Wie in dieſer Zeit der Sänger oder Chroniſt dem Germanen von Liebe erzählt, freut ihn, die Innigkeit in der erſten Annäherung der Liebenden und darauf ein leidenſchaftliches Gefühl, welches das ganze Leben erfüllt und vielleicht verzehrt, voraus zu ſetzen. Häßlich waren die Verbildungen und ungeheuer die Verbrechen auch in der Ehe. Aber in der Seele des jungen Volkes lebten unvertilgbar die idealen Forderungen an das Leben. Immer wird von dem Lied des Sängers die Treue der Liebenden feſtgehalten. Geſtalten wie Helena und Klytämneſtra ſind dem Deutſchen unheimlich. Dieſe Sehnſucht eines reichen Volksgemüthes, Liebe und Treue in der Welt zu finden, und das Bedürfniß, edle Empfindung in die Wirklichkeit hineinzutragen, blieb ein Grundzug der germaniſchen Natur.

In dieſem Sinne darf man wohl ſagen, auch der laſterhafte Germane war ſelten ein verworfener Mann. Die Leidenſchaft ſtachelte ihn, übermächtige Verſuchung, die Noth ſeines bedrängten Lebens und die ordnungsloſe Welt. Aber in ſich trug er ein lebhaftes Bild von dem, was er ſein ſollte, und den ſtillen Wunſch nach gerechtem Thun. Der Frevel, welchen er übte, war vielleicht wilder und ſchrecklicher, als bei dem Mann aus Byzanz und Rom, aber in ihm pochte mahnend das Gewiſſen, lebendig fühlte er den Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Unrecht und den Folgen, welche auf ihn zurückfielen, und plötzlich packte auch den verhärteten Böſewicht die Reue.

Sie faßte auch den Wackern. Die Sage erzählt, daß der Oſtgote Theodorich durch einen großen Fiſchkopf, der vor ihm auf der Tafel ſtand, an das verzogene Antlitz des hingerichteten Symmachus erinnert wurde. Die Augen ſtarrten gräulich, die Lippe war dem Schreckbild in die Zähne gebiſſen. Da entſetzte ſich der König, ihn ſchüttelte Fieberfroſt, er eilte in ſein Schlafzimmer, ließ ſich mit Decken verhüllen, beweinte den Frevel und ſtarb kurz darauf in tiefem Schmerz. Aehnlich kam anderen Germanenfürſten vor ihrem Tode die Erkenntniß. Der Weſtgotenkönig Theudis wird in ſeinem Hauſe von einem Manne erſtochen, der ſich lange närriſch geſtellt hat, um dem König nahe zu kommen. Während das Blut des Königs dahin fließt, fordert dieſer von ſeinen Getreuen das Verſprechen, ſeinen Tod nicht an dem Mörder zu rächen; er habe dies Ende verdient, denn er habe in eigener Sache einen ſeiner Herzöge umgebracht. Ein vornehmer Franke will ein freies Mädchen zu ſeinem Willen zwingen, ſie ergreift ſein Schwert und ſpaltet ihm das Haupt. Er aber befiehlt ſterbend den Dienern, das Weib ungefährdet zu entlaſſen, denn ſie habe Recht geübt. Das Mädchen flieht in der Nacht aus der Stadt viele Meilen bis zum Königshofe und der König ſchützt ſie vor der Familienrache.

Denn die Seele des Germanen wurde nicht in gleicher Weiſe wie die des Südländers durch die Leidenſchaft der Stunde ausgefüllt; immer blieb etwas in ihm übrig, was die Bewegung zu beherrſchen ſuchte und über den Augenblick hinweg Vergangenes und Zukünftiges erwog. Wenn er ſich in einer Stimmung zu ſtarkem Ausdruck bringen wollte, mußte er vorher ſein Weſen ſteigern, und ſolche Steigerung wirkte wie ein Rauſch, der die ruhige Klarheit ſeines Urtheils auf Stunden dämpfte, ſelten den abwägenden Sinn auf die Länge beherrſchte. Wenn die Germanen zur Schlacht zogen, ſo thaten ſie dies in einer Kampfeswuth, welche ſtark abſtach von der harten Ruhe des krieggeübten Römers. Der Haß des Deutſchen brach heftig heraus, übel gebändigt durch die darüber ſchwebende Empfindung, daß es ſeine Pflicht ſei höflich zu ſein; der Haß des Südländers barg ſich klug hinter dem Gedanken, daß es für die Rache zweckmäßig ſei ſich zu verſtellen, und er flammte lange bewahrt im entſcheidenden Augenblick mit höchſter pathetiſcher Gewalt hervor.

Das Bedürfniß des Deutſchen, ſich bei feindlicher That zu ſteigern und dem Gegner überlegen zu erweiſen, macht den Helden vor dem Kampfe beredt; er ſtrebt darnach, den Gegner in Zorn zu bringen. Deshalb reizen einander die Krieger vor der Schlacht, die Helden der Sage vor dem Kampf. Der grimme Hohn, welcher den Gegner traf, wurde höchlich bewundert. Wenn zwei Heere in Rufnähe ſtanden, klangen herausfordernde Worte aus einem in das andere, Belagerer riefen zu den Belagerten lange Scheltreden auf die Mauer, und von oben ſchallte die Antwort hinab. Die Völker warfen einander arge Anekdoten vor, einzelne Schlachthelden ihre Unthaten oder demüthigende Momente ihres Lebens. Wenn der römiſche Feldherr einen geheimen Angriff verdecken will, etwa vor einer belagerten Stadt, ſo iſt ein wirkſames Mittel, daß er einen ſeiner germaniſchen Officiere, der des Schlachtenhohns Meiſter iſt, ärgerliche Worte gegen die Belagerten ſchreien läßt. Die lebhafte Theilnahme, welche das lange fortgeſetzte Wortgefecht erregt, vermindert die Aufmerkſamkeit der Feinde. In den nordiſchen Heldenliedern wird überreichlich die Laune zorniger Stachelreden geübt, die Spottlieder ſind unter den übelerhaltenen Geſängen der Edda wohl am vollſtändigſten bewahrt, die ſchlagenden Angriffe ſind natürlich ſolche, welche kränkende perſönliche Anſpielungen enthalten. Wo man nicht in das Leben des Andern zu faſſen wußte, befriedigte man ſich mit ſcharfer Kritik ſeiner Erſcheinung oder mit unfreundlichen Wünſchen. „Ich habe Aare geſättigt, während du in der Mühle Mägde küßteſt.“ „Du biſt ſo bleich um die Naſe, haſt du bei Leichen gelegen?“ „Barbeinig ſtehſt du wie ein Bärenführer, feige verbirgſt du dich unter dem Bettſtroh.“ „Du Strolch und Roßdieb; du fütterſt am Abend Schweine, den Roſſen ſchwingſt du das Futter und gibſt den Hunden die Atzung.“ „Wer iſt der Winzige, der nach Broſamen ſchnappt und mit dem Gaumen gluckſt?“ „Weich mahlen will ich dich wie Mark und dir alle Glieder brechen.“ Auch abſcheuliche Wünſche fehlen nicht: „Am Totenthor ſollſt du hocken, wo ſchlechte Knechte dir in knotige Wurzeln zum Trank den Gaisharn gießen.“ Die Blumenleſe ließe ſich leicht vermehren. In der deutſchen Heldenſage iſt Hagene ein Meiſter des höhnenden Wortes, das freilich vornehmer aus ſeiner düſtern Seele bricht. Doch muß zur Steuer der Wahrheit auch bemerkt werden, daß die edelſten Helden der Geſchichte und Sage dieſe Kunſt verſchmähen.

Aber nach anderer Richtung ſtellte der Germane an einen tapferen Krieger höhere Forderungen als das Alterthum. Der Germane ſollte auch gegen den Feind ehrlich ſein, der Kampf mit ihm war immer ein Gottesurtheil, gleich der Vortheil für beide, der Gegner vorbereitet auf den Angreifenden; für niedrig galt, den argloſen Mann, ſelbſt wenn er ein Feind war, zu überfallen oder gar den Unvorbereiteten hinterrücks zu töten. Ebenſo wie zur Volksſchlacht wurde zum Zweikampf Tag und Platz vorher beſtimmt, ein Grund gewählt und mit Stäben abgeſteckt, der Beiden dieſelben Vortheile bot. Auch Völker entſchieden ihre Zwiſtigkeiten nicht immer durch Volkskampf, ſondern durch verabredeten Zweikampf zweier Volkshäupter oder Königsknappen. Dieſe geradſinnige Auffaſſung des Männerkampfes war Griechen und Römern fremd; den homeriſchen Helden gilt für klug, aus ſicherem Verſteck den nichts ahnenden Feind zu erlegen; bevor Odyſſeus ſeinen Vernichtungskampf gegen die Freier beginnt, läßt er die Waffen verſchließen und gedenkt die Wehrloſen zu fällen. Den Germanen aber erſchien als eine Unthat, daß die Hunnenkrieger die waffenloſen Knechte der Burgunden in der Herberge überfielen.

Gegen dieſe ideale Forderung deutſcher Sitte wurde in der Wirklichkeit unzählige Male gefrevelt, tückiſcher Ueberfall und Meuchelmord waren häufig; aber ſolche Verſchlechterung der Sitte änderte nichts in der volksthümlichen Auffaſſung von Kriegerehre, und dieſe Auffaſſung machte ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt geltend, ſobald die politiſchen Zuſtände erträglich geordnet waren; nach ihr zog ſich das geſammte Ritterthum des Mittelalters.

Auch die germaniſche Kampffreude, welche Rauferei und Schwertſchlag um ihrer ſelbſt willen liebt, war dem Südländer zu allen Zeiten fremd, höchſtens an den Kelten und an ſeinen Gladiatoren, unehrlichen Männern, ſah er etwas Aehnliches. Der Germane aber vergaß über dem perſönlichen Ruhm, den ihm der Sieg über einen ſtarken Gegner brachte, ſehr häufig, nach dem praktiſchen Nutzen oder Schaden zu fragen, den das Wagniß des Kampfes ihm bringen konnte. Den höchſten Preis im Liede hatte der Uebermuth, welcher das Leben für den Ruhm einſetzte, auch wo Rettung ohne Todesgefahr möglich war.

Auf der Fahrt zu Attila künden die Waſſerfrauen dem Hagene, daß keiner von ſeinem Volk über den Strom zurückkommen werde, außer einer, ein unkriegeriſcher Mann.*) Da wirft der Held, um den Spruch unwahr zu machen, den einen während der Ueberfahrt in die Fluth. Und als er ſieht, daß der Mann in Wahrheit das rettende Ufer erreicht, da ſtößt er, ſobald ſein Haufe gelandet iſt, die Fähre zurück in den Strom, und als ihn der König darum ſchilt, ſagt er kalt: „Wir bedürfen der Fähre nimmer, die Frauen haben Wahrheit geſprochen, keiner von uns kehrt zurück.“ Und von da reizt er die Hunnen und die feindliche Königin durch Wort und That bis zum Aeußerſten; er ſchweigt gegen den gaſtfreien König Attila, ein Wort kann das Schickſal lenken, er und die Seinen ſind zu ſtolz es auszuſprechen. Sie fordern den Tod heraus und noch im Kerker höhnen ſie die arge Königin, ſie wollen ſterben. Kein Held der Ilias reicht nur entfernt an die furchtbare Heldenhärte ſolcher Geſinnung.

---

*) Ueble Vorbedeutung durch eine ſchwere That zu prüfen oder unwahr zu machen, iſt alter Sagenzug, wenn auch der Kaplan als jüngere Zuthat in das Gedicht kam.

Aber in Wirklichkeit empfand der Germane während der Wanderzeit doch anders. Bei der ſinnenden Beſchaulichkeit ſeiner Natur, welche ihn geneigt macht, über ſein Recht und Unrecht zu grübeln, gelingt ihm gar nicht leicht im Unglück feſte Ruhe zu bewahren. Hochfahrend iſt ſein Muth im Glücke und geſteigert ſein Weſen in Kampf und Männerthat, Niederlage betrachtet er als Vergeltung für begangenes Unrecht, als Zorn der Götter, als Untergang ſeiner beſten Habe, der Ehre. Deshalb wird ſeine innere Niederlage wohl größer, als die ſichtbare; wer nicht von eiſenfeſtem Gefüge iſt, der bricht unter der Laſt ſolcher Leiden ſchneller zuſammen, als ein Südländer. Mehr als einer der beſiegten Könige, welche durch römiſche Politik in Italien verwahrt wurden, verdarb in wüſter Schlemmerei. Sie waren innerlich gebrochen und hatten ſich ſelbſt aufgegeben. Nach einer verlorenen Schlacht wurden die Männer der Germanen zuweilen ſchwächer als die Frauen. Den Römern blieb unverſtändlich, was in ſolchen Stunden durch das Herz der Germanen zog. Als der greiſe Vandalenkönig Gelimer ſich den Kriegern des Beliſar ergeben hatte und in ſeiner frühern Hauptſtadt Karthago vor die Augen des Siegers trat, da lachte er aus vollem Halſe. Die Römer meinten, er ſei durch die Größe des Unglücks wahnſinnig geworden; die Seinen aber verſtanden dies Lachen weit anders, und ſie behaupteten, der Witz des Alten ſei ſcharf und ſein Urtheil ſehr klar, das Gelächter aber ſei nur Verachtung aller Erdendinge. Und als der König wieder beim Triumph des Beliſar im großen Circus von Byzanz aufgeführt wurde, mit dem Purpur behangen, von ſeinem Geſchlecht umgeben, als er nach dem Kaiſer auf hohem Throne ſah und auf das ſtarrende Volk, da weinte er nicht und ſeufzte nicht, ſondern er murmelte immer dieſelben ſeltſamen Worte: Alles iſt eitel! Aber derſelbe König blieb in anderen Dingen ein Mann, er weigerte ſich, ſeinen Glauben, die Lehre des Arius, aufzugeben, und verzichtete deshalb auf die Ehren des Hofes von Byzanz. Dem griechiſchen Berichterſtatter war das Benehmen des Königs anſtößig, und er ſetzt hinzu: „Ueber jenes Lachen in ſolcher Stunde mag jeder denken, was er will.“ In Wahrheit aber kam mit dieſer Stimmung in entſcheidender Stunde etwas Neues in die alte Welt; auch das Lachen des Lear hätte dem griechiſchen Zuſchauer als durchaus ungehörig Mißfallen erregt.

Und was war es doch geweſen, das den ſtolzen Sinn des Königs Gelimer beugte und ihn zwang ſich zu ergeben? Er ſaß mit dem Reſt ſeiner Getreuen auf unzugänglichem Steinneſt, ſah unbewegt auf die Männer, die um ihn fielen, und auf die Leichen, welche durch Hunger und Seuche um ihn gehäuft wurden. Da beobachtete er einſt, daß zwei kleine Knaben gierig auf die heiße Aſche ſtarrten, in welcher ein Brodkuchen gebacken wurde; der Enkel ſeiner Schweſter ergriff die heiße Scheibe und ſteckte ſie in den Mund, aber ſein Geſpiele, ein Maurenkind, fuhr über ihn her und zwängte ihm den Kuchen aus dem Munde. Solcher Hunger der Kinder war dem König unerträglich, und er ergab ſich. Der Vorfall war vielleicht nur wie ein letzter Tropfen, der den bittern Trank überfließen machte; aber die übermächtige Einwirkung einer weichen Empfindung auf die feſt gepanzerte Bruſt des Königs iſt nicht zufällig. Denn während der Deutſche in der Wanderzeit an ſeine Helden die poetiſche Forderung einer finſtern, alterthümlichen Größe ſtellte, drang gerade damals ein ſentimentaler Zug deutſcher Natur ſtärker hervor, für welchen das Verſtändniß des Volkes noch keinen Ausdruck hatte. Die Deutſchen dauerten nicht mehr in der ſtarren Feſtigkeit ihrer Sagenhelden, denen Haß und Kampfeszorn geradlinig dahin ſtrömten. Was vom Sänger noch als finſtere Heldenthat gefeiert wurde, daß ein Bruder ſeinen kleinen Bruder eher niederhieb, als daß er ihn in die Gefangenſchaft der Avaren fallen ließ, und daß die Jungfrauen ſich ſelbſt töteten, um nicht Beute eines fremden Gebieters zu werden, dieſer feſte Sinn bog ſich unter dem Druck der Wirklichkeit. Der Langobarde wurde durch das Flehen des kleinen Bruders erweicht und tötete ihn nicht, und die tapferen Mädchen erfanden in der Noth ein kluges Mittel, wodurch ſie ſich den fremden Siegern verleideten. Das war nicht mehr in alter Weiſe heldenhaft; die ideale Forderung der Volksſitte, welche einſt Vielen Gedanken und Thun gerichtet hatte, verlor in der wilden Zeit einen Theil ihrer zwingenden Gewalt. Aber in dem Verluſt war auch ein hoher Gewinn. Viele wurden ſchlechter, die Guten vermochten jetzt beſſer zu werden. Durch die Seelen der wirklichen Menſchen zog in entſcheidender Stunde häufig ein fremder Klang, Trauer, Entſagung, Sehnſucht nach beſſerem Leben, ein weiches Schmerzgefühl über die Nichtigkeit alles irdiſchen Treibens.

Während der Verwilderung und gehäufter Frevelthat wurde in dem Volke der Boden bereitet für einen neuen Glauben.

4.

Das Chriſtenthum unter den Germanen.

Dem Deutſchen, der feſt auf dem Grunde ſeiner Väter ſtand, erſchien ſein Götterglaube unzerſtörbar, wie die Kraft ſeines Volkes, wie das Geſtein ſeiner Berge. Denn ſein eigener, nachdenklicher Sinn, ſein Wiſſen, ſeine Poeſie ſind es, die er ſich als göttliche Welt um das eigene Leben geſetzt hat. Die Natur, welche ihn umgibt, iſt mit den Perſonen und Thaten ſeiner Götter erfüllt, vom lichten Morgenſtern bis zu dem kleinen Kraut vor ſeinen Füßen. Altvertraut iſt ihm der Hausgeiſt, der in der Nacht mit dem Beſen über die Diele fährt; bei jedem Sturmwind fühlt er an ſeiner Wange den Flügelſchlag des Rieſenadlers, der am Erdende die Stürme erregt; gegen den Himmel ragt in der Ferne der blaue Berg, in welchem der Menſchengott zur Zeit hauſt, wo die Winterrieſen herrſchen. Er weiß wohl, was es zu bedeuten hat, daß das Miſtelreis nicht auf der Erde ſprießt, ſondern hoch oben aus dem Baumſtamme, er weiß, warum Baldar's Blume ſo große Heilkraft hat, was der erſte Frühlingsruf des Kukuks kündet und was der flüchtige Haſe anzeigt, der ſeinen Pfad kreuzt. An ſeinem Herdkeſſel und über dem großen Becher hat er feierliche Schwüre gethan, ſeinen Wunſch haben ihm die Götter gewährt, jede Stunde fühlt er, daß das Leben in ihrer Hut iſt; die Mark ſeines Feldes iſt geweiht durch den Wurf des heiligen Hammers, und der Schlag des Hammers, der ſein Weib berührte, hat ihm die Ehe geſegnet. Wenn er dem Sänger in der Halle lauſcht, hört er Kunde, die von den Göttern ſtammt, uralte Weisheit, wie ein Gott die Erde aus dem zerſtückten Leib eines Rieſen zuſammengefügt, aus dem Gebein die Berge, aus dem Blut das Meer, aus dem Haar die Bäume, und wie ſpäter der Gott wieder aus dem Boden den Menſchen geformt, das Gebein aus Steinen, das Herz aus Wind, die Gedanken aus Nebel, die Augen aus der Sonne. Gute Sprüche, deren Kraft er oft empfunden, ſind durch wandernde Götter den Weiſen der Vorzeit offenbart; in ſeines Volkes alter Geſchichte ſtehen die Geſtalten der höchſten Götter als Urahnen ſeines Geſchlechts. So lebt das Göttliche in ihm und über ihm auf allen Wegen, und Zorn und Neigung der Gewaltigen fühlt er vom Morgen bis zum Abend. Auch in ſeinen und des Volkes Schickſalen ſieht er ihren weiſenden Finger; wo ſein Stamm einmal im Kampfe gegen Nachbarn unterlag, haben die Nachbarn beſſer verſtanden die Gnade der Hehren für ſich zu gewinnen, denn er weiß, es ſind dieſelben Götter, welche jenſeit der Berge walten. Alle Wurzeln ſeines Lebens haben ſich tief in den Glauben ſeines Volkes geſenkt.

Zweierlei aber ſuchte der Germane bei den Göttern: ſie ſollten ihm beiſtehen auf Erden gegen ſchädliche Gewalten der Natur und gegen ſeine Feinde unter den Menſchen, dafür diente er ihnen durch Opfer und Gehorſam nach ihrem Willen; und zum andern ſollten ſie ihm das Herz erheben und ſein Leben weihen. Sie gaben ihm Kraft zur Rede, wenn er in der Verſammlung ſprach, zum Sange beim Mahle, ſie machten ſeinen Segensſpruch kräftig und ſeine Verwünſchung wirkſam. Sie ſuchte er in den großen Stunden ſeines Lebens, wenn ſein Herz voll Freude war oder voll Trauer, vor dem Getümmel des Kampfes, oder wenn er allein ſaß unter der Linde und die Rücken ſeines Herdenviehes zählte, und wenn er vor der Leiche des Waffenbruders, oder des geliebten Weibes ſtand.

ſeinen Schmerz mühſam bekämpfend, und in ſolcher Stunde das Furchtbarſte dachte, wo die Seelen der Lieben auf ihrer Reiſe zu den Göttern wohl raſten würden, und welche Huld ſie finden würden in einer unbekannten Welt.

Wohl wandelt ſich jedem kräftigen Volke im Laufe der Jahre ſein Götterglaube; leiſe, allmählich wie die Sprache und die Gedanken der Weiſen bildet er ſich weiter; aber auch er arbeitet unabläſſig, das Volk durch heilig gewordene Geſtalten und Lehren zu richten und zu beſchränken, bis die Jahre kommen, wo das Volk in ihm verdirbt und vergeht oder ihn unter gewaltigem Kampfe überwindet. Aus den rieſigen Bildern der Naturkräfte werden göttliche Abbilder der Menſchennatur, ihnen verleiht die raſtloſe Phantaſie ein Schickſal, Thaten und Niederlagen, immer menſchenähnlicher und ſinnlicher wird ihr Leben, vielgeſtaltiger und zahlreicher ſie ſelbſt. Endlich wird in dem Volke ein Widerſpruch bemerkbar zwiſchen dem althergebrachten Glauben der Menge und den Gedanken der Weiſen; dann beginnt die unbefangen ſchaffende Erfindung zu kränkeln, die Götterbilder verbleichen, eine Aufklärung regt ſich; nur günſtige Erdenſchickſale und große Menſchenkraft verſtatten dem Volke einmal und wieder einmal, je nach ſeinem Charakter und der Sehnſucht ſeines Gemüthes, den Götterglauben neu umzuſchaffen; dann wird er vergeiſtigt, ſyſtematiſch, zweckvoll im Sinne kluger Prieſter und der ſtaatlichen Gemeinſchaft. Ob aber die Germanen, als ſie durch ihre irdiſchen Bedürfniſſe aus den alten Sitzen gedrängt wurden, ſchon in der alten Heimat den innern Widerſpruch zwiſchen feſtgeſetztem Glauben und neuer Seelenforderung empfangen, das wiſſen wir nicht; einzelne Züge des Unglaubens aus ſpäterer Zeit beweiſen nichts; die Deutſchen waren ein ſehr frommes und gottbedürftiges Volk, und die Frieſen und Sachſen erwieſen noch unter Karl dem Großen, wie feſt ihr heimiſcher Glaube mit dem Boden verwachſen war.

Aber eben deshalb litt der Glaube der Germanen bei der Beſiedelung eines fremden Landes ſchwere Einbuße. Wohl nahm der ausziehende Stamm ſeine Prieſter und die heiligen Zeichen der Gottheit mit ſich auf den Weg, und er lauſchte in der Fremde ängſtlich auf die Mahnung ſeiner Heiligen, wie ſie durch den Donnerſchlag, den fallenden Stern, den Raben, der in der Haide vor ihm herflog, zu ihm ſprachen. Aber er kam jetzt in Länder, wo andere Götter walteten, die nicht mehr ſeines Geſchlechtes waren; fand er Sieg, ſo wußte er wohl, daß ſein Schlachtengott mächtiger war; traf ihn Drangſal, Hunger und Niederlage, ſo betete und opferte er ängſtlich; doch wenn ihm die Hilfe nicht ward, dann frug er zweifelnd, ob der Lenker ſeines Stammes mächtiger ſei oder die heilige Heerſchaar der Fremden. Vieles ſchwand ihm dahin, was ihm zu Haus Gottesſatzung und ehrwürdige Vorſchrift geweſen war, und fremde Gewohnheit miſchte ſich mit ſeinem Leben; ſie war nicht geweiht und götterlos. Auch die Gemüther von Vielen wurden roher in der blutigen Zeit; ſie hatten Verzweiflung kennen gelernt in der Noth und frechen Uebermuth im Glück. Schwer war zu ſteuern dem frevelhaften Mann, der den Vortheil der Stunde benutzte, den Gaſtfreund erſchlug, fremde Weiber beſchimpfte; begehrlich wurden die Volksgenoſſen nach fremder Habe, nicht mehr die Frucht, die ſie ſelbſt in den Boden geſtreut und für die ſie den Göttern bei der letzten Garbe demüthig gedankt hatten, ernährte ſie, es war geraubtes Gut, für das ein Anderer gebetet hatte, und doch gedieh es den Räubern.

Und er ſah fremde Völker um ſich, reicher, ſorgloſer in ſchönen Häuſern, die den ſeltenen Traubenſaft aus Silberſchalen tranken. Das lernte auch er ſchnell lieben; aber er wußte, die Götter ſeines Volkes tranken nicht Wein, wie der Rebengott in weißen Tempeln mit geglätteten Steinſäulen; und wenn er fromm den fremden Trank weihte, ſo konnte er unſicher ſein, ob er den heimiſchen Gott anrufen ſollte oder den fremden. Auch die Natur wurde ihm götterlos; ob die

Schickſalsfrauen über dem Brunnen walteten, aus dem er in der Fremde ſchöpfte, ob in der Höhle neben ſeinem Lager ein Zwergvolk hauſte, das wußte er nicht. Er ſtellte die Götterzeichen wieder in den Hain, baute ihnen Altäre und zog die geweihte Umfriedung herum, aber dem Haine und dem Frieden des Altars fehlte die altwürdige Weihe. Sternbilder, zu denen er gläubig aufgeſchaut, waren in ſeinem Rücken geſchwunden und neue Sterne glänzten an ſeinem Himmel; er ſuchte Heilkraut zu frommem Spruch, und er fand die zauberkräftige Pflanze nicht mehr; auch einige Vögel der Heimat hatten ihn verlaſſen und fremde Laute tönten von den Zweigen; ja wenn er in den Hain trat, rauſchte das Baumlaub anders im Winde als daheim, und wenn er ſeine Pflugſchar durch den neuen Ackergrund ziehen wollte, es mußte geſchehen an andern Tagen und zu anderer Jahreszeit, als daheim die Götter befohlen. Wenn endlich die Germanen mitten unter fremdem Volke niederſaßen, ſie ſelbſt als Herrſcher, aber in Minderzahl, da übte die Bildung der Fremden auf ihren offenen Sinn und ihre gewaltige Natur eine Macht aus, der ſie ſich nicht zu entziehen vermochten. Ihre Ahnen hatten die ſiegbringende Rune „Tius" auf das Schwert gegraben, und wer ſich vor ſchädlichem Trank wahren wollte, hatte das heimiſche Zeichen des N, die Rune „Noth" auf den Nagel des Fingers gezeichnet, mit dem er das dargebotene Trinkhorn ergriff. Jetzt ſahen ſie ähnliche Zeichen überall ſtehen auf geglätteter Thierhaut und auf leichterem Stoff, den jeder Luftzug mit ſich trug, und ſie erkannten, wie klein und unbehilflich die Weisheit ihres Gottes geweſen war gegen die Weisheit der Fremden, welche ihre Gedanken durch einen Läufer oder ein Roß viele hundert Meilen ſenden konnten, und einander das Geheimſte vertrauen, ohne ein Wort vor fremden Ohren zu reden und ohne einander zu ſehen. Durch Alles, was der Germane verlor, und durch alles Neue, was er erwarb, wurde ſein frommer Glaube ihm geſchädigt. Vielen kam der Zweifel und vielen Gleichgiltigkeit.

Und der ehrliche Hauswirth fühlte, daß er in einer unſeligen Welt ſtand; Ströme Blutes rannen, wild ſtieß ein Stamm auf den andern, die zuſammengehörten, trennten ſich feindlich, niederträchtige That war häufig, die Treue war kleiner geworden, viel wildes Unkraut auf menſchenleeren Feldern, viele zerſtörte Städte und bleichende Gebeine Erſchlagener; grimmes Leid erfuhr jeder mit ſeinem Volk, und ſchwere Thaten hatte er ſelbſt geübt in Noth und Uebermuth. Mitten in den Kämpfen um Leben und Schätze regte ſich in ſeinem nachdenkenden Gemüth ein Schmerz über die eiſerne Zeit, und die uralte wehmüthige Betrachtung der Natur, die durch den Wechſel von deutſchen Sommern und Wintern erregt wird, kam ihm auch, wenn er das Geſchick ſeines Volkes überdachte. Wie die Freuden des Sommers vergehen, mochte auch die Kraft ſeines Stammes ſchwinden, denn traurig ging Alles hin, was der Welt zur Freude war. — Und wenn der Sänger vor den verkohlten Balken der niedergebrannten Halle ſaß und ſeines erſchlagenen Häuptlings gedachte, dann drang derſelbe bange Klageton aus ſeiner Bruſt: „Gefallen iſt alle Macht, gewichen die Freude, nur die Schwachen hauſen und behalten die Welt, gebrauchen ſie in Mühe. Gebeugt iſt die Blüthe, der Erde edle Art altert und welkt wie jeglicher Mann in der Menſchenwelt, die Zeit überkommt ihn, das Antlitz bleicht, grauhaarig betrauert er traute Geſellen, Geſchlechter der Edlen, geſenkt in den Grund.“ *) — Aehnliche ernſte Auffaſſung des Lebens war, ſo ſcheint es, dem Germanen von je eigen, ſie wurde aber während der Wanderzeit trauriger. Und dabei beengte ihn Angſt und grübelnde Sorge, was aus ihm werden ſollte nach dieſem Leben. Wenn die Krieger ihrem geſtorbenen

---

*) Angelſächſiſch: „Der Seefahrer“ V. 86, das Folgende: „Beowulf“ V. 50.

König das Totenſchiff rüſteten und das Seeroß mit dem Leichnam den Wellen übergaben, „dann war traurig ihr Sinn und kummervoll ihr Muth, nicht wußten wahrhaft zu ſagen die Saalberather, die Helden unter dem Himmel, wer dieſe Fracht empfing.“

Da drang in ſein Ohr die geheimnißvolle Kunde, daß Allvater einen neuen Sohn nach der Menſchenerde geſandt habe, der neue Lehre und neue Weisheit verkünde, der ſich zum Herrn der Seelen aufgeworfen habe nnd gebieteriſch heiſche, daß man ihm nachfolge. Er vernahm, daß die neue Lehre ſtark mache bei Männerarbeit, in der Schlacht, im Tode, daß man aber dem alten Glauben entſagen und ſich dem neuen Gott als Mann und Knecht zuſchwören müſſe.

Als der Chriſtenglaube zu den Germanen kam, hatte er ſelbſt durch drei Jahrhunderte in der antiken Welt große Wandlungen hervorgebracht und nicht geringere erfahren. Länger als ein Jahrhundert war er zu Rom ein Glaube der Fremden, Armen, Gedrückten. In geheimen Verſammlungen, in enger Genoſſenſchaft warteten die Gläubigen auf die Rückkehr ihres erlöſenden Herrn und das neue Weltreich, ſie verachteten die unheilige Herrlichkeit der Erde, welche ſie umgab, und beargwöhnten das kaiſerliche Rom als ein Ungeheuer, dem der Untergang bevorſtehe. Kein Wunder, daß dem römiſchen Staatsmann die ſchwärmeriſche Secte als gefährlich erſchien, welche ſich die auserwählte Genoſſenſchaft der Gottheit nannte und den Genius Roms ſowie das göttliche Numen der Kaiſer als böſe Dämonen betrachtete, welche dem Senat und der Mehrheit des römiſchen Volkes ewige Qualen der Unterwelt in Ausſicht ſtellte und den Tag herauf zu beten ſuchte, wo die wünſchenswerthe Verurtheilung erfolgen werde. Die Chriſten achteten Eigenthum und Erwerb gering, ſie ſtanden in einer engen Gemeinſchaft, deren Mitglieder verpflichtet waren, die Treue gegen die Auserwählten des Herrn höher zu ſchätzen als gegen den Staat, ja, als gegen die eigene

Familie. Faſt Alles, was in dem Römer tüchtig, und faſt Alles, was in ſeinem Leben verdorben war, empörte ſich gegen den unduldſamen, weltverachtenden Glauben begeiſterter Sklaven, Freigelaſſener, kleiner Stadtleute. Der Weltmann aber und der Philoſoph verſpotteten dieſen Bund Wunderſüchtiger, ſie nannten ihn eine Geſellſchaft von Tröpfen und alten Weibern, die den Gefangenen ihres Glaubens Eſſen zutrugen und ſich einbildeten, daß bei ihrem Gebet gut geſchmiedete römiſche Thürſchlöſſer aufſpringen würden.

Doch je finſterer, bedrängter und hoffnungsloſer die Lage des römiſchen Staates wurde, deſto größer wurde die Bedeutung, welche der Glaube der Gottesliebe und des Himmelreiches erwarb. Unter Diocletian hatten die Chriſten zahlreiche Gemeinden in jeder Landſchaft, mancher gelehrte und angeſehene Mann zählte ſich zu den Bekennern, ſie waren nicht mehr eine Secte, ſondern in der That eine große politiſche Genoſſenſchaft, welche darnach ſtrebte, das geſammte öde Leben der Nation durch den neuen Quell chriſtlicher Sittlichkeit und Glaubenskraft zu verjüngen. Wieder verfolgten die Kaiſer den fremdartigen Orden, in welchem ſie nicht nur widerſpenſtigen Trotz gegen die Staatsreligion, auch die feſte Verbindung vieler Hunderttauſende unter geiſtlichen Führern fürchteten. Und das irdiſche Glück war in dieſer geiſtloſen und gewaltthätigen Zeit ſo gering geworden, daß es den Gläubigen oft als guter Kauf galt, durch den Bekennertod ihrer Sünden entledigt und in Gemeinſchaft ewiger Glückſeligkeit aufgenommen zu werden; und ihre frommen Führer mußten erklären, Ehre und Segen des Martyriums ſei nur denen beſtimmt, welche nicht muthwillig und ohne Noth den Tod ſuchten.

Die erſten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts brachten einen Umſchwung; die Kaiſer ſelbſt unterhandelten mit dem Chriſtenthum und ſuchten es für die Staatszwecke zu benutzen. Chriſtliche Hofleute durften ſich jetzt in den kaiſerlichen Vorzimmern ihres Glaubens rühmen, die große Maſſe der Glücksjäger und Intriganten fand vortheilhaft, ſich in die Schaaren der Gläubigen zu ſtellen, chriſtliche Biſchöfe wurden ungeſchickte Diplomaten, aus den verfolgten Bekennern wurden anſpruchsvolle Beamte. Der Chriſtenglaube wurde Staatsreligion und nahm in ſich die Verderbniß der Perſonen auf, welche bei den verrotteten Zuſtänden des römiſchen Staates unvermeidlich war: höfiſche Prieſter, heuchleriſche Staatsmänner, welche unter dem Schein ſtrenger Gläubigkeit das Reich plünderten, rohe Soldaten, welche das Chriſtenkreuz ebenſo abergläubiſch mit den Fingern ſchlugen, wie ſie früher das Zeichen des Mithras oder des Donnergottes gemacht hatten. Und der Heiligkeit des Chriſtenthums thut die Behauptung nicht Eintrag, daß ſeine Erhebung zur Staatsreligion und die politiſche Anerkennung ſeiner Würdenträger nicht unbedingt ſeine beſſernde Kraft im Römerreiche ſteigerten. Solange der Glaube verfolgt war, ſtand wer Chriſt wurde, wahrſcheinlich über dem Heiden an Energie der Empfindung, an Opferfähigkeit und an Charakter; ſeit das Chriſtenthum modiſch geworden war und Heide zu ſein in weltlicher Hinſicht mehr Nachtheil als Nutzen brachte, mußte der gebildete Mann, welcher Heide blieb, ebenfalls eine gewiſſe Feſtigkeit des innern Lebens haben, Selbſtverleugnung und Opfermuth, welche von der großen Menge der Chriſten nicht mehr verlangt wurden.

Zuverläſſig bewährte der Glaube auch ſeit Conſtantin dem Großen ſeine ſegnende und veredelnde Kraft, aber wir vermögen nur hier und da die gnadenvollen Wirkungen zu erkennen, wir ſehen begeiſterte Prieſter, welche ſich für ihren Glauben in jede Todesgefahr begeben, andere, welche mit dem Stolze gottgeſandter Männer den Mächtigen ihr Unrecht vorhalten, wir ſind zu der Annahme berechtigt, daß der Glaube Hunderttauſenden in fürchterlicher Kriegszeit menſchenfreundlichen Sinn, Zucht und Troſt und Muth im Tode gegeben hat. Doch im Ganzen betrachtet, vermochte er den Verfall der alten Welt nicht aufzuhalten, er vermochte die frömmelnden chriſtlichen Kaiſer nicht zu ehrlichen Staatsmännern zu formen, er vermochte nicht den herrſchenden Laſtern zu ſteuern, nicht die Verwaltung des Staates, welche jetzt zum großen Theil in Händen von Chriſten war, redlicher zu machen, nicht den ſchleunigen Verfall der Kunſt und Wiſſenſchaft aufzuhalten, und nicht die Römer und Griechen mannhafter zu bilden im Kampfe gegen die andringenden Barbaren.

Wahrſcheinlich hatte jeder deutſche Stamm von dem neuen Glauben ſehr früh einige Kunde erhalten, und lange bevor er die erſten Bekehrer ſchaute, in den heimiſchen Glauben einige chriſtliche Anſchauungen aufgenommen. Vom Rhein und noch mehr von der Donaugrenze drang der neue Gott allmählich aus den römiſchen Legionen zu den germaniſchen Völkern. Wie die Sage meldet, regte ſich ſchon ſeit Marc Aurel das chriſtliche Leben an der Donau; um das Jahr 300 haben ſich in demſelben Grenzgebiet ſtille Genoſſenſchaften der Chriſten gebildet, und der Steinmetz härtet den Meißel, mit dem er ſeinem Kaiſer den roſſelenkenden Sonnengott bildet, im Namen Chriſti, denn Beten und das Kreuz machen erhält den Stahl härter als heidniſcher Spruch, und gibt kluge Einfälle; und dieſe Gotteshilfe wirbt dem Chriſten unter ſeinen Mitarbeitern Genoſſen, aber ſie erregt auch den Neid der Ungläubigen, und der Widerſtand, welchen er gegen manche abgöttiſche Heidenarbeit äußert, reizt den Herrſcher ihn zu töten. Um dieſelbe Zeit ſind unter den Deutſchen in Gallien, unter den Gotenvölkern an der Donau die erſten Bekehrer thätig. Ein Gotenſtamm nimmt faſt zu gleicher Zeit mit den römiſchen Kaiſern das Chriſtenthum an.

Seitdem verbreitet ſich der neue Glaube ſchnell unter die Völker, welche die heimiſchen Sitze verlaſſen haben und mit der Cultur des Römerreiches in Berührung kommen, dagegen ſehr langſam, nur nach harten Kämpfen und manchem Fehlſchlag, im deutſchen Norden, wo die Völker in ihrer alten Heimat geblieben ſind.

Es fehlt uns nicht an Nachricht über die Bekehrung der Deutſchen, zahlreiche Heiligengeſchichten verkünden die Leiden der Bekehrer, wir beſitzen die Briefe, in denen die erſten Gregore Vorſchriften geben, und ſpätere, in denen Papſt und Winfrid-Bonifacius verhandeln, durch welche Politik man den Glauben in die Phantaſie der Völker ſchlagen könne. Es iſt ein längſt bewährtes Verfahren, welches darin mit ſtaatsmänniſcher Klugheit feſtgeſtellt iſt. Aber weniger bekannt iſt, wie der ehrliche Deutſche das Chriſtenthum auffaßte.

Jede Bekehrung eines Häuptlings oder eines Stammes, vor allem jeder Schlachtenſieg, den Chriſten erfochten, erſchien den Heiden als ein Sieg des neuen Gottes. Auch die noch wenig von ſeiner Lehre vernommen hatten, wußten, daß er thätig war ſeine Bekenner zu ſchützen. Achtungsvolle Scheu vor fremdem Glauben zeigt ſich bei den Heiden der verſchiedenſten Stämme. Ein bedeutſamer Zug iſt uns aus Afrika überliefert. Dort verfolgte der kräftige Vandalenkönig Traſamund, ein eifriger Arianer, um das Jahr 500 die römiſchen Chriſten, denn der Haß zwiſchen Arianern und „Chriſten“ war damals größer als zwiſchen Chriſten und Heiden. Da ſendete Kabao, ein Häuptling der Mauren, die um Tripolis ſaßen, im Kriege mit Traſamund Kundſchafter nach deſſen Hauptſtadt Karthago, er befahl ihnen, dem Vandalenheer, das gegen ihn heranzog, auf dem Fuße zu folgen, und ſo oft die Vandalen ein Heiligthum der Chriſten entweihten, wohl Acht zu geben und nach ihrem Abmarſch dem Heiligthum alle Ehre zu erweiſen. „Ich kenne den Gott nicht, den die Chriſten verehren; aber wenn das Gerücht über ſeine Macht nicht Falſches kündet, ſo iſt er eifrig ſolche zu ſtrafen, die ihn verletzen, und eifrig jeden zu ſchirmen, der ihm Ehrfurcht erweiſt.“ Die Kundſchafter beobachteten in Karthago den Aufbruch des Vandalenheeres und folgten ihm in ſchlechter Kleidung auf dem Wege nach Tripolis. Die Vandalen ſtellten bei der erſten Raſt ihre Roſſe und das übrige Zugvieh in den heiligen Häuſern der Chriſten ein und übten jede Art Muthwillen; ſie ohrfeigten die Geiſtlichen, zählten ihnen ſchwere Schläge auf den Rücken und zwangen ſie zu den niedrigſten Dienſtleiſtungen. Nach ihrem Aufbruch kamen die Mauren des Kabao, reinigten ſchnell die Tempel, kratzten emſig den Unrath zuſammen und trugen ihn hinaus, zündeten die heiligen Lampen an, neigten ſich tief vor den Chriſten und vertheilten Silberſtücke unter die Bettler, welche vor den Kirchen ſaßen. So thaten ſie bei jeder Raſt des Heeres, die Beleidigungen der Vandalen ſühnend. Die Folge war ein glänzender Sieg des Kabao.

Solches Anſehen vermochte der Heidenglaube dem Chriſtenthum leicht einzuräumen, denn er betrachtete fremden Glauben als Beſitz des fremden Volkes, wie Sprache, Rechtsbrauch und Sitte.

Aber der Germane ſah auch vor ſeinen Hütten die Verkünder der neuen Lehre. Und dieſe erhoben den Anſpruch, daß er ihrer Lehre folge. Die Fremden waren bewanderte Männer, die wohl Beſcheid wußten; ſie erwarben den Schutz eines Häuptlings, ſie lebten dürftig, enthielten ſich zuweilen der Nahrung und des Methhorns, aber ſie redeten ſtolz von ihrem Gott und dem Heil ihrer Lehre. Gewaltig regte die Weiſe auf, in welcher ſie ihren Glauben verkündeten, denn öffentlich, vor allem Volk, zu jedem, der da hören wollte, ſprachen ſie über das Heiligſte, was der heimiſche Glaube nur leiſe geraunt oder im Dunkel des heiligen Hains verborgen hatte. Dem Knechte wie dem Häuptlinge verkündeten ſie die Geheimniſſe der Gottheit, ſie wandten ſich an Witz und Gemüth jedes Einzelnen und füllten die Häuſer und den Saal der Berathung mit leidenſchaftlichem Wechſelgeſpräch. Sie ſelbſt waren in Vielem Männer, ihr Zauber, den ſie über Waffen ſprachen und über ein krankes Glied, war kräftig, und man merkte, daß ihre Genoſſen auch wacker zu ſterben wußten, in der Hoffnung, daß die geflügelten Boten ihres Gottes ihre Seelen in ſeinen Saal geleiten würden.

Wenn ſie ihren Gottesdienſt hielten, dann wußten ſie freilich zu gefallen. Neben der Predigt ſprachen ſie ſingend zu ihrem Gott in fremden Weiſen, ihre Begleiter ſangen die Antwort im Chor, die Kerze flammte, das Glöckchen tönte und ſüß duftendes Räucherwerk füllte die Luft; dann trugen ſie ſelbſt, die ſonſt einhergingen wie arme Leute, prachtvolles Gewand, das von Purpur und Gold glänzte, ſchöne Teppiche lagen und hingen in ihrem geweihten Raume, gleichviel, ob es der Marmortempel eines alten römiſchen Gottes war, den ſie beſiegt hatten, oder ein Holzgerüſt, das ihre Begleiter ſchnell auf grüner Haide errichteten. Sie waren auch freundliche Männer, ſie heilten den Kranken und ſpendeten dem Dürftigen. Doch gegen die heimiſchen Götter erhob ſich zürnend ihr Muth, ſie forderten trotzig die Himmliſchen zum Kampfe heraus und ſie wagten den ungeheuerſten Frevel, ſie entehrten verachtend das Heiligthum der Götter und fürchteten die Rache nicht. Sie wollten mit den Menſchen in Frieden leben, aber ſie kämpften gegen die Götter.

Wenn der Germane aber der Lehre lauſchte, welche ſich das Evangelium nannte, ſo wurde ihm wieder das Gemüth durch Bewunderung und Mißtrauen zwiefach erregt. Viele Lehre des Chriſtenthums entſprach in auffallender Weiſe ſeinem heimiſchen Glauben: das Myſterium, wie der Sohn Gottes Menſch wurde unter den Geſchlechtern der Erde, war ihm nicht unerhört: auch ſeine Götter waren unter den Menſchen gewandelt und hatten in wunderbarer Weiſe Söhne gezeugt; tiefer als bei Griechen und Römern war in dem Germanen das Leid über die Endlichkeit dieſes Lebens und gewaltiger die Sehnſucht nach einer glücklichen Fortdauer; auch er kannte einen Himmel für die Guten, eine Hölle für die Böſen, er wußte, daß die Menſchenerde inmitten lag zwiſchen Lichtreich und Nachtreich. Ja, noch mehr, auch der Glaube der Germanen kannte einen lichten Gott, der geſtorben war durch die Nachſtellungen finſterer Mächte, und deſſen Tod beweint wurde von allen lebenden Weſen, weil er ein Verhängniß war für alle Götter und Menſchen; auch in heimiſchem Sange der Weiſen war die Endlichkeit der Menſchenerde, das Ende der Götter und eine Wiedergeburt des Lebens gekündet worden. Jetzt mochte der Germane mit frommem Schauer lernen, daß der weiße Lichtgott auferſtanden war aus der Helja Reich, daß er wieder neben Allvater throne auf der Höhe, und daß nach dem Kampf und Unglück der gegenwärtigen Erde ein neues, ſeliges Reich der Freude Alle umſchließen werde, die ihm anhingen.

Anderes aber in dem neuen Glauben widerſprach dem deutſchen Sinn ſo ſehr, daß es in der Lehre der Bekehrer zurücktreten mußte und doch noch Unwillen erregte. Der Chriſtenglaube ſah kalt auf die Rache, die man an ſeinem Feinde nahm; er lobte nicht den Stolz des Mannes, der trotzig auf der Erde ſtand; er forderte niedrigen Sinn von ſeinen Mannen und die Feigheit, welche Kränkung duldend ertrug; er begehrte Liebe, wo der Deutſche grimmig zu haſſen gewohnt war, und ſchalt wohl gar auf die Treue, welche den Vortheil des Herrn höher hielt als Leben und Gut ſeiner Feinde. Und wer war der fremde Gott? Er ſelbſt hatte ſchimpfliche Strafe erduldet, er war ans Kreuz geſchlagen wie ein Ueberläufer oder tückiſcher Verräther, er wollte in ſeiner Gefolgeſchaft keinen Unterſchied machen zwiſchen Edlen und Knechten, er war von armen Eltern geboren, in dürftiger Hütte eines ſchwachen Stammes, deſſen Söhne als reiſende Händler vor der Saalthür des Häuptlings lauerten, dieſem ſeine Kriegsbeute abzukaufen. Vor ſolchem fremdländiſchen und ruhmloſen Manne ſollte der Abkömmling eines heimiſchen Gottes ſein Haupt neigen und ſich unter ſein Geſinde ſtellen? Einem unkriegeriſchen Manne ſollte er dienen, der ſeinen Feinden unterlegen war? Wie vermochte ein ſolcher ſeinen Anhängern Sieg über die Feinde zu geben und Glück auf dieſer Erde, das er ſelbſt nicht gehabt? Als Chlodovech, der Frankenkönig, von ſeiner Gemahlin Chrodichilde ermahnt wurde, das Chriſtenthum anzunehmen, da warf ihr der ſtolze Sigamber, deſſen Stamm in uralter Zeit das Heiligthum des Völkervaters Iſto bewahrt hatte, unwillig entgegen:

„Durch den Willen unſerer Götter wird Alles erzeugt, euer Gott aber iſt ſichtbarlich ein ohnmächtiges Ding, und was ärger iſt, nicht einmal vom Geſchlecht der Götter.“ — Endlich, derſelbe Gott wollte ſeine Bekenner ſcheiden auch nach dem Tode von allen vorangegangenen Helden des Volks, und ſeine Prieſter behaupteten, daß alle großen Kriegsfürſten der Vorzeit, deren Ruhm der Sänger verkündete, daß alle geſchiedenen Lieben in der ſchlechten Totenhalle der Unterwelt unter Feiglingen, Verräthern und Meineidigen kauern ſollten bis an das Ende aller Tage. Es war nicht der Frieſenherzog allein, der darum ſeinen Fuß aus der Taufquelle zurückzog, weil er lieber mit ſeinen Ahnen in der Helja Reich geſellt ſein wollte, als mit zuſammengelaufenem Volke in dem Himmel des Chriſtengottes. Furchtbar war dem frommen Gemüth des Germanen der Gedanke ewiger Trennung von allen großen und theuern Erinnerungen der Vergangenheit, und nur wo irdiſche Noth dem Alten ſeinen Werth genommen und die Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande erweckt hatte, wurde dem neuen Glauben ein ſchneller Sieg.

Oft ſchwankte lange der Kampf und unſicher war es, ob die Fremden vom Zorn des Volkes gefällt wurden, oder ob ſie ſelbſt die Zeichen der Götter und die heiligen Haine niederſchlugen. Aber der neue Glaube wirkte doch mit einer Kraft, welche alle Hinderniſſe niederwarf. Sein ethiſcher Inhalt war unvergleichlich größer, ſein unendlicher Vorzug, daß er das ganze Thun des Menſchen nach einheitlichem Geſetz regelte. Die Heidengötter waren ideale Bilder des germaniſchen Volksgemüths; aber ſie waren entſtanden durch die fortgeſetzte Arbeit von Jahrtauſenden. Allen ihren Geſtalten fehlte die Einheit und Conſequenz. Alte Naturmythen von der zeugenden und zerſtörenden Gewalt der Kräfte waren langſam umgeformt zu Sagen, welche Liebesverhältniſſe und Feindſchaft der Menſchengötter berichteten, und theilten ſo umgeformt den hehren Gewalten höchſt anſtößige und unwürdige Thaten zu. Die behaglich ſpielende Poeſie des Volkes hatte in dies menſchenähnliche Leben der Götter mit Vorliebe die Leidenſchaften der Erdgeborenen, wilde Abenteuer, finſtere und harte Rechtsgebräuche und ebenſo herbe Scherze hineingetragen; was einer früheren Zeit wahres und nothwendiges Spiegelbild des irdiſchen Lebens geweſen war, wurde den ſpäteren Geſchlechtern unverſtändliches oder barbariſches Beiwerk. Die Weiſen des Volkes mußten allmählich, ſeit ihr Glaube mit dem Chriſtenthum zuſammenſtieß, den innern Widerſpruch empfinden, und ihre Verſuche, die Ueberlieferung zu deuten und durch geheimen Sinn zu vertiefen, trugen dazu bei, das Unverſtändliche in dem Weſen ihrer Götter zu vermehren. Die heiligen Geſtalten des Chriſtenglaubens dagegen waren auch ideale Abbilder von der Güte und Tüchtigkeit menſchlichen Weſens. Und der Glaube lehrte, daß die Gottheit ewig, unveränderlich über allem Wandel und Schickſal throne. Seine Sittenlehre war ebenſo heilig als ſein Dogma, er ſtellte jede Stunde des Erdenlebens unter die Aufſicht eines allgegenwärtigen, allſehenden Richters, der in Wahrheit ein guter und ſtrenger Allvater war. Nicht nur über ſeine Thaten, ſondern auch über ſeine Gedanken mußte der Menſch mit ihm abrechnen. Manches von dem, was er forderte, war dem deutſchen Gemüth unheimlich, aber der Grundzug ſeiner Lehre: Liebe, Wohlthun, Erbarmen, der Adel einer reinen und ſelbſtloſen Sittlichkeit erhob mächtig das Herz der Germanen, wie unvollkommen er auch durch die Bekehrer dargeſtellt wurde. Solche Auffaſſung klingt aus den Ermahnungen der Königin Chrodichilde, wenn ſie dem Chlodovech entgegnet: „Deine Götter üben Miſſethat, entehren die Ehe, handeln gegen Sitte und Recht, ſie ſind Zauberkünſtler, aber ſie haben nicht die Macht der Gottheit. Ein gütiger Herr iſt nur der Chriſtengott.“

Nicht weniger half dem Chriſtenthum die Einheit und Folgerichtigkeit der Lehre, die Feſtigkeit der Formeln, die Gleichmäßigkeit der theologiſchen Sprache. Dieſelben heiligen Worte der geſchriebenen Bibel tönten von tauſend Lippen genau in der überlieferten Weiſe, dieſelben Anſchauungen, Bilder, Gleichniſſe wurden immer wieder in die Seelen der Hörer geſchlagen. Die mehrhundertjährige Arbeit griechiſcher und römiſcher Lehrer, welche doch auch ihren Antheil an der Feinſinnigkeit des Denkens und an der ſcharf ausgeprägten Logik einer hochgebildeten Sprache beſaßen, hatte jeden Glaubensſatz mit einem Gerüſt von Erklärungen und Beweisgründen umgeben, welche im Streit gegen die Philoſophen Griechenlands und Roms gewonnen waren. Von dieſer langen Geiſtesarbeit ging Einiges in die Lehre der Bekehrer über. Auch ein mäßiger Mann fand als Apoſtel unter den Heiden für ſeine Lehre eiſenfeſte Formeln und Beweisgründe, welche in häufiger Wiederholung den nachdenklichen Sinn der Deutſchen unwiderſtehlich anzogen. Die geiſtige Arbeit, welche die Lehre zumuthete, war den Laien ſchon an ſich eine Offenbarung, in der That ein gewaltiger Fortſchritt. Nicht Wenigen wurde Freude ſich darein zu verſenken, über Gründe und Gegengründe zu grübeln; von den Hügeln des ſchottiſchen Hochlandes bis zu den Sandwüſten Afrikas überlegten die Weiſen des Volkes genau dieſelben Sprüche, dieſelben Gleichniſſe. Keine Erbſchaft der alten Welt hat ſo kräftig den Geiſt der Germanen der antiken Bildung zugeführt, die Redeweiſe und Dialektik des Chriſtenthums hat alle germaniſchen Sprachen erfüllt und fortgebildet, und ſie erſt ein unabläſſiges Einſtrömen römiſcher Cultur ermöglicht.

Es war eine Zeit der Noth und Gewaltthat, wo der Beſſere Ruhe, Freude, Glück in dieſer Welt entbehrte und gern in ein Jenſeits verlegte. Der fremde Glaube ſtellte ſo hohe Anforderungen an den Menſchen, daß auch der Starke ſich klein erſchien, aber er bot dem Gemüthvollen ſo unermeßlichen Schatz, daß jedes andere Erdengut neben ihm nichtig wurde. Schon unter den weltlichen Griechen, den nüchternen Römern hatte die Begeiſterung zahlreiche treue Blutzeugen geworben, ſtürmiſcher erregte der Glaube die junge ungebändigte Naturkraft in den neuen Völkern. Großartig und leidenſchaftlich wurde in manchen Einzelnen die Hingabe. Der junge Columban ſprang zu ſeinem Miſſionsamt über den Leib ſeiner Mutter, die ſich vor ihm auf die Erde warf die Thür zu verſchließen; immer wieder fanden ſich hochſinnige Männer, welche in die wilden Kriegerhaufen, über das Meer, durch die Wüſten und die Länder feindlicher Könige pilgerten, um die Lehre zu verkünden, welche das Unheil der Welt in Heil verkehren ſollte. Solche überlegene Naturen, die ihres Gottes voll, unbekümmert um das eigene Schickſal, die Güter dieſer Welt verachtend, als Büßer, Prediger, Lehrer unter den Heiden dauerten, erzwangen ſich überall Anerkennung. Auch die Heiden blickten mit Scheu nach ihrer Zelle aus Baumrinde, und die Häuptlinge der Nachbarſchaft ſaßen in Stunden innerer Unſicherheit auf ihrer Holzbank und lauſchten ehrfurchtsvoll dem mahnenden Wort. Der Wildeſte empfand, es mußte Großes ſein, was dieſe Männer an den Saum des Bergwaldes geſiedelt hatte, wo der Wolf nächtlich um ihre Hütte kreiſte und kein Graben dem Ueberfall einer Raubhorde wehrte. Eine ſolche Hütte in Oberöſtreich war es, wo um das Jahr 460 ein fahrender germaniſcher Krieger eintrat, um den Segen des frommen Siedlers für ſeine Fahrt nach Italien zu erbitten. Er war in ſchlechten Pelzrock gekleidet, tief mußte er ſeine hohe Geſtalt beim Eintritt bücken, und vermochte nicht in der niedrigen Zelle gerade zu ſtehen. Der Miſſionär entließ den Landloſen mit der frohen Verheißung, daß er in Kurzem vielem Volk reichen Hort ſpenden werde. Der fahrende Mann war Odoaker, der nach Italien zog ſein Glück zu ſuchen, der Weiſſagende der heilige Severin.

So machte das Chriſtenthum unaufhaltſame Fortſchritte. Viele Stämme nahmen es in den Jahren ihrer Coloniſtenwanderung an, wie die Goten, Langobarden, Vandalen, Heruler, andere in ihren neuen Sitzen, wie Franken und Angelſachſen. Die Bekehrer verſtanden ſich gut auf die beiden Künſte, welche ihnen Erfolg ſicherten: ſie wußten zu gewinnen und ihre

Macht zu erweitern. Sie warben klug um die Gunſt der Mächtigen, und ſie waren unermüdlich die Schwäche der alten Götter und die ſtärkere Gewalt des Chriſtengottes zu erweiſen. Jedes Unglück, das die Heiden traf, war eine Strafe für die Verſtocktheit, alles Glück, das dem Fürſten und dem Volke widerfuhr, betrachteten ſie entſchloſſen als Wirkung ihres Gebetes. Hatten ſie ſich in den Gemüthern feſtgeſiedelt, dann thaten ſie ihre Hauptſchläge gegen den Heidenglauben, die Eiche Donar's wurde gefällt, die aufgehangenen Pferdehäupter auf den Anger geworfen, die Götterſäule umgeſtürzt, das Holzwerk der heiligen Umfriedung verbrannt; über dem Opferſtein wurde die chriſtliche Kirche mit ihrem Chor, Altar und Taufſtein gezimmert, und daneben auf hohem Gerüſt die Glocke aufgehängt. Nahebei erhob ſich das Gehöft der Geiſtlichen, und die geweihten Diener wirthſchafteten emſig auf dem geſchenkten Grunde als Landbauer, Hirten und Händler mit der Umgegend. Wo das Glöckchen läutete, fürchteten ſich, ſo erzählte das Volk, die alten Geiſter der Landſchaft, die Rieſen auf den Felshäuptern riefen einander über die Thäler zu, daß es unheimlich geworden ſei in der Gegend, der Nichus am Waſſer weinte bitterlich, daß er nicht auch ſelig werden könnte, und der Fährmann am Ufer wurde in der Nacht durch Klopfen geweckt und feine Stimmchen verlangten Ueberfahrt in das fremde Land; er ſah nicht, die er hinwegfuhr aus ſeiner Heimat, aber er hörte die wehmüthige Klage der kleinen Unſichtbaren, daß der Glockenklang des neuen Glaubens ſie verſcheuche, und fand am andern Tage viele kleine Fußſtapfen im Sande und Goldſtücke, welche die Zwerge als Fährgeld zurückgelaſſen hatten.

War die Kirche gebaut unter dem Schutze eines Großen, dann wurden die neuen Prieſter der Landſchaft ſchnell unentbehrlich. Sie waren den Königen und Häuptlingen auch für weltliche Geſchäfte Rathgeber, denn ſie verſtanden das wundervolle Geheimniß der Schrift und das Latein, die Weltſprache jener Zeit; ſie wußten Rath für Alles, ſie waren Aerzte, Gärtner und Baumeiſter. Nicht nur um die Vornehmen ſorgten ſie, befliſſen warben ſie auch um die Dürftigen; der arme Bettler, der Krüppel, der heimatloſe Mann, der zu ihnen flüchtete, erhielt in ihrer Nähe Obdach, Speiſe und den Schutz ihres Gottes. Daß ihr Glaube ſo mild war gegen Knechte und Elende, das gewann ihm das Herz der kleinen Leute. Und die treue Anhänglichkeit der einfältigen Herzen mehrte wieder ihren Einfluß und machte ſie zu einer Stütze der Vornehmen, und bei politiſcher Parteiung zu werthvollen Bundesgenoſſen.

Es iſt für uns nicht ganz leicht, das Verfahren der Heidenbekehrer gerecht zu würdigen. Wohl iſt aus dem einförmigen Lobe zahlreicher Heiligenleben zu erſehen, wie verſchieden der Charakter jener Männer war. Neben der unwiderſtehlichen Wucht einer urkräftigen Natur ſteht gefügige Diplomatie, neben dem treuen Hirten und dem leidenſchaftlichen Eiferer ſind der Schlaffe und Furchtſame, der Eigennützige und Schlemmer nicht unerhört. Auch Verſchiedenheiten des Volksthums kommen in Betracht. Gegen den Adel des Morgenländers Severin ſteht die nüchterne Politik des Angelſachſen Bonifacius, gegen die lautere poetiſche Begeiſterung des Franken Anskar*) die düſtere Aſkeſe des Iren Columban. Zwiſchen dem Römer und Griechen, welche aus einem Volk mit reiferer Bildung zu den Barbaren kommen, und zwiſchen dem glaubensvollen Germanen, der die Lehre ſeines Kloſters den ungläubigen Stammgenoſſen zuträgt, iſt in der Regel ein wichtiger Unterſchied. Die erſteren geben klug, ſoweit ſie müſſen, und mit innerer Freiheit den Vorurtheilen der fremden Umgebung nach, der zweite iſt im Herzen ſelbſt nicht frei davon. Beide ſind der Anſicht, daß die Heidengötter walten und zu ſchaden vermögen als teufliſche Dämonen, gegen deren Nachſtellungen nur ein feſter Glaube Schutz gewährt. Aber die Seele des germaniſchen Prieſters iſt noch ſo ſehr verwachſen mit den heidniſchen Erinnerungen, daß ihm viele abergläubiſche Bräuche, deren er ſich nicht bewußtlos entſchlagen hat, untilgbar in der Seele haften. Je ſtärker die Betheiligung der Germanen an dem Miſſionswerk der Kirche wurde, deſto reichlicher wuchs der alte Aberglaube unter dem chriſtlichen Bahrtuch, das die Kirche des Gekreuzigten auf das Heidenthum gelegt hatte. — Wer alſo die Charaktere dieſer Heiligen aus einer argen Zeit billig beurtheilen will, wird zuerſt das Maß feſtſtellen, nach dem er ihren ſittlichen Werth abzuſchätzen hat. Für den heiligen Zweck zu täuſchen und eine Unwahrheit zu ſagen, galt damals auch den Guten für erlaubt. Gegen die rohe Gewalt, welche die Bekehrer täglich zu fürchten hatten, mußte Liſt helfen. Sie konnten ſich ſelten behaupten, wenn ſie nicht auch den irdiſchen Vortheil Einflußreicher an ſich zu feſſeln wußten, ſie mußten ſolchen, welche ſich Bekenner nannten, viel nachſehen, und es gelang ihnen bei dem innern Zwiſt, den ſie in die Gemüther der Landſchaft trugen, nicht immer, ſich frei zu halten von der Theilnahme an Unrecht. Sie waren in der Mehrzahl leidenſchaftliche Eiferer, ſehr geneigt parteiiſch alle irdiſchen Verhältniſſe zu betrachten, und ſie zauderten nicht ihr großes Werk dadurch zu fördern, daß ſie Politik trieben und den Stolz der Vornehmen, die Eiferſucht der Häuptlinge, die Unzufriedenheit der Gemeinen, die Begehrlichkeit der Frauen für ſich benutzten. Um ihre Stellung zu befeſtigen, trieben ſie wohl auch andere irdiſche Geſchäfte, außer der Landwirthſchaft Handel, und nicht immer entgingen ſie dem Vorwurf der Habſucht und unziemlicher Umtriebe.

---

*) Wahrſcheinlich eines der Sachſenkinder, welche in fränkiſchen Klöſtern erzogen wurden.

Auch dem Heidenglauben mußten ſie viele Zugeſtändniſſe machen. War das Volk verſtockt, ſo ſtellten die Nachſichtigen heidniſche Götterbilder neben dem Kreuz in der Kirche auf, und ließen geſchehen, daß das Volk ſeine alten Feſtbräuche auf ihren Kirchhöfen beging und Pferdeopfer brachte; ja die Schwachen gaben ſich ſelbſt dazu her, Rinder und Widder zu opfern und die heilige Taufformel ſo zu entſtellen, daß von der Dreifaltigkeit darin gar nicht mehr die Rede war. Denn die Heiden ſtellten ungereimte und höchſt anſtößige Forderungen; ſie wollten z. B. durchaus von dem weißen Brot des Abendmahls eſſen, wie die drei Söhne des Königs Saberkt von Eſſex (617), aber taufen wollten ſie ſich nicht laſſen, und wenn der Chriſtenprieſter ſich weigerte nach ihrem Begehren zu thun, jagten ſie ihn aus dem Lande. So geſchah es, daß in deutſchen Landſchaften durch Jahrhunderte ein Miſchglaube beſtand, in welchem die helle Geſtalt des eingebornen Sohnes, Petrus und einige Heilige neben Wodan und Donar angerufen wurden.

Als im Jahre 376 die Weſtgoten von den Hunnen gedrängt in zahlloſen Schwärmen über die Donau ſetzten, da brachten einzelne Haufen auch die heimiſchen Götter mit Prieſtern und Prieſterinnen über den Strom. In ehrfürchtigem Schweigen ruderten ſie über das Waſſer, vor den Griechen aber ſtellten ſie ſich alle als Chriſten. Sie führten einige, die als Biſchöfe verkleidet waren, in wunderlichem Aufzuge mit ihren Haufen, und ſie hatten eine Art Mönche, die in ſchwarzer Kutte und langem Unterkleid den Boden fegten und nichts mit Mönchen gemein hatten, als daß ſie, wie der heidniſche Erzähler ſchmäht, Taugenichtſe waren und dafür gehalten wurden.*) Dabei ſchafften ſie die heimiſchen Götter unverſehrt und in ſorgfältiger Hut auf den römiſchen Boden, die Beamten der Römer aber waren beſtochen und ſahen ruhig zu.

Als der Chriſtenglaube in die Seelen der Germanen drang, wurde auch den Heiden ſichtlich, daß er zwieſpältig getheilt war. Dem Dogma der römiſchen Kirche, welche ſich die katholiſche nannte: „Wahrer Gott der Vater, wahrer Gott der Sohn, wahrer Gott der heilige Geiſt, und ſie ſind eins und in einem Glauben anzubeten,“ ſtand ſeit der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts gegenüber die Lehre des Arius, welche dem Sohn nicht ewige Göttlichkeit und nicht Einheit mit dem Vater zutheilte. Alle großen Germanenvölker, denen das Chriſtenthum von Oſtrom zukam: Goten, Vandalen, Heruler, Langobarden wurden durch Arianer bekehrt, die Franken durch ihre Verbindung mit dem römiſchen Biſchof zu Katholiken getauft. Den fränkiſchen Fürſten wurde die Rechtgläubigkeit zu einer politiſchen Handhabe ſich empor zu bringen, auch ihr Volk blieb ſtolz darauf, obgleich ſonſt, wie die Frommen klagten, von chriſtlicher Geſinnung wenig in ihm zu ſpüren war. Das katholiſche Dogma muthete der weltlichen Vernunft größere Entſagung zu, es wurde aber getragen durch eine feſt gegliederte, monarchiſch geſchloſſene Kirche. Der milderen Lehre des Arius fehlte der kirchliche Zuſammenhang, die Bekenner, noch halbe Heiden, ſaßen getheilt vom ſchwarzen Meer bis zu den Säulen des Hercules. Deshalb vermochte der Arianismus dem Haß der katholiſchen Kirche auf die Länge nicht zu widerſtehen, einem tötlichen Haß, welcher dem Arianer den Ehrennamen eines Chriſten nicht gönnte. Es ſcheint in der That, daß dieſer Glaube beſonders große Duldſamkeit gegen das Heidenthum und volksthümliche Ueberlieferungen übte; wenigſtens hielt der weſtgotiſche Geſandte, welcher ſich um 590 mit Biſchof Gregor von Tours heftig über die Lehre von der Dreieinigkeit ſtritt, für erlaubt, auch heidniſchen Cultusſtätten Ehrfurcht zu beweiſen. Die meiſten Völker, welche die Lehre des Arius angenommen hatten, ſchwankten zwiſchen ihr und dem Katholicismus hin und her, die Vandalen und Oſtgoten gingen mit ihr unter.

---

*) Eunapius (Bonn.) p. 82.

Ueber Arianer und über Heiden ſiegte die römiſche Kirche durch die bewunderungswürdige Kraft und Beharrlichkeit ihrer Politik. Immer wieder ſandte ſie ihre Bekehrer zu den halben Chriſten wie zu den Heiden; wo das Apoſtelamt nicht half, warb ſie die fränkiſche Art zum Volkskriege. Auf ſchwache Bekehrer folgten todesmuthige, begeiſterte Helden, auf lange Nachſicht verſchärftes Geſetz, bis die Bekehrer alle Germanenvölker, welche noch lebten, an den Stuhl des Apoſtels im alten weltbeherrſchenden Rom gebunden hatten.

Von den Einwirkungen des Chriſtenthums auf die neuen Germanenſtaaten weiß die politiſche Geſchichte viel zu erzählen. In dem Gemüth des Volkes ſah der Glaube freilich anders aus als in den heiligen Schriften, und er behielt den germaniſchen Zuſatz bis tief in das Mittelalter, Einiges davon bis zur Gegenwart.

Es waren Völker von jugendlicher Kraft, die gerade ihre wildeſte Heldenzeit durchlebten. Der gekreuzigte Chriſtus war kein Gedanke, der ihnen vertraulich ſein konnte, und auffallend tritt dieſes Bild, das ſpäter die Lieblingsvorſtellung der Kirche wurde, in der erſten Hälfte des Mittelalters zurück. Der neue Sohn Allvaters, der Eingeborne iſt der jugendliche, leuchtende Held, der gegen Sünde, böſe Geiſter und die Hölle ſiegreich gekämpft hat und gleichen Kampf von ſeinen Getreuen fordert. Er iſt der Herr, die Apoſtel und Heiligen ſeine ſchnellen Degen, ſeine Engel fliegen im Federhemd daher, ſeine Herrſchaft iſt ein großes Königreich. Der Herr iſt der große Schatzſpender und er theilt reichlich an ſeine Getreuen; er ſitzt in der Himmelsburg auf ſeinem Stuhle und ſieht auf die Menſchenerde herab. Der Bekenner iſt ſein Mann, ihm durch Treuſchwur zum Dienſte verpflichtet. Aber die Pflicht iſt gegenſeitig, der Herr hat ſeinem Getreuen auf dieſer Erde Gutes zu gewähren, in jenem Leben aber ewiges Glück. Wenn das Chriſtenthum in der Kirchenſprache die heilbringende Lehre genannt wird, ſo wurde das Heil von Geiſtlichen und von Laien nicht nur als Aufnahme in das Reich Gottes nach dem Tode gefaßt, ſondern auch als eine kräftige Förderung des irdiſchen Wohls, vor Allem als Unverſehrbarkeit im Kampfe und als Sieg über die Feinde. Auf dieſer Grundanſchauung von dem Verhältniß des Chriſten zu ſeinem Gott, der bald als Gottvater, bald als Gottſohn gefaßt wird, ruht die ganze Frömmigkeit des Volkes; dieſelbe Auffaſſung iſt aus Sage und Poeſie überall zu erkennen, bei den Angelſachſen, im niederdeutſchen Heliand, bei Otfried, ſogar noch im dreizehnten Jahrhundert. Dort iſt z. B. in einem Gedicht „Die Warnung" der Herr Chriſtus ein Wirth, der einen Streit kämpft; viele der Seinen lagen tot, aber er gewinnt den Sieg; er ſelbſt iſt wund, ſeine Ritter zerhauen, die Narben ſind zu ſchauen an den guten Knechten, die für ihn fochten, damit ſie in ſeiner Heimat Gemach hätten. Jetzt ſitzen ſie in ſeiner Burg, ruhen aus und pflegen ſich; verſchloſſen iſt das Burgthor; wer den Streit nicht mitfocht, muß draußen bleiben. Da kommt der einfältige Spielmann, der nichts Nützes verſteht und mit Gemach in das Himmelreich will: „Herr Herr, laß mich ein; ich gehöre zu deinem Geſinde, ich will bei dir bleiben, mich hat die Welt vergeſſen, mich jagt große Bedrängniß, ich fürchte den grimmen Tod." Der Herr aber ſagt: „Ich kenne dich nicht; die meine Schlachten kämpfen, von denen will ich keinen vergeſſen, du biſt meines Friedens unwerth."*) Das Verhältniß des Gefolges zu ſeinem Herrn war den Germanen immer noch das heiligſte Treuverhältniß; noch immer wurde gefordert, daß der Mann für den Milden, der Krieger aus dem Gefolge für ſeinen Schatzgeber das Leben einſetzte. Von ſolchem Geſichtspunkte wurde auch der Tod des herrlichen Königs aufgefaßt; als Held war er für die Andern geſtorben. Was Pflicht des Geſindes geweſen wäre, das hatte hier der Herr zuerſt für ſein Geſinde gethan. Das rührte und erhob; ein ſo guter Herr war er, und das vermochte alle Liebe und Hingabe nicht wett zu machen. Aehnliches fühlte ſogar der furchtbare Chlodovech, denn als er im weißen Gewande eines Katechumenen vor dem Taufbecken ſtand und von dem Leiden Chriſti hörte, rief er hingeriſſen aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei geweſen, ich hätte das Unrecht, das man an ihm verübt, gerochen." Der geiſtliche Erzähler freut ſich dieſer frommen

---

*) Haupt's Zeitſchrift I, S. 512.

Worte und fügt bewundernd hinzu: „Hierdurch erwies er ſeinen Glauben und bewährte, daß er ein wahrer Chriſt ſei.“*)

Dem Gefolgemann Chriſti war geſtattet, bei dem Herrn um beſondere Gunſt zu werben, wo er deren bedurfte; das that er durch Gebet und Faſten und durch Geſchenke, d. h. Gott wohlgefällige Spenden und Werke. Das Gebet der Germanen zeigt von älteſter Zeit bis zur Gegenwart, wie naiv das Volk ſich das Bild ſeines Gottes hergerichtet hatte. „Hilf mir aus der Noth, lieber Herr, ſo will ich dir eine Kirche bauen und einen Prieſter dazu beſtellen.“ „Himmliſcher Gott, mache, daß mein Verfolger in drei Tagen nicht ſo weit zu Schiffe fährt, als ich in einem gefahren bin, und ich will Allen ihren Wunſch gewähren, die mich in deinem Namen um etwas bitten.“**)

Die Gebete aber waren nicht gleich; das eine war kräftiger als das andere; wohlgefügt und ſchicklich mußte man den guten Gott bitten, und es gab Gebete, denen er in gewiſſem Fall lieber lauſchte. Deshalb erhielten Gebetformeln hohe Wichtigkeit; ſie wurden geſucht und ſorglich bewahrt, genau ſo, wie früher die heidniſchen Runenlieder, zuweilen mit dieſen zu einer kräftigen Beſchwörung verbunden.

Der Chriſtengott iſt gütig gegen ſeine Getreuen, aber eben ſo ſicher ſtraft er auch die untreuen Knechte, und untreu iſt, wer Böſes thut. Schwer iſt dem Menſchen gut zu ſein, und bei jedem Unheil, das ihm widerfährt, hat er anzunehmen, daß es Strafe für begangenes Unrecht ſei. Auch dann iſt der Herr nicht unerbittlich, außer in wenigen ſchweren Fällen, welche die Kirche allmählich als Todſünden aufſtellte, die aber weder im Kirchenbrauch, noch weniger vom Volke immer ſo gefaßt wurden. Bei ſehr beſchwertem Gewiſſen hatte der Menſch eine außergewöhnliche Anſtrengung zu machen, die Huld des Herrn wieder zu gewinnen durch Bußübungen und außerordentliche Spenden.

---

*) Fredegar 21.

**) St. Oswald, Haupt's Zeitſchrift II, S. 123. Das Gedicht darf hier angezogen werden, denn ſeine Grundlage iſt ſehr alt.

Als der Frankenkönigin Fredegunde im Jahre 580 zwei liebe Kinder ſchwer erkrankten, holte ſie die Rollen, auf denen die neue harte Steuer verzeichnet war, aus ihrem Schatz, verbrannte ſie und mahnte ihren Gemahl zu demſelben Geldopfer. Ein großer Theil der Kirchen und geiſtlichen Stiftungen verdankt demſelben Bedürfniß des deutſchen Mannes, ſeinen ungnädigen Gefolgeherrn ſich zu verſöhnen, die Entſtehung.

Durch Frömmigkeit erwarb man Geltung vor den Augen des Königs; aber ſein Reich war groß, er hatte auf viele Bitten zu hören; wer ſich als kleiner Mann fühlte unter ſeinen Getreuen, und demüthig ſollte das jeder, und wer bemerkte, daß er durch ſein ſtilles Dringen nichts zu erreichen vermochte, der mußte ſich an die Mächtigen im Gottesreich wenden, an die Apoſtel, die Mutter des Herrn, oder an die Heiligen, deren Rang im Himmel durch die Kirche beſtätigt war, zuletzt auch an fromme Geiſtliche und Laien. Dieſe hatte er als ſeine Fürbitter zu werben. Denn die Beſchlüſſe des Herrn kann man im einzelnen Fall wohl beeinfluſſen, und die Bitte ſeiner Häuptlinge kann Vieles bei ihm durchſetzen. Den Großen des Himmels naht man am beſten in ihren Heiligthümern, denn da weilen ſie am liebſten und hören am deutlichſten. Der fromme Biſchof Aravatius zu Tongern wollte durch Wachen und Faſten den Einfall der Hunnen in Gallien wegbitten, weil dieſes ungläubige Volk der Gnade des Herrn doch gänzlich unwerth ſei; aber der „Geiſt" ſagte ihm, daß ſein Gebet wegen der Miſſethaten ſeines Volkes, dem Gott dieſe Strafen beſtimmt habe, nicht erhört werden könne. Da beſchloß er, den Herrn ſtärker durch einen Fürſprecher anzuflehen, er zog nach Rom zum Grabe des Apoſtels Petrus, enthielt ſich mehre Tage jeder Speiſe und flehte unabläſſig zu dem Herzog der Kirche. Endlich erhielt er durch Erleuchtung die Antwort, die Sache ſei vom Herrn unabänderlich beſchloſſen, aber der Biſchof ſelbſt ſolle die Leiden des Landes nicht ſehen und vorher in den Himmel kommen. Glücklicher war der fromme Diakon Stephanus in Metz; er bat bei demſelben

Hunneneinfall die Apoſtel Petrus und Paulus, die Stadt, wenigſtens aber ſein Bethaus, vor der Zerſtörung zu ſchützen, und in einem Geſicht traten die Apoſtel vor ihn und verkündeten: „Die Stadt zu retten iſt uns nicht mehr möglich, denn die Befehle des göttlichen Willens ſind bereits ertheilt, aber dein Bethaus ſoll unverſehrt bleiben.“ Und als in demſelben Feldzuge das Weib des römiſchen Feldherrn Aëtius Tag und Nacht in der Apoſtelkirche Roms zu den Fürſten des Himmels flehte, daß ſie den Gatten wieder geſund in ihre Arme ſchließen dürfe, da ſah ein armer Mann, der vom Weine trunken in einem Winkel der Kirche eingeſchlafen war und in der Nacht aufwachte, daß alle Kerzen der Kirche flammten, und mit Zittern auf den Boden kauernd erblickte er zwei Männer, die einander ehrerbietig grüßten und nach ihrem Befinden frugen. Dann ſagte der ältere — Petrus —: „Nicht mehr kann ich die Thränen anſehen, die das Weib des Aëtius weint. Ich ſoll ihren Gemahl heil aus dem Kriege zurückführen, obgleich in Gottes Rath etwas Anderes beſchloſſen war. Aber ich habe doch dieſe Gnade ſeinem Leben durchgeſetzt und gehe jetzt zu ihm, um ihn lebend herzuleiten. Wer aber dieſe Worte gehört hat, der hüte ſich Gottes Geheimniſſe zu verrathen, ſonſt wird ihn ſchnell ein Unglück treffen.“ Der arme Mann konnte nicht ſchweigen: ſeine Strafe war, daß er erblindete.

Nicht nur einer Fürbitte ſeiner Großen bewilligte der Himmelsherr Außerordentliches, er verlieh auch einzelnen Sterblichen aus beſonderer Gnade Wunder zu thun, d. i. in ſeinem Namen Wirkungen hervorzubringen, welche ſonſt der größten Menſchenkraft unerreichbar ſind. Schon das Heidenthum hatte ähnliche Kunſt einzelnen Menſchen zugeſtanden: die Zukunft vorher verkünden, Regen über die trockene Erde führen, Unwetter und den gefürchteten Hagel aufregen, die Entſcheidung des Kampfes verzögern, ein Heer kraftlos machen, das Nebelbild eines Schlachthaufens herbeizaubern, in Haus und Stall

Geburt verhindern, Krankheit und Tod veranlaſſen u. ſ. w.; der höchſte Menſchengott und waltende Schickſalsfrauen waren Lehrer in der geheimen Kunſt geweſen und weiſe Frauen ſchalteten damit zum Heil oder Unheil der Menſchen. Die Neubekehrten forderten vom Chriſtenthume, welches ihren alten Zauberglauben für Teufelswerk erklärte, daß es mit ſeiner Kraft etwas Beſſeres ſchaffe. Und ſehr willig war die Kirche, dieſem Bedürfniß zu entſprechen. Sie kämpfte für ihre Geltung wenn ſie bemüht war, ihre Verkünder als Wunderthäter zu erweiſen. Auch in dieſer unholden Schwäche iſt eine Vertiefung des Gemüthes erkennbar. An Stelle einer Beſchwörung, welche durch äußere Mittel und unverſtandene Gebräuche die überirdiſchen Gewalten zwang ſich dem Willen des Menſchen zu fügen, trat mit dem Kreuzeszeichen die heiße Bitte zu Gott und den Heiligen, auf die geheime Kunſt des hochmüthigen Sterblichen folgte das gnädige Wirken Gottes durch den demüthigen Bekenner; der alte Zauberkundige hatte auch dem Unſchuldigen zu ſchaden vermocht, der Chriſtengott ließ nur Werke der Liebe und des Glaubens gedeihen. Bis in die neueſte Zeit hat die Kirche dieſen Unterſchied zwiſchen ihren und des Teufels Werken feſtgehalten. Merkwürdig aber iſt, wie die Beſten der Kirche in jener frühen Zeit das Wunder anſahen. Allerdings die Wunder waren unentbehrlich, ſie waren ja ſchon in der Schrift Beweiſe für die Wahrheit des Glaubens. Aber die Wunderkraft galt für eine Begabung, die aus Gnade dem Einzelnen verliehen werde, nicht jedem der Frömmſten und nicht für jede Zeit des Lebens; der Begabte beobachtete ſich ſelbſt während des Betens und merkte wohl ſogar den Moment, in welchem die geheimnißvolle Kraft ihm zu Theil wurde.*) Die Kirche geſtattete nicht, daß der Laie in den Freuden dieſer Welt ſich dieſes Vorzugs rühmte, er kam in den Verdacht, altes Heidenwerk zu üben mit helfenden

---

*) Sulpicius Severus im Leben des h. Martin 7, 3.

Dämonen. Nur an erprobten Getreuen, an Prieſtern oder leidenſchaftlich Frommen ließ ſie ſich Wunderkraft gefallen. Und es war Vorſicht nöthig, denn es fehlte gar nicht an Ehrgeizigen, welche durch Betrug in den vortheilhaften Ruf der Wundergabe kommen wollten. Der rechtgläubige Gregor von Tours erzählt mit vielem Behagen, daß ein arianiſcher Ketzerbiſchof einen Mann gedungen hatte ſich blind zu ſtellen, damit er ihn ſehend mache; aber bei der Vollziehung des Wunders wurde das Geſchöpf wirklich blind, und es mußte ein wahrer Chriſt kommen, um den unredlichen Arianer dadurch zu beſchämen, daß er den beſtraften Blinden wieder ſehend machte. Zahlreiche Verführer gab es im Lande, umherziehende Geiſtliche und Laien, welche das Volk betrogen. So zog um 587 Einer durch das Frankenreich, der ſich ſeiner Wunderkraft rühmte und daß er von den Apoſteln Petrus und Paulus unmittelbar Botſchaften erhalten. Aber er reckte die Gichtbrüchigen ſo gewaltſam durch ſeine Diener aus, daß viele ſtarben. Ein Anderer hatte im Jahre 591 die größere Unverſchämtheit, nachdem er als Räuber gelebt, ſich für Chriſtus ſelbſt auszugeben, er hatte ſich eine Maria zugeſellt, zog mit einem Schwarm durch das Frankenreich und ließ bei ſeinem Einmarſch in die Städte nackte Leute vor ſich her tanzen. Er wurde von dem Boten eines Biſchofs niedergehauen, ſeine Maria bekannte auf der Folter arge Betrügerei, aber viele Leute glaubten ihr Lebtag an ihn.

Auch wo man eine wahrhaftige Wirkung der Wunderkraft annahm, war die Kirche zuweilen bemüht, das Selbſtgefühl des Wunderthäters zu dämpfen, denn er mochte durch die Erfolge ſolcher Kunſt leicht eine bedenkliche Beliebtheit im Volke gewinnen. Als ein junger Novize im Frankenreich einmal bei der Ernte den Regen von einem Getreidehaufen weggebetet hatte, und Abt und Mönche eilig herbei kamen das Getreide zu retten, ließ der fromme Abt den glücklichen Beter ergreifen und geißeln, indem er ſprach: „Du ſollſt in der Furcht Gottes wachſen, mein Sohn, nicht aber mit Wunderthat dich rühmen.“

Und Papſt Gregor I, derſelbe, der die Wunder der Heiligen ſo klug als Bekehrungsmittel zu verwerthen wußte, ſchrieb um 590 dem engliſchen Miſſionär Auguſtin folgende warnende Zeilen: „Ich weiß, liebſter Bruder, daß der allmächtige Gott in der Liebe zu dir bei dem Volke, welches er ſich erwählen wollte, große Wunder erweiſt. Darum iſt nöthig, daß du über dieſe himmliſche und ängſtliche Gabe dich freueſt und unter der Freude ängſtigeſt. Freuen ſollſt du dich, daß die Seelen der Angeln durch äußerliche Wunder zur innerlichen Gnade bewegt werden, fürchten ſollſt du, daß nicht unter den Zeichen, welche geſchehen, der gebrechliche Geiſt in ſeiner Selbſtſchätzung ſich erhebe und durch eitlen Ruhm gerade da im Innern falle, wo er äußerlich mit Ehren gehoben wird. Denn wer ſich ſeiner Wunderthaten rühmt, der ſetzt ſeinen Sinn auf eine perſönliche und irdiſche Freude. Nicht alle, die auserwählt ſind, vermögen Wunder zu thun, und doch ſind ihrer aller Namen im Himmel verzeichnet. — Deshalb, lieber Bruder, — was du von Wunderkraft erhalten haben ſollteſt oder erhalten haſt, das rechne nicht dir zu, ſondern denen, für deren Heil ſie dir zugetheilt iſt.“*)

Aber trotz der Vorſicht kluger Päpſte wirkte unter den Germanen das Wunder endlos fort. Ein Wunderthäter wurde ein volksthümlicher und gefürchteter Mann, er gewann ein Anſehen, welches in günſtigem Falle weit über ſeinen Tod dauerte. Beſonders gerühmt wurde der Glückliche, dem es ein „Leichtes“ war Beſeſſene zu heilen, Blinde ſehend zu machen, alle anderen Krankheiten zu bannen. Was ſchon dem Lebenden möglich wurde, gelang vollends den Ueberreſten toter Heiligen, die Wunderkraft haftete nicht nur an ihrem Gebein, auch an Lappen ihres Gewandes oder an Geräth, das ſie gebraucht hatten.

Wer die zahlloſen Wunder muſtert, welche in den Heiligenleben verrichtet wurden, findet zuerſt faſt alle, welche in den biblischen Schriften verzeichnet ſind: Heilung der Blinden, Stummen, Lahmen, Gichtbrüchigen, Ausſätzigen, ſogar Auferweckung der Toten u. ſ. w. Aber bei den Wunderthaten, welche neu hinzugedacht werden, ſpiegelt ſich die Zeitrichtung und der gerade modiſche Aberglaube ab. Zuerſt nach Bekehrung der Germanen dringen altheidniſche Wunder ein: der Heilige zieht mit einer Gerte Waſſer aus der Erde, er theilt eine ſchwarze Regenwolke, ſo daß er ſelbſt im ſtärkſten Regen unbenetzt bleibt, er gewährt Sieg über Feinde. Seit die Kirche ſich behaglich eingerichtet hat, werden die Wunder maſſenhafter, oft burlesk und plump. In den Legenden des zehnten Jahrhunderts tragen die Heiligen bereits nach der Enthauptung ihre Köpfe unter dem Arm zu irgend einer nahen Stätte, welche ſie für eine Kirche wohl geeignet halten, oder ſie verſtehen, wie St. Fridolin, durch Gebet ein koſtbares Gefäß wieder ganz zu machen, das ein trunkener König beim Mahle aus der Hand fallen ließ. Im dreizehnten Jahrhundert, in welchem die Minnepoeſie das ſinnige Spiel mit Kranz und Blumen, mit Lilien und Roſen beliebt machte, mußte ſich das Brot im Schoße der heiligen Eliſabet in Roſen umwandeln. Der höfiſchen Sitte des ritterlichen Zeitalters gemäß bemerkte man, daß die Heiligen ihre Frommen anlachten, wie edle Frauen ihre begünſtigten Minneſänger*); als ſpäter die Empfindſamkeit in die Kirche drang, mußten die Heiligen auch weinen. — Es war keine günſtige Veränderung, daß die Vorſicht Gregor's I ſeinen Nachfolgern verloren ging, und daß die zahlreichen Frommen, welche heilig geſprochen wurden, eine endloſe Reihe Wunderanekdoten in den Glauben einſchleppten. Im Ganzen iſt in den Wunderberichten der Mangel an Abwechslung, ja auch an Poeſie der Erfindung ſehr auffällig, immer dieſelbe öde Aufzählung unmöglicher Heilcuren an kleinen Leuten. Dazwiſchen Viſionen und Prophezeiungen in hergebrachter Weiſe, zuweilen bis auf die Worte Wiederholung früherer Offenbarungen Es iſt ein feſtſtehender Vorrath von alten Geſchichten, der ſtets aufs Neue benutzt, ſelten durch einen pſychologiſch anziehenden Zug vermehrt wird.

---

*) Beda, eccles. hist. I, 31.

---

*) Bonus, bei: Haupt, Zeitſchr. II, 210.

Unſicher bleibt, wo in den alten Wunderberichten die ehrliche Aufzählung vermeinter Thatſachen aufhört und die gläubige Erfindung anfängt. Denn übergroß war das irdiſche Intereſſe, welches Kirchen und Städte antrieb, eines Heiligen habhaft zu werden. Alles wurde aufgeboten, Wundergeſchichten zu ſammeln. Je größer der Ruf einer ſtarken Wunderkraft, deſto glänzender war der Vortheil für den Ort, wo der Heilwirker lebte, und nach ſeinem Tode für die Ruheſtätte ſeiner Gebeine. Kirche und Gegend wurden reich durch den Beſuch und die Geſchenke der hilfeſuchenden Gläubigen, ein mächtiger Heiliger hielt die begehrlichen Könige, die rohen Befehlshaber in Scheu, er ſicherte den Umwohnern bei einem feindlichen Angriffe vielleicht Leben und Habe. Darum trieben nicht nur Frömmigkeit, auch Eigennutz zu Liſt und Gewaltthat, um ſolchen werthvollen Schutz zu gewinnen. Als der heilige Martin, Biſchof zu Tours, in einem Dorfe ſeines Sprengels erkrankte, ſtrömte das Volk von Tours und von Poitiers zuſammen, um Zeuge ſeines Todes zu ſein. Ueber ſeinen Leichnam entbrannte ein Streit der beiden Städte. Die von Poitiers forderten den Körper, weil er bei ihnen Mönch und Abt, die von Tours, weil er ihr Biſchof geweſen war. Während des Haders ſank die Sonne, beide Parteien verriegelten die Thore und umſtellten mit Bewaffneten das Haus, in welchem der Leichnam lag, entſchloſſen, ihn am nächſten Tage mit dem Schwert an ſich zu reißen. Die Wächter von Poitiers aber überließen ſich in der Nacht dem Schlafe; das benutzten die von Tours, ſie warfen den Toten zum Fenſter hinaus, brachten ihn in ein Schiff, fuhren eilig die Vienne hinab in die Loire, und führten ihre Beute unter Pſalmen und Lobgeſängen nach Tours. Erſt durch ihre Siegesrufe wurden die von Poitiers geweckt, der gehoffte Erwerb war ihnen vernichtet, ſie zogen beſchämt nach Hauſe. Auch weite Raubzüge wurden zu ähnlichem frommen Zweck gemacht. Die Franken ſchlichen nach Montecaſino in Italien, gruben dort heimlich die Leiber des heiligen Benedict und ſeiner Schweſter, der heiligen Scholaſtica, aus und führten ſie nach der Landſchaft von Orleans, wo zwei Klöſter über ihnen erbaut wurden. Die Römer von Montecaſino tröſteten ſich ſpäter damit, daß ihr großer Heiliger die fremden Diebe getäuſcht und ihnen vielleicht einen andern Leichnam untergeſchoben habe; „denn," wie Paulus Diaconus vorſichtig ſagt: „bei alledem iſt gewiß, daß das ſüße Gebein auf Montecaſino geblieben iſt." Ein Betrüger kam um 580 aus Spanien und verhandelte falſche Reliquien, er führte ein Kreuz in der Hand, von welchem Fläſchchen herabhingen, die mit heiligem Oel gefüllt ſein ſollten, er war aber ein recht unſauberer Trunkenbold.*)

War der werthvolle Ueberreſt eines Wunderthäters nicht an Ort und Stelle zu erwerben, ſo ſandten die Fürſten, Biſchöfe oder Privatleute, welche eine geiſtliche Stiftung beabſichtigten, nach Rom, und flehten demüthig den römiſchen Biſchof um Reliquien an. Bereitwillig wurde ſolchem Wunſche entſprochen. Der Schatz von Gebeinen der Heiligen erwies ſich als unerſchöpflich. Die Spenden aus demſelben wurden eins der wichtigſten Mittel, die Herrſchaft der Päpſte auszubreiten, denn alle Biſthümer, Kirchen, Klöſter und alle Einzelnen, welche durch gnadenvolle Gabe des Papſtes einen himmliſchen Fürſprecher erhielten, wurden dadurch an Rom gefeſſelt. Die Vorräthe der Katakomben wurden der Kirche daſſelbe, was der geſammelte Schatz an Goldmünzen und Gefäßen für die germaniſchen Fürſten geworden war, Quelle der Macht, das Mittel ſich Gehorſam und Treue zu erwerben.

---

*) Der betrügeriſche Reliquienhändler Felix wagte um 836 dem König Ludwig dem Deutſchen ſogar den ganzen Körper des Apoſtels Bartholomäus anzubieten. Man zweifelte doch an der Echtheit. Vergl. Dümmler, Oſtfränk. Geſch. I, S. 858.

War in Rom oder am Ort, wo ein Heiliger geendet, durch die Gläubigen ein ſolcher Schatz gewonnen, ſo mußte das koſtbare Geſchenk auf der Reiſe ſorgfältig bewacht werden, damit nicht Andere das Gnadenmittel raubten. Die Ueberſiedelung des Heiligen nach ſeinem neuen Wohnſitz wurde, wo dies ſicher geſchehen konnte, mit größter Pracht ausgeſtattet. Das Gefäß, welches die Gebeine enthielt, ward koſtbar geſchmückt, in Proceſſion zog man mit Prunkgewand, Kerzen und Jubelliedern durch Städte und Dörfer. Es fehlte nicht an Wundern, die der Heilige auch auf ſeiner Reiſe dem zudrängenden Volk gönnte; ſie wurden eifrig verkündet und mehrten den Zulauf nach der neuen Ruheſtätte. Auch einzelne Gläubige ſuchten emſig „Partikeln“, d. h. kleine Reſte oder Knochen der Heiligen, um einen Theil der Zauberkraft ſich zu ſichern. Auch dafür wurde Gewaltthat gewagt. Ein heilbedürftiges Weltkind überfiel bewaffnet die Reliquien eines Biſchofs und bemühte ſich, mit dem Meſſer das Gebein eines Heiligen zu ſpalten. Der erzürnte Berichterſtatter bemerkt dazu: „Ich glaube, das war kein Liebesdienſt, den er dem Heiligen that.“ Der glückliche Beſitzer trug ſchon damals ſolche Stücke bei ſich als Talisman gegen Unglück und Krankheit, als Sieg- und Glückſpender. Da ein Frankenkönig ſein Gelübde, die Stadt Paris nicht zu betreten, brechen will, läßt er bei ſeinem Einzuge ſeine Reliquien vor ſich her tragen, um die Strafe von ſeinem Haupt abzuwehren. Selbſt als das heiligſte aller Heiligthümer, die Kreuznägel mit dem Kreuz Chriſti, zu Jeruſalem tief in der Erde aufgefunden wurden, wußte die fromme Sage dafür keine beſſere Verwendung, als daß die Nägel zu einem Gebiß für das Roß Kaiſer Conſtantin's umgeſchmiedet wurden, damit das Pferd ſeinen Reiter zum Siege trage. Nach ſpäterer Sage führte Kaiſer Karl der Große die Reliquien, welche er in Spanien erworben hatte, in einem Sack von Büffelhaut, der ihm wie eine Schärpe am Leibe hing, mit ſich umher; und dies Zaubermittel wirkte überall auf ſeinen Reiſen wunderbar kräftig.

Es war eine Rache des überwundenen Heidenglaubens, daß er dieſe rohen Anſchauungen in den chriſtlichen Cultus hineinſandte, wo ſie die größte Wichtigkeit erhielten und durch anderthalb Jahrtauſende die Frömmigkeit entweihten. Noch heute iſt dieſer heidniſche Aberglaube eine der wirkſamſten Handhaben, durch welche ſich die alte Kirche behauptet.

Freilich iſt dies nicht der einzige Ueberreſt der Heidenzeit; die geſammte chriſtliche Kirche des Mittelalters, nicht wie ſie nach dem Dogma war, ſondern wie ſie in Wirklichkeit waltete, ruhte auf einer Verbindung des Heidenthums mit der chriſtlichen Lehre.

Es nützte wenig, daß die chriſtlichen Prieſter die Göttergeſtalten des deutſchen Volksglaubens als Teufel ächteten und von den Bekehrten forderten, ihnen und ihren Werken zu entſagen. Denn unter neuen Namen drangen ſie und ihre Werke doch in die neue Kirche. Statt der alten Götter wurden die Heiligenbilder geſchmückt an den Grenzen der Dorfflur gefahren und getragen, um Regen und Fruchtbarkeit zu bewirken; gegen Feuer, Krankheit, Tod in der Schlacht wurde mit den alten heidniſchen Formeln unter dem Namen chriſtlicher Heiligen angekämpft. Wie einſt die Heidengötter, pilgerten jetzt Chriſtus und die Apoſtel durch das Land und erlebten Abenteuer. Einige Geſtalten der chriſtlichen Sage erhielten ein völlig verändertes Ausſehen. Auf den Thürhüter Petrus wurden burleske Züge des Donnergottes übertragen; die Erinnerung an eine helle mütterliche Gottheit, die Beſchützerin des Hauſes und des Familienlebens, hob allmählich das Bild der Gottesmutter Maria, das mit jedem Jahrhundert glänzender in den Vordergrund trat; es wurden ſogar Heilige erfunden, von deren Thaten die römiſche Kirche erſt durch den heidniſchen Volksglauben erfuhr, z. B. Sanct

Georg, der Drachentöter, urſprünglich eine Umbildung des iraniſchen Gottes Mithras, der den Germanen bald als Ideal eines ſiegreichen Helden Bedeutung erhielt. Der Chriſtenglaube mußte ſich auch in zahlloſen Bräuchen heidniſcher Gewohnheit anpaſſen, um einige ſeiner lebensvollen Wirkungen auf die neuen Bekenner auszuüben. Einſt hatten die Germanen Weiſſagung geſucht in geworfenem Reis von Fruchtbäumen, jetzt ſuchten ſie Verkündigung in den Büchern der heiligen Schrift. Aufgeſchlagene Bibelverſe galten für bedeutungsvoll, die Könige ſchickten in die Kirche und ließen ſolche Orakel holen. Dann wurde dreimal die Schrift aufgeſchlagen, die Verſe, auf welche der Finger traf, enthielten die Prophezeiung. König Chilperich beſendet das Grab des heiligen Martinus, als er Luſt hat das Aſylrecht der Kirche zu verletzen, er läßt ihn durch den Geſandten um die Erlaubniß bitten und ein weißes Blatt auf das Grab legen, damit der Heilige die Antwort darauf ſchreibe, was in dieſem Falle allerdings nicht geſchieht. Die Waffen, Kleider, Kräuter, welche einſt von den Heidengöttern mit Heilkraft geſegnet waren, wurden jetzt auf die Altäre der Heiligen gebracht, um geheime Wirkung zu erhalten. Beſonders die Mächtigen mutheten der Kirche Vieles zu. Chlodovech erſucht den heiligen Martinus um ein Siegeszeichen und ſchickt deshalb in die Kirche, dem eintretenden Boten iſt ein Pſalm, welcher gerade angeſtimmt wird, Glück verheißende Antwort; wieder im Felde ſoll der Chriſtengott dem Heere eine Furt durch den Fluß weiſen, und eine weiße Hirſchkuh muß erſcheinen und die Stelle bezeichnen; endlich muß er gar in der Schlacht die Feinde ſcheuchen. — Auch Träume wurden ängſtlich beachtet, faſt jeder galt für bedeutungsvoll, und die Erklärungen, die man ihnen in chriſtlichem Sinn gab, wirkten täglich auf Urtheil und Thun der Fürſten, der Prieſter und des Volkes. Seit die Phantaſie des Frommen in der Welt bibliſcher Bilder und Geſtalten weilte, war nicht auffällig, daß man oft chriſtliche Vorgänge träumte, Heilige, Teufel, weiße Tauben, Crucifixe ſah, Stimmen und Bibelverſe hörte.

Solcher Art war die Frömmigkeit des wilden und gewaltthätigen Geſchlechtes, welches ſich damals tummelte. In der Liebe und Barmherzigkeit aber, welche der große Himmelsfürſt gegen ſein treues Gefolge übte, war auch eine eiſerne Strenge. Den höchſten Lohn in jenem Leben erhielt, wer um ſeines Herrn willen den Freuden dieſer Welt gänzlich entſagte; der Nächſte in ſeiner Geſellſchaft ſollte ſein, wer jeder fröhlichen Gemeinſchaft mit Menſchen ſich begab. Mitten unter den Freuden der Welt ergriff die Seelen das alte Schmerzgefühl über Vergänglichkeit, ein Schauder vor dem göttlichen Strafgericht oder ein unwiderſtehliches Bedürfniß innerer Erhebung. Nicht gerade den König Chlothar, der 561 bei ſeinem Tode verwundert ausruft: „Wie groß muß dieſer König des Himmels ſein, der ſo große Könige dieſer Welt elend umkommen läßt“; wohl aber erregen einzelne Wehklagen des Pſalms einen Hörer in der Kirche dergeſtalt, daß er außer ſich in den Gottesdienſt ruft: „Dies Weh gilt mir und meinen Kindern.“

Die Aſkeſe des Morgenlandes, die unter Griechen und Römern in den erſten Jahrhunderten feurige Bekenner als Einzelne oder in büßender Genoſſenſchaft zu den Wüſten Aegyptens getrieben hatte, fand bei den Deutſchen leidenſchaftliche Aufnahme. Der Wille, ſich ganz dem Herrn hinzugeben, brach plötzlich aus argen Weltkindern hervor, er faßte Krieger, Frauen, ſogar Unmündige. Ein Knabe ließ ſich nach dem Muſter frommer Büßerinnen in eine Zelle mauern und ſaß ſieben Jahre darin. Uns freut zu leſen, daß dieſe Qual dem Armen endlich zu groß wurde und daß er ſo lange weinte, bis man ihn herausließ.

In keinem ſittlichen Verhältniß des Menſchen aber wurde die ſchwierige Stellung des Chriſtenthums, welches das irdiſche Leben durch ſeinen Segen weihen ſollte und zugleich dem Irdiſchen zu entſagen mahnte, ſo fühlbar, als in der Ehe. Wohl kam der Ehe der neuen Chriſten zu Gut, daß ihnen die Forderungen an das ſittliche Leben der Menſchen überhaupt ſtrenger wurden; aber die zarteſte und edelſte Verbindung zweier Menſchen wurde doch nicht verhältnißmäßig gehoben, ja ſie wurde unleugbar in ihrer Würde benachtheiligt. Kalt ſah der Kirchenglaube auf die irdiſche Liebe, obgleich er den Bund derſelben durch ſeinen Segen weihte; gegen ſie ſtellte er eine andere, himmliſche Liebe, die er edler und reiner nannte. Gegen die Hingabe an den Gatten trat die Hingabe an den großen König, in deſſen Gefolge der Chriſt und die Chriſtin waren, und dieſer forderte ſich die beſſere Treue von Mann und Frau. Der häßliche Gedanke, auch die Ehe als fleiſchliche Verbindung aufzufaſſen, die, obſchon erlaubt und geweiht, doch ihrer weltlichen Freuden wegen mit Mißtrauen zu betrachten ſei, dieſe beſchränkte Auffaſſung aſketiſcher Orientalen war des reichen Gemüthes der Germanen unwürdig.

Und doch wurden Frauen die eifrigſten Bekennerinnen, und gerade ſie bereiteten in den Familien den Sieg der Kirche. Denn mehr als jede andere Lebensordnung war während der Wanderzeit die Ehe der Germanen geſchädigt worden, zwiſchen Fremden, im verdorbenen Südland, über ehrloſen Hausſklaven. Auch die weltlich geartete Ehefrau des Germanen im fremden Lande ſah in der Kirche zugleich einen vornehmen Bundesgenoſſen, der guten Willen zeigte dem Gemahl Zucht zu geben, der ihr ſelbſt Stütze, Troſt und letzter Halt wurde. In der That nahm die neue Kirche der Ehe damals nur, was dieſe bereits verloren hatte. Erſt in ſpäteren Jahrhunderten, in beſſerer Zeit wurde fühlbar, daß der Kirchenglaube der vermählten Frau nicht nach jeder Richtung wohlthat.

Selbſt in der Ehe ſollte man der Entſagung gedenken, der Herr wachte eifrig über ſeinen Rechten auf Frau und Mann, und duldete an ſeinen Feſten überhaupt nicht, daß die Frau den Hals des Gatten umſchlang. Aber die höchſte Gnade wurde dem Sterblichen zu Theil, welcher gänzlich auf irdiſche Liebe verzichtete. Auch das Weib trat in den Dienſt des Herrn, der ihr himmliſcher Bräutigam zu werden verhieß, wenn ſie jungfräulich ihm hier gedient hatte. Sogar in der Ehe wurde zuweilen der ſtrenge Idealismus ſiegreich durchgeſetzt. So lebten zu Avern ein Jüngling und ein Mädchen in Ehe, die einzigen Kinder ihrer Eltern; er hatte in der Brautnacht der Weinenden Entſagung gelobt und ſeinen Schwur gehalten, und als die jungfräuliche Gattin ſtarb und der Mann über ihrer Leiche vor allem Volk ſeinem Herrn Jeſus Chriſtus dankte, daß der anvertraute Schatz unverſehrt dem Himmel wiedergegeben werde, da lächelte die Tote ſchamhaft, und aus ihrem Munde kamen die Worte: „Was plauderſt du und wirſt doch nicht gefragt!"

Solche Ueberlieferung von gemüthvoller und doch widerwärtiger Hingabe an eine Idee erhält nur Bedeutung, wenn man auf das Gemeingiltige der Geſinnung einen Schluß zu machen berechtigt iſt, und dabei wird höchſte Vorſicht ziemen. Denn ſorgfältig verzeichnen die geiſtlichen Geſchichtſchreiber aller Germanenvölker den Ruhm ihrer Kirche. Sicher iſt, daß die große Mehrzahl der Lebenden ähnlicher Schwärmerei gänzlich fremd war. Das Landvolk lebte unter heidniſchen Bräuchen dahin, über welche ſich dürftige chriſtliche Vorſtellungen gelegt hatten. Bei den Bürgern der alten Römerſtädte, wo jetzt Franken, Goten, Vandalen unter „Römern" ſaßen, war Stolz auf die Stadt und verhältnißmäßiger Wohlſtand; an ihnen hatten die Heiligen der Stadt treue Anhänger, welche dabei den eigenen Vortheil nicht vergaßen. Was zu den Höfen gehörte: Gefolge, Kriegsleute, Beamte, das war mit Frevelthaten vertraut und hinter den höfiſchen Formen oft von widerwärtiger Rohheit, auch die Tugenden ſehr mit weltlichem Sinn geſättigt, die Laſter rieſig und gemein. Wo die Germanen auf altem Römergrund ſitzen, gelten ſie, obgleich ſie eifrige Chriſten geworden ſind, ihren eigenen Geſchichtſchreibern für gänzlich verderbt. So wird die Bevölkerung Italiens nach dem Untergang der Gotenherrſchaft, vor dem Einbruch der Langobarden um 568 geſcholten als ungläubig, meineidig, diebiſch, mordluſtig, ungeſetzlich, eigenmächtig; und im Frankenreich verantworten ſich 585 die Herzöge vor König Gunthram durch das offene Bekenntniß: „Was können wir thun, da ja das ganze Volk verderbt iſt und jeder ſeine Luſt hat zu begehen, was Unrecht iſt. Keiner ſcheut den König, keiner achtet auf den Herzog und Grafen, und wenn man ſein Mißfallen über dieſe Unordnung zeigt, ſogleich entſteht Aufruhr im Volke."

In der Kirche ſind die zahlreichen Biſchöfe die Repräſentanten des Standes, ſie ſtehen den größeren Kirchen vor, ihre untergebenen Weltgeiſtlichen den kleineren Stadtgemeinden; ſie ſind Beſitzer großer Güter, auch Führer ihrer Stadt und eng in die politiſchen Händel jener Zeit verflochten. Sie ſind die Vertreter der Kirche gegen Fürſten und Große, unter ihnen nicht wenige fromme und redliche Männer, aber im Ganzen ſind die weltlichen Geſchäfte ihrer Unbeſcholtenheit nicht günſtig. Es iſt wohl kein Zufall, daß uns die Klage eines ehrlichen Biſchofs überliefert iſt, ſeine Wunderkraft ſei *vor* der Zeit, in der er Biſchof wurde, größer geweſen als ſeitdem. Noch waren ſie oft verheiratet; dann war ihnen ſchicklich, von der Gattin entfernt, im Prieſterhaus unter ihren Geiſtlichen die Nachtruhe zu halten; in ihrem Hauſe aber waltete die Frau und erzog ihre Kinder. Doch wurde auch jene Vorſchrift nicht immer beobachtet. Es war ihnen ſchwer, die Rechte der Kirche gegen die Gewaltthaten der Weltlichen zu behaupten, und ihre Heiligen mußten unaufhörlich Einfluß und Wunder aufbieten, um die Kriegsknechte abzuhalten, daß dieſe nicht das Aſylrecht der Kirche verletzten, was doch noch oft genug geſchah. Neben den großen ſteinernen Kirchen, welche in wichtigen Städten ſehr früh errichtet wurden und deren ſachverſtändige Baumeiſter häufig Prieſter und Biſchöfe waren, umſchloß der geweihte Zaun auch das Prieſterhaus. In der Nähe lag dann das Hoſpiz für Gäſte und Arme. Denn unter dem kleinen Volk der Städte, unter Frauen und Almoſenempfängern hatte die Kirche ihre treueſten Bekenner, nicht nur weil ſie ihnen ſpendete. Sie ſahe freilich auch fort, für das leibliche Heil ihrer Anhänger zu ſorgen; überall lagerten die Bettler und Krüppel um die Kirchen, und dieſe arme Schaar wurde nicht allein um der guten Werke willen gehalten, ſie diente dem Gotteshaus auch als Wache. Drängte einmal ein roher Graf des Königs oder ein Räuberhaufe, dann eilten dieſe Pfleglinge des Gottes mit Spießen und Keulen bewaffnet zur Vertheidigung der heiligen Räume, und frugen nicht darnach, wen ſie totſchlugen.

Eine mitleidige Zärtlichkeit bewahrte die germaniſche Kirche den geiſtig Geſtörten, welche ſie nach dem Vorbild der Schrift als unglückliche Gefäße des Teufels betrachtete, aus denen der Erbfeind zum Ruhm des Heiligen ausgetrieben werden konnte. Auch ſolche Beſeſſene wurden von den Kirchen unterhalten, weil ihr Schelten und unziemliches Einreden bei heiliger Handlung gerade als Beweis für die Heiligkeit des Geſchmähten galt. Es war nicht auffallend, daß geſtörter Sinn, zumal bei Frauen ſich nach vorhandenen Muſtern richtete und ſich in dem gewiſſermaßen ehrenvollen Schelten und Beſchreien der Heiligen gefiel.

Häufig lag in den Kirchen ein vornehmer Flüchtling, der in Händeln mit dem König war, den Biſchöfen zu ſchwerer Beläſtigung; er erhob Anſpruch auf Trinkgelage und dazwiſchen auf geiſtlichen Troſt, während die Boten des Königs vor der Kirchthür lauerten und nicht leiden wollten, daß man Speiſe und Trank, ja nur einen Trunk Waſſer nach der Zelle, in welcher er ſaß, einführte; und nicht weniger Aergerniß gab den frommen Vätern der Kirche, wenn vielleicht gar ſeine Töchter zum Beſuch in die Kirche drangen und die koſtbaren Decken und den Kirchenſchmuck neugierig betaſteten. Auch der Königshof, an den die Biſchöfe bei Verlegenheiten des Herrſchers gerufen wurden, war nicht immer ein gedeihlicher Aufenthalt. Unberechenbare Launen der gewaltſamen Könige, der Einfluß böſer Frauen, rohe Hofleute und wüſte Trinkgelage ſetzten die Würde geiſtlicher Herren auf harte Proben. Den Hofleuten war es beſonderes Vergnügen, jedem guten Chriſten aber gräulich, wenn die Biſchöfe beim Mahle mit einander in Streit geriethen und einander Unſäuberliches vorwarfen, Meineid, Unzucht u. ſ. w., oder wenn ſie gar thätlich wurden und einander ſchlugen; denn es gab leider nicht wenige räudige Schafe unter ihnen. Zuweilen fiel einem ausgewetterten Kriegsmann ein, auf ſeine alten Tage Biſchof zu werden; kam er durch die Gunſt des Königs in Beſitz einer Pfründe, ſo ließ er ſich zwar die Weihen gefallen, aber geiſtlich wurde ſein Leben dadurch nicht; er hielt Reiſige und Jagdhunde, und machte ſich kein Gewiſſen, mit Helm und Harniſch in den Krieg zu ziehen und Menſchen zu töten, was dem Biſchof doch Unrecht war.

Ein anderer kam zu ſeiner Biſchofswürde durch die Juden; er kaufte von ihnen Koſtbarkeiten und ſchickte ſie dem Könige, oder er zahlte dem Könige für das Amt wohl auch baares Geld — 1000 Goldgulden —; dann wurde ihm ſein Amt koſtbar, denn es war Brauch, auch den Geiſtlichen, welche wählten, Verſprechungen zu machen. Doch ſelbſt die würdigſten der frommen Väter fanden da, wo ſie hoch über ihrer Zeit ſtanden in Glaubenslehre und Wiſſenſchaft, mancherlei Anfechtungen. Sie waren ſorgfältig bemüht ſich rechtgläubig zu erweiſen, aber leicht mißfiel die niedergeſchriebene Anſicht dem Amtsbruder, und es war gut, wenn die Verfolgungen nicht bösartiger wurden, als daß ſie einander grobe Briefe ſandten und bei einer Begegnung in des Königs Halle ſcharfe Worte austauſchten. — Wer aber ſeine Stellung als Vertrauter eines mächtigen Heiligen klug zu benutzen wußte, der vermochte wohl den König in Furcht zu erhalten; es kam vor, daß Biſchöfe den König im heiligen Zorn ohne Abſchiedsgruß verließen, dann wurde dem Gewaltthätigen angſt vor dem Haß ihrer Heiligen, er ſandte ihnen nach und ſuchte ſie zu begütigen.

Wie viel aber die Biſchöfe und die großen Genoſſenſchaften der Klöſter ertragen mußten, im Ganzen war Macht und Beſitzthum der Kirche ſchon in den erſten Jahrhunderten in ſtarker und unaufhaltſamer Zunahme; überall wurde die Kirche durch Krieg und Gewaltthat geſchädigt, überall verſtand ſie den Schaden einzubringen.

Die Kirche hatte nicht die Kraft gehabt, die antike Welt zu verjüngen, ſie vermochte eben ſo wenig den Verfall der Germanenſtaaten auf altem Römergebiet aufzuhalten. Ja ſie ſelbſt ſiechte in der giftigen Fieberluft, welche um die Trümmer verlebter Cultur aus dem Boden ſtieg, dahin wie die Völker. Aber das Chriſtenthum iſt zu jeder Zeit etwas Anderes geweſen als ſeine Kirchen. Ihm blieb in der ſchlechteſten Zeit die heilige Kraft, edle Naturen zu erfüllen und zu begeiſterten Verkündern der Liebeslehre zu machen. Vom Norden her, aus dem Volke der Angelſachſen, zog nach dem Jahrhundert des größten Verderbs — dem ſiebenten — eine Schaar todesmuthiger Bekenner in den Süden, ſie waren es, welche die Zucht der Klöſter herſtellten, den kirchlichen Sinn aufs Neue belebten, dem Volke als treue Boten das Heil predigten, ſie wurden Lehrer und Bildner der Fürſten, der Biſchöfe und Laien.

Zu derſelben Zeit, in welcher die Kraft der Germanen, welche in Deutſchland auf ihrem alten Ackergrund zurückgeblieben waren, die Welt des Abendlandes vor dem Einbruch der Araber und der heidniſchen Slaven ſchützte, rettete die Frömmigkeit der Angelſachſen die abendländiſche Kirche vor dem Untergange in wilder Sittenloſigkeit. Den angliſchen Mönchen verdankt man die kirchliche Bildung des Mittelalters.

Erſt durch ſie wurde der Glaube wahrhaft germaniſirt, d. h. mit deutſchem Gemüth erfüllt. Kein Dogma wurde aufgegeben, kein Vers der bibliſchen Urkunden ausgeſtrichen, die alten Kirchenformeln der lateiniſchen Sprache blieben im Ganzen betrachtet durch viele Jahrhunderte unverändert. Und doch war der Glaube, für den Winfrid die Eiche bei Fritzlar niederſchlug, welchen Karl der Große den Sachſen aufzwang, in Vielem von dem Glauben der älteſten Kirchenväter ſo verſchieden wie germaniſches und römiſches Volksthum. Zwiſchen der innigen Hingabe der Deutſchen an ihren lieben Herrn Chriſtus, welchem obliegt ſeinen Getreuen auf Erden Sieg, Wohlſtand, Herrſchaft über andere Völker zu geben, in jenem Leben aber himmliſchen Goldſchmuck, ein Roſenlager, oder doch einen warmen Platz an den Stufen ſeines Thrones, und zwiſchen dem Glauben der Apoſtelſchüler, daß das Reich Gottes nicht von dieſer Welt ſei, war in Wahrheit ein unermeßlicher Unterſchied. Und wenn die Kirche des Mittelalters fortfuhr, heidniſchen Segen in chriſtlichen Formeln über Haus und Feld, über Thiere, Schwerter und kranke Glieder zu ſprechen, und wenn ſie ihre Heiligthümer, das Gebein Verſtorbener, Kleider, Holzſplitter und Nägel unabläſſig durch die Länder ſandte, ſo war auch dieſe Befliſſenheit, das irdiſche Leben der Gläubigen an ſich zu feſſeln, grundverſchieden von dem vornehmen weltverachtenden Sinn, mit welchem der Apoſtel Paulus auf die irdiſchen Neigungen ſeiner Gemeinden geſchaut hatte.

Die Kirche des Mittelalters hatte ſich germaniſirt, um ihre Herrſchaft über die Germanen zu behaupten, aber ihr gelang nicht, ſich allen Wandlungen des deutſchen Geiſtes zu fügen und den Bedürfniſſen des deutſchen Gemüthes, welche allmählich weit andere wurden, dauernd zu entſprechen. Seit in den Kreuzzügen die alte germaniſche Idee der Gefolgeſchaft Chriſti und des leidenden Gehorſams den Deutſchen ſchwand, und ſeit die Selbſtwilligkeit deutſcher Natur in freigewählten Bündniſſen und Vereinen ihren Ausdruck ſuchte, wurde die alte Kirche der Nation unheimiſch. Seitdem begannen ſich wieder die Wege zu ſcheiden zwiſchen römiſcher Weiſe und deutſcher Weiſe. Die Kirche ſuchte ſich nach der altgermaniſchen Gemüthsrichtung, die den Deutſchen fremd geworden war und die ſie jetzt auf romaniſche Weiſe umformte, zu erneuen. Junge Bettelorden trugen die Idee der willenloſen Gefolgeſchaft von Chriſtus auf den Papſt über, an die Stelle des Gottesſohnes trat ein Prieſter. Die Kirche häufte ihre Heilsmittel, das Glöckchen klingelte auf allen Wegen, der Schatz der gnadebringenden

Werke wurde unabläſſig vermehrt; aber nur die Schwachen und Hilfsbedürftigen wurden aufs Neue gewonnen, die Stärkeren zürnten dem rohen Treiben. In den Langobardenſtädten war ein halbgermaniſches Volksthum kräftig aufgeblüht, es hatte einen Schatz alter Bildung aus Staub und Trümmern heraufgeholt und blickte verächtlich lächelnd auf die Erneuerungsverſuche der alten Kirche. Da begann der deutſche Geiſt ſich von der alten Kirche zu löſen. Die Verſuche des funfzehnten Jahrhunderts von Coſtnitz und Baſel, das ehrwürdige Inſtitut der Kirche mit deutſchem Leben zu verſöhnen, mißlangen. Der Deutſche erſtand, welcher den alten Kirchenbau mit feuriger Beſchwörung zerſchlug, Luther und die Wiſſenſchaft löſten die deutſche Seele von der alten Unfreiheit, die wie eine Puppenhülſe an ihr hing. — Was aber Luther bekämpfte, war in der Hauptſache die Umbildung des Apoſtelglaubens, welche der katholiſchen Kirche durch ein Jahrtauſend nützlich und nöthig geweſen war, um den Germanen zu gefallen und ſie zu beherrſchen.

Wer dagegen jetzt auf die lange Reihe von Wandlungen zurückſchaut, welche die Kirchenlehre erfahren hat, dem ruht der Blick mit innigem Antheil auf den Jahrhunderten, in denen ſie zuerſt in die Seele unſerer Ahnen ſank, und wir zürnen dem Zufall, der uns von Franken und Sachſen in Deutſchland zwar einige Nachrichten hinterlaſſen hat, wie ſie bekehrt wurden, aber nur dürftige Kunde, wie ſie ſelbſt bei dem Bekehrungswerke empfanden. Dagegen iſt ein Bericht erhalten aus dem Volke der Angeln, ſo vollſtändig und liebenswerth, wie wir nur wünſchen können. Es iſt ein Germane, der darin zu uns ſpricht, ein frommes Herz und nach dem Maße ſeiner Zeit ein großer Gelehrter und fruchtbarer Schriftſteller: Beda der Ehrwürdige (672—735), Vater der mönchiſchen Wiſſenſchaft bis zum dreizehnten Jahrhundert. Selten hat der eifrige Mönch in den fünf Büchern ſeiner „Kirchengeſchichte der Angeln“ lehrreiche Einzelheiten aus dem Laienleben ſeiner Zeit bewahrt, aber wo er von der Bekehrung ſeines Heimatvolkes, der Männer von Northumberland, ſpricht, wird ihm das Herz warm und ſeine Erzählung ausführlich. Aus dem zweiten Buche dieſer Geſchichte, welche er lateiniſch ſchrieb, iſt das Folgende getreu überſetzt.*) Der Bericht Beda's beginnt alſo:

„Im Jahre 625 wurde auch das Volk von Northumberland, alſo derjenige Stamm der Angeln, welcher das Land im Norden des Humberfluſſes bewohnte, mit ſeinem König Edwin durch den Verkünder des Wortes Paulinus bekehrt. Dieſem König war als Vorbedeutung des künftigen Glaubens und des himmliſchen Königthums auch die Macht ſeines irdiſchen Reiches gewachſen, ſo daß er erwarb, was kein Angle vor ihm beſeſſen hatte, das ganze Gebiet von Britannien, auf dem die Angeln ſelbſt und auch die Briten hauſen; ja er unterwarf der Herrſchaft der Angeln auch die mevaniſchen Inſeln (Angleſey und Man), von denen die erſtere, welche gegen Oſten liegt und größer iſt und gelegener an Landfrucht und gutem Boden, nach Schätzung der Angeln 960 Familien faßt, die andere über 300 Familien. Die Veranlaſſung aber, den Glauben anzunehmen, wurde dieſem Volke folgende.

Der genannte König deſſelben war verwandt mit den Königen von Kent und nahm die Tochter des Königs Edilberkt, Edilberga, welche den Beinamen Tate führte, zur Gemahlin. Zuerſt, als er die Vermählung durch abgeſandte Häuptlinge von ihrem Bruder Eadbald, der damals König von Kent war, begehrte, wurde ihm geantwortet, es ſei nicht geſtattet, die chriſtliche Jungfrau einem Heiden zur Gemahlin zu geben, damit nicht der Glaube und das Sacrament des himmliſchen Königs durch die Genoſſenſchaft mit einem König, der von der Verehrung des wahren Gottes nichts wiſſe, entweiht werde. Als die Boten dem Edwin dieſe Worte zutrugen, verſprach er durchaus nichts zu thun, was dem chriſtlichen Glauben der Jungfrau feindlich ſei, ja er wolle vielmehr geſtatten, daß ſie den Glauben und Gottesdienſt ihres Bekenntniſſes mit allen ihren Begleitern, Männern oder Frauen, Prieſtern oder Dienern, nach chriſtlicher Weiſe bewahre, und er weigerte nicht, daß auch er denſelben Glauben ſich unterwinden werde, wenn nur derſelbe durch die Prüfung ſeiner Weiſen als heilig und gottwürdig erfunden werden könnte.

---

*) Aus: Monumenta historica Britannica, or Materials for the History of Britain, 1848, p. 157.

So wurde die Jungfrau zugeſagt und dem Edwin geſandt, und gemäß dem Vertrage wurde der gottgeliebte Paulinus zum Biſchof geweiht, um mit ihr zu gehen und ſie und ihre Begleiter durch tägliche Predigt und Feier der himmliſchen Sacramente zu ſtärken, damit ſie nicht in der Genoſſenſchaft der Heiden angeſteckt würden. Ordinirt aber wurde Paulinus vom Erzbiſchof Juſtus am 21. Juli im 625. Jahre des Herrn, und kam ſo mit der erwähnten Jungfrau zum König Edwin, gleichſam als Begleiter der Ehe. Er ſelbſt aber gab ſich von ganzer Seele Mühe, das Volk, in das er gekommen war, zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, und wandte große Sorge an, ſowohl die, welche mit ihm gekommen waren, unter Gottes Hilfe zuſammenzuhalten, daß ſie nicht vom Glauben abfielen, als wo möglich einige von den Heiden zu der Gnade des Glaubens durch Predigt zu bekehren. Aber lange Zeit kämpfte er nach dem Worte, welches der Apoſtel ſagt: „Gott hat den Sinn der Heiden dieſer Zeit verblendet,“ daß ihnen nicht das Licht der Botſchaft von dem glorreichen Chriſtus aufging. Im nächſten Jahre aber kam ein Meuchelmörder ins Land, mit ſeinem Namen Eumer, geſandt von Cuichelm, dem König von Weſſex, in der Hoffnung, den König Edwin von Reich und Leben zu löſen; er hatte ein zweiſchneidiges Meſſer, welches vergiftet war, um durch das Gift zu töten, wenn das Eiſen für den Mord des Königs nicht zureichen ſollte. Er kam aber zum König am erſten Oſtertage beim Fluß Derwent, wo damals der Königſitz war. Er trat ein, wie um einen Auftrag ſeines Herrn auszurichten, und während er die falſche Botſchaft mit ſchlauer Zunge vorbrachte, ſprang er plötzlich empor, zog das Meſſer unter dem Rock aus der Scheide und ſtürzte ſich gegen den König. Dies ſah Lilla, der vertrauteſte Diener des Königs; er hatte keinen Schild zur Hand, um den König vor dem Morde zu ſchützen, da warf er ſeinen eigenen Leib zwiſchen den Stoß und den König. Aber der Feind ſtieß das Eiſen mit ſolcher Gewalt, daß der Leib des Mannes durchbohrt und der König dahinter noch verwundet wurde. Der Mörder wurde ſogleich von allen Seiten mit den Schwertern angefallen, aber in dem Getümmel tötete er noch einen andern von den Mannen des Königs, den Frodheri, mit dem ruchloſen Meſſer. In derſelben Oſternacht gebar die Königin eine Tochter, welche den Namen Eanfled erhielt. Und als der König für die Geburt ſeiner Tochter in Gegenwart des Biſchofs Paulinus ſeinen Göttern Dank ſagte, fing dagegen der Biſchof an dem Herrn Chriſtus zu danken, und belehrte den König, er habe durch ſein Gebet bei dem Herrn durchgeſetzt, daß die Königin glücklich und ohne große Wehen entbunden worden ſei. Darüber freute ſich der König und verſprach den Göttern abzuſagen und Chriſto zu dienen, wenn ihm dieſer Leben und Sieg ſchenken wolle im Kampfe gegen den König, welcher den Meuchelmörder geſandt hatte. Zum Unterpfand ſeines Verſprechens übergab er dieſe ſeine Tochter dem Biſchof Paulinus, um ſie ſeinem Chriſtus zu weihen. Und ſie wurde als die erſte aus dem Volke von Northumberland am Pfingſttage getauft, mit ihr elf aus ihrem Geſinde. In dieſer Zeit war der König von ſeiner Wunde geheilt, er ſammelte ein Heer und zog gegen das Volk von Weſſex; der Krieg brach los, und der König tötete oder unterwarf alle, welche ſich zu ſeinem Untergang vereinigt hatten. Da er als Sieger in die Heimat zurückkehrte, wollte er nicht ſogleich und ohne Vorſicht die Sacramente des chriſtlichen Glaubens annehmen; doch diente er auch nicht mehr den Götzen, ſeit er Chriſto zu dienen verſprochen hatte, ſondern er wollte vorher bedächtig von dem ehrwürdigen Paulinus den Grund des Glaubens erlernen und auch mit ſeinen Häuptlingen, welche er als weiſe erkannt hatte, beſprechen, was ſie darüber meinten. Er ſelbſt, von Natur ein ſcharfſichtiger Herr, ſaß oft lange allein, mit ſchweigender Miene, aber im innerſten Herzen ſprach er viel mit ſich ſelbſt, und bedachte, was er zu thun und zu welchem Glauben er ſich halten ſollte.

In dieſer Zeit ſchickte Papſt Bonifacius einen Mahnbrief an ihn und einen andern an ſeine Gemahlin Edilberga. An dieſe ſchrieb er ſo: „Der ruhmreichen Herrin, ſeiner Tochter, der Königin Edilberga, ſendet dies Biſchof Bonifacius, der Knecht der Knechte Gottes. Die Huld unſeres Erlöſers hat das Menſchengeſchlecht aus den Banden teufliſcher Knechtſchaft erlöſt, indem er ſein heiliges Blut vergoſſen hat. Die göttliche Gnade hat unſern Geiſt mit großer Freude erfüllt, weil der Herr huldvoll den Funken des wahren Glaubens durch eure Bekehrung aufzündete. Denn dadurch ſoll nicht allein die Einſicht eures ruhmreichen Gemahls, ſondern die des ganzen Volkes, welches euch unterworfen iſt, leichter in Liebe zu ihm entbrennen. Wir haben von den Boten, welche uns die preiswürdige Bekehrung unſeres erlauchten Sohnes, des Königs Audubald, berichteten, in Erfahrung gebracht, daß auch eure Durchlaucht durch fromme und Gott wohlgefällige Werke erglänzt, weil ihr das wundervolle Sacrament des chriſtlichen Glaubens angenommen habt. Enthalte ſich eure Erlaucht des Dienſtes der Götzen, der Verlockung durch Bilder in Hainen und durch Weiſſagungen, beharret in der Liebe zum Erlöſer mit unwandelbarer Hingabe und wachet unabläſſig darauf, zur Verbreitung des chriſtlichen Glaubens Mühe anzuwenden. Und da meine väterliche Liebe ſich eifrig nach eurem erlauchten Gemahl erkundigt hat, haben wir erfahren, daß er zur Zeit noch den verruchten Götzen dient, und daß er zögert, die Stimme der Prediger mit Gehorſam zu vernehmen. Dies brachte uns nicht geringen Kummer, deshalb, weil ein Theil eures Leibes von der Erkenntniß der höchſten Dreieinigkeit fremd geblieben iſt. Darum ſtehen wir nicht an, in väterlichem Sinn an eure erlauchte Chriſtlichkeit unſere Ermahnung zu richten, und wir erinnern, ihr möget unter göttlicher Erleuchtung in Gunſt und Ungunſt betreiben, daß auch er mit Hilfe unſeres Erlöſers, des Herrn Jeſus Chriſtus, in die Zahl der Chriſten aufgenommen wird, damit ihr die Rechte ehelicher Gemeinſchaft in unentweihtem Bunde behauptet. Denn es iſt geſchrieben: «Beide werden ſein Ein Fleiſch.» Wie kann in eurem Bunde Einigkeit ſein, wenn zwiſchen ihm und dem Licht eures Glaubens das Dunkel verabſcheuungswürdigen Irrthums bleibt?

Beharre alſo, erlauchte Tochter, und wende höchſte Mühe an, ſein hartes Herz durch die göttlichen Lehren zu erweichen. Gieße in ſeine Seele die Ueberzeugung, wie ruhmvoll das Myſterium iſt, das du durch den Glauben angenommen haſt, und wie wundervoll der Schatz, den du als Wiedergeborene gewonnen haſt.

Wir aber ſenden euch väterlichen Gruß und ermahnen, daß ihr uns mit erſter Botengelegenheit ſchleunigſt Gutes mittheilt, was durch euch die Himmelsmacht Wunderbares bei der Bekehrung eures Gemahls und des Volkes, das euch dient, auszuführen geruht hat, damit unſere Bekümmerniß, welche ſehnſüchtig erwartet, was euer und der Eurigen Seelen heilbringend iſt, durch eure Botſchaft gehoben werde, und damit wir in der Erkenntniß, daß der Glanz göttlicher Gnade reichlich über euch ergoſſen iſt, mit heiterem Vertrauen dem Spender aller Güter, dem Herrn, und dem heiligen Petrus, dem Fürſten der Apoſtel, unſern warmen Dank ſagen können.

Außerdem ſenden wir euch den Gruß unſeres Beſchützers, des heiligen Petrus, des Apoſtelfürſten, nämlich einen ſilbernen Spiegel und einen vergoldeten Kamm aus Elfenbein, und wir bitten, daß eure Erlaucht dies ſo freundlich annehme, als es von uns geſandt wird.“

So ſorgte der erwähnte Papſt Bonifacius brieflich um das Heil des Königs Edwin und ſeines Volkes. Aber auch eine himmliſche Weiſſagung, welche der König einſt erhalten hatte, als er bei dem König der Angeln, Redwald, in der Verbannung lebte, und welche die göttliche Gnade ihm jetzt zu enthüllen geruhte, half ſeinem Geiſte ſehr, die Mahnung des heilbringenden Wiſſens aufzunehmen und zu begreifen. Es war aber folgende Weiſſagung. Einſt verfolgte ihn der König Edilfrid, der vor ihm regierte; da barg er ſich in verſchiedenen Orten und Reichen, und ſchweifte viele Jahre als Flüchtling umher. Endlich kam er zu König Redwald und beſchwor ihn, daß er ſein Leben vor den Nachſtellungen ſeines mächtigen Verfolgers rette und ſchütze. Dieſer nahm ihn gern auf und verhieß ihm zu thun, was er gebeten hatte. Da nun Edilfrid erfuhr, daß er in dieſer Landſchaft geſehen worden und bei dem König derſelben vertraulich mit den Mannen wohne, ſo ſandte er Boten, welche dem Redwald viel Geld für den Mord desſelben bieten ſollten, aber er richtete nichts aus. Er ſandte zum zweiten, er ſandte zum dritten Mal, bot größere Geldgeſchenke und drohte obendrein mit Krieg, wenn er abgewieſen würde. Der König wurde entweder durch die Drohung gebeugt, oder durch die Gaben beſtochen; er gab dem Heiſchenden nach, ſo daß er verſprach, den Edwin entweder zu töten oder an die Abgeſandten auszuliefern. Dies erfuhr einer, welcher der treueſte Freund des Edwin war; er trat in die Kammer, worin dieſer zu ſchlafen pflegte, denn es war in der erſten Stunde der Nacht; er rief ihn vor die Thür, that ihm kund, was der König gegen ihn verheißen hatte, und fügte dazu: „Willſt du, ſo führe ich dich zur Stunde aus dieſem Lande hinweg an einen Ort, wo dich niemals weder Redwald noch Edilfrid finden können.“ Edwin ſprach: „Ich ſage dir Dank für deine Huld, doch nicht vermag ich zu thun, was du räthſt, daß ich das Gelöbniß, welches ich mit ſo mächtigem König geſchloſſen, ſelbſt zuerſt breche, denn nichts Böſes hat er mir gethan und bis jetzt keine Feindſchaft erwieſen. Und wenn ich denn ſterben ſoll, ſo mag lieber er mich dem Tode hingeben, als ein anderer von geringerem Adel. Denn wohin ſoll ich noch fliehen? Durch jede Landſchaft Britanniens bin ich im Laufe vieler Jahre geirrt, um die Nachſtellung der Feinde zu meiden.“

Da ging der Freund hinaus, und Edwin blieb allein vor der Thür; er ſaß traurig vor dem Palaſt; ſchwere Gedanken ängſtigten ihn, und nicht wußte er, was thun, wohin den Fuß wenden. Lange wurde er durch ſtille Gedanken der Seele und durch brennende Sorge gequält; da ſah er plötzlich im Schweigen unheimlicher Nacht einen Menſchen erſcheinen, unbekannt von Antlitz und Geberde. Bei dem Anblick des Unerwarteten und Unbekannten erſchrak er nicht wenig. Jener aber trat zu ihm, grüßte und frug, weshalb er in der Stunde, wo die Uebrigen ruhten und tief im Schlafe lägen, allein und traurig wachend auf dem Steine ſitze. Edwin aber frug dagegen, was ihn dies kümmere, ob er ſelbſt drinnen oder draußen die Nacht verbringe. Der Andere antwortete und ſprach: „Meine nicht, daß ich unkundig bin deiner Trauer und der Nachtwache und des einſamen Sitzes vor dem Thor. Sehr wohl weiß ich, wer du biſt und warum du ſorgſt, und ich kenne das Leid, das du von der nächſten Zukunft fürchteſt. Aber ſage du mir, wenn dich Jemand von dieſer Sorge löſt und den Redwald überredet, daß er dir ſelbſt kein Leid thut und dich nicht deinen Feinden zum Tode übergibt, was würdeſt du ihm zum Lohne geben?“ Edwin aber antwortete, ſolchem Manne werde er Alles geben, was er habe, als Lohn für ſo große Gutthat, und der Andere fügte hinzu: „Und wenn er dir auch wahrhaftig verheißt, daß du deine Feinde verderben und ein König werden wirſt, der nicht nur alle ſeine Vorfahren, ſondern auch alle, die vor dir Könige im Volke der Angeln waren, an Macht überragt?“ Und Edwin, muthiger durch das Geſpräch, ſtand nicht an zu verheißen, daß er dem, der ihm ſo großes Glück ſchenke, durch würdige Gegenthat lohnen werde. Darauf ſprach jener zum dritten Male: „Wenn aber der, welcher dir ſolche und ſo große Gaben in Wahrheit vorauskündet, dir auch für dein Heil und Leben einen Rathſchlag geben kann, beſſer und nützlicher, als je einer von deinen Ahnen oder Magen vernommen hat, verſprichſt du ihm zu gehorchen und ſeine heilbringende Ermahnung anzunehmen?“ Und Edwin zögerte nicht zu geloben, daß er in allem der Lehre deſſen folgen werde, der ihn aus ſo vielem und ſo großem Uebel reiße und zur Königswürde erhebe. Als er dieſe Anwort gegeben hatte, legte der mit Edwin ſprach, ſogleich die Rechte auf das Haupt deſſelben und ſagte: „Wenn dir dieſes Zeichen zukommt, ſo gedenke dieſer Stunde und unſerer Rede, und zögere nicht zu erfüllen, was du gelobt haſt.“ Nach dieſen Worten verſchwand er plötzlich, wie man berichtet, ſo daß Edwin erkannte, nicht ein Menſch ſei ihm erſchienen, ſondern ein Geiſt.*)

Noch ſaß der Königsſohn allein auf derſelben Stelle, erfreut über den Troſt, der ihm gebracht war, aber ſehr beſorgt und emſig denkend, wer und woher der war, der ſo zu ihm geſprochen. Da kam zu ihm der erwähnte Freund und grüßte ihn mit fröhlichem Antlitz. „Steh auf,“ rief er, „komm herein, entſchlage dich der ſchlummerloſen Gedanken, lege deine Glieder und deinen Geiſt zur Ruhe; das Herz des Königs hat ſich gewandt und er hat beſchloſſen, dir kein Leid zu thun, ſondern die gelobte Treue zu bewahren. Denn er hat ſeine Abſicht, von der ich vorhin ſprach, der Königin heimlich enthüllt, und ſie hat ihn von ſeinem Vorſatz zurückgebracht, denn ſie hat ihn gemahnt, daß es in keiner Art einem ſo großen König zieme, ſeinen beſten Freund in der Noth um Geld zu verkaufen und ſein Treuwort, das koſtbarer ſei als aller Schatz, aus Liebe zum Geld zu verrathen.“

---

*) In der Erzählung des Mönches hat die nächtliche Unterredung bereits einen zweckvollen chriſtlichen Inhalt bekommen. Der Haushalt des Königs Redwald war heidniſch, es war alter Brauch, daß der erſte Ueberbringer guter Nachricht Botenbrot erwartete und erhielt, und es war nicht ungewöhnlich, den Empfänger einer Wohlthat durch Schwur zu einem künftigen Gegendienſt zu verpflichten. Die dem jungen Helden hier das Leben retteten, mochten ſeine guten Dienſte in irgend einer Zukunft gebrauchen. — Wie der fromme Biſchof Paulinus zur Kenntniß dieſes geheimen Vorfalls gekommen iſt, möchte man aus dem Brief des Papſtes an die Gemahlin des Königs ſchließen.

Kurz, der König handelte ſo; er lieferte den Flüchtling nicht an die feindlichen Boten aus, ja, er half ihm ſogar, daß er das Königreich erhielt; denn als gleich darauf die Boten heimzogen, ſammelte er ein großes Heer, den Edilfrid mit Krieg zu überziehen. Und da ihm dieſer mit weit kleinerer Schaar entgegenkam, — denn Redwald hatte ihm nicht Zeit gelaſſen, ſein ganzes Heer zu ſammeln, — ſo erlegte er ihn in Mercia auf der Oſtſeite des Fluſſes, welcher Idla heißt. In dieſem Kampfe wurde auch der Sohn des Redwald, mit Namen Regenheri, getötet. So mied Edwin nicht nur die Nachſtellungen des feindlichen Königs nach der Weiſſagung, die ihm geworden, ſondern er folgte auch dem Erſchlagenen in dem Ruhme der Herrſchaft.

Da nun Paulinus ſah, daß der hohe Sinn des Königs ſich ſchwer entſchloß, die Demuth des heilbringenden Lebens und das Myſterium des lebenſchaffenden Kreuzes anzunehmen, arbeitete er für ſein und ſeines Volkes Wohl durch das Wort der Ermahnung vor den Menſchen, und durch das Wort des Gebets vor der göttlichen Gnade. Endlich erfuhr er — wie wahrſcheinlich iſt — durch den Geiſt, was und wie die Weiſſagung lautete, die dem König einſt vom Himmel verkündet war. Und er zögerte nicht, ſogleich den König an Erfüllung ſeines Gelübdes zu mahnen.

Da dieſer einige Zeit durch in ſtillen Stunden allein ſaß und bei ſich ſelbſt emſig erwog, was zu thun ſei und welchem Glauben zu folgen, da trat an einem Tage der Mann Gottes bei ihm ein, legte die Rechte auf ſein Haupt und frug ihn, ob er dies Zeichen erkenne. Der König wollte zitternd zu ſeinen Füßen ſtürzen, er aber erhob ihn, redete ihn mit herzlicher Stimme an und ſprach: „Siehe, der Herr hat gegeben, daß du den Händen der Feinde, die du gefürchtet haſt, entronnen biſt, ſiehe, er hat dich begnadigt und du haſt das Reich erhalten, das du begehrteſt. Denke daran, daß du nicht ſäumeſt, zum dritten dein Verſprechen zu erfüllen, indem du den Glauben annimmſt und die Lehren befolgſt deſſen, der dich den irdiſchen Feinden entriſſen und mit irdiſchem Königthum erhöht hat, und der dich auch von der ewigen Pein des Böſen befreien und zum Genoſſen ſeines ewigen Reiches im Himmel machen wird, wenn du ſeinem Gebot Folge leiſten willſt, das er durch mich verkündet.“

Als der König dies hörte, antwortete er: „Wohl, er wolle und müſſe den Glauben, den Paulinus lehrte, annehmen; aber er müſſe noch mit den befreundeten Häuptlingen und mit ſeinen Rathgebern darüber beſchließen, damit alle zugleich im Quell des Lebens Chriſto geweiht würden, wenn auch ſie dasſelbe meinten wie er.“ Paulinus ſtimmte bei, und der König that, wie er geſagt hatte; denn der König hielt Rath mit ſeinen Weiſen und forſchte bei jedem einzelnen nach ſeiner Anſicht über dieſe Lehre, die bis dahin unerhört ſei, und über den neuen Glauben einer göttlichen Macht, der verkündet wurde.

Ihm antwortete ſein oberſter Prieſter Coifi auf der Stelle: „Du ſelbſt ſiehe zu, König, von welcher Art das iſt, was uns jetzt verkündet wird. Ich aber ſage dir getreulich, was ich ſicher weiß. Ganz keine Kraft und keinen Nutzen hat der Glaube, dem wir bis jetzt gehorcht haben; denn Niemand von den Deinen hat eifriger dem Dienſt unſerer Götter obgelegen als ich, und dennoch gibt es viele Andere, welche von dir reichere Spenden und höhere Ehren erhalten als ich, und welche mehr Glück haben in Allem, was ſie beginnen und erwerben. Wenn aber die Götter irgend eine Kraft hätten, ſo würden ſie doch eher mich begünſtigen wollen, der ich ihnen unabläſſig zu dienen geſorgt habe. Daraus folgt, daß du das Neue, was uns jetzt verkündet wird, prüfen mußt, und wenn du erkennſt, daß es beſſer und kräftiger iſt, ſo wollen wir ohne Verzug uns ſeiner unterwinden.“

Dieſem Rath und klugen Wort gab ein Anderer von den Edlen des Königs Beifall und fügte hinzu: „Wenn ich, mein König, das Leben der Menſchen hier auf Erden vergleiche mit dem, was uns unſicher in der Zukunft liegt, ſo erſcheint es mir alſo: Du ſitzeſt beim Mahl mit deinen Häuptlingen und Mannen in der Winterszeit, auf dem Herd in der Mitte flammt das Feuer und warm iſt die Halle, draußen aber raſ't überall der Sturmwind mit Kälte, Regen und Schnee; dann kommt ein Sperling herein und fliegt ſchnell durch die Halle, zu einer Oeffnung dringt er ein, zu der andern verſchwindet er gleich darauf. Während er hier drinnen iſt, wird er durch das Unwetter des Winters nicht getroffen, aber den kurzen Raum des Behagens durchflattert er im Augenblick, ſchnell kehrt er aus dem Winter in den Winter zurück und verſchwindet deinen Augen. So erſcheint das Leben der Menſchen hier erträglich; was aber darauf folgt oder was vorhergegangen, das wiſſen wir gar nicht. Wenn alſo dieſe neue Lehre eine ſichere Kunde davon gebracht hat, ſo meine ich, muß man mit Recht ihr folgen.“ Aehnlich wie dieſe, ſprachen auch die übrigen Aelteſten und die Räthe des Königs, durch Gott gemahnt.

Coifi aber ſetzte hinzu, er wolle den Paulinus fleißig hören, wenn er von dem Gott ſpreche, den er verkündete. Dies that er auf Befehl des Königs, und nachdem er die Lehren des Biſchofs gehört hatte, brach er in die Worte aus: „Schon längſt ſah ich ein, nichtig ſei was wir verehrten, weil ich um ſo weniger Wahrheit in dieſem Gottesdienſt fand, je emſiger ich ſie ſuchte. Jetzt aber bekenne ich es offen, daß in dieſer Lehre die Wahrheit leuchtet, welche uns Leben, Heil und ewige Seligkeit zu ſpenden vermag, und deshalb ſtimme ich dafür, König, daß wir die Heiligthümer und Altäre, welche wir ohne nützliche Frucht geweiht haben, ſchnell der Verwünſchung und dem Feuer übergeben.“

Kurz alſo, der König gab öffentlich dem ſeligen Paulinus, dem Verkünder des Evangeliums, ſeinen Beifall, er ſchwor den Götzendienſt ab und bekannte den Glauben Chriſti. Und da er den erwähnten Prieſter ſeiner Heiligthümer frug, wer zuerſt die Altäre und Haine der Götzen mit der Umfriedung, die ſie umgab, entweihen ſolle, antwortete dieſer: „Ich. Denn wer mag beſſer zu einem Beiſpiel für Alle niederreißen, was ich in thörichtem Sinn verehrt habe, als ich ſelbſt, auf Grund der Weisheit, die mir von dem wahren Gott geſchenkt iſt.“ Und ſogleich verachtete er den leeren Aberglauben, forderte vom König Waffen und einen Hengſt, auf dem er die Götzen niederwerfe. Denn dem Opferprieſter war nicht erlaubt, weder Waffen zu tragen, noch auf anderem Roß als auf einer Stute zu reiten. Mit dem Schwert umgürtet, nahm er die Lanze in die Hand, beſtieg den Hengſt des Königs und ritt zu den Götzen. Dies ſchaute das Volk und hielt ihn für wahnſinnig. Er aber zögerte nicht, als er zum Heiligthum kam, daſſelbe zu entweihen, und ſchleuderte die Lanze hinein, die er hielt. Und ſehr erfreut über die Erkenntniß des wahren Gottesglaubens, befahl er den Genoſſen, das Heiligthum mit allen ſeinen Umfriedungen zu zerſtören und anzuzünden. Es wird aber die Stelle, welche einſt den Götzen heilig war, nicht weit von York gegen Oſten gezeigt, jenſeit des Fluſſes Derwent, und ſie heißt jetzt Godmunddingaham (Godmundham), wo der Prieſter auf Eingebung des wahren Gottes die von ihm ſelbſt geweihten Altäre entheiligte und zerſtörte.

Alſo nahm König Edwin mit allen Edlen ſeines Stammes und ſehr vielem Volk den Glauben an und das Bad der heiligen Wiedergeburt im elften Jahre ſeines Königthums, im ſechshundert und ſieben und zwanzigſten Jahre des Herrn, von Ankunft der Angeln in Britannien aber etwa im einhundert und achtzigſten. Getauft wurde er zu York am heiligen Oſtertage den 12. April, in der Kirche St. Peter's des Apoſtels, die er ebendaſelbſt aus Holz mit beſchleunigter Arbeit erbauen ließ, während er Katechumene war und für die Taufe unterrichtet wurde. — In dieſer Zeit aber ſoll, ſoweit die Herrſchaft des Königs Edwin reichte, großer Frieden in Britannien geweſen ſein, ſo daß man bis heute im Sprichwort ſagt, wenn eine Frau mit ihrem neugeborenen Kinde durch die ganze Inſel von Meer zu Meer hätte wandern wollen, ſo hätte ſie dies ruhig gekonnt und Niemand ſie geſchädigt. Derſelbe König ſorgte ſehr für den Nutzen ſeines Volkes: wo er einen lautern Quell an der Landſtraße fand, da ließ er zur Erfriſchung der Wanderer Pfähle errichten und eherne Kannen anhängen, und Niemand wagte ſie außer zum Gebrauch zu berühren, aus ſtarker Furcht oder Liebe. Groß war ſein Anſehen im Lande; nicht nur in der Schlacht wurden Fahnen vor ihm getragen, ſondern auch, wenn er im Frieden durch Städte, Dörfer oder ſein Land mit dem Gefolge zog, ging immer ein Bannerträger vor ihm; auch wenn er irgendwo durch die Straßen ſchritt, wurde die Art von Feldzeichen vor ihm her getragen, welche die Römer Tufa, die Angeln aber Tuuf*) nennen." — So weit die Erzählung des Beda.

Als Beda dies ſchrieb, waren 50 Jahre ſeit König Edwin's Bekehrung vergangen; manche Stelle ſeines Berichtes zeigt, daß die Sage bereits ihren bunten Schleier über die Thatſachen gelegt hatte; und doch wiſſen wir weder in den übrigen Büchern des frommen Mannes, noch in irgend einer andern

---

*) Die Tufa, ſchon von Vegetius unter den römiſchen Feldzeichen erwähnt, ſcheint aus Federn beſtanden zu haben; wenigſtens iſt aus einer Urkunde König Richard's II erſichtlich, daß ſie damals der flügelartige Federſchmuck war, der noch jetzt mit ſeinem heraldiſchen Zierat einen Theil des Wappenhelms bildet.

Aufzeichnung chriſtlicher Prieſter aus den Jahrhunderten der Bekehrung einen Bericht über die Annahme des Chriſtenthums dieſem an die Seite zu ſtellen. Denn die Unſicherheit der Weiſen über ihren heimiſchen Glauben, und die Politik der Könige werden daraus ſehr verſtändlich, — und nicht weniger die kluge Arbeit der Bekehrer.

5.

Aus Stadt und Land.

Zur Zeit der Merovinger.

Seit dem Ende der Wanderzeit ſaßen die Germanen in allen Provinzen des weſtlichen Römerreichs unter Königen. In Deutſchland war der Oſten bis zur Elbe und Saale von Slaven überzogen und einzelne Haufen derſelben hatten ſich im thüringiſchen und heſſiſchen Dörfern bis hinauf zum Main feſtgeſetzt. Den Norden des deutſchen Bodens hielten Frieſen und Sachſen; der Süden vom Harz bis zu den Alpen: das Land der Thüringer, Alemannen, Burgunder und Baiern war im Beſitz oder im Kampf mit den Franken.

Es begann eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe, überall waren die Völker genöthigt, ſich in neuen Lagen einzurichten, auf der Ackerſcholle, in den Mauern römiſcher Städte und um die Friedhöfe neugebauter Kirchen. Wie ſie hier die Bildung fremdländiſcher Leute aufnahmen, wie ſie handelten und ihren Acker bauten, wird im Folgenden gemuſtert. Denn was auf dieſen Gebieten des Lebens aus dem Alterthum erhalten blieb und damals neu geſchaffen wurde, das dauerte länger und formte mehr an Charakter und Leben des Volkes, als die Miſſethaten ſeiner Fürſten und die politiſchen Schickſale der neuen Reiche. Vom Weſten und Süden, über Rhein und Donau zog von jetzt ab unabläſſig nach Deutſchland, was der Händler in ſeinen Ballen führte, was der pilgernde

Mönch in ſeinen Büchern beſaß, was der Hausmaier des Frankenkönigs verordnete zum Schmuck ſeiner Landgüter an Maas und Moſel.

Die ungeheure Menge des bildenden Stoffes, welche in das Leben der Germanen eindrang, füllte daſſelbe mit ſo ſtarken Gegenſätzen, wie niemals andere Nationen auf einmal zu verarbeiten gehabt. Heidniſcher Glaube und Chriſtenthum, römiſches Städteleben und deutſche Bauernwirthſchaft, Handelsverkehr des Mittelmeeres und gänzlicher Mangel an deutſchem Capital, römiſche Geſchichtſchreibung und deutſche Sage ſtehen neben einander. Schwer wird den Völkern, ſich in dieſen Contraſten zurecht zu finden, edle Stämme gehen daran zu Grunde, aber auf der Verſöhnung, welche die Ueberlebenden fanden, ruht unſere geſammte Bildung. Billig ſtehen für uns Deutſche obenan die Zuſtände, welche ſich unter der Herrſchaft der Merovinger im Frankenreich entwickelten.

Viele große Römerſtädte waren zerſtört, das kaiſerliche Trier, das goldene Mainz, Worms, Speier, Straßburg lagen in Trümmern, ſie waren von fränkiſchen und alemanniſchen Bauern beſetzt, auf altem Moſaikboden ſchritt der Haushahn und im Triclinium ſtand die Häckſellade. Auch ſüdlich von der Donau waren Regensburg und Augsburg ſchwerlich Beſſeres als ein Hauſe von Dorfhäuſern und zerſchlagenen Römerbauten in halbzerſtörter Stadtmauer. Andere Städte beſtanden als feſte Kaſtelle, in denen zeitweiſe ein Merovinger ſeine Königsburg einrichtete, wie zu Köln und Koblenz, oder wo ein fränkiſcher Graf hauſte; dann ſtanden die Hütten der deutſchen Anſiedler außerhalb den Mauern der Feſtung. In Gallien aber, in Spanien und Italien blieben die Städte Herren der Landſchaft, und vorzugsweiſe in ihnen vollzog ſich die erſte Verbindung deutſchen und römiſchen Lebens. Nicht alle Städte waren in der traurigen Lage Roms, wo die Marmorbilder alter Prachtbauten verwundert herabſchauten auf die menſchenleere Steinöde, und wo die wenigen Einwohner Säulenhallen und rieſige Thermen niederreißen mußten, um ſich gegen den Ruinenſturz zu wahren. Denn in anderen, wie Sevilla, Toulouſe, Paris, Marſeille, Orleans, Tours, Soiſſons, Arles, auch in London, welches um 600 bereits ein großer Markt war, rührte ſich das ſtädtiſche Leben kräftiger. Sie hatten ihre alte Ordnung bewahrt, die ihnen einſt nach dem Muſter des weltbeherrſchenden Roms geſetzt worden, die Verwaltung war in den Händen der Decurionen oder des Senates, in welchem viele angeſehene Römerfamilien, alter Provinzialadel, ſaßen, ihr Stadthaus hieß Curie, in der Regel waren zwei Männer die oberſten Magiſtratsperſonen, die Einwohner waren nach Abſtammung und Geſchäft in Corporationen, scholae, gegliedert. Ueber den Städtern lag der germaniſche Graf oder Herzog mit ſeinem bewaffneten Gefolge, er hütete die Stadt und Landſchaft dem Könige, erhob Steuern, und hatte Vorſitz im Bürgergericht, in welchem Germanen und Römer als Beiſitzer das Urtheil fanden.

Die Mauer mit Zinnen und Thürmen, in der Regel noch aus römiſchen Ziegeln und Quadern gefügt, umzog nebſt dem Wallgraben die Stadt, die gewölbten Thore wurden durch ſtarke Flügel verſchloſſen. Nicht überall faßte der Stadtraum die zuziehende Menge, ſchon erhoben ſich außerhalb der Ringmauern die Hütten der Vorſtädte. Auch der Chriſtenglaube begünſtigte die Anlage der Außenſtädte, denn viele ſeiner älteſten Kirchen ſtanden außerhalb der Mauer. An dieſe Kirchen und Nebengebäude lehnten ſich zahlreiche Wohnungen Frommer, Klöſter und Privathäuſer, welche die Nähe des ſchützenden Heiligen ſuchten.

Wohl mag eine fränkiſche oder langobardiſche Stadt damals einen fremdartigen Anblick gewährt haben; zwiſchen griechiſchen Tempelſäulen, deren Marmorſtücke aus den Fugen gingen, und zwiſchen den mächtigen Quadern römiſcher Bögen, der unverwüſtlichen Arbeit alter Zeit, ſah man den Nothbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingevermauerten Werkſtücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbenneſter die Wohnungen armer Leute; neben den Steinhäuſern der Provinzialen mit Atrium und Porticus, mit einem Oberſtock und Altan ſtand der hölzerne Saalbau eines germaniſchen Ackerwirths mit einem Laubengang auf der Sonnenſeite und der Gallerie darüber. Dahinter zerſtörte Waſſerleitungen, ein Amphitheater, welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandſtätten und wüſte Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligthum. Und unter Trümmern und Nothbauten wieder das Gerüſt einer großen ſteinernen Kirche, welche dem Stadtheiligen gebaut wurde, auf hoher Stelle ein Palaſt, den ſich der germaniſche König errichten ließ, nach heimiſcher Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Dienerſchaft, Reiſige und Roſſe, oder ein burgähnliches Thurmhaus des Grafen mit Hofraum und weiter Halle.

In den engen Straßen der Frankenſtadt wandelte neue und alte Welt in buntem Gemiſch durcheinander. Eine reiſige Schaar mit Helm und Panzer zog daher auf ſtarken Kriegsroſſen; oder der Jagdzug eines Königsſohns, die Knaben den Köcher auf der Schulter, den Speer in der Hand, die Hunde am Leitſeil, die Falken über dem Fauſthandſchuh. Vornehme Frankenfrauen, in der Sänfte getragen oder zu Roſſe ſitzend,*) theilten das Gewühl, und wieder ein ſtattlicher Geiſtlicher, in weißer Dalmatica mit Purpurſtreif, nach römiſchem Brauch mit einem Gefolge von Diakonen, Sängern und Thürhütern, handfeſten Männern, welche nicht nur das Gotteshaus, ſondern auch ihren geiſtlichen Hirten zu ſchützen hatten. Daneben Marktleute vom Lande. Hier die hohe Geſtalt des helläugigen Germanen mit blondem Kraushaar, im braunen Lederwamms, das kurze Schwert an der Seite, die Axt in der Hand; neben ihm ſein Weib im weißen Linnenhemd, über welches die Ärmilanſa geſchlagen war, ein ärmelloſer Ueberwurf, an den Seiten offen, nur über der Schulter geſchloſſen, auch die Frau von mächtigen Gliedern und einer Hand, die im Streite geballt ſicher Beulen ſchlug. Vor ihnen bewegte ſich in lebhafter Geberdenſprache der braune Einwohner von Armorica, kenntlich an der Stirnbinde, die er trug wie das Stadtvolk in Rom, um ſich als geborner Römer zu zeigen, der Handwerker mit ſeinem Schurzfell, Sklaven von jeder Hautfarbe. Mißtrauiſch ſpähte in das Gedränge der chriſtliche Syrer, der damals in den Handelsſtädten des Abendlandes begünſtigter Nebenbuhler des Juden war, und der reiche Jude, Geldmann der Stadt und Vertrauter des Königs, der auf ſeinem Klepper, begleitet von einem Zuge dienender Leute, einherritt. Ueber die Karren und Laſtwagen ragte der hohe Hals eines Kameels, das um 600 auch im Frankenreich als Laſtträger benutzt wurde, ja noch unter Karl dem Großen beim Bau des Königsſchloſſes von Aachen Steine zutrug.*) Auf dem Fluſſe führten die Frachtſchiffe die Waaren der Hafenſtadt und die Ackerfrucht von entfernteren Gütern der Kirche nach der Stadt.**)

---

*) Fredegar 18.

Rührte ſich die Stadt feſtlich bei einem großen Tage ihres Heiligen, dann wurden Teppiche aus den Fenſtern gehängt — der Schmuck durch Blumen wird in dieſen Jahrhunderten nicht erwähnt —, dann zog das Stadtvolk mit Fahnen und den Abzeichen ſeiner Schulen würdig auf, neben den Germanen und Inländiſchen auch fremde Handelsleute, z. B. Italiener, Syrer und Juden. Wenn ein König begrüßt wurde, ſang jedes Volk nach antiker Weiſe einen langen, ſchön gefügten Glückwunſch ſeiner Sprache, der vorher eingeübt wurde, und deſſen Worte für wichtig und bedeutungsvoll galten. Als König Guntchram im Jahre 585 zu Orleans einzog, ſang das Volk: „Vivat rex“, und ſeine Herrſchaft mehre ſich über alle Völker viele Jahre.“ Die Juden aber ſangen: „Dich ſollen alle Völker anbeten, beugen ſollen ſie vor dir das Knie und unterthänig ſollen ſie dir ſein.“ Aber den Juden war der König nicht günſtig, denn bei Tiſche ſagte er: „Dieſe Juden haben nicht aus gutem Herzen geſungen, ſie ſchmeichelten mir heut in ihrem Lobſpruch, weil ich ihre Synagoge, die ſchon lange von den Chriſten zerſtört iſt, auf öffentliche Koſten wieder aufbauen ſoll. Aber ich thu' es nicht.“

---

*) Gregor 7, 35; Mönch von St. Gallen 1, 31.

**) Gregor 8, 23 erwähnt häufige Schiffbrüche auf den Flüſſen bei einer Ueberſchwemmung.

Für den Beifall, welchen ein Germanenfürſt fand, und für die Geſchenke, welche er beim Einzuge erhielt, war er dem Stadtvolk dankbar, er machte Einzelnen Gegengeſchenke und erließ der Stadt Abgaben. Denn obwohl der germaniſche König zuweilen gegen ſeine Städte harten Willen bewies, er hatte doch einige Scheu vor der Menſchenmenge und vielleicht noch größere vor ihrem Geſchrei. Wie ihm der freudige Zuruf wohlthat, weil er aus guten Wünſchen eine gute Wirkung für ſich hoffte, ſo fürchtete er auch die Vorbedeutung des eingelernten Zorngeſchreies und die Gefahren eines lauten Fluches. Als ein Frankenkönig mit ſeinen Biſchöfen unzufrieden war, drohte er das Volksgeſchrei gegen ſie zu erregen, und als König Gunthram einmal durch einen Anſchlag gegen ſein Leben aufgeregt war, wandte er ſich in der Kirche an das verſammelte Volk und bat ernſtlich, ihn nicht umzubringen, wie man mit ſeinen Brüdern gethan, ſondern ihn wenigſtens noch drei Jahre leben zu laſſen, bis er ſeine Neffen groß gezogen. Und dieſe königliche Bitte beſtimmte das Volk zu lauten Wünſchen für ſein Heil.

War der König in recht guter Laune, ſo gab er den Städtern auch Schauſeſte. Wie der Vandalenherr in Afrika und König Leuvigild in Spanien, ſaß ſeit 543 auch der Frankenkönig im Circus von Arles, angethan mit dem Prachtgewand eines römiſchen Conſuls unter Germanen und Provinzialen als Veranſtalter der Circusſpiele. Denn dieſes wichtige Ehrenrecht war den Franken vom byzantiniſchen Kaiſer ausdrücklich bewilligt, und auch die Franken nahmen für den Praſinus oder Venetus, für den grünen oder blauen Wagenlenker Partei. Die allegoriſirende Deutung, welche das ſinkende Alterthum den verſchiedenen Rennen gegeben hatte, war den Germanen ſicher ganz nach dem Herzen, obgleich die Beziehung auf Götter ſehr heidniſch ausſah. Die Grünen waren der Mutter Erde, die Blauen dem Himmel und Meer geweiht; die ſechsſpännigen Wagen fuhren im Namen des höchſten Heidengottes, die Vierſpänner trugen das Bild der Sonne, die Zweiſpänner mit einem ſchwarzen und einem weißen Roß das Bild des Mondes. Die Wettreiter, welche in vollem Lauf von den Roſſen zum Boden tauchten und ſich wieder hinauf ſchwangen, rannten dem Morgen- und Abendſtern zu Ehren. — Die Prieſter zürnten über die heidniſche Feſtfreude, aber dem Volke war unmöglich der Rennluſt zu entſagen. Doch erreichte unter den Germanen das Wagenrennen nie die Bedeutung, welche es bei den Byzantinern behielt; ganz verloren ging es auch in ſpäteren Jahrhunderten nicht. — In den Amphitheatern aber wurden große Jagden veranſtaltet. Die Kämpfe mit wilden Thieren waren unter den Franken ſicher ebenſo blutig als in römiſcher Zeit; die Thierkämpfer und Gladiatoren wurden nicht mehr von den Königen in großer Schola gezüchtet, aber ſie bildeten immer noch eine Genoſſenſchaft, welche ſich an Fürſten und Große hing oder abenteuernd in der Fremde zu Feſtkämpfen vermiethete; ſie waren unehrliche Leute auch in den Augen der Germanen, aber ſie blieben als Raufbolde und Meuchelmörder verdorbener Großen, trotz dem Hohn, mit welchem das Geſetz ſie behandelte, und trotz dem Haß der Kirche durch das ganze Mittelalter lebendig.

Die Ruhe der Stadt wurde oft geſtört: Dienſtleute verfeindeter Großen fielen in den Straßen über einander her, oder ſtürmten die Häuſer des Gegners, ſchlugen ihm Frau und Kinder tot und räumten das Haus aus. Sogar der geweihte Raum der Kirche war nicht ſicher vor blutiger Gewaltthat, die vor dem Altar an Geiſtlichen und Laien geübt wurde, und nicht ſelten mußte der geweihte Kirchenboden wieder geheiligt werden. Wenn zwiſchen zwei einflußreichen Familien der Stadt Händel ausbrachen und Blut zu rächen war, ſo wurde die ganze Bürgerſchaft in die Fehde hineingezogen; dann waren die Straßen der Stadt lange unſicher, ein Totſchlag folgte auf den andern, bis ſich endlich der Graf des Königs entſchloß, ſeine Pflicht zu thun und die Bürger in Waffen zuſammenzurufen. Waren die Verbrecher geringe Leute, ſo wurde an ihnen ſchnelles Gericht geübt, waren ſie angeſehene Männer, ſo wurden ſie an den Königshof geſchafft. Gegen mächtige Verbrecher freilich wagte die Hand der Bürger nicht ſich zu erheben, und man mußte abwarten, bis ſie in Politik oder Privatfehde gewaltſames Ende fanden. Leider ſcheinen die Einbrecher und Gewaltthäter zumeiſt Germanen geweſen zu ſein, am ärgſten die Vornehmen. Im übrigen verſtanden die Deutſchen nicht übel, ſich mit dem Stadtleben zu befreunden, ſie waren im Verkehr höflich und hielten darauf, in Worten Gebührendes zu geben und zu empfangen, und Bekannte küßten einander bei der Begrüßung, auch Könige. Bei einer üppigen Mahlzeit wußte der Germane ſo gut Aloe zu genießen für neue Eßluſt als ein Römling, und im Zechen übertrafen ihn Wenige; auch im Königshauſe blieben nach der Mahlzeit die Gäſte lange auf ihren Bänken beim Trunke ſitzen. Wenn ein Böſewicht ſeinen Gegner umbringen wollte, ſo ſagte er ihm vorher Artiges und lud ihn zu ſich zum Wein; er lernte auch von den Römern, um Erbſchaft zu ſchleichen und Teſtamente zu fälſchen. Er gab ſich zuverläſſig als Lebemann unter Römern einige Blößen, er wurde heftig, zuweilen bärenhaft, dann wieder weich und gemüthvoll; er betrog und beanſpruchte wie ein Kind Vertrauen des Andern, er verhöhnte den Prieſter und bat doch um ſeinen Segen, er beraubte den Heiligen und betete darauf eifrig zu ihm, er war ſchnell bereit, mit Axt und Speer am Leben des Andern ſeinen Zorn auszulaſſen, und raſte einfältig wie ein

Werwolf, ohne ſich darum zu kümmern, daß dieſe Thorheit ihn ſelbſt am nächſten Tage verderben mußte. Der Deutſche in der fremden Stadt war nicht ganz Römer geworden, aber er war rüſtig, die antike Bildung zu gewinnen, und er bezahlte dafür ſeinen Preis.*)

Unendlich viel war verwüſtet worden, aber in den Ländern des Mittelmeers hatten vier Jahrhunderte des kaiſerlichen Roms ſo reichlich ſchöne Gebilde und kluge Lehre, ſo viel Erfindungen und Lebensgenuß abgelagert, daß die Germanenſtämme immer noch ſehr Vieles fanden, was unmerklich in ihr Leben überging, von ihnen bis zu uns, und was eine Fortdauer der Cultur erhielt, die wir uns wohl geringer denken, als recht iſt. — Denn der Schmied hämmerte und der Zimmermann hieb die Späne von den Balken während der ganzen Wanderzeit, der Steinſchneider ſchnitt dem Frankenkönig ſeinen Siegelring wie einſt dem römiſchen Cäſar, und der Buchhändler in Rom, Pavia oder Paris verkaufte an den langobardiſchen oder fränkiſchen Biſchof die Handſchriften des Virgil oder des heiligen Auguſtinus. Wer mit Büchern handelte, war entweder ein Buchhändler, der Altes und Neues abſchreiben ließ, oder ein Antiquar, der nur alte Schriftſteller copirte und verkaufte. Sein Handel war ärmlicher geworden, Papier und Pergament wurden theurer und waren im Binnenlande oft nicht zu haben, aber in die Seeſtädte kam von Oſten her noch das Papier in verſchiedenen Sorten: Kaiſerpapier — das feinſte — und anderes zum Schreiben, auch Packpapier als Hülle. Außerdem Pergament, nicht nur das weiße römiſche, auch ſolches, das auf einer Seite gelb gefärbt war, und mit Purpur überzogenes für Gold- und Silberſchrift. Man ſchrieb mit Rohr und mit geſpaltener Spitze der Feder, und ſuchte für die verzierten Anfangsbuchſtaben ſchönes Roth von den griechiſchen Inſeln zu bekommen, wenn man ſich nicht mit Mennige oder ſpaniſchem Zinnober begnügte. Der wohlhabende Privatmann hatte in ſeiner Villa nach alter Sitte noch einen Raum, welcher Bibliothek hieß. Wenn Biſchof Iſidor von Sevilla um 620 nach ältern Büchern kluge Rathſchläge gibt, wie man ein Bibliothekzimmer einrichten müſſe, ſo ſticht die Dürftigkeit ſeines eigenen gelehrten Wiſſens allerdings trübſelig ab von der prächtigen Ausſtattung, welche er für die Stätte gelehrter Arbeiten fordert, daß nämlich erfahrene Baumeiſter den Bibliotheken ja keinen goldenen Plafond geben ſollen, und ja keinen andern Fußboden als aus grünem Marmor, weil der Goldglanz die Augen der Leſenden angreife, das Grün aber ſie ſtärke.*) — Indeß war gerade die Technik der Luxushandwerker zu ſeiner Zeit noch ziemlich erhalten, und wurde von den Fürſten und der Kirche häufig in Anſpruch genommen. Die Kunſt des Bildners und Steinmetzen, welche einſt die griechiſchen Künſtlerſchulen gelehrt, war in den Genoſſenſchaften römiſcher Handwerker erſtarrt, die Erfindungskraft war gering, doch die Formen, Maße, Kunſtgriffe ſtanden feſt, die Steinmetzen meiſelten große Statuen, Reliefs, Sarkophage aus dem härteſten Geſtein.**)

---

*) Die Belege dafür findet man faſt an jedem der verdorbenen Franken, deren Anekdoten der romaniſche Gregor gern erzählt.

Auch die Malerei wurde nach alten Handwerksregeln mit verminderter Kunſtfertigkeit fortgeübt. Die Farben für Tafel- und Wandbilder ſtanden feſt, ebenſo ihre Verwendung zu beſtimmten Wirkungen, ſie wurden durch den Handel aus fernen

---

*) Hauptquelle für dieſe Einzelheiten ſind die 20 Bücher Originum des Spaniers Iſidor († 636), Biſchofs von Hiſpalis (Sevilla). Bei der Benützung des fleißigen aber dürftigen Werkes iſt Vorſicht geboten, da Iſidor die techniſchen Notizen zum großen Theil aus Plinius abgeſchrieben hat. Hier iſt nur verwendet, was durch ihn ſelbſt oder durch andere Zeugniſſe als giltig für ſeine Zeit beſtätigt wird.

**) Wie handwerksmäßig ſchon um das J. 300 die Arbeit war, und wie ähnlich moderner Fabrikthätigkeit die Verbindung der Arbeiter mit Ingenieuren, welche bei den Handwerkern Philoſophen hießen, iſt aus der Passio quatuor coronatorum zu ſehen.

Ländern, bis aus Arabien gebracht, die Vorſchriften über ihre Miſchung wurden treu bewahrt. Zuerſt zeichnete man die Linien des Bildes auf, dann legte man eine Schattenfarbe unter, darüber wurden die Farben gezogen; für die Gewänder und die verſchiedenen Fleiſchtinten, z. B. für die weißere Haut der Frauen, gab es beſtimmte Farbenſtoffe. Es iſt in der Hauptſache dieſelbe Technik, welche in Miniaturen und Tafelbildern bis gegen Ende des Mittelalters erhalten iſt, noch in den Illuminirbüchlein des ſechzehnten Jahrhunderts gelehrt wird. — Vor andern bewahrten die Bauhandwerker viel von ihrer alten Tüchtigkeit; ihre Werkzeuge und Erfahrungsſätze über Anfertigung der Rüſtzeuge, Tragkraft, Mörtelbereitung ſind bis in die Neuzeit wenig geändert. Und wenn wir jetzt mit weit anderer Maſchinenkunſt zu arbeiten wiſſen, ſo iſt uns doch auch manche alte Kunſtfertigkeit erſt auf weiten Umwegen wiedergefunden, welche das ſechſte und ſiebente Jahrhundert noch beſaß. Die Moſaikarbeiter ſetzten aus bunten Glaswürfeln große Wandflächen und Fußböden zuſammen, dünne Marmortafeln wurden zur Wandbekleidung durch feinen Sand geſchnitten, den eine Säge in der Schnittlinie zog und drückte; die Decken wurden aus viereckigen oder runden Tafeln von Holz und Gips zuſammengefügt, gemalt und mit Relieffiguren geziert. Auch für Privatwohnungen war in den Städten Frankreichs und Spaniens Stein- und Ziegelbau gewöhnlich, weichere Bauſteine ſchnitt man mit der Säge. Die Ziegel der Mauer und des Daches preßte man in die alten Formen der Römerzeit. Häufig beſorgte der Baukünſtler auch die innere Ausſchmückung der Häuſer, er modellirte und malte. Die Künſtler, welche etwas Gutes leiſten konnten, waren wahrſcheinlich ſelten, aber große Kirchen und Paläſte mit ſorgfältiger Steinarbeit, in denen Wandfresken mit vielen Figuren prangten und ungeheure Wandflächen ganz mit Moſaik überzogen waren, laſſen uns nicht nur auf den Bienenfleiß der Arbeiter, ſondern auch auf große Begabung der Architekten ſchließen.

Daß man für Küche und Keller zu ſorgen wußte, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Getreide wurde nicht mehr ausſchließlich auf den Handmühlen, auch auf Waſſermühlen gemahlen, die man, wie es ſcheint, bereits ober- und unterſchlächtig anlegte; auch Schiffmühlen zimmerte man in der Noth. Die Kunſt, gut zu kochen und feines Backwerk zu machen, wurde von den Germanen höchlich geſchätzt und Leckerbiſſen über das Meer eingeführt. Die ſtarken Gewürze der römiſchen Küche gingen in die deutſche Wirthſchaft über, der indiſche Pfeffer wurde durch das ganze Mittelalter in großen Maſſen verbraucht — unſer Pfefferkuchen war ſchon um 900 den Deutſchen ein geachtetes Gebäck —; auch der mit Moſt eingekochte Senf und das Garum, die ſalzige Fiſchbrühe, die unentbehrliche Zuthat eines römiſchen Gerichts, dauerten im Mittelalter.*)

Reich an Artikeln war der Handel mit Geweben. Man webte aus theurer Baumwolle und Seide, die berühmteſten Fabriken waren in Byzanz; man wirkte ganzſeidene, halbſeidene und halbwollene Stoffe, ſolche, wo der Aufzug von Leinen, der Durchſchlag von andern Fäden war; man webte ſchlicht, geköpert, hatte lodige, geſchorene, gepreßte Stoffe mit einer Oberfläche wie Citronenſchale; man webte auch mit drei Fädenlagen. Die ſchweren Seidenſtoffe der kaiſerlichen Werkſtätten blieben zu Kirchenkleidern und Fürſtengewändern begehrt, und noch bewundern wir in einzelnen Bruchſtücken die kunſtvolle Arbeit und die ſchönen Muſter eines Gold- oder Seidenſtoffes, wie ihn die Königinnen Theudelinde oder Brunichilde trugen. Auch Stickereien werden erwähnt und Goldfranzen als Beſatz. Der wohlhabende Franke und Burgunder hatte Gelegenheit ſich Fußteppiche zu kaufen, welche entweder auf einer oder auf beiden Seiten von Plüſch waren; große Vorhänge, welche in vornehmen Häuſern gemalt oder geſtickt wurden, ſchieden die inneren Räume, und die germaniſche Hausfrau lernte ſchon damals Tiſchtücher und Servietten in ihrer Truhe zu bewahren und ein Taſchentuch in der Hand zu halten. In der Heimat hatte der Deutſche die Federn ſeiner Gänſe in Betten geſtopft, jetzt gebrauchte er beim Tafelbett neben koſtbaren Decken Kopf- und Armpolſter. Und unter ſeinem Tafelgeräth außer den Prachtſtücken der Goldſchmiede auch alte Gläſer von Kryſtall und von milchweißem Fluß, die mit Malerei geſchmückt waren. Denn die feine Glasarbeit älterer Zeit war nicht ſämmtlich zerſchlagen, die Farben vieler Edelſteine wurden im Glaſe nachgemacht, ſogar die des Opals, und man zeigte Gläſer, welchen in artigem Spiel andere Körper eingeſchloſſen waren. Auch zu Spiegeln wurde das Glas verwandt, deren Rücken man mit Zinn belegte; Fenſterglas wurde noch verfertigt, es wird aus dem Frankenreich vor Heiligenniſchen und in beſſeren geiſtlichen Wohnungen erwähnt.

---

*) Ein vielverſprechendes Recept des Garum aus St. Gallen ſteht für Liebhaber aus einer Handſchrift des neunten Jahrh. bei Dümmler, Mittheil. d. antiq. Geſellſch. v. Zürich XII, S. VII. — Pfefferzelten in den Virgilgloſſen, Haupt's Zeitſchr. N. F. III, S. 8.

Oft wurde das Glas benutzt, Edelſteine zu fälſchen. Der Handel mit Schmuck und Juwelen hatte weit höhere Bedeutung als jetzt. Die Formen der Ringe, Diademe, Spangen und Halsketten waren ſehr mannigfaltig, zahlreich die Unterſchiede und Namen, welche man den Edelſteinen gefunden hatte. Smaragd und Rubin galten für die koſtbarſten Juwelen, der Ruhm der Diamanten ſtieg erſt im ſpätern Mittelalter; die Fürſten wurden nicht müde, indiſche Edelſteine zu kaufen und verarbeiten zu laſſen, die Leidenſchaft für dieſe Schmuckſtücke war bei Männern und Frauen beſonderes Kennzeichen einer Zeit kriegeriſchen Erwerbs und unſichern Beſitzes; auch des Aberglaubens, denn jeder Steinart wurde eine beſondere Heilwirkung zugeſchrieben. Ebenſo war die Kunſt, edle Steine zu färben, noch wohlbekannt. Der Bernſtein, einſt die einzige Handelswaare, welche die Völker der Oſtſee den Griechen und Römern intereſſant machte, war ein gewöhnlicher Schmuck der Bauerfrauen im gotiſchen Spanien geworden, ſie trugen die Bernſteinperlen als Halsband; auch dem Bernſtein wußte man verſchiedene Farben zu geben, er wurde durch Wurzel der Anchuſa und Conchyliumſaft roth gefärbt, wie ſchon zur Zeit des Plinius.

Will man auch unſerer gewöhnlichen Handwerksarbeit in jener Zeit einen Blick gönnen, ſo findet man, daß der Schuſter im Jahre 600 die Schuhe des Goten ebenſo über den Leiſten ſchlug und mit Schweinsborſten nähte wie jetzt, und daß der Vandale, welcher unſicher von einem Trinkgelag heimkehrte, wo er zuletzt die Windungen einer Tänzerin aus Alexandrien bewundert und Roſenwein getrunken hatte, ſich durch eine echte regelmäßige Laterne mit Glasſcheiben zum Lager leuchten konnte, wenn ihm nicht ſein Knabe eine Wachsfackel vortrug.

Es iſt nicht unnütz, an ſolche Einzelheiten zu erinnern. Denn wer jetzt in ſeinen vier Wänden muſtert, was ihn umgibt, der erkennt in den Dingen und in ihren Worten überall römiſche Ueberlieferung, welche durch die Völkerwanderung ſeinem Leben vermittelt iſt. Die Sohle ſeiner Stiefeln nennt er mit lateiniſchem Wort, ebenſo die Socke darin, den Tiſch, an welchem er ſitzt, die Schüſſel und Teller, welche er berührt, das Fenſter, wodurch er blickt, die Schindeln und Ziegel auf dem Nachbardach, dieſe zahlloſe kleine Habe ſeines Lebens oder wenigſtens ihre Namen erhielten ſeine Ahnen gerade in der Zeit, welche er als eine Periode des Todes und der Vernichtung zu betrachten gewöhnt iſt.

Die Germanen hatten ſich auch als Erben in den römiſchen Handel und Geldverkehr eingedrängt; fortan ſollte Capital und Arbeitslohn, Umlauf des geprägten Metalls und die Erträge, welche der Beſitzende von Eigen und Habe zog, das Erdenſchickſal unſerer Ahnen beſtimmen, nicht weniger gebieteriſch und unabläſſig, als urheimiſche Sitte und Rechtsgefühl, als das Klima der neuerworbenen Länder und als der Chriſtenglaube.

Die Könige der Burgunder und Goten ſchlugen Geld ſeit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, zuerſt vorſichtig und ſpärlich, das römiſche Gepräge treu nachahmend, dann eigene Zeichen einfügend. Sie benutzten dafür die Genoſſenſchaft römiſcher Münzer, welche ſie in Gallien vorfanden, denn dieſe alte und berüchtigte Gilde verſtand die fremde Kunſt und brachte die neuen Münzen, welche im Korn ſchlechter ausfielen als die römiſchen, im Großhandel unter. Später folgten die Franken, ebenfalls mit ſorgfältigem Anſchluß an Bild und Umſchrift der Münzen von Byzanz. Als im Jahre 543 Kaiſer Juſtinian den Frankenkönigen geſtattete, auch die Goldmünze — den kaiſerlichen Stater — mit ihrem eigenen Gepräge zu ſchlagen, da galt dies Zugeſtändniß für ein Vorrecht, welches ſelbſt dem Perſerkönig nicht zu Theil geworden war. Denn im Großhandel, der von China bis zum Tajo reichte, herrſchte ausſchließlich römiſches Gepräge, und eiferſüchtig wachte der Kaiſer darüber, daß dieſer Beweis ſeiner Weltherrſchaft ihm nicht widerlegt werde. Aber das neue Privilegium, welches Byzanz den Herren der großen Münzſtätte Arles ertheilte, war nur wie ein Reiſeſegen, welchen ein Lahmer dem Blinden auf den Weg gibt.

Denn als die germaniſchen Bauern Herren der antiken Städte und ihres Verkehres wurden, machten ſie ſich zu Mitſpielern in dem letzten Act eines großen Trauerſpiels, welches durch den römiſchen Staat und ſeine Geldleute ſeit dem zweiten puniſchen Kriege abgeſpielt worden war. Das ſiegreiche Rom hatte den Geldverkehr aller Mittelmeervölker an ſich gezogen, zuletzt monopoliſirt. Ungeheure Summen wurden in Rom durch Beraubung der Provinzen aufgeſammelt und durch große Geldgeſchäfte, durch Lieferungen und vertragsmäßige Leiſtungen nutzbar gemacht. Es war eine maſſenhafte Anlage in Unternehmungen des Kaufmanns und Speculanten, Anlage von Capitalien, welche dem regelmäßigen Verkehr ihrer Landſchaften durch Gewalt entriſſen wurden; der Gewinn daraus blieb ein ungeſunder Erwerb, denn er beſchränkte dauernd die Unternehmungskraft der Provinzen zu Gunſten Roms, er erkaufte ſeine Vorrechte dadurch, daß er die Bevölkerung der großen Städte Italiens mit geſchenktem Brod und künſtlich erniedrigten Getreidepreiſen fütterte. Dafür entzog er jährlich große Maſſen landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe dem Verkehr und machte den Fruchtbau wenig lohnend. Er trieb einen harten, gewiſſenloſen Wucherſinn herauf, maßloſe Verſchwendung, arge Unſittlichkeit, er begünſtigte einen unſinnigen Verbrauch von Luxuswaaren, welcher nicht durch eine entſprechende Schaffung von neuen Werthen innerhalb des römiſchen Staatsgebietes ausgeglichen wurde.

Die Folgen der einſeitigen Richtung auf Kaufmannsgeſchäft und Wucher wurden bereits in der erſten Kaiſerzeit fühlbar. Der Grundbeſitz und das Capital ballten ſich in den Händen Weniger, auch in den Provinzen; die treibende Kraft der freien Arbeit hörte auf, die ganze Production wurde ſchwächer, auch die Staatseinnahmen geringer, ſchon Marc Aurel mußte die Koſtbarkeiten des kaiſerlichen Palaſtes verkaufen, um die Legionen zu bezahlen. Der Raubſinn ſchlechter Kaiſer ſuchte Hilfe in Vermögenseinziehungen und Plünderung der Reichſten, die Staatsnoth zwang zur Verſchlechterung der Münze, die endloſen Schwankungen im Werth des Verkehrsmittels lähmten Arbeit und Handel. Sehr unſicher wurde in unabläſſigen Kriegen und inneren Wirren Leben und Beſitz, eine Münzentwerthung, wie ſie ärger und furchtbarer kaum gedacht werden kann, entſittlichte das Volk; der Umſatz aller Waaren wurde ſchwierig und langſam und auch dadurch ein Mangel an rollendem Edelmetall fühlbar.

Aber das Edelmetall rann außerdem unaufhörlich über die Grenzen des Staats und kehrte nicht wieder zurück. Alle Staatsgelder, welche der Hof und die Beamten aus den Händen ließen, wurden verbraucht, die Heere in Britannien, an Rhein und Donau zu erhalten. Aus den Grenzprovinzen wurde das gemünzte Gold und Silber immer wieder von den einbrechenden Barbaren entführt. Dadurch wurde ſein Verkehrsgebiet erweitert, es rollte hinauf bis in den höchſten Norden und verhielt ſich dort in Goldſchmuck und Kaſten, um neue Feinde gegen den goldbeſitzenden Süden zu locken. In dieſer Kriegszeit wurde auch der Gewinn neuer Metallmaſſen aus den römiſchen Bergwerken geringer, er hörte in ſchlechten Jahrzehnten ganz auf. Man darf zweifeln, ob der Bergbau je ſeit der Kaiſerzeit den Ausfluß der edlen Metalle nach dem Ausland ergänzt hat; nach Conſtantin fiel ein Bergwerk um das andere in die Hände der Reichsfeinde und wurde von den Arbeitern verlaſſen. Und in denſelben Jahren wurde der Abzug des Goldes nach den nördlichen Barbarenländern noch ſtärker, weil der Staat genöthigt war, ſein Daſein von den Barbaren durch jährliche Tributſendungen zu erkaufen.

Aber gefährlicher war der Verluſt des Edelmetalls an den Oſten. Immer war der Handel Roms vorwiegend Paſſivhandel geweſen, wobei geraubtes Metall die Waare bezahlte, am meiſten nach dem fernen Aſien. Weder die Stoffe griechiſcher Fabriken, noch die Bildnerarbeiten des Mittelmeers dienten den Indern unter der Tropenſonne. Dem begehrlichen Europa aber wurden die köſtlichen Waaren vom Indus und aus dem rothen Meere mit jedem Jahrhundert unentbehrlicher. Der waghalſige Kaufmann aus Syrien oder den griechiſchen Inſeln führte Seide, Baumwolle, Thierfelle, edle Steine aus China und Indien, Gewürze aus Arabien, Elfenbein von Adulis nach den großen Märkten des Mittelmeeres, nach Byzanz und Alexandrien. Das Silber der Claudiſchen Kaiſer wanderte bis in die lackirte Büchſe der Chineſen, und die Goldmünzen mit Kreuz und Engeln ſammelten ſich in den Schatzhäuſern indiſcher Könige, ſie halfen Tempeldächer am Ganges vergolden, dort eine weichliche Hofpracht und endlich ein Verhängniß ſchaffen, denn ſie lockten die beuteluſtigen Krieger des Islam über die heiligen Ströme. Das römiſche Reich erkaufte ſich aber nicht Rettung dadurch, daß es ſeine blutige Beute anderen Völkern auf das Leben legte.

Auch was die Römer von Edelmetall bewahrten, wurde dem Verkehr immer weniger fruchtbringend. Der ungeſunde Erwerb in glänzender Zeit hatte eine Verwendung zum Hausrath beliebt gemacht, welche dem modernen Leben ganz fremd iſt. In den wohlhabenden Familien ſtrahlten die Feſträume von verarbeiteten Gold- und Silbermaſſen; ſilbern waren Seſſel, Speiſetafeln, ſogar Wagen; die Kaiſer bemühten ſich vergeblich, maſſives Goldgeräth als ihr Vorrecht Anderen zu verbieten. Die Gewohnheit unfruchtbarer Verwendung des Edelmetalls war ſo eingewurzelt, daß auch die größte Geldklemme daran wenig änderte. Im Gegentheil. Als der Erwerb unſicher wurde, die Münze werthlos, als dem Wohlhabenden ſeine Bodenrente, ja ſein Grundbeſitz jeden Tag durch eine Verläumdung bei Hofe oder durch einen Barbareneinbruch entzogen werden mochte, gerade da erhielt das verarbeitete Silber und Gold, das er um ſich geſammelt, eine neue Bedeutung, es erſchien ihm jetzt als der ſicherſte Theil ſeines Beſitzes, als handgreiflicher Beweis ſeines Reichthums, als werthvolle Hilfe in einer möglichen Noth. Das Edelmetall des Hauſes war nicht nur Schmuck, es wurde allmählich ein Schatz. Nicht der Germane erfand das Schatzſammeln als ein unwiſſender Bauer, der die beſſere Verwerthung des Metalls durch gebildete Zeitgenoſſen nicht verſtand, ſondern der Römer ſelbſt, der Enkel der großen Capitaliſten und Rentenkünſtler, war zurückverſetzt in das Verkehrsleben der Vorzeit, wo das Kupfer mit der Wage geworden wurde und ein Eſel die Börſe eines Geſchäftsmannes auf dem Rücken trug. Aber es ſollte noch ärger kommen. Um ſich Einnahmen zu verſchaffen, griffen die Kaiſer zu dem letzten Mittel, ſie bemächtigten ſich aller Gewerbszweige, welche noch irgendwie gewinnreich erſchienen, die Herſtellung von Purpur, Papier, koſtbaren Geweben wurde Monopol des Staates. Schon in früher Kaiſerzeit hatte die Waarenverfertigung durch den Staat begonnen, in der Noth wurden die Kaiſer grauſam und gewaltthätig. Hart beſtraften ſie jeden Unternehmer, der ihnen Concurrenz zu machen wagte, und jeden Kaufmann, der unmarkirte Waaren verkaufte. Zugleich ſchraubten ſie die Preiſe zu abenteuerlicher Höhe. Dies elende Finanzmittel richtete zeitweiſe die byzantiniſche Gewerbthätigkeit zu Grunde, ſogar unter Juſtinian ſtanden die Seidenfabriken von Tyrus und Berytus plötzlich ſtill, der Verkehr ſchrumpfte zuſammen; die Bedrückungen der Beamten, welche in jedem Waarenballen den kaiſerlichen Stempel ſuchten, wurden dem Kaufmann unerträglicher, als dem Verbraucher die hohen Preiſe.

So geſchah es, daß während der Völkerwanderung der Geldverkehr im weſtlichen Römerreich tiefer herabſank, als je ſeit der Karthagerzeit. Der Landbau brachte nur geringe und höchſt unſichere Rente, überall fehlten die ſchaffenden Arbeiter; eine Capitalsanlage auf ihm war kaum noch möglich; wer Geld auf Grundbeſitz haben wollte, konnte es höchſtens dadurch erhalten, daß er das Grundſtück ſelbſt dem Andern zur Benutzung abtrat, und er fand auch dafür ſchwer einen Gebrauchsluſtigen. Dagegen wucherte das Leihgeſchäft. Schatz- und Beuteſtücke, Goldgeräthe und Edelſteine wurden die gewöhnlichen Unterpfänder, auf welche man noch Geld erhalten konnte. Der Geldverkehr entglitt den Händen der alten grundbeſitzenden Familien und kroch um die Tiſche der Goldſchmiede, der Syrer und Juden; dieſe kauften die Erzeugniſſe der kaiſerlichen Fabriken und vertrieben ſie unter die Barbaren; wer Geld begehrte in Gallien, Rom und Byzanz, der mußte ſich an ſie wenden. Unterdeß hing es von Vandalen und Franken ab, ob die italieniſchen Römer Brot zum Eſſen hatten. Die ungeſunde Capitalwirthſchaft hatte allmählich ſich ſelbſt ihre letzten Wurzeln abgeſchnitten, das rollende Metall galt jetzt nur noch als Schatz, der höchſtens einen Gewinn abwarf, wenn Gold gegen Goldſchale, oder Gold gegen Handelswaare gegeben wurde. Auch dieſe Art von Geldverkehr wurde durch den Mangel an Vertrauen und die Unſicherheit aller Verhältniſſe gedrückt.

In dieſer zerrütteten Welt ſollten die Germanen wirthſchaften. Sie hatten freilich gelernt einen Schatz zu ſammeln, und ſie trieben dieſe anſprechende Thätigkeit, wie ihre Art war, mit einer gewiſſen gemüthlichen Hingabe und mit Poeſie, welche ſehr dazu beitrug, ihnen dieſe Liebhaberei dauerhaft zu machen. Ihre Könige und Befehlshaber häuften große Maſſen edlen Metalls zuſammen, dem Beiſpiel der Großen folgte das Volk, und das Edelmetall behielt durch tauſend Jahre die Neigung, in deutſchen Truhen zu verſchwinden. Aber trotz dieſem Aufſammeln blieben die Germanenvölker geldarm. Das Silber, welches aus den alten Bergwerken und Jahrhunderte ſpäter aus neuen im Harz zu Tage kam, das Gold, welches damals aus dem Rheinſand gewaſchen wurde, war im Ganzen unbedeutend; der alte Metallvorrath verbreitete ſich auf einem größern Gebiet, er drang weiter in den Norden und über die Weichſel, und noch immer währte der Abfluß über Griechenland nach Indien. Auch der Germane wußte, daß ihm das Schöne und Koſtbare aus dem warmen Sonnenlande kam, das Tigerfell ſeines Lagers, die prachtvollſten Edelſteine, welche an den Becher geſchmiedet, im Halsband und Ringe getragen, böſen Zauber abwehrten und das heimliche Gift verriethen, dazu ſchöne Gewänder, leicht wie Flaum, der Purpur, der auch ihm wundervoll erſchien, der ſüße Geruch, welcher Tempel und Straßen an den großen chriſtlichen Feſten erfüllte, der Pfeffer und Zimmet, womit er jetzt das gute Gericht ſchärfte, ſogar eingemachte Kräuter aus Aegypten, welche fromme Einſiedler liebten, weil die großen Büßer der thebaiſchen Wüſte durch dieſelbe heilige Koſt genährt waren, dies und vieles Andere machte ihn abhängig von den Märkten des Mittelmeers; die orientaliſchen Händler waren auch ihm unentbehrlich. Der Orient aber wurde ihm das geheimnißvolle Gebiet, wo die Morgenröthe aufſtieg, wo das Kreuz geſtanden hatte, wo der ſchönſte Schmuck ſeines irdiſchen Lebens zu finden war. Es wurde ihm ein Land der Sage, vielleicht der Sehnſucht;

und das Geld aus ſeinem Schatze behielt die Neigung dorthin zu rollen. Selbſt als die Muhamedaner den morgenländiſchen Verkehr verdarben, blieben den Deutſchen die Augen bewundernd nach dem Oſten gerichtet.

Seit Beſetzung des Römerlandes durch Germanen hob ſich der Handel im Mittelmeer, der Kaufmann fand unter ihnen trotz ihrer Neigung zu Gewaltthat doch mehr Treue und Billigkeit, als unter den Blutſaugern in Byzanz und den griechiſchen Inſeln. Die Könige hatten im Ganzen nicht nur den guten Willen, auch einige Kraft, das Eigenthum zu ſchützen. Die beſſeren begriffen ſehr wohl, worauf es im Verkehr ankam. Theodorich fand die Schifffahrt Italiens völlig vernichtet, ſogar die Fahrzeuge waren verfault und verbrannt, er gab ſeinen Beamten Befehl, tauſend ſeetüchtige Schiffe zimmern zu laſſen; und das war keine zufällige Königslaune, denn unter ſeiner ſichern Herrſchaft hatten ſich Landbau und Gewerbthätigkeit ſo ſchnell gehoben, daß Italien wieder Getreide und Waaren ausführen konnte, was ſeit einigen hundert Jahren nicht möglich geweſen war. Auch die wilden Frankenkönige und die Angelſachſen erwieſen dem Handel billigen Sinn, Marſeille und London waren um 600 bereits große Märkte. Selbſt in Karthago unter der ſtrengen Herrſchaft der Vandalen blühte der Handel auf, und die unzufriedenen Afrikaner, denen der Steuerdruck ihrer Herren unleidlich dünkte, wurden, als ſie unter Juſtinian's Herrſchaft kamen, mit Schrecken gewahr, daß die Regierung des alten Culturſtaats weit ärger zu preſſen verſtand.

Allerdings wurde dem Handel bald hier bald dort ein Paß verlegt, ein Markt verwüſtet; von der See ſpähten die Raubſchiffe der Sachſen und Normannen in die Buchten des Mittelmeers, die Straßen blieben unſicher, die Königsfehden ſtörten immer wieder Abſatz und Waarenſendungen. Demungeachtet war nach der Wanderzeit der Großhandel überall, wo Germanenreiche beſtanden, nicht unbedeutend, aber er war allerdings vorzugsweiſe in den Händen morgenländiſcher Kaufleute, und ſeine Entwickelung wurde durch Mangel an Capital aufgehalten. Doch ſeit die Sarrazenen ſich nach dem Jahre 700 in Spanien eindrängten, wurde der Waarenverkehr wieder verringert; auch die Raubſchiffe der Sarrazenen plünderten im Mittelmeer und machten alle Küſten unſicher. Von da dauerte, ſelten gebändigt, dieſe Plage des Mittelalters bis in die neuere Zeit. Nach dem zehnten Jahrhundert ſetzten ſich Haufen des fremden Volkes im ſüdlichen Frankreich feſt, ja ſie niſteten ſich ſogar in den Alpen ein, verlegten den Wallfahrern und Wagenzügen den Weg nach Rom und raubten erbarmungslos, ſo weit ihre ſchnellen Haufen zu ſchwärmen vermochten.

Die letzte Hälfte des ſiebenten und die erſte Hälfte des achten Jahrhunderts war die Zeit, wo die Cultur Europa's am tiefſten ſtand, wo noch viele antike Habe verloren ging, welche die Wanderzeit überdauert hatte. Es iſt auch die Periode, in welcher wir von dem Leben der Germanen am wenigſten wiſſen, denn auch die ſchriftlichen Aufzeichnungen wurden ſpärlich.

Unterdeß war der Germane Landwirth geblieben, er kannte außer ſeiner Hufe kein anderes Eigen, welches Erträge gab. Dieſe beſtanden in Vieh und Frucht, welche er ſelbſt baute, und in den Leiſtungen an Getreide und Viehhäuptern, welche ihm ſeine Unfreien und Hinterſaſſen zahlten, weil er der wahre Eigenthümer des Bodens war, auf dem ſie ſaßen. Auch wo der König und der Biſchof Geldſtücke von abhängigen Männern einnahmen, wurde dies Geld betrachtet wie die Hühner, der Käſe und die Scheffel Weizen, als Gegenſtände des Verbrauchs, die man aufſammelte oder gegen Waaren umtauſchte, die man aber nicht wieder benutzen konnte, um von ihnen einen Zins zu ziehen. Das Geld war dem Abendlande etwas ganz Anderes geworden, als es im blühenden Alterthum geweſen war, nicht das Mittel Reichthum zu erwerben, ſondern ein Theil des Erworbenen. Wenn die Kirche um dieſe Zeit dem Chriſten für unziemlich erklärte, Geld gegen Zinſen zu leihen, ſo ſetzte ſie nichts Neues und Drückendes feſt, ſie ſprach nur aus, allerdings in ihrem Intereſſe, was nach dem damaligen Zuſtand der Geldwirthſchaft für den Germanen in der Ordnung war. Da aber der Verkehr Geldleihen um Zins doch nicht ganz entbehren konnte, ſo wurden die Juden, welche das Kirchengeſetz ohnedies nichts anging, auch geſetzlich ermächtigt, gegen Zins zu leihen; ſie wurden bevorrechtet für die Geldgeſchäfte, die ſie bereits thatſächlich in der Hand hatten, und kamen dadurch in eine unerhörte Stellung zu den abendländiſchen Völkern. Sie allein vermochten im modernen Sinne reich zu werden, indem ſie das Capital arbeiten ließen, und ſie wurden bei hohen Zinſen und bei Darlehen gegen ſicherndes Fauſtpfand unvermeidlich ſehr reich und in gewiſſem Sinn die ſtillen Regenten der Mitlebenden. Aber ſie lebten in einer räuberiſchen Zeit, in welcher ihr Gewinn fortwährend die Habſucht der Schlechten und die Bekehrungsluſt der Frommen aufregte, ſie blieben deshalb durch das ganze Mittelalter die Bankiers und Capitaliſten und wieder die Ausgeplünderten und Beraubten, der Kirche höchſt anſtößig und doch ſehr begehrenswerth, vom Volk verachtet und gefürchtet, Vertraute und Opfer der Könige.

Auch in den Städten des Römergebietes war der freie Germane nicht Handwerker, ſondern Wirth, auch dort beſaß er ein Eigen in Haus, Flurſtück, Weinberg, ſein Grundbeſitz erwies ihn nicht nur als freien, waffenfähigen Mann, er umſchloß ihm auch die ganze Möglichkeit zu leben; wer aus der Heimat ſchied, dem verſiegten alle Quellen ſeines Daſeins, ſobald er ſeine letzte Goldmünze oder Halskette um Nahrung verkauft hatte. Wer Geld zu zahlen hatte als Buße für ein Vergehen und keinen Schatz beſaß, der mußte ſich ſeines Eigenthums entäußern, indem er es einem benachbarten Grundherrn, dem Biſchof, dem Könige verkaufte und von dieſem zurück empfing gegen einen jährlichen Zins, der fortan das Grundſtück belaſtete, ihn ſelbſt aus freiem Eigenthümer zum Zinspflichtigen eines Herrn herabdrückte. Auch auf dieſem Wege begann die Verſchlechterung in der Lage der Gemeinfreien;

allerdings arbeitete noch vieles Andere daran, ſie herab zu drücken.

Dieſer niedrige Zuſtand der Geldwirthſchaft dauerte durch Jahrhunderte bis zur Entwickelung der deutſchen Städtekraft. Unbehilflich und langſam wälzte ſich das Geld aus einer Truhe in die andere, lange Zeit floß nach dem Süden ab, was durch Beute und Bergbau von den Deutſchen gewonnen wurde. Die Städte der Langobarden waren die erſten, welche durch ihren germaniſchen Schiffermuth zu eigener Handelſchaft mit dem Morgenland gelangten, in ihren Schreinen ſammelte ſich das Geld, welches aus dem Norden abfloß, bei ihnen wurden zuerſt wieder große Capitalsunternehmungen und Geſchäfte mit regelmäßigem kaufmänniſchem Zins möglich. Von ihnen kam Handelsverkehr, Gewerbfleiß, Geldgeſchäft in die Städte Süddeutſchlands, des Rheins, der nordiſchen Hanſa.

Die Germanen gingen jetzt ein wenig in die Schule. Das Geheimniß der römiſchen Schrift wurde ihnen erſchloſſen, und mit dieſer Schriftkunde zog ein neues Verſtändniß der Welt in ihre Seelen. In vielen alten Städten müſſen um das Jahr 600 noch Kinderſchulen beſtanden haben, wie ſie zur Römerzeit geweſen, jetzt unter chriſtlichen Lehrern, welche die Knaben der Provinzialen leſen, ſchreiben und rechnen lehrten. Daneben wurden neue eingerichtet durch Kloſterbrüder oder einen ſorgſamen Biſchof. Spärlich ſind unſere Nachrichten darüber, aber ihre Wirkſamkeit iſt überall zu erkennen, die germaniſchen Könige erlaſſen ſchriftliche Verordnungen und ihre Weiſen veranſtalten Geſetzſammlungen in lateiniſcher Sprache, die Kirche fordert von allen Geiſtlichen Kunde ihrer Schriftſprache, Briefe werden gewechſelt nicht nur von Biſchöfen, auch von Kaufleuten und Vornehmen, geheime Briefe verbirgt man in einer Schreibtafel, deren Wachs man wegkratzt und wieder über das Blatt ſtreicht. Sogar einzelne Merovinger waren nicht ohne Schulbildung. König Chilperich ſchrieb ein kleines

Buch über die Dreifaltigkeit und ſtritt empfindlich über den ſchwachen Inhalt mit ſeinen Biſchöfen; er wollte auch Verſe machen, es gelang ihm aber nicht mit dem Versbau; er erſann ſogar, wie Kaiſer Claudius, dem er in Vielem ähnlich war, vier neue Buchſtaben zur Bezeichnung der deutſchen Laute: ô, ä, th und w. Auch die arge Königin Fredegunde war der Schrift nicht unkundig, wenigſtens durchmuſterte ſie die Zahlen der Steuerrollen und empfing mit Wohlgefallen die lateiniſchen Verſe, mit denen ein Spätling römiſcher Dichter ſie anſang. Aber daß die Kenntniß der Schrift unter den Vornehmen dieſer Zeit häufig nicht vorhanden war, läßt ſich daraus ſchließen, daß ein bedrängter Königsſohn einen Biſchof bittet, ihm etwas zur Erbauung ſeiner Seele vorzuleſen. Wer vollends in Waffen ging, ſah verächtlich auf die hinterliſtige Weisheit herab, welche Gedanken aufſchrieb, wo ſie ein lautes Wort nicht wagte. Lange blieb dem deutſchen Volke das Leſen und Schreiben eine ſchwierige Kunſt, die nur von kleiner Zahl Auserwählter verſtanden wurde. Nach dem Jahre 600 wurde dieſe Gelehrſamkeit ſogar ſeltener, und der große Karl hatte auf deutſchem Boden ſeine Noth, als er ſie dem jungen Geſchlecht und ſich ſelbſt einhämmern wollte; die lateiniſchen Buchſtaben der Handſchriften ſtarrten den wackeren Deutſchen ſo fremdartig an, wie etwa jetzt den Anfänger hebräiſche Schrift. Der Geiſtliche bezeichnete ſich mit Wachs oder dem Fingernagel die Stellen, welche er in der Kirche abzuleſen hatte; Alles im Buche ohne Anſtoß leſen zu können, galt für beſondere Geſchicklichkeit, vom Blatt leſen war gefährlicher als jetzt vom Blatt ſpielen; Viele ſahen zwar in ihr Buch, hatten aber die Worte lieber auswendig gelernt, oder ließen ſich den Wortlaut von den Naheſtehenden leiſe vorſagen.

Auch wer zu leſen verſtand, Bücher des Glaubens und Werke der römiſchen Heiden, ſogar wer das verſchnörkelte Latein der alten galliſchen Rhetoren mit Genuß nachbildete, war ſehr unvollkommen befähigt, in der Rede ſeine eigenen Gedanken auszudrücken, ſobald das Geſpräch die landläufigen Pfade verließ. Eine Anrede war nicht nur dem Volke, auch dem Gelehrten eine ernſte Angelegenheit, ſie mußte ſorglich einſtudirt werden. Predigten, in denen der Geiſtliche ſelbſtthätig die Lehren des Glaubens erörterte, waren ſehr ſelten, und dann immer ſehr kurz. Die ärmlichſte Predigt eines Dorfpaſtors unſerer Zeit wäre damals dem gelehrteſten Biſchof ein ſchweres Stück Arbeit geweſen, an die Gemeinde aber eine überſchwängliche Zumuthung, welcher ihre Faſſungskraft nicht gewachſen war. Aengſtlich ſetzte man die Formeln und Redewendungen, welche in Schrift und Kirchenvätern überliefert waren, zuſammen, es galt für einen wundervollen Beweis von Geiſt und Gelehrſamkeit, daß ein römiſch Geſchulter ohne Vorbereitung ſeine Anſicht „über Alles, was ihm vorkam,“ zu entwickeln vermochte. Auch dieſe Gewandtheit nahm in den nächſten Jahrhunderten eher ab als zu. Sie blieb in Deutſchland lange geringer als in romaniſchen Gegenden. Unter Kaiſer Karl ſaßen vornehme Biſchöfe, denen ganz unmöglich war etwas zu verfaſſen, was einer Predigt ähnlich war. Dem Kaiſer war das ärgerlich, er befahl, ſie ſollten predigen, aber es ging nicht; ſogar ſein Anſehen vermochte nicht durchzuſetzen, daß ſie wenigſtens einmal des Jahres in der Hauptkirche ihres Biſthums redeten. Einer der angeſehenſten Biſchöfe ſtellte ſich in ſeiner Angſt vor kaiſerlichen Sendboten auf die Kanzel. Die Kirche war gedrückt voll, er aber ſtand und brachte nichts heraus. Als er ſo die Augen rollte, ſah er an der Kirchthür einen armen Mann ſtehen, der ſeinen Hut aufbehalten hatte, weil er ſich ſeiner rothen Haare ſchämte. Da rief der Biſchof feierlich: „Bringt mir dieſen Menſchen mit dem Hute her.“ Die Thürſteher faßten den Armen, der ſich heftig ſträubte, und ſchleppten ihn vor die Kanzel des Biſchofs. Der Biſchof ſah von ſeiner Höhe zu und rief im Predigertone: „Haltet ihn feſt, zu mir ſollſt du kommen, du magſt wollen oder nicht.“ Und als der Mann unter ihm ſtand, kletterte er vergnügt von der Kanzel, nahm dem Manne den Hut ab und rief durch die Kirche: „Seht, ihr Leute, dieſer Dummkopf hat rothes Haar.“ Darauf ſprach er das Amen. Dem Sendboten aber richtete er ein prächtiges Mahl her, ſein Saal war mit Teppichen und bunten Verhängen geſchmückt, er ſelbſt ſaß in Purpurgewand auf weichen Federkiſſen, die mit koſtbarem Seidenſtoff überzogen waren, die goldenen Becher waren mit Edelſteinen verziert und mit Blumen bekränzt, und die Gäſte tranken den ſeltenſten Würzwein daraus, während die Sänger ſangen und alle Inſtrumente ſchöne Muſik machten, und Bäcker, Fleiſcher und Köche unermüdlich an Leckerbiſſen arbeiteten. Darauf beſchenkte der Biſchof die Boten ſeines Herrn und bat ſie flehentlich, dieſem zu berichten, daß er in ihrer Gegenwart gepredigt. Aber ſie konnten dem Kaiſer nicht verbergen, was er bereits wußte, daß der Biſchof ſolcher Kunſt gar nicht mächtig war. Indeß nahm Karl diesmal mit dem guten Willen vorlieb.

In der That aber war gar nicht wunderbar, daß den Deutſchen ſehr ſchwer wurde, ihre Gedanken und Empfindungen in der Weiſe auszudrücken, welche die römiſche Literatur brachte und die Kirche auch dem Deutſchen zumuthete. Denn dieſer Art von Proſa widerſtand die Sprache. In ihrem Deutſch, das klangvoll mit vocalbunten ſchweren Flexionen von den Lippen rollte, hing faſt allen Wörtern noch das Sinnliche des erſten Eindrucks an, welcher urſprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abſtractionen, Wörter für Begriffe, welche der ſinnlichen Anſchauung entkleidet waren, fehlten faſt ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Urſache, ſondern nur Boden, das Wort Urſache noch nicht die ſchöpferiſche Vorbedingung einer Wirkung, ſondern die Veranlaſſung zu einem Streithandel; auch Urſprung bezeichnete nur den Quell, der aus der Erde ſpringt; bei dem Worte Geiſt empfand die Phantaſie noch den wehenden Lufthauch, und bei dem Worte Seele ſah der Deutſche noch das raſtloſe Wogen der bewegten See vor ſich, welcher er die unabläſſig arbeitende

Gewalt ſeines Innern verglich. Wenn der Deutſche einen Gedanken ausſprechen wollte, ſo erfand er ihn in ein Bild gehüllt, die für alle Zeit geltende Wahrheit drückte er aus wie einen Vorgang, den er aus der Vergangenheit berichtete; wenn er eine Lebenserfahrung in Worte faſſen wollte, erſchien ſie als Sprichwort. Hatte der Römer einen Armring geraubt, ſo entſchuldigte er das durch den gemeingiltigen Satz: Der Vortheil des Einen iſt Schaden des Andern; wollte der Deutſche daſſelbe ausdrücken, ſo empfand er das Gemeingiltige nur als geheimen Hintergrund eines einzelnen Vorfalls, und er mußte ſagen: Einem Baume pfropft man auf, was man dem andern nimmt.

Sprach er aber in geſteigerter Stimmung, frei ſchaffend, ſo ordnete ſich ihm die Rede unwillkürlich in kleine parallele Satzglieder, von denen ſich leicht je zwei zu einem Vers zuſammenbanden. Es lag im Weſen ſeiner Sprache, beſonders kräftig den anlautenden Buchſtaben der Stammwörter hervorzuheben und zwei benachbarte Satzglieder dadurch einander anzupaſſen, daß in beiden die wichtigſten Wörter denſelben Anlaut erhielten, die Alliteration. Auch einzelne Wörter geſellte er ſo zuſammen: Stock und Stein, Flur und Feld, Haus und Hof. So weit ging das Bedürfniß des Gleichlautes, daß auch die Namen der Kinder oder Geſchwiſter gern die gleiche Anfangsrune erhielten, welche der Name des Ahnen hatte, z. B. Godegiſil, Genſerich, Genzo; Chilperich, Chlodovech, Chlothar; Gunther, Gernot, Giſelher. Dieſer Drang nach Gleichklang des Anlauts gab der gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres, er trug dazu bei, hergebrachte ſchöne Wortverbindungen und poetiſche Prädicate ſtehend zu machen. Die Verbindung aber der einzelnen kleinen Satztheile war ſehr einfach, häufig wurden die nähern Beſtimmungen als Appoſitionen angeſchoben, die relativen Verbindungswörter waren merkwürdig ſchwach entwickelt, ſo auch alle Partikeln, welche einen Nebenſatz dem Hauptſatz unterordneten. Für geſchickte

Unterordnung fehlte der Sprache ebenſo der Sinn, wie dem demokratiſchen Leben des Bauern. Jetzt ſollte der Deutſche erörtern in zuſammengefügten Perioden mit „darum“, „weil“, „obgleich“, „aber“, er ſollte, was er meinte, nicht mehr im Bilde ſagen, ſondern ſollte, was ihm der unnennbare Hintergrund des Bildes geweſen war, von dem Bilde abgelöſt vortragen, er ſollte die ganze feine Dialektik der antiken Sprachen, welche durch tauſendjährigen proſaiſchen Stil ausgebildet war, in einer Sprache nachahmen, welche noch ganz von dem buntfarbigen Vortheil des epiſchen Stils gelenkt wurde. Das war allerdings eine rieſige Aufgabe, viele Geſchlechter mußten mit dem Ausdruck ringen, bevor eine ſelbſtändige deutſche Proſa geſchaffen wurde.

Während die Kirchenſprache ſeinem Geiſt eine neue, unerhörte Zucht zumuthete, wandelte ihm nicht weniger gewaltig der hiſtoriſche Stil der lateiniſchen Proſa die heimiſche Weiſe, Thatſachen aufzufaſſen und zu berichten.

Denn er beſaß keine andere Art heimiſcher hiſtoriſcher Ueberlieferung, als durch den Vers und die Harfe des Sängers. Nur das Gedächtniß der Weiſen bewahrte neben den Liedern durch einige Geſchlechter genaue Erinnerung an wichtige Ereigniſſe, bis auch ſolche ſtille Kunde der Alten ſchwand oder ſich in Sagen umformte. Der Sänger wurde mit Armringen und goldenem Halsſchmuck beſchenkt, gerade wie der wackere Mann der Feldſchlacht. Sänger von großem Talent zogen aus einer Halle zur andern, ſie fuhren weit in der Welt umher, kannten Antlitz und Sprache vieler Menſchen und wurden in Geſchäften als vertraute Boten ihrer Schatzſpender verſandt.

Vers und Form ihres Geſanges waren altnational, in ihnen ſchuf das Sprach- und Klanggefühl des Volkes ſicher und dabei ſehr fein und geiſtvoll. Aber auch der Inhalt alter Poeſie war kein zufälliger. Denn Alles wurde dem begabten Manne zur Dichtung, was ihm die Seele erhob. Von Geſtalten ſeiner Götter berichtete er, indem er ihnen menſchliche Schickſale und Abenteuer verlieh; die Gebilde und Erſcheinungen der Natur, die grünende Erde, den Reif und Hagel, Felſen und Waſſer, auch die Thiere der Wildniß, Bäume und heilkräftige Pflanzen erfüllte er mit menſchenähnlichem Leben. Endlich auch von der Vergangenheit ſeines Volkes, von den eigenen Abenteuern und Empfindungen erzählte er als Dichtender. Der wirkliche Zuſammenhang politiſcher Begebenheiten, welche ſich aus dem Kampfe verſchiedenartiger Intereſſen und vieler Theilnehmer entwickeln, wird undeutlich erkannt und geht ſchnell dem Gedächtniß verloren. Nur einzelne bedeutende Züge der Haupthelden werden feſtgehalten. Nach dem idealen Bedürfniß und der Vorliebe des Volkes für gewiſſe Heldentugenden werden die Charaktere dichteriſch ſo zugerichtet, daß ein Grundzug ihres Weſens maßgebend in den Vordergrund tritt, aus ihm werden alle Thaten und die Beweggründe des Handelns abgeleitet.

Nur was dem Sänger für groß gilt, wird im Gedächtniß bewahrt, auch dies wird nach dem bereits vorhandenen poetiſchen Inhalt anderer Sagen unbefangen umgeſtaltet. Immer ſind es die Abenteuer des Helden, welche dem kampffrohen Volke als das Höchſte erſcheinen, ſein Streit, Sieg und Untergang. Ebenſo wird das Schickſal des Helden gedeutet nach der Auffaſſung, welche der Sänger von dem Zuſammenhang zwiſchen That und Folgen, Unrecht und Vergeltung in ſich trägt. Oft iſt dieſe Auffaſſung des Verhängniſſes tiefſinnig und ergreifend. Wie jedem Volke iſt auch dem deutſchen ein gewiſſer Schatz von poetiſchen Vorgängen gegeben, in denen es ſeine Helden zu erblicken liebt. Träume und Vorzeichen leiten die Ereigniſſe ein; unter dieſen ſtehen obenan Zweikämpfe, in denen ſich Heldenkühnheit Mann gegen Mann bethätigt, Bezwingung von Rieſen und Ungeheuern, Brautwerbung durch Geſandte, Feſtgelage und Kampfſpiele, zuletzt ein großartig geſchilderter Todeskampf, die Totenfeier und die Rache. Dazu die Einwirkung beglückender und zerſtörender Leidenſchaften: Liebe, Haß, Neid, Habgier, Rache.

Schon bei dem Bericht über Begebenheiten, welche in naher Vergangenheit liegen und dem Sänger wie ſeinen Hörern wohlbekannt ſind, iſt die Umbildung geſchäftig. Von einer Schlacht z. B. wird keineswegs der wirkliche Verlauf erzählt, wie ihn etwa jetzt ein Schriftſteller aus den Berichten der Heerführer zuſammenſtellt, ſondern einzelne Vorfälle derſelben, Züge von Heldenmuth, die ſich um den Führer des Kampfes gruppiren. Was durchaus kein geſchichtliches Bild iſt, macht doch allen Hörern den Eindruck höchſter Wahrheit, weil das Erzählte auch ihnen für die Hauptſache gilt. Daß die Weſtgoten mitten in der catalauniſchen Schlacht ihrem gefallenen König Theodorich die Totenklage halten, daß die Wogen des Fluſſes roth dahinſchäumen von dem Blute der hunderttauſend Gefallenen, daß der Wolf heult, der Rabe zur Schlacht fliegt, das ſind Züge, die entweder der Wirklichkeit entnommen, oder als regelmäßig wiederkehrender Schmuck zugefügt, die Schlachtbeſchreibung bilden. Wenn der Langobardenkönig Authari um die bairiſche Fürſtentochter Theudelinde freit, kümmert den Sänger, der ſeiner Zeit und dem nächſten Geſchlecht die fröhliche Fahrt verkündet, durchaus nicht, welche politiſchen Rückſichten den König zu dieſer Ehe veranlaßten, der Beweggrund iſt ihm durch alte epiſche Gewohnheit gegeben. Der König hat von einem Rathgeber gehört, daß die Fürſtentochter ſchön ſei, daher iſt ihm der Wunſch gekommen ſie zu erwerben. Die Einzelheiten der Brautfahrt aber ſind wieder ſolche, welche den Zeitgenoſſen die Seele anmuthig erregen: daß der König ſelbſt verkleidet mit der Geſandtſchaft zieht, daß er ſich nicht enthalten kann, der Jungfrau mit der Hand über das holde Antlitz zu ſtreichen, u. ſ. w. Ein ſolcher Bericht des Sängers iſt aus kleinen Anekdoten, wirklichen oder gefundenen, zuſammengeſetzt, nach der gemüthlichen Neigung der Hörer, aber nicht nach den Geſichtspunkten eines Geſchichtſchreibers.

Je länger ſolche Sage von Ohr zu Ohr klingt, um ſo völliger wird ihre Umwandlung nach dem Herzensbedürfniß des Sängers und der Hörer, ſie bewahrt vielleicht nur eine ſehr entfernte Erinnerung an das wirkliche Sachverhältniß.

Da drang von außen her eine neue Art geſchichtlicher Ueberlieferung in die Völker, welche ſich um die Trümmer des Römerreiches gelagert hatten. Die römiſche Hiſtorie ſandte ihre letzten Vertreter, um den neuen Herrenvölkern der Erde eine andere Art der Darſtellung, einen andern Stil, eine andere Sprache und damit eine gänzlich veränderte Auffaſſung der Wirklichkeit zu geben. Verkünder eines neuen hiſtoriſchen Sinns waren die lateiniſchen Geſchichtſchreiber des ſechsten Jahrhunderts, ihnen folgten als ſchwache Schüler die erſten Annaliſten der deutſchen Klöſter. Sie ſangen nicht mehr, ſie ſchrieben; ihr Bericht lautete nicht in deutſcher Sprache, ſondern in der gelehrten lateiniſchen; ſie verachteten die alte Kunde aus Sage und Lied als heidniſch, und ſie bemühten ſich, den Stil ihrer lateiniſchen Sprache ſo zu formen, wie einſt die römiſchen Geſchichtſchreiber, von denen mangelhafte Kenntniß geblieben war; ſie reihten die Erzählung nicht mehr an den ſagenhaften Geſchlechtstafeln alter Stammesfürſten auf, ſondern ſie ordneten die Folge ihrer Thatſachen genau von dem Jahre, in welchem nach chriſtlicher Anſicht der Heiland geboren war. Wer jetzt die kurzen Notizen der älteſten Kloſterannalen überſieht, muß ſich erſt deutlich machen, wie unermeßlich der Fortſchritt war, den dieſe wenigen Worte bezeichnen. Erſt durch ſie erhielt der Germane eine verhältnißmäßig ſichere Kenntniß vergangener Ereigniſſe. Mit ihnen wurde faſt plötzlich ein ganz neues Verſtändniß der Menſchenwelt aufgethan. Schwarz auf weiß ſtand die Thatſache verzeichnet, was von ihr niedergeſchrieben war, blieb feſtſtehen, es wurde wieder und wieder abgeſchrieben, es wurde Wahrheit gegenüber der alten, unaufhörlich umgeformten Sage. Auch den älteſten Geſchichtſchreibern der Germanen läuft viel Unwahres unter ihren hiſtoriſchen Bericht: Jordanis, Gregor von Tours, Paulus, ſelbſt die Gelehrten Iſidor und Beda ſind Kinder ihrer Zeit; wo ſie aus der Erinnerung ihrer Väter aufzeichnen, berichten auch ſie nur Sagenhaftes; aber der Antheil, den ſie an lateiniſcher Bildung haben, reicht doch hin, um ſie zu erträglich glaubwürdigen Berichterſtattern ſolcher Ereigniſſe zu machen, die ſie ſelbſt erfuhren oder aus älteren römiſchen Hiſtorikern entlehnten.

So kam es, daß ſeit dem ſechſten Jahrhundert bei den Germanen eine zwiefache Ueberlieferung neben einander lief, eine gelehrte, lateiniſche, chriſtliche, geſchriebene, und eine volksmäßige, altheimiſche, mit heidniſchen Anſchauungen erfüllte, durch Geſang fortgetragene. Groß war der Gegenſatz beider Richtungen, und durch viele Jahrhunderte arbeiteten beide einander zu verderben. Mancher Chroniſt und Legendenſchreiber war nichts als ein ſchwungloſer Sagenerzähler. Mancher treuherzige Sänger dagegen verſuchte die hiſtoriſchen Schriften der Bibel, ja die aufgezeichneten Thaten alter Könige und Kaiſer in heimiſcher Weiſe durch Vers und Saitenſpiel darzuſtellen. Mehr als ein begabter Mönch ſchrieb in lateiniſcher Sprache ſowohl wahrhaft und nüchtern die Geſchichte ſeiner Zeit, als in der Weiſe römiſcher Dichter poetiſch und ſagenhaft alte Volksüberlieferungen; dann ging derſelbe Schreiber, ohne die Verſchiedenheit völlig zu begreifen, zwieſpältige Wege, hiſtoriſche Thatſachen der Kenntniß folgender Geſchlechter zu überliefern. Aber die Schrift und die nüchterne, nur die Thatſachen bewahrende Weiſe der lateiniſch Gelehrten gewann allmählich breiteren Boden; nach ihr zog ſich die Auffaſſung irdiſcher Ereigniſſe durch die Gebildeten, ſie drang auch in die kleineren Kreiſe des Volkes, der Unterſchied zwiſchen geſchichtlicher und poetiſcher Ueberlieferung kam allmählich in das Bewußtſein der Menſchen.

Unterdeß baute der Landwirth zwiſchen Rhein und Elbe ſeine Aecker nach der Väter Weiſe; aber auch an ihn traten die Forderungen des neuen Staates, der Kirche und der fremden

Bildung. Wie er auf ſeinem Eigen hauſte und die Herden zog, erkennen wir aus den Rechtsbüchern der germaniſchen Völker, welche etwa ſeit dem Jahre 600 in barbariſchem Latein abgefaßt wurden, und nebſt den älteſten erhaltenen Urkunden über Schenkungen und Beſitzveränderungen lehrreichen Einblick in Haus und Feld geſtatten zuerſt bei Franken, Burgundern, Alemannen, Baiern, ſpäter auch bei Mitteldeutſchen und Frieſen.

Nicht alle deutſchen Völker bauten ihre Häuſer auf dieſelbe Art, aber die meiſten liebten die Gebäude eines anſehnlichen Gutes im großen Hofraum breit neben einander zu ſtellen, jedem Bedarf des Gutes ein eigenes Gebäude. Das Herrenhaus eines fränkiſchen Landgutes war der Saal, ein ſtattlicher Holzbau, zu deſſen Thür wohl auch Stufen hinauf leiteten. Durch die Thür trat man in den großen Raum, in dem der Beſchauer auf die Balken der Wände und die Sparren des Daches ſah, und auf den Herd, deſſen Rauch durch eine Oeffnung der Decke zog. An den Seiten waren Verſchläge und geſchloſſene Räume; ſaßen die dienenden Frauen nicht in geſonderter Wohnung, ſo arbeiteten ſie getrennt in zweien dieſer Räume, von denen der eine beſſere Ehre hatte.*) Neben dem Haus lagen Scheuern, Ställe und offene Schoppen, auch das Badehaus wird häufig erwähnt. Ferner die Kemenate (caminata), ein heizbarer Raum ohne Herd, für Frauen, Koſtbarkeiten u. ſ. w. Auf dem Herrenſitz eines Großen ſtanden noch andere Gebäude für gaſtliche Bewirthung, darunter der Palaſt, eine große Halle, zu welcher eine Rampe oder Stufen führten; ſein Dach wurde im Innern durch Holzſäulen getragen, zwiſchen Säulen und Wänden lief eine erhöhte Bühne entlang mit Ehrenſitzen für die vornehmen Gäſte und Frauen. Anders erhob ſich das alemanniſche Haus mit flachem vorſpringenden Dach und Holzgalerien, der Ahn des jetzigen Schweizerhauſes; wir dürfen annehmen, daß der Thüringer ſchon damals, wie durch die ſpäteren Jahrhunderte, auf dem feſtgeſtampften Lehm ſeines Hausflurs ſaß, von welchem die vornehmſten Theile des Hauſes, Frauenraum und Schlafſtellen mit erhöhtem Boden und Thüren abgeſchloſſen waren. Nicht weniger alterthümlich breitete das altſächſiſche Haus ſein großes Strohdach mit den Pferdeköpfen am Giebel über Diele, Herd, Schlafräume und Viehſtälle; denn enger ſchloß ſich in dem Einzelgehöft das Hausweſen um die Häupter der Menſchen und Thiere.

---

*) Oft ſind die erhaltenen Nachrichten über Heim und Hufe verarbeitet; zu dem Beſten gehören die betreffenden Abſchnitte in: G. Waitz, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte, Bd. II. Die Literatur darüber iſt umfangreich geworden; im Folgenden wird nur Einzelnes aus den Geſetzen hervorgehoben.

Aber neben der deutſchen Wohnung war damals im Weſten und Süden auch auf dem Lande der römiſche Thurmbau nicht ſelten. In den Vorbergen der Alpen, im Zehntland und auf den Rheinhügeln ragten überall die alten Thürme der Römer, viereckige Warten mit mehren Stockwerken, um deren oberſtes eine hölzerne Galerie lief; die Eingangsthür lag zuweilen hoch über dem Boden, ſo daß man nur mit einer Leiter herankommen konnte; dann waren die Stockwerke auch im Innern wohl durch Leitern verbunden, welche abgenommen, Vertheidigung von oben gegen den eindringenden Feind geſtatteten. Dieſen Steinthurm umſchloß ein Pfahlwerk und Graben. Auch wo die Mauer größerer Caſtelle mit ihren Zinnen und Thürmen dauerte, waren in dem engen Bezirk, welchen ſie einſchloß, die Räume für Menſchen und Vorräthe in mehren Stockwerken auf einander geſetzt. In dieſen Römerburgen, welche die Franken und Alemannen ausgebrannt hatten, richteten ſich jetzt nicht nur Beamte des Landesherrn, auch ungeſetzliche Haufen fahrender Krieger ein, und ſpähten von der Höhe in die Thäler, um das Land zu überwachen oder einen Raubzug zu wagen. Aus einer Verbindung der deutſchen Lebensgewohnheit mit römiſchem Mauerbau ſind die Ritterburgen der ſpätern Zeit entſtanden.

Der Hofraum des deutſchen Landwirths aber war mit Zaun oder Mauer umfriedet, am Thor die Hütte des Hofhundes; das Hofthor wurde in der Nacht verſchloſſen, indem man hölzerne Keile einhämmerte. In der Mitte des Hofes war die Dungſtätte, Roſſe und Rinder wurden bei Nacht in den Hof getrieben zum Schutz gegen räuberiſchen Ueberfall. Die Gehöfte lagen neben einander an Dorfgaſſen, zwiſchen ihnen zuweilen trennende Fußſteige; einem Grundherrn, welcher mehre Hufen im Dorfe beſaß, gehörten auch unfreie Hinterleute, welche von kleinerem Hofe ſeine Hufen bauten. Sie lebten, zumal auf altem Römerboden, in verſchiedenen Graden der Unfreiheit, vom perſönlich freien Zinsmann bis zum Leibeignen; unfrei waren auch die Knechte und Hausdiener. Aber ein großer Herrnbeſitz enthielt noch andere abhängige Leute; auch die Handwerker wohnten auf dem Grunde eines Herrn, nicht nur Wagner und Schmiede, auch Goldſchmiede, Schwertfeger und Lederarbeiter, ſie klopften und hämmerten in den Dorfhäuſern neben Weib und Kind für ihren Grundherrn, und daneben um Lohn für Alle, welche bei ihnen arbeiten ließen; ebenſo die Müller in der Waſſermühle, deren Betrügerei durch die Geſetze bedräut wurde. Und der Dorfbeſitz eines vornehmen Franken oder Burgunders umſchloß außer den Landarbeitern auch die ganze Gewerbthätigkeit ſeiner Gegend, die man ſich nicht gering denken darf.

An dem Hofe lag häufig der Obſtgarten, mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirſchen. Die Mönche hatten Pfropfreiſer aus dem Süden herzugetragen, man wußte mit der Veredlung Beſcheid; wer Pfropfreiſer abbrach oder die Baumpflanzung beſchädigte, zahlte hohe Strafe. Auch Weinberge waren an der Moſel, am Rhein, in Baiern, man hielt auf gute Reben, der unfreie Winzer hatte ſie in Pflege. Sorgfältig verſteint waren die Aecker oder durch lebende Hecken umſchloſſen, die Gärten aber durch Zäune, welche aus Knüppeln oder Pfählen in Bruſthöhe errichtet ſein ſollten. Gepflügt ward mit Pferden und Ochſen, mit Geld geſtraft wurde, wer abackerte, ebenſo wer einen verbotenen Fußſteig ging. Schon um 600 wird es alte Sitte genannt, dies Verbot durch eine wippende Ruthe oder ein aufgeſtecktes Strohbündel zu bezeichnen. Im Felde wurden die vier großen Getreideſorten des deutſchen Himmels in der alten Dreifelderwirthſchaft gebaut, auf dem alten Römergebiet an der Donau, unter Schwaben und Alemannen hatte ſich daneben der Spelt, die römiſche Frucht für weißes Mehl, erhalten, ſie dauert dort noch heut. Außerdem wurden Flachs, Rüben, Bohnen, Erbſen und Linſen geſäet, und wer in ein ſolches Flurſtück einfiel, der wurde geſtraft; aber ſchon damals verboten die Baiern, den Felddieb zu pfänden.

Immer noch gab die Viehzucht dem Landwirth die beſten Erträge. Obenan ſtand die Schweinezucht; der Sauhirt mit einem Knaben war der wildeſte Genoſſe des Hofes, denn er hauſte unter ſeiner Herde, die er durch Hund und Horn bändigte, während langer Sommerzeit im Eichen- und Buchenwald; dort baute er ſeiner Herde eine Baracke aus Baumrinde zum Schutz gegen Unwetter, und er und ſein Hund hatten harte Kämpfe mit den Wölfen zu beſtehen. Die größte Freude des Landmanns war die Zucht ſeiner Roſſe, in ſehr hohem Preis ſtanden die Hengſte, welche zum Krieg tauglich waren, ſie weideten, die Füße an Leinen gekoppelt; ſchwer büßte, wer ſie von der Weide ſtahl; auch die Betrügereien der Roßtäuſcher waren wohlbekannt, und das Geſetz ſuchte vor ihnen zu ſchützen. Allem Vieh banden die Süddeutſchen tönende Schellen um den Hals, die Franken auch den Schweinen im Laubwald. Zahlreicher als jetzt flatterte in den Höfen das Geflügel; obenan in Ehre ſtand mit ſeinen Hühnern der Haushahn, der durch beſonderes Wergeld geſchützt war, außerdem Schwäne und ſogar Kraniche, welche bis zum dreißigjährigen Kriege als ſtrenge Gebieter des deutſchen Hühnerhofes geſchätzt waren. In vornehmem Hofe fehlte auch das Falkenhaus nicht, und unter den Vierfüßlern der Hofſtätte liefen zahme Hirſche, welche man zum Fange ihrer wilden Stammgenoſſen abzurichten verſtand. Sorglich geſchützt wurden die Bienenſtöcke des Gartens, welche in verſchiedenen Formen als Stämme oder Körbe eingerichtet waren; wer einen Bienenſtock ſtahl, hatte bei den Franken daſſelbe Strafgeld zu entrichten, wie für eine Kuh mit dem Kalbe.

In ſo Vielem iſt die Umgebung des Landwirths nach der Völkerwanderung dem Hofleben unſerer Dörfer ähnlich, daß wir nicht das Gleiche, ſondern das Abweichende ſuchen müſſen. Auch Vieles der alten Landverfaſſung war geblieben. Je hundert Hufen wählten einen Centgrafen — ſpäter that dies der König —, über den Gau herrſchte der Graf, des Königs Beamter. Der freie Eigenthümer hatte nur einen Herrn über ſich, den König, vor ihm neigte er das Haupt und beugte die Knie, ſonſt ſaß er auch neben Reichern, den Beamten und Gefolgeleuten des Königs als gleichberechtigt; doch ſchon zahlte für einen Frevel, der an ſeinem Leibe geübt wurde, der Thäter geringeres Wergeld, als wenn der Beſchädigte des Königs Diener war. Ja, bei den Sachſen, welche noch edle Geſchlechter von altem Götteradel hatten, war das Wergeld des Freien ſechsmal geringer als das des Edlen.

Wie zur Zeit der letzten Merovinger das Zahlenverhältniß der freien und der unfreien Landleute war, dafür fehlt auch in den Landestheilen, welche bereits längere Zeit dem Chriſtenthume gewonnen waren, jeder Anhalt: doch ſehen wir deutlich, daß die ganze Kraft des Volkes in der Maſſe der freien Landbewohner lag. Aber ſchon damals arbeiteten Könige, Grundherren, gewaltthätige Beamte und die nicht minder herrſchluſtige Kirche eifrig daran, die Zahl der Freien zu vermindern.

Der Gemeinfreie war ein geldarmer Mann, und doch forderten die neuen Geſetzbücher der Könige, am Hofe von ſchatzbeſitzenden Prieſtern und Beamten gemacht, bei jedem Unrecht, das er beging, von ihm eine Strafe in edlem Metall.

Kaum ein Landwirth vermochte ſich in der händelſüchtigen Zeit ſtraflos zu halten, wenn der Graf des Königs ihn zu einer Buße zwingen wollte. Reichten Viehhäupter und Ernte nicht hin das Geld zu ſchaffen, ſo mußte er ſich ſeines Eigens entäußern.

Auch dem Schuldloſen wurden die Forderungen der Könige zu ſchwer. Schon damals muß die Lage des freien Bauern oft unerträglich geweſen ſein, die Laſten, welche ihm das Land auferlegte, der Zehnte, Waffendienſt, Fuhren und Lieferungen bei Reiſen des Königs und ſeiner Beamten waren ſehr groß. Gegen die Mächtigen fand er kein Recht, häufig quälten ihn Räuberhaufen und Gewaltthaten ſeiner Nachbarn. So hielt er es für Rettung, ſeine Freiheit aufzugeben, Hof und Hufe einem Reichen in die Hand zu legen und von ihm zurückzuempfangen. Dann lieferte er als Symbol ſeiner Dienſte dem neuen Herrn ein Huhn von dem Hofe und einen Theil ſeines Feldertrags oder ſeiner Arbeitskraft als jährliche Abgabe. Dafür übernahm der neue Herr ihn zu ſchützen und mit ſeinem Gefolge den Waffendienſt für ihn zu leiſten.

Die Kirche aber war ebenſo eifrig um ſein ewiges Heil beſorgt. Wer ſich gute Aufnahme bei dem Herrn des Himmels bereiten wollte, der mußte die Heiligen zu Fürſprechern werben durch edles Metall und durch Uebergabe ſeiner Aecker. Jeder, der ſich ängſtigte um die Zukunft, war bemüht der Kirche zu ſchenken, noch während er lebte oder bevor er ſtarb. Gab er als Lebender Aecker, dann überließ ihm wohl auch die Kirche die Verwaltung gegen Abgaben, und er wurde unfreier Mann des Biſchofs oder Kloſters oder gar eines Heiligen, die geſchenkten Güter der Geſtorbenen beſetzte die Kirche mit ihren Unfreien.

So etwa begann die Verringerung der deutſchen Landeskraft, die Unterdrückung des Bauern, die Verſchlechterung des Fußvolks und das Heraufkommen der Lehnsherrn und ihres — oft unfreien — Gefolges, aus denen ſich in den nächſten

Jahrhunderten der höhere und niedere deutſche Adel entwickelte. Jeder Bußprediger, jeder harte Graf, jeder innere Krieg, jeder Einfall fremder Feinde, der Normannen, der Avaren, der Slaven, trieb zahlreiche Freie in die Dienſtbarkeit.

Die älteſte Erzählung, welche von dem Leben auf einem deutſchen Landgut berichtet, iſt in den zehn Büchern fränkiſcher Geſchichte enthalten, welche Biſchof Gregor von Tours (geb. 540) verfaßt hat. Er war aus römiſchem Provinzialadel, einer der großen Würdenträger der Kirche und im Reich der Merovinger ein ſehr einflußreicher Mann. Durch Geburt, Stand und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſtellt er ſelbſt den Uebergang von der alten Welt zum Germanenthum dar. Er iſt der letzte römiſche Geſchichtſchreiber und zugleich der erſte des Mittelalters. Sein Werk iſt uns unſchätzbar, es iſt die Hauptquelle für unſere Kunde von dem Frankenreich der Merovinger; die ausführliche und behagliche Weiſe, in welcher er erzählt und reichlich Anekdoten aus ſeiner Umgebung einſtreut, iſt uns nicht weniger wichtig als ſein Bericht über politiſche Ereigniſſe. Vor dieſen hat man Urſache, ſeine Angaben einer ſtrengen Kritik zu unterwerfen, von den Zeiten, welche er nicht ſelbſt erlebte, erzählt er nicht nur nach den ſchriftlichen Aufzeichnungen Aelterer, ſondern auch nach der Volksſage. Aber für unſere Sammlung alter Erinnerungen hat wenig Werth zu erfahren, wen Fredegunde vergiften ließ, und wie die fränkiſchen Königsſöhne hießen, denen die langen Locken geſchnitten wurden. Das Bild, welches hier nach Gregor von Tours mitgetheilt wird, ſoll nichts von Miſſethat der Fürſten und Nichtswürdigkeit der Großen berichten, ſondern eine kleine Dorfgeſchichte. Und es iſt keine Störung in der hiſtoriſchen Reihenfolge der Bilder, daß die Geſchichte ſich ſchon im Jahre 533 ereignete, denn die Verhältniſſe, welche darin geſchildert werden, beſtanden durch viele Jahrhunderte, und dieſe älteſte Erzählung aus dem Wirthſchaftshofe eines Deutſchen bleibt für lange Zeit die einzige. Im Folgenden wird ſie nach dem lateiniſchen Texte Gregor's in wortgetreuer Ueberſetzung mitgetheilt*), und beginnt folgendermaßen:

„Die Frankenkönige Theuderich und Childebert ſchloſſen ein Bündniß; ſie ſchworen einander, daß ſich keiner gegen den andern rühren wollte, und erhielten wechſelſeitig Geiſeln, damit eher feſtbliebe, was ſie geſagt hatten. Viele Söhne aus großen Römerfamilien wurden in dieſe Geiſelſchaft gegeben; weil aber wieder zwiſchen den Königen Aergerniß entſtand, wurden ſie für Landesſklaven erklärt, und wer als Hüter welche erhalten hatte, machte ſich Sklaven aus ihnen. Viele von ihnen entrannen durch die Flucht und kehrten in die Heimat zurück, einige wurden in Knechtſchaft behalten. Unter dieſen war Attalus, ein Enkel des ſeligen Gregor, des Biſchofs von Langres, auch er war in die Landesknechtſchaft verfallen und wurde zum Roßhirten gemacht. Denn er war im Dienſt bei einem Deutſchen in dem Gebiet des trierſchen Landes.

Endlich ſchickte der ſelige Gregor Knappen aus ihn zu ſuchen. Sie fanden ihn und boten dem deutſchen Manne Gaben; der aber verſchmähte ſie und ſagte: „Wer von ſo gutem Geſchlecht iſt, muß mit zehn Pfund Gold zurückgekauft werden.“ Da die Boten zurückkehrten, begann ein gewiſſer Leo aus der Küche ſeines Herrn: „Wenn du mir Urlaub gibſt, kann ich ihn vielleicht aus der Gefangenſchaft heimbringen.“ Sein Herr freute ſich und Leo ging ſofort in die Gegend und wollte den Knaben heimlich wegführen, aber er konnte nicht. Darauf geſellte er ſich einem Menſchen zu und ſprach: „Komm mit mir und verkaufe mich in dem Hauſe jenes Deutſchen, und mein Kaufpreis ſei dein Gewinn, wenn ich nur freien Zutritt habe, um das zu thun, was ich will.“

Er empfing einen Eid und jener Menſch ging mit ihm ab, verkaufte ihn für zwölf Goldſtücke und entfernte ſich. Der

---

*) S. Gregorii episc. Turonensis hist. Francor. III, 15, aus: Bouquet, Rer. Gallic. scriptt. II, p. 193.

Käufer aber erforſchte von dem neuen Diener, welche Arbeit er verſtehe, und der antwortete: „In allem, was man am Herrentiſch eſſen kann, bin ich ein geſchickter Meiſter. Ich meine nicht, daß ein Anderer lebt, der mir in dieſer Kunſt gleich kommt, denn ich ſage dir in Wahrheit, auch wenn du dem Könige ein Mahl rüſten willſt, kann ich Königſchüſſeln erfinden, und keiner beſſer als ich.“ Und der Andere ſprach: „Wohlauf, nun iſt der Sonntag da — denn ſo pflegt das fremde Volk den Tag des Herrn zu nennen -- für dieſen Tag will ich meine Nachbarn und mein Geſchlecht in mein Haus laden, ich will, daß du mir ein Mahl machſt, welches ſie bewundern und ſagen: im Haus des Königs haben wir nichts Beſſeres geſehn.“ Darauf erwiederte der Diener: „Mein Herr möge befehlen, daß man viele junge Hühner zur Stelle ſchafft, und ich will thun nach deinem Auftrage.“ Alſo rüſtete der Knappe wie er geſagt; der Tag des Herrn brach an, und er machte ein großes Mahl ganz voll Leckerbiſſen. Alle ſchmauſten und lobten das Mahl, nnd darauf gingen die Freunde heim.

Der Herr nun ſchenkte dem Knappen ſeine Gunſt und dieſer empfing Gewalt über Alles, was ſein Herr im Vorrath hatte, er wurde vom Herrn ſehr geliebt und theilte dem ganzen Geſinde Koſt und Speiſe aus. Als aber nach Verlauf eines Jahres der Herr ſeinetwegen ſchon ſicher war, ging der Knappe auf eine Wieſe nahe beim Hauſe zugleich mit dem Knaben Attalus, dem Roßhirten. Dort legte er ſich mit ihm auf den Grund, weit von ihm, und kehrte ihm den Rücken zu, damit man nicht bemerkte, daß ſie miteinander ſprachen, und ſagte zu dem Knaben: „Jetzt iſt's Zeit, daß wir an die Heimat denken müſſen. Darum ermahne ich dich, wenn du in dieſer Nacht die Roſſe in die Umzäunung getrieben haſt, ſo laß dich nicht vom Schlaf übermannen, ſei bereit, ſo bald ich dich rufe, und wir wollen wandern.“ Nun hatte jener Deutſche viele aus ſeiner Freundſchaft zu einem Mahle geladen, unter dieſen war auch ſein Eidam, der ſeine Tochter genommen hatte. Als ſie aber mitten in der Nacht vom Mahle aufſtanden und ſich zur Ruhe begaben, folgte Leo dem Eidam ſeines Herrn mit dem Trunk, und reichte ihm ſeinen methſüßen Trank. Es ſprach alſo der Mann zu ihm: „Du Vertrauter meines Schwiegers, ſo ſage mir doch, wenn du kannſt, wann wirſt du dich entſchließen ſeine Roſſe zu nehmen und in deine Heimat zu fahren?“ Das ſagte er fröhlich als im Scherz. Ebenſo entgegnete auch der Andere im Scherz die Wahrheit und ſagte: „In dieſer Nacht will ich daran denken, ſo Gott will.“ Und wieder der Erſte ſprach: „Dann mögen meine Diener über mir wachen, damit du mir nicht etwas von meinen Sachen mitnimmſt.“ Und mit Lachen trennten ſie ſich.

Da aber Alles ſchlief, rief Leo den Attalus, und als ſie die Pferde geſattelt hatten, frug er ihn, ob er ein Schwert habe. Der antwortete: „Nein, nur einen Kurzſpeer“; darauf trat der Andere in die Kammer ſeines Herrn und ergriff Schild und Schwert deſſelben; und als dieſer frug, wer da ſei und was er wolle, erwiederte der Andere: „Ich bin dein Knecht Leo, und ich wecke den Attalus, daß er ſogleich aufſteht und die Roſſe auf die Weide treibt, denn er liegt im Schlaf wie ein Trunkner.“ Der Herr ſagte: „Thue wie du willſt,“ und ſchlief ein. Der Andere aber ging zur Thür hinaus, rüſtete den Knaben mit den Waffen, und fand durch Gottes Gnade das Hofthor geöffnet, das er bei Einbruch der Nacht mit Hammer und Keil zugepflöckt hatte, um die Roſſe zu wahren. Sie dankten Gott, machten ſich davon und nahmen die übrigen Roſſe mit ſich, auch ein Bündel mit Kleidern entführten ſie. Als ſie aber zum Moſelfluß kamen ihn zu überſchreiten, wurden ſie von den Leuten angehalten; da ließen ſie Roſſe und Kleider zurück, durchſchwammen auf ihren Schilden den Fluß und kamen am andern Ufer heraus. Und im Schauer der Nacht drangen ſie in einen Wald und verſteckten ſich.

Nun war die dritte Nacht gekommen, in der ſie ohne einen Biſſen Speiſe dahin fuhren. Da fanden ſie durch Gottes Fügung einen Baum voll Früchte, den man insgemein Pflaumenbaum nennt, davon aßen ſie, und ein wenig geſtärkt betraten ſie den Weg nach der Champagne. Als ſie dahinzogen, hörten ſie die Hufe laufender Roſſe und ſagten: „Werfen wir uns auf den Boden, daß uns die kommenden Leute nicht ſehen.“ Und ſiehe, zufällig war ein großer Brombeerbuſch dabei, hinter dieſen eilten ſie und warfen ſich mit gezogenen Schwertern auf den Grund, nämlich, damit ſie ſich gleich mit der Waffe vertheidigen könnten, wenn ſie etwa von argen Leuten angegriffen würden. Aber als die Verfolger an die Stelle vor dem Dornſtrauch gekommen waren, hielten ſie an, und einer ſagte, während die Pferde ſtallten: „Verdammt, dieſe Schufte entrinnen und ſind nicht zu finden. Aber bei meinem Heil, wenn wir ſie entdecken, laſſe ich den einen an den Galgen hängen, den andern durchs Schwert in Stücke hauen.“

Es war aber der Deutſche, welcher ſo ſprach, ihr eigener Herr, der von der Stadt Reims herkam und ſie ſuchte, und ſicher hätte er ſie auf der Straße gefunden, wäre nicht die Nacht ein Hinderniß geworden. Darauf ſpornten die Reiter die Roſſe und ritten davon. Die beiden aber ſtießen in derſelben Nacht auf die Stadt, gingen hinein und fanden einen Mann, den ſie nach dem Hauſe des Prieſters Paulellus fragten. Und er zeigte es ihnen. Als ſie über die Straße gingen, wurde gerade das Glöckchen zur Mette geläutet, denn es war der Tag des Herrn; ſie klopften an die Thür des Presbyters und traten ein. Und der Knabe berichtete von der Verfolgung durch ſeinen Herrn. Zu ihm ſprach der Prieſter: „Alſo wird mein Geſicht wahr, denn ich ſah in dieſer Nacht zwei Tauben heranfliegen und auf meiner Hand niederſitzen, eine von ihnen war weiß, die andere ſchwarz.“

Und die Knappen ſagten zum Prieſter: „Der Herr möge an ſeinem heiligen Tage Nachſicht mit uns haben, wir bitten, daß du uns etwas zu eſſen gibſt, denn der vierte Tag bricht an, ſeit wir nicht Brot, nicht Brei genoſſen haben.“ Er aber verbarg die Knaben, gab ihnen Brot, das in Wein getränkt war, und ging zur Meſſe.

Ihnen folgte der Deutſche, und wieder forſchte er nach den Knaben, aber er wurde von dem Prieſter angeführt und kehrte heim. Die Knaben kamen durch die Mahlzeit wieder zu Kräften, weilten zwei Tage im Hauſe des Prieſters, dann ſchieden ſie und gelangten ſo bis zum heiligen Gregor. Der geiſtliche Herr aber freute ſich, als er die Knaben ſah, und weinte am Halſe ſeines Enkels Attalus. Den Leo aber löſte er von dem Joch der Knechtſchaft mit ſeinem ganzen Geſchlecht und gab ihm Land als Eigenthum, worauf dieſer mit Weib und Kind als freier Mann lebte alle Tage ſeines Lebens.“

So lautet die alte Dorfgeſchichte aus dem Trierer Land; es iſt nur ein kurzer Einblick, den ſie geſtattet, für uns doch werthvoll, in die Stellung der Unfreien zu ihrem Herrn und in den Verkehr auf dem Hofe eines angeſehenen deutſchen Gutsherrn vor dreizehnhundert Jahren.

6.

Karl der Große.

Verdorben war das Geſchlecht der langlockigen Merovinger, und verdorben die germaniſche Volkszucht in den galliſchen Städten. Aber aus der deutſchen Landſchaft zwiſchen Maas, Moſel und Rhein wuchs in den Arnulfingern ein neues Herrengeſchlecht herauf, welches die Herrſchaft der Franken über alle Germanen des Feſtlandes hob. Den Merovingern galt ein Seegott, der als Stier aus der Salzfluth getaucht war, für ihren Urahnen; ſie waren Chriſten geworden, aber ihr Weſen war unmild und heidniſch geblieben, und ſie ſahen aus wie verlebte Bilder alter Zeit, wenn ſie mit langer Mähne und langem Bart auf dem heiligen Ochſenwagen durch ihr Land zogen, geführt, wie alter Heidenbrauch war, von einem Ochſentreiber. Die Arnulfinger dagegen waren kein Geſchlecht von Fürſtenadel, ſie ſtammten von Gutswirthen aus dem alten Frankenland, dort hatten ihre Ahnen auf der Hufe geſeſſen, ihre Mütter die Spindel gedreht und Wolle geſponnen, ſie waren nur freie Karle, d. h. Männer, trugen kurzes Haar wie die andern Franken, und über dem glatten Kinn den fränkiſchen Lippenbart; ſie ritten auf ſtarkem Kriegsroſſe durch das Land, und ihr Stolz war, daß einer ihrer Ahnen, der Arnulf, nach dem ſie genannt werden, ein heiliger Biſchof von Metz geweſen war. Auch die Namen ihrer Söhne waren bis dahin unerhört unter den fränkiſchen Großen, der Name Pippin war vielleicht alte Ueberlieferung von einem geſchwundenen Grenzvolke aus der Römerzeit, den Namen Karl hatten ſie ſich neu gewählt, er ſollte ausſagen, was ſie in Wahrheit waren.*) Ihr Geſchlecht ſaß an der Grenze Germaniens und Galliens, ſie verſtanden mit Romanen zu verkehren wie mit Deutſchen, gleich vertraut war ihnen die harte Kraft der deutſchen Bauern und die Cultur der romaniſchen Städter. Ihre chriſtliche Frömmigkeit war inniger und ehrlicher als die der abergläubiſchen und weltlichen Romanen, ſie waren mit den angelſächſiſchen Mönchen in Verkehr, und im Bündniß mit der römiſchen Kirche; ſie waren kein königliches Haus, und das Salböl war ihrer Stirne nöthig, um den Mangel an altem Recht zu erſetzen.

Als Grundbeſitzer und als Hausmeier der Frankenkönige gewannen ſie eine Macht, welche die alten Fürſten zur Nichtigkeit herabdrückte. Sie wußten den Kriegsmuth der wilden Franken neu zu beleben und der Zerſplitterung des Reiches zu ſteuern, ſie wurden die Retter Europas gegen den Einbruch der Sarrazenen. In drei auf einander folgenden Geſchlechtern vollzog ſich ihre Erhebung und die Neubelebung des Reiches. Die Hausmeier Pippin und Karl der Hammer, und König Pippin der Kurze waren die Vorgänger Karl's des Großen.

Dem letzten Merovinger wurden ſeine Locken geſchoren und ſtatt des Purpurmantels eine Mönchskutte umgehängt, Pippin der Kurze wurde zum König geſalbt, zugleich mit ihm ſeine jungen Söhne Karl und Karlmann. Wir wiſſen nicht genau, in welchem Jahre Karl geboren war, am beſten beglaubigt iſt der 9. April des Jahres 747; zweifelhaft iſt auch, ob ſeine Mutter bei ſeiner Geburt dem Vater vermählt war, es ſcheint damals auch in vornehmen Familien nicht ungewöhnlich geweſen zu ſein, daß dem altheimiſchen Verlöbniß und dem Beilager die kirchliche Einſegnung erſt nach längerer Zeit, und wenn es nützlich erſchien, nachfolgte. Der jüngere Bruder Karlmann aber war in königlicher Ehe geboren.

---

*) Zu vergleichen: Bonnell, Anfänge des karolingiſchen Hauſes, und S. Abel, Jahrbücher des fränk. Reiches, I.

Im Jahre 768 folgte Karl mit ſeinem Bruder dem König Pippin in der Herrſchaft. Der Vater theilte das Reich ſo, daß Karl im Ganzen betrachtet die nördliche Hälfte, Karlmann den Süden erhielt; in beiden Hälften ſaßen Deutſche und Romanen, in dem Antheil Karls überwogen die Deutſchen. Zwiſchen den Brüdern war keine Freundſchaft, mühſam wurde durch ihre kluge Mutter Berthrada die Abneigung gebändigt; der Tod des jüngeren Bruders im Jahre 771 kam zu gelegener Zeit, er rettete das Frankenreich vor einer Wiederholung des alten leidigen Trauerſpiels, vor einem Bruderkrieg. Bei dem Tode Karlmann's war Karl vierundzwanzig Jahre alt. Er hatte bis dahin außer einem leichten Zug zur Unterwerfung Aquitaniens nichts vollbracht, was Aufſehen erregte, nur daß er die Tochter des Langobardenkönigs Deſiderius freite und nach einem Jahre wieder verſtieß, ſchwerlich aus politiſcher Berechnung. — Nach dem Tode des Bruders zeigte er zum erſten Mal die Tatze des Löwen, ſchnell nahm er im Einvernehmen mit einigen Großen Karlmann's die zweite Reichshälfte in Beſitz; die Gemahlin des Bruders flüchtete mit ihren kleinen Söhnen zu den Langobarden. Karl ließ das ruhig geſchehen, er meinte nur, ſie hätten nichts zu fürchten gehabt.

Das Frankenreich, welches jetzt unter einem Herrn ſtand, umfaßte das fränkiſche Gallien, Aquitanien, Burgund und Alemannien, das deutſche Frankenland bis an den Böhmerwald und Thüringen bis zur Saale; Baiern aber ſtand unter ſeinem Herzog Taſſilo, dem Oheim Karl's, faſt ſelbſtändig neben dem Reiche. Vom Süden des Harzes bis nahe an den Rhein lief die Nordgrenze gegen die Sachſen. Dort war ſeit alter Zeit unabläſſiger Grenzkrieg zwiſchen Heiden und Chriſten, zwiſchen freien Landſaſſen und Königsgrafen.

Im Oſten der Saale und hinter dem Böhmerwald lagerten Slavenvölker, ebenfalls lüſtern nach Beute und zum Einbruch geneigt. In Kärnten wohnte noch unabhängig ein Slovenenſtamm, das jetzige Oeſterreich war in den Händen der Avaren. Und Herzog Taſſilo erwies ſich in der That als Grenzwart der fränkiſchen Chriſtenheit, ihm hat man die Beſiedelung Salzburgs zu danken.

Sofort nach Erwerb des ganzen Reiches begann Karl den Krieg gegen die Sachſen. Im nächſten Jahre ſtieg er über die Alpen nach Italien, ſtürzte das Langobardenreich, beſuchte den Papſt Hadrian in Rom, beſchwor mit ihm über dem Grabe der Apoſtel in germaniſcher Weiſe einen Bruderbund, und ſchaltete als Patricius von Rom und Gebieter des Langobardenſtaats auch über den größten Theil Italiens. Von jetzt hebt ſich ſeine Geſtalt mächtig in den Augen der Zeitgenoſſen, er wird großer Kriegsfürſt, Erzieher ſeines Volkes, Gründer eines neuen Weltreiches und Erneuerer des römiſchen Kaiſerthums.

Dreitheilig aber iſt ſein Leben. Elf Jahre kämpft er mit den Sachſen für ſeinen Ruhm, den Chriſtenglauben und die Erweiterung ſeiner Grenzen. Nachdem 785 die Sachſen in der Hauptſache unterworfen und zum Chriſtenthum gezwungen ſind, gedenkt Karl ſelbſt die Regierung Unteritaliens und Baierns in die Hand zu nehmen, er unterwirft das Herzogthum Benevent, entfernt den Herzog Taſſilo im Jahre 788, und herrſcht ſeitdem von der Nordſee, Elbe und Avarengrenze bis zum Golf von Neapel und über die Pyrenäen.

In der zweiten Periode ſeiner Regierung bis zum Jahre 800 ſtreitet er als mächtigſter Vorkämpfer der Chriſtenheit im Oſten gegen Avaren und Slaven, im Weſten gegen Sarrazenen, und waltet als Geſetzgeber, Lehrer, Landwirth in ſeinem Reiche. Dies iſt vorzugsweiſe ſeine ſchöpferiſche Zeit, er ſammelt gelehrte Geiſtliche um ſich und ſucht den Germanen die römiſche Sprache und Wiſſenſchaft zu verbinden. — Im Jahre 800 vollendet ſich, was nach dem ganzen Zug ſeines Lebens für ihn erreichbar war, der Papſt ſetzt ihm die römiſche Kaiſerkrone auf das Haupt, er wird Herr einer neuen chriſtlichen Weltmonarchie. Seitdem herrſcht er im Ganzen friedlich noch vierzehn Jahre, deren letzte ihm verdüſtert wurden durch Tod ſeiner Lieben und durch die Beſchwerden des Alters.

Wer das große Bild des Königs und die Erfolge ſeines Lebens prüfend betrachtet, findet in dem, was er war und that, einen auffallenden Grundzug, der ihn von allen folgenden Herrſchern ſeines Geſchlechtes, von allen ſpätern Kaiſern des neuen römiſchen Reiches, welches er gründete, unterſcheidet. Alle ſpäteren Ludwige, Ottone, Heinriche, Friedriche waren vornehme Edle mit den Tugenden und Schwächen des hohen Adels, auch da Edle, wo ſie ſich mit dem Bürger und Bauer gegen ihre großen Vaſallen verbanden. Karl war gewaltiger als der größte von ihnen durch die Wucht ſeiner Natur und durch die Kraft ſeines Willens, in Wahrheit der ſtärkſte Herr, welchen germaniſche Völker je bewundert und gehaßt haben, aber er war in Purpur und Goldreif die ideale Verkörperung eines deutſchen Landbauers aus alter Zeit. Erbarmungslos mähte er die Völker wie die Halme des Ackers, und auf den geleerten Boden warf er wieder, dem Säemann gleich, mit Herrenhand die Körner, aus denen ein neues Volk ſproß. Er war keine ſtürmiſche Natur, die leidenſchaftlich oder maßlos ſich das Höchſte begehrte, oder in hohem Schwunge über die Seelen Anderer erhob. Er war auch in der Politik einem Landwirth ähnlich. Hart und dauerhaft wie ein Eichſtamm, wuchs er während des wildeſten Kriegstreibens ruhig fort, bedächtig, nachdenklich, bei großem Thun von unerſchütterlichem Willen; Fehlſchlag und Niederlage entmuthigten ihn nicht, der größte Erfolg berauſchte ihn nicht, in der härteſten Arbeit blieb ſein Geiſt klar und geſammelt, mitten im Kampfe um ein hohes Ziel ſann er auf neue Culturen.

Er war ein Kriegsfürſt wie wenig andere, aber er war — und auch darin iſt er den vornehmen Helden früherer und ſpäterer Zeit ungleich — nicht ehrgeizig nach Schlachtenruhm, noch weniger beneidete er ihn ſeinen Befehlshabern. Denn immer war ihm der Kampf nur das Mittel um einen Zweck zu erreichen. Er ſelbſt hat einige Male als Heeresfürſt entſcheidende Siege erfochten, viele Feldzüge durch Andere geführt, er empfand, daß ſeine Aufgabe eine größere war; und dieſe höchſte Tugend eines Königs erwies er nicht nur im ſpätern Mannesalter, auch in ſeiner Jugend.

Das Geheimniß ſeiner ſeltenen Größe liegt aber, ſoweit wir ſein Weſen erkennen, in der wohlgewogenen Verbindung der drei höchſten Eigenſchaften eines Regenten: er ſieht die Dinge richtig wie ſie ſind, er beſitzt die erfindende Kraft, welche an Stelle des Ungenügenden Beſſeres zu ſchaffen weiß, und er hat eine unwiderſtehliche Gewalt in der Ausführung ſeiner Pläne. Er macht ſich nicht trügeriſche Hoffnungen — auch bei dem erſten erfolgloſen Feldzug nach Spanien war er durch falſche Berichte getäuſcht —, immer findet er die rechten Mittel, und immer wird er der Hinderniſſe Herr. Kaum ein anderer deutſcher Fürſt hat dieſe drei Eigenſchaften, welche glückliche Erfolge verbürgen, in ſo ausgezeichneter Weiſe vereinigt: ein Gemüth, welches klar und ruhig die Bilder der Außenwelt aufnimmt, eine ſchöpferiſche Kraft, welche ſie zweckvoll zu verwenden weiß, und kurzen eiſenfeſten Entſchluß, der gerade auf das Ziel losgeht. Deshalb iſt uns die Geſtalt dieſes Königs, welche mehr als tauſend Jahre von uns liegt, weit durchſichtiger und verſtändlicher als die meiſten Herrſcher, welche ihm folgten. Wohl war auch Karl ein Kind ſeiner Zeit, einer wilden, abergläubiſchen Zeit, in welcher der Wille des Menſchen übermächtig beeinflußt wurde durch Träume und Prophezeiungen, durch plötzliche, für uns ganz unſichtbare Stimmungen der Stunde, durch Gelüſte und perſönliche Rückſichten. Aber dieſe dämmerige Welt gaukelnder Schatten, deren ſich die Charaktere des Mittelalters nicht entſchlagen konnten, hat auf das Thun des einen Königs geringen Einfluß. Einfach und ſchlicht iſt das Gewebe ſeiner Seele zuſammengefügt, wir ſehen die Fäden, wir verſtehen die Arbeit, und doch iſt uns das Ganze wie ein wundervolles Kunſtwerk der Gottheit. Das Größte umfaßt ſein Geiſt und das Kleinſte, bei der umfaſſendſten Arbeit ſorgt er um alle Einzelheiten, und das Geringſte weiß er groß zu behandeln. Der Herr von Europa, der harte Kriegsheld, der unermüdliche Geſetzgeber ſeines Volkes, der Wächter über die Rechtgläubigkeit ſeiner Zeitgenoſſen, zählt auch ſelbſt die Eier, welche ihm ſeine Verwalter von den Gütern ſchicken, beſiehlt, welche Fruchtbäume geſetzt werden ſollen, hört argwöhniſch auf jeden rauhen und falſchen Ton ſeiner Sänger in der Kapelle, iſt eifrig dabei, ſich von Alkuin über den Unterſchied der lateiniſchen Synonyme für „ewig" unterrichten zu laſſen. Und dies ungeheure Gebiet menſchlicher Thätigkeit umſpannt er mühelos, er hat immer Zeit zur Mittagsruhe, zur Jagd, zu fröhlichem Heldenſpiel; denn er verſteht jede menſchliche Kraft in ſeiner Umgebung, und weiß jeden nach ſeiner Begabung für Ausführung der eigenen Gedanken zu verwenden.

Ja, er war ein ruhiger Tyrann, er ſchaltete mit den Menſchen, wie der Landmann mit den Stücken ſeiner Herde; jeden, ob geiſtlich oder weltlich, warf er hierhin und dorthin, wo er ihn gerade zu verwerthen glaubte. Aber derſelbe Mann hatte auch eine innige Freude an der Tüchtigkeit Anderer, wenn dieſe ihm zu dienen verſtand. Wem er vertraute, dem öffnete er ſein Herz, zu jedem wußte er ſich herabzuſtimmen, er war doch ſicher, ſo oft er wollte, durch Miene und Wort den Eindruck eines gewaltigen Herrn zu machen. Dadurch wurde er ein Gebieter, wie ihn die Deutſchen ſich erſehnten, ein Wirth, der ſtrenge die Mannen bändigte und der ihnen durch Freundlichkeit wohlzuthun wußte, nicht nur als Spender, auch durch herzliche Anerkennung ihrer Vorzüge. Er hatte, ſo ſcheint es, das Bedürfniß, in gutem, läſſigem Einvernehmen mit ſeiner Umgebung zu ſein; wie hart er gegen ſeine Feinde war, ebenſo nachſichtig behandelte er ſeine Vertrauten in allem, was nicht den Dienſt anging.

Auch darin blieb der große Fürſt einem deutſchen Landmann ähnlich, daß er ſich einen trockenen Scherz liebte, der freilich ſeiner Umgebung nicht immer bequem war. Mit der guten Laune, die er dabei zeigte, verband er häufig die Abſicht zu belehren; den Andern von ſeiner Thorheit zu überführen und dabei eine hübſche moraliſche Nutzanwendung als Schwänzchen anzuhängen, ließ er ſich nicht leicht entgehen. Als ſeine Franken in Italien an einem kalten Regentage geſchmückt wie Papageien zu einer Jagd kamen, — es war kurz zuvor ein Händler von Venedig mit koſtbaren Gewändern eingetroffen, — führte er ſie im einfachen Schafpelz während tollem Unwetter durch Dornen und Walddickicht, wobei dem Hofe die dünnen Kleider zu Lappen zerriſſen und im Waſſer kläglich zuſammenſchrumpften, und dann befahl er, daß jeder am nächſten Tage in demſelben Rock wieder vor ihm erſcheine; da nun alle ausſahen wie Vogelſcheuchen, ließ er ſeinen Schafpelz herein bringen, wies ihnen, wie weiß und ganz die Hülle ſei, welche er an dem kalten Tage getragen hatte, und zerknirſchte ſie durch eine Strafrede.

Dieſer Zuſatz von guter Laune und behaglicher Lehrfreude machte den Zeitgenoſſen das großartige Weſen ihres Königs vertraulich; denn heitere Ueberlegenheit hat von je die Deutſchen am tiefſten gerührt. Gern rühmten die kleinen Geſchichten, welche das Volk von König Karl erzählte, dieſe Seite ſeines Weſens. Aus ſolchen Anekdoten, welche ein Kloſterbruder von St. Gallen für die Enkel des Königs aufzeichnete, wird hier eine beſonders charakteriſtiſche nach den lateiniſchen Worten des Mönches mitgetheilt.*)

---

*) Die liebenswerthe, behagliche Einfalt des Mönches von St. Gallen und ſeine ſagenhaften Anekdoten geſtatten beſſeren Einblick in die Seele des Königs, als die vornehme Biographie Einhard's. Denn der namenloſe Mönch hat nicht nur manchen unzweifelhaften Zug aus dem Tages-

„Da ich berichtet habe, wie der allerweiſeſte Karl die Niedrigen erhöhte, will ich auch erzählen, wie er die Stolzen demüthigte. Es war ein Biſchof ſehr gierig nach eitlem Ruhm und unnützen Dingen. Das erfuhr der allerſcharfſinnigſte Karl, und befahl einem jüdiſchen Händler, der öfter nach dem Lande der Verheißung zog und von da in die Lande dieſſeit des Meeres viel Koſtbares und Fremdes zu bringen pflegte, daß er den nämlichen Biſchof irgendwie hintergehe und anführe. Der Jude nahm eine Hausmaus, balſamirte ſie durch verſchiedene Specereien und brachte ſie dem erwähnten Biſchof zum Kauf mit den Worten, er hätte aus Judäa dies ſehr koſtbare und unerhörte Thier mitgebracht. Der Biſchof wurde mit Freude über den großen Vorfall erfüllt und bot ihm drei Pfund Silber, um die liebe Gabe zu erhalten. Darauf ſagte der Jude: „Wie ziemt der Preis für ein ſo theures Stück? Eher werfe ich es in das Meer, wo es am tiefſten iſt, als daß ein Menſch dies erwerben ſoll um ſo kleines und ſchnödes Geld.“ Der Biſchof war reich, den Armen gab er nie etwas. Er verſprach ihm zehn Pfund, um dieſe unvergleichliche Maus zu erwerben. Da ſtellte ſich der ſchlaue Menſch unwillig und rief: „Der Gott Abraham's wolle nicht, daß ich ſo verliere meine Mühe und Reiſekoſten.“ Darauf ſetzte ihm der habſüchtige Geiſtliche in ſeiner Sucht nach dem theuren Stück zwanzig Pfund. Der garſtige Jude aber wickelte die Maus in koſtbare Seide und fing an hinauszugehen. Der Biſchof, wie verblendet, oder vielmehr wie einer, der verblendet werden ſoll, rief ihn zurück und gab ihm ein volles Maß Silber,

---

leben Karl's bewahrt; wichtiger iſt uns, daß er den Helden ganz ſo darſtellt, wie ſein Bild in den Seelen der Zeitgenoſſen lebte. Iſt es auch nicht das grüne Blatt ſelbſt, welches der Mönch uns überliefert hat, ſo iſt es doch ein genauer Abdruck in dem bildſamen Erdboden, auf welchem das Blatt einſt grünte. — Der Jude Iſaak in der kleinen dummen Geſchichte ſtand hoch in Karl's Vertrauen und wurde auch zu politiſchen Geſchäften gebraucht.

um das werthvolle Stück zu erhalten. Kaum gab es ihm der Händler, durch viele Bitten gedrängt. Das empfangene Geld trug er zum König und erzählte ihm Alles. Kurz darauf rief der König alle Großen und Biſchöfe der Landſchaft zum Rath, und nachdem vieles Nothwendige erledigt war, befahl er das ganze Geld zu bringen und in der Mitte des Palaſtes niederzulegen. Darauf begann er ſo: „Ihr Biſchöfe als unſere Väter und Räthe ſollt den Armen und durch ſie dem Herrn dienen, aber nicht nach Eitelkeit trachten. Ihr aber verkehrt Alles und ergebt euch leerem Schein und Geiz mehr, als jeder andere Sterbliche“; und er fügte hinzu: „Einer von euch hat für eine Hausmaus, die mit Gewürz eingemacht iſt, einem Juden ſo viel Geld gegeben.“ Da fiel der Biſchof, der über ſolchem Frevel ertappt war, zu ſeinen Füßen, und bat um Verzeihung für ſein Unrecht. Der König bändigte ihn durch verdienten Verweis und entließ ihn in Verwirrung.“

Derſelbe ſtrafende Gebieter war da, wo er ſein Herz öffnete, von einer Innigkeit der Empfindung, welche den Deutſchen vor andern Völkern zugetheilt iſt. Freundſchaft, die er geknüpft hatte, bewahrte er treu. Wen er einmal in ſein Herz aufgenommen, den ließ er ſchwer wieder heraus. Mit dem Papſt Hadrian hatte er einen Freundesbund durch Eidſchwur geſchloſſen; viel war ſeitdem geſchehen, was das politiſche Verhältniß der beiden geſtört hatte; als er aber die Nachricht von ſeinem Tode erhielt, weinte er laut. Seine Umgebung benutzte natürlich die weiche Empfindung, um durch dieſe ihre Zwecke zu erreichen, und es gelang ihr auf ſolchem Wege zuweilen, den Willen des Königs zu beſtimmen.

Er war der Frauenliebe ſehr bedürftig. Wohl war auch hier ſeine Zärtlichkeit die eines Löwen, welche von Weib und Töchtern mit geheimem Bangen empfunden und durch ſchmeichelnde Liebkoſungen beantwortet wurde. Er lebte, wenn er nicht im Felde lag, immer mit ſeiner Familie. Er aß mit Frau und Kind zuſammen und führte ſie auf jeder Reiſe mit, von einem Landgut, Biſchofsſitz, Palaſt in den andern. Und das war läſtige Wanderſchaft, denn er war faſt das ganze Jahr auf Reiſen und hatte in der erſten Hälfte ſeiner langen Regierung, gerade als die älteſten Kinder jung waren, kaum ein feſtes Heim. Freilich ſah ſein Familienleben ſeltſam aus, ſogar für die Zeitgenoſſen, welche doch in vornehmen Ehen an auffallende Abweichungen von dem Kirchengeſetz gewöhnt waren. Karl hatte nach der Langobardin Deſiderata noch drei Frauen. Zuerſt die Gemahlin ſeiner Jugend, Hildegard, aus alemanniſchem Herzogsgeſchlecht, welche ihm in zwölfjähriger Ehe drei heranwachſende Söhne und drei Töchter gebar, die in dem Hofkreiſe für die rechtmäßigen Kinder des Hauſes galten, ſoweit damals von ſolcher Eigenſchaft die Rede ſein konnte. Karl ſcheint dieſe Frau innig geliebt zu haben; als nach ihrem Tode ihr begünſtigter Bruder Uodalrich in Ungnade fiel und ein Narr bei Hofe den Reim wagte: „Uodalrich hat alſogleich verloren die Ehren reich in Oſten und in Weſten, ſeit erſtarb ſeine Schweſter,“ da ſtürzten dem König die Thränen aus den Augen, und er gab dem Beſchädigten, wie berichtet wird, ſeine Würden zurück. Die nächſte Gemahlin, Faſtrada, galt für ein arges Weib. Die Franken klagten, daß ihr Einfluß den König wider ſeine Natur zu Grauſamkeiten verführt habe. Die dritte, Liutgard, war eine junge ſchöne Frau, an welcher die höfiſchen Dichter rühmten, daß ſie Sinn für Wiſſenſchaft habe. Zwiſchen und nach dieſen Frauen hatte der König eine Anzahl von Geliebten, und er war von ſo rückſichtsloſer Gemüthlichkeit, daß er die Kinder aus allen dieſen Verbindungen — es werden im Ganzen ſiebzehn Namen genannt*) — immer um ſich haben wollte und als Königskinder mit einander an ſeinem Hofe erzog. Seine Töchter galten für ſchön. Er ließ ſie ſorgfältig unterrichten, und gab ſich ſelbſt Mühe mit ihrer

---

*) Drei davon, Kinder der Hildegard, ſtarben in ihren erſten Lebensjahren.

Belehrung. Sie folgten dem Vater zu Roß auf Reiſen und auf die Jagd; im Palaſt ſaßen ſie im Frauengemach, wo ſie nach alter Sitte Wolle ſpinnen ſollten, um nicht auf unnütze Einfälle zu kommen. Indeß verhinderte dieſe beſcheidene Thätigkeit nicht allerlei innige Verbindungen mit den Herren des Hofes, und es ſind wahrſcheinlich nur die am wenigſten anſtößigen, von denen uns Kunde zugekommen iſt. Die älteſte, Hruodrud, welche durch einige Jahre Braut des griechiſchen Kaiſers Conſtantinus Porphyrogenitus war, bis Karl das Band löſte, hinterließ einen Sohn; die zweite, Bertha, dem Vater in Antlitz, Haltung und Geiſt am ähnlichſten, hatte zum Trauten den Dichter, Abt und Kaplan ihres Vaters, Angilbert; von ihren beiden Söhnen iſt der eine, Graf Nithard, als tapferer Krieger und Geſchichtſchreiber der nächſten Folgezeit auch uns werth. Karl ſah mit ſeinen ſcharfen Augen über dieſe Verhältniſſe weg, er weigerte ſeinen Töchtern hartnäckig die Vermählung, wie er ſagte, weil er ſich nicht von ihnen trennen könnte. Es iſt ſehr möglich, daß dies der wirkliche Grund war; denn wer durch ein großes Leben gewöhnt iſt, fremdes Daſein für ſeine Zwecke zu verwenden, dem miſcht ſich auch in die zärtliche Empfindung eine fürchterliche Selbſtſucht, und die Verderbniß, welche durch ſolche tyranniſche Liebe in dem Leben der eigenen Frau und Kinder hervorgebracht wird, iſt häufig die geheime Rache, welche das Schickſal an Herrſchergröße übt.

Allmählich entfaltet ſich die Größe dieſer Heldengeſtalt. In dem erſten Drittel ſeiner Regierungsjahre iſt er vorzugsweiſe erobernder Kriegsfürſt. Auch in den Kriegsfahrten, die er ſelbſt unternimmt oder befiehlt, iſt es nicht die perſönliche ritterliche Tapferkeit, die mißliche Tugend ſpäterer Kaiſer, welche ihn ſtolz macht. Er kämpft wo er muß, aber er beherrſcht faſt immer den Feind durch eine ſtrategiſche Kunſt, welche auch ohne Schlachten niederzuwerfen weiß. Nach großem Plane unternimmt er ſeine Züge mit einer Schnelligkeit, welche überraſcht und erſchreckt, das überzogene Land ſichert er durch Feſtungen in großem Stile; er iſt geneigt ſeine Gegner lange gewähren zu laſſen, und ruhig den Augenblick zu erwarten, wo überlegene Macht ihm die Bürgſchaft des Erfolges gibt, ſo gegen Deſiderius, gegen das Herzogthum Benevent, gegen Taſſilo; wenn er aber erkennt, daß in der Eile die Rettung liegt, da ſchlägt er wie ein Blitz gegen die Feinde, Alles wagend, ſich ſelbſt nicht ſchonend, unmenſchlich ſtrafend, ſo in dem unglücklichen Jahre 782 gegen die Sachſen.

Auf ſeiner Römerfahrt im Jahre 781 war er zu längerem Aufenthalte in Italien genöthigt. Dort empfand er mit der milden und dauerhaften Wärme, welche ihm eigen war, den geiſtigen Adel, welchen das Verſtändniß antiker Bildung den beſten Römern gab. Er faßte den Entſchluß, ſeine Franken derſelben Bildung theilhaftig zu machen. Sogleich warb er die größten Gelehrten ſeiner Zeit, Alkuin und Peter von Piſa, dazu andere gebildete Italiener und gelehrte Nordländer, unter ihnen den Langobarden Paulus Diaconus, für die Hofſchule, die er in ſeiner Nähe gründete. Er ſelbſt wollte mit ſeinen Kindern und Hofleuten bei dieſen Männern in die Schule gehn. Er hatte die Handſchriften, welche das Wiſſen der Vorzeit bewahrten, mit tiefer Ehrfurcht betrachtet, und er ließ ſogleich in demſelben Jahre ein Wunderwerk der Kalligraphie beginnen, ein Evangelienbuch auf Purpurpergament mit Gold und Silber geſchrieben. Seitdem war er bis an ſein Lebensende unermüdlich, alte Bücher der Heiden und Chriſten abſchreiben zu laſſen, und zwar ſorgfältig verbeſſert nach den beſten Texten, um dieſe ſeltenen Schätze in ſeinem Lande zu verbreiten. Er ſah die römiſchen Prachtbauten und faßte den Entſchluß, auch dieſe Kunſt in ſein Reich zu verpflanzen, und wieder griff er die Sache in ſeiner großen Weiſe an. Seine Baukünſtler ſollten aus dem römiſchen Vitruv die Geſetze alter Baukunſt lernen, er ließ römiſche Säulen und Ornamente aus Italien nach Deutſchland fahren, Kapitäle und Zieraten nach den Bauten von Rom und Ravenna abformen. So baute er zahlreiche Kirchen und Klöſter, ſich ſelbſt einen Palaſt zu Ingelheim, ein Wunder im Frankenlande, und ſo gründete er ſich eine Reſidenz an den warmen Quellen von Aachen. Dort ſtand er auf der Stätte, die er gewählt hatte, und bezeichnete ſelbſt ſeiner Stadt die Straßen und Plätze, den Mauerbezirk und die Stelle des Rathhauſes für den Senat. Die Schaaren der Arbeiter zogen heran, ſie bauten das große Gotteshaus und den Palaſt, ſie hieben rohes Geſtein zu Säulen, gruben den Hafen, legten Grund zum Platz für Kampfſpiele und deckten die Halle mit hohem Balkendach. Andere fingen das Waſſer der warmen Quelle ein, faßten ſie ſchön mit Marmor, formten die Sitze für die Badenden und leiteten Waſſer in alle Theile der Stadt; die Laſtwagen rollten, Hammerſchlag und emſige Arbeit tönte, die Gegend ſummte wie von ungeheurem Bienenſchwarm.*) Auf dem Platz des Palaſtes aber ſtellte Karl das eherne Reiterbild des großen Oſtgoten Theodorich auf, das er von Ravenna weggeführt hatte.

Seit Einrichtung der Hofſchule begann während ſtürmiſchen Kriegsjahren im Frankenreich ein neues Leben, deſſen Mittelpunkt der Kaiſer mit ſeinem Hofe war. Es iſt Abſicht, dabei zu verweilen und Einzelheiten hervorzuheben.

Die Jahre 796 bis 800 umſpannen die Zeit, wo am Hofe und im Leben des Königs das Neue am ſchönſten ſich darſtellte. Karl war 50 Jahre alt, in voller Manneskraft, die Selbſtändigkeit der Sachſen war gebrochen, die Slaven beſiegt, Baiern mit Salzburg und Kärnten dem Reiche einverleibt; gerade jetzt war durch einen glücklichen Feldzug des Grafen Erich und des jungen Pippin der große Ringwall des Avarenreiches eingenommen, und ein unermeßlicher Schatz, alter Raub der Völkerwanderung und vieljährige Kriegsbeute der Avaren, in die Hände der Franken gefallen. Noch ſtand der König in vornehmer Unabhängigkeit dem Papſte gegenüber, noch war ſeine Politik echt deutſch, ſeine eigene abfällige Anſicht über Bilderverehrung wurde wie ein Befehl nach Rom getragen, der neue Papſt Leo ſandte die Schlüſſel St. Peter's und die Fahnen der Stadt Rom als Zeichen der Unterwürfigkeit an den König. Seine Kinder wuchſen ſtattlich heran, die drei Söhne waren wieder einmal unter den Augen des Vaters verſammelt. Der älteſte, Karl, hatte ſich in den ſächſiſchen Kriegen als kampftüchtig bewährt; Pippin, König von Italien, war gerade jetzt als neunzehnjähriger Jüngling mit dem Avarengolde und grünem Siegeskranze in der Pfalz von Aachen eingezogen; Ludwig, der 781 als dreijähriger Knabe auf ein Pferd geſetzt und den Aquitanern als König über die Grenze geſchickt worden, war ſchon vier Jahre darauf luſtig mit einer Schaar ſeiner Geſpielen in dem ſächſiſchen Lager des Vaters eingeritten, in Baskentracht, mit rundem Mäntelchen, mit Bauſchärmeln und Hoſen, mit Sporenſtiefeln, in der Hand ſeinen Wurfſpeer ſchwenkend, und der Vater hatte ſich ſeines friſchen Knaben gefreut und arbeitete ſeitdem, ihn in der Fremde, in ſpaniſchen Kriegszügen, und zu Hauſe etwas Tüchtiges lernen zu laſſen. Auch auf den blühenden Töchtern ruhte freudig des Vaters Blick; die unmilde Königin Faſtrada war geſtorben und der Stern der ſchönen Liutgard war im Aufgehn; die Hofſchule Alkuin's hatte ihre Wirkung gethan, aus ſeinen Geiſtlichen und den Edlen des Hofes war ein Kreis von jungen Gelehrten heraufgewachſen; das Gefühl irdiſcher Macht und die Freude an der neu erworbenen Bildung hob die Gemüther zu faſt poetiſchem Schwunge.

---

*) Angilbert's und Theodulf's Gedichte ſind nebſt Alkuin's Briefen die Quellen für das Folgende.

Es waren kurze Jahre, wo der gute Geiſt unſerer Nation von dem Hofe des großen Fürſten ſo helles Licht ausſtrahlte, wie niemals ſeitdem im Hauſe eines deutſchen Herrſchers, nicht unter der ritterlichen Umgebung der Hohenſtaufen, und nicht unter den franzöſiſchen Schöngeiſtern des großen Friedrich.

Auch der Muſenhof Weimars, an welchem ſich merkwürdig ähnliche Verbindung der Dichter und Gelehrten mit altem Hofbrauch vollzog, war doch nur die Stätte, wo geiſtige Helden der Nation gaſtlich gepflegt und eingebürgert wurden. Damals aber war es der Fürſt ſelbſt, der die Bildung ſeinem Volke ſchuf und das Wachsthum der beſten Geiſter mit väterlicher Sorge überwachte. Die Jüngeren alle waren ſeiner Gedanken Werk, und die an ſeinem Hofe Verſe machten und deutſche Geſchichte ſchrieben, waren zugleich ſeine Staatsmänner, Geſandte, ſogar Heerführer. Der gelehrte Angelſachſe oder der gebildete Römer, welcher damals die Pfalz des Königs beſuchte und befangen erwartete, vor das Angeſicht des großen Königs geführt zu werden, fand in dem Vorzimmer eine Zahl von Männern verſammelt, die wohl werth waren, daß er ſie mit Antheil betrachtete und ihrer Rede lauſchte. Die Blüthe des Hofes, Edle und Gelehrte, Lehrer oder frühere Schüler der Hofſchule, bildeten einen vertrauten Kreis, in dem ſich der König mit ſeinen Kindern am freudigſten bewegte; denn dieſe Vertrauten ſtanden mit der königlichen Familie in einem zwangloſen poetiſchen Verein zu geſelliger Förderung in Wiſſen und Kunſt, der allerdings mit den ſpäteren Akademien wenig gemein hat. Jeder erhielt darin einen oder mehre Beinamen, nach einem Brauch, den Alkuin aus der Schule von York mitgebracht hatte. Der Zweck des Kränzchens war wohl kein anderer als gebildete Unterhaltung, ſeine Bedeutung für die Gelehrten und die Zeitbildung doch ſehr groß.

Schon unter den Merovingern war ein Ceremoniel des Hofes ausgebildet, auf Rang und Hofwürde wurde eifrig gehalten. Aber zwiſchen den reich gekleideten Hofleuten ſtanden prieſterliche Gelehrte in der weißen Dalmatica, angelſächſiſche Mönche in der Tracht des heiligen Benedict, dunkle Schottenmönche aus Irland, barbeinig mit rohen Lederſandalen. Die Ankommenden empfing der Oberkämmerer Meginfrid, für den Tagesverkehr des Hofes der erſte Würdenträger, — in der

Akademie führte er den Schäfernamen Thyrſis, — ein kluger, gewandter Herr mit kahlem Scheitel, den noch ſpärlich das röthliche Kraushaar umgab. Immer zum Herrendienſt bereit, eifrig und behend, hörte er die Worte der Bittenden, hier überging er, dort neigte er freundlich ſein Ohr, er lud zum Eintritt, er empfahl zu warten, leiſe und in Ehrfurcht that er ſeine Pflicht, und ſtand beim Empfange unverdroſſen am königlichen Thron, vorzuſtellen und der Winke gewärtig. Nächſt ihm war da der Erzkaplan Hildebold, Biſchof von Köln, der ſeit dem Tode Angilramn's dies wichtige Amt verſah, im vertrauten Kreiſe führte er den Namen Aaron. Freundlich nach allen Seiten grüßend, mit frommem Antlitz und treuem Herzen, war er gekommen, bei der Mahlzeit des Königs Speiſe und Trank zu ſegnen. Umdrängt von den Jüngern ſtand der große Gelehrte Alkuin, der ſich gern Albinus nannte und in der Akademie Flaccus hieß, ein Angle aus Northumberland, der ſeit 782 die Hofſchule eingerichtet hatte, er, der Vater aller Wiſſenſchaft und Kunſt am Hofe, dem auch des Königs Geiſt bei jeder Lehrfrage ſich freiwillig unterordnete. Gerade jetzt war er aus England zurückgekehrt, wo ihn die Heimatliebe einige Jahre feſtgehalten, und der König hatte ihn zum Abt des reichen Kloſters von Tours gemacht, das dem heiligen Martinus geweiht und den Franken wie ein Stammesheiligthum werth war. Von einer Zahl Schüler begleitet war der würdige Herr zu Hofe gekommen, nicht nur um über die Verſe des jüngeren Geſchlechtes zu richten, auch als Rathgeber des Königs in Kirche und Schule. Hochverehrt war ſein ehrliches, ernſthaftes Weſen, ſeine Schüler — und faſt das ganze jüngere Geſchlecht des Hofes gehörte dazu — achteten ihn wie einen Vater. Und der ſelbſtloſe Mann, der jedem ſeiner Zöglinge die wärmſte Theilnahme bewahrte, nahm auch die Rechte eines Vaters in Anſpruch, wo es ihm nöthig ſchien. Er warnte, bat und ſtrafte in ſeinen Briefen, ſelbſt die Söhne des Königs und vornehme Hofleute. Groß war ſein brieflicher Verkehr mit Geiſtlichen und Laien, ſogar gegen den König übte er ehrfurchtsvoll die Pflicht eines mahnenden Freundes. In ſeinen Briefen bat er um Erbarmen mit den gefangenen Avaren, widerrieth die Auflage des Zehnten in neubekehrtem Lande, und erinnerte leiſe, daß man bei den Sachſen zu ſehr chriſtliche Belehrung verſäumt habe. Schon war er um 796 ſtrenger gegen ſich und Andere als ſonſt, die Welt verleidete ſich ihm, wie damals Vielen in ihrem höheren Alter, die unheilige Wiſſenſchaft wurde ihm weniger werth, ſchon betrachtete er den alten Dichter Virgil mit Mißtrauen und warnte ſeine Schüler vor dem ſüßen Verführer.

Der vielleicht gerade mit ihm ſprach, war ſein reichbegabter Schüler, der ritterliche Angilbert, aus vornehmem Geſchlecht, ſeit ſeiner Kindheit am Königshofe erzogen, an dieſem poetiſchen Hofe die adligſte Dichtergeſtalt, dem Karl ſelbſt den akademiſchen Namen Homer gegeben hatte, weil er daran arbeitete, die Thaten des großen Königs in einem lateiniſchen Epos zu beſingen, von dem uns nur ein Bruchſtück erhalten iſt, — das beſte, was die Kunſt des Hofes geſchaffen hat. Ein geheimnißvoller Schimmer umgab ihn, der Hof wußte, daß er der Liebling der Königstochter Bertha war, die in der Akademie Delia, die Schweſter Apoll's, hieß und zum Saitenſpiel die Lieder ihres Lehrers Alkuin ſang.*) Neben ihm ragte die hohe Geſtalt eines Fremden**) mit ergrauendem Haar, es war der Oſtgote Theodulf, den Karl von einem früheren Zuge aus Italien mitgebracht und zum Abt von Fleury, dann zum Biſchof von Orleans gemacht hatte; er war ein Mann von Welt, berühmt als Dichter und Gelehrter, gefürchtet wegen ſeiner ſcharfen Diſtichen, mit Angilbert eng befreundet. In der Akademie hatte er ſich, ſeinen Namen überſetzend, den Dichternamen Lupus gegeben, und ſeine Gegner, die Schotten, fluchten den ſtachlichen Verſen des grauen Wolfes. Wer aber iſt der kleine Herr, der geſchäftig hin und her läuft wie eine Ameiſe, bald Bücher und Schriftrollen in das Zimmer des Königs trägt, immer höflich, einer der jüngſten im Kreiſe, mit ſchönen klugen Augen*) und freundlichem Antlitz, das einen feinen klaren Geiſt verkündet? Er hatte viele Namen, er heißt Beſeleel, nach dem Erbauer der Stiftshütte, die Genoſſen der Akademie aber nennen ihn im Scherze Nardulus, den kleinen Lavendel, wegen ſeiner gewandten Artigkeit, der auch die Königstöchter aus dem Wege gehen, weil ſie dahinter den Kritiker fürchten. Es iſt Einhard, unter allen Getreuen dem Kaiſer am vertrauteſten, von ihm wie ein Sohn geliebt; er iſt nicht von vornehmem Geſchlecht, aber der behende Ariel ſeines Gebieters, ſein Bauverſtändiger, welcher über den großen Werken der Paläſte und Kirchen waltet, und ſein Geſchichtſchreiber, der in ſeinem Auftrage die Annalen ſeiner Regierung verfaßt, der beſte Styliſt in lateiniſcher Proſa, der nach dem Tode ſeines milden Herrn deſſen Leben beſchreibt nach dem Muſter Sueton's, ein erſtaunliches Kunſtwerk für jene Zeit, noch uns das Vermächtniß eines freien und hochgebildeten Geiſtes, den man nicht deshalb ſchelten ſoll, weil ſein unbefangenes Urtheil doch durch die Rückſichten des Hofes und der Pietät beſchränkt wird, und weil ſeiner Erzählung die ſorgfältige Genauigkeit unſerer Zeit noch entgeht.

---

*) Angilbert ſelbſt war Kapellan und hatte die Abtei von Centula (St. Riquier) in der Picardie erhalten, aber ſeinem Beruf nach war er Staatsmann und Hofherr von ſehr weltlichem Sinn. Seine Söhne wurden in ſeinem Hauſe erzogen. — Die Kirche hatte die Artigkeit, ihn zweihundert Jahre nach ſeinem Tode heilig zu ſprechen.

**) Theodulf macht ſich über die Kleinen am Hofe luſtig.

Auch der kleine Herr dort mit der Schreibtafel an der Seite gehört zu den einflußreichſten des Hofes. Es iſt Erchambald, Erzkanzler des Königs; oft greift er mit der Hand an die Tafel, um die Worte aufzuzeichnen, die er auf Befehl des Königs verſendet. Die Spötter der Akademie nennen ihn, den Einhard und den jungen leichtſinnigen Oſulf, die drei gleich kleinen, die drei Beine des Königstiſches.

---

*) Sein Beiname Calliopis wurde ihm doch nicht allein darum gegeben, weil er die Annalen ſchrieb.

Noch viele andere Hofleute ſind Mitglieder der Akademie: Rikulf, Flavius genannt, ein ſcharfſinniger Herr, der Rede und des Schwertes ungewöhnlich mächtig und bei Hofe gefürchtet.*) Dann Audulf, der Seneſchall, der das Amt des Truchſeſſen, oder wie es jetzt heißt, des Hofmarſchalls verſieht; in der Akademie hieß er Menalkas. Auch er ein wackerer Kriegsmann, der aber am Hofe unter friedlichen Schaaren waltet; er kommt aus ſeinem Reiche, den Schweiß von der Stirne wiſchend, umgeben von einer Schaar der Bäcker und Köche, um bei der Tafel Schüſſeln und Leckerbiſſen vor dem Sitze des Königs aufzuſetzen. Neben ihm Eppin, der Schenke, Nehemias genannt, der dem König den Becher reicht mit Wein oder auch mit Bier, das noch an der Tafel getrunken wird; der Kellermeiſter Hardberd, im Kränzchen Elias, dem vom Hofe nachgeſagt wird, daß er zu geizig mit dem ſpaniſchen Weine iſt, und daß er in ſeiner Behauſung ganz mit Bierfäſſern umſchanzt ſitzt und ſelbſt mit dem Rohrſtab das warme Gebräu umrührt, das er bei Tafel gern trinkt. Endlich noch der Tafelmeiſter Lentulus, der das Obſt und den Nachtiſch aufſetzt und dem Hofe lächerlich iſt wegen ſeiner Langſamkeit in Gang und Rede, aber in der Akademie wiſſen ſie, daß er guten Witz hat.

Außer den Königstöchtern**) und der Gemahlin Liutgard gehörten auch andere edle Frauen zur Akademie. Vor allen zwei Nonnen, die Schweſter Karl's, die ältere Giſela mit dem Beinamen Lucia, treue Freundin Alkuin's, und ihre Vertraute

---

*) Der Rikulf, welcher 796 am Hofe weilt, iſt ein angeſehener Hofmann und Heerführer, der Beiname Flavius unterſcheidet ihn von dem älteren Geiſtlichen Rikulf, dem der Gelehrtenname Damötas zukam.

**) Hruodrud, Bertha, Giſela.

Riktrudis, mit akademiſchem Namen Columba; dann die glänzendſte Geſtalt des Hofes, Gundrada mit dem Beinamen Eulalia, von hohem Adel und großer Liebenswürdigkeit, die einzige unter den weltlichen Frauen des Hofes, welcher Hof und Geiſtlichkeit nichts nachzuſagen wußten.

Noch viele Andere zählen zu Alkuin's Akademie, aber ſie reiſen als Sendboten auf des Königs Straße oder ſitzen in ihren Abteien oder Biſchofsſitzen, um die lautere Flamme der Wiſſenſchaft weiter zu verbreiten in ihrer Landſchaft, oder um dem Könige zu dienen in weltlichem Geſchäft, denn nicht zu königlichem Prunk hat Karl ſich ſeine Gelehrten gezogen. Der größte Gedanke wird ihm ſogleich praktiſch, und wenn er ſich zu Alkuin neigt, ſo denkt er zugleich daran, wie das Wiſſen des großen Mannes ſeinen armen einfältigen Franken zum Heil werden könne.

Auch unter den Mitgliedern der Akademie war, wie bei gelehrten Männern natürlich iſt, nicht immer Freundſchaft und unbefangene Anerkennung des Andern. Es gab Parteien, und ſie ſtießen in Scherz und Ernſt auf einander; die Irländer zumal, die damals Schotten genannt wurden, hielten feſt zuſammen, ſie waren heftig von Art und pedantiſch in ihrem Wiſſen, alterthümlich in Schreibweiſe wie in den gemalten Arabesken ihrer Schrift, und wurden von den zierlichen Südländern und dem gelehrten Frankenadel geneckt und angefeindet. Karl ließ die kleinen Bosheiten in ſeiner behaglichen Weiſe gehen, bis ihm einmal die Ader des Königszornes ſchwoll und ſein Auge auf den Uebermüthigen einen Flammenblitz ſchleuderte, den keiner ruhig aushielt und deſſen ſeine Dichter immer wieder gedenken.

Aber nicht der ganze Hof gehörte zur Akademie, neben den Gelehrten ſah man Geſtalten aus dem alten Frankenreich; da war der dicke Ritter Wibod, der bei den Verſen den großen Kopf ſchüttelte und finſter darein ſah; ihm wünſchte der Dichter zur Vergeltung, daß er ſich beim Trunk übernehmen und, vom

König gerufen, ſchräg und wankend herankommen möge, ſeinen unförmlichen Bauch vor ſich hertragend. Auch mancher wilde Schlachtengeſell ſtreckte ſeine rieſigen Glieder unter den glatten Höflingen, ſo einer, der ſeinem Roß, das vor dem geſchwollenen Bergſtrome ſcheute, in die Fluth voran ſprang und das furchtſame beim Zügel nach ſich riß, und von dem man ſagte, daß er im Kriege die kleinen Böhmen wie Lerchen auf ſeine Lanze reihte und auf die Frage, wie es ihm im Böhmerland gefallen, antwortete: „Es war Wurmzeug, ſieben oder acht ſpießt' ich auf und trug ſie dahin und dorthin, weiß nicht, was ſie dazu brummten, es lohnte ſich nicht, daß der Herr König und wir gegen ſolches Geſindel das Stahlhemd anzogen.“

Sehr anſchaulich erzählt Karl's Biograph Einhard vom Tagesleben des Königs, wie einfach dieſer in Kleidung und Küche war, daß er am liebſten Braten aß, den ihm ſein Koch auf dem Spieße hereinbringen mußte, und bei jeder Mahlzeit in der Regel nur dreimal trank, was ihm ſiebenhundert Jahre ſpäter Karl V nachthat. Wenn er aber als Herr vor Fremden ſeinen Hofhalt ſehen ließ, dann bedienten ihn bei Tafel die erſten ſeiner Großen, erprobte Kriegsmänner, als Schenken und Truchſeſſe, und wenn der König abgeſpeiſt hatte, wurden wieder ſie von andern Edlen bedient; ſo ging es fort bis hinab zu den Küchenjungen, und ein unglücklicher Biſchof, der in den Faſten den König getadelt hatte, weil er bei Tage Fleiſch aß, wurde von ihm verurtheilt, erſt nach den letzten Dienern des Hofes zu eſſen. Darüber kam Mitternacht heran. Und der Kaiſer ſagte darauf in ſeiner belehrenden Weiſe: „Jetzt weißt du, weshalb ich als der Erſte ſchon bei Tage mit meiner Mahlzeit beginnen muß.“

War die Mahlzeit in der erſten Halle beendet und ſpeiſte das Gefolge, dann blieben die Auserwählten in gelehrtem Kränzchen beiſammen. Dann ſaß der König, der den akademiſchen Namen David führte, in Mitte ſeiner Kinder und Gelehrten. Hier wurden lateiniſche Gedichte vorgeleſen, welche abweſende Mitglieder des Vereins eingeſandt hatten, Verſe der Alten wurden erklärt, auch wiſſenſchaftliche Fragen geſtellt und Räthſel aufgegeben, die Töchter des Königs ſpielten zur Harfe und Laute und ſangen in neuen Weiſen. Ach, es war in unſern Augen eine ſehr dürftige lateiniſche Bildung, die erſte Renaiſſance in Deutſchland, emſig war die Seele der Deutſchen bemüht, nach antiken Muſtern zu ſchaffen, in engem Anſchluß an Sprache und Darſtellung der römiſchen Vorbilder. Und wer den größten Vorrath von alter Kunſt in ſich aufgenommen hatte, der wurde angeſtaunt, und er behielt doch wahrſcheinlich am wenigſten von deutſcher Natur. Auch darin war König Karl größer als ſeine Gelehrten, denen er bewundernd zuhörte; die Geſundheit ſeines Empfindens erhielt ihm die Liebe zu dem heimiſchen Sange, der den Gelehrten für kunſtlos und barbariſch galt, weil er alle Tage auf den Straßen klang. Er ließ auch die deutſchen Lieder, in denen die Großthaten der Frankenkönige beſungen wurden, ſammeln und niederſchreiben. Und ſolange die deutſche Sprache beſteht, wird der Schmerz immer neu empfunden werden, daß ſeinem Wunſche nicht gelang, die Sammlung auf ſpätere Geſchlechter zu bringen. Noch in unſerem Jahrhundert hat man in allen Ecken alter Bibliotheken die Handſchrift geſucht. Vielleicht wurde ſie bereits von ſeinem Sohne Ludwig vernichtet, der den heidniſchen Volksgeſang nicht leiden mochte.

Vieles in dem Weſen des großen Königs war ſo liebenswerth, daß es noch uns das Herz ergreift. Am behaglichſten aber iſt er uns in ſeiner gelehrten Geſellſchaft. In der Höhe des Mannesalters wird er ſelbſt Schüler und freut ſich wie ein Knabe ſeines erworbenen Wiſſens. Er disputirt gern darüber, er möchte gern Alles verſtehen und allen Leuten die Freude der Gelehrſamkeit verſchaffen, die er ſo warmherzig empfindet. Er mag oft ſeinen Weiſen unbequem geweſen ſein, wenn er ſicher urtheilte, wo er zu wenig wußte, und wenn er ſtritt, wo ſie trotz ihrer Uebung im Schmeicheln ſich nicht enthalten konnten, ihn für übel unterrichtet zu erklären. Er mußte ſich auch manche Zurechtweiſung gefallen laſſen, wenn bei ihm der heilige Eifer einmal allzu heldenhaft aufloderte. Als ihm Alkuin viel von der großen Gelehrſamkeit der alten Kirchenväter erzählt hatte und er zu der Ueberzeugung kam, daß trotz aller ſeiner Mühe und unabläſſigen Arbeit ſeine Schulen noch nicht dieſe hohe Gelehrſamkeit zu geben vermochten, da brach er in den ſehnſüchtigen Ruf aus: „O daß ich doch nur zwölf Geiſtliche in meinem Lande hätte von der Gelehrſamkeit des Hieronymus und Auguſtinus!“ Da ſchalt ihn Alkuin mit der guten Gegenrede: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hat nur zwei von ihrer Art, und du willſt zwölfe haben.“

Der König hatte eine unbegrenzte Ehrfurcht vor allem edeln Wiſſen und faßte ſcharf und ſchnell. Aber der Unterricht, welchen er ſelbſt genoſſen, war wie die geſammte Lehre in ſeiner Jugendzeit kümmerlich geweſen. Er ſprach allerdings deutſch und romaniſch, das Latein gut, das Griechiſche verſtand er ein wenig, aber das Sprechen machte ihm Mühe. Er hatte lateiniſch leſen gelernt; aber da er bei Gelegenheiten, die ihn in Verſuchung ſetzten, laut vorzuleſen vermied, darf man annehmen, daß ihm das Leſen nicht ganz bequem war. Rechnen lernte er erſt im höheren Mannesalter, das Schreiben aber vermochte er nicht durchzuſetzen. Er gab ſich große Mühe, führte ſein Täfelchen immer bei ſich und legte es bei Nacht unter das Kopfkiſſen, doch die Hand fügte ſich nicht dem Zwange. Er war vierzig Jahre, als er mit Eifer daran ging, das zu lernen, was man damals weltliche Wiſſenſchaft nannte: Grammatik, Rhetorik und Dialektik, vor allem aber Aſtronomie. Seinem klaren Geiſte floß die Rede ſicher und leicht vom Mund, und ſeit er ein wenig in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft eingeweiht war, machte ihm die größte Freude, was er gelernt hatte, Andern mitzutheilen. Ja, es war viel von einem Schulmeiſter in ihm, er war bei jeder Gelegenheit emſig zu lehren und zu muſtern; beim Chorgeſang in ſeiner Kapelle ſpähte er ſcharf nach Prieſtern und Sängern, wußte genau, was jeder vermochte, und wurde ſehr ungnädig, wenn ein Fehler vorfiel. Er übernahm ſelbſt die Verrichtungen eines Chorführers, zum Vorleſen und Geſang während des Gottesdienſtes gab er den Einzelnen das Zeichen, wo ſie anfangen und ſich ablöſen ſollten, und es ſcheint, daß er dabei mit einer großartigen königlichen Willkür verfuhr und nicht immer mit gebührender Rückſicht auf Sinn und Text ſein Zeichen gab. Jedenfalls ſchwebten die Ausübenden, vom Biſchof bis zum Chorknaben, in größter Angſt, Unwiſſenheit oder Ungeſchick konnte um ſeine Gnade bringen. Wenn er einmal ärgerlich wurde, ſo war es am erſten hier; wer aber Geiſtesgegenwart zeigte und pflichtgetreuen Sinn bei Reſponſorium und Lection, der durfte Gutes von ihm erwarten.

Nicht nur um die Bildung der Erwachſenen kümmerte ſich Karl perſönlich, auch die Knabenſchule des Hofes ſtand unter ſeiner Aufſicht, er ließ ſich die Arbeiten der Schüler vorlegen, ſtrafte und belohnte. Dabei ſah er forſchend auf Gemüth und Charakter der jungen Leute und verwendete ſie ſpäter mit einer Kenntniß ihres Weſens, welche ſonſt nur einem klugen Lehrer zu Theil wird. Die Schule muß eine große Anzahl Knaben und Jünglinge unterrichtet haben, denn in der nächſten Folgezeit begegnen wir überall Männern, die dort ihre Bildung erhielten. Der Mönch von St. Gallen hat auch aus der Hofſchule hübſche Geſchichten bewahrt, welche uns den König vertraulich nahe ſtellen. Er erzählt z. B. wie folgt:

Da der allerſiegreichſte Karl nach langer Zeit in das Frankenreich zurückkehrte, befahl er, daß die Knaben zu ihm kommen ſollten, die er dem Lehrer übergeben hatte, und ihm vorzeigen ihre geſchriebenen Briefe und Gedichte. Alſo die vom Mittelſtande und von niedriger Herkunft zeigten wider Erwarten Sachen vor, die mit allem Gewürz der Weisheit verſüßt waren, die Edlen aber reichten hin, was ganz ungewaſchenes Zeug war. Da ahmte der allerweiſeſte Karl die Gerechtigkeit des ewigen Richters nach, er ſchied die guten Arbeiter zuſammen aus auf die rechte Seite und redete ſie alſo an: „Habt großen Dank, meine Söhne, daß ihr euch Mühe gabt, meinem Befehl und eurem Vortheil nachzukommen, ſo gut ihr vermochtet. Jetzt müht euch zur Vollendung vorzudringen, und ich werde euch Bisthümer und prachtvolle Klöſter geben, und immer werdet ihr anſehnlich ſein vor meinen Augen.“ Darauf wendete er ſein Antlitz mit großem Tadel auf die Linken, erſchütterte ihre Gewiſſen durch einen flammenden Blick, und ſchleuderte auf ſie ironiſch dieſe ſchrecklichen Worte, mehr donnernd als ſprechend: „Ihr Edlen, ihr Söhne von Fürſten, ihr Zarten und Niedlichen, ihr habt euch auf Geburt und Gut verlaſſen, habt mein Gebot und euren Ruhm verachtet, habt die Wiſſenſchaften vernachläſſigt und eure Zeit mit Pracht, Spiel, Nichtsthun oder eitlen Künſten vollbracht.“ Dies ſchickte er voraus; dann wetterte er ſeinen gewöhnlichen Schwur, indem er ſein hohes Haupt und die unbeſiegte Rechte zum Himmel richtete: „Beim König der Himmel, ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit, wenn euch auch Andere bewundern; und das ſollt ihr ſonder Zweifel wiſſen, wenn ihr nicht die frühere Trägheit durch wachſamen Fleiß wieder gut macht, ſo werdet ihr vom Karl nie etwas Gutes erhalten.“

Von den obenerwähnten Armen alſo nahm er einen, der ein guter Redner und Schreiber war, in ſeine Kapelle. Mit dieſem Namen pflegten die Könige der Franken ihren heiligen Raum zu nennen, wegen der Kappe des heiligen Martinus, welche ſie regelmäßig in den Krieg mit ſich nahmen, ſich zum Schutz und den Feinden zum Trutz. Nun wurde dem allerſorgſamſten König Karl gemeldet, daß ein gewiſſer Biſchof geſtorben ſei. Er aber frug, ob der Tote etwas von ſeiner Habe oder von Werken vor ſich nach dem Himmel vorausgeſchickt hätte, und der Geſandte antwortete: „Herr, nicht mehr als zwei Pfund Silber.“ Da alſo ſeufzte jener Jüngling, er konnte den Hauch des Geiſtes nicht in der Bruſt zurückhalten und brach wider Willen, ſo daß es der König hörte, in dieſe Worte aus: „Klein iſt das Reiſegeld auf den weiten und langen Weg.“ Und Karl, der allerbedächtigſte der Männer, überlegte ein wenig und ſagte zu ihm: „Und glaubſt du, daß du mehr auf die weite Reiſe verwenden würdeſt, wenn du dieſes Bisthum erhielteſt?“ Der Knappe verſchlang ſogleich das ſchwebende Wort, wie überreiſe Trauben, welche in einen aufgeſperrten Mund hinabfallen: er fiel zu den Füßen des Königs und ſagte: „Herr, das liegt in Gottes Willen und in eurer Macht.“ Und der König ſagte: „Stehe hinter der Gardine, welche in meinem Rücken hängt, und lauſche, was für große Mitbewerber du bei dieſer Würde haben wirſt.“

Als nun die Hofleute, welche immer auf das Unglück und den Tod Anderer lauern, den Abgang des Biſchofs hörten, ſuchten ſie alle ungeduldig und einer dem andern neidiſch für ſich ſelbſt das Bisthum zu erwerben durch ſolche, welche dem Kaiſer vertraut waren. Aber er beſtand unerſchütterlich auf ſeinem Beſchluß, ſchlug es allen ab und ſagte, er wolle jenem Bürſchchen nicht unwahr ſein. Endlich ſandte die Königin Hildegard zuerſt die Großen des Reichs, dann aber kam ſie ſelbſt zum König, um dies Bisthum für ihren Geiſtlichen zu fordern. Er nahm ihre Bitte holdſelig auf und ſagte, er wollte und könnte ihr nichts abſchlagen, aber es zieme ihm nicht jenes Pfäfflein zu täuſchen. Wie es nun aller Frauen Gewohnheit iſt, daß ſie ihr Meinen und Belieben höher achten wollen als den Beſchluß der Männer, ſo verbarg ſie hinterliſtig ihren Zorn, wechſelte die laute Stimme ins Zarte, verſuchte durch flehende Geberde den unbewegten Sinn des Kaiſers zu erweichen, und ſagte ihm: „Herr, mein König, was ſoll dieſer Knabe dieſes Bisthum verderben? Aber ich beſchwöre euch, holdeſter Herr, mein Ruhm und mein Heil, gebt es eurem treuen Diener, dieſem meinem Geiſtlichen.“ Da umſchlang der Jüngling, den der König hinter den Vorhang geſtellt hatte, bei dem er ſaß, auf daß er hörte, wie jeder von den Andern flehte, den König mit ſammt dem Vorhange und brach in dieſe Klage aus: „Herr König, bleibe feſt, damit ſie dir nicht die Macht aus der Hand winden, die dir Gott gegeben hat.“ Da rief ihn der allertapferſte Held der Wahrheit hervor und ſagte ihm: „Nimm das Bisthum und ſieh zu, daß du mehr Aufwand und Reiſegeld für mich und dich vorausſendeſt auf jene lange Fahrt, von der keine Rückkehr iſt.“

Der König war gaſtfrei und ſah gern Fremde an ſeinem Hofe. So ſtark war in der letzten Zeit der Fremdenbeſuch, daß die Ordnung des Hofhalts ſchwer zu erhalten war, das Land die Beläſtigung empfand und die Franken unzufrieden wurden. Karl aber kümmerte ſich gar nicht darum. Es war eine bunte Geſellſchaft, welche aus der Fremde kam; neben dem gelehrten Mönche aus Italien, der lateiniſche Verſe zum Lobe des großen Königs zu machen wußte, ſtand im Vorzimmer der Sarrazenenhäuptling aus Spanien, mit [illegible] und juwelengeſchmücktem Handjar, vornehme Sachſen im langen Linnengewande, der langobardiſche Graf in [illegible] Purpurmantel, den er ſich mit Pfauenfedern beſetzt hatte, Avaren mit geflochtenem Haarſchopf, dazwiſchen Geſandte des Kaiſers von Byzanz, braune Mauren und ſchlanke Perſer. Der König war gegen Alle der gaſtliche Wirth, froh Geſchenke zu geben und herzlich erfreut, wenn er etwas Seltenes erhielt. Die Kaiſer von Byzanz hatten ſeinem Vater eine Orgel geſchenkt, die erſte im Frankenlande, dann ihm ſelbſt eine beſſere, und die himmliſche Muſik des Wunderwerkes wurde noch immer von Geiſtlichen und Laien angeſtaunt, wie es bald das Rollen des Donners, bald den ſüßen Ton der Leier und Cymbel nachahmte. Harun al Raſchid ſandte durch Iſaak einen Elephanten und luſtige Affen, der Maurenkönig aus Afrika einen Löwen und numidiſche Bären. Karl aber beſchenkte den Harun mit Hunden, welche ſo ſtark waren, daß ſie einen Löwen packten.*)

Gern führte der König ſeine Gäſte auf die Jagd, denn Waidwerk blieb ihm die liebſte Erholung; der Jagdgrund, zu dem er am häufigſten zog, war der Ardennerwald. Stattlich war der Auszug der kaiſerlichen Jagd, wie ihn Angilbert, der Freund und Sänger Karl's, beſchreibt.**) Wenn die erſte Morgenröthe auf die Berggipfel fiel, dann eilte die Schaar der edlen Knaben vor das Schlafgemach des Königs und erwartete ihn auf der unterſten Stufe. In der Stadt wurde es laut, die Menge tummelte ſich auf dem Platz, die Herren rieſen ihren Dienern, Roß wieherte gegen Roß. Das Leibpferd des Königs wurde an die Stufen geführt, Zaum und Decke waren mit Gold geſchmückt, ſtolz ſchüttelte es die Mähne und freute ſich der Bergfahrt. Endlich trat Karl heraus, ſein edles Haupt umſchloß ein Goldreif, gewaltig war auch in der Jagdluſt ſeine Haltung und Geberde, der Schwarm umdrängte ihn, die Knaben trugen die Jagdſpieße mit ſpitzen Eiſen, das leinene Netz mit vierfachem Saume, ſie führten die halsgefeſſelten Hunde, Winde und Bracken. Das Stadtthor öffnete ſich, die Hörner tönten, luſtig zogen die Klänge durch die Luft, der König fuhr mit ſeinem Jagdgefolge ins Freie. Länger ſäumte die Königin, endlich kam ſie aus dem Schlafgemach, gefolgt von großer Schaar. Die Locken hingen mit Purpurband durchwunden auf den hellen Hals, goldene Franſen umſäumten das dunkle Purpurgewand, an der Schulter glänzte ein koſtbarer Beryll, auf der Stirn das goldene Diadem, am Hals ein Band von Edelſteinen. Die Königin beſtieg ihr Roß, das feurig unter der Hand des Knaben aufbäumte, und folgte mit großer Begleitung dem Gemahl. Die übrige Jugend erwartete an der Thür die Kinder des Königs. Nach der Ehre ihres Alters treten ſie einzeln hervor, Karl der älteſte, das verjüngte Abbild des Vaters, dann der kriegstüchtige Pippin, der Held des Avarenkrieges, der Liebling des Hofes, mit einer großen Schaar der Begleiter, auch er die Schläfe mit goldenem Reiſe geſchmückt. Mit der Schaar der Edlen reiten ſie in das Freie, groß iſt Getön und Gedrang, laut ſchallen die Hörner, bellen die Hunde. Jetzt erſt folgt die Reihe der Königstöchter, ſie ſchwingen ſich mit den Frauen ihres Gefolges auf die Roſſe, zu gemächlichem Schritt bändigt Hruodrud das ihre, dann kommt Bertha in großem Frauengefolge, Giſela, Hruodhaid, Theodrada, Hildtrud, ſie jagen auf flüchtigen Roſſen den Männern nach in das Freie.

---

*) Der Elephant Abul Abbas machte dem König große Freude. Seine Ankunft wurde in den Reichsannalen verzeichnet, und ebenſo neun Jahre darauf ſein unvermuthetes Ableben hinter dem Tode der Prinzeſſin Hruodrud.

**) Die Annahme, daß Angilbert Verfaſſer des Epos von Karl ſei, wird aufrecht erhalten werden müſſen, bis die Gegner nachweiſen, von wem es überhaupt ſonſt verfaßt ſein könnte. Als Theodulf ſeine Epiſtel an Karl ſchrieb (III, 1), war das Epos des neuen Homer in Arbeit und der lateiniſchen Tafelrunde wohlbekannt, aber das erhaltene Bruchſtück war noch nicht verfaßt. Bei Theodulf wird die Königin Liutgard noch als virago hinter den drei älteſten Prinzeſſinnen aufgezählt, — es ſcheint, daß König Karl dieſe Gemahlin erſt auf Probe nahm, — im Epos hat ſie volle Würde der Königin; und wieder hat die Stelle in der Epiſtel Theodulf's, in welcher er Kleidung und Schmuck der Fürſtinnen unterſcheidet, dem Verfaſſer des Epos bei ſeiner Beſchreibung der einzelnen Königstöchter vorgeſchwebt. Die Epiſtel Theodulf's iſt auf den Spätherbſt 796, das erhaltene Bruchſtück Angilbert's auf dieſelbe Zeit 799 anzuſehen.

Das ganze Jagdheer iſt am Waldesſaum geſammelt. Die Ketten werden den Hunden abgelöſt, ſie rennen in das Holz, das Wild zu ſuchen. Die Reiter umgeben das Dickicht, Gebell erſchallt, ein Eber iſt gefunden, den Hunden ſtürmen die Männer nach, der Wald ertönt von lautem Getöſe. Der Eber ſtürzt vorwärts und hält ſich auf der Höhe des Berges. Die Hunde erreichen ihn, er aber fällt ſie mit ſcharfem Zahn. Da ſprengt der König ſelbſt herzu, und als der ſchnellſte im Haufen ſtößt er ihm das Eiſen in die borſtige Bruſt und ruft laut dem Gefolge zu: „Gut Heil dem Tage, wie der Anfang war; wohlauf an Weidmanns Werk mit Gunſt, Geſellen!" — Kaum war das Wort geſprochen, ſo ſtob der Haufe den Berg hinab und jeder dachte der Beute, Karl aber flog Allen voran, den Wurfſpeer in der Hand.

Viel Wild wurde erlegt bis zum Abend. Da theilte der König die Jagdbeute unter alle Edlen, dann ging der Zug nach der grünen Lichtung, wo ein Bach floß, Wohnſitz von vielen Vögeln, die dort hauſten und badeten. Dort ſtanden goldgeſchmückte Zelte auf dem Grund und hin und wieder die Jagdhütten der Edlen. Und Karl rüſtete den Jagdgenoſſen ein frohes Mahl und ſetzte ſie nach den Jahren geſellt, die würdigen Greiſe zuſammen, die Männer bei vollen Jahren und wieder die flügge Jugend, und geſondert die Jungfrauen. Er ließ den Wein auf die Tiſche ſetzen. Unterdeß ſank die Sonne, die Nacht ſtieg herauf, die Müden ruhten aus unter dem Zeltdach im grünen Walde.

Nicht ohne Gefahren war die Jagd im Bergwald, noch wurde der Bär und Auerochs verfolgt, und Karl ſelbſt erlebte mit dem wilden Gethier Abenteuer. Einſt — es war in früheren Jahren — verfolgte er einen Trupp Ure. Er fuhr an eines der Thiere heran und hob die Waffe, aber der Schlag mißlang, das gräuliche Thier zerriß dem König die Strümpfe und die Bänder der Schuhe und traf mit der Spitze des Horns ſein Bein. Iſambard aber, der Sohn des Warin, ſprang gegen das Thier, bohrte den Speer zwiſchen Schulter und Hals bis in das Herz, und wies das zuckende Ungeheuer dem König. Der König aber that, als ſähe er's nicht. Nun kamen alle und wollten zum Dienſt des Königs ihre Strümpfe ausziehen; er aber hinderte ſie und ſprach: „So zugerichtet muß ich zur Hildegard kommen." Der König ritt zurück, er rief die Königin, zeigte ihr den zerriſſenen Fuß und ſprach: „Was verdient der, der mich von dieſem Gegner befreit hat?" Und ſie erwiederte: „Das Beſte." Da erzählte der Herr ihr Alles der Reihe nach und legte ihr die ungeheuren Hörner als Zeichen hin, ſie aber ſtöhnte und weinte und ſchlug ſich die Bruſt. Und da Iſambard damals in Ungnade war und aller Würden beraubt, ſo warf ſie ſich dem König zu Füßen und erbat für Iſambard Alles zurück, und ſie ſelbſt ſpendete ihm Gaben.

Aber auch dieſes große Fürſtenleben verfiel dem Schickſal, welches aller irdiſchen Größe bereitet wird. Die größte Menſchenkraft vermag nicht bis an das Ende ihrer Tage dem Bedürfniß der Nation Genüge zu thun. Gerade durch das Größte, was der Menſch gethan hat, wird er beſchränkt, die Folgen ſeiner Thaten, nicht der argen allein, auch der guten, verengen ihm den Pfad; wer ein Volk in ſeine Bahnen zwingt, der beſchränkt ihm auch den künftigen Erdenweg, und Vieles, was er nicht zwingen kann, empört ſich, während er lebt oder nachdem er geſtorben, gegen ſeine Schöpfungen. Karl ſorgte als ſtrenger und liebender Vater für ſein Volk, aber die Größe, welche er ſeinem Staate gegeben, forderte unabläſſig eine Herrſcherkraft wie die ſeine. Er war als Geſetzgeber eifrig um Recht und Wohl der Kleinen bemüht; aber gerade durch ſeine Heereszüge, welche in den erſten dreißig Jahren ſeiner Regierung faſt alljährlich die Grenzen überſchritten, wurde die Lage der Gemeinfreien unerträglich und die Zahl der freien Landarbeiter verringerte ſich unter ihm zuſehends, das Fußvolk wurde ſchwächer als die Reiterei, die Grafen des Königs und die reicheren Grundherren wurden mit dem Reiterhaufen, den ſie zuführten, allmählich ein bevorrechteter Stand; gerade Karl, der gute Landwirth, der Herr aus altem Bauerngeſchlecht, drückte wider Willen den freien Landbauer herab und hob die reiſigen kleinen Dienſtleute, und er, der große Kriegsfürſt, verringerte die Kraft des Fußvolks und ſchuf ein Reiterweſen, welches die Franken zu großem Kriege untüchtig machte. — Aber Anderes war ihm und uns verhängnißvoller.

Am Weihnachtstage des Jahres 800 ſetzte der Papſt dem mächtigſten König der Chriſtenheit die römiſche Kaiſerkrone auf das Haupt und kniete dabei verehrend vor ihm nieder, und die Römer riefen ihm Imperator und Auguſtus zu. Die höchſte Erdenwürde, mit heiligem Schimmer umgeben, wurde ihm zu Theil, das alte Römerreich, die große Erinnerung aller Germanenvölker, ward wieder lebendig, und die verhängnißvolle Verbindung der Deutſchen mit Italien, des germaniſchen Königs mit der römiſchen Kirche wurde aufs Neue geweiht. Alles Große und Gute, was Karl gethan hatte: die Erhebung des Frankenvolks zu einem mächtigen Staat, die wohlwollende Schutzherrſchaft über die Kirche des Abendlandes, das lateiniſche Gebet ſeines Kaplans, das Abſchreiben römiſcher Handſchriften, die Erörterungen mit Alkuin über die römiſchen Partikeln de und dis, das Standbild Theodorich's, welches er täglich von ſeinem Palaſt ſah, das alles hatte immerfort zwiſchen ihm und Rom unſichtbare Fäden gezogen; ſie drehten ſich jetzt zu einem Seil, durch welches das Schickſal ſeiner Nachfolger, ja das Schickſal der deutſchen Nation bis zur Gegenwart an Italien und die römiſche Curie gefeſſelt wurde. Nicht er fühlte, ſolange er lebte, die Bande, aber ſie haben die Deutſchen ſeit ſeinem Leben unabläſſig eingeſchnürt.

Die letzten vierzehn Jahre ſeiner Regierung waren die friedlichſten, nicht die glücklichſten für ihn ſelbſt. Schon das Jahr 800 raubte ihm ſeine letzte Gemahlin, das Jahr 804 den würdigen Alkuin. Der mächtige Herr Europas mußte erleben, daß die Küſten ſeines Reiches durch neue Feinde heimgeſucht wurden, denen auch ſeine Flotten, die er an der Nordſee und dem Mittelmeere bauen ließ, nicht zu wehren vermochten. Im Nordmeer boten die Normannen, im Mittelmeer die Sarrazenen ſeinem Kriegsbanner Trotz; tief empfand er die Gefahr, welche dem Reich durch die unnahbaren Feinde bereitet wurde. Die furchtbaren Jahre 810 und 811 brachten nicht nur unter die Herden Peſt, unter die Menſchen Hunger, ſie trafen auch das Herz des Königs, er verlor ſeine älteſte Tochter und die beiden älteſten Söhne Karl und Pippin. Schon im Jahre 812 machte er ein Teſtament, 813 rüſtete er ſich zu ſterben, er nahm mit Thränen Abſchied von dem letzten ſeiner Söhne, Ludwig, den er als gekrönten Kaiſer nach Aquitanien entließ. Seine letzte Fahrt war zur Jagd in den geliebten Ardennerwald.

Seitdem ſteht dieſer Mann der deutſchen Volkskraft zwiſchen Deutſchen und Romanen, zwiſchen dem Germanenthum der Völkerwanderung und dem Deutſchthum der ſpäteren Jahrhunderte wie ein rieſiges Bild, welches die Markſcheide zweier Nationen und zweier Bildungsſtufen des deutſchen Weſens bezeichnet. Denn er war zugleich der Vollender einer alten Zeit und Eröffner einer neuen; der größte Fürſt aus der Wanderzeit und der größte Fürſt des Mittelalters. In dem Lauf ſeines langen thatenreichen Lebens wiederholt ſich das Schickſal des Germanenthums aus früheren Jahrhunderten, und daſſelbe Schickſal, das er ſich bereitet und durchlebt, vollendet ſich auch an den Geſchlechtern aller folgenden Kaiſer, an Sachſen, Franken und Hohenſtaufen. Es iſt unter veränderten Umſtänden dieſelbe große geſchichtliche Tragödie. Die Germanen der Urzeit verfallen nach ſiebenhundertjährigem Kampfe dem romaniſchen Weſen. Karl der Große beginnt als deutſcher Heerkönig und endet als Bundesgenoſſe des Papſtes und römiſcher Kaiſer, die Sachſen-, Franken-, Hohenſtaufen-Herren kommen herauf als deutſche Edle, gehoben durch die Sehnſucht des Volkes nach einem kräftigen deutſchen Herrn, und ſie enden in italieniſchen Kämpfen und dem Streit um die Weltherrſchaft.

Als Krieger und Landwirth von deutſcher Art begann Karl der Große, und er endete als Herr eines mächtigen Adels, einer herrſchenden Kirche; er war, als er zur Regierung kam, ungelehrt wie ſein Volk, und als er ſtarb, hinterließ er eine Anzahl großer Culturſtätten, Tauſende von Büchern, gelehrte Prieſter und Weltleute in allen Theilen des Reiches. Wo die wilden Sachſen Menſchenopfer gebracht, wo die Frieſen ihre Bekehrer erſchlagen, wo die Avaren mit ihren Köchern über die Matten fruchtbarer Thäler geritten, da erhoben ſich jetzt Glockenthürme, königliche Meiereien und Kloſterſchulen. Sein großes Reich zerfiel unter ſeinen Nachfolgern, aber die Keime des Lebens, die er in den Ackergrund und in die Seelen der Menſchen geſenkt hatte, überdauerten die Verwüſtungen der nächſten Folgezeit, und mit der Ordnung, welche er den Deutſchen gab, beginnt die ſelbſtändige Zeit deutſcher Geſchichte.

Es war ein Herr über Deutſche und Romanen, ſein Geſchlecht war an der alten Grenze zwiſchen beiden Nationalitäten heraufgekommen, aber Karl wußte wohl, daß die letzte Quelle ſeiner Macht in der Hingabe und Tüchtigkeit ſeiner ungebildeten Deutſchen lag. Die großen Häuſer, wo er am liebſten wohnte, Ingelheim und Aachen, hat er auf deutſchem Boden gegründet, die Frauen, die er liebte, hat er aus deutſchem Blute gewählt, der Schwerpunkt ſeiner Kraft ſchob ſich allmählich durch ſeine Siege und Schöpfungen auf unſere Seite des Rheins. Das erkannten auch die Päpſte. Er ſelbſt war ein Deutſcher von Kopf bis zu Fuß, ſtahlhart und kindsweich, bildungsbedürftig und nachdenklich, von milder Klarheit des Urtheils und behaglicher Hingabe an die Stunde, wohl der größte Fürſt von deutſchem Blut, den die Geſchichte kennt.

Wo er ſchritt und wo er ſaß, erſchien er als Mann und Herr. Er war breit von Bruſt und ſtark von Schultern, eine gewaltige Geſtalt, ſeine Höhe ſieben Fuß*), wenn man das Maß von der Länge ſeines Fußes nahm. Seine Augen waren ſehr groß und lebendig, die Naſe ſtark, ſein Haar im Alter von ſchönem Weiß, das Antlitz offen und fröhlich. Dabei hatte er einen runden Oberkopf, einen Stiernacken und eine helle, aber hohe Stimme. Auch in ſeinem Aeußern war er ein königlicher Ackersmann.

---

*) Einhard hält ſieben Fußlängen für das richtige Größenverhältniß eines Mannes.

7.

Aus dem Kloſterleben.

Im zehnten Jahrhundert.

Das gewaltige Mittelreich Europas, welches Kaiſer Karl geformt hatte, zerfiel. Unter ſeinen Nachfolgern ſchied ſich deutſches und romaniſches Weſen im Bruderkampf mit ſchweren Leiden. Aber die Kriege des großen Kaiſers hatten den deutſchen Norden an den Süden geſchloſſen, und ein neues Grün ſproß aus den Aeckern, die er erobert. Die blutigſte Arbeit ſeines Lebens wurde für alle Zeit die ſegenvollſte. Er hatte alle deutſchen Völker zwiſchen Rhein und Elbe in ſeinem Staate vereinigt, und er hatte in Klöſtern und Kirchen und am Hofe den Deutſchen eine chriſtliche Bildung erzogen.

Auch ſein eigenes Geſchlecht verging in Familienzwiſt und Schwäche; aber aus dem Sachſenland, das er für deutſche Cultur erobert hatte, erblühte ein junges kräftiges Volksthum, ein neues großes Königshaus, welches durch hundert Jahre über Deutſchland waltete und die Grenzen des Reichs gegen Slaven und Ungarn erweiterte. Erſt durch die Sachſenkaiſer wurde das deutſche Reich, welches ſeit Ludwig, dem Enkel Karl's, die Völker deutſcher Zunge zuſammengebunden hatte, zu einer feſten Staatseinheit geſchloſſen, durch ſie über Deutſchland eine Zeit heraufgeführt, auf welche wir noch heut mit inniger Freude blicken. Denn unter ihnen fühlte ſich das deutſche Volk zum erſten Male als ein Ganzes gegenüber den Fremden. Die alte Kraft, gebändigt durch den milden Chriſtenglauben und durch die Ordnung des neuen Staates, rührte ſich auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit. Geiſt und Gemüth der Deutſchen zeigen uns in der lateiniſchen Literatur jener Zeit und in den erſten Werken deutſcher Schriftſprache hinter ſteifer Unbehilflichkeit eine feſſelnde Wärme und eine herzgewinnende Einfalt, die in keiner ſpätern Zeit ſich ſo kindlich und rein kund gibt. Im Vordergrunde des politiſchen Lebens aber ſteht in dieſer Zeit die ſtarke Bauernkraft des ſächſiſchen Stammes.

Jetzt erſt wirkte das Chriſtenthum ſeinen vollen Segen. Von Klöſtern und Biſchofſitzen verbreitete ſich eine Bildung, die in ihrer Literatur noch faſt ganz lateiniſch, in ihren praktiſchen Forderungen faſt ganz deutſch war. Mit neuer Kraft bethätigte der Chriſtenglaube ſeine Macht als Culturträger. Allerdings auf eine Weiſe, welche uns fremdartig erſcheint; denn es war Fügung, daß gerade die Richtung, welche unſerer Bildung am wenigſten heimiſch iſt, die weltverachtende Aſkeſe, den Völkern des Mittelalters weltliche Cultur und irdiſches Heil begründen ſollte.

Chriſtus und die Apoſtel hatten nicht in der Einſamkeit härenes Gewand getragen, ſondern ihr Leben daran geſetzt, Lehrer der Völker zu werden. Aber aſketiſcher Eifer, in dem jüdiſchen Glauben wie in den heidniſchen Götterverehrungen des Orients ſeit alter Zeit geſchäftig, drang auch in die milde Chriſtenlehre.

Aus den ſittenloſen Städten Aegyptens, wo uralter Aberglauben ſich mit griechiſchen und morgenländiſchen Culten widerwärtig gemiſcht hatte, wo raffinirte Sinnlichkeit auch die Chriſtgläubigen verdarb, zogen ſich die frommen Büßer hinweg in die Wüſten längs dem Nilthal. Dort am Saume der bewohnbaren Welt errichteten ſie ihre Zellen, um darin betend zu kauern, oder einen Säulenſchaft, um zu Gottes Ehre darauf zu ſtehen.

Wer jetzt das Leben eines dieſer Heiligen, wie es von ſeinen Verehrern aufgezeichnet iſt, überſchaut, wird widerwillig die große Hingabe an die Gottesidee anerkennen, aber auch einen Schauder nicht überwinden vor der furchtbaren Einſeitigkeit ſolcher Frömmigkeit. Als Knabe wurde Hilarion von heidniſchen Eltern nach Alexandrien in die Lehre eines Grammatikers gegeben, aber den Knaben trieb der Ruf des heiligen Antonius zu dieſem in die Wüſte. Er blieb einige Monate bei ihm als bewundernder Schüler; doch der Zudrang der Menſchen und die Wuth der Beſeſſenen, welche um den großen Teufelsbeſchwörer brüllten, wurde dem Knaben zu viel, er kehrte nach Paläſtina zurück, vertheilte die Habe ſeiner geſtorbenen Eltern unter die Armen und ging, funfzehn Jahre alt (um 310), in eine Einöde unweit dem Strande, die durch Räuber unſicher gemacht wurde. Er war ein zartes Kind, anfällig gegen Witterung, ſeinen Leib hüllte er in einen Sack, außerdem hatte er einen Ueberwurf von Fellen und einen Bauernmantel; ſo hauſte er zwiſchen Meer und Sumpf, ſeine Tageskoſt waren funfzehn Datteln, die er nach Sonnenuntergang aß, keine Nacht ſchlief er der Räuber wegen an derſelben Stelle. Er ſah Geſichte, Geſtalten in Kriegswagen, welche über ihn weg fahren wollten und vor ihm in der Erde verſchwanden, hörte Geſchrei und Gebrüll von Geiſtern und dämoniſchen Thieren. Da dem Unſchuldigen doch lüſterne Bilder kamen, ſo entzog er ſich noch von der dürftigen Koſt, arbeitete mit dem Grabſcheit und flocht Binſenkörbchen. Gegen Sonne und Regen baute er ſich eine Zelle, ſo klein, daß gerade nur ſein Leib hinein ging, einem Sarge ähnlicher als einer Wohnung. Das Haar ſchor er einmal im Jahre, am Oſtertage; ſein Lebtag ſchlief er auf einem Binſenlager; den Sack, den er einmal umgethan hatte, wuſch er nie, weil Sauberkeit im Büßerhemd überflüſſig ſei; auch das obere Kleid wechſelte er nie, bis es ganz zerriſſen war. Er betete, ſang Pſalmen und ſprach ſich die Worte der heiligen Schrift vor. Mit ſeiner Koſt wechſelte er nach den Jahren: durch drei Jahre aß er ein kleines Maß Linſen, die er in kaltem Waſſer gequollen hatte, wieder drei Jahre trocknes Brot und Salz, wieder drei Jahre nur wilde Kräuter und Wurzeln; als er ſpäter fühlte, daß ſein Augenlicht abnahm und die Haut an ſeinem ganzen Körper ſchuppig wie Bimsſtein wurde, ſetzte er etwas Oel zu ſeiner Gemüſekoſt. Einſt kamen Räuber, die von ihm gehört hatten; ihnen ſagte er: „Ich bin nackt"; als ſie antworteten: „Du kannſt doch getötet werden," verſetzte er ruhig: „Ich kann, ja ich kann, ich bin bereit zu ſterben." Der Ruf ſeiner Frömmigkeit drang durch das Land, die Leute zogen zu ihm und flehten in der Noth um ſein Gebet, denn ſein Gebet wirkte Wunder, heilte Kranke und vertrieb den Teufel, ſogar aus einem ungeheuern baktriſchen Kameel, das viele Menſchen umgebracht hatte und von mehr als dreißig Männern an dicken Stricken zu ihm geführt wurde, er ließ es losbinden, und das Kameel ſtürzte kraftlos zu ſeinen Füßen nieder. Auch andere Einſiedler geſellten ſich zu ihm, es wurde eine fromme Genoſſenſchaft in der Wüſte; aus weiter Ferne ſuchten Beſeſſene ſeine Wunderkraft, unter dieſen auch ein vornehmer Deutſcher aus Byzanz. Ihm aber wurde der Zudrang der Menſchen läſtig, er fiel in Schwermuth, weinte und ſehnte ſich nach ſeiner früheren Einſamkeit, die Geſellſchaft der Büßer erſchien ihm wie ein Kerker. Durch flehentliches Bitten ſuchte ihn die ganze Gegend zurückzuhalten; endlich zog ein großer Haufe mit ihm aus, er aber wählte vierzig Mönche, welche den Tag über wandern konnten ohne zu eſſen, und entließ das übrige Volk. Er beſuchte die Heiligen in den Städten Aſiens und die Einſiedler in der Wüſte und auf den Bergen; überall entfernte er ſich wieder, durch den Zulauf der Menſchen erſchreckt. Endlich ſetzte er ſich zu Schiffe, kam nur mit einem Knaben nach Sicilien und bezahlte die Reiſe mit ſeinem Evangelienbuch; auch dort ging er, bereits ein alter Mann, an eine wüſte Stätte, ſammelte alltäglich Holz und ſchaffte es auf dem Rücken des Knaben nach der nächſten Stadt, um dafür Speiſe zu erhalten. Unterdeß ſuchte einer der treueſten Schüler den großen Heiligen durch alle Länder, endlich erfuhr er in Sicilien, daß ein alter Jude in der Einöde Holz ſammle. Er eilte zu ihm, warf ſich ihm zu Füßen und wurde endlich von ihm aufgenommen.

Allein ſogleich litt es den Alten nicht mehr in der Gegend; er fuhr nach Dalmatien, wo er fremd war; auch dort verrieth ihn ſeine Wunderkraft. Denn wo er hinkam, ſchrien die Teufel ängſtlich, daß Hilarion da ſei, überall ſtrömten die Menſchen zu, und immer wieder dachte er auf Flucht. Endlich zog er nach Aegypten in eine grauſige Einöde, zu einem Berge, den man kaum auf Händen und Füßen kriechend erſteigen konnte. Dort fand er Bäume und Waſſerquellen und die Trümmer eines Heidentempels, um welche Tag und Nacht ein Heer böſer Geiſter brüllte. Da freute er ſich ſehr, daß er ſeine Gegner in der Nähe hübſch beiſammen hatte, und blieb dort fünf Jahre in hohem Greiſenalter. Jetzt war er wieder allein, nur zuweilen kroch ſein treuer Schüler zu ihm hinauf. Endlich ſtörten ihn auch dort wunderſuchende Fromme; die letzten fanden ihn ſterbend. Er hatte einen Brief geſchrieben an ſeinen Freund Heſychius und dieſem ſeine Schätze vermacht, nämlich ſein Evangelium, den Sack, den er auf dem Leibe trug, und die Mönchskutte. Seine letzten Worte waren: „Geh hinaus, meine Seele, was fürchteſt du dich? was zauderſt du?“

Es lag im Weſen der Zeit, genau die heiligen Muſter nachzuahmen. Das Leben des heiligen Antonius, des heiligen Hilarion wurde für Hunderte ein Vorbild, und die Geſtalten dieſer großen Büßer die Ahnen aller Mönchsgenoſſenſchaften im Morgen- und Abendland. Denn um die Zellen leidenſchaftlicher Büßer erhoben ſich zahlreiche Hütten Frommer, welche gleich ihnen die arge Welt verlaſſen hatten, um in Entſagung dem Herrn zu dienen. Durch kluge Führer wurden dieſe zu einer ſocialiſtiſchen Genoſſenſchaft vereinigt, welche in der Einſamkeit zuerſt den nothdürftigen Lebensunterhalt aus dem Boden zog, bald neben den Andachtsübungen andere, Gott wohlgefällige Arbeit übte, zuſtrömende Arme und Kranke pflegte und die Kenntniß der heiligen Schriften durch ihre Schreibekunſt vermehrte. Ein ſtrenges Geſetz regelte das Zuſammenleben der Frommen; auch ſeit ſie aus den Wüſten an die Städte des Orients geſiedelt waren, hielten ſie ihr kleines Reich durch Zaun und Clauſur von der Welt geſchieden.

In Europa erlangten dieſe frommen Geſellſchaften zuerſt eine merkwürdige Bedeutung auf der entlegenſten Weltinſel, in Irland. Sehr früh muß das Mönchsthum aus Aegypten dorthin gedrungen ſein. In dem keltiſchen Volke von feurigem Sinn und leicht erregter Phantaſie bildeten ſich auf den Gebieten kleiner Landesherren thätige Genoſſenſchaften von entſagenden Frommen, welche im Gottesfrieden das Land bauten, Gewerbe trieben und heilige Bücher abſchrieben. Uns iſt überliefert, daß um das Jahr 600 das Kloſter Bancor an der Grenze von Cornwallis ſieben Abtheilungen Mönche, jede von 300 Mann unter einem Vorſteher, gehabt habe. Sie lebten nach alter Regel und erkannten die Oberhoheit des römiſchen Biſchofs nicht an. Einſt war die Mehrzahl von ihnen bei einem Kampfe mit den halb heidniſchen, halb katholiſchen Angelſachſen in geſchloſſener Schaar ausgezogen, um während der Schlacht gegen die Fremden zu beten. Der König Edilfrid ſah ſie auf einem Hügel ſtehen und rief: „Wenn ſie gegen uns zu ihrem Gott ſchreien, ſo ſchaden ſie uns durch ihre Bitten, ſie ſind auch ohne Waffen unſere Feinde.“ Und er ließ 1200 derſelben niederhauen, nur fünfzig retteten ſich durch die Flucht. Aus Bancor zog um 590 Columban nach dem Süden, den weltlich geſinnten Franken die Lehre der Entſagung zu verkünden, und, wie er, Haufen ſeiner Landsleute. Vom ſechsten bis zwölften Jahrhundert bewährten die iriſchen Mönche einen Wandertrieb, wie ſonſt nur Germanen, ſie pilgerten durch das ganze Abendland, gründeten überall Einſiedeleien und kleine Mönchsgenoſſenſchaften und ſetzten ſich faſt in allen Klöſtern feſt.

Es waren Männer von alterthümlicher Strenge und Einfalt, oft heftige und gewaltſame Naturen; ſie lehrten in den Klöſtern Frankreichs und Deutſchlands, was ſie von heimiſcher Kunſt mitbrachten. Denn ſie waren eifrige Muſiker, zumal auf der Harfe, und große Künſtler im Schreiben und Bilderzeichnen, die ſeltſamen Formen ihrer Arabesken und Initialen in erhaltenen Handſchriften verrathen noch die alte Verbindung mit den Einſiedlern des Morgenlandes. Sie waren auch praktiſche Leute als Ackerbauer und Baumeiſter, und verſtanden viele geheime Künſte des Fiſchfangs, welche die süddeutſchen Mönche von ihnen lernten und noch Jahrhunderte ſpäter mit beſonderer Freude anwandten.*) Selten reiſten ſie anders als truppweiſe. Sie führten lange Stöcke, lederne Querſäcke und Flaſchen, trugen wallende Haare und waren häufig nach nordkeltiſcher Sitte an einzelnen Theilen des Leibes, zumal an den Augenlidern tättowirt. Als ſie ihre Wanderfahrten begannen, waren ſie noch nicht römiſch-katholiſch, aber ſie wurden in den Germanenklöſtern des Feſtlands als geehrte Gäſte freundlich empfangen, in der Folge, ſelbſt als ſie die Benedictinerregel angenommen hatten, nicht immer gut behandelt. Ihre Bedeutung für die Cultur des Mittelalters iſt nicht gering anzuſchlagen, denn faſt überall fachten ſie die erſten Funken chriſtlicher Bildung in den Klöſtern an. Aber in Weſen und Bräuchen blieb ihnen etwas Fremdländiſches. Von ihnen ſtammen die Schottenmönche, welche in den Kreuzzügen noch einmal Bedeutung gewannen.

Unterdeß war von Italien aus das Kloſterleben in anderer Weiſe neugeſtaltet worden. Benedict von Nurſia gab den

---

*) F. Keller, Bilder und Schriftzüge in iriſchen Handſchriften, in den Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft zu Zürich, Bd. VII, 66. Ihre Kunſt zu angeln und Fiſche zu berücken hat ſich als altes Erbe in England erhalten, in Deutſchland während des letzten Mittelalters faſt verloren.

Mönchen auf Monte Caſino um 529 eine Regel, welche Vorbild für das geſammte Abendland wurde. Es war die germaniſche Idee der Gefolgeſchaft, welche er in ſeiner Geſellſchaft ausbildete; unter einem Häuptling, dem Abt, ſtanden im Dienſte des großen Himmelsherrn oder ſeines Heiligen die frommen Mannen in drei Abſtufungen, wie Germanenbrauch war, als Prieſter, Diakonen und Knappen (pueri). Durch die drei Gelübde der Armuth, des Gehorſams und der Eheloſigkeit waren ſie an den Herrn gebunden; ſie hatten außer dem geiſtlichen Dienſt auch die Bundespflicht, Schüler zu unterrichten und mit der Hand zu arbeiten. In dieſer Regel erblühte das Mönchsleben zuerſt bei den neu bekehrten Angelſachſen. Während Kenntniß der Schrift und Literatur unter den letzten Merovingern gering wurden, war in den Klöſtern der Angeln die größte Gelehrſamkeit jener Zeit, eine reine begeiſterte Hingabe an die heilige Wiſſenſchaft und emſiges Abſchreiben alter werthvoller Bücher. Von der Zeit des Pippin von Heriſtall bis auf Karl den Großen bewahrten Angelſachſen faſt das geſammte Wiſſen, durch welches ſpätere Jahrhunderte gebildet wurden. Und wie 200 Jahre früher die Iren, ſo zogen ſeit dem achten Jahrhundert die angelſächſiſchen Mönche von ihrer Inſel nach dem Süden, als die großen Lehrer und Culturträger des Abendlandes, mit Bonifacius und Alkuin andere in ungezählter Menge; ſie gründeten überall Klöſter, tauften die Heiden, beſetzten die Biſchofsſtühle, wurden Rathgeber und Erzieher der Fürſten und der Völker.

Wollte ein deutſcher Landesherr ein Kloſter gründen, ſo verſtändigte er ſich mit den Mönchen eines beſtehenden Mutterkloſters. Dann wurde der Platz ſorgfältig überlegt, vielleicht war es ein alter Tummelplatz heidniſcher Dämonen in tiefem Walde, wie bei Gandersheim, oder eine günſtige Culturſtelle, wie bei der zweiten Anlage (822) von Corvey, der Tochter des franzöſiſchen Kloſters Corbie. — Ackerſcholle, Quell und Teich, das Geſtein und das Sonnenlicht auf Wald und Hügel, die

Straße, der Ausblick in das Land und die Nachbarschaft wurden ſorglich erwogen, Brüder wurden als Späher ausgeſandt, bei den Frommen der Umgegend ward Kunde eingeholt, dann erſt wurde eine Geſellſchaft der Brüder abgeſandt zur Gründung des Kloſters. Die Geſandten begingen Flur und Thal, darauf knieten ſie nieder, beteten und ſangen die Pſalmen, welche zu dieſem Officium gehörten, warfen die Richtſchnur, ſteckten die Pflöcke und maßen den Grund der Kirche, dazu die Wohnungen der Brüder. Schnell wurden vorläufige Hütten gebaut und der Biſchof ward geladen die Stätte zu weihen; an die Stelle, wo der Altar ſich erheben ſollte, wurde die heilige Kreuzfahne geſteckt, von dort die geweihte Umfriedung mit einem Namen begabt. An demſelben Tage begann der Bau, die Mönche arbeiteten mit den Landleuten um die Wette an Balken und Steinen. Waren die nöthigſten Gebäude aufgerichtet, dann ſiedelten die Brüder aus dem Mutterkloſter über mit allem Hausrath, Männer, Greiſe und Knaben, ſie begingen unter dem Nothdach die erſte Meſſe. Stand die Kirche vollendet, dann führte der Abt des neuen Kloſters eine größere Anzahl der Brüder herzu. Ihm und den weltlichen Stiftern lag ob, die unentbehrliche Grundlage für das Gedeihen der neuen Stiftung, die Reliquien, zu finden.

Beſcherte das Glück die Reliquien eines freundlichen Heiligen, welcher ſtarke Neigung erwies Wunder zu thun, ſo wurde die Ueberſiedelung ſeiner Gebeine der große Feſttag des Kloſters. Mit Weihrauch, Kerzen und Reliquien zog Pſalmen ſingend die Brüderſchaft des Kloſters ihm entgegen. Die Vornehmen und das Volk der Umgegend ſammelten ſich, zahlloſe Kranke wurden herzugetragen, Zelte erhoben ſich rings um den Kloſterzaun, und während das Gefäß mit den heiligen Ueberreſten in der Kirche aufgeſtellt wurde, ſangen die Männer und Frauen draußen in getrennten Chören das Kyrie Eleiſon. Geſang und Gebet wechſelten die ganze Nacht, die Aufregung wurde groß, zwiſchen die Lärmenden und Knieenden auf der

Wieſe ſtürzte zuweilen ein Mönch oder ein Landmann mit der Verkündung eines neuen Wunders, das der Heilige ſoeben an einem der eindringenden Kranken gethan. Jede ſolche Botſchaft ſteigerte die Begeiſterung und Opferluſt der Menge. Unterdeß war im Hauſe des Abtes feſtliche Bewirthung der Vornehmen und viel Heben der Becher, und der Bruder Küchenmeiſter gerieth in Eifer und rief ſeinen Knaben zu: „Raſch, ſputet euch, denn unſer Heiliger wird gleich wieder ein Wunder thun.“*) — Aber ſchon um das Jahr 1000 gab es viele Zweifler, welche an die verkündeten Wunder nicht glauben wollten, und in der That lief für jene Zeit ſichtbarer Betrug mit unter. Ein gewiſſenhafter Geiſtlicher hatte Wunderthaten nicht zu ſuchen, ſondern abzuwehren, denn Männer und Weiber machten ein Gewerbe daraus, an Kirchenfeſten geheilt zu werden, als Blinde, Lahme u. ſ. w.; wer ſich mit ſolchen Landläufern einließ, die bereits hundertmal geheilt waren, und als Wunder berichtete was ſie gaukelten, hatte den Schaden. Und dergleichen Volk trieb ſich überall umher.**) — Auch die heiligen Gebeine liebten es, als Specialitäten ihre Wunderkraft zu äußern, d. h. vorzugsweiſe in gewiſſen Leiden nützlich zu ſein; das eine heilte mit größerer Kraft Lähmungen und verbogene Glieder, ein anderes Kröpfe, das dritte fallende Sucht, ein anderes war mächtig gegen Feuerſchaden, Donner und Blitz. Und ſolche Vorliebe des Heiligen für einzelne Bedürfniſſe der leidenden Menſchheit war auch dem Kloſter nützlich.

Gab der heilige Patron dem Kloſter Anſehn, ſo war der Schutz der irdiſchen Gönner nicht weniger förderlich. Bedeutung und Wohlſtand eines Kloſters hingen davon ab, daß eine große Herrenfamilie ihre Intereſſen mit denen des geiſtlichen Stiftes vereinigte. Die weltlichen Gründer und Schützer: das Königsgeſchlecht, ein Herzog oder Graf, betrachteten das Kloſter als einen werthvollen Helfer für ihr irdiſches und ewiges Heil, durch die Mönche ordneten ſie ihre Rechnung mit dem Himmel, der Kloſterheilige war auch ihr Patron, ihm wurden Gelübde abgelegt, ihm bei beſchwertem Gewiſſen Geſchenke gemacht, ihm die Söhne und Töchter geweiht, welche nicht der weltlichen Luſt und Verſuchung theilhaftig ſein ſollten, an ſeinem Altar ſuchte man Frieden und Erhebung, bei ſeinen Reliquien die letzte Ruheſtätte. Faſt jedes der großen Klöſter Deutſchlands, welche vom achten bis zum elften Jahrhundert Bedeutung gewannen, war in ſolchem Sinne Beſitz eines mächtigen Hauſes und Vertreter ſeines Vortheils. Und es wurde gewöhnlich ein Verhältniß von großer Innigkeit. In der Einſamkeit des Kloſters fand der wilde Krieger, der ränkevolle Politiker eine heilige Ruhe, welche ihm ſein Leben nicht gönnte, in den Mönchen die treuſten Anhänger, die ihn als den großen Spender und Freund betrachteten, in den Weiſen des Kloſters ſtille Rathgeber, Verfertiger von Schriftſtücken — zuweilen auch von unechten — und Verfaſſer der Annalen ſeines Hauſes. Die Aebte wurden häufig aus ſeinem Geſchlecht gewählt, unter den Brüdern oder Schweſtern waren Kinder ſeiner Anhänger, er und die Seinen hatten im Kloſter eine geweihte Heimat, und wenn ihr Glück auf Erden geſcheitert war, die letzte Zuflucht.

---

*) Bei der Ueberführung des h. Kilian nach Würzburg im J. 852. Kilian bewies ſich bei dieſer Gelegenheit, wie ſich von ihm erwarten ließ, er that 70 Wunder. Thietmar I, C. 3. Chron. Wirzib. bei Pertz, Monum. Scriptt. VI, p. 26.

**) Das jüngere Leben Biſchof Godehard's v. Hildesheim, bei Pertz, Monum. Scriptt. XI, c. 34.

Durch Spenden der Gönner mehrte ſich allmählich das Eigenthum des Kloſters, ſeine Ackerſtücke und Hufen lagen vielleicht über einen großen Theil Deutſchlands verſtreut, die Bebauung der nahe liegenden Beſitzungen wurde vom Kloſter aus geleitet, und die Klöſter waren deshalb auch Wirthſchaften im großen Stil.

Das Kloſter ſelbſt bildete eine kleine Stadt. Mittelpunkt die Kirche des Heiligen, an dieſe lehnten ſich durch beſondere

Umfriedung eingehegt die Gebäude der Clauſur: Schlaf- und Vorrathsräume der Brüder, ihre Bibliothek, ihr Arbeitshaus, die innere Schule, der anſehnliche Speiſe- und Berathungsraum mit Kreuzgang. Außerhalb der verbotenen Räume aber lag eine ganze Welt von verſchiedenartiger Thätigkeit eng zuſammengeſchachtelt in niedrigen Gebäuden, welche oft nach antiker Weiſe kleine Hofräume umſchloſſen. Dort war die ſtattliche Abtswohnung als Palaſt mit eigener Wirthſchaft und Küche, dann die Außenſchule, Gaſthäuſer für reiſende Brüder, für Vornehme und für gewöhnliche Leute, die letztern mit gutem Grund ohne Ofen und Feuerſtätte, — ferner Krankenhäuſer, dabei die Wohnung und Apotheke des Bruder Arztes. Dann die Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, der Goldſchmiede, Schwertfeger, Sattler u. ſ. w., ſämmtlich kleine Arbeitsräume mit Schlafzellen daneben. Endlich die Gebäude einer großen Landwirthſchaft: Viehſtälle, Knechtwohnungen, Scheuern, Brauerei, Vorrathsräume, Hühner- und Geflügelhöfe und Gärten für Blumen und Arzneikräuter und für Gemüſe, als die gewöhnliche Koſt der Mönche, zuletzt der Kirchhof als Obſtgarten. Die Gebäude und einzelnen Anlagen waren durch kleine Gaſſen und Stege, durch Hecken oder Mauern geſchieden; dieſer ganze Wabenbau der geiſtlichen Bienen nach außen eine viereckige abgeſchloſſene Anlage, mit Pfahlwerk und Graben, ſpäter auch mit Mauern und Thürmen kaſtellartig umſchanzt.*) In dieſer Kloſterſtadt waren die Mönche nur kleine Minderzahl, aber auch Dienſtleute, Arbeiter, Schüler, Knechte und Gäſte mußten ſich der ſtrengen Ordnung fügen, welche außerhalb der Clauſur galt. In der Nähe endlich lag das Dorf mit pflichtigen Landleuten und darin andere Handwerker und Diener des Kloſters, und unweit die Burg eines reiſigen Dienſtmanns, welchem der nächſte kriegeriſche Dienſt und Schutz ſeiner Patrone oblag. Er war vornehmen Brüdern verwandt und ohne Zweifel einer der wohlhäbigſten Landgenoſſen.

---

*) Uns iſt zu St. Gallen ein Plan für Anlage eines Kloſters aus dem Jahre 820, auf vier zuſammengenähten Pergamenthäuten erhalten. Herausgegeben von F. Keller, 1814.

Nächſt den Meiereien des Königs waren die Kloſtergüter damals am ſorgfältigſten bewirthſchaftet; in den Gärten der Mönche hat die deutſche Sonne zuerſt den Pfirſichen und Aprikoſen rothe Bäckchen gemalt, die weiße Lilie und die volle Roſe der Römer wurden hier zuerſt bewundert und in den lateiniſchen Verſen zum Schmuck himmliſcher Schönheit verwandt. Trotz der ſtrengen Regel verſtanden die Brüder auch für die ſeltenen Tage eines Conviviums und für den Tiſch ihres Abtes gute Dinge zu bereiten, Kochkunſt und Pflege des Weines wurden mit derſelben pedantiſchen Sorgfalt geübt, welche alle Thätigkeit der alten Klöſter bezeichnet. Aber auch höherer Künſtlerbegabung bot die heilige Genoſſenſchaft den ſicherſten Schutz, Maler und Baukünſtler erlangten am leichteſten als Mönche Ruf, ſie wurden zur Ausübung ihrer Kunſt auch aus dem Kloſter verſendet, und arbeiteten bei Biſchöfen und in Fürſtenhäuſern zu Ehren ihres Heiligen.

Die ſegensreichſte Thätigkeit der Benedictiner aber war die Einrichtung von Kloſterſchulen, überall waren die Angelſachſen als Lehrer thätig geweſen. Die Schule war ſtets eine zwiefache, eine innere und äußere. In der äußeren, der canoniſchen, wurden die Söhne der Edlen und Freien aus der Umgegend in einer Koſtanſtalt unter ſtrenger Zucht gehalten, die Schüler der innern trugen die dunkle Mönchskutte und lebten in der Clauſur und unter dem Zwange der Kloſterregel. Der weltliche Unterricht war Leſen, Schreiben und Rechnen, vor allem Latein; ein tüchtiger Lehrer hielt darauf, daß nicht nur in den Lehrſtunden, ſondern auch ſonſt von den ältern Schülern nur Latein geſprochen wurde. Das ſcheidende Alterthum hatte ſeine zuſammengeſchrumpfte Schulweisheit in Lehrbüchern überliefert, welche das Material derſelben in ſieben „freien Künſten“ zuſammenſchloſſen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, dann Arithmetik, Muſik, Geometrie, Aſtronomie. Dieſer römiſche Lehrgang dauerte durch das ganze Mittelalter, nur die Muſik erhielt neue Geſetze in volksthümlicher Entfaltung. Außerdem wurde noch manches Andere gelehrt, das aus unſern Schulen geſchwunden iſt. Die Schüler lernten durch ſchnelles Zuſammenlegen und Beugen der Finger Buchſtaben, Worte und Zahlen in Zeichen ausdrücken. Als Verſtandesübungen waren Rechenaufgaben und Räthſelfragen beliebt, welche noch heut unſer Volk unterhalten.*) Streng war die Schulzucht, viele Streiche wurden ausgetheilt, bisweilen die Fehler aufgeſchrieben und zuſammen an ſchwerem Streichtage auf die Rücken gemeſſen. In St. Gallen zündete im Jahre 937 an ſolchem Straftage ein Schüler, um den Schlägen zu entgehen, die Schule an, die Flamme verbreitete ſich und verzehrte einen Theil der Kloſtergebäude.

Viele Mühe ward auf lateiniſche Verſe verwandt; ſie leicht und ſchön, wie der Zeitgeſchmack war, zu verfertigen, galt für die rühmlichſte weltliche Leiſtung des Gelehrten. Wie die letzten römiſchen Dichter unter Franken und Goten lateiniſche Lobgedichte auf ihre Gönner gemacht hatten, feierten jetzt auch fromme Mönche die Beſchützer ihres Kloſters durch Gedichte in Hexametern oder Diſtichen. Die Verſe waren ein feines Mittel, ſich Vornehmen zu empfehlen, von dieſen Geſchenke und unter den Brüdern Anſehn zu erwerben.

Zu den Pflichten der Benedictiner gehörte das Abſchreiben alter Handſchriften, und wir haben Urſache, mit innigem

---

*) Schon um das Jahr 700 wurde in den Kloſterſchulen die Frage vorgelegt: Der Sohn eines Mannes freit eine Witwe, ſein Vater ihre Tochter, wie ſind die Kinder aus dieſen Ehen mit einander verwandt? Oder: Wie führt ein Mann einen Wolf, eine Ziege, einen Kohlkopf über den Fluß, wenn er nur eines auf einmal überführen kann und verhüten will, daß unterdeß eines das andere frißt? Dazu ein Drittes: Drei Männer wollen über einen Fluß, jeder mit ſeiner Schweſter, der Kahn faßt nur zwei Perſonen, keine der Schweſtern ſoll ohne den Schutz des Bruders unter den fremden Männern weilen. **Beda**, Positiones arithmeticae (Ausg. von 1688) I, 103, und: De indigitatione I, 134.

Dank auf dieſe emſige Thätigkeit zu blicken, denn ihr verdanken wir faſt unſere geſammte Kunde des Alterthums. In ſeiner Kloſterzelle ſaß der Schönſchreiber der Abtei, glättete und linierte ſein Pergament, ſchrieb unermüdlich die Worte nach, die er nicht immer verſtand, malte die Anfangsbuchſtaben ſauber aus mit Roth, Blau, Grün und Gold, zog mit Genuß ſeine Arabesken und ſchrieb vergnügt einen frommen Wunſch oder einen kleinen Kloſterſcherz an das Ende der Abſchrift. Wer ſchön zu ſchreiben und die Anfangsbuchſtaben zu malen vermochte, wurde ſehr bewundert. Noch als neunzigjähriger Mann mit zitternder Hand und halb blind ſchrieb der Baier Wikterb, Abt von Tours, an ſeiner letzten Handſchrift, und ſolcher Fleiß war nicht ſelten. Die Pflicht zu ſchreiben ſchuf dem Kloſter eine Bibliothek, außerdem halfen dazu Käufe und Geſchenke wohlhabender Brüder und vornehmer Gönner. Die Klöſter waren ſtolz auf ihre Handſchriften, zumal auf die ſchön geſchriebenen, ſie wurden als viel begehrter Schatz ſorgfältig gehütet und ungern verliehen.

In derſelben Weiſe wurden Nonnenklöſter gegründet. Noch enger war ihr Anſchluß an das Geſchlecht des Stifters, das Kloſter erzog Töchter des Hauſes bis zu ihrer Vermählung, oder bis ſie Nonnen und Aebtiſſinnen der Anſtalt wurden. Mehr als ein bräutliches Kind erlauchter Familien verſchmähte den angebotenen Gemahl und wählte das himmliſche Roſenlager des Bräutigams Chriſtus. Denn die geweihte Jungfrau faßte ihr Verhältniß zum Himmelskönig in weiblicher Weiſe als ein Verlöbniß an den geliebten Gott, und die Phantaſie war ſchon im zehnten Jahrhundert thätig, die Himmelsfreuden dieſes Bundes: Lager, Kuß und Umarmung, auszumalen, zuweilen mit Einzelzügen, die uns höchlich befremden.

Mönchs- und Nonnenklöſter aber waren damals ariſtokratiſche Stiftungen, und ſie behielten dieſen Charakter bis zu den Kreuzzügen und der Herrſchaft der Bettelorden. Wohl bewahrte die Kirche der Germanen die hehre Lehre des Chriſtenthums, daß vor Gott alle Menſchen gleich ſind; ſie weihte dem Unfreien wie dem Fürſten ſeinen Eingang in das Leben und den Ausgang; auch wer in Knechtſchaft geboren war, konnte Geiſtlicher werden, und die Weihen befreiten ihn von dem Makel der Knechtſchaft. Aber ſo weit entfernte ſich die alte Kirche doch nicht von der volksmäßigen Anſchauung, daß ſie dieſe Vorſchrift ihres demokratiſchen Glaubens ſtreng durchgeführt hätte. Niedrige Geburt verurtheilte auch zu niedrigem Dienſt in der Kirche, der größten Begabung war ſie ein Hemmniß, ungern duldeten die reichen Klöſter einen unfrei Gebornen in ihrer Brüderſchaft, auch unter den Mönchen hatte Geltung, wer von edlem Geſchlecht war, obgleich er bei Uebertretung der Regel die Geißel des ſtrafenden Bruders zu fühlen hatte wie jeder andere. Eine Stütze des Adels aber wurden die Klöſter deshalb, weil ſie in ihren Schulen die vornehme Jugend der Landſchaft bildeten. Dem reichbegabten Sohne eines Landmannes war die Schule nicht verſchloſſen, aber feſt hielt die Zeit darauf, daß der Sohn den Beruf des Vaters übte, und die Mutter eines armen Bauernknaben wurde ſicher nicht von der Kirche ermuthigt, ihr Kind auf den Altar des Heiligen zu legen, damit es im Kloſter erzogen würde. Wie einſt die Hofſchule Karl's des Großen, ſo kamen auch die Kloſterſchulen der Ottonenzeit faſt nur dem Fürſtenſohn, dem reichen Landbeſitzer oder anſehnlichen Dienſtmann zu Gute. Und dieſer Umſtand machte die Männer und noch mehr die Frauen erlauchter Familien ihren Zeitgenoſſen wahrhaft überlegen. Nicht ganz ſelten waren in der Mitte des zehnten Jahrhunderts vornehme Laien, welche den Virgil laſen, lateiniſche Verſe machten und von dem trojaniſchen Krieg und der Dido zu erzählen wußten. Zwar nicht Kaiſer Otto I, welcher der Schrift unkundig blieb, wohl aber ſein Sohn Otto und deſſen Mutter Adelheid, welche ihrem „Löwen“, wie ſie den Kaiſer nannten, die eingehenden lateiniſchen Briefe vorlaſen. Daß einzelne Vornehme eine weit andere und höhere

Bildung hatten als das Volk, gab ihnen zunächſt ein Uebergewicht, welches der hohe Adel ſeit dem dreizehnten Jahrhundert nie wieder in dieſem Maße gewonnen hat; dieſelbe antikiſirende Bildung knüpfte ſie aber auch an die undeutſche Fremde, an franzöſiſches und welſches Weſen, förderte die Abhängigkeit von Italien und bereitete damals in Europa eine Gemeinſamkeit in Intereſſen, Sitte und Verkehr der vornehmen Geſellſchaft, wie etwa in neuerer Zeit die franzöſiſche Literatur hervorgebracht hat.

Dies Fremdländiſche der vornehmen Bildung erſchwert uns das Verſtändniß der Charaktere jener Zeit. Denn die ſtärkſten Gegenſätze ſtehen dicht bei einander. Während dem Vater ein Traum, der Flug eines Raben oder das Geſchrei des Kukuks den wichtigſten Entſchluß zu kreuzen vermag, iſt der Sohn frei von dieſem Aberglauben, aber er ſteht dafür unter der Herrſchaft einer römiſchen Hetäre, deren modiſches Saitenſpiel und elegantes Geplauder über ritterliche Liebespflicht ihm den Willen beugt. Kaiſer Otto I iſt der große ſächſiſche Häuptling, eine wuchtige, maſſive Reitergeſtalt mit geſundem Menſchenverſtand und praktiſcher Schlauheit, aber volksmäßig in ſeinem Empfinden, ſeine Politik wird durch perſönliche Neigungen beherrſcht, er zwingt ſeine Mutter Mathilde durch Gewalt, den Schatz ſeines Vaters herauszugeben, und wird vielleicht mehr durch den Schatz und Ruf der ſchönen Adelheid gelockt ſich ihr anzutragen als durch die Politik; und nach ihm ſein gelehrter Sohn Otto, der an lateiniſchen Wortgefechten mit Sachkenntniß Theil nimmt, und wieder ſein Enkel Otto, der bereits ganz italieniſch gebildet iſt. Derſelbe Gegenſatz wiederholt ſich bei den Hohenſtaufen.

Die Mönche waren ein friedliches Völkchen und wurden von Kriegsleuten mit einer Stimmung betrachtet, in welcher ſich nicht geringe Scheu, gute Laune und zuweilen geheime Verachtung miſchten. Aber auch die Brüder waren Söhne einer kriegeriſchen Zeit, und wenigſtens die, welche aus der wilden

Welt in das Kloſter gekommen waren, vergaßen nicht ganz, wie ſich die Fauſt über der Waffe ballte. Sie gingen gern für den Herrn Abt auf die Jagd, wußten Spieß und Keule gegen einen Räuber erfolgreich zu gebrauchen und krämpten die Aermel ihrer Kutte gegen Dienſtleute des Kloſters ſo entſchieden auf, daß ſie ſich und ihrer Abtei Gehorſam erzwangen.

Stark war der Corpsgeiſt im Kloſter. Den Heiligen, deſſen Mannen ſie waren, und den Ruhm ihres Hauſes verfochten die Mönche mit Leidenſchaft. Vor der Welt hielten ſie feſt zuſammen; die vornehmſten Brüder wurden gezwungen die Kutte zu tragen, wenn ſie in die Clauſur traten. Der junge Salomon, ſpäter Biſchof von Conſtanz, damals Kaplan des Königs und Abt mehrer Klöſter, ein mächtiger, glänzender Mann, war Schüler in St. Gallen geweſen und hatte durch große Schenkungen durchgeſetzt, der Brüderſchaft zugeſchrieben zu werden. Dem ungeachtet wollten die Brüder von St. Gallen nicht leiden, daß er in dem weißen Linnenkleid eines Weltgeiſtlichen, das er als königlicher Kaplan trug, in die Clauſur drang. Es gab heftige Stöße und unwilliges Gemurmel. Als er einſt einem würdigen Mönch ein Geſchenk machte, verſetzte dieſer: „Ich will dir das beſte Gegengeſchenk geben, ich habe zwei Kutten vom Abt bekommen, eine davon ſollſt du haben.“ Und als Salomon antwortete: „Betritt doch Grimoald, euer Abt, auch in weißer Leinwand das Kloſter,“ da ſagte der Andere: „Wenn die Mönche des Kloſters, in dem du Abt biſt, ſich das gefallen laſſen, ſo magſt du's dort thun; hat's auch nicht Schick, ſie zwingt dein Glück; bei uns aber biſt du Bruder und du ſollſt dich in unſere Ordnung fügen.“

Aber im Innern der Brüderſchaft wurde doch der Friede oft geſtört. Die ſtrenge Regel, welche durch einen Theil des Tages das Sprechen verbot, reichte nicht aus, den Ausbruch heftiger innerer Parteikämpfe zu verhindern. Auch den Guten gab das abgeſchloſſene Leben übergroße Reizbarkeit. Kleinigkeiten wurden ſehr wichtig genommen, die Schwächern waren neugierig und klatſchſüchtig, und feſtere Naturen verhärteten ſich in Bußübungen und dem Formelkram der Regel. Dennoch ſind zur Sachſenzeit in den Klöſtern lautere, pflichtvolle Menſchen nicht ſelten, denen das Leben in Arbeit, Lehre und inniger Andacht verrinnt, und die Klöſter enthielten damals nicht nur die gelehrteſten Deutſchen, ſondern auch nicht wenige der beſten, freilich Männer von zarter Reinheit des Gemüthes, welches nicht durch die Verſuchungen eines bewegten Lebens geprüft war. Denn manche Brüder kannten von der Welt nur den Umkreis ihrer Mauern und die Stellen, an welche der Abt ſie geſchickt hatte. Sie waren vielleicht von ihren Eltern dem Heiligen geweiht, in der innern Kloſterſchule aufgezogen, hatten nie einen andern Rock getragen als die Kutte; ſchon als Knaben hatten ſie ſich auf die Erde gelegt und die Hände in Kreuzesform ausgeſtreckt und ſich früh durch Bußübungen gequält, ſo daß die Lehrer ihnen ſteuern mußten. Schalt doch ſelbſt Alkuin ſeinen Schüler Raganard, weil dieſer trotz dem Befehl zu ſchlafen und Wein zu trinken, heimlich die Nacht im Gebete wachte und ſo lange vorgab, er habe ſeinen Wein getrunken, bis den geſchwächten Körper ein Fieber befiel.

Die Ordensregel legte den Mönchen das Gelübde der Armuth auf. Das wurde aber keineswegs ſo verſtanden, daß der Mönch eigene Habe nicht beſitzen und auf jeden Erwerb verzichten müſſe. Was er hinterließ, blieb dem Kloſter, aber jeder hatte in der Zelle einen Schrein, in dem er Eigenthum bewahrte. Darunter Geld, von dem er Armen ſpendete, und das er für Schreibſtoff zu ſeinen Arbeiten und, wie es ſcheint, auch für beſcheidenen Genuß verwandte. Das war allerdings nicht der ſtrengen Regel gemäß, aber es war auch in den beſten Klöſtern nicht zu verhindern. Als St. Gallen im Jahre 966 durch geiſtliche Bevollmächtigte viſitirt wird, werden die Mönche veranlaßt, aus ihrem Privatbeſitz die Summe von 45 Pfund durch freiwillige Beiträge zum Nutzen des Kloſters zuſammenzuſchießen, und die Weiſe, wie die Commiſſion dieſe Habe der Einzelnen betrachtet, zeigt, daß der Brauch allgemein war. Wer vollends durch Begabung und Kunſtfertigkeit größern Ruf erhielt, gewann auch Geld; der bedungene Lohn ſeiner Arbeit fiel, wie es ſcheint, dem Kloſter zu, die Geſchenke ihm ſelbſt. Ja, es kam vor, daß Mönche ohne Aergerniß zu geben einen Schatz ſammelten, wenn ihr Kloſteramt dafür günſtig war. So beſtimmte um das Jahr 1000 Ekkehard der Rothe, Vorſteher der Kloſterſchule zu Magdeburg, „ſein Geld, das er ſeit langer Zeit angehäuft hatte,“ in der letzten Krankheit nicht für ſein Kloſter des h. Moritz, ſondern zum Vertheilen.*) Einem guten Sänger aus St. Gallen, der vor König Konrad ſeine Kunſt übte und dem König zugeführt nach damaligem Mönchsbrauch auf die Knie fiel, wurden Goldunzen zum Geſchenk auf die Füße des Königs gelegt, und er mußte ſie von dort aufheben; als er daſſelbe bei der Königin thun ſollte, ſträubte ſich der ſchüchterne, und er wurde unter dem Gelächter der Andern mit Gewalt vor die Füße der Herrin gezogen; auch die Schweſter des Königs ſteckte ihm einen Ring an den Finger. Ebenſo ſuchte, wer ſich durch lateiniſche Lobgedichte bei Vornehmen empfahl, nicht nur Gunſt, auch Spende.**)

Auch die beiden andern Gelübde verurſachten ſchwere Kämpfe. Gehorſam und demüthig war der Mönch, gewaltig die Macht des Abtes, und ein kräftiger Abt, der ſelbſt treu nach der Ordensregel lebte, vermochte mit den Brüdern zu ſchalten, wie kein weltlicher Herr mit ſeinen Dienſtleuten, durch Strafverſetzung zu entlegenen Zweiganſtalten des Kloſters, durch Geißelhiebe und lebenslängliches Einſperren in eine Strafzelle. Aber der Abt wohnte außerhalb der Clauſur und ſtand nicht ganz in der Kloſterzucht. Ihm war ſchöne Wohnung, größere Bequemlichkeit des Lebens geſtattet; er war als Oberhaupt des Kloſters zu häufigem Verkehr mit vornehmen Laien genöthigt, und er war als Abt auch Vaſall des Reiches oder ſeines Biſchofs. Sehr locker wurde ſein Verhältniß zum Kloſter, wenn er von fürſtlichem Geſchlecht war und im Beſitz mehrer Abteien ſtand, oder wenn er gar ein Laie war, dem der König die Abtei wegen ihrer Renten zugetheilt hatte. Dann war die Kloſterzucht ſchwer zu erhalten. Ein gewaltthätiger Abt brachte ſein Kloſter zu offenem Aufruhr, und die meiſten Klöſter hatten unruhige Jahre, wo die Mönche ſich gegen den Abt empörten, wohl gar in Maſſe auszogen.

---

*) Thietmar von Merſeburg IV, 43.

**) Hrotsvith von Gandersheim führt den Wunſch, durch die Dichtkunſt das Behagen ihres Lebens zu vermehren, als einen Beweggrund ihres Dichtens an, und mit Unrecht hat man die nahe liegende Erklärung ihrer Worte abgewieſen, weil der Wunſch einer Nonne von 950 moderner Kloſterregel widerſtreitet. Die Nonne ſprach nur aus, was allgemeine Sehnſucht der Kunſtfertigen in den Klöſtern war.

Das Gelübde der Eheloſigkeit wurde — wie bekannt — damals nur von den Kloſterbrüdern, nicht von den, oft verheirateten, Geiſtlichen der Kirche abgelegt. Die Mönche hielten mit dieſem Gelübde Haus, wie gerade Kloſterzucht und Zeitgeſchmack war; wer im Kloſter außerhalb der Clauſur ſchaffte, entbehrte wenigſtens nicht ganz den Verkehr mit weiblicher Anmuth. Der Maler Tuotilo aus St. Gallen kam um das Jahr 900 während der Weinleſe nach Mainz in das Kloſter St. Alban; er ſtieg in der Gaſtwohnung des Kloſters ab und ertappte dort einen Mönch, welcher mit der Kloſterwirthin hübſch that. Da riß er ihm die Peitſche aus der Hand, hieb ihn damit auf den Rücken und rief: „Dies ſendet dir St. Gallus, der Bruder St. Alban's." — Lehrreich iſt es, nach dieſer Richtung die Nonnenklöſter zu muſtern. Dieſe zarteſten Blüthen frommer Aſkeſe zeigen mit großer Empfindlichkeit jeden Wechſel der Zeitſtrömungen, in ihnen waren Erhebung und Rückfall größer. In den Frauenklöſtern der Merovinger ſchwankte die Nonnenſchaar unabläſſig zwiſchen ſtrenger Aſkeſe und wüſter Unordnung. Zuweilen hob ein ſtarker Frauencharakter, eine verwittwete Königin oder eine begeiſterte Jungfrau die ganze Genoſſenſchaft eines Stiftes zu ſtrenger Frömmigkeit. Oefter verdarb der Einfluß des Hofes, Haß wie Gunſt der Könige. Die Königstöchter, welche durch Politik in das Kloſter gebannt waren, wollten ſich der Ordnung nicht fügen und erregten ärgerliche Händel. So unterhielten im Kloſter von Poitiers um 590 Chrodielde, Tochter des Königs Charibert, und ihre Muhme Baſina eine Schaar von Mördern, Giftmiſchern und Landläufern, denen ſie befahlen, die Aebtiſſin, mit der ſie in Händeln lebten, gewaltſam fortzuſchleppen. Die Räuber ſtürmten in das Kloſter, riſſen die Aebtiſſin heraus, führten ſie in ein Gefängniß und plünderten das Kloſter. Es gab einen großen Aufſtand und Menſchen wurden ermordet, bis endlich das Volk von Poitiers ſelbſt die Sache in die Hand nahm und ſelbſtwillige Vergeltung gegen den Anhang der Chrodielde übte durch Geißeln, Abſchneiden der Hände, Ohren und Naſen. Ein Gericht der Biſchöfe mußte über den ärgerlichen Fall entſcheiden; die Aebtiſſin wurde von dem Verdacht, mit untüchtigen Männern Gemeinſchaft gehalten zu haben, losgeſprochen; auch daß ſie ihrer Nichte im Kloſter eine Hochzeit ausgerichtet, eine Altardecke zu einem Kleide verſchnitten, aus den Goldplättchen einen Kopfputz gemacht hätte, wurde gänzlich zurückgewieſen und die Königstochter bis auf weiteres aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen.

Glänzend iſt der Gegenſatz frommer Frauenklöſter in der Ottonenzeit. In Gandersheim z. B., einer Stiftung des ſächſiſchen Königsgeſchlechtes, unterrichtet die junge Nichte des Kaiſers Otto I, die Aebtiſſin Gerberga, ihre Nonnen im Verſtändniß lateiniſcher Autoren. Ein Dichtertalent ihres Kloſters, Hroſvith, ſchreibt als junges Mädchen ſchüchtern Legenden der Heiligen in lateiniſchen Hexametern, ſie wagt ſich ſpäter an hiſtoriſche Gedichte; ja ſie hat den Terenz geleſen und ſchreibt in ihrer Zelle lateiniſche Dramen in gereimter Proſa, weil ſie den jambiſchen Fall der römiſchen Verſe nicht nachbilden kann. In allen Gedichten wird jungfräuliche Entſagung und Verzicht auf irdiſche Liebe zu Gunſten der himmliſchen gefeiert. Es iſt ein reines Herz und wahre Frömmigkeit, welche in hüpfenden Daktylen tönt, und man erkennt mit menſchlichem Antheil, wie wohl die Nonne ſich in der frommen Luft ihres Stiftes fühlt. Wenn aber die Nonne als Triumph ihres Glaubens feiert, daß eine Fürſtentochter die Vermählung mit ihrem irdiſchen Bräutigam verweigerte und trotz dem Drängen des Verlobten und ihrer Familie die Entſagung des Kloſters wählte, ſo dürfen wir ſelbſt während der gläubigen Zeit der Sachſenkaiſer dieſe Stimmung in den Frauenklöſtern nicht für die allgemeine halten. Denn allzu häufig werden vornehme Nonnen erwähnt, welche ihre Gelübde brechen, dem Kloſter entfliehen und ſich verheiraten. Wer mächtig war, durfte hoffen, ſolchem Bunde nachträglich die Genehmigung des Kaiſers und der Kirche durchzuſetzen. Sogar Hadburg, die erſte Gemahlin König Heinrich's, war eine Nonne, um die er als Herzog förmlich warb, die er ſich nach alter Weiſe im Ringe der Seinen vermählte, als Herrin ſeines Hofes feiern ließ und gegen die Angriffe der Kirche behauptete. Herzog Miſeco von Polen, durch ſeine erſte Gemahlin bekehrt, erwies ſein junges Chriſtenthum nach deren Tode dadurch, daß er um 977 eine deutſche Nonne aus ihrem Kloſter entführte und heiratete, und Oda lebte geehrt an ſeiner Seite und ſühnte als Wohlthäterin der Kirche ihr Unrecht. Wenn uns von Nonnen aus niederem Stande Aehnliches nur gelegentlich berichtet wird, ſo wiſſen wir doch, daß entlaufene Nonnen zur Hohenſtaufenzeit ſogar in Dörfern hauſten und ſich unter den Bauern erhielten.*) Und es iſt Mißtrauen erlaubt gegen die Berichte ſpäterer Kloſterſchriftſteller, welche von Demuth und Gehorſam vornehmer Nonnen ausführlich berichten, und die niedrigen Dienſte, zu denen ſie ſich drängten, wie nach feſtſtehender Schablone herzählen, — auch iſt wohl eine geheime Bosheit der heidniſchen Göttin Poeſie, daß die ſpärlichen Stellen in Hroſvith's Dramen, bei denen die Darſtellung lebhafter und bewegter wird, gerade nicht aus dem Kreiſe klöſterlicher Vorgänge gewählt ſind.*)

---

*) Z. B. mit der Nadel und dem Unterricht, den ſie in weiblichen Arbeiten gaben. So bei dem Hofe des Meier Helmbrecht.

Sehr ſtreng urtheilte die fromme Hroſvith über die Liebe zwiſchen Mann und Weib, und die Stücke des Terenz waren ihr gerade recht, weil die leichtſinnige Verbindung römiſcher Jünglinge mit Hetären ein warnendes Beiſpiel gegen weltliche Luſt däuchte. Aber nicht lange war den Nonnen vergönnt, von ſtolzer Höhe die irdiſche Liebe zu betrachten. Als im zwölften Jahrhundert die geſammte Bildung verweltlichte, drang weltliche Poeſie und höfiſcher Ritterdienſt ſiegreich in die Nonnenklöſter. Es kam vor, daß auch in den Klöſtern das Spiel ritterlicher Liebeshöfe nachgeahmt wurde. Uns iſt in lateiniſchem Gedicht die Schilderung eines ſolchen Hofes bewahrt, welcher in einem Kloſter der Diöceſe von Toul an heiterem Maifeſt gehalten wurde. Es iſt — wohlgemerkt — nicht die zornige Schilderung durch einen Frommen, ſondern wohlwollende Darſtellung durch jemand, der dabei war, und der den Vorfall ganz in der Ordnung erachtet. Die Thüren werden verſchloſſen, die alten Nonnen abgeſperrt, nur einige verſchwiegene Prieſter zugelaſſen. Statt des Evangeliums wird von einer Nonne Ovid's Kunſt zu lieben vorgeleſen, zwei Nonnen ſingen Liebeslieder. Darauf tritt die Domina in die Mitte, als Mai gekleidet, in einem Gewande, das ganz mit Frühlingsblumen beſetzt iſt, und ſagt, Amor, der Gott aller Liebenden, habe ſie geſandt, um das Leben der Schweſtern zu prüfen. Vor die Richterin treten einzelne Nonnen und rühmen die Liebe zu geiſtlichen Herren, welche Geheimniß zu bewahren verſtehen; andere loben die Ritterliebe, aber ihre Auffaſſung wird von der Maigöttin höchlich gemißbilligt, weil die Laien nicht verſchwiegen und allzu veränderlich ſind. Zuletzt werden die Rebellinnen, welche Ritterliebe nicht meiden wollen, feierlich im Namen der Venus excommunicirt, unter allgemeinem Beifall, und Alle ſprechen Amen.*) Daß dieſe freie Hingabe an modiſche Spielereien nicht eine vereinzelte Erſcheinung war, lehren die Klagen ehrbarer Geiſtlichen und Laien, welche ſeit Ende des zwölften Jahrhunderts zahlreich werden. Ein Geiſtlicher z. B. klagt nach 1200 bitterlich über die greuliche Entartung der Nonnen, ſie wollen ſich von ihrem geiſtlichen Beirath nichts ſagen laſſen, ſind rachſüchtig, keifen und ſchelten; will man ihrer Lüderlichkeit wehren, ſo wagt man ſein Leben; die Nonnen wollen alles Ritterſpiel ſo frei ſehen, wie weltliche Frauen; und eßluſtig ſind ſie, es gibt ihrer, die zehn Rebhühner oder ein jähriges Ferkel vertragen, überall iſt in den Klöſtern Zorn, Haß und Neid; erregt ſchließt der Warner: „Ihr gebt ſo leicht Thränen bei euren Liebesgeſchichten aus, ſeid nicht ſparſam damit, mit den Thränen, die ihr aus bußfertigem Herzen weint, löſcht ihr das Höllenfeuer.“*)

---

*) Als Probe wird hier eine Stelle mitgetheilt. Paphnutius, ein weiſer Einſiedler, hat mit ſeinen Schülern ein langes theologiſches Geſpräch gehalten. Darauf: Schüler: Enthülle uns den Grund deiner Trauer, damit unſere Neugierde nicht länger Luftſchlöſſer baue. Paph.: Solltet ihr es erfahren, ihr würdet euch nicht freudig gebahren. Schüler: Nicht ſelten wird der betrübt, der ſeiner Neugierde Raum giebt, und doch können wir die unſere nicht überwinden, denn ſie gehört zu der irdiſchen Gebrechlichkeit allgemeinen Sünden. Paph.: Eine unehrbare Frau verweilt in dieſem Gau. Schüler: Dies iſt gefährlich für die Einwohner. Paph.: Sie überſtrahlt andere durch wunderſame Schönheit und iſt befleckt durch furchtbare Unſittlichkeit. Schüler: O Traurigkeit! — Wie heißt ſie? Paph.: Thais. Schüler: Jene hübſche? Paph.: Ja. Schüler: Ihre Schande iſt bekannt im ganzen Lande. Paph.: Kein Wunder, denn ſie iſt nicht zufrieden, mit Wenigen zum Untergange zu eilen, ſondern ſtrebt darnach, Alle durch die Künſte ihrer Schönheit zu rühren und mit ſich ins Verderben zu führen. Schüler: Es iſt jämmerlich. Paph.: Und nicht allein leichte Knaben verſchwenden ihre geringe Habe, um ſie zu beehren, ſondern auch gewaltige Herren verſchleudern keine geringe Menge koſtbarer Dinge, ſie damit zu beladen zu eigenem Schaden. Schüler: Wir hören und entſetzen uns. Paph.: Schaaren von Liebhabern ſtrömen ihr zu. Schüler: Sie zerſtören ihrer eigenen Seele Ruh'. Paph.: Und ſchmähen einander im Wahnſinn, wenn ſie mit verſtocktem Herzen ſtreiten, wer zu ihr ſoll ſchreiten. Schüler: Ein Laſter folgt aus dem andern. Paph.: Dann fangen ſie Kämpfe an, brechen mit der Fauſt einander Naſen und Ohren, oder wagen ſie gegenſeitig durch Waffen auszubohren, und begießen mit des herabfließenden Blutes Graus die Schwelle am Frauenhaus. Schüler: O abſcheulicher Frevel! Paph.: Wie? wenn ich unter der Maske eines Verehrers zu ihr ginge, ob ich ſie vielleicht von dem nichtigen Streben zurückbringe? Schüler: Der deinem Herzen eingeflößt den Willen, wird auch den Wunſch deiner Seele erfüllen u. ſ. w. — Der Einſiedler beſucht die hübſche Frau und bekehrt ſie durch Hinweis auf die Allgegenwart Gottes zu heiligem Leben und völliger Entſagung.

---

*) Das Liebesconcil, herausgegeben von G. Waitz in Haupt's Zeitſchrift VII, S. 160. Ton des Ganzen und Dürftigkeit der Gedanken beweiſen, wie Anderes, was wir ſonſt von dem geiſtlichen Treiben jener Zeit wiſſen, daß hier keine verleumdende Satire beabſichtigt iſt.

Noch einmal trat in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein frommer Rückſchlag gegen die leichtfertige Verweltlichung ein, in den Frauenklöſtern der Bettelorden wurde wieder ſtrenge Aſkeſe geübt, mit härenem Hemd und der Geißel, mit Nachtwachen und auf Strohlager ſuchten die geängſtigten Herzen wieder Verſöhnung mit dem gekreuzigten Chriſtus, diesmal in einer neuen Art der Frömmigkeit, myſtiſcher, träumeriſcher und der Welt gegenüber härter und feindlich geſpannt. Auch dieſes Aufflackern ſtrenger Zucht hatte keine Dauer. In dem weltlichen vierzehnten Jahrhundert verfielen die reich gewordenen Klöſter der Bettelorden dem Geſchick der Benedictiner, ſie kamen allmählich in Mißachtung; als die Reformation ſie aufhob, war ihre Bedeutung längſt dahin.

Keiner aber der ſpäteren Orden, welche ſich ſo zahlreich und zudringlich unter das Volk ſetzten, reicht durch ſeine Ordensthätigkeit nur entfernt an die Bedeutung, welche die alten Benedictiner für Cultur und Erziehung des Volkes haben. Deshalb hat auch das Geſchick mild über ihnen gewaltet. Sie wurden reich und bequem, und lebten als vornehme Herren ruhig fort, während andere Kuttenträger den Kriegsdienſt für die ſpätere Kirche übernahmen. Auch war hier und da immer noch ein Benedictiner-Kloſter der alten Größe eingedenk, und bot durch ſeine reichen Mittel gelehrten Brüdern behagliches Daſein und Förderung dankenswerther Arbeit. Bis in die Neuzeit haben ſie in ihren großen Bibliotheken der Wiſſenſchaft werthvolle Hilfsmittel aufbewahrt, und wer jetzt am Ufer der Donau oder in der Schweiz an dem Gebäude einer alten Abtei St. Benedict's vorübergeht und vielleicht die dunkle Geſtalt eines frommen Bruders in der ſonnigen Landſchaft ſchaut, welche vor tauſend Jahren durch die Vorgänger des Bruders mit Fruchtbäumen und Rebengeländen geſchmückt wurde, der darf den Mauern und dem Mönch einen fröhlichen Gruß zuwinken. Wir bauen anders und wir träumen anders als die alten Ordensbrüder und ihre Nachkommen, aber wir ſind ihnen recht von Herzen dankbar für großes Gut, das ſie dem deutſchen Leben gewonnen haben.

---

*) Buch der Rügen, Haupt's Zeitſchrift II, S. 70.

Unter den ſtattlichen Klöſter, welche durch Jahrhunderte Mittelpunkte der Landescultur geweſen ſind, iſt St. Gallen eines der ruhmreichſten. Gegründet von dem heiligen Gallus, dem Schüler des Columbanus, wurde es bei dem Tode Karl's des Großen durch ſeine gute Schule, die Kloſterzucht und eine große Anzahl begabter Männer eine hochberühmte Anſtalt, in dem Jahrhundert der Sachſenkaiſer wohl das beſte der deutſchen Klöſter, welches ſeine Schüler den Rhein hinab bis tief in das deutſche Land ſandte. Vieles von dem, was die fleißigen Mönche abſchrieben, dichteten, zur Lehre verfaßten, iſt uns erhalten. Zu den werthvollſten Ueberlieferungen gehört die Chronik des Kloſters, welche durch verſchiedene Verfaſſer bis in das dreizehnte Jahrhundert geführt, einen Schatz von Nachrichten über Lehre und Leben in der Clauſur enthält. Unter dieſen Verfaſſern der Kloſterchronik iſt einer, Ekkehard IV (etwa von 980—1060), von einzigem Werth, nicht als wenn er zu den gelehrteſten ſeiner

Zeit gehörte, auch nicht wegen beſonderer Zuverläſſigkeit ſeiner geſchichtlichen Mittheilungen, ſondern weil er mehr als irgend ein anderer Zeitgenoſſe, von dem uns Kunde geblieben iſt, wirkliches Darſtellungstalent und die Gabe beſitzt, Gehörtes und Erlebtes ausführlich, lebendig und mit wirkſamen Einzelzügen zu berichten. Die Charaktere der Brüder, Sitten der Zeit, Schickſale einer geiſtlichen Brüderſchaft treten in ſeiner behaglichen und friſchen Erzählung ſehr lebendig hervor. Unſere Alterthumswiſſenſchaft meinte ihm noch anderen Dank ſchuldig zu ſein, denn er galt lange für den Ueberarbeiter des Heldengedichts von Walthari und Hiltgund, deſſen lateiniſcher Text (zuerſt verfaßt von Ekkehard I, † 973) uns für den Verluſt einer deutſchen Dichtung aus dem Kreis unſerer Heldenſage entſchädigen muß. Iſt dieſes werthvollſte lateiniſche Gedicht des deutſchen Mittelalters aber auch nicht durch ihn ſelbſt, ſo iſt es doch durch ſeine Verwandten und Brüder in St. Gallen für uns bewahrt. Aus der Fülle des Stoffes, den er in ſeiner Chronik überliefert, iſt die Auswahl ſchwer; was hier gegeben wird, ſoll Einiges von den Schickſalen eines alten Kloſters und der Stellung der Mönche zu den vornehmen Laien ſchildern. Ekkehard erzählt in dem Latein des zehnten Jahrhunderts, dem man ſehr wohl die gute Kloſterſchule anmerkt, wie folgt*):

„Unſer Abt Engilbert hatte von König Heinrich die Abtei erhalten und ihm Treue geſchworen, und kehrte in Ehren entlaſſen zu uns zurück, als ein großes Unglück über uns kam. Denn die Ungarn hatten von der Noth des Reiches vernommen, fielen wüthend in Baiern ein und verwüſteten (im Jahre 924); ſie lagen lange vor Augsburg, wurden dort durch

---

*) **Ekkehardi IV. Casus S. Galli**, herausg. von **Ildephons de Arx** bei **Pertz: Monum. Scriptt. II, p. 75.** — J. v. Arx und ſogar J. Grimm (lateiniſche Gedichte S. 58) ſind dem Verfaſſer der beſten Memoiren aus der erſten Hälfte des Mittelalters nicht ganz gerecht geworden. — Man vergleiche jetzt die Abhandlung von E. Dümmler über Ekkehard IV in Haupt's Zeitſchrift N. F. II.

das Gebet des Biſchofs Udalrich, des allerfrömmſten Mannes ſeiner Zeit, verſcheucht, und drangen in Haufen nach Alemannien, ohne daß ſie jemand hinderte. Da zeigte der thätige Abt Engilbert, wie gut er ſich gegen Unglück zu wehren wußte. Denn als das Verderben herankam, mahnte er jeden einzelnen ſeiner Vaſallen, befahl den ſtärkern Brüdern, ſich zu bewaffnen, und ermuthigte die Hörigen. Er ſelbſt that, wie ein Rieſe des Herrn, das Stahlhemd an, zog die Kutte und Stola darüber und befahl den Brüdern ebenſo zu thun. „Bitten wir Gott, meine Brüder," ſagte er, „daß wir mit der Fauſt gegen den Teufel ebenſo ſtark werden, wie wir es bis jetzt im Gottvertrauen mit dem Geiſte geweſen ſind." Es wurden Speere gefertigt und Bruſtpanzer aus dicker Leinwand, Schleudern wurden geſchnitzt, feſte Breter und Weidengeflecht zu Schilden gemacht, Sparren und Spangen geſpitzt und am Feuer gehärtet.

Aber im Anfange glaubten mehre Brüder und Dienſtleute dem Gerücht nicht und wollten nicht fliehen. Es wurde aber doch ein Platz ausgeſucht, der wie von Gott dazu bereitet war, um einen Burgwall aufzuführen, am Fluſſe Sint-tria-unum, den einſt der heilige Gallus ſo genannt haben ſoll um der heiligen Dreieinigkeit willen, weil drei Bäche zu einem zuſammenfließen.*) Der Platz wurde auf ſchmalem Berghals durch abgehauene Pfähle und Baumſtämme umſchanzt, und es entſtand eine ſehr feſte Burg, wie der heiligen Dreieinigkeit würdig war. Eilig wurde der nothwendige Bedarf dorthin gebracht und eine Kapelle als Oratorium gebaut, in dieſe wurden die Kreuze und die Verzeichniſſe der Spender in den Kapſeln geſchafft, und dazu faſt der ganze Schatz der Kirche, außer den Büchern, welche auf den Geſtellen ſtanden. Dieſe hatte der Abt nach Reichenau geſendet, doch waren ſie dort nicht ganz ſicher. Denn als ſie zurückgebracht wurden, ſtimmte zwar, wie man ſagte, die Zahl, aber es waren nicht ganz dieſelben. Die Alten mit den Knaben gab er unter Aufſicht des Thieto nach Waſſerburg, das dieſer mit den Dienſtleuten, welche über dem See waren, ſorglich befeſtigte. Er befahl dieſen auch, Lebensmittel mit ſich zu nehmen, damit ſie längere Zeit auf den Schiffen bleiben konnten.

---

*) Der Name Sint-tria-unum, zu deutſch: es ſeien drei eines, iſt falſche Mönchsdeutung eines deutſchen Namens, der vielleicht in älterer Zeit Sintariuna, Quarzmurmler, hieß.

Die Späher ſtrichen bei Tag und Nacht auf wohlbekannten Pfaden und verkündeten die Ankunft der Feinde, damit man in die Verſchanzung fliehe (im J. 925), aber die Brüder hielten zu ſehr für unmöglich, daß der heilige Gallus jemals von den Barbaren überfallen werden könnte. Engilbert ſelbſt war dieſer Meinung, und trug faſt zu ſpät die werthvollſten Sachen des heiligen Gallus in die Burg. Deshalb wurde auch das Ciborium des heiligen Otmar den Feinden zurückgelaſſen. Denn die Feinde zogen nicht geſammelt, ſondern brachen in Schwärmen über Städte und Dörfer, weil niemand widerſtand, raubten und brannten aus und ſprangen unerwartet gegen Sorgloſe, wo ſie gerade wollten. Auch in den Wäldern lagen ihrer zuweilen hundert und weniger, um hervorzubrechen; nur der Rauch und der rothe Feuerſchein am Himmel verriethen, wo gerade die Haufen waren.

Es war aber damals unter den Unſern ein recht einfältiger und närriſcher Bruder, deſſen Rede und Thun oft belacht wurde, mit Namen Heribald. Ihn mahnten erſchrocken die Brüder, als ſie nach der Burg flohen, daß auch er fliehe. Er aber ſprach: „Meinetwegen fliehe, wer will, mir aber hat der Kämmerer in dieſem Jahre kein Leder zu meinen Schuhen gegeben, ich werde niemals fliehen.“ Da ihn aber die Brüder in der letzten Noth mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu weichen, ſo ſträubte er ſich ſehr und ſchwor, niemals den Weg zu machen, wenn ihm nicht ſein jährliches Leder in die Hand gegeben würde. Und ſo erwartete er furchtlos die eintreffenden Ungarn. Endlich flohen faſt zu ſpät die Brüder mit andern Zweiflern, durch den Schreckensruf geſcheucht: die

Feinde dringen heran. Er ſelbſt aber blieb unverzagt bei ſeiner Meinung und ſpazierte müßig auf und ab. Die köchertragenden Ungarn brachen ein, mit Wurfſpeer und Lanze drohend. Eifrig ſuchten ſie überall, kein Geſchlecht oder Alter hatte auf Erbarmen zu hoffen. Da fanden ſie den Bruder allein, der furchtlos in ihrer Mitte ſtand. Sie wunderten ſich, was er hier wollte und warum er nicht geflohen war. Die Führer befahlen den Mördern, ſeiner noch mit dem Eiſen zu ſchonen, und frugen ihn durch Dolmetſcher, und als ſie merkten, daß er ein großer Narr war, ſchonten ſie lachend ſeiner. — Den ſteinernen Altar des heiligen Gallus hüteten ſie ſich zu zerwerfen, weil ſie ſich früher häufig durch ähnliche Verſuche aufgehalten und nichts als Knochen und Aſche darin gefunden hatten. Endlich frugen ſie den Narren, wo der Schatz des Kloſters liege; er aber führte ſie rüſtig zu dem verborgenen Thürchen des Schatzhauſes, ſie erbrachen es, fanden darin nur Leuchter und vergoldete Kronleuchter, welche die eiligen bei der Flucht zurückgelaſſen hatten, und gaben ihm Ohrfeigen, weil er ſie getäuſcht hätte. Zwei von ihnen beſtiegen den Glockenthurm, denn ſie hielten den Hahn auf der Spitze für golden, weil der Gott eines Hauſes, das nach ihm genannt ſei, nur aus edlem Metall gegoſſen ſein könnte. Und als ſich einer heftig vorbeugte, um ihn mit der Lanze abzuſtoßen, fiel er von der Höhe in den Vorhof und kam um. Der andere ſtieg unterdeß zur Schmach des Gotteshauſes auf den Gipfel der öſtlichen Zinne und ſchickte ſich an, den Leib zu entleeren, da fiel er rückwärts und wurde ganz zerſchmettert. Dieſe beiden verbrannten ſie, wie Heribald ſpäter erzählte, zwiſchen den Thürpfoſten, und obgleich der flammende Scheiterhaufen den Thürbalken und die Decke heftig ergriff und mehre von ihnen um die Wette mit Stangen den Brand ſchürten, vermochten ſie doch nicht die Kirche des Gallus, auch nicht die des Magnus anzuzünden. Es lagen aber in dem gemeinen Keller der Brüder zwei Weinfäſſer, noch voll bis zum Spunde, die man ſo zurückgelaſſen hatte, weil in der Noth niemand die Ochſen anzuſchirren und zu treiben wagte. Dieſe Fäſſer öffnete keiner der Feinde, ich weiß nicht, aus welchem Zufall, vielleicht weil ſie auf ihren Beutewagen Ueberfluß daran hatten. Denn als einer von ihnen den Eſchenſpeer ſchwang und einen Reifen durchſchlug, da rief Heribald, der ſchon vertraulich mit ihnen verkehrte: „Laß das ſein, guter Mann. Was denkſt du denn, das wir trinken ſollen, wenn ihr weggegangen ſeid?“ Als der Ungar dies durch den Dolmetſch vernahm, lachte er und bat ſeine Genoſſen, die Fäſſer ſeines Narren nicht zu berühren.

Die Ungarn ſchickten Kundſchafter, welche die Wälder und Verſtecke ſorglich durchſuchen ſollten, und warteten, ob dieſe neue Kunde bringen würden. Endlich breiteten ſie ſich über den Vorhof und die Wieſe aus, um ihr Mahl zu halten. Ihre Führer ſetzten ſich auf den Kloſterplatz und ſchmauſten reichlich. Auch Heribald wurde bei ihnen, wie er ſelbſt ſpäter ſagte, beſſer geſättigt, als jemals in ſeinem Leben. Und als ſie nach ihrer Sitte auf dem grünen Gras ohne Seſſel ſich zur Mahlzeit lagerten, trug er für ſich und einen andern Geiſtlichen, der als Beuteſtück gefangen war, Stühlchen herzu. Die Ungarn aber zerriſſen die Schulterſtücke und die übrigen Theile der geſchlachteten Thiere noch halb roh ohne Meſſer mit den Zähnen und verſchlangen ſie, die abgenagten Knochen warfen ſie im Scherz einer auf den andern. Auch der Wein wurde in vollen Bottichen in die Mitte geſetzt, und jeder trank ohne Unterſchied, wie viel ihm beliebte. Als ſie durch den Wein warm wurden, riefen alle greulich ihre Götter an und zwangen den Geiſtlichen und ihren Narren daſſelbe zu thun. Der Geiſtliche aber verſtand ihre Sprache wohl, und ſie hatten auch deshalb ſein Leben geſchont. Er ſchrie laut mit ihnen, und als er in ihrer Sprache zur Genüge Unſinn geſchrien hatte, ſtimmte er die Antiphona vom heiligen Kreuz an, weil am nächſten Tage Kreuzerfindung war, und ſang unter Thränen

Sanctifica nos. Dies ſang auch Heribald, obgleich er eine rauhe Stimme hatte, eifrig mit ihm ab. Alle, die da waren, verſammelten ſich bei dem ungewöhnlichen Geſang der Gefangenen, ſie tanzten in überſtrömender Freude vor ihren Häuptlingen und rangen, andere kämpften auch mit den Waffen, um zu zeigen, wie gut ſie das Kriegswerk verſtünden. Bei dieſer Luſtigkeit hielt jener Geiſtliche die Zeit für günſtig, um ſeine Befreiung zu bitten; der Unglückliche flehte die Hilfe des heiligen Kreuzes an und warf ſich weinend den Häuptlingen zu Füßen. Dieſe aber in wildem Sinn gaben ihrem Gefolge durch Pfeifen und greuliches Grunzen einen Befehl. Die Krieger ſprangen wüthend herzu, packten den Menſchen im Umſehen und zogen ihre Meſſer, um an ſeinem geſchornen Haupt den Muthwillen zu üben, welchen die Deutſchen das Picken nennen, bevor ſie ihn umbrächten.

Während ſie ſich dazu rüſteten, kamen die Späher aus dem Walde, der auf die Burg zu liegt, plötzlich heran, und gaben Zeichen durch Horn und Ruf. Sie meldeten, daß eine Burg mit bewaffneten Schaaren beſetzt ganz in der Nähe ſei. Da ſprangen die Ungarn jeder für ſich eilig aus dem Thor, ließen den Geiſtlichen und Heribald allein im Kloſter zurück, und ordneten ſich nach ihrer Gewohnheit ſchneller, als Jemand glauben ſollte, zum Treffen. Als ſie aber die Beſchaffenheit der Burg erfuhren, daß ſie nicht zu belagern ſei, daß eine lange und ſchmale Höhe den Angreifenden nur mit dem größten Verluſt und ſicherer Gefahr zugänglich werde, und daß die Vertheidiger, wenn ſie Männer ſeien, niemals vor ihrer Menge weichen würden, ſolange ſie Lebensmittel hätten, da ſtanden ſie endlich von dem Kloſter ab, weil ſein Gott Gallus Macht über das Feuer habe. Sie zündeten einige Häuſer des Dorfes an, die ſie noch ſehen konnten (denn die Nacht brach herein), geboten durch Horn und Ruf Stillſchweigen und zogen auf dem Wege nach Conſtanz ab. Die Burgleute aber meinten, daß das Kloſter brenne, und verfolgten ſie, als ſie den Abzug erfuhren, auf Seitenwegen; ſie bekamen ihre Späher, die dem Haufen weit vorausgezogen, zu Geſicht, töteten einige und führten einen Verwundeten gefangen mit ſich. Die übrigen retteten ſich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch das Horn ein Zeichen, man ſollte ſich wahren. Die Ungarn aber beſetzten ſo ſchnell als möglich das Feld und die Ebene, rüſteten friſch zum Treffen, ſtellten Karren und den übrigen Troß im Kreiſe umher, theilten die Nacht in Wachen, lagerten ſich im Graſe und überließen ſich ſchweigend dem Wein und Schlaf. Am erſten Morgen brachen ſie in die nächſten Dörfer, ſuchten und raubten, was etwa die Flüchtlinge zurückgelaſſen hatten, und brannten alle Häuſer aus, bei denen ſie vorbeikamen.

Aber Engilbert, der die ausfallende Schaar anführte, ſandte die Mehrzahl der Seinen nach der Burg zurück, er ſelbſt zog mit wenigen gleich beherzten vorſichtig zum Kloſter, zu ſpähen, ob Feinde im Hinterhalt zurückgeblieben waren. Ihn dauerte der närriſche Bruder Heribald, der doch von guter Geburt war, und ſie ſuchten eifrig nach ſeinem Leichnam, ihn zu beſtatten. Doch ſie fanden ihn nirgend, denn mit Mühe vom Geiſtlichen überredet, hatte er mit dieſem den Gipfel des nächſten Berges erſtiegen und lag dort in Wald und Buſch verborgen. Da beklagte Engilbert, daß die Feinde den Einfältigen als Sklaven weggeführt hatten, er wunderte ſich auch, daß die Weinfäſſer von den trunkſüchtigen Feinden gemieden waren, und dankte Gott. Darauf machten ſie eilig den Morgengeſang zum Lob des heiligen Kreuzes ab, ſo leiſe als ſie konnten, ſtaunten über die Thürpfoſten und die durchgebrannte Decke, wichen ſchnell von der Stätte und ſuchten ſchweigend die Klauſe der Wiborada auf, ob ſie noch lebe, und als ſie ſahen, daß ſie für den Glauben getötet war*), wagten ſie nicht zu zögern, überſtiegen den nächſten Berg, und kamen endlich durch bekannte Wildniß eilig in der Burg an, bereit entweder tapfer zu ſterben, oder die Burg mannhaft durch ihre Hand zu vertheidigen.

---

*) Die fromme Wiborada, eine „Eingeſchloſſene“, wollte die kleine Zelle, in welche ſie feierlich eingeſiegelt worden war, trotz dem Flehen des Abtes nicht verlaſſen, und wurde von den Ungarn getötet.

Aber der Geiſtliche nahm den Heribald mit ſich, denn ſie ſahen die Burg von ihrem Berge; und ſie kamen in der Morgenſtunde an. Da die Wächter ſie von fern noch in der Finſterniß erblickten, hielten ſie die beiden für Späher und riefen die Gefährten. Und ſie brachen rüſtig aus, erkannten den Heribald, waren aber zuerſt wegen des Geiſtlichen bedenklich, doch nahmen ſie ihn in die Mauer auf, und als ſie ſeine ganze Tragödie gehört hatten, pflegten ſie ihn gaſtfrei um Chriſti und ihres Gefangenen willen, deſſen Sprache er verſtand. Allmählich erfuhren ſie durch dieſe beiden das ganze Verhalten der frevelhaften Feinde. Der Ungar wurde getauft, nahm ein Weib und zeugte Söhne.

Weil man aus Erfahrung wußte, daß die Ungarn zuweilen zurückkehrten, fällten die in der Burg die Bäume des Waldes auf dem Zugange zum Kaſtell, warfen einen tiefen Graben auf und gruben an einer Stelle, wo Binſen wuchſen und Waſſer anzeigten, einen ſehr tiefen Brunnen und fanden ſehr reines Waſſer. Auch den Wein, welchen die Ungarn dem Heribald zugetheilt hatten, trugen ſie in Krügen und allerlei Gefäßen heimlich bei Tage und Nacht in ſchnellem Laufe herzu. So hauſten ſie und riefen den Herrn unabläſſig an. Aber unſer Engilbert ſah den Himmel in der Runde bei Tag und Nacht von Feuer geröthet, er wagte nicht mehr Späher auszuſchicken, hielt ſich aber in ſeiner Burg mit den Seinen feſt, nur zuweilen ſchickte er die Beherzten in das Kloſter, dort Meſſe zu leſen, und bewahrte mit Mühe ſeine Ruhe, bis ſie zurückkehrten.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung ermuthigte die Brüder ſehr der eifrige Bericht des Heribald und des Geiſtlichen über die Feinde. Die klügern Brüder freuten ſich, daß der gute

Gott ſo gnädig gegen die Einfalt geweſen war, und daß er auch die Thoren und Schwachen mitten unter Schwert und Spieß der Feinde zu ſchützen nicht unterließ. Wenn ſie in der Ruhezeit den Heribald frugen, wie ihm ſo zahlreiche Gäſte des heiligen Gallus gefallen hätten, antwortete er: „Ei, ſehr gut; glaubt mir, ich habe nie in unſerem Kloſter luſtigere Leute geſehen, denn ſie ſind ausnehmend freigebige Spender von Speiſe und Trank. Was ich bei unſerem zähen Kellermeiſter kaum durch Bitten erlangen konnte, daß er mir auch nur einmal einen Trunk reichte, wenn ich durſtete, das gaben ſie mir, wenn ich bat, im Ueberfluß.“ Und der Geiſtliche verſetzte: „Und wenn du nicht trinken wollteſt, zwangen ſie dich durch Ohrfeigen dazu.“ „Das iſt wahr,“ beſtätigte er, „dies Einzige mißfiel mir ſehr, daß ſie ſo eine grobe Art hatten. Ich ſage euch, fürwahr, nie habe ich in dem Kloſter des heiligen Gallus ſo grobe Leute geſehen, nicht nur in der Kirche und im Kloſter, ſondern auch draußen auf der Wieſe trieben ſie es wild. Denn als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, ſie möchten an Gott denken und in der Kirche ſchweigſamer wirthſchaften, verſetzten ſie mir ſchwere Nackenſchläge; aber ſogleich machten ſie gut, was ſie gegen mich verſehen hatten, denn ſie boten mir Wein, was niemals einer von euch gethan hat.“ So unterhielten ſich die Unſern furchtlos von ihrem Unglück, ſo oft ſie Muße hatten, und riefen unabläſſig Gott an. Da aber das Gerücht, wie es zu geſchehen pflegt, heranflog, die Feinde wären zurückgekehrt und ſchalteten wieder im Kloſter, da bat der Narr flehentlich, man möchte ihn herauslaſſen, daß er zu ſeinen lieben Leuten käme.

Die Burgleute und die von Waſſerburg, welche viel auf den Schiffen waren, weil die Feinde keine hatten, harrten einige Tage auf das Ende des feindlichen Unwetters. Endlich hörten ſie, daß die Vorſtadt von Conſtanz niedergebrannt war, die Stadt ſelbſt durch Waffen vertheidigt wurde, daß auch Reichenau die Schiffe entfernt hatte und ringsum von Schaaren Bewaffneter glänzte, und daß die wilden Feinde auf beiden Ufern des Rheins Alles durch Feuer und Mord verwüſtet hatten und über den Strom geſetzt waren. Da wagten ſie endlich ſicher in das Kloſter zurückzukehren. Sie ſäuberten die heiligen Orte, unterſuchten die Werkſtätten, luden den Biſchof, baten ihn Alles mit geweihtem Waſſer zu beſprengen, und entfernten ſo alle Gewalt des Teufels.“ — —*)

„Vor jenem Ungarneinfall hatte ein Graf Udalrich vom Stamme Karl's zur Gemahlin die Wendilgard, ein Tochterkind des Königs Heinrich. Als Udalrich auf ſeinem Sitz Buchhorn Kunde erhielt, daß die Ungarn in Baiern, wo er Güter hatte, eingefallen waren, ſo griff er mit Andern die Feinde an, wurde beſiegt, gefangen und nach Ungarn geführt. (Wer aber die Ungarn für Avaren hält, irrt ſehr.) Wendilgard nun wurde, da das Gerücht meldete, ihr Mann ſei gefallen, als Witwe umfreit, wollte ſich aber auf göttliche Eingebung nicht vermählen, ſondern bat den Biſchof Salomo um Erlaubniß zum heiligen Gallus zu ziehen. Dort baute ſie ſich eine Kemenate neben der Wiborada, lebte von dem Ihrigen und ſpendete den Brüdern und den Armen viel für die Seele ihres verſtorbenen Gemahls. Da ſie aber lüſtern nach Leckereien war und immer nach Veränderung begierig, weil ſie zärtlich erzogen und daran gewöhnt war, ſo wurde ſie von der Wiborada geſcholten, es ſei einer Frau kein Zeichen von Zucht, mannigfaltige Speiſe zu begehren. Als ſie nun an einem Tage vor der Klauſe der Jungfrau in Unterhaltung ſaß, bat ſie dieſe um Aepfel, wenn ſie ſüße hätte. „Ich habe ſehr gute, wie die armen Leute eſſen,“ ſagte die Andere, brachte ganz ſaure Holzäpfel heraus und gab ſie der begehrlichen, welche ihr die Aepfel aus der Hand riß. Die Witwe des Grafen aber hatte kaum einen halben hinuntergeſchluckt, da verzog ſie Geſicht und Augen, warf das übrige weg und ſagte: „Du biſt herb und herb ſind deine Aepfel,“ und da ſie gut unterrichtet war, ſetzte ſie lateiniſch hinzu: „Hätte der Schöpfer alle Aepfel ſo gemacht, ſie hätten die Eva nie ins Unglück gebracht.“ *) „Richtig,“ ſagte die Andere, „haſt du die Eva genannt, ſie war ebenſo lüſtern wie du nach guter Koſt, und wie du hat ſie beim Genuß eines Apfels geſündigt.“ Die edle Frau ging davon, beſchämt durch die niedrige Magd. Seitdem legte ſie ſich Zwang auf, enthielt ſich der Leckerbiſſen, die ihr vorkamen, und wuchs bei dieſer großen Mahnerin in kurzer Zeit ſo in der Gnade, daß ſie den erwähnten Biſchof bat, ihr mit Bewilligung der Synode den heiligen Schleier aufzulegen, den ſie vorher nicht gewollt hatte. Danach entäußerte ſie ſich ſo ſehr ihres weltlichen Sinnes, daß ſie ſelbſt nach dem Tode der Rachildis, welche in der Büßerzelle auf die Wiborada folgte, eingeſchloſſen werden wollte.

---

*) Auf den guten Abt Engilbert folgte Thieto; dann ein harter Mann, Kraloh, der mit den Brüdern nicht in gutem Frieden lebte. Einer ſeiner Dienſtleute blendete einen widerſpenſtigen Mönch des Kloſters, den er auf der Flucht ergriff; der Dienſtmann wurde von den Verwandten des Mönchs erſchlagen, der Abt hart verfolgt. Doch gedieh das Kloſter unter der Leitung des tüchtigen Dekan Ekkehard I, der wegen eines körperlichen Fehlers nicht ſelbſt Abt werden wollte.

Unterdeß kam der vierte bittere Jahrestag, ſeit Wendilgard ihren Gemahl verloren, ſie ging an dieſem Tage nach Buchhorn, ſpendete und gab den Armen. Da, ſiehe, war Udalrich durch einen Zufall der Gefangenſchaft entronnen; er barg ſich mit heimlicher Liſt unter den übrigen Zerlumpten und rief ſie um ein Gewand an. Sie aber ſchalt ihn, daß er zuchtlos und zu keck bettle, und gab ihm doch unwillig ein Kleid. Er aber ergriff die Hand der ſpendenden mit dem Kleide, zog ſie an ſich, umarmte und küßte ſie, ſie mochte wollen oder nicht. Und als ihm die Andern mit Backenſtreichen drohten, warf er die langen Haare über ſeinem Antlitz auf den Hals zurück und rief: „Laßt eure Backenſtreiche, ich habe ihrer genug erhalten, und erkennt euren Herrn Udalrich.“ Die Dienſtmannen

---

*) Wortſpiel mit malum, Apfel, und malum, Uebel.

hörten erſtaunt die Stimme des Herrn; ſie erkannten das wohlbekannte Antlitz hinter den Haaren und begrüßten ihn mit lautem Ruf, die Dienerſchaft ſchrie: „Heil!“ Wendilgard aber ſah ſtarr zur Seite, ſie meinte von einem Fremden Schmach erlitten zu haben. „Jetzt erſt fühle ich,“ rief ſie, „daß mein Udalrich tot iſt, da ich ſolche Gewaltthat von einem Fremden erdulden muß.“ Jener aber reichte ihr ſeine Hand, die durch eine ſehr deutliche Narbe kenntlich war, zum Berühren; da wachte ſie wie aus dem Traume auf und rief: „Mein Herr, du liebſter unter allen Menſchen! Sei gegrüßt, mein Herr, ſei gegrüßt, du holder in Ewigkeit.“ Und ſie küßte und umarmte ihn und ſprach: „Hüllt euren Herrn in ein Gewand und eilt ihm zur Stunde ein Bad zu rüſten.“ Als er aber gekleidet war, ſagte er: „Komm zur Kirche!“ und auf dem Wege: „Ich bitte dich, wer hat deinem Haupt dieſen Schleier aufgeſetzt?“ Und da er hörte, daß dies der Biſchof in der Synode gethan hatte, ſagte er leiſe zu ihr: „Ich darf dich nicht mehr umarmen, außer mit ſeiner Erlaubniß.“ Unterdeß wurden von den Geiſtlichen, welche zahlreich an dieſem Gedenktage zuſammengekommen waren, Lobgeſänge angeſtimmt, von dem Volke der Schluß geſungen. In Freude feierten ſie die Meſſe für den Lebenden, nicht für den Toten. Er aber ging in das Bad, die Kunde flog umher und führte, wie zu geſchehen pflegt, Viele herzu. Ein Gaſtmahl wurde angeſtellt, viele Tage dauerte die Freude.

Demnächſt trat die Synode zuſammen; Udalrich forderte ſeine Gemahlin, die er Gott entzogen hatte, von dem Biſchof zurück, der Schleier wurde ihr durch die Hand des Biſchofs abgenommen und nach Beſtimmung der Synode im Kirchenſchrein verwahrt, damit ſie ihn als Witwe wieder anlege, wenn ihr Gatte vor ihr ſtürbe. Darauf wurde von neuem die Vermählung gefeiert. Die Frau wurde guter Hoffnung; in Begleitung ihres Gatten ging ſie ihren Gallus und die heiligen eingeſchloſſenen Büßerinnen an und gelobte, wenn ſie einen Sohn gebären ſollte, ihn dem heiligen Gallus als Mönch zu weihen. Aber als die Zeit kam, wo ſie ſich der Geburt näherte, hatte ſie ein Unglück, und ſtarb vierzehn Tage vor der rechtzeitigen Entbindung. Das Kind wurde gerettet und in Speck eines friſch geſchlachteten Schweines gewickelt, wo es ſeine Haut erhalten ſollte; und da ſich in kurzem zeigte, daß es von gutem Verſtand war, ſo wurde es getauft und Purchard genannt. Als das Kind von der Bruſt der Amme entwöhnt war, legte es der Vater auf den Altar des heiligen Gallus, wie er mit der Mutter gelobt hatte, und weihte es dieſem zugleich mit der Flur von Hoſten (Höchſt) und dem Zehnten, und beweinte ſehr die Mutter.

Der Knabe wurde in dem Kloſter aufgezogen, ein zärtliches Kind, ſehr ſchön von Antlitz. Die Brüder aber pflegten ihn Ungeboren zu nennen; und weil er vor der Zeit zur Welt gekommen war, ſo konnte ihn keine Fliege ſtechen, ohne daß Blut herauskam; deshalb verſchonte ihn auch ſpäter der Lehrer mit Ruthenſtreichen. Auch als er heranwuchs, blieb er treu der angebornen Tugend, obgleich er von Fleiſch ſchwach war, die Reiſe ſeines Geiſtes war dem unreiſen Leibe voraus. Und als er die Tugenden durch lange Uebung ſich zur Natur gemacht hatte, ſo übertrug der Stellvertreter des Abts, Ekkehard, auf dieſen Vater von ſo guter und edler Art die Würde, welche ihm ſelbſt angeboten war, mit allgemeiner Beiſtimmung (im Jahre 958). Und Purchard wurde darauf mit erwählten Brüdern zu dem großen Otto nach Mainz geſandt, als dieſer nach Beſiegung des Königs Knud aus Schleswig zurückkehrte. Da der König den Purchard, den er wohl kannte, von weitem erblickte, rief er: „Komm heran, mein Kleiner, und küſſe mich.“ Denn er war klein und ſchön von Antlitz. Er ſtreichelte ihn unter dem Mantel und liebkoſte ihn. Als er aber den Abtſtab ſah, ſprach er: „Iſt euer Abt geſtorben, der ſeine Mönche blendete?“ Und ſie antworteten: „Geſchieden iſt unſer Abt, o Herr, jetzt ſteht bei Gott allein, was er geweſen.“ Darauf küßte der König die einzelnen Mönche und ſagte: „Ich ſehe, was ihr wollt, aber ich weiß nicht, wen ihr wollt.“ Darauf ſprachen ſie: „Ihn ſelbſt, den du umarmt haſt, unſern Herrn Purchard.“ Bei dieſen Worten fielen ſie auf die Knie. Er befahl ihnen aufzuſtehen. Sie ſagten: „Auch unſer Vater Ekkehard, der Stellvertreter, ſendet euch Gebet und Heilwunſch, und wünſcht, daß ihr in dieſem Fall euch früherer Verſprechen erinnert.“ „Ich fürchte,“ verſetzte der König, „ihr ſeid der ſtrengen Zucht müde, welche eure Väter vor allen andern gepflegt haben, und habt euch auf dieſen Kleinen vereinigt, der euch ſanft und nachſichtig ſein ſoll; weshalb habt ihr den hochſinnigen Mann nicht gewählt, deſſen Gruß ihr mir bringt?“ Darauf trugen ſie den ganzen Verlauf der Wahl nach der Ordnung vor und ſprachen: „Außerdem war dieſer hier bis jetzt auch gar nicht ſo nachſichtig in der Zucht, daß man meinen könnte, er werde ſie irgend einmal vernachläſſigen.“ Als der König dies hörte, wurde er ruhig, wandte ſich zu Purchard, hielt das Kinn deſſelben in der Hand und ſagte mit zärtlichen Worten: „Willſt du mein kleiner Abt ſein? Wenn es Gottes Wille iſt, mag es meinetwegen geſchehen.“

Darauf nahm er ihn mit ſich in die Kirche zu der Königin und ſprach: „Hier empfehle ich deiner Gunſt meinen Neffen, der jetzt mit deiner Hilfe Abt werden ſoll.“ Und ſogleich wurde das Gebet geſprochen, der König nahm den Stab und gab ihn dem Purchard unter den Worten, womit eine Abtei ertheilt wird. Er ſelbſt hob das Te deum laudamus an und mahnte alle Anweſenden, in den Geſang einzuſtimmen.

Darauf wurde Purchard fröhlich vom Kaiſer entlaſſen und kehrte nach Hauſe zurück. Wie ſchön er ſich aber nach den Rathſchlägen Ekkehard's verhielt, das wiſſen die Armen und ein Theil der Brüder und Dienſtleute, die noch am Leben ſind, zuweilen unter Thränen zu bezeugen. Purchard erfreute ſich gar ſehr daran Almoſen zu geben, wie er von ſeiner Kindheit gewöhnt war, weil er jetzt mehr Mittel hatte, und er gab nicht nur den Dürftigen und Fremden, ſondern er vertheilte und ſchenkte auch öffentlich und heimlich den armen Brüdern und Dienſtleuten.

Da er dies emſig Tag und Nacht that und zuweilen halb nackt und barbeinig nach Hauſe kam, ſo tadelte ſein Kämmerer, ein gewiſſer Richere, der Sohn ſeines Bruders, häufig im Geheimen, daß ſeine Kammer die Verſchwendung nicht aushalten könnte, denn kaum hätte er etwas weggenommen, ſo forderte er immer Anderes. Er aber ſchalt ſeinen Neffen, er möge ihm nicht läſtig werden, und ſagte: „Wenn du mir nicht geben willſt, was ich verlange, ſo weiß ich einen Andern, der mir helfen wird, ſo viel er helfen kann.“ Damit meinte er den Dekan Ekkehard. „Denn er trägt mir häufiger zu als du, was ich den Armen geben kann, Röcke und Hemden, Stiefeln und Schuhe und alles Uebrige bis auf den Gürtel, und er ſteckt es mir auch unter die Bettdecke, damit ich es dort finde.“

Ekkehard nämlich war auch für ſein Theil ſehr eifrig mit Almoſen, und ich will etwas Luſtiges von ihm erzählen. Er hatte einen von den Dienſtleuten dazu beſtimmt, die Armen oder Fremden, die er ihm angab, heimlich in dem dafür beſtimmten Hauſe zu waſchen, zu ſcheren, zu kleiden und zu erquicken, und bei Nacht mit dem Gebot, daß ſie gegen niemand davon reden ſollten, hinaus zu laſſen. Da traf es ſich einſt, daß er ihm einen Gelähmten, der von Haus ein Welſcher war und auf einer Karre herangefahren wurde, nach Gewohnheit überwies. Der Menſch war dick und wohlgenährt, und als der Diener nach Befehl hinter ſich und ihm die Thüre verſchloſſen hatte, vermochte er ihn kaum mit aller Anſtrengung ſeiner Kraft in die Badewanne zu wälzen. Da ſchimpfte er, denn er war von heftiger Art, und ſagte: „Jetzt weiß ich wirklich keinen einfältigern Menſchen, als meinen Herrn, er vermag nicht zu unterſcheiden, wer Gutthaten verdient, daß er mir einen ſo fetten Schlingel auf den Rücken geladen hat.“ Aber dem Gelähmten erſchien das Badewaſſer zu heiß, und er rief in ſeinem Romaniſch: „cald, cald est!“ Weil das nun in der deutſchen Sprache „es iſt kalt“ bedeutet, ſagte der Diener: „Nun, ich will dir's warm machen.“ Er ſchöpfte Waſſer aus dem kochenden Keſſel und goß es in das Bad. Der Andere ſchrie mit ſchrecklicher Stimme: „Ei mi, cald est.“ „So?“ ſagte der Diener, „wenn es noch kalt iſt, ſo will ich dir's jetzt, ſo wahr ich lebe, warm machen,“ und er ſchöpfte noch mehr heißes und goß es zu. Aber der Andere konnte die Hitze des brodelnden Waſſers nicht vertragen, er vergaß ſeine Lähmung, erhob ſich ſchnell, ſprang aus dem Bade, lief hurtig zur verſchloſſenen Thür, um zu fliehen, und arbeitete eine Weile an dem Riegel. Als nun der Diener ſah, daß der Menſch ein Betrüger war, riß er im Umſehen ein glimmendes Scheit vom Feuer und maß dem Nackten ungezählte Streiche auf. Als Ekkehard den Lärm und die Stimmen in dem Oberhaus hörte, fuhr er heftig deutſch und romaniſch auf beide los, welche ſchnell herabkamen, und ſchalt den Einen, warum er ihn betrogen hätte, und den Andern, warum er die Strafe des Menſchen nicht ihm überlaſſen hätte. „Ei ja,“ verſetzte der Diener, „mein geſtrenger Herr, du würdeſt ihm ſchön die Tarnhaut gerben und dieſem Betrüger mehr als ich aufzählen. Sicher würdeſt du's ganz anders treiben; du hätteſt dieſen Böſewicht bekleidet und beköſtigt und bei Nacht mit einem Kuß entlaſſen, und wie ich dich kenne, hätteſt du es trotz alledem auch jetzt ſo gemacht.“ Und Ekkehard ſagte: „O du Schelm, darf ich nicht thun, was ich will?“ Darauf ſtrafte er den Menſchen mit Worten, zwang ihn zu ſchwören, daß er nie wieder ſolchen ſchlechten Streich begehen würde, und entließ ihn.

Dies halte ich für den rechten Ort, um von ſeinem Schweſterſohn Ekkehard zu reden, unſerem Mönche, den er und Gerald eifrig unterrichtet hatten. Ich beginne damit ein ſchweres Werk, denn ich fürchte, man wird mir nicht glauben, weil es jetzt gar keine ſolchen Männer gibt, oder doch nur ſehr wenige. Er war ſo ſchön von Angeſicht, daß die Leute, welche ihn anſahen, um ſeinetwillen ſtehen blieben, wie auch König Otto der Rothe von Sachſen über ihn ſagte: „Niemals hat einem die Kutte des heiligen Benedict vornehmer geſeſſen.“ Er war von hoher Geſtalt, einem Kriegsmanne ähnlich, von gleichmäßigem Wuchs und funkelnden Augen, die ſo waren, wie jemand zum Auguſtus ſagte: „Ich kann den Glanz deiner Augen nicht vertragen.“ Weisheit und Beredſamkeit, vor allem aber klugen Rath hatte er wie der Beſte ſeiner Zeit. In blühender Jugend freute ihn mehr der Ruhm als die Demuth, wie bei ſo geartetem Manne natürlich war, aber ſpäter war das nicht ſo, denn die Zucht, welche keinen Stolz leidet, wurde an ihm ſehenswerth. Er war ein guter und ſtrenger Lehrer; denn als er bei dem heiligen Gallus beiden Schulen vorſtand,*) wagte niemand, außer den kleinen Putzen, mit den Geſpielen ein anderes Wort zu ſprechen als nur Latein, und die er zu ungeſchickt für das Studium fand, beſchäftigte er mit Abſchreiben und Buchſtabenzeichnen. In beidem war er ſelbſt ſehr geſchickt, beſonders in großen Anfangsbuchſtaben und in der Vergoldung. In der Wiſſenſchaft aber unterrichtete er gleich ſorgfältig die aus dem Mittelſtande und die Vornehmen.**) Groß war die Zahl, welche er beim heiligen Gallus und anderswo in die Höhe brachte, mehre von ihnen ſah er ſelbſt noch als Biſchöfe, wie einſt zu Mainz im Concilium, wo ſechs Schüler, die damals Biſchöfe waren, bei ſeinem Eintritte aufſtanden und ihn als Lehrer grüßten. Und der Erzbiſchof Wilegis winkte ihm und küßte ihn und ſprach:

---

*) Der Schule in der Clauſur und der äußern.

**) Seit Beginn des Mittelalters wird in der Geſellſchaft ein Unterſchied gemacht zwiſchen Gemeinen (Unfreien), Mittlern (Freien oder ritterlichen Dienſtmannen) und Edlen (Angehörigen der großen Herrengeſchlechter). In St. Gallen waren unter den Mönchen mehre von Herrengeſchlecht, ſelten ein Unfreier.

„Mein würdiger Sohn, auch du wirſt einſt mit ihnen auf den Thron geſetzt werden,“ und als Ekkehard ihm zu Füßen ſank, hob er ihn achtungsvoll mit der Hand auf. Und da wir das ſpätere Schickſal des Mannes vorweg genommen haben, wollen wir jetzt zu ſeinen früheren Thaten kommen.

Auf Duellium (Hohentwiel) wohnte Hadwig, Tochter des Herzogs Heinrich, nach dem Tode ihres Gemahls Burchard verwittwete Herzogin der Schwaben; ſie war eine ſehr ſchöne Frau, aber gegen ihre Leute gar zu hart, und deshalb weit und breit dem Lande ein Schrecken. Als kleines Kind war ſie dem Griechenkönig Conſtantin verlobt, und wurde in griechiſcher Wiſſenſchaft gar ſehr unterrichtet durch ſeine Eunuchen, welche deshalb geſchickt waren. Aber als ein Eunuch, der Maler war, ſie genau anſah, um das Bild der Jungfrau ganz ähnlich abzumalen und ſeinem Herrn zu ſchicken, da war ihr die Vermählung ſo verhaßt, daß ſie den Mund und die Augen verzerrte. Sie verſchmähte den Griechen hartnäckig; dann lernte ſie lateiniſche Wiſſenſchaft, und Herzog Burchard heiratete ſie mit ihrem reichen Schatz, er war aber ſchon alt und untüchtig, ſtarb bald darauf, und hinterließ ſie — wie bekannt — als Mädchen mit Schatz und Herzogthum.

Als dieſe Witwe einſt den heiligen Gallus aufſuchte um zu beten, nahm ſie unſer Abt Burchard als ſeine Nichte feſtlich auf und wollte ihr Geſchenke machen; ſie aber ſagte, ſie wollte kein anderes Geſchenk haben, als daß er den Ekkehard ihr auf einige Zeit als Lehrer nach Hohentwiel überließe. Denn da Ekkehard Pförtner war*), hatte ſie ſich ſchon vorher insgeheim über ſeinen guten Willen mit ihm verſtändigt. Dies gab der Abt ungern zu, auch der Oheim, der Dekan Ekkehard, rieth ab, er aber ſetzte doch durch, worum er gebeten war. Er kam am verabredeten Tage nach Hohentwiel, ungeduldig erwartet, ſie nahm ihn höher auf, als er ſelbſt wollte, und führte ihren Lehrer, wie ſie ſagte, an der Hand in das Gemach, welches zunächſt an dem ihrigen war. Dort trat ſie bei Nacht und Tag mit einer vertrauten Dienerin ein um zu leſen; doch ſtanden immer die Thüren offen, damit Niemand Grund zum Argwohn hätte, wenn er ſich ſolcher Gedanken unterfangen wollte. Oft fanden dort Dienſtmannen und Ritter, auch die Vornehmen des Landes beide zuſammen über den Büchern oder in gelehrtem Rath. Durch ihre harte und wilde Art aber empörte ſie den Mann oft, und vielmals wäre ihm wohler zu Hauſe geweſen, als bei ihr zu wohnen. So hatte er ſelbſt aus Demuth geboten, das Rückentuch und den Vorhang ſeines Bettes wegzunehmen, ſie aber befahl den zu züchtigen, der dies weggenommen hatte, und wurde kaum durch große Bitten ihres Lehrers abgehalten, dieſem Menſchen Haut und Haare vom Kopfe ziehen zu laſſen.

---

*) Der Pförtner hatte die Gäſte zu empfangen, war gegen Fremde Vertreter des Kloſters, und wohnte außerhalb der Clauſur.

Wenn Ekkehard an einem Feſt oder ſonſt einmal zum Beſuch nach Hauſe kam, da war luſtig, welche ſchöne Geſchenke ſie dem Manne zu Schiffe nach Steinach vorausſchickte. Immer dachte ſie angelegentlich darauf, ihm etwas zurecht zu machen, was er ſelbſt gebrauchen oder dem Gallus darbringen konnte. Unter dieſen Geſchenken, ſeidenen Oberkleidern, Prieſtermänteln und Stolen, iſt auch die Alba, in welcher die Hochzeit der Philologie mit Gold eingeſtickt iſt, außerdem die Dalmatica und ein Diakonengewand faſt ganz von Gold; dies Gewand aber nahm ſie ſpäter mit ihrer trügeriſchen Liſt zurück, weil der Abt Immo ihr ein Geſangbuch (Antiphonarium), das ſie forderte, verſagte.

In dieſer Zeit war der Mund der Neider, wie immer, gegen die Mönche geſchäftig, als wenn ſie in Ausgelaſſenheit lebten. Ich übergehe Einiges und erwähne nur unſer Geſchick. Die Mönche von Reichenau hatten ſich den Ruodmann zum Abt geſetzt, der die Seinen tyranniſch leitete, und das Fell zerriß, das er nicht zu rupfen verſtand. Dieſer führte auch boshafte Rede gegen die Mönche von St. Gallen, wo er konnte, als wenn ſie nicht nach der Regel lebten. Es waren damals beim heiligen Gallus außer dem Ekkehard, von dem wir geſprochen haben, und vielen jüngern, welche die Väter aufgezogen hatten, noch der Dekan Ekkehard I in tüchtiger Kraft, Gerald, Notker, Chunibert, der ſpäter Abt von Altnach wurde, und Walto II; dieſe gingen auf Befehl ihres Abtes den Ruodmann durch den Sprecher Ekkehard an und baten ihn brüderlich, er möge ſeine Zunge im Zaume halten. Der Ruodmann gab zwar nichts darauf, nahm aber den Boten um deſſen ſelbſt willen und aus Furcht vor der ſtrengen Herzogin, zu welcher Ekkehard gerade ging, geziemend auf. Ekkehard aber fand den Menſchen auf alles Widerwärtige bedacht und verſuchte vergebens, ihn bei langer Unterhandlung durch ſeine Beredſamkeit zu überzeugen; jener ſtieß die heftigſten Drohungen aus, und Ekkehard kehrte deshalb heimlich ins Kloſter zurück und ſandte einen Boten auf den nahen Berg, der ſeiner Herzogin melden ſollte, was ſeine Ankunft verhinderte. Von dem Ruodmann aber entfernte er ſich, indem er die Botſchaft deſſelben mit Unwillen abwies.

Ruodmann aber meinte, er ſei zur Herzogin gegangen, beſtieg ein Pferd, kam bei Nacht zum heiligen Gallus und betrat heimlich das Kloſter, um verſtohlen zu ſpähen, ob er etwas, was einem Unrecht ähnlich wäre, finden könnte. Das Kloſter war ihm wohlbekannt, er ſchlich umher und ſpionirte überall, fand aber nicht, was er wünſchte; endlich ſtieg er von der Kirche in das Schlafhaus, begab ſich tappend in das heimliche Gemach der Brüder und ſetzte ſich dort verborgen hin. Ekkehard, der in Allem umſichtig war, hörte den Fußtritt, ſtand vom Lager auf und fand ihn. Er wußte nicht, wer es war, er ſah nur einen Menſchen und wunderte ſich, wer von den Brüdern ſo verſtohlen an dieſen Ort ging (den wir in der Nacht nicht zu betreten pflegen); denn Ruodmann ſaß verſteckt, weil das Licht des Raumes dunkel brannte. Eine

Weile war Ekkehard unſicher, wer der Menſch ſei, bis er an dem Schnauben, welches dem Ruodmann beim Athemholen eigen war, dieſen erkannte. Sogleich ermahnte er einen Bruder heimlich, die Laterne des Abtes zu bringen, er zündete ſie an, ſetzte ſie vor den Ruodmann hin, legte ihm Wiſche zurecht und ſtellte ſich, wie ſein Kaplan, abſeits. Und als die Brüder dazu kamen, ſo bedeutete er ſie wie gewöhnlich durch Winke, das Schweigen nicht zu brechen; ſie aber wunderten ſich, für wen die Laterne da ſtand, denn der Abt, welcher allein eine Laterne zu tragen pflegte, war abweſend. Er wartete lange, endlich wußte Ruodmann nicht, was er thun ſollte, und ſtand auf; da nahm Ekkehard die Laterne, ging ihm auf demſelben Wege voran, auf dem er ſein Kommen bemerkt hatte, und als ſie zu der Vorhalle der Kirche gekommen waren, wo das Sprechzimmer iſt, mahnte er ihn ſtillſchweigend,*) dort niederzuſitzen, bis er ihn ſeinem Oheim, dem Dekan, und den Brüdern gemeldet hätte, damit ſie eines ſo vornehmen Gaſtes nicht unkundig wären. Alſo ein Theil der Brüder, beſonders der jüngern, kam, durch den unerhörten Vorfall aufgeregt, heran, und einer von ihnen, der eine Geißel in der Zelle ergriffen hatte, ſtürzte ſchreiend auf den Böſewicht ein, und hätte ihm Streiche aufgezählt, wenn ihm nicht die klügern in den aufgehobenen Arm gefallen wären. Da Ruodmann nun merkte, daß er in der Noth war, ſprach er: „Wenn ich Gelegenheit zur Flucht hätte, meine beſten Jünglinge, ſo würde ich gewiß fliehen. Da ich aber in euren Händen bin, ich mag wollen oder nicht, ſo ziemt euch ſanfter mit mir zu verfahren, und überdies euren Dekan und die übrigen Väter zu erwarten.“ Endlich kam der Dekan, der in Kürze mit den Vätern über ihn Rath gehalten hatte. Aber Notker, der Arzt, mit Beinamen Pfefferkorn, ſprach zornig zu ihm: „Du hinterliſtigſter aller Menſchen, du Löwe, der ſucht, wen er verſchlinge, zu deinem Unglück biſt du in die Hände der Brüder gefallen, die du als zweiter Satan anklagſt.“ Jener aber wurde erſchreckt durch die Worte des gewichtigen Mannes und ſagte zum Dekan, deſſen mitleidiges Herz er kannte: „Ich bin durch die Liſt deines Namensvetters umſtellt, ſiehe zu, fürſichtiger Vater, daß du mich nicht beſchimpfen läßt, es könnte dich ſpäter zu unrechter Zeit gereuen.“ Endlich ſtürzte er auf die Knie: „Wolan,“ rief er, „ich bitte Alle um Verzeihung, ich will mich mit euch verſöhnen und fortan ſolcher Dinge enthalten.“ Den klügeren bewegte der plötzliche Wechſel der Dinge bei einem ſo mächtigen Manne die Seele. Aber die andern murmelten Feindliches, wie zu geſchehen pflegt. Endlich ließen ſich die Väter auf den Rath des Ekkehard beſänftigen, durch ſie wurde er mit Allen verſöhnt. Und von Ekkehard geleitet ging er hinaus zu der Stelle, wo die Seinen ihn erwarteten, und entfernte ſich, indem er vor den Seinen heitere Worte ſprach, und unter Anderem den Ekkehard angelegentlich bat, er ſollte ihm ja nicht vorbei gehen, wenn er das nächſte Mal nach Hohentwiel zöge. Den Brüdern aber verſprach er zwei Fäſſer Wein und ſchickte ſie mit dem nächſten Schiff nach Steinach.

---

*) Es war nicht nöthig, daß Ekkehard für ſolche Mittheilung das Schweigen brach, welches den Benedictinern in dieſen Stunden oblag. Das Verbot zu reden hinderte nicht das Flüſtern in das Ohr und nicht den Gebrauch der Fingerſprache, welche in den Klöſtern allgemein bekannt war und behend geübt wurde.

Abt Purchard aber hörte in der Ferne von dem Lärm; er bedauerte bei ſeiner Ankunft ſehr, daß der Andere ſo ſicher und frei entkommen war, und übergab dem Biſchofe eine Klage über den unerhörten Vorfall. Ekkehard aber zog nach Hohentwiel, begleitet von ſeinen Verwandten: Ekkehard III, dem gleichnamigen Diakonus, der ſpäter Dekan wurde, und von dem Knaben Purchard, der ſpäter Abt wurde. Dabei ſprach er in Reichenau bei Ruodmann vor, wie ſie verabredet hatten. In dem Geſpräch verſuchte jener Schlaue umſonſt ſeine Künſte, er fand einen Gegner, der ihm gewachſen war. Denn da

Ekkehard eilte, um nicht zu ſpät bei der geſtrengen Frau anzukommen, beſchenkte ihn Ruodmann mit einem ſchönen Pferd. Dies ſchickte Ekkehard mit einem Theil ſeiner Begleiter voraus, und ſäumte mit Abſicht ein wenig bei freundlichem Wort und vertraulichen Scherzreden; endlich wurde er mit Umarmung und Kuß entlaſſen, und dabei ſagte jener Hinterliſtige ſeinem Gaſtfreunde ins Ohr: „Du Glücklicher, der du eine ſo ſchöne Schülerin Grammatik lehren kannſt.“ Darauf antwortete Ekkehard, wie in freundlicher Beiſtimmung lächelnd, dem Gegner Folgendes ins Ohr: „So haſt auch du, Heiliger des Herrn, die ſchöne Nonne Kotelind, deine liebe Schülerin, Dialektik gelehrt.“ Als er dies geſagt hatte, wendete er ſich ſchnell von dem Andern ab, der, ich weiß nicht was herausziſchen wollte, beſtieg das Pferd und entfernte ſich unwillig. Aber Otker, der Bruder und Dienſtmann des Abtes, hatte ſeine Erregung gemerkt und ſagte: „Mir ſcheint, mein Herr, das Pferd da haſt du ganz umſonſt verloren.“ Die beiden Brüder aber, von denen wir geſprochen haben, Ekkehard III und der junge Burchard, ſtanden noch vorgebeugt, um ihre Entlaſſung zu erbitten, da vernahmen ſie, wie ich ſelbſt von ihnen gehört habe, daß Ruodmann abgewandt zu ſeinem Bruder ſagte: „Schicke ihm doch Reiter nach, die mir mein gutes Pferd zurückbringen.“ Aber dieſer antwortete: „Nein, er zieht jetzt mit den Seinen zu der Frau dort, und ich wage nicht einem meiner Leute aufzutragen, daß ſie ſeine Habe anrühren.“ So beſtiegen jene beiden ihre Pferde und zogen beſcheiden ihrem Lehrer nach.

Als ſie den Berg hinauf ſtiegen, kamen ſie der Herzogin zu Geſicht, da ſie zur Veſper ging. Sie aber hatte ſchon von dem Lärm mit Ruodmann gehört und ſagte beim Empfange: „Nun, ich höre, mein Lehrer, du biſt gerade kein bequemer Laternenträger geweſen für jenen Wolf, der in fremde Hürden drang“; und als Ekkehard lächelte, ſagte ſie: „Beim Leben der Haduwig.“ — denn ſo pflegte ſie zu ſchwören —

„wenn einer unter den Hitzköpfen des Kloſters jenem Einbrecher Streiche aufgezählt hätte, mich würde es nicht kümmern.“ Als man am Tage darauf mit der Dämmerung, wie man dort pflegte, das Schweigen der Regel nach Gebühr beendet hatte — denn ſie ſelbſt hielt eifrig darauf und hatte ſchon angefangen ein Kloſter auf dem Berge zu bauen — da kam ſie zum Lehrer in die Leſeſtunde. Als ſie ſich geſetzt hatte und den ſtehenden Knaben Purchard ſah, frug ſie im Geſpräch: „Wozu iſt der Knabe dort mitgekommen?“ „Um des Griechiſchen willen, meine Herrin,“ verſetzte Ekkehard, „habe ich euch das kluge Kind mitgebracht, damit er etwas von euren Lippen auffange.“ Der Knabe ſelbſt aber war von holdſeligem Ausſehen und ſehr gewandt im lateiniſchen Vers und begann ſogleich:

„Griechiſch ſtünde mir feiner, doch bin ich kaum ein Lateiner.“

Wie ſie denn nach Neuem begehrlich war, freute ſie ſich darüber ſo ſehr, daß ſie den Knaben an ſich zog, küßte und auf einem Fußſchemel nahe zu ſich ſetzte, und neugierig von ihm forderte, daß er ihr noch mehr Verſe aus dem Stegreif machen ſollte. Der Knabe aber war ſolchen Kuß ungewohnt, ſah auf ſeine beiden Lehrer und begann:

„Ach ich vermag mit nichten geſchickt meine Verſe zu dichten,
Weil ich erſchrocken muß über der Herzogin Kuß.“

Sie aber brach wider ihre gewöhnliche Strenge in Lachen aus, ſtellte den Knaben ſich gegenüber und lehrte ihn die Antiphona: „Maria et flumina“ ſingen, die ſie ſelbſt ins Griechiſche überſetzt hatte: „Thalaſſe ke potami“ u. ſ. w. — Und häufig rief ſie ihn ſpäter, wenn ſie Muße hatte, zu ſich, forderte von ihm Stegreifverſe, unterrichtete ihn im Griechiſchen und that ausnehmend hübſch mit ihm. Als er endlich abging, beſchenkte ſie ihn mit einem Horaz und mit einigen andern Büchern, welche jetzt in unſerer Bibliothek ſind. Denn jener jüngere Ekkehard III, der auch ſeine gute Bildung hatte, ging, wie er pflegte, mit dem Knaben, um einige andere Kapläne der Herzogin zu unterrichten, weil die Herzogin durchaus nicht leiden wollte, daß dieſe an ihrem Hofe müßig wären.

Es blieben alſo Haduwig und Ekkehard, wie ſonſt, allein zum Leſen. Virgil lag in ihrer Hand und die Stelle: Timeo Danaos et dona ferentes (ich fürchte die Danaer, zumal wenn ſie Geſchenke bringen). Da ſagte Ekkehard: „Geſtern hatte ich Grund, meine Herrin, an dieſe Stelle zu denken.“ Darauf erzählte er, wie ihn der Abt nach Reichenau eingeladen, mit einem anſehnlichen Pferde beſchenkt und ſich doch bei dem Geſchenk gewundener Worte nicht enthalten hätte; was ſie dabei aber einander in das Ohr geraunt hatten, ſagte er ihr nicht. Da ſprach ſie: „Ich will vom Anfang an die ganze Tragödie hören, die neulich unter euch geſpielt hat, weil ich nicht weiß, ob ich ſie recht vernommen. Auch wundere ich mich, daß zwei Klöſter meines Herzogthums ſo Unholdes gegen einander gebraut haben, ohne ſich um mich, den Stellvertreter des Königs, zu kümmern; und fürwahr, wenn mir nicht meine Räthe entgegen ſind, werde ich Strafe verhängen, wo ich den Schuldigen finde.“ Und er ſagte: „Nächſt meinem Oheim habe gerade ich die Verſöhnung betrieben. Es wäre treulos, meine holde Herrin, wenn ich nach dem Friedenskuß jemand vor dir beſchuldigen wollte, wie ich doch müßte. Denn obgleich er mich geſtern immer wieder heimlich gereizt hat, auch nachdem er die Geſchenke gegeben hatte*), — du ſelbſt kennſt ja den Menſchen, — ſo ziemt es mir doch gar nicht den Frieden zu brechen, der unter ſo wichtigen Männern geſchloſſen wurde. Auch will ich darum nicht aufhören, mit ihm für den Frieden, den er ſelbſt begehrt, zu ſtimmen.“ Der Frau gefiel der Verſtand und gerade Sinn ihres Lehrers. Doch ſetzte ſie ſpäter in dieſem und vielen anderen Regierungsgeſchäften eine öffentliche Verhandlung am Orte Walewis (Wahlwies im Hegau) an, und gebot auch dem Biſchof und den Aebten dorthin zu kommen.

---

*) Das Geſchenk, gegeben und empfangen, bezeichnet den Abſchluß der Verſöhnung. Die Beleidigungen, welche vor dem Geſchenk geübt waren, wurden durch die Annahme des Geſchenkes gänzlich getilgt, die ſpäteren Stachelreden aber kamen auf neue Rechnung. Daß Ekkehard über die Bosheiten ſchwieg, welche Ruodmann durch das geſchenkte Pferd ausgeglichen hatte, war für einen anſtändigen Mann ſelbſtverſtändlich; edel aber war, daß er auch die Schlechtigkeiten verſchwieg, welche hinter dem Pferde lagen. Er hatte freilich guten Grund dazu.

Ruodmann aber argwöhnte, Ekkehard könnte jene Worte, die er ihm ins Ohr geſagt, der Herzogin mitgetheilt haben; ihm wurde angſt, und er ſandte ihm einen Brief auf den Berg durch einen gewandten Fremden. Dieſer Brief lautete nach einer Bitte um Herſtellung des freundlichen Verhältniſſes folgendermaßen: „Denn ich würde mich ſehr wundern, wenn mein Freund, der in allen Dingen ſo ſcharfſinnig iſt, jenes neuliche Wiſpern der Frau Herzogin zu Ohren gebracht hätte. Sollteſt du es doch gethan haben, ſo widerrufe es, ich bitte.“ Ekkehard aber ſchrieb ihm durch denſelben Boten nach einigem Anderen Folgendes: „Nie war ich vor „meiner Allerſchönſten“ unverſchämt, und nie habe ich in das Ohr der ſtrengen Frau dergleichen zu flüſtern gewagt.“ Dies habe ich der Kürze wegen mit wenig Worten aus dem Briefwechſel beider ausgezogen.

Endlich nach längeren Verhandlungen wählte die Herzogin Berather, unter dieſen auch den Ekkehard, und es wurde mit Mühe verhandelt, daß Ruodmann wegen jenem Einbruch, der unter Mönchen ganz unerhört war, zuerſt in Gegenwart ſeiner Abgeordneten mit unſerem Abt verſöhnt wurde durch ein Strafgeld um Friedensbruch, daß dann Ruodmann ferner an geſetztem Tage vor den Thoren von Hohentwiel, wie Brauch iſt, hundert Pfund vorwies und dadurch die Gnade der Herzogin zurückerhielt. Und am geſetzten Tage erließ ſie funfzig davon dem Abte, um des Biſchofs willen, der für ihn gebeten hatte, das übrige behielt ſie zurück. Und die Herzogin ſchenkte nach dieſen Tagen unſerem Abt Purchard, ihrem Lieben und Verwandten, einen ſehr ſchmucken und munteren Zelter, um auch ihrerſeits ſein gekränktes Gemüth zu beſänftigen. Denn ſie erfuhr, daß er an edlen Roſſen große Freude hätte, aber daß er auch betete, ſie möchte ſeinetwegen keinen Verdruß haben.

Man fand ihn zu Reichenau, das Pferd wurde ihm vorgeführt, es trug ſich ſtolz, und der Abt befahl, aus Liebe zu der hohen Geberin, ſofort den Sattel aufzulegen, und beſtieg es um abzureiſen. Aber das Pferd bäumte unter ihm und warf den zarten Mann, der doch angeborenes Feuer und Muth hatte, gegen den Pfoſten des Hofthors, beſchädigte ihm die Hüfte und renkte ſie aus dem Gelenk. Dieſer Schlag wurde ihm durch Notker nach Möglichkeit geheilt, aber er konnte ſpäter doch nicht ohne zwei Krücken gehen. Lange duldete er dies Leiden. Endlich übertrug er unter Beiſtimmung aller Brüder dem ſchon erwähnten Richere, welcher Kämmerer ſeines Hofes und ein Mann von unvergleichlicher Tugend war, die Leitung der Abtei, die er nach dem Rath des bereits alternden Dekan Ekkehard führen ſollte. — Damals blühten wenig andere Klöſter ſo, wie das des heiligen Gallus.

Unterdeß wurde auf Betrieb der Haduwig Ekkehard an den Hof der Ottonen, des Vaters und Sohnes, gezogen, als kaiſerlicher Kaplan, als Lehrer des jungen Königs und als Helfer bei den wichtigſten Geſchäften. Dort zeigte er ſich in kurzem ſo tüchtig, daß Alle ſagten, er habe eines der höchſten Biſchofsämter zu erwarten. Denn auch die Königin Adalheid, die jetzt heilig geſprochen iſt, liebte ihn ausnehmend.“ —

Soweit der Bericht des Mönches Ekkehard IV. Ekkehard II, Palatinus, der Hofmann, genannt, blieb längere Zeit am Kaiſerhofe, wie die Mönche von St. Gallen erzählten, als vertrauter Rathgeber ſeines Schülers Otto II und der Kaiſerin, zugleich Protector und Liebling ſeiner Brüder, der dem Kloſter bei Hofe zu nützen verſtand.*)

Als Ekkehard IV die Schickſale von St. Gallen niederſchrieb, waren etwa 400 Jahre vergangen, ſeit der Ire Gallus ſeine Hütte in den Bergen der Alemannen gezimmert hatte. Sehr groß waren die Fortſchritte, welche in dieſer Zeit die Beſten des Volkes gemacht hatten, nicht nur im Glauben und Wiſſen, auch in Vielem, was auf ſolchem Boden in dem Volksgemüth erwächſt. An die Stelle der epiſchen Formeln und Bilder, der feſtſtehenden Schilderungen der Sage, welche jedes Ereigniß in buntes Dämmerlicht hüllen, iſt ein verhältnißmäßig klarer und vollſtändiger Bericht getreten. Das Volk hat eine Geſchichte gewonnen, der Erzähler legt die Jahreszahlen zur Seite und ordnet die Begebenheiten nach ihrer Folge, er ſieht ſich und die Zuſtände ſeiner Zeit behaglich als Glieder einer Kette, welche aus der Vergangenheit in die unbekannte Zukunft leitet. Was der Tag bringt von Freude und Leid, das vergleicht er kundig dem, was die Väter erlebt, und weiß es genau zu ſchildern mit allen Nebenumſtänden, welche ein Verſtändniß der Thatſachen geben. Sein eigenes Empfinden hat größere ſubjective Freiheit und reicheren Ausdruck gefunden, er vermag Charaktere, welche um ihn herum ſich tummeln, nicht nur mit feinem Verſtändniß in ihrer Eigenthümlichkeit zu würdigen, — dieſe Eigenſchaft hat der Deutſche von je gehabt, — er verſteht auch vieles Originelle launig und heiter, charakteriſtiſch und treu in proſaiſchen Sätzen wiederzugeben. Noch iſt dieſe Sprache das Lateiniſche, aber die Seele iſt in der fremden Hülle gereift für den Ausdruck eigenen Lebens in vaterländiſcher Rede. Die Zeit naht, wo die ſchöpferiſche Kraft des deutſchen Gemüths reichlich in heimiſcher Sprache heraufquillt.

---

*) Gern möchte man von dem ſpätern Leben des klugen Ekkehard II, den ſeine Brüder in St. Gallen ſo werth hielten, mehr wiſſen. Aber hier wie in unzähligen Fällen, verſchwindet die glänzende Geſtalt des Einzelnen, welchem zufällig erhaltener Bericht menſchlichen Antheil erworben hat, in der dunkeln Strömung. Die in früherer Auflage dieſes Buches ausgeſprochene Vermuthung, er ſei ſpäter nach Magdeburg übergeſiedelt, iſt ſeitdem durch die Mittheilungen Dümmler's aus Handſchriften von St. Gallen in Haupt's Zeitſchrift N. F. II, S. 4 fg. widerlegt. — Ekkehard II ſtarb 990 als Probſt in Mainz und wurde zu St. Alban beſtattet. Sein jüngerer Namensvetter Ekkehard IV hat ihm eine Grabſchrift gedichtet.

In ſolcher Weiſe ſchuf die Aſkeſe des Morgenlandes den Deutſchen Cultur und irdiſchen Fortſchritt. Und in ſolcher Weiſe waren die deutſchen Klöſter bis in das zwölfte Jahrhundert Mittelpunkte der nationalen Bildung, ſie ſelbſt aber zeigten trotz ihrer Regel, welche der geſammten Chriſtenheit gemeinſam war, in der Hauptſache ein volksthümliches Gepräge. Sogar ihre Aſkeſe war deutſch geworden. Wird uns einſt ein großer Gelehrter eine Geſchichte der pathologiſchen Zuſtände ſchreiben, welche ſeit der Urzeit bis zur Gegenwart das myſtiſche Verſenken in die Gottesidee begleiten, ſo wird er die größten Verſchiedenheiten nach Volkscharakter und Zeit darzuſtellen haben. Zwiſchen dem brahmaniſchen Büßer, der im indiſchen Walde die Einheit mit ſeinem Gotte ſuchte in Entſagung und ſtiller Betrachtung, der hinabgeſchleudert wurde von ſeiner Höhe, wenn er ein Thier tötete, wenn er Unreines berührte, ja wenn er nur Schmerz und Freude über Irdiſches durch ſeine Seele ziehen ließ, und zwiſchen dem fanatiſchen Buddhiſten, der die Verzückung bis zur Selbſtvernichtung treibt und der ſich unter die Räder des Götterwagens wirft, iſt ein ſo großer Unterſchied, wie zwiſchen aufſteigender und ſinkender Volkskraft. Auch zwiſchen der wilden Aſkeſe des romaniſchen Büßers und der innigen Verſenkung des deutſchen Mönches war eine Verſchiedenheit. Nicht im Verfahren. Beide regten durch Kaſteiungen das Nervenleben ſo weit auf, daß nach frommer Angſt und wilden Wahnbildern ein Zuſtand geſteigerter Ruhe und ſeliger Befriedigung eintrat. Aber dem deutſchen Mönch muß dieſer Genuß der Buße leichter geweſen ſein, ſeine Steigerung war weniger gewaltſam, und vielleicht auch ſeine Befriedigung darin von beſcheidener Art. Denn der Grundton ſeines Weſens war freudige Achtung vor allem Leben, behaglich ſtand er in der Natur und einfältigen Herzens wie ein Kind vor ſeinem Gott. Seine Verſenkung in die Gottesidee war noch ohne große perſönliche Arbeit, noch befriedigte ſein Gemüth die altnationale Empfindung der Hingabe und Treue, welche der Dienſtmann gegen ſeinen Herrn fühlt; denn dies ſichere und feſte Treugefühl lebte in ihm, und dieſe epiſche Grundlage ſeiner Frömmigkeit dämpfte ihm den hohen lyriſchen Schwung und die wilden Verzückungen, welche der Südländer in ähnlichen Zuſtänden durchzumachen hatte. Natürlich fehlte es auch in Deutſchland nicht an einzelnen heftigen Naturen, welche mit ſtürmiſcher Leidenſchaftlichkeit die Buße durchkämpften, in den neuen Bettelorden brach der wilde Fanatismus einige Mal heiß hervor; aber ſolange die Benedictiner die deutſche Aſkeſe vertraten, hemmte die ſinnige Ruhe der altheimiſchen Anſchauung das wuchernde Unkraut der religiöſen Schwärmerei.

Auch die Zeit war nahe, wo der Unterſchied zwiſchen deutſcher und romaniſcher Innigkeit in der politiſchen Geſchichte wie in der Literatur von höchſter Bedeutung werden ſollte.

8.

Aus dem Volke.

Um 1100.

Es erfreut, die bunten Striche zu betrachten, durch welche der fleißige Mönch in der Sachſen- und Frankenzeit die Anfangsbuchſtaben ſeiner Kapitel umrankt. Denn man ſieht, wie groß ſein Behagen war, als er die Linien ſchwang und die Zwiſchenräume mit bunter Farbe und ſauberen kleinen Muſtern ausfüllte. Daſſelbe Behagen erwies der Deutſche bei jeder rühmlichen Arbeit, wenn er grüßte und ſprach, wenn er feſtſetzte, was Recht ſein ſollte, wenn er träumte und dichtete. Für ſchwere Kämpfe, die das Volk um ſein Leben zu beſtehen hatte, und für große Wandlungen, die unter bitteren Schmerzen ihm zu Theil wurden, war ihm von der Macht, die ſeines Schickſals waltete, überreich eine Gabe zugetheilt worden, Alles, was ihn umgab, beſchäftigte, bewegte, nach dem Bedürfniß ſeines Herzens einzubilden und umzuformen. Bei Allem, was der Deutſche wahrnahm, frug er, was es bedeute, hinter jeder Erſcheinung fand er ein geiſtiges Leben, Alles, was ſich lebend regte, ſuchte er ſich vertraulich zu machen, indem er ihm etwas von dem eigenen Gemüth andichtete. Es iſt wahr, jedes junge Volk übt dieſe Poeſie, durch welche es ſich die thatſächliche Wirklichkeit verſtändlich macht und die ungeheure Arbeit der Naturgewalten in das menſchlich Erträgliche umformt; es iſt wahr, kein Volk kann das Leben ertragen, wenn es dieſe Kunſt nicht zu üben verſteht, denn Glaube und

Sitte, alles Selbſtgefühl des Wiſſens und Könnens beruhen im letzten Grunde nur darauf. Aber kein Geſchlecht der Menſchen, von dem uns Kenntniß geblieben iſt, hat dieſe Poeſie des Deutens und Umbildens ſo warmherzig, ſo emſig und dabei ſo kindlich geübt, als die Deutſchen. Wenn die Sonne warm ſchien, war ſie unſeren Ahnen froh, das Brot hieß das liebe Brot, und es that ihnen weh, wenn ein Stückchen davon in den Schmutz fiel; ſogar beim Apfelbrechen ließen ſie einen Apfel am Baume zurück, damit der Baum die Ernte nicht übel nehme. Wenn der Landmann die Blumen betrachtete, welche durch die Mönche auch in ſeinen Garten geſetzt waren, ſo empfand er in ihnen ein geheimnißvolles Leben, welches er mit dem des Weibes verglich, und er grüßte ſie bewundernd „Frau Roſe“ und „Frau Lilie“. Vollends, wo ihm leicht wurde ein menſchenähnliches Leben anzunehmen, behandelte er dies fremde Daſein achtungsvoll; auch der Ameiſe weigerte er nicht den Ehrentitel Frau, und wenn er von einem Wettlauf zwiſchen zwei Thieren erzählte, ſo nannten die Fremden einander „Herr Krebs“ und „Herr Fuchs“. Er hatte die Thiere herzlich lieb, ſchon in der Heidenzeit gab man den geſtorbenen Helden auf den Scheiterhaufen mit, was ihnen auf Erden am vertrauteſten geweſen war, Roß, Hund, Habicht; wenn in der Römerzeit ein Rheinländer, der gute Roſſe zog, ſein Beſitzthum unter die Kinder theilte, vermachte er ſeine Zuchtpferde nicht dem Hauserben, ſondern dem kriegstüchtigſten Sohne. Als der Angle Caedmon ſeinem Volke die Geſchichten der Bibel poetiſch bearbeitete, ließ er vor der Sündfluth den Herrn ſagen, Noah ſolle ſeine Thiere in der Arche hübſch reichlich füttern, bis er, der Herr, wieder ſelbſt für ſie ſorgen könne. Vor anderen werth waren dem Volke die Vögel, zur Winterzeit wurden ihnen Halme aufs Feld gelegt, oder bei der Ernte eine Garbe für ſie zurückgelaſſen. Als die verwitwete Königin Mathilde, die Mutter Kaiſer Otto's I, auf ihrem Witwenſitz durch gute Werke die Gunſt des Himmels für ihren toten Gemahl ſuchte und die Armen ſpeiſte und kleidete, da ließ ſie dem Gatten zu Ehren auch die Vögel im Felde füttern. Den höchſten Beifall hatte aber damals von heimiſchen Vögeln keineswegs die Nachtigall, oder unſer Bauernliebling, der Fink, ſondern der Staar, weil er ſo klug war, daß er Menſchenworte ſprechen lernte. Er war Günſtling in den Häuſern, und wenn er gut ſprach, eine werthvolle Gabe, die auch ein König aus dargebotenem Kriegsgut wählte, um ſie ſeiner Tochter zu ſchenken. Andere Vögel, der Storch, der Kukuk, der Specht hatten großes Anſehen, weil ſie im alten Glauben den Göttern heilig geweſen waren; die Taube wurde als chriſtlicher Vogel von Klöſtern und ſpäter von Stadtgemeinden uneigennützig erhalten, und dem Raben vermochte ſelbſt die Abneigung des Chriſtenthums ſein Anſehen nicht zu rauben, obgleich er einſt der Bote Wodan's geweſen war. Wenn einem kleinen armen Spielmann jener Zeit in ſeinen Verſen kein anderer Ausdruck warmer Empfindung gelingt, weiß er wenigſtens die Neigung zu einem vertrauten Thier treuherzig darzuſtellen. Der Held ſendet in märchenhafter Legende einen Raben als Boten an die Geliebte, er vergoldet ihm den Schnabel, ſetzt ihm ein goldnes Krönchen auf, ſtreichelt ihm ſein Gefieder und drückt ihn an ſein Herz. Ja der Vogel wird dem Dichter unter der Hand die Hauptperſon, er nimmt ganz das Weſen eines treuen Spielmanns an, der um gute Behandlung dient. Er hat ſeinem Herrn die Liebe einer heidniſchen Prinzeſſin gewonnen, der Held ſetzt ſich mit ſeinen Mannen zu Schiffe ſie abzuholen, und vergißt ſeinen Raben. Nach dem Aufbruch rief er: „Hat keiner von euch den Raben, ihr Herren?“ „Nein,“ ſprachen Alle. Da ſagte er: „Säumt euch nicht, zieht euer vier oder achte zurück und bringt mir ihn eilig her.“ Die Herren fuhren zurück, da fanden ſie den Raben einhergehen wie einen armen Mann, der ſchnöde behandelt worden. Sie ſagten zu ihm: „Du ſollſt mit uns ins ferne Land.“ Der Rabe antwortete gekränkt: „Ich will daheim bleiben. Mein Herr hat mich vergeſſen; mit den Säuen mußte ich eſſen, ſie haben mir mein Gefieder zerſtoßen, ich bin nackt und ruppig. Will mich mein Herr haben, ſo ſoll er ſelber nach mir kommen.“ Und es half nichts, der Held mußte ſelbſt ſeinen Vogel erbitten.*) Dieſe achtungsvolle Laune, mit welcher der Deutſche das Thierleben betrachtete, machte ihm auch wilde Thiere werth, zumal wenn ſie ein wenig gezähmt waren; der Tanzbär erfreute im Mittelalter große Könige und Würdenträger der Kirche. Auf die Abrichtung wurde viel Mühe gewandt, Meiſter Braun hatte die Kunſt gelernt mit Spielweibern zuſammen zu tanzen, und es ſteht zu beſorgen, daß dieſe Tänze den Forderungen geiſtlicher Kritik nicht entſprachen, denn die Kirche zürnte ihnen und verbot ihren Angehörigen das Zuſehen. Auch den wilden Thieren des deutſchen Landes erfand das Volk Charakter und Schickſal, auch von ihnen wußte der Sänger zu erzählen. Wahrſcheinlich hatte der Germane ſchon von ſeiner älteſten Wanderung aus Aſien Thierſagen mitgebracht; während aber bei den Griechen die Anekdoten, in welchen Thiere mit menſchlicher Sprache reden und ihrer Natur gemäß handeln, nur benutzt wurden, um eine gute Lehre daran zu knüpfen, ſtellte der Deutſche das Waldleben ſeiner geheimnißvollen Nachbarn durch behagliche Geſchichten dar, in denen Bär, Wolf, Fuchs, Kater und andere wohlbekannte Charaktere geſellt werden, dieſe Sagen waren den Mönchen ſo reizvoll, daß ſie dieſelben in größere lateiniſche Gedichte umformten, deren Inhalt ſeit dem zwölften Jahrhundert zu umfangreichen deutſchen Dichtungen erweitert wurde.

Mit derſelben Herzlichkeit betrachtete der Deutſche ſein Verhältniß zu andern Menſchen. Er war von je in ruhigem Zuſtande ein höflicher Mann geweſen und ſehr empfindlich gegen Kränkung ſeines Selbſtgefühls. Sich würdig darzuſtellen, jedem ſeine Ehre zu erweiſen, das Gebührende zu geben und zu empfangen, war ihm eine wichtige Sache. Ein hubſches Beiſpiel dafür, wie leicht auch geiſtliche Herren gekränkt wurden, iſt uns überliefert. Als um 885 Petrus, Biſchof von Verona (?), bei der Heimkehr vom Königsſchloß unvermuthet in das Kloſter St. Gallen kam, nahmen ihn die Brüder gaſtfrei auf und gaben ihm als Gaſtgeſchenk, was ſie Gutes hatten, nämlich ein Evangelienbuch. Er aber hielt ſich für verachtet, weil der Ruf des Kloſters ſehr groß war, und grollte, weil das Buch nicht ſchön genug gemalt und gebunden ſei. Als er die Meſſe feierte, wurde ihm ein ſilberner Kelch aufgeſtellt, der für ein gutes Stück des Kirchenſchatzes galt. Er beging die Meſſe und ärgerte ſich auch über den Kelch. Man rüſtete ihm ein reiches Mahl, und als er vom Tiſch der Brüder aufſtand, verlangte er ſie anzureden. Sie wurden verſammelt, — der Abt war abweſend, — und er ſprach: „Gut habt ihr mich in Abweſenheit eures Abtes, meines Herrn, aufgenommen, aber daß ihr mir in dem Evangelium und Kelch ſo Gewöhnliches dargeboten habt, kränkt mich etwas. Denn obgleich ich ſelbſt gering und unwerth bin, ſo bin ich doch Biſchof an einem gar nicht geringen Orte.“ Erſt als die Mönche ihm angelegentlich vorſtellten, daß der heilige Gallus beſſere Stücke nicht beſitze, legte ſich der Eifer des Mannes.

---

*) St. Oswald, vgl. oben S. 234 Anmerkung.

In dem Bedürfniß, ſich zu ſeiner Umgebung vertraulich zu ſtellen, hob der Deutſche gern auch entfernte verwandtſchaftliche Beziehungen hervor, der ältere Edle nannte den jüngern Neffen, wie ſpäter die Rittersleute einander Schwager, und Nachbar, guter Freund, Vater, Mutter waren unter Bekannten und Fremden gewöhnliche Anreden; vornehme Geiſtliche nannten jüngere Kleriker und Laien, auch wenn dieſe von königlichem Stamm waren, Söhne und Töchter. Bis zur Gegenwart iſt die deutſche Rede reich geblieben an vertraulichen Benennungen bei der Anſprache. Schön und verbindlich ſind die Grüße bei Ankunft und Abſchied; dem Deutſchen war nicht genug, einmal zu grüßen, er that das tauſend Mal, wie im Jahre 1020

Froumund, Mönch von Tegernſee, Verfaſſer des lateiniſchen Epos Ruotlieb, einem Freunde ſchreibt: „Tauſend Grüße ſende ich dir, ſo viel Blümlein auf der Erde ſprießen,“ oder wie im Jahre 797 ein Dichter Karl's des Großen ſcherzend dem andern — Theodulf dem Angilbert —: „So viel Grüße, als ich graue Haare auf meinem Scheitel habe.“

Für die angenommene Gabe wurde ſchon damals dem Geber des Himmels Segen erfleht und Berückſichtigung im Gebet verſprochen. Auch wenn man Gaben ausſchlägt, ziemt es, ſie achtungsvoll zu ſegnen und zu preiſen; einer Königstochter werden im epiſchen Gedicht Mäntel und Ringe angeboten, ſie lehnt die Gabe ab, indem ſie ſagt: „Gott laſſe euch eure Mäntel und Ringe ſelig ſein.“ Eine Bäuerin überraſcht nach einer Sage ihren Mann bei einer wilden Frau mit langen Haaren. Selbſt in dieſem Augenblicke vergißt ſie die Sitte nicht und ruft die Fremde an: „O behüte Gott deine ſchönen Haare, was thut ihr da mit einander?“ und dies artige Mahnen rührt die Fremde. Wer mit einer Leiſtung vor Andere trat, und wer von Andern erhoben werden ſollte, dem ziemte, wie auch ſeine Anſprüche waren, die größte Beſcheidenheit in Wort und Geberde. Da der Sachſenherzog Lothar als Bewerber für die deutſche Königswürde aufgeſtellt wird fällt er vor der Fürſtenverſammlung weinend auf die Knie; daß der Hohenſtaufe Friedrich nicht ähnliche Beſcheidenheit zeigt, wird ihm höchlich verdacht. Dem Verfaſſer, welcher eine Schrift beginnt, ziemt in der Einleitung ſeine Unwürdigkeit für ſo großes Unternehmen kräftig hervorzuheben; dieſe demüthigen Verſicherungen bilden die ſtehende Einleitung faſt jeder Mönchsarbeit, ja die chriſtliche Demuth veranlaßt den plauderhaften Biſchof Thietmar von Merſeburg in der Mitte ſeines Werkes zu ſchweren Selbſtanklagen, und er unterbricht ſeine Erzählung durch die befremdliche Verſicherung, daß er ſelbſt nicht nur ein kleines Männchen ſei, durch eine Fiſtel entſtellt an der linken Wange, lächerlich durch einen gebrochenen Naſenknorpel, ſondern auch ein ganz erbärmlicher

Geſell, jähzornig, neidiſch, ein Schlemmer, Heuchler und Geizhals, kurz ſchlechter als ſich ſagen laſſe. Durch dieſe Verſicherungen wollte der vornehme Mann aber nur ſeinen Herrenſtolz vor dem Leſer chriſtlich demüthigen, und er ſchwatzte darauf weiter in Frieden mit ſich und der Welt, ſoweit ihn dieſe nicht gerade ärgerte.

Dieſelbe Demuth wurde von dem Unglücklichen und dem beſiegten Feinde erwartet. Der Bettler mußte rühren durch klägliches Ausſehen und traurige Geberde; von dem beſiegten Feinde wurde gefordert, daß er im Büßergewand und barbeinig ſich zu den Füßen des königlichen Siegers niederſenkte. Zuweilen war dies der Preis, um welchen dem aufſäſſigen Vaſallen Verzeihung gewährt wurde. Dem hochfahrenden Mannestrotz war ſolche Demüthigung vielleicht fürchterlicher als die Niederlage, und gerade deshalb fand der Sieger ſeine Genugthuung darin. Auch die Hohenſtaufen, Friedrich und Konrad, der ſpätere König, mußten ſo vor ihrem Nebenbuhler Lothar barbeinig knien, als ſie im Kampfe unglücklich geweſen waren. Denn bedeutſam waren Geberde und Formel, ſie bezeichneten nicht nur die Lage der Handelnden, ſie ſchufen und bekräftigten ſie auch feierlich; ohne Helm und ohne Schuhe im Büßergewand knien, war die Unterwerfung ſelbſt; fehlte dieſer Vorgang, ſo hatte der Beſiegte ſich gar nicht unterworfen, und ein neuer Vertrag wurde unthunlich.

Ebenſo waren die geſprochenen Worte ein weſentlicher Theil jeder rechtlichen Handlung, alles geſelligen Verkehrs. Noch immer vernahm der Deutſche die wohlgefügte Rede mit einer Ehrfurcht, in welcher alter Aberglaube war, denn noch hatte feierlich geſetztes Wort und guter Wunſch geheimnißvolle Kraft. Wenn der Spieler eine Schachpartie begann, bei welcher er hohen Einſatz gewagt hatte, ſo verſprach er heimlich den Umſtehenden, ihnen einen Theil des Gewinns für ſchöne Kleider abzugeben, wenn ſie ihm allein Heil wünſchen wollten, und dieſe kluge Bitte hatte Erfolg. Auch gute Lehren, Weisheiten wurden noch als perſönlicher Erwerb betrachtet, den man kaufen konnte. Ein fahrender Händler verkaufte einem Herrſcher drei kluge Lehren, jede um dreihundert Gulden. Der Herr frug: „Wie? frommt mir deine Weisheit nicht, ſo verliere ich mein Geld," und der Kaufmann antwortete: „Herr, ich bleibe in eurem Reich; nützt euch meine Weisheit nicht, ſo gebt ſie mir zurück, und ich erſtatte euch euer Geld." Und der Herr kaufte die guten Lehren, die erſte: Was du thuſt, das thue weislich und bedenke das Ende; die andere: Weiche nie von offener Straße um eines heimlichen Pfades willen; die dritte: Nimm nie ſpäte Herberge, wo der Wirth alt iſt und die Hausfrau jung; und die Befolgung dieſer Geheimlehren rettete den Käufer aus drei großen Gefahren.

Dieſe Einzelheiten erhalten Bedeutung, weil ſie ſämmtlich dieſelbe alte Auffaſſung des menſchlichen Thuns erkennen laſſen. Wie jede große Empfindung des Deutſchen darnach ringt, ſich im Bilde darzuſtellen, und wie Lehre und Grundſatz ihm in Form eines Sprichworts erſcheinen, ſo iſt auch alle bedeutſame That an vorgeſchriebene Worte, Geberde, ſinnbildliche Handlungen gebunden.

In der einzelnen Erſcheinung ahnt der Deutſche das Lebensgeſetz, aber nur im individuellen Leben vermag er das Gemeingiltige zu faſſen. Was dem Römer in ſehr früher Zeit gegeben war, kurz, ſcharf, beſtimmt den allgemeinen Rechtsgrundſatz hinzuſtellen, mit unbeugſamer Logik und Willenskraft alle Folgerungen deſſelben zu ziehen, das war dem deutſchen ganz unheimiſch, ja unmöglich. Es gab in dieſer ganzen Zeit des Mittelalters keine Verfaſſung des Reiches, d. h. keine ſchriftliche Aufzeichnung über Rechte des Königs, der Fürſten, der Dienſtmannen, der Freien und Unfreien, über Pflichten und Rechte des Herrſchers und der Unterthanen, und es gab ſolche Ordnungen nicht, weil im wirklichen Leben das Gemeingiltige gar nicht in ſeiner Berechtigung empfunden und überall durch perſönliche Verhältniſſe überwuchert wurde. Auch das Verhältniß zum Staat faßte der Deutſche ganz individuell. Allerdings gab es

Erlaſſe der Könige und Synoden, bei beſtimmten Gelegenheiten gegeben, welche für kürzere oder längere Zeit befahlen und verboten, und aus ſolchen Beſtimmungen und aus altem Herkommen hatte ſich überall ein Gewohnheitsrecht gebildet, das von erfahrenen Männern im Gedächtniß bewahrt und auf den einzelnen Fall angewandt wurde. Aber dieſe örtlich begrenzten Rechte waren ſehr verſchieden, ſie waren in beſtändiger ſtiller Umbildung, die Ausnahme konnte in der nächſten Folgezeit zur Regel werden, längſt veralteter Brauch wieder hervorgeſucht. Unendlich iſt z. B. die Mannigfaltigkeit der Rechte und Pflichten der Unfreien, der ritterlichen Dienſtmannen, der Bürger in den einzelnen Städten, überall wird eingerichtet nach dem Bedürfniß des Augenblicks und daher an Gleichmäßigkeit ſelten gedacht. So flüſſig und ſchwankend ſind die politiſchen Verhältniſſe, daß unſere Wiſſenſchaft vor den wichtigſten Fragen des alten Staatsrechts unſicher ſteht. War Deutſchland bis nach den Hohenſtaufen in Wahrheit ein Wahlreich oder nicht? Ohne Zweifel war es ein Wahlreich nach alter Volkserinnerung, und zuweilen wird die Königswahl höchſt feierlich wie nach feſtſtehender Satzung vollzogen. Aber wieder durch Jahrhunderte folgt der Sohn auf den Vater, der Verwandte auf das Familienhaupt, ohne daß die Wahlhandlung etwas Anderes iſt als leere Form. Stand der reiſige Dienſtmann eines Grafen um das Jahr 1100 über oder unter dem freien Bauer? Unzweifelhaft war ſein Recht ſchlechter, er diente nach ſtrengem Hofrecht und konnte von ſeinem Herrn als unfrei darnach geſtraft werden, über den freien Bauer durften nur ſeinesgleichen nach Volksrecht den Spruch finden;*) aber thatſächlich war derſelbe Miniſteriale der mächtige Mann des Dorfes, der auf einem Ritterpferd zu Felde zog, der mit ſeinen

---

*) Noch zweihundert Jahre ſpäter wundert ſich der öſtreichiſche Ritter, deſſen Büchlein unter dem unrichtigen Namen Seifried Helbling herausgegeben ſind, daß der Bauer das beſſere Landrecht habe, der Reiſige mit Ritterſchild das härtere Hofrecht.

Knechten den Bauer beim Tanz und Trinkkrug hochmüthig behandelte, und um deſſen Gunſt oder Frieden das Landvolk zu ſorgen hatte, weil er bei jedem Streithandel gewaltthätig in die Dorfherden fiel, ja einen verhaßten Gegner packte, in ſein ſteinernes Haus ſchleppte und quälte. Aehnliche Gegenſätze füllen das geſammte deutſche Leben; ſie machen es ſehr ſchwer, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe dieſer unſyſtematiſchen und geſetzarmen Zeit zu verſtehn, in welcher die grünende Volkskraft ſich überall eigene Formen, Rechte, Freiheiten ſuchte. Daß die Geiſtlichkeit ein geſchriebenes Recht beſaß, daß die Mönchsorden nach aufgezeichneten Regeln eingerichtet wurden, gab dieſen Genoſſenſchaften eine hoch zu ſchätzende Feſtigkeit und Ueberlegenheit im Kampfe mit weltlichen Mächten.

Noch war der Reichsordnung nicht gelungen, die alte Neigung der Deutſchen zur Selbſthilfe auszurotten, im Gegentheil, je mehr ſich die Anſprüche und Bedürfniſſe ſchieden und je mannigfaltiger die Kreiſe wurden, in denen der Mann ſtand, durch Schwur gebunden an ſeine Kirche, an den König, an ſeinen Lehnsherrn, an den Vaſallen eines Vaſallen, deſto mehr verengte ſich dem Einzelnen der Bezirk, in welchem nach volksmäßiger Empfindung für ihn Friede und Recht zu finden war. In der älteſten Ordnung der Gemeinden und Gaue war wagluſtigem Manne, der ſich mit Genoſſen verband, Raub und Gewaltthat jenſeit der Volksgrenzen geſtattet geweſen; jetzt hatte die Trennung der kleinen Völker aufgehört, aber in jeder Landſchaft hatten ſich geſchiedene Genoſſenſchaften gebildet, Kloſterleute, Stadtleute, Burgleute, welche argwöhniſch neben einander ſaßen; in demſelben Dorfe mochten die feindlichen Parteien wohnen.

Und es war ebenſo volksthümliche Anſchauung, daß jeder Geſchädigte, wenn er gegen ſeinen Feind nicht Spruch fand, der ihm genügte, ſein Recht durch Selbſthilfe holen konnte, entweder allein oder in Verbindung mit ſeinen Schwurgenoſſen. So empfanden die Großen, ſo jeder im Volke. Deshalb erhob ſich in Zeiten, wo nicht gerade die eherne Hand eines ſtarken Fürſten den trotzigen Anſpruch der Einzelnen niederzuhalten wußte, vollends wenn der Frieden des Reiches geſtört, die ohnedies ſchwache Handhabung des Rechtes gehemmt war, überall Fauſt gegen Fauſt. Auch in verhältnißmäßig ruhigen Jahren waren Gewaltthat und Totſchlag ſo häufig, daß einem Menſchen unſerer Zeit die Unſicherheit des Lebens und Eigenthums unerträglich ſein müßte.

Es ſcheint, daß um das Jahr 1100 jedermann, die Geiſtlichkeit faſt durchgängig ausgenommen, Waffen trug; auch die Unfreien, wenigſtens die mit beſſerem Recht, ſogar bei der Feldarbeit. In den Dörfern war der Brauch trotz allem Zorn der ritterlichen Inſaſſen nicht abzuſchaffen, er dauerte bis nach dem Bauernkrieg des ſechzehnten Jahrhunderts; in den Städten mögen die Verbote gegenüber den Unfreien wirkſamer geweſen ſein, aber ſeit dort die Luft frei machte, wurde dies unvertilgbare Recht der Freien immer wieder Mode, wenigſtens trug man an der Seite ein Kurzgewehr oder ein großes Meſſer. Da war natürlich, daß zufälliger Zwiſt auf der Straße und beim Trinkkruge häufig mit Blutvergießen endete.

Man darf deshalb vor den geiſtlichen Klagen über Totſchlag, Räuberei und Gewaltthat zwar die Zeit wild, die Menſchen aber nicht roh nennen. War die Sicherheit des Lebens geringer und die Gewöhnung, um kleine Veranlaſſung das Leben zu wagen, größer, ſo formten ſolche Zuſtände im Charakter der Deutſchen auch manche Tugenden. Es war ein kühnes, wagluſtiges Geſchlecht, welches unbedenklich für Alles eintrat, was ihm groß und begehrenswerth erſchien; auch der kleine Mann bewahrte ein Gefühl der Kraft, und wenn er ſich zum Schutz des eigenen Lebens mit Genoſſen verband, ſo war er erfinderiſch ſich eine Ordnung zu ſetzen, und hielt mit feierlicher Würde darauf, daß er in ſeinem Kreiſe ziemlich und billig, ehrlich und höflich that und empfing, was ihm zukam.

Der wackere Landmann, welcher um das Jahr 1100 von einer Höhe ſeiner Dorfflur ausſchaute, ſah im Morgenlicht eine andere Landſchaft, als ſeine Ahnen gekannt hatten. Noch war der Rand des Horizontes von dunklem Waldesſaum umzogen, es war damals viel Wald auch in der Ebene, überall Laubgehölz, Weiher und Waſſerſpiegel auf niedrigen Stellen zwiſchen dem Ackerboden; aber das Land war in den Ebenen reich bevölkert, die Zahl der Dörfer und der Einzelhöfe wahrſcheinlich nicht viel geringer als jetzt, die meiſten nicht ſo menſchenreich.

In gerodetem Wald waren neue Hufen ausgemeſſen und mit Anſiedlern beſetzt, in der eigenen Dorfflur war altes Weideland in Ackerboden verwandelt; zwiſchen Saat und Holz ſtand am Waldesſaum oder auf einem Bergesvorſprung die Kapelle eines Heiligen, in den Dörfern ragten die hölzernen Glockenthürme hoch über die Häuſer und Ställe, und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken über das ganze Land, aus einer Flur über die andere, und zu dem hohen Klang der kleinen Dorfglocken gab in der Ferne das mächtige Summen einer großen Glocke den Grundton.

Denn unten in der Flußniederung ragten Kuppeln und Thürme eines Doms inmitten vieler Häuſer, die mit ſtarker Mauer umgeben waren. Eine Stadt war gebaut, wo einſt der Reiher über das Wieſenland geflogen, oder der Hirſch auf dem Wildpfad zur Tränke gelaufen war. Und wieder auf der andern Seite ſtand gegen das Dorf auf ſteilem Berggipfel ein gemauerter Thurm und ein hohes Haus mit kleinen Fenſtern, Eigenthum des Grafen und Wohnſitz eines reiſigen Dienſtmannes, der mit ſeinen Genoſſen dort oben wirthſchaftete nicht zur Freude des Bauern. Umſchanzte Städte und befeſtigte Häuſer der Reiſigen erhoben ſich jetzt überall auf deutſchem Boden, nicht nur an Rhein und Donau, in Schwaben, Franken und Baiern, auch im alten Sachſenland und in den Oſtmarken gegen Slaven und Ungarn.

Und die Städte waren in den letzten Jahrhunderten wie über Nacht entſtanden, daß man bei vielen nicht zu ſagen wußte, wann ſie begonnen hatten: der größte Culturfortſchritt vollzog ſich leiſe, im Zwang der Stunde, und die Zeitgenoſſen, welche daran arbeiteten, wußten wenig, wie unermeßlich der Segen war, den ſie dadurch ihren Enkeln bereiteten.

Und wer von der Erſcheinung zurückblickt auf ihren Grund, der vermag gerade hier die geheimnißvolle Arbeit ſchöpferiſcher Kraft wie in einer Werkſtätte zu belauſchen, und ehrfürchtig zu erkennen, wie dem Menſchengeſchlecht Unglück in Glück und Verderb in den edelſten Fortſchritt umgewandelt wird. Es war ein Unglück für die Deutſchen, daß die Zahl der freien Landleute ſich ſeit der Völkerwanderung mit reißender Schnelligkeit verringerte, die Zahl der Dienſtpflichtigen und Unfreien ſich unaufhörlich vermehrte; es war traurig, daß alle Gewalten, welche das Leben der Deutſchen beherrſchten, um die Wette dazu beitrugen: die Könige und ihre Beamten, welche zu vornehmen Gebietern des Volkes geworden waren, die chriſtliche Kirche und ihre Bildung, welche den Vornehmen ſtärker vom Volke ſchied, nicht weniger endlich das geprägte Silber und Gold, welches Reiche erhob und Arme niederdrückte.

Aber durch dieſelben Gewalten wurde auch der Fortſchritt gewonnen, auf einem Umwege, doch darum nicht minder glorreich. Zuerſt half eine alte Vorſchrift der Kirche, aus romaniſchen Ländern nach Deutſchland gebracht, daß Bisthümer nur in Städten angelegt werden ſollten. Wo der Dom eines Bisthums ſich auf deutſchem Grunde erhob, da mußte die Umgebung mit Menſchen gefüllt und gegen die Landſchaft abgeſchloſſen werden. Der Biſchof oder Reichsabt zog an ſeinen Herrenſitz ſeine große Familie von kunſtfertigen Unfreien; der Heilige, deſſen Gebeine in der Kirche Wunder thaten, ſammelte an ſeinen Feſttagen große Mengen Volkes in dem Stadtraume; auf den freien Plätzen erhoben ſich die

Buden der Kaufleute; ſehr früh erwarben die geiſtlichen Herren für die Waaren, die zu der großen Meſſe geführt wurden, auf der Straße des Königs Schutz- und Zollfreiheit. Die Landſchaft gewöhnte ſich, nach des Biſchofs oder Abtes Stadt zu pilgern, in regem Marktgewühl zu handeln. Zumal wo Deutſche gegen Slaven, Avaren und Ungarn kämpften, auf dem eroberten Grenzgebiet an der Elbe und Donau, erwieſen ſich die Kirche des Heiligen und die Stadtmauer als das einzige Mittel, die Umgegend dauernd zu behaupten. So wurden Bremen, Hamburg, Lübeck, Naumburg, Zeitz, Quedlinburg, Halberſtadt, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Salzburg und viele andere Städte heraufgebracht.

Daſſelbe geſchah, wo ein König oder großer Landesherr auf ſeinem Wirthſchaftshof einen Palaſt, „die Pfalz", oder auf gefährdetem Boden eine größere Burg gebaut hatte; auch ſolche Orte erhielten ſchnell weiten Umfang, denn dorthin forderte der Gebieter ſein Heer und die Gewaltigen ſeines Reichs. Herren und Mannſchaft kamen mit großem Troß und ſuchten außer dem Obdach auch die Genüſſe, welche die Zeit bot, ſie kauften Waaren, ſahen Neuigkeiten, welche ausgeſtellt wurden, und lachten über die Poſſen des wandernden Spielmanns, der mit ſeiner Harfe und ſeiner Bande herzugeeilt war. An ſolchen Plätzen entſtanden Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Goslar, Braunſchweig, Magdeburg, Merſeburg, Meißen.

Seitdem im neunten Jahrhundert die Normannen von der See, die Ungarn im Süden räuberiſch das offene Land durchzogen, vergaßen die Deutſchen in der Noth der Stunde überall die alte Abneigung gegen ummauerte Wohnſitze. Herrenhöfe und Häuſer der Dienſtmannen, Abteien und größere Dörfer wurden befeſtigt, in vielen erwuchs das ſtädtiſche Leben. Was von neuen Städten um 1100 zwiſchen Rhein und Elbe, zwiſchen Nordſee und Donau lag, war freilich einer modernen Hauptſtadt ſehr unähnlich. Noch ſchloß der umfriedete Raum Ackerbeete und Gärten ein, die Mehrzahl der Einwohner waren Landbauer, welche ihre Geſpanne aus der Stadt auf die Außenäcker führten, das Ganze zunächſt eine große Dorfanlage um Kirche, Biſchofshaus oder Palaſt. Wie auf dem Dorfe galt dort das Hofrecht des Biſchofs oder Königs, denn die Bürger waren Dienſtpflichtige und Unfreie, unfrei vor andern faſt alle Handwerker. Dazwiſchen ſaßen aber auch Freie einzeln oder in größerer Zahl, Kaufleute, Landbeſitzer der Umgegend oder fromme Anhänger der Kirche, außerdem reiſige Dienſtmannen ihres Herrn. Aber Freie und Unfreie waren vor fremder Gewaltthat geſichert, ſie ſtanden im Schutz eines mächtigen Herrn, der mild über ihnen waltete und unter den eng Zuſammenlebenden beſſere Ordnung zu halten vermochte. Und ſie hatten Gelegenheit zu Verdienſt, wie ihn das offene Land nicht bot. Tagesverkehr und gemeinſamer Vortheil milderten ſehr bald den Gegenſatz zwiſchen Freien und Unfreien. Denn der freie Kaufmann entnahm von dem hörigen Handwerker die Waaren, Metallarbeit und wollene Gewebe, und vertrieb ſie mit ſeinen bewaffneten Knappen im Lande. Handwerk, Handel und Geldverkehr traten in enge Verbindung und gewannen dadurch einen plötzlichen Aufſchwung. Der Segen der Arbeit und ihre Leben ſchaffende Kraft wurden dem Volke deutlich.

Wer um 1100 von Köln nach Hamburg, von Augsburg nach Nürnberg reiſte, der kümmerte ſich gar nicht darum, daß die eine Stadt um ein Jahrtauſend älter war als die andere, daß in Köln die Gemahlin des Germanicus am Thor geharrt und die Legionen begrüßt hatte, den Knaben Caligula an der Hand, und daß in Augsburg ein Sohn des Auguſtus, von Lictoren umgeben, auf dem Marktplatze geſeſſen hatte, während über dem Grunde von Hamburg und Nürnberg noch das Baumlaub rauſchte und die gefallene Eichel einen Sproß trieb, welcher als alter Urbaum bei der Stadtgründung gefällt werden ſollte. Aber man merkte damals doch einen Unterſchied in Ausſehen, Kraft und Wohlſtand zwiſchen den alten Römerſtädten auf deutſchem Boden und den neu gewordenen. Utrecht, Mainz, Köln, Trier, Regensburg, Worms, Speier und Augsburg waren die altberühmten Städte des Reichs, Sitze großer Biſchöfe und alter Kaiſerpfalzen; zwiſchen den großen Kirchen und geſchwärzten Römerthürmen und neben den Dienſtleuten der Biſchöfe hatte ſich dort eine größere Anzahl Freier angeſiedelt; Köln war um 1100 bereits eine große Handelsſtadt, Utrecht ein Mittelpunkt der vlämiſchen Wolleninduſtrie; die Zahl der ſteinernen Gebäude war größer, die Stadtmauer wahrſcheinlich höher und beſſer mit Thürmen und Außenwerken geſchützt, das Selbſtgefühl der Bürger kecker, auch ihre Freiheiten beſſer und ihre Vornehmen ſtolz. Aber obgleich ſie noch im Vordergrund deutſchen Städtelebens ſtanden, zu groß darf man ſich den Abſtand der alten und neuen Städte nicht denken, gerade bei mehren neuen ging die Entwickelung wunderbar ſchnell und kräftig von Statten.

Denn groß wurde der Zudrang vom Lande nach der Stadt. Der alte Wandertrieb regte ſich wieder kräftig. Dieſelben Zuſtände der Dorfflur, welche in der Urzeit die Auswandererſchaaren nach dem Süden getrieben hatten, dauerten fort, jene alte beengende Einfügung des Einzelnen in das Wirthſchaftsſyſtem ſeines Dorfes. Und dazu war neues größeres Leiden gekommen, die Dienſtbarkeit unter einem Herrn. Kaum waren die Sachſenkriege beendet und die wüſte Unordnung der letzten Karolingerzeit überſtanden, ſo wurde in den Dörfern wieder die Ueberfüllung fühlbar. Neue Rodungen und Verminderung des Weidegrundes halfen nur auf kurze Zeit. Wer nicht ausſichtslos fortleben wollte in der alten Hütte und nicht einen Theil ſeiner Erträge an Andere abgeben, der blickte jetzt ſehnſüchtig nach den Baumſtämmen oder den Steinen, welche die nächſte Stadt einſchloſſen. Im zehnten und elften Jahrhundert begann durch ganz Deutſchland eine neue Coloniſation im Inlande, mächtig und unwiderſtehlich, das Landvolk zog in die Städte. Mit märchenhaſter Schnelligkeit füllten ſich die neu gegründeten Orte, bei manchen mußte wenige Jahre nach der Anlage die Stadtmauer erweitert werden, an viele ſchloß ſich von außen Neuſtadt und Vorſtadt. Der Grundherr hatte dabei den größten Vortheil: ſein Ackerland wurde in Bauſtellen verwerthet, wenn er die Häuſer baute, und wenn er die Plätze gegen Zins den Einwanderern überließ, wurde ſeine Bodenrente hoch geſteigert. Und der Arbeiter fand für jede Art von Thätigkeit, zu der er geſchickt war, höheren Lohn, beſſeres Leben und größere Freiheit. Auch der unfreie Landmann, der anderem Herrn gehörte, ſuchte Gelegenheit ſich loszukaufen oder dem Biſchof verkauft zu werden, oder er entfloh in die Mauern, wo er gebraucht und gern aufgenommen wurde. Je theurer der Stadtgrund wurde, deſto enger ſchloſſen ſich die Häuſer in der Mauer zuſammen; groß war unter den Einwohnern der Eifer für den Vortheil ihrer Stadt; die Mauern zu vertheidigen gegen den drohenden Feind, oder für den Vortheil des Stadtherrn ins Feld zu ziehen, wurde auch dem Unfreien Pflicht und Ehre, ein männlicher, kriegeriſcher Geiſt und ein ſchönes Freiheitsgefühl lebten in der neuen Gemeinde auf.

Nicht lange, und den Bürgern wurde das Herrenrecht ihres Biſchofs oder Herzogs läſtig und der Vogt feindſelig, den der Grundherr ihnen geſetzt. Als unter Kaiſer Heinrich IV die Mehrzahl der Biſchöfe und des hohen Adels gegen die kaiſerliche Gewalt in Waffen trat, da fuhr es wie ein Wetterſchlag durch die deutſchen Städte, überall erhoben ſich die Bürger gegen ihre Grundherren und ſtellten ſich auf die Seite ihres Kaiſers und des Reiches. Bereits zweihundert, ja hundert Jahre nachdem die Städte des innern Deutſchlands gegründet waren, rührten ſie ſich als ſtarke politiſche Macht, ſie bildeten ein neues Fußvolk, welches gegen die Vaſallenreiterei der Edeln kämpfte. Und die Frankenkaiſer wußten wohl den Werth dieſes neuen Bundesgenoſſen zu ſchätzen, ſie minderten den Druck der Grundherrſchaft, gaben den Unfreien in einzelnen Städten das Recht ihr Einkommen auf die Kinder zu vererben, ſie wehrten dem Grundherrn, dem ſein Höriger in die Stadt entwichen war, die ſchonungsloſe Rückforderung. Endlich im zwölften Jahrhundert wurde Stadtrecht, daß kein Unfreier, der Jahr und Tag ohne Forderung des Herrn in der Stadt gelebt habe, zurückgeboten werden dürfe, und in das deutſche Leben kam der große Satz, daß die Luſt der Stadt frei mache.

So vollzog ſich die gewaltige Wandlung. Aus dem lockern Zuſammenhang freier Landgemeinden war das deutſche Königthum aufgeſtiegen. Der Heerkönig hatte eine Ariſtokratie ſeiner Beamten, der Herzöge, Grafen und der Biſchöfe geſchaffen, durch die weltlichen Würden waren die äußern Feinde abgewehrt, durch die geiſtlichen Würden war Chriſtenthum und neue Lehre dem Volke verkündet. Beide, Biſchöfe und weltliche Beamte, waren zu großen Vaſallen geworden und hatten den Stamm der Freien herabgedrückt, die Volkskraft vermindert. Als nun die geiſtlichen Herren ihre weltliche Macht im Dienſte des römiſchen Biſchofs gegen den gemeinen Nutzen verwandten, und als die herrſchluſtigen Fürſten den Vortheil ihres Hauſes über den des Reiches ſtellten, als ſo die Bildungen der erſten Königszeit, die einſt das Reich gegründet hatten, daſſelbe in Gefahr ſetzten zu zerfallen: da brachte ein neuer Theil der Volkskraft, der in dieſer Zeit heraufgewachſen war, dem Reiche Hilfe und Rettung, die Städte und ihre Bürger.

Und die Männer, denen die Wiedergeburt deutſchen Lebens zu danken iſt, waren in der großen Mehrzahl gerade die Unfreien, die Gedrückten und Gequälten der alten Königszeit. Die Freiheit, welche ſie auf der Ackerſcholle zur Zeit der Merovinger und Karl's des Großen verloren hatten, gewannen ſie unter den Frankenkaiſern und Hohenſtaufen in den Städten wieder, eine beſſere Freiheit, ſie ſelbſt als die Vorkämpfer einer neuen Cultur.

Zur Erläuterung des Geſagten wird im Folgenden ein kleines Schriftſtück mitgetheilt, welchem zwar der Reiz feſſelnder Schilderung entgeht, das aber mit wenig Worten in die geſellſchaftlichen Zuſtände jenes Zeitalters einführt. Der Kampf der Geiſtlichen gegen die Uebergriffe des raubluſtigen Adels, Bau von Burgen, Befeſtigung von Städten, die Anſtrengungen eines entſchloſſenen Mannes zur Rettung ſeines Eigenthums werden daraus deutlich. Es iſt ein Bericht, welchen Marquard, Abt des Kloſters Fulda (von 1150 bis 1165), hinterlaſſen hat.*) Er war ein thatkräftiger Mann von tüchtigem Selbſtgefühl, dem nicht beſchieden war, bis an das Lebensende ſeinem fürſtlichen Stift vorzuſtehen, denn er dankte ab, weil er in dem Kirchenſtreit den Papſt der Kaiſerpartei nicht anerkennen wollte, und ſtarb 1168 im Michaelisklooſter zu Bamberg. Seine Schrift fällt zwar in die Zeit der erſten Hohenſtaufen, aber die Zuſtände, welche er ſchildert, waren damals nicht neu, es ſind genau dieſelben Kämpfe und Leiden, welche ſchon unter den fränkiſchen Kaiſern beklagt werden. Er beginnt in ſeinem Latein folgendermaßen:

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Ich, Marquard, durch Gottes Gnaden demüthiger Diener der heiligen Kirche von Fulda, wünſche Allen, welche Chriſto und mir getreu ſind, Gnade und ewiges Heil in Chriſto.

Ich weiß, daß es nicht meine Sache iſt die eigene Perſon zu empfehlen, da geſchrieben ſteht: „Dich lobe fremder Mund, nicht der deine." Aber weil ich nach Gottes Befehl und Willen mit reinem Gewiſſen rede, möge man anhören, was ich vorbringe mir nicht nur zur Empfehlung, ſondern auch zur Vertheidigung, damit nicht etwa die Neider meiner Werke nachtheilig auslegen, was ich in guter Abſicht gethan habe, und damit ſie mir nicht als Vergeudung zur Laſt legen, was ich aus ehrlichem Herzen zur Vertheidigung der mir anvertrauten Kirche ausgeführt. Alſo ſeit ich durch Gottes Gnade auf Befehl des Königs Konrad und durch mahnende Wahl der Brüder und dieſer ganzen Gemeinde zuerſt in mein Amt trat, fing ich an zu überlegen, wie ich mit Gottes Hilfe wohl dieſe verödete und faſt auf nichts heruntergebrachte Kirche von der Plünderung und Beraubung durch gewiſſe Leute erlöſen könnte. Denn es war wirklich traurig zu ſehen, wie eine ſo edle Stätte, allen Frommen lieb und erſehnt, zu ſolcher Vernachläſſigung heruntergekommen war, daß in den ganzen Vorräthen der Brüder oder des Abtes nichts war, wovon man den Brüdern einer ſo ehrwürdigen Genoſſenſchaft täglichen Lebensunterhalt geben konnte. Und das war nicht wunderbar, denn die Laien hatten alle Güter dieſes Kloſters hinter ſich, und was ſie wollten, gaben ſie, und was ſie wollten, behielten ſie für ſich.

---

*) Gedruckt in J. F. Böhmer, Fontes rer. germ. III, p. 165.

Zum erſten iſt dadurch dem Kloſter großer Schaden geſchehen; denn wer von den Laien einige Zeit ein Gut dieſer Abtei in ſeiner Hand hatte, nahm ſich die beſten Hufen heraus und vererbte dieſe nach Beneficialrecht auf ſeine Söhne, ſo daß manches Gut mehr Hufen verlor, als es übrig behielt, und ein Gut, welches dem Kloſter vierzehn Tage arbeiten mußte, arbeitete kaum ſieben, und was ſieben Tage hatte, arbeitete den Brüdern kaum drei oder gar nicht.

Und wieder war ein anderes Leiden noch viel unerträglicher. Die Fürſten verſchiedener Landſchaften nahmen ſich von den nahe liegenden Kirchengütern, ſo viel ihnen gut ſchien, und behielten dies, als wäre es ihr Beneficium, ohne daß ihnen jemand ſteuerte oder dagegen ſprach. Die Kleineren aber machten ſich Rodungen und Dörfer in den Wäldern und Gehegen des heiligen Bonifacius. Gar nicht zu reden von den Hörigen der Kirche, welche überall dem Raube preisgegeben waren, da ſie jeder an ſich riß und ſagte: „Mein biſt du, mein biſt du, ich habe dich als Beneficium erworben.“ Dieſe und ähnliche und viel größere und ſchwerere Uebel zwangen unſere Vorgänger, Gefäße und Geräthe des Gotteshauſes zu verkaufen und zu verzetteln, und die Schmuckſachen der Kirche zu zerreißen und zu zerſtreuen, wenn ſie der königlichen und der römiſchen Curie dienen mußten, weil die Einnahmen der ganzen Abtei in die Hände der Laien gekommen waren. Und wenn ein Abt ihnen widerſprechen wollte und in richterlicher Entſcheidung Recht gegen ſie ſuchte, ſo ſchlüpften ſie durch liſtige und kluge Gründe ihres Rechtes, welches ſie Lehnrecht nannten, wie eine Schlange aus ſeinen Händen und entkamen durch gewundene Rede ohne Schaden.

Dieſe ganze Gefahr und Verwüſtung der anvertrauten Kirche hatte ich vor Hand und Auge und begann bei mir zu überlegen, was zu thun ſei, zumal da mir viele Widerwärtigkeiten und Widerſprüche erwuchſen, wenn ich einen von dieſen Leuten anders ſtellen oder verhindern wollte. Zuerſt alſo ſuchte ich Hilfe bei Gott und übergab mich ganz ihm, der in Gefahr zu helfen pflegt, und ich hielt einen Rath mit Bevollmächtigung des Herrn Papſt Eugenius und auf Befehl meines Herrn Königs Konrad, und habe keinem meiner Leute oder Dienſtmannen irgend etwas als Beneficium gewährt, als was ſein war; wenn er ſonſt etwas von den Gütern der Kirche in der Hand hatte durch Aneignung oder Raub, hab' ich es ihm verboten. Meine Güter habe ich den Laien unterſagt und habe dieſelben ſogleich mit meinen Brüdern und mit Landleuten, wie es mir recht und genehm ſchien, beſetzt. Deshalb habe ich ſofort, weil der erſte Zuſammenſtoß der ſchärfſte iſt, von der Feindſeligkeit einiger Gegner großen Widerſpruch erfahren, auch Totſchlag der Meinigen, Augenausſtechen und Blutvergießen. Aber um kurz zu ſein, der allmächtige Gott, dem ich mich und all mein Eigen vertraute, hat den Meinen einen wunderbaren und unglaublichen Sieg über Gegner und Feinde der Kirche geſchenkt, und Vielen erſchien es als etwas Großes, daß ein Menſch ohne Hilfe ſeines Geſchlechtes, ein Ankömmling und Fremder in dieſem Lande ſo viel durchſetzen konnte.

Aber das iſt nicht wunderbar. Denn wir Geiſtlichen und Mönche würden die unerſättliche Habſucht, welche Verwandte haben, nicht ſättigen können, wenn wir auch außer der Abtei das größte Bisthum hätten, und doch würden ſie uns vielleicht nur lau helfen und nur zum eigenen Vortheil. Doch genug davon.

Ich, Marquard, begann den Bau der Burg Bieberſtein. Allerdings ziemt den Mönchen, nur im Kloſter zu wohnen und geiſtliche Kämpfe zu fechten, aber die Welt liegt im Argen und enthält ſich des Schlechten nicht, wenn ihr nicht mit Gewalt widerſtanden wird. Denn ich dachte in meinem Gemüth: Hier iſt eine Stelle für eine Burg. Wenn ſie von einem Feinde der Kirche beſetzt würde, könnte dieſer uns alles Leid anthun und nur mit großer Einbuße an Habe und Gefahr der Menſchen heraus geworfen werden. Darauf begann ich die Burg zu bewohnen und zum Nutzen der Kirche zu verwenden und mit treuen Kriegern zu beſetzen, welche die Ehre des Kloſters vertraten. Dieſe beſchworen mit einem Eide, ſich niemalen zu ergeben, ſelbſt bei Todesgefahr nicht, außer zur Ehre des Kloſters und Abtes.

Darauf habe ich die daran liegende Burg, Haſelſtein genannt, mit großer eigener Gefahr und Aufwand der Kirche eingenommen, weil ſie ein Schlupfwinkel von Dieben und Räubern war, welche ſich daſelbſt mit ihrem Herrn Gerlach in ſicherem Verſteck befanden, und habe ſie zur Vertheidigung des Kirchengutes mit treuen Männern beſetzt und habe rund herum Befeſtigungen errichtet, und ein Dorf und einen Markt unter der Burg angelegt. Ferner habe ich an dem königlichen Schloß Baumenburg Mauern errichtet und ſtarke Befeſtigungen erbaut, und auf dieſen Bau zur Ehre und Vertheidigung unſerer Kirche viel Mühe verwandt in der Abſicht, um mit dem Kaiſer und mit den Dienſtmannen des Reiches engere Genoſſenſchaft zu haben, und damit wir zu ihnen fliehen könnten, wenn ein Krieg hereinbräche.

Und damit nicht in der Umgegend unſeres Ortes, nämlich der Stadt Fulda, von nichtswürdigen Männern ein Aufruhr erregt würde, wie oft von Solchen geſchieht, welche darum in die Burgen fliehen und ſich geſellen, um Beute aus der Gegend zu holen, — ſo habe ich mannhafte und tapfere Männer angenommen und habe ſie als Beſatzung in die Burg gelegt.*) Und um dem Orte und unſerem Volke ſicheres Wohnen in aller Kriegsgefahr zu ſchaffen, habe ich den ganzen Ort Fulda mit ſehr ſtarken Mauern umgeben, mit Pfahlwerk und Damm befeſtigt, habe Wighäuſer erbaut, Thore mit Eiſenbeſchlag und Riegel eingehängt, und das Volk ſelbſt durch Bau und Bewaffnung wehrhaft gemacht und der ungerechten Unterdrückung durch die Vögte enthoben.

Aber ich habe nicht nur auf die Außengebäude Sorge gewandt und mir damit um Gottes willen, zur Ehre des Ortes und zur Vertheidigung der Seelen und Leiber nach Kräften Mühe gegeben, ich habe auch im Innern, nämlich zur Wiederherſtellung des Kloſters viel Arbeit aufgewandt, wie jedem, der es ſieht, wohl bekannt ſein wird. Das Dach des Kloſters war früher von Blei, aber vor Alter zuſammengefallen, ich habe es wiederhergeſtellt und verbeſſert, und habe einen Glockenthurm aus den beſten Werkſtücken errichtet. Ich ſah auch, daß der Quell der Waſſerleitung wegen Alter und Verfall verſagte, er gab unſern Brüdern zum Waſchen der Hände langſam und wenig Waſſer, ja manchmal gar keines; da habe ich ordentliche Kanäle eingerichtet und durch bleierne Röhren den Waſſerlauf ganz dauerhaft wiederherſtellen laſſen, auf daß von jetzt ab niemals rinnendes Waſſer fehle, welches von ſelbſt auf die Hände der einzelnen Brüder läuft. Aus dieſer Waſſerleitung habe ich auch eine Ader des Quelles auf den Markt geleitet und einen großen Stein mit vieler Mühe durch die Stadtmauer hereingebracht und mit Waſſer angefüllt. So viel über die Bauten und Befeſtigungen.

---

*) Dieſer Satz der Handſchrift iſt durch auf ausgekratzte Zeilen verſtümmelt.

Aber ich kehre zu dem erſten Gegenſtand meiner Vorſorge zurück. Seit ich nach Gottes Willen der Kirche von Fulda vorſtand, habe ich immer gedacht und geſorgt, wie ich die Güter unſerer Kirche von denen, die ſie geraubt hatten, zurückfordern könnte. Und mit Gottes Willen habe ich darin durchgeſetzt, was ich konnte: denn ich ging durch alle Dörfer und forſchte angelegentlich, und fand endlich nach Angabe getreuer Männer, wie viel überall weggenommen war. Dann ging ich allmählich die Einzelnen in dieſer Sache an und forderte wenig von Vielem zurück. Denn alle Entwendungen konnte ich gar nicht zurückverlangen, weil alle Miniſterialen der Kirche ihren Vortheil, nicht den des Herrn ſuchten und einander beiſtanden. Jedoch erhielt ich in jedem Dorfe etwas, in einigen aber mehr, in andern weniger; doch ſo, daß wenige Dörfer ſind, in denen ich nicht einen Hof oder zwei oder drei oder mehr für die Kirche behauptete. Darauf aber trat ich in Berathung mit dem älteſten Volk von den treueſten Hörigen der Kirche, umging und betrachtete die Grenzmarken der Wälder und Aecker, der Wieſen und Triſten. So habe ich ermittelt und zurückgefordert durch den Umgang der Gemeinden, welcher Landleite genannt wird, viele Hufen, Aecker und Wieſen, Waldmarken, Triſten und Grenzzeichen, die in alter Zeit widerrechtlich genommen waren; auch die Mühlen und Mühlſtellen, die widerrechtlich vorenthalten wurden, auch Fiſchteiche und Gewäſſer und den Waſſerlauf, der widerrechtlich von dem alten Bette abgeleitet war, habe ich zurückgefordert.

Als ich das alles zurückgefordert und der Kirche von Fulda mit vieler Mühe und Gefahr erlangt hatte, begann ich lange bei mir ſorglich zu bedenken, wie ich aus dieſen erworbenen Gütern dem Herrn und St. Bonifacius den beſten Dienſt, und meinen Brüdern nützlichen und nothwendigen Troſt verſchaffen könnte. Nun ſandte mir Gott in meinen

Sinn, daß ich an das Leiden der Brüder dachte, nämlich wie unſere Brüder das ganze Jahr an ihrer Mahlzeit Mangel leiden, und ich ſagte meinem Herzen: Weil ich mit Gottes Hilfe Einiges von vielem Beſitz, der dem Kloſter entzogen war, zurückerworben habe, ſo will ich dies mit Gott zum Bedarf der Brüder anwenden; vielleicht wird durch Gottes Fügung dafür mehr und Größeres in meine Hände kommen. —

Und damit kein Leſer meine, dies ſei zur Verkleinerung oder zum Aergerniß geſchrieben, möge er bedenken, daß ich die Wahrheit ſage. Haben nicht der Landgraf und der Sohn des Königs Konrad die Lehen ſehr vieler Fürſten an ſich gezogen und dürſten noch darnach? In ähnlicher Weiſe züngeln auch viele Andere krank vor Begehrlichkeit immer, ihre Gierigkeit zu befriedigen. Und doch werden ſie bei ihrem Tode Alles hier zurücklaſſen, ſie mögen wollen oder nicht. Wenn ſie der Kirche Treue hielten und ſich mühen wollten, das Haus Gottes zu vertheidigen, ſo könnten ſie hoffen, daß der heilige Bonifacius ihr Fürſprecher ſein würde. So aber — ohne ihrer Ehre nahe zu treten ſei dies geſagt — achten ſie nicht darauf, daß dieſes Kloſter im großen Schutz der heiligen Väter gegründet, daß dies ehrwürdige Stift mit großen Rechten und apoſtoliſcher Herrſchaft begabt, daß dieſe Genoſſenſchaft frommer Männer durch große Verordnungen der Könige und Kaiſer befeſtigt, daß endlich dies Kloſter durch großen Segen der Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Cardinäle und anderer heiliger Männer geweiht und eingerichtet iſt, und es iſt deshalb zu fürchten, daß ſie nach irdiſchem Gut, welches ſie ohne Fug begehrt haben, den ewigen Fluch erhalten. Möge das nicht geſchehen."

9.

Zwei Königswahlen.

Auf zwei großen politiſchen Ideen beruhen Staat und Kirche der Germanen bis über die Hohenſtaufen. Eine Idee iſt ſeit den Römerkriegen, die andere ſeit der Urzeit dem Volke tief in die Seele geprägt, beide haben das Schickſal des Reiches, das Leben der Könige, Fortſchritt und Niederlagen der Nation beſtimmt. Die erſte Idee iſt die volksthümliche Vorſtellung, daß der deutſche Kaiſer ein Nachfolger der römiſchen Cäſaren ſei, und das Reich der Deutſchen eine Fortſetzung des weſtrömiſchen Kaiſerreiches.

Die Anſprüche, welche dem „römiſchen" König ſeine Stellung gab, waren die höchſten irdiſchen. Wer von den deutſchen Fürſten gewählt, vom Volke ausgerufen war, erhielt dadurch die Ehren der erſten weltlichen Macht in der Chriſtenheit, er galt den Deutſchen für einen Erben des Auguſtus und Karl's des Großen, er hatte die Pflicht der Schutzherrlichkeit über die Kirche des Abendlandes, an ſeiner Würde hingen noch alte unſichere Anſprüche auf oberherrliches Anſehen gegen andere Könige der Chriſtenheit. In Rom gewann er die Kaiſerkrone und die Herrſchaft über Italien, und es war unter vielen großen Fürſten kaum einer, der die poetiſche Sehnſucht nach dieſen römiſchen Ehren in ſich bändigte. Auch bei Heinrich I ſind wir viel zu wenig über die Beweggründe unterrichtet, welche ihn der kirchlichen Weihe und Kaiſerkrone fern hielten, und es iſt ein gewagtes Unternehmen, aus dem, was uns von ſeinem Thun berichtet wird, einen durchgehenden Grundgedanken zurecht zu legen, der von Anfang bis zu Ende ſein Verhalten gegen die Kirche regelte. Das iſt bei modernen Herrſchern ſelten ausführbar, vollends nicht in einer Zeit, wo das Verhältniß zu einer geliebten Frau oder eine alte Prophezeiung auch einem ſtarken Manne den Entſchluß übermächtig beſtimmten.

Die zweite politiſche Idee iſt aber die der alten Gefolgeſchaft, der Treupflicht des Mannes gegen ſeinen Schatzgeber. Dieſe altheimiſche Anſchauung war immer noch die gemüthliche Grundlage für das Verhältniß zwiſchen dem Lehnsherrn und Vaſallen, obgleich das Lehnsverhältniß nicht auf geradem Wege aus dem alten Gefolgeweſen hervorgegangen iſt. Aber dieſelbe Idee der Gefolgeſchaft hatte auf einem andern Gebiet dem Deutſchen eine Bedeutung gewonnen, größer, als ſie je in der Urzeit geweſen war, denn dieſelbe Anſchauung bildete die Grundlage des deutſchen Glaubens. An Stelle des irdiſchen Gefolgeherrn war ſeit Einführung des Chriſtenthums jedem Einzelnen der himmliſche Gebieter getreten. Dem großen Herrn auf dem Himmelsthron oder ſeinem Edlen, einem Apoſtel der Kirche oder einem Heiligen, war jeder Chriſt gebunden, an die letzteren oft nach altgermaniſcher Weiſe durch freie Wahl. Dies Verhältniß des Chriſten zu ſeinem Herrgott war für das Volk keineswegs ein myſtiſches in heutigem Sinne, es wurde ganz naiv aufgefaßt als eine feſte Verbindung für dieſes und jenes Leben, für Wohlbefinden hier wie in der Himmelsburg; auch der fromme Büßer ſuchte in vorgeſchriebener Weiſe die Nähe ſeines Herrn und verzückte ſich, bis er die himmliſche Geſtalt ſah und ihre Worte hörte, oder bis ihm nach gutem Werke und Kaſteiung der beſeligende Glaube kam, daß der Herr oder Heilige, welcher unſichtbar um ihn ſchwebte, ſeinem begünſtigten Manne milde und gnädig ſei. Auf derſelben Grundanſchauung entfaltete die abendländiſche Kirche ihre Macht, ſie war das Gottesreich auf

Erden, der Papſt, die Biſchöfe und großen Würdenträger der Kirche waren die ſichtbaren Vertreter des Herrn, der Apoſtel und Heiligen; und die geſammte Chriſtenheit war durch Eid — das Sacrament — als große Gefolgeſchaft gebunden, wie an den Himmelsherrn, ſo auch an die irdiſche Darſtellung ſeines Reiches, an die Kirche.

Der Kampf zwiſchen den deutſchen Kaiſern und den Päpſten iſt in dieſer ganzen Zeit im Grunde nichts als der innere Widerſtreit der beiden großen Ideen einer römiſchen Weltmonarchie und der Gefolgeſchaft aller Gläubigen. Aber merkwürdig, die Kaiſer, welche das Leben der deutſchen Nation vertreten ſollen, ſtützen ſich in dem Kampfe auf eine volksmäßige Anſchauung, welche in unſer Volk erſt durch die Römerkriege und die Wanderzeit von außen eingetragen iſt, und ein Kaiſergeſchlecht nach dem andern geht darüber zu Grunde. Die römiſchen Päpſte, welche in das nationale Bedürfniß des deutſchen Volkes verderblich eingreifen, ſtützen ſich dabei auf eine altgermaniſche Forderung, und ſie bleiben ſo lange Sieger, als die Idee, welche ihnen Anſprüche gibt, in dem deutſchen Volke lebendig iſt. Doch gerade ihre Siege, der Kampf gegen Heinrich IV, die Kreuzzüge, der Bannſtrahl gegen Friedrich II, helfen den deutſchen Glauben von der alten epiſchen Anſchauung befreien, welche den Himmel betrachtet als die Methhalle oder Burg eines Fürſten, und löſen das Gemüth der Deutſchen aus den Banden des Mittelalters und der Kirche.

Seit das Haus Karl's des Großen ſich ausgelebt hatte, wurde der Herr Deutſchlands wieder gewählt. Wähler waren die Großen des Reiches, geiſtliche und weltliche Würdenträger. Sie bildeten zuſammen ſeit Karl dem Großen den Adel des deutſchen Volkes, eine mächtige Beamtenariſtokratie, ſehr verſchieden von dem, was wir jetzt Adel nennen. Edle (nobiles) waren die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und diejenigen Reichsäbte, welche von dem König ſelbſt eingeſetzt wurden; außerdem Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen und Grafen. Die Würden der Herzöge und Grafen waren aus dem Beamtenthum der alten fränkiſchen Könige herübergekommen; es iſt unſicher, ob ſie zuerſt in Nachbildung der antiken Aemter dux und comes geſchaffen wurden, ſie waren noch unter Karl dem Großen Beamte, welche mit der Herrſchaft und gewiſſen Einkünften eines Herzogthums, einer Grenzmark oder eines Gaues begabt wurden, ſie waren abſetzbar, ihr Amt nicht erblich. Aber ſeit den Sachſenkaiſern fingen Herzöge und Grafen an, ihr Reichsamt und Lehn für erblich zu halten, als Vaſallen des Königs behaupteten ſie mit ihren Familien Herrenrecht, Gericht, Münzrecht und Einkünfte. Ihre Söhne, die nicht in der Reichswürde nachfolgen, wurden ebenfalls als Edle betrachtet, ſie führten den Titel freie Herren, Barone, und wurden oft nach einem Gut, das ſie von dem älteren Bruder als Lehn erhalten, genannt. Die Grafenhäuſer bildeten die große Mehrzahl des Adels. In einigen Familien nahmen die Häupter den Familientitel princeps, Fürſt, an; unter dem Titel Reichsfürſten (principes imperii) wurden bis zum zwölften Jahrhundert außer den geiſtlichen Reichswürden alle Vertreter der großen Reichslehen, Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Grafen, verſtanden. Von da an wurden die Grafen von dem Fürſtenſtande unterſchieden, ſie konnten zu Fürſten erhöht werden. — Seit dem dreizehnten Jahrhundert wird gewöhnlich, daß alle Söhne den Rang des Vaters annehmen, gemeinſam die Landesregierung führen, die Güter theilen; der Adel verliert ganz den Charakter des Amtes, er wird Vorzug des Blutes.

Die ritterlichen Dienſtmannen aber, welche den Aemtern in den Höfen dieſer Edlen vorſtehen, und die ritterlichen Vaſallen, welche Güter von den Edlen zum Lehn haben, werden noch lange nach der Hohenſtaufenzeit auch im Tagesverkehr durchaus nicht zum deutſchen Adel gerechnet.

Auf dieſem Wege wurden die großen Familien des weltlichen Adels in Wahrheit die Gebieter der Landſchaften, die

Schaar ihrer Vaſallen und Dienſtleute bildete das Reiterheer; ſie walteten über Gericht und Verkehr, belehnten und erhoben Steuern, ſie feſſelten an ihr Intereſſe nicht nur Dienſtmannen, welche unter ihrem Hofrecht ſtanden, auch die Freien, welche nach Volksrecht unter ihnen ſaßen, ſie waren die erſten Vertheidiger ihres Gebietes gegen den äußern Feind. Hoch hob ſich ihr Stolz, jeder der Mächtigſten durfte hoffen, daß die Krone ſeinem Haupte erreichbar ſei. Der neue König mußte um den guten Willen ſeiner Edlen werben, ihm wurde gleich ſchwer, ihre Anſprüche zu befriedigen oder zu dämpfen, ihre Gewalt war ſchon am Ende der ſächſiſchen Zeit ſo befeſtigt, daß nur hervorragende perſönliche Eigenſchaften den König auf ſeinem Throne ſicherten.

Der Fürſt, welcher mit ſolchen Vaſallen regieren ſollte, war vor ſeiner Wahl ſelbſt einer von ihnen geweſen; er brachte als Ausſteuer für ſein hohes Amt eine Hausmacht, welche vielleicht nicht größer war als die eines andern Fürſten, wahrſcheinlich ſchwächer als eine Vereinigung mehrer. Er vermochte einen Ungehorſam ſeiner Großen nur dadurch zu ſtrafen, daß er die widerſetzlichen Landgebieter mit ſeinen Getreuen kriegeriſch überzog, verjagte, verurtheilte und dann entweder zu Gnaden annahm oder ihr Land einem Getreuen in die Hand gab; häufig war er gezwungen, nach offenem Aufſtand und mehrjährigen Kämpfen den Gegnern zu verzeihen. Auch die Getreuen blieben ihm als Gebieter des neuen Landes in dem Zwange neuer ſelbſtſüchtiger Intereſſen nicht zuverläſſig, ſogar nicht Männer ſeines eigenen Geſchlechtes. Sein ganzes Regiment war deshalb höchſt perſönlich; ſeine Hausmacht zu ſtärken, ſich mit den hochſtrebenden Fürſten durch Strenge und Milde, durch die Einwirkung eines überlegenen Weſens und durch kluge Güte richtig zu ſtellen, war ihm unentbehrlich. Im Volke aber vermochte er nur Anſehen zu erwerben, wenn er ein gerechter Richter war, von unerbittlicher Strenge gegen die zahlloſen kleinen und großen Friedensbrecher, dazu ein tüchtiger Kriegsmann und ein Herr, der im Verkehr ſtattlich den König kundzugeben wußte. Es waren alſo ſehr beſtimmte Forderungen, welche das Amt an Charakter und Gemüth des neuen Königs erhob. Aber es waren einige andere Eigenſchaften, welche ſein hohes Amt in ihm ausbildete.

Denn derſelbe König, in dem das Volk einen Wetterſtrahl gegen die Raubgeſellen und einen milden lächelnden Gebieter vor den Getreuen ſehen wollte; derſelbe Mann, der unter den ſtolzen Fürſten der ſtolzeſte, in Wort und That immer gewaltig ſein ſollte, der war auch genöthigt, alle Meiſterkünſte eines welſchen Staatsmannes zu gebrauchen, Miene und Geberde zu verſtellen auf verſtecktem Wege ſein Ziel zu ſuchen, den Gegner zu überliſten, geheimen Vorſatz täuſchend zu bewahren. In einer Zeit, wo mündlicher Verkehr und die Eindrücke, welche der Mann dem Manne machte, in der Politik obenan ſtanden, mußte der König ſeine perſönliche Empfindung, Groll über erfahrene Kränkungen, neuen Argwohn und alten Haß vorſichtig in ſein Herz verſchließen und klug die Stunde erwarten, wo er der ſtärkere war, um zu ſtrafen; auch wo er belohnte, mußte er immer gefaßt ſein, daß er in dem alten Anhänger ſich einen neuen Gegner groß zog. Das waren ſchwierige Aufgaben für deutſche Natur; nur ein bedächtiger Muth und glückliche Gemüthsanlage mochten den König davor bewahren, entweder zur Unzeit heftig zu werden, oder die Herzen durch hinterliſtige Falſchheit ſich zu entfremden.

Der Deutſche forderte von ſeinem Herrn alle Tugenden des Starken, und er hatte ihn zu einer Stelle erhoben, wo er viel von den feinen Künſten eines Schwachen bedurfte; der als Herr der Welt erſchien, ſtand in Wirklichkeit weniger ſicher als einer ſeiner Vaſallen, der mit ſeiner Landſchaft verwachſen war. Während die Meinung der Menſchen, Idee und Poeſie der Kaiſerwürde den Gedanken an die Weltherrſchaft in die Seelen der Könige legte, waren die thatſächlichen Grundlagen ihrer Macht ſo unſicher, daß jeder große Erfolg nach außen durch ein Trinkgelage, einen Zank, ein Ohrenraunen in dem Hofhalt eines großen Vaſallen erſchüttert werden konnte. Denn ſolche Zufälle vermochten einen mächtigen Landesgebieter gegen ſeinen Oberherrn in den Harniſch zu treiben, und der deutſche Kaiſer mußte vielleicht in dem Augenblicke, wo er Italien, das Mittelmeer und alle Herrlichkeit der Welt zu ſeinen Füßen ſah, über Hals und Kopf nach der Heimat aufbrechen, um dort für ſein Daſein mit irgend einer Schwurgenoſſenſchaft heißköpfiger Lehnsherren zu kämpfen. Man ſehe, wie die lange Reihe gewaltiger Männer, welche ſeit Heinrich I den Königſtuhl behaupteten, mit dieſen widerſprechenden Anforderungen ihres Amtes fertig wurde. Das kirchliche, jugendfriſche und doch nüchterne und bedächtige Haus der Sachſen, das herriſche, heftige, zu Uebergriffen geneigte Geſchlecht der fränkiſchen Kaiſer und die ſtolzen, rittermäßigen, hervorragend politiſchen Herren des Hohenſtaufenſtammes bieten eine feſſelnde Mannigfaltigkeit von Charakteren und Schickſalen; der Franke Heinrich IV und der Hohenſtaufe Friedrich II ſind die beiden Fürſten, in denen hochſinnige Kraft und kaiſerlicher Stolz ſich am verhängnißvollſten zu italieniſcher Klugheit ſtellen. Heinrich IV geht daran zu Grunde, daß ſeinem heftigen deutſchen Gemüth die welſche Liſt allzu übel ſteht, Friedrich II aber daran, daß er zu ſehr Italiener iſt.

Sehr ſchwer wurde den Deutſchen, ſich in einen Staat zuſammenzufügen. Immer noch war das Band, welches zuſammenhielt, ein Treueid, der Perſon an Perſon, Viele an Wenige ſchloß, und auf einem Syſtem ſolcher Eide beruhte der Zuſammenhang des ganzen Reiches, in welchem jeder Einzelne nach ſeinem Urtheil und zufälliger Leidenſchaft befand, wie weit ſein Eid ihn binde.

Seit die großen Beamten des Reiches durch die Bedeutung ihrer Familien und ihres Anhangs zu erblichen Landesherren wurden, hatte der König Urſache, ſich nach beſſeren Helfern ſeiner Herrſchaft umzuſehen. Wie Karl, fanden auch die Sachſenkaiſer dieſe Stützen in der Kirche. Man darf ſagen, durch das erſte Jahrtauſend waren die Würdenträger der Kirche mit all ihren Laſtern und Schwächen doch die Säulen des Reiches, Verbreiter des Chriſtenthums, Städtegründer, Förderer des Handwerks, der Kunſtthätigkeit, des Handels, der gelehrten Bildung. Auch wenn ſie durch das Kloſter oder ihre Geiſtlichkeit gewählt waren, galt dieſe Wahl nur als Vorſchlag, der König ernannte und begabte ſie mit Biſchofthum und Lehn; ihre Würde konnte nicht Familienbeſitz werden, ſie machte den Beſitzern unmöglich, ſelbſt nach der Königswürde zu ſtreben, ſie blieben in Wahrheit Beamte. Es war deshalb vortheilhaft für die Cultur des Landes und für Befeſtigung des Königthums, wie für die gute Aufnahme des Königs im Jenſeits, wenn er auf ihre Kirchen ſeine Gnade ausgoß, ihren Landbeſitz mehrte und gegen die Uebergriffe weltlicher Vaſallen vertheidigte. Die geiſtlichen Würden lohnten ſo lange durch pflichttreue Ergebenheit, bis ihnen Gefahren anderer Art ihre Stellung zum Reich verdarben.

Denn ſie waren durch doppelten Treuſchwur gebunden, wie in weltlichen Dingen an den König, ſo in geiſtlichen an die römiſche Kirche; was aber weltlich oder geiſtlich ſei, darüber änderte ſich allmählich die Anſicht der Kirche. Sie waren ferner die Gelehrten der Nation; wie ſchlecht es auch um das Wiſſen vieler Biſchöfe beſtellt war, ihr Klerus war doch Vertreter der höchſten Zeitbildung, und die Grundlagen dieſer Bildung waren den Völkern des Abendlandes gemeinſam. Für die Sprache, für die Literatur, ja für den geſammten Verkehr der Kirche waren die Völkergrenzen nicht vorhanden, jede Ketzerei eines franzöſiſchen oder engliſchen Mönches, jeder Zwiſt zwiſchen dem Patriarchen von Conſtantinopel und der römiſchen Curie konnte die Brüder im Kloſter zu Corvey und die geiſtlichen Tiſchgenoſſen des Erzbiſchofs von Mainz zu heftigem Zwiſt aufregen. Der Stand des Klerikers und die Sprache ſeines Glaubens vereinigte die geſammte Geiſtlichkeit des Abendlandes zu einer gewaltigen Genoſſenſchaft. Was alſo von Bildung, von Gedanken und literariſchem Intereſſe in das Leben des Kirchenfürſten drang, war nicht vorzugsweiſe deutſch, ſondern meiſt romaniſch. Der Theil ſeines Lebens, den er für den beſten halten mußte, gehörte in dieſes Gebiet. Solange der weltliche Herr eifrig und ſtark war, dem Biſchof das Behagen ſeines irdiſchen Lebens zu vermehren, konnte dieſem die Untreue ſchwer werden; als aber die Kirche ſo ſtattlich und reich geworden war, daß die Freigebigkeit der Könige kleiner wurde, ſeit der Biſchof ſelbſt ein Heer von Vaſallen befehligte und gegen ſeine weltlichen Nachbarn ins Feld ſandte, fühlte er ſich auch als weltlicher Herr, wie das Adelsgeſchlecht, deſſen Sohn er war, und er begann nicht mehr Königspolitik zu treiben, ſondern eigene, zum Vortheil der Kirche, ſeines Biſthums oder ſeines Geſchlechtes.

Als nun vollends zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht ein mehrhundertjähriger Krieg ausbrach, und ſein Vater, der Papſt, der Stellvertreter St. Peter's, ihn als den Streiter Chriſti zum Kampfe rief, und als er ſah, daß in dieſem Streite die Macht des geiſtlichen Oberherrn ſich als die ſtärkere erwies, da wurde ihm in der Regel nicht zweifelhaft, auf welcher Seite er zu ſtehen hatte. Unter den fränkiſchen Kaiſern wurde der geiſtliche Adel in der Mehrzahl römiſch, und die deutſche Kirche trat in Kampf gegen das Königthum, nicht ohne innere Spaltung, denn auch während erbittertem Kampfe hielt eine Minderzahl geiſtlicher Würdenträger zu Kaiſer und Reich.

Die Päpſte waren aber auch gleich weltlichen Fürſten ſorgfältig bemüht ihren Landbeſitz zu vergrößern; da lag es nahe, daß ſie das Mißverhältniß empfanden zwiſchen der Herrſchaft, welche ſie im Namen des Herrn verwalteten als die höchſten Gebieter der Chriſtenheit, und zwiſchen der irdiſchen Bedrängniß, in die ſie verſetzt wurden durch die Herrſcherluſt der weltlichen Könige und Landesfürſten. Die Päpſte kamen, welche dieſen Gegenſatz unerträglich fanden. Wer den Charakteren

Gregor's VII, Urban's II und Innocenz' III gerecht werden will, der muß davon ausgehen, daß ſie ſelbſt germaniſirte Männer waren, das heißt Männer, welche ſich in germaniſcher Weiſe als die großen Gefolgeherren der Chriſtenheit betrachteten. Bei jedem der drei genannten Päpſte nüancirt ſich je nach ihrem Charakter das Handeln verſchieden, und nicht auf gleichen Wegen ſuchen ſie ihre Forderungen durchzuſetzen, aber die Auffaſſung ihrer Stellung und ihres Rechtes iſt bei allen dieſelbe.

Man iſt gewöhnt, Papſt Gregor VII als Vorkämpfer des Romanismus gegen deutſche Nationalität zu betrachten. Aber er verderbte die Stellung der Kaiſer im Reiche doch nur deshalb, weil er die deutſche Auffaſſung des Kirchenglaubens gegen den Staat anwandte. Er ſelbſt führte einen deutſchen Namen, der in jenen Jahrhunderten in Aller Mund war, weil er einem Lieblingshelden unſerer epiſchen Sage zukam; Hildebrand hatte ſeit ſeiner Jugend und ſpäter viel mit Deutſchen verkehrt und unter ihnen gelebt; er war von niedriger Herkunft, und man iſt verſucht, daraus die Schärfe zu erklären, womit er als erſter Fürſt der Kirche die geiſtliche Oberherrſchaft gegen die weltlichen Großen geltend machte, und die harte Strenge, womit er auch ſeine getreueſten Edeln behandelte.*) Auch ſonſt mahnt ſein ganzes Weſen in auffallender Weiſe an deutſche Art, gleichviel ob durch gotiſches oder durch langobardiſches Blut, oder in zufälliger Aehnlichkeit. Seine Frömmigkeit iſt nicht frei von aſketiſchem Bedürfniß, aber er hat gar nichts von der hochgeſpannten ſchwärmeriſchen Vertiefung in die Gottesidee, welche dem romaniſchen Büßer eigen war. Er macht ſeine Kaſteiungen und die Extaſe des innern Gottesfriedens ernſt und gewiſſenhaft ab wie ein deutſcher Mönch, aber ſolche Stimmungen beherrſchen gar nicht ſein Thun. Die Idee, welche ihn erfüllt und ſeine Thatkraft ſo gewaltig ſpannt, wie ſelten bei einem Menſchen, iſt die politiſche Idee der Königsherrſchaft Chriſti über geſchworene Mannen; in dieſer Idee iſt ihm nichts Myſtiſches, es iſt die gemeine Auffaſſung ſeiner Zeit, die er in großem Sinne behandelt, und es iſt die praktiſche Verwerthung einer volksthümlichen Idee, die er als kluger Politiker erſtrebt. Auch ſeine Begeiſterung iſt eine dauerhafte, wie ſie einem thätigen Arbeiter mit ſtarkem Willen zu Theil wird. Es iſt zuletzt auch eine deutſche Eigenſchaft, welche ihm ſeine Erfolge ſtört, Ungeduld, übergroße Heftigkeit, rechthaberiſches Weſen und perſönliche Gereiztheit. — Er ſah die geſammte Chriſtenheit des Abendlandes durch das Sacrament, den Kriegereid, welchen ſie Chriſto geleiſtet hatte, an ſeine Perſon gebunden. Stolz empfand er die Rechte, welche ihm dieſe hohe Stellung gab, und mit der eigenſinnigen Strenge eines eifrigen Germanen zog er ſich die Folgerungen. Auch die Weltgeiſtlichkeit ſollte unbedingt an ihn gebunden werden, kein anderer Eid, weder an ein Weib, noch in freier Vereinigung an Geſellen, noch an einen andern Oberherrn, den Kaiſer, ſollte dem bevorzugten Geſinde des Herrn geſtattet ſein. Er verbot den Klerikern die Ehe, er wehrte dem Kaiſer die Ernennung der Kirchenfürſten; über der weltlichen Macht der Landesgebieter wollte er ſeinen geiſtlichen Gefolgeſtaat in die höchſte weltliche Erdenmacht verwandeln, er ſelbſt als Stellvertreter Chriſti, als großer Schatzbewahrer der Heils- und Gnadenmittel, als der Herr, der allein der ganzen Chriſtenheit gebot, und der im Auftrage St. Peter's den Eingang in ein glückliches Jenſeits geſtatten und wehren konnte.

---

*) Die Sage wußte kurz nach ſeinem Tode zu erzählen, der häßliche Sohn des Zimmermanns ſei in Italien ein Geſpiele des Königskindes Heinrich (IV) geweſen und von dieſem oft geſchmäht und geknufft worden, von Kaiſer Heinrich III wegen eines bedeutſamen Traumes gar eingeſperrt und zum Hungertode beſtimmt, aber die fromme Kaiſerin habe den Armen beſchützt, den Sohn geſcholten, den Gemahl an die Nichtigkeit der Träume gemahnt. Das Volk hat in dieſer Anekdote das Weſen des Papſtes und ſein Verhältniß zu den Saliern ganz gut gekennzeichnet, das Perſönliche, Scharfe, Gereizte ſeiner Gegnerſchaft; auch die Thätigkeit frommer vermittelnder Frauen, welche für ihn Partei genommen.

Es gelang ihm, die Geiſtlichkeit Deutſchlands feſt an Rom zu binden, es gelang ihm auch, die ohnedies unſichere Macht des Kaiſers zu ſchwächen und Deutſchland mit blutigem Bürgerkrieg zu erfüllen. Durch ihn wurde zuerſt erwieſen, daß Deutſchland nicht durch zwei oberſte Gewalten beherrſcht werden konnte, von denen die eine weltlich, die andere geiſtlich hieß, die aber in Wahrheit beide geiſtliche und weltliche Herrſchaft behaupteten. Nicht nur Karl der Große hatte in Glaubensſachen ſich als oberſte Behörde betrachtet, über Ketzerei und Bilderverehrung mit ſeinen Biſchöfen Beſchlüſſe gefaßt; auch die ſpätern Kaiſer hatten die geiſtliche Zucht und Ordnung in Klöſtern und Bisthümern überwacht oder verhindert, und in unzweifelhaften Kirchenſachen, wie Rechtgläubigkeit der Biſchöfe, Rechtmäßigkeit der Ehen, ihren Willen der Kirche aufgedrungen. Ebenſo wollten die Päpſte nicht nur das geiſtliche Leben der Völker in ihre Hand faſſen. Sie wollten auch die Wahl ihrer Könige, die Geſetzgebung ihrer Reiche, die Güter der Kirche oberherrlich leiten und die irdiſchen Intereſſen der Chriſtenheit unter den Schemel des heiligen Petrus drücken.

Dieſer politiſche Kampf des Kaiſers und der Päpſte um die höchſte Herrſchaft über die Deutſchen und Italiener erfüllt das elfte, zwölfte und halbe dreizehnte Jahrhundert, auf beiden Seiten ſind Erfolge und Einbußen; wiederholt wird der Streit durch gegenſeitige Zugeſtändniſſe geſchlichtet und immer wieder entbrennt er neu. Er endigt mit einer Niederlage beider Theile. Das deutſche Königthum des Mittelalters verliert die Möglichkeit, die Deutſchen in einem einheitlichen Staate zuſammenzuſchließen, denn zwiſchen Kaiſer und Papſt ſteigen die Herren des deutſchen Adels zu großen Landesfürſten empor, bald dem einen, bald dem andern dienend; in freien Bündniſſen ſuchen die Städte, die kleinen Vaſallen, die Herrenhäuſer der Landſchaft ihre Rettung vor der drohenden Rechtloſigkeit, aus dem Reich wird endlich eine große ariſtokratiſch regierte Republik einzelner Landesgebiete und politiſcher Bünde; der gewählte Kaiſer iſt faſt nur noch ihr ſcheinbarer Vertreter, nicht mehr ihr gebietender Herr.

Aber in dem Kampf um die weltliche Herrſchaft verliert auch die Kirche an geiſtlichem Anſehen, dem Volke wird auffällig, daß die Päpſte, welche die Gefolgeherren der Chriſtenheit zu ſein behaupten, gegen den Vortheil des deutſchen Reiches handeln, daß ſie die Menſchen rückſichtslos für ihre irdiſche Herrſchaft verwenden, daß ſie gewiſſenlos auch ſchlechte Mittel nicht ſcheuen, ſich Schatz und Macht zu mehren. Vaterländiſche Geſinnung, billiger Sinn und Redlichkeit empören ſich gegen die Kirche. Die große alte Idee der geiſtlichen Gefolgeſchaft lebt ſich in dieſen Kämpfen aus, das Papſtthum iſt auf Jahrhunderte faſt eine weltliche Macht geworden, es verfällt für dieſe Zeit dem Schickſal aller Weltlichkeit.

Unterdeß wächſt in den Städten Gemeinſinn, Wohlſtand und eine andere Bildung heran, aus denen ſich langſam neue Ideen über Rechte und Stellung des Menſchen zum Staat und zu ſeinem Gotte entwickeln, es ſind die großen Ideen der freien Arbeit und der freien Forſchung, auf denen unſer Leben ruht.

Die politiſche Geſchichte des deutſchen Reiches, die Kämpfe zwiſchen Kaiſer und Papſt gehören nicht in den Kreis dieſer Schilderungen, wohl aber einzelne Züge, in denen erſichtlich wird, wie unſere Ahnen an ihrem Staate Theil nahmen. Uns ſind zwei gute Berichte überliefert von deutſchen Königswahlen aus jener Zeit, deren Zuſammenſtellung beſonders lehrreich iſt, die Wahl des erſten fränkiſchen Kaiſers, des Saliers Konrad, im Jahre 1024, und gerade ein Jahrhundert ſpäter die Wahl des Sachſen Lothar im Jahre 1125. Zur Zeit der erſten Wahl iſt das deutſche Reich des Mittelalters in kräftigem Aufblühen, noch iſt die Kirche deutſch, noch leiten nicht die Ränke des päpſtlichen Legaten die Wahl, es iſt kurz vor dem Höhepunkte der Macht, welchen der Staat des Mittelalters unter den erſten Frankenkaiſern erreichte. Hundert Jahre ſpäter iſt Alles verändert. Die Wahl Lothar's wird gegen die Anſprüche des hohenſtaufiſchen Hauſes durchgeſetzt, weil ſie zum Nutzen der Kirche iſt, der größte Theil der geiſtlichen

Fürſten handelt im Sinne Roms, neben dem Kaiſer hat ſich ein anderer Gebieter auf deutſchem Boden eingedrängt, und von Rom aus werden die Fäden gelenkt, an denen die Mitſpieler der dramatiſchen Handlung hängen.

Der Berichterſtatter über die erſte Königswahl im Jahre 1024 iſt Wipo, Kaplan Kaiſer Konrad's II, ein gelehrter und zuverläſſiger Beobachter, von dem uns außer lateiniſchen Gedichten ein Leben Kaiſer Konrad's erhalten iſt. Was er darin über die berühmte Wahl erzählt, wird hier in wortgetreuer Ueberſetzung mitgetheilt. Wipo meldet wie folgt:

„Es war im Jahre 1024 nach der Menſchwerdung Chriſti. Heinrich II hatte des Reiches gut gewaltet, ſchon fing er an, nach langer Mühe die reife Frucht des Friedens einzuernten; das Reich war unverſehrt, ſein Geiſt kräftig, als er von Leibesſchwäche ergriffen wurde. Die Krankheit wuchs, er ſchied am 13. Juli aus dem Leben. Da kam Zwietracht faſt über das ganze Reich, ſo daß an vielen Orten Totſchlag, Brand, Raub verübt wurde, wenn nicht die Fürſten ſolchem Aufſtande ſteuerten. Die Kaiſerin Chunigunde aber ſorgte für das Gemeinweſen ſo gut ſie vermochte, obgleich ſie die Kraft ihres Gemahls entbehrte, nach dem Rath ihrer Brüder, des Theodorich, Biſchofs von Metz, und des Hezilo, Herzogs von Baiern, und ſie wandte mit ſorglichem Bedacht Geiſt und Willen darauf, das Reich wieder in Stand zu bringen.

Die Biſchöfe, Herzöge und die übrigen Großen meinten, daß die drohende Gefahr nur durch *ein* Mittel vermieden werden könnte, und wandten große Mühe und bemerkenswerthe Sorgfalt an, daß das Gemeinweſen nicht länger ohne Herrſcher ſchwankte. Durch Briefe und Geſandte theilten ſie unter der Hand ihre Anſichten und die Geſinnung der Einzelnen einander mit, ob ſie übereinſtimmten, ob ſie verſchiedener Meinung waren, oder wen einer zum Herrn wünſchte. Und dies war nicht unnütz, denn es iſt fürſichtig, im Geheimen vorzubereiten, was öffentlich noth thut, und Rath vor der

That iſt der Ernte Saat. Vergebens wird man von einem Andern Hilfe erwarten, wenn man nicht weiß, was er ſich ſelbſt begehrt. In großen Dingen ſchafft guten Erfolg heimlich erwägen, langſam berathen, ſchnell handeln. Endlich wurde der Tag feſtgeſetzt und der Ort beſtimmt, und eine Verſammlung des Landes kam zuſammen, wie ich vorher nie geſehen hatte. Ich zaudere nicht niederzuſchreiben, was auf dieſer Verſammlung Denkwürdiges gethan wurde.

Zwiſchen dem Gebiet von Mainz und Worms iſt eine weite Ebene, welche eine ſehr große Menſchenmenge zu faſſen vermag, ſicher durch geſonderte Inſeln und geeignet, darauf heimliche Dinge zu verhandeln. Dort kamen alle Fürſten und ſo zu ſagen Kraft und Herz des Reiches zuſammen, und ſchlugen ihr Lager dieſſeits und jenſeits des Rheins auf. Auf der deutſchen Seite ſtrömten die Sachſen mit den angrenzenden Slaven, die Oſtfranken, die Baiern und Alemannen zuſammen; auf der galliſchen Seite aber vereinigten ſich die Franken von jenſeits des Rheins, die Ripuarier und Liutharinger. Sie erwogen das wichtige Werk, ſchwankten unſicher über die Wahl zwiſchen Furcht und Hoffnung, gegenſeitig erforſchten die Verwandten und unter ſich die Genoſſen lange Zeit einer des andern Wünſche. Denn nicht über geringe Sache war zu beſchließen, ſondern über eine große, welche den ganzen Körper des Reiches in das Verderben führen konnte, wenn ſie nicht mit warmem Herzen ſorgfältig erwogen wurde. Und um ein bekanntes Sprichwort zu gebrauchen: dem Mund iſt nütze, die Speiſe gut zu kochen, die roh verſchluckt Gefahr bereitet, und wie man ſagt, Arznei ſoll man in den Augen ſuchen und ſich klug vorſehen. Auf dieſe Weiſe wurde lange geſtritten, wer König ſein ſollte; gegen den einen ſprach zu unreife Jugend oder zu hohes Greiſenalter, gegen den andern, daß ſeine Tüchtigkeit unerprobt war, gegen einige die offenkundige Beſchwerde, daß ſie übermüthig waren. Endlich wurden aus Vielen Wenige auserwählt und von den Wenigen nur zwei ausgeſondert, auf denen endlich die letzte Prüfung einig ſtehen blieb, welche von den höchſten Männern mit höchſtem Fleiß lange angeſtellt wurde. Es waren zwei Chuonrade, von denen der eine, weil er mehr Jahre zählte, Chuono der Aeltere genannt wurde, der andere aber Chuono der Jüngere, beide die edelſten in Deutſchfranken, Söhne zweier Brüder, von denen der eine Hezilo, der andere Chuono hieß, deren Vorfahren, wie man ſagt, von dem alten Geſchlecht der trojaniſchen Könige abſtammten, die unter dem heiligen Remigius, dem Bekenner, ihre Nacken unter das Joch des Glaubens gebeugt hatten. Zwiſchen dieſen beiden, nämlich Chuono dem Aeltern und dem Jüngern, war der übrige Adel lange unſicher. Denn obgleich faſt alle Chuono den Aeltern in geheimem Rath und mit ſehnſüchtigem Verlangen wegen ſeiner Tüchtigkeit und wackerem Sinn forderten ſo barg doch jeder ſeine Geſinnung ſorgfältig wegen der Macht des Jüngern, damit die beiden nicht aus Ehrgeiz uneinig würden. Zuletzt aber fügte die göttliche Vorſehung, daß ſie ſelbſt unter einander einen Vertrag ſchloſſen, wie er in ſo zweifelhafter Sache ziemlich war, daß nämlich jeder ohne Verzug dem andern nachſtehen wollte, welchen etwa der größere Theil des Volkes forderte. Ich erachte des Berichtens werth, auf welche Weiſe Chuono der Aeltere ſeinen Verſtand erwies, nicht weil er ſelbſt die Hoffnung zu herrſchen aufgab, denn er merkte wohl, daß ſchon der Hauch Gottes das Herz der Fürſten lenke, ſondern um den Sinn ſeines Verwandten zu ſtärken, damit dieſer nicht durch die Ereigniſſe verſtört werde. Er redete ihn alſo durch dieſe trefflichen Worte an*): „Hüten wir uns, daß nicht der heutige Tag, der bis jetzt froh und glückverheißend war, uns langes Unheil bereite, wenn wir die Gunſt, die wir beide im großen Volke gefunden, unter einander ſchlecht anwenden. Damit dies nicht von meiner Seite geſchehe, will ich dir, du liebſter unter allen meinen Geſippen, ſagen, was ich von dir halte. Erkenne ich, daß der Sinn des Volkes dich will und dich fordert zum Könige und Herrn, ſo werde ich dir durch keine Hinterliſt dieſe gute Meinung entfremden, ſondern ich werde dich vielmehr eifriger als die übrigen erwählen, weil ich hoffe, daß ich dir werther bin als die andern. Wenn aber der Herr mich fordert, ſo zweifle ich nicht, daß auch du nach Gebühr mir daſſelbe thun wirſt."

---

*) Nur der Schluß der langen Rede, welche Wipo nach antikem Muſter ſchön ſtiliſirt hat, wird hier mitgetheilt.

Darauf antwortete Chuono der Jüngere, dieſe ganze Rede ſei ihm willkommen, und er verſprach feſt, er wolle dem andern als ſeinem König alle Treue erweiſen, wenn ihn, ſeinen lieben Verwandten, das Reich fordere. Während dieſer Worte beugte ſich Chuono der Aeltere im Angeſicht Vieler ein wenig zu ſeinem Verwandten und küßte ihn. Durch dieſen Kuß wurde zuerſt klar, daß jeder von beiden mit dem andern ſich vereinigt habe. Da die Fürſten dieſes Zeichen der Eintracht erhalten hatten, ſetzten ſie ſich nieder, das Volk ſtand in großer Menge dabei.

Alle beglücke, dem Tag mit hellem Worte zu künden,
Was ſie lange verhüllt in ſorglich umſchleiertem Buſen.

Der Erzbiſchof von Mainz, deſſen Wort zuerſt zu hören war, wurde vom Volke gefragt, was ihm gut dünke; da nannte er und erwählte er mit überſtrömendem Herzen und mit fröhlicher Stimme Chuono den Aelteren zu ſeinem Herrn König und Lenker und Vertheidiger des Vaterlands. Ohne Zögern folgten dieſem Ausſpruch die übrigen Erzbiſchöfe und die andern Männer vom Kirchenſtande. Der jüngere Chuono hatte ſich kurze Zeit mit den Liutharingen unterhalten, er kehrte ſogleich zurück und erwählte den andern mit der größten Bereitwilligkeit zum Herrn und König. Ihn ergriff der König bei der Hand und ließ ihn neben ſich niederſitzen. Darauf wiederholten die Einzelnen aus den verſchiedenen Landſchaften immer wieder dieſelben Worte der Wahl, das Volksgeſchrei erhob ſich, einmüthig ſtimmten alle den Fürſten in der Königswahl zu. Alle forderten Chuono den Aelteren, zu ihm hielten ſie und erhöhten ihn ohne Zaudern über alle Herren, ihn erklärten ſie für den würdigſten zum Königthum und forderten, daß man ihn ohne Verzug weihe. Die oben genannte Kaiſerin Chunegunde bot die Kleinodien der Königswürde, welche ihr Kaiſer Heinrich hinterlaſſen hatte, glückwünſchend dar und beſtätigte den Erwählten in ſeinem Königthum, ſoweit ein Weib ſolches vermag. Und ich glaube, daß dieſer Wahl die Gnade der himmliſchen Güte nicht fehlt, da unter ſo vielen Herzögen und Markgrafen von großer Macht einer ohne Neid und Widerſpruch gewählt wurde, der an Herkunft, Tugend und Gut zwar niemandem nachſtand, aber im Vergleich zu andern großen Männern wenig Lehen und Macht im Reiche hatte. Doch gingen der Erzbiſchof von Köln und Herzog Friedrich mit einigen andern Liutharingen wegen des jüngern Chuono wie man ſagte, oder vielmehr auf Anſtiften des friedenſtörenden Teufels, unverſöhnt von dannen, aber ſie verſöhnten ſich bald mit dem Könige, außer denen, welche das gemeinſame Schickſal des Todes vorher erfaßte, und nahmen gern an, was der König verfügte; und der Erzbiſchof Piligrin forderte vom König, gleichſam um frühere Schuld zu ſühnen, daß ihm geſtattet werde, in der Kirche von Köln die Königin zu weihen. Nach beendeter Wahl waren Alle eifrig, dem König nach Mainz zu folgen, damit er dort das heilige Salböl empfinge. Fröhlich zogen ſie dahin. Die Geiſtlichen ſangen Pſalmen, die Laien deutſche Weiſen, jeder auf ſeine Art. Nie habe ich gehört, daß Gott ſo viel Lobgeſänge der Menſchen an einem Tage und an einer Stelle erhalten hat. Wenn Karl der Große mit ſeinem Scepter leibhaftig gekommen wäre, hätte das Volk nicht fröhlicher ſein können und nicht mehr Freude fühlen über die Rückkehr des großen Mannes, als über den erſten Anzug dieſes Königs. —

Der König kam nach Mainz, dort wurde er mit geziemender Ehre empfangen und erwartete demüthig ſeine Weihe, welche Alle begehrten.

Am Tage von Mariä Geburt rüſtete ſich feſtlich der Erzbiſchof von Mainz und die ganze Geiſtlichkeit den König zu weihen, und der Erzbiſchof ſprach bei dem heiligen Amt der Königsalbung dieſe Worte zum König: „Alle Macht der vergänglichen Welt wird aus einem reinen Quell abgeleitet. Der allmächtige König der Könige, Urheber und Anfang aller Ehren, gießt auf die Fürſten der Erde die Gnade hoher Würde aus, die nach dem Quell, aus dem ſie ſtammt, rein und lauter iſt. Wenn ſie aber Solchen zu Theil wird, welche dieſe Würde unwürdig verwalten und mit Hochmuth, Neid, Liſten, Geiz, Zorn, Ungeduld, Grauſamkeit beflecken, ſo bereiten ſie ſich und allen Unterthanen daraus einen gefährlichen Trank des Unrechts, wenn ſie ſich nicht durch Buße reinigen. Möge die ganze Gemeinde der Heiligen beten und bei Gott fürſprechen, daß die Würde, welche heut unſerm Herrn und König, dem gegenwärtigen Chuonrad, rein von Gott verliehen wird, auch unverſehrt, ſoweit Menſchenkraft reicht, von ihm bewahrt werde. — Zur höchſten Würde biſt du gekommen, du biſt auf Erden Stellvertreter Chriſti; nur wer ihm nachahmt, iſt wahrer Herr. Auf dieſem Thron des Reiches mußt du an die ewige Ehre denken. Ein großes Glück iſt es, in der Welt zu herrſchen, das größte aber im Himmel zu triumphiren. Vieles heiſcht Gott von dir, aber vor Anderem fordert er das Eine, daß du dem Vaterlande, welches immer auf dich blickt, Gericht und Recht und Frieden bereiteſt, daß du werdeſt ein Vertheidiger der Kirche und Geiſtlichen, Schützer der Witwen und Waiſen; durch dieſe und andere gute Werke wird dein Thron hier und in Ewigkeit befeſtigt. Und jetzt, Herr König, erbittet mit uns die ganze heilige Kirche deine Gnade für die, welche bis jetzt gegen dich gefehlt und durch irgend eine Kränkung deine Gnade verloren haben. Unter dieſen iſt ein edler Mann mit Namen Otto, der dir zuwider gethan hat. Für ihn und alle übrigen erbitten wir deine Huld, daß du ihnen verzeiheſt um der Liebe Gottes willen, welche dich heut in einen andern Menſchen gewandelt und ſeines Geiſtes theilhaftig gemacht hat, damit dir Gott auch in derſelben Weiſe für all dein Vergehen entgelte.“ *)

Durch dieſe Rede wurde der König zum Erbarmen bewogen, er ſeufzte auf und brach heftiger als man glauben möchte, in Thränen aus. Darauf, als die Biſchöfe und Herzöge mit allem Volke in ihn drangen, verzieh er Allen das Unrecht, das ſie gegen ihn gethan. Dies nahm das ganze Volk freudig auf, Alle weinten vor Freude über die offenkundige Milde des Königs.

Ehern wäre der Menſch, der hier nicht Thränen vergoſſen,
Weil ſo gewaltige Schuld vergab ſo geduldig die Herrnhuld. —

Als das heilige Amt und die königliche Salbung nach aller Gebühr vollendet war, trat der König hervor. Und wie vom König Saul geſagt wird, ging er von Schultern höher als alles Volk, gleichſam umgewandelt in vorher nicht erſchaute Geſtalt. So kehrte er mit heiterem Antlitz, ehrbar ſchreitend unter geiſtlichem Geleit in ſein Gemach zurück. Von da verfügte er ſich zur Tafel mit königlichem Schmuck und vollbrachte dieſen erſten Tag ſeines königlichen Anſehens in größter Würde ſeines Amtes.“ — Soweit die Erzählung des Wipo.

Der Bericht des königlichen Kaplans gibt ein gutes Bild von den dramatiſchen Einzelheiten der Königswahl, freilich kein vollſtändiges. Denn er verſchweigt Vieles, Anderes deutet er vorſichtig an. Ohne Zweifel war die Anrede Konrad's des Aelteren an ſeinen Vetter von entſcheidender Wichtigkeit, aber

---

*) Möge der deutſche Leſer hier an die Schilderung der Königswahl und des Königs in Uhland's Drama „Ernſt von Schwaben“ gedenken.

nicht, weil ſie ſich an den hohen Sinn ſeines Nebenbuhlers wandte und dieſen in geſteigerter Stimmung fortriß, ſondern weil ſie den wählenden Fürſten die Bürgſchaft gab, daß die beiden Vettern vorher einen Vertrag geſchloſſen hatten, welcher dem jüngern einen Verzicht auferlegte. Denn der Deutſche trat in jener Zeit keineswegs ohne Vorſicht in entſcheidende Augenblicke ſeines Lebens, am wenigſten, wenn dieſe ſich durch bedeutungsvolle Worte und Handlungen vollzogen. Sorgfältig wurde vorher jeder Umſtand, Rede und Bewegung überlegt, am liebſten bewegte man ſich in hergebrachten Formeln, bedenklich erſann man Neues. Das wußte jedermann, aber er freute ſich doch, weit mehr als wir, äußerlich dargeſtellt zu ſehen, was vorher zurecht gelegt war; und that der Handelnde dabei etwas Außerordentliches, das, wie man annahm, nicht in ſeiner Rolle ſtand, — hier der Kuß Konrad's, — ſo wirkte dergleichen mächtig.

Damals, im Jahre 1024, kehrte die Herrſchaft, welche über hundert Jahre bei den Sachſen geweſen war, zu einem fränkiſchen Herrengeſchlecht zurück, und hundert Jahre behauptete das große Haus der Salier unter harten Kämpfen mit der Kirche und Gegenkönigen die Königskrone. Als nun im Jahre 1125 nach dem Tode Heinrich's V im Haus der Salier kein Königsſohn vorhanden war, galt Friedrich der Hohenſtaufe, Herzog von Schwaben, dem Volke dafür, das nächſte Anrecht zur Krone zu haben. Er war ein Neffe des letzten ſaliſchen Kaiſers, ihn hatte der Sterbende als ſeinen Nachfolger bezeichnet, und die Inſignien der Königswürde, gerade wie hundert Jahre vorher der letzte Sachſenkaiſer, der hinterlaſſenen Gemahlin anvertraut, damit ſie dieſelben ſeinem erwählten Nachfolger übergebe und ſich dadurch Bedeutung und Dankbarkeit ſichere. Denn großer Werth wurde dem Beſitz der Reichskleinodien zugeſchrieben, an Krone, Scepter und den heiligen Reliquien, welche zum Königsſchmuck gehörten, hing geheime Kraft und die Fürbitte der Heiligen. —

Ferner aber war Herzog Friedrich ein kriegstüchtiger Herr mit großem Landbeſitz, er war endlich der Schwiegerſohn des mächtigen Herzogs Heinrich von Baiern; der Süden Deutſchlands, Schwaben, Baiern, Franken, ſchien ihm ſicher, außerdem im Norden alle Feinde ſeines Nebenbuhlers Lothar. Aber er war ein Gegner der Kirche, mehrjähriger Feind des erſten geiſtlichen Würdenträgers, des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz. Lothar dagegen, Herzog von Sachſen, war der vieljährige Feind des verſtorbenen Kaiſers geweſen, in dieſen Kämpfen und gegen die Slaven hatte er einige Kriegstüchtigkeit bewährt, und er war als Gegner der Salier und Staufen der Kirche willkommen.

Unter den geiſtlichen Fürſten hatte die höchſte Bedeutung Adalbert von Mainz. Er wurde im Einverſtändniß mit dem päpſtlichen Legaten der diplomatiſche Leiter bei der großen Königswahl des Jahres 1125.

Ueber dieſe Wahl iſt uns in einer Handſchrift, welche das Kloſter zu Göttweih bewahrte, ein guter Bericht erhalten, auch deshalb merkwürdig, weil er als das älteſte geſchriebene Zeitungsblatt betrachtet werden kann. Es iſt eine Mittheilung über den einzelnen Vorgang, ganz ähnlich den ſchriftlichen Aufzeichnungen und gedruckten Büchlein, welche ſeit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts die Kunde wichtiger Ereigniſſe verbreiteten, und dieſe Schilderung wurde unmittelbar nach der Handlung niedergeſchrieben, um die Nachricht von dem Vorfalle in die Ferne zu tragen. Der unbekannte Verfaſſer gehört zur Partei Lothar's; ſeine Erzählung wird hier nach dem oft gedruckten lateiniſchen Text in Ueberſetzung mitgetheilt.*) Das alte Flugblatt beginnt folgendermaßen:

„Was neulich auf dem Reichstage zu Mainz Denkwürdiges gethan wurde, und wie die Königswahl vor ſich ging, iſt hier kurz dem Papiere anvertraut. Es verſammelten ſich alſo von hier und da die Fürſten, nämlich Legaten des apoſtoliſchen Herrn, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Pröbſte, Kleriker, Mönche, Herzöge, Markgrafen, Grafen und die übrigen Edeln, anſehnlich und zahlreich, wie ſie kein Reichstag zu unſerer Zeit vereinigt hat. Denn nicht hatte ſie wie ſonſt die Kaiſergewalt, ſondern die gemeinſame Pflicht zu höchſtem Geſchäft herbeigeführt. Und am erſten Tage wurde über die Wahl des Biſchofs von Brixen verhandelt, dieſe Wahl von Allen beſtätigt und der Erwählte von einer großen Zahl Biſchöfe für ſein Bisthum geweiht.

---

*) Zuletzt herausgegeben durch Böhmer in: Fontes rer. germ. III, p. 570, und durch Wattenbach, bei Pertz, Monum. Scriptt. XII, p. 509. Damit zu vergleichen: Jaffé, Geſch. d. Reiches unter Lothar.

Die Fürſten der Sachſen hatten am Ufer des Rheinſtroms zahlloſe Zelte aufgeſchlagen und lagerten dort ſtattlich; weiter oben lagen Markgraf Liutpold und der Herzog von Baiern mit großer Ritterſchaar. Herzog Friedrich (der Staufer) aber hatte ſich den Biſchof von Baſel, die übrigen Fürſten von Schwaben und mehre Edle geſellt und lagerte gegenüber auf dem andern Rheinufer. Als nun die Fürſten allein in großer Verſammlung zuſammentraten, zauderte er in den Fürſtenrath zu kommen, indem er Furcht vor den Mainzern vorgab. Denn er hatte ſeinen Sinn ſchon auf die Herrſchaft gerichtet und dieſe mit trüglicher Hoffnung in Anſpruch genommen; er war bereit, zum König gewählt zu werden, nicht ſelbſt zu wählen, und wollte vorher erforſchen, wen aus Allen die Stimmen der Fürſten zu erheben geneigt wären.

Es kamen alſo außer ihm und den Seinigen alle Fürſten des Reichs zuſammen. Von dem Herrn Cardinal ermahnt, riefen ſie durch die Antiphone: Veni, sancte spiritus, die Gnade des heiligen Geiſtes an. Darauf ſchlugen ſie zuerſt je zehn umſichtige Fürſten vor aus den Landſchaften Baiern, Schwaben, Franken, Sachſen, welche wählen ſollten, und alle übrigen verſprachen der Wahl beizuſtimmen. Die Wählenden alſo bezeichneten in der Verſammlung aus allen Fürſten drei, welche an Macht und Tüchtigkeit ausgezeichnet waren, nämlich den Herzog Friedrich, den Markgrafen Liutpold, den Herzog Lothar, und ſchlugen vor, einen von dieſen dreien, der Allen gefiele, zum König zu wählen. Herzog Friedrich war abweſend, die beiden andern, welche zugegen waren, weigerten ſich in Demuth, die angebotene Königswürde anzunehmen, indem ſie Thränen vergoſſen und die Knie zur Erde beugten. So großen, merkwürdigen und früher unerhörten Einfluß gewährte in unſerer Zeit der Herr ſeiner Kirche, daß die fromme Demuth ungelehrter Laien auf höhere Ehren verzichtete und dadurch erwies, wie verderblich der ſchädliche Ehrgeiz der Geiſtlichen und Gelehrten frevelt, wenn er ſich in weniger wichtigen Angelegenheiten von geiſtlicher Art breit macht.

Der Herzog Friedrich aber, durch Ehrgeiz verblendet, hoffte, daß ihm ſicher aufbewahrt und gleichſam unzweifelhaft zugetheilt ſei, was er von zweien demüthig ausgeſchlagen ſah; er betrat jetzt ohne Geleit die Stadt, die er vorher mit Geleit zu betreten ſcheute, geſellte ſich der Verſammlung der Fürſten und ſtand da, bereit zur Königswahl. Nun erhob ſich aber der Erzbiſchof von Mainz und frug bedächtig die drei vorgenannten Fürſten, ob jeder von ihnen ohne Widerſpruch, ohne Zögerung und Neid dem dritten gehorchen wollte, welcher von den Fürſten gemeinſchaftlich gewählt werde. Nach dieſer Rede bat Herzog Lothar demüthig wie vorher, man möge ihn ja nicht ſelbſt wählen, und verſprach, jedem, der gewählt würde, als ſeinem Herrn und römiſchem Kaiſer zu gehorchen. Daſſelbe erklärte der Markgraf Liutpold öffentlich ſeinerſeits und wollte durch einen Eid allen Ehrgeiz nach der Königswürde und alle Eiferſucht gegen den künftigen König abweiſen. Es wurde alſo Herzog Friedrich gefragt, ob auch er wie die übrigen zur Ehre der Kirche und des Reiches und zu einem Beiſpiel für ſpätere freie Wahl daſſelbe thun wollte. Da erklärte er, daß er ohne Beirath der Seinigen, die er in dem Lager zurückgelaſſen habe, nicht antworten wolle und nicht könne. Und weil er überhaupt wahrnahm, daß der Sinn der Fürſten keineswegs einmüthig ſei ihn zu erhöhen, ſo entzog er von jetzt ab der Verſammlung ſeinen Rath und Anblick.

Die Fürſten alſo ſahen dieſen großen Ehrgeiz des Herzogs und dieſes gewaltſame Heiſchen der Macht, als wenn ihm die Macht zukäme, und ſie weigerten ſich einſtimmig einen zum Herrn zu küren, den ſie ſchon vor ſeiner Erhöhung ſo ſtolz und herrſchluſtig ſahen.

Am nächſten Tage nun verſammelten ſich die Fürſten zu der Wahl, nur Herzog Friedrich war abweſend und mit ihm der Baierherzog; da frug der Erzbiſchof von Mainz, ob jeder von den beiden genannten, welche bei der Fürſtenwahl zugegen waren, nach erfolgter Ablehnung der früheren Ernennung einmüthig und freundlich Beiſtimmung erweiſen wolle jeder andern Perſon, welche durch den Willen der Fürſten erwählt würde. Darein willigten beide zugleich demüthig und fromm und ſetzten ſich zuſammen auf einen Sitz als Männer, um die man ſich nicht weiter kümmern ſollte, ſondern die ſich ſelbſt um die Wahl eines Andern kümmerten. Darauf wurden, als die vorgenannten geſprochen hatten, die Fürſten ermahnt in gemeinſamem Rath ſorglich den Mann zu ſuchen, den ſie mit Gott und zur Ehre der Kirche dem Reich vorſetzen könnten. Da plötzlich wurde von vielen Laien der Ruf erhoben: „Lothar ſei König!“ Sie ergreifen den Lothar, ſie ſetzen ihn auf ihre Schultern und heben ihn in die Höhe, während er ſich gegen den Königsruf ſträubt und widerſpricht.

Viele Fürſten aber, zumal die Biſchöfe des Baierlandes, zürnten, daß das große Werk rathlos und im Getümmel geſchehe; ſie riefen mit gerechtem Unwillen, daß ſie von ihren Sitzen gedrängt wären, und ſchickten ſich zornig an, die andern zu verlaſſen und vor gethanem Werk gänzlich aus der Verſammlung zu ſcheiden. Der Mainzer aber mit einigen andern Fürſten befahl die Thür zu beſetzen,*) daß niemand aus- oder eingehe, weil die Einen im Innern ihren König ſchreiend herumtrugen, Andere von außen mit lautem Geſchrei andrangen, den König auszurufen, den ſie noch nicht kannten. Schon wurde der Zwiſt unter den Fürſten ſo arg, daß auch Lothar heftig über den Angriff auf ſich zürnte und Sühne verlangte, und daß die Biſchöfe erbittert über ihre Bedrängniß ausbrechen wollten. Da beruhigten der Cardinal und die übrigen Fürſten von beſſerer Einſicht endlich den Aufſtand mühſam durch Stimme und Hand, und bewirkten, daß Alle zu ihren Sitzen und zur Berathung zurückkehrten. Der Herr Cardinal, durch die Gnade des Herrn erleuchtet, nahm die Biſchöfe bei Seite, legte ernſthaft die Schuld der Trennung auf ihre Häupter und machte ſie verantwortlich für Raub, Blutvergießen und Brand und alles Leiden, das aus dieſer Trennung kommen werde, wenn ſie nicht ſelbſt ſich zu Friede und Eintracht zurückwendeten und durch ihre Belehrung Andere, welche weniger verſtändig wären, zurückführten. Endlich wurde möglich zu ſprechen; da redeten der Erzbiſchof von Salzburg und der Biſchof von Regensburg ehrbar für ſich und die Ehre des Reiches, ſie mühten ſich, die Parteien zur Eintracht zu bringen, und erklärten, ohne den Herzog von Baiern, der abweſend war, nicht über die Königswürde beſchließen zu wollen. Außerdem forderten ſie wegen der unbeſonnenen Heftigkeit des Angriffes, die ſowohl ihnen ſelbſt als dem ergriffenen Herzog ſchwere Verletzung der Hoheit ſei, geziemende Sühne von den Fürſten. So geſchah es, daß diejenigen, welche durch ihre Voreiligkeit den Zwieſpalt verſchuldet hatten, ſich zu gebührender Genugthuung demüthigten und darauf Verzeihung erhielten.

---

*) Nach Wattenbach hat die Handſchrift: hostium observari precepit.

Es wurde alſo der Baierherzog herbeigeholt, die Gnade des heiligen Geiſtes einte Aller Sinn auf einen und denſelben Willen, und König Lothar, der Gott wohlgefällige, wurde durch allgemeine Uebereinſtimmung und die Bitten der Fürſten zur Königswürde erhoben. Als nun alle Fürſten des Reiches bei der Wahl des Königs übereingeſtimmt haben, wird genau feſtgeſetzt, welche Rechte der königlichen Gewalt, welche Freiheiten dem Prieſterthum des himmliſchen Königs, d. h. der Kirche, zukommen ſollten, und das gefundene Maß beider Ehren wird auf Eingebung des heiligen Geiſtes der Wahlurkunde vorangeſetzt. Die Kirche ſoll die Freiheit haben, die ſie immer gewünſcht hat; das Königthum ſoll in Allem gebührende Macht haben, in Güte und Liebe ohne Kampf zu behaupten, was des Kaiſers iſt. Die Kirche ſoll in geiſtlichen Sachen freie Wahlen haben, die Wahlen ſollen nicht durch Königsfurcht erzwungen, und nicht wie ſonſt durch die Gegenwart des Fürſten eingeengt, oder durch irgendwelche Bitten beanſtandet werden. Der Kaiſerwürde ſoll zuſtehen, den frei Erwählten, canoniſch Geweihten feierlich durch das Scepter mit den Hoheitsrechten zu bekleiden, aber ohne Koſten, und ihr ſoll zuſtehen, ihn feſt zu verpflichten zu Gehorſam, Treue und gerechtem Dienſt, vorbehaltlich der Rechte des geiſtlichen Vorgeſetzten.

Da endlich Lothar von Allen gewählt, Allen willkommen war, ſaß er am nächſten Tage im Rath der Fürſten nieder und empfing zuerſt nach Gebrauch die gebührende Huldigung von allen anweſenden Biſchöfen, nämlich von vier und zwanzig, und von vielen Aebten, und zwar aus Ehrfurcht vor dem Reiche und zur Beſtätigung der Eintracht und des ewigen Friedens zwiſchen Königthum und Prieſterthum; aber von keinem der Geiſtlichen empfing oder forderte er den Vaſalleneid, wie früher Brauch war. Darauf ſtrömten von allen Seiten die Fürſten des Reiches zuſammen, beſtätigten ihre Treue dem Herrn König ſowohl durch Vaſalleneid als durch Huldigung, und nachdem ſie dem König die gebührende Ehre gethan hatten, empfingen ſie von dem König, was zu geben dem König Recht war. Da ſah auch Herzog Friedrich, daß Menſchenrath und Macht nichts vermochte gegen den Herrn, der den Sinn ſo vieler und großer Fürſten über alle Hoffnung auf Einen geſammelt hatte. Und der Herzog wurde durch Rath und Bitten des Biſchofs von Regensburg und der übrigen Fürſten bekehrt, und erſchien endlich am dritten Tage wieder in dem Reichstag. Die zweihundert Mark, deren Spende ihm der König vorher verheißen, lehnte er mit Würde ab, erwies dem König, der jetzt ſein Herr war, die gebührende Ehrfurcht, und vereinigte ſich ſo mit ihm in Gunſt und Freundſchaft, die um ſo feſter ſein wird, da ſie freiwillig war. Endlich war Alles erledigt: da verkündete der König einen feſten Frieden im Schutz königlicher Majeſtät durch's ganze deutſche Reich bis zum Geburtsfeſt des Herrn und von da auf ein Jahr für jedermann. Wenn dieſen Frieden jemand bricht, ſoll er nach Geſetz und Recht jeder Landſchaft die ſtrengſte Strafe erleiden."

Der Verfaſſer des Flugblattes verdeckt die ſchlaue Staatskunſt des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz, welche die Hoffnungen des Staufenherzogs vernichtete. Wir vermögen die Schachzüge des Kirchenfürſten aus einem Vergleich dieſer Erzählung mit andern Nachrichten ziemlich genau zu erkennen. Zuerſt ſtellte er ſich vor der Wahlhandlung durch Briefe und Boten als Anhänger Friedrich's dar, und wußte die verwitwete Kaiſerin zu verleiten, daß ſie ihm die Reichskleinodien auslieferte; im Beſitz dieſer wichtigen Helfer begann er die Fürſten für Lothar zu ſtimmen. Als Friedrich zur Königswahl heranzog, war ſein Mißtrauen gegen den alten Feind bereits hoch geſtiegen. Doch durfte er der Macht ſeiner Partei vertrauen, welcher die Gegner einen gleichen zuſammengeſchloſſenen Theil deutſcher Nation nicht entgegenſtellen konnten. Als nun die Fürſten des Reiches aus ſich vierzig Wahlmänner gewählt und dieſe vier Thronbewerber vorgeſchlagen hatten,*) ſuchte Friedrich, als einer von ihnen, ſeine Erfolge in freier Vereinbarung mit den einzelnen deutſchen

---

*) In Wahrheit wurden vier genannt, außer Friedrich und Lothar und dem Markgrafen Liutpold noch Karl von Flandern, der aber entſchieden abgelehnt haben ſoll.

Fürſten und erſchwerte der Bundesverſammlung, welche unter dem Vorſitz des Erzbiſchofs von Mainz berieth, jeden Beſchluß dadurch, daß er mit ſeiner großen Partei ſich ihr vorläufig entzog.

Darum galt zunächſt, ihn der Botmäßigkeit der Reichsverſammlung zu unterwerfen, und Lothar wie Liutpold mußten demüthig und feierlich auf die Krone verzichten. Als Friedrich, durch dieſen Verzicht ſicher gemacht, in der Verſammlung erſchien, that der Erzbiſchof ſeinen Meiſterſtreich, er behandelte den Verzicht der beiden andern als vorläufige unverbindliche Erklärung, und ſtellte jedem der drei die Frage, ob er bereit ſei, ſich dem künftigen Erwählten der Fürſten in Treue unterzuordnen. Lothar, der im Geheimniß war, ſtimmte ſogleich zu, Friedrich erkannte in dem Hereinziehen der beiden andern die Hinterliſt des Gegners, weigerte die Erklärung und verließ, wahrſcheinlich mit zornerfülltem Herzen, die Verſammlung. Hätte er ſich gefügt, man hätte ihn ſpäter beim Wort feſtgehalten; da er ſich nicht fügte, ſo hatte er ſich der großen Zahl ſchwankender Fürſten verleidet, die ſolchen Hochmuth gefährlich fanden. Jetzt durfte man auf große Mehrheit für Lothar rechnen. Aber die Wahl bedrohte das Reich mit Bürgerkrieg, wenn nicht auch gelang, die Partei Friedrich's zu ſchwächen. Während der Legat des Papſtes die geiſtlichen Fürſten Baierns bearbeitete, wurden auch mit dem Schwiegervater Friedrich's, dem Herzog Heinrich von Baiern, geheime Verhandlungen gepflogen. Unterdeß hatte die Maſſe der wahlberechtigten Edeln, unter denen man ſich die Grafen der Partei Lothar's zu denken hat, im Rathsſaal einen Handſtreich verſucht, ungewiß, ob mit Vorwiſſen des Erzbiſchofs; aber es gelang noch nicht, die Gegenpartei fortzureißen, ſogar die Biſchöfe der Baiern widerſetzten ſich kräftig, der Reichstag drohte in wildem Getümmel zu enden. Es ergab ſich, daß Alles von den Verhandlungen mit dem Baierherzog abhing. Endlich glückte, dieſen zum Abfall von ſeinem Verwandten zu verlocken. Als er in die Verſammlung kam und ſeine Stimme für Lothar abgab, war die Sache entſchieden. Friedrich, von einem Theil ſeiner Partei verrathen, mußte ſich zuletzt fügen und dem König den Eid der Treue leiſten.

Als der vornehmſte Theilnehmer an der Wahlhandlung erſchien dem Berichterſtatter der Legat des Papſtes.

Die Verſöhnung der Nebenbuhler, welche das Flugblatt am Schluſſe freudig begrüßt, dauerte nicht; der Kaiſer und die Hohenſtaufen ſtießen bald darauf unter Waffen zuſammen, nach erbitterten Kämpfen mußten die Hohenſtaufenfürſten ſich demüthigen, der Kaiſer ihnen verzeihen. Die Wahl des Sachſen Lothar hielt den Sieg des hohenſtaufiſchen Hauſes zwölf Jahre auf. Nach Lothar's Tode errang im Jahre 1137 Konrad, der jüngere Bruder des Herzogs Friedrich, die Königskrone, dieſem folgte Friedrich's großer Sohn, Friedrich der Rothbart.

10.

Aus den Kreuzzügen.

Papſt Gregor VII hatte unternommen, die Chriſtenheit als große Gefolgeſchaft unter der Oberherrlichkeit des päpſtlichen Stuhles zu vereinen, ſein zweiter Nachfolger, Urban II, rief die Mannen Chriſti zum Waffenkampf gegen die Ungläubigen.

Dem weſtlichen Europa war das Morgenland ſeit der Völkerwanderung nicht fremd geworden. Noch immer waren Byzanz, die Inſeln und Kleinaſien die erſten Märkte des Welthandels, den theuerſten Schmuck, die koſtbarſten Genüſſe holte dort der Piſaner und Genueſe; die heiligſten Reliquien ſtammten aus Paläſtina oder ſollten dort verborgen ſein, alljährlich knieten Pilgerſchaaren aus dem Abendland auf dem Oelberge und Golgatha, viele Legenden und weltliche Sagen, märchenhafte Berichte von Pracht und Reichthum Conſtantinopels und der aſiatiſchen Küſtenländer wurden durch den fahrenden Spielmann umhergetragen. Das griechiſche Kaiſerreich war dem Abendlande verhältnißmäßig weit enger verbunden, als jetzt das türkiſche Reich den Völkern des weſtlichen Europas; noch immer kämpften die Anſprüche Oſtroms in Italien gegen deutſche Kaiſer und Heere, und griechiſche Prinzeſſinnen hatten in den deutſchen Kaiſerfamilien mehr als einmal verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. War das Kaiſerthum von Byzanz auch in ſeiner Herrſchaft unabläſſig eingeengt worden durch Ungarn, Bulgaren, Slaven, Araber und durch aſiatiſche Völker des Altai-Stammes, die Achtung vor der alten Größe war dem Abendländer doch geblieben. Wer von ſeinem Sitz im deutſchen Dorfe oder aus den Holzhäuſern einer ummauerten Stadt nach Conſtantinopel kam, der ſtaunte vor rieſigen Gewölbbögen und ſteinernen Paläſten, vor den ungeheuren Märkten und der Menge von Waaren und Gold, wie vor der Zahl des Volkes in der Rennbahn; er ſah die morgenländiſchen Gewänder, den bunten Schmuck der Beamten, er fügte ſich vielleicht ehrfurchtsvoll dem Ceremoniel des vornehmen Hofes und fand unter den germaniſchen Söldnerſchaaren der „gebannten Wölfe“, der Waräger, vielleicht deutſche Bekannte, welche dort das Glück eines Landsknechts gefunden hatten, eine ſchwere Goldkette, heißen Wein, Rauferei mit vielen Völkern und gefällige Frauen.

Denn noch immer ſeit der Wanderzeit ſtützten ſich die Kaiſer von Byzanz zumeiſt auf geworbene Söldner aus deutſchem Stamme. Die den Namen Waräger führten, waren urſprünglich Normannen und Dänen geweſen, ſie hatten ſich aber aus zugelaufenen Söldnern der verſchiedenſten Germanenvölker ergänzt. Neben ihnen dienten Franken, Angelſachſen, italieniſche Normannen, in der Regel unter eigenen Häuptlingen, wie zur Zeit des Theodoſius und Juſtinian; und wie damals wurden fremde Heerhaufen aus allerlei Volk des Morgenlandes neben die Germanen geſtellt, und jeder Abtheilung ihre Kampfweiſe und Volksart ſorglich geſchont, um die eine durch die andere zu bändigen.

Neben dem fahrenden Kriegsmann zog nach dem Oſten, wer irdiſche Weisheit und feine Kunſt ſuchte. Noch lag das Abendroth helleniſcher Bildung auf Griechenland, den Ländern zwiſchen Mittelmeer und Euphrat und am Delta des Nil. In den Werkſtätten der Goldſchmiede und Erzarbeiter von Antiochien lernten auch Abendländer zierliche Arbeit verfertigen, Baukünſtler aus Alexandrien wurden nach Italien verſchrieben, und die gelehrten Schulen von Athen galten bis in das dreizehnte Jahrhundert für Bewahrer vieles geheimen Wiſſens, welches den Lateinern unbekannt war, und wurden von lernbegierigen Franken, Angelſachſen und Normannen beſucht. Nicht nur aus den römiſchen Städten Italiens und Frankreichs, auch aus alten Pflanzſtädten der Hellenen kam in die neuen Werkſtuben der deutſchen Stadtbürger Erfindung des Handwerks, der bildenden Kunſt und Wiſſenſchaft.*)

Doch den lebhafteſten Verkehr mit dem Morgenland vermittelte der Glaube. Die Landſchaft, wo der himmliſche König der Chriſten gelehrt und gelitten hatte, hieß den Abendländern das „heilige Land“, wer dorthin fuhr mit ſeinen Sünden in bitterer Herzensangſt, der hatte ſichere Hoffnung, Vergebung zu finden und ein begünſtigter Mann im Reiche des himmliſchen Königs zu werden. Seit der Völkerwanderung ſammelten ſich die Pilger alljährlich an den italieniſchen Küſten, nachdem ſie zu Rom die Gräber der Apoſtel beſucht hatten, und fuhren auf den Galeeren von Piſa und Genua nach Conſtantinopel, von da zu dem Lande der Verheißung. Dort ſuchten ſie die großen Erinnerungen, und wurden von den Chriſten, Juden und Muhamedanern des Landes gerade ſo ausgebeutet, wie noch jetzt die Wallfahrer. Sie beteten an dem Stein, auf welchem Chriſtus geſeſſen, und tranken aus der Quelle, deren Waſſer einſt ſeine Lippe berührte, ihr höchſtes Glück war während der Oſterzeit in Jeruſalem zu knieen, auf den Bergen ſeines Leidens und an der Stätte, wo ſein Leib beſtattet worden war. Hatten ſie betend und büßend ſich ihrer Gelübde entledigt, dann tauchten ſie, der Vergebung ihrer Sünden froh, den Leib in die Waſſer des Jordans und pflückten Palmenzweige aus dem Garten Abraham's bei Jericho.

---

*) M. Büdinger, Ungariſche Geſch. S. 106. — Wer unſerer Wiſſenſchaft eine Geſchichte des deutſchen Handwerks ſchenken wollte, würde nicht nur in den Städtechroniken der Italiener Ausbeute finden, ſondern auch in Technik und Handwerksbräuchen der uralten Induſtrie Kleinaſiens.

Dieſe Pilgerfahrten des Abendlandes wurden allerdings zuweilen geſtört. Längſt war Jeruſalem in den Händen der Ungläubigen, und Raubflotten muhamedaniſcher Fürſten machten das Mittelmeer unſicher. Aber es ſcheint, daß die Pilgerzüge von dem Reiche der ägyptiſchen Kalifen im Ganzen begünſtigt wurden wie von den Griechen.

Nur zufällig wird von den Zeitgenoſſen berichtet, daß ein vornehmer Geiſtlicher oder Laie nach dem heiligen Lande gefahren ſei. Aber es iſt erſichtlich, daß ſeit den Sachſenkaiſern faſt jeder, der von geſteigerter Frömmigkeit war oder der ungewöhnlichen Druck ſeiner Sünden fühlte, mit dieſem Entſchluſſe rang. Und die jährliche Zahl der Pilger muß ſehr bedeutend geweſen ſein, auch der Nutzen, welchen ſie brachten, ſehr groß. Denn auch die wilden Seldſchucken hielten ſeit ihrem Einbruch in Paläſtina das Land und die Grabkirche in Jeruſalem „des Gewinnes wegen“ dem Abendlande geöffnet.

Es iſt wahr, die Fahrt nach dem heiligen Lande war trotz aller Schonung, welche dem Pilger zu Theil wurde, kein gefahrloſes Unternehmen. Aber der Pilger unterzog ſich der Gefahr für einen Zweck, welcher ſeinem Gott am wohlgefälligſten war; traf ihn dabei ein Unglück für dieſes Leben, ſo wurde es ihm reichlich vergolten im Jenſeits, ſeine Rechnung blieb gut, ſein Vortheil ſicher.

Und es hätte dieſer Sicherheit kaum bedurft. Denn in den Söhnen der alten Germanen, welche ſeit der Völkerwanderung in Europa herrſchten, war der Wandermuth und die Freude an Abenteuern noch im elften Jahrhundert ſehr lebendig. Die Wanderzüge landſuchender Haufen hatten ſeit dem Jahre 600 keineswegs völlig aufgehört. Deutſchland ſelbſt war in jedem Jahrhundert von geſchaarten Coloniſten durchzogen worden. Karl der Große hatte Sachſenhaufen nach dem Süden, die junge Bevölkerung aus Franken- und Schwabengauen nach dem ſächſiſchen Norden verpflanzt, über die Elbe, und längs dem Lauf der Donau war immer wieder deutſche Bauernkraft nach dem ſlaviſchen Oſtland gefahren, mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden. Die Vläminge hatten begonnen ihre eigene Cultur der Sumpfländer von den Niederungen des Rheins bis zur Weſer und Elbe, ja in das ſlaviſche Binnenland zu führen. Faſt unter jedem Kaiſer zogen deutſche Heerhaufen über die Alpen nach Italien. Viele fanden dort ihr Grab, nicht Wenige Landbeſitz und eine Heimat. Außerhalb Deutſchland aber dauerte für ein anderes Germanenvolk noch die Zeit großartiger kriegeriſcher Beſiedelung. Dies Volk waren die Normannen, welche von Karl dem Großen bis in die Hohenſtaufenzeit größere kriegeriſche Beweglichkeit bewährten, als einſt die Vandalen und Heruler. Ihre Beutefahrten und Coloniſtenzüge gingen von der ſkandinaviſchen Halbinſel über alle Meere zwiſchen Afrika und Spitzbergen, ſie beſetzten Island, ſie fuhren nach Grönland und an die Nordküſte Amerikas, ſie drangen bis tief in das Innere der ruſſiſchen Ebene und gründeten dort eine Herrſchaft über ſlaviſche Stämme, ſie ſtifteten in Nordfrankreich ein Reich und eroberten das angelſächſiſche England, ihre ſchnellen Schiffe ſegelten in das Mittelmeer, und ſie kämpften in Unteritalien und Sicilien gegen Sarrazenen und Griechen, gegen Kaiſer und Papſt, als ein gewaltthätiges, eigennütziges Geſchlecht, aber ſcharfſinnig, weltgewandt, gehoben durch die wilde Poeſie der Abenteuer, des Goldſchatzes und kriegeriſcher Herrſchaft über friedlichere Landbauer. Auch im Weſten Europas hatte das Völkergetümmel ſeit Karl dem Großen nicht aufgehört, den Mauren in Spanien kamen neue Schaaren von Stammgenoſſen über das Mittelmeer zu Hilfe, und die Edeln der Provence führten ihre bewaffneten Haufen über die Pyrenäen zur Unterſtützung der ſpaniſchen Chriſten.

So waren weite Kriegsfahrten zu Land und zur See, die Bewegung großer Maſſen und der Zug in die dämmerige Ferne den Menſchen jener Zeit weit vertrauter, als uns, und die Kunde von ſolchen Fahrten flog als Gerücht aus einem Land in das andere, ſchnell wurde ſie zur Sage, geſchmückt mit bunten Farben und mit der Art von poetiſcher Heldengröße, welche das Gemüth der Menſchen ſich damals begehrte.

Die Kunde aus fremdem Lande verbreitete ſich um 1096 in Deutſchland ſchneller, als man meint. Es iſt wahr, der Mann ſtand feſt umgrenzt in ſeinem Kreiſe: der Dorfflur, der Stadtmauer, dem Kloſter; aber zwiſchen den Angeſeſſenen zog damals viel abenteuerndes Volk durch die Lande, verachtet, gefürchtet und oft begehrt. Außer Räubern und Bettlern, wandernden Händlern und Gaunern, welche ein Gewerbe daraus machten, von den Heiligen großer Kirchen geheilt zu werden, auch das rechtloſe Geſchlecht der fahrenden Leute.

Die weltklugen Sänger, welche einſt in der Methhalle des Häuptlings ihre Lieder geſungen hatten, waren in die Ungnade der Kirche gefallen, zumeiſt deshalb, weil ihre Geſänge ſo voll Heidenthum waren, daß die Kirche allerdings Urſache hatte, in Synodalbeſchlüſſen dagegen zu eifern. Trotzdem klang noch der alte Geſang kräftig im Volke. Auch an die Kloſtermauer lehnte der wandernde Sänger das Saitenſpiel und bat, den Hut in der Hand, um Einlaß, und fröhlich verzog ſich das Antlitz der frommen Brüder, wenn der bunte Vogel, den vielleicht ein Weiblein begleitete, an der heiligen Pforte in die Saiten griff.

Die Einwirkung dieſer Fahrenden auf das Volk war nicht gering; jedes neue Ereigniß verkündeten ſie in Liedern, alle Neuigkeit, nach dem Geſchmack der Hörer aufgefaßt und umgewandelt, trugen ſie durch die Länder. In einer Zeit, wo keine regelmäßige Verbindung durch Boten und Schrift zwiſchen Stadt und Land lief, regte jede große Nachricht, die aus der Fremde kam, die Menſchen unverhältnißmäßig auf. Zog in unruhiger Zeit ein Reiter, ein fremder Wanderer die Straße, ſo eilten die Leute von der Burg oder aus dem

Felde herzu, hielten das Pferd an und forſchten, was er Neues bringe*); in den Städten ſammelten ſich die Bürger um ihn, und er mußte wohl gar der Obrigkeit berichten, was er Neues wußte.

Groß war auch Wirkung und Zauber wohlgefügter Worte. Nicht nur der Geſang riß die Zuhörer hin, daß ihnen in Rührung der Männertrotz ſchmolz, oder im Zorn die Fauſt ſich ballte, auch der Volksprediger vermochte die Menge aufzuregen, zu zerknirſchen und zu begeiſtern. Noch war die Predigt kein regelmäßiger Beſtandtheil des Gottesdienſtes, und dürftig zumeiſt die ſchöpferiſche Arbeit des Predigers. Trat einer vor das Volk, dem die Worte voll und warm aus der Seele drangen, und verſtand er Töne anzuſchlagen, welche in dem lebensfriſchen, poetiſch empfindenden Geſchlechte ſtark wiederklangen, ſo war die Wirkung eine ungeheure. Mit Herrengewalt zog er die Seelen an ſich, eine einzige Bußpredigt konnte Viele zu dem Entſchluß geiſtlicher Entſagung, zur Ablegung von Gelübden treiben, welche ihr ganzes Leben beſtimmten. Und nicht das Volk allein war ſo geartet, daß ihm die Eindrücke einer Stunde übermächtig wurden, es ging den Vornehmen trotz weltlicher Liſt und harter Selbſtſucht oft nicht anders. Gering war die Zahl der großen Ideen, an denen das Leben der Menſchen hing, aber gewaltig war ihr Einfluß. — Dieſer Zuſtände muß man eingedenk ſein, wenn man die Kreuzfahrten der abendländiſchen Völker nach dem Orient begreifen will.

Als Papſt Urban im Jahre 1095 die Chriſtenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufrief, erſann er nichts Neues; ſchon hundert Jahre vorher hatte Papſt Sylveſter II einen Kriegszug gegen die Heiden im heiligen Land empfohlen, ſchon Gregor VII wollte ſein irdiſches Papſtreich über das Morgenland ausdehnen, er hatte Truppen geſammelt und gedachte ſie nach Griechenland und Kleinaſien zu entſenden, als ſeine Händel mit Heinrich IV den Plan hinderten. Jetzt aber hatte ſich Kaiſer Alexius in Conſtantinopel, von den Seldſchucken hart bedrängt, an den Papſt gewendet und die Hilfe des Abendlandes erfleht; auch an edle Laien hatte er geſchrieben, die er von ihren Pilgerfahrten kannte; in einem Brief an Graf Robert von Flandern hatte er die Scheußlichkeit der heidniſchen Wirthſchaft in Paläſtina lebhaft geſchildert, wie die Heiden argen Frevel gegen chriſtliche Töchter üben, wozu die Mütter ſingen müſſen, und wieder gegen die Mütter, wobei den Töchtern ſchnöde Lieder zugemuthet werden; er hatte auch nicht verſchmäht zu erinnern, daß von den Heiden großer Goldſchatz zu holen ſei und daß die Weiber des Oſtens unvergleichlich ſchöner wären als die des Abendlandes.

---

*) Ruotlieb, Fragm. bei Haupt, Zeitſchr. I, S. 404.

In den deutſchen Klöſtern und den Sälen der edlen Herren wußte man damals ſehr wohl, daß die Chriſtenheit in dem Lande Schmach erlitt, wo ihre Entehrung dem frommen Gemüth das meiſte Leid bereiten mußte. Jeruſalem war unter der Herrſchaft „machumetiſchen“ Volkes, die prächtige Chriſtkirche zu Jeruſalem, das ſchönſte Bauwerk der Chriſtenheit, war zu einer Moſchee gemacht, kein Chriſt durfte über die Schwelle, ja die „Heiden“ ſelbſt zogen die Schuhe aus und wuſchen die Füße, ehe ſie den heiligen Raum betraten. Nur in der Grabkirche des Herrn durften die Pilger beten, aber auch dort wurde der Gottesdienſt durch die Ungläubigen geſchändet großes Geld wurde den Wallfahrern und ihren chriſtlichen Gaſtwirthen im heiligen Lande ausgepreßt. Seit wenig Jahren (1078), ſeit die türkiſchen Seldſchucken ſich in Vorderaſien gebreitet hatten, waren die Bedrückungen der Chriſten unleidlich geworden; wer nach Jeruſalem pilgerte, der fand überall zerſtörte Mauern der Kirchen und Kapellen, und er ſah die heiligen Bilder des Heilands an Naſe und Ohr, an Arm und Bein verſtümmelt, als ſtumme Kläger ſtanden ſie in den Trümmern. — Aber die Deutſchen waren damals unter einander verfeindet, die kaiſerliche Partei in erbittertem Kampfe gegen die päpſtliche, und die Meinung vieler Laien war von Rom abgewandt, zumal in den Städten.

Deshalb waren es wohl nur wenige deutſche Geiſtliche und edle Laien, welche im November des Jahres 1095 zu Clermont die Rede des Papſtes an die verſammelten Vertreter der Chriſtenheit hörten, und nach der Heimkehr von dem großen Tage erzählen konnten, wo alles Volk bei den Worten des Papſtes in Schluchzen ausbrach und das Himmelsgewölbe vom Klageruf der Menge erdröhnte. Sie hatten gehört, wie der Papſt Erlaß aller Sünden jedem Chriſten verſprach, welcher den Gütern der Heimat entſagen und das Kreuz Chriſti auf ſich nehmen würde, und ſie ſelbſt hatten das heilige Feuer gefühlt, welches bei dem Verſprechen in unzähligen Herzen aufflammte. Hunderttauſend aus allen Völkern Frankreichs, aus Angelſachſen, Schotten und Iren, wurden auf der Stelle zum Dienſt des Herrn gezeichnet. Ein Kreuz heftete die Schaar als Zeichen auf die Kleider, die Zeit des Aufbruchs wurde feſtgeſetzt und die Reiſe von Allen beſchworen. Im Winter durchflog die wundergleiche Kunde alle Welt bis zu den fernſten Geſtaden des Oceans. Und im Frühjahr verkündeten die deutſchen Küſtenbewohner, daß in allen Nordmeeren große Bewegung ſei. Weit entlegene Völker rüſteten und kamen über das Meer angezogen, deren Tracht, Sitte und Sprache kein Strandbewohner und kein Seefahrer kannte. Man hörte von fremden Schaaren, die nichts zu genießen pflegten als Brot und Waſſer, und von andern, die kein Eiſen kannten und deren ganzer Hausrath von Silber war. Die ganze Chriſtenheit, ſagte man, ſei erſchüttert und umgewandelt, am meiſten die Weſtfranken, ohnedies aufgeregt durch Zwietracht, Hungersnoth und Seuchen in ihrem Lande.

Aber auch dieſe Nachrichten zogen durch das Volk des deutſchen Binnenlandes nur wie ein dunkles Gerücht, ſie waren noch nicht im Liede der Fahrenden lebendig geworden Unter Oſtfranken, Thüringern, Baiern und Alemannen wußten die Leute in den Städten und auf dem Lande in den erſten Monaten des Jahres 1096 wenig von der großen Bewegung, viele erfuhren erſt davon, als ſie die Fremden an ihren Grenzen ſahen: Schaaren von Reitern, Haufen von Fußvolk, Schwärme von Bauern mit Weib und Kind, und die Deutſchen nannten einfältige Thoren, die das Eigene verließen, um Fremdes zu begehren. Aber allmählich wurden ſie von den Durchziehenden belehrt und die Aufregung kam auch in ihre Seelen.

Sie waren ein kriegeriſches und ein frommes Volk. Was ihnen in dieſer Welt Troſt gab und gute Hoffnung, das war der Glaube an ihren himmliſchen Oberherrn, der gütig war und voll Erbarmen, und der ſeinen Treuen in jenem Leben Alles vergalt, was Schlechtigkeit und Unglück dieſer Welt dem Menſchen ſchädigte und raubte. Oft litt der kleine Mann durch die Gewaltthat der reiſigen Dienſtmannen ſeines irdiſchen Gebieters. Geſchwunden war von der Erde das edle Recht des freien Landbauers, viele große Herren ſaßen über ihm, einer dem andern verfeindet, die Kirche verfeindet dem Kaiſer, der Biſchof dem Grafen, der Herzog im Aufruhr gegen ſeinen König, jeder riß ſeine Hinterſaſſen und die Freien ſeiner Landſchaft in ſeinen Kampf. Aber ſie alle, die ſtolzen Könige und Herzöge, ja auch die Großen der Kirche, ſie waren doch auch nichts Höheres als Dienſtmannen des himmliſchen Königs, gerade ſo wie der geringe Mann, der nichts hatte als ſein Ochſengeſpann und das ſchartige Meſſer an ſeiner Seite. Auch die Kirche war hochmüthig geworden und ihre Aebte und Weltgeiſtlichen prunkten in koſtbarem Gewande, tranken aus goldenem Becher und trugen den Falken auf dem Fauſthandſchuh. Aber dieſe irdiſche Pracht half ihnen wenig, vornehm zu ſein im Kriegsheer des himmliſchen Heerführers; jeder Einſiedler, der in ſeiner Waldklauſe Wurzeln aß, ſich geißelte und die Herrlichkeit dieſer Welt verachtete, war ein beſſerer Fürſprecher bei Chriſtus, wenn er für den armen Bauer betete, und hatte ſelbſt beſſeres Heil im Himmelreiche zu hoffen. Ja, auch der Bettler und der fahrende Sünder konnte das Ohr des großen Herrn gewinnen und ihm demüthig ſein Leid klagen, wenn er zu Heiligthümern zog, wo der Herr am liebſten hörte; dort fand er Gnade ohne die vornehmen Geiſtlichen der Kirche. Der alte demokratiſche Bauernſtolz der Germanen, welcher den Mann nur ehren und lohnen wollte nach ſeiner Tüchtigkeit im Kampfe und keinem ein beſſeres Loos gönnen an Land und Beute als dem andern, war in dem Staat des Mittelalters ſehr verringert, aber er lebte fort im Glauben trotz dem ariſtokratiſchen Bau der katholiſchen Kirche; Chriſtus und die Großen des Himmels, ſeine Heiligen, wurden im Volksglauben die edleren Gegenbilder einer ſchlechten Geiſtlichkeit, die Zuſtände des Gottesreiches ein ideales Gegenbild gegen das Kirchenregiment dieſer Welt.

Und ebenſo lebendig war die alte Vorſtellung, daß jeder Chriſt im kriegeriſchen Gefolge des Herrn Chriſtus ſtehe, auch der hörige Bauer und ſein Knecht, welche hier auf Erden nicht Schwert und Reiterſpieß führen ſollten. In der Urzeit war dem Gefolgemann eines Chattenhäuptlings höchſte Pflicht und Ehre geweſen, ſein Leben für den Herrn hinzugeben und ihm auf dem Todespfade zu folgen, und der Hageſtalde, der ſich durch Schwur und Eiſenring den Kriegsgott zu ſeinem Häuptling gewählt hatte, verzichtete ſchon damals auf irdiſches Gut, auf Weib und Kind, froh der Zukunft im Jenſeits, wo er als auserwählter Krieger in der Methhalle des Himmels ſitzen und im Gefolge des Schlachtengottes durch die Lüfte fahren würde. Die alten Volksherren ſanken dahin und der alte Glaube verdämmerte, in neuen Königreichen trat der Chriſtengott an die Stelle des wilden Sturmfahrers Wodan, aber das alte Bedürfniß der Germanen, ſich einem Herrn in Opfermuth, Treue und Selbſtentäußerung hinzugeben, war

Grundlage des Verhältniſſes geblieben, in welchem der Chriſt zu ſeinem Gott ſtand.

Chriſti Reich aber umfaßte alle, die den Chriſteneid abgelegt hatten, und ſeine Feinde waren alle, die einem anderen Glauben anhingen, die goldleihenden Juden und die fremden Völker im Kriegsdienſt des Machumet.

Allerdings, die alte Idee der Dienſttreue war vergeiſtigter, in ihrer gemüthlichen Wirkung hoch geſteigert. Es war ſehr ſchwer, den Forderungen des neuen Herrn zu genügen, aber er that auch unendlich mehr für den getreuen Mann, als einſt der Häuptling oder der Heidengott. Die guten Werke, welche er von den Gläubigen forderte, Entſagung und Opferung irdiſchen Genuſſes erfüllten das ganze Leben, auch der Starke mußte unſicher ſein, ob er in jeder Stunde ein treuer Mann geweſen war, Wenige wußten genau, daß der Fürſt des Heils ihnen freundlich zulächelte. Jetzt aber rief der Gott ſelbſt zum Kriege, er begehrte für ſich dieſelbe Arbeit, die dem Deutſchen immer noch die preiswürdigſte war: irdiſches Heldenthum, Krieg und Schlachtenmuth, und allen Völkern aus Germanenblut ſchwoll das Herz in Entzücken, in Begeiſterung und Erhebung.

Denn was hatte der Landmann am Herdfeuer, der Handwerker in ſeiner Werkſtatt am liebſten gehört? Wie Siegfried den giftigen Drachen tötete, Herr Dietrich die Rieſen ſchlug, wie Hagene den heidniſchen Hunnen auf die Füße trat. Was war hinter der Mauer eines Herrenhofes das liebſte Geſpräch der Knechte? Wie man Goldſchatz erwerben könne und ſammetnes Gewand durch verwegene Kriegsthat. Das höchſte Manneswerk auf Erden war Waffenthat, welche der Sänger im Lande umhertrug. Auch für den kleinen Mann, der nimmer zu Roſſe ſaß und ausgeſchloſſen war von dem Spiel der Speere bei reiſigen Feſten, war das Zuſchauen und Hören ein theurer Genuß. Jetzt forderte ſein Gott ſtatt Buße und Spenden von ihm kräftige Hiebe, der große König des Himmels ließ ſelbſt ihn laden zum Streit, wenn er ſeine Gnade erwerben wolle. Das war Hunderttauſenden ein unwiderſtehlicher Ruf. Alle Poeſie und Sehnſucht dieſer Welt und alle Poeſie und Sehnſucht des Glaubens heiſchten genau daſſelbe. Jetzt wurde Erfüllung, was lange verheißen war, jetzt erſt wurde das Volk ſeines Glaubens froh, jetzt erſt war das Chriſtenthum völlig germaniſirt. Der Chriſtengott war ein Schlachtengott geworden, wie einſt der deutſche Heidengott, er fuhr vor den wandernden Schaaren daher, er blendete mit ſeinem Lichtglanz die Augen der Feinde, und führte durch ſeine Engel die gefallenen Krieger hinauf in ſeine ſtrahlende Himmelsburg.

Die Deutſchen ſahen und hörten in der Natur, was ſie im Herzen empfanden.

Sie ſchauten den Kometen am Himmel, feurige Wolken ſtiegen von Abend und Morgen auf und kämpften mit einander, Feuerſchein erglühte gegen Norden, und brennende Fackeln flogen durch die Nacht. Sie erblickten Reiter in der Luft, welche gegen einander ſtritten, ein ungeheures Schwert hob ſich von der Erde zum Himmel unter krachendem Donner, die Roßhirten kamen vom Felde gelaufen und verkündeten, daß ſie das Bild einer Stadt in der Luft geſehen hätten und viele Schaaren zu Fuß und Roß, die von verſchiedenen Seiten auf die Stadt zueilten. Auch ungeheuerliche Geburten fehlten nicht, Lämmer mit zwei Köpfen, Kinder mit doppelten Gliedern und zwei Köpfen, Füllen mit den Zähnen dreijähriger Roſſe. In die Haufen, die auf dem Marktplatz und unter der Dorflinde beriethen, drängten ſich Leute, welche auf ein Kreuzzeichen wieſen, das ihnen in die Stirn oder den Leib, oder in das Gewand durch ein Wunder eingedrückt ſei, und ſie riefen, daß dies Zeichen ſie an den Dienſt des Herrn binde. Im Schlaf hatten die Menſchen Träume und heilige Geſichte; der Einſiedler ſtieg aus ſeiner Bergklauſe herab, der fahrende Mönch ſprang auf die Steine des Kirchhofes, ſie verkündeten, daß ihnen ihr

Heiliger erſchienen war und zur Kreuzfahrt gemahnt hatte, ſie hoben die nackten Arme zum Himmel und riefen über die Menge: „Fahret in Gottes Namen.“ Und die Hörer wiederholten den Kriegsruf der Fahrenden „Gott will es“, ſie liefen ſchaarenweiſe zu den Kirchen und die Prieſter vertheilten und weihten Schwerter, Pilgerſtab und Taſche. Bauern und Bürger verkauften Gut und Habe, wie einſt in der Völkerwanderung ſpannten ſie das Jochvieh vor ihre Karren, ſetzten Weib und Kind darauf und ſammelten ſich in bewaffneten Haufen, um mit ihrer Wagenburg gen Oſten zu ziehen.

Und mit dem alten Wandertrieb, der plötzlich in dem Volke lebendig wurde, erwachten auch alte verdämmerte Bilder aus der Heidenzeit. Der alte König, der im Berge ſaß und dort harrte, bis der dürre Baum grünen werde, war aufgewacht aus dem langen Schlaf und ſein Kriegszug ging durch die Lüfte; die Leute ſagten, es ſei Karl der Große, aber ſie nannten auch einen andern Namen, von dem ein guter Chriſt nichts wiſſen wollte.*) Und es gab Haufen, die zu der Fahrt in das unbekannte Morgenland ſich nach heidniſcher Sitte weiſende Thiere vorſetzten, den Ganſer und die Gais: den heiligen Vogel, der in der Heidenzeit vor der großen Erdenmutter Berchta hergeflogen war, die Gais vielleicht deshalb, weil ſie einſt den Wagen des Donnergottes gezogen hatte.

Aber nicht der Glaube allein lud in die dämmrige Ferne, auch die alte Sehnſucht nach Abenteuer und Goldſchatz wurde übermächtig, wie einſt in der Wanderzeit. Die Edelſteine und Goldketten, welche der Kaufmann von Oſten brachte, alte Sagen von Pracht und Ueppigkeit des ſüdlichen Lebens, von märchenhaften Völkern, von Zauberei und geheimer Kunſt lockten gen Morgen; jetzt konnte unendlichen Reichthum erwerben, wer in

---

*) Inde fabulosum illud confictum est de Karolo magno quasi de mortuis in id ipsum resuscitato et alio nescio quo nihilominus redivivo. Ekkehard. Chron. univ. in Pertz, Monum. Scriptt. VI, p. 515.

Chriſti Namen dahinfuhr; dem armen Dienſtmann bot ſich dort Land und Volk, er hoffte Herrſchaft zu erlangen über Griechen und Ungläubige und ſelbſt ein edler Herr zu werden, der Schaaren von Bewaffneten unterhielt, und reiche Spenden und die Güter der Fremden unter ſeine Getreuen vertheilte.

Dieſelbe Beuteluſt brachte alles Geſindel in Aufregung. Falſche Propheten, die ein Gewerbe daraus machten Geſichte zu haben, ſammelten gläubige Haufen um ſich, die Räuber kamen aus ihren Waldneſtern, die Spielleute und Gaukler drängten ſich begehrlich in die Menge, fahrende Krämer boten ihre Waaren, Heilmittel, ſchützende Reliquien; auch die hübſchen Frauen, welche ſingend durch das Land zogen oder an der Stadtmauer hauſten, liefen ſchaarenweiſe unter die wilden „Fremden“. Ohne Plan und ohne kundige Führer wälzte ſich die aufgewühlte Maſſe vorwärts. Viele ohne Reiſegeld und ohne Karren mit Vorrath, weil ſie entweder der Hilfe des Herrn vertrauten oder der Beute, die ſie auf dem Wege greifen würden. Unzählbar nennt ein Berichterſtatter die Menge der Waffenloſen, der Kinder und Frauen, welche mit den Haufen in die Weite fuhren.

Aber auch im Abendlande ſaß unter den Chriſten ein ungläubiges Volk. Die Juden hatten den Herrn gekreuzigt, und ſie waren es, welche jetzt den frommen Kreuzfahrer drückten, wenn er ihnen ſeine Habe verkaufen mußte, und welche reich wurden durch den Schaden fahrender Gotteskinder. So richtete ſich die Wuth der Volkshaufen zuerſt gegen die Juden. Mit Mord und Plünderung begann in den Städten des Rheins und der Donau das Geſindel die heilige Fahrt. Zu Mainz hatten die Juden dem Erzbiſchof Rothart ihren Schatz und ihre Leiber anvertraut, er hatte ſie ſchützend im Oberſtock ſeines feſten Hauſes geborgen. Aber ein übelberüchtigter Graf Emicho aus dem Rheingau warf ſich mit einem Schwarm der zuſammengelaufenen Kreuzfahrer gegen das feſte Haus, mit Pfeil und Speer ſchoſſen die Fahrenden zu den Juden hinauf, brachen

Riegel und Thür und ſchlachteten im Hauſe des Biſchofs ſiebenhundert Männer, Weiber und Kinder. Als die Juden keine Rettung vor den Mördern fanden, eilten ſie ihnen zuvorzukommen, die Frauen töteten in Verzweiflung ſelbſt ihre Kinder, die Männer ihre Weiber und ſich. Aehnlich ging es in andern Städten, und die Judenverfolgungen, allerdings nicht die erſten, welche den Deutſchen zur Laſt fallen, wiederholten ſich von da ab mit einer fürchterlichen Regelmäßigkeit faſt jedesmal, wenn die Volksmenge durch geiſtlichen Eifer oder ein plötzliches Landesunglück aufgewühlt wurde. Durch Jahrhunderte waren dieſe Hetzen eine Schmach für unſere Nation, erſt der Proteſtantismus bändigte ſie; noch heute regt ſich der Drang darnach, wo Zuſtände des Mittelalters in die Gegenwart dauern.

Auf verſchiedenen Straßen, in vier großen Heerhaufen fuhren die verlorenen Kinder des Kreuzes durch deutſches Land nach Ungarn, geführt von einem Einſiedler oder einem alten Kriegsmann oder einem verdorbenen Edlen. Die erſten Haufen plünderten in Ungarn und übten arge Miſſethat, — leider werden Baiern und Schwaben als die roheſten Frevler genannt; — ſie wurden von dem tüchtigen König der Ungarn, Koloman, geſchlagen und aufgerieben. Aber auch die, welche beſſere Zucht hielten, bis Conſtantinopel drangen und über den St. Georgskanal ſetzten, unterlagen in Kleinaſien den Türken beim erſten Zuſammenſtoß.

Ihnen folgte das große Kreuzheer der edlen Herren, die Hauptmaſſe Normannen, Lothringer, Provençalen, denen ſich Deutſche und andere Schaaren aus allen Ländern der Chriſtenheit anſchloſſen. Die Herren ritten unter wehenden Bannern und koſtbarer Rüſtung, mit großem Gefolge und ſchönen Frauen, hinter ihnen wohl das größte Kriegsheer des Mittelalters, nach niedrigſter Angabe dreihunderttauſend Bewaffnete, dazu ein großer Troß von Geiſtlichen und Spielleuten, Weibern und Buben. Sie zogen faſt alle zu Lande auf verſchiedenen Straßen nach Conſtantinopel. Nach ärgerlichen Händeln mit dem

Griechenkaiſer wurden ſie über die Meerenge geſetzt und eröffneten in Kleinaſien den großen Krieg gegen die Völker des Islam, welcher durch zwei Jahrhunderte das Abendland in fieberhafter Bewegung erhalten ſollte. Drei Jahre währte der Kampf, bevor ſie ſich über Nicäa und Antiochien bis in die heiligen Mauern von Jeruſalem hineinkämpften. Der Bericht von ihren unerhörten Thaten und Leiden und von den Wundern, welche der Herr an ihnen gethan, füllte alle Länder; ihre Heldenthaten ſang der fahrende Spielmann, und der heimkehrende Krieger berichtete, wenn er ein ehrlicher Erzähler war, getreulich, was er ſelbſt erlebt, alles Uebrige ſagenhaft, wie es beim Lagerfeuer zugerichtet wurde.

Wohl war es ein wundergleicher Kampf. Ein ungeheures Heer von wildbegeiſterten und zuchtloſen Kriegern, ohne einheitliche Führung, unter Fürſten und Bannerherren von hochfahrendem Sinn, die in der Mehrzahl Gold und eigene Herrſchaft nicht weniger begehrten als die Gnade ihres oberſten Heerführers Chriſtus; ſo locker der militäriſche Zuſammenhang, daß ſich bei jeder Gelegenheit Schaaren ablöſten und Krieg auf eigene Hand trieben, oder des Streites überdrüſſig zur Heimat kehrten; auch die einzelnen Fahrer, nach germaniſcher Weiſe höchſt ſelbſtwillig, kaum durch das Band der Landsmannſchaft unter dem Banner ihrer Häuptlinge feſtgehalten: — und dennoch trotz unaufhörlichen Reibungen und blutigem Hader ein unabläſſiges Wirken der treibenden Kraft. Jahre lang wurde die Selbſtſucht der Führer, gegenſeitiger Haß der Landsmannſchaften durch die frommen Zwecke des Krieges, das ritterliche Gefühl der gemeinſamen Verpflichtung und die Begeiſterung der Menge überwunden. Der hochgeſteigerte Thatendrang trieb die Fahrenden von Stadt zu Stadt, von einem Siege zum andern. Wenn ſie unter heißer Sonne, in öder Landſchaft, bei ſchlecht geordneter Verpflegung, durch den Kampf gegen leichtbewaffnete Feinde in arge Bedrängniß kamen, dann lief das Kriegsvolk unter den Pfeilen der anſtürmenden Türken haufenweiſe zu den Heiligthümern des Heeres, es beichtete und büßte, ſang Kyrie eleiſon, weinte und rang die Hände gen Himmel, und warf ſich dann wieder auf den ſiegreichen Feind, mit unwiderſtehlicher Gewalt vorwärts ſtürmend. Auf dem Zuge ſanken die Menſchen durch Hunger und Krankheit aufgerieben längs der Straße dahin, die Kriegsroſſe und Troßpferde fielen, und anſehnliche Krieger banden ihre Bündel auf Widder, Ziegen, Schweine, Hunde, und ſetzten ſich mit ihrer Rüſtung auf Rinder; aber in ſolcher Noth hielt einer treulich zum andern, auch fremde Landsleute, die ſich nicht durch Worte verſtändigen konnten, halfen einander mit Speiſe und Trank aus und bewahrten die gefundene Habe, bis der Eigenthümer ſich meldete. Es war ein erbarmungsloſer Krieg. Dem milden Chriſtengott zu Ehren wurden die Köpfe der erſchlagenen Türken in Haufen geſchichtet, in den eroberten Städten wurde unmenſchlich gewüthet, nicht Alter, nicht Geſchlecht geſchont, Leichen und Blut der Erſchlagenen reichten bis an die Steigbügel der ſtampfenden Roſſe; es wurde habgierig geplündert und wenige der Fürſten widerſtanden der Verſuchung, Geldſummen vom Feinde zu nehmen, auch wenn es zum Schaden des Heeres war, und dann dem Ungläubigen vielleicht die gekaufte Treue zu brechen; viele Kreuzfahrer ſtürzten ſich in arge Ausſchweifungen und erſchöpften ihren Leib durch die Laſter des Orients; aber die unwiderſtehliche Tapferkeit blieb dem Heer, ein Heldenmuth, der das Kühnſte wagte und in gefährlichen Lagen eine faſt übermenſchliche Dauer bewährte. Wenn die Fürſten uneinig wurden und nicht Rath fanden, zog die Begeiſterung der Menge fort. So oft das Heer in Noth war, ſtanden Propheten auf, welche durch Erſcheinungen erweckt wurden, ſie trieben zum Kampf und verkündeten Sieg; gemeine Krieger, Mönche, Einſiedler drängten ſich in den Rath der Fürſten, flehten und drohten, meldeten die Geſichte, mit denen ſie begnadigt waren, und erboten ſich zum Zeugniß für die Wahrheit ihrer Botſchaft jede Todesprobe zu beſtehen; ihr

Geſchrei und der Aufruhr der Menge hinter ihnen bändigten die Herrſchergelüſte und die ausbrechende Feindſchaft der Großen. Gegen die ariſtokratiſche Führung rang ſiegreich die wilde Demokratie des Heeres, die Führer mußten ſie benutzen und ſich ihr fügen. Auf Grund eines Geſichtes fanden Provençalen zu Antiochien tief in der Erde die heilige Lanze, mit welcher die Seite des Herrn durchſtochen war; die Lanze wurde dem Heere vorausgetragen, gerade wie den deutſchen Bauernhauſen die Gans, und ſie führte zum Siege, obgleich die Normannen das Wunder höhnten und einen Betrug nannten.

Nach drei Jahren wurde Jeruſalem erobert, auf den Trümmern der türkiſchen Herrſchaft wurden chriſtliche Staaten gegründet. Freilich vermochten die gelichteten Haufen der Chriſten das weite Land, welches ſie erobert, nicht allein zu behaupten, immer wieder klang der Nothruf durch das chriſtliche Abendland: „Wo nur zwei Männer in einem Hauſe ſind, komme einer zum heiligen Grabe.“

Seitdem ſtrömte durch zweihundert Jahre bewaffnete Kraft aus dem Abendlande nach dem Morgen. Jede der großen Heerfahrten, welche von Fürſten und Herren unternommen wurden, hatte einen beſondern Charakter und ihr eigenes Schickſal. Die Deutſchen nahmen in reiſigem Kriegszug noch dreimal Theil an Kreuzfahrten ihrer Könige. Der letzte Kreuzzug freilich, den Kaiſer Friedrich II im Jahre 1227 unternahm, war bereits das politiſche Wagniß eines ſehr unkirchlichen Eroberers, der im Trotz gegen den Papſt ſich ſelbſt die Herrſchaft über das Mittelmeer ſichern wollte und durch eine Landeshoheit im heiligen Lande die Herrſchaft über die Herzen der Chriſtenheit.

Aber außer dieſen großen Zügen gingen, ſelten unterbrochen, die Fahrten Einzelner und kleiner Geſellſchaften, und die Verbindung mit dem Morgenland wurde durch Jahrhunderte den Abendländern ſo innig, wie jetzt die zwiſchen Europa und Amerika. Und in dieſer Zeit fuhr während jedes Menſchenalters einmal die Begeiſterung wie ein zündender Blitzſtrahl durch die Seelen der Menge. Dieſelben Himmelserſcheinungen, dieſelben Geſichte und Wunder, derſelbe wilde Taumel, Maſſenaufbruch und Judenhetze. Die Wanderwuth erfaßte ſogar die Kinder. Aus dem Kölniſchen zog z. B. im Jahr 1212 ein Knabe Nicolaus mit einem großen Schwarm Knaben in die Weite, er behauptete, ihm ſei Macht gegeben, mit trockenem Fuß durch das Meer zu gehen und ſeinen Genoſſen unterwegs Koſt zu ſchaffen. Die Kunde davon flog durch Stadt und Land, Knaben und Mädchen verließen ihre Eltern und hefteten ſich das Kreuzzeichen an, um durch die wilde Woge zu pilgern. Den Rhein hinauf und durch Frankreich zog der unendliche Schwarm von Kindern, Lehrjungen und Mägden dem Mittelmeere zu; am Rhone wurde ein Theil auf Schiffe geſetzt und von Seeräubern an die Sarrazenen verkauft, viele verhungerten auf dem Rückwege; die Mädchen, welche den Rückzug fanden, kamen in jämmerlichem Zuſtande zur Heimat. Da wurde den Leuten klar, daß der böſe Feind zu dem Zuge verleitet hatte.*)

Aber trotz dem unabläſſigen Zufluß neuer Volkskraft aus dem Abendlande ſiechten die chriſtlichen Staaten in dem fremden Lande dahin. Die Eroberer wollten herrſchen und handeln, nicht in der heißen Sonne das Land bauen, Sitte und Familienleben gediehen nicht zwiſchen griechiſcher Verderbniß und den Lehren des Korans, die Uneinigkeit der chriſtlichen Parteien that das Letzte. Kräftige Häuptlinge der Kurden vereinigten die Streitkräfte des Islams, das Heer Muhamed's, durch die Kriege eines ganzen Jahrhunderts zurückgedrängt, überzog wieder Paläſtina und Kleinaſien, ſtürzte die Staaten der Abendländer in Aſien und Griechenland, zuletzt die große Stadt Conſtantin's. Die Türken beſetzten die Hauptſtadt Oſteuropas 39 Jahre bevor auf der pyrenäiſchen Halbinſel die Alhambra in die Hände der Chriſten fiel.

---

*) Hier nach der Geſchichte des Kloſters Ebersmünſter, bei Böhmer, Fontes rer. germ. III, 24.

Die Deutſchen wurden ein wenig ſpäter als andere Völker des Abendlandes von dem Kreuzeseifer ergriffen; an dem erſten Feldzuge hatten außer den verlorenen Haufen, welche kopflos voranſtürmten, auch eine Anzahl Edler Theil genommen, keiner von den großen Fürſten deutſcher Zunge. Und bei den Deutſchen verging die Begeiſterung am früheſten. Das fiel ſchon den Zeitgenoſſen auf, wir erkennen deutlich die Urſache. Es iſt wahr, was die Kreuzzüge möglich machte, war ein uralter Grundzug des germaniſchen Weſens. Aber gegen das Wilde und Abenteuerliche der Kreuzfahrten erhob ſich eine andere Richtung des deutſchen Gemüthes. Das Treugefühl des Deutſchen wurde durch feſte Sitte und ruhige Bedächtigkeit gerichtet, ſeine Hingabe war von einer milden dauerhaften Wärme. Ihn riß wohl einmal das heftig wallende Blut fort, aber er war gar nicht gemacht, ſich widerſtandslos auf die Länge großen Eindrücken hinzugeben. Die hochgeſpannte Einſeitigkeit des Fanatismus war nicht volksgemäß.

Es iſt darum bezeichnend, wie die deutſchen Zeitgenoſſen, welche von den Kreuzfahrten melden, darüber urtheilen. Sie ſind erfüllt von der Größe der Idee, aber ſie ſind in der Mehrzahl unbefangene Beurtheiler der mangelhaften Ausführung und der widerwärtigen Erſcheinungen, welche dabei zu Tage kamen. Ja ſie ſind mißtrauiſch gegen die Beweggründe der Kreuzfahrer und unterſuchen mit verſtändiger Kritik die Sünden der Geiſtlichen und Laien, welche den Erfolg der großen Anſtrengungen immer wieder verdarben. Dieſe Schreibenden aber ſind bis zum letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts noch ſämmtlich Geiſtliche, und es iſt aus ihrem Bericht zu erkennen, daß ein großer Theil der Laien die Kriegszüge in das Morgenland noch kälter anſah. Das that nicht nur die kaiſerliche Partei, wenn dieſe unter Franken und Hohenſtaufen dem Papſte gerade verfeindet war.

Es gab ſchon um das Jahr 1096 viele conſervative Leute, die über die neue wilde Wirthſchaft den Kopf ſchüttelten. Der Landmann, welcher ſeine Hufe baute, ehrbar unter den drei

Eichen oder Linden zu Gericht ſaß und pünktlich ſein Zinshuhn auf dem Frohnhofe ablieferte, ſah unwillig zu, wenn ſein Nachbar Haus, Hof und Habe verſchleuderte und mit dem wüſten Haufen nach unſicherer Beute auszog. Alle Ehre, die der Landmann hatte, und aller würdige Brauch hing an ſeiner Stellung in der Heimat; der Bau, Bauernarbeit, ſagte er, iſt reine Arbeit, welche alle Welt erhält, wer in Gottesfurcht feſt dabei bleibt, böſe Leute flieht, gegen Arme barmherzig iſt, dem wird der Himmel auch in der Heimat nicht fehlen. Unſer Tagewerk hier iſt uns wohlbekannt, wir halten den Pflug in der Fauſt, wir ziehen Zäune, wir ackern und ſäen, ſchneiden und dreſchen nach der Väter Art, und ſie waren gute Männer. Der Rath: bleibe im Lande und nähre dich redlich, muß damals aufgekommen ſein.*)

Daß ähnliche Geſinnung unter den Stadtbürgern häufig war, beweiſt ſchon die zornige Beurtheilung der Judenverfolger, welche den Frieden der Stadt ſtörten. Gerade die Städte waren in der Mehrzahl am eifrigſten kaiſerlich geſinnt, ſie waren ſich ihrer jungen Kraft bewußt, in ihnen hatte höhere Entwickelung eines friedlichen Verkehrs begonnen, ſie waren die Orte, wo die überſchießende Volkskraft ſich lohnend verwerthete, ihre Bürger trugen die Waffen mit Selbſtgefühl, aber zur Sicherheit der Stadt oder einmal im Dienſte des Kaiſers, ungern für weite Kriegszüge. Aber auch der alte Reitersmann, der als Vaſall ſeines Edelherrn im Stegreif ritt und auf der Bank ſeines Hofthores den Hochmuth der Kaufleute in der Stadt, die Habſucht der Pfaffen und das vornehme Treiben an dem Hofe ſeines Herzogs begutachtete, ſah mißtrauiſch auf die neue Reiterfahrt und die Geſellſchaft fremder Reiſigen, zu denen ſich unruhige Genoſſen aus ſeiner Freundſchaft ſchlugen. Denn die Fremden, welche durch das

---

*) Im dreizehnten Jahrhundert wenigſtens gibt ihn der alte Helmbrecht ſeinem ungerathenen Sohn. Vergl. auch Buch der Rügen, Haupt's Zeitſchr. II, S. 88.

Land zogen, und ſeine Landsleute, welche aus der Fremde zurückkehrten, brachten neuen Brauch in Reiterwerk und Trinkhalle. Sie führten Schnabelſchuhe mit langen Spitzen und bunte zerſchnittene Narrenkleider. Er hatte Stahlkappe und Eiſenhut rund und glatt getragen, wie ſie gegen Hieb und Waldesdickicht nütze waren, jetzt begann das junge Geſchlecht hohe Hörner und wunderliche Thierbilder auf den Helm zu ſetzen; er pflegte ſeinen Jungen ein „tumbes“ Knäblein zu nennen, jetzt ſollte er ihn als beas garzun behandeln; ſeine Rede ſollte er mit welſchen Worten verbrämen, ſtatt der guten alten Tanzlieder fremde Weiſen ſingen, wenn er zum Edelhofe ritt, fand er Bewaffnung, Kampfſpiele, Ceremoniel geändert. Das ſtörte ihm ſein Behagen und dünkte ihm gegen die gute alte Zucht.

Auch die Frauen litten ſchwer unter der neuen Zeit, und ihr Urtheil hat in Deutſchland zu jeder Zeit die Männer mächtig beeinflußt. Zwar fehlte es nicht an begeiſterten Schönen, welche dem thatloſen Manne, der ſich dem Kreuze entzog, ein fiu! nachriefen; aber ſicher waren Schmerz und Empörung über die fahrenden Männer unter ihnen häufiger, und ſie erregten dem Geliebten ſchwere Seelenangſt, wenn ſie ihn zürnend frugen: „Wie willſt du zweierlei vereinen, über das Meer fahren und doch hier ſein? Du löſeſt dich von meinem Herzen, wie willſt du dir das meine bewahren?“ *) Dort war ein edler Herr in die Fremde gezogen, er blieb Jahre lang von ſeinem Hauſe entfernt, Weib und Kinder vermochten ſich trotz dem Gottesfrieden, den der Papſt allem Gut der Kreuzfahrer verkündet hatte, nicht gegen aufſätzige Dienſtleute oder gewaltthätige Nachbarn zu behaupten. Der Frau ging's, wie's zu gehen pflegt, ſie wählte ſich einen Liebling unter den jungen Reitern in der Nähe, während ihr Gemahl mit unehrlichen Harfenmädchen oder gar mit un-

---

*) So ſpricht die Geliebte des Albrecht von Johansdorf um 1190. Die rührenden Klagen ihres treuen Sängers gehören zu den liebenswertheſten Liedern der Minnepoeſie des zwölften Jahrhunderts.

gläubigen Türkinnen koſte; im andern Fall, wenn ſie eine tapfere Frau war, mußte ſie allein im Trauerkleide mit den Reiterbuben wirthſchaften und ſehnſüchtig nach ihrem Herrn ausſchauen. Zwar wurden die Sänger unter den ritterlichen Genoſſen nicht müde, die verſchwiegene Liebe der Frauen zu einem erwählten Reitersmann zu beſingen; aber dem Volke unter der Linde erſchien die Sache weit anders, denn im Dorfe beſang man den Muth der treuen Hausfrau, die als Spielmann verkleidet ſelbſt nach dem Morgenlande zog, um ihren Herrn aus der heidniſchen Gefangenſchaft zu löſen, oder man beklagte die Dulderin, welche von falſchen Zeugen bei dem heimkehrenden Herrn verleumdet und von ihm verſtoßen wurde, bis endlich ihre Treue an den Tag kam; oder man pries das Glück einer andern, die durch falſche Nachricht vom Tode ihres Eheherrn getäuſcht, ſich gerade wieder vermählen wollte, als ihr Gatte unerkannt heimkehrte, den Ring in ihren Hochzeitsbecher fallen ließ und ſie noch zur rechten Stunde vor der neuen Ehe bewahrte.

Dazu kam ferner, daß der redliche Sinn des Deutſchen durch das Gebaren der Kreuzfahrer immer wieder gekränkt wurde. Es war zum Theil wüſtes Volk ohne Gottſeligkeit, zuchtlos und frevelhaft gegen die Mitchriſten, und Raubmörder gegen die Juden. Das konnte doch nicht Gottes Wille ſein, was ſolche Geſellen trieben! Und wenn man vollends vernahm, daß die Kreuzfahrt erfolglos geweſen ſei, und die Heimkehrenden anſah, arme zerſchlagene Leute, gealtert in kurzer Zeit, vielleicht verdorben an Leib und Seele, dann wurde in Vielen der Zweifel alſo laut: „Wenn unſerm Herrn Chriſtus ſo großes Leidweſen wäre, daß die Sarrazenen an ſeiner Grabſtätte herrſchen, ſo hätte er ja allein die Macht das heidniſche Volk zu demüthigen, und er bedürfte nicht unſerer Hände.“ *)

---

*) Des Minneſangs Frühling, herausg. von Lachmann und Haupt, S. 66, V. 25.

Aber nicht nur die Zurückgebliebenen bedachten prüfend den Werth der Kreuzfahrt, auch viele Kreuzfahrer, welche heimkehrten, brachten ernüchtert ein anderes Urtheil über den Papſt und das Drängen der Kirche mit. Als der Papſt im Vollgefühl ſeiner Macht bewaffnete Laienſchaaren nach dem Morgenlande ſandte, lockerte er zugleich die Bande, an denen ſeine Kirche die Seelen der Laien feſthielt. Denn jetzt waren nicht mehr der Kirchenfürſt und nicht mehr der einſame Büßer die bevorzugten Vertrauten des Himmels, der bewaffnete Laie war der begünſtigte Diener des Herrn geworden. Wer die Heiden erſchlug, wer ſelbſt an dem Grabe Chriſti kniete, das er mit ſeinen Genoſſen erobert hatte, der frug wenig nach dem römiſchen Ablaß, er wußte den Herrn allein zu finden, er war an der Stätte, wo das Gebet am wirkſamſten war, und er ſelbſt durfte ſich rühmen, Wunder zu erleben. Nicht die Fürſten und nicht die Legaten und Biſchöfe begnadigte der Herr auf dem Herzuge durch Offenbarungen und Geſichte, der kleine Mann, das gläubigſte Herz empfing dieſe Ehre. Ganz nichtig erſchien die Größe der Edeln, ja ſelbſt der Wille des Papſtes gegen den Willen des Himmelsfürſten. Seit die Provençalen im Beſitz der heiligen Lanze waren, wurde ihr Gehorſam gegen ihren Führer, den Grafen Raimund von Toulouſe, unſicher. Sie trugen den Speer Gottes in ihrer Mitte, er verhieß ihnen Sieg, was kümmerte ſie noch ihr eigennütziger Gebieter?

Anders wirkte das maſſenhafte Eindringen der Offenbarungen auf die Geſcheidten. Sie wurden ungläubiger gegen Wundererſcheinungen. Niemand hätte die Möglichkeit der Wunder, die Himmelskraft der Reliquien bezweifelt, aber vor dem einzelnen Falle war man geneigt, Betrug und weltliche Beweggründe anzunehmen. Die Franken fanden zu Jeruſalem einen Kopf Johannes des Täufers und die Mönche zu Angers rühmten ſich, denſelben Kopf zu haben. Und die Franken frugen: „Der Apoſtel hatte doch nicht zwei Köpfe?“ Und ſie zogen ſich die Lehre daraus: „Das kommt daher, wenn man die Gebeine der Heiligen nicht in Ruhe läßt; es nützt wenig ſie in Silber und Gold zu faſſen, wenn man ſie durch die Länder ſchleppt und den Leuten vorzeigt, um ſich Geld mit ihnen zu machen.“

Zu keiner Zeit hatte der Deutſche ſich des Urtheils über die Kirche ganz begeben. Die Verſchwendung und Unwiſſenheit der Biſchöfe, der weltliche Sinn der Aebte und die ſchlechte Zucht der Kloſtergeiſtlichen waren ſeit dem ſechsten Jahrhundert unabläſſig Gegenſtand frommer Kritik geweſen. Dem Papſt war es zuweilen nicht beſſer gegangen. Aber ſolches Urtheil war mit vorſichtigen Worten in Kloſterannalen eingebunden worden; jetzt tönte es laut auf allen Straßen, denn die Schäden der Kirche, die Geldgier und Herrſchſucht der Päpſte, Verſprechen, die ſie nicht hielten, Summen, die ſie erhoben und dem Kreuzheer nicht zugehen ließen, Gehäſſigkeit, die ſie gegen kreuzfahrende Fürſten übten, wurden in der gefährdeten Fremde, wo jeder genöthigt war, ſich um das Wohl des Ganzen zu kümmern, viel und bitter beſprochen.

Aber der Kreuzfahrer, der zur Heimat kehrte, brachte auch eine freiere Anſicht über Menſchenwerth zurück. Im erſten Kreuzzuge ſchnitten Chriſten und Türken einander um die Wette die Köpfe ab, in den ſpäteren Fahrten hatte die Achtung, die der Krieger ſeinem tapfern Feinde nicht verſagen kann, zwiſchen Chriſten und Heiden mildern Kriegsgebrauch und ritterlichen Verkehr geſchaffen. Beide Theile hatten Gelegenheit gehabt, einander zuweilen großen Sinn und Edelmuth zu beweiſen. Sie lernten ſich in einer Sprache, die aus romaniſchen und arabiſchen Wörtern gemiſcht war, verſtändigen, ſie ſtritten in Stunden der Waffenruhe mit einander über Glaubenslehren; und ſie fanden, daß ihnen Manches gemeinſam war. Freilich vor der Jungfrau Maria und der wunderbaren Empfängniß des Herrn kam der unſühnbare Gegenſatz auffällig zu Tage. Denn was dem Abendländer gerade dies Dogma ſo vertraulich machte, war im Grunde die altheimiſche Scheu vor jungfräulicher Ehre, und dafür hatte der Orientale kein Verſtändniß. Doch wenn der fromme Chriſt ſich bei ſolchem Streit auch überzeugte, daß der ungläubige Kamerad dem Höllenfeuer verfallen ſei, die ſchlechten Ausſichten des Tapfern mußten ihm leid thun. War nun gar einmal der Heidenkrieger ſein Verbündeter gegen Ungläubige oder eine Partei der Chriſten, ſo konnte ihm die üble Zukunft des Kampfgeſellen ſogar zweifelhaft werden. In Vielen war die Folge ſolches Zuſammenlebens mit Ungläubigen eine Duldſamkeit, die gar nicht nach dem Geſchmack der alten Kirche war, zuletzt Gleichgiltigkeit gegen manche Glaubensſätze der Kirche. Und zwar am meiſten in den geiſtlichen Ritterorden.

In dieſer Weiſe entſtand bei den Zurückbleibenden und Fahrenden eine größere Selbſtändigkeit des Urtheils über die Fürſten und Diener der Kirche. Sie wird unter den vielen unermeßlichen Fortſchritten, welche durch die Kreuzzüge den Deutſchen gewonnen wurden, am früheſten bemerkbar. Es iſt lehrreich, dieſe Frucht blutiger Kämpfe aus den Anſichten einzelner Zeitgenoſſen zu erkennen.

Gerhoh, Probſt des Kloſters Reichersberg im Biſthum Salzburg (geb. zu Polling in Oberbaiern 1093, geſt. 1169), iſt die ſehr charakteriſtiſche Geſtalt eines deutſchen Gelehrten aus der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Sein äußeres Leben formte ſich wie Tauſenden vor ihm und nach ihm. Dem Jünglinge wurden durch ein Körperleiden, das ihm als göttliche Heimſuchung erſchien, die Freuden dieſer Welt vergällt, er ſuchte Geneſung, indem er ſeinen Frieden mit dem Herrn machte und Entſagung gelobte. Als junger Kleriker lernte er in den lateiniſchen Schulen zu Freiſing, Moosburg, Hildesheim, wurde dann ſelbſt Lehrer an der Domſchule und Canonicus zu Augsburg. Er war in dieſer Zeit ein eifriger Anhänger der kaiſerlichen Partei und lebte, wie die meiſten Weltgeiſtlichen ſeiner Zeit, friſch darauf los, ohne Tonſur und Prieſtergewand ſonderlich zu beachten. Er ſcheint damals durch die Händel der kaiſerlichen Partei mit Rom — auch ſein Biſchof war vom Papſte gebannt — in unſichere Stellung gekommen zu ſein, die ihm, wie deutſche Art iſt, Gewiſſensangſt erregte. Das weichliche Leben, welches ihn umgab, wurde ihm wieder verleidet, er zweifelte, ob dem Weltgeiſtlichen, der nicht auf irdiſche Schätze verzichtet habe, die Seligkeit vorbehalten ſei, und er, der Gelehrte, frug endlich einen einſamen Büßer um Rath. Das harte Urtheil des Einſiedlers empörte zuerſt ſeinen Stolz, aber es trieb ihn doch zum Entſchluß und in ein Kloſter. In der Mönchskutte fand er innere Ruhe, von da wurde er ein eifriger und berühmter Lehrer der Jugend, Vertrauter und Rathgeber frommer Männer. Er war ein herber und ſtrenger Geiſt. Zwar ſein Wiſſen kann im Vergleich zu guter franzöſiſcher Bildung jener Jahre nicht umfangreich genannt werden. Aber er ſuchte ehrlich die Wahrheit und grübelte ſchwermüthig über die großen Geheimniſſe des Erdenlebens. Als Greis von 72 Jahren ſchrieb er ein Werk in mehren Büchern: „Aufſpürung des Antichriſts“, in welchem er die Nähe des großen Verſuchers, welcher vor dem jüngſten Gericht Unheil verbreiten ſollte, aus der Zeitlage ſcharfſinnig bewies. Die morgenländiſche Vorſtellung, daß dem letzten Siege des guten Princips am Ende irdiſcher Dinge ein Reich des Böſen vorausgehen ſolle, war ſehr früh in die chriſtliche Kirche gedrungen, und hatte unter den chriſtlichen Germanen eine reichliche mythiſche Ausbildung erhalten, weil ſie ſich mit einer feſtgewurzelten Vorſtellung des deutſchen Heidenglaubens verband. Denn nach heimiſcher Annahme ſollten die Menſchengötter und die Geiſter der gefallenen Helden am Ende der Tage einen Todeskampf mit den finſtern Dämonen der Zerſtörung beſtehen, dann ſollte die Menſchenerde, Sonne und Mond verderben, endlich — wenn die nordiſche Ueberlieferung als gemeingiltig für alle Germanen anzunehmen iſt — ſollte auf den Untergang die glückliche Herrſchaft eines neuen Lichtreichs und Wiederbelebung der guten Götter folgen. Auch der Volksglaube deutſcher Chriſten nahm an: vor dem Weltbrand wird ein böſes Gegenbild von Chriſtus als mächtiger Herrſcher auf der Menſchenerde erſtehen und auf Sünde und Unrecht ſein Reich gründen; endlich wird er im Kampfe gegen Chriſtus und ſeine Heiligen erliegen, dann wird Erde und Menſchenleben vergehen, der Herr ſein jüngſtes Gericht halten und das Reich der Seligen beginnen. In dieſem Glauben prüften ſeit dem achten Jahrhundert fromme Gläubige, geängſtet durch das große Räthſel des Lebens, während jeder ſchweren Zeit die Zuſtände ihres Volkes. So Gerhoh. Sein Herz wurde bedrückt von der unleugbaren Thatſache, daß das Heiligſte auf Erden, die Kirche Chriſti, verdorben werde durch unwürdige Päpſte, frevelhafte Biſchöfe, durch Stellenkauf, Geldgeiz, Wucher und Gier nach irdiſcher Herrſchaft, daß die Kreuzfahrten, in ſo heiliger Abſicht begonnen, zum Verderb für zahlloſe Chriſten ausſchlagen. Er grübelte über den Träumen und Geſichten der Zeitgenoſſen und bemühte ſich, die Fälſchungen des Antichriſts in ihnen zu erweiſen. Bedenklich erſchienen ihm die Kometen und Himmelszeichen; er ſah das Wirken des Feindes in dem weltlichen Sinne vieler Zeitgenoſſen und den herrſchenden Laſtern, vor Anderem dünkte ihm bedeutungsvoll, daß man ſogar im Chor der Kirchen den Antichriſt leibhaftig im dramatiſchen und geiſtlichen Spiel vorzuſtellen wagte.*) In dem Werke des Gerhoh iſt aber neben vieler Deutelei und großer mönchiſcher Härte überall, wo er über Zeitgenoſſen und Zuſtände ſeiner Gegenwart urtheilt, eine merkwürdige Selbſtändigkeit und die Redlichkeit eines warmherzigen Deutſchen zu achten. Dieſe Sicherheit eigener Ueberzeugung galt damals mit Recht für etwas Großes und Ehrenwerthes, auch wir bewahren ihr ein Andenken, weil Gerhoh als einer der erſten, von denen Kunde überliefert iſt, mit deutſchem Gewiſſen gegen die Schäden ſeiner Kirche Zeugniß abgelegt.

---

*) Das thaten die Mönche in Tegernſee, denen ihr kunſtvoller Bruder Wernher zu derſelben Zeit ein lateiniſches Spiel vom Antichriſt verfertigt hatte, das älteſte uns erhaltene Schauſpiel auf deutſchem Boden.

Aus dem erwähnten Werke Gerhoh's*) werden hier einige Kapitel in wortgetreuer Ueberſetzung mitgetheilt. Sie enthalten einen kurzen Bericht über den Kreuzzug König Konrad's III vom Jahre 1147. Zur Ergänzung deſſelben wird eine gleichzeitige Stelle aus den Würzburger Annalen vorangeſetzt, weil ihre Auffaſſung des Kreuzzuges ſo genau zu der des Probſtes Gerhoh ſtimmt, daß ein Zuſammenhang zwiſchen dieſem und dem Schreiber des annaliſtiſchen Berichtes wahrſcheinlich wird.**) Die Annalen von Würzburg und Gerhoh erzählen Folgendes:

„Im Jahre des Herrn 1147 ließ Gott die Kirche des Abendlandes ihrer Sünden wegen Leid erfahren. Denn es kamen in das Land falſche Propheten, Söhne Belial's, Eideshelfer des Antichriſt, welche durch nichtige Worte die Chriſten verführten und durch eitle Predigt alles Volk der Menſchen antrieben, zur Befreiung Jeruſalems gegen die Sarrazenen zu ziehen. Ihre Predigt hatte ſo ſeltſame Wirkung, daß faſt alle Bewohner der Landſchaft mit einmüthigem Gelöbniß ſich freiwillig zum gemeinſamen Verderben darboten. Und nicht nur gemeine Leute, ſondern auch Könige, Herzöge, Markgrafen und die übrigen Würden dieſer Welt waren in dem Wahne, daß ſie dadurch Gott dem Herrn Folge leiſteten; in demſelben Irrthum geſellten ſich Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Aebte und die übrigen Diener und Prälaten der Kirche, alle begierig, ſich in unermeßliche Gefahr der Seelen und Leiber zu ſtürzen.

---

*) Leider ſind nur Bruchſtücke des Werkes De investigatione Antichristi aus der einzigen Handſchrift des Stiftes Reichersberg herausgegeben, ein Theil des I. Buches durch den Jeſuiten Gretſer im Jahre 1735; ſpätere Kapitel des I. Buches und ein Inhaltsverzeichniß des folgenden durch Jodocus Stülz im XX. Bande des Archivs für Kunde öſtreichiſcher Geſchichtsquellen, im Jahre 1869. Das hier Ueberſetzte ſteht in der letztern Abhandlung Kapitel 63 flg. Eine Unterſuchung über den Werth der hiſtoriſchen Angaben Gerhoh's und ihr Verhältniß zu anderen Quellenſchriften iſt wünſchenswerth.

**) Annales Herbipolenses, zuerſt herausgegeben von Pertz in Monum. Scriptt. XVI.

Und das war nicht zu verwundern. Denn aus irgend einem geheimen Beweggrunde und angetrieben durch Bernhard, Abt von Clairvaux, hatte Herr Eugenius, der römiſche Papſt, dem frommen römiſchen Kaiſer Chunrad und dem ganzen Reich, auch dem König von Frankreich, dem König von England, endlich allen Königen, allen Großen und Unterthanen der Könige, welche Chriſtenglauben und Religion haben, einen Brief geſchrieben und durch den Brief ermahnt, daß ſie ſich zu dieſer Fahrt rüſten ſollten. Und kraft des Apoſtelamtes, das ihm Gott übertragen, hatte er Allen insgemein, die ſich freiwillig dieſer Arbeit unterziehen würden, Vergebung der Sünden gewährt und verheißen. Zeugniß für dieſe päpſtliche Ermahnung ſind die Briefe, welche hier und da durch das Gebiet verſchiedener Landſchaften und Provinzen geſchickt und in ſehr vielen Kirchen zur Erinnerung an den genannten Zug ſorgfältig aufbewahrt wurden.

Es lief alſo unter einander Volk von beiderlei Geſchlecht, Männer und Weiber, Arme und Reiche, Fürſten und Große der Krone mit ihren Königen, Weltgeiſtliche und Mönche mit ihren Biſchöfen und Aebten. Der Eine hatte dies, der Andere das Begehren. Denn Manche waren gierig nach Neuem und zogen um das neue Land zu beſchauen, Andere zwang die Armuth und dürftiges Hausweſen, dieſe waren bereit, nicht nur gegen die Feinde des Kreuzes Chriſti zu kämpfen, ſondern auch gegen jeden guten Freund des Chriſtenthums, wenn es ſich thun ließ, um ihrer Armuth abzuhelfen. Andere wieder wurden durch Schulden bedrängt, oder gedachten die Dienſte zu verlaſſen, die ſie ihrem Herrn zu leiſten hatten, oder ſie erwarteten die verdiente Strafe für ihre Miſſethaten; dieſe alle heuchelten Gotteseiſer, aber ſie waren nur eifrig, die Laſt ihrer großen Bedrängniß abzuwerfen. Kaum daß man Wenige fand, die ihre Knie nicht vor Baal beugten, die durch fromme und heilbringende Abſicht geleitet wurden, und durch die Liebe der Majeſtät Gottes ſo weit entzündet, daß ſie für das Allerheiligſte ihr Blut vergießen wollten. Aber nähere Erörterung dieſer Sache überlaſſen wir dem Herrn, der die Herzen durchſchaut, nur die Bemerkung fügen wir hinzu: Gott kennt die Seinen am beſten.

Was ſoll ich ſagen, der ganze Schwarm eilt der Stätte zu, wo die Füße Jeſu Chriſti geſtanden haben; mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen ſie ihre Röcke gar nicht ſchlecht, ſondern ſehr auffällig, und wo ſie durchziehen und Juden finden, zwingen ſie dieſe zur Taufe, die widerſtrebenden bringen ſie ohne Zaudern um. So kam es, daß manche Juden in der Noth durch den Quell der Taufe abgewaſchen wurden; einige von dieſen blieben bei dem angenommenen Glauben, andere kehrten, als es Friede wurde, ebenſo zu ihrer argen alten Gewohnheit zurück, wie Hündlein zu ihrem Geſpei. Nur ein Beiſpiel will ich aus vielen Berichten anführen, den Judenmord, der zu Würzburg geſchah, damit ich durch die genaue Angabe eines Falles den übrigen beſſeren Glauben verſchaffe. Als im Monat Februar die Fremden, wie erwähnt wurde, in der Stadt zuſammenſtrömten, fand man durch wunderlichen Zufall am 24. Februar den Leib eines Menſchen auf, der in viele Stücke zerſchnitten war, zwei größere Stücke im Mainfluß, eines zwiſchen den Mühlen bei der Vorſtadt Bleicha, andere bei dem Dorfe Thunegersheim; die übrigen Stücke fanden ſich außer der Mauer auf dem Wall gegenüber dem Thurm, welcher insgemein Katzenwighaus genannt wird.*) Und als man alle Theile des zerſtreuten Leibes geſammelt hatte, wurde der Leib zu dem Hoſpital getragen, das unterhalb der Stadt iſt, und dort auf dem Kirchhofe begraben. Darauf wurden ſowohl Bürger als Fremde von plötzlicher Wuth ergriffen, als wenn ſie aus dieſem Vorfall eine gerechte Veranlaſſung gegen die Juden erhalten hätten, ſie brachen in die Häuſer der Juden ein, ſtürmten auf ſie und töteten Greiſe und Jünglinge, Frauen und Kinder ohne Unterſchied, ohne Zaudern, ohne Erbarmen. Wenige retteten ſich durch die Flucht, noch wenigere ließen ſich Rettung hoffend taufen, die wenigſten aber beharrten, als ſpäter der Friede wieder kam, beim Glauben. Auch geſchahen, wie man behauptete, bei der Beſtattung des oben erwähnten Leibes Wunderzeichen, Stumme ſollten geſprochen haben, Blinde geſehen, Lahme gelaufen, und andere Zeichen dieſer Art. Deshalb verehrten die Fremden jenen Menſchen, als ob er ein Märtyrer wäre, trugen Reliquien des Körpers einher, nannten ihn Theodrich und verlangten, daß man ihn heilig ſpreche. Und da Sifried, der fromme Biſchof der Stadt, mit der Geiſtlichkeit ihrem Toben und ihrem Irrthum widerſtand, ſo erregten ſie gegen den Biſchof und die Geiſtlichkeit eine ſolche Verfolgung, daß ſie den Biſchof ſteinigen wollten und in die ſchützenden Mauern der Thürme drängten, die Canoniker aber wagten in der allerheiligſten Nacht des Abendmahls aus Furcht vor den Verfolgern weder zum Chor hinaufzugehen noch die Mette zu ſingen. —

---

*) Wighäuſer ſind gemauerte und eingedachte Gebäude mit Schießſcharten zum Aufſtellen von Kriegsmaſchinen, zuweilen Außenwerke von Thoren.

Als nun die Woche der Auferſtehung des Herrn kam, machten ſich die Fremden auf die beſchloſſene Fahrt; da wurde endlich die Aufregung in der Stadt unterdrückt, und Alles kam zur Ruhe. Dies ereignete ſich, wie geſagt, in Würzburg. Was aber die Haufen in anderen Städten gethan haben, wird, ohne daß wir davon reden, aus dieſem angeführten Beiſpiele erkannt werden.“

„Die Könige*) — Chunrad und Ludwig — nahmen mit einem zahlloſen Heer, das aus allen Chriſtenländern zu ihnen ſtrömte, den Landweg, die ausgenommen, welche zu Schiffe durch das Meer ihren Pfad ſuchten. Es gab keine Stadt, die nicht zahlreiche Fahrer, kein Dorf und keine Anſiedelung, die nicht wenigſtens einige entſendete. Biſchöfe mit der Herde ihres Sprengels, auch Herzöge, Grafen und andere Große und Herren zogen jeder mit ſeiner Schaar; ſie führten Schilde, Schwerter, Harniſche und anderes Kriegsgeräth mit ſich und reichlichen Vorrath von Gepäck und Zelten, die ſie auf Wagen und zahlloſen Pferden fortſchafften. Kaum faßte die Landſtraße und die angrenzende Flur die Heerſchaaren, kaum das Bett der Donau die Menge der Schiffe. So unermeßlich war das Heer, daß nach meiner Meinung noch nie, ſeit es überhaupt Völker gibt, ſolche Menſchenmenge, Reiter und Fußvolk, zuſammengekommen iſt. Kein Markt war groß genug für ihren Bedarf an Waaren, kaum ein Feld weit genug für ihr Lager. Deshalb fing zahlloſes Volk, das keine Wagen und Roſſe zum Fortſchaffen der Lebensmittel hatte, nach kurzem zu hungern an. Denn eine Menge von Landleuten und Hörigen verließ Pflugſchar und Dienſt ihrer Herren, zum Theil ohne Wiſſen und Wollen derſelben, und begann unüberlegt mit wenig oder gar keinem Gelde oder Silber den weiten Zug, weil ſie hofften, daß ihnen bei ſo heiligem Werk, wie einſt dem alten Volk der Iſraeliten, entweder etwas vom Himmel herab regnen oder durch himmliſche und göttliche Fügung irgend woher Nahrung werden müßte. Aber es kam weit anders, als ſie hofften. Denn die größte Widerwärtigkeit betraf das Heer auf einer Fahrt, die nach ihrer Meinung heilig war. Und das erſte erwähnenswerthe Unglück deſſelben Heeres war folgendes. Als ſie in Griechenland längs dem Meere zogen, ſchlugen ſie eines Tages ihr Lager am Ufer eines mäßigen Fluſſes auf, der ſich ins Meer ergoß. Siehe, da ſchwoll plötzlich dieſer Fluß gewaltig an, ohne daß ein ſichtbarer Regen vorausging, entweder von einem

---

*) Von hier erzählt Gerhoh ſelbſt (a. a. O. Kap. 63).

Wolkenbruch oberwärts, oder von einem Waſſerſchwall, den menſchliche Liſt ihnen zu Verderben und Hinterhalt durch ein Wehr geſtaut hatte. Der Strom ſtürzte jähling über das Lager dahin, mächtig, weit und heftig, und riß einen großen Theil des Heeres, zugleich Zelte und Wagen mit ſich in das Meer, ſodaß manche ſich an Wagen und Geräth hingen und lebendig in die Tiefe ſanken.

Darauf kam die große Menge mühſam genug nach Conſtantinopel. Dort wurde der römiſche König von den Griechen liſtig umſponnen, und mehre Fürſten durch Gold und Silber verlockt, ſo daß der König den Weg gegen Iconium durch eine Wüſte nahm; er war in der Meinung, Gottes Willen zu thun, wenn er gewiſſe Völkerſchaften, die den Chriſten feind waren, dem Herrn unterjochen oder demüthigen und ſchwächen könnte, aber er handelte nur auf Betrieb der Griechen, welche ihre Feinde unterwerfen, aber nicht den chriſtlichen Glauben ausbreiten wollten. Der römiſche König theilte alſo die Schaaren in zwei Heere und nahm mit ſeinem Heere unter griechiſchen Führern die Richtung nach Iconium durch eine Wüſte. Der König von Frankreich aber behielt mit ſeinem Heere die Richtung auf Antiochien und Jeruſalem, die er eingeſchlagen hatte, und zog theils zu Waſſer, theils zu Lande. Es iſt unmöglich alle Leiden aufzuzählen, welche die beiden Heere erduldeten, nur das Wichtigſte wollen wir kurz anführen. Das Heer, welches auf Iconium marſchirte, wurde durch Anſtrengung, Hunger und Durſt in der Wüſte erſchöpft, außerdem durch ſehr heftigen und faſt allgemeinen Durchfall geplagt, denn dieſem Leiden iſt körperliche Anſtrengung gar ſehr ſchädlich. Da wurde der große Haufe durch Schwäche, Mühſal des Weges und zugleich durch Mangel gepeinigt, und es begann ein ſolches Sterben, daß täglich große Haufen durch Hunger, Krankheit und Mühſal aufgerieben hinſtürzten. Endlich war die todbringende und mühſelige Wüſte durchſchritten, und man kam in das Land der Feinde. Dieſe traten den Kreuzfahrern in Ueberfällen und Angriffen entgegen, doch nicht ſo, daß ſie ihnen Gelegenheit zum Nahekampfe gaben, denn ſie beſchoſſen das Heer bei Tag und Nacht mit Pfeilen und flohen beim Angriff und ermatteten das Heer ſo, daß weder Gelegenheit zum Kampfe noch zum Siege war, und doch kein Augenblick frei von feindlichem Anlauf. Denn wenn unſere Reiter gegen die Feinde anſprengen wollten, konnten die Unſern die fliehenden nicht erreichen, weil die Pferde der Unſern durch Mühe und Hunger ermattet, die Pferde der Feinde aber wohlgenährt und ausgeruht waren. Bei unſerm Heer waren aber nur wenig Bogenſchützen, und die ganze Maſſe der Gegner war mit Bogen bewaffnet und kämpfte nur auf dieſe Art. Daher faßte unſer König endlich den Entſchluß, das Heer von ihnen wegzuführen und denſelben Weg durch die Wüſte zurück zu gehen, den er gekommen war, nicht weil die Unſern den Kampf und Sieg aufgaben, ſondern weil Kampf und Sieg vor ihnen flohen. Denn wenn ſie kämpfen wollten und die Schaar zum Treffen gerüſtet hatten, geſchah von den Feinden kein Anfall; wenn ſie ſich aber in das Lager zurückgezogen hatten, ſo wurde ihnen keine Ruhe gewährt, weil die Bogenſchützen ſie rings herum bei Tag und Nacht beläſtigten. Deshalb wieſen ihnen die Unſern den gepanzerten Rücken, wie man zu ſagen pflegt, und zogen durch dieſelbe Wüſte, weil es keinen andern Weg zur Rückkehr gab. Aber auch auf dem Abzuge durch Wald und Sumpf und dann durch ſpärliches Gebüſch folgten von hier und da die Feinde und beunruhigten die lange Reihe der Abziehenden von rechts und links durch ihre Pfeile. Wurden ſie von den Unſern verjagt, ſo flohen ſie behend und flogen ebenſo wieder herzu. Es traf ſich aber einmal, daß ein großer Theil der Unſern ſich zur Nacht auf einen Felſen gezogen hatte, in der Meinung, hier vor den Pfeilen der Feinde ſicher zu ſein. Aber die Feinde umringten und ſtürmten dieſen Felſen, und der ganze Haufe wurde entweder mit dem Schwert getötet oder gefangen fortgeführt. Unſer König aber wußte gar nichts von dieſem Verlauf, denn er ſelbſt war ein Stück vorwärts gezogen und hatte mit dem Kern des Heeres an der bezeichneten Stelle ſein Lager geſchlagen. Als man die Wüſte hinter ſich ließ, war der ganze Weg mit toten Menſchen und Thieren beſtreut. Der König kam mit den Ueberreſten des Heeres nach Conſtantinopel, von dort ſchlug er mit einigen Fürſten und andern Großen, denen Muth und Geld nicht ausgegangen war, den Seeweg nach Jeruſalem ein.

Aber auch das Heer des Königs von Frankreich und viele Deutſche, welche auf dem Landwege gen Jeruſalem zogen, wurden durch unendliches und zahlloſes Unglück ergriffen. Denn als ſie in die Gebirgsengen kamen, hatten die Türken daſelbſt ihre Schaaren vertheilt, griffen einen Theil des Heeres in offenem Kampfe an, drängten zugleich von vorn, von hinten und von der Felshöhe, und töteten eine ſehr große Zahl. Dort erlag auch Bernhard, Herzog von Kärnten.*) In der Bedrängniß des Engpaſſes und bewaffneter Schaaren, ohne die Möglichkeit zu fechten, verließen Viele ihre ganze Habe, dachten nur darauf das Leben zu retten, und ſuchten die Flucht über die hohen und ſteilen Berge. Unter ihnen war auch Otto, Biſchof von Freiſing, Bruder des römiſchen Königs, er kam mit zerriſſenen Stiefeln und Füßen, von Hunger und Kälte erſchöpft, an einen Ort der Küſte, dort wurde er durch das Mitleid der Bürger erquickt und mit einem Darlehn verſehen, und fuhr zur See nach Jeruſalem. Auch der König von Frankreich erlebte ein ähnliches großes Unglück; denn als er nach Antiochien gekommen war und dort unter Landsleuten kein Uebles argwohnte, wurde er durch Liſt und Gewalt vom Fürſten der Stadt ſeiner eigenen Frau, die er mit ſich führte, beraubt. Dieſe wurde ſpäter in Freiheit geſetzt und wollte zu ihm zurückkehren, wie in dem Bewußtſein, daß ſie ihre Frauentreue bewahrt habe; aber ſie wurde nicht zugelaſſen, und zwiſchen beiden dauert bis heute die Trennung, dieſe iſt auch von der Kirche beſtätigt, aber aus andern Gründen. Denn er heiratete eine andere Frau und lebte mit ihr in Ehe, und ſie iſt dem König von England vermählt.*)

---

*) Vergl. B. Kugler, Studien z. Geſch. d. zweiten Kreuzzuges, S. 158.

Endlich aber kamen beide Könige mit geringen Reſten ihrer Heere nach Jeruſalem. Denn das Heer des römiſchen Königs, welches dem Mühſal und den Feindesgeſchoſſen jener Wüſte entgangen war, hatte ſich zum größten Theil nach der Heimat zurückbegeben; aber auch das andere Heer, welches dem König von Frankreich folgte, war zum Theil in jenem Gebirge umgekommen. Doch, wie geſagt, endlich kam man nach Jeruſalem. Und man fand die Stadt ganz frei von Feindesgefahr, wie der römiſche König mit eigenem Munde bezeugt hat, ſo daß ſie niemals einen beſſern Frieden ſich gewärtigen konnte; nur ſolche Ausfälle und Beutezüge fanden ſtatt, welche überall an der Grenzmark verſchiedener Völker verübt werden, und wie ſie an jeder Grenze ſtattfinden. Und ſolche Beläſtigung haben ſie ſtets gehabt und werden ſie ſtets haben, und ebenſo iſt die Umgegend vor den Streifzügen, welche ſie machen, nicht ſicher und wird es nicht werden.

Sie hatten die ganze Welt in Bewegung geſetzt, indem ſie Furcht vor Feinden logen, welche die heilige Stätte erobern wollten, und ſie lebten doch in dem herkömmlichen und faſt ſichern Frieden. Endlich unternahm man einen Zug und eine Belagerung gegen Damascus, damit die große Bewegung nicht ganz umſonſt gemacht wäre. Zu dieſer Belagerung warb der römiſche König Chunrad ein neues Heer durch große Summen Geldes, die von allen Seiten nach Jeruſalem gekommen waren. So ſchritt man zur Belagerung, und zwar die Könige von Rom und Frankreich und ihre Heere, und dazu der König von Jeruſalem und alle Reiſigen aus dieſer Stadt. Und unſer König war in dem Glauben, daß Alles ehrlich und redlich zugehe, er brach in die Gärten der Stadt ein und ſchlug das Lager außerhalb der Mauer, denn er war ein tüchtiger Mann und wollte das Werk tüchtig durchführen. Die Andern aber errichteten ihr Lager anderswo an Stellen, die bequemer und weiter entfernt waren. Bei dieſer Belagerung wurde endlich offenbar, in welcher Abſicht die von Jeruſalem die ganze Welt zu dem Zuge aufgeregt hatten, und daß ſie in der ganzen kummervollen Bewegung der ganzen Welt, in ſo vielem Chriſtentod durch Schwert und Pfeil der Heiden, durch Hunger und Kälte, durch Krankheiten, durch Ueberſchwemmung der Flüſſe und Meeresſturm nicht Frieden für ſich geſucht hatten, den ſie ohnedies zur Genüge hatten, ſondern Mehrung ihrer Schätze von Gold und Silber. Denn ſobald die Stadt durch die Belagerer eingeſchloſſen war, fingen die Bürger innerhalb der Mauern an, mit den von Jeruſalem über Frieden und Ende der Belagerung zu unterhandeln. Bald boten ſie dieſen auch viel Gold und erreichten ihren Willen. Die von Jeruſalem ſchloſſen alſo heimlichen Vertrag, nahmen große Geldſummen und traten von der Belagerung zurück, überredeten auch den König von Frankreich dazu. So ließen ſie den römiſchen König mit den Seinen allein über der Belagerung. Als dieſer ſah, daß mit ihm betrügeriſch geſpielt worden ſei, gab auch er die Belagerung auf, weil ihm nichts Anderes übrig blieb. — Und das iſt kläglich und zugleich wunderlich und erbärmlich, daß von einem Heere, welches auf 700,000 geſchätzt wurde, kaum wenige Reſte zurückkehrten und durch ſo große Anſtrengung kein Sieg erreicht wurde.

---

*) Die berüchtigte Schönheit, Alienor von Poitou, wird auch in deutſchen Liedern erwähnt.

Das alſo war das Ende, die Frucht, die Folge ſo großer Anſtrengungen. — Aber wie Gott zuweilen auch hier gerecht richtet, ſo hatten die von Jeruſalem nicht Urſache, ſich über die unrechtmäßige Annahme ſo großer Summen zu freuen; denn die Viele getäuſcht hatten, wurden ſelbſt bei dieſem Gelde getäuſcht, ſtatt des Goldes empfingen ſie zum größten Theil vergoldetes Kupfer, und zu ſpät reute ſie, daß ſie ſo vieles Chriſtenblut um ſo ſchnöden Preis verkauft hatten. Jeruſalem, Jeruſalem, einſt haſt du die Propheten geſteinigt, welche zu dir geſandt waren, was fiel dir ein, daß du neuen Mord der Chriſten zu dem alten häufteſt? Wollteſt du das Maß, das deine Väter zur Hälfte gefüllt haben, durch Chriſtenblut voll machen? Dies waren die Früchte, die aus der verruchten Wurzel der Habſucht von Jeruſalem ſproßten. Dies war das vergoſſene Blut, deſſen die Habſucht, das ſchnöde Thier, ſchuldig ward. Aber auch ein anderes Ungethüm, der Hochmuth des Hauſes der Hospitaliter, brachte vielen Seelen Verderben, wie der Geiz den Leibern. Mit dieſem Ungethüm trat die römiſche Kirche, die hierin und in ähnlichen Dingen mehr eine Markthalle als eine Kirche iſt, durch Geben und Nehmen in Gemeinſchaft, ſie nahm Gold und Silber von dieſem Ungethüm und gab ihm bei ſeiner Empörung gegen Gott Beiſtimmung und Beſtätigung.

Aber wenn wir die Habſucht der Leute von Jeruſalem anklagen, können wir auch die Unſern nicht ganz rechtfertigen. Denn oft und viel hatten ſie die evangeliſche Lehre vernommen, welche ihnen befahl mäßig, gerecht und treu zu leben; ſie aber hatten den Werth der Wahrheit, die ihnen Heil bringen konnte, nicht begriffen, deshalb ſandte ihnen Gott Werke des Irrthums, auf daß Alle ihrer Lüge glaubten und verurtheilt würden, weil ſie nicht der Wahrheit geglaubt, ſondern der Ungerechtigkeit beigeſtimmt hatten. Denn auch lügenhafte Zeichen und Vorbedeutungen fehlten in dieſer Zeit nicht, ja ſie wurden durch einige Männer jener Nothzeit, auch durch einige Genoſſen jener ganz verlornen Fahrt in ſolcher Menge gemacht, daß dieſe Wundermänner vor den Haufen, welche auf ſie einſtürmten und Zeichen oder Geneſung heiſchten, kaum Zeit behielten ihr Brot zu eſſen.

Das habe ich mit meinen eigenen Augen geſehen. Wem ich aber die Erdichtung der Wunder zuſchreiben ſoll, weiß ich nicht. Ich bin nämlich nicht ſicher, ob ſie denen zur Laſt fällt welche, wie man vorgab, die Wunder verrichteten, oder denen, welche dieſelben für ſich begehrten. Der Betrug aber iſt ſicher und an Vielen erwieſen. Denn es wurden Blinde oder Halbblinde und Lahme herzugeführt, und von gewiſſen Leuten wurden die Hände auf ſie gelegt und über ihnen gebetet. Wenn nun die Kranken während der Worte des Segnenden von den heftigen Drängern nach Wunderthat ausgeforſcht wurden, ob ſie ſich etwas beſſer befänden, und die Kranken in der Begierde, geſund zu werden, unſicher etwas antworteten, ſo wurden ſie gleich mit Geſchrei hoch in die Höhe gehoben, und als wenn ſie geheilt wären, durch die Hände der Fahrenden fortgetragen. Wenn ſie jedoch ſich ſelbſt überlaſſen waren, konnten ſie nicht lange ihre Geneſung vorgeben, ſondern ſie faßten wieder nach den alten Stützen ihres Siechthums, nämlich die Lahmen nach den Krücken und die Blinden nach ihren Führern. Ich habe auch von Einigen gehört, daß nach wirklicher Heilung zwei oder drei Tage darauf das frühere Siechthum ſie wieder ergriffen habe.

Auch war dieſer großen Aufregung als Vorbedeutung für die Menſchen eine andere ſchreckliche und große Aufregung vorhergegangen; denn plötzlich war ein heftiger Wirbelwind losgebrochen, wie wir nie gehört und erfahren haben; er kam aus den Reichen des Weſtens, dauerte faſt acht Stunden und zog nach derſelben Himmelsgegend, auf der wir ſpäter das Heer ziehen ſahen. So groß war Heftigkeit und Drang dieſes Sturmes, daß er die ſtärkſten Häuſer und alte Eichen umwarf; da war kein Dorf und keine Stadt, wo er nicht die feſteſten Mauern einriß, kein Haus, das der Beſchädigung entging. Wie geſchrieben ſteht: Die Schrecken werden vom Himmel kommen. Und deutlich konnte man den Zorn des Himmels erkennen über dieſen fruchtloſen und verderblichen Heereszug, ihn zeigte der heftige Wind und auch das Erdbeben an. Deshalb aber ſind die Urheber jenes Anſchlags von Jeruſalem nicht ſchuldlos, weil die Unſern ſolches Unheil verſchuldet haben. — Auch andere ſchreckliche Zeichen wurden am Himmel offenbar, ein Komet, der ſeinen Schweif weit ausſtreckte, und blutige Röthe, welche ganze Nächte hindurch den Himmel übergoß; auch ſah man Fleiſch vom Himmel fallen, gleich einem Platzregen, welches durch den Fall ſelbſt zerpflückt wurde, in der Sonnenwärme trocknete und verſchwand, ebenſo wie der Gemeinde Gottes kein erwähnungswerther und ſichtbarer Vortheil aus ſo vielem vergoſſenen Menſchenblut und ſo großer Niederlage der Chriſten gekommen iſt.“ — So weit Gerhoh.

Dies kritiſche Urtheil übt der fromme Mann auch an anderen Stellen ſeines Werkes, als ein Sittenrichter, der zürnend das Ideal ſeiner Kirche, wie ſie ſein ſollte, gegen die ſchlechtere Wirklichkeit hält. In dieſer Auffaſſung aber ſteht Gerhoh nicht allein. Dieſelbe Verurtheilung der Kirchenſchäden, nur entſchloſſener und kriegeriſcher, klingt aus der edlen Poeſie Walther's von der Vogelweide, und eifert immer wieder aus Bußpredigten und moraliſchen Gedichten ehrlicher Mönche. Seit im dreizehnten Jahrhundert gewöhnlich wird, die Stände und Berufsklaſſen tadelnd zu muſtern, ſteht das freie Urtheil über den Papſt und vornehme Geiſtliche obenan. Endlos klingt aus lateiniſchen und deutſchen Gedichten Klage, Spott und Zorn. — So z. B. bei einem deutſchen Predigermönch, der um 1277 den Papſt anredet: „Du haſt eine böſe Sitte, Vater Johann, daß dir der Pfennig mehr gilt als Zucht und Adel, den Reichen nimmſt du in dein Haus, den Armen ſtößſt du vor die Thür. Achte auf dein Gewiſſen! Ihr Cardinäle ſeid weltlich, habgierig, hochmüthig, unkeuſch; ihr Biſchöſe brennt, raubt, entehrt Weiber und Jungfrauen, fechtet mit eigener Hand, kauft und verkauft Aemter; ihr Prälaten ſeid hart gegen die niedere Geiſtlichkeit und kümmert euch mehr um weltliche Dinge und großer Herren Rath, als um den Glauben, nichts kann geſchehen, wo ihr euch nicht einmiſchet.“ Und es blieb nicht bei der Klage, die Unzufriedenheit führte zum Abfall; hier und da löſten ſich ſtille Gemeinden von der Kirche, die Albigenſer in der Provence, die Katharer am Rhein, die Stedinger an der Weſer, die Waldenſer in den Alpen und in Böhmen, und es bedurfte blutiger Feldzüge und ebenſo blutiger Ketzergerichte, um die gefährlichen Beiſpiele aus der Chriſtenheit zu tilgen.

Als die Päpſte alles Volk der Chriſtenheit zum Kriegsdienſt für die Kirche aufriefen, machten ſie auch alles Volk zu Beurtheilern ihrer Lehre und ihrer Thaten. Und ſie ſelbſt wandelten dadurch allmählich Urtheil, Geſchmack und Neigungen der Nationen. Das Papſtthum hatte ſich zuerſt auf die weltlichen Großen geſtützt, dann dieſelben benutzt und unterworfen. Jetzt zog die Kirche eine Demokratie der Geiſtlichen und Laien auf, und unermeßlich waren die Folgen.

Neben den reichen und ariſtokratiſchen Benedictinern wurden die geiſtlichen Bettelorden geſtiftet. Sie breiteten ſich mit wunderbarer Schnelle über die Länder und wurden ſogleich höchſt beliebte Orden des kleinen Mannes, leidenſchaftliche Kämpfer für die Kirche, oft gefügige Werkzeuge des Papſtes. Durch ſie erhielt die Kirche unendlich größeren Einfluß, das Chriſtenthum ein neues volksthümliches Gepräge. In Stadt und Land drängte ſich Kloſter an Kloſter, die Mönche traten in jede Hütte und banden durch unzählige Fäden die Seelen der Kleinen an die Altäre ihrer Heiligen. Der Gott aber, dem zu Ehren ſie barhäuptig mit ungewaſchenem Fuß einherliefen, war der Gott der armen Leute. Ihr Chriſtus hatte nicht mehr die Hoheit jenes großen Gefolgeherrn aus der alten Zeit, er war der arme gedrückte Kreuzträger, das demüthige Vorbild der bedrängten Menſchheit. Wie er ſelbſt und ſeine Heiligen, werden auch die Menſchen hier in der Vorhölle gebunden, gegeißelt und gemartert, damit ſie im Jenſeits die Fülle der Freuden genießen. Und wie der kleine Mann auf Erden gar nicht bis zu ſeinem Könige durchdrang, wenn er in Nöthen war, ſondern froh ſein mußte, wenn er bei dem nächſten Vornehmen Schutz fand, ſo wurde auch der Himmelsherr allmählich faſt vergeſſen über den Heiligen der einzelnen Klöſter, deren jedes ſeinen Patron als den mächtigſten empfahl. Sinnlicher und vielgeſtaltiger wurde der Heiligendienſt, maſſenhafter der Aberglaube, welcher ſich daran legte, roher das Werben um die Gunſt der Himmliſchen und plumper die Werkheiligkeit. Die Mönche waren zum großen Theil einfältige, ungelehrte Geſellen von cyniſchem Weſen, ſchwer in Regel und Zucht des Kloſters zu erhalten. Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die fahrenden Mönche übel berüchtigt als böſe Zungen und üppige Droher, Verläumder und Bauchfüller, und man verwünſchte ſie: „Der Teufel ſoll ihr Roß ſein, damit ſie darauf zur Hölle fahren.“ Auch ihre Frömmigkeit war wilder und fanatiſcher, ihre Verfolgungsſucht zügelloſer, ſie wurden grauſame Ketzerrichter und unwiſſende Kämpfer für den Buchſtaben des Dogmas. Kein Wunder daß ſie den Unwillen der Beſſeren und Freieren wach riefen und daß ihre Schwächen der Kirche zur Laſt geſchrieben wurden.

Aber die Bettelklöſter vertraten nicht nur die Beſchränktheit des Volkes, auch ſeine Sehnſucht und ſein Gewiſſen. Es iſt deshalb nicht genau, wenn man ſie die treueſten Stützen des Papſtthums genannt hat, weil ſie die demüthigen Getreuen der Kirche waren. Denn zu keiner Zeit fehlten unter ihnen warme und ehrliche Herzen; ſchon unter den Hohenſtaufen verfochten ihre Volksprediger und Schriftſteller die treuherzige Empfindung des Volkes gegen die Vornehmen der Kirche. In den Bettelklöſtern wurden die dogmatiſchen Streitigkeiten mit der größten Erbitterung durchgefochten, dort regte ſich am unruhigſten der reformatoriſche Geiſt. Gerade ſie haben die Macht der alten Kirche gebrochen, denn in ihnen rang das Gewiſſen Tauler's und Luther's nach Erleuchtung. Durch die geiſtliche Demokratie, welche in den Kreuzzügen heraufkam, wurde der ſtolze romaniſche Kirchenbau

Gregor's I und Gregor's VII ſo lange mit ſchnörkelhaftem Ausputz und neuer Zuthat überdeckt, bis das Herzensbedürfniß des Volkes zuletzt das alte Kirchendach ſprengte.

Aber auch auf jedem andern Gebiet des deutſchen Lebens erweckte die Theilnahme des Volkes an den heiligen Kriegen ein neues Leben, überall erhoben ſich die unteren Klaſſen zu höherer Bedeutung und eigener Cultur: die Kaufleute, die Handwerker, am ſchnellſten die reiſigen Dienſtmannen der Edeln. In den Städten Italiens, bald auch Deutſchlands entwickelte der geſteigerte Verkehr mit dem Oſten und das einſtrömende Geld der Fahrenden Blüthe des Handels, Kraft des Bürgerthums und eine höhere Geldwirthſchaft, welche mit den kanoniſchen Geſetzen gegen Zins und Kapitalsnutzung gänzlich unvereinbar blieb. Im engen Lagerverkehr der abendländiſchen Krieger drang Sitte, Brauch, kluge Erfindung aus einer Nation in die andere, der Geſichtskreis wurde größer, auch Griechen und Araber gaben von ihrer fremdartigen Kunſt den Franzoſen und Deutſchen ab. Seit der ritterliche Dienſtmann durch die Kirche zum bevorzugten Kämpfer Chriſti geweiht war, erhob faſt plötzlich die Demokratie der edlen Knechte und Miniſterialen eine neue weltliche Zucht und höfiſche Bildung, welche nicht mehr in der gelehrten Kirchenſprache Ausdruck ſuchen konnte. Die Geiſtlichen hörten auf ausſchließliche Bewahrer der geiſtigen Habe des Volks zu ſein, die Landesſprachen wurden zu Schriftſprachen und erhielten eine Laienliteratur. Die Fahrten in das Morgenland bereiteten neue nationale Grundlagen für die Bildung des Abendlandes.

Die Kirche hatte den Ausbau eines deutſchen Staates verhindert. Auf der Höhe ihrer Macht, gerade durch die großartigſten Schöpfungen ihrer Herrſchaft, half ſie das deutſche Volktshum von den feſten Banden lateiniſcher Geſetze befreien, und regte wider Willen aus den Trümmern alter Ordnung ein neues Leben auf, den Völkern zum Heil, ihrer Herrſchaft zum Verderben.

11.

Aus der Hohenſtaufenzeit.

Von 1138 bis 1254 herrſchte über Deutſchland ein Königsgeſchlecht, ſtolzgeſinnt, kriegstüchtig, in Tugenden und Fehlern weit über das Mittelmaß menſchlicher Kraft emporragend. Unter den Hohenſtaufen hob ſich das römiſche Reich noch einmal auf wenige Jahre zu einem Umfange und Anſehen, wie kaum jemals ſeit Karl dem Großen. Aber auf die höchſte Blüthe des mittelalterlichen Staates folgt unter denſelben Gebietern plötzlich der ärgſte Verfall, und als der letzte König des Hauſes ſtirbt, erſcheint das Loos der deutſchen Kaiſerkrone ſo unheilvoll, daß ſich kein deutſcher Fürſt findet, der ſie auf ſein Haupt nehmen will. Gerade durch die Hohenſtaufen wurde deutlich, daß der ſtärkſte Menſchenwille das Verhängniß des Reiches nicht mehr aufzuhalten vermochte. Es iſt richtig, das mächtige Königsgeſchlecht verging im Kampfe gegen das Papſtthum, aber nicht die Feindſchaft des dritten Innocenz und ſeiner Nachfolger war letzter Grund des Staufiſchen Verderbes, ſondern die alte Idee der römiſchen Weltmonarchie. Denn der Ehrgeiz, dieſe Oberherrſchaft aufzurichten, untergrub die Wurzeln, welche das alte Heerkönigthum noch über dem deutſchen Grunde erhielten. Die gewaltthätigen Staufenherren konnten die trotzigſten ihrer großen Vaſallen verjagen, zuſammengeballten Landbeſitz einmal verkleinern, aber ſie waren nicht im Stande, die Gewalt der Fürſten über die Landſchaften zu beſeitigen. Denn die Reichsfürſten waren Häupter großer weitverzweigter Familien: wenn der König ein Haupt ächtete, blieben zehn andere derſelben Sippe, ebenſo hochfahrend, feindſelig und kriegsmuthig; ſie waren ferner die oberſten Beamten ihrer Landſchaft, welche über Recht und Sicherheit zu walten hatten, und die Gewaltthaten von tauſend kleinen Rebellen zu bändigen, das vermochten ſie nur als Gebieter über eine bewaffnete Macht, und der König mußte jeden, dem er die Aufſicht über Recht und Sicherheit gab, zu einem Heerführer ſeiner Landſchaft machen. Und endlich der König ſelbſt konnte dieſe Unterfeldherren und das Heer ihrer unruhigen Dienſtmannen nicht entbehren, am wenigſten, wenn er für ſein Haus in der Fremde großer Heerfahrt bedurfte. Als Friedrich der Rothbart die Frucht vierundzwanzigjähriger Anſtrengungen in Italien einernten wollte, zog der Sachſenherzog von ihm und gab ihn ſeinen Feinden preis; als Philipp ſich mit dem Papſte ausgeſöhnt hatte und ſeinen Gegenkaiſer Otto zum letzten entſcheidenden Kampfe drängte, wurde er durch einen deutſchen Reichsfürſten ermordet. Wenn Friedrich II dabei war, den letzten Widerſtand der italieniſchen Gegner zu brechen, mußte er eilig nach Deutſchland ziehen und gegen den eigenen Sohn, oder gegen Friedrich von Oeſtreich, oder gegen Heinrich von Thüringen um Reich und Krone kämpfen. Kein Königshaus hat die Fürſten des deutſchen Reiches gewaltthätiger behandelt und keines hat ihnen ſo viele Zugeſtändniſſe machen müſſen, um ihre Heerfolge zu ſichern. Während Hohenſtaufen über Lombarden, Normannen und Araber ſiegten, am Golf von Neapel Tafelrunde hielten und ihr Banner in die Mauerſteine Jeruſalems ſteckten, war ganz Deutſchland mit Fehde, Raub, Gewaltthat erfüllt und die aſiatiſchen Mongolen brachen über die ſchutzloſe Reichsgrenze.

Aber Papſtthum und Kaiſerthum ſtrahlten in jener Zeit, die beiden Verhängniß wurde, noch einmal den hellſten Glanz aus, denn die ſtarken Männer, welche hier und dort für eine große Idee kämpften, waren Bewunderung und Schrecken ihrer

Zeitgenoſſen. Nicht die politiſchen Erfolge und Niederlagen der Hohenſtaufen waren das Größte, was ſie den Deutſchen bereiteten. Der beſte Segen jedes großen Herrſcherlebens iſt, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen ſendet. Mit den Anforderungen, die es ſeinem Volke zumuthet, erweckt es auch Begeiſterung und ein edles Selbſtgefühl, Steigerung der nationalen Kraft auf jedem Gebiete irdiſcher Intereſſen, größeres Urtheil und eine Fülle von poetiſchen Empfindungen. Dieſer Segen eines ſtarken Lebens wirkt noch dann einen unendlichen Culturfortſchritt des Volkes, wenn ſich als Irrthum erweiſt, was den Herrſchenden ſelbſt für das höchſte Ziel ihrer Kämpfe galt. Auch der Gewinn, welchen die Hohenſtaufenherrſchaft den Deutſchen brachte, iſt ein immerwährender geworden, und wir alle leben und athmen darin.

Der große Staufenfürſt, welcher der Nation dieſen Gewinn bereitete, war Friedrich der Rothbart. Völlig ein Herr, wie das Volk ſich ihn begehrte, und zugleich ein Kaiſer, der deutſche Fürſten zu bändigen wußte. Gewaltig in Erſcheinung, Wort und Willen, ein Kriegsheld, der mit auserwählter Schaar in das dichteſte Schlachtgetümmel ritt, der noch als Greis auf gepanzertem Roß vor ſeinem Heere in den Fluß tauchte; ein reicher Gabenſpender für ſeine tapferen Getreuen, für den kunſtvollen Sänger und bauverſtändigen Werkmeiſter; ein Urtheilſprecher von eherner Kraft, dabei ein weitſchauender Staatsmann, der die großen Fürſten Europas und des Morgenlandes mit ſtolzer Ueberlegenheit behandelte und die Schnüre feſt in der Hand hielt, durch welche er ihren Eigennutz bändigte. Und doch von Herzen ein Deutſcher mit dem Bedürfniß zu lieben und zu vertrauen, und nicht frei von den Einbußen, welche dieſe germaniſche Neigung einem König brachte. Er war geneigt zu Gewaltmitteln; wo er Widerſtand fand, war er hart und ohne Erbarmen, und dabei im Wollen von einer zähen Feſtigkeit, welche durch kein Mißlingen beirrt wurde. Aber ebenſo gut verſtand er ſchnell und ganz nachzugeben, wo der Widerſtand unüberwindlich wurde, und deshalb auch aus Niederlagen das Mögliche zu retten. In Vielem fürwahr iſt er Karl dem Großen ähnlich. Eine hünenhafte Heldengeſtalt war den Germanen aufgeſtiegen, um das römiſche Reich deutſcher Nation aus dem Umſturz der Völkerwanderung vorzubereiten; eine zweite erſchien, kurz bevor die alte Kaiſeridee des Mittelalters verging. Doch Friedrich war nicht nur der ſtolzeſte Nachfahre des großen Karl, zugleich ſein dunkleres Gegenbild. Sein Leben begann unter dem Zwange derſelben Ideen, in denen das Leben Karl's geendet hatte. Auch er forderte ſich die Herrſchaft über Italien, die Oberherrlichkeit über das Abendland. Aber unvergleichlich ſtärker waren die widerſtrebenden Mächte, mit denen Friedrich rang; die lombardiſchen Krieger waren zu Bürgern geworden und leiſteten hinter den Stadtmauern einen zähen, heervernichtenden Widerſtand, und neben ihnen war in den Normannen ein anderes Volk aus Germanenblut feſtgewurzelt, von härterer Natur und ſchärferem Schwertſchlag. Auch der Papſt war etwas weit Anderes als jener ſchutzloſe Kirchenfürſt, der ſich Hilfe flehend an den Frankenkönig angelehnt hatte, er ſtand jetzt als höchſter Herr in der Chriſtenheit, der wohl beſiegt, nicht mehr auf die Dauer unterworfen werden konnte. Sachſen, Slaven und die Ungarn im untern Donaugebiet waren Chriſten geworden, aber ihre Politik war dem deutſchen Könige deshalb nicht weniger gefährlich, weil ſie mit Ritterwaffen und als erfahrene Heergenoſſen widerſtritten. Des Kaiſers Majeſtät und Siege vermochten auch dort nur perſönlichen Erfolg zu ſchaffen, nicht mehr ungebändigte Völker durch Kreuz und Glockenklang an die Herrſchaft zu feſſeln. Anders iſt deshalb das Zeitmaß der drei großen Acte, in denen die Tragödie dieſes Heldenlebens verläuft. Friedrich bedurfte lange Zeit faſt ausſchließlich für die Kriege, in denen er ſich durchſetzte; gefährlicher war der Streit für ihn ſelbſt, nach unendlichem Ringen drohte noch eine große Niederlage Alles zu verderben; als Sieger mußte er zuletzt Verſöhnung mit den Feinden ſuchen.

Aber auch in ſeinem Leben folgten auf harte Kriegsarbeit Jahre verhältnißmäßiger Ruhe, wo er als gewaltiger Herr des Abendlandes waltete. Und auch ſein Leben wurde in dieſer Zeit zu einem unermeßlichen Segen für die Cultur des deutſchen Volkes; neue Bildung, neue Poeſie in heimiſcher Sprache und neue Kunſt des edelſten Handwerks ſproßten fröhlich auf deutſchem Boden empor. Zuletzt wieder endigte ähnlich wie der fränkiſche Karl auch der Hohenſtaufe, indem er der weltbewegenden Idee verfiel, welche durch die Kirche ſeiner Zeit verkündigt und ausgebeutet wurde. Der Gegner und Beſieger des Papſtes nahm als Greis das Kreuzeszeichen und ertrank als Kämpfer gegen die Sarrazenen im Morgenlande. So iſt allerdings die Fügung ſeines Geſchickes der des erſten deutſchen Kaiſers vergleichbar. Aber es iſt nicht mehr das junge, kaum gebändigte Volksthum der Deutſchen, welches ihn trägt, unfreier und bedrängter arbeitet ſeine dauerhafte Kraft mit untilgbaren Gegnern; er iſt nicht mehr Alleinherrſcher und freier Grundherr eines ungeheuren Gebietes, der auf fruchtbarem Neuland ſeine Saaten wirft, er iſt ein vornehmer Herr unter mächtigen Nebenbuhlern, deren Daſein wie das ſeine im Zwange eigenthümlicher Cultur und feſtgeformter Anſprüche und Forderungen verläuft; was ſich in ihm verkörpert, iſt nicht mehr die aufſteigende, ſondern die niederſinkende Macht des Reiches, und die frohe Vollkraft eines ſchöpferiſchen Geiſtes iſt ihm verſagt. Das deutſche Volk aber bildete ſich allmählich die Aehnlichkeit des Hohenſtaufen mit dem verdämmerten großen Kaiſer der Vorzeit in Sagen aus. Er ſaß, wie jener frühere Gebieter nach dem Herzen des Volkes, ſchlafend im Berge, der lange Bart wuchs ihm durch den Tiſch und er mußte fragen, ob die Raben noch fliegen und der entlaubte Baum noch nicht wieder grüne. Erſt war dieſer ſchlummernde Herr des deutſchen Winters ein alter Heidengott geweſen, dann wurde es Karl, dann Kaiſer Friedrich.*) Seit ihm war die Herrlichkeit des deutſchen Reiches bis in unſere Zeit Sage, Traum und Sehnſucht.

---

*) Es iſt neuerdings wahrſcheinlich gemacht worden, daß die Sage

Als Friedrich römiſcher König wurde, hatten die Kreuzfahrten ſeit funfzig Jahren gearbeitet, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe Deutſchlands umzuformen und den Seelen einen neuen Inhalt zu geben. Hunderttauſende waren ausgezogen und nicht wiedergekehrt, darunter viel Geſindel und loſes Volk; in den geſchloſſenen Dorffluren war das Gefühl der Uebervölkerung nicht mehr vorhanden, der dienſtpflichtige Bauer, welcher arbeitſam auf der Scholle ſaß, fühlte ſeine Bedeutung, ſeine Arbeit war dem Herrn werthvoller geworden; auch er hatte allerlei fremde Mode und Reiterbrauch in ſein Leben aufgenommen. Der Wechſel des Beſitzes war groß geweſen, neue Leute waren heraufgekommen. Schneller rollte das Geld aus einer Hand in die andere und ſchuf die Empfindung größeren Wohlſtandes. Jede bewaffnete Pilgerfahrt brachte dem Bürger reichen Verdienſt, die Heere begleitete ein ungeheurer Kramverkehr, und der Großhandel dehnte ſich auf allen Straßen, wo die Heere gezogen waren. Die Bekanntſchaft mit der Fremde hatte nicht nur größere Kunſtfertigkeit, auch unvergleichlich höhern Luxus in dem Lande verbreitet. Fürſten und Edle freuten ſich glänzender Feſte und Spiele, und die Verſchwendung des ritterlichen Lebens entwickelte alle Handwerke, welche reiſige Arbeit verfertigten, durch maſſenhaften Bedarf, die Weber, Gewandſchneider, Kaufleute ſammelten leicht Vermögen, die Anhäufung des Geldes in den Städten wurde bemerklich.

Aber die größte Wandlung war mit den Reiſigen vor-

---

dem Hohenſtaufenkaiſer, der in einen Berg entrückt iſt und in ſchwerer Zeit wiederkommen wird, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrh. durch die Erinnerung an Kaiſer Friedrich II lebendig wurde und zunächſt dieſen meinte. Aber dieſelbe Sage konnte ſich leicht an jede große Königsgeſtalt hängen, denn die Vorſtellung, welche ihr zu Grunde lag, lebte ſeit der Heidenzeit untilgbar in der Seele des Volkes. Siehe S. 474.

gegangen, welche als Lehnsleute und Hofgenoſſen der Edlen überall im Lande ſaßen. Sie waren durch Jahrhunderte die Drohnen im Bienenſtock geweſen, Friedensſtörer ihrer Landſchaft, die am liebſten in den Burgen lungerten und im Wald auf den reichen Bürger paßten, bei Städtern und Geiſtlichen übel beleumdet; aber rüſtige Waffenträger, Kern der ſchweren Landesreiterei, beſte Hilfe für die Macht der edlen Grundherren, die Stärke des Zuges, welchen der König in fremdes Land führte. Längſt waren dieſe gepanzerten Reiter nach germaniſcher Weiſe in feſter Ordnung unter einander verbunden, durch Stolz und eigenartige Bräuche vom Fußvolk der Bürger und Bauern geſchieden.*) Vor den Kreuzzügen hatten ſie ſich wenig um Schriftlehre und Kunſt bekümmert, in den Klöſtern der Edlen hatten auch ſie geiſtlichen Troſt und eine Zufluchtsſtätte für Töchter und kränkliche Söhne gefunden, zwiſchen den Herrenhöfen und den Bauern des Dorfes hatten ſie dahin gelebt, bei allem Selbſtgefühl in der Hauptſache dörfiſche Geſellen. — Im Morgenlande aber lagen ſie in ungeheurem Heere neben Fürſten und Edlen, allen Völkern des Abendlandes geſellt, als bevorzugte Krieger des Himmels; der Waffentüchtigſte erhielt Ruhm unter Hunderttauſenden, jeder ſeinen Theil an der Lebensklugheit und Sitte, welche der großartige Verkehr ausbildete. Die feinere Hofbildung der Provençalen und Normannen, ihre Reiterſpiele und Kampfgebräuche gingen ſchnell zu den Deutſchen über; aus Kampf und Lagerſitte des Morgenlandes erwuchs ein europäiſches Ritterthum. Durch gleichen Kriegsdienſt und die Ehre des Schildamtes wurden die Ritter mit dem europäiſchen Adel zu einer großen Körperſchaft verbunden mit gleichen Waffen, Vorrechten und Pflichten. In ihr fühlten ſich alle bewaffneten Reiter des Abendlandes, welche die richtige Lehrzeit beſtanden und die Ehren ausgelernter Reiter erhalten hatten, als Bundesbrüder.

---

*) Es wird in anderem Zuſammenhange davon die Rede ſein.

Den Römerfahrten Kaiſer Friedrich's I. wurde der Ritterſtand die beſte Hilfe. An dem ehernen Haufen brach ſich der Zorn der lombardiſchen Städter, ſie wurden den normanniſchen Rittern ebenbürtige Gegner. Zwanzig Jahre führte der Kaiſer dieſe muthigen Kampfgeſellen nach Italien, auch den jüngern ward Sprache, Sitte, Bildung des Südens vertraut. Durch dieſe ungewöhnlichen Verhältniſſe wurde ein neuer Theil der deutſchen Volkskraft hoch heraufgehoben, und der alten lateiniſchen, kirchlichen, gelehrten Bildung, welche bis dahin der Geiſtliche vertreten hatte, trat eine neue weltliche, ritterliche, höfiſche des Laien gegenüber

Die neue Bildung war aber nicht nur weltlich, ſie war in Manchem nicht einmal chriſtlich. Im Abſchluß eines großen Zeitalters zeigte die waltende Kraft unſeres Volkes eine Reihe von Empfindungen und Gedanken, durch welche ſie Sinn und Herz der Deutſchen in der Urzeit gerichtet hatte, noch einmal in heiterem Spiele und phantaſtiſcher Umbildung. Schon der Grundton aller Lebensweisheit, welche jetzt verkündet wurde, war dem aſketiſchen Ernſt der Kirche fremd. Der Menſch ſoll froh ſein und hochgemuth, ſtolzer Muth, d. h. rechter Frohſinn, iſt ſittig. „In Züchten froh“ wurde beſtes Lob, die Fülle der Lebenskraft, welche aus Antlitz und Worten leuchtete, galt für edlen Vorzug bei Mann und Weib. Das Auge hing leidenſchaftlich an ſchönen Zügen und innigem Ausdruck; ebenſo an ſtattlicher Erſcheinung, an guten Gewändern und kunſtvollem Schmuck, an zierlichen Bewegungen und Tanz, an bunten und prächtigen Aufzügen. Nicht nur das äußerliche Behagen, auch Grazie und Schönheit der Empfindung wurde geſucht, und ſorgfältig vermieden, was für gemein galt, für tölpelhaft oder lächerlich. Die Zucht des Menſchen, d. h. die Fähigkeit, ſich ſchicklich und wohlthuend darzuſtellen, wurde ſehr wichtig und durch Vorſchriften und Beiſpiel in die jungen Seelen geprägt. Keine Zeit des deutſchen Lebens zeigt ſo viel heitere Sinnlichkeit, ſo eifrige Verehrung der geſellſchaftlichen Vorzüge und ſo unbefangene Hingabe an die Eindrücke, welche irdiſche Schönheit erregte; und darum iſt die geſammte Bildung jener Zeit antiker Bildung ſo verwandt; Walther iſt zuweilen einem helleniſchen Lyriker zum Verwechſeln ähnlich, und der ausgelaſſene Nithart an Anmuth dem Theokrit ebenbürtig, an friſcher Heiterkeit ihm weit überlegen. Und erſtaunt fragen wir: wie war dergleichen naive ſchöne Heidenſinnlichkeit bei guten Chriſten möglich?

Aber dieſe Freude an ſchmuckvollem und lachendem Daſein wurde in altgermaniſcher Weiſe als abhängig empfunden von dem Leben der Natur. Wenn der Mai den Baum mit Blättern ſchmückte und die Haide mit Blumen, wenn die kleinen Vögel ſangen und das Waſſer befreit von Eis und Schnee durch die Auen floß, hatte einſt das Gemüth der Deutſchen den Sieg der Menſchengötter über die feindlichen Rieſengewalten gefeiert. Die alten Feſte beſtanden im zwölften Jahrhundert überall, aus den Städten ritt der Maigraf mit ſeiner reiſigen Schaar zum Speerkampf gegen den Winter und führte als Sieger den Reigen mit der blumengeſchmückten Maigräfin; in jedem Dorfe kämpfte der laubumwundene Sommer mit dem vermummten Dämon des Winters; die Kinder und Erwachſenen zogen jubelnd aus die erſten Veilchen zu ſuchen, ſie warfen feſtlich geſchmückt den Ball und ſprangen auf der Wieſe den Reigen. Auch dem höfiſchen Manne begann im Mai die ſonnige Freudenzeit. Dann ſetzte er ſein Waffengeräth in Stand, dachte an Schmuck und ſchöne Kleider und zog aus zum Liebeswerben, zu Gaſtereien, zu Hochzeit und Turnier, oder auch einmal zu ernſterem Kampf, um Ehre zu erlangen, oder ſeiner erwählten Frau zu dienen, oder Gut zu gewinnen. Wenn aber der Winter nahte, die kleinen Vögel wegzogen, die Wieſe fahl wurde, die Blätter von den Bäumen ſanken und der Reif die Aeſte umzog, dann endete das fröhliche Treiben in der Landſchaft, der Deutſche zog ſich in das Innere des Hauſes zurück, lebte ehrbar mit Weib und Kind und träumte goldene Träume in der Hoffnung auf das nächſte Erwachen des Lebens. Dieſe Auffaſſung von einer Zweitheiligkeit des Menſchenlebens, einer heitern Sonnenſeite und kalter Dämmerungszeit, durchzieht die geſammte ritterliche Poeſie; alles Empfinden der Stunde, jede lyriſche Stimmung wird am liebſten dem Grundton angepaßt, welchen die Landſchaft im Sommer- und Winterkleide der Menſchenſeele gibt.

Es iſt wahr, das Chriſtenthum hatte das geſammte Leben des Deutſchen ſo ſehr mit Lehre und heiligen Geſtalten erfüllt und war ſo eifrig bemüht, jede große Thätigkeit ſeiner Tage durch Weihen an ſich zu feſſeln, daß ſich der Laie vom Morgen bis Abend als treuer Chriſt fühlen mußte. Aber trotz der Legion der Heiligen, trotz allen guten Werken und den aſketiſchen Uebungen, denen ſich auch der weltliche Mann nicht entzog, wenn ihn gerade ſeine Sünden drückten, war doch die fromme Ehrfurcht vor dem Heiligſten ſehr vermindert. Zwar der Jungfrau Maria werden kunſtvolle Leiche gedichtet, auch zur Befreiung des heiligen Grabes wird noch in Kreuzliedern aufgefordert; aber in dieſer Poeſie iſt oft mehr Kunſt als Empfindung, es ſind würdige Vorlagen, welche der Schaffende ähnlich behandelt, wie die italieniſchen Maler im ſechzehnten Jahrhundert die heilige Geſchichte. Denn häufiger als die Geſtalten des chriſtlichen Glaubens werden in den Poeſien der Minneſänger andere Gewalten angerufen von befremdlichen Namen: „Frau Sälde“, „Frau Zucht“, „Frau Ehre“, „Frau Minne“, nicht mehr wie in der Heidenzeit als wirkliche Göttinnen des Volkes, aber noch in lebendiger Erinnerung an das Walten geheimer Mächte, welche das Gemüth der Menſchen regieren. Die Beſchäftigung mit dieſen Geſtalten iſt allerdings ein Spiel geworden, aber der Unterſchied zwiſchen realer Wirklichkeit und poetiſcher Erfindung iſt den Schaffenden keineswegs ſo deutlich wie unſerer Zeit. Der Kirchenglaube aber ſtand dem Kreis idealer Empfindungen, welche jetzt die Menſchen erhoben: dem ſtolzen Mannesmuth, der Kriegerehre, dem Liebesglück, dem wagefrohen Werben um Gunſt und Gut, innerlich fremd und zur Zeit hilflos gegenüber. Sogar in die geiſtlichen Handlungen wagen ſich unchriſtliche Geſtalten. Der ſteiriſche Ritter Ulrich von Liechtenſtein beſucht im Jahre 1227 als Königin Venus, den untern Theil des Hauptes nach damaliger Sitte mit einem Schleier umhüllt, unterwegs die Meſſe, geht als Venus trippelnd zum Opfer, die Kirchendiener bringen ihm „das Pace“, das Kreuzesbild, welches bei der Meſſe der vornehmſten Frau zum Küſſen angeboten wurde und von dieſer mit einem Kuß der Nachbarin zu übergeben war; Frau Venus will das Crucifix zuerſt mit der Binde vor dem Munde küſſen, um Heiterkeit zu erregen, dann gibt ſie es einer fremden Gräfin, welche neben ihr ſitzt, nimmt die Binde ab und der Mann wird unter herzlichem Gelächter von der Dame geküßt. Dies ſeltſame Eintragen unheiliger Mummerei in das Heiligſte des Gottesdienſtes gilt für einen anmuthigen Scherz.

Aber auch die ſittlichen Forderungen, welche in der Urzeit dem Deutſchen ſein Schickſal geformt hatten, werden in der Bildung des zwölften Jahrhunderts noch einmal in neuen Verhältniſſen maßgebend. Die Idee der Gleichheit aller Krieger drückte ſich in dem neuen Ritterthum aus: eine große Genoſſenſchaft, welche viele Hunderttauſende umfaßt, macht jedem, der daran Theil hat, Ehre und Recht der Waffen gleich. Der Bauerſohn, welcher Ritter geworden iſt, kann — in dieſer Zeit — auch dem Fürſten und Gebieter deutſchen Landes bei Tjoſt und Turnier, im Einzelkampf und im Haufenſpiel gegenübertreten: der Dienſtmann und ſein Landesgebieter haben gleiches Recht um die Liebe einer edlen Frau zu werben, und die Strafen für nicht rittermäßige Haltung ſollen gegen beide dieſelben ſein. Und wieder die frei gewählte Hingabe an andere Menſchen, das altheimiſche Bedürfniß des treuen Dienſtes, gewinnt noch einmal hohe Bedeutung in dem Dienſt, den der Ritter ſeiner erwählten edlen Frau widmet. Es iſt in neuen, wunderlichen Formen und bei auffallender Verrenkung des Gefühls, im Grunde genau der alte Drang der Selbſtentäußerung. Allerdings nur noch ein Traum der Phantaſie und Laune.

Denn poetiſch gehoben war das Empfinden jener Zeit, und eine reiche Poeſie in deutſcher Sprache legt Zeugniß dafür ab.

Emſig ſuchen wir bei jedem großen Fortſchritt unſeres Volkes die Wege, auf denen er angebahnt wurde, hier und da vermögen wir die geheimen Quellen bloßzulegen, deren befruchtende Kraft ödes Haideland in blühende Auen verwandelte. Aber die Erklärerkunſt vermag doch nie das Geheimniß neuen Lebens ganz zu enthüllen. Auch das Aufblühen einer ureigenen deutſchen Poeſie am Ende des zwölften Jahrhunderts erſcheint uns einem Wunder gleich. Denn faſt plötzlich wird etwa ſeit dem Jahre 1170 das deutſche Land mit einer ritterlichen Dichtkunſt und Literatur gefüllt, von welcher wir in den Jahrzehnten zuvor aus überlieferter Schrift kaum die erſten Spuren entdecken. Schnell iſt die deutſche Sprache eine andere geworden, die ſchwäbiſche Mundart, die dem Hofe des großen Hohenſtaufen heimiſch war, geſtaltet ſich zur gebildeten Schriftſprache; die neue Dichtung, welche aus tauſend Seelen ihre Lieder durch das Land ſendet, formt mit anmuthigem Geſchmack und ſehr feiner Sprachempfindung die Weiſen des alten Volksliedes zu vornehmer Kunſt aus, und weiß die Töne und Maße der Südfranzoſen prachtvoll ins Deutſche umzuarbeiten. Noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts iſt die deutſche Sprache ungeſchickt, die Arbeit des denkenden Geiſtes und ſeine Empfindung ſchriftmäßig auszudrücken. Sie hängt noch ganz in mundartlicher Form und Ausdrucksweiſe, die ſchweren Vocale der ſylbenreichen Flexionsendungen ſind nur zum Theil verdünnt und abgeſchliffen, immer noch ſchwerfällig; der logiſche Zuſammenſchluß der einzelnen Satztheile durch Partikeln iſt noch wenig entwickelt, die Perioden ſuchen gegen den Geiſt der Sprache lateiniſche Satzbildungen nachzuahmen. Das wird faſt plötzlich anders. Ein Gefühl für ſprachlichen Wohllaut, wie es die Neuzeit gar nicht kennt, lebt in hundert Schaffenden, der Ausdruck der Gedanken iſt höchſt anmuthsvoll, oft energiſch und von epigrammatiſcher Kürze und Kraft.

Offenbar hat das aufblühende Ritterthum dieſe große Veränderung nur deshalb zu Tage gebracht, weil ſie im Volke längſt vorgebildet war. Wir wiſſen, daß der deutſche Versbau in ſeinen Grundgeſetzen uralt iſt, wir erkennen wohl, daß die Mönche, welche in der Karolinger- und Sachſenzeit einmal deutſch dichteten, dieſelbe Klangempfindung hatten; aber von den Volksliedern der Staufenzeit, die in dem Dorfreigen der Wieſe und bei den Wintertänzen im Saale geſungen wurden, iſt uns nichts erhalten, und ſehr wenig von den Liedern der fahrenden Leute, welche jedes Ereigniß dem Volke epiſch zurichteten. Und ſelbſt wenn wir von ſolchen Texten und Melodien Kenntniß hätten, würde uns nicht geringeres Wunder ſein, daß ſich in dem Kreiſe weltgebildeter Laien der alte Volksſang ſo ſchnell verfeinerte und in ſo einziger Weiſe Klang- und Sprachgefühl ausbildete während der letzten zwanzig Jahre Friedrich Barbaroſſa's.

Freilich hat die neue Poeſie der Edlen und Dienſtmannen auch alle Schwächen einer Kunſtpoeſie, die ſich des Gegenſatzes zu der volksmäßigen Habe freut. Nicht nur in der Form wird die Kunſt zur Künſtelei, auch im Inhalt iſt die Einſeitigkeit auffällig, welche Allem anhängt, was in rittermäßiger Weiſe geſchaffen wird. Aber während die höfiſche Bildung den Volksgeſang in ihre Bahnen zog und ihm Einiges von ihrem Weſen verlieh, half ſie auch durch die Schrift feſthalten, was das Volk geſchaffen, und belehrte das Sprachgefühl des kleinen wandernden Sängers. Kurze Zeit nachdem die Gedichte der Ritter aufgeſchrieben wurden, begann auch die Literatur volksmäßiger Dichtkunſt.

Den Kreiſen, welche jetzt in den Vordergrund des deutſchen Lebens traten, lagen Abenteuer und ritterliche That vor allem am Herzen. Schmuck und Pracht des Morgenlandes, Freude am Unerhörten, gewagte Verhältniſſe zu ſchönen Frauen, Märchenhaftes und Ungeheures lockte die Einbildungskraft. Die nüchterne Auffaſſung der Thatſachen, welche in früheren Jahrhunderten die lateiniſche Geſchichtſchreibung gelehrter Mönche oft zuverläſſig gemacht hatte, ging dieſer Zeit faſt verloren. Die perſönlichen Erlebniſſe und was ſchnell umbildendes Gerücht von den Thaten Anderer meldete, wurde ſorglos zugerichtet und niedergeſchrieben. Wie den Ritter ſein Herz trieb, raſtlos in Einzelkämpfen ſeine Kraft zu erweiſen, in fremde Länder zu fahren und vor allem Gefahren zu beſtehen, die er um des Ruhmes willen ſuchte: ſo ſchuf er auch da, wo er Gedichtetes erzählte, oft zweckloſe Abenteuer und eine Willkür der Ritterfahrten ohne innere Nothwendigkeit. Der preiswürdige Inhalt ſeiner Dichtungen war immer ein Spiel mit dem Leben, ein verwegenes, launiſches, zuweilen tiefſinniges, oft wunderliches und unnützes Spiel, dem die ſittlichen Grundzüge aller großen volksthümlichen Gedichte, unwiderſtehlicher Zwang der Verhältniſſe, dämoniſche Größe der Leidenſchaften faſt immer fehlten.

Auch die Liebe des Ritters war nicht eine große Leidenſchaft, ſondern ein phantaſtiſches Spiel, welches ihn wohl in poetiſcher Träumerei erhob, ſelten ſein wirkliches Leben mit ernſtem Inhalt füllte. Es war bezeichnend für die geſammte Zeit, daß er dieſen Kreis von idealen Empfindungen nicht bei der verlobten Braut und ſeiner Hausfrau ſuchte, ſondern bei fremden Frauen.

Als Gregor VII auch der niedern Weltgeiſtlichkeit die Ehe verbot, da that er nur, was durch die aſketiſche Richtung ſeiner Zeit gefordert wurde, und der Widerſtand der Geiſtlichen ward hie und da durch den kirchlichen Eifer ihrer eigenen Gemeinden gebrochen. Dennoch hat die alte Kirche durch nichts dem deutſchen Volksthum ſo wehe gethan, als durch die Aufnöthigung dieſer hierarchiſchen Maßregel. Der Schade, welchen ſie der geſunden Entwickelung unſerer Volkskraft bereitete, wurde für einen Theil Deutſchlands erſt mehre Jahrhunderte ſpäter gut gemacht, als Luther ſich dem Tadel wohlmeinender Zeitgenoſſen ausſetzte, weil er Käthe Bora zur Frau nahm. Noch heute leiden Zucht und Schule der katholiſchen Landſchaften unter dem Nachtheil, daß der Prieſter nicht als Hausherr, Gatte und Vater im Volke ſteht.

Seit im elften Jahrhundert die Kirche dieſe neuen dunkelen Schatten auf die ſchönſte Leidenſchaft und das geweihte Verhältniß zwiſchen Mann und Frau warf, zog das untilgbare Bedürfniß des Herzens die Menſchen auf abenteuerliche Bahnen. In den Nonnenklöſtern war Chriſtus längſt zum himmliſchen Bräutigam geworden, der die entſagende Büßerin im Jenſeits zu ſeinem Lager erhob; jetzt wurde frommen Geiſtlichen und Laien ebenſo die jungfräuliche Gottesmutter zu einem verklärten Abbild edler Weiblichkeit, und die Herrlichkeit der reinen Magd ward in kunſtvollen lateiniſchen und deutſchen Verſen gefeiert. Ihre gehobene Stellung im Chriſtenglauben galt den Pilgern im Morgenlande für ein unterſcheidendes Wahrzeichen des Chriſten gegenüber dem Muhamedaner, und die ſüße, milde, liebevolle Frau wurde Schutzherrin der wilden Kreuzheere.

Aber während ihre helle Geſtalt den Kriegern helfen mußte die Ungläubigen zu erſchlagen, vermochte ſie nicht der verheirateten Frau, die in der deutſchen Heimat zurückgeblieben war, die Würde ihrer Stellung zu behüten. Der ganze Stand der Geiſtlichen, die Gelehrten und Gebildeten, die Rathgeber und Vertrauten der Laienſchaft wandelten begehrlich im Volke, die Zahl dieſer Eheloſen war durch die Bettelorden ins Ungeheure vermehrt, ſie ſaßen überall in Dorf und Stadt und hatten Zutritt in Schloß und Hütte. — Nicht weniger ſchadete den Ehen die Bekanntſchaft mit romaniſcher Gewohnheit. Ueberall wo altrömiſches Volksleben ſich mit germaniſchem Weſen verſetzt hatte, in Italien, Frankreich, Spanien, ſcheint durch alle Jahrhunderte die Innigkeit der Ehe geringer und die Hingabe der Frauen an erwählte Geliebte häufiger geweſen zu ſein. Seit Ende des elften Jahrhunderts kamen die eleganten Damen der Provençalen und Normannen mit ihren vertrauten Sängern nach dem Morgenland, ihre Liebesabenteuer waren dort ein großes Intereſſe der Heere, und romantiſche Verbindungen aus freier Wahl bei Geiſtlichen und Laien an der Tagesordnung. Arg war die Sittenloſigkeit und noch ärger das Geklatſch unter den Kreuzfahrern und in den neuen Chriſtenſtaaten des Orients; jahrelang verurſachte eine „Patriarchin" von Jeruſalem, eine frühere Gaſtwirthin, die der höchſte geiſtliche Herr der heiligen Stadt ſich angeeignet hatte, den Edelfrauen ſchweren Aerger durch ſchöne Kleider und anmaßenden Hofſtaat.

Dort lernten die Deutſchen, daß es dem Ritter zieme ſich eine edle Dame zur Herrin zu wählen, in ihrem Dienſte Gefahren zu beſtehen, durch Ritterthat und Liebeslied um ihre Gunſt zu werben, um Ring, Band oder Schleier, den man an die Rüſtung heftete, um Liebesblick und Erhörung. Verſchwiegen ſollte der Ritter ſein, den Namen ſeiner Herrin niemanden bekennen, für ſie Gut und Leben dahingeben. Dagegen ziemte der Frau, den Mann, der ſich in ihrem Dienſte treu bewährte und den Ruhm ſeiner namenloſen Dame im Lande verbreitete, nicht ohne Erhörung zu laſſen.

Wie das hochmuthige und ſinnlichfrohe Geſchlecht dieſe Erhörung verſtand, hätte in unſerer Zeit nie für zweifelhaft gelten ſollen, auch die edelſten der ritterlichen Sänger ſprechen mit großer Unbefangenheit von dem Ziel ihres Wunſches. Zu jeder Zeit war die Entäußerung des eigenen Lebens für den erwählten Menſchen oder Gott nicht ohne ſehr praktiſchen Hintergrund geweſen, Leiſtung und Gegenleiſtung, um Dienſt Gemach, das hieß in den verſchiedenen Jahrhunderten: Freuden auf der Methbank, in der Himmelsburg, zuletzt in den Armen der Herrin.

Aber es war mißlich, daß der Ritterdienſt des Mannes bei ſo willkürlich geſetztem Verhältniß ſelten Gelegenheit fand, ſich in ernſter Männerarbeit zu bethätigen. Das Lied des ritterlichen Sängers war doch nur ein heiteres Spiel der Phantaſie. Freilich galt es ſtrengen Charakteren, wie Wolfram von Eſchenbach, nicht für das beſte Werben. Aber worin beſtand das Ritterwerk, welches mehr gelten ſollte? Nur ſelten konnte es Wunſch der Frauen ſein, ihrem erwählten Ritter einen Kriegszug zu befehlen; dergleichen Unternehmungen geſchahen unter dem Zwange ſehr nüchterner Verhältniſſe, welche mit dem Minnedienſt nur wenig zu thun hatten. Auch auf die Kreuzfahrt konnte die Frau ihren Dienſtmann nur dann ſenden, wenn ſie geneigt war ihn zu entbehren oder aus ihrem Dienſte zu entlaſſen. Selbſt phantaſtiſche Wagniſſe und Abenteuer waren auf der deutſchen Heerſtraße nicht alltäglich, denn die Fehden und Zänkereien der Edlen tobten um Burg und Stadt nicht weil Liebe, ſondern weil Haß und Eigennutz aufſtachelte. Da blieb wenig Anderes als die Gefahren, welche die Laune der Herrin ſelbſt erdachte — und die deutſchen Frauen pflegten ihre Ritter wenigſtens nicht in die Löwenzwinger hinabzuſenden, wie jene ſpaniſche Schönheit, — oder die gewöhnlichen Kampfſpiele der Ritter. Aber wenn auch der kräftige Mann in ſolchem Speerkampfe mit unübertrefflicher Ausdauer Roß und geſunde Glieder auf das Spiel ſetzte und ſich täglich Gefahren unterzog, welche etwa denen unſerer gewöhnlichen Studentenduelle vergleichbar ſind, es war doch nicht die heilſamſte Arbeit, mit einem Ringlein am Finger oder einer Bandſchleiſe am Helm allwöchentlich Volte zu reiten und in einem Monat dreihundert Speere an den Rüſtungen guter Kameraden zu zerſtoßen. Und darauf lief es meiſtens hinaus.

Wohin war der Deutſche gekommen ſeit jener Urzeit, wo die Thränen und Beſchwörungen der Siguruna den getöteten Gemahl aus der Götterhalle an ihr Herz herabgezogen hatten, wo die dämoniſche Gewalt weiblicher Leidenſchaft den geliebten Gemahl vom Himmel forderte, oder wo ſich das Weib, um ſeinen Tod zu rächen, ſelbſt zur Teufelin machte! Dürftig ſind dagegen die zierlichen Leiden des ritterlichen Geſchlechtes, abgeſchmackt ſein Werben und kindiſch ſeine Empfindſamkeit. Es war eine arge Verbildung, das ſoll man nicht beſchönigen. Aber die unverwüſtliche Tüchtigkeit deutſcher Natur ließ ſich nicht lange beirren. Wenn bei den Romanen die Liebe des Ritters zu ſeiner erwählten Frau in einzelnen überlieferten Anekdoten eine Gewalt und Stärke zeigt, welche beiden das Leben verbrannte: von deutſchen Werbern um ritterliche Frauengunſt iſt uns nichts dergleichen überliefert. Hier wurde durch die größte Innigkeit des Gefühls das ruhige, abwägende Urtheil nicht ganz vernichtet. Das nahm der Poeſie einige tragiſche Stoffe, in der Wirklichkeit förderte es die Befreiung. Und es ſtimmt heiter, Spuren dieſer untilgbaren deutſchen Bedächtigkeit auch da zu finden, wo man ſie am wenigſten erwarten ſollte. Wenn Ulrich von Liechtenſtein die herkömmlichen Wächterlieder tadelt, weil es in Wirklichkeit nicht vorkomme, daß Ritter und Frau einen einfältigen und unſichern Thurmwächter zum Vertrauten geheimer Beſuche machen, dafür ſei eine zuverläſſige Dienerin weit beſſer, und wenn er ſelbſt in ſeinem Liede eine Dienerin den nahenden Morgen verkünden läßt, ſo iſt dieſes realiſtiſche Eintragen der Wirklichkeit kein Vortheil für die Poeſie, aber ſehr wohl Zeugniß für eine Gemüthsrichtung, welcher untilgbares Bedürfniß iſt, das wirkliche Leben zu idealiſiren. In der That wird zuletzt ſelbſt dieſem Ritter, welcher nach Zeitgeſchmack der treueſte aller Frauendiener war, die Hohlheit ſeiner liebevollen Hingabe deshalb bemerklich, weil die Erhörung gar zu lange ausbleibt.

Aber durch faſt ſechzig Jahre liefen die Herzensneigungen eines deutſchen Ritters zweitheilig neben einander, in Sommerzeit und Winterzeit. Er ſehnte ſich nach Landbeſitz und Lehn, wenn ihm das fehlte, und er dankte erfreut in artigem Liede ſeinem Herrn, welcher ihm ſpät zum Lohn für Dienſt und Lobgeſang ſolche Wohlthat gönnte. Hatte er eigenen Haushalt, dann war er wahrſcheinlich verheiratet, mit der Tochter eines benachbarten Vaſallen oder auch eines wohlhabenden Landmannes. Seine Hausfrau erzog die Kinder und leitete ſparſam die Wirthſchaft; im Sommer, wenn der Mann auf poetiſchen Fahrten umherzog, mußte ſie Hausſtand und Dienſtleute feſt zuſammenhalten, auch wohl einmal mit harter Hand den Bolzen auf die Armbruſt legen, wenn ein feindſeliger Nachbar ihr Haus bedräute; ſie war ihrem Wirth Beſchließerin, Arzt und zuverläſſiger Freund. Aber dieſe Ehe des Ritters, ſein Hausweſen, ſeine Kinder, ſeine Familiengefühle, alles holde Behagen der Heimat ſtand ganz außerhalb der idealen Welt, in welcher er am liebſten lebte. Unter tauſenden erhaltener Lieder des höfiſchen Sanges iſt kaum eins, welches die Freuden einer glücklichen Ehe, das Glück des Hauſes feiert; endlos ſchweift Wunſch, Sehnen, Klage, Freude aus der Natur zu den Höfen der Edlen, bei den ſtärkeren Männern um die politiſchen und kirchlichen Wirren des Landes. Man würde dem höfiſchen Sänger ſehr Unrecht thun, wenn man ihm Empfindung für die beſte Habe eines Menſchenherzens abſpräche, nicht das Gefühl fehlt, aber die Fähigkeit des kunſtmäßigen Ausdrucks. Der Burgherr war nicht gerade ein treuer, aber doch wahrſcheinlich ein warmherziger Gatte und liebevoller Vater. Das war die Proſa ſeines Lebens. Und ſie galt ihm für gemein und kunſtlos.

Die vornehme Frau dagegen, welche höfiſch gebildet war, fühlte ſich damals leicht dem Manne überlegen. Sie konnte leſen und ſchreiben, was der Edle und der reiſige Dienſtmann ſelten vermochten, ſogar viele Sänger nicht; der Ritter mußte wohl ihr Brieflein wochenlang ungeleſen bei ſich tragen, wenn er gerade ſeinen vertrauten Kaplan nicht in der Nähe hatte.

Sie verſtand häufig Latein und hielt nicht nur ihr Gebetbüchlein, auch den Virgil und vielleicht den Ovid in Händen. Sie war auch ſtrenge Richterin über Hofbrauch und entſchied, ob das Stück ſchwere Arbeit gediehen war, welches der Mann aufgewandt hatte, um ſich Sitte und höfiſche Zucht anzueignen. Bei den Romanen war ſchon vor den Kreuzfahrten das Tagesleben der Edelfrau unter Aufſicht geſtellt, ſie lebte umgeben von weiblichem Gefolge und Hütern, welche der Vater oder Gemahl geſetzt hatte; ihr war unpaſſend, mit einem fremden Manne allein zu ſprechen. Nach 1100 wurde dieſe orientaliſche Hut auch in Deutſchland ſtrenger. Edle Frauen verhüllten ſogar auf Reiſen und wenn ſie unter dem Volke erſchienen, mit einem Kinntuch das Antlitz. Natürlich hatte alles dies keine andere Folge, als den geheimnißvollen Reiz eines Liebesabenteuers zu vermehren und die Erfindungskraft der Bewerber zu ſchärfen. Denn dieſelbe Sitte, welche das adelige Weib ſolchem Zwang unterwarf, machte ihr ruhmvoll viele Bewerber zu haben, vor andern ſolche, die in ſüßen Verſen ihr Lob im Lande zu verkünden wußten. War auch der Ritter verſchwiegen, man ahnte und raunte doch, wem ſein Lied galt, und je größer die Zahl der Nebenbuhler, deſto eifriger war ihr Dienſt, und deſto größer der Ruhm des Siegers.

Der deutſche Ritter forderte von ſeiner Frau vor allem Zucht und Sitte, das heißt: die Haltung guter Geſellſchaft in jeder Lage des Lebens. Seine Verehrung gab ihr gern das Prädicat „rein“, ebenſo wie der Jungfrau Maria; der wohlgezogene Mann feierte, wie dringend auch ſein eigenes Werben war, ihre Keuſchheit und würdige Haltung gegen fremde Männer. Denn begehrlich umherſpähende Augen, zuvorkommendes Lachen für jeden ziemten der deutſchen Herrin nicht. Ehrbar in Haltung und Geberde ſollte ſie erſcheinen, von beſcheidener und gehaltener Freundlichkeit, ihr holdes Lächeln war eine Belohnung des Treuen. Aber auch der

Worte ſollte ſie mächtig ſein, ſinnvoll dem Anredenden Beſcheid geben, den Dreiſten feſt zurückweiſen, dem Freunde in kurzer Rede bedeutſamen Gruß ſpenden. Ihre äußere Erſcheinung mußte feſſeln, und ſehr viel galt ſchöne und nach Stunden paſſend gewählte Kleidung. Es waren dieſelben weiblichen Kunſtfertigkeiten, welche noch jetzt einer vornehmen Frau Erfolg ſichern.

Deshalb war die tägliche Aufgabe einer Frau ſich ſorgfältig zu hüten, ſo oft ſie unter Männer kam; ſie war von Werbenden, von Aufſehern und der größern Menge der gleichgiltigen und verleumdungsſüchtigen „Merker“ argwöhniſch beobachtet in Miene, Geberde und Wort, wie ſie einherſchritt, wie ſie grüßte, wem ſie lächelte. Dies alles höfiſch zu machen, ſich nie eine Blöße zu geben, immer anzulocken und zu verſagen, war die Aufgabe derer, welche ſich als gefeierte Schönheiten in ſicherer Stellung erhalten wollten. Daher die endloſen Klagen der ritterlichen Sänger über die Fruchtloſigkeit ihres Dienſtes, die helle Freude, wenn die Herrin ihnen einmal freundlichen Blick, Gruß und theilnehmende Rede gönnte. Bei der vornehmen Coquetterie, welche dieſe Stellung der Frauen ausbildete, waren zuverläſſig die Charaktere am beſten dran, denen ein kaltes Herz und Gefallſucht das Spiel um ein Nichts zur Lieblingsbeſchäftigung machten. Es ſcheint damals in Deutſchland an ſolchen Damen kein Mangel geweſen zu ſein.

Größeren Antheil beanſprucht die hochſinnige Frau von reichem Gemüth und ſtarker Leidenſchaft, ihr brachte das Ritterſpiel ernſte Gefahr. Sie ſtand in einem Kreiſe, in welchem die Regel der Sitte zu unheimlicher Feinheit ausgebildet, die Sittlichkeit ſehr gering war. Die große Mehrzahl der Männer gehörte einem Berufe an, der faſt ausſchließlich Körperkraft und Reiterkunſtſtücke übte, trotz allen Lehren des Anſtandes und guter Haltung war die Unwiſſenheit groß, die Zudringlichkeit ſchwer zu bändigen. Traf das Weib unter den wilden einmal auf wirkliche Leidenſchaft, auf einen Geiſt, der größer war als die Mehrzahl der andern, eigener kluger Gedanken mächtig und ſüßer Weiſen kundig, und hörte ſie das Lob ihrer Tugenden von ſeinen Lippen, empfand ſie den Ruhm, den ſie durch ſeine Lieder gewann, oder ſah ſie, daß der werthe Mann um ihretwillen ſich Demüthigungen und Gefahren ausſetzte, dann entſtand wohl zwiſchen ihr und ihm ein Verhältniß, deſſen heimliche Innigkeit und Zartheit ihr als das höchſte Glück ihres Lebens erſcheinen mußte. Ihr blieb der innere Kampf zwiſchen Ehre und Liebe nicht erſpart; denn wie frei die deutſche Sitte um 1200 auch den Mann ſtellte, ſo weit ging die höfiſche Verbildung nicht, der hingebenden Frau das Gefühl zu nehmen, daß ſie für den Geliebten andere Pflichten verletze. Immer ſtellt in den ritterlichen Liedern die Geliebte dem Drängen des Bewerbers die Rückſicht auf ihre Ehre gegenüber. Und doch iſt uns von dieſen innern Kämpfen der Frau verhältnißmäßig wenig überliefert, nur ahnen können wir, daß ſie zuweilen tief und leidvoll waren. Dann wird auch das Urtheil mild, wenn aus einem erhaltenen Liede einmal die ſelige Freude des erhörten Geliebten hervorbricht.

Für dieſe innigen Beziehungen zwiſchen Mann und Weib werden hier aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert einige charakteriſtiſche Belege zuſammengeſtellt. — Da bis in das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts alle Lehre, welche der Frau zu Theil wurde, und faſt alles was ſie las und ſchrieb, lateiniſch war, ſo mußte damals auch der Herzensfreund, welcher dieſe idealen Intereſſen unterhielt, der fremden Sprache kundig ſein. In der Kirche hatten ſich die erſten Anfänge einer Philoſophie geregt, welche die Glaubensſätze der heiligen Schrift vorſichtig prüfte und durch logiſche Schlußreihen zu begründen ſuchte. Die Frau las alſo damals mit dem geliebten Mann nicht nur Bücher des Cicero und Verſe der römiſchen Dichter; auch Betrachtungen über Sein und Nichtſein, Wollen und

Können wurden angeſtellt, und durch Begriffsbeſtimmung der Tugenden und Laſter tieferes Verſtändniß des Lebens geſucht.

Aus dieſer Zeit, wo die geiſtliche Bildung in Laienbildung überging, ſind uns, etwa vom Jahre 1170, einige vertrauliche Briefe eines Weibes an den Geliebten erhalten, wohl werth, daß unſer Blick mit Antheil darauf ruhe. Wir wiſſen leider nicht, wer die Schreiberin und wer der Mann war. Sie ſind erhalten in einer Briefſammlung des Mönches Wernher von Tegernſee, und werden in Ueberſetzung mitgetheilt.*)

Das Weib an den Geliebten.

„Ihrem (Hartmuot)**) der ſchönſten Blume, ſtrahlend in der Sitten Ruhme,
Der Tugenden Abbilde, der Tugenden Urbilde,
Wünſcht (Imtrut) die Honigträgerin, die Turtel mit ſanftem Sinn:
Alles was fröhlich iſt, Alles was ſelig iſt
In der Erde Gewimmel und was lieblich iſt im Himmel,
Und was dem Pyramus Thisbe begehrt. Und zuletzt ſei ihm gewährt
Sie ſelbſt, noch einmal ſie, und was ihm lieber iſt als ſie.

Du liebſter unter allen Lieben! Wäre ich erfüllt vom Geiſte des Maro und ſtrömte aus mir die Redekunſt des Cicero oder eines andern großen Redners, oder etwa eines rühmlichen Reimers, ich müßte mich doch zu ſchwach bekennen, deiner ſchön gefeilten Rede ebenſo zu antworten. Lache mich darum nicht aus, wenn ich für mein Theil etwas vorbringe, weniger zierlich als ich möchte. Du fühlſt doch innig mit mir, was ich in meinem Gemüth trage. Es iſt guten Sinnen eigen, Vertraulichkeit mit Gleichgeſinnten zu begehren, und mir liegt am Herzen deinen Vorſchriften bei allem Wollen zu gehorchen, und darum wollte ich durch gegenwärtiges Schreiben deinem ſüßen Briefe doch mit einer Antwort entgegnen, wenn ſie ihm auch ungleich iſt. Immer war Anfang, Mitte und Ende unſerer Unterredung die Freundſchaft. Da iſt es in der Ordnung, daß ich von der wahren Freundſchaft, dem beſten, fröhlichſten und lieblichſten aller Dinge ſpreche. Wahre Freundſchaft iſt nach dem Zeugniß des Tullius Cicero Einklang in allem Göttlichen und Menſchlichen mit Herzlichkeit und zugeneigtem Sinn. Sie iſt auch, wie ich von dir gelernt habe, das trefflichſte aller Dinge auf Erden und beſſer als alle andern Tugenden; denn ſie geſellt, was getrennt war, ſie bewahrt, was ſie geſellt, und was ſie bewahrt, hebt ſie höher und höher. Nichts iſt wahrer als dieſe Beſchreibung oder Erklärung, wer ſich danach richtet, der hat einen Grund von feſter Bewährung.

---

*) Nach einer Abſchrift Wattenbach's mitgetheilt von Haupt in: „Des Minneſangs Frühling", S. 221.

**) Die Namen fehlen in der Handſchrift, der des Mannes iſt darin durch H. bezeichnet, der Frauenname iſt hier nach den Prädicaten, welche ſie ſich ſelbſt ertheilt, ohne weitere Gewähr vermuthet.

Für ſie wollen wir leben, denn durch ſie wird feſter unſer Streben,
Sie iſt ein mächtig Ding, tröſtet vornehm und gering;
Sie richtet auf die Wankenden und erquickt die Krankenden,
Sie läßt nicht Unrecht üben, und fordert frei zu lieben,
Und kurz zu werden, ſie ordnet jedes ohn' Beſchwerden.
Sie waltet mächtig und regieret prächtig.

Doch um davon abzukommen, ohne davon zu laſſen, an dich richte ich meine Zeilen, an dich, den ich in meiner Herzenskammer eingeſchloſſen trage, der jedes menſchenmöglichen Looſes würdig iſt. Denn von dem Tage, wo ich dich zuerſt ſah, fing ich an dich zu lieben. Du biſt kühn in die Tiefen meines Herzens eingedrungen, dort haſt du dir, wunderbar zu ſagen, durch den Reiz deines lieblichen Geſpräches einen Sitz bereitet, und daß er nicht bei einem Anſtoß umgeworfen werde, haſt du durch die Rede deiner Briefe dir deinen Schemel, ja einen Thron feſt gegründet. So iſt es gekommen, daß dich aus meinem Gedächtniß kein Vergeſſen tilgen kann, keine Dämmerung verhüllen und kein ſtarkes Stürmen von Wind und Wetter aufſtören. Doch wie kann man von Beſtändigkeit reden, wo immer neue Dinge aufeinander folgen? Ich würde es wohl für ein wahres Sein halten, wenn ich immer in deiner Nähe ſein könnte; aber da mir ſolches Sein verſagt iſt, wird alles Sein, das mich umgibt, von mir für unwahr erachtet. Mache du alſo, daß ich mein Sein für wahr zu halten vermag, und das iſt nicht anders möglich, als wenn etwas von dir mit mir iſt.

Auch der Glaube*) wird die Königin aller Tugenden genannt, und das bezeugt nicht nur die heilige Schrift, auch die unverwerfliche Lehre weltlicher Lehrer. Dieſen Glauben willſt du und ich will ihn, du ſuchſt ihn bei mir, ich wieder bei dir, ihn hefte ich durch Wort und That eifrig in dein Herz; ſcheideſt du dich von ihm, ſo ſinkſt du zum Abgrund; löſeſt du dich von ihm, ſo fährſt du niederwärts vom Pfade der Tugend. Vermählſt du dich ihm, ſo leuchteſt du wie ein Sonnenſtrahl; dienſt du ihm, ſo eroberſt du die Burg der Tugenden; folgſt du ihm, erwirbſt du ein ſeliges Leben; hältſt du ihn feſt, ſo faſſeſt du den Anker deiner Hoffnung. Warum? Er bindet in Hoffnung, er vereint in Liebe; durch ſeine Feſſeln ſind wir zuſammengeſellt; daß wir ihn fühlen, darum wünſchen wir uns Glück. Was ſoll ich mehr ſagen?

Alles Gute gewinnt, wer durch Gott in Treue brinnt.

Du allein biſt mir aus Tauſenden erleſen, du allein biſt in das Heiligthum meines Geiſtes aufgenommen, du allein biſt mir Genüge ſtatt Allem, wenn du dich nämlich von meiner Liebe, wie ich hoffe, nimmer abwendeſt Wie du gethan haſt, habe ich auch gethan, 'aller Luſt habe ich aus Liebe zu dir entſagt, an dir allein hange ich, auf dich habe ich alle meine Hoffnung und mein Vertrauen geſetzt.

Ferner wenn du mir räthſt, ich ſoll mich vor den Rittern wie vor gewiſſen Ungethümen hüten, ſo haſt du Recht. Auch ich weiß, wie ich mich wahre, damit ich nicht ſinke auf die

---

*) **Fides**, der Glaube, aber auch die Treue zwiſchen Liebenden. Der eiferſüchtige Geliebte hatte, wie aus dem Folgenden deutlich wird, gefordert, daß ſie dem höfiſchen Verkehr mit andern Männern entſagen ſollte.

Bahre. Aber ohne die Treue gegen dich zu verletzen, verſchmähe ich ſie nicht ganz, wenn ich nur nicht dem Fehler unterliege, den du ihnen Schuld gibſt. Denn ſie ſind es doch, durch welche die Vorſchriften höfiſcher Sitte geübt werden, ſie ſind Quelle und Urſprung aller Ehre. So viel über die Herrn, bleiben ſie nur unſerer Minne fern.

Meines Gelöbniſſes eingedenk, habe ich dich immer und überall in Gedanken, denn dadurch wird die Glorie meines Hauptes völlig und mein Ruhm erneut. Beſtändigkeit des Geiſtes und der Treue bewahre ich dir allein, weil ich dadurch Gold und Silber der Seele, das iſt Anmuth, mir erwerbe, die ich höher zu ſchätzen habe als Gold und Silber. Was dir am werthеſten ſein mag,

Daran hange ich und das für alle Zeit verlange ich,
Dabei zu beharren in Stetigkeit, befiehlt mir mein Sinn in Wahrhaftigkeit.
Ich bin ſicher dir, niemand folgt in mir
Jetzt und jemals dir von Allen, du allein ſollſt mir gefallen.
Ich hätte mehr geſendet, doch thut's nicht noth, drum ſei geendet.

Du biſt mein, ich bin dein,
Des ſollſt du gewiß ſein.
Du biſt beſchloſſen
In meinem Herzen,
Verloren iſt das Schlüſſelein,
Du mußt immer drinnen ſein." *)

Der Mann an die Geliebte.

„Sehr eifrig habe ich dein vertrauliches Schreiben durchleſen, habe mich an deinem vielfältigen Lob der Treue und Freundſchaft ergötzt und wie die Aue, wenn der Winter vergangen iſt, durch die Blüthen deiner Lieblichkeit verjüngt. Wenn alle Glieder meines Leibes in Zungen verwandelt würden, vermöchte ich ſo großem Lob nicht zu antworten, und wenn ich ganz wie ein löcheriger Schwamm würde, könnte ich ſo viel Herrlichkeit nicht in mich aufſaugen. Aber du haſt,

---

*) Dieſer Schluß iſt in der Handſchrift deutſch.

nach dem Bilde des Horaz, an das Menſchenhaupt einen Pferdehals gefügt und der ſchöne Frauenleib läuft unten in einen häßlichen Fiſch aus. Denn du haſt eine ſehr ſeltſame Chimäre mir vor Augen geſtellt und haſt aus einem Quell zugleich ſüßes und bitteres Waſſer gegoſſen. Meines Herzens Aue durch dich getränkt, fing an Blumen und Früchte der Treue und Freundſchaft zu gewinnen, da ſtrömte plötzlich die ſalzige Fluth herüber und dörrte ihr alle holde Anmuth. Denn du haſt die Zweige deiner Worte, die zierlich mit Blättern geſchmückten, nach mir ausgeſtreckt und mein Herz angezogen; aber du haſt mich wieder zurückgeſtoßen, daß ich keine Frucht deines Baumes zum Koſten pflücken kann. Fürwahr, das iſt jene Feige im Evangelium ohne Frucht, und das iſt poetiſche Sorgfalt ohne Ernſt. Was liegt dir im Sinne? Glauben ohne Werke iſt tot, und erſt die Leiſtung des Werkes iſt Erfüllung der Liebe. Du aber haſt dich ſehr im Widerſpruch mit dir ſelbſt gezeigt, denn du haſt guten Grundſätzen und den ſüßen Lobreden, die du vorausgeſchickt, nicht den entſprechenden Schluß gemacht oder angedeutet, ſondern gegen das Geſetz der Freundſchaft meinem Wollen dein Nichtwollen gegenüber geſtellt. Denn der erſte Theil deines Briefes forderte, daß du jenen rauhen Nachſatz, der gegen die Freundſchaft iſt, gänzlich ableugneſt, und daß du durch freundſchaftliche Thaten bewährſt, was du in Worten ſo herrlich ausgeführt haſt. Wenn du nicht änderſt, was du zuletzt ſchreibſt, ſtimmen die vorgeſetzten Worte nicht. Wen willſt du kränken? — Das äußerſte Uebel haſt du mit ſanften Worten ausgeſprochen. — Es geſellen ſich alle M. — Warum nicht a. w. — Natürlich iſt Hom. — Was entgegneſt du? — — geſellt ſich zu den Böſen. — Dem Br .... ich nicht vertr. — Wenn du mir la., werde ich kommen“........*)

---

*) Der Brief des Geliebten endigt in unverſtändlichen Witzen und Abkürzungen, deren Sinn man nur muthmaßen kann. — Der Vers

Antwort der Geliebten.

„Ihm Sie, dem Ihren die Seine. — Zwar ſagt jemand unter dem Namen Ovid's von der Liebe:

> Hoffend meint' ich geborgen mich ſelbſt vor künftigen Sorgen,

aber dieſer Verszeile möchte ich eine andere Wendung zutheilen: Hoffend meint' ich mich geborgen vor künftiger Schreiberei. Da tönt der Ruf: zu den Waffen, und ich

> Muß jetzt ſingen ein Lied, zu dem mich nimmer das Herz zieht,
> Doch wer zwänge zurück die einmal begonnene Weiſe!

Ich will aber nicht, daß du mir zürnſt, wenn ich den Eifer ſtille, der deine Seele ergriffen hat. Ich habe dir, die Wahrheit zu geſtehen, ſo vertraulich geſchrieben, wie es vor dir kein Mann jemals von mir zu erreichen vermochte. Aber ihr liſtigen oder, beſſer geſagt, erfahrenen Männer pflegt uns einfältige Mädchen mit Worten zu fangen. Weil wir insgemein in Einfalt des Herzens mit euch auf das Schlachtfeld der Worte vorgehen, trefft ihr uns mit den Speeren eurer, wie ihr meint, richtigen Schlüſſe. So iſt es gekommen, daß du den Brief, der neulich von mir an dich gerichtet war, mit ungethümen Thieren verglichen haſt, die zwar nicht irdiſch, aber doch ſinnvoll ſind. Und darauf haſt du daſſelbe gethan, deſſen du ohne Scheu deine Freundin beſchuldigt haſt. Denn zu ſchamlos und dreiſt haſt du das Maß überſchritten und die Zügel der laufenden Rede unvorſichtig gelockert, weil du Worte, welche nach meiner Meinung gut und ehrlich waren und aus gutem Gewiſſen und wahrhafter Treue kamen, mit einer Chimäre und Sirene verglichen haſt. Das kommt nirgends anders her, wie ich feſt glaube, als weil bei euch das Sprichwort gilt: „was der Bock —“*), und weil ihr glaubt, daß ihr nach jedem freundlichen Worte von uns

---

Pſeudo-Ovid's und einige Verbeſſerungen ſind von O. Jänicke, Zeitſchr. N. F. II, S. 559 nachgewieſen.

*) Die Schreiberin will nicht das ganze Sprichwort in die Feder nehmen, es lautet: „was der Bock von ſich ſelbſt weiß, deſſen zeihet er

thätlich werden dürft. So iſt es nicht und ſo ſoll es nicht ſein. Ich würde dir ſchlecht gefallen, wenn ich mich Allen hingeben wollte, denen ich gütlich zuſpreche. Weil du mir meine Worte verkehrt haſt, biſt du mir tadelnswerth geworden. Das ſollſt du thun nimmermehre, Freund, folge meiner Lehre, die wird dir ſchaden nicht. Denn wäreſt du mir nicht lieb, ſo ließe ich dich in den Abgrund der Unwiſſenheit und Blindheit rennen. Du biſt aber eines beſſern werth, denn in dir ſind ſichtbar die Früchte der Ehre und Zucht. Ich hätte dir wohl mehr in dem Briefe geſandt, aber du biſt ſo wohl gewandt, daß du Vieles aus Wenigem zu nehmen weißt. Beſtändig und glücklich ſollſt du immer ſein."

So weit die erhaltenen Briefe. Der ſtille Kampf zwiſchen den Liebenden läßt ſich errathen. Und der Mann, an welchen ein liebenswerthes Weib ſchreibt, war vermuthlich ein Geiſtlicher.

Aber ſeit dem Jahre 1170 ſiegten die deutſchen Verſe der ritterlichen Bewerber in den Frauenherzen über die ſchönen lateiniſchen Perioden, worin der gelehrte Geiſtliche die Seelenfreundin beſchwor. Ueberall an den Höfen der deutſchen Edlen tönte der Minnegeſang, und die Frauen ſammelten die Lieder ihrer Sänger und hefteten die kleinen Pergamentſtreifen, welche ihnen zugeſteckt wurden, ſorglich zuſammen. Aus dieſen fliegenden Blättern wurden die erſten Gedichtbüchlein in deutſcher Sprache, ſie wurden umhergetragen, mit neuen Liedern vermehrt, endlich zu Sammlungen vereinigt, welche uns noch erhalten ſind. Was uns dieſe Minnelieder von dem Verhältniß des Sängers zu ſeiner Herrin künden, ſind immer dieſelben Stimmungen: Lob der Schönheit und Tugend, Klage über

---

die Gais." — Das durch die Schrift Ausgezeichnete iſt in der Handſchrift deutſch. Zuletzt ſind nur die kalten und belehrenden Worte lateiniſch.

Dienſt ohne Erhörung, Freude über den ſtattlichen Aufzug und einen Gruß der Geliebten, zuweilen ein verſtohlenes und ſinnvolles Wechſelgeſpräch, endlich die Klage der Frau, wenn der Geliebte am Morgen von ihr ſcheidet. Aber nicht häufig bieten ſie eigenartige Züge, welche uns die Liebenden menſchlich nahe ſtellen. Und die Wiederkehr ähnlicher Gedanken, Prädicate und Situationen ermüdet. Wir gäben auch bei Walther manches Minnelied, welches vornehme Frauen feiert, für das reizende Lied, worin ſeine Jugendgeliebte, ein Dorfmädchen, den Ort ausplaudert, wo ſie mit ihm in den Blumen geruht habe: „Wenn einer wandert da vorbei, an den Roſen er wohl mag, tandaradei, merken wo das Haupt mir lag.“ Nicht immer ſind es die berühmteſten Sänger ihrer Zeit, z. B. nicht Reinmar der Alte, welche uns lieb werden; zuweilen erfreut bei kleinen Talenten oder in Liedern, deren Verfaſſer ungewiß ſind, eine herzliche Innigkeit und reizvolle Beziehungen zwiſchen Mann und Frau. In dieſem Sinne wird hier in kurzer Proſa, ohne jeden poetiſchen Schmuck, der Inhalt einiger Lieder angegeben, welche der Ritter Albrecht von Johansdorf etwa um 1190 gedichtet hat. Noch klingen mehre in der einfachen Weiſe des Volksliedes, auch in den kunſtvollern hat die Zierlichkeit des höfiſchen Ausdrucks nicht der Stärke des Gefühls Eintrag gethan. Herr Albrecht klagt folgendermaßen:*)

„Meine erſte Liebe ſoll auch meine letzte ſein. Das bringt oft Schaden meiner Luſt, jedoch mein Herz räth mir ſo. Sollte ich mehr als eine lieben, wie Mancher thut, dann liebte ich keine.

Ich habe um Gott das Kreuz an mich genommen und fahre dahin wegen meiner Miſſethat. Gott helfe mir, wenn ich zur Heimat kehre, daß ich ſie in ihrer Ehre wiederfinde, das Weib, das durch mich großen Kummer hat. Dann iſt mein beſter Wunſch erfüllt. Wenn aber ſie ihr Leben verkehrt, dann gebe Gott, daß ich auf der Fahrt vergehe.

---

*) Des Minneſangs Frühling, von Lachmann und Haupt. S. 86.

Der Tod kann mich von ihrer Liebe ſcheiden, ſonſt niemand. Das habe ich gelobt; der iſt mein Freund nicht, der ſie mir verleiden will, denn ich habe ſie mir zur einzigen Freude erkoren. Wenn ich durch meine Schuld ihren Zorn verdiene, ſo bin ich vor Gott verflucht wie ein Heide. Sie iſt gut und ſchön; heiliger Gott, ſei gnädig uns beiden! — Als ſie an meinem Kleide das Kreuz ſah, ſprach die Gute, da ich ging: „Wie willſt du jetzt zwei Pflichten erfüllen, fahren über's Meer und doch hier ſein? Wie kannſt du dich in der Fremde halten gegen mich, und wie bewahren deine Eide?“ Oft fühlte ich Weh, doch nie ſo großes Leid. — Ach meine Herzensfrau, traure nicht ſo ſchmerzlich. Das werde ich immer als Troſtſpruch feſt halten; wir ſollen gern fahren um des reichen Gottes willen zu Hilfe dem heiligen Grabe; wer dabei ſtrauchelt, kann ohne Schaden wanken. Denn dort kann niemand zu Schaden fallen, ihm wird doch die Seele froh, wenn ſie mit Freudenſang ſich zum Himmel wendet.

Ich und ein Weib, wir haben lange Zeit geſtritten. Ich habe viel Zorn von ihr erfahren, noch droht ſie mit dem Streit. Sie wähnt, weil ich mit dem Kreuze fahre, daß ich mein Gelübde gegen ſie löſe. Gott bewahre mich nicht vor der Hölle, wenn das mein Wille iſt! Wie ſehr das Meer und die ſtarken Wellen toben, ich will keinen Tag meinen Schwur gegen ſie vergeſſen. Und viele Donnerſchläge werden nöthig ſein, bevor auch ſie mich aufgibt. Was alſo habe ich vor ihr voraus? — Ob ich ſie jemals wiederſehe, das weiß ich nicht. Doch was ich ihr gelobe, es kommt mir vom Herzen. So oft ich erwache, iſt mein erſter Segen, daß Gott um ihre Ehre ſorge und ihr Leben löblich erhalte. Darnach gib ihr, Herr, ewige Freude in deinem Reich. Was ihr geſchieht, das ſoll auch mir zu Theil werden.

Die von hinnen fahren, die ſagen um Gott, daß der reinen Stadt Jeruſalem und dem Lande noch nie Hilfe nöthiger war. Die Klage wird Spott der Thoren, die ſprechen alle: wäre es unſerm Herrn ein Aerger, er könnte es rächen ohne irgend eine

Kreuzfahrt. O möchten ſie bedenken, daß auch er den grimmen Tod litt, auch er hatte die große Marter nicht nöthig, aber ihn erbarmte unſer Sündenfall. Wen jetzt ſein Kreuz und ſein Grab nicht erbarmen will, der wird arm werden an ſeiner Seligkeit. — Auf dieſe Gedanken hat mich trüber Sinn gebracht, gern will ich meine Muthloſigkeit bannen; davon war mein Herz bisher nicht frei. Ich denke manche Nacht: wenn ich hier bleibe, was kann ich thun, Gott zu gewinnen, daß er mir gnädig ſei? Ich weiß nicht gerade große Schuld, die ich habe, als eine, davon werde ich nimmer frei; alle Sünden ließe ich wohl, nur die eine nicht: ich liebe ein Weib über alle Welt in meinem Sinn; Gott, Herr, das halte mir zu Gute!

Weiße und rothe Roſen, blaue Blumen und grünes Gras, braun, gelb und wieder roth, dazu Kleeblätter, das ſtand in wundervollen Farben unter einer Linde, worauf Vögel ſangen. Es war ein ſchöner Ort, dicht gedrängt bei einander wuchs es da. Ich aber harre, ob die es mir lohne, der ich lange gedient habe. — Es iſt eine gute Weile her, daß ich nicht von Freude ſang, ich weiß auch wahrlich nicht, worüber ich mich freuen ſollte. Es dünkt mich lange, ſeit ich die Gute nicht ſah, doch fürchte ich, ihr machte der Gedanke an mich noch nie einen langen Tag. Ich werde wenig lachen, bis ich ihre Gnade erkenne. Wie ich's dort befinde, darnach will ich alsdann lachen.

Wie die Liebe anfängt, das weiß ich wohl, wie ſie endet, das weiß ich nicht. Sollte ich inne werden, wie dem Herzen Gegenliebe wird, dann bewahre mich, o Gott, vor dem Scheiden, denn der Gedanke daran iſt bitter.

Finde ich Jemand, der ſagt, er ſei von ihr gekommen, und wäre es mein Feind, ich wollte ihn grüßen; hätte er mir Alles genommen, er würde das durch ſeine Botſchaft ſühnen. Wer ſie vor mir nennt, der hat mich zum Freunde ein ganzes Jahr, und hätte er mir mein Haus niedergebrannt.

O Königin Sälde (Glück, Seligkeit), du haſt mich gekrönt in meiner ſüßen Liebe, darum will ich dich immer ehren. Wenn ich die Schöne beſitze, dann kann mir's nimmer übel gehen, ſie iſt ein Juwel von Güte. Beſtätigt hat ihr rother Mund, daß ich allezeit glücklich ſein kann, wohin ich auch ziehe. So hat ſie gelohnet mir, vereint hat mich mit ihr Frau Zucht durch ſüße Lehre.

Laß mich, Minne, frei, du ſollſt mich eine Weile ohne Freude laſſen. Du haſt mir ganz den Sinn benommen. Kommſt du wieder zu mir, wenn ich die reine Gottesfahrt vollendet habe, ſo ſei mir wiederum willkommen. Willſt du aber aus meinem Herzen nicht ſcheiden, und mir ſcheint ſehr, du wirſt dich nicht hinausbegeben, ſo führ' ich dich mit mir in Gottes Land und bitte ihn, den halben Lohn meiner Fahrt der Guten hier zu gönnen. — O weh, ſprach ein Weib, viel Leid iſt mir durch Liebe beſchert! Freudeloſes Leben, wie wirſt du dich gebaren, wenn er von hinnen zieht, der mir die Kraft des Lebens gab? Wie ſoll ich der Welt und meiner Klage leben? Dazu bedarf ich Rath, wie kann ich mich jetzt vor beiden bewahren? Nie war mir darum ſo angſt, wie jetzt, es naht die Zeit, er fährt von hinnen. — Selig ſeiſt du, Weib, deren Frauengüte gemacht hat, daß man ihr Bild mit ſich führt über's Meer. Ihr aber in der Heimat kommt das Weh, wenn ſie ſtille denkt an ſeine Noth, und ſie ſpricht: Lebt mein Herzlieb oder iſt er tot? O möge der um ihn ſorgen, für den ſein ſüßes Leben dieſer Welt entſagt hat."

Wir wiſſen ſonſt wenig von dem Dienſtmann des Biſchofs von Paſſau, der um 1190 ſo empfand, und gar nichts von ſeiner Geliebten, aber ſeine Klage tönt über ſieben Jahrhunderte hinweg vertraulich in unſer Herz.

In heiterem Gegenſatz zu dieſem elegiſchen Verhältniß eines Ritters und ſeiner edlen Frau ſteht ein anderer Minnedienſt, bei welchem die vornehme Herrin ihren getreuen Dienſtmann abweiſend und mit muthwilliger Laune behandelt. Wer ſich den Gegenſtand ſeiner Verehrung zu hoch wählte, wer nicht gefiel, oder in ſeinen Huldigungen das Zartgefühl der Frau verletzte, der mochte noch Aergeres erfahren als Nichtachtung. Aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hat uns der ſteiriſche Ritter Ulrich von Liechtenſtein geſchwätzig in langgeſponnenen Strophen die ergötzlichen Schickſale ſeiner höfiſchen Neigung überliefert. Er hat allerdings einige Aehnlichkeit mit Don Quixote; ehrbar und ernſthaft mit größter Selbſtentäußerung gibt ſich ſein pedantiſcher und ziemlich hausbackener Geiſt dem phantaſtiſchen Spiele hin, keine Enttäuſchung macht ihn wankend, keine Verhöhnung irre, jahrelang bringt er vergebens ſeine Huldigungen dar und ſeine letzte Freude iſt, die Niederlagen zu erzählen. Nur darf man nicht meinen, daß die Weiſe ſeines ritterlichen Dienſtes und das Vertrödeln ſeines Vermögens und ſeines Lebens in gefahrvollem Spiel eine Ausnahme geweſen ſei, welche ſeinen Zeitgenoſſen auffiel. Er that nur, was damals höfiſcher Brauch des Ritterthums war. Wenn er im Frauenkleide als Venus von Venedig bis über Wien hinausgezogen kam und unterwegs bei jedem Nachtquartiere in ſeiner Verkleidung Speere brach und zum Ritterſpiel aufforderte, oder wenn er ſpäter ebenſo als König Artus die öſtreichiſchen Ritter herausforderte und mit den Namen der Tafelrunde ſchmückte, ſo entſprachen dieſe poetiſchen Fahrten genau der Mode, und Männer und Frauen ſpielten bei der Maskerade luſtig mit, zuweilen in ähnlicher Verkleidung. Anderes freilich, was er für ſeine Herrin that, war auffälliger. Er ſelbſt ſoll davon erzählen; doch müſſen aus ſeinem bekannten und vielbeſprochenen Gedicht „Frauendienſt“ die betreffenden Stellen in einem Auszug mit thunlicher Benutzung ſeiner Worte wiedergegeben werden. Ulrich von Liechtenſtein berichtet Folgendes:

„Als ich ein kleines Kindel war, hörte ich oft leſen und ſagen, niemand könne Anſehen erwerben, als wer guten Frauen treu diene. Als ich zwölf Jahr alt war, ſchlich ich jedem ſchmeichelnd nach, der Frauen pries, und frug überall umher nach ihren Sitten und Tugenden. Dann kam ich in Dienſt als Knabe zu einer hochgebornen, ſchönen und guten Frau, die in ihren Tugenden ganz vollkommen war, und beſchloß in meinem Herzen, ihr meinen Dienſt zu weihen. Wenn ich im Sommer ſchöne Blumen brach, trug ich ſie zu ihr hin; hielt ſie den Strauß in ihrer weißen Hand, ſo war ich freudenvoll und dachte: wo du ſie anfaſſeſt, hielt auch ich meine Hand. Wenn ihr das Waſſer über die weißen Händchen gegoſſen wurde, trug ich das Waſſer heimlich davon und trank es aus. Das war mein kindiſcher Dienſt.

Darauf kam ich zu Markgraf Heinrich von Iſtrien, der mir Zucht und Ritterdienſt beibrachte; er lehrte mich, wie man mit Frauen ſprechen ſoll, und ſüße Worte für Briefe dichten. Nach vier Jahren ſtarb mein Vater, da mußte ich heim in das Steierland, dort übte ich mich mit edlen Knechten im Reiten und Lanzenbrechen. Im Jahre 1222 wurde ich vom Fürſten Leopold von Oeſtreich zum Ritter gemacht, bei einer Hochzeit, als er ſeine Tochter einem Fürſten von Sachſen gab. Dort ſah ich meine reine ſüße Frau, ich konnte ſie nicht ſprechen; aber mir wurde berichtet, daß ſie zu einem meiner Freunde ſagte: „Ich freue mich, daß Herr Ulrich hier Ritter geworden iſt; er war als Kind mein Knecht.“ Darüber war mein Herz erfreut, ich dachte, ob ſie mich zum Ritter annehmen möchte. Ich zog ſeitdem den Sommer zu allen Turnieren und ließ es um meiner Frauen willen nirgend an mir fehlen.

Im Winter kam ich mit meiner heimlichen Trauer und Sehnſucht auf die Burg eines Verwandten, deſſen Frau mein Niftel war. Dieſe nahm mich bei Seit, frug, wie es mir gehe, und erzählte mir, die edle Frau, in deren Dienſt ſie ſtand,*) hätte mich gelobt, weil die Rede gehe, daß ich mich einer Herrin zum Dienſt gewidmet habe. Und mein Niftel wollte wiſſen, wer meine Herrin ſei. Ich antwortete ihr: „Sie bleibt von mir ungeſagt, wenn du mir nicht einen Eid ſchwörſt, daß du den Namen verſchweigſt.“ Da ſchwor mein Niftel und ich ſagte ihr: „Dieſelbe Frau iſt's, bei der du neulich warſt. Willſt du mich vor dem Tode bewahren, ſo mußt du ihr in meinem Namen ſchwören, daß ſie meinem Herzen die liebſte iſt.“ Und als mich mein Niftel nicht bereden konnte von dem Dienſte abzulaſſen, verhieß ſie mir endlich meiner Frau Alles zu offenbaren, und ich ſagte ihr: „Ein gutes neues Lied habe ich von ihr geſungen, das mußt du ihr zu Ohren bringen und mir wiederſagen, ob es ihr gefällt.“

---

*) Frauen und Töchter der Dienſtmannen und kleinen Vaſallen bildeten den weiblichen Hofſtaat der edlen Frauen.

Das Lied ſandte ich und fuhr wieder zu meinem Niftel. Sie empfing mich freundlich und ſprach: „Ich habe ihr Alles geſagt und dein neues Lied vorgeleſen; da aber entgegnete ſie: Das Lied iſt gut, doch ich nehme es nicht an, ſein Dienſt will mir nicht geziemen, ſprich mir nicht mehr von ihm; ich gönne deinem Neffen, daß er ein biederer Mann wird, denn er war einſt mein Knabe, aber was er in ſolcher Thorheit fordert, wird ihm nie gewährt. Es ginge mir an die Ehre und wäre für ihn der Ehre zu viel. Wäre er aber auch vollkommen, was ich von ihm noch nicht gehört habe, er iſt einem Weibe doch verleidet, denn ſein Mund ſteht ihm ungefüge im Angeſicht; der Mund ſieht, mit Erlaub zu ſagen, häßlich aus, das weißt du wohl.“

Ich antwortete: „Mein Mund ſoll ihr beſſer oder noch ſchlechter gefallen, ich behalte nicht, was mir daran übel ſteht, ſondern laſſe mir's abſchneiden. Und du rede mir nicht drein, es iſt beſchloſſen.“ Darauf ritt ich zu dem beſten Meiſter in Graz und that ihm meinen Willen kund, und er verſetzte: „Ich ſchneide euch nicht vor dem Mai, dann kommt her; ich mache euch euren Mund, daß ihr euch freuen ſollt.“

Als ich die Vöglein ſingen hörte, dachte ich: jetzt wird dazu Zeit ſein. Auf dem Wege nach Graz fand ich einen Knecht meiner Frau, dem vertraute ich meine Abſicht: ich habe drei Lefzen und will mir um einer Frauen willen eine abſchneiden laſſen.*) Er ſchalt mich unſinnig, aber begleitete mich, um die Sache mit anzuſehen. Der Meiſter wollte mich binden, ich aber litt es nicht; ich ſaß vor ihm auf einer Bank, und er griff mit ſeinem Meſſer meiſterlich an. Ich lag ſechsthalb Wochen als ein wunder Mann und litt großes Ungemach. Der Meiſter rieb mir den Mund mit kleegrüner Salbe ein, ſie roch ſo häßlich, daß ich nichts eſſen und trinken konnte. Endlich ritt ich geheilt von dannen zu meinem Niftel, die mir ſagte: „Deinen Mund ſoll dir jetzt niemand mehr vorwerfen, er ſteht dir gut; davon ſchreibe ich deiner Frau, ſie ſoll Alles wiſſen.“ Und ich bat ſie, ein Lied beizulegen — es war eine Tanzweiſe, die ich während meiner Krankheit zu Graz gedichtet hatte.

Darauf erhielt mein Niftel dieſen Brief von der Frau: „Meine Huld und meinen Dienſt entbiete ich dir willig und thue dir kund, daß ich am nächſten Montag von dem Haus, wo ich verweile, aufbreche und nach dem Hauſe reiſe, das du kennſt. Ueber Nacht bin ich in dem Marktflecken, der dabei liegt. Ich bitte dich alſo, daß du nicht unterläſſeſt zu mir zu kommen, ich will dir auf Alles antworten, was du mir entboten haſt. Will auch dein Neffe dorthin kommen, den ſehe ich gern wegen ſeinem Mund, wie der ihm ſteht, und aus keinem andern Grund.“

Als mir der Brief vorgeleſen war, machte ich mich freudig auf und ritt dorthin, wo ich die Gute treffen ſollte. Da war ſie leider ſo behütet, daß ich ſie vor Abend nicht ſah. In der Nacht ſchlief ich nicht, am Morgen, da die Sonne aufging, eilte ich zu ihrem Geſinde und grüßte Ritter und Knecht. Als der Kaplan eine Meſſe ſang, wurde mir die Freude, daß ich meine Frau erblickte. Mit großer Furcht ging ich hin, wo mich die tugendreiche empfing, ſie neigte ſich mir, aber grüßte mich nicht mit Worten. Die Meſſe war mir zu kurz, was man las oder ſang, vernahm ich alles nicht, ich ſah nur ſie an. Nach der Meſſe hieß man uns Männer hinausgehen, die Frau brach auf, ich aber ging zu meinem Niftel, die mich freundlich anlachte: „Du biſt ein ſeliger Mann, meine Frau hat erlaubt, daß du ſie heute auf dem Wege anreden darfſt, wenn es ſich fügen mag; ſie denkt gut von dir, rede mit ihr, was du willſt, mache es jedoch nicht zu lang.“

---

*) Es war alſo wohl eine Haſenſcharte.

So ritt ich kühnlich zu ihr hin. Als ſie mich in ihrer Nähe gewahr wurde, wandte ſie ſich ab. Davon wurde mein Sinn ſo zaghaft, daß mir zu Stunde Mund und Zunge verſtummte und das Haupt niederſank. Ein anderer Ritter ſprengte neben ſie, da war ich ganz verzagt und ritt in Furcht hinten nach, und mein Herz ſchalt mich: „Feiger Mann, was fürchteſt du ein ſo gutes Weib? Sie hat dir, weiß Gott, nichts gethan, weh über dich, daß du nicht zu reden vermagſt!“ So ermannte ich mich und ritt wieder zu ihr, und die reine, ſüße ſah mich an. Darüber erſchrak ich wieder, die Kraft der Liebe band mir meinen Mund zuſammen. Ihr könnt mir fürwahr glauben, ich wußte nicht, wo ich ſaß. Meine Angſt wurde größer, das Herz ſprang und ſtieß an meine Bruſt und mahnte: „Sprich! ſprich! es ſtört dich niemand.“ Durch fünf Stunden that ich den Mund auf um zu reden, aber die Zunge lag mir feſt und konnte kein Wort finden. Ich will davon nichts mehr ſagen. Da die Tagereiſe ein Ende nahm, war ich ſo weit als im Anfange.

Da man zur Nachtraſt die Frauen von den Roſſen hob, bat ich, mir das Hebeeiſen zu geben, und hub die Frauen ab. Noch hielt ſie dort auf ihrem Pferde, bei ihr ſtanden viele Ritter und Knappen, mit denen ſie ſcherzte. Ich trug das Hebeeiſen zu ihr, da ſprach ſie: „Ihr ſeid nicht ſtark genug und könnt mich nicht abheben.“ Darüber wurde gelacht; ſie trat auf das Eiſen und als ſie aus dem Sattel glitt, griff ſie mir verhohlen in das Haar, ohne daß es jemand ſah, und riß mir eine Locke aus: „Dies nehmt zur Strafe, weil ihr ſo verzagt ſeid; man hat mich über euch nicht wahr berichtet.“ So ging die Gute zu ihren Frauen, und ich ſtand in tiefer Trauer da und dachte: „Wie ſchlecht habe ich mich gegen ſie gehalten; ſie wird mir nimmer hold, ich hab's bei ihr verſcherzt.“ Ich ritt zur Herberge in die Stadt und bat Gott fleißig, er möchte mir das Leben nehmen. Ich verbarg mich in einer Kammer und ſchwor den Leuten, ich wäre ſiech, und das war auch die Wahrheit. Der ganze Leib ſchmerzte mich, mein Herz that mir weh, ich meinte verrückt zu werden und rief: „O weh, o weh, o weh, daß ich geboren wurde!“ Bald lag ich, bald ſaß ich, bald ſtand ich auf, wand mich hin und her und rang oft meine Hände die ganze Nacht. Am Morgen kam einer meiner Magen zu mir und wollte mir einen Arzt holen. Ich aber forderte ein Pferd und einen Knecht, ſaß auf und ſprengte wie ein tobender Mann dahin, wo ich die Gute den Tag vorher gelaſſen hatte. Da traf ich, ihr könnt mir's glauben, meine Frau auf dem Pferde ſitzend, wie ſie auf der Straße mir entgegen kam, in eine Reiſekappe gehüllt. Als ſie mich ſah, neigte ſie ſich, und ich ſchwieg jetzt auch nicht mehr. Ich ſprach: „Gnade, meine Herrin, ſeid mir um Gott gnädig und um eurer Tugend willen; ihr ſeid es, an der mein Leben hängt, glaubt mir, ich habe euch gedient ſeit der ſüßen Stunde, wo ich euch zuerſt ſah; in Treue bin ich euch unterthan, lauter und beſtändig iſt mein Dienſt. Laßt mich euren Ritter ſein und geſtattet mir euch zu dienen. Nichts Lieberes kann ich nimmermehr gewinnen als euch, reine, ſüße, ſelige Frau. Gern will ich Leib und Leben in ritterlicher Arbeit wagen, in allem Ritterdienſt will ich für euch beharren bis an das Ende meines Lebens.“

„Schweigt,“ ſprach ſie, „ihr ſeid zu ſehr Kind und unwiſſend in ſo großen Dingen. Wenn euch meine Huld lieb iſt, enthaltet euch ſolcher Rede und entfernt euch von meiner Seite. Euer Sinn iſt thöricht.“

„Liebe Frau, nur darin bin ich thöricht, daß ich mit euch nicht reden kann, wie ich möchte. In ritterlichem Dienſt bin ich ſo weiſe, wie einer der beſten; um als treuer Mann zu dienen, bin ich nicht zu ſchwach.“

„Ich rathe euch, weicht von mir, wenn ihr irgend bei Sinnen ſeid, und laßt euer Raunen ſein. Ihr wißt wohl, man hütet mich; hat jemand eure Rede mit mir vernommen, das bringt Schaden. Ihr ſollt mich in Ruhe laſſen, fürwahr, ihr ſeid ein läſtiger Mann.“

Die Gute ſah ſich um und ſprach zu einem Ritter: „Reitet auch an meine Seite, es ſteht euch allen übel an, wenn mich nur einer begleitet.“

Ich rief: „Sie hat Recht, es iſt fürwahr eine Unſchicklichkeit.“ Da kamen mehr als ſechs herzugeritten, und mein Geſpräch mußte ein Ende haben. Ich nahm Urlaub und ritt von dannen, frohen Muth im Herzen; mir däuchte, es war mir gut gelungen, ich hatte zu ihr von meinem Willen geſprochen. — Ich fuhr alſo den Sommer umher in Ritterſchaft; als der Winter ein Ende machte, ſetzte ich mich hin, dichtete ihr ein Lied und Büchlein und ſandte es ihr durch mein Niftel.“

So berichtet Ulrich von Liechtenſtein den Beginn ſeines Werbens. Er fuhr weiter in den Sommern zu Turnieren und reiſigem Spiel und dichtete im Winter Lieder zu Ehren ſeiner Herrin, welche die Baſe, die als verheiratete Frau das Verhältniß ganz in der Ordnung fand, eine Zeit lang beſorgte. Als er ſeiner Herrin einſt die Nachricht zukommen ließ, daß er in ihrem Dienſt einen Finger verloren habe, und dieſe dem Boten zur Antwort gab, das ſei nicht wahr, und ſie wiſſe wohl, daß er den Finger noch habe, da ließ er ſich den beſchädigten Finger durch einen Freund abſchlagen und ſandte ihr das Zeugniß. Endlich machte er ihr zu Ehren die große Ritterſahrt von Venedig bis an die böhmiſche Grenze; als Liebesgöttin gekleidet, brach er gegen die Ritter, welche ſich ihm auf dem Wege zum Kampfſpiel ſtellten, über dreihundert Speere, und wir erfahren bei Schilderung dieſes Zuges gelegentlich, daß auch er verheiratet war und während der vergnügten Fahrt ſeine Burg und Hausfrau auf einige Tage beſuchte. Dieſe Ehe hätte ihm ſein Verhältniß zu der Herrin nicht geſtört; wohl aber kam er gerade während dieſer glänzenden Ritterſahrt in Verdacht auch andern Frauen Minnedienſt geboten zu haben, die Herrin ſandte ihm eine ſehr unfreundliche Botſchaft und forderte den Ring zurück, den ſie ihm einmal gegönnt hatte. Wie Ulrich dieſe Trauerkunde aufnahm, iſt ſehr bezeichnend für die Ueberſchwänglichkeit jener höfiſchen Zucht. Er ſelbſt berichtet darüber: „Ich klagte: Was ſoll mir jetzt Gut und Leben? Ich will zu Fuß wie ein armer Mann mich aus dem Lande ſchleichen, daß niemand wiſſe, wer ich ſei. Ich ſaß und weinte wie ein Kind, rang die Hände und die Glieder krachten mir vor Schmerzen. Da kam der Domvogt durch die Thür — ein Freiherr von Lengenbach, tüchtiger Ritter und Speerbrecher, der während dieſer Fahrt ſich erboten hatte, als Marſchall der Frau Venus mitzuſpielen; — er ſprach: „Wie nun? was ſoll das ſein?“ Er ſchloß die Thür und trat zu mir: „Sagt an, wer hat euch etwas gethan, daß ich euch in ſolcher Klage finde? Ich will es rächen.“ Da er mir ſo freundlich zuſprach, brach der Jammer von Neuem meine Kraft, und ich weinte wieder und ſagte ihm: „Mein Leid iſt ſo, daß ich es niemandem klagen kann.“ Als der treue Mann mein Elend ſah, wurde auch er bewegt und beweinte mit mir meinen Jammer ſo herzlich, als wäre ihm ſein Vater geſtorben. Und das war ſeltſam, denn er wußte nicht, warum er weinte. Als ich nun gar ſeine Thränen ſah, fing ich in meinem Schmerz laut an zu ſchreien. Während wir beide ſo jämmerlich ſaßen, trat Herr Heinrich von Waſſerberg, mein Schwager, herein und rief zornig: „Seht hier, was ſoll das ſein? Fürwahr, das iſt ein ſchwächliches Ritterklagen, ihr weint ja wie arme Waiſenkinder und ſchwache Weiber; ſchämt euch beide.“

Da ſagte der Domvogt: „Herr Heinrich, hier klagt Herr Ulrich ſo jämmerlich, wie ich in meinem Leben nicht gehört habe, und er will mir nicht ſagen, was es iſt.“ Von Waſſerberg, der biderbe Mann, verſetzte: „Herr Domvogt, mein Rath iſt, ihr geht hinaus; er ſoll mir fürwahr geſtehen, was er auf dem Herzen hat.“ Der Domvogt ging, und Herr Heinrich ſperrte die Thür und trat zornig vor mich hin: „Wie nun, ſchwacher Mann? Pfui, Herr, pfui, wie geberdet ihr euch! Wir alle ſollten froh ſein über den Ruhm, den ihr gewonnen habt. Erfahren ſo etwas die Frauen von euch, ſie werden euch ſtets wegen eurer Schwäche haſſen. Seht zu, daß ihr dies nicht wieder thut.“ Ich ſah ihn an und ſprach: „Ich werde nimmer froh und ſollte ich tauſend Jahre leben. Was mir aber fehlt, das ſage ich nicht.“ Er verſetzte: „Wenn ihr mir eure Herzensklage auch nicht geſteht, ich weiß doch, was euch freudenarm macht. Wollt ihr mir's ſagen, wenn ich's errathe?“ Ich ſchwieg; da fuhr er fort: „Merkt, was ich euch ſage. Die Frau, der ihr in Minne gedient habt, hat euch ihre Huld aufgekündigt, daher die Seufzer und das Leid; nicht wahr, ich hab's errathen?“

Da er ſo ſprach, brach mir das Blut aus Mund und Naſe und ich ſtand mit Blut beſchüttet. Als er mich ſo bluten ſah, rief der höfiſche Mann: „Süßer Gott, ich preiſe dich, daß du mich noch vor meinem Tode den Mann ſehen ließeſt, der ein Weib ſo ohne Wandel liebt.“ Er kniete nieder und hob ſeine Hände in die Höhe: „Wohl mir, daß ich dieſe Herzensfreude erlebte!“ Darauf ſtand er auf und umarmte mich: „Sei ruhig, ich will dein reines Herz tröſten, bei meiner Treue, in wenig Tagen ſchließt dich deine Frau in ihre Arme; ich kenne die Art der Frauen beſſer als du, lieber Freund; ſie will damit nur deine Beſtändigkeit verſuchen. Hüte dich, daß du kein Wanken zeigſt, und Alles wird gut. Sei ſtolz und froh; wer Lohn von Frauen begehrt, der muß friſchen Muth zeigen, dann rührt er ihr Herz, weiches Trauern halten ſie nicht für guten Dienſt. Ich rathe dir, waffne dich. Es iſt dir große Unehre, daß ſo mancher wackere Mann, der deinetwegen hergekommen iſt, auf dich warten ſoll. Schon harren ſie vor der Herberge, waffne dich." Mich aber erſchütterte wieder das Weinen, und ich ſprach kläglich: „Ich will nicht turnieren, ich habe keinen friſchen Muth, Ritterwerk in Trauer gedeiht nicht." Er aber lachte: „Ich habe meinen Willen darauf geſetzt, du mußt den Harniſch anlegen, es ſei dir lieb oder leid. Du ſollſt in deinen Waffenrock." Da rüſtete mich der wackere Mann, ich aber wußte ihm keinen Dank."

So erzählt Ulrich von Liechtenſtein, und wir Neueren ſtaunen über eine Empfindſamkeit in der Staufenzeit, die faſt genau ſo ausſieht, als hätte ſie einer ſchönen Seele des vorigen Jahrhunderts die Stimmung getrübt. Aber auch dieſe träumeriſche Beſchaulichkeit, welche über dem eigenen Leiden genußvoll verweilt, war ein altnationaler Zug, etwas davon hatte ſchon der Vandalenkönig Gelimer gezeigt. Sie iſt jetzt unwahrer und kindiſcher geworden. Denn man beachte wohl, der Liechtenſteiner hat die Frau ſeines Herzens ſeit ſeinen Knabenjahren nur ſelten auf Augenblicke geſehen, nur wenige Worte mit ihr gewechſelt; er iſt verheiratet und ein Lebemann, der unruhig umhertreibt. Die phantaſtiſche Neigung hat denn auch ein Ende, welches ganz der innern Unwahrheit des Verhältniſſes entſpricht. Als ausſätziger Bettler verkleidet, muß Ulrich vor das Schloß ſeiner Herrin kommen, dort leidet er Tage lang Noth und Schmach; endlich wird er in der Nacht mit Tüchern an der Mauer heraufgezogen. Die Herrin empfängt ihn im Fürſtenſchmuck, auf ihrem Lager ſitzend, von vielen Frauen umgeben, beim Glanz von hundert Lichtern, und ſagt: daß ſie ihn in ſolcher Art heimlich ſehe, ſei die höchſte Gnade, die ſie ihm erweiſen könne; andere Gunſt dürfe er von ihr nicht fordern. Sein Stolz wird dadurch tötlich gekränkt, vergebens verhandelt er in der Nacht mit ſeiner anweſenden Baſe, um ſein Ritterrecht an der Herrin geltend zu machen, und ſehr fremdartig für unſer Empfinden iſt der Inhalt dieſer Verhandlungen. Da er ſich weigert das Schloß zu verlaſſen, wird er endlich durch eine Liſt der Frauen wieder aus der Burg entfernt und fühlt die Schmach, die ihm dadurch widerfahren, ſo tief, daß er Luſt hat ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Man erkennt deutlich, daß ſeitdem das Verhältniß ſeinen Zauber verliert, obgleich die Eitelkeit des Ritters ſich nicht verſagen kann, einige ſchwache Andeutungen zu machen, daß er doch noch bei ſeiner Herrin Gnade gefunden habe. Denn gleich darauf ſingt er Klagelieder gegen ſie mit ſehr bittern Anſpielungen, und aus der ungeſunden Neigung wird ein dauerhafter Haß. Zuletzt ſucht er ſich andere Herrinnen.

Der höfiſche Frauendienſt verlor ſeine Bedeutung in der eiſernen Zeit, welche etwa ſeit 1220 über Deutſchland kam. Doch ganz verſchwand er nicht aus den deutſchen Burgen, noch im funfzehnten Jahrhundert, kurz bevor Götz von Berlichingen im Walde auf die Nürnberger lauerte, werden wir ähnlichen abenteuerlichen Huldigungen begegnen. Bald auch hörten die Dienſtmannen und Ritter auf, Träger der volksmäßigen Poeſie zu ſein, aber der deutſche Geſang, welcher bei ihnen begonnen, klang fort in den Stuben der Bürger, am Studirtiſche der Mönche, auf den Kreuzwegen, wo fahrende Leute hielten. Der unermeßliche Segen blieb der Nation, den Verſen folgte die deutſche Proſa: Urkunden, Rechtsbücher, Chroniken wurden jetzt deutſch geſchrieben, zwei Jahrhunderte nach dem Tode Kaiſer Friedrich's II wurde das erſte Buch gedruckt.

Die Trumme geſplitterter Speere lagen in den erſten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts auf allen Spielplätzen großer Edelhöfe, die Minnelieder Walther's ſang der Bote, der auf der Straße ritt, und leiſer die Edelfrau in ihrem Zimmer und die Nonne in ihrer Zelle. Mit Speerkrachen und zierlichem Versklang endete die erſte Periode deutſcher Geſchichte.

Es ſind dreizehnhundert Jahre voll ungeheurer Wandlungen: Sturz des Römerreichs und germaniſche Beſiedelung Europas, Aneignung des Chriſtenthums und lateiniſche Schule, Wiederbelebung und Verfall eines großen Kaiſerreichs, eine neue Völkerwanderung nach dem Morgenland und eine neue deutſche Bildung. Dennoch ſind es im Grunde wenige große Gedanken, welche Sinn und Willen von Millionen richten, es ſind einige geheime Neigungen germaniſcher Natur und einige Lehren, welche ſeit Bekanntſchaft mit der antiken Welt in die Seelen gekommen ſind. An die Stelle der Häuptlinge, welche einſt den Zwieſpalt zwiſchen Chatten, Cheruskern und Chauken erhielten, ſind die deutſchen Fürſten getreten der Franken, Sachſen und Schwaben, an Stelle der reiſigen Bankgenoſſen in der Halle des Häuptlings ſteht das Ritterheer der belehnten Dienſtmannen, ſtatt der holden Herrin und weißen Frau wandelt die reine Magd Maria unſichtbar durch die Lande; ſchon in der Völkerwanderung haben Goten und Perſer im ritterlichen Zweikampf Speere gegen einander verſtochen, wie 600 Jahre ſpäter Kreuzritter und Sarrazenen. Derſelbe Zug, welcher die Vandalen in die dämmerige Ferne lockt und dem gotiſchen Landwirth die Sehnſucht nach Goldſchatz und Abenteuern erregt, treibt auch den deutſchen Kaiſer, den Rittersmann und Bauer an den Golf von Neapel, nach Conſtantinopel und Jeruſalem. Der Elephant, wie er unter Karl dem Großen als Beweis von der Macht und Herrlichkeit des Kaiſers hochgehalten wurde, wandelte auch als Ghibelline unter Kaiſer Friedrich dem Zweiten, gepanzert, mit einem viereckigen Thurm und ſarrazeniſchen Bogenſchützen beſetzt, in der lombardiſchen Ebene.*) Immer wieder hat der Deutſche den Drang, Kraft und Leben im Dienſt ſeines Herrn zu opfern;

---

*) F. Salimbene Chron. in Monum. Parmes. III, pag. 48.

wie das Gefolge des Alemannenkönigs Chnodomar freiwillig die Hände den römiſchen Feſſeln darbietet, als ihr Herr ergriffen wird, ſo geißelt ſich der Mönch, weil ſein himmliſcher König gegeißelt worden iſt, ſo hackt ſich zuletzt der Ritter einen Finger ab, um ſeiner Frau zu gefallen. Während dreizehnhundert Jahren harter Kämpfe haben hochfahrender Muth, gemüthvoller Eigenwille und Mangel an Gemeinſinn dem Deutſchen immer wieder ſeinen Staat verdorben, den die Rieſenkraft einzelner Könige zuſammenfügte.

Den Urſprung, die Herrſchaft und das Ausklingen dieſer herrſchenden Ideen darzuſtellen war Aufgabe dieſes Buches. Aber während Altehrwürdiges ſich auslebte, war ſtill und geheimnißvoll neuer geiſtiger Inhalt in dem Volke aufgeblüht, welcher Bürgſchaft für Dauer und höhere Entwicklungen gab: einige unvergängliche Lehren des Chriſtenthums, lateiniſche Bildung, Städteleben, Gliederung der Intereſſen in geſchiedenen Ständen, nationale Kunſt und Gewerbthätigkeit, eine deutſche Literatur. Geſteigert war trotz aller Einbußen und Verluſte die dauerhafte, vorwärts treibende Lebenskraft, geſtärkt trotz aller Verbildung der Zeit ein billiger Sinn, ein liebevolles Gemüth und ein raſtlos nach Verſtändniß der Welt ringender Geiſt. Es war das erſte Jugendalter unſeres Volkes, aus welchem hier Stimmen vergangner Menſchen hörbar wurden, ſie tönten faſt alle aus der lateiniſchen Schulzeit der Deutſchen.

Seitdem leiten durch Jahrhunderte neue Ideen das Schickſal des Volkes; das Hausintereſſe der Fürſten, die Genoſſenſchaften Gleichberechtigter, die bevorrechtete Arbeit, die Anfänge heimiſcher Wiſſenſchaft und das ängſtliche Suchen nach neuen Wegen zu der Gnade Gottes, endlich die Coloniſation in den Oſtmarken, zunächſt im Ordensland Preußen.

Ordensburg Sonthofen

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Achtzehnter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: F
Nr.: Cw 03~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Techn. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Zweiter Band. Erſte Abtheilung. **Vom Mittelalter zur Neuzeit.**

Seite

Einleitung: Die innere Einheit des Zeitabſchnittes von den Hohenſtaufen bis zum dreißigjährigen Kriege 1

1. **Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.** Das Ritterthum als perſönliche Ehre der gepanzerten Reiter; Edle, Dienſtmannen. Die Ritter als Dienende. Das Kind und ſeine höfiſche Zucht. Ritterſchlag und Recht ihn zu ertheilen. Vorrechte des Ritters. — Seine Rüſtung. Turnierwaffen. — Die Waffenübungen: die Tjoſt, das Foreſtiren, Tafelrunde und Artushöfe, der Buhurt, der Turney, und Schilderung, Zahl der Kämpfer, Bedeutung der Spiele. — Die Trägen, das Unpraktiſche der Ritterſpiele. Verwilderung der Ritter. — Die Gefangennahme Ulrich's von Liechtenſtein durch ſeinen eigenen Lehnsmann, nach dem „Frauendienſt“. — Aenderungen in der Bewaffnung und Verfall im nächſten Jahrhundert. — Die Rittermäßigen. — Das Ritterthum nach dem Ritterſpiegel des Johannes Rothe um 1400 5
2. **Aus deutſchen Dörfern** (1200—1500). Ritter und Bauer. Zuſtände des Landvolks, Schilderung des Dorflebens zur Zeit des Neidhart von Reuenthal. Streben des Landmanns nach dem Ritterſchild. — Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre und Erzählung vom Bauer, der ein Ritter werden wollte. — Ehen zwiſchen Rittern und Bauern. Die freien Bauern. — Der Landmann im 15. Jahrhundert. Sein Verhältniß zu der gelehrten Bildung 50
3. **Aus der Heimat der Habsburger.** Kaiſermacht und Papſtmacht. Das Reich um 1273. — Charakteriſtik Rudolf's von Habsburg. Seine Wahl, Kämpfe mit Ottokar, bedrängte Stellung im Reich,

Seite

Familienintereſſe, Urtheil über ſeine Bedeutung. Bericht über den Elſaß und über Rudolf nach den Aufzeichnungen der Predigermönche von Colmar. Habsburger und Luxemburger 77

4. **Auf den Straßen einer Stadt** (nach 1300). Eigenthümliches des 14. Jahrhunderts. Das Leben in der Genoſſenſchaft, Wachsthum der Städte, Ritterbürtige und Kaufleute. — Handwerker und Innungen. — Das Ausſehen einer größeren Stadt um 1300. Umgebung. Das Stadtvieh. Das Pflaſter, Waſſer, die Straßen, Kirchen, Schulen und Rathhaus, Glocken und Uhren. — Ein Markttag. Die Arbeit der Handwerker. Frachtwagen. Gäſte und Gaſtſpenden. Die Bäder. Die Ritterbürtigen vom Lande. — Das Leben im Hauſe, Kleidung, Speiſe und Trank. — Der Abend auf den Gaſſen. Neues und Merkwürdiges. — Die Wirthshäuſer. Die Nacht. Größe der Städte. Tüchtigkeit des Handwerkers, Gebräuche des Handwerks. Die Vorſage der Schmiedegeſellen. Der wandernde Handwerker als Coloniſt 110

5. **Beſiedelung des Oſtens.** Schleſien. Kämpfe der Deutſchen und Slaven. Fortdauernder Zug nach dem Oſten. Die ſlaviſche Einwanderung im Oſten der Elbe, unſichere Spuren germaniſcher Ureinwohner. Das ſlaviſche Schleſien unter den Piaſten. Deutſche Mönche. Anlage deutſcher Dörfer und Städte. — Eigenart der deutſchen Schleſier. Ihr Schickſal unter den Luxemburgern; in der Huſſitenzeit; im dreißigjährigen Krieg . . . 159

6. **Beſiedelung des Oſtens.** Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen. Leben und Vergehen einer politiſchen Genoſſenſchaft. Die Dienſtleute St. Mariens vom deutſchen Hauſe. Ihre älteſte Regel und Zuſätze. — Der Orden bis zu ſeinem Verfalle kein adliger Orden. Seine Gebietiger, Prieſter, Ritter, Sarjanten, Techniker, dienenden Brüder; Zahlenverhältniß der Ritter und Nichtritter. — Hermann von Salza und das Streben nach Landerwerb. Die heidniſchen Preußen. Coloniſation in Livland. Das Verfahren Preußen zu beſiedeln. Die erſten Kreuzfahrten. Ebben und Fluthen der Erfolge. Heldenzeit des Ordens. Begeiſterung. Wildheit. Die Sagen und Martin von Golin. — Das 14. Jahrhundert des Ordens. Gute Verwaltung. Inneres Siechthum. Die Preußenzüge des Adels. Die Reiſen nach Litauen und Grenzerleben. Kriegsbrauch des Ordens. Unrühmliche Beutefahrten. Der Zug

Seite

Herzog Albrecht's von Oeſtreich im Jahr 1377, nach Peter Suchenwirt. — Schneller Verfall des Ordens . . 190

7. **Beſiedelung des Oſtens.** Vom Bord der Hanſen. Die Arbeit des Kaufmanns. Handel der Oberdeutſchen und Niederdeutſchen. Verſchiedenheit der Geldwährung. — Die Hanſa. Lockerer Zuſammenhang der Städte. Die Oſterlinge. Der Fiſchfang und der Hering. Der Hanſe in der Heimat. Seine Schiffe. Flotten und Seeraub. Seerecht. — Verkehr in der Baye. Niederlaſſungen und Höfe des Hanſen. Schonen, der Stahlhof in London, Nowgorod, Bergen. Anlage neuer Städte: Riga, Reval, Dorpat, Danzig. Fahrten der Hanſen nach niederdeutſchen Chroniken. Die Seeſchlacht bei Warnemünde 1234. — Schiffe von Wismar im Eiſe 1394. — Die Schlacht im Norſund 1427. — In der Baye 1443. — Paul Beneke von Danzig 1473. — Verfall der Hanſa. Die Neuzeit 233

8. **Krieg und Fehde** im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Volksthümliche Auffaſſung des Fehderechts. Fehdebrauch. Eine Fehde zwiſchen Dorf und Stadt. — Fehde der Stadt mit den Schildbürtigen. Vorſichtsmaßregeln, Rüſtungen. Außenhäuſer. Polizei. Abſage. Beutezüge. Vertheilung der Beute. Gefangene. Belagerung. Pulver und Geſchütze. Batterien. Städtebünde und ungünſtige Stellung der Städte beim Vergleich. — Die Rittermäßigen als Fehder. Raubgeſchäfte. Haß gegen die Städter. Geſellſchaften der Rittermäßigen. — Die Geſellen des Fehders. Die Reiſen. Harte Behandlung der Gefangenen. Gericht der Städter und Rache 277

9. **Aus den Huſſitenkriegen.** Die Stellung Böhmens zum Reich. Die Univerſität Prag. Das wiſſenſchaftliche Denken. Freude an den Naturwiſſenſchaften. Oeffentliche Lehre. — Verfall der Kirche. Unwiſſenheit der Laien und Geiſtlichen in Glaubensſachen. Der Sünder und die guten Werke. Die Bruderſchaften. — Wirkung der Predigt. Die Myſtiker. Verlauf der huſſitiſchen Bewegung. Der Scheiterhaufen des Huß. — Bericht des Martin von Bolkenhain 316

10. **Eine deutſche Frau am Fürſtenhofe** (um 1440). Entwicklung des Volksgemüths zur Huſſitenzeit. Leben an den Höfen. Die letzten Luxemburger. Die ungariſche Krone. Erzählung der Helene Kottanner. Gewiſſenskämpfe im 15. Jahrhundert 351

Seite

11. **In den Turnierſchranken** (um 1480). Verfall der höfiſchen Zucht. Allmähliche Erhebung des niedern Adels. Die Ritterwürde. Ritterſchlag am heiligen Grabe. — Erziehung des adligen Knaben am Fürſtenhofe. Reiſe in die Fremde. Frauendienſt. Die Burgfrauen als Gleichberechtigte. Turnierkränzchen und Geſellſchaften. — Die Schauenburge im Izthal. Bericht des Wilibald von Schauenburg über ſeine ritterlichen Fahrten 379

12. **Die frommen Landsknechte** (um 1492). Nicht durch Maximilian geſchaffen, früheres Vorkommen. — Beſſerung der Wehrkraft im Reiche. Genoſſenſchaft der Landsknechte. Ihr Vertragsverhältniß zum Kriegsherrn. Geldmangel. Widerſpenſtigkeit. Die Lage der Befehlshaber. — Der niederländiſche Krieg. Bericht des Landsknechthauptmanns von Schauenburg über die Eroberung von Arras. Urtheil darüber. Kaiſer Maximilian 414

13. **Die fahrenden Leute.** Ihre Herkunft aus dem römiſchen und germaniſchen Heidenthum. Ihre Thätigkeit im Mittelalter. — Beſtark und der Teufel. Allmähliche Verſöhnung mit den Seßhaften. Die Fechter, Sänger, Mimen. Eindringen in die geiſtlichen Spiele. Fahrende Schüler. — Zigeuner und ihre Sprache. — Rotwelſch und die Bettler. — Schluß 449

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Zweiter Band.
Erſte Abtheilung.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.
(1200—1500.)

Einleitung.

Man iſt gewöhnt, das ganze Jahrtauſend deutſcher Geſchichte, welches zwiſchen dem Untergang des weſtrömiſchen Kaiſerreichs und der deutſchen Kirchenreformation liegt, als medium aevum, Mittelalter, von dem Alterthum und der Neuzeit zu ſcheiden.

Es iſt wahr, am Ausgange des 15. Jahrhunderts ſtehen eine Anzahl großer Ereigniſſe neben einander, welche nicht nur den Deutſchen, ſondern allen Völkern der Erde ihr Schickſal beſtimmt haben: Erfindung des Bücherdrucks, Entdeckung Amerikas, Reform der Kirche. Außerdem faſt in jedem Staate Europas die wichtigſten politiſchen Umbildungen, in Deutſchland die Herrſchaft der burgundiſchen Habsburger. Aber ſieht man näher zu, ſo ſind ſtillwirkende Kräfte lange geſchäftig geweſen, dieſe großen Ereigniſſe hervorzubringen, auch die weltbewegenden Entdeckungen ſind nichts Zufälliges, ſondern Ergebniß mehrhundertjähriger Arbeit, und was Beginn neuer Entwicklungen wird, iſt zugleich höchſtes Reſultat lebenwirkender Ideen und längſt vorhandener Sehnſucht und Arbeit.

Von ſolchem Geſichtspunkt wird uns die Zeit zwiſchen den Hohenſtaufen und dem dreißigjährigen Kriege, die vierhundertjährige Periode von 1254—1648, ein einheitlicher geſchloſſener Zeitraum der deutſchen Geſchichte, welcher ſich von der Vorzeit und Folge ſtark abhebt, in dem wir einen innerlich feſtzuſammenhängenden, tragiſchen Verlauf des nationalen Schickſals erkennen.

Es war dem Staate und der Kirche des Mittelalters nicht gelungen, die alte Eigenwilligkeit der Germanen zu beugen, Kaiſerthum und Papſtthum hatten im Kampfe einander die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Seit dem Beginn dieſes Zeitabſchnittes lehnt ſich der deutſche Geiſt gegen die Kirche des Statthalters Chriſti auf, der Unwille über die gemüthloſe Herrſchaft der römiſchen Kleriſei führt zum Abfall Einzelner, ganzer Gemeinden, endlich der Mehrzahl des Volks. Von wenigen gelehrten Denkern und frommen Myſtikern ſteigt die Bewegung durch Huß bis zu Luther. Auch die neue Ordnung des Glaubens fordert in mittelalterlicher Weiſe Einheit des kirchlichen Bekenntniſſes unter Autorität der Schrift, ſie erfüllt die ganze Nation mit ihren Gewiſſenskämpfen und ihrem dogmatiſchen Streit, aber ſie vermag die Freiheit der Forſchung, welche ſie den Seelen gewonnen, nicht wieder durch ihre Lehre zu beſchränken. Auch die Herrſchaft der neuen Kirche endet mit dem dreißigjährigen Kriege. Anfang der Neuzeit iſt das Aufleben freier Wiſſenſchaft.

Im Staat beginnt dieſe zweite Periode mit dem Aufſteigen neuer Fürſtengeſchlechter in Deutſchland, alle großen Häuſer erheben ſich in dem zerfallenen Reiche faſt zu gleicher Zeit. Als größtes das der Habsburger. Es iſt die Zeit ſeines Wachsthums, ſeiner Familienverbindungen und Erbſchaften, der Siege ſeines Hausintereſſes und ſeiner Verſuche, die Kraft des Reiches undeutſcher Fürſtenpolitik dienſtbar zu machen. Höhenpunkt ſeiner Macht iſt die Zeit Karl's V. Die gewaltthätige Aufnahme ſeiner Pläne durch Ferdinand II führt zu einem tötlichen Kampf, in welchem die Volkskraft für Jahrhunderte gebrochen wird, aber zugleich die Selbſtändigkeit der Theile und die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gerettet. Anfang der Neuzeit iſt die vertragsmäßige Sicherſtellung ſouveräner Fürſtenmacht und das Heraufkommen des preußiſchen Staates.

Im Anfange dieſes Zeitalters haben die Rechte der Perſonen, die Rechte und Laſten des Beſitzes zahlloſe Abſtufungen, Vollfreie, Mittelfreie, Hörige, Unfreie, rechtloſe Wildfänge ſtoßen überall in Stadt und Land an einander; hier gilt der Bauer mehr als der Ritter, dort regiert der Burgmanne herriſch den Innungsgenoſſen, der neben ihm dieſelbe Stadtmauer vertheidigt, und der Schildbürtige lehnt ſich trotzig gegen ſeinen edlen Herrn auf. Dieſe zweite Periode der deutſchen Geſchichte gliedert das geſammte Volk in wenige Stände, ſie gleicht in langen Kämpfen die Unterſchiede innerhalb der Stände aus, die Einen heraufhebend, die Andern herabdrückend, und ſie unterwirft ſchließlich alle Stände dem Staat der Fürſten.

Es iſt die Zeit der härteſten ſelbſtſüchtigen Kämpfe; Gefühl des nationalen Zuſammenhangs und Pflichttreue gegen das Reich ſind faſt geſchwunden, Fauſt erhebt ſich gegen Fauſt, Stand gegen Stand. Aber dennoch erſtarken die Deutſchen in zahlreichen Schwurvereinen durch Handwerk und Handel, ſie breiten ihre Herrſchaft über weite Länder des Oſtens, ihre Flotten beherrſchen die Nordmeere. Und jeder der großen politiſchen Vereine und Stände vollendet in demſelben Zeitraume ſeine abgeſchloſſene Geſchichte, er wächſt herauf unter dem Schutze ſeiner Privilegien, er ſchafft ureigenes Leben und macht nationale Kraft frei, bis er durch dieſelben Vorrechte, die ihn zuerſt erhoben, beſchränkt wird und durch das beſſere Recht Anderer widerlegt. Die Ritter wandeln ſich in raubluſtige Junker, dieſe in Gutsherren ihres gnädigen Fürſten. Die Städte werden, auch wenn ſie nicht reichsfrei ſind, in Wahrheit kleine Republiken, wohlhabend und unternehmend, am Ende des 15. Jahrhunderts ſtehn ſie auf dem Höhenpunkt des Gedeihens, welches bevorrechteter Arbeit vergönnt iſt. Sie vertreten das beſte Recht des Volkes, wenn ſie für Sicherheit der Landſtraße gegen räuberiſche Junker kämpfen, und ihr eigenes gutes Recht, wenn ſie Eingriffe des Landesherrn in ihr Gericht und ihre Einkünfte abwehren. Aber ſie vertreten nicht mehr den Vortheil des Volkes, wenn ſie fremde Waaren und fremde Erfindung von ſich ausſchließen, wenn ſie ſich den Leiſtungen für das Reich entziehen und in jedem einzelnen Fall ſelbſt befinden wollen, ob ſie ihre Kartaunen und ihre Gulden hingeben, um einen Reichsfeind abzuwehren. Auch der Großhandel ihrer Genoſſenſchaften überlebt ſich. Die Welt wird größer, ſeit der Seeweg nach Oſtindien und Amerika entdeckt iſt, andere Völker bringen neue Waaren an unſere Küſten, neue Erfindungen fordern ſich freien Verkehr. Alle Genoſſenſchaften überwindet der fürſtliche Staat. Aber nicht in friedlichem Siege über die ſelbſtſüchtigen Anforderungen der Ritterſchaften, Städte, Hanſa, Innungen, ſondern nach einem großen, mörderiſchen Kriege, der in Deutſchland faſt alles ſelbſtkräftige Leben zerbricht.

Es iſt die Zeit aufſteigender Volkskraft bis zu Luther, welche in dieſem Theile nach Berichten der Zeitgenoſſen dargeſtellt werden ſoll, eine Zeit, in welcher das Leben des Einzelnen ſich in der Genoſſenſchaft birgt, welcher er angehört. Die Schilderungen aus dieſer Periode haben deshalb vor Allem die Aufgabe, Ordnung und Treiben der großen Schwurgeſellſchaften darzuſtellen, welche dem Deutſchen das Privatleben einſchließen, den Staat erſetzen. Dabei wird nur ſelten die innere Bewegung eines Menſchenherzens ſichtbar. Zumeiſt in Reibung und Kampf mit den Gegnern verfolgen die Bünde ihren Vortheil, faſt unabläſſig und eintönig dröhnt das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkſtätten und Contore; auch von dieſen Bildern war es nicht fern zu halten.

Aber überall rührt ſich erfindend und erobernd die junge ungebrochene Kraft eines Volkes von großen Gedanken und ſtarkem Willen.

1.

Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.

Wie die Genoſſenſchaft der gepanzerten Reiter zu einem Stande wurde, der ſich zwiſchen dem Adel und den Bauern erhob, wie ſich daraus im 15. Jahrhundert der niedere Adel entwickelte und wie die neuen Edelleute im 16. Jahrhundert dem fürſtlichen Staat eingefügt wurden, ſoll in dieſem und ſpäteren Schilderungen gezeigt werden. Zunächſt Sitte und Brauch des Ritterthums unter den Hohenſtaufen. Es wird hier von deutſchen Verhältniſſen die Rede ſein, von fremder Hofzucht nur ſo weit, als ſie bei uns das Bürgerrecht gewonnen.*)

Die Ritterwürde war ſeit den Kreuzzügen Ehre des Reiters geworden, welcher zur Kriegsfolge verpflichtet war, weil ihn ſein Herr mit einem Lehngut begabt hatte, oder weil er auf dem Herrenhofe in Dienſt ſtand. Es war eine perſönliche Ehre, welche jedem Einzelnen ertheilt werden mußte; ſie gab ihm das Recht, in der Schlacht neben ſeinem Herrn in gleicher Rüſtung zu kämpfen, und ſie machte ihn für Lager, Waffenſpiel und Hofgeſelligkeit zum gleichberechtigten Kameraden aller Edlen, nicht nur ſeines Volkes, ſondern der geſammten Chriſtenheit.

---

*) Für die erſten Jahrzehnte nach 1200 ſind deshalb die Dichter Hartmann und Wolfram weniger ausgibig als Ulrich von Liechtenſtein, Konrad von Würzburg und einige Kleinere, für 1300 ſind der ſogenannte Seifried Helbling und Hugo von Trimberg, für 1400 Johannes Rothe in ſeinem Ritterſpiegel Hauptquellen.

Der deutſche Adel beſtand von den Sachſenkaiſern bis nach 1400 — abgeſehen von den geiſtlichen Reichsfürſten — nur aus den Familien der Fürſten, Grafen und Freien, welche Reichslehen beſeſſen hatten. Er war in einer Anzahl Familien erblich geworden, und oft wird das vornehme Geſchlecht der Fürſten, Grafen und Freien den übrigen Ständen gegenübergeſtellt. Nur ſie ſind nach Recht die Edlen und werden als hochgeboren gerühmt,*) ſie ſind die Hofbeſitzer, in deren Saal und Stall Hofbrauch gelernt wird. Aber auch ſie gewinnen die Ritterwürde.

Ihnen gegenüber ſtehen von 1200—1400 die Ritter und ihre Familien als nichtadlige, auch ſie mit ſehr verſchiedenen politiſchen Rechten und Anſprüchen. Denn ſie ſind nicht einmal ſämmtlich freie Leute. Zwar der größere Theil derſelben ſtammt entweder aus freiem Bauerngeſchlecht, oder doch von Freigelaſſenen. Aber die Dienſtmannen oder Miniſterialen, welche Haus- und Hofdiener eines Edlen ſind, entweder neu ausgewählt oder von ihren Vätern her, ſind Hörige; ſie können von ihrem Herrn mit dem Grund und Boden, den ſie beſitzen, verkauft, vertauſcht, verſchenkt werden, zuweilen ſogar ſie allein ohne den Grund; ſie dürfen außerhalb der Dienſtgenoſſenſchaft ihres Herrn nur mit ſeiner Erlaubniß heiraten, dürfen nicht im Gericht Urtheil finden gegen freigeborne Leute u. ſ. w. Doch ſolche Ueberreſte alter Unfreiheit verhindern nicht, daß ſie in allem Ritterthum den freien Rittern, ja den Edlen gleichſtehen. Und merkwürdig, gerade dieſe Dienſtmannen, welche durch Hofgunſt in der Hörigkeit heraufgekommen ſind, bilden bereits um 1200 eine bevorzugte und anſpruchsvolle Klaſſe der Ritter. Von andern diejenigen Miniſterialen, welche dem Reich oder den Fürſten die oberſten Aemter ihres Edelhofes verwalteten: das Amt des Truchſeſſen, der die Speiſen aufgeſetzt und an Stelle des früheren Seneſchalks, des Altknechts, getreten iſt, ferner des Schenken, der über dem Keller waltet und ſeinem Herrn beim Trunk aufwartet, dann des Marſchalks, des Roßknechts, der über die Ställe geſetzt iſt und dem Tiſche der reiſigen Knappen vorſitzt, endlich des Kämmerers, der Schlafgemach, Kleider und Treſor behütet. Dieſe alten Aemter des Reiches und der Fürſtenhöfe hatten ſehr früh alle Rechte der Freien erhalten, ihre Beſitzer waren vornehme Männer in ihren Landſchaften. Aber auch die übrigen Dienſtmannen ohne beſtimmtes Hofamt beanſpruchten mehr zu ſein als die einfachen Ritter. Und dieſe rittermäßigen Unfreien waren in Deutſchland zahlreich, denn alle begüterten Edlen, die Grafen und ſogar Freie, hielten für ihren Hof Dienſtmannen, die ſie des eigenen Anſehens wegen mit Landlehen ausgeſtattet hatten.*) Es war natürlich, daß dieſe emporſtrebende Klaſſe höriger Ritter viel beneidet wurde, man klagte über ihren Hochmuth, und wußte wohl, daß mancher von ihnen mit dem Hirten das Vieh gehütet hatte. Aber ſie gingen im Range überall der Maſſe gewöhnlicher Ritter vor und die Reihenfolge der Ehren iſt ſtets: Fürſten, Markgrafen, Grafen, Freie, Dienſtmannen, Ritter, edle Knechte.

---

*) So z. B. im 13. Jahrhundert bei Ulrich von Liechtenſtein der Freie von Lengenbach, Domvogt von Regensburg.

Die Ritter aber bildeten die ungeheure Mehrzahl des Standes, ſie ritten in dem Gefolge der Edlen und Dienſtmannen und ſpielten im 13. Jahrhundert als Chor mit. Ein tüchtiger Mann unter ihnen konnte in ſeiner Landſchaft ebenfalls Anſehen gewinnen als geſchickter Speerbrecher, dauerhafter Kriegsmann oder Landplacker. Im Ganzen war noch lange nach 1200 ihre Theilnahme an den ritterlichen Spielen zwar eifrig, aber beſcheiden. Bei dem zahlreichen Ritterſport, welchen der Liechtenſteiner veranlaßt, ſind die Edlen und Dienſtmannen ſeiner Landſchaft im Einzelkampf immer die Haupthelden; denn Turnierſchmuck, Roſſe und Waffen koſteten vieles Geld, Einkünfte und Glücksgüter waren den Rittern oft karg zugemeſſen, ſie waren begünſtigt, wenn ſie ein feſtes Haus zu Lehen hatten, oft ſaßen mehre derſelben in demſelben Bau, oder ſie dienten im Haushalt eines Reicheren; gern nahmen die Ritter von ihrem Herrn Schwert und Gewand, bildeten im Turnier ſeine Schaar und hatten wohl auch die Turnierbeute mit ihm zu theilen. Auch ſolche fehlten nicht, welche beſitzlos und abenteuernd durch das Land zogen und einen Herrn ſuchten, dem ſie um Koſt und Gewand dienen wollten; oder ſie bettelten gar als „elende (fremde), arme nothhafte Ritterſchaft“ bei Vornehmen um eine Beiſteuer.*)

---

*) So hatte z. B. der Freie von Lengenbach, obgleich er ſelbſt Vogt des Biſchofs von Regensburg war, ſeine Dienſtmannen, welche nach ſeinem Tode nicht in gutem Rufe ſtanden. Der ſogen. Seifried Helbling VIII, 386. — Die Beſtimmung des ſchwäbiſchen Landrechts, daß nur Reichsfürſten Dienſtmannen halten ſollten, wurde in Wirklichkeit wenig beachtet.

Dennoch waren die Ritter um 1200 bereits in Wahrheit die Tyrannen der Landſchaft, ſtolz und mißgünſtig blickten ſie auf die reichen Bauernhöfe, ſie waren die Kriegs- und Spielkameraden aller Herren des Landes, unentbehrliche Helfer bei jeder Fehde, oft wirklich durch Bildung und Lebensklugheit über die Maſſe des Volkes gehoben. Sie hatten das Recht, der Fürſtin des Landes ihren Ritterdienſt zu weihen, im Turnier Könige vom Roſſe zu ſtechen und ihnen Pferd und Rüſtung zu pfänden. Sie ſaßen in allen Landſchaften, einzelne Gegenden des altſächſiſchen Bodens ausgenommen, ſo zahlreich und trotz aller Fehden ſo eng mit einander verbunden, daß ihr Gebahren ſehr oft das Geſchick der Landſchaft beſtimmte. Auf ihre Menge und das Zahlenverhältniß zu den Edlen kann man aus einzelnen Angaben ſchließen. Als Kaiſer Friedrich Rothbart im Jahre 1184 zu Mainz ſeinen Sohn Heinrich mit dem Ritterſchwert begabte, waren 70 große Fürſten und an 70,000 Edle, Ritter und rittermäßige Knechte verſammelt.

---

*) Turnier von Nantes, 4 und 6.

Im Jahre 1222 waren bei der Hochzeit, welche Leopold von Oeſtreich ſeiner Tochter ausrichtete, 5000 Ritter im Gefolge der Edlen und Dienſtmannen zuſammengeſtrömt. Zwei Jahre darauf ritten bei einem Sühneverſuch zu Frieſach in Oeſtreich außer Fürſten und Markgrafen noch 6 Grafen, 8 Freie, 24 Dienſtmannen mit ihrer Sippe und 600 Ritter herzu. Die Adligen und Dienſtmannen werden von dem Berichterſtatter ſämmtlich mit Namen aufgezählt, von den Rittern nur die Ziffer genannt. Für die gute Kameradſchaft lohnte die Demokratie der Ritter dem Adel dadurch, daß ſie ſich eifrig nach ſeinem Bilde formte. Bei den Frauen ihrer Herren um Minne zu werben, ſich beim Becher höfiſch zu verhalten war ihr Stolz, gern legten ſie ihrem Schildamt das Beiwort edel bei. Sie waren im Grunde Dienende. Auch wer nicht ein Höriger war und nicht in ſeiner Familie durch das Hofrecht des Herrn beengt wurde, blieb abhängig von Gunſt und Milde des Lehnsherrn. Der Lehnsmann mochte ſich einmal trotzig gegen ſeinen Herrn auflehnen, im Ganzen gedieh ihm nicht Unabhängigkeit des Sinnes und nicht das Behagen in ſeinem Hauſe. Der Hof des Edlen oder Fürſten wurde der Ort, von dem er die meiſten guten Erfolge erwartete, dort drängten und ſtießen ſich rückſichtslos die Schildtragenden um einen gnädigen Blick und eine huldvolle Gabe. Der ſo hochfahrend war nach unten, wurde unter einem mächtigen Gebieter leicht ein ſchwacher Höfling; das wird bald eine Klage der Sittenprediger. Sogar bei den Ritterſpielen iſt die ideale Gleichberechtigung in Wirklichkeit nicht immer vorhanden, und es geſchah wohl nicht erſt im 16. Jahrhundert, daß ſich der Hofmeiſter eines Fürſten freiwillig vom Pferde warf, wenn er ſeinen gnädigen Herrn abgeſtochen hatte.

Dieſes Ringen nach der Höhe und Werben um Hofgunſt wurde bezeichnend für dieſen ganzen Zeitraum deutſcher Geſchichte, ja darüber hinaus. Wie der Bauer zum Ritter werden wollte, ſo der Ritter zum Adligen; Unzufriedenheit mit der einhegenden Schranke, ein raſtloſes Drängen in höher berechtigte Genoſſenſchaft wurde ſeit der Hohenſtaufenzeit dem ganzen Abendlande eigenthümlich. Wohl lag etwas Großes in der achtungsvollen Gemeinſchaft, welche den Herrn mit ſeinem Mann, den Edlen mit dem reiſigen Lehnsträger verband. Vielen wurde der Ritterſtolz, durch ſolche Bundesbrüderſchaft genährt, ein Quell ſittlicher Empfindungen, der ihnen das wilde und räuberiſche Leben vor völliger Verwüſtung bewahrte; mit beſonderer Freude heben die ritterlichen Sänger dieſe Poeſie ihres Standes hervor. Auch für die Befreiung der Menſchenkraft aus dem Stillſtand ererbter Zuſtände wurde das Aufſtreben der Ritter eine wichtige Hilfe. Es war unzweifelhaft ein Culturfortſchritt, aber er wurde theuer erkauft durch die Nichtachtung, welcher die ländliche Arbeit verfiel, und durch kunſtvolle Ausbildung der Standesvorrechte und Vorurtheile.

Wer von ſeinen Eltern für Ritterſchaft beſtimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen gebracht, um die Zucht zu lernen, welche den höfiſchen Mann von dem bäuriſchen unterſchied. Hier that er als Kind Pagendienſt, bildete einen Theil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tiſche und in der Kammer, und ſtand an großen Höfen mit ſeinen Altersgenoſſen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wohl ein Geſchenk gab.*)

Uralter Brauch war den deutſchen wie anderen indogermaniſchen Völkern, daß ſich nach freier Wahl zwei Kinder oder Geſellen aneinander banden, ſie beſiegelten die Bundesbrüderſchaft durch Gelöbniß und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutſchen Heldenſage, Spuren davon haben ſich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieſer Sitte zuſammenhängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden geſellt wurden, ſie aßen aus einer Schüſſel, erhielten zuſammen ihren Trunk und ſchliefen oft auf demſelben Bett.

---

*) In Berthold's Gedicht Crane iſt dies Geſchenk dreier Königskinder Spange und Fingerring.

Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächſt geſittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Eſſen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum größten Theil aus frühem Mittelalter ſtammen, wurden in Verſe gefügt und auswendig gelernt.*) Die „Tiſchzuchten“ z. B. befahlen: man ſoll hübſch die Nägel beſchneiden — was auch deshalb wünſchenswerth war, weil man vor dem 15. Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tiſche dreiſte Eingriffe nicht wehren konnte; — man ſoll vor dem Eſſen ſagen: „Segne es Jeſus Chriſt,“ ſoll am Tiſche nicht den Gürtel vom Bauch ſchnallen, nicht das Brot beim Schneiden an die Bruſt ſtemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüſſel ſtoßen, ſondern die Speiſen, die man aus der Schüſſel holt, mit einem Löffel oder einer Brotkruſte anfaſſen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugeſpitzt hat; wer die Speiſen mit Brot angreift, ſoll die Krumen behüten, wenn er mit einem Andern ißt, daß ſie nicht in die Schüſſel fallen. Niemand ſoll aus der Schüſſel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüſſel legen, nicht zwei ſollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden ſoll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man ſoll nicht trinken und ſprechen, bevor man die Speiſen hinabgeſchluckt hat, nicht ſchmatzen und rülpſen, ſich nicht in das Tiſchtuch ſchneuzen, nicht über den Tiſch legen, nicht krumm ſitzen und ſich nicht auf die Ellbogen ſtützen. Andere Dinge als Speiſen ſoll man während des Eſſens nicht mit der bloßen Hand anfaſſen, ſondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken ſoll man den Mund wiſchen, nicht in den Trunk blaſen, während dem Trunk nicht über den Becher ſehen. Man ſoll nur zwiſchen den Trachten trinken, man ſoll nicht eſſen, während der Geſelle trinkt, man ſoll beim Eſſen gegen ſeinen „Gemaßen" billig ſein und ihm nicht ſeinen Antheil wegeſſen, endlich die Zähne nicht mit dem Meſſer ſtochern.

---

*) Fr. Zarncke, Der deutſche Cato. — Des Tannhauſer's Hofzucht, Haupt's Zeitſchrift IV, S. 489.

War das Kind im Edeldienſt herangewachſen, ſo wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn; nicht immer an demſelben Hofe, wo der Glanz und Müſſiggang vornehmen Dienſtes verweichlichte, ſondern bei einem feſten und erprobten Lehrmeiſter. Jetzt ward der Knappe*) im Reiterhandwerk unterwieſen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinſtoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfiſcher Tanz und ritterlicher Dienſt bei Frauen durch Liederdichtung und Geſang. Der junge Knecht nahm Theil an den Fahrten ſeines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es ſcheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von ſeinen Geſellen gerufen wurde; wenigſtens ſind in den höfiſchen Kreiſen kennzeichnende Beinamen ſehr häufig, welche aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zuweilen als haftende Bezeichnungen den wirklichen Namen ihres Beſitzers verſtecken. Der junge Knecht turnierte eifrig mit ſeinen Gefährten die Ritterſchaft zu lernen um beſondere Knechtspreiſe.

In jedem Beruf wird ſtreng unterſchieden zwiſchen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern, Kind und Knecht ſind überall die Vorſtufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, ſogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgeſtuft. Und ſehr früh muß der ſyſtematiſche Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutſamem Brauch in jedem dieſer Lebenskreiſe die Rechte der einzelnen Stufen ſorglich beſtimmt und die Einführung mit weihendem Ceremoniel umgeben haben. Hatte ſich der Knecht in Ritterſchaft wacker geübt, ſtammte er von einem Vater, welcher ſelbſt den Ritterſchlag erhalten hatte, oder war er ſeinem Herrn beſonders werth geworden, ſo erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der ſich allmählich dabei ausbildete, war der älteſte das Umgürten mit dem Ritterſchwert durch den Herrn, ſeit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter ſich verpflichtete, treu gegen das Reich zu ſein, Frauen zu ehren, Gotteshäuſer, Witwen und Waiſen zu ſchirmen. Dieſe Ceremonie der Schwertleite war bei Vornehmen, den geiſtlichen Orden und in ſpäterer Zeit feierlicher.

---

*) Zwiſchen Knappe und Knecht iſt kein anderer Unterſchied, als daß den Schriftſtellern, Zeiten, Dienſtkreiſen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher iſt. Für das gleiche Amt braucht bis zur Gegenwart die Sprache regellos eines der beiden Wörter: Mühlknappe, Bergknappe, Schubknecht, vgl. Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter den betr. Wörtern.

Um 1200 durfte das Ritterſchwert ertheilen, wer ſelbſt Ritter war und das Recht hatte Lehnsgüter zu verleihen, alſo wer ein adliger Herr war. Da aber die Ritter das reiſige Gefolge jedes anſehnlichen Gutsbeſitzers bildeten, ſo nahm ſich auch der Dienſtmann die Freiheit, den Ritterſchild an ſein Gefolge auszutheilen. Es wurde damit in wilder Zeit überhaupt nicht genau genommen, die Würde ward ſchon im 13. Jahrhundert an Bauernſöhne um Geld gegeben, oder weil der Herr ſich einmal mit großem Gefolge am Fürſtenhofe zeigen wollte.*) Für ehrenvoll galt es, von dem höchſten Fürſten des Landes das Ritterſchwert zu erhalten, auch ihm war rühmlich, an großem Hoffeſt vielen höfiſchen Knechten die Ehre zu ertheilen. Bei jener öſtreichiſchen Vermählung im Jahre 1222 erhielten 225 Knappen die Würde. Noch rühmlicher war die Ertheilung vor einer Schlacht, die neuen Ritter kämpften dann in der erſten Schlachtreihe. So wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 unter Andern auch hundert Züricher Bürgerſöhnen das Ritterſchwert gab und die Züricher für ſeine beſten Kämpfer erklärte.

---

*) Der ſog. Seifried Helbling VIII, V. 217—285.

Schon um 1200 beſtand der Stolz auf ritterliche Herkunft. Das nächſte Recht zum Schildamt ſollte haben, wer aus dem „Geſchlecht der Tjoſte" ſtammte, und der Satz, welcher überall galt, daß der Sohn dem Berufe des Vaters zu folgen habe, wurde von Ritterbürtigen mit Eifer geltend gemacht. Aber trotz allem Klagen und Zürnen wollte es nicht gelingen, das Eindringen neuer Leute abzuhalten. Damals wurde allerdings nur der aufſtrebende Bauer angefeindet. Denn der Stadtbürger des 13. Jahrhunderts, der von ſeinen Eltern her als freier Mann bekannt war, oder deſſen Vorfahren als Burgmannen unter dem Stadtherrn geſeſſen hatten, ſorgte ſelbſt dafür, daß er vom Ritterſchild nicht ausgeſchloſſen wurde. Auch er ſtand in einem Gegenſatz zum Lehnsmann im Dorfe, aber er war in vielen Landſchaften der reichere, bald auch der gebildetere; er vertrat als Mitregierer ſeiner Stadt große politiſche Intereſſen, beeinflußte die Waffenmacht ſeiner Bürgerſchaft und konnte den Fürſten ſehr gefährlich und ſehr nützlich ſein. Er war ſtolz auf ſeinen Ritterſchild und ſeine Armſtärke beim Speerbrechen wie der Dorfritter. Aber wenn er ſich auch für den beſſeren Mann hielt, ſchon unter den Hohenſtaufen war für ſeine Geltung unbequem, daß er oft Kaufmannſchaft trieb und ſein Geld in bürgerlicher Nahrung mehrte. Denn der alte Kriegerſtolz der Germanen beſtand unverändert fort, daß dem waffentüchtigen Mann Kriegsthat mehr zieme als friedliche Arbeit. Und wo unter den Hohenſtaufen die Würden der Männer aufgezählt ſind, ſteht der reiche Kaufmann ſtets hinter dem Ritter.

Wer in den Ritterorden aufgenommen iſt, wird Herr und Ihr genannt, der Knecht aber Geſell und du. Er hat das Recht ein Wappen auf dem Holzſchild zu tragen und ſich von dem Knecht aufwarten zu laſſen. Es war nicht unnatürlich, daß um dieſe äußeren Vorrechte des Ritterſtandes gerade ſolche tötlichen Streit erregten, welche ſich davon erhielten, dem Bauer die Rinder zu ſtehlen; ſchon um 1290 iſt es gefährlich, ſolchen Raufbold du zu nennen oder ein Schildzeichen zu führen, welches dem ſeinen gleich iſt.*) Das Vorrecht, Schmuck und koſtbares Gewand des Adligen zu tragen, zumal Gold an Schild, Spange und Sporen, ſcheint der Ritter ſpäter gewonnen zu haben als Werthvolleres. Denn noch um 1400 war heraldiſche Ueberlieferung, daß Gold im Schilde edler ſei als Silber. Jedenfalls wurde der Goldſchmuck bald ſogar von den ritterbürtigen Knappen beanſprucht. Zwar dem jungen Knechte gezieme wie dem Kaufmann Silber, aber dem Knecht von dreißig Jahren ſolle man vergoldeten Schmuck nicht wehren.**)

Und es iſt bezeichnend für die allmähliche Umwandlung des Ritterthums in einen erblichen Stand, daß bereits die ritterbürtigen Knechte als ein eigner Stand hinter den Rittern aufgezählt und durch den Namen „edle Knechte“ von anderen Aufwartenden unterſchieden werden. Und bereits nach 1200 iſt für ritterlichen Grundbeſitz und Geltung in der höfiſchen Genoſſenſchaft die Ritterwürde nicht unbedingt nothwendig.

Die Rüſtung des ſchwerbewaffneten Reiſigen ſucht ſeit Friedrich Rothbart den Leib beſſer zu ſchützen und dem Ritter den Durchbruch der feindlichen Haufen zu erleichtern. Die fünf Arten der Schutzrüſtung: Lederkoller mit Metallplatten, aufgenähte Eiſenſchuppen, Kettenpanzer, bewegliche Eiſenringe und gerundete Schienen, ſind ſämmtlich bereits in der letzten Römerzeit vorhanden, ſie haben ſich neben einander erhalten und werden bis in das 17. Jahrhundert hinab der Reihe nach von Mode und Bedürfniß aufgenommen. Nach langen Zwiſchenräumen kommen einmal wieder uralte Formen in neuer Umbildung auf.*)

---

*) Der ſog. Seifried Helbling VIII, 430. Hugo von Trimberg Renner, V. 1107.

**) Der ſog. Seifried Helbling VIII, 660.

Um 1200 war die Schutzrüſtung noch verhältnißmäßig einfach. Der Harnaſch, d. h. die Rüſtung des Leibes, beſtand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Aermeln, Handſchuhen und einer Kapuze, welche zurückgeſchlagen werden konnte und, übergezogen, nur das Geſicht freiließ. Ueber dies Kettenhemd, das bis an die Knie reichte und abwärts von den Hüften durch Geren, keilförmige Einſätze, erweitert war, wurde bei ernſtem Kampf zuweilen die

---

*) Wie die Rüſtungen faſt aller bekannten Völker des Morgen- und Abendlandes, welche die Notitia dignitatum um 400 n. Chr. erwähnt, hier und da im Gebrauch gedauert oder durch die Waffenſchmiede nach alten Ueberlieferungen wieder gefunden wurden, vermögen wir im Einzelnen nicht nachzuweiſen, daß aber die ſpäte Wiederholung antiker Formen nicht zufällig iſt, lehrt der Augenſchein. Da Conſtantinopel bis in das ſpäte Mittelalter die große Fabrikſtadt für koſtbares Geräth und Stoffe, auch für Rüſtungen blieb, ſo wird dort die Verbindungsſtelle zwiſchen neuerer Mode und antiken Erinnerungen zu ſuchen ſein. Von etwa hundert Helmen z. B. des 13. und 14. Jahrhunderts, welche 1841 in einer Ciſterne der Feſtung Chalkis auf Euböa gefunden wurden, haben mehre der älteren faſt genau Form und Ausſchnitt des römiſchen Bronzehelms aus Neapel, der jetzt im Cabinet zu Schloß Erbach aufbewahrt wird. — Die Ritterlanze wird ſchon im Kriege Beliſar's mit den Goten erwähnt und ihre Form ſo beſchrieben, wie ſie etwa im 16. Jahrhundert gebräuchlich war, während noch lange nach der Völkerwanderung der kürzere Ger gewöhnliche Reiterwaffe war. Der überlange Spieß, den die Landsknechte des Fronsberg führten, iſt bereits fünfzehnhundert Jahr früher in den norddeutſchen Feldzügen des Germanicus den Römern läſtig. Die Wagenburg der Kimbrer dauert bis zum dreißigjährigen Kriege. — Man muß ſich hüten, in den ſpärlichen Ueberreſten und Abbildungen des frühen Mittelalters das einzig Giltige jener Zeiten zu ſehen. Wer ſelbſt ſchauen will, vergleiche: Hefner von Alteneck, Trachten des Mittelalters — ein vortreffliches Werk, das mit einziger Sorgfalt und guter antiquariſcher Kenntniß erhaltene Denkmäler nachbildet.

Brünne, der ältere Bruſtpanzer, gelegt. Aber im 13. Jahrhundert kam die Brünne außer Gebrauch, nicht immer legte man eine Eiſenplatte über den Halsberg, erſt im 14. ſchnallte man den Schienenharniſch regelmäßig über das Kettenhemd. Die Füße waren durch anliegende Panzerſtrümpfe, die Eiſenhoſen, geſchützt, welche bis über die Schenkel hinaufreichten. — Der Helm war im 10. Jahrhundert häufig eine runde Stahlkappe geweſen, hatte im 11. durch einen vorragenden Eiſenſtreif die Naſe gedeckt und im 12. oft koniſche Form gehabt. Gerade in der Zeit des höfiſchen Minnedienſtes ward er in Deutſchland häßlicher als je zuvor und hernach, plump, dick, am Scheitel häufig abgeplattet, einem umgeſtürzten Topf ähnlich. Er deckte auf den Schultern ſitzend das ganze Haupt, ließ nur kleine Sehöffnungen, die Fenſter, und wurde über der Panzerkappe mit ſeidenen Schnüren feſtgebunden. Neben ihm dauerte der Eiſenhut, eine Stahlkappe mit breiter Krempe. — Der Ritterſchild, im 10. Jahrhundert oft rund, im 12. dreieckig, ſehr lang und zur Aufnahme des Körpers eingebuchtet, wird kleiner, bleibt aber dreieckig und von Holz. Das zweiſchneidige Ritterſchwert iſt länger geworden, der lange Speer hat einen Schaft von Eſchenholz, in den Gedichten auch von ſpaniſchem Rohr, mit kurzer Eiſenſpitze, am Griffende gewöhnlich mit einer Scheibe. Ueber die Rüſtung wirft der Ritter ſeinen langen Waffenrock von leichtem Zeug, darüber noch das Kurſit als Staatskleid; die Sporen werden angeſchnallt, ſie ſind dem Ritter noch nicht von Gold, nur an Adligen werden einigemal goldene Sporen erwähnt. Das Roß iſt noch gar nicht mit Eiſenplatten bedeckt.*) Der Sattel hat einen tiefen Bock, der dem Rücken des Reiters ſichern Widerhalt gibt, auf der rechten Seite des Sattels iſt eine eiſerne Gabel zum

---

*) Dies ſagt Wolfram von Eſchenbach ausdrücklich im Willehalm 395, 12, wo er die eiſerne Covertüre eines Heiden erwähnt.

Auflegen des Speers angebracht, der Reiter ſteckt den Speer noch nicht in das ſtarke Gerüſt mit Kerbeiſen, welches in ſpäterer Zeit hinter ſeiner Hüfte ragt. Der Zaum iſt eine einfache Trenſe.

Es war ein zweifelhafter Fortſchritt, daß die Turnierwaffen größeren Schmuck und andere Form erhielten als die des Krieges. Bald nach 1200 beginnt man das Zimier, den Helmſchmuck, auf den Scheitel des Helms zu ſetzen; er beſteht zunächſt als Schmuck der Vornehmen aus einem Kranz von Federn, Blumen, Goldblättern, einem hohen Buſch Pfauenfedern, einem ausgebreiteten Fächer, buntgemalt, mit Pfauenfedern und Tuchſtreifen geſchmückt. Allmählich werden phantaſtiſche Formen aufgeſetzt, Figuren von Menſchen und Thieren, Hörner, Wappenzeichen, zuweilen ſeltſame Erfindungen, in anſehnlicher Höhe von Holz und Stoff verfertigt, bunt übermalt. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man zur Sachſenzeit einen Strohhut über die Eiſenkappe geſetzt, in den Kreuzzügen ein Tuch herabhängen laſſen, erſt am Ende des 13. Jahrhunderts wird dies Tuch, bunt verziert und ausgezackt, als Helmdecke ein Theil des Wappenſchmucks.

Die Außenſeite des hölzernen Schildes, nicht ſelten mit Pelzwerk überzogen, zeigt das Wappen des Beſitzers, das auf Leinwand gemalt iſt. Eigene Wappenzeichen ſcheinen urſprünglich ein Vorrecht der edlen Lehnsherren geweſen zu ſein, und die Lehnsleute und vollends die Dienſtmannen nur das Zeichen ihrer Herren geführt zu haben, zuweilen mit einem unterſcheidenden Merkmal; um 1200 tragen auch manche einfache Ritter ihr beſondres Wappenbild, aber die Bilder und Farben werden frei behandelt und die Nachkommen ändern ſorglos daran. Grün iſt in dieſer Zeit noch als Schildfarbe gebräuchlich, auch im folgenden Jahrhundert werden zwei Metalle über einander geſetzt. — Das Roß wird mit einer langen Decke geſchmückt, welche vom Hals bis über den Schweif faſt zum Boden reicht. Waffenrock und Pferdedecke haben häufig dieſelbe Farbe, der bunte und koſtbare Stoff iſt durch eingeſetzte Bilder und Embleme verziert. Die Turnierlanze muß an der kurzen Spitze ein Quereiſen gehabt haben, wodurch das tiefe Eindringen verhindert wurde, noch nicht die ſpätere Krone; denn es wird von dem Eindringen des Stichs durch die Helmfenſter und das Panzerhemd berichtet, aber die Augen des Kämpfers ſind geſchützt und die Wunden können nicht tief geweſen ſein. Der Speer wird farbig bemalt, wohl auch mit Blumen und Flitterſchmuck dicht umwunden, mit einem Wimpel verziert. Der geſchloſſene Helm, der bemalte Schild, das Ritterſchwert, der Gürtel, der Waffenrock ſind die unterſcheidenden Zeichen des Ritters, der Knappe reitet in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock.

Größte Bedeutung erhielten dem Ritter ſeit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Waffenübungen, welche ein Vorrecht ſeines Standes geworden waren. Sie wurden in der Hauptſache zuverläſſig ſchon während der Wanderzeit eingerichtet, ſeit den Kreuzzügen mit den Spielgeſetzen, welche die Romanen allmählich erdacht hatten, zu einer Reihe von Regeln verbunden, an deren Beobachtung der höfiſche d. h. gebildete Mann erkannt ward, deren Verletzung für unehrenhaft galt.

Von dieſen Uebungen war die häufigſte, Grundlage der übrigen, die Tjoſt, der Speerſtich zweier gerüſteter Ritter gegen einander.*) Zweck dieſes Kampfes war, den Gegner im ſcharfen Anritt mit dem Speer ſo zu treffen, daß entweder der Gegner vom Pferde geworfen wurde, oder der Speer in die Rüſtung des Reiters drang und von dem Stoß zerſplitterte. Zu ſolchem Kampf wurde ein Raum abgegrenzt, wenn die Oertlichkeit das erlaubte; beide Gegner nahmen einen Anlauf, den „Puneiß“, wobei das Roß mit geſteigerter Schnelligkeit ſo zu leiten war, daß es die größte Kraft im Augenblick des Stoßes gab.*) Man ritt dabei nicht „Stapfes oder Drabs“ — im Schritt oder Trab —, es gehörte Kunſt dazu, zu rechter Zeit aus Galopp in Carrière oder, wie man damals ſagte, aus dem „Walap in die Rabbine“ zu treiben. Der Anlauf war „kurz“ oder „lang“, der lange erforderte größere Sicherheit in Führung des Roſſes und Speers, aber er war natürlich wirkſamer; es iſt charakteriſtiſch, daß der lange Anlauf um 1200 für trefflicher galt, nach 1400 wegen der ſchweren Rüſtung für unbequem. Es war Spielregel, bei dieſem Rennen den „Hurt“, das Zuſammenprallen der Reiter und der Roſſe, zu vermeiden, und der Reiter mußte verſtehen nach dem „Stich“ mit einer Volte rechts abzubiegen, wenn er nicht die bösliche Abſicht hatte, den Gegner zu überrennen; was am leichteſten geſchah, wenn er ſchräge auf ihn hielt. Die „rechte Tjoſt“ aber war, daß man in gerader

---

*) Die gewöhnliche Herleitung des Wortes „die Tjoſt“ iſt vom lateiniſchen justa, regelrechter Kampf. So wurde das Wort auch von den Deutſchen des 13. Jahrhunderts erklärt. (Darum mhd. ze rehter tjoste.) Man wird jedoch vor alten Kampf- und Kriegsbezeichnungen unſicheren Urſprungs gut thun, germaniſchen Urſprung als möglich zu betrachten. Denn auch die Romanen gewannen Ordnung und Brauch ihrer Kämpfe weit mehr von den Germanen der Völkerwanderung, als

---

von den Römern. Häufig empfingen die Deutſchen angeſtammtes, aber unverſtändlich gewordenes Sprachgut aus romaniſchem Munde zurück, ſo die Wörter Infanterie (nicht von infans, ſondern von fante, der leichte Fußkrieger), Herold (von ahd. haran, rufen, haralt), Sergeant (nicht von serviens, wie ſchon im 12. Jahrhundert die Romanen annahmen, ſondern sarjant, sarwant, Krieger welcher das Kettenhemd trägt. Vergl. weiter unten Nr. 6). Auch unſer neuzeitliches Hurrah iſt zwar von den Ruſſen zurückgenommen, dieſen ſelbſt aber aus dem altgermaniſchen Schlachtruf hara überliefert. — Die Tjoſt hieß bei den Byzantinern Tzuſtra, das T gehört alſo wohl zum Stamm, vom gotiſchen tvistass (fem.), Zweikampf.

*) Winsbeke, herausg. von M. Haupt, 21, 4. Das Wort Puneiz iſt romaniſch, von lat. pungo, ſteche.

Linie Front gegen Front auf einander ſtieß, in dieſem Fall traf der Speer die Schildſeite des Anderen; war der Anlauf von beiden Seiten gleich kräftig und der Stich ohne Fehlen, ſo kamen trotz der Volte die Kämpfer einander häufig ſo nah, daß Schild an Schild ſtieß und die Knie geklemmt wurden. Der Stoß wurde wirkſamer aber ſchwieriger, je höher er gerichtet war; den oberen Rand des Schildes treffen, wo er ſich mit dem Helm berührte, oder den Helm ſelbſt, galt für den beſten Stoß*); das ungepanzerte Roß zu treffen, war große Ungeſchicklichkeit. Wer dem Gegner beſondere Artigkeit erweiſen wollte, hob beim Rennen ſeinen Speer aus der Auflage und ſchlug ihn unter den Arm. Solchem Stich ohne Auflage begegnete der Andere dadurch, daß er das Gleiche that, oder mit größerem Selbſtgefühl, wenn er ſeinen Speer auf dem Schenkel hoch hielt und gar nicht gegenſtach. Es ſcheint, daß im Anfang des 13. Jahrhunderts die Länge und Schwere des Speers nicht vorgeſchrieben war, denn es werden unmäßig große Speere erwähnt. Wer zum Spielkampf ſich bereit erklärte, band den Helm auf dem Haupte feſt und ſenkte den Speer, wer den Helm abband, ſchied aus dem Spiel.

Dieſer Einzelkampf war die häufigſte Ritterfreude, zu ihm wurde durch Boten und Briefe von Kampfluſtigen aufgefordert, er fehlte bei keinem Hoffeſt. Als im Jahre 1224 Leopold von Oeſtreich hadernde Parteien zu jenem Sühnetag nach Frieſach eingeladen hatte, benutzten zwei junge Liechtenſteiner die Gelegenheit, zu Ehren edler Frauen Ritterſchaft zu prüfen und forderten zur Tjoſt in der Nähe der Stadt heraus. Da ritt Alles auf das Feld um zu ſtechen und vergaß Tage lang die Verhandlungen, bis die Biſchöfe ſich bitter beklagten und der Herzog zuletzt nicht anders zu helfen wußte, als daß er ſelbſt ein großes Turnier anſagte, wo die Verſammelten einander in Maſſe zerſtechen konnten.

---

*) Die vier Nägel auf dem Schild, oder wo der Helm gebunden iſt, ſind das rechte Ritterziel und beſte Klugheit bei der Tjoſt. Windecke 21, 6.

Die höfiſchen Dichter erklären gern, daß die leidenſchaftliche Freude an der Tjoſt durch Ehrgefühl und Frauendienſt aufgeregt ſei; in Wahrheit ſpielen aber auch hier die Preiſe und Wetten eine große Rolle. Ulrich von Liechtenſtein lockt 1227 dadurch, daß er jedem Gegner, der ſeiner nicht fehlen werde, einen goldenen Fingerring verheißt, dem aber, der ihn aus dem Sattel heben könne, alle Roſſe, die er mit ſich führt. Und ebenſo ſetzt in der merkwürdigen — erdachten — Schilderung eines Turniers zu Nantes, in welchem Richard Löwenherz als Vorkämpfer der Ritter von germaniſchem Blut die Franzoſen gründlich beſiegt, ein Edler zu einer Tjoſt ein Roß und hundert Mark Silber aus, und verliert dieſen Preis.

Das Speerſtechen war in den altheimiſchen Volksſpielen geübt worden, wenn bei Beginn des Frühjahrs Sommer und Winter verkleidet mit einander kämpften, der Maigraf aus der Waldlichtung mit ſeinem reiſigen Gefolge in das Dorf einritt. Ueber das 13. Jahrhundert hinaus blieb der Mai und Pfingſten die luſtige Feſtzeit der ritterlichen Kämpfer; auch der Brauch erhielt ſich, daß die herausfordernde Partei in der Lichtung eines Gehölzes, durch das Laub verborgen, ſich rüſtete, und plötzlich in buntem Schmuck aus dem grünen Verhang in die Ebene hinausritt. Das junge Waldesgrün wurde als poetiſches Lager und Verſteck des Auftauchenden in Ehren gehalten. Auch wer Abenteuer, Verkleidung, Ueberraſchung beabſichtigte, als Fremder in einen Rennverein einreiten wollte, wählte das Laubverſteck; er ſandte einen Knappen heraus, welcher ihn artig mit den Worten anmeldete: „mein Herr begehret Ritterſchaft an euch“; kam die Antwort: „ſie wird ihm gewährt, wie er ſie auch begehrt,“ ſo tauchte der Ritter ſelbſt, in ſeinem ſchönen Waffenkleide, mit gebundenem Helm hervor, nach gefälliger Annahme ſämmtlicher Betheiligten durchaus unkenntlich; er zerſtach ſeine Speere, und deutete durch Rückzug in das Gehölz an, daß er wieder verſchwinde. Deshalb nannte man in der Ritterſprache von dem romaniſirten Worte „Foreſt", Hain, alles Verkleiden oder Veranſtalten eines ritterlichen Abenteuers beim Rennſpiele „foreſtiren", auch wenn es nicht mehr vom Waldesdickicht ausging.

Es lag nahe, in dieſen Verkleidungen Heldengeſtalten der Sage und der Rittergedichte nachzubilden. Zumal wenn ſich ganze Geſellſchaften für ritterliches Spiel zuſammenthaten, erſchienen die Helden Karl's des Großen, die Mannen Siegfried's und Dietrich's von Bern und die Gralritter in phantaſtiſchem Schmuck. Von vielen Maskenſcherzen und Erfindungen der Rennbahn, durch welche man der Tjoſt höhern Reiz zu geben ſuchte, hat einer in unſeren Oſtſeeſtädten Erinnerungen hinterlaſſen, welche bis zur Gegenwart dauern, die Tafelrunde des Königs Artus. Ein Zelt, Pavillon, Thurm wurden inmitten des Stechplatzes aufgerichtet, die Helden des Artushofes kämpften gegen geladene Gäſte oder nahmen bewährte Ritter in ihre Geſellſchaft auf, zuletzt ſchmauſten die Genoſſen an rundem Tiſch, froh der Verkleidung und des poetiſchen Schimmers, in dem ſie einander ſahen. In Oeſtreich richtete Ulrich von Liechtenſtein 1240 dies Spiel ein, in der Mitte des Kampfplatzes das Zelt der Tafelrunde von vier Bannern umſteckt, im weiten Ring herum eine ſchöne ſeidene Schnur gelb und blau geflochten, durch zweihundert Speerfähnlein gehalten. Der Ring hatte zwei Thore, durch welche die Angreifer einzogen, gegen ſie wurde das Zelt von den Artusrittern vertheidigt. Und im Jahr 1285 führten die Magdeburger dieſe Erfindung noch ſchöner aus. Dort ſtanden damals den Pfingſtſpielen die Söhne der reichen Bürger vor, welche die Genoſſenſchaft der Konſtabler bildeten. Sie hatten mehre ritterliche Spielweiſen, darunter den „Roland", den „Schildeichenbaum" und die „Tafelrunde"; in jenem Jahr baten ſie einen gelehrten Genoſſen, Bruno von Schonebeck, er möge ihnen ein freudiges Spiel bedenken; da machte er das Gralſpiel und dichtete höfiſche Briefe dazu. Dieſe wurden nach Goslar, Hildesheim, Braunſchweig, Quedlinburg, Halberſtadt und anderen Städten geſandt, und die Kaufleute, welche Ritterſchaft üben wollten, wurden nach Magdeburg geladen, man habe eine ſchöne Frau, mit Namen Frau Feie, die werde der Preis ſein für den Sieger.*) Alle Jünglinge der Städte rührten ſich; die von Goslar kamen mit verdeckten Roſſen, die von Braunſchweig alle in grünen Röcken und grünen Wappendecken, jede Stadt hatte ihre beſonderen Wappen und Farben. Die Anziehenden wollten nicht einreiten, wenn man ſie nicht mit einer Tjoſt empfange. So wurden ſie von zwei Konſtablern beſtanden. Auf der Marſch aber war der Gral bereitet, viele Zelte und Pavillons aufgeſchlagen und ein Baum aufgepflanzt, daran hingen die Schilde der Konſtabler, die in dem Grale waren. Am andern Tag hörten die Gäſte Meſſe und aßen, dann zogen ſie aus den Gral zu beſchauen, und es war geſetzt, wenn einer von ihnen einen Schild rührte, ſo trat der Beſitzer desſelben heraus und beſtand den Rührenden. Zuletzt verdiente ein alter Kaufmann von Goslar die Frau Fee; er nahm ſie mit ſich, verheiratete ſie und gab ihr ſo viel als Ausſtattung, daß ſie ihrem wilden Leben entſagen konnte.

Dieſelbe Idee wurde in preußiſche Städte und nach Stralſund verpflanzt, dort entſtanden unter den rittermäßigen Familien im 14. Jahrhundert Artusbrüderſchaften und Artushöfe, ſtehende Genoſſenſchaften mit eigenen Clubhäuſern. Die engliſchen und franzöſiſchen Kreuzfahrer fanden dort Erinnerungen an heimiſchen Ritterbrauch und gaſtliche Aufnahme.

---

*) Feie kann allerdings die Umdeutung von Sophie ſein, aber auch die Feen waren aus den Rittergedichten wohlbekannt, z. B. Parcival 96, 20: Der Feien Art iſt minnen oder Minne ſuchen. — In Lübeck wurde noch hundert Jahre ſpäter das ritterliche Artusſpiel von Edlen der Umgegend ausgeführt. — Der Name Kriemhildeſpiel als Ortsbezeichnung bei Saarbrücken, W. Grimm, d. Heldenſage, S. 155. In derſelben Landſchaft wird der Ritterbund der Nebelinge (Nibelungen?) erwähnt.

Ein Haufenſpiel zu Roß war der Buhurt[*], wahrſcheinlich die älteſte der ritterlichen Uebungen. Die Reitenden theilten ſich in Parteien und zogen ſich in ſchnellem Lauf durcheinander. Hier war die Reitkunſt und im Vorbeifliegen der Zuſammenſtoß der Schilde und das geräuſchvolle Brechen leichter Speere an entgegengehaltenen Schilden die Hauptſache; er wurde deshalb wohl auch mit Stäben geritten. Das behende Wenden im engen Raum und das laute Dröhnen von Schild und Speer war ihm charakteriſtiſch, dabei klang gewaltig der Ruf: Hurta, hurta (drauf)! Der Buhurt war Ausdruck kriegeriſcher Freude, Begrüßung eines geehrten Gaſtes auch in den Stadtgaſſen und im geſchloſſenen Hof, er erhielt ſich aber nicht über die erſte Hälfte des Jahrhunderts, ſpäter wurden beim Empfang ritterlicher Gäſte nur einige Tjoſte geritten.

Das größte Ritterfeſt war der Turney, ein Maſſenkampf im abgeſteckten Raum, die Theilnehmer immer in zwei Parteien getheilt, dieſe wieder in verſchiedene Haufen, welche einander unterſtützten. Aufgabe der Haufen war, die Schaar der Gegner zu durchreiten und die Einzelnen heraus zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffeſten angeſtellt, auch von den Rittern einer Landſchaft, es waren Spielkämpfe, welche das Ritterthum in ſeinem höchſten Glanze zeigten. In der Stadt, welche dem Turnierplatz nahe lag, — und man hatte Urſache, volkreiche Städte mit kunſtfertigem Handwerk zu wählen, — war in den Wochen vor dem Turnier geräuſchvolles Treiben, Schmiede, Lederarbeiter, Gewandſchneider, Goldſchläger, Maler, Federſchmücker waren in angeſtrengter Thätigkeit, die Herbergen füllten ſich, auch Privathäuſer nahmen Einquartierung. Wer der Einladung zum Turnier folgte, zog ſtattlich ein und wandte leicht mehr Geld und Credit auf ſich und ſein Gefolge, als ihm nützlich war; denn die Edlen und Dienſtmannen kamen mit großem Gefolge von Rittern, Knechten und Roſſen, zuweilen auch mit Frauen. In den letzten Tagen vor dem Feſt wogte es auf den Straßen und um die Herbergen, die Ritter, welche des Abends einander beſuchten, ließen ſich große Wachslichter vortragen, dann war die Stadt, deren Dunkel durch keine Straßenlaternen unterbrochen wurde, hell erleuchtet. Unterdeß hatte, wer das Turnier ausgeſchrieben, die Aufgabe, die Parteiführer zu beſtimmen; wurde er Führer einer Partei, ſo trug wenigſtens die Schaar, mit welcher er einritt, ſeinen Schild, und war er nicht der Landesherr ſelbſt, ſo hatte er vornehme und erprobte Ritter um dieſe Gunſt zu bitten. Es galt für eine Ehre, viele vornehme Herren unter ſeinem Schilde in das Turnier zu führen. Draußen aber auf der ſtaubloſen Grasebene wurden weite Schranken abgeſteckt, Zelte und Buden errichtet, und um dieſe Gerüſte ſammelten ſich wie Zugvögel Schwärme des fahrenden Volks: Spielleute, Narren, Gaukler, die rechtloſen Kinder der Landſtraße mit ihren Weibern, ſie, die unentbehrlichen Luſtigmacher bei jedem Feſte des Mittelalters. Am Morgen des großen Tages hörten die Kämpfenden zuerſt die Meſſe, dann wurde die Anmeldung der Namen und Wappen bewirkt und die Theilung in Schaaren. Dieſe Vorbereitung war in ſpäterer Zeit ein ernſtes Geſchäft, die Wappenſchau wurde zu einer Prüfung der ritterlichen Turnierrechte, wem das Turnierrecht beanſtandet wurde, der kam nicht in die Theilung; um 1200 ſcheint eine Prüfung des Ritterrechts nicht ſtattgefunden zu haben, die Prüfung der Wappen beſteht aber bereits unter Rudolf von Habsburg.*) — Die Groier oder Krier (Turnierrufer) ſchrien durch die Straßen: „Wappnet euch, gute Ritter, wappnet euch, tragt ſtolzen Muth und ziehet freudig auf's Feld, erweiſet eure Ritterkraft und dienet ſchönen Frauen." Die Haufen ſammelten ſich und zogen unter den Bannern ihrer Führer aus, die Poſauner blieſen eine Reiſenote, in froher Erwartung erhoben ſich Roſſe und Männer. Vor den Zugängen der Schranken ordneten ſich die Schaaren, unter lauter Kriegsmuſik ritten ſie ein. Bevor der Turney anhob, ritten die Führer zuweilen erſt allein in einer Tjoſt gegen einander, in dieſem Fall war es Höflichkeit, dem Vorreitenden nur im Einzelkampf entgegenzutreten und ihn nicht zu drängen oder abzuſchneiden. Das Turnier begann, indem die angreifende Schaar einer Partei in ſtarkem Anritt (Puneiß) mit Lanzenſtich auf die gegenüberſtehende traf, welche den Anprall durch Gegenſtoß abzuwehren hatte. Thaten die Angreifer ihre Pflicht, ſo drängten ſie, nachdem ihre erſte Reihe die Speere gebrochen, im Anſturm geſchloſſen durch die Schaar der Gegner. Nach dem Durchritt aber mußten ſie vor den Schranken ſchwenken und die Gegner umreitend ihre erſte Stellung wiedergewinnen. Und dieſe Schwenkung war der gefährliche Augenblick, wo die getroffene Schaar der Gegner, wenn ſie durch den Anſturm nicht völlig in Unordnung gebracht war, Gelegenheit erhielt, einen Theil der Angreifer abzuſchneiden und gefangen zu nehmen. Hatten die Angreifer den Umritt vollendet, ſo wurden ſie ihrerſeits von dem zweiten Haufen der Gegner angerannt, wo möglich durchbrochen, und ihnen blieb überlaſſen, Einzelne von dieſer Schaar der Gegner bei deren Rückwendung abzufaſſen. Darauf trat wieder als Ablöſung und Hilfe die nächſte Schaar ihrer Partei in das Spiel, und ſo fort, bis alle Schaaren in den Kampf geritten waren.*)

---

[*] Das Wort bu bedeutet Hausſtätten, Gebäude, aber auch Bauernweſen und Bauernarbeit, hurt das Rennen; ob bu-hurt das Rennen zwiſchen Häuſern, oder Bauernrennen meint, iſt unſicher.

---

*) Die Prüfer, untergeordnete Beamte, werden im Turnier von Nantes erwähnt.

Den weiteren geſetzlichen Verlauf dieſer Quadrillen vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Die Schaaren wogen auf der weiten Ebene hin und her, bald ſind Tjoſte Einzelner, alſo freier Raum und Anlauf möglich, Einſpringen der Knappen und Herauszerren der Gefangenen, bald drängen ſich die Genoſſen zum Durchbruch oder zur Vertheidigung eng aneinander. — In dieſem erſten Theil des Turniers führten die Kämpfer nur den Speer, kein Schwert und keinerlei andere Waffe, der Einzelne war, ſobald er den Speer verſtochen hatte, wehrlos und der Gefangennahme ausgeſetzt, er mußte ſich ſchleunig in den Haufen der Freunde zurückziehen, wenn ihm der Knappe nicht einen neuen Speer durch das Getümmel in die Hand legen konnte; es war alſo Aufgabe der Freunde, den Schutzloſen vor der Gefangennahme zu bewahren. Offenbar war das Endziel des Turniers, die Schaaren der Gegner durch Abfangen Einzelner ſo zu ſchwächen, daß ſie den Widerſtand aufgeben mußten; es ſcheint aber, daß der Kampf nicht bis zu völliger Erſchöpfung und Gefangennahme der ſchwächeren Partei durchgeführt wurde.

---

*) So beginnt wenigſtens das Turnier bei Neuenburg, das Ulrich von Liechtenſtein veranſtaltet.

Der Speerkampf des Turniers forderte von Roß und Kämpfer noch einige andere Eigenſchaften als die regelrechte Tjoſt. Denn Auslage des Speers, Deckung des Reiters und Führung des Roſſes — oder, wie man damals ſagte, die Stiche — waren verſchieden, je nachdem man in anreitender Schaar einen Angriff mit langem Anrennen machte (Stich zem puneiz), oder ob man den Gegner von der Seite anfiel (Stich zo triviers, à travers), ob man ſtillhaltend oder mit kurzem Vorritt den Gegenſtoß gegen die Angreifer that (Stich z'entmuoten, von antmuoti Gegenſtoß; muoti iſt das altdeutſche Wort für das ſpätere tjost), oder ob beide Theile mit Anlauf, Front gegen Front, auf einander kamen (der gute Stich zo rehter tjost), endlich ob man einen Gegner verfolgte (Stich zer volge).*)

Dem Einzelnen wurde während dieſes Kampfes, der viele Stunden dauerte, die Möglichkeit gegeben, ſich aus den Schranken zurückzuziehen, das Pferd zu wechſeln und ſich zu erfriſchen. Dafür hatte jeder anſehnliche Mann ſeinen beſonderen Platz außerhalb der Schranken, am liebſten unter einem ſchattigen und aus der Ferne ſichtbaren Baum.

---

*) Vergl. Wolfram von Eſchenbach im Parcival 812, 9.

Durch Tamburiren, Flötiren und Pfeifen wurde der zweite Theil des Turniers, der Schwertkampf, eingeleitet. Er galt mit gutem Grunde für weniger vornehm und wurde bei Turnieren der Frauenritter wohl ganz weggelaſſen. Aber er war beluſtigend für ſtarke Fäuſte, und den Beuteſuchenden die beſte Zeit ihr Glück zu machen. Denn jetzt galt es nur Geſangene zu gewinnen. Die Schaaren ordneten ſich dazu auf's Neue, die Knappen legten ihren Rittern das Turnierſchwert ohne Spitze in die Hand und wieder begann das Durchreiten. Aber der Schwertkampf Gepanzerter vom Roſſe im Getümmel war nicht geeignet beſondere Kunſt zu zeigen; man ſuchte den Helmſchmuck des Gegners und ſeinen Holzſchild in Späne zu zerhauen, den Kopf deſſelben durch Schwertſchläge zu betäuben, ihm durch Ringen vom Roß das Schwert aus der Hand zu winden, den Helm vom Haupte zu würgen, endlich den Zaum zu entreißen. Es war auch nicht Kampf des Einen gegen Einen, man ſuchte in Maſſe zu umdrängen und die Opfer abzuſchneiden. Der Waffenloſe wurde, während er mit Armen und Beinen um ſich ſchlug, von dem Sieger am Zaum fortgezogen. Wer ſo „gezäumt“ war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er ſein mochte, von dem Sieger und dem Knappen deſſelben ſtarke Schläge erhalten. Die Knappen führten in den Schranken keine Waffen, wohl aber ſchon um 1250 einen Knüttel, und es war ihr beſonderes Recht, den Gezäumten mit ſeinem Roß durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben.*) Die Freunde des Gezäumten durften ihn innerhalb der Schranken, wahrſcheinlich nur ſolange er den Helm trug, wieder befreien, wo alſo nicht ſchneller Zwang entführte, erhob ſich um den Sieger ein neues Getümmel. Und dieſer Kampf um die Gefangenen ballte große Hauſen zuſammen und ſchuf das wildeſte Drängen, Geſchrei und Kampfwuth.

---

*) Konrad von Würzburg, Engelhard, herausgegeben von M. Haupt, S. 90. — Die Hauptſtellen im Turnier von Nantes, 139 flg.

War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblaſen, ſo mußte der Streit ſofort aufhören. Dann wurde der Dank an die vertheilt, welche ſich nach Meinung von Preisrichtern am beſten gehalten; der Ruhm wurde gemeſſen nach der Zahl der Durchritte, der verſtochenen Speere und der geworfenen und gefangenen Ritter. Wer aber gefangen war, ſchlich traurig zu den Juden, denn Roß und Rüſtung waren ſeinem Gegner verfallen, und er mußte dem Pfandleiher Schmuck verſetzen und Bürgen ſtellen, um die Auslöſungsſumme zu erhalten. Zuweilen löſte der Veranſtalter des Turniers alle Gefangenen beider Parteien. Dem Vornehmen geziemte ſeine Gefangenen niedrig zu ſchätzen, er entließ den armen Landfahrer, der ſich durch ſeinen Schild ernährte, wohl ganz ohne Löſegeld oder ſchenkte gar alles Löſegeld den armen Groiern. Das that die fürſtliche Milde des Richard Löwenherz, und dieſe Großmuth erhob den Ruhm dieſes ſeligen Helden über alle Edlen. Achtzehn Roſſe und Rüſtungen ſchlug er aus einem Turnier heraus und alles überließ er den Rufern und Wappenſchauern an den Schranken. Da wurde mancher glücklich.

Leider war dieſer ritterliche Sinn nicht immer vorhanden, ja es iſt erſichtlich, daß die Turniere auch deshalb ſo maſſenhafte Theilnahme fanden, weil ſie von Habgierigen als ein Gewerbe behandelt wurden. Und man ſah im Turnierkampf ſehr wohl, wohin das Trachten des Einzelnen ging, und unterſchied ſolche, die um Ehre und Lob kämpften, und andere, die als Dienſtmannen einer erwählten Herrin, als „Frauenritter“ ſich erweiſen wollten; dieſe trugen gern ein

Zeichen geheimer Huld an Helm oder Rüſtung: Schleier, Band, Feſſel, ſie waren zumeiſt Speerkämpfer und zählten die gebrochenen Lanzen und die Unfälle ihrer Gegner. Aber neben ihnen ſtachen und ſchlugen harte Geſellen, welche ihrer Fauſt und der Stärke ihrer Pferde vertrauend in das Turnier nur wegen der Beute zogen; und ſolchen war die eiſerne Strenge heilſam, mit welcher der Turnierbrauch aufrecht erhalten wurde.

Die Zahl der Turnierkämpfer muß zuweilen ſehr groß geweſen ſein. Bei dem Turnier zu Neuenburg, welches am 31. Mai 1227 von Ulrich von Liechtenſtein veranlaßt wurde, waren 250 Ritter nur in 4 Schaaren aufgetheilt, das aber war ein kleines Turnier; in der erdachten Beſchreibung des Turniers von Nantes kämpfen 4000 Ritter, im Engelhard des Konrad von Würzburg 2000 Ritter, und dieſe Anzahl ſcheint im 13. Jahrhundert auch in Wirklichkeit nicht ſelten geweſen zu ſein. Noch zum Jahre 1360 zählt die Limburger Chronik bei dem Turnier von Nürnberg 1000 Anweſende in verbundenen und gekrönten Helmen, d. h. wirkliche ritterliche Kämpfer auf*) u. ſ. w. Zuweilen turnierte im 12. Jahrhundert der höchſte Adel allein an beſonderem Tage, ſo 1184 bei dem erwähnten Feſt Friedrich Rothbart's zu Mainz, überhaupt dem größten Feſt, welches in Deutſchland jemals gefeiert wurde. Dies vornehme Turnier hatte nur 20 Theilnehmer und war nur Speerkampf.

Ein ſolcher Maſſenkampf phantaſtiſch geſchmückter Kämpfer, von denen jeder für den Speerſtich doch Raum zum Anlauf bedurfte, muß ein weites Feld gefordert haben und ſchwer überſehbar geweſen ſein. Er verſammelte eine ungeheure Menſchenmenge und regte den leidenſchaftlichen Antheil der Zeitgenoſſen auf, wie kein anderes Ereigniß, mehr als eine Schlacht. Immer wurden der Frühlingsglanz des Mai, das friſche Grün des Grundes, die Blüthen am Baum und auf der Wieſe als zugehörig mitempfunden. Darüber entzückte die Spannkraft von Mann und Roß, die heftigen Bewegungen, der unaufhörliche Wechſel leidenſchaftlich bewegter Gruppen, Speerkrach und Schwertklang, das Wiehern und Schnauben der Roſſe, welche die Aufregung der Reiter theilten, die Rufe der Ritter und Knappen und der Beamten des Turniers — **sperâ sper, wîcha wîch, hurtâ hurt, slahâ slach, stich und stich, jarâ! urra burra, wurrawei!** (Speer her, weiche, drauf, ſchlage, ſtich, hurrah!) — Dazu unaufhörliche Erfolge und Unglücksfälle, die Geſtalten und Rüſtungen erlauchter Herren, bekannte und berüchtigte Reiter der Landſchaft, die Tribüne mit geſchmückten Frauen, die bunten Farben und Stoffe, Malerei und neue Erfindungen an Waffenkleidern und Pferdedecken, zuletzt die Menge zuſammengelaufenen Volkes — es waren ſinnbethörende Bilder für Kämpfende und Zuſchauer. Und es wird berichtet, daß ſolche Turniere einen ganzen Tag währten, ja mehre Tage hintereinander.

---

*) Es iſt hier, wie anderswo, auf die erfundenen oder unſicheren Angaben der Turnierbücher keine Rückſicht genommen.

Sämmtliche Ritterſpiele forderten große Kraft und Uebung. Die Ausdauer, welche Geübte dabei entwickelten, war außerordentlich. Der Liechtenſteiner verſtach einmal an einem Tage in der Tjoſt fünfzig Speere und ritt ein andermal zwölf Stunden im Turnier. Am meiſten litten Hände und Arme, ſie waren am Abend von den Stößen und der Erſchütterung durch Brechen der Speere und Ruck der Schilde geſchwollen, blau und mit Blut unterlaufen, ebenſo die Knie übel zerſtoßen. Bei alledem fällt auf, daß die Kämpfer bei der Tjoſt nicht häufiger verwundet und vom Roſſe geſetzt werden. Durch etwa 300 Speere, welche der Liechtenſteiner in vier Wochen verſticht, werden ſechs Gegner vom Pferde geworfen, einige leicht verwundet, er ſelbſt erhält nur zweimal leichte Verletzungen. Unſere Herrenreiten mit Hinderniſſen geben faſt mehr Unfälle. — Die Turniere waren allerdings viel wilder und gefährlicher, im Gewühl vom Roß zu ſtürzen brachte manchem wackeren Mann den Tod oder langes Siechthum, und kaum ein Turnier mag ohne mehre ſchwere Unfälle vergangen ſein. Aber daraus wurde wenig gemacht, wenn der Verunglückte nicht eben ein großer Fürſt war.

Dieſe Spiele blieben ſeit den Kreuzzügen die vornehme Leidenſchaft des Standes. Wer irgend auf höfiſche Sitte Anſpruch machte, hatte Kenntniß davon, auch wer den Turnierring nicht betreten durfte, gebrauchte wenigſtens mit Behagen die fremden Ausdrücke des Sports, vor Andern der wandernde Spielmann, der darin ſo gut Beſcheid wiſſen mußte wie der Knappe eines Edlen.

Nun gab es allerdings auch unter den rittermäßigen Leuten „Träge", welche ſich verlagen und ein ruhmloſes Leben in Ruhe allem Tjoſtiren vorzogen. Selten aus frommer Beſchaulichkeit. Zu den wenigen guten Lehren, welche dem deutſchen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speiſe und Trunk. Die höfiſche Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laſter der Deutſchen, wenigſtens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minneſängerzeit ſangen überhaupt keine Trinklieder. Dennoch war auch in ihren Tagen das Land nicht arm an ſtarken Schwelgen und Schlunden, die ſich gegen die Vorwürfe höfiſcher Genoſſen behaglich entſchuldigten. „Ich ſtreite nicht um eure Zucht, ihr thut ganz recht, ſie iſt ſtattlich und ehrenvoll; aber mein Leben iſt auch gut, es verkürzt mir die Zeit. Ich habe nicht Jagdhunde, nicht Windſpiele und Falken, ich habe auch nicht ſo viel Roſſe, daß ich zum Turnier und Ritterſtreit reiten könnte, ich weiß keine Frauen, die mich gerne ſehen wollten, ich habe auch kein ſo ſchönes Ritterkleid, daß ich damit durch's Land prangen möchte. Soll ich nackend zu Tanze gehen? Es iſt wahr, mein Leben iſt arm an Ehre, aber ich gebe es nicht um das eure. Daß ich mir oft einen Rauſch trinke, macht mir die allergrößte Freude.“ Dieſe Art von Käuzen hat keiner Periode unſerer Vergangenheit gefehlt, ſie ſaßen als thatloſe Zänker unter den Bauern und Bürgern und ſchnallten die roſtige Rüſtung nur an, um einmal der zornigen Hauswirthin ein Rind oder ein Stück Tuch in das Haus zu ſchaffen. Ihre ausgebildete Trinkluſt galt in der guten Zeit des Ritterthums für eine veraltete Unart. Aber ſie erlebten die Freude, daß bald anſpruchsvolle Standesgenoſſen in wüſtem Becherturnier eine Ehre ſuchten, welche das Knie weniger ſcheuerte als die Ehren des Turnierplatzes.

Doch auch auf die höfiſchen Turniergenoſſen legte ſich ein Fluch, welcher jeden trifft, der friedliche Arbeit verachtet. Und es war eine beſondere Strafe, daß dieſer Fluch ſie zuerſt gerade da ſchlug, wo ſie am ſtolzeſten waren, in ihrer Waffentüchtigkeit. Seit die Ausbildung des reiſigen Mannes für Sport und Turf der Stechbahn Hauptſache wird, iſt ſeine Brauchbarkeit im Kriege auffällig verringert. Dieſelbe Zeit, welche den gepanzerten Reiter mit einer Ehre und Poeſie umgibt, die ihn hoch über ſeinen Ahnherrn, den Bauer, ja über ſeinen Nachbar, den Bürger, erheben will, bereitet ihm in den Schlachten eine Niederlage nach der andern. Die Horden der Mongolen, die leichten Reiter der Ungarn erdrücken ſeine Haufen, bald ſchwingt der nackte Bauer und Bürger bei Morgarten, Laufen, Sempach ſiegreich ſeine Hellebarde gegen ihn, endlich auch der böhmiſche Landmann ſeine Holzkeule. Wir ſehen wohl, wie das kam. Die Bewaffnung des Ritters wurde durch die Turnierſpiele unpraktiſcher. Erſt unmittelbar vor der Schlacht konnte er ſeine ſchwere Rüſtung anlegen, auch ſeine Roſſe mußten bis zum Kampfe ſorglich geſchont werden, der Beginn jedes Treffens forderte große Vorbereitung, der Verfolgung fehlte die Behendigkeit. Ein Ritterheer mochte günſtige Entſcheidung herbeiführen, wenn es einmal mit gleich geſchulter höfiſcher Schaar zuſammenſtieß. Es war unbehilflich gegenüber einem Kriegsvolk, welches behendere Bewaffnung hatte und nicht beſondere Ehre darin fand, in rechter Tjoſt oder à travers einzubrechen. Dazu kam, daß die Uebungen mit dem Speer und Turnierſchwert an einen Kampf mit gewiſſen Rückſichten gewöhnten, ſie machten freien Raum für den Anlauf nöthig oder ein langes Schlagen auf die eiſerne Rüſtung und ein Ringen mit dem Feinde, ſie waren durchweg Zweikämpfe oder willkürliches Ausſuchen eines Gegners. Der Ritter wendete den Brauch und Ehrgeiz der Tjoſt und des Turniers immer auf die Schlacht an; Speere an den Feinden zu verſtechen, ihren Haufen im übermüthigen Hurt zu durchreiten, oder den Feind beim Zaum zu faſſen und Roß und Rüſtung ſorglich aus der Schlacht in Sicherheit zu bringen, das wurde ihm Hauptſache. Friedrich von Oeſtreich wurde im Jahre 1246 von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er ſie wie eine feindliche Turnierſchaar anſah, die erſt auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdeß vor der Front ſeinen Haufen ſorglos ermahnte.*) Jeder einzelne erprobte Ritter war vielleicht mehren Kriegern zu Fuß überlegen, aber ſeine ganze kriegeriſche Ausbildung war auf die Fertigkeiten des Einzelkampfes berechnet, je ſtärker die Maſſenwirkung des Krieges, deſto geringer wurde ſeine eigene Leiſtung. Nicht die Erfindung der gegoſſenen Büchſe und des Handrohrs hat die ſchwere Reiterei des Mittelalters überwunden, ſie iſt gerade durch ihre eigenthümliche rittermäßige Ausbildung verdorben worden, weder bei Schweizern noch bei Dithmarſen war es das Pulver, welches die ſtolze Schaar der Gepanzerten fällte.

Auch die ritterliche Geſinnung, welche in den Kämpfern leben ſollte, vermochte ſich in einer rauhen Wirklichkeit nicht lange zu behaupten, und ſchon in der Zeit Wolfram's von Eſchenbach machte ein Theil der Edlen und eine Mehrheit ihrer Ritter die Mode des artigen Stechens zwar mit, zumal wenn ein Gewinn zu hoffen war, aber ihr Tagesleben verlief in ganz anderen Anforderungen und Bedürfniſſen. Selbſthilfe und Gewaltthat waren allgemein, und Raub auf der Landſtraße, das alte Laſter der reiſigen Dienſtleute, wucherte in der Zeit ritterlicher Künſte ſo arg wie nur je. Seit den erſten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts werden die gemeinſchädlichen Laſter der Ritter als ein unerträgliches Leiden des Landes beklagt. Und die Vornehmſten galten nur zu oft für die Beſchützer dieſes Unweſens. Wer eine Fehde anſagte und ſeine Forderung durch Krieg durchſetzte, den er mit erwähltem Gegner auf eigene Hand führte, übte noch ehrlichen Ritterbrauch: aber jede Art von Untreue, Wortbruch, tückiſchem Ueberfall wurde allgemein, und derſelbe Ritter, der geladen von ſeinem Herrn ſtattlich zum Turnier zog und am Hofe deſſelben höfiſch zu tanzen und zu eſſen wußte, lebte oft auf ſeiner Burg mit harten Speergeſellen als Räuber, und ritt als Schächer in der Dämmerung zum Waldesdickicht, dort auf arme Reiſende zu lauern, ja er brach ohne jeden Vorwand bei hellem Tag in die benachbarten Dörfer, zündete Gehöfte an, trieb die Herden weg, tötete und verſtümmelte die Bewohner.

---

*) Nach Ulrich von Liechtenſtein, S. 527.

Dies war die Kehrſeite der ſtolzen Hingabe an Waffenwerk und eine Kriegerehre, welche ihre Befriedigung nur im Kampf und in den Erfolgen des Turnierrings ſuchte. Mancher hochgeſinnte Minneſänger fühlte vor ſeinem Ende die Schwere des Fluches, der ſich auf das Leben ſeines Standes gelegt hatte, und er ſah noch, wie der üble Teufel viele in das Höllenfeuer riß, welche er ſelbſt für die Lieblinge der hohen Frau Ehre erklärt hatte. Kaum einer hatte ſich ſo behaglich die wirkliche Welt zu einem ritterlichen Roſengarten umgeträumt, der mit ſeidener Schnur und bunten Speeren abgegrenzt war, als Ulrich von Liechtenſtein. Er hatte ſein Sommerleben verſtochen und verſungen; auch nachdem er ſeine vornehme Herrin wegen ſchnöder Behandlung, die ſie ihm zugetheilt, verließ, hatte er eine andere gefunden, die gefälliger war, und er beſang ihren Mund und weißen Leib als Sachverſtändiger, während er bei ſeiner Hausfrau ſaß und ſeine Kinder in Zucht unterrichtete. Doch auch er ſollte gewaltthätig an den deutſchen Winter gemahnt werden, und da ſein Leben in die Jahre fällt, wo ſich alte und neue Zeit feindlich ſcheiden, ſo darf hier aus demſelben Buch, aus welchem früher ſeine ritterliche Huldigung mitgetheilt wurde, auch eine kurze Anekdote nicht verſchwiegen werden, welche weit andere Zuſtände ſeiner ſpäteren Lebensjahre erkennen läßt. Leider iſt ſein Bericht gerade für das, was wir darin ſuchen, ziemlich dürftig. Ulrich erzählt in ſeinem „Frauendienſt“ (nach Lachmann S. 537) Folgendes:

„In dieſer Zeit — es war am 26. Auguſt 1248 — widerfuhr mir ein unbilliges Ungemach von zweien, die ich hier nennen will; der eine hieß Herr Pilgerin von Kars, der war mein Erbſaſſe, der hatte mir oft gedient, auch ich war ihm hold und oft in meinem Hauſe in ſeiner Geſellſchaft froh geweſen. Der andere hieß Weinold, er war mir auch aufrichtig lieb, ein übergroßer Mann, mit dem ich viel Scherz trieb, ſein Leib war ungeſtalt, ſein Mund voran mit ſchlauen Reden, aber ſein Herz barg weiß Gott geheime Untreue. Es war am dritten Tage nach St. Bartholomäus um Mittag, ich lag nach dem Bade in meiner Kammer, da kamen dieſe zwei nach Frauenburg an mein Thor. Mein Geſinde hieß ſie Gott willkommen; ſie dankten artig mit freundlicher Geberde und Herr Pilgerin ſprach: „Sagt an, was ſchafft mein Herr?“ Die Meinen verſetzten: „Der Herr hat ſich ſchlafen gelegt.“ Er ſprach: „Das iſt große Trägheit, geht zu ihm, bitet ihn aufzuſtehen, ich wünſche ihn bald zu ſprechen.“ Mein Kämmerer kam zu mir und ſagte mir das, ich ſtand willig auf, ging zu ihnen und empfing ſie herzlich, hatte mir Hoſen, leinenes Unterkleid, Kürſe (Pelzweſte) und Mantel angezogen. Ich umfing beide und ſprach: „Vielliebe Freunde, ſeid mit Gott willkommen,“ nahm ſie bei der Hand und führte ſie auf eine ſchöne Bank unter einem Söller. Mich freundlich zu erweiſen ließ ich zu trinken hinbringen und frug: „Wollt ihr etwas eſſen?“ „Wer frägt, der will nichts geben,“ verſetzte Herr Pilgerin. Man brachte uns Speiſe, Meth und Wein, wir aßen und waren froh.

Da begann Herr Pilgerin: „Herr, wollt ihr nicht heut zur Nacht etwas mit dem Falken beizen?“ „Nein, ich will es diesmal wegen des Bades laſſen.“ Da ſprach der ungetreue Mann: „Nehmt den Falken um meinetwillen, ich werde euch dafür verbunden ſein. Wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und dachten hier zu beizen.“ Da ſprach ich: „Freund, geſchieht euch mit dem Falken ein Gefallen, ſo reite ich ſogleich mit euch.“ Ich ließ alſo meinen Leuten kund thun, daß ſie Vogelhunde und Federſpiele auf das Feld führten. So ſandte ich die Meinen von mir und wenige blieben bei mir zurück. Auch dieſe trieb Herr Pilgerin faſt alle fort, ſandte den einen dahin, den andern dorthin. Als ich allein bei ihnen ſaß, da winkte er ſeinen Knappen, von denen zwei bereit ſtanden und zu meinem Thurm traten. Weinold aber und Herr Pilgerin fuhren auf, zückten Meſſer, fielen beide auf mich und ſtachen mir mit den Meſſern drei Wunden. Die Kürſe und den Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und zog mich zu meinem Thurm. Ich rief kläglich laut: „O weh, o weh, was hab' ich euch gethan? um Gott, laßt mich am Leben!“

Es hatten dieſe zwei Männer ihre Knechte beim Thor gelaſſen, jetzt unterſtanden ſie ſich in das Haus zu dringen und was man von meinen Leuten darin fand, herauszutreiben. Mein Weib lief zu mir und ſchrie: „O weh, was ſoll das ſein?“ Die zwei ungetreuen Männer ſprachen: „Wollt ihr eure Ehre behalten, Frau, ſo geht ſogleich vor das Thor, dort findet ihr eure Leute, und macht euch fort von uns. Wir wollen ihn und all ſein Gut haben, oder es muß ſein letzter Tag ſein.“ Die Gute ſah mich mit Thränen an; ich ſprach:

„Geht ſchnell hinaus, wenn euch eure Ehre lieb iſt, und bleibt nicht länger bei mir.“ Da ging ſie mit meinen Kindern auf das Thor zu. „Frou, laßt uns euren Sohn hier,“ ſprach zu ihr Herr Pilgerin, nahm ihr das Kind von der Hand, und was er bei den Frauen von Kleidern und Kleinoden ſah, das nahm er ihnen alles, gegen Ritterſitte, und trieb ſie ſo vor das Thor; mein Sohn blieb bei mir zurück.

Mein Weib und mein Geſinde ſchieden gezwungen, ſie fuhren im Jammer dahin den geraden Weg nach Liechtenſtein. Schnell wurde die Märe überall in der Gegend bekannt, von meinen Freunden waren in Kurzem wohl drittehalb Hundert oder mehr bereit. Meine Freunde von Judenburg waren ſchnell auf und kamen nach Frauenburg. Ich ſah es ungern, denn es ſchaffte mir faſt den Tod. Da ſie an die Burg herankamen, nahm mich Herr Pilgerin, führte mich zu einem Söller und ſprach: „Wollt ihr das Leben behalten, ſo heißt dieſe von hinnen fahren“; er band mir ein Seil um den Hals und rief: „Ich hänge euch ſogleich über dem Söller ihnen gegenüber auf, damit ſie die Luſt zu ſtürmen verlieren. Ich fürchte ſie alle nicht mehr als ein Ei.“ Kläglich laut ſchrie ich den Bekannten zu: „Was wollt ihr? Ihr ſeid thöricht, wollt ihr mich töten? Ihr könnt mich auf die Art nicht erlöſen von dieſem großen Unglück. Kommt ihr näher, ſo bin ich tot, und ihm könnt ihr doch nichts ſchaden.“ So drohte ich, ſo bat ich, bis ſie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. In der That litt ich große Noth, man drohte mir oft, ich müßte ſterben, ſobald es Tag würde. Als der nächſte Tag anbrach, bereitete ich mich zum Tode; ich ſuchte nach, ob in dem Thurm, wo ich gefangen lag, etwas von Brot zu finden wäre; ich fand ein Broſamen, das hob ich weinend auf, kniete nieder und klagte dem, der in alle Herzen ſieht und dem man nichts verhehlen kann, meine Sünde, nahm dann weinend das Brot als ſeinen Leib, wie Brauch iſt, und empfahl ihm meine Seele.

Da trat Herr Pilgerin zu mir ein, er war gerüſtet mich zu töten. „Und wollt ihr länger athmen, ſo ſagt, was ihr uns geben wollt.“ Ich ſprach: „Ich gebe euch Alles, was ich habe und was ich je gewinnen mag.“ — Wie feindſelig mir der Treuloſe war, die Löſung half, daß ich gerettet wurde; er dachte: ich nehme ſein Gut und thue dann doch noch meinen Willen an ihm. Er befahl mich an eine unmäßig große Kette zu ſchmieden, und fürwahr, darin ward mir mancher Tag lang. In dieſer Noth rieth mir mein Herz, meiner Frau ein Lied zu ſingen. Manchem dünkte wunderlich, daß ich Neues ſang, während ich in ſolchen Nöthen lag, ich aber wollte die nicht vergeſſen, die ich zur Herrin meines Lebens gemacht hatte.

Ich lag gefangen ein ganzes Jahr und drei Wochen. Ich litt viel Ungemach, oft war mir der Tod nahe; oft hätte er mich beinahe erſchlagen, mit Meſſer und Schwert drang der heftige Mann oft auf mich ein.

Endlich ward Graf Meinhard von Görz uns vom Kaiſer als Herr in das Steierland geſandt. Als dem ehrliebenden Mann meine Gefangenſchaft berichtet wurde, war es ihm von Herzen leid; der Wackere kam mit vielen Herren nach Frauenburg geritten, er machte mich ledig, ich mußte als Pfand des Vertrages dort laſſen meine zwei Söhne und zwei Kinder (die Töchter). Später löſte ich meine Burg wieder ein, mit welchen Koſten, das will ich verſchweigen und lieber von Fröhlichem ſprechen. Als ich der Gefahr entledigt war, wurde ich wieder, wie ich früher geweſen, ich hatte viel Gut verloren; was mehr, ich gewann meinen Frohſinn zurück. Ich ſang neue Lieder, aber die rechte Freude war krank in Steier und auch in Oeſtreich, Alle lebten traurig, die Reichen waren ſchlecht geſinnt, ſie thaten einander Leibes und dachten nur an Raub, der Frauendienſt lag darnieder, auch die Jungen verſchwendeten läſterlich ihr Gut, Rauben war ihre ſtete Gewohnheit, ihr Leben verlief übel.“

Soweit der Bericht des Liechtenſteiners. Er ſagt leider nicht, was ſeinen untreuen Mann zu der Miſſethat geſtachelt hat. Erwägt man, wie ein alter Gönner Ulrich's, der Graf Görz, die Sache mit einem Vergleich endet und dem Uebelthäter eine ſtarke Abfindungsſumme gewährt, ſo möchte man meinen, daß die Gefangenſchaft Ulrich's noch einen andern Grund hatte als die Raubſucht ſeines treuloſen Vaſallen und einiger Spießgeſellen. Aber die Erzähler des Mittelalters verſtehen ausbündig die Kunſt das zu verſchweigen, was ihnen ungemüthlich iſt. Dafür gönnt uns Ulrich das Lied, das er im Kerker ſeines eigenen Thurmes, in Eiſen geſchmiedet, an ſeine vertraute Herrin dichtet, während ſein Sohn in den Händen des Todfeindes iſt und ſein Weib mit den übrigen Kindern bei ſeiner Sippe das Flüchtlingsbrot verzehren muß. Er blieb der höfiſche Frauenritter bis zu ſeinem Ende. Der tieferen Natur Walther's von der Vogelweide wurde der Schmerz nicht erſpart, daß ihm ſein früheres Leben ſchal und inhaltslos erſchien.

Unter den erſten Habsburgern, unter Ludwig dem Baier und den Luxemburgern ging den Rittern in harten Jahrzehnten Vieles von der höfiſchen Bildung verloren, Sprache und Sitte wurden bäuriſcher und roher, in kleinen Fehden und Wegelagereien verthat ſich ihr kriegeriſcher Muth. Oefter muß im Folgenden die Rede ſein von der Einwirkung, welche die Ritter auf alte und neue Landſchaften der Deutſchen ausübten.

In Rüſtung und Reiterbrauch kam Neues auf. Die Rüſtung wurde maſſiger, einzeln erſcheinen die Schienen. Schon Ulrich von Liechtenſtein hatte in ſpäteren Jahren eine Bruſtplatte über ſein Eiſenhemd gelegt, gegen Mitte des Jahrhunderts fing man an auch das Ritterroß mit Eiſen zu bedecken. Aber die Schienen kamen wieder einmal aus der Mode, um 1350 wurden plötzlich die alten Schuppenpanzer und Eiſenhauben modiſch, und 1389 warfen die Ritter gar auf kurze Zeit ihren Schild bei Seite.*) — Bei Tjoſt und Turnier häuften ſich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Unglücksfälle, vergeblich mühte ſich die Kirche die Turniere zu verbieten; damals ſcheint der Gebrauch einer Speerſpitze ohne Widerhalt — das Scharfrennen — aufgekommen zu ſein. Dieſe Unſitte blieb deutſche Eigenthümlichkeit,**) auch der furiöſe Anlauf in geſtrecktem Galopp galt bis ans Ende des 15. Jahrhunderts als deutſcher Brauch.

Die Ritterwürde ſelbſt verlor ſchnell an Bedeutung. Sie wurde reichlich ausgetheilt, von König Rudolf und Ludwig dem Baier gern an Städter; auch Biſchöfe ſchlugen zu Rittern, z. B. 1298 der Biſchof von Straßburg, und ſein Ritterſchlag erſchien beſonders anſprechend, denn er trug den neuen Rittern dreifaches Gewand von koſtbarem Stoff ein. Sogar ein Zwerg im Gefolge König Rudolf's und des Biſchofs von Baſel wurde mit dem Schwertgurt geſchmückt und ſtolzirte als Ritter Konrad im Geſinde. Der Hohenſtaufe Friedrich II hatte zuerſt einmal durch Brief den Rittergurt ertheilt, unter den Luxemburgern geſchah dies häufig, bereits um Geld.

Wichtiger war eine andere Veränderung. Die Vorrechte der Ritterſchaft waren in den Kreuzzügen und den Römerfahrten des 12. Jahrhunderts eine perſönliche Ehre des ſchwergepanzerten Reiters, welche Freigeborenen wie Unfreien ertheilt wurde, wenn letztere durch die Gunſt ihres Herrn in Stand geſetzt waren mit Reiterſchild zu dienen. Damals war es eine ariſtokratiſche Beſtimmung in der Ordensregel der Templer und hundert Jahre ſpäter der Marianer, daß nur Freigeborene in ihre geiſtlichen Orden treten durften. Denn dadurch waren — der Beſtimmung nach — nicht die freien Stadtbewohner, wohl aber die meiſten Dienſtmannen und ihre Söhne ausgeſchloſſen. Die herkömmliche Ausſtattung des Reiters für den Kriegsdienſt aber war ein Lehngut oder Hofgut, das ihn in den Stand ſetzte Roß und Knecht zu halten. Dieſe Lehngüter wurden allmählich erblicher Beſitz der begabten Familien. Da geſchah es, daß Ritterwürde und Lehnbeſitz ſich nicht decken wollten. Einmal wurde der Zudrang zum Ritterthum im 12. Jahrhundert groß, bei jeder Heerfahrt lag es im Vortheil der Könige und Edlen die Zahl der Ritter zu ſteigern, es entſtand ein Ritterproletariat, welches den Kaiſern, die ſelbſt Ehre der Ritterſchaft hochhielten, ebenſo läſtig war als den friedlichen Arbeitern des Landes. Und wieder auf den erblichen Lehngütern ſaßen auch Träge und Rohe, welche Ritterſitte nicht übten, und wenn ein Lehngut erledigt war, kamen die Herren in Verſuchung daſſelbe an nützliche Leute zu geben, die bis dahin dem Ritterorden nicht zugehört hatten. Daher bemühten ſich die Hohenſtaufen, zuerſt Pfaffen- und Bauernſöhne von Ritterſchaften auszuſchließen (1187), dann unter Friedrich II die Ertheilung eines freien Lehnguts von rittermäßiger Geburt durch Vater und Großvater abhängig zu machen.

---

*) Die Limburger Chronik verzeichnet die wechſelnden Moden der Rüſtungen.

**) Meiſterlin, Chronik von Nürnberg II, 13.

Dieſe Beſtimmungen des Lehnrechts wurden nicht mehr beobachtet als andere Reichsgeſetze. Aber ſie drückten ein Beſtreben aus, welches im Ritterthum bereits vorhanden war, und ſie beförderten deshalb etwas Anderes, als die Geſetzgeber wahrſcheinlich beabſichtigt hatten. Nicht die Ritterwürde und die gepanzerten Heergeſellen wurden dadurch gehoben, ſondern die Familien mit rittermäßigen Vorfahren. Als das Ritterthum verfiel, der Zudrang zu den Turnierplätzen aufhörte, der Schwertgurt von unritterlichen Kaiſern achtlos verliehen wurde, da ſuchten Viele, welche durch ihren Lehnbeſitz zum gepanzerten Felddienſt verpflichtet waren, nicht mehr die Ritterwürde, aber ſie führten den Ritterſchild mit dem Wappen der Vorfahren und beanſpruchten die weſentlichen Ehrenrechte des Ritterthums als erblichen Vorzug. So hörten allmählich im 14. Jahrhundert dieſe Rechte: Wappenſchild, Rüſtung und Turniertheilung auf ein perſönlicher Vorzug zu ſein, welcher nur durch Verleihung des Rittergurts erworben wurde, ſie wurden ein erbliches Recht der Familien, nicht nur der Nachkommen, welche im Lehnbeſitz waren, auch ihrer beſitzloſen Verwandten. Die Wappen der Vorfahren gewinnen deshalb höhere Bedeutung, rittermäßige Abkunft wird werthvoller als die Ritterwürde ſelbſt, obgleich dieſe einzelnen Ritterbürtigen noch ertheilt wird und außerdem immer neue Familien mit den Privilegien des Ritterſtandes verſieht, den älteren Beſitzern der Vorrechte nicht zur Freude.

Ein neuer erblicher Stand bildete ſich und war bemüht ſich in Ehe und Geſelligkeit vom Bauer und Bürger zu ſcheiden. Aber er hatte keinen Namen. Die meiſten der Männer, welche ihm angehörten, waren nicht mehr Ritter, jeder Kundige wußte, daß ſie nicht vom Adel waren; das alte Wort Degen, welches einſt die reiſigen Lehnsleute bezeichnet hatte, war in der höfiſchen Ritterzeit außer Gebrauch gekommen. Durch das ganze 14. Jahrhundert ſchwankte die Sprache wie verlegen. Endlich entſchied die enge Verbindung der Ritterbürtigen mit den Familien der Freien und Edlen, und der Umſtand, daß dem Volke die Achtung vor adligem Blut überhaupt vermindert wurde. Unter den Hohenſtaufen hatte man die Söhne aus rittermäßigen Familien, welche neben edlen Knaben Ritterdienſt lernten, wie dieſe „edle Knechte“ genannt, um ſie von anderen Reiſigen zu unterſcheiden; am Ende des 14. Jahrhunderts gewöhnte ſich das Volk, die rittermäßigen Familien als Adel dem Bürger und Bauern gegenüber zu ſetzen.

Und merkwürdig iſt, wie zäh und treu die Familien der reiſigen Lehnsleute die Ueberlieferungen des Ritterthums, die ihnen aus der Zeit Friedrich Rothbart's überkommen waren, bewahrten, die Turnierbräuche, in Jahrzehnten roher Fehde faſt vergeſſen, wurden doch immer wieder an den Fürſtenhöfen in Uebung gebracht; wenn in Deutſchland ritterliches Spiel darnieder lag, wurde es durch die abenteuerlichen Kreuzfahrten, welche normänniſche und flandriſche Herren nach dem neuen Ordensland Preußen unternahmen, aufgefriſcht.

In dieſer Zeit des abſterbenden Ritterthums ſchrieb etwa um 1400 ein wackrer Thüringer, der Chroniſt Johannes Rothe aus Kreuzburg, in poetiſcher Form ein Büchlein, „Ritterſpiegel", worin er Brauch und Recht des Ritterthums ſchildert und einer ſchlechten Gegenwart die Auffaſſung gegenüberſtellt, wie ſie in den Beſſeren ſeiner Zeit lebte. Sein Gedicht iſt für Kenntniß dieſer Verhältniſſe ſehr werthvoll und nicht zur Genüge gewürdigt.*) Aus ihm wird hier im Auszuge mitgetheilt, was damals unter Ritterſchaft verſtanden wurde. Johannes Rothe berichtet wie folgt:

„Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Ritter und Knechte ſind im Dienſt der Edlen, man gibt ihnen nicht den Beinamen edel, ſondern geſtrenge. Wer von ſeinen Eltern wacker und ehelich geboren iſt und ſelbſt nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb eines Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürſt gibt, zum Ritterſchild kommen, wenn ihm ſein Herr oder Fürſt den verleihen will.

Jetzt aber hat der Ritterorden keine große Geltung, Räuber und Diebe haben ihm Ehre und Werth genommen, auch ſind Viele nicht auf richtigem Wege in den Orden gekommen.

In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Meſſe in den Orden aufgenommen von einem Prieſter, der ihm ſein Schwert, ſeinen Ritterſchmuck und Sporen ſegnete, dabei ſchwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Chriſtenheit ſein wolle, das Reich nach geſchriebenem Kaiſerrecht vor Schaden behüten, Witwen und Waiſen beſchirmen, Ketzern und ungläubigen Heiden ſchädlich ſein. Darum legte ihm der Prieſter an ſeine Hand den goldenen

---

*) Herausgeg. von Karl Bartſch, Mitteldeutſche Gedichte, 1860.

Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. Dann war ihm als Ritterrecht geſetzt, daß er auf der Straße nicht ohne Diener oder Knecht gehen durfte.

Niemand ſollte nach Recht zum Ritter ſchlagen, als wer ſelbſt ein Edler iſt, von dem man Lehn empfangen darf, und ſelbſt ein frommer Ritter. In unſerer Zeit aber werden Viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre gibt; dieſe trauen ſich nicht in ein Turnier zu reiten.

Denn jetzt gibt es dreierlei Ritter, erſtens ſolche, die weder Ehre noch Gut haben, ſie ſind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edlen, aber obwohl ihre Güter frei ſind, ſo nähren ſie ſich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen, ſind Kuhritter und entehren Kloſternonnen. Kommen ſie zu einem Turnier gezogen, ſo werden ſie vielleicht ſehr geſchlagen von frommen Rittern und Knechten, die von ihren Kloſterthaten gehört haben. Sie tragen Gold und ſchöne Kleider, aber ſie mögen ſich ihrer ſchämen, denn ſie halten Diebe und Mörder, mit denen ſie den Raub theilen. Auch wenn ſie jemandem eine Fehde vorher anſagen, ſo rennen ſie ſchon in das Feld, während der Brief noch unterwegs iſt, und bevor der Andre den Fehdebrief geleſen hat, haben ſie ſchon die Kuh gegeſſen. Nur die ſind wahre Ritter, die für ihre Fürſten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde ſtreiten, oder die zum heiligen Grabe ziehen und ſich dort zu Rittern weihen laſſen. Nicht mit dem Sacke dient der Ritter, wie Bürger und Bauer, ſondern mit ſeines Leibes Stärke folgt er dem Herrn in ſaurer Arbeit.

Zur Ritterſchaft gehören ſieben beſondere Ehren. Zuerſt das Schwert welches durch Ritterſchlag zugetheilt wird; zweitens ein goldner Fingerring mit einem Edelſtein, der an den Goldfinger geſteckt wird; drittens ein frommer Knecht, der dem Ritter beſtändig aufwartet und ihm ſein Schwert nachträgt, denn dem Ritter ziemt nicht das Schwert ſelbſt zu tragen wie ein Büttel. Viertens iſt ſein Recht, Gold an ſeinem Leibe und eine goldene Spange an ſeinem Gewand zu tragen, fünftens ein buntes Kleid von mehrerlei Farben. Sechſtens führt er den Ehrennamen Herr, den er nicht ſeiner Herkunft verdankt (nicht von sime geslechte), ſondern der eigenen Tüchtigkeit, und endlich hat er das Vorrecht, daß man nach Tiſche Waſſer über ſeine Hand gieße und ihm ein reines Handtuch reiche.

Ein richtiges Wappenſchild muß Silber oder Gold in Feld oder Bild weiſen; fehlt eines der beiden, ſo iſt es kein Wappen. Goldenes Metall gilt mehr als ſilbernes. Zwei gute Farben gehören zum Feld und Bild; je mehr ein Schild Farben hat, deſto minder wird das Wappen geachtet, je weniger Bilder darin ſtehen, deſto adliger iſt es u. ſ. w.

Ein Ritter ſoll ſich begnügen an den Einnahmen, die ihm ſein Erbe bringt, und was ihm Gott beſchert im Dienſt oder an Sold und Gold, Silber und Geſchenken. Wird ihm das zu wenig, ſo darf er freilich kein Handwerk treiben; es kann auch nicht jeder zu Hofe kommen oder ein Fürſtenamt erhalten. Da iſt ihm erlaubt ſich mit einem Andern zu geſellen, der Handlung treibt und aus fremdem Lande Güter bringt; in dieſen Gütern ſoll er ſeinen Antheil am Geſchäft nehmen, ſo weit er ſie im Hauſe gebraucht. Ferner darf er Pferde-Handel und -Zucht treiben. Er darf Handarbeit nicht üben, aber wohl ſeine Pferde beſchlagen und die kranken mit Arznei heilen. Bei ſeiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide einbanſen helfen, bei der Feldarbeit darf er auf ſeinem Roſſe eggen; Pfeile, Bolzen, Köcher darf er verfertigen, ſein Geſchütz zurechtmachen und Büchſen gießen. Auch um ſeine Viehzucht darf er ſorgen, um Rinder, Schafe und Schweine.

Will ein Ritter ſeinem Feinde Schaden thun, ſo ſoll er offen zu Werke gehen und ſeine Ehre dadurch behüten, daß er ihm drei ganze Tage vorher die Fehde anzeigt. Hat er ſeines Feindes Erbe in Beſitz genommen und ihn gefangen, ſo ſoll er ihn nicht in Grund verderben, ſondern er ſoll ihn ſo ſchatzen, daß das Erbe die Schatzung ertragen kann; iſt er ehrbar, ſo entlaſſe er den Gefangenen gegen Gelöbniß. Niemanden ſoll man ſo ſchatzen, daß er zum Bettler wird. Wer das thut, wird ehrlos und einem Räuber gleich geachtet.

Einem guten Ritter ſteht es wohl an, wenn er leſen und ſchreiben kann; iſt er gelehrt und kunſtvoll, ſo wird es ſein Glück.

Ein vollkommener Mann ſoll ſiebenerlei Behendigkeit haben. Er ſoll verſtehen reiten, ſchnell auf- und abſitzen, traben und rennen, umwenden und im Reiten etwas von der Erde aufheben. Zum zweiten ſoll er ſchwimmen und tauchen, zum dritten ſchießen mit Armbruſt, Büchſe und Bogen, zum vierten klettern an Leitern, Stange und Seil, zum fünften gut turnieren, ſtechen und tjoſtiren, zum ſechſten ringen, pariren und fechten mit der linken Hand wie mit der rechten, und weit ſpringen, zum ſiebenten wohl aufwarten bei Tiſche, tanzen und hofiren und das Bretſpiel verſtehen.

Jedermann wird der Meinung ſein, daß der Bauer ſich beſſer dazu eignet ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieſer größer, ſtärker und reicher iſt. Denn der Bauer iſt von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Koſt von Waſſer und Brot, wenig ſchlafen und viel wachen, im Harniſch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen.

Denn Adel wird dem erſten Ahnherrn nicht angeboren, er ſteigt auf und fällt. Der eigne Mann kann durch die Hand des Herrn frei gegeben werden und dann, ſelbſt wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienſt eines Edlen, und ſind ſie brauchbar bei Fechten und Streiten, ſo belehnet ſie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod der Beſitzer zufällt. So werden ſie Mannen eines edlen Herrn. Und halten ſich wieder ihre Kinder tüchtig, ſo werden dieſe zu Rittern geſchlagen. Erlangt der Ritter aber Schlöſſer und wird er ein wohlhabender und feſter Mann, ſo wird er mit allen ſeinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und ſelbſt rittermäßige Leute halten; entziehen dieſe ſich nicht ihrem Dienſte und helfen ſie ihm in ſeinen Kriegen, ſo wird wieder ſein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieſer das Anſehen eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürſten oder belehnet ihn der König damit, ſo wird er gefürſtet, und ſtirbt der König oder Kaiſer, ſo kann ihm Gott die Ehre beſcheren, daß er an ſeiner Statt gekürt wird. Manneswerth und Kraft gewinnt, ſorgloſes Vergeuden wirft nieder.“

So frei und groß war noch um das Jahr 1400 die Anſicht über die Bewegung deutſcher Volkskraft im Staate!

2.

Aus deutſchen Dörfern.

(1200—1500.)

Es war ein alter Zwieſpalt zwiſchen der Arbeit des Friedens, in welcher der Deutſche als emſiger Hauswirth ſchaffte und doch nicht ſeine beſte Ehre fand, und zwiſchen der wilden Arbeit des Krieges, welche Geſchaffenes zerſtörte und doch durch die begeiſterte Poeſie des ganzen Volkes verklärt wurde. Dieſer feindſelige Gegenſatz zweier großer Kreiſe von idealen Empfindungen war ſeit den Kreuzzügen in Ständen verkörpert, dort Bürger und Bauern, hier die Ritter und ihre reiſigen Knechte. Durch die geſammte Geſchichte unſerer Nation zieht ſich von da ab der Streit zwiſchen Arbeitenden und Beuteſuchenden; erſt die Neuzeit hat dafür Verſöhnung gefunden.

Groß war in den Jahren des reiſigen Minnegeſangs die Abneigung zwiſchen Hof und Dorf, zwiſchen höfiſch und bäuriſch; die Ritter ſahen aus ihrer Trinklaube hochmüthig auf die Dorflinden und den grünen Anger hinab, die Bauern feindſelig auf die gepanzerte Schaar am Waldesrand. Viele Jahrhunderte hatten gearbeitet den Stolz des Landmanns zu verringern; nicht nur wer den Ritterſchild trug, auch der Handwerker in der Stadt fühlte ſich in beſſerem Recht und höherer Kunſt als der Bauer. Uns iſt möglich Einblick in das Gemüth des Landvolkes und in viele Einzelheiten ſeines Lebens zu erhalten. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts haben die Handſchriften manchen unſchätzbaren Zug aus dem

Leben des Bauern überliefert. Mit Erſtaunen erkennen wir aus ſolchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weiſe ein Theil der Volkskraft war als viele Jahrhunderte ſpäter.

Der Leibeigene zwar ſtand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch ſchlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er ſich äußerlich von dem Freien unterſcheiden. Der freie Bauer aber und wer als Höriger mit beſſerem Recht unter einem Herrn ſaß, fühlte ſich mit Recht als Bewahrer der heimiſchen Sitte, das Schwert an der Seite ſchritt er zur Verſammlung unter dem Baume oder am Gerichtsſtein des Dorfes. Und ſtammte er von vier freien Ahnen und ſaß er auf drei freien Hufen, ſo war nach altem Sachſenrecht ſein Rang höher als der eines Ritters, in dem unfreies Blut war, und wer ihn ſchädigte, der hatte es zu büßen wie einem von Fürſtengeblüt. Gerade nach 1200 fing der Bauer an ſeinen Acker ſorgfältiger zu beſtellen, es ſcheint um dieſe Zeit aufgekommen zu ſein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöſter gedieh auch feinerer Gartenbau, ſchon wurden die Weinberge eifrig gepflegt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Vlämingen blühte eine Ackerwirthſchaft des Moor- und Sumpfbodens, welche durch zahlreiche Auswanderer dieſer Stämme in die Elblandſchaften und bis tief in den Oſten getragen wurde.

Wohlhäbig ſteht der größere Bauer in ſeinem Hofe, fröhlich, vergnügungsluſtig tummelt ſich das junge Volk in den Dorfgaſſen und auf dem Anger. Zwar iſt der Titel Herr nach höfiſchem Brauch die Ehre des Ritters, aber in freundlichem Verkehr wird auch der Bauer Herr genannt, nicht nur von ſeinen Knechten, ebenſo von den Hofleuten; „ſtolz“ iſt ehrendes Beiwort der Burggenoſſen, aber auch das Bauermädchen wird als „ſtolze Magd“ von dem Ritter gerühmt. Unvermindert iſt die alte Freude des Landvolkes an dem

Erwachen der Natur, ungeduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der erſten Kätzchen an Weide und Haſel, ſie ſehen nach dem Laub, das aus der Knoſpe dringt, und ſuchen im Grunde nach den erſten Blumen. Das frühſte Spiel des Sommers iſt der Ball in der Dorfſtraße oder dem ſprießenden Anger, er wird von Jung und Alt, von Männern und Frauen geſchwungen. Wer den bunten Federball zu werfen hat, ſendet ihn mit einem Gruße nach einem, den er lieb hat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner ſind die Freude der Zuſchauer und der Spielenden. Und kommt der ſonnige Mai, dann holen die Mädchen den Feſtſchmuck aus der Lade und winden Kränze für ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen ſie bekränzt und mit Bändern geſchmückt, den Handſpiegel als Zierat an der Seite, mit ihren Geſpielen auf den Anger, wohl hundert Mädchen und Frauen ſind dort zum Reien verſammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich iſt ihre Tracht, das Wamms mit bunten Knöpfen beſetzt, vielleicht ſogar mit Schellen, welche eine Zeit lang der anſpruchsvolle Schmuck der Vornehmen ſind; die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel iſt wohlbeſchlagen mit glänzendem Metall, ein Eiſenhemd iſt in das Kleid geſteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferſe. Die ſtolzen Knaben ſind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eiferſüchtig auf ſeine Geltung. Mit Leidenſchaft werden die großen Reien getanzt, kühn ſind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poeſie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut ſingt der Chor der Umſtehenden den Text des Reiens, leiſe ſingt das Mädchen die Weiſe mit. Und noch größer wird unſer Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieſer alten Volkstänze näher betrachten, es iſt eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menſchlichen Verhältniſſen, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unſerer Landleute. Auf einleitende Strophen, welche in zahlloſen Variationen das Aufgehen des Frühjahres rühmen, folgen andere, zum Theil in lockerem Zuſammenhange wie im Augenblick erfunden, den Schnaderhüpflen ähnlich, welche ſich in Oberdeutſchland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft iſt der Inhalt ein Streit zwiſchen Mutter und Tochter, die Tochter ſchmückt ſich zum Feſt, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob ſchöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, welche geſchildert und verhöhnt wird. Denn leicht bilden ſich beim Tanze Parteien, durch ſpitze Verſe wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burſchen iſt, ſich nichts bieten zu laſſen, der kräftigſte Tänzer, der gewandteſte Sänger, der kühnſte Schläger zu ſein. Auf den Reien folgen die Trinkgelage mit lauter und übermüthiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer ſpielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eiſe gefahren, in einer großen Stube ſammelt ſich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tiſche hinausgetragen, zwei Geiger machen Muſik, der Vorſänger beginnt die Weiſe, ein Vortänzer führt an. Verſchieden iſt der Charakter der Reien und Tänze, alterthümlicher und volksmäßiger läuft Weiſe und Text der Reien in dem altheimiſchen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters ſind kunſtvoller und modiſcher. Denn in den erhaltenen Tanzliedern, welche wir als verſchönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, iſt überall das höfiſche Geſetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romaniſchen Brauches. Unter den verſchiedenen Arten der Tänze wird auch der ſlaviſche Reidawac genannt. — Bei dieſen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Ritter mit dem Bauer, ſchon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie ſehr er geneigt iſt über ſeine Umgebung zu ſpotten, er fürchtet ſie auch, nicht nur ihre Fäuſte und Waffen, auch die Schläge ihrer Zunge.

Der langlockige Bauer bietet dem Ritter den Becher und zieht ihn ſchnell von dem greifenden zurück, ſetzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und ſchleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut ſich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin, ſich auf ſchnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben ſuchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerkſamkeit geſchenkt hat.

So ſieht das Dorfleben in den Liedern Neidhart's von Reuenthal aus, des geiſtvollſten und launigſten aller ritterlichen Sänger im 13. Jahrhundert. Seine ganze Poeſie ruht auf den Liedern und Freuden der Bauern, wie der größte Theil ſeines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbſtgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er iſt trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vortheil. Ein Bauerburſch, Engelmar, hat ihm das größte Leid ſeines Lebens bereitet, es ſcheint, daß er ihm ſeine Geliebte Friderun, auch ein Dorfkind, abſpenſtig gemacht hat, der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, ſolange er lebte; aber auch bei ſpäteren Huldigungen, welche er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Ritter die Bewerbungen der jungen Bauern ſehr zu fürchten, und nicht ſelten quält ihn bittere Eiferſucht.

Und dies Verhältniß des Ritters Neidhart zu den Landleuten war im Anfang des 13. Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Allerdings verhärtete ſich der Stolz des Ritters gegenüber dem Bauer ſchnell zu einem ausſchließenden Standesbewußtſein.*)

Unerträglich dünkte ihm die Anmaßung des Bauern, der es ihm in Kleidern und Waffen gleich thun wollte und ſeinen

---

*) Der ſogenannte Seifried Helbling VIII. in: Moriz Haupt, Zeitſchrift IV, S. 164 flg. Der öſtreichiſche Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in ſeinen Stand als Mißbrauch; er ſchrieb (nach Karajan) das achte ſeiner Büchlein um 1295.

Einbrüchen in die Gemeindeherde den gepanzerten Fauſthandſchuh entgegenhielt. Im Jahre 1244 verbot Herzog Otto von Baiern in ſeinem Landfrieden den Bauern, Brünne, Eiſenhut oder Halsberge, lateiniſche Meſſer oder andere Stahlwaffen in ihrem Dorfe zu tragen; nur den Reutel, den Stab, der zum Säubern des Pflugbretes diente, ſollten ſie führen. Ein ähnliches Verbot erging in Oeſtreich. Aber es wurde nicht beachtet. Kurz darauf wird wieder geklagt, daß die Bauern in allen Ritterkleidern prangen, ſeidene Stoffe, Kettenpanzer führen und mit dem Schwert klirren.

Und das war natürlich. Dem Landmann trat in wilder Zeit die Verſuchung nahe, ſelbſt Rechte und Vorzüge des Ritterſtandes zu gewinnen. Wie unvollkommen ihm höfiſche Sitte kund wurde, ſie übte doch ihren modiſchen Zauber aus. Das Schönſte, was ihm der Spielmann ſang, das Glanzvollſte, was ſeine Augen erblickten, war Werben um kriegeriſchen Preis im Kampf und Turnier. Wer ungenügſam ſich in ſeiner Kraft fühlte, der ſtrebte aus dem Bann des Zaunes und der heimiſchen Feldmark, um lieber Andere zu ſchlagen als ſelbſt geſchlagen zu ſein. Auch der Sohn des Bauern zog als reiſiger Knecht in die Burg und dachte darauf den Rittergurt umzuſchnallen. Dies Aufſtreben in den Ritterſtand erregte wieder Zorn und Spottluſt der Edlen und ihrer Vaſallen, es verdarb das Selbſtgefühl des Landmanns, es ſtand ohne Zweifel den Begehrlichen ſehr oft übel an und machte Viele ruchlos und ſchlecht. Es fand unter den Bauern ſelbſt, welche friedlich über ihre Scholle ſchritten, herbe Beurtheilung, nicht mildere bei ernſthaften Dichtern und Volkspredigern: es war doch ein nicht aufzuhaltender Vorgang.

Eine der merkwürdigſten Ueberlieferungen aus dem 13. Jahrhundert wirft ein ſcharfes Licht auf dieſe Verhältniſſe. Es iſt eine wahre Geſchichte, welche ſich auf altbairiſchem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Oeſtreichs, da wo die Salzach mit dem Inn zuſammenfließt, ereignet hat. Wer bei Burghauſen die Salzach überſchreitet und auf der alten Harterſtraße eine halbe Stunde durch einen Wald gegangen iſt, welcher unter dem Namen Weilhart große Strecken des Innviertels bedeckt, der ſieht kurz nachdem er den Wald verlaſſen, auf der linken Seite der Straße zwei Bauernhöfe, von denen der erſtere jetzt Lenzengut heißt, früher Helmbrechtshof genannt wurde. Er iſt alten Leuten noch unter dieſem Namen bekannt. Der Hof war einſt größer, einer der anſehnlichſten Meierhöfe der Landſchaft. Dieſer Hof iſt Mittelpunkt der Geſchichte, welche hier erzählt werden ſoll. Sie iſt uns in poetiſcher Form überliefert, in einem Gedicht, das als Zeitgemälde von höchſtem Werth iſt, auch als Dichtung von großer Schönheit. Der dieſe Dorfgeſchichte zwiſchen den Jahren 1234 und 1250 niederſchrieb, nennt ſich ſelbſt Wernher der Gartenäre. Sein Gedicht „Helmbrecht" wurde von Moriz Haupt nach den beiden erhaltenen Handſchriften herausgegeben in Band IV der Zeitſchrift für deutſches Alterthum; ſpäter hat Friedrich Keinz in einer guten Monographie: „Meier Helmbrecht und ſeine Heimat" aus den Ortsangaben des Gedichtes die Localität nachgewieſen und die Erinnerungen daran, welche noch in der Gegend leben, geſammelt. Leider kann der Inhalt des Gedichtes hier nur kurz zuſammengefaßt werden; auch aus dieſer unvollkommenen Form wird man den Werth, welchen die Erzählung für uns hat, würdigen können. So berichtet Wernher der Gärtner:

„Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achſel, er ſteckte ſie in eine ſchöne ſeidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren geſtickt war. Dieſe Haube hatte eine Nonne geſtickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebſchaft entronnen war, wie das ſo mancher geht. Bei ihr lernte Helmbrecht's Schweſter Gotelind Sticken und Nähen; das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wohl an der Nonne, ſie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käſe und Eier. Schweſter und Mutter ſchmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwamms und Schwert, mit Taſche und Gewand und einem ſchönen Ueberrock von blauem Tuch mit goldenen, ſilbernen und kryſtallnen Knöpfen verziert, ſie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen beſetzt, ſo oft er im Reien ſprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der ſtolze Knabe ſo geſchmückt war, ſprach er zu ſeinem Vater: „Jetzt will ich zu Hofe gehen, gib auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hilfe.“ Der Vater erwiederte: „Wohl könnte ich dir einen ſchnellen Hengſt kaufen, der über Zaun und Graben ſpringt; aber lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch iſt hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt iſt. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, ſo lebſt und ſtirbſt du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir ſein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leideſt du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirſt du der Spott der rechten Hofleute, vergebens ſuchſt du es ihnen gleich zu thun, und wieder gerade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebſten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben.“ Der Sohn aber ſprach: „Schweig, lieber Vater, nimmer ſollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Miſt auf deinen Wagen, meinen langen krauſen Locken, meinem ſchönen Rock und meiner geſtickten Haube ſtände das übel an, nicht will ich durch ein Weib thatlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage meinen Raub haben kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir.“ Da kaufte der Vater den Hengſt und ſprach: „O weh, verlornes Gut!“ Der Knabe aber ſchüttelte das Haupt, ſah ſich auf ſeine beiden Achſelbeine und rief: „Ich biſſe wohl durch einen Stein, ſo wild iſt mein Muth, ich wollte Eiſen freſſen. Ueber Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz.“ Und beim Scheiden ſprach der Vater: „Ich kann dich nicht halten, ich laſſe dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du ſchöner Jüngling, hüte deine Haube mit den ſeidenen Vöglein und wahre dein langes Lockenhaar, du gehſt unter ſolche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich ſah dich gehen an einem Stocke mit ausgeſtochenen Augen, und wieder träumte mir, du ſtandeſt auf einem Baum, wohl anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis an das Gras, über deinem Haupte auf einem Zweig ſaßen ein Rabe und eine Krähe, verworren war dein krauſes Haar, zur Rechten ſtrählte dir's der Rabe, zur Linken ſcheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe.“ Der Sohn aber rief: „Ich laſſe nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder.“

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienſte thaten. Dort ging der Knappe unter das Geſinde und wurde bald der behendeſte Reiter. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein Anderer liegen ließ, ſtopfte er alles in ſeinen Sack. Es ging ihm das erſte Jahr nach Wunſch, mit günſtigen Segelwinden floß ſein Schifflein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf ſeines Vaters Haus. Alles lief zuſammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: „Sei willkommen, Helmbrecht!“ das war ihnen widerrathen, ſie ſprachen: „Mein junger Herr, ſeid Gott willkommen!“ Er antwortete: „Kindeken, ik wunſch üch ein gud

Leven."*) Die Schweſter lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da ſprach er zur Schweſter: „Gratia vestra!" Die Alten zogen hintennach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!" und zur Mutter ſprach er böhmiſch: „Dobra ytra!" Vater und Mutter ſahen einander an; die Mutter ſprach zu ihrem Mann: „Herr Wirth, uns ſind die Sinne verſtört, es iſt nicht unſer beider Kind, es iſt ein Böhme oder Wende." Der Vater rief: „Es iſt ein Wälſcher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er iſt es nicht, ſo ähnlich er ihm ſieht," und ſeine Schweſter Gotelind ſprach: „Es iſt nicht euer Sohn, zu mir redete er lateiniſch, es muß wohl ein Pfaffe ſein," und der Knecht meinte: „Was ich von ihm vernommen habe, darnach iſt er in Sachſen oder Brabant zu Hauſe, er ſprach ik und Kindeken, es wird ſicher ein Sachſe ſein."

Da rief der Wirth mit ſchlichter Rede: „Biſt du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, ſprich ein Wort Deutſch, und ich ſelbſt will dir deinen Hengſt abwiſchen, ich und nicht mein Knecht." „Ei wat ſegget ihr Gebureken, min Parit**), minen klaren Lif ſall kein Burenmann nimmer angripen." Da erſchrak der Wirth gar ſehr und ſprach wieder: „Biſt du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut Nacht will ich dir ein Huhn ſieden und eins braten. Seid ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, ſo fahrt hin zu den Winden. Seid ihr ein Sachſe oder ein Brabanter, ſo müßt ihr euer Mehl mit euch führen, von mir erhaltet ihr nichts, und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für euch Junker habe ich keinen Meth noch Wein, den müßt ihr bei den Herren ſuchen!"

Nun war es ſpät geworden und kein Wirth in der Nähe, der den Knaben behalten hätte; ſo überlegte er und ſprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einſt war ich euer Sohn und Knecht.“ Der Vater ſprach: „Ihr ſeid es nicht.“ — „Ich bin es doch.“ — „So nennt mir erſt die vier Namen meiner Ochſen.“ Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geſchwungen, es ſind die beſten Ochſen der Welt, wollt ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Thor aufſchließen.“ Der Vater rief: „Thür und Thor, Gemach und Schrein, jetzt ſoll dir alles offen ſein.“

---

*) Die zierliche Weiſe, in welcher hier die alte Sprache mit fremden mundartlichen Klängen gemiſcht iſt, kann nicht wiedergegeben werden.

**) Unſer Wort Pferd, damals noch romaniſches Prachtwort gegenüber dem deutſchen Roß.

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schweſter und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polſter und ein weiches Kiſſen.“ Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Eſſen bereitet war. Es war ein Herreneſſen, klein geſchnittenes Kraut mit gutem Fleiſch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie eine Trappe, gebratenes und geſottenes Huhn. Und der Vater ſprach: „Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; ſo aber trink, lieber Sohn, von dem beſten Quell, der je aus der Erde floß.“

Und der junge Helmbrecht packte ſeine Geſchenke aus, dem Vater einen Wetzſtein, Senſe und Beil, die beſten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, ſeiner Schweſter Gotelind eine ſeidene Binde und eine beſchlagene Borte, die beſſer für eine Edelfrau gepaßt hätte, er hatte ſie einem Krämer genommen. Und er ſprach: „Ich muß ſchlafen, ich bin viel geritten, mir iſt heute Nacht Ruhe noth.“ Da ſchlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem ſeine Schweſter Gotelind ein neugewaſchenes Hemde ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater ſieben Tage.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da ſei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich,“ ſprach er,

„ging einſt, als ich ein Knabe war, mit Käſe und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, ſie übten ritterliches Waffenſpiel, dann tanzten ſie mit den Frauen und ſangen dazu, dann kam der Spielmann mit ſeiner Geige, und wenn er anfing, ſtanden die Frauen auf, die Ritter gingen auf ſie zu, nahmen ſie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernſt hieß.*) Alles war damals in fröhlicher Geſelligkeit. Die einen ſchoſſen mit dem Bogen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürſchen, der ſchlechteſte von damals wäre jetzt wohl der allerbeſte. Denn jetzt wird werth gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre ſind in Falſchheit verkehrt, jetzt ſind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür ſind andere im Schwange. Sonſt hörte man im Ritterſpiel ſo rufen: Heia, Ritter, ſei froh! Jetzt ſchallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; ſtich, ſchlage, verſtümmle den, ſchlag' mir dem den Fuß ab, hau' dieſem die Hände ab, den ſollſt du mir hängen, dieſen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund. So war es, denke ich, früher beſſer als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte.“

„Das will ich thun. Jetzt iſt der Hofbrauch: Trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, ſo trink' ich das. Man ſitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie ihr, das iſt jetzt bei Frau und Mann ſo verhaßt wie der Henker. Bann und Acht iſt jetzt ein Spott.“

„Sohn,“ ſprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er iſt bitter und ſauer. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um ſein Leben reiten muß und darum ſorgen, daß ihn ſeine Feinde fangen, verſtümmeln und hängen."

---

*) Herzog Ernſt von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

„Vater," ſprach der Junge, „ich danke dir, aber es iſt länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, ſeitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeſchnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh' der Ring wieder an der Stelle ſteht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher ſchweres Leid gethan: über die Saat meines Pathen, des Ritters, ſah ich ihn einſt reiten, er bezahlt mir's theuer, ſeine Rinder, ſeine Schafe und Schweine ſollen traben, weil er einem lieben Pathen von mir ſo den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der that mir auch ſchweres Leid: er aß Brot zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt, als irgend ein Anderer; ich wollte es ihm nicht ſchenken, und wenn ein Biſchof für ihn betete, denn als er einſt bei Tiſche ſaß, hat er recht unanſtändig ſeinen Gürtel niedergelaſſen. Wenn ich erwiſche, was ſein heißt, ſoll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da iſt noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher ſo unſchicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, ſo will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau werth ſein. Man hört in Kurzem Kunde von Helmbrecht."

Der Vater ſprach: „Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Geſellen, die dich gelehrt haben einen reichen Mann zu berauben, wenn er Krapfen und Brot zuſammen ißt!" Da nannte der Sohn ſeine Geſellen: Lämmerſchling und Schluckdenwidder, Höllenſack und Rüttelſchrein, Kühfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüſſel und Wolfsdarm*),

---

*) Die wilden Namen ſind ſchwerlich von dem Dichter erfunden, um die Räuber zu kennzeichnen, es iſt aus dem Folgenden wahrſcheinlich, daß ſie durch die Laune der ruchloſen Burgleute ſelbſt gegeben und als ſtehende Beinamen gebraucht wurden.

— dieſem gab ſeinen Hofnamen die edle Herzogin von Ronarra Narreia, — das ſind meine Schulmeiſter."

Der Vater ſprach: „Und wie nennen ſie dich?"

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müſſen Waſſerbrei eſſen, was die Bauern haben, das iſt mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameiſenhaufen, den hänge ich bei ſeinen Beinen an die Weide."

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennſt und rühmſt, wie hitzig ſie auch ſind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge ſie faßt und von ſeiner Leiter hinabſtößt."

„Vater, Gänſe und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Geſellen bewahrt, jetzt thue ich's nimmermehr. Ihr ſprecht zu ſehr gegen die Ehre frommer Geſellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Geſellen Lämmerſchling zur Frau geben, bei ihm hätte ſie das beſte Leben gehabt. Das iſt jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen uns geſprochen." Und ſeine Schweſter Gotelind nahm er bei Seite und ſagte ihr heimlich: „Als mein Geſelle Lämmerſchling mich zuerſt um dich bat, da ſprach ich zu ihm: Du wirſt gut mit ihr fahren; nimmſt du ſie, ſo ſei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängſt, ſie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe auf die Wegſcheide ziehen, mit Weihrauch und Myrrhen umſchreitet ſie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und haſt du das Glück nur geblendet zu werden, ſie führt dich an ihrer Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeſchlagen, ſie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, ſie ſchneidet dir Fleiſch und Brot bis an dein Ende. Da ſprach Lämmerſchling zu mir: Ich habe drei volle Säcke ſchwerer als Blei mit ſeiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und koſtbaren Kleidern, mit

Scharlach und Zobel, ich habe ſie in einer nahen Schlucht verſteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, biſt du durch deines Vaters Schuld gekommen: jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegſt du an dem Herzen eines Unedlen. Wehe über deinen Vater! Denn mein Vater iſt er nicht. Ich bin ſicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geſchlichen iſt, von ihm habe ich den hohen Muth.“

Und die thörichte Schweſter ſagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geſelle heiratet, ich verlaſſe Vater, Mutter und Verwandte.“ Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder berieth heimlich mit der Schweſter. „Ich will dir meinen Boten ſenden, dem du folgen ſollſt, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirth hier gilt mir ſo wenig als ich ihm. Mutter, Gott ſegne dich.“ So fuhr er ſeinen alten Strich und ſagte ſeinem Geſellen den Willen der Schweſter. Der küßte ſich vor Freuden die Hand und verbeugte ſich vor dem Winde, der von Gotelind her weht.

Manche Witwe und Waiſe ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerſchling und ſein Gemahl Gotelind auf dem Brautſtuhl ſaßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Roſſen emſig geſtohlenen Trank und Speiſe in Lämmerſchling's Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing ſie: „Willkommen, Dame Gotelind.“ „Gott lohne euch, Herr Lämmerſchling.“ So begrüßten ſie einander freundlich, und ein alter Mann, weiſe in Worten, ſtand auf und ſtellte beide in einen Ring, und frug dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ihr euch zur Ehe nehmen, ſo ſprechet Ja.“ So gab er ſie zuſammen. Alle ſangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß.*)

---

*) Der altdeutſche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im 13. Jahrhundert bei der Trauung der Landleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anſpruch genommen. Erſt im 14. Jahrhundert

Darauf wurde das Hochzeitsmahl bereitet. Aber ſeltſam war es, vor den Knaben ſchwand die Speiſe, als wenn ſie ein Wind vom Tiſche wehte, ſie aßen unendlich, was ihnen der Truchſeß von der Küche auftrug, und es blieb nicht ſo viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man ſagt, jedem Menſchen, der ſo unmäßig ißt, dem naht ſein Ende.*) Der Braut Gotelind begann zu grauſen und ſie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil, mir iſt das Herz ſo ſchwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlaſſen habe: wer zu viel will, dem wird wenig, dieſe Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle.“

Noch eine Weile ſaßen ſie nach dem Eſſen, ſchon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen: da ſah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen ſiegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch ſei, und ſchlüge er auch ein ganzes Heer, iſt wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber ſchlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer ſonſt nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei ſeinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man ſie, erſchreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die ſie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug ſeinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht,

---

galt es für ungebildet, nicht von einem Geiſtlichen eingeſegnet zu ſein. Noch im 15. war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer ſolchen Vermählung im Kreis der Genoſſen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einſpruch erfolgen müſſe. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, iſt die Ehe geweſen!“ Der Ring S. 145. — Wenn unſere Junker gegen die Civilehe eifern, ſo haben ſie vergeſſen, daß bereits ihre Ahnen ſich ſo vermählten.

*) Uralter Volksglaube. Aehnlich die Freier in der Odyſſee vor ihrem Ende.

und dieſer zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er ſtach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und ſchlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor ſeines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: „Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn ihr euch ſäumt, ſo laſſe ich euch durch meinen Knecht fortſchlagen, hebt euch weg von der Thür.“

„Herr, ich bin's, euer Kind.“

„Iſt der Knabe blind geworden, der ſich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie ihr Eiſen aßet, als ihr auf dem Hengſte rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder.“

Und wieder ſprach der Blinde: „Wollt ihr mich nicht als Kind erkennen, ſo laßt mich als einen elenden Mann in eurem Hauſe kriechen, wie ihr mit armen Kranken thut. Die Landleute ſind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn ihr mir ungnädig ſeid.“

Dem Wirth bebte ſein Herz, denn der blind vor ihm ſtand, war doch ſein Blut und ſein Sohn, und doch rief er hohnlachend: „Ihr fuhrt ſo trotzig in die Welt, manches Herz ſeufzte um euch, mancher Bauer iſt durch euch ſeiner Habe beraubt worden. Gedenkt an meinen Traum. Knecht, ſperr' ab und ſtoß' den Riegel vor, ich will heut Nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den ſonſt nie mein Auge ſah, ehe ich euch ein halbes Brot gäbe.“ Und er ſchlug den Knecht des Blinden. „Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt; ich thäte ſo deinem Meiſter, nur daß ich mich ſchäme einen Blinden zu ſchlagen.“ So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brot in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern rieſen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Noth. Einſt an einem Morgen früh ging er durch den Wald um Brot zu betteln, da ſahen ihn Bauern, welche Holz loſen; einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die ſiebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, ſie ſollten ihm helfen. Alle hatte er ſie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und ſprach: „Ich töte ihn wie ein Huhn, er ſtieß mein ſchlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und ſchrie, ſchüttete er es aus in den Schnee, daß es geſtorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam.“ Alle wandten ſich gegen Helmbrecht: „Jetzt hüte deine Haube.“ Die Stickerei, welche einſt der Henker unberührt gelaſſen hatte, wurde zerriſſen und auf den Weg geſtreut mit ſeinem Haar. Seine Beichte ließen ſie den Elenden ſprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab dieſen dem ehrenwerthen Mann in die Hand als Thorgeld für das Höllenfeuer. So hingen ſie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterluſtige Kinder bei Vater oder Mutter ſind, die ſeien gewarnt durch Helmbrecht's Geſchick.“

So endet die Geſchichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Noch heut wiſſen die alten Leute der Umgegend von einem Bauernſohn zu erzählen, der unter die Räuber ging, und im Walde, eine halbe Stunde vom Helmbrechtshofe, ſteht eine Kapelle, dort, ſagen die Leute, ſei ein Soldat gehenkt worden, der ſeinen Eltern entlaufen war.

Man würde irren, wenn man dieſes Bild, welches mit erſchütternder Wahrheit ein wirkliches Ereigniß ſchildert, für Ueberlieferung eines Ausnahmefalles halten wollte. Zahlreiche Berichte der Zeitgenoſſen lehren, daß im 13. Jahrhundert ähnlicher Uebergang in den Ritterſtand ſehr häufig war. Er gelang in anderen Fällen beſſer, und vollzog ſich ohne auffälligen Verderb des Bauern. Ein Edler z. B. oder ein großer Dienſtmann brauchte Geld, der Bauernſohn, welcher als reiſiger Knecht bei ihm diente, half ihm mit dem Gut ſeines Vaters aus der Noth; oder der Herr ſollte zum Fürſtenhof reiten, und ſein Stolz machte ihm wünſchenswerth, mit zahlreichem Gefolge von Rittern einzuziehen; oder ein ritterliches Lehn war erledigt und die ritterbürtigen Familien ſeiner Lehnsherrſchaft ſchienen dem Herrn nicht ergeben und nicht zuverläſſig: in dieſen und ähnlichen Lagen gab er Ritterſchwert und Lehngut dem rüſtigen Landmann. Auch die Ehe half dieſen Uebergang fördern. Hatte der Ritter eine arme Verwandte zu verheiraten, dann erinnerte er ſich wohl einer reichen Bauernfamilie im Dorfe, die ihm ſelbſt verſchwägert war. Wir vermögen ganz genau Worte und Gebahren anzugeben, mit denen er um 1300 einen Bauer in ſeine Verwandtſchaft ſuchte.*) Er ritt vor das Bauerhaus: „Gott grüße dich, Muhme, wie gehabſt du dich?“ — „Gut, lieber Herr.“ — „Kennſt du mich noch?“ — „Nein, lieber Herr.“ — „Ich bin es ja, dein Oheim; ſage mir, lebt noch deine Schweſter, meine Muhme Hedwig?“ — „Ja, Herr, erſt geſtern ſah ich ſie.“ — „Nun, wie geht's deinem Sohn Ruprecht?“ — „Ei, Herr, das iſt ein tüchtiger Geſell, er iſt heuer älter als er vordem war, er trägt ſein erſtes Schwert, hohen Hut und zwei Eiſenhandſchuh, er iſt den Mädchen Vorſänger beim Reien und Liebling der Nachbarn.“ — „Nun, Muhme, ich weiß eine junge Maid, eine Tochter meines Bruders, ſie war ihrem Vater und mir ſehr lieb und oft hat man uns um ſie gebeten, ſie iſt von Gott euch aufbewahrt. Die ſollten wir deinem Sohn zum Weibe geben.“ — „Gott helfe mir, Herr; wenn ich das erleben könnte, ich wollte ja meinen Sohn um ſo reicher ausſtatten.“ — „Gut, liebe Muhme, ich muß fortreiten, gib meinem Pferde ein Futter und mir ein Huhn, und du komm nächſtens zu mir, dann laß uns das mit der Maid beſprechen.“ Darauf füttert er, reitet von dannen in ſein leeres Haus und die Ehe wird geſchloſſen.

---

*) Renner des Hugo von Trimberg, V. 1605.

Auch der Ritter verſchmähte nicht ſeine Truhen damit zu füllen, daß er mit einer reichen Bauerstochter in den Ring der Zeugen trat und ſie zu rechter Ehe empfing. — Die Kinder aus allen ſolchen Verbindungen wurden von höfiſchen Dichtern gern mit der Elſter verglichen, deren Gefieder aus Weiß und Schwarz bunt gemengt iſt. Wenn ſie Söhne von Bauern waren, wurden ſie Ritter „mit einem Schild“, und dieſen Neuen ward gern Arges nachgeſagt, auch daß gerade ſie die ärgſten Landplacker wären. — Lange hat ſich in einzelnen Landſchaften ſolcher Uebergang der Familien erhalten. In Rügen z. B. thaten es noch zu Luther's Zeit die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermüthig und ſtreitluſtig, und die beklagenswerthen Ehen waren nicht ſelten.

Aber ſogar der Bauer, welcher kein Ritterlehn nahm und nicht bei Hofe unter Schild ging, wurde Nebenbu[illegible]: der rittermäßigen Familien, wenn er freier Eigenthüm[illegible] eines Grundes war oder mit gutem Dienſtrecht auf dem [illegible] ſaß. Er verglich ſein altes Recht mit dem der Dienſtma[illegible] und der freien Vaſallen des Adels, und er fand, daß er da[illegible]ſere Recht hatte. Dieſe freien Bauern ſaßen nach 1200 ungleich vertheilt auf deutſchem Boden, ſie fehlten aber in keiner Landſchaft, ſie ſtellten in einigen den Kern der Landbevölkerung dar. In dem fränkiſchen Gebiet freilich, welches unter Merovingerkönigen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen war, lagerten die reiſigen Franken als Edle und Reichsritterſchaft dichtgedrängt über der unterworfenen Bevölkerung; in dieſem Theil Deutſchlands, der die größte Zerſplitterung in kleine Territorien erfuhr, wurde auch das gute Recht fränkiſcher Landſiedler niedergedrückt und die Lage der Bauern war unter den kleinen Tyrannen nicht günſtig. Auch in Thüringen und einem Theil des Sachſengebietes war viel Land durch Beſitznahme und Landanweiſungen mit fremden Anſiedlern beſetzt. In ſehr früher Zeit hatte dort ein erobernder Stamm einzelnen ſeiner Krieger die Dorffluren zu Eigen gegeben, welche ſeitdem die Endung -leben führen. Dazwiſchen hatten fränkiſche Lehnsleute ihre Höfe mit -heim und -hauſen erbaut, dort waren viele Unfreie, arme Leute der Ritter, darunter auch Slaven, dazwiſchen kräftige Bauerdörfer der Kirche und des Landgrafen mit geringer Dienſtpflicht. Auch in Schwaben wurde die Lage der Landleute durch Theilung des Herzogthums unter kleine Gebieter ſeit Rudolf von Habsburg ſchlechter. Aber in der Schweiz, im ſüdlichen Alemannien, in Oberſchwaben, vor anderen in Baiern, in dem altfränkiſchen Gebiet am Niederrhein und wieder in weiten Landſtrichen der Sachſen, bei Frieſen und den Nordalbingen der Weſtſee war der freie Bauer wohlhabend und mächtig, ja neben der Kirche hie und da der einzige Herr des Bodens.

In beſonderer Lage waren Oeſtreich, Salzburg, Steier, Kärnten. Dort in der Oſtmark waren die Avaren unter den Karolingern getilgt, die Ungarn unter den Sachſenkaiſern erſchlagen, das Land durch bairiſche Coloniſten beſiedelt worden, auch die friedlichen Slovenen waren unter günſtigen Bedingungen dem Reiche angeſchloſſen, der Bauer in Oeſtreich wußte wohl, daß er ein freier Mann war. Daſſelbe Selbſtgefühl erhob von 1200 bis 1400 die deutſchen Anſiedler in Schleſien und Böhmen. Dagegen war in den eroberten Landſchaften der untern Oder, in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern die Germaniſirung nicht durch friedliche Bauerſiedlung, ſondern entweder durch kriegeriſche Bewältigung der Slaven oder durch Belehnung deutſcher Ritterfamilien erfolgt. Dort ſaßen die räuberiſchen Lehnsleute trotzig über den Bauern.

Längs den Alpen und am Nordmeer dachte der Bauer wohl daran, daß er der ältere Herr des Bodens war. Auch ſeine Vorfahren waren vielleicht zu Roß in dem Kreuzzuge geritten, — wenigſtens werden von den Geſchichtſchreibern dieſer Fahrten außer Rittern und ihren Knechten noch andere Reitermaſſen erwähnt, — er hatte am Giebel ſeines Hauſes ähnliche Geſchlechterzeichen, wie ſie alte Ritterfamilien in ihrem Schilde trugen, ja auch aufgemalte Schildfarben von den Vätern her.

Dieſe alten Freiſaſſen wurden überall dem Lehnsweſen unbequem. Sie ſchienen weder Bauern noch Ritter, ſaßen ſtolz zu Roß und ſetzten ihre Hausmarken oder ein Thierbild auf ein dreieckig Bretlein oder gar an ein Fahnentuch. Auch ſie nahmen zuweilen die herrſchenden Laſter des Ritterſtandes an und wurden Räuber und Brenner ohne Ritterrecht.*)

Noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die Ritterbürtigen zwar vom Adel unterſchieden, aber im Tagesverkehr hie und da bereits Edelleute genannt wurden, dauerten die reiſigen Anſprüche der freien Landleute fort. Und man ſagte manchen der Fürſten nach, daß ſie zu ihrem Schaden lieber mit den Bauern Ritterwerk trieben als mit ihren alten Vaſallen, dieſen Schildbauern aber, daß ſie unzuverläſſig im Kampfe wären und nur die Vorrechte, nicht die Laſten des Ritterſtandes tragen wollten. Und man wußte über ſie ein bedenkliches Gleichniß zu erzählen. Die Vögel hatten einſt Krieg, luden dazu und ſandten auch zu der Fledermaus. Dieſe ſprach, man möge ihr den Zug freundlich erlaſſen, denn ſie ſei eine Maus. Da muthete man ihr den Streit nicht zu. Darauf kamen die Mäuſe in Zwiſt. Auch dazu wurde die Fledermaus geladen. Wieder ſprach ſie: „Was geht's mich an? ſeht ihr nicht, daß ich Flügel habe? ich ſtehe in Pflicht bei den Vögeln.“ So treiben es die Bauernritter. Wenn der Fürſt in Landesnoth Alle aufbietet, die in reiſigem Dienſt ſtehn, ſo gehn ſie an die Arbeit, denn ſie haben kein Ritterlehn. Der Fürſt läßt ſie alſo zu Hauſe und er legt auf das Land eine große Steuer. Und wieder ſagen ſie: „Wir ſind zu gut, um mit den Bauern zu zinſen, wir müſſen mit Schild und Speer zu Felde dienen, wir edlen Leute; wir wagen unſere Haut, darum ſind wir ſteuerfrei.“ Da war auch ein Bauer, der hieß lange ein ritterlicher Mann; dem ſagte der Richter bei einer Buße, als Edelmann müßte er 10 Mark geben, wäre er aber Bauer, ſo käme er mit 60 Pfennigen davon. Ehe der Geſell die 10 Mark gab, erklärte er, er ſei keines von beiden, ſondern er ſei ein Edelknecht.*)

---

*) Renner des Hugo von Trimberg, V. 1091.

Für den fleißigen Landmann kam ſeit Kaiſer Friedrich II eine harte Zeit. Die wilden Gewaltthaten und der Druck des räuberiſchen Adels treiben viele Hilfeſuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer iſt Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slaven, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Oſten der Elbe öffnen ſich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutſchen Landmanns. Auch in den Geiſtern arbeitet eine Aufregung. Die neue ſtrengere Herrſchaft der römiſchen Päpſte und der fanatiſchen Bettelorden drängt am Rhein die Katharer, in Niederſachſen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zuſammenſitzen und durch die Natur ihres Landes begünſtigt werden, erheben ſie ſich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren. In den Thälern der Schweiz, in den Marſchländern der Nordſee erkämpfen die Landgenoſſen Siege über die gepanzerten Reiter, welche noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutſchlands wird der Bauer unter ſteigendem Druck, welchen der Adel und eine entartete Kirche auf ihn ausüben, ſchwächer, untüchtiger, roher; immer mächtiger erheben ſich über ihn die Burgherren, ſelbſt der altangeſeſſene Freibauer der Niederſachſen wird tief herabgedrängt von der Ehrenſtelle, die er einſt über dem ritterlichen Dienſtmanne behauptet hat. Auch der Städter gewöhnt ſich im Gefühle einer höheren Bildung und kunſtvolleren Sitte den Landmann zu verhöhnen, ſeine ungeſchlachte Eßluſt, plumpe Einfalt und betrügeriſche Pfiffigkeit werden mit endloſem Spott übergoſſen, in Liedern, Erzählungen, Schwänken, Faſtnachtſpielen.

---

*) Heinrich der Teichner nach 1350. (Auszüge nach Karajan S. 19.)

Und doch war dem Landmann noch im 15. Jahrhundert viel von gutem altem Recht und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch ſtellt er in ſeinen Liedern den eigenen Beruf hoch, und iſt geneigt mit Laune das unſtete Treiben der Andern zu betrachten. Von drei Schweſtern heiratet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Beſuch auf den Bauerhof, „da ſpielte der luſtige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da ſaß der Bauer und lachte.“ Und am Ende des 15. Jahrhunderts ſchildert das Gedicht eines Städters eine Tanzſcene im Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidhart's, nur wilder und roher. Die ſtolzen Knechte kommen von verſchiedenen Dörfern bewaffnet mit Hellebarden und Spießen unter der Linde zum Tanz, die Parteien ſind durch Abzeichen geſchieden, Weiden und Birkenreiſer und Hopfenblätter an der Schulter und auf der Mütze, aus dem einen Dorf ſind alle vierundzwanzig Knechte in rothes lundiſches Tuch gekleidet, mit gelbem Wamms und Hoſen. Eine ſchmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen: ſo kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Schreiber aus der Stadt mit ſo nachdrücklicher Drohung verfolgt, daß er ſich den wilden Geſellen durch ſchnöde Flucht entzieht.*)

Und iſt nun Tanz und Zank zu Ende, dann ſetzen ſich die Männer nieder, die Frauen aber bleiben ſtehn. Hat man ausgeruht, dann tritt die Geſellſchaft zum Ringelreien an. Alle faſſen einander bei den Händen, ſingen im Wechſel und geſellen die Paare, welche den Reien ſpringen.*)

---

*) Es gibt mehre Schilderungen dieſer Art, eine heſſiſche in: Kornmann, Frau Venus-Berg.

Der Spielmann, welcher mit ſeiner Geige in das Dorf kam oder ſich unter den Bauern niedergelaſſen hatte, brachte ihnen neue Lieder und Melodien; und der unendliche Vorrath heimiſchen Liederſtoffes: die letzten Trümmer der alten Heldenſage, was der wandernde Landsknecht über eine neue Fehde oder Schlacht zu ſingen wußte, dann ſolche Lieder, welche die Stimmungen des eigenen Lebens ausdrückten, klangen unter der Dorflinde und beim Rocken in der Spinnſtube. Die alte Freude an dem Leben der Natur war unvermindert, der Geſang der Stubenvögel, die Zucht ſeiner Thiere waren dem Bauer regelmäßige Hausfreude; noch zu Luther's Zeit, wenige Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude ſein ſchmuckes Füllen auf den Hals küßte; ein lauernder Mönch hatte es geſehen, der Bauer wurde vor das geiſtliche Gericht citirt und mit einer harten Geldſtrafe belegt, weil dergleichen unſchicklich ſei. Karſthans ballte deshalb die Fauſt gegen die Pfaffen.**)

---

*) Als Beiſpiel des einfachen Textes, der bei ſolchen Ringelreien geſungen wurde, das Folgende:

Vorſänger. Wem ſoll ich's geben,
Zu Freude ſeinem Leben?
Chor. Was iſt das?
Sagt uns, Herr, was?
Vorſänger. Es iſt Frau Gretel Ehrenpreis,
Wem paßt ſie baß?
Einer. Keinem Andern als wie mir,
Sie iſt meines Herzens Gier.
(Das Paar ſpringt den Reien.)
Vorſänger. Wem ſoll ich's geben u. ſ. w.

Vergleiche: Der Ring von Heinrich Wittenweiler, S. 169.

**) Dialog: New Karſthans.

Der Bauer fühlte ſich damals als bewaffneter Mann. Zwar war er auf freiem Felde ſchutzlos dem Ueberfall Gepanzerter preisgegeben, aber in der Schaar der Dorfgenoſſen wußte er ſeine Wehr wohl zu brauchen, und in dem größten Theil Deutſchlands, wo die Häuſer des Dorfes in Gaſſen aneinander lagen, war ſein Dorf nicht nur durch Zaun, oft durch Mauer, Graben und Thor geſchützt, und vor den Thoren ſtanden mitunter auch Blockhäuſer, in denen er einen andringenden Haufen abzuwehren verſuchte. Inmitten dem Dorfe war die hohe Kirchhofmauer wieder zu Vertheidigung eingerichtet, zuweilen mit Thürmen beſetzt, und wenn das Dorf angeſengt war, rettete er Weib und Kind, Vieh und Habe in die Nähe des Heiligen und ſtand in Krebs und Eiſenkappe hinter der Mauer, ſein Liebſtes zu vertheidigen, während die Sturmglocke den Ueberfall auf Feldern und in benachbarten Gemeinden verkündete.

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorfthore reich an Feſten und poetiſchen Bräuchen, ſein Recht, ſo es nicht durch Gewaltthat gekreuzt wurde, war ihm ſicher und werth, und jede Thätigkeit ſeines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch würdige Darſtellung ſeiner Perſon und feierliches Zuſammenwirken mit den Dorfgenoſſen befeſtigt.

Und doch erhob ſich eine neue Gefahr für ſein Behagen, für die Ehre und Geltung ſeines Berufes, größer als die Raubſucht der Edelleute und der Landsknechte, eine Gefahr, welche keine menſchliche Weisheit und Kraft von ihm abhalten konnte, die ihm herausſtieg aus den unverſtändlichen Schriftzügen alter Pergamentbände, von dem Arbeitstiſch ſtiller Gelehrten und den engen Stuben lateiniſcher Schulmeiſter. Und was den Landmann zunächſt herabdrücken ſollte, das war ein neuer großer Fortſchritt der geſammten Nation, es war die lateiniſche Schule und der neue Stand von Gebildeten, den dieſe ſchuf. Durch die Humaniſten kamen den Deutſchen die Anfänge einer Gelehrſamkeit und Cultur, an welcher die anderen Stände ſämmtlich eher Theil hatten oder erlangen konnten, die aber dem Bauer nur langſam, ſpät, auf weitem Umwege den Segen gönnen ſollte, den ſie früher und reichlicher allen übrigen gab. Die deutſche Gelehrtenbildung wollte ihm nicht feind ſein, ja ſie kämpfte auch für ſeines Lebens Heil, wenn ſie den Papſt befehdete und dem Knaben Beiſpiele von Männergröße und Edelmuth aus der Römerzeit in das Herz legte; aber ſie ſchied doch alle, die an ihr Theil hatten, von der Maſſe des Volkes, ſie warf allmählich die Schranke, welche die übrigen Stände von einander trennte, nieder, aber ſie zimmerte unbemerkt eine neue Schranke zwiſchen dem einfachen Arbeiter und dem Gebildeten. Sie hob die Andern und deshalb drückte ſie zunächſt den Landmann herab. Zwiſchen dem Urtheil des Junkers und ſeines Bauern war im Anfang des 15. Jahrhunderts der Unterſchied, welcher zufällig zwiſchen den Rechten des „Hauſes“ und des Meierhofes beſtand, beide ſprachen dieſelbe Mundart, ſangen dieſelben Lieder und waren häufig nur in Tracht, Vorurtheilen und Anſprüchen ungleich. In der Zeit, welche kommen ſollte, lernte — nach längerem Sträuben — auch der Edelmann ein wenig lateiniſch ſprechen, und er vergaß Siegfried den Drachentöter und Herrn Triſtan über Scipio Africanus und den Liebeshändeln Martis und Veneris. Der Edelmann und der Bürger wurden Mitarbeiter an neuer Sitte, neuem Recht, neuer Poeſie und Kunſt, zuletzt an einem neuen Staat, und dies alles blieb dem Bauer lange fremd.

Aber bis zum Unerträglichen fühlbar wurde ihm der Druck, unter dem er ſtand. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begann er ſich gewaltthätig gegen ſeine Herren zu erheben.

3.

Aus der Heimat der Habsburger.

Die großen Herrengeſchlechter der Sachſen, Franken, Schwaben waren vergangen, eine lange Reihe von ſtarken und dauerhaften Männern hatte in heißem Kampfe gerungen, die alte Idee der römiſchen Weltherrſchaft von deutſchem Boden aus lebendig zu machen. Allen war zum Verhängniß geworden, daß ſie dem Zuge einer Idee folgten, welche nicht politiſch, ſondern poetiſch war und doch als ein Erbe aus grauer Vorzeit ihnen und ihrem Volke übermächtig Gedanken und Willen beherrſchte. Jetzt war das Traumbild der Deutſchen verdämmert. Die früheren Kaiſer hatten ihr Kaiſeramt hoch gefaßt, ihr Stolz war geweſen als weltliche Gebieter der römiſchen Chriſtenheit zu herrſchen, die eigene Hausmacht, welche jeder von ihnen zu verſtärken rang, war ihnen ein Mittel, das höchſte Erdenamt gegen die Fürſten ihres Landes zu behaupten und gegen eine Kirche, welche ähnlich wie ſie ſelbſt die Oberhoheit im römiſchen Reiche beanſpruchte.

Im Jahre 1273 war die Frage: ob Kaiſermacht oder Papſtmacht die höchſte auf Erden ſei, und ob der Kaiſer oder die Landesfürſten auf deutſchem Boden die Herrengewalt beſitzen, zum Nachtheil für die Kaiſerwürde entſchieden. Die Reichsfürſten waren in Wahrheit die Gewaltigen Deutſchlands, das Reich lag zerfallen in eine Anzahl von Landeshoheiten Fortan wurde auf Jahrhunderte der Grundſatz der wählenden Reichsfürſten, die Abzeichen der römiſchen Königsmacht einem Fürſten zu geben, der nicht ſo mächtig war die Gewalt ſeiner Mitfürſten niederzuzwingen. Jeder der Wählenden wußte, daß der erkorene König eine Hausmacht bedürfe, um überhaupt als König unter ihnen zu beſtehen, und daß er mit allen Mitteln darnach ringen würde dieſe Hausmacht zu vergrößern, ſie hatten deshalb zu ſorgen, daß die Krone nicht in ſeinem Hauſe blieb.

Nach volksmäßiger Auffaſſung war das Reich von Anbeginn ein Wahlreich geweſen, und einigemal hatten die Fürſten das Heraufkommen eines mächtigen Geſchlechtes zu verhindern geſucht und wenigſtens verzögert; aber ſo groß war in früherer Zeit der Zuwachs an Macht und Hoheit geweſen, den ein Landesherr durch die Kaiſerkrone erhielt, daß die Vererbung derſelben an ſeine Söhne und nächſten Magen nicht auf die Länge zu verhindern war. Jetzt wurde Deutſchland bis zur Schlacht am weißen Berge in Wirklichkeit ein Wahlreich. Und das Reich verwandelte ſich Schritt für Schritt in einen lockern Bundesſtaat, in welchem ſieben der vornehmſten Fürſten die Wahl eines höchſten Vertreters vollzogen.

Doch der geiſtliche Oberherr Deutſchlands war geblieben. Er verſuchte auch als weltlicher Gebieter in dem Reiche, deſſen Zuſammenhang er verdorben, zu ſchalten. Er hatte den Fürſten befohlen, den Engländer Richard von Cornwallis zum römiſchen König zu machen; er befahl ihnen, als die klägliche Regierung des Fremden geendet hatte, wieder einen König zu küren, ſonſt werde er das mit ſeinen Cardinälen ſelbſt beſorgen. Aber die Macht des Papſtes, welche ſo gebieteriſch heiſchte, war in ihren politiſchen Grundlagen faſt ebenſo unterwühlt, als die kaiſerliche Würde.

Und gerade deshalb, weil ſie das Kaiſerthum ſo klein gemacht hatte. Denn bis dahin war der Vortheil des Landesfürſten dem Papſte verbündet geweſen; ſeit die Fürſten ſich gegen einen Kaiſer ſtark fühlten, wurden ſie lau, der undeutſchen ränkevollen Politik des römiſchen Stuhls zu dienen. Zwar arbeitete das Intereſſe der hunderttauſend, welche dem Stellvertreter Chriſti Gehorſam gelobt hatten, die deutſche Chriſtenheit in treuer Vaſallenſchaft zu erhalten, aber in Wahrheit lenkte der Papſt nicht mehr als Herr die Seelen der Deutſchen. Wer eigene Gedanken hatte, wer ſich als Deutſcher empfand, wer mit frommem Herzen ein Reich Gottes auf der Erde erſehnte, der ſah mit Mißtrauen, mit Zorn und Haß nach den Bergen, über welche die hochmüthigen Legaten zogen, die Bannbullen und Ketzerverdammungen in das Land fielen, das Geld der Deutſchen weggeführt wurde. Während das Reich am wehrloſeſten ſchien gegen die Befehle des Papſtes, kümmerten die deutſchen Fürſten ſich ſehr wenig um ſeinen Bannſtrahl, und fahrende Schüler ſangen an den Höfen geiſtlicher Herren die keckſten Spottlieder auf die Simonie und die ſittenloſe Wirthſchaft des römiſchen Hofes, der ſchwarze und der weiße Mönch klagten über die Parteilichkeit und den Geldwucher Roms, die Volksprediger wagten auf offenem Markte ketzeriſche Lehren zu verkünden; auch die ſich mit der Geißel ſchlugen und die verlorene Gnade ihres Gottes ſuchten, achteten Papſt und Geiſtlichkeit gering und erdachten einen eigenen Gottesdienſt. Die Bürger in den Städten liefen in der Zeit der Noth zur Beichte, aber ſie ſchlugen und verjagten gleich darauf ihre nichtsnutzigen Geiſtlichen; der Bauer, dem ſein Geiſtlicher die Sacramente verweigerte, murmelte trotzig: „Nu hilft uns doch der alte Gott,“*) und als des Papſtes Ketzerrichter die Glaubenspolizei zu arg trieb und die Scheiterhaufen zahlreich flammten, da erſchlug das Volk den finſtern Mann.

Im Jahre 1273 war der Zuſtand des Reiches für alle Theile unleidlich geworden, für den Papſt, die Fürſten, das Volk. Nur wer gezwungen wurde, ſteuerte und zinſte, die

---

*) Noch im 15. Jahrhundert. Vergl.: Der Ring von Heinrich Wittenweiler, S. 228.

Einnahmen der Kirchen wurden gering, die Reiſigen zwackten dem Kirchengut ab, die geiſtlichen Herren wehklagten oder ritten ſelbſt im Harniſch. Unendlich war Zwiſt, Fehde, Sorge um die Zukunft. Denn jedes Rechtsverhältniß im ganzen Reiche drohte unſicher zu werden. Der Kaiſer war Ertheiler und Beſtätiger aller Vergünſtigungen und Rechte, was ſich Fürſten und Städte errafft und erkämpft, das bedurfte der Weihe ſeines Inſiegels und ſeines Gerichtes. Und jeder der Beſſeren fühlte, daß ein Mann fehlte, dem ſein Amt gebot den gemeinen Nutzen zu vertreten. Keiner gedachte die eigenen Anſprüche aufzugeben, jeder wollte die der Andern gebändigt ſehen, jeder war für ſeine Perſon mehr auf eigenen Nutzen als die Ehre des Reiches bedacht. aber wahrſcheinlich entbehrte keiner ganz den Stolz, daß das deutſche Reich aus der Verwüſtung wieder auferſtehn müſſe und gegen die Nachbarn, die Ungarn, Böhmen und Welſchen, ſeine alte Ehre behaupten.

Die Mehrzahl der deutſchen Fürſten hatte aber nicht nur um das Reich, auch, was ihnen wichtiger war, um die eigene Dauer zu ſorgen. Einer von ihnen war in der Zeit der Verwirrung übermächtig geworden und ſie durften fragen, ob er überhaupt einer von ihnen war. Unter der Lehnshoheit des Reiches ſtand ein König, der ſeine Königskrone in einem Volke trug, das ſeit vielen Jahrhunderten in Deutſchland gelagert, nicht mit deutſcher Zunge ſprach. Die Herrſchaft König Ottokar's II von Bömen reichte vom Meißner Land über die Alpen bis zum mittelländiſchen Meere, von der Thaja bis über einen Theil Baierns. Die Biſchöfe von Freiſing und Salzburg waren hart bedrängt, die Herzöge von Baiern ſuchten im Anſchluß oder Widerſtand gegen ihn ihre Rettung; er regierte mit harter Hand, hielt glänzenden Ritterhof und weit reichte ſein Einfluß nach Ungarn und Polen. Und er war der Mann, für ſich die Herrſchaft im Reiche zu begehren, obgleich er bei dieſer Königswahl aus Gründen, die wir nicht überſehen, ſich zurückhielt. Ihn zum

König machen hieß einen fremden Herrn und die Völker des Oſtens zu Gebietern Deutſchlands erwählen.

Da wurde Friedrich von Hohenzollern der thätigſte Werber für ſeinen Verwandten, einen elſäſſiſchen Grafen, den Fähnrich der Stadt Straßburg und Landvogt im oberen Elſaß. Mit Hilfe des Erzbiſchofs von Mainz wurde bei den Fürſten, die in Frankfurt verſammelt waren, durchgeſetzt, daß man den Rudolf von Habsburg wohl zum König wählen wolle, wenn er ſich den Forderungen der großen Wahlherren füge.

Er war kein gewöhnlicher Mann und nach den Begriffen der Zeit beſonders geeignet, das verzweifelte Wagniß der Königskrone auf ſein Haupt zu nehmen. Graf Rudolf war damals 55 Jahre alt. Er war ſein Lebtag einer der unruhigſten unter den kleinen Herren geweſen, welche in ihren Landſchaften Gewaltthat übten um ihre Herrſchaft zu vergrößern, ſo raſtlos und frei von Bedenken, daß er ſogar damals auffiel, der Schrecken ſeiner Nachbarn und Verwandten. Einen nach dem andern hatte er ſie überzogen und aus ihrem Beſitz gedrängt. Nicht nur durch Gewalt, ſondern, was bei den deutſchen Herren nicht gewöhnliche Eigenſchaft war, planvoll, ohne Hitze, mit einer innern Freiheit und ruhiger Ueberlegung. Er war ein bewährter Kriegsmann. Man kannte ſchwerlich die ganze Tüchtigkeit ſeiner Feldherrnnatur, aber er war erprobt als unermüdlich, immer voran in Kampf und in Ertragung von Reiterbeſchwerden, als Führer von ſchnellem Entſchluß und eiſenfeſtem Griff, als durchaus und in allen Lagen muthig.

Rudolf verdankte einen Theil ſeiner Erfolge der beſonderen Stellung, in welcher er, wie vor ihm ſein Vater, zu den Bürgern der größten Stadt des Elſaſſes ſtand. Seit er die reiſigen Burgmannen und Kaufleute Straßburgs befehligte, hatte er für die Stadt harte Kämpfe gegen den Biſchof derſelben durchgeführt und war bei den Bürgern ein beliebter Mann. Ihr Lob verdiente er, denn er ſtand gleichgiltiger als vielleicht irgend ein Landherr ſeiner Zeit zu dem ſpielenden Idealismus des Ritterthums, ein nüchterner, praktiſcher Geſchäftsmann. Seine Stellung als Hauptmann einer Stadt hatte ihm Gelegenheit gegeben den Werth bürgerlicher Arbeit zu erkennen und die Erwerbenden in ihrem Verkehr zu beſchützen. Seit er ſich in Beſitz der kyburgiſchen Erbſchaft geſetzt hatte, war er mächtig im Aargau und Thurgau. Dort wurde er Schirmherr der Kaufleute, welche über den Gotthard aus Italien zogen, er wußte die Waarentransporte, welche ſein Geleit erkauft hatten, vor dem räuberiſchen Adel zu ſichern, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß das achtungsvolle Geleit, welches er einmal dem Erzbiſchof von Mainz zur Romfahrt gab, ihm die perſönliche Neigung und die Wahlſtimme des geiſtlichen Fürſten gewonnen hat.

Die raſtloſe Rührigkeit, mit der er ſeine Nachbarn befehdet hatte, war damals gute Empfehlung für den unſicheren Thron, zumal da ihr kluge Pläne nicht fehlten. Und Rudolf beſaß noch andere Eigenſchaften, die ihn ſeinen Zeitgenoſſen werth machten. Er war ſeinen untergebenen Freunden zuverläſſig, ein bequemer und billiger Mann, wo ihn nicht ſein eigener Vortheil zur Partei machte. Seine Milde zwar rühmten die Sänger nicht, denn ſeine Hand war meiſtens leer und ſeine Eigenſucht entbehrte den Schimmer höfiſcher Freigebigkeit, er war in harter Zeit heraufgekommen und für Kunſt und feinen Schmuck des Lebens wenig gebildet; aber er verſtand leutſelig zu ſein, unterzog ſich jeder harten Arbeit eines Kriegsmanns, aß im Nothfall Rüben vom Felde und flickte ſelbſt ſein geſcheuertes Wamms. Wie er ſein Lebelang arm an Würde und frei von Bedenken blieb, wo es ſeinen Nutzen galt, ſo war er auch merkwürdig frei von Vorurtheilen bei Schätzung einer Menſchenkraft. Und er beſaß in ruhigen Stunden trotz aller Selbſtſucht die gemächliche Gutherzigkeit einer frohen Natur, er machte und vertrug einen groben Scherz, damals unter Deutſchen nicht die letzte Eigenſchaft volksthümlich zu werden.

Er hatte zur Hohenſtaufenpartei gehört; man erzählte ſpäter, daß Kaiſer Friedrich II bei ſeiner Taufe Pathe geweſen ſei. Noch im Jahre 1267 hatte der Vorſichtige ſich von dem armen Konradin das zweifelhafte Recht ſeiner Kyburger Lehne beſtätigen laſſen für den Fall daß Konradin König würde. Jedenfalls hatte er den Zorn der Kirche auf ſich geladen, er war zweimal, 1249 und 1254, in Bann gethan worden, das letzte Mal, weil er mit ſeinen Spießgeſellen das Magdalenenkloſter zu Baſel bei Nacht überfallen, angezündet und beraubt hatte. Der letzte Kirchenbann war, wie ihm ſeine Gegner vorwarfen, gar nicht aufgehoben.

Seitdem hatte ſich ſeine Stellung zum Papſt geändert. Um Konradin hatte ſeine Partei keine Hand gerührt, der Kirche drohte in dem unbändigen und mächtigen Ottokar ein neuer Gegner, wie ſorglich auch dieſer um die Freundſchaft des Papſtes bemüht war, und die Unordnung im Reiche bedrängte die geiſtlichen Fürſten und verminderte die Einnahmen Roms. So kam es, daß in dem Jahr 1273 die Trümmer der Hohenſtaufenpartei, in denen die Ueberlieferungen der deutſchen Reichsherrlichkeit noch am lebendigſten waren, dem Papſt eher als Verbündete wie als Gegner erſcheinen mußten.

Rudolf war unter den Grafen am Oberrhein einer der mächtigſten, aber er war gegen die großen Reichsfürſten doch nur ein kleiner Herr, und er ſollte den Mangel an eigener Hausmacht, ſolange er lebte, empfinden. Es gehört zu ſeinen beſten Eigenſchaften, daß ihn die Enge ſeiner Mittel und die Leere ſeiner Geldtruhe bei einigen großen Gefahren nicht gehindert hat das Höchſte zu wagen.

Selbſt von dem kleinen Landgebieter forderten die deutſchen Fürſten vor der Wahl Sicherheit und Belohnung. Herzog Albrecht von Sachſen und Pfalzgraf Ludwig von Baiern, derſelbe, welcher in früheren Jahren ſein unſchuldiges

Weib in einem Anfalle eiferſüchtiger Wuth getötet hatte, verſicherten ſich ſeiner guten Dienſte dadurch, daß ſie Töchter von ihm zur Ehe nahmen. Die übrigen Wahlfürſten wurden durch Geldſummen und Verträge erkauft, worin der König ihnen alte widerrechtliche Beſitznahmen und Rechte beſtätigte oder neue Rechte verlieh. Aber damit nicht genug. Die Wahlfürſten ſtellten den neuen König völlig unter ihre Vormundſchaft, indem ſie wichtige Verträge und neue Verleihungen nicht nur wie bisher von der Beiſtimmung des Reichstages, ſondern von ihrer, der Wahlfürſten, ſchriftlichen Beiſtimmung durch Willebriefe abhängig machten.

Daß Rudolf für ſein Haus einen Landbeſitz brauchte, um ſich in dieſer demüthigen Königſtellung zu behaupten, mußte jedem einleuchten. Solche Ausſtattung war aber nur in dem ſüddeutſchen Erwerb König Ottokar's zu finden, und dieſen konnte der König erſt im Kriege gewinnen, und zwar in einem Kampfe, den die große Mehrzahl der deutſchen Fürſten thatlos anzuſehen geneigt war.

Es waren alſo in Wahrheit verzweifelte Verhältniſſe, unter denen Rudolf die Königskrone empfing. Das Volk ſammelte ſich in endloſer Menge bei der Krönung zu Aachen, aber die Ausſtattung des neuen Königs, welche die Städte des Rheins in Geld, Lebensmitteln und Wein zufuhren, war ein guter Zehrpfennig für den Grafen, kläglich für einen römiſchen König. Doch Rudolf war ganz der Mann, ſich aus ſolcher abenteuerlichen Lage heraufzubringen. Er hatte nicht die Art von fürſtlichem Sinn, welchem Demüthigungen unerträglich ſind, er war ſein Lebtag ein wageluſtiger Spieler geweſen, hatte mit nichts angefangen und Vieles durchgeſetzt, und war geneigt ſeinem alten Glück zu vertrauen. Er hatte höchſtens einige hundert Ritterpferde und als König auf ſehr wenig Einnahmen zu rechnen. Aber er hatte zehn Kinder und er fand als König in vier Söhnen und ſechs Töchtern ein reiches Capital, das er zu großen Familienverbindungen umſichtig verwandte. Und er hat durch dieſe Politik ſein Geſchlecht groß gemacht und von dem deutſchen Reiche in ſeinen Jahren eine große Gefahr abgewehrt.

Bevor er den Kampf mit Ottokar begann, mußte er ſich mit dem Papſt ſtellen. Er warb demüthig um die römiſche Gunſt und ließ es an Verſprechungen nicht fehlen. Im Jahr 1275 ging er nach Lauſanne, wohin der Papſt über die Alpen gekommen war; dort erwies er dem Statthalter Chriſti jede wünſchenswerthe Demuth, leiſtete den Eid des Gehorſams und empfing die Beſtätigung der Königskrone. Er ließ ſich das Kreuz anheften und gelobte nebſt vielen Fürſten und Edlen nach dem Morgenlande zu ziehen, was er ſchon bei der Krönung zu Aachen der Kirche in Ausſicht geſtellt hatte, als ſeine Fürſten ihn auf eine glänzende Wolke in Kreuzesform aufmerkſam machten. Aber im Ernſt dachte er ſo wenig daran unter dem Kreuz dahin zu fahren, als die Mehrzahl ſeiner Fürſten, von denen einige ihre Kreuzespflicht im nächſten Jahre nur als Vorwand benutzten, ihm den Kriegszug gegen Böhmen zu weigern. Er verſprach dem Papſt, nach Rom zu kommen und dort die Kaiſerkrone zu empfangen, aber er wies nachher, wie der Fuchs, ſeine Getreuen auf die Fußſpuren, welche nach der Löwenhöhle führten. Solange er lebte, war er an der Reiſe verhindert. Er beſtätigte auch dem Papſte alle alten Landanſprüche in Italien, außerdem Sardinien und Corſica und einen großen Kreuzzehnten in Deutſchland, dieſen ſollte ſein Vertrauter, der neue Biſchof von Baſel erheben und ihm zur Romfahrt 10,000 Mark abgeben. Endlich ſcheint er, was für Deutſchland wichtiger war, für uns aber nur aus den Folgen erkennbar iſt, ſich auch zur Unterdrückung der Ketzereien in Deutſchland verpflichtet und in dieſem Punkte ſein Wort nach Kräften gehalten zu haben. Dieſelbe Politik der Nachgiebigkeit beobachtete er auch ſpäter gegen Rom, er enthielt ſich ernſtlicher Einmiſchung in die italieniſchen Geſchäfte mit Recht, war immer unterwürfig gegen die kirchliche Gewalt, und als einſt ein widerwärtiger Legat des Papſtes durch ſchamloſe Habſucht und Wucher ſo laute Zornesausbrüche der deutſchen Fürſten erregte, daß der König den Erſchreckten bei der Hand aus der Verſammlung führen mußte, da entging der König nicht dem Vorwurf ſeiner eigenen Partei, daß er Theil habe an den unwürdigen Geldgeſchäften des päpſtlichen Legaten.

Erſt nach großen Verluſten an königlichem Anſehen konnte er den Feldzug gegen Ottokar beginnen, der bis dahin in hochmüthigen und fruchtloſen Verhandlungen ſeinem thätigen Gegner Zeit gelaſſen hatte. Rudolf wußte ſich für den Feldzug dadurch den Rücken zu decken, daß er den gefährlichen deutſchen Verbündeten Ottokar's, Herzog Heinrich von Baiern, durch einen Sonderfrieden auf ſeine Seite brachte. Auch hier war ihm eine Tochter das Mittel, den wetterwendiſchen Fürſten an ſeine Partei zu feſſeln. Der König hütete ſich Böhmen zu betreten, brachte, ſehr ungenügend von deutſchen Fürſten unterſtützt, durch eine ſchnelle Anſtrengung Oeſtreich und die Nebenländer in ſeine Hand, erhielt Neuſtadt durch Ueberraſchung, und Wien, welches Ottokar nicht zu entſetzen vermochte, durch Vertrag. Die Fürſten vermittelten Frieden mit Ottokar, welcher Oeſtreich, Steier, Kärnten, Krain als erledigtes Reichsgut in der Hand König Rudolf's ließ und die Beſtätigung ſeines Königreichs Böhmen von Rudolf empfing.

Aber die Bedingungen dieſes Friedens, wieder Familienheiraten und daran geknüpfte Ausſicht für den Böhmenkönig, einen Theil des verlorenen deutſchen Gebietes zurück zu gewinnen, wurden von beiden Theilen nicht gehalten.

Es iſt bezeichnend, daß durch dieſe Erfolge des Jahres 1276 die Stellung König Rudolf's nicht befeſtigt, eher verſchlechtert wurde. Ein Theil ſeiner Nachbarn, die Städte am Oberrhein und ſeine Schwiegerſöhne hatten ihm im Jahr 1276 Zuzug geleiſtet, ſo lange wirkten die Verträge und Spenden der Krönung nach. Jetzt war der König im Beſitz einiger wichtiger Reichslande, man wußte, daß er ſie für ſeine

Familie behalten wolle, König Ottokar hatte aufgehört übermächtig zu ſein. Rudolf vermochte den begehrlichen Fürſten nichts Neues zu bieten, ſeine Verſuche, Frieden im Reiche zu erhalten und kleineren Uebergriffen entgegen zu treten, erregten Gegner, Ottokar's Gold that das Uebrige. So geſchah es, daß im Jahre 1278, als der neue Krieg ausbrach, Rudolf wahrhaft hilflos war; die Ritterſchaft Oeſtreichs, verwildert und unzuverläſſig, bot ihm keine Stütze, auch die Treue der Wiener war zweifelhaft, Heinrich von Baiern war wieder zu Ottokar gefallen, im Elſaß rührten ſich alte Gegner, nur in dem König von Ungarn hatte er einen ſchwachen Verbündeten gewonnen. Die Ungarn des Ladislaus ſtanden bei ihm, ein Theil der kriegeriſchen Kumanen auf böhmiſcher Seite. Hier aber bewährte der ſechzigjährige König glänzend ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit, mit ſchwachem Zuzug aus ſeiner Heimat wagte er die entſcheidende Schlacht bei Wien, welche König Ottokar in Siegeshoffnung erſehnt hatte. Und nach hartem Kampfe gewann Rudolf die Schlacht, Ottokar verlor ſein Leben.

Dieſe Schlacht auf dem Marchfelde iſt nicht nur ein politiſcher Glanzpunkt in Rudolf's Leben, ſie iſt auch in anderer Hinſicht merkwürdig. Es war die letzte deutſche Ritterſchlacht, in welcher die alte Turnierweiſe einen großen Erfolg brachte. Von den Heereshaufen, welche die Könige gegen einander geführt hatten, zählten Ungarn und Kumanen, Bürger und Bauern zu Fuß auf beiden Seiten faſt nur als Ziffern und bei der Verfolgung. Die Schlacht ſelbſt wurde entſchieden durch den Speerkampf einiger gepanzerter Reiterhaufen, von denen die deutſchen und böhmiſchen Ritter Ottokar's etwa 900, die ungariſchen und deutſchen Ritter des Königs Rudolf noch weniger Mann zählten. In dem Durcheinander dieſes Schlachtturniers wurde Rudolf vom Roſſe geworfen, Ottokar „gezäumt" und im Getümmel getötet. Rudolf entſchied den Erfolg durch einen Durchbruch à travers mit 50 Rittern.

Erſt durch dieſe Schlacht wurde die Wahl des Habsburgers beſtätigt. Seinem Hauſe waren jetzt die öſtreichiſchen Landſchaften nicht zu nehmen. Er hütete ſich mehr zu begehren, beſtätigte den Nachfolger Ottokar's in Böhmen und verwandte wieder eine ſeiner Töchter, um Böhmen mit ſeiner Familie zu befreunden.

Er hatte ſich als König durchgeſetzt. Doch er wurde für Deutſchland kein Schirmer, wie die ſtärkeren unter den alten Königen hatten ſein können. Er zerſtörte eine Anzahl Raubburgen und verkündigte wiederholt ſeinen Landfrieden, er vermochte nirgend durchgreifend und dauerhaft zu helfen; aber er machte für den Südweſten Deutſchlands ſeine Regierungsjahre zu einer beſſeren Zeit als die Jahrzehnte vorher und nachher geweſen, und dieſem Segen ſeiner Herrſchaft bewahrte das Volk ein treues Gedächtniß. Für ſeinen guten Willen lohnten die Städte dadurch, daß ſie ihm in ſeinen endloſen Geldverlegenheiten Darlehne ſchafften, er war gern bereit den Städten größere Rechte einzuräumen und ſich dafür von ihnen bezahlen zu laſſen, und er ſorgte dafür, daß die Begnadigungen, die er der einen Stadt gewährte, die Schulden deckten, die er bei einer andern gemacht hatte. Dieſelben Geldquellen hatten auch die ſtolzeſten Kaiſer der Hohenſtaufen benutzt, neu war nur, daß Rudolf reichlicher bewilligen und größere Rückſicht darauf nehmen mußte, ſeine Schulden zu tilgen. Dennoch muß ihn der fortwährende Geldmangel zu Maßregeln verleitet haben, welche mit Recht Unwillen erregten. Wir ſind darüber ungenügend unterrichtet, aber der Ton, in dem ſein warmer Lobredner, Ellenhard von Straßburg, im Jahr 1286 ſeine Begünſtigung der Wuchergeſchäfte des Legaten Johannes Tusculanus hervorhebt, und jener Zwiſchenfall auf dem Convent von Würzburg laſſen ſchließen, daß die Sache arg war. Gelegentlich wird erwähnt, daß ihn ſeine Kinder viel Geld koſteten.

Seit der König die böhmiſchen Angelegenheiten geordnet, war ſein unabläſſiges Beſtreben, für ſeine Familie neue Beſitzungen vom Reiche zu erwerben. Aber er hatte darin nicht das Glück ſeiner erſten Regierungsjahre.

Seine Anſtrengung, ein Herzogthum Schwaben für einen ſeiner Söhne aufzurichten, ſcheiterte an dem Widerſtand der ſchwäbiſchen Grafen. Schon wurde die Ländergier des Königs getadelt, größer noch war die Mißbilligung, als er um kleine Beute mit dem Abt von St. Gallen in Zwiſt gerieth und ſeine königliche Würde benutzte, um den Gegner in einer Fehde zu verderben, wie ſie einſt dem Hauptmann von Straßburg geläufig war.

Aber er verlor die kluge Vorſicht nicht, welche ihn abhielt bei ſeinen Landgeſchäften zu viel auf das Spiel zu ſetzen, und nicht die alte eiſenfeſte Tüchtigkeit eines Kriegsmanns; wenn er den Harniſch trug, war er den Andern wie der jüngſte voran. Das bewies er noch in den letzten Händeln. Seine feindlichen Nachbarn im Elſaß und der Schweiz waren Savoyen und Hochburgund, beide dem Reiche entfremdet, im Einverſtändniß mit Frankreich. Rudolf zwang in drei Fehden den Herzog Philipp von Savoyen und den Pfalzgraf Otto in Hochburgund dem Reiche den Lehnseid zu leiſten. Als ſein Heer in einer Burgunderfehde auf ſteiler Höhe über dem Doubs lag, von welcher kein Roßpfad zu den Feinden im Flußthal führte, unterwarfen ſich dieſe dennoch und ſagten: „Wir kennen dieſen König, er klettert auf Händen und Füßen herab um uns anzugreifen.“ Es gelang dem König aber nur vorübergehend, den Schatten einer Reichspflicht wieder herzuſtellen, längs dem ganzen Rhein zog übermächtig der Einfluß von Paris. Und er vermochte noch weniger Burgund an ſein Haus zu feſſeln, obgleich er hier wieder ſein Hausmittel, eine Heirat, verſuchte. Diesmal war er ſelbſt fröhlicher Bräutigam.

Auch andere Pläne, die er ſtill gehegt, wurden ihm vereitelt. Seine Söhne ſtarben vor ihm dahin bis auf den hochfahrenden Albrecht, den Herzog des Oſtreichs. Die Mühe des Königs, dem gefürchteten Mann die römiſche Königskrone und die Nachfolge im Reiche zu ſichern, war fruchtlos. Die Mehrzahl der Fürſten war diesmal für die Staatskunſt des Greiſes unzugänglich. Auch ſein anderes, groß angelegtes Unternehmen, das er bereits für gelungen hielt, dem Sohn die ungariſche Krone zu erhandeln, wurde vereitelt. Er hatte ſeinem Sohn Albrecht ſchon die Lehnbriefe des Reichs für Ungarn ausgeſtellt, da erhielt der Gegenkönig Andreas die Oberhand und der Papſt erklärte die Königskrone Ungarn nicht für kaiſerliches, ſondern für päpſtliches Lehn. Rudolf hinterließ ſeinem Hauſe nur die großen Entwürfe, für welche er als Kaiſer gearbeitet, eine Familienverbindung mit Böhmen, eine Partei und Anſprüche in Ungarn, und den Wunſch Burgund durch Vermählung zu erwerben. Was der große Planmacher ausgeſonnen, das wurde eines nach dem andern in den nächſten Jahrhunderten erreicht, und es wurde erreicht genau mit denſelben Mitteln, die er angegeben, durch eine Reihe von Heiraten und Verſchwägerungen und durch Fügſamkeit gegen Rom, erreicht in Gleichgiltigkeit gegen die deutſchen Intereſſen des Reichs und trotz aller Geldbedrängniſſe. Mehr als einer der Nachkommen hat dieſelben tiefen Demüthigungen erfahren, denen der Alte ſich fügen mußte, Kaiſer Friedrich III fuhr auf einem Ochſenwagen in das Reich, und dem ritterlichen König Max ſteckten ſeine eigenen Landsknechte einen Strohwiſch an die Thore der Stadt Arras und boten die Stadt einem zahlungsfähigen Bieter feil. Dennoch wurde mit den Mitteln König Rudolf's ſein Geſchlecht das erſte und ſtolzeſte Herrengeſchlecht von Europa. Die Erfolge und die welthiſtoriſche Bedeutung der Nachkommen haben auch das Bild des Ahnherrn in der Phantaſie der Geſchichtſchreiber mit fremden Zügen verſehen. Für das edle Haus Habsburg war er der große Ahn, nicht ebenſo groß iſt er für uns Deutſche. Und wir haben für ſeine Beurtheilung bei der Mangelhaftigkeit der Quellen einen zwar in Einzelheiten verſagenden, aber im Ganzen untrüglichen Maßſtab.

Zu dem Weſen des alten Reiches gehörte, daß es nach keiner Seite feſte Grenzen hatte, ſie verlieſen allmählich in Unbotmäßigkeit und fremder Herrſchaft. Es hatte auch keine Hauptſtadt und feſten Mittelpunkt, wo ſich die Lebenskraft der Nation am ſtärkſten regte. Des Reiches Herz war bald hier, bald dort, immer in dem Stamm, deſſen Herrengeſchlecht gerade die Kaiſerkrone trug. In der Sachſenzeit griff der deutſche Norden erobernd über Skandinavier und Slaven, unter den Schwaben war die ſchaffende und erhaltende Kraft des Reiches beim Süden. Ein ſtarker Fürſt trieb das Lebensblut bis in die entfernteſten Glieder des Reiches, ja darüber hinaus, dann mußten die Könige von England, Ungarn, Polen, Dänemark dem Reiche Gehorſam ſchwören. Darum meſſen wir die ſegensvolle Wirkung eines Königslebens darnach, ob ihm gelang den ganzen Leib des Reiches in Gehorſam zu vereinen und die Außenländer wenigſtens in Scheu und Frieden zu erhalten. Da König Rudolf die Krone nahm, gehörten die Provence, Burgund und Dauphiné, Hennegau, Flandern und Lothringen nur nach alter Volksmeinung zum deutſchen Reich, und im Oſten war die Zugehörigkeit Böhmens, Mährens, Schleſiens faſt ebenſo zweifelhaft. Als Rudolf die böhmiſche Macht brach und Oeſtreich, Steier, Krain für ſeinen Sohn erwarb, und als er ſpäter die Verbindung Schleſiens mit Böhmen vorbereitete und den König von Böhmen durch Reichsſchenkenamt und Wahlſtimme von neuem in das Reich fügte, da that er etwas Großes für das zerrüttete Reich. Aber den Weſtgrenzen iſt er ein Wiederherſteller nicht geworden. Er vermochte nicht ſich im Elſaß eine Hausmacht zu gründen, welche den Schwerpunkt dahin gelegt hätte, wo er am nöthigſten war, an den Rhein; einige Jahre nach ſeinem Tode begannen die Hirten und Bürger der Thäler, in denen er ſeine treueſte Mannſchaft gefunden hatte, den ſiegreichen Freiheitskampf gegen ſeine Nachkommen. Auch im innern Deutſchland blieb ſeine Thätigkeit für das Reich in ſo engen

Grenzen, daß man kaum ſagen darf, Rudolf habe über dem deutſchen Reiche als König gewaltet. Erſt zwei Jahre vor ſeinem Tode hatte er Zeit und Willen, die kaiſerliche Macht bis nach Thüringen auszudehnen, wo die Verwirrung unerträglich geworden war. Ueber Thüringen hinaus iſt er nie perſönlich gereiſt, in ganz Norddeutſchland war ſein Regiment und Einfluß nicht der Rede werth. Wie wenig er ſich um die Hälfte des deutſchen Bodens gekümmert hat, das zeigt jeder Blick auf die erhaltenen Urkunden und landesherrlichen Verfügungen ſeiner Kanzlei. Die norddeutſchen Städte ſuchten in dieſer Zeit der Königsloſigkeit ſich ſelbſt zu helfen, ſie zogen die Bande alter Handelsgenoſſenſchaft enger, in denen allmählich die Hanſa zuſammenwuchs.

Lange hofften die Gegner des Alten vergebens auf ſeinen Tod. Mit 66 Jahren hatte er noch ein 14 jähriges Kind, die ſchöne Iſabella von Burgund, zur Gemahlin genommen, und die Hofleute lachten ſpöttiſch, wenn er ſeine junge Frau, oder nach dem Rath gefälliger Aerzte auch andere Frauen vor Aller Augen liebkoſte. Aber der an ſeinem Hofe ſo würdelos tändelte und zu Erfurt mit dem Bierkruge auf der Gaſſe lief, blieb zu Roſſe ein Feldherr, im Rath der kluge Geſchäftsmann bis an ſein Ende. Als ihm der Arzt meldete, daß ſeine Lebenskraft zu Ende gehe, — wie erzählt wird, während er neben ſeiner jungen Gemahlin am Schachbret ſaß, — da fügte er ſich vorſichtig und geſchäftsmäßig in das Unvermeidliche, wie er ſich als König dem übermächtigen Willen des Papſtes und ſeiner Fürſten gefügt hatte, und er eilte, ſich bei Zeiten das Letzte zu ſichern, was ihm übrig blieb, ein Kaiſergrab zu Speier. Wohl hatte er ſich in Kampf und klugem Rath ein Recht erworben neben den ältern Kaiſern zu ruhen, denn er hatte durch Kriegszüge, Familienverbindungen und Verträge mit den Fürſten die Grundlagen eines neuen Reichslebens geſchaffen, das, wie ungenügend immer, dem deutſchen Volke die Möglichkeit gab ſelbſtändig zu dauern, bis die Arbeit von Millionen Kleiner ſich in der Kraft eines Mannes zuſammenſchloß, welcher Reformator und Bildner des deutſchen Lebens werden ſollte; aber dieſer eine war kein Habsburger und kein König, ſondern ein thüringiſcher Mönch.

Wie König Rudolf durch das Volk ſeiner Zeit angeſehen wurde, ſoll der folgende Bericht deutlich machen. Es ſind ſeine treuen Landsleute im Elſaß, die von ihm melden. Unter den Quellen für ſeine Geſchichte haben zwei aus ſeinem Heimatland hier beſonderes Intereſſe. Die eine iſt die Chronik, welche Ellenhard, ein rittermäßiger Straßburger, Vorſteher der Bauhütte des Doms, anfertigen ließ, die andere ſind Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar, beide lateiniſch geſchrieben. Die letzteren ſind hier zu Grunde gelegt, aus der gebildeteren Chronik Ellenhard's nur wenige Sätze zur Vervollſtändigung des Zuſammenhanges eingefügt. Die Aufzeichnungen von Kolmar, welche unter dem Titel „Jahrbücher", „Chronik" und „Beſchreibung des Elſaſſes" von Jaffé*) herausgegeben ſind, wurden nicht deshalb gewählt, weil ſie die Geſchichte König Rudolf's am beſten erzählen, ſondern weil ſie in naiver Weiſe eine volksmäßige Behandlung der Geſchichte zeigen, welche ſeit den Hohenſtaufen in lateiniſch und bald in deutſch geſchriebenen Städtechroniken in den Vordergrund tritt. Es ſind nicht mehr die vornehmen Benedictiner, welche ſchreiben, ſondern kleine Leute, Bettelmönche, Stadtſchreiber und ehrliche Bürger, welche aus dem Geſichtskreiſe ihrer Mauern die Weltereigniſſe beurtheilen. Ihre Handſchriften geben uns das Kleinleben der Geſchichtſchreibung, eine Auffaſſung, welche geneigt iſt den hiſtoriſchen Stoff in Anekdoten umzubilden, mit der behaglichen Zurichtung, durch welche das Volk ſich große Ereigniſſe verſtändlich macht. Aber dieſe Erzählung iſt doch nicht mehr die alte epiſche, es iſt bereits viel von dem guten Gedächtniß und der ſcharfen Beobachtung der Einzelheiten darin, welche der nüchterne Realismus des letzten Mittelalters nirgend verleugnet. „Die Beſchreibung des Elſaſſes“ und die „Chronik von Kolmar“ erzählen Folgendes:

---

*) Bei Pertz, Monum. scriptt. XVII. Da die Berichte von Kolmar, wie ſie uns erhalten ſind, aus verſchiedenen Aufzeichnungen zuſammengeſchrieben ſind und die Beſchreibung des Elſaſſes aus kurzen Notizen locker zuſammengeſtellt iſt, ſo war es für den vorliegenden Zweck erlaubt, in der wortgetreuen Ueberſetzung Einiges wegzulaſſen, an anderen Stellen die Reihenfolge der Sätze anders zu ordnen.

„Es gibt eine Gegend in deutſchen Landen, Elſaß genannt, ſie iſt vom großen Meere 61 Meilen oder 70 Meilen entfernt, ſo daß ein Mann den Weg gut in drei Wochen machen kann. Dieſe Gegend liegt zwiſchen der Stadt Straßburg und Baſel, iſt 16 Meilen lang und 3 breit, wie man insgemein rechnet. Sie liegt am Rhein. Noch vor kurzer Zeit ſchied der Rhein die Stadt Breiſach von dem Elſaß, im Jahre 1295 zog er ſich an dieſer Stelle auf die andere Seite des Berges. Er hatte keine Brücke, ſondern die Leute ſetzten auf Schiffen über. Der Fluß Rhein entſpringt aber im Süden und fließt gen Norden drei Tagereiſen von Koſtnitz bis zum Elſaß, und er geht mitten durch Deutſchland.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren die Städte Straßburg und Baſel gering an Mauern und Kirchen, aber noch geringer an Häuſern. Die feſten und guten Häuſer hatten wenige und kleine Fenſter und Mangel an Licht. Kaufleute waren wenig und faſt alle galten für reich. Meiſter im Handwerk gab es wenige, auch ſie wurden unter die Reichen gerechnet. Wenig Wundärzte, noch weniger Aerzte, wenig Juden. Ketzer waren an vielen Orten in Fülle, dieſe aber rotteten die Brüder vom Predigerorden mit großer Hilfe der Landesherren ruhmvoll aus. Die Handwerker waren ohne große Kunſt, aber ſpäter kamen ſie darin viel weiter. Die Edlen hatten in den Dörfern kleine Thürme, die ſie vor ihresgleichen kaum vertheidigen konnten. Die Ritter trieben Jagd, Fiſcherei, Turniere, Kampfſpiele, Frauenliebe, und faſt alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde. Jeder Knecht warb um weſſen Magd er wollte, und wenn er ſie durch Bitten oder Gaben gewonnen hatte, kam er bei Nacht und Tage zu ihr. Dafür beſorgte er ihr das nöthige Schuhwerk, und ſo befreite der Liebhaber die Herrin von dieſem Aufwand. Die Ritter hatten Panzer von großen, dichten und ſchweren Ringen.

Karren waren wenig und die Elſäſſer gebrauchten ihre Wagen ohne Eiſen. Mit Eiſen beſchlagene Wagen kamen ſpäter aus Schwaben nach Elſaß. Man hatte nur eine Art kleiner Hühner, aber ſpäter wurden Hühner mit Bart und Kamm und ohne Schwänze, ſehr groß mit gelben Beinen aus entfernten Ländern durch Fremde hergebracht. Man ſah auch nur eine Art von Tauben und Ringeltauben, die griechiſchen Tauben aber, welche gefiederte Beine haben, und viele andere Arten wurden ſpäter nach dem Elſaß gebracht. Es gab um 1200 viele Wälder im Elſaß, welche das Land an Korn und Wein unfruchtbar machten. Man fand große und hohe Bäume, welche 9 oder 10 Fuß in der Dicke hatten. Die Bauart der Häuſer mit Gips war noch nicht bräuchlich, denn erſt viel ſpäter, um 1290, wurde in der Stadt Dürkheim von den Einwohnern Gips gefunden, d. h. die Erde, aus welcher der Cement gemacht wird; auch die Erde, welche Mergel heißt und durch welche die Aecker von den Bauern gedüngt werden, wurde nach 1200 gefunden.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elſaß wenige Geiſtliche, und einer genügte in 2 oder 3 kleinen Dörfern die Meſſe zu leſen. Viele Geiſtliche waren in Wiſſenſchaft ſchwach, weshalb ſie nicht klugen Rath geben konnten. Auch hatten die Geiſtlichen insgemein Beiſchläferinnen, weil die Bauern ſie dazu gewöhnlich anhielten: denn ſie ſagten: der Pfaff kann nicht enthaltſam ſein, deshalb iſt beſſer, daß er nur ein Weib hat, als daß er die Weiber von Allen verſucht oder erkennt. Die Stiftsherren und die Ritter erkannten Nonnen von Adel. Herr Heinrich, der Biſchof von Baſel, hinterließ bei ſeinem Tode 20 Kinder als Waiſen der Sorge ihrer Mütter.

Daſelbſt war Graf Rudolf von Habsburg aus dem Geſchlechte des Herzogs von Zähringen im April des Jahres 1218 ſeinem Vater, dem Grafen Albrecht von Habsburg, geboren. Dieſer war Landgraf in Ober-Elſaß und von Kindheit in reiſigem Dienſt erzogen, denn er war bei ſeinen Lebzeiten Hauptmann der Reiſigen [und Fähnrich]*) der Stadt Straßburg. Nach dem Tode des Vaters folgte Rudolf in ſeiner Stelle und wurde ebenſo Hauptmann der Reiſigen von Straßburg. Es war dieſer Mann lang von Leibe, ſieben Fuß groß,**) hager mit kleinem Kopf, bleichem Antlitz und langer Naſe, hatte wenig Haare, ſchmale und lange Hände und Füße. In Speiſe, Trank und anderen Dingen war er enthaltſam, ein weiſer, fürſichtiger Mann, er erwarb die größten Reichthümer und war doch immer in der größten Bedrängniß. Er hatte viele Söhne und Töchter, die er alle mit großem Vermögen und Ehren ausſtattete. Da nun Graf Rudolf ſah, daß die Grafen, ſeine Nachbarn, viel Reichthum hatten, er aber gegen Andere in Armuth und Dürftigkeit ſteckte, ſo dachte er darauf, wie er zeitliche Schätze erfaſſen könnte. Er erwog auch, daß er große Habe durch Gebet oder Gerechtigkeit ſchnell zu ergreifen nicht vermöge, und bedachte bei ſich, daß er ſeine Nachbarn mit Fehde überziehen wollte.

---

*) Das Eingeklammerte bei Fritſche Cloſener, Straßb. Chronik.

**) In einer Handſchrift ſteht der Zuſatz: „Er hatte 7 Fuß weniger 2 Finger, der Jud Ebenlang 7 Fuß, der Herr von Baldeck $7\frac{1}{16}$ Fuß, Ritter Kunrad im Gefolge des Kaiſers $3\frac{1}{2}$ Fuß. Im Durchſchnitt haben die Männer 6 Fuß und zwei Fingerbreiten, kleine Leute findet man von $4\frac{1}{2}$ Fuß." — Da nach einer Zeichnung in der Handſchrift der damalige elſäſſiſche Fuß $10\frac{1}{2}$ Zoll rheinländ. Maß ausmacht, ſo wiſſen wir, daß Rudolf von Habsburg gerade 6 Fuß preuß. Maß hielt; für Durchſchnittsmaß eines Mannes aber galt 5 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll preuß. Es ſcheint, daß ſeit dem Jahr 1300 die Mannesländge in Deutſchland nicht verringert iſt. Allerdings meldet dieſe Notiz nichts von dem Zahlenverhältniß zwiſchen dem Mehr und Minder des mittleren Durchſchnitts. — Viele der erhaltenen Rüſtungen und Helme ſind auffallend klein.

Damals lebte ein edler und reicher Jüngling mit Namen von Tufenſtein, und er hatte eine Burg, auf die er ſehr vertraute. Der Graf Rudolf aber hätte ſeine Güter gern gehabt, wenn er ſie an ſich bringen konnte. Da er Gelegenheit fand, begann er den Jüngling zu belagern, aber da er ihn mit Gewalt nicht bewältigen konnte, machte er einen falſchen Frieden mit ihm und legte ihm durch einige aus ſeinem Geſinde einen Hinterhalt, und dieſe erſchlugen den Jüngling ſchmachvoll. Darauf begann Graf Rudolf den Grafen Gottfried von Lauffenberg zu befehden, einen wackeren Knappen, den Sohn ſeines Oheims, und verwüſtete ihm viele Dörfer. Der Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg hatte ſich mit einer Tochter des Grafen von Savoyen vermählt; da er aber ſah, daß er von ihr keine Söhne haben konnte, gab er ſeine Beſitzungen dem Herrn Biſchof von Straßburg, wie man ſagt unter der Bedingung, daß die Gräfin einige Güter auf Lebenszeit frei beſitzen ſollte, und ſpäter ſollten die Beſitzungen den Nachfolgern der Straßburger Biſchöfe zukommen. Als aber der Graf von Kyburg geſtorben war, nahm Graf Rudolf von Habsburg faſt alle Habe und Güter mit Gewalt, obwohl Viele ſagten, daß er nicht der rechte Erbe ſei. Der Graf Rudolf hat, wie man weiß, mit verſchiedenen Herren Zwiſt und Fehde gehabt, mit den Grafen von Savoyen, von Rapperswyl, von Hohenberg oder Homberg, mit dem Abt von St. Gallen, mit Eberhard Biſchof von Conſtanz, mit den Bürgern von Bern, mit dem Biſchof Heinrich, ſeinem Vetter.

Nach dem Tode des Kaiſers Friedrich nahm jeder der Herren vom Reichsgut, was er faſſen konnte, in Beſitz. Graf Rudolf aber nahm Breiſach und behielt es einige Zeit in ſeiner Gewalt. Der ehrwürdige Herr Heinrich Biſchof von Baſel ſagte dem Grafen Rudolf: „Breiſach gehört mir, weil ich es nach Erbrecht beſitze.“ Der Graf Rudolf aber ſagte: „Wenn du mir 1000 Mark Silber für mein Recht geben willſt, ſo verſpreche ich Stadt und Burg in deine Gewalt zu geben.“

Der Biſchof gab ihm 900 Mark und erhielt ſo die Stadt, die er behielt, bis Rudolf zum römiſchen König gewählt wurde. Da aber unterdeß der Graf Rudolf den Biſchof wieder ungebührlich beläſtigte, lud ihn der Biſchof zu ſich und ſagte: „Vetter, höre auf mich zu quälen und ich will dir freiwillig 100 Mark Silber geben.“ Der Graf war willig und hielt dieſes Jahr Ruhe. Im folgenden Jahr fing der Graf zum zweiten Mal an den Biſchof zu beunruhigen. Wiederum gab er 100 Mark, damit er ihn nicht mehr quälen ſollte, und wieder gab ihm dieſer eine zweite Ruhe von der Quälerei. Im dritten Jahr forderte der Graf Rudolf von dem Biſchof 200 Mark, weil er ſie brauche, denn er ſei in viele Schulden verſtrickt. Da ſagte der Biſchof: „Ich ſchäme mich ferner zinspflichtig zu ſein, mit 200 Mark will ich mich ſo umſchanzen, daß ich keine Gewalt fürchte.“ Darauf fing Graf Rudolf an ſeinen Vetter, den Biſchof von Baſel, nach Kräften zu befehden. Der Biſchof aber und die Bürger von Baſel drangen mit Macht in das Dorf Blotzheim am Rhein, welches damals neu verſchanzt war durch Graben und Bruſtwehr, und verwüſteten alles was darin war. Darauf belagerte der Graf Rudolf die Herren von Toggenburg, die Schweſterſöhne des Herrn Biſchofs, und bedrängte ſie hart, der Biſchof dagegen zerſtörte aus Haß gegen den Grafen Rudolf die Veſte Vertenberg, die neu erbaut und ſchön vollendet war. Darauf nahm der Biſchof die Veſte Rheinfelden, welche unüberwindlich ſchien, mit Gewalt ein und zog ſie an ſich. Da Graf Rudolf ſah, daß er mit Gewalt dem Biſchof Heinrich nicht widerſtehen konnte, ſo gab und verhieß er Geſchenke den Rittern und Bürgern des Biſchofs. Die Ritter des Biſchofs waren dem Grafen insgeheim günſtig und achteten den Biſchof nicht. Da der Biſchof das merkte, traute er ſich nicht mit ſeinen eigenen Leuten gegen den Grafen zu ziehen, und da Graf Rudolf das wußte, ſo ging er unbeſorgt ſeine Wege.

[*) Unterdeß verſammelten ſich auf Befehl des Papſtes die Fürſten zu Frankfurt, um über die Wahl eines römiſchen Königs zu handeln. —

Die Wählenden hielten untereinander verſchiedene Handlungen und Verſammlungen und konnten über die Wahl nicht einig werden, und ſie brachten einander in das Gedächtniß alle Edlen in allen Kreiſen deutſchen Landes. Da kam auf göttliche Eingebung der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und als er vernahm, daß ſie unter ſich nicht einig werden konnten, mahnte er ſie, daß Alle übereinkämen einhellig den Herrn Rudolf Grafen von Habsburg zum römiſchen König zu wählen, der von Alters her bewährt ſei durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Rechtſchaffenheit. Sobald die Fürſten, welche gegenwärtig waren, ſeinen Namen hörten, ſtimmten ſie mit geneigtem Sinne überein und wählten dieſen Herrn Rudolf zum König der Römer; nur allein Ottokar König von Böhmen nicht, der war nicht zugegen und wollte auch ſeine Stimme nicht geben zu dieſer Wahl. Eiligſt ſendeten die Fürſten den genannten Burggrafen zum Grafen Rudolf wegen der Beſtätigung ihrer Wahl.

Der Burggraf machte ſich alſo auf, kam in den oberen Elſaß und fand den Herrn Rudolf vor Baſel bei der Belagerung dieſer Stadt. Der Burggraf ſprach:] „Die Wahlfürſten thun euch kund: wenn ihr eure Töchter dieſen und dieſen Herren vermählen wollt, ſo werden ſie euch zum König der Römer wählen.“ Dieſer antwortete: „Dies und alles Andere werde ich erfüllen.“ Da zeigte der Bote Allen die Wahl und den Beſtätigungsbrief. Als der König dieſe ſah, ſagte er allen ſeinen Leuten: „Haltet Friede mit Allen und laßt alle Gefangenen frei.“ Als die Herren dies hörten und ſahen, riefen ſie: „Es lebe der König!“ und erwieſen ihm königliche Ehre. —

[Als die Mär nach Baſel kam, erſchrak der Biſchof Heinrich ſo ſehr, daß er aus großem Kummer einige Zeit darauf ſtarb, und er ſagte zu denen, die bei ihm waren: „Niemand iſt ärger, als der Arme, wenn er erhöht wird," und er murmelte, wandte ſich hin und her und ſprach: „Wenn einem lebenden Menſchen möglich wäre auf Gottes Stuhl zu kommen, ſo würde der Herr Rudolf auch Gottes Nachfolger werden."]

---

*) Das Eingeklammerte aus Ellenhard und Fritſche Cloſener.

Als Graf Rudolf am Tage vor Allerheiligen zum König Deutſchlands gekrönt wurde, erſchien um die neunte Stunde eine große weiße Wolke, wie ein Kreuz geſtaltet, die ſpäter in blutroth ſich umwandelte. Als dies die Fürſten dem Herrn König meldeten, ſagte er: „Wenn der Herr mir Leben und Glück beſchert, ſo will ich über's Meer ziehen, dann will ich für meine großen Sünden mein Blut dem Herrn Jeſus Chriſtus weihen."

Vor der Geburt des Königs Ottokar hatte ſeine Mutter einen Traum, daß ſie einen Wolf ſtatt eines Knaben empfangen habe. Dieſer Wolf unterwarf ſich das Böhmerland und verſchlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über dieſen Wolf kam ein Löwe, zerriß ihn mit ſeinen Klauen und nahm ſein Gut. Darauf wurde dem König von Böhmen ein Sohn geboren (1230), den er zärtlich liebte; dieſer war ein ſchöner Jüngling von brauner Farbe, mittler Größe, breiter Bruſt, ſtattlichem Antlitz, tapfer, weiſe, an Beredſamkeit übertraf er die Weiſen und Philoſophen. Dieſem gab der Vater eine Frau und machte ihn zum Markgraf in Mähren. Der Jüngling begehrte das Königreich des Vaters und zwang endlich ſeinen Vater das Land zu räumen. Aber der Vater erwarb die Hilfe der Markgrafen von Brandenburg und Meißen und ſie belagerten die Stadt Prag und den Sohn mit einem Heere. Der Sohn floh aus der Stadt und ließ das Königreich dem Vater. Darnach vermehrten ſich in Böhmen die Deutſchen, durch dieſe erhielt der König einen unermeßlichen Schatz aus Gold- und Silberbergwerk.

Als der König geſtorben war, bemächtigte ſich ſein Sohn Ottokar (II) des Königreiches, er verjagte die Deutſchen und bekämpfte den Adel und unterjochte die Nachbarn, Vielen wurde er Feind und treue Diener hatte er wenige. Als ſeine Frau ohne Kinder ſtarb, erhielt er vom Papſt Diſpens eine Nonne aus dem Kloſter der Predigermönche in Trier zu heiraten, die Schweſter Margaretha, welche einſt Königin von Deutſchland geweſen war.*) Wenige Jahre darauf erwarb er durch ſie Oeſtreich.**) Da er von dieſer keine Kinder hatte, ſo forderte er von den Biſchöfen Erlaubniß eine Andere zu heiraten. Dieſe antworteten: „Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ Darauf räumte ihr der König die Stadt Krems mit ihren Erträgen ein, dort lebte ſie wie eine Witwe und ſtarb nach wenig Jahren. Der König aber nahm die Tochter eines Kumanen zur Frau, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Durch ſeine Frauen hatte er viel Land erworben, und wie die Leute ſagten, beſaß er Thürme voll Gold und Silber und hatte faſt alle ſeine Feinde beſiegt.

Als aber die Edlen, welche unter Herrſchaft oder Gewalt des Königs von Böhmen lebten, von der Wahl des Königs Rudolf hörten, freuten ſie ſich ſehr, weil ſie hofften von der Herrſchaft des Böhmenkönigs befreit zu werden. Sie ſandten Briefe und Boten zum römiſchen König und baten demüthig, daß er in ihr Land komme, weil ſie das Reichsgebiet, welches der Böhmenkönig durch Gewalt beſaß, ſeiner Herrſchaft unterwerfen wollten. — Denn der König von Böhmen beſaß Baierland, Kärnten, Krain, Steier viele Jahre in ſicherem Beſitz. — Jetzt erſchrak er und verſammelte einen Rath ſeiner Fürſten und ſagte: „Schwöret mir Treue.“ Da ſchworen alle. Auch die Bürger aller Städte ſchworen ihm Treue und gaben ihm ihre Söhne als Geiſeln. — Und der König von Böhmen forſchte fleißig bei den Predigermönchen, bei den Minderbrüdern und Anderen, die er für kundig hielt, nach der Art dieſes Königs. Da ſagte ihm ein Predigermönch mit Namen Rüdiger, der ein großer Redner war und den Grafen Rudolf genau kannte: „Herr König, wenn ihr mir es verſtattet und nicht zürnt, ſo will ich euch die Art ſeines Landes und ſeine Art berichten.“ Darauf ſprach der König von Böhmen: „Sprich frei, und ich werde dir deshalb nicht feind ſein.“ Da ſagte der Bruder Rüdiger: „Herr König, Graf Rudolf von Habsburg iſt mager, lang, hat eine große Adlernaſe, iſt enthaltſam in Nahrung, an Jahren alt, aber noch kein Sechziger, er hat viele, nämlich neun Kinder,*) ward von Jugend auf in große Dürftigkeit geſtellt, iſt den Seinen treu und von Kindheit an mit Waffen, Krieg, Fehde, mit Unglück und unendlicher Arbeit vertraut. Er ſiegt mehr durch klugen Rath als durch Heereskraft, und außerdem wird er durch Glück geſtärkt. Am Sonnabend begeht er kein Unrecht, wie man ſagt, und läßt die Seinen keines begehn, aus Scheu vor der heiligen Jungfrau Maria.“ Da ſprach der König von Böhmen: „Gutes und Uebles haſt du von dieſem Grafen geſagt, aber mehr als alles Andere müſſen ſeine Feinde fürchten, daß er Glück hat.“

---

*) Es war die Witwe des Hohenſtaufen Heinrich VII, des Sohnes von Kaiſer Friedrich II. Die Heirat fand vor Ottokar's Thronbeſteigung ſtatt.

**) Er hatte Oeſtreich ſchon 1251 gewonnen.

Als König Rudolf die Botſchaft der edlen Böhmen erhalten hatte, wäre er ihnen ſtracks zu Hilfe gekommen, aber er konnte das Rheinland nicht verlaſſen. Da er nun in eigener Perſon nicht zu den Böhmen hinüberziehen konnte, kamen einige derſelben ſelbſt nach dem Elſaß und baten den König flehentlich, er möchte nicht aufſchieben in die Länder des Böhmenkönigs zu kommen, und ſie wollten ihm ihr ganzes Land übergeben. Der Römerkönig Rudolf war den Bitten der Herren geneigt, er warb ſelbſt alle Ritter, welche er werben konnte, und befahl den Seinen allen in Waffen mit ihm aufzubrechen, weil er eilig in fremdes Land reiſen müſſe. Viele verſprachen ihm Geld, aber ſie konnten es nicht aufbringen.

---

*) Das zehnte wurde unter der Königskrone geboren.

Der König Rudolf fuhr aus ſeinem Land mit Wenigen, jedoch von Tag zu Tag ward er mehr Ritter. Da er aber nach Mainz kam, ſagte zu ihm der Herr von Klingen: „Herr, wer iſt der Hüter eures Schatzes?“ Da antwortete ihm der König: „Ich habe nicht Schatz, nicht Geld, nur fünf Schillinge in ſchlechter Münze.“ Da ſagte ihm der Herr von Klingen: „Wie wollt ihr dann für euer Heer ſorgen?“ Da antwortete ihm der König: „Der Herr hat immer für mich geſorgt, er kann auch auf dieſer Fahrt für mich ſorgen.“ Freudig zog der König vorwärts und blieb immer in der größten Bedrängniß.*) —

Der römiſche König aber zog mit dem genannten Heere vor die Stadt Wien und belagerte ſie ſo ſtark, daß auf der einen Seite der Stadt niemand ſicher ein- und ausgehen konnte ohne ſeinen Willen. Die Wiener aber in der Gefahr wußten nicht was ſie thun ſollten, endlich hielten ſie einen Rath, vertrugen ſich mit dem römiſchen König und ehrten ihn mit großen und ſchönen Geſchenken. Da aber der Böhmenkönig ſah, daß er dem römiſchen König nicht widerſtehn konnte, demüthigte er ſich und übergab ſich ſeiner Gnade. Die Fürſten aber verſöhnten die Könige unter dieſen Bedingungen: der Böhmenkönig ſollte ſeine Tochter einem Sohne des Königs Rudolf verheiraten, ſein Königreich, wie es Recht war, von ihm als Lehn zurückempfangen und 300 Ritter mit verdeckten Roſſen zum Heer des Königs führen, wenn dieſer wollte.

Der König von Böhmen bereitete ſich ſogleich mit vielen Rittern und Roſſen, geſchmückt mit goldenem Gewand und Edelſteinen, das Königreich Böhmen vom römiſchen König als Lehn zu erhalten. Als dies die Vornehmen des Königs Rudolf merkten, berichteten ſie es freudig dem Könige und ſprachen: „Herr, rüſtet euch mit köſtlichem Gewande, wie einem König ziemt.“ Da ſprach der König: „Der Böhmenkönig hat mein graues Kleid oft verſpottet, jetzt aber ſoll mein graues Kleid ihn verſpotten.“ Darauf ſagte er ſeinem Schreiber: „Gib mir deinen Mantel, damit der Böhmenkönig über meine Armuth lache.“ Als der Böhmenkönig herankam, ſagte der römiſche König ſeinen Rittern: „Wappnet euch, rüſtet eure Roſſe und macht euch ſo ſchön ihr könnt, wie zum Kampf, dann ſtellt euch in Reihe auf beide Seiten des Weges, da der König kommt, zeiget den Ruhm deutſcher Waffen dieſen Barbarenvölkern.“ Die Ritter thaten nach dem Willen des Königs; da kam der König von Böhmen in goldenem Gewande, glänzend in Königspracht, fiel dem römiſchen König zu Füßen und bettelte demüthig von ihm die Verleihung ſeines Königlehns. Da bewilligte der Römerkönig dem Böhmenkönig ſein Königreich und die Königrechte, und rühmte ihn vor allen Umſtehenden als ſeinen lieben Freund. Als der römiſche König das that, trug er ein graues Wamms, ſah gemein und demüthig aus und ſaß auf einem Dreibein.

---

*) Es iſt ein Bettelmönch, welcher hier zum Leſer ſpricht, ihm iſt die fröhliche Armuth des Königs eine behagliche Eigenſchaft deſſelben, die er immer wieder hervorhebt.

Nach wenigen Wochen reute den Böhmenkönig, daß er ſich dem Römerkönig unterworfen hatte. Denn er ſah, daß König Rudolf zwar viel Gutes gewonnen hatte, aber doch immer in der größten Bedrängniß war. Darum und wegen Anderem machte er ſeine Tochter zur Nonne, die er dem Sohn des Königs Rudolf zur Ehe verſprochen, und weihete ſie feierlich in ein Frauenkloſter vom Orden der Minderbrüder.

Und da er auch ſah, daß König Rudolf nicht durch Heimlichkeit noch durch Rath und Gewalt zu beſiegen war, ſo wollte er ihn durch Beſtechung beſiegen. Und er ſandte einigen Rittern in Oeſtreich vieles Geld, damit ſie im Kampfe den König verließen oder wo möglich durch ihren Rath hinderten. Er verſprach auch ſechzehn Rittern 1000 Mark Silber, wenn ſie ihm den König Rudolf lebend, oder verwundet, oder tot brächten. Er ſandte auch den Rittern in Ungarn Geld, daß ſie ihn ſelbſt nicht angreifen oder doch nur ſchwach beunruhigen ſollten. Dies erwies ſpäter der Ausgang. Er ſandte auch und verſprach den Herren Biſchöfen, Grafen und Freien am Rheine, damit ſie dem König Rudolf nicht zu Hilfe kämen oder ihn gar nach Kräften angriffen. Das thaten auch einige nach ihren Kräften, und ſie hätten es ärger gethan, wenn es der König in etwas verſehen hätte. Deshalb kamen auch dem König Rudolf nur 200 Ritter zu Hilfe.

Als dies der römiſche König vernahm, befahl er ſeinen Fürſten, als dem Ungarkönig, dem Sachſenherzog, dem Baierherzog, vielen Rittern, dem Biſchof von Baſel, ſeinem Sohn dem Landgrafen von Elſaß, mehren Biſchöfen und allen Getreuen und dem Herrn von Baldeck, ihm eilig mit aller Rüſtung, die ſie aufbringen könnten, zu Hilfe zu kommen. Er ſagte aber: „Wenn ihr um Mariä Geburt nicht da ſeid, kann mir der größte Schaden geſchehen.“ Der Ungarkönig hörte günſtig auf den König Rudolf und kam mit 14,000 gerüſteten Männern nach Wien. Aus Oeſtreich hatte der König viele Ritter mit verdeckten Roſſen geſammelt. Er hatte außerdem die Stadt Wien mit vielem Kriegsvolk, aber auf ſie alle verließ ſich der König nicht und traute nicht mit ihnen den Böhmenkönig zu beſtehen. Er hoffte nämlich, daß ſein Sohn mit vielen Rittern kommen werde, für ihn Gut und Leben zu wagen. Da aber zur geſetzten Zeit die erwähnten Ritter nicht kommen konnten, wurde der römiſche König unmäßig betrübt, denn er war verlaſſen und ermangelte des Raths und der Hilfe. Dazu kamen die Bürger von Wien zum Könige und ſprachen: „Herr, die Euren haben euch verlaſſen und ihr habt keine Mannen, mit denen ihr dem Böhmenkönig widerſtehn könnt. Wir bitten euch, wir wollen uns ſelbſt einen Herren wählen, damit wir nicht mit eurem Geſinde umkommen.“ Da bat der König ſie flehentlich und ſagte: „Harret nur noch kurze Zeit, damit wir ſehen, was ſich thun läßt.“ Darauf ließ er die Burg ſorglich bewachen und befahl ſeinen Knechten, kleinen und großen, daß keiner einem Bürger bei irgend einem Anlaß trotzig oder verächtlich antworte, „denn das könnte uns allen an Gut und Leben gehn.“

Da König Rudolf ſo in Gefahr ſtand, ſammelte der Herr Heinrich Biſchof von Baſel, ein Bruder des Minoritenordens, ein weiſer und vorſichtiger Mann und treuer Freund des Königs, und Herr Konrad Wernher, Untervogt des Elſaß, genannt von Hattſtadt, einen Haufen von 200 wohlgerüſteten Rittern mit verdeckten Pferden. Dieſe beiden vereinigten ſich in Baſel, zogen zuſammen nach Schwaben, dort geſellte ſich ein Graf mit 100 Rittern auf verdeckten Roſſen zu ihnen und ſie fuhren zuſammen vorwärts. Auf der Fahrt hatten dieſe Ritter Sorge vor vielen Herren und zogen mehre Tage ihren ſchweren Harniſch nicht aus. Da ſie nach Wien zum deutſchen König kamen, hatte dieſer große Freude. Da frug der König: „Weshalb iſt mein Sohn nicht in eurer Geſellſchaft gekommen?“ Da antworteten ſie ihm: „Euer Sohn rüſtet ſich mit 500 Rittern zu kommen, und der Graf von Pfirt und der Graf von Mömpelgard und die Andern ſind mit vielen trefflichen Rittern auf der Fahrt.“ Insgeheim aber meldeten ſie dem König das Gegentheil von Allem und ſagten: „Herr König, nicht euer Sohn und nicht ein anderer eurer Freunde kann euch alsbald in euren Nöthen zu Hilfe eilen, erwägt alſo, was ihr thut.“ Da antwortete er ihnen und ſprach: „Ich will, daß ihr einen Tag raſtet und darauf in die Schlacht zieht, mir iſt Genüge, daß ich euch habe mein Haupt zu beſchirmen. Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar zu dieſer Würde auserwählt und wunderbar in ihr geſtärkt hat, ich hoffe, er wird in ſeiner Gnade auch jetzt mir durch ein Wunder helfen.“ Dies ſagte er und ſie meldeten ſeine Worte den Ihren: „Wappnet euch alle morgen zur Schlacht, denn wir müſſen tapfer mit dem Geſinde des Königs von Böhmen kämpfen.“ Da liefen alle Knechte des Königs Rudolf zu den Beichtigern, meldeten ihre Sünden, verziehen ihren Feinden und bereiteten ſich gläubig zur Communion.

Denn Todesgefahr ſchien über Allen zu ſchweben. Das ganze Heer des Königs Rudolf trug ein weißes Kreuz, aber das Heer des Königs von Böhmen ein grünes Kreuz. Der König von Deutſchland ſtand in größter Sorge um ſich und die Seinen, der König von Böhmen aber war des Sieges ſicher, weil er guten Verheißungen der Feinde wunderlich vertraute. Darum ſprach er: „Wer mir wahr verkündet, daß König Rudolf mit den Seinen die Donau überſchritten hat, dem will ich gern 20 Mark ſpenden.“

Am dritten Tage nach der Ankunft des Herrn Biſchofs von Baſel und des Herrn Konrad Wernher von Hattſtadt, als am Tage vor St. Bartholomäus, zog König Rudolf mit ſeinem Heere aus Wien, um dem Könige von Böhmen eine Schlacht zu liefern. Denn der König von Böhmen war mit ſeinem Heere nahe zur Stadt Wien gekommen. Der Böhmenkönig hatte ſein Heer in mehre Schaaren, nämlich in drei, getheilt, denn er hatte viele tauſend kumaniſches Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verſchiedenen Reitern und Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verdeckten Roſſen und ungefähr 900 Ritter. König Rudolf theilte ſein Heer ähnlich in drei Theile. Er hatte den König von Ungarn mit 15,000 Ungarn. Dieſer König war ein Jüngling von achtzehn Jahren und ging nicht in die Schlacht, weil König Rudolf das nicht wollte. Der Herr und Biſchof von Baſel ſaß auf einem verdeckten Roſſe, mit ſchönen Waffen angethan, und wäre ſehr gern in die Schlacht gezogen, wenn der Wille des Königs ihm das erlaubt hätte. König Rudolf hätte gern geſehen, wenn die Ungarn mit den Kumanen zuſammengeſchlagen hätten, aber ſie wollten dieſe nicht angreifen. Der König Rudolf hatte eine zweite Schaar und dieſe ſtellte er gegen das Heer des Böhmenkönigs. Das Heer des Böhmenkönigs aber war ſtärker und zwang ſie zu weichen. Da König Rudolf die Seinen wanken ſah, führte er ſeine dritte Schaar, 300 Ritter mit verdeckten Roſſen, auf die er ſich zumeiſt verließ, gegen den Böhmenkönig und traute mehr auf den Herrn als auf die eigene Macht. Als der Böhmenkönig den König Rudolf gegen ſich ziehen ſah, griff er allein trotzig die Feinde an und durchſtach viele; dreißig Ritter, ſeine Leibwache, halfen ihm kräftig. Endlich war der König von Böhmen ermattet, wurde von einem Unedlen gefangen und ſeiner Waffen beraubt. Und der König wurde ſo entgürtet geführt. Da folgte ihm ein Ritter und rief: „Das iſt der König, der meinen Bruder ſchändlich getötet hat, er büßt die That.“ Er zog ſein Schwert und ſchlug dem König ins Antlitz eine ſchwere Wunde. Ein Anderer aber folgte ihm und durchbohrte den Leib des Königs mit dem Schwerte. Der Mann aber, welcher den Böhmenkönig gefangen hatte, zürnte ſehr und hätte ihn gern vertheidigt, aber er vermochte es nicht.

König Rudolf kämpfte tapfer gegen ſeine Feinde. Endlich kam ein tapferer Mann und ſtach nach dem König, aber da er ihn nicht bewältigen konnte, durchbohrte er das Roß des Königs mit dem Speer. Da ſtürzten der König und das Roß, und der König lag auf den Boden geſtreckt ohne jede Hilfe, und legte ſeinen Schild auf ſich, damit er nicht unter den Roſſeshufen ſchmählich umkam. Nachdem die Roſſe vorüber waren, wollte ihn einer von der Todesgefahr befreien und hob ihn, ſo gut er konnte, vom Boden. Da rief der König: „Rüſtet mir ſchnell ein Roß.“ Dies geſchah, er ſtieg ſogleich auf und rief ſtark die Seinen zur Hilfe. Es kamen aber von den Seinen etwa fünfzig zu ihm. Mit dieſen brach der König von der Seite in das Heer des Böhmenkönigs und theilte es in zwei Theile und bedrängte ſtark den hinteren Theil. Der vordere Theil des böhmiſchen Heeres aber ſchrie: „Sie fliehen, ſie fliehen!“ und wollte das Heer des Königs Rudolf täuſchen. Aber je mehr ſie ſchrien, deſto mehr ſtachen die Deutſchen in ſie. König Rudolf aber jagte den hinteren Theil des Heeres in die Flucht. Da ſie aber den Rücken wandten, folgten ihnen die Ungarn. Sie drängten die Kämpfenden und verfolgten die Flüchtigen, ſie nahmen gefangen, ſchlugen nieder und töteten. Und es war eine gemeine Rede, daß in dieſem Treffen 14,000 Menſchen geblieben ſind.“

So erzählten um 1300 die kleinen Mönche des Elaß von ihrem königlichen Landsmann, ſtolz auf ihre deutſche Art und auf die Kriegsthaten ihres alten Nachbars.

Aus der Mitte des alten Reiches waren die Könige des ſächſiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Stammes heraufgewachſen; Rudolf ſtammte vom linken Rheinufer, und die bedeutſamſte That ſeines Lebens war, daß er ſeine Hausmacht vom deutſchen Weſten in den Oſten an die böhmiſche und ungariſche Grenze verlegte. Von ihm bis zu dem böhmiſchen Winterkönig beſtimmen die Intereſſen von Oeſtreich und Böhmen die Geſchicke Deutſchlands.

Es war nicht ſein Haus allein, welches aus den Grenzländern Frankreichs nach Oſten herüberſprang, denſelben Weg und dieſelben Mittel der Herrſchaft ſuchte nach ihm das Grafengeſchlecht der Luxemburger. Rudolf's Nachkommen wußten dies neuere Königsgeſchlecht durch Heirat und Erbſchaft in ſich aufzunehmen.

Der Fritz Hohenzollern von Nürnberg war es, welcher die Erhebung des Hauſes Habsburg betrieb. Als 400 Jahre nach Rudolf das Kaiſergeſchlecht der Habsburger die Kraft verlor, ſein altes Geburtsland, den Elſaß, vor dem Einbruch der Franzoſen zu retten, da war es wieder ein Nachkomme jenes Friedrich, der dieſe Schmach Deutſchlands am tiefſten empfand. Seitdem ging allmählich die Leitung der höchſten Intereſſen Deutſchlands von der Oſtmark an der Donau über auf die andere Oſtmark an der Oder, in welcher die Zollern ihren Staat gegründet hatten.

Auch darum beginnt mit dem dreißigjährigen Kriege und dem großen Kurfürſten die neue Geſchichte Deutſchlands.

4.

Auf den Straßen einer Stadt.

(Nach 1300.)

Zwiſchen dem Jahrhundert der Hohenſtaufen und dem Jahrhundert des erſten Bücherdrucks liegt ein Zeitraum, der uns in vieler Hinſicht weniger bekannt iſt als die große Zeit vorher. Alles ſcheint in Auflöſung, überall Krieg, Fehde, Zerſtörung, und doch wachſen in dieſer Zeit die Städte, und die friedliche Arbeit derſelben gedeiht reichlicher und kunſtvoller; hart iſt die Selbſtſucht, arm an Zucht und guter Sitte ſcheint das Leben, und doch weiht dieſelbe Zeit faſt jedes menſchliche Verhältniß durch feſte Ordnungen und ſinnvollen Brauch, und frommer Tiefſinn iſt geſchäftig dem Glauben und Gewiſſen der Menſchen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Ueberall Zerſetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigſten politiſchen Bildungen, die Germaniſirung weiter Landſchaften, das Ordensland Preußen, die Hanſa. Das Reich war nie machtloſer und doch hat es nie einen Zeitabſchnitt gegeben, wo die Herrſchaft der Deutſchen ſich ſo weit über die alten Grenzen nach Norden und Oſten ausbreitete.

Noch auffallender werden dieſe Gegenſätze, wenn wir die Menſchen nahe betrachten, welche ſich in dieſer Zeit tummeln. Keine Periode iſt ſo arm an Charakteren, die als Führer über das Volk hinaufragen, und doch empfinden wir überall die Wirkungen der tüchtigſten Menſchenkraft. In keiner Zeit, ſeit das deutſche Volk die Erbſchaft des Alterthums übernommen hat, treten die Einzelnen ſo ſehr zurück; es iſt auch nicht mehr wie in der Urzeit gemeinſames Bedürfniß und gemeinſamer Inhalt der Seelen, der in praktiſcher und idealer Thätigkeit zu Tage kommt, die ſchöpferiſche Kraft iſt in viele einzelne Kreiſe getheilt, deren Anſprüche oft feindlich gegen einander arbeiten; was ſchafft und groß macht, ſind nicht die Individuen, nicht das ganze Volk, es ſind die Vereine. In der Genoſſenſchaft ſucht der Mann Schutz, Herrſchaft, Behagen und derben Genuß, ſo die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.

Es ſind auch andere Schichten des Volkes, welche das neue Leben darſtellen. Fürſten, Adel und Ritter haben aufgehört eine freie und edle Bildung zu haben, Biſchöfe, Stiftsgeiſtliche und alte Mönchsorden ſind reich und bequem geworden, ja in wüſtes Schwelgen, in Rohheit und Unwiſſenheit zurückgefallen. Es ſind jetzt Tauſende von Kaufleuten, Handwerkern und kleinen Bettelmönchen, welche den beſten Vortheil des Volkes vertreten, indem ſie für ſich ſelbſt ſorgen.

Die Morgenſonne, welche ſeit Karl dem Großen über dem deutſchen Volke ſteht, erleuchtet nicht mehr die hohen Gipfel mit glänzendem Strahl, das eintönige matte Licht des aufſteigenden Tages fällt in die dämmrigen Thäler, ein gleichförmiges Grau liegt über dem deutſchen Lande, überall rührt ſich darin die Tagesarbeit des jungen Volkes, aber dem entfernten Auge ſind viele Einzelheiten ſchwer erkennbar.

Die Menſchen ſind uns einförmiger und ärmer an Gemüth, der Sinn der großen Mehrzahl iſt nach außen gekehrt; hart und rückſichtslos ſuchen ſie ihren Vortheil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, ſehr nüchtern und realiſtiſch iſt der Grundzug der Zeit. Auch der Genuß ſcheint eines Theils der Poeſie entkleidet, welche der Deutſche ſich ſo leicht um ſeine Freuden ſpinnt. Es iſt ein Geſchlecht arm an Begeiſterung und arm an ſchöner Erfindung, aber unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerſtörbar, von großartiger Willenskraft.

Aermlicher iſt der ſchriftliche Ausdruck eigener Gefühle und Gedanken, als in früherer Zeit. Ein Mann der Geſchäfte, welcher Anderen gebietet, ergreift nur ſelten die Feder, der kleine Bürger und der arme Mönch erzählen, was ihre Stadt durch Fehden und Unglücksfälle gelitten, oder was ihnen ſonſt als ungewöhnlich auffiel, aber ſie haben nicht das Bedürfniß aus dem Privatverkehr zu berichten. Am wenigſten die Ereigniſſe ihres eigenen Lebens, das verdeckt dahinfließt unter der Strömung ſtädtiſcher Intereſſen. Längere Zeiträume, große Landſchaften, gewaltige Thaten fanden unter den Zeitgenoſſen keinen erträglichen Geſchichtſchreiber, die norddeutſchen Kaufleute und deutſchen Kreuzritter haben die großartigſten Erfolge durch ſehr männliche Arbeit errungen, die Kunde davon auf andere Völker und ſpätere Menſchen zu bringen hat ihnen nicht am Herzen gelegen. Im Gegentheil. Sie wollten nicht, daß man die Pfade ihrer Heere und Flotten erkenne. Auch das ideale Schaffen des Einzelnen zeigt dieſelbe Armuth. Dieſe ganze Zeit hat in Deutſchland keinen ſtarken Dichter hervorgebracht, nur wenige, welche ſo viel Originalität haben, wie Heinrich der Teichner, ihr eigenes Urtheil über die Welt gegen das Treiben der Andern zu ſetzen; faſt nur in Schwänken und kleinen Geſchichten erreicht die geſtaltende Kraft wirkſame Darſtellung. Die zahlreichen gereimten Chroniken in deutſcher Sprache haben bei unbehaglicher Breite doch faſt ſämmtlich rohe Form und dürftigen Inhalt. Nur das Lied, das auf den Straßen gepfiffen und geſungen wird, kann die treuherzige Innigkeit deutſcher Menſchen nicht verleugnen; auch der Sänger iſt einer aus der Menge, ein fahrender Schüler, ein Reiterknecht, ein Bürgerſohn oder Handwerksgeſell, das ſagt er wohl ſelbſt in dem letzten Vers und freut ſich, daß es ihm mit dem Liede ſo wohl gelungen iſt.

Wo der Mann ſich dem Behagen der Stunde hingibt, liebt er derben und maſſenhaften Genuß, an die Stelle verfeinerter Empfindung iſt eine grobe Laune getreten, Neigung zu Poſſen und Eulenſpiegeleien; ſogar in das Ritual des Glaubens dringt frech das burleske Spiel der Straße, aus ernſter und harter Arbeit ſucht der Deutſche Erholung in Narrheit. Aber der Grundzug deutſchen Weſens iſt in dieſer Zeit maſſiver Menſchenverſtand und praktiſche Klugheit.

Ueberall, in Kampf und Arbeit, in Poeſie und Genuß, gilt der Einzelne an ſich wenig, Alles ſeine freie Bruderſchaft, die ſich gegen Andere abſcheidet und bei jeder Macht der Erde Begünſtigung ſucht gegen die Andern. Unter ſeinen Geſellen reitet und hämmert, ſingt und zecht der Mann, und einer ſieht vielen andern ähnlich.

In dieſer Periode ſind die Städte Bewahrer der beſten treibenden und bildenden Kraft, alle große Erfindung, faſt jeder Fortſchritt wird durch ſie geſchaffen oder doch gefeſtigt.

Unter den Sachſen- und Frankenkaiſern hatte der König ſeine Reichsſtadt, der Biſchof oder Herzog ſeine Landſtadt unter den Schutz einer Burg geſtellt, ſein Graf oder Dienſtmann führte die Stadtreiſigen, erhob Thorzölle und Abgaben vom Grunde und von Verkaufsbänken, ſein Schultheiß oder Vogt ſaß den Schöppen der Stadt vor, welche das Recht fanden über Bürger und in Händeln des Marktes. In der Stadt ſtanden obenan die reiſigen Burgmannen und freien Kaufleute, ſie zumeiſt bildeten den Reitertrupp der Gemeinde und waren Beiſitzer des Schöppengerichts, neben ihnen ſiedelte die Maſſe der Angezogenen: Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, urſprünglich ſelten Freie, ſondern Hörige und Unfreie.

Die Handwerker aber hatten um 1300 ſämmtlich die Rechte freier Leute. Und die Städte waren geſchäftig ihren geldbedürftigen Herren Beſitz der Burg, Zollrecht, Steuern, Gericht durch Kauf, zuweilen in offener Auflehnung durch Blut und Waffen abzuringen. Das Regiment der Stadt ging auf die reiſigen Dienſtmannen und Kaufleute über, welche ſich zu einer regierenden Ariſtokratie verbunden hatten. Die reiſigen Burgmannen, welche gewöhnlich in der Stadt oder in der Markung ein feſtes Haus zu Lehn beſaßen, ſuchten wie ihre Genoſſen auf dem Lande den Ritterſchild, ſie waren die Vornehmen in jeder anſehnlichen Stadt, außer wo ſie durch Bürgerzwiſt ausgetrieben waren, wie eine Zeit lang in Köln, oder wo ſie ſich gar nicht einbürgern durften, wie in Hamburg, und noch beſtand in vielen Städten ein verfaſſungsmäßiger Unterſchied zwiſchen ihnen und den Kaufleuten. Wer Handelſchaft trieb, durfte nach Lübiſchem Recht nicht Mitglied des Rathes werden, und Spuren ähnlicher Zurückſetzung des Kaufmanns finden ſich in anderen alten Stadtrechten.

Dafür gab es nach Auffaſſung jener Zeit einen unwiderleglichen Grund. Der Kaufmann konnte ſeinem Beruf nur in des Königs Frieden nachgehn, er bedurfte den Schutz Anderer und konnte nicht Schutz gewähren wie ein Ritter. Wenn er mit ſeinen Wagen und Knechten auf der Reichsſtraße dahinfuhr, ſollte er ſein Schwert nicht an der Seite tragen, ſondern am Sattel, damit er es etwa gegen Räuber ziehen konnte. Bot er an fremdem Markt ſeine Waaren feil, ſo fand er nur Sicherheit durch den Königsfrieden, er war nach alter Anſchauung durch ſich ſelbſt in fremdem Lande rechtlos, er konnte kein Lehn erwerben und wurde neben dem Juden und dem fahrenden Manne genannt; in der Fremde war er Händler, deſſen Heimweſen man nicht kannte, der große Kaufmann wie der heimatloſe Krämer hatten nur das Marktrecht. Das verſchlechterte ſein Anſehen.

Aber der reiſende Kaufmann war auch in ſeiner Heimat nicht wohl geeignet im Rath zu ſitzen, denn er war einen großen Theil des Jahres auswärts, vielleicht in Italien, in Polen, unter den Nordleuten. Es erſchien nicht ſeßhaft und bürgerlich, daß er umherſchweifte und in der Fremde ſeine Baarſchaft mehrte, und man behauptete, daß ihm bei der häufigen Abweſenheit nicht immer die Ordnung ſeines Hauſes gedieh; kam er von weiter Fahrt zurück, ſo fand er wohl unerwartet einen neuen Inlieger in der Wiege ſeines Hauſes, oder die geſtorben, für deren Zukunft er Gut erworben.

Aber derſelbe Mann war an Weltklugheit leicht den Fürſten und Biſchöfen überlegen, er kannte Sprache, Recht, Sitten der fremden Völker, war an ein hartes Leben in Gefahren und unſicherem Rechtsſchutz gewöhnt, zäh, gewandt, unerſchrocken. Er wußte in der Fremde mit Jedermann zu verkehren, mit dem König und dem wilden Reiter in einſamer Herberge; überlegen wußte er ſeinen Vortheil zu verfolgen, mit ſpähem Auge und unabläſſiger Selbſtbeherrſchung. Und er brachte heim, was einen Zauber ausübte, wie ihn unſere geldreichere Zeit gar nicht begreift. Die Koſtbarkeiten, die er mit ſich führte, waren Sehnſucht und Poeſie von Jedermann, durch ihn kam alles Seltene und ganz Unerhörtes in die Landſchaft; er beſaß das Geld, womit man die Höchſten der Erde gewinnen konnte, den Papſt, daß er Nonnen verheiratete, den Kaiſer, daß er ganze Haufen Unedler zu Rittern machte und Pathe ſtand bei den Kindern eines Bürgers. Geld erwarb, wie man klagte, die Liebesgunſt edler Frauen und alle denkbare Herrlichkeit der Welt. Der Kaufmann verlieh und verſchenkte, er gewann guten Willen, wo er ihn nur brauchte, kaufte Häuſer und Güter und machte einen großen Theil der Bürger abhängig von ſeinem Wohlſtand und ſeinem Geſchäft. Seine Erfahrung und ſeine Geldmittel waren der Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich, und er wußte wieder zu machen, daß die Stadt ihre ganze Kraft daran ſetzte ſeine Geſchäfte zu fördern.

Es war alſo natürlich, daß er mit dem übrigen ariſtokratiſchen Theil der Stadtbevölkerung eng verwuchs. Auch die Familien alter Lehnsleute und Burgmannen in der Stadt trieben Kaufmannſchaft. Der eine Sohn trug den Schild und beſaß Lehngüter, der andere ritt mit den Frachtwagen auf der Straße; wer nicht ſelbſt reiſen wollte, legte einen

Theil ſeines Vermögens in Genoſſenſchaft zum Handel an, oder er ließ ſeine Söhne, Vettern, Diener reiſen und ſaß als großer Herr im Rath.

In wenigen Städten überdauerte der alte Unterſchied zwiſchen den Familien der großen Geſchlechter das 14. Jahrhundert.

Ritterbürtige der Stadt und Kaufleute ſind eng verſchwägert, ihre Blutsfreunde ſind in anderen Städten mächtig, ſie regieren die Städte im Frieden, führen häufig die bürgerlichen Heerhaufen im Kriege, ſind einflußreiche Staatsmänner am Kaiſerhofe. Auch geſellig ſchließen ſie ſich gegen die übrige Bürgerſchaft ab. Die Kaufleute haben ihre beſondere Innung und ein Heiligthum, — ſchon um das Jahr 1000 iſt in Magdeburg eine Kirche der Kaufleute, — ihre Söhne behaupten Stellen in den geiſtlichen Stiften der Stadt, ſie leben ſtolz, reichlich, gaſtfrei in ihren Trinkſtuben und Höfen. Durch ſie werden die großen Bündniſſe der fränkiſchen, ſchwäbiſchen, rheiniſchen Städte, der Hanſa möglich, ſie bilden ſeit 1300 die Geldmacht Deutſchlands.

Neben den Geſchlechtern ſtand die regierte Bürgerſchaft, gegliedert in Innungen, in dieſen die Männer des beſitzenden Mittelſtandes als die Herren. Die Innungen waren Genoſſenſchaften derer, welche ähnliche Erwerbsintereſſen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch ſie hatten gemeinſamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenſeits zu fördern, und eine Kaſſe zur Unterſtützung für Kranke und Hilfloſe und zu ehrlichem Begräbniß.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigſtens drei Jahr als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem Andern, der das Handwerk ſelbſtändig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Geſellen Brauch und Geſetz. Es war ſicher uralt, wir finden es aber erſt ſeit dem 13. Jahrhundert erwähnt.

Einſt hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herren geſeſſen, da war denen von gleichem Gewerb ein oder mehre Meiſter geſetzt worden; ſeit die Handwerker perſönliche Freiheit und ſelbſtändige Ordnung ihres Handwerks gewannen, wurde bei den meiſten Handwerken Meiſter allmählich ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorſteher, ſondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in ſelbſtändigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genoſſenſchaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meiſter länger ehrende Bezeichnung des oberſten Vorſtehers, der um 1300 wohl einer aus den Geſchlechtern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung ſeines Handwerks zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung beſtand aus Männern deſſelben Handwerks, oft waren mehre zu einer Brüderſchaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten ſich die Innungen zuerſt durchzuſetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderſchaft werden mußte, demnächſt, daß eine Aufnahme in die Brüderſchaft abhängig wurde von den Vorſchriften, welche ſie für Lehre und Ausübung des Handwerks geſetzt hatten.

Dieſelben Genoſſenſchaften hatten ſeit früher Zeit auch eine militäriſche Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet unter dem Banner ſeiner Innung Kriegsdienſt zu leiſten, die Knechte, wie es ſcheint, in leichterer Rüſtung. Die Bürger auch darin im Gegenſatz zu den Geſchlechtern, daß ſie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieſer Innungen war nach deutſcher Weiſe eine Schwurgenoſſenſchaft, deren Mitglieder gelobt hatten „Liebe und Leid" mit einander zu tragen, ſie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meiſter waren die Genoſſen ſeiner Werkſtatt und ſeines Hofes wieder durch Gelöbniß verbunden. Eine Bürgerſchaft, ſo feſt gegliedert, in dem Selbſtgefühl des Wohlſtandes und phyſiſcher Ueberlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen von der Regierung der Stadt ausgeſchloſſen zu ſein. Die Geſchlechter aber gaben Veranlaſſung zu gerechten Beſchwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteiſüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchſt gewiſſenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreiſe den Rath, oder der Rath, deſſen Mitglieder jährlich wenigſtens theilweiſe wechſelten, beſtimmte ſelbſt die Nachfolger. Gegen dieſe alten Schäden, welche überall der Herrſchaft regierender Familien anhängen, vereinigten ſich die Innungen ſämmtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufſtand. Kaum eine Stadt auf deutſchem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Rathsſtühle umwarf; in den meiſten Stadtmauern wechſelten wilde Aufſtände und erzwungene Theilnahme der Handwerksmeiſter am Rath, gänzlicher Ausſchluß der Geſchlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patriciſchen Wiederkehr. Aus dieſen inneren Kämpfen erwuchs eine gemiſchte Verfaſſung, welche den Innungsgenoſſen eine Theilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung ſicherte, den Geſchlechtern doch den Hauptheil der Geſchäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Uebergang aus einem Beruf und Stand in den andern zu hindern. Wer heut Handwerker und Zunftgenoſſe war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenig Jahren Reichthum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geſchlechter machten; und wieder einzelne Geſchlechtsgenoſſen verſanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk ein. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erhalten; dieſer Umſtand verdarb dem Geſchlechter in der Folge das Turnierrecht, aber er ſicherte ihm auf Jahrhunderte die Verbindung mit neu angeſammeltem Capital und führte unabläſſig friſches Blut in ſeine Häuſer. Wer das Leben der vornehmen Stadtfamilien in dieſem und den nächſten Jahrhunderten muſtert, der bemerkt mit Verwunderung, wie ſchnell — verhältnißmäßig — die Namen der Familien in einer Stadt ſich ändern, ſie ſterben aus oder ziehen weg und neue Namen treten an ihre Stelle. Und dieſer Wechſel wird auffälliger, da die Ehen der Geſchlechter, früh geſchloſſen, bei verhältnißmäßig größter Sicherheit des Lebens häufig einen erſtaunlichen Kinderreichthum zeigen. Es war wohl ein ſeltener Fall, daß Konrad, der Ahnherr der Stromer in Nürnberg, von drei Frauen 33 Kinder hatte, ſein Sohn 15 Kinder, und wieder deſſen Sohn 18 Kinder, welche den Vater überlebten. Aber auch in anderen Familien war die Vermehrung oft ungewöhnlich ſtark; und es ſieht aus, als ob die Jugendkraft der Nation damals, wo der Einzelne weniger galt und mehr gefährdet war als jetzt, leichter einen Ueberfluß an Menſchen hervorbrachte, welche zu vielen Tauſenden über die Elbe und Oder und thalab der Donau ziehen konnten und die ungeheuren Verluſte einer Peſt in den Jahren 1349 und 1350 ergänzten.

Auf einer faſt unabſehbaren Verſchiedenheit der örtlichen Verhältniſſe regt ſich die geſtaltende Kraft in den Städten, jede Stadt hat ihre eigene Geſchichte, in keiner iſt Recht, Entwicklung, Schickſal den Nachbarſtädten völlig gleich. Jede der größeren bildet einen kleinen Staat, hat eigenthümlichen Antheil an der großen Entfaltung der Gewerbsthätigkeit in den nächſten Jahrhunderten und zeigt dem Beſchauer einen eigenartigen Charakter. Zuweilen gliedert ſich das Leben einer Landſchaft durch zwei Hauptſtädte, in Schwaben ſind Ulm und Augsburg, in Franken Nürnberg und Frankfurt, welche als Reichsſtädte das ältere Bamberg überwachſen, in Baiern das herzogliche München und das freie Regensburg, welches um 1300 neben Erfurt wohl die größte Stadt Deutſchlands war, die

Mittelpunkte der Landſchaften. Dann die beiden Endpunkte des Elſaß, Baſel und Straßburg, in der Schweiz Zürich und Bern, am Mittelrhein Mainz und Köln, daneben die alte Kaiſerſtadt Aachen, unter allen Reichsſtädten am meiſten durch kaiſerliche Privilegien begnadigt. In Thüringen Erfurt und an der Elbgrenze Magdeburg, im Gebiet der Saale Halle und Leipzig, an der Nordſee Hamburg und Bremen, an der Oſtſee aber die jüngſte der Hanſaſchweſtern, welche alle an Macht und Ruhm überwuchs, die Furcht der Könige, Lübeck. Endlich in dem öſtlichen Deutſchland, das fremdem Volksthum abgerungen war oder jetzt coloniſirt wurde, an der Donau der große Markt Wien, an der Moldau das vielthürmige Prag, welches durch ein halbes Jahrhundert für die Hauptſtadt Deutſchlands gelten konnte, und noch weiter im Oſten der neue Markt Breslau, erſt vor Kurzem nach deutſchem Stadtrecht geordnet, aber bereits ein wichtiger Vorpoſten deutſcher Cultur.

Bei großen Verſchiedenheiten iſt doch ſehr auffallend, wie viel Gemeinſames dieſe Städte in Ausſehen und Wandlungen haben. Nicht nur in den Ordnungen, welche eine Stadt von der andern entlehnt, auch in den inneren Kämpfen, den Fehden mit äußeren Feinden und in der Veränderung, welche ihre Verfaſſung und ihre Erwerbsverhältniſſe erfahren, ſteht das Gleichartige für uns obenan. Deshalb wird hier der Verſuch gemacht, das Tagesleben einer anſehnlichen Stadt im Anfang des 14. Jahrhunderts in kurzem Bilde zu ſchildern. Wie wenig ein Tag, der ruhig verläuft, in dem Leben einer Stadt bedeutet: uns, den ſpäten Nachkommen, gewährt er doch manchen lehrreichen Eindruck, welcher vielleicht dazu hilft, das Fremdartige jener Zeit zu verſtehn.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwiſchen Wald und Waſſer, von Holz, Teich, Bruch und Haide umgeben. Aus der Haide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem

Kreiſe umzieht, der Wall iſt mit Dornengebüſch und Knicken beſetzt die Feinde abzuhalten. Ueber die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Wartthürme, ſchmuckloſe Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Thür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt ſich die Stadt, die Morgenſonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem rieſigen Holzgerüſt des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Thürmen der Stadt. Sie ſtehn, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathhaus, auch zwiſchen den Häuſern, als Ueberreſte alter Befeſtigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Theile ſcheidet; dann hat die innere Mauer auch Thore, die bei Nacht zu großer Beläſtigung der Bürger noch geſchloſſen werden. Sehr groß iſt die Zahl der Mauerthürme und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwiſchen 60 und 70, kaum eine menſchenreiche Stadt weniger. — Dieſe Thürme, quadratiſch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, ſind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen verſehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker ſpringen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, ſie ſind zum Theil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geſchmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buſchreiter, welcher von ſeinem Klepper auf den ungeheuren Steinkaſten ſchaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knäufen an die tauſend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer ſeinem Wunſche vorenthält. Aber zwiſchen ihm und der Stadt ſteht auf einer Anhöhe der Rabenſtein, und ſchwarze Vögel fliegen dort um formloſe Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Aecker, Weiden und Gemüſegärten. Noch außerhalb der Mauern ſind Menſchenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrſcheinlich Landbeſitz eines Geſchlechters, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wieſen läuft, klappern die Räder der Waſſermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann ſind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radſchaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Thürme, damit die Stadt in einer Nothzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, ſo hat ſie unten ſchwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Thürmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung ſteht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Crucifix und einem Opferſtock, in welchen der Bürger, ſtolz auf ſeine ſtattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt ſind alle größeren Thore, um das Außenthor ſteht ein feſtes Werk, ein dicker Thurm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rath Fiſche hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet ſicher zuerſt dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsſtädten treibt der Bürger Landbau auf Wieſen, Weiden, Aeckern, Weinbergen der Stadtflur, die meiſten Häuſer, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehſtälle und Schuppen. Der Schlag des Dreſchflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathhaus gehört, unweit der Stadtmauern ſtehn Scheuern und Stadel, jedes Haus hat ſeinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in faſt ganz Deutſchland verſucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja ſogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinleſe, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die ſchwärmenden Städter vor einem Ueberfall ſicher ſind. Von außen ſieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalaſt eines Rieſenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnenthor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuſer. In den Gaſſen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit ſeinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in dieſem Jahrhundert als ſchädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte ſäen ſogar Wald an, z. B. Nürnberg im Jahre 1368 mehre hundert Morgen. Große Flüge von Tauben heben ſich aus den Gaſſen, ſie ſind Lieblinge der Bürger, ſeltene Arten werden geſucht, einer ſucht ſie dem andern abzufangen und der Rath hat zu ſchlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rath die Borſtenthiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Hausthüren in die Häuſer und ſuchen auf dem Weg ihre unſaubre Nahrung, der Rath verbietet zuweilen Schweineſtälle an der Straße zu bauen, — ſo 1421 in Frankfurt, — auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsſtunde von 11—12 beſchränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh ſeine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menſchen und Karren. Da fehlt auch der Miſt nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt ſich einmal zu einem Kaiſerbeſuch oder einer großen Meſſe ſchmückt, dann läßt ſie, um ſäuberlich auszuſehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, ſondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt ſchaffen. Dabei ſoll nicht verſchwiegen werden, daß das Anſtandsgefühl unſerer Vorfahren auch kleine Gemächer in den Straßen errichtete; dieſe „Profeien“ wurden ebenfalls bei beſonderer Gelegenheit gereinigt.

Die Hauptſtraßen der Stadt ſind hier und da gepflaſtert, längs der Häuſer beſondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten ſtädtiſche Pflaſterer und laſſen ſich die Straßenbeſſerung etwas koſten. Aber nicht überall war man ſo weit, in Frankfurt wurden die Hauptſtraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebeſſert; doch muß der Weg oft ſchwierig geweſen ſein, es gab für die Domherren eine geſetzliche Entſchuldigung beim Convent zu fehlen, wenn der Straßenſchmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Feſt gefeiert, ein Stechen oder Schauſpiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; daſſelbe durfte jeder Bürger vor ſeinem Hauſe thun. Wer bei ſchlechtem Wege ausging, fuhr in ſchwere Holzſchuhe; von den Rathsherren wurde gefordert, daß ſie dieſe vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen ſind die Brunnen häufig, es ſind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, ſo fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Waſſer fehlt, ſind die Städte ſeit älteſter Zeit bemüht geweſen reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür ſind ſogar Hebemaſchinen errichtet — ſeit 1292 in Straßburg, der Meiſter, welcher ſie erbaute, verunglückte bei dem kunſtvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anſtrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat ſich mit Hilfe eines kunſtreichen Mönches durch Viſirruthe und unendliche Arbeit eine Waſſerader wohl zwei Stunden weit über Thäler und zwiſchen Höhen hergeführt. Denn an reichlichem Waſſer hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für ſtädtiſche Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollſpinner ſiedelten am Waſſer. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwiſchen den Straßen und um die Mauer geleitet, und gern die hintere Seite der Höfe an das Waſſer geführt. Auf den

Plätzen der Stadt ſtanden bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Waſſerbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweiſe ſind die Straßen der Stadt, ſie ziehen ſich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuſer ſind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, — im Jahr 1362 ließ der Rath in Frankfurt bei ſeinen Bauten ſelbſt noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Breter- und Strohdächer verboten, — die Häuſer ſtehn mit dem Giebel auf die Straße, gewöhnlich nicht dicht aneinander, denn zwiſchen ihnen ſind Schlupfe, in denen das Regenwaſſer herabgeleitet wird, die Eingänge ſind häufig mit einer Halbthür verſehen, über der Thür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauſes, oft wird der Beſitzer nach ſeinem Hausbilde genannt. Die Häuſerlinie läuft nicht glatt und ſenkrecht, ein Oberſtock oder zwei — die Gadem — ſpringen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den erſten, und darin ſind wieder Erker und Söller. Dieſe Ueberhänge, Ausſchüſſe und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hauſe anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuſer. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald geſtattet, und die erlaubte Breite beſtimmt. An dem Erdgeſchoß der Häuſer aber ſind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen ſich auf die Straße und die Kellerhälſe ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieſer Zeit den Rath, und er befiehlt vielleicht ſie ſämmtlich auf einmal abzubrechen. Zwiſchen den kleineren Häuſern ſtehn einzelne größere Steinbauten im Beſitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, ſie ſind aber, auch in den größeren Reichsſtädten, ſelten, ihre feuerfeſten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front ſind Stolz der Beſitzer. In den Städten der Niederſachſen, der Thüringer und Franken iſt alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler geſtützt wird; dann entſteht zwiſchen dem eingerückten Unterſtock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptſtraßen und am Markte geſchützten Durchgang geſtatten. Iſt eine Stadt durch große Feuersbrünſte verwüſtet worden, dann beſchließt ſie wohl, daß alle neuen Häuſer aus Ziegeln erbaut werden — ſo Breslau ſchon im Jahr 1271 nach dem großen Brande; aber das iſt eine Ausnahme und nicht auf die Länge durchzuſetzen, auch in den ſtolzen Reichsſtädten ſtehn auf den Hauptſtraßen ſehr ſchlechte und verfallene Häuſer neben größeren Neubauten. Wie reich ſich in dieſer Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des Einzelnen tritt auch im Häuſerbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwiſchen Herden und Strohdächern erheben ſich großartige Kirchen, rieſige kunſtvolle Bauten, in denen die Bürgerſchaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaiſern der Sachſen, Franken, Hohenſtaufen ſind die großen Paläſte der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, ſtarken Säulenreihen und hohem Mittelſchiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geſchmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenſtern, die durch Glasgemälde geſchloſſen werden, mit hohen Spitzthürmen, deren kunſtvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Thürme gegen die Wolken ragen ſoll. Es iſt ein rieſiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geſchlechter. Der Meiſter, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes ſchauen werden, denn das Leben wird theurer, die Genüſſe mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich ſind die Gotteshäuſer, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch ſolche, welche von Geſellſchaften und Privatleuten unterhalten werden, mehre vornehme Stifter und mehre Klöſter der Bettelorden, die Klöſter und ihre Kirchen wo möglich durch eine Mauer abgeſchloſſen, der Bürger iſt gewohnt Mönche und Nonnen von verſchiedener Tracht zu ſehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in der Stadt, jetzt noch die Johanniter und der deutſche Orden, auch den Benedictinern gehört ein Freihaus. Laienbrüder und Schweſtern, welche in Kloſterordnung leben, aber mit dem Recht in die Welt zurückzukehren, die Begharden und Beginen, ſind in Häuſern angeſiedelt. Sie üben Frömmigkeit nach neuer Regel, aber ſie ſtehn nicht in gutem Ruf, ſelbſt nicht die Beginen. Neben frommen Frauen, welche Wolle ſpinnen und faſten, und wenig ärgere Sünde zu beichten haben als ihre Träume, treiben ſich andere auf den Gaſſen umher, laufen in die Mönchsklöſter und halten verſtohlene Zuſammenkünfte mit Schülern. Denn die Stadt hat nicht nur einige Stadtſchulen, welche von den Pfarrgeiſtlichen beaufſichtigt werden, auch eine höhere lateiniſche Schule mit einem lateiniſchen Lehrer, einem angeſehenen Mann, der nicht mehr wie bei den alten Domſchulen von der Kirche unterhalten wird, ſondern vom Rath. Er lehrt ſeine Schüler Lateiniſch aus der Grammatik des Donat, und nach alter Mönchsweiſe die vier Wiſſenſchaften des Quadriviums. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, welche bei den Bürgern betteln und durch fromme Almoſen erhalten werden, darunter ſind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem ſie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienſte thun, ſie ſind weit umher gekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn, ſie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, erzählen Lügen und reden Uebles nach, ſie ſind mit allen Geheimniſſen der Stadt und den Schlupfwinkeln, mit den Schenken und dem Frauenhauſe wohl bekannt und in jedem Schelmenſtreiche wohl erfahren, aber ſie ſind nicht nur frech und verſchlagen, auch luſtig und als witzige Poſſenreißer oft die gelehrteſte Unterhaltung der geiſtlichen Herren. Denn die Wahrheit zu ſagen, in dieſem Jahrhundert ſteht die geſammte Geiſtlichkeit, die Orden und was irgend Kleriker heißt, in ſehr ſchlechtem Ruf als unheilig und frech und mit allen ungeiſtlichen Neigungen übermäßig behaftet, und je vornehmer um ſo ärger. Der Stadtrath hat bittere Beſchwerden über Unzucht, nächtlichen Straßenlärm gegen ſie geſammelt. Die wenigen Gottſeligen unter ihnen aber werden von den Laien ſehr geachtet und haben großen Zulauf von bedrängten Seelen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein ſchönes Rathhaus, zierlich und ſchmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feſte der Stadt und anſehnlicher Bürger. Aber zwiſchen Dom und Rathhaus verhält ſich eine kunſtloſe Waſſerpfütze mit ſchwimmenden Enten, und daneben ſteht der deutſche Dorfbaum, die alte Linde; ſie iſt dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo ſeine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen ſangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge ſitzen und im Winter die Krähen. Ländlich ſind auch die Umfriedungen der Stadt, ſogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadttheil liegen zwiſchen den Häuſern Gärten für Gemüſe, Obſt und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Roſe und Lilie, dort ſtehn auch Sommerhäuſer.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuſer tönen faſt den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton iſt dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er ſeinen Vorfahren gethan; unten ändert ſich unabläſſig der Menſchen Treiben, von der Höhe ruft immer dieſelbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen langſamen Schwingungen das Ohr erſchütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang ſeiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er ſtill und betet. Darum ehrt der Deutſche ſeine Glocken wie lebende Weſen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebſten die Namen Anna, Suſanna, und er war geneigt ihnen ein geheimnißvolles Leben anzudichten, denn ſie läuten noch in verſunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Waſſer, ja ſie ſteigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten ſeiner Glocken lauſcht, wird ein neuer Gruß derſelben, den ſie gerade in dieſem Jahrhundert lernen, der bedeutſamſte von allen, ſo ſchnell alltäglich, daß nur ſelten ein Chroniſt ſeiner erwähnt. Die Thurmuhren werden allmählich eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Thürmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathhauſe haben den Verlauf der Stunden von 1 bis 24 gewieſen, in die nach römiſchem Brauch Tag und Nacht getheilt war. Im 14. Jahrhundert war die Kunſt der Thurmuhren bereits erfunden, ſie ſcheint in Deutſchland ſich nur langſam verbreitet zu haben, wir erfahren in dieſer Zeit kaum, wann ſie zuerſt in einer Stadt geſchlagen. Aber ſeit dies Zifferblatt weiſt, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir, und gewöhnen ſich bei Berichten über Erlebtes die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathhauſe iſt die rothe Fahne ausgeſteckt, ſolange ſie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Thoren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute an beſonderen Plätzen feil halten dürfen. Auf Ständen, Tiſchen, in Krambuden und den Stadtbänken ſind die Waaren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimiſchen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geſchaffen. — Jeder ältere Handwerksmann wußte damals, daß ſein Handwerk ſeit Menſchengedenken große Veränderungen erfahren hatte.

Ueberall größere Kunſt und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entſtanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eiſenſchmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Neſtel-(Heftel-)macher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten ſich getrennt, und die Beutler verfertigten Handſchuhe und zierliche Ledertaſchen für die Frauen und parfümirten ſie mit Ambra; die Glaſer, ſonſt geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen, ſie verſtanden durchſichtiges Glas in den ſchönſten Farben zu verfertigen, ſie ſetzten dieſe Farben kunſtvoll in Blei zu Bildern zuſammen, malten Geſichter und Haare, ſchattirten die Gewänder mit dunkler Farbe und ſchliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine ſehr wichtige und anſehnliche Innung, waren zumeiſt durch die Mode geplagt; ſchon damals war Klage, daß ein Meiſter, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunſt der neumodiſchen geriſſenen und geſchlitzten Kleider nicht verſtand. Sogar die Schuſter waren ſehr kunſtreich geworden, ihr Handwerk war ſchwierig, ſie hatten Schnabelſchuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen ſich zuerſt etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Es war Rittertracht, der Rath wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulaſſen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuſter hatten ſich getheilt, wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte ſich, nicht überall, aber z. B. in Bremen, Corduaner, die anderen hießen ſchwarze Schuhmacher; ſie hatten wieder die Altbüßer von ſich ausgeſchloſſen, dieſe ſaßen als kleine Leute in beſonderen Ständen bei ihrer Baſtelarbeit.

Auch das Publicum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunſt und Erfindung raſch vorwärts ging, und wenn der Predigermönch Denkwürdigkeiten in die Jahrbücher ſeines Kloſters eintrug, bemerkte er neben den politiſchen Ereigniſſen des Jahres nicht nur, daß er ſelbſt einen großen Atlas auf zwölf Pergamentblätter gezeichnet, und daß die Schreiberin eines benachbarten Nonnenkloſters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder geſchrieben hatte, ſondern auch, daß der Töpfer geſtorben war, der im Lande zuerſt thönernes Geſchirr mit Glas umkleidete, und daß ein Meiſter einen koſtbaren Käfig um dreißig Pfund Silber für den Vogel des Königs verkauft habe. Und er ſah mit Erſtaunen auf die Arbeit der Bergleute aus Goslar, welche in das Land gerufen waren, um den Stein zu ſprengen, auf dem eine feſte Raubburg ſtand, und er vernahm von den Fremden, daß der Böhmenkönig ſteinreich werden müſſe, denn er hatte 60,000 deutſche Bergleute, die ihm in Körben Gold und Silber aus den Schachten trugen.

Daß die Handwerker ſich ſtolz in ihrer Kunſt fühlten, ſah man ſchon auf der Straße an den Häuſern, wo ihre Innungsſtuben waren. Denn ſie hatten, wie die Geſchlechter, ein ſchönes Wappen darangemalt. Das hatten ſie ſich ſelbſt geſetzt nach alter Ueberlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wieland's des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutſchen König verliehen worden, weil ſie ihm tapfer beigeſtanden; ſo ſahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn ſie wurde von zwei ſchreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Branken ein Schwert hielten, und war ihnen von Kaiſer Karl IV wegen ihres Löwenmuths zugetheilt worden.

Hundert Geräthe und Erfindungen, die wir noch heut gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des 14. Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausraths, die uns fremd geworden ſind und die wir erſt deuten müſſen. Und wer damals vom Lande kam, der ſtaunte über die Pracht und Fülle begehrenswerther Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Werthvollſte war auch damals in dunklen Stuben und Gewölben der großen Kaufherren, in eiſernen Truhen und hinter feſtem Verſchluß aufbewahrt. Und wer den Reichthum und Werth der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermeſſen wollte, der mußte die Waaren da ſuchen, wo ſie unſcheinbar in Hülle und Kaſten lagen, denn Schaufenſter gab es nicht; nur der Goldſchmied ſtellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fenſterrauten der Werkſtatt, vorſichtig und unter Aufſicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinſchlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadtthor iſt Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang paſſiren ſoll, wird von den Thorhütern ſorglich beſchaut wegen der Waaren und daß keine Argliſt eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Thorzoll und eine Abgabe von den Waaren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden — zum Theil — frei eingeführt, auch einzelne Rohſtoffe, welche eine begünſtigte Innung für ihre Arbeit bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt iſt unter einer Leinwanddecke verborgen, es iſt werthvolles Kaufmannsgut, eine ſchwere Ladung, denn viele Pferde waren nöthig, um die Wagen auf den ſchlechten Wegen fortzuſchaffen; bewaffnete Reiter des nächſten Landesherrn haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigenthümer die Ankunft erwartet, er iſt mit ſeinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und ſeinen Knechten. Der Zug windet ſich mühſam durch die Straßen bis zu der Rathswage, wo die Waaren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Es iſt gute Theilnahme in der Bürgerſchaft und am Rathhauſe bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünſcht.

Denn obgleich dieſer Kaufherr ſeine Feinde hat, und der Handwerker wenig Untugenden chriſtlicher Menſchen ſo ſehr haßt als den Hochmuth ſeiner Geſchlechter, ſo iſt glückliches Einbringen einer werthvollen Ladung in die Stadtthore ein ebenſo freudiges Ereigniß, als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer. Der Rath hatte mehrmals Boten abgefertigt und Briefe darum geſchrieben, und die Bürgerſchaft dachte, daß geſichertes Gut der ganzen Stadt zur Ehre gereichte, verlorenes Gut aber mit Gefahr jedes Einzelnen gerochen werden mußte. Es gab deshalb in der Nähe der Rathswage manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit ſeinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter, er hat einen Reiter vorausgeſchickt, dem Rath ſeine Ankunft zu melden; jetzt ſteigt er vor anſehnlicher Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterſtand einzukehren pflegen — ſie gilt der Stadt nicht für die beſte, und der Wirth, ein reicher Mann, keineswegs für ſicher, die Aufnahme in den Rath iſt ihm verſagt. Kurz darauf ſchreiten zwei Beamte des Raths würdig die Rathstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinſpende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Ja, dieſe Gaſtſpenden! Sie ſind von der Urväterzeit ſchönes Zeichen eines freundlichen Herzens und achtungsvoller Geſinnung, aber der Stadt wird das Herz zuweilen ſchwer bei dem Betrage dieſer endloſen Geſchenke. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geſchenkt, jedem, der irgendwie zum Vortheil der Stadt ihre Mauern betritt, und der Vornehmſte wie der kleine Bote der Nachbarſchaft rechnen ſehr genau, ob ſich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen ſie gehalten. Iſt der Fremde ein kleiner Mann, ſo erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensſchweſter den gewöhnlichen Satz von zwei

Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein geiſtlicher oder weltlicher Fürſt zu mehrtägigem Aufenthalt, dann iſt es nicht mit dem Weine abgethan, ihm gebührt auch Hafer für ſeine Roſſe, eine Spende an Fiſchen und Küchenſpeiſe, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt iſt. Erwies gar der Kaiſer der Stadt die Ehre, oder hatte ſie die Gunſt eines großen Herrn zu ſuchen, dann wurden die Geſchenke maſſenhaft. Der Kaiſer erhielt ein Prachtſtück der Goldſchmiedekunſt, einen Becher oder eine Schüſſel, gefüllt mit Goldſtücken, die Kaiſerin ein kleineres Geldgeſchenk, außerdem Stücke koſtbaren Zeuges, beide viele große irdene Krüge mit Wein; die Königskinder ebenfalls Becher und Stücke Zeug, ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hoffrauen, das ganze Gefolge je nach ihren Würden große oder kleine Becher oder Stoffe und immer Wein. Auch wenn angeſehene Nachbarn in ihren Höfen irgend ein Familienfeſt feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geſchlagen wurde oder ein Grafenkind heiratete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geſchenkes, und der Rath ſandte eine Summe Geld oder ſilbernes Geräth, um ſeine Achtung zu erweiſen. In der Form von Geſchenken wurden auch viele Dienſte bezahlt, die der Stadt geleiſtet waren von Fremden und Einheimiſchen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt ſein Botenbrot in Geld und Wein, ſogar wer auf häufigen Reiſen in der Umgegend Neues zu erfahren pflegte, dem wurde gelohnt, wenn er vor dem Rath ſeinen Sack aufthat, er empfing ein Trinken oder Badegeld zur Erfriſchung. Dieſe Geſchenke waren der Stadtcaſſe die größte Laſt, ſie richteten mehr als einmal die Finanzen zu Grunde, und gerade ſie wurden von den Geſchlechtern zu ihrem eigenen Vortheil unmäßig verwandt und machten die Bürgerſchaft aufſäſſig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Luſt. In manchen Herbergen war Eſſen und Trinken rühmlich. Dann waren leider die

Frauenhäuſer, unter ſtrenger Aufſicht des Rathes, welche zuweilen zu einer gemüthlichen Vorſorge wurde und faſt wie Wohlwollen ausſah. Dann waren zahlreiche Badeſtuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacher Einrichtung, ſonſt ähnlich den modernen iriſchen Bädern. Aber ſie ſtanden nicht immer in gutem Ruf. Es gab ohne Zweifel ehrbare, wo nur die entkleideten Badergeſellen den Dienſt verſahen, aber es werden auch andere gerühmt, wo hübſche Jungfräulein den Ankommenden badeten und ſtrichen. Trat er aus dem Bade, ſo kam ein freundlicher Barbier und raſirte, dann legte ſich der Gaſt auf ein Ruhebett, und wieder trat ein hübſches Fräulein ein und kämmte und kräuſelte ihm die Haare.*)

Auf der Straße aber zogen ſich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Geſellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch, ſondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von ſeinem Knechte, ſah ſpöttiſch auf die Bürger, deren Geſichter ſich bei ſeinem Anblick finſter zuſammenzogen. Er war ein berüchtigter Fehder, mehr als einmal hatte er der Stadt abgeſagt, hatte Bürger gefangen und in ſeinen Thurm gelegt, Bauern der Stadt erſchlagen und verſtümmelt, er war mit einzelnen Geſchlechtern der Stadt tötlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete um auf's Neue nach Stadtgut zu jagen, und ſie achteten wohl auf den ſchnellen Blick, den er mit ſeinem Knechte austauſchte, als er bei den Arbeitern an der Stadtwage vorüberkam und als er vor dem Thurme ſtand, in dem er früher einmal verſtrickt geweſen war. Wohl noch ſorgenvoller als der

---

*) So um 1300 in Erfurt, beſchrieben in dem lateiniſchen Gedicht eines fahrenden Schülers, herausg. von Höfler: **Carmen historicum**, v. 1850.

Bürger ſah dem hageren Geſellen ein wohlhäbiger Ciſtercienſer nach, der auf ſeinem Saumthier aus ſeinem Ordensſtift eine Meile Wegs nach der Stadt geritten war, vielleicht um ein geiſtliches Geſchäft für den Keller des Kloſters zu beſorgen. Zwiſchen ſeinem Kloſter und dem Hauſe des weißen Dominicaners, der neben ihm ſtand, war keine Freundſchaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich und klagten, leiſe ſprechend mit geneigtem Haupt, wie Mönchbrauch war. Auch die Dominicaner der Stadt hatten ſich Wein zu Schiffe aus der Fremde kommen laſſen, und wie der weiße Mönch verſicherte, mit ſchweren Unkoſten. Aber ſie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß ſie ihn ſelbſt austrinken würden, der graue Mönch vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er geſtand dem Bruder arge Bedrängniſſe ſeines Kloſters durch die Genoſſen des erwähnten Landbeſchädigers.*)

Denn ſie kamen unaufhörlich in Freundſchaft zu Gaſte. Der eine kam ſich einige Mark Silber zu leihen, ein anderer um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beiſteuer nach altem Herkommen, wenn das Kloſter fiſchte, ſchickte der andere leere Tonnen mit ernſtem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wammſe, das ſeine Familie aus alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten dieſe Schildträger noch die Mönche mit übermüthigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter, ſie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen ſo viel Brot als zwei Knechte tragen konnten, dem Geſinde der Herren aber war das Brot des Kloſters zu ſchwarz, der Wein zu ſauer, dann lagen ſie die Nacht an der heiligen Stätte, ſangen und brüllten gottloſe Lieder und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mit ſammt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit ſeinem Bogen im Walde lag, er forderte den Räuberſold und drohte mit hundert Genoſſen in der Nacht über die Mauer zu ſpringen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit ſchönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, ſo oft irgend ein Kirchenfeſt einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienſt vorbei, der Tote begraben, ſo verlangten ſie, daß ihnen vor der Clauſur ein Mahl aufgeſtellt werde; nüchtern haben ſie geweint und voll und lachend ziehen ſie ab.

---

*) Die folgende Klage aus dem Kloſter Pforta in Thüringen.

Und während die geiſtlichen Brüder einander ſo klagen, verſäumen ſie wahrſcheinlich nicht von der Seite auf die Stadtfrauen zu blicken, welche wohlgeziert und wohlgebunden, die Ledertaſche an der Seite, von einer Magd mit gefülltem Korbe begleitet, den Einkauf heimtragen und vor den Brüdern fromm und zutraulich ihr Haupt neigen.

So knarren die Wagen und handeln die Menſchen, bis die Marktfahne am Rathhauſe abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menſchen zu den Thoren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauſcht, die Sonne hat freundlich geſchienen, der Handwerksmann hat manches Geldſtück in ſeinen Kaſten hinter das kupferne Zahlbret geſchoben, auch der Rath iſt zufrieden, es iſt nur einer tötlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, ſchlechtes Volk, das hier und da daheim iſt, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne ſinkt, treibt heitere Aufregung die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen ſie ſich geſchäftslos des milden Abends, und jetzt erſt beginnt ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Hauſe, und nicht bei Weib und Kind, ſondern auf der Straße unter den Genoſſen. Auch das iſt charakteriſtiſch.

Dem Leben des deutſchen Hauſes fehlte damals ſicher nicht feſte Neigung, große Leidenſchaft des Mannes und nicht anmuthige Wärme und Innigkeit der Frau, aber wir ſehen ſie nicht in den alten Berichten. Ein Witwer rühmt ſeine verlorene Frau als gut und liebevoll. Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheiratet gegen den Willen ſeines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienſt; da beweiſt das junge Weib den Muth einer wackeren Hausfrau, ſie tröſtet den Gatten, ſie werde ihm wohl durch Wollſpinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen gelehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abſchreiben gibt und einen Gulden um Papier zu kaufen. „Alſo kam ich heim zu meiner Hausfrau und ſagte ihr, was ich erreicht hatte, da war ſie froh. Und ich hub an zu ſchreiben und ſchrieb in derſelben Woche vier Sextern des großen Papiers Karta regal und brachte ſie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich ſaßen zuſammen und ich ſchrieb und ſie ſpann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfennige (etwa 7 unſerer Reichsmark) in einer Woche, doch ſind wir oft die ganze Nacht zuſammengeſeſſen.“ Solch treue Genoſſenſchaft in dem Ernſte des Lebens war die Gattenliebe gewiß vielen Millionen, aber die Ueberlieferungen des 14. Jahrhunderts melden wenig davon. — Die Einrichtung der Wohnung, Geräth und Ausſtattung ſind im Anfange des Jahrhunderts ſelbſt bei Wohlhabenden dürftig, die Räume ſchmucklos, wenig Geräth darin, eng das Zuſammenleben. Erſt während dieſes Zeitraumes beginnt in den Häuſern der Kaufleute, zumal derer, die mit dem milden Süden verkehren, beſſere Ausſtattung. Der Stubenofen, kein häufiges Geräth des alten Bürgerhauſes, in älterer Zeit von Ziegeln oder ſchwärzlich glaſirten Kacheln in ſchmuckloſer Kuppelform, der verkleinerte Backofen, wird in wohlhabenden Häuſern größer, buntfarbig, mit ehrenvollen Sitzen an der Seite. Er und bunte Glasrauten der Fenſter in Blei gefaßt, die zuerſt die Muſter eines Teppichs nachbilden, dann Wappenbilder in ſchöner Ausführung zeigen, ſind der größte Schmuck eines ſtattlichen Hauſes. Die Stuben werden am

Ende des Jahrhunderts wohl ſchon mit Kalkfarben gemalt,*) die Möbel ſind einfach, Tiſch, Holzſtühle, Bänke, die Schränke ſeltener als Truhen und Käſten, das Geſchirr iſt von zierlich gemaltem und glaſirtem Thon oder von Zinn. Im Erdgeſchoß iſt die Werkſtatt oder Arbeitſtube, außerdem eine Schlafkammer und eine Hinterſtube für die Frauen und zur Geſellſchaft, das iſt auch in wohlhabendem Haushalt der Wohngelaß; viel Raum des Hauſes wird durch Waarenlager und Vorräthe gefüllt.

Weit wichtiger aber als in der Gegenwart iſt dem Menſchen jener Zeit die geſchmückte Kleidung, Männer und Frauen ſind um die Wette bemüht, ſich, wo ſie vor Andern erſcheinen, koſtbar zu halten. Der Verbrauch an bunten und theuren Stoffen iſt verhältnißmäßig ſehr groß. Dieſer Drang, ſich vor Andern bemerklich zu machen und über die Kräfte ſtattlich zu erweiſen, ſteht im Widerſpruch zu der Neigung des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geiſtliche durch beſondere Tracht erkennbar ſein ſoll, ſo will auch der Fürſt, der Ritter, der Kaufmann für ſich und ſeine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unabläſſig ſuchen andere Kreiſe dieſelbe Auszeichnung für ſich zu gewinnen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherren, die erſt mit der franzöſiſchen Revolution aufhörten.

Ebenſo wichtig war vornehme Speiſe und Trank. Der gute Biſſen beglückte ſolche, welche ihn meiſtens entbehrten, wie die Kinder. Den kleinen Dichtern, die von Helden und Vornehmen reimen, iſt die Aufzählung der guten Dinge, welche von ihren Helden verzehrt werden, zuweilen das Wichtigſte. Aber auch die Freude des Gaumens gönnte ſich der Deutſche faſt nur im Verein mit Andern, ſie war die Grundlage aller Geſelligkeit; Verſchwendung und Völlerei, welche dabei geübt wurden, veranlaßten wieder beſchränkende Verordnungen des ſorgſamen Raths, welche von den Geſetzgebern ſelbſt nicht beachtet wurden.

---

*) Die Hinterſtube des Burkhart Zingg in Augsburg wurde — freilich erſt im 15. Jahrhundert — grün gemalt.

Die Kochkunſt jener Zeit gedieh am beſten in den großen Städten, die Geſchlechter hatten zu den heimiſchen Gerichten fremde eingeführt: Reis in griechiſcher Weiſe, franzöſiſches Blancmanger, orientaliſches Confect in Roſenöl parfümirt. Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für ſtarkes Gewürz war übergroß, außer den heimiſchen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden die indiſchen Baumgewürze in unglaublichen Maſſen verbraucht, und zu den Geſchenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deshalb auch Pfeffer, Zimmt, Nägelein, Muskatnuß.

Ob uns die Getränke beſſer munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrſchte das Bier, faſt jede Stadt braute mit beſonderen Vortheilen und war auf ihre beſſere Sorte ſtolz. Erſt aus dem Ende des nächſten Jahrhunderts ſind uns zahlreiche Scherznamen überliefert, mit denen die berühmten Biere bezeichnet wurden, aber die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges ſchwarzes Bier den greiſen König Rudolf bei ſeinem Beſuch im deutſchen Norden begeiſtert hatte. Im Norden hatte auch der alte Meth ſein Anſehen bewahrt, der Haidehonig dazu wurde durch eine Genoſſenſchaft mit merkwürdigen Bräuchen, die Zeidler, geſammelt, er ward von geiſtlichen Herren mit wohlverdienter Achtung getrunken, obgleich ihm ſehr ungeiſtliche Tugenden zugeſchrieben wurden. Und die Stadt Aachen, welche dem Meth beſondere Pflege angedeihen ließ, ſpendete ihn jährlich als etwas Feines an Kurfürſten, Biſchöfe und einige andere Vornehme.*)

---

*) Im Jahre 1385 mehr als 29 Ohm im Werth von 1068 damaliger Mark, d. i. etwa 2700 unſrer Reichsmark Goldwerth; es war alſo ein koſtbares Getränk.

Der ſchlechte inländiſche Wein wurde oft mit Kräutern, Gewürz und Honig verſetzt, er hieß dann Lautertrank, eine Erinnerung daran dauert in unſerem Maitrank; fremder Würzwein, kunſtvoll aus franzöſiſchem Rothwein verfertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt; über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß; außerdem wurden viele andere Arten von wohlriechenden Tränken verfertigt, auch mit gekochtem Wein, zum Theil nach Vorſchriften, die aus dem römiſchen Alterthum ſtammten, ſie galten für mediciniſch hilfreich, waren auch von Frauen begehrt, mehr als jetzt die Liköre. Im Süden des Thüringer Waldes trat mit dem Landwein der Birnmoſt und Aepfelwein in Wettbewerb, er war z. B. der herrſchende Trank in Baiern, wo erſt ſpäter das Bierbrauen überhand nahm, der Bock aus der Stadt Eimbeck erlernt wurde.

Von ungemiſchten Weinen waren außer dem deutſchen vom Rhein und der Moſel, vom Neckar und dem Würzburger vom Main,*) noch der von Rivallo (Reiſal genannt) und von Botzen, die franzöſiſchen Muscatel und Malvaſin und der Oſterwein aus Ungarn wohlbekannt, außerdem viele italieniſche Sorten, von Ancona, von Tarent u. ſ. w., endlich griechiſche Weine, darunter der berühmte Cyperer. Ulm war der große Weinmarkt, von dort gingen die Fäſſer bis hinauf in das Ordensland Preußen und zu den fernſten Handelsſtädten der Oſtſee.

---

*) Die atmoſphäriſche Beſchaffenheit unſeres Landes mag ſich in der That zum Nachtheil für den Weinbau mit der Zeit etwas geändert haben. An der Nordgrenze der Weincultur wurde der Wein damals mit Erfolg gebaut, wo er unter ſich Waſſerſpiegel, über ſich ſchützendes Holz hatte. Nicht die Sommerwärme ſcheint ihm jetzt zumeiſt zu fehlen, ſondern während der erſten Entwicklung bis zur Blüte eine gleichmäßigere feuchte Temperatur, langſamerer Uebergang von Mittagswärme zu einem kürzeren Nachtfroſt. In den entholzten und entwäſſerten Landſchaften wird durch ſtrengere Nachtluft die Entwicklung der Blüte zu lange aufgehalten. — Auch in Süddeutſchland war die Weinleſe im 14. Jahrhundert früher als jetzt, in Frankfurt z. B. in der zweiten Hälfte des September. — Der Erfurter Wein galt um 1300 einem fahrenden Schüler, der viermal in Rom geweſen war und beſſeren Wein kannte, für ein Getränk, das ihm gar nicht mundete. Bis zum Jahr 1336 ſoll er ſo ſauer geweſen ſein, daß er die eiſernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegoſſen wurde, abfraß; nach dieſem Jahr ſei er auf einmal beſſer geworden. Um 1500 war aber Erfurt ein großer Kelterplatz und Markt für heimiſchen Wein, obgleich dort gutes Bier gebraut wurde und die Anfuhr des Würzburger Weins nicht gerade theuer kam. Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges

Auf der Straße und in der Trinkſtube wurde das Leben genoſſen. Darum füllten ſich Marktplätze und Straßen der Stadt am Abend, der Handwerksgeſell und der junge Schreiber gaſſirten und zeigten ſich den Mädchen, die an Fenſter und Thür ſtanden und die Grüße und Scherzreden empfingen. Bei ſolchem Durcheinander der Männer wurden die Neuigkeiten ausgetauſcht, was ein Reiſender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe in der Nähe ein unförmliches Kind geboren war, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft, der Mann nach altem Recht mit dem halben Leib in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüſſelbund bewaffnet, der Mann ſei erſchlagen. Und wieder, daß die reitenden Boten des Rathes, der Chriſtian und der Gottſchalk, ausgeritten waren nach großen Nachbarſtädten, um dort Kunde einzuziehen, ob man etwas Neues aus Frankreich wiſſe oder von dem Anzuge abenteuerlicher Schwärme von ſingenden Büßern. War ein Fehdebrief am Stadtthore abgegeben, dann war die Aufregung groß, wer einen Verwandten auf der Landſtraße hatte, der wurde Mittelpunkt eines Kreiſes von Theilnehmenden und Neugierigen, ob der Reiſende durch den Rath gewarnt ſei, ob er gutes Geleit zu erhalten hoffe.

---

war der wackere Superintendent Müller in Sangerhauſen der beſonderen Güte des heimiſchen Weines froh. — In jenen Jahrhunderten wurden, nebenbei bemerkt, die Menſchen ſehr häufig wegen Steinbeſchwerden behandelt, es gab beſondere Aerzte dafür.

Dieſe große Börſe für Neuigkeiten verbreitete auch kleinen Familienklatſch, der in der abgeſchloſſenen Stadt die größte Bedeutung hatte, daß der alte Rathsherr Muffel von neuem heiraten werde, daß die Stromer und die Nützel ſich wegen ihres gleichen Wappens auf der Geſellenſtube heftig gezankt hätten. Auch das Regiment der Stadt war in dieſen Stunden Gegenſtand einer Beurtheilung, die nicht immer wohlgeneigt blieb, und in unzufriedener Zeit wurde in den Haufen Empörung gemurmelt, die in den Schenken und Zunftſtuben ausbrach und langgetragenem Leid und verſtecktem Haß blutige Sühne verſchaffte.

War einmal etwas Merkwürdiges zu beſchauen, dann kam die Stadt in helle Bewegung. Fremde und kunſtfertige Thiere wurden gern bewundert. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung ſchauen könnte. Ein fahrender Clericus wies an der Marktecke einen Kaſten mit Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte, ſie gehorchten ſeinem Befehle, tanzten und hüpften. Und wieder war ein Mann zum Markte gekommen, dem der Rath erlaubt hatte kleine Vögel zu zeigen, welche lachen konnten. Wenn ihr Herr ſprach: „Komm Heinrich und lache!“ ſo trat eins dieſer Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder und lachte herzlich. Sprach dann der Meiſter: „Lache doch weiter!“ ſo ſprach das Vöglein: „Ich thu's nicht!“ Vor ſolchem Wunder vergaßen der reiſige Stadtfeind, der Bürger und der Mönch ihren Groll und ſahen vergnügt und erſtaunt einer den andern an. — Auch ungeheure Thiere aus fremden Ländern waren nicht unerhört. Die Großeltern erzählten, daß ſie in ihrer Jugend den Hohenſtaufen Kaiſer Friedrich II geſehen hatten, wie er im Jahre 1235 mit einer Menge von Kameelen in die Stadt einzog. Der Herr hatte dieſe Thiere der Morgenländer, in Italien ſogar einen Elephanten, als königlichen Schmuck gepflegt; auch er ſelbſt war den Enkeln bereits zum Märchenbild geworden, zu einem abenteuerlichen König aus dem Morgenlande! Und Rudolf von Habsburg hatte als König dieſes Beiſpiel ſeines vornehmen Gönners nicht vergeſſen, auch ihm mußte ein Kameel Gepäck durch ſein Heimatland tragen, es war erſt dreijährig, aber ungeheuer groß; denn ſeit älteſter Zeit galten die Kameele für einen Hofſchmuck vornehmer Herren, die Merovinger hatten ihren Hausſchatz an die Höcker gehängt, Karl der Große hatte ſie Steine tragen laſſen, da er Dom und Königspalaſt zu Aachen baute, und als der junge Otto III die Huldigung des Polenherzogs Miſeco empfing, brachte dieſer ſeinem kleinen Kaiſer zu herzerfreuendem Geſchenk wieder ein Kameel dar. Die Piſaner waren die Vermittler für die Einfuhr aus Afrika. Auch Menſchen aus heißem Lande waren in den Städten nicht unerhört, ein vornehmer Biſchof unterhielt ſogar einen Mohren, der bei Hoffeſten in weißen Kleidern ging. Dergleichen Heidenvolk war ſeit den Fahrten nach Paläſtina eine Unterhaltung der Großen. — Bis die Sonne ſank, ſpielten die Kinder vor den Straßenthüren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachſenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte oder ein luſtiger Geſelle die Weiſe pfiff. Dann tanzte Alt und Jung neben den Gräbern, jauchzte heidniſch um das Gotteshaus und ſprang den Reien. Dagegen half kein Verbot.

War die Sonne geſunken, dann wurde es finſter und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäſte oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rath, daß jeder eine Laterne vor ſein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Kienholz.

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkſtuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von

Anſprüchen.*) Die Vornehmen ſchritten in ihre Geſchlechterſtuben, dort war geſchloſſene Geſellſchaft, ſeltene Speiſe und theurer Wein. Der Handwerker ſuchte die Zechſtube ſeiner Innung. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geſelligkeit und allerlei Gäſte. Dort ſaß die Wirthin des Dorfgeiſtlichen und vielleicht neben ihr ein Schüler der lateiniſchen Schule; am andern Tiſch rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk, wenn man ſich neben ſie ſetzen wollte, mußte man ſein Meſſer an der Seite haben. Und wieder geſondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwiſchen zweideutige Geſellen, von denen der Verſtändige wegrückte, fahrende Streiche und wüſte Geſichter. Es war arger Lärm in dem gefüllten Raum um die dicken Holztiſche, ein unabläſſiges Kommen und Gehn. Der eine ſang, der andere tanzte, ein dritter aß; dort erzählte einer Lügengeſchichten vom Weigger, dem Vorgänger des Münchhauſen, wie der einſt im Winter bei großem Schnee durch einen Wald ritt. Und als er ſo ritt, ſtieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumaſt, der durch die Schneelaſt herabgedrückt war. Während Weigger bei Seite ging, rückte das Pferd am Aſte, der Schnee fiel herab, der Aſt erhielt ſeine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und ſchleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger ſah ſich erſtaunt nach ſeinem Pferde um, konnte es nirgend entdecken und mußte zu Fuß nach Hauſe gehn. Im nächſten Sommer kam er an dieſelbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, ſtieg hinauf und fand die Haut ſeines Pferdes, die ein Bienenſchwarm mit Honig gefüllt hatte. Er ſchnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf ſeinen Karren und ſchaffte ihn nach Hauſe. Dabei hatte er ſich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken.

---

*) Um 1300 war in Erfurt keine Straße, worin nicht fünf bis ſechs Schenken lagen.

Weigger fuhr ruhig fort und ſtrich ſich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu ſeinem Haus Landsberg. Dort rief der Weigger ſeiner Frau: „Oeffne die Thür und bring ein Beil,“ ſchloß hinter ſich zu und ſchlug den Bär tot. So hatte er durch Honig und Bär ſeinen Schaden wieder gut gemacht.*) — Während die Umſitzenden lauſchten, entſtand am nächſten Tiſch heftiger Streit, weil einer dem Zutrinkenden Beſcheid verſagte und erklärte, daß er mit niemand Anderem trinke als mit ſeiner eigenen Frau. Sie warfen die Krüge einander ins Geſicht, ſtießen Tiſche und Bänke um, die Weiber kreiſchten und fielen den Gegnern in die Haare; da ſprang der ſtarke Wirth dazwiſchen und ſtiftete Frieden. Die Gäſte gehorchten und verlangten einen Becher Johannesminne zur Verſöhnung, dann gingen ſie nach der Prügelei voll nach Hauſe. Der Wirth jedoch kommt nicht zu Schaden, denn es iſt Geſetz der Schenke, daß kein Fremder, und ſei er noch ſo gut bekleidet, einen Trunk bekommt, wenn er nicht das Geld hinlegt; eine Zechſchuld aber muß den nächſten Tag eingefordert werden.

Das luſtige Leben der Schenke hört auf, ſobald die Rathsglocke zum erſten Male läutet, dann müſſen alle Häuſer geſchloſſen werden und kein Wirth darf im Hauſe ſchenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten ſoll niemand auf der Straße ſein, er wird angehalten und auf die Wache geführt, nur der Rath iſt frei. Auch war es nicht ganz rathſam, bei Nacht in der Stadt zu wandeln. Es gab unſichere Leute, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder in dunklen Ecken Unterſchlupf ſuchten. Aber es war doch nicht leicht die Nachtſchwärmer zu bändigen, denn trunkene Geſellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen ſie trafen; am ärgſten trieben das, wie der Bürger klagte, die Geiſtlichen mit Meſſern in der Hand und wildem Toben.*)

---

*) M. Haupt, Zeitſchrift. N. F. I, S. 578. — Carmen historicum v. 1580.

Das Hämmern in der Werkſtatt und der Lärm auf den Gaſſen war vorüber, nur die Stadtwache ſchritt durch die menſchenleeren Gaſſen und der Nachtwächter, deſſen Amt zu den älteſten der deutſchen Städte gehörte; der reiche Patricier breitete die ſeidene Decke von Arras über ſein Lager, der Handwerker lag mit ſeiner Frau in der Kammer unter dem deutſchen Federbett, ſein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Fluſſe her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gaſſen und auf dem Thurme hielt der Wächter ſeinen Umgang und ſpähte in die dunkle Landſchaft, bis ſein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken das Anbrechen eines neuen Arbeitstages verkündeten.

Es iſt eine mächtige Stadt nach den Begriffen jener Zeit, in der das kleine Leben ſich in ſolcher Weiſe regt. Uns freilich würde ihr Mauerkreis eng dünken. Schwerlich zählte die größte Stadt Deutſchlands im 14. Jahrhundert mehr als 40—50,000 Einwohner. Nürnberg hatte im Jahr 1450, faſt auf dem Höhepunkt ſeiner Macht, nicht viel mehr als 20,000 Menſchen, Knechte und Dienſtboten eingerechnet. Denn die deutſchen Städte waren nicht, wie die großen Märkte des Oſtens, ſchnell entſtandene Wohnſitze zugelaufener Menſchenſchwärme, es waren feſte, kunſtvoll gegliederte Vereinigungen bevorrechteter Genoſſen, von denen faſt jeder das Gefühl einer anſehnlichen Bedeutung in ſich herumtrug. Sie machten den Zugang zu ſich leicht, dem ehrlich Gebornen und Friedlichen ſtanden die Thore gaſtfrei geöffnet, aber gedeihen konnte in ihnen nur, wer den Ordnungsſinn und die Beſcheidenheit jener Zeit hatte, d. h. wer ſich als Arbeiter in das große Räderwerk einzufügen wußte.

---

*) Allgemeine Klage, z. B. C. Jäger, Ulm im Mittelalter, S. 501; C. Grünhagen, Breslau unter den Piaſten, S. 115.

Wir aber ſehen mit Theilnahme auf dieſe beſcheidene Arbeit des kleinen Mannes zurück. Nicht in der Poeſie und nicht in der Wiſſenſchaft, ja vielleicht nicht in Geſelligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerthe Innigkeit des deutſchen Gemüthes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchſten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkſtatt, wo der Deutſche meißelte, ſchnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geſchaffenen, in das er eigenthümliches Leben ſinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poeſie. Und wenn es nur ein neues Hufeiſen oder ein Radbeſchlag war, die ein Anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht achtlos darauf zu treten. An einfache Waaren und ſchmuckloſes Geräth gaben Millionen Arbeiter ihre beſte Kraft hin, aber ſie thaten es mit dem Gefühl eine Kunſt zu beſitzen, die ſie vor den Meiſten voraus hatten, ſie ſaßen als Bewahrer ſeiner Geheimniſſe, vieler kluger Vorſchriften und Handgriffe, die kein Anderer kannte als ihre Brüderſchaft und die der übrigen Welt ſo unentbehrlich waren. Sie waren ſtolz darauf unter ihren Genoſſen die tüchtigſten zu ſein, und ſie wußten, daß ihre Kunſt, redlich geübt nach Handwerksbrauch ihnen ein mannhaftes Leben ſichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimniſſe ihrer Kunſt an einem beſonderen Stück zu erweiſen, da ſchufen ſie, gehorſam den alten Geſetzen und doch mit einziger ſinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine ſichere Zweckmäßigkeit bewundern, welche zuweilen zur Schönheit wird. Der Thürbeſchlag eines bedächtigen Schloſſers, der Löffel eines Nürnberger Goldſchmieds, der Thonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren verſehen und bunt glaſirt hat, zeigen dieſe Poeſie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugniſſe jedes einzelnen

Handwerkszweiges nach Stoff, Form und Preis auf's Genaueſte beſtimmt und die ſchöpferiſche Kraft des Einzelnen völlig in die Ueberlieferungen ſeiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigenthümliche Urſprünglichkeit bei Allem zur Erſcheinung, was einer ſorgfältigern Behandlung werth ſchien. Und daneben eine erſtaunliche Vielſeitigkeit der techniſchen Kenntniſſe. Noch rieb der Maler ſeine Farben ſelbſt, kochte den Firniß, aber er ſchnitt auch in Holz und gravirte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzſchnitten, zu denen er vielleicht ſelbſt den Text gemacht hatte. Der Goldſchmied war auch Zeichner und Modelleur, es war ſeine Freude aus jedem werthvollern Stück ein kleines Kunſtwerk zu bilden, in welches er einen Theil ſeiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuſer, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältniß der Maße feſtſtand, zeigt ſich um die Arabeſken der Steinarbeit in zahlloſem, oft überreichem Einzelwerk das Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte eigenthümliches Weſen auszudrücken. Gerade in dieſer Verbindung von beengender Ueberlieferung und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlſtand, Geſittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte ſtanden durch das ganze Land als zahlloſe Knotenpunkte eines Netzes freier Genoſſenſchaften, zwiſchen denen das flache Land, in ſeiner Entwicklung zurückgeblieben, faſt feindlich lag.

Nur ſelten haben wir Gelegenheit, an ſolcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu ſchauen und uns zu erinnern, daß unſere geſammte Production, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen iſt, auf den Werkſtätten beruht, in welchen das deutſche Handwerk zuerſt ſtolzes Selbſtgefühl gewann. Wir wiſſen auch wenig von dem Treiben in der Werkſtatt und von der allmählichen Ausbildung der Handwerksordnung. Wie der Arbeiter lebte bei ſeinem Geräth, unter ſeinen Genoſſen, möchten wir gern aus den ſpärlichen Trümmern alter Handwerkerſitte errathen, welche uns überliefert ſind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, iſt freilich nicht in jener alten Zeit niedergeſchrieben. Erſt um das Jahr 1700 kam ein Conrector in Altenburg auf den Einfall, einiges Ceremoniel des Handwerks, das zu ſeiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das Wenige, was er drucken ließ, weiſt alten Brauch in verkommenem Zuſtande, durch ſpätere Zuſätze entſtellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den guten Kern auszuſondern. Und darum ſoll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit nach dem Buch des Friſius: Der vornehmſten Künſtler und Handwerker Ceremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgetheilt werden.

Es iſt die Anſprache, welche einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderſchaft der Schmiedeknechte aufgenommen wird.*) Das Formelwerk beim Freiſprechen wurde früh poſſenhaft und roh, die Gebräuche der Depoſition auf den lateiniſchen Schulen waren ganz nach dem Geſchmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, welche durch ihren anderen Ton als ſpätere Zuſätze kenntlich ſind, weggelaſſen werden.

Wenn die Meiſter und Knechte verſammelt waren, den jungen Geſellen frei zu ſprechen, ſo ging der Altknecht, nachdem er mit Gunſt um Erlaubniß gebeten hatte, in die Schmiede und ſetzte den Blaſebalg in Bewegung; denn allen Schmieden, welche an der Eſſe arbeiteten, ziemte die Herdflamme bei ihrer Vorſage, aber den Keſſel- oder Kaltſchmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Herde glühten, wurde „der Jung Geſell in die Verſammlung eingeführt, und der Altknecht begann mit dieſen Worten ſeine Vorſage“:

---

*) Die älteſten Anſprachen bei Friſius ſind die der Schmiede und Faßbinder; ſie waren urſprünglich gleichlautend, wie denn überhaupt die Gleichheit vieler Formeln in den verſchiedenen Handwerken auffällt. Hier ſind einige Lücken der erſten Anſprache aus der zweiten ergänzt. — Aehnliche Anſprachen bei Ch. L. Stock, Grundzüge des Geſellenweſens, 1844.

Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk. Mit Gunſt! Meiſter und Geſellen, ſtillet euch ein wenig. Jung Geſell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit ſagen, wann gut wandern iſt; zwiſchen Oſtern und Pfingſten, wenn es ſein warm iſt und die Bäume Schatten geben, da iſt wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abſchied von deinem Meiſter, Sonntag zu Mittage nach dem Eſſen, denn es iſt nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch' aufſteht. Und ſprich, wenn er dein Lehrmeiſter iſt: „Lehrmeiſter, ich ſag' euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verſchulden.“ Und zur Meiſterin ſprich: „Lehrmeiſterin, ich ſage Dank, daß ihr mich in der Wäſche frei gehalten, ſo ich heut oder morgen möchte wieder kommen, ſtehet es um euch wieder zu verſchulden.“ Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, ſo ſprich den Meiſter an und ſage: „Meiſter, ich will euch angeſprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen.“ Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderſchaft, bedanke dich bei ihnen und ſprich: „Gott behüte euch, ſaget mir nichts Böſes nach.“ Wenn du dann Geld haſt, trinke Valet mit ihnen und friſch an und wandere zum Thor hinaus.

Wenn du aus dem Thor kommſt, ſo nimm drei Federn in die Hand und blaſe ſie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Waſſer, die dritte gerade hinaus; ſtoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Waſſer fährſt, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Friſch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehſt, wirſt du kommen an einen dürren Baum, darauf ſitzen drei ſchwarze Raben und ſchreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin.“ Du ſollſt deinen

Weg fortgehen und gedenken: „Ihr ſchwarzen Raben, ihr ſollt mir keine Botſchaft ſagen.“ — Dann wirſt du kommen an ein Dorf, an des End ſteht eine Mühle, die wird immer gehen und ſagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um.“ Du aber ſollſt fortziehen und ſagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang.“ Und wenn du weiter kommſt, da werden drei alte Frauen ſitzen und ſagen: „Jung Geſell, weich von dem Wald, die Winde wehen ſauer und kalt“; du aber wirſt weiter gehen und ſagen: „Im grünen Wald, da ſingen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen luſtig erweiſen.“

Und wenn du in den dicken Wald kommſt, da wird ein Reiter geritten kommen in rothem Sammtmantel und ſprechen: „Wie ſo luſtig, Landsmann?“ Darauf wirſt du ſagen: „Soll ich nicht luſtig ſein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir.“ So wird er dir einen Tauſch anbieten, thu es aber nicht flugs zum erſtenmal, das andremal auch nicht; bietet er dir aber das drittemal Tauſch an, ſo bis kein Thor und gib ihm deinen Rock zuerſt, ſondern laß dir ſeinen Mantel zuerſt geben. Wenn du nun von ihm erlöſt biſt, ſo geh immer fort und ſieh nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufſt, wird der Wald finſter und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen ſehr grauen. Die Vögelein werden ſingen jung und alt, der Wind wird wehen gar ſauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Braſſeln und Brauſen. Da wird es ſein, als wollte Alles über den Haufen fallen und du wirſt gedenken: „Ach wär' ich daheim bei der Mutter geblieben.“ Du ſollſt aber doch nicht umkehren, ſondern deinen Weg fortgehen. Schmied, ſchlag hierher!

Biſt du aus dem Wald hinaus, dann kommſt du auf eine ſchöne Wieſe, darauf wird ein Birnbaum ſtehen mit ſchönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, ſchüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein andrer guter Geſell unter den Baum kommen, der nicht ſo ſtark wäre, ſo würde es ihm ein guter Dienſt ſein, wenn er etwas Vorrath findet. Darnach wirſt du kommen vor einen großen Berg, da wirſt du denken: „Lieber Gott, wie werd' ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg.“ Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und ſchleppe es hinter dir her, ſondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, ſo nimmt dir's niemand. Wenn du nun fortgeheſt, ſo wirſt du kommen vor einen Brunnen, da wird dich ſehr dürſten; wenn du nun trinkeſt, ſo lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkeſt, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, ſonſt möchte einer kommen und dir's wegnehmen, ſo kämeſt du um dein Bündel. Und wenn du trinkſt, ſo halte dich ſauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein andrer guter Geſell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, ſchlag hierher!

Faſſe dein Bündel auf und gehe immer fort, ſo wirſt du ſehen einen Galgen. Du ſollſt dich nicht darum freuen noch traurig ſein, daß dort einer hanget, ſondern du ſollſt dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommſt. Wenn du nahe hinzu biſt, ſetze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein.

Da wird dich der Thorwart anrufen: „Woher, jung Geſell?“ So nenne dich nicht von weit her, ſondern ſprich immer daher: „vom nächſten Dorf“, ſo kommſt du am beſten aus. Nun iſt an manchen Orten der Brauch, daß der Thorwart einen nicht zum Thore hineinläßt, man lege denn ſein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und ſprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meiſter iſt wohl die Herberge?“ Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommſt, ſo ſprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meiſter und Geſellen. Herr Vater, ich bitt', ihr wollet mir doch ein Geſellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Thore herein bringen.“ Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeiſen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirſtu das Zeichen aufweiſen, ſo werden ſie dir das Bündel folgen laſſen.

Darnach mußtu wieder auf die Herberge gehen und ſprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich euch angeſprochen haben um das Handwerk, ob ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater ſetze mir nicht den Stuhl vor die Thür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Geſellen zukömmt.“

Dann wird der Herr Vater ſagen: „Wenn du willt ein frommer Sohn ſein nach Handwerksbrauch, ſo geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen.“ Wenn du nun in die Stube kommſt und die Frau Mutter iſt drinnen, ſo ſprich: „Guten Abend, Frau Mutter,“ hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, ſondern lege es fein unter die Hammerbank; verliert der Herr Vater ſeine Hämmer nicht, ſo wirſt du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt haſt und der Bruder arbeitet, ſo ſchlage ein oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch iſt, daß man auf's Geſchenk geht.

Wenn du auf das Geſchenk gehſt um Gabe und Trunk, ſo gehe nicht zuerſt in die nächſte Werkſtatt, ſondern gehe fein in die weiteſte Werkſtatt, damit du der Herberge immer näher und näher kommſt. Wenn du auf dem Geſchenk in eine Werkſtatt kommſt und ein Stück Schmiedearbeit im Hauſe liegt, ſo hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu ſpucken, ſonſt möchten die Schmiede ſprechen: „Ei, wer weiß, ob er's ſelber ſo gut kann machen als das iſt.“ Wenn du nun ein- oder zweimal getrunken haſt, ſo ſprich, wenn der Meiſter in der Werkſtatt iſt: „Meiſter, ich ſage Dank eures Geſchenkes, eures guten Willens, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verſchulden.“ Darnach bedanke dich bei den Knechten auch und ſprich: „Schmied, ich ſage dir Dank deines Geſchenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommſt und ich in Arbeit ſtehe, will ich dir wieder ausſchenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen ſoll ſein.“

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommſt, ſo wird der Bruder ſprechen: „Wie iſt's, Bruder, haben dir die Knechte auch geſchenkt?“ Sprich immer „ja“, wenn du gleich keinen Trunk geſehen haſt.

Wenn ſie nun des Abends zu Tiſche gehen, ſo ſetze dich an die Stubenthür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm her und iß mit,“ ſo lauf nicht flugs hinzu, ſondern kannſt ſagen: „Herr Vater, ich ſag' euch Dank davor“; ſpricht er's aber zum andernmal, ſo geh immer hin und iß mit. Wenn du nun ſatt biſt, ſo ſtecke dein Meſſer nicht ein, ehe die Andern ſatt ſein, ſonſt möchten ſie ſprechen: „Das iſt ein kleiner Eſſeſchmied, er will gewiß Einen ausſtechen, weil er ſo wenig ißt.“ Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, ſo kannſt du wohl trinken; haſtu aber Geld, ſo kannſt du austrinken und ſprechen, ob man einen Boten kann haben, du wolleſt auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, ſo wird dir der Herr Vater laſſen das Bett weiſen. Wenn dir nun die Schweſter auf den Boden leuchtet und du das Bett gewahr wirſt, ſo wünſche ihr eine gute Nacht und ſprich: ſie ſoll in

Gottes Namen hinabgehen, du willſt dich ſchon ins Bett finden. Am Morgen ſteh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmſt, ſo wünſche Allen guten Morgen, da werden ſie dich vielleicht fragen, wie du geſchlafen haſt; ſo ſage ihnen auch, was dir geträumet hat.

Wenn du nun wieder fortläufſt, ſo ſprich: „Herr Vater, ich ſag' euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verſchulden.“ Lauf alſo fort. Wenn du nun in das Thor kommſt, ſo werden ſie dich fragen: „wo zu?“ Sprich nur, du weißt es ſelbſt nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunſt. Ich wünſche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Waſſer und Land, wo dich der liebe Gott hingeſandt. Und wo du heut oder morgen möchteſt hinkommen, da Handwerks-Gewohnheit nicht iſt, ſo hilf ſie aufrichten. Hilf Handwerks-Gewohnheit ſtärken und nicht ſchwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann ſein; wo es aber nicht kann ſein, ſo nimm dein Bündel und lauf davon.

Soweit die Vorſage der Schmiedegeſellen.

Durch ähnliche Vorſage der Zucht iſt das ganze Leben des Handwerkers in ſeiner Innung gefeſtigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zuſammenkunft der Meiſter und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meiſters. Wenn die Lade geöffnet iſt und Handwerksgebrauch geübt wird, ſteht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder thue. Auch der Tagesverkehr des Meiſters und ſeiner Knechte, alle Leiſtung, ja alle Gunſt und Gefälligkeit iſt in herkömmlicher Weiſe geordnet, durch Spruchwort und Wechſelrede beſtätigt.

Dieſe Ordnung bildet ein eiſenfeſtes Band, welches die harten Geſellen aneinander feſſelt. Dieſelben Formeln ſind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm ſein

Herrengefühl in der Welt geben; der ſonſt in der Fremde rechtlos und ſchutzlos wäre, er findet damit, ſoweit die deutſche Zunge reicht, überall ſolche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu ſorgen verpflichtet ſind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel hunderte von Meilen, bis er eine Werkſtatt findet, in der er als Genoſſe der Familie eintritt, oder bis ihm ſein Glück ein eigenes Geſchäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der ſolche Vortheile bot, immer künſtlicher wurde. Ebenſo wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erſtarrte, wurde auch mit den Anſprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Geſcheidten läſtig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Bevorrechteten nicht mehr dem Bedürfniß der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, beſſerer Schule und freierer Einſicht auch die höhere Idee der freien Wettbewerbung und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutſchen Handwerks ſind dem Geſchlecht der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß ſie dem deutſchen Handwerksgeſellen einſt die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Thal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern ſo lange zu hämmern, zu meſſen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unſerer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutſchen Volke zugemeſſen, angehämmert und eingenäht waren.

Nicht der Handwerker allein trug deutſche Sprache und Cultur über die Elbe und Oder, auch der Kaufmann blies vor den Thoren der Stadt ſeine Federn in die Luft und er wagte ſich ſogar auf die gefahrvollen Wege, welche der Handwerker vermied, er brach durch die Mauern der Städte und fuhr über das grundloſe Waſſer, auch er um in der Fremde mit ſeinen Genoſſen ein Kaufhaus zu gründen, einen deutſchen Markt, eine deutſche Stadt. In der alten Heimat haderten der Geſchlechter und der Handwerker durch Jahrzehnte in erbittertem Streit, in der Fremde waren ſie Kampfgeſellen für heimiſches Recht und die Freiheiten deutſcher Städte.

Sie gingen voran, die Ritter und die Bauern folgten.

5.

Beſiedelung des Oſtens.

Schleſien.

Während die Landſchaften an der Weſtgrenze des Reiches unſicher zwiſchen deutſchem und galliſchem Weſen, zwiſchen dem römiſchen Reiche deutſcher Nation und dem Frankenreich mit romaniſcher Nationalität ſchwankten, war das deutſche Volksthum gegen Oſten in unaufhaltſamem Fortſchritt. Als Heinrich, der erſte Sachſenkönig, die Krone empfing, waren Schleſien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Oſten der Saale und Nordelbe und das öſtliche Holſtein von ſlaviſchen Völkern beſetzt. Und ſlaviſche Ortſchaften reichten nach Sachſen, Thüringen, Franken und Heſſen bis über den Main, entweder weil in der letzten Zeit der Völkerwanderung einmal eine ſlaviſche Völkerwelle ſo weit herübergeſchlagen hatte, oder weil die fränkiſchen Könige und Kaiſer unterworfene Slaven auf leerem Boden angeſiedelt haben, — ſie erhielten ſich in Thüringen bis in das 14. Jahrhundert, kenntlich durch Sprache, Tracht und Brauch.

Seit Heinrich ruhten die Grenzkriege zwiſchen Deutſchen und Slaven ſelten, Ströme von Blut wurden bei dieſer Reibung zweier kriegeriſcher Völkermaſſen vergoſſen, nicht immer waren die Deutſchen im Vortheil. Aber ſie hatten für ſich, was auch dem tapferſten Feind auf die Dauer den Widerſtand unmöglich machte, ſie bewahrten trotz der wilden Grauſamkeit, mit der ſie ihre Beutezüge ausführten, die höhere

Cultur. Die Weltſprache jener Zeit: das Latein, der Glaube des gekreuzigten Chriſtus, alle Wiſſenſchaft, Verkehrsrecht und Kriegführung, Kunſt und Handwerk mußten aus deutſchem Land zu den Slaven kommen. Von Sachſen und Franken zogen die Sendboten der neuen Lehre in die runden Dörfer der Wenden und in die große Czechenburg an der Moldau, noch vor ihnen der Kaufmann mit flandriſchen Tüchern, mit Goldſchmuck und Waffen, die er theuer gegen Wachs, Honig und Pelzwerk der öſtlichen Heiden verkaufte. Mehr als zwei Jahrhunderte bedurften die Deutſchen, von König Heinrich I bis auf Heinrich den Löwen, um die Grenzen Norddeutſchlands über die Oder auszudehnen. Und die Art der Beſiedelung war nicht dieſelbe im Meißner Land, in den Marken, in Wagrien, Mecklenburg, Pommern. Aber gemeinſam iſt allen Beſitznahmen vom 10. bis 12. Jahrhundert, daß ſie zum Vortheil des Reichs und großer deutſcher Landesherren gemacht wurden; auch wo man das beſetzte Land nicht Mark des Reiches nannte, war die Germaniſirung Folge eines Einſchluſſes in die Reichsgrenzen, meiſtens das Endergebniß eines Reichskrieges.

Weit anderen Charakter hat die Coloniſation des 13. Jahrhunderts. Damals wurden neue große Landſchaften, Schleſien und die Küſtenlande der Oſtſee bis hinauf zu dem finniſchen Meerbuſen, für deutſche Cultur gewonnen, beide ohne Zuthun des Reiches, beide in gewiſſem Sinn als Privatunternehmungen mit dem Ueberſchuß an deutſcher Volkskraft, der freiwillig kam und zweckvoll hingeleitet wurde. In beiden Ländern ſchufen alle Stände und Berufsclaſſen als Coloniſten, in Livland und Preußen vorzugsweiſe die Eroberungsluſt kriegeriſcher Mönche und die Betriebſamkeit großer Kaufleute, in Schleſien hauptſächlich Einwanderung der kleinen Arbeiter, der Handwerker und Bauern. Im Ordensland Preußen vernichtete die eiſerne Fauſt der Eroberer das frühere Volksleben und zwang durch Gewalt das deutſche Weſen auf, Schleſien wurde Mittelpunkt einer friedlichen geräuſchloſen Coloniſation, welche ihre Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landſchaft hinaus nach Oſten äußerte. In Schleſien war das politiſche Verhältniß zum Reich beim Beginn dieſer Beſiedelung ſehr locker und unſicher, das Ordensland Preußen war der Oberhoheit des Reiches förmlich enthoben.

Dieſe Erweiterung des deutſchen Bodens, welche der Hauptſache nach in einem Jahrhundert von 1250 bis 1350 vollendet wurde, iſt die größte That des deutſchen Volkes in jenem Zeitraum, ſie hat ein weites Ländergebiet mit hunderten deutſcher Städte und tauſenden deutſcher Dörfer beſetzt und unlösbar an Deutſchland gekettet, ſie hat auch das politiſche Schickſal aller übrigen Deutſchen entſchieden. Von dem Ordensland Preußen holte ein deutſches Fürſtengeſchlecht die Königskrone, durch die Eroberung Schleſiens gewann daſſelbe ſein Anrecht auf das Herrenamt in Deutſchland.

Seit in dem erſten Kreuzzuge der alte Wandertrieb der Deutſchen wieder mächtig geworden und hunderttauſende von Landleuten mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden nach dem goldenen Oſten gezogen waren, hatte in dem kleinen Mann die Unruhe und Reiſeluſt nicht aufgehört. Groß war die Zahl der Wanderer auf der Landſtraße, welche aus den Grenzen des Reiches liefen, um Brot, Habe und Glück zu finden, der ſchweifende Mönch, der Handwerksgeſell, der lateiniſche Schüler wanderten zwiſchen Kriegshaufen über die Alpen, über die Oder und Weichſel; der Bergmann von Goslar, hochberühmt wegen ſeiner Kunſt, hatte in den Kreuzzügen als Minenarbeiter Felſenſchlöſſer der Sarrazenen untergraben, auch er wurde ſeitdem in fremde Berge gerufen, um Kupfer und Gold zu ſuchen. Der Holländer und der Vläming hatten an vielen Stellen des norddeutſchen Tieflands ihre eigenthümliche Bodencultur der Moore und Sanddünen eingerichtet; große Schaaren norddeutſcher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen

Siebenbürgens ein neues Sachſenland gegründet. Dem deutſchen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küſten des Mittelmeeres, die Landwege durch Ungarn und Rumänien faſt ſo wohl bekannt wie die deutſche Heimat. Zahlloſe Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutſche. Nach dem ganzen Oſten ging der Zug des Volkes von dem ſchwarzen Meer bis zum Nordmeer; Ofen, Lemberg, Krakau, Warſchau wurden für deutſche Kaufleute und Handwerker mit deutſchen Ordnungen verſehen. Es war alſo kein neues Wagniß, dem ſich die Auswanderer nach dem Oder- und Weichſelthal unterzogen, aber die Auswanderung nahm in dieſer Zeit große Verhältniſſe an.

Wenn der Deutſche jetzt dieſe Ergebniſſe unendlicher Arbeit des Krieges und Friedens überſchaut, mehr als ein Drittel des gegenwärtigen Deutſchlands — Böhmen ungerechnet —, Länder, welche ſo deutſch geworden ſind, daß nur an ihrem Saum und hie und da abſeit dem großen Verkehr kleine Reſte undeutſcher Bevölkerung geblieben ſind, Menſchen, welche ſo deutſch ſind in ihrem Gemüth, ihrer Sprache, ihrer Bildung, daß ſie ſeit Jahrhunderten einen Herrenantheil an der nationalen Thätigkeit auf jedem Gebiete des geiſtigen und materiellen Schaffens in Anſpruch genommen haben, dann liegt die Betrachtung nahe, daß dies ganze Gebiet oſtwärts der Elbe nur wiedergewonnenes Land iſt, faſt mit denſelben Grenzen, welche germaniſches Volksthum zur Römerzeit gegen Oſten hatte, wenn man von den öſtlichen Gotenvölkern abſieht. Denn in dieſem Neuland lagen einſt die Wohnſitze großer und edler Stämme, der Rugier, Heruler, Gepiden, Langobarden, Semnonen, Burgunder, Vandalen, es iſt das alte Stammland der jetzigen Oberbaiern und Schwaben. Und wir fragen: war die neue Germaniſirung nur eine Bezwingung fremder Völker, welche in dem Lande, das ſeit der Wanderzeit menſchenarm lag, die darin zurückgebliebenen Deutſchen ausgerottet und ſlaviſirt hatten? Oder wurde die Germaniſirung gefördert durch Reſte deutſchen Volksthums, die ſich unter den Slaven erhalten hatten und nach vielen Jahrhunderten einer einſamen Dauer ſich noch ihres deutſchen Blutes bewußt waren? Und wurde die Widerſtandskraft jener Slavenvölker dadurch geſchwächt, daß in ihnen ſelbſt gemiſchtes Blut war und daß überwiegendes Slaventhum und ein germaniſcher Ueberreſt in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten? Die Geſchichte verweigert jede ſichere Antwort. Es gibt in unſerem Mittelalter kein folgenſchweres Ereigniß, worüber wir ſo gänzlich ohne Nachrichten ſind wie über die ſlaviſche Einwanderung; ſelbſt die Sage der Slaven — die ungefälſchte — ſchweigt. Und es iſt kein Zufall, daß die geſangfrohen Slaven im Norden der Donau ganz ohne Heldenſagen aus ihrer Wanderzeit ſind, ſie haben offenbar in jener Zeit das Selbſtgefühl eines ſtarken Volksthums nicht gehabt. Daß ſie ſchon im 5. Jahrhundert, als Attila über Schleſien und Böhmen gebot, bis in ihre gegenwärtigen Sitze vorgedrungen waren, iſt durch nichts erwieſen. Wir wiſſen nur, daß von 563 bis nach 600 die Avaren in Mähren und Böhmen hauſten. Wahrſcheinlich über Slaven und die übriggebliebenen Deutſchen.

Denn um das Jahr 623 wird ein fränkiſcher Kaufmann Samo als ein mächtiger Kriegsherr unter Slaven im Norden der deutſchen Donau erwähnt, er kämpft glücklich gegen die Avaren, wird König eines ausgedehnten Slavengebietes, das er ein ganzes Menſchenalter regiert und gegen die Angriffe der fränkiſchen Merovinger tapfer behauptet. Solche Herrſchaft eines zugewanderten oder gerufenen Fremden wird nur wahrſcheinlich unter einem Volk, dem eigene Herrengeſchlechter fehlen und das außerdem mit Volksgenoſſen des Fremden ſtark verſetzt iſt.*) Wir haben dafür bei anderen Slavenſtämmen weiter im Oſten einen unzweifelhaften Beweis. Wie der Franke Samo im 7. Jahrhundert unter Slaven in Deutſchland ein Reich gründete, ebenſo gründeten im 9. Jahrhundert Haufen von Nordmannen über ſlaviſchen und finniſchen Stämmen um Nowgorod eine mächtige Herrſchaft. Auch dieſe Warägerſchaaren des Rurik, Askold und Dir fanden dort Landsleute ihres Stammes vor, und ihr Reich aus einem Miſchvolke wurde in den folgenden Jahrhunderten Hauptmarkt des deutſchen Handels im Oſten und gaſtliche Heimat des deutſchen Contors von Neugarten.

---

*) Der Name Samo iſt ein deutſcher Name, wahrſcheinlich wie Hammo, Immo, eine Abkürzung. Daß dieſer Samo ein Franke war,

So wiſſen wir nicht, ob ſich die Deutſchen der obern Elbe und Oder unter den Slaven und Avaren verloren oder erhielten. Es wird keine patriotiſche Täuſchung ſein, wenn wir annehmen, daß zahlreiche Trümmer derſelben beſtanden. In Meißen, im nördlichen Böhmen, am Saum des Rieſengebirgs, in dem Berglande der Grafſchaft Glatz, überall wo die Germaniſirung ſpäter beſonders raſche Fortſchritte machte. Auch Aberglauben und verdämmerte Bilder des deutſchen Heidenglaubens ſind längs dem ſchleſiſchen Gebirge genau ſo reichlich und eigenthümlich als in irgend einem andern Theile Deutſchlands, ja die Geſtalt des ſchleſiſchen Rübezahl, wie ſie in Volksſagen bis zur Neuzeit lebendig war, hat nicht das teufliſche Ausſehen, welches ähnliche Phantaſiegebilde des Volkes ſeit dem 13. Jahrhundert in Deutſchland ſelbſt erhielten und Coloniſten jener Zeit nach Schleſien gebracht hätten, ſondern ein viel älteres Gepräge, wie es in deutſchen Volksſagen aus der erſten Zeit des Mittelalters überliefert

---

wird durch den einzigen gleichzeitigen Schriftſteller, den ſog. Fredegar, bezeugt, der ebenfalls ein Franke und verhältnißmäßig gut über ſeinen Landsmann unterrichtet iſt. Möglich, daß ſogar der Name Czechen gar nicht alter Volksname des Chrobatenſtammes in Böhmen, ſondern umgelautete Form eines avariſchen Stammnamens iſt, gerade wie der Name Ruſſen urſprünglich Bezeichnung der germaniſchen Waräger am Ilmenſee war.

wird.*) Daß dieſe Reichlichkeit mythiſcher Erinnerungen nicht in jedem Gebiet der beſiedelten Länder vorhanden iſt, lehrt wieder die Mark Brandenburg; dort ſind innerhalb eines Landbezirkes, welcher durch denſelben niederſächſiſchen Volksſtamm germaniſirt wurde, örtlich begrenzte Gebiete für verſchiedene altgermaniſche Götternamen und Sagen nachgewieſen, die ſich nicht gut anders erklären laſſen, als daß ſich Erinnerungen aus verſchiedenen Stämmen heidniſcher Germanen über die ſlaviſche Beſitznahme hinweg bewahrt haben.**) Und ſehr ſind andere Theile der Mark von dieſen verſchieden, in denen die alten Erinnerungen ganz ſlaviſch ſind.

Das ſind unſichere Spuren eines Zuſammenhangs zwiſchen der deutſchen Urzeit und der deutſchen Beſiedelung im Mittelalter; die Geſchichte weiß zur Zeit aus ihnen wenig zu machen, aber ſie durften hier nicht übergangen werden.

Wir vermögen auch nicht nachzuweiſen, aus welcher Landſchaft der Hauptſtrom der ſchleſiſchen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Geſtalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürſtenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und junge Feldarbeiter mit gutem Verſprechen unter das ſlaviſche Volk riefen. Viele Anſiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordſachſen, in den Städten fanden ſich ſofort Zugewanderte aus allen Theilen Deutſchlands; im Ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächſten Landſchaften Mitteldeutſchlands, aus Meißen, Thüringen, Franken. Aber ſehr merkwürdig und unerklärt iſt, daß die ſchleſiſche Mundart, ſeit ſie in den Schriftdenkmälern erſcheint, keineswegs als neue Miſchſprache, ſondern ſofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigenthümlichkeit redet, und daß ſie in ihren älteſten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen und Meißen, ſondern mit der des entfernteren Franken größere Aehnlichkeit erweiſt. Der Sprache nach ſtammt die Hauptmaſſe der deutſchen Schleſier von Franken oder iſt dieſen am nächſten verwandt.

---

*) Er iſt Häuptling eines Zauberreichs, weiſe und hilfreich, neckiſch und ſchadenfroh wie ein Rieſenkönig, es iſt genau dieſelbe Geſtalt, mit welcher der Spielmann Vollark um das Jahr 1000 verkehrte. Vergl. den ſpäteren Abſchnitt: Fahrende Leute.

**) A. Kuhn hat in ſeinen Norddeutſchen Sagen die Grenzen angegeben.

Schleſien war um das J. 1200 nicht ſtark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Rieſenberge, ſondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt, von dem befeſtigten Grenzwald, der Preſeka, welche die ganze Landſchaft umſäumte, dehnten ſich meilenweit wüſte Haiden, in den Waldſümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildſchweinen ihr Lager, am Rand der Haide ſteckte der braune Bär ſeine Schnauze in die hohlen Baumſtämme und ſuchte den wilden Honig, und die Kieferäſte auf der Haide zerriß das Elen mit ſeinem unförmigen Geweih, an den Flüſſen aber baute zahlreich der Biber und um die Teiche ſchwebte der Fiſchadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falke waren den Fürſten zuweilen theurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu ſah der Kmete aus ſeiner elenden Hütte auf die Herren des Waſſers und der Luft, für deren Bau und Neſt er ſelbſt und ſeine ganze Nachbarſchaft ſtehn mußte bei ſchwerer Strafe.

Die polniſchen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut, mit einem Graben und Paliſadenzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Theil der Bewohner nach polniſchem Recht unfrei, doch hauſten im Schutz der Burgen auch wohl Gutsbeſitzer und Vornehme der Umgegend, zwiſchen den leibeigenen Handwerkern mehr Freie, und freie Kaufleute, dieſe ſchon oft Deutſche. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Land hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer zuweilen wie in Polen, ſtatt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen; aber ſchon waren ſchleſiſche Bergwerke eröffnet, etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen, der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutſche betrieben. Auch Münzſtätten waren errichtet an allen größeren Marktorten, wie in Polen wurde das Geldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt, verändert und ſchnell umgeſchlagen. Und ſchon bezogen die Fürſten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleiſchbank und der Schenke. Aber dieſe Marktorte und die Dörfer herum waren deutſchen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Ausſehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerſchaft, ein geordnetes Gemeinweſen, welches feſt in ſich ſelbſt ſteht, das Recht hat ſich zu regieren und Beſitzthümer zu erwerben, ſeinen Bürgern Recht zu ſprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu ſchaffen; und nichts war von dem zu finden, was ſonſt einer deutſchen Stadtgemeinde ziemt, daß ſie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und ſtark mache und dadurch eine Heimat werde für umſichtige Thatkraft und Reichthum, für Sitte, Gelehrſamkeit und Künſte.

Ein ſolches Land beherrſchten die fürſtlichen Familien der Piaſten damals unter polniſcher Oberhoheit, welche oft beſtritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeit lang ſelbſt als Beherrſcher Polens. Auch an ihren Häuſern konnte ein Gegenſatz auffallen. Die Piaſten Oberſchleſiens ſchloſſen ſich enger an Polen, und erhielten ſich und ihr Land mehr in ſlaviſchem Weſen, ſo daß dort Reſte der ſlaviſchen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um ſo lieber lehnten ſich die Herren des größern Niederſchleſiens an den deutſchen Weſten. Seit lange war ihre Politik deutſche Fürſtentöchter zu heiraten; der Einfluß der Frauen brachte deutſche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutſchen Verwandten, die Fürſtenkinder reiſten in deutſchen

Ländern, wurden oft in Deutſchland verſorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piaſten Familienverbindungen, Einfluß und Anſehen durch ganz Deutſchland. Die Herzöge ſuchen bei ihren Verwandten im Weſten die Umgürtung mit dem Ritterſchwert nach und kleiden aus höfiſcher Aufmerkſamkeit ihr Geſinde in die Farben ihrer Schwertpathen; ſie ſelbſt ſchlagen ihre Adligen mit dem geraden deutſchen Schwert und nicht mit dem krummen Slavenſäbel zu Rittern, und gewöhnen ſie, ſich in Malvaſier und Reifal ſtatt in altem Meth zu berauſchen; die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutſche Tanzreigen, ja auch die zierlichen Maße der deutſchen Minnelieder werden bewundert, und wir können entſcheiden, wie einer der edelſten Piaſten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgeſänge fertig wurde.

So zog ſich ein zahlreicher deutſcher Ritterſtand in die Landſchaft, feine Herren und abenteuerliche Geſellen. Aus den deutſchen Höflingen und ihren Vettern wurden ſchnell ſchleſiſche Grundbeſitzer, an die Stelle der ſlaviſchen Caſtellanei trat das deutſche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren beförderte die Geiſtlichkeit deutſche Sitten. Prieſter und Mönche wanderten unabläſſig vom Weſten her in das halbwilde Land; das Bisthum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbſchaft die fürſtliche Gewalt über das ſchleſiſche Herzogthum Neiße. Bis aus der Grafſchaft Artois waren Auguſtinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinſel, gegenüber dem großen ſlaviſchen Markt, aus welchem hundert Jahre ſpäter die deutſche Stadt Breslau wurde, hatten ſie ſich feſtgeſetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem 13. Jahrhundert arbeitſame Ciſtercienſer, gründeten das reiche Kloſter Leubus und verbreiteten ſich ſchnell im Lande. Schweſtern deſſelben Ordens aus Bamberg rief die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrich's im Bart, und das prachtvolle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die ſtarken Steinmauern und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereiſter Männer. Merkwürdig ſchnell wurde die Landſchaft mit Klöſtern und frommen Stiftungen beſetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an ſeine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg, der ſah wohl mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einſamen Waldſtrich oder am fiſchreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauſes durch die Bäume ſchimmern und hörte den Klang der Glocke dort wo ſonſt nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloſter ſtand als ein Feſtungswerk für deutſches Weſen. Denn jedem waren die erſten und vornehmſten der Brüder von Weſten her gekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geiſtliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürſten, Edelleute und Geiſtlichen den Unterſchied zwiſchen deutſcher und ſlaviſcher Arbeit. Große Landſtrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Haide ihren Honig, ſonſt keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Decem trug nicht viel, Geld war von den Steuernden ſchwer zu erhalten. So trieb den Grundbeſitzer des Landes die verſtändige Rückſicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Verſuchen. Mit Verachtung ſah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimiſchen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutſchen und nach ſtärkern und freien Händen ihn zu führen.*) Hier in Schleſien kam zuerſt eine große Wahrheit in die Erkenntniß der Menſchen, die Wahrheit auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein im Stande iſt ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Theil der Anſprüche, die ſie nach polniſchem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, und die ſo übergroß waren, daß ſie wenig eintrugen. Die Fürſten verliehen ihnen als Gunſt die Berechtigung, Städte und Dörfer nach deutſchem Recht zu gründen, d. h. freie Gemeinden zu ſchaffen, und als eine fürſtliche Gnade wurde dies Vorrecht eifrig begehrt, vielleicht am eifrigſten von der Geiſtlichkeit, von Ciſtercienſern, Auguſtinerchorherren u. a.

---

*) Der geringe Ertrag der ſlaviſchen Wirthſchaften und die Untüchtigkeit der einheimiſchen Arbeiter wird ſogar in den Stiftungsurkunden jener Zeit einigemal als Grund der Coloniſation erwähnt.

Die Anlage aber eines deutſchen Ortes geſchah regelmäßig nach derſelben Art und Weiſe. Fürſten oder Grundherren machten Verträge mit einem Unternehmer (locator). Er hatte die deutſche Stadt oder Bauernſchaft einzurichten, dafür wurde er ſelbſt Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Haide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slavendorf beſetzt werden ſollte, da wurde die Hufenzahl der Dorfflur feſtgeſtellt, zuweilen in feierlichem Zuge umſchritten, und dem Locator die Schultiſei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und veräußerlichem Eigenthum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte die Steuern zu erheben und abzuliefern, und in Rechten und Pflichten ſeine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenoſſen ſaßen als freie Männer in erblichem Beſitz, zur Veräußerung mußte der Grundherr ſeine Genehmigung geben. Die neuen Anſiedler waren frei von Laſten auf mehre Jahre.

Wo Gelegenheit zu einem Markte war, oder wo ſich hinter dem polniſchen Stadtgraben größere Thätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Locator die Befugniß zur Anlage einer Stadt nach deutſchem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches freies Eigenthum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Einkünfte von den Fleiſch-, Brot- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen ſogar die oberſte. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fiſcherei und Jagdrecht, wohl auch das Meilenrecht für ſtädtiſche Gewerbe. Die Bürger waren ſämmtlich perſönlich frei und regierten ihr Gemeinweſen ſelbſt. Verfaſſung und Recht holten ſie ſich bei einer angeſehenen deutſchen Stadt, und ſie bezahlten es der Mutterſtadt meiſtens mit gutem Geld. Magdeburg wurde die große Quelle für Ordnung und Recht der ſchleſiſchen Stadtgemeinden, und noch lange, nachdem Breslau zu ſeiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in ſchwierigen Fällen einer Entſcheidung bedurfte.

Nicht gleich war das Schickſal, welches die deutſchen Städte und Dörfer, die doch beide nach demſelben Princip gegründet waren, in dem ſpäteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zuſammengefaßte Kraft deutſchen Lebens fröhlich empor, Selbſtgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben und die Rechte des Vogts, vor allem ſeine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerſchaft ſelbſt zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte ſich in ſpäterer Zeit gegen Uebergriffe der Grundherren und gegen Laſten, welche die Fürſten wieder auflegten, nicht zu ſchützen; ſie verloren von ihren Freiheiten, und manches Recht, das ſie bei der Gründung im 13. Jahrhundert beſeſſen hatten, wurde ihnen erſt im Anfange des gegenwärtigen wieder gewährt.

So ſchoß ſeit 1200 zwiſchen den Rieſenbergen und der endloſen polniſchen Ebene in der oberen Hälfte des Oderlandes mit überraſchender Schnelligkeit ein neuer deutſcher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war ſeine Herrſchaft über das Land entſchieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der ſtille Kampf zwiſchen deutſcher und polniſcher Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entſchieden war, fortgeſetzt, ja in einigen Landkreiſen dauert er noch heut.

Im Ganzen folgten die fügſamen Slavenſtämme Schleſiens friedlich der neuen Strömung, denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slaven vortheilhaft deutſches Recht zu erwerben. Und der neue deutſche Stamm ſtellte ſich bald durch ſeine Mundart, ſeine Sitte, ſeine Bildung als eine neue Schattirung des deutſchen Volkscharakters dar. Leicht vermag man zu erkennen, daß er aus einer Verbindung ſlaviſcher und deutſcher Art hervorgegangen iſt.

Denn zweierlei kann man als bezeichnend für deutſches Weſen im Mittelalter betrachten. Zuerſt, wodurch ſich alle Germanen von Kelten und Slaven unterſcheiden, daß die Bilder der Außenwelt ſich am reinſten und vollſtändigſten in der Tiefe ihres Gemüthes ſpiegeln, und daß ſie deshalb vorzugsweiſe die Befähigung haben, die Welt, in welcher ſie leben, zu verſtehn und die eigene Selbſtſucht zu zügeln durch verſtändiges Ermeſſen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit. Die zweite Eigenthümlichkeit aber iſt vorzugsweiſe bei den Deutſchen des ſpäteren Mittelalters und der Neuzeit ausgebildet, daß ſie einen ſinnigen Genuß darin finden, ſich mit aller Wärme und dem Reichthum ihres Gemüthes abzuſondern und mit kleinen Kreiſen von Genoſſen feſt abzuſchließen gegen das Ganze, dieſe kleinen ummauerten Kreiſe ihres Lebens aber ſo ſehr durch Formen, Bilder und Gebräuche zu beſchränken, daß ſie ſchwerfällig werden, wo es darauf ankommt friſchweg zu wagen und von dem eigenen Weſen zum Nutzen der Geſammtheit zu opfern. Zu ſolcher Anlage kam den Schleſiern etwas von der leichten Sorgloſigkeit der Slaven und von ihrer Fertigkeit, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks zu vereinigen. Daraus entſtand ein lebhaftes Volk von gutmüthiger Art, heiterem Sinn, genügſam, höflich und gaſtfrei, eifrig und unternehmungsluſtig, arbeitſam, wie alle Deutſche, aber nicht vorzugsweiſe dauerhaft und nicht vorzugsweiſe ſorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft, aber ohne gewichtigen Ernſt, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenſo eilig bei der That, mit einem weichen Gemüth, ſehr geneigt Fremdes anzuerkennen und auf ſich wirken zu laſſen, und doch mit nüchternem Urtheil, welches ihnen die Gefahr verringerte das eigene Weſen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetiſcher als die meiſten andern Stämme, aber in ſeinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltigerer Volksnaturen. Wie das Volk iſt auch ſeine Mundart; breit, behaglich, ſorglos fallen die Worte von den Lippen; ſie iſt reich an liebkoſenden Verkleinerungswörtern und an abgeleiteten Zeitwörtern, welche gemüthliche Nüancen der Zuſtände oder Handlungen bezeichnen, ſie bewahrt manchen alterthümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slavenwörter, und bezeugt noch jetzt durch die vielen Beſonderheiten, welche einzelne Theile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Auswandrer aus verſchiedenen Gegenden der großen Heimat germaniſirt wurde.

Dem Volke, welches ſo entſtand, wurde ein leichtes Leben nicht beſchieden, und alle Beweglichkeit, die ſie von den Slaven, und alle höhere Lebenskraft, die ſie von den Deutſchen geerbt hatten, waren nöthig, um ſie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwiſchen Böhmen und Polen getrieben bis nahe an Ungarn heran, haben ſie ſich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgetheilt und von den ſtärkern Nachbarn Schläge erhalten. Nie war es ihnen vergönnt, das Selbſtgefühl eines einigen Volkes zu bekommen; wie groß auch die Kraft einzelner Gemeinden und Bünde geworden war, dem äußern Feinde gegenüber waren die Schleſier faſt immer getheilt. Hin und her geworfen zwiſchen polniſcher und böhmiſcher Oberherrſchaft, nicht ſelten im Kampfe gegen den Oberherrn, wurde die Landſchaft gezwungen alle ſchwachen und bösartigen Händel, welche die Fürſtenhäuſer untereinander und mit den Nachbarn hatten, durch Blut und Geld zu bezahlen. Und die Geſchlechter der Fürſten ſelbſt, immer kraftloſer durch die Erbtheilungen, ſchwankten zwiſchen ſlaviſcher

Zügelloſigkeit und deutſcher Bedächtigkeit und Unentſchloſſenheit. Zwar das 13. Jahrhundert ſegnete mit mehr als einem maßvollen, ja großen Fürſten, und im 14. Jahrhundert, unter dem Schutz des gewiſſenloſen aber klugen Luxemburgers, Kaiſer Karl's IV, blühte die Landſchaft auf. Noch jetzt können wir mit großer Wahrſcheinlichkeit aus einem Landbuch des Fürſtenthums Breslau ſchließen, daß zur Zeit Karl's IV das mittlere Schleſien mehr angebautes Ackerland hatte, als vierhundert Jahre ſpäter bei der preußiſchen Beſitznahme. Und in jener guten Zeit muß ſich bereits viel vom ſchleſiſchen Volkscharakter ausgebildet haben. Aber das 15. Jahrhundert brachte dem Land die furchtbare Geißel der Huſſitenkriege. Bereits damals, als die fanatiſchen Krieger des Kelches die Dörfer Schleſiens niederbrannten, die Klöſter ausſengten und was geiſtlich war in die Flammen warfen, in jener fürchterlichen Zeit, wo nicht die Kriegsſchrecken eines Jahres, ſondern faſt eines Jahrhunderts das Land heimſuchten, iſt die eigenthümliche ſchleſiſche Art zu erkennen, ſowohl in der Sprache und Darſtellung der Einzelnen, welche uns die Leiden der Zeit erzählen, als in dem Gegenſatze des Volksſtammes zu dem feindlichen Nachbarlande.

Kein Land litt mehr unter den Schrecken der Huſſitenzeit als Schleſien, und es muß bekannt werden, daß die Schleſier ſich in keinem Jahrhundert ihrer Geſchichte ſo wenig zu ihrem Vortheil zeigten als in dieſem. Durch die Theilung in viele kleine unabhängige Landgebiete waren ſie politiſch ſchwach und ganz ungeeignet, einem ſtarken feindlichen Angriff aus eigenen Kräften zu widerſtehen. Wenn die Gefahr nahe trat, kam ihnen die Empfindung ihrer Lage und ſie wurden kleinlaut. So oft ſie aber freier athmen konnten, waren ſie übermüthig, große Schwätzer und voll hochfliegender Pläne, die ihnen meiſtens kläglich vereitelt wurden. Sie waren als Nachbarn die leidenſchaftlichen Feinde der Böhmen und aus Haß gegen dieſe die eifrigſten Rechtgläubigen; ſie waren ſehr thätig bei dem erſten ſchmählichen Verwüſtungskriege nach Böhmen geweſen und hatten dadurch und durch Wortbruch die Rache der Böhmen gegen ſich herausgefordert. Wie in der Römerzeit die puniſche Treue, ſo war damals in Schleſien die böhmiſche Treue ſprichwörtlich, aber die Schleſier hatten kein beſonderes Recht den Böhmen Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Und ihre gefährliche Lage hinderte ſie nicht, mit großer Sorgloſigkeit und mit einem entſchiedenen Mangel an Gemeinſinn diejenigen ihrer Herzogthümer und Städte, welche von den ſchwarzen Rächern überfallen wurden, durch ſäumige Hilfleiſtung dem Verderben zu übergeben. Und immer wieder waren ſie mit der Zunge, mit loſen Witzworten und kleinen Treuloſigkeiten bei der Hand, um die Feinde auf's Neue zu reizen und den Strom gegen ſich zu leiten. Freilich ihre Lebenskraft und Elaſticität war ebenſo unverwüſtlich. So oft ihnen die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, ſie bauten und flickten immer wieder zuſammen, was irgend halten wollte. Sie wurden auch ſpäter nicht müde den Ketzer Girſik, wie ſie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern und zu reizen. In allen Schenken Breslaus wurden Spottlieder auf ihn verfertigt, und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als ein Scheuſal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen. Wenn ſie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er ſehr zornig war, machten ſie ihm ſchnell ein Geſchenk von hundert Ochſen, aber gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt wurde ihr Haß männlicher, ſie ergriffen gegen ihn die Waffen und haben ſich tapfer mit ihm geſchlagen. Und als er endlich in das Grab ſank, konnten ſie das Behagen empfinden, daß ſie von Allen am meiſten ihm das Leben verbittert und die ehrgeizigen Pläne dieſes ſtarken Charakters durch ewiges Widerſprechen und Dreinſchlagen durchkreuzt hatten.

Der endloſe Krieg des 15. Jahrhunderts verdarb das deutſche Schleſien. Das flache Land lag öde und zertreten, die Mehrzahl der deutſchen Bauern ſank in dieſer Zeit des Feuers und des Eiſens zu einem Zuſtand hinab, der von ſlaviſcher Unfreiheit nicht weit entfernt war. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt, nur wenige der größern gewannen ſeitdem ein entſchiedenes Uebergewicht. Der ſchleſiſche Landadel blieb roh und beuteluſtig, er lernte von den Böhmen Vieh ſtehlen, Kaufleute anhalten und Städte brandſchatzen. Die Fürſten, in ewigen Händeln untereinander, wurden zuweilen Bundesgenoſſen der Böhmen, theilten mit dieſen die Beute, ja einzelne von ihnen fanden Behagen an einem wüſten Räuberleben und hauſten wie Mordbrenner in ihrem eigenen Lande. Noch in das 16. Jahrhundert hinein währten die inneren Händel, Räubereien, rohe Gewaltthaten und klägliche Katzbalgereien.

Doch auch in dieſer Zeit bewahrten die Schleſier ihre Gewandtheit ſich in verzweifelter Lage häuslich einzurichten. Als z. B. im Jahr 1488 Herzog Hans von Sagan, eine wüſte Geſtalt aus den Grenzkriegen, ſieben ehrbare Rathsmänner ſeiner eigenen Stadt Glogau in den Thurm warf und verhungern ließ, weil ſie ſich geweigert hatten gegen einen beſchworenen Vertrag zu handeln, da war es allerdings recht deutſch, daß die ſieben Märtyrer ſelbſt über ihr Verhungern pünktlich und gewiſſenhaft Buch führten und Gott ſchriftlich um Barmherzigkeit und ein ſeliges Ende baten; aber wieder echt ſchleſiſch und faſt modern iſt es, daß der Schreiber dieſes furchtbaren Tagebuchs noch ein gewiſſes düſtres Behagen darin findet über das Schmerzliche ſeines Schickſals Betrachtungen anzuſtellen, und daß er in den letzten Zeilen, die er vor dem Tode ſchrieb, das Bedenkliche ſeiner Lage durch die Mittheilung zu ſchildern ſucht, er habe ſich aus der Schwärze des Lichtes die Tinte machen müſſen.*)

---

*) Dieſes Tagebuch iſt uns leider, wie der ganze Bericht des Marcus Kintſch von Zobten, nur in ſchlechter Handſchrift und verſtümmelt geblieben. Jeder aber wird die Bruchſtücke mit Rührung leſen. Es iſt nicht möglich einfacher und ergreifender zu ſchreiben, als z. B. in folgenden

Im Jahrhundert der Reformation wurden die Schleſier, wie ſich von ihrer lebhaften Empfänglichkeit erwarten ließ, in der Mehrzahl eifrig für die neue Lehre. Sie waren durch ſtärkere Bande an die alte Kirche gebunden, als die meiſten andern Stämme, denn ihre Ahnen waren zum Theil durch die Kirche in das Land gerufen worden; demungeachtet löſte ſich faſt das ganze Land mit großer Behendigkeit von Rom und ſtand mannhaft mit Gut und Leben für ſeine Ueberzeugung ein. Und ſchwer wurde dieſe Feſtigkeit geprüft; denn die Oberhoheit über die Landſchaft war aus polniſcher und böhmiſcher Hand in die des öſtreichiſchen Hauſes gekommen. Von allen Ländern der habsburgiſchen Hausmacht aber iſt Schleſien das

---

Stellen: „Hiermit bezeugen wir vor Allen, die dieſe Schrift hören, ſehen, leſen, nachſagen, da uns die heiligen Sacramente vorenthalten ſind, daß wir ſterben in dem heiligen chriſtlichen Glauben und vergehen aller der Sachen und Klagen unſchuldig, deren uns unſer Herr zeihet und geziehen hat vor dem Rathhauſe auf dem Markte. Und wenn er uns das entgelten läßt, thut er uns Gewalt, das zeugen wir vor unſerm Gott, und wollen Herzog Hans, unſerm ungnädigen Herrn, vor dem ernſten und geſtrengen Gerichte Gottes antworten. Denn ein jeder mag das wohl merken: hätte er aufrichtige Schuld und Klage gegen uns erheben können, er hätte uns in einem ſo finſtern Winkel ſo jämmerlich nicht verdammen laſſen, denn ſo wir ans Licht gekommen wären und vor Leute, würde ſeine große ungeſtüme Gewalt offenbar worden ſein. Da es denn Gott der Allmächtige um unſerer Sünde willen alſo über uns verhänget, wollen wir es geduldig leiden und auf uns nehmen, und ſeine Barmherzigkeit bitten wir um ein ſeliges Ende. Amen. Geſchrieben in großem Jammer und Noth, auch Betrübniß.“

„Merkt, ihr frommen Leute, und wiſſet, daß uns der Durſt mehr würgt, denn der Hunger.“ — —

„In dieſer Noth und Pein habe ich, Hans Keppel, dies geſchrieben, und habe Tinte gemacht von dem Schwarzen am Lichte, das oben verbrannt war. Wie es Gott weiter machen will, ſteht bei ſeiner Gnade und Barmherzigkeit. Aber ſie geben uns nicht mehr Speiſe und Trank, ſo wird es mit uns nicht mehr lange währen. Gott helfe uns und ſtehe uns bei. Amen. Hactenus Keppel.“ — —

Zwei von ihnen ſtarben noch an dem Tage, an dem Keppel dies geſchrieben, darnach er und die übrigen zuſammen.

einzige, welches der eiſernen Fauſt der Gegenreformation den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das 18. Jahrhundert hinein verzweifelten Widerſtand geleiſtet hat. Zwar das 16. Jahrhundert brachte der zerrütteten Landſchaft beſſere Ordnung, Sicherheit des Verkehrs und lateiniſche Schulen, welche zu den beſten der Zeit gehörten. Aber der dreißigjährige Krieg legte das Land wieder wüſt und öde; was von Menſchen den Grauſamkeiten der Soldaten, den Seuchen und dem Hunger entrann, war ſchwerlich ein Dritttheil der frühern Bevölkerung. Gerade aber in dieſer Zeit, wo ganz Deutſchland ein großes Leichenfeld war, auf welchem nicht einmal mehr der laute Schrei des Schmerzes gehört wurde, da trat der ſchleſiſche Volkscharakter auf dem einzigen Gebiet, wo freie Thätigkeit möglich war, als Vertreter Deutſchlands für die übrigen Stämme ein. Noch während die Schleſier mit den kaiſerlichen Soldaten Hiebe wechſelten und als Ueberwundene den kaiſerlichen Commiſſarien heimlich die Fauſt ballten, hatten ſie Luſt an Verſen und Geſang, ſie fanden die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig, und unter den Scherben der Becher, welche ihnen die Wallenſteiner zerſchlagen, und in den geſchwärzten Mauern ihrer Häuſer, welche die Schweden ausgeſengt hatten, riefen ſie kräftig nach Hebe und Ganymed und erſuchten dieſe, Falerner in goldenen Bechern herbeizuſchaffen. Schon die feine, gewählte und ſaubere Sprache des charakterloſen Opitz erfreut unter dem unbehilflichen Geſchrei der Gewaltigen, aber wahrhaft herzerquickend iſt das kurze launige Lächeln Logau's in den Jahren, welche ſonſt nichts zeigen als wüthende oder gramgefurchte Geſichter. Mit Opitz, Logau, Gryphius und Günther beeiferte ſich das ganze gebildete Schleſien, zierlich zu empfinden und heroiſche Verſe zu machen. Was ſie ſangen, hat für unſern Geſchmack nur wenig Reiz; aber daß ſie überhaupt die Kraft hatten, in dieſer Zeit den idealen Empfindungen der Deutſchen Ausdruck zu geben, das wird man ihnen immer danken müſſen. Denn es war damals wohl etwas Großes, der plumpen und fürchterlichen Gemeinheit gegenüber, welche auf dem deutſchen Leben lag, zu zeigen, daß es noch Schönes auf der Erde gab, geiſtige und edlere Genüſſe als das wüſte Zechen und den Verkehr mit entwürdigten Weibern, und daß hinter dem grauen und farbloſen Himmel, welcher das Land bedeckte, noch eine andere Welt zu finden war voll glänzender Farben, großer und ſchöner Empfindungen.

Während aber den andern deutſchen Stämmen der Geſang der ſchleſiſchen Schwäne und Nachtigallen ein Vorbild wurde und der Ruhm ſchleſiſcher Dichter hoch ſtieg, war doch die irdiſche Lage dieſes deutſchen Stammes in der That eine ſehr traurige. In einer unausgeſetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung ſeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges zog ſich die Lebenskraft der ſchleſiſchen Coloniſten in immer kleinere Kreiſe zuſammen, und zuletzt ſchien das deutſche Leben des Oberlandes demſelben Schickſal verfallen, welches damals, bevor die Deutſchen in das Land kamen, das ſlaviſche gebrochen hatte: tötlicher Abſpannung, einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schleſier wurden nicht durchweg Kopfhänger, ſie ſuchten eifrig jede Gelegenheit ihre Laune zu erweiſen, aber es war eine kümmerliche Luſtigkeit bei Eſſen und Trinken. Da, als die Noth ſehr hoch geſtiegen war, ſchlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preußiſche Trommeln Alarm, und die Trompete der Ziethen'ſchen Huſaren ſchmetterte auf denſelben Straßen, auf denen fünfhundert Jahre vorher das erſte Lied der deutſchen Einwanderer mit den guten Worten erklungen war: „In Gottes Namen fahren wir.“

Erſt dieſe letzte Eroberung vollendete die Germaniſirung des Landes, erſt ſeit der Zeit erhielten die Schleſier das Selbſtgefühl, eine eigene Landsmannſchaft Deutſchlands zu ſein im unauflöslichen Verbande mit ihren Bruderſtämmen. Was die ſlaviſchen Piaſten des 13. Jahrhunderts begannen, beendeten die deutſchen Hohenzollern des 18. Jahrhunderts.

6.

Beſiedelung des Oſtens.

Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen.

In etwa drei Jahrhunderten entſteht, herrſcht und vergeht eine der größten politiſchen Genoſſenſchaften. Ihr Leben iſt reich an fremdartigen Bildern, an ſtolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, welche ſie ſelbſt überdauert haben.

In dem Leben des Ordens ſtehn Berechtigung und Schuld, ſeine Thaten und die Vergeltung, welche ihm das Schickſal zutheilt, in ſo wohlgewogenem und für uns Menſchen verſtändlichem Verhältniß, wie bei wenig politiſchen Gebilden. Der Orden ſchuf ſelbſtſüchtig für ſeine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkte doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenſchlicher Größe durch viele tauſend Einzelleben, die er ſich dienſtbar gemacht.

Aber ſein geſchichtliches Leben iſt doch grundverſchieden von dem eines Volkes und von dem eines ſtarken Mannes. Ein Culturvolk arbeitet mit einer großen Zahl von leitenden Ideen, welche ihm Gedanken, Begeiſterung, Willenskraft geben, es iſt zeitweiſe ſchwach und ſtark, krank und geſund unter Kampf und Herrſchaft ſeiner wechſelnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen ſich in ſeinem Leben ſo übermächtig anhäuft, daß es daran zu Grunde geht; dann dauern die Menſchen deſſelben und tragen die beſondere Bildung, die ſie durch ihr Volksthum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieſes zu verſtärken, weil ſie ihm die Einſeitigkeit ſeiner Natur mildern. So lebten und vergingen die Babylonier, die Griechen, Juden, Römer, Araber. Darum iſt jedes vergangene Culturvolk den ſpäteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und ſchafft ſo, daß ihm ſein Verſtändniß der Welt fortgebildet wird, und daß ſein Wille durch Wechſel ſeiner Erkenntniß und durch Liebe und Haß in jeder Stunde unabläſſig gelenkt wird. Auch ihm wird zuletzt Einſicht und Gemüth beſchränkt durch die Folgen früheren Thuns, die ſich auf ſeinem Haupte ſammeln, ſeine Freiheit ein Neuer zu werden hört auf, er verfällt endlich der Geſammtheit deſſen, was er geworden iſt und was er gethan hat. Ihm iſt der Tod der letzte Erfolg ſeines Lebens und die letzte Gunſt des Schickſals. Und nach ſeinem Tode betrachten ihn auch ſpätere Gegner ſeiner Lebensarbeit mit Theilnahme, er war ein Menſch wie ſie, und für menſchliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine ſympathiſche Empfindung.

Weit unfreier und einſeitiger arbeitet eine Genoſſenſchaft; ſie wird durch eine einzige Idee getragen, und ſie kann nur beſtehn, ſolange ihre Zwecke nicht in Widerſpruch gerathen mit ſtärkeren ethiſchen Forderungen der Völker. Sie kann ihre Grundlage nicht wandeln, ſie vermag nur ſchwer zu lernen und ſich zu verjüngen. Und wie Begeiſterung und Fanatismus, welche das Princip einer Genoſſenſchaft vielen Menſchenleben mitzutheilen weiß, mächtiger und furchtbarer ſind als die ſchöpferiſche Kraft eines einzelnen Lebens, ſo iſt die Herrſchaft der Genoſſenſchaft auch von einer fürchterlichen Starrheit und Beſchränktheit, und ihr Fall tief, ruhmlos und kläglich, denn ſie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmerung, unter Gleichgiltigkeit, Widerſpruch, Haß, Verachtung der Menſchen. Das geſchah der Kirche des Mittelalters, dem römiſchen Reich deutſcher Nation, dem Innungsweſen, der

Hanſa, dem deutſchen Orden. Was dieſe Einrichtungen wollten, wurde durch die Zeit als beſchränkt und unwahr widerlegt, was ſie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erſchien, das erklärten Spätere für ein Werk des Teufels. Und die menſchliche Theilnahme, welche den geſtorbenen Helden zu Gute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir ſchwer für Ideen, welche uns nichtig geworden ſind.

Aber ein guter Troſt bleibt bei ſolcher geſchichtlicher Betrachtung. Was je Menſchen erwärmt und auf Dauer thatkräftig geſpannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geſchaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunſch und Willen des Erzeugers ſein neues Daſein kund gibt. Die Kreuzzüge eroberten nicht das Morgenland, aber ſie wurden den Völkern Beginn eines ſelbſtändigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutſchen Proteſtantismus, die freie Wiſſenſchaft und jedem Einzelnen die Pflicht ſeinen Gott zu ſuchen; der deutſche Staat des Mittelalters wurde Vorſtufe für eine höhere politiſche Bildung, die gerade jetzt die volle Kraft der Deutſchen in Anſpruch nimmt; durch die Zunftgenoſſen und Hanſen erblühte die deutſche Städtekraft; der deutſche Orden vermachte ein großes Culturland, kräftige Bürgerſchaften und deutſche Grundbeſitzer dem neuzeitlichen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahr 1190 an dem Berge Turon vor Accon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, ſie nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeſchiffen, und errichteten daraus auf dem Nicolaikirchhof zwiſchen dem Heer und dem Fluß Bellus eine Lufthütte, dort pflegten ſie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie ſtatteten das Hoſpital mit Betten, Zubehör und Geld aus und ſtellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria.*)

---

*) Doch wohl in Erinnerung an ein früheres deutſches Hoſpital in Jeruſalem unter Leitung der Johanniter, das im Jahr 1187, als Saladin

Und der Hauptmann der Bürger Siebrand erwarb für die Stiftung vom König Guido von Jeruſalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Accon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, ſobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hanſen in die Heimat zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Caplans Konrad und des Kämmerers Burkhard, welche mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiſer Friedrich Rothbart's, im October 1190 vor Accon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutſche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten ſie nach Eroberung der Stadt Accon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenſtaufen beim Papſt um die Rechte einer geiſtlichen Genoſſenſchaft für die Brüder des Marienhoſpitals deutſcher Nation. Die Bruderſchaft erhielt vom Papſt Cöleſtin III im J. 1196 einen Stiftungsbrief mit den Vorrechten einer geiſtlichen Körperſchaft, im J. 1199 wurde ihr vom Papſt Innocenz III beſtätigt, daß ſie einen Orden bilden ſollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hoſpitalregel von den Johannitern nähme.

So entſtand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Bruderſchaften die größte Bedeutung gewinnen ſollte, aus einer deutſchen Bürgerſtiftung. Und für ſeine ganze Geſchichte ſollte der Zuſammenhang mit dem Bürgerthum entſcheidend werden. Daß er Städtegründer, Schützer und Theilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beſte Kraft; als die Ordensbeſtrebungen und die der Städte ſich feindlich ſchieden, verging er.

Die Dienſtleute St. Mariens vom deutſchen Hauſe, wie ſie in ihrer älteſten Regel genannt werden, ſind begebene

---

die Stadt eroberte, untergegangen war. Vergl. Scriptt. rer. Pruss. I, 26. — Die folgende Darſtellung iſt dieſer muſterhaften Ausgabe der preußiſchen Chroniſten durch Th. Hirſch, M. Töppen und E. Strehlke zu Dank verpflichtet.

Menſchen unſeres Herrn Chriſtus, ſie ſind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen iſt geboten Keuſchheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Beſitz. Nur der Orden darf beſitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterſchaft, ſoll er in ſeinem oberſten Hauſe, oder wo ſonſt der Meiſter mit dem Capitel beſchließt, ein Hoſpital halten für alle Zeit.

Wer in das Hoſpital aufgenommen wird, ſoll zuerſt beichten, wenn er die Kraft hat, ſeine Habe ſoll der Bruder des Hoſpitals verzeichnen. Die Siechen ſollen alle Tage ihre Krankenkoſt bekommen, bevor die Brüder eſſen, der Orden ſoll ihnen nach Vermögen Aerzte halten und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man ſoll ihnen in Demuth und Treue dienen. — Um die großen Koſten des Hoſpitals zu decken, darf man mit Erlaubniß des Meiſters Almoſenbitter in das Land ſenden, Leute von geiſtlichem Leben, erfahren und mäßig.

Der Orden beſteht aus — wenigen — Geiſtlichen und aus Laien, welche die Hauptmaſſe und Stärke des Ordens ſind; beide ſollen fromm ihren Gottesdienſt halten, ſiebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder ſtirbt, ſoll man ſeine beſten Kleider und des Bruders Speiſe und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder ſollen Hemden, Niederkleid und Beinſtrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand haben, Pelz, Kürſe (Pelzrock) und Bettdecke ſollen nur von Schaf- oder Gaisfell ſein, aber Gaisfell ſoll nur erhalten, wer es verlangt. Von den Laienbrüdern ſollen die Ritterbrüder weiße Mäntel tragen, ſonſt in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterſchieden ſein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Aermeln) und Wappenrock ein ſchwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, ſoll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle ſollen ihr Haar kurz geſchoren tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte, die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode das unterſcheidende Kennzeichen der Ordensbrüder und „die Bärtigen“ ihr Beiname.

Bei Tiſche ſprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Pater noſter und Ave Maria. Drei Tage in der Woche dürfen ſie Fleiſch eſſen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Faſtenſpeiſe, bei Schwachen und Kranken darf man die Koſt beſſern. In ihrem Haus eſſen die Brüder zwei und zwei mit einander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häuſern, wo ein Convent der Brüder iſt, nämlich nach der Zahl der Apoſtel zwölf Brüder und ein Comthur, ſoll man die Lection bei Tiſche halten und alle Eſſenden ſollen ſchweigen. Sonſt ſoll man bei Tiſche wenig reden, wenn nicht der Oberſte Gäſten zu Gefallen Erlaubniß gibt. Angebrochenes Brot ſoll man nach Tiſche als Almoſen geben. Außerdem den zehnten Theil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauſes gebacken wird. An beſtimmten Tagen ſollen die Brüder faſten, an jedem Faſttage haben die Brüder eine Abendcollation, dieſen Trunk ſollen ſie thun zwiſchen Veſper und Complet (dem letzten Gottesdienſt), und dabei von ehrſamen Dingen leiſe ſprechen. Alle Brüder ſollen in einem Raume ſchlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hoſen, jeder in beſonderem Bett, ausgenommen die im Dienſt des Ordens anderswo ſchlafen. In der gemeinſamen Schlafſtelle ſoll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Complet geſprochen iſt, dann ſollen die Brüder ſchweigen, bis die Prime des nächſten Tages geſungen iſt, außer in Nothfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe abſenden oder leſen ohne Erlaubniß des Oberen, der Vorleſung fordern darf. Die Brüder dürfen tauſchen oder verſchenken, was ſie aus Holz für ſich gemacht haben.*) Kein Bruder im Hauſe darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

---

*) Es ſind wohl Armbrüſte, Speere und Pfeile gemeint.

Roſſe, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nöthig und erlaubt iſt, ſoll er nach Landesgewohnheit führen (nicht ſelbſt beſitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild ſollen keine Ueberdecke haben. Roſſe oder Waffen, die einem Bruder verliehen ſind, darf der Obere ohne Widerſpruch anderen geben; niemand ſoll beſtimmte Waffen und Roſſe fordern, hat er Einwand gegen die zugetheilte Rüſtung, ſo ſoll er ihn demüthig kund geben. — Jagd mit Hunden und Federſpiel ſollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich ſind, darf der Orden ſie halten und die Brüder dürfen ſie zum Schutz geleiten, nur wilde Thiere dürfen ſie töten, ohne Jagdhunde, und Vögel ſchießen zur Uebung.

Die Brüder ſollen einträchtig leben in Sanftmuth, von niemandem Uebles raunen, nicht von vergangenen Thaten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, ſchelten, ſtreiten, prahlen, nicht ſchlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, ſoll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geſchäften, welche die Ordensgemeinde angehn, bei Einſetzung und Abſetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern, ſoll der Meiſter alle gegenwärtigen Brüder verſammeln, dem beſſeren Rath der Brüder ſollen Meiſter oder Obere folgen, aber ſie ſelbſt ſollen entſcheiden, welcher der beſſere Rath ſei.

Brüder auf der Wegefahrt ſollen gutes Beiſpiel geben; Herbergen von böſem Leumund ſollen ſie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergeſellſchaften und weltlichen Spielen ſollen die Brüder ſelten gehn; wo man Argwohn haben kann, ſollen ſie das Geſpräch mit Frauen, zumeiſt mit jungen, meiden; Frauen dürfen ſie nicht küſſen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schweſter. Gebannte Leute ſollen ſie meiden, und Gevatter ſollen ſie nur ſtehn, wenn das Kind in Todesgefahr iſt.

Keinen Knaben ſoll man vor dem 14. Jahre beim Orden annehmen. Kein Weib ſoll man zur Geſellſchaft in den Orden nehmen, denn oft geſchieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes ſchädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienſt und beim Vieh darf man Frauen als Mitſchweſtern annehmen, ſie aber ſollen getrennt von der Wohnung der Brüder hauſen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheiratete und ledige, als Mitbrüder und Mitſchweſtern, wenn ſie darum bitten, wenn ſie würdig ſind, und wenn ſie ihr Gut gegen Leibgedinge oder doch jährliche Spenden dem Orden geben.

Der Meiſter ſoll ein Stab ſein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorſamen, deshalb ſoll er Stab und Gerte in ſeiner Hand führen. Er hat Gewalt von allen dieſen Geſetzen zeitweilig zu befreien, nur nicht von Keuſchheit, Armuth und Gehorſam.

Das war die älteſte Regel des deutſchen Hauſes, wie ſie ſich zuerſt aus den Satzungen der Hoſpitaliter und Templer, demnächſt aus Verordnungen der Päpſte bis zur Eroberung Preußens bildete, ein ehernes Band, das die Selbſtwilligkeit brach und den Einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Dieſe alte Regel wurde durch ſpätere „Geſetze“, d. h. Beſtimmungen, welche ſich die Brüder ſelbſt geſetzt, und durch „Gewohnheiten“ vermehrt und abgeändert, in dem Ordensſtatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man ſuchte in jener Zeit nicht ſtrenge Durchbildung und Folgerichtigkeit des geſchriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in den Formeln beſtehn, auch wenn es dem Zuſatz ſich nicht recht fügen wollte. Aus dieſen älteſten Zuſätzen nur Folgendes.

Kein Bruder ſoll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehn, keiner ſoll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Noth. Der ungelehrte Bruder ſoll in dem Orden ohne Erlaubniß nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wohl fortſetzen, wenn ſie wollen; kein Laienbruder ſoll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meiſters Erlaubniß. Drei Tiſche ſollen im Convent ſein, der Meiſter und alle geſunden Brüder ſitzen an der Conventstafel, alle erhalten gleiche Speiſe, der Meiſter aber vierfachen Antheil, damit er den Brüdern ſende, welche in Buße ſitzen. Nach der Conventstafel eſſen die dienenden Brüder am zweiten Tiſch; die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tiſch. Außerdem gibt es eine Tafel von Krankenkoſt, die Firmarientafel. Bedarf der Meiſter aber beſſerer Speiſe, ſo mag er an der Krankentafel eſſen, oder allein. Jeden Freitag, außer an Feſttagen des Ordens, ſoll jeder Bruder ſeine Juſte — die üblichen Ruthen- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer zur Jahrbuße verurtheilt iſt, der ſoll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehn, ſoll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten eſſen und auf der Erde ſitzen, drei Tage in der Woche mit Waſſer und Brot faſten, davon können ihm zwei aus Gnade erlaſſen werden. Jeden Sonntag ſoll er von dem Prieſter in der Kirche vor dem Volk ſeine Ruthenhiebe empfangen. War das Aergerniß, das er weltlichen Leuten gab, nicht ſo groß, ſo ſoll er die Streiche nur vor dem Capitel erhalten. Die ſchwerſte Schuld des Bruders iſt, wenn er durch Simonie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen Andern um Beſtechung aufnimmt, wenn er verſchwiegen hat, was ſeine Aufnahme gehindert hätte, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Chriſten zu den Heiden fährt ohne ſeinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde thut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, der ſoll vorher von einem Bruder in den Bräuchen unterrichtet werden; wird er eingeführt, ſo ſoll er niederknien vor dem Meiſter oder dem Capitel und ſoll um Aufnahme bitten um ſeiner Seele willen. Dann ſoll der Meiſter antworten: „Die Brüder haben eure Bitte erhört für den Fall, daß ihr nicht

Dinge an euch habt, die ich euch fragen werde. Das erſte iſt, ob ihr euch nicht in einen andern Orden verlobt habt, oder ob ihr einem Weibe durch Gelübde gebunden ſeid, oder ob ihr eigen ſeid einem Herrn, oder ob ihr eine Schuld auf euch habt, die den Orden beſchweren könnte, oder ob ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieſer Dinge an euch, und ihr ſaget uns das nicht, und wir erfahren es ſpäter, ſo könnt ihr unſer Bruder nicht ſein und habt den Orden verloren.“ Spricht der Neue aber, daß er dieſer Dinge nicht ſchuldig iſt, ſo ſoll ihm der Meiſter das vorlegen, wodurch er ihn an den Orden bindet. Erſtens, daß er gelobe den Siechen zu dienen, zweitens das heilige Land zu beſchirmen und andere Lande, die dazu gehören; das dritte iſt, ob er einen Beruf verſtehe, den ſoll er dem Meiſter angeben und ihn üben nach des Meiſters Willen; dann ſoll er geloben zu hehlen des Capitels Rath und des Meiſters heimliche That; nicht aus dem Orden zu treten ohne Erlaubniß in ein anderes Leben, und endlich zu halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens. Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wenn der Neue dieſe begehrt, und die kirchliche Einweihung. Der Orden aber gelobt dem Bruder, den er aufnimmt: Waſſer, Brot und alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenommen wird, ſoll gefragt werden, ob er das Credo und das Pater noſter kann. Kann er es nicht, ſo ſoll er es bei den Prieſtern heimlich lernen in dem erſten Halbjahr. Thut er das nicht und verſäumt es aus eitlem Sinn, ſo ſoll er dafür drei Tage büßen, und lernt er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, ſo hat er den Orden verloren, wenn nicht der Meiſter und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlaſſen hat und zum zweiten Mal wieder kommt, der ſoll nicht aufgenommen werden außer wenn er Jahrbuße thut. Geht ein Bruder in einen andern Orden über, ſo ſoll er ſein Amt abgeben und ſeine Rüſtung.

und ſoll ſich melden, wenn der Meiſter in dem Capitel ſpricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken ſeiner Seele Heil, der nehme Urlaub.“ Kommt er aber wieder, ſo ſoll er in dem Capitel ſprechen: „Brüder, ich bin wieder gekommen mit meinem Willen.“

Wenn ein Meiſter ſtirbt, ſo ſoll ſein Stellvertreter den Comthuren von Deutſchland, Preußen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch ſoll man beſenden die Comthure von Apulien und den anderen Landen, daß ſie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen ſoll erſcheinen und mit ſich den beſten ſeiner Brüder bringen; ſind die Zugereiſten und die Brüder in dem Capitel geſammelt, ſo ſoll der, der an Meiſters Statt iſt, einen Ritterbruder zum Wahlcomthur ernennen, und der Wahlcomthur ſoll einen zweiten Bruder wählen nach ſeinem Gewiſſen, die zwei den dritten, die drei den vierten und ſo fort bis zu dreizehn; einer ſoll ein Prieſter ſein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, wo möglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn ſollen lautere Wahl beſchwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind iſt oder der wegen Unkeuſchheit oder Dieberei Jahrbuße gethan hat. Bei der Wahl ſoll der Wahlcomthur zuerſt den Namen nennen, der ihm der beſte dünkt, dann ſoll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen ſage, wen er zum Meiſter wolle; iſt die Mehrzahl auf einen gefallen, ſo iſt die Wahl vollendet und giltig, dann ſollen ſie es dem Convent verkünden, die Pfaffenbrüder ſollen das feſtliche Tedeum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meiſters Statt war, ſoll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meiſters überantworten mit Fingerring und Inſiegel und ihn an die Pflicht ſeines Amtes mahnen, damit er am jüngſten Tage vor Gott beſtehn möge. Dann ſoll der Meiſter den Bruder Prieſter küſſen und den, der ihm Ring und Inſiegel übergeben hat.

Unter dieſer Regel hat die Genoſſenſchaft der Dienſtleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige beſiegt, über große Länder geherrſcht; ihre Geſchichte iſt eng verwachſen mit vielen großen Erinnerungen unſeres Vaterlandes. Und doch iſt ihre Verfaſſung oft mißverſtanden worden, auch in neuer Zeit.*)

Selbſtverſtändlich war der deutſche Orden während ſeiner ganzen politiſchen Größe bis zu ſeinem Verfall im 15. Jahrhundert kein adliger Orden. Aber er war auch keine Bruderſchaft, welche nur rittermäßige Leute in ſich aufnahm oder nur aus ſolchen beſtand, denen der Hochmeiſter den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber ſchon der Meiſter Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, iſt wahrſcheinlich ein Miniſteriale.

Die erſten Meiſter des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hanſen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß rittermäßige Männer; ob der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, dieſe Eigenſchaft gehabt hat, iſt unſicher, ſein Beiname bezieht ſich wohl auf die Beſonderheit der Ordensbrüder, gegen den damaligen Ritterbrauch einen Vollbart zu tragen. Erſt durch Papſt Honorius III wurde 1216 beſtimmt, daß der Meiſter des Ordens ein rittermäßiger Mann und von ehelicher Geburt ſein ſollte, offenbar, damit er den Ritterſchlag ertheilen könnte, und damit die unehelichen Kinder der Fürſten oder gar des Großmeiſters ſelbſt nicht das Amt des Meiſters zu einem Familienbeſitz machten.

Aber der Orden ſtand doch völlig unter Herrſchaft der Anſchauungen von Ehre des Ritterſchildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Theilnahme der Edlen und ihrer Ritter angewieſen, und konnte ſich nur durch unabläſſige Betheiligung des kriegeriſchen Theils der Deutſchen erhalten. Da iſt lehrreich, wie die Verfaſſung des Ordens Ritterthum und Anſprüche der Bürger zu verſöhnen ſucht.

---

*) So iſt in dem ehrenwerthen Werke von de Wal und ebenſo ſehr bei J. Voigt und Späteren die Darſtellung der Ordensverfaſſung häufig dadurch geſtört, daß man die neuzeitlichen Vorſtellungen von deutſchem Adel in Zuſtände des 13. und 14. Jahrhunderts hineingetragen hat.

Höchſter Vertreter und Gebietiger der Bruderſchaft war der Meiſter. Zwar war er verpflichtet, vor jedem wichtigen Beſchluß den Rath erfahrener Brüder oder die Erklärung des Convents oder die Entſcheidung des großen Capitels der Ordensgemeinde einzuholen; aber in der guten Ordenszeit war er doch mit der ganzen Machtfülle eines regierenden Herrn ausgeſtattet, erſt als der Orden verfiel, wurde der Meiſter durch Wahlcapitulationen und Mitregierung der großen Aemter eingeengt.

Unter dem Meiſter ſtanden die Aemter der Centralverwaltung. Zuerſt der Großcomthur als höchſter Verwaltungsbeamter, dann der Marſchall, das vorzugsweiſe ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großcomthur vor, im Hauſe dieſer; auch in dem Orden war es ſchwer, zwiſchen dem Miniſter des Innern und dem Kriegsminiſter, deren Wirkungskreiſe oft in einander gingen, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufſeher über die Krankenpflege; der Trappirer, der die ganze Draperie des Ordens unter ſich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handſchuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand u. ſ. w.; dann der Treſerer (Treßler), Aufſeher des geheimen Schatzes; endlich der Kleincomthur, ſpäter Hauscomthur, als Stellvertreter des Großcomthurs.

Nach der Eroberung Preußens wurden die Ordensſchäffer wichtig, die Großſchäffer Handelsminiſter des Ordens. Die höchſten Gebietiger waren dort — ausgenommen Großcomthur und Treßler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung von Landgebiet betraut, und weilten ſeitdem nicht mehr in der Umgebung des Hochmeiſters. Dadurch erhielten Nebenämter der Centralverwaltung größere Wichtigkeit.

Außerdem war das geſammte Ordensgebiet in Landescomthureien getheilt, in ſpäterer Zeit wurden große Gebiete unter das Commando von Heermeiſter, Landmeiſter, Deutſchmeiſter geſtellt, das Ordensgebiet in Balleien getheilt; die Befehlshaber der einzelnen Stationen des Ordens waren die Comthure, bei kleineren Poſten Vögte oder Pfleger.

Die geiſtlichen Brüder waren in den erſten Jahrzehnten ſehr ſpärlich vorhanden, wenigſtens in Deutſchland verrichteten Bettelmönche den geiſtlichen Dienſt. Die Geiſtlichen des Ordens bleiben auch ſpäter eine kleine Minderzahl, ſie ſind abgeſtuft in Prieſter (Presbyter) und Pfaffen; man bedarf ihrer, um von den Biſchöfen und Mönchsorden unabhängig zu ſein, aber man iſt bemüht ſie im Orden nicht zahlreich und mächtig werden zu laſſen. Daher jene Beſchränkung, welche dem Lernen der Ordensbrüder auferlegt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemächliche Pfaffen. Die Ordensgeiſtlichen tragen das Kreuz auf geſchloſſenem Prieſterrock, der bei den Presbytern wahrſcheinlich ſchon früh von weißer Farbe war. Die geiſtlichen Knaben, welche Schüler heißen, gehören nicht in die Bruderſchaft.

Die Laienbrüder, die Krieger und Arbeiter des Ordens, ſind Männer aus allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder iſt Mönchsgelübde, Koſt, Wohnung, Tagesleben, Theilnahme an dem Capitel und dem Princip nach auch das Convent- und Wahlrecht gleich. Auch das Kreuz und die Kleidung*) bis auf den Mantel. Unter ihnen ſind die Ritter die Ariſtokratie. Doch Ritterſchmuck iſt dieſen verſagt, nur der Rittergurt geſtattet und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in beſonderer Schaar als ſchwere Reiterei mit Ritterwaffen, und erhalten beim Feldzug eine größere Zahl Roſſe als die übrigen Waffenbrüder. Der Hochmeiſter — und außer ihm wahrſcheinlich jedes große Amt — hatte das Recht, Ordensbrüder und ſolche, welche es werden wollten, mit dem Ritterſchwert zu bekleiden. Dagegen ſcheint der Orden weltlichen Ritterſchlag nicht ertheilt zu haben. Den Kreuzfahrern in Preußen ſchlug der vornehmſte oder berühmteſte Ritter des Zuges den Ritterſchlag. Wir wiſſen nicht, nach welchen Grundſätzen während der Heldenkämpfe des 13. Jahrhunderts die Ritterwürde im Orden ſelbſt verliehen wurde, unter den namhaften Brüdern ſind nicht wenige mit bloßem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermäßige Abkunft zweifelhaft macht. Daß die Bürger, welche in ihrer Stadt den Schild trugen, von dem Ritterthum des Ordens nicht ausgeſchloſſen waren, beweiſt eine große Anzahl von ſtädtiſchen Familiennamen bei Brüdern und Comthuren, und daß in den harten Kämpfen und in der Nothzeit des Ordens bis zum Jahre 1274 in Preußen noch weniger auf Herkunft geſehen wurde als in Deutſchland ſelbſt, iſt begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutſche auf, z. B. Polen.

---

*) Die Regel ſchrieb für die Kleidung geiſtliche Farbe vor, dieſe ſcheint bei den Brüdern im 13. Jahrhundert braun geweſen zu ſein. — Die geiſtlichen Farben des frühen Mittelalters ſind weiß, ſchwarz, grau, braun (violett) bis zum Purpur; unter den weltlichen Farben — alle Wappenfarben ſind weltlich — gilt gelb für die ſchlimmſte. Gelbe Schüler erregen den Zorn der Volksprediger und werden von den fahrenden Schülern [illegible]geſchlagen, die aus dem Frau-Venusberg zu kommen behaupten. — Das ſchwarze Kreuz des Ordens beſteht aus zwei Tuchſtreifen von etwa ⅔ Ellen

Aber obwohl die Ritterbrüder den Kern der Heereskraft bildeten, ſie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet die vielfachen Geſchäfte des Ordensſtaats zu beſorgen; ſie vermochten ſelten zu leſen und zu ſchreiben, Handelſchaft war

---

Länge und Fingerbreite rechtwinklig übereinander auf die linke Bruſtſeite ſo genäht, daß die vier Schenkel faſt gleich ſind. — Dem Kreuz der weltlichen, zuweilen verheirateten Mitglieder, welche nicht die drei Gelübde abgelegt hatten und als Mitbrüder, ſpäter als Halb-Brüder und Schweſtern dem Orden angegliedert waren, fehlte (wenigſtens ſeit dem 14. Jahrhundert) der obere Schenkel, und es glich einem T.

ihnen zuwider, Schifffahrt keine Reiterkunſt. Und der Orden hatte nach ſeiner Verfaſſung und bei ſeiner Zerſtreuung über weite Länder ein Syſtem der geſchriebenen Berichte und Rechnungen nöthig, welches mehr an heutiges Beamtenthum erinnert, als irgend eine andere Landeseinrichtung jener Zeit. Deshalb waren dem Orden techniſche und geſchäftskundige Arbeiter aus den Städten unentbehrlich. Und dieſe Helfer konnte er nur dann zuverläſſig machen, wenn er ſie in unbedingte Gewalt und Gehorſam der Bruderſchaft aufnahm.

Doch ſelbſt für den Krieg reichte der rittermäßige Dienſt nicht aus. Sowohl im Morgenland als in Wald und Haide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich.*) Auch unterhielt der Orden ſchon in Aſien, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reitercorps, die Turcopolen, aus Orientalen und heimiſchem Zulauf. In Preußen ſchloß er wenigſtens einen Theil der Leichtbewaffneten in die Bruderſchaft ein.

Deshalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine eigene Abtheilung die Sarjanten,**) ſie dienten zu Roß unter beſonderem Hauptmann. Wahrſcheinlich waren in Preußen viele derſelben Witunge, Söhne heimiſcher Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil ſie nicht von chriſtlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern ertheilte. Die Sarjanten trugen wie alle Brüder, welche Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem ganzen Ordenskreuz.

---

*) Wie unpraktiſch die ſchwere Bewaffnung der Ritter für den Waldkrieg war, lehren unter Anderem die Verhandlungen vor dem unglücklichen Treffen des 13. Juli 1260 am Turbin.

**) Sarjant, romaniſirtes Wort, welches an Stelle deutſcher ähnlich lautender Wörter: sarling Krieger, gisaro Gerüſteter, sarawant? trat, bedeutet jeden Krieger, der das Sar (saro, sarawi, das Kettenhemd) ohne Ritterwaffen trägt, den bewaffneten Bürger, Fußſoldaten, zuweilen den Knappen. Das alte germaniſche Wort, in deutſcher Sprache verloren, wurde von den Romanen durch serviens, Diener gedeutet. — Die Knappen der Ordensritter gehörten gar nicht zur Bruderſchaft, ſie hielten in der Schlacht unter Befehl eines Sarjantbruders hinter der Schaar ihrer Herren.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder beſtand aus Technikern und Handwerkern, ſämmtlich Mitgliedern der Conventstafel, endlich aus einer beſonderen Klaſſe, den dienenden Brüdern, auch dieſe noch durch höhere Tafel vor den reiſigen Knechten ausgezeichnet, wahrſcheinlich ſeit dem 14. Jahrhundert durch das Halbkreuz von den übrigen Brüdern unterſchieden. Ueber Zahl und Bedeutung der nichtritterlichen Beſtandtheile im Orden bis zum Jahr 1400 wiſſen wir wenig. Aber wir dürfen ſchließen, daß die Kämpfe zwiſchen ritterlich und bürgerlich, welche dieſen ganzen Zeitraum der deutſchen Geſchichte unerfreulich füllen, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn ſorgfältig achten die älteſten Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern ſowohl Antheil an der Verwaltung zu ſichern, als ſie nicht übermächtig werden zu laſſen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenpoſten für Hochmeiſter und Marſchalk gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern beſetzt, dann ſind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeiſter das Geheimniß des Ordensſchatzes jemandem anvertrauen will, ſo ſollen dieſe Vertrauten außer den vier höchſten Würdenträgern ein Prieſter und zwei Nichtritter des Ordens, nämlich der Hauscomthur und ein Anderer, ſein. Bei der entſcheidenden Wahl, der des Hochmeiſters, ſollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlconvents 1 Prieſter, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden. Sogar an den Centralämtern hatten die Nichtritter etwa zu einem Drittel Antheil.

Denn nicht nur die techniſchen Aemter des Krieges und die der Ordensſchäffer wurden, wie es ſcheint, lange Zeit grundſätzlich an Nichtritter gegeben, es iſt auch das Beſtreben ſichtbar, den höchſten Würdenträgern einen nichtritterlichen Stellvertreter als Gehilfen beizufügen, dem Marſchalk den Turcopolier oder Untermarſchalk, dem Großcomthur den Haus- oder Kleincomthur.*)

---

*) Der Hauscomthur wird z. B. in den Gewohnheiten § 4 getrennt

In dieſer Weiſe gab die Bruderſchaft jedem brauchbaren Manne Gelegenheit zur Theilnahme und bewahrte ſich doch einen vorwiegend ariſtokratiſchen Charakter. Dieſe Verfaſſung, welche Ritter, Bürger und Bauern für die Zwecke des Ordens zu verwenden wußte, ſcheint bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts im Ganzen unverändert beſtanden zu haben. Wenn aber auch der Orden ſeinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht zu verhindern, daß die veränderten Anſchauungen über Rittermäßigkeit, welche ſich im 14. Jahrhundert in Deutſchland ausbildeten, eindrangen; wurde doch der Orden um dieſe Zeit die hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeiſter und jede Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit und den Bedürfniſſen des Ordens. War der Zudrang deutſcher Ritter groß und fand der Hochmeiſter Freude darin, vornehmen Ritterhof zu halten, ſo beſchränkte man die Annahme der Nichtritter, ſoweit die großen Geſchäfte dies geſtatteten, ertheilte ihnen im Orden ſeltener den Ritterſchlag und beſetzte die Aemter nur mit Rittermäßigen. Vollends ſeit ſich die Ritterbürtigen in Deutſchland zu erblichem Adelsſtand abſchloſſen und geneigt waren die Balleien und Einkünfte des Ordens als ihr Vorrecht zu betrachten, kam die Anſicht auf, daß die Bruderſchaft und Conventstafel nur den Weißmänteln und dem Adel gehören ſolle, und erhielt in Zuſätzen zum Ordensſtatut vorſichtigen Ausdruck.

Aber ſelbſt im 15. Jahrhundert war der Ausſchluß der Bürger- und Bauerſöhne lange nicht durchzuſetzen. Schon deshalb nicht, weil die deutſchen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehen wollten, um dort die Gelübde auf ſich zu nehmen. So groß war im J. 1406 der Mangel an ſchildbürtigen Ordensbrüdern, daß der Hochmeiſter Konrad von Jungingen zwei Ritter — es war ein Hatzfeld und ein

---

von den übrigen Würdenträgern hinter dem Prieſter neben einem Bruder, der nicht Ritter iſt, aufgeführt.

Rammingen — durch Deutſchland ſenden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es ſollten aber nur ſolche von rittermäßigem Geſchlecht ſein. Dieſe Beſchränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies für die Geſchäfte nicht zu entbehren waren, im Orden ihre Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutſchland nicht weniger als in Preußen. Denn im Jahr 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeiſter vorlegten, auch die, daß man wenigſtens in Deutſchland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern in den Orden nehmen ſolle. Und es war Grund zu ſolcher Beſchwerde, denn unter dem Hochmeiſter Konrad von Erlingshauſen berichtete ein Viſitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Koblenz, alle Aemter und der ganze Convent nur aus nichtadligen Brüdern beſtänden, daß der Comthur ſelber ein Bürger aus Köln ſei, und daß die Graumäntel dort ſeit Jahren planmäßig darauf gearbeitet hätten, die Weißmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen ſei zum großen Aerger der rittermäßigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgeſetzt hatte die Bürger faſt ganz vom Orden auszuſchließen, verging der Orden.

Erſt unter dem vierten Meiſter, Hermann von Salza, wuchs die Bruderſchaft zu politiſcher Bedeutung. Ob das warme Intereſſe, welches Gregor IX für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Perſönlichkeit dieſes Meiſters zurückgeführt werden darf, ja ob dem Meiſter überhaupt der erſte Gedanke gehört, Landbeſitz im heidniſchen Preußen zu erwerben, wiſſen wir nicht; als Treibender erſcheint der Papſt, der künftige Lehnsherr. Auch die Beſiedelung Preußens durch den Orden erfolgte in ſehr eigenthümlicher Weiſe, und dieſer Vorgang der Coloniſation ſoll hier, wo nicht Geſchichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen Landbeſitz erſehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu

Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder verſucht, ſich im ſiebenbürgiſchen Burzenland feſtzuſetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geſchenkt, der Papſt aus dem Verband mit Ungarn gelöſt und für ein Lehn des heiligen Stuhls erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerſtand der Ungarn und der niederdeutſchen Bauern, die dort angeſiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahr 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Maſovien, der an der Weichſel von ſeinen chriſtlichen Nachbarn und den heidniſchen Preußen bedrängt wurde. Im Jahr 1230 trat der Herzog eine Grenzlandſchaft im Norden von Maſovien an dem Oſtufer der Weichſel, das verwüſtete Kulmer Land, an den Orden ab, und Papſt und Kaiſer verhießen dem Orden die Herrſchaft über alles Land, das er den Preußen abnehmen würde.

Die Heiden, welche das Küſtenland von der Weichſel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Verſuchen ſie zu bekehren hartnäckig widerſtanden, ſie ſaßen in kleine Völkerſchaften getheilt, die ihre Landesgrenzen zum Theil durch Verhaue gegeneinander abgeſchloſſen hatten, unter Häuptlingen, alſo oft entzweit und ſchwer zu gemeinſamer That zu ſtacheln. Aus den ſpärlichen Ueberreſten ihrer Sprache und ihres Götterglaubens ſchließen wir, daß ſie ein Zweig des großen litauiſchen Stammes waren, der in Sprache und Sitte Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den ſlaviſchen Nachbarvölkern fremder gegenüber ſtand als jetzt; aber ſehr Vieles in dem Leben der Preußen ſtimmt auffallend zu den älteſten Zuſtänden der heidniſchen Germanen, welche vor ihnen — es war der gotiſche Stamm der Gepiden — an der Weichſelmündung gewohnt hatten: die Gaſtfreundſchaft, die Zechluſt, daß der Krieger im Hauſe an beſonderer Bank ſpeiſt, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die

Pflicht der Frau den geſtorbenen Gatten nicht zu überleben, endlich die Achtung vor fremdem Volksthum, ſelbſt vor den Göttern der Feinde. Doch ſie ſaßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungsluſt zwiſchen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erſt durch die Bekehrungsverſuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menſchenreich, es hauſte in vielen Dörfern und umſchanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den chriſtlichen Völkern, die Ströme führten Schiffe der Nordleute und Hanſen zu ihnen, und Landwege ſchafften Reiſende und Waaren durch die litauiſche Wildniß nach Nowgorod und in das Polenland.*)

Aber nicht nur von Süden und Weſten her wurden die Preußen ſchon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutſche Coloniſten des Biſchofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordoſten hatten ſich die Küſte entlang chriſtliche Germanen angeſiedelt, die Dänen und Hanſen hatten unter dem Schutz kluger Biſchöfe in Livland ihre Contore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwertorden vom Biſchof von Riga geſtiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutſche Sprache und Herrſchaft aus über Kuren, Letten und Eſthen, von denen die ſchwarzröckigen Eſthen ein finniſcher Stamm, die weißen Letten und Kuren Miſchvölker aus litauiſchem und finniſchem Blut waren. In Livland blieb der Biſchof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutſchen gegen die Ruſſen und Litauer wurde dort erſchwert durch die Entfernung von dem deutſchen Mutterland und durch die Auflehnung der Schwertbrüder gegen den

---

*) Das Kulmer Land und die Löbau waren bereits polniſch, auch nicht das ganze Land zwiſchen Weichſel und Memel von Preußen bewohnt. Von den Völkern, welche Dusburg nennt, ſcheinen nur Pogeſanen, Pomeſanen, Warmier, Barten, Natangen, Sambiten, Galindier Preußen geweſen zu ſein, die Sudauen aber Jadzwinger, die Nadrauen und Schalauen Litauer.

Biſchof. — Die Brüder vom Marienhoſpital aber dachten im Jahre 1230 gar nicht daran, die heidniſchen Preußen durch die Waffenmacht des Ordens zu unterwerfen, ſie hüteten ſich auch, ihre geringe Heereskraft für dieſes neue Wagniß zu vereinigen, ja ſie hatten überhaupt keine Heereskraft zu verwenden. Denn die perſönliche Anweſenheit von Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Beſitzungen hatte, durchaus nothwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ein geiſtlicher Orden immer nur ungefähr ſo viel Mitglieder, als er in ſeinen Häuſern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. Zumal die Beſitzungen des Ordens in Deutſchland waren damals faſt nur Schenkungen für Hoſpitale, und die Thätigkeit, welche ihn beliebt machte, war die milde Krankenpflege. Ja, die Zahl der kriegstüchtigen Brüder in Paläſtina war bis 1227 nur klein, denn die deutſchen Kreuzfahrer umſchanzten ihnen damals auf dem Berge Turon ihre erſte namhafte Burg und die Zahl der Kriegstüchtigen außerhalb des heiligen Landes reichte ſchwerlich über das zweite Hundert, auch dieſe waren auf weitem Landraum von den Inſeln des Mittelmeers bis zum Nordmeer zerſtreut. Erſt um das Jahr 1230 beginnt das ſtarke Wachsthum des Ordens, zuerſt durch Verleihung der Güter, welche der Kaiſer in Sicilien und Unteritalien den feindſeligen Templern und Johannitern genommen hatte, dann durch den Landgewinn und Burgenbau in Preußen. Leider fehlen uns ſichere Angaben über die Geſammtzahl der Ordensbrüder in jener Zeit; doch ſind wir nicht ganz ohne Anhalt. In einem Bericht aus dem 14. Jahrhundert, in welchem eine verlorene Aufzeichnung des Ordensmeiſters Hartmann von Heldrungen (1274—82) benutzt iſt, wird zuletzt erzählt, wie Hermann von Salza ſich — in ſeinen letzten Lebensjahren — über das unerhörte Gedeihen des Ordens freute, und der Berichterſtatter fügt als ſeine Ueberzeugung hinzu, daß es damals mehr als 2000 Brüder gab. Ferner gibt die ältere Chronik von Oliva, welche 1348 geſchrieben iſt, an, daß durch Hermann von Salza der Orden bis auf 600 Ritterbrüder angewachſen ſei.*) Beide Angaben haben nur den Werth ſagenhafter Ueberlieferungen, aber ſie mögen ſehr wohl der Wahrheit entſprechen, und ſie ſtehn auch mit einander nicht im Widerſpruch; denn waren bei Hermann's Tode 2000 Brüder vorhanden, ſo konnten 600 davon ſehr wohl den Rittermantel tragen. Nur muß man auch dieſe Anzahl in allen Beſitzungen des Ordens vertheilt denken, und dabei ſind noch die Schwertbrüder von Livland eingerechnet, welche 1237 in den Orden aufgenommen wurden. Auch in den Jahrzehnten nach der erſten Unterwerfung Preußens darf man die Zahl der Brüder ſich nicht zu groß vorſtellen, im Jahre 1242 war nach Ordensnachrichten die härteſte Niederlage des Ordens ein Verluſt von 40 Brüdern, in der Nothzeit von 1260 ein Verluſt von 80 (oder 150) Brüdern. Die Zahl von 150 Ausziehenden iſt die größte, welche bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird. Die Brüder ſind in dieſer ganzen Zeit nur ein Generalſtab der Kreuzheere, die Führer kleinerer Kriegsfahrten von Coloniſten, die Wächter der Ordensburgen.

In dieſem Sinne entſpricht der klagende Ausruf, den Hermann von Salza in den erſten Jahren ſeines Amtes (nach 1210) gethan haben ſoll: er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder marſchfertig im Stegreif erhalten könne, auch noch für das Jahr 1230 der wirklichen Sachlage, und die Ordensſage berichtet mit gutem Grund, daß für Preußen zunächſt nur ſieben Brüder zur Verfügung waren. Nicht ſie hatten das Land zu erobern, ſondern die Kreuzfahrer, deren Strom der Papſt dahin zu richten ſuchte; Brüder des Ordens ſollten zur Stelle ſein, die Heere geleiten, die Rechte geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Landes übernehmen. Wuchs der Beſitz, dann wuchs entſprechend die Zahl der Brüder. Das war bewährter Brauch vom Orient her.

---

*) Dusburg erzählt der Ueberlieferung Hartmann's von Heldrungen ungenau nach, daß kurz nach Hermann's von Salza Tode „2000 Brüder von deutſchem Adel (!)" geweſen ſeien.

Aber trotz der geringen Zahl der verfügbaren Ordensbrüder war der Plan, das heidniſche Preußen zu erobern, keineswegs ein tollkühnes Abenteuer, wie 300 Jahre ſpäter die Eroberung von Mexico und Peru durch die Conquiſtadoren. Schon darum nicht, weil die heidniſchen Preußen in ihrer Waffentüchtigkeit den Deutſchen gar nicht weit nachſtanden, ſie hatten ſich jedenfalls in der Vertheidigung ſtärker erwieſen, als die chriſtlichen Polen im Angriff. Die Ueberlegenheit des Ordens beruhte darauf, daß er eine Genoſſenſchaft war, deren Mitglieder, durch eine große Idee gehoben und zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet, einem einheitlichen beharrlichen Willen gehorchten. Das machte ihn in einer Zeit, in welcher die unvollſtändig gebändigte Selbſtſucht jede große politiſche Kraftentwickelung höchlich erſchwerte, immerhin zu einer anſehnlichen Macht. Der Orden hatte ſeine Mitbrüder, Gönner und Freunde überall, an Fürſtenhöfen wie in den Städten. Er verſtand die junge und thatkräftige Brüderſchaft der Franciscaner für ſeine Zwecke zu benutzen, und war des guten Willens der Kreuzprediger im mittleren Deutſchland verſichert. Sein Meiſter Hermann von Salza endlich war um das Jahr 1230 der einflußreichſte Mann in Italien und Frankreich, der größte Staatsmann ſeiner Zeit, dabei ein zuverläſſiger Charakter, welcher Vertrauen nicht nur erweckte, ſondern auch zu bewahren wußte. Und das preußiſche Unternehmen wurde zugleich durch den guten Willen des Kaiſers und durch den größten Eifer des Papſtes gefördert.

Die Brüderſchaft hatte, wie die Ordensſage meldet, bereits im Jahr 1226 zwei Brüder zu Konrad von Maſovien geſandt, dieſe niſteten ſich auf der Weſtſeite der Weichſel in einer kleinen Holzburg ein, die ſie Vogelſang nannten, von dort blickten ſie über den Strom auf Hügel und Wald des Kulmer Landes. Von da begannen zunächſt Verhandlungen und der

Erwerb von Urkunden. Denn wer in jener Zeit einen Landbeſitz einnehmen und behaupten wollte, der hatte ſich gegen die verſchiedenſten Anſprüche, die mit und ohne Berechtigung erhoben wurden, vorſorglich zu ſichern. Konrad von Maſovien und ſein Geſchlecht, ein Ciſtercienſer Chriſtian, welcher früher mit Anrechten auf Preußen begabt worden war und dort als neuer Biſchof eine ſchwache Beſiedelung begonnen hatte, andere geiſtliche und weltliche Nachbarn mußten zu Abtretungen und Zugeſtändniſſen bewogen werden, denen der Papſt gern ſeine Beſtätigung gab.

Im Jahr 1230 zog ein Bruder Hermann Balko mit vier Brüdern den erſten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen auf dem linken Weichſelufer eine andere Burg, Neſſau, und einen zweiten Stützpunkt im Süden der preußiſchen Grenze, das Fort Dobrin. Dort hatte Konrad von Maſovien zwei Jahre vorher nach dem Muſter des livländiſchen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und ſein Landbeſitz mit dem deutſchen Hauſe vereinigt. Im Jahr 1231 wagten ſich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und ſetzten ſich auf einer Höhe feſt, unweit der Stätte, wo ſpäter Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erſte preußiſche Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in welchem die Roſſe ſtanden; Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Ueberfall weichen könne.*)

Im Jahr 1232 kam der erſte Schwarm Kreuzfahrer und

---

*) Die Benützung großer Baumgipfel zu Sommerhäuſern war gewöhnlich, ſelten fehlte einem ſtattlichen Hof die Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zum gedielten Raum in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Aeſte geweitet und gedacht war. Es war auch ein rittermäßiger Raum, die treue Sigune wohnte in ſolcher Baumhütte mit ihrem einbalſamirten Geliebten. — Vogelſang war ein hübſcher Name

Auswandrer, er baute Burg und Stadt Kulm; ihm folgte eine Schaar unter dem Burggrafen Burkhard von Magdeburg, ihre Coloniſten beſiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterſtadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahr 1233 zogen mehr polniſche Fürſten unter dem Kreuz zu Hilfe, darunter ein Piaſtenherzog mit vielen Schleſiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. A., man wagte den erſten Winterfeldzug über das Eis und ſchlug die Preußen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomeſanien ward erobert und zwei Kriegsſchiffe gezimmert — die erſten deutſchen Kriegsſchiffe, deren Namen wir wiſſen, der „Pilgrim“ und „Friedeland“, mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein ſtattliches Kreuzheer, diesmal Sachſen unter einem Herzog Otto von Braunſchweig, das gab kräftige Hilfe, ſeine lübiſchen Anſiedler erbauten die Stadt Elbing. Unterdeß war im Jahr 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländiſchen Schwertorden durchgeſetzt, der Landmeiſter von Preußen wurde auch Meiſter von Livland. Es waren großartige Anſprüche, die der Orden dadurch auf ſich nahm, aber auch endloſe neue Verwicklungen, und obgleich jetzt *ein* Orden über den deutſchen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindſchaft mehr als die Kraft geſteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidniſche Landſchaften getrennt, auch als die Verbindung längs der Küſte hergeſtellt war, entwickelte ſich das deutſche Leben in den hinteren Oſtſeeländern in anderer Weiſe. Livland mußte doch wieder einem eigenen Meiſter unterſtellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zuſammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausſtrömen der deutſchen Kreuzfahrer entſtand eine ſehr eigenthümliche Kriegführung und

---

dieſer Waldwarten; er bewahrt als häufiger Ortsname im Oſten der Elbe die Erinnerung an die Abenteuer der erſten Einwandrer.

Beſiedelung. Waren keine großen Kreuzſchaaren im Lande, dann ſaßen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnißmäßig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verſtärkt, über einer unſicheren Bevölkerung, der ſie in dieſer erſten Zeit milde Behandlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutſchen Coloniſten, welche als ihre beſte Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdeß warben Papſt und Orden Zuzug. Wer ſeine Sündenlaſt unleidlich fand, wer ein Gelübde gethan oder etwas Beſonderes vom Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreiſe nach Preußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer ſein Glück verſuchen wollte, der heftete ſich ein Kreuz an und fuhr mit Weib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein ſtarker Schwarm von Chriſten in das Land, dann gewann der Orden plötzlich Kraft ſich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner, das Heergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens, und der vornehmſte Fremde wurde dem Namen nach Feldherr einer Kriegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über Waſſer in das Heidenland. Es ſuchte die Feinde zu täuſchen und in ihrem Gebiet wohlgelegene Oertlichkeiten zu beſetzen, an Vorſprüngen der Flußufer und auf Hügeln, welche Umſchau erlaubten; gern benutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von Befeſtigungen, welche vielleicht noch aus der Gotenzeit ſtammten. Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geſchlagen, Paliſaden und Blockhäuſer errichtet. Im Schutz der neuen Burg wurden die Coloniſten des Kreuzheers in einer Unterſtadt angeſiedelt, auch ihre Hütten mit Graben und Pfahlwerk umſchloſſen. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der neue Bau Widerſtandskraft erhalte, ſolange das fremde Heerlager ſicherte. Unterdeß wurden die Umwohner von den Kreuzfahrern zur Taufe gedrängt, durch Geiſeln zur Treue verpflichtet, guter Wille der Häuptlinge ward durch Begünſtigungen gewonnen. Kaum ein Jahr war dem jungen

Leben Friſt gewährt ſich einzurichten, denn nur einen Feldzug dauerte die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann ſchlug die Menſchenwelle wieder weſtwärts, die Brüder ſuchten aus der Rückfluth ſo viel als möglich für ſich zu ſammeln, Anſiedler und Vorräthe. Und wieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge; denn jetzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das Ordensgebiet, ſie umſtellten die neu erbauten Burgen, wachten, daß keine Kunde des Ueberfalls in das Land kam, brachen die Gegenwehr der kleinen Beſatzung, verbrannten die Burg, raubten die Unterſtadt aus, erſchlugen die Männer und führten Weiber und Kinder in die Wildniß. Unterdeß überſchwemmten andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer, die Brüder ſaßen eng umſchloſſen und ſpähten ſorgenvoll nach den Boten, welche den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden ſollten.

Da dies Fluthen und Ebben ſich faſt regelmäßig wiederholte, ſo richteten ſich die Bewohner der Landſchaft ſo gut ſie mochten darauf ein. An geſchützten Stellen, auf Höhen oder Inſeln der Seen und Flüſſe ſtanden Fliehhäuſer oder Umwallungen, wohin ſich die Coloniſten bei einem feindlichen Einfall mit der beſten Habe retten konnten. Auf den Bau dieſer Blockhäuſer wurde große Sorgfalt verwandt, noch ſind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden daran zu helfen. In der erſten Zeit flüchteten die unterworfenen Preußen und die Deutſchen mit gutem Grunde geſondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte anſah, kann man daraus ſchließen, daß Schenkwirthe nicht nur für ſich, auch für ihre Nachkommen das verbriefte Recht erwirkten, zur Zeit einer Flucht in dieſen Häuſern allein ausſchenken zu dürfen.

Dieſe unſichere Lage beſtimmte auch die Politik des Ordens und der Anſiedler gegen die unterworfenen Preußen. Die Deutſchen waren die kleine Minderzahl, und ſie mußten die Herrſcher bleiben. Sie waren deshalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preußen, welche von der Taufe Verbeſſerung ihrer Lage hofften, zu Chriſten zu machen und von den Laſten der Leibeigenſchaft zu befreien. Schon im Jahr 1237 mußte der Papſt zu Gunſten dieſer armen Preußen einſchreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahr 1241 in unaufhaltſamem Fortſchritt, er unterwarf faſt alles Land, das von den eigentlichen Preußen bewohnt war. Da kam der erſte Rückſchlag. Die Unterworfenen und Bedrohten vereinigten ſich im Aufſtande, elf Jahre dauerte die erſte Nothzeit, aber die Deutſchen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehre Jahre ſiegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutſchen Fürſten, das größte Kreuzheer, was je nach Preußen gezogen iſt, der Angabe nach 60,000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach ſeiner Abreiſe die neu erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahre 1260 begann der zweite allgemeine Aufſtand der Preußen und Einbruch der Litauer und es folgte eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Raſſenkrieges im Lande tobten, auch der ſchwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalauen bis zum Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüſtet, die Menſchen erſchlagen oder nach Litauen geſchleppt. Der Brüder wurden wenige, die Verluſte waren nicht mehr zu ergänzen; ängſtlich ſahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, ſie aßen in der Noth ihre Roſſe und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, ſie handelten planmäßig, hatten einige Kriegskunſt vom Orden gelernt und verſtachen wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geiſel in deutſcher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wiſſen nicht, wie der Umſchwung möglich wurde, wohl weniger durch deutſche Hilfe, als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde; aber ſie ſiegten vollſtändig, ſie unterwarfen in den nächſten Jahren auch die hinteren Landſchaften an der Memel; die Kraft des Preußenvolkes war gebrochen, es nahm das Chriſtenthum an und fügte ſich dem ſtrengen Lehnsjoch, welches ihm die Brüder auferlegten.

Dieſe Jahre der Noth und der folgenden Siege ſind die Heldenzeit des Ordens. Gemüthlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder geweſen, in der Gefahr flammte die Begeiſterung des Chriſtenthums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Gluten auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entſatz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Chriſtengott und zu der Jungfrau, ſchlugen mit der Ruthe ihre Rücken blutig und ſprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal ſah ein betender Bruder, daß ſein Erlöſer am Crucifix die Arme liebevoll nach ihm ausſtreckte. Bruder Hermann der Sarrazene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, ſtand in einem perſönlichen Dienſtverhältniß zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für ſie in einer Tjoſt einen Frauenritter vom Roß und gewann Roß und Waffen des Herausforderers ſeiner Herrin; dafür erſchien ſie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und ſprach: „Hermann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes“, er aber ſagte ausreitend den Brüdern: „Lebt wohl, wir ſehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude.“ Und als darauf ein ehrlicher preußiſcher Landmann ein Geſicht von der Schlacht hatte, ſchaute er das Kampfgewühl, wie die Preußen des Ordens flohen, und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen ſtarben. „Da ſah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauftragen in den Himmel, und mächtiger als die andern ſtrahlte die Seele des Sarrazenen, den die Jungfrau trug.“

Und als ein Coloniſtenweib zur Walſtatt eilte, ihres Mannes Leib zu ſuchen, da fand ſie den wunden noch lebend, er aber weigerte ſich zurückzukehren und ſprach: „Die Jungfrau ſah ich auf der Walſtatt gehn, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, ſie umſchritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und ſprach zu mir: „Freu dich, in dreien Tagen fliegſt du auf zu ewiger Freude.“ Und eine Frau in Deutſchland, deren Bruder im Orden ſtand, hörte in der Nacht das wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klauſe vorüberziehen und frug hinaus: „Wohin?“ Da riefen die Geiſter: „Nach Preußen, dort iſt morgen große Schlacht.“ Sie ſprach: „Kehrt ihr zurück, ſo kündet mir den Ausgang.“ Und als die Geiſter zurückfuhren, riefen ſie: „Die Chriſten haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten ſind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunſt willen in die Schlacht geritten ſind.“ Auch die Bürger von Elbing ſahen von der Stadtmauer, als ihre Genoſſen draußen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geſchlecht, welches in dieſen Fehden heraufwuchs: ein Bruder Engelko, ein Weſtfale, trug ein eiſernes Panzerhemd ſtatt ſeinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verroſtet war, er verbrauchte vier ſolcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker eiſerner Kette gegürtet. Der Comthur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beſchuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, ſo daß der Papſt zornig wurde, den Comthur abſetzte und ihn mit dem Convent, der beigeſtimmt, zur Jahrbuße verurtheilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erſchlagen ſind, wird den Frauen geſtattet, daß ſie ohne Sünde ſofort die Knechte und Buben der Stadt heiraten, damit die Anſiedlung nicht untergehe. Da ſahen zwei Frauen in Kulm auf dem Weg zur Kirche einen ſchönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln ſpielen, beide wollten ihn haben; die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und verlobte ſich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein ſo wackerer Mann, daß er ſeines Gleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da vertheidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene Weiber warfen ſich in den Einöden der Grenze auf die Wachen der Litauer und erſchlugen ſie.

In dieſer Periode des Blutes und der Zerſtörung, heimlicher Ueberfälle und tückiſcher Liſt wurde viel Unmenſchliches begangen, Greuelthaten auf beiden Seiten; aber es muß doch erwähnt werden, daß die Preußen im Gegenſatz zu den wilderen Litauern nicht ſelten eine Rückſicht und Schonung zeigten, die uns überraſcht. Neben einzelnen Fällen von roher Grauſamkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrſcheinlich Ausbrüche perſönlichen Haſſes waren, melden die chriſtlichen Berichterſtatter auch andere Züge von freundſchaftlicher Behandlung der Gefangenen. Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlich genau, ein guter Mann darunter war ihnen werth, und ſie ließen ihn dies in der Gefangenſchaft wohl entgelten. Auch den Preußen waren dieſe Jahre des nationalen Todeskampfes eine Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab, eine Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und dem Schwur, den ſie geleiſtet, zum Opfer. Zumal ein Theil der alten Häuptlingsfamilien ſtand auf Seite des Ordens, nach dem Siege wurden dieſe Treuen durch Lehnsbeſitz mit beſſerem Rechte und durch Landſchenkungen belohnt. Und es wurde Grundſatz des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rückſicht auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen hervorzuheben.

Dieſe Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch lange in den Ordensburgen und den Trinkſtuben der Coloniſten erzählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder des Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Theile, welche den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande auf eigene Fauſt führten, von den Deutſchen Struter, von den Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen“ genannt. Die Strauchdiebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiſer, den Bürgern verkauften ſie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit ſeinen Geſellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kudar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit ſeiner ſchwangeren Schweſter von den Preußen fortgeſchleppt worden, als die Schweſter nicht folgen konnte, zerhieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und ſtarb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genoſſen, erſchlug mit ſeiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Litauer ſich an ſeinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Comthur den Martin nebſt dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, ſie überfielen eine Hochzeit, bei welcher faſt alle Häuptlinge der Litauer waren, erſchlugen ſiebzig Häuptlinge in Rauſch und Schlaf, und führten Braut und Bräutigam mit hundert Roſſen und vielem Gold und Silber mit ſich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Litauen ſetzte Martin mit ſeinen Geſellen über drei Waſſer, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut ſah, überraſchte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutſchen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erſchlug und fing die Bewohner. In ihrem Verſteck wurde ſeine Bande von den Sudauen überfallen, die Deutſchen fielen, die Preußen entliefen. Martin entfuhr den Feinden, ſuchte zornig im Walde umher und gab ſeinen Flüchtlingen ſo lange den Ruf, bis er ſie zuſammen hatte. Mit den Waffenloſen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als dieſe in ihrer Raſt ſchliefen, ſchlich er allein über ſie, ſtahl ihnen Schilde, Schwerter und Lanzen, ſprang dann mit ſeiner Bande heran, tötete alle, und gewann ſeinen erſten Raub und die neue Beute. Einſt ritt er mit einem Ordensbruder ſpähend im Walde, da wurden ſie von fünf Preußen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefeſſelten, drei folgten dem flüchtigen Roß des Bruders. Die zwei Wächter wollten dem Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, rieth ihnen aber, als ein in ſolchen Geſchäften erfahrener Mann, ihm vorher die Kleider auszuziehen, damit dieſe nicht durch ſein Blut unbrauchbar würden. Als ſie ihm dazu die Arme losbanden, ſchlug er ſie beide tot, löſte die Bande des Bruders und beide töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zurück. Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genoſſen durch 20 Preußen auf der Raſt überfallen, weil ſeine beiden Wachen geſchlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen getötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und die Seinen ſtritten hart, dreimal ſchloſſen die Ueberlebenden beider Theile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag auszuruhen, bevor ſie wieder zuſammenſchlügen. Zuletzt verſtummte der Kampflärm, der Gebundene vermochte ſeine Bande zu löſen, lief zur Kampfſtatt und fand Alles tot, nur Martin lag wund aber lebend über den Leichen. — Nach ihm gab es manchen Helden des preußiſchen Urwaldes, Mucke aus Warmland war um 1324 auch ein berühmter Schlaukopf, aber an des Martin Ruhm kam keiner.

Mit dem 14. Jahrhundert begann für das Ordensland eine große Zeit. Der Hochmeiſter nahm ſeinen Sitz in Preußen, jetzt regierte im fürſtlichen Haushalt der gewählte Herr der Bruderſchaft mit ſeinen Gebietigern über ein aufblühendes Land. Pomerellen wurde bis 1310 erworben, in geſicherter Herrſchaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbing, Danzig und einige kleinere bildeten eine Partei in der Hanſa, zahlreiche deutſche Grundbeſitzer nahmen Landgüter vom Orden zu Lehn. Faſt ein Jahrhundert konnte Preußen für das beſtregierte Land der Deutſchen gelten. Während Fehden und Straßenraub faſt überall die Entwicklung aufhielten, ſicherte der Orden mit feſter Hand die Ruhe im Lande. Noch war ſein Vortheil eng mit dem der Städte verbunden, er ließ die Bürger gewähren, die preußiſchen Hanſen ſtanden zu ihm mehr als Verbündete wie als Unterthanen, auch der Orden rüſtete Schiffe und trieb Kaufmannſchaft wie ſie, und beide hatten im Ganzen dieſelben Handelsintereſſen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußiſchen Hanſen, aber ſie ließen die Waarenballen des Ordens unbehelligt. Auch für den Landbau ſeiner abhängigen Leute ſorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt und die Preußen freuten ſich ihres guten Obſtes, die Comthureien wurden unſeren Kreisämtern ähnlich und die Arbeitstheilung in der Centralſtelle und den großen Aemtern, die ſorgfältigen Rechnungen und geſchriebenen Berichte erhielten eine Straffheit und Ordnung in den Geſchäften, welche in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unſühnbarer Gegenſatz zwiſchen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er ſich mit den Intereſſen deſſelben innig verband, und zwiſchen ſeiner mönchiſchen Verfaſſung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, welcher dem Lande deutſche Lehnsherren und Bürger gab, ja der Orden hatte ſich zu wahren, daß die Söhne preußiſcher Gutsherren und Städter in ihm ſelbſt nicht zu einflußreich wurden und den Zuſammenhang der preußiſchen Ordenscapitel mit den deutſchen Häuſern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußiſch geworden und konnte es nicht werden, der Widerſpruch ſeiner Balleien in Deutſchland und Oeſtreich konnte bei jeder Hochmeiſterwahl die Bruderſchaft in Zwiſt und Verfall bringen. Er war alſo auf ein dauerndes Zuſtrömen deutſcher Brüder angewieſen, wenn er ſich gegen die Slaven, gegen die deutſchen Städte und gegen die rittermäßigen Familien ſeiner Landſchaften behaupten wollte. Aber die Beihilfe an Zuwandrern, welche die Deutſchen lieferten, wurde untüchtiger. Der Deutſche, welcher jetzt noch die Ordensgelübde auf ſich nahm, wollte genießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwächen, welche ein auf Vorrechten beruhender Wohlſtand entwickelt, kamen in den Comthureien die Ausſchweifungen der Eheloſigkeit. Auch der kriegeriſche Thatendrang der Schildträger hatte ſehr abgenommen, aber ihre Anſprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit ſeiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schiffahrt, Verwaltung, — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigſte aller Hochmeiſter, ſah ſich genöthigt auf einmal 70 Graumäntler einzukleiden, — und doch nahm in dem Orden die Anſicht überhand, daß ſeine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Ritterthum wurde zu eitlem Schmuck und das Mönchsthum des Ordens eine Lüge, und der Orden wurde unausgeſetzt durch die Kreuzfahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzfahrten einzelner Edlen und ihrer Reiterſchaaren dauerten bis an das 15. Jahrhundert. Sie wurden zu einer kriegeriſchen Spielerei, bei welcher der Ritterſchlag, den der Orden ertheilte, reiche Feſte, Tjoſt und Turnier faſt wichtiger waren als der Krieg gegen die Heiden. Für ſolchen Zug nach Preußen ſuchte man allen Glanz des Ritterthums, der in Deutſchland geſchwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Roſſe, Rüſtung und Gewand der Schaar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet um das Reiſegeld zu ſchaffen, und doch hatte man wahrſcheinlich während der Heimkehr mit Geldnoth zu kämpfen. Auch eigenthümlicher Ritterbrauch bildete ſich dabei in Preußen aus. Denn dorthin kamen die reichen Niederländer, die ſtolzen Normannen, welche noch lange die höfiſchen Spiele trieben, als ſie den Deutſchen entfremdet waren. Die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens. Sie lockte nicht am wenigſten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt ſein ſollte. Er übte in einer Zeit, in welcher Fürſten und Edle Schätze ſehr vermißten, märchenhaften Zauber auf alle, welche um Gabe reiſten. In der That wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen.*)

Vor der Fahrt wurde Botſchaft geſandt an den Orden und an Fürſten und Städte, deren Gaſtfreundſchaft man in Anſpruch nehmen wollte; zu der Reiſe nahm man ſeine gemalten Wappenſchilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch die Schilde an die Herbergen zu hängen, in denen man raſtete. Der vornehme Reiſende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchſprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgeſetzten Worten und Muſik begrüßt und hatte dafür ſtattliche Geſchenke zu geben; Graf Wilhelm von Oſtervant, ſpäter Wilhelm IV von Holland, gab auf ſeinem Preußenzuge, der fünf Monate währte und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 376 Dortrechter Gulden aus, die ganze Reiſe hatte freilich über 25,000 Gulden gekoſtet. Auch unſicher waren die Reiſen, denn die Raubjunker der Landſchaft, durch welche der Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rückſicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schaar mitbrachte, dem wurde leicht ſein neuer Goldſtoff und die Beutel mit Gulden geraubt, und ſtatt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finſtern Thurm eines weſtfäliſchen oder märkiſchen Raubhauſes. So wurde im Jahre 1343 dem Grafen Wilhelm IV von Holland ein Junker, den er mit Gewaffneten vorausgeſandt hatte, von böhmiſchen Raubrittern an der Grenze von Schleſien abgefangen, die Löſung aus dem Gefängniß von Werdenſtein betrug 1500 Ducaten und der entblößte Geſandte mußte neu ausgerüſtet werden. Im Jahre 1353 wurde eine vorausgeſandte Schaar des engliſchen Grafen Derby von 400 Roſſen durch die weſtfäliſche Genoſſenſchaft, welche ſich ſpäter als „Benglerbund“ eine Ordnung gab, auf der Lippſpringer Haide überfallen; es war ein harter Speerkampf, die Engliſchen wurden gefangen, ein großer Schatz von ihnen genommen und die Räuber ſämmtlich reiche Leute, einer derſelben kaufte von dem Löſegeld die Burg Loen bei Soeſt und eine ganze Herrſchaft. — Endlich im Jahre 1388 wurde ſogar Herzog Wilhelm von Geldern ſelbſt, der erſte aus dem Jülichſchen Hauſe, bei Stolpe aufgefangen und von Ekart von Walde auf die Falkenburg geſchleppt, nicht ohne Mitwiſſen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte großen Lärm, der Orden zerſtörte eine Anzahl Raubneſter, Ritterſchaft und Städte von Geldern ſchrieben eine außerordentliche Steuer für das Löſegeld aus, und der Herzog mußte durch 6000 Mark losgekauft werden und, wie gewöhnlich, Urfehde ſchwören, daß die That ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegsluſtige Schaar in Preußen an, ſo fand ſie vielleicht keine Heerfahrt vorbereitet und den Orden nicht in der Lage ſeine Mannſchaft herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Anzug oder kehrte nach Ritterſpiel und Tafelfreuden friedlich zurück.

---

*) Nach den Ordensſchätzen ſuchten die Schatzgräber noch in der neuern Zeit. Eine vielbeſprochene Schatzgräberei im Jahre 1713 forderte von den Mauern der Marienburg ſogar einen Schatz, der noch vor dem deutſchen Orden daſelbſt niedergelegt ſein ſollte.

Einem klugen Hochmeiſter mochten dieſe vornehmen Kreuzfahrten wohl läſtig werden. In der That wurden ſie ein Verhängniß für den Orden. Er konnte das Anſehen, das ſie ihm gaben, nicht miſſen, er mußte unabläſſig als Vorkämpfer der Chriſten gegen die Heiden erſcheinen und er mußte ſich die Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Wille der Chriſten blieb. An eine Unterwerfung der kriegeriſchen Litauer war nicht mehr zu denken, ſeit die große Peſt von 1350 den Ueberſchuß an deutſcher Menſchenkraft vernichtet hatte, — von dieſer Zeit hörte überall der Fortſchritt deutſcher Bauercolonien auf, — die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter ſein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Wo möglich veranſtaltete der Orden den Fremden dieſe Art Kreuzzug. Solche Reiſen in das Slavenland forderten in einer Zeit, in welcher es keine genauen Landkarten gab, beſondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianerforts, beſondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen“, ausgewetterte Geſellen, welche in Urwald, Sumpf und Haide Beſcheid wußten und Sprache und Brauch der Litauer kannten. Dieſe „Leitsleute“ waren Witunge im Dienſt des Ordens, oder flüchtige Litauer, häufig „Tolke“, d. h. Dolmetſcher. Sie wurden heimlich ausgeſandt die Wege für den Zug auszukundſchaften. Kamen ſie zurück, ſo berichteten ſie, wie lang der Weg, wie breit der Fluß, der Moraſt, die Furt, der Wald ſei, wo ein Pfad mit Aexten geräumt, wo überbrückt werden mußte, ob Futter, Nahrung, Waſſer vorhanden, wo günſtige Stelle für das Lager am See oder Fluſſe zu finden. Ihre Ausſagen wurden niedergeſchrieben und an den Hochmeiſter geſandt.

Das Ordensgebiet wurde an ſeiner Oſtgrenze von Litauen durch eine Wildniß getrennt, welche mehre Tagemärſche breit war. Dies wilde Grenzland begann im Oſten einer Linie, welche von Labiau und Wehlau nach Raſtenburg reicht. Einen Tagemarſch davon lagen binnen der Grenze die ſtarken Ordensburgen Ragnit, Inſterburg, Nordenburg, Angerburg, Lötzenburg, Eckersberg, Johannisburg, deren Gebiet durch „Hegene“, Baumverſchanzungen geſchützt wurde; wieder eine Tagefahrt weiter nach Oſten erſtreckte ſich von Norden nach Süden der verſchanzte Grenzwald, der Baite, oder Baitin (von gotiſch baidei, die Zwinge, Sperre), welcher nach der litauiſchen Seite durch Verhaue, große Schüttungen und Gräben geſchloſſen war. Er war außerdem durch eine doppelte Reihe von Wildhäuſern oder Warten da gedeckt, wo Waldwege den Aus- und Eingang geſtatteten. Dieſe Straßenſperren, welche im 14. Jahrhundert in Deutſchland Schläge, in Preußen gewöhnlicher mit ſlaviſcher Ausſprache jenes altgermaniſchen Wortes oder einer Ableitung deſſelben Baitſchen oder Waitſchen genannt wurden, waren die vorgeſchobenen Poſten der Chriſtenheit gegen die Heiden;*) ſie enthielten einige Mannſchaft und wenige Standarmbrüſte hinter den Wällen von Holz und Erde und wurden vom Ordensmarſchall mit dem Schnitzmeiſter, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereiſt. In Waldeslichtung oder auf kahler Haide, in einer Einſamkeit und Stille, die Monate lang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zuſammenbrechenden Baumſtammes, den Schrei des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ein fahrender Händler, ein Fallenſteller, der Eichhörnchen- und Marderfelle ſammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis einmal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Litauer auf der Außenſeite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsruf, die Beſatzung that ihr Beſtes im Kampfe, wurde ſie bewältigt, dann rächten die Feinde grauſam den Brand und Tod, den die Chriſten in litauiſche Dörfer getragen, und die Stätte der zerriſſenen Blockhäuſer wurde unheimlich für ſpätere Wanderer.

Noch außerhalb dieſer befeſtigten Grenzen verſuchte der Orden ſich auf litauiſchem Grunde feſtzuſetzen, er baute am Memelſtrom mit Hilfe deutſcher Kreuzfahrer die Baierburg, die von St. Georg, St. Marien und den Ritterwerder, aber dieſer äußere Landerwerb blieb ſehr unſicher. Denn auch die kriegeriſchen Litauer waren auf den Schutz ihrer Grenzen bedacht, auch auf der litauiſchen Seite ſtanden feſte Grenzburgen, die litauiſchen Grenzer hielten Wache an den Straßen und hinter ihren Hegenen, die litauiſchen Fürſten bezahlten Späher in den Burgen des Ordens und wußten Leitsleute zu beſtechen. Auch ſie rüſteten ihre Ueberfälle mit größter Heimlichkeit; als der ſchlaue Kynſtut einen Einbruch ins Ordensland bereitete, ſtellte er ſich vorher krank und ging auf Krücken, um die Ordensbrüder ſicher zu machen. Und dieſe Liſt gelang.

---

*) In Schleſien, wo einſt die Vandalen gewohnt, hießen die Grenzfeſtungen Bitun, jetzt Beuthen, die Sperren: Bitſchen oder Pitſchen. — Die Stammgenoſſen der Vandalen, die Burgunder brachten dieſelben Namen an die Grenzen des Elſaß: Bit— und Bitſch.

Da man bei den „Reiſen“ in Feindesland mehre Tagemärſche durch eine Wildniß ziehen mußte, welche für ein Heer pfadlos war und nirgend für die Menſchen, nur an einzelnen Stellen für die Thiere Nahrung bot, ſo waren beſondere Maßregeln nöthig. Bei einem Einbruch in das Auxtote, das litauiſche Oberland, oder in Samaiten, das Unterland, wohin gewöhnlich die Reiſen gingen, mußten dem Heere Schaaren von Landleuten mit Aexten vorausgehn, welche die Wälder und die Hegenen der Litauer „räumten“. Futter und Koſt wurde auf mehre Tage mitgenommen, auch die Stellen beſtimmt, wo der Vorrath für die Heimreiſe bewahrt werden konnte. Dazu wurden im Urwald Blockhäuſer zuſammengeſchlagen oder ſichere Verſtecke gewählt, in denen die „Maja“*) niedergelegt wurde. Denn Hinweg und Rückweg mußten vorher ſorglich erwogen ſein bei einem Zug durch pfadloſen Wald, zwiſchen Seen, Moor und Sumpf und zwiſchen weiten Waſſerlachen, die nach jeder Ueberſchwemmung andere Ausdehnung hatten. Deshalb war auch Heimlichkeit des Zuges und Ueberraſchung der Feinde unerläßlich; war die Fahrt den Feinden berichtet und merkte man das bei der erſten Begegnung, dann war rathſam auf der Stelle umzukehren, denn die Beute wurde unſicher, die Rückkehr ſehr gefährdet.

---

*) Schleſiſch noch jetzt Mauke, Erdverſteck.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei ſtarkem Froſt möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit feſter Eiskruſte überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlandes durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Landſchaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor und See und grundloſe Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine ſchwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch rothen Nordſchein ſchreckhaft.

Fiel Thauwetter ein, ſo kehrte man gewöhnlich ebenfalls ſchnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Ueberſchreiten des Eiſes wurde das Heer in breiter Strecke gedehnt, um die Laſt auf größeren Raum zu vertheilen. In der Noth geſchah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht über das Eis der Memel zog; als die Chriſten am Morgen hinter ſich ſahen, war die Eisdecke verſchwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und ſenkte ſich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Thal von den Wellen darunter. Auch die feſte Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn ſie ſuchten das Eis zu brechen und das Heer zu verſenken; wurde das Heer auf dem Zuge an ſolcher Stelle überfallen, dann warf es ſich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und ſuchte ihn auf feſtem Land zu ſchlagen, um ſichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Berathung mit der Mannſchaft angeſtellt, ob es rathſam ſei die Grenze zu überſchreiten. Dies bedeutſame Heergeſpräch hieß mit einem preußiſchen Wort „Karigewayte“. Sonſt folgten die Brüder in Lager und Marſch altem Brauch, der aus dem heiligen Lande ſtammte. Setzte ſich das Heer im Felde nieder, dann wurden zuerſt die Fahnen eingeſteckt, daneben das Allerheiligſte mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgeſtellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Prieſterkapeller die Tageszeiten läuten ließ, der geweihte Raum mit der Kapellenſchnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Roſſe und Rüſtung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte ſich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufes gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn neben dem Marſchalk lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand ſich wappnen und aufſitzen, bis Befehl gegeben ward, ebenſo ohne Befehl ſich nicht entwappnen. Auf dem Marſch ritt der Ritter hinter ſeinen Knechten und jeder mußte ſeinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubniß ſein Roß umwenden. Kam man vor die Feinde, ſo führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieſer harrten die Knechte, „bis Gott ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte“; die Schaar der Ritter oder der fremden Gäſte führte der Marſchalk, die Schaar der Sarjanten der Turcopolier oder der Untermarſchalk. Der Marſchalk durfte die Fahne nicht in die Feinde ſprengen, d. h. reiten laſſen, ohne Befehl des Meiſters, wenn dieſer gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte ſprengen, bevor die Fahne ſprengte. Den Vorſtreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, ſie zog auch auf dem Marſche voran, nächſt ihr die Fahne von Inſterburg und die der Witunge. In der Hauptſchaar war die Ordensfahne, ein ſchwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeiſter zugegen war, ſein geſchmücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäſte, welche nicht unter beſonderem Banner zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne geſammelt. Außerdem führte jede Landſchaft und größere Stadt Preußens ihr Banner. — Die Beförderung von Geſchützen durch die Wildniß war nicht leicht, doch nahm man bei größeren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahr 1381 zum erſtenmal Bombarden, dieſe nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo ſie eiſerne Pfeile ſchoſſen.

Traurig wie die Landſchaft war die Arbeit des Heereszuges, denn er hatte in der Regel keinen kriegeriſchen Zweck als Beute und Verwüſtung, und keinen politiſchen Zweck, als die Wunden in Litauen offen zu halten und eine Verſöhnung des Volkes mit der Chriſtenheit zu verhindern. War der Zug nicht verrathen, ſo wurden eine Anzahl Dörfer verwüſtet, bevor die Feinde ſich ſammelten. Kam man vor die erſte Burg der Litauer, dann wurden die Banner des Ordens und der Gäſte auf eine Höhe gepflanzt, wo ſie von Morgen bis Mittag trotzig zu wehen hatten; dann ertheilte der vornehmſte Ritter der Kreuzfahrer vielen Knappen den Ehrenſchlag. Sammelten ſich die Feinde, ſo ſuchte man ſie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg und nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahr 1204 begannen dieſe unrühmlichen „Reiſen“ für Kreuzgäſte, und ſie wurden leider wegen Zügelloſigkeit der kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer ſich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen der chriſtlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 ſchließen. Dort plünderten ſie auch chriſtliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligthum, und ſie thaten was in jener wilden Landſchaft laute Klagen aufregte, ſie entehrten Frauen und riſſen ihnen die Kleider vom Leibe, ſo daß dieſe nach Ausſage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche ſaßen, „entblößt wie der Finger an der Hand.“ Schon im Jahre 1343 erhob ſich die Klage in der Chriſtenheit, daß der Orden dem König von Litauen und ſeinem Volke die Taufe verweigert habe, und es ſei in den Grenzlanden wohlbekannt, daß der Orden ſogar ſeine Leibeigenen verhindere Chriſten zu werden, wie flehentlich dieſe darum bäten, weil er von ihnen eine Heidenſteuer beziehe, die er nicht aufgeben wolle.

Der ehrliche Sinn der Deutſchen aber war durch dieſe

Zerrbilder der alten Kreuzfahrten nicht mehr zu täuſchen. „Selten freut ſich ein kluger Mann,“ ſchrieb nach dem Jahr 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preußenreiſen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und läßt daheim ſeine Leute unter der Herrſchaft Ruchloſer; beſſere That wäre, er nähme einen Strick, dieſe an eine Weide zu hängen, es gibt Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. Und brächten die Ritter noch gute Sitten, neue Tugend und gutes Recht in das Land zurück; aber ſie bringen nichts, nur das Geld tragen ſie fort von uns in die Heidenſchaft; hat einer ſein Leben vergeudet, ſo will er zuletzt ſeine Sünden büßen durch ſolche Fahrt, die ihm keinen Segen ſchafft.“*)

Anders freilich ſah die Kreuzfahrten an, wer ſelbſt unter die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für ſich Vortheil hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchſprecher und Sänger. Ein ſolcher Geſell wird hier als Zeuge vorgeladen, es iſt Peter mit dem Beinamen Suchdenwirth, der nach 1350 in nachläſſigen Verſen die Ritterthaten ſolcher Helden feierte, an die er kommen konnte, und der ſeinem poetiſchen Bericht gern ein Lob ihrer Tugenden und eine Beſchreibung ihres Wappens anhing. Er iſt ausgezeichnetes Beiſpiel einer beſonderen Klaſſe von Leuten, welche bis zum dreißigjährigen Kriege Hoffeierlichkeiten, Ritterſpiele und Schützenfeſte beſingen. Wie elend ihre Reimereien zumeiſt ſind, wir verdanken ihnen doch viele Einzelangaben über Sitte und Brauch des Kreiſes, in welchem ſie als helfende Ordner und redefertige Diener thätig waren. Unter den Kreuzfahrten vornehmer Gönner, welche Peter in Verſen beſchrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrecht's von Oeſtreich vom Jahr 1377 ſeinem Inhalt nach mitgetheilt, er iſt vom Dichter mit beſonderer Sorgfalt verherrlicht. Peter erzählt in ſeinem Gedicht von Herzog Albrecht's Ritterſchaft folgendermaßen.

---

*) Scriptt. rer. Pruss. II, 170 ss.

„Im Jahr Chriſti 1377 hob ſich der tugendliche Herzog Albrecht von Oeſtreich zur Fahrt gen Preußen, um Ritter zu werden, denn ihm däuchte mit Recht, daß ihm das Gold des Ritters beſſer zieme als das Silber des Knappen. In ſeinem Heere ritten fünf Grafen, fünfzig Dienſtmannen, viele Ritter und Edelknechte. Zu Laa an der Thaja ſammelte ſich die Schaar, nie ſah man ſo vieles Volk ſo wohl gewappnet und beritten, die Ritter hatten ſich auf das Herrlichſte geſchmückt mit Roſſen und reicher Kleidung. Von da zog das Heer ohne Frevel zu üben durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort lud der Herzog ſchöne Frauen in das Schloß, ſie kamen geſchmückt wie Anger und Wald im Maien, man ſah dort viel Scherz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog man fürbaß in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preußenland. Dort bat man dem edlen Fürſten wieder die Frauen zu Gaſte. Man ſah dort rothen Mund und Wangen glänzen, ſchönen Schmuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopfbinden und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. Von da wandte ſich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß der Meiſter Winrich von Kniprode ſaß. Der edle Herr erwies dem Fürſten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man guten Trank und reiche Koſt. Darnach zog man nach Königsberg, dort eilten die Herren um die Wette die Gäſte zu laden, es wurde in höfiſcher Weiſe wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe an den edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schloſſe. Vor jedem Gange der Mahlzeit wurde mit Poſaunen und Pfeifen geblaſen, es war Ueberfluß an gewürzten und vergoldeten Gerichten, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu welſcher und öſtreichiſcher Wein und klarer Reifal in goldenen und ſilbernen Gefäßen geſchenkt. Vor dem Ende des Mahles gedachte der Fürſt milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug ſilberne und goldene Becher als Ehrengeſchenk auf; die goldenen erhielten zwei Ritter und ein edler Knecht, die nach Wappenrecht zu den Beſten ihres Landes gehörten, ein Holſteiner, ein Heſſe und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und die fahrenden Leute ihre Becherlein; „leert ſie,“ rief man ihnen zu. „Gott vergelt' es“; auch ich erhielt mein Theil. Darauf wurde zehn Tage lang geraſtet und viel Hof gehalten. Auch der Meiſter gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentiſch beſetzte, erhielt Konrad von Ehrey, Hauptmann des öſtreichiſchen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Ritterthat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reiſe in die Litau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marſchalk und die Führer verordneten, jeder mußte ſich auf reichlich drei Wochen mit Koſt verſorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden ſollte. Man ſparte kein Geld und kaufte ein mehr als noth war. Da brach der Meiſter auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Oeſtreicher und der Gottesmutter. Das Heer zog durch Samland vor Inſterburg an die Suppe (Szeſzuppa), dort ſchlug man vier Brücken über das Waſſer, welches die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte ſich das Heer herüber und zog von da bis an die Memel. Dies iſt ein Waſſer von der Breite eines Bogenſchuſſes, da ſtieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten ſchwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 30,000 Menſchen überzuſetzen und zu ſchwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Waſſer zur Letze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig an die Heiden zu kommen, und es waren da wohl tauſend Mann, welche mit den Aexten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildniß, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Waſſer, Bruch und Bach; in Ungarn iſt man auf ebener Haide nicht ſo böſe Fahrt gewöhnt. Großes Leid that uns Moos (Sumpf) und Moor. Das

Heer zog quer durch die Wuſtung, man ſaß auf und ſtieg ab, zog hin und her, bald mußte das Roß hohe Sprünge machen, dann mußte man durchſchlüpfen und ſich bücken, die Aeſte hielten manchen an ſeinem Kragen feſt, der Wind hatte viele große Bäume niedergeriſſen, und wir mußten mit Gewalt über die Baumſtämme, ob es wohl oder weh that. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei: „die Preußen überfallen uns"; Pferde und Saumthiere, die mit Koſt und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt, mancher ward wund, den man zu ſehr quetſchte, Knie und Bein wurden verſtaucht. Da hörte Spaß und Lachen auf, auch die Pferde wurden ſehr verſtaucht und manches mußte hinken.

So ſank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden, die Pferde hatten nur Gras zu freſſen. So verbrachte man die Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der Heiden, man trieb die Roſſe und rannte. Zuvorderſt die Rennfahne Ragnit, nach Landesſitte, darauf folgte St. Georg's Fähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich gezierte Fahne des Meiſters, dabei das Banner von Oeſtreich. Viele Banner flederten in den Lüften; die ſtolzen Helden führten Kränze und Straußenfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen Frau in Minnedienſt geſellt war, dem hatte ihre Gunſt Kleinode von Gold, Silber, Edelſtein und Perlen geſchenkt, die glänzten auf den Eiſenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werthen Gäſte in das Land, welches Samaiten heißt: aber als ungebetene Gäſte kamen ſie zu der Hochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erſte Tanz mit den Heiden, es blieben ihrer wohl ſechzig tot, das Dorf wurde angeſteckt, daß es hoch in die Lüfte brannte. Da zog der Graf Hermann von Cilly das Schwert aus ſeiner Scheide, ſchwenkte es in den Lüften und ſprach zu Herzog Albrecht: „Beſſer Ritter denne Knecht," und ſchlug ihm den ehrenreichen Schlag. An demſelben Tage wurden 74 Ritter gemacht; der Fürſt nahm jetzt ſein Schwert und ſchlug Ritter, ſo oft man das von ihm begehrte, der edlen Chriſtenheit und Maria, der reinen Magd, zu Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und ab zu verheeren. Den Chriſten gab Gott das Glück, daß die Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man ſtach und ſchlug; was ihnen weh that, das that uns wohl. Das Land war voll von Menſchen und Gut, wir hatten unſere Luſt daran, es war den Chriſten Gewinn, den Heiden Verluſt. Da war frohe Zeit.

Das Heer ſchlug ſich auf ein Feld, ſchöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazu geſteckt von der Herrſchaft und den Ländern, daß ſich Alle daran erkannten, die zu dem Heere gehörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, ſie liefen gegen das Heer mit ſcharfen Waffen, ſie ſtachen, ſchlugen und ſchoſſen; die Chriſten verdroß das, ſie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und ſchrien mit lauter Stimme wilden Thieren gleich, ſtachen nach den Leuten, ſchoſſen die Roſſe und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben ſie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarſchalk in Preußenland, Gottfried von Linden, ſtille halten, bis jedermann mit ganzer Wehr zu ſeinem Banner gekommen war, und theilte das Heer zum Ritt durch das Land in ſieben Schaaren. Die Heiden aber ſchrien ſehr in dem Buſch und es ging ihnen übel, denn man ſchlug viele von ihnen zu Tode; Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein ſpaßhaftes Hofgeſinde, da ſah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen ſie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zuſammen, ſo führte man ſie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer ſich niederließ, brachten die Preußen eine Menge Gänſe, Hühner, Schafe, Kühe, Pferde, Hausrath und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Oſterſpiel.

Der Marſchalk und der Meiſter mit dem Kriegsrath vermieden den Schaden der früheren Raſt und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen ſtarken Zaun mache, mit Schildwacht und Wehr beſetze; ſeitdem konnten wir ohne Sorge ſchlafen und die Heiden liefen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tag kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Roſſienien. Dort wurde verwüſtet, gebrannt und erſchlagen in Haide und Buſch, gerade wie man Füchſe und Haſen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und ſtach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden ſuchten ihren Vortheil im Walde, im Gebüſch und auf dem Moos. Denn wer ſich verrannte, dem fiel ſein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. „Herab, herab," ſchrien dann die Unſern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß ſich die Reiter in den Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte ſogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürſten von Oeſtreich und alle neuen Ritter zu einem Abendeſſen. 82 neue Ritter ſaßen am Tiſche und man trug ihnen neun Herreneſſen auf. Die Koſt hatte der Wirth mit ſich gebracht, und fern war der Markt, wo er ſie gekauft hatte, denn es war ein Hirſch dabei, der wohl zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterſchaft verzehrt, und nichts Anderes trank man bei dem Mahle als unſern Wippacher, Lutenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen ſtieg in dem Lande ſo großer Dampf auf, daß niemand in die Ferne ſehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterſchlag. Das Heer aber verwüſtete drei ganze Länder.

Da brach ſchlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Froſt, drei Tage und Nächte goß es in uns, die Koſt verdarb, der Harniſch roſtete, ſo kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen. Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als wir an das breite Waſſer kamen, riefen wir: „Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück ans Land hinüber.“ Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Moraſt; der Eine ſchwamm, der Andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog beſtieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Waſſer, da ſchlug der Wind gewaltig um auf das kuriſche Haff zu, daß Mancher meinte, es würde ſein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verſchlagen, ſchwach, müde, druſig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildniß, ſie heißt der Grauden, nie ritt ich ſo ſchlechte Fahrt; wenn das Pferd bis an den Sattel in Letten und tiefem Moor ſtand, dann lag vor ihm ein großer Bach und der Reiter trieb mit Sporen und Geſchrei, es mußte in der Noth hinüber, und wenn es ihm das Leben koſtete.

Es war uns eilig nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog ſandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und ſilberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrenſold. Der Meiſter und der Orden dankten dem von Oeſtreich, daß er mit ſolcher Zucht in ihrem Heere gereiſt war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbeſcheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas ſchuldig ſei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Darnach zog man heimwärts; zu Rieſenburg kam dem Fürſten eine Botſchaft, ſeine ſchöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war ſein erſtes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Oeſtreich geboren war; die edle Fürſtin hatte viel Mägde und Frauen von edler Geburt, dieſe erwieſen ſich ſehr freundlich und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürſtin aber gab jedem was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht ein Ei kaufen. Dreizehn Roſſe ſchenkte die Herzogin und ſechzehn Stücke Goldſtoff, ihr Name Agnes ſteht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberſchleſien) und Mähren nach Oeſtreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rath, daß er ſich St. Georg zum Geſellen nehme und an die Worte denke: „Beſſer Ritter denne Knecht.“ Dann wird ſein Name mit Lob geziert. Mit Treue rath' ich's, Suchenwirt.“

Soweit der Spruchſprecher. — Aber dieſe getünchte Herrlichkeit des abſterbenden Ritterthums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längſt war der Gehorſam verſchwunden, vergebens bemühten ſich ſtrenge Gebietiger die Regel einzuſchärfen. In ihren Comthureien ſaßen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutſchen Grundbeſitzer des Landes empfanden allmählich, daß der Orden ſie niederhielt um über ſie zu herrſchen. Solange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl, trugen ſie auch ſeine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Litauer Chriſten wurden. Seitdem war ſein Untergang entſchieden. Jetzt ging das Intereſſe der Kirche und der Chriſtenheit nicht mehr gegen die ſlaviſchen Nachbarn, die Kreuzfahrten mußten aufhören, Litauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes ſuchten Hilfe gegen den Orden in einem großen Bunde, den ſie mit einander ſchloſſen, endlich ſogar bei den polniſchen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er ſiechte ſeitdem in Geldnoth und Zuchtloſigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutſchland, die deutſche Stadt Danzig und das Weichſelgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polniſche Herrſchaft, die den Hanſen und Ständen erträglicher däuchte als das kraftloſe und verdorbene Regiment des Ordens; er verlor den Zuſammenhang mit ſeinem Landmeiſter in Livland, auch Oſtpreußen mußte er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation aufging, wurde er in Preußen als abgeſtorben beſeitigt.

Erſt der Friede von Oliva befreite Oſtpreußen von der Lehnshoheit Polens, erſt unter Friedrich dem Großen wurde das Weichſelland wieder preußiſch, und die Hanſeſtadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erſt in dieſem Jahrhundert mit Preußen, das alte Ordensland erſt in der neueſten Zeit mit Deutſchland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in welchem der Orden kraftlos dauerte, erhielt ſich im Orden und bei den Hanſen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zuſammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewiſſes Hausrecht im Orden hätten. Im Jahr 1445 forderte der Bürgermeiſter Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geſchlechtern — für ſeinen Sohn Aufnahme. Und eine niederdeutſche Inſchrift am Rathhauſe von Bremen bezeichnete ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanſe damals den Orden anſah:

> Viele Chriſten ſind von großer Hitze krank geworden;
> Das gab eine Urſache dem ritterlichen deutſchen Orden,
> Der von den Bremern und Lübiſchen zuerſt anfängt,
> Darnach hat ſich der Adel auch mit angehängt. —
> Und niemand ſoll geſtattet werden in dem Orden,
> Als der von Adel geboren, er ſei groß oder klein,
> Ausgenommen Bürger von Bremen und Lübeck allein.

7.

Beſiedelung des Oſtens.

Vom Bord der Hanſen.

Wer mit ſeinen Waarenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unſicherer Königſtraße oder über die wilde See, der mußte Ausſicht auf großen Gewinn haben, um das Wagniß ſolcher Reiſe auf ſich zu nehmen. Und wer ſeinen Vortheil verfolgte unter räuberiſchen Landsleuten oder fremdländiſchen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denſelben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rückſicht auf den Vortheil Anderer und Geduld bei dem Wettbetrieb ſeiner Genoſſen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geſchäft ein ſehr eigenſüchtiger und harter Mann, der vor Allem trachtete, ſich allein die Früchte ſeiner Anſtrengung zu ſichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindſchaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja durch Bedrückung ſeiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waaren der Fremden nur durch ſeine Hand gewähren wollte. Wo ſeine eigene Kraft nicht ausreichte, band er ſich mit Schwurgenoſſen, aber auch dieſer Verband ſuchte zuerſt Vorrecht und verbriefte Gunſt und wußte ſeine Stadt oder einen Bund von Städten zu beſtimmen, daß ſie ſeine Handelsvortheile vertraten, Flotten rüſteten und Krieg führten, damit die Geſellſchaft den beſten Markt behielte. Und der Kaufmann ſah wahrſcheinlich gleichgiltig auf Gewaltthat und vergoſſenes Blut, wenn es ſeinem Geſchäft Nutzen brachte.

Und doch hat dieſe harte und abſchließende Selbſtſucht des Kaufmanns die europäiſche Völkerfamilie des Mittelalters zuerſt aus Iſolirung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hinkam, überall höhere Cultur verbreitet, er hat die Räuber der Landſtraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beute- und Strandrecht im Binnenlande und an den Küſten durch Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geſchaffen an ödem Strande und auf unwirthlicher Haide, hat das Chriſtenthum und die Bildung ſeiner Zeit mit den Bedürfniſſen, die er aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zuerſt die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und er, der ſo gefügig gegen ſtarke Uebermacht und ſo unduldſam gegen ſeine deutſchen Nebenbuhler war, hat die Ehre ſeiner Nation, die Ueberlegenheit deutſchen Weſens, ja ſogar den Umfang und die Grenzen des Reichs bewacht und erweitert in einer Zeit, in welcher Kaiſer, Fürſten und Ritterſchaft nicht im Stande waren nach großer Politik zu handeln.

Denn dieſelbe Thätigkeit des Kaufmanns, welche ſo leicht ſelbſtſüchtig macht, iſt zugleich mehr als jede andere auf die Güte menſchlicher Natur berechnet. Sie iſt unmöglich ohne ein großartiges Vertrauen, welches der Kaufmann Anderen gewährt, nicht nur den Leuten, die er ſelbſt im Dienſte hat, auch den Fremden, nicht den Chriſten allein, auch Heiden. Die Redlichkeit, welche eine eingegangene Verpflichtung völlig und ganz erfüllt, auch wenn ſie einmal ein Opfer koſtet, iſt dem Handel auf jeder Stufe ſeiner Entwicklung unentbehrlich; und gerade deshalb, weil der Handel Treue und Rechtſchaffenheit im Verkehr zum beſten Vortheil macht, ſchafft er geſunde und dauerhafte Verbindung der Menſchen. Man ſtaunt vor dem geſchäftlichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauens und die Feſtigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflichtgefühl ſo viel kleiner war als jetzt und die Begehrlichkeit ſo viel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetiſche Sehnſucht von Millionen waren und die Aneignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagniß galt. Es iſt wahr, der Credit wurde nicht ſo leicht und ſorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, ſo ſuchte er am liebſten Waare gegen Waare oder gegen baares Geld umzuſetzen, und wenn er Credit gab, forderte er eine Sicherheit in amtlich beglaubigter Urkunde, indem er das Geſchäft in das Rathsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter dieſen vorſichtigen Formen beſtand, trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der Andere das geſchloſſene Geſchäft, Handſchlag und gemeinſamen Trunk ehren werde. Jeder anſehnlichen Stadt war vortheilhaft ihren Erzeugniſſen dadurch guten Abſatz zu verſchaffen, daß ſie dieſelben von ſicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flandriſchen Webers galten auf allen Handelscontoren Europas als Gewähr für die Güte der Waare. Wenn das Schiff eines Hanſen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten, und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauſchhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen; wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig beſprach für die nächſte Schifffahrt, ſo mußten beide Theile ein ganzes Jahr lang die Zuverſicht haben, daß der andere zur beſtimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küſte machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geſchäftliche Zutrauen ſehr früh beſtimmte Formen gewonnen. Die Geldanweiſungen auf befreundete Häuſer waren nirgend zu entbehren, ſeit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wird auch die Uebertragung dieſer Anweiſungen auf Dritte und die Bürgſchaft Dritter durch angehängte Siegel in Deutſchland gebräuchlich.

Die Kreuzzüge hatten zahlloſe Erfindungen und Genüſſe des Südens zu einem deutſchen Bedürfniß gemacht, die Küſten des Mittelmeers, der große Markt Conſtantinopel und die Handelsſtädte der Italiener waren dem bewanderten Deutſchen vertrauter als manche Landſchaften des römiſchen Reiches, Wageluſt und Unternehmungsgeiſt waren hoch geſteigert. Von den Kreuzzügen beginnt der großartige Aufſchwung des deutſchen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutſche Handel — das Culturverhältniß der Zeiten gerechnet — die Höhe, zu der er im letzten Jahrhundert vor der Reformation erblüht war, nicht wieder erreicht, faſt der geſammte Landhandel nach der Welt des Oſtens und beide Nordmeere bis über die holländiſche Küſte ſtanden damals unter Herrſchaft des deutſchen Kaufmanns, der in den großen Marktſtädten Mitteldeutſchlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waaren des Nordens und Südens tauſchte.

Aber auf keinem Gebiet irdiſcher Geſchäfte wird der Unterſchied zwiſchen Oberdeutſchen und Niederdeutſchen ſo bemerkbar, als in der Thätigkeit, welche Völkerſchranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung ſtehn im Verkehr der Ober- und Niederdeutſchen gegen einander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Baſel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt kaufen zumeiſt von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Cultur älter iſt, bei ihnen gewinnt der Handel zuerſt faſt moderne Formen in feſter Verbindung mit großen fremdländiſchen Geſchäften; dort zieht mit Waaren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunſtgeſchmack, einige Wiſſenſchaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der ſüddeutſche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medicin ſtudiren, und der gelehrte

Juriſt, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriciern der Stadt gerechnet; der Kaufmann iſt oft ſelbſt Weber, und auf der Herſtellung der verſchiedenen Stoffe, welche die Innungen ſeiner Stadt in beſonderer Güte verfertigen, beruht die Größe ſeines Geſchäfts. Ein Nürnberger Geſchlechter richtet 1390 die erſte Papierfabrik in Deutſchland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahr ſpäter die Kunſt, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geſchäftliche Verbindungen ſind die hochdeutſchen Kaufleute mit großen Fürſten oder dem Königshofe vertraut, und erhalten ein perſönliches und Parteiintereſſe bei den inneren Händeln des Reiches. Die franzöſiſchen Moden, welche ſchon damals den feinen Mann beherrſchen, werden zuerſt von den Geſchlechtern aufgenommen, und ebenſo wie das Ritterthum in Süddeutſchland ſich höfiſcher entwickelt hat, ſo zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modiſches und zuweilen fremdländiſches Weſen. Jede Stadt im Süden hat ferner ſo eigenthümliche Handelsrichtungen, daß ſie denen ihrer Nachbarn faſt immer abgeneigt oder gefährlich ſind; die Städte vereinigen ſich einmal zu Bünden, weil die Unſicherheit der Landſtraßen als gemeinſames Leiden gefühlt wird; aber es ſind Vertheidigungsbündniſſe gegen Fürſten und Vaſallen, nicht Verträge zu gemeinſamem Handel, und ſie haben geringe Dauer, jede Stadt erſtarkt für ſich allein, in bewußtem Gegenſatz zu den andern.

Weit anders da, wo die niederdeutſche Sprache altheimiſch oder durch ſächſiſche Coloniſten eingebürgert iſt. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Weſtfalen, in dem großen Köln das Augenmerk vorzugsweiſe nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendſte Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landſtädte betheiligen ſich als Rheder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und ſeine Diener ſind lange Zeit ſelbſt die Reiſenden, ſie ſind vorzugsweiſe die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wageluſtige Abenteurer, welche Haus und Heimat leicht mit der Fremde vertauſchen. Viel alterthümliche und rauhe Sitte erhält ſich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutſche Kaufmann iſt Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das früheſte Gedeihen des Seehandels auf der Ausfuhr heimiſcher Arbeiten; aber in den größten Städten der Sachſen iſt die eigene Gewerbsthätigkeit für den Großhandel weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohſtoffe und Waaren der Fremde. Und der Gewinn dieſer Waaren iſt mit Wagniß und Gefahr verbunden, welche die ſtärkſte Manneskraft in Anſpruch nehmen und einen trotzigen, herriſchen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hanſa reicht faſt genau ſo weit als die niederdeutſche Sprache, ſie iſt eine Verbindung vieler Städte zu gemeinſamem Handel in der Fremde, nicht zur Vertheidigung, ſondern zur Eroberung.

Ein Unterſchied war auch in der Geldwährung. Wer damals Kaufmannſchaft trieb, mußte geübt ſein den Werth des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reiſe das Silbergeld der verſchiedenen Landſchaften und Städte betrachtete. Die Kaiſer hatten ihr altes Münzrecht den Reichsſtädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landſtädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in einer kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Beſitz reicher Familien gekommen, die zahlloſen Münzſtätten, die Verſchiedenheiten der Metallgewichte, welche zu Grunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werthe an ſtadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz that das übrige. Da ſchlechter ausgebrachte Münze immer die beſſere einer Landſchaft verdrängte, ſo wurden auch gewiſſenhafte Stadtgemeinden gezwungen allmählich ſchlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wohl einmal ein untreuer Münzmeiſter beim Kopf genommen, oder wenn der vornehme Mann verſtand die Schande auf einen ſeiner Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Beſtimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der ſich ebenſo wenig behauptete. Es war der beſte Vortheil des Großhandels, daß er nach verhältnißmäßig feſter Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die kölniſche Mark geweſen, nach ihr hatten zuerſt die Florentiner ihr Guldein geſchlagen, darauf die Venetianer ihren Ducaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheiniſchen Kirchenfürſten ihren Gulden. Auch bei dieſen Goldſtücken ſtand Schrot und Korn nicht ganz feſt, doch waren ſie im Durchſchnitt bis nach 1400 dem Goldwerth unſeres Ducaten faſt gleich. Aber das Silber hatte damals im Verhältniß zum Golde etwa ein Drittheil höheren Werth als jetzt (1 Pfund Gold damals gleich ungefähr 11 Pfund Silber).

Mit dieſer Goldwährung handelte der hochdeutſche Kaufmann faſt über die ganze bekannte Erde: die Fiſche des Aſow'ſchen Meeres bezog er über Lemberg, ſeine Rüſtungen und koſtbare Seidenſtoffe aus Conſtantinopel, Perlen, cypriſche Weine, Gold- und Silberwaaren über Venedig und Genua, die zahlloſen Erzeugniſſe der Mittelmeerländer, Oel, Mandeln und Reis, Feigen und Roſinen, nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauſchte die Waaren des Südens und die Arbeiten der heimiſchen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge und Maſtricht mit feinen Wollſtoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hanſa diente die Goldwährung, wenn er ſeine Schiffe nach Portugal oder an die franzöſiſche Weſtküſte ſandte, und wenn er ſich mit ſeinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutſchland berechnete. Aber der größte Theil ſeiner Geſchäfte wurde mit Silber gemacht, das Pfund und die Mark, urſprünglich ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Werth faſt in jeder Stadt und jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hanſen machte die unabläſſige Verſchlechterung des Geldes viel zu ſchaffen, ſie brachte in ſeinen Handel den größten, faſt unberechenbaren Gewinn und Verluſt, denn in jeder Stadt war der laufende Werth fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechſelnder; aber er konnte die kleinen Silberſtücke bei ſeinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er kaufte in ſeinem Contor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Oſtens, in Gotland die Fiſche und Felle des Nordens und verkaufte in ſeinem Stahlhofe in London Getreide, weiße Falken, Hermelin, Heringe und Seehundſpeck aus der Oſtſee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmählich entſtand der Bund der Hanſaſtädte, daß wir ſeinen Anfang gar nicht wiſſen; auch der Name erſcheint gelegentlich, er bezeichnet urſprünglich ebenſo wie das Wort Innung, die Steuer, welche ſich die Genoſſen auflegten. Zuerſt verbanden ſich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der Weſt- und Oſtſee zu gemeinſamer Verfolgung ihres Vortheils in England, auf Gotland, am Ilmenſee, andere ſchloſſen ſich allmählich an, lange einten ſich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Weſten und Oſten zuſammenfloſſen. Doch nicht jede größere Stadt ſchloß jeden wichtigen Vertrag; in den älteſten Freibriefen, welche fremde Könige den Hanſen zutheilten, fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hanſabundes beſtanden dauernde Gegenſätze, außer den landſchaftlichen die größeren zwiſchen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweiſe auf den gewerblichen Erzeugniſſen der Landſchaft beruhte, und zwiſchen den Anforderungen der wendiſchen und preußiſchen Städte, welche vorzugsweiſe Kaufmannſchaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waaren trieben. Von Köln und ſeinen Nachbarn begann die Hanſa, aber die wendiſchen Seeplätze erhielten das Uebergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Kölner verharrten im Bunde in einer ſtolzen Oppoſition und erregten die Unzufriedenheit der Anderen durch eigenmächtigen und herriſchen

Abſchluß von Verträgen, in denen ſie Begünſtigung vor den Bundesgenoſſen ſuchten.

So hatten ſeit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hanſen in vielen Fällen beſtanden, bis 1367 zu Köln die Städte einen großen Bund gegen König Waldemar von Dänemark ſchloſſen und drei Jahre ihren glorreichſten Krieg führten. Seitdem gaben ſie ſich eine Ordnung und theilten den Bund in Quartiere.*) Aber auch von da wechſelte die Zahl der Mitglieder unabläſſig, kleinere Städte ſchieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen gerieth eine Stadt oder eine ganze Gruppe derſelben wegen Unfügſamkeit und weil ſie im eigenen Nutzen gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwiſt, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeſchloſſen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Theilnahme an den wichtigſten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann ſandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Vorrechte ausſchließlich für ſich. Daß der Bund nicht feſteren Zuſammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Oſten nach Weſten auf einem Landraum zerſtreut, welcher von Reval bis über die Schelde reichte; ihre Lebensbedingungen waren in der That oft in unaufhebbarem Widerſpruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohlthat, das war für Köln oder das deutſche Contor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwiſtigkeiten ſind auffallend, ſondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Contore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zuſammenhielten und nicht ſelten ihren Vortheil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und ſie waren ſchlimm daran, denn die Gegner betrachteten ſie als einigen Bund und ſuchten Rache für den Nachtheil, den ihnen eine einzelne Stadt zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seeräuber in Wismar franzöſiſche Waaren verkauft hatte, wurden von den Franzoſen zur Vergeltung Bremer oder Kölner Waarenballen mit Beſchlag belegt. Jeder Hanſe wurde gefährdet durch jede Ungebühr, welche einer beging, und doch war es ſchwer, von den Bundesſtädten Hilfe und Genugthuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

---

*) Die Eintheilung in vier Quartiere: ein wendiſches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg), ein rheiniſches, Vorort Köln (dazu Städte von Weſtfalen, Geldern, Overyſſel), ein ſächſiſches, Vorort Magdeburg, ſpäter Braunſchweig, und ein preußiſches (die Hanſeſtädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, ſpäter Danzig, im Ganzen ein Bund von etwa 90 Städten, ſcheint erſt im 16. Jahrhundert ſtreng durchgeführt. In der Blütezeit der Hanſa ſind nur die Gruppen der wendiſchen Städte bald mit bald ohne die Nordſeeſtädte, und die Gruppe der preußiſchen und liviſchen Städte abgeſchloſſene Abtheilungen der großen Hanſa.

Wir ſehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf ſolche Inconſequenzen in einer alten Genoſſenſchaft, aber alle politiſchen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieſelben Widerſprüche: Städte, welche gegen ihren Landesherrn vorſichtig die Thore ſchließen, Landesherren, welche ſich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vaſallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet ſind, ein deutſches Kaiſerthum, welches nie die Hanſa anerkannt, noch weniger das Verhältniß derſelben zu anderen Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, welcher Wohlſtand und Cultur Deutſchlands durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat, als irgend eine andere Macht des Reiches, hatten die oberſten Gebieter deſſelben Reiches gar kein Verhältniß, ja ihre Politik war in der Regel den Hanſen feindlich, und der Kaiſer oft in Freundſchaft und Bündniß mit den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V hatte durch ſeine Verordnungen eifrig den Handel ſeiner burgundiſchen und niederländiſchen Städte gegen die Städte ſeines deutſchen Reiches vertreten. Es iſt überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Ergebniß dieſer Zeit iſt das allmähliche Heraufkommen des fürſtlichen Staates, der die Städte mit harter Hand ſeinem Willen unterwirft und ſie zwingt, ſeinem eigenen Vortheil zu dienen, aus dem allmählich nach Siechthum und Schwächen der gemeinſame Vortheil des geſammten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hanſa ruhte meiſt auf dem Handel ihrer Oſterlinge, der Oſtſeehändler. Denn damals war die Oſtſee der große Fiſchbehälter Europas; der Dorſch und ſeine Verwandten wälzten ſich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Nordſund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slavendörfer. Auch der Wal, das Schrecken der Schiffer, warf häufig ſeine Waſſerſtrahlen, und reihenweiſe lagen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden war eine menſchenfreundliche Göttin Beſchützerin des ſtummen Seevolks geweſen, für die Chriſten übernahm die Jungfrau Maria dieſes Amt. Lange vor Ankunft des deutſchen Ordens in Preußen nahm man an, daß ſie Gebieterin dieſer Strandlandſchaften ſei, wie ihr Sohn Oberlehnsherr des gelobten Landes; Papſt Innocenz III verſprach 1213 dem Biſchof von Riga, für das Land der Mutter nicht weniger zu ſorgen als für das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germaniſirung der Oſtſeeküſten vollendet habe als Schutzherrin der wilden Kreuzheere und der reiſigen Ordensbrüder, oder in friedlicherer Thätigkeit als Regentin der deutſchen Fiſcherei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politiſche Geſchichte der Oſtſee iſt unleugbar zum großen Theil durch die geſelligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fuhr der Fiſch längs der Küſte von Pommern in ſo dichten Maſſen, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Damals wuchſen die wendiſchen Seeſtädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswald mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlſtand auf. Im 13. Jahrhundert verlegte der Fiſch ſeine Seewege und ſtrich längs der flachen Küſte von Schonen und dem norwegiſchen Ufer. Sogleich eilten alle ſeetüchtigen Völker in ſein Fahrwaſſer und die deutſchen Hanſen kämpften um ſeinetwillen blutige und ſiegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordſtrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, ſie brachen den däniſchen Königen ihre feſten Schlöſſer, beſetzten ihre Inſeln, vertrieben und erſchlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrſchaft auf Gotland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutſchen Hanſa. Nach 1400 aber, in derſelben Zeit, wo die Gnade der himmliſchen Helferin ſich von dem deutſchen Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden auch die Familiengefühle des Herings von der Oſtſee ab an die holländiſche Küſte geleitet. Seitdem wurden die holländiſchen Städte reich und den erſtarkten Hanſen verminderte ſich der Erwerb, dem ſie ihren erſten Wohlſtand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hanſa ſich ſeit dem 13. Jahrhundert ritterlich zu halten, er verſtand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde ſeinen Speer regelrecht zu verſtechen. Gern zeigte er ſeinen Wohlſtand durch ſtattliche Kleidung, koſtbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Meſſer an der Seite und ſeinen Kaufmannsgurt, dieſen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die ſchöngeformte Geldtaſche und ſeinen Siegelring, worein das wichtige Zeichen ſeines Geſchäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und beſtätigte durch dieſelbe Marke, die von ſeinen Fäſſern und Ballen her in Florenz und Liſſabon, in London und Nowgorod wohlbekannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreiber ausſtellen ließ, ſeine Geldanweiſungen und die Bürgſchaft, welche er bei den Anweiſungen Anderer übernommen hatte.

Aber derſelbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Rheder ſeines guten Schiffes, oder auch als Schiffer einer ſtädtiſchen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen ſegelten die Schiffe des Hanſen bis in die letzten Buchten des Mittelmeeres, auch um Handelſchaft unternahm er Reiſen an die Küſten von Sicilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compoſtella.

Die Kogge, in welcher er fuhr, war nach anderen Grundſätzen gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeers; während dort die Formen der Galeere in langen ſchmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigſte Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit ſtarkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden ſtark aufſprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und ſteilem Bugſpriet und mit einem ſtarken hohen Maſt in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zum Krieg gerüſtet, dann wurde im 13. Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugſpriet und Steuer ein Gerüſt gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbruſt oder Wurfmaſchine. Auch der Maſtkorb hatte ſteuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müſſen nicht klein geweſen ſein, das Dänenſchiff, welches im Jahr 1234 von den Lübeckern erſtiegen wurde, ſoll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmählich nahm das Kriegsgerüſt auf Back und Schanze die Form kleiner Thürme an, endlich wurde im 15. Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkaſtell. Aus dieſer Zeit ſind viele Namen der verſchiedenen Seeſchiffe überliefert, die Erfindungen aller Völker wurden in den Nordmeeren heimiſch. Jedes ſchwere Schiff hieß damals „Holk“, eine beſtimmte Form deſſelben war das „Kravel“ (Caravelle); es ſcheint Briggtakelwerk gehabt zu haben und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unſerer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältniß zur Breite etwas geringer war als jetzt, blieb der Hauptmaſt während des ganzen Mittelalters der weſentliche Theil der Takelage. Der Jacke, Fockmaſt, und der — ſpätere — Beſanmaſt ſtanden näher am Hauptmaſt als jetzt, beide ſchräg von ihm abgeneigt, weit ſchwächer und niedriger, ſie ſehen auf den allerdings ſpäten Abbildungen aus wie eingeſetzte Stengen. Die Convoyſchiffe, welche die Handelsflotten geleiteten, Orlogſchiffe oder Friedenskoggen (Geleitſchiffe) genannt, führten Büchſen und Bliden (Standſchleudern) und außer der ſeemänniſchen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis ſiebzig Mann.*)

Die techniſche Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm ſtanden Steuermanne, Zimmermanne, Schiffsmanne, Bootsmanne, Putken, zuſammen die Schiffskinder genannt, und gegen Löhnung, „Heuer“, angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreiſen freie Söldner, „die Ruter“, geworben, dieſe gern auf einen Beuteantheil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber aufſätzige Geſellen, mit denen ſchwer auszukommen war.

---

*) Die alte Rüſtung des hanſiſchen Kriegsſchiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgeb. in Weinreich's Chronik, herausg. von Th. Hirſch und F. A. Voßberg. — Aus ſpäterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel, 1462, „Peter von Rochelle“, franzöſ. Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwiſchen den äußerſten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350—400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas“, engl. Schiff: 23 Faden, Maſt, doppeltes Vorkaſtell, „Jacke“ und Maſt“.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Jacke“ und „Maſt“.

Maſt und Deck erhielten, wie es ſcheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrſegel und Jackſegel erwähnt. — Wir wiſſen zur Zeit weniger von der Schiffahrt unſerer deutſchen Ahnen, als ſich ziemt. Der Unterſuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Stoff fehlen.

Selten wagte ſich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reiſen geboten war, ſammelten ſich die Schiffe einer Stadt oder Landſchaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man ſicher, ob fremde Herrſcher gerade mit einer entfernten Stadt der Hanſen in Zwiſt gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger“, Kaperſchiffe der Deutſchen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln beſtand und keine beſondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Beſitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landſtraße auf die See zu übertragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holſtein ſich nicht verſagen, ein Kravel auszurüſten und auf einer Fahrt durch den Sund in die Weſtſee Alles zu kapern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Oſtſee wirthſchafteten finniſche und ſlaviſche Seediebe. Seit 1390 war die Genoſſenſchaft der deutſchen Vitalienbrüder zuerſt das Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Roſtock und Wismar wurde nachgeſagt, daß ſie durch ihre Kaperbriefe das Unweſen groß gezogen hätten. Verwegene Geſellen der deutſchen Küſte, auch Herren vom Adel, hatten ſich zu gleicher Theilung der Beute zuſammengeſchworen, ſie hatten die Inſel Gotland erobert, auf der ſchwediſchen und norwegiſchen Küſte Land und Burgen beſetzt, ſie fanden Unterſchlupf bei Landesherren, ja ſie wagten ihre geraubten Waaren ſogar in Hanſeſtädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und blutige Thaten erhielten durch funfzig Jahre die ganze Seeküſte von Reval bis zur biscayiſchen Bucht in Aufregung. Es koſtete den Hanſen, dem Orden und den Dänen viele Mühe dieſe Freibeuter zu dämpfen, und lange ſangen die Leute an der See von Stortebeker und Godeke Michael, wie ſie am Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh“ von Flandern, das Hauptſchiff der Hamburger, den Räubern das Vorkaſtell entzwei lief, wie die gefangenen Räuber ſich beim Rath ausbaten, in ihrem beſten Gewande den Trauerberg hinaufzugehn und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der ſcharfe Richter in ſeinen geſchnürten Schuhen bis an die Enkel im Blute ſtand.

Wie die Deutſchen bei jeder gefährlichen Unternehmung thaten, banden ſich auch die Seefahrer mit Eidſchwur zu einer Genoſſenſchaft für treues Ausharren, gegenſeitige Hilfe, Gehorſam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Antheil am Gewinn. Durch ſolchen Eid verpflichtete ſich um das Jahr 1040 jene Geſellſchaft von Frieſen, welche wagluſtig von der Weſer gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, ob es wahr ſei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und welche im Norden Islands die Schrecken des Polarmeers erlebte. Und nach dem ſelben Brauch verſammelte noch 500 Jahre ſpäter der norddeutſche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reiſende, ſobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und ſprach: „Wir ſind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum ſoll jetzt einer dem andern gleich ſein. Und da wir von ſchnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt ſind, kann unſere Reiſe ohne ſteiſe Ordnung nicht vollbracht werden. Deshalb beginnen wir mit Gebet und Geſang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und beſetzen nach Seerecht die Schöffenſtellen, damit ehrliches Gericht ſei.“ Darauf ernannte er mit Beiſtimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen

Wachtmeiſter und Schreiber, einen Meiſtermann, der die Strafurtheile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit ſeinen Strafen verkündet: Niemand ſoll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verſchlafen, nicht mit Lichtern umgehn, nicht die Lebensmittel verwüſten, nicht dem Zapfer in ſein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte ſpielen, nicht den Koch zum Narren haben und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldſtrafe. Wer auf der Wache ſchläft, wer binnen dem Schiffsbord Lärm und Streit anrichtet, der ſoll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord ſeine Wehr entblößt, ſie ſei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Maſtbaum geſchlagen, daß er ſich ſelbſt die Wehr durch die Hand ziehen ſoll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen Andern mit Unrecht verklagt, ſoll die doppelte Strafe der Schuld bezahlen; niemand ſoll ſich am Meiſtermann rächen.

Bei ſtiller See wurde das Seerecht verkündet, darnach Gericht gehalten und geſtraft. Nahte das Schiff am Ende ſeiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, ſo machte zuerſt der Kielherr oder Schiffer ſeine Rechnung mit Paſſagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zuſammen, und der Vogt dankte ab und ſprach: „Was ſich auf dieſem Schiff zugetragen, das ſoll einer dem andern verzeihen, tot und ab ſein laſſen. Was wir geurtheilt, das iſt geſchehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindſchaft ablege, die er auf den Andern geſchöpft, und bei Salz und Brot einen Eid ſchwöre, der Sache im Argen nicht wieder zu gedenken. Wer ſich aber beſchwert erachtet, der ſoll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urtheil begehren.“ Darauf aß Jeder Brot und Salz, Einer verzieh dem Andern, was geſchehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchſe abgebrannt und der Stock mit den Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er ſie den Armen reiche.*)

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zuſammentraf und doch nicht in dem Geſetz einer befreundeten Macht Schutz fand, ſo war er gar nicht ſicher, ob die Fremden Freund oder Feind ſein würden. Auch wenn Friede war zwiſchen ſeiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewaltthat, an ein genommenes Schiff, das in der Flotte des Hanſen wieder erkannt wurde, an gekaperte Waarenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verurſachen, und das Recht des Strandes erwies ſich nach verübter Gewaltthätigkeit wahrſcheinlich ſäumig und wirkungslos. Die Flotten der Hanſen hatten alljährlich Veranlaſſung an den Küſten weſtwärts dieſe Vorſicht zu üben. Am häufigſten in der Baye, einem Hafen der ſüdlichen Bretagne, in der Bucht bei Bourgneuf, einem berühmten Sammelplatz für die Flotten aller Nordſeevölker, welche dort ihre Factoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayenſalz, das für die beſte Würze der Fiſche galt, gegen die Waaren ihrer Stadt eintauſchten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenſtoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhniſch hielt jede Nation ihren Theil des Strandes feſt; entſtand ein Zwiſt, dann ſuchte jede Partei ſich zum Herrn des Marktes zu machen, indem ſie die Schießhäuſer daſelbſt beſetzte; wollten die Streitenden ſich vergleichen, ſo trafen ſie, wie überall Brauch war, im Frieden des Kloſters zuſammen. Für alle Hanſen der Oſtſee war ein freudiges Ereigniß, wenn ihre heimkehrende Bayenflotte glücklich den Sund paſſirt hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an ein fremdes Ufer, wo er keine Anſiedlung oder einen Ort unter fremdem Geſetz fand, ſo war ſein erſtes Beſtreben ſich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit ſeinen Genoſſen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Dieſen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er ſeine Waaren aus und band das Strandſeil ſeiner Schiffe feſt, dort galt für ſeine Genoſſen das Heimatrecht und die Ordnung, die er ſich ſetzte.

---

*) Aus der Oſtſee im 16. Jahrhundert, beſchrieben in der Reiſe des Joh. Dav. Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtiſches Archiv II, S. 245.

Dieſe Gehege für ſein Recht und ſeine Freiheit zimmerte der Hanſe überall. Sogar wo er mit ſeinen Fiſchern nur auf Wochen landete. Am berühmteſten war ſein Garten auf der Halbinſel Schonen, den er durch Blut und ſchwere Gewaltthat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwiſchen den Schlöſſern Skanör und Falſterbo, hatten die Deutſchen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Waſſergräben und Pfahlwerk von dem däniſchen Gebiet geſchieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem koſtbaren Grund eine nach Ruthen gemeſſene Stelle, „die Vitte“, jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte ſtanden die ſteinernen Häuſer zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Schenken und Buden für Fiſcher und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angeſehenen Bürger, der auf Jahre hingeſandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufſicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau beſtimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fiſche, durch Merker wurde die Güte der Waare beaufſichtigt. Zwiſchen den Vitten lag eine deutſche Kirche, ein Franciscanerkloſter, in welchem geſtrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinſamer Kirchhof. Verlaſſen lag der Strand den größten Theil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daſelbſt. Aber zur Fangzeit zwiſchen Jacobi und Martini kamen, gleich endloſem Zug von Schwänen, die Flotten der Oſt- und Weſtſeehanſen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menſchen, Tauſende von Fiſcherſchuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küſte. Am Strand aber arbeiteten der Reepſchläger (Seiler) und der Böttcher um die Fäſſer, und der Kaufmann legte ſeine Waaren in der Holzbude auf. Und zwiſchen Bergen von Fiſchen, unter Salz und Rauch wurden die koſtbarſten Waaren des Feſtlandes, ſeidene Stoffe und Weine des Südens, niederländiſches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Meſſe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strande zurück, mit dem October endete plötzlich das bunte Leben an der nordiſchen Küſte.

Suchte aber der Hanſe eine neue Küſte, um unter fremdem Volk mit den Waaren ſeiner Kogge Tauſchhandel zu verſuchen, ſo wählte er nicht den Meeresſtrand, ſondern er fuhr wohl eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüſſe ſtromauf, wo er ruhiges Waſſer fand, dichtere Bevölkerung und beſſeren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande ſpähten. War der Ort gaſtlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, ſo umſchanzte er wieder die Stätte ſeines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Thor, und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verſtattete Grund zwiſchen den Häuſern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beſchränkt, ſo baute er in der Umgartung nach der Weiſe ſeiner Heimat einen Hof und an dieſen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutſchen ſeit uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. In dem deutſchen Herrenhof hatten die Wohnhäuſer und die Verſammlungsräume: der Saal und Palaſt mit Scheunen und Stuben, einen freien Raum umſchloſſen für die Geſchäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Binnenraum öffneten ſich die Gebäude, von der Landſchaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren ſolche Höfe erbaut, zuerſt vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren dieſe Höfe Sammelorte für die Bürger derſelben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hauſen wollten, oder Lagerplätze für gleichartige Waaren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten auch hier die Waarenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wohl ein Saal zu geſelligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Thor abgeſperrt.

Nach demſelben Muſter legte der Kaufmann in fremdem Land ſeine Höfe an als ummauerte Schutzorte ſeiner Waaren und ſeines heimiſchen Brauches. Zu den älteſten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutſchen Kaufmanns in London, der berühmte Stahlhof an der Themſe, (vor 1157) von den Kölnern gegründet, dann andern Städten des Reiches zu Mitbeſitz eingeräumt. Wenig jünger war das Contor des deutſchen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Sammelpunkt des feſtländiſchen Verkehrs. Noch älter die deutſche Anſiedlung auf der Inſel Gotland, wo ſich ſchwediſche Goten und Deutſche in die Hauptſtadt Wisby und den Beſitz der Inſel theilten. „Der deutſche Kaufmann von Gotland“ rüſtete Flotten, führte Kriege, ſchloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herriſch den Vortheil ſeines Platzes auch gegen die großen deutſchen Handelsſtädte. Gotländer und Deutſche gründeten im fernen Oſten, wo der Wolchow aus dem Ilmenſee ſtrömt, in der Warägerſtadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olaf's und St. Peter's. Kaufleute von Soeſt, Dortmund und Osnabrück waren unter den erſten Theilhabern dieſer entfernten Handelsniederlaſſung; die Deutſchen verdrängten dort, wie in Gotland ſelbſt, die Nordmannen und wurden Alleinherrſcher des Handels. Ueberall aber, wo der deutſche Kaufmann ſeine Colonien, die Contore, einrichtete, erhielten dieſe ein ſelbſtändiges Leben, um ſo geregelter, je mehr deutſche Städte an dem Geſchäft betheiligt waren. In dieſen Höfen und Contoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum vertheilt. In Nowgorod lagen die Waarenballen und Fäſſer ſogar in der Kirche aufgeſtaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anweſenden waren in Familien oder Tiſchgeſellſchaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meiſter, Geſellen und Kinder. Eine gemeinſame Trinkſtube vereinte zu der Geſelligkeit des Abends, dort hatte jeder ſeinen Platz an beſtimmtem Tiſch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerſtätte ſuchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländiſchen außerhalb des Hofes war durch hartes Geſetz beſchränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke beſuchen, kein Fremder in den verſchloſſenen Raum dringen, ſobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöſt waren. Sogar die Zeit war feſt beſtimmt, die jeder im Hofe verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwiſchen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, getheilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern nachſtehn und die Plätze räumen, welche dieſe begehrten. In Bergen beſaß der deutſche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geſchieden, jeder hatte ſeinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waaren löſchten, ſie bildeten zuſammen zwei Kirchſpiele; einige daran liegende Gaſſen der Stadt waren von deutſchen Handwerkern bewohnt, welche die Schuſter hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuſter übten harten Zwang gegen die norwegiſchen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erſchlugen ſie ihn und den Biſchof im Kloſter und ſteckten das Kloſter an, und büßten die Unthat dadurch, daß ſie ſich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Contor trat, zehn Jahr Aufenthalt geloben; er durfte während dieſer Zeit nicht heiraten, und kein Weib in den Hof führen.*)

War aber das Geſchäft in der Landſchaft gewinnbringend und an leerer Stelle geſchütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit ſeiner Flotte auch Handwerker der Heimatſtadt zu neuer Anſiedelung. Dann erwuchs an dem wilden Waſſer des Stromes, neben Birkenhain und Rohrſumpf, auf Inſel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimat.

Zu derſelben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniciens einfuhren, drangen ſie auch in die Mündung der Düna. Damals erſchien ihnen die Küſte des Nebellandes, wie ſie von den Nordmannen ſeit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, ſie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Üxküll. Bei einer ſpäteren Fahrt brachten ſie chriſtliche Bekehrer, halfen dem Miſſionswerk und wußten ſich zu bewahren, wenn die Chriſtenprieſter von den Heiden erſchlagen wurden. Sie führten endlich einen Propſt ihres Doms heran und beſetzten die erſten Bürgerhäuſer der Stadt Riga, welche der neue Biſchof um 1200 baute, ſie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landſchaft unterworfen wurde. Schon im Jahr 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Veſten. Die Bürger der deutſchen Tochterſtadt Riga aber wurden ſchnell mächtig durch großen Landbeſitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papſt mit dem dritten Theil von Kurland belehnt.

---

*) Die lehrreiche Beſchreibung, welche Ludwig von Holberg 1753 nach norwegiſchen Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte herausgab, ſchildert in der Hauptſache bereits eine Zeit des Verfalls, nicht ohne die Bitterkeit, welche der Däne gegen die durch Vorrechte gefeſtigte Willkürherrſchaft des deutſchen Kaufmanns empfand. Das Contor beſtand noch zu ſeiner Zeit als Schatten früherer Größe.

Und als im Jahr 1219 Waldemar der Sieger noch weiter oſtwärts auf der Stätte einer alten Burg der Eſthen, Reval genannt, ein Dänenſchloß anlegte, da waren es wieder deutſche Kaufleute und Innungsgenoſſen, welche die Mauern der Stadt füllten und ſpäter der Vereinigung mit den deutſchen Colonien in Livland froh waren. Und wieder hanſiſche Händler beſetzten im Jahr 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerſtörten Räuberburg Dorpat, welche vorher von zuſammengelaufenem Volk, Ruſſen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Während am liviſchen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichſelmündung an die große Burg der ſlaviſchen Herzöge von Pomerellen. Neben den Schenken und den Hütten der Fiſcher, welche Bernſtein ſammelten und Heringe räucherten, bauten ſie einen Hof um ihr Geſellſchaftshaus und ihre Niederlagen, und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie ſank bei der Beſetzung Pomerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber ſofort als Rechtſtadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrſchaft lag ſie neben einem ſlaviſchen Fiſcherdorf, dem Flecken Altſtadt und der Neuſtadt des Ordens, bis ſie im 15. Jahrhundert die Nachbarorte mit ſich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutſche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Contor unſeres Volksthums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen ſind durch ſeine helfende Arbeit mit unſerer Cultur und Sprache und mit unſerer Eigenart erfüllt, zum großen Theil völlig deutſches Land geworden. Alle Städte der Hanſa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne geſendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterſtädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber ſoll in kurzen Berichten der Zeitgenoſſen Einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hanſen erzählt werden. Selten iſt der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chroniſten wird erſt am Ende des Mittelalters ausführlicher, darum nicht genauer, vollends nicht, ſeit die Schreiber den Livius geleſen haben und mit dem Behagen der Renaiſſancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und ſeine Zeitgenoſſen. Aber obgleich die kleinen Bilder ſpärliches Einzelwerk bieten, ein wenig fördern ſie doch das Urtheil über Zuſtände, die uns ſehr fremdartig geworden ſind. Die Chroniken erzählen wie folgt.

1234. *Die Seeſchlacht bei Warnemünde.**) — Zur Zeit da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holſtein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienſt, den ihm die von Lübeck bewieſen hatten, als ſie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, ſie ſchworen ſich zuſammen die Stadt zu verderben. Der König ſandte da ein großes Herr zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei ſtarke Burgen; er ließ Koggen verſenken vor dem Hafen und ſtarke Ketten über die Trave ſchlagen. Als er da nicht mehr ſchaden konnte und wieder ins Land fuhr, da retteten ſich die Bürger ſchnell, ſie ſegelten kühn mit einer ſtarken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wiſche aus gegenüber der Burg, die ward ſo tief, daß große Schiffe dahin fuhren ohne Hinderniß.

---

*) Nach Detmar's Chronik I, S. 113.

Da der grimmige König ſah, daß die koſtbare Heerfahrt ihm wenig fromme, wurde ſein Muth bitter. Er ließ ſonderlich große Schiffe rüſten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Waſſer und zu Lande, noch viel größer als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Fehmarn, darunter waren acht Schiffe, größer als je auf der See geſehen waren, damit wollte er den Hafen abermals ſtopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten ſie zum Theil aufgeräumt, ſie legten nicht mehr als ſechs große Schiffe mit gutem Zeuge wohlbemannt vor ihr Tief, die das bewahren ſollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit ſeinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß ſie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendiſchen Herren, die er oft bedroht hatte. Als die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten ſie ſogleich, daß ſie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holſten ſtärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilf den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Muthe nach. Vor der Warne ſtritten ſie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen ſie vier, die verbrannten ſie auf der Stelle, von den anderen Schiffen fuhren ſie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen ſie zuletzt mit großer Mühe, darin ſchlugen und fingen ſie Alles, was da war. Der König entfloh mit Noth, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten ſie freudig in die Trave. Der König kriegte da von kleinem Volke Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Oſtſee geſchah, auch ſuchte er ſeitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß ſie geblieben ſind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eiſe.*) — Im Winter, als die Geſandtſchaft an den König von Dänemark vergeblich geſchehen war, kam die Zeitung an den Fürſten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn ſie nicht mit dem erſten entſetzt würden, müßten ſie aus Noth die Stadt übergeben. Dem zuvor zu kommen wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüſtet, dieſe wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern beſetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da dieſe Schiffe abliefen; ſie hatten einen Hauptmann mit Namen Meiſter Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und Anderer, die dem Dänenreiche Schaden thun wollten.

Da begab es ſich, daß haſtig ein ſtarker Froſt ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgend hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar ſah, daß der Froſt ſo heftig überhand nahm, da ſprach er zu den Schiffern und andern Kriegsleuten alſo: „Liebe Geſellen, ihr ſehet, daß wir hier befroren liegen und dürfen uns nicht vermuthen, daß ſo bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See ſind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieſer Froſt bleibt, ſie werden uns anfallen und ſich mit uns verſuchen; ſo haben ſie einen großen Vortheil, daß ſie aus ihrem Lande ſich ſo viel verſtärken können als ſie wollen; deshalb iſt beſſer, wir ſehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rath hören, ſo wollen wir unſere Schiffe ſo verwahren, daß wir ſie vor den Dänen wohl behalten, wiewohl es Arbeit koſten will; dennoch, dieweil es ſo kalt iſt, ſo iſt es beſſer, daß wir was zu thun haben, als daß wir ſonſt zu Tod frieren. Sehet da,“ ſprach er, „an dem Land ſteht viel Holz, da wollen wir welche hinſenden, die ſollen lange und große Bäume und Holz hauen und auf dem Eiſe mit geringer Arbeit an die Schiffe ſchaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Waſſer begießen, welches bald zufrieren wird, und unſern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, ſo wollen wir ſie erwarten.“

---

*) Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmar's Chronik I, S. 495. Der ſagenhafte Bericht zeigt, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

Dieſer Rath gefiel den Andern allen wohl, ſie holten die Bäume und zogen ſie zu den Schiffen und begoſſen ſie mit Waſſer, und es ward ſo ein gläſerner Wall. Dieſe Arbeit war kaum vollbracht, ſo kamen die Dänen mit Haufen über's Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewohl der Dänen wohl vier waren auf einen Wismar'ſchen, ſo mußten ſie doch mit großem Schaden davon ziehen und die Schiffe bleiben laſſen. Das verdroß die Dänen über die Maßen ſehr, und dieweil ſie geſehen hatten, daß ſie vor dem Bollwerk an die Schiffe nicht ſchießen konnten, wollten ſie eine Kriegsmaſchine zurichten, welche man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wismar'ſchen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann von Wismar, Meiſter Hugo, erkannte bald ihre Anſchläge, und ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen und die Eisſchollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen die Dänen mit ihrem Volke und bedachten nicht, daß die Wismar'ſchen geeiſt hatten, denn es war oben wieder zugefroren, und kamen mit großem Ungeſtüm und Haſt und meinten jetzt die Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß ſie, daß ſie vormals mit Schande zurückweichen mußten. Aber es iſt ein altes Sprichwort: Große Eile gibt ſelten gute Weile. So ging es den Dänen diesmal auch, denn ſie fielen zu Haufen in das Waſſer und der Eine drängte dem Andern nach, ſo daß mehre den Tag ertranken. Zu dieſem Schaden mußten ſie noch Spott dazu haben, denn die auf den wismar'ſchen Schiffen waren, riefen: Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man die Katzen jagt.

So erhielten die Wismar'ſchen ihre acht Schiffe durch Liſt und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis verging, da liefen ſie nach dem Holm und entſetzten die Stadt.

1427. Die Schlacht im Norſund.*) Die ſechs Seeſtädte Lübeck, Hamburg, Stralſund, Roſtock, Wismar und Lüneburg wollten ſich verſuchen gegen den König von Dänemark, und ſammelten in großen Hauptſchiffen und anderen kleinen Schiffen, Snikken und Barſen über 8000 Mann, wohl verſehen mit Waffen, Geſchoß und allem Rüſtzeug, was zum Streit gehöret. Als die Schiffe allzumal wohl mit Lebensmitteln verſorgt waren, da ſchickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk befehligen ſollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte geſetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann Steen, Rathmann zu Lübeck, und damit er deſto treulicher der Flotte vorſtände, machte der Rath von Lübeck denſelben zu einem Bürgermeiſter. Und befahl ihm ernſtlich im Namen aller Städte, daß er in den Sund ſegelte und aus keiner Urſache eher daraus ſchiede, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dies zumal wohl beſtellt war, ſegelten die Schiffe alle in den Norſund vor einem guten Winde. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und ſtillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, ſo daß nicht einer davon gekommen wäre, wenn ſie gewollt hätte.

Da die ſechs Städte in den Sund gekommen waren, ſchauten ſie vor Kopenhagen ihre Feinde vor ſich in ſtolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und wohl für das Gefecht gebaut, und ſahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klauſe. Beide Flotten ſchienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen ſahen, hatten ſie im Herzen des Streites Begehr, ſie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeiſter von Hamburg, Herr Heine Hoyer, ſah, ſtrich er ſchnell an die von Lübeck und ſprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was rathet ihr, das wir beginnen?“ Da ſagte der oberſte Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen daran, in Gottes Namen.“ Der Worte freute ſich Herr Hoyer ſehr. Da ſchickte ſich jeglicher zur Wehr und jeder ſprach den Seinen zu in ſeinem Schiffe. Die von Hamburg hatten den Vorſtreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, ſo daß etliche an die von Hamburg legten und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In dieſem Gefecht ſtießen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, ſo daß ſie auf den Grund zu ſitzen kamen. Da wurden ſie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hilfe kam, wurden ſie gewonnen und die Mannſchaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

---

*) Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II, S. 553; ein Satz aus Detmar II, S. 40 ergänzt.

Den Hauptmann von Lübeck ſegelte eine große Barſe an, darin waren Fürſten, Ritter und viele gute Leute, die dem Kriege den Hals gebrochen hätten, wenn ſie in Gefangenſchaft gekommen wären. Aber da ſie beide zuſammentreffen ſollten, da fürchtete ſich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barſe vorüberſchießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe ſahen, die nur thun ſollten, was ſie den lübiſchen Hauptmann thun ſahen, ſo wichen ſie auch aus Höflichkeit und ließen die Barſe in Frieden. Aber all ſolche Zucht und Schonung däuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern lübiſchen Schiffs, welcher Godwin Grul hieß, darin war der Rathmann Herr Johann Beer mit den Seinen. Der brachte ſein Schiff unter die Feinde und ſagte ſeinen Leuten, ſie ſollten ſich wehren wenn ſie wollten. Die ſtellten ſich da als ſtolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und ſchlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen ſie alle. Desgleichen that ein anderer Schiffer, Walter Biſchop genannt, mit den Seinen, und legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieſer Feinde wurden die Lübiſchen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben oder ſich ſelbſt ertränkten. Von den andern Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde wollten, ſondern ſie ließen ſich dünken, fernab wäre ein guter Harniſch.

Als dieſer ſchmähliche Streit mit ſo großer Verſäumniß geſchehen war, nicht lange darauf räumte der lübiſche Hauptmann Tidemann den Sund ohne jegliche Noth oder Gefahr, gegen das Gebot ſeines Raths und der andern Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des Morgens aus dem Sunde geſegelt war, kam die Bayenflotte an demſelben Tage in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geſchrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, ſandte er ſeine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und ſie wo möglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erſchlagen und ertränket, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Theil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübiſchen Hauptmann Tidemann Stern und den andern Hauptleuten kund ward, wurden ſie ſehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutſchem Land.

Darnach wurden die ſechs Seeſtädte, welche ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg ſchwer zu klagen über den Bürgermeiſter Herrn Tidemann Steen, weil er geſtattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geſchlagen und gefangen wären, und er könnte ſie wohl gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wohl verpflichtet war, und hätte das nicht gethan, hätte ihnen auch keine Hilfe geſandt von den andern Städten, wenn er ſelbſt nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern gethan war, verfolgten dieſelbe Klage ſofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und ſprachen zu ihrem Rathe ſo: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, iſt Herr Tidemann Steen aus dem Sunde geſegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubniß, oder nicht?

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapeſulver von Raths wegen und ſprach: „Das iſt geſchehen von ihm ohne unſere Vollmacht und Erlaubniß, wir hatten ihm das ernſtlich verboten.“ Da ſprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und ſagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit euch in dem Sunde waren, anders gethan, als ihr ihm geheißen?“ Da antwortete Herr Steen und ſagte: „Was da geſchehen iſt, daß ihr aus dem Sunde geſegelt ſeid vor der Bayenflotte, das iſt geſchehen nach meinem Geheiß, das that ich ſelbſt um des Beſten willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute.“ Da ſprachen die Bürger wieder zu ihrem Rath und ſagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot gethan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unſere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat. Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, ehe daß ihr und wir uns ſcheiden.“

Da der Rath den Ernſt der Bürger hörte, fürchtete er ſich vor einem Auflauf und frug die Bürger, ob der Mann

Bürgen ſtellen dürfe. Da dies nicht ſein konnte, ſo mußte Herr Tidemann in des Kaiſers Schloß gehn, darin ſaß er feſt über drei Jahre.

1443. **In der Baye.***) In der Faſten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kerſten Truper und Jacob Winſhein, und fanden vor ſich in der Baye die Jorge (George?) von London mit mehren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze Zeit vor Oſtern wurden die aus Preußen und Livland, während ſie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zuſammen und rüſteten dieſe ſo, daß ſie ſich vertheidigen konnten. Am Montag zu Oſtern kam die holländiſche Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe ſegelten binnen, die großen aber lagen draußen. Da ſie ſahen, daß ſich die preußiſche Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten ſie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demſelben Abend kam ein Theil von ihnen ans Land, und wie ſie ſo in der Schenke ſaßen, ſagten ſie, ſie wollten den Engliſchen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Engliſcher von der Jorge, vermerkte es übel, nahm einem Holländer ſein Meſſer, trat es in Stücke und ging mit ſeinem Volk fort zu Schiffe.

Da dies die engliſchen Admirale hörten, gingen ſie zu den Admiralen von Holland und baten, daß ſie ihrem Volke ſteuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geſchähe. Die Holländer ſprachen, ſie könnten ihr Volk nicht berathen; da ſprachen die Engliſchen, da würden ſie ſelbſt zuſehen müſſen, daß ſie ihnen ſteuerten.

---

*) Nach einer Zeugenausſage, welche der [illegible] von Danzig im Jahre 1447 aufnahm, abgedr. in Th. Hirſch, Danzigs Handelsgeſchichte S. 274.

Als am Dienſtage zu Oſtern kamen die holländiſchen Admirale, als Dyrik Willamſoen und Johann van der Nele ins Kloſter zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und ſagten, daß da ein Balneyer (Walfiſchfänger) läge, das Schiff hieße Meiſter Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Engliſchen genommen, das wollten ſie wieder nehmen und bäten die preußiſche Geſellſchaft, daß ſie ſich nicht daran kehren ſollte. Darauf ward ihnen geantwortet: hätten ſie etwas mit den Engliſchen zu thun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß ſie erſt mit den Engliſchen ſprächen, damit ſie ſich nicht unter einander ſchlügen. An demſelben Vormittage kamen die Engländer und fuhren ans Land, wohl mit 4 oder 500 Mann gewappnetem Volk, dort gingen ſie zwei Mann hoch; als ſie auf den Markt kamen, theilten ſie ſich, ſtellten vor jedes Schießhaus eine Riege und gingen ins Kloſter und luden die Holländer zu ſich ins Kloſter, um ſich dort zu vertragen. Und ſie ſchieden dort in Eintracht ohne Zweiung von einander und jedermann ging wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den preußiſchen Admiralen und brachten einen jungen Mann von Amſterdam mit und ſprachen, dieſem wären wohl dreißig Nobel und anderes Geld genommen, und baten die preußiſchen Admirale, daß ſie ihm ſein Geld wieder ſchicken und ferner gegen ſolche Räuber und Uebelthäter helfen wollten, wie Recht wäre. Darauf antworteten die Preußen, daß ſie von ſolchen Sachen nichts wüßten, aber ſie wollten ſich gern darnach umhören und auch ſie ſelbſt ſollten ſich mit erkundigen; könnte man etwas erfahren, wer es gethan hätte, ſo wollten ſie ihnen gegen dieſen Mann helfen, wie Recht wäre.

In der Zeit, wo ſich dies zutrug, waren die Admirale der beiden Flotten mit vielen andern Schiffern von beiden Seiten in einer Schenke zu Geſellſchaft. Da wurde ein Auflauf und Schlägerei und großes Rufen auf der Straße, daß man die Holländer ſchmeißen ſollte, und wo die Holländer in der Schenke ſaßen, da wurde nach den Fenſtern zu ihrem Tiſch geſchoſſen.*) Bei dieſem Ereigniß wollten die Admirale von Holland mit ſammt den andern Schiffern, die bei den preußiſchen Admiralen in der Schenke waren, alle heraus um ihre Leute zu retten. Das wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht geſtatten, behielten ſie binnen und gingen ſelbſt mitten in den Auflauf und unterwieſen und ſteuerten dem Volk, ſo daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgeſellen, Großohm genannt, ſchwer verwundet wurde. Darauf machten dieſelbigen Preußen zwiſchen den vorgenannten Engliſchen und Iren als einem Theil und den Holländern als anderm Theil ſolch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiffe gehn und ans Land fahren ſollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehn, und die Engliſchen und Iren ſollten ans Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehn, und die Preußen verſprachen den Engländern, was ſie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was ſonſt zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten ſie ihnen gern nach Borneff ſenden. Das thaten die Preußen den Holländern zu Gut, damit dieſe ſich mit den Engliſchen und Iren nicht mengen ſollten. Dieſer ſelbige Auflauf, Lärm und Schlägerei iſt durch die preußiſchen Admirale und ihre Mitgeſellen geſtillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, ſo war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, ſie wären alle von den Engliſchen und Iren geſchmiſſen worden. Dieſe Freundſchaft und Vermittlung laſſen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, ſondern ſie haben an einem von unſeren Mitgeſellen,

---

*) Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu leſen ſein: int tornis, in dem Türnitz, dem abgeſchloſſenen Raum für vornehme Gäſte.

Johann von Roſtock genannt, ihren verboſten Willen und Untreue bewieſen, als dieſer zu Schiff und Segel gehn wollte. Denn ſie haben ihm ſein Boot abgejagt, daß ſeine Kinder (Matroſen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei ſeiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. Paul Beneke von Danzig. — Gott weiß, daß mich in der Geſchichte nichts höher erfreut, als wenn ich leſe, daß eine deutſche männliche That gethan und ein kühnes unverzagtes Herze erwieſen iſt, wie von unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, bei allen Chronikenſchreibern geprieſen wird. Derenthalben will ich einem deutſchen Helden die Ehre anthun und ſeine Hiſtoria mit aller Umſtändlichkeit treulich beſchreiben, wie ich ſie in vielen Chroniken geſchrieben finde, wiewohl ich billig dieſelbe hätte mit anderem übergehn können.

Davon iſt viel geſagt und geſchrieben, daß die Engliſchen großen Muthwillen trieben gegen alle Oſterſtädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleiſtungen derſelben geſchehen ſind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht gerathen. Deshalb wurden die Oſterſtädte genöthigt Schiffe in der See mit Volk und Geſchütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Engliſchen bewachen mußten. Dazu war der Hader ſo heftig, daß wenn auch Tageleiſtungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern ſo weh that als es konnte. Da begab es ſich, daß die Engliſchen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes“ heißen mußte, und ſie ließen ſich hören, ſie wollten damit die ganze See überwachen und die Oſterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Engliſchen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogſchiff führte, und kam mit den Engliſchen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es ſeinen Herren nach Danzig. Ein Rath von Danzig bemannte in der Eile das

Schiff und ſetzte einen Rathmann darauf als Hauptmann.*) Aber da die Engliſchen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See ſpazierten, trauten ſie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Alſo waren die von Danzig mit dieſem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit ſchaffen, deshalb liefen ſie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Rathmann das Schiff und ſetzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen ſegelte und vor die Weichſel bringe. Darauf reiſte der Rathmann über Land und nach Hauſe.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günſtig war, lief unter die Küſte von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wiſſen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Engliſchen großes Geld genommen hätten, damit ſie unter ihrem Namen engliſches Gut nach England verſchiffen möchten, und daß ſie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die ſie mit Geſchütz und Volk mächtig gerüſtet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten ſie Welſche und Florentiner darauf geſetzt.

---

*) Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmar's Lübiſcher Chronik II, S. 701. — Die Briefe, welche der Rathmann Berndt Paweſt während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rath geſchrieben hat, ſind gedruckt in Th. Hirſch, Caspar Weinreich's Danziger Chronik, S. 92, und das Sachverhältniß iſt uns genauer bekannt als dem wackeren Chroniſten. Das Orlogſchiff „Peter von Danzig", welches der Rath ausrüſtete, war nicht der Johannes von Newcaſtle, welchen Paul Beneke im Jahre 1470 gekapert hatte, ſondern eine alte franzöſiſche Caravelle: St. Peter von Rochelle, welche im Jahre 1462 beim Einlaufen in die Danziger Rhede durch einen Blitzſtrahl ihren Maſt verloren hatte, als Wrack in Beſitz der Danziger gekommen und von dieſen für Kriegsdienſt aufgeoßt, d. h. auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig" getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, er hatte z. B. kurz nach dem Johannes die Madalene von Dieppe und den Schwan von Caen gekapert und auf dem letztern den Mayor von London gefangen.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen die Galleye zu beſehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergefloſſen käme. Paul Beneke näherte ſich der Galleye, bot ihnen ſeinen Gruß und frug, woher ſie kämen und wohin ſie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine ſpöttiſche Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen ſowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl ſonſt ſchon Leute geſehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ ſich bedünken, der Deutſche mit ſeinem Schiff müßte dem Welſchen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtſchaffenen deutſchen Mann vor ſich. Deshalb ſprach Paul zu dem Lombarden, er ſollte Flagge ſtreichen und die Güter von ſich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in Gutem wolle, ſo ſollte er dennoch ſtreichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Dieſe Worte achtete der Welſche für große Thorheit, daß der Deutſche aus ſeinem Schiffe dem Welſchen in ſo großer unangreifbarer Galleye dürfte ſo trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welſche den Deutſchen nicht werth, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und ſein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welſchen eine Zeit lang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe ſah, daß die Welſchen in der Galleye an Geſchütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden ſie zaghaft und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welſchen ſahen, riefen und ſchrien ſie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Muth zu ſeinen Preußen an und ſprach: „Och, Geſellen, wat de wi nu? Wat will hiruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich dieſen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen anſehen muß, daß ſo mancher ehrliche deutſche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welſchen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Urſache, was macht uns ſo verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unſeren Feinden für unſeres Vaterlandes Freiheit geſtorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unſer Leben lang tragen ſollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weiſen und nachſchreien: das ſind die, die ſich von den Welſchen haben verjagen laſſen. Gedenkt doch, welch einen Muth unſere Feinde, die Engliſchen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutſchen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre beſſer, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welſchen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch geſagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber ſie will Arbeit koſten, wolltet ihr wie ich Ernſt anwenden, ſie ſollte uns nicht entgehn, aber unerſchrockene Herzen und Fäuſte wollen dazu gehören. Die Galleye iſt groß, dazu als ein unförmlich Bieſt anzuſehen, das ihr nicht gewohnt ſeid, viel größer als unſer Schiff, dazu mit vielem Volk und Geſchütz ausgerüſtet; aber es ſind Welſche und keine Deutſchen. So wir aber unſern Vorvätern nach mit Herz und Fauſt wollten Deutſche ſein, ſo ſollte uns die Beute nicht entgehn und unſer Lebtag uns gut thun. Da riefet ihr alle, man ſollte an euch nichts anderes finden, als was deutſchen Männern wohl anſteht: ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welſche uns nachrufen: ſo ſoll man die deutſchen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutſcher eher ſterben als ſo etwas hören?“

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke ſeinem Volk das Blut wieder warm, daß ſie ſprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier iſt noch nicht viel verſehen; daß wir eine Wendung gethan, kann uns viel und unſeren Feinden nichts nützen. Laßt uns alſo unſere Sache fleißig beſchicken, wie uns das am profitirlichſten iſt, wir ſind doch Deutſche und wollen uns auch als Deutſche finden laſſen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welſchen, ſie ſollen Hunde vor ſich finden, die nicht laufen ſondern weidlich beißen können, ſie ſollen dieſen Tag mit Gottes Hilfe unſer ſein, und wären der Welſchen auch noch ſo viel, oder wir wollen alle ſterben.“

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er ſie auch nicht weiter verbittern, ſondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye ſteuern ließ. Da entfiel den Welſchen der Muth, und da begannen ſich die Preußen als Deutſche zu beweiſen, unverzagt wie die Löwen zu den Welſchen hinzudrängen und zu ſchlagen, und ehe die Welſchen ſich des verſahen, waren die Deutſchen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen ſein Wunder ſehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutſchen freſſen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, ſich vor die Bruſt ſchlugen und die Deutſchen wie Götter anbeteten. Da ließ ſich Paul Beneke abermals als ein Deutſcher hören und ſehen; denn wiewohl die Welſchen nichts Gutes mit ihren ſpöttiſchen Worten von den Deutſchen verdient, ſo konnte es doch das edle deutſche Blut nicht laſſen, ſondern mußte Barmherzigkeit beweiſen gegen die, ſo jetzt überwunden ſich demüthigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entſtand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffvolk wollte gar nicht geſtatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden ſollte. Weil des Gutes ſo viel darin war, viele tauſend Gulden an Werth, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zu Theil werden, denn ſie wußten, daß ein Rath von Danzig als Rheder des Schiffes die Hälfte für ſich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden ſo viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß ſie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Dieſe und andere Urſachen mehr ſtellten ſie dem Hauptmann vor, daß ſie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutſchen anſteht ſeinem Herrn ſtets Treue zu beweiſen, ſo konnte er doch das Volk nicht überreden, ſondern ſie blieben bei ihrem Vorſatz und lieſen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Biſchof von Bremen Geleit, damit ſie die Beute theilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten ſie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rath von Stade, denn ein Rath von Hamburg wollte ſie nicht geleiten. So boten ſie die Beute zu Kauf, aber ſobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen ſollte; aber weil ſie guten Kauf gaben, kriegten ſie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab ſich, daß in derſelben Zeit zwiſchen den Oſterſtädten und den Engliſchen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da alſo die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reiſten ſie alsbald nach Utrecht und klagten erbärmlich, daß die Oſterleute ſie gekapert hätten, da ſie doch nicht der Oſterlinge Feinde wären, ſie hingen auch große Drohworte daran; aber daß ſie von den Engliſchen Geld genommen und gelobt mit ſolcher Finanzerei das Gut derſelben hinüberzubringen, davon ſchwiegen ſie ſtill. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, ſie wären nicht dazu da um zu richten, ſie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwiſchen den Engliſchen und den Oſterſtädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, ſo möchten ſie ihr Recht bei denen ſuchen, die es gethan hätten; könnten ihnen die Städte in ſpäterer Zeit helfen, ſo wollten ſie es gern thun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen beſſeren Beſcheid erhielten, bewirkten ſie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welſchen, Spanier und Franzoſen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe ſeinen Sendboten ſchickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Waare zurückforderte, die in ſeinem Fahrwaſſer und dazu unter ſeinem Wappen genommen wären. Aber dieſer Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine ſolche Antwort, daß er ledig wieder nach Hauſe ziehen mußte, und Paul Beneke und ſein Volk theilten die Beute, alſo daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rathes zu Danzig empfing, die andere Hälfte theilten die Leute und wurden alle reich. Alſo brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rath nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief ſandte an den Rath von Danzig, dieſes Inhalts: er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder ſo jemand von Danzig in ſein Land käme, denſelben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten ſich nicht groß an das Schreiben.

Dieſe Hiſtoria habe ich gern ſo fleißig geſchrieben dem deutſchen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß dieſe guten Städte viele ſolcher Hauptleute hätten, die ſie in der Noth gebrauchen könnten. — Aus dieſer männlichen That des Paul Beneke entſtand ſo viel, daß die Engliſchen den deutſchen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte ſchreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht anſetzen, ſie wollten ſich in allen Dingen billig finden laſſen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann ſchrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und ſo ward der Fehde ein Ende, die ſo manches Jahr gewährt, und die Engliſchen mußten geben den deutſchen Kaufleuten für ihren Schaden 10,000 Pfd. Sterling, d. i. 60,000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

So weit der Chroniſt. — Zur Zeit des Paul Beneke ſandte ſeine Stadt einmal in einem Jahr 1100 Schiffe mit Getreide nach England, häufig 6—700 Schiffe. Und das Getreidegeſchäft war damals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Danzig war nicht die größte unter den ſiebzig oder achtzig Städten der Hanſa, wenn auch eine der kräftigſten.

Dieſe Blüte des norddeutſchen Handels war aus dem freien Bund einzelner Städte erwachſen, und aus Vorrechten, welche der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld abgerungen waren. Sie verging, ſobald die Macht der Staaten größer wurde als die der Städte, und ſeit die Kriegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und zuletzt ſogar der Ruſſen ſtärker waren als die Orlogſchiffe von Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmählich ſank im 16. Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem Hanſabund, herriſch wurde ein Hof und Contor nach dem andern von den Fremden geſchloſſen.

Aber ſogar durch die fürchterliche Zeit des dreißigjährigen Krieges bewahrten einige Städte der alten Hanſa einen Theil ihrer Thätigkeit und die Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter. Der Schiffer des hamburgiſchen Orlogſchiffes, welches im Jahre 1683 auf der Rhede von Cadix verbrannte, verdient wohl, daß wir ſeiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerſtörung unſeres Volkes die Dörfer der Deutſchen wieder einen Ueberſchuß von Coloniſtenkraft lieferten, welcher ſich dem Zwang der uralten Gemeindefluren und der neuen Kleinſtaaten entziehen wollte, da waren wieder die Enkel der Hanſen rührig, die Auswanderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber in einen neuen Welttheil.

Im Jahr 1367 ſchloß die Hanſa den großen Bund von Köln, ihre Kriegsſchiffe ſchlugen und jagten König Waldemar den Sieger aus ſeinem Reiche, ſie zwangen den König Hakon von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römiſche Kaiſer ſprach für die größten Erfolge, welche den Deutſchen jemals zur See gelungen ſind, die Reichsacht über die deutſchen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Gerade fünfhundert Jahre ſpäter, im Jahre 1867, ward die Flagge einer neuen Hanſa auf den deutſchen Schiffen in Oſt- und Nordſee erhoben.

Wir gedenken dabei unſerer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu thun, um in neuer Cultur die gleiche ſtolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unſerer Stammgenoſſen, welche unter fremder Herrſchaft am Strand der Oſtſee und am untern Lauf der Donau ihr Volksthum treu bewahrt haben. Die Länder, in welchen ſie unſere Sprache und Bildung behaupten, ſind durch Schwert, Schiff und Pflug unſerer Ahnen erobert; eine Menge ſtolzer und trauriger Erinnerungen ſind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinſam, und was mehr iſt als Gemeinſchaft der Väter, uns bindet zuſammen der gleiche Herzſchlag in Sprache, Wiſſenſchaft, Familienleben und Sitte.

8.

Krieg und Fehde

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Kaufleut' ſind edel worden,
Das merkt man täglich wohl.
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus ſoll man ſie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieſelben Kaufleut' gut,
Um ihren Uebermuth.

Wir hab'n uns deß vermeſſen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern wölln uns freſſen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir wölln ſie vor uns ſprengen,
Sie wie die Säu' beſengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sanct Jörg, du edler Ritter,
Rottmeiſter ſollſt du ſein,
Beſcher uns ſchönes Wetter,
Gewähr die Hilfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zuſammentragen;
Errett' uns arme Knecht
Vor allem ſtrengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermaniſche Anſchauung zu bändigen, welche dem Manne, der an Leib und Gut geſchädigt war, frei ſtellte, ob er ſich Recht ſuchen wollte durch Urtheil von den rechten Richtern ſeines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genoſſenſchaft und ihre Ordnung konnte den Genoſſen zwingen ihr Urtheil zu nehmen, aber manchmal war unbeſtimmt, ob er Urtheil zu holen verpflichtet ſei oder nicht, und in ſchwerer Sache wurde nach ſolchem Urtheil ihm vielleicht die Wahl gelaſſen, ob er ſich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners ſein Recht ſuchen wolle. Wer ſich vollends von einem Fremden geſchädigt glaubte, der nicht durch das Recht derſelben Genoſſenſchaft gebunden war, der hatte nach volksthümlicher Auffaſſung bei den Fremden kein ehrliches Recht zu erwarten und durfte durch Gewaltthat ſich zu ſeinem Rechte helfen. Kaiſer, Landesherren und Kirche merkten, daß ſolche heidniſche Anſicht jede feſte Staatsordnung unmöglich mache, die Freiſtühle und Hofgerichte, welche des Königs oder der Landesherren Recht ſprachen, Zorn und Bannſtrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, ſelbſt die Bündniſſe großer Landesherren und Städte vermochten nicht zu ſteuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß ſein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu leſen war. Eine Stadt machte zuweilen in Nothzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin ſie verſtändig alten Brauch nach dem Bedürfniß der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach welchem die Kriegsknechte einen Genoſſen richteten, die Grundſätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute vertheilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger ſich gegen den Feind hielt oder der Feldhauptmann die Streitigkeiten ſchlichtete, waren nirgend verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffaſſung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt ſich ſelbſt Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen abſagten, ſo war das nur ein im 15. Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenſtreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiſer Fehde ankündigte oder ein Junker den Bürgern Frankfurts, weil ſeinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeſchlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Profeſſoren derſelben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimatloſe Lungerer, ja Frauen und Mädchen ſendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und ſolche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht ſehr läſtig, wenn die Fehder Wegelagerer und Junker fanden, welche ihnen halfen. Freilich das Fehderecht durfte nur unter gewiſſen Beſchränkungen geübt werden, in denen ſich das deutſche Gewiſſen geltend machte. Der Bürger gegen ſeine Stadt, der

Vaſall gegen ſeinen Edelherrn mußten vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältniß ausſcheiden, der Bürger, indem er ſeinen Abſchied aus der Stadt nahm, der Lehnbeſitzer, indem er ſein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten dieſe Pflicht zu umgehn, der Bürger entfernte ſich ohne vorher die gebotene Abzugſteuer zu entrichten, und kündigte aus ſicherem Aufenthalt das Verhältniß, der Belehnte rückte mit ſeiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu beſetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindſeligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenoſſen, welche ſich dazu vereinigt hatten; in der Abſage mußte erklärt ſein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genoſſen ſeines Hauſes und Allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn gebunden waren, deshalb in der Regel auch ſeinen Blutsverwandten, — wohl immer, wenn vergoſſenes Blut zu rächen war, — ſowie der ganzen Gemeinde, die ſein Leben ſchützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, welche auf Häuſern der Stadt ſaßen oder in ihrem Dienſt ſtanden. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Unterthanen, und vergebens legten die Städte Verwahrung ein, in ſolcher Art unter Gewaltthätigkeiten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müſſen.

Durch daſſelbe Gewohnheitsrecht waren zahlloſe Einzelheiten in Fehde und Krieg beſtimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen" Mann erkannte. Viele dieſer Regeln, welche um 1300 und 1400 das Thun der Beſſeren und Hochſinnigen leiteten, ſind unſerer Empfindung unſchmackhaft, z. B. geliehener Harniſch und Pferd, welche im Streit verloren gehn, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht beſonders ausgemacht iſt; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit ſein Leben für gefährlich hält und ſeinem Verſprechen nicht glaubt, außer wenn man ihm im Streit das Leben verſichert hat; aber ſeine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeſchworen iſt. Des Kaiſers Recht iſt, daß alle ſeine Gefangenen eigene Knechte werden, wenn er ſelber ficht. Wer gefangen liegt und ſich ausbittet heimzufahren in ſein Haus und dabei verſprechen will ſich an einem Tag zu ſtellen, der muß ſein Gelöbniß halten, außer wenn er weiß, daß er ſterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger auch der Unbewaffnete und ſein Privatbeſitz. Die Ernte des Feldes wird verwüſtet, die Dörfer niedergebrannt, die Herden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenſchaft geführt. Aber chriſtliche Frauen und Kinder ſollen kampffrei ſein, ſie werden nicht gefangen und nicht geſchatzt. Es war auch Kriegsgebrauch den Frauen ihre Kleider zu laſſen, wenigſtens von den Städten wurden die böſen Buben, welche Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, ſtreng beſtraft, und auf den Burgen galt die höfiſche Vergünſtigung, daß die Frau aus rittermäßigem Geſchlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieſer wirren Zeit muſtert, der findet uralte Volksſitte unter jüngerer Erfindung, die durch Ritterthum und ſtädtiſches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptſache ſind Formen und Ereigniſſe der Fehden merkwürdig gleich, ob ſie groß oder klein ſind, zwiſchen Fürſten oder Bauern entbrennen. Ihr Verlauf zeigt in endloſer Wiederholung dieſelben ſchweren Thaten und Leiden. Deshalb ſoll hier ſtatt einer einzelnen Fehde der Gang, den ſie insgemein zu nehmen pflegten, geſchildert werden. Zuerſt, wie etwa der Streit zwiſchen zwei kleineren Gemeinden verlief.*)

---

*) Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits erwähnten Gedicht: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausg. von L. Bechſtein, 1851. Es iſt als Kunſtwerk ungeſchlacht, ſchildert mit grober Verzerrung, aber

In Baiern z. B. ſind ein anſehnliches Dorf und eine kleine Stadt in Fehde gerathen, die Veranlaſſung iſt eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeſte. Die aus dem Dorf halten unter Vorſitz des Meiers Rath; zwar warnen einige Alte vor allzugroßer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überſchreit ſie. Man beſchließt die Fehde zu erklären. Ein Bote wird geſandt in einem roſafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handſchuhen, die mit rothem Blut beſprengt ſind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rath der Stadt und beginnt: „Mein Herr, der Meier, und der Rath meines Dorfes haben mich zu euch geſandt, daß ich euch einen Gruß ſage, wie ihr ihn verdient. Ich widerſage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handſchuh in eure Hand und auch das blutige Eiſen, damit ihr euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren ſich nach drei Tagen am Morgen früh finden laſſen.“ Ihm antwortet der Bürgermeiſter der Stadt: „Trage Schwert und Handſchuh deinen Herren zurück und ſage ihnen auch unſern Fluch. Mit unſern eigenen Schwertern wollen wir ſie treffen, wenn ſie an die Stätte kommen, zu der ſie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es ſei dein; als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemuth.“

So beſchenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien ſenden nach Städten und Dörfern in der Runde Brief und Bitte um Hilfe. Ueberall in der Umgegend verſammelt ſich der Rath und

---

nicht ohne Laune in damals beliebter Weiſe Vorgänge des Dorflebens und miſcht in die burleske Darſtellung wirklicher Verhältniſſe höchſt willkürlich phantaſtiſche Erfindung, enthält aber dazwiſchen ſorgfältig gezeichnete Sittenbilder und längere lehrhafte Abſchnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfaſſer, ein Sohn des 15. Jahrhunderts, lebte abſeit der Heerſtraße in einer Gegend, in welcher das Volksleben ſehr alterthümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zuſtände aus dem Jahr 1000 vor ſich zu ſehen.

überlegt. Die einen ſagen: „Es iſt eher möglich zwiſchen zwei Feinden zu wählen, als zwiſchen zwei Freunden, leiſte ich einem von zwei Feinden Hilfe, ſo gewinne ich ihn zum Freunde. Dieſe aber ſind beide unſere Freunde, ſtellen wir uns auf eine Seite, ſo verlieren wir einen Freund. Wir wollen alſo gemach thun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen.“ Und andere Städte ſagen: „Die Edelleute ſind uns ſo heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geſchichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entſchuldigen.“ In einer Stadt aber entſcheiden die Bürger: „Rath ſoll man jedermann geben, der ſein begehrt, unſere Gewalt aber geben wir dem, der unſerem Rath folgt und der ſchwächere iſt. Sind aber beide übermüthig, ſo laſſen wir ſie ſtreiten, bis ſie ſelbſt müde werden.“ Die ſo ſprechen, ſchicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rath, ihr handelt nicht ehrlich an uns.“ So ſchlägt die Vermittlung fehl und beide Theile ſenden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich ſein werden, weil ſie gegen die anderen einen Groll haben.

Am Tag vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenſpiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt ſteigt der Bürgermeiſter auf ein Hausdach am Markte, um von Allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerſt eſſen wir fröhlich Brot und Fleiſch und trinken dazu rothen Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Darnach lege jeder ſeinen Harniſch an und befehle ſeine Seele Gott und jeder führe einen Segen bei ſich, und ſind unter dem Feinde Unchriſten, die mit dem Teufel fechten, denen ſchneidet die Beine ab.“ Darauf ernennt der Bürgermeiſter einen Fähnrich und ſagt zu ihm: „Du, unſer Bannermeiſter, haſt um nichts zu ſorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' ſie feſtiglich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrſt, wenn man ſie niederdrückt.“ Und von unten rufen ſie: „Wer aber ſoll den Vorſtreit haben?“ Der Bürgermeiſter ſpricht: „Sind Schwaben unter uns, ſo haben die den Vorſtreit, das iſt ihr altes Recht.*) Von euren Haufen ſtellt ſich jeder den Feinden gegenüber, auf die er ſeinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorfe ſollen uns zu Theil werden, ſie ſind uns um kein Geld feil.“

So zieht die Schaar aus zur Wahlſtatt bei der Linde. Beide Theile ſchlagen Lager, eines nahe dem andern, ſie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim erſten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen ſich, voran die mit der Armbruſt, dann die Reiter mit Langſpeer zum Einbruch und die mit den Schlachtſchwertern, womit ſie die Helme zerhauen; bei ihnen ſind leichte Fußknechte, damit ſie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde ſtechen, die gefallenen Feinde ſchlagen und würgen, und wenn der Sieg entſchieden iſt, den Reſt gefangen nehmen.

Sind die Schaaren geordnet, dann ſprechen die Hauptleute zu ihren Haufen und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeiſter: „Du ſchlag' fröhlich daran, Roß und Mann,“ dann ſchreit die Schaar: „Ueber ſie, Herr, und über ſie, Herr,“ und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorfe fliehen und laſſen die Erſchlagenen zurück. Beute und Gefangene werden geſammelt; dann wird die Beute getheilt, die zugezogenen Genoſſen verabſchieden ſich und fahren heim. Die Städter ſelbſt ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrath öffnet ihnen eine Pforte, ſie dringen vor, indem ſie die Dorfgaſſen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein feſtes Steinhaus, wohin ſich der Reſt der Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widerſteht ihrem Angriff, vergeblich mühen ſie ſich die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen ſie mit Beute beladen ab, das Vieh vor ſich her treibend. Die vom Dorfe aber beſenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rath und Vermittlung ſie vorher zurückgewieſen. Die Nachbarn ſtellen ſich vorſichtig ein, und mahnen die Sieger Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleiſtungen Sühne und Vergleich beſprochen, die Fehde zu vertragen.

---

*) Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben iſt alſo ſeit den Siegen des 14. Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.

Iſt eine große Reichsſtadt der befehdete Theil, ſo nimmt der Kampf leicht größere Verhältniſſe an, die Nachbarſtädte, die ganze Landſchaft, ein großer Theil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiſer und Reich machen einige ſchwache Anſtrengungen zu vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Theile beſſer zur Sühne als die Vermittler. Es iſt wahr, in jede größere Fehde ſpielten die ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände des geſammten Volkes hinein. Kaiſer oder Fürſten, Fürſtenmacht oder Ritterſchaft, Landherren oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiſer ein ſchwacher Bundesgenoſſe der Städte und die Fürſten thätige Parteigenoſſen der Ritterſchaft gegen die läſtigen Bürger. Doch dieſe Parteinahme in den Kämpfen mehrer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und perſönliche Händel gekreuzt, zuweilen ſtanden die Banner einzelner Fürſten und Reichsſtädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vaſallen, und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Uebergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landſtrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufſtiegen, es ward faſt nie ein großer Band, die vernichtende Flamme leckte einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, ſie brach wie eine Seuche hier und da an weit entfernten Orten aus, ſie ſchwächte und verzehrte allmählich die Kraft der ſtreitenden Parteien.

Ja ſelbſt Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzoſen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die ſich zuſammen ballten, aber ſie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten ſie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Selten war dem Kaiſer möglich, mehre mächtige Reichsfürſten zur Heeresfolge zu veranlaſſen, und ebenſo ſchwer wurde den Fürſten, ihre Vaſallen zu längerem Felddienſt in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch thun an Mannſchaft und Gut war die größte Kunſt des Krieges. Durch zuſammengreifende Unternehmungen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte den Krieg zu enden gelang ſelten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn ſie nicht durch Verrath oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu ſtark befeſtigt. Im Jahr 1376 lag Kaiſer Karl IV mit vielen Fürſten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm. er mußte ſich begnügen zu ſengen und zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahr 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20,000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutſchen Fürſten und faſt die geſammte Reichsritterſchaft; drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran die Stadt zu belagern.

Seit dem 14. Jahrhundert merkte man, daß ein ſchneidiges, feſtes Fußvolk unentbehrlich ſei; der Mangel daran verurſachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolf von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in welcher mehr Blech zu Helmen und Harniſchen geſchlagen wurde als je vorher und nachher, und in welcher die Zeitgenoſſen faſt nichts zu erzählen hatten als Zänkereien und Fehden, gerade die Zeit einer kläglichen militäriſchen Schwäche, ja völliger Rathloſigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, ſo mahnte der Rath die Bürger, ſich mit Wehren und Lebensmitteln zu verſorgen; er warnte ſeine Bauern und gab ihnen anheim nach der Stadt oder den Schlöſſern derſelben zu fliehen; dort mußten ſie ſchwören in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorſam zu ſein; dafür erhielten ſie aus dem Stadtwald Holz, um ſich auf Friedhöfen und wo man ſie ſonſt dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten die Boten auf allen Straßen, die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rath gebot den Bürgern Reiſige und Pferde zu ſtellen je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht ſelbſt reiten wollte. Jeder Bürger war zu beſtimmtem Kriegsdienſt verpflichtet mit ſeinen Geſellen und Arbeitern, die der Stadt für dieſe Zeit ſchwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienſt auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geſchützmannſchaft und zum Fuhrweſen. Auch das Fußvolk beſtand aus Wappnern in ſchwerer Rüſtung mit Spieß und Hellebarde, und aus Leichtgerüſteten mit Schußwaffen, der Armbruſt und ſpäter dem Handrohr. Nicht überall dauerte die alte Heertheilung nach Innungen, die Bürgerſchaft war meiſt in Quartiere getheilt und ſtand unter Viertelsmeiſtern. Frei vom Waffendienſt war nur, wer unter ſechszehn und über ſechzig Jahre zählte, und hie und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn ſie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das ſtand bei ihnen. Von einem Reiſezug aber aus den Mauern konnte der Bürger ſich — zu hohem Preis — loskaufen, und es darf nicht verſchwiegen werden, daß dieſes Recht von den Wohlhabenden ſehr in Anſpruch genommen wurde. Die

Bürgerſchaft zog aus „mit ganzer, halber, Viertelsſtadt“, je nach der Größe des Zuges.

Aus Rath und Gemeinde wurde ein Ausſchuß gebildet, die Kriegsherren, zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruſter und Büchſenſchützen, in der Nähe der Schweiz ſuchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmiſchen Städte gaben nach den Huſſitenkriegen gegen Sold Mannſchaft ab. Unter den Reiſigen dienten gewöhnlich Rittermäßige der Landſchaft, deshalb wurde gern ein Edler oder Ritter zum oberſten Hauptmann der Reiſigen geſetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung beſorgten ſie entweder ſelbſt, oder ſie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen beſtritten. Auf dem Rathhaus war außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache, welche durch Trabanten mit Büchſe oder Armbruſt, ſichere Leute im ſtändigen Dienſt der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter“ zum Ueberbringen der Befehle. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemuſtert. Jeder Abtheilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern beſtimmt auf Märkten, und wenn das Nothzeichen gegeben wurde, an den Thoren. Auf den hohen Thürmen der Stadt wachten die Thürmer, in jeden wurde zur Unterſtützung derſelben ein Poſten gelegt; ſchaute der Thürmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, ſo blies er Feind oder Brand und ſteckte in der Richtung des Unheils am Thurme ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf ſein Zeichen zogen die Trompeter als Signaliſten der Reiſigen, und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als Signaliſten des Fußvolks durch die Straßen. Dann rannten die Reiſigen und lief das Fußvolk zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Loſung ausgegeben, zumeiſt der Name eines Heiligen; wer auf der Straße betroffen ſie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundſchaft vom

Feinde, außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundſchafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe durch die Feinde zu befördern, ſo wurden ſie in ausgehöhlten Stäben, in Holzſchüſſeln und Flaſchen mit doppeltem Boden fortgeſchafft, alle Briefe, welche in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsſtube aufgebrochen und geleſen.

Nicht nur was innerhalb der Mauern und Thore lag, wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feſte Häuſer, welche ihren Bürgern gehörten, und gemiethete Burgen. Denn die Stadt vertrug ſich mit rittermäßigen Beſitzern in der Nähe, daß ſie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbeſtimmung „zum offenen Hauſe“ machten, und ſie zahlte dafür gutes Geld. Dieſe feſten Häuſer auf dem Lande wurden mit Lebensmitteln, Geſchütz, im Nothfall mit Mannſchaft verſehen, ſie bildeten die gefährdeten Außenwerke, und meiſtens wurde der Kampf um ſie geführt, ſie ergaben ſich den Feinden oder wurden erſtürmt und ausgebrannt, entſetzt oder wieder gewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verſtärkt, und wo ſich eine Landſtraße durchzog, mit Schlagbäumen beſetzt; dieſe konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in welcher ein Schützenpoſten lag. War noch Wald längs der Grenze, ſo wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geſchlagen; man war aber im 14. Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktiſch ſei; denn die Feinde pflegten Oeffnungen darin zu räumen, durch welche ſie heranſchlichen, und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, ſuchten ſie heimkehrende Streifzüge gerade dort durch Hinterhalt abzufangen. Dieſe Flurbefeſtigung wurde ebenfalls durch Streifwachen zu Roß und Fuß behütet.

Die ſtärkſten Wachen aber waren um die Thore; dort ſtanden außerhalb des Grabens an Stelle der alten dicken Steingebäude, welche Vorwerke oder Wighäuſer hießen, ſeit dem 15. Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erdwerk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mit Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren starken Mauerthürmen, die größeren galten für Castelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufstand oder wenn die Stadt vom Feinde eingenommen war, den Bürgern und ihrer Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen standen leichtere Geschütze; Wache und Geschützbedienung waren zuverlässigen Männern der Bürgerschaft als besondere Pflicht übergeben. Auf der inneren Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiserne Kaiserstangen von 21 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Oestreich und Böhmen hatten viele Städte wohl noch aus der Avaren- und Ungarzeit als besondere Befestigung einen umschanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in welchen beim Ueberfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadtthoren hereinpassirte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben der Stadt unschädlich zu sein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgschaft that. Wer passirte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß.*)

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirksamste Schädigung war Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbesitz von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger gezwungen einen Theil zum Tagpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Schärfe und Größe der Gemeindeforderungen. Denn auch die ſchwerſten Geldſteuern wurden auferlegt und niemand geſchont. Das Regiment, ſonſt ſo vorſichtig und oft perſönlich in Gunſt und Haß, war in ſolcher Zeit rückſichtslos deſpotiſch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

---

*) Pollicia, ital. pollice, von pollex, Daumen. Vergl. Nürnberger Ordnung von 1449 in: Deutsche Städtechroniken II, S. 320. — Jenes Wort für Daumenmarke dauert im Süddeutschen: die Polette, oder auch Pollite (Zettel, Schein), was nicht etwa aus Billet umgelautet ist.

Der Tag, an welchem eine gefährliche Fehde angeſagt wurde, war der Schreibſtube des Raths eine Zeit großer Arbeit. Die Abſage geſchah meiſt nicht durch die alten Sinnbilder der Feindſchaft, das blutige Schwert und den Handſchuh, ſondern durch Briefe. Reitende Boten, und wenn der Abſagende ein vornehmer Herr war, wohlgekleidete Knappen ritten an das Thor, den Fehdebrief in einem Sperrholz, der „Kluppe", an der Spitze ihres Speers befeſtigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder verſagt, dann gaben ſie den Brief am Thore in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehre tauſend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe zu wiſſen, wer alles der Stadt Feind geworden war; deshalb wurden Tafeln mit den Namen der Abſagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichniſſe derſelben an die Bundesgenoſſen und in die feſten Häuſer der Stadt geſandt, damit ſich jeder vorſehe. Denn unberechenbar war Feindſchaft oder Neutralität bei Vielen der Nachbarſchaft, und oft war es zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgſaſſen zog.

Waren drei Tage ſchwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erſte Andeutung war ſicher Feuerſchein, welcher über ausgeraubten Dörfern aufſtieg. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreiſen, d. h. Beutezüge auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm ſie, auch Einzelne aus Gewinnſucht nach Anmeldung bei den Kriegsherren. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kundſchaft zu halten wußte und tüchtige Geſellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei ſolchem Raub ſich bereichern. Bei größeren Reiſen wurde ein Theil der Bürgerſchaft nach Stadtvierteln ausgelooſt, und es war durchaus bezeichnend für die thatſächliche Lage der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Looſen „verloren“. Dem rittermäßigen Mann dagegen war die Reiſe ein Feſt, vor dem man ſich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte“. Freilich fanden die Städter auch ſchlechtere Beute als die Ritter. Für beide Theile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Löſegeld gehofft wurde, und was man den Bauern raubte, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern der Deutſchen für unehrenhaft Hühner nnd Gänſe heimzubringen, das war ſpäter bei den Landsknechten die beſondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Ausſicht auf reicheren Fang: einen Waarenzug, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solche elende Beutezüge wurden faſt täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden gewöhnlich Dörfer und kleine Landſtädte verbrannt, bis die Umgegend verwüſtet war; dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, ſo wurden noch auf dem Feld Beutemeiſter gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verſchiedenen Söldnerſchaaren. Dieſe mußten zuerſt ſchwören, treu und gerecht die Beute — in Süddeutſchland „die Nahme“ — zu vertheilen. Unter dem Thor hoben ſie jedem, der durchſchritt, ſeinen Raub ab. Die Vorräthe wurden geſondert und verſchloſſen und auf dem Stadtmarkt an den Meiſtbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Theil den Befehlshabern und Vorgeſetzten, ein anderer Theil der Stadt, nur der Reſt dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Vertheilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die Kühe von jeder Frau, welche ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt ſtand frei, das geſammte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeiſtern gegen mäßige Summen zu kaufen. Außerdem mußte jeder, der am Zuge Theil gehabt, noch einmal ſchwören, daß er keine Beute hinter ſich habe und keine bei Anderen wiſſe, und durch ſolchen Eid kam noch viel Unterſchleif zum Vorſchein. Endlich wurde der ganze Erlös vertheilt auf Pferde und Mann, ſo daß der Fußknecht ein Theil, der Reiſige zwei, jeder Wagenbeſitzer ſo viel Theile bekam, als ſein Wagen Pferde hatte. Die rittermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirthen in die Herberge gelegt und von den Städten meiſtens nicht geſchatzt. Die übrigen wurden in die Thürme geſperrt, aus der Stadtküche geſpeiſt, wofür ſie, wenn ſie es irgend vermochten, Koſtgeld zahlen mußten, im Nothfall auf Stadtkoſten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geſchatzt, es gab dafür beſondere Abſchätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Beſcheid, ſo wurde wohl einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er ſeine gefangenen Parteigenoſſen taxire. Das Löſegeld beanſpruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein ſolcher Beutezug Privatanſchlag Einzelner, ſo kam dieſen das Löſegeld zu, dann hatte ſich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer im Kriege aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurde, der mußte einen Eid ſchwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verrathen wolle, wer erſt beim Friedensſchluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde.

Ein größerer Anſchlag war es, wenn man ein befeſtigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte; hier hatte man ſtärkeren Widerſtand zu erworten und ſuchte deshalb mit Uebermacht anzukommen. Bei ſolcher Veranlaſſung wurden auch blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entſatz heranzog. Der Auszug wurde ſehr heimlich gehalten, denn wahrſcheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorſicht ihre Späher in der Stadt, aber es koſtete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reiſige Zug, den Schaaren folgen ſollte.

Die Belagerungsmaſchinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Ueberlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoßmaſchinen, „Katzen“ und „Tummler“, große Balken mit Schwungkraft, welche zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden, oder Wurfgeſchoſſe, große Bogen und Armbrüſte, welche durch Hebelkraft geſpannt wurden. Die Haare und Pferdeſchwänze für die Stränge wurden von den Städten ſorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet.*) Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, ſehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geſchoſſe für Bogenwurf der Mörſer lange nicht geſchickt zu verfertigen wußte.

Es iſt merkwürdig, daß das Pulver ſeine Bedeutung im Kriege ſehr allmählich gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 den Völkern des Mittelmeers; für Deutſchland wiſſen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in welchem zuerſt Feuer und Knall das Getöſe der Schlacht vermehrte. In Aachen war im Jahr 1346 „eine eiſerne Büchſe Donner zu ſchießen“, im Zeughauſe von Nürnberg 1356 eiſerne und kupferne Büchſen, welche Steine und Blei ſchoſſen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als werthvolle Handelswaare von Italien bezogen, und es war dem Rath eine ernſte

---

*) Im Jahr 1375 war auf Schloß Freiburg ein ſolches Geſchoß, deſſen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Ueber Büchſen und Haare „zu Reytſtellen“ vergl. Laurent, Aachner Stadtrechnungen S. 58.

Angelegenheit, dieſe Stoffe bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erſchien die ſchwarze Maſſe ſehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerſt in Mörſern geſtampft, ſpäter auf Mühlen, nicht ohne düſtere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem hölliſchen Zeug ſei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm theuer genug angekommen ſei.“ Und nicht weniger merkwürdig iſt, daß die neue Erfindung, ſeit ſie einmal zu kriegeriſcher Zerſtörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menſchen: der Bücherdruck, der Luftballon, ſofort im erſten Anlauf zu kühnen und großartigen Erfolgen führte, denen die ſpätere Entwicklung längere Zeit nicht entſprach. Es gelang bald Geſchütze von ungeheurer Größe zu gießen, welche Geſchoſſe bis zu drei Centner Schwere ſchleuderten, zunächſt Steine, die zur Herſtellung runder Form häufig mit Blei umgoſſen wurden. Außerdem Büchſen von dem verſchiedenartigſten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchſe und Tarrasbüchſe (Standbüchſe), und zur Haken- und Handbüchſe herab. Die ſchweren Geſchützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie wurden nicht auf Laſetten befeſtigt, ſondern zur Reiſe auf ſtarke Wagen gelegt, und ihre „Wiegen“, worauf man ſie im Felde bettete, zuweilen mehre nebeneinander, auf beſonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Steck, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Maſſe, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchſe ein Bohlenſchirm, „die Paveſe“, welcher, über zwei hohen Karrenrädern befeſtigt, vor dem Geſchütz aufgefahren, ein ſchräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte.*)

---

*) Die Nürnberger Büchſe Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege mit 16 Pferden,

Die geſammte Artillerie war in Stürme (Batterien) getheilt, jeder Sturm enthielt drei bis ſechs Geſchütze von verſchiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Geräth zum Brückenbau; dazu gehörten außer der Bedienungsmannſchaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reiſigen. Die Wagen jedes Sturmes waren durch Fähnlein von verſchiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Laſtwagen und Karren nebſt Beſpannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern geſtellt oder durch die Stadt gemiethet; in feſtgeſetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plane überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgeſpannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinander gekoppelt, auf der Außenſeite Schutzbreter als Deckung befeſtigt.

Geſchützmeiſter waren ſelten und gut bezahlt, ſie reiſten auf Stadtkoſten nach anderen anſehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennen zu lernen; ſie verſtanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man ſieht aus erhaltenen Rechnungen, daß ſie zu dieſer gefährlichen Arbeit außerordentliche Stoffe beanſpruchten, z. B. theuren welſchen Wein in großen Maſſen. Dafür wurden ihre Kunſtwerke auch wohl einmal öffentlich zur Schau ausgeſtellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die

---

1 Karrenſchirm mit 2 Pferden, 1 Wagen zu Haſpel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchſenſteinen, mit 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geſchützknechte mit 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und 2½ Ctr. Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, u. ſ. w. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörte noch eine Centnerbüchſe und eine kleine Karrenbüchſe zu derſelben Batterie. — Eine ſchwere Büchſe konnte in drei Wochen gegoſſen werden und koſtete gegen 500 Gulden; der rheiniſche Gulden aber hatte im Jahr 1388 ungefähr den Werth von 9½ unſerer neuen Reichsmark.

Geſchütze hinter ihren Paveſen aufgefahren, mühſelig war das Richten und langſam das Laden. War Breſche geſchoſſen, dann wurden die Gräben auf Brücken überſchritten, die man aus großen leeren Fäſſern machte, man näherte ſie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Geſtürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Thurm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unſaubere geworfen, was Zorn und Noth erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Waſſer, brennende Ruthen mit Stroh umwunden und mit Pech beſtrichen; auch ſtählerne Haken wurden an Stangen herabgelaſſen und den Belagerern in den Leib geſchlagen, um dieſe über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, damit man die Beute den nachſetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten jeden, der beim Sturm das Beſte that als erſter, zweiter und dritter, durch ein anſehnliches Geſchenk zu belohnen.

So zog ſich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr ins andere, in der Hauptſache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zuſammenſtoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten ſich in dieſer Zeit in großen Bündniſſen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutſchen in der Hanſa. Auch die binnendeutſchen Städtebünde waren kein ſchwaches Werk; die Heere, welche ſie aufbrachten, gut bewaffnet und nicht ſelten gut geführt, haben mehr als einmal die Fürſten und ihre Vaſallen in ſchwere Sorge um die eigene Dauer gebracht, ſie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben ſchrankenloſer Habgier feſten Damm entgegen geſtellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber dieſe Bünde waren doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden ſiegreich zu ſein. Wie auf Inſeln ſaßen die Bundesgenoſſen durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren beſonderen Anſprüchen, die den Genoſſen oft feindlich waren, nicht ohne inneren Parteizwiſt, der ihre Politik im entſcheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Laſt, die man in eigner Sache zu vermeiden ſuchte, ſolange es anging, die unleidlich erſchien, wenn man um einer anderen entfernten Stadt willen die Außenhäuſer verbrannt, die Bürger in elender Gefangenſchaft ſehen ſollte. Uns darf deshalb auch hier nicht auffallen, daß die Bundesſtädte oft lau und uneinig waren, eher, daß ſie in einer Zeit, wo der Eigennutz beſonders hart und geldſüchtig herrſchte, noch ſo weit zuſammenhielten und Jahre lang für ihre Nebenbuhler, denen ſie keine beſondere Zuneigung gönnten, verſtändig Opfer brachten. Allerdings im höchſten eigenen Intereſſe; aber es iſt einer Gemeinde weit ſchwerer als dem Einzelnen, das beſte eigene Intereſſe ſtets über den Vortheil der Stunde zu ſetzen.

Deshalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer übel daran. Natürlich, ſie hatten am meiſten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Thore geſperrt, die Waarenzüge auf den Landſtraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umſchwärmt von allen Raubvögeln der Landſchaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Theurung ein und machte den gemeinen Mann aufſäſſig. Dazu kamen die großen Laſten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorſam der Edlen, welche der Stadt geſchworen hatten, aber mit ihrem Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann die Bedenken der verbündeten Städte, von denen jede die Koſten berechnete und geneigt war, den Nachtheil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich wurde entſchiedenes Auftreten gehindert durch die Rückſicht auf benachbarte Fürſten oder den Kaiſer, die ſich noch neutral hielten, deren guter Wille aber jeden Tag verloren gehn konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unſichere Bundesgenoſſen und eine ſorgenvolle Bürgerſchaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten. Auch in der Stadt ſelbſt war die Leitung des Krieges durch einen Rathsausſchuß der Wirkſamkeit eines ſtarken Feldherrn nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unabläſſigen Vereinbarungen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorſichtiger Unterhandlung mit dem Hochmuth und der Selbſtſucht der großen Familien. Die politiſchen Führer aus den Geſchlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Baſel und den Nordſeeſtädten waren keine ungeſchickten Diplomaten, ihren Gegnern, dem Adel der Landſchaft und fürſtlichen Räthen, wahrſcheinlich oft an Weltklugheit und vorſichtiger Haltung, an ſcheinbarer Kälte, ſicherem Weſen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsleuten, welche ein Treffen zu führen verſtanden. Aber auch in dieſem Fall mußten weitſichtige Stadtherren abgeneigt ſein, Alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchſen zu ſetzen.

Man wußte, daß Haß und Neid in jedem Lehnshauſe, an jedem Fürſtenhofe, ja auch in anderen Städten gegen den Reichthum der Gemeinde arbeitete. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchem die Speergeſellen über den rauchenden Trümmern Nürnbergs die Habe einer Stadt theilten, die dem thörichten Sinn wie ein unerſchöpflicher Goldbrunnen erſchien. Dann wäre ein Geſchrei geworden von Jeruſalem bis Liſſabon, aber es war möglich, daß ſich keine Hand rührte einen ſolchen Schaden des deutſchen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Dies alles wußte auch der Adel und ſeine Vaſallen. Die Hilfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges den Kräften der Gegner wahrſcheinlich überlegen. Eine anſehnliche Stadt hatte Credit, ſoweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiſer und der größte Fürſt des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewiſſenloſigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen allbekannt waren. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgeſponnene Fehde die Kraft der Stadt ſchneller abnahm als ſeine eigene, und er konnte erwarten den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage beſſere Bedingungen durchzuſetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmählich der Kampfzorn ſchwächer, ſo legten ſich die Vermittler dazwiſchen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrauſen der Edlen und vorſichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein ſolcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern faſt immer der Stadt zum Schaden, ſelbſt wenn der Verlauf des Krieges für ſie nicht ungünſtig geweſen war. Wälder, feſte Häuſer, Dörfer, Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmählich zurückzukaufen. Auch wenn die ſiegreiche Stadt einen Landbeſchädiger fing, mußte ſie ihn zuweilen ſchonen und gegen leidliche Bedingung freilaſſen, weil ſeine vornehmen Gönner das forderten. Oder ſie mußte ſich gar helfen, wie im Jahr 1373 die Stadt Worms. Dieſer war Hennele Streif, ein gefährlicher Geſell, deshalb feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabel, gerichtet hatte. Hennele fand Oeffnung auf den Burgen der Umgegend, ſchlug Wormſer tot und wirthſchaftete übel auf der Landſtraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienſt und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

Den Städten war die Fehde Nothwehr, den Fürſten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am ſchlimmſten war, nicht ſelten die wilde Poeſie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Zuſammenſtöße der Rechte und Anſprüche. Oft lag dem Fürſten ſelbſt an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterſchild und Sporen, und hatte im Grunde ſeines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, welche beim Kaiſer klagten, Büchſen goſſen und ſeine Mitfürſten für ſich zu gewinnen ſuchten, unleidlich ſei. Vollends wenn er hoch von ſeiner Stellung dachte, ſuchte er planvoll die ummauerten Republiken ſeiner Landſchaft, durch die friſchen Geſellen ſeiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Theil der Beute überließ.

Der menſchenreiche Stand der Rittermäßigen, welche ſich ſelbſt Wappener nannten, wenn ſie nicht den Rittergurt trugen, war in dieſem ganzen Zeitraum ſchlimm daran. Sein Treiben, ja ſein Daſein galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen ſogar dem Fürſten für ein Unglück. Die Raubſucht und Fehdeluſt der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinſchädlich war das Gebahren gerade der Rührigſten, daß ihr Stand in aller Ruchloſigkeit des Räuberhandwerks zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht dieſelbe Schwäche, welche ſie verhinderte nützliche Mitglieder der Geſellſchaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen fern gehalten hätte. Daß ſie ein bevorrechteter Stand waren, der ſeine Genoſſen für beſſer hielt als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beſchäftigung, Recht, in Sitten und Bräuchen ſich gegen Andere abſchloß, dies ausſchließende Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte ſchwach gemacht und ihre Anſprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat ſie auch vor dem Untergange in wüſtem Treiben bewahrt.

Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geſchlechtes ſein mögen: wenn ſie die Selbſtachtung der einzelnen Mitglieder nicht ſchmälern, ſondern erhöhen, ſo halten ſie das Verderben vielleicht lange auf. Zwiſchen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Haide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Waſſer und Brot in ein finſteres Gefängniß ſteckte, während ſeine Frau aus dem geſtohlenen Tuch Röcke und Mäntel ſchnitt, iſt in Rückſicht auf die That ſehr wenig Unterſchied. Aber vor 450 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß ſein Thun vielleicht gegen die Beſtimmungen eines Reichstagsabſchiedes verſtoße, daß es aber von den geſammten Wappenträgern ſeiner Landſchaft, ja von mehren höchſten Herren des Landes als ein angenehmer, im ſchlimmſten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig die Ehrengeſetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur das Bewußtſein, daß dieſelben Geſetze von tauſend Anderen geehrt wurden, die er für die Beſten auf dieſer Erde hielt. So war möglich, daß ſich inmitten großer Unſittlichkeit und Verkehrtheit bei Einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des 14. Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und ſetzte ſich nach deutſcher Gewohnheit erſt in ſittliche Entrüſtung, bevor er zum Speere griff. Zumal wenn er gegen alte Spießgeſellen oder gar gegen ſeinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er ſtarken Groll in ſich herumgetragen haben, dann war ihm wohl ſein Rittergewiſſen lange ſchwer. Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. Oft war ihm ſein Lehnsherr Geld ſchuldig für geworbene Männer, reiſigen Zug und Roſſe, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in ſeinem Dienſt erlitten, und er fand ungnädiges

Ohr, wenn er an ſauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er ſich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem ſein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld ſchuldig war, ohne jede Neigung zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; ſtatt ſie abzuliefern, ſchatzte er ſie ſelbſt gerade ſo hoch, daß ſein Guthaben bei ſeinem Lehnsherrn getilgt wurde, und ſandte ſie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal ſchatzte. Gewann der Lehnsmann ſein Geld nicht auf ſolche Weiſe oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweiſe überlaſſen wurde, ſo gerieth er endlich in heißen Zorn und wurde ſeines Herrn Feind. Auch alte Genoſſen kränkten ihn, ſie hatten ihm Bauern geſchlagen und gepfändet, Knechte in den Stock geſetzt, und ſeine Reiterehre heiſchte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdeluſt, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar unſichern, aber vielleicht ſehr vortheilhaften Geſchäftes; ihm war ein ſolches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seeſtädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächſt freilich ſtellte er Forderungen als Beſitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landſtraße, der Fluß, welche an ſeinem Hauſe vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit von dem Eigenthum der Kaufleute für ſich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waaren und Reiſenden, er drang ſein ſchützendes Geleit auf und beraubte ſolche, welche dies Geleit nicht für nöthig hielten, er baute wohl gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landſtraße abſichtlich in ſchlechtem Zuſtand; denn die Waaren des reiſenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaiſers Schutz, ſolange ſie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund ſtieß, gehörten — ſo behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waaren dem Eigenthümer des Grundes. War die Oertlichkeit dieſer regelmäßigen Einnahmequelle ungünſtig, ſo ſuchte er Vorwände zum Streit mit großer Unbefangenheit. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer ſeiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben ſollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte ſich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Manne gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot Löſegelder für Gefangene auf Bürger anzuweiſen, oder er behauptete, daß irgend ein Wegelagerer, den die Stadt eingeſperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in ſeinen Dienſt zu treten. Oder er lauſchte, ob in der Landſchaft irgend jemand eine Beſchwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe; dieſe nahm er unter ſeinen Schutz, ſchloß mit ihnen Vertrag zu gemeinſamer Fehde, ſtellte eine entſchloſſene Geldforderung, und wenn dieſe kalt abgewieſen wurde, ſandte er mit ſeinen Geſellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er ſich's ganz bequem, ſagte die Fehde gar nicht an, ſondern überfiel einen Rathsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erſchlug die Fuhrleute, welche ſich zur Wehre ſetzten, ſchnitt die Plaue auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte thaten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz ſtachelte gegen die Städter, ebenſo ſehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erſchien denen, welche Erwerb durch Arbeit zu verachten gelehrt waren, als höchſte Tyrannei. Daß der Bürger pfandweiſe Burgen und rittermäßige Lehnsgüter gewann, daß die feſten Häuſer in der Nähe einer Handelsſtadt faſt ſämmtlich in Abhängigkeit von dem Vermögen oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterſchild beanſpruchte und daß er mit ſeiner Frau rittermäßige Kleider, Goldſchmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir ſind gänzlich außer Stande, dem Hochmuth und der wilden und unritterlichen Rachſucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen blickten, einen andern Antheil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieſer Haß trieb Viele zu ſchnöder und elender Frevelthat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, ſich mit Genoſſen ſeiner Landſchaft zu verbinden. Aber den Schwurgeſellſchaften der Rittermäßigen war in dieſer ganzen Zeit nur kurzes Leben im Tageslicht vergönnt, die Genoſſen fuhren uneinig auseinander, weil ſie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder ſie benutzten ihre Brüderſchaft zu unleidlich großen Raubgeſchäften und wurden durch ſtärkere Gewalt beſeitigt, oder ſie fühlten ſich vornehm, nahmen Fürſten und Biſchöfe in die Geſellſchaft und wurden ſchnell in Politik und Fehden der großen Herren verbraucht. Wurden ſie aber auch zerſprengt oder zerriſſen ſie in Zwiſt, die Erinnerung blieb auf den Burgen, auch Verfaſſung und Zeichen erhielten ſich, und Namen und Ordnung kamen vielleicht nach mehren Menſchenaltern wieder zum Vorſchein. Von politiſchen Geſellſchaften des 13. Jahrhunderts ſind uns faſt nur die Namen überliefert. Im Jahr 1214 wurden die Wölfe, wahrſcheinlich im Elſaß, erſchlagen*), um 1270 waren die Geſchlechter von Baſel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner getheilt, die Sterner 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahr 1289 wurde wieder im Elſaß eine Rittergeſellſchaft, welche ſich die Nebelringen (Nibelungen?) nannte und ſeit einigen Jahren gleiches Gewand trug, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entſtanden und gelöſt ſein, man merkt ſie faſt bei jeder größeren Fehde; aber erſt nach 1360 wird Brauch, daß ſie ſich durch Namen und Abzeichen auffällig machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

---

*) Fritſche Cloſener S. 81 „die rittere“; — das Folgende in Annales Basileenses a. 1271 und Annales Colmarienses a. 1289.

Sie gewinnen ſeitdem im weſtlichen Deutſchland, wo nicht größere Landesherren hindern, überall Mitglieder, zumeiſt bei Heſſen und Schwaben, und ſind in dieſer Zeit faſt ſämmtlich Vereine zu praktiſchem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten ſich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rath noch That gegen einander zu handeln, ſondern ſich beizuſtehn in allen Fehden und Händeln, gleichviel weshalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinſame Anſtrengung zu erledigen; die Einzelnen behalten ſich wohl die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorſtand, welcher oft der König heißt, beſtimmen Jahresverſammlungen, geſtatten Geldbeiträge der Mitglieder; ſie binden ſich durch Schwur, tragen meiſt — nicht alle — ein Zeichen der Geſellſchaft an Hals oder Bruſt, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wohl auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen iſt zu erſehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme in das Silber der Brüderſchaft nöthig, einige unter fürſtlichen Stiftern mögen vorſichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buſchklepperei, ſchätzten vor allem die packende Fauſt und waren ein Schrecken der Reiſenden. Gegen dieſe Vereine, welche ſowohl die Fürſten als die Städte bedrohten, ſtifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit Geſellſchaftszeichen, aus denen die fürſtlichen Orden wurden.

In Heſſen gab ſich eine kleine wetterauiſche Geſellſchaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten iſt. Ihr folgte die Geſellſchaft vom Stern (um 1370—1376), die größte von allen, ſie ſtand unter einem König, rühmte ſich 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbeſitzer zu haben, und reichte bis nach Sachſen, Thüringen und dem Oberrhein; die Sterner entſtanden und vergingen als Bundesgenoſſen Otto des Quaden von Braunſchweig in dem Erbfolgeſtreit gegen Landgraf Hermann von Heſſen. Aus ihren Trümmern entſtanden in derſelben Gegend die kleinen Geſellſchaften von der alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Weſtfalen und Heſſen die Geſellſchaft vom Falken (gegen 1380), nach ihr eine andere ohne Namen und Capitelverſammlungen (1385); Mitglieder derſelben banden ſich auf's Neue (1391—92), nannten ſich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen ſilbernen Klöppel, wurden ſchnell ſehr ſchädlich und durch die verſöhnten Fürſten Otto von Braunſchweig und Hermann von Heſſen niedergeworfen. Beide Fürſten gründeten gegen die Bengeler eine Geſellſchaft mit der Sichel (1391—97) unter König und Marſchalk zur Herſtellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaiſchen hatten ſich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landſchaft Buchenau als Buchner in eine Geſellſchaft zuſammengethan, auch ſie wurden 1397 vom Landgrafen Hermann niedergeworfen. Später entſtand dort die kleine Geſellſchaft des heiligen Ritters Simplicius (1403) mit Zeichen und frommen Beſtrebungen, ſie forderte vier Ahnen, erhielt ſich lange und wird hier erwähnt, weil die Erinnerung an ſie wahrſcheinlich noch im 17. Jahrhundert dem Verfaſſer des Simpliciſſimus in der Seele lag, als er ſeine Romangeſtalten zu einem Vereine geſellte. Nach Buchenau gehört auch die Geſellſchaft vom Luchſe (um 1409); drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunſchweig. — Während die heſſiſchen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürſten von Heſſen und Braunſchweig geſellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkiſchen und thüringiſchen unſchädliche Privatvereine oder Hofgeſellſchaften, ſo die Geſellſchaft von der Spange (um 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelſpange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, deren Oberſt den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte und die ſich Pflege frommer Ritterſitte vorgeſetzt hatte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Wertheim und die vom Einhorn (1407) des Landgrafen Balthaſar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänſe, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen von Würtemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieſelbe Zeit eine „mit den Wölfen“, darauf die berühmte Geſellſchaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau geſtiftet, aber ſchnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Geſellſchaften von St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rothem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben ſeit alter Zeit in Reichsſchlachten den Vorſtreit hatten. Endlich die bemerkenswertheſte unter allen: die Schlegeler (1394—96), unter drei Königen, welche daſſelbe Zeichen wie die faſt gleichzeitigen weſtfäliſchen Bengeler führte und wie dieſe gegen die Uebergriffe der Fürſten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener der Wormſer, Hennele Streif, war einer der Thätigſten im Bunde. Indeß dieſe demokratiſchen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, welche 125 Jahre ſpäter durch Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürſten gegen den Schlegelerbund ein ſtarkes Bündniß ſchloſſen, verhandelten die Schlegeler und löſten ſich auf. Hennele Streif aber wurde in demſelben Jahr begünſtigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wütherich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, daß dem deutſchen Königthum noth that, gegen die groſſen raubluſtigen Herren mit den Kleinen zuſammenzuhalten.

Noch viele andere Rittergeſellſchaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, ſie verſchwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im öſtlichen Deutſchland äußerte ſich daſſelbe Streben in Vereinen von ſehr verſchiedener Bedeutung. In Oeſtreich ſind ſie machtlos, theils ritterliche Hofgeſellſchaften, z. B. von dem Drachen, mit dem Zopf, welche ein Herzog geſtiftet, weil ſich eine ſchöne Frau das Haar für ihn abgeſchnitten hatte, theils ritterſchaftliche Vereine, wie der **Elephantenbund** von Tirol (1409).*) In der

---

*) Es hätte einiges Intereſſe zu wiſſen wer jene ſchöne Frau war, deren Haar einer Hofſpielerei Herzog Albrecht's III diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Oeſtreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371), als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahr 1378 feierlich durch einen Erzbiſchof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchſen ſtattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Uebergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode ihres Vaters in Krakau erzogen. Da kam jener große Umſchlag für den europäiſchen Oſten, als der Heide Jagel, Fürſt der Litauer, den Entſchluß faßte, Chriſt und durch Hedwig's Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit ſehr einverſtanden. Die hilfloſe Königstochter wurde ſtreng bewacht, der ſechzehnjährige Wilhelm, welcher nach Krakau eilte, ward feindſelig empfangen und ihm der Zutritt zu ſeiner Gemahlin verweigert. — Vergebens wendeten ſich das Haus Oeſtreich und der Hochmeiſter des deutſchen Ordens an den Papſt, Jagel zog (1386) feſtlich in Krakau ein, die zweite Vermählung Hedwig's ward vollzogen. Das Schickſal der fünfzehnjährigen Frau iſt wohl unſerer Theilnahme werth. Der neue Gemahl — deſſen widerwärtige Häßlichkeit die deutſchen Chroniſten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, ſie hielt ſich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelm's. Darüber berichtet die ältere Hochmeiſterchronik (*Scriptt. rer. Pruss.* III, p. 609): „Keine Herrſchaft noch Freude ſchmeckte ihr, ſo daß ſie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug ſie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagel zu Gute that, war ihr eine Pein,

Mark dagegen waren die Stellmeiſer nur eine verwegene Raubverbrüderung, im Kulmer Land Preußens aber die Geſellſchaft von der Eidechſe (1397) eine ſchwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Verfaſſung und Ziele den ſchwäbiſchen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der weſtdeutſchen Ritter werden allmählich zu landſchaftlichen Verbänden, die der Fürſten zu Hoforden; die erſteren regen ſich am Ende des 15. Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderten Beſtebungen. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief geſandt und wurde das ruchbar, ſo fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, welcher ſich heraufbringen wollte, wandte ſein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgeſtein und durch Waldesgeſtrüpp zu traben gewöhnt war, und geſellte ſich einer aufbrechenden Fehde zu; er horchte und ſchrieb darum und bot ſeine Genoſſenſchaft an, in der Hoffnung ſich bei der „kleinen Reiterei", wie ſie genannt wurde, einen Namen zu machen und ſo viel Geld zu gewinnen, daß er ſich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geſchätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im feſten Dienſt warb man für eine ausbrennende Fehde ledige Leute, am liebſten mit einem Pferde, und es gab überall harte Geſellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder

---

nur daß ſie ihm mußte gehorſam ſein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß ſie in ihrem Gemach auf einer Lade und ſaß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwiſchen ihr und Jagel. Auch ſtets, wenn er nach ihr ſandte zu ſeinem Lager, bewies ſie ihm ihren Unwillen. Oft ward ſie in der Beichte darum geſtraft, das nahm ſie zornig auf und hieß den Beichtvater ſchweigen. Mancherlei Liſt erdachte ſie und andere Leute mit ihr, wie ſie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann getödtet, der zwiſchen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil ſie lebte." — Ueber die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergeſellſchaften in Heſſen, und Frhr. Roth von Schreckenſtein, Geſch. d. Reichsritterſchaft, I.

aus dem Frieden in den Unfrieden verſetzt waren und gern auf Koſt und Beutetheil mitmachten. Daneben ſammelte ſich ſchwächeres Geſindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landſtraße und den Waldſchenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundſchafter der befehdeten Stadt brachten ſorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir ſehen aus der Niederſchrift, welche der Rath von ihren Ausſagen machte, wie bunt zuſammengeworfen die Geſellſchaft war, welche ſich wegen der Beute einer ſolchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfels ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeſchnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandſchatzt. Ihre Geſellſchaft beſteht zuerſt aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfels, ſie führen gemeiniglich niederländiſche Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und wie die Mehrzahl ihrer Leute Armbrüſte, reiten faſt immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streiten; der Hans hatte vormals gemeiniglich Roth getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein roth Pferd mit einer Bläſſe, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengſt mit Bläſſe, hat einen Krebs unter dem grauen Rock, und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in der Nähe von Hof. Bei ihnen iſt Ott Müring, ein junger Geſell, edel, mittler Länge, hat langes krauſes Haar und ein Pferd; dann Balthaſar von Watzdorf, ein junger, langer, gerader Geſell, iſt auch edel, hat zwei Pferde und langes Haar; Georg von Kolditz will auch edel ſein, iſt ein kurzer Mann, hat ein Pferd, iſt hin und her daheim; Heinz Scheiding, ein junger, hübſcher, friſcher Geſell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und iſt nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein friſcher Geſell, hat ein Pferd; Erhard Röder hat krauſes Haar, iſt edel, hat einen Vater in der höfiſchen Art und ein Pferd; Nickelaske iſt ein Böſewicht, des Herrn Hanſen Knecht, ein kurzer, dicker Geſell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Geſell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, iſt ein Schneider und ein großer Böſewicht, ein gerader Geſell aus dem Vogtland, hat ſein eigen Pferd; Hans Kolbel, iſt ein Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kaſten, Hol den Pelz, Rübenkunſt.

Nächſtdem ſorgte der Fehder für Häuſer, die ſich ihm im Nothfall öffneten; war der befreundete Beſitzer durch Rückſichten gehindert ihm vor den Leuten Vorſchub zu thun, ſo wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgeſehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Uebermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe ſchreiben, worin er ſeine Sache gut darſtellte, Freunde warb, ſich entſchuldigte; dieſe ſandte er an Fürſten und Städte, und bat den Gegnern keinen Vorſchub zu thun. Ja er ließ, um die Gegner zu verkleinern, ſeine Beſchwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anſchlagen. War die Fehde im Gange, ſo hing jeder gute Erfolg von der Kundſchaft ab, und in allerlei Verkleidungen liefen und ritten die Kundſchafter durch das Land, um einen Fang auszuſpähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtſchiff, einen Herrn vom Rath. Dann ritt der Hauſe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen weit, ſorglich bemüht nicht geſehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reiſe mußte geglückt ſein, bevor die Städter ihre Schaar hinausſenden konnten. Es war oft ſauere Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald; den Wirthen im Dorf und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirth gewonnen, ſo konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde ſah, zum Verräther werden. Viele Helden der Landſtraße, der Eppele von Gailingen, Rumenſattel, Schüttenſam, waren in der Herberge verrathen worden. War die „Nahme“, der Fang, gemacht, ſo wurde alle Reiterkunſt daran geſetzt, ſie glücklich in Sicherheit zu bringen; wenn die Verfolger auf der Straße waren, mußte ein Theil die Nahme treiben, während die Reiſigen gegen die Anrückenden Front machten; dann hielt der Haufe ſtill, den Spieß auf Sattel und Bein geſtützt, bis der Führer den Leiſen ſang — die Textworte eines Liedes, welche nach deutſchem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei den Angriff einleiteten.

Auf der Burg oder im Waldverſteck wurde die geſicherte Beute vertheilt, die Gefangenen in dem Thurm an Ketten gelegt, beſtockt und gepflöckt. Sie wurden oft ſehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Löſegeld zu erpreſſen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängniß gehalten, zuweilen Jahre lang. Man wußte, daß die Bauern am ſchwerſten daran gingen die Schatzungsſumme zu bezahlen, und behandelte ſie darnach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reiſen ſolcher, welche ſich für ehrliche Reiter hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht ſelten eine wilde Grauſamkeit, die uns entſetzt. Noch im 15. Jahrhundert vergaß man den Gewinn um Rache zu üben, man verſtümmelte oder tödtete die überwältigte Mannſchaft, hackte Hände und Ohren ab. Ja, es war eine häufige Gepflogenheit jener Zeit, Feinde, denen man perſönlichen Haß nachtrug oder deren Leben läſtig war, im Thurm verhungern zu laſſen; oder man handelte chriſtlicher, gab ihnen Waſſer und Brot, überließ ſie aber in ſchweren Ketten und unterirdiſcher Finſterniß dem Verderben durch den Kerker, und es geſchah, daß ihnen, während ſie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Als

Mangold von Reichenau, der ſpäter Biſchof von Conſtanz wurde, ſtach fünf gefangenen Fiſchern von Conſtanz mit eigener Hand die Augen aus. Dem Bauer, der in Verdacht ſtand, den Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nacht das Haus über dem Kopfe angezündet, und die ſich retten wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solcher Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber geſtraft wurde er nur dann, wenn der Stadt ſelbſt gelang die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die vorſichtige Rückſicht auf Mächtige nicht zur Schonung, dann übten auch ſie mit der Energie eines lange bewahrten Haſſes Vergeltung; aber ein Unterſchied war zwiſchen ihrer Rache und der vom Schildbürtigen, oft nur ein formaler Unterſchied, dennoch ein entſcheidender: ſie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurtheilt war, und ſie quälten nicht im Gefängniß, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grauſam ſeine Strafen, aber es war das Geſetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert; das Vorrecht des Edelmanns war enthauptet zu werden, ſeine Spießgeſellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längſt hohe Preiſe auf ihre Feinde geſetzt, ſo die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines ritterwitzigen Mannes, 1500 Gulden, auf ſeinen Tod 1000 Gulden. — Für Hamman von Brübach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Oeſtreich perſönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtthurm trauerte ein junger Geſell in der Weiſe des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Thurm „Schütt den Helm“ zu Neuenburg vor ſeiner Hinrichtung geſungen hatte: „Gott geſegne dich Laub, Gott geſegne dich Gras, Gott geſegne alles das da was, ich muß von hinnen ſcheiden. Lieber Engel ſteh mir bei, weil Leib und Seel' bei einander ſei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott geſegne dich Sonn', Gott geſegne dich Mond, Gott geſegne dich, ſchönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir ſcheiden."

Es waren nicht immer die Schlechteſten, welche das Verhängniß traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber", gehörte zu den tüchtigſten ſeines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449 bis 1451 neben einem Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreiſigen von Nürnberg geweſen, und in dieſer Zeit, wo man wohl den Werth eines Mannes erkennen konnte, „hielt er ſich ſo redlich, daß ihn männiglich lieb hatte." Als er darauf wegen ſeiner Verbindung mit den Vitzthum dem Kurfürſten von Sachſen Fehde ankündigte, that er nichts, was nach der Meinung ſeiner Genoſſen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, welche in Sachſen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als ſie in hundert andern Fällen ungeſtraft geübt wurde, ſogar von Herren des höchſten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachſens als ein Meiſterſtreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor ſein Reiterſpiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geſchah es, daß die Bürger von den wilden Thaten ihrer Feinde ſo launig ſangen, wie von dem großen Helden der Landſtraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgeſagter Feind der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, ſich ſein Roß beſchlagen ließ und dann den Thorwächter frug, wem die Reiterſtiefeln gehörten, die am Frauenthor hingen; und als ihm der antwortete, es ſind des Eppele von Gailingen Stiefeln, da riß der Reiter die Stiefeln herab, ſchlug ſie dem Thorwärter um den Kopf und rieth ihm ſeinen Herren anzuzeigen, daß der Apel ſich ſeine Stiefeln geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weit verfolgt wurde, ſprang er vom Hohenſteine mit ſeinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „keiner von euch hat ein gutes Pferd."

Zuweilen glückte der Fang durch Verrath, den die eigenen Leute übten, um den Geldpreis zu gewinnen, der auf den Kopf eines gefürchteten Fehders geſetzt war, häufiger noch wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunke überraſcht. Der Ueberwundene bat dann wohl den Junker, der im Dienſt der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit ſeinem Ritterſchwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder er bat, wie der Lindenſchmid, daß man ſeinen jungen Sohn ziehen laſſe, der nichts gethan als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort: „Das Kälblein muß folgen der Kuh, er würde ſeines Vaters Tod vergelten.“ Und dieſe Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hauſe des Gerichteten dem hinterlaſſenen Kinde ſang, das lautete: „Ihr Herren vom Rath, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann ſprechen, ſeinen Vater, den ſoll es rächen.“

9.

Aus den Huſſitenkriegen.

Während im ganzen Odergebiet und an den Ufern der Oſtſee die deutſche Nationalität ſich auf dem eroberten Gebiet ſiegreich ausbreitete, ſchwankte nahe der Mitte des deutſchen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwieſpältig zwiſchen deutſchem und ſlaviſchem Weſen. Von dem erſten Jahrhundert ſeiner chriſtlichen Geſchichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutſchgeſinnten Wenceslaus verübte, iſt das düſtere und blutige Schickſal der Landſchaft vorzugsweiſe durch die Kämpfe zwiſchen deutſchen und ſlaviſchen Anſprüchen beſtimmt worden. Seit Rudolf von Habsburg ſchien der ſtaatliche Zuſammenhang mit Deutſchland auf längere Zeit geſichert. Der König von Böhmen ſollte als deutſcher Kurfürſt zur Kaiſerwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher ſchwenken. Böhmiſche Liederſänger und Chroniſten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmiſche Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenſter für deutſche Gotteshäuſer. Die böhmiſche Ritterſchaft trieb Tjoſt und Raub ganz nach deutſcher Weiſe, unter deutſchen Ordnungen erſtarkten die Städte der großen Landſchaft. Ja, ſeit 1346 war durch Kaiſer Karl IV, den Luxemburger, Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches geworden. Ueber dem böhmiſchen Königſtuhle ſchwebte die Kaiſerkrone und der deutſche Reichsadler. Karl's Jahre, in Deutſchland nicht preiswürdig, waren vielleicht die beſte Zeit, welche Böhmen je erlebt. Prag konnte am Ende des 14. Jahrhunderts für eine deutſch gewordene Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in Wiſſenſchaft und Kunſt ein ſelbſtändiges und kräftiges Leben erwies.

Denn ſeit 1348 zog die Blüte der deutſchen Jugend nach der vielthürmigen Moldauſtadt, um dort in der Genoſſenſchaft der erſten deutſchen Univerſität friedlichere Ehre zu gewinnen, als das Ritterſchwert verlieh. Vor Stiftung der Univerſität Prag waren große Gelehrtenſchulen in Frankreich und Italien die Stätten geweſen, wo ernſte Gelehrte und fahrende Schüler ſich die Geheimniſſe und Würden der geſammten Theologie, des Rechts, der Heilkunde und der freien Künſte holten. Nach dem Muſter von Paris und Bologna wurde die Prager Univerſität eingerichtet, in ihren Grundzügen nach demſelben germaniſchen Syſtem, welches die Innungen und andere Schwurvereine zeigten. Die Schüler — kurz nach 1400 Studenten genannt — hauſten zum größten Theil in „Burſen“, gemeinſamen Arbeits- und Schlafräumen, unter Aufſicht der Meiſter, Magiſter. Die Magiſter bildeten die ſtimm- und wahlberechtigten Mitglieder der Anſtalt, ſie, wie ihre Studenten nach Nationen gegliedert — in Prag als Böhmen, Baiern, Polen, Sachſen; ſie kürten ihren Rector, gewöhnlich aus ihrer Mitte. Aber dieſe älteſte Einrichtung italieniſcher Schulen war dadurch künſtlicher geworden, daß ſich in Paris aus der alten Wiſſenſchaft der freien Künſte anſpruchsvoll die Facultäten der Theologie, Juriſprudenz und Medicin geſchieden hatten, und daß jeder Genoſſe nicht nur einer Nation, ſondern auch entweder einer Facultät oder dem großen Verband der Artiſten angehörte. Im Anfange beſtimmten die Parteikämpfe der Nationen, ſpäter die Anforderungen der Facultäten das akademiſche Leben. — Wie groß das Bedürfniß ſolcher Gelehrtenſchulen in Deutſchland war, lehrt ihre ſchnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt folgten noch im 14. Jahrhundert. Und die neue Art von Genoſſenſchaften, welche durch die Univerſitäten in das Leben der Deutſchen geſtellt wurde, hat allein von allen Vereinen des ſpäten Mittelalters bis zur Gegenwart in dauernder Steigerung Segen gewirkt.

Unabläſſig wird das wiſſenſchaftliche Denken des Menſchen beſchränkt und geirrt durch die Mängel ſeiner Erkenntnißquellen, in den Naturwiſſenſchaften durch die Sinne und die Inſtrumente, welche zur Ergänzung derſelben erdacht werden, in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften durch die Unvollſtändigkeit und Unſicherheit der überlieferten Grundlagen. Und unabläſſig iſt der Gelehrte bemüht, dieſe Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufſuchen alter Ueberlieferungen zu beſſern. Größer aber iſt die Beſchränkung, welche dem Wiſſen jeder Zeit durch die Haſt der Vermuthungen und das übermächtige Eindringen der Phantaſie in die geiſtige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit ſieht überlegen auf ſolche Trübungen der Wahrheit in früheren Geſchlechtern zurück, welche durch ſtärkere Erkenntniß und beſſere Zucht der folgenden Geiſter überwunden ſind, aber keine iſt frei von neuen Irrungen, welche ihr eigenthümlich ſind. Der Geſchichtſchreiber der Gegenwart iſt allzu geneigt, Leben und Staatskunſt vergangener Fürſten ſo zu deuten, wie er ſich die Politiker ſeiner Zeit vorſtellt, gedankenreich, ſyſtematiſch, mit Parteibeſtrebungen und geheimem Plan; aber er belächelt den flachen Rationalismus der nächſten Vergangenheit; er ärgert ſich über die redneriſche und ſchönſchreibende Geſchichtſchreibung des 16. Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Thatſachen ihm ſehr auffällig erſcheint, und er ſucht die epiſche Zurichtung geſchichtlicher Begebenheiten im Mittelalter zu begreifen, wo der wirkliche Zuſammenhang der Ereigniſſe dem alten Berichterſtatter ganz unweſentlich war gegenüber einem überlieferten Verfahren der Umbildung, in welchem das poetiſche Bedürfniß des Volkes ſich geltend machte. Aehnlichen Wandel in der täuſchenden Zugabe unſerer Einbildungskraft lehrt die

Geſchichte der Naturwiſſenſchaften. Von der heutigen Anſicht über Entſtehung der Menſchen und Bildung des Sonnenſyſtems blicken wir zurück auf eine lange Reihe großer Vermuthungen und Lehrgebäude, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, ſondern auch eine eigenthümliche Methode im Verbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir ſind uns wohl bewußt, daß die kühne Arbeit der Phantaſie, welche die zahlloſen Lücken unſerer Wahrnehmungen ergänzt und ſich nothwendig und untilgbar in unſere feinſten Schlüſſe eindrängt, in jeder Zeit durch die Beſchaffenheit der geſammten wiſſenſchaftlichen Erkenntniß bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige und unabläſſig treibende Sehnſucht des Menſchen, Vernunft und Einheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur und Menſchheit ſich begreiflich herzurichten.

Von ſolchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wiſſenſchaft in früherer Zeit der Theilnahme und Forſchung höchſt würdig. Wenn der Alchymiſt ruhelos Geld aus unedlem Metall oder ein Lebenselixir ſuchte, ſo war ihm die Einbildungskraft übermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über Zuſammenſetzung und Formenwechſel geheimnißvoller Naturſtoffe, und wenn der Aſtrolog aus der Stellung der Geſtirne gegen einander das Schickſal des Menſchen beſtimmen wollte, ſo war der Zuſammenhang, den er zwiſchen Stern und Einzelleben annahm, allerdings ein willkürlicher Traum, aber im Hintergrunde lag das ehrwürdige Bedürfniß, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zuſammenhängendes zu erfaſſen. Der Sterndeuter und der Goldſucher haben nicht nur ihrer eigenen Wiſſenſchaft unentbehrliche Dienſte gethan, ſie haben gerade durch dieſen phantaſtiſchen Zuſatz das ganze Volk zur Theilnahme herangezogen, ſie haben auch andere Arbeit des Gemüthes und denkenden Geiſtes mächtig beeinflußt. Wiclif und die Profeſſoren zu Prag nahmen die alte Lehre der Kirchenväter von der Vorherbeſtimmung wieder auf, weil dieſelbe durch die Aſtrologie zu einer Lebensfrage für die Chriſtenheit geworden war, und die Myſtiker erfanden ſich genau wie die Alchymiſten lange dichteriſche Bilder und Gleichniſſe, in deren Deutung ſie das Myſterium der Gottheit zu erfaſſen ſuchten.

Seit dem 13. Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus den Bettelorden der Antheil für Naturbeobachtung im Volke ſehr geſteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Aſtronomie, Kalenderweſen, Verfertigung von Sonnenuhren, Naturgeſchichte, Rechnen, Meſſen, Erdkunde, und erwieſen beſondere Theilnahme für alle mechaniſchen Künſte. Es iſt ſehr auffallend, wie dadurch dem Volke die Beobachtung der Dinge ſchärfer und die Beſchreibung genauer wird, das Einordnen und Theilen, das Erklären und Aufzählen weſentlicher Merkmale überall reichlicher; dieſen Fortſchritt ſchuf nicht vorzugsweiſe die ſcholaſtiſche Philoſophie, welche von Frankreich her in die Klöſter und großen Stadtſchulen drang, ſondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Faſſen der Form und Zuſammenſetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwickelung der Handwerkstechnik dem Gebildeten die Freude und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahr 1300 die alte epiſche Erzählungsweiſe in Vers und Proſa faſt plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der ſtädtiſchen Chroniſten haben oft eine erfreuliche Zuverläſſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, trotz mangelhafter Kenntniß und engem Geſichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gaſſenlieder des Jahres, andere alle Denkwürdigkeiten an Geburten, Waſſernoth, auffälligen Thieren; die lüderlichen Verſe des Spruchſprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch welche ſein Kreuzheer übergeſchifft wird, und die Tiefe des Waſſers; auch in den kleinen poetiſchen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, umſtändlich ausmalende Erzählung. Wer aber wißbegierig die Dicke des Baumſtamms maß, aus dem die Chorſtühle ſeiner Kirche geſchnitzt wurden, der berechnete wahrſcheinlich auch genau die Summen, welche der Biſchof an ſeine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Ruthenſtreiche, die er ſelber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wohl möglich, daß er an einem ſorgenvollen Tage ſich bis zur Prüfung ſeiner himmliſchen Rechnung verſtieg und überlegte, ob ihm ſein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hoſtie geräth, den Leib Chriſti genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu dieſem Fortſchritt kam der neue, den die Deutſchen durch die Univerſitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimniſſe ſeiner Wiſſenſchaft in die Seelen Anderer gelegt, der hatte ſie in der Kloſterzelle oder unter ſeinen Büchern leiſe in das Ohr geflüſtert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raume. Lange blieb die Selbſtthätigkeit der Lehrenden gering, und was ſie aus ihren geſchriebenen Heften laſen, das war zumeiſt nur die Arbeit weniger großer Denker, welche ſie mühſam aufgenommen hatten und ängſtlich und ſchwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringſte Selbſtthätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weiſe, auch die ſpitzſindigen Schlüſſe und mühſamen Definitionen, welche den ſchweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer ſpalteten, regten den verſammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am werthvollſten, die Weisheit, welche er ſelbſt mühſam gefunden, und den Weg, auf dem er ſie gewonnen, mitzutheilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten ſeiner Lehren werden. Bald iſt eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wiſſenſchaften ſenden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juriſten Mitglieder des Rathes, die Kenntniß und das Anſehen des römiſchen Rechtes ſteigt ſchnell. Die

Aerzte ſind weniger ſelten; wenn ſie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, ſo ſtellen ſie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Peſt die Stadt verlaſſen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angeſtrengten und leidenſchaftlichen Prüfung unterſtellt, und die Kämpfe, welche dadurch aufgeregt werden, beſtimmen auf Jahrhunderte das politiſche Schickſal der Nation.

Wer jetzt die Sache der alten Kirche verficht, der ſollte ſich hüten das Schmachvolle ihres Verfalls im 14. und 15. Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigſtens ſcheint eine beſſere Beweisführung für den ſittlichen Hintergrund der Lehre, welche ſie in ihrem Bekenntniß zuſammenſchloß, daß ſie ſich aus jener tiefen Verſunkenheit noch einmal erheben konnte. Es iſt wahr, daß jedes Urtheil über die Verworfenheit eines Standes und einer Genoſſenſchaft grauſam gegen die vielen Einzelnen wird, welche ſich in ihnen als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wußten, und daß auch ein vorſichtiges Urtheil vor Zuſtänden einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erſcheinungen zu ſchnell auf das Ganze zu ſchließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schisma doch einen Maßſtab, der uns im Ganzen betrachtet ſo ſicher iſt, wie irgend welche Kunde über Verhältniſſe alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der unläugbaren Schlechtigkeit einzelner Päpſte und Kirchenfürſten, und nicht in der Menge von anſtößigen Geſchichten, welche aus geiſtlichen Stiftern, Mönchs- und Nonnenklöſtern überliefert ſind, ſondern in dem abfälligen Urtheil ſolcher Zeitgenoſſen, welche unzweifelhaft den Wunſch hatten die Schäden ihrer Kirche zu beſſern. Wenn ſeit der Hohenſtaufenzeit über irgend etwas in Deutſchland Uebereinſtimmung beſteht, ſo iſt es über den Verderb der Kleriſei und über das ſchlechte Regiment in Glaubensſachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage. Und die Ankläger ſind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und unruhige

Köpfe, es iſt auch nicht eine damals modiſche Krankheit der Schriftſteller, ſondern die Guten und Argen der Kirche ſelbſt klagen und zürnen über das öffentliche Aergerniß, Concilien, Kirchenfürſten, Kaiſer und Reich, ein Papſt und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn die heiligſte Einrichtung in die unglückliche Lage kommt, den ſittlichen Forderungen der Zeitgenoſſen ſo wenig zu entſprechen, ſo haben die Spätern ein volles Recht zu verurtheilen. Und wer die Auflehnung gewiſſenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genoſſenſchaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Neugeſtaltung der Kirche durch die Kirche fordert, der verſchweigt ſich und Andern, daß dieſe Verbeſſerungen durch mehre hundert Jahre von den Beſten der Kirche fruchtlos verſucht worden ſind. Die Zeit reformſuchender Concilien, welche ſeit Koſtnitz anfing, endigte erſt im folgenden Jahrhunderte zu Trient damit, daß Concilien überhaupt aufhörten, und daß die thatkräftige Wiederherſtellung der Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer ſpäten mönchiſchen Schwurgenoſſenſchaft gelegt wurde, welche die herrſchende Partei in der Ariſtokratie des neuen Katholicismus geblieben iſt. Faſt alle großen Erfolge und Einbußen des Katholicismus ſind auf ſie zurückzuführen, die Laien haben ſich entweder von der Herrſchaft der Kirche gelöſt, oder ſie gehorchen ſchweigend.

Aber von dem Zorn, welchen der ehrliche Deutſche gegen ausſchweifende und beſtechliche Päpſte und gegen die plumpe Lüſternheit deutſcher Geiſtlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Sätze des Glaubens und das kirchliche Syſtem. Millionen ſchalten und höhnten und ſuchten für ſich ſelbſt geiſtlichen Troſt bei denſelben Männern, welche ſie verachteten, und bei den Heilsmitteln, deren marktſchreieriſches Anpreiſen ihnen höchſt unchriſtlich erſchien. Die Richtung der Zeit war einem ſelbſtändigen Handeln des einzelnen Chriſten und einer Opferung für Gewiſſenskämpfe im Ganzen nicht günſtig. Das harte, rührige, derb praktiſche Geſchlecht ſah mit Mißtrauen auf jeden Einzelnen, der ſich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte, als ſeine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Geheimniſſe des Glaubens und den Inhalt der Lehrſätze nicht leicht. Die Kenntniß der Glaubenslehren war ſelbſt bei Anſpruchsvollen meiſtens ſehr mangelhaft. Es war gut, wenn ſie die heilkräftigſten Gebete lateiniſch herſagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel gethan, das Leben der Laien mit geiſtlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall rieſen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, welche der Cultus erhalten hatte, that er wenig der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Mann auflegte, war ein äußerlicher. Der Laie ſollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten faſten, doch hatten einige dieſer Fürſten des Himmels: Jacob, Philipp, Johannes der Evangeliſt und Bartholomäus freundlichere Sitte, ſie forderten ſolche Entſagung nicht. Dann waren die vier Fronfaſten, die langen Faſten bis Oſtern, der Pfingſtabend und zwei Marientage. Meſſe ſollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Chriſten aber ſollte ſein, daß er wenigſtens einmal im Jahre ſeinem Pfarrer beichtete; wer das nicht that und ſtarb, den ſollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Antheil, welchen im 15. Jahrhundert Millionen am Chriſtenthum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, ſo hatte ſie dafür allerdings einen zureichenden Grund: die Mehrzahl der Geiſtlichen beſaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemüthlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Biſchöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen Ritterroß und Harniſch waren ihre Tagesbeſchäftigungen, es gab Kirchenfürſten und Aebte, welche kein Latein verſtanden und nicht leſen und ſchreiben konnten. Nicht viel beſſer erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeiſtlichen, denen vorzugsweiſe die Seelſorge für die Laien oblag. Wenn ſie beim Gottesdienſt Gebete und Reden lateiniſch leſen mußten, ſo buchſtabirten ſie mürriſch, ohne Verſtändniß des Sinns und der Worte, ihnen ſelbſt war barbariſch, was ſie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müſſiggänger und faule Bauch ſich in den Prieſterſtand dränge.*) Und der Franciscaner Bernhard Baptiſé klagte in der Predigt, die er auf dem Concil in Koſtnitz vor den Kirchenfürſten und der verſammelten Geiſtlichkeit Europas hielt: „So ſchlecht ſind unſere Geiſtlichen geworden, daß ſchon faſt die ganze Geiſtlichkeit dem Teufel verfallen iſt.“**)

Dennoch gab die verlorene Kirche vielen Millionen Troſt im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüſtliche Glaubensbedürfniß des Volkes richtete ſich das Wenige, was der Kirchenglaube nahe legte, recht gemüthlich zu. Vor allem waren die Deutſchen damals Geſchäftsleute; ſie waren gewöhnt in irdiſchen Dingen verſtändig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeſchmack von Handelſchaft und Vereinsweſen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Bußen, Faſten, Wallfahrten, Almoſen und Spenden an die Kirche waren die ehrwürdigen Mittel, durch welche ſich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und ſtand ſeine Rechnung nach der Meinung anderer Leute ſehr ſchlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke gethan. Er hatte einem Heiligen beſondere Ehre erwieſen, er wußte, wie mächtig und einflußreich dieſer im Himmel war, und daß er in dem Augenblick, wo das verhängnißvolle Urtheil über den Sünder gefällt werden ſollte, die guten Dienſte ſeines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erſte Habsburger dem Volksglauben nach am Tage der heiligen Jungfrau, welcher dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus perſönlicher Hochachtung gegen die Gottesmutter jeden ſchlechten Streich vermied, ebenſo opferten unzählige Andere ihr Gelüſt zu beſtimmten Zeiten ihren himmliſchen Fürſprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werkthätigkeit allein die Fähigkeit zuſchrieb von der Verdammniß zu befreien, ſondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn ſeine Sünden, er wußte recht gut, daß ſie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte ſich ſeine Schuld und ſein Guthaben im Himmel genau angemerkt, und hatte für die letzte Entſcheidung und die Schlußrechnung ſo ſeine ſtille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich beſtätigt, daß das Gebet des Einen auch für Andere heilkräftig wirken könne, und dieſe milde Anſicht wurde dem Deutſchen ein Quell liebevoller und zärtlicher Thätigkeit zum Beſten Anderer. Das ſtille Gebet für Freunde wurde dieſen wirkſam durch leiſe Nennung ihres Namens, auch wenn man mehre Namen geſchrieben vor ſich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte ſogar der arge Sünder ſeine Rechnung im Himmel günſtiger ſtellen. Es war ihm alſo eine wichtige Sache dieſe Gebete zu veranlaſſen. Wer den Andern um etwas bat, verſprach dafür ſein Gebet. Wer einem Hilfsbedürftigen reichliches Almoſen gab, der verpflichtete den Beſchenkten für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, ſo hielt er ſein Wort. Die Rechnung erſcheint uns roh, ſie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poeſie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summe der Liebe, die jemand auf Erden für ſich gewonnen, eine weſentliche Hilfe ſeiner Seligkeit ſein müſſe. Und dieſe Poeſie empfand jedermann, das Weib, welches in ihrer Kloſterzelle für ihre Verwandten oder für einen Fremden betete, dem ſie einſt in irdiſcher Neigung zugethan war, der Ritter, der einem Kloſter Aecker und Renten überwies, der Kaufmann, welcher in froher Stunde ſeine Geldtaſche unter die Bettler an der Kirchenthür leerte.

---

*) Nic. de Clamengis, De praesulibus simoniacis, ed. J. M. Lydius, 1613, p. 165.

**) v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. P. XVIII, p. 880sq.

Die Aufmerkſamkeit der Menſchen war in der Stille unabläſſig auf dieſe Rechnung gerichtet; wer ſich unter Andern ein außergewöhnliches Guthaben verſchaffen wollte, wurde Büßer und Klausner; wenn den argen Weltmann das Gefühl ſeiner Schuld einmal übermannte, ſo ſchenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloſter, von deſſen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirkſamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte außerdem feſtgeſetzt, daß der Himmel auch Schwurgenoſſenſchaften anerkenne, deren Mitglieder in gegenſeitiger Verſicherung für einander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Ueberſchuß, den ein Mitglied erwarb, den Genoſſen zu Gute. Nach dieſen Grundſätzen entſtand die große Bruderſchaft des Kalands und zahlloſe andere. Jeder Bruder verpflichtete ſich beim Eintritt zu einer beſtimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienſt am gemeinſamen Altar unter Fürſprache eines erwählten Heiligen. Auch dieſe Bruderſchaften wurden kennzeichnender Ausdruck einer Zeit, welche allen Erfolg durch Privatvereine zn erreichen gewöhnt war. Dem Laien erſchien die ganze Kirche als eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, ſeine Bruderſchaft als die Innung darin; die Menſchen waren nicht mehr in der alten Weiſe die Gefolgleute ihres himmliſchen Häuptlings, ſondern Geſchäftsmänner, die ſich bedächtig zuſammengeſchworen hatten, um mit einander die Seligkeit durchzuſetzen. Zumal in den Städten hatte faſt jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderſchaft durch die aufgeſammelten Gebete und guten Werke ſeiner Genoſſenſchaft ein kleines Capital für den Himmel angelegt, er hoffte deshalb nach dem Tode einen gnädigen Richter ſeiner Sünden finden, und er wollte ungern dieſe aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es iſt wahr, die große Mehrzahl der Geiſtlichen vermochte nur auswendig Gelerntes herzuſagen; aber die Beſſeren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die ſie in keinem früheren Jahrhundert gehabt. Die ſchnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutſchen Schriftſprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie ſie das frühere Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte jetzt auf ſeine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menſchen nicht zu leſen verſtand, regte längere zuſammenhängende Rede über ein geiſtliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, ſo lauſchte die Menge in athemloſer Spannung, das geſprochene Wort fiel wie ein zündender Funke in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in ſich ſelbſt zuerſt wieder die Kanzel beſtieg, war er ſelber ſo bewegt, daß er die Worte nicht fand; als er endlich ſprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Es iſt möglich, das Verfahren jener alten Volksredner aus erhaltenen Predigten zu erſehen. Einige derſelben gelten auch uns für edle Muſter einer volksthümlichen Beredſamkeit, namentlich wenn ſie, wie die des Berchtold, vorzugsweiſe Moralreden ſind, und wir bewundern die Kraft und treffenden Vergleiche der Sprache und die zuweilen meiſterhafte Darſtellung der Schwächen und Verirrungen der Hörer, ſo wie klug eingeſtreute Belehrung über Dinge dieſer Welt. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren in anſehnlichen Städten wirkſame Volksprediger nicht unerhört und ſie wurden allmählich zahlreicher. Sie hatten ſich freilich zu hüten, daß ſie nicht in Zwiſt mit der Kirche kamen, ſogar wenn ſie durch Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden geſchützt waren. Aber ſeit das geſprochene

Glaubenswort in die Seelen der Hörer bringt, gewinnt leiſe und allmählich auch das deutſche Volk eigene Gedanken über die Lehrſätze des Glaubens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Heiligkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von höchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Predigt ſteht für dieſen ganzen Zeitraum bis zum dreißigjährigen Kriege obenan unter den Mitteln das Volk zu belehren und fortzureißen. Und die Mächte, welche das Gemüth des Volkes beherrſchen, ſind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geiſtliche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenarme Leben der Kirche ſuchten gemüthvolle Menſchen Rettung in ſtiller Beſchauung, in innern Geſichten und ſchwärmeriſchem Verſenken in die Gottheit. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gewinnt die Myſtik überall Anhänger, als ein neuer Weg des armen Chriſtenmenſchen die Gottheit zu ſuchen. In der Kirche des Mittelalters hatten ſich die frommen Büßer gegeißelt und durch Bußübungen und Gebet Nerven und Einbildungskraft ſo lange geſteigert, bis ihnen nach Angſt und Unſicherheit eine Stunde verzückter Spannung kam, dann ſahen ſie Geſichte, den Erlöſer, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, welche ihnen freundlich zuſprachen. Es war für Hunderttauſende derſelbe aufregende Vorgang, die Ausübung der Aſkeſe war in den Mönchsorden feſtgeſtellt, der Geübte erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten ſich und ſchauten Geſichte als kleine Dienſtleute des Himmelsherrn, ſie lebten nach der Stunde ihrer Erhebung vergnügt dahin, ihres guten Verhältniſſes zum Himmel ſicher; was ſie in der Verzückung ſchauten und hörten, waren die herkömmlich überlieferten Geſtalten der kirchlichen Sage, Fragen und Antworten zwiſchen dem Diener und dem Herrn geweſen. Seit die prächtige Entwickelung der lyriſchen Dichtkunſt unendlich größern Reichthum an poetiſchen Bildern und zugerichteten Anſchauungen in die Seelen leitete, ſeit die Rede für feinere Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwiſſenſchaft viele Geheimniſſe der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeiſterten kunſtvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Theil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das maſſenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Beſten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein ſinniges, leidenſchaftsloſes und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, welches die Menſchen und alle Geſchöpfe Gottes mit herzlicher Liebe umſchloß, der Weg zur Gottheit war, ſelbſtlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was dieſen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, ſo weit wir aus ihren Schriften ein Urtheil gewinnen, zunächſt eine glänzende Anſchauung, ein zugerichtetes Bild, ihnen aber verwiſchten ſich die Grenzen zwiſchen Gleichniß und der Idee die dahinter lag, die allegoriſche Deutung, welche ſie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie ſahen die chriſtliche Kirche als einen hohen Felſen, von welchem Waſſerbäche herabrannen, einen Felſengipfel über den andern aufgethürmt, auf dem höchſten Chriſtus, und ſie wurden begnadigt aufzuſteigen von einem zum andern, oder ſie wandelten in einem himmliſchen Roſengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Chriſtus begegnete. Alle Erkenntniß des Menſchen wurde geſchaut im Bilde von fünf Lichtern, welche das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit ſieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott; der Zuſtand der Seele auf jeder dieſer Staffeln und das Glück derſelben wird ausführlich geſchildert, auf der ſiebenten wird man Gott gleich und ſchaut ihn „von Auge zu Auge“, das unermeßliche Glück dieſer letzten Staffel ſoll St. Paulus einmal genoſſen haben, vielleicht hat es Maria, ſicher aber Jeſus Chriſtus.

Dieſe Art der chriſtlichen Verzückung, welche das Unbegreifliche in ausgeführtem Bilde ſchaute und in der allegoriſchen Deutung deſſelben das unerforſchliche Geheimniß zu beſitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Rulman Merſwin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es iſt ebenfalls bezeichnend für die Jahrhunderte des Ueberganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und ſteht mitten inne zwiſchen der Mönchsaſkeſe des Mittelalters und der modernen Erweckung in dem Pietismus Spener's.

Und neben dieſem Einbilden geht das entſprechende Beſtreben, in der Speculation das individuelle Sein aufzuheben. Der Menſch ſoll ſich als Creatur vernichten, der Wille muß ſchwinden, alle Werkthätigkeit aufhören. Der geſchaffene Geiſt, der einſt Gott war, ſoll mit Gott wieder „einförmig und vergöttert“ werden. Ein Geiſt, der ſo ſelbſtlos und ichlos geworden iſt, wird durch nichts mehr getrübt, er iſt erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Uebung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Löſung aller Widerſprüche in ſich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte ſtellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenſo dar, die pantheiſtiſche Auffaſſung iſt am folgerichtigſten bei Tauler und ſeinen Schülern durchgebildet. Und wir ſind keineswegs ſicher, ob dieſe Philoſophie aus neuplatoniſchen Schriften abgeleitet wurde, oder ob ſie von der Berührung mit indiſcher Weisheit herrührt, welche durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Dieſe frommen und weichen Naturen bildeten einen ſtillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenſer beeinflußt wurde und wieder auf die lauten Unzufriedenen in der Kirche wirkte, ſie huſchten zuſammen und wieder auseinander, ſie wallfahrteten, wie ſpäter die ſchönen Seelen, zu einem berühmten Meiſter in Straßburg, in Baſel. Aber nicht dieſe Frommen haben den Kampf gegen das Papſtthum aufgenommen, ſondern die Lehrer der Univerſität, welche zugleich Volksprediger waren und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Volke Zeugniß abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe und ihrem Zorn.

Wenn der Deutſche Rebell wird, ſo wird er es ſelten aus dogmatiſcher Starrköpfigkeit, ſondern weil ihm ſein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt iſt. Daſſelbe galt damals von den Böhmen.

Denn die huſſitiſche Bewegung begann mit dem Zorn und Aerger über unredliche Gewaltthätigkeiten der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren ſteigerte ſie ſich ſchrittweiſe bis zum Abfall von der irdiſchen Kirche. Im Jahr 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Viſſegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloſes Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, ſpendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geiſtlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbiſchof mit dem König Wenzel theilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der ſich gegen den Ablaß ſetzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Rohle, wagte leiſe zu raunen, das ſei nicht Ablaß, ſondern Betrug; Wenzel aber erfuhr das und bedräute ihn, da zog auch er in ſehr auffälligem Hut mit den Uebrigen in Proceſſion. Damals ſtand Johannes Huß in der Kapelle Bethlehem im Viſſegrad, welche ſpäter die ruhmvolle Stätte ſeiner Reden werden ſollte, und lauſchte der Predigt des Magiſter Stekna, welcher dringend mahnte ein ſo großes Gnadenmittel nicht zu verachten.*) Auch Magiſter Johannes gab ſeine letzten vier Groſchen dem Beichtvater, ſo daß er zu Hauſe nur trocknes Brot zu eſſen hatte, und wallte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte ſchnell die Ernüchterung. Das Volk rechnete nach, daß ſein geſpendetes Geld auf dem Wiſſegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht verſchwand, und die Volksprediger fanden, daß die Menge durch den Ablaß nicht heiliger, ſondern ſchlechter wurde. An dieſes Jahr erinnerten die Streiter gegen die Kirche ſpäter von den Kanzeln, und Johannes Huß erzählte ſeinen Irrthum dem Volke und beklagte ſeine Thorheit.

---

*) Chron. Univ. Prag. ad a. 1392 bei K. Höfler, Geſchichtſchreiber der huſſitiſchen Bewegung I, S. 14.

Der nächſte Anſtoß kam auf der Univerſität. Selten hatten die akademiſchen Händel zwiſchen den fremden Nationen und den Böhmen, zwiſchen Juriſten und Artiſten geruht. Die Deutſchen in Prag ſtanden unter den Slaven als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Univerſität als die Mehrzahl; da war natürlich, daß ſie ſich an die ariſtokratiſche Partei in Böhmen, die höhere Geiſtlichkeit und deutſchgeſinnten Adel lehnten, und ebenſo natürlich war, daß die böhmiſche Partei der Univerſität ſich auf ihren wüſten König ſtützte, der von den Deutſchen aufgegeben war, und daß ſie die Stimmungen ihrer Freunde und Verwandten, der böhmiſchen Bürger und Bauern vertrat.

Im Carolinum begann der Streit zwiſchen Deutſchen und Böhmen über die Lehren Wiclif's; ein Magiſter der deutſchen Partei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des Engländers gezogen. Seine Sätze wurden vom Domcapitel dem Rector übergeben, er ſolle die Mitglieder der Univerſität bei ihrem Eid auffordern, daß ſie weder daran glaubten noch darüber disputirten. Das that der Rector, aber Mitglieder der böhmiſchen Partei proteſtirten heftig gegen die Fälſchung der Wiclif'ſchen Lehre, Huß noch mit vorſichtiger Verwahrung gegen ihren Inhalt. Im Jahr 1409 brach die Spaltung der Univerſität aus. Die Böhmen hatten beim Könige durchgeſetzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, welche bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugetheilt wurden. Sie beriefen ſich dabei mit Unrecht auf das Beiſpiel von Paris, wo die Franzoſen in ähnlicher Weiſe gegen die übrigen Nationen bevorzugt ſeien; dort war das Zahlenverhältniß zu Gunſten der Franzoſen, in Prag ſcheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer geweſen zu ſein als die der Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutſchen.*) Es kam zum Bruch, die Deutſchen und Polen zogen aus, — wie man ſpäter behauptete, gegen 5000 Mann, — in der Mehrzahl nach Leipzig zu Gründung einer neuen Univerſität, welche ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Dieſe Trennung wurde ein ſchickſalſchweres Ereigniß für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeiſterten Gegenpartei geweſen war. Die Fremden hochmüthig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber ſie hatten auch den größten Theil der Univerſitätswiſſenſchaft verkörpert, die Anſtalt verlor den Charakter einer großen Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenſchaftlichen Parteitreibens, das die Beſonnenen kaum noch zu beherrſchen vermochten. Bis dahin waren Huß und ſeine Freunde durch das hohe Anſehen, welches die erſte Univerſität Deutſchlands gab, geſtützt worden, jetzt trat die entgegengeſetzte Stimmung ein, der Kampf um Glaubensſätze wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutſche, und der ehrliche Huß ward von Tauſenden erbitterter Studenten durch ganz Deutſchland als Feind und Zerſtörer würdiger Ordnung verläſtert. Und nicht nur in Deutſchland, auch in Böhmen. Der böhmiſche Adel löſte ſich zum größten Theil von dem Reſte der Univerſität, ſogar die Bürger Prags erhoben laute Klage über die verwüſtete Stadt.

---

*) Nicht nur auf der Univerſität, wo die Polen zum großen Theil deutſche Schleſier oder Söhne deutſcher Polenſtädte waren. Man darf nicht vergeſſen, daß der grundſätzliche Gegenſatz der Polen gegen die Deutſchen erſt mit der katholiſchen Gegenreformation und den Jeſuiten des 16. Jahrhunderts beginnt. Bis dahin ſtanden ſie unter allen Fremden den Deutſchen am nächſten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürſten, der Städte, wie der Klöſter und Ritterſchaft mit Deutſchland. Wenn die Schleſier und Weſtpreußen zu Zeiten lieber unter polniſcher Oberhoheit leben wollten, als unter böhmiſcher oder der des Ordens, ſo gehörte Polen nach Volksmeinung gerade ebenſo ſehr zum Reiche, als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

Jetzt folgten ſchnell Schlag und Gegenſchlag. Im Jahr 1410 verbrannte der Erzbiſchof öffentlich unter Glockengeläut und Te Deum laudamus 200 Handſchriften Wiclif'ſcher Schriften, aber das Volk ſang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächſten Jahr kam das entſcheidende Aergerniß von Rom, Johann XXIII forderte durch eine Bulle zum Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieſer zur Partei des Gegenpapſtes Gregor XII gehörte; wer am Kreuzzug theilnehmen oder auch nur Geld dafür ſpenden würde, der ſollte Ablaß haben, wenn er ſeine Sünden bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgeſtellt waren, ſchlug die Empörung der böhmiſchen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpſtlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verleſen wurde, erhoben ſich junge Handwerker und riefen dem Geiſtlichen entgegen, daß er lüge. Eine königliche Verordnung hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papſtes ſchmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Huß, der keinen Antheil an dieſem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Univerſitätsgefolge nach dem Rathhauſe, bat um das Leben der Verurtheilten und erbot ſich ſelbſt für ſie die Strafe zu erleiden, denn um ſeinetwillen ſeien ſie in dieſes Unglück gekommen. Die Richter täuſchten ihn durch gewundene Rede, und erſuchten ihn den Aufſtand des Volkes zu ſtillen; er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurtheilten tumultuariſch enthauptet. Man tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von

Bethlehem, in welcher die Leichen beſtattet wurden, die Stätte der drei Heiligen. Huß bezeugte den Getöteten, ſie ſeien gemordet worden, weil ſie dem Antichriſt widerſprochen hätten. Er wurde in Bann gethan, und legte von der Kanzel Berufung ein an ſeinen wahren Richter Jeſus Chriſtus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag ſcheute, ließ den Liebling des Volkes warnen, er möge ſich in einem feſten Hauſe der Landſchaft bergen. Huß wohnte fortan auf den Burgen ſeiner Anhänger und ſchrieb ſeine letzten Büchlein, bis er nach dem Concilium von Koſtnitz geladen wurde. Er kehrte von da nicht heim wie Luther von Worms, die Aſche des Verbrannten führte der Rhein ſtromab dem Meere zu.

Ueberall bietet das Leben des Magiſter Johannes Vergleichspunkte zu dem ſeines Nachfolgers, der denſelben Kampf ſiegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die ſchamloſe Verwendung, welche dem Gelde der Gläubigen zu Theil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewaltthätigkeiten der alten Kirche, welche immer neue Steigerung des Widerſpruchs hervorriefen. Aber nicht nur zwiſchen König Wenzel und Kurfürſt Friedrich iſt ein Unterſchied, auch nicht nur der entſcheidende zwiſchen zwei reinen, ſelbſtloſen, tapferen Männern, daß der ältere Stimmführer ſeiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der ſpätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Muth und Entſchluß allen Zeitgenoſſen überlegen; der größte Unterſchied liegt in den Völkern ſelbſt und in der Zeit; zuerſt Slaven, dann Deutſche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigenthümlich deutſches Verhängniß, daß in den Hallen der Univerſität, unter den Gelehrten und Lernenden der größte politiſche Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmiſchen Profeſſors der geſammten Politik der deutſchen Fürſten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Huß war für die Deutſchen vom Rhein bis zur Oder weder ein beſonders auffallendes, noch ein beſonders tadelnswerthes Ereigniß. Man war damals ſchnell bei der Hand hinzurichten, und es verging ſchwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größeren Stadt der Nachrichter ſein Richtſchwert ſchwenkte oder die Pechfackel an einen Holzſtoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erſt aufgewühlt durch eine zweite, nicht kleinere Sünde des charakterloſen Kaiſers Sigismund. Denn nicht die Böhmen trugen zuerſt die Kriegsfackel über ihre Berge in die Nachbarländer, ſondern die deutſche Partei begann im Jahr 1420 mit erhobenem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Huſſiten gegen die Deutſchen.

Es iſt das wilde Treiben einzelner Huſſitenhaufen in dieſer harten Zeit, welche die folgenden Bilder ſchildern. Sie ſind dem Bericht eines ſchleſiſchen Zeitgenoſſen, der Kaufmann in Bolkenhain war — ſein Name Martin iſt unſicher — entnommen. Das Bruchſtück, welches uns erhalten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rerum Lusaticarum I. 1839) nach der Handſchrift herausgegeben iſt, enthält kein reiches Material für den Hiſtoriker, denn der ehrliche Schleſier ſchrieb nur auf, was er ſelbſt erlebte oder was ſich in ſeiner Nähe ereignete. Sein Bericht iſt wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Haide, nur wenige Gegenſtände werden ſichtbar, dieſe aber in ſcharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der Einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken, daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, ſich bei beiden Parteien hier und da die unvertilgbare Güte der menſchlichen Natur und der ruhige, feſte Sinn Einzelner erhebt. Der Berichterſtatter, welcher von jetzt ab erzählt, erſcheint ſelbſt als ein treuherziger Mann von geſundem Urtheil.

„Als man ſchrieb nach Chriſti Geburt 1425, da kamen die Huſſen vor die Stadt Wünſchelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Veſperzeit mit Uebermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus*), das war ein hohes Steinhaus. Als ſie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten ſie ſelbſt die Stadt an vom Stadthauſe aus und meinten ſich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis ſich das Feuer geſetzte und gelegte, dann drangen ſie mit Macht an das Steinhaus und wollten zu ihnen ſtürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man mit einander verhandelte, und der Vogt ließ ſich zu den Huſſen hinab durch eine rohe Plaue**) mit ihrem Willen, er ſollte mit ihnen ſprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, ſo daß es den Leuten zu lange währte und bange ward, ſonderlich dem Pfarrer derſelben Stadt, — er war des Vogtes Gevatter, — der ließ hinabſchreien und rufen: ob der Vogt etwa noch da unten wäre, ſollte er ſich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an das Steinhaus und ließ ſich wieder hinaufziehen. Als er herauf kam, da fragte ihn ſein Gevatter der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und ſeinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da ſprach der Vogt: „Nein, Gevatter, ſie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden annehmen.“ Da war der Pfarrer mit ſeinem Kaplan ſehr betrübt und ſprach: „Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verachtet mich! Das ſei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, ſprachet ihr, ich ſollte bei euch bleiben, ihr wolltet gut und übel mit mir leiden und auch mit mir ſterben oder Rettung finden, und ihr ſprachet: wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt ſteht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten.“ Da ſprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: „O lieber Herr, nicht weinet, nicht betrübet euch, wir wollen euch und euren Kaplan flören*) und wollen euch wohl mit hinab und wegbringen.“ Da ſprach der Pfarrer Herr Megerlein: „Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen ſoll, denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau; eure Männer aber werden das wohl gewahr werden, wie jämmerlich ſie mich dem Tode überantworten und hingeben und ſich ſelbſt durch mich retten.“ Alle dieſe Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen ſich ſchleiern und nahmen Kinder auf ihre Achſeln. Aber der Pfarrer nicht.

---

*) Haus ohne weiteren Zuſatz bezeichnet oft ein befeſtigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vaſallen. In ſolchem Fall iſt es von Stein, die Mauer unten ſehr dick, aber zuweilen nicht in Grund geſetzt, ſondern breit auf der Oberfläche gelagert, daher leicht zu untergraben. Die Fenſter ſind mit Eiſengittern verſehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken iſt ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an deſſen Wänden Schießſcharten von verſchiedener Form für Bolzen und ſpäter auch für Feuerwaffen angebracht ſind, im 15. Jahrhundert ſtanden wohl auch leichtere Geſchütze oben. Oft war das Haus noch mit einer beſonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo dieſe auch den Wirthſchaftshof einſchloß. In ſolchem Landhaus ſaßen häufig mehre Familien gedrängt über einander.

**) Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen geſpannt.

Während dieſer Rede einigte ſich der Vogt mit den Bürgern, wie ſie ſich ergeben wollten, und ſie ergaben ſich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da ſtanden die Böhmen und Huſſen gar ſtark unten vor dem Steinhaus und nahmen ſie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen ſie los und frei hinweggehn. Aber ein großer Theil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über ſie kam, da erſtickten ſie und vergingen alle. Als ſich nun alle von dem Steinhauſe ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und ſonſt noch ledige Geſellſchaft, als Knappen und andere Handwerksgeſellen, die nichts hatten ſich loszukaufen und die beſorgten gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und ſprach: „Liebe Geſellen, wehret euch heute eurer Hälſe und ſteht feſte; denn werdet ihr euch gefangen geben, ſo werden ſie euch quälen, martern und peinigen.“ Da ſprachen ſie wieder, ſie wollten es thun. Aber als ſie ſahen, daß ſich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben ſich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Huſſen hinauf und nahmen ſie herab und führten ſie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meiſter Ambroſius, ein Ketzer von Grätz*), der ſprach zu dem Herrn lateiniſch: „Pfarrer, willſt du widerrufen und widerreden, was du gepredigt haſt, ſo magſt du behalten das Leben, wirſt du aber das nicht thun, ſo mußt du gehn in das Feuer.“ Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und ſprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich. widerrufen ſollte die Wahrheit unſers heiligen Chriſtenglaubens um dieſer kurzen Pein willen. Ich habe gelehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derſelben Wahrheit willen will ich lieber ſterben.“ Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden ſie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die all um den Leib, daß man ihn nicht ſehen konnte. Dann zündeten ſie das Stroh an und ließen ihn ſo laufen, und tanzten in dem Heere mit dem Feuer ſo lange, bis er erſtickte. Dann nahmen ſie ihn alſo tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll ſiedendem Waſſer, und warfen auch den alten Pfaffen, den Dorfpfarrer, hinein und ließen ſie darin ſieden. So wurden ſie beide gemartert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher geſagt habe, die kamen mit den Frauen heraus, verſchleiert in Weibskleidern, und des einen Prieſters Kind, das er auf ſeinem Arm trug, begann zu weinen und zu ſchreien nach ſeiner Mutter, und der Prieſter wollte dem Kinde zuſprechen es zu beruhigen. So erkannten die Huſſen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; ſie folgten ihm nach und ſchlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kinde davon. So erging es zu Wünſchelburg.

---

*) Flören und ſchleiern, in Frauentracht hüllen.

---

*) Königgrätz in Böhmen.

1429. Aber zur Hand darnach, als die Huſſen heimgekommen waren, blieben ſie daheim kaum ſechs Wochen. Sie ſchrien wieder nach einer Heerfahrt und ſammelten ſich wieder gar ſtark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner ſtark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunſchweig, die Sachſen und die aus der Mark, und auch ein Theil aus den Reichsſtädten. Denn die Huſſen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, ſie ſchlugen tot und fingen und lebten ſo ſchändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Huſſen und die Taborer ſo weit gezogen waren, bis ſie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsſtädte und viele andere Lande mit großem Heer geſammelt waren und im Felde lagen, da lagerten ſie ſich auch gegenüber in das Feld und ſchlugen eine Wagenburg. Und ſo lagen die Heere gegeneinander, nur daß ſie einander Briefe ſandten aus beiden Heeren. Die Meißner ſchrieben alſo: „Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen ſchlagen, daß euch die Hunde müſſen freſſen.“ Darauf ſchrieben die Huſſen ihnen wieder alſo: „Ach ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, ſelber ſchlagen, daß euch die Hunde müſſen freſſen. Wartet auf uns nur bis morgen.“ Als es kam bis auf den andern

Tag ganz früh, da ſchickten ſich die Huſſen an zu dem Schlag und Streite, ſie hörten vorher Meſſe, ſie aßen und tranken ſich vorher ganz ſatt, und als ſie nun wollten aufbrechen ſich mit ihnen zu ſchlagen, da kommt den Böhmen die Botſchaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als ſie das hörten, da zogen ſie ihnen eilends jagend auf flüchtiger Spar und Fuß nach zwei ganze Tage. Als ſie dieſelben nicht erreichen konnten, da beſprachen ſie ſich und theilten ſich, ſo weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten ſich vor das Dorf Wederau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daſelbſt. Der Höfe waren zwei bei einander, ein jeglicher hatte ſein Haus oder Schloß beſonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hofe Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hofe Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Huſſen ſtellten davor wohl ſechs Steinbüchſen am Frohnleichnamabend und ſchoſſen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß ſie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reiſig und ſtachen ihnen das Waſſer ab, und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, ſie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hofe wehren und zündeten Viertelstonnen an, wollten dieſe herabwerfen und ſie ſo durch das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelstonne zwiſchen den Latten ſtecken, ſo daß ſie den Hof ſelbſt anzündeten, und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hofe, Kunz und Nickel von der Reibnitz auf dem andern Hofe, die vergingen und verbrannten alle viere, Gott ſei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet waren, und die Huſſen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab ſich der eine Keller, und als ſie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Huſſen gemacht hatten, da nahmen ſie die Huſſen ſofort und banden ſie zwei und zwei zuſammen und trieben ſie in die Badeſtube, die vor dem Hofe ſtand. Sie zündeten dieſe an und verbrannten Alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren ſechszehn und bei ihnen war der Pfarrer; ſie wehrten ſich gar lange, da ſie wohl vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als ſie ſich nicht länger erhalten konnten, gaben ſie ſich einem böhmiſchen Herrn gefangen, der beſchützte ſie vor der Büberei, daß ſie nicht gebrannt wurden. Dieſe ſelbigen führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute ſahen und erfuhren, daß die Huſſen ſo grauſam lebten, da erſchraken ſie gar ſehr. Und viele der Häuſer wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landſchaft ſah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hilfe von andern Landen, da begann dem Lande zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürſtenſtein nahm Geleit zu der Huſſen Heer, dieweil ſie noch vor Wederau lagen und das that er nach Berathung mit andern Schloßherren, doch die Landſchaft wußte davon nichts. Und als er nun zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landſchaft Beſtes ſprach und von ihnen begehrte, daß ſie das Land unbeſchädigt ließen und nicht ſo jämmerlich und kläglich und gründlich verdürben, da hielten die Aelteſten der Taborer und der Waiſen ein Geſpräch, beredeten und beriethen ſich und gaben Hermann Zettritz ſolche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landſchaft, und man hieße ſie in dieſem Lande Ketzer. Auch hätte dieſe Landſchaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. „Und darum,“ ſprachen ſie, „verdrießt euch das, ſo wehrt uns das. Allhier ſind wir, wir wollen auf euch warten, rüſtet euch dazu.“ Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war verſöhnlich gegen ſie, denn er war wohl bekannt und geachtet von den böhmiſchen Schloßherren. Da begehrte er von den Böhmen, ſie ſollten dem Lande Frieden geben auf einige Zeit und aus dem Lande ziehen. Da beſprachen ſich wieder die Böhmen und Huſſen und gaben Hermann Zettritz ſolche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältniß zu dem Lande haben, ſofern man wollte in dieſer Zeit im Lande den Tanz meiden und im Lande auch die freien Weiber*) nicht halten und nicht leiden, ſondern dieſe aus dem Lande jagen und vertreiben, wie ſie zu Böhmen auch gethan hätten. Und es war Hermann Zettritz gar fremd ſolchen ſchmählichen Antrag zu hören, wie ſie ihn ſtellten. Und ſie erlaubten ihm das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache ſollte gütlich ſtehn vom Sonnabend bis auf den Dienſtag, ſie wollten auch dieweil nicht brennen im Lande, noch ſtürmen, noch morden und niemand fahen, ſondern ſtille liegen. Aber Eßwaare und Futter müßten ſie haben, ſie wollten das nehmen, wo ſie es fänden und bekommen könnten. — Da die Landſchaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und ſagten Hermann Zettritz, er ſollte dem Lande Frieden ſchaffen, ſo gut er könnte. — Da zogen die Huſſen wieder gen Böhmen.

In denſelben Jahren kamen die Huſſen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar raſch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer geſammelt dem Lande zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Aelteſter da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als dieſe nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht feſt war noch paſſend zur Abwehr, und ſie ſich auch nicht getrauten darin ſich zu halten und zu wehren, ſo beriethen ſie ſich darin, machten kurzen Rath und ergaben ſich, ſo daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen, und viele andere Söldner, Adlige und ſonſt gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löſte ſich durch vierhundert Schock Groſchen, aber Hein von Czirnau der blieb ihr Gefangener, und geſellte ſich zu ihnen und blieb bei ihnen faſt ein Jahr, und half ihnen die Kühe zuſammentreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Huſſe, Böhme oder Ketzer. Denn wie ſie damals Nimtſch ſelbſt inne hatten und allen Raub, den ſie in dem Lande einſtreichen konnten, dorthin zuſammentrieben, ſo hatte auch Hein von Czirnau daſelbſt das Schloß und Haus, den Falkenſtein, inne und war Herr darüber. Dieſer Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirſich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Aelteſten und Führer der Huſſen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu thun, wenn ſie ihm folgen wollten, und ſprach: „Um Löwenberg iſt gar ein volles Land, dort wollen wir wohl Beute machen. Und ich weiß auch wohl, wie die Stadt Löwenberg gelegen iſt, und an welchen Enden ſie gar gut zu erſteigen und zu gewinnen iſt. Darum, liebe Herren, folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre.“ Aber Hein von Czirnau ſprach ſo mit dem Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen ſolches Gelübde that, folgten ſie ihm, rüſteten ſich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte ſie Hein von Czirnau auf den Falkenſtein, dort blieben ſie über Nacht. Dort rüſtete er ſich, wie er Willen hatte, denn er hatte in ſeinem Herzen beſchloſſen, daß er ihnen beweiſen wollte eine böhmiſche Treue. Und er ſandte gar raſch und eilends in alle umliegenden Dörfer und las auf alle friſchen Geſellen, die er bekommen und haben konnte, daß ſie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten ſich zuſammen an einer Stelle im Hauſe. Als nun die Zeit kam, daß man ſchlafen gehen wollte, da hatte Siegmund von Czirnau es ſo geſchicket und gefüget und die Huſſen gar weit von einander gelegt und geſtreckt. Und zunächſt legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirſich und Mihalko, zuoberſt in einen Erker und Gemach. Darnach lagerte man wohl fünfzig böhmiſche Geſellen in eine Kammer mitten im Hauſe und nahm von ihnen allen ihre Harniſche, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Geſellſchaft legten ſie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen ſchickten ſie in die nächſten Dörfer am Hauſe. Und da geſchehen war, daß ſie die Huſſen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüſtete ſich Siegmund von Czirnau mit den Geſellen, die er auf einen Ort geſandt und verſteckt hatte, die nahm er an ſich, und ſie zündeten viel Lichter und Fackeln und Lucernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Meſſer und beredeten es ſo mit den Wächtern auf der Mauer, daß dieſe anhuben grauſam, gräßlich und greulich zu ſchreien, ſo daß die Böhmen nicht wiſſen noch erkennen konnten, was die auf dem Hauſe vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerſt mit ſeinen Geſellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze Wedirſich und Mihalko, und er klopfte gar leiſe an die Thür mit zween Fingern. Da ſprachen die zwei Herren: „kto tho? kto tho?“ d. h. wer da? Da ſprach Siegmund von Czirnau: „Pan Hein.“ Nun thaten ſie die Thür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle ſeine Helfer und Geſellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen und ſchrien mit grauſamen Stimmen: „daywothe se, daywothe se,“ d. i. ergebt euch. Da ſprachen ſie: „O pan Hayn, czow wtczmisch?“ d. i. was thuſt du, Hein, gegen uns? Da aber ſprach Siegmund von Czirnau: „Gebt euch nur gefangen, es iſt kein Hein mehr allhier.“ Und das war ſo, denn Hein von Czirnau hielt ſich wo anders im Hinterhalt. Und es geſchah in derſelben Nacht durch die Schickung Gottes, daß ſeine Frau, welche die Jünglingin von Teſchen hieß, verſchied und ſtarb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und ſetzten ſie in eine Kammer, die ſtand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach ſich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam ſo fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirſich hielten ſie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtſch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

---

*) Die Einrichtung der öffentlichen Häuſer im Mittelalter und die Ausdehnung, welche das Geſchäft derſelben damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des 15. Jahrhunderts empören. Die Schleſier ſtellten auch ſonſt in dieſen Kämpfen die leichtſinnigen Cavaliere vor.

1443. Das Land rüſtete ſich und beſandte ſich, und es brachen auf wohl an vierhundert Pferde. Sie wußten wohl, daß die Böhmen und Huſſen den Willen hatten in das Land zu ziehen, aber ſie wußten nicht, an welchem Ende; deshalb lagerte ſich die Landſchaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, ſehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, ſie würden auf Bolkenhain zu kommen (wo er damals geſeſſen hatte), wie es auch geſchah. Darum ſandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeiſter ſagen und bitten, man ſolle die Wache ſtark und gut beſtellen, denn er hätte ſichere Botſchaft, daß die Böhmen und Feinde ins Land wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeiſter erließ Warnungen auf die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut beſtellt und bewahrt war, und weil uns die Botſchaft von Hein Czirnau des Abends kam, ſo kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn ſie waren am Abend ſchon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und verſteckten ſich und drückten ſich hinter die Berge und in die Felſen, und rüſteten in der Nacht Leitern mit ſehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sproſſen, ſo daß vier von den Leiterſtücken kaum auf die Mauer reichten; und das erſte Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer ſetzte, ſo fuhr ſie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren ſo zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eiſernen Band, wie ſie dieſelben hinterliſtig und boshaft ſchon früher gegen uns angelegt hatten. Dieſelbigen Leitern hatten ſie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchſten iſt, und die Leitern waren ſo breit und weit, daß zwei von den Feinden neben einander liefen und hinaufſtiegen. Als ſie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen ſie an vierfach hinaufzuſteigen. Als ſie nun auf die Mauer kamen, da fanden ſie ſtadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und ſie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutſchen, rutſchen und kriechen, bis ſie an ein Waſchhaus kamen, an dem fanden ſie eine Treppe und ſo kamen ſie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen ſie an grauſam zu ſchreien und zu brüllen wie der Teufel und aufzutrompeten. Das geſchah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir ſolches grauſame Geſchrei und Getümmel hörten, da erſchraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Thorthürme oder auf den Kirchthurm und auf andere Thürme; nur auf das Haus konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächſt dem Schloß in die Stadt geſtiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erſchlugen ſie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt ſich verkrochen und ſtill hielten, da gingen die Huſſen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den beſten Häuſern, ſo daß ihrer wohl achte zu mir kamen. Und ſie ſtießen mir den Kramladen auf und ſtellten zwei von ſich an die Hausthür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, ſo lange bis ſie meinen Kram und das Geräth ganz und gar ausgetheilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihren Sechswochen, Gott ſei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei ſich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin ſie lag. Und doch thaten ſie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehn wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen ſie viel Gutes in unſerem Hauſe gethan hatte, die gingen zu ihr an die Stubenthür und beklagten ſie, es thäte ihnen leid, und ſie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und ſprachen: „Frau, ſie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt raſch in die Keller tragen Alles, was ihr mögt und behalten wollt, denn wir wollen ſogleich weg.“ — Als ſie nun alle Häuſer ausgeplackt und beraubt hatten, da wären ſie gern weg geweſen, und konnten doch nicht zu den Thoren hinauskommen, denn das Stadtvolk war auf die Thürme und Thorhäuſer gewichen und warf von dort Steine herab unter ſie, ſo daß ſie nicht zu den Thoren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus geweſen. Endlich fanden ſie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten ſie auf und trugen alles Geräthe durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen, und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landshut. Da nun die Landſchaft, die da ſtark geſammelt bei Bögendorf lag, ſah, daß ein ſolcher großer Rauch und Feuer aufging, da ſprach ein jedermann: „Es iſt fürwahr Bolkenhain oder um Bolkenhain.“ Da rannten ſie und jagten gar raſch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, ſo daß ſie die Feinde und Böhmen daſelbſt erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Huſſen ſich wandten und umkehrten nach der Landſchaft hin, da wurden ſie gewahr, daß noch ein großer Haufe der Unſern über den Galgenberg kam, darauf erſchraken ſie und gaben die Flucht. Da ſchlugen die Unſern auf ſie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büſche und ließ die Wagen mit unſerm Gut und Geräth ſtehn, das wurde ihnen wieder abgeſchlagen und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reiſigen. Sie wurden unter die Städte getheilt." — — So weit der Bericht aus Bolkenhain.

Die Huſſitenkriege verwüſteten das mittle Deutſchland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weiſe. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schleſien alte Ortsnamen über beackerten Feldern an die Zerſtörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge nothdürftig geſtillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmiſcher Haufen und Aufſtände des verwilderten Volkes. Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girſik's durch zwei katholiſche Biſchöfe, ſeine Sonderſtellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Chriſtenheit war zerriſſen. Mitten unter Deutſchen beſtand ein Gottesdienſt, der in blutiger Empörung dem Papſtthum abgerungen war. Das Beiſpiel ſollte für die Deutſchen nicht verloren ſein.

10.

Eine deutſche Frau am Fürſtenhofe.

(Um 1440.)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schleſier und Huſſiten ſind nicht arm an Einzelheiten, welche Art und Sinn des Volkes kennzeichnen. Zunächſt freilich empfinden wir das Fremdartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Schilderungsweiſe des Berichterſtatters Martin ſelbſt. In ſeiner knappen und doch lebendigen Darſtellung werden die Thatſachen berichtet, die Betrachtung darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie würdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war, wie treulos die Liſt des Hein von Czirnau, das empfindet zwar der Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfniß ſein Urtheil auszuſprechen, ja es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandtheit dazu. Noch iſt am wichtigſten, was geſchieht, nicht aber, warum es geſchieht und in welchem innern Zuſammenhange. Die Bewegungen einer Menſchenſeele bis zum Vollbringen einer That ſind noch nicht ſo durchſichtig oder nicht ſo feſſelnd, daß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler, empfinden auch die Menſchen, von denen er ſpricht, einfach, naiv, kurz gefaßt. Der ſchnell gewonnene Entſchluß wird gekreuzt durch den übermächtigen Eindruck eines Augenblicks, der meißniſche Heerhaufe, eben noch ſo tapfer, flieht in dem Grauſen der Nacht. Solange Hoffnung iſt zu leben, ſpannt ſich die Seele erfinderiſch zu Liſt und Widerſtand; ſchwindet die Hoffnung, ſo geht der

Gefährdete entſchloſſen zum Tode. Auch der Pfarrer, von ſeinen Beichtkindern verlaſſen, ermahnt noch die jungen Geſellen zum Widerſtand, ſo klein ſeine Hoffnung iſt ſich zu retten, aber gegenüber der Zumuthung ſeines huſſitiſchen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menſchenleben, hartherzig und grauſam wird getötet, aber die Stube der Kindbetterin ehren die ſtürmenden Böhmen und für genoſſene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit faſt rührendem Eifer. Dicht neben zügelloſem Egoismus ſteht heldenhafte Selbſtverleugnung, neben roher Geſinnungsloſigkeit der ſtärkſte Glaubensmuth. Glaube und Eigennutz ſind die ſtarken Triebfedern, welche zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rückſichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng iſt der Geſichtskreis des Einzelnen, aber ſicher und tüchtig bewegt er ſich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen ſind lange Zeit die ſtärkeren, weil bei ihnen der Einzelne am ſtärkſten erfüllt iſt von den Gefühlen, welche zum Zuſammenſchluß treiben und über die ſelbſtſüchtigen Triebe hinaus heben. Die Vereinigung von Glaube und Heimatgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieſer geiſtige Gehalt erſcheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Huſſiten ſind nur ausnahmsweiſe bemüht zu bekehren, ſie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren ſie für ſich als eigene Habe, ſie dringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre ſpäter waren jeder Bürger, jede Kirchengängerin bereit und geübt für die Lehrſätze ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen, Proſelyten machen erſchien als verdienſtliche Arbeit für Geiſtliche und Laien. Aber der große Vertiefungsproceß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtold's und dem Scheiterhaufen von Koſtnitz erſt begonnen, noch war der Geiſt des Volkes nicht geübt in den Kreiſen ſeiner Beweisführung, noch war die deutſche Volksſprache nicht zu gewandter Redekunſt ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verſchiedenheit der Sprachen die Huſſiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeiſterung einzelner Huſſitenhaufen war, die Krieger waren insgeſammt noch unfähig zu disputiren und eindringlich vorzutragen, was ihr Gemüth bewegte. Erſt durch die gedruckten Büchlein, durch die Humaniſten und Luther kam ſolche Fertigkeit unter die Enkel der Huſſiten, die böhmiſchen Brüder.

Dieſe kleinen Blicke in die gemüthlichen Regungen des 15. Jahrhunderts ſeien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenſtarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in welchem ſie auftritt, iſt der Hof einer deutſchen Kaiſertochter.

Wenige unſerer Hofherren mögen in der Erkenntniß leben, um wie viel behaglicher, ſicherer und anſtändiger ihr Amt iſt als der Dienſt ihrer Vorgänger, denen Kaiſer Wenzel ſeine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margaretha Maultaſch mit feſtgeſchloſſener Fürſtenhand einen Fauſtſchlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten ſtarke Nerven und eine feſte Geſundheit haben, ſie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der ſchlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf ſchweren Reiſekleppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten ſtark trinken und die Fertigkeit beſitzen, ihre Beſinnung ſpäter zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn ſie nicht von dieſem und anderen fürſtlichen Gäſten begoſſen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hofe mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen ſtark betrunkener Männer von rohem Weſen zu ſcherzen, oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geſchrei einer empörten Volksmenge geſtört zu finden. Es begegnete wohl auch am Kaiſerhofe, daß einmal kein Geld auf neue Schuhe in der Kaſſe war und daß die ehrlichen Bürger müde wurden, dem Hofe ihres Gebieters den nöthigſten

Bedarf an Fleiſch und Brot zu liefern. Faſt alle größern Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reiſe waren ſchlechte Herbergen, grundloſe Wege und zuletzt dürftige Koſt nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unſicher, nicht ſelten die gute Aufnahme am Ziel der Reiſe zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erſcheinen muß, es war im 15. Jahrhundert doch bereits in fortſchreitender Ausbildung begriffen. Die Macht der Fürſten gegenüber den großen Vaſallen war, im Ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit ſehr eigenthümlichem Parfüm, ſchon damals gab es eine feurige Loyalität und den ſtarren Stolz hochadligen Blutes; ſchon damals waren zwiſchen den Regierenden und ihrer nächſten Umgebung dieſelben gemüthlichen Beziehungen vorhanden, welche noch jetzt an den Höfen heimiſch ſind; von oben zartes Vertrauen, von unten ſchrankenloſe Hingebung, und im Gegenbild oben und unten treuloſe Selbſtſucht und gegenſeitige Verachtung, die ſich hinter gnädigem Lächeln und unterthänigem Weſen zu verbergen wußten. Und ſchon im 15. Jahrhundert begannen Sprache und Hofton viel von der Unterwürfigkeit zu zeigen, welche durch den Knechtſinn des 17. und 18. Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar ſind es Bilder vom ungariſchen Königshofe, welche hier vorgeführt werden, aber das Königsgeſchlecht ſelbſt und die Erzählerin ſind Deutſche. Es iſt der Hof der Königin Eliſabeth, Tochter Kaiſer Sigismund's, Witwe Kaiſer Albrecht's II von Oeſtreich, des im Jahre 1439 verſtorbenen Königs der Ungarn. Das deutſche Kaiſergeſchlecht der Luxemburger iſt ſeit Karl IV wohl das ruhmloſeſte von allen, welche über Mitteleuropa geherrſcht haben. In der Uebergangszeit aus der gewaltthätigen Staatskunſt des Mittelalters zu einer verfeinerten der Neuzeit vereinigte es die Fehler und Laſter beider Regierungsweiſen, ohne die unterſcheidenden Vorzüge von einer zu beſitzen. Und nicht der Beſte ihres Geſchlechts war Kaiſer Sigismund, übergreifend ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbſtgefühl, ränkevoll ohne Energie, der gewiſſenloſeſte und dabei der launenhafteſte aller Menſchen; von großer geiſtiger Rührigkeit und Thatenluſt, ohne ſtäte Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte ſein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuſchungen, Demüthigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen ſchimpflicher waren als ſeine Niederlagen. Auch ſeine Tochter Eliſabeth litt an dem Fluch ihres Hauſes. Sie war eine kräftige, herrſchſüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache ſie fertig ſprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schickſal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrung zu ſtürzen. Doch wie ſie ſonſt in der Geſchichte verurtheilt werden muß, es ſcheint, daß ſie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraus hatte: ſie beſaß ein ſicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Dieſe Eigenſchaft verhinderte ſie zwar nicht aus politiſchen Gründen Unwürdigkeiten zu begehn, denen jede Zeit die Bezeichnung gemein gegeben hat, aber ſie feſſelte doch die Seelen andrer Menſchen feſt an die ihrige. Denn der Zauber, welchen eine vornehme Haltung auf Andere ausübt, hat ſich mehr als einmal als verhängnißvolles Erſatzmittel beſſerer Eigenſchaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adligen Sinnes, bewieſen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner*), ihr mit unerſchütterlicher Treue ergeben. Dieſe war als Kammerfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Rathgeberin ihrer Herrin. Eine warme

---

*) Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner“, „Kottenauer“ waren ein fränkiſches Geſchlecht, fünf Mitglieder deſſelben ſagten bei der großen Fehde von 1449—51 der Stadt Nürnberg ab. Vergl. Chron. d. d. Städte, II. S. 596.

Loyalität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen Könige Ladislaus machten ſie zur zuverläſſigſten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungariſche Krone, ſie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebelliſcher Magnaten zu ſeiner Krönung und wird, als ihn das Schickſal von ſeiner Mutter trennt, ſeine Erzieherin. — Und nicht am wenigſten merkwürdig iſt, daß dieſelbe Frau in einer Zeit des rührigen Handelns, wo auch den Männern das Schreiben läſtig oder unmöglich war, die wichtigen Ereigniſſe ihres Lebens und ihren Antheil an der Politik in Memoirenform niederſchrieb. Die Verwunderung über einen ſo ungewöhnlichen Einfall ſteigert ſich, wenn man das Bruchſtück ihrer Denkwürdigkeiten, welches uns erhalten iſt, näher betrachtet. Ihre Erzählung iſt auffallend ins Einzelne gehend, rückſichtslos, klar und wirkſam.

Und doch iſt kein Zweifel, daß das Bruchſtück echt iſt. Es wurde nach der Handſchrift, die jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien (No. 2920) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846. von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus dieſen Denkwürdigkeiten ſei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungariſchen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus, herausgehoben.

Zum Verſtändniß genügt es daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige“, bis in die neueſte Zeit für das ungariſche Volk eine geheimnißvolle Bedeutung hatte: nur durch ſie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und dieſe myſtiſche Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neueſter Zeit der langen und traurigen Geſchichte dieſer Krone einige romanhafte Abenteuer zugeſetzt. Damals als König Albrecht ſtarb, hatte ſeine Witwe Eliſabeth den Erben, welchem die Ungarn ſchon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugeſichert hatten, noch nicht geboren. In dem wilden und ſelbſtſüchtigen Hader der einzelnen Ariſtokraten, welcher damals Ungarns Schickſale beſtimmte, laſſen ſich doch im Ganzen zwei große Parteien unterſcheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die ariſtokratiſche, und die deutſche, die Partei der Königsfamilie und der deutſchen Bürgerſchaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beſte Recht, doch iſt nicht zu leugnen, daß die deutſche Partei zum Theil durch Eliſabeth, noch mehr unter ihrem Sohne Ladislaus V durch die größere Schwäche und Unzuverläſſigkeit ſich ſelbſt vernichtet und in der glänzenden Perſon des Matthias die nationale Partei zum Siege gebracht hat. Bei Albrecht's Tode war das Land nicht nur durch die Roheit und die Gelüſte ſeines Adels zerriſſen, ſondern auch von den Türken ernſthaft bedroht. Die ungariſche Partei vereinigte ſich, den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutſche ſuchte jede Möglichkeit dem deutſchen Königsgeſchlecht die Herrſchaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

„Ihre Gnaden die edle Königin kam auf die Plintenburg*) und viele ungariſche Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuſe heraus. An dieſem waren viele Siegel. Die brachen ſie ab, nahmen die Krone heraus und ſahen dieſelbe recht genau an. Ich war dabei. Darnach nahmen ſie die heilige Krone und ſetzten ſie in eine kleine Kiſte. Nun ſtand nahe bei derſelben Kiſte ein Bett, darauf lag die edle Königin mit ſchwerer Leibesbürde, und bei ihr in demſelben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß Barbara, eines ungariſchen Herrn Tochter, die andere hieß die Fronacherin; ein Nachtlicht, eine Wachskerze ſtand auch bei ihnen, wie denn Gewohnheit iſt bei den

---

*) Das berühmte ungariſche Königſchloß Viſſegrad, in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Buda-Peſt. Dieſer erſte Beſuch des Viſſegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

Fürſtinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgeſtanden, und weil ſie überſehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entſtand Feuer in dem Gemach und es brannte an die Kiſte, ſo daß dieſe verſengt ward, und oben auf der Kiſte lag ein blaues ſammtnes Polſter, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verſchloſſen in ſeinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen ſollte, und beide waren kaum zwei Klaftern von einander entfernt, die hätte der böſe Feind gern mit der Feuersbrunſt geſchädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich ſollte ſchnell aufſtehn, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erſchrak gar ſehr, ſtand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löſchte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit friſcher Luft, daß die edle Königin die Nacht darin ſchlafen konnte. Des Morgens kamen die ungariſchen Herren zu meiner Frau Gnaden; da ſagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren Wunder und ſie riethen, man ſollte die heilige Krone wieder in die Truhe thun und ſollte ſie wieder in das Gewölbe tragen, worin ſie vorher geweſen war. Das geſchah an demſelben Tage. Die Thür ward wieder verſiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht ſo viele als vorher. Und die ungariſchen Herren wollten haben, daß ſie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara*) übergebe. Das geſchah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und beſetzte es mit einem Burggrafen.

Nachdem das alles geſchehen, ſchied die edle Witwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit ſchwerer Leibesbürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungariſchen Herren wollten nur, ſie ſollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, ſie ſollte den König von Polen nehmen; aber ſie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Aerzte geſagt, ſie trüge einen Sohn — und darauf hatte ſie Hoffnung, aber ſie konnte die Wahrheit nicht wiſſen und konnte ſich nicht darnach richten. — Und ihr ward gerathen den von Polen zu nehmen, und ſie ſollte unterdeß thun, was zu ihrem Beſten wäre, man würde dann ſchon eine Aushilfe finden, daß ſie davon käme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie ſie die heilige Krone von den ungariſchen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungariſchen Herren gern geſehen, daß die edle Königin ſich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht — und ſie kam nicht auf das Schloß. Das that ſie in ſtillem Ueberlegen, denn zunächſt hatte ſie Sorge, wäre ſie auf das Schloß gekommen, ſo wäre ſie mit Gewalt dort feſtgehalten worden, ſie mit ihrem Kinde; und ferner ſollte man deſto weniger daran denken, daß ſie nach der heiligen Krone trachtete. Deshalb nahm die edle Königin ihre jüngſte Tochter, Frau Eliſabeth, aus dem Schloſſe zu ſich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen, und ließ die Andern dort oben. Das nahm jedermann Wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgeſinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

---

*) Ban Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Eliſabeth.

Die edle Königin zog ſich mit ihrer jungen Tochter Frau Elsbeth aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly*) kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und ſie beriethen ſich, wie man ein Mittel finden möchte die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine gnädige Frau an mich, daß ich es thun ſollte, weil niemand, dem ſie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit ſo gut wüßte als ich. Darüber erſchrak ich ſehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagniß, und ich dachte hin und her, was ich darin thun ſollte, wußte auch niemand um Rath zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht thäte und es entſtände etwas Uebles daraus, ſo wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein auf der ſchweren Reiſe mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rath gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da rieth ich zu einem, von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Kroat. Er ward in den heimlichen Rath gefordert und ihm vorgehalten, was man von ihm begehrte. Da erſchrak der Mann ſo ſehr, daß er die Farbe wechſelte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu ſeinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er ſonſt ein Ungeſchick beging, es kam aber die Nachricht zu Hofe, er ſei ſchwer von dem Pferde gefallen. Und als es ſich mit ihm beſſerte, da machte er ſich auf und ritt weg nach Kroatien. Und die Sache mußte länger anſtehn und meiner Frau Gnaden war traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

---

*) Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige ſeine Wunderwerke bewirken wollte, da ſchickte er uns einen Mann, welcher willig war die heilige Krone herauszugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der . . . .*); der faßte die Sache weiſe, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der That bedurften, und nahmen etliche Schlöſſer und zwei Feilen mit. Der mit mir ſein Leben wagen wollte, der legte einen ſchwarzen ſammtnen Bettrock an und zween Filzſchuhe, und in jeden Schuh ſteckte er eine Feile, und die Schlöſſer nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüſſel zu der vordern Thür, denn bei der Thürangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeſchlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin ſchlagen möchte. Als wir nun bereit waren, ſandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und that dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wiſſen, daß dieſe ſich darnach richten ſollten, und daß ſie bereit wären nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, ſobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen ſchicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren ſollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungariſche Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten ſollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgeſinde meiner Frau nahm es Wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil ſie noch klein war, denn man ließ mich nicht gern von ihr, das wußten ſie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte ſich zur Thür legen, durch die der erſte Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß ſich ſein Unwohlſein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deshalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeſchlagen hatten, und ein Siegel darauf.

---

*) Der Name ſcheint in der Handſchrift vernichtet.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß ſie zu meiner Frau Gnaden reiſen ſollten, und richteten ſich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu thun und pochte bis in die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenſtube und hatte ſeinen Scherz mit den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holz erſehen und fingen an miteinander zu raunen. Das hörte ich und ſagte es ihm ſogleich. Da erſchrak er ſo ſehr, daß er die Farbe wechſelte, nahm die Feilen wieder zu ſich und barg ſie anderswohin, und ſprach zu mir: „Frau, ſeht zu, daß wir Licht haben." Und ich bat eine alte Frau, daß ſie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samſtag Nacht und war der nächſte Samſtag nach Allermanns Faſching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg ſie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann ſchlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutſch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hauſe keine Kundſchaft, und lag da und ſchlief feſt. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den Nöthen war, durch die Kapelle an die Thür und klopfte an. Da that ich ihm auf und ſchloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit ſich gebracht, der ihm helfen ſollte, der hieß mit Taufnamen ebenſo wie er, der hatte ihm geſchworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren ſie verloren. Da erſchrak ich ſo ſehr, daß ich nicht wußte, was ich thun ſollte, und faſt wäre die Sache geſcheitert allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und ſagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab ſie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlöſſer, die man wieder anſchlagen ſollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zuſiegeln ſollte, und die drei Schlüſſel, die zu der vordern Thür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petſchaft, das der Burggraf darauf gelegt hatte, öffnete, ging hinein mit ſeinem Diener und arbeitete ſtark an den andern Schlöſſern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieſelbe Nacht gar munter in der Sorge, die ſie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott Aller Ohren verſtopft, daß keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte Alles wohl, und ich hielt unterdeß die Wache in großer Angſt und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unſerer lieben Frau, daß ſie mir und meinen Helfern beiſtände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geſchähe, ſo daß ich deshalb verdammt werden ſollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entſtehn ſollte, daß in dieſem Falle Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle ſterben ließe. Als ich ſo bat, da klang ein ſtarker Ton und ein Geraſſel, als wenn viele mit Harniſchen an der Thür wären, durch die ich den eingelaſſen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten ſie die Thür aufſtoßen. Da erſchrak ich gar ſehr, erhob mich und wollte die warnen, daß ſie von der Arbeit abließen. Da kam mir der Einfall, zuerſt an die Thür zu gehn, und das that ich. Als ich an die Thür kam, war das Getöſe zu Ende und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wohl, daß es ein Geſpenſt war, und ging wieder an mein Gebet, und verhieß unſerer lieben Frau eine Fahrt nach Zell*) mit barfußen Füßen, und ſo lange ich die Fahrt nicht geleiſtet hätte, ſo lange wollte ich am Samſtag Nacht nicht auf Federn liegen; und ich ſpreche auch alle Samſtag Nacht, ſo lange ich lebe, unſerer lieben Frau ein beſonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die ſie mir bewieſen hat, und ich bitte ſie, daß ſie ihrem lieben Sohne, unſerm lieben Herrn Jeſus Chriſtus, für mich danke wegen der großen Gnade, die mir ſein Erbarmen ſo offenbar bewieſen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da däuchte mich wieder, daß ein großes Getöſe und ein Geraſſel mit Harniſchen an der andern Thür wäre, wo der eigentliche Eingang in die Frauenſtube war. Da erſchrak ich ſo ſehr, daß ich vor Angſt am ganzen Körper zitterte und ſchwitzte, und dachte, es wäre doch nicht ein Geſpenſt, und während ich an der Kapellenthür geſtanden hätte, unterdeß wären ſie herumgegangen. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte, und lauſchte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langſam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Thür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenſtube war. Als ich an die Thür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet, und dachte mir wohl, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

---

*) Maria-Zell in Steiermark.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, ſtand ich auf und wollte in das Gewölbe gehn und ſehen, was ſie thaten. Da kam mir der Mann entgegen, ich ſollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Thür hatten ſie die Schlöſſer abgefeilt, aber an dem Gehäuſe waren die Schlöſſer ſo feſt, daß man ſie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz auſbrennen. Dadurch entſtand ein ſo großer Rauch, daß ich wieder in Sorge war, man würde dem Rauch nachforſchen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da ſchloſſen wir die Thür wieder überall zu und ſchlugen andere Schlöſſer an ſtatt der Schlöſſer, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außenthür ſperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petſchaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Secret, das in der Frauenſtube iſt, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch die Kapelle hinaus, worin St. Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch ſchuldig, das ſoll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rothſammtnes Polſter, trennte das auf, nahm einen Theil der Federn heraus, that die heilige Krone in das Polſter und nähte es wieder zu.

Unterdeß war es faſt Tag geworden, die Jungfrauen und jedermann ſtanden auf, und wir ſollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienſt, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man ſollte dieſer Frau ihren Lohn bezahlen und ſollte ſie zurücklaſſen, damit ſie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam ſie zu mir und ſagte mir, daß ſie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen geſehen, und ſie wüßte nicht, was es wäre. Da erſchrak ich ſehr und ſah wohl, daß es etwas von dem Gehäuſe war, darin die heilige Krone geſtanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, ſo gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß ſie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reiſe. Es nahm jedermann Wunder, warum ich das thäte. Da ſprach ich, ich wolle das auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch ſpäter that.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgeſinde bereit waren von dannen zu fahren, da nahm der, der mit mir in den Sorgen war, das Polſter, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl ſeinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polſter aus dem Hauſe auf den Schlitten tragen ſollte, worauf ich und er ſaßen. Da nahm der gute Geſell das Polſter auf die Achſel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hinten nach, und jedermann ſah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hauſe heraus auf den Markt kamen, da hätten wir gern gegeſſen, man fand aber nichts Anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man ſang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), ſo daß es ſchon weit am Tage war, und doch ſollten wir an demſelben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es ſind wohl zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren ſollten und aufſaßen, da nahm ich ſorgfältig wahr, wo die Ecke des Polſters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht darauf ſäße, und dankte Gott dem Allmächtigen für ſeine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme. Meine Sorge nahm gar kein Ende und ich hatte viel Gedanken. — — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir eſſen wollten, da nahm der Gutgeſell das Polſter, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir eſſen wollten, und legte es auf einen Tiſch mir gegenüber, ſo daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegeſſen hatten, nahm der Gutgeſell das Polſter und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finſtere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verſchloſſen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wohl mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geſchrei und konnte die eine die andere nicht ſehen. Da erſchrak ich ſehr und fürchtete, wir müßten mitſammen der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unſer Helfer, daß kein Menſch unter das Eis kam, wohl aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Waſſer. Da nahm ich die Herzogin von Schleſien und die beſten Jungfrauen zu mir auf den Schlitten, und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die Anderen. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polſter mit der heiligen Krone und trug ſie an eine Stätte, wo ſie wohl aufgehoben war. Und da ich in die Frauenſtube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin ſchön empfangen. Die merkte wohl, daß ich ein guter Bote geweſen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen, und ſagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Witwen, zu Ihrer Gnaden gekommen, — die hatten zwei Ammen mit ſich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Bruſt nähren ſollte, und dieſe Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weiſen, die Milch ſei beſſer von der Frau, die einen Sohn bringt, als von einer Tochter. Dieſe Frauen ſollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und ſollten ſie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung ſollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit dem Kinde gehn. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es ſonſt Gottes Wille war, — als ich mit der edlen Königin ſo ſprach, da ſagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen ſie in einer Wanne gebadet hätten und daß ihr nach dem Bad ſehr unwohl geworden ſei. Da hob ich ihr die Hülle auf und ſah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeſchickt, und ſollte eine gar gute ſein, wie ſie auch war. Da ſprach ich: „Gnädige Frau, ſteht auf, mich bedünket wohl, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren.“ Da ſtand Ihre Gnaden auf und ging und begann ſich vorzubereiten zu der ſchweren Arbeit. Da ſandte ich nach der ungariſchen Hofmeiſterin, die war genannt Aeſſem Margit.*)

---

*) Margit asszony, Frau Margaret.

Die kam ſogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin, und ich ging ſchnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergeſandt hatte. Die lag in der Stube meiner jungen Frau,*) und ich ſprach: „Margaret, ſteht ſchnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde iſt gekommen.“ Die Frau antwortete wie aus ſchwerem Schlaf und ſprach: „Heiliges Kreuz, wollen wir heute Nacht ein Kind bekommen, ſo werden wir morgen ſchwerlich nach Preßburg fahren,“ und wollte nicht aufſtehn. Und der Streit däuchte mich zu lang, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geſchehe, denn die zwei, die bei ihr waren, verſtanden ſolche Dinge nicht. Da ſprach meine gnädige Frau: „Wo iſt Margaret?“ Ich ſagte Ihrer Gnaden die thörichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden ſprach: „Geht ſchnell wieder hin und heißt ſie kommen, es iſt kein Spaß dabei.“ Ich ging ſchnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als ſie zu meiner gnädigen Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König ſchenkte. In derſelben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derſelben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und ſprach: „Gnädige Frau, wollt ihr mir gewähren, warum ich euch bitte, ſo will ich euch ſagen, was ich in meiner Hand habe.“ Da ſprach die edle Königin: „Ja, liebe Mutter.“ Da ſprach die Amme: „Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen.“ Da ward die edle Königin froh, und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für ſeine Gnade. Als nun die Kindbetterin in ein Bett gelegt wurde, und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und ſprach zu der Königin: „Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, ſolange ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der

---

*) der vierjährigen Prinzeß Eliſabeth.

König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander gekommen ſind.“ Da ſprach die edle Königin: „Wohl iſt es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor dieſem hat es nie gelingen wollen.“

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, ſein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich und auch die von Kroatien und andere Grafen und Herren und alles Hofgeſinde. Und der edle Graf von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und ſie fuhren mit den Windlichtern auf dem Waſſer und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh ſandte man nach dem Biſchof von Gran, daß er kommen und helfen ſollte den jungen König zu einem Chriſten zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meiſter Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich ſollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da ſprach ich: „Gnädige Frau, ich bin Eurer Gnaden ſonſt allezeit Gehorſam ſchuldig, ich bitte Eure Gnaden, nehmt die Aeſſem Margit.“ Das that Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Eliſabeth, den ſchwarzen Rock ab, worin ſie um den hohen und theuren Fürſten König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von rother Farbe, und die Jungfrauen alle mußten ſich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine ſichere Botſchaft, der König von Polen ziehe heran und er hätte eine Abſicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da ſandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange und wir hatten Sorge, es würde ſich zu ſehr verziehen, denn die Krönung mußte an einem hohen Feſttage geſchehen, und Pfingſten waren die nächſten, die waren nicht mehr weit, ſo daß man eilen mußte. Nun war ein ſchönes und großes Meßgewand da, es war Kaiſer Sigismund's Rock geweſen, das war roth und golden und waren ſilberweiße Flecke hineingewirkt; das mußte man zuſchneiden und machte dem jungen König ſein erſtes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen ſollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handſchuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit verſperrter Thür. — —

Als es nun Abend und jedermann in ſeiner Ruhe war, da ſandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aeſſem, ich ſollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erſchrak ich ſehr und dachte mir wohl, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und ſprach zu mir: „Nun, wie wollet ihr rathen? Unſere Sache ſteht nicht gut, man will uns den Weg verſperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt ſie in der Feinde Hand, ſo wird nichts Gutes daraus." Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß ſie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohne, damit wir die Sache verſtändig anfaßten und kein Uebel daraus entſtünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und ſprach: „Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, ſo dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König iſt mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin." Der Rath gefiel Ihrer Gnaden wohl und ſprach: „Wir wollen ſo thun, und wollen ihn ſelbſt die Krone hüten laſſen." Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte ſie ſorgfältig in ein Tuch und legte ſie in die Wiege in das Bettſtroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und legte dazu einen langen Löffel womit man den Kindern Brei einmacht; das that ich deshalb, wenn jemand in die Wiege griff, daß er wähnen ſollte, es läge etwas da, worin man dem edlen Könige ſeinen Brei machte. — —

Am Dienſtag Nachmittag vor dem Pfingſttage brach die edle Königin mit dem jungen Könige auf, und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Kroatien und die Herzöge von Lindbach. — — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein ſtieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, ſo daß die Plette ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Waſſer war, ſo daß es ängſtlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege und viere mußten ihn allein tragen, meiſtens geharniſchte Männer, und ich, ſeine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er ſehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich ſtieg vom Pferde und trug ihn auf den Armen, und es hatte ſehr geregnet, daß es böſe zu gehn war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Theil den Herren, die uns feindlich waren. Deshalb, als wir an den Berg kamen, ſtieg ich ab von dem Pferde und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Königin ſaß mit ihrer jungen Tochter Jungfrau Eliſabeth, und wir Frauen und Jungfrauen ſetzten uns im Kreiſe um das edle Geſchlecht, wenn jemand in den Wagen ſchöſſe, daß wir die Schüſſe aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und ſuchten in den Büſchen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns ſchaden könnte. Und ſo kamen wir mit Gottes Gnade aus dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geſchah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechſel währte, ſolange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begoſſen wurde, — ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, ſolange er nöthig war. Zuweilen auch war der Wind ſo groß, daß es in die Wiege ſtäubte und der König die Augen kaum aufthun konnte. Zuweilen auch war es ſo heiß, daß er überall ſchwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. — Und als wir an die Herberge kamen und es faſt Nacht war und jeder gegeſſen hatte, da legten ſich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeſchlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit iſt in dem Königreich Ungarn. Am anderen Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Mikloſch Weida von der freien Stadt uns entgegen wohl mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf dem Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da ſprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharniſchten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen, und Graf Bartholomä von Kroatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern Seite, und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; ſo gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingſtabend.

Da ſandte meine gnädige Frau zu den älteſten Bürgern — und ließ ſie die heilige Krone ſehen, und befahl zur Krönung zuzurichten, wie ſich's gebührt und ſeit Alters Herkommen iſt. Und es waren etliche Bürger da, die ſich daran erinnerten, daß man Kaiſer Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabei geweſen waren. Am Pfingſttag Morgen ſtand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, ſo gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viele gute Leute da, Geiſtliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Thür aber am Chor war zugeſchloſſen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Thür mit ihrem Sohn, dem edlen König. Meine gnädige Frau redete ungariſch mit ihnen und die Bürger desgleichen antworteten ungariſch Ihrer Gnaden wieder heraus, ſo daß Ihre Gnaden ſchwur anſtatt ihres Sohnes, des edlen Königs, denn gerade an demſelben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, thaten ſie die Thür auf, und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die Andern, die dazu befehligt waren, Geiſtliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Eliſabeth, ſtand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn ſie war erſt in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme. Nun war Mikloſch Weida von der freien Stadt dazu beſtellt den jungen König zum Ritter zu ſchlagen, deshalb weil er ein echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber beſchlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete: „Unverſehrt“. Dies Schwert ſchenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter ſchlagen ſollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm, und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und ſchlug den König zum Ritter, und maß ihm die Schläge wohl zu, daß ich ſie ſehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die ſtand neben mir und ſprach zu dem von der freien Stadt ſo: „istemere nem misertem!“ d. h. auf deutſch: „Um Gottes Willen thue ihm nicht wehe!“ Darauf entgegnete er: „nem“, d. h. „Nein“, und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbiſchof von Gran, das heilige Oel und ſalbte das edle Königskind zum Könige. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem Könige zukommt, der Erzbiſchof nahm die heilige Krone und ſetzte ſie auf das Haupt des edlen Königs, und er, der jetzt in der heiligen Chriſtenheit iſt König Laßla, König Albrecht’s Sohn und Kaiſer Sigmund’s Enkel, der iſt am heiligen Pfingſttag mit der heiligen Krone von dem Erzbiſchof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn ſie haben in dem Königreich Ungarn drei Geſetze, und wo eines derſelben abgeht, da meinen ſie, daß das Königthum nicht rechtmäßig ſei. Das eine Geſetz iſt: ein König von Ungarn ſoll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn ſoll krönen der Erzbiſchof von Gran, das dritte: die Krönung ſoll geſchehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbiſchof dem edlen König Laßla die Krone auf ſein Haupt ſetzte und ſie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkinde genug geworden, und das wird ſelten geſehen an Kindern, die zwölf Wochen alt ſind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltare, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie da Gewohnheit iſt. Da las man die geſchriebene Feſtordnung, die dazu gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit ſitzen ſoll. Da nahm ich eine Decke aus ſeiner Wiege, die war roth und golden und war mit Hermelin gefüttert. — Während der edle König auf dem goldenen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupte, ſolange man das Amt ſang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an ſeiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte und das gemeine Volk ſich verwunderte und ſprach: das wäre nicht eine Stimme, wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Mikloſch, ſchlug Ritter anſtatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niederſetzen, da Gewohnheit iſt, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niederſitzen ſoll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und ſein edles Geſchlecht folgte ihm alles zu Fuße nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupte des edlen Königs halten, damit Jedermann ſah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und andern Königen Ungarns aufgeſetzt worden iſt. Und Graf Bartholomä trug den Apfel und ein Herzog von Lindbach trug das Scepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenſtab, deshalb weil er keinen Theil von Ungarn zu Lehen hat von dem heiligen römiſchen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geſchlagen hatte, man ſtreute auch Pfennige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn ſo hoch und war ſo demüthig, daß ich arme Frau an dieſem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächſt bei dem edlen König, deshalb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arme gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu ſeiner Ruhe gekommen war, da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohne. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienſte, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürſtengeſchlecht, gethan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und ſprach: „Steht auf. Gibt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, ſo will ich euch und euer ganzes Geſchlecht erheben. Das habt ihr wohl verdient, ihr habt an mir und meinen Kindern gethan, was ich ſelbſt nicht hätte thun dürfen noch thun können.“ Da neigte ich mich demüthig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Troſt.“

So weit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Uebertragung ihres Berichts wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten, und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, welche hier mit einem Sternchen bezeichnet ſind, in der Handſchrift bei der Rückreiſe erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Beſtürzung ſetzte, und wie die Krone ſelbſt von der Königin an Kaiſer Friedrich III verpfändet wurde, iſt aus der Geſchichte bekannt. Von den ſpätern Schickſalen der Helene Kottanner wiſſen wir nichts.

Hier intereſſirt am meiſten jene Nachtſcene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemüthsbewegungen eines ſtarken Frauencharakters. Helene ſchwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den

Verrath, ſo fällt ſie entweder unter den Säbelſtreichen der Wüthenden, oder ſie wird zum warnenden Beiſpiel gerichtet und ſchwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin ſelbſt und die Hoffnungen der öſtreichiſchen Partei erfahren eine verhängnißvolle Niederlage. Da iſt belehrend, wie Angſt und Gewiſſen in ihrer Seele arbeiten. Sie iſt nicht ohne Empfindung dafür, daß ſie an einem Frevel Theil hat, ſie fleht zu Gott ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn ſie ein Unrecht thue, und das heißt damals noch nichts Andres als dies: wenn ihre That Andern zum Unheil ſein ſollte. Ihr Gott tötet ſie nicht, folglich, ſo iſt der Schluß ihrer beängſteten Seele, gibt er ihr Recht. Und jetzt ſucht ſie durch fromme Gelübde und Verſprechungen an die himmliſchen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewiſſenszweifel nehmen bei der Tochter des 15. Jahrhunderts ſogleich eine ſinnlich wahrnehmbare Geſtalt an, ſie werden ihr etwas Aeußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen ſie herandringt. Nicht vorzugsweiſe als Gedanken, welche einander anklagen und entſchuldigen, beängſtigen ſie ihre Seele, als täuſchende Erſcheinung flößen ſie ihr Entſetzen ein. Zum Waffengeraſſel der Geſpenſter oder des Teufels verſinnlicht ſich die Angſt, und erſt wo ſie das grauenvolle Geräuſch berichtet, verſteht ſie ausführlich zu erzählen.

Dieſe Art von Sinnenthätigkeit, welche mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele aufſteigt, iſt allgemein und vorzugsweiſe kennzeichnend für das Jugendleben jedes Volkes. Noch iſt die Freiheit des Menſchen nicht groß genug, den innern Kampf in Gedanken und Selbſterkenntniß zu löſen, aber dieſe Befreiung beginnt ſo, daß das Quälende als eine Erſcheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In ſolchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewiſſen. So kämpfte Luther ſeine großartigen Kämpfe aus.

Und wenn der unvergleichliche Dichter, welcher ſich mit überlegener Freiheit aus dem engliſchen Volksgemüth des 16. Jahrhunderts erhob, ſeine tragiſchen Helden mit den Schatten der Erſchlagenen und mit dem Dolch, dem Werkzeug ihrer Miſſethat, ringen läßt, ſo hat ſolche „Einbildung“, die wir als hoch poetiſche und geiſtvolle Erfindung betrachten, für ihn und ſeine Zuſchauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künſtleriſche. Man kämpfte damals ſo in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geiſtergebilde Shakeſpeare's uns wohl gar zu zahlreich werden, wie in Richard III: Alle, die damals mit Schrecken ſchauten, wußten ſehr gut, daß ſolche Geſtalten dem ſündigen Menſchen erſcheinen und ſein Haar ſträuben.

11.

In den Turnierſchranken.

(Um 1480.)

Nach den Huſſitenkriegen war auf den deutſchen Burgen die höfiſche Zucht faſt vergeſſen, welche für höchſt bäueriſch erklärt hatte, Nüſſe mit den Zähnen aufzuknacken, die Aepfel vom Stiel aus zu ſchälen und die Birnen vom Blütenende. Die Nachkommen jener höfiſch geſchulten ſtanden in dem Verdacht, bei ihren Trinkgelagen ungebratene Gänſe mit ſammt den Federn zu eſſen, einander aus ſehr unſaubern Geſchirren den Wein vorzutrinken und die Beine der Geſellſchaft unter dem Tiſche zuſammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was ihm auch begegne.

Damals ſah es in weiten Landſchaften ſehr ſchlecht aus mit Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, welche als niederer Adel den Edlen des Reiches zur Seite traten. Aber trotz dem Verderb einer großen Zahl waren ſie als Stand betrachtet doch im Aufſteigen, auch ſie wurden von den Umgeſtaltungen ergriffen, welche ſeit dem Scheiterhaufen des Huß in Kirche, Staat und Geſellſchaft änderten.

Wir dürfen in den landſchaftlichen Verbänden der Schildbürtigen, welche aus den Rittergeſellſchaften des vorhergehenden Jahrhunderts entſtanden, von den Fürſten begünſtigt oder angefeindet, den erſten Fortſchritt erkennen. Die Reichsritterſchaft beanſpruchte als Geſammtheit Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, welche unter einem Landesherrn ſtanden, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geiſtlichkeit und, in einigen Landſchaften, der Bauern zu Landtagen zuſammenberufen, um dem Fürſten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren konnte, und um bei einem Theil der Geſetzgebung mitzurathen.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reichlichkeit des Lebens, die hohe Entwicklung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürſtenmacht und der Geldwirthſchaft, endlich die ſtille Arbeit der Univerſitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Aermeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdeluſt wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unſichere Lage empfanden. Wer aber mit beſſerem Landbeſitz ausgeſtattet war, der bezog allmählich höhere Renten und ſuchte ſich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürſtenhof oder als reiſiger Söldner bei einem größern Kriegszuge. War ein Geſchlecht vollends durch ſtädtiſche Verbindungen zu ſtärkerem Wohlſtand gekommen, ſo wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung ſeiner Söhne in der Fremde.

Es iſt ein langſamer Fortſchritt zum Beſſern, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er ſich zunächſt ſo vollzog, daß die Ueberlieferungen des alten Ritterthums wieder aufgenommen und nach Zeitgeſchmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Geſellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abſchließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war ſeit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den ſtädtiſchen Geſchlechtern viel ſchroffer, nur eine Anzahl derſelben wird als gleichberechtigt angeſehen, die Ausſchließung eines jeden, der im Verdacht ſteht Kaufmannſchaft zu treiben, wird eifriger und gehäſſiger. Strenger wurden auch die Anſprüche, welche die geiſtlichen Stifter an ſtandesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten; ſie verlangten nicht mehr vier, ſondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß ſich dieſe Forderung in der nächſten Folgezeit auf ſechzehn und zweiunddreißig ſteigert; einzelne derſelben, z. B. das vornehmſte Stift zu Straßburg, ſchloſſen ſich freilich ganz gegen den niedern Adel ab. Und den geiſtlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV vom Jahr 1483 befohlen, nur Altadlige von Vater und Mutter Seite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeiſter. So geſchah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beſchwerliche Kunſt der Herolde für Männer und Frauen höchſte Bedeutung gewann. Und die Deutſchen erlangten in dieſer Zeit den Ruhm, welchen ſie nur mit einem Theil der Spanier und Franzoſen theilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel nothwendig ſei.

Noch beſtand die Ritterwürde als perſönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Ehrentitel „Herr“, der Pflicht einen Knecht als Schwertträger zu halten und bei Kriegsaufgebot mit einer „Gleve“ oder einem „Spieß“, das heißt mit zwei bis drei berittenen Wappnern ins Feld zu ziehen. Aber dieſe Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Anſehnlichen des Standes geworden, ſie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die weſentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das werthvollere Recht des Eintritts in Pfründen und geiſtliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, ſondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenſchilde. Der Schildgeborne, der die goldnen Sporen nicht trug, hatte ſich im vorigen Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, ſeit 1450 wurde allmählich die Bezeichnung Junker üblich.*)

---

*) Ueber das Zahlenverhältniß der Ritter zu den Junkern fehlt es an ſtatiſtiſchen Angaben. Im Jahr 1307 waren bei dem Fürſtentage zu

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Brieſe ertheilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; ſogar die Gelehrten, welche die Doctorwürde auf einer Univerſität erworben hatten, beanſpruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin dieſe neuen da fernzuhalten, wo ſie ſelbſt in der Mehrzahl waren, aus Pfründen, geſelligen Vereinen, Trinkſtuben und dem Turnier. Durch Schwertſchlag wurde die Ritterwürde nur noch bei beſonderen Gelegenheiten ertheilt. Zunächſt bei großen Hoffeſten, am ehrenvollſten bei einer Kaiſerkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiſer und Papſt auf die Tiberbrücke, und der Kaiſer ſchlug ſelbſt den Ehrenſchlag, zuerſt ſeinen Fürſten, dann vielen Andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlaſſen wurde in der erſten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten beſtand fort; ſeit der deutſche Orden in Preußen klein geworden war, ſuchte der ritterluſtige Geſell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rhodus, am liebſten im heiligen Lande.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genueſen über Rhodus nach dem heiligen Land. Hatte er keinen Schwertpathen, der den Schlag thun durfte, in ſeiner Reiſegeſellſchaft, ſo ſuchte er durch Empfehlungen der Rhodiſer in Cypern oder an der Küſte eine ſolche Bekanntſchaft, er war faſt ſicher unterwegs gute Geſellen zu finden. Die Reiſe nach Jeruſalem geſchah unter türkiſcher Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Machu-

---

Frankfurt verſammelt 32 Herzöge und Fürſten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vornehme Laien (Gelehrte, Rathmänner u. ſ. w.). Aber da bei ſolchem Tage nur die Anſehnlichſten erſchienen, wird das Verhältniß für jene Zeit höchſtens wie 1:5 anzuſetzen ſein, um 1450 war es muthmaßlich nicht einmal 1:10. Nur die gelegentlichen Unterſchriften in Urkunden geben einen Anhalt.

med's nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen unbeſchädigt in Jeruſalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einem der zahlreichen Gaſthäuſer ein, welche wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten — der Wirth zum goldenen Stern und ſeine Frau wurden zu ihrer Zeit ſehr gerühmt, ſie waren zwar machumediſch, aber ordentliche Leute, Speiſen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen ſein Geld wechſeln, rheiniſche Gulden und Ducaten. In der Herberge zog der Wanderer ſein Büßerhemd an, wallte demüthig zur Kloſterkirche am heiligen Grabe und ſtellte ſich mit dem Ritter, welcher den Schwertſchlag übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieſer vielerfahrene Herr behandelte das Geſchäft würdig; er nahm zuerſt, wie Brauch war, dem Bewerber die Beichte ab, — den Deutſchen fiel auf, wie leicht die Bußübung gemacht wurde, — dann trugen die Mönche Schlüſſel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buche die Ordnung des Ritterſtandes verkündigt und die Rittermeſſe vor ihm geleſen. Darauf ſchloß man ihm das heilige Grab auf, dort kniete er auf ſeinem Stabe nieder und betete — wenn er ein Deutſcher war, gewiß inbrünſtig mit hochklopfendem Herzen. Dann ſchlug der beſtellte Ritter mit Erlaubniß des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian ſprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt ſechs bis zwölf Ducaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollſte Ritterwürde der Chriſtenheit, er wurde Ritter des heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rückfahrt nach Rhodus oder an einen deutſchen Fürſtenhof, ſo war Brauch, ihm zu ſeiner Ritterſchaft ein Geſchenk zu machen, Armbruſt, Schwert oder Gewand.

Wie unweſentlich aber die alte Ritterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterſchlag bei einem Hoffeſt erhalten hatten, erklären durften, ob ſie den Ritter annähmen oder nicht.

Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu ſtandesmäßigem Aufwand mit Knecht und Roſſen nöthigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von ſeinem Herrn und diente im Felde mit einem Pferde und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deshalb vor, daß derſelbe Mann mehre Mal die Würde erhielt und fallen ließ. Wilibald von Schauenburg z. B. wurde nach ſeiner Verſicherung (etwa ſeit 1468) dreimal zum Ritter geſchlagen.

Für die erſte Bildungsſchule eines adligen Kindes galt, wie in alter Zeit, der Fürſtenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, ſo wurde der Sohn Knabe im Dienſt eines vornehmen Herrn oder ſeiner Gemahlin mit einer gewiſſen Reihenfolge der Dienſtleiſtungen, aus dem Boten wurde der Vorſchneider und Tiſchdiener, der die Teller zu wechſeln hatte, die Speiſen zu rücken und das Handtuch nach Tiſche zwiſchen Leib und Waſchbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er ſich tüchtig, ſo bekam er wohl das vertraute Amt der Schlüſſel und wurde ein Kämmerer des Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verſtach ſeine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adligen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raume Karte oder Schach ſpielten, die Windſpiele der Fürſtin dazwiſchen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Muſik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Geſicht ſchlug, wenn es die Thür aufriß um hereinzugucken.

Am Fürſtenhofe erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er ſie annehmen, ſo bat er ſeinen Vater um die Ausſtattung, welche viel Geld koſtete, drei bis vier Roſſe, einen Knecht, Harniſch und Feſtkleider. Damit war ſeine höfiſche Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, ſich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu ſitzen und mit dem Frauenzimmer ſeiner Herrin zu äugeln. Er frug umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reiſiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die ſagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunterhaltung bei Hofe, wie in der Hinterſtube des Kaufmanns; nicht nur von dem Oſten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutſchen Fürſtenhäuſer mit den übrigen Königen Europas eng verſchwägert, und in jeder Landſchaft ſaßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finſtern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botſchaft, daß der türkiſche Kaiſer einen Zug gegen die Johanniter beabſichtigte, oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, ſo ſuchte der junge Edelmann gern einen Genoſſen für die Fahrt und warb bei dem Fürſten, dem er gedient hatte, um „Vorſchriften und Förderniſſe“, die Empfehlungsbriefe. Dieſe wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reiſe galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürſten Ehre. Dann zog die Geſellſchaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Fourier und Dolmetſch darſtellte, mit einigen Reiſigen und einem Packknecht in die Ferne. An fremdem Hofe wurde der Reiſende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterſpiel gezogen und wohl bewirthet. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm ſich dabei tapfer zu erweiſen und nahm er nach Beendigung Urlaub, ſo erhielt er ein Geldgeſchenk oder Goldſtoff und Sammt zu Kleidern, und vielleicht die „Geſellſchaft“ des fremden Herrn, ſeinen Orden, wie ſie im 15. Jahrhundert an den meiſten Höfen vertheilt wurden, ſogar vom kleinen König von Cypern, und der König in Spanien hatte bereits drei von dieſer Art. So reiſte Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, ſpähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Veſte und den Galeeren des Ordens nach einer türkiſchen Flotte, durchfuhr das heilige Land und beſah das Königreich Cypern, und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schaar zur Unterſtützung der Beſatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer vertheidigen, tötete einen tapfern Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, beſuchte auf der Heimreiſe den engliſchen und ſchottiſchen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beſchenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen öſtreichiſchen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder ſeiner Kaiſerin, in Schottland den Bruder der öſtreichiſchen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldenthat, auch lag ſolche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutſche war ſicher, in Frankreich überall Deutſche von Adel zu treffen, in andern Ländern wenigſtens an der Küſte Landsleute aus Niederdeutſchland.

Kam der Reiſende in die Heimat, ſo wurde ſeine Reiſe die beſte Empfehlung zu einem anſehnlichen Dienſte am deutſchen Fürſtenhofe; denn der Deutſche, welcher von fremden Fürſten höflich behandelt war und wohl gar fremde „Geſellſchaften“ heimbrachte, erſchien dem deutſchen Landesherrn damals ehrenwerther, und er gab ihm gnädig auch ſeinen „Salamander“, oder, wenn der Heimgekehrte nicht ſtarker Neigung zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, ſogar ſeinen „Schwan“. Im Hofdienſt und am eigenen Herd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, ſich aus gutem Hauſe ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantaſtiſchen Treiben des 13. Jahrhunderts an ſeinem Leben. Er hatte ſeinen Knabendienſt und ſeine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parcival und Herrn Iwein ſahre, und jede Begegnung mit einem franzöſiſchen Reiſigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abenteuer eines Tafelrunders mit einem Mohrenkönig. In der Heimat hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienſt bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren ſeit Gottfried von Straßburg jene Poeſie, welche bedenkliche Verhältniſſe durch glänzende Farben geſchmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literariſcher Bildung entſchwunden, der ſie einſt allzu empfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meiſten der deutſchen Fürſtinnen hatten ſo wenig gelernt und geleſen wie ihre Männer, ſie verſtanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit, und überzählten nicht nur die Stücke Goldſtoff in ihrer Truhe und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gaſtgeſchenk überreicht wurden, ſondern zuweilen auch die Töpfe mit kunſtreich eingeſottenen Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, laſen jetzt ſtatt der Geſchichte von Triſtan eine Schrift des Pater Ecſtaticus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Chriſti des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Geſell von geſundem Menſchenverſtand und ſcharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwerth eines geſchenkten Ringes genau abſchätzte, in Neigungen und dem Ausdruck ſeiner Gefühle ſeinem vertrauten Knechte nicht ſehr überlegen.

Demungeachtet galt aufſtrebenden Männern des niedern Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünſchenswerthes Stück Ritterthum. Das Geheimniß lockte, die Gefahr und die Verehrung vor ſtattlichem und majeſtätiſchem Weſen, und leider wohl auch die eitele Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte ſeiner Rüſtung zufügte und der ihm vor ſeinen bäuriſchen Genoſſen ein Anſehen gab. Es war nicht ſchön und kein Vortheil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin ſchenkte, und das Geld, welches ſie ihm für ſeine rittermäßige Ausrüſtung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt alſo wohl um ſie zu ſehen viele Meilen weit, verkleidete ſich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Verſtecke zu, nicht ohne ſehr natürliche Verlegenheit und Bedrängniß, und er putzte ſich und ſein Roß mit ihren Geſchenken. Aber zuverläſſig dauerte ſolche veraltete Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war beſſer geworden. Die hohe Achtung vor Ahnen beſchränkte das Urtheil des Junkers in Vielem, einen Vortheil hatte der heraldiſche Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und die Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es iſt auffallend, wie wenig in biographiſchen Aufzeichnungen und örtlicher Geſchichtſchreibung jener Zeit von den Burgfrauen die Rede iſt. Aber die Anſprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren geſteigert, ſeit ſie auf die Schilde ihrer Ahnen ſtolzer war als er, und ähnliche Vorrechte in Kleidung, in Zahl der Gerichte und in Vorrang vor andern Frauen beanſpruchte. Sie war nicht mehr wie ſonſt die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im beſten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, ſie fuhr oder ritt mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den ſchildbürtigen Frauen ihrer Landſchaft einen Zuſchauerkreis, welcher die Händel der Männer, den Streit der Geſellſchaften, einen Ausſchluß Unwürdiger und die Preiſe, endlich die Freude über einen Sieg der heimiſchen Landſchaft vielleicht leidenſchaftlicher durchfühlte, als die Speerbrecher ſelbſt. Auch die Frau des Vaſallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurde werthvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbſtachtung und brachte ihre Sittſamkeit in ähnliche Verſuchungen, wie einſt das einſame Hauſen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortſchritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Geſellſchaft größere Ehre erwieſen.

Die Frauen heirateten jung und die Ehen waren kinderreich; ſorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Baſen vor der Vermählung die Geſundheit und Beſchaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmliſchen Bräutigam überwieſen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloſter geborgen. — Das Jahrhundert war leichtlebig, genußſüchtig und zuchtlos, das Maß, wornach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemeſſen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutſchen auf den Burgen und in den Städten weit feſter gehalten, als in den Nachbarländern, wo die Unſittlichkeit der Frauen, und gerade der anſpruchsvollen, ſehr arg war. Wir haben ein Recht, anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutſchen ein wenig mehr Poeſie und Selbſtachtung erhalten hatten, als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen dieſen Fortſchritt faſt nur aus einer geſteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hauſe. Der Ofen iſt allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasſcheiben der Fenſter ſchließen auch die Burgſtuben ab, der Hausrath iſt ziemlich reichlich und wird immer ſchmuckvoller und zierlicher. Es ſcheint wenig, von Glas und Holz auf das Herz der Menſchen zu ſchließen, aber wir ſehen doch, daß der Deutſche ſeit 1450 ein Vergnügen darin findet, ſein Haus nicht nur auf der Außenſeite für die Fremden, ſondern auch im Innern für Weib, Hausgenoſſen und ſich ſelbſt zu ſchmücken. Hat ihm aber ſein Hausleben ſo viel größere Wichtigkeit erhalten, ſo iſt das ebenſowohl Verdienſt der Frau als ein Vortheil für ſie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürſtenhof, nach den Staubwolken der Landſtraße und dem Hinterhalt im Walde, auch nach den großen Geſellſchaften für die alte Ritterkunſt, welche der niedere Adel jetzt mit beſonderem Stolze hervorſuchte. Seit Ulrich von Liechtenſtein waren die Turniere nur von Städten und Fürſten veranſtaltet worden, immer ſeltener, ſie waren in Deutſchland faſt vergeſſen. Da werden ſie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerſt durch Fürſten, ſondern durch den niedern Adel, deſſen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahre früher dieſelben Künſte geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karl's von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles oder der junge Kaiſerſohn Maximilian, ob ein Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab: die nächſte Veranlaſſung ging von der kleinen Geſellſchaft „des Spängleins" um Nürnberg aus, faſt der einzigen, die im 14. Jahrhundert den Idealiſmus des alten Ritterthums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erſte Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten ſich in den „vier Landen" der Ritterſchaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Baiern, alte Vereine oder neu eingerichtete, es bildeten ſich zwölf löbliche Turniergeſellſchaften mit Banner und Zeichen, zum Theil unter gewählten Königen; in Schwaben die Geſellſchaft des Fiſch und Falken, der Krone, des Leitbracken und Kränzel, des Eſels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Geſellſchaft des Einhorns und des Bären, im Rheinland des Windhunds und des gekrönten Steinbocks*); endlich die große bairiſche Genoſſenſchaft, welche Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte, die aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder gegen die Uebergriffe Herzog Albrecht's noch einmal zu einer politiſchen Geſellſchaft, dem Löwenbund vereinigte, deſſen Zeichen ein Löwe an ſilberner Kette war. — Schon früher hatten die Fürſten neue Geſellſchaften geſtiftet nach dem Muſter des Goldenen Vließes, welches Philipp von Burgund 1431 einrichtete, zunächſt Herzog Albrecht von Oeſtreich die Geſellſchaft vom weißen Adler (1433), Kurfürſt Johann von Brandenburg die vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Oeſtreich die vom Salamander (1450), andere Fürſten folgten.

---

*) R. von Rettberg. Culturgeſchichtliche Briefe. S. 207.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Geſellſchaft, „das Kleinod“, an Hals oder Bruſt und wie es ſcheint auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln feſt zuſammen. Man konnte Mitglied mehrer Geſellſchaften ſein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, ſie wurden durch unehrliche That, wie Diebſtahl und Miſſethat gegen Frauen, verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karl's von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Oeſtreich gerichtet ward, wurde ihm ſeine Ehre und Ritterorden, die Geſellſchaft vom Halſe, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechtet, und er dem ſcharfen Richter übergeben, damit ihm dieſer den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Theilung, d. h. die Wappenſchau und Annahme in die Parteien des Spiels, eine ernſte Angelegenheit geworden, um welche viel geſtritten und vielleicht Blut vergoſſen wurde. Aufgenommen ſollte nur werden, wer beweiſen konnte, daß ſeine Voreltern ſeit fünfzig Jahren „getheilt“ waren, oder daß wenigſtens ſeine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier beſucht. Perſönlichen Ausſchluß ſollte erfahren, wer Gotteshäuſer zerſtört, Straßenraub oder Wucher verſchuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantirung oder Handel getrieben u. ſ. w. Jeder hatte zur Theilung Schild, Wappen, Geſellſchaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüſtung dieſer Zeit iſt durch Abbildungen und Beſprechungen bekannt. Die Turnierſpiele waren mannigfaltiger geworden, die Rüſtung allmählich ſehr maſſiv und unförmlich, hoher Stechſattel, Stechhelm, ſtarke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiſerner Plattenharniſch und Stechtartſche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eiſenſchienen gepanzert. Daneben beſtand das alte Scharfrennen mit niederem Rennſattel, ſcharfem Speer, leichterer Schlachtrüſtung, hölzerner Tartſche, Eiſenhandſchuhen, ohne Beinſchirmer, und ohne eiſerne Pferderüſtung. Auch die begleitende Muſik war eine andere, ſtatt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen ſollten ſolchen Kampf nicht anſehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgeſtumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben, und anderes Reiterſpiel.

Das „Zäumen" war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken geſetzt; wer an einem Andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier ſchlagen; keine Turnierbeleidigung ſollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit großer Rückſichtsloſigkeit geübt; der Stolzeſte mußte ſich harte Schläge gefallen laſſen, wenn ſein Gegner über ihn kommen konnte, und da Jeder Mitglied einer Geſellſchaft war und ſein Club für ihn Partei zu nehmen pflegte, ſo waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verſtörten dieſe Feſte der Ritterſchaft ſehr bald, und es erwies ſich dafür ſchon im erſten Jahrzehnt ihrer Einführung der Fürſtenhof als die beſte Zuflucht wegen dem Zwang, welchen ein vornehmer Hofherr wilden und rachſüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieſer Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adligen, welche die Ritterſpiele beſuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgſaſſen dauerten trotzdem fort, ſie wurden erſt im nächſten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adlige als Junker oder Ritter ſich in Fehde und Krieg, in Spiel und Händeln ſeiner Landſchaft verſucht und kam er in höhere Jahre, ſo wurde er wahrſcheinlich ein ſtrenger Hausvater, er ſuchte die Söhne auszuſtatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernſthaft der eigenen Sünden, trat in eine geiſtliche Bruderſchaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, welche bei ſeiner Leiche brennen ſollten, mit düſterem Behagen in einer Truhe neben ſeinem Bett. War er ein frommer Mann, ſo theilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter ſeine Kinder und zog ſich ganz in das Kloſter ſeiner Familie zurück, wo er in beſonderer Zelle oder Behauſung lebte, die Horen des Kloſters treulich beſuchte und von den Brüdern, welche ſeiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröſtet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche ſein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; ſein letzter Wille ſpendete den Armen Koſt und Gewand, damit ſie für ſeine Seele beteten.

Von ſolchem Leben ſoll jetzt ein Turniergenoſſe aus den Geſellſchaften des Eſels und des Einhorns erzählen.

Da wo die letzten Höhenzüge des Thüringer Waldes auf der fränkiſchen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Thale der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landſchaft gewährte. Das feſte Haus, ſchon um das Jahr 1000 erwähnt, ſtand ſeit dem 13. Jahrhundert im Beſitz eines weitverzweigten Geſchlechtes. Die Schauenburg waren Miniſterialen des Reiches und ſtolze Lehnsleute des Biſthums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufſtrebenden Familien, ſie waren nahe daran den Adel zu gewinnen, aber die ſtattlichen Güter wurden vielfach getheilt und entglitten ihren Händen, ſie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im 15. Jahrhundert war der Wohlſtand des Geſchlechtes ſehr verringert, ſie hatten die alte Stammburg verloren, ſaßen vielgetheilt auf mehren Häuſern des nördlichen Frankens und ihre jüngern Söhne ſuchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der kleinen Reiterei.*) Unter den Söhnen dieſes Geſchlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts heraufkam, ſein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederſchreiben laſſen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichſten deutſchen Lebensbeſchreibungen, welche in dieſem ganzen Zeitraum verfaßt wurden, ſie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutſchen, als das gute Büchlein Georg's von Ehingen und die Reiſen des böhmiſchen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs Georg von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiſerhofes erzogen, als junger Mann von Kaiſer Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei dieſem die Belagerung von Neuß und den erſten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg in der

---

*) Die alte Willkür der Rechtſchreibung und Ausſprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche dem Genealogen ſchwere Stunden bereiten kann. Die fränkiſchen Nachkommen des Geſchlechtes, von welchem hier die Rede iſt, ſchreiben ſich jetzt Schaumberg; der älteſte Name ſcheint — nach den urkundlichen Angaben bei Brückner, Landeskunde von Meiningen — Scowenpek (Schauenbach), er weiſt auf bairiſchen Urſprung. Vom 13. bis 15. Jahrhundert lautet der fränkiſche Name Scowen(Schauen)-berg oder -burg. Beide Formen, Schauenberg und Schauenburg, gebraucht der Verfaſſer der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handſchrift zu trauen iſt; mit beiden wird das Geſchlecht auch im Verzeichniß der fränkiſchen Turniergenoſſen am Ende des Münchner Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geſchichten und Thaten Wilwolt's von Schaumburg, herausg. durch Adelbert von Keller (1859)“ möge man alſo entweder leſen, wie die Handſchrift ſchreibt: Wilwolt von Schauenburg, oder ſo, wie die Familie ſich jetzt ſchreibt: Wilibald von Schaumberg.

Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachſen, der als kaiſerlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian ſtritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieſer Feldzüge, er unterwarf Friesland, ſtieg hoch im Vertrauen ſeines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung ſeines Gönners die Schauenburg zurück, welche von Henneberg an das Haus Sachſen gekommen war. Dorthin zog er ſich nach dem Tode Herzog Albrecht's mit ſeiner Kriegsbeute, er verwandte Geld die verfallene Burg ſtattlich und kriegsfeſt wieder herzuſtellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hausweſen zu gründen. Es ſcheint ihm aber gegangen zu ſein wie manchem ſeiner Zeitgenoſſen, der aus der großen Welt in die enge Heimat zurückkehrte, er konnte ſich in den kleinen Händeln der Landſchaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmüthigen fränkiſchen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanſpruchen er ſehr geneigt war. Das Leben auf der Burg ſeiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden ſein, denn er trat wieder in öſtreichiſchen Dienſt und dictirte als Stadthauptmann in dem Herzogthum Meran um das Jahr 1507 das Buch, welchem der folgende Bericht entnommen iſt. Die Niederſchrift iſt in der Form ſehr ungelenk, und Wilibald erſcheint da, wo er von ſeinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebenſachen nicht immer zuverläſſig. Er iſt kein reicher und kein beſonders kräftiger Geiſt, aber ein rühriger Mann, der lehrreiche und ungewöhnliche Fahrten ſchildert, ſein Bericht zur Zeit noch wenig benutzt. Im Folgenden werden zunächſt einige ſeiner Stegreif-Abenteuer mitgetheilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt.

„Herr Hans von Schauenburg hat mit ſeinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geſchickt erachtete.

Er hat ihn deshalb an den kaiſerlichen Hof und zwar zu einem weiſen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, gethan. Dieſer Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derſelbe war bei kaiſerlicher Majeſtät ſo angeſehen und gehalten, daß des Kaiſers und des Grafen Geſinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterſchied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuſtändig geweſen iſt.

Als man nach der Geburt unſeres lieben Herrn Chriſti das Jahr 1468 zählte, zog der obenerwähnte Kaiſer Friedrich mit vierzehn Fürſten und Grafen und großer anſehnlicher Ritterſchaft gen Rom, er hatte bei ſich an 700 Pferde, jeder Mann in ſchwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majeſtät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden iſt, wird, um kurz zu ſchreiben, übergangen. Da Sie aber am Abend des heiligen Chriſttags in gedachter Jahrzahl nahe nach Rom gekommen, ſind ihnen zum Empfange entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Cardinäle, Biſchöfe und Prälaten mit ſehr viel anderem ehrbaren Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da geſehen wurden. Und ſo wurde darauf die kaiſerliche Majeſtät ehrenvoll empfangen, was mit ſchönen und zierlichen Worten geſchah, nach Rom hinein und vor St. Peter's Münſter geleitet, wo Sie abſtieg. Und als Sie hereingeführt war, kniete Sie vor St. Peter's Altar in langem Gebet. Unſer heiliger Vater der Papſt trat etliche Schritte oder Stufen höher als die kaiſerliche Majeſtät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, welche der kaiſerlichen Majeſtät Gerechtigkeit und die Bullen, welche deshalb ausgegangen ſind, kennen, und ſo viel durchgeſetzt, daß die päpſtliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papſt und Kaiſer einander zuſprachen und empfingen. Darnach ward der Kaiſer in einen Palaſt geführt, der mit güldenen Tüchern und köſtlicher Tapiſſerie umhangen und zugerichtet war, um ſeine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenſo ein jeglicher, welcher der kaiſerlichen Majeſtät angehörte, nach Würde und Stand in ſchön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Chriſtmeß zur Mette hielt unſer heiliger Vater Papſt Paulus der Andere die Chriſtmeſſe, und war daſelbſt zugegen eine gar ehrenwerthe treffliche Botſchaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieſer ſang anſtatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epiſtel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, that der Kaiſer einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papſt einen koſtbaren Hut, wie ſich dazu gebührt, und man ſagte, daß er über 8000 Ducaten werth ſein ſollte. Und als der Kaiſer das Evangelium zu ſingen anfangen wollte, nahm ihm einer ſeiner höchſten Diener, der dazu beſtellt war, den Hut von dem Haupte und ließ ihm ſein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiſer ernſtlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Darnach gingen Papſt und Kaiſer zuſammen ein zu dem Hochamt in St. Peter's Münſter, dort ſang unſer heiliger Vater wiederum das Amt, und ward Alles in voriger Weiſe gehalten, wie ſich's gebührt. Dazu ward dem Kaiſer ein Stuhl bereitet darauf zu ſitzen, doch etwas niedriger als des Papſtes Stuhl. Dennoch fingen die Cardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiſer zu hoch ſitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffart zu merken war. Aber die Fürſten und Räthe, welche die kaiſerliche Gerechtigkeit kannten, ſagten, er ſäße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papſt mit der Meſſe ſtill, bis dieſer in der Kirche öffentlich verleſen war, und es ward befunden, daß ſie der kaiſerlichen Majeſtät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen zu dieſer Erhöhung Ziegelſteine zu tragen.

Darnach ward ſolches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiſer, ſeinen Fürſten und den Ihrigen zu Rom geſchehen ſind, wäre ſehr lang zu beſchreiben.

Etliche Tage darauf zogen die päpſtliche Heiligkeit und kaiſerliche Majeſtät mit einander zu Roß unter einem ſchönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war, von St. Peter's Münſter auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit koſtbaren Decken behangen, jeglicher einen ſilbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurden vor dem Papſt geführt. Dazu trug ihm ein Cardinal gar ein köſtliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiſer wurde das bloße Schwert durch einen Marſchalk von Pappenheim getragen. Auf derſelben Brücke forderte der Kaiſer alle ſeine Fürſten, Grafen, Herren und die Trefflichſten vom Ritterſtande, und ſchlug ſo in Gegenwart der päpſtlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerſeltenſte Ritterſchaft erhielten. Darnach ſchlug die kaiſerliche Majeſtät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieſer Junge von Schauenburg, weil ſein Vater der kaiſerlichen Majeſtät Rath war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geſchlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchſen, Kartaunen und andere große Geſchütze auf der Engelsburg abgeſchoſſen und viele höfiſche Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papſt und Kaiſer wieder mit großem Gepränge nach St. Peter's Münſter und jeder in ſein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiſer von Rom auf und ward mit großer Zierde geleitet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara und den Städten unterwegs geſchehen iſt, das iſt gar nicht zu ſchreiben noch zu ſagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereiſt war, ſo waren an der Straße Tafeln auf das Allerbeſte und Zierlichſte zugerichtet, mit dem köſtlichſten Eſſen und Trinken, was nur erdacht und zu Stande gebracht werden konnte, was des Menſchen Luſt oder Herz begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach ſeinem Willen gebrauchen konnte.*) —

Damals (ſeit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie ſie vor Alters gehalten worden; das erſte war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken ſtattlich und wohl beſucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Inſonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Baiern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und ſagte, daß der Mutter ſeiner Hausfrau das Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen ſei; wiewohl die Hausfrau des Herrn Martin ſeine, des Adam, Verwandte und leibliche Schweſter ſeiner Schwiegermutter ſei, ſo hätte Herr Martin doch nichtsdeſtoweniger die Erbſchaft beider Frauen nach Abſterben der Großmutter, die Herr Martin bei ſich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hinterſaſſen zu Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel der toten Frau betrogen, ſo daß ſie ihm die Schlüſſel zu allem Silbergeſchirr und der Baarſchaft übergeben und den Hof überantwortet hätten u. ſ. w., woran noch Größeres und Mehres angehängt war. Und da Herr Martin ſeine Antwort darauf gab, nahm ſich Wilibald ſeines genannten Vettern an und geriethen er und Herr Martin ſo zuſammen, daß ihn Herr Martin Lügen ſtrafte. Darauf ſagte Wilibald, er wollte ihm die Lügen ins Maul ſtoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht ſchonen und wieder ſchlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böſe Worte. Nun bedachte ſich der getreue Wilibald, wie Herr Martin ſeinen Verwandten ſo Unrecht thue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich gethan hatte, und beſorgte, wenn er nicht mehr dazu thäte, ſo würde er verächtlich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von Allen für einen gefährlichen, übermüthigen, unerſchrockenen Mann gehalten, und darum war um ſo mehr Acht auf ihn zu haben. Deshalb bewarb ſich Wilibald bei etlichen Baiern und der Geſellſchaft vom Eſel um Hilfe, und alle ſagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb ſich auch. Aber Wilibald dachte ſorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichſten vornehmen könnte, er ſchlief des Nachts wenig und ſagte am Morgen ſeinen Geſellen, ſie möchten Achtung auf ihn haben und ſich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibald's Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, ſein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn ſogleich zu Herrn Martin, den Wilibald alsbald mit dem Zaume band, ohne zu achten, daß jener auf ihn ſchlug. So hielt er ihn, bis ſeine Geſellen herbeikamen. Die rückten um ihn und ſchlugen ihn über die Maßen ſehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Urſache ſolches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es ſollte ihnen aber auf dem Tanzhauſe heute geſagt werden. Da mußten Herrn Martin's Freunde abziehen und die Andern mit ihm gewähren laſſen. Darnach riſſen ſie ihn aus ſeinem Turnierſattel bis an die Sporen, legten ihn ſeinem Roß auf den Rücken, ſchlugen ihn auf den Bauch ſo lange, bis er das Roß hergab, dann hoben ſie ihn wieder auf und ließen ihm die Stengler die Gurte zerſchneiden und ihn als einen Mann, der Turnierſtrafe werth iſt, in ſeinem Sattel auf die Schranken ſetzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhauſe darum zur Rede geſetzt und gab dieſe Antwort: Es ſei kund, daß Herr Martin Zollner vor der Ritterſchaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede geſetzt ſei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg gethan; darum hätte er ihn zu ſchlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergebe, ſo werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen, und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder ſchlagen.

---

*) Wilibald macht darauf ſeine erſten Kriegszüge im Heer Karl's von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

Da ließ ſich Herr Martin wie ein Prahler mit ſchmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wieder ſchlagen. So ſchieden ſie von einander. Als die Franken nach dem Turnierhof heim ziehen wollten, ſammelten ſie ſich mit dem Beſchluß ſo lange zuſammen zu bleiben, bis ihre Wege ſich ſchieden, und wiewohl ſie Verſicherung und Geleit hatten, nahmen ſie ſich doch in Acht und beſtellten ihr Feld. Unterdeß nahm Herr Martin ſeinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: wenn hier ein ſtolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geſchlagen, der ſollte doch zu ihm rücken und ihn im Felde auch ſchlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausfordere. Herr Martin ſprach, er höre, was er ſage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eiſenfreſſer auch heran, aber ihre Freundſchaft rückte dazwiſchen und erinnerte ſie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeſchichten mit der That und auf andere Weiſe als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und ſeine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelaſſen. Und das iſt wahr und vor Augen; denn es iſt einmal ein Turnierhof zu Kaſſel geweſen, worin etliche Fürſten, Grafen und Herren hart geſchlagen wurden, auch die Buchner von den höchſten Geſchlechtern wurden wegen Raub auf der Landſtraße geſtraft. Das hatten ſie mit der That gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß ſolches wahr, habe ich auf dem letztgehaltenen Turnierhof zu Würzburg gehört und geſehen. Denn obgleich einige von ſelbigen Geſchlechtern aus der Geſellſchaft der Buchner austraten und ins Land Franken zogen, ſo hat man ihnen doch, als ſie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daſelbſt turniert hätten, aber weil ſie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geſchlechtern geweſen, wurde ihnen die Theilung beim Turnier verſagt.*)

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geſchehn, mag er ſich darum im nächſten Turniere vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenſcheinlich, wird ihm ſeine Strafe abgethan und dem Andern aufgeſetzt. So wurden ſie von einander geſchieden, aber Herr Martin trieb darnach mit ſeinem Spieß viel ſeltſame Paraden, ſprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, ſchrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das ſo leide, er rückte alſo auch heraus mit ſeinem Spieß und ſie fuhren oft gegen einander mit den Spießen an die Hälſe. Das wollten die Edelſten und Verwandten nimmer leiden, und ſie mußten wieder davon ablaſſen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterſtand ſich Herr Martin den Wilibald wegen der Turnierſtrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu ſeinem Vortheil aufs Aergſte. Aber der von Schauenburg war geharniſcht und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht gethan. Und da die Sache auch bekannt war und am Tage lag, ſo ward erkannt und dem Zollner die Turnierſtrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das Ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er ſolches vermerkte, ſtieg er auf ſein Pferd, ritt aus dem Thor und ſagte, er wollte ſich nicht mehr zur Pauke machen laſſen, er werde ſeine Sache auf andere Weiſe mit Wilibald austragen und dieſen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Theilen verhütet, daß ſie nicht zuſammenſtießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu ſeinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing ſich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn ſo hart, daß er ſich ſeines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adam's Gefallen fügen mußte; in dieſen Vertrag wurden auch alle die eingeſchloſſen, welche in dieſer Sache angefeindet oder thätig geweſen waren.

---

*) Die Buchenauer und die Weſtfalen waren damals vor Andern wegen ihrer Straßengeſchäfte übel beleumdet.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe: es waren dort ſo viel Fürſten und Herren, auch Ritterſchaft, daß der Platz zu enge wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geſchieden, daß der eine Theil Vormittags und der andere Theil Nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Roſenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu thun, weshalb die von der Geſellſchaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen ſchlugen und auf die Schranken ſetzten. Was aber ſonſt in dieſem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, laſſe ich unterwegs, weil es zu hören verdrießlich und nicht beſonders nützlich zu vernehmen iſt.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turniere, das zu Stockgarten gehalten worden iſt, ſo ernſtlich wie zu unſern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürſten, Herren und vom Adel dahin, und ſonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit ſich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterſchaft. Er verklagte Herrn Georg von Roſenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg ſeine Antwort that. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und thun ſollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, ſondern er vermeinte, da ihm das Strafrecht zuerkannt ſei, ſo wolle er nach ſeinem Gefallen mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken ſetzen. Da ward weiter von den vier Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntniß belaſſen wollte, ſo dürfe ſich Herr Georg derſelben mit ſeiner Freundſchaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb ſich Herr Georg von Roſenberg bei der Geſellſchaft des Einhorn, in welcher er auch war, mahnte ſie an ihre Verſchreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntniß der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen laſſen. Das ſagten ſie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Geſellſchaft 35 Helme, ſie warfen unter ſich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibald's war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegen einander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, ſobald die Seile gehauen waren, durch, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, ſo daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in ſie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf verſuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein ſolches Gedränge, daß die Roſſe wie die Schweine gurrten und ein ſolcher Dampf von Leuten und Roſſen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenſtern das Turnier kaum ſehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Roſenberg auf die rechte Seite und Diez Marſchalk auf die linke Seite beordert, ſie wurden mit ihren Hengſten überrücks ausgedrängt, ſo daß ihre Roſſe auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit ſeinem Roſſe auf ſie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marſchalk, lagen unter den Roſſen, daß ihnen von den Andern die Gitter an den Turnierhelmen und ſie ſelbſt allenthalben ſo hart getreten wurden, daß ſie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete, rückte er an eine Ecke, ſeine Ordnung anders zu machen. Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Geſellen Raum, daß ſie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute ſahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen verſuchen ſollte, machten dieſe ihre Ordnung auch anders, das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wohl, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürſt, er würde ſich zuvörderſt vor den Frauen und Jungfrauen ſehen laſſen; wenn er alſo gedrungen käme, wollte man ihn einlaſſen und hinter ihm ſchließen. Der Anſchlag gerieth, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürſt vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen ſollte, ihm ward gewichen und er eingelaſſen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterſchaft drangen ihm hart nach, ſie wurden laut von den Gegnern angeſchrien gemach zu reiten, was ſie ihrem Herrn denn anthun, ob ſie ihn niederdrängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen ſtärker und härter verſucht, ſolange bis der Markgraf niedergedrängt war; da lag er, und es ging ihm wie es vordem den Andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umſonſt war, rückten ſie wieder auf eine Ecke.

Unterdeß gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen ihn aufzuheben. Das vermochten ſie aber nicht. Sie mußten das Roß abſatteln und zogen daſſelbe alſo aus dem Haufen heraus. Da ſtieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte ſo hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da ſchrie ihn Utz von Kinsberg an, was er thäte; der gemeine

Mann würde dafür halten, er wäre geſchlagen und auf die Schranken geſetzt; wenn es ihm gefiele, ſollte er hinter ihm aufſitzen, er wollte ihn zu ſeinen Geſellen bringen. Der Markgraf bedachte ſich, daß ihm ein Spott wäre hinter einem ſeiner Gegner zu ſitzen, und bat, man möchte ihm ſeinen Vetter den von Zollern in die Schaar zulaſſen, hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geſchah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Noth haben und ſie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, ſetzte er ſich wieder auf ſein Turnierroß und die Seinen machten den Anſchlag, ſie wollten, als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen, und dann wollten ſie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erſt recht ſchlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewohl ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben ſie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten nicht eher wiederzukommen, als bis ſie die Trompeten hörten. Die Markgräflichen aber verſuchten ſich wieder auf das Härteſte gegen ſie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen wäre, ſchickte er den Grafen Eberhard von Würtemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Roſenberg und ließ ihm ſagen, Markgraf Albrecht, ſein Herr und Vater, hätte ihn ausgeſchickt, daß er ihn ſchlagen ſollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verſtattete, er wollte ihm bei fürſtlicher Ehre und Glauben zuſagen, daß ihm nichts Weiteres angethan werden ſollte; denn ohne das dürfte er nicht in ſeines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Roſenberg antwortete, der Markgraf hätte ihn in ſeiner Klage ehrenwidriger That geziehen, wenn er ſich jetzt ſchlagen ließe, würde man annehmen, daß er ſich einer Schuld bewußt ſei. Das könne ihm niemand rathen, auch ſei er ſelbſt der Meinung das keineswegs zu leiden; wenn der Markgraf aber ſo große Luſt habe ihn zu ſchlagen oder ihm ſo mächtig daran gelegen ſei, ſo möchte er doch an einen beſtimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da ſolle er ihn nach allem ſeinem Vermögen ſchlagen; daſſelbe wolle er, Georg, auch wieder thun und das Spiel ſo lange mit dem Markgrafen treiben, als dieſem gelüſte. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblaſen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg von Roſenberg von Markgraf Friedrich ungeſchlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom ſchwäbiſchen Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köſtlich Banket zugerichtet, wozu ſie die ganze Geſellſchaft des Einhorns luden, dieſe mit Werken und Geberden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die ſchwäbiſchen Frauen mit ſchönen, ſubtilen Worten redereich ſind, ſo rühmten ſie die Einhörner hoch und ſagten, daß ſie ſich ſtolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, ſie wollten das auch nachher zu langem Gedächtniß ihren Kindern zu verſtehn geben, und begehrten darauf eines jeglichen Namen und Geſchlecht zu wiſſen. Aber der alte Markgraf wollte darnach ſeinen Sohn darum, weil er ſeinen Befehl und Geſchäft nicht ausgeführt hatte, weder ſehen noch hören, es wurde auch den von der Geſellſchaft des Einhorns nicht wohl aufgenommen, ſondern ſie wurden ſauer angeſehen. Doch verlor ſich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg ſeinem Herrn diente und für ſich ſelbſt oder ſeine eigene Freundſchaft nichts zu thun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Lande gemein, wie denn ſolcher Zank im Lande Franken ſelten ruht, ſo daß einige Freiherren und vom Adel mit einander zu ſchaffen hatten, einander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und ſolche Hantirung trieben. In dieſen Geſchäften diente er gern ſeinen guten Geſellen, die ihm ſchrieben, bewarb ſich darum und führte

Pferde, womit er ſich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürſten und Ritterſchaft machte.

Nun iſt wohl wahr, was Ovidius ſchreibt, und bewährt ſich auch oft, daß jede Frau von Ehre beſondere Liebe und Luſt, auch Wohlgefallen zu männlichen, unerſchrockenen, kecken, ernſthaften Mannen trägt, weil ſie gedenkt, daß dieſelben eher und tapferer für die Frauen wagen und thun als hausbackene und weibiſche Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß ſich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der verſprach er in der Abrede über ihre Liebſchaft ſich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten, und um ihrer Willen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ ſie ſich wieder hören: wenn er ſeinem Verſprechen nachkäme, wollte auch ſie nicht von ihm laſſen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mittheilen, ſoweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zuſtände und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geſchehen könnte, und ſie wollte, wie er bat, keinem Geſchwätz eines unnützen Kläffers Glauben ſchenken. Und ſie befahl ihm auch in ihrem Dienſt ritterlich und anſehnlich zu leben, dazu wollte ſie es ihm an nichts fehlen laſſen. Er richtete ſich nach ihrem Gefallen, ſuchte und veranſtaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und ſtach in köſtlicher Waffenkleidung, mit ſeidener Decke und was dazu gehört, meiſt Alles in guter Seide, mit köſtlichem Schmuck ſeines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und anderen Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder ſechs laufende Knechte, die in ſeidenen Kleidern ſeiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu ſolchem Spiel mit guter Zehrung verſehen, ſtets wohlbereitten und nach ihrem Wunſche mit ſeinen Knechten und Pferden im Sommer und Winter anſehnlich und wohl gerüſtet, ſo daß viele Leute, die ſeine Nahrung und Einkommen wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf iſt, ſehr munkelten. Und wiewohl dieſer Handel niemandem genau kund wurde, ſo wurde er doch aus Vermuthung vielfach gegen ihre Verwandten verſchmäht; deshalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte ſich aus der Gegend entfernen, er würde ſonſt um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zu Theil werden. Nun aber ging ihm ſein Verſprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte ſtets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reiſen, weshalb man nicht auflauern und ſein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Geſtalt, ritt zu Zeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutſcher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Ausſätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menſchen allezeit neuen Fund und Anſchlag eingibt. Und wenn ſich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau ſollte, mußte er über ein Waſſer kommen und darnach noch Felſen und Mauer an ſiebzehn Klaftern hoch hinaufſteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenſter eine ſtarke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er ſie in der Finſterniß deſto eher finden möchte. An die Schnur band er ſein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies alſo zog die liebhabende Frau hinauf, heftete und ſchlug den Haken des Steigezeuges ein, daß ihr Freund hinaufſteigen konnte. Und wie die Liebe ſtets mit bitterer Sorge, Angſt und Mühe gemengt iſt und die Freude, die aus ihr kommt, mit Trauer, ſo begab es ſich einſt, daß ſie einmal lange nicht bei einander geweſen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geſchehen, hatten ſie beide ſo große Freude, daß ſie das Steigezeug, das an dem Fenſter hing, vergaß. Aber da dies nicht beſchwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken ging heraus und das Zeug fiel über den Fels ins Waſſer, worüber ſie beide übermäßig ſehr erſchraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handſchuh zuwege gebracht; die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettſtange, legte die quer unter das Fenſter und ließ das andere über das Fenſter hinuntergehn. Die Frau und er geſegneten einander mit den hübſcheſten Worten, die ſie zuwege bringen mochten. Jeder werthe Mann, der von Frauenliebe zu ſeiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlſchaft getrieben hat, kann wohl abnehmen, welcher Art und wie bitter der Abſchied geweſen iſt. Darnach zog er die Handſchuh an, gab ſich für das Wagniß in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felſen hinabzukommen. Die Frau legte ſich in ihrer Treue auf die Bettſtange dieſe zu halten, daß ſie nicht überſchlug und ihren Allerliebſten zum Falle brachte, ſie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, worauf die Leinwand gemacht war, das drückte ſie ſo hart, daß ſie in den Schrei ausbrach: „Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichſt mir die Hände!“ Da erſchrak der gute Geſelle über die Maßen ſehr, und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hauſe ſtak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf ſtand er und erhielt ſich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leiſe zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er ſich zu Thal, aber die Leinwand ſchnitt ihm durch die Handſchuhe ſo ſehr in die Hände, daß er ſolches keineswegs länger ertragen konnte, er fing alſo die Leinwand in beide Arme und drückte ſie an ſich ſo gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Thale, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Miſthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er ſich raſch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und that wie der Wolf, der in einem Dorfe geraubt, ſah ſich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemanden gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bauſch vernäht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin ſein mochte, kam ihm der Fürwitz das zu beſehen. Er trennte es auf und fand hübſche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenſchnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köſtliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er ſich viel mehr, weil er Gunſt und Liebe der Frau deutlich daraus merkte, als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz darnach begab es ſich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürſten, Fürſtinnen, Grafen, Herren, Ritterſchaft, viele höfiſche Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibald's Frau und höchſte Freundin war daſelbſt. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Muth machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein ſeltſames und abenteuerliches Ritterſpiel zu beginnen, und beſprach ſich mit Herrn Eberhard von Brandenſtein, der in ſeiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geſelligkeit und ein unerſchrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in ſeiner Tartſche einen Spiegel haben ſollte und auf dem Haupte keinen Rennhut, ſondern aufgewaſchenes und geſchmücktes Haar und ein hübſches Kränzlein, und wer von ihnen am nächſten zu dem Spiegel in der Tartſche träfe, ſollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden werth war. Sie kamen alſo in ihrem Schmucke auf die Bahn und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüſteten ſich zum Treffen, da ließen Herzog Ernſt und Herzog Albrecht, beide Fürſten von Sachſen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz, den oberſten Marſchalk, und durch Herrn Heinrich von Einſiedel ſagen, wollten ſie rennen, ſo müßten ſie ſich mit ihren Hüten und was ſonſt zum Rennen gehört, wie andere Ritterſchaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürſten Wille nicht anders wäre, ſo wollten ſie noch ein- oder zweimal umreiten und darnach abziehen. Sie hatten ſich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen ſolches Rennen nicht gern zugeben würde, und deshalb beſprochen; ſie ſprengten alſo plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenſtein traf eine Ecke des Bretleins, worein das Spiegelglas geſetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhard's Tartſche. Darüber entſtand ein Streit zwiſchen ihnen, Wilibald meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinods verluſtig, und Herr Eberhard ſagte, die Bedingung wäre geweſen, wer dem Spiegel zunächſt träfe, er hätte das Bret getroffen, das zu dem Glaſe gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten ſie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen geweſen, wer am beſten ſeine Mitte oder einen andern Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehren wurde ein Ritterrecht niedergeſetzt zu entſcheiden, aber mit Wilibald ſo viel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Darnach begab ſich's, daß Haubold von Schleinitz ſeine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten ſich der Bräutigam und Wilibald und rannten mit einander hinter Kiſſen, die ſie anſtatt der Tartſchen vor ſich hingen, ſie ließen aber gutes, ſtarkes Stahlblech in die Kiſſen und Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten geſtreifte Leinwand und hinten auf den Pferden Bettleinwand. Beide trafen richtig die Kiſſen, ihre Harniſchmeiſter riſſen die Speerlöcher in den Kiſſen weiter, ſo daß der Wind die ausgeſtobenen Federn ſo weit trug, als die Bahn war, und die Leute beſtäubte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen luſtig anzuſehen.

Darum hab' ich ſolches hergeſetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis ſein Herz und Gemüth einer werthen Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugeſellt werde, denn ſie erlöſt ihn von den unehrlichen Händeln und daß er ſich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande, dort Ehr' und Preis zu ſuchen, und hindert ihn bei ſeinen Bauern in den Wohnhäuſern zu bleiben und von blauen Enten zu ſchwatzen.“

So weit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantiſches Verhältniß zu einer Fürſtin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er ſich geſellte. Und ebenſo raſch ſchwand die letzte Romantik des abſterbenden Ritterthums aus den Seelen der Junker. Die Turniere des 15. Jahrhunderts waren nur ein ſchwaches Nachbild des glänzenden Ritterſports unter den Hohenſtaufen. Und es iſt ein Irrthum, wenn man ihnen irgend einen weſentlichen Antheil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuſchreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugſchrift, welche jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde und Männern und Frauen den Wunſch erregte, die krauſen Buchſtaben perſönlich kennen zu lernen.

12.

Die frommen Landsknechte.

(1492.)

Vor Beginn des Jahrhunderts, in welchem über dem ſelbſtſüchtigen Treiben der Geſellſchaften ſich einzelne ſtarke Menſchen erheben, um dem Leben der Deutſchen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es noch einmal auf die politiſchen Verhältniſſe des Reichs aufmerkſam zu machen. Dies ſoll geſchehen durch Bericht über eine Genoſſenſchaft, welche von allen den größten Einfluß auf die Erfolge der deutſchen Kaiſer ausgeübt hat, und dem Hauſe Habsburg darum zum Verhängniß geworden iſt, weil man dieſelbe nicht rechtzeitig neuzugeſtalten verſtand.

Im Jahr 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Huſſiten aufgeboten, ein Cardinal hatte die Waffen geſegnet, die ſeidenen Banner der deutſchen Fürſten ſtanden dicht gereiht, Erzbiſchöfe und Biſchöfe in prächtigem Federſchmuck, der Kurfürſt von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenöthigt war, der Kurfürſt von Sachſen mit der päpſtlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der ſchwäbiſchen Ritterſchaft, die großen Büchſen der fränkiſchen Reichsſtädte, ein Lehnsheer von 14,000 gerüſteten Pferden, 80,000 Mann ſtreitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh ſchmachvoll beim Herannahen der ſchwächeren Huſſitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, unermeßliche Beute ſielen in die Hände der Böhmen, 11,000 Deutſche wurden in den Wäldern getötet. An dieſem elenden Tage von Tauß war das Banner der Stadt Straßburg das letzte, welches den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertſtreich, wohl die größte Schande, welche je ein deutſches Heer erfahren; ſeitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in ſeiner Zuſammenſetzung aus zahlloſen Truppentheilen und uneinigen Fürſten eine ebenſo kraftloſe Einrichtung geworden war wie das deutſche Reich ſelbſt; man ſuchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zuſammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborne Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geſchaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt. Denn das Landsknechtheer iſt in ſeiner Taktik, ſeinen Gewohnheiten, in ſeinem Gericht und Recht nichts Anderes als das alte Volksheer der Merovingerzeit, welches durch die Vaſallenreiterei ſeit den Jahren Karl's des Großen in die zweite Schlachtreihe zurück gedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbeſtanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Maſſe der aufgebotenen Landleute, welche dem Vaſallenheer nach Hofrecht folgten, ſondern als ein Fußvolk Freiwilliger, welche, wie ihre Ahnen, ſich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinſamer That und Gehorſam unter dem Führer, der ſie gerufen hatte oder den ſie ſich ſetzten. Sie richteten ihre Genoſſen ſelbſt durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, ſie wollten Freie ſein, die ohne Erlaubniß eines Herrn reiſen durften und Urtheil finden über freie Männer. Aber zuverläſſig wurde auf die perſönlichen Rechte, welche die Genoſſen in der Heimat beſaßen, ſeit früheſter Zeit wenig Rückſicht genommen.

Im Jahr 1276 kämpſt eine ſolche Schaar, die gegen Sold und auf Beutetheil geworben iſt, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen, und dieſen durch das ausfallende Löſegeld den Beuteantheil verringern, gerathen die Söldner in Empörung und verweigern ferneren Dienſt.*) Hundert Jahre ſpäter bezahlen Ulm und der ſchwäbiſche Städtebund Fähnlein derſelben freien Knechte, welche ſich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen; ſie waren damals eine ſehr tüchtige Schaar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbruſt, 70 Mann derſelben trieben 60 Reiſige, Ritter und Knechte, ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in dieſem Jahre ſehr gut. Seitdem ſpielen ſie bei jeder größern Fehde und jedem Kriege mit, unter verſchiedenen Namen und mit ſehr wechſelnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als ſchwarze Garde gegen die Dithmarſen, bilden als „Ruter" die wehrhafte Bemannung der Hanſaſchiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutſchen Städte. Schon damals war viel Geſindel unter ihnen, welches Krieg und Fehde zu wüſtem Raub benutzte; dieſe plündernden Nachzügler, welche man Böcke nannte,**) fanden als Gefangene hartes Gericht, ſie wurden im Gefängniß der Städte ſchwebend an Ketten geſchloſſen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reiſige mit eigenem Pferde der Beute nach, ſie geſellten ſich am liebſten den Burgherren zu und müſſen für beſonders ſchädlich gegolten haben, denn unter Kaiſer Friedrich III ward verordnet, daß ſie nirgend geduldet werden ſollten, wenn ſie nicht Diener eines Herrn, eines Junkers, einer Stadt wären.***) Trotzdem dauern ſie noch zweihundert Jahre ſpäter als Einſpännige in den deutſchen und ſchwediſchen Heeren.

---

*) Annales Basileenses ad a. 1276.

**) Von pocken, rauben.

***) Reform von 1442, § 7.

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihren Zuzug ſandte, beſtand er gewöhnlich aus dieſen geworbenen Söldnern, und reiche Städte ſuchten etwas darin, ihre Mannſchaft durch gleiche bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, deſſen ſich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Hartſchiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des 15. Jahrhunderts war jedes größere Kriegsheer zuſammengeſetzt aus den Truppenabtheilungen, welche Fürſten oder Vaſallen und Städte aus Lehnspflicht ſendeten, — auch dieſer Auszug zum Theil geworbene Leute, — daneben gemietheten Söldnern zu Fuß und zu Roß. Und dieſer Theil galt für den Kern des Heeres. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, meiſt zu doppeltem Monatsſold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht feſtgeſetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältniß zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geſchütz und Geräth, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfniß nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entſcheidung des Kampfes ſteht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reiſigen im Ganzen die zuverläſſigere Truppe, denn es war leichter auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein ſeltſames Gebilde, ſchwer zu behandeln. Eine große Bruderſchaft, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Mühſal und Entbehrungen, aber immer eine Genoſſenſchaft, die eigenwillig befand, ob ſie ſchlagen wollte oder nicht.

Die Landsknechte ſchafften ſich ſelbſt Waffen und Kleidung, waren entweder Spießknechte oder Büchſenknechte, die erſteren mit ſtärkerer Rüſtung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Geſellſchaft gleich berechtigt. Sie leiſteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge, und zogen zum Heere mit einem Buben oder einem Weib, das ſie ſich geſellt hatten. Ihr Troß war alſo nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger maſſenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahr 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20,000 Fußknechten 4000 Weiber; auch dieſe wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profoß befehligt, hatten ein eignes Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf.*)

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindſchaften, ſie vertrugen ſich ſchlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den öſtreichiſchen und burgundiſchen Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebſten franzöſiſchen und italieniſchen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politiſche Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht ganz gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schweizer außer Handrohr und Spieß auch Hellebarden in größerer Zahl. Dagegen war wieder gute Freundſchaft zwiſchen Schweizern und Frieſen. Beide wußten im 15. Jahrhundert zu erzählen, daß einſt Frieſen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karl's des Großen ſich in Schwyz niedergelaſſen und die Ahnherren der Schwyzer geworden wären. Beider Stärke beſtand in dem freien Bauernſtand, beide duldeten keine Herren über ſich, und in ihren Briefen nannten ſie einander Söhne und Vettern. Die Landsknechte aber waren zum größten Theil Oberdeutſche und viele Stadtkinder darunter. Doch trotz der Feindſchaft behandelten dieſe Gegner einander faſt ausnahmslos als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, welche in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutſchen Landsknechten zuſammenſtießen, grobe und unchriſtliche Sitten, ſie nahmen niemand gefangen, denn ſie bekamen für jeden abgeſchnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und ſie ſchnitten Köpfe ab, wo ſie irgend Gelegenheit fanden; dieſe erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

---

*) Ueber das Landsknechtheer der folgenden Zeit, Werbung und Bewaffnung vergl. Bd. III der Bilder, Nr. 1 und 2.

Das Leiden des Landsknechtheeres war, daß jeder Kriegführende die Landsknechte nöthig hatte, und daß keiner ſie zu bezahlen vermochte. Das Dienſtverhältniß beruhte auf Vertrag, beide Theile hatten zu leiſten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienſt. Wurde der Sold nicht gezahlt — und das geſchah ſelten regelmäßig, ſelten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zu Gute kam, und zuweilen nach den erſten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abſchlagzahlungen: dann war nach Anſicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere ſtand frei, ſich anderweitig zu vermiethen. So kam es, daß den Landsknechten eine aufſäſſige und meuteriſche Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldſachen häufig durch böſes Gewiſſen gedrückt, hatten geringes Anſehen und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, welcher kein Geld ſchaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln die Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung ſeiner Mannſchaft abgeriſſen war, dann wurde eine Uebereinkunft getroffen, die Knechte nahmen einmal Gewand ſtatt Geld, und Hauptmann und Leute freuten ſich, daß ſie in gleichen Farben, z. B. ſchwarz und weiß einhergingen. Zuweilen half. dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn er ſie feierlich anredete. Er mußte ſich eine wohlgeſetzte Rede ausdenken und darin durch gute Verſprechungen tröſten. Es war ihm aber nützlich, wenn er vor ſolcher Verhandlung mit den eigenen Knechten ſich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Erfuhren während ſolcher Geldnoth die Knechte, daß eine Geldſendung beim Heere angekommen war, ſo bemächtigten ſie ſich vielleicht gewaltſam des Geldes, um ſich den Sold zu ſichern, ja ſie nahmen die Geldladung weg, wenn man ihnen auch gerade nichts ſchuldig war, weil ſie behaupteten, daß ſie ſich vorſehen müßten und daß man am Ende eher die Reiter als ſie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, ſo plünderten ſie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten Raub, wie es Brauch war, vertheile. Selten gelang es, einen einflußreichen Offizier niederen Ranges oder die Anſtifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, und in dieſem Falle brach vielleicht die Meuterei aus, und der Feldherr mußte ſich durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber die Brüderſchaft, welche ſich am Fahnenſtock zuſammengeſchworen hatte, beſaß ſogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorſam, welcher für dauernde militäriſche Erfolge unentbehrlich iſt. Wie ſie im Soldatengericht, wo der Profoß anklagen mußte, ſelbſt erkannte, ob ein Geſell ſich als unehrlicher Soldat gehalten habe, ſo wollte ſie auch vor jeder Kriegsunternehmung, welche Leib und Habe in Gefahr ſetzte, mitſprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte ſie zuſammenrufen, anreden und für ſeine Abſicht gewinnen. Zuweilen verſagten die Gerufenen. Wenn es ihnen in den Quartieren gefiel und ſie nicht den Angreifer vor Augen ſahen, ſo wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei gute Beute nicht zu hoffen war. In den Quartieren waren ihre Weinwirthe und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürchtete für ſeinen Kramſchatz oder ſcheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg ſeinem Ende nahte und nicht ſo reiche Plünderung gewährt hatte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute verthun wollten, dann ſchieden ſich feindlich die Intereſſen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte ſuchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß ſie den entſcheidenden Schlag verweigerten, oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heere verhandelten und ein ſtilles Abkommen ſchloſſen, das kriegeriſche Geſchäft zu gemeinſamem Vortheil fortzuſetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Landsknecht wieder in unſicherer Reiſe laufen müſſe. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, ſo ballten ſie ſich vielleicht zu einem Haufen zuſammen, ſetzten ſich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landſchaft, bis ſie durch Gewalt zerſtreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem ſie ſich verdangen.

Kam man an den Feind und ſtand ein Zuſammenſtoß bevor, ſo galt es den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Verſprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche niedere Offiziere gewonnen, welche berichteten, ob das Heer in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verſtrickten ſich die Landsknechte noch einmal mit Glauben und Eid unter einander, die Schlacht zu gewinnen, die Feſtung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder, — die Schweizer ſenkten betend auch den Oberleib zur Erde, — ſie ſprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdſcholle oder Handvoll Staub hinter ſich. Die Schlacht war ein Kampf zweier großer quadratiſcher Gewalthaufen, welche aus den einzelnen Fähnlein zuſammengeſtellt waren; vor dem Zuſammenſtoß dieſer Haufen galt es, den Feind durch das zerſtreute Gefecht der Armbruſt- und Büchſenſchützen zu ſchwächen, aber der Dienſt dieſer Vortruppen oder laufenden Knechte war noch ſchlecht ausgebildet. Sie liefen nach einigen Schüſſen ihrem Gewalthaufen zur Seite und in den

Rücken, die Lockerung der feindlichen Maſſe hing vorzugsweiſe von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zuſammenrennenden Haufen ab. Bei dieſem Zuſammenlauf waren die erſten Glieder — die Doppelſöldner — am meiſten gefährdet, wohl die Mehrzahl darin wurde erſtochen; die Fahnen ſtanden deshalb erſt im vierten und fünften Gliede. Um die Gefahr dieſes Zuſammenſtoßes zu verringern, wählte man im 15. Jahrhundert zuweilen verzweifelte Geſellen, welche bereit waren ihr Leben gegen beſondern Lohn in die Schanze zu ſchlagen; auch wer Arges verwirkt hatte, konnte ſich durch ſolchen Dienſt von der Strafe löſen. Dieſe „Katzbalger“ wurden mit Hellebarden vor der erſten Reihe der Knechte aufgeſtellt und ließen im Augenblick vor dem Zuſammenſtoß die Hellebarden in ſchrägem Hiebe auf die Speerſpitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken ſprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hintern Glieder, verhältnißmäßig ſicher, drückten ihre Vorkämpfer unabläſſig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei dieſem Wogen der Maſſen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfelde ſo groß, daß man die Ausſicht verlor, ſogar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann ſchlugen die Muthigen ſo lange in einander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer Anderem auch ſehr von Sonne und Wind ab. Die Entſcheidung aber war in den meiſten Fällen vollſtändig, denn der Haufe, welcher ſich zuerſt zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, welcher maſſenhaftes Niederſchlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das ſiegreiche Heer völlig den Zuſammenhang, und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind im Stande war, noch eine taktiſch zuſammenhängende kleine Minderzahl gegen die zerſtreuten Sieger zu führen. Man ſuchte deshalb wohl einen Haufen für ſolche Entſcheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reſerven wurden erſt in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgſte Schwäche dieſer Gewalthaufen war, daß ſie zwar eine ſtarke Front hatten, aber leicht zerſprengt wurden, wenn die Feinde in ihre Seiten drangen; erſt als die Handrohre der Schützen ſchneller feuerten und dieſe Truppe verläßlicher ward, ſuchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu ſichern. Die Reiterei kämpfte in dieſer letzten Zeit ſelten gegen die Landsknechte, ſie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolks, ihre Thätigkeit war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des Heeres griffen alſo im Kampf faſt gar nicht in einander. Die Artillerie endlich wurde in Poſitionen aufgefahren, die ſie ſelten verließ, ſie half die Aufſtellung ſchützen, aber leiſtete geringen Dienſt bei der Entſcheidung. Nach jedem Sieg wurde „gebeutet“, die geſammte Beute auf einen Haufen zuſammengebracht und vertheilt.

Daß der Befehl über ein ſolches Heer keine ſorgenloſe Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten, ſich für wichtige Fälle den Gehorſam zu ſichern, durch Redlichkeit, einen demantharten Muth, der jede Probe aushielt, durch überlegenes Weſen, dem ein Strich von volksthümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet ſein gegen zahlloſe Kränkungen, die er ſelbſt erfuhr, und gegen die Verwüſtungen und Unmenſchlichkeiten, welche durch ſeine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wohl, daß Heervolk ſich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Geſellſchaft überall, wo ſie durchzog, „ſich behalf“, indem ſie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deshalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des eigenen Kriegsherrn längs der Heerſtraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man ſehr ſchonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entſchädigungsſummen geſtillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der Rache und den Ueberfällen der Bewohner zu bewahren, dann marſchirte man in breiter Ordnung in großen quadratiſchen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Der oberſte Hauptmann einer ſolchen Geſellſchaft war vielleicht der große Unternehmer, welcher das Geld für Werbung und Ausrüſtung vorgeſchoſſen hatte, unter dem Zauber ſeines Namens war das Heer zuſammengelaufen. Auch er faßte als einen Vertragsbruch gegen ſich, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiſer und Reich in ſolchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzogs Albrecht von Sachſen, der die Regierung ſeines eigenen Landes vernachläſſigte und große Summen aus dem Erbe ſeiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienſte zu thun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beſte Stütze der kaiſerlichen Familie war. Er hatte als oberſter Feldhauptmann im niederländiſchen Kriege über 300,000 Gulden für Sold und Ausrüſtung vorgeſchoſſen, und König Maximilian, der für ſeinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des Herzogs Noth und Drängen. Da wußte der Fürſt — wohlgemerkt, während er für den Kaiſer gegen Frankreich im Felde lag — ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſein Heer und ſeine Dienſte dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht wider König Maximilian und das deutſche Reich gebraucht zu werden, einer unnöthigen Bedingung, denn wenn er das kaiſerliche Heer zu den Franzoſen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zu Gunſten Frankreichs entſchieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld, ein neues zu werben, und dieſer Uebertritt des ſächſiſchen Fürſten wurde eine Niederlage für das Reich. Die Bedingungen des Geſchäftes waren durch ſeinen Unterbefehlshaber am franzöſiſchen Hof vereinbart, als König Maximilian erfuhr, daß der treue Herzog dieſen verzweifelten Weg eingeſchlagen hatte, ſich bezahlt zu machen. Da endlich ſandte der König ſeinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Verſprechungen, und ſchloß einen neuen Vertrag, ihn nach und nach zu bezahlen. Es iſt durchaus nicht zu erſehen, daß dieſe vorübergehende Meinungsverſchiedenheit das gute Verhältniß zwiſchen dem König und dem Herzog geſtört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genoſſenſchaft entſchieden durch faſt drei Jahrhunderte das Geſchick unſeres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird ſehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren, eine feſte ſtaatliche Ordnung zu erſetzen. Wer jetzt gegen ſtehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unſere Vorfahren, welche nicht im Stande waren, ein ſtehendes Heer zu unterhalten, eben darum in faſt unaufhörlichem Kriegszuſtand und einer höchſt jammervollen Unſicherheit der Perſon und des Eigenthums lebten, und wenn ſie ein Heer warben, ſo viele Koſten und ſo großen Verluſt durch Raub und Selbſthilfe der Söldner erfuhren, daß der Schaden des geſammten Volkes ganz unberechenbar größer war als die Verſicherungsgelder, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich daß trotz aller Koſten und aller Verwüſtung doch die Erfolge der alten Heere höchſt zufällig und unſicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, deſſen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und ungeheuerlich erſcheint, eine entſchiedene Beſſerung im Vergleich zu der früheren Zeit der berittenen Vaſallenſchaaren. Denn es war ſeit Entſtehung einer beſoldeten Infanterie doch leichter, das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen, und der Fürſt, welcher Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann beſaß, durfte Erfolg hoffen. Seitdem wurde den Fürſten erſte Bedingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzuſtellen, ſich reichere Geldquellen zu eröffnen; dies Bedürfniß drückte zunächſt den Landmann herab, welchem Ritter und Geiſtlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmählich die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landſchaft und wurde die große Verlegenheit und das beſte Hilfsmittel der fürſtlichen Macht. Erſt im dreißigjährigen Kriege kamen die Fürſten zu der Erkenntniß, daß ein ſtehendes Heer mit feſtem Sold und einer Ausrüſtung, die ſie ſelbſt beſorgten, ſehr viel billiger ſei als Fähnlein, welche für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geiſtloſe, oft roh gewaltſame Regiment des fürſtlichen Staates war ein weiterer nationaler Fortſchritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus der alten lockeren Verbindung von Genoſſenſchaften und Privatvereinen heraushob; und ebenſo war das kriegeriſche Werkzeug dieſer Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürſten, trotz der Rohheit und dem tyranniſchen Zwang eine Erlöſung des Volkes von dem wüſten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirthſchaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Anſchaulichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt. Er iſt in der Lebensbeſchreibung deſſelben fränkiſchen Edelmanns enthalten, welcher von den letzten Ritterfahrten des deutſchen Adels erzählt hat. Zum Verſtändniß wird kurz an die politiſchen Verhältniſſe erinnert. Nach dem Tode Karl's des Kühnen von Burgund (1477) war endlich ein Plan des alten Rudolf von Habsburg in Erfüllung gegangen, ſein Geſchlecht erhielt durch Vermählung des Habsburgers Maximilian mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, welches die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerriſſen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Theile der Erbſchaft abgetreten, andere verſprochen wurden. Als Maria im Jahr 1482 ſtarb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Margarethe, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafſchaften Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarethe dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Ränke Frankreichs hörten darum nicht auf; im Jahr 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundſchaft entſetzt. Er löſte ſich aus dem Gefängniß, indem er unter anderm eidlich gelobte der Regierung zu entſagen, und ſtellte dafür Geißeln, aber er hielt den Vertrag nicht und verrieth ſeine Geiſeln, von denen Philipp von Cleve ſofort zur franzöſiſchen Partei übertrat. Die Gefangenſchaft Maximilian's brachte in Deutſchland eine kleine Aufregung hervor, ſein Vater, Kaiſer Friedrich, begann langſame Rüſtungen, die eifrigſten Herzog Albrecht von Sachſen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu ſeinem Tode 1500 gegen die franzöſiſche Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiſerlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechſelndem Erfolg, im Ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahr 1492 landete Heinrich VII als Bundesgenoſſe Maximilian's mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einſeitigen Frieden mit Frankreich zu ſchließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahr 1493 den größten Theil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahr 1492 wie folgt.

„Der König von England ſchlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1,800,000 Gulden, und traf mit ſeiner Landſchaft das Abkommen, gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwiſchen den beiden Königreichen iſt; er beſtellte über 400 große und mittle Schiffe, die beſten, ſo er in ſeinem Reich, in Holland und Seeland zuwege bringen konnte, die ihm alle gegen ſeinen Sold nach England gebracht wurden. Dieſelben füllte er mit Leuten, Proviant und Geſchoß und Allem, was ins Lager gehört, und ſchiffte ſo mit 22,000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da ſchickte er feierliche Botſchaft zu Herzog Albrecht von Sachſen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ ſie an alte Treue und Hilfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat aufs Allerfreundlichſte auch ihm Hilfe und Beiſtand zu thun. Der hochgemuthe und ritterliche Herzog Albrecht, deſſen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte ſchicken, und ſobald er ſich gerüſtet, wolle er in eigener Perſon mit allen ſeinen Grafen, Landherren, Edlen und Reiſigen bei ihm ſein. Der Herzog ſchickte ſeinen werthen Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem König zu Hilfe, in der Abſicht ſpäter nachzuziehen.

Nun lag die engliſche Rüſtung noch zu Calais, und als der Hauptmann ſich auf zwei Tagereiſen genähert hatte, kam ihm eine Botſchaft von einem Capitän, welcher der Griſon hieß und noch drei oder vier andere Hauptleute ſeines Volkes bei ſich hatte. Der ließ dem von Schauenburg ſagen, wenn er nebſt ſeinen Knechten mit ihm ziehe, ſo wollte er verſuchen ihm in die große Stadt Antricht, die ſie zu welſch Arras nennen, Eingang zu verſchaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewohl jede der beiden Städte ein feſtes Schloß hätte, wollten ſie ſich doch mit Gottes Hilfe unterſtehn auch die Klauſen (Citadellen) zu erobern. Der Hauptmann ſorgte, und mochte dem Griſon und ſeinen Geſellen nicht vollen Glauben ſchenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und ſagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn fröhlich auf dieſen Anſchlag zu ziehen, und verſprach mit ſeinen Geſellen von der welſchen Garde, an 500 Pferde, deren Hauptmann er war, bei ihm Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ ſich überreden, las aus ſeinen Knechten die 1500 beſten; die andern 2500 ließ er ſeinem Stellvertreter, daß dieſer dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereiſe unter Calais, warte, ob ihm ſein Anſchlag gerathen würde.

Der Hauptmann kam mit ſeinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta, — es war zu der Zeit an Hans von Dettingen als Mitgift ſeiner Gemahlin gekommen, — von da hatte er noch 18 (belgiſche) Meilen gen Arras, er beſtellte auf allen Straßen und Päſſen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung ins Land käme. Er zog aber mit ſeinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Wegs an die Stadt. Indeß war Loi de Wabre mit ſeinem reiſigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm geſtoßen, er ließ Reiſige und Fußvolk zuſammenziehen, gab ihnen ſeinen Anſchlag zu verſtehen und ſagte ihnen, ſie ſollten ihm geloben und ſchwören, im Fall ſie mit Gottes Hilfe die Stadt eroberten, keinem Menſchen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu laſſen; er aber wollte ihnen wieder geloben und ſchwören, daß er jeglichem Reiſigen und Fußknecht einem wie dem andern ſtatt der Beute drei Monat Sold geben wollte. Darüber wurden ſie einig, ſchwuren alſo das einander zu halten und zogen auf ſolchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reiſigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näher zöge, möchten die Pferde ſo ſchreien, daß die Wächter ſolches auf der Mauer hörten und vor dem Anſchlag gewarnt würden. Er legte ſich mit ſeinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Griſon käme oder das Wahrzeichen gäbe, das ſie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, ſollten ſie unten im Graben auch einen Schrei machen, dann wäre Alles in Ordnung. Und als ſie ſo lagen und auf die Zeichen warteten, waren von ungefähr etliche Franzoſen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und ſtießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geſchrei: Teutſch, ſtich tot.

Der Hauptmann erſchrickt mit Fug, da er eine Verrätherei beſorgt, und mahnt die Knechte in die Ordnung, der Trommelſchläger fährt in die Höhe und ſchlägt Lärm, da ſpringt gar ein redlicher Knecht zu ihm und ſticht mit einem Brotmeſſer einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden ſie gewahr werden. Indem rannten die Franzoſen hinweg, daß niemand in der Nacht wiſſen konnte, wo ſie blieben. Und während ſolchem Alarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botſchaft, daß die Stadt geöffnet ſei, er ſolle mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß Wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Alarm gehört, und wenn ſie darüber die Thore geöffnet hätten, müßte das ſicherlich eine Verrätherei ſein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihm ein zweifelhaftes Glück einmal die Verrätherei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadre's Rechtſchaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und ſetzte ſeine Sache meiſt auf Gott, den der ſtarke mannhafte Mann in allen Nöthen durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten ſoll, denn er dachte, er wäre einmal da und könnte nicht zurück. Er ſchrie die Knechte alſo an kecklich vorzurücken, befahl etlichen Hauptleuten in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht „burgundiſch“ ſchreie, alles tot zu ſtechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht verſammle oder zu Hauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Thore noch zu. Sie machten ein Gerüſt mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüſt hinüberrutſchte, und als dieſer auf die Mauer kam, ward er gefragt, ob er die Feinde um ſich ſähe oder vernähme. Der ſagte, er ſähe und vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen ſeiner Trabanten mit Namen Kunz bei ſich, dem verſprach er eine Summe Geldes, der machte ſich auf dem gedachten Gerüſt zu dem erſten Knecht hinüber, und ward ihnen befohlen in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag, einen großen Hammer zu holen und zu verſuchen, ob ſie das Pförtlein öffnen könnten. Das geſchah, ſie ſchlugen die Schlöſſer ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinſchlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Küraſſer und Kriegsvolk der Franzoſen, die darin lagen, auch aufgeſtört und drangen in einer Gaſſe daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu ſich, lief den von der Stadt entgegen, ſchrie ſie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erſchraken, dachten, daß allbereits der ganze Hauſe da wäre und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indeß wurden die großen Thore auch geöffnet und aufgebrochen, und drangen die Reiſigen, denen Botſchaft geſandt war, heran. Jeder Bürger, der in ſein Haus konnte, hatte dies verſperrt ſo gut er mochte, denn was außerhalb der Häuſer betreten wurde, ward erſchlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm ſein Pferd. Er ſaß auf, ſprengte von einer Schaar zur andern und befahl, was jedermann thun und laſſen ſollte. Er ließ ausrufen, alle, ſo burgundiſch ſein wollten, ſollten ſich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehn. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gaſſen ohne Wehr zu der Kirche, indem ſie ſchrien „zu Burgund“. Einer hatte ſich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie ſie das in ſolcher Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den beſten Knechten beſetzen, ſo daß niemand herauskonnte, und ließ die Frauen alle nach Hauſe gehn. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, welches die Feinde noch inne hatten. Die Schlöſſer aber beider Stadtſeiten hatten Pforten auf das Feld, ſo daß ſie ſich ohne alles Hinderniß nach Möglichkeit ſtärken und Leute, ſo viel ſie wollten, einlaſſen konnten. Ferner lag der Hofmeiſter des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10,000 Mann zu Roß und Fuß ſtark, mit tüchtigem Volk in den nächſten Flecken, vier, ſechs und acht Meilen Wegs. Daraus entſtand dem Hauptmann nicht geringe Beſorgniß; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit ſehr müde, hätte auch nicht vermocht wieder aus dem Lande zu kommen, wenn der von Cordis ſolches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß ſchanzen und gab den Knechten auch viel Holz, Leitern und Anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchſen im Rathhauſe gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim erſten Schuß zerſprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte ſtellten ſich zum Sturm; darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wabre, um ein Geſpräch bittend. Dieſer gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieſer es verboten, und ließ die Forderung an dieſen gelangen. Der von Schauenburg forderte ſeine Knechte zu einem Geſpräch. Loi verhandelte mit den im Schloß, kam und ſagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung ſtehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt, und ſchrien laut, ſie wollten ſolche Bedingungen nicht annehmen, ſondern ſtürmen. Weber unterzog ſich neuer Unterhandlung und beſtand zuletzt darauf, die Feinde ſollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten und die Reiſigen darunter ſollten 1200 Gulden für Paſſeporten zahlen, ſo wolle man ſie mit Pferd und Harniſch ziehen laſſen. Denn die Knechte ſagten, die Reiſigen wären reich, ſie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harniſch, ſie möchten hinziehen und wieder an einen friſchen Krieg gedenken, wenn dies verſchlemmt ſei, ſie, die Knechte aber wollten auch davon gewinnen. Dieſe Paſſeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet. Die Franzoſen meinten, ſie wären wohlfeil davon gekommen, ſie waren froh und der andere Theil noch froher, daß man ihrer ſo ledig war und die Sache beſſer beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadttheil zu bewahren. Herr Wilibald beſetzte den Stadttheil und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler ſchlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern, und zog ſo mit ſeinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man ſtürmte ritterlich mit aller männlichen Kraft, der vorigen Müdigkeit vergeſſend.

Da die Franzoſen den ernſtlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen erſahen, wurden ſie weich und verzagt, und wiewohl ſie den oberſten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei ſich hatten, wichen ſie doch zur hintern Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerſtand auch das andere Schloß mit Sturm genommen. Aber die Knechte folgten den Feinden in das Feld nach, erlieſen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn er war groß, feiſt und unvermögend zu laufen, ſie brachten ihn ſammt ſeiner Taſche, darin viel goldene Ketten, Paternoſter, goldene Kreuze, mancherlei Zierat gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieſer beſtellte die beiden

Schlöſſer und Städte nach ſeinem Nutz und Vortheil ſo, daß er ſich getraute mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge in Nothdurft wohl beſtellt waren und ſich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte umſah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cerclement, der vorgemeldete Hauptmann, ſeine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrath nach Landesſitte gefunden wurde. Nun bedarf es nicht ſonderlichen Schreibens über den Kriegsgebrauch in Niederlanden, denn unſere Landsleute haben darüber ſo viel erfahren, daß er wohlbekannt iſt. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmanns das hohe Lob der Deutſchen, wie die alles Frauengeſchlecht ehren, ſie hatte auch erfahren, daß der oberſte Hauptmann ein Hochdeutſcher war, von werthem, edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Noth ſchneller als die Männer mit Antwort und Anſchlag ihren Vortheil erdenken, ſo trug ſie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldſtoff, Ketten, Gold, Edelſtein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köſtlichen Tüchern über 4000 Gulden werth waren, vor ihn und die welſchen Capitäne und ſagte, der Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte ſie wohl und es wäre unnütz, etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre ſie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das ihre geweſen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle ſie ſagen, daß ihrem Herrn und Hauswirth nichts davon zuſtändig geweſen, ſondern ihr allein zugehört habe. Darum was ſie als ritterliche und theure Männer, die allerwege Frauengunſt geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde ſie ihnen danken. Die Hauptleute ſahen einander an. Der von Schauenburg ſprach: „Lieben Freunde, ich weiß, daß die hieſige und unſere deutſche Gewohnheit in dieſem Fall gerade entgegengeſetzt iſt, aber von mir wäre vermeſſen euch eurer Landweiſe zu entziehen, und wenn ich es thäte, könnte ich meiner Herrſchaft und mir

Schaden bringen. Wir Deutſchen und vor andern die von den Oberlanden pflegen, ſo wir Städte und Schlöſſer gewinnen, keiner Frau oder Jungfrau von adliger Geburt etwas von ihrem Leibſchmuck zu nehmen, und wenn ſolches ein Edelmann thäte, würde er von ſeinen Genoſſen ſein Lebelang für untreu und unwerth gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zu Theil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen.“ Die Welſchen wurden etwas zornig gegen ihn und ſagten, er wäre hier nicht in ſeiner Landesart, jeder müßte ſich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten ſich nicht nach ihm. Schauenburg ſprach: „Die adlige, deutſche Gewohnheit und Zucht ſoll mich nimmer verlaſſen, und ob ich gleich keinen Deutſchen meiner Landsmannſchaft bei mir habe, der mir dies im Oberland zur Schande nachſagen könnte, ſo würde mich doch mein Gewiſſen ſtrafen. Darum laßt uns zu der Beute und Theilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu thun, wie ich vorher geſagt habe.“ Da die Frau dieſe Rede vernahm, ſprach ſie: „Ei, ei, deutſche Ritterſchaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutſchen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Thun zu beurtheilen.“

Durch dieſe Worte wurden die Welſchen auch bewegt der Frau das Ihrige zu laſſen, und darum dem werthen deutſchen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botſchaft, wie die Burgundiſchen Arras gewonnen und mit Gewalt inne hätten; er erſchrak unmäßig ſehr, riß vor Leid ſeine Mütze vom Haupt, warf ſie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber ſchrieb dem König von England ſeinen erlangten Sieg und vermeinte, der König ſollte ſich darüber freuen. Der König war deshalb aber über die Maßen ſehr betrübt. Daneben ſchrieb der Hauptmann ſeinem Statthalter Georg Auge, er ſolle zum König ziehen; ſobald er, der Hauptmann, Arras beſetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß ſo ſtark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heimlich zu verſtehn gegeben, weshalb der König von England erſchrocken war.

Und das war die Urſache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1,800,000 Gulden von den Seinen genommen und, um ſeinen Willen zu erlangen, ihnen zugeſagt, den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieſer zwei Königreiche entſtanden und verlaufen, iſt ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu ſeiner Partei gehörte, und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrſchaft geholfen; das aber durfte ſich der von England keineswegs merken laſſen, er wäre ſonſt von den Landherren und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuſer verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder ſcharf antreiben wollte, und gab dem König von Frankreich von ſeinem bewilligten Geld 100,000 Gulden, damit er ſolches geſchehen laſſe. Darnach zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unſere liebe gnädige Frau raſtete, lagerte ſich mit ſeinem Geſchoß und ließ ſehr arbeiten.

Es ward alſo zwiſchen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen Goldkronen für ſeinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reiſe aus England gehabt, geben ſollte; dieſe Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinander geſtellt und auf eine Million Goldkronen angeſchlagen. Da die Engliſchen ſie alſo anſahen, meinten ſie eine große Sache ausgerichtet zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wiſſen mit Aſche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen darauf gelegt, von denen fünfzig kaum eine werth waren, und wer etwa in die Tonnen griff, konnte nichts Anderes merken, als daß ſie mit Gold gefüllt waren. Und dieweil ſie noch in der vorgemeldeten Verhandlung ſtanden, bevor dieſer Vertrag geſchloſſen war, ließ der König von England dem Herzog Albrecht ſchreiben, er möge ſeinen Hauptmann und alle niederländiſchen Herren veranlaſſen, mit ihrem Kriegsvolk ſich gemächlich zu rühren und nicht heran zu ziehen. Darum wurde der Abſchluß ſehr beeilt, die Engliſchen ſagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müſſen, und der engliſche König konnte das Geld, das er von ſeinem Lande geſchatzt, auch behalten. Er ſchrieb dem Herzog und ſeinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hilfe, daß die Sache geſchlichtet wäre.

Unterdeß ſäumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 ſtark vor Arras, lagerte ſich zu Felde, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, verſprochen, wenn er beide Schlöſſer und Städte eroberе, wolle er jedem drei Monat Sold nächſtens darauf geben, welche Summe ſich auf 60,000 Gulden belief. Er mühte ſich hart in der Kürze ſolches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es bei einander hatte, gedachten ihn tot zu ſchlagen, das Geld zu theilen und die Stadt zu plündern, was ſie doch vorher nicht zu thun verſprochen hatten; darum wollten ſie dem oberſten Hauptmann die Muße nicht geben mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen, und zogen mit der ganzen Ordnung vor ſeine Herberge. Die Büchſenſchützen ſtanden hinter und vor dem Hauſe mit ihren eingeſtellten Büchſen und Gabeln, dazu hatten ſie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reiſigen dem Hauptmann helfen wollten, dieſe auch zu erſtechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch ſchickten ſie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel zu Herrn Wilibald, ließen ihm ſagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten ſie ſich ſelbſt zu bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die ſagten ihm, die Verſchwörung wäre gemacht, er ſolle darauf denken ſie zu bezahlen wie er könnte, es würde ſonſt nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und ſich vor nichts ſchämte; er forderte alſo einen Hauptmann nach dem andern und ſprach zu jedem: „Thue nach Treue und Glauben, nimm hin dieſen Sack mit Gold, bezahle die Knechte, die unter dir liegen.“ Darauf forderte jeglicher ſeine Knechte, indem er ihnen ſagte, daß er ſeine Bezahlung hätte, damit wichen ſie ab zu ihren Herbergen. Darnach unternahm er die Edlen und Reiſigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm an 12,000 Gulden. Dieſe aber waren von anderer Zucht und beſſerem Gebahren. Der Biſchof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt, daß er ſein Silbergeſchirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reiſigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verrätherei, ließ an vielen Orten Feuer legen, beſtellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, dieſe halb entzwei geſchnitten wurden, damit ſie entzwei riſſen, ſobald man hart damit arbeitete.

Unterdeß verzog ſich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen und die Schuld des Soldes wuchs wieder ſtark. Das Geſindel hatte den Gewinn faſt verſchlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen ſie zu Zeiten fortan ins Land auf Beute ſich zu helfen. Da ſie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden ſie ganz widerſpenſtig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gaſſen oder dem Lande war ſicher.

Nun iſt landkundig und unverborgen, wie der Römiſchen Königlichen Majeſtät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich ſich mit Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römiſch Königliche Majeſtät ihre Tochter Frau Margarethe, die dem gedachten Könige vorher vermählt war, wieder holen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geſchickten Geſandten, Biſchof Wilhelm von Eichſtätt, Markgraf Chriſtoph von Baden, Graf Engelbrecht von Naſſau, Graf Eitelfritz von Zollern und die anderen mit gedachter Fürſtin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie ſich Reiſige und Knechte dort hielten. Darum ſchickten ſie Botſchaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garniſon zu Roß und zu Fuß verhandeln ſollte, damit ſie friedlich und ungehindert durchziehen könnten. In dem Vertrage mit dem König von Frankreich hätten ſie auch ausgemacht, daß in dem franzöſiſchen Lande von den Burgundiſchen nicht mehr geſchädigt und geraubt werden ſollte; das hätten ſie im Namen Römiſcher Königlicher Majeſtät und des Herzogs Philipps zugeſagt und ſich chriſtlich verpflichten müſſen. Wenn nun dieſes ihr Gelöbniß und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, ſo würde das ſehr ernſt genommen und dem Reich und der ganzen deutſchen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reiſigen Zugs und der Fußhauſen zuſammen, und hielt ihnen die Erklärung vor mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man ſei ihnen ſchuldig, ſie hätten kein Geld mehr und Alles verzehrt, ſie hätten auch keine Ausſicht etwas zu gewinnen. Wenn man ſie bezahlen wollte, ſo könnten ſie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Geſandten ſich wohl gefallen laſſen. Wenn man ſie aber nicht bezahlte, könnten ſie ihre Hände und Füße nicht eſſen, wollten auch ohne Bezahlung nicht wegziehen, ſondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen, wen ſie könnten, damit ſie ſich erhielten.

Der Hauptmann konnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen und ließ die Botſchaft ſo ſcheiden. Die ſagte Frauen Margaretha und den Herren, was ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botſchaft zu dem Hauptmann nach Arras geſchickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Geſellſchaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, dieſe anzuhören. Die ſagten: „Der erſten Botſchaft iſt ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt ſind wir wieder geſchickt, den Hauptmann und die ganze Gemeinde in der Garniſon aufs Gütigſte anzuſprechen, zu erſuchen und zu bitten, von ſolchem böſen Vorſatz abzuſtehn; denn ein ſolcher Muthwill und Schande iſt an Deutſchen unerhört, ſeit die Nation in Würden ſteht und das heilige Reich in ihrer Verwaltung iſt, daß eines Römiſchen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die ſie begleiten, von deutſchen Knechten aufgehalten werden ſollte, die alle ihre Eltern im Reiche haben und die ſelbſt dem Reiche unterwürfig ſind. Was kann die fromme und edle Fürſtin dafür, daß man den Knechten Sold ſchuldig iſt? Sie bleibt billig des Schadens müſſig, denn ſie kann dafür kein Pfand ſein. Aber es iſt wohl möglich, daß ſie von Anderen mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entſtehn. Wenn aber dies geſchähe, ſo haben ſie zu bedenken, daß die Römiſch Königliche Majeſtät, Herzog Philipps ſowie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, ſo dabei ſind, mit Namen aufgeſchrieben werden, und wo ſie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder ſich ſehen laſſen, darum ſterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre.“ Sie erzählten auch ſonderlich dem Hauptmann, was für ihn ſelbſt darauf ſtünde, ſie ſagten und ermahnten ihn ſeiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem heiligen Reich heraufgekommen wären und ihr Blut vergoſſen hätten. Und ſollte ſolcher Frevel unter ihm geſchehen, der dieſes Volkes oberſter Hauptmann ſei, ſo würde das ſeinem Namen und ſeinen Nachkommen ein ewiger Vorwurf ſein; denn wer könnte etwas Anderes denken, als daß dieſe Unthat mit ſeinem Willen, Wiſſen, Rath und Hilfe begangen wäre.

Der Hauptmann ſprach: „Liebe Freunde, ihr habt gehört, welchermaßen wir beſchickt und angeſprochen ſind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unſer aller Ehre. Uns iſt die Wahrheit geſagt. Thun wir das, ſo ſind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unſicher, wo wir hinkommen.“

Aber ein Kieſel iſt ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf ſeinem Vorſatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rath und ſprach: „Liebe Freunde und fromme Knechte, es iſt wahr, obwohl wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum ſeine Schweſter, die edle Fürſtin, beſchuldigen, die weder an ſeinen Leuten noch Landen Theil hat? weshalb ſie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürſten, die bei ihr ſind, aufhalten? Das wäre großer Unrath. Weshalb auch wollen wir die Ambaſſaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geſchloſſen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns ſchuldig iſt, das iſt Herzog Philipps. Was ſollen dies die Andern entgelten? Ihm wollen wir in ſeinem Lande rauben, brennen, fangen und wirthſchaften, ſo lange bis wir bezahlt ſind.“

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den geſandten Herren vor, die ſahen das auch für beſſer an, als daß ſie aufgehalten werden ſollten. Darauf ward Frauen Margaretha Sicherung zugeſagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Paſſeport gegeben. Die zog ihres Weges mit großem Aufzuge, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßſänfte, in einem herrlichen Stuhl ſitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück Goldſtoff, um ſie vor der Sonne zu beſchirmen; ſo zog ſie in Brabant ein. Dort ward ſie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feſte und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten ſich und ſchwuren zuſammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beſchädigen, ſo lange bis ſie bezahlt wären, und einander in keiner ehrlichen und redlichen Sache zu verlaſſen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und ſchädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieſer Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hauſen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten ſie auf Bänke, marterten und ſchatzten ſie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern geſtraft, wie er oft zuvor gethan, da er etliche durch die Spieße laufen, anderen die Köpfe abſchlagen laſſen. Sobald er das vernahm, hielten die Knechte zu einander nach ihrer alten Weiſe, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich iſt, und ſprachen alſo: „Daß dich Gottes Marter ſchände, du willſt Hauptmann ſein, kannſt befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gib Geld her, oder wir wollen dich totſchlagen.“

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten ſie eine Gemeinde, darein forderten ſie den Hauptmann, und wiewohl er ſich oft verſah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring, um anderes Uebel zu hindern, bot gute Worte und half ſo viel er konnte. Einmal ſchlugen ſie ihn darnieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abſchlugen und ihn beſchützten, ſo hätten ſie ihn erſtochen. Das währte ſo faſt an ein Jahr. Zuletzt fingen ſie ihn mit ſammt dem von Rony, dem Loi de Wadre und dem von Boris, legten die in eine Kammer zuſammen und ließen ſie aufs Beſte verwahren, mit Hellebarden und anderen Knechten Tag und Nacht bewachen, und wollten.

ſchlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten ſich ebenſo gut wie die Andern ausgegeben. Dennoch mußten ſie ſo im Gefängniß bleiben, und wenn die Knechte die Luſt ankam, ließen ſie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob ſie Mörder und Diebe geweſen wären. Und wenn ſie dann in den Ring kamen, ſagten ihnen die Knechte, man ſollte ſie bezahlen, oder man wollte einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die Andern antworteten, ſie könnten das nicht hindern, ſie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn ſie Geld hätten, würden ſie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen; ſie wollten gern um Geld ſchreiben und Alles thun, was an ihnen wäre. Sie ſchrieben und mußten die Knechte leſen laſſen, was ſie geſchrieben hatten, ſie konnten aber von der Herrſchaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unſchuld der Hauptleute einſahen, ließen ſie dieſelben ledig und wirthſchafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Darnach ſchickten ſie zu den Königen von Frankreich, England und anderen, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, ſteckten Strohwiſche auf die Stadtthore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes, und ſchrien nach ihrer Gewohnheit: „wer kauft, der hat.“

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenſtreich nicht länger erwarten und machten ſich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Abſicht zu verhindern, daß die Stadt nicht verkauft würde. Denn wenn ſolches geſchähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürſt ſollte fortan ſeinen Glauben oder Vertrauen in ſie ſetzen, ſie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre werth. Damit machte er eine ſolche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß ſie durchaus nicht mehr zuſammen ſtimmen wollten. Denn die einen wollten ſolchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei ſein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter anderen Knechten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloſer, der war früher in Frankreich geweſen und gar gut franzöſiſch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und ſagte: „Lieber Herr, ihr wißt, daß wir armen Geſellen unſeres Soldes und Geldes ſehr bedürftig ſind, wir können nicht länger verziehen, ſondern müſſen die Stadt um unſerer Forderungen halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, welches Glauben hat. Wenn ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe beſiegelt, ſo wollten wir euch 4000 Kronen vorausgeben, und was euch bei Bezahlung der Knechte zu Gute kommen mag, wollen wir euch gern gönnen und getreulich dazu helfen.“

O bedenke doch ein jedes fromme getreue Herz, wie ſchrecklich dies dem frommen theuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach ſeinem Herzen antworten und ſprach mit anderen Gedanken: „Du weißt, daß unſere Boten bei den brabantiſchen Herren ſind, ich verſehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieſer Anſchlag umſonſt. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, ſo komm wieder. Dann wollen wir vornehmen was gut iſt.“

Die ganze Garniſon hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, ſie beſorgte, wenn es ſich ſchickte, würde er ſich auch wie die Andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor ſeiner Herberge wachen, dazu beſetzten ſie alle Thore mit größtem Fleiß. Nun begab ſich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, ſie ſollten die Kühe nach Rotten unter ſich austheilen, damit ſie Nahrung hätten und die Bezahlung beſſer erwarten könnten. Sie thaten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen dies Vieh zu theilen. Er ſaß im großen Sammtrock mit Schuhen auf einem Mauleſel und befahl ſeinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das raſch war, dorthin zu bringen, einen günſtigen Augenblick zu erſehen und ihm ſo nahe als möglich zu kommen, abzuſpringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadtthor zu dem Vieh, ließ das in Haufen von einander theilen und befahl den Knechten, wenn ſie die Haufen ſo gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Looſe geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfniſſes, der Knecht ſprang ab und brachte ſeinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und ſprach den Schweizerhauptmann an: „Her du, Kaneloſer, du haſt mir zugemuthet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wollteſt machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden ſollten. Den Böſewicht findeſt du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Urſach nicht länger bei euch zu bleiben.“ Damit ritt er von dannen. Unter den Knechten erhob ſich ein großes Geſchrei; ſie liefen nach der Stadt und ſagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde, um auf ihn zu jagen, ſie machten ihm aber darum, weil er raſch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buſcha im Hennegau, und etliche ſagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichſten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächſten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wadre ſchickte ihm einen Knecht als Wegweiſer zu, der ihn ohne Noth durch Hennegau nach Brabant zu Herzog Albrecht von Sachſen brachte. Dem berichtete er über Alles, wie es um Arras ſtünde, und wo nicht Geld geſchickt und die Knechte bezahlt würden, wäre kein Zweifel, ſie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, ſo wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachtheil es der Herrſchaft Burgund bringen würde, wenn die Stadt verloren ginge und in die Hand der Franzoſen käme. Aus dieſer Urſache wurde mit großer Mühe durchgeſetzt 40,000 Gulden aufzubringen.

Es wurden Andere geſchickt um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgeſehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und ſie iſt noch auf den heutigen Tag ſammt dem Lande unter Gewalt und Herrſchaft der Burgundiſchen."

Soweit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Ueberlieferung des 15. Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erſtaunt ſehen wir Modernen, wie damals auch die Beſſeren mit ihrer Soldatenpflicht umſprangen. Die ſchmähliche Weiſe, wie Wilibald in der Noth ein Uebel durch das andere vermeidet und gegen ſeinen oberſten Kriegsherrn, den Herzog Philipp von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert ſehr an das Verhalten jenes fränkiſchen Heeres in der Merovingerzeit, welches den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feinde ſich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligſten iſt, daß auch die großen Herren der kaiſerlichen Partei dies Verfahren als Nothwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militäriſche Lehre wird übrigens aus dem Kriegszug auf Arras klar: der Soldat ſoll zuerſt unbedingten Gehorſam leiſten, ſoll ſich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für einen gewagten Handſtreich auf ſich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl ſeine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf ſeinem Wege lag. Zuverläſſig hat dem Hauptmann ſein Verhalten in den Augen des Statthalters und des Königs Maximilian keinen weſentlichen Schaden gethan, er fuhr fort der vertraute Kriegsmann Albrecht's von Sachſen zu ſein, und ſpielte kurz nachher bei den Hoffeſten des Reichstags zu Worms eine Rolle. Ja er wurde darauf mit der Eroberung Frieslands beauftragt, welches dem Herzog Albrecht vom Kaiſer und Reiche als erbliche Statthalterſchaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann ſeine Kriegstüchtigkeit auf's Neue, er widerſtand, wie er verſichert, der Verſuchung ſich dort an den Küſten der Nordſee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar geweſen ſei. Er hielt treu zu ſeinem Herrn, bis dieſer ſtarb. Da erſt ſchied er von dem Heere.

Die halben Erfolge, welche durch das Heer der deutſchen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgeſetzt wurden, ſicherten dem Enkel Maximilian's, dem ſpätern Kaiſer Karl V, das Gebiet, welches der Landreiche als ſeine Heimat betrachtete, ſie bildeten die Brücke, von welcher das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I Begründer der großen Macht ſeines Hauſes. Er war ein echter Nachkomme des Ahnherrn aus dem Elſaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heiraten, unabläſſige Verſuche das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu ſetzen, daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieſelbe ewige Geldbedrängniß und bei den höchſten perſönlichen Anſprüchen ſchmähliche Demüthigung und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geſchäfte, Wortbruch und alle diplomatiſchen Kunſtſtücke des Schwachen. Als ein friſcher, kräftiger, ritterlicher Geſell trat Max in die Politik ein, aber auch ſein Ritterthum war genau ſo beſchaffen wie das der fränkiſchen Junker, es war in einem hart realiſtiſchen Weſen eine Spielerei, die in Wahrheit ſein Urtheil in den Geſchäften nur ſelten beeinflußte, ein eitles Prachtgewand, in dem er ſich wohlgefällig beſchaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor ſeinem Enkel eine größere Stätigkeit der Pläne voraus und die größere perſönliche Tüchtigkeit in Feld und Geſchäften, Maximilian fuhr mit ſeinen Einfällen unſtät umher, ſein

Leben iſt reich an halben und übereilten Schritten, die er zurück thun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Staatsklugheit ſeines Ahnherrn zurück; während ſein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Laſt betrachtete, bewahrte er als Kaiſer den Ehrgeiz das Reich ſich dienſtbar zu machen, und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgeſetzt, daß ſeine Nachkommen für das erſte Fürſtengeſchlecht Europas galten. Noch war ſein Regiment ſchwach und unſicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutſchen ſein Geſchlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürſt ſeines Blutes, der es verſtand in großem Sinne deutſch zu ſein, ſo war nach menſchlichem Urtheil wohl möglich, daß die Herrſchaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hauſe Habsburg zu Theil wurde.

Die Vorbedingung für jede Kräftigung des Reiches war ein Heer, Vorbedingung für jede militäriſche Stärkung war dem Kaiſer der Erwerb neuer Einnahmequellen. Wenige Jahrzehnte nach den niederländiſchen Händeln kamen die Jahre, wo einem deutſchen Kaiſer möglich geworden wäre ein Heer zu bezahlen. Als das Volk durch Luther in unſühnbaren Kampf mit der Kirchenmacht und den geiſtlichen Landesherren geworfen war, da kam die Zeit. Aber der Habsburger, welcher damals die Geſchicke Deutſchlands leitete, war kein Deutſcher.

Das war der Fluch, der ſich an die weitſichtige Hauspolitik des erſten Habsburgers gehängt hatte.

13.

Die fahrenden Leute.

Allen Vereinen und Bruderſchaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdiſche Vorrechte ſuchten, und allen geſetzten Menſchen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimat, ſtand gegenüber eine große Geſellſchaft von Rechtloſen und Heimatloſen, welche Alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinſamen Thätigkeit der Anderen mitſpielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der ſtrengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunſtfertigkeit Geiſtlichen und Laien ſehr willkommen, die Luſtigmacher und Freudebringer des Volkes: die große Genoſſenſchaft der fahrenden Leute.

Dieſe Kinder der Landſtraße haben eine lange Geſchichte, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt zu Theil geworden, denn ſie waren durch mehr als ein Jahrtauſend die volksthümlichen Bewahrer alter Poeſie, der Muſik und aller darſtellenden Künſte.

Auch ihre Geſchichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zuſammenhang des deutſchen Lebens mit dem römiſchen Alterthum iſt. So hatte ſich mit zahlloſem Anderem das verachtete Geſchlecht der Gladiatoren, Hiſtrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenſtämme verbreitet. Sie führten den blutigen Vandalenhauſen die unzüchtigen römiſchen Pantomimen auf; ſie ſtanden vor den Hütten des fränkiſchen Häuptlings und pfiffen und ſpielten fremdartige Weiſen, welche vielleicht einſt mit den Orgien aſiatiſcher Götter nach Rom gekommen waren; ſie miſchten ſich unter die gotiſche Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof ſtrömte, und öffneten dort ihren Kaſten, um einen Affen mit rother Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateiniſcher Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Pappus und wie ſonſt die antiken Väter unſerer Hanswürſte heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdeß erboten ſich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfſpiel mit ſcharfen Waffen vorzuführen, mit den Kunſtgriffen und Gefahren des römiſchen Circus; dann ſchloß ſich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenſchaftlicher Spannung die Wechſelfälle des Kampfes um „Lohn“, den die Zuſchauer um ſo mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während ſie die Elenden, die ſo für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuſchauer gab es noch andere lockende Künſte. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutſchen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge. Wenn ſie das griechiſche Tambourin oder die aſiatiſche Klapper in den üppigen Windungen eines bacchiſchen Tanzes ſchwangen, ſo waren ſie den deutſchen Edlen und geiſtlichen Herren zwar meiſt unwiderſtehlich, ernſten Leuten aber äußerſt anſtößig. Schon im Jahre 554 ſchritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt ſeine Prieſter väterlich vor dieſen Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein ſehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An ſolche fremde Gaukler ſchloß ſich ſchnell ein zahlreicher deutſcher Nachwuchs. Die deutſchen Stämme hatten ſeit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epiſchen Geſängen und Liedern. Auch dieſe waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäuſern der Vornehmen, geehrte Gäſte, vertraute Boten, welche oft von ihren Gaſtfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einſt am Herdfeuer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Rieſenwelt und von dem tragiſchen Untergang der Nibelungen, dann von Attila's Schlachten und den Wundern der ſüdlichen Länder geſungen. Dem neuen Chriſtenthum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimiſchen Geſänge unheimlich. Karl der Große ſammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutſchen Stämme, ſein pfäffiſcher Sohn Ludwig haßte und verachtete ſie. Allerdings waren dieſe Geſänge ſo voll Heidenthum, daß die Kirche Urſache hatte in Synodalbeſchlüſſen gegen ſie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeſchlecht, welches ſie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, ſie fielen endlich, wenigſtens zum Theil, der Claſſe jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte ſich, das ſchönſte Erbe ſeiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbſchaft aus dem deutſchen Heidenthum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutſchland feierliche dramatiſche Umzüge an den großen Feſttagen der deutſchen Götter; ſchon damals ſcheint die Laune, mit welcher der fromme Germane ſeine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komiſche Vermummungen zugeſellt zu haben, die Geſtalten von Kobolden, Rieſen, den greiſen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donar's und wahrſcheinlich das weiße Zauberpferd

Wuotan's, welche in der älteſten Form dramatiſcher Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsſtreites, ſich gegen einander bewegten. Behend fügten die fahrenden Gaukler dieſe deutſchen Masken zu den grotesken römiſchen Figuren, welche ſie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Chriſtengemeinden in Deutſchland brüllte der Bär des trinkluſtigen Aſen neben dem Begleiter des römiſchen Weingottes, dem Satyr mit ſeinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germaniſirte ſich ſchnell das fahrende Geſchlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwiſchen den abgegrenzten Kreiſen des Volkes umher, vor dem Geſetze heimatlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort das „fahrende und gehrende Volk“ durch wiederholte Beſchlüſſe zu beargwöhnen, ja das Recht an den heiligen Gnadenmitteln des Chriſtenthums Theil zu nehmen wurde ihm beſchränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten „Klopffechter um Geld“ zu erſchlagen ohne Buße, wie herrenloſe Hunde, oder, was beinahe ſchlimmer war, ſie gewährten dem beſchädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Meſſer getroffen, ſo durfte er nur auf den Schatten, welchen ſein Beſchädiger an die Wand warf, denſelben Schlag oder Stoß thun.

Mit dieſer „Unehrlichkeit“ aber ſtand in grellem Gegenſatz die Beliebtheit, deren ſich die Fahrenden durchgängig erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen ſie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfeſten ſtrömten ſie zu Tauſenden zuſammen. Dann war allgemeiner Brauch, ihnen Trank, Speiſe, Kleider, Geld zu ſpenden, und wohl war es gerathen ſie gut zu behandeln, denn ſie waren als böſe Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachſucht, welche durch das Gefühl geſchärft werden mochte, daß ihnen ſolche Rache das beſte Mittel ſei, ſich gefürchtet zu erhalten. Nur ſelten wagte ein Fürſt, wie Kaiſer Heinrich II, oder ein frommer Biſchof ihre Banden ohne Lohn von ſeinen Feſten fortzuweiſen. Faſt überall ſind ſie bis ins 15. Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menſchen geſammelt wird. Sie marſchiren mit Dudelſack und Fidel vor den bewaffneten Haufen, ſie ziehen im Gefolg der Heere gegen die Slaven, nach Italien, nach Jeruſalem, ſie blaſen und rufen bei jedem Turnier und ſingen auf der Stelle das Lob der Sieger, ſie gaukeln und tanzen mit und ohne Coſtüm bei großen Mahlzeiten, oder ſchweben auf dem Seil an jeder Meſſe und machen den Totenſprung in voller Rüſtung zwiſchen zwei Schwertern ſo fürchterlich, daß ſchreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie ſingen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder, und erzählen alte Heldenſagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und im Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort iſt vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abweſend, und die Frau und das Geſinde hören ängſtlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmanns. Heut iſt er Erzähler fremder Wundergeſchichten, morgen verſtohlener Bote zwiſchen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeit lang in den Dienſt eines ritterlichen Minneſängers, deſſen Minnelieder er mit ſeinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitſchrift thut. Oder er kleidet ſich noch auffallender, als er ſonſt pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, ſetzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adligen oder Begleiter eines vornehmen Geiſtlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genoſſenſchaft zuſammenſchloß, iſt uns keine Spur geblieben, wohl aber iſt uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meiſterſchaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahr 1000 ritt ein ſolcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genoſſen der Hochzeit eines ſächſiſchen Edlen zu. Da geſellte ſich ihm auf der Landſtraße ein Fremder, der die Geſtalt eines vornehmen

Mannes hatte; dieſer lud die Fahrenden ein in ſeinem Hauſe zu übernachten, und ſtellte ihnen nur die Bedingung, daß ſie ſich mit den argen Knechten und Rittern ſeines Hauſes nicht in Händel oder Geſpräch einließen. Durch dunkles Thal und dichten Wald kamen ſie in den hellerleuchteten Saal des Fremden; ſie wurden von wohlgeſchmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gaſtherberge des Hofes gelegt, ihre Roſſe erhielten reichlich Futter, ſie ſelbſt ein ſtattliches Mahl. Da ſie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß ſie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein koſtbares Mahl zurichten. An keinem Fürſtenhofe hatten die Männer ſolche Pracht des Tiſchgeräthes geſehen, und Vollark ſagte das ſeinem Wirth über dem Mahle. Da antwortete dieſer: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand.“ Da erſchrak Vollark und rief nach dem Mahl heimlich ſeine Genoſſen zur Seite: „Der Fürſt, der uns zu Gaſte geladen hat, iſt der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns von hier erlöſe.“ Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. „Erſt ſollt ihr die Gaben empfangen,“ ſagte der Wirth, ſpendete ihnen goldene und ſilberne Becher und ſtattliches Gewand und ſprach: „Jetzt iſt Alles erfüllt, was ich euch verſprochen; morgen laſſe ich euch auf euren Pfad geleiten.“ Nach einer ſchlafloſen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweiſern auf die Landſtraße zurückgeführt; am Scheidewege verſchwanden die Führer. Und zur Stelle fühlten Vollark und ſeine Geſellen große Schwäche des Hungers in ſich und an ihren Roſſen, ſo daß ſie kaum weiter zu reiten vermochten, und als ſie die Geſchenke in den Bündlein ſuchten, fanden ſie nichts darin als Spinneweben.*) — Die Sache iſt die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß trotz dem Haß der Kirche Sänger von Ruf noch etwas von der altheimiſchen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Ausſehen eines gaſtfreien Rieſen.

---

*) Aus den Viſionen, welche der bairiſche Mönch Otloh (um 1000 bis 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI. Vis. 23.

Seit dem 13. Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden beſſer, das Leben aller Schichten iſt leichtfertiger, kecker, rückſichtsloſer, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenſpiel und Tanz, Geſang und mimiſchen Darſtellungen ſo allgemein, daß die Kunſtfertigen ein ſtändiges Bedürfniß der Städte und Höfe werden. Deshalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen, ſie geſellen ſich zu dem Ritterthum als Rufer, Herolde, Lobſänger und Spruchſprecher, ſie werden Hausnarren an den Fürſtenhöfen, Pritſchmeiſter in den Städten, Geſellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehn in die Frauenhäuſer an die Stadtmauer und verfallen ſo der wohlwollenden Aufſicht einer ſtädtiſchen Polizei. Seitdem theilen ſie ſich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienſtbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieſes Sinnbild der Unfreiheit iſt für ihn ein werthes Vorrecht, welches Schutz gewährt gegen das Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimatlos umherſchweifen, wird ſchlechter; in der Mitte des 15. Jahrhunderts werden ſie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiſerliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchſprecher, weil ſie geiſtlichen und weltlichen Stand verächtlich antaſten; denn ſind ſie bei den Geiſtlichen, ſo ſingen ſie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geiſtlichen, „welches zu Zwieſpalt und Ungehorſam gereicht.“ Endlich kommt den Angeſeſſenen der Ehrgeiz, ſich in einer Innung oder nach italieniſchem Muſter in einer Schola zu vereinigen und durch verbriefte Rechte bevorzugen zu laſſen, ſo den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Thätigkeiten dieſes fahrenden Volkes verdienen beſondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Thierkämpfer zogen von den Höfen der Merovinger auch nach Deutſchland. Ihre Kämpfe, bei denen ſie um Geld ihr Blut vergoſſen, müſſen nicht ſelten eine Unterhaltung der Kaiſer geweſen ſein; denn als Kaiſer Heinrich II um das Jahr 1017 eine Schaar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merſeburg und Magdeburg Kämpfe ein, ſtellte den Gefangenen eine Anzahl ſeiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ ſie von dieſen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen ſolche Kämpfer, ſo Aachen durch das ganze 14. Jahrhundert gegen feſten Monatsſold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt; einmal ſollte dieſer Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hoſen und Gürteln verſehen werden; ſie wurden von einem Meiſter unterrichtet, der die anſehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt.*)

In dem nächſten Jahrhundert geſellten ſich die Fechter, welche ſtädtiſche Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche ſtarken Groll gegen einander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, ſie rühmten ſich von einem Herzog von Mecklenburg bevorrechtet zu ſein, und fanden ſpäter in den Kurfürſten von Sachſen milde Gönner; ſie riefen im Kampfplatz, wenn ſie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, ſich, wie man thut, ſchreib' gern mit Tinte, die ausſieht wie Blut."**) Die Sanct Marcus-Brüderſchaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und ſtärkte ſich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, ſchwing' dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, dem ſollſt du vor die Hauen nieder und ihm zerreißen ſein Gefieder." Sie war von König Maximilian 1487 mit einem Gnadenbrief beſchenkt worden, ihre Meiſter vom langen Schwert ſtanden unter einem Hauptmann und hielten ſeitdem auf der Herbſtmeſſe von Frankfurt am Main ihre Zuſammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit ſein wollte; er mußte gegen vier Meiſter fechten, dann in öffentlicher Verſammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Beſtand er die Proben, ſo wurde er mit dem Paradeſchwert kreuzweis über die Lenden geſchlagen, mußte den Genoſſeneid leiſten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderſchaft und das Recht, Andere in ſeiner Kunſt zu unterrichten und Fechtſchule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranſtalten. Lange Zeit waren dieſe Schaukämpfe eine Freude der Fürſten und Bürger, ſie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürſten von Sachſen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meiſter vom Schwerte werden konnte, galt ihr beim Volk für einen beſonderen Vorzug.*)

---

*) Laurent, Aachener Stadtrechnungen. S. 12.

**) Benedict Edlbeck, Pritſchmeiſter: Ordentliche Beſchreibung des großen ſchießen in Zwickaw. 1574. S. 92.

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römiſchen Spiele, wenn auch die Kämpfe ſelten ein ſo blutiges Ende nahmen. Denn die Fürſten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freiſchießen und andern großen Feſten aufgeführt wurden. Sie ergänzten ſich in dieſer Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürſchnern — und gaben durch das ganze 16. Jahrhundert auch aus eigenem Antrieb öffentliche, nicht gefahrloſe Vorſtellungen, wobei Haufe gegen Haufe und Einzelne gegen einander kämpften.

---

*) Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt dieſe Merkwürdigkeiten Frankfurts auf: Teutſcher Nation Herrlichkeit. 1609. S. 171. — Vergleiche Chriſtoff Röſener, Ehren Titel der Ritterlichen Freyen Kunſt der Fechter. — Kriegk, Mittheilungen aus Handſchriften, S. 277, ſind die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig ſpätere von Augsburg neben den Rechnungen der Meiſter vom Schwert abgedruckt.

Dieſe Genoſſenſchaften der Fechter überlebten den dreißigjährigen Krieg, ſie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunſthiebe, ſie legten ſich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, ſondern nach franzöſiſchen Kunſtwörtern, aber ſie erhielten ſich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenſchaftlich Partei für die beiden Geſellſchaften, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter ſtritt, und häufig gaben ſie ihre Vorſtellungen in Privathäuſern.*) Eines der letzten großen Fechterſpiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angeſtellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit ſeinem kleinen Paradedegen von dem Thronſeſſel des Kaiſers Matthias die Huldigung des eroberten Schleſiens entgegennahm, gerade als die Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geſchlechter, dann vergingen auch ſie.

Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epiſchen und lyriſchen Volksdichtung gehabt haben, iſt im früheren Bande erwähnt. Er iſt deutlich aus den Heldengedichten in Volksweiſe zu erkennen. Oft ſuchen die Spielleute ihre Standesgenoſſen ſelbſt in die alte Dichtung hineinzudrängen und ſorgen dafür, daß ihre poetiſchen Ideale keine ſchlechte Rolle ſpielen. So iſt ſchon in den Nibelungen die helle Geſtalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher brüſten ſich ähnliche Geſtalten mit groteskem Anſtrich in den ſpäteren

---

*) Wagenseil, de civitate Norimberg. p. 161.

Gedichten der volksthümlichen Sagenkreiſe, z. B. der Mönch Ilſan im Roſengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutſchen Epos ſchwärzten die fahrenden Leute verſchönerte Abbilder ihres eigenen Lebens ein, ſie, die verachteten, vom Heiligſten der Kirche faſt ausgeſchloſſenen, wußten ſich ſogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Uebermuth ihres Handwerks auszubreiten. Denn ſie krochen in die erſten ſtreng kirchlichen Anfänge des deutſchen Dramas, in die heiligen Spiele des Oſterfeſtes ein. Schon im erſten Mittelalter war der Geſchichte von der Kreuzigung und Auferſtehung in dem Kirchenritual ein dramatiſcher Anſtrich geworden: Wechſelgeſänge zwiſchen Chriſtus und den Jüngern, Pilatus und den Juden von Geiſtlichen im Kirchenchor geſungen, die feierliche Niederlegung eines großen Crucifixes in einem künſtlichen Grabe oder der Krypte, und darauf am Oſtermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferſtehung, Lobgeſänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an, die einzelnen Rollen im dramatiſchen Geſange ſtärker hervorzuheben, ihnen außer dem Geſange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemeſſene Tracht und einzelne Abzeichen zu unterſcheiden. An anderen Kirchenfeſten geſchah Aehnliches mit den Legenden der Heiligen, und ſchon im 12. Jahrhundert werden in den deutſchen Kirchen ganze Stücke dramatiſch aufgeführt, zunächſt noch lateiniſch von Geiſtlichen im Chor. — Aber im 13. Jahrhundert bringt die deutſche Sprache in die Wechſelrede der Perſonen, ſogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt ſich, Laien fangen an mitzuſpielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelaſſen, und ſticht wunderlich ab gegen einzelne dazwiſchen bewahrte lateiniſche Chorgeſänge und Reſponſorien, welche nach und nach ebenfalls deutſch werden. Jetzt zeigen ſich unter den bibliſchen Perſonen der Spiele dieſelben komiſchen Geſtalten, die derben Scherze und der Straßenwitz, welche die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigſten tritt der Narr als Knecht eines Quackſalbers auf. Seit älteſter Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, beſonders ſolche, welche der Kirche verdächtig waren, uralten römiſchen Aberglauben, altdeutſche Beſchwörungsformeln und wohl noch Anderes, was unſauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchenfeſten und Märkten fehlten auch die Buden der Aerzte nicht, dieſelben Buden wandernder Doctoren, welche ſich ſchon auf griechiſchen Vaſenbildern finden; ſie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes ſelbſt und des poſſenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutſchland gekommen. Die Aerzte und Knechte traten in den geiſtlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgeſponnene Epiſoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere volksthümliche Perſon führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrſcheinlich ihr erſtes Auftreten in der Kirche, den Teufel. Lange ſchon hatte dieſer hölliſche Geiſt draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer geſpien und mit dem Schwanze gewedelt, und wahrſcheinlich war er ſchon oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuſchauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das 13. Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitſpieler beim heiligen Oſterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden geſellten ſich leichtſinnige Kinder der Kirche, umherſchweifende Mönche — leider auch Nonnen und Beginen. Vor andern die fahrenden Schüler, welche als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die erſparten Goldgulden der Bauern und den Vorrath ihres Rauchfangs machten. Sie „wollten Prieſter werden“, dann kamen ſie aus Rom, ſogar mit geſchorener Krone und ſammelten zu einem Chorhemd; oder ſie waren Schwarzkünſtler, dann trugen ſie einen gelben Behang am Rocke und kamen aus Frau-Venusberg; traten ſie in ein Haus, ſo riefen ſie: „Hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meiſter der ſieben freien Künſte, ein Beſchwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer“, darauf machten ſie „Experimente“.

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten ſich auf den Heerſtraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volke unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner ſind nach ihrer Sprache und nach dürftigen geſchichtlichen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, welcher Heimat und Zuſammenhang mit ſeinen indiſchen Verwandten erſt zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrit in die jüngeren Völkerſprachen ſchon vor ſich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Weſten, die Jahrhunderte dauerte, müſſen ſie mit Arabern, Perſern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieſer Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie ſind möglicherweiſe um 430, wahrſcheinlich um 940 in Perſien. Sie zeigen ſich um 1100 als „Iſmaeliten“ und „Kaltſchmiede“ in Oberdeutſchland*), ſie ſind im 14. Jahrhundert auf Cypern, im Jahr 1370 in der Walachei (als

---

*) Zu den Kaltſchmieden (Kupferſchmieden) wurden auch die Tengler, Keſſelflicker gerechnet. Die älteſte Nachricht über ſie in einer freien Bearbeitung des erſten Buches Moſe, in rohen Verſen, welche vor 1122 geſchrieben, iſt abgedruckt in Hoffmann's Fundgruben II., dort werden ſie als fremde Händler den Juden gegenübergeſtellt. Die merkwürdigen Verſe lauten:

Von Iſmael ſtammen die Iſmaelitiſchen Leut', ſie hauſiren durch die Welt weit,
Wir heißen ſie Kaltſchmiede. Ach über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn Alles, was ſie haben feil, das hat einen Makel und iſt nicht heil.
Wenn er (der Kaltſchmied) was kauft, übel oder wohl, man ihm noch etwas darüber geben ſoll,

Unfreie) angeſiedelt. Der Name Zigeuner iſt aus ihrer Sprache verderbt, ſie nennen ſich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte Angabe, daß ſie aus Kleinägypten kämen, mag richtig ſein, da Kleinägypten damals nicht das Nilthal, ſondern die aſiatiſchen Grenzländer bezeichnet zu haben ſcheint.

Im Jahre 1417 endlich erſcheinen ſie in großen Haufen mit lächerlichen Anſprüchen und fratzenhaftem Aufzuge von Ungarn her zunächſt in Deutſchland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien, und erregen überall das äußerſte Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachſenen, ohne die Kinder, zieht bis zur Nordſee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferde und zu Fuß, die Frauen und Kinder ſitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie ſind komödiantenhaft aufgeputzt, ſie führen Jagdhunde als Zeichen adliger Geburt; wenn ſie aber in der That jagen, thun ſie es ohne Hunde und ohne Geräuſch. Sie weiſen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürſten und Herren vor, auch vom Kaiſer Sigismund. Sie behaupten, ihre Biſchöfe hätten ihnen befohlen ſieben Jahr in der Welt herumzuwandern. Sie ſind aber große Gauner, und übernachten im Freien, um beſſer ſtehlen zu können. — Im Jahr 1418 zeigen ſie ſich an vielen Orten in Deutſchland, und in demſelben Jahr unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Stelldichein mehrer Horden geweſen ſein muß. Dort zählen ſie nach der niedrigſten Angabe tauſend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Aegypten verjagt ſein, tragen viel Geld in den Taſchen, das ſie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, eſſen gut

---

Und hat er verkauft ſeine Waaren, ſo erſetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimat, es ſcheint ihnen überall gleich gut,
Das Land ſie durchſtreichen, das Volk ſie mit Gaunereien beſchleichen,
So betrügen ſie die Menſchheit, ſie rauben aber nicht mit Oeffentlichkeit.

und trinken gut und bezahlen auch gut; ſie haben ſich nirgend wieder ſo gehalten.

Seitdem zogen ſie in verſchiedenen Haufen von Rumänien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber trotz dem eitlen Aufputz und ihren ſchlauen Lügen nur an ſehr wenig Orten, die Menſchen zu täuſchen. Sie erwieſen ſich faſt überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrſager und höchſt unverſchämte Diebe. Sie ſelbſt zerſplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden; ihre Führer, welche ſie mit allen Feudaltiteln ſchmückten, gingen ihnen verloren, ſie ſelbſt wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angeſeſſenen Leute vielfach vermindert.

Die beſten Aufſchlüſſe über ihre Vergangenheit gibt die Sprache. Die urſprüngliche Einheit der Zigeunerdialekte iſt noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erſcheint als die Mundart eines einzigen und beſonderen indiſchen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit; ſie hat faſt in jedem Lande, wo das Volk auf ſeiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für ſich geſtohlen, und ihr Kleid iſt mit den Lappen aller Völker überdeckt, ſo daß nur noch hier und da die echten Goldfäden ſichtbar ſind. Der Stamm hat einen großen Theil ſeiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächſt ſolche, welche auf Anſchauungen beruhten, die ſich in fremden Ländern, in dem kleinen armſeligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indiſchen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elephanten und Löwen, für den Tiger und die Königsſchlange, aber den Zucker gülo, die Seide pahr, die Weintraube **drakh** nennt er noch mit ihren indiſchen Namen und den Wein mohl nach dem Perſiſchen. Ja, ihm iſt auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indiſche Wort geſchwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indiſch zu nennen, keinen Fiſch und faſt keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Thiere, unter anderen auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner ſelbſt in Banden unter die verſchiedenſten Völker zerſplitterten, ſo daß auch ihr erhaltenes Eigenthum nicht allen gemeinſam blieb und in jedem Lande eine eigenthümliche Zigeunermundart entſtand. Endlich eignete ſich der Rom, wie er ſich ſelbſt nennt, außer ſeiner romany tschib und der Landesſprache auch die Sprache der Wiſſenden, den Diebesdialekt an, dem er auch in freundlichem Austauſche Wörter ſeines Sprachſchatzes mittheilte. In Deutſchland verſtand er Rotwelſch oder Jeniſch, in Böhmen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Dieſen Fremden war in Deutſchland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, ſo arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren Hals. Karl V gebot, ſie auszuweiſen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürſten gewährten ihnen keine Duldung. Und doch wußten ſie durch Wahrſagen und geheime Künſte, als Aerzte an Menſchen und Thieren, als Roßtäuſcher und Hauſirer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenſtein gebrauchte ſie als Spione, ſpäter auch die Schweden; ihre Dirnen wußten ſich Offizieren und Gemeinen werth zu machen, die Weiſen der Bande verkauften Amulette und beſchlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen ſie frech durch das Land, der Schrecken des Landmanns. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die ſich dort theilte und die ſehr feindſelig betrachtet wurde, weil man ihr nachſagte, daß ſie das Land irgend einem Feinde auskundſchafte. In der That waren ſie eine große Landplage geworden, gegen welche die Geſetzgebung mit zeitgemäßer Rückſichtsloſigkeit donnerte. Ueberall kamen Befehle, ſie zu vertreiben, ſie galten für Spione der Türken, ſie galten für Zauberer, ſie waren rechtlos; noch nach dem Jahre 1700 ward in einem kleinen rheiniſchen Fürſtenthum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis zum Jahre 1750 wird in Oeſtreich, dem Reich, Preußen durch Verordnungen immer wieder befohlen, alle Erwachſenen zu henken, oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuſchneiden.*) Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohlthuenden Gegenſatz bildet das Verhalten des 19. Jahrhunderts; 1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menſchenfreundlicher — vergeblicher — Verſuch gemacht, durch Unterſtützung der Erwachſenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu beſſern. —

Um das Jahr 1500 verlor ſich der Name „fahrende Leute", und viele fröhliche Thätigkeit der beſitzloſen Umherſchweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genoſſenſchaft der Gauner erhielt ſich in einer gewiſſen Verfaſſung. Auch ihre Sprache blieb. Das Rotwelſch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehren Proben die volle Ausbildung einer alten Gaunermundart.

Es beſteht zum größten Theile aus hebräiſchen Wörtern, wie dieſe von Leuten gebraucht werden, die nicht ſelbſt Juden ſind; daneben ſteht auch ehrliches deutſches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zweckloſe Erfindung von bildlichen Ausdrücken, zunächſt in dem Beſtreben den wahren Sinn der Rede durch ein täuſchendes Bild zu verhüllen: Windfang der Mantel, Breitfuß die Gans. Wenige Wörter laſſen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehren bricht die rohe Laune verzweifelter Menſchen. Und wie die Sprache, waren auch die Kniffe der Gauner ſchon zu großer Fertigkeit ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almoſenvertheilen, hatte überall in der Chriſtenheit maſſenhaftes Bettlerweſen großgezogen, ſchon in den erſten Jahrhunderten des deutſchen

---

*) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones für Schleſien VI. zum J. 1728. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1749.

Chriſtenthums iſt es Klage frommer Geiſtlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künſtlich gemacht waren; ſie zogen nackt mit einer Keule, ſpäter in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land, und ſammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerenſklaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis ſie ein Pfund Wachs, ein ſilbernes Kreuz und ein Meßgewand zuſammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weiſen Brief und Siegel vor, ihnen liegen beſonders Handtücher für ihren Prieſter, Garn zum Altartuch und Bruchſilber zu einem Kelch am Herzen; ſie ſchweifen als Fallſüchtige umher und halten Seifenſchaum im Munde, oder nehmen als Prieſter in eine fromme Bruderſchaft auf, wieder gegen Bruchſilber; ebenſo wandern die Weiber: falſche Kindbetterinnen, ſolche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einſiedeln als Wundergeſchöpf lebe und täglich ein Pfund Fleiſch haben müſſe. Wo ein großes Feſt gefeiert wurde, ſtrömten auch ſie in Schaaren zuſammen. Es war eine gefährliche Genoſſenſchaft, nicht immer vermochte die eiſerne Härte der alten Zeit ſie zu bändigen. Baſel ſcheint einer ihrer geheimen Sammelplätze geweſen zu ſein, ſie hatten dort eine Gerichtsſtätte, auch das berühmte „Liber vagatorum“ mag in der Nähe entſtanden ſein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geſchrieben, enthält in Gaunerſprache eine ſorgfältige Aufzählung der Gaunerklaſſen und ihrer Kunſtgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luthern ſo wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der älteſten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luther's ſchließen die Berichte dieſes Bandes. Es iſt kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettelorden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerſtraße eine Aenderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdiſcher Angelegenheiten wird er den Deutſchen der große Umgeſtalter, ſeinen Gegnern wie ſeinen Getreuen.

Von dem Tode des Kaiſers Friedrich Rothbart wachſen die Deutſchen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfniſſe und Forderungen einen ſtarken Vertreter finden, der ſich die Herzen der Zeitgenoſſen unterwirft, um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo ſich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge ſeines Geiſtes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente ſeiner Geſchichte.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Neunzehnter Band.

LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: F
Nr. 2073 t

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

GELÖSCHT
Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung. Aus dem Jahrhundert der Reformation. (1500—1600.)

Seite

1. **Ein fahrender Schüler.** Charakteriſtiſches des 15. Jahrhunderts, Einführung in das 16. — Bewegung im Volk, Wandertrieb, aufregende Neuigkeiten, Landsknechte, Buchdruckerkunſt. — Deutſche Gelehrſamkeit, die Humaniſten, die lateiniſchen Schulen, die Kinder aus dem Volk als Schüler. — Erzählung des Thomas Platter. — Einfluß der lateiniſchen Schule auf das Volk 1
2. **Seelenkämpfe eines Jünglings und ſein Eintritt ins Kloſter.** Bedürfniſſe des Volksgemüths. — Die Kirche. — Bruderſchaften. — Der Ablaß. — Widerſpruch dagegen. — Erzählung des Friedrich Myconius 35
3. **Aus der Clauſur in den Kampf.** Der Sturm im Volke. — Luther's Beliebtheit im Volke. — Bericht des Ambroſius Blaurer. — Der Reiter von der Wartburg. — Erzählung des Johann Keßler 51
4. **Doctor Luther.** Seine Bedeutung für uns. — Das Tragiſche in ſeinem Leben. — Perioden deſſelben. — Sein Vater. — Seelenkämpfe im Kloſter und wie er ſich daraus erhob. — Sein Weſen im Jahre 1517. — Drei Briefe an den Papſt. — Innere Kämpfe. — Luther als Schriftſteller. — Der Reichstag zu Worms 1521. — Luther und Karl V. — Luther auf der Wartburg. — Der Buchſtabe der Bibel und Mängel ſeiner Beweisführung. — Die Prieſterehe. — Rückkehr nach Wittenberg. — Seine Stellung zur Politik. — Wie er heiratete. — Spätere Thätigkeit. — Gemüth, Familie, ſein Gott, die Anfechtungen (der Teufel), das Weltende. — Aus der Leichenrede Melanchthon's. — Brief

Seite

Luther's an den Kurfürſt Friedrich den Weiſen vom 5. März 1522 68

5. **Deutſche Fürſten auf dem Reichstage.** Das römiſche Reich. — Möglichkeiten einer Neugeſtaltung. — Der Mann fehlte. — Die Fürſten des 16. Jahrhunderts. — Plötzliche Zunahme ihrer Macht durch die Reformation und das Beamtenthum. — Karl V. — Erzählung des Bartholomäus Saſtrow. — Schwäche der kaiſerlichen Macht. — Anſchluß der deutſchen Oppoſition an Frankreich. — Innere Auflöſung des Reichs 144

6. **Eine Bürgerfamilie.** Einkehr in die kleinen Kreiſe des deutſchen Lebens. — Der Bauer in der Reformation, der Bauernkrieg, Johannes Eberlin. — Einwirkung des römiſchen Rechts. — Aufſteigende Volkskraft. — Socialer Vorzug der proteſtantiſchen Landſchaften. — Unſicherheit des Lebens. — Familiengeſchichte des Bartholomäus Saſtrow 180

7. **Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt.** Das Weib bei den Deutſchen, Ehe als Bündniß zweier Familien. Die Trauung. — Erzählung des Felix Platter 217

8. **Aus einem Patricierhauſe.** Die Städter. — Beſſere Zucht durch Obrigkeit und Geiſtliche, größere Sicherheit. — Händel. — Die Patricier als die Reichen und Gebildeten. — Verminderung des deutſchen Großhandels. — Bericht des Hans Schweinichen über den Reichthum der Fugger. — Ihre Frauen. — Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach. — Frauenbriefe aus der Familie Glauburg 240

9. **Deutſcher Landadel im ſechzehnten Jahrhundert.** Einwirkung der Reformation. — Falſche Stellung zum geſammten Volke, allmähliche Umwandlung. — Charakter des Götz von Berlichingen. — Aus ſeiner Selbſtbiographie. — Charakter Schärtlin's. — Erzählung des Schärtlin. — Die Verſchlechterung ſeiner Wehrkraft wird dem Adel zum Heil. — Hofadel. — Die Fürſtenhöfe ſeit 1550, Feſte, Turniere, „Inventionen", Liebhabereien, Sammeltrieb, Hausweſen, Jagd, ſpießbürgerlicher Charakter der Fürſten am Ende des Jahrhunderts. — Hans von Schweinichen und Herzog Heinrich von Liegnitz. — Erzählung des Schweinichen. — Uebergang in das neuzeitliche Leben 263

10. **Die Waffenfeſte des Bürgers.** Die Freiſchießen als Beiſpiel bürgerlicher Tüchtigkeit. Maifeſte der alten Bürger. — Schon

Seite

vor 1400 Freiſchießen. Einladungsſchreiben. Armbruſt und Feuerrohr. Ziel. Vorbereitungen für das Feſt. Pritſchmeiſter. Abgeordnete Schützen. Ankunft der Gäſte. Auszug. Neuner. Einrichtung des Armbruſtſchießens. Preiſe. Bexirgewinne. Der Kranz. Offene Spiele, Fechter, Volksbeluſtigungen. Glückstopf. Ende des Feſtes, Ritterpreiſe. — Gaſtfreundſchaft. Zahl der Gäſte. Händel. Zürich und Straßburg. Verſchiedenheit der Feſte nach Landſchaften. — Ihr Untergang. — Schilderung des Breslauer Königſchießens von 1738 nach Kundmann. — Verluſt der Wehrkraft 314

11. **Der deutſche Teufel.** Seine älteſte Geſchichte, Eindringen germaniſcher Ueberlieferungen. Wandlungen im Mittelalter. — Luther verlegt die Hauptthätigkeit des Teufels in die Seele des Menſchen. Geſchäftigkeit des Teufels in der neuen Kirche. Verträge mit dem Teufel ſeit Luther. — Günſtige Stellung der Beſeſſenen. — Der Geldteufel zu Frankfurt. — Austreibung des Satans aus einer Beſeſſenen. — Die Hexen. Grauſame Verfolgungen. — Allmähliche Verdämmerung der Teufelsgeſtalt im Proteſtantismus. — Die Teufelsbücher, die Aufklärer. — Trübe Stimmung und Unglaube am Ende des Jahrhunderts 360

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Zweiter Band.
Zweite Abtheilung.

Aus dem Jahrhundert der Reformation.
(1500 — 1600.)

1.

Ein fahrender Schüler.

(1500 und folgende Jahre.)

Das fünfzehnte Jahrhundert verſank. Uns Deutſchen erſcheint es wie Einleitung zu den großen Begebenheiten der Folge, als eine Zeit der Verſuche, eifriger aber unfertiger Bildungen. Die Aufregung der Maſſen in einem großen halbſlaviſchen Volksſtamm des römiſchen Reiches hatte Tod und Verderben über die deutſchen Landſchaften gebracht, aber der Fanatismus der Huſſiten ſchien auf der Brandſtätte von hundert deutſchen Städten und Dörfern verkohlt. Und doch zitterte die Bewegung in den Herzen fort durch zwei Geſchlechtsfolgen, und im nächſten Jahrhunderte loderte die Flamme von neuem auf, mächtiger, unvertilgbar, eine Feuerſäule für ganz Europa. Auch das Haus der Luxemburger war vergangen, ſeine letzten Erben hatten einſt die ungariſche Krone an die öſtreichiſchen Habsburger verpfändet, ſcheidend überließen ſie dieſen ihre Anſprüche auf die weiten und unſichern Erwerbungen ihres Stammes. Aber noch ſtand das Geſchlecht der Habsburger in Deutſchland nicht feſter als alle andern deutſchen Fürſtenhäuſer, als die Wittelsbacher, die Wettiner, die Hohenzollern. Und doch machte das nächſte Jahrhundert Karl V zum größten Landgebieter der Erde. Vergebens hatte man auf den Concilien zu Koſtnitz und Baſel gearbeitet, die Schäden der römiſchen Kirche zu heilen, fruchtlos mühte man ſich am Ende des

Jahrhunderts, das zerfallene Haus des deutſchen Reiches durch neue Pfeiler zu ſtützen, während doch Ludwig XI in Frankreich, der erſte Tudor in England ihr Königthum hoch über den Trotz der großen Vaſallen erhoben. Es war ein Jahrhundert der Fehden und einer rückſichtsloſen Selbſtſucht, und wieder des freien Zuſammenſchluſſes zu praktiſchen Zwecken, überall Städtebünde und Ritterbünde. Es war aber auch die Zeit, wo der deutſche Geiſt, auf Erreichbares und Endliches ſcharf gerichtet, zu der größten aller neuen Erfindungen kam, zur Kunſt Bücher zu drucken; wo trotz den Kämpfen auf der Landſtraße und blutigem Hader hinter den Stadtmauern Handel und Handwerk zu reichlicher Blüthe kamen, wo der Bürger und Bauer ſich als Kriegsmann fühlen lernte, wo der deutſche Kaufmann die nördlichen Meere ſeiner Herrſchaft unterwarf, während der romaniſche Seefahrer durch die Nebel eines ungeheuern Oceans zu unbekannten Erdtheilen drang. Es war endlich die Zeit, in welcher die Saumthiere der Alpen mit den Gewürzen des Orients und den Bullen des Papſtes auch die Handſchriften fremder Werke zutrugen, aus denen ſich über Deutſchland eine neue Wiſſenſchaft, die Morgenröthe des modernen Lebens verbreitete.

Das ſechzehnte Säculum kam herauf, und mit ihm die größte geiſtige Bewegung, welche je eine Nation in den innerſten Tiefen aufgewühlt hat. Für immer hat nach menſchlichem Ermeſſen dies Jahrhundert dem Geiſt und Gemüth der Deutſchen ſein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emſig und angſtvoll ihren Gott ſuchte, Frieden für die beängſtigte Seele, ſittlichen und gemüthlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erſchien. — Sehnſucht nach Erkenntniß der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das ſollte auf lange die herrſchende Leidenſchaft der Deutſchen werden.

Solche Anſtrengung der Volksſeele, das geſammte Leben neu zu geſtalten durch ein tiefes Erfaſſen des Ewigen, hat auch die politiſche Entwicklung der Deutſchen in einen Lauf gebracht, welcher dem anderer großer Culturvölker ſcharf entgegengeſetzt iſt. Denn dieſer leidenſchaftliche Kampf hat die volle Kraft der Nation in Anſpruch genommen bis zur äußerſten Erſchöpfung, er hat die politiſche Einigung Deutſchlands um Jahrhunderte aufgehalten, die furchtbarſten innern Kriege, eine totenähnliche Ohnmacht ſind ihm gefolgt; er hat einen tiefen Riß gemacht zwiſchen Deutſchen und Deutſchen, zwiſchen der neuen Zeit und dem Mittelalter. Er hat verurſacht, daß ein großer Theil des deutſchen Volkes, welches ſeine Geſchichte bis auf die Jahre Arioviſt's und Armin's zurückführen kann, jetzt die Hohenſtaufenzeit, ja das Reichsregiment des erſten Maximilian betrachten darf wie eine dunkle Sage, denn ſeine Staatenbildung, ſeine Rechte, ſeine Gemeindegeſetze ſind kaum ſo alt als die der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Die älteſte unter den ſtolzen Nationen, welche auf den Trümmern des Römerreichs entſtanden, iſt jetzt in vieler Beziehung das jüngſte Mitglied der Staatenfamilie Europas. Aber wie verhängnißvoll auch jener Streit des ſechzehnten Jahrhunderts für die politiſche Geſtaltung des Vaterlandes geworden iſt, dennoch ſoll jeder Deutſche mit Ehrfurcht darauf zurückſehen, denn ihm verdanken wir Alles, was jetzt unſern Stolz und unſere Hoffnung ausmacht, unſere Opferfähigkeit, Sittlichkeit, die Freiheit des deutſchen Geiſtes, einen unwiderſtehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Forſchungsweiſe unſerer Wiſſenſchaft, unſere Kunſt, zuletzt auch die große Verpflichtung, welche die Ahnen auf unſere Seele gelegt haben, die Pflicht das zu vollenden, was ihnen mißlang. Gerade jetzt, wo wir mitten im politiſchen Kampfe für deutſches Weſen ſtehen, wird es nützlich ſein zu gedenken, wie dieſer Streit vor vierthalbhundert Jahren im Volke begonnen hat.

Wer in die Seele der Deutſchen zu blicken verſucht, zu jener Zeit, wo das ſechzehnte Jahrhundert emporſtieg, der wird in den untern Schichten des Volkes eine geheimnißvolle Unruhe erkennen, etwa wie bei den Wandervögeln, wenn der Frühling herannaht. Auch wurde dieſer unbeſtimmte Drang häufig zur uralten deutſchen Wanderluſt. Die Zahl der Landläufer, junger und alter, der Kleinkrämer, Pilger, Bettler, fahrenden Schüler war ſehr groß, durch alle deutſchen Stämme bis in die Slavenländer des Oſtens, nach Frankreich und vor allem nach Italien ging der abenteuerliche Zug. Vieles wirkte zuſammen, die Armen unruhig, aufſäſſig, nach Neuem begierig zu machen.

Wunderbare Nachrichten klangen aus der Ferne. Hinten im fernen Mittelmeer auf dem Wege nach Jeruſalem, den deutſche Pilger noch alljährlich ſuchten, hatte ſich ein neuer Stamm, ein neuer Glaube eingedrängt, unheimlich und grauenhaft. Jeder Pilger, der aus dem Oſten kam, berichtete in den Herbergen von der wilden Streitkraft des Türken, von ſeiner Vielweiberei, von Chriſtenkindern, die er raubte und ſich zu Sklaven erzog, von den Gefahren der chriſtlichen Inſeln und Seeſtädte. Und wieder auf der andern Seite im Weſten tauchten der Phantaſie aus dem Grauen des unendlichen Meeres neue Goldländer herauf, Landſchaften wie das Paradies, braune Völker, die von Gott nichts wußten, eine unendliche Beute und Herrſchaft für die gläubigen Chriſten. Dazu kamen die Botſchaften aus Italien ſelbſt, wie unzufrieden die Südländer mit dem Papſte ſeien, wie arg der Handel mit kirchlichen Aemtern, wie laſterhaft die Fürſten der Kirche.

Und die von ſolchen Dingen zu erzählen wußten, in Stadt und Land, waren nicht mehr furchtſame Handelsleute, arme Pilger, ſondern ſonnenverbrannte feſte Geſellen mit kühnem Antlitz und ſcharfer Wehr, Nachbarkinder und ſichere Leute, die als Söldner des Kaiſers nach Welſchland gezogen waren, ſich dort mit Italienern, Spaniern und Schweizern gerauft hatten und jetzt mit Beute zurückkehrten, Goldſtücke im Seckel und goldene Ritterketten am Halſe. Mit Ehrfurcht ſtarrte die Jugend des Dorfes auf den Landsknecht, der ſeine Hellebarde vor der Schenke in den Boden ſtieß und die Herberge für ſich und ſeine Gäſte in Beſchlag nahm wie ein Edelmann oder Fürſt; denn er, der Bauernſohn, hatte die welſchen Ritter unter ſeine Füße getreten, er hatte tief in die Geldkiſte eines italieniſchen Fürſten gegriffen, er hatte für ſeine deutſchen Hiebe vom Papſte Ablaß vollauf bekommen, ja, wie man raunte, einen geheimen Segen, der ihn unverwundbar machte gegen Hieb und Stich. Eine Ahnung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zog nach langer Zeit zum erſten Mal durch die Seele der Gemeinen. Auch ſie waren Männer, in ihrer Hütte hing der Knebelſpieß und an ihrem Gürtel das lange Meſſer. Und wie war ihre Lage in der Heimat! Ihre Hände und Geſpanne forderte der adlige Junker für ſeinen Acker, ihm gehörte Holz und Wild im Walde, der Fiſch im Waſſer; ſelbſt wenn der Bauer ſtarb, nahm jener dem Erben das beſte Haupt der Herde oder Geld dafür. Auch die Bauern hatte Chriſtus durch ſeinen Tod erlöſt und frei gemacht, und jetzt waren ſie in der Mehrzahl eigene Leute des Gutsherrn. In jeder Fehde, die dem Junker anflog, waren ſie die Opfer, denn fielen fremde Reiſige in ihr Vieh, ſchoſſen gegen ſie ſelbſt den Bolzen und warfen ſie in ein finſteres Loch, bis ſie Löſegeld zahlten. Und wieder nach ihren Garben und nach jedem verſteckten Gulden ſpähte die Kirche. Unredlich, liſtig und üppig wie die Welſchen, war auch der Dechant, der mit dem Jagdfalken, mit Dirnen und Reiſigen durch ihr Dorf ritt; ihr Pfaffe, den zu wählen und zu entlaſſen ſie kein Recht hatten, der ihre Weiber verführte oder in ärgerlichem Haushalt mit Wirthin und Kindern lebte; der Bettelmönch, der ſich in ihre Küche einniſtete und für ſein Kloſter das Fleiſch im Rauchfang, die Eier im Korbe verlangte. Eine dumpfe Gährung kam in die Landgemeinden des ſüdlichen Deutſchlands, ſchon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begannen örtlich beſchränkte Aufſtände, Vorboten des Bauernkrieges.

Aber noch größere Einwirkung übte die neue Kunſt, durch welche auch der Aermſte klug und gelehrt werden konnte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts war am Rheinſtrom erfunden worden, geſchriebene Worte ins Tauſendfache zu vervielfältigen. Schon ſeit mehren hundert Jahren hatte man mit Holztafeln Muſter gedruckt, manchmal einzelne Seiten Schrift darin ausgeſchnitten, endlich erſann ein Bürger, daß man mit gegoſſenen Lettern ganze Bücher drucken könne. Es war für die nächſte Folge wichtig, daß die neue Erfindung ſich unabhängig vom geiſtlichen Stand, ja im Gegenſatz zu den mönchiſchen Abſchreibern ausbildete, als eine Erfindung des Bürgerſtandes. Denn ſie gelangte dadurch ſogleich zu der geſunden Stellung, welche Arbeit des Handwerks und Handel zu geben vermochten, mit wunderbarer Schnelligkeit wurde ſie durch die wandernden Geſellen in viele deutſche Städte und in das Ausland getragen. Ihr zur Seite der neue Bilderdruck von Holztafeln. Neben den großen Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Technik wir noch jetzt bewundern, verbreiteten ſich bald kleine, billige in den Häuſern der Stadtleute, ja in den Hütten der Bauern: Kalendertafeln, Arzneimittel gegen Krankheiten, Satzungen frommer Brüderſchaften, moraliſirende und Gebetbücher, dazwiſchen ſchnell kleine Staatsſchriften und die komiſche Literatur: Faſtnachtsſcherze, Narrenſtreiche, volksthümliche Gedichte. Der Trieb leſen zu lernen wurde mächtig, auch der Landmann erfuhr mit einer Genauigkeit, die der zufällige mündliche Bericht ſelten gehabt hatte, von einer geheimnißvollen Weiſſagung oder Geiſtererſcheinung, einem Faſtnachtsſpiel zu Nürnberg; gläubig buchſtabirte er neue Gebete und Verheißungen ſeiner Kirche und verwundert nahm er in ſich auf, ſo deutlich, als hätte er's ſelbſt geſehen, daß ſich die

Baiernherzöge der Gewalt des Königs Maximilian unterworfen hatten. Dem Volk war die Pforte geöffnet für geiſtigen Erwerb, und mit Eifer ſuchte die Maſſe ihr Heil in dieſer Richtung.

Aber die alte Wiſſenſchaft der Kirche, welche ſonſt den lernbegierigen Sohn des Volkes im Chor und Kreuzgang aufgenommen hatte, war in tiefem Verfall. Noch ſaß die Gelehrſamkeit des Mittelalters anſpruchsvoll in den Lehrſtühlen der deutſchen Univerſitäten, aber ſie war zu geiſtloſen Formeln und ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeit verknöchert. Die Kunde alter Sprachen war gering, Hebräiſch und Griechiſch faſt unbekannt; in barbariſchem Mönchslatein wurde geſchrieben und gelehrt, die alten Quellen ernſter Wiſſenſchaft, Bibel und Kirchenväter, römiſche Geſchichtſchreiber, Inſtitutionen und Pandekten, die griechiſchen Texte des Ariſtoteles und der Schriftſteller über Natur und Heilkunde lagen in beſtäubten Handſchriften, nur die mittelalterlichen Erklärer und Syſtematiker wurden immer wieder erläutert, auswendig gelernt und bekämpft. So in Deutſchland. In Italien aber war ſeit länger als hundert Jahren aus dem Studium einiger römiſchen und griechiſchen Dichter, Hiſtoriker und Philoſophen eine Bildung aufgegangen, welche Adel der Seele und Freiheit fern von den Pfaden der chriſtlichen Kirche ſuchte. Die Freude über die Schönheit lateiniſcher Sprache und Poeſie, Bewunderung der Redegewandtheit des Cicero, Erſtaunen über das mächtige Leben des römiſchen Volkes erhob die Beſten jenſeits der Alpen. Behend rankte ihre Poeſie, Geſchichtſchreibung, Rechtskunde, Heilkunſt an den antiken Stützen empor. Ja es ſchien dort, als ſollte das alte römiſche Leben aus ſeinem Grabe wieder auferſtehen, und ein zweihundertjähriger Kampf begann zwiſchen den Schatten des Auguſtus und Vergilius und dem Schatten des heiligen Petrus, der finſter über der Siebenhügelſtadt ſchwebte. Das geiſtliche Weſen, tyranniſch, beſchränkt und ſittenlos, wie es damals in Italien war, ſank in tiefſte Verachtung, die vornehmen Geiſtlichen ſelbſt, arm an Zucht und Pflichtgefühl, wurden von dem Zauber der neuen Bildung ergriffen. Und die römiſche Kirche bot das ſeltſame Schauſpiel, daß ihre höchſten Würdenträger den Glauben an den Gekreuzigten, deſſen Stellvertreter auf Erden ſie ſein wollten, innerlich verlachten und die Gläubigkeit der Chriſten ſchamlos ausmünzten zur Befriedigung verruchter Sinnlichkeit oder ihres Familienvortheils.

Erſt ſeit Erfindung des Bücherdrucks, während der Kriege, welche die Deutſchen auf den Schlachtfeldern der Halbinſel ausfochten, kam die neue Humaniſtenbildung allmählich nach Deutſchland. Aber ſie fand hier ein anderes Volksthum. Der redliche Sinn und das einfache Gemüth der Deutſchen verarbeitete ſie nüchterner und doch inniger und ſo wie damals deutſche Art war, methodiſch und zunftmäßig. Emſig wurde die lateiniſche Sprache, welche den Deutſchen wie ein neuer Fund erſchien, in lateiniſchen Schulen ſtudirt und durch Lehrbücher verbreitet. Die angeſtrengte und lange Arbeit über der fremden Grammatik, welche in Deutſchland nöthig war, diente den Geiſtern zur Zucht. Scharfſinn und Gedächtniß wurden kräftig angeſtrengt, die logiſche Seite der Sprache wirkte ſtärker als die phoniſche, die Größe und Weisheit des antiken Inhalts mehr als die Schönheit und Zierlichkeit der Form; die Gymnaſtik des lernenden Geiſtes in Deutſchland mußte angeſtrengter ſein, dafür war der Gewinn dauerhafter, ſchon deshalb, weil jetzt die Herrſchaft über zwei grundverſchiedene Sprachen gewonnen wurde. Eine Anzahl ernſter Sprachlehrer verbreitete zuerſt die neue Bildung. Jacob Wimpfeling ſchrieb ſeine lateiniſchen Lehrbücher für Knaben und Jünglinge, Alexander Hegius lehrte in Deventer, unter ihnen zahlreiche Schulmeiſter: Crato von Udenheim und Sapidus in Schlettſtadt, Michaelis Hilspach zu Hagenau, ſo viele andere. Dazu der Dichter Heinrich Bebel in Tübingen, Konrad Celtes in Wien, der Juriſt Ulrich Zaſius in Freiburg und andere. In enger Verbindung mit ihnen ſtanden faſt alle gelehrten Geiſtlichen Deutſchlands, Sebaſtian Brant, Verfaſſer des Narrenſchiffs, auch der große Prediger Johann Geiler von Kaiſersberg, obgleich ſeine eigene Bildung noch in dem ſcholaſtiſchen Weſen wurzelte.*)

In kurzem war die deutſche Gelehrſamkeit der romaniſchen mehr als ebenbürtig. Für ihre vornehmſten Vertreter aber galten allgemein Johann Reuchlin, der die erſte hebräiſche Grammatik ſchrieb, und Erasmus von Rotterdam, der durch den Zauber ſeiner Bildung der ganzen Humaniſtenſchule Deutſchlands, wenige ausgenommen, das Gepräge ſeines feinen ironiſchen Geiſtes aufgedrückt hat. Auch die deutſchen Humaniſten ergoſſen ihre Begeiſterung in lateiniſchen Verſen, auch bei ihnen traten Jupiter, Minerva und der Sonnenlenker Sol wunderlich an die Stelle des Chriſtengottes, der Jungfrau Maria und des großen Lichtes der moſaiſchen Urkunde. Auch ſie wurden zuweilen durch die Bekanntſchaft mit alter Philoſophie bis zu heimlicher Forſchung über das Weſen der Gottheit geführt, auch ſie ſtanden ſämmtlich in geharniſchter Gegnerſchaft wider die Verderbniſſe der römiſchen Kirche, aber ihr Widerſpruch hatte einiges Beſondere, wodurch ſie ſich von den Italienern unterſchieden. Er wurde durch deutſche Geſinnung geadelt. Zwar galt manchem humaniſtiſchen Schullehrer die deutſche Sprache für eine barbariſche, ſie wandelten ihre Namen in lateiniſche um und nahmen ſich die Freiheit, in vertraulichen Briefen ihre Landsleute ungehobelt zu nennen; aber ſie, die Vertreter römiſcher Wiſſenſchaft, waren die eifrigſten Haſſer italieniſcher Liſt und Unſittlichkeit und des despotiſchen Hochmuthes, mit welchem der römiſche Prieſter auf ihr deutſches Volksthum blickte. Und ſie ſelbſt hörten nicht auf gute Chriſten zu ſein. Während ſie die einfältigen Pfaffen verhöhnten oder ſchalten, ſuchten ſie ſorgfältig aus dem Alterthum Beiſpiele der Frömmigkeit, gottſeliger Geſinnung und männlicher Tugend. Und neben den unaufhörlichen Angriffen auf die Laſter der italieniſchen Geiſtlichkeit wagten ſie auch zögernd, vorſichtig und gewiſſenhaft eine hiſtoriſche Kritik der Quellen, auf welche ſich die Anſprüche des Papſtes ſtützten. Ein herzliches Freundſchaftsband ſchloß ſie zu einer großen Gemeinde. Bösartig verfolgt von den Vertretern der alten Scholaſtik und ihren Verbündeten, den „Romaniſten und Curtiſanen", gewannen ſie auch Bundesgenoſſen überall, in den Bürgerhäuſern der Reichsſtädte, an den Fürſtenhöfen, in der Nähe des Kaiſers, ſogar in Domcapiteln und auf Biſchofſtühlen.

---

*) Der Schüler Geiler's, Eberlin von Günzburg, bezeugt es.

Aber freilich fand die Bildung der Humaniſten in dem deutſchen Leben ſelbſt noch wenig Bürgſchaften der Dauer. Zu fremd war die Grundlage ihrer Cultur den thatſächlichen Bedürfniſſen und dem Gemüthsleben des Volkes, zu willkürlich und unklar die Ideale, welche ſie für ihr Leben aus dem Alterthum geholt hatten, nicht günſtig für die Entwickelung ihres Charakters war die immer noch dilettantenhafte und phantaſtiſche Beſchäftigung mit einer verſunkenen Welt, deren wirklichen Inhalt ſie zu wenig kannten. Als die Zeit kam, wo die ganze Nation für das, was ihr das Höchſte war, in zwei feindliche Heerlager zerriſſen wurde, als es für die Gebildeten nothwendig war, in ſolchem Kampfe Partei zu nehmen und das eigene Wollen in beſtimmten Forderungen zu ſammeln, als die Glut männlicher Ueberzeugung wichtiger wurde als das überlegene Lächeln von freiem Standpunkt, da gelang der Mehrzahl nicht, ſich rein und ſicher zu erhalten. Einige zwar wurden Verkämpfer in dem Glaubensſtreit, andere aber, durch Unholdes und Beſchränktes einer neuen Lehre verletzt, fielen zur alten Kirche zurück, die ſie früher ſo ſtrenge verurtheilt hatten. Dem begeiſterten und hochſinnigen Talent dieſer Schule aber, Ulrich von Hutten, der am leidenſchaftlichſten deutſch war und ſich am leidenſchaftlichſten an die Lehre Luther's anſchloß, wurde ſeine Hingebung an die volksthümliche Richtung zum tragiſchen Verhängniß.

Im Anfang des Jahrhunderts aber führten die Humaniſten faſt allein den Kampf gegen den feindſeligen Druck, unter welchem die Nation ſtöhnte. Die Wetterwolken, welche ſie in ihrer luftigen Region gegen die Feinde deutſcher Selbſtändigkeit ſammelten, ſanken in zahlloſen Tropfen befruchtend auf das Volk hernieder; ſelbſt was ſie lateiniſch ſchrieben, ging der Menge nicht ganz verloren, die behaglichen Reimer der Städte wurden nicht müde, Witzworte und derbe Angriffe der Humaniſten in der Form von Lehrſprüchen, Schwänken, Spielen auszubreiten.

In den lateiniſchen Schulen konnte man die geheimnißvollen Kenntniſſe erwerben, welche den Beſitzer aus der gedrückten, armen und freudeleeren Maſſe des Volkes hervorhoben. So wurde die Begierde gelehrt zu werden in der Seele des Volkes mächtig. Kinder und halbwüchſige Burſchen liefen aus den entlegenſten Thälern hinein in die unbekannte Welt, die Wiſſenſchaft zu ſuchen. Wo eine lateiniſche Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchſpiel einer großen Stadt, dahin ſchlugen ſich die Kinder des Volkes oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entſittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unſicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerſchaften der Städte gaben ſolchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in beſondern Häuſern, aber ihren Lebensunterhalt mußten dieſe zum größten Theil erbetteln. Die Aufſicht, welche über ſie geübt wurde, aber ſehr gering, nur darauf hielt man ſtreng, daß in der Zügelloſigkeit ihres Lebens eine Art Planmäßigkeit war; unter beſtimmten Formen und nur in gewiſſen Stadttheilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateiniſche Schule beſtand, war er verpflichtet in die Genoſſenſchaft der

Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeiſters und der vorhandenen Schüler die Mildthätigkeit der Einwohner in Anſpruch nehme. Wie überall, wo ſich Deutſche im Mittelalter zuſammenfanden, ſo bildete ſich auch unter dieſen Schülern ein Gewohnheitsrecht aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unſittlichen Geſetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben demſelben die rohe Poeſie eines abenteuerlichen Lebens, welche Viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr ſpäteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Dienſten verpflichtet, ſie mußten für ihre Zwingherren betteln, oft ſtehlen, und genoſſen dafür den Schutz, welchen die Fäuſte der Stärkeren geben konnten. Für den Bacchanten war es Ehrenſache und Vortheil viele Schützen zu haben, welche ihm die milden Gaben der Einwohner zutrugen. Von dieſen lebte er. Aber wenn der grobe Bacchant bis zu der Univerſität, der hohen Schule empordrang, dann wurde er bezahlt für alle gewaltſame Unbill, die er gegen jüngere Schüler geübt hatte, dann mußte er deponiren, ſein Schülerkleid und ungehobeltes Weſen ablegen, unter demüthigenden Ceremonien wurde er in die vornehme Genoſſenſchaft der Studenten aufgenommen, er ſelbſt mußte wieder dienen, wilde Scherze und Rohheiten wie ein Sklave erdulden. Eigenmächtig wechſelten die Schüler die Schulen; vielen wurde das Lungern auf der Landſtraße die Hauptſache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüſten Umhertreiben von Schule zu Schule, unter Bettelei und Raub und roher Liederlichkeit. Wenn wir uns noch jetzt über die Kraft und ſichere Tüchtigkeit Einzelner freuen, welche ſich damals von unten herauf zu geiſtiger Bedeutung emporgearbeitet haben, ſo müſſen wir auch daran denken, wie manches Mutterkind in kindlichem Gemüth daſſelbe Ziel zu erreichen hoffte, und doch elend hinter dem

Zaune oder in dem Siechhauſe einer fremden Stadt verdorben iſt.

Unbehilflich war der Unterricht in den lateiniſchen Schulen. Die Lehrbücher waren ſchwer zu erwerben, oft ſchrieben die Knaben den Text derſelben für ſich ab, ein Buch war ihnen ein Schatz. Zur Grundlage diente noch die alte Grammatik des Donat, an ihr lernten die Knaben lateiniſch leſen. Decliniren, Conjugiren und leichte Satzbildung wurde aus dem Sulpicius oder einem andern kleinen Handbuch und in Exercitien der Knaben geübt. Dann ſollte eine kleine leichte lateiniſche Schrift erklärt werden, etwa der Brief des Aeneas Sylvius an den König Ladislaus, darauf vielleicht die Anthologie Jacob Wimpfeling's: Adolescentia, dann wurde zu den römiſchen Proſaikern, Cicero, Salluſt übergegangen. Noch war in Grammatik und Erklärung viel unnützer ſcholaſtiſcher Kram, ob z. B. die Präpoſition ad personalis, localis, temporalis u. ſ. w. ſei, wurde ſorgfältig erörtert; durch lateiniſche versus memoriales ſuchte man dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, und noch hat ſelbſt, was man damals als beſtes Latein bewunderte, einen mönchiſchen Beigeſchmack. Aber ſchon mahnt der große Lehrer Wimpfeling, bei jeder Gelegenheit Beiſpiele zu wählen, welche die Knaben zur Ehrbarkeit, Gottesfurcht, zu redlicher Geſinnung anfeuern; nicht die Kenntniß der Formen und Wörter thue es, nicht die haarſpaltende Unterſcheidung der Worte, ſondern der Geiſt, der aus dem Alterthum einſtröme. Die Geſinnung ſolle geadelt werden, das Verſtändniß der Welt und des Glaubens gefördert, zur Größe der Staaten, zur Beſſerung der katholiſchen Kirche, zum Ruhme im Frieden, zur Abwehr des Krieges müſſe die Wiſſenſchaft dienen, denn Erkenntniß der Wahrheit ſei ihr Ziel.*)

Von dem Leben der fahrenden Schüler iſt uns eine oft ausgezogene Beſchreibung durch Thomas Platter erhalten worden, den armen Hirtenknaben aus dem Visperthale in Wallis, ſpäter angeſehenen Buchdrucker und Schulrector in Baſel. Aus ſeiner Selbſtbiographie wird hier nach der Ausgabe von Dr. D. A. Fechter (Baſel 1840) Einiges mitgetheilt. In dem wilden Gebirgsthal, aus welchem die Visp zum Rhone hinabbrauſt, zog damals noch kein ſchauluſtiger Reiſender nach der Zermatt, dem Matterhorn und den Gletſchern des Monteroſa. Einſam wuchs der Knabe auf zwiſchen Felſen und ſeinen Ziegen; wenn ihm die Herde in ein Saatfeld lief, wenn ein Adler drohend über ihm ſchwebte, wenn er ſich ſelbſt auf ſteilem Felſen verſtieg oder von ſeinem harten Herrn geſtraft wurde, das waren die Eindrücke ſeines Kinderlebens. Wie er aus ſolcher Einſamkeit in die weite Welt hinausgeworfen wurde, ſoll er jetzt ſelbſt erzählen.

---

*) Adolescentia Jacobi Wimphelingii, Hagenau 1508, in der Einleitung.

„Als ich bei dem Bauer war, kommt eine meiner Baſen, hieß Franſy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antony Platter thun, daß ich ſollte die Schriften lernen. So reden ſie, wenn man einen in die Schule thun will. Der Bauer war damit übel zufrieden; er ſprach, ich würde nichts lernen, und ſetzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und ſprach: „So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchſtoßen kann." Das ſah und hörte ich. Da ſprach die Bäſin: „Wer weiß, Gott hat ihm ſeine Gaben nit verſagt, es kann noch ein frommer Prieſter aus ihm werden." Sie führte mich alſo zu dem Herrn, ich war, wenn ich's gedenke, um die neun Jahre oder zehnthalb alt. Da ging es mir erſt übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeſchicktes Bauerbüblein. Der ſchlug mich grauſam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich ſchrie wie eine Gais, die am Meſſer ſteckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lange. Denn in derſelben Zeit kam mein Geſchwiſterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Ulm und München in Baierland, derſelbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir geſagt, und er verhieß ihnen, er wollte mich mit ſich nehmen und in Deutſchland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich ſchier gar nichts lehrte, aber jämmerlich übel ſchlug. Denn ich hatte eben ein wenig das Salve ſingen gelernt und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, ſollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder, der ſollte mein Vogt ſein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußt' ich für mich betteln und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimſel Nachts in ein Wirthshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen geſehen und der Mond ſchien an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre ſo ein großes Kalb, denn ich ſah nur zwei Kacheln ſcheinen, das waren, ſo meinte ich, die Augen. Am Morgen ſah ich Gänſe, deren ich nie keine geſehen hatte; da meinte ich, als ſie mich anheiſerten, es wäre der Teufel und wollte mich freſſen, floh und ſchrie. Zu Luzern ſah ich die erſten Ziegeldächer.

Darnach zogen wir auf Meißen zu, es war mir eine weite Reiſe, da ich nicht gewohnt war, ſo weit zu ziehen und dazu unterwegs das Eſſen zu gewinnen. Wir zogen alſo unſer mit einander acht oder neun, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man ſie nennt, unter welchen ich der allerkleinſte und jüngſte Schütz war. Wenn ich nicht gut zu gehn vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder dem Stöcklein, und zwickte mich an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hoſen (Beinſtrümpfe) an und ſchlechte Schühlein. Ich weiß auch nit mehr alle Dinge, die uns auf der Straße begegnet ſind, doch etlicher bin ich eingedenk. Als wir nämlich auf der Reiſe waren und man ſo allerlei redete, ſprachen die Bacchanten untereinander, wie in Meißen und Schleſien der Brauch wäre, daß die Schüler Gänſe und Enten, auch andere ſolche Speiſe rauben dürften, und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen ſei, dem das Ding gehört hätte. Eines Tages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänſe bei einander und war der Hirt nicht dabei, da fragte ich meine Geſellen, die Schützen: „Wann ſind wir in Meißen, daß ich Gänſe tot werfen darf?“ Da ſprachen ſie: „Jetzt ſind wir drinnen.“ Da nahm ich einen Stein, warf eine Gans und traf ſie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Ich nahm noch einen Stein, traf ſie an den Kopf, daß ſie niederfiel, lief hinzu und erwiſchte die Gans bei dem Kragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänſehirt nachgelaufen und ſchrie im Dorf: „Der Bub hat mir meine Gans geraubt!“ Ich und meine Mitſchützen flohen und der Gans hingen die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die ſie werfen konnten, und liefen uns nach. Als ich ſahe, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich ſie fallen und ſprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Geſträuch, zwei meiner Geſellen aber liefen der Straße nach, die wurden von zwei Bauern ereilt. Da fielen ſie nieder auf die Knie und begehrten Gnade, ſie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da auch die Bauern ſahen, daß ſie nicht der waren, der die Gans hatte fallen laſſen, ſo gingen ſie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber ſah, wie ſie meinen Geſellen nacheilten, und war in größten Nöthen und ſprach zu mir ſelbſt: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heut nit geſegnet!“ (wie man mich denn gelehrt hatte, ich ſollte mich alle Morgen ſegnen). Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden ſie unſere Bacchanten im Wirthshaus, denn dieſe waren voraus in das Wirthshaus gegangen, die Bauern wollten, ſie ſollten die Gans zahlen; es wäre etwa um zwei Batzen zu thun geweſen; ich weiß aber nit, ob ſie bezahlt haben oder nit. Als ſie nun wieder zu uns kamen, lachten ſie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entſchuldigte mich, vermeinte, es wäre ſo Landesbrauch; da ſprachen ſie, es wäre noch nit Zeit.

Ein ander Mal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen dieſſeit Nürnberg, da waren wir alle bei einander; der wollte alsbald mit unſeren Bacchanten ſpielen, daß er uns hinhielte, bis daß ſeine Geſellen zuſammenkämen; wir aber hatten gar einen redlichen Geſellen, mit Namen Antoni Schallbether, der bräuete dem Mörder, er ſolle ſich von uns machen; das that er. Nun war es ſpat, daß wir blos bis in das Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirthshäuſer daſelbſt, ſonſt wenig Häuſer. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da und andere mehr, ohne Zweifel ſeine Geſellen; da wollten wir nit dort bleiben und gingen in das andere Wirthshaus. Als man daſelbſt zur Nacht gegeſſen hatte, war jeder ſo geſchäftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir ſaßen niemals mit am Tiſche beim Mahl, man wollte uns auch nit in eine Schlafkammer führen, ſondern wir mußten im Roßſtall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, ſprach Antoni zum Wirth: Wirth, mich dünkt, du habeſt ſeltſame Gäſte, und du ſeieſt nit beſſer; ich ſage dir, Wirth, lege uns, daß wir ſicher ſind, oder wir werden dir ein Weſen machen, daß dir das Haus zu eng werden ſoll.“ Denn im Anfang begehrten die Schelme mit unſeren Geſellen zu ſpielen, Schachzabel, ſo nannten ſie das Schach, das Wörtlein hatt' ich nie gehört. Als man ſie nun zur Ruh führte, ich aber und die andern kleinen Buben ohne Abendbrot im Roßſtall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirth ſelber, an die Kammer gekommen und haben wollen aufſchließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeſchraubet vor das Schloß, das Bett vor die Thür gerückt und ein Licht angeſchlagen, — denn er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei ſich, — und hat die anderen Geſellen ſchnell aufgeweckt. Wie das die Schelme hörten, ſind ſie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirth noch Knecht; das ſagten ſie uns Buben, wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geſchehen war. Nachdem wir von da wohl eine Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten; als die gehört, wo wir die Nacht geweſen waren, verwunderten ſie ſich, daß wir nicht alle ermordet waren; denn faſt das ganze Dörflein war der Mörderei verdächtig.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unſere großen Geſellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn ſie zuſammen zehren wollten, ſchickten ſie uns voran. Wir waren unſer fünf, da kamen auf weitem Feld acht Mann auf Roſſen an uns mit geſpannten Armbrüſten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns, denn da führte man noch keine Büchſen zu Roß. Und einer ſprach: „Gebt Geld“; da antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: „Wir han kein Geld, ſind arme Schüler.“ Da ſprach der Reiter noch zweimal: „Gebt Geld“; ſo ſagte unſer Geſell wieder: „Wir han kein Geld, und geben euch kein Geld, und ſind euch nichts ſchuldig.“ Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihm ſtracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre am Bündel zerhieb. Sie ritten davon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu, bald kamen unſere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgends geſehen. — Wir ſind auch oft in Gefahr geweſen der Reiter und Mörder halb, als im Thüringerwald, im Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die ſingen konnten, ſangen, ich aber ging heiſchen.*) Wir gingen da aber in keine Schule. Das wollten die anderen Schüler nicht leiden, und drohten, ſie würden uns in die Schule zu gehn zwingen. Der Schulmeiſter entbot auch unſeren Bacchanten: ſie ſollten in die Schule kommen, oder man würde ſie faſſen; Antoni entbot ihm wieder: er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen dieſe uns wiſſen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nit unverſehens überfiele. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die andern nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeiſter mit der ganzen Proceſſion ſeiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf ſie, daß ſie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der ſeiner Tochter einen Mann geben wollte, der hatte einen Stall mit gemäſteten Gänſen, dem nahmen wir Nachts drei Gänſe und zogen in den anderen Theil der Stadt, eine Vorſtadt, wieder ohne Ringmauern, wie auch die Stadtecke war, wo wir bisher geweſen waren; da kamen die Schweizer zu uns, ſie und die Unſern zechten miteinander, und zog von da unſer Hauſe auf Halle in Sachſen, dort gingen wir in die Schule zu St. Ulrich. — Da ſich aber unſere Bacchanten ſo ungebührlich gegen uns hielten, beſprachen ſich etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen**) Alles voll Läuſe, daß wir ſie zu Nacht im Stroh unter uns kniſtern gehört haben. Wir brachen auf, und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, alſo daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgend wollte man uns bei den Häuſern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war Alles in Fülle, ja ſo wohlfeil, daß ſich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächſt auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der oberſten Pfarre zu St. Eliſabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat ſieben Pfarren und jegliche eine beſondere Schule; es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre ſingen gehn, oder ſie ſchrien: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zuſammen und ſchlugen einander gar übel. Es ſind, wie man ſagt, auf einmal in der Stadt etliche tauſend Bacchanten und Schützen geweſen, die ſich alle durch Almoſen ernährten; man ſagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präſentirten; ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder ſechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo ſie damals wohnten; man gab mir auch gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer ſehr lieb.

---

*) Betteln. — Die Schützen „heiſchen“, und „präſentiren“ den Bacchanten.

**) Schlafkammern der fremden Schüler.

Blieb alſo eine Zeitlang da; ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein beſonderes Spital und eigene Doctores. Auch gibt man auf dem Rathhaus für einen Kranken ſechzehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuſe darin, daß es nit zu glauben, wie Hanfſamen, ſo daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie Andere auch, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, ſind ſo voll Läus, daß es nit glaublich iſt, ich hätte ſchier, ſo oft man gewollt hätte, drei Läuſe miteinander aus dem Buſen gezogen. Bin auch oftmals, beſonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Waſſer, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaſchen, hab's an eine Staude gehenkt und getrocknet, und den Rock gelauſet, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf geſteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Eliſabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zuſammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengaſſen vor die Häuſer breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zuſammen, lagen darin wie Säue in der Streu; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, ſo ſangen wir ſchier die ganze Nacht Reſponſoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuſer Bier zu heiſchen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wiſſen, ſo voll geworden bin, daß ich nit habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich ſchon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man ſtudirte nit viel.

In der Schul zu St. Eliſabeth laſen allwege zugleich zu derſelben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präceptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erſtlich dictiren, dann diſtinguiren, dann conſtruiren, zuletzt exponiren, ſo daß die Bacchanten große Scharteken mit ſich heim zu tragen hatten, wenn ſie hinweg gingen.

Von dort zogen unſer acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Noth, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beſchloſſen wir, uns auf einen Tag zu theilen; etliche ſollten nach Gänſen ausſehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nit weit davon an der Straße war, und ſollten nach Brod und Salz ſehen; auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zuſammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager ſchlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchſenſchuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer geſehen hatte, ſchoß man zu uns heraus, ſie trafen uns jedoch nit. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wäſſerlein und Wäldlein; die großen Geſellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänſe, deren hatten ſie zwei; andere bereiteten Rüben im Topf, thaten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten, und als das Fleiſch ein wenig roth war, huben wir es am Spieß ab und aßen's; ſo auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas ſchnattern; da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tag abgelaſſen, und ſprangen die Fiſche auf dem Moraſt; da nahmen wir Fiſche, ſo viel wir in einem Hemde am Stecken tragen konnten, und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fiſche, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da ſchickten der Schulmeiſter und unſere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir ſollten nach Gänſen auslugen; da wurden wir eins, ich ſollte die Gänſe werfen, ſie aber ſollten ſie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen gefunden und ſie uns erſehen haben, ſind ſie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt, und dieſen unter ſie in die Luft geworfen, hab eine getroffen, daß ſie herabgefallen iſt; als aber meine Geſellen den Gänſehirten erſahen, trauten ſie ſich nit hinanzulaufen, obgleich ſie doch dem Hirten wohl hätten vorlaufen können. Da ließen ſich die andern Gänſe wieder nieder, ſtanden um die Gans, gagaiten, als ſprächen ſie ihr zu, ſie ſtand auch wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war über meine Geſellen übel zufrieden, daß ſie ihrer Zuſage nit genug gethan hatten; aber ſie hielten ſich darnach beſſer, denn wir brachten zwei Gänſe davon, die verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeiſter zum Abſchied und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald darnach zogen wir wieder davon auf Ulm zu, da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man ſolches im Lande macht, zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umher gehen, den Macherlohn dazu zu heiſchen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohnes und Bettelns wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bacchanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nit einmal leſen gelehrt. Während ich ſelten in die Schule ging, und wenn man in die Schule gehen ſollte, mit dem Tuch umging, hab ich großen Hunger gelitten, denn Alles, was ich überkam, brachte ich den Bacchanten; ich hätte nit einen Biſſen gegeſſen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bacchanten zu ſich genommen, Namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt ich und mein Geſell Hildebrand präſentiren; aber mein Geſell fraß ſchier Alles ſelbſt, dem gingen die Bacchanten auf der Gaſſe nach, daß ſie ihn eſſend fänden, oder ſie hießen ihn den Mund mit Waſſer ausſchwenken und in eine Schüſſel mit Waſſer ſpützen, damit ſie ſähen, ob er etwas gegeſſen hätte. Dann wärfen ſie ihn in ein Bett, und ein Kiſſen auf den Kopf, daß er nit ſchreien konnte, und ſchlugen ihn dieſe Bacchanten, bis ſie nit mehr konnten; darum fürchtete ich mich, und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft ſo viel Brot, daß es ſchimmlich wurde; da ſchnitten ſie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu eſſen. Da hab ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finſterniß bis um Mitternacht habe müſſen herumgehen und um Brod ſingen.

Da mag ich nit unterlaſſen, noch dieſes anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachſene Töchter, dieſe Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz gewickelt, den ſie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, daß ſie mir meine Füße wärmte, ſie gab mir dann eine Schüſſel mit Muß und ließ mich heimgehen. Ich habe ſolchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gaſſe die Knochen abgejagt und die benagt, item Broſamen aus den Säcken geſucht und gegeſſen habe. Darnach ſind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nit mein war, betteln müſſen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heiſchte den Macherlohn; da bin ich wohl eingedenk, daß etliche zu mir ſagten: „Botz Marter! iſt der Rock noch nit gemacht? Ich glaube, du gehſt mit Bubenwerk um.“ So zogen wir von dannen; ich weiß nit, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden iſt oder nit. Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine, und wollten deshalb gegen Nacht in die Schrannen, das iſt, auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornſäcken zu liegen. Da ſaßen etliche Weiber on dem Salzhaus an der Gaſſe, die fragten, wo wir hin wollten? Und da ſie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als ſie vernahm, daß wir Schweizer wären, ſagte ſie zu ihrer Jungfer: „Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleiſch über, das uns übrig geblieben iſt, ſie ſollen bei mir über Nacht ſein, ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu InsprucK in einem Wirthshauſe gedient, als Kaiſer Maximilianus dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu ſchaffen gehabt; ſie ſind ſo freundlich geweſen, daß ich ihnen mein Lebelang hold ſein will." Die Frau gab uns genug zu eſſen und zu trinken, und legte uns wohl. Am Morgen ſprach ſie zu uns: „Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu eſſen und zu trinken geben." Wir waren alle willig und fragten, welchen ſie wollte, und wie ſie uns beſichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm ſie mich, und ich durfte ihr nichts weiter thun, als Bier reichen und die Häute und Fleiſch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; mußte aber doch dem Bachanten präſentiren. Das hatte die Frau nit gern, und ſprach zu mir: „Botz Marter! laß den Bachanten fahren und bleibe bei mir, du darfſt doch nit betteln." So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bachanten noch in die Schule; da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da ſprach ſie zu mir: „Dein Bachant iſt da, ſag, du ſeieſt krank." Sie ließ ihn ein und ſagte zu ihm: „Ihr ſeid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zuſehen ſollen, was Thomas machte, er iſt krank geweſen und iſt es noch." Da ſprach er: „Es iſt mir leid, Bub; wenn du wieder ausgehen kannſt, ſo komme zu mir." Darnach an einem Sonntag ging ich in die Veſper, da ſagte er nach der Veſper: „Du Schütz, du kommſt nit zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!" Da nahm ich mir vor, er ſollte mich nit mehr treten, und gedachte hinweg zu laufen. Am Sonntag ſagte ich zu der Metzgerin: „Ich will in die Schule, und will meine Hemdlein waſchen gehen"; ich durfte ihr nit ſagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, ſie würde es weiter ſagen. Fuhr alſo mit traurigem Herzen von München, theils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich ſo weit umhergezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann ſchmerzte mich auch die Metzgerin, die mich ſo freundlich gehalten hatte. Ich zog alſo über den Fluß Iſar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen, da er mir und den Andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, ſo wollte er ihm nachziehen, und wenn er ihn wieder bekäme, wolle er ſelbigem alle viere abſchlagen. Jenſeits der Iſar iſt ein Hügel, da ſetzte ich mich, ſah die Stadt an und weinte inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der ſich meiner annähme; gedachte auf Salzburg oder gen Wien in Oeſtreich zu ziehen. Als ich da ſaß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war ſchon trunken und doch war erſt die Sonne aufgegangen, den bat ich, er ſollte mich aufſitzen laſſen, mit dem fuhr ich, bis er ausſpannte, die Roſſe und ſich zu füttern; dazwiſchen bettelte ich im Dorf, und nit weit vom Dorfe wartete ich auf ihn und entſchlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fort gefahren, mich bedäuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufſitzen und fragte mich, wo ich hin wollte? Da ſprach ich: „Nach Salzburg.“ Als es nun Abend war, fuhr er von derſelben Straße ab und ſprach: „Steig ab, da geht die Straße auf Salzburg.“ Wir waren denſelben Tag acht Meilen gefahren. — So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufſtand, war ein Reif, als wenn es geſchneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerriſſene Strümpflein, kein Baret, ein Jäcklein ohne Falten, zog alſo auf Paſſau zu, wollte mich da auf die Donau ſetzen und auf Wien zu. Als ich nach Paſſau kam, wollte man mich nit einlaſſen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Thorwächter, wo ich am nächſten auf das Schweizerland ziehen könnte; da ſprach er: „Ueber München“; ich ſagte: „Gen München will ich nit, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen.“ Da wies er mich auf

Freiſingen zu. Dort iſt auch eine hohe Schule, da ſand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme? Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen ſagten zu mir: „Der Bachant von München iſt hier und ſuchet dich“; da lief ich zum Thore hinaus, als wenn er hinter mir her geweſen wäre, und zog auf Ulm zu, und ging daſelbſt zu meiner Sattlerin, die mir einſt die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich ſollte ihr die Rüben hüten auf dem Felde; das that ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geſelle geweſen war, der ſprach: „Dein Vetter Paulus iſt hier und ſuchet dich.“ Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das wieder hörte, wiewohl es faſt Nacht war, lief ich zum Thore hinaus auf Conſtanz zu, und weinte wieder inniglich, denn es ſchmerzte mich ſehr, daß ich die liebe Frau verlor. —

So gelangte ich über den See nach Conſtanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen ſah, ach mein Gott, wie war ich ſo froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Und als ich nach Zürich kam, ſand ich dort Walliſer, große Bachanten, denen erbot ich mich zum Präſentiren, ſie dagegen ſollten mich lehren; das thaten ſie aber nit beſſer, als einſt die andern. Nach etlichen Monaten ſchickte Paulus von München ſeinen Schützen, den Hildebrand, ich ſolle wieder kommen, er wolle mir verzeihen, aber ich wollte nit, ſondern blieb in Zürich, ſtudirte aber ſehr wenig. — —

Da war ein Walliſer von Viſp, mit Namen Antonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten mit einander nach Straßburg ziehen. Als wir nach Straßburg kamen, waren gar viele arme Schüler da, und wie man ſagte, keine gute Schule; aber zu Schlettſtadt, da wäre eine ſehr gute Schule.

Wir zogen alſo nach Schlettſtadt. Auf dem Wege begegnete uns ein Edelmann, fragte, wo hinaus, und widerrieth uns nach Schlettſtadt zu ziehen, es wären dort ſehr viele arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Geſell an bitterlich zu weinen, wo nun hinaus? Ich tröſtete ihn und ſprach: „Sei gutes Muths, gibt es zu Schlettſtadt auch nur einen Schüler, der ſich allein ernähren kann, ſo will ich uns beide ernähren.“ Und als wir noch eine Meile von der Stadt in einem Dorfe herbergten, ward mir unwohl, daß ich wähnte, ich müßte erſticken, alle Luft fehlte mir, ich hatte zu viel friſche Nüſſe gegeſſen, welche um dieſe Zeit abfielen. Da weinte mein Geſell wieder, er meinte, wenn er ſeinen Geſellen verlöre, ſo wüßte er dann nit wo hinaus. Und er hatte heimlich zehn Kronen bei ſich, ich aber nit einen Heller! In der Stadt nahmen wir Herberg bei einem alten Ehepaar, deſſen Mann ſtockblind war, und darauf gingen wir zu meinem lieben Herrn Präceptor, dem ſeligen Herrn Johannes Sapidus, und baten ihn, er möge uns annehmen. Er fragte, woher wir wären. Als wir ſagten, aus dem Schweizerland, von Wallis, ſprach er: „Dort ſind leidig böſe Bauern, ſie jagen alle ihre Biſchöfe aus dem Land. So ihr fleißig ſtudiren werdet, ſollt ihr mir wenig geben; wo nit, ſo müßt ihr mich zahlen, oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehen.“ Das war die erſte Schule, wo mich dünkte, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf, es war in dem Jahre, wo der Reichstag zu Worms geweſen iſt. Sapidus hatte einmal neunhundert Schüler, etliche feingelehrte Geſellen, die ſpäter Doctores und berühmte Männer geworden ſind.

Als ich nun in die Schule kam, wußte ich wenig, konnte noch nit den Donat leſen, und war doch ſchon achtzehn Jahre alt, ich ſetzte mich unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter die Küchlein. An einem Tage las Sapidus das Verzeichniß ſeiner Schüler und ſprach: „Ich habe viel barbara nomina (barbariſche Namen), ich muß ſie einmal ein wenig lateiniſch machen." Und wieder las er die Namen lateiniſch ab, da hatte er mich umgeſchrieben in Thomas Platerus und meinen Geſellen Anton Venetz in Antonius Venetus, und ſprach: „Wer ſind die zwei?" Da wir aufſtanden, ſprach er: „Pfui, ſind das zwei räudige Schützen und haben ſo hübſche Namen." Und das war auch zum Theil wahr, beſonders mein Geſell, der war ſo räudig, daß ich ihm manchen Morgen das Laken von dem Leibe abziehen mußte wie die Haut von einer Geiß. Ich aber war fremde Luft und Speiſe beſſer gewohnt als er.

Als wir nun vom Herbſt bis Pfingſten da waren und noch immer mehr Schüler von allen Seiten zureiſten, konnten wir uns nit mehr gut ernähren und zogen weg gen Solothurn. Dort war eine ziemlich gute Schule, auch beſſere Nahrung, aber man mußte gar zu viel in der Kirche ſtecken und Zeit verſäumen, ſo daß wir nach der Heimat zogen.

Den folgenden Frühling aber zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir von der Mutter Abſchied nehmen wollten, weinte ſie und ſprach: „Das müſſe Gott erbarmen, daß ich ſoll drei Söhne ins Elend gehen ſehen." Sonſt habe ich meine Mutter nie weinen ſehen, denn ſie war ein tapferes, mannhaftes Weib, aber rauh; ſonſt war ſie ehrlich, redlich, fromm, das hat jedermann von ihr geſagt und ſie gelobt.

So kam ich nach Zürich und ging zum Frauenmünſter in die Schule, der Präceptor hieß Meiſter Wolfgang Knöwel von Bar bei Zug, er war Magiſter der Univerſität zu Paris, den man zu Paris genannt hatte grand diable; er war ein großer, redlicher Mann, kümmerte ſich aber nit viel um die Schule, ſondern lugte mehr, wo die hübſchen Mägdlein waren, deren er ſich kaum erwehren konnte; ich aber hätte gern ſtudiert, denn ich konnte merken, daß es Zeit war.

Zu derſelben Zeit ſagte man, es würde ein Schulmeiſter von Einſiedeln kommen, ein gar gelehrter und treuer Schulmeiſter, aber grauſam wunderlich. Da machte ich mir einen Sitz in einem Winkel, nit weit von des Schulmeiſters Stuhl, und dachte: „In dem Winkel willſt du ſtudiren oder ſterben." Als er nun eintrat, mein Vater Myconius, ſprach er: „Das iſt eine hübſche Schule" — denn ſie war erſt vor kurzem neugebaut —; „aber mich bedünkt, es ſeien ungeſchickte Knaben, doch wollen wir zuſehen, wendet nur guten Fleiß an." Da weiß ich, hätte es mir mein Leben gegolten, ich hätte nit ein Wort der erſten Declination decliniren können, und konnte doch den Donat bis auf das Tz auswendig; denn als ich in Schlettſtadt war, hatte Sapidus einen Baccalaureus, der vexirte die Bacchanten ſo jämmerlich mit dem Donat, daß ich dachte: „Iſt das ein ſo gutes Buch, ſo willſt du es auswendig lernen," und indem ich daraus leſen lernte, lernte ich es auch auswendig. Das bekam mir bei Vater Myconius wohl, er las uns den Terentius, und wir mußten alle Wörtlein in einer ganzen Komödie decliniren und conjugiren, und oft iſt er mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß geworden iſt und daß mir das Geſicht verging, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben außer einmal mit der umgekehrten Hand an die Wange. Er las auch in der heiligen Schrift, und in ſolche Stunden kamen viele Laien, denn es war damals im Anfange, daß das Licht des heiligen Evangelii aufgehen ſollte. Wenn er aber ſchon rauh mit mir war, ſo führte er mich dann heim und gab mir zu eſſen, denn er hörte mich gern erzählen, wie ich alles Land in Deutſchland durchgelaufen und wie es mir allenthalben ergangen war.

Myconius mußte mit ſeinen Schülern zum Frauenmünſter in die Kirche gehen, Vesper, Mette und Meß ſingen und den Geſang regieren. Da ſprach er einſt zu mir: „Cuſtos," — denn ich war ſein Cuſtos — „ich wollte allerwegs lieber vier Lectionen halten, als eine Meſſe ſingen, Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichten Meſſen ſingt, Requiem u. dergl., ich will's um dich verdienen." Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war ſchon von andersher daran gewöhnt, und noch war Alles päpſtlich eingerichtet. Als Cuſtos nun hatte ich oft nit Holz zum Einheizen, da gab ich Acht, welche von den Laien, die in die Schule kamen, Holzbündel vor den Häuſern hatten, dorthin bin ich um Mitternacht gegangen und habe heimlich Holz nach der Schule getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte gerade am Frauenmünſter predigen; vor Tage und als man zur Predigt läutete, dachte ich: „Du haſt kein Holz, und es ſtehen ſo viele Götzen in der Kirche, um die kümmert ſich doch niemand." Da ging ich in die Kirche zum nächſten Altare, erwiſchte einen Johannes und mit ihm zur Schule in den Ofen, und ſprach zu ihm: „Jögli, nun bück dich, du mußt in den Ofen." Als er anfing zu brennen, machte er ein wüſtes großes Knattern, nämlich die Oelfarbe. Ich dachte nun: „Halt ſtill, rührſt du dich, was du aber nit thun wirſt, ſo will ich das Ofenthürlein zuthun; er ſoll nit heraus, der Teufel trage ihn denn heraus." Indem kam des Myconius Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Thür vorbeiging, und ſprach: „Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind, haſt du geheizt?" Ich that das Ofenthürlein zu und ſprach: „Ja, Mutter, ich habe ſchon warm gemacht"; ich wollte es ihr aber nit ſagen, ſie hätte ſchwatzen können, und wenn es herausgekommen wäre, hätte es mich damals mein Leben gekoſtet. Und Myconius ſprach in der Lection: „Cuſtos, du haſt heute gut Holz gehabt." Als wir aber die Meſſe ſingen ſollten, geriethen in der Kirche zwei Pfaffen an einander, der, welchem der Johannes gehört hatte, ſprach zu einem andern: „Du Schelm, du haſt mir meinen Johannes geſtohlen." Das trieben ſie eine gute Weile.

Und obgleich mich bedünken wollte, es wäre mit dem Papſtthum nit richtig, ſo hatte ich dennoch im Sinne, ich wollte Prieſter werden, wollte fromm ſein, meinem Amt treulich vorſtehen und meinen Altar ſein aufputzen. Ich betete viel und faſtete mehr als mir gut war. Ich hatte auch meine Heiligen und Patrone, zu denen ich betete, zu jedem Beſonderes: zu unſerer Frau, daß ſie bei ihrem Kind meine Fürſprecherin ſein wolle, zu St. Katharina, daß ſie mir zu Gelehrſamkeit helfe, zu St. Barbara, daß ich nit ohne das Sacrament ſterbe, zu St. Peter, daß er mir den Himmel aufthue, und was ich an Gebeten verſäumte, das ſchrieb ich in ein Büchlein. Wenn man in der Schule Donnerstags oder Samstags Urlaub hatte, ging ich zum Frauenmünſter in einen Stuhl, ſchrieb die Außenſtände von Gebeten an einen Stuhl und fing an und bezahlte eine Schuld nach der andern, wiſchte ſie dann ab und meinte, ich hätte meine Schuldigkeit gethan. Ich bin ſechsmal von Zürich in Einſiedeln geweſen mit Proceſſionen, und habe fleißig gebeichtet. Ich habe oft mit meinen Geſellen für das Papſtthum gekämpft, bis einſt M. Ulrich Zwingli über das Evangelium Johannis: „Ich bin ein guter Hirt“ predigte. Das legte er ſo ſtreng aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei den Haaren in die Höhe; und er zeigte an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein fordern würde von den Händen der Hirten, die an ihrem Verderben ſchuldig waren. Da dachte ich: „Hat es die Meinung, dann ade Pfaffenwerk, ein Pfaff werd' ich nimmermehr.“ Doch fuhr ich in meinen Studiis fort, fing auch an, gegen meine Geſellen zu disputiren, ging fleißig zur Predigt und hörte meinen Präceptor Myconius gern. Noch hatte man Meſſe und Götzen in Zürich.“

Soweit Thomas Platter. Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um ſich zu erhalten. Er ſtudirte in der Nacht und als ihm der Drucker Andreas Kratander zu Baſel einen Plautus geſchenkt hatte, befeſtigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, den er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Corrector, dann Bürger und

Drucker, Rector der lateiniſchen Schule zu Baſel. Nicht ohne Einfluß blieb das unſtäte Leben der Kinderzeit auf die Seele des Mannes: wie tüchtig er war, die ſtäte Ausdauer und frohe Kraft fehlte ſeinen Unternehmungen.

Aus den Tauſenden, welche ſich, wie der Knabe Thomas, zur lateiniſchen Schule drängten, gewann die ſteigende Bewegung gegen die Schäden der Kirche ihre eifrigſten Arbeiter. Mit unermüdlicher Rührigkeit trugen dieſe Kinder des Volkes Nachrichten und neue Ideen von Haus zu Haus. Viele von ihnen gelangten nicht bis auf die Univerſität, durch Privatunterricht, als Correctoren bei Druckereien ſuchten ſie ſich zu erhalten. Die Mehrzahl der Stadt- und ſpäter der Dorfſchulen wurden mit ſolchen beſetzt, welche den Vergil laſen und die bittere Laune des Klagebriefes de miseria plebanorum verſtanden. So hoch ſtieg ihre Zahl, daß ihnen bald die Reformatoren den dringenden Rath gaben, noch ſpät ein Handwerk zu erlernen, um ſich redlich zu ernähren. Und nicht wenige Zunftgenoſſen der deutſchen Städte waren im Stande, die Bullen des Papſtes mit Gloſſen zu verſehen und ihren Mitbürgern zu überſetzen, auch zugeſpitzte theologiſche Fragen wurden in den Trinkſtuben mit Leidenſchaft erörtert. Ungeheuer war der Einfluß, den ſolche Männer auf die kleinen Kreiſe des Volkes ausübten. Wenige Jahre darauf verwuchſen ſie mit armen Studenten der Gottesgelahrtheit, welche ſich als Prädicanten über alle Länder deutſcher Zunge verbreiteten, zu einer großen Genoſſenſchaft, und dieſe Demokraten der neuen Lehre waren es, welche in Volksſchauſpielen den Papſt als Antichriſt vorſtellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Reden, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.

So bereiteten auch ſie vor, was kommen ſollte. Aber wie gut immerhin die Humaniſten in ihrer Höhe bewieſen, daß die Kirche manche Stellen der heiligen Schrift falſch deute, und wie launig ſie das Werkzeug der Ketzerrichter, den getauften Juden Pfefferkorn mit ſeinem hübſchen Weiblein verſpotteten, wie eifrig auch die kleinen Schullehrer unten im Volk Geſpräche des Erasmus von Faſten und Fleiſcheſſen, von zwei Sterbenden und das Buch über Kinderzucht umhertrugen: — nicht ihre neue Wiſſenſchaft allein hat Reformation und geiſtige Freiheit der Deutſchen lebendig gemacht, tiefer liegen die Quellen dieſes mächtigen Stromes, aus dem Grunde des deutſchen Gemüths entſpringen ſie und durch geheimnißvollen Zug des Herzens werden ſie an das Licht geführt, um zerſtörend und befruchtend das Leben der Nation umzugeſtalten.

1.

Seelenkämpfe eines Jünglings und ſein Eintritt ins Kloſter.

(1510.)

So viel Schlechtigkeit war in der Welt, ſo ſchwer der Druck, der auf den Armen laſtete, roh die Genußſucht, endlos die Begehrlichkeit bei Geiſtlichen und Laien. Wer ſtrafte den Junker, der die Bauern mißhandelte? Wer ſchützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtſchaft des reichen Rathsherren? Hart war die Arbeit des Deutſchen vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und Winter, bald kam die Peſt, bald Mißwachs und Hunger; unverſtändlich war die Weltordnung und arm an Liebe das irdiſche Leben. Rettung aus dem Elend war nur bei Gott. Vor ihm war alles Irdiſche klein und nichtig, Kaiſer und Papſt, die Klugheit des Menſchen eitel wie die Blüthe des Feldes. Wenn er gnädig war, ſo konnte er den Menſchen aus der Noth dieſes Lebens retten und in ewiger Seligkeit entſchädigen für das, was er hier geduldet. Aber ſolche Gnade, wie war ſie zu gewinnen? Welche Tugend des ſchwachen Menſchen durfte hoffen, den unendlichen Schatz göttlicher Gunſt zu erwerben? Der Menſch war verdammt ſeit Adam's Zeit Gutes zu wollen und Schlechtes zu thun. Eitel war ſeine beſte Tugend, die Erbſünde war ſein Fluch und es war nicht ſein Verdienſt, wenn Gott ihm Gnade ſchenkte.*)

---

*) Vergl. das beſte erbauliche Buch aus der Zeit vor der Refor-

So rang damals angſtvoll das Menſchenherz. Aber aus den heiligen Urkunden der Schrift, die dem Volke wie eine dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Chriſtus iſt die Liebe. Die herrſchende Kirche wußte wenig von ſolcher Liebe, in ihr ſtand Gott ſehr fern von der Menſchenſeele, das Bild des Gekreuzigten war verſteckt hinter zahlloſen Heiligen und Seligen, und alle waren nöthig um Fürbitter zu ſein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfniß deutſcher Natur, ſich im herzlichen Verhältniß zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöſchlich war die Sehnſucht, die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Verſenken, das Hingeben an Gott ſchon auf Erden das ſeligſte Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmliſchen Seligkeit. Aber ſolch innerliches und ſelbſtändiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr. Der Papſt behauptete, er ſei Verwalter der unerſchöpflichen Verdienſte Chriſti, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die ſündige Menſchheit ſei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Faſten und Büßungen zum Segen für Andere aufgeſammelt, und all dieſe Schätze verwalte der Papſt und davon könne er abgeben jedem, dem er wolle, ihn von ſeiner Sündhaftigkeit zu befreien. Und ebenſo, wenn ſich Gläubige zuſammen thun zu einer frommen Genoſſenſchaft, dann kann der Papſt auch ſolcher Bruderſchaft die Gnade gewähren, daß die Verdienſte der Heiligen und der Ueberſchuß der frommen Kirchenwerke, Gebete, Meſſen, Wallfahrten, Bußübungen, Schenkungen von Einem auf den Andern übergehen.

So bildeten ſich unter dem Schutz eines fürbittenden

---

mation, die „Theologia teütſch“, von einem Unbekannten aus Tauler's Schule, eine Hauptquelle für Luther's Bildung, ſtaunenswerth noch für uns.

Heiligen die frommen Bruderſchaften, in denen die Vereinigung Vieler bewirken konnte, was dem ſchwachen Einzelnen unmöglich war. Ihre Zahl war groß, noch im Jahre 1530 beklagt ſich Luther, daß ſie unzählbar ſeien.*) Wie roh und kläglich ihre Zurichtung war, möge ein Beiſpiel zeigen; die Bruderſchaft der 11,000 Jungfrauen, St. Urſula's Schifflein genannt, ſei hier gewählt, weil Kurfürſt Friedrich der Weiſe ein Mitſtifter und Bruder war. Dieſer Verein hatte nach ſeinen Satzungen an geiſtlichen Schätzen, welche den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen ſollten, aufgeſammelt 6455 Meſſen, 3550 ganze Pſalter, 200,000 Roſenkränze, 200,000 Te Deum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo. Ferner 11,000 Gebete für die Patronin St. Urſula und 630 mal 11,000 Paternoſter und Ave Maria. Ferner den 10,000 Rittern 50 mal 10,000 Paternoſter und Ave Maria ꝛc. ꝛc. Und die ganze erlöſende Kraft dieſes Schatzes kam den Mitgliedern der Bruderſchaft zu Gute. Viele geiſtliche Stiftungen und Privatperſonen hatten ſich durch große Beiträge zum Gebetſchatze beſonderes Verdienſt erworben. Bei der Erneuerung der Geſellſchaft hatte Kurfürſt Friedrich eine ſchöne ſilberne Urſula geſchenkt. Ein Laie verdiente die Bruderſchaft, wenn er in ſeinem Leben einmal 11,000 Vaterunſer und Ave Maria betete; betete er täglich 32, ſo erwarb er ſie in einem Jahre, mit 16 in zwei Jahren, mit 8 in vier Jahren; wer durch Ehe, Geſchäfte oder Krankheit verhindert wurde dieſe Gebetmaſſe abzumachen, der konnte eintreten, wenn er für ſich 11 Meſſen leſen ließ, u. ſ. w. Dieſe Bruderſchaft aber war eine der beſten, denn die Mitglieder hatten nicht nöthig „Heller und Pfennig“ zu bezahlen, es ſollte eine Bruderſchaft der armen Leute ſein, die nur durch Gebete ſich gegenſeitig in den Himmel bringen wollten. — Und doch muß man behaupten, daß die frommen Bruderſchaften im Anfange des 16. Jahrhunderts noch das Gemüthvollſte waren, was die untergehende Kirche des Mittelalters dem Volk zu bieten hatte.

---

*) Vermanung an die geiſtlichen verſamlet auff dem Reichstag zu Augsburg.

Dagegen war der Ablaß der faulſte Fleck ihres ſiechen Leibes. Die Päpſte als Bewahrer des aufgeſammelten unendlichen Schatzes der Verdienſte Chriſti verkauften die Anweiſungen auf dieſen Vorrath an die Gläubigen gegen Geld. Zwar war in der Kirche ſelbſt die beſſere Vorſtellung nie ganz geſchwunden, daß auch der Papſt nicht die Sünden ſelbſt vergeben könne, ſondern nur die Bußübungen erlaſſen, welche die Kirche vorſchrieb. Aber die ſolches lehrten, einzelne Männer der Univerſitäten und ehrliche Seelſorger einer Gemeinde, mochten ſich vorſehen, ihre Lehre nicht bis zum offenen Widerſpruch gegen das Geſchäft der Ablaßkrämer zu ſteigern. Denn was galt den Päpſten des 15. Jahrhunderts die echte Lehre ihrer eigenen Kirche, ihnen, die in der Mehrzahl verruchte Böſewichter oder ungläubige Heiden waren? Wehe dem, der zweifelte, daß die Päpſte das Recht hätten ihn von Gott zu ſcheiden, für ihn die Thür des Himmels zu öffnen und zu verſchließen. Geld war es, was ſie endlos begehrten für Weiber und Buben, für ihre Kinder und Nepoten, für ihren fürſtlichen Haushalt. Und es beſtand eine fürchterliche Gemeinſchaft des Eigennutzes zwiſchen ihnen, den Biſchöfen und der fanatiſchen Partei in den Bettelorden. Nichts hatte den Huß von Huſſinetz ſo unerträglich gemacht, als der Kampf gegen den Ablaß; die Lehre von Buße und Gnade hatte den großen Weſſel aus Paris in das Elend getrieben, und Ablaßmönche waren es, welche den Greis Johannes Veſalia im Kloſterkerker zu Mainz ſterben ließen, ihn, der zuerſt das hohe Wort geſprochen: „Wozu ſoll ich glauben, was ich weiß?“

Es iſt bekannt, wie der Ablaßhandel im Beginne des 16. Jahrhunderts in Deutſchland überhandnahm, und wie frech die ruchloſe Gaunerei betrieben wurde. Wenn Tetzel mit ſeinem Kaſten in eine Stadt einzog, ritt er mit einem großen Gefolge von Mönchen und Pfaffen, ein wohlgenährter, hochmüthiger Dominicaner; die Glocken wurden geläutet, Geiſtliche und Laien zogen ihm ehrfurchtsvoll entgegen und führten ihn nach der Kirche. Dort wurde im Schiff ſein großes rothes Kreuz aufgerichtet, mit der Dornenkrone und den Nagellöchern, und manchmal war dem gläubigen Volke vergönnt zu ſehen, wie das rothe Blut des Gekreuzigten am Kreuze in Bewegung kam. Neben dem Kreuze ſteckten Kirchenfahnen, darauf das Wappen des Papſtes mit der dreifachen Krone, vor dem Kreuz ſtand der berüchtigte Kaſten, ſtark mit Eiſen beſchlagen, daneben auf der einen Seite eine Kanzel, auf welcher der Mönch mit roher Beredſamkeit die Wundermacht ſeines Ablaſſes auseinanderſetzte und ein großes Pergament des Papſtes mit vielen angehängten Siegeln vorzeigte, auf der andern Seite der Zahltiſch mit Ablaßzetteln, Schreibzeug und Geldkörben, dort verkauften die geiſtlichen Gehilfen dem andrängenden Volke das ewige Heil.*)

Zahllos waren die Schäden der Kirche, gegen alle erhob ſich das verletzte ſittliche Gefühl der Deutſchen, aber Kern der ganzen Bewegung war der Kampf gegen die Gnadenmittel, durch welche die Herzensbedürfniſſe des deutſchen Volkes ſo widerwärtig verhöhnt wurden. Und die große Arbeit der Reformatoren wird nur dann richtig verſtanden, wenn man ſie auffaßt als eine Auflehnung des Herzens gegen Unwahrheit, Gemüthloſigkeit und Frevel am Heiligſten.

Ueberall in Deutſchland regte ſich der Widerſpruch. Aber noch war der Mann nicht gefunden, der allen Schmerz und alle Sehnſucht des Volkes in langjährigem innerm Kampfe durchfühlen ſollte, um ſelbſt zum Führer ſeiner Nation zu werden, die in ihm mit Begeiſterung ihr eigenſtes Weſen zu geſchloſſenem Charakter verkörpert ſah. Erſt vor zwei Jahren war er Lehrer der Phyſik und Dialektik an der neuen Univerſität Wittenberg geworden, und gerade jetzt lag er im Staub der römiſchen Ebene und ſchaute mit frommem Entzücken nach dem Rande des Horizontes, an dem ſich die Thürme der heiligen Stadt erhoben. — Unterdeß ſind es noch einmal die Empfindungen eines Zeitgenoſſen, eines jungen lateiniſchen Schülers, aus denen wir zu erkennen ſuchen, was in der Seele des Volkes arbeitete.

---

*) So iſt der Handel dargeſtellt auf einem Titelholzſchnitt, welcher bei mehren Streitſchriften verwendet wurde, z. B. bei der Schrift: Beclagung aines leyens genant Hanns ſchwalb über vil mißbreüch Chriſtlichen lebens, 1521. 4.

Friedrich Mecum, lateiniſch Myconius,*) war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateiniſche Schule der damals aufblühenden Bergſtadt Annaberg, dort erlebte er, was hier mit ſeinen Worten erzählt wird, und ging im Jahr 1510 als neunzehnjähriger Jüngling in das Kloſter. Als Franciscaner war er einer der erſten, eifrigſten und treueſten Anhänger der Wittenberger Profeſſoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchſetzte und im Jahr 1546 ſtarb. Zu Luther ſtand er in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war nicht nur ſein beſcheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, ſondern er betrachtete auch Geſtalt und Weſen Luther's mit einer Poeſie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnißvollſten Zeit ſeiner Jugend, ſieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erſchienen und hatte die Zweifel ſeines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes ſah der treue, fromme Deutſche ſeinen großen Freund fortan zu jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umſtand macht die Perſon des Erzählers für uns anziehend. Wie unähnlich der ſanfte, fein beanlagte Mann auch ſeinem trotzigen Freunde ſein mag, in dem Jugendleben beider iſt eine auffallende Aehnlichkeit. Und Manches, was uns aus Luther's Jugend unbekannt geblieben iſt, findet ſeine Erklärung in dem, was Myconius über ſeine eigene Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateiniſchen Schule, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloſter getrieben, beide fanden dort nicht den Frieden, welchen ſie leidenſchaftlich ſuchten, ſondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Ungewißheit. Für beide wurde der unverſchämte Tetzel der Stein des Anſtoßes, der ihr Gemüth empörte und die ganze Richtung und Thätigkeit ihres ſpätern Lebens beſtimmte. Zuletzt ſtarben beide in demſelben Jahre, Myconius ſieben Wochen nach Luther, nachdem er fünf Jahre vorher aus einer tötlichen Krankheit durch einen Beſchwörungsbrief Luther's zu neuem Leben erweckt war.*)

---

*) Der Gleichklang ſeines latiniſirten Namens mit dem des Schweizer Reformators Oswald Myconius (Geißhäuſer), der Lehrer Thomas Platter's war, beruht nicht auf Verwandtſchaft.

Friedrich Myconius hat außer Theologiſchem (er hat wenig drucken laſſen) auch in deutſcher Sprache eine Chronik ſeiner Zeit geſchrieben, in welcher ſeine eigene Thätigkeit und die Zuſtände Gothas am ausführlichſten behandelt ſind. Wohlbekannt und öfter gedruckt iſt der Traum, welchen er in der erſten Nacht nach ſeinem Eintritt in das Kloſter hatte. Der Apoſtel Paulus, welcher darin als ſein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Perſon, Geſicht und Stimme Luther's. Dieſer lange Traum iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt. Die einleitende Erzählung vor demſelben aber iſt in einem Manuſcript der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153) auch in einer gleichzeitigen deutſchen Niederſchrift erhalten. Nach dieſer iſt das Folgende getreu in unſere Redeweiſe übertragen, nur an wenigen Stellen verkürzt.

---

*) Luther ſchreibt im Jahr 1541: „Alſo begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an eurer ſtatt wollte laſſen krank werden und mich heißen ablegen dieſe meine Hülle; — deshalb bitte und ermahne ich euch mit Ernſt, daß ihr ſammt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er euch länger am Leben erhalte, zu Dienſt und Beſſerung ſeiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß; — der Herr laſſe mich's ja nicht hören, ſolange ich lebe, daß ihr geſtorben ſeid, ſondern ſchaff's, daß ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernſt, will's auch gewähret ſein und ſo haben, und mein Wille ſoll hierinnen geſchehen. Amen."

„Johannes Tetzel von Pirna in Meißen, ein Dominicanermönch, war ein gewaltiger Ausſchreier der Indulgenzien oder des Ablaſſes des römiſchen Papſtes. Er verharrte mit dieſem ſeinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und bethörte das Volk ſo ſehr, daß ſie alle glaubten, es wäre kein anderer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthuung durch unſere Werke, von welcher Genugthuung er doch ſagte, daß ſie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich wenn wir dieſelbige ums Geld von dem römiſchen Papſt erkauften, uns alſo kauften des Papſtes Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewiſſen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge ſagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch Andern ſeine Predigten nachſagen, mit allen Geberden und Ausreden, nicht daß ich ſeiner Spott hatte, ſondern es war mein großer Ernſt. Denn ich hielt Alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müſſe, und was vom Papſt kam, das hielt ich, als käme es von Chriſto ſelbſt.

Zuletzt, um Pfingſten im Jahre Chriſti 1510, dräute er, er wollte das rothe Kreuz niederlegen und die Thür des Himmels zuſchließen und die Sonne auslöſchen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um ſo ein geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja es wäre nicht zu hoffen, daß, ſolange die Welt ſtehen würde, ſolche Mildigkeit des Papſtes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen ſollte ſeiner eigenen Seele Seligkeit und die ſeiner verſtorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt ſei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er ſprach: „Es verſäume ja niemand ſeine eigene Seligkeit, denn wenn du nicht haſt des Papſtes Briefe, ſo kannſt du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menſchen abſolvirt und losgeſprochen werden.“ Es wurden öffentlich an die Thüren und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeſchlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutſchen Volk für ſeine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht ſo theuer wie im Anfang verkaufen ſollte, und am Ende des Briefes zu unterſt war dazu geſchrieben: Pauperibus dentur gratis, den Armen, Unvermögenden ſoll man die Ablaßbriefe umſonſt geben, ohne Geld um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Commiſſarien dieſes Ablaßkrams, aber fürwahr, es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geiſt, wiewohl ich ſelber zur Zeit nicht verſtand, was ich that.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunſer und den chriſtlichen Glauben, und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn, ſagte er, wir hätten Alles allein von Gott, gratis, umſonſt, und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgenzien und römiſchem Ablaß ſagte er, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfiſchte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zu Wege bringen. Aber die Prieſter oder Pfaffen wurden zornig und ſchellig, wenn man ſolches ſagte. Dieweil ich denn täglich in den Predigten nichts Anderes hörte denn das große Lob des Ablaſſes, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben ſollte, meinem lieben Vater oder den Prieſtern als Lehrern der Kirche. Ich ſtund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Prieſtern als meines Vaters Unterricht. Aber das Einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn ſie mit Geld erkauft würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwohl die clausula am Ende von des Papſtes Brief: Pauperibus gratis dentur propter Deum.

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit ſonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geiſt, daß ich zu den Commiſſarien ging und ſie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat „aus Gnade für die Armen“. Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfte der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geſchähe. Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflock's Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Prieſtern beiſammen war, und habe ſie mit lateiniſcher Sprache angeredet und gebeten, daß ſie mir Armem, nach dem Befehl in des Papſtes Brief wollten geſtatten zu bitten um die Abſolution von allen meinen Sünden, umſonſt und um Gottes willen, etiam nullo casu reservato, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber ſollten ſie mir literas testimoniales des Papſtes oder ſchriftlich Zeugniß geben. Da haben ſich die Prieſter verwundert über meine lateiniſche Rede, denn das war in dieſer Zeit ein ſeltenes Ding, ſonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Commiſſar Tetzel. Sie zeigten ihm mein Begehr an und baten auch für mich, daß er mir umſonſt die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Berathſchlagung kommen ſie wieder und bringen dieſe Antwort: „Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commiſſario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er könne nicht, und wenn er gleich wollte, ſo wäre doch die Conceſſion eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papſtes Briefe ſtehe, daß die gewiß theilhaftig würden der reichmilden Indulgenzien und Schätze der Kirche und der Verdienſte Chriſti, qui porrigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfen, das iſt, die da Geld gäben.“ Und das ſagten ſie mir alles mit deutſchen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateiniſche Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs Neue gebeten und habe aus dem angeſchlagenen Brief des Papſtes bewieſen, daß der heilige Vater, der Papſt, befohlen, man ſolle den Armen ſolche Briefe umſonſt, um Gottes willen geben, und ſonderlich, weil dabei geſchrieben wäre: ad mandatum domini Papae proprium, d. i. auf des Herrn Papſt eigenen Befehl.

Da gehen ſie wieder hinein und bitten den ſtolzen, hochmüthigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von ſich laſſen, denn ich wäre ein ſinnreicher und beredter Jüngling und werth, daß man auf mich etwas Sonderliches vor Andern wendete. Aber ſie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort de manu auxiliatrice, von der helfenden Hand, die allein fähig wäre zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe feſt und ſage, daß ſie mir Armem Unrecht thäten; den beide, Gott und der Papſt, nicht ausſchließen wollten von der Gnade, den verwürfen ſie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entſteht ein Streit, ich ſollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich ſollte nur einen Groſchen geben; ich ſagte, ich hab' ihn nicht, ich bin arm.

Zuletzt kam es darauf, ich ſollte nur ſechs Pfennige geben; da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und ſprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß ſie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erſtlich, man ſollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief weggehen laſſen, denn dies könne ein von Andern angelegter Plan ſein und möchte hernach ein böſes Spiel daraus entſtehen, dieweil in des Papſtes Brief klar ſtünde, den Armen ſolle man es umſonſt geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die Andern hörten, die Ablaßbriefe würden umſonſt ausgegeben, und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umſonſt haben. Darum hätten ſie nicht ſorgen brauchen, denn die armen Bettler ſuchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem ſie ihren Rath gehalten haben, kommen ſie wieder zu mir und gibt mir einer ſechs Pfennige, daß ich ſie dem Commiſſario geben ſollte. Durch dieſen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peter's zu Rom, item ein Erwürger des Türken, und würde noch theilhaftig der Gnade Chriſti und der Indulgenzien. Aber da ſagt' ich frei aus Anregung des Geiſtes: wenn ich Indulgenzien und Ablaß für Geld kaufen wollte, ſo könnte ich wohl ein Buch verkaufen und ſie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte ſie aber umſonſt, geſchenkt haben, um Gottes willen, oder ſie würden Rechenſchaft vor Gott dafür geben, daß ſie meiner Seele Seligkeit verſäumt und verſcherzt hätten wegen ſechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papſt wollten, daß meine Seele theilhaftig werden ſollte der Vergebung aller meiner Sünden, umſonſt, aus Gnade. Dies ſagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen ſtünde.

Endlich nach langem Geſpräch frugen mich die Prieſter, von wem ich daher geſchickt ſei und wer mich abgerichtet habe, ſolche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen die lautere klare Wahrheit geſagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menſchen vermahnt oder angetrieben oder durch Rathgeber dazu gebracht worden ſei, ſondern daß ich allein, ohne eines Menſchen Rath, nur im Vertrauen und Zuverſicht auf die gnädige, umſonſt geſchenkte Vergebung der Sünden, ſolche Bitte angeſtellt hätte, und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit ſolchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur ſchamhaft, und wenn mich nicht der große Durſt nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, ſo hätte ich nicht ſo etwas Großes gewagt und mich nicht unter ſolche Leute gemengt und ſo etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber doch ſo, daß ich ſie um ſechs Pfennige kaufte, und die ſollten mir für meine Perſon umſonſt geſchenkt ſein. Ich aber bin darauf beſtändig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht habe, ſie zu ſchenken, ſollten umſonſt geſchenkt werden; wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimſtellen. Und alſo wurde ich von ihnen entlaſſen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwohl traurig über dieſen Handel, ich aber war zum Theil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Theil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche geſungen hatte: So wahr ich lebe, ſpricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieſer Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte.

Dabei war ich alſo bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, ſchier von Thränen zerfloſſen und zerſchmolzen wäre. Alſo komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Crucifix, das immer auf dem Tiſchchen in meiner Studirkammer lag, und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beſchreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geiſt des Gebetes und der Gnade, den du, mein Herr und Gott, über mich ausgoſſeſt. Die Summa aber war dieſe: ich bat, daß du, lieber Gott, wolleſt mein Vater ſein, du wolleſt mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchteſt jetzt aus mir machen, was dir gefiele, und weil die Prieſter ohne Geld mir nicht wollten gnädig ſein, daß du mein gnädiger Gott und Vater ſein wollteſt.

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war, ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und däuchte mich, ich wäre dieſes Lebens ganz ſatt. Eins nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mich gelehrt hätte, wie ich mich dazu anſtellen mußte? Denn das Wort, Leben und Licht der Menſchen war durch die ganze Welt begraben in tiefſter Finſterniß der menſchlichen Satzungen und der ganz närriſchen „guten Werke“. Von Chriſto war es ganz ſtille, man wußte nichts von ihm, oder wenn ſeiner gedacht wurde, ſo ward er uns vorgeſtellt als ein grauſamer, erſchrecklicher Richter, welchen kaum ſeine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen verſöhnen und gnädig machen könnten, doch ſo, daß er, Chriſtus, den Menſchen, der Buße thäte, für eine jede Todſünde ſieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinſtieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der hölliſchen Pein durch nichts unterſchieden, als daß ſie nicht ſollte ewig währen. Mir aber brachte jetzt der heilige Geiſt die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig ſein.

Und jetzt fing ich an und berathſchlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich ſah die Sünde der Welt und des ganzen menſchlichen Geſchlechts, ich ſah meine vielfältige Sünde, die da ſehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unſchuldigen Leben der Mönche, wie ſie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgeſondert von allem böſen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keuſch, hielten Meſſen, ſängen Pſalmen, faſteten und beteten immerzu. Ich hatte auch dies ſcheinbare Leben geſehen, ich wußte aber und verſtand nicht, daß es die höchſte Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rath dem Präceptor an, dem Magiſter Andreas Staffelſtein, als dem oberſten Regenten der Schule, der rieth mir alsbald, ich ſollte mich in das Franciscanerkloſter begeben, deſſen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders geſinnt würde, ging er alsbald ſelbſt mit mir hin zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter ſeinen Schülern, von dem er guter Zuverſicht ſei, ich würde ein recht gottſeliger Menſch werden.

Ich wollte aber mein Vorhaben auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, dieweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Die Mönche aber lehrten mich aus dem Hieronymo: ich ſolle Vater und Mutter liegen laſſen und nicht achten, und zu dem Kreuze Chriſti laufen. Sie zogen auch den Spruch Chriſti an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurückſieht, iſt tüchtig zum Reiche Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit ſie mein Gewiſſen banden und verknüpften. Denn ſie ſagten, ich könnte nimmermehr ſelig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte ſterben wollen, als die Gnade Gottes und das ewige Leben entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugeſagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloſter kommen und das Jahr der Probirung anfangen.

wie ſie es im Kloſter nennen, d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Chriſti 1510, den 14. Juli um zwei Uhr Nachmittag, bin ich ins Kloſter eingetreten, begleitet von meinem Präceptor und etlichen wenigen meiner Schulgeſellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Theil die Urſache angezeigt hatte, warum ich mich in den geiſtlichen Stand begebe. Und ſo hab' ich meine Begleiter ins Kloſter geſegnet, welche alle mir mit Thränen Gottes Gnade und Segen wünſchten. Und alſo ging ich ins Kloſter. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr iſt. Ich ſuchte nicht Müſſiggang oder Verſorgung des Bauchs, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, ſondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finſterniß."

3.

Aus der Clauſur in den Kampf.

(Um 1522.)

Das Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektriſches Feuer, die Worte des Auguſtiners von Wittenberg dröhnen gleich Donnerſchlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortſchritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalb hundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderſtehlichem Zauber an. Niemals, ſolange das deutſche Volk lebt, hat ſein innerſtes Weſen ſich ſo rührend und großartig offenbart. Alle ſchönen Eigenſchaften deutſchen Gemüths und Charakters treten zu dieſer Zeit in Blüthe: Begeiſterung, Hingebung, ein tiefer ſittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchſten und ernſtliche Freude an ſyſtematiſchem Denken. Jeder Einzelne nahm Theil an dem Streit. Der reiſende Händler focht am Nachtfeuer der Herberge für, oder gegen den Ablaß, der Landmann im entlegenſten Thale hörte erſtaunt von dem neuen Ketzer, dem ſein geiſtlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des heiſchenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorfe ſpendeten Käſe und Eier.*) Die kleine Literatur ſchwoll zu einem Meere, hundert Druckerpreſſen waren thätig die zahlreichen Streitſchriften, gelehrte und volksmäßige, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domcapitel zürnen die Parteien, überall erklären ſich entſchloſſene Geiſtliche für die neue Lehre, die ſchwächeren ringen in bangem Zweifel; die Kloſterpforten werden geöffnet, bald ſtehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

---

*) Solche Zuſtände der erſten Reformationsjahre werden in den zahlreichen Dialogen zuweilen gut geſchildert, die gabenſammelnden Mönche z. B. in: Eyn freüntlichs Geſprech, zwiſchen eynem Parfuſſermünch vnd eynem Löffelmacher. 4. (o. O. u. J.)

Es iſt kein Streit mehr zwiſchen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwiſt der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es iſt ein Krieg geworden der Nation gegen die römiſche Herrſchaft und die Helfer derſelben. Immer mächtiger erhebt ſich die Geſtalt Luther's vor den Augen ſeiner Zeitgenoſſen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papſt und Kaiſer, von Fürſten und hoher Geiſtlichkeit, wird er in vier Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird ſeine Reiſe nach Worms im Ton der heiligen Schrift beſchrieben, und er von Uebereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Teſtaments in Parallele geſtellt.*) Aber auch die Gebildeten fühlen ſich unwiderſtehlich in den Kampf hineingeriſſen, ſogar Erasmus lächelt noch Beifall und Hutten's Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateiniſch ſchreibt er: in deutſcher Sprache, ſtürmiſcher und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn ſelbſt verzehrt, ficht der Ritter ſeine letzten Fehden für den Bauernſchuh.

So tritt das Bild des Einen, in dem ſich während eines halben Menſchenalters das beſte Leben ſeiner Nation vereinigte, ſehr nahe. Doch bevor wir verſuchen ſeine Seele zu verſtehen, ſei noch angedeutet, wie ſeine Art auf unbefangene Zeitgenoſſen wirkte. Zuerſt das Zeugniß eines nüchternen und klaren Geiſtes, der Luthern nie perſönlich nahe trat, der auch ſpäter in einer Mittelſtellung zwiſchen den Wittenberger und Schweizer Reformatoren Urſache genug hatte, mit Luther's Störrigkeit unzufrieden zu ſein. Es iſt ein Bruder aus dem alten Benedictiner-Kloſter Alpirsbach im wildeſten Theil des Schwarzwaldes, Ambroſius Blaurer, geboren in Conſtanz aus edlem Geſchlecht, damals dreißig Jahre alt. Er hatte 1522 (8. Juli) den Convent verlaſſen und war zu ſeiner Familie geflüchtet. Auf Antrag ſeines Abtes wurde vom Statthalter des Fürſtenthums Würtemberg bei Bürgermeiſter und Rath von Conſtanz ſeine Auslieferung ins Kloſter gefordert. Blaurer ließ eine Vertheidigung drucken, der das Folgende entnommen iſt.*) Er wurde kurz darauf Prediger in Conſtanz, Dichter geiſtlicher Lieder, nach der letzten Wiedereinſetzung Herzog Ulrich's einer der Reformatoren Würtembergs, und ſtarb in hohen Jahren und thatenmüde zu Winterthur als ein unſträflicher, würdiger, maßvoller Mann. Was er an Luther rühmt und tadelt, kann als die allgemeine Anſicht betrachtet werden, welche die ernſten Geiſter jener Jahre hatten.

---

*) Doctor Martin Luther's Paſſio durch Marcellum beſchrieben. S. o. O. u. J. — Verfaſſer iſt wahrſcheinlich der Straßburger Marſchalk.

„Ich rufe Gott und mein eigen Gewiſſen an zu bezeugen, daß mich kein Muthwille oder nichtiger Beweggrund aus dem Kloſter getrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gaſſengeſchrei iſt, Mönche und Nonnen liefen aus ihrem Orden, im Trotz gegen klöſterliche Ruhe und Stille, um in fleiſchlicher Freiheit zu leben und ihrem Muthwillen und weltlichen Begierden Luſt zu machen. Sondern was mich herausgetrieben hat, ſind ehrenhafte, gewichtige, große Urſachen und dringendes Mahnen meines Gewiſſens auf Grund und Anweiſung des göttlichen Wortes. Und ich hoffe, daß alle Gelegenheit und Umſtände meines Abganges nicht Leichtfertigkeit, Frevel oder irgend einen unziemlichen Vorſatz anzeigen;

---

*) Wahrhafte Verantwortung Ambroſi Blaurer, an einen ehrſamen weiſen Rat zu Coſtenz. 1523. [illegible]

denn ich habe weder Kutte noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage nach meinem Abgange zu meiner größern Sicherheit, bis ich meine Zuflucht erreicht hatte; ich bin auch weder in Krieg noch mit einer hübſchen Frau dahin gezogen, ſondern habe mich unverzüglich, ſo ſchnell es mir nur möglich geweſen, zu meiner viel lieben Mutter und zu meinen Verwandten begeben, welche von unbezweifeltem chriſtlichem Gemüth ſind und bei der Stadt Conſtanz in ſolcher Achtung der Ehrbarkeit ſtehen, daß ſie mir zu keinem unbilligen Vornehmen rathen oder helfen würden. —

Dazu traue ich, daß mein bisheriges Leben und Wandel den Argwohn eines unziemlichen, muthwilligen Vornehmens leicht von mir abwenden wird. Denn obwohl ich mich vor Gott in nichts übernehme, darf ich mich doch vor den Menſchen, weil es jetzt die Noth erfordert, wohl in dem Herrn rühmen, daß ich in dem Kloſter, auf der Schule, hier und überall, wo ich geweſen bin, gute Meinung und Nachruf, viel Liebe und Gunſt wegen meiner Ehrbarkeit bewahrt habe. Auch hat mir die Botſchaft aus Würtemberg vor euren Ohren das Lob ſelbſt verliehen, daß in dem Kloſter zu Alpirsbach meines Weſens und Wandels halber keine Klage oder Nachrede über mich ſei, ſondern ich hätte mich wohl und fromm gehalten, nur daß ich mich, wie ſie ſagen, um die verführeriſche und verdammte Lehre Martin Luther's zu viel gekümmert, die Schriften deſſelben geleſen, gehalten und gegen das Verbot des Abtes öffentlich in dem Convent und meinen Laienpredigten gelehrt, und als mir auch das verboten wurde, dennoch heimlich und in den Winkeln in die Seelen etlicher Conventsherren gegoſſen habe. Mit ſolchem Lob meiner Väter und Mitbrüder bin ich ganz und gar content und wohlzufrieden, und will mich dieſer einzigen Miſſethat chriſtlich und auf Grund des göttlichen Wortes wohl verantworten, und ich hoffe, meine Entſchuldigung ſoll nicht allein mir, ſondern auch etlichen Andern zur Abwenbung eines falſchen und ungegründeten Argwohns förderlich ſein.

Als in den letztvergangenen Jahren die Schriften und Bücher Martini Luther's ausgingen und ruchbar wurden, ſind ſie auch mir zu Handen gekommen, ehe ſie von geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt wurden. Und wie andere neu gedruckte Schriften habe ich ſie beſehen und geleſen. Anfänglich iſt mir ſolche Lehre etwas fremd und ſeltſam erſchienen, auch unhold und im Widerſpruche mit lang hergebrachter Theologia und kluger Lehre der Schule, auch mit etlichen Satzungen der päpſtlichen geiſtlichen Rechte, und im Widerſpruch mit alten und, wie mich damals bedünkte, löblichen, von unſern Voreltern auf uns erwachſenen Herkommen und Bräuchen. Da ich aber nichts deſto weniger dabei deutlich merkte, daß dieſer Mann allenthalben in ſeine Lehre einſtreute helle, klare Sprüche der heiligen bibliſchen Schrift, nach welchen alle anderen menſchlichen Lehren gerichtet, beurtheilt, angenommen oder verworfen werden ſollten, verwunderte ich mich ſehr und wurde dadurch veranlaßt, ſolche Lehre nicht ein- oder zweimal, ſondern oft, fleißig und mit ernſtem Aufmerken zu leſen, zu erwägen und gegen die evangeliſche Schrift zu halten, auf welche ſie ſich mehrmals beruft. Aber je länger und fleißiger ich dies that, deſto mehr verſtand ich, wie dieſer hochgelehrte, erleuchtete Mann mit ſo großer Würde die heilige Schrift tractirte, wie ſo ganz rein und ſäuberlich er mit ihr umging, wie er ſie ſo klug und zierlich allenthalben anzog, wie hübſch und künſtlich er ſie zuſammen verglich und mit einander verſchränkte, die dunkeln, ſchweren Texte durch Zuziehung anderer klarer, verſtändlicher Sprüche erläuterte und merklich machte, und ich ſah, daß in ſeiner Behandlung der Schrift die größte Meiſterſchaft und die allerzuträglichſte Hilfe zu einem recht gründlichen Verſtändniß iſt, ſo daß auch ein jeder verſtändige Laie, der ſeine Bücher recht anſieht und fleißig lieſt, deutlich begreifen kann, daß dieſe Lehre eine ganz wahre, chriſtliche, ſtarke Grundveſte hat. Deshalb traf ſie auch ſehr mein Gemüth und ging mir tief zu Herzen, und es iſt mir nach und nach der Nebel vieler alter Mißverſtändniſſe von dem Geſicht gefallen. Denn dieſe Lehre wurde mir keineswegs verdächtig, wie die vieler anderer Schullehrer, die ich vormals geleſen habe, darum weil ſie weder auf Herrſchaft, Ruhm oder zeitlichen Genuß zielt, ſondern uns allein den armen, verſchmähten, gekreuzigten Chriſtus darſtellt, und uns ein reines, beſcheidenes, ganz gelaſſenes und der Lehre Chriſti in allen Dingen gleichförmiges Leben lehrt, weshalb ſie auch den geſchwollenen, aufgeblaſenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehre und Ruhm als den Geiſt Gottes in der Schrift ſuchen, und den gewaltſüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu ſchwer iſt. Deshalb will ich eher Leib und Leben und all mein leibliches Vermögen verlieren, als mich davon abdrängen laſſen, nicht um des Luther willen, deſſen Perſon mir, abgeſehen von ſeinen Schriften, fremd und unbekannt iſt; auch er iſt ein Menſch, und kann deshalb wie andere Menſchen irren und fehlen; aber um des göttlichen Wortes willen, das er ſo hell und klar in ſich trägt, mit ſo großem Sieg und Triumph aus freimüthigem, unerſchrockenem Geiſte redet und erhellt. — —

Die Feinde wollen uns auch dieſen Honig zumeiſt dadurch verbittern, daß Luther ſo ſehr kitzelig, leicht gereizt, anfällig und biſſig iſt und ſeine Widerſacher, namentlich die großen Fürſten und geiſtliche und weltliche Herren mit ſo frevlem Muthe antaſtet, ſchilt und läſtert, und brüderlicher Liebe und chriſtlicher Beſcheidenheit ſo ſehr vergißt. Darin hat er wahrlich auch mir oft mißfallen; ich möchte auch gar ungern jemanden anleiten, daß er es ihm darin gleich thäte; ich habe aber nichts deſto minder ſeine gute chriſtliche Lehre darum nicht verwerfen und zurückweiſen, auch ſeine Perſon in dem Punkt nicht verurtheilen wollen, und zwar deshalb nicht, weil ich ſeinen Geiſt und das heimliche Urtheil Gottes nicht durchſchauen kann, das vielleicht durch dieſen einzigen Mangel viele Leute von ſeiner Lehre abziehen wird. Und da er nicht ſeine eigene Sache, ſondern das göttliche Wort verfechten will, darf ihm viel nachgeſehen und Alles als Gottes eifriger Zorn ausgelegt werden. Hat doch auch Chriſtus, der Brunnen und das Abbild aller Sanſtmuth, die verſtockten, ſteinherzigen Phariſäer oft vor allen Andern rauh angefahren, ihnen geflucht und ſie falſche Gleißner, gemalte Totengräber, Hurenkinder, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt, wie die evangeliſche Hiſtorie anzeigt (Matth. 12. 15. 23. Joh. 8.). Vielleicht würde Luther manchem gern einen großen Titel beilegen, wenn er es mit Wahrheit thun könnte. Doch mag er meinen, es ſchicke ſich nicht, daß er die Verfinſterten durchläuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig nennen ſolle; denn ohne Zweifel, wenn ihm bisher Gott nicht gnädiger als ſie geweſen, wäre ſeines Gebeins nicht mehr auf Erden. Doch wie dem allen ſei, ich will es an dieſem Ort nicht vertheidigen. Das Spotten und Schelten wollen wir abweiſen und den Ernſt ſeiner tapfern chriſtlichen Schriften zu unſerer Beſſerung mit Dank annehmen.

Als ich nun auf meinem gegründeten Vornehmen freimüthig allerwegen beharrte und mich durch kein menſchliches Verbot davon abbringen laſſen wollte, wie ich ja als Chriſt nicht durfte, wuchs der Unwille meines Herrn von Alpirsbach und etlicher ſeines Convents immer mehr und heſtiger wider mich, und das Schwert des Zornes Gottes fing an zu ſchneiden und Uneinigkeit zu machen zwiſchen den Brüdern. Zuletzt ward mir aufs höchſte geboten, daß ich von meinem Vornehmen abſtehen, auch zu den Andern des Convents, die mir günſtig und chriſtlicher Lehre geneigt waren, dieſer Sache wegen nicht ſprechen ſollte. Ferner ſollte ich nicht predigen und den Convent leſen, ſondern allerwegen ſein wie ein anderer Conventbruder. Ich wollte nicht widerſtehen, ſondern wollte ſolche Gewalt in chriſtlicher Geduld gern leiden, doch mit dem Vorbehalt, daß ich mir für meine Perſon keineswegs wehren laſſe, Alles zu leſen und zu halten, was nach meinem Erkennen heiliger Schrift gemäß und meinem Seelenheil förderlich ſei. Ferner, daß ich Andern, die ſolches von mir begehren und bedürftig ſein ſollten, Lehre, Schriften, Bücher und brüderliche Unterweiſung mittheilen wollte. Denn ſo ſei mir von Gott, meinem Herrn, geboten worden, und ſein Geheiß wollte ich höher achten als allen andern menſchlichen Gehorſam. Das aber ward mit großer Ungunſt aufgenommen und unleidlicher Frevel genannt, der tägliche Unfrieden wurde gemehrt, die klöſterliche Ruhe untergraben und zerrüttet. Der eine ſagte, er wolle in dieſer Ketzerſchule nicht länger bleiben, ein anderer, die Lutheriſchen müßten aus dem Kloſter, oder er wolle hinaus; der dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte um meinetwillen üble Nachrede ertragen und zeitlichen Nachtheil leiden, denn man wolle annehmen, ſie wären alle meiner Meinung; der vierte ſprach von Schlagen, der fünfte von ſonſt etwas, ſo daß ich die Sache nicht länger ertragen, auch ohne Verletzung meines Gewiſſens in ſolcher Zwietracht nicht weiter verharren wollte. Deshalb hielt ich bei meinem Abt und Convent ernſtlich und mit höchſtem Fleiß um einen gnädigen gutwilligen Urlaub an, ich wollte mich ein Jahr oder zwei ohne Koſten des Gotteshauſes auf einer Schule oder anderswo erhalten, ob vielleicht unterdeß durch göttliches Einſehen die Urſache unſerer Zwietracht zu friedlichem Ende käme, ſo daß wir in evangeliſcher Lehre vereinigt mit freundlicher, ganz brüderlicher Liebe wieder zuſammenkämen.

Als mir aber auch dies von ihnen abgeſchlagen wurde, bin ich wohlbedacht, nachdem ich vorher Rath gehalten hatte mit weiſen, gelehrten, hochverſtändigen und gottesfürchtigen Herren und Freunden, ſelbſt aus dem Kloſter gewichen.“ — Soweit Ambroſius Blaurer.

Während Bruder Ambroſius aus dem Fenſter ſeiner Kloſterzelle noch ſorgenvoll über die Fichten des Schwarzwaldes in das Freie ſah, ritt ein Anderer aus dem Thore einer Fürſtenburg am Thüringer Waldgebirge. Hinter ihm lag die finſtere Drachenſchlucht, vor ihm der lange Rücken des zauberhaften Hörſelberges, worin eine Teufelin ſaß; zu ihr hatte einſt der Papſt, der ſchlechte Sündenvergeber, den reuigen Tannhäuſer zurückgetrieben. Aber der dürre Stab, den der Papſt damals in den Boden geſteckt, war grün geworden über Nacht. Gott ſelbſt hatte den Papſt widerlegt. Der arme, reuevolle Menſch mit kindlichem Glauben bedarf den römiſchen Biſchof nicht mehr, um Erbarmen und Gnade bei ſeinem himmliſchen Vater zu finden. Der ſchlechte Papſt aber ſoll hinabfahren in die Schlucht des alten Drachen.

Das Aeußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, ſoll jetzt ein junger Student ſchildern, der mit einem Freunde aus der Schweiz nach Sachſen zog. Sein Bericht iſt einer der bekannteſten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Er iſt uns erhalten in: Johannes Keßler's Sabbata, Chronik der Jahre 1523—1539, herausg. von E. Götzinger.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, beſuchte die dortige Kloſterſchule, ſtudirte Theologie in Baſel und zog im erſten Frühjahr 1522 mit einem Genoſſen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiter zu lernen. Im Winter 1523 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und da die neue Lehre dort noch keine Stätte hatte und er ſehr arm war, entſchloß auch er ſich ein Handwerk zu erlernen. Er wurde Sattler. Bald ſammelte ſich eine kleine Gemeinde um ihn, er lehrte, predigte, arbeitete in ſeiner Werkſtatt und ſchrieb Bücher, wurde endlich Schullehrer, Bibliothekar, Schulrath. Er war eine anſpruchsloſe, ſanfte, reine Natur, mit einem Herzen voll Liebe und milder Wärme; an den theologiſchen Streitigkeiten ſeiner Zeit nahm er keinen thätigen Antheil. Seine Erzählung beginnt:

„Da wir die heilige Schrift zu ſtudiren gen Wittenberg reiſten, ſind wir nach Jena im Land Thüringen weiß Gott! in einem wüſten Gewitter gekommen und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaſchen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeſchlagen. Denn es war Faſtnacht*), wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremdlinge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder herausgewandt, um weiter zu gehen, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Thor ein ehrbarer Mann, ſprach uns freundlich an und fragte, wo wir doch ſo ſpät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finſtrer Nacht erreichen würden. Zudem ſei es ein Weg leicht zu fehlen und ſich zu verirren; deshalb wolle er uns rathen allhier zu bleiben.

Wir antworteten: „Lieber Vater, wir ſind bei allen Wirthshäuſern geweſen, an die man uns hin und her gewieſen hat, allenthalben aber hat man uns abgewieſen und Herberge verſagt, müſſen alſo aus Noth fürbaß ziehen.“ Da ſprach er, ob wir auch im Wirthshaus zum ſchwarzen Bär gefragt hätten? Da ſprachen wir: „Es iſt uns nie vorgekommen; Lieber, ſagt, wo finden wir dies?“ Da zeigte er's uns an, ein wenig vor der Stadt. Und als wir den ſchwarzen Bär ſahen, ſiehe, wie uns vorher alle Wirthe Herberge abgeſchlagen hatten, ſo kam hier der Wirth unter die Thür, empfing uns und erbot ſich ſelbſt gutwillig, uns zu beherbergen, und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tiſche ſitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu ſich an den Tiſch ſetzen. Denn unſre Schuhe waren — hier mit Verlaub zu ſchreiben — ſo voll Koth und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kothflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Thür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abſchlagen konnten. Als wir ſo ſeine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, ſetzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an ſeinen Tiſch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landsgewohnheit da ſaß, mit einem rothen Lederkäppel, in Hoſen und Wamms, ohne Rüſtung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfaſſend. (Seine Augen waren ſchwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, ſo daß ſie nicht wohl mochten angeſehen werden.*)

---

*) Es war der Abend des 4. März 1522.

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er ſich ſelbſt Antwort: „Ihr ſeid Schweizer. Woher ſeid ihr aus dem Schweizerland?“ Wir antworteten: „Von St. Gallen.“ — Da ſprach er: „Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, ſo findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doctor Hieronymus Schurf und ſeinen Bruder Doctor Auguſtin.“

Wir ſagten: „Wir haben Briefe an ſie.“ Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt ihr uns nicht zu beſcheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenbeng oder an welchem Ort er ſonſt ſei?“

Antwortete er: „Ich habe gewiſſe Kundſchaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg iſt; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber iſt dort, er lehrt die griechiſche Sprache, ſo auch Andere die hebräiſche lehren. In Treue will ich euch rathen beide zu ſtudiren; denn ſie ſind vorher nothwendig, um die heilige Schrift zu verſtehen.“ Sprachen wir: „Gott ſei gelobt! Denn ſo Gott unſer Leben friſtet, wollen wir nicht ablaſſen, bis wir den Mann ſehen und hören; denn ſeinetwegen haben wir dieſe Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Prieſterthum ſammt der Meſſe als einen ungegründeten Gottesdienſt umſtoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unſern Eltern dazu gezogen und beſtimmt ſind, Prieſter zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er ſolchen Vorſatz zu Wege bringen will.“

---

*) Das Eingeklammerte ſteht im Original einige Seiten ſpäter, bei einer anderen Beſchreibung des Reiters. Vergl. Johann Keßler von J. J. Bernet. S. 41.

Nach ſolchen Worten fragte er: „Wo habt ihr bis jetzt ſtudirt?“ — Antwort: „Zu Baſel.“ — Da ſagte er: „Wie ſteht es zu Baſel? iſt Erasmus Roterodamus noch daſelbſt? was thut er?“

„Mein Herr,“ ſprachen wir, „wir wiſſen nicht anders, als daß es wohl ſteht; ſo iſt auch Erasmus da, was er aber treibe, iſt jedermann unbekannt und verborgen, da er ſich gar ſtill und heimlich verhält.“

Dieſe Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erforderniß beider der griechiſchen und hebräiſchen Zunge zu reden wußte. Zudem ſprach er dazwiſchen etliche lateiniſche Worte, ſo daß uns bedünken wollte, er ſei eine andere Perſon als ein gemeiner Reiter.

„Lieber“, fragte er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?“

„Mein Herr, es ſind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugſam erheben und Gott danken, daß er ſeine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer und vor Andern die Geiſtlichen.“

Da ſprach er: „Ich denke mir's wohl, es ſind die Pfaffen.“

Unter ſolchem Geſpräch ward er uns gar heimlich, ſo daß mein Geſell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und ſperrte es auf. Es war ein hebräiſcher Pſalter. Da legte er es ſchnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu ſich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er ſei. Und mein Geſell ſprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich dieſe Sprache verſtünde.“ Antwortete er: „Ihr werdet ſie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre ſie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.“

Unterdeß ging der Tag ganz hinunter und es wurde ſehr dunkel, und der Wirth kam an den Tiſch. Als er unſer hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, ſprach er: „Liebe Geſellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier geweſen, ſo wär' es euch gelungen; denn hier an dem Tiſch hat er geſeſſen und“ — er zeigte mit dem Finger — „an der Stelle.“ Das verdroß uns ſehr und zürnten, daß wir uns verſäumt hatten, ließen den Zorn an dem kothigen und ſchlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch ſprachen wir: „Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tiſche ſitzen, wo er ſaß.“ Darüber mußte der Wirth lachen und ging damit zur Thür hinaus.

Nach einer kleinen Weil ruft mich der Wirth vor die Stubenthür hinaus, ich ſoll zu ihm kommen. Ich erſchrak und bedachte, was ich Unſchickliches gethan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da ſprach der Wirth zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu ſehen begehrt: — der iſt's, der bei euch ſitzet.“

Dieſe Worte nahm ich für Spott und ſprach: „Ja, Herr

Wirth, ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luther's Trugbild erſättigen.“ Er antwortete: „Er iſt es gewißlich. Doch thue nicht, als ob du ihn dafür halteſt und erkennſt.“ Ich ließ dem Wirth Recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, ſetzte mich wieder zu dem Tiſch, hätte es auch gern meinem Geſellen geſagt, was mir der Wirth eröffnet hatte. Endlich wandt' ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirth hat mir geſagt, der ſei der Luther.“ Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und ſprach: „Er hat vielleicht geſagt, es ſei der Hutten, und du haſt ihn nicht recht verſtanden.“ — Weil mich nun die Reiterkleidung und die Geberde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte geſprochen: „es iſt der Hutten,“ da die Anfänge beider Namen ſchier zuſammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geſchah ſo, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alle dem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem ſie ſich entkleidet und entſpornt, legte einer neben ſich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er ſprach: „Es iſt Doctor Luther's Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, erſt neu gedruckt und ausgegangen; habt ihr die nie geſehen?“ Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen.“ Da ſprach der Wirth: „Nun verfügt euch zum Tiſch, wir wollen eſſen“; wir aber ſprachen und baten den Wirth, er möchte mit uns Nachſicht haben und uns etwas Beſonderes geben. Da ſprach der Wirth: „Liebe Geſellen, ſetzt euch zu den Herren an den Tiſch, ich will euch geziemend halten.“ Da das Martinus hörte, ſprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth ſchon abmachen.“

Unter dem Eſſen ſprach Martinus viel gottſelige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verſtummten, mehr auf ſeine Worte, als auf alle Speiſen achteten. Unter dieſen beklagte er ſich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürſten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, dieſen ſchwebenden Händeln und der Beſchwerung deutſcher Nation verſammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit koſtbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernſtliche Bitte zu Gott beſſer dazu helfen würde. „Aber das ſind unſere chriſtlichen Fürſten.“ Weiter ſagte er, er ſei der Hoffnung, daß die evangeliſche Wahrheit mehr Frucht bei unſern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpſtlichen Irrthum vergiftet, ſondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, in welchen die Irrthümer ſo eingewurzelt wären, daß ſie nicht leicht ausgerottet werden könnten.

Darnach ſagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und ſprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger, ſchlichter Laie, verſteh' mich auf die Händel nicht beſonders, das ſprech' ich aber, wie mir die Sach' erſcheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle ſein. Ich habe Luſt, noch zehn Gulden ihm zu Liebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewiſſen wohl unterrichten.“ Indem kam der Wirth neben uns und ſprach heimlich: „Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.“ Das freute uns ſehr, nicht wegen des Geldes und Genuſſes, ſondern daß uns dieſer Mann gaſtfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl ſtunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall die Roſſe zu verſehen. Indeß blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für ſeine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber ſprach: „Ich bin es nicht.“

Dazu kam der Wirth, und Martinus ſprach: „Ich bin dieſe Nacht zu einem Edelmann geworden, denn dieſe Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten.“ Sprach der Wirth: „Ihr ſeid es nicht, aber Martinus Luther.“ Da lächelte er mit ſolchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus*) werden.“ Und nach ſolchem Geſpräch nahm er ein hoch Bierglas und ſprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!“ — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechſelte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und ſprach: „Das Bier iſt euch unheimiſch und ungewohnt, trinket den Wein!“ Indem ſtand er auf, warf den Waffenrock auf ſeine Achſel und nahm Abſchied. Er bot uns ſeine Hand und ſprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gerne thun, doch wie ſollen wir euch nennen, daß er den Gruß von euch verſtehe?“ Sprach er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt euch grüßen — ſo verſteht er die Worte ſogleich.“ Alſo ſchied er von uns und ging zu ſeiner Ruhe.

Darnach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirth ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem ſie viel Unterredungen hielten des Gaſtes halber, der bei ihnen geſeſſen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirth ließ ſich merken, er hielte ihn für den Luther, und ſie, die Kaufleute, ließen ſich bald bereden und bedauerten und kümmerten ſich, daß ſie ſo ungeſchickt von ihm geredet hatten, und ſprachen, ſie wollten am Morgen um ſo früher aufſtehn, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf ſie zürnen, noch im Arg daran denken, da ſie ſeine Perſon nicht erkannt hätten. Dies iſt geſchehen und ſie haben ihn am

---

*) Komiſche Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenſpiegel.

Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl geſagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luther's ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl ſehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther ſei.“ Weiter hat er ſich nicht zu erkennen gegeben, iſt darauf bald aufgeſeſſen und auf Wittenberg zu geritten.

An demſelben Tage ſind wir auf Naumburg zu gezogen und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt unten an einem Berg, ich vermeine, der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhauſen — dadurch fließt ein Waſſer, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Theil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd hinüberreiten konnte. In demſelbigen Dorf ſind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, welche uns daſelbſt um des Luther's willen auch bei ſich gaſtfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem erſten Sonntag in der Faſten ſind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unſere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, ſiehe, ſo finden wir den Reiter Martinus, ebenſo wie zu Jena. Und bei ihm iſt Philippus Melanchthon, Juſtus Jodocus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Dr. Auguſtin Schurf, ſie erzählen ihm, was ſich während ſeiner Abweſenheit in Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und ſpricht: „Dies iſt der Philipp Melanchthon, von dem ich euch geſagt hab'.“

In der treuherzigen Darſtellung Keßler's iſt nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenſchaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche ſeiner Lehre drohte, um den Fanatismus ſeiner eigenen Parteigenoſſen.

4.

Doctor Luther.

(1517—1546.)

Noch immer bedauern wohlmeinende Männer, daß große Schäden ihrer alten Kirche zu ſo großem Abfall geführt haben, auch der aufgeklärte Katholik ſieht in Luther und Zwingli noch die eifrigen Ketzer, deren Zorn eine Kirchenſpaltung verſchuldete. Möge ſolche Anſicht in Deutſchland ſchwinden. Alle Confeſſionen haben Urſache auf Luther zurückzuführen, was heut in ihrem Glauben innig, ſeelenvoll und ſegensreich für ihr Leben iſt. Der Ketzer von Wittenberg iſt Reformator der deutſchen Katholiken gerade ſo ſehr wie der Proteſtanten. Nicht nur deshalb, weil im Kampf gegen ihn auch die Lehrer der katholiſchen Kirche aus der alten Scholaſtik herauswuchſen und mit neuen Waffen, welche ſie ſeiner Sprache, Bildung, ſittlichen Tüchtigkeit entnommen hatten, für ihre Sacramente kämpften; auch nicht nur deshalb, weil er in der That die Kirche des Mittelalters in Trümmer ſchlug und Urſache wurde, daß ſeine Gegner zu Trient ſcheinbar ganz in den alten Formen und Maßen ein feſteres Gebäude aufführten; ſondern noch mehr deshalb, weil er dem gemeinſamen Grunde aller deutſchen Bekenntniſſe, unſerer tapfern, frommen, ehrlichen Innerlichkeit ſo gewaltigen Ausdruck gegeben hat, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemüthlichen Neigungen des Volkes, in Wiſſenſchaft und Dichtkunſt ſehr viel von ſeinem Weſen übrig geblieben iſt, woran wir alle noch jetzt Theil haben. Was der trotzige Streitkopf Luther's gegen Reformirte und Katholiken verfocht, davon iſt Einzelnes durch die freie Erkenntniß der Gegenwart verurtheilt worden. Seine Lehre, eine leidenſchaftliche, hochgeſpannte, in erſchütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungene Lehre, traf in einigen wichtigen Punkten nicht das Rechte, zuweilen war er gegen ſeine Gegner herb, ungerecht, ja grauſam; aber dergleichen ſoll keinen Deutſchen mehr irren, denn alle Beſchränktheiten ſeiner Natur und Bildung verſchwinden gegen die Fülle von Segen, welcher aus ſeinem großen Herzen in das Leben ſeiner Nation eingeſtrömt iſt.

Aber er hätte doch nicht abfallen ſollen, ſeine That hat Deutſchland in zwei Heerlager getheilt, unter wechſelndem Schlachtgeſchrei tobt der alte Streit bis in unſere Tage. Die ſo meinen, mögen mit gleichem Recht behaupten, daß jener heilige geheimnißvolle Abfall vom Judenthum nicht nöthig geweſen ſei; warum beſſerten die Apoſtel nicht das ehrwürdige Hoheprieſterthum von Zion? Sie mögen behaupten, daß der Engländer Hampden beſſer gethan hätte, das Schiffsgeld zu zahlen und die Stuarte friedlich zu belehren, daß Oranien frevelte, als er nicht wie Egmont Kopf und Degen in Alba's Hände legte, daß Waſhington ein Verräther war, weil er ſich und ſein Heer nicht den Engländern überlieferte, ſie mögen jedes große Neue in Lehre und Leben, das je im Kampfe gegen Altes hervorgebrochen, als eine Miſſethat verdammen.

Wenig Sterblichen ward eine gleich große Wirkung auf Zeitgenoſſen und Nachwelt vergönnt. Aber wie jedes große Menſchenleben macht auch das Leben Luther's den Eindruck einer erſchütternden Tragödie, ſobald man die Hauptmomente deſſelben zuſammendrängt. Dreigetheilt erſcheint es uns, wie die Laufbahn aller geſchichtlichen Helden, denen das Schickſal ward, ſich auszuleben. Im Anfange bildet ſich die Perſönlichkeit des Mannes, mächtig beherrſcht von dem Zwange der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegenſätze ſucht ſie zu verarbeiten, aber in dem Innerſten der Menſchennatur erhärten ſich allmählich Gedanken und Ueberzeugungen zum Willen, eine That bricht hervor, der Eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Thätigkeit, ſchneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des Einen auf die Vielen, mächtig zieht er die ganze Nation in ſeine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erſcheint zuſammengefaßt in einen Mann.

Aber ſolche Herrſchaft einer einzelnen geſchloſſenen Perſönlichkeit erträgt der Geiſt der Nation nicht lange. Wie ſtark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte ſeien, Leben, Kraft und Bedürfniſſe der Nation ſind vielſeitiger. Der ewige Gegenſatz zwiſchen Mann und Volk wird ſichtbar, auch die Seele des Volkes iſt endlich und vor dem Ewigen eine Perſönlichkeit, aber dem Einzelnen gegenüber erſcheint ſie ſchrankenlos. Den Mann zwingt die logiſche Folgerichtigkeit ſeiner Gedanken und Handlungen, alle Geiſter ſeiner eigenen Thaten zwingen ihn in eine feſt eingehegte Bahn, die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegenſätze, ein unabläſſiges Arbeiten nach den verſchiedenſten Richtungen. Vieles, was der Einzelne nicht in ſeinem Weſen aufzunehmen vermochte, erhebt ſich zum Streit gegen ihn. Die Gegenſtrömung der Welt beginnt. Zuerſt ſchwach von mehren Seiten, in verſchiedener Richtung, mit geringer Berechtigung, dann immer ſtärker, immer ſiegreicher. Zuletzt beſchränkt ſich der geiſtige Inhalt des einzelnen Lebens in ſeiner Schule, es kryſtalliſirt zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes. Immer iſt der letzte Theil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Entſagung, mit Bitterkeit und ſtillem Leiden.

So auch bei Luther. Von dieſen Perioden aber reichte die erſte bis zu dem Tage, an welchem er die Theſes anſchlug, die zweite bis zur Rückkehr von der Wartburg, die dritte bis zu ſeinem Tode und zum Beginne des ſchmalkaldiſchen Krieges. Es iſt hier nicht die Abſicht ſein ganzes Leben zu beſchreiben, nur wie er wurde und was er uns war, ſoll kurz geſagt werden. Manches an ihm erſcheint fremd und unhold, ſolange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieſes Menſchenbild hat die merkwürdige Eigenſchaft, immer größer und liebenswerther zu werden, je näher man herantritt. Und es würde auch einen guten Biographen mit Bewunderung, Rührung und einiger guten Laune erfüllen vom Anfang bis zum Ende.

Aus dem großen Quell aller Volkskraft, aus dem freien Bauernſtande kam Luther herauf. Sein Vater zog von Möhra, einem Waldort des thüringiſchen Gebirges, wo ſeine Sippe die halbe Umgegend füllte,*) zu Bergmannsarbeit nordwärts in das Mansfeldiſche. Der Vater, Hans Luther, war von kurz gedrungener Kraft, feſt im Entſchluß, begabt mit einem ungewöhnlichen Maß klugen Menſchenverſtandes, und arbeitete ſich nach hartem Kampfe zu einiger Wohlhabenheit durch. In ſeinem Hauſe hielt er ſtrenge Zucht; noch in ſpäten Jahren dachte Luther mit Wehmuth an die harten Strafen, die er als Knabe erlitten, und an den Schmerz, den ſie ſeinem weichen Kinderherzen gemacht. Der Vater hatte doch bis zu ſeinem Tode im Jahr 1530 Einfluß auf das Leben des

---

*) Paeno regionem occupant. Brief Luther's an Spalatin vom 14. März 1521. Sein Familienname „Luder“ — er ſelbſt nennt ſich in ſeinen erſten Büchlein noch ſo — wurde von ihm bald Luther geſchrieben und als „lauter“ gedeutet. In der thüringiſchen Mundart wird Lothar zu Loder; Luder iſt die thüringiſche Dialektform von Ludwig, Lude, wie noch jetzt Heiner, Heine von Heinrich. Und der Name ſeines Geſchlechtes zu Möhra, welches ſelbſtverſtändlich mit der Reformation ſeine Schreibung des Namens annahm, iſt alſo wahrſcheinlich Ludwig geweſen. Ihm ſelbſt war das nicht mehr deutlich.

Sohnes. Als ſein Martin mit 22 Jahren heimlich in das Kloſter gegangen war, zürnte er heftig, er hatte damals ſchon daran gedacht, den Sohn durch gute Heirat zu verſorgen. Und als es endlich Freunden gelang den empörten Vater zur Verſöhnung zu bringen, als er dem flehenden Sohne wieder gegenüber trat und dieſer geſtand, daß eine furchtbare Erſcheinung ihn zum ſtillen Gelübde des Kloſters getrieben hatte, warf ihm der Vater die bekümmerten Worte entgegen: „Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teufliſch Geſpenſt war.“ Und noch mehr erſchütterte er das Herz des Mönches durch die zürnende Frage: „Du glaubteſt einem Gebot Gottes zu gehorchen, als du in das Kloſter gingſt, haſt du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorſam ſein ſoll?“ Tief ſtach dies Wort in den Sohn. Und als er viele Jahre darnach auf der Wartburg ſaß, aus der Kirche geſtoßen, vom Kaiſer geächtet, da ſchrieb er an ſeinen Vater die rührenden Worte: „Willſt du mich noch aus der Möncherei reißen? Du biſt noch mein Vater, ich noch dein Sohn, auf deiner Seite ſteht göttliches Gebot und Gewalt, auf meiner Seite ſteht menſchlicher Frevel. Und ſieh, damit du dich vor Gott nicht rühmſt, iſt er dir zuvorgekommen, er ſelbſt hat mich herausgenommen.“ Von da ab war dem Alten, als wäre ihm ſein Sohn wieder geſchenkt. Der alte Hans hatte einſt ſeine Rechnung auf einen Enkel gemacht, für den er arbeiten wollte; auf den Gedanken kam er ſtarrköpfig zurück, unbekümmert um die übrige Welt. Und bald mahnte er den Sohn eifrig zur Ehe, und es war nicht am wenigſten ſein Zureden, dem Luther nachgab. Und als der Vater hoch an Jahren, zuletzt Rathsherr von Mansfeld, in den letzten Zügen lag, und der Geiſtliche ſich über ihn neigte und den Scheidenden frug, ob er auch ſterben wolle im gereinigten Glauben an Chriſtum und das heilige Evangelium, da raffte der alte Hans ſich noch einmal kräftig zuſammen und ſprach kurzab: „Ein Schelm,*) der nicht dran glaubt." Wenn Luther ſpäter dies erzählte, ſetzte er bewundernd hinzu: „Ja, das war ein Mann aus der alten Zeit." Der Sohn aber erhielt die Nachricht vom Tode des Vaters auf der Veſte Koburg. Als er den Brief anſah, dem ſeine Frau das Bild ſeiner jüngſten Tochter Magdalena beigelegt hatte, ſagte er ſeinem Gefährten nur die Worte: „Wohlan, mein Vater iſt auch tot," ſtand auf, ergriff ſeinen Pſalter, ging in ſeine Kammer, betete und weinte ſo ſehr, daß ihm, wie der treue Veit Dietrich ſchrieb, der Kopf am andern Tage ungeſchickt war, und kam mit gefaßter Seele wieder hervor. Und an demſelben Tage ſchrieb er in tiefer Rührung an Melanchthon von der herzlichen Liebe des Vaters und von dem innigen Verkehr mit ihm. „Nie habe ich den Tod ſo ſehr verachtet als heut; ſo oft ſterben wir, bevor wir einmal ſterben. Jetzt bin ich Senior in meinem Geſchlecht, und ich habe das Recht ihm nachzufolgen."

---

*) Der Ausdruck war „Lauer“.

Von ſolchem Vater bekam der Sohn für das Leben mit, was Grundzug ſeines Weſens geblieben iſt, die Wahrhaftigkeit, den beharrlichen Willen, treuherziges Zutrauen und umſichtige Behandlung der Menſchen und Geſchäfte. Rauh war ſein Kinderleben, viel Herbes hat er in der lateiniſchen Schule und als Chorſänger erfahren, aber auch Wohlwollen und Liebe, und ihm blieb, was in den kleinen Kreiſen des Lebens leichter bewahrt wird, ein Herz voll Glauben an die Güte menſchlicher Natur und voll Ehrfurcht vor allem Großen dieſer Erde. Auf der Univerſität Erfurt vermochte der Vater ihn ſchon reichlicher zu unterſtützen, er fühlte ſich in Jugendkraft, war ein fröhlicher Kamerad bei Saitenſpiel und Geſang. Von ſeinem innern Leben in jener Zeit wiſſen wir wenig, nur daß der Tod ihm nahe trat, und daß er bei einem Gewitter mit „erſchrecklicher Erſcheinung vom Himmel gerufen wurde". In Angſt des Todes gelobte er in ein Kloſter zu gehen, ſchnell und verſtohlen führte er ſeinen Entſchluß aus.

Von da beginnen unſere Nachrichten über ſeinen Seelenzuſtand. Zerfallen mit ſeinem Vater, voll Schrecken vor einer unverſtändlichen Ewigkeit, geſcheucht durch den Zorn Gottes, begann er in krampfhafter Anſtrengung ein Leben der Entſagung, der Unterwürfigkeit und Buße. Er fand keinen Frieden. Alle höchſten Fragen des Lebens ſtürmten mit einer furchtbaren Gewalt auf ſeine haltloſe abgeſchiedene Seele. Merkwürdig ſtark und leidenſchaftlich war bei ihm das Bedürfniß, ſich im Einklang zu fühlen mit Gott und der Welt, der Glaube gab ihm nur Unverſtändliches, Bitteres und Abſtoßendes. Seiner Natur waren die Räthſel der ſittlichen Weltordnung am wichtigſten. Daß der Gute geplagt, der Böſe glücklich ſei, daß Gott das Menſchengeſchlecht verdammte mit dem ungeheuren Fluch der Sünde, weil ein unerfahrenes Weib in einen Apfel gebiſſen, und daß wieder derſelbe Gott unſere Sünden mit Liebe, Nachſicht und Geduld trage; daß Chriſtus einmal ehrbare Leute mit Härte von ſich wies, ein ander Mal Huren, Zöllner, Mörder annahm, — „menſchliche Vernunft mit ihrer Weisheit wird darüber zur Närrin." Dann klagte er wohl ſeinem Gewiſſensrath Staupitz: „Lieber Herr Doctor, unſer Herrgott geht ja ſo gräulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er ſo um ſich ſchlägt"; aber wenn ihm die Antwort ward: „Wie könnte er ſonſt die harten Köpfe dämpfen?" ſo konnte dieſer verſtändige Beweisgrund den Jüngling nicht tröſten. In dem heißen Drange, den unverſtändlichen Gott zu finden, prüfte er ſelbſtquäleriſch alle ſeine Gedanken und Träume. Jeder irdiſche Gedanke, alle Wallungen des Jugendblutes wurden ihm ein abſcheuliches Unrecht, er fing an über ſich ſelbſt zu verzweifeln, rang in endloſem Gebete, faſtete, kaſteite ſich. Einmal mußten die Brüder ſeine Zelle aufbrechen, in der er tagelang in einem Zuſtand gelegen hatte, der von Wahnſinn nicht weit entfernt war. Mit warmer Theilnahme ſah Staupitz auf ſolche erſchütternde Qualen und ſuchte ihn wohl durch derben Troſt zur Ruhe zu bringen. Einmal als ihm Luther geſchrieben hatte: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ gab der Gewiſſensrath zur Antwort: „Du willſt ohne Sünde ſein, und haſt doch keine rechte Sünde. Chriſtus iſt die Vergebung rechtſchaffener Sünden, als: die Eltern ermorden u. ſ. w. Soll dir Chriſtus helfen, ſo mußt du ein Regiſter haben, worin die rechtſchaffenen Sünden ſtehen, und mußt ihm nicht mit ſolchem Trödelwerk und Puppenſünden kommen und aus jedem Bombart*) eine Sünde machen.“

Es wurde entſcheidend für das ganze Leben Luther's, wie er ſich allmählich aus ſolcher Verzweiflung erhob. Der Gott, welchem er diente, war damals ein Gott des Schreckens, ſein Zorn war nur zu ſtillen durch die Gnadenmittel, welche die alte Kirche angab, zunächſt durch fortwährende Beichte, für welche es endloſe Vorſchriften und Formeln gab, welche dem Gemüth leer und froſtig ſchienen. Durch vorgeſchriebene Thätigkeit und die Uebung der ſogenannten guten Werke war dem Jüngling nicht das Gefühl wirklicher Verſöhnung und innerer Friede gekommen. Da endlich traf ihn ein Wort ſeines geiſtlichen Rathgebers wie ein Pfeil. „Nur das iſt wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung iſt nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, ſie muß ihnen vorausgehen.“ Dieſe Lehre aus Tauler's Schule wurde dem Jüngling die Grundlage für ein neues gemüthvolles und ſittliches Verhältniß zu Gott. Sie war ihm ein heiliger Fund. Die Umwandlung des eigenen Gemüths war die Hauptſache. Dafür hatte er zu arbeiten, aus dem Innern jedes Menſchenherzens mußte Reue, Buße, Verſöhnung kommen. Er ſelbſt, jeder Menſch konnte ſich allein zu Gott erheben. Erſt jetzt ahnte er, was freies Gebet ſei. An die Stelle der entfernten göttlichen Macht, die er bis dahin in hundert Formeln und katholiſchem Beichten vergebens geſucht hatte, trat ihm jetzt das Bild eines allliebenden Schützers, zu dem er ſelbſt jede Stunde ſtündig und in Thränen ſprechen konnte, dem er alles Leid, jeden Zweifel klagen durfte, der einen unabläſſigen Antheil an ihm nahm, für ihn ſorgte, ſeine herzlichen Bitten gewährte oder abſchlug, er ſelbſt herzlich wie ein guter Vater. So lernte er beten, und wie feurig wurde ſein Gebet! Jetzt lebte er in der Stille mit ſeinem lieben Gott zuſammen, den er endlich gefunden hatte, täglich, ſtündlich; der Verkehr mit dem Höchſten wurde ihm vertrauter als mit den liebſten Weſen dieſer Erde. Wenn er ſeine ganze Seele vor ihm hingegoſſen hatte, dann kam ihm Ruhe und ein heiliger Frieden, ein Gefühl von unausſprechlicher Lieblichkeit, er empfand ſich als einen Theil Gottes. Und dies Verhältniß blieb ihm von da ab ſein ganzes Leben lang. Jetzt bedurfte er nicht mehr die weiten Außenpfade der alten Kirche, er konnte mit ſeinem Gott im Herzen der ganzen Welt trotzen. Schon wagte er zu glauben, jene lehrten falſch, die ſo großes Gewicht auf die Werke der Buße legten, daß außer dieſen nur eine kalte Genugthuung und eine umſtändliche Beichte übrig blieb.*) Und als er ſpäter durch Melanchthon erfuhr, daß das griechiſche Schriftwort für Pönitenz: „Metanoia“ ſchon ſprachlich die Umwandlung des Gemüths bedeute, erſchien ihm das als eine wundervolle Offenbarung. Auf dieſem Grunde wurzelt die gläubige Sicherheit, mit welcher er die Worte der Schrift den Vorſchriften der Kirche gegenüberſtellt.

---

*) „Junker Bombart“ crepitus ventris.

Auf ſolchem Wege arbeitete ſich Luther im Kloſter allmählich zu innerer Freiheit durch. Seine ganze ſpätere Lehre, der Kampf gegen den Ablaß, ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit, ſeine Art und Weiſe der Schrifterklärung beruhen auf dem innern Vorgang, durch den er als Mönch ſeinen Gott gefunden hat.

---

*) Brief an Staupitz vom 30. Mai 1518, und mehre Stellen der Tiſchreden.

Und man darf wohl ſagen, mit Luther's Kloſtergelübde begann die neue Zeit der deutſchen Geſchichte. Bald ſollte ihn das Leben unter ſeinen Hammer nehmen, das reine Metall ſeiner Seele zu härten.

Ungern nahm Luther 1508 die Profeſſur der Dialektik an der neuen Univerſität zu Wittenberg an, er hätte lieber die Theologie gelehrt, die er ſchon damals für die wahre hielt. Es iſt bekannt, daß er 1510 in Ordensgeſchäften nach Rom ging, wie demüthig und fromm er in der heiligen Stadt verweilte und welches Entſetzen ihm das heidniſche Weſen der Romanen, die Sittenverderbniß und Verweltlichung der Geiſtlichen einflößte. Dort war es, wo dem Meßfeiernden die Andacht durch ruchloſe Scherze geſtört wurde, die ihm ſeine römiſchen Ordensbrüder zuriefen. Er hat die teufliſchen Worte nicht vergeſſen, ſolange er lebte.*) Aber wie tief ihn das Verderben der Hierarchie erſchütterte, ſie umſchloß doch auch ſein ganzes Hoffen, außer ihr gab es keinen Gott und keine Seligkeit. Die erhabene Idee der katholiſchen Kirche und ihre fünfzehnhundertjährigen Siege feſſelten den Sinn auch des Stärkſten. Und als er im römiſchen Prieſterkleide mit Lebensgefahr die Trümmer des alten Roms betrachtete und erſtaunt vor den rieſigen Säulen der Tempel ſtand, welche der Sage nach einſt die Gothen zerbrochen hatten, da ahnte der ſtreitbare Mann aus den Bergen der alten Hermunduren noch wenig, daß ſein eigenes Schickſal ſein werde, die Tempel des mittelalterlichen Roms zu zerſchlagen, gründlicher, grimmiger, großartiger, als in der Vorzeit die Vettern ſeiner Ahnen gethan.**) Noch kam Luther aus Rom

---

*) Sie ſind durch ſeine Tiſchgeſpräche lateiniſch überliefert: eia, remitte matri filium, und lauteten im Italieniſchen etwa: rispedisci'l figliuolo alla madre.

**) „Fuit Lutherus et hic mendicorum ritu Romae, quam per 4 hebdomadas in summo periculo perlustravit, et in illo loco, ubi zurück als getreuer Sohn der großen Mutter, alles Ketzerweſen, z. B. der Böhmen, war ihm verhaßt. Warmen Antheil nahm er nach ſeiner Heimkehr an dem Streit Reuchlin's gegen die Kölner Ketzerrichter, und um 1512*) ſteht er auf Seite der Humaniſten. Aber ſchon damals empfand er, daß ihn ein Etwas von dieſer Bildung trenne. Als er einige Jahre ſpäter in Gotha war, beſuchte er den würdigen Mutianus Rufus nicht, obgleich er ihm einen ſehr artigen Entſchuldigungsbrief ſchrieb. Und bald darauf verletzte ihn in den Dialogen des Erasmus die innere Kälte und der weltliche Ton, in welchem die theologiſchen Sünder beſpottet wurden. Die unheilige Weltlichkeit der Humaniſten wurde der glaubensfrohen Seele Luther's nie recht heimlich, und der Stolz, mit dem er ſpäter in einem Briefe, der verſöhnlich ſein ſollte, den empfindlichen Erasmus verletzte, lag wohl ſchon damals in ſeiner Seele. Auch die Formen der literariſchen Beſcheidenheit Luther's machen in dieſer Zeit den Eindruck, daß ſie durch den Zwang chriſtlicher Demuth einem feſten Gemüth abgerungen wird.

Denn in ſeinem Glauben fühlte er ſich ſicher und groß; ſchon 1516 ſchrieb er an Spalatin, der die Verbindung zwiſchen ihm und dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen darſtellte: der Kurfürſt ſei in Dingen dieſer Welt der allerklügſte Mann, aber wo es ſich um Gott und das Seelenheil handle, ſei er mit ſiebenfacher Blindheit geſchlagen.

Und Luther hatte Grund zu dieſer Aeußerung, denn der hausväterliche Sinn dieſes maßvollen Fürſten erwies ſich auch dadurch, daß er die Gnadenmittel der Kirche mit kluger Sorg-

---

esset: das alt Rom, optima aedificia a Gothis devastata esse.“ — Familiaria colloquia r. viri D. D. Mar. Lutheri. Pap. Handſchr. des XVI. Jahrh. in 6°, Bl. 90 b in Hirzel's Bibliothek zu Leipzig.

*) Brief an Spalatin ohne Datum (de Wette I, 3). Der Brief iſt ſchwerlich vor dem Erſcheinen der Kölner Articuli de judaico favore geſchrieben, vielleicht erſt im folgenden Jahre.

ſalt einzuheimſen bemüht war. Unter Anderem hatte er beſondere Liebhaberei für Reliquien, und gerade damals war Staupitz, Vicar der Auguſtiner-Eremiten von Sachſen, am Rhein und anderswo thätig, dem Kurfürſten Reliquienſchätze zuſammenzubringen. Für Luther wurde dieſe Abweſenheit ſeines Vorgeſetzten wichtig, denn er hatte ſeine Stelle zu vertreten. Er wurde ein mächtiger Mann in ſeinem Orden; obgleich Profeſſor — ſeit 1512 der Theologie — wohnte er doch in ſeinem Kloſter zu Wittenberg und trug gewöhnlich ſeine Mönchskutte. Jetzt viſitirte er in den dreißig Klöſtern ſeiner Congregation, ſetzte Priore ab, erließ ſtrengen Tadel gegen ſchlechte Zucht, und mahnte zur Strenge gegen gefallene Mönche. Von der gläubigen Einfalt des Kloſterbruders war ihm aber noch etwas geblieben.

Denn in ſolchem Sinne ſchrieb er am 31. October 1517, als er die Theſes gegen Tetzel an der Kirchenthür angeheftet hatte, vertrauend und mit deutſcher Ehrlichkeit an den Beſchützer des Ablaßkrämers, den Erzbiſchof Albrecht von Mainz. Voll von dem treuherzigen Volksglauben an den Verſtand und guten Willen der höchſten Regenten, meinte Luther, — er hat es ſpäter oft geſagt, — es komme nur darauf an, daß man den Fürſten der Kirche aufrichtig den Nachtheil und die Unſittlichkeit ſolcher Mißbräuche vorſtelle.*) Wie kindiſch aber erſchien dem glatten und feingebildeten Kirchenfürſten dieſer Eifer des Mönches. Was den ehrlichen Mann ſo tief entrüſtete, war vom Standpunkt des Erzbiſchofs längſt abgethan. Der Ablaßhandel war ein hundertmal beklagter Uebelſtand der Kirche, er war aber unvermeidlich, wie dem Politiker viele Einrichtungen ſind, die, an ſich nicht gut, um eines großen Intereſſes willen erhalten werden müſſen. Das größte Intereſſe des Erzbiſchofs und der Curie war ihre Herrſchaft, die durch ſolchen Gelderwerb gewonnen und erhalten wurde. Das große Intereſſe Luther's und des Volkes war die Wahrheit. So ſchieden ſich die Wege.

---

*) Zu vergleichen iſt die ſchöne Stelle aus den Tiſchreden: „Hätte ich in der Erſte, da ich anfing zu ſchreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, ſo wäre ich nimmermehr ſo kühn geweſen, den Papſt und ſchier alle Menſchen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, ſie ſündigten nur aus Unwiſſenheit und menſchlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet ſind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorſichtigkeit unternommen, es muß Alles in Unwiſſenheit geſchehen.“ Darauf antwortete Ph. Melanchthon, er hätte mit Fleiß in den Hiſtorien obſervirt, daß keine großen ſonderlichen Thaten von alten Leuten geſchähen, des großen Alexanders und St. Auguſtini Alter, die thäten es, — ſpäter werde man zu weiſe und bedächtig. Da ſprach D. Martinus: „Ihr jungen Geſellen, wenn ihr klug wäret, künnte der Teufel nicht mit euch auskommen, weil ihr's aber nicht ſeid, bedürft

Und ſo trat Luther in den Kampf, gläubig, ein treuer Sohn der Kirche, voll deutſcher Ehrfurcht gegen kirchliche Obrigkeit. Aber wieder in ſich trug er, was ihn feſtigte gegen zu ſtarke Einwirkung ſolcher Autorität, ein feſtes Verhältniß zu ſeinem Gott. Er war damals 34 Jahre alt, in der Blüthe ſeiner Kraft, von mittlerer Größe, noch magerem aber kräftigem Leibe, der neben der kleinen zarten Knabengeſtalt des Melanchthon hoch erſchien. In einem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe anſah, glühten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz ſchwer zu ertragen war. Ein angeſehener Mann nicht nur in ſeinem Orden, auch an der Univerſität; kein großer Gelehrter, er lernte erſt im nächſten Jahre bei Melanchthon das Griechiſche, gleich darauf das Hebräiſche; er beſaß keine umfangreiche Buchweisheit und hatte nie den Ehrgeiz gehabt in den lateiniſchen Verſen, die er zuweilen machte, als Dichter zu glänzen. Aber er war erſtaunlich beleſen in der heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in ſich aufgenommen, hatte er mit deutſcher Gründlichkeit verarbeitet. Er war ein

---

ihr unſer auch, die wir nun alt ſind. Ja, wenn das Alter ſtark und die Jugend klug wäre! Da ſind dieſe Rottengeiſter, eitel junge Leute, Icari, Phaethones, die in den Lüften flattern, Gemſenſteiger obenan und nirgendsaus, die zwölf Kegel auf dem Boßleich (Kegelbahn) umſchieben wollen, da doch nur neun drauf ſtehen."

unermüdlicher Seelſorger ſeiner Gemeinde, eifriger Prediger, ein warmer Freund, damals ſchon wieder mit ehrbarer Fröhlichkeit, von ſicherer Haltung, höflich und gewandt, im Verkehr von innerlicher Sicherheit, welche als heitere Laune oft ſein Antlitz verklärte. Wohl konnten ihn kleine Ereigniſſe des Tages bewegen und ſtören, er war reizbar, er weinte leicht; aber wenn eine große Forderung an ihn herantrat und er die erſte Aufregung ſeiner Nerven überwunden hatte, — die ihn z. B. bei ſeinem erſten Auftreten auf dem Reichstage zu Worms noch befangen machte, — dann war er von einer wundervollen Ruhe und Sicherheit. Er kannte keine Furcht, ja ſeine Löwennatur fand ein Behagen in den gefährlichſten Lagen. Zufällige Lebensgefahr, in die er gerieth, tückiſche Nachſtellungen ſeiner Feinde waren ihm damals kaum der Rede werth. Der Grund ſolches, man darf ſagen, übermenſchlichen Heldenmuths war wieder das feſte perſönliche Verhältniß zu ſeinem Gott. Er hatte lange Zeiten, wo er ſich das Märtyrerthum wünſchte, lächelnd und innerlich froh, um der Wahrheit und ſeinem Gott zu dienen. — Noch ſtanden ihm furchtbare Kämpfe bevor, aber es waren nicht ſolche, in welchen ihm Menſchen gegenüberſtanden. Den Teufel ſelbſt hatte er niederzuſchlagen, jahrelang, immer wieder; er überwand auch die Angſt und Pein der Hölle, die geſchäftig arbeitete ſeine Vernunft zu verdüſtern. Ein ſolcher Mann war vielleicht zu töten, aber ſchwerlich zu beſiegen.

Die Periode des Kampfes, welche jetzt folgt, vom Beginn des Ablaßſtreites bis zur Abreiſe von der Wartburg, die Zeit ſeiner größten Siege, einer ungeheuren Beliebtheit, iſt vielleicht am meiſten bekannt, und doch wird ſein Weſen, ſo ſcheint uns, auch darin nicht immer recht beurtheilt.

Nichts iſt in dieſer Zeit merkwürdiger als die Weiſe, in welcher Luther allmählich der römiſchen Kirche entfremdet wurde. Er war im Leben beſcheiden und ohne Ehrgeiz, mit tiefſter Ehrfurcht hing er an der hohen Idee der Kirche, der

Gemeinſchaft der Gläubigen ſeit fünfzehn Jahrhunderten. Und doch ſollte er in vier kurzen Jahren geſchieden ſein von dem Glauben ſeiner Väter, hinweggeſchleudert von dem Boden, in dem er ſo feſt gewurzelt war. Und in dieſer ganzen Zeit ſollte er allein in dem Streite ſtehen, allein, oder doch mit wenig treuen Gefährten — ſeit 1518 mit Melanchthon. Alle Gefahren des grimmigſten Krieges ſollte er beſtehen, nicht nur gegen zahlloſe Feinde, auch gegen das ſorgenvolle Abmahnen ehrlicher Freunde und Gönner. Dreimal verſuchte die römiſche Partei ihn zum Schweigen zu bringen, durch das Amt des Cajetan, die Ueberredungskünſte des Miltitz, die unzeitige Befliſſenheit des ſtreitſüchtigen Eck; dreimal ſprach er ſelbſt zum Papſt in Briefen, welche zu den werthvollſten Schriftſtücken jener Jahre gehören. Dann kam die Scheidung, er wurde verflucht und gebannt, nach altem Univerſitätsbrauch verbrannte er den feindlichen Fehdebrief, zugleich mit ihm die Möglichkeit der Rückkehr. Mit freudiger Zuverſicht zog er nach Worms, damit die Fürſten ſeines Volkes entſchieden, ob er ſterbe oder hinfort unter ihnen lebe ohne Papſt und ohne Kirche, allein nach der Schrift.

Zuerſt, als er die Theſes gegen Tetzel im Druck herausgegeben hatte, erſtaunte er über das ungeheure Aufſehen, das ſie in Deutſchland machten, über den giftigen Haß ſeiner Feinde und über die Zeichen freudiger Anerkennung, die er von vielen Seiten erhielt. Hatte er denn ſo Unerhörtes gethan? Was er ausgeſprochen, glaubten ja alle beſten Männer der Kirche. Als der Brandenburger Biſchof den Abt von Lehnin zu ihm ſchickte, mit der Bitte, Luther möge den Druck ſeines deutſchen Sermons von Ablaß und Gnade unterdrücken, wie ſehr er auch Recht habe, da rührte den Frater des armen Auguſtinerconvents tief, daß ſo große Männer freundlich und herzlich zu ihm redeten, und er wollte lieber den Druck aufgeben, als ſich zu einem Wunderthier machen, das die Kirche ſtöre. Eifrig ſuchte er das Gerücht zu widerlegen, als ob der Kurfürſt ſeinen Streit mit Tetzel veranlaßt hätte. „Sie wollen den unſchuldigen Fürſten in den Haß verflechten, der mich trifft.“ Alles wollte er thun, um den Frieden zu erhalten, vor Cajetan, mit Miltitz; nur das eine wollte er nicht, nicht widerrufen, was er gegen die unchriſtliche Ausdehnung des Ablaßhandels geſagt hatte. Aber der Widerruf allein war es, was die Hierarchie von ihm begehrte. Lange noch wünſchte er Frieden, Sühne, den Rückzug zur friedlichen Thätigkeit ſeiner Zelle, und immer wieder jagte ihm eine unwahre Behauptung der Gegner das Blut in Flammen, und jedem Widerſpruch folgte ein neuer, ſchärferer Streich ſeiner Waffe.

Schon in dem erſten Brief an Leo X vom 30. Mai 1518 iſt die heldenmüthige Sicherheit Luther's auffallend. Noch iſt er ganz der treue Sohn der Kirche, noch legt er ſich am Schluß dem Papſt zu Füßen, bietet ihm ſein ganzes Leben und Sein dar, und verſpricht ſeine Stimme zu ehren wie die Stimme Chriſti, deſſen Stellvertreter der Herr der Kirche ſei. Aber ſchon aus dieſer Ergebenheit, die dem Ordensbruder ziemte, blitzt das heftige Wort hervor: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu ſterben.“ Und in dem Briefe ſelbſt, wie ſtark ſind die Ausdrücke, in denen er die Rohheit der Ablaßkrämer darſtellt! Ehrlich auch hier die Verwunderung, warum ſeine Theſes doch ſo viel Aufſehen machen, die ſchwerverſtändlichen, nach altem Brauch zu Räthſelformen verſchränkten Sätze. Und gute Laune klingt durch die männlichen Worte: „Was ſoll ich thun? Widerrufen kann ich nicht. In unſerm Jahrhundert voll Geiſt und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte, ich ungelehrter, beſchränkter, nicht fein gebildeter Mann! Aber die Noth zwingt, die Gans muß unter den Schwänen ſchnattern.“

Im Jahre darauf vereinigten ſich faſt alle Gönner Luther's die Verſöhnung herbeizuführen. Staupitz und Spalatin, hinter dieſen der Kurfürſt, ſchalten, baten und drängten. Der päpſtliche Kammerherr von Miltitz ſelbſt rühmte Luther's Geſinnung, raunte ihm zu, daß er ganz Recht habe, flehte, trank mit ihm und küßte ihn. Zwar glaubte Luther zu wiſſen, daß der Höfling den heimlichen Auftrag habe ihn womöglich gefangen nach Rom zu führen. Aber die Vermittler trafen glücklich den Punkt, wo der trotzige Mann mit ihnen von Herzen übereinſtimmte, daß der Kirche Gehorſam erhalten werden müſſe und ihre Einheit nicht zerſtört. Luther verſprach ſich ruhig zu halten und die Entſcheidung über die Streitpunkte drei achtbaren Biſchöfen zu überlaſſen. In dieſer Lage wurde er gedrängt, einen Entſchuldigungsbrief an den Papſt zu ſchreiben. Aber auch dieſer Brief vom 3. März 1519, gewiß von den Vermittlern begutachtet und dem Schreiber abgerungen, iſt bezeichnend für die Fortſchritte, die Luther gemacht hatte. Demuth, die unſere Theologen herausleſen, iſt wenig darin, wohl aber durchweg eine vorſichtige diplomatiſche Haltung. Luther bedauert, daß ihm als Mangel an Ehrfurcht ausgelegt ſei, was er doch gethan habe, die Ehre der römiſchen Kirche zu ſchützen, er verſpricht über den Ablaß fortan zu ſchweigen, — im Fall nämlich ſeine Gegner daſſelbe thun wollen, — er verſpricht eine Schrift an das Volk zu richten, worin er ermahnet der Kirche rechtſchaffen*) zu gehorchen und ihr nicht fremd zu werden, weil die Gegner frech, er ſelbſt rauh geweſen ſei. Aber alle dieſe ergebenen Worte verdecken nicht die Kluft, die jetzt ſchon ſein Gemüth vom römiſchen Weſen ſcheidet. Und wie kalte Ironie lautet, wenn er ſchreibt: „Was ſoll ich thun, heiligſter Vater? mir fehlt aller Rath. Die Gewalt deines Zornes kann ich nicht ertragen, und doch weiß ich nicht, wie ich herauskommen ſoll. Man verlangt von mir einen Widerruf. Wenn er bewirken könnte, was man durch ihn beabſichtigt, ich würde ohne Zweifel widerrufen.

---

*) Ecclesiam romanam pure colant. Die Zweideutigkeit ſcheint abſichtlich, und ſieht aus wie eine Schlauheit des Miltitz.

Aber der Widerſtand meiner Gegner hat meine Schriften weiter verbreitet, als ich je gehofft hatte, zu tief haften ſie in den Seelen der Menſchen. In unſerm Deutſchland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urtheil. Wollte ich widerrufen, ich würde die Kirche vor dem Urtheil meiner Deutſchen mit noch größerem Schimpf bedecken. Und ſie, meine Gegner, ſind es, die die römiſche Kirche bei uns in Deutſchland in Schande gebracht haben.“ Zuletzt ſchließt er höflich: „Sollte ich mehr thun können, ſo werde ich ohne Zweifel ſehr bereit dazu ſein. Chriſtus erhalte Ew. Heiligkeit. M. Luther.“

Viel iſt hinter dieſer gemeſſenen Zurückhaltung zu leſen. Auch wenn der eitle Eck nicht gleich darauf die ganze Wittenberger Hochſchule in den Harniſch gedrängt hätte, dieſer Brief konnte ſchwerlich zu Rom als Zeichen reuiger Ergebenheit gelten.

Der Bannſtrahl war geſchleudert, Rom hatte geſprochen. Da ſchrieb Luther, wieder ganz er ſelbſt, noch einmal an den Papſt, jenen berühmten großen Brief, den er auf die Bitte des unermüdlichen Miltitz zum 6. September 1520 zurückdatirte, um die Bannbulle ignoriren zu können. Es iſt der ſchöne Abdruck eines entſchloſſenen Geiſtes, der vom hohen Standpunkt ſeinen Gegner überſieht, zugleich ſo großartig in ſeiner Aufrichtigkeit und von edelſter Geſinnung! Mit aufrichtiger Theilnahme redet er von der Perſon und ſchwierigen Stellung des Papſtes, aber es iſt der Antheil eines Fremden; immer noch beklagt er mit Wehmuth die Kirche, aber man empfindet, er ſelbſt iſt ihr bereits entwachſen. Es iſt ein Scheidebrief, bei ſchneidender Schärfe doch ſichere Haltung, ſtille Trauer; ſo trennt ſich ein Mann von dem, was er einſt geliebt und als unwürdig erkannt hat. Den Vermittlern ſollte dieſer Brief die letzte Brücke ſein, für Luther war er innerliche Befreiung.

Luther ſelbſt war in dieſen Jahren ein anderer geworden. Er hatte zunächſt kluge Sicherheit im Verkehr mit den Höchſten dieſer Erde erworben und um theuren Preis Einſicht in Geſchäfte und Privatcharakter der Regierenden erlangt. Der friedlichen Natur ſeines Landesherrn war im Grunde nichts peinlicher als dieſer erbitterte theologiſche Streit, der zuweilen ſeiner Politik nützte, ihn immer gemüthlich beunruhigte. Fortwährend ſuchte man vom Hofe die Wittenberger zurückzuhalten, und immer ſorgte Luther dafür, daß es zu ſpät war. So oft der treue Spalatin von der Ausgabe einer neuen kriegeriſchen Schrift abmahnte, kam ihm die Antwort, daß da nicht zu helfen ſei, die Bogen ſeien gedruckt, ſchon in vielen Händen, nicht mehr aufzuhalten.*) Auch im Verkehr mit ſeinen Gegnern erwarb Luther die Sicherheit eines erprobten Streiters. Noch empfand er bitter, als ihn im Frühjahr 1518 Hieronymus Emſer in Dresden hinterliſtig zu einem Abendeſſen geführt hatte, bei dem er gezwungen wurde mit zornigen Feinden zu ſtreiten, zumal als er erfuhr, daß ein terminirender Dominicaner an der Thür gehorcht und am andern Tage in der Stadt umhergetragen hatte, Luther ſei vollſtändig zugedeckt worden und der Lauſcher habe ſich mit Mühe enthalten in die Stube zu ſpringen und Luthern ins Geſicht zu ſpeien. Noch ſank er bei der erſten Zuſammenkunft mit Cajetan demüthig zu den Füßen des Kirchenfürſten, nach der zweiten erlaubte er ſich ſchon die Anſicht, daß der Cardinal zu ſeinem Geſchäft paſſe wie ein Eſel zur Harfe. Den artigen Miltitz behandelte er mit entſprechender Höflichkeit. Der Romaniſt hatte gehofft den deutſchen Bären zu zähmen, bald kam der Hofmann ſelbſt in die Stellung, die ihm gebührte, er wurde von Luther benützt. Und in der Leipziger Disputation gegen Eck war der günſtige Eindruck, welchen das ehrliche und feſte Weſen

---

*) Daß das planmäßig geſchah, verräth der Brief Luther's an Melanchthon vom 13. Juli 1521: „Ich beſchwöre euch, kommt den Einfällen des Hofes immer zuvor und folget nicht ſeinen Rathſchlägen. So habe ich's bis jetzt gehalten. Nicht die Hälfte wäre geſchehen, wenn ich mich von ſeinem Rath abhängig gemacht hätte.“

Luther's hervorbrachte, das beſte Gegengewicht gegen die ſelbſtgefällige Sicherheit des gewandten Gegners.

Aber höhere Theilnahme fordert das innere Leben Luther's. Es war doch für ihn eine furchtbare Zeit, dicht neben Erhebung und Sieg lagen ihm tötliche Angſt, quälender Zweifel, ſchreckliche Anfechtung. Er allein mit Wenigen gegen die ganze Chriſtenheit in Waffen, immer unſühnbarer verfeindet mit der gewaltigſten Macht, die noch Alles in ſich ſchloß, was ihm ſeit ſeiner Jugend heilig war. Wenn er doch irrte in einem und dem andern? Er war verantwortlich für jede Seele, die er mit ſich fortriß. Und wohin? Was war außerhalb der Kirche? — Untergang, zeitliches und ewiges Verderben. Wenn ihm Gegner und bange Freunde das Herz zerſchnitten mit Vorwürfen und Warnungen, unvergleichlich größer war ſeine Pein, das heimliche Nagen, die Unſicherheit, die er niemand geſtehen durfte. Ja, im Gebet fand er Frieden; ſo oft ſeine Seele Gott ſuchend in mächtigem Aufſchwunge erglühte, kam ihm Fülle der Kraft, Ruhe und Heiterkeit. Aber in den Stunden der Abſpannung, wenn ſein reizbares Gemüth unter widrigem Eindruck zuckte, dann fühlte er ſich befangen, getheilt, im Bann einer andern Macht, die ſeinem Gott feind war. Aus der Kinderzeit wußte er, wie geſchäftig die böſen Geiſter um den Menſchen weben, aus der Schrift hatte er gelernt, daß der Teufel gegen den Reinſten arbeitet, ihn zu verderben. Auch auf ſeinem Pfade lauerten geſchäftige Teufel ihn zu ſchwächen, zu verlocken, durch ihn Unzählige elend zu machen. Er ſah ſie arbeiten in der zornigen Miene des Cardinals, in dem höhniſchen Antlitz des Eck, ja in Gedanken ſeiner eigenen Seele, er wußte, wie mächtig ſie in Rom waren. Schon in der Jugend hatten ihn Erſcheinungen gequält, jetzt kehrten ſie wieder. Aus dem dunklen Schatten ſeiner Studirſtube erhob das Geſpenſt des Verſuchers die Krallenhand gegen ſeine Vernunft, ſelbſt in der Geſtalt des Erlöſers nahte der Teufel dem Betenden, ſtrahlend als

Himmelsfürſt mit den fünf Wunden, wie ihn die alte Kirche abbildete. Aber Luther wußte, daß Chriſtus den armen Menſchen nur in ſeinen Worten erſcheint, oder in demüthiger Geſtalt, wie er am Kreuz gehangen. Und er raffte ſich heftig auf und ſchrie die Erſcheinung an: „Hebe dich, du Schandteufel!" da verſchwand das Bild.*) — So arbeitete das ſtarke Herz des Mannes in wilder Empörung, jahrelang, immer aufs Neue. Es war ein unheimlicher Kampf zwiſchen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er ſich als Sieger, die Urkraft ſeiner geſunden Natur überwand. In langem, oft ſtundenlangem Gebet glättete ſich das ſtürmiſche Wogen der Empfindung, ſein grundfeſter Verſtand und ſein Gewiſſen führten ihn jedesmal aus dem Zweifel zur Sicherheit. Als eine gnadenvolle Eingebung ſeines Gottes empfand er dieſen befreienden Proceß. Und von ſolchem Augenblicke an war er, der erſt ſo angſtvoll gebangt hatte, gleichgiltig gegen das Urtheil der Menſchen, unerſchütterlich, unerbittlich.

Ganz anders erſcheint ſeine Perſönlichkeit im Streit mit irdiſchen Feinden. Hier bewährt er faſt immer ſichere Ueberlegenheit, am meiſten in ſeinen literariſchen Fehden.

Rieſengroß war die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, welche er von dieſer Zeit entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken laſſen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarſte, auch der volksthümlichſte Schriftſteller der Deutſchen. Die Wucht ſeines Stils, die Kraft ſeiner Beweisführung, Feuer und Leidenſchaft ſeiner Ueberzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch Keiner zum Volke geſprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte ſich ſeine Sprache; bald knapp und gedrungen und ſcharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, bildlicher Ausdruck, ſchlagender Vergleich machte das Schwerſte verſtändlich. Es war eine wundervolle, ſchöpferiſche Kraft. Mit ſouveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; ſobald er die Feder ergriff, arbeitete ſein Geiſt mit höchſter Freiheit, man ſieht ſeinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens iſt über ſie ausgegoſſen. Solche Gewalt iſt nicht am wenigſten ſichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Und eng verbunden iſt ſie mit einer Unart, die ſchon ſeinen bewundernden Zeitgenoſſen Bedenken verurſachte. Er liebte es mit ſeinen Gegnern zu ſpielen, ſeine Einbildungskraft umkleidet ihm die Geſtalt des Feindes mit einer grotesken Maske, und dies Phantaſiebild neckt, höhnt und ſtößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anſtändig klingen. Aber gerade in ſeinem Schimpfen wirkt die gute Laune zumeiſt verſöhnend, freilich nicht auf die Betroffenen. Faſt nie iſt kleine Gehäſſigkeit ſichtbar, nicht ſelten die unverwüſtliche Gutherzigkeit. Zuweilen geräth er freilich in einen wahren Künſtlereifer, dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutſches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle ſeine Gegner gezauſt! Bald durch Keulenſchläge, die ein zorniger Rieſe führt, bald mit der Pritſche eines Narren. Gern verzog er ihre Namen ins Lächerliche. So lebten ſie im Wittenberger Kreiſe als Thiere, als Thoren. Eck wurde Dr. Geck, Murner erhielt Katerkopf und Krallen, Emſer, der ſein Wappen, das Haupt einer gehörnten Ziege, den meiſten Streitſchriften vordrucken ließ, wurde als Bock mißhandelt, dem abtrünnigen Humaniſten Cochläus wurde ſein lateiniſcher Name zurückůberſetzt, und Luther begrüßte ihn als Schnecke mit undurchdringlichem Harniſch und — es iſt ſchmerzlich zu ſagen — ſogar als Rotzlöffel. Noch ärger, ſelbſt den Zeitgenoſſen erſchrecklich, war die heftige Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er gegen feindliche Fürſten losfuhr. Zwar dem Vetter ſeines Landesherrn, dem Herzog Georg von Sachſen, gönnte er häufig eine unvermeidliche Schonung. Beide hielten einander für eine Beute des Teufels, aber heimlich achtete jeder in dem andern eine männliche Tüchtigkeit; immer wieder geriethen ſie in Zwiſt, auch in literariſchen, aber immer wieder betete Luther herzlich für die Seele des Nachbars. Dagegen war die ruchloſe Willkür Heinrich's VIII von England dem deutſchen Reformator in innerſter Seele zuwider, ihn hat er greulich und unendlich ausgeſchimpft; und noch in der letzten Zeit verfuhr er mit dem heftigen Heinrich von Braunſchweig wie mit einem böſen Schulbuben, Hanswurſt war der harmloſeſte unter vielen dramatiſchen Charakteren, in denen er ihn aufführte. Sah ihn ſpäter ſolcher Erguß übermüthigen Eifers aus der Druckſchrift an und klagten die Freunde, dann ärgerte er ſich wohl ſelbſt über ſeine Rauheit, er ſchalt ſich und bereute aufrichtig; aber die Reue half ihm wenig, denn bei der nächſten Gelegenheit verfiel er in denſelben Fehler. Und Spalatin hatte einige Urſache, auch dann mißtrauiſch auf eine beabſichtigte Druckſchrift zu ſehen, wenn Luther ſich vornahm recht ſanft und zahm zu ſchreiben. Seine Gegner konnten es ihm darin nicht gleich thun. Sie ſchimpften eben ſo eifrig, ihnen aber fehlte die innere Freiheit. Leider wird nicht zu leugnen ſein, daß gerade dieſer Zuſatz zu der ſittlichen Würde ſeines Weſens zuweilen das Salz war, welches ſeine Schriften den treuen Deutſchen des 16. Jahrhunderts ſo unwiderſtehlich machte.

---

*) Tiſchreden. Walch S. 501.

Im Herbſt 1517 war er mit einem verworfenen Dominicanermönch in Streit gerathen, im Winter 1520 verbrannte er die päpſtliche Bulle; im Frühjahr 1518 hatte er ſich noch dem Papſt, dem Statthalter Chriſti, zu Füßen gelegt, im Frühjahr 1521 mußte er auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiſer und Fürſten erklären, daß er weder dem Papſt noch den Concilien allein glaube, nur den Zeugniſſen der heiligen Schrift und vernünftigem Ermeſſen.

Seit dem December 1520 wußte Luther, daß ſeine Sache auf dem Reichstage, der nach Worms ausgeſchrieben wurde, verhandelt werden ſollte, er wußte auch, daß der Cardinallegat Aleander den Kaiſer unabläſſig zur Strenge gegen ihn mahnte, daß der Kaiſer dem dreiſten Mönch abgeneigt war und bereits in den Niederlanden ſeine Bücher als ketzeriſch hatte verbrennen laſſen. Anfang Januar traf der Kurfürſt von Sachſen zu Worms ein, wo er den Kaiſer bereits vorfand; ſäumig und langſam kam die Mehrzahl der großen Herren des deutſchen Reiches zuſammen, erſt Ende Februar 1521 konnte der Reichstag eröffnet werden.

Die Botſchaften, welche von Worms nach Wittenberg zogen, — ſie bedurften zu der Reiſe ſo lange Zeit, wie jetzt ein Brief nach Nordamerika — wurden ungünſtiger. Bald erſchien dem Kaiſer und den Feinden Luther's ungehörig, daß der Gebannte überhaupt vor dem Reichstage zugelaſſen werde, und Kurfürſt Friedrich mußte mit den andern Reichsfürſten, welche eine Verurtheilung ohne Verhör für Unrecht oder wegen der Aufregung im Volke für unklug hielten, große Anſtrengungen machen, um durchzuſetzen, daß der Ketzer überhaupt noch gefragt wurde, ob er widerrufen wolle, und daß er dafür freies Geleit erhielt.

Deshalb war es für Luther kein Geheimniß, daß die Reichsacht ihm drohe und daß ſein Tod wahrſcheinlich ſei. Solche Ausſicht wird, ſollte man meinen, auch der ſtärkſten Manneskraft die Freudigkeit und die Reichlichkeit des literariſchen Schaffens einigermaßen beeinträchtigen. Bei ihm war das Gegentheil der Fall. Er hat kaum jemals in ſeinem Leben in der gleichen Zeit ſo Vieles und ſo Verſchiedenartiges geſchrieben, als gerade in dieſen Monaten. Er nahm ſeinen alten literariſchen Gegner, den Ambroſius Catharinus beim Schopf, und noch eifriger den langweiligen Leipziger Emſer, den er in einer ganzen Reihe von Büchlein abſtrafte, verſpottete und knuffte. Den Papſt ſelbſt, die Legaten und Curtiſanen ließ er in herber Laune durch ſeinen Freund Lucas Cranach in Holzſchnitten abſchildern, welche die Demuth des leidenden Chriſtus und die Pracht der Kleriſei einander gegenüberſtellten. Aber auch für Unterricht und Seelſorge war er unermüdlich bemüht. Neben einzelnen Predigten, und dem „Unterricht für Beichtkinder“ erſchien in dieſer Zeit der erſte Theil der Poſtille, eines ſeiner Hauptwerke, er ſchrieb ferner an ſeiner Erklärung des Pſalters und an dem ſchönen und warmen Buche „Auslegung von Maria's Lobgeſang“.

Endlich brachte der kaiſerliche Herold Caſpar Sturm, der in der Wappenſprache der Welſchen „Germania“ hieß, den Geleitsbrief nach Wittenberg und ritt dem Wagen Luther's voraus, als dieſer am 2. April mit Amsdorf und zwei anderen Begleitern nach Worms aufbrach. In den Städten Thüringens kamen die Leute glückwünſchend an den Wagen; zu Erfurt holten ihn die Humaniſten, die herrſchende Partei der Univerſität, in großem Reiterzuge ein und veranſtalteten eine glänzende Feſtfeier.

Aber dieſe beiſtimmenden Zurufe übertönte ein ſchriller Mißklang. Der Kaiſer hatte ihm zwar freies Geleit für Hin- und Rückfahrt zugeſagt; ebenſo hatten die Fürſten, durch deren Gebiet er reiſen mußte, Schutzbriefe geſandt, aber der Kaiſer wollte doch nicht, daß der gebannte Mönch in Worms eintreffen ſollte, und um ihn zu ſchrecken, ließ er ſchon jetzt vor dem Verhör ein Gebot ausrufen und in den Städten anſchlagen, daß alle Bücher Luther's der Obrigkeit ausgeliefert werden ſollten. Den Anſchlag fand Luther in den Städten. Seine Freunde zu Worms waren beſtürzt. Spalatin ſandte ihm eine Warnung entgegen, ihm drohe das Schickſal von Huß, ſogar der Herold frug, ob er jetzt noch weiter reiſen wolle. Auch Luther war erſchrocken, aber er ließ ſich nicht beirren und ſandte an Spalatin die Antwort voraus: Huß ſei verbrannt, die Wahrheit nicht verbrannt, er werde nach Worms kommen und wenn dort ſo viel Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern.

Auch mildere Ablenkung wurde verſucht. Der Beichtvater des Kaiſers, Glapio, kam wie aus eigenem Antriebe zu Sickingen nach der Ebernburg, ſprach viel Wohlmeinendes und Anerkennendes und rieth dringend, daß Luther Worms vermeiden und nach der Ebernburg kommen möge, um dort mit ihm eine Verſtändigung zu ſuchen.

Ging Luther darauf ein, ſo war es unmöglich, die Friſt einzuhalten, während welcher er durch den Geleitsbrief geſchützt war. Luther antwortete dem wohlmeinenden Ueberbringer dieſer Mahnung, habe der Beichtvater des Kaiſers mit ihm zu reden, ſo ſei er in Worms zu finden.

Als er am letzten Tage der bewilligten Reiſefriſt in Worms einfuhr, geleitete ihn ein Reiterzug auf 100 Roſſen, meiſt ſächſiſche Herren, welche ihn eingeholt hatten, das Volk füllte neugierig die Straßen, und in ſeine Herberge, die ihm im Johanniterhauſe zugewieſen war, kam bis in die Nacht viel vornehmer Beſuch, neugierig und theilnehmend. Schon am nächſten Tage wurde er vor den Reichstag geladen.

Daß Luther doch gewagt hatte zu kommen, war der päpſtlichen Partei eine widerwärtige Ueberraſchung; es war auch dem Kaiſer ſehr ungelegen; daher galt es jetzt, die Aufregung, welche ſeine Anweſenheit unter den Deutſchen hervorbrachte, durch ſchleunige Entſcheidung ſobald als möglich zu beſeitigen. Auf der andern Seite hatten ſeine Gönner und die Mehrzahl der deutſchen Fürſten, welche einen Ausgleich und gütliches Beilegen des gefährlichen Handels wünſchten, das entgegengeſetzte Beſtreben, die Angelegenheit nicht über das Knie zu brechen. Vor anderen Kurfürſt Friedrich der Weiſe, deſſen vorſichtiger Art das heftige und ungründliche Verfahren ganz unleidlich war, zumal er ſelbſt dadurch dem Reiche gegenüber in die übelſte Lage kommen mußte. Er bedurfte Zeit, damit ſeinem Gewiſſen genug gethan wurde und er einen Entſchluß faſſen konnte. Seinen vertrauten Räthen war längſt bekannt, daß die Frage nur auf Widerruf geſtellt werden würde, und daß an Erörtern und Disputiren vor dem Reichstag gar nicht zu denken ſei; Luther aber hatte ihnen beſtimmt erklärt, daß er nichts widerrufen werde.*) Er ſollte alſo ſeinem Herrn und Allen, welche Neigung hatten, zu vermitteln, zunächſt dadurch genugthun, daß er ſich in der ernſten und ſchweren Sache Bedenkzeit ausbat. Es galt, die letzte Entſcheidung hinauszuſchieben, und Luther mußte ſich gern oder ungern dieſem Zwange fügen.

Am 17. April Nachmittags 4 Uhr wurde Luther durch den Reichsmarſchall Ulrich von Pappenheim und den Herold in den Reichstag abgeholt. Auf den Straßen drängten die Leute und kletterten auf die Dächer, den Luther zu ſehen, ſodaß er auf Seitenwegen nach dem Biſchofshofe, wo der Reichstag ſich verſammelte, geleitet wurde. Der Hof war nach altem Volksglauben einſt der Königsſitz des Burgunden Gunther geweſen, dort hatte dieſer mit dem finſtern Hagen den heimlichen Anſchlag gegen das Leben des Helden Siegfried gemacht. Seitdem haben die Franzoſen den berühmten Bau völlig zerſtört. In dem großen Saale, der auf der Seite nach einem Vorraum geöffnet war, ſaßen die Fürſten und Herren des Reichstages, ſo daß ſie von außen geſehen, die geſprochenen Worte wohl auch gehört werden konnten. Aber die Fürſten ſelbſt pflegten in den Sitzungen nicht zu reden, das thaten ihre Räthe für ſie, und die Herren zogen ſich zu geſonderter Berathung zurück, wenn ſie einen Beſchluß zu faſſen hatten.

Als Luther eingeführt wurde, ermahnte ihn Pappenheim, daß er vor der hohen Verſammlung nichts reden dürfe außer zur Antwort auf geſtellte Fragen. Bei ſeinem Eintritt kniete er nicht nieder, wie damals von einem Mönch vor der Hoheit des Kaiſers erwartet wurde, ſondern blieb ſtrack ſtehen. Er ſah vor ſich das bleiche Antlitz und den düſtern Blick des jungen Kaiſers; er ſah den beſorgten Ausdruck in dem gutherzigen Geſicht ſeines Kurfürſten und fand ſich in Gegenwart all der hohen Fürſten und Herren, von deren Sinn und Meinung er in den letzten Jahren ſo Vieles vernommen hatte. Der Official des Erzbiſchofs von Trier begann als Sprecher des Kaiſers von ſeinem Platz: „Des Kaiſers Majeſtät hat euch, Martinus Luther, Mandat und Ladung zu dem gegenwärtigen Reichstag geſchickt, damit ihr zuerſt Antwort gebt, ob ihr euch zu den Schriften und Büchern bekennt, welche unter euerm Titel und Namen allenthalben im heiligen römiſchen Reich erſchienen ſind, und ob ihr dieſelben ſo geſchrieben habt, wie ſie hier vor Augen liegen.“ Er wies auf einen Haufen Bücher, der auf einer Bank lag. Da rief Hieronymus Schurf, der mit fünf andern Doctoren Rechtsbeiſtand Luther's war: „Man leſe die Titel“ und Luther wiederholte das Geſuch.

---

*) Rede und Gegenrede in der großen Verſammlung des Reichstags waren vorbereitete Staatshandlungen und wurden damals viel ſorgfältiger im Voraus zurecht gelegt, als jetzt in ähnlichen Verſammlungen. Die kurſächſiſchen Räthe und Luther wußten ganz ſicher vorher, was und wie gefragt werden würde.

Der Official las die Titel der Bücher, welche ſeit vier Jahren die Nation aufgeregt hatten, wie niemals vorher und ſeitdem die Druckwerke eines Mannes. Dann fuhr er fort: „Ferner aber, wenn ihr euch zu den Büchlein bekennt, begehrt Kaiſerliche Majeſtät von euch, daß ihr dieſelben jetzt hier widerrufen ſollt, und läßt euch deshalb fragen, ob ihr das thun wollt oder nicht, dieweil in ſie viel böſe irrige Lehren gemiſcht ſind, die in dem gemeinen einfältigen Volk Aufregung und Unzufriedenheit erregen können. Das bedenket und nehmt euch zu Herzen.“ Darauf antwortete Luther ungefähr alſo: „Allerdurchlauchtigſter Kaiſer. Nachdem ich auf gnädige Ladung gehorſamſt erſchienen bin, antworte ich dieſer Vorhaltung zum erſten: Zu den Büchlein, deren Titel jetzt geleſen ſind, und zu mehren anderen, die zur Lehre und Unterweiſung des Volkes geſchrieben wurden, bekenne ich mich, und will bis an mein Lebensende auf dieſem Bekenntniß beharren. Zum zweiten aber, da Kaiſerliche Majeſtät von mir begehrt, ich ſoll den Inhalt widerrufen, ſo antworte ich: Dies iſt fürwahr eine große Sache, denn es handelt ſich dabei um das ewige Leben und geht Einem an, der mehr iſt als irgend Jemand unter den Anweſenden, ſein iſt die Sache und Handlung. Damit ich nun das arme Chriſtenvolk und mich ſelbſt nicht verführe, ſo begehre und bitte ich, Kaiſerliche Majeſtät wolle mir des Widerrufs wegen gnädig Termin und Bedenkzeit ſtellen."

Der Kaiſer trat mit den Fürſten zu einer kurzen Berathung zuſammen. Die Mehrzahl beſtand auf Bewilligung der Friſt, und der Official verkündete Luther, daß die Milde des Kaiſers ihm Bedenkzeit verſtatte bis zum nächſten Tage um 4 Uhr. Luther ſchied mit den Worten: „Ich will mich bedenken." Er hatte in dieſer Sitzung demüthig und leiſe geſprochen und, wie ſeine Feinde behaupteten, undeutlich. Es mag ſein, daß der erſte Eindruck der Verſammlung ihn befangen machte, ſicher lag ihm ſchwerer auf der Bruſt, daß er nicht Alles, wie er wollte, frei herausſagen durfte.

Durch das Aufſchieben war nur kurze Friſt gewonnen. Allzugroß war der Eifer der Gegner, den Unruhſtifter fortzuſchaffen; es kam jetzt darauf an, welche Wirkung die Weigerung Luther's hervorbringen würde. Denn daß er nicht einen Strich widerrufen werde, hatte er nach der Rückkehr in die Herberge aufs Neue erklärt. Am 18. April wurde er wieder um 4 Uhr abgeholt und mußte wohl zwei Stunden im Gedränge harren. Als er jetzt aber in die Verſammlung trat, war er ganz er ſelbſt, unbekümmert um alle Menſchenmeinung. Diesmal grüßte er die Verſammlung nach Hofbrauch, indem er beide Knie ein wenig beugte, er ſprach ehrerbietig, aber feſt, und ſeine Stimme, die hell und hoch war, wie einſt die Stimme Karl's des Großen, wurde überall im Saale verſtanden. Mit wohl überlegter Rede begrüßte er den

Kaiſer und die Verſammlung, und bat zuerſt um Verzeihung, wenn er in Wort, Geberde und Haltung wider die Hofſitte verſtoße, da er nicht an Fürſtenhöfen erzogen ſei, ſondern in Mönchswinkeln herausgekommen. „In Einfalt des Gemüthes habe ich bis jetzt geſchrieben und gelehrt und auf Erden nichts Anderes geſucht, als die Ehre Gottes und die Unterweiſung der Chriſtgläubigen.“ Dann fuhr er fort: „Auf die beiden Fragen, welche mir geſtellt ſind, antworte ich ſo: Ich bekenne, wie geſtern, daß die aufgezählten Büchlein von mir ſind und in meinem Namen an den Tag gegeben ſind. Es müßte denn entweder durch Betrug oder durch ungefüges Wiſſen Anderer in einem Druck etwas geändert oder verkehrt ausgezogen ſein, denn ich bekenne mich nur zu dem, was von mir ſelbſt iſt. Nun ſind aber meine Bücher nicht von einerlei Art, denn in etlichen habe ich von Glauben und Sitten ganz evangeliſch und ſchlicht gehandelt. Dieſe Büchlein müſſen auch meine Gegner für nützlich halten und allerwege für werth, daß ſie von Chriſten geleſen werden. Auch die grimmige und grauſame Bulle des Papſtes nennt einige meiner Bücher unſchädlich, wiewohl ſie dieſelben wider Vernunft verdammt. Wollte ich nun anfangen, dieſe Schriften zu widerrufen, welche Freunde und Feinde zugleich bekennen, dann käme ich in Widerſpruch mit dem allgemeinen und übereinſtimmenden Bekenntniß.

Die zweite Reihe meiner Bücher iſt gegen das Papſtthum und das Thun der Päpſtlichen geſchrieben, gegen die, welche mit böſer Lehre und Beiſpiel die chriſtliche Welt verwüſtet und verderbt, die Gewiſſen der Gläubigen auf das Jämmerlichſte bedrängt, beſchwert und gepeinigt, auch Habe und Gut der hochrühmlichen deutſchen Nation durch unglaubliche Tyrannei ungerechter Weiſe verſchlungen haben. Wollte ich dieſe Bücher widerrufen, ſo würde ich nichts anderes thun, als ſolche Tyrannei und unchriſtliches Weſen ſtärken und ihm nicht allein die Fenſter, ſondern auch die Thüren aufthun, daß es weiter und freier toben und ſchaden würde, und ſeine frechſte und allerſträflichſte Bosheit würde dem armen elenden Volk bis zur Unerträglichkeit beſtätigt und befeſtigt werden. Zumal, wenn man ſagen könnte, daß ſolche Vergrößerung des Unheils durch den Befehl und auf Betrieb Eurer Kaiſerlichen Majeſtät und des ganzen römiſchen Reiches erfolgt wäre. Lieber Gott, welch großer Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich durch ſolchen Widerruf werden.

Die dritte Art meiner Bücher habe ich gegen einzelne beſondere Perſonen geſchrieben, welche die römiſche Tyrannei zu beſchützen und den Gottesdienſt, den ich gelehrt, zu vertilgen ſuchten. Ich bekenne, gegen dieſe Gegner heftiger geweſen zu ſein, als ſich geziemt, denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, ich ſtritt nicht für mich ſelbſt, ſondern für die Ehre Chriſti. Auch dieſe Bücher kann ich nicht widerrufen, denn durch meinen Widerruf und Rückzug würde der tyranniſche Grimm und wüthiges Regiment der Feinde geſtärkt werden.

Mein Herr Chriſtus hat geſagt, als er von dem Hohenprieſter über ſeine Lehre befragt und von einem Diener auf einen Backen geſchlagen ward: Habe ich übel geredet, ſo gib Zeugniß von dem Uebel. Da der Herr ſich nicht weigerte, einen Beweis wider ſeine Lehre anzuhören auch von dem ſchnödeſten Knecht, wieviel mehr geziemt mir, dem irrigen Menſchen, zu begehren und zu erwarten, ob mir jemand ein Zeugniß wider meine Lehre zu geben vermag. Deshalb flehe ich bei der Barmherzigkeit Gottes die Höchſten wie die Niedrigſten an, mir meinen Irrthum nachzuweiſen und mich mit den evangeliſchen und prophetiſchen Schriften zu überwinden. Bin ich darin unterwieſen, ſo will ich der allererſte ſein, der meine Bücher in das Feuer wirft.

Geſtern bin ich ernſthaft gemahnt worden, mich zu bedenken, daß Zwietracht, Aufruhr und Empörung durch meine Lehre in der Welt erwachſen kann. Das habe ich genugſam bedacht und erwogen. Wahrlich, mir iſt das Allerfröhlichſte, zu ſehen, daß wegen des göttlichen Wortes fortan Uneinigkeit in der Welt entſteht, denn das iſt die Folge und das Geſchick, welches durch das göttliche Wort bereitet wird. Der Herr ſelbſt ſagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert, denn ich bin gekommen, den Mann zu erregen gegen ſeinen Vater. Hüten wir uns deshalb, das Wort Gottes zu verdammen unter dem Vorwand, Parteien und Uneinigkeit beizulegen, damit nicht eine Waſſerfluth unleidlichen Uebels über uns komme, das dem edlen Jüngling Kaiſer Carolus ein unglückſeliger Anfang ſeiner Regierung werde. Ich ſage das nicht, als wenn ſo großen Häuptern meine Lehre und Ermahnung nöthig ſei, ſondern weil ich meiner Heimat Deutſchland dieſen Dienſt zu erweiſen ſchuldig bin. Und ſo befehle ich mich der Kaiſerlichen Gnade und flehe, Kaiſerliche Majeſtät wolle nicht durch die böſe Meinung meiner Feinde mich in Ungnade kommen laſſen.“

So ſprach am 18. April 1521 ein deutſcher Mann vor Kaiſer und Reich über die Herrſchaft des höchſten geiſtlichen Gebieters der chriſtlichen Welt. Die höfliche Beſcheidenheit des Eingangs, die vorſichtige Weiſe, in welcher er ſeine Bücher unterſchied, konnte auch den Gegnern als gute Rede erſcheinen. Aber bald ſtand er in der Verſammlung, fremdartig, wie aus einer andern Welt, einem alten Recken gleich, der ſeine Eiſenſtange zwiſchen zierlichen Rittern ſchwingt. Die gemüthliche Sicherheit, mit welcher er die Häupter der Kleriſei als nichtswürdige Böſewichter abſchildert, und endlich gar die kampfesfrohe Verſicherung: „Das Allerluſtigſte iſt mir, zu ſehen, wie jetzt Empörung entſteht“, vor der hohen Verſammlung, welche gerade nichts mehr fürchtete, als die Uneinigkeit im Volke, das war keine Rede eines Bekümmerten, der für ſeinen Hals ſprach, ſondern der ſtolze Ausſpruch eines Gebieters, der zum Siege oder Untergange erkoren war.

Unheimlich dünkten auch dem Official die kühnen Worte und die dämoniſchen Augen des Mannes, und er verſuchte, ihn ſtrafend zu belehren: „In eurer Antwort war Stoß und Biß, nicht offene Erklärung. Ueber eure Sätze neu zu diſputiren thut nicht noth, was ihr lehrt, haben ſchon Huß und andere Ketzer vorgetragen und dieſe Lehre iſt bereits auf dem Concilium zu Koſtnitz mit zureichendem Grunde von Papſt und Kaiſer verdammt worden. Darum begehre ich eine ſchlichte einfache Antwort, wollt ihr widerrufen oder nicht? Widerruft ihr, ſo werden eure unſchuldigen Büchlein erhalten bleiben, widerruft ihr nicht, ſo wird keine Rückſicht genommen auf das, was ihr ſonſt chriſtlich geſchrieben, und ihr gebt Kaiſerlicher Majeſtät Urſache, mit euch zu handeln, wie mit dem Huß und anderen geſchehen iſt.“ Darauf ſprach Luther die wohlbekannten Worte: „Da Kaiſerliche Majeſtät eine ſchlichte und gerade Antwort begehrt, ſo will ich eine Antwort geben, die nicht anſtößig und nicht beißend iſt. Ich glaube weder dem Papſt noch den Concilien allein, weil es am Tage liegt, daß dieſelben mehrmals geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben. Werde ich nicht durch Zeugniß der Schrift oder mit deutlichen und augenſcheinlichen Gründen überwunden, ſo mag ich und will ich kein Wort corrigiren oder widerrufen, weil wider das Gewiſſen zu handeln heillos und gefährlich iſt.“

Der Official und Luther hatten zuerſt lateiniſch geredet, dann die Reden deutſch wiederholt. Nach den Worten Luther's entſtand Aufregung und Gemurmel im Saale, und die folgenden lateiniſchen Wechſelreden der beiden Kämpfer wurden nicht überall verſtanden. Der erzürnte Kaiſer aber frug noch durch den Official, ob denn Luther zu behaupten wage, daß die Concilien geirrt haben. Und als Luther antwortete: „Concilien können irren und haben geirrt und das von Koſtnitz hat gegen hellen und klaren Text der heiligen Schrift entſchieden, und ich will das beweiſen“, da hatte der Kaiſer genug gehört. entſetzt über ſolche Vermeſſenheit gab er das

Zeichen zum Aufbruch und Ende und Luther rief auf die feindſelige Geberde des Kaiſers und unter dem Geſchrei ſeiner Gegner zuletzt die deutſchen Worte, welche nach der Faſſung, die durch Luther's theologiſche Freunde in den Ausgaben ſeiner Werke überliefert iſt, lauteten: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helf mir, Amen" —, die aber in Wirklichkeit wahrſcheinlich ſo geſprochen wurden: „Ich kann nicht anders. Gott komm mir zu Hilf. Amen. Da bin ich."*)

Dieſe zwei Tage des 17. und 18. Aprils 1521 waren es, in denen die beiden Männer einander in das Angeſicht ſchauten, welche das Leben Deutſchlands zwieſpältig geſchieden haben, die großen Gegner, welche in den Urenkeln ihres Geiſtes einander bis auf unſere Zeit bekämpft haben, der burgundiſche Habsburger und der deutſche Bauernſohn, Kaiſer und Profeſſor, der eine, welcher deutſch nur mit ſeinem Pferde ſprach, und der andere, Ueberſetzer der Bibel und Bildner der neudeutſchen Schriftſprache, der eine Vorfahr der Jeſuitengönner, Urheber der habsburgiſchen Hauspolitik, der andere Vorgänger Leſſing's, der großen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen. Es war eine verhängnißvolle Stunde deutſcher Geſchichte, als der junge Kaiſer, Herr der halben Erde, zu Worms das verachtende Wort ſprach: „Der ſoll mich nicht zum Ketzer machen." Denn damals begann der Kampf ſeines Hauſes mit dem Hausgeiſt des deutſchen Volkes. Ein Kampf von mehr als drei Jahrhunderten, Siege und Niederlagen auf beiden Seiten.

---

*) D. h. mache jetzt mit mir, was du willſt. — Die Ueberlieferung dieſer Antwort iſt im Wortlaut und in der Reihenfolge der Worte abweichend und unſicher. — „Gott komm mir zu Hilf" iſt von Peutinger bezeugt. Das „Da bin ich" ganz zuletzt, ſtatt des ruhigeren „Hier ſtehe ich" im Anfange, ſtammt aus einer gleichzeitigen Flugſchrift, welche in vier verſchiedenen Drucken erhalten iſt. Dergleichen Nachſätze erfindet man nicht, eher ſucht man ſie ſtattlicher zu formen. — Doch ſchon eine andere gleichzeitige Flugſchrift hat die Faſſung: „Ich kann nicht anders, hie ſtehe ich, Gott helf mir. Amen."

Wir aber haben, ſoweit menſchliches Urtheil das Walten der Vorſehung in dem Geſchick der Völker zu erkennen vermag, den Ausgang erlebt.

Es war auch das erſte Mal und das einzige Mal, ſolange es eine deutſche Geſchichte gibt, daß ein Mann aus dem Volke vor Kaiſer und Reichstag die Forderungen ſeines Gewiſſens in Todesnoth ſo feſt vertrat. Die Wirkung dieſer Standhaftigkeit auf die deutſchen Fürſten war groß, unermeßlich groß die auf das Volk. Als Friedrich der Weiſe aus dem Reichstag in ſeine Kammer kam, ſagte er bewundernd und beſorgt zu ſeinem Vertrauten: „Doctor Martinus hat wohl geredet, lateiniſch und deutſch. Er iſt mir viel zu kühn.“ Auch bei den Fürſten, welche kalt oder abgeneigt auf Luther und ſeine Lehre ſahen, war die Achtung und Scheu vor dem Tapfern geſtiegen.

Luther aber, da er aus dem Reichstag in ſeine Herberge zurückgekehrt war, rief, fröhlich die Hände zum Himmel erhebend: „ich bin durch, ich bin durch!“ Er hatte ſich aus der Dornhecke, in der man ihn einhegen wollte, ins Freie gerettet.

Jetzt war er frei, aber Bann und Reichsacht ſchwebten über ſeinem Haupte; er war innerlich frei, aber er war frei wie das Thier des Waldes, und hinter ihm bellte die blutdürſtige Meute. Er war auf dem Höhenpunkt ſeines Lebens angekommen, und die Mächte, gegen welche er ſich empört hatte, ja die Gedanken, welche er ſelbſt in dem Volke aufgeregt hatte, arbeiteten ihm ſeitdem gegen Leben und Lehre.

Mehr als vorher lag jetzt dem Kaiſer am Herzen, daß mit dem hartnäckigen Ketzer ein Ende gemacht werde, denn gerade in dieſen Tagen hatte er das Bündniß mit dem Papſte geſchloſſen, worin er ſich verpflichtete, die Irrlehre Luther's auszurotten. Doch die Mehrzahl der deutſchen Fürſten begehrte immer noch weitere Verhandlung in kleinem Kreiſe, wo perſönliche Einwirkung möglich war, voran der Erzbiſchof von

Trier ſelbſt, und Rückſicht auf die unwillkommene Stimmung der Deutſchen nöthigte den Kaiſer zum zweitenmal nachzugeben. Luther aber hatte jetzt die Aufgabe, klugem und dringendem Zureden Solcher zu widerſtehen, die auch er achtete. Bei dieſen Verhandlungen wurde ihm Vieles eingeräumt, nur ein allgemeines Concilium ſollte er als höchſten Richter über ſeine Lehre anerkennen. Er aber ſtand feſt auf ſeiner Behauptung, auch ein Concilium könne irren, wie das zu Koſtnitz geirrt habe. Zuletzt ſah Richard von Trier ein, daß durch Handeln von ſolchem Manne nichts zu gewinnen ſei; Luther ſelbſt bat, man möge ihn entlaſſen, und mit achtungsvollem Gruße ſchieden die Vermittler von ihm. Die Stunden dieſer geräuſchloſen Verhandlungen trugen zur Beſchwichtigung des Streites nichts bei; aber als Luther beim Abſchiede die frommen Worte ſprach: „Wie es dem Herrn gefallen hat, alſo iſt es ergangen, der Name des Herrn ſei gebenedeit“, da durfte er in gehobener Stimmung ſich eines großen Sieges ſeiner Sache freuen, er hatte ſie vor Kaiſer und Reich behauptet. Vergebens mühten ſich die Feinde, durch Mäkeln an ſeiner Erſcheinung und ſeinem Verhalten den großen Eindruck abzuſchwächen, er war für ſeine Deutſchen ein Held geworden, zu dem ſie in Verehrung und ängſtlicher Theilnahme aufſchauten. Jeder Einſichtige erkannte, daß dieſer Lehrer des Volkes, wenn er am Leben blieb, fortan nicht nur für die Kirchenlehre, ſondern auch für die politiſchen Schickſale des Reiches von hoher Bedeutung ſein werde. Jetzt handelte es ſich für ſeine Freunde vor Allem darum, ob man ihn vor dem Untergange bewahren könne.

Schon zu Worms war Luthern eröffnet worden, daß er für einige Zeit verſchwinden müſſe. Die Gewohnheiten der fränkiſchen Ritter, unter denen er warme Verehrer hatte, legten den Gedanken nahe, ihn durch Bewaffnete aufheben zu laſſen. Kurfürſt Friedrich berieth mit ſeinen Getreuen die Entführung. Und es war ganz in der Weiſe dieſes

Fürſten, daß er ſelbſt den Ort der Verwahrung nicht wiſſen wollte, um im Nothfall ſeine Unkenntniß beſchwören zu können.[*] Auch war es nicht leicht, Luthern mit dem Plan zu befreunden[**], denn ſein tapferes Herz hatte irdiſche Furcht längſt überwunden, und mit einer begeiſterten Freude, in welcher viel Schwärmerei und etwas Humor war, ſah er auf die Verſuche der Romaniſten ihn aus der Welt zu ſchaffen, über den doch ein Anderer zu verfügen hatte, der durch ſeinen Mund ſprach.[***] Widerwillig fügte er ſich. Das Geheimniß war nicht leicht zu bewahren, ſo geſchickt die Entführung auf die Wartburg auch ausgeführt wurde. Im

---

[*] Elector . . . deliberavit cum suis et dedit mandatum consiliariis, ut abderent me, sed ille nescivit locum, ut si iusiurandum dandum esset, liquido iurare posset, se nescire locum; quamvis dixisset ad Georgium: sed si vellet scire, posset resciri. Georg iſt Spalatinus. Familiaria colloquia, Handſchrift in Hirzel's Bibliothek Bl. 29b.

[**] Luther's Brief an Melanchthon vom 12. Mai 1521.

[***] Wie behaglich er ſeinen Tod anſah, erhellt aus vielen Stellen; hier nur eine aus der Wartburgzeit in der Widmung zum Evangelium von den zehn Ausſätzigen vom 17. September 1521: „Ich armer Bruder habe abermal ein neu Feuer angezündet, o ein großes Loch in der Papiſten Taſchen gebiſſen, weil ich die Beichte angegriffen habe. Wo ſoll ich jetzt bleiben, und wo werden ſie jetzt Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden den giftigen Ketzer zu pülſern? Jetzt muß man gewiß die Kirchenfenſter ausbrechen, da etliche heilige Väter und geiſtliche Herren predigen, daß ſie Luſt haben müßten, das Evangelium auszurufen, d. i. über den Luther zu läſtern, Mord zu ſchreien und zu ſprühen. Was ſollten ſie auch ſonſt dem armen Volk predigen; ein jeder muß predigen, was er kann. — Nur tot, tot, tot, ſchreien ſie, mit dem Ketzer! will er doch alle Dinge umkehren und den ganzen geiſtlichen Stand umſtoßen, worauf die Chriſtenheit ſteht. Nun ich hoffe, ſo ich deſſen würdig bin, es ſoll ihnen werden, daß ſie mich töten und über mir ihrer Väter Maß füllen; aber es iſt noch nicht Zeit, meine Stunde iſt noch nicht gekommen, ich muß zuvor das Schlangengezücht beſſer erzürnen und den Tod redlich um ſie verdienen, auf daß ſie Urſache haben, einen großen Gottesdienſt an mir zu vollbringen.“

Anfange erfuhr von den Wittenbergern nur Melanchthon den Aufenthalt. Aber Luther war durchaus nicht der Mann, ſich geduldig irgend einem verdeckten Spiel zu fügen. Es entſtand bald ein emſiges Botelaufen zwiſchen der Wartburg und Wittenberg; welche Vorſicht man auch bei der Beſorgung der Briefe gebrauchte, es war ſchwer dem Gerücht entgegenzutreten. Luther erfuhr auf der Burg eher als die Wittenberger, was in der großen Welt vorging, er erhielt von allen Neuigkeiten ſeiner Univerſität Nachricht, und verſuchte den Muth ſeiner Freunde zu ſtärken und ihre Politik zu leiten. Rührend iſt, wie er Melanchthon zu kräftigen ſucht, dem die eigene unpraktiſche Art die Abweſenheit des ſtarken Freundes ſchmerzlich empfinden ließ. „Es geht ohne mich“, ſchreibt er ihm, „nur Muth, ich bin euch gar nicht mehr nöthig; komme ich heraus, und ich kann nicht mehr nach Wittenberg zurück, ſo gehe ich in die Welt. Ihr ſeid die Männer, die Veſte des Herrn ohne mich gegen den Teufel zu halten.“ Seine Briefe adreſſirte er aus der Luft, aus Patmos, aus der Wüſte, „unter den Vögeln, die lieblich von den Zweigen ſingen und Gott mit allen Kräften Tag und Nacht loben“. Einmal verſuchte er ſchlau zu ſein. Er legte dem Schreiben an Spalatin einen künſtlichen Brief bei: man glaube ohne Grund, daß er auf der Wartburg ſei; er lebe unter treuen Brüdern; es ſei auffallend, daß niemand an Böhmen denke; als Zugabe folgt ein — nicht bösartiger — Hieb auf Herzog Georg von Sachſen, ſeinen eifrigſten Feind. Dieſen Brief ſoll Spalatin mit ſorglicher Unachtſamkeit ſo verlieren, daß er zu den Händen der Gegner komme.*) Aber in ſolcher Diplomatie war er allerdings nicht conſequent, denn ſobald ſeine Löwennatur durch eine Nachricht aufgeregt wurde, war er kurz entſchloſſen nach Erfurt oder Wittenberg aufzubrechen. Schwer trug er die Muße ſeines Aufenthalts. Von dem Schloßhauptmann wurde er mit größter Aufmerkſamkeit behandelt, und dieſe Fürſorge bewährte ſich, wie damals Brauch war, zunächſt darin, daß der treue Mann mit Speiſe und Trank ſein Beſtes that. Das reichliche Leben, der Mangel an Bewegung, die friſche Bergluſt, in welche der Theologe verſetzt war, wirkten auf Seele und Leib. Er hatte ſchon von Worms ein körperliches Leiden mitgebracht, dazu kamen Stunden finſterer Schwermuth, die ihn ſogar zur Arbeit untüchtig machten.

---

*) Dieſer Brief, den de Wette II, S. 32 ſucht, ſteht unter Nr. 329 ſeiner Sammlung.

Zwei Tage hintereinander zog er mit zur Jagd. Aber ſein Herz war bei den wenigen Haſen und Feldhühnern, die von der Schaar der Menſchen und Hunde ins Garn gehetzt wurden. „Unſchuldige Thierlein! ſo hetzen die Papiſten.“ Einen kleinen Haſen am Leben zu erhalten, hatte er ihn in die Aermel ſeines Rockes gewickelt, da kamen die Hunde und zerbrachen dem Thier die Glieder im ſchützenden Rock. „So knirſcht Satan auch gegen die Seelen, die ich zu retten ſuche.“ Wohl hatte Luther Grund, ſich und die Seinen vor dem Satan zu wehren. Alle Autorität der Kirche hatte er geworfen, jetzt ſtand er ſchaudernd allein, nur das Letzte war ihm geblieben, die Schrift. Die alte Kirche hatte das Chriſtenthum in fortdauernder Entwicklung dargeſtellt. Eine lebendige Ueberlieferung, welche neben der Schrift lief, Concilien, Verordnungen der Päpſte hatten den Glauben nach den Zeitbedürfniſſen gerichtet, er hatte ſich wie ein bequemer Strom den ſcharfen Ecken der Volkscharaktere, großen Wandlungen der Bildung anbequemt. Es iſt wahr, dieſe erhabene Idee eines ewig lebenden Organismus hatte ſich nicht in ihrer Reinheit bewahrt, der beſte Theil ihres Lebens war geſchwunden, leere Schmetterlingshülſen wurden weiter erhalten, die alte demokratiſche Kirche hatte ſich in eine unverantwortliche Herrſchaft Weniger umgeformt, befleckt mit allen Laſtern einer gewiſſenloſen Ariſtokratie, ſchon im ſchreienden Gegenſatz gegen Vernunft und Volksgemüth.

Aber was Luther an die Stelle ſetzen konnte, das Wort der Schrift, das löſte von einem Wuſt ſeelenloſer Verbildungen, dagegen bedrohte es mit andern Gefahren. Was war die Bibel? Zwiſchen dem älteſten und jüngſten Schriftwerk des heiligen Buches lagen vielleicht anderthalb Jahrtauſende. Selbſt das neue Teſtament war nicht von Chriſtus ſelbſt geſchrieben, nicht einmal immer von ſolchen, welche die heilige Lehre aus ſeinem Munde vernommen hatten. Es war lange nach ſeinem Tode zuſammengeſtellt. Einzelnes darin mochte ungenau überliefert ſein. Alles war in einer fremden Sprache geſchrieben, die dem Deutſchen ſchwer verſtändlich war. Auch die größte Einſicht war in Gefahr falſch zu deuten, wenn nicht Gottes Gnade den Erklärer ebenſo erleuchtete, wie ſie die Apoſtel erleuchtet hatte. Die alte Kirche hatte ſich kurz geholfen, in ihr gab das Sacrament des Prieſteramtes ſolche Erleuchtung, ja der heilige Vater nahm ſogar die göttliche Vollmacht in Anſpruch, auch da das Rechte zu wollen, wo ſein Wille der Schrift widerſprach. Der Reformator hatte nichts als ſein ſchwaches menſchliches Wiſſen und ſein Gebet.

Zunächſt war unvermeidlich, er mußte ſeine Vernunft gebrauchen, ſelbſt der heiligen Schrift gegenüber war eine gewiſſe Kritik nothwendig. Auch Luthern blieb nicht verborgen, daß die Bücher des neuen Teſtaments von verſchiedenem Werth waren, es iſt bekannt, daß er lange nicht viel auf die Offenbarung Johannis gab, und daß ihm der Brief Jacobi für eine „ſtroherne“ Epiſtel galt. Aber ſein Widerſpruch gegen Einzelheiten machte ihn niemals am Ganzen irre. Unerſchütterlich ſtand ſein Glaube, daß die heilige Schrift, wenige Bücher ausgenommen, bis auf Wort und Buchſtaben göttliche Offenbarung enthalte. Sie war ihm das Liebſte auf Erden, die Grundlage ſeines ganzen Wiſſens; er hatte ſich ſo hineingefühlt, daß er unter ihren Geſtalten lebte wie in der Gegenwart. Je drohender das Gefühl ſeiner Verantwortlichkeit, deſto heißer die Inbrunſt, mit welcher er ſich an die Schrift klammerte.*) Und ein kräftiger Inſtinct für das Vernünftige und Zweckmäßige half ihm in der That über viele Gefahren hinweg, ſein Scharfſinn hatte nichts von der haarſpaltenden Sophiſtik der alten Lehrer, er verachtete unnöthige Spitzfindigkeiten und ließ mit bewunderungswürdigem Takt gern dahingeſtellt, was ihm unweſentlich erſchien. Aber wenn er nicht gottlos oder wahnſinnig werden wollte, blieb ihm doch nichts weiter übrig, als die neue Lehre zu gründen auf Worte und Culturzuſtände, welche fünfzehnhundert Jahre vor ihm lebendig geweſen waren. Und er verfiel doch in einzelnen Fällen dem, was ſein Gegner Eck den ſchwarzen Buchſtaben nannte.

Unter ſolchem Zwange bildete ſich ſeine Methode. Hatte er eine Frage zu löſen, ſo ſammelte er alle Stellen der heiligen Schrift, welche ihm eine Antwort zu enthalten ſchienen, jede Stelle ſuchte er prüfend in ihrem Zuſammenhange zu verſtehen, dann zog er die Summa. Worin ſie übereinſtimmten, ſtellte er voran, wo ſie von einander abwichen, bemühte er ſich beſcheiden eine Löſung zu finden, welche auch das Widerſprechende vereinigte. Das Ergebniß machte er in ſeinem Innern feſt unter Verſuchungen, durch heißes Gebet. Bei ſolchem Verfahren mußte er zuweilen zu Reſultaten kommen, die auch gewöhnlichem Menſchenverſtand angreifbar waren. Als er z. B. im Jahr 1522 unternahm, die Ehe aus der heiligen Schrift auf neue ſittliche Grundlagen zu ſtellen ſo war Vernunft und Bedürfniß des Volkes allerdings auf ſeiner Seite, wenn er die achtzehn Gründe des geiſtlichen Rechts, Ehe zu wehren und zu zerreißen, einer ſcharfen Kritik unterzog und die unwürdige Begünſtigung der Reichen vor den Armen verurtheilte. Aber es war doch wunderlich, wenn Luther allein aus der Bibel nachweiſen wollte, welche Verwandtſchaftsgrade erlaubt und verboten waren, zumal er auch das alte Teſtament heranzog, in welchem mehre ſeltſame Ehen ohne Widerſpruch des alten Jehovah vollzogen waren. Unzweifelhaft hatte Gott ſeinen Auserwählten einigemal geſtattet zwei Frauen zu haben.

---

*) „Ich, Gott Lob, halte meine Lehre gewiß für Gotteswort und hab' die ſchweren Gedanken und Anfechtungen überwunden, da mein Herz eine Weile alſo ſagte: Biſt du's denn allein, der das rechte Wort Gottes rein hat, und die Andern allzumal haben's nicht? So ficht uns der Satan an.“ — „Wenn mich der Teufel müſſig findet und ich an Gottes Wort nicht gedenke, ſo macht er mir ein Gewiſſen, daß ich die Regimente zerſtöret und zerriſſen, und gemacht, daß ſo viel Aergerniß und Aufruhr kommen ſei. Wenn ich aber Gottes Wort ergreife, ſo habe ich gewonnen Spiel.“ — Und noch viele andere Stellen der Tiſchreden, z. B. bei Walch, S. 1254.

Und dieſelbe Weiſe der Forſchung war es, welche ihn im Jahre 1529 während der Unterhandlungen mit den Reformirten ſo hartnäckig machte, damals, wo er „das iſt mein Leib" vor ſich auf den Tiſch ſchrieb und finſter auf die Thränen und die ausgeſtreckte Hand Zwingli's hinüber ſah. Nie war er beſchränkter geweſen, und doch nie gewaltiger, der furchtbare Mann, der ſeine Ueberzeugung im heftigſten innern Streit dem Zweifel und Teufel abgerungen hatte. Es war ein unvollkommenes Verfahren, und ſeine Gegner richteten nicht ohne Erfolg ihre Angriffe darauf. Mit ihr verfiel ſeine Lehre dem Schickſal aller menſchlichen Weisheit. Aber in dieſer Methode war auch ein ſtarker gemüthlicher Vorgang, bei welchem ſeine eigene Vernunft, Bildung und Herzensbedürfniß ſeiner Zeit viel mehr zur Geltung kamen, als er ſelbſt ahnte. Und ſie wurde der Ausgangspunkt, von dem eine gewiſſenhafte Forſchung das deutſche Volk zu der höchſten geiſtigen Freiheit emporgearbeitet hat.

Zu ſolcher großartigen Prüfung kamen dem ausgeſtoßenen Mönch auf der Wartburg auch kleinere Verſuchungen; er hatte längſt durch faſt übermenſchliche geiſtige Thätigkeit das überwunden, was als Sinnentrieb mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, jetzt regte ſich kräftig die Natur, und er bittet mehrmals ſeinen Melanchthon, deshalb für ihn zu beten.

Da wollte das Schickſal, daß gerade in dieſen Wochen der unruhige Geiſt Karlſtadt's in Wittenberg auf die Prieſterehe fiel, und ſich in einer Schrift über das Cölibat dahin entſchied, Prieſter und Mönche binde das Gelübde der Eheloſigkeit nicht. Die Wittenberger waren im Allgemeinen einverſtanden, zunächſt Melanchthon, der dieſer Frage am unbefangenſten gegenüberſtand, denn er ſelbſt hatte nie die Weihen erhalten und war ſchon ſeit zwei Jahren verheiratet.

So wurde von außen her jetzt ein Knäuel von Gedanken und ſittlichen Aufgaben in Luther's Seele geworfen, deſſen Fäden ſein ganzes ſpäteres Leben umſpinnen ſollten. Was ihm fortan von herzlicher Freude und irdiſchem Glück gewährt war, beruhte auf der Antwort, die er für dieſe Frage fand. Was ihm möglich machte, die ſpätern Jahre zu ertragen, war das Glück ſeines Hauſes, von da ab erſt ſollte ſich die Blüthe ſeines reichen Herzens entfalten. So gnädig ſandte dem Einſamen das Geſchick gerade jetzt die Botſchaft, welche ihn aufs Neue und feſter mit ſeinem Volk verbinden ſollte. Und wieder eigenthümlich iſt, wie Luther dieſe Aufgabe behandelt. Sein frommes Gemüth und der conſervative Zug in ſeinem Weſen ſträubten ſich gegen die haſtige und ungründliche Weiſe, in welcher Karlſtadt folgerte. Man darf annehmen, daß ihn Manches, was er ſelbſt empfand, mißtrauiſch machte, ob nicht der Teufel dieſe bedenkliche Frage benutze, die Kinder Gottes zu verſuchen. Und doch dauerten ihn in ſeiner Haft die armen Mönche im Zwange des Kloſters ſo ſehr. Er ſuchte in der Schrift; mit der Prieſterehe wurde er leicht fertig. Aber von den Mönchen ſtand nichts in der Bibel. „Die Schrift ſchweigt, der Menſch iſt unſicher.“ Und dabei erſchien ihm als ein lächerlicher Einfall, daß auch ſeine nächſten Freunde heiraten könnten, und er ſchreibt an den vorſichtigen Spalatin: „Guter Gott, unſere Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! nun, mir ſollen ſie keines an den Hals hängen“, und ironiſch warnt er: „Hüte dich nur, daß du nicht auch heirateſt.“ Aber die Frage beſchäftigte ihn doch unaufhörlich, der Menſch lebt ſchnell in ſo großer Zeit. Allmählich kam er durch Melanchthon's Gründe, und wir dürfen annehmen, nach heißem Gebet zur Sicherheit. Was den Ausſchlag gab, ihm ſelbſt unbewußt, war doch die Erkenntniß, daß es vernünftig geworden ſei und für eine ſittlichere Begründung des bürgerlichen Lebens nothwendig, die Klöſter zu öffnen. Faſt drei Monate hatte er um die Frage gekämpft, am 1. November 1521 ſchrieb er den erwähnten Brief an ſeinen Vater.

Unermeßlich war die Wirkung ſeiner Worte auf das Volk, überall rührte ſich's in den Kreuzgängen, faſt aus allen Kloſterpforten ſchlüpften Mönche und Nonnen; zuerſt einzeln in heimlicher Flucht, bald löſten ſich ganze Convente auf. Als Luther im nächſten Frühjahr, größere Sorge im Herzen, nach Wittenberg zurückkehrte, machten ihm die ausgelaufenen Nonnen und Mönche viel zu ſchaffen. Heimliche Briefe wurden von allen Enden an ihn befördert, häufig von aufgeregten Nonnen, die als Kinder von harten Eltern in die Klöſter geſteckt waren und jetzt geldlos, ſchutzlos bei dem großen Reformator Hilfe ſuchten. Nicht unnatürlich war, daß ſie ſich nach Wittenberg drängten. Da kamen neun Nonnen aus dem adligen Stift Nimbſchen angefahren, darunter eine Staupitz, zwei Zeſchau, Katharina von Bora; dann waren wieder ſechzehn Nonnen zu verſorgen, und ſo fort. Das arme Volk dauerte ihn ſehr, er ſchrieb ihretwegen, lief, ſie bei achtbaren Familien unterzubringen. Zuweilen freilich wurde ihm des Guten zu viel, zumal die Haufen entſprungener Mönche beläſtigten ihn. Er klagt: „Gleich wollen ſie heiraten und ſind die ungeſchickteſten Leute zu jeder Arbeit.“ Er gab durch ſeine kühne Löſung einer ſchwierigen Frage großes Aergerniß, er ſelbſt hatte peinliche Empfindungen, denn unter denen, die jetzt im Aufruhr zur bürgerlichen Geſellſchaft zurückkehrten, waren zwar hochgeſinnte Männer, aber auch rohe und ſchlechte.

Doch das alles machte ihn nicht einen Augenblick irre, er wurde, wie ſeine Art war, durch den Widerſpruch nur entſchloſſener. Als er 1524 die Leidensgeſchichte einer Kloſterjungfrau, Florentina von Oberweimar, herausgab, wiederholte er in der Zuſchrift, was er bereits ſo oft gepredigt hatte: „Gott läßt oft in der Schrift bezeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienſt haben, und niemand ſoll ſein werden, er thue es denn mit Luſt und Liebe. Hilf Gott! iſt denn nicht mit uns zu reden? Haben wir denn nicht Sinn und Ohren? Ich ſag's abermal, Gott will nicht gezwungenen Dienſt haben, ich ſag's zum drittenmal, ich ſag's hunderttauſendmal, Gott will keinen gezwungenen Dienſt haben.“*)

So trat Luther in die letzte Periode ſeines Lebens. Sein Verſchwinden im Thüringer Wald hatte ungeheures Aufſehn gemacht. Die Gegner bebten vor dem Zorne, der ſich in Stadt und Land gegen die erhob, welche man Mörder ſchalt. Aber die Unterbrechung ſeiner öffentlichen Thätigkeit wurde ihm doch verhängnißvoll. Solange er in Wittenberg Mittelpunkt des Kampfes war, hatten ſein Wort, ſeine Feder die große Bewegung der Geiſter im Süden und Norden mit überlegener Gewalt beherrſcht, jetzt arbeitete ſie willkürlich, nach verſchiedenen Richtungen, in vielen Köpfen. Einer der älteſten Genoſſen Luther's begann die Verwirrung, Wittenberg ſelbſt wurde Tummelplatz einer abenteuerlichen Bewegung. Da litt es Luthern nicht länger auf der Wartburg. Schon einmal war er heimlich in Wittenberg geweſen, jetzt kehrte er gegen den Willen des Kurfürſten öffentlich dorthin zurück. Und jetzt begann er einen Heldenkampf gegen alte Freunde und gegen die Folgerungen, welche aus ſeiner eigenen Lehre geleitet wurden. Uebermenſchlich war ſeine Thätigkeit. Er wetterte ohne Aufhören von der Kanzel, in der Zelle flog ſeine Feder. Aber er vermochte nicht, jeden abgefallenen Geiſt zurückzuführen, ſelbſt er konnte nicht verhindern, daß der Pöbel der Städte mit wüſter Unſitte gegen Einrichtungen der alten Kirche und gegen verhaßte Perſonen losbrach, daß die Erregung des Volkes auch politiſche Wetter zuſammenzog, daß der Ritter ſich gegen den Fürſten, der Bauer gegen den Ritter erhob. Und was mehr war, er konnte nicht wehren, daß die geiſtige Freiheit, die er den Deutſchen errungen hatte, bei frommen und gelehrten Männern ein ſelbſtändiges Urtheil über Glauben und Leben erzeugte, ein Urtheil, das auch ſeinen Ueberzeugungen widerſprach. Es kamen die düſtern Jahre des Bilderſturms, der Wiedertäufer, des Bauernkrieges, des leidigen Sacramentſtreites. Wie oft erhob ſich in dieſer Zeit die Geſtalt Luther's finſter und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn ſelbſt die Verkehrtheit der Menſchen und eigener heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutſchlands!

---

*) Eyne geſchicht wye Got eyner Erbarn kloſter Jungfrawen außgeholffen hat. 1524. 4.

Denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu töten gewöhnt war, faßte dieſer Deutſche die geiſtigen Kämpfe ſo hoch und rein wie kein Anderer. Jede Anwendung irdiſcher Gewalt war ihm in der Zeit der eigenen höchſten Gefahr tötlich verhaßt, er ſelbſt wollte nicht behütet ſein von ſeinem Landesherrn, ja er wollte keinen Menſchenſchutz für ſeine Lehre. Er focht mit ſcharfem Kiel gegen ſeine Feinde, aber der einzige Scheiterhaufen, den er anzündete, war gegen ein Papier; er haßte den Papſt wie den Teufel, aber er hat immer Verträglichkeit und chriſtliche Duldung gegen Papiſten gepredigt; er beargwöhnte manchen, in ſtillem Bunde mit dem Teufel zu ſtehn, er hat nie eine Hexe gebrannt. In allen katholiſchen Ländern flammten die Holzſtöße über Bekennern des neuen Glaubens, ſelbſt Hutten ſtand in ſtarkem Verdacht, einigen Mönchen die Ohren abgeſchnitten zu haben; Luther hatte herzliches Mitleid mit dem gedemüthigten Tetzel und ſchrieb ihm einen Troſtbrief. So human war ſeine Empfindung. Der Obrigkeit, die Gott eingerichtet hat, gehorſam ſein, war ſein höchſter politiſcher Grundſatz, nur wenn der Dienſt ſeines Gottes gebot, loderte ſein Widerſpruch auf. Es war ihm beim Abſchied von Worms befohlen worden, nicht zu predigen, ihm, der gerade damals für vogelfrei erklärt werden ſollte; er ließ ſich die Predigt nicht wehren, aber der ehrliche Mann hatte doch Sorge, man könne ihm das als Ungehorſam auslegen. Seine Auffaſſung des Reichszuſammenhangs war noch ganz alterthümlich und ganz volksmäßig. Wie der Unterthan der Obrigkeit, ſo hatten die Landesherren und Kurfürſten dem Kaiſer gehorſam zu ſein nach Reichsgeſetz.

An der Perſon Karl's V nahm er ſein Lebelang menſchlichen Antheil, nicht nur in jener erſten Zeit, wo er ihn als das „theure junge Blut“ begrüßte, auch noch ſpät, als er wohl wußte, daß der ſpaniſche Burgunder der deutſchen Reformation durch die Verhältniſſe gezwungen Duldung gewähre. „Er iſt fromm und ſtill,“ ſagte er von ihm, „er ſpricht in einem Jahre nicht ſo viel, als ich in einem Tage, er iſt ein Glückskind“; gern rühmte er des Kaiſers Mäßigung, Beſcheidenheit und Langmuth. Als er ſchon längſt die Politik des Kaiſers verurtheilte und in der Stille dem Charakter deſſelben mißtraute, hielt er darauf, daß unter ſeinen Tiſchgäſten mit Ehrfurcht von dem Herrn Deutſchlands geſprochen würde, und ſagte den Jüngeren entſchuldigend: „Ein Politiker kann nicht ſo offen ſein, als wir Geiſtliche.“*) Noch 1530 war ſein Gutachten, daß es dem Kurfürſten Unrecht ſei, ſeinem Kaiſer mit den Waffen Widerſtand zu leiſten; erſt 1537 fügte er ſich widerſtrebend der freieren Anſicht ſeines Kreiſes — aber nicht zuerſt angreifen dürfe der gefährdete Fürſt. So lebendig war in dem Mann aus dem Volke noch die ehrwürdige Ueberlieferung von einem feſten, wohlgegliederten Bundesſtaat, in einer Zeit, wo der ſtolze Bau jener alten Sachſen- und Frankenkaiſer bereits ſo arg zerbröckelt war. Aber in ſolcher Reichstreue war keine Spur von ſklaviſchem Sinne; als ihn ſein Landesfürſt einſt veranlaßte, einen für die Oeffentlichkeit beſtimmten Brief zu ſchreiben, ſträubte ſich ſein Wahrheitsgefühl gegen die übliche Anrede an den Kaiſer: Allergnädigſter Herr, denn der Kaiſer ſei ihm nicht gnädig geſinnt. Und in ſeinem häufigen Verkehr mit Vornehmen war er von einer rückſichtsloſen Offenheit, die mehr als einmal den Hofleuten ſchrecklich wurde. Seinem eigenen Landesherrn hat er in aller Ergebenheit Wahrheiten geſagt, wie ſie nur ein großer Charakter ausſprechen darf, nur ein gutherziger anzuhören vermag. Im Ganzen hielt er wenig von den deutſchen Fürſten, ſo ſehr er einzelne achtete. Häufig und gerecht ſind ſeine Klagen über ihre Unfähigkeit, Zügelloſigkeit, ihre Laſter.*)

---

*) Nach mehren Stellen der Tiſchreden, deren Herausgeber allerdings gelegentlich ſtarke Aeußerungen Luther's abzudämpfen bemüht waren, aber in dem, was ſie mittheilen, ſo zuverläſſig berichten, wie etwa akademiſche Hefte den Vortrag eines gefeierten Lehrers wiedergeben. Wie bekannt, ſind die Tiſchreden zuſammengeſetzt aus den Aufzeichnungen der gelehrten Hausgenoſſen Luther's, welche die Ausſprüche ihres Gottesmannes ſofort niederſchrieben, gewöhnlich in der Sprechweiſe des Luther'ſchen Tiſches, bald lateiniſch, bald deutſch. Aus vielen ſolcher Hefte entſtanden Sammlungen, aus mehren Sammlungen die alten Drucke. Die alte lateiniſche Ausgabe der Tiſchreden (Frankfurt a. M., 2 Bände, beide von 1571) iſt nach der Sammlung von M. Antonius Lauterbach herausgegeben, deren bekannte

---

Handſchrift in der Bibliothek des Waiſenhauſes zu Halle erhalten iſt. Aber beim Druck iſt Vieles ausgelaſſen, Einiges geändert, der Druck des faſt unbekannten Buches iſt auffallend fehlerhaft.

*) Ein mildes Urtheil über den ſächſiſchen Hof in den Tiſchreden IV, § 127: „Ich habe neulich zu Hofe eine harte ſcharfe Predigt gethan wider das Saufen: aber es hilft nicht. Taubenheim und Minkwitz ſagen: es könne zu Hofe nicht anders ſein, denn die Muſica und alles Ritter- und Saitenſpiel wäre gefallen, nur noch mit Saufen würde jetzt an Höfen Aufmerkſamkeit erwieſen. Und zwar unſer gnädigſter Herr und Kurfürſt (Johann Friedrich) iſt ein großer ſtarker Herr, kann wohl einen guten Trunk ausſtehen, was er verträgt, machet einen Andern neben ihm trunken; wenn er ein Buhler wäre, ſo würde es ſein Fräulein nicht gut haben. Aber wenn ich wieder zu dem Fürſten komme, ſo will ich nichts Andres thun, denn bitten, daß er überall ſeinen Unterthanen und Hof-

Auch den Adel betrachtete er gern mit Ironie, die Plumpheit der Mehrzahl mißfiel ihm höchlich.*) Und einen demokratiſchen Widerwillen empfand er gegen die harten und eigennützigen Rechtsgelehrten, welche die Geſchäfte der Fürſten beſorgten, nach Gunſt arbeiteten, die armen Leute quälten; dem beſten von ihnen räumte er nur ſehr zweifelhafte Ausſicht auf die Gnade Gottes ein. Dagegen war ſein ganzes Herz bei den Unterdrückten; er ſchalt zuweilen die Bauern, ihre Verſtocktheit, ihren Kornwucher, aber er pries auch oft ihren Stand, ſah mit herzlichem Mitleid auf ihre Laſten und gedachte wohl, daß er von Haus aus zu ihnen gehörte.

Doch das alles gehörte zum weltlichen Regiment, er diente dem geiſtlichen. Auch die volksmäßige Vorſtellung ſaß feſt in ſeiner Seele, daß zwei herrſchende Gewalten nebeneinander die deutſche Nation zu regieren hätten, Kirchenmacht und Fürſtenmacht. Und er hatte gutes Recht, ſein Gebiet von Pflichten und Rechten mit Stolz der weltlichen Politik gegenüberzuſtellen. In ſeinem geiſtlichen Gebiet war Gemeinſinn, Opfermuth, eine Fülle idealen Lebens, im weltlichen Regiment fand er überall engherzigen Eigennutz, Räuberei, Betrug und Schwäche. Zornig kämpfte er dafür, daß die Obrigkeit ſich nicht zu ordnen anmaße, was dem Seelſorger und der Selbſtändigkeit ſeiner Gemeinde zuſtehe. Vom Standpunkt ſeines Glaubens, nach dem Geſetz ſeiner Bibel beurtheilte er alle Staatskunſt. Wo ihm das Schriftwort durch weltliche Politik gefährdet ſchien, erhob er ſeine Stimme, gleichgiltig, wen ſie traf. Es war nicht ſeine Schuld, daß er ſtark war und die Fürſten ſchwach, und ihn, den Mönch, den Profeſſor,

---

leuten bei ernſter Strafe gebieten wolle, daß ſie ſich ja wohl vollſaufen ſollen. Vielleicht, wenn es geboten würde, möchten ſie das Widerſpiel thun."

*) Merkwürdig iſt folgende Stelle ebendaſelbſt: „Der Adel will regieren und kann doch nichts und verſteht nichts. Der Papſt aber weiß es nicht allein, ſondern kann auch regieren in der That. Der geringſte Papiſt kann mehr regieren als zehn vom Adel am Hofe."

den Seelſorger darf kein Vorwurf treffen, wenn der proteſtantiſche Fürſtenbund der ſchlauen Staatskunſt des Kaiſers gegenüberſtand wie ein Rudel Hirſche. Er ſelbſt war ſich klar bewußt, daß italieniſche Staatsklugheit nicht ſeine Sache war; wenn der rührige Landgraf von Heſſen einmal dem geiſtlichen Rath nicht folgte, ſo achtete ihn Luther darum im Stillen um ſo mehr. „Er hat ſeinen eigenen Kopf, es gelingt ihm, er hat einen weltlichen Verſtand."

Jetzt, ſeit Luther's Rückkehr nach Wittenberg, brauſte im Volke eine demokratiſche Fluth. Luther hatte die Klöſter geöffnet, jetzt verlangte man Abhilfe für viele andere geſellſchaftliche Schäden: die Noth der Bauern, die geiſtlichen Steuern, die Pfründenwirthſchaft, die ſchlechte Rechtspflege. Luther's ehrliches Herz hegte warmes Mitgefühl für dieſe Bewegung. Er ermahnte und ſchalt die Grundherren und Fürſten. Aber als ſich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über ſeine Saaten ergoſſen, als blutige Gewaltthat ſein Gemüth verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeiſter eine Herrſchaft über die Bauernhaufen ausübten, welche auch ſeiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er ſich im höchſten Zorn der rohen Maſſe entgegen. Wild und kriegeriſch klang ſein Ruf an die Fürſten, ihm war das Greulichſte geſchehen, das Evangelium der Liebe war geſchändet durch die freche Willkür ſolcher, welche ſich ſeine Bekenner nannten. Seine Anſicht war auch hierin die richtige; es gab in Deutſchland leider keine beſſere Macht als die der Fürſten, auf ihnen beruhte trotz allem die Zukunft des Vaterlandes, weder die unfreien Bauern, noch die räuberiſchen Edelleute, noch die vereinzelten Reichsſtädte, welche wie Inſeln in der ſchwellenden Brandung ſtanden, gaben eine hinreichende Bürgſchaft. Er hatte ganz Recht in der Sache, aber dieſelbe hartköpfige, unbeugſame Art, welche bis dahin ſeine Kämpfe gegen die römiſche Kirche ſo volksthümlich gemacht hatte, wandte ſich jetzt gegen das Volk ſelbſt. Ein Schrei des Entſetzens und Abſcheus ging durch die Maſſe. Er war ein Verräther. Der ſeit acht Jahren der Liebling und Held des Volkes geweſen war, er wurde plötzlich der untreue, verhaßte Mann. Aufs Neue wurde ihm Sicherheit und Leben bedroht, noch fünf Jahre nachher war es für ihn der Bauern wegen gefährlich, nach Mansfeld zu ſeinem kranken Vater zu reiſen. Der Zorn der Menge arbeitete auch gegen ſeine Lehre, die Winkelprediger und neuen Apoſtel behandelten ihn als verlornen, verdorbenen Mann.

Er war gebannt, er war geächtet und vom Volke verflucht. Auch viele wohlmeinende Männer hatten ſeinen Sturm gegen Eheloſigkeit der Prieſter und Kloſterleben nicht gebilligt. Die Landedelleute drohten den Geächteten auf der Landſtraße aufzuheben, weil er die Nonnenklöſter vernichtet hatte, in welche, ähnlich wie in Findelhäuſer, die ehelichen Töchter des armen Adels ſchon in früher Kindheit geworfen wurden. Die römiſche Partei frohlockte, der neuen Ketzerei war genommen, was ſie bis dahin mächtig gemacht hatte. Luther's Leben und ſeine Lehre ſchien dem Untergang nahe.

Da beſchloß Luther zu heiraten. Zwei Jahre hatte Käthe von Bora im Hauſe des Stadtſchreibers, ſpäteren Bürgermeiſters Reichenbach zu Wittenberg gelebt, ein kräftiges, ſtattliches Mädchen, auch ſie die verlaſſene Tochter einer Familie des meißniſchen Landadels.*) Zweimal hatte ſich Luther bemüht, ihr einen Gatten zu werben, wie er in väterlicher Sorge ſchon mehren ihrer Gefährtinnen gethan hatte, endlich erklärte Katharina, ſie werde keinen Mann freien, wenn nicht

---

*) Noch iſt die Unterſuchung über ihre Familie nicht beendet. Das Beſte darüber in Seidemann's Anmerkungen zum ſechſten Theil von Luther's Briefen. Darnach erſcheinen die Bora in Urkunden des Dresdner Archivs ſeit dem 13. Jahrhundert. Die Bora-Keſſel in Schleſien, jetzt ebenfalls ausgeſtorben, ſcheinen nicht verwandt, wenigſtens iſt das Wappen ein anderes. . Ueber Katharina's Eltern wiſſen wir nichts Sicheres, ihre Geſchwiſter aber klammerten ſich ſpäter an Luther's Fürſprache.

Luthern ſelbſt oder ſeinen Freund Amsdorf. Luther war verwundert, aber er entſchloß ſich kurz. Von Lucas Kranach begleitet, hielt er um ſie an und ließ ſich auf der Stelle mit ihr trauen. Dann bat er die Freunde zum Hochzeitſchmaus, ſuchte bei Hofe um den Wildbraten nach, den der Landesherr ſeinen Profeſſoren bei Hochzeiten zu ſchenken pflegte, und empfing von der Stadt Wittenberg den Tiſchwein als Feſtgeſchenk. Wie es damals in Luther's Seele ausſah, möchten wir gern verſtehen. Sein ganzes Weſen war auf das Höchſte geſpannt, die wilde Urkraft ſeiner Natur ſtieß nach allen Seiten, tief war er erſchüttert über das Unheil, das rings um ihn aus verbrannten Dörfern und erſchlagenen Männern aufſtieg. Wäre er ein Fanatiker ſeiner Ideen geweſen, er hätte jetzt wohl in Verzweiflung geendigt. Aber über der ſtürmiſchen Unruhe, die bis zu ſeiner Vermählung in ihm erkennbar iſt, glänzte ihm wie ein reines Licht gerade jetzt die Ueberzeugung, daß er Hüter des göttlichen Rechtes unter den Deutſchen ſei, und daß er, um bürgerliche Ordnung und Sitte zu ſchützen, die Meinung der Menſchen zu leiten habe, nicht aber ihr zu folgen. Wie heftig er im Einzelnen eifert, gerade jetzt erſcheint er vorzugsweiſe conſervativ, feſter als je in ſich geſchloſſen. Daneben hatte er allerdings die Anſicht, daß ihm nicht mehr lange zu leben beſtimmt ſei, und in manchen Stunden erwartete er mit Sehnſucht das Martyrium. So ſchloß er auch ſeine Ehe im völligen Einklang mit ſich ſelbſt. Er hatte ſich vollſtändig in die Nothwendigkeit und Schriftmäßigkeit der Ehe hineingetrieben, ſeit den letzten Jahren hatte er alle ſeine Bekannten zum Heiraten gedrängt, zuletzt ſogar einen alten Gegner, den Erzbiſchof von Mainz. Er ſelbſt gibt zwei Gründe an, die ihn beſtimmt haben. Er hatte ſeinen Vater auf lange Jahre des Sohnes beraubt, es war ihm wie eine Sühne, dem alten Hans einen Enkel zu hinterlaſſen, wenn er ſelbſt ſterbe. Auch Trotz war dabei: die Gegner triumphirten, Luther ſei gedemüthigt, alle Welt nahm jetzt Aergerniß an ihm, er wollte ihr noch mehr Aergerniß geben in ſeiner guten Sache.

Er war von kräftiger Natur, aber es war kein Zug roher Sittlichkeit in ihm. Und wir dürfen annehmen, daß der beſte Grund, den er ſeinem Freunde geſteht, zuletzt doch der entſcheidende war. Lange hatte das Geſchwätz der Leute mehr gewußt als er, jetzt wußte auch er, daß Katharina ihm hold war. „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenſchaft, aber ich bin ihr gut,“ ſchreibt er einem ſeiner liebſten Freunde. — Und dieſe Ehe, gegen die Meinung der Zeitgenoſſen unter dem Hohngeſchrei der Gegner geſchloſſen, wurde ein Bund, dem wir Deutſche ebenſo viel verdanken als den Jahren, in denen er, ein Geiſtlicher der alten Kirche, für ſeine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens ſeiner Nation, und gerade der Segen ſeiner Erdentage, an welchem Proteſtanten und Katholiken gleichen Antheil haben, ſtammt aus der Ehe zwiſchen einem ausgeſtoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.

Denn noch einundzwanzig arbeitvolle Jahre ſollte er als Bildner ſeiner Nation wirken. Jetzt wurde ſein größtes Werk, die Ueberſetzung der Bibel beendigt, und an dieſer Arbeit, die er im Verein mit ſeinen Wittenberger Freunden zum Abſchluß brachte, erwarb er die volle Gewalt über die Sprache des Volkes, eine Proſa, welche zuerſt durch dies Werk ihren Reichthum und ihre Kraft gebrauchen lernte. Wir wiſſen, in welchem großen Sinne er die Arbeit unternahm, ein Buch für das Volk wollte er ſchaffen, emſig ſtudirte er dazu Redeweiſe, Sprichwörter und techniſche Ausdrücke, die im Volksmunde lebten. Noch die Humaniſten hatten oft ein unbehilfliches verſchränktes Deutſch geſchrieben mit ungefügen Sätzen in unſchöner Erinnerung an den lateiniſchen Stil. Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Erbauung ein Werk, das mit einfachem Wort, in kurzen Sätzen die tiefſte Weisheit und das beſte geiſtige Beſitzthum der Zeit darſtellte. Mit den übrigen Werken Luther's wurde die deutſche Bibel Grundlage der neudeutſchen Sprache. Und dieſe Sprache, in welcher unſere ganze Literatur und unſer geiſtiges Leben Ausdruck gefunden hat, iſt eine unvertilgbare Habe geworden, welche in den ſchwerſten Zeiten, ſelbſt verunziert und entſtellt, die einzelnen deutſchen Stämme erinnert hat, daß ſie zuſammengehören. Noch wächſt bei uns jeder Einzelne aus der Mundart ſeiner Heimat herauf, noch heut iſt die Sprache der Bildung, Poeſie und Wiſſenſchaft, an welcher Luther mehr geſchaffen hat als irgend ein andrer einzelner Mann, das Band, welches alle deutſchen Seelen zur Einheit zuſammenſchließt.

Und nicht weniger bedeutet, was derſelbe Mann für das bürgerliche Leben der Deutſchen that. Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulweſen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle geſellſchaftliche Freude weihte er durch ſeine Lehre und Schrift, überall war er bemüht neue Markſteine zu ſetzen, tieferen Grund zu graben. Kein Gebiet menſchlicher Pflicht gab es, über welches er ſeine Deutſchen nicht nachzudenken zwang. Durch ſeine zahlreichen Sermone und kleinen Schriften wirkte er ins Weite, durch zahlloſe Briefe, in denen er Anfragenden Rath und Troſt gab, auf die Einzelnen. Wenn er die Zeitgenoſſen unabläſſig trieb ſelbſtthätig zu prüfen, ob ein Herzenswunſch berechtigt ſei oder nicht, was der Vater dem Kinde, der Unterthan der Obrigkeit, der Rathsherr ſeiner Bürgerſchaft zu gewähren ſchuldig ſei, ſo war der Fortſchritt, der durch ihn gemacht wurde, deshalb ſo bedeutend, weil er auch hier das Gewiſſen des Einzelnen frei machte und an die Stelle äußern Zwangs, gegen den ſich die Selbſtſucht bisher trotzig empört hatte, überall gemüthvolle Selbſtbeherrſchung ſetzte. Wie ſchön begreift er die Nothwendigkeit, die Kinder durch Schulunterricht zumal in alten Sprachen zu bilden, wie warm empfiehlt er ſeine geliebte Muſik zur Einführung in den Schulen, wie groß wird ſein

Blick, wenn er die Rathsherren ermahnt, auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewiſſenhaft ſucht er bei Verlobung und Ehe dem Herzen der Liebenden ein Recht zu ſichern gegenüber der harten elterlichen Gewalt. Wohl iſt auch ſein Geſichtskreis durch die Worte der Schrift begrenzt, aber überall klingt durch ſein Predigen, Treiben und Schelten der ſchöne Grundton ſeiner deutſchen Natur, das Bedürfniß von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlichkeit. Das alte Sacrament der Ehe hatte er geworfen, aber höher, edler, freier geſtaltete er das innerliche Verhältniß zwiſchen Mann und Weib; die unbehilflichen Kloſterſchulen hatte er befehdet, überall in Dorf und Stadt, ſoweit ſein Einfluß reichte, blühten beſſere Bildungsſtätten für die Jugend auf; Meſſe und lateiniſchen Kirchengeſang hatte er abgeſchafft, er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutſche Kirchenlied.

Die große Bedeutung, welche Luther's Lehre nicht nur in den Seelen der Deutſchen, auch in den politiſchen Verhältniſſen des Reiches gewonnen hatte, iſt ſchon neun Jahre nach den Tagen von Worms in Luther's Leben erkennbar. Zu Worms war er den Feinden ein einzelner verruchter Ketzer, deſſen Tod die gefährliche Irrlehre wegſchaffen konnte, im Jahre 1530 aber übergaben auf dem Reichstage zu Augsburg die Fürſten und Stände, welche ſich von der alten Kirche gelöſt hatten, dem Kaiſer ein Bekenntniß ihres Glaubens, und dieſes Bekenntniß wurde Grundlage einer geſicherten politiſchen Stellung des Proteſtantismus, es war trotz aller Klauſeln, welche noch daran hingen, in Wahrheit der erſte Friedensvertrag, welchen die ſiegreiche neue Lehre mit dem heiligen römiſchen Reiche abſchloß. Da war es nun eine ſeltſame Fügung, daß der ehrliche Luther, ähnlich wie einſt auf der Wartburg, auf einem anderen feſten Sitz ſeines Kurfürſten, auf der Veſte Koburg wieder in Verborgenheit, in Tracht und mit dem Bart eines ritterlichen Mannes, den Erfolg abzuwarten hatte, und wieder datirte er ſeine Brieſe geheimnißvoll aus der Einſamkeit und aus dem Reiche der Vögel und ermahnte Melanchthon zu tapferem Beharren. Denn während ſeine Freunde und Mitarbeiter zu Augsburg bei der großen Bekenntnißſchrift thätig waren, ſollte er, der immer noch unter der Reichsacht ſtand, nicht in das Landgebiet katholiſcher Herren und vor die Augen des Kaiſers, der ihn geächtet hatte, geführt werden. Aber dieſe Acht von 1521, wie bedeutungslos war ſie geworden! Wenige Monate, nachdem ſie erklärt war, hatte die ſteigende Aufregung im Volke und der maßloſe Eiſer anderer Unzufriedener die Feinde Luther's zu dem Bekenntniß genöthigt, daß es das größte Glück ſein würde, wenn der verſchwundene Luther noch am Leben wäre. Seitdem hatte er ebenſo gewaltig wie gegen den Papſt, ſich gegen das ſocialiſtiſche Treiben im Volke erheben, und er hatte durch den Zauber ſeines ſtarken Weſens und mit der Fülle ſeines deutſchen Gemüthes ſo viel für Zucht und Ordnung im Volke gethan, daß ſelbſt ſeine Gegner etwas von dem Segen fühlten. Aber freilich, neben hohen Erfolgen hatte er auch große Beſchränkung ſeiner Wirkſamkeit erlebt. Zu Worms war er der Einzige geweſen, in Wahrheit der Vertreter des deutſchen Gewiſſens und der geiſtliche Führer der ganzen ſtarken Bewegung, welche ſich im deutſchen Volke erhob; im Jahre 1530 war er Haupt und Führer einer großen Partei, nur einer Partei, neben welcher andere Richtungen und Parteien heraufkamen. Auch in der alten Kirche war die Scheu vor der öffentlichen Meinung größer, die Gläubigkeit inniger und gemüthvoller geworden. Neben Luther hatte ſich die Lehre Zwingli's auch in Deutſchland ausgebreitet, und unten im Volke arbeitete die Lehre der Wiedertäufer feindlich gegen ihn, wie gegen den Bau der alten Kirche. Auch er ſelbſt war ein Anderer; nicht mehr der todesfrohe Märtyrer, ſondern der umſichtige Berather ſeiner Fürſten und ein eifriger, ſtrenger Bauherr an ſeiner neuen Kirche. Und er, der auf der Wartburg wegen der Eheloſigkeit der Mönche in Gewiſſenszweifeln gerungen hatte, er ſchrieb jetzt neben Erklärungen bibliſcher Schriften auch in guter Laune herzliche Briefe in ſein eigenes Haus, an ſeine Tiſchgenoſſen und an ſeinen kleinen Sohn: über den Reichstag der Dohlen, die um die Thürme der Veſte Koburg lärmten, und über einen ſchönen Himmelsgarten, in dem fromme Kinder ſingen und ſpringen, auf kleinen Pferdlein mit goldenen Zäumen reiten und mit der Armbruſt ſchießen. Der Apoſtel der Deutſchen war zu einem großen geiſtlichen Hausherrn in Deutſchland geworden.

Immer reiner trat mit den Jahren in ſeiner Seele das Bedürfniß hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In ſolchem Sinne war er immer fromm und immer weiſe, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter ſeinen Genoſſen, wenn er ſeine Frau neckte, ſeine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obſt hängen ſah, ſtand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume ſo bewundert.“ Eine große Birne nahm er erſtaunt in die Hand: „Seht, vor einem halben Jahre war ſie tiefer unter der Erde, als ſie lang und groß iſt, und ſaß im äußerſten Wipfel der Wurzel. Dieſe allerkleinſten und unachtſamſten Creaturen ſind die größten Wunderwerke. Gott iſt in der geringſten Creatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein!“ Zwei Vöglein machten in des Doctors Garten ein Neſt und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden geſcheucht; er rief ihnen zu: „Ach du liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könnteſt. Aber ſo vertrauen auch wir unſerm Gott nicht.“ Große Freude war ihm die Geſelligkeit mit treuen Männern, dann trank er vergnügt ſeinen Wein, die Unterhaltung flog lebendig über Großes und Kleines, er urtheilte mit prächtiger Laune über Feinde und gute Bekannte, lachte und erzählte luſtige Schwänke und wiſchte dabei, wenn er in Erörterungen kam, mit der Hand über ſeine Knie — denn dieſe Geberde war ihm eigen — oder er ſang wohl ſelbſt, ſchlug die Laute, und richtete eine Cantorei auf. Was Menſchen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichſte Kunſt die Muſica; mild urtheilt er über den Tanz und ſprach — fünfzig Jahre vor Shakeſpeare — wohlwollend von der Komödie, denn ſie lehre gleich einem Spiegel, wie ſich ein jeglicher halten ſoll.*)

Wenn er ſo mit Melanchthon zuſammenſaß, dann war Magiſter Philipp der Milde, Gelehrte, der zu gewagten Behauptungen ſeines kräftigen Freundes wohl einmal die kluge Einſchränkung hinzufügte. War dann von reichen Leuten die Rede und Frau Käthe konnte ſich nicht enthalten, ſehnſüchtig zu bemerken: „Hätte mein Herr einen ſolchen Sinn gehabt, ſo wäre er ſehr reich geworden," dann entſchied Melanchthon ernſthaft: „Das iſt unmöglich, denn die ſo auf allgemeinen Nutzen trachten, die können nicht ihrem Nutzen anhängen." — Ein Thema aber gab es, worin die beiden Männer gern aneinander geriethen. Melanchthon war ein großer Freund der Aſtrologie. Und dieſe Wiſſenſchaft ſah Luther mit ſouveräner Verachtung an; Luther dagegen war durch ſeine Methode der bibliſchen Erklärung — ach, und durch geheime politiſche Sorgen — zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Ende der Welt nahe ſei. Das ſchien wieder dem gelehrten Melanchthon ſehr zweifelhaft. Wenn alſo Melanchthon von Himmelszeichen und Aſpecten anfing, und Luther's Erfolge daraus erklärte, daß dieſer unter dem Zeichen der Sonne geboren ſei, dann rief Luther: „Ich gebe nicht ſo viel auf euern Sol. Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſen." — „Ja," verſetzte Melanchthon, „auch im Dorfe würdet ihr ein Oberſter, Schultheiß oder ein erſter Knecht über die andern geworden ſein." „Ich aber," rief

---

*) Querela M. Lutheri, Dec. 1554 p. 6. — Tiſchreden. Walch, 2277.

Luther ſiegreich, „bin ein Baccalaureus, Magiſter, ein Mönch geworden, das ſteht im Geſtirne nicht; darnach bin ich dem Papſt in die Haare gefallen und er mir wieder, ich habe eine Nonne zum Weibe genommen und etliche Kinder mit ihr gezeugt, wer hat das in den Sternen geſehen?“ Und wieder fuhr Melanchthon in ſeinen aſtrologiſchen Deutungen fort, begann vom Kaiſer Karl und erklärte, dieſem Herrn ſei beſtimmt im Jahre 1584 zu ſterben. Da brach Luther ſtark heraus: „So lange ſteht die Welt gar nicht mehr. Denn wenn wir den Türken wegſchlagen, iſt die Prophezeiung Danielis erfüllt und am Ende. Dann iſt der jüngſte Tag gewißlich vor der Thür.“ —

Wie liebenswürdig iſt er als Vater in der Familie! Als ſeine Kinderlein vor dem Tiſch ſtanden und mit allem Fleiß auf das Obſt und die Pfirſiche ſahen, ſagte er: „Wer da ſehen will das Bild eines, der ſich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Conterfei. Ach daß wir den jüngſten Tag ſo fröhlich anſehen könnten! Adam und Eva werden viel beſſeres Obſt gehabt haben, unſeres ſind eitel Holzäpfel dagegen. Auch die Schlange, meine ich, war damals die ſchönſte Creatur, freundlich und holdſelig, noch trägt ſie ihr Krönlein, aber nach dem Fluch hat ſie die Füße und ihren ſchönen Leib verloren.“ So ſah er ſeinem dreijährigen Söhnchen zu, welches ſpielte und mit ſich ſelbſt plauderte: „Dies Kind iſt wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet, und lebet doch ſicher und fröhlich dahin, ſpringet und hüpfet. Solche Kinder ſind gern in großen weiten Gemächern, wo ſie Raum haben.“ Und er zog das Kind an ſich: „Du biſt unſeres Herrgotts Närrchen, unter ſeiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Geſetz, du fürchteſt dich nicht, biſt ſicher und bekümmerſt dich um nichts; wie du es machſt, ſo iſt's unverderbt. Die Eltern haben die jüngſten Kinder allezeit am liebſten; mein kleiner Martin iſt mein liebſter Schatz, ſolche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge und Liebe am meiſten.

Darum ſteigt die Liebe der Eltern allezeit einfältig niederwärts. Wie muß Abraham zu Sinne geweſen ſein, da er ſeinen jüngſten und liebſten Sohn wollte opfern, er wird der Sarah nichts davon geſagt haben. Dieſer Gang wird ihm ſauer angekommen ſein.“ — Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe ſie ſehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille iſt, daß du ſie dahin nehmen willſt, ſo will ich ſie gern bei dir wiſſen. Magdalena, mein Töchterchen, du bleibſt gern hier bei deinem Vater und ziehſt auch gern zu jenem Vater.“ Da ſprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie Gott will.“ Und als ſie ſtarb, fiel der Vater vor dem Bett auf ſeine Knie, weinte bitterlich und betete, daß ſie Gott erlöſen wolle. Da entſchlief ſie in des Vaters Händen. Und als das Volk kam die Leiche beſtatten zu helfen und den Doctor nach Gewohnheit anredete, ſagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geiſt, aber das Fleiſch will nicht heran, das Scheiden vexiret einen über die Maßen ſehr. Wunderlich iſt's, zu wiſſen, daß ſie gewiß im Frieden und ihr wohl iſt, und doch noch ſo traurig zu ſein.“

Sein Dominus oder Herr Käthe, wie er die Gattin gern in Briefen an die Freunde nannte, hatte ſich bald zu einer tüchtigen Wirthin gebildet. Und ſie hatte nicht geringe Mühe. Kleine Kinder, der Mann oft kränklich, eine Anzahl Tiſchgänger, Magiſter und arme Studenten, ein immer offenes Haus, dem ſelten gelehrte oder vornehme Gäſte fehlten, und dazu ein knapper Haushalt und ein Gatte, der lieber gab als nahm, und der in ſeinem Eifer einmal, als ſie in Wochen lag, ſogar über das Pathenſilber der Kleinen herfiel, um ein Almoſen zu geben. Luther kann z. B. im Jahre 1527 nicht acht Gulden für ſeinen früheren Prior und Freund Briesger auslegen. Traurig ſchreibt er ihm: „Drei ſilberne Becherlein (Hochzeitsgeſchenke) ſind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte iſt wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Lucas Kranach will meine Bürgſchaft nicht mehr annehmen, damit ich mich nicht ganz ruinire.“ — Einigemal lehnt Luther Geſchenke ab, auch ſolche, welche ihm ſein Landesherr anbietet; es ſcheint, daß die Rückſicht auf Weib und Kinder ihm in der letzten Zeit doch etwas haushälteriſchen Sinn gab. Als er ſtarb, betrug ſeine Hinterlaſſenſchaft in ungefährer Schätzung 8—9000 Gulden, darunter ein Landgütchen, ein großer Garten, zwei Häuſer; das war ſicher vorzugsweiſe Frau Käthe's Verdienſt. Aus der Art, wie Luther ſie behandelt, ſehen wir, wie glücklich ſeine Häuslichkeit war. Wenn er Anſpielungen auf das behende Schwatzen der Frauen macht, er hatte wenig Recht dazu, denn er ſelbſt war durchaus kein Mann, den man wortkarg nennen durfte. Wenn ſie ſich herzlich freut, allerlei Fiſche aus dem kleinen Teich ihres Gartens aufſetzen zu können und der Doctor wieder über ihre Freude ſeelensvergnügt iſt, und nicht verfehlt, eine angenehme Betrachtung über das Glück der Genügſamkeit daranzuhängen. Oder wenn ihr einmal das Leſen im Pſalter zu viel wird und ſie ihm antwortet, ſie höre genug vom Heiligen, leſe täglich viel und könne auch wohl davon reden, Gott wolle nur, daß ſie darnach handle, und der Doctor auf dieſe verſtändige Antwort erſeufzt: „So fängt der Ueberdruß an Gottes Wort an, es werden eitel neue Bücher kommen und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen.“ — Aber dies feſte Verhältniß von zwei guten Menſchen war längere Zeit nicht ohne geheimes Weh. Wir vermögen nur zu ahnen, was an der Seele der Frau nagte, wenn noch im Jahre 1527 Luther in gefährlicher Krankheit von ihr letzten Abſchied nahm mit den Worten: „Du biſt mein ehelich Weib, dafür ſollſt du dich gewiß halten.“

Aehnlich, wie mit ſeinen Lieben, verkehrte Luther auch mit den hohen Mächten ſeines Glaubens. Alle guten Geſtalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde, ſeine lebhafte Einbildungskraft hatte ihr Weſen vertraulich zugerichtet, und gern malte er ſich ihre Zuſtände mit der Treuherzigkeit eines

Kindes aus. Als ihn Veit Dietrich frug, was wohl der Apoſtel Paulus für eine Perſon geweſen ſei, erwiederte Luther ſchnell: „Er war ein unanſehnliches, hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon.“ Ein anmuthiges Bild war ihm die Jungfrau Maria; „ſie iſt ein feines Mädchen geweſen,“ ſagte er bewundernd, „ſie muß eine gute Stimme gehabt haben.“ Und den Erlöſer dachte er ſich am liebſten als Kind bei den Eltern, wie er dem Vater das Eſſen auf den Holzplatz trägt und wie Maria, wenn er zu lange ausbleibt, frägt: „Wo biſt du denn ſo lange geweſen, Kleiner?“ Nicht auf dem Regenbogen in Glorie, nicht als Vollſtrecker des Geſetzes ſoll man den Heiland denken, die Vorſtellung iſt dem Menſchen zu hoch und furchtbar, nur als armen Dulder, der unter den Sündern lebt und für ſie ſtirbt.

Auch ſein Gott war ihm durchweg Hausherr und Vater. Gern vertiefte er ſich in den weiſen Haushalt der Natur. Er ergeht ſich in ſtaunender Betrachtung, wie viel Holz Gott ſchaffen müſſe. „Niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die koſten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man das Andere.“ — „Gott verſteht alle Handwerke: in ſeiner Schneiderei macht er dem Hirſch einen Rock, der hundert Jahre hält; als ein Schuſter gibt er ihm Schuhe an die Beine, und bei der lieben Sonne iſt er ein Koch. — Er könnte wohl reich werden, wenn er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einſchlöſſe, wenn er dem Papſt, Kaiſer, Biſchöfen und Doctoren mit Tod drohte, ſobald ſie ihm nicht zur Stunde hunderttauſend Gulden zahlten. Da er das aber nicht thut, ſind wir undankbare Unfläther.“ — Und ernſtlich denkt er darüber nach, wo die Nahrungsmittel für ſo viele Menſchen herkommen; der alte Hans Luther hatte behauptet, es gäbe mehr Menſchen als Korngarben; der Doctor glaubte zwar, daß mehr Garben wachſen als Menſchen, aber doch mehr Menſchen als Mandeln Kern; die Mandel Kern aber gibt kaum einen Scheffel, und davon kann ein Menſch doch nicht das ganze Jahr hindurch leben.“ — Sogar ein Düngerhaufen lud ihn zu herzlicher Betrachtung ein. „Gott hat ebenſo viel aufzuräumen als zu ſchaffen, wenn er nicht beſtändig fortbrächte, die Menſchen hätten die Welt längſt vollgeſchmiſſen.“ Und wenn Gott den Gottesfürchtigen oft ärger ſtraft als den Gottloſen, ſo handelt er ihm wie ein ernſter Hauswirth, der ſeinen Sohn öfter ſtäupt als den argen Knecht, aber heimlich ſammelt er dem Sohn einen Schatz zum Erbe, den Knecht ſtößt er zuletzt vor die Thür. — Und fröhlich zieht er den Schluß: „Kann mir unſer Herrgott verzeihen, daß ich ihn wohl zwanzig Jahre mit Meſſehalten geärgert habe, ſo kann er mir auch zu Gute halten, daß ich bisweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk thue. Die Welt lege es aus wie ſie wolle.“

Auch wundert er ſich ſehr darüber, daß Gott ſo hart mit den Juden zürne. „Seit fünfzehnhundert Jahren beten ſie heftig mit Ernſt und großem Eifer, wie ihre Gebetbüchlein zeigen, und er läßt ſich ihnen die ganze Zeit nicht mit einem Wörtlein merken. Wenn ich ſo beten könnte, wie ſie beten, ich wollte für zweihundert Floren Bücher darum geben. Es muß ein großer unſäglicher Zorn ſein. Ach, lieber Gott, ſtrafe lieber mit Peſtilenz, als daß du ſo ſtillſchweigeſt!“

Wie ein Kind betete Luther alle Morgen und Abende, oft am Tage, ja während des Eſſens. Gebete, die er auswendig wußte, ſprach er immer wieder mit heißer Andacht, am liebſten das Vaterunſer, dann ſagte er ſeinem Gott den kleinen Katechismus auf; den Pſalter trug er als Gebetbüchlein immer bei ſich. Wenn er in leidenſchaftlicher Sorge war, dann wurde ſein Gebet ein Sturm, ein Ringen mit Gott, deſſen Gewalt, Größe und deſſen heilige Einfalt ſich ſchwer mit andern menſchlichen Empfindungen vergleichen läßt. Dann war er der Sohn, der verzweifelnd zu den Füßen ſeines Vaters liegt, oder der treue Diener, der zu ſeinem Fürſten fleht. Denn unerſchütterlich war ſeine Ueberzeugung, daß man durch Bitten und Mahnen auf Gottes Entſchlüſſe einwirken könne. Und ſo wechſelt in ſeinem Gebet Erguß der Empfindungen mit Klage, ja mit ernſten Vorſtellungen. Es iſt oft berichtet, wie er den todkranken Melanchthon im Jahre 1540 zu Weimar wieder zum Leben brachte. Als Luther ankam, traf er Magiſter Philippus im Verſcheiden, ohne Beſinnung, mit gebrochenen Augen. Luther erſchrak gewaltig und ſprach: „Behüte Gott, wie hat der Teufel dieſes Organen geſchändet!" Dann kehrte er der Geſellſchaft den Rücken und trat zum Fenſter, wie er gern that, wenn er betete. „Allhier," ſagte dann Luther ſelbſt, „mußte mir unſer Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, ſo daß er mich anhören mußte, wenn ich anders ſeinen Verheißungen trauen ſollte." Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand: „Seid getroſt, Philipp, ihr werdet nicht ſterben." Und Melanchthon fing unter dem Zauber ſeines ſtarken Freundes zur Stelle an Athem zu ſchöpfen, und erhielt die Beſinnung wieder. Er wurde hergeſtellt.

Wie Gott die Quelle alles Guten, ſo war für Luther der Teufel Hervorbringer des Schädlichen und Schlechten. Luther ſtammte aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geiſtern des Fichtenwaldes und der finſtern Erdſpalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, noch ſtark und lebendig war. Sicher war die Phantaſie des Knaben oft beſchäftigt geweſen mit verdunkelten Ueberlieferungen des heidniſchen Götterglaubens. Er war gewöhnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur wie in dem Leben der Menſchen. Als er Mönch wurde, verdüſterten ſich ſolche Erinnerungen der Kindheit zur Geſtalt des bibliſchen Teufels, aber der geſchäftige Verſucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt in dem Glauben Luther's immer viel von dem Weſen der altgermaniſchen heidniſchen

Geiſter. In den Reden Luther's, welche ſeine Tiſchgenoſſen aufzeichneten, macht der Teufel noch die ſchädlichen Stürme, ein Engel aber die guten Winde, wie einſt die Rieſenadler vom Weltrande her durch ihren Flügelſchlag thaten*), er ſitzt als Nix unter der Brücke und zieht Mädchen ins Waſſer, mit denen er in Ehe lebt, er dient als Hausgeiſt im Kloſter, bläſt als Kobold das Feuer an, legt als Zwerg ſeine Wechſelkinder in die Wiegen der Menſchen, bethört als Nachtmar die Schlafenden, auf das Dach zu ſteigen, und tobt als Poltergeiſt in den Kammern. Namentlich durch dieſe letzte Thätigkeit ſtörte er Luthern einige Mal. Zwar der Tintenfleck auf der Wartburg iſt nicht zur Genüge beglaubigt, aber von einem unerfreulichen Geräuſch, welches Satan ebendaſelbſt bei nächtlicher Weile mit einem Sack Haſelnüſſe angeſtellt hat, wußte Luther wohl zu erzählen. Auch im Kloſter zu Wittenberg polterte der Teufel, als Luther bei Nacht im Rempter ſtudirte, unter ihm in der Kirchenhölle ſo lange, bis Luther ſeine Büchlein zuſammenraffte und zu Bett ging. Später ärgerte er ſich, daß er dem „Hanswurſt“ nicht getrotzt hatte.

Aus dieſer Art von Teufelei machte er ſich nicht viel, die böſen Geiſter, welche ſo arbeiteten, nannte er wohl ſchlechte Teufel. Seine Meinung war, daß der Teufel unzählige ſeien. „Nicht alle ſind geringe Partekenteufel, ſondern Landteufel und Fürſtenteufel, die ſich eine ſehr lange Zeit, wohl über fünftauſend Jahre, wohl geübt und verſucht haben, und auf das allerklügſte und liſtigſte geworden ſind.“ „Wir“, ſagte er, „haben die großen Teufel, welche Doctores theologiae ſind, die Türken und Papiſten haben ſchlechte und geringe Teufel, welche nicht theologiſche, ſondern juriſtiſche Teufel ſind.“ Von ihnen kam alles Böſe auf Erden, Krankheiten — Luther hatte ſtarken Verdacht, daß der Schwindel, der ihn lange plagte, nicht natürlich ſei —, Feuersbrunſt — „wo ein Feuer aufgeht, ſitzt alle Mal ein Teufelein dahinter und bläſt in die Flamme“ —, Mißwachs und Krieg — „und wenn uns Gott nicht die lieben heiligen Engel zu Hütern und Hakenſchützen zugegeben hätte, welche wie eine Wagenburg um uns lagern, ſo wäre es bald mit uns aus.“ Und wie Luther ſchnell bei der Hand war, ſich Charakteriſtiſches auszumalen, ſo wußte er auch vom Teufel, daß er hochmüthig war und verächtliche Behandlung nicht ertragen konnte. Er gab deshalb gern den Rath, ihn durch Hohn und ſpöttiſche Fragen zu vertreiben. Satan war auch ein trauriger Geiſt und konnte die fröhliche Muſik durchaus nicht leiden.*)

---

*) Winde ſind nichts anderes, denn gute oder böſe Geiſter. Tiſchreden, Walch 1182.

Doch die furchtbarſte Thätigkeit übte, nach Luther's Auffaſſung, der Teufel in der Seele des Menſchen. Dort flößte er unlautere Gedanken ein, aber auch den Zweifel, die Schwermuth und Niedergeſchlagenheit. Dem tiefſinnigen Luther lag Alles, was er ſo feſt und fröhlich ausſprach, vorher mit fürchterlicher Gewalt auf dem Gewiſſen. Zumal in der Nacht, wenn er erwachte, ſtand der Teufel ſchadenfroh an ſeinem Lager und raunte ihm Angſtvolles zu, dann rang ſein Geiſt nach Freiheit, oft lange vergeblich. Und merkwürdig iſt, wie der Sohn des 16. Jahrhunderts bei ſolchem innern Kampf verfuhr. Einigemal war es ihm Erlöſung, wenn er den nicht am meiſten reſpectirten Theil des Körpers zum Bett herausſtreckte. Die Geberde, durch welche damals Fürſt wie Bauer abwehrende Verachtung auszudrücken beliebten, half, wo nichts Anderes helfen wollte. Aber nicht immer befreite ihn die aufſpringende gute Laune. Jede neue Forſchung in der Schrift, jede wichtige Predigt über eine neue Glaubensfrage warf ihn wieder in Gewiſſenskämpfe. Dann gerieth er wohl ſo in Aufregung, daß ſeine Seele unfähig wurde zu ſyſtematiſchem Denken und Tage lang in Angſt bebte. Als ihn die Frage der Mönche und Nonnen beſchäftigte, ſtieß ihm ein Bibelſpruch auf, der ihm, wie er in ſeiner Aufregung meinte, Unrecht gab. Das Herz im Leibe zerſchmolz ihm, er wurde faſt vom Teufel erwürgt. Da beſuchte ihn Bugenhagen, Luther führte ihn auf den Gang hinaus und zeigte ihm den drohenden Spruch.*) Und Bugenhagen, wahrſcheinlich durch die Haſt des Freundes angeſteckt, begann auch zu zweifeln, ohne die Größe der Qual zu ahnen, welche Luther ausſtand. Da erſt erſchrak Luther. Wieder verging ihm eine fürchterliche Nacht. Am nächſten Morgen trat Bugenhagen wieder ein. „Ich bin recht zornig,“ ſagte er, „erſt jetzt habe ich den Text genau angeſehen, die Stelle hat ja einen weit andern Sinn.“ „Und es iſt wahr,“ erzählte ſpäter Luther, „es war ein lächerliches Argument. Ja, lächerlich für den, der bei ſich ſelber iſt und nicht in der Anfechtung.“

---

*) Einmal neigte Luther zu der Anſicht, daß er ſelbſt einen oder zwei beſondere Teufel zu Gegnern hätte, die ſtark auf ihn lauſchten, und daß ſie im Schlafhauſe im Kloſter mit ihm ſpazieren gegangen ſeien. „Wenn ſie mir den Kopf ganz ausgemergelt haben“, ſagte er, „können ſie mir in den H — kriechen; da gehören ſie hin.“ Tiſchreden, Walch 1203.

Oft klagte er gegen ſeine Freunde über die Schrecken dieſer Kämpfe, die ihm der Teufel verurſache. „Er iſt von Anbeginn nie ſo grimmig und zornig geweſen, als jetzt am Ende der Welt. Ich fühle ihn ſehr wohl. Er ſchläft viel näher bei mir als meine Käthe, das heißt, er machet mir mehr Unruhe als ſie mir Freude.“ Luther wurde nicht müde, den Papſt als Antichriſt und das päpſtliche Weſen als teufliſch zu ſchelten. Wer aber genauer zuſieht, der wird auch hinter dieſem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüth des Mannes an die alte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im ſchreiendſten Gegenſatz ſtanden zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte.

---

*) Es iſt die Stelle 1. Timoth. 5, 11. Sie hat auf dieſe Frage keinen Bezug.

Denn kein Menſch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Thaten ſeiner Mannesjahre. Wir ſelbſt werden nicht neu durch neues Thun, unſer inneres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schickſal erkoren wird, das größte Neue zu ſchaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der ſchlägt zugleich einen Theil ſeines eigenen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen. Je gewiſſenhafter er iſt, deſto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht hat, auch in ſeinem Innern. Das iſt der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geſchichtlichen Charakters. Es gibt wenig Sterbliche, welche dieſes Weh ſo tief empfunden haben wie Luther. Und das Große in ihm iſt gerade, daß er durch ſolchen Schmerz niemals gehindert wurde das Kühnſte zu thun. — Uns aber erſcheint dies als ein tragiſches Moment in ſeinem innern Leben.

Und ein anderes, das verhängnißvollſte für ihn, lag in der Stellung, welche er ſelbſt zu ſeiner Lehre einnehmen mußte. Die Autorität der Schrift allein hatte er ſeinem Volke übrig gelaſſen, mit Inbrunſt klammerte er ſich an ihre Worte als an den letzten feſten Anker des Menſchengeſchlechts. Vor ihm hatte der Papſt mit ſeiner Kirche die Schriftworte gedeutet, mißdeutet, ergänzt, jetzt war er in derſelben Lage. Er mit einem Kreiſe abhängiger Freunde mußte für ſich das Vorrecht in Anſpruch nehmen, die Meinung der bibliſchen Worte recht zu verſtehen und auf das Leben ſeiner Zeit richtig anzuwenden. Das war eine übermenſchliche Aufgabe, und der ſie auf ſich nahm, mußte nothwendig einigen von den Uebelſtänden verfallen, die er ſelbſt an der katholiſchen Kirche ſo großartig bekämpft hatte. Feſt geſchloſſen und ehern war das Gefüge ſeines Geiſtes, er war geſchaffen zum Herrſcher, wie jemals ein ſterblicher Menſch; aber gerade das Rieſige und Dämoniſche ſeiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Duldſamkeit übte, bei mehren wichtigen Gelegenheiten, mit innerer Selbſtüberwindung oder mit innerer Freiheit, ſo war dies nur der Segen ſeiner guten Natur, der auch hier ſich geltend machte. Aber nicht ſelten wurde er der Papſt der Proteſtanten. Ihm und ſeinem Volke blieb keine Wahl. Man hat ihm in neuer Zeit zum Vorwurf gemacht, daß er ſo wenig gethan, die Laien durch eine Presbyterialverfaſſung zur Mitwirkung heranzuziehen. Nie war ein Vorwurf ungerechter. Was in der Schweiz bei kräftigen freien Bauergemeinden möglich war, das war damals in Deutſchland ganz unausführbar. Nur das Bürgerthum der größeren Städte umfaßte ſo viel Einſicht und Kraft, um die proteſtantiſchen Geiſtlichen zu überwachen; aber faſt neun Zehntheile der Evangeliſchen in Deutſchland waren gedrückte Landleute, in der Mehrzahl gleichgiltig und widerwillig und ſeit dem Bauernkriege verwildert, ihnen mußte die neue Kirche ihre Zucht aufdrängen wie verwahrloſten Kindern. Wer das bezweifelt, der blicke auf die Berichte der Viſitationen, und achte auf die unausgeſetzten Klagen der Reformatoren über die Rohheit ihrer armen Gemeinden. Aber noch Anderes beengte den großen Mann. Der Herrſcher über die Seelen des deutſchen Volkes ſaß in einer kleinen Stadt unter armen Univerſitätsprofeſſoren und Studenten, unter einer kraftloſen Bürgerſchaft, über welche er oft zu klagen Veranlaſſung hatte. Alle Leiden deutſcher Spießbürgerei, der widerwärtige Streit mit kleinen Gelehrtenſeelen und plumpen Nachbarn blieben ihm nicht erſpart; und in ſeiner Natur war Vieles, was ihn dagegen beſonders reizbar machte. Kein Menſch trägt ungeſtraft in ſich das Gefühl, ein bevorzugtes Werkzeug Gottes zu ſein, wer ſo lebt, paßt nicht mehr in das enge und kleine Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft. Wäre Luther nicht im letzten Grunde ſeines Herzens beſcheiden, im Verkehr mit Andern von unendlicher Gutherzigkeit geweſen, er hätte den nüchternen, verſtändigen Leuten, welche kühl neben ihm ſtanden, ganz unerträglich erſcheinen müſſen. So geſchah es nur manchmal, daß er mit den Bürgern der Stadtbehörde, der Juriſtenfacultät ſeiner Univerſität, den Räthen ſeines Landesherrn gewaltig zuſammenſtieß. Er hatte nicht immer Recht, aber er ſetzte ſeinen Willen gegen ſie faſt immer durch, denn der Wucht ſeines Zornes zu trotzen wagte ſelten jemand. Dazu kamen ſchwere körperliche Leiden. In den letzten Jahren ſeines Lebens war durch ihre häufige Wiederkehr auch ſeine ungeheure Kraft erſchöpft; er empfand das ſehr ſchmerzlich und betete unabläſſig zu ſeinem Gott, er möge ihn zu ſich nehmen. Noch war er ſeinen Jahren nach kein Greis, aber er ſelbſt erſchien ſich alt, uralt, und unheimlich in einer fremden irdiſchen Welt. Gerade dieſe Jahre, nicht reich an großen Begebenheiten, erſchwert durch politiſches und Stadtgezänk, erfüllt mit Verbitterung und grämlichen Stunden, werden, ſo hoffen wir, jeden, der das Leben des großen Mannes unbefangen überblickt, mit Rührung erfüllen. Die Flamme ſeines Lebens hatte ſein ganzes Volk erwärmt, in Millionen die Anfänge einer höhern menſchlichen Entwicklung hervorgerufen, Millionen blieb der Segen, er ſelbſt empfand zuletzt faſt nur die Qual! Einſt hatte er ſo freudig gehofft als Märtyrer zu ſterben, jetzt wünſchte er ſich die Ruhe des Grabes wie ein dauerhafter, vieljähriger, müder Arbeiter. Auch das iſt ein tragiſches Menſchenloos.

Der größte Schmerz aber, den er empfand, lag in der Stellung ſeiner Lehre zum Leben der Nation. Er hatte auf ſein reines Evangelium eine neue Kirche gegründet, hatte dem Geiſt und dem Gewiſſen des Volkes ungleich größern Gehalt gegeben. Um ihn blühte ein neues Leben auf, ſo viel mehr Wohlſtand, ſo viel gute Künſte, Malerei und Saitenſpiel, behaglicher Genuß, im Bürgerſtand feinere Bildung. Und doch ſchwebte etwas in der deutſchen Luft, unheimlich, verderbendrohend. Die Regierenden grimmig entzweit; fremde Gewalten im Anzuge gegen das Volk, der Kaiſer aus Spanien, der Papſt aus Rom, der Türke aus dem Mittelmeer; die

Schwärmer und Rottengeiſter mächtig, die Hierarchie noch nicht gefallen. Ja, ſein Evangelium ſelbſt, hatte es die Nation zu größerer Einigkeit und Macht zuſammengeſchloſſen? Nur größer war der Unfriede geworden, von den weltlichen Intereſſen einzelner deutſcher Fürſten ſollte die Zukunft ſeiner Kirche abhängen. Und er kannte auch die beſten unter ihnen! Es nahte Greuliches, die Schrift ſollte erfüllt werden, nahe war der jüngſte Tag. Dahinter aber würde Gott eine neue Welt aufbauen, ſchöner, herrlicher, reiner, voll Friede und Segen, eine Welt, in der kein Teufel mehr ſein ſollte, wo jede Menſchenſeele über Blüthe und Frucht der neuen Himmelsbäume mehr Freude empfinden würde, als ſich das jetzige Geſchlecht über Gold und Silber freut, wo die ſchönſte aller Künſte, die Muſik, in Tönen erklingen ſollte, viel entzückender als das herrlichſte Lied guter Cantores auf dieſer Welt. Dort würde der gute Menſch alle Lieben wieder finden, die er hier gehabt und verloren.*)

Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnſucht des Menſchen nach idealer Reinheit des Daſeins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, ſo waren es verdämmerte Erinnerungen des deutſchen Volkes aus fernſter Vergangenheit, welche noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetiſches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete ſich vor, aber der dreißigjährige Krieg. —

So ſtarb er. — Als der Wagen mit ſeiner Leiche durch die thüringiſchen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten ſich ſchluchzend an ſeinen Sarg. Es war ein guter Theil der deutſchen Volkskraft, der mit dieſem einen Manne eingeſargt wurde. Und Philipp Melanchthon ſprach in der Schloßkirche zu Wittenberg vor ſeiner Leiche: „Ein jeder, der ihn recht erkannt, muß dieſes zeugen, daß er ein ſehr gütiger Mann geweſen, mit allen Reden holdſelig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, ſtürmiſch, eigenſinnig oder zänkiſch. Und war doch daneben ein Ernſt und eine Tapferkeit in ſeinen Worten und Geberden, wie in einem ſolchen Manne ſein ſoll. Sein Herz war treu und ohne Falſch. Die Härte, ſo er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkiſchem und boshaftem Gemüth, ſondern aus großem Ernſt und Eifer zu der Wahrheit. Er hat einen ſehr großen Muth und Mannheit erzeigt und ſich nicht bald ein kleines Rauſchen erſchrecken laſſen. Nicht iſt er durch Dräuen, Gefahr und Schreckniß verzagt worden. Er iſt auch von ſo hohem, ſcharfem Verſtand geweſen, daß er allein vor Andern in verwirrten, dunkeln und ſchweren Händeln bald erſehen konnte, was zu rathen und zu thun war. Er war auch nicht, wie vielleicht etliche meinten, ſo unachtſam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben mit der Regierung ſtehe. Er wußte recht wohl, wie das Regiment beſchaffen iſt, und achtete mit beſonderem Fleiß auf Sinn und Willen der Leute, mit denen er zu thun hatte. — Wir aber ſollen ein ſtetig, ewig Gedächtniß dieſes unſers lieben Vaters behalten und ihn aus unſerm Herzen nicht laſſen.“*)

---

*) So in mehren Stellen der Tiſchreden. Sein letztes Abendgeſpräch an der Tafel des Mansfelders in Eisleben, wenige Stunden vor ſeinem Tode, war über das Wiederſehen von Vater, Mutter und Freunden in jenem Leben.

So war Luther. Eine dämoniſche Natur, ſchwerflüſſig und ſcharf begrenzt ſein Geiſt, gewaltig und maßvoll ſein Wollen, rein ſeine Sittlichkeit, voll Liebe ſein Herz. Weil ſich außer ihm keine andere Manneskraft erhob, ſtark genug, Führer der Nation zu werden, hat das deutſche Volk für Jahrhunderte die Herrſchaft auf der Erde verloren. Die Herrſchaft der Deutſchen im Reich des Geiſtes aber ruht auf ihm.

---

*) Die Rede wurde lateiniſch gehalten, gleich darauf durch Caspar Creutziger verdeutſcht.

Um nun am Schluß ihn ſelbſt ſprechen zu laſſen, ſei hier ein Brief an Kurfürſt Friedrich den Weiſen mitgetheilt, geſchrieben in den Tagen, wo Luther's ganze Kraft ſich am mächtigſten zuſammenfaßte. Der vorſichtige Fürſt hatte ihm befohlen, auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht ſchützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachſen, ſeines Vetters, werde ſofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luthern beſtehen. Da ſchrieb Luther an ſeinen Landesherrn:

„Durchlauchtigſter, Hochgeborner Kurfürſt, Gnädigſter Herr! Ew. Kurfürſtlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken iſt mir am Freitag Abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürſtl. Gnade aufs Allerbeſte meine, bedarf freilich bei mir weder Beweiſes noch Zeugniſſes, denn ich achte mich davon überzeugt, ſoweit menſchliches Wiſſen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigſter Herr, antworte ich ſo: Eure Kurfürſtliche Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, ſo laſſe Sie es ſich hiermit kund ſein, daß ich das Evangelium nicht von Menſchen, ſondern allein vom Himmel durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum habe, ſo daß ich mich wohl, wie ich auch von jetzt ab thun will, als einen Knecht und Evangeliſten hätte rühmen und ſchreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht*) erboten habe, iſt geſchehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, ſondern aus überflüſſiger Demuth, die Andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürſtl. Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürſtl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß ſehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht gethan habe. Er ſah mein Herz wohl, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß ſo viel Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den

---

*) In Worms.

Dächern ſind, ſo wäre ich dennoch mitten unter ſie geſprungen mit Freuden.

Nun iſt Herzog Georg noch ſehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und ſintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod, und uns gegeben hat den Reichthum der Zuverſicht, daß wir dürfen zu ihm ſagen: „Herzliebſter Vater," ſo kann Ew. Kurfürſtl. Gnade ſelbſt ermeſſen, daß es ſolchem Vater die höchſte Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzog Georg's Zorn ſind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in ſein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürſtl. Gnade verzeihen mir meine närriſchen Reden, — wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wüthender als dieſer iſt. Er hält meinen Herrn Chriſtus für einen Mann, der aus Stroh geflochten iſt, das kann dieſer mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurfürſtl. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, ſondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wolle auch helfen und bitten laſſen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herr Gott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg ſchnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit gethan wäre.

Solches ſei Ew. Kurfürſtl. Gnade geſchrieben in der Meinung, daß Sie wiſſe, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem des Kurfürſten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürſtl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürſtl. Gnaden mehr ſchützen als Sie mich ſchützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürſtl. Gnade ſchützen könnte und wollte, ſo wollte ich nicht kommen; dieſer Sache kann kein

Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein ſchaffen, ohne alles menſchliche Zuthun. Darum, wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen.

Weil ich denn nun ſpüre, daß Ew. Kurfürſtl. Gnade noch gar ſchwach im Glauben iſt, kann ich in keinerlei Weiſe Ew. Kurfürſtl. Gnaden für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürſtl. Gnade begehrt zu wiſſen, was Sie thun ſoll in dieſer Sache, zumal Sie meint, Sie habe viel zu wenig gethan, ſo antworte ich unterthänig, Ew. Kurfürſtl. Gnaden hat ſchon allzuviel gethan und ſollte gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es ſich überlaſſen ſehn, ſich und keinem Andern. Darnach mag ſich Ew. Kurfürſtl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürſtl. Gnaden dies, ſo wird Sie ſicher ſein und Friede haben; glaubt Sie nicht, ſo glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſich in der Sorge quälen laſſen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürſtl. Gnade nicht folgen will, ſo iſt Sie für Gott entſchuldigt, ſo ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menſchen ſoll Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſich alſo halten. Sie ſoll als ein Kurfürſt der Obrigkeit gehorſam ſein, und Kaiſerliche Majeſtät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten laſſen, wie ſich's nach Reichsordnung gebührt, und ſoll ſich ja nicht wehren noch widerſetzen, noch Widerſtand oder irgend ein Hinderniß ſuchen gegen die Gewalt, wenn dieſe mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt ſoll niemand brechen als allein der, welcher ſie eingeſetzt hat, ſonſt iſt's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, ſie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürſtl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren iſt, als daß Sie ſelbſt Stockmeiſter an mir werden ſollten. Wenn Ew. Kurfürſtl. Gnaden das Thor offen läßt und das freie Kurfürſtliche Geleit hält, falls die Feinde ſelbſt kämen mich zu holen oder ihre Geſandten, ſo hat Ew. Kurfürſtl. Gnaden dem Gehorſam genug gethan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürſtl. Gnaden fordern, als daß ſie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürſtl. Gnaden erfahren wollen. Und das ſoll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürſtl. Gnaden Sorge, Arbeit und Gefahr. Denn Chriſtus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines Andern ein Chriſt zu ſein. Werden ſie aber ſo unvernünftig ſein und gebieten, daß Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſelbſt die Hand an mich lege, ſo will ich alsdann ſagen, was zu thun iſt; ich will Ew. Kurfürſtl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele ſichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürſtl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürſtl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, ſobald es noth iſt. Denn dieſe Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürſtl. Gnaden Betrübniß ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich ſoll und muß jedermann tröſtlich und nicht ſchädlich werden, will ich ein rechter Chriſt ſein. Es iſt ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich faſt wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurfürſtl. Gnade glaubte, ſo würde Sie Gottes Herrlichkeit ſehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts geſehen. Gott ſei die Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aſchermittwoch Ao. 1522.

Ew. Kurfürſtl. Gnaden unterthäniger Diener Martin Luther.“

5.

Deutſche Fürſten auf dem Reichstage.

(1547.)

Luther war geſtorben. Ueber ſeinem Grabe tobte der ſchmalkaldiſche Krieg. Karl V durchzog im Triumph das gedemüthigte Deutſchland.

Wenn im Aufgange des 16. Jahrhunderts die deutſchen Fürſten und unmittelbaren Herren mit Geſandten der freien Städte zum Reichstag ritten, ſo verſammelten ſie ſich, um mit den beiden Oberherren Deutſchlands zu verhandeln. Dieſe beiden Oberherren waren der Papſt und der Kaiſer.

Immer noch regierte der Papſt im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation nicht nur als oberſter Biſchof in geiſtlichen Angelegenheiten, ſondern ebenſo ſehr als politiſcher Machthaber. Der dritte Theil Deutſchlands ſtand unter geiſtlichen Landherren, die der Papſt wenigſtens zu beſtätigen hatte. Den größten Theil ſeiner Einnahmen bezog er aus dem Reiche, auf den Reichstagen ſaßen ſeine Legaten zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Kurfürſten und eröffneten Reichstage auch ohne den Kaiſer. Als der Kaiſer den Pfalzgrafen Friedrich den Sieghaften nicht in der Kurwürde beſtätigte, nahm dieſer weltliche Fürſt die Beſtätigung vom Papſt; jeden ſchweren politiſchen Handel ſuchte der Papſt vor ſeinen Hof zu ziehen, ja er verlieh Zollrechte, erklärte kaiſerliche Achtsbefehle für ungiltig und wagte aus eigener Macht Zehnten auszuſchreiben.

Auch der Kaiſer war noch dem Namen nach der Mittelpunkt des Reiches, noch galt er als letzte Quelle aller Machtfülle, noch beeilte ſich bei ſeinem Regierungsantritt Alles, alte Freiheiten und Vorrechte durch ihn beſtätigen zu laſſen, noch war er höchſter Richter und höchſter Kriegsherr. Aber er konnte aus dem Reiche keinen Kriegsmann und keinen Thaler Geld erheben außer nach Bewilligung des Reichstages. Und was die Hauptſache war, er konnte Steuern und Lehnskrieger nur durch die Landherren ſelbſt erhalten, ſäumige oder widerſetzliche Glieder des Reiches konnte nur eine Execution zwingen, welche ein neuer Reichstag bewilligte, und mit ſolcher Execution mußten einzelne Stände des Reiches bevollmächtigt werden. Zögernd und ſpärlich war die Geldbewilligung der Reichstage, ſo unvollſtändig die Einlieferung, daß auch das Bewilligte faſt zum Spott wurde.

Innerhalb der Grenzen des Reichs herrſchten Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Herren und Reichsſtädte in ihrem Landgebiet in vielen Abſtufungen der Hoheitsrechte. Die größeren Fürſten waren im Innern thatſächlich unabhängige Herrſcher, nur durch ihre Landſchaft, die Lehnsleute und Städte, beſchränkt, zumal in Steuererhebung. Die weltlichen Fürſten rangen unabläſſig ihre Macht zu erweitern, kleinere reichsunmittelbare Nachbarn niederzudrücken, die Hoheitsrechte des Kaiſers einzuengen. Sie hatten in den letzten Jahrhunderten das Kaiſerthum faſt zu einem Schatten gemacht. Nur durch Ausbreitung ſeiner Hausmacht wußte Kaiſer Maximilian ſich ihnen gegenüber zu behaupten. Auch ihre Landgebiete bildeten noch kein geſchloſſenes Ganze, faſt durch ganz Deutſchland lag großer und kleiner, geiſtlicher und weltlicher Beſitz bunt durcheinander; unendlich und unaufhörlich war der Widerſtreit der Intereſſen, waren gewaltſame Beſitznahmen, Bündniſſe, Fehden.

Wir überſehen leicht, daß es zwei Wege gab dieſen unbehilflichen Staatsbau des Mittelalters umzuformen. Entweder wuchs die Macht der größeren Fürſten ſo hoch, daß der weltliche Einfluß des Papſtes und die Oberhoheit des Kaiſers abgeſtoßen wurden; dann zerfiel Deutſchland in eine Anzahl einzelner Staaten, deren Zerwürfniſſe, Kriege und Schickſale durch Jahrhunderte Mitteleuropa in Schwäche und Verwirrung ſtürzen mochten, und die endlich unter anderen Culturverhältniſſen zu neuen Verſuchen führen konnten, eine ſtaatliche Einheit wiederherzuſtellen. Es wurde das Schickſal Deutſchlands, bis in unſere Zeit auf dieſem gefahrvollen Wege hinzugleiten.

Oder es gelang dem Kaiſer, zu den alten Grundlagen ſeiner Gewalt eine ſo große thatſächliche Macht zu fügen, daß der Widerſtand aller Landherren gebrochen und Deutſchland allmählich in einen modernen Staat verwandelt wurde, der die einzelnen Landſchaften entweder zur vollſtändigen Einheit zuſammenſchloß, oder doch wenigſtens alle höchſte Regierungsgewalt in der Hand eines Herrſchers vereinigte. Einen ſolchen Staat haben die Habsburger des 16. Jahrhunderts, bewußter und hartnäckiger die des 17. Jahrhunderts erſtrebt, ihre Verſuche wurden dem deutſchen Volk und ihnen ſelbſt zum Unheil. — Und doch öffnete ſich im Jahre 1519, als Maximilian ſtarb, einem klugen Fürſten auch bei mäßiger Hausmacht eine großartige Ausſicht. Es war die Zeit gekommen, wo ein deutſcher Kaiſer ſeine Gewalt hoch über die Häupter aller Fürſten erheben und mit unwiderſtehlicher Kraft jeden Gegner niederwerfen konnte. Freilich, durch Geld und Landsknechte allein waren die deutſchen Fürſten ſchwerlich zu beugen, am wenigſten von einem aus ihrer Mitte. Aber gerade damals zog ſich in Deutſchland neben Kaiſer- und Fürſtenmacht eine neue Gewalt zuſammen, ſtürmiſch fordernd, fähig das Größte zu ſchaffen: die öffentliche Meinung. Jene Reformbewegung in der Kirche enthielt auch alle Keime für große ſtaatliche Umbildungen. Kam ein Kaiſer, der den Bedürfniſſen des deutſchen Gemüths entſprach, der ſich mit der Reformation verband und dieſelbe im großen Sinn für ſeine Zwecke zu benutzen wußte, er hatte es in der Hand, aus dem Reich einen neuen Staat, eine einige deutſche Kirche zu bilden. Es war der höchſte Preis, der je einem ehrgeizigen Fürſten geboten wurde. Und wie günſtig war ſeine Lage. Die Nation wogte tief empört gegen Hierarchie und römiſchen Einfluß; begann doch die Reformation mit einem Kampf gegen den erſten geiſtlichen Kurfürſten. Drei Kurhüte, mehr als ſiebzig Reichswürden, zuſammen das größte53Drittheil des geſammten deutſchen Landes waren in der Hand geiſtlicher Herren. Sie alle fielen bei einer Reformation, welche Kaiſer und Volk gemeinſam unternahmen. Dem Kaiſer als Oberlehnsherrn wurde die Verfügung über dieſe Landgebiete. Wie vorſichtig er auch ihre Beſitzer bei der Verweltlichung ſchonte, ein Theil ihrer Jahreseinkünfte, die Hälfte der Gelder, welche alljährlich nach Rom floſſen, waren völlig hinreichend ein Reichsheer zu unterhalten. Und ferner, der Kaiſer fand in der Bewegung Kräfte, ſein Reichsheer unwiderſtehlich zu machen. Die evangeliſchen Prädicanten vermochten nicht, unbehilfliche Bauernhaufen im Augenblick zu kriegstüchtigen Schaaren umzuformen, aber ſie hätten dem Söldnerheer ihres Kaiſers viel von der Begeiſterung und dem Todesmuth eingeflößt, den die beſſeren unter ihnen in ihrem eigenen Leben bewährt haben. Noch mehr, umfaſſende politiſche Reformideen wurden in dem Kreiſe der Hutten und Sickingen lebendig. Die Verbindung der Ritter und Städte, wie ſie Hutten empfahl, eine Neubelebung des Ritterſtandes durch den Stand ſelbſt, war allerdings nur das Traumgebild eines begeiſterten Schwärmers. Aber ein deutſcher Kaiſer konnte wohl in ſolchen Ideen eine Handhabe finden, die widerſtrebenden Intereſſen der Bauern, Städte, Ritter wenigſtens ſo weit zu verſöhnen, daß ſie ſämmtlich ſeinen Zwecken dienten. Mit ſolchen Verbündeten, durch feſtbegründete Einnahmen geſtärkt, Führer eines Heeres, welches zum erſten Mal ſeit den Kreuzzügen durch eine große Idee begeiſtert war, wie hätten ihm die deutſchen

Fürſten widerſtanden, ſie, die ſeit der Zeit Armin's die alte Untugend bewahrt haben uneinig zu ſein. Wohl hatte auch ein ſolcher Kaiſer Grund alte Familien zu ehren, er hatte nicht nöthig ihnen die Kurhüte vom Haupte zu werfen, aber er vermochte ſie zu Würdenträgern eines großen Reiches herabzudrücken, in welchem das höchſte Gericht und die Heereskraft unter ihm allein ſtand.

Doch was uns groß und ausführbar erſcheint, war es auch ſo erkennbar für die Augen der Zeitgenoſſen? — Daß eine neue Zeit herankomme, daß große Reformen unvermeidlich ſeien, daß mit dem Papſt abgerechnet werden müſſe, daß Gericht und Heerweſen der Beſſerung dringend bedürftig ſeien, daß die Uneinigkeit, der Eigennutz, die Geſetzloſigkeit ein Unglück für das geſammte Volk ſeien, empfand doch jeder der Klügeren.

Es wurde auf Jahrhunderte ein Verhängniß Deutſchlands, daß ihm hier der Mann fehlte. Der Mächtigſte unter den Lebenden, Kurfürſt Friedrich von Sachſen, war 1519 in höherem Alter, kinderlos, ein gewiſſenhafter Herr, abhold allen gewaltſamen Neuerungen, eine milde, wohlwollende Natur, klug in den ſchwierigſten Geſchäften, kein Krieger, kein kühner Egoiſt. Und dieſer Fürſt ſollte Kaiſer werden; die Krone wurde ihm angeboten, wenn er die Hand ausſtreckte, ſank ſie auf ſein Haupt. Er aber wollte nicht. Für ſich wollte er nichts. Er hatte längſt die Hoffnung aufgegeben, auf ſeinem Wege der friedlichen Verhandlungen viel zum Guten zu ändern. „Die Raben wollen einen Geier haben,“ ſagte er ſeinen Getreuen, als ſie ihm Vorwürfe machten, daß er die Wahl Karl's V unterſtützte. Der thätigſte Kurfürſt der Gegenpartei, Richard von Trier, derſelbe, welcher kurz darauf dem Sickingen ſiegreich widerſtand, eilte vor der Kaiſerwahl noch bei Nacht in die Herberge des Wettiners, beſchwor ihn die Würde anzunehmen und gelobte, einen Theil der Arbeit auf ſeinen jüngern Schultern zu tragen. Vergebens. Friedrich wollte nicht. Es war derſelbe Fürſt, der einige Jahre darauf, als in Wittenberg die Bilder geſtürmt wurden, erklärte, er wolle lieber mit einem Stecken in der Hand aus ſeinem Lande pilgern, als da Gewalt brauchen, wo das Geſetz Gottes ſein könne. — Doch einer der Fürſten dachte groß von ſich ſelbſt. In dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg flammte das Begehren auf, die Kaiſerkrone für ſich zu fordern; ſeine eigene Sippe war dagegen.

Es iſt ſchwer, den deutſchen Fürſten in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ihre Stellung war ungünſtig für ihre Charakterbildung und für Entwicklung einer großartigen politiſchen Thätigkeit. Sie waren zu groß, um getreue Vaſallen zu ſein, nicht mächtig genug, um bei gewöhnlicher Menſchenkraft Angelegenheiten der Nation groß zu behandeln. Noch waren ſie in der Mehrzahl nichts Anderes als anſpruchsvolle Junker, ihre Selbſtſucht erſchien Fremden räuberiſch, ihre Sitte rauh, ihre Begehrlichkeit zügellos. Das Privatleben vieler iſt durch ſchwarze Miſſethaten befleckt. Nicht wenige unter ihnen waren von Herzen fromm, ihre Religioſität wurde zwar, ſo müſſen wir hoffen, zuweilen ein Zügel in Stunden der Verſuchung, aber ſie half nicht ihren politiſchen Geſichtskreis zu erweitern. In der großen Mannigfaltigkeit der Perſönlichkeiten, aus einzelnen tüchtigen und nicht wenigen verſchrobenen Naturen ſind gemeinſame Grundzüge des deutſchen Volkscharakters nicht zu verkennen. Bei vielen iſt ein hausväterlicher Sinn die hervorſtechende Eigenſchaft, patriarchaliſches Regiment, wohlwollende gutherzige Sorge um das Einzelne und Kleine. Von dieſer Art iſt Friedrich der Weiſe und ſeine nächſten Nachfolger, mehre Anhaltiner, jener Markgraf Ernſt von Baden, der die verurtheilten Miſſethäter vor der Hinrichtung zu ſich kommen ließ, ſie mit dem Evangelium tröſtete, um Verzeihung bat, daß er ſeine Pflicht gegen ſie erfüllen müſſe, und ihnen zum Abſchiede die Hand bot. Und neben ſolchen ſteht ein übermüthiges, ruchloſes Geſchlecht, mit Laſtern, wie aus der Zeit der fränkiſchen Brunhild und Fredegunde; ſo Herzog Ulrich von Würtemberg, der Hans Hutten im Walde erſtach, weil er die Gattin deſſelben begehrte; Heinrich der Jüngere von Braunſchweig, der als Mörder und Brandſtifter vor Kaiſer und Reich verklagt wurde, Entführer der Jungfrau von Trotha, die er auf der Stauffenburg verwahrte, nachdem er an ihrer Stelle einen leeren Sarg hatte begraben laſſen; Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, jener erbarmungsloſe Bandenführer, und andre. Und wenn an den meiſten Fürſtenhöfen die Rückſicht auf Gemahlin und Kinder doch zu einiger Mäßigung zwang, den geiſtlichen Fürſten fiel auch dieſe Beſchränkung weg. Sie ſtanden in dem ſchlechteſten Ruf; die kräftigeren unter ihnen trugen Harniſch und Jagdſpieß lieber als das Kirchengewand, in dem ſich einige ſehr ungeſchickt bewegten. Es gab Erzbiſchöfe und Biſchöfe, denen das Ritual ihrer Kirche wenig bekannt war. Als einſt eine lateiniſche Anrede zu halten war, ergab ſich, daß die höchſten Kirchenfürſten nicht lateiniſch zu ſprechen vermochten, und der Brandenburger mußte ſie halten. Die Dirnenwirthſchaft war an den geiſtlichen Höfen bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ſehr arg, die Biſchöfe nahmen als förmliches Vorrecht in Anſpruch frei zu ſein von den Verpflichtungen, welche die Kirche dem Klerus aufgelegt hatte.

Allmählich zwar übten die Reformation und die daraus hervorgehende Wiederbelebung der alten Kirche ihren humaniſirenden Einfluß auf die Herren deutſcher Erde. Sie wurden beſſer unterrichtet, auch ihre Herrſchaft erhielt ſeit der Reformation eine ganz ungehoffte Vergrößerung. Sie wurden in anderem Sinne Gebieter des Landes, als ſie bis dahin geweſen waren. In dem proteſtantiſchen Theil Deutſchlands hörte die alte Herrſchaft der Kirche plötzlich auf, ein großer Theil der päpſtlichen und biſchöflichen Gewalt ging auf die Landesherren über. Zunächſt wurden dadurch ihre Einnahmen weſentlich vermehrt. Allerdings verwendeten die gewiſſenhaften auf das Drängen ihrer Geiſtlichen eine große Anzahl der eingezogenen Kirchengüter, Stiftungen und Beneficien auf die neue Geiſtlichkeit und zur Ausſtattung von Schulen; aber auch in dieſem Falle vermochten ſie die Landesverwaltung beſſer einzurichten, und ſie machten die Erfahrung, daß die Leiſtungsfähigkeit ihrer Unterthanen unter der neuen Kirchenzucht wuchs und die Erhebung der Steuern durch geſchulte Beamte lohnender wurde. Die katholiſchen weltlichen Fürſten erkannten die unermeßlichen Vortheile, welche die Sachſen, Heſſen und ſpäter die Würtemberger als oberſte Biſchöfe und Patrone ihrer Landeskirchen erhielten, und ſie ließen ſich ihre Treue gegen die alte Kirche theuer bezahlen, indem auch ſie einen Theil des Kirchenvermögens für ſich nahmen. Auch ihre Kirche war durch die Reformation in die demüthige Stellung eines Schutzbedürftigen gekommen, und ſie konnte in der nächſten Zeit nicht daran denken, die Landesherren ſtark zu verletzen; denn von der Glaubenstreue der Fürſten hing ihr Fortbeſtehen ab, und das üble Beiſpiel der proteſtantiſchen Landgebiete lag allzunahe und lockte unabläſſig. Auch die alte Kirche brauchte neue Mittel ſich der vornehmen Laien zu verſichern, ihr half die hingebende Treue und diplomatiſche Kunſt des Jeſuitenordens, ſeine Fürſtenerziehung und ſeine begabten Köpfe im Beichtſtuhl und in den Geſchäften, um ihren Einfluß auf die begehrlichen Gebieter des Landes zu behaupten.

Kaum geringere Erhebung wurde der fürſtlichen Hausmacht durch die neue Beamtenbildung der römiſch geſchulten Juriſten, welche allmählich die Gerichte und Verwaltungsſtellen der Einzelgebiete beſetzten. Wie das Reichskammergericht waren auch die Gerichte der Landesherren häufigen Angriffen durch die öffentliche Meinung ausgeſetzt, die gelehrten Richter und Sachwalter wurden vom Volke gern der Rabuliſterei, Weitſchweifigkeit und Beſtechlichkeit bezichtigt. Dennoch war ein unermeßlicher Fortſchritt, daß die unbehilfliche und verkommene Rechtspflege des deutſchen Mittelalters, ſowie die unerträgliche Vielheit und Verſchiedenheit der Rechtsbräuche allmählich gebändigt wurde durch ein Rechtsgebäude, welches zwar aus der Fremde von einem untergegangenen Volksthum hergeholt war, aber durch die ſcharfe Logik ſeiner Beſtimmungen und durch die nüchterne, klare und genaue Auffaſſung der Rechte und Pflichten die ſinnbildlichen Handlungen und hundert unverſtändig gewordene Gewohnheiten in den Hintergrund drängte. Durch die ſtrenge Folgerichtigkeit ſeines Weſens wurden zahlloſe Ortsgeſetze, Ordnungen und Willküren einander allmählich ähnlicher geformt, wenn auch zunächſt nur vermittelſt gezwungener Deutung der heimiſchen Rechtsgrundſätze, die aus längſt überwundenen Culturzuſtänden herrührten. Zahllos waren die Härten des neuen Rechts und drückend ſeine fremdartige Unbilligkeit, aber auch bei der unbehilflichſten Anwendung wurde daſſelbe dem Handel und Verkehr eine weit beſſere Stütze als die alten Vorſchriften über Leihkauf und Wucher, und dem Angeklagten menſchlicher als ein Schöffengericht unwiſſender Bauern. — Die Landeskirche, die Schulen und die römiſch geſchulten Beamten begannen über einem kräftigen Volke den modernen Staat der Fürſten zu formen, der im folgenden Jahrhundert ſich despotiſcher über einem zerſchlagenen und zerſtörten Volke aufbauen ſollte — als die letzte Rettung deſſelben.

Noch in anderer Weiſe empfanden die proteſtantiſchen Fürſten des Reiches den ungeheuren Werth dieſes Fortſchritts. Sie waren durch die Reformation Gebieter ihrer Zugehörigen geworden, wie niemals ſeit Karl dem Großen ein deutſcher Herr Gebieter über Deutſche geweſen war. Denn im Einverſtändniß mit ihren Geiſtlichen befahlen ſie auch in Kirchenſachen, ſie waren Vorkämpfer und oberſte Würdenträger ihrer Glaubensgenoſſen. Dieſe Ehre hatten ſie ſogar vor dem Kaiſer voraus. Und dieſe neue Majeſtät, welche ihr Haupt verklärte, mußte der Kaiſer ihnen vielleicht beneiden, in jedem Fall, wenn er ein guter Katholik war, haſſen und für ketzeriſchen Frevel halten. Die deutſchen Fürſten waren nicht zu leiten geweſen zu Gunſten einer deutſchen Hausmacht, als noch beide Theile, Fürſten und Kaiſer, gemeinſam gegen den Papſt haderten; wie ſollten ſie fortan einem Kaiſer dienſtfertig ſein, ſeit ſie in ihrem Lande höhere Regentenmacht genoſſen als der Kaiſer ſelbſt, und ſeit dem Kaiſer als Gottesfrevel erſcheinen konnte, was ſie am höchſten hob.

Und wieder müſſen wir ſagen, die Reformation brachte die Erhebung der Fürſten nur deshalb, weil ſich kein deutſcher Kaiſer fand, der die Einſicht und Neigung hatte, dieſes ungeheure Kraftmittel für das Kaiſerthum Deutſchlands auszunützen. Dies ward der Nation zum Verhängniß.

Durch deutſche Fürſten wurde Karl, Herr von Niederburgund und Niederland, König von Spanien und Neapel, Herzog von Mailand, Oberherr der neuen Welt jenſeit des Oceans, auch Kaiſer in Deutſchland. Es iſt bekannt, wie lange und geſchäftig das Ränkeſpiel für ihn und König Franz von Frankreich ſich kreuzte. Kein Kurhaus war, welchem nicht Geldſummen oder Vortheile von beiden Theilen angeboten wurden, und keines, welches nicht für ſeinen eigenen Nutzen unterhandelte; zuletzt gab doch der Wille Friedrich's des Weiſen den Ausſchlag. Theuer hat ſeine Familie dieſen Entſchluß bezahlt.

Als der junge König zu Aachen gekrönt wurde, als er ſein Pferd zur Freude der ſchauenden Menge ſo luſtig aufſteigen ließ, und als nach der Krönung durch die Herolde ausgerufen wurde, päpſtliche Heiligkeit bewillige, daß Seine Majeſtät den Titel „erwählter römiſcher Kaiſer“ annehmen dürfe, da fehlten im Feſtzuge die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Fürſten der beiden Häuſer, welche fortan die deutſche Oppoſition gegen das Haus Habsburg führen ſollten.

Mit der Wahl Karl's V war das Schickſal Deutſchlands entſchieden. Er war nicht ganz Burgunder, nicht immer Spanier, nicht Italiener, am wenigſten Deutſcher. Zu hoch war ſeine Erdenſtellung, als daß er das Lebensbedürfniß einer der vielen Völkerſchaften, welche ihm gehorchten, zur Hauptaufgabe ſeines Lebens hätte machen können. Und es war das Furchtbare ſeiner erhabenen Stellung, daß er nur perſönliche Politik treiben konnte, bald dieſes, bald jenes Land dem Zuge ſeiner Pläne unterordnend, deren letztes Ziel war, die Vortheile ſeiner Familie wahrzunehmen. Wäre Karl weniger klug und weniger mäßig geweſen, das Unerträgliche ſolches Gegenſatzes wäre ſofort in allen ſeinen Staaten als ein Unglück gefühlt worden. Aber ſelten hat ein Fürſt verſtanden, eine innerlich unhaltbare Stellung ſo lange ſiegreich zu behaupten.

Denn wie wenig er im deutſchen Reich heimiſch wurde, er war hier doch nicht unbeliebt. Wie Luther ſelbſt ſah ihn auch das deutſche Volk an. Faſt rührend erſcheint uns das Vertrauen und die Anhänglichkeit, mit welcher die Deutſchen dem Enkel Maximilian's entgegenkamen. Sein vornehmes, gehaltenes, ruhiges Weſen machte überall großen Eindruck. Im Anfange wurde man nicht müde das Beſte von ihm zu hoffen, ſpäter freuten ſich auch die Proteſtanten, die ſeine Ungunſt erfahren hatten, wenn er dem Papſt entgegentrat und den König von Frankreich beſiegte. Lange fühlte ſich die deutſche Nation durch den Ruhm ſeiner glänzenden Herrſchaft gehoben. Karl that, was ihm möglich war, er ſchonte die Vorurtheile der Deutſchen, ſah ihnen mehr nach als einem andern ſeiner Völker, und verſtand, auch wo er Partei war, ſeine Gegner durch Gnade und Würde zu verſöhnen. Aber endlich kam doch das Jahr, wo ihm Stolz und Anſprüche ſo geſteigert waren, daß die ungelenke Selbſtändigkeit der proteſtantiſchen Partei unerträglich wurde. Da brach der innere Gegenſatz als Haß hervor. Plötzlich erhob ſich gegen ihn ein Sturm im Volke.

Wieder ſchwoll die kleine Literatur zu einem Meer wie in den erſten Jahren Luther's, in Verſen und Proſa wurde gegen ihn gefochten und mehr auf die Bundesgenoſſenſchaft des Himmels gehofft, als klug war. Der proteſtantiſche Moritz, Nachfolger des Herzogs Georg von Sachſen, jenes eifrigſten Gegners der Reformation, verband ſich mit dem Kaiſer gegen ſeine eigene Familie, die proteſtantiſche Partei wurde geſchlagen.

Und jetzt ſtand Kaiſer Karl auf der Höhe ſeiner Macht. Die Schlacht bei Mühlberg war gewonnen, der ſchmalkaldiſche Bund ruhmlos zerfallen. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte beeilten ſich, ihren Frieden mit dem Herrn von halb Europa zu machen, dem ſie in unheilvoller Stunde die Herrſchaft über ihre Häupter entgegengetragen hatten. Von der Saale zog er, den gefangenen Kurfürſten von Sachſen und den verhafteten Landgrafen von Heſſen mit ſich führend, im Triumphzuge, geleitet von ſeinem Kriegsheer, ſpaniſchen und niederländiſchen Söldnern und deutſchen Landsknechten, nach Augsburg. Dort ſtrömte zum Reichstag faſt Alles zuſammen, was Deutſchland an Gewaltigen beſaß, um Verzeihung oder Belohnung zu erwerben, dem mächtigſten Gebieter, den Deutſchland ſeit Jahrhunderten gefühlt, den Hof zu machen, die eigene und des Landes Zukunft zu entſcheiden, Abenteuer und Vergnügen zu finden. — In dieſem Gewühl von unabhängigen Fürſten und kleinen Landgebietern, Höflingen, Gaunern, Kriegsleuten und Bürgergeſandtſchaften war auch ein Bürgersſohn aus Greifswald thätig, Bartholomäus Saſtrow, Unterhändler der Herzöge von Pommern, welche, durch ihre proteſtantiſche Verbindung ſtark bloßgeſtellt, vorzogen, nicht ſelbſt vor den Augen des Kaiſers zu erſcheinen. Saſtrow hat in ſeinem Lebenslauf (herausgegeben von Mohnike, Greifswald 1823, 3 Theile) einige lebhafte Schilderungen hinterlaſſen von dem, was er nach der Schlacht bei Mühlberg, auf dem Siegeszuge nach Augsburg und auf dem Reichstage erlebte. Der geſchichtliche Werth ſeiner Erzählung iſt nicht unbedeutend. Er beobachtete in ſeiner untergeordneten Stellung gut, urtheilte nüchtern und hatte doch Verbindungen genug, um ein richtiges Bild von dem Charakter der großen Herren zu erhalten. Und wie unſicher einzelne ſeiner Anekdoten ſein mögen, im Ganzen helfen ſie dazu, Menſchen und große Ereigniſſe in einem neuen Lichte zu zeigen. Das Folgende iſt eine getreue Uebertragung ſeiner Worte (Theil II, S. 26 folg.), doch mußte aus dem weitläufigen, oft durch Mittheilung von Actenſtücken unterbrochenen Bericht Einzelnes herausgenommen werden.

Bartholomäus Saſtrow, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in das kaiſerliche Lager nach Halle geſchickt, beginnt folgendermaßen:

„Die pommerſchen Räthe beſchloſſen, daß ich im kaiſerlichen Lager bleiben und bei Georg von Wedell meinen Schutz ſuchen ſollte. Dieſer hinterpommerſche Edelmann hatte ſeinen eigenen Vetter erſtochen, war in Ungnade bei Herzog Barnim, diente aber jetzt dem Kaiſer mit neunundzwanzig Pferden. Durch meine Beſchützung machte er ſich bei den pommerſchen Herzögen ſo verdient, daß Herzog Barnim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn in ſeinem Eigenthum wieder herſtellte. Bin alſo mit meinem Leibhengſt im kaiſerlichen Heer bis Augsburg geblieben. Wie es mir auf dieſem Zuge gegangen und was ich geſehen und mit angehört, folgt hier genau verzeichnet.

Es ſoll im Kriege gewöhnlich und ungeſtraft ſein, daß ein Kamerad dem andern ein Pferd ſtiehlt, und der Hergang iſt folgender. Wenn einem eines Andern Pferd gefällt, erkauft er einen verſchlagenen Reiterknaben mit etwa ſechs oder ſieben Thalern, daß er ihm das Pferd in die Hand liefere; dann ſchickt er es fünf oder ſechs Wochen von dannen, damit es ein wenig vergeſſen werde, verändert es an Schwanz, Mähne, Zopf und andern Abzeichen und läßt es ſich dann wieder ins Lager bringen. Das that im kaiſerlichen Heer vor Halle auch ein deutſcher Edelmann, ließ durch einen Knaben einen ſpaniſchen Hengſt ſtehlen, und als er ihn einige Wochen in ſeiner Heimat gehalten hatte und meinte, das Gericht ſei nunmehr kalt geworden, wurde der Gaul wieder ins Lager gebracht. Nun lagen die deutſchen Reiter, wohl acht oder mehr Schwadronen, auf einer ſchönen Wieſe, einem luſtigen Ort an der Saale, die Spanier aber lagen auf der Höhe um das Schloß. Der geſtohlene Hengſt wurde gegen Abend zum Tränken in die Saale geritten; ein ſpaniſcher Junge erkennt den Gaul, ſpricht, er gehöre ſeinem Herrn, und will mit ihm davon. Der deutſche Junge will ſich ihn nicht nehmen laſſen, er bekommt drei bis vier deutſche Reiter zum Beiſtande, der Spanier zehn bis zwölf, der deutſche zwanzig bis dreißig, die beiden Haufen wachſen je länger je mehr und beginnen in einander zu ſchießen. Die Spanier hatten der Höhe wegen großen Vortheil vor den Deutſchen, die faſt unter ihnen lagen, ſie ſchoſſen durch die Zelte der Deutſchen etliche vom Adel am Tiſch zu Tode, die Deutſchen ſchonten die Spanier ihrerſeits auch nicht. Der Kaiſer ſchickte einen ſpaniſchen Herrn heraus, der hatte einen wohlgeſtalteten ſpaniſchen Gaul unter ſich, den Hals voll prangender goldener Ketten, er ſollte die deutſchen Reiter zufrieden ſprechen und den Alarm ſtillen. Da ſchrien die Deutſchen einander zu: „Schieß in den ſpaniſchen Böſewicht!“ Als er nun auf die Brücke kommt, um über die Saale zu reiten, erſchießt einer den Gaul unter ihm, daß der Bekettete von der Brücke in die Saale ſtürzt und darin erſaufen muß. Da ſchickt der Kaiſer den Sohn König Ferdinand's, den Erzherzog Maximilian, der nachmals römiſcher Kaiſer wurde, hinaus, für gewiß haltend, daß ſie dieſem Gehör geben und ſich beſchwichtigen laſſen würden. Aber ſie ſchrien gleichfalls: „Man ſchlage auf den ſpaniſchen Böſewicht!“ Da ſchlägt ihn einer auf den rechten Arm, und ich habe geſehen, daß er den Arm einige Wochen in einer ſchwarzen Binde trug. Zuletzt kam der

Kaiſer ſelbſt heraus und ſagte: „Liebe Deutſche, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euern erlittenen Schaden erſtatten und bei meiner kaiſerlichen Ehre morgen am Tage vor euern Augen die Spanier henken laſſen.“ Damit wurde der Alarm geſtillt. Am andern Tage ließ der Kaiſer den Schaden in beiden Lagern, dem deutſchen und ſpaniſchen, beſichtigen und ſchätzen, und da ſich befand, daß den Deutſchen achtzehn Junker und Knechte und ſiebzehn Pferde erſchoſſen waren, den Spaniern aber ſiebzig Perſonen, ſo ließ der Kaiſer den deutſchen Reitern anſagen, Seine Majeſtät wollte die Summe erſtatten, zu welcher die Pferde geſchätzt worden ſeien, wäre auch nicht abgeneigt geweſen, wie er den Tag zuvor verſprochen, die Spanier henken zu laſſen; da die Deutſchen aber ſelbſt geſehen, daß die Spanier den vierfachen Schaden erlitten hätten, und ſie alſo genug gerochen wären, wollte der Kaiſer hoffen und allergnädigſt befinden, die Deutſchen würden daran erſättigt und zufrieden ſein.

Am 18. Juni gegen Abend haben die beiden Kurfürſten, Moritz von Sachſen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Heſſen zwiſchen ſich nach Halle geführt. Dort hat er am andern Tag gegen Abend um 6 Uhr auf dem großen Saal in des Kaiſers Wohnung im Beiſein vieler Herren, Kurfürſten, Fürſten, fremder Potentaten, Botſchafter, Grafen, Oberſten, Befehlshaber und einer großen Anzahl Zuſchauer, ſo viele ins Gemach gehn und von außen durch die Fenſter hereinſehen konnten, mit ſeinem Kanzler, der neben ihm auf den Knien lag, den Fußfall gethan. Aber als der Kanzler demüthig genug die Abbitte that, kniete der Landgraf, der ein ſpöttiſcher Herr war, und lachte ganz ſchimpflich.*) Da winkte ihm der Kaiſer mit dem Finger, ſah zornig und ſagte:

---

*) Bedeutet bei Saſtrow noch nicht mehr als ſpöttiſch, Schimpf einen Scherz, der den Andern erniedrigt.

„Wohl, ich will dich lachen lehren.“ Was nachfolgend auch geſchah.

Der Kaiſer rückte von Halle nach Naumburg und blieb dort drei Tage. Als die Kaiſerlichen ſich vor Naumburg ſammelten und die Kaiſerliche Majeſtät draußen vor dem Thore etwas wartete, hatte ſie einen ſammtenen Hut auf und einen ſchwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Sammt beſetzt. Als aber ein Schlagregen einfiel, ſchickte er in die Stadt und ließ ſich ſeinen grauen Filzmantel und Filzhut herausholen; mittlerweile drehte er ſeinen Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel, ließ ſich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann! der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das ſammtene Hütlein aber und den Mantel nicht vom Regen verderben, ſondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt. — Der Landgraf wurde von den Spaniern allerwegen einen Tag vor dem Kaiſer geführt. Die Spanier hielten allenthalben übel Haus. Denn am andern Tage lagen längs dem Wege, den doch der Kaiſer zog, der toten Körper nicht wenige; ſie wirthſchafteten auch übel mit Weibern, Jungfrauen und Männern, verſchonten keine Weibsperſon — —*).

Hinter Koburg wurden wir in ein Dorf an einer ſchönen, luſtigen Wieſe einquartiert. Dort ſattelte ich mein Pferd ab und ließ es auf der Wieſe bis zum andern Tage laufen. In dem Dorfe war ein ſchönes Haus eines Edelmanns, der Hof ſtand ſperrweit offen, darin ein Wagen mit vier ſtarken Pferden, darauf lagen zwei Fäſſer mit köſtlichem Wein, und viele Kapaune, Kraniche, Faſane liefen umher. Wir ſchlugen ſie flugs tot, brachten ſie in unſer Zelt, rupften ſie, brieten und ſotten ſie am Feuer; wir hatten ganz unſern Willen, füllten unſere Futterſäcke aus dem vollen Haferboden und nahmen den Wein, die Pferde und den Wagen mit bis nach Nürnberg, doch unterwegs tranken wir den Wein aus. Wagen und Pferde verkauften wir zu Nürnberg, was ſie gelten wollten, denn wir hatten ſie billig gekauft. Herzog Friedrich von Liegnitz, der ſeines Vaters wegen auch dem kaiſerlichen Lager nachzog, kam zu uns, da er ſah, daß wir ſo gute Schnabelweide hatten. Den behielten wir bei uns zu Gaſt. Wir hatten zwei Dirnen in köſtlichen ſeidenen Kleidern bei uns ſitzen, — — ſaßen da die ganze Nacht, die ohnedies nicht lange währte. Am Morgen wollte ich meinen Hengſt wieder ſatteln und zäumen, ſo war er mir in der Nacht geſtohlen; ich nahm wiederum den nächſten, den ich ergreifen konnte, putzte ihn, legte den Sattel darauf und ritt meine Straße. —

---

*) Was Saſtrow von ihren Greueln ſah, muß hier weggelaſſen werden. Die Thatſachen werden noch gräßlicher durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Sohn einer harten Zeit ſie berichtet.

Nach Bamberg kamen wir am 1. Juli. Der Kaiſer zog gegen Mittag mit ſtarkem Volke ein, er aber ſaß auf einem kleinen Rößlein. In der Vorſtadt war eine Straßenbiegung im rechten Winkel, gerade in dieſe Ecke ward der gefangene Kurfürſt von Sachſen logirt, daß er feldwärts aus der Vorſtadt hinaus und längs der Vorſtadt in die eigentliche Stadt ſehen konnte. Er ſtand oben am Fenſter, um den Einzug anzuſehen. Als nun der Kaiſer in der Ecke an den Kurfürſten kam, neigte dieſer ſich vor ihm gar tief, aber der Kaiſer verließ ihn nicht mit den Augen, ſolange er auf ihn ſehen konnte, und lachte gar ſpöttiſch.

Am 3. Juli ſchrieb der Kaiſer den Reichstag zum 1. September nach Augsburg aus. Im Stift Bamberg haben die Spanier an die vierhundert Frauen, Jungfrauen und Mägde bis nach Nürnberg mit ſich genommen. Dort haben ſie dieſelben wieder zurücklaufen laſſen; die Eltern, Männer und Brüder ſind ihnen gefolgt, der Vater ſuchte ſeine Tochter, der Mann ſeine Ehefrau, der Bruder ſeine Schweſter bis nach Nürnberg, da bekam ein jeder die Seine wieder. Iſt das nicht eine unartige Nation? Nach geendigtem Kriege, im Freundesland, im Beiſein der Kaiſerlichen

Majeſtät, da doch der Kaiſer gar ſtrenges Regiment hielt! Alle Abend, wenn er ſein Zelt aufſchlug, ließ er auch einen Galgen aufrichten, ließ ſie auch tapfer anbinden. Das half jedoch nichts.

Der Kaiſer zog mit ſeinem Kriegszeuge gemächlich vorwärts, denn es war eine große Hitze in den Hundstagen. Unterdeß ritt ich mit Georg von Wedell ſpazieren, die Kriegsleute entlang, was gar luſtig anzuſehen war, eines jeden Rüſtung und Wehr in der Schlachtordnung. Bald waren wir bei den ſpaniſchen Kriegsleuten, bald bei den deutſchen, und konnten doch am Abend wieder bei unſern Reitern ſein. Die Marſchirenden hielten nicht den rechten Fahrweg, ſondern gingen in gerader Linie, ſie machten eine anſehnliche Straße, viermal breiter als die Landſtraße; was ihnen entgegen war, mußte weichen, die Zäune wurden niedergeriſſen, die Gräben wurden zugeſchüttet.

Zu Nürnberg, wo ich den Schutz Georg von Wedell's oder eines Andern nicht nöthig hatte, bin ich in ein Wirthshaus geritten, in welchem der obgemeldete Herzog von Liegnitz auch Herberge genommen. Auch Kaiſerliche Majeſtät iſt mit großem Comitat herangezogen und ſo lange in Nürnberg geblieben, daß ſie zu Augsburg bequem um den 1. September ankommen konnte. Der Herzog von Liegnitz hat ſich ſeines Sauſens befliſſen, iſt ſtets voll geweſen, und um dazu in Nürnberg Geſellſchaft zu haben, da ihm ſeine zugeordneten Räthe bei dem Schwärmen keine Geſellſchaft leiſten wollten, hat er die Hofleute des Markgrafen Johann gerne bei ſich gehabt, die denn mit ihm ein unbändiges Trinken verführt haben. Als ſie einſt ſehr bezecht waren, hat der Herzog mit ſechs Markgräflichen ſich den rechten Aermel von Wamms und Hemde ſchneiden laſſen, ſo daß der Arm ganz nackend war, hat die Hoſen aufgelöſt und das Hemde zwiſchen den Hoſen und dem Wamms rund herum etwas ausgezogen. So ſind ſie ohne Schuhe, auf den Socken, mit bloßem Haupte, vor ihnen das große Spiel, die Spielleute der Stadt Nürnberg, welche aus aller Macht ſo laut blaſen mußten, als ſie konnten, die Gaſſe entlang vorwärts gezogen, einer nach dem andern, bald nach dem Mittageſſen, aus der Herberge nach dem Logement des Herzogs Heinrich von Braunſchweig. In der einen Hand hatte der Herzog ein Paar Würfel, in der andern Hand etliche Goldſtücke. Da kam eine Welt von Leuten herzugelaufen, zumal von den fremden Nationen, Spanier und Italiener, und ſahen dieſen deutſchen Ebriaken zu. Der Wein überwand ſie; als ſie zum Braunſchweiger hinaufkamen, ſchlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Braunſchweiger auf den Tiſch, aus der einen Hand hatte er das Geld verloren, in der andern hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, ſondern ſtürzte an dem Tiſche nieder. Der Braunſchweiger ließ ihn durch vier ſeiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiſer ſoll übel damit zufrieden geweſen ſein, daß den Deutſchen vor andern Nationen ſolch grauſamer Spott widerfuhr.

Nun waren aber bei dem Herzog von Liegnitz Anzeichen genug, daß er nicht übel erzogen war. Denn ich hatte etliche Tage vorher über Tiſch, als er ziemlich bezecht war, gehört, wie er ganze Geſchichten des alten Teſtaments, nicht wie ſie in der Bibel ſtehn, ſondern mit ſeinen eigenen Worten nicht nur recitirte, ſondern auch auf ſeines Vaters Geſchäfte, die er beim Kaiſer verrichten ſollte, ſo geſchickt berichtete, daß ich mich verwundert habe — darum ſieht man hier die Frucht des Volltrinkens, daß man aus einer Sünde in die andere fällt. Denn als er keine andere Saufgeſellſchaft mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief ſo lange, daß er mich erweckte und ich ihm antworten mußte, er bat um Gottes willen, ich möchte aufſtehen und mit ihm ſaufen. Ich ſagte aber, das wäre meine Art nicht, und bat unterthänig, er möchte mich, beſonders aber ſich ſelbſt mit ſolchem verſchonen, bis ich ihn von der Kammer, die ich nicht öffnen wollte, los wurde.

Als der Kaiſer ſechzehn Tage zu Nürnberg ſtill gelegen hatte und am Morgen früh nach Augsburg vorrücken wollte, ſtand dieſer Herzog doch einmal ſo früh auf, daß er ſchon um ſechs Uhr nach des Kaiſers Logis ritt, aber der Kaiſer war ſchon zwei Stunden zuvor zum Thore hinaus. Da ſchämte ſich der Herzog nach Augsburg zu folgen, und ſchickte zwei ſeiner Räthe gen Augsburg nach. Er aber blieb bei ſeinem unordentlichen Leben, ritt zwar mit ſeinem Hofgeſinde zurück in ſein Land, aber in dem unordentlichen Saufen ließ er nicht nach. Zu Liegnitz in ſeinem Lande ſaß er einſt beim Trunk, da führte der Weg zwei Studioſen, welche ihre Eltern und Freunde beſuchen wollten, durch Liegnitz. Die ſaßen allda zum Morgen, machten ſich auch mit Singen etwas fröhlich, daß es der Herzog hörte. Da ſchickte er zu ihnen, ließ ſie greifen, ſtracks zum Thore hinausführen und ihnen die Köpfe abhauen. Den andern Morgen, ehe er wieder zu trinken anfing, ritten etliche ſeiner Räthe mit ihm ſpazieren und führten ihn gerade auf den Platz, wo die zwei Studenten enthauptet waren. Als er das Blut ſah und fragte, was das wäre, und ſie ihm vermeldeten, es wäre Blut von den beiden Studioſen, die er den Tag zuvor hätte abhauen laſſen, da wunderte er ſich und fragte, was ſie gethan hätten? Als er nun wieder ſtark bezecht war, befahl er ſeinen Räthen bei Strafe ihres Lebens, ihn in den Thurm zu ſetzen und mit Waſſer und Brod zu ſpeiſen, und wenn ſie es anders mit ihm machen würden, wollte er ihnen die Köpfe von dem Rumpf hauen laſſen. Sie gingen mit ihm hin zum Thurm, worin bereits Gefangene ſaßen; zu denen wurde er hinabgelaſſen und dem Thurmhüter befohlen, ihn nicht wieder herauszulaſſen und mit nichts Anderem als Waſſer und Brot zu ſpeiſen. Als er nun den Trunk ausgeſchlafen hatte und ſich etwas ermuntern konnte, unterhielt er ſich mit den

Gefangenen und rief dem Kerkermeiſter zu, daß er ihn wieder herausbringen ſollte. Der jedoch ſagte, es wäre ihm zu hart verboten, zeigte es aber den Räthen an. Dieſe zogen die Sache hin bis auf den dritten Tag. Er hörte nicht auf, dem Kerkermeiſter zu befehlen, daß er die Räthe bitte, ſie möchten nachgeben und ihn loslaſſen. Da gingen ſie zu ihm in das Gefängniß und hörten ihn ſelbſt flehn und bitten. Sie aber ſagten, er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten, und ſie wüßten, daß er damit nicht ſcherze, deshalb dürften ſie ihn nicht herauskommen laſſen. Er verſprach es aber ſo hoch und theuer, ſie nicht zu beſchweren, daß ſie ihn aus dem Thurm kommen ließen.

Ungefähr drei Jahre darauf wollte er nach Stettin reiten, alles nur, um mit den Hofleuten dort zu trinken. Als ſolches Herzog Barnim erfuhr, zog er mit ſeinem ganzen Hofgeſinde fort nach dem Kloſter Colbitz, ließ nur das fürſtliche Frauenzimmer zurück. Der Liegnitzer kommt nach Stettin; auf dem Schloſſe wird ihm geſagt, daß weder der Herzog noch jemand von den Hofjunkern zur Stelle ſei, und er wird nach der Stadt in ein Haus eingewieſen, worin gerade ein alter Mann im Todeskampfe lag, weil man vermeinte, daß er deshalb um ſo eher von dannen rücken würde. Aber er blieb nicht nur, ſondern ging auch zu dem Kranken ans Bett und ſagte ihm etwas aus Gottes Wort vor, ſo lange bis er verſchied, und drückte ihm die Augen zu. Valentin, der mit der Armenbüchſe umging, kam zu ihm ins Haus, dem ſteckte er etliche Thaler in die Büchſe und ließ ſchwarzes Tuch holen, ſich und dem Valentin zu Mänteln, und wollte dem Toten mit Valentin auch zum Begräbniß folgen. Das wollte doch die Herzogin nicht geſtatten, ſondern ließ ihn auf's Schloß laden in das Gemach über der Kanzlei, damit ſie mit einander reden könnten. Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche und wollte über den Hof hinuntergehn, da ſtand dieſer Herzog an dem Fenſter, ſtieß den

Kopf zum Fenſter hinaus, ſperrte mit beiden Händen den Mund gegen mich voneinander und ſchrie mich laut an: „Bui!“ Da ich zu Nürnberg gelernt hatte, wie mit ihm zu verhandeln war, antwortete ich: „Bah!“ Darauf ſagte er: „Ei, das iſt ein rechtſchaffener Kerl! Ich bitte euch um Gotteswillen, kommt zu mir herauf, wir wollen einander gute Geſellſchaft leiſten, fröhlich und guter Dinge ſein.“ Ich aber ſagte Sr. Fürſtlichen Gnaden unterthänig Dank und ging meine Straße.

Als er zuletzt auch von Stettin abzog, — denn Herzog Barnim's Heimkehr verzögerte ſich zu lange, — gab ihm die Herzogin eine fürſtliche Verehrung, ſo daß er noch eine Weile unordentlich zehren konnte. Er blieb aber bei ſeinem angenommenen tollen, wilden Leben, wodurch er ſich um Alles, Land und Leute, Geſundheit und fürſtlichen Wohlſtand brachte. Er ſoff ſich zu Tode, ſo daß er ſeine Gemahlin, eine geborne Herzogin von Mecklenburg,*) und ihre beiderſeitigen Kinder in äußerſter Armuth verließ. Denn ſeine Gemahlin beklagte ſich als Witwe, nicht allein bei ihren Standesgenoſſen, ſondern auch gegen den Rath mancher Städte, daß ſie große Noth litte, ſie wüßte keinen Rath, wie ſie ihre Söhnlein fürſtlich erziehen ſollte, ſondern bat, ihr dabei etwas zu Hilfe zu kommen nnd ſie in ſolcher Armuth mit einem Almoſen zu tröſten; wie denn auch der Rath zu Stralſund ihr durch ihren hierher geſchickten laufenden Boten etliche Thaler ſandte. —

Zu Augsburg bin ich in eine öffentliche Herberge am Weinmarkt eingeritten, dort habe ich zwei Stuben und bei jeder eine Schlafkammer beſtellt, die eine für die pommer'ſchen Geſandten, die andere für ihre Kanzlei, welche der Kanzler Jacob Citzewitz einnahm und mit den Secretären Herzogs Barnim und mir benutzte. Am Ende des Heumonats iſt die

---

*) Seine Gemahlin, Mutter Heinrich's XI und Friedrich's IV, war eines ſolchen Gatten und ſolcher Söhne nicht unwerth.

Kaiſerliche Majeſtät mit dem ganzen Heer herangekommen. Den Landgrafen hat er mit einem Haufen Spanier zu Donauwörth gelaſſen, aber den gefangenen Kurfürſten hat er mit nach Augsburg gebracht und in dem Haus der Welſer einquartiert, am Weinmarkt, durch zwei Häuſer und ein kleines Gäßlein von des Kaiſers Palaſt getrennt, hart an meiner Herberge. Durch die Nebenhäuſer hatte der Kaiſer durchbrechen und über das Gäßlein ein hölzern Gerüſt legen laſſen, ſo daß man aus des Kaiſers Logis in das des Kurfürſten gehen konnte. Der Kurfürſt hat ſeine eigene Küche gehalten, auch ſeinen Kanzler Minkwitz und ſein aufwartendes Geſinde bei ſich gehabt, ſo daß die Spanier nicht in ſeine Stube und Schlafkammer haben kommen dürfen. Der Herzog von Alba und andere große Herren am kaiſerlichen Hofe ſind bei ihm aus- und eingegangen und haben ihm mit freundlichem Geſpräch, auch allerlei Kurzweil Geſellſchaft geleiſtet. Er hatte im Hofe ſeiner Herberge, die recht herrlich und fürſtlich gebaut und eingerichtet iſt, einen Rennplatz, wo ſie über die Stange ſtachen; ihm wurde erlaubt, in der Stadt an luſtige Orte und zierlich mit beſonderer Kunſt eingerichtete Gärten, deren zu Augsburg etliche ſind, zu reiten; und weil er von Jugend auf Luſt zum Fechten gehabt, und als er jung und rühriger war, mit allen Wehren gern gefochten hat, wurden ihm zu Gefallen Fechtſchulen eingerichtet; jedoch ſind die ſpaniſchen Soldaten vor und hinter ihm gegangen; ihm war faſt bis zum Ende des Reichstags, wo er ſich weigerte das Interim anzunehmen, nicht verwehrt, Bücher zu leſen u. ſ. w. Aber bei dem Landgrafen zu Donauwörth ſind die Spanier bei Tage in der Stube geweſen. Wenn er im Fenſter gelegen und auf den Platz geſehen, ſo haben auch ein oder zwei Spanier neben ihm am Fenſter gelegen, welche die Köpfe ebenſo lang hinausſteckten; Tag und Nacht haben ſie mit Pfeifen und Trommeln die ſpaniſche Beſatzung auf- und abgeführt. Die bewaffneten Spanier haben des Nachts bei ihm in der Kammer gelegen, und wenn die Wache abgewechſelt wurde und die Friſche mit Trommeln und Pfeifen in die Kammer kam, haben die, welche ihn die halbe Nacht bewacht hatten, das Bette aufgedeckt und geſagt: „Sieh da, wir wollen ihn euch geliefert haben, hinfort mögt ihr ihn bewahren.“ Ich meine, das heißt die Worte von Halle bei dem Fußfall: „Wohl, ich will euch lachen lehren!“ redlich halten.

Die Kaiſerliche Majeſtät hat, ſobald ſie zu Augsburg ankam, mitten in der Stadt hart am Rathhauſe zu mehrem Schrecken einen Galgen aufrichten laſſen, dabei einen halben Galgen, woran man die Chorda gab, und gerade gegenüber ein Gerüſt, in Höhe eines mittelmäßigen Mannes, worauf man räderte, köpfte, ſtrangulirte, viertheilte und dergleichen Arbeit verrichtete.

Es war wohl ein geharniſchter Reichstag, denn außer den ſpaniſchen Soldaten und deutſchen Knechten, die der Kaiſer mit nach Augsburg brachte, lagen bereits in der Beſatzung daſelbſt zehn Fähnlein Landsknechte, auf dem Lande und um Augsburg herum lag hiſpaniſches und italieniſches Kriegsvolk. Aber es war auch ein anſehnlicher, pompöſer Reichstag, denn es waren die Kaiſerliche und die Königliche Majeſtät zur Stelle, alle Kurfürſten* in Perſon mit ſehr ſtarkem Gefolge, der Kurfürſt von Brandenburg mit ſeinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen beiden Söhnen Karl Victor und Philipp, Markgraf Albrecht von Kulmbach, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Auguſtus von Sachſen, Herzog Albrecht von Baiern u. ſ. w., Frau Maria, des Kaiſers Schweſter, und die Tochter ſeiner Schweſter, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, das bairiſche Frauenzimmer, item Geſandte fremder Potentaten, ſonſt viel Biſchöfe, Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherren, Reichsſtädter, anſehnliche Geſandte, vortreffliche Männer. Daß ich den Juden Michael nicht vergeſſe, der ſich auch als ein großer Herr hielt und auf der Gaſſe ſtattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten auf wohlſtaffirtem Pferde ritt, zehn bis zwölf Diener, alles Juden, immer als reiſige Knechte angethan, liefen um ihn her; von Perſon war er anſehnlich, wie man auch ſagte, ſein wirklicher Vater wäre ein Graf von Rheinfelden. Der Erbmarſchall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht ſcharf ſehen konnte, begegnete ihm einmal auf der Gaſſe und zog vor ihm nicht allein den Hut ab, ſondern bog auch die Knie, wie vor einem größern Herrn als er ſelbſt war. Darnach ſah er, daß es Michel Jud geweſen, und bereute die dem Juden erzeigte Ehre mit dieſen Worten: „Daß dich Gottes Element ſchände, alter ſchelmiſcher Jude!“

Da ſo viele königliche und fürſtliche Frauenzimmer zur Stelle waren, die auch viele fürſtliche und gräfliche Fräulein bei ſich hatten, von den Frauen ſtattlichen rittermäßigen Standes ganz zu geſchweigen, ſo banketirten die Herren auf dem Reichstage vortrefflich und hielten faſt alle Abende Tänze, welſche und deutſche. Beſonders König Ferdinandus war ſelten ohne Gäſte, ſie wurden ſtets herrlich mit allerlei Kurzweil und prächtigen Tänzen tractirt, er hatte eine überaus ſtattliche, wohlgeordnete Muſica, nicht allein Inſtrumente, ſondern auch Geſang. Außer anderer Kurzweil ſtand allwege hinter ihm ein beredter Stocknarr, den wußte er frei herauszufordern und ihm mit gleichem lächerlichen Geſpräch zu begegnen; gemeiniglich hatte er königliche, kur- und fürſtliche Perſonen beiderlei Geſchlechts zur Geſellſchaft bei Tiſche ſitzen, mit denen er ohne Aufhören heiteres Geſpräch hielt, denn der Mund ſtand ihm nimmermehr ſtille. Ich habe des Abends bei ihm einen Tanz geſehen, in dem ein ſpaniſcher Herr, der ein langes, geſchloſſenes Kleid bis auf die Erde anhatte, daß man von den Füßen nichts ſehen konnte, ein Fräulein aufforderte und mit derſelben eine Algarde oder Paſſioneſa (wie ſie es nennen, ich verſteh's nicht) tanzte, er that ab und zu gewaltige Sprünge, ſie auch, und wußte ihm von allen Seiten ſo zu begegnen, daß es eine Luſt anzuſehen war; und wenn der Tanz zu Ende war, fing ein anderes Paar einen welſchen Tanz an. Dagegen ſein Herr Bruder, der römiſche Kaiſer, hielt gar kein Banket, ja er behielt keinen bei ſich. Wenn ſie ihm aufwarteten und ihn aus der Kirche in ſein Gemach, wo er ſich zu Tiſche ſetzte, begleiteten, gab er ihnen einem nach dem andern die Hand, ließ ſie gehn und ſetzte ſich allein an den Tiſch. Er redete auch nichts, nur ein Mal, als er aus der Kirche in ſein Gemach kam, ſich umſah und Carlowitz*) nicht gewahr wurde, ſagte er zu Herzog Moritz: „Ubi est noster Carlovitius?“ und als dieſer antwortete: „Gnädigſter Herr, er iſt etwas ſchwach,“ rief er ſeinem Medicus auf holländiſch: „Veſali, ihr ſollt zum Carlowitz gehn, er ſoll etwas ſiech ſein, ſeht, daß ihr ihm helfet.“ Ich habe den Kaiſer auf etlichen Reichstagen oft eſſen ſehen, aber er hat ſeinen Bruder, König Ferdinandus, nie zu ſich gebeten. Wenn die Speiſen von jungen Fürſten und Grafen aufgetragen wurden, ſetzte man jedesmal vier Trachten, in einer jeden ſechs G[illegible]chte, vor ihm auf den Tiſch und nahm die Oberſchüſſeln n[illegible] einander ab; gegen die, welche er nicht begehrte, ſch[illegible] er den Kopf, wenn er von etwas eſſen wollte, winkte e[illegible]it dem Kopf und zog die Schüſſel vor ſich hin. Es wurde[illegible]tliche Paſteten, Wildpret und wohlzugerichtete Leckerſpeiſen weggetragen, er behielt ein Bratferkel, einen Kalbskopf u. dgl., ließ ſich nichts vorſchneiden, brauchte auch das Meſſer nicht viel, ſondern ſchnitt ſo viele Stücklein Brot, ſo groß, wie er ſie zu jedem Biſſen in den Mund ſtecken konnte. Das Gericht, von dem er eſſen wollte, löſte er an der Ecke, wo es ihm am beſten gefiel, mit dem Meſſer, ſein Stück brach er mit den Fingern auseinander, zog die Schüſſel unter das Kinn und aß ſo natürlich, jedoch reinlich und ſauber, daß man ſeine Luſt daran ſah. Wenn er trinken wollte, — und er that nur drei Trunk während der Mahlzeit, — ſo winkte er ſeinen Doctoribus Medicinä, die vor dem Tiſch ſtanden; die gingen zum Treſor, worauf zwei ſilberne Flaſchen ſtanden und ein kryſtallnes Glas, das wol anderthalb Seidel hielt, und goſſen das Glas aus beiden Flaſchen voll; das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, mußte er auch zwei- oder mehrmal Athem holen, bevor er's vom Munde zog. Sonſt redete er nichts über Tiſch; es ſtanden wohl Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Poſſen reißen konnten, er kehrte ſich aber nicht daran, höchſtens verzog er den Mund zu einem halben Lächeln, wenn ſie etwas recht Kurzweiliges ſagten. Er ließ ſich auch nicht anfechten, daß Viele daſtanden, die den Kaiſer eſſen ſehen wollten. Er hatte einen ſtattlichen Sängerchor, auch Inſtrumentalmuſik, die ſich in den Kirchen ſehen ließen, aber in ſeinem Gemach erklangen ſie nicht. Die Mahlzeit währte nicht eine Stunde, dann wurde Alles weggeräumt, Seſſel und Tiſche zuſammengeſchlagen, daß nichts übrig blieb als die vier Wände, allenthalben mit köſtlichen Tapeten behangen. Wenn ihm das Gratias vorgebetet war, reichte man ihm ein Federkielchen als Zahnſtocher, dann wuſch er ſich und ſtellte ſich in eine Ecke des Gemachs an das Fenſter, dahin konnte jedermann kommen, Bittſchriften überreichen oder mündlich berichten. Dem ſagte er auf der Stelle, wo man Beſcheid bekommen ſollte.

---

*) Chriſtoph von Carlowitz, der Vertraute und ſtille Regent des Kurfürſten Moritz von Sachſen, war in jener Zeit mit gutem Grunde Günſtling des Kaiſers, denn er war es, welcher die Politik ſeines Herrn leitete.

Herzog Moritz von Sachſen machte Bekanntſchaft mit dem bairiſchen Frauenzimmer, hatte auch ſeine Kurzweil in ſeiner Herberge, dem Hauſe eines Doctoris Medicinä. Der hatte eine erwachſene Tochter, eine ſchöne Metze, ſie hieß Jungfrau Jacobina, mit der badete er, ſpielte auch nebſt Markgraf Albrecht von Kulmbach täglich mit ihr Karten. — — Sie hielten ſo Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Gerede in der ganzen Stadt war. Andere Fürſten und Herren von geiſtlichem und weltlichem Stande trieben's auch artig. So hab ich einſt mit angeſehen, als Markgraf Albrecht und andere junge Fürſten mit jungen Biſchöfen, die nicht geborene Fürſten waren, ſoffen und auf der Peilketafel ſchoſſen, daß der eine dem andern keinen Ehrentitel gab, ſondern gar höhniſch rief: „Pfaff, ſchieß hin, was gilt's, du wirſt nichts Ordentliches treffen,“ und der Biſchof wiederum mit einer gemeinen Redensart erwiederte. Junge Fürſten legten ſich wohl zu fürſtlichen und gräflichen Damen, ſonderlich von hohem adligem Stande, auf den Boden, denn ſie ſitzen nicht auf Bänken oder Seſſeln, ſondern es werden köſtliche Tapeten mitten ins Gemach gebreitet, worauf ſie ſich bequemlich ſetzen und ſich ſtrecken können, dort umhalſen, küſſen und betaſten ſie ſich. Es verthaten auch Fürſten und Herren von beiderlei Geſchlecht mit vielem übermäßigen Banketiren nicht allein, was in ihrer Kammer vorhanden und was ſie mit ſich auf den Reichstag genommen, was ſich auf viele tauſend Thaler belief, ſondern ſie haben auch mit großer Mühe, unerſetzlichem Schaden und Verdruß ſo viel aufnehmen müſſen, daß ſie mit Anſtand von Augsburg ſcheiden konnten. Die Unterthanen etlicher Fürſten, namentlich des Herzogs von Baiern, deſſen Gemahl des römiſchen Königs Tochter war, brachten nur an Spielgeld etliche tauſend Gulden zuſammen, die ſie ihren Herren zum Geſchenk machten, es wurde ihnen aber im Spiel Alles abgenommen.

Unſere Geſandten hielten ſich ſtill, luden keine Geſellſchaft, wurden auch von Andern nicht geladen. — Sie hielten aber täglich an, den einen Tag an dem Hofe des einen Fürſten, den andern bei dem andern, die Geſandten blieben immer zu zwei bei einander. Jacob Citzewitz, der Kanzler aber ging allein, er meinte, daß er es allein wohl vollbringen könnte, wie er es denn auch wohl konnte, nur daß er ſtets vom Anfang bis zu Ende Alles repetirte; das war den Herren verdrießlich. Denn als zwei von den andern Geſandten in den Hof des

Kurfürſten von Köln kamen, darin Citzewitz den Tag zuvor geweſen war, ſagte der kölniſche Kanzler: „Was gedenkt euer Kanzler, daß er, ſo oft er zu mir kommt, Alles wiederholt, was er früher in verdrießlicher Länge bereits berichtet hat? Meint er, daß ich von ſo geringem Gedächtniß ſei, oder daß ich in Sachen meines gnädigen Herrn, des Kurfürſten, ſo wenig zu thun habe, daß ich ſein langes unnöthiges Reden ohne Verdruß abwarten kann? Mir iſt dabei gerade ſo, als wenn eine Henne ein Ei legen will, ſo fliegt ſie auf das Hackelwerk (den Zaun) und gackert: ein Ei, ein Ei! vom Hackelwerk auf die Hilde (den Heuboden): ein Ei, ein Ei, ich lege ein Ei! von der Hilde auf den Balken: ein Ei, ein Ei, liebe Leute gucket, ich lege ein Ei! Wenn ſie dann genug gegackert und viel Weſens gemacht hat, ſo fliegt ſie aufs Neſt und legt ein kleines Ei. Ich aber halte es mit der Gans, die ſetzet ſich fein ſtill auf den Miſthaufen und legt ein Ei ſo groß als ein Kindskopf." — Ich ſelbſt habe oft den Biſchof von Arras, Doctor Marquardt und andere Räthe angeſprochen, gefleht und gebeten. Da ich aber von mir ſelbſt nicht auf das kam, was jetzt allenthalben bei Höfen, bei Herren und in großen Städten im Schwange geht, wenn man Wohlwollen erwerben will, ſo gab mir Doctor Johann Marquardt geſchickt zu verſtehn, daß ihm eine beſondere Freude ſein würde, wenn er ein artiges, kleines Rößlein hätte, worauf er, wie es am kaiſerlichen Hofe gebräuchlich, zum Rath reiten könnte. Ich ſchrieb deshalb nach Pommern, und bekam ein gar wohlgeſtaltetes geſchickt mit dem beſonderen Befehl, daß ich paſſendes Reitzeug dazu machen laſſen und alsdann dem Herrn Doctor mit drei großen portugieſiſchen Geldſtücken anbieten ſollte, was der Herr Doctor ohne Weigern gar gern und mit gutem Willen annahm. Citzewitz und ich ließen doppelte Ducaten und rheiniſche Gulden untereinanderlaufen, bis es gutes Kronengeld wurde. Davon ließen wir zwei Trinkgeſchirre machen, ein jedes ſieben Mark ſchwer; die wollten die Räthe dem Herrn von Granvella verehren.*) Citzewitz iſt mit denſelben etlichemal bei ihm in ſeinem Logis geweſen, hat aber zu Augsburg die Gelegenheit nicht erſehen, ſie ihm beizubringen. Aber das große Bedenken, die Feinheit und Sorge wäre gar nicht nöthig geweſen, und hätte er der Kleinodien noch ſo viele gehabt, er hätte ſie ohne Gefahr in aller Güte jetzt ebenſo angebracht, wie ſpäter zu Brüſſel in den Niederlanden. Denn dem Herrn von Granvella war ein großer Schatz von Silber, Gold, Geld und Geldeswerth von köſtlichen ſeltenen Waaren verehrt worden, wodurch Kurfürſten, Fürſten und Städte ſeine Verwendung bei Kaiſerlicher Majeſtät zu gewinnen vermeinten. Die führte er auf Centnerwagen und etlichen ſtarken Mauleſeln bei ſeinem Heimzuge mit ſich fort, und wenn er gefragt wurde, was auf die Wagen gelegt und die Mauleſel gehängt wäre, antwortete er: „Peccata Germaniae!“

Im December ſetzte der Kaiſer den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg auf ihr fleißiges Bitten und Anhalten einen Tag für den Landgrafen von Heſſen an, um über ſeine Sache zu entſcheiden. Nun hatte der Kurfürſt Herzog Moritz mit dem bairiſchen Frauenzimmer, wie ſchon geſagt, Kundſchaft gemacht. Und am Sonntag Morgen, vor dem Montag, an welchem der lange erbetene Beſcheid ergehn ſollte, ſetzte ſich der Herzog Moritz in einen Schlitten, denn es war Schneebahn. Carlewitz kommt von der Kanzlei heruntergelaufen und ſpricht: „Wohin wollen Ew. Kurfürſtl. Gnaden fahren?“ Der Kurfürſt antwortete: „Ich will gen München fahren.“ Ich ſtand gerade vor dem Thor, ſo daß ich mit Andern, die auf- und niedergingen und ſtehn blieben, Alles anhörte. Darauf Carlewitz: „Haben Ew. Kurf. Gnaden vergeſſen, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Kurf. Gnaden wie dem Kurfürſten von Brandenburg angelegenen Sache Kaiſerlicher Majeſtät Beſcheid angeſetzt worden iſt?“ Der

---

*) Damals der mächtige Rath des Kaiſers.

Kurfürſt: „Ich will gen München fahren.“ Darauf Carlowitz: „Ich habe zu Wege gebracht, daß ihr zum angeſehenen Kurfürſten geworden ſeid, ihr habt euch aber auf dieſem Reichstage ſo leichtfertig verhalten, daß ihr bei den vornehmen Leuten aller Nationen, wie auch bei der Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät in höchſte Verachtung gekommen ſeid.“ Während des ſchlägt Herzog Moritz die Pferde mit der Peitſche und fährt zum Thore hinaus. Carlowitz rief ihm überlaut nach: „Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, daß euch Gottes Element ſchänden müſſe, mit Fahren, mit Allem.“ Als der Kurfürſt von München zurückkam, rüſtete Carlowitz zur Abreiſe nach Leipzig; denn, ſo ſagte er, der Neujahrsmarkt wäre vor der Thür und er müßte dort ſein, oder er würde einige tauſend Thaler Schaden haben. Wollte ihn nun der Kurfürſt bei ſich behalten, ſo mußte er ihm ſo viel tauſend Thaler verehren. Keiner der beiden Kurfürſten erſchien am angeſetzten Tage vor der Kaiſerlichen Majeſtät, noch iſt ein Beſcheid in Sachen des gefangenen Landgrafen ergangen. Denn da das Spazierenfahren nach München und die Unterredung zwiſchen Herzog Moritz und Carlowitz, die am hellen Tage und auf der Gaſſe von Vielen angehört wurde, der Kaiſerlichen Majeſtät nicht verſchwiegen geblieben, und dieſelbe das vielfältige Anhalten mehr für Geſpött als Ernſt erachtete, ſo iſt auch kein fernerer Tag angeſetzt worden, den Beſcheid zu hören.

Die deutſchen Landsknechte, die in der Beſatzung zu Augsburg lagen, waren etliche Monate nicht bezahlt worden, und es wurde erzählt, daß die Strafgelder des Landgrafen und der Städte, von denen ſie hätten bezahlt werden können, wohl vorhanden geweſen ſeien, aber der Herzog Alba habe dieſelben bei dem gefangenen Kurfürſten verſpielt. So wurden ſie mit der Bezahlung länger aufgehalten. Da ſind etliche von ihnen in der Fähnriche Quartier gefallen, haben drei Fähnlein herausgeriſſen und ſind ſo mit aufgerichteten Fähnlein in Schlachtordnung nach dem Weinmarkt gezogen. Als nun die Fahnenträger in der Ordnung dahinziehen, iſt ein hoffärtiger Spanier, in der Meinung Ehre zu erlangen, große Gnade bei der Kaiſerlichen Majeſtät zu verdienen und ſich einen ewigen Namen zu machen, zu den Fähnrichen ins Glied geſprungen und hat dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen wollen. Dem Fähnrich folgten drei Schlachtſchwerter, von dieſen haut einer dieſen Schubiak mitten voneinander wie eine Rübe, nach dem Spruche: wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um. Als die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein ſtarkes Rennen und Laufen von den ſpaniſchen Soldaten, ſie beſetzten alle Gaſſen, die auf den Weinmarkt führten, der gefangene Kurfürſt wurde hinüber in den Palaſt des Kaiſers geführt, denn ſie beſorgten, der Kurfürſt möchte ihnen genommen werden; alle Einwohner, zumal Kaufleute, Krämer, die für den Reichstag köſtliche Waare, ſeidenes Gewand, ſilberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelſteine angeſchafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wohl geſchehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung ſelbſt hätten ſuchen müſſen. Deswegen entſtand dort ein wildes Raufen, Zuſammenlaufen und Getümmel, jeder rüſtete ſich zum Ernſt. Bürger und Fremde lagen auf ihren Häuſern und in den Gemächern geharniſcht, die Röhre und halben Haken zum Feuern bereit, wie es ein jeder zur Beſchirmung des Seinen durchſetzen konnte, ſo daß wohl ein geharniſchter Reichstag daraus hätte werden können.

Der Kaiſer aber ſchickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was ſie wollten. Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte nicht weit vom Zündloch, und ſagten: entweder Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiſer ihnen antworten, ſie ſollten ſich zufrieden geben, ſie würden am nächſten Tage ſicher bezahlt werden. Sie aber wollten nicht abziehen, wenn ſie nicht verſichert würden, daß ſie ungeſtraft bleiben ſollten, weil ſie dem Kaiſer vor ſein Logis gerückt wären. Das verſprach ihnen der Kaiſer, ſo zogen ſie ab, wurden den nächſten Tag bezahlt und entlaſſen. Aber was geſchah? Es wurden einige Späher abgefertigt, die ſollten ſich unvermerkt zu den Führern der Fähnlein ein, zwei Tagereiſen geſellen und hören, ob dieſe auch der Kaiſerlichen Majeſtät ungünſtig oder ſpöttiſch gedenken würden; wenn das geſchähe, ſollten ſie ſich Beiſtand nehmen und die Männer gefangen zu Augsburg wieder einbringen. Am andern oder dritten Abend im Wirthshaus thaten die Landsknechte einen fröhlichen Trunk, denn ſie hatten Geld im Säckel und vermeinten, ſie wären jetzt ſicher wie in Prieſter Johann's Land, und glaubten nicht, daß ſie ihren Verräther bei ſich ſitzen hätten; da gedachten ſie der Kaiſerlichen Majeſtät in ſolcher Weiſe: „Oh weh, ja! das ſollte man Karl von Gent erlauben, Kriegsleute annehmen und ſie nicht bezahlen!“ Sie ſchworen dem Kaiſer St. Veltin's Krankheit*) an den Hals, und: „Wir wollten's ihm ſchon gelehrt und auf den Kopf gegeben haben, Gottes Element ſollte ihn geſchändet haben.“ Auf ſolche Worte wurden ſie ergriffen, wieder zurück nach Augsburg geführt, am Verlach an den Galgen gehenkt und einem jeden ein kleines Fähnlein in den Latz geſteckt.“ — So weit Saſtrow.

Aus ſeinem Bericht von dem Aufſtande deutſcher Landsknechte iſt zu ſehen, daß damals auch die höchſte Erdengewalt ſehr unſicher war. Wenige Jahre darauf konnte der neue Kurfürſt Moritz von Sachſen den erfahrenen Meiſter in welſcher Politik durch plötzlichen Kriegszug wie im Fluge bewältigen. Weder der Kaiſer noch ein anderer Fürſt unterhielt ein größeres ſtehendes Heer, auch des Kaiſers Macht ſtand deshalb auf thönernen Füßen, und Kaiſer Karl befand ſich dem deutſchen Kriegsvolk gegenüber in einer beſonders ſchwierigen Lage. Wie weit auch das Gewiſſen der Landsknechte war und wie bereitwillig ſie ſich um gutes Geld verkauften, ſie waren doch nicht ganz ohne politiſche Farbe. Die Mehrzahl war proteſtantiſch geſinnt; auch die in der Schlacht bei Mühlberg geholfen hatten ihre Kameraden im ſächſiſchen Dienſt niederzuwerfen, empfanden nach der Schlacht mit Aerger, daß ſie der proteſtantiſchen Sache einen tötlichen Stoß gegeben. Das Andenken an Luther war Vielen werth, aber weit ſtärker war ihr Haß gegen die ſpaniſchen Soldaten Karl's, das treue unbezwungene Fußvolk, welches auf den Schlachtfeldern von halb Europa für ſeinen König geblutet hatte. Der Kaiſer ſelbſt hatte den Bürgerkrieg in Deutſchland aufgeregt, wenig Jahre darauf marſchirten die deutſchen Söldner trotzig gegen ſein geweihtes Haupt. Und wie die Kriegsknechte empfand die Mehrzahl der deutſchen Fürſten, auch die Feinde der Erneſtiner und Heſſen. Der große Kaiſer hatte einen verderblichen Schnitt durch das lockere Gewebe des deutſchen Reichs gemacht; das war keine Execution der Reichsgewalt geweſen, wie einſt gegen den tollen Würtemberger oder den von Cleve, das war ein Bürgerkrieg in den größten Verhältniſſen, ein perſönlicher Kampf der Habsburger gegen die Hausmacht deutſcher Fürſten. Fortan wußten die deutſchen Herren, was ſie von ihrem Kaiſer zu erwarten hatten. Die letzte Scheu vor Ordnung und Pflicht des Reiches ſchwand dahin. Jetzt hatte jeder dringende Veranlaſſung des eigenen Heils zu gedenken. Gegen die furchtbare Hausmacht der Habsburger rettete nur Anſchluß an fremde Herrſcher. Immer dreiſter wurde der Verkehr mit Frankreich, wer in Oppoſition trat, gewöhnte ſich dort Hilfe zu ſuchen. Im Bündniß mit Frankreich erhob ſich Moritz von Sachſen und Albrecht von Brandenburg gegen den Kaiſer, in franzöſiſchem Solde half der deutſche Feldoberſt Schärtlin Metz, Toul und Verdun von Deutſchland abreißen; an den

---

*) Die ſchwere Noth, fallende Sucht.

Hof der Valois, zu Guiſen und Bourbonen wanderten von jetzt die jüngeren Prinzen Deutſchlands, Weltbildung, Geldunterſtützung, eine Hauptmannsſtelle zu erlangen. Und das thaten nicht die proteſtantiſchen Fürſten allein, auch die katholiſchen, ſogar geiſtliche Kurfürſten, denen freilich neben Frankreich noch die Verſchwörung mit dem römiſchen Hofe blieb. Nicht aus der Zeit Richelieu's, ſondern von dem deutſchen Kriege Karl's V ſchreibt ſich der übermächtige Einfluß Frankreichs auf die Geſchicke des Vaterlandes her, die thatſächliche Auflöſung des deutſchen Reichskörpers beginnt mit der Schlacht bei Mühlberg und dem Reichstag zu Augsburg. Und wie widerwärtig uns der Anſchluß der deutſchen Landesherren an eine fremde Macht erſcheint, niemals ſoll man vergeſſen, daß die undeutſche Politik des kaiſerlichen Hauſes ihn verſchuldet hat. Doch die Vergeltung traf den Vernichter deutſcher Selbſtändigkeit, den großen Kaiſer, faſt auf der Stelle. Er hatte unter den Kurhut des pflichtvollen und zögernden Johann Friedrich einen weit anderen Mann geſtellt, ſeinen Jünger in ſelbſtſüchtiger Staatskunſt, eine übermüthige Kraft ohne Bedenken und von verſtecktem Entſchluß, wie der Kaiſer ſelbſt. So erntete Karl, was er geſäet, die Landsknechte des Moritz ſcheuchten ihn bis in die letzten Schluchten der Alpen. Der nackte Eigennutz des Wettiners ſiegte über die rückſichtsloſe Staatsklugheit des großen Habsburgers. Was der Herr von halb Europa ſein Lebelang erſtrebt, das ging ihm unter der Hand verloren. Deutſchland war auf ſeine Weiſe nicht zu beherrſchen; er war nicht in der Lage geweſen, die große Bewegung der deutſchen Geiſter zu leiten, er war nicht im Stande, ſie völlig zu vernichten. Es war ihm nicht gelungen, die deutſchen Fürſten ſeinem Hauſe dienſtbar zu machen, es war ihm nicht gelungen, ihre Macht zu zerſtören. Der weitſehende bedächtige Spieler gab ſein Spiel auf, er legte ſtill, wie er zu handeln pflegte, die Karten aus der Hand. Er ſelbſt brach mit ſchwerem Herzen ſeine Hausmacht in zwei Stücke.

Die politiſche Lage Deutſchlands wurde dadurch nicht hoffnungsvoller. Auch das Leben des Moritz verlöſchte wie ein Meteor, und der wilde Spießgeſell, Albrecht von Brandenburg, ſtarb einen kläglichen Tod.

Es folgten die Grumbach'ſche Fehde, die kölniſche Fehde, die jülich'ſchen Händel, die böhmiſchen Wirren, ein Streit ruhmloſer als der andere, die Führer einer Partei ſo wenig tüchtig als die der andern. Das Ende war der dreißigjährige Krieg.

6.

Eine Bürgerfamilie.

(1488—1542.)

Aus den höchſten Gebieten deutſcher Thätigkeit ſteigt die Erzählung nieder zu den kleinen Kreiſen, in denen einzelne Familien mit dem hervorſtechenden Inhalte der Zeit erkennbar werden. Eine Reihe von Beiſpielen ſoll von den Schickſalen des Landmannes herüberführen zu dem Leben der bevorrechteten Stände.

Das Jahr 1500 fand den Bauer in Süddeutſchland tief erbittert über den Druck, der auf ihm lag, und geneigt ſich dagegen zu empören. Allmählich theilte ſich die Aufregung den Franken und Thüringern mit, ſie arbeitete unter den Weſtfalen und zog hinab bis an die Hanſeſtädte der Nord= und Oſtſee. Zwei Menſchenalter vergingen, bevor die große ſocialiſtiſche Bewegung des 16. Jahrhunderts unterdrückt wurde.

Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß die Erſchütterungen des europäiſchen Geldmarktes dazu beitrugen, die unteren Schichten des Volkes aufzuregen. Das Sinken der Metallwerthe ſeit der Entdeckung von Amerika wurde zunächſt als ein dauerndes Steigen der Getreidepreiſe empfunden. Dem Bauer wurde jeder Scheffel Getreide und damit auch ſeine Arbeit werthvoller; in demſelben Maße erhielt beides für den Grundherrn höhere Bedeutung. Es war natürlich, daß der Bauer ebenſo ſehr auf eine Befreiung, hier und da auf eine Ab=

löſung der Laſten dachte, während das Beſtreben des Grundherrn wurde, die Dienſte zu erhalten, ja zu ſteigern.*) Dennoch wird man die große Bewegung nicht vorzugsweiſe auf ſolche Urſache zurückführen. Der Siegesſtolz der Schweizer, welche die Ritter Burgunds zu Boden geſchlagen hatten, das Selbſtgefühl der neuen Landsknechte und vor allem die religiöſe Bewegung und die politiſche Farbe, welche dieſelbe in Süddeutſchland erhielt, ſetzten die Seele des Bauern in fieberhafte Erwartung, daß eine neue Zeit auch für ihn heraufkomme. Zum erſten Male wurde ſeine Lage von den Gebildeten mit Theilnahme betrachtet. Der Landmann wurde faſt plötzlich auch in der Literatur urtheilend und mitredend eingeführt. Seine Beſchwerden gegen die Geiſtlichkeit, aber auch gegen die Grundherren wurden mit vielem Geſchick in volksthümlicher Sprache immer wieder vorgetragen. Wenig Jahre zuvor hatte er bei den Faſtnachtsſpielen der Nürnberger die ſtehende Rolle eines Tölpels geſpielt, jetzt ſchrieben die Kloſterbrüder, ſogar die Stadtbürger, wie Hans Sachs, Dialoge in herzlichem Mitgefühl mit ſeiner Lage, und die Figur des einfachen, verſtändigen, arbeitſamen Bauern, des Karſthans, wurde wiederholt in Anſpruch genommen, um das Urtheil und den Witz des Volkes gegen die Pfaffen aufzuregen.

Aber wie gefährlich der große Bauernaufſtand des Jahres 1525 durch mehre Wochen erſchien und wie mannigfaltig die Charaktere und Leidenſchaften waren, welche darin ausbrannten, der Bauer ſelbſt war faſt nur die wogende Maſſe, ſeine Demagogen und Leiter gehörten zum Theil andern Ständen an; im Ganzen betrachtet iſt die Einſicht und Fähigkeit der Anführer, auch der bäuerlichen, doch nur gering, ebenſo gering die kriegeriſche Tüchtigkeit der Haufen. Deshalb liegt hier, wo der Bauer zum erſten Mal durch die Gelehrten der Zeit mächtig beeinflußt wird, mehr Reiz in Betrachtung der

---

*) Zu vergleichen: Roſcher, Syſtem der Volkswirthſchaft. II, S. 810.

Geiſter, welche ihm die Seele aufwühlten. Es ging diesmal, wie immer bei Volksaufſtänden: zuerſt erregten die Maßvolleren, Weiterblickenden, die Beſſeren und Ehrlichen, dann verloren ſie die Herrſchaft an eitle und rohe Demagogen, wie Andreas Karlſtadt und Thomas Münzer.

Nächſt Luther hat kein einzelner Mann vor dem Bauernkriege ſo tiefe Einwirkung auf die Stimmungen des ſüddeutſchen Landvolks ausgeübt, als ein Barfüßer-Obſervanzer, welcher aus dem Kreuzgange des Franziskanerkloſters zu Ulm unter das Volk trat, Johann Eberlin von Günzburg. Er hatte mehre Eigenſchaften eines großen Agitators, und ſtand unter den Geſtalten der erſten Reformationszeit als eine der liebenswürdigſten. Wärmer als ein anderer ergriff er die ſociale Seite der Bewegung. Schon im Jahr 1521 verkündete er ſein Ideal eines neuen Staats und eines neuen Gemeindelebens mit Verſchweigung ſeines Namens in volksthümlichſter Form durch kleine gemeinverſtändliche Schriften. Die alten Forderungen, welche ſpäter ein Prädicant in den zwölf Artikeln der Bauerſchaft zuſammengefaßt hat, finden ſich mit mehren andern faſt ſämmtlich in einer Sammlung kleiner Volksbüchlein, in den „fünfzehn Bundesgenoſſen“. Die Beredſamkeit Eberlin's wirkte hinreißend auf die lauſchende Menge, Fülle der Rede, poetiſcher Schwung, herzliche Wärme und zugleich eine Ader von guter Laune und von dramatiſcher Gewalt machten ihn überall, wo er erſchien, zum Liebling. Dazu kam eine harmloſe Selbſtgefälligkeit und ſo viel behagliches Hängen an der Stunde, als nöthig war, ihm ſeine Erfolge werth und die Verfolgungen ſeiner Gegner erträglich zu machen. Und doch war er nichts weniger als ein behender Demagoge. Als er aus ſeinem Orden ſchied mit ehrlicher Ueberzeugung, mit einem Herzen, welches durch die Verſunkenheit der Kirche und durch die Noth des Volkes leidenſchaftlich erregt war, konnte er freilich auch nach damaligem Zuſchnitt kaum für einen unterrichteten Mann gelten, erſt nach und nach kam ihm in einzelnen Fragen die Klarheit; dann war er gewiſſenhaft bemüht, frühere Behauptungen zu widerrufen; wie gern er auch von ſich ſelbſt ſpricht, immer iſt es ihm heiliger Ernſt mit der Wahrheit. Dabei hatte er einen ſtillen ariſtokratiſchen Zug, er war ein Bürgerkind, hatte angeſehene Verwandte, auch aus adligem Geſchlecht, und rohe Gewaltthat widerſtand ſeinem Weſen, in welchem ein ſtarker geſunder Menſchenverſtand unabläſſig das auflodernde Gefühl zu beherrſchen ſuchte. Mit großer Pietät hing er an allen ſeinen Vorgängern, die ſeine Bildung gefördert hatten, zunächſt an den Wittenberger Reformatoren. Nachdem er mehre Jahre in Süddeutſchland unſtät umhergetrieben war, zog es ihn nach Wittenberg, dort wirkte Melanchthon ſehr ſtark auf den beweglichen Süddeutſchen, er wurde ruhiger, mäßiger, beſſer geſchult. Ferner aber gehörte er — wie ſein Kloſtergenoſſe Heinrich von Kettenbach — zu den Prädicanten, welche ſich um Hutten und Sickingen ſammelten. Und dieſe perſönliche Verbindung der großen ſüddeutſchen Volksredner hat die volksthümliche Bewegung kurz vor dem Untergange Sickingen's in eine Richtung gelenkt, welche keine Dauer haben konnte. Denn eine kurze Zeit ſchien es, als ob in Süddeutſchland die religiöſe und ſociale Bewegung von den adligen Gutsbeſitzern, wenn nicht geführt, doch benutzt werden könnte; es war ein Irrthum, an dem die beiden Ritter und ihre beſſern Freunde zerbrachen, weder Hutten noch Sickingen hatte die Kraft und Einſicht, das Landvolk wirklich für ſich zu gewinnen. Das kam ſofort zu Tage, als Sickingen von ſeinen Nachbarfürſten bewältigt war. Die Bauern wurden die eifrigſten Helfer der Fürſten, um die Junker der Sickingiſchen Partei zu verfolgen und ihre Schlöſſer zu verbrennen. Und dieſer Kriegszug iſt in der That als Vorſpiel des Bauernkriegs zu betrachten. Er hatte das Landvolk auch in den benachbarten Landſchaften entfeſſelt und an das Brechen der Burgen gewöhnt. Uns iſt ein kleines Geſpräch aus dem Jahr

1524 erhalten, welches bereits den vollen Grimm der Landleute gegen den Adel ausſpricht.*)

Von da ab erhielten die entſchloſſenen Demagogen das Ohr der Bauern, die gemäßigte Partei der Volksführer verlor die Herrſchaft. Noch einmal hatte Eberlin Gelegenheit in Erfurt als Vermittler vor den empörten Bauernhaufen die Macht ſeiner Beredſamkeit zu erweiſen, unter ſeiner Rede fiel das geſammte Landvolk fromm und reuig in die Knie. Die Schwäche des Raths vereitelte den letzten Erfolg ſeiner Bemühungen. Er zog ſich ſeitdem unter dem Schutz der Grafen von Wertheim auf ein Pfarramt in Wertheim zurück, wo er noch im Jahr 1530 dem verſtorbenen Grafen Görg eine ſchöne kirchliche Gedächtnißfeier hielt, bei welcher er und 19 Mitpfarrer das verſammelte Volk zu Thränen rührten. Mit ihm verlor ſich ein gutes Stück von der Poeſie der Reformation, die ſeit den Bauernkriegen in neuen Bahnen ging.

Grauſam wurde der Aufſtand durch die geängſteten Fürſten beſtraft, am eifrigſten waren die kleinen Zwingherren, den Beſiegten wieder das Joch aufzulegen. Und doch folgte dem Kampfe in Süddeutſchland und Thüringen eine wirkliche Verbeſſerung der äußeren Lage des Landvolks. Man iſt immer noch geneigt, die Einwirkung der römiſchen Rechtsanſchauungen als eine Verſchlechterung der Verhältniſſe des deutſchen Bauern zu betrachten. Allerdings waren die

---

*) Ein Geſprech eyneß Fuchs und Wolffs — auf dem Staigerwaldt. 1524. 6 Bl. Unter der Maske des Wolfes und Fuchſes unterhalten ſich zwei flüchtige Junker der Partei Sickingen. Nachdem die Räubereien des Adels kräftig angedeutet ſind, ſagt der Wolf: Durch ſolchen Fraß haben wir uns viel Bürger und Bauern zu Feind gemacht, die haben ſich unlängſt verpflichtet, keinen von uns leben zu laſſen, wenn ſie uns erwiſchen. Fuchs: Wer ſind dieſelbigen Bürger und Bauern? Wolf: Die hohen Schwaben, als Augspurger, Ulmer, Kemptner, Bibracher, Memminger und den Neckar entlang, die Nürnberger und die Baiern, welche an ſie grenzen.

Geſichtspunkte, nach denen die römiſch geſchulten Juriſten das Verhältniß zwiſchen Grundherren und Unterthanen betrachteten, den letzteren nicht immer günſtig, denn die Rechtsgelehrten waren geneigt, jede Art von Abhängigkeit des Bauern aus dem mangelnden Eigenthumsrecht an ſeinem Boden zu erklären; aber ſie waren eben ſo bereit, die perſönliche Freiheit des Landmanns anzuerkennen. So wurde in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts die alte Leibeigenſchaft, welche in vielen Landſchaften noch in harter Form beſtand, gemildert und die Unterthänigkeit an ihre Stelle geſetzt.

Was den Landmann des 16. Jahrhunderts in der allgemeinen Schätzung herabdrückte, war nicht das fremde harte Recht, ſondern die Erhebung der andern Volksſchichten durch die neue lateiniſche Bildung, an welcher er weniger Theil hatte, als die Gutsherren und Städter. Doch gewann auch er durch die lateiniſche Schule, weil die Reformatoren und die Beamten der Landesherren, welche zu römiſchem Rechte erzogen waren, in den Einzelgebieten des 16. Jahrhunderts allmählich geordnetere Zuſtände ſchufen, und dem Bauer überhaupt die Möglichkeit ſicherten, zu ſchaffen und zu gedeihen. Durch die Kirchen- und Schulzucht hob ſich in dem größten Theile Deutſchlands Sittlichkeit und Cultur der Dörfer. Von den größeren deutſchen Landesherren hatten mehre einen hausväterlichen Sinn, und in den neuen Ordnungen, welche ſie in Uebereinſtimmung mit ihren Geiſtlichen entwarfen, wurde auf das Wohl des Bauern ſorgfältig Rückſicht genommen. Das geſchah vor allem durch das Haus der Wettiner in ihrem Franken, Thüringen und Meißen, nicht am wenigſten durch Kurfürſt Auguſt. Und das hohe Anſehen der ſächſiſchen Kanzlei, welches ſeit dem 15. Jahrhundert in Deutſchland beſtand, trug weſentlich dazu bei, ſolche ſächſiſche Verordnungen zu Muſtern für das übrige Deutſchland zu machen.

Doch kann nicht geleugnet werden, daß einige Jahrzehnte vor dem dreißigjährigen Kriege, wenigſtens in den Landſchaften jenſeit der Elbe, z. B. in Pommern und Schleſien, wieder eine Steigerung der Adelsanſprüche fühlbar wird. Unter ſchwachen Regenten wuchs der höfiſche Einfluß des Adels, die unaufhörlichen Geldverlegenheiten der Fürſten ſteigerten das Selbſtgefühl der Landſtände, welche die Steuer bewilligten, und die Bauern hatten mit Ausnahme von Tirol, Oſtfriesland, der alten Landvogtei Schwaben und weniger kleiner Gebiete keine Vertreter unter den Landſtänden. So hielten ſich die Grundherren für die Bewilligungen, welche ſie dem Fürſten machten, an ihren Landleuten doppelt ſchadlos. In Pommern wurde 1617 die Leibeigenſchaft wieder förmlich eingeführt.

Noch anderen Segen brachte die Reformation. Sie bahnte der aufſtrebenden Volkskraft neue Wege. Wieder muß daran erinnert werden, daß von je der Bauernſtand die große Quelle war, aus welcher neue Familienkraft in die Zunftſtuben und die Arbeitszimmer der Gelehrten aufſtieg. Auch deshalb liegt die letzte Grundlage für das Gedeihen der Völker in der einfachen Thätigkeit des Landmannes, der menſchlichen Arbeit, bei welcher Geiſt und Körper, Anſtrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur ſelbſt in das rechte Verhältniß gebracht werden. Wo ſolche Arbeit gedrückt, beſchränkt, unfrei wurde, erkrankte das geſammte Volk. Der Untergang der freien Landarbeiter hat mehr als einmal den politiſchen Beſtand der Staaten untergraben, z. B. in Polen, ja er hat einſt die tötliche Schwäche des großen Römerreichs und das Abſterben der alten Welt zur Folge gehabt. Je reichlicher und ungehinderter neue Kraft aus den unteren Schichten in die anſpruchsvolleren Kreiſe aufſteigt, deſto friſcher und energiſcher wird das politiſche Leben des Volkes ſein können. Und wieder, je weniger die ſinkende Familienkraft durch künſtliche Stützen verhindert wird, in die große Maſſe des Volkes hinabzufallen, deſto kräftiger und ſchneller wird ſich die emporſtrebende den Weg zur Höhe bahnen. Unſer Himmel und unſere Cultur verlangen eine ſo angeſtrengte Arbeit der Einzelnen, und ſo viel Streben und Kunſt iſt in unſer Leben gekommen, daß unſer Verbrauch an Lebenskraft ein ſehr großer iſt. Schon dem Landmann ſchwindet bei harter Arbeit leicht die Schönheit der äußern Form und jener Ueberſchuß von Kraft, welcher dem Menſchen ein leichtes Herz und das Vollgefühl des Glückes gibt; aber ſeine Muskeln und Nerven werden gehärtet, und er ſchreitet noch feſt und dauerhaft über die Scholle. Wenn jedoch die Familie aus dieſem Kreiſe heraustritt, vermehren ſich, ſo ſcheint es, mit den Genüſſen höherer Bildung und Thätigkeit auch die feindlichen Mächte, welche ihre Lebenskraft ſtören. Allerdings iſt die Familie nicht ein ſolches Gebilde der ſchaffenden Natur, wie ein Aehrenfeld oder die Felſenſchichtung eines Gebirges. Von den zahlreichen Urſachen, durch welche ihr Gedeihen und Fortleben beſtimmt wird, ſind mehre aller menſchlichen Berechnung für immer entzogen. Und neben häufig wiederkehrenden Erſcheinungen, welche wir beſcheiden als Regel auffaſſen, ſind die verſchiedenſten Abweichungen täglich zu beobachten. Bald eine durch Jahrhunderte fortwirkende Tüchtigkeit und Kraftfülle des Lebens in derſelben Familie, noch häufiger in überkommenen Verhältniſſen ein langes mäßiges Dauern, welches in längeren Zwiſchenräumen zu einer ungewöhnlichen Menſchenkraft aufblüht. Aber man wird es auch wieder für keinen Zufall halten, daß ein großer Theil der mächtigſten Perſönlichkeiten der erſten oder zweiten aufſtrebenden Generation angehört, ſo Luther, Goethe, Schiller. Nicht ſelten beſchränkt ſich das Gedeihen auf eine Folge von fünf bis ſechs Geſchlechtern, von denen ſehr oft Großvater und Vater die Aufſtrebenden ſind, der Sohn auf der Höhe der Kraft ſich ausbreitet, der Enkel und Urenkel im Genuß der von den Vorfahren erworbenen Habe das Abſteigen der Familienkraft bezeichnen. Bei ſolcher Ausdehnung iſt die Dauer einer Familie in anſpruchsvollen Kreiſen auf etwa zweihundert Jahre anzuſchlagen, von der Geburt des aufſteigenden Ahns bis zum Tode des abſteigenden Nachkommen. Die Vorrechte der höheren Stände, Befeſtigung des Vermögens, das Eintreten in eine abgeſchloſſene Kaſte und ähnliche äußere Stützen vermögen das Zurückfallen in die große Maſſe des Volkes aufzuhalten und dadurch Familien in ihrem Beſitzthum und Anſehen lange Zeit zu bewahren, zuweilen nur das phyſiſche Beſtehen, nicht das Fortwirken einer ſtarken, treibenden Kraft. Es iſt bezeichnend für die Phyſiognomie der mittelalterlichen und der meiſten neuzeitlichen Regierungen Europas, daß ſie ſich noch vorwiegend auf die alte conſervirte Familienkraft ſtützen. Dies gab ihnen zu Zeiten ein unbehilfliches, ja greiſenhaftes Ausſehen, aus welchem kein Schluß auf die abnehmende Lebenskraft des Volkes ſelbſt zu ziehen war. Der erſte Fortſchritt, welchen die Regierungen ſeit dem Mittelalter machten, war die Benutzung neuer Menſchenkraft neben ſolcher, welche durch Vorrechte befeſtigt war. Der Beamtenſtand gehört im Ganzen durchaus den aufſtrebenden Familien an.

Vor allem war die Aufhebung der Eheloſigkeit der Geiſtlichen ein geſellſchaftlicher Fortſchritt. Sie ſichert noch heut den proteſtantiſchen Landſchaften ein Uebergewicht über die katholiſchen. Bis auf Luther war der größte Theil deutſcher Volkskraft, welcher aus der Hütte des Arbeiters heraufkam, beſtimmt, unter dem heiligen Salböl zu verdorren. Es iſt wahr, die Prieſterehe hatte während des ganzen Mittelalters in der That nicht aufgehört. War doch ſogar ein Cardinal förmlich verheiratet geweſen, ſeine Hausfrau hatte gegen Papſt und Cardinalcollegium durchgeſetzt bei ihm zu bleiben, und konnte vor ſeiner Leiche den theilnehmenden Römern das Unerhörte berichten, ihr Mann ſei ihr immer treu geweſen. In Deutſchland bildeten die Haushälterinnen der Geiſtlichen, die Papemeierſchen des Reineke Fuchs, eine zahlreiche, nicht anſpruchsloſe Klaſſe. Aber die Duldung dieſer Verbindungen mußten die Landgeiſtlichen von Biſchof und Curie durch Abgaben erkaufen. Und wie gefällig die höhere Geiſtlichkeit war, dem ehrlichen Seelſorger galt ſolche Wirthſchaft doch als unſittlich, es kam vor, daß deutſche Prieſter ſich deshalb ein Gewiſſen machten bei der Meſſe die Hoſtie zu weihen. Das Volk aber ſah mit Haß und Hohn auf dieſe wilden Ehen. Und, was hier die Hauptſache iſt, die Kinder ſolches Haushalts ſtanden unter dem Fluch ihrer Geburt, ſolange ſie lebten; kaum eine bürgerliche Thätigkeit war ihnen zugängig, ſelbſt in die Zünfte der Handwerker wurden ſie nicht aufgenommen. Sie verloren ſich als Handarbeiter oder Landfahrer. Und doch war eine dauernde geſchlechtliche Verbindung katholiſcher Geiſtlichen zur Zeit Luther's gewöhnlich noch ein Glück für ihre Gemeinden; aus hundert Flugſchriften iſt zu ſehen, wie ruchlos die umherflackernde Sinnlichkeit der Prieſter in Dorf und Stadt das Familienleben der Gemeindegenoſſen verdarb. Bei den Proteſtanten dagegen wurde der Stand der Geiſtlichen die bequeme Brücke, auf welcher das Blut des Landmanns zu höherer Thätigkeit hinaufkam. Durch das Leben im Dorfe und eine kleine Landwirthſchaft war der Dorfpfarrer eng mit dem Bauernſtand verbunden und doch zu gleicher Zeit Bewahrer der beſten Bildung jener Jahrhunderte. So bedeutend iſt der Einfluß der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit auf die geiſtige Schaffenskraft der Deutſchen, daß die meiſten der großen Gelehrten, Dichter, Künſtler, die begabten Köpfe des deutſchen Beamtenſtandes wenigſtens mit einer, oft mit mehren Geſchlechterſtufen ihrer Vorfahren in einem proteſtantiſchen Pfarrhauſe ſtehn.*)

---

*) Zu den gewöhnlichen Bahnen, auf denen neue Volkskraft in den letzten drei Jahrhunderten heraufgeſtiegen iſt, gehören folgende, die Geſchlechterfolgen nebeneinander geſtellt:

Landmann. Schullehrer oder Geiſtlicher. Beamter. Neugeadelter.
Landmann. Geiſtlicher. Gelehrter.
Handwerker. Händler. Kaufmann. Gutsherr.

Oft beharrt die Familie durch mehre Menſchenalter in derſelben Thätigkeit, am häufigſten bei Geiſtlichen, Beamten, Kaufherren. Die neueſte Zeit hat auch hier ſchnellere Uebergänge, größeren Wechſel.

Im Folgenden wird das Leben einer Familie geſchildert, welche am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Dorfe in die Stadt überſiedelte, und in der dritten Geſchlechtsfolge eine größere Handelsſtadt regierte. Allerdings iſt aus der Erzählung zu erkennen, daß Kinder- und Familienleben auch damals treuherzige und naive Heiterkeit nicht entbehrte; aber man wird nicht ohne Befremden ſehen, wie rauh die Pflicht geübt und das Leben aufgefaßt wurde, wie gering die Menſchenliebe, wie ſtark das Familiengefühl war. Dicht neben Gewaltthat und räuberiſchem Ueberfall wird man die Anfänge einer ſehr modernen Polizei finden, die erſten Verfolgungen wegen Preßvergehn.

Wir ſind zwar gewöhnt anzunehmen, daß das einzelne Menſchenleben vor dreihundert Jahren weniger galt als jetzt, aber man wird doch in dem alten Bericht mit Verwunderung leſen, wie leicht Gewalt und Blutthat den Frieden einer Häuslichkeit ſtören konnte. In friedlicher Bürgerfamilie wird der Großvater durch überlegten Mordanfall getötet, der Vater wieder erſticht in Nothwehr einen Andern; ein Sohn wird auf offener Landſtraße von Wegelagerern angefallen, er erlegt einen Räuber und wird von einem andern bis zum Tode verwundet. — Zuletzt endlich wird es Manchem anziehend erſcheinen, wie der große Theolog, welcher damals die Chriſtenheit in zwei Lager theilte, bis an den Strand der Oſtſee als Familienrath einwirkte, und wie er durch ſein Wort fremde Seelen in Verehrung und Gehorſam unterwarf.

Allerdings geben die Zuſtände, welche hier geſchildert werden, nicht in allen Einzelheiten ein gemeingiltiges Bild von den Verhältniſſen Deutſchlands. An den Küſten von Pommern, wo ſich der niederſächſiſche Stamm auf ſlaviſcher Unterlage ausgebreitet hatte, war das Leben rauher, die Leidenſchaft rückſichtsloſer, die Stunde des Genuſſes weniger anmuthig als in den großen Reichsſtädten des Südens, wo längerer Wohlſtand, höhere Städtemacht, größere Verfeinerung wenigſtens manchem Einzelnen zu Gute kam. Aber zu groß wird man den Unterſchied auch nicht finden, wenn man die Lebensläufe anderer Zeitgenoſſen mit dem vorliegenden vergleicht, zuweilen anſprechendere Formen und einen hübſcheren Ausdruck für das gemüthliche Behagen, aber weder höhere Auffaſſung der Pflichten, noch reinere Sittlichkeit, noch größere Sicherheit des Lebens und Eigenthums.

Die folgenden Mittheilungen ſind wieder der umfangreichen Selbſtbiographie entnommen, welche Bartholomäus Saſtrow, Bürgermeiſter von Stralſund, verfaßte. Sein eigenes Leben war ungewöhnlich bunt und reich an Eindrücken. Er wurde als junger Mann mit ſeinem älteren Bruder zum Reichskammergericht nach Speyer geſchickt, dort einen Proceß ſeines Vaters treiben zu helfen und ſich ſelbſt ein Unterkommen zu ſuchen. Er war in allerlei Dienſten bei Advocaten, bei einem Komthur des Johanniterordens, ſchlug ſich nach Italien, um aus den Händen der römiſchen Geiſtlichkeit die Hinterlaſſenſchaft ſeines älteren Bruders zu erheben, welcher vom Kaiſer als lateiniſcher Gelegenheitsdichter mit dem Lorbeer gekrönt und geadelt worden, und darauf wegen einer unglücklichen Liebe mit gebrochenem Herzen nach Italien gegangen und im Dienſt eines Cardinals geſtorben war. Von Italien wand ſich der jüngere Bruder durch die Wirren des ſchmalkaldiſchen Krieges nach der Heimat zurück, trat in herzoglichen Dienſt, wurde von den pommerſchen Herzögen als politiſcher Unterhändler in das Kaiſerlager, zum Reichstag nach Augsburg, als Sollicitator an das Kammergericht geſchickt, ließ ſich dann in Greifswald nieder, gründete einen Hausſtand, erlangte als gewandter Notarius in Pommern Praxis und Vermögen, zog nach Stralſund, wurde dort Bürgermeiſter und ſtarb hoch an Jahren in Ehren als ein ſchlauer, hitzköpfiger und wahrſcheinlich nicht ſelten harter und parteiiſcher Herr. So beginnt er ſeinen Bericht:

„Um das Jahr 1487 iſt mein Vater zu Ranzin im Kruge, der am Kirchhofe auf Anklam zu liegt und unter die Junker Oſten zu Quilow gehört, dem Wirth Hans Saſtrow geboren worden. Nun hatte dieſer Hans Saſtrow an Vermögen, Geſtalt, Stärke und Verſtand die Junker Horne, welche ebenfalls zu Ranzin wohnten, weit übertroffen, ſo daß er ſchon vor ſeinem Eheſtande ſich mit ihren Hofhufen wohl vergleichen konnte. Das hat denn die Horne übel verdroſſen, ſie haben ſich aufs Aeußerſte befliſſen ihm Schimpf, Spott, Schaden, Nachtheil zu bereiten, ihm auch Geſundheit und Leben zu gefährden. Und da ſie für ihre Perſon nicht konnten noch durften, haben ſie ihren Vogt abgerichtet in den Krug zu gehen, zu zechen, Zank und Unwillen mit dem Wirth anzufangen und denſelben mit Schlägen bis zum Tode abzufertigen. Denn obgleich der Horne vier in Ranzin ſaßen, ſo ſind doch ihre Hufen, Einnahme und Vermögen ſo gering geweſen, daß ſie ſich alle vier mit einem Pflugvogt haben behelfen können. — Aber was geſchieht? Da der Wirth wußte, daß die Horne ihm nachſtellten, und leicht vermerkte, was der Vogt im Sinne hatte, iſt er dieſem zuvorgekommen und hat ihn ſo abgefertigt, daß er kaum auf allen Vieren aus dem Kruge hat kriechen können.

Als Hans Saſtrow nun ſpürte, daß der Horne Feindſeligkeit nicht aufhörte, ſondern täglich zunahm, ſo hat er, um ſich und die Seinen aus der Gefahr zu bringen, ungefähr ums Jahr 1487 ſich mit ſeinem Junker, dem alten Hans Oſten zu Quilow, wegen ſeiner Bauernpflicht in Güte gänzlich auseinandergeſetzt, hat darauf zu Greifswald das Bürgerrecht gewonnen, daſelbſt in der Fleiſchhauerſtraße das Eckhaus, Herrn Brand Hartmann gegenüber, gekauft und allmählich das Seinige von Ranzin in ſein gekauftes Haus geführt. So hat er ſich ein Jahr vor meines Vaters Geburt von den Oſten geſchieden und iſt bürgerlichen Standes geworden.

Was geſchieht? — Merkt dieſe greuliche, mörderiſche That! Anno 1494 iſt Kindelbier zu Gribow, wo auch ein

Horne ſeinen Sitz hat, es liegt nicht weit von Ranzin, rechts, wenn man von Greifswald nach Ranzin fährt. Zu demſelben Kindelbier iſt mein Großvater Hans Saſtrow als nächſter Verwandter geladen, hat ſeinen Sohn, meinen Vater, der damals ungefähr ſieben Jahre war, bei der Hand genommen und iſt den kurzen Kirchweg dahin gegangen.

Die Horne von Ranzin haben zum Valet und Abſchied dieſe Gelegenheit nicht verſäumt, ſondern ins Werk ſetzen wollen, was ſie ſeit vielen Jahren im Herzen gehegt. Sie ſind auch nach Gribow geritten, als wollten ſie daſelbſt ihren Vetter beſuchen, und um die bequemſte Gelegenheit ſelbſt zu erſehen, ſind ſie ins Kindelbier gegangen und haben ſich mit an den Tiſch geſetzt, woran mein Großvater ſaß. Denn ſie waren ſo herunter, daß ſie die Bauernkoſt und Geſellſchaft nicht verſchmähten. Als ſich die Horne nun ſpät am Nachmittag vollgetrunken, ſind ſie ſämmtlich aufgeſtanden und haben ihren Biergang in den Stall gemacht. Und vermeinten, ſie wären dort allein. Es ſtand aber einer von meines Großvaters Verwandten auch im Stalle in einem Winkel, der hörte an, wozu ſie ſich entſchloſſen hätten, ſie wollten eilig auf ihre Pferde fallen, ſobald ſie merkten, daß mein Großvater aufbräche, um ihm unterwegs zu begegnen und alsdann ihn und auch ſein Söhnlein zu Tode zu ſchlagen.

Der Mann kommt zu meinem Großvater, ſagt ihm, was er im Stall gehört hat, und räth ihm, daß er ſich noch bei Tage aufmachen und heimgehn ſolle. Dem iſt auch mein Großvater gefolgt, iſt aufgeſtanden, hat ſeinen Sohn, meinen Vater, bei der Hand genommen und iſt nach Ranzin gegangen. Als er aber auf halbem Wege zwiſchen Ranzin und Gribow in das Gehölz im Moore kam, das mit Buſchwerk und Geſtrüpp bewachſen iſt, haben die mörderiſchen Böſewichter ihm den Weg verſperrt, haben ihn mit den Pferden zu Boden getreten und ihm den Leib voll Wunden gehauen, ſo daß ſie nicht anders meinten, als er wäre tot. Sie ſind aber daran noch nicht erſättigt geweſen, ſondern haben ihn an einen großen Stein geſchleppt, der noch jetzt vorn in dem Moore liegt, haben ihm auf dem Stein die rechte Fauſt abgehauen und ihn ſo für tot liegen laſſen. Der Junge aber, mein Vater, iſt mittlerweile ins Moor gekrochen, hat ſich im Geſträuch auf einem Raſenhügel verſteckt, daß ſie mit den Pferden nicht zu ihm kommen und, da es anfing finſter zu werden, ihn in den Büſchen auch nicht finden konnten.

Die andern Bauern ſind nachgeritten zu ſehen, was die Horne gemacht hätten, haben den Verwundeten ſo zugerichtet gefunden und den Jungen aus dem Moore geholt. Einer unter ihnen iſt nach Ranzin gerannt, hat ſchnell Wagen und Pferde geholt. Darauf hat man den Verwundeten gelegt, an dem kein Leben mehr geſpürt wurde, als daß er bei der Ankunft in Ranzin noch einmal aufjappte und verſchied.

Des unmündigen Knaben, meines Vaters, nächſte Freunde, beſonders die zu Greifswald in der Stadt wohnten, machten Alles zu Gelde und verkauften wieder das Haus, ſo daß ſie im Ganzen über zweitauſend Gulden zuſammenbrachten. Wenige Edelleute laſſen in jetziger Zeit ihre Unterthanen zu einem ſolchen Vermögen kommen! Sie hielten den Knaben aufs Beſte, ließen ihn leſen, ſchreiben und rechnen lehren und ſchickten ihn nach Antwerpen, auch nach Amſterdam, damit er etwas von Kaufmannſchaft lernte. Als er zur gebührenden Größe und nach Hauſe kam und das Seine in die Hand erhielt, kaufte er die Ecke der langen Gaſſe und Hundſtraße, rechts gegenüber der St. Nicolauskirche, zwei Häuſer und zwei Buden in der Hundſtraße. Aus dem einen Haus hat er das Wohnhaus, aus dem andern das Brauhaus und aus der Bude den Thorweg mit viel Arbeit und Unkoſten gebaut. Da nun ſeine Perſon den Leuten gefiel und man ſah, daß er ſich zur Nahrung wohl anließ, haben meiner Mutter Vormund und nächſte Verwandte ihm dieſe ehelich verſprochen.

Meine Mutter war die Tochter des Bartholomäus Smiterlow, welcher Bruder des Herrn Bürgermeiſters Nicolaus Smiterlow war, eine junge gar ſchöne Frau, klein, zart von Gliedern, freundlich, kurzweilig, ohne Hoffart, reinlich, häuslich und bis in ihr letztes Stündlein gottesfürchtig und andächtig. Anno 1514 haben meine Eltern Hochzeit gehalten, Anno 1515 gab ihnen der liebe Gott einen Sohn, den ſie nach meinem väterlichen Großvater Johannes nennen ließen. Anno 1517 iſt meine Schweſter Anna, Herrn Peter Frubes, Bürgermeiſters zu Greifswald, nachgelaſſene Witwe, geboren, Anno 1520 bin ich zur Welt gekommen und nach meinem mütterlichen Großvater Bartholomäus genannt worden.

Von meinen fünf jüngeren Geſchwiſtern war meine Schweſter Katharina ein treffliches, ſchönes, freundliches, getreues und frommes Mädchen. Als mein Bruder Johannes von Wittenberg, wo er ſtudirte, nach Haus kam, begehrte ſie von ihm zu lernen, wie man lateiniſch ſagen könnte: „Das iſt wirklich eine ſchöne Jungfrau.“ Er ſagte: „profecto formosa puella.“ — Sie fragte weiter, wie man denn lateiniſch antworten könnte: „So ziemlich.“ Er: „sic satis.“ Nach Verlauf etzlicher Zeit kamen drei Studenten von Wittenberg her, vornehmer Leute Kinder, nur um die Stadt zu beſehen; die hatte Chriſtian Smiterlow an ſeinen Vater, den Bürgermeiſter Herrn Nicolaus Smiterlow, zum Beherbergen empfohlen. Und dieſer wollte ſie auch gut tractiren und ihnen gute Geſellſchaft ſchaffen. Da er ſelbſt drei erwachſene Töchter hatte, war neben andern Gäſten auch dieſe meine Schweſter eingeladen. Die Studenten nun haben mit den Jungfern allerlei Scherzworte gewechſelt und auch lateiniſch untereinander geredet, was ſich vor Jungfrauen deutſch zu ſagen nicht geziemte, wie junge Geſellen wohl thun. Da hat auch der eine zum andern geſagt: „profecto formosa puella“; darauf entgegnete meine Schweſter: „sic satis“; da ſind ſie ſehr erſchrocken, vermeinend, daß ſie auch ihre vorhergehende amateriſche Rede verſtanden hätte. Sie iſt aber Anno 44 zu einer ganz unglücklichen Heirat gekommen, mit Chriſtoph Meier, dieſer war ein ungeſchlachter Menſch, verthat, verfaulte und verbanketirte alles, was er hatte, auch was er mit meiner Schweſter erfreite.

Meine Mutter hielt ihre Töchter von Jugend auf zu der gebührenden häuslichen Arbeit. Als meine Schweſter Gertrud mit fünf Jahren von ohngefähr beim Rocken ſaß und ſpann — denn damals waren die Spinnräder noch nicht in Gebrauch, — erzählte mein Bruder Johann, daß die Kaiſerliche Majeſtät einen Reichstag ausgeſchrieben hätte, wohin Kaiſer, König, Kurfürſten, Fürſten, Grafen und große Männer zuſammenkämen, und auf die Frage, was ſie dort machten? antwortete er: ſie verordneten und beſchlöſſen, wie es in der Welt gemacht werden und zugehn ſollte. Da fing dies Mägdlein beim Rocken gar hoch und tief zu ſeufzen an und ſagte in großer Wehmuth: „Ach, du lieber Gott! wenn ſie doch auch ernſtlich verordnen möchten, daß ſolche kleine Mädchen nicht ſpinnen dürften.“ — Dieſe meine Schweſter iſt mit meiner ſeligen Mutter und mit noch zweien meiner Schweſtern, mit Magdalene und Katharine im Jahre 49, als die Peſtilenz gar heftig graſſirte, ſelig entſchlafen. Zuerſt meine Mutter, und als meine Schweſtern bitterlich weinten, hat ſie denſelben im Verſcheiden geſagt: „Was weinet ihr? Betet vielmehr, daß mir Gott meine Pein gnädiglich wolle kürzen.“ Einige Tage darauf entſchlief ſelig Gertrud, meine jüngſte Schweſter. Die älteſte unverheiratete Schweſter Magdalene war auch ſchon dem Tode nahe, ſtand gleichwohl aus dem Bette, ſchloß auf und legte nicht allein Gertrudens Totenhemd und Laken heraus, ſondern auch was man ihr ſelbſt um- und anthun ſollte, und befahl, wenn Gertrud begraben würde, nur das Grab offen zu laſſen, etwas mit Erde zu bedecken und ſie neben Gertrud zu ſetzen. So legte ſie ſich wieder zu Bette, bis den andern Tag, nachdem Gertrud begraben war. Da ſtarb auch ſie, die größte und ſtärkſte unter allen meinen Schweſtern, eine treffliche, verſtändige arbeitſame Haushälterin. Dies ſchrieb mir meine Schweſter Katharine zwei Tage vor ihrem Tode, und daß es mit ihr ſelbſt ebenſo ſtünde, ſie ſei auf dem Wege der Mutter und den Schweſtern zu folgen, und ſie ſehne ſich darnach und vermahnte mich, daß ich mich nicht grämen ſollte.

Meine Eltern nun, die beiden jungen Eheleute, hatten ſich wohl eingerichtet, Alles fertig gebaut, ſaßen in voller Nahrung und Gedeihen mit Federn, Wolle, Honig, Butter, Korn, hatten ihr ſtattliches Malz- und Brauwerk, — da wendete ſich ihre Glückſeligkeit in einen betrübten, gar üblen Zuſtand.

Denn in demſelben Jahre 1523 kauft Georg Hartmann, der Tochtermann des Doctor Stoientin*), von meinem Vater ein Viertel Butter und geräth darüber mit ihm in Wortwechſel. Um ſolches zu klagen, geht Hartmann, der ohnedies einen Kurzdegen zu Herrn Peter Korchſchwanz trug, zu ſeiner Schwiegermutter. Dieſe, von Natur hochtrabend und ſehr reich, hatte einen Doctor, des Landesfürſten Rath, zur Ehe, achtete alſo geringere Leute wenig. Sie gibt ihm ein Handbeil mit dieſen Worten in die Hand: „Sieh, da haſt du ein Viertelſtück, geh auf den Markt und kauf dir ein Herz.“ — So begegnet ihm mein Vater, der nach der Wage gehn wollte, ſich einen Keſſel Honig wägen zu laſſen, eben in der Gaſſe, wo die Kleinſchmiede wohnen, ohne Wehr, er hatte kein Brotmeſſer bei ſich. Den überfällt Hartmann mit dem Degen und Handbeil bewaffnet. Mein Vater entſpringt ihm in das Haus eines Kleinſchmiedes, erwiſcht die Fleiſchgabel, die nehmen ihm die Schmiedeknechte, desgleichen nehmen ſie ihm auch die Leiter, die an der Galerie ſtand; er aber reißt von der Wand einen Knebelſpieß, läuft damit zum Haus hinaus auf die Gaſſe und ruft, wo der ſei, der ihm ſein Leib und Leben habe nehmen wollen? Darauf ſpringt Hartmann aus des Nebenſchmiedes Haus, hat zu ſeinen beiden vorigen Wehren noch vom Ambos einen Hammer genommen, wirft mit demſelben nach meinem Vater, und obgleich dieſer den Wurf mit dem Spieß parirt, ſo gleitet doch der Hammer längs dem Spieß auf die Bruſt, daß er etliche Tage Blut ſpie. Gleich darauf trifft ihn Hartmann mit dem Handbeil in die Schulter. Da dieſer nun mit Hammer und Handbeil getroffen hat, vermeint er, es könne ihm nicht mehr mißrathen, entblößt den Degen und läuft damit meinem Vater auf den Spieß. Dieſer ſtößt ihm den Spieß bis an den Knebel in den Leib, daß er ſtürzt. Dies iſt dieſer kläglichen Hiſtorie wahrhaftige Narration. Ich weiß wohl, daß die Gegner das anders berichten, mein Vater habe den Hartmann erſtochen, als dieſer ſich in des Schmieds Stube wehrlos hinter dem Ofen verſteckt gehabt; aber es klingt nicht, nugae sunt, fabulae sunt.

---

*) Valentin Stoientin, Jugendfreund Ulrich's von Hutten, damals herzoglicher Rath, einflußreicher Beförderer der Reformation.

Mein Vater eilte ſtracks nach dem Kloſter der ſchwarzen Mönche, er war mit den Mönchen bekannt; die führten ihn in die Kirche oben unter dem Gewölbe in ein Steinſpint. Doctor Stoientin mit großem Beiſtand und Dienern durchſuchte alle Winkel des Kloſters und kam auch in die Kirche. Mein Vater meinte, ſie ſähen ihn; er wollte ſie anſprechen und bitten, ihn zu verſchonen, da er in ſeiner Unſchuld nur Nothwehr geübt habe. Doch der barmherzige Gott gab, daß er ſchwieg und daß dem Gegentheil die Augen zugehalten wurden, daß ſie ihn nicht ſehen konnten.

In der Nacht brachten ihn die Mönche über die Mauer, ſo daß er längs dem Damm in das Dorf Neukirchen am Ende des Dammes kommen konnte. Dorthin hatte mein Stiefgroßvater einen Bauerwagen aus Leiſt beſtellt, der einen Sack mit Gerſte, auch einen Futterſack und meinen Vater im Sack verborgen nach Stralſund führte. Auf den Bauer iſt Stoientin in der Nacht getroffen und hat gefragt, wo er hin wolle? Jener: „Nach Stralſund.“ Er hat auf die Säcke geſtoßen und gefragt: was er geladen habe? Jener: „Gerſte und ſeinen Futterſack.“ Er: ob er nicht jemand reiten oder laufen geſehen hätte? Jener: „Ja, es wäre einer ganz eilend den Weg nach dem Dorf Horſt geritten, ihm hätte gedäucht, es wäre Saſtrow von Greifswald, er verwunderte ſich, daß er in der Nacht ſo eilend mit dem Pferde rennte.“ So hat Doctor Stoientin den Bauer verlaſſen und iſt den Horſter Weg geritten, mein Vater aber iſt zu Stralſund angekommen und hat von dem Rath daſelbſt Geleit erlangt.

Es hat aber mein Vater ſolchem Geleit allerdings nicht zu trauen gehabt, weil der Entleibte ſelbſt unter dem Geleit meines gnädigen Herrn Herzog Georg’s geſtanden hatte, und Doctor Stoientin, Sr. Fürſtlichen Gnaden Rath, dies Geleit gegen meinen Vater trefflich geltend machte und auch ſonſt der Gegentheil reich, ſtolz und mächtig war. So iſt er in Dänemark, auch zu Lübeck, Hamburg und anderswo umhergeſchweiſt, bis er mit dem Landesfürſten um eine anſehnliche Summe Geld vertragen wurde, die er auch baar erlegen mußte.

Und obgleich ſpäter nach vielfältigem Anſuchen, aufgewandtem Fleiß und Arbeit meines Stiefgroßvaters mein Vater mit der beleidigten Partei auf Entrichtung von 1000 Mark Blutgeld verglichen wurde, ſo konnte ihm doch wegen dieſer Gegner der Aufenthalt in der Stadt Greifswald nicht frei gemacht werden. Wie aber ſolch Blutgeld dem Sohn und Erben des Entleibten, dem Brand Hartmann, gediehen iſt, hat der Augenſchein ergeben. Unglück und Unheil wurde an Leib, Gut, Nahrung, an Weib und Kindern geſpüret.

So mußte meine Mutter in ihrer Jugend ohne Mann bei vier kleinen unerzogenen Kindern haushalten. Daß ſie mit ſchwermüthigen traurigen Gedanken beladen geweſen, kann man leicht ermeſſen.

Sie ging gemeiniglich in der Hälfte des Nachmittags, ſonderlich in der Faſtenzeit, an alle drei Altäre vor dem Chore und betete, wie im Papſtthum gebräuchlich, vor einem jeden Altar ein Pater noſter und ein Ave Maria. Das Barthelmeweſelein mußte ſtets mitgehn. Einſt ſetzte es ſich am erſten Altar zu der Mutter, legte dort ein Räucherwerk hin. Da ihm aber die Mutter zu zeitig aufſtand und er ihr zum zweiten Altar folgte, that er desgleichen, doch was er noch übrig behielt, brachte er vor den dritten Altar. Als nun die Mutter aufſtand und ſah, wie ich vor allen drei Altären des Heiligthums geweihräuchert und das Gebet ſo garſtig beſchloſſen hatte, iſt ſie nach Haus gegangen und hat die Magd mit einem Beſen in die Kirche geſchickt, das Räucherwerk mit der Andacht aus der Kirche zu fegen. Man ſagt mir, ich ſoll in meinen kindlichen Jahren ſehr wild geweſen ſein, und daß ich manchmal auf den Thurm von St. Nicolaus geſtiegen und einſt auf der Außenſeite des Thurms in der Höhe der Glocken um den Thurm herumgegangen bin. Da nun meine Mutter vor ihrer Thür ſtand, die gerade gegenüber dem Thurm war, und ihr Söhnlein ſo ſpazieren ſah, iſt ſie ſehr bekümmert geweſen, bis es unverletzt wieder herunterkam. Dafür hat ſie auch dem Barthelmewes gegeben, was er wohl verdient hatte. — Während meine Mutter zu Greifswald wohnte, ging ich daſelbſt in die Schule, lernte nicht allein leſen, ſondern auch aus dem Donat decliniren, compariren, conjugiren. Am Palmſonntage mußte ich auch das „Quantus“ ſingen, nachdem ich die vorhergehenden Jahre erſtlich das kleine, nachher das große „Hic est“ geſungen hatte.*) Das war den

---

*) Am Palmſonntage wurde auf dem Kirchhofe der katholiſchen Kirche ein großer hölzerner Eſel mit Rädern, darauf eine lebensgroße Puppe als Chriſtus gefahren. Nach der Palmenweihe ſtrömte dort das Volk zuſammen. Der Chor der Schüler ſang die Worte des Evangeliſten: Cum audisset populus, quia Jesus venit Hierosolymam, acceperunt ramos palmarum etc. Darauf traten acht Schüler vor, hoben ihre Hände gegen den Eſel auf und ſangen laut: Hic est, qui venturus est (dieſer iſt es,

Knaben eine große Ehre und ihren Eltern keine geringe Freude, denn man brauchte dazu aus den Schulen die wackerſten Knaben, die ſich nicht entſetzten vor der großen Menge der Kleriſei, auch weltlicher Perſonen, und mit heller Stimme beſonders das Quantus herausheben konnten.

Anno 1528, da meine Eltern ſpürten, daß der Hartmann'ſche Anhang durch nichts zu erweichen war, meinen Vater in die Stadt und Nahrung zu laſſen, wollten ſie, wie frommen Eheleuten gebührt, die Laſt der Haushaltung miteinander tragen, und ſo hat meine Mutter meinem Vater nachziehen müſſen. Deswegen hat mein Vater das Bürgerrecht zu Stralſund gewonnen, und ein Haus daſelbſt gekauft, meine Mutter iſt von Greifswald aufgebrochen, hat ihr Haus daſelbſt verhandelt und iſt ſo im Frühlinge nach dem Sunde gezogen. Um dieſelbe Zeit hat mein Stiefgroßvater, der damals Kämmerer zu Greifswald war, mich zu ſich genommen, daſelbſt zu ſtudiren. — Ich ſtudirte aber gar wenig, hatte die Pferde, um darauf ſpazieren zu reiten und mit dem Großvater auf die Stadtdörfer zu fahren, lieber als die Bücher, weshalb ich auch in studiis wenig fortſchritt.

Der älteſte Sohn von Herrn Bertram Smiterlow, Claus

---

welcher kommen wird — das kleine Hic est). Darauf reſpondirte der Chor: In salutem populi. Und wieder zeigten acht andere Schüler auf den Eſel und ſangen: Hic est salus nostra et redemtio Israel (das große Hic est). Darauf knieten acht andere Schüler vor dem Eſel nieder, ſchlugen die Hände über dem Haupt zuſammen und ſangen: Quantus est iste, cui throni et dominationes occurrunt? Noli timere, filia Sion; ecce rex tuus. — Das war für die Schüler ſchon ein ruhmvolles Stück. Darauf aber kamen andere ſechs Schüler, knieten nieder, neigten ihr Angeſicht zur Erde, ſchlugen alle zugleich die Hände über dem Haupt zuſammen und ſangen das Salve, und wenn ſie ausgeſungen, gingen ſie drei Schritt vor, knieten wieder nieder, und ſo dreimal Salve rex, fabricator mundi etc. Dann zogen ſie miteinander den Eſel vorwärts u. ſ. w. — Getreu nach einer Beſchreibung der Feierlichkeit im Staatsarchiv zu St. Gallen, abgedruckt in Keßler's Leben von J. J. Bernet. S. 18.

genannt, fünf Jahre alt, aber länger und ſtärker von Gliedern als ich, war ein verzweifelter Schalk; er that den Kindern in der Nachbarſchaft viel Gewalt und Unrecht, von ſeinem Vater wurde er nicht nur nicht geſtraft, ſondern auch gegen die Klagen der Nachbarn mit großer Rauheit vertheidigt, ſo daß der Großvater, um ein großes Parlament, ja Mord und Totſchlag zwiſchen dem Vater und den Nachbarn zu verhüten, den Jungen zu ſich nahm. Er ſchlief mit mir in der Kammer in einem Bett. Einſt am Morgen, als wir aufſtanden und uns beide nebeneinander auf der hohen Kiſte am Fuß des Bettes anzogen, ſtieß er mich ohne jeden Wortwechſel oder gegebene Urſache, ſondern allein aus boshaftigem Muthwillen — denn er war ſo gewöhnt, daß er ſeine unausſprechliche Bosheit nicht unterlaſſen konnte — vor die Bruſt, daß ich rückwärts von der Kiſte hinunterſtürzte; wahrlich ein gefährlicher Fall! Und einſt richtete der Großvater *ein großes Nachtmahl an, wozu er nicht allein ſeine Kinder,* ſondern auch Andere lud. Am Abend, als die Knechte ihren Herren die Leuchten brachten und bei dem Feuer ſaßen, kam dieſer Lecker zu ihnen und trieb gegen ſie allerlei Schalkheit. Die Knechte fürchteten den Vater und ließen ſich Alles gefallen. Zuletzt unterſtand er ſich, einem nach dem andern mit dem Finger an den Lippen zu brummen: da erdreiſtete ſich einer und ſchlug ihn aufs Maul. Er lief in die Stube hinter den Vater und ſagte dem, welcher Knecht ihm die Maulſchelle gegeben hatte. In der Nacht, als das Banket geendigt war, die Gäſte aufſtunden nach Hauſe zu gehen, die Laternen angezündet wurden und man aus dem Hauſe auf die Gaſſe kam, und allenthalben und bei einem jeden nichts anderes als Stille und guter Friede bemerkt wurde, entblößte der Vater des Knaben den Kurzdegen, den er an der Seite hatte, und hieb dem Knecht, welcher vor ſeinem Herrn die Laterne trug, eine greuliche Wunde in die Schulter hinein. Um mich unverletzt gegenüber dem Lecker zu erhalten und nicht deswegen in noch größere Sorge zu gerathen, mußte mich mein Großvater nach Stralſund zu den Eltern fahren laſſen. In ſolchem Muthwillen wuchs der Knabe auf, worin der Vater ihn nicht allein nicht ſtrafte, ſondern vielmehr ſeinen Gefallen daran hatte, ſo daß auch niemand darüber klagen durfte. Als er nun erwachſen und an ſiebenundzwanzig Jahr alt war, wollte er einſt gen Roſtock reiten und blieb in Röwershagen über Nacht. Im andern Kruge gegenüber zog ein Wagen mit Kaufleuten ein, weil ſie bei dieſem Menſchen — denn ſie kannten ſeinen böſen Kopf wohl — nicht ſein wollten. Der eine Kaufmann hatte einen Schießhund, der lief in den Krug, worin Smiterlow war, und dieſer band den Hund an, als wäre er ſein, um ihn zu behalten. Am andern Morgen, als ſie aufbrechen wollten, vermißte der Kaufmann ſeinen Hund und fand ihn bei Smiterlow, der auch aufgeſeſſen war und den Hund am Strick mit ſich führte. Der Kaufmann begehrte ſeinen Hund, Smiterlow wollte ihn nicht ablaſſen, ſondern zog ſein geladenes Rohr auf den Kaufmann hervor. Der Kaufmann aber wurde eher fertig und ſchoß ihn oben am Leib durch den Schenkel. Er ritt wohl kümmerlich nach Roſtock und wurde dort verbunden, aber nach wenigen Tagen war er des Todes. Der Kaufmann ritt ſeine Straße und kam davon, es krähte wie man ſagt, weder Hund noch Hahn darnach, nur der Vater bekam das Kratzen im Nacken. Solches ſchreib' ich Herrn Bertram und ſeinen Kindern nicht zu Verdruß noch Schmach, da ſolche doppelt mit uns verwandt ſind, ſondern meinen Kindern zur Verwarnung und Vermahnung, daß ſie ihre Kinder von Jugend auf in geziemender Zucht und Zwang halten.

Im Jahre 1529 ging meine Mutter ſchweren Fußes und wollte vor der Entbindung noch ſcheuern und waſchen laſſen, wie es die Frauen im Brauch haben. Nun hatten meine Eltern dies Mal eine Magd, die vom böſen Geiſt beſeſſen war. Sie hatte ſich bis dahin nicht hervorgethan, aber jetzt, als ſie das große Wandgeräth zu ſcheuern hatte, Keſſel und Tiegel herunter zu nehmen, warf ſie dieſe herab auf den Boden, ſehr greulich und rief mit lauter Stimme: „Ich will heraus!“ Als man nun den Grund merkte, nahm ihre Mutter (die in der Patinenmacherſtraße wohnte) die Magd zu ſich, und ſie wurde etliche Mal in die Kirche zu St. Nicolaus in einem rigaiſchen Schlitten geführt. Wenn die Predigt geendigt war, wurde der Geiſt beſchworen, und ergab ſich aus ſeinem Bekenntniß, daß ihre Mutter einen friſchen ſauren Käſe gekauft und in den Schrank eingeſetzt hatte, die Magd war in Abweſenheit ihrer Mutter an den Schrank gekommen und hatte vom Käſe gegeſſen. Als nun die Mutter geſehen, daß jemand beim Käſe geweſen war, hatte ſie dem den böſen Geiſt in den Leib geflucht; ſeitdem hatte er in der Magd hausgehalten. Als er darauf gefragt wurde, wie er denn bei und in der Magd hätte bleiben können, da ſie in der Zeit zum Sacrament gegangen war, gab er die Antwort: „Es liegt wohl ein Schelm unter der Brücke und läßt einen frommen Mann über ſich hingehn,“ er hätte mittlerweil ihr unter der Zunge geſeſſen. Er wurde aber nicht allein gebannt und beſchworen, ſondern es ward auch von männiglich, ſo in der Kirche dabei- und umherſtand, auf den Knien fleißig und andächtig gebetet. Mit dem Exorcismo trieb er ſein lautes Geſpött; denn als der Prediger ihn beſchwor, daß er ausfahren ſollte, ſagte er: ja, er wollte weichen, er müßte ja wohl das Feld räumen, aber er forderte allerlei, was man ihm mitzunehmen erlauben ſollte; wenn ihm das eine Geforderte abgeſchlagen würde, ſo ſtünde ihm das Bleiben frei. Es ſtand einer unter den Anweſenden, welcher den Hut aufbehielt, als dieſe beteten, da begehrte er von den Predigern ihm zu erlauben, daß er dem den Hut vom Kopf nehmen dürfte, den Hut wolle er mit ſich nehmen und weichen. Ich trage Sorge, wäre es ihm von Gott geſtattet worden, Haut und Haar hätten mit dem Hute gehn müſſen. — Zuletzt, als er wußte, daß ſeine Zeit die Magd zu plagen verfloſſen war, und vermerkte, daß unſer Herrgott das gläubige Gebet der gegenwärtigen Leute gnädiglich erhörte, forderte er gar ſpöttiſch eine Tafel Glas aus dem Fenſter über der Thurmuhr, und als ihm eine Raute aus demſelben erlaubt wurde, hat ſich dieſelbe zuſehends mit einem Klange abgelöſt und iſt davon geflogen. Nach der Zeit hat man nichts Böſes bei der Magd vermerkt. Sie hat auf dem Dorfe einen Mann bekommen und von ihm Kinder erhalten.

Ich ging in die Schule, lernte ſo viel, als ich vor Wildheit konnte, das Ingenium war ziemlich, wie ſich merken ließ, aber Stetigkeit war nicht vorhanden. — Des Sommers badete ich mich mit meinen Geſellen am Strande, das ſah mein Ohm aus ſeinem Garten hinter ſeiner Scheuer und zeigte es meinem Vater an, der kam mit einer guten Ruthe des Morgens auf den Saal vor mein Bett; während ich ſchlief, neſtelte er ſich mittlerweile auf und redete laut, damit ich erwachen ſollte. Wie ich dann erwachte und ihn vor mir ſtehn und die Ruthe auf dem Nebenbett liegen ſah, verſtand ich wohl, was die Glocke geſchlagen hatte, da fing ich an mit bitterlichem Weinen zu flehen und zu bitten. Er fragte, was ich gethan hätte? Ich gelobte, ich wollte mein Lebtag am Strande nicht mehr baden. „Ja, Junker,“ ſagte er (wenn er mich ihrzte und Junker nannte, wußte ich wohl, daß die Sache zwiſchen ihm und mir ſchlecht ſtand), „habt ihr gebadet, ſo muß ich quäſten.“*) Dabei ergriff er die Ruthe, warf mir die Kleider über den Kopf und lohnte nach Verdienſt. Meine Eltern erzogen ihre Kinder ganz gut. Mein Vater war etwas haſtig, und wenn die Galle überhand nahm, konnte er kein Maß halten. Einſt erzürnte er ſich über mich; er ſtand im Stall, ich aber unter der Thür des Stalls, da erwiſchte er die Stakengabel und ſchoß die nach mir. Ich entſprang dem Wurf, der war ſo ſtark, daß die Gabel in einen eichenen Ständer der Badeſtube ſo tief zu ſtecken kam, daß man ſie mit Gewalt herausziehen mußte. Damals hat der gnädige Gott des Teufels Vorhaben gegen meinen Vater und gegen mich vorſorglich verhindert. Die Mutter aber, welche überaus glimpflich und holdſelig war, ſprang in ſolchen Fällen hinzu, ſagte wohl: „Stäupe ſtärker, der verzweifelte Bub hat es wohl verdient,“ und unterdeß, ohne daß es die Kinder merkten, faßte ſie ihm den Arm und die Hand, worin er die Ruthe hatte, daß er nicht zu ſtark zuſchlagen konnte.

---

*) Die Badequaſte gebrauchen.

Meines Vaters Haus war noch ſehr unfertig, außerdem war eine Bude hereingebaut, mit dem Eingang hart am Brunnen. Darin wohnte ein Müller, Lewark genannt, der hatte viele und böſe Kinder, die weinten Tag und Nacht. Des Morgens, wenn der Tag anbrach, fingen die jungen Lerchen an zu zirpen; das währte den ganzen Tag, daß man davor weder ſehen noch hören konnte, bis mein Vater die alten Lerchen mit ihren jungen Lewarken*) herausjagte, die Bude einriß und den Bau des ganzen Hauſes mit Ernſt, großer Arbeit und Unkoſten angriff. Denn meine Eltern bekamen von Greifswald eine ziemliche Baarſchaft, weil meine Mutter Alles zu Gelde machen mußte, ſo daß viele Leute meinen Vater deshalb den reichen Mann in der Vehrſtraße nannten. Dies wurde aber in wenig Jahren ſehr ungewiß gemacht, ſo daß meinen Eltern große Sorge und Geldverſplitterung, auch ihren Kindern Verhinderung des gehofften Glückes, alſo merklicher Schaden und Nachtheil entſtand.

Denn es waren damals zu Stralſund zwei Weiber, die man Schadenträgerinnen nicht unbillig nennen möchte, die eine hieß Lubbe Keßke, die andere Engeln, wohnten alle beide in der Altbüßerſtraße. Die kauften von meinem Vater allerhand Tuch, das verkauften ſie wieder andern Leuten, man wußte aber nicht wem; ſie entliehen Geld zu fünfzig, hundert, hundert und fünfzig und mehr oder weniger Thalern, ſagten auch nicht, für wen ſie die entliehen; wenn ſie von den Leuten gefragt wurden, von wem ſie ſolches Geld holten, antworteten ſie: „Vom reichen Mann in der Behrſtraße.“ Der Thaler galt damals achtundzwanzig lübeckiſche Schillinge, ſie machten ab, den zum Termin, auf den man übereingekommen war, mit achtundzwanzig und ein halb Schilling zu bezahlen. So auch mit dem Kaufgeld für die Tücher, ſie zahlten bisweilen wohl etwas ab, aber wenn ſie einmal hundert Gulden entrichteten, ſo nahmen ſie ſtracks wieder für zweihundert oder mehr Gulden. Solcher Handel war meiner Mutter gar nicht recht, denn ſie ſah wohl, wenn der Vater ſein Geld auf die gebührende Rente von fünf Procent austhäte, würde daſſelbe ungleich mehr bringen. Und ihr ſagte das Herz, die Weiber würden den Vater endlich betrügen, wie auch wirklich geſchah, ſie flehte, bat und ermahnte, manchmal mit Vergießung heißer Thränen, für ſich ſelbſt, auch durch die Prediger, Knipſtro und andere, er ſollte doch mit den Weibern zu handeln unterlaſſen. Als nun die Forderung ſehr groß wurde, die Weiber nicht zwanzig Gulden zu zahlen vermochten und er wiſſen wollte, wohin ſein Gut gekommen wäre, fand ſich, daß er an die Frau eines Tuchſchneiders, des Hermann Bruſer, welche einen ſtattlichen Tuchhandel hatte, da ſie das Tuch im Ausſchnitt wohlfeiler verkaufte, als andere Tuchhändler thun konnten, ſiebzehnhundert und fünfundzwanzig Gulden und an die Mutter des Jacob Leweling achthundert Gulden weggegeben hatte. Mein Vater zog die beiden Weiber mit der Frau des Bruſer zur Rechenſchaft, dieſe Frau und ihr Mann Hermann Bruſer erboten ſich zu bezahlen. Bruſer gab meinem Vater Siegel und Brief, ihm in feſtgeſetzten Terminen die Zahlung zu leiſten. — Was geſchieht? Der erſte Termin der Bezahlung fiel in den Aufruhr gegen den Bürgermeiſter Herrn Nicolaus Smiterlow, und von den vornehmſten der

---

*) Wortſpiel. Die Lerche heißt niederdeutſch Lewark.

Aufrührer war Hermann Bruſer einer; er vermeinte, es wäre nun ſowohl mit meinem Vater als mit dem Herrn Bürgermeiſter aus, er widerſetzte ſich der Bezahlung, alſo ſeiner gegebenen Schuldverſchreibung, und ließ ſich mit meinem Vater in einen Proceß ein. Die Gegner brachten den Bürgermeiſter Lorber durch Verehrung etlicher Goldgulden auf ihre Seite, ſo daß nach langem Rechtsgange erkannt wurde, Bruſer ſollte ſchwören, daß er von dem Handel nichts gewußt, und beweiſen, daß derſelbe wucheriſch geweſen. Bruſer hat ſolchen Eid vor dem Niedergericht leiblich geleiſtet und vermeldet, ſeine Zeugen wären „über See und Sand“, er bitte deswegen zur Vollführung ſeines Beweiſes Jahr und Tag. Als ihm auch ſolches zuerkannt wurde, appellirte mein Vater an den Rath und von da an den Ehrbaren Rath zu Lübeck.

Die Herren zu Lübeck erklärten, Bruſer ſolle bezahlen, laut Siegel und Brief. Davon appellirte dieſer an das kaiſerliche Kammergericht zu Speier. Zu Speier hat man viele Jahre proceſſirt; Bruſer ſchwur den Eid paupertatis, doch ſteuerte er ſeine Tochter gleich eines Bürgermeiſters Tochter mit Perlen und Geſchmeide aus, verkaufte ſeine Häuſer und ſein Schweſtermann brachte Siegel und Brief dem Buchſtaben nach älter als meines Vaters Schuldbrief, worin ihm alle Güter des Bruſer als Hypothek verpfändet waren. Endlich iſt das Kammergericht von den proteſtirenden Reichsſtänden recuſirt worden, und man hat mit dem Proceß ſtill halten müſſen, bis daſſelbige nach ſechs Jahren wiederum beſetzt worden iſt, von da hat man die Sache bis zum Beſchluß durchgeführt. Ich aber bin nach dem Beſchluß ſelbſt zwei ganze Jahre in Speier geweſen und habe die Publication des Urtheils nicht herausbringen können, ſo daß mein Vater ſich zuletzt, nachdem er mit Bruſer und ſeiner Partei über vierunddreißig Jahre proceſſirt, mit den Erben von Bruſer's Schweſtermann ſo verglichen hat, daß dieſelben tauſend Gulden als ein und alles gegeben haben. Die Hauptſchuld iſt geweſen ſiebzehnhundert und fünfundzwanzig Gulden, meines Vaters aufgewandte Koſten haben mehr als tauſend Gulden betragen, was iſt das lucrum cessans? Daß mein Vater ſein Geld an die vierzig Jahre entbehren müſſen, daß meinen Eltern und ihren Kindern merkliche große Ungelegenheit entſtanden iſt. Ich bin darüber aus meinem Studiren und mein Bruder Magiſter Johannes ums Leben gekommen, ſo daß man im Grunde ſagen muß, das Dictum des Heſiodus: „die Hälfte iſt mehr als das Ganze,“ paſſe nicht übel auf den Rechtsproceß, ſonderlich beim kaiſerlichen Kammergericht; ſo daß es viel nützlicher ſei, man nimmt im Anfang die Hälfte, als daß man das Ganze durch Erkenntniß des Kammergerichts erhalte.

Hierauf will ſich gebühren, meinen Kindern zur Lehre nicht vorzuenthalten, wie den gottloſen Geſellen, nachdem ſie meine Eltern in die dreißig Jahre tribulirt und vexirt haben, gelohnt worden iſt. Denn im 75. Pſalm ſteht: „Der Herr hat einen Becher in der Hand mit ſtarkem Wein voll eingeſchenkt, und ſchenkt aus demſelben,“ — dieſen Kelch hat er auch mir daraus zu trinken dargereicht, ziemlich ſo viel als er gewußt, daß ich habe vertragen können. Aber die Gottloſen haben auch daraus getrunken und die Hefen ausſaufen müſſen, ſo daß ich an meinen und der Meinigen Feinden meine Luſt geſehen habe. Denn der Hauptſchuldige, Hermann Bruſer, iſt mit ſeinem hoffärtigen Weibe, der Erzbetrügerin, in die äußerſte Armuth gerathen, daß ſie von ihren Verwandten und Bekannten etliche Jahre gefüttert worden; endlich hat er ſich in Schweden als Kammerknecht vermiethet und zu Stockholm hat ihm in ſeines Herrn Krambude der Teufel den Hals entzwei gebrochen, daß er mitten in der Krambude liegend gefunden wurde, das Angeſicht nach dem Rücken gedreht. Seine Tochter, die, wie oben gemeldet, mit meines Vaters Gütern gleich eines Bürgermeiſters Tochter ausgeſteuert wurde, iſt, ehe ſie verſtorben, bloß und arm geworden, hat Haus und Hof angeben müſſen, und ihr Mann muß ſeit ihrem Tode, der viele Jahre her iſt, bis auf den heutigen Tag im Hoſpitale zum heiligen Geiſte von Almoſen leben.

Mit ſeinem Sohn hat es nirgend glücklich hinausgewollt, er iſt aus einer Leichtfertigkeit in die andere gefallen. Ihn hat man zu Kalmar eines Morgens früh auf dem heimlichen Gemach tot ſitzend gefunden, und ſeine Kinder müſſen von einem zum andern in der Stadt und auf dem Lande herumlungern.

Die andere Gegnerin meiner Eltern, die Leweling, eine Witwe, hatte von ihrem Mann einen Sohn, ſie war trefflich reich an Stadt- und Landgütern, an Häuſern, an Buden, Gärten und Aeckern im Felde; man ſagte, daß ſie an ſtehenden ſicheren Pachten auf jeden Tag, das ganze Jahr durch gerechnet, ein Huhn und einen Goldgulden hatte. Sie hatte aber mit ihrem Sohn Alles durchgejagt, ſo daß ſie nicht allein meinem Vater die achthundert Gulden, ſondern auch Andern mehr ſo viel ſchuldig geworden, daß ſie nach Urtheil und Recht ſich in ihrem abgetragenen Weibermantel aus ihrem Hauſe führen laſſen mußte und daſſelbe ihren Gläubigern einräumen. Ihrem Sohne, der ein Bengel von fünfzehn Jahren war, mußte ſie in ihrem Hauſe eine eigene Dirne halten, wenn ſie nicht wollte, daß er des Nachts in den Dirnenhäuſern liege, bis ſie ihm in ſo großer Jugend ein Eheweib gab, daß ſich männiglich darüber verwunderte. Was er noch an Aeckern, Wieſen, Dörfern, Wald, Hauen, Hufen und Katen übrig behielt, mußte alles dem andern folgen. So hielt er auch ſeinen Eheſtand ſo rein, wie der Hund die Faſten. Denn bei Herzog Philipp's Huldigung lag die Herzogin in ſeinem Haus zur Herberge, damals kam ſeine Frau mit einer jungen Tochter in die Wochen, er bat die Herzogin zu Gevatter, wie er die Tochter auch nach Ihrer Fürſtl. Gnaden Maria nennen ließ, daneben aber hatte er ſeine Dirne im Garten bei der Niedermühle, mit der hielt er grob und ärgerlich Haus. Ferner beſtahl er mit einem Andern, der Valentin Bus hieß, des Nachts dem Teichmeiſter die Reuſen und fingerte ſonſt umher, daß es wohl des Henkens werth war. Valentin Bus wurde auch deswegen gefänglich eingezogen und hätte hängen müſſen, wenn ihm nicht wegen des Leweling, der mit ihm in gleicher Schuld ſtand, das Richten wäre erlaſſen worden. Leweling aber hat ſich mit dem ehrbaren Rath verglichen und ſich mit Geld vom Galgen gekauft. Wie er denn ſein noch übriges Dorf Beſſin, in deſſen Kapelle ſein Vater begraben iſt, alſo ſeinen Vater mit dem Dorfe einem ehrbaren Rathe verkauft und ſich ſo mit dem Rath abgefunden hat. Weil mein Vater mit andern Creditoren zu Recht erhalten, daß ſeine Mutter ihr Haus räumen mußte, hat dieſer junge, übelerzogene, gottloſe Lecker auf ihn gewartet, als er nach der Kirche zu Haus gehn wollte, und iſt ihm mit ſeiner Wehre gefolgt, ihn zu erſtechen oder gröblich zu verwunden, mein Vater iſt aber nach Haus geeilt und hat die Thür gewonnen, ehe er an ihn gelangen konnte. Als nun dieſer Sohn Alles durchgejagt, iſt er in großer Armuth geſtorben und hat ſeine oben gemeldete Tochter Maria hinterlaſſen, die man jetzt manchmal auf dem Markte ſitzen ſieht, Fiſche zu verkaufen. Das hat daraus folgen müſſen, daß Mutter und Sohn in die Fußſtapfen ihrer Voreltern getreten und nicht durch ihr Exempel gewitzigt worden ſind. Denn die Mutter iſt von des Bürgermeiſters Wulf Wulflam Freundſchaft und Geblüt geweſen, von dem geſchrieben ward, daß er in Reichthum keinen Gleichen an der Seeküſte hatte. Die Frau deſſelben iſt ſo ſtolzen Geiſtes geweſen, daß ſie des Fürſten zu Pommern Spielleute von Stettin holen ließ, als ſie zur zweiten Ehe ſchritt, und an ihrem Brauttage auf einem engliſchen Stücke Tuch, das ſie von ihrem Hauſe bis zur Kirche breiten ließ, nach der Kirche ging; item daß ſie den reinſten, weichſten rigaiſchen Flachs auf dem heimlichen Gemache gebraucht hat, den H— damit zu wiſchen. Aber von dem gerechten Gott, der die Hoffart vom Himmel verſtoßen hat, wurde ſie mit Armuth geſtraft, daß ſie nur noch eine ſilberne

Schale gehabt hat; mit derſelben hat ſie von Haus zu Haus die Almoſen gebeten mit dieſen Worten: „Gebet der armen reichen Frau etwas!“ und hat ihre alte Dienſtmagd flehend angerufen, ihr um Gottes willen Leinenzeug zum Halskragen und ein Hemde zu geben. Als dieſe ihr ſolches brachte, hat ſie geſagt: „Sehet, Frau, das Garn, woraus die Leinwand gemacht iſt, habe ich von dem Flachs geſponnen, womit ihr den H— pflegtet zu wiſchen, den ich aber mit Fleiß aufhob, verwahrte und rein aushechelte.“

Während dem Rechtsſtreit iſt mein Bruder Johannes zu Wittenberg Magiſter geworden, wo er unter dreizehn die erſte Nummer gehabt, und darum von meinen Eltern aufgefordert worden nach Hauſe zu kommen. Vor ſeinem Abgange von Wittenberg hat er von Dr. Martin Luther ein Schreiben an meinen Vater erbeten, weil dieſer wegen des Rechtsſtreites mit Hermann Bruſer und den Leweling'ſchen etliche Jahre ſich vom Tiſch des Herrn enthalten hatte.*) Welches Schreiben wörtlich alſo lautet:

„Dem ehrbaren, fürſichtigen Nicolaus Saſtrow, Bürger zu Stralſund, meinem günſtigen guten Freund, Gratia et Pax. — Es hat mir euer lieber Sohn M. Johannes angezeigt mit beweglicher Klage, lieber Freund, wie ihr euch des Sacraments ſo viele Jahre enthaltet, zu großem ärgerlichen Exempel für Andere, und hat mich gebeten, euch zu vermahnen, von ſolchem gefährlichen Fürnehmen abzulaſſen, weil wir keine Stunde des Lebens ſicher ſind. So hat mich ſeine kindliche, treue Sorge um euch, ſeinen Vater, bewegt, dieſe Schrift an euch zu richten, und iſt meine chriſtliche, brüderliche Vermahnung (wie wir in Chriſto einander ſchuldig ſind), ihr wollet von ſolchem Fürnehmen abſtehn und bedenken, daß Gottes Sohn viel mehr gelitten und ſeinen Kreuzigern vergeben hat. Und zuletzt, wo die Stunde kommt, müſſet ihr doch vergeben, wie ein Dieb am Galgen vergeben muß. Wenn aber die Sache vor Gericht hängt, ſo laſſet ſie fortgehn, und wartet auf das Recht. Solches hindert gar nicht zum Sacrament zu gehn, ſonſt müßten wir und auch unſere Fürſten nicht zum Sacrament gehn, weil die Sache zwiſchen den Papiſten und uns noch hanget. Befehlt ihr die Sache dem Recht, aber dieweil macht euer Gewiſſen frei und ſprecht: wem das Recht zufället, der habe Recht, unterdeß will ich vergeben dem, der Unrecht gethan hat, und zum Sacrament gehn. So geht ihr nicht unwürdig hinzu, weil ihr Recht begehret und Unrecht leiden wollt, wo es der Richter für Recht oder Unrecht erkenne. Solche Vermahnung nehmet für gut, die mir euer Sohn mit großem Fleiß abgeflehet hat. Hiermit Gott befohlen, Amen. Mittwoch nach Miſer. Dni. 1540. Martinus Luther."

---

*) Der Vater Saſtrow ging aus Gewiſſenhaftigkeit nicht zum Abendmahl, weil er die Bedingung nicht erfüllen wollte, ſeinen Feinden zu vergeben.

Das Original dieſes abgeſchriebenen Briefes werden meine Kinder neben andern wichtigen Schriften an ſeinem Orte finden, denſelben als Autographum des hocherleuchteten, heiligen, an der ganzen Welt wohlverdienten, theuern Mannes nicht weniger als ich gethan mit Fleiß aufheben, lieb und werth halten und ihren Kindern und Kindeskindern zu angenehmem Gefallen verwahren.

Dieſen Brief hat mein Bruder meinem Vater zu Haus und zu Handen gebracht. Und damit die Seinen ſehen möchten, daß er ſeiner Eltern Gut nicht vergeblich angewendet, hat er etliche ſeiner gemachten (lateiniſchen) Poemata gedruckt mitgebracht. Und er hat zu Hauſe in den nächſten Jahren ſeinem Privatſtudium mit Fleiß obgelegen. Denn neben anderem zu Roſtock, hat er zu Lübeck auch ein Klagegedicht auf den Märtyrer Chriſti Doctor Robertus Barns drucken laſſen,*) wodurch ihm und auch dem Drucker nicht geringe Tragödie entſtanden iſt. Denn das Gedicht iſt dem König von England zugekommen, dieſer hat eine Legation an die von Lübeck geſchickt, weil das Gedicht von ihrem Buchdrucker Johann Balhorn gedruckt worden war, und hat ſich darüber beſchwert und gedroht. Die Ehrbaren von Lübeck haben den Autor entſchuldigt: obgleich er nicht bei ihnen daheim, noch in ihrer Jurisdiction anzutreffen, ſo ſei er doch gar ein junger Geſell, der nur ein Zeichen ſeiner Gelehrſamkeit habe ediren wollen; den Drucker Johann Balhorn aber haben ſie aus der Stadt verwieſen, er hat beim Schein der Sonne die Stadt räumen müſſen. Womit ſie dann des Königs Zorn geſtillt und nach etlichen Monaten Balhorn wieder in die Stadt gelaſſen haben.

---

*) Querela de Ecclesia. Epicedion Martyris Christi, D. Roberti Barns, Angli; authore Joanne Sastroviano. Lubecae 1542. 8. Gegen Heinrich VIII von England gerichtet, welcher in erträglichen Diſtichen mit Buſiris und ähnlichen antiken Charakteren verglichen wird.

Mein Bruder aber, M. Johann, als er von Lübeck und Roſtock zurück nach Hauſe reiſen wollte, hat auf dem Fuhrwagen zum Gefährten gehabt Herrn Heinrich Sonneberg und eine Frau, außerdem iſt neben dem Wagen geritten Hans Lagebuſch und ein junger feiner Geſell Hermann Lepper, der hatte gegen boguſlawiſche Schillinge und ander Geld etliche hundert Gulden Münze aus Gadebuſch, die dort geprägt waren, geholt, die lagen auf dem Fuhrwagen. Solches wurde etlichen Schnapphähnen (wie man die diebiſchen Böſewichter nennt) verrathen. Denn es war die Straßenräuberei im Lande Mecklenburg deshalb gar gemein, weil dieſelbe nicht ernſtlich geſtraft wurde, und es ließen ſich welche vom Adel aus vornehmem Geſchlecht dabei finden, ſo daß man mit dem Poeten wohl ſagen mag:

Nobilis et Nebulo parvo discrimine distant:
Sic nebulo magnus nobilis esse potest.

Jedoch wird der ſchätzbare Adel, worunter viel ehrliche Leute, die aller Wege werth zu achten ſind, damit nicht gemeint. Jetzt iſt Gott Lob! im Fürſtenthum Mecklenburg ernſtliche Aufſicht, damals aber durften die Buſchreiter ſagen: wenn wir dreihundert Gulden abgeben, bringen wir uns dadurch aus aller

Gefahr, und behalten immer noch zweihundert übrig. Wie die Reiſenden nun an die Ribbenitzer Haide kamen, ſtiegen die, ſo auf dem Wagen ſaßen, mit ihren Wehren vom Wagen, die beiden Reiter hätten an dem unſichern Ort auch beim Wagen bleiben ſollen, aber ſie ritten etwas voraus. Gegen dieſe ſammelten ſich die Schnapphähne. Einer inſonderheit machte ſich an den Lagebuſch, ſie redeten geſellig. Als ſie ſo nebeneinanderritten, daß er Lagebuſchens Zündrohr erreichen kann (es war damals nicht gebräuchlich, doppelte Röhre am Sattel zu führen), reißt er ihm die Büchſe, welche geſpannt und der Hahn aufgezogen war, aus der Holſter, übereilet dann den Hermann Lepper, der zurück nach dem Wagen reitet, und erſchießt den, daß er vom Klepper herunterburzelt. Hans Lagebuſch nimmt das Haſenpanier, reitet dann auf Ribbenitz zu. Herr Heinrich Sonneberg läuft ins Holz, verſteckt ſich in den Büſchen. Mein Bruder hatte einen Schweinſpieß, er ſtellte ſich an das eine Hinterrad, damit die Böſewichter ihn von hinten nicht beſchädigen könnten, von vorn wehrte er ſich, wies einen nach dem andern ab, nicht ohne ihren Schaden, denn er ſtieß einem den Spieß neben dem Bein in den Leib, daß er zu Buſche ritt, von dem Pferde kam, das er laufen ließ, und dort liegen blieb. Da ritt ein anderer grimmig auf meinen Bruder zu, hieb ihm ein Stück vom Kopfe wohl einen Thaler breit, ſo daß ein Stück der Hirnſchale, faſt einen Deut groß, an dem abgehauenen Stück ſitzen blieb, und in demſelben Hieb mit der Spitze des Schwertes eine Wunde in den Hals, ein halbes Viertel lang, daß er ſtürzte und als tot behandelt wurde. Die Böſewichter plünderten den Wagen, bekamen Alles, was darauf war, ergriffen auch das Pferd ihres verwundeten Geſellen, und da ſie ſahen, daß der ſo viel bekommen, daß nicht mehr viel von ſeinem Leben vorhanden war, und da ſie ihn nicht mit ſich wegbringen konnten, ließen ſie ihn liegen. Dem Fuhrmann haben ſie ſeine Pferde gelaſſen und ſind mit dem erlangten Raub davongeritten. Herr Heinrich Sonneberg iſt aus den Büſchen wieder zum Wagen gekommen, ſie haben meinen Bruder auf den Wagen gelegt, die Frau hat ſein Haupt, mit ihren Tüchern umwunden, in ihrem Schoße gehalten, den toten Körper legten ſie ihm zwiſchen die Beine, und fuhren ſo langſam nach Ribbenitz. Dort wurde ihm ſo weit die Wunde verbunden, daß der Chirurgus ihm an den Hals etliche Hefte legen mußte. Das erſcholl zu Roſtock. Der Rath ſchickte ſeine Diener an den Ort, die fanden den verwundeten Schnapphahn und nahmen ihn mit ſich nach Roſtock, aber ſobald ſie ihn in das Gefängniß brachten, verſchied er leider, ſo daß man von ihm nicht erfahren konnte, wer die andern waren. Doch blieb es nicht ſo ganz geheim, aber es wurde von der Freundſchaft vertuſcht, daß es nicht jedermann erfahren möchte, und ſo getrieben, daß gebührender Ernſt von der hohen Obrigkeit nicht gebraucht ward. Der tote Böſewicht jedoch wurde vors Recht gebracht und vom Gericht hinaus vor die Landwehr geführt, daſelbſt wurde ihm der Kopf abgehauen und auf den Staken geſetzt, worauf er viele Jahre geſehen ward. Lagebuſch brachte die Geſchichte nach Stralſund, der Rath ließ meinem Vater einen verſchloſſenen Wagen mit vier Stadtpferden folgen, wir nahmen Betten mit und fuhren noch den Abend aus und durch die Nacht, ſo daß wir am Morgen früh zu Ribbenitz ankamen. Wir fanden meinen Bruder gar ſchwach, blieben aber um der Pferde willen den Tag zu Ribbenitz und ließen den entleibten Hermann Lepper, nachdem gebührender Weiſe vor Gericht das Recht über ihn ergangen war, chriſtlich und ehrlich zur Erde beſtatten. Gegen Abend fuhren wir aus Ribbenitz, die Nacht über nur Schritt vor Schritt, ſo daß wir den andern Tag gegen Mittag in Stralſund ankamen. Als Meiſter Joachim Geelhar, der berühmte Wundarzt, die Wunde in rechten Schick gebracht, wurde der Patient ordentlich und bald geheilt."

7.

Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt.

(1557.)

In dem Familienleben alter Zeit erfreut uns am meiſten ein holdes Hervorbrechen der Gefühle, welche auch unſer Leben verklären: Leidenſchaft der Liebenden, Herzlichkeit der Gatten, Zärtlichkeit der Eltern, Pietät der Kinder. Aber ſelten wird uns der Genuß, die Glut der ſchönſten Leidenſchaft in dem Wiederſchein zu erkennen, der bis in unſere Zeit ſtrahlt. Wir vermögen das allgemein Menſchliche, ja auch beſondere deutſche Art in Liebe und Ehe aus jeder Periode der Vergangenheit zu unterſcheiden, aber gerade dieſe zarteſten Verhältniſſe ſind mit vielem Vergänglichen und manchem Räthſelhaften umſponnen. Hinter abſtoßender Form müſſen wir zuweilen den menſchlichen Inhalt ſuchen.

Erſt ſeit Luther und dem Concilium von Trient erfolgte die innere Verſöhnung des Chriſtenglaubens mit der deutſchen Ehe, denn erſt ſeit dieſer Zeit bemühen ſich die Confeſſionen, belehrend und weihend die ſittliche und gemüthliche Bedeutung der Ehe dem Volke verſtändlich zu machen.

Zweierlei hat, im Ganzen betrachtet, immer in Deutſchland gegolten. Zuerſt war den Germanen vor andern Völkern eigen, die Jungfräulichkeit des Mädchens und die Würde der Frau zu ehren. Bei dem Weibe war in der Heidenzeit die Sehergabe. Wer eine Jungfrau oder Witwe tötete, büßte nach mehr als einem Volksrecht mit der härteſten Strafe.

Das Weib ſollte in Fehde und Krieg Frieden an Leib und Gut genießen. Während der Gotenfürſt Totila unter den Männern Italiens aufräumte, wurde Leben und Ehre der Frauen gewahrt, die Ungebühr eines Goten gegen eine Neapolitanerin mit dem Tode des Frevlers beſtraft. Ebenſo war die Frau behütet nach nordiſchem Recht, nach dem Sachſenſpiegel; daſſelbe galt ſelbſt in den grauſamen Huſſitenkriegen. Wie oft auch gegen dieſe hohe Auffaſſung gefrevelt wurde, das Volk verlor in der ſchlechteſten Zeit nicht die Ehrfurcht vor dem Adel keuſcher Jungfräulichkeit und reiner Ehe. Noch 1611 war die Schändlichkeit, welche Paſſauer Söldner des Erzherzogs Leopold gegen Frauen im Elſaß übten, den Deutſchen beſonders greulich, in Flugſchriften wurde jede ſolche Unthat beſchrieben. Erſt im dreißigjährigen Kriege wurde die Rohheit allgemein, welche das Weib zur Beute des zügelloſen Mannes machte.

Den Römern war Achtung vor weiblicher Sitte und zuchtvolles Familienleben als der höchſte Vorzug der Germanen erſchienen. Das Chriſtenthum, welches aus römiſchen Ländern zu den Deutſchen drang, vermochte nicht die Frau und die Ehe höher zu ſtellen. Im Gegentheil, die aſcetiſche Zuthat drückte beide herab. Die Freuden der Welt mit ganzer Seele zu genießen war dem Menſchen nicht mehr erlaubt, leidenſchaftliche Hingebung an den geliebten Gatten erſchien leicht als Unrecht gegen den Himmel und die heilige Geſtalt des Erlöſers, welcher die höchſte Liebe der Seele eiferſüchtig für ſich in Anſpruch nahm. Und wieder der Mann ſah auf das Bild einer himmliſchen Jungfrau, deren beſondere Gnade er gewinnen konnte, wenn er irdiſche Frauen verſchmähte. Zur Zeit der Sachſenkaiſer erreichte dieſe Gemüthsrichtung ihren Höhepunkt. Heimliche Sinnlichkeit ſpielte mit den hohen Geſtalten des Glaubens. Daſſelbe Tändeln mit der Perſon des Heilandes, welches in Nonnenklöſtern bis auf die neue Zeit gedauert hat, findet ſich, nur naiver, ſchon vor dem Jahr

1000 in lateiniſchen Gedichten der Gandersheimer Nonne Hroſvith.*)

Aber das Menſchenherz ertrug nicht lange, die ideale Liebe im Himmel zu ſuchen. Als unter den erſten Hohenſtaufen der Ritterſtand zum Träger der Bildung, der feinen Sitte und des Geſchmacks wurde, beeilte er ſich, die Andacht und demüthige Verehrung, welche man der Jungfrau Maria zuertheilt hatte, auf die Frauen dieſer Welt zu übertragen. Der höfiſche Cultus des Weibes begann, es bildeten ſich neue geſellſchaftliche Formen für den Verkehr zwiſchen Mann und Weib, in Deutſchland nicht ohne ſtarke Einwirkung romaniſcher Sitte. Der Mann hat in Heldenthaten und Abenteuern ſeine Liebe zu bethätigen, die adlige Geliebte wird mit einer Anzahl von poetiſchen Anſchauungen, Stimmungen und Bildern umhüllt, welche wir aus einer Fülle von Minneliedern noch jetzt erkennen. Zuweilen iſt ein wahres und warmes Gefühl in der kunſtreichen Form dieſer Gedichte ausgedrückt, noch öfter ſchwirrt eintönig die Phraſe. Aber weder die Würde der Frauen, noch die ſittlichen Grundlagen der Ehe wurden durch ſolchen Ritterdienſt vermehrt, denn wie bei den Romanen, wurde er auch bei den Deutſchen ein Deckmantel dreiſter Sittenloſigkeit. Auch die vermählte Frau nahm einen Ritter in Dienſt, und wie bei der Belehnung zwiſchen Herrn und Vaſallen Brauch war, ließ ſich der Dienſtmann vor ſeiner Herrin auf die Knie nieder, ſie legte ihre Hände zwiſchen die ſeinen, und ertheilte ihm ſein Lehn durch einen Kuß. Von da ab trug er ihre Farben, er war ihr zur Treue verpflichtet und ſie ihm, er begleitete ſie, wie der Vaſall ſeinen Lehnsherrn, bis zum Bett, häufig erhielt er alle Liebesrechte eines Gatten, ja es kam vor, daß die Kirche ſich herabließ, ſolche wilde Verbindung zu weihen. Waren beide Theile verheiratet, dann gingen Gatte und Gattin nebenher und ſuchten ſich andere Liebesdienſte.

---

*) Mehr darüber in Theil 1 der Bilder „Aus dem Mittelalter“.

Solcher Ritterdienſt verleitete die Männer zu den größten Thorheiten; jener Pierre Vidal von Toulouſe, der ſeiner Herrin zu Ehren in einem Wolfsfell auf allen Vieren herumlief, bis er von Schäfern und Schäferhunden halb tot gebiſſen und geprügelt wurde, der Deutſche Ulrich von Liechtenſtein, der in Frauenkleidern durch die Lande ritt und alle Ritter zum Kampf herausforderte, der ſich zu Ehren ſeiner Dame einen Finger abſchneiden, und wenn er zerſtoßen von ſeinen Fahrten heimkehrte, von ſeiner ehelichen Hausfrau pflegen ließ, ſind nicht die ärgſten Beiſpiele der häßlichen Verſchrobenheit, zu welcher der Frauendienſt führte. Das Ende war, wie ſich erwarten läßt. Der romantiſche Schimmer verſchwand ſchnell, rohe, wüſte Unzucht blieb zurück.

Die Kirche that wenig darin zu beſſern. Einzelne wackere Volksprediger mahnten an Zucht und Ehe, aber es war dieſelbe Zeit, in welcher die Eheloſigkeit der Weltgeiſtlichen durchgeſetzt worden war, dieſelbe Zeit, in welcher durch die feudalen Grundherren die Maſſe des Volks zur Hörigkeit heruntergedrückt wurde. Weder der Dorfgeiſtliche, der jetzt ohne rechtmäßiges Weib in der Gemeinde ſtand, noch der Gutsherr, der ſeine Einwilligung zur Heirat geben mußte, Abgaben davon erhob, ja ſogar ſchändliche Anſprüche an die Perſon der Braut machte, beförderten Reinheit der Ehe und Glück der Familien.

Dagegen erwuchs in den Städten ein neues kräftiges Leben. In dem dichten Aneinanderwohnen der Städter, dem geſchloſſenen Raum des Bürgerhauſes, durch die angeſtrengte Arbeit in Handel und Handwerk erhielt auch der Verkehr von Mann und Weib beſſere Grundlage und ſtrengere Zucht. In dem ſtädtiſchen Parteileben kräftigte ſich der Zuſammenhang der Familien und Geſchlechter, die Bequemlichkeit des Verkehrs beförderte eine geregelte Geſelligkeit und eine öffentliche Meinung, den älteſten Feind der Unſitte. Freilich entwickelte der Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen Geſchlechtern und zunftmäßigen Bürgern auch eine Maſſe neuer Hinderniſſe und Vorurtheile, und der enge Raum begünſtigte Verläumdung, Geklätſch und andere Störungen des Hausfriedens. Im Ganzen aber trat eine praktiſch tüchtige Auffaſſung des Lebens an die Stelle der ritterlichen Ueberſchwänglichkeiten, auf die höfiſche Zucht folgte der bürgerliche Brauch; ſtatt durch verwegene Heldenthat näherte man ſich der Geliebten mit vorſichtiger Werbung, nicht mehr bezauberte die ſtolze Anmaßung der Frau, ſondern die jungfräuliche Scham des Mädchens; für das wilde Reiterleben auf den Edelhöfen, welches die Männer oft von den Frauen getrennt und die Ehen gewaltſam geendet hatte, gewann die Frau jetzt eine ruhige Herrſchaft im wohlgeordneten Hauſe und ſtatt der dreiſten Courtoiſie der Reiſigen den vorſichtigen, ſtreng geregelten, zuweilen ſteifen Ausdruck herzlicher Achtung.

Wieder wurde Ehrbarkeit die höchſte Forderung an Mädchen und Frau. Aber freilich wurde Jungfräulichkeit und Reinheit anders aufgefaßt, als jetzt. Es war, wie noch in manchen Kreiſen des Volks, die körperliche Unberührtheit, welche gefordert wurde. Außerdem war Bedenkliches im geſelligen Verkehr der beiden Geſchlechter geſtattet: Trinken aus einem Glaſe, Küſſen, Umhalſen und Anderes. Mit vornehmem Behagen ſchreibt der feine Italiener Poggio vom Koſtnitzer Concil, wie er in Baden bei Zürich — dem modiſchen Bad des 15. Jahrhunderts — die deutſchen Männer und Frauen ohne Hülle in demſelben Raum badend beobachtet habe, und wie allerliebſt ihre naiven Vertraulichkeiten anzuſehen ſeien. Der antiken Bildung des römiſchen Geiſtlichen war ſolcher Anblick ſo anſprechend, wie etwa uns das Marmorrelief eines Bacchuszuges. Aber noch hundert Jahr ſpäter rühmt Hutten dieſelbe deutſche Gewohnheit*) gegenüber dem italieniſchen Weſen, wo ſo etwas unmöglich wäre ohne die gröbſten Ausſchweifungen. So duldſam waren noch die deutſchen Humaniſten. — Und wenn die bürgerliche Sitte wenigſtens genau vorſchrieb, was dem ehrbaren Weibe verboten war, ſo hatte am Ausgang des Mittelalters das Treiben der nichtehrbaren Weiber eine Oeffentlichkeit und Ausdehnung erlangt, die jetzt nirgend geduldet werden würde. Zwar ſollten ſie in beſonderen Häuſern, den Frauen- oder Muhmenhäuſern, unter einem Wirth leben, und angelegentlich kümmerte ſich der Stadtrath um die Einrichtung und Ordnung dieſer Anſtalten. Aber auch kleinen Städten fehlten ſolche Häuſer nicht, und wie die männliche Bevölkerung dazu ſtand, kann man daraus erſehen, daß die Städte für ſchicklich hielten, angeſehene Fremde auch darin frei zu halten. Sogar den Kaiſer und ſeinen Hof. So war es im Ganzen bis zur Reformation.

---

*) Es iſt ſehr möglich, daß ihm gerade der Brief Poggio's in Erinnerung war, als er die Stelle ſeines Dialogs Inſpicientes ſchrieb. Sie ſteht Bl. C. des Drucks der Dialogi von 1520.

Zweitens aber wurde die Ehe von unſeren Ahnen betrachtet nicht als eine Vereinigung zweier Liebenden, ſondern als ein Amt voll von Pflichten und Rechten nicht nur zwiſchen den Gatten ſelbſt, auch zwiſchen ihren Angehörigen, und die Heirat als ein Band, welches zwei in einander gegliederte Körperſchaften verbündete. Die Verwandten der Frau wurden auch „Freunde" des Mannes, ſie hatten Anſprüche an ihn, wie er an ſie. Daher war in alter Zeit die Wahl des Gatten allerdings eine Sache von Wichtigkeit für die Verwandtſchaft beider. Und deshalb hat die deutſche Brautwerbung von der Urzeit an bis auf die letzten Jahrhunderte das Anſehen einer geſchäftlichen Verhandlung, welche zwiſchen Geſchlecht und Geſchlecht mit vieler Rückſicht auf beiderſeits paſſende Standes- und Vermögensverhältniſſe gepflogen wurde. Wenn wir Berichte über Brautſtand und Ehe aus alter Zeit leſen, ſo tritt dieſe Seite am häufigſten in den Vordergrund. Dies nimmt der deutſchen Werbung vielleicht Einiges von dem Reiz, den wir da erwarten, wo das Herz des Menſchen ſtürmiſch ſchlägt. Aber dies beſonnene Abwägen iſt auch bedeutſames Merkmal einer ernſten und großen Auffaſſung des Lebens.

Wer ein Weib zur Ehe begehrte, mußte mehre feierliche Familienverhandlungen durchmachen. Zuerſt die Werbung. Ihm ziemte, dazu einen Fürſprecher zu nehmen, nicht immer den Vater oder ein anderes Haupt ſeines Geſchlechts, oft einen angeſehenen Mann der Stadt, des Landes. Dieſen Geſandten begleitete meiſt der Freier mit einer Schaar ſeiner Genoſſen, auf dem Lande wohl zu Pferde in feierlichem Aufzug. War die Familie des Mädchens geneigt, ſo wurde dieſe Werbung als erſte Einleitung angeſehen und eine Zeit beſtimmt, wo die Verhandlung über die gegenſeitigen Leiſtungen der Familien ſtattfinden ſollte. Zuerſt hatte der Mann die Braut von ihrer Familie zu kaufen. Als dieſer alte Brauch abgekommen war, blieb die Verhandlung über die Mitgift, welche die Braut dem Manne zu bringen hatte, und über die Widerlage und das Leibgedinge, welche der Mann dem Weib dagegen zu gewähren hatte., Dazu kamen, wenn auch nicht als Zwang, doch als feſtſtehender Gebrauch, Geſchenke des Mannes an Eltern und Geſchwiſter der Braut, oder der Braut an Familie und Brautführer des Mannes. Erſt auf dieſe Beſprechung folgte die Verlobung, ſie mußte geſchehen vor den rechtmäßigen Verlobern beider Theile, im Ringe der Zeugen müſſen beide Betheiligten feierlich erklären, daß ſie einander zur Ehe nehmen wollen, darauf Anſtecken eines Ringes an den Finger der Braut durch den Bräutigam, Umarmung, Kuß und andere ſymboliſche Handlungen, durch welche der Uebergang der Braut in das Geſchlecht und die Mundſchaft des Mannes angezeigt wurde. Nach ſolcher Verlobung kommt in einer Friſt, deren letzter Termin an vielen Orten geſetzlich beſtimmt war, der Brautlauf, die feſtliche Heimholung der Braut in das Haus des Mannes. Wieder geht ein feierlicher Zug zum Hauſe der Braut; auch wenn der Bräutigam Theil nimmt, iſt ein Brautführer der Sprecher. Noch einmal wirbt er vor dem verſammelten Geſchlecht der Braut, durch ihn wird die Braut dem Bräutigam übergeben. Dann wird ſie im Zuge in das Haus des Bräutigams geleitet, dort wird das Brautmahl gehalten. Es war eine viel geſcholtene Unſitte, dies Mahl mit einem Aufwand auszuſtatten, welcher oft weit über das Vermögen der Brautleute hinausging, und zahlreiche Verordnungen ſind bemüht, die Verſchwendung an Muſik, Gerichten, Tiſchen*) und die Zahl der Feſttage zu beſchränken.

So war die Vermählung der Deutſchen. Der Brautkranz kam mit der chriſtlichen Kirche aus römiſchen Erinnerungen, und wurde vom Bräutigam wie von der Braut in verſchiedener Form getragen. Die Einſegnung wurde ſeit den Karolingern von der Kirche gefordert und von den Vornehmen wohl ſelten vernachläſſigt. Aber im Volke hat ſie ſich erſt ſpät eingebürgert. Wohl hatte die Kirche die Ehe zum Sacrament erhoben, aber dem Volke blieb die Empfindung, daß der chriſtliche Himmel kalt und ſtrenge auf die Vermählung der Gläubigen herabſah. Den Landleuten ſchwand die Würde und der tiefe Sinn der alten Rechtsſymbole und feierlichen Gebräuche, die nationale Auffaſſung der Ehe war geſtört, die Kirche wußte nichts Beſſeres zu geben. Und lange ſetzte ſich das Volk gegen die Anſprüche derſelben. Wild und ausgelaſſen wurde die Feſtlichkeit, arge Unzüchtigkeiten drängten ſich bis an die Kirche, der Geiſtliche ſegnete nur vor der Kirchenthür ein, ſobald die Spielleute herandrangen, die Bewahrer der heidniſchen Gebräuche, ſollte er ſich entfernen. Noch im 15. Jahrhundert war, wie früher erwähnt wurde, die kirchliche Einſegnung nicht überall durchgeſetzt, ſie iſt es vor dem Beilager noch heut nicht in allen Landſchaften.

Auch hier griff Luther und die Reformation durch. Erſt ſeit dem 16. Jahrhundert wurde die kirchliche Trauung in den proteſtantiſchen Landſchaften zum Mittelpunkt des Feſtes, ſeitdem traten die alten Gebräuche, Verlobung und Heimführung der Braut, in den Hintergrund.

---

*) Die Gäſte werden nach Tiſchen gezählt, auf den Tiſch gewöhnlich zwölf Perſonen gerechnet.

Und das Herz der Liebenden? — Wie zarte Neigung auch unter dem Eigennutz der Familien aufblühte, ſoll das folgende Beiſpiel lehren.

Felix Platter (1536—1614) wurde zu Baſel als Sohn des Bürgers, Buchdruckers, Schullehrers und Hausbeſitzers Thomas Platter geboren. Sein Vater war aus der größten Armuth durch unermüdliche Thätigkeit heraufgekommen, und hatte bei der raſtloſen Erweiterung ſeiner Geſchäfte bis in ſein höheres Alter mit Nahrungsſorgen und Geldverlegenheiten zu kämpfen. Der harte Kampf mit dem Leben hatte die gewöhnlichen Wirkungen auf ſein Gemüth ausgeübt; er war bei einer unruhigen Unternehmungsluſt, die ihn zuweilen im ſtetigen Verfolgen eines Planes ſtörte, doch ohne rechtes Selbſtvertrauen, leicht verwirrt, reizbar und grämlich. Sein Sohn Felix, das einzige Kind erſter Ehe, hatte dagegen die fröhliche Naturanlage einer einfachen Mutter geerbt, er war ein heiterer, warmherziger Burſch, ein wenig eitel, großer Freund der Muſik und des Tanzes, dabei ein geſcheidter, offener und anſchlägiger Kopf. Er war noch faſt Knabe, als ihn ſein Vater aus Baſel nach der berühmten mediciniſchen Facultät der Univerſität Montpellier ſandte. Von dort brachte Felix außer dem, was damals die mediciniſche Wiſſenſchaft vorſtellte, auch allerlei franzöſiſche Feinheiten in das enge bürgerliche Leben ſeiner Vaterſtadt zurück, wurde dort mit einundzwanzig Jahren zum Doctor promovirt und heiratete ein Mädchen, mit dem er ſchon als Kind geneckt worden war. Er erwarb einen ungewöhnlichen Ruf, wurde Profeſſor an der Univerſität und ein angeſehener, wohlhabender Mann, der hochbejahrt nach glücklicher Ehe ſtarb. Um die Stadt Baſel hat er ſich durch die aufopferndſte Thätigkeit in ſchweren Peſtzeiten große Verdienſte erworben, ebenſo als Gelehrter um die mediciniſche Facultät ſeiner Univerſität; als berühmter Arzt wurde er oft von fürſtlichen Perſonen auch in Deutſchland und Frankreich zu Rathe gezogen. Er legte einen botaniſchen Garten zu Baſel an, und war Beſitzer eines naturwiſſenſchaftlichen Cabinets, das er ſogar für Geld ſehen laſſen konnte. Wie ſein Vater, beſchrieb auch er einen Theil ſeines Lebens. Das hier folgende Bruchſtück iſt aus einem Abdruck der Handſchrift: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien, von Dr. D. A. Fechter, Baſel 1840“ übertragen.

Die Erzählung beginnt an dem Tage, wo der junge Felix mit dem Selbſtgefühl eines ſtudirten Mannes von Montpellier nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt iſt.

„Es empfingen mich meine Nachbarn und war große Freude in der Gaſſe, und wie ich ſpäter erfuhr, lief die Magd der Hebamme Dorly Becherer vor das Haus meines künftigen Schwiegervaters und gewann meiner Zukünftigen das Botenbrot*) ab, welche darüber erſchrak, weil ſie zu laut dabei ſchrie. — Man rüſtete das Nachteſſen. Dabei blieben meine Geſellen, die meine Ankunft erfahren hatten und mich gleich beſuchten. Nach dem Nachteſſen gaben wir ihnen das Geleit zur Krone und gingen die Freienſtraße hinab, dort ſah mich meine Zukünftige vorübergehn in meiner ſpaniſchen Kappe und floh. Der Wirth, welcher ſelbſt um meine Zukünftige geworben hatte, vexirte mich, ſo daß ich wohl merkte, der Handel ſei ziemlich bekannt; ich zog darnach wieder nach Hauſe.

Am folgenden Morgen kam der Hummel zu mir, mich in der Stadt herumzuführen. Wir zogen zuerſt über den Münſterplatz; da erſah mich Herr Ludwig von Riſchach und verwunderte ſich, wer ich wäre, weil ich ein ſammtnes Barett aufhatte und meine Wehr trug, dem erklärte ich mich. Darnach ſalutirte ich den Dr. Sulzer, Pfarrherrn am Münſter, darnach Dr. Hans Huber, der mich freundlich empfing und ſich zu allem Guten erbot. Ich verehrte ihm den Clemens Marot, der zu Paris ſchön eingebunden war.

---

*) Die Belohnung für das erſte Ueberbringen einer guten Nachricht. Das Botenbrot zu fordern und zu geben war im ganzen deutſchen Mittelalter Brauch.

Darnach zogen wir das Martinsgäßlein hinab; als wir unten hinkamen, den Fleiſchbänken gegenüber, ſtand meine Zukünftige an der Fleiſchbank, ich ſah ſie nicht, ſie aber erblickte mich, lief in die Metzge hinein und wieder heim, iſt auch ſpäter nicht mehr in die Fleiſchbänke gegangen, weil die Metzger anfingen ſie zu vexiren. Nach dem Eſſen führte mich mein Vater auf ſein Gut nach Gundeldingen; er redete unterwegs mit mir, ermahnte mich, nicht zu ſchnell zu ſprechen, wie die Welſchen ſonſt den Brauch haben, und erzählte mir von ſeinem Haushalt. — Ich fing ſogleich an, die cypreſſene Laute zuzurüſten, item eine große Harfe zu beziehen, die mein Vater lange geſchlagen, und meine Bücher und Scripta alles in Ordnung zu bringen, und brachte ſo die ganze Woche hin.

Unterdeß ſtellte mein Vater die Sache an, daß ich mit meiner Zukünftigen reden könnte und ſie mit mir; er lud deshalb Meiſter Franz und ſeine Tochter ein, den zukünftigen Sonntag Nachmittag gen Gundeldingen hinauszukommen, es war der 16. Mai, ein luſtiger Tag und Maienzeit. Ich zog nach dem Eſſen mit Thiebold Schönauer hinaus, wir ſchickten unſere Lauten voraus, und als wir zu Gundeldingen in den Hof hineingingen, ſahen wir zwei Jungfrauen daſelbſt ſtehn, die eine war die Baſe der Schenkin, dem Daniel verſprochen, dem Sohne von Meiſter Franz, die andere war ſie, ſeine Tochter Magdalena, die ich freundlich grüßte, wie auch ſie mich, nicht ohne Veränderung der Farbe. So kamen wir ins Geſpräch, dazu kam auch bald ihr Bruder Daniel, wir ſpazierten hin und her auf dem Gute mit vielerlei Reden, bei welchen meine Zukünftige gar beſcheiden und von ſtillem züchtigem Weſen war. Als es nun drei Uhr war, kamen wir wieder ins Haus, gingen hinauf, ich und Thiebold ſchlugen zuſammen die Lauten und ich tanzte Gaillarde, wie mein Brauch war. Indem kam auch Meiſter Franz, ihr Vater, der mich willkommen hieß, wir ſetzten uns zu Tiſch und thaten einen Abendtrunk gleich einem Nachteſſen, bis es ſpät war, daß wir Zeit hatten in die Stadt zu gehn. Unterwegs im Heimgehn ging ihr Vater und der meinige voraus, und ich und Daniel mit den Frauenzimmern nach im freundlichen Geſpräch, in welchem die Dorothee, die etwas dreiſter mit Reden war, herausbrach und ſagte: „Wenn zwei einander gern ſehen und haben, ſoll man's nicht lang machen, denn gar ſchnell könnte ein Unglück dazwiſchen kommen." Beim Bollwerk ſchieden wir von einander, Meiſter Franz und ſeine Geſellſchaft gingen zum Steinthor, mein Vater und die Seinen zum Eſchemerthor hinein heimwärts. Ich legte mich alſo mit ſeltſamen Gedanken um meine Perſon zur Ruh. —

Mein Schwiegervater und mein Vater faßten einen Rath, daß ich meiner Zukünftigen vergewiſſert wurde. Ich fing ſie ſehr an zu lieben und drang darauf. Auch ich war ihr nicht zuwider, was ich zum Theil aus ihr herausgebracht hatte, als uns der Mutter Baſe, die Metzgerin Burlacherin, auf ihre Matte vor's Spalenthor zum Kirſcheneſſen geladen, wo wir uns wohl ausſprechen konnten. Es wurde beſchloſſen, Doctor Hans Huber ſollte die Werbung thun. Als dieſer von meinem Vater gebeten wurde, that er es gern, beſtellte deshalb den Meiſter Franz Vormittag in den Münſter, that die Werbung und bekam eine geneigte Antwort für eine Eheverabredung. Am Abend, als Doctor Hans zu mir kam, verkündete er ſie mir mit Frohlocken, wie ſein Brauch war, und wünſchte mir Glück, vermeldete jedoch, mein Schwäher begehrte, daß die Sache ſtill verbliebe, bis mein Doctorat vorüber ſei, alsdann könne man die Sache zu Ende bringen. Damit war ich wohl zufrieden. Mein zukünftiger Schwiegervater hatte Luſt bekommen, endlich einzuwilligen. Früher hatte er jederzeit hinter dem Berge gehalten, weil er fürchtete, mein Vater ſtecke in großen Schulden, und weil dieſer Tiſchgänger hatte, da er doch ſeine Tochter, wie er ſagte, nicht gerne in Schulden oder in die Unruhe ſtoßen wollte. Als er aber von meinem Vater hörte, daß die Schulden gering gegen das Vermögen wären, das er an den Häuſern und dem Gut noch hätte, und daß er ſelbſt den Willen habe, die Tiſchgänger abzuſchaffen, da war er zufrieden, und um ſo mehr, weil auch Herr Kaspar Krug, ſpäter Bürgermeiſter, der mich geſehen hatte, ihm das rieth, und weil deſſen Sohn Ludwig ihm ſagte, er ſollte Gott danken, er habe gute Hoffnung, ich werde ein vornehmer Doctor werden, da ich ſchon eine gute Probe an ſeiner Frau, die zweier Kinder geneſen und gar ſchwach war, mit Marzipan abgelegt hatte. Dieſen hatte ich verordnet, da er damals noch nicht in Brauch war. So hat meinem Schwiegervater die Sache zuletzt gar wohl gefallen und iſt nicht zuwider geweſen, wenn ich in das Haus gegangen bin und mit ſeiner Tochter geſprochen habe. Doch iſt dies mehr in ſeiner Abweſenheit in der Stille geſchehen, daß ich zur hintern Thür im Gäßlein ſtill hineingezogen bin und daſelbſt unten im Haus vielmals mit ihr in aller Zucht und Ehre geſchwatzt habe. Er ſprach nichts dawider, ſondern that, als wiſſe er nicht darum, auch hielt er immer den Handel hin, ſolange er konnte, weil er die Tochter, die ihm ſo gut Haus hielt, wie er rühmte, nicht gern aus dem Haus gab.

Zu dieſer Zeit wurde dem Thomas Guerin die Jungfrau Eliſabeth zum Falken verſprochen. Er kam mit dem Pempelfort zu mir und bat mich, jetzt einmal eine Muſik anzuſtellen, um ſeiner Geliebten zum Falken zu huldigen. Ich verhieß ihm das, doch unter der Bedingung, daß ſolche Muſik auch an dem Orte gebracht würde, der mir gefiele. Wir rüſteten uns alſo und zogen ſpät nach dem Nachteſſen vor meiner Zukünftigen Haus. Wir hatten zwei Lauten, ich und Thiebold

Schönauer ſchlugen zuſammen, darnach nahm ich die Harfe, der Pempelfort zog die Viola. Als er ſie auf ein Faß ſtellen wollte, fiel dies um, machte einen Rumor. Der Goldſchmied Hagenbach pfiff dazu, es war gar eine zierliche Muſik. Man gab uns keine Anzeige, denn mein künftiger Schwiegervater war zu Haus. Wir zogen alſo von da zum Falken, wo wir, nachdem wir den Hof gemacht, eingelaſſen wurden, und hielten dort einen ſtattlichen Schlaftrunk mit allerlei Confect und zogen alsdann wieder nach Haus, wobei die Wächter am grünen Ring mit uns zuſammenkamen. Sie ließen uns aber ziehen, nachdem wir guten Beſcheid gegeben hatten. Ich ging von da ab oft ſpazieren nach meiner Zukünftigen Haus, doch ſo viel als möglich heimlich, begann und redete viel närriſches Zeug, wie die Leute thun, wenn ſie bei ihren Liebſten ſind, worauf ſie mir ſinnig antworten konnte. Ich kleidete mich auch anders, nach unſerm damaligen Brauch, wo man nur bunte Kleider trug, keine ſchwarzen, außer in Trauer. Es fingen Einige an, auf mich Acht zu geben, und als ich einſt nach dem Nachteſſen aus dem Hauſe ging, zogen mir zweie nach und hätten mich gern geſtäupt, ich entkam ihnen aber, ſo daß mir nichts geſchah.

Bald, nachdem ich Doctor geworden, drang mein Vater darauf, daß auch die Heirat zwiſchen mir und Jungfer Magdalene geſchloſſen würde, und redete zu Ende September ihren Vater darum an; weil ich nun Alles mit Lob und Ehre vollbracht hätte und die Sache nicht geheim geblieben wäre, ſo möchte er's nunmehr abmachen helfen. Darauf gab er guten Beſcheid, zog aber doch die Sache allzeit hin, da er ſeine Tochter, wie oben gemeldet, ungern aus dem Hauſe gab. Ich durfte unterdeß ohne Scheu wohl in ſein Haus gehn, was mich verwunderte, daß es ihm nicht mißfiel, da es noch keine beſchloſſene Ehe war und wohl nichts hätte daraus werden können. Es geſchah jedoch in allen Züchten und Ehren, daß ich ſie ſprach, wir hielten über allerlei Sachen ehrliches Geſpräch und trieben Neckerei, manchmal half ich ihr Latwerge machen; ſo vertrieben wir die Zeit. Inſonderheit geſchah mir ein guter Poſſen, als man die Meſſe einläuten wollte am Abend von Simon Judä und ich ihr das Meßgeſchenk abgewinnen wollte. Da ihr Vater abweſend war, zog ich um neun Uhr am Morgen heimlich hinten in ihr Haus, das ſtets daſelbſt offen war, und als ich niemand ſah, da alle in der untern Stube waren, ſchlich ich die Stiege hinauf bis auf den Eſtrich und lugte zum Tageloch hinaus, um zu hören, wann man um zwölfe die Meſſe einläutet. So wartete ich drei Stunden, mich verlangte und fror. Sobald man anfing zu läuten, ſchlich ich ſtill herab und that die Stube auf mit dem Geſchrei: „Mir die Beſcherung,“ vermeinte ſie daſelbſt zu erwiſchen. Da war niemand da, und die Magd ſagte, ſie wäre ausgegangen, wie ſie ihr geſagt hätte. Sie aber hatte ſich heimlich unter die Stiege verborgen und gewartet. Bald darauf eilte ſie mit dem Ruf in die Stube und gewann mir die Beſcherung ab. Dieſe ſchenkte ich ihr reichlich, wie ſie denn auch mir eine Beſcherung gab. Ich wollte ihr das Kettlein, das ich von Paris gebracht, verehren, da bat ſie mich, ich möchte es behalten, es möchte ihr ein Gerede verurſachen und könne ihr wohl noch einmal werden. Sie nahm aber das ſchön gebundene Teſtamentlein, das ich ihr auch beſchert hatte. So hatten wir unſer Spiel eine Zeit lang, wie die jungen Leute pflegen.

Nach der Baſelmeſſe fing mein zukünftiger Schwiegervater, da er nicht mehr aufſchieben konnte, an, ſich auf die Zuſammengebung vorzubereiten, und ſie ward auf acht Tage nach Martini feſtgeſetzt. Da erſchien man um vier Uhr in ſeinem Hauſe, und es waren auf ſeiner Seite Herr Kaspar Krug, der hernach Bürgermeiſter war, Martin Fickler, Meiſter Gregorius Schölin und Batt Hug, ſeine Freunde, und ſein Sohn Franz Jeckelmann, auf unſerer Seite Dr. Hans Huber, Matthias Bornhart, Henricus Petri. Man verhandelte über das zugebrachte Gut, und mein künftiger Schwiegervater vermeldete, ſeine Tochter werde mir mehr als dreihundert Pfund an Werth mitbringen, darunter hundert Floren in baarem Gelde, das Andere in Kleidern. Als man meinen Vater fragte, was er mir geben würde, ſagte er, er könne nichts nennen, er hätte kein Kind als mich, und Alles wäre mein. Als man ihn aber ermahnte, er ſollte etwas namhaft machen, denn es könnte Aenderungen geben (wie auch nachher geſchah[*]), antwortete er, er hätte ſich das nicht überlegt, er wollte wohl vierhundert Gulden nennen, könnte ſie mir aber nicht geben; wir ſollten dafür bei ihm den Tiſch haben, denn er hätte kein Geld, das er mir geben könnte, er wäre anderweit viel ſchuldig. Darüber gab es etliche Streitigkeiten, ſo daß mein Schwiegervater ausbrach, er wolle ſeine Tochter nicht ſo in die Unruhe der Tiſchgänger ſtecken, lieber wollte er uns bei ſich im Hauſe haben, und verwies meinem Vater, daß er Geld ſchuldig wäre, ſo daß mein Vater ſehr bekümmert war, und wenn die Ehrenleute nicht gewehrt hätten, ſo wären ſie vielleicht unverrichteter Sache auseinander gekommen. Das war der erſte Anſtoß, der mir begegnete, und eine Bekümmerniß, wie auch meiner Zukünftigen, die in der Küche ſolches hörte und in Aengſten ſtand. Doch ward die Sache geſchlichtet, da mein Vater ſagte, es wäre ihm nichts lieber, als die Tiſchgänger los zu werden, das könne aber nicht ſo im Augenblick geſchehen. Von da an war mein Vater etwas unluſtig, was mir daher die ganze hochzeitliche Freude verbitterte. Man gab uns zuſammen; ich verehrte meiner Hochzeiterin das goldene Kettlein, das ich von Paris gebracht, darauf gab mein Schwiegervater das Gaſtmahl mit gutem Geſpräch und Tractation, doch keine Muſik dabei, die ich am liebſten gehabt hätte.

Nach dem Nachteſſen, als ich eine gute Nacht gewünſcht, begleitete mich auch meiner Hochzeiterin Bruder Franz heim, welcher des Schölin Tochter hatte, die ihm ziemlich viel zugebracht hatte. Er hatte ſich mit ſeiner Schweſter von je nicht wohl vertragen können, weil er Alles im Hauſe meiſtern und verwirren wollte. Das hatte ſie nicht leiden wollen und dem Vater geklagt, welcher jederzeit auf ihrer Seite war. Derſelbe Bruder, ein wenig berauſcht, wie er auch ſonſt oft phantaſtiſch wurde, nahm mich im Heimgehn bei Seite und vermeldete mir, ich dauerte ihn, daß ich ſeine Schweſter bekäme, die er mir ſchalt. Daraus kann man ſeinen Verſtand ermeſſen, mir aber machte er dennoch Bedenken. Das war alſo der andere Anſtoß bei meinen zukünftigen Freuden.

---

[*] Thomas Platter, der Vater, heiratete ſpäter noch einmal und erhielt von ſeiner zweiten Frau noch ſechs Kinder.

Man rüſtete ſtreng zur Hochzeit, die am Montag nachher gehalten werden ſollte, mit Einkaufen und Schlachten; denn mein Vater ließ ſich vernehmen, weil er einen einzigen Sohn habe, ſo wolle er, obgleich wir von unſerer Linie keinen Blutsverwandten oder nahen Freund hatten, doch andere gute Gönner und meinem Schwiegervater zu Gefallen auch deſſen Freunde vollſtändig einladen. Und ſo lud man am Samstag die Verwandten, die Nachbarn, unſere guten Gönner, die Meiſter und Rathsherren von der Zunft zum Bären, Einige von der hohen Schule, vom Adel, vom Rath, von der Schule und von den Geſellen und ihren Weibern und Kindern, die ſie hatten.

Am Sonntag nachher, den 21. October, bot man uns auf, wie gebräuchlich. Und man rüſtete die Tiſche in meines Vaters beiden Häuſern zu und was zur Hochzeit gehört, wobei Viele halfen; und es kochte Meiſter Batt Oeſy, Wirth zum Engel. Am Abend zog ich in meines Schwiegervaters Haus, ſah zu, wie ſie Sträuße machten, blieb ſo über das Nachteſſen bei ihnen. Als ich heim kam, fand ich den Herrn Schreiber Ruſt, meines Vaters alten Bekannten, der von Burtolf uns zu Liebe auf die Hochzeit gekommen war und einen ſchönen Emmenthaler Käſe mitbrachte. Der ſaß noch bei Tiſche mit meinem Vater, welcher in großem Aerger war, wie er morgen ſo eine große Anzahl Leute, die geladen waren, ſpeiſen und tractiren ſollte; er beredete ſich ſelbſt, es wäre unmöglich, er werde damit zu Schanden werden, und that gar unwirſch. Beſonders da ich heim kam, empfing er mich gar rauh mit Schelten, ich ſäße bei meiner Braut, ließe ihn ſorgen und hülfe ihm nicht, und war über mich erzürnt, daß der Herr Ruſt genug abzuwehren und zu tröſten hatte. Mir war bei dieſem dritten Anſtoß und Verbitterung meiner Hochzeitfreuden ſo bange, weil ich noch nicht gewöhnt war ſo geſcholten zu werden, und bisher in der Regel gelobt und gut gehalten worden war; ich ſah wohl, wie es fortan gehen werde, wenn ich zu zweien auf Koſten meines Vaters leben müßte, ſo daß mir Alles verleidet wurde. Ich ging mit Trauer ſchlafen und dachte oft wie ein Narr, ich wollte wieder von dannen ziehen, wenn nur das Thor offen geweſen wäre.

Am Morgen des 22. October, es war St. Cäcilientag, war ich noch ganz unmuthig, weil ich nicht viel geſchlafen hatte. So legte ich mein Bräutigamhemd, das man mir geſchickt hatte, an mit einem goldenen Kragen und viel goldenen Spangen an einem kurzen Bruſtlatz, wie damals im Brauch war, und zog ein rothſeidenes Atlaswamms und leibfarbene Hoſen an. So kam ich herab und fand meinen Vater nicht mehr ſo unrichtig; denn als er wieder klagen wollte, während doch Alles in Ueberfluß da war, hatte er einen guten Filz von der Frau Dorothea Schenkin bekommen, die auch half und ein barſches Weib war. Als ſich die Hochzeitsleute bei uns verſammelt hatten, gingen wir in Proceſſion vor meines Schwiegervaters Haus und mit mir ging Dr. Oswaldus Berus, der trotz ſeinem gar hohen Alter auch roth gekleidet war, mit einem oben ausgeſchnittenen ſeidenen Atlaswamms und einem camelottnen Rock, wie ich einen anhatte, nebſt dem ſammtnen Barett, das man mir vor der Hochzeiterin Haus aufſetzte, worauf eine Borte von Perlen mit Blumen war. So zogen wir um neun Uhr in den Münſter, darauf die

Hochzeiterin in einer leibfarbenen Schaube, die führte Herr Heinrich Petri. Nach der Predigt gab man uns zuſammen, ich ſchenkte ihr einen gewundenen Ring für acht Kronen. So zogen wir zum Jagdhof, wo man uns zu trinken gab und ich die Hochzeiterin hineinführte, der man in der obern Stube reichlich ſpendete.

Es waren fünfzehn Tiſche gedeckt, die alle wohl beſetzt waren, mit mehr als hundert und fünfzig Perſonen, ohne die, welche aufwarteten, von denen auch eine gute Anzahl zum Nachtiſch kam. Die Bewirthung geſchah in folgender Weiſe. Man ſetzte viermal auf, in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel (Nierenſtück), Suppe, Fleiſch, Hühner, geſottenen Hecht, Braten, Tauben, Hähne, Gänſe, Reismus, Leberſülze, Käſe, Obſt. Man hatte allerlei guten Wein, darunter Rangenwein, der ihnen gar wohl ſchmeckte. Die Muſik war Chriſtelin der Bläſer mit ſeiner Viola, Cantores waren die Schüler, ſie ſangen unter anderem den Geſang vom Löffeln.

Nach dem Eſſen, das nicht ſo lange währte, wie jetzt im Brauch iſt, dankte Jacob Meyer, Rathsherr zum Bären, ab. Es führte Dr. Myconius die Hochzeiterin in des Dr. Oswaldus Berus Haus, da tanzte man unten im Saal, es war viel Volk und ſtattliche Leute dabei. Meiſter Lorenz ſchlug die Laute und der Chriſtelin geigte dazu, denn damals war die Viola noch nicht ſo im Brauch wie in jetziger Zeit. Ich wollte artig thun mit meiner Hochzeiterin, wie ich in Frankreich bei den Tänzen gewöhnt worden war, weil ſie mich aber freundlich abmahnte und ſich ſchämte, ließ ich ab, tanzte auch, doch allein, eine Gaillarde auf Myconii Anſtiften.

Darnach zogen wir wieder zum Nachteſſen in meines Vaters Haus. Als es ziemlich ſpät war, nahm man von einander Abſchied, und damit es nicht viel Lärm und Neckerei gäbe, verbarg ich mich in meines Vaters Kammer, wohin man auch ſtillſchweigend meine Hochzeiterin verſteckte, von der ihr Vater mit ſo großem Weinen Abſchied nahm, daß ich meinte, ſie würde ſich ganz zerweinen. Ich führte ſie in meines Vaters Stüblein daneben, und es kamen etliche Frauen von ihrer Bekanntſchaft zu ihr und tröſteten ſie; denen gab ich von einem Claret zu trinken, welchen ich in einem Fäßlein hinter dem Ofen verwahrte und den ich ſelbſt ſehr gut gemacht hatte. Und als ſie hinwegſchieden, kam meine Mutter, die allezeit fröhlich war, und ſagte, die junge Burſchenſchaft ſuchte mich, wir ſollten uns verbergen und ſchlafen gehn, und führte uns heimlich die Hinterſtiege hinauf in meine Kammer. Dort ſaßen wir eine Weile, und weil es kalt war, fror uns übel; da legten wir uns im Namen Gottes ſchlafen, und wußte niemand von der Burſchenſchaft, wo wir hingekommen waren. Wir hörten eine Weile nachher meine Mutter hinaufkommen über das verborgene Gemach, dort ſaß ſie und ſang mit heller Stimme wie eine junge Tochter, da ſie doch ſchon im höchſten Alter war, worüber meine Hochzeiterin herzlich lachte.

Am Dienſtag Morgen brachte die Magd meiner Hochzeiterin, das Käthlein, ihr andere Kleider; die ließen wir ein, und da es ein holdſeliges Frauenzimmer war, trieb es viel ſeltſamen Schnack. Hernach ſammelte ſich das Hochzeitvolk wieder zum Mittageſſen, das um elf Uhr anfing, denn damals hatte man nicht ſo verkehrte Zeit, wie jetzt im böſen Brauch iſt. Es waren ebenſo viel Tiſche beſetzt als am erſten Tag, und die Tractation nicht geringer, dazu das Brautmus, das man jetzt anſtatt des Weinwarmen aufſetzte. Man tanzte aber nach dem Eſſen bis zur Nacht, und bei dem Nachteſſen war noch eine gute Zahl Volk und ſonderlich alle Jungfrauen, die alle bei guter Zeit Urlaub nahmen und heimzogen.

Man hatte reichlich Geſchenke gegeben auf der Hochzeit. Davon habe ich nichts bekommen als ein Becherlein und zwei Ducaten, das Uebrige nahm mein Vater zur Beſtreitung der Unkoſten, ſo weit es reichen wollte, und ſpäter, ſobald ich etwas erwarb, habe auch ich noch für die Kleider ihm viel abgezahlt. Mein Vater nahm auch die hundert Gulden, die meine Frau mir zugebracht hatte, und bezahlte gleichfalls damit ab. Mein Schwiegervater hatte mir nichts geſchenkt, wie er mir nachher anzeigte, weil er für mich fünf Gulden beim Doctormahle bezahlt hatte, damit ſollte ich mich begnügen. Meine Frau brachte etwas ſchlechten Hausrath, eine alte Pfanne, worin man ihre Pappe gekocht, und eine breite hölzerne Schüſſel, worin man ihrer Mutter, wenn ſie Kindbetterin geweſen, das Eſſen gebracht hatte, und ſonſt einiges ſchlechte Geſchirr, das ſie in unſerer Kammer hinter einen Rahmen ſteckte. Darnach fing man ſogleich an die Hausordnung zu beſtellen, dazu ſollte meine Frau Rath und Anordnung geben. Da gab es allerlei Bedenken. So hatte mein Vater noch Tiſchgänger und allerlei Unruh im Hauſe, ſo daß wir beide jungen Eheleute ſehr geplagt wurden; wir wären lieber allein in einer Haushaltung geweſen, aber wir konnten's nicht durchſetzen, mußten faſt drei Jahre ſo bei meinem Vater am Tiſch bleiben und ich mich mit meiner Kammer behelfen, und um die Kranken zu verhören, mit dem untern Saal, der im Winter kalt war. Da gab es zu Zeiten allerlei Anſtoß, weil ich nichts für die Küche zuſchießen konnte, denn ich hatte genug zu thun, um uns zu kleiden, und manchmal, wenn ich etwas verdiente, an meinen Kleidern zu bezahlen, die ich noch in den Läden ſchuldig war, was mir vorgeworfen wurde, wenn ich es nicht that. Es gab alſo zu Zeiten Händel, wie ſich gemeiniglich zuträgt, wenn Alt und Jung bei einander wohnen. Da hätte wohl meine Frau gern gehabt, daß wir allein wohnten, wollte ſich mit Geringem behelfen, mein Vater ſollte die verſprochene Eheſteuer geben und die mir zugebrachten hundert Gulden, damit wollten wir auskommen; dies konnte aber mein Vater, da er kein baar Geld hatte, nicht thun. Ich aber wollte meinen Vater nicht erzürnen und redete alſo gut zu; wir wollten uns, bis ich in beſſere Praxis käme, gedulden. Das bekümmerte mich, weil ich ſie lieb hatte und gern gut gehalten hätte, wie eines Doctors Frau gebührt; weshalb ich ſie auch lange Zeit nicht gedutzt, ſondern ge-ert habe; das ſah mein Vater nicht gern und meinte, es ſollte nicht ſein. Ich hatte vor dem neuen Jahre, wie auch nachher im Frühling, noch nicht viel zu thun; doch that ich mich redlich hervor, wenn etwa bei Mahlzeiten oder auch ſonſt Gelegenheit war, von Krankheiten zu reden und wie ihnen abzuhelfen, ſo daß ich manchmal, wenn ich's daheim that im Beiſein meines Schwiegervaters, wenn dieſer bei uns aß, der ein guter Chirurg und auch viel erfahren war, von ihm etwas angegriffen und angetaſtet wurde: ich werde noch viel erfahren müſſen, es habe bei uns eine andere Praxis. Das hörte ich als ein Junger nicht recht gern und widerſprach manchmal, mußte mich jedoch demüthigen, weil ich noch keine Praxis hatte. Doch begann die Praxis an mich zu kommen und zuzunehmen.

Es waren der Aerzte viel, da ich gen Baſel kam, graduirte und Empirici, um die Zeit anno 1557 bei ſiebzehn. Da mußte ich Künſte anwenden, wollte ich mich von der Praxis ernähren, und Gott hat mir dazu ſeinen reichen Segen mitgetheilt. Es war auch ſehr berühmt damals der Ammann, den man nannte den Bauer von Utzensdorf, zu dem zog merklich viel Volk, er konnte aus dem Waſſer wahrſagen und gebrauchte ſeltſame Künſte lange Zeit, wodurch er groß Gut erobert hat. Nach ihm iſt der Jude von Alsweiler lange Zeit mächtig gebraucht worden. Es war auch ein altes Weib im Gerbergäßlein, die Lülbüren genannt, die auch einen Zulauf von Kranken hatte, wie auch beide Nachrichter allhier, Wolf und Görg, Gebrüder Käſe, deren älteſter Bruder zu Schaffhauſen berühmt geweſen in der Arznei, wie auch ihr Vater Wolf, Nachrichter zu Tübingen.

Ich fing an Kundſchaft zu bekommen bei Bürgern und denen vom Adel, die mich beſonders probirten durch Ueberſendung des Harns, woraus ich weiſſagen mußte. Dabei wußte ich mich ſo zu benehmen, daß etliche ſich verwunderten und anfingen mich zu brauchen. Von Tage zu Tage bekam ich je länger deſto mehr Praxis ſowohl in der Stadt bei den Einwohnern, als auch von Fremden, welche theils zu mir kamen und ſich eine Zeit lang hier aufhielten meine Mittel zu gebrauchen, theils auch gleich wiederum abreiſten und meine Mittel ſammt meinen Rathſchlägen mitnahmen. Auch Fremde forderten mich in ihre Häuſer und Schlöſſer, wohin ich eilte und mich nicht lang bei ihnen aufhielt, ſondern bald wieder nach Haus eilte, damit ich Vielen zu Hauſe wie in der Fremde dienen könnte.“

8.

Aus einem Patricierhauſe.

(1526. 1598.)

Der Städter empfand überall die Zucht des reformirten Landes. Ob er in größerer Reichsſtadt oder unter einem Landesherrn wohnte, ihm wurden zahlreiche — oft gedruckte — Ordnungen zu Theil, in denen die Obrigkeit rührig war für Sitte und Sicherheit der Stadt zu ſorgen. Ordnungen regelten die Feuerpolizei, den Verkehr der Märkte, den Werth der Münzen, in theurer Zeit die Preiſe der Lebensmittel, Arbeit und Vorrechte der Innungen, ſogar die Apothekertaxen und den Dienſt der Hebamme. Für die Stadtſchulen, welche überall eingerichtet waren, wurden Stundenpläne verfertigt, bei den lateiniſchen Schulen auch durch Druck verbreitet. Vor Allem aber wurde der Aufwand bei allen Familienfeierlichkeiten, die Standesrechte an Kleiderſtoffen und Schmuck nach alter Sitte eifrig überwacht. Der Obrigkeit halfen die Seelſorger. Jeden Sonntag, ja öfter in der Woche hörte jetzt der Bürger Predigten, in denen der gelehrte Geiſtliche die theologiſchen Streitfragen ſcharf und eigenſinnig erörterte, aber auch als Sittenlehrer ſtrafend in die Gewiſſen ſprach und den Weltlauf beurtheilte. Ueberall wurde eine ſtrengere Ueberwachung des Lebens fühlbar und die alte Zügelloſigkeit wirkſam gedämpft. Aber auch die Kunde des Bürgers von der Fremde wurde größer, die volksthümliche Literatur der kleinen Büchlein unterrichtete ihn von vergangener Zeit, trug Neuigkeiten aus anderen Ländern zu und theilte ihm neben Streitſchriften und Prophezeiungen auch medicíniſchen Rath, Kunſtgriffe des Handwerks und neue Lieder mit. Weit beſſer war ſein Verſtändniß heimiſcher Zuſtände geworden, viel reicher auch der Ausdruck ſeiner Stimmungen in der Rede, ſicherer und klarer ſeine Gedanken. Und man darf ſagen, der kleine Bürger hatte ſeit dem Jahre 1550 verhältnißmäßig nicht geringeren Antheil an der Zeitbildung als in der Gegenwart.

Die größere bildende Arbeit, welche Obrigkeit und Kirche an ihm übten, förderte unleugbar ſein geſetzliches Verhalten, dieſelbe Polizei verringerte ihm auch das ſtolze Bewußtſein der Unabhängigkeit. Da weit mehr regiert wurde als ſonſt, gewöhnte er ſich allmählich an Befehle, die Hoheit ſeiner Gebieter wurde ihm jeden Tag fühlbar. In der erſten Hälfte des Jahrhunderts war ſein Hauptintereſſe auf den kirchlichen Kampf gerichtet, in ruhigeren Jahrzehnten nach dem Schmalkaldiſchen Kriege bemerkte er mit Behagen die beſſere Sicherheit ſeiner Frachtwagen auf der Landſtraße und wahrſcheinlich mit nicht geringerer Freude, daß er nicht mehr alljährlich nöthig hatte mit Hellebarde und Donnerbüchſe aus den Thoren zu ziehen, um ein Raubneſt einzuſchießen. Seine Kriegstüchtigkeit wurde dadurch geringer, er begann als kritiſcher Zuſchauer den Streit der Großen zu betrachten. Nicht ohne Störungen. Noch waren die Händel und Proceſſe mit Nachbarſtädten und mit dem umwohnenden Adel häufig, auch untreue Bürger oder rachſüchtige Fremde ſandten der Stadt zuweilen einen Fehdebrief in die Mauern, der Thürmer hielt ſeinen Rundgang unter der Spitze des Thurmes und ſein Amt galt für unentbehrlich, jeden Abend wurden die Thore ſorglich geſchloſſen. Eine kräftige Stadt gerieth wohl gar in Kampf gegen die geſteigerten Forderungen des eigenen Landesherrn, ſo Braunſchweig, das mit Mauerbüchſen und Streitſchriften für ſeine Freiheit kämpfte, bis die erſten Wolkenſchatten des dreißigjährigen Krieges über das Land flogen.

An jedem Markttage ſtrichen die Zunftgenoſſen ſpionirend umher und ſandten ihre Leute auf die Dörfer, um Pfuſcher und Bönhaſen zu erſpähen, welche den Bauern ohne Berechtigung Schuhe und Kleider fertigten; die Tyrannei, welche die Gewerke der Stadt auf die Umgegend ausübten, wurde dem Lande ſehr ärgerlich. Dennoch vermochten die Zünfte nicht dem Bedürfniß des geſteigerten Verkehrs zu genügen, fremde Krämer wurden zahlreicher und zudringlicher, im Norden wußten die unzünftigen Schotten ſich feſtzuſetzen, im Süden wurde der Handel der Juden trotz aller Bedrückungen umfangreicher. Auch die Zerwürfniſſe zwiſchen Zünften und Rath ſtörten häufig den Frieden der Stadt; in den großen Reichsſtädten war die Bedeutung der Patricierfamilien wieder gewachſen, zumal ſeit dem Schmalkaldiſchen Kriege die Habsburger das Regiment der Geſchlechter begünſtigten, unter denen ſie die eifrigſten Anhänger zählten. Im Ganzen wurde doch der größere Schutz des heimiſchen Handels und Wandels überall Quelle eines Gedeihens, welches dem kleinen Bürger am meiſten zu Gute kam, in ſeiner Innung, der Zechſtube und dem Bannring ſeiner Stadt. Weit ſchneller floß das Geld durch das Land und gab dadurch Vielen das Gefühl des Wohlſtandes und leichter Nahrung. Im Hauſe des Bürgers war Geräth und Einrichtung reichlicher geworden, die meiſten Genüſſe aus der Fremde wurden durch die beſſere Wegſamkeit der Straßen und ſtärkeren Verbrauch billiger. So war natürlich, daß er ſeine Tage heiter genoß, mehr um die Familie, ſeine nächſten Genoſſen und das Vergnügen der Stunde ſorgend als um die Geſchäfte der Stadt und des Landes. Der deutſche Bürger war ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts auf gutem Wege ein Privatmenſch zu werden.

In den Patricierfamilien der größern Reichsſtädte ſammelte ſich weltmänniſche Bildung, Wohlſtand und die Freude am Genuß, welche ſich zuweilen in geſchmackloſer Uebertriebenheit äußerte, aber auch Kunſt und Handwerk zu den beſten Leiſtungen ermuthigte. Was damals von Schönheitsſinn zu finden war, wird man vorzugsweiſe in dieſen Kreiſen ſuchen müſſen.

Während in den größern Städten der Schweiz, den niederländiſchen Provinzen und den Seeplätzen der deutſchen Hanſa das Patricierthum eigenthümliche weltbürgerliche Richtung erhielt, waren es vorzugsweiſe die großen Handelsſtädte Süddeutſchlands und unter dieſen wieder Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt am Main und Köln, deren alte Häuſer den größten Einfluß auf Prachtaufwand, Kunſtfleiß und gelehrte Bildung der Deutſchen ausübten. Die Mitglieder der alten Geſchlechter waren immer noch die einflußreichſten Bürger, gewöhnt große Geſchäfte zu leiten, die höchſten Angelegenheiten ihrer Stadt zu vertreten; dabei meiſt Kaufleute oder große Grundbeſitzer. Aus ihren Familien wurde ein Theil der Kirchenpfründen beſetzt, ſie gewöhnten ſich zuerſt, ihre Söhne in Italien, dem Land ihrer Geſchäftsfreunde, die Rechte ſtudiren zu laſſen, ſie bereiteten im Anfange der neuen Zeit der humaniſtiſchen Bildung in Deutſchland die erſten behaglichen Stätten. Häufig waren ſie Geſchäftsführer, Rathgeber, Vertraute der deutſchen Fürſten. Ihre großen Familien, durch häufige Verſchwägerungen und nicht weniger durch gemeinſame Handelsbeziehungen miteinander verbunden, hatten ihre Fäden überall angeknüpft; ſie vorzüglich beſtimmten die deutſche Politik der Reichsſtädte, und ſie hätten einen entſcheidenden Einfluß auf die Neugeſtaltung des deutſchen Lebens ausüben müſſen, wäre ihr Weſen nicht vorzugsweiſe conſervativ, ihre Beſtrebungen nicht zuweilen undeutſch geweſen.

Sie bildeten die Geldmacht Deutſchlands, bei ihnen wurden von Kaiſer und Fürſten Anleihen gemacht, ſie vermittelten den größten Theil des Geld- und Wechſelverkehrs, ſoweit ihn nicht die Juden in der Hand hielten. Die großen Häuſer der Fugger, Welſer und ihrer Mittheilnehmer bildeten Handelsgenoſſenſchaften, welche nicht nur nach Italien und der Levante, auch über Antwerpen und den atlantiſchen Ocean durch ihre Capitalien Einfluß übten, Handel trieben. Bei ihnen monopoliſirte ſich der deutſche Handel nach Oſt- und

Weſtindien, ſie kauften ganze Jahresernten vom König von Portugal, verbanden ſich mit ſpaniſchen Häuſern zu umfangreichen Geſchäften, unternahmen eigne Fahrten nach Calcutta und in unerforſchte Länder, und beſtimmten ohne Wettbewerb die Preiſe für Zucker und Gewürze des Orients. Ja die Welſer waren unter Karl V Regenten des Staates Venezuela.

Dieſe Herrſchaft des Capitals wurde von Fürſten und Volk mit großem Widerwillen angeſehen. Es ging durch die Waarengeſellſchaften ſehr viel Geld aus dem Lande, und Theuerung aller Luxusgegenſtände wurde durch ſie verurſacht. So war die allgemeine Klage. Denn die Verminderung des Geldwerths, welche ſeit Einführung des amerikaniſchen Goldes eintrat, wurde nur als Steigerung aller Preiſe aufgefaßt, und die Kaufleute galten für die Schuldigen. Nicht nur Hutten, welchem die Vorurtheile ſeiner Standesgenoſſen tief im Fleiſche ſaßen, auch die Reichstage eiferten gegen die Macht der großen Geldgeſellſchaften. Ebenfalls ohne Erfolg. Auch im Volke war die Abneigung allgemein, und die Reformatoren theilten die Anſicht ihrer Zeitgenoſſen über die Schädlichkeit ſolcher Herrſchaft des Capitals.

Noch läßt ſich erkennen, daß auch die Häuſer dieſer großen Handelsfürſten nicht alle denſelben Anblick darbieten. Von den Augsburgern z. B. waren die Welſer ſchon um 1512 zu Gunſten Reuchlin's zu Rom thätig, und ihrem unſichtbaren Einfluß hatte der große Gelehrte vielleicht mehr die Erlöſung aus den Händen der Dominicaner zu danken, als den rhetoriſchen Kunſtwerken ſeiner begeiſterten Verehrer in Deutſchland. Dagegen galten die Fugger dem Volke vorzugsweiſe als rückſichtsloſe Geldmänner und Romaniſten, als Feinde Luther's und Freunde Eck's, auf dem der Verdacht lag, in ihrem Solde zu ſtehn; denn ſie beſorgten die Geldgeſchäfte des Kurfürſten Albrecht von Mainz und der römiſchen Curie, und ein Geſchäftsmann der Fugger begleitete den

Ablaßkaſten des Tetzel und überwachte die eingehenden Beträge, auf welche das Bankierhaus dem Erzbiſchof von Mainz Vorſchüſſe gemacht hatte. Es war vielleicht die beſte Unterſtützung Kaiſer Karl's V, daß die Anforderungen und Vortheile dieſes mächtigen Hauſes im Ganzen mit den ſeinigen zuſammenließen. Dem Volke dagegen wurde die „Fuggerei“ das zur Zeit Luther's gewöhnliche Wort für Geldwucher.

Und doch lag etwas Gefahr drohend über dem Verkehrsleben Deutſchlands, was der ſtärkſten Kraft der Kaufherren von Augsburg und Nürnberg, von Köln, Hamburg und Lübeck unüberwindlich blieb. Der Weltverkehr hatte neue Straßen gefunden, und neue Völker, die Niederländer, Engländer, Nordländer, gewannen die Herrſchaft in den Meeren, der italieniſche Handel von Augsburg, Ulm und Nürnberg führte nicht mehr vorzugsweiſe die Schätze des Südens dem europäiſchen Norden zu. Die großen deutſchen Handelsgenoſſenſchaften vermochten auf die Länge nicht gegen die junge Kraft der Börſen von Amſterdam und London das Uebergewicht zu behaupten. Die Deutſchen entbehrten eine Seemacht, wie ſie jetzt gebraucht wurde, das Reich war für den Völkerverkehr ein Binnenland geworden. Der Reiche wurde nicht arm und es fehlte nicht Gelegenheit zu lohnendem Gewinn, aber die größten Geſchäfte der ſüddeutſchen Häuſer wurden Bankiergeſchäfte, welche Fürſten und Städten Geld zuführten gegen vortheilhafte Verpfändung von Grundbeſitz und Einnahmen.

Dieſes Stocken des Großhandels, welches den alten Reichthum der Binnenſtädte zumeiſt betraf, nahm dem Patricier am Ende des 16. Jahrhunderts einiges von der Thatkraft früherer Zeit. Der Geſchäftsverkehr war ruhiger, die Söhne alter Familien gewöhnten ſich, in dem Wohlſtand, den die Väter erworben, vornehmes Haus zu halten. Aber auch als Genießende blieben ſie den Städtern, was die Fürſten für ihre Landſchaft waren, die Stolzen und Prächtigen, im Verkehr mit einflußreichen Männern aus ganz Europa Gönner der Kunſt, Sammler von Merkwürdigkeiten und Büchern, Unterhändler und vertraute Geſchäftsmänner der Fürſten. Welchen Eindruck ihr Reichthum und der Schmuck ihrer ſtattlichen Häuſer auf Edelleute aus ärmerer Landſchaft machte, davon gibt der Bericht des Hans von Schweinichen aus dem Jahre 1575 ein ergötzliches Bild.

Als damals der lüderliche Herzog Heinrich von Liegnitz mit ſeinem Haushofmeiſter in Augsburg war, erſchien den Schleſiern der Glanz des Fugger'ſchen Hauſes märchenhaft. Schweinichen, der im Verzeichnen von Geldſummen und Preiſen genauer iſt, als bei den unendlichen Schulden ſeines Herrn nöthig war, erzählt darüber Folgendes.*)

„Es lud Herr Max Fugger Se. Fürſtliche Gnaden einſt zu Gaſte. Ein dergleichen Banket iſt mir ſobald nicht vorgekommen, daß auch der römiſche Kaiſer nicht beſſer tractiren könnte; es war dabei überſchwängliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe ſah. Der Boden war von Marmelſtein und ſo glatt, als wenn man auf dem Eiſe ging. Es war ein Credenztiſch aufgeſchlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeſchirren beſetzt und mit merkwürdigen ſchönen venetianiſchen Gläſern, er ſollte, wie man ſagt, weit über eine Tonne Gold werth ſein. Ich wartete Se. Fürſtliche Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürſtlichen Gnaden ein Willkommen, ein künſtlich gemachtes Schiff vom ſchönſten venetianiſchen Glas; wie ich es vom Schenktiſch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue rothdamaſtne Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu Schanden, aber auch das ſchöne Schiff zerbrach in viele Stücken. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand geſagt, er wollte lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geſchah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegeſſen noch getrunken. Als ich aber ſpäter einen Rauſch bekam, ſtand ich feſter, und fiel nachher kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir alle luſtig. Der Herr Fugger führte Se. Fürſtliche Gnaden im Hauſe ſpazieren, einem gewaltig großen Hauſe, ſo daß der römiſche Kaiſer auf dem Reichstage mit ſeinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Thürmlein Sr. Fürſtlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelſteinen gewieſen, auch von ſeltſamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, ſo daß er ſelbſt ſagte, er wäre über eine Million Gold werth. Darnach ſchloß er einen Kaſten auf, der lag bis zum Rand voll von lauter Ducaten und Kronen. Die gab er auf zweimalhunderttauſend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechſel übermacht hatte. Darauf führte er Se. Fürſtliche Gnaden auf daſſelbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis zur Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Er ſagte, es wären ohngefähr ſiebenzehntauſend Thaler. Dadurch erwies er Sr. Fürſtlichen Gnaden große Ehre und daneben auch ſeine Macht und ſein Vermögen. Man ſagt, daß Herr Fugger ſo viel hätte, ein Kaiſerthum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen des Falls einen ſchönen Groſchen, der ohugefähr neun Gran ſchwer war. Fürſtliche Gnaden verſahen ſich auch eines guten Geſchenks, aber damals bekamen Sie nichts als einen guten Rauſch. Gerade damals verſagte der Fugger einem Grafen ſeine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuck zweimalhunderttauſend Thaler mitgäbe.

---

*) Biographie des Hans von Schweinichen, v. Büſching, I. S. 156. — Der Gaſtgeber iſt derſelbe Marcus Fugger, welcher uns das beſte deutſche Werk des 16. Jahrhunderts über Pferdezucht hinterlaſſen hat. Er ſelbſt hatte ein großes Geſtüt zuerſt in Ungarn, dann am Fuße der Allgäuer Alpen.

Da bei Sr. Fürſtlichen Gnaden wenig Geld vorhanden war, ſchickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, viertauſend Thaler von ihm zu leihen. Er ſchlug aber ſolches gänzlich ab und entſchuldigte ſich ganz höflich. Am andern Tag aber ſchickte er ſeinen Hofmeiſter zu mir, ihn bei meinem Herrn anzuſagen. Da ließ er Sr. Fürſtlichen Gnaden zweihundert Kronen und einen ſchönen Becher von achtzig Thaler Werth, dazu ein ſchönes Roß mit ſchwarzſammtner Decke verehren."

Neben der Richtung auf äußern Glanz ſtand im Anfang des Jahrhunderts in vielen Patricierfamilien ein reicheres Leben. Die Häuſer der Peutinger in Augsburg, Pirkheimer in Nürnberg waren Mittelpunkte für die edelſten Beſtrebungen des deutſchen Volkes, die Hausherren Männer von anſehnlichem Reichthum, Gutsbeſitzer und Kaufherren, Staatsmänner und Kriegsleute, zugleich Gelehrte mit eigener Forſchung. Für ſolche Familien malte Albrecht Dürer ſeine beſten Gemälde, zu ihnen pilgerten die reiſenden Humaniſten, jeder zierliche Vers, jedes männliche und geiſtvolle Wort wurde dort zuerſt herzlich gewürdigt. Als Rathgeber und Förderer in weltlichen Geſchäften, als mittheilende Eigenthümer koſtbarer Bibliotheken und der erſten Antikencabinette, als freigebige Gaſtfreunde im reichlichen Haushalt wußten ſie zu ehren, wer ihnen Geiſt, Wiſſen, Bildung in das Haus brachte.*)

In dieſen Familien erhielten auch die Frauen häufig eine Bildung, welche über die Bekanntſchaft mit Spinnrocken, Küche und Gebetbuch hinausging. Was in den Schlöſſern der Fürſten und in den Höfen des Landadels ſelten war, das wurde hier der Tochter möglich: eine herzliche Theilnahme an der Wiſſenſchaft und Kunſt, für welche die Freunde des Hauſes arbeiteten. Auch für uns liegt ein beſonderer Reiz auf den erſten Frauengeſtalten, welche durch das Morgenlicht der neuen Bildung verklärt ſind. Conſtanze Peutinger, die für Hutten den Lorbeerkranz flocht, Charitas Pirkheimer, die leidensreiche Aebtiſſin des Clarenkloſters zu Nürnberg, ſpäter Philippine Welſer, die Gemahlin des Kaiſerſohns, alle gehören den Kreiſen deutſcher Patricier an, zarte Naturen, oft wundgedrückt von einer dornenreichen Zeit.

---

*) Vergl. die ſchöne Charakteriſtik Wilibald Pirkheimer's in D. Strauß, Hutten I.

Zumal, wenn eine Frau ſich damals ſelbſtthätig in den literariſchen Kampf hinauswagte, ward ihr das wohl zum Verhängniß. Es geſchah ſelten genug. Die bekannteſten, Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach, geborne von Stauffen, erfuhren beide, wie bitter es für Frauen iſt, an dem Streit der Männer Theil zu nehmen. Die katholiſche Charitas ſchrieb einen Brief der Verehrung an Emſer, und mußte erleben, daß dies Schreiben durch die lutheriſche Partei mit ſchnöden Randgloſſen wieder abgedruckt wurde. Die lutheriſche Argula, Freundin Spalatin's, ſandte einen belehrenden Brief an Rector und Univerſität von Ingolſtadt, als dieſe ein Mitglied ihres Lehrkörpers, den Arſatius Seehofer, durch Gefängniß und Androhung des Feuers gezwungen hatten ſiebenzehn Ketzereien zu widerrufen, welche er nach Melanchthon's Schriften den Studenten vortrug. Argula nahm ſich des Magiſters tapfer an, den ſie achtzehnjährig und noch ein Kind nennt, und erbot ſich ſelbſt nach Ingolſtadt zu kommen und die gute Sache gegen die Univerſität zu vertheidigen. Dafür wurde ſie in Verſen boshaft befehdet, auf die ſie ſich allerdings in Gegenreimen tapfer vertheidigte. Die letzten Lebensjahre der Charitas und ihres milden Bruders wurden durch rohe Angriffe des proteſtantiſchen Pöbels und ſeiner Prädicanten verbittert, Argula ward vom baieriſchen Hofe verbannt, ihr Mann ſeines Hofdienſtes in Ungnade entlaſſen. Beide Frauen haben Einiges gemeinſam, die harmloſe Eitelkeit, in welcher die katholiſche Aebtiſſin ihrem Latein zierliche Redewendungen, die lutheriſche Rittersfrau ihrem Deutſch fromme Bibelſprüche einzuflechten liebt. Beide leben in Täuſchung über das Gewicht und Anſehen der Worte, welche ſie dem Leſer gönnen. Aber während Charitas mehr von einer ſchönen Seele hat, die ſich aus der gemeinen Wirklichkeit in den ſtillen Verkehr mit verwandten Geiſtern zurückzieht, iſt die Rittersfrau tapferer, unternehmender und fehdeluſtiger. Von der Aebtiſſin des Clarenkloſters hielt Luther wenig, ob er ſeine eigene Parteigängerin von Herzen verehrte, wiſſen wir nicht. Er ließ ſie öfter artig grüßen, ſchrieb ihr auch wohl einmal*) in Antwort auf ihre häufigen Briefe, und vernahm abwehrend, aber mit Antheil, wie ſehr ſie ſeine Verheiratung billige. Als er aber im Jahre 1530 auf der Veſte Koburg verborgen lebte, und die literariſche Dame ſich nicht verſagen konnte den hochverehrten Mann zu beſuchen, ſchrieb Luther noch an demſelben Tage an Melanchthon, er werde das Gerücht ſeiner Abreiſe verbreiten, um dergleichen Beſuche in ſeinem Verſteck los zu werden.

Zu den angeſehenſten Patriciergeſchlechtern in Frankfurt am Main gehörten die Glauburg. Mit Männern dieſer Familie war Hutten befreundet geweſen: er hatte einmal den ſchönen Traum gehabt, ſich in Frankfurt niederzulaſſen und eine Verwandte ſeiner Freunde zu heiraten. Auch den Feuergeiſt Hutten's hatte der ſtattliche Wohlſtand, das gebildete Leben dieſer Geſchlechter mächtig angezogen, er ſelbſt widerſpricht eifrig dem Verdacht, als wolle er die Neuvermählte mit ſich auf das Felſenneſt ſeiner Familie in die Wildniß hinaus nehmen. Vorſichtiger, als ſonſt ſeine Art war, warb er um das Mädchen, damals war Arnold von Glauburg ſein Vertrauter. Es war ein kurzer Traum, bald riß ihn ſein Schickſal hinweg. In dieſe Patricierfamilie aber ſollen die folgenden Frauenbriefe einführen; ſie ſind abgedruckt in: Frankfurtiſches Archiv von J. C. von Fichard, 1811—1815, 2. und 3. Theil. Das erſte iſt der Brief einer Mutter an ihren Sohn, worin ſie ihm ein Mädchen zur Gattin empfiehlt, um ihn aus dem revolutionären Wittenberg und aus der Nähe Luther's fortzuziehen. Ein Brief, bedeutſam für die Stellung der Frauen in der Familie, das Schreiben einer Frau von Thatkraft und klugem Sinn, welche zu herrſchen gewöhnt und nicht ohne Neigung zu kleinen Ränken iſt. Ihr Sohn iſt der Neffe jenes Arnold von Glauburg, Sohn des Johann, welchem Hutten mit herzlichem Gruß ſeinen Dialog Febris zuſandte.

---

*) Der Brief iſt verloren.

1526.

Margarethe Horng*) aus Frankfurt an ihren Sohn Johann von Glauburg in Wittenberg.

„Meinen freundlichen Gruß zuvor, lieb Johann, wiſſe, daß wir noch allſammen geſund ſind, Gott hab Lob und Dank, alſo hoffe ich auch von dir zu hören. Lieber Johann, nachdem ich dir in dem letzten Brief geſchrieben hab, daß Johann Knoblauch's Hausfrau geſtorben iſt, der Gott gnädig ſei. Sie war meine gute Freundin, es hat mir ihr Tod wohl ſo weh gethan wie meiner beiden ſeligen Hauswirthe Abſterben, wodurch mir doch groß Leid geſchah; aber was Gott will, darin muß man Geduld haben. Ich und ſie ſind in einem Jahre hergekommen und haben uns auch ſo freundlich zuſammengehalten, daß keine die andere mit einem Worte erzürnt hat. Sie hat mir auch ihre zwei Töchter auf ihrem Todbett ſo befohlen, als ob ich ihre Schweſter wäre, daß ich ihre Ausſtattung beſorgen ſoll, wenn ich erlebe, daß ſie ſich verändern. Die eine iſt jetzt mannbar und iſt eine feine gerade Jungfrau, ſie iſt in der Länge wie deine Stiefſchweſter Anna, wie ſie auch heißt, und iſt eine feine Haushälterin, wem ſie zu Theil wird, der wird ſicher ihrethalb nit verderben. Ich verſieh mich wohl, ihr Vater wird ſie bald verändern, denn es ſind drei da, die um ſie werben, zwei Edelmänner, und der dritte Johann Wolf Rohrbach, der Frau Urſula zu der grünen Thür*) Sohn, der iſt jetzt groß und iſt ſeit Oſtern bei der Mutter. Wiewohl er nit mehr denn neunzehn Jahr alt iſt, ſo iſt doch ſeine Mutter mit ſeinen Freunden des Willens, wenn es ihm in dem Hauſe gerathen möchte, ſo würde ſie ihn verändern, dieweil ſie noch am Leben iſt. Denn es weiß jetzt niemand, wo man mit den Söhnen hin ſoll, daß ſie lernen und ſtudiren, was der Seele Heil ſei, daß ſie nit verführt werden; und auch wenn ſie lange ſtudiren und viel Geld verthun, ſo bringt es ihrer manchem nit immer Nutzen, und wär ihm vielleicht nützlicher, daß er bei ſeiner angebornen Ehrbarkeit bliebe, die er von Gott hat, als daß er viel ſtudirt und die Schriften nit recht verſteht, und daß ihn dann der Teufel durch Hoffart verführe und andere mit ihm, die ihm glauben, dieweil er gelehrt iſt und auch das Schwatzen wohl verſteht. Ein ſolcher führt das Volk gar in großen Irrthum. Davon wollt ich dir gar viel ſchreiben, aber ich hab dir es in dem letzten Brief vor dieſem verheißen, ich wollte dir nit mehr davon ſchreiben und will es auch nit thun, dieweil du in Wittenberg biſt; aber du wähnſt, du ſeiſt gar wohl in Wittenberg aufgehoben, Gott gebe, daß es wahr ſei, du wirſt es wohl erfahren. Ferner, lieb Johann, ſo wiſſe, warum ich dir jetzt alſo ſchreibe — — eine ehrliche Perſon hat mit mir jetzt geredet, des Johann Knoblauch's Hausfrau habe ihrem Hauswirth befohlen, wenn du mit ſammt deiner Freundſchaft ſeiner Tochter begehrſt und die Tochter einen Willen dazu habe, ſo ſoll ſie der Vater dir vor Andern geben. Darauf hab ich zur Antwort gegeben, ich wiſſe deine Neigung nicht und wollte dir ſchreiben und wollte dir es zu wiſſen thun; was mir dann von dir zur Antwort werde, das wollt ich dieſelbe Perſon wiſſen laſſen. Darum, lieb Sohn, ſo laß ich dich wiſſen, daß mir die Jungfrau wohl gefällt mit allem ihrem Weſen, beſſer als eine andere, die ich jetzt weiß, ſo iſt auch die Mutter eine ehrbare, feſte Frau geweſen. Woran ich ein viel beſſeres Gefallen habe, da ſie nicht von einer wankelmüthigen Art iſt. Denn wer nit eine geſchickte, feſte Frau hat, ſei ſie auch ſo fein und ſo reich als ſie will, ſo wird doch ein armer, kümmerlicher Mann aus ihm. Darum, lieb Johann, wenn du mir darin folgen willſt, ſo wollt ich dir's mit aller Treue rathen. — Zwar ſind elf Kinder da zu verſorgen, wovon ein Theil noch klein iſt, es iſt aber wohl möglich, daß ihrer weniger werden; ſo iſt auch ein gutes Auskommen da und das Mehrtheil liegende Güter. Darum, lieb Sohn, bedenke ich, ich will dich nit zwingen zur Veränderung, aber du thäteſt mir gar einen großen Gefallen mit dieſem Hauſe, denn ich ſehe noch in langer Zeit keinen Ort, der mit Allem, was darum ſteht, ſo gut für dich wäre als dieſer Ort. — Lieb Johann, wenn du ein Gefallen daran hätteſt, doch ſo, daß du gern wollteſt, daß du ſie und ſie dich vorher ſehen möchte, ſo komm in der Faſtenmeſſe her mit der erſten Geſellſchaft, die dir gefällt, die durch ſichere Straßen zieht, und laß es bei dir bleiben und ſag deiner Geſellen keinem davon. Bis ein oder zwei Tage vor deinem Weggange, dann ſag es Juſtinian, daß du heim willſt. Aber du ſollſt ihm nit ſagen, weshalb du heim wollteſt, ſondern deiner Güter wegen, daß du ſie wieder beſtellſt, weil ich dir ſo hart geſchrieben hätte, daß ich dir die nit mehr verwalten wolle nach den letzten drei Briefen, wie ich denn auch zu thun Willens bin, wenn du mir in keinem Stück folgen willſt. Auch haſt du wohl Urſach, daß du ihm ſein Wort abnimmſt, auf daß es geheim bleibe. Lieb Johann, ich bitte dich, du wollſt bedenken, wie die Zeitläufe jetzt ſind, daß es ſich zu dieſer Zeit nit ſchicken will, lange unverändert zu bleiben. Ach gäbe doch mein Schwager,

---

*) Margarethe Horng von Ernſtkirchen, zweimal vermählt, zuerſt mit Dr. Johann von Glauburg zu Lichtenſtein, dann mit Weicker Froſch, beide Geſchlechter von Frankfurt.

---

*) Die Rohrbach ebenfalls ein Frankfurter Geſchlecht. Die Mutter des jungen Rohrbach war Urſula von Melam, nach ihrem Hauſe zur grünen Thür benannt.

Herr Hammann*), dem Juſtinian auch eine Frau zur Zeit, dieweil dieſer nach ſeinem Gefallen lebt, es würde ihm keine Schande ſein, damit es nit mit ihm zugeht wie mit ſeinem ſeligen Vetter Blaſius, der hatte ſich an die Büberei gewöhnt, und deshalb konnte ihn niemand zum Heiraten bringen, bis er alt wurde, und da hatte er keine Geſundheit und hat auch kein Kind verlaſſen, und ſeine Hausfrau hat ſich wieder verändert, ſie hat einen Edelmann, einen Schenk von Schweinsburg. Man ſagt, ſie werde bald Hochzeit machen, Gott geb ihr Glück."

Soweit der Brief. Der Wunſch der klugen Mutter wurde erfüllt, ihr Sohn kehrte, wie ſie vorſichtig befohlen, nach Frankfurt zurück, er heiratete das Mädchen ihrer Wahl und lebte vierzig Jahre mit ihr in glücklicher Ehe.

Wenn auch von ihm und Anna Knoblauch keine weiteren Aufzeichnungen zugänglich ſind, ſo ſind doch in derſelben Familie aus dem Ende des Jahrhunderts andere Nachrichten, welche in liebenswürdiger Weiſe das Verhältniß einer Braut zu ihrem Verlobten darlegen. Ein Enkel des Genannten, der reiche Patricier Johann Adolf von Glauburg aus Frankfurt, lernte auf einem Beſuch in Nürnberg die ſchöne Urſula Freher kennen, Tochter des Stadtſyndicus von Nürnberg und Schweſter des berühmten Gelehrten und Staatsmanns Marquard Freher zu Heidelberg. Der Reiz und die Anmuth des Mädchens wurden in ganz Schwaben gefeiert. Die folgenden Briefe ſind während des Brautſtandes von ihr an ihn, von Nürnberg nach Frankfurt geſchrieben.

1598.

1.

„Dem edlen und ehrenfeſten Johann Adolf von Glauburg, meinem herzlichen Junker zu Händen.

---

*) Hammann von Holzhauſen, Vater des Hieronymus, und der reiche Blaſius von Holzhauſen, aus einem adligen Geſchlecht von Frankfurt.

Edler, ehrenfeſter, freundlicher und herzlieber Junker! Euer Schreiben ſammt der Kette hab ich mit herzlicher Freude empfangen und eure Geſundheit mit Freuden vernommen, und hab nit gern gehört, daß eure liebe Schweſter und Sohn nit wohlauf ſind. Gott der Allmächtige wolle es zur Beſſerung ſchicken, nach ſeinem göttlichen Willen. Amen. Was uns anlangt, ſo ſind wir Gott Lob ziemlich wohlauf, Gott wolle uns beiden Theilen das länger erhalten. Herzlieber Junker! der Herr Vater hätte euch gern geſchrieben, doch iſt uns euer Schreiben gar ſpät zugekommen und der Bote am Thor will wieder fort, ſo daß es für diesmal nit ſein kann, aber mit erſter Gelegenheit wird es geſchehen.

Herzlieber Junker! über die Kette mache ich euch keine Vorſchrift; wie ihr wollt, ſo bin ich's zufrieden, wie es euch gefällt, ſo gefällt es mir auch. Dieſe Kette, welche ich hier habe, will ich fleißig aufheben, wenn euch Gott zu uns hilft, ſo will ich ſie euch mit Gelegenheit wieder zuſtellen, die iſt mir gar zu ſtattlich. Mit dem Maler, das iſt fertig bis auf die Kleider, die malt er noch, er vermeint in etwa zehn Tagen ganz fertig zu werden. Ich habe wohl Sorge, wenn das Bild zu euch hinab*) kommt, ſo wird man ſagen: dergleichen hätte der Junker wohl auch zu Frankfurt bekommen, er hätte ſo weit nit ziehen dürfen.

Was die Armbänder anlangt, die hab ich nit bekommen, es iſt noch gute Zeit, ich will aber darnach ſchicken.

Herzlieber Junker! ich weiß euch für diesmal nichts mehr zu ſchreiben, ich bitte euch gar freundlich, ihr wollt mit dem elenden Schreiben vorlieb nehmen. Es iſt in der Eile zugegangen. Ein andermal will ich's beſſer machen.

Nichts mehr als: ihr und eure Lieben ſeid von mir und meiner Frau Mutter ganz freundlich gegrüßt und Gott dem

---

*) Nach Frankfurt hieß hinab, nach Nürnberg hieß hinauf.

Allmächtigen in ſeinen Schutz und Schirm befohlen. Datum den 12. September.

Liebe getreue allezeit Urſula Freherin."

2.

„Edler, ehrenfeſter, freundlicher, herzlieber, vertrauter Junker! Euch ſei meine Treue und Liebe nebſt meinem Gruß und Wünſchung von allem Lieben und Guten zuvor. Euer Schreiben habe ich mit Freuden empfangen und daraus eure und der Eurigen Geſundheit mit herzlicher Freude vernommen. Bei uns ſteht es ſo, daß wir dem treuen Gott zu danken haben, der ſei ferner mit ſeiner Gnade bei euch und uns allen. Amen.

Was aber die Hochzeit anlangt, ſo hat ſich der Herr Vater und Frau Mutter wiederum beſonnen und wollen ſie alſo, beliebt's Gott, auf den 13. November ſein laſſen, wie der Junker denn aus des Herrn Vaters Schreiben weitläufiger vernehmen wird.

Herzlieber Junker! aus eurem Schreiben verſtehe ich ſo viel, daß ihr nämlich gern vor der Hochzeit noch einmal heraufkommen wollt. Wenn es geſchehen könnte, ſo wäre es gewißlich eine meiner größten Freuden, und würden ſich alle die Meinigen (niemand ausgenommen) herzlich erfreuen. Ich will diesmal nit darum bitten, ſondern der Hoffnung und Zuverſicht ſein, ſo es werde geſchehen können, werde es der Junker an ſich nit ermangeln laſſen, ſondern mich Arme, Verlaſſene einmal beſuchen, worauf ich denn mit Verlangen warte. Herzlieber Junker! wißt, daß das Packet noch nit iſt gekommen. Wir haben ſchon etlichemal darnach geſchickt, da hat man uns geantwortet, ſie ſeien alle Stunden deſſelben gewärtig; ſobald es kommt, ſoll es nach eurem Begehren beſorgt werden; ich glaube, ihr werdet wohl damit beſtehn. Es hat die D. Reinerin ſchon der Frau Mutter deswegen zugeſchrieben und deutlich zu verſtehn gegeben, daß man ſie mit dem Brautſtück*) nit vergeſſen wolle. Gleichwohl hat ſie ſolche Sorge nit nöthig gehabt, dieweil ihr vorher bei guter Zeit an ſie gedacht habt.

Herzlieber Junker, was aber die Hemden und Krägen anlangt, ſo ſollt ihr wiſſen, daß wir gar heftig damit in Arbeit ſind, und ſo viel davon fertig werden können, wollen wir austheilen.

Die Armbänder hab ich empfangen. Thu mich, herzlieber Junker, zum höchſten bedanken! ſie ſind gar zu ſchön an meine ſchwarzen Hände, ſie gefallen mir aber doch wohl.

Was die Kleidung anlangt, ſo iſt ſicher, daß der Herr Vater gern eine Tochter wie die andere damit halten wollte; dieweil es aber diesmal nit ſein kann, ſo hat er eingewilligt ein Uebriges zu thun. Ich hab ganz fertig drei taffetne Kleider, das leibfarbene, ein goldgelbes, ein ſchwarzes. Jetzt haben wir den Schneider im Haus, der macht eins von veilchenfarbenem Damaſt und noch eins, womit ich zur Kirche gehn ſoll, und das ſoll ſein von rothem Atlas oder von ſchwarzem Damaſt. Jetzt bitte ich, ihr wollet mich wiſſen laſſen, zu welchem ihr am beſten Luſt habt.

Herzlieber und vertrauter Junker! Ich darf mich nit unterſtehn den Herrn Vater weiter zu treiben, um deswillen, weil keiner von meinen Schweſtern ſo viel und ſo ſtattliches gemacht worden iſt. Dieweil ihr mich aber ſo hoch ermahnt, ſo muß ich gleich ſo unverſtändig ſein und den Junker um etwas anſprechen und zuvor freundlich bitten, ihr wollet mir ſolches ohne Arg aufnehmen, da ich es auf euer Geheiß und freundliches Begehren thue, und iſt das die Bitte: herzlieber Junker, ihr wollet mir etwas zu einem Rock ſchicken, was euch beliebt, ſei es nun leibfarben oder ſilberfarben, damit ich mich um ſo öfter anders kleiden könnte.

---

*) Hier ein Geſchenk des Bräutigams an verwandte Frauen der Braut, Stücke Zeug zu Kleidern und dergl.

Herzlieber, vertrauter Junker! ich hätt noch eine große Bitte an euch. Wie ihr wohl wißt, ſind meine zwei Schweſtern, die mich lieb haben und ich ſie wiederum, den möchte ich gern in eurem Namen ein wenig etwas zu einem Brautſtück vergönnen, ſo es euch als gut erſcheint. Solches habe ich euch geſchrieben, dieweil ihr es von mir begehrt habt, daneben bitt ich den Junker, er wolle es mir nit vorübel nehmen. Ich ſchreibe es nit in der Meinung, daß es ſein muß, ſondern es ſteht allewege Thun und Laſſen bei dem Junker, der mag es damit halten, wie es ihm gefällt.

Schicke euch hier nach eurem Begehren ein Maß meiner ſchönen Länge, wir haben nichts zugegeben, ſondern wie das Menſch iſt, ſo iſt auch das Maß. Hoffe, man ſoll mich will's Gott bald ſehen, ſo lang und ſchön als ich bin.

Von den überſchickten Weintrauben haben wir mit Freude verzehrt und thun uns wegen derſelben zum freundlichſten bedanken. Wenn wir etwas Seltenes bekommen, wollen wir es euch auch mittheilen.

Daß mein Conterfei eurer jüngſten Tochter*) ſo wohl gefällt und ſie ihm ſo viel Ehre erzeigt, iſt mir gar lieb, laßt ſie es nur tapfer küſſen, hilft mir Gott zu ihr, will ich's ihr doppelt wiedergeben.

Die Schuhe, die ich haben muß zum Ausziehen,**) will ich mit erſtem machen laſſen aufs Beſte, ſo gut man's hier kann, obwohl ſie hier nit bräuchlich ſind. Herzlieber Junker, vor dem Schluß bitt ich noch eins, nämlich ihr wollet dies mein ſchlicht einfältig und böſes Schreiben für der beſten eins aufnehmen, denn ich meine es treulich und ſchreibe aus offenem Herzen, und wollet es auch wiederum einer Antwort würdigen, welche ich gleichwohl viel lieber mündlich als ſchriftlich haben möchte.

---

*) Der Bräutigam war Witwer.

**) Die Brautſchuhe, welche nach dem Hochzeitſchmauſe vom Fuße der Braut den Junggeſellen gegeben wurden.

Nit mehr als was euch von mir jederzeit lieb und angenehm iſt. Hiermit ſei der Junker mit ſeinem herzlieben Sohn und Tochter zu viel hunderttauſendmalen gegrüßt und Gott dem Allmächtigen ihr und wir alle befohlen. Datum den 10. October zu Nürnberg.

Eure getreue im ♡ ſo lange ich lebe,
Urſula Freherin.“

3.

„Edler, ehrenfeſter, freundlicher, herzlieber Junker! Euch ſei mein freundlicher Gruß nebſt Lieb und Treue zuvor. Euer Schreiben hab ich mit Freuden empfangen und eure und der Eurigen Geſundheit mit herzlicher Freude vernommen. Was mich und die Meinigen anbelangt, ſo haben wir dem lieben getreuen Gott zu danken; er verleihe ferner ſeine Gnade beiden Theilen. Amen. Ferner aus eurem Schreiben vernehme ich, daß es nit ſein kann, daß ihr noch vor der Hochzeit herauf kommt. Das haben wir nit gern gehört, bin gar nit zufrieden, hab gänzlich vermeint, ihr werdet kommen, hab mich auch herzlich gefreut, bin auch oft an das Fenſter gelaufen, wenn ich etwas hab hören reiten oder fahren; nun iſt es alles vergebens geweſen. Unſer lieber Herr Gott verleihe uns allen Geſundheit und helf uns mit Freuden zuſammen.

Was aber den Kranz anlangt, thu ich mich, herzlieber Junker, hoch und freundlich bedanken, daß ihr mich's habt wiſſen laſſen. Ich denke wohl, wir werden viel grobe Nachrede verurſachen, weil wir die Bräuche bei euch drunten nit wiſſen, da es alles drunten anders iſt als hier oben. Ich bitte euch, ihr wollt den Kranz machen laſſen, wie er ſein ſoll, und uns zuſchicken, wie ihr ſchreibt. Und über den anderen Kranz hat mich die Frau Nützelin*) berichtet, wie er ſein ſoll, und habe einen beſtellt mit goldenen Spangen, er ſoll ſchon recht gemacht werden. Mit dem Brautſtück bin ich nit wohl zufrieden, daß ihr mir nit ſchreibt, was ich für meine Schweſtern nehmen ſoll, denn ſie wollen nit ſagen, was ſie haben wollen; ich hab Sorge, ich nehme zu viel oder zu wenig, ich wollt es gern recht machen; ich hab vermeint, ihr werdet mich wiſſen laſſen, was und wie viel. Was das meinige anlangt, hoffe ich, ich will machen, daß ich daſſelbige verdiene.

---

*) Margaretha Völker, eine Geſchlechterin aus Frankfurt, an Joachim Nützel, einen Geſchlechter in Nürnberg, verheiratet. Fichard a. a. O. S. 393.

Herzlieber Junker, ich hätte noch eine große Bitte an euch wegen der Schuh, wenn ich ſie thun dürfte und ihr mir es ohne Arg aufnehmen wollt. Es iſt aber doch eine Schande, daß ich euch damit bemühen ſoll, kann es aber nit umgehn. Ich hab Schuh machen laſſen und hab ſie die Frau Nützelin ſehen laſſen, ſo ſagt dieſe, ſie taugen gar nichts und ſeien auch gar groß, ſie müßten ganz klein ſein, man werde mich ſonſt gar ſehr auslachen; und hat mir gerathen, ich ſoll dem Junker ſchreiben und bitten, daß ſie drunten gemacht werden; weil ſie gebräuchlich ſind, ſo könnte man's beſſer machen denn hier oben, da man ſie hier gar nit trägt. Sie wollen mich auch gar nit verſtehn; wenn ich ihnen ſchon lange davon vorrede, ſo verſtehn ſie mich doch nit, habe gleichwohl auch nie einen geſehen. Schicke euch hiemit, herzlieber Junker, zwei Ducaten, bitt euch, ihr wollt's durch eine eurer Mägde beſorgen laſſen, ihr dürft nit damit bemüht ſein, ich begehr's gar nit. Sie dürfen nit gar koſtbar ſein, es ſeien nun die Wappen oder aber die Namen drauf, ſie dürfen auch nit groß ſein und nit lang.

Die Frau Mutter läßt euch bitten, ihr wollt ihr's nit vorübel haben, daß ſie euch auf euer Schreiben nit antwortet, ſie habe jetzt keine Zeit, ſie hat gar viel zu thun, ein andermal will ſie antworten.

Herzlieber Junker, ich weiß euch nichts zu ſchreiben, als geſtern bin ich auf der Hochzeit geweſen, da hab ich viel leiden müſſen, dieweil ihr nit hier ſeid und auch nit herkommt, und hat mich der Nützel an eurer Stelle heimgeführt.

Ich weiß euch für diesmal nichts mehr zu ſchreiben, ich hab nit mehr Zeit, ich muß auf die Hochzeit gehn.

Nichts mehr, als ihr und all die Eurigen ſeid von mir und der Frau Mutter und Brüdern und Schweſtern zu hunderttauſendmalen freundlich gegrüßt, und Gott dem Allmächtigen in ſeinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eile.

Eure getreue und liebe ſchwarze, ſo lang ich lebe im ♡
Urſula Freherin.“

4.

„Edler, ehrenfeſter, freundlicher, herzlieber Junker! Euch ſei mein freundlicher Gruß mit Wünſchung aller Liebe und Treue zuvor.

Euer Schreiben hab ich wohl empfangen, und euer und aller der Eurigen Geſundheit mit herzlichen Freuden vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, ſind wir, Gott Lob und Dank, noch wohl auf, Gott der Allmächtige erhalte uns länger beide Theile nach ſeinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Amen.

Was aber euer Schreiben anlangt, darin ihr ſchreibt, ihr wolltet verſpüren meine Liebe und Gehorſam, ſo hab ich mich nit lange beſonnen, dieweil die Zeit nunmehr kurz iſt, und hab für mich und meine Schweſtern ziemlich in den Beutel gegriffen, doch nit in der Meinung, daß das ſo alle Wege geſchehen ſoll; und iſt darin, herzlieber Junker, euer Befehl und Gehorſam ganz vollkommen ausgeführt. und thu ich mich und meine Schweſtern zum höchſten und freundlichſten bedanken, und wollen wir uns, ſo Gott will, auch bald mündlich bedanken. Ich habe auch viel auf das geſehen, wo ihr ſchreibt, daß die Pferde auch ſchon gerüſtet ſind.

Ich hoffe, ich werde eurem Befehl nachgekommen ſein, damit ihr der gefährlichen Reiſe überhoben werdet. Denn es würde mich gewißlich auch ſchwer ankommen, wenn ihr um meinetwegen ſo große Gefahr ausſtehn ſolltet.

Herzlieber Junker, wir haben auch gern gehört, daß ihr noch in der letzten Herberg zu uns kommen wollt, denn es wird in Wahrheit wohl nöthig ſein, uns von aller Gelegenheit zu unterrichten.*) Gott der Allmächtige gebe Glück und Heil und helfe uns mit Freuden hinab. Die letzte Nachtherberge ſoll ſein Stockſtadt; der Herr Vater wird euch auch berichten, darnach ihr euch zu richten habt.

Auf diesmal nit mehr als: ihr, herzlieber Junker, Sohn und Tochter ſeid von mir und den Meinigen ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in ſeinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eil.

Eure liebe getreue, ſo lange ich lebe im ♡ ♡
ſchwarze Urſula Freherin.“

---

*) Nämlich von den Bräuchen der Einholung und dem feierlichen Einzug in die Stadt Franfurt. Dieſe Einholung auf dem freien Felde vor Oberrode geſchah mit einer Pracht, welche in den Patricierkreiſen des Franfurt von 1598 großes Aufſehen machte.

9.

Deutſcher Landadel im 16. Jahrhundert.

Der deutſche Landadel war nach den erſten Jahren der Reformation in ſeiner Mehrzahl mißvergnügt über eine Lehre, welche ihm die Verſorgungsanſtalten für ſeine Kinder, Nonnenklöſter und geiſtliche Stifter, aufhob und ſeinen Bauern Aufregung und neue Gedanken gab. Und doch wurde dem ruheloſen Geſchlecht der bevorrechteten Schildträger die Umbildung der deutſchen Lehre vor Anderen zum Heil. Denn ſeit Luther begann ihre Verſöhnung mit den Forderungen und Beſtrebungen der anderen Stände, eine mürriſche und langſame Verſöhnung, welche im 18. Jahrhundert durch ihre Verwendung in dem Militärſtaat der Hohenzollern gefördert ward, in den Kämpfen des neuzeitlichen Staates ſich vollendet.

Im Aufgange des 16. Jahrhunderts ſtehn drei Namen deutſcher Adligen: Fronſperg, Hutten und Sickingen, welche man als Vertreter von drei Richtungen bezeichnen kann, in denen der Adel ſich damals geltend zu machen hatte, als tüchtige Kriegsleute, als Vorkämpfer der höchſten Forderungen in Staat und Kirche, als muthige Verfechter der Intereſſen des Grundbeſitzes nach oben. Aber befremdlich wird ſelbſt dem flüchtigen Blick, daß dieſen kräftigen Männern auf eine lange Folgezeit, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, in ihren Standesgenoſſen ſo dürftige Nachfolge heranwächſt. Von Fronſperg bis auf den harten Mansfelder, den böhmiſchen Junker Albrecht Waldſtein und den wilden Reiterführer

Pappenheim hat das große Deutſchland keinen adligen Feldherrn von mehr als gewöhnlicher Brauchbarkeit hervorgebracht. Es ſind einige Landsknechtführer zum Theil von bürgerlichem Herkommen, wie Schärtlin, einige deutſche Fürſten faſt alle mit mehr Anmaßung als Geſchick, in der großen Mehrzahl Spanier und Welſche, welchen die Familie Kaiſer Karl's V und ihre Gegner die werthvollſten Siege zu danken haben. Für das geiſtige Leben Deutſchlands geſchah ſeit Hutten durch den Adel noch weniger. Die lange Reihe der Reformatoren, Gelehrten, Dichter, Baumeiſter, bildenden Künſtler, wie arm an adligen Namen! Eine Leere, welche erſt im 17. Jahrhundert durch die Mitglieder des Palmenordens, den Verfaſſer des Simpliciſſimus und wenige adlige Reimer der ſchleſiſchen Dichterſchule und des ſächſiſchen Hofes unterbrochen wird! Man darf wohl fragen, wie es kommt, daß ein Stand, der ſo viele Angehörige hatte und in einer merkwürdig bevorzugten Stellung zum Volke ſtand, ſo wenig in den großen Gebieten geleiſtet hat, welche zur Hohenſtaufenzeit vorzugsweiſe im Beſitz der ritterlichen Genoſſen des Adels waren. Und ſieht man näher zu, ob dieſe Untüchtigkeit vielleicht durch um ſo größere Anſtrengungen für die praktiſchen Richtungen des Volkslebens aufgewogen war, ſo wird die troſtloſe Entdeckung nicht ſchwer ſein, daß Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel durch mehre Jahrhunderte im kleinen adligen Grundbeſitzer ihren größten Feind hatten. Auch das wohlwollendſte Urtheil würde ſchwer finden, dem Landadel des 16. und des halben 17. Jahrhunderts einen beſonders wohlthätigen Einfluß auf eine der großen Strömungen deutſchen Lebens zuzuſchreiben.

Kurz vor 1500 begannen unter dem neuen Kaiſer Maximilian die denkwürdigen Verſuche, dem zerrütteten Körper des Reiches eine neue Verfaſſung und die Möglichkeit eines neuen Lebens zu geben. Die großen Einrichtungen, welche Waffenruhe und Geſetzlichkeit allgemein machen ſollten, waren der ewige Landfriede und das Reichskammergericht. Langſam ſetzten ſie ſich durch, nicht ohne viele Störungen und Unterbrechungen. Mehr als hundert Jahre dauerte es und drei Menſchengeſchlechter ſtarben dahin, bevor der niedere Adel ſich an den Zwang der neuen Geſetze gewöhnte, während Fürſten und Städte, wie oft ſie ſelbſt feindlich gegeneinander haderten, beide das größte Intereſſe hatten, ihn zum Gehorſam zu zwingen. Der Adel verlor einen Theil ſeiner wilden und offenen Entſchloſſenheit, und eignete ſich vorzugsweiſe die Fehler der neuen Zeit an. Gleich einem beſiegten Stamm, dem der Ueberwinder neue Tracht, Sprache und Sitte aufdrängt, kränkelte das Geſchlecht der alten Raubgeſellen am Rhein und Neckar, an Elbe und Oder. Wie die Wandlung nach und nach geſchah, ſoll hier an einigen Beiſpielen gezeigt werden.

Ein glücklicher Zufall hat uns drei Selbſtbiographien deutſcher Adligen aus verſchiedenen Zeiten des 16. Jahrhunderts erhalten, die des Berlichingen, des Schärtlin, des Schweinichen, alle drei wohlbekannt, die erſte, ſolange es deutſche Sprache gibt, innig verbunden mit dem Namen des größten deutſchen Dichters. Die drei Männer, deren Blüthezeit in den Anfang, die Mitte und das Ende des großen Jahrhunderts fällt, ſind in Charakter und Lebensſchickſalen durchaus verſchieden, aber alle drei ſind Gutsbeſitzer, und jeder von ihnen hat ſeine Lebensereigniſſe ſo erzählt, daß man in die geſellſchaftlichen Zuſtände ſeines Kreiſes belehrende Einblicke erhält. Am bekannteſten iſt Götz von Berlichingen, ſeine Lebensgeſchichte am häufigſten (zuerſt 1731) gedruckt. Da auf ſeinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm Jahrhunderte nach ſeinem Tode durch das Gedicht Goethe's ward, ſo hat jetzt der Leſer ſeiner Biographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters von der Geſtalt des hiſtoriſchen Götz fern zu halten. Und doch iſt das nöthig. Denn wie beſcheiden und liebevoll auch Goethe die geſchichtlichen Züge verwerthet hat, der hiſtoriſche Götz ſieht in ſeiner wirklichen Umgebung anders aus. Als er ſein Leben ſchrieb, ein Greis, in einer Zeit, der er fremd geworden war, weilte ſeine Erinnerung am liebſten bei den Reiterſtückchen ſeiner wilden Jugend. Daß ſein Treiben unfruchtbar für ihn ſelbſt und ſchädlich für Andere geweſen, vermögen wir ohne Mühe hinter den Zeilen zu leſen. Und vorzugsweiſe bemerkenswerth iſt, daß er in der Mitte ſeines Lebens gebrochen und gedemüthigt wurde, weil er bei dem großen Bauernaufſtande rathlos auf die falſche Seite gerieth. Um politiſche Fragen zu ſorgen war nicht ſeine Sache, kam er in eine Bedrängniß, ſo handelte er nach dem Rath ſeiner Gönner, größerer Landherren, welche ſeinen ſtarken Arm und beharrlichen Willen für ihre Zwecke gebrauchten. Als das Bauernheer über ſeinen Grund hereinbrach, wußte er ſich mit ſeinen Sippen keinen Rath und ſchrieb an einen Rathgeber. Die Antwort wurde durch ſeine Schwiegermutter und ſeine Frau unterſchlagen, er war dem eignen Urtheil überlaſſen und beſaß nicht Geſchick genug, ſich den drängenden Aufrührern zu entziehen. Wäre er geweſen, wie viele ſeiner Standesgenoſſen, etwa wie Marx Stumpf, ſo hätte er die Bauern trotz allem Gelöbniß verlaſſen. Aber treu dem Buchſtaben ſeines Wortes hielt er bei ihnen aus, ohne wirkliche Treue, nicht ohne zweideutige Handlungen, bis die vier Wochen, für die er ſich ihnen verpflichtet hatte, vergangen waren, er hielt aus, obgleich er in der That nicht ihr Führer ſondern ihr Gefangener war. Seitdem lebte er einige Jahre in enger Haft, lange Zeit unter ſtarken Freiheitsbeſchränkungen auf ſeinem Schloß. Um ihn tummelte ſich ein neues Geſchlecht in leidenſchaftlichem Kampfe, ihn ſelbſt bekümmerte fortwährend, daß er in der Bauernzeit doch als ehrlicher Reiter gehandelt habe, und daß er jetzt wieder ſein Wort halten und die Schritte zählen müſſe, die ihm aus ſeinem Burgthor zu ſchreiten vergönnt war. Nach ſechzehn Jahren einſamer Zurückgezogenheit ward er als alter Mann noch zweimal in die Kriegshändel eines jüngern Geſchlechts gerufen, die ihm keine Abenteuer und keine Gelegenheit zu Ruhm und Beute brachten. Da er endlich zweiundachtzig Jahr alt auf ſeiner Hornburg in Frieden ſtarb, war Luther ſeit ſechzehn Jahren tot, Kaiſer Karl V war vier Jahre vorher im Mönchskloſter eingeſargt worden, aber ſeine Selbſtbiographie, obgleich in dem letzten Lebensjahre geſchrieben, hat für die lange Zeit ſeit dem Jahr 1525 nur wenige Seiten. — Hier ſeien außer einem kleinen Abenteuer aus ſeiner frühen Jugend, welches zeigt, wie man ſich damals in einer Dorfgaſſe raufte, Bruchſtücke aus ſeinem Bericht über die Nürnberger Fehde mitgetheilt.

Götz von Berlichingen.

„Um 1502. Ungefähr um Michaelis hat ſich zugetragen, daß ich mit Neidhart von Thüngen, dem ich damals aufwartete, von Sottenberg herabgeritten bin. Als wir ſo fortziehen, werden wir zwei Reiter bei einem Hölzlein gewahr, an einem Dorfe, heißt Obereſchenbach; das war Andreas von Gemünd, Amtmann zu Solleck, und ſein Knecht, den hieß man den Affen. Nun hatte ſich zuvor begeben, daß ich einſt zu Hammelburg in die Herberge zu Herrn Neidhart und ſeinen Knechten gehn wollte, welche mehrentheils trunken waren, da war erwähnter Affe auch da, ſehr voll und hatte viel Wind in der Naſe, machte viel ſeltſame Reden und ſagte: „Was will der Junker*) thun, will er auch zu uns?“ und dergleichen höhniſche Worte, womit er mich aufzubringen vermeinte. Das verdroß mich in der Stille, und ich ſagte zu ihm: „Was bedarf ich deiner Junkerei oder deines Geſpöttes oder deiner Neckerei; wenn wir einmal im Feld zuſammenſtoßen, da wollen wir ſehen, wer Junker oder Knecht ſei.“ Jetzt nun, da wir von Sottenberg herabzogen, dachte ich, er wird's ſein und mit ſeinem Junker reiten. Da ritt ich auf dem nächſten Weg einen großen hohen Berg hinauf und brachte im Rennen den Pfeil auf die Armbruſt, und hinüber zu ihnen. Ich hatte aber noch weit bis zu ihm, da floh ſein Junker dem Dorfe zu, ſo daß ich dachte, er mahnt die Bauern auf, aber der Knecht, der Affe, hatte auch eine Armbruſt und floh ebenſo wie ſein Junker. Wie ich nun an ihn kam, mußte er in einem hohlen tiefen Weg dem Dorfe zu. Ich hatte noch weit bis an die Ecke, wo der Weg hineinging, ließ ihn in den hohlen Weg reiten und ſchoß ihn auf den Rücken. Nun hätte ich den Pfeil wohl wieder auf die Armbruſt bringen können, dachte aber, er wird das nicht abwarten, weil er auch einen Pfeil auf der Armbruſt hat. Da ich nun keinen Menſchen bei mir hatte, ſo ließ ich das mit der Armbruſt bleiben*) und ritt ihm nach in die Hohle hinein, und da er ſah, daß ich die Armbruſt nicht aufgebracht hatte, wartete er meiner am Dorfthor, bis ich faſt an ihn kam, da ſchoß er mich vorn auf den Krebs**), daß der Pfeil in Splitter ging, die mir über den Kopf hinausſprangen. Da warf ich ihm meine Armbruſt an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, das Schwert heraus und rannte ihn zu Boden, daß ſein Gaul mit der Naſe auf der Erde lag. Er aber kam allemal wieder auf und ſchrie immer die Bauern an, ſie ſollten ihm helfen. Und wie ich ſo im Dorfe mit ihm umherrannte, ſtand ein Bauer da, der hatte eine Armbruſt und ſchon den Pfeil darauf, ich auf ihn zu, ehe er zum Schuß kam, ſchlug ihm den Pfeil von der Armbruſt, hielt bei ihm, ſtieß das Schwert wieder ein, redete mit ihm, gab ihm Beſcheid und ſagte: ich gehörte zu Herrn Neidhart von Thüngen und wir wären auch gut fuldaiſch. Indem kam ein ganzer Hauſe Bauern mit Schweinsſpießen, Handbeilen, Wurfbeilen, Holzbeilen und Steinen, ſie umringten mich — wirfſt du nicht, ſo haſt du nicht, ſchlägſt du nicht, ſo gilt es nicht — daß mir die Pfeile und Steine neben dem Kopf hin fuhren und mich däuchte, ſie berührten mir die Pickelhaube. Endlich lief ein Bauer heran, der hatte einen Schweinſpieß, auf ihn ritt ich zu, und als ich das Schwert wieder zog, ſchlug der Bauer und traf mich auf den Arm, daß ich dachte, er hätte mir den Arm entzwei geſchlagen, und wie ich nach ihm ſtach, fiel er mir unter den Gaul, daß ich nicht ſo viel Platz hatte mich nach ihm zu bücken. In Summa, ich brach durch, aber doch lief noch ein Bauer heran, der hatte ein Holzbeil, aber dem gab ich einen Treffer, daß er daneben auf den Zaun fiel. Nun wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn ganz verſchlagen, und mir war angſt, wie ich zum Thor hinauskommen möchte. Und wie ich demſelben zueilte, war gleich wieder einer da, der wollte das Thor zuſchlagen, aber ich kam doch hinaus, ehe er zuſchlug, und wie ich ein wenig vor das Thor hinauskam, war auch der Affe ſchon wieder da, und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbruſt und vier Bauern bei ſich und ſchrie: her! her! her! und ſchoß damit wieder nach mir, daß ich den Pfeil auf der Erde prellen ſah. Ich demnächſt wieder auf ihn los, das Schwert heraus und jagte ſie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und ſchlugen Sturm über mich, ich aber ritt davon, und wie ich wieder Herrn Neidhart zuzog, der gar weit draußen auf dem Felde hielt, ſahen wir allenthalben nach den Bauern, aber es wollte keiner mehr zu mir kommen. Als ich faſt bei Neidhart war, ritt ein Bauer daher mit dem Pfluge, dem Sturme nach, ich über ihn und fing ihn, daß er geloben und ſchwören mußte, mir meine Armbruſt wieder herauszubringen, denn ich hatte ſie nach dem Affen geworfen, als er mich, wie vorhin gemeldet, ſchoß, und hatte nicht ſo viel Weile gehabt, daß ich ſie wieder hätte langen mögen, ſondern mußte ſie im Wege liegen laſſen. —

---

*) Götz wartete damals noch auf und hatte den Titel Junker nicht zu beanſpruchen.

---

*) Von zwei Armbrüſten einer Partei deckt eine die andere, indem ſie den Schuß bewahrt, bis die andere geſpannt hat. Der einzelne Schütze iſt während des Spannens wehrlos.

**) Bruſtharniſch.

Um 1512. Nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging ſchon mit der Sache um und dachte: du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Biſchof von Bamberg, haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden. Ich warf alſo dem Biſchof fünfundneunzig Kaufmänner nieder, die unter ſeinem Geleit zogen, und ich war ſo fromm, daß ich nichts aus dem Haufen nahm, als was nürnbergiſch war. Der Nürnberger waren ungefähr an die dreißig, ich griff ſie am Montag nach unſeres Herrn Himmelfahrtstag am Morgen früh um acht oder neun Uhr an, und ritt denſelben Dienſtag, die Nacht und am Mittwoch darauf mit den Kaufmännern immer fort. Ich hatte meinen guten Hans von Selbitz bei mir und waren wir unſer auch dreißig. Der andern Reiſenden aber waren viele, die ſchob ich immer von mir, ein Häuflein nach dem andern, wo mich dünkte, daß ein jeder hingehörte. Und mein Reitgeſell, Hans von Selbitz, wurde vierzehn Tage darauf von ohngefähr auch des Biſchofs von Bamberg Feind und brannte ihm ein Schloß und eine Stadt aus mit Namen, wenn ich's recht behalten, Bilseck, ſo daß das Geſchäft zwei Kappen brachte. —

Damit ein jeder wiſſe, wie und warum ich mit denen von Nürnberg zu Krieg und Fehde gekommen bin, ſo iſt das die Urſache. Fritz von Littwach, ein markgräflicher Diener, mit dem ich als Knabe und im Harniſch auferzogen bin, der mir auch viel Gutes gethan, der iſt einſt ganz in der Nähe von Onolzbach heimlich verloren gegangen, gefangen und hinweggeführt worden, daß lange Zeit niemand wußte, wo er hingekommen war oder wer ihn hinweggeführt hatte. Lange darauf warf der Markgraf einen Verräther nieder, der ihn verrathen und den Reitern, die ihn niedergeworfen hatten, alle Wahrzeichen gegeben hatte. Da erfuhr man zuerſt, wo Fritz von Littwach hingekommen wäre. Da habe ich Herrn Hans von Seckendorf, der ſelbiger Zeit markgräflicher Hofmeiſter war, als meinen Verwandten, der mir Gutes gönnte, angeſprochen und gebeten, daß er mir das Bekenntniß des Verräthers verſchaffte. Dadurch wurde erſichtlich, daß es Diener der von Nürnberg gethan haben ſollten, auch iſt anzunehmen, daß er in ihre Häuſer und Frohnveſten geführt worden ſei. Das iſt der eine meiner Gründe gegen die von Nürnberg.

Ferner hatte ich einen Knecht gedungen mit Namen Georg von Gaislingen, der hatte mir verſprochen in meinen Dienſt zu treten, den haben die von Nürnberg bei ſeinem Junker Euſtach von Lichtenſtein hart verwundet und erſtochen, auch ſeinen Junker hart verwundet, dieſer aber iſt am Leben geblieben. Obgleich nun viele Andere den Nürnbergern wegen des Fritz von Littwach feindlich ſein wollten, ſo habe ich doch keinen gemerkt, der der Katze die Schellen angehängt, wie man zu ſagen pflegt, oder die Sache angegriffen hätte, als der arme treuherzige Götz von Berlichingen, der nahm ſich beider an. Dieſen Grund habe ich gegen die Nürnberger auf allen Tagen, an denen ich mit ihnen vor den Commiſſarien Kaiſerlicher Majeſtät, auch vor geiſtlichen und weltlichen Fürſten verhandelte, ſtets und allerwege angezeigt und dargethan.*)

Ich will nun weiter anzeigen, wie es in der nürnbergiſchen Fehde mir und meinen Verwandten gegangen iſt. In summa summarum, das Reich verordnete vierhundert Pferde gegen mich, worunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte waren, — ihre Fehdebriefe ſind noch vorhanden, — und kam ich und mein Bruder in die Acht und Aberacht, und in etlichen Städten ſchoſſen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in den Lüften, die ſollten mich freſſen, und ward uns Alles genommen, was wir hatten, ſo daß wir nicht einen Schuh breit mehr behielten. Da galt kein Feiern, wir mußten uns verbergen, und dennoch that ich meinen Feinden ziemlichen Schaden an Gütern und ſonſt, ſo daß ſich Kaiſerliche Majeſtät etlichemal dazwiſchen gelegt und ihre Commiſſarien verordnet hat, die zwiſchen uns handeln und alle Sachen richten und vertragen ſollten; dadurch hat mir Kaiſerliche Majeſtät viele Anſchläge verhindert und um mehr als zweihunderttauſend Gulden Schaden gethan, denn ich wollte damals Gold und Geld von den Nürnbergern mir zu Wege gebracht haben. — Und wollte ich damals den von Nürnberg wohl all ihr Kriegsvolk, auch den Bürgermeiſter ſelbſt, der eine große goldene Kette am Halſe hängen hatte und einen Streitkolben in der Hand hielt, auch alle ihre Reiſigen und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hilfe geſchlagen, gefangen und niedergeworfen haben, als ſie gegen Hohenkrähen zogen, ich war auch ſchon zu Roß und Fuß dazu geſchickt und gefaßt, ſo daß es nicht anders als gewiß war, daß ich ſie ganz in meine Hände bekam. Da hatte ich aber gute Herren und Freunde, deren Rath bat ich, ob ich Kaiſerlicher Majeſtät zu Ehren den von demſelben angeſetzten Tag beſuchen, oder ob ich meinen Anſchlag ins Werk ſetzen ſollte. Da war nun ihr treuer Rath, ich ſollte der Kaiſerlichen Majeſtät zu Ehren den Tag beſuchen. Ihnen folgte ich zu meinem großen merklichen Schaden. —

---

*) Wie Götz verfährt, iſt charakteriſtiſch. Er will mit den reichen Nürnbergern in Fehde kommen, wirft ihre Kaufleute nieder und ſucht nach Grund zur Fehde, ihm genügt die Vermuthung, daß die Nürnberger einen guten Kameraden in Haft hielten, gleichviel aus welcher Urſache, und die Thatſache, daß ſie in einer andern Fehde einen Knecht erſtochen haben, den er hatte in Dienſt nehmen wollen. Von Fritz von Littwach iſt nicht weiter die Rede, als Götz genöthigt wird ſich mit den Nürnbergern zu vertragen. Daß Götz die Veranlaſſung vom Zaun gebrochen, war, wie aus dem Folgenden erſichtlich wird, ſelbſt damals auffallend.

Ich wußte, wann die Frankfurter Meſſe war, da zogen die von Nürnberg aus Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt dem Speſſart zu, die Kundſchaft war gemacht und ich warf fünf oder ſechs von ihnen nieder, darunter war ein Kaufmann, den ich zum dritten Mal und in einem halben Jahre zweimal gefangen und einmal an Gütern beſchädigt hatte, die

Andern waren eitel Ballenbinder zu Nürnberg. Ich ſtellte mich, als wollte ich ihnen allen die Köpfe und Hände abhauen, aber es war mein Ernſt nicht, und ſie mußten niederknien und die Hände auf die Stöcke legen, da trat ich etwa Einem mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem Andern eines ans Ohr, das war meine Strafe gegen ſie, und ließ ſie ſo wieder von mir fortziehen. Und der Kaufmann, den ich ſo oft niedergeworfen hatte, machte das Kreuz vor ſich und ſagte: „Ich hätte mich eher des Himmels Einfall verſehen, als daß ihr mich heut niederwerfen würdet. Denn erſt vor wenig Tagen haben unſer an hundert Kaufleute zu Nürnberg auf dem Markte geſtanden, da iſt auf euch die Rede gekommen und ich habe gute Kundſchaft gehabt, daß ihr eben erſt in dem Walde, dem Hagenſchieß, geweſen ſeid und dort Güter angreifen und niederwerfen wolltet.“ Und ich ſelbſt habe mich gewundert, daß in ſo kurzer Zeit das Geſchrei von meinem Hin- und Herreiten hinauf gen Nürnberg gekommen iſt. — Bald darauf hat ſich die Kaiſerliche Majeſtät in die Sache geſchlagen und dieſelbe zu Würzburg verglichen und aufgehoben.“ — So weit Götz.

Schärtlin von Burtenbach.

Sebaſtian Schärtlin gehört für ſeine Perſon nicht ganz in die Reihe. Er iſt nicht von adliger Herkunft und hat die Ritterwürde ſeiner militäriſchen Begabung zu danken. Im Jahre 1498 geboren, machte er ſeine Schule unter Fronſperg, und war von 1518 bis 1557 faſt in allen deutſchen Kriegshändeln thätig, im Dienſte des Kaiſers, der Stadt Augsburg, eine Zeit lang auch im Solde Frankreichs, als er wegen ſeiner Theilnahme am Schmalkaldiſchen Kriege gezwungen wurde Deutſchland zu verlaſſen. Er hatte mehr als einmal große Heere befehligt, und ſtand als entſchloſſener, vielerfahrener Feldhauptmann in allgemeinem Anſehen. Zu Götz iſt er ein merkwürdiges Gegenbild. Jener der adlige Reiter, dieſer der bürgerliche Landsknechtführer, Götz der gemüthliche Speergeſell, Schärtlin der praktiſche Geſchäftsmann. Beide haben ein Leben voll von Abenteuern, nicht frei von unverantwortlichen Thaten geführt; beide ſind im hohen Greiſenalter geſtorben; aber Götz verſplitterte Zeit und Gut in Raubzügen und Reiterhändeln, Schärtlin half die Geſchicke Deutſchlands entſcheiden. Götz verſtand ſo wenig ſeine Zeit und ſeinen Vortheil, daß er, der Ariſtokrat, ſich zum Strohmann der demokratiſchen Bauern gebrauchen ließ, Schärtlin verſtand ſeine Zeit ſo gut, daß er nach dem unglücklichen Schmalkaldiſchen Kriege als reicher Mann in die Schweiz abzog und wenige Jahre darauf wieder ſiegreich in alle Ehren eingeſetzt wurde. Götz hatte ſein Lebelang ein ſtarkes Gelüſt nach Kaufmannsgold und hat doch aus allen ſeinen kecken Raubzügen ſchwerlich viel in ſeiner Truhe erhalten, Schärtlin machte ſich Geld in allen Feldzügen, kaufte ein Gut nach dem andern und wußte ſeine Dienſte ſo hoch als möglich zu verwerthen. Beide erwieſen Charakter und Parteitreue, beide waren Kriegsleute von Ehre im Sinne ihrer Zeit, und beide hatten für unſer Urtheil ein zu weites Reitergewiſſen. Aber Götz, über deſſen Mangel an Einſicht wir zuweilen lächeln, iſt vorzugsweiſe beuteluſtig und doch in ſeiner Art peinlich gewiſſenhaft, Schärtlin überall der kluge, geſchäftskundige, zuweilen großartige Egoiſt. Alle guten Eigenſchaften des abſterbenden Ritterthums ſind in der einfachen Seele des Beſitzers von Hornburg vereint, der Herr von Burtenbach dagegen iſt in ſeinem Weſen durchaus Sohn der neuen Zeit: Soldat, Händler, Diplomat. Beide waren im Jahre 1544 bei dem kaiſerlichen Heere, welches in Frankreich einfiel, Schärtlin in voller Manneskraft als einer der Feldhauptleute, Götz als grauer Reiter mit einem kleinen Haufen geſammelter Knechte; Schärtlin wurde noch in demſelben Jahre kaiſerlicher Großmarſchall und Generalcapitän und machte ſich ſiebentauſend Gulden, Götz ritt allein, krank an der Ruhr, hinter den heimkehrenden Heerhaufen nach ſeinem Schloſſe zurück. Beide haben uns mit feſter Kriegerhand ihr Leben geſchrieben, am wenigſten geſchickt und geordnet Götz, und doch wird man ſeine Lebensbeſchreibung mit größerer menſchlicher Theilnahme leſen als die des Schärtlin; denn Götzens Freude iſt, ſeine Reiſeabenteuer zu erzählen, wie man beim Glaſe Wein, unter guten Geſellen Erinnerungen aus alter Zeit lebendig macht; Schärtlin berichtet verſtändlich der Zeitfolge gemäß und gönnt dem Leſer manchen trockenen aber lehrreichen Bericht über Staatshandlungen, aber von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen erzählt er am liebſten den Betrag ſeines Gewinnes und ärgerliche Händel mit ſeinen Gutsnachbarn.

Dieſe Händel nun, wie einförmig ſie verlaufen, dürfen hier die größte Antheilnahme beanſpruchen. Denn gerade an ihnen wird deutlich, wie ſehr ſich ſeit dem Anfange des Jahrhunderts das Treiben des Landadels geändert hat. Noch immer lodert wie in des Berlichingers Jugend die Fehdeluſt in den begehrlichen Seelen auf, noch immer iſt rohe Gewaltthat häufig und zahlreich werden Duodezkriege vorbereitet; aber das alte Selbſtgefühl iſt gebrochen, drohend ſchwebt das Geſpenſt des Landfriedens und Kammergerichts über den Hadernden, ſchnell miſchen ſich Nachbarn und gute Freunde ein, und dem kaiſerlichen Befehl, wie dem Willen des Landesfürſten trotzt auch der Wilde ſelten ungeſtraft. An die Stelle offener Fehde treten plötzliche Ueberfälle, hinterliſtige Streiche, ſtatt der Armbruſt und des Schwertes gebrauchen die Gegner andere nicht weniger ſchneidende Waffen, Verleumdung, Beſtechung und geheime Umtriebe. Auch in den früheren Jahrhunderten hatte man Spottlieder bezahlt und gern gehört, und die fahrenden Sänger hatten ſich dadurch gefürchtet gemacht, daß ſie einem kargen Wirth an hundert Herdfeuern Böſes nachſangen. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts aber rief die große Beliebtheit der Flugſchriften außer zahlloſen Gelegenheitsliedern auch längere Gedichte, die zum Leſen geſchrieben waren, hervor. Und der kleinſte Briefmaler oder Buchdrucker, jeder Buchbinder,

der nach damaligem Brauch den Vertrieb kleiner Druckſachen beſorgte, vermochte für wenig Geld den Feind ſeines Gönners um ſo mehr zu kränken, je bekannter der Name des Abgeſungenen war.

Schärtlin erzählt ſelbſt:

„Anno 1557. In dieſem Jahre habe ich, Sebaſtian Schärtlin, die Herrſchaft Hohenburg ſammt Biſſingen*) und Hohenſtein von einem böhmiſchen Herrn, Woldemar von Lobkowitz, und von Hans Stein um zweiundfünfzigtauſend Gulden erkauft, und in Beiſein meines Sohnes, meines Tochtermanns und vieler Andern vom Adel am St. Matthäustag eingenommen und von den Unterthanen zu Biſſingen auf dem Markt die Huldigung empfangen. Denſelben Sommer habe ich das Schloß Hohenſtein wieder erneuert und ſo ausbeſſern laſſen, daß man es bewohnen konnte. Um St. Michaelistag iſt mein Sohn mit Weib und Kindern dorthin gezogen, hat dort zu hauſen angefangen und hat rohe und gebrannte Steine, Holz und Kalk zum Bau des Schloſſes Biſſingen zugerüſtet und im Winter den Brunnen zurichten laſſen. Dazu haben mir die benachbarten Prälaten ſchöne eichene Hölzer gegeben, und mit ihren und der Stadt Donauwörth Roſſen, auch mit allen benachbarten Bauern ſind die Fuhren gethan.

Anno 1560, den 18. September hat mir Graf Ludwig von Oettingen meinen Bauer von dem Reutmannshof gefangen nach ſeinem Amte Harburg führen laſſen, wo der Bauer weder zu beißen noch zu brechen hatte, weil er und ſeine Söhne ſich gegen etliche öttingiſche Bauern, die ihm ein Gatter aufgemacht und mit Gewalt über ſein Land gefahren ſind, gewehrt und einen Zank mit denſelben angefangen, doch niemanden verwundet hat. Und am Montag darauf iſt der Graf mit fünfhundert Bauern und fünfzig Pferden mit gewaltthätiger Hand in mein Holz gefallen, wo er doch keine obrigkeitlichen Rechte hatte, hat meine Eicheln abſchütteln laſſen, und hat mit Weibern und Kindern und Wagen das Meine, ohne mich zu warnen, ohne mir aufzuſagen, mit Gewalt hinweggeführt. Als ich nun am ſelbigen Tag zu Biſſingen ankam und ſolches alles erfuhr, bin ich und meine beiden Söhne mit unſerm Vetter Ludwig Schärtlin und Hans Rumpolt von Elrichshauſen zweiunddreißig Pferde ſtark in ſeine Grafſchaft gezogen, und haben einen Bauer dicht am Schloß zu Harburg und zwei ſeiner Unterthanen von Korbach dagegen gefangen und nach Biſſingen in das Schloß geführt. Und weil ſeine Reiter und Schützen nach ihrem Einfall nahe an Biſſingen mit Abſchießen und großem Prangen bei der Naſe vorübergezogen ſind, ſo bin ich, um das auszugleichen, mit gemeldeten Reitern auf Harburg zugeritten, den Gegner zu einem Scharmützel zu bewegen, aber niemand wollte zu uns heraus. Doch zuletzt ſchoſſen ſie mit Doppelhaken auf uns. Der Graf ritt am Donnerſtag darauf nach Stuttgart zu einem Schießen, und da er wohl voraus wußte, daß ich ihm nicht nachgeben würde, hat er mich bei Seiner Fürſtlichen Gnaden, dem Kurfürſten und Pfalzgrafen, andern Grafen, Herren und Adel übel ausgeſchrien, und ſich unterſtanden, mir dadurch Ungnade und Ungunſt aufzulegen. Insbeſondere Herzog Chriſtoph zu Würtemberg, der mir ſonſt zu Gnaden gewogen geweſen, hat mir dies Jahr hundert Gulden Gnadengeld, die er mir gab, unerwartet aufgekündigt. Der Graf hat auch ſeinen Bruder, den Grafen Friedrich, ſo auf mich gehetzt, daß auch dieſer ſpäter ſich mit thätlicher Hand gegen mich erhob. — Darauf haben ſich beide Grafen zu Roß und Fuß verſtärkt, wogegen auch wir hundert gute kriegserfahrene Schützen in das Schloß Biſſingen brachten, und der Zulauf von Kriegsvolk wurde auf beiden Seiten groß. Und es haben die Grafen mich und die Meinigen ſchmählich mit Liedern und andern Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die Kaiſerliche Majeſtät, vor Kur- und andere Fürſten, Grafen und Herren. Haben mich einen Aufrührer und friedloſen Landfriedensbrecher geſcholten, mich auch für ihren Incola, Landſaſſen und Unterthan, auch Lehnsmann, der ihnen doppelt verpflichtet ſei und ſeine Amtspflicht vergeſſen habe, allenthalben mit Lügen ausgegeben, in der Hoffnung, mich und die Meinigen durch Unwahrheit ſo zu verdämpfen. Während ich mich nun eines großen Auflaufs und Ueberzugs verſehen mußte, haben ſich der Pfalzgraf Herzog Wolfgang und Herzog Albrecht zu Baiern, als die nächſten Fürſten, darein gelegt, haben beiden Theilen geſchrieben Frieden zu halten, und ſich erboten mit Herzog Chriſtoph gütlich darin zu verhandeln, doch ſo, daß man beiderſeits die Gefangenen frei und das geworbene Kriegsvolk laufen laſſe. Das bewilligte ich, doch weil Graf Ludwig von Oettingen, genannt Igel, allen Unrath angefangen, forderte ich, daß er's zuerſt thun ſolle. Aber der Graf hat die Leute nicht frei laſſen wollen, ſondern hat den Ratzebauer, der allein mein Unterthan iſt und zu Oettingen weder gelobt noch geſchworen hatte, vor das Malefizgericht geſtellt. Und in Ewigkeit wird nicht bewieſen werden, daß ich und die Meinen jenem durch den Kauf mit Recht unterthan geworden ſind, ſondern wir haben Hohenburg und Biſſingen ſammt Zubehör als ein freies Gut und als eine Herrſchaft, die unlehnbar iſt und das Halsgericht hat, erkauft. Dennoch haben uns die Fürſten nicht zuſammenlaſſen wollen, haben uns Beide vielfältig ermahnt Friede zu halten, darauf habe ich mein geworben Kriegsvolk beurlaubt und bei dieſer Tragödie recht wohl gemerkt, daß Herzog Wolfgang, der zuvor mein gnädiger Herr war, mir auch abgefallen und feindſelig geworden iſt. Aber ungeachtet aller fürſtlichen Unterhandlungen iſt Graf Ludwig doch an einem Abende mit vielen Pferden und etlichen hundert Bauern gegen das Schloß Biſſingen gerückt, hat mit unſern Reitern, von denen etliche im Felde waren und etliche herauskamen, ein Scharmützel angefangen, bei welchem keiner viel Schaden empfing. Da die Feinde nichts ſchaffen konnten, ſind ſie wieder mit Spott abgezogen.

---

*) Hohenburg und Biſſingen lagen im Oettinger Gebiet. Die Grafen von Oettingen beanſpruchten die Oberlehnshoheit über dieſe Güter.

Dies alles hab' ich beim Kammergericht angebracht und Graf Ludwig's mir zugefügte verbrecheriſche Handlungen geklagt, und habe ſo gehofft, wie mir auch gelungen, ich wollte dieſe Sache im Wege Rechtens durchführen, beſonders weil ſich die Fürſten parteiiſch zeigten.*) Unterdeß hat Graf Igel mich allenthalben jämmerlich mit gedruckten Schriften und ſchmählichen Liedern verſtänkert und im Beiſein der Grafen von Mansfeld meinem Sohne Hans Baſtian auf ſeinem Wappenſchild über dem Wirthshaus den Zuſatz „Herr von Biſſingen" ausgethan, den doch nicht mein Sohn ſelbſt, ſondern der Wirth hinzugefügt; und Graf Friedrich hat zu Buchenhofen auf der Kirchweih öffentlich ſeinen Vogt ausrufen laſſen, wenn ein Schärtlin'ſcher hinzukomme, ſolle jeder auf ihn ſchlagen.

Anno 1561 in der Faſten iſt Graf Lothar zu Oettingen nach Augsburg gekommen, hat mir viel Gutes ſagen laſſen, ihm ſei leid ſammt ſeinen andern Brüdern, daß Graf Ludwig ſo unſchicklich gegen mich handle. Auch ließ er mir klagen, da der Bruder ihm nicht ſein Heiratgut, auch keine Reſidenz geben wolle, ſo wolle und müſſe er feindlich gegen ihn handeln und laſſe mich bitten, ihm einen Reiterdienſt zu thun. Darauf bedankte ich mich für ſein Mitgefühl und beklagte ihn, daß es ihm auch nicht nach Willen ginge, ließ ihm aber dabei ſagen, ich ſtände zu ſeinem Bruder auf gebotenem Frieden und hinge mit ihm am Kammergericht, ich ſteckte auch meine Füße nicht gern zwiſchen Thür und Angel; wenn er aber ſonſt Reiterarbeit hätte und mir's berichtete, wollte ich ihm Knecht, Pferd und Harniſch nicht verſagen.

---

*) Die Fürſten waren auf Seiten ihres Standesgenoſſen, deſſen Geſchlecht, wie bekannt, dem hohen Adel angehörte. Ihr Kampf für die Oberhoheit über adlige Güter hat im 16. Jahrhundert viele Schlachtfelder, und Schärtlin erſchien ihnen beſonders anſpruchsvoll, da ſein Geburtsadel ſehr zweifelhaft war. Wer in dem letzten Grunde des Streites, von dem wir auch aus andern Quellen wiſſen, das beſſere Recht hatte, iſt hier gleichgiltig.

Am heiligen Himmelfahrtstage pflegt man jährlich zu Biſſingen hinterm Schloß einen Jahrmarkt und Tanz zu halten, auch zu ſchießen, wobei mein Sohn Hans Baſtian in dieſem Jahr ſelbſt war und Geſellſchaft leiſtete. Da haben beide Grafen, Ludwig und Friedrich, den Vogt von Unterbiſſingen ſammt einem andern reiſigen Knecht gerüſtet mit fünf Hakenſchützen auf den Platz geſchickt. Sie haben ſich dort aufgeſtellt und den Platz halten wollen. Die hat mein Sohn angeredet, was ſie ſich ſo bewaffnet aufſtellten? Dem hat der Vogt geantwortet, ſeine Herren hätten ihn dieſen Platz zu halten daher geſchickt, und die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Oettingen zu. Dem hat mein Sohn widerſprochen. Die Eltern der Grafen hätten ſie verkauft und ſie gehörte mir zu, ſie ſollten ſich hinwegmachen. Darauf iſt der Vogt mit den Worten weggeritten, er wollte bald in anderer Geſtalt wiederkommen, und alsbald haben ſich vom Fußſteig her Reiter und Fußvolk ſehen laſſen, worauf mein Sohn etliche Diener und Unterthanen ins Schloß und auf den Kirchthurm ſchickte, den Feind zu erwarten. Plötzlich ſind die Gräflichen ungefähr mit vierzig Pferden und dreihundert zu Fuß ſpornſtreichs daher geritten und gelaufen, haben in meinen Sohn, meinen Vetter Ludwig, in die Schützen und Unterthanen geſtochen und geſchoſſen; ſind auch vom Platz bis zu den Schranken des Marktes gedrungen und haben das Thor mit Uebermacht geſchloſſen. Dagegen hat mein Sohn ſich ſammt den Seinen zur Wehre geſtellt, auch ſo gut er vermochte, auf ſie geſchoſſen, aus der Hand und vom Schloß und von den Thürmen, hat dabei dem Grafen zwei Pferde erſchoſſen und zwei Mann verwundet, einen in den Leib, den andern in den Schenkel, hat ſich ſo ihrer erwehrt und ſie wieder in die Flucht getrieben. Aber ihm und den Seinen iſt nichts widerfahren, Gott Lob!

Als aber mein Sohn mit den Seinen wieder in das Schloß zog, zur Nacht aß und nichts mehr beſorgte, zogen ſie um ſechs Uhr wieder heran, und Graf Lothar, der ehrbare Mann, der mir vorher viel Gutes hatte ſagen laſſen, that mit vier ſtarken Büchſen auf Rädern bis an dreißig Schüſſe in das Schloß und zerſchoß wohl zwölf Ziegel. Um neun Uhr zogen ſie wieder ab nach Unterbiſſingen, verſtärkten ſich die Nacht und kamen beide Grafen mit Geſchütz und Leuten am Morgen wieder. Da mein Sohn und mein Vetter Ludwig nichts Weiteres beſorgt hatten, waren ſie am Morgen früh zu mir geritten; deshalb ging der Bürgermeiſter und etliche vom Rath zu den Feinden hinaus und frugen ſie, was ſie damit beabſichtigten, es ſei niemand im Schloß als die Frau mit den Kindern, auch ſtünden die Herrſchaften im Rechtsſtreit und kaiſerlichen Frieden. Darauf antwortete der Beamte von Harburg, ſie ſeien geſtern und auch noch heut nur in guter, freundlicher Meinung hergekommen, ihrer Herren oberſte Rechte zu ſuchen, man habe aber auf ſie geſchoſſen und ihnen großen Schaden gethan. Sie wollten auch heut den Platz beſetzen, wenn man aber auf ſie ſchöſſe, ſolle man ſehen, was ſie dagegen thun würden. Darauf antworteten die von Biſſingen: ſie wären arme Leute, man möchte thun, was zu verantworten ſei. Darauf zogen abermals die Gräflichen, zweihundert Mann ſtark, wieder mit vier Büchſen und einer Trommel auf den Platz, thaten etliche Tänze, tranken und jeder nahm ein Laub von der Linde. Mit ſolchem Trutz und Schießen zogen ſie ab und hatten einen Hinterhalt von zweitauſend Mann. — Das habe ich der Kaiſerlichen Majeſtät und darauf beim Kammergericht angezeigt und geklagt, darauf ſind beiden Theilen Mandate gekommen, bei Ungnade und Strafe der Acht de non ulterius offendendo ſolle man ſich nicht weiter beleidigen, und eine Citation, zum 20. Auguſt beim Kammergericht zu erſcheinen, welches alles den Grafen inſinuirt wurde, worauf beide Grafen unſchicklich antworteten, es ſei

Alles erlogen. Ich habe aber außerdem wegen Injurien proteſtirt.

Aus oben erzählten Gründen und weil das feindliche Weſen kein Ende nahm, auch weder Gericht noch Recht helfen konnte, habe ich nothgedrungen, um meiner Ehre willen, zur Abwehr der Beläſtigungen vermeldeter beider Grafen, ein Ausſchreiben an die Römiſche Kaiſerliche Majeſtät, an Kur- und Fürſten, Grafen, Herren, Städte und Stände des heiligen Reiches, auch an die fünf Viertel des Adels und gemeiner Ritterſchaft geſendet, habe auch den Ständen des landsbergiſchen Vereins mündlichen Bericht abgeſtattet, ſie und ihren Oberhauptmann, meinen gnädigen Herrn zu Baiern, dem ich als Stellvertreter beſtellt bin, ferner die Stadt Augsburg, deren Diener ich bin, von der ganzen Handlung wohl informirt, und ſie alleſammt insbeſondere um Rath, Hilfe oder Beiſtand gebeten. Dieſe haben ein drohendes Schreiben an die Grafen gerichtet, ſie ermahnt, mich und die Meinen bei Frieden und Recht zu laſſen, mit dem Zuſatz, wenn dieſes nicht geſchehe, würden ſie mich nicht verlaſſen. Mir aber haben ſie gerathen, nichts als das Recht anzuwenden. Und weil ſo viele ſchändliche Lieder und Sprüche über mich ausgegangen ſind, hat einer, dem ich vielleicht Gutes gethan, auch einen ſchönen Pasquillus und Lied von gemeldetem Grafen Igel von Harburg gemacht, und hat ihn ziemlich wohl angebunden.

Am 3. October iſt Igel fünfzehnhundert Mann ſtark zu Fuß und zu Roß, darunter etliche Landsknechte, ſammt fünf Stück grobem Geſchütz gegen meinen Vetter Ludwig zu Oberringingen gezogen, hat ihm etliche vom Adel hingeſchickt und hat ihn auffordern laſſen, ſein Haus zu übergeben. Ludwig Schärtlin aber hatte, wie ihm zwei Tage vorher von mir befohlen worden, drei Landsknechte und von meinem Sohn zu Biſſingen etliche Doppelhaken, Handgeſchütze, Pulver und Blei zu ſich *hereingenommen. So wollte er den Sturm abwarten,* da er von mir väterlichen Erſatz bei ritterlicher Treue und

Glauben hoffte. Er iſt ſelbſt zu denen vom Adel hinausgegangen und hat ihnen mit drohenden Worten geantwortet, wenn Graf Igel freundlich und nachbarlich zu ihm käme, wie ſeine Brüder wohl gethan, ſo wolle er ſeinen ſauern Wein mit ihnen theilen, aber dergeſtalt könne er ſein Haus nicht öffnen. Er habe ein Haus für ſich ſelbſt und nicht für den Grafen von Oettingen, und der Graf werde einen Kriegsmann darin finden. Jeder Theil zog ſich hinter ſeine Deckung, der Graf aber ſchanzte ſich in den Vorhof ein, ſchoß ihm die Zinnen von den Thürmen, alle Fenſter, Dächer und Eſſen und zwei Perſonen. Ludwig Schärtlin dagegen wehrte ſich tapfer, erſchoß dem Grafen einen Büchſenmeiſter und noch eine Perſon, ſchädigte auch ſonſt viele vom Kriegsvolk, von denen etliche ſpäter ſtarben. So haben ſie es vom Morgen ſieben Uhr bis zu ſechs Uhr in die Nacht feindlich gegeneinander getrieben. In der Nacht hat Ludwig dem Grafen Lärmen und große Unruhe gemacht, ſich auch unterdeß befeſtigt und am Morgen wieder nach ſeiner Zuſage tapfer gewehrt. Aber als ich, Sebaſtian Schärtlin, Ritter, ſolches erfuhr, habe ich eilends vierhundert Knechte, darunter gute Schützen aus Augsburg, nach dem Rath Herzog Albrecht's von Baiern vorlaufen laſſen, habe ſie mit Pulver, Blei, Fußeiſen und gutem Kriegsgeräth auf Biſſingen geſchickt. Ich habe ſechsundzwanzigtauſend Gulden zuſammengerafft, Sturmhüte, Pulver und Blei beſorgt, aus der Stadt Memmingen etliche Wägen und Geſchütz, einen großen Haufen Landsknechte, auch Reiter, ſo viel ich von den Nachbarn erhielt, Alles zum 4. nach Burtenbach beſchieden, und ich ſelbſt kam Abends dahin, als ich Alles in Bewegung geſetzt hatte. In derſelben Nacht ſind Graf Wolf und Graf Lothar von Oettingen in Perſon freundlich zu mir nach Burtenbach gekommen, haben mir geklagt, daß auch ihnen ihr Bruder Graf Ludwig von ihrem väterlichen Erbtheil nichts geben wolle, und haben mich gebeten mich mit ihnen zu verbinden. So wurde zwiſchen uns ein geſchriebener, beſiegelter

Vertrag gemacht, daß die beiden Grafen ihren Bruder Friedrich mit ſeinem Geſchütz auch auf unſere Seite bringen und ihre Macht zu Fuß und Roß vereinigen ſollten, ich aber wollte fünftauſend Knechte oder andere Reiter aufbringen und die Koſten des Krieges auslegen. Doch wenn ich die jungen Grafen zu ihrem väterlichen Erbtheil brächte, ſollten ſie zwei Drittel und ich ein Drittel von den Kriegskoſten bezahlen. Wir hofften, Graf Igel ſollte vor Oberringingen verharren und, im Fall er es eroberte, vor Biſſingen ziehen meinen Sohn zu belagern, der Graf aber hat ſich am Morgen des 4. October erhoben und iſt ſchändlich wieder abgezogen, nachdem er meinem Vetter den Vorhof und das ganze Dorf verwüſtet, zerſchlagen, geplündert und Alles, Weiber und Kinder genommen, geſtohlen, geraubt, weggeführt und getrieben. Doch fehlte wenig, daß mein Vetter ihm das eine Geſchütz abgenommen hätte. — — Aber als der Graf Igel vernommen, daß ſeine eigenen Brüder und ich uns verglichen hatten — Graf Friedrich ausgenommen, der nicht mit ihm und nicht wider ihn handeln wollte — iſt er aus dem Lande geflohen und zum Pfalzgrafen Herzog Wolfgang und dann zu Herzog Chriſtoph von Würtemberg geritten, hat große Sachen gelogen und vorgegeben, daß ich mit Hilfe Kaiſerl. Majeſtät, Baierns, Augsburgs und des landsbergiſchen Vereins ihn von Land und Leuten vertreiben wollte.

Dazwiſchen habe ich mich verſtärkt und wollte in zwei Tagen ausziehen, und zu Fuß und zu Roß ſiebentauſend Mann ſtark über die Donau kommen. Als aber die beiden Fürſten, Pfalz und Würtemberg, wohl erkennen konnten, daß der Graf vertrieben und ein Gaſt in ſeinem Lande werden würde (denn ſchon hatten ſeine Räthe und ganze Landſchaft alles Uebrige weggebracht und Vieh, Getreide und Habe nach Nördlingen, Donauwörth und in alle umliegenden Städte geflüchtet), da ſind ſie beiderſeits ausgezogen, der Herzog von Würtemberg perſönlich mit ſeinen Reitern und etlichem Geſchütz, im Willen mich nicht über die Donau zu laſſen, oder ſich mit mir zu ſchlagen.

Doch hat Pfalz vorher hoch in mich gedrungen, ich ſolle von den Waffen ablaſſen, Seine fürſtliche Gnaden könnte mir dieſen Zug nicht geſtatten. Mir haben auch die Kaiſerliche Majeſtät und der ſchwäbiſche Kreisoberſt Frieden geboten, dazu haben Baiern und die Stadt Augsburg mich vielfältig und höchlich abgemahnt und ſich allerwege erboten, dieſe Sache im Vertrage zu ſchlichten. So hab ich mit Verluſt von viertauſend Gulden trotz meiner Beraubung und meines Vetters Gefahren diesmal einſtecken, Friede halten, eine gütige Vereinigung und einen Tag zu Donauwörth einräumen müſſen. Vierzehn Tage iſt dort verhandelt worden und von beiden Fürſten, von bairiſchen und pfälziſchen Räthen damit geendet worden, wir ſollten beiderſeits Frieden halten, und da zwiſchen uns kein Friede zu hoffen, ſei kein beſſerer Weg, als daß ich das Gut dem Grafen verkaufe. Das wollte ich mit nichten thun und mit dem Grafen nichts zu thun haben. Doch zuletzt habe ich mich laut der gemachten Abrede darein ergeben, beide Fürſten unterthänigſt zu ehren, die Herrſchaft Hohenburg und Biſſingen gegen baare Bezahlung von zweiundſechzigtauſend Gulden zu verlaſſen, doch davon nicht eher abzuziehen, bis ich friedlich und ſicher bis auf den letzten Pfennig bezahlt ſei."

So weit Schärtlin. Es iſt trotz ſeiner Klagen über Verluſte anzunehmen, daß der Verkauf wenigſtens für ſeinen Geldbeutel vortheilhaft war, ſicher aber iſt, daß ſeine Händel mit dem Grafen deshalb nicht aufhörten. Noch Jahre lang verklagten ſich die beiden Nachbarn beim Kammergericht und beim Kaiſer, und dazwiſchen übten ſie immer wieder Gewaltthat in Angriff und Vertheidigung. Zuletzt mußten die Gegner vor dem Kaiſer einander die Hand reichen.

Hans von Schweinichen.

Um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Gewaltthaten der adligen Grundbeſitzer anſpruchsloſer und ſeltener. Der größte Theil von ihnen verwandelte ſich in friedliche Landjunker, die fähigern und ärmern ſuchten Unterkommen an den zahlreichen Höfen. In der Jugend des Götz war jeder Landjunker ein Kriegsmann geweſen, denn er war ein Reiter, und die Stechkunſt des Ritterthums galt immer noch als vornehme Kriegsarbeit. Aber ſchon damals war die große Umwandlung vollzogen, welche das Fußvolk zum Kern der neuen Heere machte, ſchon galt ein erfahrener Landsknecht, der Einfluß auf ſeine Kameraden hatte, oder ein bürgerlicher Büchſenmeiſter, der eine Kartaune gut zu richten verſtand, dem Kriegsherrn in Wirklichkeit zuweilen mehr als ein Dutzend zugerittener Junker mit ihren Knechten. Dieſe Veränderung des kriegeriſchen Werthes bewirkte faſt ebenſo ſehr als die Reformation Hebung des Adels. Allerdings auf einem Seitenpfade. Der große Landesgebieter hatte nicht mehr nöthig um den guten Willen ſeiner Junker zu werben und ihrer Räuberei durch die Finger zu ſehen, er vermochte, wenn ihm Geldtruhe und Credit nicht völlig erſchöpft waren, durch ein Ausſchreiben, einen Muſterplatz und zwei Trommelſchlägel vor den Herbergen ſeines beſtallten Oberſten einen Söldnerhaufen zu werben, der ihm im Nothfall die Junker ſeines eigenen Landes zu Paaren trieb. Der Fürſt wurde unabhängig von den Waffen des Landadels und dadurch in neuem Sinne ſeines Adels Herr. Für den Junker kamen neue Wege ſein Glück zu machen, Geſchmeidigkeit gegen Höhere, die Hauptmanns- oder Oberſtenbeſtallung eines größeren Herrn, oder eine Stelle als Jagdjunker und Hofdiener. Dieſer Uebergang wurde ihm nicht leicht. Es war bezeichnend für die Verwilderung des kleinen Adels, daß um das Jahr 1530 die Hofämter, welche Gewandtheit im Verwaltungsfach forderten, wie das des Hofmeiſters, deſſen Thätigkeit an unſeren Höfen der Hofmarſchall verſieht, gar nicht überall mit Adligen zu beſetzen waren.*) Und noch lange nachher, im 17. Jahrhundert wurden höhere Staatsſtellen, welche Kenntniß und Geſchäftsgewandtheit verlangten, ſogar wichtige Geſandtenpoſten, vorzugsweiſe mit Nichtadligen beſetzt, und in einer Zeit, welche nur den Adel für Hofämter befähigt hielt, waren die Fürſten häufig genöthigt, den Sohn eines Handwerkers oder Dorfpfarrers mit dem Abglanz der Hoheitsrechte zu umgeben und den adligen Hofmann zu ſeinem untergebenen Reiſebegleiter zu machen.

---

*) Die Polizey-Ordnung Tit. 14 § 2 u. Tit. 15 § 3 des Reichstags von Augsburg im J. 1530 gab dieſen nichtadligen Hofbeamten das Recht, ſich gleich denen vom Adel zu tragen.

Auch die Zucht des Hauſes wollte dem Landadel nicht ſogleich gedeihen. Das alte Selbſtgefühl höherer Wehrkraft war verloren, aber das Bedürfniß der Aufregung war geblieben. Immer waren die Deutſchen ſtarke Trinker geweſen, jetzt blieb die rohe Völlerei, beſonders in den Landſchaften, welche nicht ſelbſt Wein bauten, das herrſchende Laſter. Zerrüttete Vermögensumſtände, maſſenhafte Schulden und unerträgliche Gerichtshändel ſtörten vielen vom Landadel die nüchternen Stunden des Tages.

Aber die Beſſeren begriffen doch allmählich ihren Vortheil. Größer wurde die Zahl ihrer Söhne, welche die Univerſitäten beſuchten. Die Wahrheit zu ſagen, ſie ſtanden dort in üblem Ruf. Trotz ihrer Vorrechte, der adligen Kleidung und beſonderer Sitze in den Hörſälen, und trotz dem Eifer der Univerſitäten, ihnen für ritterliche Uebungen: Fechten, Tanzen, Reiten und Fahnenſchwenken eigene Lehrer zu halten, war eine gewöhnliche Klage, daß ſie ſich in die Geſetze durchaus nicht fügen wollten und ihre Zeit allzu lüderlich verbrachten. Dennoch kam der volle Segen dieſer Bildung manchem von ihnen zu Gute. Um das Ende des 16. Jahrhunderts ſitzen in allen Landſchaften einzelne Gutsbeſitzer, welche lateiniſch verſtehn, ſich eine Bücherſammlung einrichten, im Nothfall ein lateiniſches Diſtichon verfertigen und eine „politiſche", d. h. gebildete Unterhaltung zu führen, ſowie eine wohlgeſetzte Rede an den Landesherrn zu richten wiſſen.

Im ganzen Mittelalter hatte man Reiſen für das beſte Erziehungsmittel eines Deutſchen gehalten. Dieſer Zug nach der Ferne wurde größer. Mit guten Empfehlungsbriefen fremde Höfe beſuchen, Frankreich und Italien durchreiten und ſich dabei mit ausländiſcher Sprache und Sitte befreunden, wurde ſeit dem Schmalkaldiſchen Kriege allgemein. Ja noch weiter gingen die Reiſen, auch proteſtantiſche Junker beſuchten wie Kaufleute aus Nürnberg und Augsburg die griechiſchen Inſeln und das heilige Land. Und wenn ſie heimgekehrt von ihren Fahrten gut zu erzählen wußten, gab ihnen das in ihrer Landſchaft und bei Hofe ein hohes Anſehen, und die Fürſten waren bemüht, derlei wohlbewanderte Männer in ihren Dienſt zu ziehen. So war ein Schlieben, im Anfang des 17. Jahrhunderts brandenburgiſcher Diener, als Johanniter zweimal in Jeruſalem und einmal als Geſandter in Aegypten geweſen, er galt dafür, faſt alle Königreiche und Völker Europas betrachtet zu haben. Ein Schleſier, Abraham von Bibran, ſammelte kurz nach 1600 auf einer Fahrt durch Spanien und Portugal lateiniſche Inſchriften in einem ſauberen Heſt und zeichnete ſorgfältig die Trümmer eines antiken Sturmwidders hinein, die er in einer alten Kapelle des Kaſtells von Murviedro gefunden. Auch von ſolchen adligen Reiſenden, welche nicht ſtolz darauf waren, mit den großen Gelehrten Caſaubonus und Gruterus zu verkehren, wurden die Erlebniſſe in der Fremde gern niedergeſchrieben, mehre dieſer Arbeiten ſind uns erhalten, einige gedruckt, und ſie verdienen Erwähnung, weil ſie den erſten Antheil darſtellen, welchen der landſäſſige Adel ſeit der Hohenſtaufenzeit an deutſcher Literatur nahm.

Seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts iſt die Abhängigkeit des Adels von den Höfen in faſt ganz Deutſchland entſchieden. Auch der wohlhabende Gutsherr von Selbſtgefühl läßt ſich gern bei rittermäßigen Geſchäften ſeines Landesherrn oder eines Nachbars von hohem Adel gebrauchen und ſchmückt ſich mit einem Hoftitel.

Das Ausſehen der Fürſtenhöfe hat ſich in dieſen Jahren gegen Luther's Zeit ſehr verändert. Mit der wilden Unruhe und den Laſtern des Mittelalters ſcheint den Fürſten auch der Unternehmungsgeiſt und politiſche Sinn geſchwunden, zumeiſt bei den Proteſtanten. Die lateiniſche Schule und theologiſche Zucht ſteigerte den Landesherren ihr Pflichtgefühl und brachte größere Ordnung in Ehe und Hofhalt, aber ſie gab ihnen auch ein merkwürdig ſpießbürgerliches Weſen. Zwiſchen den Häuptern der Hohenzollern, Wettiner, Heſſen, Mecklenburger, Pommern, Würtemberger, Pfälzer iſt in dieſer Zeit große Familienähnlichkeit. Ja, die Habsburger zeigen dieſelbe Wandlung. Während bei den Wettinern Friedrich der Weiſe, Johann Friedrich, das Haupt des Schmalkaldiſchen Krieges, der den Kurhut verlor und der arme Johann Friedrich der Mittlere die allmähliche Umbildung aus politiſchen Häuptlingen des Landes zu eigenſinnigen Hausherren bezeichnen, iſt ebenſo bei den Habsburgern von dem fünften Karl bis zu Rudolf und Matthias ein Abfall in politiſcher Tüchtigkeit und die Zunahme dilettantenhafter Kunſtbildung zu erkennen. Dieſelbe Zeit, welche die deutſchen Fürſten in Wahrheit zu großen Herren machte und nicht wenigen die Eigenſchaften guter Landesväter verlieh, verminderte auch ihr Intereſſe am Reich und ihre Fähigkeit, die verzweifelte Lage des deutſchen Volkes zu begreifen.

Seit der Abdankung Karl's V war ein luſtiges Leben nicht nur beim kaiſerlichen Hofe, auch bei den größeren Reichsfürſten, vor andern in Kurſachſen, Baiern, Würtemberg und der Pfalz. Außer den großen Jagden und Trinkgelagen waren weitläufige Hoffeſte, Maskeraden, Reiterübungen, Preisſchießen modiſch geworden, zumal bei Krönungen, Vermählungen, Kindtaufen, vornehmen Beſuchen. Die alten Turniere freilich wurden Scheingefechte, ſchöne Schauſtellungen, bei welchen die Kleidung und der dramatiſche Anſtrich mehr galten als die Waffenübung ſelbſt. Sie wurden nach ſpaniſchem Brauche eingerichtet, ſchon 1570 mit dem neumodiſchen Ringelrennen. Große Schaugerüſte mit mythologiſchen und allegoriſchen Geſtalten wurden daher gefahren, in wunderlicher Tracht erſchienen die kämpfenden Parteien, ſie ſtritten gegen einander als Herausforderer und Abenteurer, als Manutenadoren und Avantureros, oder auch die Verheirateten gegen die Junggeſellen, Mann gegen Mann und Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preiſe. Aber die Waffen waren ſtumpf, die Speere ſo eingerichtet, daß ſie ſchon bei ſchwachem Anprall zerbrechen mußten; die Zahl der Stöße und Hiebe, welche einer gegen den andern thun durfte, war genau vorgeſchrieben. Das Ganze war durch ein Cartell — Einladungs- oder Ausforderungsſchreiben — welches wohl gar gedruckt und angeſchlagen wurde, dem Zuſchauerkreis erklärt. Uns ſind einige ſolche Stilübungen gebildeter Hofleute erhalten, z. B. ein Tafelrunde-Cartell von 1570 aus Prag, wo Kaiſer Max II einen großen Theil des deutſchen Adels um ſich verſammelt hatte. Ein Schwarzkünſtler Zirfeo kündigt an, daß er drei theure Helden in einem Berge verzaubert wiſſe, den König Artus und ſeine Genoſſen Sigeſtab den Starken und Amelot den Freudigen, die er entzaubern und zum Kampfe gegen Aventuriers erwecken wolle. Beim Feſte ſelbſt zeigte ſich ein großer Holzbau, der einen Felſen mit einer hölliſchen Oeffnung darſtellte, Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geſchäftig um ſeinen Gipfel und warfen mit Feuer um ſich; endlich erſchien der Zauberer ſelbſt, machte ſeine Beſchwörung, der Berg öffnete ſich, die Ritter ſprengten in alterthümlicher Rüſtung ins Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in ſeltſamer Tracht — die beſte „Invention“ und Maske dabei erhielt einen Preis — gegen ſie ritten.

Bei jedem großen Hoffeſt wurden ähnliche Aufzüge erdacht, mythologiſche und allegoriſche Figuren in ſeltſamer Miſchung. Dieſe Hoffeſte wurden die großen Angelegenheiten des Jahres, ihr Verlauf oft in Pritſchmeiſterverſen aufgezeichnet, zuweilen gedruckt und mit Abbildungen ausgeſtattet. Modiſcher als die Feſte, bei welchen Turnierbrauch nicht ganz vermieden wurde, waren andere Coſtümfahrten des Hofes, die Schäfereien, bei denen Herren und Damen, als Schäfer verkleidet, ſich mit dramatiſchem Geſang und Tanz und in loſem

Wechſelgeſpräch ergingen, dann große Schlittenfahrten in Maskentracht, auch Schmuck der Schlitten und Pferde glänzend und abenteuerlich geformt. Ihnen folgten nach dem großen Kriege die derberen Bauernhochzeiten und Jahrmärkte. Dieſe Verkleidungsfeſte waren beſonders willkommen, weil bei ihnen die Etikette außer Kraft geſetzt und manche Gelegenheit zu freiem Scherz und vertraulicher Annäherung gegeben war. — Aber auch beſſere Vergnügen wußten ſich die Landesherren zu bereiten. Es war in Deutſchland vornehm geworden, was ſeit länger als hundert Jahren in Italien dem Wohlhabenden am Herzen lag, Bücher und Kunſtſachen zu ſammeln. Man trieb an den Höfen, auch wo das rechte Verſtändniß fehlte, dies Aufſammeln mit deutſcher Gründlichkeit. Wie Kaiſer Rudolf die Gemälde Albrecht Dürer's und der Spanier, ſo kauften die deutſchen Fürſten Bilder, Holzſchnitte, Kupferſtiche, Münzen, Waffen, Trinkbecher, Arbeiten der Goldſchmiede von Nürnberg, der Kunſttiſchler von Augsburg. Die Patricier der großen Reichsſtädte, dem Hofadel an Bildung überlegen, vermittelten dann wohl als politiſche Bevollmächtigte der Reichsfürſten ſolche Neuigkeiten der Kunſt an die deutſchen Höfe und an hochgeſtellte Cavaliere. Fehlte den deutſchen Herren auch der feine Schönheitsſinn der Italiener, ſo hatten ſie dafür um ſo mehr die Neigung zu zierlicher und ſorgfältiger Arbeit und Freude an einem tiefen Sinn, der in die Kunſtgebilde als Allegorie oder verſteckter Inhalt hineingeheimnißt war. Ein fein geſchnittener Kirſchkern, der unter der Lupe eine Anzahl Geſichter wies, war ihnen vielleicht lieber als eine antike Statue, die ohne Kopf aus der Erde gegraben war und unſicher machte, welchen Abgott oder Vorfahren römiſcher Majeſtät das Stück vorſtellen ſollte. Beſonderen Genuß bereitete den Fürſten ihre Münze durch das Prägen von Medaillen, die zuweilen in ungewöhnlicher Form und Größe beliebt wurden. Die Herren erfanden gern ſelbſt Bild und Spruch, und ſtellten dabei dem Stempelſchneider wohl einmal verzweifelte Aufgaben. Solche

Medaillen verfertigten ſie ſich zum Ruhm und Andern zur Beglückung bei jedem Ereigniß, das ihnen die Seele erregte: wenn ſie aus einer Krankheit aufſtanden, wenn ihre Gemahlin glücklich eines Kindes genas, wenn ſie einen ungethümen Hirſch ſchoſſen, wenn große Waſſersnoth geweſen, oder wenn es einmal Korn vom Himmel geregnet haben ſollte. Sie ſpendeten dieſe Denkmünzen, wo ſie Gunſt erweiſen wollten, und zum Austauſch an Standesgenoſſen, und illuſtrirten dadurch ihr Leben wie in einem ſilbernen Stammbuch.

Auch Lebendes, was die Fremde bot, wurde an den Höfen zuſammengeführt; außer dem alten Bärenzwinger des Schloſſes und einem Hühnerhofe mit ſeltenen Vögeln, den die Fürſtin hielt, gab es hier und da ein Löwenhaus, und bei großen Feſten wurden zwiſchen Maskerade, Tanz und Carouſſel auch Kämpfe wilder Thiere veranſtaltet. Sogar ausgeſtopfte Thiere ſtanden bereits geſammelt, wie z. B. in Dresden (1617) auf der Anatomiekammer, ſie rochen aber ein wenig. Jeder größere Hof hatte ſeine Kunſtkammer, worin die Sammlungen früherer Herren zur Ruhe kamen, darin neben Statuen, Elfenbeinſchnitzereien, Meerſchalen und Rüſtungen auch türkiſche Pferdegeſchirre, Masken, Schlitten und andere Erfindungen. Aus den Bücherſammlungen der Vorfahren war an vielen Höfen bereits eine Bibliothek geſammelt, die z. B. in Dresden vor dem großen Kriege jährlich dreihundert Gulden zum Bücherankauf verwenden durfte. Der Landesherr hatte in ſeiner Jugend gelehrten Unterricht erhalten, er verſtand jetzt zuverläſſig Latein und ſprach wahrſcheinlich franzöſiſch und italieniſch; er las in dieſen Sprachen Abhandlungen über Politik und noch häufiger über theologiſche Fragen, und ſchrieb in ihnen die Sinnſprüche zu den Emblemen, die er erfand. An mehren Höfen war das Franzöſiſche bereits zierliche Hofſprache, bei den Anhaltinern, den Heſſen, den Pfälzern, auch zu Berlin war im Jahre 1617 die Unterredung am erſten Cavaliertiſch, der damals Grafentiſch hieß, franzöſiſch.

Noch wurde bei Tiſche ſtark getrunken, nach altem Brauch aus ſeltſamen und großen Gläſern mit hartem Zwange gegen ſchwache Köpfe und Magen, dazwiſchen aber lief die Unterhaltung auch gern über die Neuigkeiten der Fremde, man freute ſich Räthſelfragen zu löſen und lachte herzlich über kleine philologiſche Scherze; Kurfürſtliche Gnaden überſetzten z. B. die Worte: der Thorwart hat das Fieber, durch: Januarius liegt im Februario; man bemerkte — an fürſtlicher Tafel in Berlin — mit beſonderer Theilnahme, wie die deutſchen Landsleute unter einander geworfen waren, und daß ſich einer ſchreiben mußte: Joachimus Hessus, Hollandus, Borussus, Joachim Heß aus Holland in Preußen. Auch Fürſtliche Gnaden wußten, daß das Wort „Sack“ durch alle Sprachen gehe, und vernahmen mit beiſtimmendem Lächeln den Grund, weil aus der Sprachverwirrung von Babel jedermann nur eins gerettet habe, ſeinen Reiſeſack.

Das fürſtliche Familienleben, nicht in allen Reſidenzen leidlich, wurde doch nicht durch die ſpätere Mätreſſenwirthſchaft verwüſtet, es war bei den Beſſeren ein inniges Zuſammenſein nach alter deutſcher Weiſe, die Fürſtin in Wahrheit Hausfrau ihres Hofes, die ſelbſt die Küche beaufſichtigte, die eingeſottenen Früchte und die zahlreichen Kräuterweine verordnete und einem werthen Gaſt auf ſilbernem Teller alltäglich ein anderes Frühſtück aus der Küche ſchickte, froh die Kochkunſt ihres Hofhaltes zu zeigen. Auch ſie verſtand ein wenig Latein, nahm Theil an den Ausflügen, Jagdfreuden und kleinen Liebhabereien ihres Herrn, kam wohl auch mit dem Spinnrädlein, welches ein ſilbernes Glockenſpiel hatte, in ſeine Arbeitsſtube, und wußte mit ihrem „Frauenzimmer“ allerlei feine weibliche Arbeit zu machen. Der fürſtliche Hofhalt und ſeine Ordnung lief im Ganzen noch in alter Weiſe, der Edelknabe, welcher bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Pagie, eine Guarde von angeworbenen Männern in fürſtlicher Livree zog täglich mit Trommeln und Pfeifen auf; aber zwiſchen dieſen neuen Einrichtungen lief noch der alte Narr unangemeldet in das Zimmer ſeines Herrn, war grob gegen die Hofleute, welche ihn ärgerten, und fuhr bei Ausflügen des Hofes als unentbehrliche Zielſcheibe derber Scherze im eigenen Eſelwagen hinterdrein. Noch war der Zutritt bei Hofe für Fremde mühelos, in kleineren Städten ſandte der Herr wohl gar in die Wirthshäuſer und ließ fragen, wer angelangt ſei, um einen namhaften Reiſenden kennen zu lernen.

Die häufigſte Unterhaltung des Hofes war die heimiſche alte, das Waidwerk. Die gewöhnliche Jagdfreude war leider, das Wild vom „Schirm“ — Hütte oder Zelt mit Waldgrün beſteckt — zu ſchießen, während es vorbeigetrieben wurde. Dann hatte der Landesherr den erſten Schirm, die nächſten die Prinzen nach ihrer Würde, die letzten der Hof. Noch wurde ſtreng auf Jägerbrauch gehalten; bei den Turnieren war die Unſitte abgekommen, Verſehen gegen das Turniergeſetz dadurch zu ſtrafen, daß man die ſchuldigen Ritter über die Roſſe legte und aushieb, aber nach der Jagd wurde der Ungeſchickte um des kleinſten Irrthums willen über den Hirſch gelegt und mit dem flachen Waidmeſſer abgeſtraft, gerade wie bei den Schützenfeſten mit der Pritſche.

So lebten die beſſeren der deutſchen Fürſten am Ende des Jahrhunderts ein friedliches Stillleben; ſie unterhandelten ein wenig mit Franzoſen oder Polen, wenn ſie gerade mit dem Reich unzufrieden waren, aber ſie ſaßen als genießende Erben in ihrer neuen Macht, oft gutherzige Tyrannen, gewiſſenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernſthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht; gerade ſie empfanden vielleicht am wenigſten das ſtille Mißbehagen ihrer Zeit. Und nach ihrem Bilde formte ſich der wohlhabende Adel ihrer Landſchaft, er lebte fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Anſtand dienend, bis der dreißigjährige Krieg ſeine Häuſer ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die ſchwächern tiefer herunterdrückte.

Hier aber ſoll zum Schluß ein Fürſtenleben und der Charakter eines höfiſchen Edelmannes vorgeführt werden, welche beweiſen, daß nicht überall der friedliche Uebergang aus dem wüſten Treiben des Mittelalters gelang.

Am Ende des 16. Jahrhunderts lebte und blühte Hans von Schweinichen, ein ſchleſiſcher Edelmann aus Dienſtgeſchlecht, Kammerjunker, Hofmarſchall und Factotum des abenteuerlichen Herzogs Heinrich XI von Liegnitz. Die Geſtalten beider erſcheinen uns eng verbunden in zwei Biographien, welche Schweinichen verfaßt hat. Die eine iſt ſeine eigene Lebensbeſchreibung (Leben und Abenteuer des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, herausg. von Büſching. 3 Theile, 1820 f.), die andere ein Auszug daraus mit einigen Veränderungen und Zuſätzen (Das Leben Herzog Heinrich's XI, herausgegeben von Stenzel: Scriptt. Rer. Siles. IV.), beide Werke von hohem Werth für die Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts.

Das alte Fürſtenhaus der ſchleſiſchen Piaſten zeigt neben wenigen bedeutenden und mehren mäßigen Herrſchern eine Reihe verſchrobener Geſellen mit großen Anſprüchen und geringer Kraft. Die wilde Nachbarſchaft, die abgeſonderte Lage, die vielen Theilungen des Landes in kleine Fürſtenthümer vermögen die ſittliche Entartung ſo vieler Herzöge zu erklären; außerdem aber bleibt auffallend ein vielen gemeinſamer Zug, ein unſtätes, zerfahrenes, unpraktiſches Weſen, herriſche Gelüſte und mitten darin wieder einzelne Blitze von Geiſt und guter Laune, vor allem eine Lebenskraft, welche den Untergang dieſer Entarteten wohl länger aufhält, als bei andern Sterblichen möglich wäre. Schon im Mittelalter macht wüſte Verſchwendung mehre ſchleſiſche Herzöge zu Bettlern, ein Herzog von Oppeln wird von den Ständen des Landes ſogar hingerichtet, Hans von Sagan ſtirbt im Elend. Im Jahrhundert der Reformation wird die äußere Lage der ſchleſiſchen Fürſten noch ſchlechter: die meiſten Häuſer der Piaſten vergehn, die übrigen vermögen nur mühſam ſich in die neue Zeit zu ſchicken.

Eine der auffallendſten Geſtalten unter ihnen iſt Heinrich XI von Liegnitz, der lüderliche Sohn eines Vaters, der nicht beſſer war. Als ſein Vater Herzog Friedrich III im Jahre 1559 von kaiſerlichen Commiſſarien abgeſetzt und als gemeinſchädlich in Haft gehalten wurde, erhielt der zwanzigjährige Sohn den Beſitz des Fürſtenthums. Nach zehn Jahren einer unbändigen Regierung gerieth Heinrich mit ſeinem Bruder Friedrich und ſeinem Adel in Zwiſt, und ließ in einer gewaltthätigen Laune ſeine ganze Landſchaft gefangen ſetzen. Während die Empörten ihn beim Kaiſer verklagten, unternahm er ſelbſt einen abenteuerlichen Zug durch Deutſchland, eine Rund- und Bettelreiſe zu zahlreichen Höfen und Städten, wobei ihn Geldmangel aus einer Verlegenheit in die andere ſtürzte und zu jeder Art von Unwürdigkeiten brachte. Unterdeß wurde er ſeiner Würde enthoben, und ſein Bruder, der wenig beſſer war, als Landesverweſer eingeſetzt. Heinrich klagte, legte allerorts Beſchwerde ein, unternahm eine neue Bittreiſe an deutſche Fürſtenhöfe, ging endlich in Prag aufs Dringlichſte den Kaiſer an, immer in den drückendſten Geldverlegenheiten, und ſetzte endlich durch, daß er ſein Herzogthum zurückerhielt. Jetzt folgten neue Zügelloſigkeiten und offener Widerſtand gegen kaiſerliche Bevollmächtigte, eine neue Abſetzung und ſtrenge Haft zu Breslau. Aus dieſer Haft entwich er und trieb ſich als heimatloſer Abenteurer in der Fremde umher, bot ſich der Königin Eliſabeth von England im Kriege gegen Philipp von Spanien an und zog zuletzt nach Polen, um gegen Oeſtreich zu kämpfen. Dort, in Krakau, ſtarb er plötzlich 1586, wahrſcheinlich an Gift.

Wenn es in dem zerfahrenen Weſen dieſes Fürſten etwas Außerordentliches gab, ſo war es die völlige Freiheit von Allem, was man ſonſt Rechtsgefühl und Gewiſſen nennt. Er hat nicht den Leichtſinn ſeines Hofjunkers, der ſich über innere Bedenken hinwegſetzt, ihm fehlt ganz und gar die ſittliche Empfindung. Und dieſe Rückſichtsloſigkeit kommt ihm, dem hochgeſtellten Herrn, eine Zeit lang zu Gut, denn mit gefälliger

Leichtigkeit ſchlüpft er über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg, und mit Lächeln oder vornehmer Verwunderung gleitet er auch durch ſolche Lagen, bei denen wenig Andere eine brennende Schamröthe von ihren Wangen fern gehalten hätten. Wie er ſich Geld ſchafft, iſt ihm gleichgiltig; in der Noth ſchreibt er Bettelbriefe an alle Welt, ſogar er, der Proteſtant, an den römiſchen Legaten; von jedem Fürſtenhof, jeder Stadt, in welcher er einkehrt und nach damaligem Brauch bewirthet wird, verſucht er Geld zu borgen. Zumeiſt wird dann von den überraſchten Wirthen mit Schweinichen verhandelt, und aus der großen Anleihe wird ein kleines Reiſegeſchenk. Der Fürſt iſt auch damit zufrieden. Er hat eine Gemahlin, eine unbedeutende Frau, welche er als unvermeidlich zuweilen bei ſich erträgt, ſie muß dann verſetzen und Schulden machen wie er, ſich bei reichen böhmiſchen Edelleuten anmelden und ſich einige Tage bewirthen laſſen, dann durch Schweinichen um ein Darlehn anſuchen und die höfliche Ablehnung mit fürſtlicher Haltung ertragen. Das alles wäre nur kläglich, wenn es nicht dadurch origineller würde, daß Herzog Heinrich trotz alledem ein ſtarkes Gefühl ſeiner fürſtlichen Würde hat, die er ſo oft entehrt, und daß er in der äußeren Erſcheinung doch ein vornehmer Mann iſt. Nicht nur ſeinem Schweinichen gegenüber, ſondern auch an den fremden Fürſtenhöfen, ja ſogar im geſellſchaftlichen Verkehr mit Kaiſerlicher Majeſtät iſt er nach damaligem Tone ein liebenswürdiger Geſellſchafter, in ritterlichen Künſten wohl bewandert, immer guter Laune, glücklich über jeden Scherz, den ein Anderer macht, ſelbſt ſchlagfertig in Worten, und in ernſten Dingen, wie es ſcheint, wirklich beredt. Und dann giebt es doch einige Punkte, wo er in der That Spuren von männlichem Sinn zeigt. So ungeſchickt die gewaltthätigen Streiche ſind, die er als Herzog gegen ſeine Landſchaft verſucht, ſo abenteuerlich ſeine offene Auflehnung gegen die kaiſerliche Gewalt und ſo kindiſch ſeine Hoffnung erwählter König von Polen zu werden, ſo iſt der Grund von alledem doch die ſtäte Empfindung, daß ſeine edle Herkunft ihm das Recht gibt nach dem Höchſten zu ſtreben. Immer hat er politiſche Ziele und Pläne. Nie glückt ihm etwas, weil er unſtät und ruchlos und unzuverläſſig iſt, aber er hört nicht auf, Großes zu begehren, eine Königskrone oder einen Feldherrnſtab. Gerade dies, daß er noch Anderes wollte als mit luſtigen Geſellen Wein trinken und in Nonnenkleidern durch die Straßen ziehen, hat ihn vom Throne und zuletzt ins Grab geworfen. Und noch eine andere Stelle ſeines Herzens hielt Probe. Er war ein Proteſtant. Er ſtand keinen Augenblick an, ſeinen katholiſchen Gegnern in der unverſchämteſten Weiſe Darlehne zuzumuthen; aber als ihm der päpſtliche Legat eine bedeutende Rente, ja ſeine Wiedereinſetzung in das Fürſtenthum verſprach, wenn er katholiſch würde, wies er dieſen Vorſchlag mit Verachtung zurück. Wo er ſich als Soldat bethätigte, war es am liebſten gegen die Habsburger. Eine ſolche Perſönlichkeit erſcheint uns in ihrer Freiheit von Grundſätzen, der vollſtändigen Zuchtloſigkeit, dem unpraktiſchen und dabei doch unglaublich geſchmeidigen und mit hohen Entwürfen erfüllten Weſen als ein Vertreter aller der Schattenſeiten, welche die ſlaviſche Naturanlage entwickelt.

Andere Fürſten ſeines Geſchlechts, ſein Bruder Friedrich vor allen, ſind wieder ein Inbegriff der Fehler des deutſchen Weſens. Kleinlich, eigenſüchtig, beſchränkt, argwöhniſch, ohne Entſchluß und Thatkraft, iſt Herzog Friedrich ſein vollendetes Gegenſtück.

Ein anderes Gegenbild iſt ſein Genoſſe und Biograph, Junker Hans von Schweinichen. Dieſer närriſche Kauz iſt von Kopf bis zu Fuß ein deutſcher Schleſier. Als Knabe Page des eingeſperrten Herzogs Friedrich des Vaters und Prügeljunge Friedrichs des Sohns, hatte er das wilde Treiben des Liegnitzer Fürſtenhofs ſchon früh aus dem Grunde kennen gelernt und ſich in alle Geheimniſſe deſſelben eingelebt. Sein Vater war als Gutsbeſitzer in Schulden gekommen, weil er einmal für den

Herzog Heinrich Bürgſchaft geleiſtet hatte. Schweinichen war Miterbe eines tiefverſchuldeten Gutes, und hatte bis in ſein ſpätes Alter endloſe Händel mit Gutsgläubigern, mit ſeinen Verwandten und Leuten, die für ihn gutgeſagt und für die er gutgeſagt hatte. Das freilich war am Ende des 16. Jahrhunderts das gewöhnliche Loos der Gutsherren. Außerdem aber machte er durch viele Jahre faſt alle Streiche ſeines fürſtlichen Herrn mit, und da dieſe zum großen Theil unſauberer Natur waren, ſo kam auch auf ſeinen Theil kein unbedeutendes Maß von leichtſinnigen Handlungen. Die ſittliche Bildung war allerdings im Ganzen betrachtet eine viel niedrigere als die unſerer Zeit, und er darf nur nach dem Maßſtab ſeiner Zeit gemeſſen werden. Aber bei der größten Nachſicht wird man in ſeiner Lebensbeſchreibung einige bedenkliche Stellen finden, welche ſeine Rechnung im Himmel ſchlechter geſtellt haben müſſen, als er in ſeiner Genügſamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Er hatte nicht wie ein Slave, ſondern als ein Deutſcher getrunken, vielleicht noch ſtärker als ſein Herr, — denn er hatte nach damaligem Brauch ſeinem Herrn „vor dem Trunk zu ſtehn", d. h. demſelben beim Zechen aufzuwarten und ſeine Trinkduelle auszufechten, — aber er hatte ſich immer mit einem gewiſſen Vorbehalt betrunken. Deutſchen Ordnungsſinn und das methodiſche Weſen hatte er nicht verloren, und nicht das Verſtändniß ſeiner Lage. Er war kein Mann des Schwertes und ſeine Ritterlichkeit wurde durch einen ſtarken Zuſatz von Vorſicht gemildert. Immer guter Laune und dabei ſchlau und mit einer mächtigen Suada verſehen, wußte er ſich durch die ſchwierigſten Verhältniſſe wie ein Aal durchzuwinden, mit dem offenen Weſen eines Biedermanns und dem gutmüthigſten Geſicht von der Welt. Während er am lüderlichſten war, hielt er feſt an dem Glauben an ehrbare Zukunft, und während er als verwilderter Hofmann lebte, betrachtete er ſich ſelbſt als einen ehrenfeſten Landedelmann, der die gute Meinung ſeiner Genoſſen zu bewahren habe. Er hatte ſtets ein kleines Gewiſſen fürs Haus, es war kein läſtiges und ſtrenges Gewiſſen, aber es verlangte dafür auch manchmal Gehorſam. Er liebte ſich ſelbſt nicht wenig und fing allmählich an, das Treiben ſeines Herrn weniger luſtig zu finden. Das ewige Verſetzen, das Zanken mit Juden und Chriſten, die Sorge um den täglichen Wein wurden ihm endlich zu unordentlich. Immer hatte er über ſein eigenes Leben Buch geführt; ſelten hatte er vergeſſen anzumerken, daß er am vergangenen Abend „voll“ geweſen; am Ende jedes Jahres, welches zuweilen nichts enthielt als eine Reihe von behaglichen Saufgelagen und ſchlechten Geldgeſchäften hatte er ſeine Seele Gott befohlen und dahinter die Getreidepreiſe des vergangenen Jahres verzeichnet. Alles, was er für ſeinen Herrn verſetzt hatte, findet ſich in ſeinem Tagebuche mit ebenſo genauer als überflüſſiger Angabe des wahren Silberwerths bemerkt. Nachdem er ſo ziemlich Alles verſetzt hatte, erlebte er das Herzeleid, daß ſein Herzog in kaiſerliches Gefängniß kam; da ſchied er von ihm nicht ohne Wehmuth, wie man von einer Jugendliebe ſcheidet. Aber ſein deutſcher Verſtand ſagte ihm, daß dieſe Trennung für ihn ſelbſt ein Glück war. — Nun kamen Jahre, wo er nur mit ſeinen Nachbarn trank, wo er ſich mit dem Herzog Friedrich verſöhnte und ſogar deſſen Marſchall wurde, wo er heiratete, ein kleines Gut pachtete und halb als Landwirth, halb als Hofmann ſchlecht und recht lebte, wie die Andern auch. Darauf kam wieder ein anderer Fürſt in das Land, Schweinichen wurde fürſtlicher Rath und thätiges Mitglied der Regierung; er bekam die Gicht, er verlor ſeine Frau durch den Tod und heiratete ſofort eine andere. Noch immer zog er unruhig in der Landſchaft umher, ſchlichtete die Händel der Edelleute und Bauern, betrank ſich noch zuweilen mit guten Kameraden, bezahlte Schulden, erwarb Grundbeſitz, wurde immer älter und geachteter, und ſtarb endlich in Ehren. Seine acht Wappenſchilder glänzten ſicherlich beim Begräbniß an den ſchwarzen Trauerpferden, wie einſt bei dem Begräbniß, das er ſeinem ſeligen Herrn Vater ausgerichtet hatte; er wurde auf ſeinem Grabe in Stein gehauen und darüber ſein Banner in der Dorfkirche aufgehängt, während der Sarg ſeines unglücklichen Fürſten noch ungeweiht über der Erde ſtand, von eifrigen Krakauer Mönchen als Ketzerſarg in einer verfallenen Kapelle vermauert.

Aus den Lebensbeſchreibungen Schweinichen's wird die folgende Begebenheit mitgetheilt. Sie fällt in das Jahr 1578, die Zeit, in welcher Herzog Heinrich durch kaiſerlichen Befehl der Regierung enthoben war und mit feſtgeſtelltem Einkommen in Hainau unter Herrſchaft ſeines jüngern Bruders ſaß. Schweinichen war damals ſechsundzwanzig Jahre alt, Schärtlin wenige Monate vorher als zweiundachtzigjähriger Greis geſtorben.

„Herzog Heinrich befand, daß es nicht länger möglich wäre in Hainau Hof zu halten, und zeigte der Kaiſerlichen Majeſtät an, da Herzog Friedrich kein Deputat mehr gäbe, wollten Seine Fürſtlichen Gnaden ſelbſt nehmen, wo ſie könnten. Darauf gab der Kaiſer keine Antwort, ſondern ließ die Dinge gehn, wie ſie wollten, weil von beiden Theilen Kaiſerlicher Majeſtät Befehlen nicht nachgelebt werden konnte; denn der eine Fürſt zerbrach Töpfe, der andere Krüge. Nun wußten Fürſtliche Gnaden, daß die Stände einen großen Vorrath an Getreide auf dem Gröditzberg liegen hatten, deshalb hielten der Herzog mit mir Rath, wie Sie den Gröditzberg einnehmen und dort bis zu Kaiſerlicher Reſolution Haus halten könnten. Dieſer Sache konnte ich keinen Beifall geben, noch dazu rathen, aus vielen bedenklichen Urſachen, die ich Sr. Fürſtlichen Gnaden zu Gemüthe führte. Denn die Kaiſerliche Majeſtät würden es für einen Friedensbruch auslegen, und Se. Fürſtliche Gnaden würden die Sache dadurch ärger und nicht beſſer machen. Und weil ich darüber etwas mit dem Herzog discutirte, ſo wurden Fürſtliche Gnaden ſchlecht mit mir zufrieden und ſagten, ich taugte zu ſolchen Sachen nicht, derowegen hätten Seine Fürſtliche Gnaden bei ſich beſchloſſen, Sie wollten ausrücken und verſuchen, ob ſie den Berg einnehmen könnten, befahlen mir, ich ſollte zwölf reiſige Roſſe fertig machen und den Junkern anſagen, daß ſie alle mitreiten ſollten, jedoch ſollte ich ihnen nicht vermelden, wohinaus Fürſtliche Gnaden wollten.

Obwohl ich nun ferner bat, Fürſtliche Gnaden ſollten es nicht thun, denn Sie würden ſich um Land und Leute bringen, und ich wollte deswegen abmahnen, ſo war doch bei Seiner Fürſtlichen Gnaden nichts durchzuſetzen, ſondern er zog fort und befahl mir, unterdeß nicht von dem Hauſe Hainau zu weichen, bis er mich abriefe. Wenn aber Seine Fürſtliche Gnaden das Haus Gröditzberg in der Nacht einnehmen würden, wollten Sie ſogleich einen reitenden Boten zurückſchicken, und wenn ich einen Schuß hörte, ſollte ich ihn ſogleich einlaſſen und ſollte dem Befehl gehorchen, den er brächte. Es zieht alſo mein Herr von Hainau den 18. Auguſt um zwei Uhr nach dem Gröditzberg zu. Als Fürſtliche Gnaden nun unter dem Berge ins Holz kamen, hatten Sie zwei Reiter hinaufgeſchickt, als wenn ſie das Haus beſehen wollten; dieſe ſollten Kundſchaft einziehen, wer droben ſei, und wenn ſie fänden, daß mein Herr nachrücken könnte, ſo ſollten ſie einen Schuß thun. Da ſie nicht mehr als zwei Mannsperſonen oben fanden, haben ſie den Schuß abgefeuert. Schnell rückten Seine Fürſtliche Gnaden hinauf, nahmen das Schloß ein und ſchickten mir zur dritten Stunde in der Nacht nach Abkommen einen reitenden Boten. Wie nun der Schuß vor dem Thore zu Hainau losging, erſchrak ich höchlich, — und ſagte deshalb zu denen, die bei mir in der Kammer lagen: „Dieſer Schuß bringt meinen Herrn um Land und Leute.“ Sie verſtanden das aber nicht und argwöhnten, mein Herr hätte den Herzog Friedrich entführt. Ich befahl alsbald, daß die Pforte am Schloſſe geöffnet würde. Da ließen Fürſtliche Gnaden mir durch Ulrich Rauſch vermelden, Sie hätten den Gröditzberg inne, gedächten auch nicht wieder herunter zu ziehen, ſondern ich ſollte alsbald meines Herrn übrige Roſſe und Geſinde nebſt den andern Sachen auf den Berg ſchicken.

Zwei Tage darauf laſſen ſich zwei polniſche Herren, Johann und Georg Raſſerſchaffsky anſagen, um Fürſtliche Gnaden zu Hainau zu beſuchen, was ich dem Herzog bald zu wiſſen that und anfrug, wie ich mich verhalten ſollte. Darauf gab Fürſtliche Gnaden mir zur Antwort, ich ſollte ſie zu Hainau ein paar Tage tractiren und aufhalten, und ſchickte mir ſechs Thaler mit zur Zehrung. Da nun die polniſchen Herren ſechzehn Roſſe hatten, ſo gingen die ſechs Thaler bei der erſten Mahlzeit für Wein auf; ich mußte alſo mit Borgen und Sorgen ſehen, wie ich die Herren, welche bis zum vierten Tage ſtill lagen, bewirthen konnte. Darauf ſchrieb mir der Herr, ich ſollte ſie auf den Gröditzberg bringen, auch ſelbſt mitkommen. Dort hatte der Herzog bereits eine Guardia von zwanzig Knechten mit langen Röhren und war ein Kriegsmann geworden, ließ durch ſechs Trompeter und Keſſeltrommeln die Herren zum Empfange anblaſen. Sobald ich hinaufkam, befahlen Fürſtliche Gnaden mir die Haushaltung.

Fürſtliche Gnaden wollten das Haus verproviantirt haben und befahlen mir, ich ſollte vierundzwanzig Malter Mehl in Vorrath machen laſſen, welches denn auch geſchah, und ich kaufte auf Befehl auch acht Malter Salz. Es wurde ein ſo großer Haufen Pilze und Heidelbeeren gebacken, daß es gar nicht zu ſagen iſt, große Fäſſer voll, womit viel Geld verthan ward. Es wurden auch zwölf Schweine im Schloſſe mit lauter Getreide gemäſtet, denen der Herzog oft ſelbſt zu freſſen gab. — Alles war auf die Belagerung des Hauſes gerichtet. Es waren auch Fuhrleute zu Modelsdorf, welche Blei, das zu Breslau geladen war, nach Leipzig zu führen hatten; das erfuhren Fürſtliche Gnaden und befahlen derowegen ſogleich, daß zwei Fuhrleute dies Blei auf den Berg fahren ſollten, welches Blei über zweihundertundfünfzig Thaler werth war. Es ward aufs Haus geſchafft und blieb allda liegen. Die Kaufleute erfuhren das und klagten's dem Biſchof,*) welcher meinen Herrn aufforderte, das Blei ſogleich wieder herauszugeben. Fürſtliche Gnaden aber wollten es nicht thun, ſondern erboten ſich das Blei einſt von ihrem Deputat zu zahlen. Folglich blieb es unbezahlt. Darüber kamen die Fuhrleute in große Ungelegenheit. — Darauf ſchickte Biſchof Martin Commiſſarien auf den Gröditzberg, Fürſtliche Gnaden behielten die Commiſſarien zwei Tage bei ſich und tractirten ſie wohl, aber ließen ſie unverrichteter Sache wieder abziehen.

---

*) von Breslau, Commiſſarius der Krone Böhmen, deren Oberherrlichkeit Schleſien „incorporirt" war.

Unterdeß ließ mich die Frau von Hermsdorf zu einer Hochzeit bitten, ohne Zweifel mehr ihrer Tochter zu Gefallen, der ich nicht gram war und bei der ich mich auf Liebe einließ. Deshalb bat ich Fürſtliche Gnaden um Urlaub, und daß Sie mir drei Roſſe leihen möchten, welches Fürſtliche Gnaden auch gern thaten, und weil Fürſtliche Gnaden gerade ihr Geſinde in grau Tuch einkleideten, ſo beförderte ich, daß die, welche mit mir ritten, zu allererſt gekleidet wurden. Unterdeß ließ ich mir auch Schwert und Dolch beſchlagen und putzte mich aufs Beſte heraus. So ritt ich mit drei Roſſen auf Hermsdorf zu, wo ich bei der Jungfrau beſonders gern geſehen war. Ich half die Braut nach Hermsdorf holen und ließ mich mit meinem Trompeter ſehen. Wir waren die Hochzeit über bis auf den Sonnabend luſtig und guter Dinge, und wenn Einer weg wollte, hielt ihn der Andere feſt. Obgleich ich nun unterdeß vom Herzog zurückgefordert ward, ſo blieb ich doch ſitzen, deshalb, damit man nicht merken möchte, daß die Pferde dem Herzog gehörten. Am Sonnabend aber ritt ich fort, und als ich unter den Gröditzberg komme, laſſe ich den Trompeter blaſen; wie ich aber im Schloß abſitze, kommt ein guter Freund von mir und berichtet mir, daß Fürſtliche Gnaden ſehr zornig auf mich wären, hätten geſchworen, Sie wollten mir in der Hofſtube Arreſt geben, ich ließ mich aber nichts anfechten, ſondern ging ins Schloß, ſo daß der Herr mich vom Gange ſehen konnte. Nun hatten Fürſtliche Gnaden Polacken bei ſich zu Gaſte, und in Küche und Keller war kein Vorrath vorhanden, der Trompeter blies zu Tiſche und hernach zog ſich's eine Stunde lang hin und es ward nicht angerichtet. Fürſtliche Gnaden ſchickten zu mir, ich ſollte Eſſen geben laſſen und aufwarten. Ich ließ dem Herzog wieder vermelden, ich hätte vernommen, Seine Fürſtliche Gnaden wären zornig auf mich, deshalb hätte ich Bedenken, vor Fürſtliche Gnaden zu treten; wenn ich aber Fürſtlichen Gnaden die Urſache meines langen Ausbleibens melden ſollte, ſo würden Sie wohl zufrieden ſein. Der Herzog aber läßt mir zurückſagen, ich ſollte aufwarten, die Urſache meines längern Ausbleibens wüßte er vorher, daß ich die Jungfrau lieber gewonnen als ihn. Als ich nun bei der Tafel Fürſtlicher Gnaden das Waſſer darbot, ſahen Fürſtliche Gnaden ſauer, ich that aber, als wenn ich mir nichts daraus machte. Fürſtliche Gnaden fingen ein Saufen an, und wie es am beſten losging, war kein Wein vorhanden. Darauf ließen Fürſtliche Gnaden mir ſagen, der Wein ginge ab, und den Spott brächte ich ihm zu, weil ich nicht zur rechten Zeit heimgekommen wäre. Ich ließ dem Herzog wieder zur Antwort geben, ich könnte nicht davor, warum hätten Fürſtliche Gnaden nicht bei guter Zeit nach Wein geſchickt. Darauf ließen Fürſtliche Gnaden mir wieder vermelden, Sie hätten kein Geld, deswegen ſollte ich ſchnell nach Wein ſchicken.

Ich laſſe aber dem Herzog ſagen, was ich denn thun ſollte? Wenn Fürſtliche Gnaden mit mir zürnten, ſollten Sie ſelber mit mir reden. Ich hatte aber noch ein Fäßlein Wein von drei Eimern verborgen im Keller liegen. Darauf läßt ſich der Herzog ein Glas Wein eingießen und rufen: „Hofmeiſter, ich bringe dir das zu deiner Rückkehr,“ heißt mich zu ſich kommen und ſagt: „Ich bin ſehr zornig auf dich geweſen, aber es iſt vorüber, ſiehe zu, daß wir wieder Proviant bekommen und vor Allem Wein.“ Ich antwortete, Fürſtliche Gnaden ſollten nur luſtig ſein, Wein werde nicht fehlen, auch an Anderm ſollte kein Mangel ſein; Fürſtliche Gnaden aber hätten keine Urſache, auf mich ſcheel zu ſehen, denn ich wäre bei ſchönen Augen geweſen, die Fürſtliche Gnaden auch gern ſähen. Darauf ſagte der Herzog: „Du biſt mir gut, ich bin mit dir wohl zufrieden, ich habe mir wohl gedacht, du würdeſt etwas in Vorrath haben.“ So waren wir wieder Herr und Diener und alle Ungnade war weg, und ich mußte nach meiner Freude wieder in Sorgen treten und zuſehen, wie ich Küche und Keller beſtellte, was mir nach der Freude ſchwer ankam. Ich erfuhr nachher vielerlei, daß man mich bei dem Herzog angeſchwärzt hätte, als wenn ich ihn verrathen wollte, und ich wäre bei Herzog Friedrich ſo lange geweſen und hätte mit dieſem Praktiken gemacht, was doch niemals geſchehen iſt; auch bin ich dazu zu ehrenhaft geweſen. Es pflegt aber an Fürſtenhöfen ſo zu gehn, daß die Fuchsſchwänzer groß und gewöhnlich ſind. Ich hätte gern vom Herzog erfahren, wer es geweſen, aber Fürſtliche Gnaden wollten mir es nicht ſagen, ſondern gaben mir zur Antwort, Sie hätten es nicht geglaubt. —

Als der Proviant an Getreide und Anderm ziemlich weg und nichts mehr in Vorrath war, mußte ich mich nach Proviant umthun. Nun hatte Heinrich Schweinichen von Thomaswaldau eine Anzahl alter Schafe, die ſonſt Niemand kaufen wollte, und ich konnte auch ſonſt ohne Geld kein Vieh bekommen, weil kein Geld bei uns vorhanden war. Derowegen befahlen Seine Gnaden mir, mit meinem Vetter um die alten Schafe zu handeln, ich machte auch den Kauf mit ihm ab, für jedes Stück zwanzig Weißgroſchen zu zahlen, und es waren dreihundertfünfundzwanzig Schafe. Da ich nun über den Kauf einig bin, will er ſie ohne Geld oder Bürgſchaft nicht verabfolgen, will auch mich zum Bürgen nicht annehmen; darum mußte ich zurück und meinem Herrn dies vermelden, womit Sie gar übel zufrieden waren, daß man Ihnen nicht trauete. Sie ſchrieben derowegen mit eigenen Händen an Schweinichen und begehrten, daß er auf Fürſtlicher Gnaden Revers die Schafe verabfolgen laſſe. Es konnte aber nicht ſein, ſondern Schweinichen entſchuldigte ſich. Darüber war der Herzog noch mehr erbittert, und weil wir nichts als Pilze und Heidelbeeren zu eſſen hatten, befahlen Seine Fürſtliche Gnaden, ich ſollte auf Mittel denken Bürgſchaft zu ſtellen. Da ich nun früher beim Rathe zu Löwenberg um ein Darlehen von dreihundert Thalern für Fürſtliche Gnaden angehalten, auch gute Vertröſtung erhalten hatte, ſo zog ich zu den Herren von Löwenberg und bat wieder um das Anlehen von dreihundert Thalern, ſie aber entſchuldigten ſich. Zuletzt ſetzte ich durch, daß ſie einwilligten, für die Schafe Bürgen zu werden, wofern ich ihnen wieder Bürge für den Schaden werden wollte. — Das lehnte ich ab, bat aber, ſie möchten Seiner Fürſtlichen Gnaden trauen, ſie würden nicht im Stich gelaſſen werden. So beredete ich den Rath, daß ſie für die alten Höken auf ein halbes Jahr mit ihrem Siegel bürgten. Und wir bekamen wieder Proviant an den alten Schafen. Dieſe wurden denn oft auf achterlei Art zubereitet, Pilze auf dreierlei Art, Heidelbeeren auf zweierlei. Damit mußten ſich Fürſtliche Gnaden und wir alle behelfen und ſchlechtes Goldberger Bier dazu trinken. Unterdeß kam der Herbſt heran und jetzt konnten wir Vögel bekommen. Als ich nun aber Dohnen im Walde legen ließ, hatte ich großes Kreuz mit dem Geſinde, denn ein jeder wollte in den Wald laufen und ſich Vögel holen. Obgleich es nun Seine Fürſtliche Gnaden ſelbſt verboten, wollte ſich doch niemand daran kehren, ſo daß ich den Junkern deshalb in der Hofſtube Arreſt geben und das Geſinde in den Thurm ſetzen mußte. Ich kam deshalb in große Ungunſt und es wollte doch wenig helfen. Fürſtliche Gnaden gingen alle Morgen ſelbſt hinunter und holten Vögel, das war ſo auch meine Kurzweil. Sonſt war die Zeit ziemlich langweilig, obwohl ich nicht viel Ruhe hatte, da ich Proviant zu ſchaffen hatte und mich darum ſehr bemühen mußte. —

Indem nun Fürſtliche Gnaden ſahen, daß es ſchwer war ſich auf dem Gröditzberg zu erhalten, und von Herzog Friedrich auch kein Deputat bekommen konnten, wurde der Arnsdorfer Teich früher gefiſcht als ſonſt, und mein Herr bekam Nachricht, daß in den Zügen etliche Schock Karpfen gefangen wären und in Behältern ſtänden. Deshalb befahlen Sie mir etliche Wagen zu beſtellen, und Fürſtliche Gnaden ritten ſelbſt mit fünfzehn Roſſen nach Arnsdorf. Da es ziemlich am Abend und niemand als der Teichwächter bei den Hältern zu finden war, ſo ließen Fürſtliche Gnaden aus den Hältern allerlei Fiſche aufladen, ſo viel ſie auf die fünf Wagen bringen konnten, und zogen damit dem Gröditzberg zu.

Während der Herzog über den Fiſchen lud, kommt das Geſchrei nach Liegnitz. Darauf kommen Keſſel, der Burggraf, und Hans Tſchammer, Stallmeiſter, mit fünf Roſſen gerannt, zu wehren, daß keine Fiſche weggeladen würden, aber zu langſam, denn die Wagen mit den Fiſchen waren zum größten Theil weg. Auch ſahen ſie, daß Fürſtliche Gnaden in Perſon da waren, und ſtärker als ſie. Dazu gaben Fürſtliche Gnaden ihnen auch kein gutes Wort, rückten dem Keſſel an die Seite und ſagten: wo er ein Wort verlauten laſſe, das ihm nicht gezieme, ſo ſolle er ſein Gefangener ſein und ſolle finden, daß der Herzog mit ihm als einem Rebellen thun wolle. Deshalb mußten ſie fünf gerade ſein laſſen und dankten Gott, daß ſie ſo davon kamen.

Am folgenden Tag mußte der Teich wieder gefiſcht werden. Da erwartet Herzog Friedrich, daß Herzog Heinrich wiederkomme und mehr Fiſche hole. Deshalb zieht er in eigner Perſon aus und nimmt fünfundzwanzig reiſige Roſſe mit, desgleichen fünfzig Hakenſchützen, die unter dem Damm in die Sträucher verſteckt werden. Fürſtliche Gnaden aber blieben zu Hauſe, und ſchickten mich und einen Ausländer, Hans Fuchs, einen Landsknechthauptmann, nebſt ſechs Roſſen nach Arnsdorf mit dem Auftrag, Herzog Friedrich freundlich zu grüßen. Was mein Herr am vorigen Tage von Fiſchen ſelbſt weggeführt hätte, dazu hätte ihn die Noth gezwungen, und er bitte, es ihm nicht übel zu nehmen. Herzog Friedrich ſollte es an dem ſchuldigen Deputat abrechnen, und Fürſtliche Gnaden bäten freundlich, noch mehr Fiſche auf das Deputat verabfolgen zu laſſen.

Herzog Friedrich aber ſahe ſauer, zog die Stirn ſehr kraus und gab ſelber Antwort: Für den Gruß Fürſtlicher Gnaden, wenn er aus brüderlichem Herzen geſchähe, danke er. Daß ihm vor zwei Tagen die Fiſche aus dem Hälter weggeführt worden, das ſei ihm ſchmerzlich, und wäre er dazu gekommen, ſo würde nichts Gutes entſtanden ſein. Er war ganz unfreundlich und ſprach: er werde keine Fiſche mehr verabfolgen laſſen, und ſollten mehr Fiſche mit Gewalt abgeholt werden, ſo werde er es auch mit Gewalt wehren. — So ſchied ich von Herzog Friedrich und ſprach Keſſeln um ein Gericht Fiſche an, wir wollten zu Perſchdorf frühſtücken. Darauf befahl Herzog Friedrich ſogleich, man ſollte mir geben, was ich haben wollte.

Wie ich nun zu meinem Herrn mit ſolcher Antwort komme, ſind mein Herr übel zufrieden, und machen allerlei Anſchläge und wollen die Fiſche mit Gewalt nehmen. Indeß bekommen Sie Kundſchaft, daß Herzog Friedrich den nächſten Tag wieder fiſchen und wieder eine Guardia bei ſich haben würde. Da ſagte mein Herr zu mir: „Hans, wir müſſen einen Spaß angeben, mache Rechnung, wie viel wir zu Roſſe aufbringen können. Wir wollen hinunter und Herzog Friedrich beim Arnsdorfer Teiche ein wenig erſchrecken.“ — Ich wollte aber nicht beiſtimmen und verwarf ſolchen Anſchlag Seiner Fürſtlichen Gnaden gänzlich, denn die Herzen würden dadurch ſehr gegeneinander erbittert werden. So hätte auch Herzog Friedrich polniſch Geſinde vom Adel bei ſich und ſie wären ſtark. — Fürſtliche Gnaden aber wollten es nicht aufgeben, ſondern verſprachen mir keinem Menſchen ein böſes

Wort zu geben, ich würde aber wohl ſehen, wie er Herzog Friedrich und die Seinigen jagen werde. Darauf machte ich Rechnung, daß wir mit neunzehn Roſſen, drei Trompetern, ſechs Hakenſchützen und zwei Lakaien herunterreiten könnten; mit ſolcher Anzahl waren Herzog Heinrich zufrieden und befahlen mir, noch einen Wagen mit Fiſchfäſſern mitzunehmen, Herzog Friedrich werde ja nicht ſo grob ſein und werde ihm doch etliche Fiſche verehren. Am Morgen früh zogen Fürſtliche Gnaden vom Berge nach Perſchdorf. Dort erhielten Sie Kundſchaft, daß Herzog Friedrich in einem Kähnchen auf dem Teich fahre. Darauf ſagten Fürſtliche Gnaden zu mir: „Hans, jetzt iſt es Zeit, rücke vor.“ Nun hatte Herzog Friedrich an des Dammes Ende eine Schildwache geſtellt, ſobald ſie etwas merkte, ſollte ein Schuß die Loſung ſein. Sobald dieſer Schuß von dem Herzog Friedrichiſchen Mann ergeht, laſſe ich einen Trompeter blaſen und dann einen um den andern, und hernach alle drei zuſammen. Da hat ſich, wie mir ſpäter berichtet worden, ein großer Tumult erhoben, und Herzog Friedrich und ein jeder Diener haben nach ihrer Rüſtung geſchrien. Und dem Herzog Friedrich im Teiche war ſo bange worden, daß man ihn kaum ohne Ohnmacht hat herausbringen können. Zuletzt war er aus dem Kähnlein geſprungen und im Schlamme gewatet; ſo war er außer Athem gekommen. — Wie die Hakenſchützen, die Herzog Friedrich bei ſich haben, die Trompeten hören, ſo verlaufen ſie ſich in die Sträucher auf den Wieſen, und wie er nach den Schützen ſchreien läßt, iſt keiner da. Da ſchoß dem Herzog Friedrich das Blatt, ſie fallen auf ihre Klepper und jagen mit fünf Dienern ſchneller als Trab nach Liegnitz zu. Sobald die Andern ſehen, daß ihr Herr davonreitet, folgen die alle dem Modell nach, nur neun Roſſe bleiben beim Hälter halten, darunter Leuthold von der Saale, Balthaſar Noſtitz und ein Muſchelwitz. Als nun Fürſtliche Gnaden ihnen nahe kommen, ziehen ſie die Hüte ab, und mein Herr grüßt gnädig und fragt, wo ihr Herr wäre; da ſagten ſie, das wüßten ſie nicht. Darauf antwortete mein Herr, er wäre nicht als ein Feind gekommen, ſondern als ein Bruder. „Ich habe mir ein Fiſchfaß mitgenommen, in der Meinung, wenn ich mit meinem Bruder mich freundlich unterredet hätte, ſo würde er nicht unhöflich geweſen ſein und mir ein Gericht Fiſche geſchenkt haben. Und weil ich fremde Gäſte bekommen werde, ſo will ich eine Mandel Haupthechte und drei Mandeln Zahlhechte und ein Schock Hauptkarpfen nehmen.“ — Die, welche fiſchen ſollten, verloren ſich, und der von der Saale betheuerte noch, Seine Fürſtliche Gnaden ſollten keine Fiſche wegladen. Mein Herr aber fragte nichts darnach, ſondern zwang die Bauern, welche herzugelaufen waren, in die Hälter zu ſteigen und zu fiſchen. Und Fürſtliche Gnaden lud die Fiſche ſelbſt in die Fäſſer und befahl den Junkern, Herzog Friedrich zu ſagen, er hätte vor ihm und ſeinem Kriegsvolk nicht fliehen dürfen, er ſei in freundlicher Meinung gekommen, aber man ſehe wohl, ein böſes Gewiſſen ließe ſich nicht verbergen. Herzog Friedrich ſollte morgen auf den Gröditzberg kommen und die Fiſche eſſen helfen. „Wenn aber euer Herr nicht kommen will, ſo kommt ihr, wenn ihr redliche Leute ſeid; und ſeid nicht mehr furchtſam, wie euch heute geſchehen.“ Hernach ſagte Fürſtliche Gnaden zu mir: „Hans, hab ich dir's nicht zuvor geſagt, ich wollte meinen Bruder jagen? Wie gefällt es dir? Ich will ihn auch ſo von Liegnitz wegjagen, du wirſt ſehen, es wird nicht lange dauern.“ So zogen wir dem Gröditzberg zu und hatten guten Muth.“

So weit Schweinichen. — Niemand dachte daran, den Herzog Heinrich auf der Gröditzburg anzugreifen. Er ſelbſt wurde, als der Winter herankam, dieſes Einfalls überdrüſſig und beſchloß wieder eine Reiſe durch Deutſchland zu machen, was Schweinichen ſehr verſtändig widerrieth, dann aber ſeinen Witz anſtrengte, das Geld dafür zu ſchaffen. —

Wie Schweinichen zechten und proceſſirten Tauſende ſeiner Genoſſen, aber wie er, gab ſich auch ſchon mancher Andere die Mühe, im Kalender neben Trinkgelagen und Spielſchulden die Marktpreiſe des Getreides zu vermerken. — Einſt hatte ſich Schweinichen als Page an dem ruchloſen Hofe der Piaſten von Liegnitz mit einem Kameraden Logau geprügelt, und als ein Schwein zwiſchen die Streitenden ſprang, erkannten die jungen Wilden in dem Thiere noch zitternd den Teufel; aber zweiundzwanzig Jahre nach Schweinichen's Tode gab ſchon ein Nachkomme jenes Logau die erſte Sammlung ſeiner „Sinngedichte" heraus, und einundſiebzig Jahre nach Schweinichen's Tode erſchien „von Hohberg's adliges Landleben", das erſte landwirthſchaftliche Werk eines deutſchen Edelmanns. — So fanden die Nachkommen der Berlichingen, Oettingen, Schweinichen allmählich die Verſöhnung mit dem Leben des geſammten Volkes.

Nicht ſo die alten Landesherren des Schweinichen. Die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges verzehrte die noch übrige Lebenskraft der Piaſten.

Es war im Jahre 1675, hundert Jahr, ſeitdem Herzog Heinrich und ſein treuer Hans die erſte wilde Fahrt nach Deutſchland unternommen, da ließ ſich in Schleſien auf der großen Haide von Kotzenau, die ſeit dem Kriege wieder wüſt und öde dalag, ein fremdes, unheimliches Thier ſehen, von der Art, welche in grauer Vorzeit mit ihrem Geweihe die ſchleſiſchen Büſche zerriſſen hatte, damals als die erſten Piaſten mit dem Jagdſpieß und Federpfeil durch die Wälder zogen. Und oben im Fürſtenſchloſſe zu Liegnitz feierte der letzte Piaſtenherzog, der junge Georg Friedrich, mit ſeinem Adel den Tag ſeiner Geburt. Und als das ſeltene Wildpret auf der Tafel aufgetragen wurde, da klang der jubelnde Ton der Trompeten über die Stadt und die Kanonen donnerten, ſo oft man des neuen Herzogs Geſundheit trank. Aber den bedächtigen Leuten im Lande graute vor dem Unthier, das in ihre Wälder und zu ihrem jungen Herrn gekommen war, wie eine unförmliche Mahnung aus alter Zeit, und ſie ſchüttelten den Kopf und prophezeiten Unheil. Das letzte Elen, das man in Schleſien erlegte, war die letzte fröhliche Mahlzeit des Piaſtenenkels. Wenige Tage darauf war er tot. Und als ſein Sarg am Abend durch die Straßen von Liegnitz geführt wurde, die Pechkränze an allen Ecken brannten, und viele hundert ſchwarzgekleidete Knaben mit weißen Wachskerzen vor dem toten Herrn hinzogen, da betrauerten die deutſchen Schleſier in dem letzten Sproß den Untergang des großen ſlaviſchen Fürſtengeſchlechts, welches einſt ihre Vorfahren in das Land gezogen und durch ſie der Welt zuerſt bewieſen hatte, daß die Arbeit der Freien dem Lande heilſamer iſt, als die Dienſte der Unterthänigen. Aber den Herren des Landes war dieſe Wahrheit kein Schutz geworden für ihr eigenes Leben.

10.

Die Waffenfeſte des Bürgers.

Im Anfange der Periode, welche hier von den Hohenſtaufen bis zum dreißigjährigen Kriege gerechnet wird, waren die Waffenſpiele der Ritter die größten Volksfeſte der Deutſchen, und am Ende dieſes Zeitabſchnittes ſtanden die Freiſchießen der Städte in ähnlicher Ehre, auch ſie Waffenfeſte, aber gefahrlos, weniger aufregend, um ſo behaglicher. So ſehr hatte ſich um 1600 das Antlitz der Zeit geändert, daß die Fürſten und Herren faſt lieber mit dem Bürger um Zweckſchüſſe kämpften, als unter einander in den Turnierſchranken. Deshalb ſoll, bevor die Bilder des Unheils und der Zerſtörung heraufſteigen, noch einmal das bürgerliche Behagen des abſteigenden Jahrhunderts dem ritterlichen Rennen früherer Zeiten in eingehender Schilderung entgegengeſtellt werden.

Wie die Turniere der Ritter nehmen auch die Freiſchießen der Bürger ihren Urſprung aus den alten germaniſchen Maiſpielen. In den aufblühenden Städten war es die kriegeriſche Jugend der Vollbürger, welche die Maiſpiele leitete. So wurde im Jahr 1285 zu Magdeburg das Pfingſtfeſt ganz rittermäßig durch eine Tafelrunde gefeiert, ein Mädchen als Preis dem Sieger ausgeſetzt.

Hundert Jahr ſpäter, im Mai 1387, feierten die von Magdeburg wieder ein großes Feſt auf der Marſch, und wieder kämpften ſie um eine Jungfrau; aber nicht mehr in den Formen des ritterlichen Turniers, welches ihr Biſchof gerade zu derſelben Zeit auf einer andern Seite der Stadt abhielt, ſondern bereits in einem großen „Schützenhofe“. Zu dieſem Bogenſchießen luden ſie wieder die befreundeten Städte Braunſchweig, Halberſtadt, Quedlinburg, Aſchersleben, Blankenburg, Kalbe, Salza und Halle. Ein Bürger von Aſchersleben gewann das Mädchen.

Durch dieſe hundert Jahre iſt eine große Wandlung in Leben und Verfaſſung der deutſchen Städte vorgegangen, nicht mehr vertritt die Patricierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgerthums, ſchon fühlt die Gemeinde der Handwerker ſich als Herrin und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preiſe. Etwa ſeit 1300 entſtehen in den deutſchen Städten die Genoſſenſchaften der Schützen mit einer Ordnung, einem Schießhaus, jährlichen Schießfeſten; ſie errichten als Bruderſchaften einen Altar oder gar eine Kapelle, und erwerben von den Legaten des Papſtes kräftigen Ablaß für Alle, welche die Meſſe hören, die ſie zum Tage ihres Schutzpatrons, des heiligen Sebaſtian, ſtiften. Dieſe Gilden waffenfreudiger Bürger werden von der Stadtbehörde eifrig gefördert, ſie helfen auch die großen Freiſchießen ihrer Stadt vorbereiten. Wie ſchnell aber bei den Waffenfeſten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reiterſprache. Die ausgeſetzten Preiſe werden noch im 16. Jahrhundert „Abenteuer“ genannt, noch länger bedeutet „Stechen“ den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geſchoſſen haben, und „Rennen“ eine beſtimmte Anzahl von Schüſſen.

Seit jenem Schützenhof der Magdeburger werden die gemeinſamen Schießfeſte auch von den Chroniſten anderer Städte erwähnt. Um 1400 ſind ſie wenigſtens in Süddeutſchland ganz gewöhnlich, ſchon ſendet z. B. München ſeine Schützen faſt jedes zweite Jahr zum Wettkampf in die Nachbarſtädte*), in dieſer Zeit ſtehen dort die „Gewohnheiten" der Freiſchießen feſt. Von da ab breiten ſie ſich immer größer und glänzender über ganz Deutſchland. Um 1500 ſind ſie, wie das deutſche Bürgerthum, auf ihrem Höhepunkt; ſie werden im Jahrhundert der Reformation noch umfangreicher, koſtbarer, bunter an Bräuchen und Farben, aber ſie zeigen kurz vor dem dreißigjährigen Kriege ſchon manche Spuren des beginnenden Verfalls.

Die Freiſchießen oder Geſellenſchießen werden nicht nur von den Städten veranſtaltet, ſchon im 15. Jahrhundert ſind zuweilen Fürſten, ja auch vermögende Edle die Gaſtgeber.**) Immer aber ſind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die einzelnen Fürſten und Edeln geſtellt. In früheſter Zeit kämpften auch freie Bauern mit, ſeit dem Bauernkriege in Deutſchland nur ſelten, wohl aber in der Schweiz.

Vieles in ihren Bräuchen hat ſich während der langen Zeit geändert, in den verſchiedenen Landſchaften anders entwickelt, und doch iſt die Gemeinſamkeit des Verlaufes von Oder bis Rhein, von den Alpen bis zur Weichſel ſehr auffallend. Sie ſtellen in dieſer ganzen Zeit eine glänzende Seite des deutſchen Lebens dar: die großartige Gaſtfreundſchaft, welche eine bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt. In ihnen findet das Selbſtgefühl des Bürgers den kräftigſten Ausdruck. Viele bedeutſame Eigenſchaften unſerer Vorfahren ſind vorzugsweiſe aus ihnen erkennbar: Stolz auf die eigene Stadt, lebhaftes und leicht verletztes Ehrgefühl auch den

---

*) Von 1404—1437 dreizehnmal. Vergleiche: Baieriſche Annalen für Vaterlandskunde. 1836. I, S. 413.

**) In der letzten Zeit ſogar einzelne Bürger. Vergl. den Einladungsbrief von Hans Krim, Bürger zu Gernsheim, von 1502, im Neuen Muſeum von L. Bechſtein I, S. 246. Das Freiſchießen war in dieſem Fall nur Hülfsmittel für ein großes und lang vorbereitetes Geſchäftsunternehmen mit dem Glückstopf.

Befreundeten gegenüber, Behagen, ſich bei Aufzügen in Ernſt und Scherz ſehen zu laſſen und würdig darzuſtellen, vor allem die Freude, in öffentlichen Angelegenheiten unter vielen Tauſenden ſich ſelbſt als mannhaft, tüchtig, gewandt in der That und im Worte zu erweiſen.

War in einer Stadt das Preisſchießen beſchloſſen, ſo trugen die Boten die Ausſchreiben des Raths, manchmal auch der Schützengeſellſchaft weit in das Land zu den guten Nachbarn. Die Zahl der geladenen Städte war zuweilen ſehr groß. Die von Halle luden 1601 zum Vogelſchießen 136 Orte, es kamen Schützen aus 50 Städten, doch war das Wetter ſchlecht, die Preiſe nicht hoch. In Straßburg waren 1576 an 70 Orte vertreten, 1573 in Zwickau hatten 39 Orte 187 Armbruſtſchützen geſandt, darunter waren drei ſchwäbiſche Bauern aus Göppingen, welche zum Aerger der ſtolzen Bürger ſämmtlich Preiſe gewannen; ſo waren auf dem Armbruſtſchießen zu Regensburg 1586 durch 216 Schützen 35 fremde Städte vertreten, zu dem theuren Schießen 1614 in Dresden waren 21 der geladenen Städte erſchienen, 11 aber nicht. Aber die Gaſtfreundſchaft blieb nicht auf die geladenen Herren und Städte beſchränkt, in älteſter Zeit wurde durch beſondern Preis ausgezeichnet, wer aus recht weiter Entfernung heranzog; ſo freute die Augsburger 1508, daß ein deutſcher Schütz bis von Paris kam, ein ander Mal erhielt ebendort ein Schütz aus Striegau in Schleſien den „weiten Preis", einen goldenen Ring. Zuweilen wurde in den Einladungsſchreiben ausdrücklich beſtimmt, daß jeder geeignete Mann willkommen ſei, oder die geladenen Orte wurden erſucht die Kunde bei Adel und Schützen ihrer Nachbarſchaft zu verbreiten. Erſt als die Feſte koſtbar geworden waren, wird den nicht geladenen Schützen zuweilen wohl das Schießen geſtattet, aber nicht der Antheil an den Hauptpreiſen, welche der Feſtgeber ſelbſt ausgeſetzt hatte. Daß aber ſolche Beſchränkung nicht gewöhnlich war, verräth z. B. die Betrübniß der beiden [illegible], welche Herzog

Johann Caſimir auf dem Stahlſchießen zu Koburg 1614*) von ſeinen Hauptgewinnen ausſchloß; ſie wollten wieder heim und wurden mit Mühe vermocht zu bleiben.

In dem Ausſchreiben wurden die Bedingungen des Freiſchießens aufgezählt, bei dem Rohr die Schwere der Kugel, bei der Armbruſt der Umfang des Bolzens genau beſtimmt, für letzteren das Maß zumeiſt durch einen aufgeklebten Pergamentring feſtgeſetzt, auch die Entfernung des Schützenſtandes von der Scheibe wird in Fuß oder Ellen angegeben und die Länge des üblichen Maßes in ſchwarzer Linie dem Briefe aufgedruckt. Zuweilen wird nach Schritten gemeſſen, dann haben zwei der fremden Schützen, ein Nachbar aus der nächſten Stadt und der am weiteſten her iſt, die Entfernung auszuſchreiten und unter einander zu vergleichen.

Auch die Anzahl der Schüſſe, welche jeder an Wand und Scheibe zu thun hat, wird vor dem Freiſchießen beſtimmt. Bei kleineren Schießen in älterer Zeit ſind es etwa 12, 15, 16, ſpäter ſteigt die Zahl bis auf 30, ja 40 und mehr Schüſſe im Hauptſchießen. Mit dem Rohr thut der Schütz zuweilen drei Schüſſe hinter einander aus ſeinem Stande, mit der Armbruſt nur je einen, denn die Schützen werden in Abtheilungen, Viertel oder Fahnen, gelooſt, zuweilen nach Städten unter die Fahnen geordnet. So waren auf dem hübſchen Stahlſchießen zu Regensburg 1586, einem Muſterfeſt von mäßiger Größe, die proteſtantiſchen und katholiſchen Orte ſorglich getrennt. Dann hat jede der drei, vier, fünf Fahnen in einer beſtimmten Friſt zu ſchießen; haben alle Fahnen einmal geſchoſſen, ſo heißt das ein Schuß, oder ein Rennen; der beſte Schuß, welchen jede Fahne oder jedes Rennen thut, heißt der Zweckſchuß.

Die älteſte Waffe der Freiſchießen war der Handbogen mit Pfeil; ihn verdrängte vor 1400 die große Armbruſt mit Stahlbogen und Bolzen, welche durch eine Winde geſpannt wird; doch dauert der Bogen in den Heeren noch lange, z. B. in den Burgunderkriegen, ja er wurde noch im 16. Jahrhundert zuweilen auf dem Schießplatz gebraucht.*) Auch die Armbruſt wurde nach 1400 kürzer und handlicher, erſt am Ende der Freiſchießen drängte ſich eine kleinere mit Schnepper als Spielwerk ein. Der Stahlbogen mußte in Halſtern geſpannt oder durch geflochtene Zöpfe ſo verwahrt ſein, daß kein Unglück entſtand, wenn er einmal ſprang; der Bolzen, Eiſenſpitze mit gefiedertem Schafte, war beim Vogelſchießen mit eingefeilten eiſernen Zacken verſehen, welche im Anprall das Gefüge des Holzes ſprengten; für die Scheibe dienten Stich- und ſpäter Prallbolzen, der Schütz ſchoß immer mit freien, ſchwebenden Armen. Die Armbruſt gilt bis zum dreißigjährigen Krieg bei den Freiſchießen für die vornehmere Waffe, noch lange nachdem ſie im Krieg, ſogar auf der Jagd durch das Feuerrohr verdrängt iſt; ſie wird vorzugsweiſe von der ariſtokratiſchen Partei unter den Schützen, von Fürſten und Patriciern bewahrt; iſt ein Freiſchießen für Armbruſt und Feuerrohr ausgeſchrieben, ſo macht der Wettkampf mit dem „Stahl“ oder der „Rüſtung“ immer den Anfang, das Büchſenſchießen den Beſchluß, häufig mit geringeren Preiſen. Allerdings auch deshalb, weil viel luſtiger Brauch des Feſtes an dem Bolzenſchuß hing. Aber ſchon im Anfange des 16. Jahrhunderts iſt bei allen Freiſchießen für Stahl und Büchſe die Zahl der Büchſenſchützen faſt noch einmal ſo groß.

---

*) Wolff[gang] Ferber, Prietzſchenmeiſter, Gründliche Beſchreibung eines fürnehmen fürſtlichen Armbruſtſchieſſens zu Coburgk. 1614. Bl. P 3.

Kurz nach 1400 knallt das Feuerrohr auf den Schützenfeſten. Zu Augsburg ſchoß man ſchon 1429 aus „Bürſchrohren“ und „Fauſtbüchſen“ mit kleinen Bleikugeln zur Uebung,

---

*) Auf einem fränkiſchen Schützenkleinod aus dieſem Jahrhundert ſind ein Armbruſt- und ein Bogenſchütz abgebildet. Bechſtein, Muſeum, II, Bild 4.

1446 wird dort das erſte kurzweilige Freiſchießen mit Doppelhaken und Pürſchbüchſen abgehalten, ſeitdem wird das Handrohr in ſeinen verſchiedenen Formen immer einflußreicher. Die praktiſchen Schweizer ſind unter den erſten, welche die Büchſe bevorzugen. Schon 1472 wird das große Freiſchießen zu Zürich nur für Büchſen ausgeſchrieben. Von da ſind die bedeutenden Feſte faſt immer für beide Waffen eingerichtet, beſcheidene Freiſchießen häufig nur für das Rohr. Die „Büchſe“ der Freiſchießen war aber noch um 1600 das glatte Handrohr für zweilöthige Kugeln, mit geradem oder krummem Schaft, alle Züge waren verboten.*) Der Schütze ſchoß frei mit ſchwebenden Armen, die Büchſe durfte beim Anſchlag nicht auf der Achſel ruhen, durch keine Riemen in den Aermeln oder am Halſe geſtützt, nur mit einer Kugel geladen ſein, das Rohr durfte an ſeinem Ende nur ein kleines rundliches „Abſehen“**) haben. Erſt um 1600 werden auch gezogene Gewehre in beſonderem Schießen belohnt. So ſchrieb Baſel 1605 ein Freiſchießen für Haken aus, Entfernung 570 Schuh, Scheibe 2½ Schuh um den Nagel; und für Musketen mit krummen oder geraden Zügen und Kugeln von zwei Loth: Entfernung 805 Schuh, Scheibe 3½ Fuß. Nur nebenbei ſei erwähnt, daß auch mit ſchweren Schußwaffen zuweilen größere Schießfeſte angeſtellt wurden, mit Doppelhaken, Falkonet, Schlangen, ſo in Straßburg 1590, in Breslau 1609, und oft in Nürnberg und Leipzig, welche ſolche Uebungen bevorzugten; wie glänzend dieſe Feſte nach dem Muſter der Freiſchießen ausgeſtattet waren, ſie hatten vorzugsweiſe praktiſchen Zweck und wurden von fremden Schützen meiſtens nicht beſucht.

---

*) Z. B. im Ausſchreiben der Meininger 1579: Krumm oder gerade geriefte, gewundene, hohlnähtige Röhre ſind verboten. — Es muß darüber bei den öffentlichen Schießen zuweilen Streit entſtanden ſein, denn 1563 wurde vom Kurfürſten Auguſt von Sachſen entſchieden, die gezogenen Röhre ſeien nur dann zuläſſig, wenn alle Schützen einwilligten.

**) Dieſes alte Wort für „Korn“ iſt verloren, es dauert nur noch in der bildlichen Bedeutung „ſein Abſehen auf etwas richten“. Die Schützenfeſte haben eine Fülle von bildlichen Ausdrücken in unſerer Rede zurückgelaſſen, von dem klugen Worte „Zweck“, das um 1500 noch den Nagel im Mittelpunkt der Scheibe bedeutete und damals durchaus nicht „im Stande“ war die Mittel zu heiligen, bis herab zu dem derben Scherzwort für unverdientes Gewinnen „Sau“.

Verſchieden wie die Waffe war das Ziel. Uralt iſt der Vogel auf der Stange. Aber wo die Gäſte in großer Zahl zuſammenſtrömten, erwies ſich der Vogel als unbequem. Die Dauer des Schießens war nicht zu berechnen, leicht irrte ein heftiger Wind die Bolzen, zuletzt fiel gar die Stange um oder der Vogel brach ab, bevor er in Spähne zerſchoſſen war, auch gaben die fallenden Spähne viel Veranlaſſung zu Hader und Mißvergnügen. So kam es, daß im größten Theil Deutſchlands die bequemere Schießwand ſehr bald bei großen Armbruſtſchießen den Vogel verdrängte. Zuerſt bei den Schweizern und Schwaben. Dagegen hielten die Thüringer, Meißner und Schleſier lange an den Vögeln. Zumal in Breslau hatte das „Stangenſchießen" reiche Ausbildung, dort wurde auch dem Schützenkönig ſeit 1491 ein ſchwerer Vogel von Silber, ſchwer vergoldet, mit dem Stadtwappen auf der Bruſt mit goldenen Ketten und goldenen Schildlein vorgetragen. Bei den Freiſchießen der Schleſier aber wurden mehre Vögel aufgerichtet von verſchiedener Farbe und mit Preiſen von ungleichem Werth. So erhoben ſich in Breslau 1518 drei Vögel — roth, grün, ſchwarz, — jeder der vierzig Spähne brachte einen ſilbernen Löffel, doch wurde daneben auch mit der Armbruſt nach der Tartſche, einer kleinen viereckigen Scheibe, geſchoſſen. Im Jahre 1560 zeigten ſich zu Breslau wieder drei, auf dem ſtattlichen Landſchießen zu Löwenberg 1615 gar fünf Vögel. — Die gefallenen Spähne, welche nicht beſondere Preiſe brachten, wurden gewogen, nur lothſchwere galten.

Aber auch die Wandziele für Armbruſt und Büchſe waren verſchieden; für die Armbruſt ein kleines zirkelrundes Blatt, zuweilen verſilbert, und der äußerſte Zirkel mit einem Kranz bemalt, es wurde an die dunkle Schießwand befeſtigt, nach jedem Rennen der Geſellſchaft mit einem neuen vertauſcht. Für die Büchſe wurden faſt immer mehre „ſchwebende" Scheiben errichtet, ihre Zahl beſtimmt, — in Zürich waren 1504 drei, — doch ſchon 1518 ſteht zu Breslau ein Schirm, d. h. eine gemalte Holztafel. Die Entfernung von den Schießſtänden bis zum Ziele betrug für die Armbruſt 340, ſpäter 300 Fuß oder etwas darunter, für die Büchſe durchſchnittlich 600 bis 750 Fuß, mehr als das Doppelte. Es ſind weite Entfernungen für die unvollkommenen Waffen. Wenn etwa junge fürſtliche Herren dem Feſte zureiten, werden ihnen auch nähere Ziele „zu halbem Stande" auf beſonderem Platz und mit anderen Preiſen eingerichtet. An ſolchem Schießen betheiligt ſich dann nebenbei der ganze Hof.

Einige Monate vor dem Feſt beginnen die Vorbereitungen in der Stadt. Die Herbergen für die Gäſte werden ausgemittelt, die Sicherheit der Stadt vorgeſehen. Die Goldſchmiede hämmern an dem Silber für Preisbecher und Schalen, und ſchlagen auch wohl beſondere Medaillen und Schauſtücke. Die Schneider nähen unendlich an den neuen Feſtkleidern für Trabanten, Ehrenknaben und luſtige Perſonen, die Schildmaler zeichnen Wappen, Kränze, Nummern auf mehr als hundert Fahnen. Auf dem Schießplan aber werden die Schranken abgeſteckt, die Holzplanken bunt gefärbt und mit Tannenbäumen, Gewinden, Säulenreihen verziert, die Räume des Schießhauſes neu gemalt, ſpäter auch tapeziert, Schießſtände und Pavillons für die Schützen und Schreiberbuden errichtet, außerhalb der Schranken aber Küchen, Kegelbahnen, Buden zuſammengeſchlagen; auch ein Brunnen für die Waſſertrinker darf nicht fehlen, im Nothfall wird er neu gegraben. Beſondere Sorgfalt erforderte bei den Armbruſtſchießen nach der kleinen Blattſcheibe die Zielſtätte ſelbſt. Und da dieſe

Armbruſtſchießen auch ſonſt am künſtlichſten eingerichtet waren und ihre Einrichtung Vorbild für andere Arten des Schießens geworden iſt, ſo wird hier und im Folgenden zumeiſt ihr Brauch geſchildert. Die Zielſtatt war 1504 in Zürich einfache Wand mit Dach und Fähnchen darauf, daneben das Schilderhaus des Zielers und an hölzerner Säule eine große Sanduhr.*) Aber ſpäter wurde aus der Wand bei anſehnlichen Schießen ein großer hölzerner Bau, der eine Hausfront mit Thüren und mehren Stockwerken vorſtellte, einen Triumphbogen, einen Tempel mit Kuppelthürmchen, zuweilen auch den hohen Holzaltären des 16. Jahrhunderts ähnlich ſah, Alles ſchön gemalt, mit den Stadt- und Landesfarben, mit Wappen und Figuren verziert; in Straßburg ſtanden 1576 große Bildhauerwerke, ein Greif und ein Löwe, Wache haltend, an den Seiten. Unten in der Mitte des Baues war die Zielwand, mit dunkler Farbe oder Leinwand überzogen. Sie konnte durch eine künſtliche Vorrichtung umgedreht werden, damit nach jedem Rennen die Bolzen ohne Gefahr herausgezogen und die Wand für den nächſten Schuß der Geſellſchaft mit einem neuen Zirkelblatt verſehen wurde. Zuweilen war der ganze ſchwere Bau, welcher ſich über ihr erhob, beweglich, und wurde den Sitzreihen der verſchiedenen Schützenabtheilungen zugedreht. Neben der Schießwand ſelbſt waren in dem Baue zuweilen vorſpringende Schutzhäuschen oder Thürmchen für die Zieler, von denen aus ſie die Wand beobachten konnten, ohne getroffen zu werden. Ganz oben auf dem Bau**) war ein künſtliches Uhrwerk, ein Zifferblatt mit den Ziffern 1 bis 4, darüber ein Glöckchen, auf der höchſten Spitze ſtand gewöhnlich eine bewegliche geſchnitzte Figur, oft Fortuna auf einer Kugel (z. B. 1576 zu Straßburg, 1586 zu Regensburg, 1614 zu Dresden), welche nach einem ſchlechten Schuß dem Schützen den Rücken zukehrte, oder wie 1614 zu Koburg ein Männlein auf einem Thurme, welches nach einem guten Schuß eine Fahne ſchwenkte, dem ſchlechten Schützen höhnend einen Eſel bohrte.

---

*) So in der lehrreichen Nachbildung eines alten Holzſchnittes, des erſten Blattdrucks zu Zürich, im: Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich von 1867.

**) Er heißt im Ausſchreiben der bairiſchen Landshuter 1549 und bei dem Augsburger Caſpar Leiſſ 1556 der Pachen.

Nahten dieſe Vorarbeiten ehrbarer Bürger der Vollendung, ſo hatte der Rath große Veranlaſſung, nach einigen Unterbeamten des Feſtes auszuſpähen, deren Thätigkeit nicht gerade reich an Ehren, aber durchaus unentbehrlich war, nach den Pritſchmeiſtern. Ein großes Feſt machte vier, fünf und mehr ſolcher Geſellen wünſchenswerth, aber ſie ſaßen nicht in jeder Stadtmauer. Waren ſie nicht zur Stelle, ſo mußten ſie von Nürnberg und Augsburg verſchrieben werden, oder wo ſie ſonſt gerade im Lande umhertrieben, zuweilen von weit her. Es war ein alter Beruf, dem ſie nachzogen. Zu derſelben Zeit, in welcher die phantaſtiſchen Stadtturniere der jungen Patricier in die nützlichen Schießübungen der wehrhaften Bürger umgewandelt wurden, hatte ſich die Pritſchmeiſterei zu einer friedlichen bürgerlichen Arbeit geformt, die Einiges von den Pflichten der alten Herolde und nicht wenig von den alten Feſtſchwänken der fahrenden Narren bewahrte. Die Pritſchmeiſter waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizeibeamte und Poſſenreißer der Freiſchießen, ſie kannten Anſtand, Sitte, jeden feſtlichen Brauch des Schießplatzes aufs Genaueſte, gaben unſichern Feſtordnern guten Rath, hielten die gereimten Feſtreden, ſtraften mit der Narrenpritſche für leichte Vergehen gegen die Ordnung des Schießplatzes, und halfen ſogar bei den Feſtſchmäuſen nach, wo es fehlte, durch einen kräftigen Spaß, auch wohl durch Bedienung. Sie waren weit herumgekommen und wußten ſehr gut, wie mit vornehmen Fürſten und ſtrengen Herren vom Rath umzugehen war. War nicht gerade Feſtzeit, ſo trieben ſie wohl ein beſcheidenes Handwerk, das nicht zu viel Ausdauer forderte. Aber Siebmachen oder ein kleiner Wollhandel behagte ihnen ſchwerlich auf die Länge, wenigſtens ſchildern ſie ſich ſelbſt in den umfangreichen Poeſien, welche ſie uns hinterlaſſen haben, als arme Teufel, welche begierig dem Gerücht von einem großen Feſt bei Hofe oder in den Städten lauſchen und erwerbluſtig viele Tagereiſen laufen, um vielleicht ihr Amt bei einem Freiſchießen ausüben zu können. Gelingt ihnen das nicht, ſo wird ihnen doch die Freude, während der Feſtzeit alten Gönnern unter den Schützen aufzuwarten und ſich durch treuherziges Schmarotzen den hungrigen Magen zu füllen, und zuletzt bleibt ihnen der alte Troſt der Dichter, wenigſtens in Verſen zu ſchildern, was ſelbſtthätig zu genießen verſagt war, und für dieſe Verſe Belohnungen einzuſammeln. Es iſt wahr, ihre — gedruckten oder geſchriebenen — Beſchreibungen der freundlichen und anſehnlichen Freiſchießen ſind faſt immer ſehr ſchlechte Reimereien, aber für uns haben ſie doch hohen Werth, weil ſie mitten in das kleine Treiben der Feſte einführen. Und auch in dem Amt der Pritſchmeiſter iſt einiges Beachtungswerthe.

Es iſt wohl nur der deutſchen Natur gemäß, den Narren zur Polizeibehörde eines Feſtes zu machen. Der Schlag ſeiner Pritſche trifft den Herrn wie den Bauerbuben, ſeine Spottrede ſtraft auch den übermüthigen Fürſtenſohn und treibt dem Unverſchämteſten das Blut in die Wangen; der empfindliche Stolz des Junkers, der jede Berührung durch einen Trabanten als tötlichen Schimpf geahndet hätte, erträgt beſchämt, daß die Narren im Amte ihn ergreifen und zu ihrem Rabenſtein ſchleppen. Auch wer das „Schießrecht“ wenig achten würde, der fürchtet nach Schießrecht dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu werden. Aber ſelbſt die Späße des Pritſchmeiſters verdienen eine Beachtung, es ſind ſtehende, endlos umgemodelte Scherzreden und Poſſen, eine beſtimmte herkömmliche Art luſtig zu ſein, typiſche Formen der Narrheit von mehrhundertjährigem Alter, und werden mit einem gewiſſen

Ernſt, ja mit Pedanterie vorgetragen, denn ſie gehören nicht mehr dem Einzelnen an. Sicher wirkten dieſe oft ſchalen Späſſe erſt dann unwiderſtehlich, wenn eine drollige Laune des Menſchen dabei durchbrach, aber ſie ſind gerade in ihrer alterthümlichen Beſtändigkeit für uns Holzſchnitten gleich, in deren eckigen Linien doch ein gewiſſer Reiz liegt. Wenn z. B. am Ende des Schießens der Pritſchmeiſter dem unglücklichen Schützen, der den letzten Gewinn davongetragen, dieſen Gewinn, die Sau mit ſechs Ferkeln glückwünſchend übergibt und ihm dabei der Länge nach berechnet, wie die borſtige Familie ſich in ſeinem Hauſe Jahr für Jahr vermehren und ihn nach drei Jahren als Herrn von 2401 Stück umkreiſen werde, ſo wurde für die Zuhörer der Spaß dadurch gar nicht geringer, daß ſie dieſelbe Berechnung ſchon ſeit ihren Kinderjahren bei ähnlicher Gelegenheit gehört hatten, er wirkte ähnlich wie eine Melodie, welche ihren beſten Zauber erſt ausübt, wenn ſie im Ohr des Hörers heimiſch geworden iſt.

Der Pritſchmeiſter wußte wohl, daß er ein Narr ſein ſollte. Zwar gab es auch unter ihnen ſtolze Geſellen, welche ſich der Kappe ſchämten, aber ſie wurden von ihren eigenen Amtsgenoſſen verſpottet; ſo war 1573 der Pritſchmeiſter von Zwickau ernſthaft und hochmüthig, aber er litt dafür auch unter dem verächtlichen Achſelzucken ſeines Gefährten Benedict Edelbeck, der aus Böhmen dem Freiſchießen zugewandert war und beſſer wußte, was der Pritſche gezieme. Die Pritſchmeiſter trugen auch einige Abzeichen des Narren, die Kappe und ein auffallendes buntes Kleid in den Farben der Stadt, das ihnen als Feſtgeſchenk blieb. Bei beſonders vornehmen Schießfeſten wurden ſie ſehr ſtattlich herausgeputzt, z. B. in Koburg 1614 trugen ihrer fünf die fürſtlichen Hausfarben, gelbes Wamms von Seide, ſchwarze Hoſen, gelbe engliſche Strümpfe, lange ſchwarz und gelbe Kniebänder, ſchöne Corduanſchuhe mit ſeidenem Band, einen ſpaniſchen Sammthut mit gelben Federn, darüber eine Kaſſeke mit fliegenden Aermeln, roth, gelb, ſchwarz, vorn und hinten mit Wappen beſtickt, dazu die große Pritſche und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche laut raſſelten.

Ihre Pritſche, oft unförmlich groß, von Leder oder von geſpaltenem klatſchendem Holz, zuweilen vergoldet, hatte auf dem Schützenplatz viel zu thun. Mit ihr fegten ſie die „Freiheit“ des umſteckten Raums von dem andrängenden Volke, und ſtraften die Vergehen gegen die Ordnung. Wer zwiſchen die Schützen und ihr Ziel rannte, ſobald die Uhr aufgezogen war, wer die Schützen in ihrem Stande ſtörte, in Trunkenheit und Uebermuth Unarten wagte, aus Muthwillen oder Tücke fremde Waffen beſchädigte, verfiel ihrem Gericht, ohne Rückſicht auf ſeinen Rang. Und dies Gericht wurde ſehr auffällig geübt. Denn auf dem Schießplane erhob ſich zur Seite ein weit ſichtbares Gerüſt, darauf zwei bunt gemalte Bänke. Dieſer Bau hieß mit altem herbem Scherzwort der „Rabenſtein“, ſpäter „des Pritſchmeiſters Predigtſtuhl“; zu ihm wurde der Schuldige unter vielen grotesken Bewegungen gezogen, dort über eine Bank gelegt und mit der Pritſche in einer Weiſe bearbeitet, welche die alte Kunſtſprache zierlich durch die Worte ausdrückte: es wurde ihm der Kopf am H— weggeſchlagen. Dazu hielt der Pritſchmeiſter eine Rede, welche dem Sträfling das Läſtige ſeiner Lage nicht verringerte. Man kann ſich denken, wie anziehend ſolche Geſetzvollſtreckung für alle Unbetheiligten war. Dieſer Brauch wurde überall in Deutſchland geübt, am mäßigſten bei den ernſten Schweizern, ehrbar und möglichſt unparteiiſch in den Städten; nur wo große Herren ein Schießen veranſtalteten, finden ſich in der letzten Zeit Spuren einer fürſtlichen Laune, welche dieſes Schauſpiel auch bei unbedeutenden Vergehen kleiner Leute befiehlt. So fand Kurfürſt Johann Georg eine Freude daran, nach dem Freiſchießen 1614 nicht nur einige Küchenjungen, ſogar einen ſeiner Bären pritſchen zu laſſen, der Bär mußte an der Kette auf die Bank gelegt werden. Der Pritſchmeiſter gehorchte kurfürſtlicher Gnaden, aber aus ſeinem Bericht iſt zu ſehen, daß er in ſtillem Herzen die Empfindung bewahrte, dergleichen ſei nicht ſeines Amtes.

Zu Gehilfen der Pritſchmeiſter wurden aus den Knaben der Stadt einige der unnützeſten ausgewählt, auch ſie in Narrentracht geſteckt; aus der übermüthigen Brut wurden die eifrigſten Geſetzeswächter, behend lernten ſie einige von den Künſten ihrer Meiſter, ſie führten Flederwiſche, hölzerne Klappern, gellende Pfeifen. Sie ſtürzten wie eine Meute auf das Bäuerlein, das über den Schützenplatz lief, und begrüßten mit Grimaſſen und Affengeberden den Schützen, welcher ſchlecht geſchoſſen. In Koburg zogen ſie 1614 als eine große Bande, in ſchwarze Leinwand genäht, mit aufgeſetzten weißen Nähten und Lappen hinter einem langen ſchwarzen Manne, der eben ſolche Tracht und Pluderhoſen nach altem Landsknechtſchnitt trug. Es war der närriſche Schuſter Martin Pauker, ein düſtrer, hagrer Geſell, der ſelten ein Wort ſprach, aber während des ganzen Schießens unermüdlich war in grotesken Verkleidungen. Beim Auszug ſchleppte er eine ungeheure Leinwandfahne, die bedenkliche Ehrengabe für den Schützen, welcher von allen am ſchlechteſten geſchoſſen, beim Heimzug aber trug er die große Keſſelpauke und ließ auf ſeinem Rücken trommeln; auf dem Schützenplatz erſchien er als wilder Mann in Stroh und Reiſig gewickelt, als Mönch, als Nonne, bald kam er in prächtigem Gewande auf einem Eſel geritten, endlich wankte er gar in einer Bärenhaut; immer war er vermummt, immer ſtumm und finſter, aber er hatte ſo ſeine ſtille Freude bei der ganzen Sache.*)

Waren die luſtigen Pritſchmeiſter beſtellt und eingetroffen, ſo konnte man, wenn die Stadt in dem Ruf ſtand ihre Schuldigkeit zu thun, gute Freunde beſaß und ſtattliche Preiſe verkündet hatte, eines ſtarken Zuſpruchs ſicher ſein. Die geladenen Städte hatten ihren Bürgern durch öffentlichen Anſchlag, durch Vorleſen oder Ausrufen das Feſt verkündigt. Es galt ihnen für eine Ehrenſache, durch gute Schützen vertreten zu ſein, und die Schützen bekamen häufig Reiſegeld aus der Stadtkaſſe, dafür überreichten ſie bei der Rückkehr die ſeidenen Fahnen, welche ſie gewonnen, dem Rath oder der Schützengeſellſchaft. Solche abgeordnete Schützen waren meiſtens angeſehene Männer, es traf ſich aber auch, daß außer ihnen andere Bürger der Stadt auf eigene Koſten zum Schießen reiſten. So war in Koburg 1614 außer den vier Schützen, welche die Stadt Schweinfurt geſandt hatte, noch Hans Schüßler, ein kleiner unanſehnlicher Mann, für ſich allein gekommen, er wurde von ſeinen Mitbürgern über die Achſel angeſehen und von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen; er aber traf gleich beim erſten Schuß den Nagel, da that er vor Freuden einen Sprung und rief: „Ich war meinen Landsleuten nicht gut genug mich mitzunehmen, jetzt ſoll es, wenn Gott will, noch beſſer kommen.“ Und er hatte zuletzt die meiſten Zweckſchüſſe und gewann einen ſchönen Becher.

---

*) Wolffgang Ferber, Gründliche Beſchreibung eines Armbruſt-Schieſſens zu Coburgk. 1614. Bl. R.

In den letzten Tagen vor dem Feſt trafen die fremden Schützen von allen Seiten ein. Vom Rath war im Voraus für billige Unterkunft geſorgt, wohl auch den Bürgern noch einmal eingeſchärft worden, daß ſie ſich aller Neckerei der Fremden zu enthalten hätten; viele der Fremden genoſſen die Gaſtfreundſchaft einzelner Städter. Waren fürſtliche Perſonen geladen, dann wurde die Stunde ihrer Ankunft durch einen reitenden Boten verkündet, ſie wurden vom Rath empfangen, in Herberge gelegt, mit dem üblichen Ehrengeſchenk an Wein, Bier und Fiſchen verſehen. Zuweilen wurde mit den Gäſten, welche vor dem erſten Feſttage eingetroffen waren, ein kleines Vorſchießen gehalten; dabei wurde 1586 zu Regensburg ein ſchöner großer Bock, ganz mit rothem Tuch verdeckt, nebſt einer ſchönen Fahne vom Rath zum Beſten gegeben. In

Schwaben und Baiern war bei kleineren Schießen ein ſolcher verdeckter Bock nicht ſelten.

Am Morgen des Feſtes zogen die Pritſchmeiſter mit dem Spiele der Stadt durch die Straßen und forderten die Fremden zur Verſammlung auf dem Schießplatz auf. In feierlichem Zuge marſchirten die Feſtgeber hinaus, voran die Pritſchmeiſter, dahinter die Zieler, ebenfalls in neuen Kleidern und den Stadtfarben, die Zielſtäbe in der Hand, dann die Trommler und Pfeifer, darauf die Würdenträger und Schützen der Stadt, ein Zug von feinen jungen Knaben der Stadt, gleich gekleidet, im Feſtſchmuck, Söhne der angeſehenſten Familien, welche die kleinen Zweckfahnen trugen, die Belohnungen für Treffer ins Centrum, darauf, vielleicht unter Anführung eines Pritſchmeiſters oder einer andern luſtigen Perſon, die Knaben mit den Schimpffahnen, der ſpöttiſchen Auszeichnung ſchlechter Schüſſe. Dazu kamen andere Knaben, welche die bunten Truhen trugen, in denen die Bolzen geſammelt wurden; auch die Hauptgewinne des Schießens, die großen und kleinen Becher wurden entweder im Zuge herausgeſchafft oder auf dem Schießplatz in einem beſondern Pavillon unter Aufſicht der Stadttrabanten ausgeſtellt.

Auf dem Schießplatz wurde wieder umgeſchlagen und die Schützen durch den Pritſchmeiſter zuſammengerufen; ihnen hielt der Abgeordnete des Raths die feierliche Begrüßungsrede, in der er der alten Freundſchaft der geladenen Städte gedachte und ſeine beſten Wünſche für das Feſt ausſprach. Darauf zogen die Pritſchmeiſter mit der Muſik wieder über den Schießplatz, einer von ihnen verkündete noch einmal den Wortlaut des Einladungsſchreibens und ermahnte die Schützen, nach Städten zuſammenzutreten und ihre Siebener oder Neuner zu wählen. Dieſe ſind Behörde des Schießplatzes, die oberſten Richter nach dem Schießrecht, ſie werden aus den angeſehenſten Männern der Stadt und den Gäſten gewählt, einige von den Feſtgebern, die andern von den Schützen nach Landſchaften.

Sind die größten Städte, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, unter den Gäſten, ſo wird wohl gleich beim Umſchlagen beſtimmt, daß von ihnen einzelne Vertreter der fremden Schützen gewählt werden ſollen, die freien Reichsſtädte werden beſonders ausgezeichnet, ebenſo anweſende Fürſten, welche oft ſelbſt das mühſame Amt eines Neuners übernehmen. Die Neuner werden von der Stadt in der Bewirthung bevorzugt. Unter ihnen ſtehen die Schreiber, häufig drei, die in beſonderer Hütte die Anmeldungen der Schützen annehmen. Jeder Schütz muß Bolzen und Kugeln, Armbruſt und Büchſe vorzeigen, jeder Bolzen wird geprüft, ob ſeine Eiſenſpitze durch die Oeffnung des Pergamentringes durchgleitet, denn der dickere Bolzen macht eine größere Oeffnung im Zirkelblatt und kann, da von dem Rande der Oeffnung bis zum Mittelpunkt des Zirkels gemeſſen wird, bei zwei gleichen Schüſſen den Andern benachtheiligen. War der Bolzen probehaltig, ſo wurde der Name des Eigenthümers auf den Schaft geſchrieben, nur beſchriebene Bolzen durften gebraucht werden. Ferner aber hatte jeder Schütz ſeine Geldeinlage zu machen, bevor er zum Schießen zugelaſſen wurde. Ueber dieſen Vorbereitungen gingen immer mehre Stunden, oft der größte Theil des erſten Tages hin. Die Zeit wurde häufig durch eine „Collation" ausgefüllt, welche der Rath der Stadt den fremden Schützen gab, ſie beſtand in der früheren mäßigen Zeit aus Wein und gutem Bier und einfacher Zukoſt, Obſt, Kuchen, Butter und Käſe. Waren die Schützen eingeſchrieben und hatten ſie ihre Einlage gemacht, ſo wurden ſie in Viertel oder Fahnen getheilt, drei, fünf und mehr Fahnen, häufig hatte jedes Viertel ſeinen beſondern Stand.

Jetzt endlich begann das Hauptſchießen in „Rennen" oder „Schüſſen", beim Armbruſtſchießen ſo, daß die Viertel hinter einander ſchoſſen, jeder Schütz einen Schuß.

Gegenüber der Zielſtatt waren im Schießhaus oder in beſonderem Holzbau die Stände der Schützen. Aber ihre Art und Weiſe zu ſchießen erſcheint uns auffallend. Vor dem Beginn des Rennens zog ein Pritſchmeiſter mit Pfeifen und Trommeln über den Schießplatz und rief die Schützen nach Abtheilungen in den Stand. Eilig drängten ſie herzu und ſaßen in Reihen neben einander, nach dem Looſe geordnet, jeder in dem Stande, dem er ſeinen Namenszettel angeheftet hatte. Solange die Abtheilung ſchoß, durfte keiner ſeinen Stand verlaſſen, keiner die Nachbarn durch Wort oder Bewegung ſtören. So ſaßen ſie, die Armbruſt in der Hand, dann rief der Pritſchmeiſter: Zieler, laß die Uhr los. Auf das Zeichen begann ſich der Weiſer in Bewegung zu ſetzen, jedes Viertel durch Schlagen der Glocke andeutend. Während dieſer Zeit mußte jeder Schütz ſchießen, er ſchoß ſitzend, wenigſtens in dem innern Deutſchland ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts, durfte ſich aber dabei ebenſowenig anlehnen als die Armbruſt auflegen.*) Hatte der Zeiger auf der Uhr den Umlauf beendet, dann läutete hell die Glocke, ein Stahlſpiegel ſank an einer Hanfſchnur herab und bedeckte das Zirkelblatt, und vor der Schießwand erhob ſich aus der Erde oder ſank aus dem Holzbau ein Gitter, um die zudringenden Schützen von der Schießwand abzuhalten. Dann begann die Arbeit der Neuner, Schreiber und Zieler. Die Schießwand wurde, wo ſie beweglich war, umgedreht, dann ſtand hinter ihr ein Tiſch für den Schreiber, die beſchriebenen Bolzen wurden herausgezogen, der Zweckſchuß und alle Zirkelſchüſſe mit dem Namen der Schützen aufgeſchrieben, auch der weiteſte Schuß wurde bemerkt. Die Zieler aber hämmerten die Bolzenlöcher zu, ſchwärzten die beſchädigten Stellen der Wand und zogen ein neues Blatt ein. Hatten in dieſer Art ſämmtliche Abtheilungen der Schützen einen Schuß abgegeben, ſo wurden die Bolzen in feierlichem Zuge mit Pritſchmeiſter, Pfeifen und Trommeln nach dem Schießhauſe getragen, dort die gleichgiltigen Bolzen in einem Troge ihren Beſitzern überlaſſen, die verzeichneten Schüſſe dagegen in einem zierlichen hölzernen Behälter — in Zwickau war es 1573 ein großer weißer Schwan, das Stadtwappen — überbracht. Der Bolzen des Zweckſchuſſes erhielt einen Ehrenplatz, auch der „weite“ Schuß eine auffallende Stelle. Schon nach dem erſten „Schuß“ begann die Austheilung der Preiſe.

---

*) Schon im Ausſchreiben der Ulmer von 1468 wird gefordert, daß der Armbruſtſchütze ſchieße „aufrecht ſitzend auf freiem Stuhl, ohne Anlehnen, mit freiem ſchwebendem Arme und abgetrenntem Wammsärmel, ohne daß die Säule der Armbruſt an die Achſel und Schlüſſel der Bruſt rühre.“ Neues deutſches Muſeum von R. Bechſtein, S. 235.

Es war das Beſtreben, nach allen Richtungen auszuzeichnen und ſo viele Schützen als möglich mit Preiſen zu verſehen, aber unſere Ahnen ließen ſich auch nicht nehmen, dem, der ſeine Sache beſonders ſchlecht gemacht hatte, durch derben Scherz eine Demüthigung zu bereiten. So wurden mit Preiſen verſehen der beſte Schuß eines jeden Rennens, der „Zweckſchuß“; auch wer die meiſten Schüſſe zunächſt am Nagel gethan, erhielt, wenn ſeine übrigen Schüſſe nicht gut genug waren ihm einen Hauptgewinn zu verſchaffen, ein beſonderes Geſchenk. Die Hauptgewinne aber waren für die Schützen, denen am Ende des Schießens die meiſten Zirkelſchüſſe zuſammengerechnet wurden. Alle Schützen, welche durch die ausgeſchriebene Zahl von Schüſſen keinen Gewinn erhalten hatten, erhielten das Recht, vor dem Ende des Hauptſchießens noch einmal unter einander um kleinere Preiſe, die Ritterpreiſe, zu kämpfen, das nannte man „um den Ritter ſtechen“ oder „rittern“. Alle Gewinne des Hauptſchießens wurden von den Feſtgebern ausgeſetzt, ſie waren ſämmtlich in dem Ausſchreiben mit ihrem Silberwerthe aufgezählt. Außerdem aber mußte jeder Schütz beim Beginn des Feſtes einen Geldbetrag — den Doppel — einlegen, bevor er eingeſchrieben wurde. Dieſe Einlage war nicht unbedeutend, ſie wurde höher, je anſpruchsvoller die Feſte ſich ausbildeten. Während ſie in früherer Zeit etwa zwei Gulden betragen hatte, ſtieg ſie in den letzten fünfzig Jahren der Freiſchießen auf ſechs, acht Reichsgulden, ja ſie betrug 1614 bei dem Stahlſchießen, welches Kurfürſt Johann

Georg zu Dresden gab, bereits zwölf Reichsthaler, welche nach Silber- und Getreidewerth etwa dreißig Thalern unſeres Geldes entſprechen. Allerdings waren nicht alle Freiſchießen ſo ariſtokratiſch. Auch war die Einlage des Schützen bei den meiſten Feſten nur zum Theil eine gebotene, oft war die kleinere Hälfte freiwillig. Durch die gebotenen Einlagen wurden die Nebengewinne bei dem Hauptſchießen gedeckt, dieſe Gewinne in kleinen Beträgen auf ſo viele Schützen als möglich vertheilt. Aus den freiwilligen Beiträgen wurden häufig kleine Silbergeſchirre für ein Nachſchießen gekauft — „die großen und kleinen Silber" —, zuweilen wurde auch dafür noch von den Feſtgebern Einiges geſpendet, dann verwendete man dieſe Beiträge der Schützen zu kleinen Geldprämien des Nachſchießens.

Zu allen Preiſen des Hauptſchießens aber gehörten große und kleine Fahnen, mit den Stadt- oder Landesfarben, mit einem Wappen oder Kranz bemalt. Oft ſtand der Geldwerth des Gewinnſtes darauf. Eine ſolche Fahne davonzutragen, war große Ehre. Die fremden Schützen brachten ſie ſtolz in ihre Heimat, überreichten ſie wohl auch dem Rath ihrer Stadt oder ihrer Schützenbrüderſchaft, welche ihnen die Zehrungskoſten der Reiſe beſtritten hatte. Beſcheiden waren im Anfang die Preiſe des Siegers; ſie wurden lange als „Abenteuer" bezeichnet, an dem Fremdwort, das aus den Bezeichnungen der alten Turnierſprache herſtammte, hing noch ein romantiſcher Reiz. Aber die Abenteuer, welche den Muth des tüchtigen Schützen herausfordern, ſind nicht mehr unerhört. Ein ſtattlicher Widder iſt um 1400 in München, 1404 in Kehlheim das „Beſte", der erſte Preis bald darauf ein Ochs, ein Pferd, in der Schweiz Muni, der Zuchtſtier, die Thiere oft mit werthvollem Tuch bedeckt; ſo iſt noch 1433 zu Nürnberg ein Pferd mit rothem Tuch bedeckt das Beſte. Die Nebenpreiſe ſind etwa ein kleiner Becher, Silberſchale, Gürtel, Armbrüſte, ein Schwert, und ein Preis, der in der ganzen Folge bei kleinen Schießen beſonders beliebt war und überall bis auf die Neuzeit in den

Schützengeſellſchaften gehaftet hat: Stoff zu einem ſchönen Paar Hoſen. Aber ſchon 1440 iſt in Augsburg das Beſte eine Geldſumme, 40 Gulden, und das Pferd, das Rind werden die letzten Preiſe des Hauptſchießens. Schnell ſteigt der Werth der Gewinne, 1470 ſind in Augsburg 101 Gulden das Beſte, um 1500 iſt dieſe Summe bei großen Freiſchießen gewöhnlich, in Zürich ſtehen 1504 110 Gulden als Hauptgewinn, 100 Gulden als zweiter, und ſo in langer Reihe hinab bis auf 1 Gulden, alle doppelt für Stahl und Büchſe, und — was bei den Schweizer Schießen nicht ſelten iſt — alle in Geld. Unaufhörlich ſteigt der Werth der Preiſe. Zu Leipzig 1550 für Armbruſt 300 Gulden. Beim großen Schießen zu Straßburg 1576 war der erſte Hauptgewinn für Stahl und Büchſe 210 Reichsgulden, in Baſel 1603 für Musketen (gezogene Rohre) ein Becher von 300 Gulden Werth. 300 Gulden nach Silber- und Getreidewerth entſprechen 666 Thalern unſeres Geldes.

Die Hauptgewinne ſind Geld oder Silbergeſchirr, zuweilen mit Geldſtücken gefüllt, Becher und Schalen in allen Formen und Größen, oft mit der Zierlichkeit und dem Geſchmack, welcher das Kunſthandwerk der Goldſchmiede im 16. Jahrhundert auszeichnete; den Gewinnern wurde im einzelnen Falle auf ihr Begehren der angegebene Werth der Gewinne in Geld ausgezahlt. Auch die Geldbeträge wurden häufig in beſonderen Münzen und Medaillen gezahlt, welche für das Feſt geprägt waren, große, kleine, vergoldete, häufig drei- und viereckige, die Klippen. Zumal die einzelnen Zweckſchüſſe wurden durch Klippen belohnt, die an der Siegesfahne hingen. Bei dem theuren Stahlſchießen zu Dresden erhielt jeder Zweckſchuß zur Fahne eine vergoldete Medaille, welche 5 Reichsthaler ſchwer war, faſt genau ein Viertelpfund unſeres Zollgewichts. Auch kleinere Städte ſchlugen Medaillen und Klippen, ſie dauern als geſuchte Seltenheiten unſerer Münzcabinette, und zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Embleme, Sinnſprüche, der Größe, Form und des Geldwerthes. Selbſt der Jugend und den Armen wurden hier und da zur Erinnerung an ein ſolches Feſt kleine Silbermünzen geſchlagen und ausgetheilt.

Außer dieſen guten Preiſen aber gab es auch unholde Vexirgewinne. Schon der letzte Schütz, welcher auf einen Gewinn Anſpruch machen konnte, wurde durch eine zweideutige Auszeichnung beehrt, er erhielt, wie bemerkt, nach altem Brauche unter vielen ſpöttiſchen Glückwünſchen des Pritſchmeiſters außer der kleinſten Geldprämie ein Borſtenthier, groß oder klein, Sau oder Ferkel, nach der Laune der Feſtgeber. Dazu eine gute Preisfahne, aber ebenfalls mit anzüglichem Bilde. Vom Koburger Schießen des Jahres 1614 wird gerühmt, daß dieſe Fahne beſonders ſchön geſtickt war, doch darf man annehmen, daß ihr Inzeichen dem Beſitzer keine reine Freude verurſachte. Aber unzweifelhafter Hohn wurde bei jedem Rennen dem weiteſten Schuß zu Theil. Fahne und Gaſtgeſchenk war ein ſpöttiſches Zerrbild des Preiſes für den Zweckſchuß. Ferner bewahrte man hier und da den Brauch, daß jeder, der bis zur Mitte oder bis zum Ende des Hauptſchießens gar keinen Treffſchuß gethan hatte, von dem Pritſchmeiſter zum Ritter geſchlagen wurde. Durch dieſe demüthigende Feierlichkeit erhielt er das Recht, mit ſeinen Unglücksgefährten um beſondere Fahnen und kleine Gewinne zu kämpfen. Aber nicht überall wurden die „Ritterpreiſe“ durch Pritſchenſchläge erkauft. Wer vollends die meiſten ſchlechten Schüſſe gemacht hatte, mußte wenigſtens in der letzten Zeit der Freiſchießen beim Ende des Feſtes zuweilen eine rieſige rohe Fahne von Sackleinwand tragen, von den Narren des Feſtes umgeben. — Waren die Bolzen des Zweckſchuſſes und des weiteſten Schuſſes nach dem erſten Rennen in ihre Behälter geſteckt, ſo trat der Pritſchmeiſter auf ſeinen Predigtſtuhl, rief zuerſt mit lauter Stimme den beſten Schützen des erſten Rennens heran und begrüßte ihn mit einer kurzen Steigreifrede in Knittelverſen, worin er ihm ſein Verdienſt und ſeinen Gewinn rühmte.

Er werde jetzt zur Erinnerung an den Schuß eine ſchöne ſeidene Fahne erhalten, an welcher eine ſilberne Klippe hänge, ferner einen zinnernen Teller, darauf eine gebratene Forelle, eine Semmel und ein Glas Wein nebſt einer Pomeranze. Tapfere Muſikanten, Trompeter oder Pfeifer, werden vor ihm hergehn und ihn zu ſeinem Sitz führen. So marſchirte der glückliche Schütze unter Muſik ab, Beamte der Stadt überreichten ihm Fahne und Münze und den luſtigen Ehrenteller. Darauf vertheilte der Pritſchmeiſter die andern Zirkelſchüſſe, zuletzt rief er den Unglücklichen, der den weiten Schuß gethan. Er kam nicht willig; der Pritſchmeiſter verneigte ſich vor ihm und ſprach: „Seht zu, ſchöner Schütz, daß ihr eure Kunſt beſſer lernt. Ich habe hier einige freie Knaben, die euch das Treffen beibringen werden. Dürft ihnen kein Geld dafür zahlen. Franz Floh, nimm den Sprengwedel, ſegne ihn mit geweihtem Waſſer, es iſt ſehr möglich, daß er beſchrien iſt. Komm, Hans Hahn, läute ihm mit deiner hölzernen Glocke um die Ohren! — Doch ich merke, ihr ſeid ein guter Chriſt, ihr wollt Andern auch was übrig laſſen. Darum, liebe Vexatoren, nehmt euch ſeiner an, der Mann hat's wohl um die Andern verdient, pfeift ihm einen hübſchen Reihen vor, und bohrt ihr ihm Eſelsohren, ſo ſeid anſtändig und thut's hinter ſeinem Rücken. Bringt ihm ſeine Ehrengeſchenke. Zuerſt eine Fahne von der Art Atlas, in welchem die Bauern ihren Hafer zur Stadt führen. Die Klippe, welche daran hängt, iſt leider nur von Blech, dazu ein Teller von Holz, darauf ein ſchöner Quarkkäſe, ſtatt der Pomeranze ein Apfel und in thönernem Napf ein Trunk leichtes Bier!“ So höhnte der Pritſchmeiſter und zuletzt bot er ihm noch eine Narrenkappe mit Hahnenfedern an; unterdeß gellten, klapperten und pfiffen des Pritſchmeiſters Jungen um den Schützen, ſchlugen Burzelbäume, bohrten ihm Eſel und verfolgten ihn mit Grimaſſen bis zu ſeinem Stande, während ihm wohl auch ein Dudelſackpfeifer voranſchritt und aus ſeinem Schlauch die grimmigſten Töne preßte.*) Es wurde von den Schützen ernſthaft darauf gehalten, daß bei ſolchem Vexiren die Anſpruchsvollen nicht beſſer wegkamen als die Mehrzahl. Den Betroffenen aber war dieſer Vorgang ſehr peinlich. Selten glückte ihnen, den weiteſten Bolzen vorher bei Seite zu bringen, was immer allgemeinen Unwillen erregte. Den anweſenden Fürſten wurde doch einige Rückſicht bewieſen, wenigſtens lauten ihnen gegenüber die gedruckten Worte der Pritſchmeiſter ſehr mild. Hatte der Landesherr ſelbſt einmal den weiteſten Schuß gethan, ſo nahm ihn wohl einer aus dem Gefolge auf ſich, wie 1573 zu Zwickau.

So verlief das Feſt Schuß für Schuß; nach jedem Belohnung des beſten Schuſſes. Dieſe Zwiſchenſpiele nahmen nicht wenig Zeit in Anſpruch, ſo kam es, daß den Tag nicht mehr als etwa ſieben, acht Schüſſe, bei großen Schießen noch weniger gethan wurden.

Um das Ende des Feſtes aber wurde das Schießen in den meiſten Landſchaften Deutſchlands durch einen holden Brauch unterbrochen, der hier ſo geſchildert wird, wie er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Städten der Schwaben, Franken, Thüringer und Meißner vor ſich ging. Im Zuge ſchritten mehre der vornehmſten Jungfrauen der Stadt, feſtlich gekleidet, von Rathsherren, Stadtpfeifern und Trabanten begleitet, auf den Schützenplatz. Eine von ihnen trug in verzierter Schachtel einen koſtbaren Kranz, — zuweilen von Silber und Gold mit Perlen und Edelſteinen geziert, — eine andere die ſchöne Fahne. Auf dem Platz hielten ſie ihren Umzug, dann wurden die Schützen einer befreundeten Stadt aufgerufen, ein Sprecher der Stadt hielt ihnen eine Anrede, die Jungfrauen überreichten ihnen als Ehrengeſchenk für ihre Stadt Kranz und Fahne und boten ihnen den Ehrentanz. Die gerufenen Gäſte dankten im Namen ihrer Stadt mit gewählten Worten, einer von ihnen ſetzte den Kranz auf das Haupt und ſie ſchritten mit den Jungfrauen in feierlichem Tanze hinter der Muſik über den Schießplatz. Ein ſolcher Kranz legte der Stadt, welche ihn erhielt, die zarte Verpflichtung auf, das nächſte Freiſchießen zu veranſtalten. Er wurde ſorglich bewahrt, und in dem Ausſchreiben der bekränzten Stadt wird häufig als Grund des Freiſchießens erwähnt: „damit das Kränzlein nicht verwelke.“ Seit die Fürſten eifrig an den Schießen theilnehmen, erhalten auch ſie die Kränze; iſt ein Fürſt der Feſtgeber, ſo ertheilt wohl eine der Prinzeſſinnen den Kranz. Dieſer alte Brauch band die Städte einer Landſchaft zu einer großen Feſtgenoſſenſchaft zuſammen. Nur das Tanzen auf dem offenen Schießplatz hörte ungefähr ſeit dem Jahr 1600 auf.

---

*) Dieſe Standreden des Pritſchmeiſters und ſeine Behandlung der ſchlechten Schützen entſprechen den Turnierſtrafen, dem Waidmeſſer über dem Hirſch und den Ceremonien der Depoſition. — Vergl. Benedict Edelbeck 1573 und Wolfgang Ferber 1614. Auch Hans Sachs hat 1549 ſtarke „Pritſchengeſänge" gefertigt, welche auf dem Predigtſtuhl beim Ausbauen gute Dienſte geleiſtet haben mögen. Sie ſind nach der Handſchrift abgedruckt in: Deutſches Muſeum von R. Bechſtein, Neue Folge S. 231.

Aber dieſe großen Bürgerfeſte boten noch andere Gelegenheit Kraft und Kunſt zu erweiſen. Im 15. Jahrhundert, wo ſie aufblühen, werden für die Schützen ſelbſt noch „offene Spiele“ eingerichtet und Preiſe für die Sieger ausgeſetzt. In dieſen Spielen hat ſich uralte Ueberlieferung erhalten. Es ſind die alten Wettkämpfe, wie in den Nibelungen Sigfried gegen die Brunhild gewann: Steinſtoßen, Springen, Laufen. Sie waren 1456 beim Freiſchießen von Straßburg ausgeſchrieben, den Preis im Springen trug der Züricher Hans Waldmann davon, der ſpäter als Bürgermeiſter ſein ſtolzes Haupt auf dem Block verlor. In Augsburg war beim Stahlſchießen 1470 ein goldener Ring für den geſetzt, der einen Stein von 45 Pfund im Antritt mit drei Stößen nach „Stoßensrecht“ am weiteſten forttreiben würde; ein Ritter Wilhelm Zaunried gewann den Preis. Ebenſo ſtanden im

Zürich 1472 drei Preiſe für drei Stöße auf Steine von 15, 30, 50 Pfund. — Im Springen gewann 1470 zu Augsburg Chriſtoph Herzog von Baiern den goldenen Ring. Die Aufgabe war: drei Sprünge auf einem Bein mit Anlauf, darauf ein Sprung mit beiden Füßen, dann wieder drei Sprünge auf dem andern Bein und ein zweiter Sprung. In Zürich waren 1472 dreierlei Sprünge vorgeſchrieben: von der Stelle mit gleichen Füßen, im Anlauf mit gleichen Füßen, Anlauf und nach dem Sprung drei Sprünge auf einem Fuß. Das alles wurde ſehr ernſt genommen, ſchon in dem Ausſchreiben des Raths den Gäſten genau angezeigt. — Im Wettlauf maß 1470 die Bahn zu Augsburg 350 Schritt, auch im Laufen gewann Herzog Chriſtoph von Baiern den goldenen Ring; in Zürich war 1472 die Bahnlänge 600 Schritt; in Breslau waren im J. 1518 Stücke des beliebten Zinns der Preis im Laufen. Neben den Männern rannten zuweilen die Roſſe, ſo in Augsburg 1446 beim Büchſenſchießen; 14 Pferde erſchienen an den Schranken, Preis war ein Stück Scharlachtuch, Sieger ein Pferd des Herzogs Albrecht, das er von München zum Rennen geſandt hatte.*) Bei dem Rennen im Jahr 1470 gewann ebendort ein Pferd Herzog Wolfgang's von Baiern den Preis von 45 Gulden. In Ulm waren 1468 für dies Pferderennen drei Preiſe ausgeſetzt, der erſte wieder rothes Tuch, der letzte ein Schwert; die Roſſe liefen auf dem „gewöhnlichen Rennweg", das langſamſte der angemeldeten Pferde erhielt eine Sau, die es in die Stadt führen mußte. — Auch das Ringen, ſogar das Tanzen erhielt Preiſe. So 1508 wieder in Augsburg. — Und einen närriſchen Preis erwarb ebendort ſogar der, welcher dem Volk die größte Lüge erzählen konnte.

Zu dieſen einheimiſchen Volksfreuden kamen andere, nicht weniger alt. Die Fechter drängen ſich auch in die Freiſchießen, — ſchon 1508 in Augsburg, — zumal wenn Fürſten an der bürgerlich theilnehmen. So kämpften 1560 in Stuttgart die Fechter paarweis auf dem Schießplatz, auch die fürſtlichen Frauen fuhren hinaus dies Gefecht zu ſehen, der erſte Sieger erhielt ein ſchönes Wammes von Taffet, jeder andere Preis betrug zwei Thaler. Zum Stahlſchießen in Zwickau führte 1573 der Markgraf von Ansbach eine Fechterbande von vierzig Mann, denen Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſeine Federfechter gegenüberſtellte. Sie kämpften an zwei Tagen paarweiſe gegen einander mit Langſchwert, Duſſek, langem Spieß, halber Stange, nach alter Sitte barhaupt, alle Neſtel aufgebunden, fröhlichen Gemüths, einzelne Paare machten viele Gänge, ohne einander zu beſiegen.

---

*) Welſer-Gaſſer, Chronik von Augsburg, S. 183.

Maſſenhafter hängen ſich andere Volksbeluſtigungen an die Freiſchießen, die Freude wird geräuſchvoller, reichlicher, übermüthiger, und wer den Schießplatz am Ende des 16. Jahrhunderts muſtert, ſieht auch aus dem Treiben des ſchauenden Volkes, daß die Zeit ſich geändert hat. Früher hatten die Schützen, unter ihnen Fürſten und Edle, an den offenen Turnſpielen theilgenommen, die Wittelsbacher waren unter den Bürgern der Reichsſtädte auf einem Beine gehüpft und hatten die ſchweren Steine geſchleudert. Am Ende des 16. Jahrhunderts ſchauen die Herren, auch die bürgerlichen Schützen den Volksſpielen ſchon vornehm zu, die Bauerburſchen aber kommen im Sonntagsſtaat mit ihren Mädchen und führen zum Vergnügen der Andern ihre ländlichen Tänze auf, es iſt beſondere Freude, die Bauermädchen um ein Camiſol oder einen Bruſtfleck wettlaufen zu ſehen, hohe Sprünge, flatternde Gewänder, ein Hinſtürzen der eiligen erregt beſonders Behagen, ihr dörfiſches Benehmen ſoll den Andern zur Erhöhung der Luſt beitragen. Es ſind vorzugsweiſe die Fürſten, welche daran ihr Vergnügen finden, ſelten fehlen gerottete Aufzüge und Tänze der Landleute, wenn ein Landesherr das Feſt ausſchreibt. Der Muthwille, welchen die Pritſchmeiſter oder gar trunkene Diener gegen das Landvolk üben, erregt auf dem

Schießplatz ein für uns unbehagliches Gelächter. Die tanzenden Paare ziehen mit rothen Vogelbeeren oder gar mit geſchwänzten Mohrrüben bekränzt auf den Plan, die Männer greifen auf ungeſatteltem Pferde in ſchnellem Ritte nach einer über ihnen aufgehängten Gans, und der Spaß iſt, daß ſie dabei von ihrem Klepper gleiten.

Auch für die Freude der Anſpruchsloſen und der Kinder war geſorgt. Da war z. B. ein poſſierlicher Narr, der mit einem Schild und kurzem Lederkolben bewaffnet jeden herausforderte, ihn mit einer Lanzenſtange anzugreifen. Wagte einer den Kampf, ſo wußte der Narr ſo ſchön die Stange abzupariren, dem Gegner auf den Leib zu rücken und ihn mit ſeinem Kolben zu bearbeiten, daß er die Lacher immer auf ſeiner Seite hatte.*) Neben ihm ſtand (zu Regensburg 1586) ein wilder Mann, dem man Kugeln in den geöffneten Mund warf, neun Kugeln um einen Kreuzer. Auf einem Röſſel ſaß eine luſtige Puppe, ein kleines Männlein, man warf ihn mit dem Ball herab, wer am häufigſten traf, gewann etwas. Auch der Hahn im Topfe fehlte nicht, nach ihm wurde mit kleinen Dreſchflegeln geſchlagen. Muthige Knaben aber klommen an dem glatten Kletterbaum, zuweilen war die Aufgabe, einen Hahn aus dem Korbe zu holen, welcher an der Spitze aufgehängt war, oder Kleider und Schmuckſachen.

Der Schießplatz ſelbſt war durch Schranken oder Seile geſperrt, aber zur Seite ſtanden die Zelte und Buden, Goldſchmiede legten Becher, Schalen, Löffel, Ketten aus. Sehr beliebt waren die Zinnbuden, vor denen mit dem Würfel in die „Brente“, die ähnlich wie unſer Puffbret mit roth und weißen Farben bemalt war, um Hausrath geworfen wurde. Um die Würfelbuden drängten ſich auch unheimliche Geſichter, Strolche, fahrendes Volk, gewöhnt noch mehr auf's Spiel zu ſetzen als ihre letzten erbeuteten Pfennige. Aber ſie waren nicht unbeobachtet, denn die Stadttrabanten ſchritten in ihrem Feſtſchmuck ernſthaft die Buden entlang, damit kein Frevel den Frieden des Schießplatzes ſtöre. Beſondere Aufmerkſamkeit wurde von den Feſtgebern auf die Kegelbahnen gewandt, die in Stadt und Land noch nicht ſo häufig ſtanden als jetzt. Oft ſind zwei, ja drei für das Feſt eingerichtet; auch hier werden Preiſe geſetzt, ſo werden 1518 in Breslau auf zwei Plänen ein Ochs und wieder zinnernes Geräth ausgeſchoben, die Kegelbahnen ſind zumal in Schleſien, Sachſen, Thüringen eine beliebte Zugabe der Feſte.

---

*) Caſpar Lerff, Freyſchießen zu Regensburg 1567. S. 2.

Von allem, was die Freiſchießen dem Volke anmuthig machte, hat nur eine Unterhaltung, gerade die bedenklichſte, in der folgenden ſchweren Zeit eine große Ausbildung erhalten, der Glückstopf, der beſcheidene Ahnherr der Staatslottos und Lotterien. Schon 1467 erſcheint er auf dem Armbruſtſchießen zu München; 1468 wird er im Ausſchreiben der Ulmer noch wie etwas Neues ausführlich beſchrieben; 1470 iſt er auf dem großen Schießen zu Augsburg eine wohlbekannte Einrichtung, die Gewinne ſind dort Becher, Kleiderſtoffe, ſammtne Gürtel, Waffen, es waren 22 Gewinne und mehr als 36,000 Zettel zu 8 Pfennigen; ein Koch gewann das Beſte, was dem Volk für einen angenehmen Beweis galt, daß es ehrlich zugegangen. Auf dem Büchſenſchießen zu Zürich 1472 hatte der Topf bereits wichtigen Antheil am Feſt, der Zettel koſtete dort einen Schilling, von jedem Gulden Gewinn mußte ein böhmiſcher Groſchen für die Spielleute abgegeben werden. Zur Ziehung wurde ein Gerüſt auf öffentlichem Platz errichtet, darauf eine Schaubude mit den Gewinnen geſetzt, daneben die Schreiber, die Töpfe. Es waren zwei Töpfe, in den einen wurden die Namen derer geworfen, welche einen Zettel gelöſt, in den andern Gewinne und Nieten, ein ſechzehnjähriger Knabe zog, zwiſchen die Töpfe geſtellt, aus beiden zugleich. Zuerſt wurde der Name gerufen, dann ob Gewinn, ob nicht. Der erſte Zettel und der letzte im Namentopf gewannen auch etwas, in Zürich 1472 einen Widder; wer viele Zettel nahm, erhielt ſie manchmal billiger. Schon 1504 beſtehn in Zürich die Gewinne aus baarem Geld, in Deutſchland aber blieb bei den Freiſchießen noch hundert Jahre länger der Brauch, verarbeitete Werthſtücke zu verſpielen. Die Spielwuth war groß, beſonders die Frauen drängten ſich um den Topf, und wenn man nach den erhaltenen Gewinnliſten ſchließen darf, waren auch die kleinen geiſtlichen Herren der alten Kirche luſtig beim Spiel. Selten fehlte der Topf im 16. Jahrhundert einem größern Freiſchießen, er war eine große Angelegenheit; emſig verzeichnen die Chroniſten Gaben und glückliche Gewinner. So ſtanden, um nur ein Jahr zu erwähnen, allein 1540 im mittlern Deutſchland zwei Glückstöpfe, denn in Frankenhauſen und Hof waren Freiſchießen, in Hof dauerte die Ziehung fünf Tage, der letzte Gewinn des Topfes war in beiden Städten die ſcherzhafte Sau, welche ſich vom Schießplatz auch in das Glücksſpiel eingedrängt hatte. Sehr groß war 1575 der Straßburger Glückstopf, 275 Gewinne, der erſte von 115 Gulden Werth; der Abſatz der Zettel war ſo reißend geweſen, daß man die Zahl vermehrt hatte, ebenſo im Verhältniß die Gewinne. Pfalzgraf Johann Caſimir, ein unternehmender Herr, hatte allein 1100 Looſe gekauft, er gewann aber gar nichts Erhebliches. Auch die Züricher Gäſte mit dem Breitopf hatten „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterſtadt“ einige tauſend Looſe genommen, welche zuſammen 101 Gulden koſteten, ſie gewannen dafür Silber, das ungefähr die Hälfte werth war. Die Ziehung dauerte vierzehn Tage, das Gedränge des Volkes um den Topf war ſehr beſchwerlich, zuletzt mußte Gewalt gebraucht werden den Topf zu ſichern.

Aus ähnlichen Anfängen hat ſich in Italien und Holland während des 16. Jahrhunderts die Lotterie ausgebildet, zuerſt große Ausſpielung von Waaren, bald von Geld, zuerſt von Einzelnen, bald von den Stadtgemeinden als Einnahmequelle benutzt. In Hamburg wurde die erſte Geldlotterie 1615 errichtet.

So verliefen die großen Waffenfeſte unſerer Ahnen, wochenlang ſchwirrte die Menge um Schießplatz und Buden, in den Straßen der gaſtlichen Stadt. Hatte die Schützengeſellſchaft endlich die vorgeſchriebene Zahl von Schüſſen gethan, ſo mußten alle Schützen, denen eine gleiche Zahl von Zirkelſchüſſen verzeichnet war, um ihren Gewinn auf beſonderer Scheibe „ſtechen", wer dabei den ſchlechteren Schuß that, erhielt den nächſten kleinern Preis. Ebenſo ſtachen um die Ritterpreiſe alle, welche im Hauptſchießen keinen Gewinn davongetragen. Die Haupt- und Ritterpreiſe wurden mit den Fahnen feierlich überreicht, die Geldgewinne hingen in bunten ſeidenen Beuteln an den Fahnen, Gewinne und Fahnen waren ſchon vorher in langer Reihe zur Schau ausgeſtellt, denn die Alten verſtanden ſehr gut, ſolch froher Auszeichnung auch guten Schein zu geben. Dann folgte meiſt ein Nachſchießen um die freiwilligen Einlagen der Schützen, einfacher, zwangloſer, zuweilen mit andern Schußentfernungen. Endlich auf dem Schießplatz die große Abdankung durch die Gaſtgeber, bei welcher den Gäſten noch einmal die Freude der Stadt mit Herzlichkeit ausgeſprochen wurde. Zuletzt ein großer Marſch vom Schießplatz in die Stadt. Das war ein wichtiger Vorgang. Aller Glanz des Feſtes entfaltete ſich noch einmal in dem langen Zuge. Trompeter und Pfeifer blieſen, die große Trommel und die Heerpauke dröhnten, die Pritſchmeiſter klatſchten mit ihren Pritſchen, die Würdenträger des Feſtes, Rathsherren und Neuner ſchritten mit ihren langen ſeidenen Schärpen, hinter ihnen die glücklichen Erwerber der Hauptpreiſe, jeder von zwei anſehnlichen Männern geleitet, jedem wurde ſein Gewinn vorgetragen. Unter den Fahnen ihrer Viertel folgten die Schützen, ſtolz trug jeder ſeine Preisfahne, aber auch die Vexirfahnen entzogen ſich nicht immer dem Zuge, demüthig kamen ihre Träger daher, hinter ihnen das junge Narrenvolk. Und unſere Vorfahren hatten Recht, wenn ſie ſich in ſolchen Aufzügen mit Selbſtgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, ſchwere Stoffe, Seide und Sammt ſuchten auch mäßige Männer bei feſtlicher Gelegenheit zu tragen. Alle waren gewöhnt, ſich vor Andern ſehen zu laſſen, und wußten wohl, wie man ſtattlich einherſchreiten mußte. Eine Feder auf dem Barett oder Hut, die Wehr an der Seite, den einen Arm unter dem Mantel in die Hüfte geſtützt, ſo ſchritten ſie lang aus im Marſchtempo, die Füße breiter auseinander ſetzend, als jetzt Sitte iſt, und dabei den Körper in angenehmer Weiſe bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein zur Seite bewegend.

So ging's zum letzten Abendſchmauſe. Den Abreiſenden wurde das Geleit von ihren Gaſtfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in das Land gegeben.

In der Gaſtfreundſchaft, welche die Schützen genoſſen hatten, liegt noch für unſere Empfindung etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatz waren ſie in den Stunden des Schießens häufig mit freiem Trunk verſehen und durch ein feſtliches Frühſtück erquickt worden, auch in der Stadt wurden ſie wenigſtens einmal, meiſt öfter, zuweilen täglich von dem Rathe der Stadt bewirthet; dann fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angeſehenſten Häuſer theilnahmen. Dieſe Bewirthung der Gäſte, im 15. Jahrhundert bei aller Herzlichkeit noch einfach, wurde in der letzten Zeit zuweilen verſchwenderiſch, ſie muß, wenn ein ſolches Feſt vierzehn Tage, ja, wie z. B. in Straßburg, gar fünf Wochen dauerte, den Gaſtgebern ſehr theuer gekommen ſein; mehr als einmal klagen bedenkliche Chroniſten, daß ihre Stadtkaſſe übermäßig in Anſpruch genommen ſei. Sogar in Straßburg wurde dieſer Vorwurf laut, auch den Löwenbergern wurde nach ihrem Vogelſchießen im Jahre 1615 nachgeſagt, daß die Stadt ſich weit über ihre Kräfte angeſtrengt hätte. Es war aber auch Alles ſehr koſtbar und ſtattlich geweſen.

Da verſtand man im 15. Jahrhundert beſſer zu rechnen. Das große Stahlſchießen zu Augsburg im Jahre 1470 koſtete der Stadtkaſſe über 2200 Gulden, nach damaligem Getreidewerth eine hohe Summe, und doch war der Zudrang von Fremden ſo groß, daß die Augsburger ſich ſpäter ſagen durften, ſie hätten keinen Verluſt gehabt. Freilich war damals noch die Bewirthung von 466 fremden Schützen einfach geweſen.

Die Zahl der Schützen war bei den älteſten Stahlſchießen noch nicht groß. In Augsburg waren 1425 nur 130, im Jahr 1444 ſchon 300, und 1470 bereits 466 fremde Schützen. Seit das Feuerrohr bei großen Landſchießen dazutrat, verdoppelte ſich die Schützenzahl. So fanden ſich 1485 in St. Gallen 208 Stahl-, 445 Büchſenſchützen zuſammen, 1504 in Zürich 236 und 451, 1508 zu Augsburg 544 und 919 Mann. Bei der alten Einrichtung des Schießens wurde durch ſolche Menſchenzahl das Feſt ſehr in die Länge gezogen; daher iſt im 16. Jahrhundert zuweilen das Beſtreben ſichtbar, die Zahl der Einladungen zu beſchränken, die Einlagen der Schützen aber zu erhöhen, es ſcheint, daß man ein Feſt mit etwa 200 bis 300 fremden Schützen für das behaglichſte hielt. Es dauerte dann ungefähr eine Woche, der Einzelne kam beſſer zur Geltung, die Menſchenmaſſe war doch eher zu leiten. Denn auch bei mäßiger Schützenzahl war der Zudrang fremden Volkes zum Schießplatz ungleich größer, als er jetzt ſein würde. Wohl jeden Schützen begleitete ein Bube, der ihm bei Rüſtung oder Rohr aufwartete, waren Fürſten und Herren geladen, ſo erſchienen ſie mit großem Gefolge von Junkern, Dienern, Trabanten und Roſſen; auch das Geſindel, Bettler und Gauner, ſtrömte zuſammen, und die Sorge um Diebſtahl, Raub und Brand wurde groß bei den Vätern der Stadt.

Auch war es für die Feſtgeber nicht immer leicht, die Einheimiſchen und Fremden in Ordnung zu halten; denn neben der angebornen Herzlichkeit und dem Gefühl, daß man ſich in der Fremde fügen müßte, lebte in den trotzigen Seelen auch ein ſehr reizbarer Stolz auf die Heimat, gern fand man das Fremde, Ungewohnte in Tracht, Sitte, Sprache lächerlich, und freute ſich mehr als jetzt, durch launige Spottrede ſeinem Selbſtgefühl Luft zu machen. Zwiſchen den einzelnen Landſchaften aber ſchwebten immer wie kleine Gewitterwolken gewiſſe alte Stachelreden und ſpöttiſche Geſchichten. Schweizer und Schwaben, Thüringer und Franken, Heſſen und Rheinländer wußten einander Lächerliches nachzuſagen, ein Wort, beim Trunk geſprochen, eine höhnende Erinnerung vermochte den Frieden des Feſtes zu ſtören und in jähem Zorne Parteien aufzuregen; nicht immer halfen verſöhnende Worte und verdoppelte Freundlichkeit. So kamen die Seehaſen und Kühmelker beim Stahlſchießen zu Conſtanz 1458 in harten Zwiſt. Ein Conſtanzer, der mit einem Luzerner würfelte, nannte den Berner Plappart, die kleine Münze, die er gewonnen, einen Kühplappart, der Luzerner fuhr auf, Schläge, Getümmel. Die Schützen von Luzern blieben bis zu Ende des Feſtes, aber ſie klagten laut, das Geleite ſei gebrochen, ihre Ehre gekränkt. Nach ihrer Heimkehr ließen Luzern und Unterwalden das Kriegsbanner fliegen und fielen auf Conſtanzer Gebiet, die von Conſtanz mußten 5000 Gulden als Sühne zahlen. — Doch ward in der Regel vorgeſehen, daß ſolche Störung auf der Stelle in Güte ausgeglichen oder den Gäſten Genüge gethan wurde.

Unter den zahlloſen Bildern ſtädtiſcher Gaſtfreundſchaft bietet die liebenswürdigſten Züge das gute Verhältniß, welches mehr als hundert Jahre zwiſchen Zürich und Straßburg beſtand, durch manche leidenſchaftliche Aufwallung unterbrochen, immer wieder befeſtigt.*) Im Jahre 1456, ſechs Jahre nachdem die

---

*) Es muß eine ſehr alte Annahme geweſen ſein, die ſich wohl auf — für uns verklungene — Sagen ſtützte, daß man aus der innern Schweiz zu Schiffe rheinab in einem Tage nach Straßburg gelangen könne. Im Jahre 1278 hatte ein Luzerner Schiffer 30 Pfund auf die Strecke Luzern

Schweizer im Luzernerland zu Surſee das erſte Schießfeſt veranſtaltet hatten, fuhren junge Schweizer einen großen Topf mit warmem Hirſebrei zu Schiffe von Zürich nach Straßburg, ſie kamen am Abend an, warfen die berühmten Züricher Semmeln unter das Volk, überreichten den warmen Hirſebrei dem Rathe der befreundeten Stadt als Zeichen, wie ſchnell die Schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernſt gelte, und tanzten noch dieſelbe Nacht mit den Straßburger Jungfrauen. Seitdem hatten Erhebung und Leiden der Reformation neue geiſtige Bande zwiſchen Zürich und der großen Reichsſtadt geknüpft, Bucer und die Schweizer Reformatoren, Gelehrte und Künſtler beider Städte hatten in engen Beziehungen geſtanden; freilich war durch Verſchiedenheiten des Bekenntniſſes auch auf kurze Zeit Irrung hervorgerufen worden. Oft hatten die Straßburger die Gaſtfreundſchaft der Schweizer erprobt. Als nun hundertzwanzig Jahre nach jener erſten Reiſe des Breitopfs die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freiſchießen für Stahl und Büchſe ausgeſchrieben und ſtarker Zuzug aus Zürich die erſten vierzehn Tage des Armbruſtſchießens mitgefeiert hatte, da beſchloß wieder eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rath, die alte Fahrt zu wiederholen, wieder ſetzten ſie wie ihre Ahnen den großen metallenen Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirſebrei gefüllt, beim Morgengrauen in das Schiff, und fuhren gleich gekleidet in Roſa und Schwarz aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeter und Trommler. Die Orte, bei denen während des ſonnigen Tages das Schiff vorbeiflog, begrüßten mit Zuruf die fröhlichen Geſellen, am Abend legten ſie in Straß-

---

bis Straßburg gewettet, aber er kam nicht bis Straßburg und verlor die Wette. Vergl. Annal. Colmar. maior. bei Pertz, Mon. Scriptt. XVII p. 203. Die Bundesfreundſchaft zwiſchen Zürich und Straßburg ſtammt vielleicht aus den Fehden Rudolf's von Habsburg, dem beide Städte eng verbunden waren.

burg an, längſt von dem Thürmer verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerſchaft entgegen, Abgeordnete des Rathes begrüßten ſie, ſie trugen den Topf an das Land und überreichten ihn dem Rathe, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe, und wieder wurden die männlichen Worte geſprochen: „Schnell wie heut zum Scherz auch zu ernſter Hilfe,“ und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Hauskoſt noch warm mit Freuden genoſſen. Mit herzlichem Behagen hat der Straßburger Fiſchart die Reiſe des Breitopfs beſchrieben, wir empfinden aus ſeinen Verſen die Wärme, welche damals Wirthe und Gäſte erhob. Die Reiſekoſten des Hirſetopfs, ſogar die Summe, welche die Schweizer „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterſtadt“ beim Glückstopf eingelegt hatten, wurden durch die Stadt Zürich getragen. Dafür nahm ſie die kleinen Silbergeſchirre, welche im Topf von den Zürichern gewonnen waren. Die geſammten Reiſekoſten, welche Zürich damals ſeinen Schützen zahlte, betrugen an 1500 Gulden.

Es iſt anziehend, dieſe brüderlichen Feſte der Stadtgemeinden nach Landſchaften zu betrachten. Es war bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts keine ſo leichte und gefahrloſe Sache von Nürnberg nach Augsburg zu reiſen, als jetzt von Leipzig nach Zürich. Gern flogen die Raubvögel des Landes von ihren Burgthürmen in die Wälder, welche die gaſtliche Stadt in weitem Kreiſe umſchloſſen, mehr als einmal wurde dem glücklichen Schützen aufgelauert und von adligen Reitern der ſchöne Beutel mit den gewonnenen Gulden geraubt und die Fahne zerbrochen; auch in großer Geſellſchaft war der Weg leicht unſicher, die Fahrt mühſelig, die Herbergen an kleinen Orten nicht ſelten ſehr ſchlecht, ohne Speiſe und Trank. Es verſtand ſich alſo, daß auch an dem größten Freiſchießen, auf welchem jeder unbeſcholtene Mann willkommen war, nur Einzelne aus weiten Entfernungen theilnahmen, die vielleicht der Zufall in die Nähe geführt hatte. Deshalb iſt zu verwundern, daß die Kreiſe, in welche die ausſchreibende Stadt die Einladungen ſandte, doch ſo groß ſind. Die Wittenberger ſind willkommene Gäſte noch in Regensburg, Stuttgarter in Meißen; der Zufall und einzelne angeſehene Bürger knüpften die Bande ſolcher Gaſtfreundſchaft zuweilen zwiſchen weitentfernten Städten, dann lieſen die Einladungen 40, 50, ja 100 Meilen weit. Im Ganzen aber laſſen ſich Gruppen von gaſtlichen Genoſſenſchaften der Städte erkennen. Die Schweizer, Schwaben und Baiern ſtehn in enger Verbindung. Lange iſt Augsburg, mehr als Nürnberg, Mittelpunkt und Vorbild für dieſe Gruppe. Zu ihr gehört der Rhein bis unter Straßburg hinab. Die größten und glänzendſten Freiſchießen werden durch zweihundert Jahre in dieſem Theile Deutſchlands gefeiert. — In Baiern ſtehn ſchon um 1400 die kräftigeren Orte unter einander in feſter Gaſtverbindung. Dort hat die Stadt, deren Schützen auf einem Schießen das Beſte gewannen, die Verpflichtung, das nächſte Schießfeſt mit demſelben erſten Preis auszuſetzen. So ladet Kehlheim, das in München den ausgeſetzten Widder erworben hat, im Jahr 1404 wieder die Münchner zum Wettkampf. Aber auch kleinere Feſte umfaſſen hier im 16. Jahrhundert einen weiten Kreis. In Regensburg z. B. ſchießen die Baiern und Schwaben mit größeren Städten von Thüringen und Meißen, dazu mit Lindau, Salzburg und einigen böhmiſchen Orten. Die Tiroler und Salzburger ſammeln ſich vorzugsweiſe in kleinen Schießen ihrer Landſchaft. So auch die Franken nördlich vom Main. Dort beſtand eine dauernde Vereinigung mittler und kleiner Ortſchaften. Dieſer fränkiſche Verband umfaßte im 16. Jahrhundert mit Würzburg und Schweinfurt 41 Städte und 42 Dörfer mit freien Bauern vorzugsweiſe aus dem Bisthum Würzburg und der gefürſteten Grafſchaft Henneberg. Der Hauptpreis war eine Halskette, „das Landeskleinod", welches von dem Sieger ein Jahr lang getragen wurde und dem ſiegreichen Orte die Verpflichtung auflegte, das nächſte Schießen zu veranſtalten. War eine Gemeinde des Verbandes klein und arm, dann wurde auch ihr Schießen wenig beſucht. So waren in Neuſtadt a. d. Saale 1568 nur Abgeordnete von 18 Städten und 3 Dörfern erſchienen. Der Verein beſtand im Anfange des 16. Jahrhunderts, er erhielt ſich wahrſcheinlich bis zum dreißigjährigen Kriege.

Eine andere Gruppe umfaßte die Beſitzungen des ſächſiſchen Hauſes: Thüringer, viele Franken und Meißner, welche einander den Kranz zuſandten. Auch ſie hielten bei ihren Freiſchießen an der Armbruſt, nur ſelten wird der Vogel aufgerichtet, der dort bei kleinern Schießen ſich lange erhielt. Auf ihren Feſten ſind die Franken bis über Nürnberg regelmäßige Gäſte, die Schwaben nur einzeln, mehre Deutſchböhmen. — Aber an der Grenze dieſer Gruppe, in Halle, beginnt eine andere Genoſſenſchaft, deren Mittelpunkt Magdeburg iſt; hier wird der Vogel häufiger, ſo noch bei dem großen Freiſchießen 1601 in Halle, der Ausdruck „Schützenhof" erſcheint und mancher beſondere Brauch. Dieſer Kreis umfaßt die Harzſtädte bis Braunſchweig, die Altmark, und greift noch weiter nach Oſten und Norden, denn die Hallenſer ſandten ihre Einladungen bis Berlin, Brandenburg, ja Greifswald. — Wieder in engem Verbande ſtehn die Städte der großen Landſchaft Schleſien mit dem Mittelpunkt Breslau, dort hatte das Vogelſchießen die größte Ausbildung erlangt; ſehr häufig ſind die Feſte, nicht ſelten machen zwei Städte einander Concurrenz, ſo 1504 Liegnitz und Neiße, wo die Breslauer auf die Einladung der Neißer erwiederten, daß ſie bereits in Liegnitz angenommen hätten und deshalb nicht kommen würden. — Die Städte des Mittelrheins hatten in Köln und Aachen die Hauptorte, aber die Freiſchießen dieſer Gegend, welche am Ende des 15. Jahrhunderts zahlreich waren, wurden durch die religiöſe Spaltung verkümmert. Merkwürdig, daß in den Ländern der Niederſachſen, an der Oſt- und Nordſee, gerade dort, wo die alte Hanſa ſo großartige Städteverbindungen begründet hatte, die Freiſchießen weniger häufig und anſehnlich ſind. Am eifrigſten waren Schweizer und Schwaben, Thüringer, Meißner, Schleſier. Bei den Schweizern behielten dieſe großen Feſte den Charakter von Waffenübungen, ſie waren praktiſcher und ernſter; die poſſenhafte Laune und die Pritſchmeiſterſtreiche blühten in Schwaben und in Mitteldeutſchland.*) Es iſt kein Zufall, daß es im Ganzen die proteſtantiſchen Theile des deutſchen Reiches ſind, in denen Kraft und Behagen des Bürgerthums am großartigſten ausgebildet iſt.

Wenn alle dieſe Einzelheiten nur ein ſehr unvollſtändiges Bild geben von dem Glanz und der Farbe, von dem Wohlſtand und Selbſtgefühl, welche nach dieſer Richtung die deutſchen Städte in alter Zeit entwickelten, ſo werden ſie doch hinreichen dem Leſer die Empfindung zu geben, daß wir in Vergleich zu jenen Zeiten zwar viel gewonnen, aber lange Zeit auch Einiges entbehrt haben. Auch der größten Stadtgemeinde wäre noch vor wenigen Jahren abenteuerlich erſchienen, Feſte zu veranſtalten, welche nach unſern Geldverhältniſſen vielleicht mehr als 50,000 Thaler koſten und nicht bei dem ehrenden Beſuch eines Fürſten veranſtaltet werden, ſondern zur Luſt deutſcher Landgenoſſen, welche drei, ja fünf Wochen dauern und während dieſer Zeit viele hundert, ja mehre tauſend Gäſte der Freundſchaft Einzelner, zum Theil auch der Stadtgemeinde übergeben. Es iſt wahr, die Zeit iſt uns werthvoller geworden, raſcher wird das Leben genoſſen, wir drängen in Tage zuſammen, wozu unſere Ahnen Wochen verwandten. Es iſt wahr, der moderne Menſch ſucht die Erholung in hoher Sommerzeit auf Wegen, welche vor drei

---

*) Doch litten die Schweizer auch unter der Pritſche. Auf dem Titelholzſchnitt des ſeltenen Gedichts: Außreden der Schützen von Hans Heinrich Grob, Zürich. 1602. 4°, iſt ein Büchſenſchießen abgebildet, dabei der Pritſchmeiſter in voller Narrentracht, zweien Schützen in erwähnter Weiſe den Kopf abſchlagend.

Jahrhunderten faſt unbekannt waren, er flüchtet ſich aus dem geräuſchvollen Treiben und der angeſtrengten Tagesarbeit in Gebirgswälder und Alpenthäler, während unſern Vorfahren gerade das Freude und Erholung war, eine große Genoſſenſchaft von Männern aufzuſuchen und aus dem engen Bannkreis ihrer Mauern, aus der Zunftſtube und der Rathshalle in eine größere Verbindung zu treten, in welcher ſie durch ihre Tüchtigkeit Ehre und Gaben gewinnen konnten. Das freudige Selbſtgefühl des Mannes im geſelligen Verkehr mit Andern, die Leichtigkeit, mit welcher gemeinſame Uebungen mehre Hunderte, ja Tauſende zuſammenſchloſſen, vor allem die ſtattliche Kraft, mit welcher ſich die Städte nach außen geltend machten, das alles hat uns nur zu lange gefehlt. Wenn unſern alten Vorfahren ſelten vergönnt war, in den großen Angelegenheiten des Lebens, in Staat und Kirche die Einheit deutſcher Forderungen und Bedürfniſſe zu fühlen und durch gemeinſames Handeln und große Siege das Leben aller Einzelnen zu adeln, ſo wußten ſie wenigſtens in ihrer Geſelligkeit ein Gebiet zu öffnen, wo das deutſche Weſen und Gemüth kräftigen Ausdruck gewann. Und merkwürdig, in der neueſten Zeit, als in den Deutſchen Bedürfniß und Sehnſucht nach einem kräftigen politiſchen Leben mächtig wurden, da ſuchte das Volk zuerſt wieder in großen Feſten und freier Geſelligkeit das gemeinſame Band feſter zu ſchließen. Die Freiſchießen und Turnfeſte, in Deutſchland ſo lange verſunken und vergeſſen, wurden wieder eingerichtet.

Hier aber am Ende eines großen Zeitraums, unmittelbar vor Jahren der Verwüſtung und jähen Abſturzes, ſei erlaubt vorzugreifen und einen ſchnellen Blick auf die Schießſtätten deutſcher Städte nach dem großen Kriege zu thun. Die gaſtlichen Freiſchießen der Städte werden ſelten und dürftig, in den Landſchaften Norddeutſchlands hören ſie ganz auf, nur in Frankfurt a. M., München und wenigen andern Städten Südfrankens, Baierns, Oeſtreichs haftete die alte Gewohnheit der Einladungen, Preiſe, Ordnungen, aber Umfang und Bedeutung der Feſte ſind unvergleichlich geringer. Wo einmal ein glänzendes Landſchießen ſtattfindet, da ſind es die Landesherren, welche bei Familienfeſten oder aus „ſonderbarer“ Huld Preiſe ſtellen und ihren Unterthanen oder Nachbarn die Theilnahme geſtatten.*) In den Städten beſtehn die alten Schützengeſellſchaften, oft ihrer alten Ehrenbecher, Ketten, Kleinode beraubt, ſelbſt die vorſichtigen Leipziger haben die ſilberne Statue ihres heiligen Sebaſtian nicht gerettet. Manch alter Brauch erhält ſich in ihren verödeten Schießhäuſern, das Armbruſtſchießen nach dem Vogel und Blatt wird an vielen Orten kümmerlich fortgeübt — es dauert in wenigen Städten als veraltende Merkwürdigkeit bis heut; das gezogene Gewehr bürgert ſich ein, in größeren Gemeinden begünſtigt wohl der neue kaiſerliche Adel die Schützengilden und ihre alten Königſchießen, dann erhalten dieſe Feſte das ſteife, anſpruchsvolle Ausſehen feierlicher Staatshandlungen. So gewandelt erſcheint das ſtädtiſche Königsſchießen, das einzige dürftige Stadtfeſt, welches den deutſchen Bürgern des 18. Jahrhunderts geblieben iſt, in einer Beſchreibung des Breslauer Schießens aus dem Jahre 1738. Sie ſteht an einer Stelle, wo ſie ſchwerlich geſucht werden wird, in dem fleißigen Werk des Arztes Johann Chriſtian Kundmann: Berühmte Schleſier in Müntzen. 1738. 4. S. 428, und wird im Folgenden bis auf wenige Auslaſſungen wortgetreu mitgetheilt.

„Jetziger Zeit obſerviret man bei denen Königsſchießen folgende Solennitäten. Am Pfingſtdienſtage fähret der vorjährige König mit denen Herren Schützenälteſten, der Zwingerbrüderſchaft wie auch anderen erbetenen Freunden auf etlichen zwanzig Wagen in den Zwinger hinaus. Beim Wagen gehen als Bediente der Schreiber, zwei Ausreiter, der Zieler und des Königs eigener Bedienter, welche Suite mit Pauken und Trompeten daſelbſt empfangen wird. Darauf werden im Zimmer die Einkünfte des Königs den Herren Schützen vorgeleſen und müſſen diejenigen, ſo um das Königreich mit ſchießen wollen, ihre Namen eigenhändig unterſchreiben. Dann erſcheinen zwei erbetene Herren Commiſſarien von einem hochedeln geſtrengen Rathe, welches gewöhnlich die beiden jüngſten Rathsherren vom Ritterſtande ſind; die tragen ſpaniſche, mit Spitzen oder Kanten beſetzte Mantelkleider und ſtellen ſich oben im Zimmer dem König gegenüber auf, welcher in ſeinem Königsornat daſteht und den großen vergoldeten Vogel trägt. Die Rathsherren melden, wie ſie als Commiſſare dieſem Schießen beizuwohnen hätten. Darauf gehet der König alſo auf den Schießplatz, die Herren Commiſſarien neben ihm her, und darauf die Herren Aelteſten und Schützen.

---

*) Ein Verzeichniß ſüddeutſcher Landſchießen nach dem deutſchen Kriege in: J. C. Schmit, Hiſtoriſche Schilderung des Schießhauſes zu St. Johannis. Nürnberg, 1838. Wohl das letzte Freiſchießen nach altem Brauch wurde 1829 zu Nürnberg gehalten. Es waren dazu 19 Schützen aus Fürth und 17 aus andern Städten erſchienen.

Dieweil zufolge alten Herkommens nach einem Vogel geſchoſſen werden muß, ſo wird ſtatt der Scheibe ein großer ausgeſchnittener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln aufgeſetzt und nach dieſem ſechs Rennen gethan oder von jedem Schützen ſechsmal geſchoſſen. Dem Könige, dem ſein Ehrenzeichen, der große vergoldete Vogel, zu ſchwer und incommode zu tragen iſt, wird ein kleiner ſilberner Vogel oder eine große Klippe (viereckige Medaille) angebunden. Er behält das Zeichen ſo lange, bis von einem Andern ein Spiegelſchuß mit voller Kugel geſchieht. Der König ſchießet allemal zuerſt unter Pauken- und Trompetenſchall. Wenn dieſe Schüſſe vorbei ſind, wird der neue König denen Herren Commiſſariis, welche herunter in das Schießhaus kommen, von dem Zwingerredner, ſo gemeiniglich ein Advocat iſt, durch eine wohlgeſetzte Rede präſentirt, und dem Könige werden die gewöhnlichen Geſchenke überreicht. Der erſte Herr des Rathes antwortet mit einer eben ſolchen Rede. Darauf wird zum Zwingermahl gegangen und nach aufgehobener Tafel der König mit Pauken und Trompeten nach Hauſe begleitet. Oder der König und die Bruderſchaft marſchiren mit Muſik und Wein in der Stadt herum und beehren damit ihre patronos und guten Freunde. Am Mittwoch darauf gibt der König ſein gewöhnliches Silberſchießen, welches ſechs Gewinnſte von Silber hat, die in Bechern und Löffeln beſtehen. Nach Vollendung deſſelben gibt der König das erſte Tractament.

Den Sonnabend darauf wird früh um 8 Uhr der König mit dieſer Begleitung in ſeinem koſtbaren Ornat vor einen hochedeln geſtrengen Rath in die Rathsſtube geführet, wo der Zwingerredner wieder eine Oration hält und für den König alle Immunitäten ausbittet; der Herr Präſes antwortet mit einer gleichmäßigen Rede, confirmirt ihm ſein Königreich, ertheilt ihm die Königsbeneficien und beſchließet mit einem Glückwunſch. Dabei wird zugleich der Tag zum „Königs-Vortheil“ oder „Pomeranzenſchießen“ ausgebeten, gemeiniglich ein Montag wenige Wochen nachher. Dieſes iſt ein Luſtſchießen von zwölf Rennen. Wer nun in jedem Rennen den beſten Zweckſchuß hat, und wer mit dem Rohr und den Würfeln (die gleich ſchlechten Schüſſe würfeln unter einander) gefehlt hat, müſſen ſich beide vor das Schießhaus ſetzen. Dem erſten wird eine große Pomeranze auf einem zinnernen Teller gereicht, ſammt einem Geſundheitsglaſe Wein, darum ein Roſenkranz, zugleich werden einige Verſe zu ſeinem Ruhme vorgeleſen, wobei Pauken und Trompeten ſich hören laſſen. Der Fehler bekommt einen Quarkkäſe in einen Neſſelkranz gelegt auf einem hölzernen Teller, zuſammt einem Glaſe Bier, wobei der Dudelſack und eine kleine Fiedel angeſtimmt wird; die Verſe aber ſind gemeiniglich ſehr ſtachlich, und üben ſich oft die Zwingerpoeten, ihren guten Freunden die Wahrheit im Scherz vorleſen zu laſſen. Außerdem bekommt in allen Rennen jeder Schuß am äußerſten Rand der Scheibe eine Citrone, und ebenſo jeder, welcher auf der Scheibe ſelbſt eine

Citrone, Pomeranze oder einen Quark trifft, welche auf dieſe nebſt einem nach Umſtänden der Zeit erfundenen Bilde gemalt ſind. Alsdann wird wiederum zur Tafel gegangen, wo der Zwingerorator und der erſte Rathsdeputirte Reden halten und erſterer die Fahnen und Gewinnſte für die beſten Zweckſchüſſe und die Sieger in den zwölf Rennen unter Pauken und Trompeten austheilt. Darauf gibt der König ein koſtbares Mahl, welches oft ziemlich bis zum Tagesanbruch währt. Ueber dem König hängt der große Königsvogel, er ſelbſt ſitzt auf einem großen Lehnſtuhl mit Armen obenan. Von da wird der König nach Hauſe und zu den patronis begleitet und dieſe Solennität nicht ohne Luſtbarkeit geendet. Zuletzt gibt der König noch den Tag darauf ein Bratwurſtſchießen und ſetzt dabei praemia von Silber und Golde aus; dieſes Schießen wird wiederum mit einem Tractament und darauf folgendem Würfelſpiel um Zinn geſchloſſen.“

So weit der Bericht Kundmann's. Wie wenig bedeutend ein ſolches Königsſchießen nach dem großen Kriege auch war, es iſt immerhin aus der Beſchreibung Einiges zu lernen. Das Volksfeſt der alten Zeit iſt zu einer anſpruchsvollen Feierlichkeit geworden. Vornehmthun iſt das Lockende, nur der Wohlhabende vermag König zu werden; im Wagen fahren, ſich von Bedienten geleiten laſſen, koſtbare Mahlzeit und theure Preiſe ausſetzen iſt die Hauptſache, das Schießen faſt Nebenſache, und, was ſehr bezeichnend iſt, dem König kann nicht mehr zugemuthet werden, öffentlich vor ſeinen Mitbürgern zu ſprechen, ſtumm waltet er ſeiner Würde, der Advocat ergreift für den Bürger beim Feſte das Wort. Zuletzt iſt zu erſehen, wie ſich immer noch einige der alten luſtigen Bräuche in Trümmern erhalten haben, ſie ſtehn bereits im Gegenſatz zu der ſpröden Ziererei und Empfindlichkeit der Zeit, die launigen Reime der Pritſchmeiſter haben aufgehört, ſogar die Spottverſe für ſchlechte Schützen müſſen abgeleſen werden.

Allmählich werden dieſe Erinnerungen aus einer kräftigern Zeit als veraltet und abgeſchmackt bei Seite gelegt.

Aber nicht die Armſeligkeit des Volkes allein, die bittere Frucht des Krieges, vernichtete die großen Bruderfeſte des Bürgerthums, auch nicht die herrſchende Neigung zu hochmüthigem Abſchluß gegen Alles, was beſcheidener im Leben ſtand, wie ſehr das Vornehmthun übrigens dem Behagen ſchadete. Nicht weniger nachtheilig war das eigenthümliche Gepräge, welches ſelbſt der beſten und freieſten Bildung in jener Zeit der Erniedrigung aufgedrückt wurde.

Es war fürwahr eine Angſtzeit der deutſchen Volksſeele, durch welche der wehrhafte Bürgersmann, der mit Kraut und Loth wohl umzugehn und eine Kartaune zu richten wußte, in einen ſcheuen, leiſetretenden Herrn geformt wurde, der die Schritte beſchleunigte, wenn in ſeiner Nähe ein Flintenkolben ſtark aufgeſtoßen ward, und der ängſtlich ſorgte, daß ſeine Söhne zu hoch aufſchießen und in die greuliche Lage kommen könnten, ein Gewehr in Reih und Glied zu ſchultern.

11.

Der deutſche Teufel

im ſechzehnten Jahrhundert.

Auch die Wahngebilde des Menſchengeſchlechts haben eine Geſchichte, ſie formen ſich um und entwickeln ſich wie die Perſönlichkeit der Völker, denen ſie wichtig ſind. Und im Jahrhundert Luther's hatte eine ſolche Phantaſiegeſtalt größere Wichtigkeit erhalten als die meiſten irdiſchen Leben. Es iſt die Kehrſeite deutſcher Bildung, welche an ihr ſichtbar wird, ihr gebührt die letzte Stelle unter den bedeutſamen Erſcheinungen der Reformationszeit.

Die älteſten jüdiſchen Urkunden kennen den Teufel nicht. Die Schlange Eva's iſt erſt durch ſpätjüdiſche Deutungen, welche in unſern Glauben übergingen, zum Satan geworden; der Verſucher gibt weder Kain den Gedanken des Brudermordes ein, noch nimmt er dem jüdiſchen Gott die Mühe ab, die Zauberer Pharao's durch das maſſenhafte Erzeugen von Ungeziefer und Krankheiten zu ſchlagen. Erſt ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft drang ſein Bild aus der Religion der Perſer zu den Juden. Der Teufel verdankt aber ſeinen Urſprung keiner Volksreligion, d. h. keinem Gottesglauben, in welchem die Seele eines ganzen Volkes ſich ſchaffend und umformend abſpiegelt, denn er kam den Perſern erſt durch Zarathuſtra und deſſen geoffenbarte Religion. Erſt in der Seele des Einzelnen ſpannen ſich die Gegenſätze zwiſchen gut und böſe, hell und dunkel, heilbringend und ſchädlich zu einem ſtreng durchgeführten Dualismus, Gegenſätze, welche in jeder Volksregion durch die Fülle der Bildungen immer von Neuem erzeugt und immer wieder verwiſcht werden. Was durch das beſchauliche Nachdenken eines großen Religionsſtifters vergeiſtigt iſt, wird dann durch einen bevorrechteten Prieſterſtand in das ſtarre Lehrgebäude gefügt. Die dunkle Geſtalt eines böſen Princips, welches dem Lichte, dem Leben, der Sittlichkeit des Menſchen entgegenarbeite, erſchien den Perſern als Fürſt eines Reiches böſer Geiſter. Nur langſam gewann dieſe Geſtalt bei den Juden eine entſprechende Bedeutung. Im Buche Hiob gehört Satan noch zum Hofſtaat Jehova's, der jüdiſche Gott unterhält ſich mit ihm etwa wie ein morgenländiſcher Gewaltherrſcher mit ſeinem Generalprofoß. Allmählich entwickelt ſich eine Monarchie der Teufel im Gegenſatz zum Engelreiche Jehova's, eine größere Zahl von Teufelsnamen wird erfunden. Zu Chriſti Zeit war der Satan der Juden bereits der große Verſucher der Sterblichen, er hatte Macht in Menſchen und Thiere zu fahren, er konnte durch die Beſchwörungen Frommer aus ſolcher Behauſung getrieben werden, und es war volksthümlich, die Macht eines frommen Lehrers nach der Gewalt zu meſſen, die er über die Teufel ausübte. — Als ſich der junge Chriſtenglaube das griechiſche und römiſche Abendland unterwarf, wurden die antiken Götter als Bundesgenoſſen des Teufels betrachtet und vieler Aberglaube, der an den ſpätrömiſchen Culten hing, nahm den Teufel zum Mittelpunkt. Unterdeß dichtete die älteſte Kirchenlehre die Geſchichte des Satans weiter. Der perſiſche Agromainjus (Ahriman) hatte ſich als Fliege in die Welt eingedrängt, als Fliegengott übertragen auch die Ueberſetzer in der Septuaginta den ſemitiſchen Götzennamen Baalſebub. Erſt jetzt kam der Glaube, daß der Satan und ſeine Genoſſen abgefallene Engel vom Hofſtaat des Herrn ſeien. Seitdem wird ihm der Name Lucifer, Morgenſtern, nach einer falſch gedeuteten Stelle des Jeſaias.

Aber die Vorſtellungen, welche die erſten Kirchenväter von

Perſon und Macht des Teufels hatten, wurden weiter umgeformt, als die germaniſchen Stämme das Gebiet des römiſchen Reiches unterwarfen und das Chriſtenthum annahmen. Junge kraftvolle Völker, deren Eigenart war, mit einer einzigen Bildſamkeit fremde Culturen in ſich aufzunehmen und gerade an ſolcher fremden Habe, welche bis dahin allen Völkern langſamen Tod gebracht hatte, das eigene Empfinden zu vertiefen und die Lebenskraft zu ſtärken. Dieſer Familie von Völkern ging die Fülle eigenen Lebens, deren höchſter Ausdruck ihr alter Götterglaube geweſen war, mit dem Chriſtenthum nicht verloren. Zwar die Namen der alten Götter verklangen allmählich; was dem neuen Glauben offenbar feindlich war, wurde durch den Eifer der Prieſter, durch Gewalt und fromme Liſt nach langer Arbeit beſeitigt; aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten ſich unzählige heimiſche Geſtalten, Gebräuche und Anſchauungen. Ja ſie beſtanden nicht nur, ſie bildeten ſich durch das Chriſtenthum in eigenthümlicher Weiſe fort. Wie die chriſtliche Kirche an die Stätte heidniſcher Heiligthümer gebaut, wie an Donar's Eiche das Bild des gekreuzigten Heilands oder der Name eines Apoſtels gehängt wurde, ſo traten auch die Geſtalten der chriſtlichen Mythologie in Mythen und Sagen an die Stelle der alten Aſengötter und ihrer Gegner. Keine von allen Gewalten des neuen Glaubens aber erhielt eine ſo große Erbſchaft als der Teufel Sein Name und ſein Bild verdüſterten zahlloſe heidniſche Ueberlieferungen, welche zu feſt im Volke lebten, um zu vergehn. Dabei wurde er ſelbſt durch die alten Mythen, Sagen, Märchen und ſogar durch die Sprache, in welche er eindrang, farbiger, vielſeitiger, volksthümlicher, zuletzt gemüthlicher. Zwar übertrug das Volk ſeine Erinnerungen an die hohen Gottheiten des Heidenthums nicht nur auf ihn, lieber auf Kirchenheilige, Apoſtel, ja auf Chriſtus ſelbſt, aber auch der Heidenglaube hatte dunkle Geſtalten gekannt und ein Gebiet, in welchem unheimliche Mächte walteten. Dieſer umſangreiche Theil fiel ihm faſt allein zu. Den Namen Teufel hatte er ſchon von den Griechen erhalten (Diabolos, Tiufal), jetzt wurde er nach einem deutſchen Gott Fol (vielleicht dem nordiſchen Baldur) Voland genannt, ſeine Raben und das wüthende Nachtheer erhielt er von Wuotan, den Hammer von Donar; aber die ſchwarze Farbe, die Wolfs- oder Bocksgeſtalt, die Großmutter, die Hölle (Helja), die Bande, durch welche er gefeſſelt gedacht wurde („der Teufel iſt los"), und viele ſagenhafte Ueberlieferungen kamen ihm aus einem Kreiſe heidniſcher Urgewalten, welcher den herrſchenden Menſchengöttern feindlich geweſen war. Dieſe mächtigen Dämonen, unter ihnen die dunkelfarbigen Todesgötter, gehörten nach Heidenglauben dem Urvolk der Rieſen an, welches am Weltende den Vernichtungskampf gegen die Lichtgötter und ihre erwählten Helden zu führen hat. Sie bilden ein düſteres Reich, in welchem unförmliche Urkraft, aber auch das tiefſte Zauberwiſſen heimiſch iſt. Zu ihnen gehört die Seeſchlange, welche in mächtigem Ringe um den Erdgarten auf dem großen Grunde des Oceans liegt; zu ihnen mehre Rieſenwölfe, welche gefeſſelt in der Tiefe der Erde liegen oder Sonne und Mond verfolgen, die ſie am jüngſten Tage verſchlingen werden; die ungeheuern Sturmwinde, welche durch ihren Flügelſchlag die Häuſer und Schiffe der Menſchen vernichten; die Eisdämonen, welche Hagel, Schneeſturm und verwüſtende Fluthen von Norden her über das Land ſenden; ferner zu ihnen vor allen die unholde Helja, die Göttin der Totenwelt. Neben dem Cultus der Aſengötter beſtand im deutſchen Heidenthum ein düſterer Dienſt für dieſen Dämonenkreis, und ſchon vor Einführung des Chriſtenthums müſſen, wie ſich aus frühen chriſtlichen Zeugniſſen erkennen läßt, die Prieſterinnen und Zauberer dieſer finſtern Götter gefürchtet und gehaßt worden ſein. Sie vermochten durch die Zaubermittel der Todesgöttin Unwetter über die Saat zu führen, die Viehherden zu vernichten; wahrſcheinlich waren ſie es, welche Leib und Waffen der Krieger feſt machten. Die heiligen Handlungen begingen ſie bei Nacht, und dunkle Thiere opferten ſie den Göttern. Dieſe Prieſterinnen ſind es vorzugsweiſe, — ſo dürfen wir ſchließen, — welche als Hagſen oder Hegiſſen, Hexen, einige Ueberlieferungen des alten Glaubens bis tief in das Mittelalter fortgepflanzt haben.

Und die Erinnerung an ihr heidniſches Weſen miſchte ſich mit einem wüſten Gewirr fremden Aberglaubens, der faſt aus allen Völkern des Alterthums in dem heidniſchen Rom, der großen Garküche jedes frommen Wahnglaubens, zuſammengefloſſen war und aus der antiken Welt in die chriſtliche Kirche eindrang. Die Strigen und Lamien, böſe Geiſter des römiſchen Alterthums, welche vampyrartig das innere Leben der Menſchen aufzehren, Zauberweiber, welche durch die Luft fliegen und in nächtlichen Zuſammenkünften ſchändliche Orgien feiern, waren zu den Germanen gekommen und hatten ſich hier mit ähnlichen, vielleicht urverwandten Vorſtellungen verbunden. Uns aber iſt nicht immer möglich zu erkennen, was urſprünglich deutſch iſt und was fremdem Volksthum angehört.

Die abendländiſche Kirche ſtand in der erſten Zeit des Mittelalters dieſem Wuſt unheimlicher Vorſtellungen reiner gegenüber, ſie verurtheilte ihn als teufliſch, aber ſie ſtrafte ihn im Ganzen, wo er nicht zu bürgerlichen Verbrechen führte, mild und menſchlich. Doch ſeit die Kirche ſelbſt zum hierarchiſchen Syſtem erſtarrte, ſeit die maßloſen Anſprüche der Päpſte ſtarke Herzen in die Ketzerei trieben, ſeit vieles Volk unter der Herrſchaft der Bettelmönche verdummte, entwickelte ſich allmählich in der Kirche dieſer Aberglaube zu wahnwitziger Planmäßigkeit. In blutigen Verfolgungen ward vernichtet, was für teufliſch galt. Seit dem 13. Jahrhundert, derſelben Zeit, in welcher große Volksmaſſen aus dem Innern Deutſchlands in die Slavenländer flüchteten, bildete ſich durch fanatiſche Mönche der widerliche Glaube aus, daß der Teufel als Herr der Hexen ſich in nächtlichen Zuſammenkünften mit ihnen vermiſche; ein förmlicher Ritus der Anbetung Satan's durch verfluchte

Männer und Weiber, welche den chriſtlichen Glauben abgeſchworen hatten, ward erfunden und an zahlreichen Verdächtigen in Frankreich durch eigens ausgeſandte Ketzerrichter mit Folter und Feuer verfolgt, am Rhein und im Stedingerland mit dem Tode beſtraft. Nach dem Scheiterhaufen des Huß nahmen dieſe Verfolgungen der Teufelsgenoſſen überhand. Und je heftiger der geſunde Menſchenverſtand gegen ſolche Verfolgungen Einſpruch erhob, deſto grimmiger wüthete die Kirche. Seit der unſeligen Bulle Innocenz' VIII „Summis desiderantes" vom Jahr 1484 begann auch in Deutſchland ein maſſenhaftes Brennen der Hexen, das ſich mit Unterbrechungen bis tief in das 18. Jahrhundert hineinzog. Wer einmal Hexe war, der galt als der Hölle verfallen, die Kirche macht jetzt kaum einen Verſuch, ihn anders als für die Hinrichtung zu bekehren, und unterſcheidet genau zwiſchen ſolchen Teufelsgenoſſen und andern.

Denn die Verbindung des Menſchen mit dem Teufel war nach dem Volksglauben von dreierlei Art. Der Menſch entſagte Gott und ging zum Dienſt des Teufels über, indem er ihm den Unterthaneneid, das Homagium, leiſtete; ſo thaten die Hexen und ihre Genoſſen. Oder der Teufel nahm Beſitz von dem lebenden Menſchen, er machte ihn zum Beſeſſenen; dieſer Glaube war aus der heiligen Schrift zu den Deutſchen gekommen. Endlich aber konnte der Menſch auch einen Vertrag mit dem Teufel ſchließen zu gegenſeitigen Verpflichtungen. Der Menſch verſchreibt ſeine Seele in einer Urkunde, die mit dem Blute ſeiner Adern geſchrieben iſt, dafür muß ihm der Teufel auf Erden ſeine Wünſche gewähren: Glück, Geld, Unverwundbarkeit. Obgleich das älteſte bekannte Beiſpiel das des Vicedomus Theophilus iſt, — der Ueberlieferung nach aus dem 6. Jahrhundert, — und obgleich der Vertrag durch Handſchrift erſt aus einer Zeit ſtammen kann, in welcher römiſche Rechtsformen zu den Völkern des Abendlandes gekommen waren, ſo ſcheint doch die Grundlage auch dieſer

Teufelsſagen deutſch. Denn die Vorausſetzung derartiger Erfindungen iſt ein tiefes Gefühl der gegenſeitigen moraliſchen Verpflichtung, welche durch ſolchen Vertrag hervorgebracht wird, und ein tollkühner Sinn, welcher der That eines Augenblicks die Entſcheidung über die ganze Zukunft zu überlaſſen liebt. Der Germane, welcher im Spiel mit Würfeln oder Stabrunen ſeine eigene Freiheit auf den Wurf ſetzte, und der, welcher ſeine Seele dem Teufel angelobte, haben große Aehnlichkeit mit einander. Dieſe Bündniſſe mit dem Teufel betrachtete die ältere Kirche nicht mit tötlichem Haſſe; durch die Fürſprache ihrer Heiligen konnten die frevelhaften Wagehälſe, wie Theophilus ſelbſt, gerettet und der Teufel gezwungen werden, ſeine Rechte aufzugeben. Deutſch iſt auch, daß der Teufel bei den Verträgen, welche er mit Menſchen ſchließt, ſeinerſeits den Vertrag eifrig und pünktlich zu erfüllen ſucht, der Betrügende iſt der Menſch.

Der Teufel erhielt durch dieſe Zuthaten allerdings eine Anzahl neuer Schrecken zu den alten, welche er in das Land gebracht hatte. Ueberhaupt war das Eindringen ſeiner Geſtalt kein Glück für die Volksſeele, das Harte, Ungemüthliche und Einförmige, was dieſem alten Gedankenbild eines perſiſchen Eiferers noch von ihrem Urſprunge anhing, zog zahlreiche farbige und poetiſche Sagen ins Finſtere und Gemeine, und das Gemüth des Volkes wurde durch das Chriſtenthum nach dieſer einen Seite roher und ärmer, wie ſehr auch im Ganzen der ſittliche Inhalt ſeines Lebens ſich vertiefte. Dennoch that es ſein Mögliches, auch dem Teufel behagliche Seiten abzugewinnen. Schon das Rieſengeſchlecht des alten Glaubens hatte für das Volk zwei Geſichter gehabt, neben dem Schrecken ihrer dämoniſchen Natur empfand man mit Behagen eine harmloſe, ja burleske Seite ihres Lebens. Die Unförmlichkeit ihrer großen Körper, ihre Kraft, der ſchwerfällige Witz, und auf der andern Seite wieder das Zauberwiſſen und die techniſche Kunſtfertigkeit, welche man ihnen zuſchrieb, das alles war zur Heidenzeit eine unerſchöpfliche Quelle für heitere Geſchichten geweſen, durch welche ſich das Volk unter anderem auffallende Naturgebilde und landſchaftliche Merkwürdigkeiten poetiſch erklärte. Neben den Rieſen aber hatte ſich das zahlloſe Volk der kleineren Naturgeiſter um den Menſchen herum getummelt. Im Walde wohnten die haarigen Schrate, an dem Ufer des Baches ſang der Nix, in den Bergen hämmerte das zahlreiche Geſchlecht der Zwerge, auf dem Thau der Wieſen ſpielten die Elbe und die Idiſien, die deutſchen Feen, und durch die Luft flogen in Schwanengeſtalt oder auf Zauberroſſen die Schlachtjungfrauen Wuotan's. In Haus und Hof, in Scheuer, Rinderſtall und Milchkeller wohnten Hausgeiſter der verſchiedenſten Art, zu dem Herdfeuer flog der Kobold, das Heinzelmännchen ſchlich in Katergeſtalt über die Balken, braune Männlein, graue Männlein und zuweilen weiße Frauen umgaben die Familie als Schutzgeiſter des Wohlſtandes und häuslichen Behagens. Dem Schlafenden ſuchte die Nachtmar den Frieden des Schlummers zu ſtören, im Getreide ſaß die Roggenmume, auf dem geſchlagenen Holz die kleinen Holzweibchen, im Sumpfe fuhr der Irrwiſch ruhelos umher und bemühte ſich den Menſchen aus der Wagenſpur des geweihten Weges zu locken. Dies kleine Geiſtervolk erhielt ſich im Chriſtenthum, doch wurde es furchtſam und ſcheu gegen den Menſchen. Auch aus ihrem Weſen wurde mancher dunkle und ſchadenfrohe Zug auf den Teufel übertragen. Zur Zeit der Sachſenkaiſer hatte der Teufel noch faſt ganz die Natur eines boshaften Heinzelmännchens. Daneben übte er die Künſte der alten Rieſen. Er wurde ein Baukünſtler wie ſie, mußte große Felsblöcke durch die Luft ſchleppen, die er auf ſeiner Fahrt verlor oder im Zorne herunterwarf, er mußte ungeheure Mauern aufführen, Brücken, Schlöſſer, Mühlen, ſogar Kirchen bauen. Und faſt immer war er bei dieſen Bauten der Geprellte, wie in andern Sagen die Rieſen; denn was er ſich zum Lohn ſeiner Arbeit ausbedungen hatte, das ging ihm verloren. Er hatte ferner als Wolf oder Hund mit feurigen Augen unterirdiſche Schätze zu bewachen, er hatte als feuriger Drache oder Kobold zu fliegen und Schätze durch den Schornſtein auf den Herd zu werfen. Endlich mußte er ſich's ſogar gefallen laſſen, bei Volksfeſten in Perſon aufzutreten, er wurde Rolle des Schauſpielers und ſtellte — in einer halb lächerlichen, halb ſchrecklichen Tracht — den Poſſenreißer und viel geprügelten Gegner der himmliſchen Gewalten dar. Unter den Germanen erhielt er ſeine Maske: die Hörner, den Bocks- oder Pferdefuß, den hinkenden Gang, den Schwanz, die ſchwarze Farbe. Es iſt möglich, daß Erinnerungen an den antiken Satyr ihm zu Einzelheiten ſeiner äußern Erſcheinung verholfen haben; doch waren bei den feſtlichen Aufzügen des deutſchen Heidenthums abenteuerliche Thiermasken ebenfalls vorhanden, und in den jungen Städten des Mittelalters gab die Tracht des Schornſteinfegers einen ſchätzenswerthen Anhalt. So wurde er der furchtbare Feind des Menſchengeſchlechts, aber auch ein Lieblingsgegenſtand für die gute Laune der Gläubigen. Zahllos ſind die Sagen und Märchen, in denen er als Tölpel, als Betrogener dem Witz des Menſchen unterliegt, und ſehr derb iſt die Komik, die er beim heiligen Oſterſpiel und andern dramatiſchen Aufführungen in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Nach vielem Entſetzen und zahlloſen frommen Gebeten hatte ſich am Ende des 15. Jahrhunderts der Deutſche ſogar ſeinen Teufel recht gemüthlich zugerichtet. Sein Bild iſt freilich nicht mit den poetiſchen Charakteren zu vergleichen, welche ein frei ſchaffendes Volk ſeinen Göttern und Helden gibt, denn bei ihm ſind die widerſprechendſten Züge zuſammengetragen. Die Theoſophie der Perſer, der Eifer jüdiſcher Secten, antike Mythen und frommer Kirchenglaube ſtehn hier dicht neben altdeutſcher Habe, und man darf ſagen, was an dieſem abenteuerlichen Miſchmaſch der verſchiedenſten Bildungen noch menſchlich und erträglich ſcheint, das haben unſere Vorfahren dazugethan mit der guten Laune einer ſtarken Natur, welche auch das Ungeſunde und Vernunftwidrige zu bewältigen weiß.

So lebte das Phantaſiegebild des Teufels faſt ein Jahrtauſend im deutſchen Volk. Getreulich machte es alle großen Aufregungen und Wandlungen der Volksſeele mit. In Zeiten des religiöſen Eifers erſchien es mit wildem, menſchenfeindlichem Angeſicht, in den Tagen größeren ſinnlichen Behagens erhielt es ein poſſenhaftes, faſt harmloſes Ausſehen.

Da kam Luther und die Reformation. Wie jedermann in Deutſchland wurde auch der Teufel in den großen Kampf des Jahrhunderts hineingezogen. Das lebende Geſchlecht wurde religiös, es wurde viel gebetet, viel gepredigt, viel disputirt und gezankt. Die häufige und angelegentliche Beſchäftigung mit der Hierarchie des Himmels zwang auch den Teufel, wie ihm ſchon öfter begegnet war, wieder einmal vorzugsweiſe zum Höllenfürſten zu werden und ſich mit der düſtern Ausſtattung ſeines ſchrecklichen Reiches zu umgeben. Er wurde abgefeimter, finſterer, grauſamer, ſolange der Eifer und Haß gegen ihn mächtig donnerte. Den Katholiken wurde er Oberhaupt der geſammten Ketzereien, der Evangeliſche ſah ihn in volksthümlicher Geſtalt mit einem großen Blaſebalg hinter dem Papſt und jedem Cardinale ſtehn und dieſen Angriffe gegen die gereinigte Lehre einblaſen. So erhielt der Teufel in dem frommen und eifrigen Jahrhundert große Arbeit. Er miſchte ſich in alle theologiſchen und politiſchen Händel, er ſaß auf Tetzel's Ablaßkaſten, beſuchte Luther auf der Wartburg, ſchürte ränkevoll zwiſchen dem Kaiſer und Papſt, demüthigte den Proteſtantismus durch den Schmalkaldiſchen Krieg und wieder die katholiſche Partei durch den Abfall des Kurfürſten Moritz, er erſchien und hantierte mit ſeinen Geſellen überall im großen und kleinen Leben des Volkes.

Die Folge ſolches Glaubens war, daß Teufelserſcheinungen auch in der neuen Kirche ganz gewöhnlich wurden. Der Schwärmer erblickte den Satan im Kampfe mit dem

Schutzengel, ſelbſt den Argen begegnete, daß ſie ihn da ſahen, wo er am unbequemſten war. So weit wir dadurch vom Ausſehen des Teufels erfahren, zeigte er ſich zuweilen als bleicher Mann in dunkler geiſtlicher Tracht, zuweilen in der alten volksmäßigen Maske oder in den phantaſtiſchen Formen, welche durch die Erfindung der Maler und Holzſchneider geläufig wurden, nicht ſelten aber auch in modiſchem Anzuge, in blauem Hut mit adliger weißer Feder, oder z. B. einem überſpannten Hutmacher zu Spandau 1594 als finſterer Mann in einem Wolfspelz. Die Anfechtungen des Spandauers machten — nebenbei bemerkt — großes Aufſehen und veranlaßten kurfürſtliche Bekanntmachungen, in denen zur Buße gemahnt und vor der Hoffart gewarnt wurde. Der Kampf zwiſchen Engeln und Teufeln ging in dieſem Falle vorzüglich gegen die Kleiderpracht und die großen Halskrauſen.

Auch dies war noch herkömmlich. Aber Luther hatte nicht umſonſt die Kirchenlehre vergeiſtigt, durch ihn war der Kampf des Menſchen um das ewige Heil in das Gemüth des Einzelnen verlegt, vom Glauben an Gott und von dem eigenen Gewiſſen hing das Schickſal des Menſchen ab. Dadurch wurde die Hauptthätigkeit des Satans eine andere. Auch der Streit des Menſchen mit dem Böſen wurde jetzt vorzugsweiſe ein innerlicher. Nicht die Erſcheinung des Teufels und ſein Raſſeln waren beſonders fürchterlich, ſondern ſeine Einflüſterungen in die Seele des Menſchen. Eine beſtändige innere Buße war nöthig gegen dieſe Gefahr, häufiges Gebet, ein immerwährendes liebevolles Denken an Gott. Von Luther's Anfechtungen war bereits die Rede. Rückſichtslos und ehrlich ſprach er davon zu ſeinen Zeitgenoſſen. Das Geſchlecht, welches gläubig ſeiner Rede lauſchte, wurde durch ihn angeſteckt, innere Anfechtungen wurden bei den Proteſtanten ganz gewöhnlich, Luther war auch hierbei Tröſter und Vertrauter Vieler.

Der Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Kirche zeigte ſich zunächſt in der Auffaſſung des freien Vertrages, welchen ein Menſch mit der Hölle geſchloſſen hatte. In der alten Kirche war es den Gläubigen verhältnißmäßig bequem geweſen dem Teufel zu entrinnen. Durch eine klug zuſammengerechnete Zahl von frommen Aeußerlichkeiten konnte der Chriſt, im ſchlimmſten Falle noch zur letzten Stunde, dem Satan entgehn, ſelbſt wenn er ſich tief mit ihm eingelaſſen. Daher iſt bei Verträgen, welche der Teufel vor der Reformation mit dem Menſchen abſchließt, der Teufel faſt immer der Geprellte. Solchem geſchäftsmäßigen und unſittlichen Verhältniß zum Himmelreich trat Luther mit der tiefſten Empörung gegenüber. Da er die Lehre St. Auguſtin's ſtark betonte, daß der Menſch durch die Erbſünde verdammt, alſo eine Beute des Teufels ſei, und daß fortwährende innere Buße allein zur Seligkeit helfe, ſo verfiel jetzt der unbußfertige Sünder ohne Rettung der Hölle. Daher kommt es, daß ſeit dem 16. Jahrhundert die Menſchen, welche einen Pact mit der Hölle geſchloſſen hatten, faſt ohne Ausnahme vom Teufel geholt wurden. Allbekannt iſt das traurige Ende des ſagenhaften Doctor Fauſt; aber er war nicht die einzige Beute des Satans. Es wurde ganz gewöhnlich zu glauben und in Flugſchriften verbreitet, daß Menſchen von zweideutigem Charakter, ruchloſe Säufer, Spieler, Flucher oder ſolche, welche als Feinde bitter gehaßt wurden, in das unterirdiſche Reich abgeholt ſeien. Dann war die Hand des Teufels am verdrehten Genick des toten Sünders deutlich zu erkennen. Luther ſelbſt war in der Lage, in einer ſolchen Gefahr einzuſchreiten. Ein junger Student zu Wittenberg, ein böſer Bube, hatte den Teufel gerufen und ſich ihm angeboten. Luther nahm die Sache ſehr ernſt und würdig. Er zerknirſchte zuerſt den Frevler durch ſtrenge Strafreden, dann kniete er mit ihm in der Kirche nieder, legte die Hände auf ihn, betete mit Inbrunſt und ließ den Jüngling zuletzt ein reuiges Bekenntniß nachſprechen. Damit aber war ihm die Sache abgemacht. — Auch geſchichtliche Perſönlichkeiten entgingen dem melancholiſchen Schickſal nicht, vom Teufel geholt zu werden. Der Glaube erhielt ſich über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Noch im vorigen Jahrhundert wurde der Pact, welchen der Herzog von Luxemburg, der Gegner Wilhelm's von Oranien, mit dem Teufel abgeſchloſſen hatte, ausführlich mit allen Paragraphen dem leſenden Volke mitgetheilt, und es iſt bezeichnend für jene anſpruchsvollere Zeit, daß der Herzog unter andern Bedingungen dem Teufel auch die geſtellt hatte, ihm nur in angenehmer, keineswegs aber in ſchrecklicher Geſtalt zu erſcheinen.[*]

Wohlwollender betrachtete die neue Kirche nach den Vorbildern in der Bibel die Beſeſſenen. Luther und ſeine Nachfolger nahmen an, daß ſie durch eine immerhin zu vergebende Sünde, zuweilen durch ein kleines Verſehen in die Gewalt des Teufels gekommen ſeien, und daß es Pflicht und Verdienſt der Gläubigen ſei, durch Gebet und Beſchwörung den Teufel auszutreiben. Nicht jeder Irrſinnige oder Epileptiſche galt vom Teufel beſeſſen, aber da man den Böſen überall vermuthete, ſo hatte man die Befriedigung ihn oft zu finden. Die wunderlichſten Aeußerungen ſeiner Thätigkeit wurden mit gläubigem Eifer beobachtet. Am häufigſten kamen ſchwachſinnige Weiber zu der Anſicht, daß ſie vom Teufel geplagt würden, und eine gewöhnliche Folge dieſer Einbildung war im 16. Jahrhundert, gerade wie ein Jahrtauſend früher zur Merovingerzeit, daß dieſe Weiber in ihrem krankhaften Zuſtande kräftigen Widerwillen gegen die Geiſtlichen und die frommen Ceremonien ausſprachen, mit denen ſie beehrt wurden.

Wie weit aber eine vorgefaßte Meinung das Urtheil nicht nur der Kranken, ſondern auch der Geſunden verwirren und das Zeugniß der eigenen Augen und Ohren fälſchen kann, erkennen wir mit Erſtaunen aus zahlreichen Berichten von Augenzeugen, welche in andern Dingen vollen Glauben verdienen und vor Beſeſſenen das Unmöglichſte gläubig beobachteten. So wurde, um nur einen, ſehr abgeſchmackten Fall zu erwähnen, zu Luther's Zeit in Frankfurt an der Oder eine Magd, die ſchon früher ſchwachſinnig geweſen war, in folgender Weiſe von dem Satan beſeſſen: „Wenn die gedachte Magd einem an den Rock, Bart u. ſ. w. griff, hat ſie allerwegen Geld, wie es in Frankfurt gäng und gäbe war, erwiſcht und in die Hand bekommen, mit dieſem Gelde iſt ſie flugs in den Mund gefahren, hat daſſelbe gekaut und endlich verſchlungen. Solch erwiſchtes Geld hat man ihr mit Gewalt aus den Händen brechen müſſen. Ebenſo hat ſie überall Nadeln gefunden. Zuweilen hat ſie Leuten, die um ſie ſtanden, ſolches Teufelsgeld, das ſie von Wänden, Tiſchen, Bänken, aus Steinen, Erde und Mauern gegriffen, hingereicht. Es war gute Münze, Groſchen und Pfennige, auch einige ſchlechte rothe drunter.“ Dieſe unerhörte Begebenheit erzählte in einer Flugſchrift Dr. Andreas Ebert als Geiſtlicher, und ſein Bericht wird von Theodor Dürrkragen, dem Richter des Stadtrathes, beſtätigt. Luther wurde, wie bei hundert andern kritiſchen Fragen, auch hier um ſeine Meinung gefragt. Er war doch mißtrauiſch, begehrte zu wiſſen, ob es auch gutes Geld ſei, und gab endlich den Rath, die Magd fleißig zur Kirche zu führen und bei Gott für ſie zu bitten. Dieſe Heilung hatte einige Schwierigkeit, der Teufel in dem Mädchen ſchmähte den Geiſtlichen während der Predigt und ſtrafte ihn Lügen. Vergebens hatte auch ein katholiſcher Prieſter verſucht den Teufel in ihr zu beſchwören, mit ihm trieb der Teufel nur Geſpött und verachtete ſeinen ganzen Exorcismus. Doch die Kraft des evangeliſchen Gebets zwang endlich den Satan zu weichen. Das Mädchen wurde friſch und geſund, wußte nach ihrer Geneſung von gar nichts, und fuhr fort als Dienſtmagd ein nützliches Mitglied der chriſtlichen Gemeinde zu ſein.*)

---

[*] Des Welt-beruffenen Hertzogs von Luxenburg, geweſenen Königl. Frantzöſiſchen Generals und Hof-Marſchalls **Pacta** oder Verbündniß mit dem Satan und das darauf erfolgte erſchreckliche Ende. Frankfurth und Leipzig, 1716. 4.

So war es bei den deutſchen Proteſtanten, ſo wurde es auch bei den Katholiken. Nichts iſt bezeichnender für die Gewalt, welche Luther's Perſönlichkeit ausübte, als der Einfluß, den ſein Weſen über ſeine erbitterten Gegner gewann. Zwar die katholiſchen Dogmen widerſtanden ſeinem Andrange, und zwiſchen den neuen Glaubensſchanzen, die er aufgeworfen hatte, und der geſchloſſenen Feſtung der alten Kirche wüthete durch Jahrhunderte ein grimmiger Krieg. Aber ſeine Methode zu denken, ſeine Sprache und vor Allem das Charakteriſtiſche ſeines gemüthlichen Lebens formte die deutſche katholiſche Kirche ebenſo eigenartig und ebenſo einſeitig nach ſeinem Bilde, wie die proteſtantiſche. Das rohe Formelweſen ihrer Ablaßkrämerei und ihrer frommen Bruderſchaften verſchwand nicht ganz, aber es machte einer neuen Richtung auf das Innerliche des Gemüthes Platz. Ernſte Studien, ſchärferes Denken, gewandte Redekunſt und, was mehr werth war, eine größere ſittliche Vertiefung werden nothwendige Erforderniſſe des katholiſchen Vorkämpfers. In Luther's Sprache und Beweisführung lernt er predigen und ſeine Streitſchriften verfaſſen, ſelbſt die ſcheltenden Kraftausdrücke des großen Ketzers eignet er ſich an, und ſucht die volksthümliche Laune, welcher Luther nicht den kleinſten Theil ſeiner Erfolge verdankt, mit Glück nachzuahmen. Die Texte evangeliſcher Lieder, Titel und Inhalt lutheriſcher Werke werden immer wieder parodirt. Vielleicht iſt die innere Aehnlichkeit nirgend auffallender als bei den beſten Talenten der Ingolſtadter Hochſchule. Die Andreä, Scherer und ihre Freunde könnten, wenn die Verſchiedenheit in den Dogmen und vor allem der perſönliche Haß nicht wäre, ebenſo gut Lutheraner als Katholiken ſein. So entſtand auch zwiſchen den Geiſtlichen beider Confeſſionen ein zuweilen lächerlicher, oft widerlicher Wetteifer, den Teufel aus Beſeſſenen auszutreiben. Wenn da, wo beide Kirchen zuſammenſtießen, ein Beſeſſener auftrat, ſuchte jede Confeſſion die Macht ihres Glaubens dadurch zu beweiſen, daß ſie ſich des Leidenden bemächtigte und ihn heilte — die Evangeliſchen durch das Gebet der Geiſtlichen und der Gemeinde, die Katholiken durch Teufelsbannung. Die gerettete Seele gereichte dann der glücklichen Kirche zum Ruhm. Unter den zahlreichen Berichten, welche über dergleichen Beſchwörungen erſchienen ſind, zeichnet ſich der folgende, der aus dem katholiſchen Lager in der Nähe von Ingolſtadt ſtammt, durch ſeine Ausführlichkeit und durch einige pſychologiſch bemerkenswerthe Züge aus. Er erſchien kurz nach dem Ereigniß in einer Flugſchrift unter dem Titel: Erſchröckliche gantz wahrhafftige Geſchicht, welche ſich mit Apollonia, Hannſen Geißlbrecht's, Burgers zu Spalt inn dem Eyſtätter Biſtump, Haußfrawen verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam ꝛc. Ingolſtadt 1584. Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

---

*) Der Titel der Flugſchrift iſt: Wundere Zeitung, von einem Geldteufel, eine ſeltzame, unglaubliche, doch wahrhaftige geſchicht. Zu Frankfurt an der Oder beſchehen, und urkundlich außgangen. 1538. 4.

„Hans Geißlbrecht, Bürger zu Spalt, hat ſich nach Abſterben ſeiner erſten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Witwe von weiland Hans Francke, aus Lautershauſen im Markgrafenthum Brandenburg, verheiratet, allhier ſeine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauſet. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwiſchen ihnen beiden nichts anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen geweſen, daneben iſt, was am allerſchrecklichſten war, großes Gottesläſtern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißlbrecht an einem Freitag, den 19. October des vergangenen 82. Jahres, wohl bezecht heim, fing ſeinem alten Gebrauch nach mit ſeiner Hausfrau zu zanken und zu ſchwören an, und ſie trieben ſolches, wie ihre meiſten Nachbarn gehört, faſt die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin, und ſpricht: „Liebe Stadlerin, habt ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermals für Roheit und Schande geübt?“ „Ja“, ſpricht dieſe, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Katzengetöne und Gottesläſtern ihr miteinander getrieben; die ganze Nachbarſchaft verliert den Frieden, wo man ſo unchriſtlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und ſpricht: „Ei, will mir unſer Herregott von dieſem heftigen Manne nicht helfen, ſo wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Nun merkt, was geſchieht! Als am gedachten Samſtag Abend der Geißlbrechtin Rindvieh von der Weide heimkommt und ſie daſſelbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerſt zwei Vögel wie Schwalben, da doch zu dieſer Zeit keine mehr im Lande ſind, und fliegen ihr geſchwind um den Kopf herum. Ehe ſie ſich recht unter der Kuh umſieht, ſteht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und ſpricht zu ihr: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir ſo übel geht; dein Leben iſt ſo hart und armſelig, haſt auch einen ſo argen böſen Mann, der dich ſo ſchlecht hält, er hat die Abſicht, Alles zu verthun, damit dir nach ſeinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eines, ſage mir zu, daß du mein ſein willſt; ſiehe, ſo verſpreche ich dir, daß ich dich in dieſer Stunde an einen ſo herrlichen luſtigen Ort führen will, wo du für und für nichts thun ſollſt als eſſen, trinken, ſingen, ſpringen, tanzen, in Summa ſolche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie geſehen noch gehört. Denn es iſt um das Himmelreich nicht ſo beſchaffen, wie deine Pfaffen davon ſagen. Ich will es dir anders weiſen.“

Auf dies große Verheißen des leiblichen Satans gibt die armſelige Frau ihm unbedacht die Hand und ſagt ihm zu, ſie wolle ſein werden. In demſelben Augenblicke wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft beſeſſen, und alsbald gibt er ihr ein, ſie ſolle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, ſie ſolle ſich dort erhenken. Als nun mehrerwähnte Geißlbrechtin von den Kühen aufſpringt und der Hausthür zueilt, wird die vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und ſchreit ihrem Mann zu: „O Ulrich, komm! die alte Schäferin“ — Schäfer nennt man ſonſt ihren Mann, den Geißlbrecht — „iſt von Sinnen gekommen.“ Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe ſie ganz zu ihr kommen, legt ſie ſich vor der Thür in eine Kothlache, mit der Abſicht ſich darin zu ertränken. Als ſie aufgehoben wird, mehre andere Nachbarn zulaufen und die beſeſſene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehrt ſie nur ſtracks die Stiege auf den Boden und ſchreit: „O laßt mich gehn, ſeht ihr nicht, wie köſtlich ich lebe, daß ich für und für eſſe, trinke, ſinge, ſpringe, tanze und nur gut zu leben habe?“ Als Apollonia in ihre Stube gebracht wurde, haben erſtlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indeß wird am Samſtag gerade zur Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherr, ein Bote zugeſchickt, Seine Ehrwürden ſolle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin thun, denn dieſelbe wäre am Abend verrückt geworden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht ſo heftig beſchaffen, als man ihm berichtete, wollte auch ſo ſpät in einer ſo heiligen Nacht nicht ausgehn, ſondern vermeldete, er hätte wohl Sorge getragen, das ſtete gottloſe Zanken und Hadern werde zuletzt einen ſolchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißlbrechtin ſo unrichtig wäre, daß man ſie nicht erhalten und dämmen könnte, ſo ſollte man ſie unterdeß in zwei Ketten ſchlagen, wie auch geſchah.

Am Morgen, nachdem er die Metten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der ſchon früher in der=

gleichen Fällen auf dem Platze geweſen, zur Fürſorge ein ganz kleines Heilthumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Chriſtus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex ſelbſt geweiht war, zu ſich und ſchob das alles auf ſeinen Leib. Als er des Geißlbrecht's Hauſe zuging und die Apollonia mit ihrem betrügeriſchen Inwohner, der ſie ſo übel tractirte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei geweſen ſind, glauben können, was für ein Wüthen, Toben und Beißen ſich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgeſpannt lag, hatten doch noch vier Mann zu thun um ſie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und ſagte: „Ach, Appel, das ſei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer iſt mir ein herzliches Leid! Chriſt geſegne dich, wie iſt dir geſchehen!" Da fängt die arme Frau mit einer ſtarken, männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: „Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Chriſt, ich hab' für mein Lebelang genug, ſiehſt du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer." Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: „Wie wohl du lebſt, das ſehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hunde, geſchweige einem Menſchen gönnen." Und zu einem Probezeichen, ob ſie beſeſſen oder ſonſt natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erſt das vorgemeldete Heilthum, und da ſie ihm den Rücken wandte, ſchob er es ohne ihr Wiſſen mit ſeiner Hand auf ihren Kopf. Was ſich von Stund an für Jammer, Klage und Winſelei erhoben, und wie ſie in den Ketten gewüthet und mit ſchäumendem Munde wie ein beißendes Pferd nach dem Herrn geſchnappt hat, davon werden diejenigen, welche ſie gehalten, und die Stube voll Leute beſſere Meldung thun als Se. Ehrwürden. Ihr Geſchrei war immer: „O Pfaff, o Pfaff, thu mir das Ding von dem Kopf herab; wo nicht, ſiehe, ſo ſei dir geſchworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decoro — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu ſchlagen. O thu das Ding herab und leg' mir dafür ſechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht ſo ſchwer ſein." „So ſage mir," ſprach Herr Dechant, „was iſt es denn? Dann will ich es dir alsbald wieder herabthun." Da antwortete der Böſe: „Was es iſt, das weiß ich wohl, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas Anderes thun als dir das ſagen." „Wie," fing Herr Dechant mit Ernſt an, „du willſt mit der Sprache nicht heraus? Geſchwind, bringt mir eine weiße Haube, mit dieſer will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopfe befeſtigen." „Ja," antwortete der Böſe, „du ſagſt wohl ein geringes Ding; wenn es ſo gering wäre, würde es nicht ſo hart brennen." — „Ich beſchwöre dich bei dem Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's, ſage an, was iſt es denn?" Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewiſſen unſaubern weichen Speiſe redete, die ihm Herr Dechant ſelbſt zu freſſen rieth. Unterdeß, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar ſehr, und hätte bei ihrem vermeinten köſtlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerſt Taufwaſſer, aber da war kein Trinken, er wollte andres Waſſer haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Waſſer. Da antwortete er: „Pfaff, jetzo lügſt du, es iſt deine geſalbte Taufe." Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldenen Sonntag Trinitatis geſegnet wird; aber ſo wenig ihr das vorige ſchmeckte, noch viel weniger wollte ſie von dieſem wiſſen und hören, man ſollte es nur geſchwind hinwegthun, denn ſie wüßte wohl, was es wäre. Da ſagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Waſſer; der Böſe antwortete ihm ganz grimmig:

„Du ſagſt immer, ich lüge, aber ich ſehe, du kannſt auch lügen, iſt es doch von deinem Weihwaſſer.“ Da man ihr aber gewöhnliches Waſſer reichte, ſprach ſie oder er in ihr, obgleich an dem Geſchirr und Waſſer auch nicht der geringſte Unterſchied war: „Das iſt von dem rechten.“ Darauf miſchten wir die drei Waſſer untereinander, machten ihr den Mund mit einem Schlüſſel auf und hatten unſer ein Dutzend zu ſchaffen, bis wir es ihr eingoſſen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterſtürzten. Darauf fängt ſie oder er durch ſie an: „O Sacramentspfaff, wie gehſt du mit mir um!“ Antwortete Herr Dechant: „Schmeckt dir das Eine, ſo laß dir das Andere auch ſchmecken; ich kenne dich wohl, welch arger Gaſt du biſt, ich und du werden noch eine beſſere Sprache zu einander reden müſſen, bis wir uns recht von einander ſcheiden.“ — „Wie, Pfaff, du willſt mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegſt.“ Herr Dechant gab ihm Antwort: „Höre, du verzweifelter Böſewicht — — dieweil du nach mir, dem allergeringſten päpſtlichen Pfäfflein, ſo gar großes Gelüſt haſt, ſoll dir vor aller Welt erlaubt ſein, fahre in mich, treibe deinen Hochmuth, ich will dir den Mund weit genug aufthun und kein Kreuz vormachen.“ Da fing der Böſe an: „Ja fahren, fahren; könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwiſchen und abbeißen.“ „Das glaube ich gern,“ ſagte Herr Dechant, „wenn es in deiner Macht geſtanden und du mich und jeglichen Chriſtenmenſchen im Mutterleibe hätteſt können umbringen, ſo halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdeſt du es nicht haben fehlen laſſen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich feſt, bis du mir ſagſt, was in dem Täflein auf dem Kopfe iſt.“ Da antwortete er: „Es iſt das Heilige.“ „Was für ein Heiliges?“ frägt Herr Dechant. Der Böſe: „Das von Jeruſalem.“ Herr Dechant wiederum: „Was von Jeruſalem? Kurzum, mach' nicht viel Umſtände.“ Der Satan: „O laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es nicht nennen kann.“ Der Herr Dechant: „Das ſind faule, lahme Ausreden, wenn du willſt, kannſt du es wohl nennen, darum beſchwöre ich dich bei dem unſchuldigen Tod unſeres Herrn Jeſu Chriſti, daß du öffentlich anzeigſt, was es ſei.“ „O,“ ſagt er, „es iſt halt von dem heiligen Kreuz, daran unſer Herrgott geſtorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden.“ Herr Dechant wiederum: „Glaubſt du denn, daß Chriſtus für uns geſtorben?“ Er: „Warum ſollte ich es nicht glauben? Bin ich doch nicht weit davon geweſen.“ — — Darauf that Herr Dechant das Heilthum herab, nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß ſie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leiſe und ſchrie noch mehr als vorhin. Auf ſolche Ungeberdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er ſich ſo entſetzte. Da ſchrie der böſe Feind: „Ho, ho, dahin bringſt du mich nimmermehr, daß ich dir das ſage.“ Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böſe Geiſt durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und ſprach: „Es iſt halt ein agnus Dei.“ Der Herr Dechant: „Wo weiht man denn dieſelben?“ Der Böſe: „O wenn die ganze Welt daſtände, ſollte ſie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennte.“ Herr Dechant: „Wohl iſt in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Haufen größerer Abbruch und Widerſtand erwieſen wird; darum mach nur nicht viel Mäuſe, ſondern ſag’ an, wie heißt die Stadt?“ Da ihm der Herr Dechant ſo hart auf den Socken lag und von ihm nicht laſſen wollte, fing er an: „Sie heißt R! R! R!“ Der Herr Dechant: „Hui, junger Schüler, noch beſſer!“ Der Böſe: „O! O! O!“ Der Herr Dechant: „O ein hoffnungsvoller Schüler! Du verzweifelter Böſewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, ſetze das M M M auch dazu, ſo hat dir Gott eine dreifache Wahrheit beſchert.“ — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel erfahren wie es um das elende Weib beſchaffen war, und er dabei ſah, daß alle Mittel, mit welchen vormals etlichen geholfen worden, gegen einen ſo mächtigen, wohlverſchanzten Feind gar nichts waren, ſtellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade beſſere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man ſollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit ſie nur nichts erwiſche, womit ſie ſich oder einem Andern einen Leibesſchaden zufügen könnte, er bat auch die Benachbarten und ihre beſtellten Wärter für ſie zu ſorgen, wie denn auch Tag und Nacht aus brüderlichem und ſchweſterlichem Mitleiden geſchah.

Die nächſten Tage präparirte ſich wohlgemeldeter Herr Dechant ſo viel als möglich mit allem Fleiß zu der Haupthandlung und hatte genug für das zu ſorgen, was bei einem ſolchen ſpitzigen, hochgefährlichen Handel nothwendig iſt.

Unterdeß begab ſich, daß ein junges lutheriſches Predigerkäuzlein, Johannes Bäuerlein, eines hieſigen Kürſchners Sohn, welcher erſt nagelneu vom Examen hierher kam und ſchon, wie ihm dünkte, dieſelbe volle Gewalt empfangen hatte, wie der Dichter ſeiner leidigen Tragödie, welcher Anno 1545 in der Pfarrſacriſtei zu Wittenberg die Teufel von den Beſeſſenen ein- und ausgetrieben hatte; dieſer Prädicant hatte von ſeiner Mutter, die gerade Geißlbrecht's Haus gegenüber wohnt, ſolchen Jammer erfahren und uns etliche Mal ein- und ausgehn geſehen, hatte auch wohl unter dem Volk in der Stube geſtanden, aber wegen ſeinem großen Bart, worin all ſeine Kunſt wie Simſon's Stärke ſteckte, hatten wir ihn nicht erkannt. Er geht nun etliche Male in unſerer Abweſenheit hinüber und ſieht, wie jämmerlich und erbärmlich die arme Frau von dem böſen Geiſt gequält und zermartert wird. Er ſpricht ihr zu, aber lieber Gott! auf ſeine toten, kraftloſen Worte wollte Hans nicht hervorkommen, ſondern der Böſe trieb nur ſein Affenſpiel mit ihm. Zuletzt forderte er den Mann der elenden Frau zu ſich und redete ihn mit dieſen

Worten an: „Mein lieber Hans Geißlbrecht, daß eure päpſtlichen Pfaffen eurem Weibe helfen und den leidigen Satan, womit ſie gar hart geſtraft iſt, von ihr treiben ſollten, das geſchieht nimmermehr, es iſt ihnen unmöglich. Aber ich,“ ſagte der kühne Degen, „würde noch einen Diener des Amtes zu mir nehmen und ihn mit dem klaren Wort Gottes austreiben.“ Solches wurde uns durch gedachten Geißlbrecht geoffenbart. Das verdroß alle Geiſtlichen, und nicht unbillig, von einem, der hier geboren, getauft, confirmirt, confitirt, communicirt und erzogen worden, deſſen Vater, Mutter und Geſchwiſter hier gut katholiſch gelebt und zum Theil ſchon geſtorben, er aber allein von ihnen apoſtaſirt war! — ſo daß wir alle entſchloſſen waren, bei dem Act der Beſchwörung, der in aller Stille auf den Donnerstag angeſetzt war, hätte er mit in die Kirche gemußt, und ſollten wir ihn gebunden wie das arme Weibsbild mit hineingeſchleppt haben. Nicht daß ihm etwas Leides widerfahren ſollte, ſondern nur damit er ſähe, was dies für eine ſorgliche, große, gefährliche Arbeit ſei und nicht, wie er vielleicht vermeinte, ſo ein Ding, als wenn man den Kater Heinz hinter dem Ofen hervorlockt. Er aber roch das Feuer, wurde gewarnt und trollte ſich auf eine Zeit zum Thor hinaus.

Am Mittwoch unter der Vesper war die Noth der Kranken ſo groß, daß man eilends den Herrn Dechant holte, denn wenn man nicht helfe, ſo werde ſie der böſe Feind zu tauſend Stücken zerreißen. Als gedachter Herr Dechant und etliche von uns kamen, fanden wir einen Jammer, der uns unſer Lebtag vor Augen ſteht; denn obgleich die mehr als elende Frau auf der Erde in einem elenden Bettlein an zwei Ketten ausgeſpannt war, daß ſie keine Hand und keinen Arm zu dem andern bringen konnte, lagen und hielten noch auf jedem Arm zwei Mann, ihr eheleiblicher Bruder ſaß ihr rittlings über den Beinen, etliche Weiber fielen ihr über den Leib und vermeinten ſie niederzudrücken, doch half es alles nichts. Der böſe Feind bäumte und hob alle dermaßen über ſich, daß ein Menſch unter ihrem Rücken hätte durchſchlüpfen können, und, was das Allerſchrecklichſte war, ſo ſah und griff man den böſen Feind zwiſchen Haut und Fleiſch in Form und Geſtalt wie eine gute lange dicke Natter oder Schlange. So geſchwind wie ſie von Natur auf der Erde läuft, ſo behende lief ſie in dem Leibe hin und wieder, eine Weile in den Kopf, bald war ſie in einem Arm, dann in dem andern, urplötzlich in den Füßen, und wo ſie in dem Leibe lag, war die Stelle ſo heiß und brannte wie lauter Feuer. Zuletzt läuft das Herz wie ein ziemliches Sechſerbrot auf, und der böſe Feind windet ſich und kriecht um das Herz herum, gerade als wenn ſich eine Natter um einen Baum ſchlägt, er rüttelt und zieht ihr Herz dermaßen zuſammen, daß Alles anfing zu krachen und wir alle miteinander nicht anders meinten, als der grimmige, zornige böſe Geiſt hätte ſie ſchon ganz erſtickt und umgebracht, denn an dem ganzen Leibe wollte ſich auch nicht ein Aederlein mehr regen. Der Dechant ſchrie und rief für und für zu Gott im Himmel. — Indem that man ihr den Mund mit einem Schlüſſel auf, aber lange Zeit wollte ſich kein Leben mehr finden, bis man ihr etwas eingoß, da fing das Herz wieder an zu klopfen. Das war uns allen ein Troſt, wir halfen und labten alle an ihr, bis ſie ein wenig zu ſich kam. Alsbald gab Herr Dechant Befehl, man ſolle ihr das Haar auf dem Kopfe ſauber hinwegſchneiden, denn alles war mit Blut überronnen, er verordnete auch eine Lauge, damit ſollten ſie die Weiber ſauber waſchen, er, der Herr Dechant, wollte alsbald wiederkommen.

Darauf kommt Herr Dechant heim, und fordert zu ſich mich, ſeinen Bruder Magiſter Sixtus, dann Herrn Georg Wittmeier, ſeinen Confeſſarius Herrn Bernhardt Eiſen, der damals Diaconus war, den Studioſus Wilibald Plettelius, der vor kurzem von Rom aus dem deutſchen Collegium gekommen war, und den Studioſus Leonhard Agricola, und erklärte uns den großen Jammer, und das ſei gewiß, helfe man der armen Frau nicht noch dieſen Abend, ſo bringe ſie der böſe Feind um, und wenn ſie mit tauſend Menſchen umwehrt wäre. „Darum kommt nur eilends mit mir,“ ſpricht Herr Dechant, „habt ein gutes unverzagtes Herz und fürchtet euch nicht, es ſoll euch kein Leid widerfahren; und wenn erforderlich iſt, daß ihr mir im Exorcismus bei dem et cum spiritu tuo oder beim Amen reſpondiren ſollt, ſo gebt beſonders ihr Prieſter ſein Acht.“ Alsbald gibt er dem einen Studioſus unter den Rock, was ihm, dem Dechant, zu dieſem Actus von Nöthen war, geht und führt uns zuerſt in die Kirche, vermahnt uns allda recht treulich zum Gebet, ſperrt das Sacrarium auf, nimmt aus dem Viaticum einen einzigen heiligen Partikel*), legt denſelben in ein kleines Corporaltüchlein und ſchiebt es an den Leib hinein, zieht den Chorrock wieder aus und geht in Form und Geſtalt, wie ſonſt immer, mit uns dem Hauſe zu. Darauf befiehlt er dem, der ſeine andere Rüſtung trug, er ſoll damit in der Tenne bis auf weitern Beſcheid warten. Er geht hinein in die Stube, kniet neben der armen Frau auf der Erde nieder, legt ſeine Hand, wie er ſtets pflegte, ihr auf den Kopf und ſpricht ihr zu, aber das vorige alte Schimpfen wollte wieder angehn; da greift Herr Dechant, ohne daß es ein Menſch merkt, in ſeinen Buſen, zieht das Corporal mit der allerheiligſten Hoſtie heraus und legt es ihr unter ſeiner Hand auf den Kopf. Sobald ſie dieſe nur empfindet, thut ſie in dem Bette drei große Rucke über ſich. Da ſagt der Herr Dechant: „Appel, thue ich dir denn mit meiner Hand weh? Wie geht das zu, einmal kannſt du ſie leiden, das andere Mal nicht.“ „O ja,“ ſagte ſie, „die Hand könnte ich wohl leiden, allein das, was du unter der Hand haſt, thu herab, ſonſt wirſt du mich umbringen.“ „Das wolle Gott nicht,“ ſagte Herr Dechant; „ſage an, was iſt auf deinem Haupt?“ Da ſpricht der böſe Feind: „Sieh doch, wart' ein bischen!“ — [folgt Examen wie oben, endlich ſagt der Böſe, was es ſei.] — Darauf Herr Dechant: „Aber noch eins will ich wiſſen, ob du allein biſt, oder ſonſt noch mehr Geſellen bei dir ſind.“ „Ich bin allein,“ ſagte der Böſe. „Wie heißeſt du mit Namen?“ Der Böſe: „Ich heiße der Spielſteck.“ „O das iſt nichts, du haſt mir bis jetzt niemals gleich im Anfang die Wahrheit geſagt, ich habe ſie immer mit Gewalt aus dir herausbringen müſſen. Ich will auch deinen rechten Namen ſchon von dir erfahren, denn den ſoll und muß ich wiſſen.“ Alſo fing das Beſchwören wieder an, ſo lange bis der Böſe genöthigt war und ſagte, er hieße Schwamm*). Darauf huben die Wärter und Wärterinnen an: „O das iſt wahrlich ſein rechter Name, denn ſtets hat ſie ihn ſo gerufen und genannt.“ Hierauf fing Herr Dechant an: „Wohlan, ſo vertrau ich Gott im Himmel, wir wollen den Schwamm jetzt bald faſſen und dem Lucifer in die Hölle hinunterſchicken, daß er ſeine Schuhe damit wiſche.“ Der Böſe: „O nit, o nit, verſchone mein.“ Darauf rief mein Herr Bruder mich, den Herrn Magiſter Sixtus, ich ſolle herzutreten und das Corporal mit dem hochwürdigen heiligen Sacrament auf den Kopf halten, und befahl, man ſolle alle Ketten aufſchließen und hinweglegen, worüber doch manchem ſchauerte. Er ſelbſt ließ ſich ſeinen Chorrock, Stola und Bücher hereinbringen und legte ſie an, und als die arme Frau aller Bande ledig gemacht war, nahm er eine alte rothe Stola in ſeine Hände und ſprach: „Sieh, Schwamm, jetzt komme ich zu dir in dem Namen Gottes des Vaters, des

---

*) Hoſtie.

---

*) Bedeutet nicht Pilz, und nicht Badeſchwamm, wie der Herr Dechant verſteht. Es iſt entweder das bairiſche Wort: der Schwaim, geſprochen Schwaem, „der ſchwebende Schatten“, oder der Volksname für eine Art Geſchwulſt (im Mönchslatein malannus), welche durch einen Kobold Schwam hervorgebracht wurde und vermittelſt einer uns aus dem 11. Jahrhundert erhaltenen Beſprechung deſſelben beſeitigt werden konnte.

Sohnes und des heiligen Geiſtes. Dieſes dreifaltige unauflösliche göttliche Band ſoll dich jetzo in den Abgrund der Hölle hinabbinden, daß du nimmermehr in Ewigkeit weder Leuten, Vieh, noch irgend einer Creatur weder ſchädlich noch ſchade ſeiſt." Er nahm ihre beiden Hände, wickelte ihr die Stola zu drei Malen herum und gebot dem Böſen bei der großen Kraft und Würdigkeit deſſen, der auf der armen Frau Kopf läge, daß er ſich alles weiteren Ungeſtüms enthalten wolle. Darauf wendete ſich Herr Dechant gegen das Volk, deſſen eine ſolche Menge war, daß Stube, Tenne, Fenſter und Gaſſe alles voll ſtand, und ſprach zu ihnen: — — —

Nach verrichtetem heiligem Gebet ordnete der Herr Dechant uns Studirte, die er allein zur Handreichung mitgenommen, ſtellt uns um das elende Weib herum, gibt einem das Buch, dem andern das Licht und einem jeglichen, was er bei dieſem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen ſolchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten modus conjurationis an mit einem ſolchen Fleiß und Ernſt (wie er denn hierzu ein lauteres, ſtarkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unſer einem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehn anfingen. Während nun dieſer herrliche Exorcismus eine gute Zeit währte, hat der böſe Feind nicht ſonderlich gepoltert; nur als ein Bube die Zähne zum Fenſter hineinbleckte, begehrte er, man ſolle ihm zulaſſen dem Buben die Zähne einzuſtoßen, aber dies ſein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Actus haben die umſtehenden Leute, welche beſſer beobachten konnten als unſer einer, der mehr zu thun hatte, deutlich geſehen daß die Augen der Geißlbrechtin, die von Natur ſchwarz, aber in dieſem Elend grau und feurig wie Katzenaugen geworden waren, wieder allmählich ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrenkt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Geſtalt und Natur, die ſich ganz verändert hatten, wieder fein friſch herzukam. Etliche, die dabei geſtanden, bezeugen und betheuern, daß ſie während dem einen ſchwarzen Vogel in Geſtalt einer Amſel aus dem Munde der Frau fliegen ſahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns geſehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Fall der Noth bei unſerer prieſterlichen Würde mit höchſtem Eid und gutem Gewiſſen betheuern können.

Dieſer Actus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott ſei gelobt! und gedachte Apollonia fing an die Hände zuſammenzuſchlagen. Da neigte ſich Herr Dechant zu ihr nieder, that ihr die Stola von den Händen, fragte ſie und ſprach: „Liebe Apollonia, wie gehabſt du dich jetzt? Kennſt du wieder mich und die Leute?“ Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufſpringen und dem Herrn Dechant um den Hals fallen, — das machte manches Auge naß, — aber die Glieder und der ganze Leib waren ſo ſehr zerriſſen, daß ſie ſo viel Kräfte nicht gehabt hat; ſo ſchlägt ſie ihre Hände über dem Kopf zuſammen, ſieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: „O allmächtiger, ewiger Gott, dir ſei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit! O Gott, verzeih und vergib mir, daß ich ſo hart und ſchwer wider dich geſündigt habe! O Herr, jetzt will ich gern ſterben!“ —

So weit die Mittheilung aus der Flugſchrift. Das Ende iſt erbaulich, der tapfere Dechant erntet den Lohn ſeiner gefährlichen Arbeit, er gewinnt die Seele der Apollonia für ſeine Kirche, ſie ermahnt ihren Mann, gelobt eine Wallfahrt und die zänkiſchen Gatten leben ſeitdem, ſo ſcheint es, friedfertiger zuſammen. Was der religiöſe Eifer des Erzählers dem geiſtlichen Verhör des Teufels zugedichtet hat, iſt harmloſer als in vielen ähnlichen Fällen.

Die Zärtlichkeit, mit welcher beide Kirchen um die Beſeſſenen ſorgten, und die fromme Theilnahme, mit welcher die Gläubigen ein Opfer des Teufels betrachten, machten dergleichen Zuſtände auch zu einem Gegenſtand gewerbsmäßiger Gewinnſucht. So verurſachte in Thüringen um 1560 ein Hirt, Hans Vater von Mellingen, großes Aufſehen. Er gab vor, durch den Genuß von Brot, das ihm ein übelberüchtigter Menſch mit Gewalt eingenöthigt hatte, in die Gewalt des Teufels gekommen zu ſein. Er wurde vom Teufel hart behandelt und viel geprügelt und zeigte die Striemen. Deshalb wurde er in Flugſchriften dem Gebet der Chriſtenheit eifrig empfohlen. Aber als er einige Zeit darauf in Nürnberg erſchien, mit einem blutenden Ohr, die Hände mit einem dreifarbigen Seil auf den Rücken gebunden, und dort betend und bettelnd ſeine alte Geſchichte erzählte und vorgab, der Teufel ſelbſt habe ihm die Hände ſo zuſammengeſchnürt, nahmen die Nürnberger das Wunder zu ernſt, und vor dem angelegentlichen Kreuzverhör der geiſtlichen und weltlichen Behörden ſank die Frechheit des Mannes; er bekannte, daß er betrogen habe, wurde an den Pranger geſtellt und aus der Stadt verwieſen. Auch die von Nürnberg verfehlten nicht, ihre Entdeckung in einer Flugſchrift zu verbreiten.

Aber wahrhaft greulich war der Haß, mit welchem man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts jene andere Verbindung der Menſchen mit der Hölle betrachtete, die alte Hexerei. Auch Luther glaubte an Hexen. Er erzählte gelegentlich, daß ein ſolches Weib ſeiner Mutter geſchadet habe, er zürnt an einer anderen Stelle ſogar auf die Juriſten, die dergleichen Zauberinnen, wenn ſie ihren Mitmenſchen ſchaden, nicht beſtrafen. Aber ſolche Aeußerungen waren ſo arg nicht gemeint. Im Ganzen kümmerte ihn dieſer ganze Kreis vom Aberglauben wenig. Er, der Schreibfertige, fühlte nie Veranlaſſung darüber zu ſeinem Volke zu reden, auch in ſeinen Predigten erwähnt er die Hexerei nur gelegentlich und ſeinem ganzen Weſen widerſtand die Anwendung roher Gewalt. Wenn aber Luther's reines Gemüth ihn zur Freude für uns davor bewahrte, gegen die Teufelsliebchen zu eifern, ſeine Schüler und

Nachfolger hatten wenig von ſeinem hohen Sinn. Und der junge Proteſtantismus war in dieſer Frage nur um wenig beſſer als der alte Glaube. Allerdings waren in proteſtantiſchen Ländern nicht vorzugsweiſe Diener Gottes die Verfolger, aber die bürgerliche Obrigkeit ahmte nur zu willig das Beiſpiel nach, welches die geiſtlichen Gerichte der Katholiken, vor allem die Jeſuiten gaben. Ungezählt ſind die Schlachtopfer, ſie reichen ſicher in die Hunderttauſende. Zunächſt auf den Gebieten geiſtlicher Fürſten brach die Seuche aus, welche ganze Landſchaften verwüſtete, ſo in Eichſtädt, Würzburg, Köln. In zwanzig Dörfern der Umgegend von Trier wurden in ſieben Jahren dreihundertachtundſechzig Perſonen hingerichtet, außer den vielen, welche in der Hauptſtadt ſelbſt gebrannt wurden; in Braunſchweig ſtanden die Brandpfähle auf der Richtſtätte wie ein kleiner Wald. Aus jeder Landſchaft ließen ſich Hunderte, Tauſende zuſammenzählen. Jede Niederträchtigkeit wurde von den geiſtlichen und weltlichen Richtern geübt, die abgeſchmackteſten Verdachtgründe reichten hin, ganze Dörfer auszurotten. Kein Stand, kein Alter ſicherte, Kinder und Greiſe, Gelehrte und Rathsherren wurden an den Pfahl gebunden, die Mehrzahl freilich waren Frauen. Ein Schauder ergreift uns beim Einblick in den gewöhnlichen Hergang dieſer Verurtheilungen. Es iſt nicht unmöglich, obgleich keineswegs aus den Acten mit Sicherheit feſtzuſtellen, daß hier und da eines der Opfer ſelbſt in dem thörichten Wahne lebte, durch Zauberkünſte mit dem Teufel in Verbindung zu ſtehen. Es iſt nicht unmöglich, obgleich auch dies nicht mit Sicherheit zu erkennen iſt, daß ſchädliche Mittel, berauſchende Tränke und abergläubiſche Arzneien in einzelnen Fällen zum Schaden Anderer beigebracht worden ſind. Aber gerade das iſt der ſtärkſte Beweis für die Schändlichkeit des ganzen Verfahrens, daß ſich aus den ungeheuren Stößen der alten Hexenacten keine Ueberzeugung gewinnen läßt daß auch nur in dem einen oder dem andern Fall das Urtheil durch wirkliche Miſſethaten der Angeſchuldigten nicht gerechtfertigt, aber doch entſchuldigt werde. Denn ſo groß war Fanatismus, Beſchränktheit oder Bosheit, daß ſchon die Anklage faſt ſicher tötete. Die Folter wurde auf die albernſte Anſchuldigung angewandt. Wer die Qualen aushielt, ohne zu bekennen, gegen den wurde gerade die Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, zum Schuldbeweiſe; ebenſo wurde Beweis jede Art von willkürlichen Merkzeichen, ein Maal am Körper, das äußere Ausſehen, zahlreiche Zufälligkeiten. Das Vermögen der Verurtheilten ward mit Beſchlag belegt, Habſucht und Rachſucht der Richter vereinigten ſich mit Rohheit und Dummheit. Und dies greuliche Unweſen endete nicht mit dem Jahrhundert, das ganze 17. hindurch bis in die Mitte des 18. wurden die ſchauderhaften Juſtizmorde fortgeſetzt. Erſt die Zeit des großen Friedrich machte ihnen ein Ende.

Wie groß aber auch die Wichtigkeit war, welche Luther's Lehre und Gemüth dem Teufel beilegte, der Proteſtantismus ſchadete dem Höllenfürſten doch. Die Vernunft fing langſam an ihr Recht zu fordern. Die gelehrte Bildung der deutſchen Theologen war ſehr einſeitig, aber jedes ernſte, wiſſenſchaftliche Arbeiten leitet zu demſelben Schlußergebniß, es hilft den vernünftigen Zuſammenhang der Dinge verſtehn. So konnten auch die Reformatoren nicht vermeiden, über das Verhältniß des Teufels zu Gott und über den Umfang ſeiner Macht nachzudenken. Die Ergebniſſe, zu denen ſie kamen, wichen natürlich im Einzelnen von einander ab und waren lange abhängig von alter Kirchenlehre, im Ganzen iſt eine rationaliſtiſche Strömung unter der großen Gläubigkeit ſchon im 16. Jahrhundert unverkennbar. Der Teufel ſteht unter der Zucht des Herrn, er darf nur thun, was Gott zuläßt, und erhält nur durch Verſehn und Unrecht der Einzelnen Macht über ſie. Etwas Lebendiges kann er nicht ſchaffen, allerdings aber iſt er ein ſehr gewandter „Phyſikus“, der durch ſeine Schnelligkeit und große Kenntniß der Natur eine Menge überraſchender Erſcheinungen durchſetzen kann. Er iſt es, welcher die Milch fließen läßt, wenn Hexen und Zauberer eine Axt in die Wand hauen und den Stiel melken. Die Bethörten glauben, ſie ſelbſt bewirkten die Sache durch ihre Kraft, während doch die Mittel, welche der Teufel ihnen verſchreibt, nur läppiſche ſind. Gewöhnlich ſind auch die Künſte des Teufels nur Blendwerke.*) Allerdings iſt dieſe Auffaſſung noch ziemlich orthodox, aber es iſt erſichtlich, daß ſolch erklärendes Nachdenken, ſo tief in dem Weſen des Proteſtantismus gegründet, mit der Zeit weitergehn und endlich die ganze Wirklichkeit des Teufels in Frage ſtellen mußte. Dieſelbe rationaliſtiſche Richtung iſt hinter großer Gläubigkeit zu erkennen in einem beſonderen Zweige der Teufelsliteratur, welche vom 16. bis in das 18. Jahrhundert herein zahlreiche Federn in Bewegung ſetzte und große Wirkung ausübte. Es waren kleine Büchlein, meiſt von Theologen abgefaßt, wenige in dramatiſcher Form, in denen Thorheiten und Laſter des Jahrhunderts geſchildert und vom Standpunkt der chriſtlichen Moral verurtheilt werden. Einige namhafte Schriftſteller brachten dieſe Art Literatur in Aufnahme; die Titel der Büchlein ſetzte man mit dem Worte Teufel zuſammen: der Hofteufel, Eheteufel, Geſindeteufel, Jagdteufel, Hoſenteufel (gegen die Pluderhoſen), Spielteufel, Saufteufel u. ſ. w. Etwa vierzig derſelben gehören dem 16. Jahrhundert an. Die Mehrzahl dieſer moraliſchen Tractätlein iſt langweilig, auch für unſere Kenntniß alter Zuſtände nicht beſonders wichtig, aber faſt in allen erſcheint der Teufel ſchon als gleichbedeutend für verkehrte Neigungen der Menſchennatur ſelbſt. Und obgleich keiner der frommen Verfaſſer zugeſtanden hätte, daß er das Vorhandenſein Satan's bezweifle, ſo verflüchtigt ſich ihnen doch unter den Händen ſein Weſen zu einer Abſtraction. Dieſe kleinen Schriften haben mehr als Anderes eine entſprechende rationaliſtiſche Auffaſſung vorbereitet.

---

*) Unter vielem Anderen z. B. Des Teufels Nebelkappen, durch Paulum Friſium, Nagoldanum. 1583.

Geſahrvoll aber war die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der wenigen aufgeklärten Männer, welche ſich zu Gunſten der Menſchenliebe gegen die Hexenproceſſe auszuſprechen wagten. Sie ſelbſt hatten Kerker und Scheiterhaufen zu fürchten, im beſten Fall den Haß und die Bosheit, welche gläubige Fanatiker auf ihre Gegner auszuſchütten pflegen. Dem 16. Jahrhundert gehört noch ein Name an, der immer dankbar genannt werden ſoll. Der proteſtantiſche Arzt Johann Weier (lat. Wierus oder Piscinarius), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, ſchrieb im Jahre 1563 ſeine ſechs Bücher: De praestigiis daemonum. Auch er glaubt noch an Schwarzkünſtler, welche mit Hilfe des Teufels Unheil ſtiften; thun ſie dies, ſo ſollen ſie der bürgerlichen Strafe verfallen; die Hexen aber ſeien arme elende Mütterlein, die im ſchlimmſten Fall ſich einbilden Teufelswerke zu thun, häufig ganz unſchuldig ſind. Sein warmes Herz für die Unterdrückten, ſein edler Zorn gegen die rohe Grauſamkeit der Hexenrichter machten ungeheures Aufſehen. Auf dieſem abgegrenzten Gebiet erſcheint uns Weier als eine Ergänzung zu Luther. Auch gegen ihn erhob ſich die wüthende Meute der Orthodoxen. Die guten Wirkungen, welche Weier's Buch hervorgebracht, wurden durch eine Fluth von Gegenſchriften größtentheils aufgehoben. Und wieder mitten in den Greueln des dreißigjährigen Krieges ſchrieb Friedrich Spee, der beſte deutſche Jeſuit, heimlich ſeine Cautio criminalis gegen das Hexenbrennen, er ließ dieſe Schrift ohne Nennung ſeines Namens in einer proteſtantiſchen Druckerei erſcheinen.

Aber die volksthümlichen Umbildungen des Teufels endigten nicht mit dem Jahrhundert, in welchem Luther lehrte und Weier die Brandpfähle der Richtſtätten umzuwerfen bemüht war. Der dreißigjährige Krieg ſtellte eine andere Seite des düſtern Phantaſiebildes in den Vordergrund. Als Dämon, welcher feſtmachte und Zauberkugeln goß, welche durch jede Rüſtung gingen, lebte der Satan unter den wilden Schaaren des dreißigjährigen Krieges.

Als der Friede kam und der Kriegsteufel ſich in die Wälder zurückzog, wo er ſeine Künſte den verwilderten Jagdgeſellen lehrte, als ein verarmtes, an Glauben und Hoffnung leeres Geſchlecht in dem verwüſteten Lande übrig blieb, wurde der Teufel am liebſten in einer andern alten Amtsthätigkeit aufgeſucht, in einer ſtillen, nur durch die Begehrlichkeit der Menſchen geſtörten — als Hüter unterirdiſcher Schätze. Nicht wenig Geld und Gut war in dem langen Kriege vergraben worden, manches wurde nach dem Frieden durch glücklichen Zufall entdeckt. Das armſelige, nach Geld lüſterne und ruhiger Arbeit entwöhnte Volk wurde durch ſolche Funde und die Hoffnung auf größere mächtig aufgeregt. Schatzgräber und Teufelsbanner, welche den Böſen vom Schatz wegzubeſchwören wußten, hat es ſeit uralter Zeit gegeben. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die fahrenden Schüler die gewöhnlichen Schatzgräber, Teufelsbanner und Betrüger unwiſſender Landleute; ihnen folgten jetzt im 17. Italiener und Franzoſen, ſchlaue Welſche, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein eine Landplage.

Allmählich wurden die Hoffnungen, welche man auf den Teufel ſetzte, geringer, die Farbe ſeiner Geſtalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verſchmähte es zuletzt ſogar, über ihn zu ſpotten. Er wurde, wie längſt verſtorbene Helden, ein Stoff für die Bühne. Er erhielt ſich als Kinderfreude im Puppenſpiel, der größte Dichter Deutſchlands idealiſirte mit höchſter Grazie ſein alterthümliches Bild. Zuletzt bemächtigten ſich die Operndichter ſeiner Geſtalt, und Teufelsbeſchwörungen und Höllengefühle wurden in Noten tadellos geſungen.

Doch unten im Volk haftet noch heut der Glaube an den Teufel und ſeine Hexen, und noch heut verſucht der alte Wahn in der orthodoxen Lehre der Katholiken und Proteſtanten ans Tageslicht zu bringen. Aber die jetzt noch wagen ein wirkliches Daſein des Verſuchers zu behaupten, müſſen ſich gefallen laſſen ſelbſt die Bezeichnung zu ertragen, welche der

Böſe in dem letzten Jahrhundert vorzugsweiſe erduldete, das Beiwort armer Teufel.*)

Im Anfange des großen Jahrhunderts hatte das deutſche Volk ſo eifrig ſeinen Gott geſucht, am Ende des Jahrhunderts war der Teufel ſo mächtig! Dem hohen Aufſchwung war eine Abſpannung gefolgt, dem Ringen nach Chriſtus die Furcht vor der Hölle, das Gegenbild des Heiligen drängte ſich als Geſpenſt überall in das Leben. Gegen den Teufel donnerten die Proteſtanten von ihren Kanzeln, ſchwenkten die Katholiken den Weihwedel. Auch in andern Ländern wüthete dieſe geiſtige Krankheit, in den deutſchen Landen aber war das Hexenbrennen durch viele Jahrzehnte faſt die einzige öffentliche Handlung, bei welcher das bethörte Volk eine ſtarke gemüthliche Antheilnahme bewies. Die Vielgetheiltheit und der Mangel an Gemeinſinn und großen politiſchen Zielen wurde der Nation zum Verderben.

Durch Pfaffengezänk und Fürſteneigennutz, durch die unſeligen politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands war der Flug des Proteſtantismus gehemmt, die katholiſche Gegenſtrömung erhob wachſend ihr Haupt. Ueberall im Lande, in der Politik, auf den Kanzeln, in den Gelehrtenſtuben der Geiſtlichen war mehr Haß als Liebe. Unter einer geiſtloſen Dogmatik verkümmerten die Seelen, die Herzen der Frommen wurden durch trübe Ahnungen bedrückt. Die Beſſeren ſorgten um die elende Lage des deutſchen Vaterlandes, die Gläubigſten wurden durch die Geiſtlichen und zahlloſe Kalendermacher in fortwährender Spannung und Sorge erhalten, daß das Ende der Welt bevorſtehe. Gerade das häufige Auftreten des Teufels erſchien Vielen als Vorzeichen des nahen Weltendes. Unterdeß lebte die Maſſe des Volkes, Vornehme und Geringe, einem derben Genuß in dem damals wohlhabenden Lande. Der Luxus war größer geworden, jede Art von Ueppigkeit wurde nachgeahmt. Wer den Teufel nicht fürchtete, fand auch nicht behaglich, ſich viel um Gott und ſeine Heiligen zu kümmern. Es wurde als luſtige Anekdote berichtet, daß ein Todkranker in Pommern, dem der Geiſtliche in articulo mortis ſtark zuſetzte, endlich antwortete: „Euch zu Gefallen will ich an eine Auferſtehung glauben, ihr werdet aber ſehen, es wird nichts daraus werden"; und gern wurde die alte Geſchichte Luther's nacherzählt, daß ein Landsknecht, der wegen greulichem Fluchen geſcholten wurde, betheuerte, er habe das ganze Jahr nicht an Gott gedacht, geſchweige bei ihm geflucht.

---

*) Der Ausdruck iſt allerdings ſchon um 1550 volksthümlich; z. B. bei Hans Sachs im Schwank: Der Teuffel leſt kein Landsknecht mehr in die Helle faren (1555. Nürnb. G. Merckel. 4.), befiehlt der Landsknecht dem Wirth einen toten Hahn zu braten, der in der Ofenhölle hängt. Teufel Belzebock, der ebendaſelbſt auf einen Landsknecht lauert und bereits durch das wilde Weſen der Landsknechte ſehr beunruhigt iſt, nimmt an, daß die Bezeichnung des zu bratenden Hahnes „armer Teufel“ ihn ſelbſt meine, ſtößt entſetzt eine Ofenkachel aus und flieht in die Hölle.

Unter ſolchen Ausſichten begann das furchtbare Jahrhundert der Kriege.

Ordensburg Sonthofen Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Zwanzigſter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: [illegible]
Nr.: [illegible]~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Dritter Band. Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.
(1600—1700.)

Seite

Einleitung: Rückblick auf die Endergebniſſe des 16. Jahrhunderts. — Größere Ausbildung der Einzelnen. — Mängel der proteſtantiſchen Bildung. — Die Erhebung des Katholicismus. — Gegenſatz der romaniſchen und deutſchen Art. — Politiſche Schwäche des Proteſtantismus. — Die Habsburger. — Das Mißbehagen im Volke 1

1. **Der dreißigjährige Krieg. Das Heer.** Stärke der Heere. — Koſten. — Art der Kriegführung. — Der politiſche Verlauf des Krieges. — Einrichtung der Heere: Fußvolk, Reiterei, Artillerie. — Die Schlacht. — Die Würden: Hauptmann, Fähndrich und Fahne, Unteroffizier. — Sold. — Kriegszucht. — Straſen. — Der Troß und ſeine Ordnung. — Schilderung des Soldatenlebens vor dem Kriege durch Adam Junghans 13

2. **Der dreißigjährige Krieg. Soldatenleben und Sitten.** Gemiſch der Nationen. — Das Lager, Spiel, Ueppigkeit, Mangel. — Aberglaube. — Laſter. — Lagerſprache. — Cartell. — Gefangenſchaft. — Beute. — Parteigänger und Spione. — Marodeure. — Erpreſſungen 64

3. **Der dreißigjährige Krieg. Die Dörfer und ihre Geiſtlichen.** Beſchaffenheit der Dörfer. — Stellung und Sitten des Landmannes. — Einwirkung des Krieges: Geldverwirrung, Durchmärſche, Einquartierung, Quälereien. — Furcht, Trotz, Verwilderung. — Liebe zur Heimat. — Die Seelſorger und ihre Ausdauer. — Schickſale des Pfarrers Bötzinger . . 100

4. **Der dreißigjährige Krieg. Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung.** Das Aufkommen der Zeitungen. — Kampf der Preſſe beim Beginn des Krieges. — Die Kipperzeit. — Das Geldprägen. — Verſchlechterung des Geldes im Jahre 1621

Seite

und Wirkung auf das Volk. — Erkenntniß der Gefahr, Aufregung, Sturm in der Preſſe. — Probe aus der Flugſchrift: Expurgatio der Kipper. Die Abhilfe. — Theologiſche Streitſchriften. Begeiſterung für Guſtav Adolf. — Charakter des Königs. — Eine Unterredung des Königs mit dem Geſandten von Brandenburg. Das Schickſal Guſtav Adolf's. Auflehnung der Preſſe gegen die Schweden. — Die deutſche Vaterlandsliebe in der Preſſe. — Die Flugſchrift: Der deutſche Brutus. — Nutzen der Schweden für Deutſchland 145

5. **Der dreißigjährige Krieg. Die Städte.** Ausſehen der Städte im Jahre 1618. — Einwirkung des Krieges. Aufwand, Belagerungen. — Religiöſe Verfolgung. — Die Frauen von Löwenberg 188

6. **Der dreißigjährige Krieg. Der Friede.** Feſtmahl der Geſandten zu Nürnberg. — Feſtfeier in einem thüringiſchen Dorfe. — Zuſtand des Landes nach dem Kriege. — Seine Verwüſtungen. — Verſuch einer Schätzung. — Die politiſche Lage Deutſchlands nach dem Kriege. — Die Folgen für die öſtreichiſchen Provinzen 217

7. **Die Staatsraiſon und der Einzelne.** Auflöſung des deutſchen Reiches. — Die Parteien der Fürſten. — Die Herrſchaft des Beamtenſtaates. — Die Staatsmänner nach dem deutſchen Kriege. — Landſtände. — Neue Steuern. — Niedrige und unſichere Stellung der Unterthanen. Einfluß derſelben auf Charakter. Anſicht des Volkes vom Staate. Kühle Theilnahme. — Die Staatsraiſon. Charakteriſtik derſelben nach der Flugſchrift von 1678: Idolum Principum. — Stimmung bis 1740 242

8. **Brautſtand und Ehe am Hofe.** Die Mode und Galanterie als fremde Mittel Zucht zu erhalten. — Brautwerbung einer Standesperſon in Wien. Die fürſtlichen Familien. — Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz. Brief der Kurfürſtin Charlotte von der Pfalz an den Kaiſer. — Urtheil über ſie und ihren Gemahl 266

9. **Aus dem Leben des niedern Adels.** Ueberreſte der alten Raubluſt um 1600. — Duelle. — Reiſeluſt. — Zunahme der höfiſchen Bedeutung. — Schilderung eines wohlhabenden Edelmanns von 1660—1700. — Der Briefadel. Der Stadtadel. Neugeadelte Kaufleute von 1650—1700. Beſchreibung ihres Lebens. — Die

Seite
Maſſe des Landadels. Die Krippenreiter von 1650—1700. Schilderung derſelben nach dem „Edelmann“ von Paul Winckler. — Beſſere Zuſtände ſeit 1700. Das Ritterrecht. Größere Sorge um die Wirthſchaft. Vorrechte des Adels. Hoffähigkeit und Hofämter. Beamten- und Offiziersadel. — Eindringen neuer Bildung. — Gellert. — Fall der Vorrechte. — Vereinigung des Adels mit dem Bürgerthum 294
10. **Aus deutſchen Bürgerhäuſern.** Abſchluß der Stände. — Knechtiſche Geſinnung und fremde Mode. — Geſelliger Verkehr. — Ordnung und Zucht bei Brautwerbung. — Erzählung des Friedrich Lucä. Veränderung im Ausdruck herzlicher Empfindung. — Leben im Hauſe. — Aufblühen Hamburgs. — Brief des Bürgermeiſters Schulte an ſeinen Sohn in Liſſabon. — Das Pflichtgefühl des Mannes. — Berend Jacob Carpfanger. — Traurige Zeitung aus Cadix . 348
11. **Jeſuiten und Juden.** Verfall der Kirchen. — Proteſtanten und Katholiken. — Auch die Jeſuiten ſind ſchwächer geworden. — Lage der Juden ſeit dem Mittelalter. Ihre gewinnbringenden Geſchäfte. — Die Juden in Prag. — Geſchichte des Simon Abeles. — Sieg der Humanität über die religiöſe Unduldſamkeit 386
12. **Der deutſche Bauer ſeit dem dreißigjährigen Kriege.** Zuſtände des Bauern ſeit dem großen Kriege. — Dienſte und Laſten. — Verſchiedenheit nach Landſchaften. — Verſchlimmerung ſeines Weſens durch den Druck. — Härte des Urtheils der Gebildeten. Probe davon aus dem Büchlein: Des Baurenſtands Laſterprob von Veroander. — Erſte Zeichen der Beſſerung. — Die Aufklärer. — Schilderung des deutſchen Bauern durch Chriſtian Garve. — Aufregung der Bauern um 1790. Befreiung. — Die Gegenwart und was noch zu wünſchen bleibt 421
13. **Gauner und Abenteurer.** Einfluß der Reformation. Polizei. — Räuber und Mordbrenner. Fremde Gaukler. — Schilderung der Vagirenden nach Garzoni. — Komödianten und Einfluß der Abenteurer auf die Literatur. — Vornehme Gauner. Goldmacher 457

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Dritter Band.

Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.

(1600 — 1700.)

Einleitung.

Das Jahr 1600 fand ein Volk, das in den letzten hundert Jahren eine ungeheure Wandlung durchgemacht hatte. Ueberall iſt der Fortſchritt zu erkennen. Man vergleiche ein ernſtes Buch von 1499 und 1599. Das erſtere in ſchlechtem Latein geſchrieben, dürftig der Wortvorrath, ſchwerfällig die Darſtellung, nicht leicht verſtändlich der Sinn. Von ſelbſtändigem Geiſt, von eigener Ueberzeugung nur wenig Spur. Um alte Schulphraſen, deren Bedeutung erſt durch genaueres Erforſchen ihrer allmählichen Entwicklung klar wird, übt ſich der Scharfſinn im unnützen Unterſcheiden von Nebenſachen; es iſt ein greiſenhaftes Weſen, faſt wie in dem abſterbenden Alterthum. Wol gibt es Ausnahmen, aber ſie ſind ſehr ſelten: Selbſt das Latein der älteren Humaniſten erinnert an die ſpitzfindige Blödigkeit der Mönchsſprache ebenſo ſehr als an die kunſtvollen Redewendungen antiker Rhetoren. Von den Wenigen, welche für das Volk deutſch ſchreiben, wird am liebſten die Thorheit der Menſchen geſchildert, die Fehler der Stände, belehrend oder in Beiſpielen, ſelbſt bei Sebaſtian Brant langſam, einförmig. Einmal überraſcht in der Theologie das Aufleuchten einer tiefſinnigen Beſchaulichkeit von erhabenſter Größe, aber ſie iſt eine Art Geheimlehre für die troſtbedürftigen Seelen im Zwange des Kloſters. Wol iſt es Philoſophie, aber noch getrennt vom Leben.

Ein Jahrhundert ſpäter erkennt man auch in dem mittelmäßigen Schriftſteller eine ſelbſtändige Perſönlichkeit. Der

Verfaſſer iſt gewöhnt, über den Glauben und das Erdenleben nachzudenken, er verſteht ſeine Empfindungen, auch leiſe Bewegungen der Seele darzuſtellen, er kämpft für eine eigene Ueberzeugung, er iſt in Glauben und Wiſſen, in Liebe und Haß eine Individualität geworden. Noch bleibt auch er regelmäßig an das Gemeingiltige gebunden. Aengſtlich iſt der Theologe bemüht ſich orthodox zu erweiſen, mehr als billig eignet ſich der Schriftſteller die Arbeiten ſeiner Vorgänger zu, noch hat das Urtheil, die Gelehrſamkeit und Bildung für unſere Empfindung viel Eintöniges. Aber daneben erſcheint überall Eigenthümliches, faſt immer ein kräftiger, rühriger Menſchenverſtand, in der Proſa ein eigener, oft origineller Stil. Drei Geſchlechterfolgen haben für den Glauben gekämpft, viele Einzelne ſind für ihre Ueberzeugung in den Tod, Tauſende in das Elend gegangen. Der Märtyrer iſt nicht mehr ein unerhörtes Ding, eine Ungeheuerlichkeit, es gehört zum Weſen des Mannes, in den höchſten Fragen eigenes Urtheil zu vertreten. Hundert Jahre früher waren es wenige ſtarke Seelen, welche ihr ſelbſtändiges Leben gegen die gemeingiltige Mittelmäßigkeit ſetzen durften, im Volke lebten die Einzelnen vor ſich hin, ohne gemeinſame Ideen, ohne Begeiſterung; im feſtgeſchloſſenen Kreiſe der Genoſſen ſeinen Vortheil ſuchen, ſich gegen unleidlichen Druck auflehnen, das war der Inhalt ihrer Kämpfe geweſen. Jetzt aber iſt in die Nation der Enthuſiasmus gekommen, der Einzelne empfindet ſich in engem Zuſammenhange mit Millionen, er wird getragen durch die Beiſtimmung aller Gleichgeſinnten, er handelt und leidet für eine Idee. — So viel größer waren die Menſchen geworden, zunächſt in den proteſtantiſchen Landſchaften; doch auch den katholiſchen war ein Theil dieſes Segens gekommen.

Aber jede höhere Entwickelung erzeugt auch neue Verbildungen; das Kind iſt frei von mancher Krankheit, welche der Leib des Jünglings durchſchüttert. Der Proteſtantismus, der ſo Großes im Volke gethan, war noch lange nicht in ſeinen letzten Endziele entwickelt. Er forderte unabläſſige innere Thätigkeit des einzelnen Menſchen, er drängte überall zu freier Selbſtbeſtimmung, und doch konnte er ſich noch nicht über den unleidlichſten Grundzug der alten Kirche erheben. Auch er wollte noch den Glauben ſeiner Angehörigen beherrſchen und jede abweichende Ueberzeugung als Ketzerei verfolgen. Luther's Rieſennatur hatte die eifrigen Geiſter zuſammengehalten, er ſelbſt hatte vorhergeſagt, daß ſie nach ſeinem Tode nicht feſt bleiben würden. Er kannte ſeine treuen Gehilfen genau, ihre Schwächen, den Drang nach eigenen Wegen.*) Melanchthon, feſt in ſeiner Wiſſenſchaft und in den Störungen, welche das Tagesleben brachte, aber befangen und unſicher in großen Geſchäften, vermochte den Feuergeiſt der Entſchloſſenen nicht zu beherrſchen. Auf jenem Reichstage, der zu Augsburg 1547 begann, hatte der ſiegreiche Kaiſer in ſeiner Weiſe auch den Streit der Kirchen einzufrieden geſucht, er hatte eine vorläufige Feſtſtellung der Glaubensſätze, das Interim, den geſchlagenen Proteſtanten aufgedrängt. Vom Standpunkt der Katholiken mit äußerſter Duldſamkeit, die nur erträglich war, weil ſie allmählich zur alten Kirche zurückführen ſollte, vom Standpunkt der eifrigen Proteſtanten mit unerträglicher Tyrannei, der auch da zu widerſtehn war, wo ſie über ſolche Kirchenfragen entſchied, welche ſelbſt Luther für unweſentlich, für Adiaphora gehalten hatte. Gegen dieſen Zwang erhoben ſich überall die geiſtigen Führer der Gegenpartei. Hunderte von Predigern ließen ſich aus ihrem Amte treiben und pilgerten am Stecken ins Elend, mehr als einer fiel als Opfer der wüthenden Reaction. Es war die Heldenzeit des proteſtantiſchen Glaubens, ein großer Anblick noch für uns; einfache Prediger, Väter mit Weib und Kind, welche für eine männliche Ueberzeugung leiden; ſie haben, ſo hoffen wir, die Opferfähigkeit in Deutſchland für alle Zeiten in die

---

*) **Nicolaus** von Amsdorf, Antwort auff Doct. Pommer's ſcheltwort. 1549. 4.

Seele des Volkes gelegt. Bald ſollten ihnen Tauſende von Laien nachfolgen.

Aber dieſe Erhebung der Seelen brachte auch eine Gefahr. Das Interim wurde der Anfang heftiger theologiſcher Streitigkeiten unter Luther's Anhängern ſelbſt. Unhold iſt der Verlauf dieſer Händel, die beſten Geiſter wurden verbittert und rieben ihre Kraft auf in einem Hader, für deſſen einzelne Streitſätze wir uns nicht mehr begeiſtern können. Und doch ſoll man von dieſem Kampfe der Zeitgenoſſen und Schüler Luther's nicht gering denken. Es ſind tüchtige Männer, welche gegen einander ſtehn, große Ueberzeugungen, ſittlicher Ernſt. Wenn es peinlich iſt, den Amsdorf gegen Bugenhagen, und den Flacius, der noch vor Kurzem hebräiſcher Lector Wittenbergs geweſen war, gegen Melanchthon ſelbſt im Streit zu ſehen, ſo ſoll man ſich auch ſagen, daß das Ausbrechen der Gegenſätze gerade die erſte Folge des ungeheuren innern Fortſchrittes war. Jeder der feurigen Streiter klagte ſo ſchmerzlich, daß die Gegner die Einheit der neuen Kirche zerriſſen. Keiner ahnte, daß dieſe Zerſtörung der Einheit zwar ein großer Uebelſtand für ſein Herrſchergelüſt, aber kein geringer Fortſchritt in der Charakterentwicklung der Deutſchen war.

Der Kampf der Männer wurde auch ein Kampf der Univerſitäten: die Nachkommen Friedrich's des Weiſen hatten mit dem Kurhut auch die Univerſität Wittenberg verloren, Melanchthon und die Wittenberger ſtanden unter dem Einfluß des politiſchen Moritz und ſeines Bruders, die eifrigſten Lutheraner ſammelten ſich auf der neuen Univerſität Jena.

Aber dieſem Geſchlecht leidenſchaftlicher Männer folgte eine anders geartete Nachkommenſchaft. Um das Ende des Jahrhunderts ſchien der deutſche Proteſtantismus in den meiſten Landſchaften ſicher vor äußeren Gefahren; da kam den Geiſtlichen übergroße Selbſtgefälligkeit, Herrſchſucht, alle Fehler eines bevorrechteten Standes. Einflußreiche Rathgeber ſchwacher Fürſten, immer noch Beherrſcher der öffentlichen

Meinung, verfolgten ſie ſelbſt zuweilen den Andersgläubigen mit den Waffen der alten Kirche. Sie riefen einigemal die weltliche Macht gegen die Ketzer auf, der Pöbel ſtürmte in Leipzig Häuſer der Reformirten, in Dresden wurde ein höfiſcher Geiſtlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politiſchen Gründen, ſogar hingerichtet. So warf das neue Leben auch tiefe Schatten in die Seelen des Volkes.

Auch in den katholiſchen Landestheilen regte ſich ein ſtärkeres, fremdartiges Leben. Die katholiſche Kirche ſchuf aus ſich heraus eine neue Zucht der Geiſter, eine feſte Art menſchlicher Bildung, die der proteſtantiſchen ſcharf entgegengeſetzt war. Auch in der alten Kirche wurde eine größere Vertiefung des inneren Lebens erreicht, dem gemüthlichen Bedürfniß der Gläubigen wurde die uralte Lehre von der Gefolgſchaft der Mannen Chriſti in neuen Formeln, Bildern und Verheißungen geboten, noch einmal wurde die Idee der alleinſeligmachenden Einheit wirkſam. In Spanien, in Italien erhob ſich die neue Religioſität, auch ſie voll Hingabe, Opfermuth, Kampfesfreude, voll glühender Begeiſterung, reich an ſtarker Männerkraft. Aber es war jetzt ein Glaube für Romanen, nicht für Deutſche. Was er forderte, war Vernichtung der freien Perſönlichkeit, Losreißen von allen Banden der Welt, ſchwärmeriſche Unterwürfigkeit, willenloſes Einordnen des Mannes in die große Gefolgſchaft Chriſti. Das einzelne eigene Leben hatte ſich zum Opfer zu bringen für die Herrſchaft der alleinſeligmachenden Kirche, ohne Nachprüfung, ohne Bedenken. Während der Proteſtantismus die einzelnen Menſchen ſo hoch faßte, als er jedem die Pflicht auflegte, ſelbſtändig von innen heraus Anſchluß an das Göttliche und Verſtändniß der Welt zu ſuchen, umſchloß der neue Katholicismus das Weſen des Einzelnen mit eherner Hand. Der Proteſtantismus war, trotz aller Fürſtentreue der Reformatoren, im innerſten Weſen demokratiſch, der neue Katholicismus faßte alle Menſchenkraft, deren rückſichtsloſe Hingabe er forderte, in einer geiſtigen Zwingherrſchaft zuſammen, unter dem Machtgebot der Obern in der Kirche, bald auch im Staat. So ſtark war die Spannung der Gegenſätze zwiſchen Deutſchen und Welſchen.

Der große Vertreter dieſer neuen Richtung in Kirche und Staat war der Jeſuitenorden. In der leidenſchaftlichen Seele eines ſpaniſchen Edelmannes brannte das düſtere Feuer der neuen katholiſchen Lehre auf, unter aſketiſchen Bußübungen im engen Verkehr einer kleinen Genoſſenſchaft bildete ſich Art und Weiſe ſie auszubreiten. Im Jahre 1540 beſtätigte der Papſt die Geſellſchaft, kurz darauf eilen die erſten Mitglieder des Ordens über die Alpen und den Rhein nach Deutſchland, ſchon herrſchen ſie auf dem Concilium zu Trient. Ihre rückſichtsloſe Entſchloſſenheit kräftigt die Schwachen, erſchreckt die Wankenden. Merkwürdig ſchnell richtet ſich der Orden in Deutſchland ein, wo noch alter Glaube unter dem neuen zu finden war, er erlangt Gunſt bei den Vornehmen, Zulauf vom Volke. Einige Fürſten übergeben ihm die geiſtliche Herrſchaft ihrer Länder, vor allen die Habsburger, neben ihnen deutſche Kirchenfürſten, welche die ſchwankende Treue ihres Gebietes nicht durch einheimiſche Kraft feſtigen können, endlich die Herzöge von Baiern, welche ſeit hundert Jahren gewöhnt waren, den Vortheil ihres Hauſes im engen Anſchluß an Rom zu ſuchen. Als die Väter zuerſt nach Deutſchland hinüberſtiegen, war das ganze deutſche Volk auf dem Wege proteſtantiſch zu werden; noch beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren nach Verluſten und Erfolgen auf beiden Seiten drei Viertheile Deutſchlands ganz oder in der Majorität proteſtantiſch. Im Jahre 1650 war der ganze neue Kaiſerſtaat wieder katholiſch, und außerdem das größte Drittheil von Deutſchland. So gut hatten die fremden Prieſter ihrer Kirche gedient.

Einem Wunder gleich war ihre Thätigkeit. Vorſichtig, Schritt für Schritt, planvoll, feſt entſchloſſen, nie ſchwankend, dem Sturme weichend, unermüdlich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plane auch das Kleinſte mit Aufopferung betreibend, bot dieſe Genoſſenſchaft die einzige Erſcheinung einer unbedingten, willenloſen Hingabe Aller an eine Idee, die nicht in einem Einzelnen ſich ausdrückte, ſondern in der Genoſſenſchaft. Der Orden herrſchte, aber jeder Einzelne war unfrei, auch der Ordensgeneral war verantwortlich.

Der Orden erwarb Ehre und Gunſt, wohl verſtand er ſich beliebt oder unentbehrlich zu machen, wo er hinkam; aber er blieb in Deutſchland doch fremd. Das Unheimliche des furchtbaren Princips empfanden nicht nur die Proteſtanten, welche ihn ohne Aufhören mit ihren papierenen Waffen, den Flugſchriften, zu bändigen ſuchten und für jede politiſche Unthat, die aus der Nähe und Ferne berichtet wurde, verantwortlich machten. Auch in den katholiſchen Ländern blieb er ein Gaſt, ein einflußreicher, vielgeprieſener, aber den Geiſtlichen und Laien kam von Zeit zu Zeit die Empfindung, daß er nicht zu ihnen gehöre. Alle geiſtlichen Genoſſenſchaften hatten ſich dem deutſchen Volksgeiſt angepaßt, Benedictiner, Kreuzherren, Bettelmönche, — die Jeſuiten nicht. Es iſt natürlich, daß in der katholiſchen Geiſtlichkeit ſelbſt dieſe Empfindung am ſtärkſten war, denn auch ihr irdiſcher Vortheil wurde oft durch die Jeſuiten beeinträchtigt.

So ſtehen ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei entgegengeſetzte Richtungen der Bildung, zwei verſchiedene Quellen der Sittlichkeit und Thatkraft gegen einander im Kampfe: fromme Ergebung und unbedingte Unterordnung gegen Pflichtgefühl und prüfende Selbſtbeſtimmung, ſchneller, rückſichtsloſer Entſchluß gegen gewiſſenhaftes Zweifeln, weit überlegte, planvoll nach weiten Zielen hinarbeitende Thatkraft gegen mangelhafte Parteizucht, Drang zur Einheit gegen Streben nach Abſonderung.

So erſchienen die Gegenſätze überall, zumeiſt in der Politik, an den Höfen der Fürſten. Den deutſchen Fürſten war der Proteſtantismus in ſeiner unfertigen Geſtalt keine Hilfe für Bildung ihres eigenen Charakters. Er hatte das Volk gehoben, er hatte auch die äußere Macht der Fürſten höher geſtellt, aber er hatte ihre innere Feſtigkeit verringert. Schon ihre Jugendbildung wurde meiſtens zu theologiſch, um praktiſch zu ſein. Wie unſittlich manche von ihnen waren, ſie litten alle an

Gewiſſenszweifeln; für dieſe Zweifel aber gab es keine ſchnelle Antwort, wie der katholiſche Beichtvater ſie bereit hatte. Wie begehrlich viele von ihnen waren, auch ſie hatten bereits mit einem unſicheren Pflichtgefühl zu ringen, und wenn der Hofprediger ihr ſtiller Rathgeber war, er machte ſie nicht feſter. Jeder der proteſtantiſchen Fürſten ſtand für ſich, zwiſchen ihren Landeskirchen war kein feſtes Band, viel kleines Gezänk und bitterer Haß, nicht nur zwiſchen Lutheranern und Reformirten, ſogar zwiſchen den Bekennern der Augsburgiſchen Confeſſion. Auch dies verringerte ihre Kraft. Während die Prieſter der katholiſchen Kirche ihre Landesherren feſt an einander banden, halfen die proteſtantiſchen Geiſtlichen die Trennung ihrer Fürſten vermehren. Es iſt kein Zufall, daß die Proteſtanten lange Zeit, wo ſie den Altgläubigen in politiſchem Kampfe gegenüberſtehn, im Nachtheil ſind. Noch war den Deutſchen der neue Staatsbau nicht gefunden und er ſollte noch durch Jahrhunderte entbehrt werden, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrſchers heraushebt und in das Gewiſſen der Nation legt, welcher in geordneter Bahn den begabten und tüchtigen Bürger der Krone zum Beirath ſtellt; noch war die öffentliche Meinung ſchwach, die Tagespreſſe nicht geſchaffen, das Verhältniß zwiſchen den politiſchen Rechten des Fürſten und des Volkes wenig beſtimmt.

Und noch in der neuen Zeit, welche den deutſchen Staaten dieſe lang entbehrte Grundlage gegeben hat, vermögen wir zu erkennen, daß der Gegenſatz zwiſchen den beiden Richtungen der Bildung nicht ganz geſchwunden iſt; noch heute ſteht feſte Geſchloſſenheit der Verwaltung, ein ſchlagfertiger Mechanismus, in einzelnen Fällen eine ſchweigſame, durchgreifende, rückſichtsloſe Politik gegen das Weſen des proteſtantiſchen Staats, welches den Herrſcher zwingt zu ſprechen und zu hören, ſeine Entſchlüſſe nach der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten zu richten, zuweilen ein großes Wollen zu beſchließen, wenn es dem Volk nicht verſtändlich iſt. Dagegen macht daſſelbe höhere Princip auch die

Thorheiten der Regierenden weniger ſchädlich, und wenn es vielleicht ungeſchickt iſt, ferne Gefahr durch geheime That abzuwehren, ſo macht es dafür die Kraft des Widerſtandes größer, den Staat dauerhafter; denn der politiſche Antheil des Einzelnen vergrößert ſeine Opferfähigkeit und adelt ſeine Sittlichkeit. Aber ſo weit war der Proteſtantismus um das Jahr 1600 noch lange nicht durchgebildet; nur in den Gemüthern lag er, und es kam darauf an, wie ſchnell ihm die allgemeinen Verhältniſſe Deutſchlands eine kräftige Entwicklung geſtatten würden.

Er war durch Karl V in die Oppoſition gedrängt, und er blieb in dieſer Stellung. Nicht immer erſchien die Politik der Habsburger der alten Kirche günſtig. Oft arbeitete der Papſt auch gegen ſie und ihre italieniſchen Anſprüche. Ja, in dem zweiten Nachfolger Karl's, Maximilian II, lebte eine freie Bildung und ein wahrhaft kaiſerlicher Sinn, der Deutſchland wohl that und die vorübergehende Hoffnung erregte, daß eine Verſöhnung der großen Parteien im deutſchen Sinne nicht unmöglich wäre. Aber ſelbſt den freieſten des Geſchlechts beſtimmte zuletzt der Vortheil ſeines Hauſes. Italien, Spanien, Ungarn und die Türkei, Freunde und Gegner zogen immer wieder in eine undeutſche Politik hinab. Und was am wichtigſten war, das Hausintereſſe drängte gegenüber den eigenen Landſchaften in dieſelbe Richtung.

Ueberall hatte der Proteſtantismus auch politiſche Erſchütterungen hervorgebracht; vom Bauernkriege bis in das nächſte Jahrhundert hinein hörten die Zuckungen im Volke nicht auf. Die Reformation hatte die Zungen gelöſt, ſie hatte den Deutſchen auch das Urtheil über ihre bürgerliche Stellung freier gemacht, ſie hatte dem Einzelnen den Muth gegeben, die eigene Ueberzeugung durchzufechten. Wie der Bauer jetzt laut über die unerſchwinglichen Laſten murrte, ſo der zünftige Bürger über die eigenmächtige Herrſchaft der Stadtgemeinde, ſo auch das adlige Mitglied der Landſchaft über die ungemeſſenen Geldforderungen des Kriegsherrn. Schnell war mit Luther's

Beiſtimmung die wilde demokratiſche Bewegung von 1525 niedergeſchlagen worden, aber die demokratiſchen Beſtrebungen waren deshalb nicht geſchwunden, und neben ihnen ſchlich das Weſen der Wiedertäufer, der Socialiſten des 16. Jahrhunderts, von Stadt zu Stadt. Ihre Lehre, kaum in ein Syſtem zu faſſen, in jeder Perſönlichkeit anders gefärbt, vom harmloſen Theoretiker, der ſich ein Gemeinweſen aus guten Bürgern ohne Eigennutz, voll Selbſtverleugnung erdachte, wie ſchon der erfindungsreiche Eberlin gethan, bis zu dem ruchloſen Fanatiker, der zu Münſter das neue Zion aufrichten half mit lügenhafter Gemeinſchaft der Güter und Vielweiberei: — dieſe Lehre fand in jeder großen Stadt Demagogen, auf dem Lande war ſie unausrottbar. Karl V hatte ſie in den Reichsſtädten Süddeutſchlands nicht ganz vernichten können, in Lübeck war ſie ſogar auf eine kurze Zeit zur Herrſchaft gekommen. Auch dieſe Regungen hatten gegen das Ende des Jahrhunderts an Kraft verloren, aber ſie arbeiteten noch in der Bevölkerung, zumeiſt in den Gegenden, wo der proteſtantiſche Widerſtand der Stände gegen den altgläubigen Landesherrn das Volk in Bewegung erhielt. So war es in Böhmen, in Mähren, in Oberöſtreich. Je eifriger die Habsburger durch die Jeſuiten den alten Glauben wiederherzuſtellen ſuchten, ja auch wenn ſie wie Kaiſer Rudolf in Unthätigkeit gewähren ließen, deſto mehr wurden ſie im eigenen Lande bedrängt durch die Forderungen der ſtändiſchen Oppoſition, wie durch die Aufregung im Volke. Und wol erkannten ſie einen drohenden Zuſammenhang dieſer Gegnerſchaft in allen Beſitzungen ihres Hauſes. So waren ihnen nur zwei Wege geöffnet. Entweder ſie mußten ſelbſt Proteſtanten werden, und das war ihnen längſt unmöglich; oder ſie mußten die gefährliche Lehre und die Anſprüche, welche ſie in die Seelen der Menſchen warf, mit Entſchloſſenheit vernichten, in ihrem eigenen Lande, überall. Der Habsburger kam, welcher das verſuchte.

Unterdeß war der Muth der alten Kirche durch große Siege, die ſie in andern Ländern erfochten hatte, hoch geſtiegen.

Das heftige Aufbrennen der ſtändiſchen Oppoſition in kaiſerlichen Ländern unter ſchwachen Herrſchern drängte die Freunde der Kirche zu gemeinſamem Handeln. Gegen die drohende Angriffsbewegung der katholiſchen Partei vereinigten ſich proteſtantiſche Fürſten, wie einſt zu Schmalkalden, wieder zu einer Union; die katholiſche Partei antwortete durch die Liga; den Proteſtanten aber lag die Vertheidigung, der Liga ein Angriff am Herzen.

Das war die politiſche Lage Deutſchlands vor dem dreißigjährigen Kriege; eine troſtloſe Lage. Das Mißbehagen war allgemein, ein Zug von Trauer, die Neigung, Uebles zu prophezeien ſind bedeutſame Zeichen dieſer Zeit. Jeder tückiſchen Mordthat, die durch ein Flugblatt dem Volk verkündet wird, iſt eine Betrachtung über die ſchlechte Zeit angehängt; aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften ſchallt ſchmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menſchen, die unſeligen, argen, letzten Jahre vor dem Weltende. Und doch iſt, wie wir deutlich erkennen, die Sittenloſigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden. Der Wohlſtand iſt in den Städten, ſelbſt auf dem Lande im Wachsthum, es wird viel regiert, überall beſſere Ordnung, größere Sicherheit des Daſeins. Allerdings hat ſich mit dem Reichthum Genußſucht und Aufwand vermehrt, ſchneller dringen neue Moden ein, auch in den untern Schichten des Volkes erwacht die Begehrlichkeit, mannigfaltiger iſt das Leben und theurer, und häufiger zeigt ſich Gleichgiltigkeit gegen das Gezänk der Geiſtlichen. Uns gilt dies nicht als ein nationales Unglück, es iſt die nicht immer anmuthige Folge größerer Anſprüche, ja ſogar Bedingung des materiellen Fortſchritts. Anders erſchien es den Zeitgenoſſen. Auch die Beſſeren ſind verdüſtert, auch ſo freudige Naturen wie der ehrliche Bartholomäus Ringwald, werden zu Unglückspropheten und wünſchen ſich den Tod.

Und doch hatte ſolche Trauer die höchſte Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutſchen, auf ihnen laſtete ein Unverſtandenes, das auch die Bildung der Beſten verkümmerte. Es iſt wahr, die Lehre Luther's war der größte geiſtige Fortſchritt, den Deutſchland je durch einen Mann gemacht hat, aber mit jeder Erweiterung der Seele ſteigern ſich auch die Forderungen an das Leben. Der idealen Neubildung mußte eine entſprechende Fortbildung der irdiſchen Verhältniſſe folgen, die größere Selbſtändigkeit im Glauben forderte gebieteriſch eine ſtärkere politiſche Kraftentwicklung. Gerade die Lehre aber, welche wie die Morgenröthe eines beſſern Lebens erſchienen war, ſollte dazu beitragen, dem Volke das Bewußtſein ſeiner politiſchen Ohnmacht zu geben, und ſie ſelbſt ſollte durch dieſe Ohnmacht einſeitig und engherzig verbildet werden. In zahlloſe Landſchaften unter ſchwache Fürſten getheilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutſchen Seele, was ihr zum fröhlichen Gedeihen unentbehrlich iſt, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinſames Wollen, das Gebiet von ſittlichen Aufgaben, welches den Menſchen vorzugsweiſe freudig und mannhaft macht; die Deutſchen hatten ein Vaterland ungefähr von Lothringen bis ungefähr zur Oder, aber ſie lebten in keinem Staate wie die Bürger der Eliſabeth oder Heinrich's IV.

So gingen die Deutſchen ſchon innerlich erkrankt in einen Krieg von dreißig Jahren. Als der Krieg endete, war wenig von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahre ſollten die Nachkommen der Ueberlebenden die männlichſte Empfindung entbehren, politiſche Begeiſterung.

Luther hatte ſein Volk aus den epiſchen Lebensformen des Mittelalters herausgehoben. Der dreißigjährige Krieg zerſtörte die Volkskraft und zerſplitterte die Deutſchen zu Einzelleben, deren gemüthliche Beſchaffenheit man wol eine lyriſche nennen darf. Es iſt eine traurige, freudenleere Zeit, welche hier nach Berichten der Zeitgenoſſen geſchildert werden ſoll.

1.

Der dreißigjährige Krieg.

Das Heer.

Der Gegenſatz zwiſchen habsburgiſchem Hausvortheil und deutſchem Volksthum, zwiſchen dem alten und neuen Glauben mußte zu einem blutigen Zuſammenſtoß führen. Wer aber fragt, wie doch ein ſolcher Krieg durch ein ganzes Menſchenalter raſen und ſo furchtbare Erſchöpfung eines ſtarken Volksthums verurſachen konnte, der wird die auffallende Antwort finden, daß der Krieg deshalb ſo groß, ſchrecklich und endlos wurde, weil keine von allen hadernden Parteien im Stande war, großen und entſcheidenden Krieg zu führen.

Die Heere des dreißigjährigen Krieges hatten im beſten Fall die Stärke eines heutigen Armeecorps. Tilly hielt vierzigtauſend Mann für die höchſte Truppenzahl, die ſich ein Feldherr wünſchen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer dieſe Stärke erreicht, faſt alle großen Schlachten wurden durch kleinere Maſſen entſchieden. Zahlreich waren die Entſendungen kleiner Heerestheile, ſehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten, Flucht. Und da kein geordnetes Syſtem der Ergänzungen beſtand, ſchwankte der wirkliche Beſtand der Armeen in höchſt auffälliger Weiſe. Einmal zwar vereinigte Wallenſtein eine größere Truppenmacht — den Angaben nach hunderttauſend Mann — unter ſeinem Oberbefehl, aber nicht in einem Heer, ja kaum in militäriſchem Zuſammenhang; denn die zuchtloſen Banden, mit welchen er im Jahr 1629 die deutſchen Landſchaften dem Kaiſer unterwerfen wollte, lagen über halb Deutſchland zerſtreut. Eine ſolche Soldatenmaſſe erſchien allen Parteien als greuliches Wagniß. Sie war in der That nicht zu bändigen. Seitdem hat kein Feldherr auch nur die Hälfte befehligt.*)

Denn noch galt es für bedenklich, mehr als höchſtens vierzigtauſend Mann in einer Schlacht zu leiten, auf einem Kriegstheater zu erhalten. Die Schlacht war ein Kampf kunſtvoll geordneter Maſſen, die Aufſtellung ſelbſt erforderte viel Zeit, das Heer in Schlachtordnung wurde als eine bewegliche Feſtung betrachtet, deren Mittelpunkt, der Feldherr ſelbſt, alle Einzelheiten beherrſchen ſollte. Sein Blick mußte das Gelände überſehen, ſein Wille jede Bewegung und jeden Angriff leiten. Adjutantur und Generalſtabsdienſt waren noch wenig ausgebildet. Die Heerhaufen in dichten Maſſen zuſammenhalten, die Schlachtreihe durch Bodenhinderniß ſchützen, nicht Roß nicht Mann aus Auge und Führung laſſen, gehörte zu den damaligen Grundſätzen der Kriegskunſt. So mußte auch auf dem Marſche das Heer feſt zuſammengehalten werden, in engen Quartieren, am liebſten in einem Lagerraum. Dazu kamen Schwierigkeiten der Verpflegung, die Landſtraßen ſchlecht, oft grundlos, die Zufuhr gezwungen, faſt immer elend geordnet. Und was in der Wirklichkeit entſcheidend war, ein Heer von vierzigtauſend Streitern beſtand wol aus hunderttauſend Menſchen. Der ungeheure Troß und das wilde Raubverfahren zehrten ſchnell die fruchtbarſte Landſchaft aus. So hätte die größte Feldherrnkunſt kaum ein größeres Heer führen können.

Aber es war dafür geſorgt, daß man in ſolche Verlegenheit nicht kam. Weder der Kaiſer noch ein Reichsfürſt waren im Stande, vierzigtauſend Mann auch nur auf ein Vierteljahr aus ihren Einkünften zu unterhalten. Die regelmäßigen Einnahmen der Landesherren waren weit geringer als jetzt, und die Unterhaltung der Heere weit koſtſpieliger. Die „Intraden“ beſtanden zum großen Theil aus Naturallieferungen, die bei Kriegsgefahr unſicher und ſchwer zu veräußern waren. Die Finanzen der Kriegführenden waren ſchon beim Beginn des Krieges in der traurigſten Lage. Die böhmiſchen Stände wirthſchafteten ohne Geld und Credit, auch König Friedrich von der Pfalz vermochte mit den Hilfsgeldern der proteſtantiſchen Bundesgenoſſen nicht aufzuhelfen. Im Winter von 1619 bis 1620 verhungerte, erfror und verlief die halbe böhmiſche Armee aus Mangel an Sold und Verpflegung, im September 1620 hatten die Truppen über vier und eine halbe Million Gulden Sold zu fordern, die Meuterei hörte nicht auf. Nicht viel beſſer ſtand es damals mit dem Kaiſer*), doch kamen ihm bald nachher ſpaniſche Hilfszahlungen. Und der Kurfürſt von Sachſen, deſſen Finanzen noch am beſten geordnet waren, konnte ſchon im December 1619, wo er erſt fünfzehnhundert Mann geworben hatte, den Sold nicht mehr regelmäßig zahlen. Was die Landſtände an Kriegsſteuern bewilligten, was die Wohlhabenden in ſogenannten freiwilligen Gaben leiſten mußten, reichte nirgends aus; Anleihen waren ſchon im erſten Jahr ſehr ſchwer zu verwirklichen: ſie wurden bei den Bankhäuſern Süddeutſchlands, auch in Hamburg verſucht, ſelten mit Erfolg; Stadtgemeinden galten noch für zuverläſſigere Schuldner als die größten Fürſten. Selbſt mit Privatperſonen ward um die kleinſten Summen verhandelt. Sachſen hoffte 1621 auf fünfzig- bis ſechzigtauſend Gulden von den Fuggern, es beabſichtigte bei den Wohlhabenden dreißigtauſend, ſiebenzigtauſend Gulden aufzunehmen, vergebens, für ein Darlehn von zwölftauſend Gulden Münze mußte die kurſächſiſche Regierung ebenſo viel Courant verſchreiben, im Jahr 1620 faſt fünfzig Procent mehr als ſie erhalten. Nur Maximilian von Baiern und die Liga machten für den Krieg eine große Anleihe von 1,200,000 Gulden zu zwölf Procent bei der Kaufmannſchaft in Genua; dafür mußten die Fugger Bürge werden, welche ſich wieder für ihre Bürgſchaft den Salzhandel von Augsburg verſichern ließen. Gerade hundert Jahre vorher hatte daſſelbe Bankhaus nicht unbedeutenden Antheil an der Kaiſerwahl Karl's V gehabt, auch jetzt half es den Sieg der katholiſchen Partei ſichern, denn der böhmiſche Krieg wurde noch mehr durch Geldmangel als durch die Schlacht am weißen Berge entſchieden.

---

*) Auch das große Heer der Kaiſerlichen, welches ſich vor der Schlacht bei Nördlingen 1634 vereinigte, war aus mehren Armeen zuſammengezogen, aus Wallenſteiniſchem Erbe, einer italieniſchem Armee, ſpaniſchen Hilfsvölkern und Truppen Maximilian's von Baiern, insgeſammt vielleicht ſechzigtauſend Mann. Es blieb nur kurze Zeit beiſammen.

---

*) Bericht des kurfürſtlich ſächſiſchen Unterhändlers Lebzelter an den Geh. Rath zu Dresden bei K. A. Müller: Das (ſächſiſche) Söldnerweſen in den erſten Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Aber noch mißlicher war, daß die Unterhaltung eines Heeres damals faſt zweimal ſo viel koſtete als jetzt, ſelbſt der billige Fußſoldat war noch einmal ſo theuer.*) So begann

---

*) Es lohnt dieſen Verhältniſſen auf ſelten betretenem Pfade nachzugehn.

Der zuverläſſige Jacobi von Wallhauſen berechnet (Kriegskunſt zu Fuß, 1615) die Monatskoſten eines deutſchen Fußregiments von 3000 Mann in Ungarn auf mehr als 45,000 Gulden, alſo die Jahreskoſten auf 540,000 Gulden gutes Reichsgeld. Der gute Reichsgulden war 1615 faſt nur noch Rechnungsgeld, er wurde gegenüber dem verſchlechterten Currentgulden im Großverkehr und bei allgemeinen Werthangaben neben dem Reichsthaler als feſter Werthmeſſer benutzt. Als ſolcher galt er noch 21 (der Reichsthaler 24) gute Groſchen oder 4 Mark heutiger Reichswährung und ³/₄ Reichsgulden oder drei Mark war damals mittler Preis des preußiſchen Scheffels Roggen, der für unſere Zeit zu fünf Mark gerechnet werden ſoll. Ein Regiment von 3000 Mann koſtete alſo 1615 in einem Jahre etwa 720,000 preußiſche Scheffel Roggen oder drei Millionen und 600,000 Mark unſeres Geldes, und der Mann zu Fuß 240 preußiſche Scheffel Roggen oder 1200 Mark. Dabei iſt Kleidung des Soldaten, welche der Mann ſich ſelbſt beſchaffte, und Bewaffnung, die man nur zum Theil lieferte, nur im Sold, nicht beſonders berechnet. Und gar nicht gerechnet ſind die allgemeinen Armeekoſten und die hohen Gehalte der Generalität. — Und als frommer Wunſch und höchſte Sparſamkeit erſcheint dem ehrlichen Wallhauſen die Unterhaltung eines Fußregiments von 3000 Mann für 324,000 Gulden gutes Reichsgeld, alſo der Krieg mit allgemeiner Zahlungsunfähigkeit der Regierungen. Auch dadurch wurde die Unterhaltung großer Armeen unmöglich.

Offenbar beſtand ein verhängnißvolles Mißverhältniß zwiſchen der militäriſchen Kraft der Parteien und dem letzten Zweck jedes Krieges. Keiner der Kriegführenden vermochte die Gegner ganz niederzuwerfen. Zu klein und zu wenig dauerhaft waren die Heere, um die ausgedehnten Landſtriche eines zahlreichen und kriegeriſchen Volkes in planmäßig angelegten Feldzügen zu bändigen. Während eine ſiegreiche Armee am Rhein oder um die Oder herrſchte, lief ein neues Feindesheer an der Nord- oder Oſtſee zuſammen. Auch war das deutſche Kriegstheater nicht ſo beſchaffen, daß dauerhafte Erfolge leicht zu erzielen waren. Faſt jede Stadt war befeſtigt. Noch war das Belagerungsgeſchütz ſchwerfällig und in ſeinen Leiſtungen unſicher, noch die Vertheidigung feſter Plätze verhältnißmäßig ſtärker als der Angriff. So wurde der Krieg zum großen Theil ein Feſtungskampf; jede eingenommene Stadt ſchwächte das ſiegreiche Heer durch den Abgang der Beſatzungstruppen. War eine Landſchaft erobert, dann war der Sieger leicht nicht im Stande, dem Beſiegten in offener Feldſchlacht zu widerſtehn.

---

für 432,000 Scheffel Roggen oder 2,160,000 Mark unſeres Geldes, wornach der Fußſoldat im Regiment immer noch 720 Mark koſten würde.

In der erwähnten Schrift von K. A. Müller ſind nach Acten des königl. ſächſiſchen Archivs die Jahreskoſten des ſächſiſchen Heeres von 1620 (7700 Mann Fußvolk, 1400 Pferde, 12 Stück Geſchütz, zuſammen nicht 10,000 Mann) auf 1,537,433 Gulden berechnet; dabei iſt Anwerbegeld, Rüſtung, Kriegsgeräth, das ganze Fuhrweſen nicht eingerechnet. Allerdings war 1619, wo der obige Anſchlag gemacht wurde, der Curs eines ſächſiſchen Guldens Landesmünze bereits etwa $^1/_3$ niedriger als des guten Reichsguldens. — Aehnliche Ergebniſſe liefert die Zurückführung der Koſten kaiſerlicher Werbungen auf unſere Preiſe und Verhältniſſe. — Und dennoch galten die Söldner für ſchlecht bezahlt, und ihre Klage war, daß ſie mit Weib und Buben nicht leben könnten. Ein großer Theil des Geldes wurde veruntreut, zunächſt von den Regiments- und Compagnieführern.

Durch eine neue Anſtrengung warf dieſer den Sieger aus dem Felde, dann folgten neue Belagerungen und Eroberungen und wieder eine verhängnißvolle Zerſplitterung der Kräfte.

Es war ein Krieg voll blutiger Schlachten, glorreicher Siege, aber auch eines unaufhörlichen Wechſels von Glück und Verluſt. Groß iſt die Zahl der finſteren Heldengeſtalten, welche aus dem Dunſt von Blut und Brand ragen: der eherne Ernſt von Mansfeld, der phantaſtiſche Braunſchweiger, Bernhard von Weimar, und dagegen Maximilian von Baiern und die Generale der Liga: Tilly, Pappenheim und der tüchtige Mercy; die Führer der kaiſerlichen Heere: der ruchloſe Wallenſtein, Altringer, die großen Franzoſen Condé und Turenne, unter den Schweden Horn, Baner, Torſtenſon, Wrangel und über allen der mächtige Kriegsfürſt Guſtav Adolf. So ſtarke Männerkraft in der höchſten Spannung! Und doch wie langſam und ſchwerfällig werden politiſche Erfolge errungen, wie ſchnell geht wieder verloren, was mit der größten Gewalt erworben ſchien! Wie oft wechſeln die Parteien ſelbſt die Zielpunkte, nach welchen ſie ſtürmen, ja die Fahne, welcher ſie Sieg wünſchen!

Die politiſchen Ereigniſſe des Krieges dürfen hier nur kurz erwähnt werden. Er zerfällt in drei Perioden. Die erſte (1618 bis 1630) iſt die Zeit der kaiſerlichen Siege. Die proteſtantiſchen Stände Böhmens verweigern dem Erzherzog Ferdinand die böhmiſche Königskrone und wählen den reformirten Kurfürſten von der Pfalz zum Landesherrn. Aber durch die Liga und den lutheriſchen Kurfürſten von Sachſen wird Ferdinand zum Kaiſer erhoben, ſein Gegenkönig, am weißen Berge geſchlagen, verläßt als Flüchtling das Land. Hier und da flammt der proteſtantiſche Widerſtand auf, getheilt, ohne Plan, mit ſchwachen Mitteln; Baden-Durlach, der Mansfelder, der Braunſchweiger, zuletzt der niederſächſiſche Kreis mit dem Dänenkönig unterliegen den Truppen der Liga und des Kaiſers; Ferdinand II, noch als Kaiſer ein

Flüchtling in den Stammländern ſeines Hauſes, wirbt durch einen erprobten Söldnerhäuptling, Wallenſtein, eine Soldatenmaſſe, die er durch Kriegsſteuern und Raub in den fürſtlichen Landesgebieten ernährt. Immer größer ſchwillt des Kaiſers Heer, immer höher ſteigern ſich ſeine Anſprüche in Deutſchland, in Italien; der alte Gedanke Karl's V nach dem Schmalkaldiſchen Kriege wird in dem Enkel lebendig, er will Deutſchland ſich unterwerfen, wie er Bauern und Stände in den öſtreichiſchen Provinzen unterworfen hat, jede Selbſtändigkeit will er brechen, Privilegien der Städte, Rechte der Stände, Stolz und Hausmacht der Fürſten, ganz Deutſchland hofft er unterzuzwingen unter ſeinen Glauben, unter ſein Haus. Aber durch ganz Deutſchland ſchallt ein Schrei des Schmerzes und der Wuth über den greulichen Freibeuterkrieg, welchen der erbarmungsloſe Feldherr der Habsburger führt. Alle Bundesgenoſſen des Kaiſerhauſes erheben ſich drohend. Die Fürſten der Liga, vor allen Maximilian von Baiern, ſehen nach dem Ausland um Hilfe, ſie ſelbſt brechen den hohen Muth des Kaiſers, er muß ſeinen treuen Feldherrn entlaſſen, das unmenſchliche Heer einſchränken. Ja noch mehr. Auch der heilige Vater beginnt den Kaiſer zu fürchten. Der Papſt ſelbſt verbindet ſich mit Frankreich, um den Proteſtanten ſchwediſche Hilfe herbeizuführen.*) Der „Löwe von Mitternacht“ ſteigt aus der See an die deutſchen Küſten.

Die zweite Periode des Krieges beginnt. Die katholiſche Macht hat in großem Wogenſchwall die deutſchen Länder bis zu dem nördlichen Meer überfluthet. Jetzt (1630 bis 1634) kommt die proteſtantiſche Gegenſtrömung, und unaufhaltſam überfährt auch ſie von Norden nach Süden' zwei Drittheile von Deutſchland. Auch nach dem Tode ihres Königs behalten die ſchwediſchen Kriegsoberſten das Uebergewicht im Felde,

---

*) Ueber die Beziehungen der Gegner Oeſtreichs zu Schweden vergleiche man Ranke's Päpſte.

Wallenſtein ſelbſt fällt von dem Kaiſer ab und muß heimlich getötet werden. Schon kommt der katholiſchen Partei Muthloſigkeit. Da gewinnt ſie mit letzter zuſammengefaßter Kraft die blutige Schlacht bei Nördlingen.

Es folgt die dritte Periode (1634 bis 1648), vierzehn Jahre, in denen Sieg und Niederlage auf beiden Seiten ſich faſt ausgleichen. Die Schweden, an das Nordmeer zurückgedrängt, ſtürmen, alle Kraft anſpannend, noch einmal bis über die Mitte Deutſchlands vor, wieder fluthen die Glückswellen hin und her, aber kürzer, kraftloſer. Die Franzoſen breiten ſich beutegierig am Rhein aus, das Land verödet, Hunger und Peſt wüthen. Den Schweden wird ein Feldherr nach dem andern abgenutzt, mit unendlicher Hartnäckigkeit halten ſie das Feld und ihre Anſprüche feſt. Ihnen gegenüber ſteht ebenſo unerſchütterlich der Ligafürſt Maximilian, noch in dem letzten Jahrzehnt des Krieges kämpfen die Baiern drei Jahre lang die ruhmvollſten Feldzüge, welche das Haus der Wittelsbacher aufzuweiſen hat. Der fanatiſche Ferdinand iſt geſtorben, ſein Nachfolger, klüger und maßvoller, ein erprobter Kriegsmann, hält aus, weil er muß, auch er zäh und dauerhaft. Keine Partei vermag mehr eine Entſcheidung herbeizuführen. Jahre lang wird über den Frieden verhandelt, während die Feldherren ſchlagen, Dörfer und Städte leer werden, wildes Unkraut auf den Aeckern wuchert. Und ſieht man näher zu, wie dieſer außerordentliche Krieg zu Ende geführt wird, ſo iſt ſein Ende nicht minder unerhört als der Verlauf des Kampfes. Durch Waffenſtillſtände und Neutralerklärungen der einzelnen Landesherren wird allmählich das Bereich des Kriegsſchauplatzes beſchränkt. Dem Umſtand, daß das Land zu groß, die Heere zu klein waren, wird dadurch einigermaßen abgeholfen. Die Verbündeten in ihrem Beſtreben, den Krieg in die kaiſerlichen Erblande zu ſpielen, begünſtigen dies Abſondern einzelner Gebiete. Die Kaiſerlichen müſſen es dulden. Beide Parteien verlieren dadurch wenig an Hilfsmitteln und Verpflegung, denn die neutral erklärten Länder ſind ſo verwüſtet, daß ſie kein Heer mehr zu erhalten vermögen. So werden mehre Fürſtenthümer Norddeutſchlands, die Mark, Sachſen, Thüringen, zuletzt Baiern vor der völligen Vernichtung bewahrt; ſo wird allmählich das Haus der Habsburger eingehegt und zum Nachgeben gebracht. Unter ſolchen Verhältniſſen kommt dem Vaterlande ein Friede, in dem faſt Alle ihre Anſprüche beſchränken, als ein gegenſeitiges Nachgeben der ſtreitenden Intereſſen, welche ſich Achtung erkämpft haben; er kommt nicht vorzugsweiſe durch große Schlachten, nicht durch unwiderſtehliche politiſche Bündniſſe, ſondern zumeiſt durch eine Ermattung der Kämpfenden. Nicht im Verhältniß groß ſind die Beſitzveränderungen; nur die Fremden haben ſich eingedrängt, und Land und Volk ſind verwüſtet. Deutſchland, welches den Frieden feſtlich begeht, hat drei Viertheile ſeiner Bevölkerung verloren.

Alles dies gibt dem dreißigjährigen Kriege das Ausſehen eines Zerſtörungsproceſſes, wie er wol bei furchtbaren Naturereigniſſen eintritt. Ueber dem Hader der Parteien regt ſeine Flügel ein ſchreckliches Schickſal, es erhebt die Führer und wirft ſie in den blutigen Staub, die größte menſchliche Kraft wird wirkungslos unter ſeiner Hand, zuletzt wendet es, von Mord und Leichen geſättigt, ſein Antlitz langſam ab von dem Lande, das zu einem großen Leichenfelde geworden iſt.

Bei ſolchem Kampfe iſt hier nicht die Aufgabe die Feldherren und ihre Schlachten zu ſchildern, wol aber von den Zuſtänden des deutſchen Volkes zu ſprechen, von den zerſtörenden und leidenden Theile der Bevölkerung, dem Heere wie dem Bürger und Bauer.

Seit den Burgunderkriegen und den italieniſchen Kämpfen Maximilian's und Karl's V hatte das bürgerliche Fußvolk die ritterliche Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Die Stärke der deutſchen Heere beſtand damals aus Landsknechten, freien Männern des Bürger- und Bauernſtandes, unter ihnen nur einzelne Adlige. Sie waren in der großen Mehrzahl geworbene Söldner, welche ſich freiwillig durch Vertrag auf Zeit an ihre Fahne banden. Sie betrieben den Krieg wie Handwerker, hart, emſig, dauerhaft, als zünftige Leute, die ſich ſelbſt richteten und die Ordnung, welche ihnen der Kaiſer geſetzt hatte, mit umſtändlichem Ceremoniell und ſinnigen Gebräuchen umgaben. Aber kurz war die Blüthezeit ihrer Kraft. Sie fällt genau zuſammen mit der großen Erhebung des deutſchen Volkes auf den idealen Gebieten des Lebens. Ihr Verfall beginnt faſt zu derſelben Zeit, in welcher der Bauernkrieg den Aufſchwung der untern Volksſchichten brach, in welcher die widerwärtigen Händel zwiſchen Lutheranern und Reformirten zu beweiſen ſchienen, daß auch das neue Leben der Geiſter nicht alle Bedingungen eines ſiegreichen Fortſchrittes enthalte. Er läßt ſich datiren von ihrem Aufſtand gegen den älteren Fronſperg, jener Stunde, wo ſie ihrem Vater, dem greiſen Landsknechthelden, das Herz brachen. Vieles wirkte zuſammen, die neuen Fußſoldaten zu verderben, ſie waren Lohnkrieger auf Zeit und gewöhnten ſich bald, die Fahnen zu wechſeln und nicht für eine Idee zu kämpfen, ſondern für eigenen Vortheil und Beute. Sie waren nicht durch die Anwendung des Pulvers auf den Krieg ins Leben gerufen worden, aber ſie vorzugsweiſe eigneten ſich die neue Erfindung an. Und das Eindringen der Handfeuerwaffen in die Heere half allerdings zuerſt dazu, die Schwäche ihres Gegners, der alten Rittercavalerie, zu erweiſen, aber dieſelbe Feuerwaffe verringerte auch ſehr bald ihre eigene Tüchtigkeit. Denn noch waren ihre ſchweren, langſam feuernden Rohre nicht geeignet, auf dem Schlachtfelde den Sieg zu gewinnen. Der letzte Erfolg hing noch von dem maſſenhaften Anſturm der ſcharfen Waffe und dem Einbrechen ihrer Gewalthaufen in den Feind ab; noch kämpften die behenderen Schützen unter dem Schirm der Spießträger, welche ſich wieder mit eiſernen Schutzwaffen bedeckt hatten, um die Gefahr der Kugel zu verringern. Der Landsknecht aber wollte lieber das Rohr als den ſchweren Harniſch und Spieß tragen; ſo kam es, daß die große Maſſe der Soldaten untüchtig zum entſcheidenden Angriff wurde.

Damit vereinten ſich andere Uebelſtände. Noch gab es keine ſtehenden Heere; bei drohender Fehde wurden von großen und kleinen Landesherren und Städten Truppen geſammelt, nach beigelegtem Kriege wieder entlaſſen. Die Fehden waren meiſt kurz und örtlich eng begrenzt, ſelbſt die ungariſchen Kriege nur Sommerfeldzüge von wenigen Monaten. Die deutſchen Landesfürſten, in unaufhörlicher Geldnoth, ſuchten ſich durch Verſchlechterung der Münze, — es wurde zur Auszahlung der Kriegsleute nicht ſelten beſonders leichtes Geld geſchlagen, — durch treuloſe Verkürzung der ausgemachten Löhnung zu helfen. Solche Ungebühr entſittlichte den Kriegsmann nicht weniger als die kurze Dienſtzeit. So wurden die Landsknechte betrogene Betrüger, Abenteurer, Plünderer und Räuber.*)

Das Fußvolk trug beim Beginn des Krieges entweder das Feuerrohr oder die Pike, das Rohr zum Auflockern der feindlichen Maſſen, den Spieß zum Draufgehn und zur Entſcheidung im Nahgefecht. Die Mannſchaften der ſcharfen Waffe waren in der großen Mehrzahl Pikeniere, ſeltener Hellebardiere, zuweilen noch „Schlachtſchwerter“ als Hüter der Fahne, und Rondaſchiere mit Kurzſpieß und Schild. Beim Beginn des Krieges galt der Pikenier für den ſchweren Infanteriſten, er trug Helm, Bruſtharniſch, Armſchienen, den Degen und eine achtzehn Fuß lange Pike mit eiſerner Spitze, den Schaft am beſten von Eſchenholz. Die Gefreiten und

---

*) Das Beſte, was bis jetzt über Taktik und Strategie des dreißigjährigen Krieges geſchrieben iſt, findet ſich in W. Rüſtow, Geſchichte der Infanterie. 1857. Hier ſollen die Seiten des damaligen Heerweſens hervorgehoben werden, welche zu behandeln Rüſtow keine Veranlaſſung hatte.

Subalternofficiere führten Hellebarden oder Partiſanen. Es wurde aber immer ſchwerer, für dieſe alten Landsknechtswaffen das Volk in hinreichender Anzahl zuſammenzubringen. — Von den Handfeuerwaffen hatten zwei die Herrſchaft in den Heeren erlangt, die Gabelmuskete, bei den Kaiſerlichen im Anfang des Krieges ein ſchweres unbehilfliches Gewehr von ſechs Fuß Länge mit Luntenſchloß und Kugeln, von denen zehn aufs Pfund gingen, und daneben das kürzere Hand- oder Schützenrohr, leichter und von geringerem Kaliber, welches im Anfang des Krieges auch beim Fußvolk zuweilen den veralteten Namen Arkebuſe führt.*) Der Musketier trug außer einem Seitengewehr mit wenig gekrümmter Spitze über die Schulter ein breites Bandelier mit elf Cylinderkapſeln, in denen die Ladung ſteckte, einen Luntenberger und am Riemen einen Gabelſtock, Furket, unten mit metallener Spitze, oben mit zwei metallenen Hörnern, auf den er beim Schießen die Muskete legte. Sein Haupt bedeckte noch Helm oder Sturmhaube, bald warf er auch dieſe letzte Schutzwaffe weg. Der Arkebuſier zu Fuß oder Handſchütz führte nicht Gabel und Bandelier, er lud aus Kugeltaſche und Pulverhorn. Pikeniere und Musketiere ſtanden in demſelben Fähnlein vereinigt, doch gab es ſchon lange vor dem großen Kriege Fähnlein, welche nur Feuerwaffen enthielten. Aus den Schützenfähnlein mit Handrohr, der leichteſten Infanterie, die man gern als Freicompagnien von den Regimentern ſonderte, entwickelten ſich in der Mitte des Krieges — ſoviel uns bekannt, zuerſt bei den Heſſen — Jägercompagnien, darin wol nur einzelne mit gezogenem Rohr. Die Grenadiere, welche Handgranaten werfen, werden hier und da in geringer Anzahl gebildet, z. B. 1634 von den Schweden im belagerten Regensburg.

Beim Beginn des Krieges war der Pikenier als ſchwerer

---

*) Jacobi von Wallhauſen, Kriegsmanual. 1616. S. 7 und Kupfer. Die Arkebuſe des 16. Jahrhunderts war ſchwerer geweſen.

Infanteriſt herkömmlicherweiſe noch der angeſehene Mann, noch wurde er in den Muſterrollen als Doppelſöldner aufgeführt, im Lauf des Krieges erwies er ſich als ſchwerfällig für große Märſche, unbehilflich beim Angriff, faſt unnütz, ſeit der Reiterei das Einhauen und die letzte Entſcheidung auf dem Schlachtfelde zugefallen war; ſo ſank er allmählich in Verachtung, und das hübſche Urtheil des luſtigen Springinsfeld*) drückt genau die Anſicht über ſeine Brauchbarkeit aus. „Ein Musketier iſt zwar eine wohlgeplagte arme Creatur, aber er lebt in herrlicher Glückſeligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es iſt verdrießlich, daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausſtehn müſſen; keiner kann's glauben, der's nicht ſelbſt erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verſchonen könnte, der ermordet einen Unſchuldigen und kann ſolchen Totſchlag nimmermehr verantworten; denn obgleich dieſe armen Schiebochſen" — mit dieſem ſpöttiſchen Namen wurden ſie genannt — „creirt ſind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der Reiter im freien Felde zu ſchützen, ſo thun ſie doch für ſich ſelbſt niemanden ein Leid, und dem geſchieht ganz Recht, der ja einem von ihnen in ſeinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viele ſcharfe Occaſionen geſehen, aber ſelten wahrgenommen, daß ein Pikenier jemanden umgebracht hätte." Demungeachtet erhielten ſich die Pikeniere bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Musketiere aber, die große Maſſe des Fußvolkes, wurden durch Guſtav Adolf behender gemacht; er ſchaffte im ſchwediſchen Heere die Gabel ab, — die Kaiſerlichen behielten ſie reglementmäßig bis lange nach dem Kriege, — erleichterte Gewehr und Kaliber zu Kugeln, von denen dreizehn aufs Pfund gingen, und führte ſtatt des klappernden Bandeliers Papierpatronen und Taſche ein. Aber auch ſo waren die Musketiere, ohne Bajonett, langſam feuernd und nicht geübt, in geſchloſſener Reihe zu kämpfen, wenig geeignet, große Entſcheidungen herbeizuführen.

---

*) Grimmelshauſen, Seltzamer Springinsfeld, Cap. 12.

Dagegen wuchs der Einfluß der Cavalerie. In ihr lagen bei Beginn des Krieges noch zwei entgegengeſetzte Richtungen im Streit. Die alte Ritterüberlieferung hatte Gefechtsart und Bewaffnung gemiſcht mit dem Landsknechtsweſen, welches auch auf die Pferde geſtiegen war. Noch galt die ſchwere Reiterei für eine ariſtokratiſche Truppe, noch führte der Edelmann ſein Schlachtroß, die Ritterrüſtung, die alte Ritterlanze und ſeinen Haufen Knechte, für welche er den Sold bezog, zu den Standarten der Cavalerieregimenter. Aber der Krieg machte auch dieſen Reſten alter Sitte allmählich ein Ende. Doch blieb der Ehrgeiz, als Freireiter mit eigener Ausrüſtung und einem Knecht oder auch nur als „Einſpänniger" einzutreten, und wer etwas auf ſich hielt oder gute Beute gemacht hatte, drängte ſich unter die Reiterſtandarte. Bei den deutſchen Heeren waren vier Gattungen der regulären Cavalerie, die Lanziers*), bis auf die Reiterſtiefeln in voller Rüſtung (ohne Schild), mit Ritterlanze oder dem Rennſpieß der Landsknechte, Degen, zwei ſchweren Sattelpiſtolen (den Fäuſtlingen); die Küraſſiere mit gleicher Schutzrüſtung, Piſtolen und Degen; die Arkebuſiere, ſpäter Carabiniers, halbgerüſtet mit Sturmhaube, Halsring, ſchußfreiem Bruſtharniſch, mit zwei Piſtolen und einem Handrohr an ſchmalem Bandelier; endlich die Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, welche faſt ebenſowol zu Pferde als zu Fuß fochten. Dazu kam unregelmäßige Cavalerie, Kroaten, Stradioten und die Huſaren, welche faſt hundert Jahre vorher, im Jahre 1546, in Deutſchland Aufſehen gemacht hatten, als ſie Herzog Moritz von Sachſen dem König Ferdinand aus Böhmen entlieh. Damals hatte ihr Ausſehen nicht übel gefallen, ſie hatten türkiſche Rüſtung, Säbel und Tartſche getragen, waren aber als wilde Räuber im ſchlechteſten Geruch geweſen*); Guſtav Adolf brachte nur Küraſſiere und Dragoner nach Deutſchland, auch die Küraſſiere leichter gerüſtet als die kaiſerlichen, aber ihnen weit überlegen an Kraft des Angriffs. Während des ganzen Krieges war es Beſtreben der Reiterei, ihre ſchwere Ausrüſtung zu erleichtern; je mehr die Heere zu Kriegsbanden herabſanken, deſto zwingender wurde das Bedürfniß größerer Beweglichkeit.

---

*) Wallhauſen (Kriegskunſt zu Pferd, 1616) hält noch viel von ihnen.

Im 16. Jahrhundert war das ſchwere Geſchütz an Kaliber, Rohrlänge und Namen ſehr mannigfaltig geweſen, die ſcharfe Metz, die Kartaune, Nothſchlange, Nachtigall, Sängerin, Falkaune, das Falkonet, die Feldſchlange, das Scharpentin (Serpentin) u. ſ. w. mit Kugeln von hundert Pfund bis ein Pfund herab, außerdem Orgelgeſchütze**), Mörſer und Böller, Feuerbüchſen und Standbüchſen. Beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren die Formen bereits vereinfacht, man goß ganze, halbe, Viertel- und Achtelkartaunen, mit zweiundvierzig-, vierundzwanzig-, zwölf- und ſechspfündigen Kugeln*), die erſten als Feſtungs- und Poſitionsgeſchütze, die letzten als Feldgeſchütze; daneben noch die unverhältnißmäßig langen Schlangen und Falken. Zum Bogenwurf aber ſogenannte Kammerſtücke, die Mörſer, welche bald auch Haubitzen genannt wurden, und die kleineren Böller für Feuerkugeln, Stinktöpfe u. ſ. w. Im Anfang des Krieges außerdem die Hagelſtücke, welche gehacktes Eiſen, Blei, Schrot, kleine Steine ſchoſſen.**) Endlich von geſchmiedeten Feuerwaffen für löthige Kugeln die Doppel-, einfachen und halben Haken. Immer aber war an den Stücken für Vollkugeln die Rohrlänge des Geſchützes zu groß, das Pulver ſchlecht, der Schuß unſicher. Guſtav Adolf führte kurze und leichtere Geſchütze ein; ſeine ledernen Kanonen, kupferne Cylinder mit dichtem Hanf- und Lederüberzug, durch eiſerne Reifen zuſammengehalten, erhielten ſich zwar nicht***); wahrſcheinlich war ihre Dauerbarkeit zu gering; aber ſeine kurzen Vierpfünder, auch für Kartätſchenſchuß von beſter Wirkung, von denen je zwei jedem Regiment beigegeben waren, überdauerten den Krieg. Dies Feldgeſchütz feuerte nicht nur aus feſter Stellung, ſondern veränderte ſeinen Standort mit ziemlicher Beweglichkeit auch während des Gefechts. Unbehilflich aber blieben die Bogenwürfe und Hohlgeſchoſſe; die letzteren, mit Stricken umſponnen, waren runden Kanonenſchlägen ähnlicher als unſern Bomben und Granaten, und blieben von unſicherer Wirkung, weil man den Zünder ſchlecht verfertigte und die Zeit des Springens nicht abzumeſſen verſtand. Das alte Bedürfniß der Germanen, auch das Lebloſe gemüthlich herzurichten, hatte ſchon in früherer Zeit den einzelnen Geſchützen beſondere Namen gegeben, der Brauch blieb, auch ſeit man Stücke deſſelben Kalibers in größerer Zahl goß; dann wurden die einzelnen Geſchütze z. B. nach den Planeten, Monaten, Zeichen des Thierkreiſes benannt, auch wol zuſammen als lauttönendes Alphabet aufgefaßt, in dieſem Fall mit einzelnen Buchſtaben bezeichnet. Auch dem Kaliber, das trotz aller Vereinfachung noch zu verſchieden war, erfand man immer neue Namen. So wird der hübſche Vergleich der Geſchütze mit Raubvögeln fortgeſetzt, die Sechsunddreißigpfünder heißen Adler, Vierundzwanzigpfünder Falken, Zwölfpfünder Geier, Sechspfünder Habichte, Dreipfünder Sperber, die ſechzigpfündigen Mörſer aber Eulen.*) Die Fortſchritte der Artillerie und ihr Einfluß auf die Kriegführung wurden nur dadurch beeinträchtigt, daß ausgelernte Geſchützmeiſter in der letzten Hälfte des Krieges fehlten; der größte Theil der Geſchützmannſchaft waren beorderte Infanteriſten, der Verluſt eines tüchtigen Artilleriſten ſchwer zu erſetzen.**)

---

*) Pasquillus Novus der Huſſeer. (1546) 4. 9 Bl. — Rondelle oder Rundarſch (Rondache) iſt ein kleiner runder Schild, Targe Tartſche der eckige.

**) Dies Geſchütz beſtand aus einer Anzahl kurzer Röhren, welche, parallel in Reihen (Regiſtern) verbunden, eine nahezu cubiſche Maſſe bildeten, deren dem Feind zugekehrte Seite etwa ſechs bis zehn Reihen von ebenſo viel Mündungen im Quadrat geordnet wies. Dieſe kunſtvolle Vereinigung von Röhren ruhte auf einer Laſette und feuerte nach den Regiſtern. Jedes einzelne Rohr aber wurde mit drei, vier und mehr Kugeln geladen, welche einzeln in Zwiſchenräumen aus dem Lauf flogen. Sollte das Feuern aufhören, ſo konnte der Mechanismus gehemmt werden. Fronſperger (Kriegsordnung Buch V. Bl. 84 der Ausgabe von 1564) rühmt, daß ſo (nach einmaligem Laden) aus hundert Röhren des Geſchützes tauſend Schüſſe geſchehen könnten. — Ein Kartätſchenſchuß that in den meiſten Fällen beſſern Dienſt. Auch war die überkünſtliche Maſchine zu theuer und unbehilflich. — Nebenbei ſei bemerkt, daß man ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland viel an den Schußwaffen künſtelte. Auch damals hatte man ſchon Falkonete, welche von hinten geladen wurden. Wenn ſie in den Zeughäuſern bis auf unſere Zeit gedauert haben, ſo kommt das vielleicht daher, daß ſie wenig vor dem Feind zu brauchen waren.

---

*) Wallhauſen, Archiley Kriegskunſt. 1617. — Für die entſprechenden franzöſiſchen Verhältniſſe ſind gute Angaben in Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte T. I.

**) Auch ſie wurden durch die Kartätſchenſchüſſe der Feldgeſchütze unnütz, ſie ſelbſt waren die vergrößerten Feuerbüchſen des 16. Jahrhunderts. Die Feuerbüchſen, einſt eine beliebte Waffe, waren kurze Rohre von zwei Schuh Länge mit einer Seele von 1½—2 Zoll Durchmeſſer geweſen, von einem Mann zu tragen. Fronſperger a. a. O. Bl. 97.

***) In der Schlacht bei Breitenfeld waren die metallenen Geſchütze der Schweden übermäßig erhitzt, da thaten die Lederkanonen ihren letzten großen Dienſt gegen die Kroaten. — Specification, wie und welcher Geſtalt die blutige Schlacht vor Leipzig ſich angefangen. 1631. 4. S. 5.

---

*) Project zu einem Eidgenöſſiſchen Defenſionale von 1630 im Neujahrsblatt der Feuerwerker-Geſellſchaft in Zürich von 1852. S. 60.

Hierbei ſei erwähnt, daß der bildliche Ausdruck Kraut und Loth für Pulver und Blei, welcher ſeit dem 15. Jahrhundert nachzuweiſen iſt, noch immer einer Erklärung bedarf. Loth iſt ſchon mhd. Gewicht, Blei, und Kraut (Krautkammer iſt Pulverkammer) wurde im Mittelalter, ja bis in die neue Zeit zuweilen als gleichbedeutend mit „Zauber“ gebraucht, z. B. in der noch lebenden Redensart: „Das müßte ja mit Kräutern zugehen.“ Vgl. Grimm's Wörterbuch 5, 2110.

**) Bei dem großen Uebungsſchießen in Straßburg 1590 wurden aus 12 neuen Halbſchlangen durch je zwei Mann nach einer Scheibe von 14 Schuh Höhe (7 Schuh im Halbmeſſer um den Nagel) 14 Tage lang

Das Zahlenverhältniß der einzelnen Waffen änderte ſich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältniß der Reiterei zum Fußvolk etwa wie eins zu fünf, bald wie eins zu drei, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen ſtärker als die Fußtruppen.[*] Dieſe auffallende Thatſache iſt zugleich ein Zeugniß für die Verſchlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgeſogenen Landſchaften war die Erhaltung der Heere nur bei ſtarker Reiterei möglich, welche in weiterem Umkreis Lebensmittel und Futter auftreiben und ſchneller die Gegend wechſeln konnte. Und da ſich zur Reiterei drängte, wer Selbſtgefühl beſaß oder Beute hoffte, ſo erhielt ſich die Reiterei verhältnißmäßig in beſſerem Zuſtand als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nachleſe verzehrte, was etwa die Reiter übrig gelaſſen hatten. Allerdings wurde auch die Cavalerie ſchlechter, der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher als der an Menſchen, und die Wucht ſchwerer Reiterei nicht zu erhalten, während ſich in der Bandenwirthſchaft der letzten Jahre der Dienſt der Streifcorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete. Demungeachtet that auch in den Treffen die Reiterei zuletzt das Beſte: denn ihr fiel wieder die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehn zur Entſcheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländiſcher Ordnung“ war die der Baiern unter Mercy von 1643 bis 1645.

Die Taktik der Armeen hatte ſich ſeit hundert Jahren

---

von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends „ohne Unterbrechung“ vierpfündige Kugeln auf 500 Schritt geſchoſſen. Es wurden im Ganzen 1400 Schuß abgefeuert, davon trafen 391 die Scheibe; dem einzelnen Geſchütz wurden alſo täglich etwa 8—9 Schuß zugemuthet, darunter waren nur $^{3}/_{7}$ Treffer. Dies Ergebniß ſcheint mit Selbſtgefühl erfüllt zu haben. Vergl. Bernh. Schmidt, Eygentliche Beſchreibung deß löblichen Vbungſchieſſens mit groben Stucken. Straßburg 1590. 4. — Aus den Berichten über Belagerungen im großen Kriege ſieht man, daß bei den Heeren das Treffen häufig nicht beſſer glückte. Ein Büchſenmeiſter oder Conſtabler, der das „Richten“ verſtand, war dem Heere ſo werthvoll wie einer Stadt.

langſam umgeformt. Das alte Landsknechtheer war in drei großen quadratiſchen Haufen, Vortrab, Gewalthaufen, Nachhut, zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landſtraßen und Saatfelder; vor ihm liefen beorderte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüſch niederſchlagen mußten, um den unförmlichen Haufen Bahn zu machen.*) Zur Schlacht ſelbſt ſtellten ſich die tiefen viereckigen Maſſen des Fußvolkes nebeneinander, jeder Schlachthaufen beſtand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehren Regimentern; die Reiterei ſtand in ähnlicher tiefer Aufſtellung an den Flügeln. Regelmäßige Reſerve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entſcheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannſchaft wurde ein „verlorener Haufen“ gebildet für gefährlichen Dienſt, zum Erzwingen von Flußübergängen, der Beſetzung eines entſcheidenden Punktes, Umgehung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhand genommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an ſie angehängt, endlich beſondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieſer ſchweren Schlachtmaſſen führte ſchon in den niederländiſchen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktiſche Körper, welche in zwei oder drei Treffen ſtanden. Aber nur langſam bildete ſich die Treffenſtellung und die planmäßige Anwendung der Reſerven aus. Noch war den kaiſerlichen Heeren beim Beginn des Krieges Vieles von dem altgewohnten Verfahren geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zuſammengefügt. Feſte Stellungen ſuchen und die Schlacht in der Vertheidigung aufnehmen, war gegenüber den wild anſtürmenden Türken in ruhmloſen Feldzügen zu ſehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Maſſen gewaltig ſein, aber ſie litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit ſeinem Geſchütz in ihnen zu arbeiten, und ſehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Guſtav Adolf nahm die taktiſchen Neuerungen der Niederländer in geiſtvoller Weiſe auf; er ſtellte zur Schlacht das Fußvolk ſechs Mann, die Reiterei vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Maſſen in kleine Abtheilungen, welche in feſter Verbindung miteinander die Einheit der „ſchwediſchen Brigade“ bildeten; er verſtärkte die Cavalerie, indem er Schützencompagnien zwiſchen ſie ſtellte, führte außer der Reſerve- und Poſitionsartillerie leichte Regimentsgeſchütze ein und gewöhnte ſeine Soldaten an ſchnelle Angriffsbewegungen und rückſichtsloſes Vorgehen. Seine Infanterie feuerte ſchneller als die kaiſerliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erſchütterte zum erſten Mal nahes Rottenfeuer die alten Wallonenregimenter Tilly's; für ſeine Cavalerie ſtellte er zuerſt die Lehre auf, durch welche hundert Jahre ſpäter Friedrich der Große ſeine Reiterei zur erſten der Welt machte, ſich nicht mit Feuern aufzuhalten, ſondern in ſchnellſter Gangart über den Feind herzufallen.

---

*) So hatte ſie Saſtrow am Ende des Schmalkaldiſchen Krieges geſehen; er beſchreibt ihren Marſch ſehr anſchaulich.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeſchrei und an beſonderen Abzeichen, die Officiere an den Feldbinden. Bei Breitenfeld trugen z. B. die Tilly'ſchen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiſerliche Feldfarbe war roth, Guſtav Adolf verbot deshalb ſeinen Schweden Roth zu tragen*); die Feldbinden der ſchwediſchen Officiere in der Schlacht bei Lützen waren grün, die kurſächſiſchen Feldbinden während des Krieges ſchwarz und gelb, ſpäter, ſeit Erwerbung der polniſchen Krone, roth und weiß.

Die Soldaten ſtanden in Fähnlein oder Compagnien, der taktiſchen Einheit, und dieſe waren zu Regimentern, der Verwaltungseinheit, verbunden. Das deutſche Regiment

---

*) Doch hatte er ſelbſt eine Brigade, welche die rothe hieß.

Fußvolk ſollte in 3000 Mann in 10 Fähnlein zu 300 Mann beſtehn, die Fähnlein erreichten ſelten die ordnungsmäßige Stärke und verloren im Kriege mit reißender Schnelligkeit ihre Mannſchaft. Regimenter von 1000 bis 300 Mann, Compagnien von 70, 50, 30 ſind nicht ſelten. Vom Reiterregiment forderte man eine Stärke von 500 bis 1000 Mann, die Compagniezahl war verſchieden, ihre wirkliche Kriegsſtärke noch wandelbarer.*)

Titel und Amt der Offiziere hatten ſchon Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen deutſchen Einrichtung. Oberſt des Regiments hieß, wer das Regiment ſeinem Kriegsherrn geworben hatte, auch wenn er ſonſt Generalrang hatte; unter ihm ſtand der Oberſtlieutenant und Oberſtwachtmeiſter. Wichtiger für den Zweck dieſer Blätter ſind die Offiziere der Fähnlein: der Hauptmann oder Rittmeiſter mit ſeinem Lieutenant, der Fähnrich und der Feldweibel oder Wachtmeiſter, Unteroffiziere und Gefreite, zuletzt der Profoß.

War der Hauptmann bei der Muſterung ſeinem Fähnlein im Ringe als Oberhaupt und Vater vorgeſtellt, ſo bat er freundlich die lieben Kriegsleute, ihm treu und gehorſam zu ſein, zählte ihre Pflichten auf, verſprach in jeder Noth zu ihnen zu halten und Leib und Leben und Alles, was er in ſeinen Kleidern trüge, bei ihnen zu laſſen, als redlicher Mann. Leider that dem Hauptmann vor allem Andern Treue in Geldſachen noth, ſowol gegen den Oberſt als gegen ſeine Leute: dem Muſterherrn tüchtige Leute zu werben, nicht mehr Söldner anzurechnen als recht war, den Kriegsleuten aber den Sold völlig zu zahlen. Beides geſchah häufig nicht; die Verſuchung des Werbeſyſtems war groß, und Gewiſſenhaftigkeit war in dem unſicheren Kriegsleben eine Tugend, welche leicht ſchwand; auch der Ehrliche gerieth in gefährliche Klippen, wenn der Sold lange ausblieb oder unvollſtändig gezahlt wurde. Sonſt ſollte der Hauptmann ein ernſter, wohlerfahrener Mann ſein, billig und gütig im Gemüth, aber ſcharf in allen Rechtsſachen. Die Woche hindurch ſollte er nach altem Sprichwort ſauer ſehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen als am Sonntag, wenn man im Felde predigte; dann ſaßen die Leute auf der Erde und ſtanden auf, den Hut vor dem Hauptmann abzuziehen. Wer aber eine Sturmhaube trug, behielt ſie auf. — Auf dem Marſche ritt der Hauptmann, vor dem Feinde aber ſollte er zu Fuß eine Pike oder die Muskete ſeinem Fähnlein vortragen.*)

---

*) Squadron (quaternio) bezeichnet im Anfang des dreißigjährigen Krieges noch den Schlachthaufen der Reiterei, welcher urſprünglich aus vier Compagnien zuſammengeſetzt war. Die Reitercompagnie wird oft Cornet genannt, wie der Fähnrich und ſeine Fahne. — Die häufige Bezeichnung „reformirter" Oberſtlieutenant, Hauptmann u. ſ. w. bedeutet einen Offizier, welchem ſeine Mannſchaft ſo geſchwunden iſt, daß die etwa übrigen Leute bei einer Neubildung der Truppentheile (Reformation) andern Fahnen untergeſteckt werden mußten. Er iſt im Dienſt, aber ohne feſtes Commando.

Die Fahne des Fußvolks, das Heiligthum der Compagnie, hatte kaum die Stangenlänge der unſeren, aber ihr Seidenſtoff reichte wie ein großes Segel faſt bis zum Ende der Stange; es war ſchwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeſchmack mit aufgemalten allegoriſchen Bildern und kurzen lateiniſchen Sinnſprüchen ſchön verziert. Die „Cornete" der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an der Stange befeſtigt wie unſere Fahnen. Nach der Fahnenfarbe wurden nicht ſelten die Regimenter benannt, z. B. bei den Kurſachſen, wo der Fahnengrund immer zweifarbig war: das ſchwarz und gelbe, blau und weiße, roth und gelbe Regiment; dann hatte von den zehn Fahnen des Regiments jede beſonderes Inzeichen nebſt Wahlſpruch und verſchiedene Verbindung derſelben Regimentsfarben: geflammt, geſtreift, in Rauten; doch die Haupt- oder Leibfahne wies zuweilen die Regimentsfarben nur im Saum. Die Cornete der Reiterei hatten einfarbigen Grund, auch die Reiter bezeichnete man nach der Fahnenfarbe und nicht nach einer Uniform, die ſie nur ſelten trugen, z. B. zwei oranienfarbene Cornet Küraſſiere, fünf ſtahlgrüne Cornet Arkebuſiere. Auch die Schweden unterſchieden ihre Brigaden, welche in Deutſchland häufig Regimenter genannt wurden, nach der Fahnenfarbe, ſo außer dem (gelben) Leibregiment: das grüne, blaue, weiße, rothe. Oft wurden die Farben der Fahne und des Regiments nach den Wappenfarben des Oberſten gewählt, zumal wenn er das Regiment geworben hatte.*) — Allmählich aber wurde in allen Armeen Brauch, das Regiment nach dem Namen des Oberſten zu nennen.

---

*) Der Lieutenant führte eine Partiſane, die Unteroffiziere Hellebarden.

Im Ringe der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange gebracht und aufgerichtet, der Oberſt übergibt dem Fähnrich die Fahne und bindet ſie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeſchoſſen oder abgehauen werden, ſollt ihr's in den Mund nehmen; iſt keine Hilfe noch Rettung da, ſo verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu ſterben und erſtochen zu werden, als ein ehrlicher Mann.“ Solange die Fahne fliegt und ein Stück an der Stange iſt, ſollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis Alles über einen Haufen an der Walſtatt liegt. Die Fahne ſoll über keinem Beſcholtenen oder Miſſethäter fliegen; iſt gegen den Fahneneid gefrevelt, ſo darf der Fähnrich die Fahne einſchlagen und dem Frevler Fahne und Wacht verbieten laſſen; dann muß dieſer beim Troß gehn unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich ſoll ohne Erlaubniß keine Nacht die Fahne verlaſſen; wenn er ſchläft, ſoll er ſie bei ſeinem Lager haben, ſich nie davon trennen; wird ſie ihm durch Verrath oder ſchelmiſche Diener von der Stange geriſſen, ſo ſoll der Fähnrich dem gemeinen Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er ſoll ein großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Geſell ſein, der erſte beim Sturme, ſonſt freundlich mit jedermann, Fürſprecher und Friedenſtifter; Strafen verhängt er nicht, daß ſich kein Haß an ihn hänge. Im freien Feld bei fliegenden Fahnen werden Beſtallung und Kriegsartikel vorgeleſen; der Reiter darf ſich ohne Erlaubniß nur ſo weit vom Zug oder Lager entfernen, als die Fahne geſehen werden kann; wer im Kampfe von der Fahne flieht, ſoll dafür ſterben, wer den Fliehenden niederſticht, iſt ſtraflos;*) wenn der Fahnenträger eine Feſtung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entſatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Feſtung vor der Zeit übergibt. Noch war's nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ringe der Gemeinen der Profoß den Miſſethäter verklagte, und vierzig erwählte Mann, Offiziere und Gemeine, das Urtheil ſprachen; auch damals ſchlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zuſammen, ſteckten ſie verkehrt, mit der eiſernen Spitze, in die Erde und forderten ein Urtheil, weil die Fahne nicht über einem Miſſethäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebuſiren verurtheilt, dann bedankten ſich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, ſchlugen die Fähnlein wieder auf und ließen ſie fliegen gegen Aufgang der Sonne, tröſteten den armen Sünder und verſprachen ihm auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß ſie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gaſſe gebildet war, traten ſie an das Ende derſelben mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute ſegnen und um ſchnellen Tod bitten, dann gab ihm der Profoß mit ſeinem Stab drei

---

*) Geijer, Geſch. Schwedens III, S. 200 erwähnt die Farben nach dem Swedish intelligencer I, 28.

---

*) Z. B. Kurſächſiſche Reiterbeſtallung 1619; Schwediſches Kriegsrecht 1631.

Schläge auf die rechte Achſel und ſtieß ihn in die Gaſſe. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihn geſchwenkt war, ſo der Steckenknecht, wenn er ſich ordentlich gehalten und entlaſſen werden ſollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahre Geld auf ein neues Fähnlein, oder ein neues Kleid*) (achtzig bis hundert Gulden); dafür mußte er dem Fähnlein eine Verehrung geben, zwei Faß Bier oder Wein.

Die Fahne tragen war aber nicht nur ein wichtiges Amt, es war auch eine Kunſt, welche Kraft, Gewandtheit und lange Uebung erforderte. Denn das „Fahnenſpiel“ hatte ſchon vor dem Kriege den Soldaten viele bedeutſame Zeichen gegeben; in den Kriegsjahren und unmittelbar nachher erhielt es weitere Ausbildung; deutſcher, italieniſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Brauch verbanden ſich; es gab Ober- und Unterhiebe, Praſſaden, Stockaden, Cavaden, das vollkommene und das verkehrte Roſenbrechen und andere kunſtvolle Schwenkungen; ob das Tuch ganz, ob halb fliegen, ob es über die Stange laufen oder ſich wie Waſſerwellen bewegen durfte, Alles war vorgeſchrieben. Und zu vielen Schwenkungen der Fahne gehörten entſprechende Tritte und Biegungen des Körpers. Im Zirkelſchwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er ſchwang ſie zur rechten und linken Hand, in ſeinem Rücken, ja nach vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, ſchoß, während die Stange in der Luft ſchwebte, ſein Piſtol ab oder zog den Degen, fing die Fahne dann wieder auf, ſchlug das Tuch von hinten um ſich, ſtand majeſtätiſch halb vom Tuch verhüllt, ſteckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Dieſe Bewegungen waren aber nicht allein um der Schönheit willen da, durch ſie wurden ſeit dem Kriege auch die Marſchweiſen und einzelne

---

*) Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Waſſer und Landt. 3. Ausg. Köln, 1598. S. 3b.

Signale der Truppe vorgeſchrieben; deutſcher Marſch, Burgundermarſch, alter Schweizermarſch, denn die Spielleute der Compagnie blickten auf den Fähnrich, ſein heroiſches Weſen gab ihnen die Aufforderung. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Exerciren mit der Fahne eine beliebte Turnübung der adligen Jugend, noch Ludwig XIV ſtiftete für den Dauphin einen beſondern Kinderorden vom Pavillon. Seitdem iſt die werthe Kunſt faſt verloren, die letzten Ueberlieferungen dauern in einigen entſchloſſenen Bewegungen des heutigen Tambourmajors, das „Fahnenſpiel“ ſchwindet jetzt ſelbſt im Circus der Kunſtreiter, unter denen ſich dieſer Brauch der Landsknechtheere am längſten erhalten hat.*)

Das Amt des Reiterfähnrichs war weniger verantwortlich. Friſch in den Feind bringen und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit ſich ſein Volk um ihn ſammle, das war ſeine Aufgabe. In den ungariſchen Kriegen war zuweilen der Fähnrich im Range dem Lieutenant vorgegangen, und bei einigen Regimentern, z. B. der Wallenſteiniſchen Armee, hatte ſich dieſe Einrichtung erhalten.

Der wichtigſte Mann der Compagnie nächſt dem Hauptmann war der Feldweibel; er war der Drillmeiſter, der Sprecher für die Kriegsleute, und hatte die Aufſtellung des Fähnleins in die Schlachthaufen der kaiſerlichen Bataillone und ſchwediſchen Brigaden zu beſorgen, die Mannſchaften zu ordnen, in die vorderſten und hinterſten Glieder und an die Ecken die Tüchtigſten und am beſten Bewaffneten, hatte die Hellebarden und kurzen Wehren einzumiſchen, die Schützen anzuhängen und zu führen. Er war der weiſe Mann der Compagnie, der Recht und Kriegsbrauch ſeiner Waffe genau kennen mußte.

---

*) Wer genauer die Fortſchritte dieſer untergehenden Kunſt verfolgen will, der vergleiche die kleinen Fahnenbüchlein vor und nach dem Kriege. Schon in dem älteſten (?) von Joh. Renner und Seb. Heußler (Nürnberg, 1615) iſt der Brauch fremder Heere berückſichtigt, und ſchon damals gehörte das Fahnenſpiel zu den Turnübungen der Höfe und Univerſitäten. Aber die kunſtvollſte Handhabung findet ſich in Andr. Klette, Kleine Fahnen-Schule (Nürnberg, 1679).

Da das „Volk“, welches aus nah und fern unter der Fahne zuſammenlief, ſchwer zu bändigen, zum großen Theil unſicher und ſchlecht in Waffen geübt war, mußte die Zahl der Unteroffiziere ſehr groß ſein. Gewiß beſtand oft mehr als der dritte Theil der Mannſchaft aus Chargirten. Wer irgend kriegstüchtig oder ein ſicherer Mann war, wurde durch einen Unterbefehl, Vertrauenspoſten und höheren Sold ausgezeichnet. Unter den zahlreichen Verrichtungen und mannigfaltigen Namen der Subalternen ſind einige beſonders bemerkenswerth. Im Anfang des Krieges hatte noch jede Compagnie nach altem Landsknechtgebrauch ihren „Führer“, der wenigſtens urſprünglich von den Soldaten gewählt worden war. Er war der Tribun der Compagnie, ihr Sprecher, welcher ihre Beſchwerden und Anliegen dem Hauptmann vorzutragen, die Wohlfahrt des Volkes zu vertreten hatte. Es iſt leicht begreiflich, daß ein ſolches Amt die ſtraffe Zucht der Compagnie nicht kräftigte, es wurde im großen Kriege beſeitigt. Auch das undankbare Amt des Fouriers war von größerer Bedeutung als jetzt. Er hatte Trotz und gefürchtete Wucht gegen die Vorwürfe der Soldaten zu ſetzen, welche über die ſchlechten Quartiere haderten, die er ihnen angewieſen. Wenn das Fähnlein in ein wüſtes Dorf kam, warfen alle Rottenmeiſter ihre Meſſer in den Hut des Fouriers, dann lief er von Haus zu Haus und ſteckte die Klingen, wie ſie ihm zur Hand kamen, in den Pfoſten, und jede Rotte (6—8 Mann) zog dem Meſſer ihres Meiſters nach. Wenn Arme vom Adel, Anwärter auf Offizierſtellen, eintraten, wurden ſie zu den Gefreiten eingeſchrieben, deren Zahl oft ſehr groß war. Alte anſpruchsvolle Landläufer zeichnete das militäriſche Küchenlatein durch die Titel „Ambeſaten“, ſpäter „Landspaſſaten“ aus, ſie waren Ueberbringer von Befehlen und Botſchaften, im Sold bevorzugt, Stellvertreter und Gehilfen der Corporale. Im Allgemeinen war das Beſtreben, jeder Charge einen Stellvertreter beizuordnen; wie der Lieutenant dem Hauptmann, ſtand dem Fähnrich ein Corporal der Gefreiten als Unterfähnrich, dem Feldweibel die Gemeinweibel und für Wachtpoſten häufig auch bei der Infanterie ein Wachtmeiſter zur Seite, ſo den Unteroffizieren die Gefreiten, den Corporalen die Landspaſſaten, dem Profoß der Rumormeiſter u. ſ. w.

Die Heere beſtanden mit wenigen Ausnahmen aus geworbenen Söldnern. Der Kriegsherr bevollmächtigte durch Patent einen verſuchten Führer, für ihn ein Heer, ein Regiment, ein Fähnlein zu werben, dann wurden Werbeplätze geſucht, ein Muſterplatz feſtgeſetzt, auf dem ſich die Geworbenen ſammelten. Wer ſich anwerben ließ, erhielt Lauf- oder Werbegeld, das beim Beginn des Krieges unbedeutend war und zuweilen von der Löhnung abgezogen wurde.*) Im Lauf des Krieges ſtieg das Werbegeld und blieb dem Soldaten. Auf dem Muſterplatz wurde noch im Anfang des Krieges mit jedem Söldner beſonders über ſeine Löhnung verhandelt; der Soldat hatte außer dem Servis in ſeinem Quartiere nichts als den Sold zu erhalten, der um 1600 für die gemeinen Fußſoldaten von fünf bis ſechzehn Gulden auf den Monat betrug.**) Sie mußten dafür beim Beginn des Krieges meiſtens Waffen, Kleidung und Koſt ſelbſt beſchaffen, den

---

*) Adam Junghans von der Olsnitz, Kriegsordnung zu Waſſer und Landt, T. 2.

**) Um 1600 war 1 Gulden gutes Reichsgeld = 4 Mark unſerer Währung, 1 preußiſcher Scheffel Roggen koſtete damals durchſchnittlich etwa $2\frac{1}{2}$ Mark gegen jetzt 5 Mark. So hatten 16 Gulden Reichsgeld damals den Verkehrswerth von $25\frac{3}{5}$ preuß. Scheffeln Roggen oder 126 Mark unſeres Geldes. Noch in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hatte der gewöhnliche Monatſold des Landsknechts 4 Gulden Reichsgeld betragen, ſeitdem hieß der Betrag von 4 Gulden ein Sold. Das zunehmende Steigen der Preiſe und die Verſchlechterung des Geldes bewirkten, daß für einfachen Sold niemand zu werben war und daß die Doppel-

Beſatzungen wurden die Lebensmittel durch die Quartiermeiſter gegen Vergütung geliefert. Während des großen Krieges aber kam das Handeln um den Sold ab, es ward von dem Kriegsherrn den Soldaten eine gleiche mäßige Löhnung ſehr unregelmäßig gezahlt.

Bei den Kaiſerlichen betrug der Sold (ohne die Verpflegung) für den Pikenier neun, den Musketier ſechs Gulden, bei den Schweden war er noch niedriger, wurde aber im Anfang regelmäßiger gezahlt und für die Verpflegung beſſere Sorge getragen. Die geſammte Verpflegung des Heeres wurde durch ein rohes Requiſitionsverfahren den Landſchaften aufgebürdet, auch auf befreundetem Gebiet. Die Gehalte der Oberoffiziere waren ſehr hoch und bildeten doch nur den kleinſten Theil ihrer Einnahme. Während der Dienſtzeit wurde die Mannſchaft zuweilen durch eine überwachende Behörde, Muſterherren oder Commiſſarien des Kriegsfürſten, in die Rollen aufgeſchrieben, um zu verhindern, daß nicht Oberſten und Hauptleute für eine größere Anzahl Sold bezogen, als ſie unter der Fahne beiſammen hatten; dann wurden die Entlaufenen apart geſchrieben, hinter jedem ein Galgen gemalt. Wer auf freier Muſterung aufgenommen war, der wurde, wenn er untüchtig geworden oder eine gute Zeit gedient hatte, ausgemuſtert, frei erkannt, abgedankt und mit einem Paßbrief oder Freizettel verſehen. Auch wer ſich mit Urlaub von der Fahne entfernte, erhielt einen Paßzettel. Für die Kleidung ſorgte der Soldat nach altem Brauch ſelbſt; eine Uniformirung fand vor dem Kriege nur ausnahmsweiſe bei den Trabanten der Leibwache oder wol auch bei bevorzugten Regimentern ſtatt, z. B. bei den ſchwer gerüſteten Reitern, denen die Rüſtung vom Kriegsherrn geliefert wurde, und zwar gegen Soldabzug oder ſo, daß der Oberſt nach dem Feldzug die

---

ſöldner 3 bis 4 Sold erhielten. Wegen der Münzverwirrung ſind alle Soldangaben aus den erſten Jahren des Krieges für uns wenig werth.

Armatur zurücknahm. Doch tragen im Anfange des Krieges bereits einzelne, zumal kaiſerliche Regimenter gleichfarbige Röcke, die dann vom Soldherrn geſchafft wurden, und obgleich dieſe neue Einrichtung in der Kriegsnoth nicht erhalten werden konnte, ſo wurde doch die Uniformirung Wunſch der Kriegsherren und wahrſcheinlich auch Forderung der Soldaten. Nach dem Kriege wenigſtens iſt bei neugebildeten Heerkörpern Gleichmäßigkeit der Tracht das Gewöhnliche.

Die Kriegszucht der Deutſchen war beim Beginn des Krieges im ſchlechteſten Ruf. Die deutſchen Kriegsleute galten für eitle, unruhige, aufſätzige „Prahlhanſen" auch bei andern Nationen.*) Nicht wenig verdarb der Dienſt in halbwilden Ländern, wie damals Ungarn und Polen waren, und gegen einen barbariſchen Feind, die Türken. Schon wenn der Sold der Einzelnen behandelt wurde, begann die Unzufriedenheit; dem Hauptmann, der die übertriebenen Forderungen des angeworbenen Söldners nicht befriedigen wollte, warf der Gekränkte die Muskete zornig vor die Füße und entfernte ſich mit ſeinem Laufgeld, es gab kein Mittel ihn zu halten. War das Fähnlein vereidigt, ſo fand der Hauptmann nur zu häufig ſeinen Vortheil darin, das Plündern und die nächtliche Entfernung von der Fahne zu begünſtigen, denn er erhielt ſeinen Antheil am Raube der Soldaten. „Die ärgſten Mausköpfe waren die beſten Bienen."

Tief verhaßt waren ſtets die Zahlherren geweſen, weil ſie meiſtens den Sold unvollſtändig und in ſchlechtem Gelde zum Regiment brachten; ſie und andere Bevollmächtigte des Landesherrn waren, wenn ſie in das Lager kamen, ſogar Mißhandlungen ausgeſetzt. Den höhern Befehlshabern wurde das Aergſte nachgeſagt, vor allem, daß ſie mehr Sold empfangen, als ſie den Soldaten ausgezahlt. Noch ſchlimmer waren die Unterbefehlshaber daran. Nicht ſelten brach offene Meuterei aus, dann ſetzten die Empörer Oberſt und Hauptleute ab und wählten ſich Führer aus ihrer Mitte. Dergleichen geſchah öfter in Ungarn. Ja es ereignete ſich noch während des Waffenſtillſtandes, der dem weſtfäliſchen Frieden vorausging, daß in einem bairiſchen Dragonerregiment ein Corporal der Beſatzung von Hilperſtein ſich zum Oberſten des Regiments ernannte und mit ſeinem Anhang die Offiziere wegjagte; das Regiment wurde durch herbeigezogene Völker umringt, der neue Oberſt mit achtzehn anſehnlichen Aufrührern gerichtet, dem Regiment die Musketen genommen, es mußte von Neuem ſchwören und wurde als Reiterregiment neu gebildet.*) Gewöhnlicher Grund der Meuterei war Ausbleiben des Soldes. Dann wurden in der höchſten Noth Anleihen zu Wucherzinſen gemacht, um die Soldaten zu befriedigen. Im Jahr 1620, dem geld- und kopfloſen böhmiſchen Sommer, meuterte das Regiment des Grafen Thurn. Der ehrliche alte Herr beruhigte durch eine Abſchlagzahlung, die er bei den Marketendern entlieh, und weinte darauf bitterlich über die üble Regierung und vieles Andere. Zu derſelben Zeit meuterte das Regiment des Grafen Mansfeld. Dieſer begann ſeine Zahlung, indem er aus dem Zelt trat und mit eigner Hand zwei Soldaten niederhieb, viele ſchwer verwundete, worauf er ſich zu Pferde ſetzte, unter die Meuterer ſprengte und wieder mehre erſchoß. Er allein mit drei Hauptleuten brach den Trotz von ſechshundert Mann, nachdem er elf getötet, ſechsundzwanzig ſchwer verwundet hatte. — Wenn für militäriſchen Befehl noch leidlicher Gehorſam gefunden wurde, während die Fahne flatterte, ſo kam doch aller Groll zu lautem Ausbruch, ſo oft die Fahne abgeriſſen und das Regiment abgedankt wurde. Dann verbargen ſich der Profoß, der Hurenweibel und die Steckenknechte; Hauptmann, Lieutenant und die untern Befehlshaber mußten Schimpfreden und Herausforderungen ertragen und ſich ſagen laſſen: „Ha, Kerl, du biſt mein Befehlshaber geweſen, jetzt biſt du nicht ein Haar beſſer als ich, ein Pfund deiner Haare gilt mir nicht mehr als ein Pfund Baumwolle; heraus, raufe dich mit mir!“*) So hatten die Befehlshaber bei jeder Strafhandlung die ſpätere Rache des Miſſethäters und ſeiner Freunde zu fürchten. Und wie mit den Offizieren haderten die Entlaſſenen auch unter einander; dann ſtanden auf einem Platz wol an die hundert Parteien im Zweikampf, die leichtfertigſten Mordthaten und Totſchläge wurden verübt, die ſonſt nicht erhört waren, ſolange die Chriſtenheit ſteht. Denn es war Brauch, daß die Streitenden, während die Fahne wehte, einander die Hände gaben und gelobten, ihren Zwiſt am Ende der Dienſtzeit auszufechten und bis dahin als Brüder in Liebe miteinander zu leben. Bei ſolcher Abdankung rotteten ſich die lockerſten Geſellen in Haufen zuſammen und begannen ein „Harniſchwaſchen“ mit ſolchen Kameraden, denen die Offiziere während der Dienſtzeit Gunſt erwieſen hatten, d. h. ſie beraubten dieſelben, zogen ihnen die Kleider aus, ſchlugen ſie auch wol gar tot. Und all ſolcher Frevel wurde geduldet, die machtloſen Oberbefehlshaber hatten ſich gewöhnt, dergleichen als Kriegsbrauch ruhig anzuſehen.

---

*) Junghans am Schluß; Wallhauſen, Kriegskunſt zu Fuß a. m. O., z. B. S. 20.

---

*) Grimmelshauſen, Springinsfeld, Cap. 20.

In den ungariſchen Sommerfeldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung dabei, nicht länger zu dienen, und meuterten, wenn ihnen ſolche Zumuthung geſtellt wurde; denn im Herbſt und Winter zogen ſie oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder“ durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im öſtlichen Deutſchland. In den Grenzländern, Schleſien, Oeſtreich, Böhmen, Steiermark, war ſogar durch die Landesherren befohlen, jedem

---

*) Wallhauſen, Kriegskunſt zu Fuß, S. 20.

Soldaten, der auf der Garte umherſtrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten ſie täglich einen halben Gulden und mehr, ihre Jungen mauſten, wo ſie konnten, ſie waren berüchtigte Hühnerfänger. Wallhauſen berechnet unter lebhaften Klagen, daß die Unterhaltung eines ſtehenden Heeres den Fürſten und Landſchaften weniger koſten und ganz andere Erfolge vor dem Feinde ſichern werde, als der alte ſchlechte Brauch.

Mehr als einmal während des langen Krieges wurden die wilden Heere durch den kräftigen Willen eines Einzelnen zu ſtraffer Mannszucht zuſammengezwungen, und jedesmal wurden kriegeriſche Erfolge erreicht; nie aber hatte dergleichen Dauer. Die Zucht des Wallenſteiniſchen Heeres war in rein militäriſchen Angelegenheiten vortrefflich, dafür war greulich, was der Befehlshaber gegen Bürger und Bauer erlaubte. Auch Guſtav Adolf's gewaltiger Geiſt vermochte kaum länger als ein Jahr die ſtrenge Zucht zu erhalten, welche bei ſeiner Landung in Pommern die proteſtantiſchen Geiſtlichen häufig und frohlockend verkündet hatten. Zwar die Kriegsrechte und Artikelsbriefe aller Kriegsfürſten enthalten eine Anzahl von geſetzlichen Beſtimmungen über die Schonung, welche der Soldat auch in Feindes Land gegen Menſchen und ihre Habe beobachten ſoll. Frauen, Kranke, Greiſe ſollen unter allen Umſtänden verſchont, Mühlen, Pflüge nicht beſchädigt werden. Aber nicht die Geſetze, ſondern ihre Handhabung iſt vorzugsweiſe maßgebend für Beurtheilung einer Zeit.

Die Strafen ſelbſt waren ſtreng. Bei den Schweden Soldabzug für das Hoſpital oder invalide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eiſen gelegt, Gaſſenlaufen, — dazu vermietheten ſich harte Geſellen*), indem ſie das Verbrechen auf ſich nahmen, — Verluſt der Hand, arkebuſirt, gehängt. Und für ganze Truppentheile: Verluſt der Fahne, außerhalb des

---

*) Schwediſches Kriegsrecht, § 105.

Lagers liegen und daſſelbe reinigen, und Decimirung. Beim Beginn des Krieges war den Heeren noch Vieles von der alten Landsknechtſitte erhalten, ihr „Malefizgericht“, worin nach deutſchem Brauch die Gemeinen durch erwählte Schöffen ſelbſt Recht ſprachen. Schon vor dem Kriege war daneben das Standrecht eingeführt worden, ein kürzeres Verfahren, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht ſaßen, und die Offiziere das Urtheil in der Hand hatten. Während des Krieges bildeten ſich die Militärgerichte in neuzeitlicher Weiſe unter Vorſitz des Generalauditors, der Generalgewaltige oder Generalprofoß beſorgte die Vollſtreckung des Urtheils. Aber auch bei den Strafen empfindet ſich das Heer im Gegenſatz zum Bürger und Bauer. Der Soldat wird in Eiſen gelegt, nicht in Stock und Gefängniß geſetzt, kein Kriegsmann ſoll an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, ſondern am Baume oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward; die alte Formel, womit der arme Sünder dem Freimann übergeben wurde, lautete: „er ſoll ihn führen zu einem grünen Baum und anknüpfen an ſeinem beſten Hals, daß der Wind unter und über ihm zuſammenſchlägt, und ſoll ihn Tag und Sonne anſcheinen drei Tage, dann ſoll er wieder abgelöſt und begraben werden, wie Kriegsgebrauch iſt.“ Der meineidige Ueberläufer aber wurde an einem dürren Baume gehängt. Und wer mit dem Schwert gerichtet wird, den ſoll der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meiſten Volk iſt, und mit dem Schwert ſeinen Leib in zwei Stücke ſchlagen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinſte Theil bleibt. Auch der Profoß und ſeine Gehilfen ſind nicht in der Weiſe unehrlich, wie der bürgerliche Scharfrichter; ſogar der Steckenknecht, das gemiedene „Klauditchen“ des Heeres, welcher häufig aus Uebelthätern genommen wurde, denen man die Wahl ließ zwiſchen dem unehrlichen Amt oder der Strafe, konnte, wenn er ſein Amt treulich verſehen hatte, bei der Auflöſung des Fähnleins ehrlich gemacht werden; dann erhielt er ſeinen Freizettel wie ein anderer, wackerer Soldat, und durfte ihm niemand etwas nachreden.*)

Was die Heere des dreißigjährigen Krieges ſehr von den heutigen unterſcheidet und ihren Einmarſch in eine Landſchaft dem Einbruch eines fremden Völkerſtammes ähnlich machte, war der Umſtand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienſtzeit im Felde ſeinen eigenen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeiſter mit Weib und Jungen wirthſchaftete. Nicht nur die höhern Offiziere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins Feld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen ſein angetrautes Weib, häufiger eine hübſche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, geſtäupte, gebrannte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten ſich nach Kräften auf, ſuchten Zutritt, weil ſie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Muſterung und bei der Abdankung eines Regiments wurden ehrliche Mädchen unter den grauſamſten Vorſpiegelungen oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, zuweilen ohne Kleider verlaſſen. Oder ſie wurden von einem dem andern um eine Zeche Wein oder um ein paar Thaler verkauft. Mit ſeiner Beiſchläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wuſch für ihn, pflegte den Erkrankten, ſchenkte dem Zechenden ein, duldete ſeine Schläge und trug auf dem Marſche Kinder, Beuteſtücke oder Geräthſchaften der flüchtigen Wirthſchaft, die nicht auf den Bagagewagen geſchafft werden konnten. Es iſt bekannt, daß der Schwedenkönig bei ſeiner Ankunft in Deutſchland keine Dirnen im Lager duldete. Nach ſeiner Rückkehr aus Franken ſcheint auch dieſe ſtrenge Zucht aufgehört zu haben. So wurde das Heer von einem Haufen

---

*) Adam Junghans a. m. O.

Weiber begleitet, in jeder Abſtufung des Alters und der Anſprüche, von der Frau oder „Maitreſſe“ des Oberſten, einer großen Dame, die mit ihrem Hofſtaat unter beſonderer Bedeckung reiſte und als einflußreiche Perſon vom Regiment eifrig beſprochen wurde, bis zur Dirne eines armen Pikeniers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder laufen mußte, und bis herab zu der Vettel, die aufgegeben hatte begehrungswerth zu erſcheinen und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer feſtgehalten wurde, wo ſie ſich durch die ſchmutzigſten Dienſte erhielt. Wer die alten Kirchenbücher der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfriſt in ihr Heimatsdorf zurückkehrte und ſich ſtrenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem verdorbenen Landvolk ihres Geburtsortes zu ſterben. Die meiſten verſchlang der Krieg in der Ferne. Auch die Weiber des Lagers ſtanden unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen wurden ſie geſtäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager geſtoßen. Der Soldat, mit dem ſie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Eſſen und Trinken wurden ſie mächtig übel geſchlagen, ehe ſie ihr Amt recht gewöhnt wurden, und wenig wurde ihnen gehalten, was ihnen im Anfang verſprochen war.*) In Quartieren, wo viele Weiber zuſammen lagen, war ſchwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat ſeine Gewalt über das Weib dem Rumormeiſter und dem Weibel, der einen „Vergleicher“ von Armlänge in der Hand führte, womit er ſie ſtrafte. Dennoch war vielen Soldaten der größte Stolz, eine hübſche Dirne zu haben, und mancher wandte ſein Alles, Sold und Beute daran, ſie zu ſchmücken und gut zu halten. In ſolchen Fällen machte ſie ihre Herrſchaft über ihn in Nothzeiten geltend, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, ſtachelte ſie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe

---

*) Fronſperger, Kriegßbuch. Ausgabe von 1596, I. Bl. 88.

Mann ſeine Dirne arger Vergehen beſchuldigte, dann konnte er ſie nach ſcheußlichem Lagerbrauch den Reiterjungen und Troßbuben preisgeben; dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menſchen und Lagerhunde in den nächſten Buſch gehetzt.*) —

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Guſtav Adolf Feldſchulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In dieſen Wanderſchulen herrſchte militäriſche Zucht, und ein franzöſiſcher Unterhändler erzählt von der wilden Brut des Krieges, daß ſie ihren Vätern beim Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trug und in den Lagerſchulen nicht von der Bank wich, wenn auch einſchlagende Kanonenkugeln drei und vier aus ihrer Mitte niederſtreckten.**)

Der Kriegsmann, welcher nicht Luſt oder Anſehen hatte ſich ein Weib zu bewahren, hielt auf einen oder mehre Buben, ein abgefeimtes hartes Geſchlecht von Taugenichtſen, die ihrem Herrn aufwarteten, das Pferd ſtriegelten, zuweilen die Rüſtung und Waffen trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit in der Nachbarſchaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Gelde umherſtreiften. Auch dieſe Buben in jeder Abſtufung von Anſprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn her ritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternoffiziers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor ſeinem Herrn herlief, vom Reiterbuben des Küraſſiers, der im geordneten Haufen ſeiner Genoſſen hinter dem Regiment ſeines Herrn ritt und ſich in das Gewühl ſtürzte, den Verwundeten herauszuziehen, oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines ausgewetterten alten Musketiers, eines „Wolfs“ und „Eiſenbeißers“, der die Hahnenfedern ſeines Hutes vielleicht vor zwanzig verſchiedenen Fahnen geſchwenkt hatte.

---

*) Grimmelshauſen, Landſtörzerin Courage und im Simpliciſſimus.

**) Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne. Cologne 1663. p. 468.

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgſten, auch in Freundes Land. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten in einen Bauerhof drangen, fielen ſie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kiſten her, ſchlugen die Thüren ein, ſchmähten, drohten und quälten, legten ſich in die Betten, und was ſie nicht verzehren und rauben konnten, zerſchlugen ſie; war ein Kupferkeſſel zu groß zum Mitnehmen, ſo traten ſie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen ſie den Wirth anzuſpannen und ſie ins nächſte Quartier zu fahren. Dann ſtopften ſie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrath des Bauern voll und banden ſich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. „Dann — ſo erzählt der zürnende Berichterſtatter Wallhauſen (Defensio patriae 1621. p. 172) — wenn die Wagen angeſchirrt ſind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am erſten auf den Wagen kommt, nimmt den beſten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt ſein Bündel, welches von geſtohlenem Gut ſo voll iſt, daß es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf ſetzt ſich ſchnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen ſoll, da heißt es: „Ei, du ſchlechte Dirne, du willſt dich fahren laſſen, und ich bin ſo viele Jahre eine Soldatenfrau geweſen, ich habe ſo manchen Zug mitgemacht, und du Balg willſt es mir zuvorthun.“ Da fallen die Dirnen und Weiber über einander her, werfen mit Prügeln und Steinen, und wenn der Troß ſich eine Weile ſo zerbürſtet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Mann, die Haare hängen ihr um den Kopf, ſie ſchreit und ruft: „Guck, Hans, da iſt die und deſſen Dirne, ſitzt auf dem Wagen und will fahren, und ich ſoll zu Fuß gehn und bin dein Eheweib.“

Da wiſcht denn der Soldat an die Dirne, will ſie herunter- und ſeine Frau hinaufheben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu, der ſagt: „Laß mir mein Mädchen in Frieden, ſie iſt mir ſo lieb als dir deine Ehefrau“; da wiſchen auch die Soldaten hintereinander her, heraus mit dem Degen, hauen, ſtechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das iſt nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge iſt, vergeht faſt kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Iſt aber dieſer Actus vorbei und das Geſindlein aufgeſeſſen, ſo ſind die Wagen zuweilen ſo ſchwer beladen, daß die Pferde oder Ochſen ſie nicht von der Stelle bringen können. Dann ſitzen zehn, zwölf Weiber, ebenſo viel Kinder und etwa ſechs Jungen in den ſchweren Packen, wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht mehr fortkönnen, da ſtiege nicht eines vom Wagen, denn ſtracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die hinaufſprängen, und dann brächte ſie kein Teufel herab, denn ſie ſagten: ei, der Wagen ſei ſowol für ſie als für die andern; den Bauer aber ſchelten ſie mit erſchrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und ſeinem Vieh mit Prügeln her, oft ſind vier, ſechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und ſchlagend. So habe ich Ochſen und Pferde tot in dem Geſchirre niederſinken ſehen. So muß der Unterthan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das ſie ihm geſtohlen, ſelbſt fahren.

Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochſen fahren, dann müſſen Pferde ſechs Meilen weit mit großen Koſten der Landleute zur Stelle geſchafft werden. Und kommen ſie mit dem Geſchirr ins nächſte Quartier, ſo laſſen ſie die armen Leute nicht wieder nach Haus, ſchleppen ſie fort in andere Herrſchaften, zuletzt ſtehlen ſie ihnen gar die Pferde und machen ſich damit unſichtbar.“ —

In den erſten Jahren des Krieges hatte ein deutſches Fußregiment etliche Tage durch das Land ſeines eigenen

Kriegsherrn zu marſchiren. Es fanden ſich alsbald ſo viel Dirnen und Jungen zum Troß, als Soldaten waren, und der Troß ſtahl in acht Tagen den Unterthanen des Kriegsherrn ſo viel Pferde, daß beinahe jeder Soldat beritten war. Der Oberſt, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten ſelbſt von den Pferden und zwang ſie endlich durch die äußerſte Strenge, ihre Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein geſtohlenes Pferd gehabt hätte, und wenn ſie nicht ritten, ſo ſpannten ſie drei, vier zuſammen vor einen Bauerkarren.*) Dann reichte die Amtsgewalt ihres Weibels nicht aus, ſie zu bändigen, und es war zuweilen eine „Komödie" für die Offiziere, zuzuſehen, wie eine Dirne der andern vorfahren wollte, ſie jagten bei einander vorbei und fuhren einander in die Wagen; vierzig bis fünzig Wagen hingen in wirrem Knäuel, und ſtundenlange Arbeit war nöthig, ſie auseinander zu bringen, dazu ſcholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen.

Die Weiber, Buben und Troßknechte ſtanden zuſammen unter der Aufſicht des Hurenweibels, eines alten für den Feldienſt untüchtigen Kriegsmannes, der ſich ohne ſonderliche Wahl durchzuhelfen ſuchte. Wer ein Bein, eine Hand oder ein Auge verlor, den erklärte der rohe Spott des Lagers für brauchbar zu dieſem Amt. Wenn der Oberſt oder Hauptmann ihn bei der Muſterung den Kriegsleuten vorſtellte, ſo ermahnte er die Soldaten, den Mann doch zu achten, weil er mit Ehren verdorben ſei. Und der Hurenweibel verneigte ſich und empfahl ſich den Kriegsleuten, und bat ſie, jeder möge ſein Weib, Kind oder Jungen ermahnen, daß ſie ſich von ihm lenken ließen ohne Trotz und ohne ſeine Schelte übel zu nehmen.**) Er war immerhin für den gemeinen

---

*) Wallhauſen, Defensio patriae p. 177.

**) Adam Junghans a. a. O.

Soldaten eine wichtige Perſon, und es war rathſam, ſich gut mit ihm zu ſtellen, denn er behütete die Angehörigen und die Beute des Kriegsmannes; deshalb ward auch ſein Zug, wenn er am Ende des Heeres marſchirte, durch beſondere Nachhut gedeckt. War ihm der Troß eines ganzen Regiments untergeben, ſo hatte er wol gar einen Lieutenant oder Fähnrich; denn auf dem Marſche führte der Troß eine beſondere Fahne und zog in militäriſcher Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeſte Weiber mit Spießen bewehrt, der Weibel ſelbſt an der Spitze, die hübſcheſten Dirnen in ſeiner Nähe, ſie vor Ungebühr der Buben zu ſchützen, hinter ihm der verdorbene Hauſe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Seine Pflicht war zu achten, daß die Bande in den Reihen blieb und ſich nicht plündernd wie „Zigeuner und Tartern" in den Dörfern zerſtreute. Bezog das Heer ſeinen Lagerplatz, ſo war er der letzte, der einrückte; denn wenn die Dirnen und Buben vor den Kriegsleuten eindrangen, ſtahlen ſie den angefahrenen Lagervorrath, Heu, Stroh, Holz.*) Beim Aufbruch zog er vor das Thor, hielt jeden an, der zum Troß gehörte, und zwang ihn bei der Troßfahne zu bleiben. Kam es zur Schlacht, ſo hatte er den Troß im Rücken des Heeres an geſicherter Stelle bewaffnet aufzuſtellen und hinter den zuſammengefahrenen Wagen eine Vertheidigung vorzubereiten. Oefter wurde bei ſolcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen, dann war es Pflicht der Buben und Troßknechte, dem Einbruch zu widerſtehn. Im Lager aber war es das Amt der Dirnen und Buben, die Gaſſen und Märkte, auch die „Mumplätze" zu fegen und zu ſäubern; es war ein harter Zwang, denn die unehrlichen Steckenknechte führten die Aufſicht, und die Dirne, welche ſich der unſaubern Arbeit weigerte, konnte von den andern Weibern preisgegeben werden. Auch wo Faſchinen zu binden, Gräben zu füllen, das Geſchütz an unwegſamen Stellen auszugraben war, mußten Dirnen und Buben helfen.

---

*) Fronſperger, Kriegßbuch. Ausgabe von 1596, III, 65 und Holzſchnitt nebſt Verſen.

Außerdem gehörten zum Troß der Heere vor allem die Marketender unter Schutz und Aufſicht des Profoßen, wichtige, oft wohlhabende Leute, welche in ihrem bepackten Karren einen guten Theil der Beute anſammelten, die von den Soldaten verthan wurde. Die ſicherſten waren bei den einzelnen Fähnlein eingeſchworen, bewaffnet und im Falle eines Angriffes zur Vertheidigung des Troſſes verpflichtet. Ferner die „Commißmetzger“, die „Sudelköche“, Handwerker, Handelsleute und Hauſirer, Wagenführer und Troßknechte, zuweilen zuſammengetriebene Schanzgräber, welche unter beſonderen Fähnlein marſchirten.*)

Nur einzeln entgleiten den wortreichen Schriftſtellern jener Zeit Bemerkungen über dieſen verachteten Theil des Heeres, doch fehlen nicht ganz Angaben, aus denen ſich ſchließen läßt, welch großen Einfluß der Troß auf die Geſchicke der Heere und der Landſchaften hatte. Zunächſt durch ſeinen ungeheuern Umfang. Am Ende des 16. Jahrhunderts rechnet Adam Junghans in einer belagerten Feſtung, wo der Troß auf die möglich kleinſte Zahl beſchränkt iſt, auf dreihundert Fußknechte fünfzig Dirnen und vierzig Jungen, alſo Marketender, Pferdeknechte u. ſ. w. dazu gerechnet, ſicher etwas mehr als ein Drittheil der Soldaten. Aber im Felde war das Verhältniß ſchon beim Beginn des Krieges ein ganz anderes. Wallhauſen zählt**) auf ein Fußregiment deutſcher Soldaten als unvermeidlich viertauſend Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein

---

*) Es iſt bezeichnend, daß in dieſem Kriege das Wort Bagage die noch jetzt dauernde Nebenbedeutung Geſindel, ſchlechtes Volk, erhielt. So in einer Flugſchrift des Predigers zu Mittweida, Andreas Ortelius, Pagage, das unrechtmeſſige, unchriſtliche und unverantwortliche Rauben und Plündern. Dresden, 1640. 4°.

**) Defensio patriae p. 161 und 173.

Regiment von dreitauſend Mann hatte zum wenigſten dreihundert Wagen und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus ſeinem Quartier aufbrechen ſollte, weigerte es ſich, wenn es nicht dreißig und mehr Wagen erhielt. Als beim Beginn des Krieges ein Regiment hochdeutſcher Kriegsleute dreitauſend Mann ſtark von dem Muſterplatz abzog, wo es einige Zeit gelegen hatte, folgten ihm zweitauſend Weiber und Dirnen. Der ehrliche Oberſt wollte den Troß abſchaffen, er ließ einige Tage vergehn, und als man an einen Flußübergang kam, ließ er den Troß zurück und verbot den Schiffern, in den nächſten Tagen Leute überzuſetzen. Die Dirnen aber erhoben am Ufer ein lautes Geſchrei und Weinen, als die Schiffer nicht zurückkamen; da lief das ganze Regiment auf der andern Seite ebenſo ſchreiend zuſammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: „Ho, Potz ſchlapperment, ich muß meine Dirne wieder haben, ſie trägt meine Hemden, Kragen, Schuhe und Strümpfe.“ Wollte der Oberſt die Soldaten vorwärts bringen und ein großes Unglück verhüten, ſo mußte er die Dirnen und das andere Geſindlein doch mitziehen laſſen. Da wählte er ein anderes Mittel, er ließ mit der Trommel umſchlagen und ausrufen, jeder ſolle bei Leibesſtrafe ſeine Dirne abſchaffen, nur die Ehefrauen dürften bleiben. Da liefen die Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab nicht Geiſtliche genug zum Vollziehen der Trauung, in zwei Tagen wurden achthundert Dirnen zu Ehefrauen gemacht, darunter die elendeſten Geſchöpfe.

Von da ab wuchs der Troß bis zum Ende des Krieges. Nur auf kurze Zeit vermochten große Heerführer, wie Tilly, Wallenſtein, Guſtav Adolf, dies größte Leiden der Heere zu beſchränken. Noch im Jahr 1650, als der Troß der zurückgebliebenen Truppen ſich in den Standquartieren bedeutend vermindert hatte, zählten die vier ſchwediſchen Compagnien, welche bei Köthen auf Grund der Nürnberger Artikel meuterten und ihre Entlaſſung forderten, zuſammen 690 Soldaten, 650 Weiber und 900 Kinder. Dreihundert Männer der Compagnien wurden auf Befehl ihres Oberſtlieutenants niedergemetzelt; der Frau eines alten Unteroffiziers, welche in der Schürze 900 Thaler für das Leben ihres Mannes bot, wurde das Geld abgenommen und die Frau mit dem übrigen Troß unter Schlägen fortgejagt. Und 1648 am Ende des großen Krieges berichtet der bairiſche General Gronsfeld, daß bei der kaiſerlichen und bairiſchen Armee vierzigtauſend Soldaten wären, welche Kriegsrationen bekämen, und hundertvierzigtauſend Perſonen, welche nichts bekämen; wovon dieſer Troß leben ſolle, wenn er die Nahrung nicht erbeute, zumal es in der ganzen Gegend, wo das Heer lagere, keinen einzigen Ort gebe, wo der Soldat ein Stück Brot kaufen könne? So iſt im Jahr 1648 der Troß des Heeres drei und ein halb Mal ſo ſtark als die Zahl der Kämpfenden. Dieſe Zahlen ſprechen deutlicher als alle Ausführungen, welche grauſenhafte Maſſe von Elend auch um die Fahnen herumlag.

Bevor der Einfluß dargeſtellt wird, welchen Heeresmaſſen von ſolcher Beſchaffenheit auf das Leben des deutſchen Volkes ausübten, möge man ſich noch einmal erinnern, daß der dreißigjährige Krieg dies Unweſen nicht geſchaffen hat, ſondern in der Hauptſache vorfand. Deshalb werden hier einige Betrachtungen mitgetheilt, welche Adam Junghans von der Olnitz in ſeinem jetzt ſeltenen, oben angeführten Büchlein zu der Zeit macht, in welcher die alte Tüchtigkeit des Landsknechtsheeres in wüſter Söldnerwirthſchaft unterging. Sie ſtehen hier als Prolog zu dem furchtbaren Trauerſpiel, welches zwanzig Jahre ſpäter begann.

„Ein jeder Oberſt, Rittmeiſter oder Hauptmann weiß wol, daß ihm keine Doctoren, Magiſter oder ſonſt gottesfürchtige Leute zulaufen, ſondern ein Haufen böſer Buben aus allerlei Nationen, und ſeltſames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und Alles verläßt und dem Kriege folgt; Alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, ſo über die Trommel geſpannt iſt, folgen, bis man ſie in eine Feldſchlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tauſende auf der Walſtatt liegen, erſchoſſen und erſtochen; denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar und ſeine Seele ſitzet auf dem Hut oder Aermel.*) Zudem wächſt allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das iſt ſcharfes Regiment, fünfzig verbotene Artikel, und ſtrenges Urtheil, ſchleuniges Recht, das bringt manchen Mann um ſeinen beſten Hals.

Es iſt nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann ſtark, gerade, mannhaft, tyranniſch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut und ſich für einen Eiſenfreſſer ausgibt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß ſeine Mitgeſellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen ſich muthwillig durch ihren dummen Verſtand um ihr Leben und andere gute Geſellen dazu. Ein anderer iſt ein Schnarcher und Pocher, der da ſchnarcht wie ein ungeſtümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da iſt er ein Märtyrer und armer Sünder, und möchte vor Leid die Hoſen verunreinigen, läßt auch wol ſeine eigne Wehr aus der Hand fallen. Wenn ſie vor dem Zapfen ſitzen, oder in Marketenderhütten oder Wirthshäuſern, da haben ſie viel geſchrien und wollen nichts thun als balgen, da ärgert ſie eine Fliege an der Wand, die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen ſie mit ihrem großen Fluchen den Feind ſchlagen. Solche Bärenſtecher werden am häufigſten angetroffen; ſelten findet man einen, der nicht lahme Fäuſte, lahme Arme oder einen Wachtelſtrich über einem Backen hat, und iſt doch ſein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor ſolchen Geſellen mag ſich ein Hauptmann wol hüten, denn ſie ſind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verſtändiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er ſeine Haut ganz unverſehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feinde beſchädigt, das iſt eine Ehre. Wer aber muthwillig um ſeine Geſundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und iſt keinem Heer etwas nütz. Ein ſolcher Gaſt muß ſein Lebtag ein Eier- und Käſebettler ſein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß ſich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuſe in der Milch ertrunken ſind, erhält er die Käſe, muß der Bauern unnütze Worte aufleſen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an ſein Ende. Ferner ſind auch viele, die wollen Kriegsleute ſein, Mutterſöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wiſſen, ſie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen geſeſſen und Aepfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn ſie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen allerlei ſeltſame Ordnung mit Speiſe und Trank und andern Dingen vorkommt, da ſind ſie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Waſſer liegt. Und ſo geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, ſondern denen vom Adel auch. Führt man ſie dann zu Feld in wüſte Länder, wo Alles verzehrt und verheert iſt, und ſie Brotſack und Trinkflaſche nicht ſtets am Halſe hängen haben, ſo wollen ſie verſchmachten, verhungern und verdurſten, dann eſſen und trinken ſie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Geſindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder ſitze im Kramladen bei den Pfefferſäcken und behelfe ſich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, ſo wird man in keinem Kriege erſchlagen. Denn man ſagt, und es iſt auch wahr, Kriegsleute müſſen harte und feſte Leute ſein, Stahl und Eiſen gleich, und gleich den wilden Thieren, die mancherlei Speiſe eſſen. Wie auch die Scherzrede geht: ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn ſie Hunde- oder Katzenfleiſch eſſen müſſen, da es die Noth erfordert, Pferdefleiſch vom Anger iſt ihnen ein gutes Wildpret, und Kraut, das weder geſalzen noch geſchmalzen iſt. Denn Hunger lehrt eſſen, wenn man in drei Wochen kein Brot geſehen hat. Das Getränk hat man umſonſt: wenn man kein Bachwaſſer bekommen kann, zecht man mit den Gänſen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und ſchlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da iſt Raum genug den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landsknechts Schlafkammer ſein, und von ſolchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänſe mit den Landsknechten, weil jene ſtets in Federn ſchlafen, und die Landsknechte müſſen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Thier iſt den Landsknechten zuwider, das ſind die Katzen. Weil die Kriegsleute ſelbſt gut mauſen können, darum ſind ſie den Katzen feind und den Hunden günſtig. Wie der alte Reim ſagt: Ein Landsknecht ſoll ſtets bei ſich haben eine ſchöne Hur, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen; frei ſucht er den Herrn, der ihm Beſcheid thut geben. Und drei Kriegszüge ſoll ein Landsknecht thun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem erſten Zuge ſoll er zu Hauſe kommen und zerriſſene Kleider anhaben; nach dem zweiten Zuge ſoll er zu Hauſe kommen und ſoll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu ſagen wiſſen, und durch die Schramme beweiſen, daß er ein Landsknechtzeichen bekommen habe. Und beim dritten Mal ſoll er auf einem hübſchen Gaul wohlgeputzt nach Hauſe kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszutheilen habe.

---

*) Am Hut oder Aermel wurde vor der Schlacht das Feldzeichen der gemeinen Soldaten befeſtigt, grüner Buſch, Binde u. dergl.

Wol iſt es ein wahres Wort, ein Kriegsmann muß Eſſen und Trinken haben, bezahle es der Küſter oder Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Koſt zu. Darum muß er ſich's holen, wo es iſt, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern ſüß oder ſauer ſehen. Denn bald müſſen die Brüder Hunger leiden und böſe Tage haben, ein anderes Mal haben ſie Ueberfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann freſſen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Aemter, ſie werden Haushälter und Kellermeiſter über anderer Leute Gut. Wo der Wirth mit Weib und Kind verjagt iſt, da haben Hühner, Gänſe, fette Kühe, Ochſen, Schweine und Schafe böſe Zeit. Dann theilt man das Geld mit Hüten, mißt Sammt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, ſchlachtet eine Kuh um der Haut willen, ſchlägt Kiſten und Kaſten auf, und wenn Alles geplündert und nichts mehr da iſt, ſteckt man das Haus in Brand. Das iſt das rechte Landsknechtfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen ſtehn. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenſo wieder an. Das macht Kriegsleute luſtig und iſt ein gutes, erwünſchtes Leben, außer für den, der's bezahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hauſe kommt und ſeine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort ſagt: Zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauſerei und Beuteholen ſind alle lahmen Hände gerade geworden. Das iſt vor uns ſo geweſen und bleibt auch wol ſo nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je beſſer, und werden ſorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die ſich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrath, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen ſie die Schlüſſel zu allen Gemächern mit, ihre Aexte und Beile, und wenn nicht genug Pferdeſtälle an einem Orte ſind, es liegt nichts daran, ſie ſtallen die Pferde in Kirchen, Klauſen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es ſchadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und Alles, was im Hauſe iſt; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obſtbäume ab, die zunächſt in dem Baumgarten ſtehn, denn es heißt: Wie wir leben, ſo halten wir Haus, morgen ziehen wir wieder zum Land hinaus; drum, Herr Wirth, ſeid getroſt, ihr habt ein wenig Gäſte, ihr wärt ſie gerne los, drum tragt frei auf das Beſte, und ſchreibet's in den Rauch. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch. Das iſt des Landsknechts Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren.

Die Franzoſen, Welſchen und Wallonen ſind den Deutſchen ſo feind wie den Hunden, aber die Spanier ſind den Deutſchen günſtiger, nur daß ſie unerhörte Frauenſchwächer ſind und zu Unzucht und gottloſem Weſen geneigt. Jedoch werden die Deutſchen allwege von dieſen Nationen gering geſchätzt, und nicht anders genannt als die Vollſäufer, ſtolze Federhanſen, hohe Pocher, Gotteslaſterer, Hans Muffmaff mit dem Bettelſack, die gern Hasauf ſpielen. Und wenn man's bei Licht beſieht, liegt die Wahrheit nicht weit davon. Denn der Hochdeutſchen jetzt neu aufgekommener Brauch iſt, wenn ſie in den Krieg kommen oder einem Herrn zuziehen, ſo wenden ſie all ihr Hab und Gut auf hoffärtige Pracht, als wollten ſie zu einer Braut, zu Wohlleben oder Jungferiren reiten. Da kommen die Deutſchen, welche man ſonſt die ſchwarzen Reiter nennt, dahergeritten mit ſilbernen Dolchen zu ſieben Pfund, in Sammtkleidern, glatten Stiefeln, mit kurzen verbeinten*) Buffröhren, mit großen weiten Aermeln voller gebauſchtem Zeug, ſie ſchämen ſich einen Küraß oder Rüſtung zu führen, oder gar einen Speer oder ein anderes mörderiſches Gewehr, wie vor Zeiten die Alten. Dazu kommt, daß ſie nicht zuſammenhalten. Wenn dann Hans Spanier kommt mit ſeinem Rennſpieß und ſchußfeſter Rüſtung, ſo müſſen die Speckmuſſen mit ihren kurzen Buffröhren ausreißen, oder Geld und Blut laſſen.

---

*) mit Bein ausgelegten.

Ferner iſt auch das ein Uebelſtand an den Deutſchen, daß ſie ſo ſehr nachahmen, wie Affen und Narren. Sobald einer unter Kriegsvolk kommt, muß er ſpaniſche oder andere ausländiſche Kleider haben. Können ſie die fremde Sprache ein wenig plappern, ſo geſellen ſie ſich zu den Spaniern und Welſchen. Da ſich aber die Deutſchen ſo gern mit fremden Nationen vermengen und alle ausländiſche Tracht und Condition gefallen laſſen, man ſoll das Ungeziefer nicht in den Pelz ſetzen, es kommt ohnedies herein. Es ſteht vor Augen, daß fremde Völker unſere Nachbarn geworden ſind, und es ſteht zu beſorgen, ſie werden uns in kurzen Jahren noch näher kommen. Aber die angrenzenden Herren, welche noch in Ruhe ſitzen, ſchlagen's in den Wind, reden gar weiſe davon, tröſten ſich ſelbſt und haben mit dem Mund alle Städte und Dörfer voll Kriegsvolk, Land und Leute zu vertheidigen, allen Feinden Widerſtand zu thun. Aber ich fürchte, daß man lieber im Winter hinter dem Ofen, des Sommers im Schatten ſitzt, im Brett ſpielt oder auf der Cither ſchlägt und mit Jungfrau Grete tanzt, als daß man ſein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüſtung verſehe. Es ſteht auch wieder ſo: obſchon mancher gemeine Mann ſich gern mit Schießen und anderen Waffen üben wollte, ſo geht das allgemeine Geſchrei und die Klage durch alle Lande, daß dem gemeinen Landſaſſen von ſeiner Obrigkeit verboten ſei, ein Rohr oder Büchſe außerhalb ſeiner Thür zu tragen, oder gar abzuſchießen und ſich damit hören zu laſſen. — Andere ſagen wieder ſo, ſie wollten bald die Miſtgabel oder den Flegel hinwerfen und Kriegsleute werden, wenn es nur einmal losgehn wollte; was man nicht könne, wolle man lernen. Ach Gott, darnach laſſe ſich kein Land verlangen! —

Deswegen und weil alle fremden Nationen nur cruci cruci, mordio mordio über Deutſchland ſchreien und mit den Zähnen knirſchen wie reißende Wölfe, und bitten und hoffen in deutſchem Blut zu baden, ſo möge man Gott fleißig bitten, daß er ſeine Hand nicht abziehen wolle, ſondern das Schifflein auf dem wilden Meer in ſeinen Schutz nehmen, mit ſeinen Flügeln bedecken, vor allem Ungeſtüm bewahren; denn wir ſehen, wie das römiſche Reich von Tag zu Tag abgenommen hat, und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts Anderem her, als von den Händeln der Geiſtlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtſchaffenen Prädicanten, ſo ſind zehn andere gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer ſeine Waare, ein jeder will ſeine Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unſer Herrgott, wo die falſchen Hirten ſelbſt hinfahren. Es ſchändet, läſtert und verdammt einer den andern; wenn ſie auf der Kanzel ſtehn, iſt der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrühreriſch gegen das andere; der Nachbar kann ſich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wol an einem Tiſch vier oder fünferlei Glauben ſitzen, einer will auf dieſen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutſchen ſtärken, ihnen einen freien Muth geben und ſie wieder auf die Beine bringen, daß ſie dermaleinſt aus der Aſche wieder hervorkommen und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern. Gott helfe dem Gerechten."

So ſchrieb ein ehrlicher Subalternoffizier ſchon vor dem Jahr 1600.

2.

Der dreißigjährige Krieg.

Soldatenleben und Sitten.

Faſt alle Völker Europas ſandten ihre ſchlechteſten Söhne in den langen Krieg. Nicht nur einzeln zogen fremde Söldner den Werbetrommeln zu, wie Krähen einer Walſtatt; das ganze chriſtliche Europa wurde in den Kampf hineingeriſſen; in Compagnien und Regimentern zertraten die Fremden den deutſchen Acker. Engländer und Schotten, Dänen, Schweden, Finnen fochten außer den Niederländern, die vom Volk noch als Landgenoſſen betrachtet wurden, auf Seite der Proteſtanten. Sogar die Lappländer fuhren mit ihren Rennthieren an die deutſchen Küſten, drei Compagnien derſelben brachten im Wintermonat 1630 auf ihren Schlitten Pelze für die ſchwediſche Armee über das Eis. Aber noch bunter ſah es in den kaiſerlichen Heeren aus. Die romaniſchen Wallonen, iriſche Abenteurer, Spanier, Italiener, faſt jeder ſlaviſche Stamm brach in das Land, am greulichſten die leichte Reiterei: Koſaken (1620 polniſche Hilfstruppen, ſie wurden größtentheils vom Landvolk erſchlagen), Stradioten (unter ihnen ſicher auch Muhamedaner), und am meiſten verhaßt die Kroaten. Es iſt bezeichnend für die Stellung des Kaiſers beim Beginn des Krieges, daß er faſt nur ſlaviſche und romaniſche Krieger und nur romaniſches Geld gegen die Deutſchen zu ſetzen hatte. Durch ſie wurde die nationale Erhebung niedergeſchlagen;

auch die Truppen der Liga beſtanden vielleicht zur Hälfte aus Fremden.

Faſt jedes Heer war eine Muſterkarte verſchiedener Nationalitäten, faſt in jedem ein Durcheinander vieler Sprachen und Mundarten. Und der Haß der Nationen ruhte ſelten, während die Fahne flatterte. Zumal im Lager mußten die Regimenter ſorgfältig nach Beſchaffenheit ihrer kameradſchaftlichen Gefühle zuſammengelegt werden, Deutſche und Welſche immer auseinander.

Der Feldmarſchall oder Quartiermeiſter wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Waſſer, auf einer Stätte, die der Vertheidigung günſtig war.*) Zunächſt wurde der Raum für den Feldherrn und ſeinen Stab ausgemeſſen. Dort erhoben ſich die großen verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eine Barriere und eingeſteckte Spieße, oft durch Befeſtigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, ſo wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen ſeine Stelle abgeſteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde geſteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerſtätte des Fähnleins, je fünfzig Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Lieutenant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberoffiziere und Beamten, der Feldſcher neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft koniſche Form haben und mit Stricken am Erdboden befeſtigt ſind. Die Gemeinen bauen ſich auf dem angewieſenen engen Raume ihre kleinen Hütten von Stroh und Bretern. Neben der Hütte ſteckt der Pikenier ſeinen Spieß in den Boden, die Piken, Kurzſpieße, Hellebarden, Partiſanen und Standarten zeigen ſchon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hauſen die Soldaten häufig zu zweien oder vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreiſe, das ganze Lager iſt von breitem Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Vor dem dreißigjährigen Kriege war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu ſchlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter oder mehrfacher Reihe aneinander geſchoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die nothwendigen Ausgänge freigelaſſen. Damals hatte die Reiterei zunächſt an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter nothdürftige Verſchläge aufgerichtet. Dieſer Brauch war veraltet, nur ſelten umſchließen die Wagen das Lager, man iſt bemüht, daſſelbe durch Graben, Wall und die Feldgeſchütze zu decken. An den Ausgängen ſind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Poſtenkette von Musketieren oder Schützen aufgeſtellt. Vor dem Zelt jedes Fähnrichs ſteckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Compagnie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel geſtützt.

---

*) Wallhauſen, Kriegskunſt zu Fuß; Fronſperger, Kriegsbuch a. m. O.

In ſolchem Lager hauſte das wilde Volk in zügelloſem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landſchaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeiſchaffen, auf allen Wegen rollten die Laſtwagen herzu, wurden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verſchwanden die nächſten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachſtroh wurde von den Soldaten abgeriſſen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten und ihre Buben ſtrichen plündernd und ſtehlend in der Umgegend umher, die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten ſich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zuſammen; unterdeſſen kochten die Weiber, wuſchen, beſſerten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Getümmel und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Unthat, Schlägereien zwiſchen den verſchiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiſerlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger ſeine Feldpredigt, dann ſaßen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienſtes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu ſchenken. Es iſt bekannt, wie viel Guſtav Adolf auf fromme Sitte und Gebet achtete, er ließ nach ſeiner Ankunft in Pommern im Lager zweimal täglich Betſtunde halten; aber auch in ſeinen Kriegsartikeln war nöthig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedräuen.

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tiſchen beſetzt, um alle drängte ſich die Geſellſchaft der Spieler. Dort hatte das Kartenſpiel der alten Landsknechte der ſchnelleren Entſcheidung durch Würfel weichen müſſen. Oft war das Würfelſpiel im Lager verboten, durch Rumormeiſter und Profoße verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zuſammengekommen und hatten ihr Commißbrot, Waffen, Pferde, Kleider verſpielt; ſo fand man gerathen, dieſe Leidenſchaft unter Aufſicht der Lagerwache zu ſtellen. Auf jedem Mantel oder Tiſch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldſprache „Schelmbeine" genannt; jeder Geſellſchaft ſtand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tiſch und Würfel, er hatte in ſtreitigen Fällen das Richteramt und erhielt ſeinen Antheil am Gewinn, oft auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falſche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen oder Sechſen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Queckſilber und Blei gefüllt, mit zerſchnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen; es gab Würfel von Hirſchhorn, welche oben leicht, unten ſchwer waren, Niederländer, die man ſchleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bairiſchen Höhe“ geworfen werden mußten, wenn ſie gut fallen ſollten. Und oft wurde die lautloſe Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rappiere unterbrochen. Und zwiſchen den aufgeregten Geſellen ſchlichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die geſetzten Ketten, Ringe und Beuteſtücke zu ſchätzen und aufzukaufen.*)

Hinter den Zelten der Oberoffiziere und des Regimentsprofoßen, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, ſtanden die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Querreihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bildeten eine wichtige Gemeinſchaft. Der Preis ihrer Waaren, der Speiſen oder Getränke, ward vom Profoß gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — beſtimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, ſchrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeſchenkt werden mußte. Dieſe Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunſt des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnißmäßig ſicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die ſie für Offiziere wie Gemeine zurechtſchnitten. Oft hielt der Marketender luſtige Dirnen für Offiziere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weit her Kaufleute mit koſtbaren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und feiner Eßwaare in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Offiziere zum böſen Beiſpiel für das Heer ausſchweifend; jeder Hauptmann wollte einen franzöſiſchen

---

*) Simpliciſſimus I, 22.

Koch halten, und die theuerſten Weine wurden von ihnen maſſenhaft verbraucht.

Die militäriſchen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelſchläger, bei der Reiterei der Trompeter; die Trommel war ſehr groß, die Schläger oft halbwüchſige Buben, zuweilen die Narren der Compagnie.*) — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutſchen Heere wunderlicherweiſe für viele Fälle denſelben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei ſolchen Gelegenheiten über ſeinem Kleide einen „Levitenrock“ von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn beſtickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächſten Tages verkündete, war ſchnellen und geheimen Unternehmungen ſehr hinderlich, es verſchlechterte auch die Mannszucht, denn es ſicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn ſie auf Beute hinausſchlichen.

War gute Zeit geweſen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landſchaft mit Kriegsſteuer geſchatzt, dann war Alles vollauf, Speiſen und Getränke billig; es kam ausnahmsweiſe noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bairiſchen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte.**) Dann ſaß in den Marketenderbuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schaar ſingender, prahlender, ſchwatzender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat ſtattete ſich neu aus, — er kaufte theure Federn auf ſeinen Hut, Scharlachhoſen mit goldenen Treſſen, bunte Röcke und runde Mauleſel für ſeine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Sammt gekleidet. Die Kroaten der kaiſerlichen Armee in Pommern hatten im Winter 1630—31 die Gürtel mit Gold überfüllt und ganze Platten von Gold und Silber geſchlagen vor der Bruſt.*) Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt,**) daß im kaiſerlichen Heere vor der Lützener Schlacht ein Reiter ſein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit dreihundert ſilbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die ſchönſten Kirchengewänder und Meßornate trugen; einige Stradioten ritten in geraubten Prieſterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In ſolcher Zeit tranken die Zecher einander theuern Wein aus Altarkelchen zu und ließen aus dem erbeuteten Golde lange Ketten machen, von denen ſie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablöſten, wenn ſie eine Zeche zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, deſto ſeltener wurde ſolche goldene Zeit. Häufiger als Ueberfluß war Mangel und Armſeligkeit. Die Verwüſtung der Landſchaften rächte ſich furchtbar an den Heeren ſelbſt, das bleiche Geſpenſt des Hungers, Vorbote der Peſt, ſchlich durch die Lagergaſſen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preiſe der Lebensmittel wurden unerſchwinglich, der Laib Brot wurde z. B. 1640 bei der ſchwediſchen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Ducaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Ueberall hohläugige, bleiche Geſichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gaſſen und Umgebung des Lagers verpeſtet durch die verweſenden Leiber der gefallenen Thiere. Dann war ringsum eine Wüſte von unbebauten Aeckern und geſchwärzten Dorftrümmern, und das Lager ſelbſt eine grauſe

---

*) Närriſche Trommelſchläger wünſcht das Fähnlein zu haben. Wallhauſen, Kriegskunſt zu Fuß, S. 28.

**) Grimmelshauſen, Seltzamer Springinsfeld.

---

*) Arma Suecica. 1632. 4. p. 121.

**) Lamentatio secunda Lützensium. 1633. 4.

Totenſtatt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben, verlor ſich plötzlich in den Totengruben, nur die grimmigſten Hunde erhielten ſich von ekler Nahrung, die andern wurden geſchlachtet und verzehrt.*) In ſolcher Zeit ſchmolzen die Heere ſchnell dahin, und keine Kunſt der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmanns, ſo ſehr auf leidenſchaftlichen Genuß des Augenblicks geſtellt, unſicher nicht bloß vor dem Feind, ſteigerte nicht nur die Laſterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheuere, es entwickelte auch Eigenthümliches und Seltſames in Unart, Sitte und Bräuchen.

Ein breiter Strom von Aberglauben fluthet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er ſich faſt unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wiſſen über ihn legt, und nur leiſe tönt dem Gebildeten ſein Rauſchen ins Ohr. Zuweilen erweitert die kranke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe, erſtaunt ſehen wir dann die entſtellten Trümmer uralter Culturzuſtände obenauf ſchwimmen. Dann ſcheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergeſſen war. Auch das Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigenthümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Theil noch heut dauert; es lohnt bei dieſer merkwürdigen Erſcheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geſchoß der Feinde verfeſten, und wieder, daß man die eignen Waffen durch Zauber jedem Feinde tötlich machen könne, iſt älter als das geſchichtliche Leben der germaniſchen Völker. Aber ſchon in den früheſten Zeiten hängt etwas Unheimliches an ſolcher Kunſt, ſie wird leicht dem Gefeiten ſelbſt zum Verhängniß. Die Unverwundbarkeit iſt nicht unbedingt, und gegen den Zauber der treffenden Waffe gibt es einen Gegenzauber, der ſtärker ſein mag. Schon Achill hatte eine Ferſe, die nicht gefeit war; der nordiſche Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Miſtelzweig, den ein Blinder bewegte, tötete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwiſchen den Schultern, dieſelbe Stelle, welche auch den Soldaten des dreißigjährigen Krieges für offen galt.*) In zahlreichen nordiſchen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelſte Waffe des Helden, wurde gern als lebendiges Weſen aufgefaßt, als tötende Schlange oder vertilgender Brand; wenn es zerſprang, ſo „ſtarb“ es dem nordiſchen Dichter; Schwerter, welche Zwerge geſchmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wol aber war in ihnen ein tötender Zauber verborgen; ſo mußte das Schwert Hagen's, des Vaters von Hilde, eines Menſchen Tod ſein, wenn es aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte ſchon in der nordiſchen Heidenzeit, daß die beſte Waffe gegen hiebfeſte Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule ſei.**) Zuverläſſig galten ſchon im deutſchen Heidenthum ſolche Zaubermittel für finſtere Nachthilfe, von Vermeſſenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnißvolle Gabe für die Helden der epiſchen Dichtung.

---

*) Faſcikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

Den deutſchen Chriſten wurde der Teufel die dunkle Macht, welche ſolchen verderblichen Schutz gewährte. Aber daneben fehlte auch die harmloſere Hoffnung nicht, daß es dem Gebet zum Chriſtengott und ſeinen Heiligen ebenfalls gelingen könne, die Unverwundbarkeit zu ſichern. Denn weit anders als jetzt betrachtete man im Mittelalter die zu einer Formel verbundenen Worte und ihre Zeichen, die Schrift. In der Rede lebte eine geheime Kraft, durch welche der Menſch auf die Außenwelt zu wirken vermochte. Das Gefüge der Worte in der geſprochenen Formel war nicht nur ein Schall, der von Mund zu Ohr drang, es wohnte in ihm auch eine vielleicht furchtbare und unwiderſtehliche Wirkung. Schon weiſe Sprichworte, kluge Lebensregeln übten beſonderen Einfluß auf das Leben deſſen, der ſie gebrauchte; man konnte ſie kaufen und wieder an Andere abgeben. Auch Gott und ſeine Heiligen konnte man durch beſtimmte Gebete veranlaſſen zu erhören, ein Spruch war kräftiger als der andere. Solche Gebete und ſtarke Sprüche fand das Mittelalter für zahlloſe Fälle, für viele Heilige; die Kirche war nur zu geneigt, auch auf dieſe heidniſche Auffaſſung der germaniſchen Seele einzugehn. Außer den großen und allgemein bekannten Gebeten und Beſchwörungen gab es viele geheime, die von Geiſtlichen und Laien in beſtimmten Lebensverhältniſſen eifrig geſucht und gebraucht wurden. Es war alſo kein befremdlicher Aberglaube, wenn die Kirche des Mittelalters ihre Gebete und Segensſprüche gegen den Tod in der Schlacht gerade ſo richtete, wie einſt die deutſche Heidenzeit, und ganz in der Empfindungsweiſe jener Zeit iſt es, daß dieſen Gebeten und Segen auch von guten Chriſten ſichere Wirkung zugeſchrieben wurde. Solcher Schlachtſegen ſind uns mehre erhalten, auch ſolche, durch welche ſich deutſche Kaiſer feſt zu machen glaubten.

---

*) Victoriſchlüſſel. 1631. 4. Bl. 3. Die Flugſchrift wurde wieder aufgelegt als Königl. ſchwediſcher Victoriſchlüſſel. 1632.

**) K. Weinhold, Altnordiſches Leben, S. 204.

Die Einführung der Feuerwaffen gab dieſem Aberglauben neues Anſehen und weite Ausbreitung. Blitz und Knall des Gewehres und die fernhin treffende Kugel beſchäftigten die Einbildungskraft um ſo mehr, je weniger die unvollkommene Waffe das Treffen ſicherte. Tückiſch und unberechenbar war der Lauf des tötlichen Geſchoſſes, immer ungenügender wurden die Schußwaffen, welche die neue Weiſe der Kriegführung ohnedies läſtig machte. Zwar befaſſen ſich die Schriften der Reformationszeit nur ſelten mit dieſer Art von Zauber, ſie werden erſt um die Mitte des Jahrhunderts redſelig, wo es gilt, die Zuſtände des Volkes zu ſchildern. In den Heeren aber war der Zauberglaube allgemein und verbreitet, fahrende Schüler und Zigeuner galten für die eifrigſten Verkäufer ſeiner Geheimniſſe*), eine Geſchlechterfolge der Landsknechte theilte ihn der nächſten mit; in Italien und den Heeren Karl's des Fünften miſchten ſich romaniſcher und deutſcher Aberglaube, und faſt jedes Verfahren der Kunſt feſtzumachen iſt aus der Zeit Fronſperg's und Schärtlin's nachzuweiſen.

Schon Luther, der die Gedanken ſeines Volkes beſſer kannte als irgend ein anderer Zeitgenoſſe, ſtellt die Kunſt, feſt zu werden und zu machen, in ihren Hauptzügen mehr als einmal dar; er weiß von Solchen, welche die Waffen durch beſtimmte Worte und Zeichen beſchwören, ſo daß ſie an keinem Orte verletzt werden können; er ſelbſt ſah einen Jüngling, der ſich ein Schwert auf die Bruſt ſetzte und ſo heftig gegen ſich drückte, daß ſich das Heft bis zur Spitze herumbog, und doch drang die Spitze nicht in ſeine Haut. Andere aber konnten ſolche geſegnete Waffen wieder des Segens entledigen durch einen Zirkel und Zeichen, die ſie in den Sand machten. „So nahm einer dem andern die Kraft ſeines Meſſers.“ Andere hatten Briefe, worin viele heilige Worte und Zeichen ſtanden; wer ſie bei ſich trug, konnte nicht getötet werden. Bald war es ein Brief, den Papſt Leo dem Kaiſer Carolus in den Krieg geſchickt haben ſollte, bald das St. Johannisevangelium, oder ſonſt etwas. Manche befahlen ſich dem St. Georg, Andere dem St. Chriſtophel, Andere gar dem Teufel, auch Solche kannte er, welche Roß und Reiter zu ſegnen und zu bannen vermochten.**) Er hatte auch einen Landsknecht gekannt, der durch den Teufel unüberwindlich gemacht, zuletzt doch erſtochen wurde und vorher Tag und Stelle ſeines Todes angab. Und Bernhard von Milo, Landvogt zu Wittenberg, ſandte Luthern ſchon einen geſchriebenen Wundſegen zur Begutachtung, es war ein langer zuſammengerollter Zettel mit wunderlichen Zeichen.

---

*) Zimmermann, Bezaar, Handſchrift der H. Bibl. zu Gotha, chart. fol. nr. 566.

**) Die Hauptſtelle für den Aberglauben aus Luther's Zeit iſt in: Der zehen Gebot gotes ain Schöne nutzliche Erklerung, durch Doctor Martinum Luther Auguſtiner. 1520. 4. A 3; ferner in: Ob Kriegsleut auch im ſeligen Standt ſein können. 1527. 4.

Als der Augsburger Büchſenmeiſter Samuel Zimmermann der Aeltere in einem Folioband unter dem Titel: *Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schüß, voller großen Geheimnuſſen*, die Erfahrungen ſeines Lebens etwa bis 1591 ſammelte, erwähnt er zwar nur die ſchützenden Künſte, welche er nicht für belialiſch hält, es iſt aber aus ſeinem Manuſcript zu ſehen, daß ihm auch zahlreiche Teufelskünſte bekannt waren, die er zu verſchweigen beabſichtigt. So war im Jahre 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er wolle lieber mit zweien oder dreien fechten als eine gute Mahlzeit halten, ſo feſt, daß kein Degenſtich in ihn drang; er wurde zuletzt durch einen Hellebardenſchlag auf den Hinterkopf getötet. Ein anderer Bekannter Zimmermann's, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchſtich, es war keine Wunde zu ſehen, aber er ſtarb doch kurz darauf an innern Folgen des Stiches. Im Jahre 1558 war ein Schütz im Regiment des Grafen Lichtenſtein, der nach jedem Scharmützel feindliche Kugeln aus ſeinen Kleidern und vom bloßen Leibe ſchüttelte; oft hatte er ſie und die durchgebrannten Löcher ſeiner Kleider gezeigt. Er wurde zuletzt von welſchen Bauern erſchlagen.

Die Italiener und Spanier, welche 1568 in die Niederlande zogen, führten ganze Packete und Bücher voll Zauberei, Segen und Beſchwörungen mit ſich, ohne Erfolg.*) Faſt bei allen Toten und Gefangenen der brandenburgiſchen Hilfstruppen, welche 1587 durch Burggraf Fabian von Dohna den Hugenotten zugeführt waren, fanden die Franzoſen

---

*) J. Dodinus, De magorum demonomania. I, 3.

Talismane und magiſche Zettel um den Hals gebunden.*) Als der Jeſuit Georg Scheerer in der Hofkapelle zu Wien 1594 vor Erzherzog Matthias und deſſen Kriegsoberſten predigte, fand er für nöthig, gegen die angehängten abergläubiſchen Wundſegen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen zu eiſern.**)

Es iſt deshalb unrichtig, wenn ſpätere Schriftſteller erzählen, daß die Kunſt feſtzumachen im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Paſſau von einem Studenten (fahrenden Schüler), wie Grimmelshauſen angibt, oder wie Andere wollen, von Kaspar Neithardt von Hersbruck, dem Nachrichter, in die deutſchen Heere gebracht worden ſei. Denn als Erzherzog Leopold, Biſchof zu Paſſau, die zuchtloſen Banden werben ließ, welche durch ihre Grauſamkeit im Elſaß und in Böhmen Schrecken verbreiteten, nahmen ſeine Söldner nur die alten Ueberlieferungen auf, die im deutſchen Heidenthum wurzelten und durch das ganze Mittelalter fortgeſchleppt worden waren. Ja ſogar der Name „Paſſauer Kunſt“, welcher ſeit jener Zeit gewöhnlich wird, mag auf einem Mißverſtändniß des Volkes beruhen; denn im 16. Jahrhundert hießen alle, welche einen Zauber bei ſich trugen, um unverwundbar zu ſein, bei den gelehrten Soldaten Peſſulanten oder Charakteriſtiker, und wer die Kunſt verſtand, ſolchen Zauber zu löſen, ein Solvant. Es iſt möglich, daß die erſte Bezeichnung vom Volk in „Paſſauer“ verwandelt worden iſt.***)

Schon im erſten Jahre des dreißigjährigen Krieges wird die Kunſt feſtzumachen lebhaft beſprochen. Eine gute Nachricht darüber ſteht in: Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit geſtürmter Hand Eroberung der Stadt Pilſen in Behem. 4. (1619.) Die Stelle lautet in unſerer Schreibweiſe wie folgt.

---

*) Mart. Delrio, Disquisit. magic. VI, 1. Ursellis 1606. p. 129. Thurneiſſer verſah die Kriegsleute der Mark mit ſolchen Amuleten.

**) Er gab die drei Predigten heraus unter dem Titel: Eine bewerte Kunſt und Wundſegen. Ingolſtadt 1595. 4.

***) Zimmermann, a. a. O. am Ende in einem intereſſanten Verzeichniß von militäriſchen Kunſtausdrücken.

„Ein Waghals unter den Mansfeldiſchen, Hans Fabel genannt, nahm einſtmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben ſie es mit Kraut und Loth geſegnet, aber er trank ſein Stutzglas Bier aus, bedankte ſich gegen ſie, kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus dem Buſen. Dieſes Pilmiskind*), ob es gleich ſo ſehr feſt geweſen, iſt doch krank geworden und vor der Eroberung der Stadt geſtorben. Es iſt dieſe zauberiſche Kunſt (Paſſauer Kunſt) ganz gemein geweſen, ich hab's mit Verwundern geſehen. Man hätte eher von einem Felſen, als von einem ſolchen Bezauberten etwas geſchoſſen. Ich glaube, der Teufel ſteckt ihnen in der Haut. Ja, ein guter Geſell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrte. Ein kleiner Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren iſt auf den Arm geſchoſſen worden, als er die Trommel geſchlagen, dem iſt die Kugel vom Arm auf die linke Bruſt abgeſprungen und nicht eingedrungen, was Viele geſehen haben. Aber es nimmt ein böſes Alter bei denen, die es gebrauchen; ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die ſind ſchrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei kämpft wider die andere. Ebenſo gut, als man einen kann gefroren machen, kann man ſeinen Wundſegen öffnen. Ihre teufliſchen Zauberbrote ſind expreß wider das erſte und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und ſich auf Gott verlaſſen, das gibt andere Mittel. Wenn einer vor dem Feind iſt und nicht bleibt, ſo iſt es Gottes Wille. Wird er getroffen, ſo führen ihn die

---

*) Bilwizkind, ſo viel als Teufelskind; Bilwiz iſt ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der ſchwarze Kasper.“*)

Zahlreich waren die Mittel, ſich und Andere feſt oder gefroren zu machen. Auch bei dieſem Aberglauben walteten herriſch die Moden. Sehr alt ſind die Nothhemden, Siegs- und St. Georgshemden.**) Sie wurden für die Landsknechte auf verſchiedene Weiſe gefertigt. In der Chriſtnacht ſollten nach älterer Sitte unzweifelhafte Jungfrauen das leinene Garn im Namen des Teufels ſpinnen, weben und nähen; auf die Bruſt wurden zwei Häupter geſtickt, das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebub's Kopf, mit einer Krone, vielleicht dunkle Erinnerungen an die heiligen Häupter Donar's und Wuotan's.***) Nach ſpäterem Brauch mußte das Nothhemd von Mädchen unter ſieben Jahren geſponnen ſein, es wurde mit beſondern Kreuznähten genäht und mußte verſtohlen auf den Altar gebracht werden, bis drei Meſſen darüber geleſen waren. Ein ſolches Nothhemd wurde am Schlachttage unter dem Kleid angelegt. Erhielt der Träger doch eine Wunde, ſo war fremdes Garn unter das zauberkräftige gemiſcht worden.

Gern ſuchte der Abergläubiſche die Wunderkraft der chriſtlichen Kirche für ſich zu benutzen, wenn auch geſetzwidrig und mit böſem Gewiſſen. Man ließ die Anfangsverſe des Evangeliums St. Johannis ſein und geſchmeidig auf zartes Papier ſchreiben, brachte dies heimlich unter die Altardecke einer katholiſchen Kirche, wartete, bis der Prieſter drei Meſſen darüber geleſen hatte, ſteckte es in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haſelnuß, verkittete die Oeffnung mit ſpaniſchem Lack oder Wachs, oder ließ ſolche Kapſeln in Gold oder Silber faſſen und hing ſie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hoſtie unter ſtiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, löſten an einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleiſche, ſteckten die Oblate hinein und ließen ſie ſo verheilen. Die Wildeſten freilich ergaben ſich dem Teufel mit Haut und Haar; ſolche Geſellen konnten nicht nur andere Menſchen feſtmachen, ſondern ſogar eßbare Dinge, Butter, Käſe, Obſt, ſo daß die ſchärfſten Meſſer nicht einzuſchneiden vermochten.*)

---

*) Die Verſuchung liegt nahe, dieſe Stelle in eine ältere heidniſche Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Walſtatt fällt, den führen die Schlachtjungfrauen nach Walhall; die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt ſich die Helja. — Der Name „ſchwarzer Kasper“ für Teufel findet ſich ſchon im 16. Jahrhundert.

**) Für die Heidenzeit und das Mittelalter vergl. man bei dieſen und andern Bräuchen Grimm's Mythologie.

***) Henning Groß, Magica. Eisleben 1600. 4. Bl. 99b.

Auch bei den geſchriebenen Zetteln, welche Wundſegen enthielten, wechſelten Form und Name.

Aus dem frühen Mittelalter ſtammte Papſt Leonis Segen, er enthielt gute chriſtliche Worte und Verheißungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, ſo genannt, weil ein Ritter, der ihn einſt bei ſich getragen, nicht hatte enthauptet werden können; das Blatt war mit unbekannten Charakteren und Buchſtaben beſchrieben, dazwiſchen Kreuzzeichen. Dann der Benedikten- oder Nothſegen, der im Augenblick der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band.**)

Ebenſo waren die Paſſauer Zettel des 17. Jahrhunderts auf Poſtpapier, Jungfernpergament, Hoſtien geſchrieben mit Fledermausblut, mit beſonderer Feder; die Aufſchrift waren ſeltſame Charaktere, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchſtaben fremder Sprache; nach Grimmelshauſen***) ſtand

---

*) Victoriſchlüſſel a. a. O.

**) Zimmermann a. a. O.

***) Wunderbarliches Vogelneſt. II. Th., Satyriſcher Pilgram. II. Th. — Grimmelshauſen beſpricht die Kunſt feſtzumachen zwar gläubig, aber obenhin, als etwas längſt Bekanntes, er iſt in ſeinen Angaben nicht immer zuverläſſig. Ihm war der Aberglaube anziehender, welcher um 1660 in der Reim darauf: „Teufel, hilf mir, Leib und Seele geb ich dir.“ Sie bannten den Schuß und thaten das Rohr des Feindes zu, wenn ſie unter den linken Arm gebunden wurden. Ja ſie wurden gegeſſen. Aber die Anſichten über ihre Wirkſamkeit waren ſchwankend. Sie ſollten nur auf vierundzwanzig Stunden ſchützen; nach Andern wirkte ihr Zauber erſt nach den erſten vierundzwanzig Stunden, wer vorher erſchoſſen wurde, gehörte dem Teufel. Auch andere Zaubermittel werden zum Schutz herbeigezogen, alles Häßliche und Unheimliche wird geſammelt, und Vieles, was im alten Götterglauben furchtbar geweſen war, wirkt noch jetzt mit der alten Kraft. Ein Stück von dem Strick oder der Kette, woran ein Menſch erhängt war, machte feſt; ebenſo der Bart eines Bockes, Augen des Wolfes, Kopf der Fledermaus und Aehnliches in einen Beutel von ſchwarzer Katerhaut eingewickelt und am Leibe getragen.*) Feſt machte die Gemskugel, eine verhärtete Maſſe aus dem Magen der Gemſe, ferner die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt gebracht hatte, u. A. m.; auch wer ſein Lebtag keine Nieren gegeſſen, war ſicher vor Schuß und Peſtilenz; man glaubte in Augsburg, daß ein berühmter Ritter und wohlgeübter Kriegsoberſter (Sebaſtian Schärtlin) ſich dadurch vor dem Feinde bewahrt habe.**)

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharniſch wurden zu Wundſegen gebraucht und das kräftigſte von allen, die geheimnißvolle Bellwurz. Sie mußte mit dem beſten neugeſchliffenen Stahl ausgegraben und durfte nie mit der bloßen

---

beſonderer Aufnahme war: die Kunſt ſich unſichtbar zu machen, und das Alräunchen. Am Ende des Jahrhunderts herrſchte die Wünſchelruthe, dann wurden die Poltergeiſter mächtig.

*) Klein, Kriegsinſtitution, S. 56. Es iſt der „Medicinbeutel“ der Indianer, vielleicht durch die ſpaniſchen Regimenter eingeſchleppt.

**) Zimmermann, Geſch. Mſc. Bl. 97.

Hand, am wenigſten mit der linken, angegriffen werden, ſie wurde wie ein agnus dei getragen. Sie war rund, fand ſich nur auf der Walſtatt großer Männerſchlachten und war, wie Zimmermann ſagt, um der verſtorbenen Seelen willen geheiligt. Und außer ihr eine feuerfarbige Blume, welche die Kabbaliſten Ephemanilla nennen; ſie ſchützte nicht allein den Mann, der ſie trug, vor Schuß, Hieb und Feuer: wenn ſie bei der erſten feindlichen Kugel in belagerter Stadt über die Mauer geſchlingt wurde, ſo band ſie das feindliche Stück wenigſtens auf einen Monat.

Auch Amuletmünzen waren früh im Brauch; im Jahr 1555 wurde in dem Gefecht bei Marienburg zwiſchen den Prinzen Oranien und Nevers ein kleines Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen, ein ſilberner Schaupfennig bog ſich zuſammen, das Kind blieb unverletzt; damals ſchrieb man ſo großen Erfolg noch einem Amuletzettel zu, den es neben der Schaumünze am Halſe trug. Aber zu derſelben Zeit goſſen bereits „Sideriſten“, die in aſtronomiſcher Kunſt erfahren waren, feſtmachende Schaupfennige von Silber und feinem Gold nach „himmliſcher Influenz“; ſie wurden am Halſe getragen. Thurneiſſer verbreitete auch dieſe Art Amulete im nördlichen Deutſchland.*) Noch nach dem dreißigjährigen Kriege brachte ein Zufall die Mansfelder St. Georgenthaler in Aufnahme, beſonders die von 1611 und 1613, mit der Inſchrift: „Bei Gott iſt Rath und That.“

In dem Rufe feſt zu ſein ſtanden nicht nur gemeine Soldaten, auch viele hohe Befehlshaber; zwar nicht Pappenheim, der faſt bei jedem Gefecht eine Wunde erhielt, wol aber Holk, — den zuletzt der Teufel perſönlich in die Hölle holte, — Tilly, an dem der entſetzte Wundarzt nach der Schlacht bei Breitenfeld nur Quetſchungen zu verbinden hatte, Wallenſtein und ſein Verwandter Terzka; ſelbſt Guſtav Adolf's Schwert galt für gefeit. Auch Ahas Willenger, nach Fadinger's Tode Anführer der aufſtändiſchen öſtreichiſchen Bauern, war ſo gefroren, daß ihn eine Kanonenkugel ſieben Schritt zurückriß, ohne in ſeine Haut zu dringen, endlich tötete ihn ein Offizier der Pappenheimer.*) Alle Fürſten des Hauſes Savoyen hielt man noch nach dem dreißigjährigen Kriege für feſt. Feldmarſchall Schauenburg hat es am Prinzen Thomas verſuchen laſſen, als er ihn in einer italieniſchen Feſtung belagerte. Dem beſten Schützen hat die Büchſenkugel verſagt. Man wußte nicht, ob die Männer des hohen Hauſes beſondere Gnade haben, weil ſie aus dem Geſchlecht des königlichen Propheten David ſtammen, oder ob daſelbſt die Kunſt erblich war ſich feſtzumachen.**) Daſſelbe glaubte man von den Hohenzollern noch am Ende des vorigen Jahrhunderts; daß Friedrich der Große ſeinem Heer für unverwundbar galt, war in der Ordnung, aber auch Friedrich Wilhelm II war im Feldzug von 1792 nach der Anſicht alter Unteroffiziere nur durch ſilberne Kartätſchenkugeln des Feindes zu treffen.***)

---

*) Abbildungen derſelben in: Moehſen, Beiträge zur Geſchichte der Wiſſenſchaft in der Mark Brandenburg. Berlin, 1783.

Es gab kaum jemand, welcher den Glauben an die geheimnißvolle Kunſt nicht theilte. Der berühmte franzöſiſche Feldherr Meſſire Jacques de Puyſegur mußte im Jahre 1662 in den franzöſiſchen Bürgerkriegen einen Gegner, qui avait un caractère, weil er ihn mit der Waffe nicht töten konnte, durch Nackenſchläge mit einem Hebebaum umbringen laſſen und über das Abenteuer ſeinem König berichten.†) Schon bei der Blokirung von Magdeburg im Jahre 1629 wurde die Klage über ſolche Mittel ſo allgemein, daß die Kriegführenden darüber verhandelten.*) Selbſt Guſtav Adolf verbot in § 1 ſeiner Kriegsartikel eifrig Götzendienſt, Hexerei oder Zauberei der Waffen als eine Sünde gegen Gott.

---

*) Belli, Laurea Austriaca zum Jahr 1626.

**) Simpliciſſimus, Continuatio 13.

***) F. C. Laukhard's Leben. III, S. 163.

†) Les mémoires de Puysegur, Amsterdam, 1690. I, p. 16.

Aber die dunkeln Mächte, welche ſich der Kriegsmann zu Helfern warb, waren treulos. Sie ſchützten nicht gegen jedes. Schon das war unbequem, daß ſie nicht vor der Hand des Scharfrichters bewahrten; Zimmermann berichtet mehre Fälle, wo die zu weit gehenden Hoffnungen eines Gefrorenen und ſeiner Anhänger auf der Richtſtätte getäuſcht wurden.**) Einzelne Theile des Körpers, der Nacken und der Rücken zwiſchen den Schultern, die Armhöhle, die Kniekehle galten für nicht hart oder feſt. Auch war der Leib nur gefeit gegen die gewöhnlichen Metalle, Blei und Eiſen. Den Gefrorenen tötete die einfachſte Bauernwaffe, die Holzkeule, ferner Kugeln von edlem Metall, zumal ererbtes Silber. So konnte ein öſtreichiſcher Gouverneur von Greifswald, auf den die Schweden mehr als zwanzig Kugeln abgeſchoſſen hatten, nur durch den geerbten ſilbernen Knopf, den ein Soldat in der Taſche trug, erſchoſſen werden. So ward eine Hexe in Schleswig, die in einen Werwolf verwandelt war, durch Erbſilber getötet.***) Auch durch andere Miſchungen beim Kugelgießen ſowie durch geheime Waffenweihe vermochte man den Zauber zu öffnen. Von den alten Zaubermitteln der Heidenzeit mochten ſich manche erhalten haben. Es gab Nothſchwerter und Nothbüchſen. Die Schärfe des Stahls ward mit Roggenbrot, das in der Oſternacht geſäuert und gebacken war, kreuzweiſe überſtrichen, auf Klingen und Rohr wurden Zeichen geätzt; man verſtand Kugeln zu gießen, welche töteten ohne die Haut zu verletzen, andere, welche Blut haben mußten, ſolche, welche jede Feſtigkeit öffneten, und bereitete dieſe durch Beimiſchung von geſtampften Weizenkörnern, Spießglanz, Donnerkeilen, durch Ablöſchen in Giften. Auch dieſe Künſte galten für unnatürlich und gefährlich. Daneben ſuchte man eifrig nach „natürlichen" Kunſtſtücken, welche ein ehrlicher Kriegsmann mit Vortheil gebrauchen könnte. Man glaubte durch Beimiſchung von gepulvertem Hundsgebein Büchſenpulver zu verfertigen, welches keinen Knall gab. Man richtete Pulver zu, womit man das Geſchoſſene nicht beſchädigte, aber auf Stunden betäubte, anderes, das nicht anbrannte, auch wenn man glühenden Stahl hineinſteckte. Durch Beimiſchung von Borax und Queckſilber wußte man Sprengpulver zu ſchaffen, womit man die Stücke des Feindes, die man beim Ausfall nicht zu vernageln Zeit hatte, zerſprengte. Man ſuchte das Geheimniß, einem Menſchen auch ohne Zauberei doppelte Stärke zu geben, u. ſ. w.

---

*) Die andere Belägerung der Stadt Magdeburg. 1630. 4. zum 19. Auguſt.

**) Goth. Mſc. Bl. 81.

***) Müllenhoff, Sagen, S. 231. — Temme, Pommerſche Sagen, Nr. 244.

Eine eigenthümliche, ebenfalls ſehr alte Art des Zaubers war das Feſtbannen der Feinde durch geheimnißvolle Sprüche, die im Augenblick der Noth hergeſagt wurden. Der Wiſſende vermochte ganze Haufen Reiter und Fußvolk zu ſtellen, d. h. unbeweglich zu machen, ebenſo durch andern Spruch den Zauber wiederaufzulöſen, und dieſer Aberglaube hat in dem Romanusbüchlein (o. O. u. J.) noch in unſerm Jahrhundert ſeine abgeſchmackten Formeln in die katholiſchen Heere gebracht. Wer die Beſchwörungen dieſes Büchleins durchblättert, findet in einem Wuſt von Unſinn, unter vorgeſchriebenen Kreuzzeichen, Anrufung von Heiligen und Bibelſtellen, auch einige poetiſche Formeln, die wahrſcheinlich durch fünfzig Menſchenalter fortgepflanzt worden ſind. Ein anderes Zauberkunſtſtück war Reiter ins Feld zu machen, d. h. zur Rettung in eigener Gefahr den täuſchenden Schein hervorzubringen, als ob in der Entfernung Kriegsvolk heranziehe. Durch ähnliche Spukbilder hatten, wie Gregor von Tours erzählt, ſchon um 568 die Avaren den Frankenkönig Sigibert im Treffen beſiegt.

Ja in größter Noth war es möglich ſich und das eigene Heer zu verwandeln. So war Herzog Hans Adolf von Plön nicht nur kugelfeſt und wohlbewandert in der Kunſt unſichtbar zu machen, er vermochte auch einmal in den Türkenkriegen ſich und ſeine Leute ſo täuſchend in Bäume zu verwandeln, daß die Feinde an dieſe Bäume traten und dem Herzog und ſeinen Leuten die Stiefeln benäßten.*) Solche Beſchwörungen ſind Trümmer geheimer heidniſcher Wiſſenſchaft, welche in manchen Sagen und Märchen bis zur Gegenwart fortklingt. Dergleichen Ueberlieferungen mag es noch viele gegeben haben, ſie waren ſicher am Lagerfeuer und in der Marketenderhütte beliebter Gegenſtand geheimnißvoller Unterhaltung.

Der unheimlichſte Mann des Regiments war der finſtere Profoß; es war natürlich, daß vorzugsweiſe er für einen Wiſſenden galt. Schon 1618 wußte der Henker von Pilſen mit einem Gehilfen alle Tage drei treffende Kugeln gegen das Mansfeldiſche Lager zu ſchießen; er wurde nach Eroberung der Stadt an einem beſonderen Galgen gehängt. Noch größere Zauberkünſte verſtand der Profoß der Hatzfeldiſchen Armee von 1636, er wurde, weil er gefroren war, von den Schweden mit einer Axt erſchlagen. Es lag ſehr im Vortheil dieſer Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den racheluſtigen Soldaten zu erhalten.

Wir dürfen zu ſolchem Glauben auch das Beſtreben rechnen, aus dem Lauf der Geſtirne den Ausgang der Schlachten und Gefechte ſowie das eigene Schickſal zu leſen. Die Prognoſtica häuften ſich während des Krieges, unermüdlich wurden aus Conſtellationen, Sternſchnuppenfall, Kometen und atmoſphäriſchen Erſcheinungen die Schrecken der nächſten Jahre prophezeit, und durch eine gräßlichere Wirklichkeit widerlegt. Die

---

*) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holſtein, S. 78. Daſſelbe von einem kaiſerlichen Oberſten in Bechta, bei Kuhn, Sagen aus Weſtfalen, S. 19.

Nativitätſtellerei war allgemein. Auch das zweite Geſicht beſaßen einzelne Menſchen, ſie empfanden vorher, wem die nächſte Zukunft Verhängniß bringen werde. Als 1636 das ſächſiſch-kaiſerliche Heer vor Magdeburg lag, war ein kranker „Mathematicus“ im Lager, der ſeinen Freunden vorhergeſagt hatte, daß ihm der 26. Juni Verderben bringen werde. Er lag im geſchloſſenen Zelt, da ritt ein Lieutenant heran, knüpfte die Zeltſchnüre auf, drang ein und bat den Kranken, er möge ihm die Nativität ſtellen. Nach langer Weigerung prophezeite ihm der Kranke, er werde noch in dieſer Stunde aufgehängt werden. Der Lieutenant, empört darüber, daß einem Cavalier ſolches geſagt werden dürfe, zog ſeinen Degen und erſtach den Kranken. Es entſtand ein Auflauf, der Mörder ſchwang ſich auf ſein Pferd und wäre entkommen; da wollte der Zufall, daß der Kurfürſt von Sachſen neben dem General Hatzfeld mit großem Gefolge durch die Lagergaſſe hereinritt. Der Kurfürſt rief: das wäre ſchlechte Kriegszucht im kaiſerlichen Lager, wenn auch ein Kranker im Bett nicht vor Mördern ſeines Lebens ſicher ſein ſollte. Der Lieutenant wurde aufgeknüpft.*)

Wer für den Beſitzer ſolcher Geheimniſſe galt, der ward von ſeinen Kameraden gefürchtet, aber nicht geehrt;**) „denn wenn ſie nicht furchtſame, feige Tröpfe wären, würden ſie nicht ſolche Mittel gebrauchen.“ Schon im 16. Jahrhundert ließen einzelne Oberſten jeden Gefangenen henken, bei welchem ausgeſchnittene oder mit Eiſen gefütterte Kugeln gefunden wurden,***) „welche um einer Seele willen geheiligt waren.“ Im dreißigjährigen Kriege bat ein Feigling ſeinen Kameraden um einen Paſſauer Zettel. Dieſer ſchrieb auf einen Streifen Papier dreimal: „Wehr dich, Hundsfott!“ wickelte das Papier zuſammen und ließ es den Furchtſamen in die Kleider nähen.

---

*) Simpliciſſimus I, 2, 24.
**) Grimmelshauſen, Wunderbarliches Vogelneſt.
***) Zimmermann, Goth. Mſc. a. a. O.

Seit dem Tage bildete ſich jener ein, er ſei feſt, und ging bei allen Zuſammenſtößen wie ein hörnerner Siegfried unter Waffen, iſt auch ſtets unverwundet davongekommen.*)

Aber der Krieger hatte nicht nur um die Gunſt der Schickſalsgötter, noch mehr um den Beifall ſeiner Kameraden zu werben. Wer aufmerkſam in jene Zeit hineinſieht, der verliert zwar nicht das Grauſen über die zahlloſen und abgefeimten Scheußlichkeiten, welche verübt werden; aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüſtung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine geſunde unzerſtörbare Tüchtigkeit zu Tage kommt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeiſterung für die Partei, welcher er gerade diente, ſelbſt der Glaube verlor in den wilden Gemüthern viel von ſeiner Fähigkeit zu erwärmen. Aber den Beſſeren blieb die eigne Soldatenehre und eine *lebhafte Empfindung für die Ehre der Fahne*, der ſie geſchworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt ſei, oft der einzige geiſtige Beſitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterſchied. Nicht ſelten wechſelte der Krieger ſeine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letztern Falle war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverläſſig. Die Achtung der Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsfott“ war; ſchnell bildete ſich ein eigenthümliches Geſetz der Soldatenehre aus, das eine wenn auch ſehr verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer unbegrenzten Herrſchaft über Bürger und Bauer gab, ſind uns nur wenige Reſte geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern ſelbſt entſtanden, ſind bis auf dürftige Trümmer verklungen.**) Aber ſprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieſelbe Stimmung aus, welche Schiller's Reiterlied idealiſirt: „Der ſcharfe Säbel iſt mein Acker, und Beutemachen iſt mein Pflug.“ „Die Erde iſt mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben.“*) „Sobald ein Soldat wird geboren, ſind ihm drei Bauern auserkoren: der erſte, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein ſchönes Weib beſchert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt.“**)

---

*) Grimmelshauſen a. a. O.

**) Es iſt bezeichnend, daß eines der beſten (Simpliciſſimus I, 2, 23) die „Müllerflöhe“ beſingt, damals eine allgemeine Plage der Heere.

Daß die Sinnlichkeit meiſt zügellos und ohne Scham war, wird man vorausſetzen, die Völlerei, das alte deutſche Laſter, beherrſchte Offiziere und Gemeine. Das Tabak-Rauchen und -Kauen, oder, wie man damals ſagte, Tabak-Trinken, -Eſſen und -Schnupfen verbreitete ſich ſchnell in allen Heeren, und die Wachtſtuben wurden dem Nichtraucher ein beſchwerlicher Aufenthalt. Dieſer Brauch, im Anfange des Krieges durch die Holländer und engliſche Hilfstruppen zu den deutſchen Soldaten gekommen, war am Ende des Krieges ſo gewöhnlich, daß in jedem Bauernhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrjungen und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten.***)

Auch die deutſche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modiſch, italieniſche und franzöſiſche Wörter einzumiſchen; ſogar die Ungarn, Kroaten und Czechen bereicherten den Sprachſchatz, ſie ließen uns außer ihrer „Karbatſche“ und Aehnlichem auch volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein beſonderer Greuel; ſo oft ein Soldatenmund ſich öffnete, flogen die „Potz“ und „Pieu“ — rückſichtsvolle Entſtellungen des göttlichen Namens — unaufhaltſam heraus. Mit großer Betrübniß hat Moſcheroſch einige der ärgerlichſten Fluchreden verzeichnet: „Potzhunderttauſend Sack voll Enten“, „daß dich der Donner und der Hagel mit einander erſchlage“, „fort, ihr Hundertſappermentbluthunde“, „ſauf, daß dir das hölliſche Feuer in den Hals ſahre.“ — Aber nicht nur ſolche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rotwelſch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerſt in dem großen Kriege, ſchon lange vorher hatten die entlaſſenen Landsknechte als „Gartbrüder“ und Mitglieder der Bettlerinnung Künſte und Sprache der Fahrenden gelernt, ſchon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn „Stier“, die Ente „deutſcher Herr“, die Gans ein „Strohbutz“; „einen Strohbutz verhören“ bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldſprache“ nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem ſchlechten Geſindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdiſchen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Anſehen am Lagerfeuer, die geheimnißvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldſprache ſind damals ins Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkſtuben der Univerſitäten getragen.*)

---

*) Philander von Sittewald, Geſicht vom Soldatenleben.

**) Grimmelshauſen, Seltzamer Springinsfeld.

***) Grimmelshauſen, Satyriſcher Pilgram II und in dem Gedicht: Luſtige Hiſtoria, Woher das Taback-Trincken kompt, Etwas nach dem Niderländiſchen, durch Ascanium d'Oliva. 1634. 4. — Im Jahre 1696 verbot das Tabakscollegium der Zwölfer zu Breslau, eine noch jetzt beſtehende würdige Geſellſchaft, in ſeinem Stiftungsbriefe, das Tabak-Schmauchen oder -Rauchen als Tabak-Saufen oder -Trinken zu bezeichnen.

Bei den täglichen Händeln bildete ſich das „Cartell“ für

---

*) Dionys Klein, Kriegsinſtitution. 1598. 8. gibt S. 288 eine Probe von dem Rotwelſch der Landsknechte. „Welch Leninger (Landsknecht) die Hautzen und Häutzin (Bauer und Bäuerin) zum beſten anſtoßen (ſchätzen) kann und weiß ſie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelogenen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunſcht (verſteht) ſich recht auf das Reckhebiß (Inſtrument zum Hühnerfangen) und iſt rund und fertig zum Robora zopfen oder genfen (zugreifen oder ſtehlen), der ſoll tags ein Hellerrichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wie vielen geſchieht es, daß ſie ſich übern Braithart oder Glentz alchen (über das weite Feld flüchten) müſſen, wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erſchoſſen werden, daran man die Kühe bindet (gehenkt werden).“

Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren ſtreng verboten, Guſtav Adolf ſtrafte ſie ſelbſt an höhern Offizieren mit dem Tode; aber kein Geſetz vermochte ſie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrenſache gewartet hatten, bis das Fähnlein abgeriſſen war, ſo hörte bald auch dieſe Rückſicht auf, höchſtens begab man ſich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch ſeinen Handſchuh hin, nach dem Zweikampfe wurde derſelbe von dem Geforderten oder deſſen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht ſei. Die Duellanten fochten allein, oder mit zwei oder drei Secundanten, auch ein Unparteiiſcher ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund, nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampfe den fechtenden Kameraden zu helfen noch ſie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände und verziehen im voraus jeder dem andern ſeinen Tod. Man focht zu Pferde oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Piſtole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, das Stechen galt für undeutſch, zumal der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anſtändigkeit. Wer Händel ſuchte, hatte die Aufgabe, vorher geſchickt den Gegner zu ſchrauben.*)

Dem Feind gegenüber herrſchte milder Kriegsbrauch und eine gewiſſe höfliche Förmlichkeit. Da es ſo gewöhnlich war, die Partei zu wechſeln, bildete ſich bei den Soldaten ein Genoſſenſchaftsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberoffiziere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen Reihen einen alten Kameraden zu ſehen oder zum Zeltgenoſſen einen früheren Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier, gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte, oder im Verdacht ſtand Teufelskünſte zu üben, mußte, auch wenn er bat, erſchlagen werden. Zwiſchen dem honetten Sieger und Beſiegten ward „Cartell" geſchloſſen, der Sieger verſprach zu ſchützen, der Gefangene nicht zu fliehen. Dem Beſiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; Alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländiſches Quartier" bekam, der behielt, was ſein Gürtel umſchloß; der anſtändige Gefangene überreichte ſelbſt, was er in den Taſchen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getötet, wenn er nicht ſchnell zu entfliehen wußte. Unterwegs wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zuſammengebunden und die Neſteln aus den Hoſen genommen, daß ſie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen „Ranzion" ausgelöſt werden, und dies Löſegeld wurde durch einen Tarif bei den einzelnen Heeren feſtgeſetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten ſeltener wurden, ſteckte man die gemeinen Gefangenen kurz und bündig in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu laſſen. Solche Soldaten galten natürlich für unſicher, ſie benutzten gern die erſte Gelegenheit, zu der frühern Fahne zu entweichen, wo ſie Dirne, Buben, Beute und rückſtändigen Sold gelaſſen hatten. Hochgeſtellte Gefangene wurden zuweilen vom Oberſten des Regiments den gemeinen Soldaten abgekauft; ſie wurden im feindlichen Lager mit Aufmerkſamkeit behandelt, fand doch faſt jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

---

*) Simpliciſſimus I, 3, 9, und Philander von Sittewald, Geſicht vom Soldatenleben a. m. O.

Beute war der unſichere Gewinn, um den der Soldat ſein Leben einſetzte, auf ſie zu hoffen die traurige Poeſie, welche ihn in verzweifelter Lage ſtandhaft erhielt. Der Sold war beſcheiden, die Zahlung unſicher, die Beute verhieß Wein, Spiel, eine ſchmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbuſch, ein oder zwei Pferde, die Ausſicht auf größere Bedeutung in der Compagnie und auf Rangerhöhung. Eitelkeit, Genußſucht und Ehrgeiz entwickelten dieſe Sehnſucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten ſich zu früh der Plünderung überließen. Nicht ſelten gelang es einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde faſt immer in wüſter Schwelgerei verthan, nach dem Soldatenſprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren.“ Der Ruf ſolcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn ſchlecht.*) In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man ſprach von dreißigtauſend Ducaten, gewonnen und ſogleich wieder im Würfelſpiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm geſagt: „Du hätteſt mit dieſem Gelde dein Lebtag wie ein Herr leben können; da du dir aber ſelbſt nicht zu nützen verſtehſt, ſo kann ich nicht einſehen, was du meinem Kaiſer nützen ſollſt.“ Noch am Ende des Krieges hatte einer von Königsmark's Truppe in der Kleinſeite von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Sitz wieder verſpielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls hinrichten, der Soldat rettete ſich durch die unerſchrockene Antwort: „Es wäre unbillig, wenn Ew. Excellenz mich um dieſes Verluſtes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altſtadt noch größere Beute zu erhalten.“ Dieſe Antwort galt für eine gute Vorbedeutung. — Bei der bairiſchen Armada wurde im Holtziſchen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier geweſen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing ihm hinten und vorn zu den zerriſſenen Hoſen heraus. Dieſer Geſell hatte im Treffen bei Herbſthauſen ein Faß mit franzöſiſchen Dublonen erbeutet, ſo groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er ſich heimlich vom Regiment, putzte ſich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutſche und ſechs ſchöne Pferde, hielt mehre Kutſcher, Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in ſchöner Livrée, und nannte ſich ſelbſt mit düſterem Humor Oberſt Lumpus. So reiſte er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derſelben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel von Reichthum und Qualitäten des Oberſten Lumpus, und konnte ſich doch nicht erinnern, jemals unter den Cavalieren des römiſchen Reiches oder unter den Soldaten von Fortune dieſen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendeſſen einzuladen. Oberſt Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Confect in einer Schüſſel fünfhundert neue franzöſiſche Piſtolen und eine Kette von hundert Ducaten Werth auftragen und ſagte dabei zum General: „Mit dieſem Tractament wollen Ew. Excellenz vorlieb nehmen und meiner dabei beſtens gedenken.“ Der von Holtz ſträubte ſich ein wenig, aber der freigebige Oberſt drängte mit den Worten: „Bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Excellenz ſelbſt erkennen werden, daß ich dieſe Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung iſt nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Ew. Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig koſten ſoll.“ Darauf acceptirte der von Holtz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoiſen Promeſſen, ſolches vorkommendenfalls zu remeritiren. Der General reiſte ab, der falſche Oberſt lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Thaler zu. Sechs Wochen darauf war ſein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutſche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank Alles. Die Diener entließen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein ſchlechtes Kleid und keinen Pfennig darin. Da ſchenkte ihm der Wirth, der viel an ihm gewonnen, fünfzig Thaler Reiſegeld, der Oberſt aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirth zehn Thaler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld ſein ſolle, wolle er es lieber bei ihm als bei einem Andern verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch fünf Thaler und verbot ſeinem Geſinde, dem Verſchwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittirte er das Wirthshaus und ging in das nächſte, wo er auch die fünf Thaler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu ſeinem Regiment. Dort wurde er ſogleich in Eiſen geſchloſſen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf ſo viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er ſich zu ſeinem General führen, ſtellte ſich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem ſcharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte ſein Lebtag nichts ſo ſehr gewünſcht, als zu wiſſen, wie einem großen Herrn zu Muthe ſei, dazu habe er ſeine Beute benutzt.

---

*) Grimmelshauſen, Springinsfeld. 11.

In den ungariſchen Kriegen war Geſetz geweſen, die Beute gemeinſam zu vertheilen; bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner rathſam, den Offizieren ſeiner Compagnie einen Antheil zu gönnen. Dies gemeinſame Intereſſe am Gewinn, ſowie die Nothwendigkeit, ſich durch Beutezüge in entfernte Gegenden zu erhalten, entwickelten den Parteigängerdienſt zu großer Vollkommenheit. Zunächſt unter den Truppen, welche gewöhnlich den Dienſt der Streifcorps verrichteten, wie Holk und Iſolani bei den Kaiſerlichen. Aber auch Einzelne verſuchten bei den Regimentern ihr Glück auf eigene Hand. So wurden die „Freireuter", welche ſich, ohne regelmäßigen Dienſt zu thun und — wie es ſcheint — ohne Sold zu erhalten, in die Regimenter gedrängt hatten, eine beſonders arge Plage der Landſchaften, und ſelbſt der erbarmungsloſe Baner kam ihretwegen in „Gemüths-Commotion“, er erklärte ſie wiederholt für vogelfrei und befahl ſie von den Regimentern zu jagen und niederzuſtechen, wo es auch ſei.*) Außerdem aber wählten auch die einzelnen Compagnieführer die gewandteſten Leute zu dem gewinnreichen Geſchäft. Das „Parteimachen“ — der Auszug zu einer geheimen Unternehmung — mußte in ungerader Zahl geſchehen, wenn es Glück bringen ſollte. Solche Parteien ſchlichen ſich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waaren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Beſatzungen in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinſamen Bereich zu ſchonen ſei. Jede Art von Liſt ward bei ſolchen Zügen geübt, man wußte den Knall des ſchweren Geſchützes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne ſchoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeiſen verkehrt anſchlagen, den geſtohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befeſtigt war. Die Soldaten verkleideten ſich in Bauern, in Frauen, und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten in der Umgegend Spione. Ihre Boten liefen mit Kundſchafterzetteln, die in der Lagerſprache „Feldtauben“ hießen, hin und her, ſie trugen ihre Briefe als Kügelchen zuſammengerollt im Ohr, banden ſie in das Haar zottiger Hunde, drückten ſie in eine Erdſcholle oder nähten ſie mit grüner Seide zwiſchen die Blätter eines Eichenzweiges, um ſie in der Noth ohne Verdacht wegzuwerfen. Die Zettel waren in Rotwelſch oder Kauderwelſch geſchrieben, mit fremden Lettern, wenn verlaufene Studenten bei der Compagnie waren, vielleicht gar franzöſiſch mit griechiſchen Buchſtaben; man übte ſich zu ſolchem Zweck in einfacher Geheimſchrift, indem man die Buchſtaben der Wörter verſtellte, oder verabredete, daß in jedem Wort nur der mittlere Buchſtabe gelten ſollte, u. ſ. w.*) Leicht war der Uebergang von ſolchem Parteigängerdienſt zum unehrenhaften Lungern des Marodeurs und Freibeuters. In der erſten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Merode**) durch angeſtrengte Märſche und geringe Nahrung ſo heruntergekommen, daß es kaum ſeine Fahnenwache beſetzen konnte, es löſte ſich auf dem Marſche faſt ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit ſchadhaften Waffen und ohne Ordnung um das Heer herumſchlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Saufänger und Immenſchneider (Drohnen) genannt hatte, als „Merodebrüder“ bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei ſchlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Leicht verwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, geſellten ſich zu ihnen, und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich, ſie zu bannen. Sie ſtahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, untergruben bei Nacht die Zelte und zwackten hervor, was ſich greifen ließ, ſie lauerten an Engpäſſen auf die Felleiſen, welche die letzten Weiber des Troſſes auf Pferden und Wagen mit ſich führten.

---

*) Patent Baner's vom 6. October 1637, mitgetheilt in: J. von Bohlen, Georg Behr, ein pommeriſches Lebensbild (1859 als Manuſcript gedruckt).

Die Zuchtloſeſten verließen dann wol ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfiſcher auf eigne Fauſt, bald im Kampfe, bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des geſtohlenen Gutes, die jüdiſchen Hehler und Käufer frugen nur, was die Waare geweſen ſei, ob kaiſerlich, ob ſchwediſch, ob heſſiſch, um beim Verkauf den frühern Eigenthümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Bemühungen der Landesherren, die großen Räuberbanden zu vernichten, ſie haben in einem gewiſſen Zuſammenhang aufeinanderfolgend bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts gedauert.

---

*) Moſcheroſch, Soldatenleben, und Grimmelshauſen, Simpliciſſimus an mehren Orten.

**) Simpliciſſimus I, 4, 13.

So ſah die Kriegsfurie aus, welche durch dreißig Jahre in Deutſchland tobte. Ein Menſchenalter von Blut, Mord und Brand, beinahe völlige Vernichtung der beweglichen Habe, Zerſtörung der unbeweglichen, geiſtiges und materielles Verderben der geſammten Volkes. Der Feldherr ſchrieb unerſchwingliche Kriegsſteuern aus und barg einen Theil davon in ſeiner Taſche, der Oberſt und Hauptmann brandſchatzte die Städte und Dörfer, in denen ſeine Truppen lagerten; erbarmungslos ward das Unerſchwingliche zugemuthet, dann begann ein Handeln und Feilſchen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der andern demüthige Bitten, im beſten Falle ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geſchenke an die Oberoffiziere beſiegelt; und ſelten ward das Abkommen gehalten, oft in der roheſten Weiſe gebrochen. Die Fürſten ſchickten ihr Silbergeſchirr und die Pferde ihres Marſtalls als Geſchenke an die Generale, die Städte Geldſummen und Fäſſer Wein an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Treſſen an Cornet und Wachtmeiſter, ſolange von ſolchen Beſtechungsmitteln noch etwas vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landſchaft, ſo ſuchten ſich angeſehene Gutsbeſitzer, Stifter und Dörfer durch eine salva guardia zu ſchützen. Sie wurde theuer bezahlt, mußte gut behandelt und ernährt werden, und übte doch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwiſchen zwei Heeren, ſo mußte er von beiden Parteien die salva guardia erbitten, dann lebten wol die Feinde auf Koſten ihrer Wirthe im Cartell und friedlichen Einvernehmen. Aber nur ſelten waren Einzelne oder Ortſchaften ſo glücklich, dieſen ungenügenden Schutz zu bewahren; denn das Heer mußte leben. Schnell wurden die Erpreſſungen zu einem Syſtem ausgebildet, die Plünderung, Zerſtörung und Quälerei zu einer hölliſchen Schlauheit. Wenn der Soldatentrupp in Dorf oder Landſtadt einrückte, ſprangen die Soldaten wie Teufel in die einzelnen Häuſer, die größte Düngerſtätte lockte am meiſten, denn dort war der größte Wohlſtand zu erwarten. Die Qualen, welche den Einwohnern zugefügt wurden, hatten meiſt den Zweck, das verſteckte Gut aus ihnen herauszulocken; auch ſie wurden durch beſondere Namen unterſchieden, ſo der ſchwediſche Trunk, das Rädeln. Die Plünderer ſchraubten die Steine von den Piſtolen, zwängten an ihre Stelle den Daumen der Bauern; ſie rieben die Fußſohlen mit Salz und ließen ſie von Ziegen ablecken; ſie banden die Hände auf den Rücken, zogen mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge und bewegten dies leiſe auf und ab; ſie banden ein Seil mit Knöpfen um die Stirn und drehten es hinten mit einem Knebel zuſammen; ſie ſchnürten zwei Finger an einander und fuhren mit einem Ladeſtock auf und ab, bis Haut und Fleiſch auf den Knochen verbrannten; ſie drängten ihre Opfer in den Backofen und zündeten Stroh hinter ihnen an, dann mußten die Gequälten durch die Flammen kriechen. Ueberall fand ſich Geſindel, das ſich zu ihnen ſchlug und die eigenen Nachbarn verrieth. Und das waren die abſcheulichſten Qualen noch nicht. Was ſie den Frauen und Mädchen, Greiſinnen und Kindern zufügten, bleibe verſchwiegen. Es gab für ein Weib in offenen Städten und auf dem Lande damals keine Rettung als die zweifelhafte einer ſchnellen Flucht in eine unſichere Ferne. Die ſich nicht vorher retten konnten — und nur wenige vermochten das — verfielen dem Kriege.

So hauſten die Heere im Volke, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüſtend, bis der allgemeine Zuſammenbruch ihnen ſelbſt Verderben brachte. Und dies dreißigjährige Unglück vollendete ſich in einer gewiſſen Steigerung. Die Jahre 1635—1641 ſind es, welche die letzte Kraft der Nation vernichten; von da bis zum Frieden liegt eine tötliche Ermattung auf dem Lande; ſie theilt ſich dem Heere mit, und gern möchte man erkennen, daß bitteres eigenes Elend auch bei den Soldaten einige Rückſicht auf das Fortbeſtehen der Bürger und Bauern hervorgerufen habe. Wenigſtens kam in die Raubſucht planvolleres Verfahren. Die gewandteſten Räuber wurden die Oberbefehlshaber. Als der ſchwediſche General Wrangel die erſte Nachricht von dem geſchloſſenen Frieden erhielt, trieb der Wilde den Eilboten mit Scheltworten von ſich, warf ſeinen Generalshut grimmig auf den Boden und trat ihn mit Füßen: er war noch nicht reich genug; und Graf Königsmark, einſt ein armer deutſcher Edelknabe, einer der ärgſten Raubvögel, welche durch Deutſchland flogen, führte ſo viele Wagenladungen von Gold und Koſtbarkeiten nach Schweden, daß er ſeiner Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern hinterließ, eine Rente, die im Verhältniß der Preiſe 975,000 Mark unſeres Geldes entſpricht. Selbſt da der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übrig gebliebene Volk bis zur Verzweiflung angeſtrengt, die Unterhaltungskoſten und Friedensgelder für die ſtillſtehenden Truppen zu zahlen. Dann zerrannen die Heere unter der Bevölkerung.

3.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Dörfer und ihre Geiſtlichen.

Oft hat mir der Soldat
Und zornige Kroat
Das Schwert ans Herz geſetzet
Und mich gar ſehr zerſetzet,
Doch konnt' ich noch nicht ſterben,
Kein Unfall mich verderben.

Miſtlaken etlich Maß
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerels mich feſtbunden;
Doch konnt' ich noch nicht ſterben,
Kein Unfall mich verderben.

Ins Waſſer ich auch mußt',
Da hatt' ich ſchlechte Luſt,
Man warf mich nein gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft' erſaufen:
Bin wunderlich entlaufen.

Ich war ein Exulant
Dort im Thüringer Land,
Rotleben mich ernährte,
Bis Gott die Pfarr beſcherte
Zum Heubach, und der Friede
Erfolgt durch Gottes Güte.

Hier hab' ich Chriſti Knecht
Die Kirch' beſtellet recht,
Das Wort darin gelehret,
Die Böſen abgewehret,
Die Sünder abſolviret,
Und treulich informiret.

Aus: „Vier Geiſtliche Lieder von Martin Bötzinger.“ (1663, 4.)

Wer die Verwüſtung des deutſchen Volkes im jammervollen Kriege zu ſchildern vermöchte, der würde uns ſelbſt und unſeren Nachbarn auch auffallende Eigenthümlichkeiten des deutſchen Weſens unſerer Zeit verſtändlich machen: die merkwürdige Miſchung von grüner Jugend und alter Weisheit, von ſpringender Begeiſterung und unentſchloſſener Bedächtigkeit, vor allem, weshalb wir unter den Völkerſchaften Europas noch jetzt nach Manchem vergebens ringen, was unſere Nachbarn, nicht edler geartet, nicht höher begabt, ſchon längſt als eine ſichere Habe beſitzen.

Nur unbedeutenden Beitrag zu ſolchem Verſtändniß kann das Folgende liefern. An einzelnen Beiſpielen ſoll die Zerſtörung der Dorfgemeinden und der Städte verſtändlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden thätig waren, das Uebrigbleibende zuſammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Dabei werden Verhältniſſe einer beſtimmten Landſchaft zu Grunde gelegt, welche durch das Kriegsunglück zwar hart betroffen wurde, aber nicht mehr als die meiſten andern Länder Deutſchlands, ja nicht ſo ſehr als z. B. die Mark Brandenburg und mehre Gebiete des niederſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſes. Es iſt die thüringiſche und fränkiſche Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutſchlands als uralte Grenzſcheide zwiſchen dem Norden und Süden gilt, vorzugsweiſe die jetzigen Herzogthümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten ſind aus Kirchenbüchern, Gemeindeacten, mehres aus den umfangreichen Kirchen- und Schulgeſchichten, welche geiſtliche Sammler im vorigen Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutſchland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbſt der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Thüren durchzubrechen, an den Hauptſtraßen hingen Thore, welche zur Nacht geſchloſſen wurden. Oft war der Kirchhof mit beſonderer Mauer geſchützt, er bildete mehr als einmal die Burg und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beſchritten. Die Häuſer waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfſtraßen zuſammengedrängt, aber ſie waren nicht arm an Hausrath und Behagen. Schon ſtanden alte Obſtbaumpflanzungen um die Dörfer und viele Quellen ergoſſen ihr klares Waſſer in ſteinerne Tröge. Auf den Düngerſtätten der eingefriedeten

Höfe tummelten ſich große Schaaren von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänſeherden, und in den Ställen ſtanden die Geſpanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrſcheinlich ein großer ſtarkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterroſſe, ſie, die ſtolzeſte Freude des Hofbeſitzers, daneben die „Klepper“, eine uralte kleine Landraſſe. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern graſten auf den ſteinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräſern. Die Wolle ſtand gut im Preiſe und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutſchen Tuche waren berühmt und Tuchwaaren die beſte Handelsausfuhr. Dieſe eigenartige Wolle, das Erzeugniß einer tauſendjährigen Cultur, iſt den Deutſchen im Kriege verloren gegangen. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkiſche Flurtheilung in lange Bänder ſich erhalten hatte — in drei Felder getheilt, deren Hufen viel geſpalten und Beet für Beet ſorgfältig verſteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Bewirthſchaftung. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld geſäet. Waid wurde im Norden des Rennſtiegs immer noch eifrig und mit großem Vortheil gebaut. Obgleich ſchon vor dem Kriege der fremde Indigo mit dem einheimiſchen Farbeſtoff in Wettbewerb trat, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeſchlagen werden; dieſer Betrag kam zumeiſt in das Erfurter Gebiet und das Herzogthum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimiſch und von Oelſaaten wurde Rübſen, wie am Rheine Raps, in die Brache geſäet. Der Flachs ward ſorgfältig durch die Waſſerröſte zubereitet, und die bunten Blüthen des Mohnes und die ſchwanken Rispen der Hirſe erhoben ſich inmitten der Aehrenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und dieſer alte Anbau, welcher jetzt in denſelben Landſchaften faſt untergegangen iſt, muß in günſtigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben, ſogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon ſäete man von Futtergewächſen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wieſen, hochgeſchätzt, häufig eingezäunt, wurden ſorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre ſpäter; die Maulwurfshaufen zerwerfen, und die Abzugsgräben, ja ſogar Bewäſſerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höheren Gartenbaues, auch von Blumen und feinen Obſtarten. Im Ganzen war, wenn man verſchiedene Zeiten mit einander vergleichen darf, die landwirthſchaftliche Cultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. Es wird ſich ergeben, daß auch in andern Beziehungen erſt unſer Jahrhundert ausgeglichen hat, was ſeit 1618 verloren wurde.

Die Laſten, welche auf dem Bauernſtande lagen, Dienſtbarkeiten und Abgaben, waren nicht gering, am größten auf den adligen Gütern; aber es gab nicht wenig freie Bauerdörfer im Lande, und das Regiment der Landesherren war weniger hart als im ſüdlichen Franken und in Heſſen. Viele geiſtliche Güter waren zerſchlagen worden, viele Domänen und nicht wenige adlige Güter wurden von Pächtern bewirthſchaftet, die Zeitpacht wurde ein beliebtes Mittel die Bodenrente zu ſteigern. Das alles kam dem Bauer zu Gute. Freilich der Wildſchaden war ein drückendes Leiden, und auf den Gütern des verarmenden Adels war von der alten Hörigkeit noch Vieles geblieben. Aber die große Mehrzahl der Landleute war durch die neuen, römiſch gebildeten Juriſten zu Eigenthümern ihrer Güter erklärt worden: wol der größte Segen, welchen das römiſche Recht im 16. Jahrhundert den Deutſchen gebracht hat. Es iſt ein Irrthum, wenn man die Bureaukratie und Schreiberherrſchaft als Erzeugniß der neuen Zeit betrachtet, es wurde ſchon damals viel regiert, und die Dörfer hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, ſchon oft ſein kleines Zehrgeld zu zahlen. Bereits wurde durch ſorgliche Beamte beſtimmt, wie viel Feuereimer jeder Ortsnachbar anzuſchaffen habe, wie viel Tauben er halten dürfe, daß die Obſtbäume geraupt, die Gräben gereinigt und jährlich eine Anzahl junger Bäume geſetzt werden müſſe.*) Die Gemeinderechnungen wurden ſeit faſt hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufſichtigt; auch auf Ortszeugniſſe und Heimatſcheine ward ſchon gehalten, und die Gemeinden empfahlen einander nachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorfe nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte faſt gleichlaufend mit den Bergen eine große Handelsſtraße von der Elbe zum Rhein und Main, und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag der große Herrpfad, welcher den Norden Deutſchlands mit dem Süden verband. Das Fuhrweſen auf den kunſtloſen Straßen erforderte zahlreichen Vorſpann und brachte den Dörfern Verdienſt und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigſtens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden ſich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt und ein Theil der Dorfbewohner war in die Geheimniſſe des Leſens und Schreibens eingeweiht. Der Gegenſatz zwar zwiſchen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer“ war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenſtand unholder Scherze; als hervorſtechende Eigenſchaften wurden ihm Rohheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Aber wie abgeſchloſſen und arm an wechſelnden Eindrücken ſein Leben auch damals war, man würde ſehr Unrecht thun, wenn man ihn für weſentlich ſchwächer und unthätiger hielte, als er jetzt iſt. Im Gegentheil war ſein Selbſtgefühl nicht geringer und oft beſſer berechtigt. Wol war ſeine Unkenntniß fremder Verhältniſſe größer; denn es gab für ihn noch keine regelmäßigen Zeitungen und Ortsblätter, und er ſelbſt war zumeiſt nicht weiter gewandert als bis zur nächſten Stadt, wo er ſeine Erzeugniſſe verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht ins Katholiſche nach Bamberg mit ſeinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modiſch, wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unflätig hielt, er ſchwor und fluchte alterthümlich und ſein Begrüßungsceremoniell war anders verſchnörkelt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war ſein Leben nicht arm an Gemüth, an Sittſamkeit, ſelbſt nicht an Poeſie. Noch hatte der verklingende deutſche Volksgeſang einiges Leben und der Landmann war der eifrigſte Bewahrer deſſelben, noch waren die Feſte des Bauern, ſein Familienleben, ſeine Rechtsverhältniſſe, ſeine Käufe und Verkäufe reich an alten ſinnigen Gebräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Darſtellung ſeines Weſens. Auch die echte deutſche Freude an hübſcher Handwerksarbeit, das Behagen an ſaubern und kunſtvollen Erbſtücken theilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgeräth war ſtattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, ſauber ausgeſchnittene Tiſche, geſchweifte Stühle und Wandſchränke haben ſich einzeln — ſelten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unſere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apoſtelkrügen und ähnlichem Trinkgeſchirr von Kunſtſammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauerfrauen an Betten, Kleidern, Wäſche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck geweſen ſein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würſte und Schinken im Rauchfang. Auch viel baares Geld lag verſteckt in den Winkeln der Truhe oder ſorglich in Töpfen und Keſſeln vergraben, denn das Aufſammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war ſeit Menſchengedenken Friede geweſen und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfniſſe, er kaufte in der Stadt die Neſteln für ſeine Kleider, den ſilbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für ſeinen ſauern Wein und was von Metallwaaren und Geräth in Hof und Küche nöthig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und ſchnitten die Frauen im Hauſe oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm ſeine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juriſten, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Rechtshändel; aber er wälzte wol auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblaſe oder ein paar alte Scherben in ſich herum, die er gefüllt mit ſchweren Joachimsthalern im Milchkeller oder unter ſeinem Ehebett verſteckt hatte.

---

*) Z. B. in: Des Raths zu Leipzig Vernewerte Ordnung im Artickel wegen der Dorfſchaften. 1596, einer Erbſchaft des wirthſchaftlichen Kurfürſten August.

So lebte der Bauer in Mitteldeutſchland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaiſers lagen, um den er ſich wenig kümmerte. Er kaufte wol von einem verſchmitzten Händler ein fliegendes Blatt, oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerſchlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an ſeine Thür kam, von ſeinem Brot und Käſe und hörte die Schauergeſchichten deſſelben mit Kopfſchütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er ſah, daß auch ihm zugemuthet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte ſich und eilte ſeinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine ſchlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde ſehr roth, und alle Waaren wurden theurer; auch er wurde in die heilloſe Verwirrung hineingezogen, welche ſeit 1620 durch das maſſenhafte Ausprägen werthloſen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleiſch zu Hauſe und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und ſeinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei ſeinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böſer Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da ſah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebſtähle und Einbrüche mehrten ſich, fremdes Geſindel wurde oft auf den Landſtraßen geſehen, Trompeter ſprengten mit ſchlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahleriſch und frech vor ſeinen Hof, forderte Unterhalt, ſtahl Würſte und nahm Hühner im Schnappſack mit. Defenſioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten ſich zu ihm in Quartier und beläſtigten ihn mehr als die Spitzbuben, welche ſie von ſeinen Viehſtällen abhalten ſollten.

Endlich begannen — für Thüringen ſeit 1623 — die Durchmärſche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges ſenkten ſich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Ausſehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marſchirte in ſein Dorf, legte ſich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Kriegsſteuern, außerdem Geſchenke, und zerſchlug, verwüſtete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, ſeit 1626 mit jedem Jahre ſchlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer ſetzte ſich um ihn herum in Winterquartieren feſt, die Lieferungen und Quälereien ſchienen endlos. Mit Entſetzen ſah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuſchrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde verſteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu ſchlau geweſen war, ſo wurde ſein

Loos noch ſchlechter, dann wurde er ſelbſt ergriffen und durch Qualen, welche niederzuſchreiben peinlich iſt, gezwungen, den Verſteck ſeiner Schätze anzugeben. Von dem Schickſal ſeiner Frau und ſeiner Töchter ſchweigen wir, das Greuliche wurde ſo gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, ſeine Magd, ſein kleiner Knabe wurden nicht nur viehiſch gemißhandelt, ſie waren auch in dringender Gefahr, durch Ueberredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unſelige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirthſchaft des Landmanns ward noch in anderer Weiſe verwüſtet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er ſelbſt unter die, welche ſchlugen; die Geſpanne wurden vom Pfluge geriſſen, die Herden von der Weide geholt und dadurch die Beſtellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Und doch, wie jammervoll und hilflos ſeine Lage war, in der erſten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Guſtav Adolf's, war doch das Schrecklichſte noch verhältnißmäßig erträglich. Denn noch war ſelbſt in Plünderung und Zerſtörung ein gewiſſes planvolles Verfahren, einige Mannszucht hielt wenigſtens die regelmäßigen Heerhaufen zuſammen, und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es iſt uns möglich, in dieſer erſten Zeit zu erkennen, wie viel einzelnen Gemeinden zugemuthet wurde; denn ſchon ſaßen in dieſer Zeit die Landesbehörden feſt in ihren Schreibſtuben, und nach den Durchmärſchen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Berechnungen über ihre Leiſtungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erſtattet wurden. Wer ſolche Aufſtellungen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berüchtigter Heerführer, die er aus der Geſchichte oder aus Schiller's Wallenſtein kennt, in ſehr nüchterner und trauriger Verbindung mit den Geſchicken eines thüringiſchen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein ſolches Leben voll Unſicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, waren ſehr trübſelig. Die Furcht, eine bebende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüth voll von Aberglauben geweſen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit Alles aufgeſucht, was als Eingreifen überirdiſcher Gewalten gedeutet werden konnte. Man ſah am Himmel die ſchrecklichſten Geſichter, man fand die Anzeigen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten, Geſpenſter erſchienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerſtadt z. B., Herzogthum Hildburghauſen, leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als ſie in die Kammerkanzlei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geiſt entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte ſich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein ſtarkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershauſen machte eine Magd großes Aufſehen im ganzen Lande. Sie erfreute ſich der Beſuche eines kleinen Engels, der ſich bald in rothem, bald in blauem Hemdlein vor ihr aufs Bett oder den Tiſch ſetzte, wehe ſchrie, vor Gottesläſterung und Fluchen warnte und ſchreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menſchheit nicht das Läſtern, die Hoffart und die geſtärkten und geblauten Krägen — damals eine neue Mode — abſchaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen erſieht, welche die geiſtlichen Herren verſchiedener Würden über die Halbblödſinnige aufnahmen, verurſachte ihnen nur der eine Umſtand Bedenken, weshalb das Engelein nicht ſie ſelbſt beſuche, ſondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zogen Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die ſittliche Verwahrloſung nahm im Landvolke furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern; die Gewohnheiten, Laſter und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, ſelbſt wenn die Räuber aus dem verwüſteten und halb zerſtörten Dorfe abzogen. Das Branntweintrinken, das ſeit dem Bauernkrieg in das Volk gekommen war, wurde ein gewöhnliches Laſter. Die Achtung vor fremdem Eigenthum verſchwand. Im Anfange des Krieges waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich geſinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und daſſelbe bei der nächſten Nachtraſt wieder verkauften, ſo gaben die Käufer den neuen Erwerb oft den frühern Eigenthümern um den Einkaufspreis zurück. Das thaten in Franken ſelbſt katholiſche und proteſtantiſche Ortſchaften einander zu Liebe. Allmählich aber begann der Landmann zu ſtehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten ſich zuſammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was ſie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Walde oder in Gebirgspäſſen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja ſie überboten die Fertigkeit der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Unthat von ſolchen verübt iſt, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunſtloſes Lied geſungen hatten. Es entwickelte ſich allmählich ein grimmiger Standeshaß zwiſchen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas Anderes die Dörfer Deutſchlands verdorben hat. — Auch zwiſchen den Landſchaften und einzelnen Oertern entbrannten Fehden. Hier ſei aus der düſtern Zeit nur eine harmloſe berichtet.

So hatten die Bürger von Eisfeld noch mehre Jahre nach dem Kriege heftige Feindſchaft mit dem Kloſter Banz wegen zwei wohltönenden Glocken ihrer alten Stadtkirche, des „Banzer“ und der „Meſſe“. Ein ſchwediſcher Oberſt hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholiſche Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen; aber das erſte Mal bekamen die

Mönche mit einem gewiſſenhaften Kroaten der Einquartierung Händel, weil ſie eine Thurmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und ſeine Kameraden liefen auf den Thurm und läuteten heftig mit den Glocken, ſo daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Thurmuhr mitnahmen. Das zweite Mal ging's ihnen nicht beſſer; endlich nach dem Frieden wurde ihnen als Erſatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als ſie aber auf dieſer den Spruch ſahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort“, gingen ſie kopfſchüttelnd wieder nach Hauſe. Endlich verglich Herzog Ernſt der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für ſich ſelbſt und hing ſie in Gotha auf dem Friedenſtein auf.

Nach Kräften ſuchten ſich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. Solange noch Geld aufzubringen war, machten ſie Verſuche, durch Zahlung einer Geldſumme an die vorausgeſandten Offiziere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte ſolche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Fouriers hohe Steuern von den getäuſchten Dorfſaſſen. Auf die Kirchthürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen geſtellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne ſichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in einen entfernten Verſteck. Solche Verſtecke wurden mit großem Scharfſinn ausgeſucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht, und Wochen, ja Monate lang friſteten dort die Flüchtlinge ihr angſtvolles Daſein. Im ſchwarzen Meer zwiſchen Gräben, Binſen und Erlengebüſch, in dunkler Waldesſchlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk ſuchten ſie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Theilnahme auf ſolche Stellen. Zu Atzpach in einem alten Thurm iſt ſechzehn Fuß über dem Boden ein großes Gewölbe mit eiſerner Thür, dorthin flüchteten die Aspacher, ſo oft kleine Banden auf das Dorf marſchirten; für längere Flucht aber hatten ſie ein Feld von mehren Ackern, das mit Hainbuchen dicht umwachſen war, darum pflanzten ſie Dorngebüſch, welches auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer ſtand. In dieſem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte, hat ſich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereutet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Theil dieſes Grundes „der Schutzdorn“. — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuſer zurück und beſſerten nothdürftig aus, was verwüſtet war. Nicht ſelten freilich fanden ſie nur eine rauchende Brandſtätte.

Auch nicht Alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen ſuchten ſich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig ſtraffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meiſten hat ſicher das Elend dort nicht weniger hart geſchlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimiſchen Flur. Das wilde Leben im Verſteck und Walde, die rohe Freude an Gewaltthat und Beute machte die Trotzigſten zu Räubern. Mit roſtigen Waffen verſehen, die ſie vielleicht getöteten Nachzüglern und Freibeutern abgenommen hatten, führten ſie unter den Fichten der Berge ein geſetzloſes Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

So verminderte ſich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehre Dörfer ganz verlaſſen, und um die geſchwärzten Balken und das Stroh der zerriſſenen Dächer ſchlichen die Thiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgeſtalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in ſolcher Steigerung zu, daß ſich nichts in der neueren Geſchichte damit vergleichen läßt. Zu den zerſtörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine ſchlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Theuerung entſtand, Hungersnoth folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, ſo ſchrecklich, wie ſie ſeit faſt hundert Jahren in Deutſchland nicht gewüthet hatte, die kraftloſen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langſam über das ganze deutſche Land, über den Soldaten wie über den Bauer; die Heere fielen auseinander unter ihrem ſengenden Hauch, viele Oerter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wüthete von dieſer Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre. Auch er war ſchwächer geworden, die Heerhaufen kleiner, die Unternehmungen aus Mangel an Lebensmitteln und Thieren unſtäter und planloſer; aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß ſie erbarmungslos weg, was ſich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks, ein dumpfes hartherziges Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten iſt aus dieſer letzten Zeit wenig zu berichten. Sie friſten ihr Daſein verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten ſind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja faſt die laute Klage verlernt. Wo ein Heer verwüſtet hatte und der Hunger wüthete, fraßen Menſchen und Hunde von demſelben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geſchlachtet. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo ſolche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, ſelbſt Hand an ſich legten, das leſen wir aus den Berichten der Geſandten, welche Jahre lang vergeblich an dem großen Frieden arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei ſolchen Verluſten und ſo gründlichem Verderb der Ueberlebenden überhaupt noch ein deutſches

Volk geblieben iſt, das nach geſchloſſenem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Daſein von hundert Jahren wieder Thatkraft, Begeiſterung und ein neues Leben in Kunſt und Wiſſenſchaft zu erzeugen vermochte. Allerdings iſt wahrſcheinlich, daß ſich das Landvolk ganz in ſchwärmende Banden aufgelöſt hätte, und daß die Städte niemals im Stande geweſen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutſchen Landmann vor der gänzlichen Zerſtreuung bewahrt hätten: ſeine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen ſeiner Obrigkeit und vor allem der Eifer ſeines Seelſorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein ſtarkes Gefühl, welches gegen die wohlthätigſten Ackergeſetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um Vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eignen Dorfflur ſehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren ſchwer zu überſteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus ſeinem Verſteck nach dem zerſtörten Hofe und verſuchte immer wieder die zerſtampften Aehren zuſammenzuleſen, oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu ſtreuen, den er ſich gerettet hatte. Wenn ſein letztes Zugthier geraubt war, ſpannte er ſich ſelbſt an den Pflug. Er hütete ſich wohl, ſeinem Hauſe ein wohnliches Ausſehen zu geben, er gewöhnte ſich in Schmutz und Trümmern zu hauſen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neſte ſuchten. Die kärgliche Speiſe verſteckte er an Orte, vor welchen ſelbſt dem ruchloſen Feinde graute, in Gräber, in Särge, unter Totenköpfe. So hauſte er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß ſeine Arbeit ihm ſelbſt zu Gute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf ſeinem Dorfe aus, ſo begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne bewaffnet ſeine letzten Zugthiere auf den Acker, bereit, mit anſprengenden Räubern um die Thiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Bedürfniß die Dörfer zu erhalten als der Bauer ſelbſt, hatten ſein Landesherr und deſſen Beamte. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, deſto höher ſtieg der einzelne im Werth. Von der Reſidenzſtadt aus kümmerten ſich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schöſſer während des ganzen Krieges um das Schickſal der Dörfer, ja der Einzelnen. Die Actenſchreiberei wurde nur in der ärgſten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugniſſe, Berichte und Erlaſſe liefen bei all dem Elend hin und her,*) Eingaben und Koſten-Aufſtellungen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeiſter verrichtete gehorſam ſeinen Dienſt als Gemeindeſchreiber, während der Schnee durch die ausgeſchlagenen Fenſter in ſeine Schulſtube hineinwehte, die Gemeindekaſſe zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er ſchrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finſtern ungeſetzlichen Anſchlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberweſen in vielen Fällen war, es zog doch zahlloſe Fäden, durch welche der Einzelne an die Ordnung ſeines Staates gebunden wurde. Und daß das Getriebe der Verwaltung ſich erhielt, war in den Unterbrechungen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beſte Verdienſt aber um die Erhaltung des deutſchen Volkes hatten die Landgeiſtlichen und ihr heiliges Amt. Zuverläſſig war ihr Einfluß in den katholiſchen Landſchaften nicht geringer als in den proteſtantiſchen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben ſind, denn die katholiſchen Dorfpfarrer waren damals ebenſo dem Schreiben abhold, als die evangeliſchen ſchreibeluſtig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die proteſtantiſchen Pfarrer einen weit größeren Antheil. Die deutſche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren weſentlich theologiſch geworden, und die Dorfgeiſtlichen vertraten dieſe höhere Schulung gegenüber dem adligen Gutsherrn und den Bauern. Sie waren meiſt in den alten Sprachen gut bewandert, geübt Latein zu ſchreiben und elegiſche Verſe zu machen. Sie waren ſtarke Disputirer, wohlerfahren in dogmatiſchen Streitigkeiten, voll eifrigen Zorns gegen Schwenkfeldianer, Theophraſtianer, Roſenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberiſch, und ihre Lehre war ſtärker im Haß gegen die Ketzer als in der Liebe gegen ihre Mitmenſchen. Ihr Einfluß auf das Gewiſſen der Laien hatte ſie hochmüthig und herrſchſüchtig gemacht, und die begabteren unter ihnen kümmerten ſich mehr um Politik, als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geſchaffen hat, ſondern nur in hervorragender Weiſe aufzeigt, ſo hatte die lutheriſche Geiſtlichkeit eine ſchwere und verhängnißvolle Schuld an der Verödung des Gemüthes, der unpraktiſchen Kraftloſigkeit, dem trockenen, langweiligen Formelweſen, welche damals im deutſchen Leben ſehr oft zu Tage kamen. So waren die Geiſtlichen als Stand weder bequem noch beſonders liebenswerth, und ſelbſt ihre ſittlichen Anſchauungen waren engherzig und nicht immer menſchenfreundlich. Aber all dies Unrecht ſühnten ſie in den Zeiten der Armuth, der Trübſal und Verfolgung. Und unter ihnen am meiſten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgeſetzt, den kaiſerlichen Soldaten am meiſten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, ſich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Rohheiten, welche ſie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tötlich ihr Anſehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, ſie waren nicht geübt und wenig geeignet, ſich durch körperliche Arbeit die Tage zu friſten; unter jeder Verringerung des Wohlſtandes, der Sittlichkeit, der Menſchenzahl ihres Dorfes hatten ſie am meiſten zu leiden. Man muß einer ſehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugniß geben, daß ſie alle dieſe Gefahren als echte Streiter Chriſti ertrugen. Die meiſten hielten bei ihren Gemeinden aus bis faſt zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüſtet und ausgebrannt, Kelch und Crucifix geſtohlen, der Altar durch eklen Unrath beſchmutzt, die Glocken vom Thurm geworfen und weggeführt. Da hielten ſie den Gottesdienſt in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldverſteck. Wenn die Gemeinde zuſammenſchmolz, daß der Geſang der Zuhörer aufhörte und kein Cantor mehr die Bußlieder anſtimmte, da riefen ſie den Reſt ihrer Beichtkinder noch zur Betſtunde zuſammen. Sie waren ſtark und eifrig im Tröſten und Strafen, denn je größer das Elend war, deſto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden ſie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren ſie die erſten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebſtahl und frecher Muthwille wurden am liebſten gegen ſolche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage den größten Einfluß geübt hatten. Ihre Schickſale ſind daher vorzugsweiſe kennzeichnend für jene eiſernen Jahre, und wir ſind glücklicherweiſe in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu beſitzen, oft in Kirchenbüchern, denen ſie ihr Leid klagten, während kein Menſch ſie hören wollte. Aus ſolchen Bemerkungen thüringiſcher und fränkiſcher Pfarrgeiſtlichen ſeien hier nur wenige Beiſpiele mitgetheilt.

---

*) Der Schöſſer Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zu Gunſten des hilfloſen Pfarrers und trägt auf deſſen Verſetzung an, weil in deſſen Pfarrdorfe nur noch eine Witwe nebſt noch einer Weibsperſon ſich aufhalte, und er ſelbſt, der Schöſſer, könne von den jährlichen Amtsgefällen ſeines Bezirkes, die ſich ſonſt auf einige hundert Thaler belaufen, jetzt nicht einen Groſchen herausbringen.

Magiſter Michael Ludwig war ſeit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel ſeiner Gemeinde, ließ ſie mit der Trommel ſtatt mit der Glocke zuſammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache ſtehn, während er predigte; acht Jahre hielt er ſo aus, bis ſeine Gemeinde ganz verſchwand. Da rief ein ſchwediſcher Oberſt den tapfern Mann als Prediger zum Regiment, er wurde ſpäter Präſident des Feldconſiſtoriums bei Torſtenſon und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershauſen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betſtunden bei ſteter Lebensgefahr, ſtand jeden Morgen um drei Uhr auf, ſtudirte und lernte ſeine Predigten von Wort zu Wort auswendig, ſchrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über bibliſche Bücher.

In den benachbarten Landſtädtchen hatten die Geiſtlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war ſeit 1635 Rector Johann Otto, ein junger Mann, der erſt geheiratet hatte; er hat acht Jahre in der allerſchlimmſten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müſſen und dabei die Cantorſtelle unentgeltlich verſehen. Was ſeine Einnahme geweſen, kann man aus Bemerkungen ſehen, die der tüchtige Mann in ſeinen Euklid geſchrieben hat: „2 Tage gedroſchen im Herbſt. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. 2 Tage gedroſchen im Januar 1647. 5 Tage gedroſchen im Februar 47. ½ Tag geſchnitten, 4 Hochzeitsbriefe geſchrieben, item ½ Tag Hafer gebunden, 1 Tag geſchnitten“ u. ſ. w. Er dauerte aus und ſtånd ſeinem Amt zweiundvierzig Jahre in Ehren vor. Sein Nachfolger, der große Lateiner Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten gerathen und las einſt auf der fürſtlichen Schloßwache in einem griechiſchen Dichter; das ſah ſein Offizier mit Erſtaunen und meldete es Ernſt dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte.

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendaſelbſt war als elternloſe Waiſe mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete ſich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateiniſcher Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Fourierſchützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garniſon aber ſtudirte er fort, fand unter ſeinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateiniſche übte. Einſt blieb er als

Soldat krank am Wachtfeuer liegen, unter ſeinem Aermel die Pulvertaſche mit anderthalb Pfund Pulver, die Flamme erreichte den Aermel und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertaſche blieb unverſehrt. Als er aufwachte, ſah er ſich allein im verlaſſenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Aſche zwei Thaler. Damit ſchlug er ſich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langenſalza in ein einſames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Todmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Peſtwärterin, das Lager ein Peſtbett, und die Krankheit wüthete damals in der Stadt: er blieb unverſehrt. Wie ſein Leben, iſt das ſeiner meiſten Zeitgenoſſen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Uebergängen, unerwarteter Hilfe ebenſo wie von Todesgefahr, Mangel und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer anſehen, um zu verſtehn, wie ſich gerade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben ſind, bei den Ueberlebenden ein fataliſtiſcher Glaube an die göttliche Vorſehung, welche auf wunderbare Weiſe in das Leben des Menſchen eingreift, ausgebildet hat.

Faſt aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer ſeiner Pfarrer zuſammentragen. Freilich nur die Stärkſten überwanden eine ſolche Zeit, ohne ſelbſt zu verkümmern. Die endloſe Unſicherheit, der Mangel an Nahrung und das geſetzloſe Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machten viele auch in ihrer Geſinnung armſelig, kriechend, bettelhaft. Ein Beiſpiel ſtatt vieler. Johannes Elfflein, ſeit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde ſo arm, daß er Tagelöhnerarbeit thun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, ſäen; zweimal wurde ihm eine Beiſteuer aus der Armenbüchſe von Koburg, die man bei Kindtaufen aufſtellte, zugetheilt. Endlich ließ das Conſiſtorium zu Koburg einen Kelch ſeiner Kirche verkaufen, damit er ſich Brot dafür ſchaffe. Für ein beſonderes Glück hielt er, als es einmal eine vornehme, adlige Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichsthaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem vertrauten Nachbar ſeinen Hunger klagte und dieſer in verzweifeltem Entſchluß erwiderte, er wüßte wol, was er in ſolchem Fall thun würde, da ſagte Magiſter Elfflein in ſtarkem Glauben: „Mein Gott weiß ſchon Mittel; ehe ich ſollte Hunger ſterben, eher müßte ein reicher Edelmann ſterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte.“ Und er betrachtete als eine Schickung der Vorſehung, daß dies melancholiſche Ereigniß bald darauf eintrat. Seine Lage war ſo jämmerlich, daß ſogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarſchaft ihren Buben, die ſie auf Beute ſchickten, dringend empfahlen, ſie ſollten den Pfarrer von Simau in Ruhe laſſen, denn der arme Tropf hätte ſelbſt nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre.

An den Quellen der Itz, da wo ſich das Gebirge in hohem Gelände nach dem Main hinabſenkt, liegt das alte Kirchdorf Stelzen, ein heiliger Ort wol ſchon in der Heidenzeit. Dicht an der Kirche quillt ein Wunderbrunnen aus der Ecke einer geräumigen Höhle, die von uralten Buchen und Linden überſchattet war. Bei dem Brunnen ſtand vor der Reformation eine Kapelle der heiligen Jungfrau, und manchmal waren viele hundert Grafen und Edelleute mit unzähligem Volk als Pilger dort zuſammengeſtrömt. Das Dorf wurde zu Michaelis 1632 ganz ausgebrannt, nur Kirche, Schule und Hirtenhaus blieben ſtehn. Da ſchrieb der Pfarrer Nicolaus Schubert an die Behörde im Winter Folgendes: „Ich habe nichts mehr denn meine acht kleine, arme, nackende, hungrige Kinder davon gebracht. Ich wohne ex mandato noch immer in dem ſehr alten und wegen Mangel eines Schlots, Bodens u. ſ. w. gefährlichen Schulhaus, darin ich meines Studirens nicht abwarten und mich nicht behelfen kann. Denn mir fehlen Nahrung, Kleider, longe enim plura deficiunt. — Datum in meiner Elendsburg Stelzen, den 29. Januar 1633. Unterdienſtwilliger und gehorſamer armer verbrannter Pfarrer daſ.: Nicolaus Schubert." — Er wurde verſetzt. Sein Nachfolger, wieder ausgeplündert und durch einen Reiter mit einem Stoßdegen in die linke Hüfte geſtochen, wurde auch verſetzt; auch ein zweiter Nachfolger konnte ſich nicht halten. Seitdem lag die Pfarre fünfzehn Jahre unbewohnt, der benachbarte Pfarrer Götz von Sachſendorf kam aber doch an jedem dritten Sonntag hin und hielt das Amt in dem zerſtörten Dorfe. Zwei Jahre lang kam kein Heller in den Kirchkaſten und das Klingelſäcklein. Endlich brannte 1647 die Kirche bis auf die kahlen Wände ganz ab. —

Gregor Ewald war Pfarrer zu Königsberg. Im Jahre 1632 brannte Tilly die Stadt ab, Ewald wurde von zwei Kroaten in den Weinbergen gefangen und geplündert; als ein goldener Ring nicht vom Finger abgehn wollte, machten ſie Anſtalt den Finger abzuſchneiden, und hatten endlich die Nachſicht, den Ring nur mit der Haut abzuziehen und tauſend Thaler Ranzion zu fordern. Ewald befreite ſich dadurch, daß er den einfältigen Soldaten, welcher ihm mitgegeben wurde die Ranzion zu holen, zuerſt an eine Kellerthür führte um ihm einen Trunk Wein zu geben, und unter dem Vorwande, den Schlüſſel zu holen, entfloh, während der Soldat vor der Kellerthür ſtehn blieb. Auch er nahm in der Noth eine Beſtallung als ſchwediſcher Feldprediger an, lebte nach der Schlacht bei Nördlingen als Exulant ein Jahr in der Fremde, von da kehrte er zu ſeiner zerfallenen Gemeinde zurück, wo er noch einige Jahre mit ſeiner Familie Hunger und Elend ertrug.

Unter den biographiſchen Aufzeichnungen proteſtantiſcher Pfarrer iſt eine der lehrreichſten die des Franken Martin Bötzinger. Sowol das Dorfleben zur Zeit des Krieges als auch die Verwilderung der Menſchen wird aus ſeiner Erzählung zum Erſchrecken deutlich. Bötzinger war kein großer

Charakter, und die kläglichen Schickſale, welche er zu ertragen hatte, haben ihn nicht ſtärker gemacht. Ja man wird ihm die Bezeichnung eines recht armen Teufels ſchwerlich verſagen. Dabei beſaß er aber zwei Eigenſchaften, welche ihn für uns werthvoll machen: eine unzerſtörbare Lebenskraft, welche mit nicht geringem Leichtſinn verbunden war, und jenes verzweifelte deutſche Behagen, das auch der troſtloſeſten Lage immer noch erträgliche Seiten abzugewinnen weiß. Er war ein Poet. Seine deutſchen Verſe ſind, wie die vorgeſetzte Probe zeigt, durchaus erbärmlich, aber ſie dienten ihm in der ſchlechteſten Zeit als zierliche Bettelbriefe, durch welche er ſich Mitleiden zu verſchaffen ſuchte. So hat er alle Amtleute und Schöſſer der Parochie Heldburg in einem gewiſſermaßen epiſchen Gedicht gefeiert, ſo die traurigen Verhältniſſe von Koburg, wo er eine Zeit lang als Flüchtling verweilte.

Von dem Lebenslauf, welchen er niederſchrieb, waren der Anfang und der letzte Theil ſchon abgeriſſen, als ihn im Jahre 1730 Krauß ſeiner Hildburghäuſiſchen Kirchen-, Schul- und Landeshiſtorie einverleibte. Aus dieſem Fragment wird das Folgende treu mitgetheilt. Nur die Reihenfolge der Begebenheiten, welche in ſeiner Selbſtbiographie durcheinander laufen, iſt hier nach den Jahren geordnet. — Bötzinger war Gymnaſiaſt zu Koburg, während der Kipperzeit Student zu Jena geweſen, wurde 1626 Pfarrer zu Poppenhauſen. Im Frühjahr 1627 war der junge Pfarrer im Begriff, Herrn Michael Böhme's, Bürgers und Raths zu Heldburg, einzige Tochter Namens Urſula zu freien.

„Als nun Anno 1627, Dienſtag nach Jubilate, alle Präparatoria dazu gemacht waren, kamen an eben ſolchem Tag 8000 Mann ſachſen-lauenburgiſches Volk nebſt dem Fürſten ſelbſt vor Heldburg, ſchlugen ein Feldlager auf dem Samen, verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Kalb noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus allen Aemtern Proviant zugeführet, und konnten dennoch kaum die fürſtlichen Offiziere und Beamten unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte, ſo einfiel, in die Stadt und Dorfſchaften etliche Tage eingelegt. Da bin ich zu Poppenhauſen im Pfarrhaus das erſte Mal geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, ſondern vielmehr zugeſchicket, als wenn ich einen ehrlichen Gaſt oder Offizier herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug, Bettgeräth, Hemden u. ſ. w. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldaten Mauſer ſind und Alles mitnehmen. Es mußte der Landesfürſt, Herzog Caſimir, ſelber nach Heldburg reiſen, er ſtellte dem Lauenburger ein fürſtliches Banquet an, ſchenkte ihm etliche ſtattliche Roſſe und achttauſend Thaler, damit er ihn nur hinwegbrächte. Nach dieſem Unglück fand ſich allenthalben der Segen Gottes wieder ein zur Verwunderung. Denn die Winterſaat war wegen der Hütten, Quartiere und Feuer, deren viel tauſend zu ſehen waren, in Grund weg, viel tauſend Hütten, viel hundert Schock Stroh und Anderes waren da beiſammen, ſie machten mehr eine Wüſte als Acker aus. Gleichwol wuchs aus dieſen gebrannten Hüttenſtätten und Gruben ſo eine dicke Saat, daß in demſelben Jahr ein Ueberfluß an Winterfrucht war. Miraculum! — So gewann meine Hochzeit ihren Fortgang am Dienſtag nach Exaudi, und ward gehalten auf dem Rathhaus. —

Fünf Jahre lang war ein ruhiger Stand im Lande bis Anno 1632, außer daß mancher kaiſerliche Zug zu zwei, drei und mehr Regimentern hin- und herzog, die im Amt Heldburg auch oft Quartier nahmen und ausmergelten. Ich hatte zu Poppenhauſen keine Noth. Wollte wünſchen, daß ich's jetzo ſo gut hätte, als ich's vorm Krieg gehabt. Da aber das Feuer des Krieges wollte ankommen, reformirten die benachbarten Biſchöfe ſtark, ſchickten Jeſuiten und Mönche mit Diplomatibus ins Land, repetirten die geiſtlichen Güter und Klöſter. Die Fürſten hatten ihre Defenſioner hin und wieder, welche bisweilen im benachbarten Papſtthum mauſeten und dort die Horniſſen aufſtöberten. Ein jeder Verſtändige konnte wol merken, die Sache würde ärger werden. Es flüchteten auch die Edelleute, ihre Pfarrer, Vögte ꝛc. das Ihrige in unſere Städtlein und Dörfer, hofften ſicherer zu ſein als in ihren Orten.

Anno 1631 Michaelis kam König Guſtavus aus Schweden plötzlich über den Wald, als wenn er flöge. Königshofen und viel andere Orte bekam er ein, und es ging ſehr bunt daher. Unſere vom Adel warben dem König Volk, welches im Mauſen und Rauben juſt ſo arg war als die Feinde. Sonderlich nahmen ſie den benachbarten Katholiſchen ihre Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, und trieben ſie gen Heldburg, da war ein Gekauf, eine Kuh für einen Ducaten, ein Schwein für einen Thaler. Und oft liefen die Papiſten her und ſahen, wie und wer ihr Vieh kaufte, ſie löſten es auch ſelber oft wieder ein. Es wurde ihnen aber ſo oft genommen, daß ſie des Löſens müde wurden, und waren die armen benachbarten Papiſten übel dran. Wir allhier zu Poppenhauſen verwahrten ihnen aus Nachbarſchaft ihr Bißchen Habe in Kirche und Häuſern, ſoweit es helfen wollte. Da ſich aber Anno 1632 das Blatt wandte, und die drei Generäle, Friedländer, Tilly und Baierfürſt, Koburg und das Land einnahmen, halfen die benachbarten Papiſten rauben und brennen, und fanden wir bei ihnen keine Treue noch Sicherheit.

Als man am Abend vor Michaelis die große Kartaune von Koburg hörte, als Loſungsſchuß, daß der Feind ankäme und ſich jeder in Acht nähme, zog ich mit all denen, ſo ich etliche Wochen geherbergt, nach Heldburg, wohin ich ſchon mein Weib und Kind geſchickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinete nicht, daß es ſo übel würde daher gehn. Bürgermeiſter und etliche des Raths riſſen aus, mein ſeliger Schwiegervater war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache ihre Nothdurft austheilte, er mußte wol in der Stadt bleiben. Ich hatte mit Weib und Kindern Luſt aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger ſeine Tochter aus der Stadt laſſen, hieß uns zu Haus bleiben; er hatte einen ziemlichen Beutel mit Thalern gefüllt; damit gedachte er ſich im Unfall los zu machen. Aber es war der Mittag am Feſt Michaelis noch nicht recht heran, da präſentirten ſich vierzehn Reiter, man meinte, es wären Herzog Bernhard's Völker, aber es war ſehr weit gefehlet. Dieſe mußte man nun einlaſſen ohne allen Dank. Ihnen folgten bald etliche Fußgänger, welche zum Anfang Alles durchſuchten und ſchlugen und ſchoſſen, wer nicht pariren wollte. Mitten auf dem Markt hatte einer von dieſen vierzehn meinen Schwiegervater mit einem Piſtol vor den Kopf geſchlagen, daß er wie ein Ochs niedergefallen. Der Reiter iſt abgeſtiegen, hat ihm die Hoſen viſitiret, und haben unſere Bürger, ſo auf dem Rathhaus geweſen, geſehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als dem Schwieger die Betäubung von dem Schlag vergangen und er aufgeſtanden war, mußte er mit in das Sternwirthshaus, wo ſie zwar zu eſſen fanden, aber nichts zu ſaufen; da ſprach er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil ſie nun gedachten, er möchte ihnen ausreißen, nahmen ſie das Zinn und Eſſen alles mit und kamen in mein Haus. Es währte nicht lange, ſo forderte einer Geld; da er ſich nun entſchuldigte, ſtach ihn der Tropf mit ſeinem eigenen Brotmeſſer in Gegenwart meines und ſeines Weibes, daß er zu Boden ſank. Hilf Gott! wie ſchrie mein Weib und Kind. Ich ſtak in des Baders Haus über dem Ställchen im Stroh, ſprang herab und wagte mich unter ſie. Wunder war, daß ſie mich in der Harzkappe*) nicht fingen. Ich nahm meinen Schwiegervater, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badeſtube, daß er verbunden würde. Ich mußte zuſehen, daß einer eurer Mutter*) die Schuh und Kleider auszog, und dich, Sohn Michael, auf den Armen trug. Hiermit räumten ſie das Haus und die Gaſſe. Ich wagte mich weiter, ging durch des Baders Höflein in meines Schwähers Kammer, trug Kiſſen und Betten hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußte ich's wagen, ich ging in den Keller, darin ſein Bruder, Herr Georg Böhme, Pfarrer zu Lindenau, in drei Stückfäſſern zwei Fuder guten Wein liegen hatte, ich ſollte für den Schwiegervater einen Labetrunk holen; aber die Fäſſer waren oben ſo fleißig und dichte zugemacht, daß, wenn ich gleich den Zapfen herausholte, doch nichts herauslaufen wollte, ich mußte gar lange vor dem Zapfen mit großer Gefahr ſtehn, ehe ich einen Löffel voll bekam. Kaum war ich hinüber, ſo kommt ein Schelm in die Badſtube, wirft den Kranken vom Bett und ſucht Alles aus. Ich hatte mich kaum verkrochen unter die Schwitzbank, wo ich wohl zu ſchwitzen bekam, denn am vorigen Tage war Badetag geweſen.

---

*) Kittel, Ueberwurf ohne Aermel, damals Haustracht der Geiſtlichen.

Weil nun in der Stadt ein Metzeln und ein Niederſchießen ſtattfand, auch niemand ſicher war, kamen in einer Stunde unterſchiedliche Bürger, wollten ſich verbinden laſſen. Da gab mein Schwiegervater zu, daß ich ein Loch ſuchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir laſſen. Alſo ging ich auf die Schloßgärten zu, und kam an der Höhe hinter das Schloß, daß ich gen Holzhauſen und Gellershauſen zu ſehen konnte, ob's ſicher wäre. Da fanden ſich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Troſt zu haben und mit mir zu reiſen. Ich kam alſo über den Hundshanger Teich ins Holz, und wollte auf den Strauchhahn zu. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, es waren Kroaten, oben auf der Höhe. Da ſie unſer gewahr wurden, errannten ſie uns eilends. Zwei Bürger, Kührlein und Brehme, entkamen, ich mußte am meiſten aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpfe und Hoſen, und ließen mir nur die Kappe. Mit den Hoſen gab ich ihnen meinen Beutel mit Geld, den ich vor drei Stunden hinten in die Hoſen geſteckt und ſo vor den erſten Mauſern erhalten hatte. Die Noth war ſo groß, daß ich nicht an meinen Beutel dachte, bis ich ihn das letzte Mal ſah. Sie forderten tauſend Thaler, darnach fünfhundert, endlich hundert für mein Leben, ich ſollte mit in ihr Quartier, und mußte barfuß eine Stunde lang mit laufen. Endlich wurden ſie gewahr, daß ich ein Pap oder Pfaff wäre, welches ich auch geſtand; da hieben ſie mit ihren Säbeln auf mich hinein, ohne Discretion, und ich hielt meine Arme und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Fauſt bekommen. Etliche gaben den Rath mich zu entmannen, der Obriſt aber, ein ſtattlicher Mann, wollte es nicht zugeben.

---

*) Bötzinger erzählt ſeinen Kindern.

Unterdeſſen wurden ſie einen Bauer gewahr, welcher ſich in den Büſchen beſſer verkriechen wollte. Es war der reiche Caſpar von Gellershauſen, auf ſolchen ritten ſie alle zu, und blieb nur einer bei mir, welcher ein geborener Schwede und gefangen worden war. Dieſer ſagte zu mir: „Pape, Pape, leff, leff, du müſt ſonſt ſterſen." Item, er wäre gut ſchwediſch. Ich faßte Vertrauen zu dem Rath und bat ihn, wenn ich liefe, ſollte er mir zum Schein nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und alſo geſchah es, daß ich den Kroaten entkam. Der reiche Caſpar aber mußte an jenem Ort elend ſterben. Denn als er ſich nicht ausziehen wollte, welches ich wol ſah, haben ſie ihm die Kniekehlen entzwei gehauen. Darüber iſt er an dieſem Ort liegen geblieben, und wurde nach Abzug der Feinde gefunden. Ich aber lief im groben Eichenholz ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dicken Buſch erſehen, worin ich mich verbergen konnte, fiel endlich gar in eine Waſſerlache, durch welche eine eichene Wurzel gewachſen war. Ich war ſo matt vom Laufen, daß ich nicht weiter konnte, das Waſſer fing an u. v. mir zu entgehn, und ich konnte nicht aufhören, meinte, die Blaſe wäre mir zerſprungen. Mein Herz pochte auch ſo ſehr, daß ich nicht wußte, ob ich den Pferdehufſchlag hörte, oder ob's mein Herz wäre.

Alſo ſaß ich, bis es Nacht wurde, ſtand auf und ging immer dem dicken Gebüſch nach, ſo kam ich heraus, daß ich gen Seidenſtadt hinausſehen konnte. Ich ſchlich mich ins Dorf und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich Leute zu Haus anzutreffen, aber da war niemand, ich ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da ſchickt Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchhahn ſich verkrochen gehabt, eben hinter dieſem Stadel zuſammenkommen und berathen, wo ſie ſich wieder ſammeln und wo ſie hingehn wollen. Das konnt' ich deutlich hören, ſtieg deswegen herab und ging auf das Haus zu; da war der Bauer grad hinein, hatte ein Licht angezündet, ſtand im Keller und rahmte die Milch ab, die er eſſen wollte. Ich ſtand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn, er ſah auf und ſah den untern Theil des Leibes, nämlich das Hemd und nackte Beine und oben ſchwarz. Er erſchrak ſehr, als ich ihm aber ſagte, daß ich Pfarrer zu Peppenhauſen und von Soldaten ausgezogen wäre, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei ſeiner Nachbarſchaft von Kleidern etwas zu wege brächte, ich wollte mit ihnen, wohin ſie auch gehn würden. Er ging aus, unterdeſſen machte ich mich über ſeinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Es hat mir mein Lebtag keine Milch ſo wohl geſchmeckt. Er kam nebſt Andern wieder, und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hoſen, die von Wagentheer ſehr übel rochen, ein anderer ein Paar alte Riemenſchuhe, ein anderer zwei Strümpfe, einen grünen und einen weißen wollenen. Dieſe Livrée ſchickte ſich weder für einen Reiſenden, noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ich's mit Dank an, konnte aber in den Schuhen nicht gehn, denn ſie waren hart gefroren. Die Strumpfſohlen waren zerriſſen, und ich ging alſo mit ihnen mehr barfuß als beſchuhet gen Hildburghauſen. Wenn wir uns umſahen, ſo ſahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh ausbrannte. Damals ging auch Ummerſtadt, Rodach, Eisfeld, Heldburg im Feuer zu Grunde.

Ich machte mit meiner Ankunft ein ſolches Spectakel, Schrecken und Furcht zu Hildburghauſen, daß ſich niemand — da doch viel tauſend Fremde dahin gekommen waren — ſicher wußte, obgleich die Stadt ſtarke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrliches Kleid, Strümpfe, Schuhe ꝛc. bekommen möchte, ehe wir von da ausriſſen. Ging deswegen unbeſchuhet zu Herrn Bürgermeiſter Paul Walz, zum Diaconus ꝛc., und bat mir etwas zu ſchenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. Herr Walz ſchenkte mir einen alten Hut, der war faſt eine Elle hoch, deformirte mich mehr als etwas Anderes; gleichwol ſetzte ich ihn auf. Herr Schmetters Eidam, jetzt Diaconus zu Römhild, ſchenkte mir ein Paar Hoſen, die über den Knien zugingen, die waren noch gut, Herr Dreſſel ein Paar ſchwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Alſo war ich ſtaffiret, daß ich ohne Scham unter ſo viel tauſend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit ſuchten, und unter den Bürgern mich durfte ſehen laſſen. Der Hut aber deformirte mich gar ſehr, drum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug ſich aber zu, daß das ganze Miniſterium, Schulcollegen und Rath ſich heimlich vereinigt hatten, daß ſie ohne Wiſſen der gemeinen Bürgerſchaft Nachts neun Uhr die Thore wollten öffnen laſſen und davon gehn mit Weib und Kind. Dies erfuhr ich, ging deswegen in des Herrn Stadtſchreibers Behauſung, wo die Herren ſich alle verſammelten; niemand aber wollte meiner achten noch mich kennen. Ich ſetzte mich allein über einen Tiſch im Finſtern, da wurde ich gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn dieſer bei ihrem Aufbruch hängen bliebe, ſo wäre es mir gut. Geht doch ohnedies Alles zu Grunde nach dem Abzug. Und was ich wünſchte und gedachte, das gerieth mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Valediciren, ich legte den Kopf auf den Tiſch wie ein Schlafender. Als nun faſt jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, that einen Tauſch und ging mit den andern Herren hinaus in die Gaſſe.

Da war dieſe Verabredung unter den Leuten offenbar geworden. Und unzählig viele Leute ſaßen mit ihren Packeten auf der Gaſſe, auch viele, viele Wagen und Karren waren angeſpannt, die alle, als das Thor aufging, mit fortwanderten. Als wir ins freie Feld kamen, ſahen wir, daß die guten Leutchen ſich in alle Straßen vertheilten. Da wurden viel tauſend Windlichter geſehen, dieſe hatten Laternen, dieſe Strohſchauben, andere Pechfackeln. In Summa etliche tauſend Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Hauſe kamen um zwölf Uhr Mitternacht gen Themar, welche Stadt ſich mit uns auch aufmachte, ſo daß wir abermals etliche hundert mehr wurden. Der Marſch ging auf Schwarzig, Steinbach zu, und als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, da wurden die Leute erſchreckt, daß ſie Haus und Hof auch zurückließen und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge geweſen, ſo kam ſchon Poſt, daß die Kroaten dieſen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten die Fuhrmannsgüter oder Geleit aufgehauen, geplündert, dem Bürgermeiſter den Kopf aufgeſpalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt herausgetragen ꝛc. Da war's hohe Zeit, daß wir gewichen waren. Hildburghauſen aber hat ſich darnach mit einer großen Summe Geldes und ſeinen Kelchen ranzioniren müſſen, ſonſt wäre die Stadt auch eingeäſchert worden, wie andere Städte. Auf dieſer Wanderſchaft bekam ich auch ein Paar Handſchuh, Meſſer und Scheide verehret.

Das währte etwa fünf oder ſechs Tage, da kam die Poſt, die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geſchwind auf Römhild zu, wo mein Herr Gevatter Cremer Amtsſchreiber war. Mußte Herrn Amtmann referiren, wie mir's gegangen. Nur dieſes Städtlein blieb ungeplündert. Herr Amtmann ließ Feuer unter ſie geben, und Gott erhielt durch des Amtmanns Vorſicht dies Städtlein. Unterdeß wurde Römhild ganz voll Exulanten, die theils bekannt theils unbekannt waren. Ich achtete aber damals keiner Geſellſchaft, überlief viel hundert Menſchen und kam als erſter nach Heldburg zurück, gerade da man die Erſchlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich ſolches ſah, ging ich auf den Gottesacker, und fand ſiebenzehn Perſonen in einem Grab liegen, darunter waren drei Rathsperſonen, eine mein Schwiegervater, der Cantor, etliche Bürger, der Hofmeiſter, Landknecht und Stadtknecht. Waren alle gräulich zugerichtet. Nach dieſem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich ſie krank und vom Rädeln, Zwicken mit Piſtolſchrauben ſo übel zugerichtet, daß ſie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab ſich darein, ſie müßte auch ſterben. Darum befahl ſie, ich ſolle mein Weib und Kinder, welche der Feind mitgenommen, ſuchen laſſen. Es waren aber die Kinder, du, Michel, anderthalb und deine älteſte Schweſter fünf Jahre alt. Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegeſſen, es war aber weder zu eſſen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erſchrocken auf Poppenhauſen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, ſondern auch Boten zu ſchaffen, die mein Weib und Kinder ſuchten und auslöſten. Aber da erfahre ich, daß auch Poppenhäuſer Kinder wären weggenommen worden, daß der Marſch auf viele Straßen gegangen, dazu ein Bote Leibes und Lebens unſicher wäre. Unterdeſſen bereiteten meine Pfarrkinder zu Poppenhauſen eine Kuh, welche den Kriegsleuten entlaufen war, dieſe erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleiſch genug ohne Salz und Brot. Ueber der Mahlzeit kam mir Poſt, mein Weib wäre gekommen, welches auch wahr und alſo zugegangen war. Sie war von etlichen Musketieren mitſammt ihren zwei Kindern mitgenommen worden bis Altenhauſen, dort war ſie aus Furcht der Ehre mit zwei Kindern über die Brücke ins Waſſer geſprungen. Da war ſie nun von den Soldaten ſelbſt wieder herausgezogen und mit ins Dorf gebracht worden, wo ſie in der Küche die Abendmahlzeit zuſchicken helfen mußte. Unterdeß kommt ein Haufe anderer Soldaten, die höher und mehr waren, und trieben dieſe aus dem Quartier. Da bekommt mein Weib Gelegenheit zu entlaufen. Drehet ſich aus und läßt die zwei Kinder im Haus unter den Soldaten. Eine arme Bettelfrau führet ſie durch heimliche Winkel aus dem Dorfe und bringt ſie ins Holz in eine alte Spelunke, darin ſie die Nacht und den andern Tag bis gegen Abend verbleibt. Dieſen Tag brach das Volk aus allen Quartieren auf, alſo machte ſich meine Frau auf und kam geſund und in Ehren zu mir, daß wir alle froh waren und Gott dankten. —

Wie es aber zu Heldburg unterdeß mit Mord, Brand ꝛc. hergegangen, will ich auch melden. Die Stadt Heldburg hatte Defenſioner und Ausſchuß und es war decretirt, wenn Truppen vom Feind ankämen, die Stadt zu defendiren. Denn man hoffte immer, Herzog Bernhard's Völker ſollten nicht weit ſein und das Land entſetzen. Als nun die Stadt angezündet ward, eilet mein Herr Schwiegervater mit vielen anderen Bürgern und Bürgersleuten aus der Stadt, und kommt mit meinem Weib und zwei Kindern in der Nacht nach Poppenhauſen, mein Weib richtete ihm ein recht Krankenbettlein zu. Denn es war von Edelleuten und Vögten mein Pfarrhaus mit allerlei Hausgeräth in der Flucht vollgeſtopft. Und obgleich Mauſer darin geweſen, war doch noch genug da. Des Tags darauf kommt ein ganzer Haufe Reiter ins Pfarrhaus, examiniren die Meinigen, laſſen ſie aber paſſiren, weil ein Beſchädigter da lag, beſtellen die Nachtmahlzeit, ziehen fort aufs Beuten, kommen gegen Abend und bringen allerlei

Raub. Da muß man ſieden und braten, es helfen auch die benachbarten Weiberlein weidlich dazu. Da die Reiter aber aufbrechen, rathen ſie meinem Schwiegervater, er ſolle nicht wohl trauen, dieſer Lärm werde noch acht Tage dauern, und weil die Straße daher ginge, möchte er und ſeine Tochter Gewalt erfahren, drum ſollte er, weil die nächſten Dörfer papiſtiſch wären, ſich in ein anderes Dorf machen. Das thut mein Schwiegervater und geht bei Nacht und Nebel gen Gleismuthauſen, Sicherheit zu haben; aber die gottloſen Nachbarn bringen ein Geſchrei aus, daß die Reiter die lutheriſchen Leute verbrennen und erſchlagen wollten. Sie thaten's aber zu ihrem Vortheil, denn die Papiſten liefen mit den Reitern in unſere Dörfer und Häuſer, ſtahlen gerade ſo ſehr als andere. Da wollte mein Schwiegervater auch dort nicht länger verbleiben, er ging mit den Seinigen ins Einöder Holz und blieb da Tag und Nacht. Machte ſich darnach hervor, daß er auf die Heldburger Straße gegen Einöd ſehen konnte. Als er nun eines Tages niemand Sonderliches auf der Straße weder fahren noch reiten ſah und auch das kleine Glöcklein hörte — ſo man pflegt zu läuten, wenn man Kinder tauft — gedachte er, es wäre ſo, ſchleicht der Stadt näher zu und ſieht den ganzen Weg nichts Hinderliches. Sobald er aber in die Stadt kommt, wird ihm nachgelauſcht, wo er einkehre. Da kommt ein ganzer Hauſe vom Troß, und führt ihn und mein Weib und die Schwiegerin in Herrn Göckel's Haus. Ach, da war ein Banquetiren und Geſauſe! Als er nun angeſtrengt wird Geld zu geben, und allerlei vorwendet, haben ſie ihm mit Talglichtern ſeine Augen, Bart und Maul ſcheußlich geſchmieret und verſenget, mein Weib aber unverſchämt in der Stube vor jedermann wollen nothzüchtigen, welches aber ſo ſehr ſchrie, daß ihre Mutter mit Gewalt in die Stube ſprang, und ſie durch die Stubenthür, welche zwar zu, aber in welcher das untere Feld mit Leiſten künſtlich eingemacht und zerbrochen war, hinausſchlüpfte. Da hat ſich der Koch über ſie erbarmt und ſie aus dem Haus geführt, und als ihm mein Weib etliche Ducaten, welche ſie acht Tage lang vorn im Ueberſchlag an ihrem Aermel erhalten, gegeben, hat er meinen Schwiegervater, aber übel zugerichtet, ihr zugeſtellt. Alſo ſind ſie mehr tot als lebendig aus der Stadt gegangen, und weil er der Mattigkeit halber nicht weiter kommen mögen, ins Siechhaus. Da hielten ſich nicht allein die armen ſiechen Leute auf, ſondern auch viele ehrbare Bürger und Weiber, in Hoffnung an dieſem Ort ſicherer zu ſein. Aber weit gefehlt. Obgleich mein Schwiegervater dem Tode nahe auf ein Bett gelegt worden und jedermann ſah, wie blutig und übel er zugerichtet war, dennoch iſt er hin und her geſchleppt und ohne Zweifel von loſen Leuten verrathen worden, daß er ein Reicher wäre. Meine Schwieger hat man gerädelt, mein Weib und Kinder in die Stadt gefangen geführt, ſie hat den Soldaten Hemden machen ſollen. Als ſie nun auf dem Kirchhofe ſitzet, und ihr einer ein Stück Leinwand bringet, ſie ſoll's zerſchneiden, ſpricht er zu ſeinen Kameraden: „Geh hin, mache den Bauer (meinen Schwiegervater meinend) vollends tot.“ Dieſer geht hin, kommt bald wieder und hat in ſeinen Armen meines Schwiegervaters Hoſen und Wamms, und ſpricht zu meiner Frau: „Dein Vater iſt fertig.“ O Grauſamkeit! — Als die Mauſer genug aus der Kirche gemauſet hatten an Kleidern und weißem Zeug, zogen ſie aus der Stadt und mußte mein Weib mit ihnen, es wäre ihr lieb oder leid. —

Nicht lange darnach bekamen ſie vor Leipzig und Lützen ihren Lohn dafür, wie an andern Orten zu leſen. Nach dieſem zog man allenthalben wieder nach Haus, und fanden ſich die Leute wieder. Aber das Schaf- und Rindvieh war alles weg. Ich erhielt mehr nicht als drei Kälber von acht Stück, ohne die achtundvierzig Schafe, die mit der ganzen Herde wegkamen.

Im 1633ſten Jahre ſtarb und ward begraben Herzog

Johann Caſimir eben an dem Tage, da dem Guſtav, König in Schweden, in dieſem Land ſeine Leichenpredigt gethan ward. War ſolche Zeit ein ſehr großes Rauben und Plündern, auch von Herzog Bernhard's Völkern, deren neun Regimenter im Itzgrund lagen, damit man in Sicherheit den fürſtlichen Leichnam begraben konnte.

Anno 1634 war es noch viel ärger, und man merkte wol, daß in kurzem Alles drüber und drunter gehn würde. Darum that ich aus dem Weg, was ich konnte, gen Stelzen zum Pfarrer, meine Betten, zwei Kühe und Kleider ꝛc.; aber es ging im Herbſt, nachdem Lamboy ſich eingelagert, Alles an allen Orten darauf, und koſtete mich das Winterquartier in fünfunddreißig Wochen mehr als fünfhundert Gulden, wie ich's dem Hauptmann Krebs liquidiren mußte. Hatte in meinem Hauſe elf Perſonen, ohne Troß und Mägde. Es iſt nicht zu beſchreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über haben leiden und ausſtehn müſſen. Konnte endlich nicht länger vor ihnen ſicher ſein, machte mich krank aus dem Staube, kam nach Mitwitz und Mupperg, wo ich ebenſo wenig Ruhe hatte, als zu Heldburg. Sonderlich quälete mich meine Stiefmutter (ſie iſt vom Donner erſchlagen worden), ſie konnte mich nicht ſehen in meinem Exil bei meinem alten Vater. Mußte mich nach Neuſtadt machen zu Herrn Rector M. Val. Hoffmann, jetzigem Superintendent. Aber ich war nicht allein ſehr arm, ſondern auch täglich kränker, weswegen ich nur gedachte, wie ich wieder gen Poppenhauſen oder Heldburg käme und da ſtürbe. Denn ich war meines Lebens ganz müde.

Wunderlich kam ich in Finſterniß und Nacht durch die Wege und Dörfer, da es noch allenthalben unſicher war, und endlich nach Poppenhauſen. Da waren meine armen Pfarrkinder und Schulmeiſter ja ſo froh, als wenn unſer Herrgott gekommen wäre. Es war aber ſolch große Mattigkeit und Mangel, daß wir den toten Leuten ähnlicher ſahen als den lebendigen. Viele lagen ſchon aus Hunger darnieder, und mußten gleichwol alle Tage etliche Male Ferſengeld geben und uns verſtecken. Und obgleich wir unſere Linſen, Wicken und arme Speiſe in die Gräber und alten Särge, ja unter die Totenköpfe verſteckten, wurde es uns doch alles genommen. — —

Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehn oder Hungers ſterben. Wie denn zu Poppenhauſen die meiſten begraben wurden. Es blieben etwa noch acht oder neun Seelen, die Anno 1636 vollends darauf gingen oder entwichen. Dieſelbe Gelegenheit hatte es auch mit Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vicariatsweiſe vom fürſtlichen Conſiſtorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Aepfel, Birnen, Kraut und Rüben war meine Beſoldung. So bin ich von Anno 1636 bis 1641 auch der Lindenauer Pfarrer geweſen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unſicherheit und Plackerei nicht beſtändig drunten wohnen und verrichtete die labores von Heldburg aus. Mein Zeugniß von den Lindenauern iſt noch vorhanden, worin ſie bekennen, daß ich in fünf Jahren nicht zehn Gulden an Geld bekommen habe, ſie haben mir aber ſeither den Reſt mit Holz und Aepfeln richtig gemacht.

Als Anno 1640 zwiſchen Oſtern und Pfingſten die kaiſerlichen und die ſchwediſchen Armeen zu Saalfeld ein Feldlager ſchlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh vier Uhr fielen kaiſerliche ſtarke Parteien zu Heldburg ein, als die meiſten Bürger noch in den Betten ruhten. Meine ganze Gaſſe oben herein und hinten mein Hof war in Eile voll Pferde und Reiter, nicht anders als wenn ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da wurde ich und mein Weib wol fünf Mal in einer Stunde gefangen; wenn ich von einem loskam, nahm mich ein anderer. Da führt' ich ſie halt in Kammer und Keller, ſie möchten ſelber ſuchen, was ihnen dienen könnte.

Endlich verließen mich zwar alle und ließen mich allein im Haus, doch war Schrecken, Furcht und Angſt ſo groß, daß ich an meine Baarſchaft nicht gedachte, welche ich zehn Mal hätte können retten, wenn ich mich getraut hätte damit fortzukommen. Aber es waren alle Häuſer und Gaſſen voll Reiter, und wenn ich meinen Mammon zu mir gefaſſet, hätte geſchehen können, daß ichs einem zugetragen hätte. Aber ich dachte vor Angſt an kein Geld. Es ließen ſich Männer und Weiber durch die Eil de Haſiſchen Reiter, ſo bei uns im Quartier lagen, hinausconvoyiren. Da kam ich wieder zu Weib und Kindern, wir begaben uns ins nächſte Holz, gen Hellingen, da blieb Alt und Jung, Geiſtliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meiſten Leute Speiſe waren ſchwarze Wachholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten eſſende Waare und ſonſt, was ihnen lieb geweſen. Ich dachte: ach! wenn du auch könnteſt in dein Haus kommen und die baaren Pfennige ertappen, und damit dich und deine Kinder könnteſt fortbringen. Ich wagte es, ſchlich hinein und ging durchs Spittelthor aufs Mühlthor zu, welches mit Paliſaden vermacht war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lauſche geſtanden, die mich unwiſſenden erhaſchten, wie eine Katze eine Maus. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen noch Greifen behelfen konnte, ſollte entweder Geld geben oder reiche Leute verrathen. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrnhof Futter ſchwingen, den Pferden zu trinken vorhalten und andere loſe Arbeit thun. Da ich mich nun etwas frei zu ſein däuchte, lief ich davon, aber unwiſſend, daß vor dem Hofthor ein ganzer Haufe Soldaten ſtand, lief ich ihnen alſo in die Arme. Welche mich mit Degen und Bandelieren ſehr wohl abſchlugen, mich beſſer mit Stricken verwahrten, und von Haus zu Haus führten, und ſollte ihnen ſagen, wem dies oder jenes Haus wäre. Alſo ward ich auch in mein Haus geführt, da ſehe ich in dem Hausflur den kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Baarſchaft, dreihundert Thaler, geweſen, und dachte: hätteſt du das gewußt, daß die Vögel und Füchſe weg wären, ſo wäreſt du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verrathen wollte, ſetzte mir einer meine eigene Kappe, die in meinem Hauſe auf der Erde lag, auf und hieb mir mit einem Hirſchfänger auf den Kopf, daß das Blut zu den Ohren herein lief, und war kein Loch durch die Haube, denn ſie war von Filz. Noch mehr: eben dieſer ſetzte mir aus Muthwillen den Hirſchfänger auf den Bauch, wollte probiren, ob ich feſt wäre, drückte ziemlich hart auf, dennoch wollte Gott nicht, daß er mir weiter Blut abgewinnen ſollte. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof auf dem Miſt, zum andern Mal in des Wildmeiſters Stadel, haben ſie mir den ſchwediſchen Trunk mit Miſtjauche gegeben, wodurch meine Zähne faſt alle wackelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund ſteckte, ſo gut ich Gefangener konnte. Endlich führten ſie mich mit Stricken fort und ſagten, ſie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühlthor hinaus auf die Brücke; da nahm einer von ihnen den Strick, womit beide Füße zuſammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arm, ſtießen mich ins Waſſer, und hielten die Stricke, womit ſie mich regierten, auf und nieder zogen. Und weil ich um mich fehmete und Steurung ſuchte, erhaſchte ich die Rechenſtecken, welche aber auf mich zu wichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke ſchlüpfen. So oft ich mich wollte anhalten, ſchlugen ſie mich mit gedachten Rechenſtecken, daß dieſelben entzwei ſprangen, wie ein Schulbakel. Als ſie ſich nun nicht allein müde gearbeitet hatten, ſondern auch dachten, ich hätte meinen Reſt, ich würde im Waſſer erſaufen, ließen ſie beide Stricke fahren; da wiſchte ich unter die Brücke wie ein Froſch, und konnte mir keiner beikommen. Da ſuche ich im Hoſenſack und finde ein Meſſerlein, ſo ſich zuſammenlegen ließ, welches ſie nicht hatten haben wollen, ob ſie mich ſchon oft durchſucht. Damit ſchnitt ich die Stricke an beiden Füßen los und ſprang hinunter Stockwerk hoch, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Waſſer über den halben Leib; da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelſteine und Prügel hinter mir her, um mir den Reſt vollends zu geben. Ich war auch willens mich ganz hinaus zu arbeiten, gegen des Müllers hintere Thür, konnte aber nicht, entweder weil die Kleider voll Waſſers mich zurück dehneten, oder vielmehr weil Gott ſolches nicht haben wollte, daß ich da ſterben ſollte. — Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, alſo auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hintern Brauhof. Da ſie nun merkten, ich würde im Zwinger ausſteigen, laufen ſie alle in die Stadt und nehmen mehr Geſellen zu ſich, paſſen unten bei den Gerbhäuſern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieſes merkte, daß ich jetzo alleine war, blieb ich im Waſſer liegen und ſteckte meinen Kopf unter einen dicken Weidenbuſch und ruhte im Waſſer vier oder fünf Stunden, bis es Nacht und in der Stadt ſtille wurde; dann kroch ich halb tot heraus, konnte der Schläge wegen faſt keinen Athem holen. Ich ging hinab bis an die Gerbhäuſer, wurde da gewahr, daß es noch nicht ſicher war, daß einer dort Gras mähete, einer Gerberkeſſel ausriß, und wäre ſchier auf dieſen gekommen. Mußte alſo da ſtecken bis in die Nacht. Ging dann über die Brunnenröhren, den Waſſerfluß immer hinab, und kletterte über einen Weidenſtamm, daß ich die andere Seite gegen Poppenhauſen erreichte.

Als ich an den Poppenhäuſer oder Einöder Weg kam, lag's da und dort voll Weißzeug, welches die Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Ich konnte mich nicht bücken, etwas aufzuheben, kam endlich nach Poppenhauſen, und fand niemand einheimiſch denn Claus Hön, deſſen Frau eine Sechswöchnerin war, der mußte mir die Kleider vom Leibe ſchneiden, denn ich war verſchwollen, legte die naſſen Kleider ab, damit ſie trocken wurden. Er mußte mir auch ein Hemd leihen; da beſah er mir die Haut, welche ganz bunt von Schlägen war, ſpäter wurde mein Rücken und Arme ſchwarz vom Geblüte. Den andern Tag gebot mir das ſchöne Pfarrkind auszuziehen, denn er fürchtete ſich, man möchte mir nachſtellen und er meinetwegen in Unglück kommen. Alſo zog ich die naſſen Kleider mit ſeiner Hilfe an und ging fein ſachte auf Lindenau zu, immer durch die dickſten Büſche, und hielt mich jenſeit in den Lindenauer Gärten, vor denen ich das Dorf ſehen konnte. Wurde endlich gewahr, daß etliche Leute in ein Haus gingen, ging darauf zu, man wollte mich aber nicht einlaſſen, denn die Furcht war zu groß. Endlich, da ſie durch das Fenſter ſahen, daß ihr Pfarrer kam, kam ich ein und blieb etliche Tage bei ihnen. Denn ſie hatten einen im Quartier, der ein Lindenauer Kind war; der half ein wenig. Ich aber hatte da ein neues Unglück. Als der im Quartier liegende mit den Lindenauern nach Schloß Einöd ging, da abzuholen, was ſie noch von ihrer Habe fanden, hielt unter der Zeit der Schultheiß, der Schmied und ich auf dem Thurm Wache; wir verſehen alle drei den Dienſt, es kommen etliche Reiter in das Dorf, ſehen uns auf dem Thurm, gehen ſtracks auf den Thurm und finden uns da beiſammen. Als wir nun aus dem ungeſtümen Auftreten und Sprache merkten, daß es Reiter wären, lernte ich leider ſteigen, ſo übel mir war, ich kletterte auf den Glockenſtuhl hinauf und legte mich wie ein Kätzchen hinter das Uhrhaus; aber es ſtieg gleichwol ein Dieb hinan und fand mich. Meine Pfarrkinder ſagten, ich wäre ihr Schulmeiſter, baten für mich, ich wäre ſchon von den Soldaten übel geſchlagen worden. Es half mir aber nichts. Dieſer Schulmeiſter mußte immer mit herabſteigen, und ging der Schultheiß voran, darnach ein Reiter, ferner der Schmied, darnach ein Reiter, endlich folgte ich zögernd. Als ſie nun alle zum Kirchthor hinaus waren, blieb ich drinnen, riegelte das Thürlein zu, und lief zum andern Thor hinaus und verkroch mich in einer Rübengrube. Hilf Gott! wie wehe geſchah mir, daß ich niederbücken und ſo auf allen Vieren eine Stunde liegen mußte. Alſo kam ich davon. Meine ſchönen Mitwächter mußten mit in eine Mühle und Säcke mit Mehl auffaſſen.

Acht Tage vor Pfingſten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg am Sonntag Exaudi. Es hatte mir ein Dieb meine Schuhe ausgezogen und mir alte ſchlechte dafür gegeben, die ich faſt acht Tage trug, es waren beide Sohlen herausgefallen. Wenn es nun bei Tage Ausreißens galt, drehten ſich die Schuhe ringsum und ſtand oft das vorderſte zu hinterſt. Ich mußte mich oft laſſen auslachen. Alſo kam ich nach Koburg. Nun war mein Martyrium ſchon vor etlichen Tagen nach Koburg gekommen, auch die Sage, ich wäre totgemacht. Als ich nun ſelber kam, verwunderten ſich Bürger und alte Bekannte. Dr. Kesler, Generalſuperintendent, item Conſul Körner luden mich die Pfingſtfeiertage etliche Mal zu Gaſt, und thaten die Koburger mir, Weib und Kindern vier Wochen lang viel Gutes, wie ich ſolches in einem Druck am Johannistag gerühmet.

Ach welch ein Jammer und Noth ward da geſehen und gehöret, da alle umliegende kleine Städtlein, Eisfeld, Heldburg, Neuſtadt, ſammt den Dorfſchaften ſich in der Stadt elendiglich behelfen mußten. Da war heiſchen und betteln keine Schande. Doch wollte ich meinen guten Wirth Herrn Hoffmann, Apotheker, nicht gar zu ſehr beſchweren. Ging mit dem Pfarrer zu Walburg, Eiſentraut, victum quaerendi gratia drei Wochen in die Welt, gen Kulmbach, Baireuth, Hirſchheid, Altorf, Nürnberg und wieder gen Koburg. Da ich nun fand, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppenhauſen eingezogen waren und aufs Neue Gil de Haſiſche Reiter hatten, zog ich heim, und war weder zu ſchleißen noch zu beißen um ſie. Was mir Gott auf der Reiſe beſcheret, mußte ich aufs Rathhaus tragen und den Soldaten geben, und waren die Kinder ſchier vor Hunger verdorben. Denn ſie hatten die Zeit über nicht Kleie genug kaufen können zu Brot. Mein Superintendent Herr Grams ſtarb wegen ſchwediſchen Trunks auf dem Schloß etwa vier oder fünf Wochen nach dieſem Tumult.

Weil nun die Exactiones und Preſſuren immer fortgingen, ich keine Beſoldung haben konnte und doch neben meiner Pfarre auch die Pfarre zu Heldburg mußte helfen verſehen, ging ich cum testimonio et consilio Dr. Kesler's und mit Recommendationſchreiben gen Eiſenach zu Herzog Albert und trug unterſchiedlichen im Conſiſtorio meine Armuth vor. Bekam Vergünſtigung und andere Recommendation an Ihro Fürſtlicher Gnaden beide Herren Brüder, ob ich in Dero Landen könnte befördert werden. Alſo kam ich von Eiſenach nach Gotha, eben als unſer gnädiger Fürſt und Herr, Herzog Ernſt, das Kaufhaus zur Reſidenz machen ließ. Denn ich habe die Huldigung zu Gotha mit angeſehen. Das fürſtliche Conſiſtorium ließ mir bald die Pfarre Notleben vorſchlagen. Weil aber die Notleber mit ihrem alten Pfarrer ſtritten und vier Wochen Aufſchub hatten ihren Krieg auszuführen, ſuadirte Herr Dr. Glaß, ich ſollte interim mit meiner Recommendation nach Weimar gehn und für meine arme Hausgenoſſen etwas ſammeln. Mein Vagiren aber währte bis Anno 1641. Ich kam Dienſtags den 18. Januar wieder nach Gotha, und ſtand die Pfarre für mich noch offen, welche ich in höchſter Unterthänigkeit und Dankbarkeit angenommen, und ex Matth. 20 vom Weinberge die Probepredigt gethan habe. Ich habe aber zu Notleben nicht allein unſicher gelebt, da man täglich auf die Flucht denken mußte, ſondern auch Streitigkeiten mit den Bauern gehabt, die in Kirchen- und Schulſachen das Maul immer nach Erfurt hingen, und denen alle fürſtliche Ordnungen wegen des Catechismi odios waren. Ich Pfarrer mußte das bei dem Rath und Bauern entgelten, und weil alle Beſoldung in der Länderei ſtak, wozu ich weder Hofmeiſter noch andere Mittel haben konnte, daß ich zurecht gekommen wäre, ſuchte ich unterthänig an um eine Translocation. Und hat unſer gnädiger Fürſt und Herr, ſobald er nach der Erbtheilung die Pfarre Krock und dies Dorf Heubach erhalten, mich zum Pfarrer hierher vorgeſchlagen, welches ich länger als ein Jahr zuvor erfuhr. Habe alſo Anno 1647 dieſe Verſetzung unterthänig angenommen und am Sonntage Judica meine Probepredigt gethan, in Gegenwart der Herren Commiſſarien und Eingepfarrten. Die Vocation bekam ich des andern Tages und bin alſo im Namen Gottes herausgezogen mit Weib und Kind. Und dies wäre mein vierter Kirchendienſt, wo ich für meine Perſon begehre zu ſterben, ſo es Gottes Wille wäre, aber mein Weib ſehnet ſich weg, wegen großen beſchwerlichen Mangels an Dienſtboten, an einen beſſeren und ebenern Ort. Ich ſtell's Gott und der Obrigkeit heim."

So weit reicht, was von den Aufzeichnungen Bötzinger's erhalten iſt. — In Heubach endlich erlebte er den Frieden und verwaltete dort noch ſechsundzwanzig Jahre ſein Amt. Er ſtarb 1673, vierundſiebenzig Jahre alt, nachdem er ſiebenundvierzig Jahre ein Leben geführt hatte, dem man die Bezeichnung „friedlich" nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernſt der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Bötzinger der erſte Pfarrer. Er mußte in dem fürſtlichen Jagdhauſe wohnen, welches Herzog Caſimir ſich am Walde für die Zeit der Auerhahnsbalz gebaut hatte. In dem Forſthauſe nebenan hauſte ein trotziger Förſter, die Gegend war wild, wenig bewohnt, und das Volk durch den Krieg und geſetzloſes Waldleben verdorben. Es ſcheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenſchen nicht beſonders willkommen war; beſonders der Förſter wurde ſein heftiger Gegner, und verſtohlen klagt der Pfarrer in lateiniſchen Diſtichen, die er in das Kirchenbuch ſchrieb, ſeinem Nachfolger das bittere

Leid, welches ihm dieſer Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Paſtor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor deſſen böſer Frau. Aber trotz dieſer Händel läßt ſich ſchließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich war, eine harmloſe Selbſtbeſchaulichkeit iſt auch aus ſeinen lateiniſchen Verſen zu erkennen. Als er endlich ſtarb, wurden, wie damals Sitte war, von anſehnlichen Amtsbrüdern rühmende Gedichte auf ihn gemacht, von denen uns lateiniſche und deutſche erhalten ſind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „ſeinem lieben alten, nunmehr ſeligen Amtsbruder" die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier ſchließen ſoll:

„Martinus Bötzinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob ſchlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie ſeines Lebens Lauf des weitern zeugen kann."

4.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung.

Eintönig ſchwirrt die Totenklage aus unzähligen Chroniken und Aufzeichnungen der Mitleidenden. Wo tauſend Einzelne gerettet wurden, verdarben Millionen. Wie den Landbewohnern, zerfraß der Krieg auch den Städtern die Häuſer, den Wohlſtand, das Leben. Noch mannigfaltiger war hier die Arbeit der zerſtörenden Gewalten, aber auch höhere Kraft war raſtlos bemüht, das letzte Verderben abzuwenden.

Es iſt ein wunderbares Geſchick, daß den Deutſchen der Krieg in denſelben Jahren aufbrannte, in welchen die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten ſo weit entwickelt war, daß die erſten Zeitungen entſtehen konnten. In Glaubensſachen hatten Sittlichkeit und Urtheil des Einzelnen ſeit hundert Jahren gegen die herrſchenden Gewalten gearbeitet. In der Politik war nur ſelten und unbehilflich von Privatleuten eine ernſte Auseinanderſetzung gewagt worden. Gerade als die Werbetrommeln der Fürſten auf jedem Muſterplatze raſſelten, begann die öffentliche Meinung ihren erſten politiſchen Oppoſitionskampf in der Preſſe. In einer wichtigen ſocialen Frage erhoben ſich die geiſtigen Führer des Volkes gegen die Gewiſſenloſigkeit der eigenen Landesherren. Die öffentliche Meinung jener Jahre wird vorzugsweiſe erkannt aus der Flugſchriftenliteratur, welche für und gegen den Böhmenkönig ſtreitet, die Kipper und Wipper verurtheilt, der Größe

Guſtav Adolf's huldigt, bis ſie zuletzt dünn und kraftlos wird wie die Nation.

Etwa ſeit 1500 erfährt das Volk Neuigkeiten durch die Preſſe. In doppelter Form. Es ſind entweder einzelne Bogen, auf einer Seite bedruckt, faſt immer mit einem Holzſchnitt, ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Kupferſtich verziert, unter welchem der erklärende Text, häufig in Verſen, ſteht. Durch ſolche fliegende Blätter werden Himmelserſcheinungen, Kometen, Mißgeburten, bald auch Schlachten zu Land und zur See, Bildniſſe von Tagesberühmtheiten und Aehnliches verbreitet. Viel von der guten Laune und dem derben Scherz der Reformationszeit iſt auf ihnen zu finden. Die Kunſt der Holzſchneider war raſtlos thätig, auch die großen Maler drückten auf ihnen manche Eigenthümlichkeiten ihres Talentes vielleicht am unmittelbarſten ab. Die andere Form waren kleine Druckſchriften, vorzugsweiſe in Quart, oft ebenfalls mit Holzſchnitten geziert. Sie verkündeten zunächſt alles Neue: Krönungen, Schlachten, entdeckte Länder; jedes auffällige Ereigniß flatterte in ihnen durch das Land. Seit der Reformation wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Unter dem Titel Zeitungen, Relationen, Aviſos, Poſtreiter kamen ſie faſt in allen Druckerſtätten ans Licht. Neben ihnen gingen die kleinen Streitſchriften der Reformatoren, Sermone, Geſpräche, Lieder. Früh benutzten auch die Fürſten die Erfindung des Bücherdrucks, ihre Streitigkeiten der Oeffentlichkeit mitzutheilen und für ſich Partei zu machen. Selbſt der Privatmann, der in ſeinem Rechte geſchädigt war, focht durch eine Streitſchrift gegen den einzelnen Gegner, eine Stadtbehörde, einen fremden Landesherrn. Im ganzen 16. Jahrhundert iſt das Beſtreben der kleinen nichttheologiſchen Literatur, zunächſt Neuigkeiten mitzutheilen, dann dem Vortheil der Einzelnen oder der Fürſten zu dienen, oder die Anſichten der Gewalthaber bekannt zu machen; das Urtheil des Einzelnen über politiſche Ereigniſſe erſcheint noch vorzugsweiſe in einer Form, welche man damals für beſonders kunſtvoll hielt, als Pasquill oder Dialog. Die Verbreitung der kleinen Neuigkeitsblätter geſchah ſchnell und maſſenhaft. Seit der Reformation bildete ſie ſich zu einem eigenthümlichen Geſchäftszweig aus. Den Buchhändlern oder, wie ſie damals hießen, Buchführern, welche ſolche Zeitungen neben größeren Werken in ihren Läden und Buden feilboten und auf die Märkte fremder Städte brachten, wurden die Buchdrucker, Buchbinder und Briefmaler gefährliche Nebenbuhler.*) Wichtige Zeitungen wurden überall nachgedruckt. Zumal längs den großen Handels- und Poſtſtraßen am Rheine, im ſüdlichen Deutſchland machten einzelne Handlungen und Druckereien beſonderes Gewerbe aus der Veröffentlichung von Tagesneuigkeiten. Noch kamen ſolche Blätter unregelmäßig, aber ſie enthielten ſchon briefliche Mittheilungen aus verſchiedenen Städten, in denen nicht nur politiſche, auch kaufmänniſche Nachrichten gegeben wurden.**) Endlich (1612) erſcheinen die einzelnen Zeitungsbogen hier und da ſogar mit Nummern, alſo in einem gewiſſen Zuſammenhang. Unterdeß war es ſchon längſt Brauch der Kaufleute, ihren Geſchäftsfreunden ſolche Mittheilungen ſchriftlich mit einiger Regelmäßigkeit zu machen*); daneben waren einzelne Neuigkeitsſchreiber vorhanden, welche geſchriebene Zeitungen verſandten. Auch dieſe Art Neuigkeiten zu verbreiten war den Deutſchen von Italien gekommen. In Venedig gab es ſeit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handſchriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die ſich dort bis zur franzöſiſchen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erſte regelmäßige Zeitung erſchienen, welche, wie berichtet wird, den Namen Gazette von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die Nummer bezahlte.

---

*) Nur ein Beiſpiel aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1575 beklagten ſich die Buchführer in Breslau bei dem Rath über „loſe Buben in Jahrmärkten, auch zwiſchen den Jahrmärkten, mit mancherlei Bildern, neuen Zeitungen und Liedern, die ſie nicht allein verkauft, ſondern auch öffentlich ausgeſchrien und geſungen, Gott gebe, es ſei die Wahrheit oder nicht.“ Und ebenſo im Jahre 1593 über den Buchdrucker Georg Baumann, „der ſich abermals unterſtanden hatte, am Sonntage, als die neuen Zeitungen aus Siebenbürgen kamen, die Chorknaben aus den Schulen zu nehmen und dieſe Zeitungen vor jeder Pfarrkirche gemeiner Stadt verkaufen zu laſſen.“ Der Buchhendler Beſchwer. In Breßlaw, Anno 1590 u. folg. (Manuſcript im Beſitz des Herrn Dr. Kirchhoff in Leipzig.)

**) Ein ſolches Blatt: Gantz Gedenckwürdige ungeriſche und niederlandiſche Newe Zeitungen. 1599. (o. O.) 4 Bll. hat bereits Form und Inhalt unſerer Zeitungen. Es enthält elf kurze Correſpondenzen aus verſchiedenen Städten in Briefform. Darunter Nachrichten über vier Schiffe, die mit Spezereien zu Amſterdam angekommen waren, über neue Zölle, die der Hof zu Brüſſel auf die Kaufmannsgüter gelegt, auf 1 Pfund Seide 10 Stüber u. ſ. w.

Bald darauf kam auch den deutſchen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erſte wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1616 der Reichspoſtverwalter Johann van der Brighden ein Concurrenzblatt: Politiſche Aviſeu, herausgab. Aus dieſen beiden Unternehmungen ſind die älteſten Zeitungen Deutſchlands, das Frankfurter Journal und die Oberpoſtamtszeitung, hervorgegangen.

Aber lange blieben dieſe und andere Wochenzeitungen nur Neuigkeitsblätter, in denen das Urtheil über die mitgetheilten Thatſachen vorſichtig zurücktrat. Der große Strom der öffentlichen Meinung lief noch faſt zweihundert Jahre in den alten Richtungen, den Flugblättern und gelegentlichen Broſchüren.

Gleich bei Beginn des Krieges wurden auch die entfernten Leſer zu leidenſchaftlicher Parteinahme gezwungen. Ueberall erſchienen Streitſchriften, Anſichten, Rathſchläge, Bedenken. Die Nation war auch bei dieſem geiſtigen Kampf in große

---

*) Zeitungen in die Fremde zu ſchreiben ward 1631 den Kaufleuten von Leipzig verboten. Heydenreich, Chronik S. 456.

Parteien zerriſſen. Und es iſt belehrend zu ſehen, wie die Schreibeluſt der Kämpfenden in genauem Verhältniß ſteht zu den Erfolgen, welche ihre Partei errungen hat. Bis zur Schlacht am Weißen Berge ſind neun Zehntheile aller Relationen und Streitſchriften proteſtantiſch. Ihre Zahl reicht wol in die Tauſende. Heftig brennt der Haß gegen die Jeſuiten auf; bitter iſt der Groll gegen den Kaiſer, unaufhörlich wird vor der Liga gewarnt. Nächſt Prag iſt Straßburg einer der Mittelpunkte dieſer kriegeriſchen Thätigkeit. Während zu Prag der Libellſchreiber von Röhrig als Huß redivivus in vielen „politiſchen Discurſen" leidenſchaftlich gegen die Feinde Sturm läutete, verklagten die Straßburger Magiſter nach dem Muſter des Italieners Boccalini dieſelben Gegner vor Apollo und dem Hofſtaat des Parnaſſus, und ihr Apollo hatte menſchenfreundliche und aufgeklärte Urtheile zu fällen. Vorſichtig und unſicher ſind die Vertheidigungen, wie überhaupt die katholiſche Partei während des ganzen Krieges im ernſten Federkampf den Proteſtirenden nicht gewachſen war. Aber die ſchnelle Flucht des neuen Königs von Böhmen ändert plötzlich das Ausſehen des literariſchen Marktes. Erbeutete Geheimſchriften der böhmiſchen Partei werden von den Gegnern veröffentlicht; um ſie, die wohlbeleibten Quartanten, tobt jahrelang der Kampf dünnerer Flugblätter. Siegesfroh und rachſüchtig lärmten die Kaiſerlichen. Zwar in ihren Broſchüren iſt immer noch Mäßigung, denn noch waren die lutheriſchen Sachſen zu ſchonen, aber um ſo empfindlicher treffen ſie die Feinde in Bilderbogen und Spottverſen. Endlos, erbarmungslos ſind die Satiren auf den flüchtigen Winterkönig, er ſelbſt mit ſeinem Stolz, ſeiner Kopfloſigkeit, ſeine Gemahlin und ſeine Kinder werden in jeder kläglichen Lage abgeſchildert, Brot ſuchend, auf ſchlechtem Wagen abziehend, ſich eine Grube grabend.

Aber dieſer Kampf wurde unterbrochen durch einen anderen, der für immer von hohem Intereſſe ſein ſoll. Es iſt der Sturm der deutſchen Preſſe gegen die Kipper und Wipper.

Von allen Schrecken des beginnenden Krieges erſchien dem Volke ſelbſt keiner ſo unheimlich, als eine plötzliche Entwerthung des Geldes. Für die Phantaſie des leidenden Geſchlechts wurde das Uebel um ſo ärger, weil es in die trübe Stimmung der Jahre ſcheinbar plötzlich einfiel, weil es überall die gehäſſigſten Leidenſchaften aufwühlte und Unfrieden in den Familien, Haß und Empörung zwiſchen Gläubiger und Schuldner, Hunger, Armuth, Bettelhaftigkeit und Entſittlichung zurückließ. Es machte ehrſame Bürger zu Spielern, Trunkenbolden und Troßknechten, jagte Prediger und Schullehrer aus ihren Aemtern, brachte wohlhabende Familien an den Bettelſtab, ſtürzte alles Regiment in heilloſe Verwirrung und bedrohte in einem dicht bevölkerten Lande die Bewohner der Städte mit dem Hungertode.

Es war das dritte Jahr der Kriegsunruhen. Zwar hatte in Böhmen und in der Pfalz die Kriegsflamme bereits Vieles verdorben, und überall züngelte dort noch die Glut aus den Trümmerhaufen, in welchen die kaiſerlichen Truppen das Kreuz des alten Glaubens aufrichteten. Ueberall war ſchwüle Luft, in allen Kreiſen des Reiches rüſtete und ſorgte man für die Zukunft. Aber der Verkehr mit den Gegenden, in denen der Krieg ſchon gehauſt hatte, war damals verhältnißmäßig gering, die geſchlagenen Länder waren, mit Ausnahme der Pfalz, Provinzen, die dem Kaiſer ſelbſt gehört hatten, und an Elbe und Niederrhein, in Thüringen, Franken und den Gebieten der Niederſachſen frug man noch, ob auch für die eigene Heimat Gefahr nahe ſei. Im Auguſt 1621 ſah der Bauer auf eine mittelmäßige Ernte; in Handel und Verkehr waren einige Stockungen eingetreten, aber auch ein erhöhter Eifer, wie bei ſtarken Rüſtungen natürlich iſt, und die männliche Jugend wurde durch das wilde Treiben der Kriegsmänner noch mehr gelockt als eingeſchüchtert. Allerdings war ſchon ſeit längerer Zeit an dem Gelde, welches im Lande umging, Ungewöhnliches bemerkt worden. Des guten ſchweren Reichsgeldes wurde immer weniger, an ſeiner Statt war viel neue Münze von ſchlechtem Gepräge und röthlichem Ausſehen in Umlauf. Noch befremdlicher fiel auf, daß die fremden Waaren fortwährend im Preiſe ſtiegen. Man empfand eine anhaltende Theuerung. Wer ein Pathengeſchenk machen wollte oder fremde Kaufleute bezahlen mußte, der zahlte für die alten feinen Joachimsthaler ein immer wachſendes Aufgeld. Aber im örtlichen Verkehr zwiſchen Stadt und Land wurde das zahlreiche neue Geld ohne Anſtand genommen, ja es wurde mit erhöhtem Schwunge umgeſetzt. Die Maſſe des Volkes merkte nicht, daß die verſchiedenartigen Münzen, mit denen es zu bezahlen pflegte, ihm unter der Hand werthloſes Blech geworden waren; die Klügeren aber, welche das Sachverhältniß ahnten, wurden zum großen Theil Mitſchuldige an dem unredlichen Wucher der Fürſten.

Es läßt ſich noch jetzt deutlich erkennen, wie dem Volke die Erkenntniß ſeiner Lage kam, und noch jetzt werden wir erſchüttert durch den plötzlichen Schreck, die Angſt und Verzweiflung der Maſſe, und durch die Sorge und den männlichen Zorn der Denkenden. Noch jetzt fühlen wir beim Leſen der alten Berichte etwas von der Empörung, womit man die Schuldigen betrachtete. Und wenn wir auf manchen wunderlichen Irrthum der öffentlichen Meinung von damals herabſehen und auf die wohlmeinenden Einfälle Einzelner, welche gute Rathſchläge gaben, ſo iſt uns doch gegenüber dieſer Zeit der Trauer und Demüthigungen ein frohes Lächeln erlaubt über die Tüchtigkeit, mit welcher ſchon damals von Männern aus dem Volke der Grund des Uebels erkannt und in einer der ſchwierigſten nationalen Fragen die rechte Antwort und dadurch einigermaßen Abhilfe gefunden wurde. Bevor verſucht wird, ein Bild der Kipper- und Wipperjahre zu geben, ſind einige Bemerkungen über das Geldprägen jener Zeit unvermeidlich.

Alle gewerbliche Fertigkeit war in alter Zeit mit Würde, Geheimniß und einer reichen Zahl von Formeln umgeben. Nichts iſt bezeichnender für die Eigenthümlichkeit der germaniſchen Natur, als ihr Beſtreben, auch die einförmigſte Handarbeit durch eine Fülle von gemüthlichen Zuthaten zu adeln. Und ſobald das Gemüth durch die herzliche Freude am Schaffen erregt wurde, war auch die Phantaſie des Handwerkers mit Bildern und Symbolen beſchäftigt, und behend hatte er ſein „Wiſſen" zu einer hohen, ja heiligen Sache gemacht. — Was allen Handwerken des Mittelalters zukam, das war der Kunſt Münzen zu ſchlagen in hervorragendem Maße eigen. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit war in dem Münzer ungewöhnlich ſtark, die Arbeit ſelbſt, das Behandeln edler Metalle im Feuer, galt für beſonders vornehm, die unverſtandenen chemiſchen Vorgänge, welche durch die Alchymie mit einem Wuſt von phantaſtiſchen Bildern umgeben waren, machten auf die Arbeitenden gewaltigeren Eindruck, als unſer Jahrhundert der nüchternen Fabrikthätigkeit begreift. Dazu kam das Verantwortliche des Dienſtes. Wenn der Münzer die ſilbernen Probirgewichte aus der ſchönen Kapſel hervorholte und die kleinen Näpfchen der Eicheln auf die kunſtvoll gearbeitete Probirwage ſetzte, um das Probirkorn darin abzuwägen, ſo that er dies mit einem entſchiedenen Bewußtſein von Ueberlegenheit über ſeine Mitbürger.*) Und wenn er die Silberprobe in der „Capelle" vom Blei reinigte und das fließende Silber zuerſt mit zarten Regenbogenfarben überlaufen wurde, dann der bunte Ueberzug zerriß und wie ein Blitz der helle Silberſchein durch die geſchmolzene Maſſe fuhr, ſo erfüllte ihn dieſer „Silberblick" mit einem ehrfurchtsvollen Erſtaunen, und er fühlte ſich mitten in dem geheimnißvollen Schaffen der Naturgeiſter, die er fürchtete und durch die Kunſt ſeines Handwerks, ſo weit deſſen Vorſchrift reichte, doch beherrſchen konnte. Es war demnach in der Ordnung, daß die Münzer eine geſchloſſene Körperſchaft bildeten mit Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen, und daß ſie eiferſüchtig auf ihre Vorrechte hielten. Wer des heiligen römiſchen Reiches Münze prägen wollte, mußte zuerſt ſeine freie eheliche Geburt erweiſen, vier Jahre niedrige Dienſte thun, in dieſer Zeit nach altem Brauch eine Narrenkappe tragen, ſich für Unrecht und Ungeſchick ſtreichen und ſtrafen laſſen; dann erſt wurde er zur Münzarbeit ſelbſt zugelaſſen und als Münzgeſell des Reiches in die Brüderſchaft aufgenommen.

---

*) Quellen für die folgende Darſtellung waren, außer den fliegenden Blättern und Streitſchriften zunächſt aus den Jahren 1620—24, auch ſpätere Schriften des 17. Jahrhunderts über Münzweſen, eine reiche Literatur.

Aber dieſe ſtrenge Ordnung, welche von Kaiſer Maximilian II noch im Jahre 1571 den Münzgeſellen beſtätigt wurde, vermochte ſchon damals nicht zu bewirken, daß in der Genoſſenſchaft ehrlich und fromm gearbeitet wurde. Ebenſo wenig bewirkten dies die Ueberwachungsbeſtimmungen, welche auf Reichstagen und durch die Landesherren gefaßt wurden. Dem Münzmeiſter ſollte zur Aufſicht bei jeder Münze ein Wardein zur Seite geſtellt werden, welcher Feingehalt und Gewicht der geſchlagenen Münzen zu prüfen hatte. Die zehn Kreiſe des Reiches ſollten jährliche „Approbationstage“ halten, um ihre Münzen gegenſeitig zu vergleichen und die ſchlechten auf geringern Werth herabzuſetzen; jedem Kreiſe ſollte ein Generalwardein vorſtehen; für jeden Kreis ward eine beſtimmte Anzahl von Münzſtätten feſtgeſtellt, in welchen namentlich die kleineren Landesherren ihr Geld ausprägen ſollten. Aber alle dieſe Beſtimmungen wurden nur unvollkommen ausgeführt.

Es gab zuverläſſige Landesherren und treue Münzbeamte auch damals im Lande; aber ihre Anzahl war gering, und häufig war das Verhalten des Münzmeiſters, welcher von einem deutſchen Kreiſe für tüchtig befunden war und in einer geſetzlichen Münze arbeitete, doch eine Thätigkeit voll befremdlicher Kniffe. Die Ueberwachung war bei dem unvollkommenen Münzverfahren ſchwierig, die Verſuchung groß, die ſittlichen

Anſchauungen im Allgemeinen viel niedriger als jetzt. Vom Landesherrn bis zum Handlanger und dem jüdiſchen Lieferanten herab betrog beim Münzen jeder den andern. Der Landesherr ließ den Münzmeiſter eine Reihe von Jahren arbeiten und reich werden, er ließ vielleicht ſtillſchweigend geſchehen, daß die Landesmünze zu leicht ausgebracht wurde, um in der rechten Stunde dem Schuldigen den Proceß zu machen. Dann wurde dieſem wie einem Schwamme durch einen Druck Alles ausgepreßt, was er in vielen Jahren tropfenweis aufgeſogen hatte. Es half ihm auch nicht, wenn er den Dienſt längſt aufgegeben hatte, die habſüchtige Gerechtigkeit wußte nach vielen Jahren noch an ihn zu kommen. Der Münzmeiſter aber, welcher nicht in der bequemen Lage des Löwen war, durch einen einzigen Schlag mit der Tatze ſeine Beute zu ſichern, pflegte unabläſſig ſeinen Münzherrn, die Lieferanten, ja ſogar ſeinen Kaſſirer, die Geſellen und Jungen zu bevortheilen, vom übrigen Volke ganz zu geſchweigen. Nicht beſſer machten es die andern genannten Helfer. Jedes Hand war gegen die des andern, und der Fluch, welcher nach der Sage auf dem Gold der deutſchen Zwerge liegt, ſchien im 17. Jahrhundert noch alle die zu verderben, welche die glänzenden Metalle in Geld verwandelten. — Das gewöhnliche Geſchäftsverfahren war folgendes.

Der Münzmeiſter kaufte das Metall ein, beſtritt die Koſten des Prägens und zahlte für jede Mark Kölniſch, welche er ſchlug, dem Landesherrn noch einen Schlagſchatz, welcher, wie es ſcheint, für gewöhnlich vier gute Groſchen betrug. Er mußte aber das feine Silber theuer bezahlen, die Löhne und die Zuthaten ſtiegen fortwährend im Preiſe. Da half er ſich. Wenn er dem Münzherrn wöchentlich für tauſend bis zweitauſend Mark den Schlagſchatz zahlte, ſo verſchwieg er ihm fünfzig Mark, die er außerdem geprägt hatte, und behielt den Schlagſchatz derſelben für ſich; er prägte ferner ſcharf, d. h. er machte das Geld am Silbergehalt um einen halben Gran ſchlechter, als es ſein ſollte (was geſetzlich noch erlaubt war), er ſchlug je hundert Mark am Gewicht um etwa vier Loth zu leicht, was von niemandem gemerkt wurde, und wenn er wußte, daß das Geld ſogleich in entfernte Gegenden, beſonders nach Polen verführt werden ſollte, ſo brach er am Gewicht noch dreiſter ab. Nicht ſauberer war der Verkehr mit den Lieferanten, welche ihm das Metall herbeiſchafften. Durch ganz Deutſchland zog ſich damals ein heimlicher Handel, der vom Geſetz hart verpönt und von den ſtädtiſchen Thorwächtern mit vielem Spürſinn verfolgt wurde, der Handel mit gemünztem Metall und mit eingeſchmolzenem Geld. Was der Soldat an Beute gewonnen, was der Dieb aus der Kirche geſtohlen hatte, wurde von den Hehlern zu flachen Kuchen oder kegelförmigen Maſſen verſchmolzen, welche in der Kunſtſprache „Plantſchen" und „Könige" hießen; was dem Gelde durch Beſchneiden abgekippt war und was ſonſt unter falſchem Namen vorſichtig verſandt werden mußte, das wurde aus dem Schmelztiegel über naſſe Beſenreiſer gegoſſen und ſo gekörnt. Außerdem aber wurde von unermüdlichen Aufkäufern das gut geprägte Geld gegen ſchlechteres eingetauſcht; kleine Wechsler, meiſt wandernde Juden, zogen von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des deutſchen Reiches, und ſammelten, ähnlich wie jetzt die Lumpenſammler, ihre Waare von dem Landmann, dem Kriegsknechte, dem Bettler. Aller Herren Angeſicht, alle Wappen und Umſchriften, Roß und Mann, Löwe, Schaf und Bär, Thaler und Heller, die Heiligen von Köln und Trier und die Denkmünzen des Ketzers Luther wurden für die Münzen zuſammengekauft, getauſcht, geſammelt. Die heimliche Waare wurde dann in Fäſſer mit Ingwer, Pfeffer, Weinſtein gepackt, als Bleiweiß verzollt, in Tuchballen und Rauchwerk geſchlagen. Es gab Reiſewagen mit doppeltem Boden, welche beſonders zu ſolcher Beförderung eingerichtet waren. Noch beſſerer Schutz war als Reiſegefährte ein Geiſtlicher, für den allerbeſten galt ein Trompeter, welcher dem Händler den Anſchein eines fürſtlichen Couriers gab. Traf ſich's, daß ein vornehmer Herr nach derſelben Gegend reiſte, ſo war es am bequemſten dieſen zu beſtechen, denn er und ſein Gefolge, ihre Wagen und Pferde wurden an den Stadtthoren nicht unterſucht. Oder der Agent verkleidete ſich ſelbſt in einen vornehmen Herrn oder Soldaten, und ließ die Laſt durch die Reitpferde oder ſeine Knechte fortſchaffen. Zuweilen mußte der Münzmeiſter unter dem Vorwande eines Beſuches bei guten Freunden dem Agenten bis an die Grenze entgegenfahren; dann gingen fern von Menſchenwohnungen auf einſamer Haide oder in einer Waldeslichtung die koſtbaren Waaren auf Kaufmanns Parole aus einer Hand in die andere.

Unterdeß trug der kleine jüdiſche Händler ſeinen Lederſack mit alten Groſchen bei Nacht auf Seitenwegen über die Grenze, in zwiefacher Furcht, vor den Räubern und vor den Hütern des Geſetzes. Der lederne Sack, ſein breitkrämpiger Hut und der gelbe Tuchring am Rocke, das Abzeichen des Juden im Reiche, wurde am häufigſten in der Münze geſehen. Und es beſtand zwiſchen dem Händler und dem Münzmeiſter ein vertrauliches Geſchäftsverhältniß: der Münzmeiſter erlaubte zuweilen dem Juden, das Bruchſilber im verſiegelten Lederſack in die Schmelztiegel zu werfen, damit nicht geſtohlenes Gut an das Tageslicht komme.*) Aber allerdings war auch dieſe Vertraulichkeit nicht ohne Hintergedanken. Denn dem Juden begegnete wol, daß ſich unter hundert Mark die er in Thalern lieferte, eine Mark falſcher Thaler miſchte, oder daß ihm die Säcke mitſammt den Münzen unterwegs naß geworden waren, was ihrer Schwere einige Loth zuſetzte, oder daß ihm zwiſchen gekörntes Silber feiner weißer Uhrenſand kam, der doch mitwog. Dafür entſchädigte ſich der Münzmeiſter, indem er die Wagſchalen ſo zu hängen wußte, daß die eine Seite des Balkens kürzer wurde, oder indem er durch Heraufſchnellen und langſames Herunterlaſſen der Wagſchalen trotz dem lothrechten Stand des Züngleins die Waare um einige Loth leichter machte, oder er fälſchte gar die Gewichte. Und was der Meiſter nicht that, das wagten die Münzjungen. Wenn der Lieferant noch ſo vorſichtig war, ſie wußten ihm unter die Schmelzproben des bereits abgewogenen Silbers Kupferſtaub zu miſchen, um die Probe ſchlechter zu machen, als ſie wirklich war. In ſolcher Weiſe war der Verkehr auch bei den Münzſtätten, welche auf das Geſetz noch Rückſicht nahmen.

---

*) Noch im 18. Jahrhundert, ſ. z. B. Entdeckter jüdiſcher Baldober. Koburg 1737. S. 408.

Außer den geprüften Münzern aber gab es in den meiſten der zehn Kreiſe noch andere von leichterem Gewiſſen und kühnerer Thätigkeit. Nicht geradezu Falſchmünzer in unſerem Sinne, obgleich auch dergleichen Arbeit mit großer Rückſichtsloſigkeit betrieben wurde. Es waren Münzer im Dienſt eines Kreisſtandes, welcher das Recht zu prägen hatte; dieſer Standesherren und Städte waren aber zur Zeit ſehr viele, und allen lag ihr Münzrecht am Herzen, weil es Einnahme brachte. Deshalb wurde von ihnen auch gegen die Reichsbeſchlüſſe, welche die Pflicht auferlegten, das Geld in einer geſetzlichen Kreismünze prägen zu laſſen, auf ihrem eigenen Gebiet kräftig gemünzt. Zuweilen verpachteten ſie ihr Münzrecht gegen eine Jahresrente, ja ſie verkauften ihre Münzſtätte an andere Herren, ſogar an gewinnſüchtige Unternehmer. Dergleichen unregelmäßige Prägſtellen wurden „Heckenmünzen“ genannt. Und in ihnen fand eine planmäßige Verderbniß des Geldes ſtatt. Nach der Berechtigung des Münzers wurde nicht gefragt, wer mit Feuer und Eiſen umzugehen wußte, verdang ſich zu ſolchem Werk. Auf den vorgeſchriebenen Feingehalt und das Gewicht des Geldes ward wenig Rückſicht genommen, es ward mit falſchen Stempeln geprägt und auf leichte Münzen Bild des Landesherrn und Jahreszahl aus einer beſſern Zeit geſchlagen, ja es wurden in wirklicher Falſchmünzerei die Stempel fremder Münzen nachgeſtochen. Den neugeprägten Münzen ward dann durch Weinſtein oder Lothwaſſer der neue Glanz genommen. Alles unter dem Schutz des Landesherrn. Das Vertreiben des ſo geprägten Geldes erforderte alle Schlauheit und Vorſicht der Händler, und es bildete ſich hier ein Geſchäftsbetrieb, bei welchem, wie ſich vermuthen läßt, viele Zwiſchenträger betheiligt waren. Auf Reichstagen und Kreisverſammlungen hatte man ſeit ſiebenzig Jahren gegen die Heckenmünzen donnernde Verfügungen erlaſſen, aber ohne Erfolg. Ja, ſeit Einführung des guten Reichsgeldes waren ſie häufiger und arbeitſamer geworden, denn ſeit der Zeit lohnte ihre Arbeit beſſer.

So war es ſchon vor dem Jahre 1618. Die kleinen wie die großen Landesherren brauchten Geld und wieder Geld. Da fingen einige Reichsfürſten an — die Braunſchweiger waren leider unter den erſten — die Arbeiten der verrufenſten Heckenmünzer zu übertreffen. Sie ließen ſtatt von Silber in einer ſchlechten Miſchung von Silber und Kupfer ſchwere und leichte Landesmünze ſchlagen. Bald wurde verſilbertes Kupfer daraus. Zuletzt ſchlug man z. B. in Leipzig das kleine Geld gar nicht mehr von Kupfer, das man höher verwerthen konnte, ſondern die Stadt gab ſtatt deſſen eckiges Blech mit einem Stempel aus. Wie die Peſt griff dieſe Entdeckung, Geld ohne große Koſten zu machen, um ſich. Aus den beiden ſächſiſchen Kreiſen verbreitete ſie ſich nach den rheiniſchen und ſüddeutſchen. Hundert neue Münzen wurden errichtet. Wo ein verfallener Thurm für Schmiede und Blaſebalg feſt genug ſchien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und ſchlechtes hinauszufahren, da niſtete ſich eine Bande Münzer ein. Kurfürſten und Herren, geiſtliche Stifter und Städte wetteiferten miteinander, aus Kupfer Geld zu machen. Auch das Volk wurde angeſteckt. Seit Jahrhunderten hatten Goldmacherkunſt und Schatzgräberei die Einbildungskraft des Volkes beſchäftigt, jetzt ſchien die glückliche Zeit gekommen, wo jeder Fiſchtiegel ſich auf des Münzers Wage in Silber verwandeln konnte. Es begann ein tolles Geldmachen. Daß reines Silber und altes Silbergeld im kaufmänniſchen Verkehr auffallend und unaufhörlich theurer wurden, ſo daß endlich für einen alten Silbergulden vier, fünf und mehr Gulden gezahlt werden mußten, und daß die Preiſe der Waaren und Lebensmittel langſam höher ſtiegen, das kümmerte die Menge nicht, ſolange das neue Geld, deſſen Erzeugung ſich ja ins Unendliche vermehren ließ, immer noch willig genommen wurde. Das geſammte Volk, ohnedies aufgeregt, gerieth zuletzt in einen wilden Taumel. Ueberall ſchien Gelegenheit, ohne Arbeit reich zu werden. Alle Welt legte ſich auf Geldhandel. Der Kaufmann machte Geldgeſchäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Uebervortheilen riß ein. Der moderne Schwindel mit Actien und Börſenpapieren gibt nur eine ſchwache Vorſtellung von dem Treiben damaliger Zeit. Wer Schulden hatte, jetzt eilte er ſie zu bezahlen. Wem der gefällige Münzer einen alten Braukeſſel in Geld umſchlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen.*) Wer Gehalte, Sold und Löhne auszuzahlen hatte, der fand es ſehr bequem, die Summen in weißgeſottenem Kupfer hinzuzahlen. In den Städten wurde nur noch wenig gearbeitet und nur um ſehr hohes Geld.

---

*) „Das neue Geld war faſt lauter Kupfer, nur geſotten und weiß gemacht, das hielt etwa acht Tage, dann wurde es zunderroth. Da wurden die Blaſen, Keſſel, Röhren, Rinnen und was ſonſt von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht. Ein ehrlicher Mann durfte ſich nicht mehr getrauen, jemanden zu beherbergen, denn er mußte Sorge tragen, der Gaſt breche ihm in der Nacht die Ofenblaſe aus und laufe ihm davon. Wo eine Kirche ein altes kupfernes Taufbecken hatte, das mußte fort zur Münze und half ihm keine Heiligkeit, es verkauften's die darin getauft waren.“ Müller, Chronika von Sangerhauſen, S. 10.

Denn wer einige alte Thaler, Goldgulden oder anderes gutes Reichsgeld als Nothpfennig in der Truhe liegen hatte, — wie damals faſt jedermann, — der holte ſeinen Vorrath heraus und ſetzte ihn vergnügt in das neue Geld um, da der alte Thaler merkwürdigerweiſe vier, ja ſechs und zehn Mal ſo viel zu gelten ſchien als früher. Das war eine luſtige Zeit. Wenn Wein und Bier auch theurer waren als ſonſt, ſie waren es doch nicht in demſelben Verhältniß wie das alte Silbergeld. Ein Theil des Gewinnes wurde im Wirthshaus verjubelt. Auch geneigt zu geben war man in ſolcher Zeit. Die ſächſiſchen Stände bewilligten auf dem Landtage zu Torgau mit Leichtigkeit einen hohen Zuſchlag zur Landſteuer, war doch Geld überall im Ueberfluß zu haben! Auch zum Schuldenmachen war man ſehr bereit, denn überall wurde Geld zu günſtigen Bedingungen angeboten und überall konnte man Geſchäfte damit machen. Deshalb wurden von allen Seiten große Verpflichtungen übernommen. — So trieb das Volk in ſtarker Strömung zum Verderben.

Aber es kam die Gegenſtrömung, zuerſt leiſe, dann immer ſtärker. Zuerſt klagten alle die, welche von feſtem Gehalt ihr Leben beſtreiten mußten, am lauteſten die Pfarrgeiſtlichen, am ſchmerzlichſten die Schullehrer, die armen Kalmäuſer. Wer ſonſt von zweihundert Gulden gutem Reichsgeld ehrlich gelebt hatte, der bekam jetzt zweihundert Gulden leichtes Geld, und wenn auch, wie allerdings oft geſchah, die Gehalte um einiges, bis zum vierten Theil, erhöht wurden, er konnte ſelbſt mit dem Zuſchuß nicht die Hälfte, ja bald nicht den vierten Theil der nothwendigſten Ausgaben beſtreiten. Die geiſtlichen Herren ſchlugen wegen dieſes unerhörten Falls in der Bibel nach, fanden darin einen unverkennbaren Widerwillen gegen alle Heckenmünzerei und begannen gegen das leichte Geld von den Kanzeln zu predigen. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, ſolange es gehn wollte, dann entliefen ſie und vermehrten den Troß der Vagabunden, Bettler, Soldaten. Die

Dienſtboten wurden zunächſt aufſätzig. Der Lohn von durchſchnittlich zehn Gulden aufs Jahr reichte ihnen jetzt kaum hin, ihre Schuhe zu bezahlen. In allen Häuſern gab es Gezänk mit der Brodherrſchaft, Knechte und Mägde entliefen, die Knechte ließen ſich anwerben, die Mägde verſuchten es auf eigne Hand. Unterdeß verlor ſich die Jugend von den Schulen und Univerſitäten. Wenige bürgerliche Eltern waren damals ſo wohlhabend, daß ſie ihre Söhne in der Studienzeit ganz aus eigenen Mitteln erhalten konnten. Dafür gab es eine Menge Stipendien, ſeit Jahrhunderten hatten fromme Leute den armen Studenten Geld geſtiftet. Der Werth der Stipendien ſchwand dem Schüler jetzt plötzlich dahin, ſein Credit in der fremden Stadt war bald erſchöpft, vielen Studirenden wurde der Lebensunterhalt unmöglich, ſie verfielen der Armſeligkeit und den Verſuchungen der blutigen Zeit. Noch kann man in mehren Selbſtbiographien ehrbarer Theologen leſen, welche Noth ſie damals ertragen mußten. Dem einen wurde zur Rettung, daß er in Jena alle Tage für vier Pfennige Semmel auf das Kerbholz ſeines Magiſters ſchneiden durfte, ein anderer vermochte durch Stundengeben in der Woche achtzehn Batzen zu erwerben, die er aber ſämmtlich für trockenes Brot ausgeben mußte.

Die Unzufriedenheit griff weiter. Zunächſt die Kapitaliſten, welche ihr Geld ausgeliehen hatten und von den Zinſen (damals in Mitteldeutſchland fünf, ſelten ſechs Procent) lebten. Sie waren vor Kurzem als wohlhabende Leute viel beneidet worden, jetzt reichten ihre Einnahmen vielleicht kaum hin, ihr Leben zu erhalten. Sie hatten tauſend gute Reichsthaler ausgeliehen, und jetzt zählte ihnen der Schuldner eilig tauſend Thaler in neuem Gelde auf den Tiſch. Sie forderten ihr gutes altes Geld zurück, zankten und klagten vor Gericht; aber was ſie zurückerhalten hatten, trug des Landesherrn Bild und das alte Werthzeichen, es war geſetzlich geprägtes Geld, und der Schuldner konnte ſich mit Recht darauf berufen, daß auch er ſolches Geld in Kapital, Zinſen und für Arbeit empfangen hatte. So entſtanden zahlloſe Rechtshändel und die Juriſten kamen in arge Verlegenheit. Endlich geriethen die Städte, die Landesherren ſelbſt in Beſtürzung. Sie hatten gern das neue Geld ausgegeben, und viele von ihnen hatten es maßlos gemünzt. Jetzt aber bekamen ſie bei allen Steuern und Abgaben auch nur ſchlechtes Geld wieder ein, für hundert Pfund Silber jetzt hundert Pfund verſilbertes Kupfer, während auch für ſie Alles theurer geworden war und ein Theil ihrer Ausgaben durchaus in gutem Silber gemacht werden mußte. Da verſuchten die Regierungen ſich durch neue Unredlichkeiten zu helfen. Sie hatten erſt das gute Reichsgeld durch einen Zwangscurs niederzuhalten geſucht, jetzt ſetzten ſie plötzlich den Werth ihres eigenen Geldes herab, wieder mit Zwangscurs und Strafdrohung für alle, die ihm weniger Werth gönnen würden. Aber das falſche Geld ſank doch unaufhaltſam unter den verordneten Werth. Da verboten einzelne Regierungen ihr eigenes Landesgeld, das ſie eben erſt gemünzt hatten, für Steuern und Abgaben. Sie ſelbſt weigerten ſich wiederzunehmen, was ſie in den letzten Jahren geprägt hatten. Jetzt erſt merkte das Volk die ganze Gefahr ſeiner Lage. Ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld brach los. Es ſank auch im Tagesverkehr bis auf ein Zehntheil ſeines Nennwerthes. Die neuen Heckenmünzen wurden als Neſter des Teufels verſchrien, die Münzer und ihre Agenten, die Geldwechsler und wer ſonſt aus dem Geldhandel Geſchäft gemacht, wurden Gegenſtände des allgemeinen Abſcheus. Damals wurde in Deutſchland für ſie die Volksbezeichnung Kipper und Wipper allgemein. Die Wörter kamen von den Niederſachſen: kippen ſowol auf der Geldwage betrügeriſch wiegen als auch Geld beſchneiden, und wippen das ſchwere Geld von der Wagſchale werfen.*) Man ſang Spottlieder auf ſie. In dem

---

*) In den Reichstagsabſchieden kommen die Worte vor dem dreißigjährigen Kriege nicht vor, ſie erſchienen 1621 noch ziemlich neu.

Rufe der Wachtel glaubte man ihren Namen zu hören, und der Pöbel ſchrie „kippediwipp“ hinter ihnen her, wie „hep“ hinter den Juden. An vielen Orten rottete ſich das Volk zuſammen und ſtürmte ihre Wohnungen. Noch lange Jahre nachher, nach allen Schrecken des langen Krieges, galt es für eine beſondere Schande, wenn einer in der Kipperzeit zu Geld gekommen war. Ueberall entſtanden Unordnungen, Aufläufe; die Bäcker wollten nicht mehr backen, ihre Läden wurden zerſchlagen; die Fleiſcher wollten zur vorgeſchriebenen Taxe nicht mehr ſchlachten; Bergleute, Studenten, Soldaten tobten in wildem Aufruhr; die Stadtgemeinden verſanken in Schulden bis zur Zahlungsunfähigkeit, z. B. das wohlhabende Leipzig. Aller Handel und Verkehr hörte auf, das alte Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft krachte und drohte auseinander zu brechen. Die kleine Literatur trieb und ſteigerte die Stimmung, und wurde ſelbſt durch den wachſenden Unwillen gehoben. Die Gaſſenlieder begannen, die fliegenden Bilderbogen folgten. Die Kipper wurden unermüdlich abconterfeit, mit Höllenflammen an Haupt und Füßen, auf einer unſicheren Kugel ſtehend, von zahlreichen, düſteren Abzeichen umgeben, worunter der Strick und lauernde Raben nicht fehlten, oder in ihrer Münzſtätte, Geld einſammelnd und ausfahrend, ihnen gegenüber die betende Armuth; die verſchiedenen Stände wurden abgeſchildert, wie ſie den Geldwechslern ihren ſauern Verdienſt aufzählen, Soldaten, Bürger, Witwen und Waiſen; der Höllenrachen wies ſich geöffnet und die Wechsler wurden durch einige Teufel emſig hineingeſchleppt, Alles im Zeitgeſchmack mit allegoriſchen Figuren und lateiniſchen Sinnſprüchen verziert und durch zornige deutſche Verſe für jedermann verſtändlich gemacht.

Wie im Volke erhob ſich der gewaltige Sturm unter den Gelehrten. Die Pfarrgeiſtlichen ſchrien und verdammten laut, nicht nur von der Kanzel, auch durch Flugſchriften. Eine Broſchürenliteratur begann, welche anſchwoll wie ein Meer.

Einer der erſten, welche gegen das neue Geld ſchrieben, war M. Andreas Lampe, Pfarrer zu Halle. In einer kräftigen Abhandlung: „Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, Leipzig 1621“, bewies er mit zahlreichen Sprüchen aus dem alten und neuen Teſtament, daß alle Handwerke und Berufsarten durch göttliche Anordnung in die Welt gekommen ſeien, ſogar die Scharfrichter, die Kipper aber durch den Teufel, worauf er mit guten Strichen das Unheil, welches ſie angerichtet, charakteriſirte. Er hatte noch harte Anfechtungen zu erdulden, und wie vorſichtig er auch die Obrigkeit ſchonte, es wurde ihm doch mit Klagen gedroht, ſo daß er für gut fand, ein rechtfertigendes Urtheil des Schöppenſtuhls zu Halle zu erwerben. Bald aber folgten ihm zahlreiche Amtsbrüder. Die Streitſchriften dieſer geiſtlichen Herren erſcheinen uns unbehilflich; man thut doch gut, ſie mit Achtung durchzuſehen, denn die proteſtantiſche Geiſtlichkeit vertrat immer noch die Bildung und Redlichkeit des Volkes. Im Jahre 1621 freilich waren die Herren nicht gewöhnt irdiſches Behagen zu entbehren, und die Rückſicht auf ihr eigenes Wohlbefinden hatte einen reichlichen Antheil an dem Feuer, mit welchem ſie die Kipperei verfolgten.

Die Prediger bannten den böſen Feind, die theologiſchen Facultäten ließen bald das ſchwere Geſchütz ihrer lateiniſchen Gründe folgen, und wie grimmig Prieſterhaß ſei, zeigte z. B. das Conſiſtorium zu Wittenberg, als es den Kippern den Genuß des Abendmahls und ehrliches Begräbniß verſagen wollte. Endlich kamen auch die Rechtsgelehrten mit ihren Fragen, Informationen, ausführlichen Münzbedenken und Recapitulationen. Die Antworten, welche ſie in dicken Abhandlungen gaben, waren faſt immer ſehr weitſchweifig und ihre Beweisgründe nicht ſelten ſpitzfindig; aber ſie waren doch dringend nöthig geworden, denn der Streit über Mein und Dein, zwiſchen Gläubiger und Schuldner ſchien unabſehbar, und unzählige Rechtshändel drohten die Leiden des Volkes ins Unerträgliche zu verlängern. Ob, wer ſchweres Geld ausgeliehen, Kapital und Zinſen in leichtem Geld zurücknehmen müſſe, und wieder, ob einer, der leichtes Geld ausgeliehen, die Rückzahlung der vollen Kapitalſumme in ſchwerem Gelde beanſpruchen dürfe, das war am häufigſten Gegenſtand der Unterſuchung. Es muß hier bemerkt werden, daß in vielen Fällen, wo das Geſetz und der Scharfſinn ſtreitender Juriſten nicht ausreichten, ein gutes Billigkeitsgefühl, welches im Volke lebte, den Streit beendigte. Denn damals, wo die Regierungen im Allgemeinen ſchlecht und auch das gewiſſenhafte Rechtsverfahren ſehr umſtändlich und koſtſpielig war, mußte der praktiſche Sinn den Einzelnen über Vieles weghelfen. Ein kleines Flugblatt, worin erzählt wird, wie ſich in einem beſtimmten Falle der geſunde Menſchenverſtand des Dorfſchulzen zu ſeinem Recht verholfen hatte, hat ſicher nicht weniger genützt als eine dickleibige, halb lateiniſche, halb deutſche „Informatio“.

In der papiernen Fluth, welche uns von der damaligen Aufregung Kunde gibt, ſind es einzelne Bogen, an denen unſer Antheil am meiſten haftet, die Aeußerungen gebildeter und welterfahrener Männer, welche in volksthümlicher Form kurz und wirkſam zu ſagen wiſſen, worauf es ankommt. Aus verſchiedenen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ſind uns einzelne ſolcher Flugſchriften erhalten, in denen wir noch heute entweder Entſchiedenheit des Charakters oder Kraft der Sprache oder echt ſtaatsmänniſche Einſicht zu bewundern haben. Vergebens fragen wir nach dem Namen der Verfaſſer. Hier ſei nur an eine ſolche Schrift erinnert. Ihr Titel iſt: „Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, geſtellt durch *Kniphardum Wipperium. 1622. Fragfurt.*“

Der Verfaſſer hat den wackern Lampe zum Gegenſtand ſeines Angriffs gewählt; der vorſichtige Eifer des ſächſiſchen Geiſtlichen, deſſen vornehme Amtsgenoſſen ſelbſt in dem Rufe ſtanden, Kipper zu ſein (z. B. der berüchtigte Hofprediger Hoe, der böſe Geiſt des Kurfürſten), hatte die Entrüſtung eines ſtärkeren Geiſtes hervorgerufen. Es iſt ein männliches Urtheil und eine ſehr berechtigte demokratiſche Stimmung, welche aus den ſtarken Ausdrücken dieſer Schrift zu uns redet. Was ihr eigentlicher Inhalt ſei, mag man nach folgenden Stellen beurtheilen.

„Ich habe noch keinen einzigen Pfennig, geſchweige gröbere Münze geſehen, worauf der Kipper und Wipper Namen, Wappen oder Gepräge ſtände, noch viel weniger wird man als Umſchrift den neuen Wachtelgeſang „Kippediwipp“ darauf finden. Sondern man ſieht darauf wol ein ſonſt bekanntes Gepräge oder Bild, und wird der Kipper oder Wipper nicht mit dem geringſten Buchſtaben gedacht.“

„Kann aber der Herr Magiſter die Sache noch nicht recht verſtehn, ſo frage er doch, wer die alten Keſſel am theuerſten eingekauft hat, damit die Münzen befördert würden; wenn das geſchieht, wird der Herr Magiſter in Wahrheit erfahren, wer das kupferne und blecherne Geld geprägt hat. Denn wahrlich, ſo mancher alte Keſſel, worin ſo mancher gute Grütz- oder Hirſebrei gemacht iſt, auch ſo manche gute alte Pfanne, worin ſo viel gutes Bier und ſo mancher ſchöne Trunk Breihahn gekocht wurde, iſt verſchmolzen und vermünzet worden, und dieſes iſt nicht von den gemeinen Kippern, ſondern von den Erzkippern geſchehen. Denn die andern haben keine Regalia zu münzen, und ob ſie gleich als die Spür- und Jagdhunde ſolches ausgeſpürt und aufgetrieben, ſo haben ſie es doch nur auf Befehl andern abgejagt und ſind alſo nicht in ſo ſchwerer Verdammniß, als diejenigen (ſie mögen heißen wie ſie wollen) ſo die Regalia vom Reich haben und dieſelben zum merklichen Schaden deutſchen Landes mißbrauchen.“ —

„Keiner will in jetziger Zeit der Katze die Schelle anhängen oder, wie Johannes dem Herodes, die Wahrheit ſagen. Aber auf die armen Schelme, die Kipper und Wipper, ſchimpft jedermann, während dieſe doch bei ſolchem Wechſelgeſchäft nichts aus eigener Macht thun, ſondern was ſie thun, geſchieht alles mit Wiſſen, Willen und Beifall der Obrigkeit. Und leider bekommen ſie in jetziger Zeit viel Concurrenten. Denn ſobald jemand einen Pfennig oder Groſchen bekommt, der ein wenig beſſer iſt als ein anderer, ſo will er ſogleich damit wuchern. Deshalb geht es auch ſo her, wie die Erfahrung zeigt: die Aerzte verlaſſen ihre Kranken und denken viel mehr an den Wucher als an Hippokrates und Galenus; die Juriſten vergeſſen ihre Acten, hängen ihre Praxis an die Wand, nehmen die Wucherei zur Hand und laſſen über Bartholus und Baldus leſen, wer da will. Daſſelbe thun auch andere Gelehrte, ſtudiren mehr Arithmetik als Rhetorik und Philoſophie; die Kaufleute, Krämer und andere Handelsleute treiben jetziger Zeit ihr größtes Gewerbe mit der kurzen Waare, die mit dem Münzſtempel bezeichnet iſt.“ —

„Aus dieſem iſt nun zu erſehen, daß zwar die „ungehangenen, diebiſchen, eidvergeſſenen, ehrloſen“ Kipper und Wipper nicht ganz zu entſchuldigen, aber doch auch nicht in ſo großer Verdammniß ſind, als wenn ſie eben causa principalis von dem Verderben des deutſchen Landes wären. Leider habe ich allerdings große Sorge, wenn's einmal an ein Teufelholen oder Aufhenken gehn wird, ſo werden die Kipper und Wipper, Wechsler und Wucherer, Juden und Judengenoſſen, Helfer und Helfershelfer, ein Dieb mit dem andern zum Teufel hinſchlendern oder mit einander zugleich aufgehenkt werden, wie jener Wirth mit ſeinen Geſellen. Doch mit einem Unterſchied. Denn es behalten ihre Principale und Patrone billig die Prärogative und Präeminenz, wie denn etliche davon allbereits dahin vorausgeſandt ſind. Die andern werden in kurzem auch an den vorbeſtimmten Ort folgen, und es hilft alsdann nichts, man mache ihnen carmina oder crimina, Verhöre oder Lobgedichte zu dieſer Hinnenfahrt, — facilis descensus Averni, — ſie werden den Weg wol finden und bedürfen kein Glück dazu, der Teufel wird ſie kuppeln all an einen Strick, und wären die Schelme noch ſo dick. Fiat.“ —

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß den Landesherren von mehren Seiten eine ähnliche Auffaſſung ihrer geſellſchaftlichen Ausſichten im Jenſeits zu Ohren kam. Jedenfalls erkannten auch ſie, daß nur die ſchleunigſte Hilfe retten könnte. Es gab keinen anderen Ausweg als die Herabſetzung und die eiligſte Einziehung der neuen Münzen und eine Rückkehr zu den alten guten Reichsmünzen. Die Fürſten und Städte verriefen alſo in der erſten Sorge ihr neues Geld, benutzten dieſe Verfügungen, um ihren — nicht eben alten — Abſcheu vor ſchlechter Münze auszuſprechen, und ließen wieder ehrlich mit dem Schrot und Korn prägen, die das Reichsgeſetz vorſchrieb. Und um der maßloſen Theuerung zu ſteuern, beeilten ſie ſich Tarife der Waaren und Löhne bekannt zu machen, worin die höchſten erlaubten Preiſe feſtgeſetzt wurden. Es verſteht ſich, daß dies letztere Heilmittel auf die Dauer ſo wenig nutzen konnte, als das berühmte Edict Diocletian's dreizehnhundert Jahre vorher. Allein für den Augenblick half der Zwang, welchen es z. B. den ſtädtiſchen Wochenmärkten, den Tagearbeitern wie den Innungen anthat, doch dazu, die ausgetretenen Fluthen in das alte Bett zurückzuführen.

Und jetzt folgte dem Taumel, dem Schrecken, der Wuth eine troſtloſe Ernüchterung. Die Menſchen ſahen einander an wie nach einer großen Peſt. Wer ſicher auf ſeinem Reichthum geſeſſen hatte, war heruntergekommen. Mancher ſchlechte Abenteurer ritt jetzt als vornehmer Herr in Sammt und Seide. Im Ganzen war das Volk viel ärmer geworden. Es war lange kein großer Krieg geweſen und viele Millionen in Silber und Gold, die Erſparniſſe der kleinen Leute, hatten ſich in Dorf und Stadt vom Vater auf den Sohn vererbt; dieſes Sparbüchſengeld war in der böſen Zeit zum größten Theil verſchwunden, es war verjubelt, für Tand ausgegeben, zuletzt für Lebensmittel zugeſetzt. Aber nicht dies war das größte Unheil, ein größeres war, daß in dieſer Zeit Bürger und Landmann gewaltſam aus dem Gleiſe ihrer redlichen Tagesarbeit herausgeriſſen wurden. Leichtſinn, abenteuerndes Weſen und ruchloſe Selbſtſucht griffen um ſich. Die zerſtörenden Gewalten des Kriegs hatten einen ihrer böſen Geiſter vorausgeſandt, das feſte Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft zu lockern und ein friedliches, arbeitſames und ehrliches Volk zu gewöhnen an das Heer von Leiden und Verbrechen, welches kurz darauf über Deutſchland hereinbrach.

Die Jahre 1621—23 hießen fortan die Zeit der Kipper und Wipper. Die Verwirrung, die Aufregung, die Händel und die Flugſchriften dauerten bis in das Jahr 1625. — Die Lehre, welche ſich die Fürſten aus den Folgen ihres frevelhaften Thuns ziehen konnten, hielt gegenüber ſpätern Verſuchungen nicht Stand. Es ſchien noch am Ende des 17. Jahrhunderts unmöglich, den Heckenmünzen und der immer wieder eintretenden Verſchlechterung des Geldes gründlich abzuhelfen. —

Während Tilly die Niederſachſen beſiegte, als Wallenſtein im nördlichen Deutſchland hauſte, wogte die kleine Literatur in niedrigeren Wellen. Nach jedem Treffen, jeder Einnahme einer Stadt erſchienen Kupferſtiche mit Text, welche die Aufſtellung der Truppen, das Ausſehen der Stadt ſchilderten; unregelmäßige Zeitungen und Trauerlieder gaben Kunde von den Fortſchritten der Kaiſerlichen, dem Untergange des Mansfelders. Dazwiſchen entſetzten greuliche Verordnungen des Kaiſers, der jetzt die Evangeliſchen aus ſeinem geſicherten Beſitz hinauswarf oder durch Gewalt zu ſeiner Kirche zurückzwang, fruchtloſe Schreiben des Kurfürſten von Sachſen an den Kaiſer. Der Kurfürſt ließ endlich gegen die wachſenden Angriffe der katholiſchen Theologen eine Vertheidigung der augsburgiſchen Confeſſion drucken. Dieſes umfangreiche Werk, „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels" genannt (1628), rief ſogleich einen theologiſchen Krieg hervor, maſſenhaft eilten Gegner und Bundesgenoſſen ins Feld. „Brill auf den evangeliſchen Augapfel", „Scharfes rundes Auge auf den römiſchen

Pabſt“, „Wer hat das Kalb ins Aug geſchlagen?“ „Katholiſcher Oculiſt oder Staarſtecher“, „Venetiſche Brillen auf lutheriſche Naſen“ u. ſ. w., das ſind die herausfordernden Titel einiger der geleſenſten Zankſchriften. Aber dieſer gelehrte Streit wurde übertönt zuerſt durch lautes Klagegeſchrei gegen Wallenſtein, das von Pommern her durch alle Landſchaften drang: der Kampf um Stralſund, die ſchändliche Behandlung des Pommerherzogs und ſeines Landes, zuletzt noch die greuliche Mißhandlung der Männer und Frauen von Paſewalk. Und wieder ſchwand die Klage in einem Freudengeſchrei aller Proteſtirenden. Wieder erhob ſich Hoffnung und Zuverſicht; diesmal war es ein Mann, dem die Nation in dem echt deutſchen Bedürfniß zu lieben und zu verehren entgegenjauchzte. Was die Deutſchen ſeit hundert Jahren entbehrt hatten, das ſtieg aus dem Norden zu ihnen ans Land, ein Liebling, ein Held. Aber er war ein Fremder.

Auch für uns liegt in der Geſtalt Guſtav Adolf's noch viel von dem hellen Glanze, der ihn vor den Augen der Mitlebenden ſo ſehr von allen Feldherren und Fürſten unterſchied. Es ſind nicht ſeine Siege, nicht ſein ritterlicher Tod, auch nicht der Umſtand, daß er wie eine letzte Hilfe dem hoffnungsarmen Volksthum erſchien, was ihn zu einer einzigen Geſtalt in dem langen Kampfe machte. Es war der Zauber einer großen Perſönlichkeit, die feſt, ſicher, wie unfehlbar über die blutigen Kampffelder dahinritt, von Kopf zu Fuß Beharrlichkeit, Entſchloſſenheit, markige Thatkraft. Und ſieht man näher zu, ſo erſtaunt man, welch ſtarke Gegenſätze ſich in dieſem Charakter zu bewundernswerther Einheit banden. Kein Feldherr war planvoller und größer im methodiſchen Kriege. Zucht im Heere, Ordnung in der Verpflegung, ſichere Baſen und Rückzugslinien für jede ſtrategiſche Unternehmung, das waren die Forderungen, die er bei ſeiner Ankunft auch an die deutſche Kriegführung ſtellte. Auch ihn, den ſtarken Kriegsfürſten, drängte eine unwiderſtehliche Nothwendigkeit von ſeinen guten Grundſätzen ab, aber unaufhörlich ſtemmte er die ganze Kraft ſeines Weſens wider den wilden Freibeuterkrieg, der um ihn raſte. Und doch denſelben regelmäßigen Mann trieb ſtill im Innerſten ein tollkühner Muth zu dem Gewagteſten, auch in der Schlacht war ſein Weſen wunderbar gehoben, wie bei einem edlen Kampfroß. Dann leuchtete es wie ein Wetter in ſeinen Augen, höher war ſeine Geſtalt, ein Lächeln auf ſeinem Antlitz. Und wieder, wie wundervoll iſt in ihm, dem Menſchen, die innige Verbindung von offener Biederkeit und von ſchlauer Politik, von aufrichtiger Frömmigkeit und von ſehr irdiſcher Klugheit, von hochſinnigem Opfermuth und von rückſichtsloſem Ehrgeiz, von herzlicher Menſchenliebe und erbarmungsloſer Strenge! Und alles dies wird verklärt durch eine innere Freiheit und Sicherheit, die ihm möglich macht, humoriſtiſch auf die verworrenen Verhältniſſe, die verkümmerten Fürſten Deutſchlands zu blicken. Darin zumeiſt ruht die unwiderſtehliche Wirkung, die er auf alle ausübt, welche vor ſein Antlitz treten, in der Friſche ſeiner Natur, der überlegenen Laune und, wo es noth that, einer ironiſchen Gemüthlichkeit. Unübertrefflich iſt die Art, wie er die ſtolzen aber unſichern Herren, die bedenklichen Städte der proteſtantiſchen Partei behandelt; er wird nicht müde, ſie zum Kriege, zum Bündniß zu treiben, immer wieder predigt er denſelben Grundgedanken gegen den Abgeſandten des Brandenburgers, wenn er den Nürnbergern ſchmeichelt, den Frankfurtern eine Strafrede hält.

Er war durch Stamm und Glauben mit dem deutſchen Norden eng verbunden, aber er war ein Fremder. Wol empfanden die Fürſten das jeden Augenblick. Es war nicht nur Mißtrauen gegen die höhere Kraft, was die Unentſchloſſenen, z. B. den Kurfürſten von Brandenburg, von ihm entfernt hielt, bis die bitterſte Noth zur Vereinigung zwang. Wenn ſie in ihm einen neuen Herrn ahnten, ſo ſcheuten ſie doch auch eine unberechenbare nichtdeutſche Gewalt, welche ſo plötzlich und drohend in dem Reiche aufſtieg. Es war in wenigen von ihnen immer noch etwas von Luther's volksthümlicher Anſchauung des Reiches. Sie hatten kein Bedenken, mit Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, ja mit dem unzuverläſſigen Bethlen Gabor zu verhandeln; alle dieſe waren außerhalb des Reiches. Innerhalb der Grenzen aber ſtanden der fanatiſche Kaiſer und ſein unerträglicher Feldherr immer noch als neue Leute, ſie mochten wieder vergehn, wie ſie groß geworden waren, alt aber war die Herrlichkeit des deutſchen Reiches, und Grundpfeiler derſelben war ihre eigene Würde. Solche Empfindung hatte nicht mehr die höchſte politiſche Berechtigung, denn der deutſche Kaiſer war des deutſchen Reiches tötlicher Feind geworden. Aber ſolcher Sinn verdient doch keine Verachtung. Und wie mehre der Fürſten, empfand im Grunde auch die Nation, ihr Streit mit dem Kaiſer war doch wie ein häuslicher Streit, der die Fremden nichts angehn ſollte. Aber ſolche Empfindung ward dem Volke verdeckt durch die Freude an der ſchönen Heldenkraft des proteſtantiſchen Königs. Während zwei Jahren huldigte ihm die öffentliche Meinung, wie ſie ſeitdem nur dem großen Friedrich von Preußen gehuldigt hat. Jedes Wort, jede kleine Anekdote wurde von Stadt zu Stadt getragen, jedem Fortſchritt ſeiner Waffen folgte ein lauter Jubelruf. Und es waren nicht nur die eifrigen Proteſtanten, welche ſo empfanden; auch in den katholiſchen Heeren und in den Landſchaften der Liga verſtummte ſchnell der Spott, den die Landung des „Schneekönigs" hervorgerufen hatte, fortwährend wuchs die Zahl ſeiner Bewunderer. Viele bedeutſame Züge von ihm ſind uns aufbewahrt, faſt jede Unterredung, die er mit Deutſchen hatte, gibt Gelegenheit, Einiges von ſeiner Art zu erkennen. Hier möge ein kurzes Geſpräch folgen, das nach ſeiner Landung in Pommern von einem klugen Unterhändler aufgezeichnet wurde.

Der Kurfürſt von Brandenburg hatte einen Bevollmächtigten, von Wilmerstorff, abgeſchickt, den König zu einem

Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer zu bringen, dann wollte der Kurfürſt die Friedensvermittlung übernehmen, er, dem bereits Wallenſtein die Herrſchaft über das eigene Land genommen und der Kaiſer jede Nichtachtung gezeigt hatte. Die Unterredung des Königs mit dem Geſandten*) gibt ein gutes Bild von der Art des Königs zu verhandeln. Er iſt auch hierbei kurz, feſt und gerade aus, trotz allen Hintergedanken, und von ſo überlegener Sicherheit, daß ſein lebhaftes Temperament ohne Gefahr durchblitzen darf. Der Geſandte berichtet:

„Nachdem Seine Königliche Majeſtät mich gnädigſt angehört, aber, da ich an den Vorſchlag des Waffenſtillſtandes kam, etwas gelächelt hatte, ſo hat Sie mir ſelbſt, da niemand dabei geweſen, weitläufig geantwortet:

„Ich hätte mich wol einer andern Legation von meines Herren Schwagers Liebden verſehen, nämlich, daß Sie mir vielmehr entgegenkommen und ſich mit mir zu Ihrer eignen Wohlfahrt conjungiren werde, nicht aber, daß Seine Liebden ſo ſchlecht ſein ſollte, dieſe Gelegenheit, die Gott ſonderlich geſchickt, nicht zu gebrauchen. Seine Liebden will die helle und klare Intention Ihrer Feinde nicht verſtehn, Sie unterſcheidet nicht den Prätext von der Wahrheit, und bedenkt nicht, wenn dieſer Vorwand aufhören ſollte, das heißt, wenn man von mir nichts mehr zu beſorgen hätte, daß bald ein anderer gefunden werden würde, dennoch in Seiner Liebden Lande zu bleiben.

Ich hätte nicht erwartet, daß Seine Liebden ſich vor dem Kriege ſo ſehr entſetzen würde, daß Sie ſich darüber ſtillſitzend um all das Ihrige bringen ließe. Oder weiß denn Seine Liebden noch nicht, daß des Kaiſers und der Seinigen Intent dieſes iſt, nicht eher aufzuhören, bis die evangeliſche Religion im Reiche ganz ausgerottet werde, und daß Seine Liebden nichts Anderes zu erwarten habe, als entweder Ihre Religion zu verleugnen oder Ihr Land zu verlaſſen? Meinet Sie, daß Sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln etwas Anderes erlangen werde? Um Gottes willen, bedenke Sie ſich doch ein wenig und faſſe einmal mascula consilia. Sie ſehe dieſen frommen Herrn, den Herzog von Pommern an, welcher auch ſo unſchuldiger Weiſe, da er gar nichts verwirkt, ſondern nur ſein Bierchen in Ruhe getrunken hat, ſo jämmerlich um das Seine gebracht worden iſt, und wie wunderbarlich Gott ihn fato quodam necessario — denn er mußte wol — errettet hat, daß er ſich mit mir verglich. Was derſelbe aus Noth gethan, das mag Seine Liebden freiwillig thun.

---

*) Abgedruckt in K. G. Helbig: Guſtav Adolf und die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, — einem werthvollen Beitrag zur Geſchichte des Krieges.

Ich kann nicht wiederum zurück, jacta est alea, transivimus Rubiconem. Ich ſuche bei dieſem Werke nicht meinen Vortheil, gar keinen Gewinn als die Sicherheit meines Reiches, ſonſt habe ich nichts davon als Unkoſten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. Man hat mir Urſach genug dazu gegeben; man hat zuerſt den Polen, meinen Feinden, zweimal Hilfe geſchickt und verſucht mich herauszuſchlagen, dann hat man ſich der Oſtſeehäfen bemächtigen wollen; daraus konnte ich wol erſehen, was man mit mir im Sinne hatte. Eben ſolche Urſachen hat Seine Liebden, der Kurfürſt, auch, und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und ſich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit Seine Liebden nicht länger in Seinem Lande ein Statthalter des Kaiſers, ja eines kaiſerlichen Dieners ſein möge; qui se fait brebis, le loup le mange.

Jetzt gerade iſt die beſte Gelegenheit, da Ihr Land der kaiſerlichen Soldateska ledig iſt, daß Sie Ihre Feſtungen ſelbſt gut beſetze und vertheidige. Will Sie das nicht thun, ſo gebe Sie mir eine, etwa nur Küſtrin, ſo will ich ſie defendiren, und bleibet dann in eurer Unthätigkeit, die euer Herr ſo ſehr liebt.

Was wollt ihr ſonſt machen? denn das ſage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität nichts wiſſen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind ſein. Wenn ich an Ihre Grenzen komme, muß Sie ſich kalt oder warm erklären. Hier ſtreitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, ſo trete Sie zu mir, will Sie es aber lieber mit dem Teufel halten, ſo muß Sie fürwahr mit mir fechten; tertium non dabitur, deß ſeid gewiß.

Und nehmt dieſe Commiſſion auf euch, es Seiner Liebden recht zu hinterbringen; denn ich habe nicht Leute bei mir, die ich entbehren könnte, an Sie zu ſchicken. Wenn mit Seiner Liebden zu tractiren wäre, ſo wollte ich ſehen, wie ich ſelber an Sie kommen könnte; aber ſo, wie Sie ſich anſtellt, iſt nichts zu thun.

Seine Liebden trauet weder Gott noch Ihren guten Freunden. Darüber iſt es Ihr ſchlecht gegangen in Preußen und in dieſen Landen. Ich bin Seiner Liebden Diener und liebe Sie von Herzen, mein Schwert ſoll zu Ihren Dienſten ſein, das ſoll Sie bei Ihrer Hoheit, bei Land und Leuten erhalten. Aber Sie muß dazu auch das Ihrige thun.

Seine Liebden hat ein großes Intereſſe an dieſem Herzogthum Pommern, daſſelbe will ich defendiren Ihr zu Gut; aber unter derſelben Bedingung, wie in dem Buche Ruth dem nächſten Erben das Land angeboten wird, daß er nämlich die Ruth ſelbſt zum Weibe nehme, ſo muß auch Seine Liebden dieſe Ruth mitnehmen, das heißt, ſich in dieſer gerechten Sache mit mir verbinden, wenn Sie überhaupt das Land erben will. Wo nicht, ſo ſage auch ich klar heraus, daß Sie es nimmer bekommen ſoll.

Dem Frieden bin ich nicht abgeneigt, habe mich genugſam dazu bequemt. Ich weiß gar wohl, daß der Würfel des Krieges zweifelhaft iſt, ich habe das in ſo vielen Jahren, in denen ich Krieg mit verſchiedenem Glück geführt habe, wohl erfahren. Aber daß ich jetzt, da ich durch Gottes Gnade ſo weit gekommen bin, wieder hinausziehen ſollte, das kann mir niemand rathen, auch der Kaiſer ſelber nicht, wenn er Vernunft gebrauchen will. —

Einen Waffenſtillſtand könnte ich auf einen Monat wol geſchehen laſſen. Daß Seine Liebden mit vermitteln, kann mir recht ſein. Aber Sie muß ſich zugleich in Poſitur ſtellen und die Waffen zur Hand nehmen; ſonſt wird alles Vermitteln nichts helfen. Etliche Hanſeſtädte ſind bereit ſich mit zu verbinden. Ich warte nur darauf, daß ſich ein Haupt im Reiche erſt hervorthue. Was könnten die beiden Kurfürſten Sachſen und Brandenburg mit dieſen Städten nicht durchſetzen! Wollte Gott, daß ein Moritz da wäre!“

Darauf habe ich replicirt, daß ich von Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht keinen Befehl hätte, mit Seiner Majeſtät über ein bewaffnetes Bündniß zu reden. Für meine geringe Perſon aber zweifelte ich ſehr daran, daß Kurfürſtliche Durchlaucht ſich dazu werde verſtehn können, ohne Ehre und Treue zu verletzen, salvo honore et fide sua.

Da unterbrach Seine Majeſtät ſtracks: „Ja, man wird euch bald honoriren, daß ihr um Land und Leute kommen werdet. Die Kaiſerlichen werden euch wol Treue halten, wie ſie die Capitulation gehalten haben.“

Ich: Man muß die Zukunft vor Augen haben und bedenken, wie Alles über den Haufen fallen würde, wenn das Unternehmen übel glückte.

König: Das wird doch geſchehen, wenn ihr ſtill ſitzt, und wäre ſchon geſchehen, wenn ich nicht wäre hereingekommen. Seine Liebden ſollten ſo thun, wie ich thue, und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in vierzehn Tagen nicht auf dem Bett gelegen. Möchte der Mühe auch wol überhoben ſein und bei meiner Gemahlin ſitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte. —

Ich habe darauf weiter geredet: Weil Eure Königliche Majeſtät zufrieden ſind, daß Kurfürſtliche Durchlaucht ſich zum Vermittler mache, ſo müßte doch Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht wenigſtens die Neutralität gelaſſen werden.

König: Ja, ſo lange bis ich an Ihr Land komme. Solch Ding iſt doch nichts als lauter Spreu, die der Wind aufhebt und wegweht. Was iſt doch das für ein Ding: Neutralität? — Ich verſtehe es nicht!

Ich: Eure Königliche Majeſtät hat es in Preußen doch wol verſtanden, wo Sie es ſelbſt Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht und der Stadt Danzig an die Hand gegeben haben.

König: Dem Kurfürſten nicht, aber der Stadt Danzig wol, denn da war es zu meinem Vortheil. —

Hernach iſt er wieder auf den Herzog von Pommern gekommen, daß der gute Herr gar wohl mit ihm zufrieden wäre. Er hätte ihm Stralſund, Rügen, Uſedom, Wollin und alles ſchon wiedergegeben. Der Herzog habe begehrt, Seine Majeſtät ſolle ſein Vater ſein. „Aber ich“, ſagte Seine Majeſtät, „habe geſagt, ich wolle lieber ſein Sohn ſein, weil er doch keine Kinder hätte.“

Darauf habe ich geantwortet: Ja, Königliche Majeſtät, das möchte wol ſein, wenn nur Kurfürſtliche Durchlaucht Ihr Recht der Erſtgeburt in Pommern behielten.

König. Ja, das ſoll Seine Liebden wol behalten, Sie müſſen's aber mit bedienen und nicht wie Eſau um einen Brei verkaufen.“ —

So weit der Bericht.

Als der große König, Herr des halben Deutſchlands, im Staube der Schlacht dahinſank, ging ein Wehruf durch alle proteſtantiſchen Landſchaften. In Dorf und Stadt ward ein Trauergottesdienſt gehalten, endlos floſſen die Klagegedichte dahin, ſelbſt die Feinde bargen ihre Freude hinter einer männlichen Theilnahme, wie ſie in jenen Zeiten dem Gegner ſelten gegönnt wurde.

Als ein nationales Unglück wurde ſein Ende betrachtet, dem Volke war der „Befreier“, der „Erretter“ verloren. Auch wir, ob Proteſtanten, ob Katholiken, vermögen nicht nur mit innigem Antheil auf ein reines Heldenleben zu ſehen, welches in den Jahren der höchſten Kraft ſo plötzlich erloſch, wir ſollen auch mit großem Dank die Einwirkung betrachten, die der König auf den deutſchen Krieg hatte. Denn er hat in verzweifelter Zeit das, was Luther für die ganze Nation errungen, die Freiheit der Geiſter und die Fähigkeit zu nationaler Kraftentwicklung, gegen die furchtbarſten Feinde deutſchen Weſens, gegen eine gemüthloſe Zwingherrſchaft in Staat und Kirche, vertheidigt. Aber wir vermögen auch bei ihm zu erſehen, daß das Schickſal, welches ihn traf, vorzugsweiſe deshalb tragiſch wirkt, weil es ſelbſtverſchuldet war. Die Geſchichte lehrt einige Charaktere kennen, welche nach mächtigen Thaten, ſchnellem Wechſel des Geſchickes plötzlich auf der Höhe ihres Ruhmes, mitten unter gewaltigen, aber unfertigen Bildungen endeten. Solche Helden hat eine volksthümliche Miſchung von Seeleneigenſchaften einigemal zu bevorzugten Lieblingen der Nachwelt wie der Kunſt gemacht. So geſchah der faſt märchenhaften Heldengröße des Alterthums, dem macedoniſchen Alexander, ſo in beſchränkterer Thätigkeit, bei kleineren Mitteln auch dem Schwedenkönige Guſtav Adolf. Aber wie zufällig uns das tötliche Fieber oder die Kugel erſcheint, welche ſie fortriß, auch an ihnen iſt das Verderben durch die eigene Größe eingetreten. Der Beſieger Aſiens war zum aſiatiſchen Gewaltherrſcher geworden, bevor er ſtarb; den „Befreier" Deutſchlands erſchoß ein kaiſerlicher Söldner, als er durch den Staub des Schlachtfeldes ſtürmte, nicht wie ein Feldherr des 17. Jahrhunderts, ſondern wie ein Seekönig der alten Zeit, der ſeine Schlachten in wilder Kampfesfreude ficht unter dem Schutz der Schlachtjungfrauen Odhin's. Schon oft hatte den König ein unvorſichtiger Heldenmuth zu tollkühnem Wagniß und unnöthiger Gefahr gebracht, und lange hatten ſeine Getreuen gefürchtet, daß er einmal ſo enden werde. Ja noch mehr. Es war eine weiſe Politik, daß er ſich an den deutſchen Küſten feſtzuſetzen ſuchte, um ſeinen Schweden die Herrſchaft über die Oſtſee zu ſichern, daß er die Seeſtädte in ſein Machtbereich zog und feſte Stützpunkte an der Oder, Elbe und Weſer begehrte. Welche Pflicht hatte er gegen das deutſche

Reich, deſſen eigener Kaiſer nationales Leben und volksthümliche Bildung durch romaniſches Geld und die herbeigerufenen Kriegshorden von halb Europa unterdrücken wollte? Aber als Guſtav Adolf daran dachte, ſich zum Oberherrn der deutſchen Fürſten zu machen, als er darauf ausging, ſich in Süddeutſchland eine eigene Hausmacht zu gründen, da war er nicht mehr der große Zeitgenoſſe Richelieu's, ſondern wieder der Nachkomme eines alten Normannenhäuptlings. Möglich, daß ſeine beſonnene Kraft in längerem Leben nach vielen Siegen den größeren Theil Deutſchlands mit oder ohne Kaiſerkrone untergezwungen hätte; aber daß die Grundlage ſeiner Gewalt, daß Schweden nicht im Stande war, auf die Dauer eine Oberherrſchaft über Deutſchland auszuüben, ein entferntes kleineres Land über das größere, das durfte auch damals keinem nüchternen Politiker zweifelhaft ſein. Der König konnte noch einige Jahre Schwedens Bauernſöhne auf den deutſchen Schlachtfeldern opfern und den ſchwediſchen Adel durch deutſche Kriegsbeute verderben, ein feſtes Haus vermochte auch er nicht für beide Völker zu zimmern. Bald hätten gewöhnliche Menſchenkräfte wieder in natürliches Verhältniß gebracht, was ſein Genie vielleicht verrücken konnte. Daher meinen wir, er ſtarb gerade da, wo ſein gewaltiges Begehren gegen ein Grundgeſetz des neuen Staatenlebens zu ringen begann, und wir dürfen außerdem annehmen, daß auch ein längeres Leben voll Erfolge für uns nicht viel geändert hätte. Als er ſtarb, war ſein natürlicher Erbe in Deutſchland bereits zwölf Jahre alt. Dieſer Erbe war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg. Guſtav Adolf aber ſtarb als der vorletzte Fürſt des Nordens, welchem der alte Zug der Skandinavier nach den Südländern Verhängniß wurde. Karl XII, der vor Friedrichshall blieb, war der letzte.

Als die Leichenklagen in Deutſchland verhallt waren, trat auch in der öffentlichen Meinung die Gegenſtrömung gegen die Fremden hervor. Die katholiſche Faction hatte während des ganzen

Krieges den zweifelhaften Vorzug, daß ihre Händel und inneren Gegenſätze in der Preſſe nicht zu Tage kamen; die proteſtantiſche Oppoſition aber zerfiel wieder in Parteien. Zumal ſeit Sachſen 1635 im Prager Sonderfrieden eine ruhmloſe Verſöhnung mit dem Kaiſer geſucht hatte, gab es im Norden wie im Süden eine kaiſerliche und eine ſchwediſche Partei, daneben liefen ſchwächere Gegenſätze. Die Franzoſen ſuchten am Rhein auch durch die Preſſe ſich Anhänger zu ſchaffen, ohne Erfolg. Bernhard von Weimar fand warme Verehrer, welche in ihm den Nachfolger Guſtav Adolf's prophezeiten. Er beſaß Feldherrnbegabung und einige von den herzgewinnenden Eigenſchaften des großen Königs, aber ſein Erbe wurde er nur darin, daß er das übergroße politiſche Wagniß ſeines Lehrers in der gefährlichſten Weiſe wiederholte. Er wollte eine fremde Macht benutzen und täuſchen, welche größer und ſtärker war als er ſelbſt; es war ein ungleicher Kampf, er ſelbſt als der ſchwächere wurde von Frankreich bei Seite gebracht, und die Fremden bemächtigten ſich ſeiner politiſchen Hinterlaſſenſchaft, ſeiner Feſtung und ſeines Heeres.

Während ſo Liebe und Haß in finſterer Zeit getheilt waren, bildete ſich in den Beſten der Nation ein eigenthümlicher Patriotismus, der das deutſche Volk mit ſeinen Leiden und Bedürfniſſen den eigennützigen Beſtrebungen der Gewalthaber, von denen jeder das Ganze verderben half, gegenüberſtellte. Es gab keine Partei mehr, welcher ein kluger Mann von ganzem Herzen den Sieg wünſchen konnte. Der Gegenſatz im Glauben hatte ſich abgeſchwächt, die Soldaten quälten ohne Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß ihrer Opfer. Da begannen zunächſt die Politiker eine neue Politik, Ratio status genannt, der alten rückſichtsloſen und doch ränkevollen Eigenſucht der Regierenden gegenüberzuſtellen. Auch die Staatsraiſon, der Vortheil des Ganzen, wie ſie ihn verſtanden, war noch ohne Größe, ohne tiefen ſittlichen Inhalt, ohne Scheu im Gebrauch der ſchlechteſten Mittel. Und doch war es ein Fortſchritt. Aber auch der ruhige Bürger war durch achtzehn Jahre der Noth gezwungen worden, ſich um dieſe Politik zu kümmern. Die Charaktere der Mächtigen und ihre Forderungen wurden überall beſprochen. Jedermann war aus ſeiner örtlichen Beſchränktheit aufgeſchreckt und hatte dringende Gründe, auch um die Schickſale entfernter Gegenden zu ſorgen. Hunderttauſende von Flüchtlingen, die kräftigſten ihrer Heimat, hatten ſich in entfernten Landſchaften verbreitet, auch ſie Landsleute, durch daſſelbe Unglück geſchlagen. So bildete ſich unter den Schrecken des Krieges eine deutſche Geſinnung voll Mißtrauen gegen die Regierenden, voll Sehnſucht nach einer beſſern Lage der Nation. Es war ein großer, aber theuer erkaufter Fortſchritt der öffentlichen Meinung. Er iſt in der politiſchen Literatur vorzugsweiſe ſeit dem Prager Frieden zu erkennen. Eine Probe von ſolcher Stimmung ſei hier aus einer kleinen Flugſchrift mitgetheilt, welche 1636 unter dem Titel: „Der Deutſche Brutus. Das iſt: Ein abgeworffenes Schreiben"*) erſchien.

„Ihr Schweden beklagt euch, Deutſchland ſei undankbar, es ſtoße euch mit Gewalt aus, man habe der Gutthaten vergeſſen, die Gott durch Joſua erzeigt, man gedenke keiner Bündniſſe, in Summa, ihr ſeiet weniger werth geworden als ein altes abgemergeltes Pferd oder ein kraftloſer Jagdhund, die man beide, wenn ſie nicht mehr taugen, mit der Welt Danke belohnet. So geſchehe euch groß Unrecht vor Gott und der Welt. —

Wohlan. Noch ſind Leute übrig, die euch euer Glück von Herzen gönnen, die für euch beten und ihre Devotion nach Möglichkeit erweiſen. Solcher Leute Land kann man keiner

---

*) Der Titel iſt in Erinnerung an das gleiche Pſeudonym Hubert Languet's, des Verfaſſers der Vindiciae contra tyrannos, gewählt. Die Flugſchrift hat auf dem Titel den fliegenden Mercur, das Zeichen der Latomus in Frankfurt a. M. Sie enthält einige — hier ausgelaſſene — Stellen, welche zum Sinn des Ganzen nicht paſſen und vielleicht von den flüchtigen Lohnſchreibern jenes literariſchen Fabrikgeſchäftes zugefügt ſind.

Undankbarkeit beſchuldigen. Und daß ſolcher Perſonen noch viel Tauſende geweſen ſind, das wiſſen ſelbſt eure Feinde recht gut. Daß aber Eigennutz, daß heimlicher Neid, daß vertuſchte Rathſchläge, daß heimlich abgeſonderte Verhandlungen ſich gegen euch erhoben, muß man nicht alsbald der ganzen hochlöblichen Nation Deutſchlands zuſchreiben, ſondern nur den Urſachen, welche ſolche Particularitäten zur Folge haben. Nun habt ihr für euern Theil ſelbſt doppelten Eigennutz gezeigt.

Zuerſt dadurch, daß ihr die Zölle an der Oſtſee nach eurem Gefallen erhöht habt; maßen ich von glaubwürdigen und redlichen ſeefahrenden Leuten berichtet bin, daß ihr nicht nur fünfzehn bis dreißig, ſondern bis vierzig, ja ſogar fünfzig vom Hundert den Leuten abgedrungen und durch dieſe Blutſaugerei die Herzen betrübt hat. Und weil keine Beſſerung erfolgte, ſondern die Commercien dadurch elendiglich gehemmt und viele redliche Leute jämmerlich an den Bettelſtab gebracht und dadurch die Gemüther heftig erbittert wurden, ſind eure beſten Freunde zuerſt ins geheim ſchwierig, und endlich durch ihr ſinkendes Glück zu euern ärgſten Feinden gemacht worden. Wollt ihr die Schuld auf die Zöllner werfen? Sie ſind eure Diener. Es iſt eine bekannte Regel des Rechts: Was ich durch meinen Diener thue, das iſt ſo, als hätte ich's ſelbſt gethan. Und ihr kommt mir gerade ſo vor wie jener, der ein Paar Schuh heimlich entführte und nachher dem heiligen Benno opferte.

Droben im Reich haben euch Stände und Städte, ſolange ihr ſie in Händen gehabt, voll und zur Genüge contribuirt, Unterhalt gegeben, viel, ja überviel durch die Finger geſehen und zum Zeugniß ihrer Treue Leib und Leben, Gut und Blut, ja alle ihre Freiheiten und die Religion ſelbſt zum guten Theil verloren. Regensburg bezeugt's, Augsburg beweint's, alle mit einander bereuen's. Ihr habt die alten Regimenter zergehen laſſen, keine Compagnie completirt, weder neue noch alte bezahlt, und gleichwol ſtarke Geldpoſten auf vielen Tagſatzungen gefordert und in der That empfangen; geſchweige, was ihr euren Feinden in ihren Landen abgedrungen. Wozu iſt das Geld verwendet? Zu übermäßiger Pracht und männiglich verhaßter Ueppigkeit. Das hat man mit Stillſchweigen angeſehen und aus der Noth eine Tugend gemacht. Die Kinder Iſrael, da ſie mit den Töchtern ihrer Feinde gebuhlet und zu anderer Zeit ſich ihres Sieges überhoben und ihre Brüder Juda mit dem härteſten Joch der Dienſtbarkeit geplaget haben, ſind beidemal von Gott heftig geſtraft worden. Sollt' es euch beſſer gehn, die ihr mehr als türkiſche Grauſamkeit an vielen evangeliſchen Orten verübt habt? Man hat das Korn in dem Stift Mageburg, Herzogthum Braunſchweig und anderen Orten mehr ausgedroſchen, in Haufen aus dem Lande geführt, um großes Geld verkauft, die Gelder zu eigenem Nutzen verwendet, dem armen Soldaten nichts gegeben, das Landvolk bis auf den Tod geplagt, durch Hunger getötet, aus Geldgeiz viele Feſtungen entweder nicht verproviantirt oder nicht genug mit Kraut und Loth verſehen, in Summa ſehr übel Haus gehalten. Jetzt ſieht man ſich aller Orten vom Glück verlaſſen, ſo daß man nun endlich ſelbſt bekennt, es ſeien keine Geldmittel vorhanden, man könne kein Volk bekommen, das vorhandene verlaufe, die bleibenden ließen ſich vom Kriegsrecht nicht mehr bändigen. Liebe, bedenkt den Spruch Boccalini, wenn er ſagt: So der Fürſt ein Leben führet wie der Lucifer, was iſt's Wunder, daß die Unterthanen Teufel werden?

Unſere Politici wiſſen gar wohl, daß die Kurfürſten im Reich königliche Würde haben. Wer hat ſich aber in königlicher Magnificenz mehr über ſie erhoben mit großem Comitat, mit unermeßlichen Unkoſten, als euer Haupt (Oxenſtierna)? Meinet ihr, es ſei nicht an allen Höfen darüber geklagt worden? Die königliche Majeſtät, chriſtſeligen Andenkens, hätte dergleichen nimmermehr gethan. Aus dieſen und unzähligen andern Urſachen ſind euch Fürſten, Stände und Städte erſt heimlich, dann öffentlich gram geworden. — Zudem iſt aller eingeſeſſenen Einwohner Art, daß ſie nicht wohl vertragen, wenn ſich Fremde höher ſtellen als ihre eingebornen Fürſten.

Ihr ſagt, Kurſachſen hätte mit gewappneter Hand den Frieden machen ſollen. Das laſſen wir dahingeſtellt. Es iſt jedermann kund, daß etliche den Karren haben in den Dreck ſchieben helfen und ſind darnach davongegangen. Hat Kurſachſen Unrecht, ſo ſeid ihr mit euern Proceduren nicht weniger ſchuldig. In Summa, jedweder, er ſei wer er wolle, hat nur ſein eigenes Beſtes geſucht; darüber liegt Magdeburg in der Aſche, Wismar in Steinhaufen, Augsburg an der Dienſtkette, Nürnberg in Todesnöthen, Ulm am täglichen Fieber, Straßburg an den Franzoſen, Frankfurt an der Gelbſucht, und das ganze Reich iſt aufgezehrt. Die Feinde haben's mit Peitſchen geſchlagen, ihr habt's angefangen mit Skorpionen zu züchtigen. Der Wallenſteiner hat's verwundet und ihr Aerzte habt anſtatt des Oels der Linderung Ziehpflaſter aufgelegt, das Blut in Fäulniß gebracht und euch ſelbſt gleich dem Krebs angehängt. Solchen Krebs muß man jetzt entweder mit Gewalt ausſchneiden oder täglich durch unerträgliches Geld ſättigen. Das letztere vermögen wir nicht, das erſtere wünſchen wir euch nicht, können's aber nicht wehren. Daß euch Gott alſo plagt, iſt eure eigene Schuld. Unterdeß meinet ihr, Gott habe einen flächſernen Bart und laſſe ſich ſo eine Naſe drehen. O nein, er ſieht wol, daß ihr den Namen Freiheit vorſchützet, daß ihr den Deckmantel des Evangelii braucht und dabei wie die Türken lebt.

Ihr ſchreit viel von der ſpaniſchen Monarchie. Ich fürchte mich nicht vor ihr. Gebt mir einen der beſten Chemiker, der ſo viel Kunſt hat und Erde und Erz ſo zu vermengen weiß, daß ſie feſt und unverbrüchlich an einander halten, alsdann laſſet uns zuſehen, ob wir uns vor der ſpaniſchen Monarchie zu fürchten haben. Ich aber fürchte, Frankreich ſei uns Deutſchen der zerbrochene Rohrſtab Egypti, welcher dem, ſo ſich darauf lehnet, die Hand durchbohrt. Alle Reiche haben ihren von Gott geſteckten Termin und ein Ziel, darüber ſie nicht ſchreiten dürfen. Denn zuerſt, ſo entſtehn ſie, dann wachſen ſie wie ein Knabe, etliche nehmen zu wie ein Jüngling, ſtehn mit ihrem männlichen Alter eine Zeit lang ſtill, nehmen wiederum ab, werden alt, verſchmachten, ſterben endlich, ja werden ſo zu nichte, daß man ſchier nicht weiß, wenn ſie geweſen ſind. Solches läßt ſich mit keiner menſchlichen Weisheit verhindern. Der Weiſe ſieht das und verwahrt ſich vorher, der Thor glaubt's nicht und geht mit zu Grund, wie Alexandri Magni hinterlaſſene Generäle, die ſo lange ſein Erobertes theilten, bis die Römer ihre Meiſter wurden. Und wahrlich, das Reich hat's hoch von Nöthen, daß es endlich die fremden Aerzte los werde.

Ich bin hart geweſen, aber zu ſolchem harten Knorren gehört eine ſtählerne Axt, mit dem Pelzrock kann man's nicht ſpalten.

Man fragt: was wird der Ausgang ſein? Er ſteht bei Gott dem Herrn. — Habt ihr des Blutvergießens zu wenig gemacht? — Laſſet Gott richten, weichet ſeinem Zorn. Leidet auch noch ſeine Kirche, ſo iſt er doch nicht geſtorben. Ihr könnt nicht klagen, daß ihr gegen aufgewandte Koſten, gegen ausgeſtandene Gefahr nichts bekommen habt. Kupfer habt ihr aus eurem Lande geführt, Silber und Gold aber hinein. Schweden war vor dieſem Krieg hölzern und mit Stroh gedeckt, jetzt iſt's ſteinern und prächtig zugerichtet. Und das habt ihr von den entführten Gefäßen Egypti. Das mißgönnet euch niemand, wenn ihr nur ſelbſt Gott dafür danken wolltet. Die Deutſchen laſſen ſich wol bewegen gegen ihren Kaiſer aufzuſtehn, aber ſie nehmen keinen an, der nicht ihrer Sprache und ihrer Geburt iſt. Hat das Haus Oeſtreich mißgethan, ſo wird Gott es wol finden. Den Franzoſen betreffend, ſo weiß ich wol, daß Gott Deutſchland mit ihm ſtrafen wird, denn wir haben dieſer Nation Affengeberden, Schlaraffenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Ceremonien, Geberden, Gaſtmählern, in Sprache und Kleidung ſammt der Muſik nachgeahmt. Wie ſoll es uns beſſer gehn, als daß wir ihnen in die Hände fallen? Aber der Franzoſe wird deshalb nicht zum Kaiſer. Ihm gehört die Lilie, der Adler iſt der Deutſchen, der Orient des Türken, der Weſten des Spaniers. Keiner unter ihnen kann's höher bringen.

Ich will verhoffen, man ſoll mir's zum beſten aufnehmen, daß ich ſo rund heraus den Handel beſchreibe. Denn Freimüthigkeit ſteht einem Deutſchen wohl an. Wollte Gott, daß jeder bei Zeiten euch ſo unter die Augen getreten wäre. Jetzt können wir's wol beklagen, helfen will und kann niemand. Gott allein iſt nunmehr der Mann, der helfen will und kann, den müſſen wir bitten, daß er ſich endlich unſer erbarme und hoher Potentaten Herzen zum lieben und lang gewünſchten Frieden lenke.“

So weit die Flugſchrift. Der Verfaſſer gehört, ohne kaiſerliche Geſinnung in den Vordergrund zu ſtellen, doch weniger der ſchwediſchen Partei an, als noch wir ihr angehören. Allerdings, die ſchwediſchen Söldner und Oberſten waren erbarmungsloſe Teufel geworden wie die kaiſerlichen, ſie verdarben Land und Volk gerade wie die kaiſerlichen. Aber nicht ihre maßloſen Forderungen verhinderten den Frieden, ſondern das Unrecht des Kaiſers, der immer noch den fluchwürdigen Anſpruch erhob, Leben und Freiheit der Nation ſeinen ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen unterzuzwingen. Wäre den Habsburgern möglich geweſen, den Confeſſionen Freiheit, Selbſtändigkeit den Reichsgerichten zu gewähren, faſt alle deutſchen Fürſten hätten ſich zu ihnen geſchlagen, die Fremden zu verjagen. Aber der Kampf ſtand ſo: entweder mußte die Nation gebrochen werden und alle Bildungen niedergeſchlagen, welche ſeit hundertundvierzig Jahren aus deutſchem Boden erwachſen waren, oder die Anmaßung des Kaiſerhauſes mußte bewältigt werden, gründlich, ſicher. Und das letztere vermochten die Deutſchen ohne Hilfe der

Schweden nicht mehr. So ſoll jetzt beim Rückblick auf jene Jahre jeder gut ſchwediſch ſein, der für keinen Zufall hält, daß ſpäter wohlbekannte Männer, wie Leſſing, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel, Humboldt, nicht aus den Landſchaften erblühten, in denen die Jeſuiten Ferdinand's II Hunderttauſende aus Kirche und Schule verjagten. Damals aber fühlte der Deutſche allerdings vor allem das furchtbare Elend der Menſchen, die Schwäche des Reiches. Und höchſter Grund war zu Sorge um die Zukunft. Von dieſem Standpunkt iſt die Broſchüre für uns eine der erſten Aeußerungen derſelben Geſinnung, welche noch heut Hunderttauſende von Landsleuten verbindet. Im dreißigjährigen Kriege erwuchs aus den bedrängten Seelen unſerer Ahnen die Liebe zu einem Vaterlande, welches noch nicht durch einen einigen Staatsbau zu politiſchem Leben gekommen iſt. Solche Empfindung lebte damals freilich nur in den Edelſten. Wir aber wollen die Wenigen ehren, welche in hoffnungsarmen hundert Jahren die Idee eines deutſchen Reiches in Lehre und Schrift auf ihre Nachkommen vererbten.

Nach Baner's verheerenden Zügen wird es in Deutſchland ſtill. Faſt nur die Neuigkeiten und Staatsſchriften laufen aus den Preſſen, die der Krieg übrig gelaſſen. In den letzten Jahren füllen die Friedensverhandlungen Tauſende von Druckbogen. Zuletzt wird in großen Maueranſchlägen dem armen Volk der Friede gemeldet.

5.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Städte.

Als der Krieg ausbrach, waren die Städte bewaffnete Hüter der deutſchen Cultur, welche reich und geräuſchvoll in engen Straßen zwiſchen hohen Häuſern arbeitete. Faſt jede Stadt, nur die kleinſten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeſchloſſen durch Mauer, Thor und Graben, eng und leicht zu vertheidigen waren die Zugänge, oft ſtand die Mauer doppelt, noch ragten häufig die alten Thürme über Zinnen und Thor. Dieſes mittelalterliche Befeſtigungswerk war bei vielen der größeren ſeit hundert Jahren verſtärkt worden, Baſtionen aus Feld- und Backſteinen trugen ſchwere Geſchütze, ebenſo einzelne ſtarke Thürme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des frühern Vogtes oder des Grafen, den der Kaiſer geſetzt, beſonders befeſtigt. Es waren nicht Feſtungen in unſerm Sinne, aber ſie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerſchaft zuverläſſig war, auch einem größeren Heere wenigſtens eine Zeit lang zu widerſtehn. So hielt ſich Nördlingen im Jahre 1634 achtzehn Tage gegen die vereinigten kaiſerlichen Heere von König Ferdinand, Gallas und Piccolomini, — zuſammen mehr als ſechzigtauſend Mann; — die Bürger ſchlugen mit nur fünfhundert Mann ſchwediſcher Hilfstruppen ſieben Stürme ab. Für ſolche Vertheidigung wurden Erdſchanzen als Außenwerke aufgeworfen und ſchnell durch Gräben und Pfahlwerk verbunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Feſtungen. Dann beſtand ihre Hauptſtärke ſchon in Außenwerken, die mit niederländiſcher Kunſt angelegt waren. Längſt hatte man erfahren, daß die Kugel der Kartaune an Steinwand und Brüſtung mehr zerſtörte als an Erdwällen.

In den größern Städten wurde ſchon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflaſtert, auch ihr Fahrweg, die Pflaſterung zum Waſſerabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, ſchön mit Steinen ausgeſetzt. Längſt war man eifrig bemüht geweſen, der Stadt ſicheres und reichliches Trinkwaſſer zu ſchaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Waſſerleitungen; ſteinerne Waſſerbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildſäulen verziert, ſtanden auf Markt und Hauptſtraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht ging, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden, ſpäter wurden auch die Fackeln verboten; aber an den Eckhäuſern waren metallene Feuerpfannen befeſtigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Waſſer aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu laſſen. Dafür hingen an den Straßenecken Schutzbreter, und es war Pflicht einzelner Gewerke — in Leipzig der Gaſtwirthe — mit ſolchen Schutzbretern das Waſſer an der Brandſtätte zu ſtauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querwall zog.*) Die Straßen- und Sicherheitspolizei war ſeit etwa ſechzig Jahren ſehr verbeſſert worden. Kurfürſt Auguſt von Sachſen hatte in ſeinem Lande die geſammte Verwaltung mit nicht gemeinem Geſchick neu ausgebildet. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reiche Muſter geworden, nach denen Fürſten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

---

*) Z. B. Braunſchweiger Feuerordnung von 1647, § 33, Leipziger Feuerordnung von 1596. Leipzig iſt gut zum Beiſpiel geeignet, es war noch eine mäßige Stadt, aber in ſtarkem Fortſchritt.

Der Hauptmarkt war am Sonntage Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort ſtanden nach der Predigt Bürger und Geſellen in ihrem Feſtſtaate, plaudernd, Neuigkeiten austauſchend, Geſchäfte beredend. In allen Handelsſtädten hatten die Kaufleute beſondere Räume zu ihrem „Convent“, den man ſchon damals die Börſe nannte. Auf dem Rathsthurme durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Thürmer ſeine Rundſchau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Poſaunen und Zinken blieſen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preiſe des ausgeſchenkten Trunkes ſorglich beſtimmt wurden, für die Vornehmen beſondere Trinkſtuben zu anmuthiger Unterhaltung. In den alten Reichsſtädten hatten die Patricier wie die Zünfte häufig ihre beſonderen Clubhäuſer oder Stuben, und der Aufwand ſolcher Geſelligkeit war damals verhältnißmäßig größer als jetzt. Auch die Gaſthäuſer waren zahlreich, ſie werden in Leipzig als ſchön und herrlich eingerichtet gerühmt. Selbſt die Apotheken ſtanden unter Aufſicht, hatten beſondere Ordnungen und Preiſe; ſie verkauften noch viele Specereien, Südfrüchte und was ſonſt dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfniß als jetzt waren die Badeſtuben. Auch auf dem Lande fehlte ſelten dem Bauerhof ein kleines Badehaus, eine Badeſtube war in jedem größeren Gebäude der Stadt. Die ärmeren Bürger gingen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienſt verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umſonſt oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieſer uralte deutſche Brauch ging durch den Krieg faſt verloren; noch jetzt iſt er nicht im alten Umfange wiedergefunden.

In den anſehnlichen Städten waren die Häuſer der innern

Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauſes werden oft als ſauber, zierlich und anſehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und geſtickten Teppichen, ſogar von Sammet, und mit ſchönem koſtbaren Täfelwerk, auch anderem Zierat geſchmückt, nicht nur in den alten großen Handelsſtädten, auch in ſolchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und ſorgfältig geſammelt war auch der Hausrath. Noch war das Porzellan nicht erfunden, reichliches Silbergeſchirr fand ſich nur an großen Fürſtenhöfen und in wenigen der reichſten Kaufmannsfamilien. An dem einzelnen Stück von edlem Metall erfreute noch mehr die kunſtvolle Arbeit des Goldſchmieds als die Maſſe. Die Stelle des Silbers und Porzellans aber vertrat bei dem wohlhabenden Bürger das Zinn. In großer Menge, hellglänzend aufgeſtellt, war es der Stolz der Hausfrauen; daneben feine Gläſer und Thongefäße aus der Fremde, oft bemalt, mit frommer oder ſchalkhafter Umſchrift verſehen. Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und koſtbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüths, der unſern gerade entgegengeſetzt, auf das Aeußere, das Auge Feſſelnde, auf ſtattliches Erſcheinen vor Andern. Und dieſe Neigung wurde durch nichts ſo ſehr erhalten als durch die entſprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Ausſehen des Einzelnen zu regeln und jeder Bürgerclaſſe ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endloſen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit, ſie nährten mehr als etwas Anderes die Eitelkeit und die Sucht, ſich über ſeinen Stand herauszuheben. Es iſt für uns ein komiſcher Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur franzöſiſchen Revolution die würdigſten Behörden gegen alle Launen und Ausſchreitungen der Mode führen, ſtets erfolglos.

In ſolcher Ordnung tummelte ſich ein kräftiges, arbeitſames, wohlhabendes Volk mit Selbſtgefühl, eiferſüchtig hielt der Bürger auf die verbrieften Rechte und auf das Anſehen ſeiner Stadt, gern bewies er ſich unter ſeinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in ſtarkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutſchland bereits viel verloren, der Glanz der Hanſa war längſt verblichen, auch die großen Handelshäuſer Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichthum ihrer Väter. Italiener, Franzoſen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Mitbewerber geworden, auf der Oſtſee flatterten ſchwediſche, däniſche, holländiſche Flaggen ſchon fröhlicher als die von Lübeck und den Oſthäfen, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutſche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slavenländer des Oſtens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche ſelbſt blühte der Gewerbfleiß, und eine weniger gewinnreiche, aber geſündere Ausfuhr der Landeserzeugniſſe hatte einen mäßigen Wohlſtand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harniſche und Waffen, die zierliche Induſtrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Faſt jede Stadt erfreute ſich damals einer beſondern Güte beſtimmter Handwerkswaaren, welche unter Zucht und Aufſicht der Innungen verfertigt wurden. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten einen eigenartigen Anſtrich, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolze half. Was am meiſten ſtörte, waren die unſicheren Verhältniſſe der Geldwährung. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorſtädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleineren Städten hatten die meiſten Eigenthum in der Stadtflur, die reicheren wol auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spannthiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute ſich eines eigenen Kornbodens, von dem ſie ſelbſt das Korn buk und, wenn ſie geſchickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niederſachſen reichte, hatten die Städter großen Antheil; die Braugerechtigkeit galt für einen werthvollen Vorzug einzelner Häuſer, faſt jede Gemeinde braute das Bier auf eigene Art, unzählig ſind die örtlichen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, ſüßen Weingeſchmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geſchätzte Biere wurden weit verſendet.

Größer als jetzt war das ſinnliche Behagen im Volke, lauter und unbefangener die Fröhlichkeit. Auch der Aufwand der Gaſtmähler, zumal bei Familienfeſten, war nach dem Range der Stadtbürger geſetzlich beſtimmt; auch er war durch Verordnungen nicht einzuſchränken. Es wurde in Gängen aufgeſetzt, wie noch jetzt in England, bei jedem Gange eine Anzahl ähnlicher Gerichte. Schon wurden die Auſtern ſo weit verſandt, als ſie ſelbſt die Reiſe vertragen wollten, zumal ſeit dem Einbringen der franzöſiſchen Kochkunſt zu feiner Sauce verwendet; Caviar war wohlbekannt und in der Herbſtmeſſe waren Leipziger Lerchen ein berühmtes Gericht. Noch hatte in der volksthümlichen Küche außer den indiſchen Gewürzen die Lieblingswürze des Mittelalters, der Safran, viel zu färben, noch wurden ſchön verzierte Schaugerichte hoch geprieſen, zuweilen wurden auch eßbare Speiſen vergoldet aufgeſetzt und der Marzipan war an anſpruchsvoller Tafel das vornehmſte Confect.

Eifrig ſuchte der Bürger jede Gelegenheit, ſich geſellig zu vergnügen. Faſtnachtsmummereien waren auch im nördlichen Deutſchland allgemein, dann ſchwärmten die Masken durch die Straßen, die Lieblingstracht war: Türken, Mohren, Indianer. Als im Kriege der Rath von Leipzig die Masken verbot, erſchienen ſie bewaffnet mit Spieß und Piſtolen, und es gab Zuſammenſtöße mit den Stadtwächtern. Nicht weniger beliebt waren die Schlittenfahrten, zuweilen auch ſie in Verkleidung. Weit ſeltener als jetzt war der öffentliche Tanz, ſelbſt bei Hochzeiten und Handwerkerfeſten wurde er mißtrauiſch beaufſichtigt, ſchwer war dabei der Ungebühr wilder Knaben zu ſteuern. Sie wollten ohne Mantel tanzen, ſie hoben, ſchwenkten und verdrehten ihre Tänzerinnen, das war ſtreng verboten; auch daß die Dienſtleute ſich gaffend in den Saal drängten, war der Obrigkeit zuwider. Und mit der Abenddämmerung mußte jedes Tanzvergnügen aufhören.

Die größeren Städte hatten Rennbahnen, in denen die Patricierſöhne ritterliche Uebungen hielten und nach dem Ringe ſtachen, Schießhäuſer und Schießgräben für Armbruſt und Büchſe. Große Volksfreude waren durch das ganze Land die Schützenfeſte, dazu wurden Buden, Zelte und Garküchen aufgeſchlagen. Auch an den Feſten einzelner Zünfte nahm das Volk lebendigen Antheil, und faſt jede Stadt hatte ihre eigenen Volksfeſte, z. B. Erfurt ein jährliches Wettlaufen für die Aermeren, dann liefen die Männer um Strümpfe, die Frauen um einen Pelz. Ein beliebtes Spiel der jungen Bürger, das leider in der Verkümmerung des nächſten Jahrhunderts faſt verſchwand, war das Ballſpiel. Es gab eigene Ballhäuſer und einen ſtädtiſchen Ballmeiſter. Kamen vornehme Herren in die Stadt, ſo wurde wol gar eine Lage Sand auf den Markt geſtreut und durch Pflöcke und Schnuren dort ein Spielraum abgeſteckt. Dann ſpielten die vornehmen Herren, und aus den Fenſtern ſah die Bürgerſchaft fröhlich zu, wie ein junger Prinz von Heſſen den Ball warf und einer von Anhalt das Beſte that. Bei großen Jahrmärkten aber war ſeit mehr als hundert Jahren der Glückstopf ein beliebtes Spiel. Zuweilen ſtellte ihn die Stadt ſelbſt auf, meiſt wurde einem Unternehmer die Erlaubniß gegeben. Welch lebhaften Antheil das Volk dafür zeigte, erkennen wir daraus, daß die Stadtchroniken nicht ſelten Einzelheiten darüber berichten. So war 1624 in der Michaelismeſſe zu Leipzig ein Glückstopf von 17,000 Gulden eingerichtet; der „Zettel“ koſtete 18 Pfennige. Siebzehn ledige Zettel gingen auf einen Gewinn, der höchſte Gewinn betrug 350 Gulden, es waren an 300,000 Nieten. Die vielen Nieten machten zuletzt die Studenten zornig, ſie ſtürmten und zerſchlugen die Glücksbude. — Auch die Schauluſt des Volkes war größer als jetzt, jedenfalls genügſamer. Häufig waren Aufzüge und ſtädtiſche Feierlichkeiten, die Komödie allerdings ein ſeltenes Vergnügen, dafür wurde den Bürgerkindern faſt immer die Freude, ſelbſt die Rollen darzuſtellen, denn die Banden fahrender Komödianten waren etwas Neues und Seltſames. Schon war die Geiſtlichkeit den weltlichen Stücken nicht günſtig, dafür wurden geiſtliche Stoffe und Allegorien mit ſittlichem Grundzug immer durch burleske Scenen verziert, und groß war die Anzahl der Spieler. Auf den Jahrmärkten ſtanden die Schaubuden häufiger als jetzt. So war auf der Leipziger Oſtermeſſe von 1630 unter anderem zu ſehen: ein Vater mit ſechs Kindern, die ſehr ſchön auf der Laute und Geige muſicirten; ein Weib, das mit den Füßen nähen, ſchreiben, Speiſe und Trank zum Munde führen konnte; ein einjähriges Kind ganz voll Haare mit einem Bart; von fremden Thieren zwei Mammonet-Affen, ein Meerſchwein, eine Löffelgans, und wie jetzt wurden die fremden Ungeheuer durch Bilderbogen dem Volke empfohlen. Dazu Seiltänzer, Feuerfreſſer, Taſchenſpieler, ſtarke Männer, zahlreiche Bänkelſänger und Liederverkäufer.

Was aber um 1618 dem Bürger das größte Selbſtgefühl gab, war ſeine Wehrhaftigkeit. Wol jeder hatte einige Uebung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt beſaß ein Zeughaus; auch die ſchweren Geſchütze der Wälle wurden von Bürgern bedient, und eine Bürgerſchaft, welche ihre Stadt vertheidigte, war unter gewöhnlichen Verhältniſſen den jungen Compagnien der belagernden Soldaten faſt vorzuziehen. Auch Magdeburg hätte widerſtanden, wäre nicht Zucht und Pflichtgefühl der Bürger bereits ſchwächer geweſen als bei früheren Belagerungen, in denen die Jungfrau des Stadtwappens ihr Kränzlein ſo tapfer vertheidigt hatte.

Außer den Stadtbürgern gab es aber in den meiſten Kreiſen des Reiches eine Landmiliz, das Defenſionswerk. Etwa den zehnten Mann in Stadt und Land hatte man ausgehoben, regelmäßig bewaffnet, während des Dienſtes beſoldet und zur Vertheidigung innerhalb der Landesgrenzen beſtimmt. Die Anfänge ſolcher Landwehr ſtammten aus dem 16. Jahrhundert. Von militäriſchen Theoretikern war die Einrichtung als vortrefflich empfohlen, von Zeit zu Zeit war ſie erneuert worden. So wurde ſie in Sachſen 1612 durch die Landſtände eingeführt, 1618 verbeſſert. Es ſollten im Kurfürſtenthum neuntauſend Defenſioner ſein, der gemeine Mann täglich vier, der Feldwebel zehn und einen halben Groſchen Sold erhalten, die Koſten wurden auf die Häuſer vertheilt. Aber dieſe Miliz erwies ſich im Kriege als unbrauchbar. Viel zu gering war die Mannszucht und militäriſche Ausbildung; wenn nicht die Gefahr der eigenen Stadt drängte, ſuchte der fleißige Bürger ſich zu entziehen; die Folge war, daß viel loſes Volk in Waffen lief und ritt. Wenn ſie von den Ortſchaften nachgeſucht wurden, die Pflüge auf dem Felde gegen ſtreifende Plünderer zu beſchützen, ſo forderten ſie beſondere Vergütigung oder ſie liefen davon; bald wurden ſie dem eigenen Lande mehr zur Plage als zum Nutzen.

Wie der Krieg in den Städten zerſtörte, lehrt jede Stadtchronik. Zuerſt ſchlug die Unordnung der Kipperzeit tiefe Wunden in Wohlſtand und Sittlichkeit. Dann kamen die Leiden, welche auch entfernter Krieg auf den Bürger legt, Nahrungsloſigkeit und Theuerung. Alles war unſicher geworden, zuletzt wollte jeder den Tag genießen. Roher und wilder wurde die Vergnügungsſucht; fremde Moden, welche man den Soldaten und viel umherreiſenden Hofleuten abſah, nahmen überhand. Von 1626 ab beginnt in den deutſchen Städten das Stutzerthum nach franzöſiſchem Zuſchnitt. Die alamode Meſſieurs ſtolzirten und beläſtigten auf dem ſteinernen Fußpfad der Straßen. Kurze Spitzbärte, das Haar lang, in gekräuſelten Locken oder gar auf der einen Seite kurz geſchnitten, auf der andern in Zopf oder Locke auf die Schulter hängend, große Schlapphüte, Sporen an den Füßen, den Degen vor dem Herzen, geriſſene und zerſchnittene Kleider, geckenhafte Geberden, dazu eine verderbte Sprache voll franzöſiſcher Wörter. Die Frauen blieben nicht zurück; ſie fingen an die welſche Larve vor dem Geſicht zu tragen, in der Hand einen Federfächer, Fiſchbein in den Kleidern, verpönten Zobel, Gold- und Silberſtoffe und zu allem — was ſehr bedenklich erſchien — ſilberne, endlich gar weiße Spitzen. Solches Weſen empörte als phantaſtiſch und unſittlich Obrigkeiten und Seelſorger. Uns erſcheint es als kennzeichnendes Leiden einer Zeit, in welcher das ſichere Selbſtgefühl des deutſchen Bürgerthums dahinſchwand.

Näherten ſich aber die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landſchaft faſt ganz auf, dann wurden die Thore ſorgfältig bewacht, die Bürger erhielten ſich von den aufgeſammelten Vorräthen. Die Bedrückungen und Erpreſſungen begannen, Durchmärſche, Einquartierung befreundeter Heere mit allen ihren Schrecken. Noch ärger hauſten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unſicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederſchlug das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf ſeine Troßwagen warf; Alles, was zum Raube einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußte ausgelöſt werden, ſogar die Kirchglocken, welche nach Kriegsbrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht im Stande den Forderungen der Kriegsoberſten zu genügen, dann wurden die angeſehenſten Bürger als Geiſeln mitgeſchleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber für feſt genug, um dem feindlichen Heere Widerſtand zu leiſten, dann wurde ſie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtlingen gefüllt, deren Zahl ſo hoch ſtieg, daß an ein Unterbringen bei Bürgern gar nicht zu denken war. In Dresden z. B. kamen 1637 nach der Einnahme von Torgau in drei Tagen, vom 7ten bis 9ten Mai, zwölftauſend Wagen mit flüchtigem Landvolk an. Umſchloß der Feind den überfüllten Ort, dann raſte um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Elend, Hunger und Krankheit. Der wehrhafte Flüchtling wurde zu ſtrengem Beſatzungsdienſt gebraucht; auch der Adel der Nachbarſchaft half zuweilen. Dehnte ſich die Belagerung in die Länge, dann hatte die Theuerung einen ſchändlichen Wucher zur Folge, die Müller mahlten nur den Reichen, die Bäcker forderten Unerſchwingliches. Die Bilder der Hungersnoth, einer Noth, wie ſie damals viele Städte erlebt haben, ſind zu greulich, um dabei zu verweilen. Als in Nördlingen ein Mauerthurm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger ſelbſt ihn ausbrannten, ſtürzten ſich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde und trugen Stücke derſelben für ihre Kinder nach Hauſe.

Wurde aber die Stadt im Sturm erobert, ſo wiederholte ſich an ihr das Schickſal Magdeburgs, maſſenhaftes Niedermetzeln, Entehrung der Frauen, ſcheußliches Quälen und Verſtümmeln. Dazu kam die Peſt. Wie die Seuchen damals in den Städten wütheten, iſt für uns kaum glaublich. Sie rafften oft mehr als die Hälfte der Bewohner hinweg. Schon 1626 und in den nächſten Jahren hatten ſie weite Landſtriche geleert, von 1631 bis 1634 und am ärgſten um 1636 kehrten ſie wieder. —

Allerdings gab es für jede Stadt jahrelange Zwiſchenräume verhältnißmäßiger Ruhe, und die — nicht zahlreichen — Ortſchaften, welche nur einmal im Kriege zerſchlagen wurden, vermochten ſich wol wieder zu erholen. Aber das Fürchterlichſte von allem war die zweite, dritte, vierte Wiederholung des alten Leidens. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg ſechsmal, die meiſten kleineren Städte noch öfter mit fremden Soldaten gefüllt. So verdarben die großen Städte wie die kleinen.

Aber noch nicht genug. Weite Länderſtrecken traf eine Plage ganz anderer Art, die religiöſe Verfolgung. Sie wurde von der kaiſerlichen Partei faſt überall geübt, wo ſie ſich feſtgeſetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer, Jeſuiten und Bettelmönche, auf dem Fuße. Dieſe verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten. Wo der Katholicismus noch einen Boden hatte, wurden die Führer der proteſtantiſchen Partei weggefegt, vor allen die Seelſorger. Am gründlichſten in den Provinzen, in denen der Kaiſer ſelbſt Landesherr war. Viel war dort ſchon vor dem langen Kriege geſchehen, aber noch war beim Ausbruch der Feindſeligkeiten in Oberöſtreich, Mähren, Böhmen und Schleſien die Mehrzahl der Gemeinden, der begabteſte und rührigſte Theil der Einwohnerſchaft evangeliſch. Da wurde von Grund aus gebeſſert. Bürger und Landvolk wurden ſchaarenweiſe durch die Soldaten in die Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängniß und Körperqualen — ſeinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlaſſen und viele, viele Tauſende thaten das; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Friſt zum Verkauf ihrer beweglichen Habe gelaſſen wurde.

Aus einer ſolchen Provinz, der einzigen, welche dem geiſtigen Leben der Deutſchen in ſpäterer Zeit wiedererobert wurde, ſei hier das Geſchick einer kleinen Stadt mitgetheilt, gerade deshalb, weil nicht das Eintönige des Elends, ſondern andere auffällige Seiten des alten Bürgerlebens zu erkennen ſind.

Da, wo das Rieſengebirge in die ſchleſiſche Ebene hinabfällt, liegt in fruchtbarem Thale, am Ufer des Bobers, die alte Stadt Löwenberg, einer der erſten Orte, welche in

Schleſien nach deutſchem Recht eingerichtet wurden. Schon im Mittelalter eine kräftige Gemeinde, zählte ſie im Jahre 1617 in Stadt und Vorſtädten 738 Häuſer und wenigſtens 6500 Einwohner.*) Stattlich erhob ſie ſich zwiſchen Wieſenſtreifen und Wald mit ſtarken Mauern, Gräben und Thorthürmen. Sie war angelegt wie faſt alle deutſchen Städte Schleſiens, in der Mitte ein großer Markt, der „Ring", welcher das Rathhaus und vierzehn „Buden", bevorrechtete Häuſer mit Schank- und Handelsgerechtigkeit, umſchloß; die Häuſer der innern Stadt von Stein, den hohen Giebel der Straße zugewendet, bis zu ſeiner Spitze vier oder fünf Stockwerke. Einſt war der Unterſtock zu „Lauben" gemauert geweſen; dieſe bedeckten Gänge waren ſeit etwa ſechzig Jahren abgeſchafft. Die Häuſer enthielten im Unterſtock einen großen Hausflur und ein ſtarkes Gewölbe, dahinter eine große Stube, in ihr den Backofen und über dieſem eine hölzerne Bühne, die den hintern Theil des Zimmers einnahm, zu ihr führte eine Treppe, die Bühne war Speiſeraum, der vordere Theil Schlafraum der Familie. Im Stock darüber war eine gute Stube, mit Holzwerk getäfelt, alles Uebrige war Kammer und Bodenraum, zu Waaren, reichlichem Hausrath, dem Getreide, der Wolle. Denn Löwenberg war eine berühmte Tuchmacherſtadt; im Jahre 1617 verfertigten dreihundert Tuchmacher 13,702 Tuche**), und bis tief nach Böhmen und in das Reich, vorzüglich aber nach Polen trug der Händler ihre dauerhafte Arbeit. Das Stadtſiegel, ein Löwe im Mauerthor, war von lauterem Gold.

Im Jahre 1629 hatte die Stadt bereits viel vom Kriege gelitten. Die Bürger, verwildert, zerquält, hatten den größten Theil ihres alten Muthes verloren. In den Nachbarſtädten hauſte das kaiſerliche Dragonerregiment Liechtenſtein, welches mit Säbel und Piſtolenſchrauben die bekehrenden Jeſuiten unterſtützte. Die Bürgerſchaft der Stadt Löwenberg, mit ihrer Ankunft bedroht, wurde gezwungen, ihre alten Geiſtlichen zu entlaſſen. Mit Thränen ſchieden ſie, laut weinend begleitete ſie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen wie zur Sühne die letzten Abſchiedsgeſchenke zu. Die Jeſuiten folgten; in der Nacht, bevor ſie kamen, richtete ſich ein Uhu zum Schrecken der Bürgerſchaft auf dem Kirchthurme häuslich ein und ängſtigte die Stadt allnächtlich durch ſein Geheul. Die Jeſuiten predigten, wie ihre Art war, täglich, verſprachen Freiheit von aller Kriegsſteuer und Einquartierung, beſondere Gnade und Gunſtbriefe des Kaiſers, den Widerſpenſtigen aber auch das zeitliche Verderben. Sie brachten es ſo weit, daß die geängſtete Bürgerſchaft ſelbſt den Rath bedrängte, die „Confirmation“ anzunehmen; die meiſten Männer der Gemeinde genoſſen das Abendmahl nach katholiſchem Brauch, den Kelch ungeſegnet. Die ſtandhaften Bürger aber mußten in das Elend ziehen. Doch kaum hatten die Jeſuiten die Stadt verlaſſen, ſo fiel das Volk wieder ab, die Bürger liefen auf die benachbarten Dörfer, wo ſich noch evangeliſche Geiſtliche erhalten hatten, ließen dort trauen und taufen; ihre Kirche ſtand unter einem katholiſchen Pfarrer leer. Neue Drohungen, neue Gewaltthaten. Der redliche Bürgermeiſter Schubert ward in hartes Gefängniß abgeführt, aber der Rath erklärte jetzt männlich, bei der augsburgiſchen Confeſſion ſterben zu wollen; die Bürgerſchaft bedrängte ſogar den Landeshauptmann in wildem Getümmel. Da ritten die Executoren des Kaiſers, die „Seligmacher“, durch die Thore. Der größte Theil der Bürger floh mit Weib und Kind aus der Stadt, alle Dörfer waren voll Auswanderer, ſie wurden durch Soldaten und abtrünnige Bürger mit Gewalt zurückgeholt und ins Gefängniß gelegt, bis ſie Beichtzettel vorwieſen; die weiter geflohenen wurden nach Sachſen getrieben. Jetzt wurde ein neuer Rath eingeſetzt, wie es in ſolcher Zeit zu gehn pflegt, aus übel berüchtigten und untüchtigen Männern, die verlaſſenen Bürgerhäuſer wurden geplündert, viele ſchwer beladene Wagen mit Hausrath von katholiſchen Nachbarn den Soldaten abgekauft und fortgeführt. Der neue Rath wirthſchaftete gewiſſenlos, der Königsrichter — ein bekehrter Löwenberger Advocat — und die Rathsherren mißhandelten die heimlichen Proteſtanten und ſuchten ſich aus dem Stadtvermögen zu bereichern. Zweihundertundfünfzig Bürger lebten mit ihren Familien als Flüchtlinge, die eine Seite des Marktes war ganz unbewohnt; dort wuchs langes Gras und das Vieh weidete darauf. Im Winter trieb Hunger und Kälte wenigſtens Frauen und Kinder in die zerſtörten Häuſer zurück. Einige Zeit war der leitende Geiſt des neuen Rathes ein zugezogener Franciscaner, Julius, geweſen, ein verwegener Geſell, gar nicht wie ein Mönch, der unter ſeiner Kutte goldene Armbänder trug. Dann wurde ein katholiſcher Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangeliſchen Predigers, eingeſetzt. Aber wie zerſchlagen auch die Bürgerſchaft war, das Amt des Pfarrers und der neuen Stadtregenten war doch nicht ohne Widerſpruch. Noch waren nicht alle Mächte der Stadt bezwungen. Wie die Gegenpartei widerſtand, ſei hier nach dem Bericht eines Zeitgenoſſen*), welchen der fleißige Sutorius in ſeiner Geſchichte von Löwenberg (1782, Theil II) abgedruckt hat, mitgetheilt.

---

*) Im Jahre 1770 erſt 2126 Einw., im Jahre 1843 4[illegible] Einw.

**) Ein „Tuch" hielt nach Nürnberger Rechnung 32 Ellen, der „Saum" 22 Tuch; ein „Barchat" (halb Leinen, halb Wolle) 22 Ellen; „Tuch" und „Barchat" bezeichnen den Stoff und ſein Maß.

„Am Morgen (9. April 1631) früh kamen die nachfolgenden Herren, als erſtlich der Pfaffe, zweitens der Königsrichter, welcher ein Advocat Elias Seiler war, drittens Georg Mümer Se. Wollenweisheit, ein Tuchmacher, viertens Schwob Franze, ein Tuchmacher, fünftens Doctor Melchior Hübner, ein geweſener Mühlknecht und verdorbener Bäcker, ſechſtens Meiſter Daniel Seiler, ein Tiſchler, ſiebentens Peter Baier, der Stadtſchreiber, auf dem Rathhauſe zuſammen und beſetzten den Rathsſtuhl. Der Herr Bürgermeiſter lag an Podagra krank. Da proponirte der Pfaffe, der die Oberhand im Rathe hatte, mit dieſen Worten: „Ihr meine geliebten Kirchkinder, nachdem ich von euch vernommen, daß ihr an Königlicher*) Majeſtät Hof nach Wien eine Abſendung thun wollt, ſo habe ich und der Herr Königsrichter reiflich befunden, daß vor eurem Aufbruch alle Weiber zu unſerer Religion gezwungen würden. Dadurch werdet ihr euch bei Hofe eine große Gnade zuwege bringen. Ich will auch nicht unterlaſſen, euch durch Handbriefe bei meinem hochgeehrten Herrn Vetter, dem Herrn Pater Lemmermann, jetzo Königlicher Majeſtät Beichtvater, der gewiß in allen geheimen Rathſchlägen viel gilt, zu recommandiren, wie fleißig und eifrig ihr geweſen und die Weiber zurecht gebracht habt, ſo daß euch allen, die ihr jetzo beiſammen ſeid, ein ſonderlich Gratial gegeben werden ſoll. Derowegen fahret eifrig fort. Wollen ſie nicht gutwillig, ſo habt ihr Thürme und Gefängniſſe genug, ſie damit zu zwingen.“

---

*) Die Handſchrift — es ſind mehre alte Abſchriften vorhanden — iſt nach Sutorius II, S. 234 vom Jahre 1631, jedenfalls von einem Augenzeugen verfertigt. Hier wurden nur wenige Längen gekürzt, ein paar Mal rauhe Scheltworte gemildert.

Auf dieſe Propoſition wurde herumvotirt, und ſagte zuerſt der Königsrichter: „Ja, ihr Herren, weil ich ſolche Reiſe zum Beſten gemeiner Stadt gutwillig auf mich nehmen will, ſo befinde auch ich für ſehr gut, man nehme dieſe Geſchöpfe mit Eifer und Ernſt vor. Wollen ſie nicht gutwillig, ſo ſperre man die vornehmſten ein. Was gilt's, die andern werden bald nachgeben. Sie werden kommen und bitten, daß man ſie herauslaſſe. Es würde auch mancher froh ſein, daß die ſeine wegliefe und er ſie los würde. Haben wir die Männer zurecht gebracht, ſo wollen wir's mit dieſen Beſtien auch machen.“

---

*) Der Kaiſer war als König von Böhmen Oberherr Schleſiens.

Herr Mümerus, Se. Wollenweisheit, ſagte: „Ihr Herren, ich bin nun ein Witwer bald ein halbes Vierteljahr; ich weiß davon zu ſagen, was einer für Kreuz hat, wenn ihm von ſeinem Weibe Tag und Nacht das Gewiſſen gerührt wird. Es wäre wol gut, wenn Mann und Weib einen Glauben und ein Vaterunſer hätten, mit den zehn Geboten möchte es nicht ſo dringend ſein. Es wäre auch gut, daß die Weiber thäten wie wir, weil ſie unſer Einkommen mit genießen und Rathsfrauen werden. Allein ich beſorge, es wird ſchwer angehn. Ich wollte lieber faſt rathen, man conſultirte hierüber zuvor den Herrn Landeshauptmann, wie er es mit ſeinem eigenen Weibe anſtellen wollte. Man könnte dann einen beſſern Nachdruck geben, wenn man einen beſtimmten Befehl dazu hätte. Mein Weib hätte ich wol nimmermehr dazu gebracht!“

Schwob Franze ſagte: „Ihr Herren, mein Weib iſt mir, wie ihr wißt, dieſer Tage geſtorben, ſo daß ich nunmehr wieder frei und ein Witwer bin; ich weiß auch davon zu ſagen, wie ich von meinem böſen Weibe wegen des Papſtthums geplagt worden bin. Gleichwol weiß ich nicht, wie man die Sache recht angreifen ſoll. Es hat gleichwol noch hübſche Weiber und Witwen unter den lutheriſchen Ketzern. Wäre es auch gut und übers Herz zu bringen, daß man ſie alle auf einmal wegjagte und einſperrte? Ihr Herren, ihr werdet's wohl machen. Ich bin der Meinung wie mein Herr College Mümer. Wenn ich heut oder morgen freie, muß mein Weib meinen Glauben haben, oder den Mund über den Glauben halten.“

Hierauf fing nun Doctor Melcher an: „Ihr Herren, Gotts Sacrament, ma — ma — man ſperre ſie nur zuſammen ein, und la — la — laſſe keine heraus, wenn ſie gleich im Gefängniß verfaulen ſollten, bis ſie es zuſagen. Ich habe geſtern mein Hauskreuz darüber geſchlagen. Der Teu — Teufel ho — ho — hole mich, ſie muß es thun, oder ich jage ſie ganz davon.“

Meiſter Daniel Seiler ſagte: „Ihr meine hohen und wohlgroßgünſtigen Herren, fahret in ſolchem guten Werke nur mit Gewalt fort. Der Landeshauptmann hat uns hierin nichts zu befehlen, er ſehe ſelbſt zu, wie er ſeine ketzeriſche Frau zurecht bringt, welche kein geringes Aergerniß und ein Spiegel für unſere Weiber iſt. Derowegen bitte ich, man fahre gegen die Weiber mit der Execution fort.“

Des Herrn Stadtſchreibers Peter Baier's Votum war: „Ihr Herren, ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Ich habe eine böſe Sieben, die beißt um ſich wie der Teufel. Ich traue mir nicht ſie zu bändigen. Könnt ihr's thun, ſo verſucht's. Ich rathe aber, daß man anfangs freundlich mit den Frauen rede, ihnen Bänke ſetzen laſſe in der Rathsſtube und ſie niederſitzen heiße, ob es möglich wäre, daß man ſie mit guten Worten und hernach erſt mit Drohung bekehren könnte. Vielleicht nehmen ſie ſich's zu Herzen.“

Hierauf wurde das Concluſum gemacht von dem Pfaffen und Königsrichter. Sie ſagten: „Die Zeit iſt kurz, man kann nicht viel Friſt geben, es heißt hier: Friß, Vogel, oder ſtirb.“

Es läutete deswegen der Königsrichter dem Stadtknecht und fragte: „Sind die Weiber draußen?“ Er ſagte: „Nein, es iſt noch keine da.“ Darauf befiehlt ihm der Richter: „Geht hin, ihr werdet ſie entweder bei mir oder bei der Frau Geneußin finden.“ Der Stadtknecht fand aber bei dem Königsrichter niemand, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beiſammen. Zu dieſen ſagte er: „Ihr Frauen, es läßt der Herr Pfarrer nebſt dem Herrn Königsrichter und einem ehrbaren Rath den Frauen einen guten Morgen ſagen und daß ſie aufs Rathhaus kommen ſollten, die Herren wären beiſammen.“

Darauf gab die Königsrichterin zur Antwort: „Ja, ja, ſagt ihnen einen guten Morgen wieder; wir werden bald kommen.“ Alſo gingen die Frauen Paar und Paar, die Königsrichterin und Bürgermeiſterin voran, und ſtiegen die

Rathstreppe hinauf. Die anderen Frauen aber, ſo ſich in den Brotbänken und ſonſt hin und wieder in Häuſern geſammelt hatten, kamen in großer Anzahl truppweiſe hinterdrein. Als nun der Diener im Rath angeſagt, daß die Frauen da wären, fing der Königsrichter an: „Laßt ſie herein.“ Der Diener ſprach: „Herr, ſie alle haben hier drin nicht Raum. Ich halte dafür, daß ihrer ein halbes Tauſend beiſammen iſt. Das Rathhaus iſt bald ganz voll. Sie ſitzen auch ſchon zum Theil auf den Pfeiferſtühlen.“

Da fing der Pfaffe an: „Ei, ei, halt ſtill, das iſt nicht gut. Ich habe nicht anders gemeint, als daß zuerſt nur die vornehmſten Frauen von Rath, Schöppen und Geſchwornen herausgefordert würden. Ei, ei, was habt ihr gethan!“ Da ſprach der Diener: „Ew. Ehrwürden laſſen ſich berichten: als mir geſtern der Herr Königsrichter befahl, ich ſollte alle Weiber, die nicht bekehrt wären oder es nicht werden wollten, herauffordern und bei ſeiner Frau anfangen, habe ich ſolches beſtellt, und weil es ziemlich ſpät war, ſagte ich den meiſten, die mir begegneten, eine ſollte es der andern anzeigen, daß ſie morgen bei Strafe kämen und nicht ausblieben. Ich vermeine, daß ich nicht unrecht gethan habe.“

Da ſprach der Pfaffe abermals: „Ei, ei, ihr Herren, ihr Herren, das iſt nicht gut. Ich weiß nicht, wie man's macht, daß man einen Theil der Weiber los werde.“

Darauf ſagte der Königsrichter zum Pfaffen: „Geben ſich Ew. Ehrwürden nur zufrieden; wir wollen die Sache ſchon machen und anfangs nur die vornehmſten Weiber herein fordern. Wenn ſie ſehen, daß man ihnen durch den Sinn fährt oder ſie gar einſperren laſſen will, werden ſich die andern bald verlieren und davonlaufen.“ Es wurde deshalb beſchloſſen und dem Diener angedeutet, er ſolle den erwähnten Frauen anſagen, daß ſie allein hereinkommen ſollten.

Als nun der Diener ſolches ausgerichtet, fing die Königsrichterin an: „Mit nichten, wir laſſen uns nicht trennen; wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz. Sprecht, wir laſſen bitten, man ſolle uns nur verlaſſen.“ Solches berichtete der Diener wieder dem Rathe hinein. Da entrüſtete ſich der Königsrichter und ſagte mit großem Ernſte: „Geht wieder hinaus und ſagt den elementiſchen Weibern, ſie ſollen ſich nicht widerſpenſtig und ungehorſam zeigen, oder ſie ſollen erfahren, wie man mit ihnen umgehn werde.“ Dann ging der Diener wieder hinaus und überbrachte den Befehl ernſtlich; aber die guten Weiber beſtanden auf ihrer vorigen Meinung und ſagten, ſie begehrten zu wiſſen, warum man ſie gefordert hätte; keine laſſe ſich von der andern trennen, wie es einer ergehe, ſolle es allen ergehn. Es war darüber unter den Weibern ein großes Getümmel und Gemurmel, daß es die Herren in der Stube wol hören konnten.

Als der Diener ſolche Antwort wieder hereinbrachte, erſchraken ſie, daß ſie lieber geſehen hätten, die Weiber wären ich weiß nicht wo. Es wurde daher einhellig beſchloſſen, den Herrn Stadtſchreiber hinauszuſenden, damit er ihnen beweglich, doch freundlich mit guten Worten zuſpräche, daß doch die vornehmſten Frauen hineinkommen wollten, die andern möchten nach Hauſe gehn; keiner ſolle ein Leid widerfahren. Aber Alles war vergeblich. Die Weiber blieben feſt, nicht von einander zu weichen. Und die Königsrichterin fing an und ſagte zum Stadtſchreiber: „Ja, ja, Lieber, ja, meint ihr auch, daß wir ſo einfältig ſind und den Poſſen nicht merken, wie man uns arme Weiber wider unſer Gewiſſen zwingen und bringen will, den Glauben zu wechſeln? Mein Mann und der Pfaffe ſind in dieſen Tagen nicht vergebens zuſammengelaufen, haben faſt Tag und Nacht bei einander geſteckt, gewiß haben ſie einen Teufel gekocht oder gebraten, den mögen ſie auch ſelber aufeſſen; ich gehe nicht mit hinein. Wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz und Anhang.“ Sie wandte ſich herum zu dem andern Haufen und ſprach: „Ihr Frauen, iſt das euer Wille?“ Da ward abermal von allen

Weibern großes Geſchrei: „Ja, ja, nun wohlan, wir ſtehn alle für einen Mann.“

Hierüber erſchraken nun der Herr Stadtſchreiber heftig, er lief eilend wieder in den Rath und brachte mit Wehmuth den Handel vor, daß der Rath in nicht geringer Gefahr wäre, denn er habe geſehen, daß faſt jede Frau ein großes Gebund Schlüſſel an der Seite hangen hätte.*) Darüber entfiel ihnen der Muth ganz und gar, ſie hingen die Köpfe und wußten weder aus noch ein; einer wünſchte ſich hier, der andere dort hinaus. Doctor Melcher faßte noch einen Muth und ſprach zum Pfaffen: „Potz Sacrament, wohlehrwürdiger Herr, hätte ich nur jetzt ein paar hundert Musketiere, ich wollte das Pa — Pa — Pack wol niedermachen laſſen, außer denen, die auf die Knie niederfielen.“

Zuletzt colligirte ſich der Herr Stadtſchreiber etwas. „Ihr Herren, ich wüßte wol Rath, wie wir hinab und von den Weibern fort kämen. Wenn die Herren beide Thüren am Rathhauſe zuſchließen laſſen, wollen wir ſtillſchweigend aus der unterſten Rathsſtube durch die Thurmthüren hinaus und uns davon machen; ſo werden ſie nicht gewahr, wo wir hin kommen. Doch ich weiß nicht, wo die Schlüſſel zu den Thurmthüren ſind.“ Dieſer gute Rath gefiel Allen wohl, die Schlüſſel wurden fleißig geſucht, unterdeß aber die Stadtknechte hereingerufen und befehligt den Weibern anzudeuten, ſie möchten ſich ein wenig gedulden. Die Stadtknechte aber ſollten ſehen, wie ſich einer zur vordern, der andere zur hintern Thür ſpielen könnte, darauf ſollten ſie jählings hinauslaufen und die Thür hinter ſich zuſchlagen.

Dieſer Anſchlag glückte, die guten Weiber, deren zweihundertdreiundſechzig waren, wurden ſo eingeſperrt. Der Stadtſchreiber aber machte die Thurmthüren, die ſeit etlichen

---

*) Das Schlüſſelbund war im Mittelalter nicht nur bedeutſames Rechtsſymbol, auch die volksthümliche Waffe der Frau.

Jahren nicht geöffnet worden, geſchwinde auf, kam gelaufen und rief: „Ihr Herren, fort, fort, das Loch iſt offen; aber ſtill, ſtill, um Gottes willen ſtille, daß es die Weiber nicht inne werden, ſonſt betrügt uns der Teufel.“

Darauf liefen ſie, was jeder laufen konnte, zum Theil ohne Hut und Handſchuh, einer lief heim, der andere zum Nachbar, und wo jeder in der Eile ſicher zu ſein vermeinte. Alle wußten von erſchrecklicher Angſt zu ſagen. Der Pfaffe lief in vollem Trabe die Kirchgaſſe hinauf, ſah mehr rückwärts als vor ſich, ob die Weiber etwa nachfolgen und ihm mit den Schlüſſeln zur Meſſe läuten wollten. Er ſchloß das Pfarrhaus hinter ſich zu, wie die Stadtknechte das Rathhaus. Er war ſo matt, daß er weder eſſen noch trinken mochte, ſeine beiden Damen hatten genug an ihm zu kühlen.

Als nun die verſperrten Weiber, welche zum Theil an den Fenſtern ſaßen, das Geſchrei hörten, ſo unten in der Stadt umherging, daß die ehrenfeſten Herren ſo fein ausgeriſſen wären, lief die Königsrichterin zur Rathſtubenthür, klinkte auf, rief überlaut mit großer Verwunderung: „Der Teufel hat die Schelme alle hinabgeführt; ſeht, da liegt ein Hut, ein Handſchuh, ein Schnupftüchel, alle Thüren ſind offen. Kommt, laßt uns ſelbſt zu Rathe ſitzen und nach unſern Männern ſchicken, ſie ſollen bei Strafe kommen und unſern Beſcheid anhören.“ Darauf ward von allen Weibern ein großes Geſchrei und Gelächter, daß man's über den ganzen Ring hören konnte.

Zuletzt aber traten die Frauen doch zu Häuflein, zu zehnen und zwölfen, ſie beklagten ihre Männer, Kinder und Säuglinge, die würden nichts zu eſſen haben. So wurden ſie einig. durch etliche Weiber, die draußen vor der Thür warteten und auch gern drinnen bei den verſperrten geweſen wären, den Königsrichter zu bitten, ſie loszulaſſen und ihnen anzuzeigen, weshalb man ſie heut auf das Rathhaus gefordert.

Unterdeß aber empfand der Königsrichter, daß er jetzt beim Heimgange vom Rathhauſe klüger geworden, als er heut früh beim Hinaufgehn geweſen, ihm däuchte, nicht alle Männer möchten ſo gegen ihre Frauen geſinnt ſein als er. Auch ſah er ein ziemliches Laufen um das Rathhaus von Kindern und Geſinde, die den Frauen gern etwas von Speiſe und Trank zutragen wollten, ja es war von einem guten Freunde ſchon angeſtellt, den lieben Weibern ein ganzes Viertel Bier zum Labſal zuzuſtoßen. Ueberdies fand ſich auch ſchon eine Anzahl Männer zuſammen, welche zu wiſſen begehrten, was ihre Frauen gethan, daß man ſie eingeſperrt hätte. Da faßte der Königsrichter wieder einen Muth und ließ die Herren cito citissime in ſein Haus zu einer nothwendigen Unterredung zuſammenbitten. Die vier Herren des Raths und der Stadtſchreiber wurden mit großer Mühe gefunden, der Pfaffe aber hatte ſich tief verſteckt und ließ ſich wegen Mattigkeit und weil er Ruhe nöthig hätte, entſchuldigen. Es ward aber eine wiederholte Abſendung an ihn beſchloſſen, die dem Pfaffen zu Gemüth führte, er müſſe ſich unfehlbar einſtellen, weil er dieſe Händel mit verurſacht habe.

Unterdeß kam der Rathsdiener ans Rathhaus gelaufen, auf weſſen Geheiß, weiß man nicht, rief durch die verſchloſſene Thür ſeine Frau, die mit im Conclave war, und ſagte ihr: „Deutet den andern Frauen an, daß die Herren jetzt wieder beim Königsrichter zuſammengekommen ſind; man wird bald heraufſchicken und das Rathhaus öffnen laſſen, damit eine jede wieder heimgehe.“ Darauf gab die Königsrichterin Antwort: „Ja, gar gern wollen wir uns gedulden, ſitzen wir doch im Trocknen. Aber ſagt ihnen auch, ſie ſollen uns berichten, warum man uns heraufgefordert und ohne Verhör eingeſperrt hat.“

Der Pfaffe ließ ſich endlich bewegen und kam zum Königsrichter in den Rath. Sie klagten einander anfangs heftig ihre Mattigkeit wegen großer ausgeſtandener Angſt und Gefahr, weshalb ihnen auch geſchwinde ein Labetrunk Wein herumgegeben ward; was ſie aber ſonſt damals für Anſchläge gemacht, habe ich ſo genau nicht erfahren können, weil Alles in Eile und ſtehend geſchah und kein Protokoll darüber gehalten ward. Gewiß aber iſt es, daß ſie ſich, wie bei Lumpenleuten Gebrauch iſt, ziemlich gebiſſen und einer dem andern bald dies bald das an den Bart geworfen haben. Doch zuletzt wurden ſie einhellig, eine Abſendung an die verſperrten Frauen zu thun, dieſelben eito loszulaſſen und auf das Allerfreundlichſte zu bereden, damit ſie das Rathhaus wieder quittiren möchten. Zur Abſendung wurden vermocht Herr Mümer, Meiſter Daniel und Herr Notarius. —

Als dieſe ankamen, wurde die Thür ſogleich geöffnet, und die Abgeſandten traten mitten unter die Weiber in einen Kreis.

Da fing der Stadtſchreiber ſo an: „Ehrbare, viel ehr- und tugendſame, inſonders großgünſtige, liebe Frauen! Der Herr Pfarrer nebſt dem Herrn Königsrichter und ein wohlweiſer Rath laſſen den Frauen ſammt und ſonders einen guten Tag vermelden, verwundern ſich höchlich, daß die Frauen die Sache ſo übel aufgenommen und anders verſtanden haben, als ſie gemeint war. Und weil die Frauen ſo inſtändig begehrt haben zu wiſſen, warum dies geſchehen, ſo haben gemeldete Herren uns abgefertigt, mit Wahrheit dies zu vermelden. Erſtens, weil nunmehr die Marterwoche herbeikäme, an welcher in der Kirche vornehmlich von dem heiligen Sacrament gepredigt wird, ſo hätte man die Frauen chriſtlich und treulich vermahnen wollen, daß ſie ſich dazu fleißig einſtellen möchten. Zweitens wird gebeten, daß am bevorſtehenden Oſterfeſt ſich die Frauen ebenfalls ſämmtlich einſtellen und mildreich erzeigen wollen, weil des Herrn Pfarrers Accidenzien bei ſo geringer Anzahl der Bürger gegenwärtig ſchlecht wären.“

Nach ſolchem Anbringen des Stadtſchreibers wollte es Meiſter Daniel, der Tiſchler, noch beſſer machen und ſprach:

„Meine großgünſtigen Frauen! Die Frauen ſollen es nicht anders verſtehn, als daß dies eine freundliche Unterredung iſt, und daß gar keine Gewalt angewendet werden ſoll. Denn meine Herren und ein hochweiſer Rath haben nicht den Gebrauch einen henken zu laſſen, bevor ſie ihn haben."

Auf dieſe leichtfertige, unbeſonnene Rede, die doch ganz und gar nicht dem Rath diente, ſtießen ihn Herr Mümer und Herr Notarius ſelbſt auf der Stelle an, unter den geſammten Weibern aber wurde ein großes Gelächter und Getümmel. „Ja, ja, jetzt verſtehen wir wol, ſie vergleichen uns Leuten, die gehenkt werden ſollen. Ihr ſelber ſeid ſolche Geſellen unter einander. O ihr ungetreuen Schelme, ihr Kornwucherer, ihr Wolldiebe!" Darauf ſchrie die Königsrichterin: „Still, ſtill, ihr Weiber!" und ſprach zu Meiſter Daniel: „Hört, lieber Schwager, ihr verſteht's nicht, ſeid auch viel zu geringe, uns wider unſer Gewiſſen zu zwingen. O wie wird euch Gott ſtrafen und meinen Mann dazu, der ſo öffentlich wider ſein Gewiſſen handelt. Euer beider lieber ſeliger Vater iſt ein ſtattlicher lutheriſcher Geiſtlicher geweſen, der hat euch etwas Anderes gelehrt. Jetzt ſprecht ihr, ihr ſeid gut katholiſch. Zu euren Schelmſtücken braucht ihr euren neuen Glauben; wenn ihr betrunken ſeid, redet ihr ſelber ſchandlos genug von der Mutter Gottes, und wenn ihr zu euren ſchlechten Dirnen geht, nennt ihr euch nicht anders als Marienbrüder. O, wenn man euch euren Gewinn abſchaffen wollte, den ihr aus euren Aemtern und aus den Gütern gemeiner Stadt macht und den ihr doch alle wieder verfreßt und vertrinkt, wenn ihr wieder Hobelſpäne machen und tapfer arbeiten müßtet, daß euch warm würde, wie bald ſolltet ihr euer Papſtthum wieder los werden. Daß euch Gott ſtrafe! Nimmermehr ſollt ihr uns unſern Glauben nehmen, ihr ſelbſt werdet noch darüber gehenkt werden."

Die Frau Bürgermeiſterin ſagte: „Habt ihr ſonſt nichts mit uns zu reden gehabt, ſo hätte das auch der Pfarrer von der Kanzel thun können, und man hätte uns deshalb nicht einſperren dürfen. Ich laſſe mich nicht ſo zur Kirche zwingen. Bei unſeren vorigen Pfarrern und Predigern bin ich mit großer Freude zur Kirche gegangen, habe dort Troſt aus Gottes Wort genommen; jetzt werde ich nur noch mehr darin betrübt und geärgert, daß es Gott im Himmel zu klagen iſt. Was den Opferpfennig anbelangt, ſo ſteht es einem jeden frei, wer ihn zu geben hat, der mag ihn geben.“ Hierauf ſchrien die andern Weiber überlaut: „Ja, einen Teufel wollen wir dem Pfaffen auf den Kopf geben.“ Die Herren Abgeſandten erſchraken über ſolche Reden, baten um ihren Abtritt, ſagten kein Wort weiter und gingen davon.

Als nun die Herren Abgeſandten beim Königsrichter wieder ankamen, war der Pfaffe und die andern Herren ſchon wieder davon gegangen; ſie machten ihre Relation und gingen auch nach Hauſe. Die Frauen waren nun gleichfalls ihres Arreſtes entledigt. Dem Königsrichter aber ſtieg die Sache ernſtlich zu Kopfe, er nahm es ſich zu Herzen, daß ihn ſeine Gedanken ſo ſchändlich betrogen und die Sache zu einem ewigen Spott für ihn ausgelaufen war. Er ging in der Stube auf und ab, murmelte mit ſich ſelbſt, zuletzt ſagte er: „Gebt mir was zu eſſen.“ Als der Tiſch gedeckt und von ſeiner Magd und Kindern aufgetragen wird, eine Schüſſel Krebſe und ein Stück Weißbrot und Käſe, auch Butter, erzürnt ſich der gute Herr heftig, nimmt zuerſt das liebe Brot, dann die Butter mit der zinnernen Buttermulde, und wirft ſie zum Fenſter hinaus auf den Markt. Auch die Krebſe alle wirft er in der Stube herum, greift auch nach der Wurſt, die auch auf dem Tiſche ſtand, welche die Kinder aus Hunger wol gemocht hätten, weil ſie damals den ganzen Tag noch nichts gegeſſen hatten. Ja, er war ſo ergrimmt, daß er aus der Stube hinauslief, Schüſſeln und Tiegel zerſchlug und Alles, was ihm unter die Hände kam, daß darüber ein Zulauf von den Nachbarn geſchah. Darnach lief er ins Stübel hinauf und hielt ein großes Geſchrei und Weſen nur mit ſich ſelbſt, als wenn Alles voller Leute wäre. Den andern Tag ſtand er früh auf, verreiſte und übertrug ſein Amt dem Doctor Melcher. —

An dieſem Tage ruhten die Herren aus bis gegen Abend. Da rief der Pfarrer den Stadtknecht zu ſich und befahl ihm, daß er in ſeinem und des Doctor Melcher's als des Vice-Königsrichters Namen die Frau Bürgermeiſterin und die Frau Geneußin auf morgen früh nach der Meſſe zu ihm auf den Pfarrhof fordern ſolle. Das beſtellte der Stadtdiener. Die Bürgermeiſterin gab zur Antwort: „Ja, ja, ich will kommen, will es aber zuvor meinem Herrn ſagen.“ Als ſie aber zur Frau Geneußin kam und es ihr auch anmeldete, war bei dieſer der Eidam, Herr Krekler, der nachher Bürgermeiſter wurde, der gab den Beſcheid: „Iſt der Pfaff und Doctor Melcher euer Herr? oder ſind ſie die Herren meiner Frau Schwiegermutter? Antwortet, daß ſie nicht kommen, es befehle ihnen denn der Herr Bürgermeiſter.“ Das ſagte der Stadtknecht dem Bürgermeiſter; der beſann ſich etwas, endlich ſagte er: „Meinetwegen, ſie ſollen gehn, ich bin es zufrieden, damit man mir nicht die Schuld gebe.“

Am Morgen Freitag um die angeordnete Stunde ging die Frau Bürgermeiſterin zum Pfaffen; die Frau Königsrichterin, welche doch gar nicht gefordert war, ebenfalls mit der Frau Geneußin. Da fing der Pfaffe an aufs Freundlichſte mit ihnen zu reden und bat ſehr höflich, ſie ſollten ſich doch bequemen und die heilige, alleinſeligmachende Religion annehmen, wie ihre Herren auch gethan hätten. Sie würden ſehen, wie wohl man ſich dabei befände, und wie wohl es ihnen ergehn würde. Darauf gaben die Frauen ſogleich zur Antwort: „Nein, wir ſind von unſern Eltern und vorigen Predigern anders unterrichtet worden; dabei befinden wir uns gar wohl. In eure Religion können wir uns nicht ſchicken.“ Darauf ſagte der Pfarrer: „So kommen die Frauen doch nur zur Kirche, oder wenn ſie Kummer oder Bedenken haben, zu mir, ſo oft ſie wollen; ich will ſie gewiß fleißig unterrichten.“ Die Frauen gaben zur Antwort: „Nein, der Herr darf ſich unſertwegen keine Mühe geben, wir thun's nicht.“ „Ei“, ſprach der Pfaffe, „ſo geben die Frauen doch gute Exempel, und gehen ſie wenigſtens zur Kirche und zur Meſſe, und ärgern nicht etwa andere, die ſchon erklärt haben, wenn die Frauen gingen, ſo wollten ſie auch gehn.“ Die Frauen antworteten: „Aber wir thun's nicht. Wir wollen auch niemandem wehren. Das ſind Gewiſſensſachen, darüber hat niemand als Gott zu richten.“ Als nun der Pfaffe ſah, daß Alles vergebens war, bat er: „Ei, ei, ſagen ſie doch wenigſtens zu den andern Frauen und Weibern, ſie hätten ſich vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten und auch erlangt.“ Darauf antworteten die Weiber faſt im Zorn: „Nein, lieber Herr, wir haben von unſern Eltern nicht lügen gelernt, wir wollen's von euch auch nicht lernen; wir bitten, ihr wollt uns verſchonen.“ So gingen ſie davon.

Während aber die drei Frauen beim Pfaffen waren, fanden ſich unterdeß zum Verwundern ſchnell eine große Menge Weiber zuſammen, viel mehr als das erſte Mal bei einander geweſen. Dies nahm Herr Schwob Franze wahr, kam eilend und keuchend zum Bürgermeiſter gelaufen und ſagte: „Herr, ich bitte euch um Gottes willen, habt ein Einſehen und wehrt dem Pfaffen die Händel mit den Weibern, es ſind ihrer wieder eine große Menge beiſammen, die ganzen Brotbänke und alle Häuſer in der Kirchgaſſe ſind voll. Hilf mir Gott, ſie erſchlagen uns mitſammt dem Pfaffen; ich laufe davon.“

Der gute Bürgermeiſter lag ſo krank zu Bette, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte. Er ſchickte eilend nach dem Pfaffen und ſagte ihm ziemlich deutſch, was er für abenteuerliche Händel anfinge, dergleichen ſonſt in keiner Stadt gehört worden. Würde ihm von den Weibern Ungelegenheit begegnen, ſo wolle er nicht ſchuldig ſein.

Darauf fing der Pfaffe an: „Ei, nein, Herr Bürgermeiſter, der Herr erzürne ſich nicht ſo. Ich ſehe, daß ich von dem leichtfertigen Mann, dem Doctor Melcher, betrogen bin, der die Sache ganz anders berichtet hat. Ich bitte, der Herr laſſe den Weibern andeuten, daß ſie wieder nach Hauſe gehn; es ſoll gewiß nicht mehr geſchehen, was geſchehen iſt, das verſichere ich dem Herrn hiermit.“

Als dies die Weiber hörten und daß den Frauen nichts weiter begegnet war, als was oben erzählt iſt, waren ſie auch zufrieden, gingen heim und legten ihre Schauben und Schlüſſelbunde weg, jedoch nicht weit von ſich, damit ſie ſolche im Fall der Noth bei Tag und Nacht ſogleich zur Hand hätten.“

So weit der alte Bericht. Der Geiſtliche mußte das Jahr darauf Löwenberg ſchimpflich verlaſſen, weil ſeine ärgerlichen Händel nicht aufhörten. Er hatte unter anderm einen öffentlichen Bierſchank mit Schöps, dem alten ſchleſiſchen Biere, errichtet. Der böſe Doctor Melchior wurde ſpäter aus Verzweiflung Soldat und bei Prag gehenkt. Und die tapfern Frauen? — Wir hoffen, ſie ſind mit ihren Männern nach Breslau oder nach Polen geflüchtet.

Von 1632 verfiel die Stadt mit jedem Jahre mehr; bald Schweden bald Kaiſerliche, bald evangeliſche bald katholiſche Seelſorger; im Jahre 1639 hatte die Stadt noch vierzig Bürger und eine Schuldenlaſt von anderthalb Tonnen Goldes; 1641 deckten die Bürger ſelbſt ihre Häuſer ab, um keine Steuern mehr zu zahlen, und hauſten in Strohhütten. Als der Friede kam, war die Stadt faſt ganz „über den Haufen gefallen“. Im Jahre 1656, acht Jahre ſpäter, waren wieder 121 Bürger, ungefähr 850 Einwohner in Löwenberg; etwa 87 Procent der Bevölkerung waren untergegangen.

6.

Der dreißigjährige Krieg.

Der Friede.

Der Friede war unterzeichnet, die Geſandten hatten einander zur Beſtätigung feierlich die Hand gereicht, auf allen Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereigniß zu verkündigen.

Zu Nürnberg hielten die Kaiſerlichen und die Schweden im großen Saale des Rathhauſes das Friedensbanket.*) Die hochgewölbte Halle war glänzend erleuchtet, zwiſchen den Kronleuchtern hingen dreißig Arten Blumen und lebendige Früchte in Goldlahn eingebunden herab; vier Muſikchöre waren zu luſtigem Spiel aufgeſtellt, in ſechs verſchiedenen Zimmern verſammelten ſich die ſechs Claſſen der eingeladenen Gäſte. Auf den Tafeln ſtanden die beiden ungeheuren Schaugerichte, ein Siegesbogen und ein ſechseckiger Berg, bedeckt mit mythologiſchen und allegoriſchen Figuren, lateiniſchen und deutſchen Sinnbildern. Aufgetragen wurde in vier Gängen, jeder Gang hundertundfünfzig Speiſen, dann kamen die Früchte in ſilbernen Schüſſeln und an „lebendigen" Zwergbäumen, mit denen die ganze Tafel beſetzt war; dazwiſchen brannte feines Rauchwerk, das einen ſehr guten Geruch von ſich gab. Darnach wurde das oberſte Blatt der Tafel ſtückweis abgenommen, der Tiſch von neuem mit Tellern und Servietten beſetzt und mit überzuckerten Blumen beſtreut, und jetzt folgte das Confect, dazu rieſige Marzipane auf zwei Silberſchalen, von denen jede 10 Pfund ſchwer war. Und wenn die Geſundheit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät zu Wien und Ihrer Königlichen Majeſtät von Schweden ausgebracht und auf das Gedeihen des geſchloſſenen Friedens getrunken wurde, mußte auf der Burg aus fünfzehn großen und kleinen Stücken geſchoſſen werden. Zuletzt, als dies Friedensfeſt bis tief in die Nacht gedauert hatte, wollten die anweſenden Kriegsherren und Generäle zum Abſchied noch einmal Soldaten ſpielen. Sie ließen ſich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Geſandten, Seine hochfürſtliche Durchlaucht den ſchwediſchen Generaliſſimus Herrn Karl Guſtav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Seine Excellenz den General Piccolomini, zum Corporal aber den Feldmarſchall Wrangel; alle Generäle, Oberſten und Oberſtlieutenants wurden zu Musketieren gemacht. So marſchirten die Herren um die Tafel, ſchoſſen ein „Salve“, zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke los. Bei ihrem Rückmarſch aber wurden ſie von dem Herrn Oberſt Kraft ſcherzweis abgedankt und des Dienſtes entlaſſen, weil nunmehr Friede ſei. Für die Armen aber wurden zwei Ochſen geſchlachtet und vieles Brot ausgetheilt, und aus einem Löwenrachen lief ſechs Stunden lang weißer und rother Wein herab. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang Thränen und Blut gefloſſen.

---

*) Kurtze Beſchreibung des Schwediſchen Friedenmahls, gehalten zu Nürnberg den 25. Herbſt-Monat des 1649. Jahres. 4. 4 Bll.

Und wie die Herren Geſandten, rüſtete das Volk in jeder Stadt, in jedem halbzerſtörten Dorfe eine Feſtfeier. Welche Wirkung die Friedensbotſchaft auf die Ueberreſte der deutſchen Nation machte, iſt noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erſchien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend, ſie ſahen die reichen Ernten ihrer

Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die luſtigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die ſie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenoſſen verlebt hatten; ſie ſahen ſich ſelbſt glücklicher, männlicher und beſſer, als ſie in faſt dreißig Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geſchlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande. Die Zeit, wo auf jedem Ackerſtück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Aehren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen ſollte, wo ſie ſelbſt mit zwei Pferden und luſtigem Peitſchenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat die Schweſtern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkoſungen an ſich reißen durfte; wo ſie nicht mehr mit Heugabeln und verroſteten Musketen dem Nachzügler im Buſch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erſchlagenen ſitzen würden; wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern ſein ſollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hofthor hören müßte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenſter und ſchöne Glocken haben würde, wo in dem beſchmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar mit einer ſeidenen Decke, einem ſilbernen Crucifix und einem vergoldeten Kelch ſtehn ſollte, und wo einſt die jungen Burſchen wieder Bräute zum Altar führen müßten, die den jungfräulichen Kranz im Haare trügen. Eine leidenſchaftliche, ſchmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, auch die wildeſte Brut des Krieges, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen. Fühlten doch ſelbſt die harten Regierenden, die Fürſten und ihre Geſandten, daß der große Friedensact die Rettung Deutſchlands vor dem letzten Verderben ſei. Feierlich und mit aller Inbrunſt, deren das Volk fähig war, wurde das Feſt begangen. Aus demſelben Kreiſe von Dorferinnerungen, welchem frühere Beiſpiele entnommen ſind, ſei auch die nachfolgende Feſtbeſchreibung dem Banket der Fürſten und Feldherren entgegengeſtellt.

Döllſtedt, ein ſtattliches Kirchdorf des Herzogthums Gotha, hatte ſchwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte das Hatzfeldiſche Corps den Ort überfallen, großen Schaden gethan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie ſolches der Herr Pfarrer Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieſer liebe Mann“, ſo ſchrieb ſein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte ſeine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen geſtraft. Aber ſeine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwieſen, den Hopfen von den Stangen geſchnitten, das Korn von den Feldern entführt, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts Anderes als Gottes gerechte Strafe ſolchen verſtockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, ſondern auch noch wenige Stunden vor ſeinem ſeligen Abſchied hatte er ſolche Klage geführt: „Ach, du armes Döllſtedt! wie wird dir's nach meinem Abſchied übel gehn!“ Und darauf hat er ſich gegen die Kirche gewendet und ſein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerecke, wo er ſein Leben beſchloſſen, die Kirche noch einmal anſehen, und hat geſagt: „Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dir's nach meinem Tode gehn! Mit Beſen wird man dich zuſammenkehren.“

Seine Prophezeiung traf ein: das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5,500 Gulden Kriegsſchaden in Rechnung zu ſtellen, von 1627 bis 1637 zuſammen 29,595 Gulden, ſo daß die Einwohner ſich nach und nach verloren und die Stätte faſt ganz wüſt ſtand;“ im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im Jahre 1641, nachdem Baner und im Winter wieder die Franzoſen gewirthſchaftet hatten, war ein halber Acker Korn beſtellt und vier Einwohner vorhanden. Die eifrige

Sorge Herzog Ernſt des Frommen von Gotha bewirkte, daß ſich in ſeinem Lande die verlaſſenen Dörfer verhältnißmäßig ſchnell wieder mit Menſchen beſetzten. Im Jahre 1650 konnte auch in Döllſtedt das „Jubel- und Friedensfeſt“ gefeiert werden. Die Beſchreibung deſſelben folgt hier, wie ſie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat.

„Den 19ten Auguſt, Morgens vier Uhr, ſind wir mit unſern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unſern Thurm geſtiegen und haben den Morgenſegen muſicirt. Gegen ſechs Uhr iſt, wie den vorigen Tag um ein Uhr auch geſchehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelſtunde, halb acht wieder ſo lange. Unterdeß hat ſich das Volk, Mann und Weib, Jung und Alt, außer was beim Geläute bleiben müſſen, vor dem Thor verſammelt, und iſt 1) das Weibervolk auf einer Seite geſtanden, und vor demſelben der Friede, welchen die adeligen Jungfrauen mit einem ſchönen grünſeidenen Kleide und anderem Zierat ganz ſchön ausſtaffiret hatten, auf dem Haupt einen ſchönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand haltend. 2) Auf der andern Seite gegen das Dorf ſtanden die Mannsperſonen, und vor denſelben die Gerechtigkeit in einem ſchönen weißen Hemde, einen grünen Kranz auf dem Kopfe, ein bloßes Schwert und gelbe Wage in den Händen tragend. 3) Gegen das Feld auf dieſer Seite ſtanden die Junggeſellen mit Röhren, etliche mit bloßen Schwertern, und vor denſelben der Mars, als ein Soldate gekleidet und eine Armbruſt in den Händen tragend. 4) In der Mitte ſtanden die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir. Da habe ich eine Erinnerung gethan, daß wir oft mit thränenfließenden Augen zu unſern Thoren hätten ausfliehen und räumen müſſen, und wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen wären, ungeachtet wir Alles verwüſtet, zerſchlagen und umgekehrt gefunden. Alſo wären wir billig itzund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unſer Thor herausgegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen, lang erwünſchten Friedens von dergleichen Verwüſtung, Fliehen und Flüchten errettet habe, wollten wir auch jetzt zu demſelben Thore hineingehn mit Danken und zu ſeinen Vorhöfen mit Loben, und wollten dazu unſere Stimmen einmüthig erheben und ſingen: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr' ꝛc.“ 5) Unter Muſicirung dieſes Geſätzleins näherten ſich der Friede und die Gerechtigkeit einander mehr und mehr. Auf die Worte: „All' Fehd' hat nun ein Ende“ ſteckten die mit bloßen Schwertern dieſelben ein, die mit den Büchſen thaten einige Salven und kehrten ſie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu beſtellten; die nahmen dem Marti, welcher that, als wollte er ſich wehren, ſeine Armbruſt und zerbrachen ſie ihm; Friede und Gerechtigkeit traten zuſammen und küßten ſich. 6) Darauf wurde der angefangene Geſang fortgeſungen, und ſchickte man ſich an zu gehn. Vor den Schülern ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab über der Hand, mit einem grünen Kranz umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die Kleinen weiße Hemden an, darauf die Adjuvanten und Spielleute, nach dieſen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Bargula, welcher zu mir gekommen war. Nach uns gingen die Mägdlein, die kleinen vorher, die großen darnach, alle nach ihrem Vermögen geſchmückt und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach dieſen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Wecken, eine Schüſſel mit Aepfeln, welche hernach unter die Kinder ausgetheilt wurden, item allerlei Früchte des Feldes.

Auf dieſe folgten die adeligen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche ſie zu ſich gebeten, nach ihnen die Edelleute von Seebach, Sachſen und andere, die zu ihnen gekommen waren. Nach dieſen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtsſchöppen, alle weiße Stäbe in den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähndrich Chriſtian Heum in ſeinem beſten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand, aber mit einem grünen Kranz umwunden. Nach dieſen gingen die Mannsperſonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannsperſonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Burſchen mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeiſter Herr Dietrich Grün in ſeinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähndrich; auf ihn folgten die Weibsperſonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung, alle ſingend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Geſang ausgeſungen war, ſangen wir: „Nun lob, mein Seel, den Herren.“

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigen der fürſtlichen Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienſt gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannsperſonen auf einer Seite, die Weibsperſonen auf der andern Seite einen halben Circul und alsdann einen feinen weiten Kreis ſchloſſen, und wurde unter dem Hingehn geſungen: „Nun freut euch, liebe Chriſten gmein.“ Nach geſchloſſenem Kreiſe bedankte ich mich gegen ſämmtliche, daß ſie nicht allein dem Ausſchreiben unſerer hohen landesfürſtlichen Obrigkeit zu dieſem Mal gehorſamlich nachgelebt, ſondern auch auf mein Begehren alleſammt, Adlige und Unadlige, vor das Thor gegangen und in ſo ſchöner Ordnung mir zur Kirche gefolget ꝛc., mit Vermahnung, Nachmittags dem Gottesdienſte wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar ſagte, es möchte ein jeder Nachmittags aus ſeinem Hauſe zur Kirche gehn, ſo hatten ſie ſich doch alleſammt wie Vormittags vor der Schenke verſammelt, waren auch der Friede und die Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte ſich verloren. Als ich deſſen berichtet wurde, ging ich unter dem letzten Puls mit den Schülern, Adjuvanten und Hausleuten zur Hinterthür hinaus, durch die Kirchgaſſe nach der Kirche, da mir jedermänniglich wiederum, wie früh geſchehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals geſungen: „Nun laßt uns Gott dem Herren ꝛc." Aus der Kirche gingen wir in ſolcher Ordnung wieder ſingend: „Lobet den Herrn, lobet den Herrn ꝛc." auf gedachten Platz, wo ich abermals gegen Fremde und Einheimiſche mit einem herzlichen Friedenswunſch mich bedankte. Und wurden hier vor ſechs Groſchen Wecken und etliche reife Aepfel unter die Kinder ausgetheilt." —

Bekannt iſt, daß der große Friede ſehr langſam kam, wie Geneſung aus einer tödlichen Krankheit. Die Jahre 1648—50 vom Friedensſchluß bis zur Feier des Friedensfeſtes gehörten noch zu den ſchwerſten der eiſernen Zeit; unerſchwingliche Kriegsſteuern waren ausgeſchrieben, die Heere der verſchiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landſchaften, und der Druck, welchen ſie auf die elenden Bewohner ausübten, war ſo furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsſchrei der Völker ſich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien miſchte. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von „herrenloſem Geſindlein". Banden entlaſſener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Schaaren von Bettlern, große Räuberhaufen ſtreiften aus einem Gebiet in das andere, ſie quartierten ſich gewaltſam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten, und ſetzten ſich wol gar in den verlaſſenen Hütten feſt. Auch die Dorfbewohner, mit ſchlechten Waffen verſehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen bequemer zu rauben als das Feld zu beſtellen, und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Gegenden, die Evangeliſchen in katholiſches Land und umgekehrt. Sogar die fremden Söhne eines geſetzloſen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreiſtigkeit gewachſen und lagerten, phantaſtiſch aufgeputzt, mit ihren hochbeladenen Karren, mit geſtohlenen Pferden und nackten Kindern um den Steintrog des Dorfplatzes. Wo gerade ein kräftiger landesväterlich und eifrige Beamte thätig waren, wurde dem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogthums Gotha mußten noch im Jahre 1649 von den Kirchthürmen Wache halten, Brücken und Fürthen über die Bäche des Landes besetzen und Lärm machen, so oft sie einen marſchirenden Haufen erblickten. Eine Reihe von Polizeiverordnungen, zumeist nothwendig und heilsam, war das erste Zeichen des neuen Selbstgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer sich niederlassen wollte, dem wurde die Ansiedelung leicht gemacht. Wer fest saß, mußte angeben, wie viel Land er bebaut hatte, in welchem Zustande ihm Haus und Hof war, ob er Vieh hatte. Neue Flurbücher und Verzeichnisse der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und Naturalien wurden ausgeschrieben und auch durch solchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmählich besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde zurück; auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus, oder liefen zu dem heimischen Dorfe. — Es wurde viel geheirathet und eifrig getauft.

Aber die Erschöpfung des Volkes war doch jämmerlich groß; die Ackerstücke, deren viele geruht hatten, wurden ohne Dünger nothdürftig bestellt, nicht wenige blieben mit wildem Buschholz und Unkraut bewachsen noch lange als Weideland liegen. Den Grund verwüsteter Ortschaften kauften zuweilen die Nachbardörfer, an einigen Stellen zogen sich zwei oder drei kleine Gemeinden zu einer zusammen.

Noch viele Jahre nach dem Kriege muß das Aussehen der Dörfer trostlos gewesen sein. In Thüringen ist das zuweilen aus Verhandlungen mit der Obrigkeit erkennbar. Die Hausbesitzer von Siebleben und einigen andern Gemeinden am

Gotha haben ſeit dem Mittelalter das Recht auf freies Bauholz aus dem Waldgebirge. Im Jahre 1650 forderte die Regierung auf, dieſes Recht gegen Entrichtung einer herkömmlichen kleinen Abgabe von Hafer auszuüben. Da entſchuldigten ſich einige der Gemeinden, ſie ſeien noch zu ſehr herunter, um ans Aufbauen der ſchadhaften Häuſer denken zu können. Zehn Jahre darauf hatte die Gemeinde Siebleben doch ſchon zweiundvierzig Schulknaben, welche ein geringes Schulgeld bezahlten, und das jährliche Opfergeld in der Kirche betrug über vierzehn Gulden. Ein Theil dieſes Opfergeldes wurde auf kleine Almoſen an Fremde verwendet, und man kann aus der ſorgfältig geführten Berechnung erſehen, welcher Strom von Bettlern jeder Art durch das Land zog. Abgedankte Kriegsleute, Krüppel, Heimatloſe, Greiſe und Kranke, darunter auch Ausſätzige mit Beſcheinigungen ihres Siechhauſes, dann Flüchtlinge aus Böhmen und Ungarn, die der Religion wegen ihre Heimat aufgegeben haben wollen, vertriebene Edelleute aus England, Irland, Polen; Sammler, welche gefangene Verwandte aus der türkiſchen Gefangenſchaft loskaufen wollen, Reiſende, welche von Wegelagerern ausgeplündert ſind, ein blinder Pfarrer aus Dänemark mit fünf Kindern. Bereits ſucht ſich jeder Fremde durch Zeugniſſe zu empfehlen. Die Regierung aber wird nicht müde, gegen das Beherbergen ſolcher bittenden Leute zu eifern.

Wie der Kampf, waren auch die Zuſtände, welche nach dem Kriege eintraten, außer allem Vergleich mit andern Niederlagen geſitteter Völker. Gewiß ſind in einzelnen Zeiträumen der Völkerwanderung große Landſchaften Europas noch mehr verödet worden, zuweilen hat im Mittelalter eine Peſt die Bewohner großer Städte ebenſo ſehr vermindert; aber ſolches Unglück war entweder örtlich begrenzt und wurde leicht durch den Ueberſchuß von Menſchenkraft geheilt, der aus der Umgegend auf den geleerten Grund zuſammenſtrömte, oder es fiel in eine Zeit, wo die Völker nicht feſter auf dem Boden ſtanden als lockere Sanddünen am Strande, welche leicht von einer Stelle zur andern geweht werden. Hier aber wird eine große Nation mit alter Cultur, mit vielen hundert feſtgemauerten Städten, vielen tauſend Dorffluren, mit Acker- und Weideland, das durch mehr als dreißig Geſchlechterfolgen deſſelben Stammes bebaut war, ſo verwüſtet, daß überall leere Räume entſtehn, in denen die wilde Natur, die ſo lange im Dienſte des Menſchen gebändigt war, wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugt, wucherndes Geſtrüpp und wilde Thiere. Wenn ein ſolches Unglück plötzlich über eine Nation hereinbräche, es würde ohne Zweifel auch eine kleine Zahl der Ueberlebenden unfähig machen ein Volk zu bilden, ja ſchon das Entſetzen würde ſie vernichten; hier hatte das allmähliche Eintreten der Verringerung den Ueberlebenden das Schreckliche zur Gewohnheit gemacht. Eine ganze Generation war aufgewachſen innerhalb der Zeit der Zerſtörung. Die geſammte Jugend kannte keinen andern Zuſtand als den der Gewaltthat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechſels der Confeſſion; man mußte ſchon auf der Höhe des Lebens ſtehn, ſich daran zu erinnern, wie es im Dorfe vor dem Kriege ausgeſehen hatte, wie viel Paare unter einer Dorflinde getanzt hatten, wie ſtark die Viehherde im Riedgras und auf den Weidehöhen geweſen war, und wie viel einſt durch den Klingelbeutel oder Opferpfennig in der Kirche eingeſammelt werden konnte. Nicht viel anders war es in den Städten; innerhalb der meiſten halb zerſtörten Ringmauern gab es wüſte Plätze, welche vor dem Kriege mit Häuſern beſetzt geweſen waren, in den ſchadhaften Häuſern aber hatte vor dem Kriege die doppelte Zahl arbeitſamer Menſchen gewohnt. Es gab Landſchaften, wo ein Reiter viele Stunden umhertraben mußte, um an eine bewohnte Feuerſtätte zu kommen; ein Bote, der von Kurſachſen nach Berlin eilte, ging von Morgen bis Abend über unbebautes Land, durch aufſchießendes Nadelholz, ohne ein Dorf zu ſinden, in dem er raſten konnte. Und doch bezeichnet das Ende des Krieges im Ganzen nicht den niedrigſten Stand der Bevölkerung und Schaffenskraft. Die Zeit der größten Entkräftung liegt etwa ſechs Jahre vorher, Jahre, aus welchen Sammlungen ſtatiſtiſcher Aufzeichnungen gar nicht vorhanden ſind. Denn wie es nach der Peſt und Baner's Zügen ausſah, davon geben nur einzelne Ortschroniken ſpärliche Kunde. Seit dieſer Zeit half die Politik der Neutralerklärungen, durch welche die größeren Landesherren den Krieg von ihren Grenzen abzuhalten ſuchten, doch etwas dazu, die Schäden nicht zu heilen, aber die Bevölkerung und ſogar den Viehſtand wieder feſtzuſetzen. Selbſtverſtändlich aber iſt der Zuwachs unter den Ueberlebenden nach ſo großer Verwüſtung ein verhältnißmäßig ſtarker. Die Ehen ſind maſſenhaft durch den Tod eines Ehegatten gelöſt, neue Ehe wird leicht, leere Hütten, unbebaute Aecker, faſt werthlos, vermag auch der Arme leicht zu beſetzen. Der Friede fand in vielen Landſchaften ſchon wieder neue kleine Brut. Und dennoch ſind zwei Drittheile bis drei Viertheile der Menſchen verloren. Noch größer ſind die Verluſte an Zug- und Nutzvieh, an Hausrath.

Viel iſt über die Verwüſtungen des Krieges geſchrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Landſchaften die erhaltenen ſtatiſtiſchen Angaben zu einem Bilde zuſammenſtellte. Wie ungeheuer die Arbeit ſei, ſie muß doch unternommen werden, denn erſt aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verſtändlich. Was bisher von Einzelheiten bekannt wurde, berechtigt kaum zu einer ungefähren Schätzung der Einbuße, welche Deutſchland an Menſchen, Nutzthieren und Erwerbsvermögen erlitten hat. Auch die folgenden Schlüſſe machen nur den Anſpruch, eine perſönliche Anſicht auszudrücken; wenige Beiſpiele ſollen dieſelbe unterſtützen.

Die Verhältniſſe von Thüringen und Franken ſind nicht übel geeignet, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Beide Landſchaften ſind durch den Krieg nicht ausnahmsweiſe mehr heimgeſucht worden als andere Länder, die Culturverhältniſſe beider entſprechen bis zur Gegenwart ziemlich genau dem mittlern Durchſchnitt deutſcher Gewerbthätigkeit und Landwirthſchaft. Beide ſind im Ganzen nicht reich. Hügellandſchaften ohne großen Fluß, ohne beträchtliche Steinkohlenlager, mit einem Ackerboden, der nur in einzelnen Strichen durch beſondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet iſt, waren ſie bis zur Neuzeit vorzugsweiſe auf Landbau, Gartennahrung und kleine Gebirgsinduſtrie angewieſen. So hat dieſer Theil von Deutſchland kein maſſenhaftes Einſtrömen von Menſchenkraft und Capital erfahren, er iſt dagegen auch nicht Schauplatz der zerſtörenden Kriege Ludwig's XIV geweſen, und die Landesherren, zumal die Enkel Friedrich's des Weiſen, ſind auch in argen Zeiten ziemlich ſchonend mit der Volkskraft umgegangen.

Hier im Herzen Deutſchlands lag die alte gefürſtete Grafſchaft Henneberg, ein ſtattliches Gebiet von ungefähr 30 Quadratmeilen und — im Jahre 1634 — von 177 Ortſchaften, welche jetzt zwiſchen Preußen, Meiningen und Weimar getheilt ſind. Mit ſeinem nördlichen Theil ſtreckte es ſich in die Thalſchluchten des Thüringer Waldes, ja ein kleiner Theil — Ilmenau — lag auf der Nordſeite des Gebirges. Nur am Weſtrand führte die Heerſtraße, das große Gebirge deckte von Norden, und die Einwohner hatten gute Gelegenheit, ſich und ihre Habe durch die Flucht in den Bergwald zu ſchützen. So war die Grafſchaft Henneberg in verhältnißmäßig günſtiger Lage. Auch war ihr gerade in den ärgſten Jahren des Krieges das Glück einer beſonders ſorgfältigen Verwaltung zu Theil geworden, welche in der ſchlechteſten Zeit mit bewunderungswürdiger Ausdauer bemüht war, die Menſchen zuſammenzuhalten und zum Aufbau der eingeäſcherten Dörfer zu ermuntern. Endlich kam ihr noch zu Statten, daß die Greuel des Krieges verhältnißmäßig ſpät, erſt um 1633, eine maſſenhafte Zerſtörung begannen; denn während Pommern und die Mark, Schleſien und Böhmen, die Länder der Nordſee und der Weſten Deutſchlands ſchon unter den Geißelhieben der Kriegsfurie todwund lagen, waren dort noch friedliche Jahre. Noch 1634 erſtaunten die räuberiſchen Kroaten über den Wohlſtand der Bauern und Bürger, die Schätze und reichen Vorräthe, die in den feſtgebauten Häuſern aufgeſammelt waren. Das glückliche Land hatte durch faſt hundert Jahre Frieden gehabt und mehre hausväterliche und wohlwollende Fürſten. Nicht weniger wichtig war, daß der ärgſte Druck des Krieges dort auch eher endete als in andern Gegenden; denn ſeit dem Jahre 1643 genoß das Land durch die Neutralitätspolitik ſeines Verwalters, Ernſt des Frommen, verhältnißmäßige Ruhe. Wir ſind demnach zu der Annahme berechtigt, daß dieſe Grafſchaft beſſer daran war als die Mehrzahl der deutſchen Gebiete.

Von dieſem Lande ſind uns amtliche ſtatiſtiſche Aufzeichnungen erhalten, welche die Zahl der Familien und Häuſer ſowol im Anfang der ſchwerſten Kriegszeit, — aus dem Jahre 1631, bei einigen 1634, — als nach dem Ende des Krieges, — aus dem Jahre 1649, bei einigen 1652 — angeben.*) Darnach verlor das Land in dem Kriege 70 Procent der Familien, 66 Procent der Wohnungen. Dies furchtbare Ergebniß wird noch grauenhafter, wenn man in Betracht zieht, was aus Hunderten kläglicher Eingaben ſeit dem Frieden erſichtlich wird, in welchem Zuſtande die überlebenden Menſchen und die Häuſer waren: ein Theil der Wohnungen waren Nothhütten, aus Trümmern zuſammengeſchlagen. Da nun die Bevölkerung des Landes ſchon in den Jahren 1631 und 1634 zuverläſſig geringer geworden war, als ſie im erſten Jahre des Krieges geweſen, und da ein Theil der erhaltenen Verzeichniſſe bereits den Zuwachs dreier Friedensjahre enthält, ſo wird die Annahme mäßig ſein, daß 75 Procent der Familien durch den Krieg vernichtet worden ſind. Nun aber iſt außer Zweifel, daß auch die Kopfzahl einer Familie im Durchſchnitt beim Beginn des Krieges größer war als am Ende deſſelben,*) daß alſo der Menſchenverluſt noch größer als 75 Procent geweſen ſein muß.

---

*) Dieſe werthvollen Mittheilungen ſind Herrn Prof. G. Brückner in Meiningen zu verdanken; ein Theil derſelben wurde in „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geſchichte und Statiſtik" 1852, und weitere Ermittlungen des verdienſtvollen Mannes in der „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte" 1857, Aprilheft, mitgetheilt.

Ferner aber ſind uns aus 20 Ortſchaften derſelben Landſchaft ſorgfältige Verzeichniſſe der Ortsbehörden auch über das Verhältniß des Viehſtandes und der Scheuern aufbewahrt; darnach waren in dieſen Orten von Pferden 85 Procent, von Ziegen über 83, von Kühen über 82 Procent eingegangen, die vorhandenen Pferde werden als lahm und blind, die Felder und Wieſen als verwüſtet und zum Theil mit Holz bewachſen angeführt; die Schafe aber waren an allen Orten ſämmtlich vernichtet.**)

Es iſt eine blutige Geſchichte, welche durch dieſe Zahlen verkündet wird. Mehr als drei Viertheile der Menſchen, bei

---

*) Das Verhältniß iſt folgendes. Es waren in den vierzehn Aemtern der Grafſchaft:

Familien i. J. 1634 (1631): 13,550 — i. J. 1649 (1652): 3960.
Häuſer i. J. 1634 (1631): 11,850 — i. J. 1649 (1652): 4053.

Rechnet man die Kopfzahl einer Familie vor dem Kriege im Durchſchnitt zu 4½, und nach dem Kriege, wahrſcheinlich zu hoch, zu 4, ſo hatte die Grafſchaft Henneberg im Jahre 1631 (1634): 60,975 Einwohner, i. J. 1649 (1652): 15,840 Einwohner.

**) In 19 Dörfern der frühern Herrſchaft Henneberg waren im Jahre:

		1634.	1649.	1849.
	Familien	1773	316	1916
	Häuſer	1717	627	1558
In 17 Dörfern desgl.	Rinder	1402	244	1994
„ 13 „ „	Pferde	485	73	107
„ 12 „ „	Schafe	4616	—	4596
„ 4 „ „	Ziegen	158	26	286

weitem mehr als vier Fünftheile ihrer Habe ſind vernichtet. Und in welchem Zuſtand das Erhaltene!

Genau ebenſo war das Schickſal der kleineren Landſtädte, ſo weit daſſelbe aus erhaltenen Angaben zu ſehen iſt. Nur ein Beiſpiel aus derſelben Gegend. Das alte Kirchenbuch zu Ummerſtadt, einer ackerbauenden Landſtadt in der Nähe von Koburg, ſeit alter Zeit im Lande wohlbekannt wegen ihrer guten Töpferwaaren, berichtet Folgendes: „Ob nun wol noch im Jahre 1632 das ganze Land, wie auch hieſiges Städtlein, ſehr volkreich war, alſo daß über 150 Bürger und auf 800 Seelen allein hier gewohnt haben, ſo ſind doch wegen immer anhaltenden Kriegsunruhen und ſtetigen Einquartierungen die Leute dermaßen enervirct worden, daß von ausgeſtandenem großen Schrecken eine Seuche, ſo von dem lieben, allmächtigen und gerechten Gott über uns verhängt worden, auf fünfhundert Menſchen in den Jahren 1635 und 1636 weggerafft hat, und wegen des elenden und betrübten Zuſtandes in zwei Jahren und darüber kein Kind zur Welt geboren worden. Diejenigen Leute, denen Gott der Allerhöchſte noch das Leben gefriſtet, haben ſich wegen Hunger und theurer Zeit, aus Mangel des lieben Brots, Kleien, Oelkuchen und Leinknoten gemahlen und gegeſſen, aber viele das Leben darüber geendet. Sind alſo die Leute in allen Ländern ſehr zerſtreut worden, daß der meiſte Theil das liebe Vaterland nicht wiedergeſehen. Anno 1640 bei dem ſaalfeldiſchen Stilllager iſt Ummerſtadt zur Nimmer- oder Umbraſtadt worden, weil in achtzehn Wochen ſich kein Menſch darin hat dürfen ſehen laſſen, und die Leute um Alles, was ſie noch gehabt, gekommen ſind. Daher die Leute faſt dünne worden, und über hundert Seelen nicht mehr vorhanden geweſen.“ — Im Jahre 1850 hatte der Ort 893 Einwohner.

Aber noch auffallender iſt eine andere Beobachtung, welche aus den Verzeichniſſen der obenerwähnten hennebergiſchen Dörfer zu machen iſt. Erſt in unſerem Jahrhundert hat Menſchenzahl und Beſtand der Nutzthiere wieder die Höhe erreicht, welche im Jahre 1634 bereits vorhanden war. Ja die Zahl der Häuſer war in vielen Dörfern noch 1849 geringer als 1634, obgleich dort noch heut die Dorfhäuſer klein und auch die Armen ängſtlich bemüht ſind, ein eigenes Haus zu bewahren. Zwar die Menſchenzahl iſt 1855 bereits nicht unbedeutend größer als 1634 nach 15 Kriegsjahren, aber der Zuwachs fällt zum größten Theil auf den jetzigen preußiſchen Kreis Henneberg (Schleuſingen und Suhl), in welchem die eigenthümliche Ausbildung der Eiſeninduſtrie ein ſtärkeres Zuſtrömen von Capital und Menſchenkraft hervorgebracht hat.*)

So ſind wir allerdings zu dem Schluſſe berechtigt, daß wenigſtens für dieſen Strich Deutſchlands zweihundert Jahre nothwendig waren, Menſchenzahl und Erwerbskraft des Landes wieder bis zu einem früheren Standpunkt zu heben. Dieſe Annahme wird durch andere Beobachtungen unterſtützt. Die Bebauung des Landes vor dem dreißigjährigen Kriege, ja ſelbſt das Verhältniß des Getreidewerthes zu dem Silberwerth in einer Zeit, wo Getreideausfuhr nur ausnahmsweiſe ſtattfand, führen zu demſelben Schluß.

Freilich iſt in den letzten zweihundert Jahren der Landbau auch durch die mächtige Einwirkung des Auslandes in ganz neuen Richtungen entwickelt. Auch der Landmann erntet jetzt Hackfrüchte, Klee und andere Futterkräuter, welche vor dem dreißigjährigen Kriege noch unbekannt waren, und die landwirthſchaftliche Thätigkeit ſelbſt einer gleichen Menſchenzahl mag doch gewinnbringender geworden ſein als vor jenem Kriege. Vielleicht haben die Vorfahren vor dem Kriege viel ärmer gelebt und weniger erwirthſchaftet? Man vergleiche den Viehſtand. Die Schafzucht der erwähnten Dörfer hat gegenwärtig genau den Umfang, den ſie vor dem Kriege hatte. Es iſt jetzt die kurze, dichtgekräuſelte Wolle ſpaniſcher Herden, welche auch in den Hürden der Bauern gezogen wird; die alte Wolle fiel in langen Flocken, ſie muß nach dem Werth der Tuche und Zeuge, welche daraus gewebt wurden, und nach dem damaligen Preis der Schafe (5 = 1 Kuh, während bei uns das Verhältniß wie 10 zu 1 iſt) nicht verächtlich geweſen ſein.

---

*) Die ganze Grafſchaft Henneberg hatte i. J. 1855: 92,661 Einwohner, gegen 60,975 i. J. 1631 (1634) und gegen 16,448 i. J. 1649 (1652). Davon aber kommen auf den preußiſchen Kreis Henneberg 35,426 gegen 18,158 des Jahres 1631 (1634) und gegen 5840 i. J. 1649 (1652). In dieſem gewerbthätigen Kreiſe hat ſich alſo die Bevölkerung ſeit dem Jahre 1631 verdoppelt, während ſie in den übrigen Aemtern nur um den vierten Theil ſtärker geworden iſt, als ſie in der Mitte des dreißigjährigen Krieges war.

Ferner aber hat ſich der Beſtand an Pferden gegen 1634 um drei Viertel verringert. Dieſe auffallende Thatſache iſt nur daraus zu erklären, daß die Reiterüberlieferungen des Mittelalters auch noch auf den Landwirth Einfluß ausübten, daß die Pferdezucht bei den ſchlechten Wegen, welche eine weite Verſendung des Getreides unmöglich machten, lohnender wurde als jetzt, während das Gebrüll der Rinder auch in den engen Hofräumen der Städte ſo häufig war, daß Verkauf von Milch und Butter wenig lohnte, endlich aber, daß ein größerer Theil der Landleute im Stande war Geſpannkraft zu ernähren, als jetzt. Die Zerſplitterung des Grundes war damals, wie ſich aus den alten Flurbüchern beweiſen läßt, in Thüringen etwas — nicht beträchtlich — geringer als jetzt. Vermehrt hat ſich in der Gegenwart die Zahl der Ziegen, des Nutzthiers der kleinen Leute, und die Zahl der Rinder, welche wahrſcheinlich im mittleren und ſüdlichen Deutſchland jetzt auch größer und edler gezogen werden als damals. Und dies iſt ein entſchiedener Fortſchritt der Gegenwart. Im Ganzen aber iſt, nach Futterbedürfniß gerechnet, die Zahl der Thiere, welche auf dem Ackergrund mit Vortheil erhalten werden, gegenwärtig nur unbedeutend größer als im Jahre 1634.*)

---

*) 10 Schafe oder Ziegen = 1 Rind oder Pferd gerechnet, iſt das Verhältniß nach obiger Tabelle folgendes: 1634 wurden 2364 Stück

Neben ſolchen Ergebniſſen iſt unwichtig aufzuzählen, was von beweglicher Habe in den Dörfern durch den Krieg vernichtet worden iſt. Es iſt in Thüringen möglich, auch darüber einige Sicherheit zu gewinnen, denn ſchon wurden damals genaue Berechnungen des erlittenen Schadens von den Regierungen eingefordert, und in mehr als einem Gemeindearchiv ſind dieſe Aufſtellungen erhalten, leider meiſt unvollſtändig; es gab Jahre, in denen die Koſtenberechnung aufhörte. Soviel ſich aus dem Erhaltenen erſehen läßt, betragen die Verluſte einer Dorfgemeinde für die dreißig Kriegsjahre von 30 bis 100,000 Gulden.*) Berechnet man darnach die Verluſte eines ganzen Landes, ſo wird der Geſammtbetrag ungeheuer.

Durch dieſen Krieg wurde Deutſchland gegenüber den glücklicheren Nachbarn, den Niederländern, den Engländern, um zweihundert Jahre zurückgeworfen.

Noch größer ſind die Veränderungen, welche der Krieg in dem geiſtigen Leben der Nation gemacht hat. Vor andern den Landleuten. Viele alte Bräuche gingen zu Grunde, das Leben wurde leerer, leidvoller. An die Stelle des alten Haus-

---

Großvieh gehalten, 1849 aber 2579, dabei allerdings die Rinder werthvoller. Es iſt ein beſcheidener Fortſchritt.

*) So hatte z. B. die Gemeinde Siebleben bei Gotha ſchon vor dem Beginn der ſchweren Zeit (nur von 1623—1630) 10,216 Fl. 12 gGr. 9½ Pf. in Rechnung geſtellt.

Darunter ſind:

35 Kühe	356	Fl.	12	gGr.
113 Schöpſe	207	„	9	„
730 Malter Hafer	1461	„	4	„
16¾ Malter Korn	76	„	15	„
Kriegsſteuer in baarem Geld	4542	„	13	„
Plünderungsſchaden an Geld	839	„	14	„
do. an Hausrath	364	„	20	„

Davon koſtete ein Nachtlager des Oberſten Iſolani mit einer halben Compagnie Kroaten nebſt Nachlieferungen ins Winterquartier 1063 Gulden.

rathes ſind die roheſten Formen unſerer Möbel getreten; die kunſtreichen Kelche und alten Taufbecken, faſt aller Schmuck der Kirchen war verſchwunden, eine geſchmackloſe Dürftigkeit iſt den Dorfkirchen bis jetzt geblieben. Mehr als hundert Jahre nach dem Kriege friſtete der Bauer ſein Daſein faſt ebenſo eingepfercht wie die Stücke ſeiner Herde, während ihn der Paſtor als Hirt bewachte und durch das Schreckbild des Höllenhundes in Ordnung hielt, und der Gutsbeſitzer oder ſein Landesherr alljährlich abſchor. Eine lange Zeit dumpfen Leidens. Die Getreidepreiſe waren in dem menſchenarmen Lande fünfzig Jahre nach dem Kriege ſogar niedriger als vorher, die Laſten aber, welche auf die Grundſtücke gelegt wurden, ſo hoch geſteigert, daß noch lange der Acker mit Haus und Hof geringen Werth hatte, zuweilen umſonſt gegen die Verpflichtung gegeben wurde, Dienſte und Laſten zu tragen. Härter als je wurde der Druck der Hörigkeit, am ärgſten in den früheren Slavenländern, in denen ein zahlreicher Adel über den Bauern ſaß.

Häufig beklagt ſind die Schäden der Bildung, welche in den ausgeplünderten Städten und Ritterſitzen zu Tage kamen, zunächſt wieder übermäßiger Aufwand, Genußſucht und rohe Lüderlichkeit, Mangel an Gemeinſinn und Selbſtgefühl, Kriecherei gegen Vornehme, Herzloſigkeit gegen Niedere. Es ſind die uralten Leiden eines heruntergekommenen Geſchlechts. So finſter, freudenlos, arm an belebendem Geiſte war das Daſein, daß die Selbſtmorde zum Erſchrecken häufig wurden; die Obrigkeit ſuchte das Sonnenlicht dadurch ſchätzbarer zu machen, daß ſie dem Henker befahl, Selbſtmörder unter dem Galgen zu begraben.*) Daß das Selbſtregiment der Städte immer mehr durch die Landesherrn beeinträchtigt wurde, war häufig noch ein Glück, denn die Verwaltung war nur zu oft arm an Urtheil und Pflichtgefühl. —

---

*) Kayſerl. Privilegia und Sanctiones für Schleſien vom Jahre 1657 III, S. 737. Die „üble Sache“ wird als eingeriſſen und gewöhnlich bezeichnet.

Es war ein tötliches Unheil, aus welchem Deutſchland heraustrat, und theuer erkauft war der Friede. Aber das Höchſte war doch gerettet, der Zuſammenhang der deutſchen Entwicklung, die Fortdauer des großen inneren Proceſſes, durch welchen das deutſche Volk ſich von der Unfreiheit des Mittelalters zu höheren Bildungen erheben konnte.

Der lange Kampf war, politiſch betrachtet, ein Vertheidigungskrieg der proteſtantiſchen Partei gegen die Unduldſamkeit des alten Glaubens und die Uebergriffe der kaiſerlichen Macht. Dieſe Vertheidigung hatte begonnen durch eine ungeſchickte Angriffsbewegung in Böhmen, und das Haupt des Hauſes Habsburg war nach Form und Sachlage in ſeinem Rechte, ſolange es nur dieſe Bewegung niederwarf. Seine Gegner ſtanden auf dem Boden der Empörung, die ſich durch Erfolg zu rechtfertigen hatte. Von dem Tage aber, wo der Kaiſer ſeinen Sieg benutzte, um durch Jeſuiten und Soldaten die Landeshoheit der deutſchen Fürſten, die alten Rechte der Städte zu unterdrücken, wurde wieder er der politiſche Frevler, deſſen Wagniß mit der letzten Kraft der Nation zurückzuweiſen war. Hier aber gilt ein höherer Geſichtspunkt, und von dieſem aus war das Beginnen Ferdinand's II noch unerträglicher. Gerade hundert Jahre vor ſeinem Regierungsantritt hätten alle guten Geiſter des deutſchen Volkes auf Seite des Kaiſers gekämpft, wenn er gegenüber beſtehendem Recht und altem Herkommen eine deutſche Kirche, einen deutſchen Staat geſchaffen hätte. Seitdem hatte das Geſchlecht Karl's V durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, in planvoller Arbeit oder träger Gleichgiltigkeit Vieles gethan, den letzten Quell des neuen Lebens, die Selbſtändigkeit der Geiſter im Denken und Glauben zu zerſtören; es war durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, Gegner des volksthümlichen deutſchen Lebens geweſen, es hatte ſeine ſpaniſchen und italieniſchen Verbinbungen, es hatte die römiſchen Jeſuiten zum Kampfe gegen die einheimiſche Bildung des Volkes geſtellt; leider halfen dazu auch einige deutſche Fürſten. Auf ſolchem Wege hatte es in Deutſchland groß zu werden geſucht, in demſelben Sinn hatte jetzt ein übereifriger Kaiſer die blutige Entſcheidung heraufbeſchworen. Auf ſeinem Haupte liegt die Schuld des unerhörten Krieges, nicht auf den deutſchen Fürſten, nicht auf dem Volke. Denn kleinere Landesherren abgerechnet, haben die proteſtantiſchen Häupter nur zu ergeben den Frieden mit ihrem Kaiſer geſucht. Nur auf wenige Jahre ließen ſie ſich durch Wallenſtein's Uebermuth, den Hohn des Wiener Hofes und das kriegeriſche Drängen Guſtav Adolf's zu offenem Kampfe bringen, nicht vier Jahre dauerte das Bündniß der großen Kurhäuſer Sachſen und Brandenburg mit den Schweden, bei erſter Gelegenheit fielen ſie wieder zurück, und in der letzten Zeit des Krieges war ihre kräftigſte Politik die Neutralität.

Durch den Frieden erreichten die Fürſten den Zweck ihres abwehrenden Widerſtandes, die hochfliegenden Entwürfe des kaiſerlichen Hofes waren zerbrochen. Deutſchland war frei. Ja, frei. Verdorben und kraftlos, durch hundert Jahre an ſeiner weſtlichen Grenze Tummelplatz und Beuteſtück für Frankreich. Noch ſollte es ein gehäuftes Maß von Demüthigungen und Schmach über ſich ausgeſchüttet ſehen. Aber wem ſich noch heut die Hand darüber zuſammenballt, der hüte ſich ſie gegen den weſtfäliſchen Frieden zu erheben. Denn nicht durch ihn iſt verſchuldet, was noch auf ihn folgte, die Einäſcherung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs, der Verluſt von Elſaß und Lothringen. Alles das war lange vor dem dreißigjährigen Kriege verſchuldet, lange vorher von patriotiſchen Männern geahnt worden. Seit dem Schmalkaldiſchen Kriege war die Landeshoheit der deutſchen Fürſten und die Selbſtändigkeit der Theile die einzige Bürgſchaft für eine nationale Fortbildung. Man mag das tief beklagen, aber man ſoll es verſtehn. Jetzt endlich war durch Ströme von Blut dieſe Selbſtändigkeit der Theile geſetzlich befeſtigt. Wer das Jahr 1813, das erſte Aufglühen des Volkes ſeit 1648, für etwas Glorreiches hält, wer ſich je Pflichtgefühl und freie Sittlichkeit durch die ſtrenge Lehre Kant's und ſeiner Nachfolger geadelt hat, wen die Freude über das Höchſte, was der Menſch verſtehn kann, über Natur und Seele des eigenen und fremder Völker jemals gehoben hat, wer je die Schönheit der neuern deutſchen Poeſie, den Nathan, den Fauſt, den Wilhelm Tell mit Entzücken empfunden hat, jeder, der an dem freien Leben unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt, an den großen Entdeckungen der Naturforſcher, an der kräftigen Entwicklung des deutſchen Gewerbfleißes und des Landbaues herzlichen Theil hat, ſoll daran denken, daß mit dem Frieden von Münſter und Osnabrück die Zeit beginnt, in welcher dieſe Entwicklungen ihre — verhältnißmäßig geſicherte — politiſche Grundlage gefunden haben.

Und doch hat der Krieg eine Folge gehabt, die wir noch heut mit tiefem Schmerze beklagen: er hat den dritten Theil Deutſchlands für lange von dem geiſtigen Zuſammenleben mit den Bruderſtämmen abgelöſt. Seit ihm wurden die deutſchen Hausländer der kaiſerlichen Familie in einen beſonderen Staat gebunden. Gewaltſam, unabläſſig arbeitete das fremde Princip, welches dort herrſchte. Lange empfand die gedrückte Nation kaum den Verluſt. In Deutſchland hatte ſich der Gegenſatz zwiſchen katholiſchem und proteſtantiſchem Weſen abgeſchwächt, er wurde im nächſten Jahrhundert zum großen Theil aufgehoben. Auch die Gebiete, welche durch den Zwang ihrer Landesherren beim alten Glauben feſtgehalten wurden, hatten ihren Antheil an den langſamen und ſchwerfälligen Fortſchritten, welche ſeit dem Frieden gemacht wurden. Es iſt nicht zu leugnen, die proteſtantiſchen Landſchaften blieben lange die Führer, aber trotz manchem Gegenſatz folgten auch die Altgläubigen der neuen Strömung und brüderlich flogen gewonnene Erfolge der Bildung aus einer Seele in die andere; Freude und Leid waren im Ganzen gemeinſam, und wie die politiſchen Bedürfniſſe und Wünſche der Proteſtanten und Katholiken dieſelben waren, ſo wurde auch das Gefühl der geiſtigen Einheit allmählich lebendiger. Nicht ſo war es in den weiten Ländern, welche Ferdinand II ſeinen Nachfolgern als wiedereroberteſ Gut hinterließ. Die Verluſte, welche die deutſchen Volksſtämme erfahren hatten, waren groß, die Einbuße der öſtreichiſchen Völkerſchaften war ungleich größer. Dort war etwas geſchehen, was einem, der genau zuſieht, wol heut noch grauenhaft erſcheinen kann. Faſt die geſammte nationale Bildung, welche ſich dort ſeit hundert Jahren trotz aller Hinderniſſe entwickelt hatte, war mit eiſerner Ruthe weggetrieben worden. Die Maſſe des Volkes war geblieben, ihre Führer, wohlhabende Gutsherren, die alten eingeborenen Geſchlechter, mannhafte Vaterlandsfreunde, charaktervolle Gelehrte, einſichtige Seelſorger waren in die Verbannung geworfen. Niemand hat die Heimatloſen gezählt, die in Hunger und Kriegsnoth umkamen; auch die, welche ſich in der Fremde niederließen, ſind kaum annähernd zu berechnen. Sicher ging ihre Geſammtzahl in die Hunderttauſende. Kurſachſen verdankt den böhmiſchen Flüchtlingen, daß ſein Verluſt an Menſchen und Vermögen ſich ſchneller ergänzte, als in anderen Ländern. Doch nicht die Zahl, wie hoch ſie ſei, gibt eine Vorſtellung von dem Verluſt. Denn die, welche um Glauben und politiſche Ueberzeugung in das Elend gingen, waren die Kräftigſten, die Führer des Volkes, die Vertreter der höchſten Zeitbildung. Aber nicht ihr Verluſt allein machte die Länder des Kaiſers ſo ſchwach und ſtill, auch die Millionen der Zurückgebliebenen waren zerbrochen. Durch jeden niedrigen Beweggrund, durch rohe Gewalt oder Ausſicht auf irdiſche Vortheile von einem Glauben in den andern getrieben, hatten ſie das Selbſtgefühl verloren und den letzten Idealismus, den auch der mittelmäßige Mann ſich bewahrt, die Empfindung, eine Stelle in der Bruſt zu haben, welche nicht käuflich iſt. Ueberall in

Deutſchland gab es in der ſchlechteſten Zeit nach dem Kriege Tauſende, welche durch das Gefühl gefeſtigt wurden, daß auch ſie den bewaffneten Bekehrern bis zum Tod widerſtanden hätten, wie ihre Väter und Nachbarn. In den bekehrten öſtreichiſchen Ländern des Kaiſers war dieſes Gefühl ſelten. Faſt anderthalb Jahrhunderte lebten die Stämme, Böhmen und Deutſche, wie in einem unheimlichen Traumleben dahin. Der böhmiſche Landmann hing neben ſeine Bilder von Huß und Ziska die bunten Heiligen der wiederhergeſtellten Kirche, aber er zündete auch den alten Ketzern eine heilige Lampe an; der Bürger zu Wien und Olmütz gewöhnte ſich, von dem Reich und Deutſchland als vom Ausland zu ſprechen, er gewöhnte ſich, dem Ungar, Italiener, Kroaten bequem zu werden, aber er ſtand auch fremd in dem neuen Staat, der ihn jetzt umſchloß. Wenig kümmerte ihn der kategoriſche Imperativ einer neuen Weltweisheit, ſpät erfuhr er, daß Schiller ein deutſcher Dichter ſei. Und doch, als den Deutſchen ein neuer Frühling gekommen war, in welchem Freiheit des Geiſtes und Schönheit der Seele als höchſtes Ziel des Erdenlebens geſucht wurde, als die neue Alterthumswiſſenſchaft begeiſterte und der Genius Goethe's über dem Hofe von Weimar leuchtete, da, zu derſelben Zeit klang aus dem ſtillen Oeſtreich die innigſte und geheimnißvollſte der Künſte in einer Fülle von Melodien. Auch dort hatte das Gemüth des Volks in Haydn, Mozart, Beethoven rührenden Ausdruck gefunden.

7.

Die Staatsraiſon und der Einzelne.

Hundert und fünfzig Jahre von Oxenſtierna bis Napoleon währte das Ende des langen Auflöſungsproceſſes, welchen das heilige römiſche Reich des Mittelalters durchmachte. Aber dieſer Zeitraum war auch der Beginn neuer organiſcher Bildungen. Genau fällt mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges der Aufgang des preußiſchen Staates zuſammen.

Ob bei Betrachtung ſolcher Zeit die Trauer, ob die Freude überwiegen dürfe, das hängt nicht nur von dem politiſchen Standpunkt, auch von Bildung und Charakter des Urtheilenden ab. Wer ſich mit dichteriſcher Wärme die Herrlichkeit eines deutſchen Kaiſerreiches, wie es damals vielleicht hätte ſein können, auszumalen liebt, dem wird Erſcheinung und Weſen eines Zeitalters, das arm an Menſchengröße und ſehr arm an nationalem Stolze war, nur widerwärtig ſein; wer gar in der Lage iſt, den Hausvortheil der Habsburger oder des Ordens Jeſu für weſentlich deutſch zu halten, der wird ſich ein Bild dieſer Vergangenheit erträumen, welches von der Wirklichkeit der Thatſachen gerade ſo weit entfernt iſt, wie die Reliquienverehrung der alten Kirche von dem Gottesdienſt eines freien Mannes. Aber auch wer nüchtern und verſtändig dem Zuſammenhang der Ereigniſſe nachgeht, hat in dieſem Zeitabſchnitt große Urſache ſeine Geſchichtſchreibung zu wahren, daß ſie nicht über dem Häßlichen der

Erſcheinung die Berechtigung des Weſens vergeſſe; freilich wird er ebenſo wenig das Abſcheuliche verhüllen dürfen, weil es mit Tüchtigem, das er ehrt, verbunden iſt. Es iſt kein Zufall, daß nur einem, der zugleich Proteſtant und Preuße iſt, leicht wird, mit Selbſtgefühl und fröhlichem Herzen die geſchichtliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte zu betrachten.

Sogleich nach dem Frieden von Münſter und Osnabrück ſtehn zwei Auffaſſungen der deutſchen Politiker einander feindlich gegenüber, die kaiſerliche, welche trotz der Verringerung des habsburgiſchen Einfluſſes und den Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens doch die alten Ueberlieferungen der kaiſerlichen Oberherrlichkeit geltend zu machen ſuchte, und die fürſtliche, welche den größeren Landesherren, die in der That jetzt Souveräne geworden waren, völlige Freiheit der Bewegung und Unabhängigkeit ſichern wollte. Die Geſchichte dieſer Gegenſätze umfaßt in der Hauptſache die Geſchichte der politiſchen Entwicklung unſeres Vaterlandes bis zur Gegenwart. Noch heut dauern die beiden Parteien, aber die Zielpunkte und die Agitationsmittel beider haben ſich umgekehrt, denn über ihnen iſt als neuere Bildung eine dritte heraufgewachſen. Nach 1648 war es die kaiſerliche Partei, welche die Einheit Deutſchlands ſtark betonte, für das Haus Habsburg die politiſche Herrſchaft in Anſpruch nahm und faſt genau das wollte, was wir jetzt mit neuem Ausdruck diplomatiſche und militäriſche Führung nennen. Damals ſtand die ſchwache öffentliche Meinung, in welcher noch die Erinnerung an den alten Reichszuſammenhang lebendig war, zum großen Theil auf ihrer Seite, ſelbſt bei den Proteſtanten, die kaiſerlichen Politiker waren bereits bemüht, durch die Preſſe für ſich zu werben; und wenn die wenigen Gelehrten, welche das deutſche Weſen gegen den Einfluß des Auslandes vertraten, von der Schwäche des Vaterlandes murmelten, ſo lag der Schluß wenigſtens nahe, daß der Kaiſer vor allem berechtigt ſei, die alte Herrlichkeit des Reiches wieder lebendig zu machen. Damals war die Stärke dieſer Partei, daß die Hausmacht des Kaiſers in der That die einzige deutſche Staatsgewalt von größerem Umfange war, ihre Schwäche aber, daß die Politik des Kaiſers in der Hauptſache gar nicht deutſch ſein wollte, und daß Scheinheiligkeit und Ränkeſpiel des Wiener Hofes weder den Fürſten Furcht, noch den Ständen Vertrauen einflößten. Ihr gegenüber ſuchte die Oppoſitionspartei der fürſtlichen Politiker den eigenen Nutzen mit ſehr geringer Rückſicht auf das Reich, die Abſonderung der einzelnen Staaten, Schwächung des Reichszuſammenhangs, eine Politik der freien Hand, vorübergehende Bündniſſe der Höfe ſtatt der Reichstagsbeſchlüſſe; und ihr Zuſammenhalten auf Reichstagen und bei diplomatiſchen Verhandlungen hatte vorzugweiſe das Beſtreben, dem Einfluß und der Politik des Kaiſers entgegenzutreten. In dieſem Kampfe zweier feindlicher Richtungen wuchs in Deutſchland aus fürſtlichem Landesgebiet ein neuer Staat; ſeine Fürſten, bald der einen, bald der andern Partei verbündet, ſuchten beide zu benutzen, und ſammelten um ſich ein Volk, das am Ende des 18. Jahrhunderts einer ſtärkeren deutſchen Kraftentwicklung fähig ſchien, als das Erbe der Habsburger.

Es war eine verzweifelte politiſche Lage, welche den Schwerpunkt deutſcher Macht in die Hand der einzelnen deutſchen Fürſten gelegt und dieſen eine faſt unbeſchränkte Verfügung über Gut und Leben ihrer Unterthanen eingeräumt hatte. Die traurigen Zuſtände, welche zunächſt folgten, ſind oft genug dargeſtellt: die politiſche Ohnmacht Deutſchlands, das gewaltſame Regiment, Verdorbenheit der Herrſcher, Knechtſinn der Gehorchenden, Unſittlichkeit der Höfe, Unredlichkeit der Beamten. Aber mit dieſer Zeit beginnt auch das moderne Staatsleben der Deutſchen. Nicht immer ſind die Fortſchritte, welche eine Nation macht, auch den Zeitgenoſſen als ein guter Erwerb verſtändlich und werth, nicht immer wird das nothwendige Neue durch große Menſchen zu bewußtem Zwecke durchgeſetzt, zuweilen braucht der gute Geiſt einer Nation die Schlechten, Kleinen, Kurzſichtigen als Werkzeuge gewaltiger Neubildungen. Nicht in der franzöſiſchen Revolution allein iſt aus Miſſethaten ein neues Leben erwachſen, auch in Deutſchland hat eiſerne Noth, Willkür und Mißachtung alter Rechte Vieles geſchaffen, was wir jetzt als nothwendige Grundlage für ein geordnetes Staatsleben betrachten.

Schon während des Krieges wurden in Deutſchland die Diplomaten und Staatsmänner erzogen, deren Schule die Angelegenheiten der deutſchen Landesherren bis zur franzöſiſchen Revolution vertreten hat. Die vieljährigen Friedensverhandlungen vereinigten auf deutſchem Boden die bedeutendſten Politiker Europas, Zöglinge Richelieu's, kluge Niederländer, Landsleute Machiavell's, die hochfahrenden Nachfolger Guſtav Adolf's. Das Wogen der Gegenſätze gab einer großen Anzahl begabter Köpfe aus Deutſchland überreiche Gelegenheit ſich zu bilden, denn um die Vertreter der großen Mächte ſchrieben und redeten mehre hundert politiſche Unterhändler. Aus dem leidenſchaftlichen Kampfe, welcher zuletzt zu Münſter und Osnabrück unter dem Zwange ſtrengen Ceremoniells und mit dem Scheine kalter Ruhe geführt wurde, aus dem chaotiſchen Gewirre von zahlloſen widerſtreitenden Anſprüchen und aus den Bergen von Acten, Streitſchriften, Entgegnungen und Vertragsentwürfen zog nach dem Frieden ein Geſchlecht von Politikern über das Land, wie ſie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerſchütterlicher Ausdauer, von rieſiger Arbeitskraft und ſcharfem Urtheil, gelehrte Juriſten und gewandte Weltleute, große Menſchenkenner, aber auch ſkeptiſche Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlerfahren Ehren zu fordern und zu geben, ſehr geneigt den eignen Vortheil nicht zu vergeſſen. Sie wurden an den Höfen und in den Reichsſtädten die Leiter der Politik, ſtille Führer oder gewandte Werkzeuge ihrer Herren, die eigentlichen Beherrſcher Deutſchlands. Durch ſie iſt die Diplomatie und der höhere Beamtenſtand Deutſchlands geſchaffen worden. Noch jetzt erſcheint uns ihr geſchäftliches Verfahren zwar ſehr weitſchweifig und ränkevoll, aber gerade unſere Zeit, welche in der Diplomatie und in der Staatsregierung nicht ſelten oberflächliche Mittelmäßigkeit zu beklagen hat, ſoll mit Anerkennung auf die juriſtiſche Bildung und die ſcharfſinnige Gewandtheit der alten Schule zurückſehen. Es war nicht Schuld dieſer Männer, daß ſie ihr arbeitsvolles Leben in hundert kleinlichen Zwiſtigkeiten verbringen mußten, daß nur wenige von ihnen in der glücklichen Lage lebten, einer großen und weiſen Politik zu dienen. Aber die Ehre wird ihnen bleiben, daß ſie in ungünſtigen Verhältniſſen mehr als einmal dem ſtärkeren außerdeutſchen Feinde Sorge vor der deutſchen Diplomatie erhalten haben, wenn er ſie vor der deutſchen Heereskraft nicht mehr hatte.

Sie richteten auch im Innern der verwüſteten Landſchaften den neuen „Staat" ein. Nach ihrem Bilde formte ſich das Beamtenthum, die Collegien der Richter und Verwaltungsleute, freilich oft ſchwerfälliger und pedantiſcher, aber ebenſo rangſüchtig und nicht ſelten ebenſo beſtechlich als die Kanzler und Geheimräthe, von denen ſie abhingen. Die neuen Politiker führten ferner die wichtigen Verhandlungen mit den Landſtänden und hatten eine nicht leichte Aufgabe, dieſelben gefügig oder unſchädlich zu machen. Denn ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts beſtanden in faſt allen größeren Gebieten Deutſchlands Stände als Vertreter des Landes, welche Abgaben bewilligten, an ſolche Bewilligung Bedingungen knüpften, wol auch die Verwendung der Steuern begutachteten; im 16. Jahrhundert hatten ſie erhöhte Wichtigkeit erhalten, ſeit ſie eine Landſchaftskaſſe verwalteten, welche der Regierung die Erhebung der Gelder erleichterte. Am Ende des großen Krieges waren dieſe Landſchaftskaſſen die letzte und wichtigſte Hilfe gegen den Untergang geworden, ſie hatten ihren Credit bis auf das Aeußerſte angeſpannt, die Kriegszahlung herbeizuſchaffen, welche die fremden Heere aus dem Lande entfernte. So waren ſie nach dem Frieden höchſt einflußreiche Körperſchaften, und der wirthſchaftliche Unterhalt der großentheils creditloſen Fürſten hing thatſächlich von ihnen ab. Leider waren die Landſtände wenig angethan, getreue Hüter der Landeswohlfahrt zu ſein, denn ſie beſtanden zum größten Theil aus Prälaten, Herren und Rittern, ſämmtlich Vertreter des Adels, welche für ihre Perſonen und Güter faſt ſteuerfrei waren; unter ihnen ſaßen die Abgeordneten der verödeten und überſchuldeten Städte. Deshalb waren ſie nicht nur geneigt, unvermeidliche Geldbewilligungen der Maſſe des Volkes, dem Bauer, aufzuwälzen, bei dem Vorwiegen der ariſtokratiſchen Mitglieder wurde es der Regierung auch möglich, jede Art von perſönlichem Einfluß auszuüben. Während der Landesherr den Adel ſeiner Landſchaft an ſeinen Hof zog, um ſich in ſchicklicher Geſellſchaft zu ergötzen, wußten ſeine vornehmſten Beamten von der Rang- und Titelſucht der friſchen Hofleute beſſeren Nutzen zu ziehen und durch Aemter, Würden, Geſchenke, zuletzt durch Androhung fürſtlicher Ungnade den Widerſtand der Einzelnen zu brechen. So ſanken die Stände im 18. Jahrhundert in mehren Staaten zur Unbedeutendheit, in einzelnen wurden ſie ganz aufgehoben. Doch beſtanden ſie, und nicht überall verloren ſie Einfluß und Bedeutung.

Aber die Geldbeträge, welche ſie etwa bewilligen konnten, reichten bei weitem nicht aus, den neuen Staat: einen koſtbaren Hof, die zahlreichen Beamten und das Soldatenvolk zu erhalten. Es mußten neue regelmäßige Abgaben erdacht werden, welche von ihrer Bewilligung unabhängig waren.

Schnell erhielten die indirecten Steuern eine beträchtliche Ausdehnung. Die Lebensmittel: Brot, Fleisch, Salz, Wein, Bier und vieles Andere wurden besteuert, die Mauth- und Accisebeamten stehen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts an den Stadtthoren, an den Landesgrenzen erheben sich neue Schlagbäume für die Kaufmannsgüter, welche aus- und eingingen. Der geschäftliche Verkehr wurde durch das „gesiegelte" Papier, die Stempelsteuer, ausgenutzt; selbst das Vergnügen der Unterthanen wurde für den Staat verwerthet, z. B. in den kaiserlichen Erblanden der Tanz und nicht nur der in öffentlichen Räumen (1708), der Tabak (1714), zuletzt mußten auch die armen Komödianten von jeder Vorstellung einen Gulden, sogar Quacksalber und Staarstecher an jedem Jahrmarkt einige Kreuzer zahlen; besonders kräftig wurden die Juden in Anspruch genommen. Es dauerte lange, ehe Volk und Beamte sich an den Zwang der neuen Auflagen gewöhnten, immer wieder wurde Tarif und Art der Erhebung geändert, und häufig sah die Regierung mißvergnügt ihre Erwartungen getäuscht. Von dem verarmten Volke aber wurde der Druck der neuen Steuern schwer empfunden, laut und ohne Aufhören tönt die Klage in der volksthümlichen Literatur.

Unterdeß pflügte der Unterthan, er hämmerte, er saß in der Schreibstube; um sich herum, über sich sah er überall die Räder der großen Staatsmaschine, er hörte ihr Sausen und Knarren, und wurde bei jeder Regung durch sie gehindert, geängstigt, gefährdet. Er stand unter ihr, fremd, scheu, mißtrauisch. In etwa sechshundert großen und kleinen Residenzen sah er täglich den prächtigen Hofhalt seines Landesherrn; und ihm wurden die goldgestickten Kleider der Hofleute, die Tressen der Lakaien, die Federbüsche der Läufer ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, sein gewöhnlicher Stoff der Unterhaltung. Wenn der regierende Herr große Tafel hielt, wurde dem Bürger zuweilen der Vorzug, den Hof speisen zu ſehen; wenn der Hof verkleidet bei einer Schlittenfahrt oder bei einer ſogenannten „Wirthſchaft" durch die Straßen fuhr, durfte der Unterthan zuſchauen, im Winter wol ſelbſt an einer großen Maskerade theilnehmen; dann war eine Schranke errichtet, welche das Volk von der Beluſtigung des Hofes abſperrte. Einſt hatte der Fürſt mit den Bürgern um die Wette nach derſelben Scheibe geſchoſſen, und war höchſtens bei den Späßen des Pritſchmeiſters mit etwas größerer Rückſicht behandelt worden; jetzt ſtand der Hof in faſt unnahbarer Entfernung über dem Volke, und wenn ſich ein Hofmann herabließ, einen Bürger zu beachten, dann war es meiſt kein Glück für den Beutel oder den Hausfrieden des Bevorzugten. So kam das Gefühl der Niedrigkeit in den Bürger. Ein Amt, einen Titel zu ſuchen, der ihm erlaubte, ſelbſt ein wenig Hammer und Schraube zu ſein, wurde das Ziel ſeines Ehrgeizes. Sogar dem Handwerker. Von den Hofhaltungen, aus dem Adel und Beamtenthum verbreitete ſich die Begierde nach Titulaturen bis in die kleinſten Kreiſe des Volkes. Kurz vor 1700 kam der abenteuerliche Brauch auf, auch den Handwerkern Hoftitel zu geben, und mit den Titeln eine Rangordnung; der Hofſchuhmacher ſuchte durch Bitten und Beſtechung das Recht, ein Wappenſchild ſeines Landesherrn über ſeine Thür zu nageln, und der Hofſchneider und Hofgärtner haderten in erbittertem Streit, wer dem andern vorzugehn habe, denn der Hofſchneider ging allerdings nach dem Buchſtaben der Rangordnung vor, aber der Hofgärtner hatte das Recht erhalten, einen Degen zu tragen.*) Außer dem Range gab nur Reichthum eine bevorzugte Stellung. Wer unſere Zeit eine geldſüchtige nennt, denkt ſchwerlich daran, wie groß der Einfluß des Geldes in früherer Zeit war, und wie gierig das arme Volk darum ſorgte. Der Reiche konnte, ſo war die Meinung, Alles durchſetzen. Er wurde zum Edelmann gemacht, er wurde mit Titeln verſehen, er vermochte ſeinen Landesherrn durch Geſchenke zu verpflichten, — die gewöhnlich gern angenommen wurden; — habſüchtig nahm der Kanzler, der Richter, der Rathsherr, auch die Zartfühlenden widerſtanden ſelten einer ſein gebotenen Verehrung. Der Schutz aber, welchen der Bürger in dem neuen Staat für ſein Privatleben fand, war immer noch mangelhaft, gegen Vornehme und Einflußreiche Recht zu finden, galt für ſehr ſchwer. Endlos liefen in den meiſten Landſchaften Deutſchlands die Rechtshändel. Bis in die zweite und dritte Nachkommenſchaft mochte eine ſchwierige Erbſchaftstheilung, eine Bankerottſache dauern. Selbſt rohe Beſchädigung des Eigenthums durch Einbruch und Raub vermochte die Landesregierung oft beim beſten Willen nicht zu beſtrafen. Es iſt belehrend, die alten Unterſuchungen gegen die frechen Räuberbanden durchzuſehen, das geſtohlene Gut kommt, ſelbſt wenn es glückt die Miſſethäter zu fangen, nicht in die Hände des Beraubten zurück. Denn von den Nachbarregierungen werden auf Anſuchen und Bittſchriften zwar zuweilen die Verbrecher ausgeliefert, welche in ihrem Lande eine Freiſtatt gefunden haben, und auch ſolcher Auslieferung ſcheinen beſondere Einflüſſe, häufig Geldgeſchenke, vorangegangen zu ſein; die Habe der Verbrecher aber, welche mit Beſchlag belegt iſt, wird in jedem Falle zurückbehalten und verſchwindet in den Händen der Beamten. Als 1733 eine Gold- und Silberfabrik zu Koburg ausgeraubt war und ſich ſtarker Verdacht gegen einen wohlhabenden jüdiſchen Händler erhob, wurde die Unterſuchung öfter dadurch aufgehalten, daß Verbindungen, welche der Jude bei Hofe hatte, eingriffen; und auch nachdem er als Mitglied und Hehler einer großen Bande von Räubern und Mördern erkannt worden war, konnte die Unterſuchung gegen ſeine Helfer nicht weiter verfolgt werden, weil Ortsbehörden im Heſſiſchen den Räubern, welche daſelbſt wohnten, zur Flucht halfen und weil den weiteren Verzweigungen der Bande, die ſich bis nach Baiern und Schleſien erſtreckte, wegen Ungefälligkeit der Gerichte nicht nachzuſpüren war. Und doch wurde gerade dieſer Proceß mit vieler Energie geführt, und der Beſtohlene hatte deshalb ſelbſt weite Reiſen unternommen und große Geldopfer gebracht.

---

*) von Rohr, Ceremonial-Wiſſenſchaft, S. 201.

Denn überall lähmte die Vieltheiligkeit der Herrſchaft und die Zerriſſenheit der Einzelgebiete. Außer den Ländern des Kaiſers bildeten faſt nur die Marken Brandenburgs und Theile von Kurſachſen eine größere zuſammenhängende Einheit, im übrigen Deutſchland lagen mehre tauſend größere und kleinere Gebietstheile, freie Städte und reichsritterſchaftlicher Beſitz durcheinander. So vermochte ſich im Einzelnen nicht einmal der beſcheidene Stolz auf die eigene landſchaftliche Art auszubilden. Denn jede der zahlloſen Grenzen wirkte jetzt weit mehr als in der uralten Zeit abſperrend. Sogar in den größeren Städten, etwa die Handelsſtädte der Nordſee ausgenommen, war das alte Selbſtgefühl der Gemeinde geſchwunden. Außer ſeinen perſönlichen Vortheilen hatte der Deutſche wenig, was ihn beſchäftigte, als das Geklätſch des Tages über Familienereigniſſe oder auffallende Neuigkeiten. Aus vielen Beiſpielen iſt zu ſehen, wie kleinlich, pedantiſch, bösartig dies Stadtgeſchwätz durch drei Geſchlechterfolgen fortlief, und wie krankhaft empfindlich die Menſchen dagegen geworden waren. Die namenloſen Pasquille in Reimen und Proſa, eine alte Erfindung, wurden immer zahlreicher, gemeiner und boshafter, ſie regten nicht nur die Familien, auch ganze Bürgerſchaften auf; ſie wurden für die Verbreiter allerdings gefährlich, wenn ſie ſich einmal an eine einflußreiche Perſönlichkeit oder gar gegen fürſtliche Neigungen wagten. Und doch wucherten ſie überall, keine Regierung war im Stande ſie zu verhindern, denn leicht fand ein tückiſcher Verfaſſer Gelegenheit, ſie jenſeit der Landesgrenze auszuſtreuen, wol gar drucken zu laſſen.

Unter ſolchen Verhältniſſen wurden im Weſen des Deutſchen einige Eigenſchaften herausgebildet, welche noch heut nicht ganz geſchwunden ſind. Sucht nach Rang und Titel, innere Unfreiheit gegen ſolche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben, Scheu vor der Oeffentlichkeit und vor Allem eine auffällige Neigung, das Weſen und Leben Anderer grämlich, kleinlich und ſkeptiſch zu beurtheilen.

Dieſelbe trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironiſche Stimmung zeigt ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege überall, wo der Einzelne ſich über den Staat ausläßt, in deſſen Bannkreiſe er lebt. Es iſt wahr, der Deutſche fuhr nach dem großen Kriege fort ſich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tageblätter mehrten ſich allmählich und trugen die Neuigkeiten in die Häuſer, die geheimen, geſchriebenen Berichte aus Reſidenzen und großen Handelsſtädten dauerten fort, die halbjährigen Meßrelationen faßten die Begebenheiten mehrer Monate überſichtlich zuſammen, über jedes wichtige Ereigniß im In- und Ausland erſchienen zahlreiche Flugſchriften, welche den Parteivortheil vertraten. Die Hinrichtung des Königs in England wurde von den deutſchen Leſern allgemein als ſchreckliche Miſſethat verurtheilt, die Neigungen des ganzen Volkes waren lange auf Seiten der Stuarts, erſt kurz bevor Wilhelm von Oranien gegen Jacob II in die See ſtach, wurde gläubig geleſen, daß Jacob gewagt habe, ein falſches Kind als Thronerben unterzuſchieben. Niemand aber regte ſo ſtark die öffentliche Meinung gegen ſich auf als Ludwig XIV. Wenn ein Mann durch ganz Deutſchland gehaßt wurde, ſo war er es. Merkwürdig, während die Sitten ſeines Hofes, die Moden ſeiner Hauptſtadt überall von den Vornehmen nachgeahmt wurden und das Volk ſich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermochte, wurde ſeine Politik doch ſchon früh auch von dem Volke richtig gewürdigt. Ungezählt ſind die Flugſchriften, welche von allen Seiten gegen ihn aufſchwirrten. Er war der Friedensſtörer, der große Feind, in den Pasquillen auch der hochmüthige Narr. Nach der

Einäſcherung der Pfalz nannte das Volk die Hunde Melac und Teras, nach der Eroberung Straßburgs ging ein tiefer Weheruf durch das ganze Land. Zuletzt, als im großen Erbfolgekrieg die deutſchen Heere Jahre lang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte ſich etwas, das faſt wie Selbſtgefühl ausſieht, auch in der kleinen Literatur des Tages. Wäre einem deutſchen Fürſten möglich geweſen, in dem ſchwachen Volke thatkräftige Vaterlandsliebe zu erwecken, der Haß gegen ihn hätte dazu geholfen. Aber auch hier wurde ein kräftiges Aufbrennen patriotiſcher Empfindungen durch die politiſche Lage verhindert, in Köln und Baiern arbeiteten franzöſiſche Druckerpreſſen, ſchrieben deutſche Federn gegen ihre Landsleute.

So darf man durchaus nicht ſagen, daß dem Deutſchen in den hundert Jahren von 1640 bis 1740 der Sinn für Politik fehlte. Denn er kam überall zu Tage, ſogar in den Werken der freien Erfindung, in Romanen und Schauſpielen breitete ſich die politiſche Unterhaltung, ähnlich wie zur Zeit Goethe's und der Romantiker das äſthetiſche Geſpräch. Aber traurig war es, daß dieſe Theilnahme am liebſten bei den politiſchen Händeln des Auslandes geäußert wurde, und daß die Vorgänge in Deutſchland ſelbſt faſt weniger Gegenſtand eines warmen Antheils wurden, als Tagesereigniſſe des Pariſer Hofes oder die Thronentſagung der Königin von Schweden. Immer noch beſchäftigten Kometen, Mißgeburten, Hexen, Erſcheinungen des Teufels, ein Gezänk der Geiſtlichen, reichsſtädtiſche Händel zwiſchen Rath und Bürgerſchaft, Bekehrung eines kleinen Fürſten durch Jeſuiten die unbetheiligten Volkskreiſe ebenſo angelegentlich, als etwa die Schlacht bei Fehrbellin. Allerdings wurden die Rüſtungen der Türken und das Kriegstheater in Ungarn mit Kopfſchütteln berichtet, aber daß dafür Geld zu zahlen, Hilfe zu leiſten ſei, wurde ſelten erinnert; ſelbſt nach der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) war Graf Starhemberg dem großen deutſchen Publicum kaum ſo anziehend, als der Kundſchafter Kolſchitzky, welcher die Nachrichten aus der Stadt zur kaiſerlichen Haupt-Armada gebracht hatte, ſein Bild wurde in türkiſcher Tracht in Kupfer geſtochen und auf den Märkten verkauft; freilich theilte er dieſen Ruhm mit jedem ausgezeichneten Diebe und Mörder, der irgendwo zum Ergötzen der Menge hingerichtet worden. Zuweilen hafteten ſchon damals die Blicke der Deutſchen mit erhöhter Theilnahme an einem Manne, dem Kurfürſten von Brandenburg, auch in Süddeutſchland wird achtungsvoll von ihm geſprochen: er iſt ein politiſcher, kräftiger Herr, leider ſind ſeine Mittel zu klein. Das war die allgemeine Anſicht. Aber wie ſein Weſen, wurden auch andere Lebensfragen des deutſchen Volkes mit ſo vieler Ruhe begutachtet, als ob ſie den moskowitiſchen Czar oder das entfernte Japan angingen, von welchem die Jeſuitenberichte ſeit hundert Jahren erzählt hatten. Und das war nicht zumeiſt Folge der Einſchüchterung und einer Ueberwachung der Preſſe, welche allerdings der freien Rede ſehr hinderlich wurde. Denn trotz aller Rückſichtsloſigkeit, womit die Landesgewalt ſich an ihren Widerbellern zu rächen ſuchte, machte die Zerriſſenheit der Gebiete, der gegenſeitige Haß der Nachbarregierungen doch die Unterdrückung auch einer zügelloſen Druckſchrift nicht leicht. Es war etwas Anderes, was dem Volke ſeine eigenen nächſten Vortheile und Bedürfniſſe ſo fremd gegenüberſtellte.

Es war auch nicht Mangel an Urtheil. Wenn die zahlreichen politiſchen Erörterungen jener Zeit unbehilflich, weitſchweifig, ohne zureichende Kenntniß der Thatſachen und Perſonen abgefaßt ſind, ſo iſt doch in ihnen auch viel geſunder Menſchenverſtand und ein oft überraſchendes Verſtändniß der Lage Deutſchlands zu achten. Es fehlte den Deutſchen vor 1700 gar nicht an politiſcher Einſicht, ja gegen die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege iſt ein ſehr großer Fortſchritt ſichtbar. Aber gerade das iſt bezeichnend, daß dies Verſtändniß ihrer eigenen gefährlichen Lage, der Hilfloſigkeit des Reiches und der elenden Vielgetheiltheit ein ruhiges ſtilles Erkennen und Kopfſchütteln bleibt und ſich im Volke, ja ſelbſt bei ſeinen gelehrten Führern faſt nie zu männlichem Zorn, noch weniger zu einem Wollen, ſelten zu einem wenn auch eitlen Plan aufregt. So gleicht das Volk ſchon im 17. Jahrhundert einem hoffnungsloſen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verſtändig ſeine eigene Lage betrachtet. Wir freilich wiſſen, daß gerade unſer Jahrhundert dieſer Krankheit des deutſchen Volkes Heilung gebracht hat, aber wir erkennen auch, was die Urſache der wunderlichen, unheimlichen, kühlen Ergebenheit und Gefügigkeit zwiſchen ungenügenden Verhältniſſen iſt, die unſerer Nation ſo eigen wurde, daß noch jetzt in vielen Menſchen Spuren davon zu erkennen ſind. Es iſt das Leiden einer reichbegabten gemüthvollen Natur, der durch Kriegsgräuel und haarſträubende Schickſale die Willenskraft gebrochen, das warme Herz erſtarrt iſt. Der klare, abwägende, billige Sinn iſt dem Deutſchen geblieben, der Adel politiſcher Leidenſchaft iſt ihm verloren. Es iſt ihm gar nicht Freude und Ehre, Bürger eines großen Ganzen zu ſein, er hat kein Volk, das er liebt, er hat keinen Staat, den er ehrt, er iſt ein Einzelner unter Einzelnen, er hat noch Gönner und Mißgönner, gute Freunde und arge Feinde, kaum noch Mitbürger, kaum noch Landsleute.

Als Beiſpiel ſolcher Stimmung wird hier eine Flugſchrift mitgetheilt, welche in der allegoriſirenden Weiſe des 17. Jahrhunderts über die neue Staatsraiſon bittere Betrachtungen anſtellt. Schon während des großen Krieges hatte Begislav Philipp Chemnitz, einer der eifrigſten und begabteſten Anhänger der ſchwediſchen Partei, ungeheures Aufſehen durch ein Büchlein gemacht, in welchem er das Kaiſerhaus als letzte Urſache des deutſchen Elends anklagte und in der Unabhängigkeit und Machtfülle der deutſchen Fürſten die einzige Rettung des Landes fand. Nach dem Titel des

Buches*) wurde der Ausdruck Staatsraiſon eine gewöhnliche Bezeichnung des neuen Regierungsſyſtems, welches nach dem Frieden in den deutſchen Reichsgebieten zu herrſchen begann. Seitdem wurde dieſe Staatsraiſon durch ein halbes Jahrhundert in zahlreichen moraliſchen Abhandlungen der volksthümlichen Preſſe beurtheilt, ſie wurde als zweiköpfig, als dreiköpfig dargeſtellt, in Büchern, Bildern, Spottverſen immer wieder der Willkür, Härte, Heuchelei bezichtigt. Daſſelbe iſt der Inhalt der folgenden Schrift, welche hier mit einigen für das leichtere Verſtändniß unvermeidlichen Aenderungen und Kürzungen mitgetheilt wird.**)

„Wie die **ratio status** anjetzt in der Welt nicht allein geehrt, ſondern für ein unwiderrufliches Geſetz gehalten wird, ſo gilt hingegen die Wahrheit und Redlichkeit durchaus nichts mehr. Wenn eine Stelle im Staatsdienſt leer iſt, ſo wird es zwar an Bewerbern niemals fehlen, allein von neun befindet der Fürſt kaum drei, welche ihm tauglich ſind dieſen Dienſt zu erlangen. Deswegen werden ſie auch examinirt. Und wenn bei dem Examen einer auf die Frage, was eines fürſtlichen Raths erſte und vornehmſte Tugend ſei, etwa ſo zur Antwort giebt: Es lehren die Alten, daß ein Fürſt nichts anderes ſei, als ein Diener der gemeinen Wohlfahrt, darum iſt er auch ſchuldig nach Recht und Gerechtigkeit zu herrſchen, denn es hat Gott und die Natur einem jeden eine ungefälſchte Goldwage an das Herz gehängt: thue Andern das, was dir recht

---

*) **De ratione status in imperio nostro romano-germanico.** 1640. — Der Ausdruck iſt von Chemnitz nicht erfunden, er war ſchon vor ihm in der diplomatiſchen Sprache durch die Italiener eingeführt, ihr **ragione di Dominio** oder **di Stato** (lateiniſch **ratio status**, franzöſiſch **raison d'estat**, deutſch etwa Staatsklugheit) bezeichnete die Art ſeiner Politiker zu verhandeln, eine Reihe ungeſchriebener Regierungsgrundſätze, welche nur praktiſchen Staatsmännern geläufig wurden.

) Der Titel lautet: **Idolum Principum, Das iſt: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten, und **Ratio Status** genennet wird, in einer nicht-fabelhafften Fabel Geſchichts-weiß beſchrieben. 1678. 4.

wäre, — ſo würde der Fürſt ihm ſeinen höflichen Abſchied geben.

Ein ſolcher Bewerber hatte vor kurzem an einem Hofe das Examen durch kluge und vorſichtige Antwort überſtanden, er war zum Rathe ernannt, und da der Fürſt ein gutes Herz zu ihm trug, verheiratete er ihn mit der Tochter ſeines Vicekanzlers. Nachdem der neue Rath den Eid der Treue und Verſchwiegenheit geleiſtet hatte, forderte der Vicekanzler die Schlüſſel zu den Staatskammern und führte den Eidam dorthin, ihn in den Staatsgeheimniſſen fleißig zu unterweiſen.

In der erſten Staatskammer hingen viele Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen ſchön verbrämt, inwendig ganz ſchlecht gefüttert, zum Theil außer dem liederlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht. Darüber wunderte ſich der Eidam. Der Kanzler aber verſetzte: „Es ſind Staatsmäntel, dann zu gebrauchen, wenn man den Unterthanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um ſie zu überreden, ſchwarz ſei weiß; dann muß man nothwendig mit Staatsraiſon dem Dinge ein Mäntelchen umgeben, um die Unterthanen zur Contribution, Schatzung und andern Auflagen willig zu machen. Darum heißt der erſte mit Gold geſtickte die Wohlfahrt der Unterthanen, der zweite verpoſamentirte Beförderung des gemeinen Weſens, der dritte rothe Erhaltung des Gottesdienſtes, er wird gebraucht, wenn man Luſt hat, jemanden, dem man ſonſt nicht beikommen kann, unter dem Vorwand falſcher Lehre von Haus und Hof zu verjagen oder ihm gar einen blutigen Nacken zu machen. Der vierte heißt Eifer des Glaubens, der fünfte die Freiheit des Vaterlandes, der ſechſte die Handhabung der Privilegien u. ſ. f.“ Zuletzt hing noch einer, gar alt und ſehr abgetragen, gleich einer alten Fahne oder Roßdecke, über den ſich der lachende Eidam ſehr verwunderte. Aber der Schwiegervater ſagte: „Der tägliche, gar zu große Mißbrauch macht, daß er das

Haar verloren hat. Er heißt aber die Wohlmeinung, und wird bei großer Herren Höfen öfter hervorgeſucht als das tägliche Brot. Denn legt man den Landſaſſen neue unerträgliche Laſten auf, plagt und mergelt man ſie mit Frohndienſten bis auf Haut und Bein aus, ſchneidet man ihnen das Brot vor dem Munde weg, ſo heißt es, es iſt in guter Meinung geſchehen; fängt man unnöthigen Krieg an, ſetzt Land und Leute in grauſames Blutbad, Mord und Brand, ſo iſt es in guter Meinung geſchehen. Wer kann davor, daß es ſo übel ausgeſchlagen! Wirft man unſchuldige Leute ins Gefängniß, auf die Folterbank, jagt ſie ins finſtere Elend, und kommt hernach ihre Unſchuld an den Tag, ſo muß es aus guter Meinung geſchehen ſein. Spricht man ungerechtes Urtheil aus Haß, Neid, Gunſt, Gabe und Beſtechung, Freundſchaft, ſo iſt es in guter Meinung geſchehen. Es kommt zuletzt ſo weit, daß man auch des Teufels Hilfe in guter Meinung gebrauchen will. Wenn dieſer oder ein anderer Mantel zu kurz iſt die Schalkheit zu bedecken, hängt man zwei, drei oder mehr darüber hin.“

Dies Zimmer kam dem neuen Rath gar fremd vor; er folgte aber ſeinem Herrn Schwiegervater in die andere Kammer. Dort trafen ſie allerhand Staatslarven, in Farben und Lineamenten ſo künſtlich ausgearbeitet, als wären es natürliche Menſchenangeſichter. „Wenn die Mäntel,“ fing der Kanzler an, „zur Erlangung des vorigen Zweckes nicht genügen, ſo muß man abwechſeln, denn wenn man mit einem und dem andern Mantel zu oft hinter einander vor die Landſtände und Unterthanen oder auch vor die benachbarten Potentaten aufgezogen kommt, ſo lernen ſie dieſelben endlich kennen; es iſt das alte Lied, wir wiſſen ſchon, was er ſucht, Geld will er haben, wo ſollen wir es doch immer hernehmen? Wir möchten doch auch vernehmen, wozu die häufigen Auflagen verwendet werden. Solchem Unwillen zuvorzukommen, dienen die Larven. Eine heißt der Eid, die andere Läſterung, die dritte

Betrug, die täuſchen die Leute, ſeien ſie gut oder böſe, und richten mehr aus als alle Beweisthümer der Redekunſt. Vor allem aber iſt der Eid ein Hauptſtück der Hofredekunſt, denn ein ehrlicher Mann meint allezeit, daß ein anderer auch ſo geſinnt ſei wie er, er gibt auch mehr auf Eid und Glauben als auf alle zeitlichen Güter; iſt aber einer tückiſch, ſo muß er doch dem Eide Glauben ſchenken, ſonſt macht er ſich ſelbſt verdächtig, daß er weder auf Eid noch Pflicht etwas halte. Nützen beide nicht, ſo muß die Läſterung dazu kommen, den Unterthan um tauſend Gulden oder mehr, je nachdem ſein Vermögen iſt, zu erleichtern.“

In der dritten Kammer hingen überall Schermeſſer, gelbmeſſingene Becken, die Simſe waren belegt mit Schröpfköpfen und Schwämmen. Es ſtanden viele Gefäße mit ſcharfer Lauge darin, Beinſchrauben, Brechzangen, Scheren lagen auf Tiſch und Fenſter. Der junge Rath kreuzigte ſich, was man mit dieſem Baderzeug am fürſtlichen Hofe mache, da ſelbſt manche Handwerker ein Bedenken haben, die Bader, Schäfer, Müller und Trompeter als Zunftgenoſſen gelten zu laſſen. Der Alte ſprach: „Es iſt nicht ſo böſe gemeint. Dies iſt das alleruntrüglichſte Handwerk der Staatsraiſon und bringt mehr ein als Tinte und Schreibfedern; es iſt ſo nöthig, daß kein Fürſt ohne dies Handwerk ſeinen Staat und ſeine Reputation nach Würden auf die Länge behaupten könnte, und ſein Gebrauch iſt ſo gewöhnlich, daß ihn auch die Edelleute auf den Dörfern an ihren Bauern gar meiſterlich prakticiren, woher die Regel kommt: wenn einem Edelmann die Bauernader verblutet, ſo iſt auch er verdorben. Was nützt dem Fürſten ſein Land und Leute, wenn er ihnen nicht die Wolle der fälligen Renten abſcheren, durch Schröpfköpfe die Contribution abzapfen und die ungehorſamen Häupter durch die ſcharfe Lauge harter Strafen abwaſchen ſollte? Ja, die Potentaten barbiren, zwacken und ſchröpfen auch einander, wo ſie immer können. So hat die Generalität in den letzten Kriegen bald den Reichsſtädten, bald den Stiftern viele tauſend Maß ihres beſten Blutes abgezapft, und das römiſche Reich iſt von fremden Kronen ſo arg gezwackt worden, als wenn ſolches von geborenen Baderknechten geſchehen wäre, nur hat man die Lauge gar zu heiß gemacht. Viele haben den Fremden dazu das Becken untergehalten und ſind ſo weit gekommen, daß ſich bald darauf geringe Cavaliere unterſtanden haben, auch andere Fürſten zu ſcheren. Was aber die Fürſten nicht ſelbſt in Perſon thun, das verrichten ihre Räthe, Rentmeiſter und andere Amtsbediente, die ſich ſtatt der Schwämme gebrauchen laſſen. Und wenn dieſe einem Amt, einer Stadt oder einem Dorfe aufgebunden ſind und ſich ſo voll Feuchtigkeit geſogen haben, daß ſie zerberſten möchten, dann kommt der Fürſt und gibt einem jeden von ihnen einen ſolchen Fauſtdruck, daß ſie alles Eingeſogene wieder herausgeben müſſen und leerer werden als abgezogene Schlangenbälge.“

Schweigend hörte der junge Rath und trat in die vierte Kammer. Da lagen viele Käſtlein mit Staatsbrillen verſchiedener Art. „Einige machen, wenn man ſie aufſetzt, ein Ding zehnmal größer, als es iſt, daß eine Mücke als Elephant, ein Faden als Strick, ein Heller als Roſenobel erſcheint. Sie dienen, den Unterthanen die Augen zu blenden. Wenn der Fürſt ihnen etwa ein paar Stämme Holz verehrt, an der Contribution etwas nachläßt, ihnen die Freiheit gibt, daß ſie vor ihm in Sammt und Seide erſcheinen dürfen, ſo ſchätzen ſie dies ſo hoch, als wenn er ihnen viele tauſend Ducaten geſchenkt hätte. Den unglücklichen Hofdienern aber verderben ſie die Augen ſo, daß dieſe die geringſte Gnade, wenn der Fürſt ſich mit der Hand auf ihre Achſel geſtützt oder ſie einmal angeſehen hat, höher achten, als wenn ſie eine Rente von 500 Gulden von ihm empfangen hätten. Ja der Fürſt hat in ſeinem durchlauchtigen Verſtande noch einen beſondern nützlichen Gebrauch dieſer Brillen erfunden. Wenn er die Stände unwillig findet ihm zu contribuiren, ſo läßt er ein Geſchrei ausbringen, der Feind ſei uns ſchon auf dem Nacken, ſo und ſo viel bedürfen die Unſern an Proviant, Geld, Mannſchaft, damit dem grauſamen Feinde begegnet werde, ſonſt gehe Alles in ſeinen Rachen. Durch ſolche Uebertreibungen werden die Leute willig und geben, was ſie können. Sobald aber die Fiſche gefangen ſind, dann hat Gott hohe Häupter erweckt, die ſich des Friedens halber in das Mittel geſchlagen haben, und die Contributionen werden zu andern Bedürfniſſen gebraucht. Eine andere Art Brillen haben im Gegentheil die Eigenſchaft, daß durch ſie ein Berg nicht größer erſcheint als eine Haſelnuß oder Bohne; ſie werden den Städten und angrenzenden Ländern aufgeſetzt, denen der Fürſt Caſtelle und Feſtungen vor die Naſe aufgebaut hat, um ſie zu bereden, es ſeien nur Luſt- und Gartenhäuſer, Zollhütten und Jägerwohnungen. Die dritte Art Brillen, durch welche das Weiße ſchwarz und das Schwarze ſchneeweiß glänzt, werden immer gebraucht, wenn man einem böſen Dinge einen gleißenden Schein machen muß; ſie dienen auch für diejenigen, welche ſolche Frauenzimmer als Jungfrauen heiraten müſſen, welche den fürſtlichen Damen aufgewartet, der Herrſchaft die Betten gemacht und ihnen die Haare gekräuſelt haben.“

Nach dieſem langte der Kanzler eine Schachtel mit braunem Pulver herab und gab dem Eidam zu rathen, was es wäre. „Es iſt ein Augenpulver oder Staub“, ſagte der Alte, „welchen die Regenten den Unterthanen in die Augen ſprengen; es iſt eins der vornehmſten Kunſtſtücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten; denn wenn unter ihm unruhige Köpfe entſtehn, welche durch etliche politiſche Lehren den Unterthanen die Augen öffnen, daß ſie die Regierungsheimlichkeiten erforſchen, dem Fürſten ins Herz ſehen, Beſchwerden zuſammentragen und luchsäugigen Aufwieglern anhängen, ſo iſt Aufruhr und Krieg ganz nahe vor der Thür.“ Darauf wurde ein Fäßlein mit Hoferbſen hervorgebracht. Der Alte erzählte, daß dies eins von den vergifteten Mitteln bei Hofe wäre, deſſen ſich zwar nicht die Regenten, aber ihre untreuen Hofſchranzen bedienen. „Wie ſo?“ fragte der Sohn. „Mir iſt leid, daß ich's euch erklären ſoll“, antwortete der Vater, „denn ich fürchte, wenn ich euch zu lange vor den Augen herumgehe, ſo könntet ihr die Kunſt einmal an mir ſelbſt probiren; denn wo Gewinn iſt, dreht man auch dem Vater eine Naſe. Die Erbſen aber ſtreut man in der Rathsſtube und Kanzlei, auf die Treppe hin und wieder gegen diejenigen, denen man nicht gut anders beikommen kann, daß ſie darauf gleiten, niederfallen und den Hals brechen. Beſonders ſolchen, welche meinen, man könne mit dem Fuß guter Abſichten und eines reinen Gewiſſens überall hintreten.“

„Da die meiſten Potentaten von dieſen erwähnten politiſchen Stücklein ſelbſt wenig wüßten, wenn nicht die macchiavelliſtiſchen Räthe ſie damit bekannt gemacht hätten, wer wollte es den Räthen verdenken, wenn ſie auch für ſich ſelbſt ihre Geheimniſſe gebrauchen, ſich zu bereichern und in die Höhe zu ſteigen? Es folgt jetzt alſo die Staatsraiſon der Privatperſonen; denn wo Gott eine Kirche baut, will auch der Teufel eine Kapelle haben. So hab' ich auch neben meines Herrn Fürſtenthum mir ſelbſt ein kleines in die Nähe gezimmert, und weil ich nunmehr alt bin, will ich euch, meinem Eidam, ſolche Stücklein offenbaren, damit ihr mir darin nachfolgen könnt. Aber zur Sache. Ich habe mich niemals gern mit Bauern und ihren Miſtwägen beſudelt, ſondern war am liebſten bei großen Verſammlungen, Reichs-, Kreis- und Fürſtentagen; denn je größer der Teich, deſto beſſer iſt darin fiſchen. Doch habe ich darin ſoweit Maß gehalten, daß ich mich nicht zu weit eingelaſſen oder an eine Partei allein geknüpft habe, ſondern ich bin mein freier Mann geblieben. Ich machte es wie der reinliche Fuchs und ſchickte mich in eines jeden Humor und Sachen und verkaufte meine Schwänke, ſo gut ich konnte, führte aber immer die Parteien bei der Naſe herum, daß ſie ſich nach mir richten, mir folgen, vertrauen und noch dazu vexiren laſſen mußten. So that ich es von Anfang an. Als mein Fürſt dieſe Qualität an mir verſpürte, machte er mich zu ſeinem Rathe, endlich zum Kanzler. Jetzt mußten die Edelleute ganze Fuder Wein, ganze Wagen voll Getreide und dergleichen Verehrung mitbringen, wenn ſie in der Kanzlei guten Beſcheid erlangen, einen Zettel, Lehnbrief, ein Decret auswirken wollten. Alle die Bürger und Bauern mußten auch verehren, oder Ihre Sachen ſind ohne Entſcheid im Haufen liegen geblieben. Inſonderheit hat mir dieſer Griff Glück gebracht, wenn ein Reicher eine Unthat begangen, vom Fürſten übel geredet hatte u. ſ. w. Dann gab ich ihm zu verſtehn, welch großen Zorn der Fürſt gegen ihn gefaßt, es würde ihm an Leib und Leben gehn, wenn er nicht mich in der Sache gebrauche. That er mir den Willen, ſo verdeckte ich die Schuld, oder half ihm wenigſtens leidlich davon; that er das aber nicht, ſo machte ich ihm den Proceß, ſo daß er in Noth und Tod ſtecken blieb. Wollte er gar mit Procuratoren durchdringen, um meiner zu ſpotten, da ſuchte ich alle Liſt zuſammen, bis ich ihn ſtürzte, daß er den Hals brach. Wo der Fuchsbalg nicht reichte, zog ich die Löwenhaut an, was ich mit Ränken und Spitzfindigkeit nicht erlangte, das riß ich de facto an mich, und ſah, wie ich durch Gewalt oder heimlich in die Beſitzung kommen könne. Klagte einer über den alten Kanzler und wollte es bei Hofe anhängig machen, ſo erbot ich mich zu richterlichem Proceß, denn die Räthe hatte ich als die Mitcollegen auf meiner Seite. So ſetzte ich zu Dorf und Feld die Markſteine, machte andere Graben und Grenzen, preßte den Nachbarn etliche hundert Morgen an Acker, Wieſen und Waldungen ab. Ebenſo habe ich meine Hände in die Güter reicher Witwen, Waiſen und Pupillen eingeſchlagen, habe Renten und ewige Zinſen an mich gekauft, habe Geld ausgeliehen, daß es in drei Jahren ſich verdoppelt. Wie große Summen ich durch Ceſſionen, Wechſelbriefe, durch Wein-, Getreide- und Salzhandel gewonnen, wäre weitläufig zu erzählen.“

Dies alles hörte der Eidam mit großer Andacht an und ſagte: „Herr Vater, Ihr habt euerm Hauſe wohl vorgeſtanden und es in Aufnahme gebracht, aber die Frage iſt, ob es den Eurigen auch ſo gedeihen wird, daß ſie es ins dritte oder vierte Glied vererben. Denn übel gewonnen, übel zerronnen.“

„Das gilt bei mir ſo viel als eine Mücke an der Wand. Es ſage einer, was er will, ich habe dagegen, was ich will. Wer etwas will haben, der muß es wagen, und nicht achten der Leute Sagen. Ich habe euch ſchon mehr offenbart und vertraut, als meinem eignen Weibe und Kindern. Jetzt geht mit mir heim zum Abendeſſen.“ —

So lautet die unbehagliche Ironie der Flugſchrift, die gerade deshalb hierher gehört, weil ſie überall das Bewußtſein verräth, eine gewöhnliche Anſicht der Zeit auszudrücken. Am Schluß derſelben wird eine einzelne Intrigue eines kleinen deutſchen Hofes mehr angedeutet als berichtet.

Auch nach 1700 dauert im Ganzen dieſelbe kühle und herbe Weiſe von den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands zu ſprechen. Die Aufklärungsliteratur, deren Zeit jetzt beginnt, einzelne Abhandlungen von namhaften Gelehrten und die gemeinnützigen Wochenſchriften ändern den Stil mehr als die Auffaſſung. Ja von dem Ende des Erbfolgekrieges bis 1740, in der längſten Friedenszeit, welche Deutſchland ſeit hundert Jahren erlebt, iſt in der kleinen Literatur ſogar eine Abnahme des politiſchen Intereſſes bemerkbar. Es ſind immer vorzugsweiſe ungewöhnliche Schickſale einzelner Menſchen, welche den Leſern anziehend erſcheinen, Prophezeiungen einer Pietiſtin, Strafe einer Kindesmörderin, Hinrichtung eines Goldmachers und Aehnliches. Als in der Chriſtnacht 1715 in einem Weinbergshäuschen bei Jena zwei arme Bäuerlein durch Kohlendampf erſtickt wurden, während ſie mit einem Studenten und einem zerriſſenen Exemplar von Fauſt's Höllenzwang einen großen Schatz zu heben verſuchten, da regte dies Unglück wol ein Dutzend Flugſchriften auf, geiſtliche, mediciniſche, philoſophiſche, in denen heftig gefochten wurde, ob die Kralle des Teufels oder die Kohle an den Toten augenſcheinlich geworden. Die Schlachten von Hochſtädt bis Malplaquet hatten nicht größeres Aufſehen gemacht. Selbſt in den „Geſprächen aus dem Reiche der Toten“, welche jetzt in unbehilflicher Nachahmung Lucian's öffentliche Charaktere der Gegenwart begutachten, iſt ſichtbar, wie es vorzugsweiſe die Anekdote und der Privatſkandal iſt, der das Volk anzieht. Noch einmal regt die Vertreibung der proteſtantiſchen Salzburger das Gemüth mächtig auf, bis das Jahr 1740 eine große politiſche Geſtalt den Deutſchen in die Seele drückt und durch Kanonendonner den Anfang einer neuen Zeit verkündet.

8.

Brautſtand und Ehe am Hofe.

(1661.)

Im Verkehr mit Anderen Zucht zu bewähren, ſich ſelbſt gut darzuſtellen, Höheren Ehrfurcht zu erweiſen, von Niedrigen Achtung auch in Geberden und Anrede zu fordern, war von je deutſche Art geweſen. Genau beſtimmt war die Form des Verkehrs, nicht gering die Zahl der bedeutſamen Redewendungen, welche jede geſellſchaftliche Beziehung einleiteten und wie Markſteine in gebahntem Weg erhielten. Aber die Grundlage aller alten Genauigkeit war ein geſundes Selbſtgefühl geweſen, welches dem Einzelnen ſicher machte, was zu gewähren und zu empfangen ſei, und darum wurde auch die Höflichkeit meiſtens ehrlich erwieſen. Kam ein Mißklang in die Seele, dann pflegte der Deutſche auch ihn nicht zu verbergen, und dann wurde er ſo von Herzen grob, daß er darum bei allen weſtlichen Nationen berüchtigt war. Zwar iſt in der Anrede an die Fürſten ſchon viel Unterwürfigkeit, das Wort „unterthänig“ wird gebraucht wie jetzt, immer aber ſtehn Fürſt und Bürger, Junker und Handwerker einander als Männer gegenüber, und leicht bricht ein kräftiges Wort, eine warme menſchliche Empfindung durch die höfliche Form. Das änderte ſich ſeit dem Kriege. Die alte Zucht war dahin, hart und verletzend ſtach die Selbſtſucht der Zügelloſen; der tüchtige, oft beſchränkte Stolz des Bürgers, des Edelmanns war gebrochen, das einfache patriarchaliſche Verhältniß zwiſchen Fürſt und Unterthan in dreißig Jahren der Noth, des Mißtrauens und vielleicht gegenſeitiger Verachtung verloren. Die Menſchen waren klüger geworden aber ſchwächer, und eine große Zahl ſchlechter.

Aber die Anfänge eines neuen Weltbürgerthums wurden ſichtbar. Gnadenvoll hatte das Geſchick mit dem Verderben auch das Heilmittel geſandt. Auf einem weiten Umwege durch franzöſiſche und italieniſche Moden, nach langem Umherirren in jedem fremden Volksthum ſollte der deutſche Geiſt ſich ſelbſt wiederfinden. Es war eine ſeltſame Probe deutſcher Dauerbarkeit. Aber ſie war nöthig. Wie im Zauberſpiele Prinz Tamino, zog die arme deutſche Seele durch fränkiſches Waſſer und römiſche Hitze, und nur zuweilen klingt aus jener Zeit ein ſchwacher Flötenton in unſer Ohr, der verkündet, daß unter den fremden Gaukelbildern die deutſche Art doch nicht untergegangen iſt.

Man hat ſich gewöhnt, die geiſtige Herrſchaft Italiens und Frankreichs von Opitz bis Leſſing als ein großes Unheil zu betrachten. Es iſt wahr, ſie hat den Deutſchen weder Schönheit noch Kraft gebracht. Aber wir ſind nicht mehr in der Lage des großen Mannes, welcher vor hundert Jahren den franzöſiſchen Geſchmack bekämpfte. Ihm war Pflicht zu haſſen, was der erwachenden Volkskraft hinderlich gegenüberſtand. Wir jedoch ſollen daneben bedenken, daß daſſelbe fremde Weſen die Deutſchen vor der äußerſten Verwilderung geſchützt hat. Sehr plump war unſer Nachäffen, auch die fremden Originale wenig liebenswerth, aber die zahlloſen Bande des internationalen Verkehrs waren es doch, an welche die Deutſchen ſich damals klammerten, um nicht in Rohheit zu verkommen.

Die ſittlichen Schranken, welche die Willkür des Einzelnen bändigen, waren zerbrochen, da halfen zuerſt dürftige äußerliche, von außen geholte: die Mode, der Reſpect, die Galanterie, der Geſchmack an fremden Feinheiten. Es war eine neue Art der Zucht. Wer die große Perrücke trug, ſpäter gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein ſtill halten, wildes Auffahren, gewaltſames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht mehr wehrte, der Frau dreiſt nahe zu treten, konnte Reifrock und Corſet ſie umſchanzen; wo die Höflichkeit des Herzens verringert war, wurde die Pflicht galanter Converſation eine Wohlthat. In dem Kreiſe, welcher am liebſten unflätige Soldatenlieder ſang, hatte ein geziertes Lied Damon's an Daphne hohe Berechtigung, und ſelbſt der fade Cavalier, der in Geſellſchaft mit vergoldetem Meſſer ſeine Fingernägel zuſchnitt und mit franzöſiſchen Floskeln um ſich warf, wurde um vieles achtungswerther in Geſellſchaft der zügelloſen Trunkenbolde, welche im Rauſch das Unanſtändigſte thaten und den Mund nicht öffnen konnten ohne gemeine Flüche.

Schnell formte ſich in Deutſchland das Leben der Anſpruchsvollen nach fremdem Schnitt. Schon im Kriege hatte ſich viel Fremdes eingebürgert, nicht nur das Ceremoniell an den Höfen und im Verkehr der Geſandten, auch in Tracht und Umgang der Städter. Aber wie groß der Einfluß Frankreichs war, Italien half kaum weniger aus. Der Dienſt des Cicisbeates, die feierlichen Gebräuche des „Staates" waren aus Italien nach Frankreich gedrungen, der römiſche Hof blieb der Diplomatie Europas in allen Etikettenfragen noch lange höchſtes Vorbild. Ja beide Länder theilten ſich in die Herrſchaft über Deutſchland. Im Süden herrſchte Italien bis in das 18. Jahrhundert, in Wien hat es die Phyſiognomie der höhern Geſellſchaft noch länger geformt, im Norden, zumal bei den proteſtantiſchen Höfen, galt franzöſiſches Muſter: dieſe wie jene Nachahmung war ungeſchickt. Aber während an den größern Höfen, z. B. in Wien, der Cavalier wenigſtens etwas von der beweglichen Leichtigkeit der Italiener annahm, lief der geſellſchaftliche Verkehr in den Städten ſehr gemeſſen, weitſchweifig, in endloſen Redensarten, die um ſo groteſker werden, je plumper die Menſchen waren, welche ſich damit ſchmücken.

So war auch der ſonnige Pfad, auf welchem ſich ein Mann der Erwählten ſeines Herzens näherte, anmuthig mit den Blumen fremder Sitte umpflanzt. Das Einheimiſche, was ſich hier erhielt, wurde wenigſtens durch eine mühevolle Galanterie und neue Weitläufigkeiten verbrämt. Bevor hier verſucht wird, auch ein wenig von der ehrlichen deutſchen Liebe zu zeigen, wird es ziemen einem theilnehmenden Leſer nicht zu verhehlen, was zu galanter Liebeswerbung und Ehe gehörte. Es ſoll zunächſt berichtet werden, wie ein vornehmer Adel freite und heiratete.*) So aber verlief die Freiwerbung eines Cavaliers nach dem Jahre 1650.

„Wenn eine Standesperſon zu Wien eine heiraten will, ſo bittet er ihre Eltern ihm zu vergönnen, daß er ihr aufwarten dürfe; er muß aber ſchon vorher mit ihr bekannt ſein und wiſſen, daß ſie ihm geneigt iſt. Wenn dies ihre Eltern geſtatten, ſo iſt es ſchon halb zugeſagt; dann gibt er ſeinem Diener eine neue Liberei und kleidet ſich aufs Beſte. Alle Tage muß er früh an ſie ſchreiben und fragen laſſen, was ſie thue, was ihr geträumet, wann ſie ausfahren, wo ſie eſſen werde. Dazu ſchickt er einen Strauß von Blumen, den bezahlt man wol bisweilen mit einem Ducaten. Da läßt ſie ihn nun die Antwort wiſſen, und er findet ſich zu rechter Zeit ein, hebt ſie in die Kutſche und reitet mit unbedecktem Haupt neben der Kutſche auf der Seite, wo ſeine Maitreſſe ſitzt. Und wenn man ankommt, ſteigt er ab, macht den Schlag auf und hebt ſie wieder heraus. In Oeſtreich ladet man ſich meiſtentheils ſelbſt bei Andern zu Gaſte. Wenn er nun erfahren, wo ſeine Maitreſſe ſpeiſen will, ladet er ſich daſelbſt auch zu Gaſte, indem er eine halbe Stunde vorher hinſchickt. Dort reicht er nun bei Tiſche ſeiner Geliebten das

---

*) Nach (Wagenſeil): Tractatus politicus, 1667. 16.

Handwaſſer ganz allein, wenn auch andere Damen vornehmer ſind, erbietet ſich wol, auch den andern das Waſſer zu reichen, aber keine nimmt es an, ſeine Maitreſſe aber weigert ſich nicht. Dann rückt er ihr den Stuhl, legt ihr vor, redet mit ihr; ſo oft ſie zu trinken begehrt, reicht er ihr den Trank auf dem Teller und hält ihr ſelbigen während des Trinkens unter, legt ihr friſche Teller vor, nimmt die alten hinweg und bringet allezeit ſeinen Nachbarn zur linken Hand ihre Geſundheit zu. Nach dem Tiſch reicht er ihr wieder das Handwaſſer, weshalb er auch neben ihr ſitzet, rückt wieder den Stuhl, langet ihr die Handſchuh, Flor und Fächer, ſo ſie auf dem Stuhl liegen gelaſſen, nebſt einer tiefen Reverenz. Nach Tiſche nimmt die Frau des Hauſes ſeine Dame mit ſich in ihr Zimmer. Da bittet er, man wolle ihn auch hineinlaſſen. Das wird ihm nicht abgeſchlagen, und dort bedient er ſie ebenſo. Von da fährt man zur Vesper und dann im Sommer in den Prater, oder im Winter mit Windlichtern im Schlitten. Dies währet zum wenigſten drei Monat.

Wenn nun drei Monat vorüber ſind, ſo wird das „Verſprechen" gehalten und man ſchreibet die Hochzeitsbriefe. Dann macht der Bräutigam drei Präſente. Erſtens ein ſilbernes Käſtchen, darin etliche Paar ſeidene Strümpfe, etliche Stücke ſeidenes Zeug, etliche Paar Handſchuh, Tüchlein, zwölf Fächer, Bänder und Spitzen. Das zweite Präſent beſteht in ſilbernen Galanterien, das dritte in dem Geſchmeide: Armbändern, Ohrgehängen und etwa einem Gehänge von Edelſteinen oder Perlen um den Hals. Auch kleidet er die Kammerjungfer ſeiner Maitreſſe. Etliche ſchicken alle Tage ein neues Präſent. Dann läßt er ſeinem Diener wieder eine neue Liberei machen, nimmt auch mehr Diener für ſich an, und dann für ſeine zukünftige Gemahlin zum wenigſten einen Pagen und zwei Lakaien. Die Hofdamen, ſo die vornehmſten ſind und mit ſechs Pferden fahren, verehren ihrem Bräutigam nichts, es ſei denn aus überflüſſiger Liberalität, die andern ſchenken ihrem

Liebſten ein Nachtzeug, ihr Conterfeit in einem ſchönen Käſtchen, dann an dem Hochzeitstage das Weißzeug: ſechs Hemden, ſechs Ueberſchläge, ſechs Schnupftücher, ſechs Paar Handblätter, und jedem Diener ein Hemde. Die Braut bezahlt, was auf der Hochzeit an Eſſen und Trinken aufgeht, der Bräutigam, was die Muſikanten koſten.

Am Hochzeitstage fährt der Bräutigam gegen Abend in ſeinem oder dem Wagen eines guten Freundes ganz weiß in Silberſtück, ganz wie die Braut bekleidet, er hat einen Kranz von Diamanten auf, welcher aus den Kleinodien der Freunde zuſammengeheftet und dieſen hernach wieder zugeſtellt wird. Hinter ihm fahren alle Hochzeitsgäſte, ſo Mannsperſonen ſind. In der Kirche wartet er, bis die Braut kommt. Ihren Brautſchweif, ſo drei Ellen lang iſt, trägt entweder der Edelknabe oder ein junges Fräulein. Der Bräutigam geht ihr entgegen, hebt ſie aus dem Wagen und führt ſie hinein, und ſo werden ſie zuſammengegeben. Der Trauring iſt meiſt von Gold und Silber gemiſcht in Geſtalt eines Lorberkranzes geflochten, ein Edelſtein daran, um anzuzeigen, daß die Treu und Liebe unendlich ſein ſoll. Darauf begeben ſie ſich ins Hochzeitshaus, wo die Mahlzeit gefeiert wird. Nach Tiſche nehmen die Mannsperſonen ſogleich Degen und Mantel und wird zum Tanze Platz gemacht, dann kommen die zwei Brautführer. Jeder hat eine brennende Fackel in der Hand, ſie machen vor Bräutigam und Braut jedem eine Reverenz und fordern ſie zum Tanz. Da tanzen beide allein. Dann fordert man die nächſten Verwandten und ſo der Reihenfolge nach die Uebrigen. Und dieſe Ehrentänze werden unter Trompeten- und Paukenſchall verrichtet. Darauf legen die Cavaliere Mantel und Degen ab, und Alles tanzt mit einander. Nach dem Tanz begleiten die Verwandten Bräutigam und Braut in die Schlafkammer, dort empfiehlt die Mutter dem Manne die Braut mit eindringlichen Worten. Dann gehn alle hinaus."

So freite der begüterte Adel in Wien, das ſich nach dem Kriege ſchnell mit lebensluſtigen Gutsherren gefüllt hatte. Neue Familien waren in Beſitz der eingezogenen Güter gekommen, reichlich hatten die kaiſerlichen Generäle und getreuen Räthe ſich ſelbſt bedacht. Der Aufenthalt auf dem öden Lande war langweilig; hatten doch viele große Grundbeſitzer ohnedies kein altes Familienintereſſe an ihrem Eigenthum. Und mit dem kaiſerlichen Adel drängten ſich Söhne deutſcher Fürſten und viele von dem alten Reichsadel nach der Kaiſerſtadt, dort Zerſtreuungen, Bekanntſchaften, Fortuna am Hof und im Heer zu ſuchen.

Aber wie groß auch die Unterwürfigkeit des adligen Serviteurs gegen ſeine Maitreſſe war, ebenſo unſicher war dem ausſchweifenden Geſchlechte die Hoffnung auf ein glückliches Zuſammenleben in der Ehe. Und nicht günſtiger war dieſe Ausſicht in den Familien der großen Reichsfürſten.

Die Herren Deutſchlands kamen nach dem Frieden eher als alle Anderen in einen Zuſtand, wie er ihnen behaglich war. Was das Volk leiſten konnte, kam vorzugsweiſe ihnen zu Gute. Zu den alten Neigungen, dem Trinken, Jagen und einem — nicht immer anſtändigen — Verkehr mit Frauen, war jetzt die Freude an Haustruppen gekommen, welche in Uniform vor dem Herrenſchloſſe aufzogen und auf der Landſtraße um die Carroſſe ritten. Jeder größere Fürſt unterhielt ſeit dem Kriege ein ſtehendes Heer, aus den alten Lehnsherren der Landſchaft waren Generäle geworden. In dieſem Jahrhundert gewinnen die großen Fürſtengeſchlechter Deutſchlands ihre einflußreiche Stellung in der europäiſchen Politik, die Wettiner, die Hohenzollern, die Braunſchweiger, die Wittelsbacher. Drei von ihnen erwerben Königskronen, die von Polen, von Preußen, von England, ein Haupt der Wittelsbacher trägt mehre Jahre das Diadem der römiſchen Kaiſer. Jedes dieſer Häuſer erhält das Anſehen einer großen europäiſchen Dynaſtie. Aber wie verſchieden iſt ihr Glück, wie trifft auch ſie ein vergeltendes Schickſal! Dem Hauſe der Wettiner wurde zur Zeit der Reformation mit der Kaiſerkrone auch die höchſte Herrſchaft über Deutſchland angeboten; die Familie, auch innerlich in zwei Linien geſpalten, hörte nicht auf den hohen Ruf. Im Waffenkampf der Linien verlor ſie 1547 die Führerſchaft. Hundert Jahre ſpäter bot ſich den Wittelsbachern die Möglichkeit, durch die Vereinigung der Pfalz, der altbairiſchen Landſchaften und Böhmens eine Hausmacht zu gründen, der auch die Habsburger nicht gewachſen ſein konnten. Aber ein Sohn des Hauſes ſchlug den andern am Weißen Berge. Nur die Habsburger und die Hohenzollern verſtanden es, zuſammenzuhalten.

Das allgemeine Unglück der deutſchen Fürſten war, daß ſie in ihren gedrückten Unterthanen nur wenig fanden, was ſich Scheu und Achtung erzwang. Denn gegen das ausſchreitende Gelüſt des Mannes feſtigen ſich die innern Schranken in ſtiller Seele am leichteſten, wenn ſeine Erdenſtellung einen ſtarken Widerſtand ſeiner Umgebung möglich macht. Ein ſicheres Pflichtgefühl bildet ſich nur unter dem Zwang eines ſtarken Geſetzes. Wer darüber ſteht, dem wird leichter Großes zu empfinden, aber zugleich ſchwerer dauerhaft das Rechte zu thun.

Früher war das Leben an den Höfen rauh, oft wild geweſen, jetzt wurde es leichtfertig und liederlich. Die Verbindung von gekünſtelter Ueppigkeit und rohen Sitten, von ſtrenger Etikette und übermüthiger Willkür gibt vielen Geſtalten der Zeit eine beſondere Häßlichkeit.

Die Fürſtenſöhne lernten mehr als früher. Latein war noch die Sprache der Diplomatie, dazu kam das Italieniſche und Franzöſiſche, ferner die ritterlichen Künſte, ſoweit ſie noch beſtanden, Soldatendrillen und vor allem Politeſſe, die neue Kunſt, in der Geſellſchaft von Männern und Frauen unterhaltend und verbindlich zu ſein. Einige Kenntniß der Staatsgeſchäfte war nicht ſelten, denn immer noch waren die Händel mit den Nachbarn, beim Kammergericht und Reichshofrath, die Sollicitationen bei kaiſerlicher Majeſtät und die Klagen an den Reichstagen ohne Maß und Ende. Aber die ſtille Herrſchaft über das Land hatte doch ein Juriſt, welcher an der Spitze der Verwaltung ſtand, nur ſelten noch ein herrſchluſtiger Hofprediger.

Auch die Frauen der fürſtlichen Häuſer hatten einigen Unterricht genoſſen. Mehre von ihnen verſtanden Lateiniſch, oder kannten den Vergil wenigſtens aus einer ſchlechten Uebertragung in deutſche Alexandriner, den Boccaz aber in der Urſprache. Ihre Tagesbeſchäftigungen waren Rangſtreitigkeiten, das Ceremoniell, der Putz, die Liebſchaften ihres Mannes und vielleicht die eigenen, dazwiſchen nichtige Umtriebe und Klätſchereien, wie ſie jeder Hof großzieht. Die ſtrengeren unterhielten ſich mit dem Geiſtlichen über Gewiſſensfälle und ſuchten Troſt in ihrem Geſangbuch, ausnahmsweiſe auch noch im Kochbuch. Aber die deutſche Literatur war wenig gemacht, die Empfindungen einer Frau zu adeln, und was etwa die Zeit hervorbrachte, reichte nur ſelten in ihre Höhe hinauf: ein geſchmackloſes Hofgedicht, ein italieniſcher Vers, zuweilen ein dicker Quartant hiſtoriſchen oder theologiſchen Inhalts, den ein „ſubmiſſer Autor" überſandte, um ein Geldgeſchenk dafür zu empfangen.*) Die Ehe der Fürſtin wurde durch die neue Staatsraiſon geſchloſſen. Es begegnete ihr wol, daß ſie einem ausſchweifenden Gatten vom erſten Tage zur Laſt war. Sicher wurden nicht wenige von ihnen mit ausgeſuchtem Trauerpomp in die Fürſtengruft geſenkt, denen niemals das Sonnenlicht einer großen Herzensneigung ihr Leben erhellt hatte. Selbſt die Sorge um den Haushalt, ſelbſt die ſchönſte aller Sorgen, die Erziehung der Kinder, war ihnen durch die neue Einrichtung der Höfe genommen. Allerdings überwand die Gutherzigkeit der Vermählten in vielen Ehen die Mängel der Zeitbildung; aber es iſt kein Zufall, daß äußerſt anſtößige Vorfälle in den höchſten Familien jener Zeit ſo häufig ſind.

---

*) Damals noch ein beliebtes Mittel, ſich Honorar zu verſchaffen; es galt Gelehrten und Dichtern für durchaus anſtändig.

Auch die häuslichen Verhältniſſe dieſer erlauchten Familien gehören der Geſchichte an, und Vieles davon iſt allgemein bekannt. In jeder finden ſich groteske und unholde Züge. Hier wird ein ſolches Bild benutzt, an das zu denken unſere Zeit keine naheliegende Veranlaſſung hat.

Wenn die kaiſerliche Partei nach dem Jahre 1620 in Spottbildern die Königstochter aus England, Eliſabeth, Gemahlin Friedrich's von der Pfalz, verfolgte, malte ſie die ſtolze Fürſtin ab, wie ihr auf der Landſtraße drei Kinder an der Schürze hingen oder aus irdener Schüſſel auf bloßer Erde den Milchbrei aßen. Das zweite dieſer Kinder erhielt durch den weſtfäliſchen Frieden die achte Kurwürde des deutſchen Reiches. Nach vielem Schickſalswechſel, nachdem auch er das bittere Brot der Verbannung gegeſſen, als Prätendent vergebens die Wiedereroberung ſeines Landes verſucht hatte, ſah der neue Kurfürſt Karl Ludwig von dem Fürſtenſchloß zu Heidelberg auf das ſchöne Land herab, das nur zum Theil in den Beſitz ſeiner Linie zurückgelangt war. Er hatte mehre von den Tugenden eines ſorglichen Landesherrn und ſtand als Regent unter den beſten ſeiner Zeit, aber er war keine Natur, welche die Bürgſchaften von Glück und Frieden in ſich trägt. Zwar in ſeiner Familie galt er für lebensluſtig und gutmüthig, aber er war auch reizbar, von jäher Hitze, begehrlich und anſpruchsvoll, leicht beeinflußt und ohne ſtätige Entſchloſſenheit, geneigt Gewaltthätiges vorſchnell zu wagen, und doch nicht feſt genug Großes auszurichten. Es ſcheint, daß ihm von dem Blute der Stuarts außer einem hohen Gefühl ſeines Ranges auch viel von dem Eigenſinn ſeines unglücklichen Oheims Karl zu Theil geworden war. Er hatte ſich im Jahre 1650 mit Charlotte, Prinzeſſin von Heſſen, vermählt, der Tochter jener ſtarken Frau, welche als Regentin ihres

Landes im Kriege mehr Thatkraft bewieſen hatte als die meiſten Männer, und deren energiſches Matronenantlitz wir noch jetzt in dem Porträt Engelhard Schäffler's mit Vergnügen betrachten. Dem Kurfürſten ſoll von der Mutter die eigene Tochter als ſchwer zu lenken geſchildert worden ſein. Auch die Kurfürſtin war heftig und maßlos, ſie mag durch mürriſches Weſen und Eiferſucht oft den häuslichen Frieden geſtört haben. Ein Fräulein ihres Hofſtaates, Marie Suſanne Loyſa von Degenfeld, Tochter eines Parteigängers aus dem dreißigjährigen Kriege, nach allen Berichten von großer Liebenswürdigkeit und, wie es ſcheint, bei vieler Sanftmuth von feſtem Beharren, erweckte in dem Kurfürſten ein leidenſchaftliches Gefühl, welches ihn jede Rückſicht vergeſſen ließ. Er ſandte ſeiner Gemahlin nach ärgerlichen Händeln den Scheidebrief und vermählte ſich auf der Stelle mit ſeiner Geliebten, welche vom kaiſerlichen Hofe den Titel einer Raugräfin erhielt. Die verſtoßene Kurfürſtin wandte ſich vergebens an den Kaiſer Leopold, durch dieſen eine Ausſöhnung mit ihrem Gemahl zu bewirken. Dieſe Bittſchrift wird hier nach Lünig: Die Teutſche Reichs-Cantzley, 1714, Theil 2, S. 156, mitgetheilt.*)

„Wir von Gottes Gnaden Charlotta, Kurfürſtin, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Heſſen, entbieten dem allerdurchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herren Leopoldo, von Gottes Gnaden, Vater des Vaterlandes, unſerm allerſeits gnädigſten Herren und Gebieter, unſern verpflichteten gehorſamſten und unterthänigſten Gruß und Dienſt zuvor.

Obwohl die vielfältigen und ſchweren Reichsnegotien, mit welchen Eure Kaiſerliche Majeſtät in dieſer Zeit bemüht ſein möchten, uns leicht abſchrecken könnten, Dieſelbe mit unſern

---

*) Einige Längen ſind gekürzt, an einer Stelle mußte für die Leſer dieſes Buches das Widerwärtige gemildert werden.

Privatſachen zu beunruhigen, haben wir uns doch erkühnt, Eurer Kaiſerlichen Majeſtät unſere hochdrängende Noth und gewaltſame Beleidigung, welche uns zeither ohne alles Verſchulden zugeſtoßen, in höchſter Demuth vorzutragen, weil uns ſehr wohl bewußt, daß Eure Kaiſerliche Majeſtät jederzeit befliſſen waren, den Beleidigten zu ihrem Rechte allergnädigſt zu verhelfen.

Es wird hoffentlich Eurer Kaiſerlichen Majeſtät nicht unbekannt ſein, daß wir uns vor ungefähr elf Jahren mit dem durchlauchtigſten Fürſten Karl Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürſten des heiligen Reiches, in ein eheliches Verlöbniß eingelaſſen haben. Zu dieſer Zeit hat Seine Liebden ſowol in vielfältigen Discurſen, die vor der chriſtlichen Copulation mit uns geführt wurden, als in dem Act der Copulation ſelbſt uns eine immerwährende Treue und eheliche Liebe mit höchſtem Betheuern zugeſagt, wie von unſerer Seite auch geſchehen. Was uns denn zu einer ſolchen Gegenliebe animirt hat, daß wir Seiner Liebden nach unſerem beſten Vermögen, ſo viel weibliche Schwachheit zugelaſſen, in ehelichem Gehorſam aufgewartet haben. So haben wir auch durch die Gnade Gottes zwei junge Prinzen und ein Fräulein in Liebe gezeugt, ſo daß Seine Liebden ſich billig enthalten haben ſollten, uns ohne unſer Verſchulden die Denegation des Zuſammenlebens aufzudrängen.

Wir geben aber Eurer Kaiſerlichen Majeſtät unterthänigſt zu vernehmen, daß wir nach drei höchſt beſchwerlichen Kindbetten an unſerm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemüthes aus mehren Zeichen zur Genüge verſpürt haben. Das hätte uns billig einen Argwohn einflößen ſollen, wenn unſer getreues Gemüth nicht Gutes und Löbliches von Seiner Liebden präſumirt hätte. Denn als wir einſt nach fürſtlichem Brauch Seiner Liebden einen ſchönen apfelgrauen, neapolitaniſchen Hengſt mit aller Zubehör zum neuen Jahre verehrten, hat er uns geſagt: „Schatz, wir begehren hinfüro ſolche Präſente nicht mehr, welche unſere Schatzkammer verringern," und hat noch an demſelben Tag das Pferd einem Geringen vom Adel verehrt. Dieſe Beſchimpfung hat uns ſo wehe gethan, daß wir ſie unſerer Kammerjungfer, Maria Suſanne von Degenfeld, von deren heimlichem Beginnen wir zu der Zeit nicht das Geringſte gewußt, mit weinenden Augen geklagt haben. Dieſe hat uns darauf geantwortet: wenn ihr ſolches einmal von ihrem künftigen Eheconſorten begegnen ſollte, ſo würde ſie ihm alle Beiwohnung verſagen. Mit dieſen Worten hat ſie nichts Anderes gewollt als uns gegen unſern Herrn Gemahl verhetzen. Nicht lange darnach iſt uns durch beſagte von Degenfeld aus unſerer Schublade ein Ring entwendet worden. Dies muß ohne Zweifel ein angelegter Handel geweſen ſein, denn unſer Herr Gemahl hat dieſen Ring begehrt; als wir ihn aber nicht finden konnten, iſt ſeine Liebden ſehr über uns entrüſtet worden und ſo gegen uns heraus gefahren: „Ihr macht mir wunderliche Gedanken mit dieſem Ringe; ich hatte gemeint, Ihr nähmt ihn beſſer in Acht." Worauf wir geantwortet: „Ach, mein Schatz, habe mich doch in keinem böſen Verdacht; er iſt mir durch ungetreue Leute entwendet worden." Seine Liebden aber fuhren fort: „Wer mögen doch dieſe ungetreuen Leute ſein? Vielleicht iſt es ein junger Cavalier, welchem Ihr ihn wol ſelbſt an den Finger geſteckt haben möget." Dies hat uns ſo wehe gethan, daß wir etwas Hartes gegen Seine Liebden geredet haben und geſagt: „So etwas würde mir kein redlicher Fürſt nachreden können," worauf er geſagt: „Wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürſten zu ſchelten? Werde ich ſo etwas noch weiter von Euch hören, ſo ſoll Euch mit Maulſchellen gelohnt werden." Darauf haben wir kein Wort geantwortet, ſondern heftig geweint. Die von Degenfeld aber hat uns mit falſchem Gemüthe getröſtet und geſprochen: „Seien Ihro Kurfürſtliche Durchlaucht doch zufrieden und bekümmern Sie ſich nicht ſo ſehr, er wird ſich ſchon wieder finden.“ Mit dieſen Worten hat ſie uns damals beruhigt. Es iſt uns aber nicht lange nachher von einem ſehr vertrauten Diener ein ſehr nachdenkliches lateiniſches Brieflein eingehändigt worden, welches er von ungefähr im Gemach unſeres Herrn Gemahls gefunden, deſſen Inhalt wir hier beizufügen nicht umgehen können. Es lautet alſo:

„Dem durchlauchtigſten Kurfürſten von der Pfalz, Karl Ludwig, Herzog zu Baiern, dilecto meo.

„Ich kann Eurer Kurfürſtlichen Durchlaucht nicht mehr entgegen ſein, und nicht mehr über meine Zuneigung täuſchen. Vicisti, jamque tua sum, ich Unglückliche!

Maria Susanna, baronissa a Degenfeld.“

Als wir dieſen Brief vielleicht durch Schickung Gottes bekommen, haben wir denſelben alsbald mit großer Beſtürzung angeſehen. Weil wir aber in der lateiniſchen Sprache nicht zum beſten erfahren ſind, haben wir gemeldeten unſern getreuen Diener alsbald zu dem wohlgebornen Herrn Johann Jacob Grafen von Eberſtein, unſerm geliebten Herrn Vetter, welcher ſich zufällig zu Heidelberg aufgehalten, abgefertigt, ihn zu uns berufen laſſen und freundlich und vetterlich erſucht, ob er uns in Dolmetſchung beſagten Briefleins zu Hilfe kommen wolle. Dies hat er uns redlich geleiſtet. Aber es iſt nicht zu ſagen, welche große Bekümmerniß damals unſer Herz eingenommen hat, als wir augenſcheinlich haben ſehen müſſen, wie unverantwortlich und unfürſtlich man mit uns umgehe. Deshalb haben wir uns in verwirrtem Gemüthe ſo weit erkühnet, und das Treſor der gemeldeten Degenfeldin aufbrechen laſſen, welche damals nicht zugegen war, und haben nach fleißiger Durchſuchung drei Unglücksbriefe Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht gefunden, welche ebenfalls lateiniſch geſchrieben waren, in denen er die Degenfeldin ebenfalls ſeiner Liebe verſichert.“*)

---

*) Dieſe drei Briefe waren der Eingabe an den Kaiſer beigelegt; ſie ſind nur dadurch charakteriſtiſch, daß wenig wirkliches Gefühl aus ihnen

Da haben wir zur Genüge vernehmen können, daß unſer Herr Gemahl bedacht ſei, uns alle Treue und Liebe aufzuſagen. Dieſem wollten wir bei Gelegenheit zuvorkommen und ſolches Seiner Liebden in verblümter Weiſe zu verſtehen geben.

So iſt es denn auch geſchehen, daß ungefähr nach einer Woche der durchlauchtige Herr Fridericus, Markgraf zu Baden, unſer freundlich geliebter Herr Schwager und Bruder, ſammt Dero geliebten Frau Gemahlin, unſerer beſonders herzlieben Frau Baſe und Schweſter, von Durlach aus nach Heidelberg kam, uns zu beſuchen. Als nun Seine Liebden, der Herr Markgraf, einſt da wir eben bei der Tafel ſaßen, zu uns ſprach: „Wie? Meine Frau Schweſter, wie ſo traurig?“ ſo antworteten wir: „Geliebter Herr Bruder, vielleicht findet ſich wol noch eine Urſache der Traurigkeit.“ Worauf unſer Herr Gemahl ganz erröthet ſagte: „Es iſt nichts Neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Urſache zürnt.“ Wir aber konnten ehrenhalber ſolche Rede nicht unbeantwortet laſſen, ſondern ſprachen: „Diejenigen, welche die Dienerinnen lieber ſehen als die Frauen, machen mich zornig, u. ſ. w.“ Darauf hat unſer Herr Gemahl ſich getroffen gefunden, iſt vor Zorn ganz verblichen und hat uns in Gegenwart beſagter fürſtlicher Perſonen eine ſolche harte Maulſchelle verſetzt, daß wir uns wegen des verdrüßlichen Naſenwiſchens von der Tafel hinwegbegeben mußten. Seine Liebden aber, der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert und auf italieniſch zu unſerm Herrn geſagt: „Signore electore, troppo è questo.“ Unſer Herr Gemahl antwortete darauf: „Mio fratello, signore marchese, ma cosi ha voluto.“ Aber Seine Liebden, der Herr Markgraf, redete unſerem Herrn Gemahl ſtark zu und ſprach, wenn er gewußt hätte, daß ſeine unbedachtſamen Reden eine

---

ſichtbar wird, ſondern künſtlich gemachte Phraſen. Ebenſo iſt der mitgetheilte der von Degenfeld, von welchem nur einige Sätze überſetzt ſind.

ſolche Uneinigkeit verurſachen würden, ſo würde er tauſendmal lieber ſtill geſchwiegen haben; und wenn ſich unſer Herr Gemahl nicht noch vor Sonnenuntergang mit uns verſöhnen werde, ſo ſeien Seine Liebden feſt entſchloſſen, ſich morgen noch vor früher Tageszeit ohne Abſchied von Heidelberg hinwegzubegeben. Dies hat bei unſerem Herrn Gemahl ſo viel bewirkt, daß er Seiner Liebden verſprochen hat, uns in ſeiner und Dero Gemahlin Geſellſchaft zu beſuchen. Dies iſt nach Verlauf von zwei Stunden geſchehen, wo uns unſer Gemahl in unſerm Gemach ſo angeredet hat: „Zürnt mein Schatz noch mit mir?" Wir antworteten: „Verſichert Euch, mein Schatz, was bei der Tafel geſchehen iſt, gäbe mir keine geringe Urſache zu zürnen; aber wegen der Gegenwart meines geliebten Herrn Bruders und meiner Frau Schweſter, welchen unſere Uneinigkeit nicht angenehm iſt, will ich daſſelbe von Herzen vergeben." Hierauf gab uns unſer Herr Gemahl die Hand, und Seine Liebden ſagten mit einem freundlichen Kuß: „Dieſes ſoll das vorige Verbrechen völlig auslöſchen," worauf Sie wieder aus unſerm Gemach ſchieden. Wir aber ſind dieſe Nacht nicht bei dem Abendeſſen erſchienen, ſondern haben uns durch unſer Frauenzimmer und den Hofmeiſter bei unſerm Herrn Gemahl und den anweſenden fürſtlichen Perſonen entſchuldigen laſſen, daß wir wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben nicht erſcheinen könnten. Weil aber unſer Gemahl gefürchtet, wir möchten unſerm Herrn Bruder eröffnen, was ſich zwiſchen uns vorgetragen, iſt er deshalb Abends zehn Uhr in Begleitung zweier Leibpagen an unſer Gemach gekommen und hat daſelbſt angeklopft. Als wir nun vor die Thür gingen und Seine Liebden antrafen, haben wir uns wegen ſo unverhofften Beſuchs nicht wenig gewundert und geſagt: „Wie beſucht mich mein Schatz ſo ſpät?" Seine Liebden antworteten hierauf freundlich, und ſchickten die beiden Leibpagen wieder zurück. Weil uns aber damals eben die ungebührlichen Briefe einfielen, und weil die Betrachtung, daß wir von hohen fürſtlichen Eltern geboren, uns gar beſchwerlich machte zu ſolcher Ungebühr ganz ſtill zu ſchweigen, haben wir geſagt: „Mein Herr Gemahl, ich bin gänzlich entſchloſſen allein zu bleiben, bis ſich Eure Liebden reſolviren eine gewiſſe Perſon in meine Gewalt zu geben, mit der Vollmacht, dieſelbe wegen begangenem Frevel abzuſtrafen.“ Unſer Herr Gemahl gab uns Antwort: „Ich möchte doch ewig wiſſen, wer dieſe Perſon wäre, bilde mir aber ein, das Verbrechen wird nicht ſo groß ſein, als Eure Liebden es auslegen.“ Wir aber antworteten weiter: „Das Verbrechen iſt ſo groß, daß die Perſon es nur mit ihrem Blute bezahlen könnte.“ „Ei, mein Schatz“, ſagte unſer Gemahl, „das Urtheil iſt allzuſcharf.“ Wir aber waren bedacht, Seiner Liebden die Urſache unſeres langen Bekümmerniſſes völlig zu entdecken, zogen deshalb den Brief, welchen unſer Diener gebracht, aus dem Sacke und fingen an mit heller Stimme darin zu leſen. Unſer Herr Gemahl lachte hierüber und ſprach: „Alles lauter Scherz, mein Schatz weiß ja wol, daß das Degenfeldiſche Fräulein ſich von Jugend auf der lateiniſchen Sprache befliſſen; deshalb habe ich ſie prüfen wollen, ob ſie genugſam befähigt ſei, mir auf ein zugeſchicktes Brieflein in der gemeldeten Sprache zu antworten. Das hat ſie denn ſcherzweiſe geleiſtet. Und wir ſind entſchloſſen, ihr wegen ihrer Unſchuld zu ſecundiren.“ Wir wollten uns mit Seiner Liebden nicht zanken, ſondern ſprachen: „Wir haben längſt gewußt Ernſt und Scherz zu unterſcheiden. Beliebt es meinem Schatz völligen Beweis zu liefern, daß es Scherz ſei, ſo will ich mich leicht zufrieden geben.“ Unſer Herr Gemahl antwortete hierauf: „Was bedarf es vieles Beweiſes? Euer Liebden iſt ein Weibsbild, und hat beſſere Mittel die Unſchuld der Degenfeld zu unterſuchen als ich, für den ſich das gar nicht ſchickt. Aber ich ſehe wol, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bei Euch verloren. Weil es aber ſchon ſehr ſpät iſt, wolle mein Schatz mich berichten, ob es ihr beliebig ſei, ſich allhier mit mir zu verſöhnen.“

Wir antworteten darauf: „Ich fühle mich kraft einmal gegebener Treue verbunden, demſelben nicht zu widerſprechen.“ Aber unſer Herr Gemahl betheuerte mit einer herzlichen Umfangung hoch und theuer, daß er mit Ausnahme der Brieflein nicht wider uns gehandelt, verſprach auch noch einmal fortan nicht wider uns zu handeln, wenn wir anders wieder Seiner Liebden mit gebührendem Gehorſam begegnen würden. Dies haben wir auch verſprochen, weil wir hofften hinfort in friedlicher Ehe zu leben, was vielleicht auch geſchehen wäre, wenn der leidige Teufel nicht ſein Unkraut ausgeſäet hätte.

Denn nach drei Tagen, als der durchlauchtige Herr Markgraf von Baden wieder abgereiſt war, kam ein Patent von Eurer Kaiſerlichen Majeſtät glorwürdigſtem Herrn Vater Ferdinando höchſt ſeligen Andenkens nach Heidelberg, wodurch unſer Herr Gemahl auf den Reichstag nach Regensburg citirt wurde, wohin wir uns mit unſerm Herrn Gemahl zum geſetzten Termin erhoben.

Was wir dort aber für einen großen Schimpf von unſerem Herrn Gemahl haben erdulden müſſen, das zu erzählen halten wir für unnöthig, weil Eure Kaiſerliche Majeſtät das meiſte mit eigenen Augen geſehen haben. Dies hat uns verurſachet, nach Seiner Liebden Abreiſe noch eine Zeit lang in Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verlauf weniger Wochen wieder zu Heidelberg ankamen, haben wir durch einen Edelmann unſerem Herrn Gemahl freundlich andeuten laſſen, daß wir geſonnen ſeien, Seine Liebden zu begrüßen. Aber unſer Herr Gemahl ſagte mit großem Unwillen zu beſagtem Edelmann: „Sagt nur der kahlen Landgräfin — alſo nannten uns Seine Liebden — ich will mit keiner Landverderberin zu ſchaffen haben.“

Als uns nun ſolches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen Seine Liebden anzureden, ſondern ſind ſchnurſtracks durch unſern Nebenſaal in unſer Gemach gegangen. Wir aber kamen kaum dahin, da hatten ſich ſchon vierzig von der Schweizergarde in unſer Vorgemach eingeſtellt, welche befehligt waren, uns zu verwahren und nicht herauszulaſſen, bis Seine Liebden Weiteres gebieten würden.

Da mußten wir mit großer Betrübniß erfahren, daß wir, eine geborne freie Fürſtin, eine Gefangene ſein mußten. Wir wußten nicht, was zu thun, denn unſerem Herrn Bruder, dem Landgrafen zu Heſſen-Kaſſel, konnten wir nicht ſchreiben, weil keine vertraute Perſon zu uns eingelaſſen wurde, welche wir hätten abfertigen können. So hatten wir auch keine Gelegenheit, etwas durchzubringen, weil unſere Bedienten, ſo oft ſie zu uns oder von uns gingen, jedesmal von der Wache durchſucht wurden. Derowegen reſolvirten wir uns an unſern Herrn Gemahl ſelbſt zu ſchreiben und Seine Liebden zu bitten, ob Sie uns der höchſt beſchwerlichen Haft entbinden wollten. Wir ſetzten darum das Folgende an Seine Liebden auf, und ſchickten daſſelbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden während der Tafel.

„Durchlauchtigſter Fürſt, Lieber Herr. Was für große Beſchwerden ich von der allzu großen Garniſon, welche Euer Liebden vor mein Gemach zu legen Ihnen haben gefallen laſſen, die Zeit über ausgeſtanden habe, iſt nicht zu beſchreiben. Dies bewegt mich Euer Liebden zu erinnern, Sie möchten mit mir armen Fürſtin ſo verfahren, daß Sie es vor Gott und der ganzen Welt verantworten können. Dabei wäre auch zu bedenken, ob es rühmlich ſei, ein einziges ſchwaches Weibsbild mit vierzig wohlbewehrten Hellebardierern zu bewahren, da doch zwei oder drei daſſelbe genügend verrichten können. Auch will mir nicht einfallen, was ich Sträfliches begangen haben möchte, um einen ſo harten Proceß zu verſchulden. Bitte derohalb Euer Liebden um Gottes willen, mich auf freien Fuß zu ſtellen. Denn ich habe dieſe Zeit her wegen des ungeſtümen Polterns und Raſſelns der indiscreten Schweizer nicht drei Stunden ſchlafen können. Euer Liebden getreue bis in den Tod Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein.“

Nachdem unſer Gemahl dieſes Schreiben geleſen, befahl er, man ſolle alle Schweizer bis auf vier wieder abtreten laſſen, was auch alsbald zu unſerem guten Vergnügen geſchah. Seine Liebden aber ſchickten uns einen Brief folgenden Inhalts:

„An Charlotta, geborne Landgräfin in Heſſen. Es nimmt mich ſehr Wunder, wie Ihr ſo kühn ſein dürft, mich erſt zu fragen, warum ich Euch verwahren laſſe. Da Ihr doch nicht leugnen könnt, daß ich Euch bei meiner Rückreiſe von Regensburg nach Heidelberg ernſtlich befohlen, mir den Tag darauf unfehlbar zu folgen. Dies aber iſt erſt etliche Wochen ſpäter geſchehen, und in dieſer Zeit iſt ſo viel Geld aufgegangen, daß unſere ohnedies ruinirten Unterthanen eine gute Zeit daran zu verdauen haben. Auch werdet Ihr wol wiſſen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Luſtjagen mich beſchimpft habt. Und als ich Euch in meinem gerechten Zorn wegen begangener Leichtfertigkeit und muthwilliger Entblößung Eures Leibes in Gegenwart der verſammelten Reichsſtände nur ein wenig gewehrt habe, wie Ihr mir ſogleich alle eheliche Beiwohnung auf ein halbes Jahr verſagt habt. Dies Verbrechen entledigt mich ganz des ehelichen Bandes. Ich bin auch gänzlich reſolvirt, mich von Euch durch einen öffentlichen Actum vollſtändig ſcheiden zu laſſen. Dieſer mein Vorſatz hat mich bewogen, Eurer Perſon mich gut zu verſichern, damit Ihr nicht als eine Flüchtige durch Verhetzen Eures Bruders und anderer Freunde meinem Lande Unheil erregt. Endlich, wenn Ihr Euch ſtill und eingezogen haltet und in die Eheſcheidung willigen wollt, verſpreche ich bei meiner Kurfürſtlichen Treue, daß ich Euch nicht allein der Verhaftung ganz entledigen, ſondern auch ein Einkommen verordnen will, mit welchem Ihr Euch recht fürſtlich und wohl halten könnt.

Hiermit Eure ſchließliche Erklärung erwartend, verbleibe Ew. Liebden Kurfürſt.“

Als uns ſolches Schreiben eingehändigt wurde, wußten wir vor großer Bekümmerniß nicht, wohin wir uns entſcheiden ſollten. Endlich ſchickten wir doch eine adlige Kammerjungfer zu unſerm Herrn Gemahl mit dem Befehl, Seiner Liebden anzudeuten, daß wir geſonnen ſeien in alles Begehren Seiner Liebden gutwillig zu conſentiren, ausgenommen, was die Eheſcheidung betreffe. Denn dieſe ſei eine Gewiſſensſache und müſſe wohl bedacht werden. Ich bäte deshalb, mir ein wenig Bedenkzeit zu geben. Zwar wenn es Seiner Liebden belieben ſollte, aus eigener Macht eine Eheſcheidung vorzunehmen, ſo wären wir viel zu ſchwach, dies zu verhindern. Doch meinten wir Seiner Liebden nie ſo große Urſache gegeben zu haben, uns gänzlich zu verſtoßen.

Die Kammerjungfer richtete dies aufs Allerbeſte aus. Unſer Herr Gemahl aber gab zur Antwort: „Schöne Jungfrau, ſagt eurer Frau, wir ſind nunmehr geſonnen, ihr fortan mehr Freiheit zu geben und die vier Schweizer vollends von ihrem Gemach wegzuführen. Es ſoll ihr auch erlaubt ſein, hinunter in den Garten zu ſpazieren, wenn ihr das gefällig. Und ſie ſoll vertrauen, daß ich ſchon Mittel finden werde, ſie zu befriedigen. Aber ſie ſoll ſich nicht gelüſten laſſen, ihrem Herrn Bruder oder Andern von unſerm Vorhaben etwas zu ſchreiben. Und die Eheſcheidung ſoll ſie auch eingehen, denn ich bin bedacht mich anderwärts zu verheiraten.“

Die Edeljungfrau brachte uns kaum die Antwort, da wurden die vier Schweizer ſchleunig von unſerem Gemach abgeführt, und wir gingen denſelben Abend, friſche Luft zu ſchöpfen, in den Thiergarten. Den Tag darauf fuhr unſer Herr Gemahl nach Ladenburg auf das Schloß. Abends um fünf Uhr kam zu uns der wohlgeborne Graf von Eberſtein, unſer freundlicher Herr Vetter. Dieſer ſagte uns, daß die von Degenfeld ſich ſchon ein Vierteljahr auf dem Schloſſe Ladenburg aufhalte, und daß unſer Herr Gemahl ſich während meiner Abweſenheit alle Wochen dahin begeben; ja er habe einen beſonderen Weg machen laſſen, damit er deſto ſchneller hinkommen könnte. Da ſahen wir erſt, wohin unſer Herr Gemahl bis dahin gezielt hatte, wir beklagten unſer Unglück mit vielem Weinen.

Acht Tage darauf ſchickte uns unſer Herr Gemahl ein Brieflein wörtlich dieſes Inhalts:

„Durchlauchtigſte. Euer Liebden thue ich mit Wenigem zu wiſſen, daß ich mich unſerer abgeredeten Eheſcheidung zufolge wiederum mit dem wohlgebornen Fräulein Maria Suſanna von Degenfeld ehelich eingelaſſen habe. Verhoff alſo, Euer Liebden werden ſich ſolches gefallen laſſen, in Betracht, daß es nicht mehr geändert werden kann. Denn wir haben bereits den würdigen, unſern lieben Getreuen Samuel Heyland, Prediger der lutheriſchen Gemeinde unſerer Stadt Heidelberg, zu uns abholen laſſen, uns beide chriſtlich zu copuliren. Weil ich aber wol weiß, daß Euer Liebden drei fürſtliche Kinder mit mir gezeugt haben, ſo geziemt mir Euer Liebden durch die Tage Ihres Lebens fürſtliche Tractation zu verſchaffen. Daher haben Euer Liebden von jetzt Macht, die Hälfte des Schloſſes Heidelberg nach Belieben zu gebrauchen, und Sie können von dem Hofſchaffner ſo viel Geld erhalten, als Ihnen zu Ihrem Unterhalt nöthig ſein wird; nur daß Sie Sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen und ihr kein Leid zufügen, damit ich nicht veranlaßt werde, Euer Liebden ungünſtig zu werden.

Ich verbleibe Euer Liebden im Uebrigen bis in den Tod geneigt.

Ladenburg, den 14. April 1657.

Euer Liebden Kurfürſt.“

Meine Antwort hierauf war folgende:

„Durchlauchtigſter Fürſt, hochgeborner Herr. Aus Euer

Liebden Schreiben habe ich mit höchſter Beſtürzung vernehmen müſſen, daß Euer Liebden mich nunmehr ganz und gar verſtoßen und nicht geſinnt ſind, mich als Gemahlin anzuerkennen. Dieſes will ich, wie wehe es mir auch thut, Gott dem gerechten Richter befehlen, ich werde mich auch fortan als eine Witwe zu betrachten wiſſen, deren Mann noch am Leben, durch eine nichtswürdige Perſon leichtfertig entführt und von ſeinem rechtmäßigen Gemahl abgelenkt iſt.

Für die guten Tractamente, welche Euer Liebden mir zugewieſen haben, thue ich mich höchlich bedanken, ich werde mich auch befleißigen, gegen die Concubine von Euer Liebden mich ſo zu verhalten, daß ſie nicht Urſache haben wird, ſich über mich zu beſchweren. — Sonſt iſt noch ein Edelmann von Stuttgart hier, der die Nachricht bringt, daß in zehn Tagen der durchlauchtige Fürſt, Herr Eberhard von Würtemberg, unſer herzgeliebter Herr Vetter und Bruder, ſammt ſeiner Frau Gemahlin nach Heidelberg uns zu beſuchen kommen werde. Es wird alſo Euer Liebden wol hierher kommen und veranſtalten, daß dieſelben recht fürſtlich accommodirt werden. Datum Heidelberg, den 16ten April 1657. Euer Liebden bis in den Tod geneigte, anjetzo hochbekümmerte Charlotta, rechtmäßige Kurfürſtin bei Rhein."

Nach drei Tagen kam unſer Herr Gemahl wieder zurück und brachte in Begleitung hundert neugeworbener Dragoner die von Degenfeld mit ſich. Da erſt ging uns ein rechter Stich durchs Herz, als wir ſehen mußten, daß unſere frühere Dienerin uns aus dem Sattel heben und ſich bei jedermann als Kurfürſtin präſentiren ſollte, und wir doch auch nicht das Geringſte gegen ſie durften verlauten laſſen. Wir hielten beſondere Tafel, hatten auch unſere beſonderen Bedienten und eine eigene für uns aufgerichtete Leibgarde von zwanzig Küraſſieren.

Endlich gedachten wir unſern Herrn Gemahl noch zu erweichen. Wir ließen unſere beiden Prinzen und unſer Fräulein zu uns kommen, ſchmückten uns und die Kinder aufs Allerbeſte und warteten vor der Tafelſtube, bis unſer Herr Gemahl von dem Mittagsmahl aufſtand und herauskam. Da thaten wir ſammt unſern geliebten Kindern vor Seiner Liebden einen Fußfall und baten nochmals, Seine Liebden möchte ſich doch erweichen laſſen. Es könnten ſonſt unſere herzliebe Kindlein nach ſeinem Tode für uneheliche Baſtarde gehalten werden, wenn Seine Liebden uns nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkennen wollten.

Unſere Kinder weinten überlaut; wie auch das ganze umſtehende Hofgeſinde, denn es hätte einen harten Stein erbarmen können. Unſer Herr Gemahl ließ uns ſo knieen, ſtand in vollen Gedanken und wußte ſich nicht ſogleich zu erklären. Die Augen Seiner Liebden waren voll Waſſer. Unterdeß kam die von Degenfeld daher gegangen, ſah uns alſo knieen und ſprach frech zu unſerm Herrn Gemahl: „Signore Elettore, servate la parola di promessa.“ *) Auf dieſe Worte ſchlug unſer Herr Gemahl ſeine Hände über dem Haupte zuſammen und ging ſeufzend hinweg. Wir aber konnten ſolche Unbilligkeit nicht länger anſehen, ſondern liefen in unſer Gemach und ergriffen eine geladene Piſtole, entſchloſſen, der von Degenfeld, als einer gottloſen Eheſtörerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Herz zu jagen. Aber als wir zu ihr kamen und eben losdrücken wollten, wurde uns die Piſtole von dem wohlgeborenen Grafen Herrn Wolf Julius von Hohenlohe weggenommen und zu einem Fenſter hinausgeſchoſſen. Als unſer Herr Gemahl aber dieſen Schuß hörte, lief er eilends aus ſeinem Gemach und fragte, wer geſchoſſen habe. Wir ſagten: „Ach, lieber Schatz, ich habe es gethan, in der Abſicht, Euer Liebden Ehre an dieſem Unthier zu rächen.“ Unſer Herr Gemahl aber ſagte: „Charlotta, Charlotta, laſſet dies unterwegs, wenn ihr nicht ſofort von hier abgeſchafft

---

*) Herr Kurfürſt, haltet euer Wort, das ihr mir bei der Verlobung gegeben.

werden wollt.“ Wir aber gingen hinweg, ohne eine Gegenantwort zu geben.

Vier Tage nachher kommt ein Poſtillon mit Bericht, daß Seine Hochfürſtliche Durchlaucht von Würtemberg innerhalb zwei Stunden ankommen würden. Darauf ſchickte unſer Herr Gemahl zu uns, uns andeutend, daß Seine Liebden mit der von Degenfeld gemeldetem Herrn Herzoge entgegenfahren würden. Wir aber ſollten Seine Liebden in dem Schloſſe empfangen. Dies geſchah auch, man brachte drei Tage in allerhand Kurzweil zu, gemeldetem Herrn Herzog zu ehren, wir aber lebten als Verlaſſene und wurden nicht ein einziges Mal zur Tafel gebeten, wie hoch auch unſer vielgeliebter Herr Bruder, Herzog Eberhard, und deſſen Frau Gemahlin darum baten.

Endlich ließen auch wir in unſerem Gemache eine Mahlzeit zurichten und beide fürſtliche Perſonen wie auch unſern Herrn Gemahl und unſern älteſten Prinzen, Herrn Karolus, dazu berufen. Alle erſchienen, nur unſer Herr Gemahl nicht, welcher zwar auf Fürbitte des Herzogs ſchon eingewilligt hatte ſich einzuſtellen. Aber Seine Liebden wurden von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche, wie wir nachher erfahren, Seiner Liebden mit harten Worten zugeſetzt hatte: wo Seine Liebden zu uns gehe, ſo wolle ſie Dieſelben nicht mehr an ihre Seite kommen laſſen.

Unſer Herr Gemahl ſprach auch zu unſerem Prinzen Karolus: „Geh hin, hilf deiner Mutter und den Gäſten zuſprechen und ſage ihr von mir, ich wäre diesmal durch üble Leibesconſtitution verhindert ſie zu beſuchen, es könnte aber durch Gottes Schickung zu anderer Zeit geſchehen.“

Wir unterreden uns während der Mahlzeit mit beiden fürſtlichen Perſonen, wie unſere Sache am beſten anzugreifen ſei, Ihro Liebden aber widerriethen uns, etwas gegen die Perſon der von Degenfeld vorzunehmen, ſintemal wir dadurch unſer Uebel ärger machen könnten. Unſer Herr Bruder, Herzog Eberhard, verſprach uns mit Handſchlag, Seine Liebden wollten ſich aufs Aeußerſte bemühen uns wieder zu vereinigen, inſonderheit wollten aber Seine Liebden nach der Heimkehr ſofort an Ihren Vaſallen, Guſtavus von Degenfeld, Bruder gemeldeter Erzmaitreſſe, ſehr ernſtlich ſchreiben und ihm befehlen, ſeine Schweſter alsbald nach Haus zurückzufordern. Thue er dies nicht, ſo wollten Sie Ihre Lehen an ſich nehmen und einem Andern ertheilen. Unterdeß ſollten wir an Eure Kaiſerliche Majeſtät unterthänigſt ſuppliciren, ob Dieſelben geruhen wollten, uns durch allergnädigſte Vermittlung wieder zu vereinigen.

Auch können wir nicht unterlaſſen dies noch hinzuzuſetzen, daß unſer Herr Gemahl uns dieſe drei Jahre hindurch weder mit Worten und Werken anderweitig beleidigt hat, und wir verhoffen, Seine Liebden werde eine ſolche kaiſerliche Interceſſion wol beherzigen und uns als eine ſehr bedrängte und betrübte Fürſtin auch einmal wieder begnadigen und nicht ganz unter ſolchem Kreuz verſinken laſſen. —

Dafür erbieten wir uns unterthänigſt, Gott den Allmächtigen inbrünſtig anzurufen, daß er Eurer Kaiſerlichen Majeſtät beſtändige Geſundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünſchten Sieg wider Dero Feinde und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26. Juli 1661. Eurer Kaiſerlichen Majeſtät alleruntertthänigſtgehorſamſte Dienerin Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Heſſen.“

So weit der Brief. — Es wird nicht leicht, einer der hadernden Perſönlichkeiten warmen Antheil zu ſchenken. Durchaus unwürdig erſcheint der Mann: die gemeine Drohung, eine thätliche Mißhandlung, die treuloſen Verſuche ſeine Gemahlin zu täuſchen, der niederträchtige Abendbeſuch, das Einſchüchtern durch Waffengeklirr und vor Allem die Art der Scheidung und Wiedervermählung. Die kirchliche Verfaſſung der Proteſtanten war ein unfertiger Bau geblieben, der Landesherr nur zu ſehr geneigt, als oberſter Biſchof ſich ſelbſt Dispens und Licenzen zu geben. — Aber auch die Kurfürſtin! Wie gern wir mit der tiefverletzten Gattin, der Mutter empfinden möchten, ſie erſcheint wenigſtens nicht liebenswerth, auch ſie heftig, trotzig, ſtark im Schmollen und ſchwach in dem Augenblick, wo Alles darauf ankam, ihr gutes Recht zu vertheidigen. Von jener bedenklichen Scene auf dem Reichstage ganz zu ſchweigen, gab ihr ungehorſames Zurückbleiben dem Kurfürſten allerdings nach damaliger Anſicht ein Recht, auf die Trennung der Ehe zu denken. Nicht alles Widrige dieſer kläglichen Geſchichte fällt den daran Betheiligten zur Laſt; einzelnes, was uns ſtark verletzt, war damals gewöhnlich. Die Achtung vor der Frau war geringer, die Gemeinſchaft des Lagers war ein eiferſüchtig bewachtes Recht der fürſtlichen Frau, der Abendbeſuch ihres Gemahls eine Ehre, welche dem Hofe nicht verheimlicht wurde. Aber wie viel man auch abziehe, es bleibt noch ein ſolcher Ueberfluß an perſönlichen Mängeln, daß der Leſer eine peinliche Empfindung ſchwer überwinden wird.

Die Kurfürſtin überlebte ihren Gemahl und ihre Nebenbuhlerin. Bald nach dieſem Briefe wurde durch Vermittlung des Brandenburger Hofes zwiſchen den früheren Ehegatten ein Scheidungsvertrag geſchloſſen, welcher der Kurfürſtin eine jährliche Einnahme von achttauſend Thalern verhieß, mit dem Recht, dieſelbe an jedem ihr beliebigen Orte zu verzehren. Sie weilte ſeitdem in Kaſſel und erlebte, daß ihre Nebenbuhlerin dem Kurfürſten vierzehn Kinder gebar. Dieſen Kindern erwies ſie ſpäter wohlwollende Sorge; innige Freundſchaft verband ihre eigene Tochter, die berühmte Charlotte Eliſabeth, Herzogin von Orleans, Mutter des ſpäteren Regenten von Frankreich, mit einer der jungen Raugräfinnen. Und dieſer Frauenfreundſchaft verdanken wir die ſchönen Briefe der Prinzeß Charlotte Eliſabeth, welche nicht nur für die Geſchichte jener Zeit wichtig, ſondern auch deshalb werthvoll ſind, weil ſie zeigen, wie ſich eine kluge, geiſtvolle, ehrliche Deutſche in der ungeſunden Luſt des Pariſer Hofes unverderbt erhielt. Die Mutter des laſterhaften Regenten von Frankreich war ihr Leben lang gut deutſch. Von ihrem Vater ſpricht ſie mit warmer Liebe, von ihrer Mutter mit kindlicher Ehrerbietung.

9.

Aus dem Leben des niedern Adels.

Eng verbunden laufen die Schickſale der deutſchen Bauernſchaft und des deutſchen Adels; die Leiden des einen werden Krankheit des andern; dem einen verringerte die Knechtſchaft, dem andern die Machtbefugniſſe einer bevorzugten Stellung ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihren Werth für den Staat. Noch heute gleichen beide Geneſenden.

Der niedere deutſche Adel hatte vor Beginn des dreißigjährigen Krieges gerade in wichtigem Uebergange gelebt, er war auf dem Wege, einige Ueberlieferungen des Mittelalters zu vergeſſen, und er war im Begriff, an den Höfen eine neue Bedeutung zu erwerben. Aus den raubluſtigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelſüchtige Grundbeſitzer geworden.

Immer noch wurde den Söhnen der alten Raubgeſellen im Beginn des 17. Jahrhunderts ſchwer, den Landfrieden zu halten. Während ſie mit Streitſchriften und am Kammergericht fochten, kamen ſie in Verſuchung, durch Gewalt Rache zu nehmen; nicht nur die unruhigen Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein, auch die Lehnträger der mächtigen Reichsfürſten unter kräftigem Landesgeſetz. Selbſt wo ſie ihr Recht übten, thaten ſie das gern gewaltthätig, in dem Stolz eigner Machtherrlichkeit. So warb Georg Behr von Düvelsdorf in Pommern, kurz bevor der Sturm des dreißigjährigen Krieges in ſeine Landſchaft brach, einen bewaffneten Haufen, um ſich in einer Privatfehde Fauſtrecht zu ſuchen, und derſelbe, der auf ſeinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit beanſpruchte, ließ 1628 einen früheren Schreiber ſeiner Familie, der das Siegel des Herrn nachgemacht und falſche Schuldverſchreibungen ausgeſtellt hatte, ohne weiteres an einen Obergalgen henken und ſeinem Herzoge gelegentlich eine kurze Mittheilung davon zugehn.*)

Auch im Tagesverkehr blieb den Landedelleuten nach 1600 viel von der alten Raufluſt, noch immer waren ſie eilig, wie einſt im Mittelalter, unter der Dorflinde und in den Wirthshäuſern Händel zu erregen. Die jüngeren trugen ausgenähte Kleider, darin verborgene Bruſtwehren, in den Hüten eiſerne Reifen und niedrige Pickelhauben, dazu überlange Rappiere und Stilette, in den öſtlichen Grenzländern auch ungariſche Aexte. So zogen ſie in Haufen den Volksfeſten und Hochzeiten zu, zumal wenn dieſe von den verhaßten Bürgern in Wirthſchaften gehalten wurden. Dort fingen ſie mit dem Volke und den geladenen Gäſten Streit an, übten ſchnöden Muthwillen, zuweilen arge Unthat, ſie ſprengten die Hausthüren, brachen den Frauen, die ſich zur Ruhe gelegt, die Kammerthür auf, den Wirthen die Keller. Es war nicht immer leicht, gegen die Frevler Recht zu finden, aber in einzelnen Landſchaften wurde die Klage ſo laut und häufig, daß z. B. für die kaiſerlichen Erblande zahlreiche Verordnungen erſchienen, welche die Anzeige ſolcher Bübereien zur Pflicht machten. Am meiſten wurde darin gegen die Unangeſeſſenen geklagt, welche ſich „hin und wieder“ auf dem Lande aufhielten, ſie ſollten im ſchlimmſten Falle gezwungen werden, auf eigene Koſten gegen den Erbfeind zu dienen.**) So ſchwer gingen die alten Unarten aus dem Blut. Aber auch die Händel, welche der Landadel unter einander hatte, waren endlos. Vergebens klagten die Verordnungen der Landesherren darüber, vergebens erklärten ſie, daß der Ausgeforderte nicht nöthig habe ſich zu ſtellen.*) Die Sprache der Junker war reich an überkräftigen Ausdrücken, und die Sitte hatte einige davon zu unverzeihlichen Beleidigungen geſtempelt. Gerade jetzt ſeit dem Aufhören der Turniere hatten Wappen und Ahnen große Bedeutung erhalten, ſeltener wurden die Heiraten mit nichtadligen Frauen, eifrig malte man Schilde und Stammbäume und ſuchte die reine Herkunft durch mehre Geſchlechterfolgen der Vorfahren zu beweiſen, was häufig Schwierigkeiten hatte, die nicht nur in dem Mangel von Kirchenbüchern und Urkunden lagen. Wer deshalb Händel ſuchte, tadelte des Andern Abkunft, rittermäßigen Stand, Namen und Wappen und bezweifelte ſeine vier Ahnen. Solche Kränkung mußte durch Blut geſühnt werden. Zur Verminderung dieſer Raufereien wurden kurz vor dem dreißigjährigen Kriege hie und da die Ehrengerichte eingeführt. Vorſitzender war der Landesfürſt oder Lehnsherr, die Beiſitzer, anſehnliche Edelleute, bildeten die Ehrentafel. Die Parteien wählten zwei Genoſſen, durch ſie wurden die Ausforderungs- und Entſchuldigungsbriefe beſorgt; um denen, welche im Schreiben wenig Uebung hatten, dieſe Feinheiten zu erleichtern, wurde auch die Form ſolcher Verladungsbriefe genau vorgeſchrieben.

---

*) J. von Bohlen, Georg von Behr, ein pommerſches Lebensbild. 1859. S. 74.

**) Z. B. Kaiſ. Priv. und Sanct. zu 1577, 1602, 1617. I, 93, 100; III, 1190.

Während ſo die Aermeren vom Lande in der Heimat gegen die neue Zeit kämpften, wurden die Strebſamen durch die alte deutſche Reiſeluſt in die Fremde geführt. Noch zog die adlige Jugend gern der Kriegstrommel nach, und vor 1618 iſt eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Herren überall bevorzugt werden, und wie ſchwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke ſei, von der Pike heraufgekommen. Wie im 15. und 16. Jahrhundert, reiſten die Erben der reichen und anſpruchsvollen Häuſer nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in andern großen Städten Frankreichs ſaßen ſie ſo zahlreich, wie etwa jetzt müßige Ruſſen und Engländer, nur zu oft ſuchten ſie es den Franzoſen in Liederlichkeit und Duellen gleich zu thun, und waren als ungeſchickte Nachahmer des fremden Brauches ſchon vor dem großen Kriege berüchtigt. Lebten doch ſelbſt mehrere der weſtlichen deutſchen Höfe ſchon vor 1618 in ſo großer Abhängigkeit von franzöſiſcher Sitte, daß ihnen das Franzöſiſche bereits die vornehme Sprache für Rede und Schrift geworden war. Neben anderen der Hofſtaat des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen.

---

*) Schon im Jahre 1602 und 1617, z. B. Kurſ. Priv. und Const. III, 1107.

Im Ganzen hatte vor dem Kriege die höfiſche Bedeutung der Adligen ſehr zugenommen, und ebenſo der Druck, welchen ſie auf die abhängigen Landleute ausübten, aber neben, ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in unaufhaltſamer Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, verachtete auch die Rohheiten der Landjunker. Und die Geſchäfte der Fürſten und ihrer Gebiete, die Stellen am Kammergericht, die Spruchcollegien an den Univerſitäten, faſt die geſammte Rechtspflege und Verwaltung waren nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlſtand, das beſte Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das ſelbſtſüchtige Junkerthum des Mittelalters zu überwinden und Anſprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren, zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgerthums war durch den Krieg vollſtändig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten ſich unter der Gunſt, welche ihm in den meiſten

Landſchaften das neue Soldatenregiment der Fürſten, vor Allem der Kaiſerhof gewährte, zum Nachtheil des Ganzen. Wie ſehr die Einnahmen des Grundbeſitzers verringert waren, er lernte doch zuerſt aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vortheil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren an Zahl gemindert, dafür war man am Kaiſerhofe ſehr bereit, für Geld neuen Adel zu ſchaffen. Im Kriege hatte ſich der Hauptmann oder Oberſt von ſeiner Beute gern einen Adelsbrief und verwüſtete Güter gekauft. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindiſche, widerwärtige Großmannsſucht, knechtiſcher Sinn, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußern Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigſten litten darunter die Handelsſtädte an der Nordſee, am meiſten die Länder, welche unmittelbar von dem Kaiſerhofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher geſellſchaftliche Anſprüche zu machen berechtigt ſchien, als Edelmann anzureden.

Unter der Maſſe der Bevorrechteten, welche ſich jetzt als beſonderer herrſchender Stand im Gegenſatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verſchiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man thut dem Andenken an viele ehrenwerthe und einige bedeutende Männer nicht Unrecht, wenn die Thatſache hervorgehoben wird, daß die Zeit von 1650 bis 1750, in welcher der Adel am meiſten galt und herrſchte, der allerſchlechteſte Abſchnitt der ganzen neuern Geſchichte Deutſchlands iſt.

Ohne Zweifel führte in der ſchwachen Zeit ſeit 1648 das behaglichſte Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größere Güter ſein Eigenthum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geſchützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhere Offizierſtellen, auch die Töchter, gut ausgeſtattet, vergrößerten den Kreis ſeiner „Freunde". Der Gutsherr hat wol ſelbſt im Heere gedient, eine Reiſe nach Frankreich oder Holland gemacht und von dort eine Anzahl Seltſamkeiten mitgebracht, Waffen und gemaltes Geräth aſiatiſcher Völker, ein ausgeblaſenes Straußenei, polirte Muſcheln, künſtlich geſchnittene Kirſchkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten ſeine Bekanntſchaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige rechtswiſſenſchaftliche Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit ehrfurchtsvollem Schreiben zugeſandt. Ja er hat auf ſeinen Reiſen die Höfe von Anhalt oder Weimar beſucht und iſt von dort durch gnädige Beſtallung zum Dichter und Schriftſteller ernannt worden; er iſt Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, bewahrt an ſeidenem Bande ein ſchönes Medaillon, auf welchem ſein Kraut, Salbei oder Krauſemünze, oder wenn er bei Hofe boshaft war, vielleicht gar ein Rettig abgebildet iſt, er führt den Beinamen „der Auflockernde“ und tröſtet ſich mit dem Spruch: „im Beißen nahrhaft“*); in dieſem Fall ſchreibt er zuweilen auch wol Briefe über Verbeſſerung der deutſchen Mutterſprache, leider mit vielen franzöſiſchen Redensarten. Zu ſeiner Belehrung hält er mit einigen andern Cavalieren von „Education“ um gutes Geld eine geſchriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptſtadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer ſendet; denn es widerſteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei“ der gedruckten Zeitungen zu leſen. Er ſpricht etwas franzöſiſch, vielleicht auch italieniſch, und wenn er auf Univerſitäten geweſen iſt, was nicht zu häufig geſchah, vermag er auch eine ſelbſtgefertigte Rede in Latein herzuſagen. In dieſem Fall iſt er wahrſcheinlich Commiſſarius des Landesherrn, ein Würdenträger ſeiner Landſchaft, dann fehlen ihm nicht Geſchäftsreiſen und gelegentliche Verhandlungen, und er beſorgt ſchlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe ſeiner

---

*) Dietrich von Kracht, der brandenburgiſche Oberſt, hieß im Orden „der Beißende“, ſein Kraut war Meerrettig

Schreiber. Er iſt höflich, auch gegen ſolche, welche unter ihm ſtehn, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In ſicherem Selbſtgefühl ſieht er auf das Volk, er iſt in der That vornehm erzogen und weiß recht gut, daß ſein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt über die Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgetheilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzoſen, der durch Pariſer Kaufleute und italieniſche Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe ertheilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mißheiraten leben. Auch bei der Mehrzahl ſeiner deutſchen Standesgenoſſen ärgert ihn das Vornehmthun. Denn ſelbſt bei den Zuſammenkünften ſeiner Landſchaft wird häufig um den Vorrang geſtritten, zumal gegen landesherrliche Räthe, welche nicht von Adel ſind, aber die Vorrechte ihres Ranges geltend machen wollen. Sind bürgerliche und adlige Räthe in demſelben Collegium, ſo gilt in den Sitzungen ſelbſt die höhere Stellung und das Dienſtalter, bei Mahlzeiten und allen Feierlichkeiten aber hat nach kaiſerlichen Entſcheidungen, wie er wohl weiß, der Edelmann den Vorrang. Es iſt ſeine gewöhnliche Klage, daß auch die Adligen ſich ſelbſt Titel, Wappen, Rangerhöhungen beilegen oder in der Fremde nachſuchen; wer von der kaiſerlichen Reichskanzlei das Diplom eines Grafen oder Freiherrn erhalten habe, wolle Reichsgräfliche oder Reichsfreiherrliche Gnaden genannt ſein und ſpreche von ſich ſelbſt in majeſtätiſcher Mehrzahl.*) Noch iſt dem würdigen Herrn einiges von den Ueberlieferungen des Ritterthums geblieben; ein tapferer Offizier wird von ihm mit

---

*) So klagt eine kaiſerliche Sanction vom 9. Februar 1661.

Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern ſeines feſtgemauerten Hauſes ſind der beſte Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern ſchöne Gewehre, Piſtolen, Hirſchfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüſe und Obſt liegt ein Reitplatz, dort ſind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geſchnitzten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italieniſche und franzöſiſche Namen, Furioſa, Bellarina, Stella, Liſette, Amormio; denn noch iſt das engliſche Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkiſche Klepper werden, wie jetzt die Pony, geſucht, edle Pferde aber verhältnißmäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa ſchmählich heruntergebracht. Sein Hundeſtall iſt wohl verſehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorſtehhunde und Dachshunde. Auch dieſe einflußreichen Begleiter ſeines Lebens ſchmückt er mit wohlklingenden Namen, Favor, Rumor, Nero, Delphin, Paſſanda, Moſerta, Primerl, Visperl. Zwar die hohe Jagd iſt das Recht ſeines Landesherrn, aber aus Frankreich iſt ſchon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch das Wild zu hetzen ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit ſeinen Hunden nach Haſen und Füchſen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirſchjagd und empfängt Beſuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter ſich hat, dann läßt man auf Krähen ſtoßen. Im October verſchmäht er auch nicht auf den Lerchenſtrich zu gehn und die Garne zu beaufſichtigen.*) Zumeiſt beginnen ſeine Tage mit Würde und endigen mit Behagen; regelmäßig wird purgirt, zur Ader gelaſſen und zur Kirche gegangen;

---

*) Mehre Einzelheiten nach dem handſchriftlichen Tagebuch eines öſtreichiſchen Freiherrn von Teuffel vom Jahre 1672 und folg., deſſen Mittheilung der Herausgeber der Güte des Grafen Wolf Baudiſſin verdankt.

allwöchentlich hält der Gutsherr ſeinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunſch der Familie läßt er an freien Tagen die Roſſe reiten, in den Erntewochen reitet er auch wol auf das Feld und ſieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil ſeiner Zeit vergeht mit Beſuchen, die er in der Nachbarſchaft abſtattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr ſtattfindet, ſpielt das Wild die Hauptrolle; hat er Gäſte, ſo werden 7—8 Gerichte aufgeſetzt, immer mehre zuſammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, ſo berührt ſie vorſichtig die Politik, ſehr ungern Glaubensſachen; noch gelten viel ſchöne Sinnſprüche und Weisheitslehren auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit iſt, Stellen aus Schriftſtellern des Alterthums oder aus den Werken zierlicher Franzoſen ohne Pedanterie in der Rede anzubringen; das Eigenthümliche fremder Völker, auch Seltſamkeiten der Naturgeſchichte, wie ſie Beobachtung und Beleſenheit nahe legt, werden gern erörtert. Es iſt dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Anſicht zu fragen. Uns würden ſolche Geſpräche, auch wenn die Cavaliere von den beſten Geiſteseigenſchaften wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantiſcher erſcheinen, als jetzt in einer Geſellſchaft armer Schulmeiſter; aber auch aus dieſer Weiſe des geſelligen Verkehrs, von der uns einige zuverläſſige Proben geblieben ſind, iſt trotz des engen Geſichtskreiſes und zahlreicher Vorurtheile das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verſtändniß der Welt zu entnehmen. Meiſtens freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeſchichten, Complimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird ſtark getrunken, und nur die Feinſten entziehen ſich dem Gelage.

Zuweilen wird auch eine fröhliche Zuſammenkunft mit Damen an einem dritten Orte veranſtaltet, im Gaſthofe oder Poſthauſe, dann beſorgt jede Dame einige Speiſen, die Herren aber Wein und Muſik; iſt ein Bad in der Nähe, ſo wird die Badefahrt ungern verſäumt; auch Schießfeſte werden eingerichtet mit ausgeſetzten Preiſen, das „Beſte“ iſt dann wol ein Ochs oder Widder, die Herren ſchießen entweder mit dem Volk oder untereinander. — Auch in der Tracht iſt der Gutsherr ſtattlich, ſein Stand ſchon von weitem erkennbar. Denn noch beſtehn die alten Kleiderordnungen, und auf den Anzug wird von Männern und Frauen ein Werth gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Theil des Vermögens in Sammt und Goldſtickereien, in Ringen und Juwelen angelegt geweſen; das war größtentheils verloren, aber die Freude an ſolchem Beſitzthum war geblieben, und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein weſentlicher Theil ihrer Ausſtattung.

Zahlreich ſind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerſchaft, darunter eigenartige Geſtalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hauſe vielleicht noch ein alter, dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, der viel von Torſtenſon oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „ſpielen“.*) Selten fehlt ein heruntergekommener Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundeſtalls, der den Titel „Jagdmeiſter“ erhalten hat, der Bewahrer finſterer Waidmannsgebräuche; er weiß das Rohr zu verſprechen, das Wild durch Charaktere zuſammenzubringen und hat größere Bekanntſchaft mit dem hölliſchen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erſcheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu und würde ſich ſicher bei rittermäßiger Veranlaſſung für ſeinen Herrn Vetter ohne Bedenken totſchlagen laſſen, aber er macht ſich wol auch kein Gewiſſen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuſchlagen, als recht iſt, und der Gutsherr muß durch die Finger ſehen, wenn der alte Junker einmal ſeinen Hirſchfänger mit Silber beſchlägt. deſſen Urſprung zweifelhaft iſt.*)

---

*) Zu vergleichen Schleſiſcher Robinſon 1723. B. I, S. 16. Der erſte Theil dieſer Robinſonade iſt aus dem Tagebuche eines ſchleſiſchen Adligen, welches verloren ſcheint, recht anſchaulich zuſammengeſetzt.

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Grundbeſitzers zwiſchen 1650 und 1700. Es iſt vielleicht nicht ganz ſo tüchtig, als es ſein ſollte, aber es vermag wol Familienſinn und Gutherzigkeit dem nächſten Geſchlecht zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutſchen Adels, welche im 17. Jahrhundert in ſo bevorzugter Stellung ſaß.

Wer fern von ſeiner Familie in fremdem Lande das Glück ſuchen wollte, dem drohten andere Gefahren, denen ſich nur die Kräftigſten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die ſchmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris waren nicht angethan, gute Sitte zu erhalten. Die Laſter des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch ſie in Deutſchland umhergetragen. Die alte Raufluſt wurde nicht beſſer durch das neue Cavaliercartell, der lüderliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur ſchlimmer durch die nächtlichen Ausſchweifungen der alamodiſchen Cavaliere, bei denen ſie die mythologiſchen Figuren feſtlicher Aufzüge darſtellten und ſich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen aufputzten.**) Auch das alte Landsknecht- und Würfelſpiel war nur gerade ſo ſchlimm geweſen als das neue Hazard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhand nahm und außer den einheimiſchen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltſamer aber und grotesker erſcheinen uns zwei Claſſen von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in ſtarkem Gegenſatze zu einander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenſeitige Abneigung in den ſehr gebräuchlichen Schmähworten Pfefferſäcke und Krippenreiter aus.

---

*) P. Winckler: Der Edelmann. S. 510.

**) Es widerſteht, die erotiſchen Bücher anzuführen, welche ſeit dieſer Zeit auch deutſche Leſer verderben; hier ſei nur eine kleine ſeltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien — nach holländiſcher Vorlage — beſchrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orſoy, durch Crispinus Bonifacius von Düſſeldorp. 1674. 4. S. 4.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb ſich des Kaiſers Brief. Dieſe Adelsbriefe waren ſeit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutſche Kaiſer. Schon Wenzel und Sigismund hatten ſchonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten ſchon 1416 auf dem Concilium zu Koſtnitz Fürſten und Adel von Rhein, Sachſen, Schwaben und Baiern den Kamm geſträubt, eine Muſterung in ihren Kreiſen vorgenommen und die Eindringlinge ausgemerzt. Aber die Briefe der Kaiſer hörten deshalb nicht auf; ſelbſt Karl V, der auf die deutſchen Herren zuweilen mit unbehaglicher Ironie herabſah und ſeinem Kanzler und den Schreibern gern eine Einnahme gönnte, ſtand in dem traurigen Rufe, „jeden Salzſieder um wenige Ducaten tapfer in den Adelſtand zu erheben". Noch geſchäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II und ſeinem Nachfolger. Denn ſeit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur die Lebenden, auch die Gebeine ihrer Vorfahren in der Gruft geadelt, ja die toten Vorfahren für ſtifts- und turnierfähig erklärt. Nach 1648 endlich ward dies Geſchäft vom Kaiſerhofe ſo maſſenhaft betrieben, daß die Fürſten und Stände im Reichstagsabſchied von 1654 und hundert Jahre ſpäter bei der Wahlcapitulation Karl's VII gegen die Nachtheile Verwahrung einlegten, welche durch ſolche Gunſtbezeugungen ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden. Der Neugeadelte in den Städten ſollte deshalb nicht von bürgerlichen Laſten gelöſt, der Beſitzer eines dienſtpflichtigen Gutes nicht mit den Freiheiten eines Rittergutes verſehen werden. Vergebens drohte der kaiſerliche Hof denen mit Strafen, welche ſeinem Briefadel nicht die erkauften Vorrechte einräumen wollten. Auch wer für ſtifts- und turnierfähig erklärt war, wurde deshalb in keinen Ritterorden, kein adliges Stift, nicht in alte adlige Landgenoſſenſchaften aufgenommen. Die Stifter nahmen überhaupt keine Adelsbriefe als Beweiſe adliger Herkunft an, nur Mitglieder aus alten adligen Familien, welche gar keine Briefe beſaßen, galten für ſtiftsfähig. Nur ausnahmsweiſe gaben dieſe Körperſchaften einer hohen Fürſprache nach. Selbſt die Hofämter, Kammerherren, Kammerjunker, Hof- und Jagdjunker, ſogar Edelknaben, waren ausſchließliches Beſitzthum des alten Adels. Nie vergaßen die Adelsbriefe die Tugenden und Verdienſte des Neugeadelten und ſeiner Vorfahren zu rühmen, welche dem Fürſten und gemeinem Weſen geleiſtet worden wären; aber es war, wie ein eifriger Vertheidiger des alten Adels klagt, gar zu bekannt, daß man insgemein nur um „das Macherlohn“ zu adeln pflegte.*)

In den größeren Städten, welche nicht fürſtliche Reſidenzen waren, war die Stellung des Adels verſchieden. In Hamburg, Lübeck, Bremen hatte der Adel keine politiſche Geltung mehr, dagegen lebten in Nürnberg, Frankfurt a. M., Augsburg und Ulm die alten adligen Geſchlechter in ſtolzem Abſchluß gegen die übrige Bürgerſchaft. Am ärgſten waren die zu Nürnberg, ſie hielten es bereits für unehrenhaft, Handel zu treiben. Von den beiden adligen Geſellſchaften in Frankfurt a. M. verlangten die im Hauſe Alten-Limpurg bei jedem Mitglied, welches ſich zur Aufnahme meldete, acht Ahnen und daß es ſich der Handlung enthalte, die zweite Geſellſchaft auf dem Hauſe Frauenſtein beſtand meiſt aus neugeadelten „vornehmen“ Kaufleuten. In Augsburg war das alte Patriciat gegen den Kaufmannsſtand ein wenig nachſichtiger, wer dort ein adliges Kind aus der Geſchlechterſtube geheiratet hatte, konnte in den adligen Verein aufgenommen werden. Von den übrigen namhaften Handelsſtädten waren Prag und Breslau am reichſten mit neugeadelten Kaufleuten verſehen. Bitterlich wurde geklagt, daß unter Kaiſer Leopold ſogar einem Schornſteinfeger, deſſen Handwerk damals noch in beſonders geringer Ehre ſtand, für wenig Geld der Adel verliehen ſei und daß man ſo häufig Krämer finde, welche mit einem kaiſerlichen Adelsbriefe in der Taſche ihren Kunden die Heringe in altes Papier packten.

---

*) von Loen: Der Adel. 1752. S. 338.

Zu dem Briefadel drängten ſich nach dem dreißigjährigen Kriege außer den Offizieren, denen er oft für ihre Dienſte verliehen wurde, zunächſt die höheren Beamten und die Mitglieder der ſtädtiſchen Verwaltung in größeren Städten.

Durch ſolche Familien, welche an der gelehrten und poetiſchen Bildung der Zeit Theil hatten, kam in dieſem und dem nächſten Jahrhundert der Briefadel auch in unſere Literatur. Mehre Dichter der ſchleſiſchen Dichterſchulen, ja Leibniz, Wolf, Haller wurden durch Adelsbriefe, die ſie ſelbſt oder ihre Väter erworben hatten, unter die Bevorrechteten ihrer Zeit geſtellt. Außer ihnen vorzugsweiſe reiche Handelsleute.

Noch immer war in Deutſchland der Großhändler bei den Standesperſonen und beim Volke nicht eben beliebt, und durchaus nicht ſo angeſehen, wie die großen Intereſſen verdienten, die er nicht ſelten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, ſie ſtammen vielleicht noch aus der Zeit, wo ſchlaue Römer unter den einfachen Kindern Tuisco's die fremden Silbermünzen gegen die erſten Erzeugniſſe des Landes verhandelten. Das ganze Lehnsweſen des Mittelalters beförderte dieſe Zurückſetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieſer Welt zu verachten befahl und den Reichen ſo geringe Ausſicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenſtaufenzeit, ſeit der Adel ſich als bevorrechteter Stand durchgeſetzt hatte, bildete ſich der Gegenſatz zwiſchen den reichen Erwerbenden der Städte und den begehrenden Kriegern der Landſchaft immer ſtärker aus. Freilich in den Hanſeſtädten des Nordens erzwang ſich der kriegeriſche Kaufmann durch ſeine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrſchaft bis in entlegene Länder. Aber ſelbſt die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich, als den Fürſten und Edlen, welche raubluſtig an den Grenzen ihres Gebietes ſaßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutſche Geſinnung Schuld gegeben ward. Nach dem dreißigjährigen Kriege ſchoß dieſe Feindſchaft in neue Blüthe, und es iſt leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlaſſung gab, ſolche Abneigungen rege zu erhalten. Keine menſchliche Thätigkeit bedarf ſo ſehr eines freien Wettbewerbs und ungehinderten Verkehrs, als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuſchließen und den Einzelnen durch Vorrechte zu ſchützen. Solche Richtung der Zeit mußte die Selbſtſucht des Kaufmanns vorzugsweiſe hart und rückſichtslos machen, ſein Beſtreben Monopole zu erwerben, unſinnige Geſetze gegen den Geldzins zu umgehn gab dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht ſei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Dieſe Empfindung wurde nach dem dreißigjährigen Kriege beſonders lebendig. Während in Holland und England das neuzeitliche Bürgerthum vorzugsweiſe durch großartigen Handelsverkehr erſtarkte, war in dem deutſchen Binnenhandel — die größeren Seeſtädte immer ausgenommen — durch die zahlloſen Reichsgebiete, die Willkür der Zölle, die Unſicherheit der Geldwährungen und zuletzt durch die Armſeligkeit des Volkes eine geſunde Entwicklung verhindert, dagegen Verſuchung zu jeder Art von Wuchergeſchäften nahe gelegt. Die Verſchiedenheit der deutſchen Münzen und die Gewiſſenloſigkeit der prägenden Landesherren begünſtigten eine endloſe Kipperei: gute Münzen mit Vortheil aufkaufen, vollwichtiges Gold beſchneiden, leichtes

Geld in Umſatz bringen wurde die gewinnbringendſte Thätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Actienſchacher, ſo war damals ein großentheils ungeſetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Skandal zu groß, dann traten wol die Landesregierungen unbehilflich dazwiſchen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a. M. das Beſchneiden der Ducaten ſo maſſenhaft betrieben worden, daß von Wien eine beſondere Commiſſion in die freie Reichsſtadt geſandt wurde; Juden waren die Vermittler geweſen, chriſtliche Handelshäuſer, darunter mehre große Firmen, deren Namen noch jetzt beſtehn, die Hauptſchuldigen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiſerlichen Commiſſare einen großen Theil des unſaubern Gewinnes in ihre Taſche bargen.

Solcher Reichthum, ſchnell und gegen das Geſetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenſchaften eines unehrlichen Erwerbes; er dauerte ſelten bis auf die dritte Nachkommenſchaft. Er machte die Schuldigen leicht zu Verſchwendern und Genußſüchtigen, ihr Hochmuth, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunkſucht wurde den eignen Mitbürgern beſonders auffällig. Solche Menſchen waren es vorzugsweiſe, welche ſich Adelsbriefe kauften, und es iſt wol kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieſer Art verhältnißmäßig viele wieder untergegangen ſind.

Ein Neugeadelter aus ſolchem Kreiſe behielt in der Firma ſeinen wirklichen Namen, aber unter ſeinen Mitbürgern hielt er eiferſüchtig auf die Vorrechte des neuen Standes. Gern ließ er ſein Wappen in Stein auf die Außenſeite des großen Hauſes meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbeſitzes. Es erſchien z. B. in Breslau auffallend, wie ſchnell die Häuſer auf dem großen Ringe, die damals faſt ſämmtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Beſitzer wechſelten. Im Innern des Hauſes wurde ein augenfälliger Aufwand zur Schau geſtellt, in dieſer armſeligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit koſtbaren Tapeten geſchmückt, mit fenſtergroßen, venetianiſchen Spiegeln, mit ſeidenen Spaglieren und Wandteppichen, welche man bei feſtlicher Gelegenheit an der Wand oder auf beſonderem Geſtell aufhing, dann wol wieder abnahm. Die Frauen nähten diamantene Schlöſſer auf die Schuhe, es wird geklagt, daß ſie keine Spitzen tragen wollten, wenn ſie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigſtens zwanzig Thaler koſtete, ja es wurde ihnen nachgeſagt, daß ihre Nachtgeſchirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Carroſſen wurden reich vergoldet, der Kutſcher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander geſpannt waren; aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen raſſelte, riefen die Leute doch höhnend, daß „der Topf immer noch nach der erſten Suppe ſchmecke“. Die ſchönen Pferde konnte der reiche Mann wol halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geſchäft aufgeputzt, Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, der Page aber, welcher hinter der Dame herging, war wol gar ein Kind aus der Armenſchule. In ſolchen Häuſern herrſchte auch die größte Tafelüppigkeit jener Zeit. Der geladene Gaſt wurde mit einer Förmlichkeit empfangen, welche damals Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirth ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmſten bis an die Hausthür entgegen; weitſchweifig waren die artigen Verhandlungen über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tiſche, und doch wurde der größte Werth darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geſchätzt zu werden. Sobald man ſich zur Tafel ſetzte, wurde der Schenktiſch geöffnet, auf dem eine Maſſe des koſtbarſten Silberwerks glänzte. Die Schüſſeln mußten groß ſein, ebenſo umfangreich die Gerichte, außer Verhältniß zu der Zahl der Geladenen, das Theuerſte wurde mit einer Findigkeit herbeigeſucht, die uns noch jetzt befremdet: mächtige Paſteten mit verſchiedenem Geflügel gefüllt, Haſelhühner, Hechtleber, welſcher Salat. Die Faſanen und Rebhühner wurden kaponirt und gemäſtet, das Paar davon bis zu einem Ducaten bezahlt. Man fand greulich, daß dieſe Verſchwender neue Heringe mit einem Gulden erkauften, das Hundert Auſtern mit acht bis zehn Thalern. Dazu kamen die koſtbarſten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokayer, Canariſect, Marzenin, Frontignac, Muscat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Nachtiſch war nicht mehr Marzipan, ſondern Citronat die modiſche Ergötzlichkeit. Die Frauen ſaßen ſtumm und geziert. Ihre Hauptſorge war, ſo klagte man, ſchon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebſter vornehm ſei, damit ſie bei Begräbniſſen deſto näher hinter der Leiche her treten und bei Hochzeiten obenan ſitzen könnten. Bei ſolchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß ſie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. So weit ging die Adelſucht dieſer Kreiſe, daß ſich der für bedeutend beſſer hielt, deſſen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgeſtellt war als der eines andern; auch dieſe Stadtedelleute ſchätzten den ganz neu Geadelten keineswegs für ihres Gleichen. Wer friſch geadelt war, wurde nur „wohledel“ genannt; wer einige Zeit in Beſitz ſeines Briefes war, ließ ſich „hoch- und edelgeborne Geſtrengigkeit“ nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgend einen Titel zu erlangen.

Mit den unreifen Söhnen ſolcher Familien wurden häufig auch die militäriſchen Würden der Städte beſetzt; dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld geſehen hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beſchlagen war, bewaffnete Leibſchützen hinter ſich, bei Tage von Thor zu Thor, um ſich den Leuten zu zeigen und die Ehrenerweiſung der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehn können, denn Duelle gehörten zum Weſen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenigſtens einmal durch ein „Cartell“ in Anſpruch genommen war. Dann ritt er mit ſeinem Secundanten auf das nächſte Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitſtiefeln aus, leichte Fechtſchuhe an, ſteckte die langen gekräuſelten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm dargeboten wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Verſöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldenthaten wurde gern geprahlt.

So etwa ſahen die Pfefferſäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnaſen genannt wurden. Ein ganz anderer Schlag Leute war die Maſſe des Landadels.

Dieſe Familien ſaßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Ritterſitzen waren auch Häuſer des Dorfes und kleine Ackerwirthſchaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geſchlecht ſo ſtark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammſitzes viele Dörfer mit Geſchlechtsgenoſſen beſetzt waren; noch häufiger ſaßen in einem Dorfe Familien von verſchiedenen Geſchlechtern durcheinander, in jedem Grade von Anſehen und Würdigkeit. Noch in unſerm Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Ritterſitze umſchloſſen; an ſolchen Ortſchaften hatte jeder der kleinen Gebieter die Herrſchaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Theile der Flur, die ärmſten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miethe. So war es faſt in allen Landſchaften Deutſchlands, am meiſten öſtlich der Elbe auf dem ehemaligen beſiedelten Slavengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele Junker unterſchieden ſich von den anderen Landleuten nur durch ihre Anſprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren ſchon vor dem Kriege in der Mehrzahl verarmt geweſen, der ſpätere Friede fand ſie in noch ſchlechterem Glück. Das Eiſen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die überlebenden waren nicht beſſer geworden. Die Stärkeren hatten ſich als Soldaten und Parteigänger im Kriege verſucht, zuweilen wenig verſchieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten ſie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem ſie friedlos und lauernd ſaßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuſpruch von alten Spießgeſellen und wagten dann wol vom Gute aus einen Ritt auf eigene Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging.*) Nach dem Kriege hörten ſie zwar auf, Raub zu wagen und zu geſtatten, aber auch den nächſten Geſchlechterfolgen blieb die Verwilderung, das Bedürfniß nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüſtem Trunk und Händeln. Sie bildeten zuſammen eine große Genoſſenſchaft, die trotz endloſer Raufereien doch feſt zuſammenhielt wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und dieſer Familienzuſammenhang wurde für die beſſeren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein anderer Uebelſtand die Bildung und den Wohlſtand der ritterlichen Grundbeſitzer in dem nächſten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch ſolchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem ſie ſich ſchwer löſen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines ſolchen Landbeſitzers von mäßigem Wohlſtand in der Verwandtſchaft, vielleicht die erſten Anfänge des Latein bei einem armen Candidaten; dann dienten ſie wol, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten ſie etwas von den guten Lebensformen, ſicherer die Schwächen und Laſter der Vornehmen kennen. Hatten ſie einige Jahre in adligem Dienſt ausgehalten, ſo wurden ſie wol nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenſtreich als Junker entlaſſen. Dann kehrten ſie auf das väterliche Gut zurück, oder die Eltern verkauften was ſie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausſtattung zu verſchaffen oder ſie als Anwärter auf eine niedere Offizierſtelle zum kaiſerlichen Heer zu ſenden. Nur wenigen glückte es in den ruhmloſen Kriegen jener Zeit; die meiſten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimat zurück, mit den Geſchwiſtern das Vatererbe zu theilen. Bald unterſchieden ſie ſich wenig von den Vettern, die in der Heimat zurückgeblieben waren.

---

*) Schleſiſcher Robinſon, I. Cap. 1.

Der Gutsherr hauſte in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt, — es ſind uns gelegentliche Beſchreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten, — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hinterthür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verſchluß verſehen; im Unterſtock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eiſengittern am Fenſter und womöglich mit eiſernen Thüren gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von werthvoller Habe beſaß; war einmal eine Summe Geldes darin verſchloſſen, ſo wurde gern ein beſonderer Wächter vor das Haus geſetzt. Ueber dieſem Gewölbe lag im Oberſtock die Schlafſtube des Hausherrn, dort ſtand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältniß, worin einiges Silbergeräth und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin ſchliefen wol noch in Gitterverſchlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberſtock eine hölzerne Galerie angebaut, das „Luſtgänglein“, dort wurde Wäſche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit gethan. Das Haus ſtand unter beſonderer Aufſicht eines alten Reiſigen, oder eines armen Vetters, der als Wächter innerhalb ſchlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde, welche auf Bettler und fremde Fußläufer beſonders abgerichtet wurden. Alle dieſe Vorſichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbſt ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Beſitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verſchuldet, unförmliche Rechtshändel, oft noch von dem Kriege her, ſchwebten um Schornſtein und Grenzhügel. Die Wirthſchaft bewegte ſich kümmerlich unter der Aufſicht eines armen Vetters oder eines unſicheren Verwalters, die Hofgebäude waren ſchlecht und zerfallen, es fehlte an Geld ſie neu zu bauen, oft auch an gutem Holz. Denn die Wälder hatten ſehr durch den Krieg gelitten; wo Gelegenheit zum Verkauf war, hatten die fremden Befehlshaber große Forſten niedergeſchlagen und verhandelt; in der Nähe befeſtigter Orte waren die Stämme zu Feſtungsarbeiten verwandt, welche damals ungeheure Holzmaſſen erforderten, nach dem Frieden war wieder vieles zum nothdürftigen Aufbau der Dörfer und Vorſtädte gefällt worden. Auch die Ackerwirthſchaft bot geringen Ertrag. Zur völligen Beſtellung fehlten nicht nur Geſpanne, weit länger die Menſchenhände der frohnenden Dorfleute, auch waren die Getreidepreiſe nach dem Kriege im Durchſchnitt ſo niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte; ſo blieb der Viehſtand unvollſtändig; neue Kapitalien waren noch ſchwer zu erhalten. Denn das Geld war theuer und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vortheilhafte Anlage. Zwar gaben ſie einige Realſicherheit, aber ſchon die Zinſen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei ſehr verſchiedener Geſetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umſtändlichem Verfahren möglich, ſie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. In den öſtlichen Grenzländern ſuchten ſich zuletzt mißvergnügte Gläubiger dadurch zu helfen, daß ſie ihre Schuldſcheine an polniſche Adlige verkauften. Dieſe verſchafften ſich das Geld, indem ſie vergeltende Gewaltmaßregeln gegen Reiſende aus der Landſchaft des Schuldners gebrauchten und dem erſten beſten die Summe abnahmen. Das war ſchon vor dem großen Kriege geſchehen, und wiederholte Verbote beweiſen, wie ſehr der Verkehr unter ſolchen Gewaltthaten litt.*) Durch ſolche Leiden kam auch ein verſtändiger Grundbeſitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehſterben mochten ihn wahrſcheinlich zu Grunde richten. Aber was das Hauptleiden war, eine große Menge hatte nicht den mäßigen Sinn, ſich dauernd um die Wirthſchaft zu kümmern und die Ausgaben nach den ſicheren Einnahmen des Gutes zu beſchränken. So gedieh den wenigſten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt ſich unter häufigen Verlegenheiten, Rechtsſtreitigkeiten und ewigen Schulden; auch von denen, welche mit beſſerer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenoſſen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Wurſtreiter, Matzrauſer, Schlackenläufer, Miſthammel ſchalt.

Solche Verarmte ritten in „Koppeln" von Hof zu Hof, als läſtige Schmarotzer fielen ſie in der Nachbarſchaft ein, wo auf einem Gut ein Feſt gefeiert wurde, wo ſie Vorräthe in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den ſie am dritten Orte kennen gelernt hatten; ſie waren ſogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo ſie eingefallen waren, koſtete es die größte Mühe ſie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wähleriſch, tranken und rauften ſie ſich wol mit den Bauern in der Schenke, ſie erwieſen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderſchaft aufzunehmen, dann wurde unter zerſchlagenen Gläſern und

---

*) Schon 1603 wird von Wien aus dagegen geeifert, ſehr arg war der Mißbrauch im Kriege geworden. Kaiſ. Priv. und Sanct. I, 117.

Flaſchen auf den Knien die Brüderſchaft geſchloſſen, Leib und Seele zu ewiger Treue verſchworen und gemeinſchaftlich der für den ärgſten Schurken erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundſchaft halten würde. Solche Brüderſchaft ſchützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächſten Stunde. Aber wie gemein ſie ſich bei ſolcher Gelegenheit machten, nie vergaßen ſie, daß ſie „uralte, wilde Edelleute“ waren. Der Bürger oder wer vom Kaiſer einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, dieſe Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit ſich, aber die Anreden der Familiengenoſſenſchaft, „Oheim“ und „Vetter“, erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirat mit ihnen verſchwägert war; in ihre „Freundſchaft“ wurde nur aufgenommen, wer von altem Geſchlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen ſammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, ſie ſelbſt trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, wol gar ſtatt der zweiten Piſtole ein geſchnitztes Holz in den alten Holſtern. Ihre Niederlage hatten ſie in Dorfſchenken; wenn ſie einmal nach der Stadt kamen, lagen ſie in den ſchlechteſten Herbergen, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche; von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, ſie rochen mehr nach ihrem „Finckeljochem“, als für Andere angenehm war; ſie ſelbſt waren Lumpe, bei aller Raufſucht ohne feſten Muth, ſie wurden allgemein für eine Landplage gehalten und von ſolchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; mehr als einmal wurden ſie von den Landesherren, ſogar vom Kaiſerhofe durch ſcharfe Verordnungen verfolgt*), aber ſie waren bei alledem hochmüthige, durchaus ariſtokratiſch geſinnte Geſellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzuſammenhang war ihnen das Höchſte auf Erden. Unendlich war Haß und

---

*) Z. B. Kaiſerl. Privilegien und Sanctiones IV, 1125.

Verachtung, womit ſie auf den reichen Städter ſahen, ſie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab oder ſich gar anmaßte ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit dieſen Geſellen und ihrem Verkehr ſoll die folgende Mittheilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutſchen Landes, wo die Krippenreiterei beſonders arg war, an das rechte Oderufer Schleſiens. Dort riß nach einem alten Volksſcherz dem Teufel der Sack, als er in der Luſt eine Anzahl Krippenreiter fortſchaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf dieſe Landecke ausgeſchüttet.

Die folgende Schilderung iſt aus der Erzählung: *Der Edelmann* genommen, welche der Schleſier Paul Winckler, politiſcher Unterhändler und Rath des großen Kurfürſten zu Breslau, wenige Jahre vor ſeinem Tode (er ſtarb 1676) verfaßte. Die Erzählung wurde erſt nach ſeinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697, 8.) gedruckt. Kunſt und Erfindung darin ſind nicht bedeutend, aber gerade deshalb wird ſie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter, welterfahrener Mann, ein angeſehener Rechtsgelehrter, durch ſeine zahlreichen Reiſen und Verbindungen und durch genaue Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen des deutſchen Landbeſitzes vorzugsweiſe befähigt, ein ſicheres Urtheil abzugeben. Dazu beſaß er Eigenſchaften, welche dem Schleſier nicht ſelten ſind: er wußte ſich leicht in die Welt zu ſchicken, war ein luſtiger Geſellſchafter, beobachtete unbefangen und verſtand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft war, hat wahrſcheinlich dazu beigetragen, ſeine Theilnahme an der deutſchen Literatur rege zu erhalten und ihn ſelbſt zu anſpruchsloſer Schriftſtellerei zu ermuthigen, aber der kluge Mann ſah doch mit einiger Verachtung auf die pedantiſche Sprachreinigungsſucht, womit Genoſſen ſeines Ordens der deutſchen Dichtkunſt aufzuhelfen verſuchten. „Sie ſitzen hinter der Küche des Parnaß und ſättigen ſich am Geruch des Bratens.“ Als er ſeine Erzählung ſchrieb, etwa fünfzig Jahre alt, durch die Gicht an ſein Zimmer gefeſſelt, war ſeine Abſicht, in einem Bilde zu zeigen, wie ein gerechter Edelmann ſein ſolle. Denn es war ſein Schickſal geweſen, das ganze Leben hindurch in geſchäftlicher Verbindung und perſönlichem Verkehr mit dem Adel verſchiedener Landſchaften zu ſtehn, ſeine eigene Frau war aus dem Geſchlecht des Dichters von Logau, wie er ſelbſt ein Schweſterſohn des Andreas Gryphius. Zuverläſſig war durch manche eigene Erfahrung ſein Blick für die Lächerlichkeiten der Bevorrechteten beſonders geſchärft, aber er war doch ein Sohn ſeiner Zeit und bewahrte im Herzen eine tiefe Achtung vor echt adligem Weſen. Seine Erzählung iſt deshalb durchaus keine Satire, wie ſie wol genannt worden iſt, und die Schilderungen, welche hier mitgetheilt werden, machen den Eindruck beſonders genauer Porträts. Freilich iſt ihm begegnet, was auch neue Erzähler mit moraliſchen Abſichten hindert, er hat recht anſchaulich geſchildert, wie Edelleute nicht ſein ſollen, für ſeine guten Geſtalten fehlten ihm ſcharfe Umriſſe und Farben, ja ſie werden langweilig, weil er dieſelben Bildung und Grundſätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt. Seine Erzählung iſt mit den Romanen des Simpliciſſimus verglichen worden. Schöpferiſche Kraft, Phantaſie, Reichthum an Einzelzügen ſind bei dem Schleſier unvergleichlich geringer. Aber mit der größeren Dichterbegabung iſt bei Gimmelshauſen zuweilen eine Neigung zum Seltſamen und Phantaſtiſchen verbunden, welche an das Verfahren der Romantiker erinnert und das Dargeſtellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erſcheinen läßt. Davon hat der Schleſier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa ſelbſt geſchaut hat, nicht Vieles, nichts Beſonderes, glatt und geradezu.

Der Verlauf der Erzählung iſt ſehr einfach. Ein reicher junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutſcher

Geſellſchaft ungefähr dieſelbe Stellung ein, welche noch vor Kurzem auch an deutſchen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Zugehörigkeit zu ihrem Volksthum galt faſt ſo viel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Beliſſa), wird Zeuge eines Duells zwiſchen einem Neugeadelten und einem Landjunker, läßt ſich von ſeinem Gaſtwirth das Landleben ſchildern, beſucht das Haus eines verſchwenderiſchen Pfefferſackes, wird von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anſchauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schleſier als engliſcher Offizier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit ſeines Landbeſuches mit würdigen, aber ſehr breiten Geſprächen, in welche der Verfaſſer viel von ſeinen Anſichten und ſeiner Gelehrſamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politiſche Lage, über die Bildungszuſtände der Alten im Vergleich zur Gegenwart u. ſ. w. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfange zur Tafel geladen, bankbrüchig geworden und ſich heimlich entfernt habe, das Leben deſſelben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier anziehend erſcheinen, zwei derſelben werden mitgetheilt. Einzelne rohe Ausdrücke ſind gemildert, Weniges gekürzt, die Sprache nur ſo viel, als unumgänglich nöthig ſchien, unſerm Deutſch genähert. Zuerſt erzählt der Gaſtwirth, wie er als Sohn eines Schneiders ſtudirt, dann eine wohlhabende Kretſchmerin — Schenkwirthin — geheiratet und nach ihrem Tode, in dem unglücklichen Beſtreben groß zu thun, einen Adelsbrief gekauft habe, um ſich auf dem Lande niederzulaſſen. Dann fährt er alſo fort:

„Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anſchlag auf die Landecke, wo zwar die adligen Ritterſitze in niedrigem Preiſe, dabei aber auch von geringem Einkommen ſind; zwar widerrieth mir dies ein anderer guter Freund und wies mir nach, was ich für Ueberlaſt und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugſam gewachſen wußte, und ſchlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne. Kurz ich kaufte ein Gut für 6000 Thaler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz gerathen, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit ſeiner Prophezeiung ſehr nahe ans Ziel geſchoſſen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erſte, der mich nebſt ein paar Seinesgleichen „umſtieß", wie ſie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar; nicht daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, ſondern er ſaß nur auf einer Bauerwirthſchaft zur Miethe, die etwa einige hundert Reichsthaler werth war, und brachte, wie andere Seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er ſein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgeriſſenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte geſehen habe, wie ſie Getreide, Brot, Käſe, Butter und dergleichen einſammelte. Solche Bettelſchatzungen forderte ſie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieſer Vogelbach nun war, wie gedacht, der erſte, der mir nebſt ein paar Seinesgleichen „den Tiſch zu rücken" einſprach. Sie verhielten ſich das erſte und zweite Mal noch ziemlich beſcheiden, wohingegen auch ich ihnen vorſetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderſchaft, welche ſie mit mir ſchloſſen, überflüſſig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingeſperrt bleiben konnte. „Es gilt dir, Bruder Kretſchmer," fing er einmal an, als er ſich den ganzen Tag über die Naſe mit Bier und Branntwein begoſſen hatte. Doch aber geſegnete ich ihm dieſe Worte mit einer unverſehenen Ohrfeige dergeſtalt, daß der gute Kerl mit dem Seſſel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumſtarker Menſch, der vormals Soldat geweſen, und den ich zumeiſt als Schutzgeiſt in dergleichen Nöthen aufgenommen hatte, kriegte, als er dies ſahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er ſich nicht rühren konnte. „Was," ſagte er, „ihr Halunken, iſt es nicht genug, daß man euch, ſo oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt und eure magern Mähren ausfüttert? Wollt ihr meinem Herrn dieſes Deo gratias geben? Dieſer und jener hole mich, wo ſich einer regt, ſo will ich ihm den Junkerrock ſo verbrämen, daß man die blauen Poſamenten ſechs Wochen auf dem bloßen Rücken ſehen ſoll." „Wir haben nicht's mit dieſen Händeln zu thun," antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, ſo wird er ſolches als ein rechtſchaffener Cavalier auch auszuführen wiſſen." Dieſer hatte ſich unterdeß wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitſche ſtecken," ſagte ich, „oder ich will dir, ſofern du noch nicht völliges Maß haſt, mit dem abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu ſetzen." Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebſt ſeinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie ſetzten ſich zu Pferde und ritten zum Thore hinaus. Sobald ſich aber dieſe drei für ſicher hielten, ging erſt recht das Schmähen an; hundertmal ſchalten ſie mich einen Kretſchmerknecht, der eine bemühte ſich die Piſtolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel weil weder Hahn noch Rad am Schloſſe war. Endlich merkten ſie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten ſie ſich eilends auf und davon und ſchickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagcartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herum zu hauen, worin ſie ſich aber ſehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich beſorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen und gemeinſam Kopfnüſſe geben, ſo nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir und gab dem Vogelbach im erſten Gange eine ſo tüchtige Schmarre über die Achſel, daß er den Degen fallen ließ und die Fauſt nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Muth ſo weit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt ſich beſſer, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagteſten angeſehen hatte. Er hieb gut genug um ſich, bis endlich dieſer dreifache Zweikampf ſo endete, daß ſich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach ſich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, ſobald ihm der Arm geheilt ſein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelaſſen hat.

So bekam ich Ruhe, zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wol aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und koſtbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf ſelbſt ziemlich geſchnellt, ſondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verſchwiegen, außerdem bei weitem nicht Alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgeſetzt war. So mußte ich ihn nothwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advocaten bedienen. Hier dauerte es nun ſehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern erſann, feſthalten konnte, und mir ſchien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Luſt hätte mir zu helfen. Mein Advocat, der am beſten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rath, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte, und ſchickte dieſem anfangs ein in Polen erkauftes Wildſchwein nebſt ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit ſo weit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, ſeine Einwendungen in einer feſtgeſetzten Friſt beizubringen. Damit mußte ich vorerſt zufrieden ſein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Friſt das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einſatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn ſo wohl geſchmeckt, daß er ſeit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebſt einem Malter Hafer und einem ſchönen Rehbock denſelben Weg gehn laſſen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber ſo lange nicht zu ſehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieſer brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur ſo weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten ſächſiſchen Friſt zu excipiren. Dieſe Friſt zog ſich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geſchenkte beſſer ſchmeckte als was er kaufte, mußte ihm bald dies, bald jenes zugeſchickt werden. So wußte er ein Paar ſchöne gezogene Stutzen bei mir, die er ſich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermuthet ſelbſt zu mir und that, als ob er genöthigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzuſprechen. Ich mußte mir dies für eine beſondere Ehre ſchätzen und bewirthete ihn, ſo gut ich konnte. Unterdeß beſah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein beſonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte ſie ihm entweder gegen baare Zahlung überlaſſen, wenn ſie mir feil wären, oder ihm ein Paar von derſelben Art beſtellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den ſauern Apfel beißen und nicht nur dieſes Paar Stutzen, ſondern etliche Monate darauf noch ein ſchönes ſilbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand geſehen hatte, in Hoffnung eines guten Beſcheides hingeben. „Das iſt ein ſchöner

Groſchen, womit man einen Thaler gewinnen kann," ſagte mein Advocat; „ſelten fällt in einen offenen Beutel ein ſchlimmes Urtheil; der Beutel eines Proceſſirenden muß mit Spinneweben zugeſchnürt ſein, gerade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldenen Lanze auch den Stärkſten aus dem Sattel heben kann, wird wol Alles gut werden, wenn ſich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann zu geben." Kurz, auch eine vier Mark ſchwere vergoldete ſilberne Flaſche ging dem Andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Eſel, wo ich eine Krone geſucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächſtens ſolle eine Commiſſion niedergeſetzt werden, um zu verſuchen, ob wir in Güte mit einander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieſes langen, verdrießlichen Proceſſes überhoben werden könne. Wie ſehr mir dies zu Herzen ging, iſt leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Commiſſion angeſetzt war. Für 1600 Thaler, die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500 und bekam damit kaum die aufgewandten Unkoſten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Beſtechung auch nicht weniger als 300 Thaler darauf gegangen wären. So wäre der beſte Weg geweſen, wenn man ſich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdeß hatte ich mich mit einem Hauskreuz beläſtigt, das mir viel mehr in die Seele ſchnitt als dieſer Proceß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geſchlecht der Nachbarſchaft verheiratet, und das bekam mir ſo wohl, wie dem Eſel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tauſend Thalern zu nehmen, und dadurch meine Wirthſchaft um ein Bedeutendes zu verbeſſern. Aber der falſche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, rieth mir keine andere als von gutem altem Adel, und zwar aus der Nachbarſchaft zu nehmen. „Zunächſt,“ ſprach er, „iſt ſehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er ſich darauf hat adeln laſſen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen ſo viel Kenntniß von der Landwirthſchaft, daß ſie nicht einmal wiſſen, was Kuh oder Ochſe, was Käſe oder Quark ſei. Die Wirthſchaft des Herrn aber erfordert eine Wirthin, die von Jugend auf dabei geweſen iſt: auch iſt ſolche Heirat das einzige Mittel, ſeine Kinder mit der Zeit zu rechtſchaffenen Landedelleuten zu machen.“ Zu dieſem Ende ſchlug er mir eine Dame der Nachbarſchaft vor und erbot ſich, ſelbſt den Freiwerber abzugeben. „Sie iſt ſchön, eine gute Wirthin, von guten Mitteln und altem Hauſe, das alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beiſammen finden.“ Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch ſich ihre Mittel beliefen, ſchnitt er von 2000 Thalern auf. Zwar zweifelte ich ſchon damals daran, weil dies auf dem Lande ein ſo großes Heiratsgut iſt, daß auch wol Freiherren darnach ſchnappen; doch ließ ich mich endlich bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle geſunde Vernunft aus dem Hirn geſchafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Thaler bis auf 400 ſchwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Proceß ſchwebten, der kaum ſo viel austragen konnte, als die darauf zu wendenden Unkoſten betrugen, oder als mich ein ſtandesgemäßes Beilager koſten würde. Demungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Geſtalt und ſchlug mir Alles aus dem Sinn. Da ſie mir aber ſo gar nichts an Schmuck, Kleidern und anderem Frauengeſchmeide zugebracht, fragte ich einſt meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebſte bekleidet gefunden hätte, als ich um ſie warb. Sie aber gab mir mit höhniſchem Gelächter zur Antwort, wenn ich ſie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, ſollte ich dennoch damit zufrieden ſein und mich begnügen, daß ſie ſo weit von ihrem adligen Geſchlecht herabgeſtiegen ſei und mir ihr Kind gegeben hätte; ſie werde noch Ungelegenheit genug haben, dieſen Schimpf bei ihrer Freundſchaft abzuwiſchen, welche die Heirat durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, ſo müßte ich wiſſen, daß ſie noch mit mehr Töchtern verſehen ſei und auch dieſe zu bedenken hätte. Auch ſei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu verſorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdeß der Wirthſchaft obliegen, oder wenn Gäſte kämen, ſich krank ſtellen und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an ſie käme. Damit mußte ich zufrieden ſein und meine Liebſte, wollte ich ſie nicht mir zum Schimpf gehn laſſen, mit vollſtändiger adliger Kleidung und Schmuck von Kopf zu Fuß aus eigenen Mitteln verſehen. Darüber ging denn mein baares Geld vollends darauf, zumal mich die Hochzeit ſehr viel gekoſtet hatte, denn faſt die ganze Landſchaft lag mir mit Weibern, Kindern, Geſinde und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halſe und war nicht wegzubringen, ſo lange ſie in Küche und Keller noch etwas für ſich fand. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr und ihrer Mutter niemals reichlich und koſtbar genug, immer wußten ſie daran Mängel zu finden und wollten Alles vollſtändiger haben.

Gleichwol überwand ich mich und würde keine Unkoſten angeſehen haben, wenn ich damit nur den geringſten Dank verdient hätte; aber ich mußte, was mich am allermeiſten ſchmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundſchaft im Geringſten achteten. Beſonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböſes, hoffärtiges, falſches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes ſind, ſo nahm auch ihre Tochter bald ihr Weſen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold ſein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. —

Uebrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundſchaft nicht mehr mein Haus beſucht hätte, als mir lieb war, ſie half redlich aufzehren, was ſie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böſe würde ſie ſofort holen, wenn ſie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderſchaft mußte Alles verblümen, und meine eigene Schwiegermutter gab wol Achtung, daß ihr nicht das Wort „Sohn“ entfuhr, beſonders wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren ſie lieber beiſammen, als wenn ich in Breslau oder ſonſt wo abweſend war; dann hatte die Schwägerſchaft die beſte Gelegenheit, ſich recht auf meine Unkoſten luſtig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaſchenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, ſo wohl anſtand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hauſe kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja ſelbſt Kühe und Kälber ohne mein Vorwiſſen genommen und der adligen Freundſchaft zugeſteckt hätte. Wer aber vier Thaler einnimmt und ſechs wieder ausgeben muß, hat nicht Urſache für einen Beutel zu ſorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in Kurzem ein ſo guter Krippenreiter, wie meine Nachbarn, werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebſten, welche im Kindbett ſtarb, von dieſer Gefahr zu erlöſen. Auch bei dieſem Ereigniß hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszuſtehn. Dieſe erfüllte mit ihrem Geſchrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde, und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte ſich zu Tode gegrämt, weil ſie nicht ihrem Stande gemäß verheiratet war, und ſie, die Schwiegermutter, wäre ſchuld an alle dem geweſen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug ſie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis ſie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebſt der Kleibung und was die Tochter ſonſt unter ihrem Verſchluß gehabt, für ihre anderen Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Niftelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geſchlechtsgruft ſetzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich ſetzte mir vor, das Gut an den erſten beſten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So ſaß ich einſt eines Abends voller Gedanken am Fenſter und ſah, wie das Geſinde ſeine Arbeit that, als ich von ungefähr gewahr wurde, daß ſich jemand mit bloßem Degen am Thor gegen die anlaufenden Hunde vertheidigte. Ich ſchrie dem Geſinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Complimenten auf mich zutrat. „Mein Herr Oheim,“ ſprach er, „wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzuſprechen, um dabei die Ehre ſeiner Bekanntſchaft zu genießen.“ „Nicht im Geringſten,“ verſetzte ich darauf, „wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen.“ Ich nöthigte ihn deshalb herein, und da der Cavalier ſo freigebig mit der Vetterſchaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarſchaft ſei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elſaß und durch die Franzoſen ſo verdorben worden ſei, daß er lieber ſeine abgebrannten Güter mit dem Rücken angeſehen, als ſich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wolle; jetzt begäbe er ſich nach dem Kaiſerhofe, dort Kriegsdienſte zu ſuchen. Die Richtigkeit dieſer Aufſchneiderei konnte ich ſchon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anweſenheit im Elſaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutſam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebſt einem Kopfpolſter vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufſtand, fand ich weder Junker noch Bettgewand vor und vermißte dazu meinen Degen und Piſtolen, die ich in der Stube gelaſſen hatte. Geſchwind befahl ich meinen Knechten, ſich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn ſie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und darnach laufen zu laſſen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Menſch ein Beutelſchneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch ſeine Verhaftung den Vortheil erlangen könnte, noch einen koſtſpieligen peinlichen Proceß, zuletzt ſein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit ſeiner Beute im nächſten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, dieſe kamen mir aber ſehr theuer zu ſtehn. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von dieſem Schelme des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, ſo daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im übrigen aber zuſehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben ſo ſehr, daß ich nur ein paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Thaler erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück.“

So erzählte der bekehrte Landwirth dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigener Anſchauung das ſchleſiſche Leben des verarmten Landadels in derſelben Gegend ſelbſt zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereiſter Cavalier, lud ihn auf das Gut ſeiner honetten Eltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unſern Helden, er möchte ſich's gefallen laſſen, für einen Oberſtwachtmeiſter in holländiſchen Dienſten ausgegeben zu werden; „denn ich weiß,“ ſagte er, „daß ſonſt dieſe adligen Bauern kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im Geringſten zu beachten, trotz ſeiner Bildung und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre ſämmtlichen Güter bezahlen könnte.“ Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

„Das Tractament war ſo beſchaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den ſchweren Schüſſeln zu brechen, ein gutes Gericht Speiſefiſche in einer gelben Zwiebelſauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, ſo viel Glieder, ſo viel Speiſen, ein paar Gänſe und ein paar Haſen, dazu ein rohes wäſſeriges Bier, ſo daß man bei Zeiten den nicht viel beſſeren Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war dieſe Geſellſchaft, die aus etlichen zwanzig Perſonen beſtand, rechtſchaffen luſtig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter, als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Theil der Cavaliere nach ein paar Fideln luſtig umher ſprang, ein Theil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: „Ich ſehe meine Luſt an dieſem ausländiſchen Cavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn der auch Offizier iſt, an anderen Orten ebenſo lieb und werth gehalten wird.“ — „Ich, liebſte Frau Schweſter,“ verſetzte die Frau Ilſe von der B., „bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr ſo tyranniſch gegen die Meinigen ſein, ſie unter dieſe Kriegsgurgeln zu verſtoßen, denn ich höre, daß ſie bisweilen ſchlecht genug zu eſſen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen und noch dazu niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalſiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretſchem abgemalt geſehen, gar gefreſſen hätte, ſo würde mich der Kummer auf der Stelle erſticken. Deswegen erachte ich beſſer, meinen Junker Hans Chriſtoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, ſo gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich ſchon genug gekoſtet hat, als ich ihn rittermäßig ausſtaffirte, meine zwei beſten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den Abgang noch nicht erſetzen. Nun was hilft's, ſehe ich doch auch meine Luſt, wie er ſich in allem ſo rittermänniſch anzuſtellen weiß. Sehe ſie nur, liebe Frau Schweſter, kann er nicht ſo hurtig tanzen wie ein Anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat? Er wird keinem ein Glas Bier oder Branntwein abſchlagen, der Tabak iſt ſein einziges Leben, bei allen Geſellſchaften iſt er ſo angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hauſe kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er ſich nach Reiterart herumſchlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden." — Der Junker ſtand da und legte den Kopf in den Schoß der lieben Mutter. — „Der loſe Kerl weiß auch ſchon, daß er ein Junker iſt, darum begehrt er nichts zu lernen, ſondern er reitet lieber mit dem Roßjungen im Felde herum; er darf wol ſchon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd koſten wird, und wenn Gott nicht ſonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe drauf gehn. Doch ich werde ihm auch wol endlich ein Abc kaufen müſſen, denn ſein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht ſcharfer Gelehrter werden ſollte, wie er ſelber einer war. Ja, wenn es nichts koſtete und die gelehrten Kerls nicht ſo viel theure Bücher haben müßten! Sonſt ſieht man wol ſeine Luſt an ihnen, und mir gehn die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie ſein Herr Vater ſo ſchön die Dankreden nach der Bewirthung hielt und es wol ſo gut als der Pfarrer machen konnte, wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürſten herſagen mußte. — Eins gefällt mir ſehr wohl an meinem Martin Andres, daß er einen ſo verſchlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er hat mir ſelber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Löſegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf iſt er nun ſo erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dergleichen zu erhaſchen, womit er ſich auch ſchon bis zu einem halben Thaler erworben. — Deſſenungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Chriſtoph der Handel im Kriege auch ſo glücken würde wie Ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schweſter, ich wollte ja ein Jahr nicht anſehen und wollte verſuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberſter und ein Freiherr würde und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele vom rechten Adel ſein; denn ſonſt ſchwöre ich, daß ſie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn ſie gleich in Golde ſteckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schweſter, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht ſo gute Edelleute gibt als bei uns, und daß man in Holland, wo dieſer Offizier her iſt, die Weiber nackt und bloß, wie ſie der liebe Gott geſchaffen, nicht anders als Kühe zu Markte treibt. Denn meiner ſeligen Frau Mutter Schweſter, die liebe Frau Grete v. T., mußte damals auch erleben, daß ihren Sohn der Teufel ritt und daß er ein ſolches wildes Weib mit nach Hauſe führte. Da hat ſie ſich ſo ſehr gegrämt, daß ſie es nicht lange mehr gemacht hat, und ſie iſt durchaus nicht zu bereden geweſen, daß ſie dieſes wilde Weib nur einmal angeſehen hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Chriſtoph zu kommen, wenn es ſich ſo mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren ſind, auch nicht Schildwacht ſtehn dürfte, ſo wollte ich wol meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beſlobet hat, ſchon überreden, daß ſie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüſche und die

Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metze Lein ausſäen."

Die Frau v. R. würde wahrſcheinlich dieſer Einfalt genugſam geantwortet haben, wäre ſie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ ſie die Alte allein, zu welcher ſich der anweſende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und ſo Unterhaltung machte: „Wie geht's? wie ſteht's noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, ſie ſieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Chriſtoph, daß er es ſo luſtig mitmachen kann. Hol' mich dieſer und jener, er iſt auch ein rechtſchaffner Kerl, ich wollte wünſchen, daß er vor etlichen Tagen dabei geweſen wäre, als ich mich mit einem Pfefferſack von Breslau herumſchlug; er ſollte ſein Wunder geſehen haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinen Secundanten einen ſtattlichen Schmaus zum Beſten geben, wobei wir uns ſo luſtig machten, daß der beſte Wein in der Stube herumſchwamm." Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: „Es iſt euch eine ſchöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern ſo gemein macht. Und vor allen ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläſer davon erſchnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderſchaft, ſie mögen Bürger oder Edelleute ſein. Ja ihr nennt wol gar, wie ich mir habe ſagen laſſen, die Pfefferſäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wiſſen, ſo ſchwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen; das ginge wol noch hin, wenn's euch nur nicht die Bürger verſetzt hätten."

„Seht ihr mich für einen Narren an," ſagte Junker Vogelbach, „daß ich dieſe Kerle Oheim oder Vetter nennen ſollte, hätte ihnen der Kaiſer auch einen noch ſo großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, ſo lange ſie luſtig Wein hergeben, hernach aber heißt es: laßt den Bärenhäuter gehn.“

Unterdeß machten ſich die Gäſte mit Tabak, Trinken und allerhand Geſprächen ziemlich luſtig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirthes allemal nur eine im Reigen zu ſehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet; daraus konnte er leicht ſchließen, daß ſich auch dieſe guten Mädchen mit ein und derſelben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdeß draußen ſo lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an ſie kam. „Sind das nicht liebe Kinder,“ ſagte ihre Mutter, die ſich mit andern Frauen zu der Frau von der B. geſetzt hatte, „ſie wiſſen ſich in Alles ſo adlig zu ſchicken, ich ſehe meines Herzens Luſt, wie ihnen Alles ſo wohl anſteht. Und hätten die Pfefferſäcke in den Städten noch ſo viel Schmuck um ſich hängen, der Bürger bleket doch allemal heraus.“ „Es iſt nicht ohne,“ ſagte die andere, „das Herz möchte mir im Leibe zerſpringen, wenn ich dieſe Leute in der Stadt in ſo prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen ſehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage ſtatt eures beſten Weines gar Perlen ſöffet, ſo ſeid ihr doch Bürger, bleibet Bürger und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu ſein.“

Unter ſolchem Weibergeſchwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der v. K. leicht erachten konnte, daß auch dieſes Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beſchloſſen werden, ſo gab er unſerm Holländer einen Wink und machte ſich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauer, wo ſie die Nacht auf einer Streu zubrachten. Am nächſten Morgen weckte ſie der Reitknecht des Herrn v. K.; wenn ſie eine dreifache Schlägerei anzuſehen verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmſte ſein würde, ſo möchten ſie bald aufſtehn und ſich auf die polniſche Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Luſt, der v. K., welcher ſich ſolcher Lumperei ſeiner Landsleute ſchämte, gab ſeinem Reitknecht einen Wink zu ſchweigen, ſie ſaßen auf und ritten unter anmuthigen Geſprächen ihres Weges."

So weit die Erzählung Paul Winckler's. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter ſeltener geworden. Immer noch kamen Einzelne in Verſuchung, dem ſchwachen Landesgeſetz zu trotzen, wiederholt eifern die Regierungen gegen Liſt und Gewalt, womit Unberechtigte die Landgüter Verſtorbener in Beſitz nehmen. Immer noch leidet die Mehrzahl des Landadels an einer Ueberbürdung durch aufgenommene Gelder, häufig iſt die Klage, wie leichtſinnig Hypotheken ausgeſtellt und wieder verkauft werden, und wie gewöhnlich es ſei durch Pfandurkunden zu betrügen, welche weit über den Kaufwerth des Gutes hinaus gehn. Bei ſolchen Verhältniſſen war auch gerichtliche Verſteigerung überall, wo ſie nicht durch Lehnsverhältniſſe oder Familienſatzung verhindert wurde, nur zu häufig, immer wieder brannten die Wachslichter, welche nach altem Brauch am Morgen des Verſteigerungstages angezündet wurden und durch die Dauer ihrer Flamme die Zeit anzeigten, binnen welcher die Gebote der Kaufluſtigen auf das Gut anzunehmen waren.*)

In den meiſten Landſchaften Deutſchlands war der Erwerb eines adligen Landgutes abhängig von dem Ritterrecht in derſelben Landſchaft; allerdings war dieſe Beſtimmung nicht gemeinem Rechte gemäß Geſetz, aber faſt überall bildeten die adligen Gutsbeſitzer der Landſchaft eine mächtige Körperſchaft, welche den Nichtadligen wenigſtens von dem Vollgenuß der Gutsrechte, der Standſchaft und ihren Verſammlungen, ausſchloß. Auch wo Nichtadlige lehnsfähig waren, wie in Thüringen und Meißen, waren ſie es nur unter Beſchränkungen. Sonſt hatten nur die Bürger einzelner privilegirter Städte das Recht adlige Güter zu erwerben, es erloſch auch für dieſe Bevorzugten, ſobald ſie aus dem Verbande der begünſtigten Stadt traten. Auch bei bürgerlichen Räthen der Landesregierung und Mitgliedern der Univerſitäten wurden zuweilen Ausnahmen gemacht. Gewöhnlich aber durfte der Nichtadlige das Gut nur pfandweiſe, aber nicht mit Herrenrecht als Eigenthum beſitzen. Selbſt dem Geadelten ſtand noch nicht frei, ein Rittergut als Eigenthum zu erwerben, er bedurfte dazu der beſonderen Einwilligung des Landesherrn oder der adligen Landſchaft; in den kaiſerlichen Erbländern erhielten dies Recht nur ſolche Edelleute, welche in den Herren- und Ritterſtand erhoben waren, und auch dann ſollte in jedem einzelnen Fall dies Recht vom oberſten Landesherrn erkauft und durch ein Diplom geſichert werden. Selbſt von den alten Familien ſuchte der Kaiſer dadurch Geld zu erhalten, daß er ihnen auflegte, durch ein Generaldiplom für alle Mitglieder dies Recht von neuem zu erkaufen.

---

*) Kaiſ. Privil. und Sanct. I, 377, zum Jahre 1712.

Aber auch andere Beſchränkungen legte der kaiſerliche Hof auf, der bis in die neueſte Zeit den letzten Schild ſeines Adels noch in Edle, Herren und Ritter getheilt hat. Wer aus dem Bürgerthum in den Adel- oder Ritterſtand verſetzt wurde, durfte nicht turniermäßig mit Trauerpferden und Schilden begraben werden, wenn er noch nebenbei eine bürgerliche Nahrung trieb. Und ſo weit die kaiſerliche Verwaltung reichte, wurde ſogar der adligen Frau noch 1716 verboten, einen lutheriſchen Geiſtlichen zu heiraten, weil das dem Adel unanſtändig ſei.*)

---

*) Kaiſ. Privil. und Sanct. III, 989 und 1021.

Aber wie bei dem Bauer, iſt auch in dem Leben des deutſchen Adels etwa ſeit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Beſſeren guter Ton, ſich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Faſt plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimniſſe des Ackerbaues, der Wirthſchaft, des Haushalts, der Kinderzucht, einer häuslichen rittermäßigen Erziehung wohlgeordnet und wortreich dargeſtellt wurden, es ſind ehrwürdige Folianten, in ſchöner Ausſtattung mit Kupferſtichen verziert, aus denen ſich zu bilden bald für verdienſtlich galt. Schon 1682 widmete von Hohberg ſein „Adliges Landleben“ den Gutsbeſitzern Oberöſtreichs. Bald darauf ſchrieb Pfalzgraf Franz Philipp unter dem Namen Florinus ein ähnliches Werk, den „Klugen und rechtsverſtändigen Hausvater“. Schon wurde in Holſtein, bald darauf in Mecklenburg auf den adligen Gütern die Koppelwirthſchaft eingeführt. Zugleich ſteigerte ſich in mehren wohlhabenden alten Familien die Theilnahme an etwas Kunſt und Wiſſenſchaft, es wurde anſtändig, einige hiſtoriſche und juriſtiſche Kenntniſſe zu haben, die Vergangenheit der eigenen Familie zu kennen, in den Hilfswiſſenſchaften der Geſchichte, der Münz- und Wappenkunde, bewandert zu ſein. Auch den Frauen des Landadels kam die innigere Frömmigkeit des neuen Pietismus, und ſeit 1700 das verſtändige, nüchterne Weſen der neuen Bildung zu Gute. Es wurde ihnen ſo oft geſagt, wie rühmlich es für eine Edelfrau ſei, ſich um die Wirthſchaft zu bekümmern und ihre Kinder gottesfürchtig zu chriſtlichen Junkern zu erziehen, daß man wol annehmen darf, es ſei Einiges von dieſen Anſichten in ihr Leben übergegangen. Und um 1750 ſchildert ſchon ein vielgereiſter Edelmann mit Behagen die Tagesarbeit der Gutsfrauen, wie ſie ſein ſollen. In der That hatte ein Edelmann, welcher friedlich auf ſeinen Gütern in erträglichem Wohlſtande ſaß, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Recht, ſich zu den glücklichſten Menſchen ſeiner Zeit zu zählen. Er lebte ſchlecht und recht, kümmerte ſich nur ſo weit um die große Welt, als er mußte, verkehrte in großer Familiengeſelligkeit zwanglos mit der ganzen adligen Nachbarſchaft, trank ſich nur noch zuweilen einen Rauſch, zog ſeine Füllen, verkaufte ſeine Wolle, disputirte mit ſeinem Pfarrer; er kam bei mäßiger Strenge erträglich mit ſeinen Unterthanen zurecht und hatte nur ſelten eine Ahnung davon, wie ſchädlich für ihn die Unfreiheit ſeiner Arbeiter war. Kam eine alte Familie in Gefahr zu verarmen, ſo empfahl ihr der erwähnte eifrige Vertreter des Adels wohlmeinend die Heirat mit einer reichen Erbin aus dem angeſehenen Bürgerſtande, im Nothfall könne das Geſchlecht der Frau geadelt und von Vater- und Mutterſeite mit Ahnen verſehen werden*), das Geſchäft gebe zwar einen kleinen Makel, aber es ſei thöricht darauf viel zu achten.

Gegen das Zurückſinken in das Volk waren die alten Familien aber auch durch zahlreiche einträgliche Vorrechte geſchützt. Sehr groß war die Anzahl der Beneficien und Präbenden, der arbeitloſen Stellen, der Sinecuren in den Domcapiteln, bei dem Malteſer- und Johanniterorden, an den adligen Klöſtern und andern geiſtlichen Stiftern, es gab kaum eine alte Familie, welche nicht nach einer dieſer Richtungen Verbindungen hatte. Allgemein war im Adel die Empfindung, daß der katholiſche Adel viel beſſer daran ſei, weil er ſeine Söhne und Töchter leichter verſorgen könne, während die proteſtantiſchen Fürſten die meiſten Stifter eingezogen hätten. Mit Stolz ſah auch deshalb die Reichsritterſchaft in Franken, Schwaben, am Rhein auf den landſäſſigen Adel herab, ihr bewahrte die kaiſerliche Capitulation nicht nur Gerechtigkeit, Würde und Hoheit, ſie war auch mit den geiſtlichen Fürſten und den Stiftern ihrer Landesgebiete eng verbunden und ihre Familien lebten in faſt erblichem Anrecht auf zahlreiche geiſtliche Pfründen. Leider vermochte aber dieſer Schutz nicht ihre

---

*) J. M. von Loen, Der Adel. 1752. S. 135 und 226.

Familien in dauerndem Gedeihen zu erhalten, ja er wurde ein Hauptgrund, daß viele derſelben in Abgeſchloſſenheit verarmten und innerlich verdarben.

Verhängnißvoller aber wurde dem niederen Adel ein anderes Recht, das er noch heute als werthen Vorzug feſthält, und das noch jetzt nicht ihm allein die Tüchtigkeit verringert: ſeine Hoffähigkeit. Der Grundſatz, daß jeder alte Edelmann bei Hofe freien Zutritt habe, und daß es dem Fürſten nicht zieme, ſeinen Umgang und geſelligen Verkehr in andern Kreiſen zu finden als innerhalb der alten Adelsſchilde, gewann ſeit dem Jahre 1700 größere Bedeutung. In dieſer Zeit erhielten die deutſchen Höfe allmählich die Einrichtung, welche ſie bis heute bewahrt haben, der Kaiſerhof, der Staat Ludwig's XIV wurden in Vielem Muſter, daneben blieben an den einzelnen Höfen alte heimiſche Bräuche. Immer größer wurde die Zahl der abligen Hofämter, bedrängte Fürſten verkauften ſie wol gar um gutes Geld.*) Schon ſtand dem geſammten Hofe der Oberhofmeiſter vor. Den fürſtlichen Haushalt beſorgte der Hofmarſchall, noch ſchritt er bei feierlichen Gelegenheiten mit ſeinem vergoldeten Stabe ſelbſt den Schüſſeln vor, ſchon trat er bei Feſttafeln, ſobald das Confect aufgegeben wurde, hinter den Stuhl ſeines gnädigen Herrn. Der Oberkammerherr überwachte noch wirklich den Kleidervorrath ſeines durchlauchtigen Gebieters, zuweilen unter Beirath der fürſtlichen Gemahlin, und vertheilte die abgelegten Kleider nicht nur an die Kammerdiener, auch an ärmere Cavaliere.**) Auch ſein Amt war wichtig, denn die Anzüge waren an den meiſten Höfen zahlreich und ſehr verſchieden, nur bei den Preußen und bei den verwandten Höfen, welche die preußiſche Zucht nachahmten, wurde der einfache Soldatenrock von inländiſchem Tuch die ſtehende Kleidung. Sonſt waren nicht nur die Galakleider, auch die beſonderen Gewänder und Verkleidungen für die Hoffeſte eine ſehr bedenkliche Angelegenheit, und es war für den Kammerherrn keine Kleinigkeit, genau zu wiſſen, wie die Garderobe bei den Divertiſſements gebührend einzurichten ſei, wenn z. B. im türkiſchen Garten bei Dresden der ganze Hof muſelmänniſch erſchien, oder wenn gar eine außerordentliche Krönungstracht erfunden werden mußte, wie für Kurfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen bei der Krönung zu Krakau.*) Auch der Stall war adlig geworden, er ſtand unter dem Oberſtallmeiſter, wie die Jagd unter dem Oberjägermeiſter, erſt ſpät wurde die geſammte waidmänniſche Umgebung des fürſtlichen Gebieters adlig. Da das Ceremoniell eine eigene Wiſſenſchaft des Hofes geworden war, wurde ſie an mehren der großen Höfe durch den Oberceremonienmeiſter vertreten. Niemand wachte eiferſüchtiger als die Fürſten ſelbſt über die Ehrenbezeigungen, welche ſie zu geben und bei Beſuchen zu erhalten hatten; wurde ihnen bei einem Beſuche nicht genug gethan, ſo reiſten ſie [illegible]ol gar im Zorne ab und drohten mit Vergeltung und Rache, [illegible]endlich waren deshalb ihre Klagen und Beſchwerden beim Kaiſer und Reichshofrath. Und doch war ſolch eiferſüchtiges Wachen auf Aeußerlichkeiten nicht die Folge eines ſicheren Stolzes, denn gegen Mächtige waren ſie nur zu arm an Selbſtgefühl. Immer wieder wurden Rangordnungen gegeben, faſt jeder neue Regent fand ein Vergnügen darin, ſein oberherrliches Recht auch darin zu erweiſen, und trotz aller Ordnungen waren die Streitigkeiten um Rang, Würde, Titel endlos. Aerger noch als die Männer waren die Frauen. Es kam um 1750 vor, daß an einem Fürſtenhofe alle adligen Damen ihre Plätze in der Kirche verließen, weil die Tochter eines neugeadelten Beamten, eines „wirklichen Geheimeraths", auf ihrem Chor einen Platz ſuchte.

---

*) J. B. von Rohr, Ceremoniel-Wiſſenſchaft S. 229.

**) Ebendaſelbſt S. 33.

---

*) Denn als der prächtige Herr am Ziel ſeiner Wünſch[illegible]nd nach zahlloſen Beſtechungen an die polniſchen Großen, und nach[illegible] ſeinen neuen Katholicismus weniger durch das gedruckte Zeugniß de[illegible] Papſtes, als durch die Spende von einem Thaler und einem halben Maß Branntwein an jeden adligen Wähler ſeiner Partei bewährt hatte, da mußte zu der verhängnißvollen Krönung am 5. September 1697 die Erfindungskraft der Hofbeamten höchlich angeſtrengt werden, denn die Tracht ſollte antik ſein und zugleich polniſch, und auch wieder modiſch und cavaliermäßig. Deshalb trug der König auf dem wohlgepuderten Haupte eine polniſche Mütze mit der Reiherfeder, auf der Bruſt einen ſtark vergoldeten Harniſch, über den kurzen franzöſiſchen Beinkleidern ein kurzes römiſches Unterkleid, an den Füßen Sandalen, über allem einen blauen Hermelinmantel, die ganze Kleidung mit prachtvollen Edelſteinen überſäet. Er wurde bei der Krönung ohnmächtig, es iſt zweifelhaft, ob der unbequeme Anzug oder die Scham über etwas Anderes die Schuld trug. Die Polen aber aßen an dieſem Tage drei gebratene Ochſen, weil bei der Kaiſerkrönung in Frankfurt einer gebräuchlich war. Vergl. Förſter, Höfe und Cabinette Europas. III, S. 51.

Dieſer weite Kreis von nichtigen Dingen gewann für den Adel die höchſte Wichtigkeit. Vom Kaiſerhofe in Wien bis zu dem Haushalt des Reichsfreiherrn herab, welcher immer noch einen oder mehre arme Junker in ſeiner Umgebung hielt, waren mit den Seitenlinien und Nebenzweigen der größeren Häuſer in ungefährer Schätzung etwa 5—600 Hofhaltungen in Deutſchland, außerdem 1500 reichsritterſchaftliche Häuſer, alſo ſicher weit mehr als 5000 Hofämter und Würden. Daß der Adel dieſe ungeheure Anzahl von Bedientenſtellen einnahm, war ſeinen männlichen Eigenſchaften nicht vortheilhaft. Daß er die Launen und Rohheiten eines zügelloſen Fürſten mit Lächeln ertragen, als geſchmeidiger Diener dem gewaltthätigen Gelüſt und der Mätreſſenwirthſchaft gefällig ſein mußte, war noch nicht das Aergſte. Er kam in dringende Gefahr, ſo niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erſchienen. Es war die Zeit, wo die adlige Mutter ihre Tochter mit Freude ſelbſt in die Arme eines lüderlichen Fürſten führte, und wo der Hofmann ſeine Gattin dem Fürſten gegen Bezahlung überließ. Freilich thaten das nicht nur arme Edelleute, auch ſolche, die ſelbſt Sproſſen fürſtlicher Häuſer waren. Der Adel einzelner deutſcher Landſchaften hat Gelegenheit gehabt, ſeine Uebung in ſolchen Gefälligkeiten auch noch in unſerem Jahrhundert gegen die Prinzen und Marſchälle Napoleon's zu beweiſen. — Und was am ſchlimmſten war, die große Maſſe des Hofadels zog auch die verwandten Familien der Gutsbeſitzer in die Reſidenzen. Verſtändige Männer wurden nicht müde darüber zu klagen, daß auch der Landadel zum größten Schaden für ſeine Kaſſe und Sittlichkeit nicht auf ſeinen Gütern wohne, ſondern ſich in die Nähe der Fürſten dränge und an den verpeſteten Höfen ſich ſelbſt, ſeine Frauen und Töchter verderbe. — Das waren aber im größten Theile von Deutſchland bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vergebliche Mahnungen.

Wer freilich männlicheren Ehrgeiz hatte, der wurde Beamter oder Offizier. Auch der Beamtenadel zeigt ſeit 1700 ein eigenthümliches Ausſehen. Hatte der Sohn einer alten Familie die Rechte ſtudiert, ſo gewann er durch ſeine Familienverbindungen leicht eine Rathsſtelle, und ſtieg von da, wenn er gewandt, und zuweilen, wenn er unterrichtet war, zu den wichtigſten Aemtern, bis zum thatſächlichen Beherrſcher des Staates oder zum politiſchen Bevollmächtigten und Geſandten an fremden Höfen empor. Es gehören neben den mannigfaltigen Schurken, welche die arge Zeit heranzog, auch gebildete und tüchtige Männer des deutſchen Adels zu dieſem Kreiſe, welcher ſchon in der Zeit von Leibniz die eigentliche Ariſtokratie des Standes bildete. Es wurde allmählich Brauch, auch die höchſten Beamtenſtellen, und ſeit die Geſandtſchaften ſtändige höfiſche Einrichtungen geworden waren, auch dieſe nur durch Adlige zu beſetzen. Ebenſo die Offizierſtellen der Heere. Während die kaiſerlichen Armeen auch nach den Umgeſtaltungen des Prinzen Eugen immer etwas von dem Weſen der alten Landsknechtheere behielten, denen der junge Adel aus dem größten Theile Deutſchlands zuzog, wurde bei den Hohenzollern die Neuſchöpfung der Armee Grundlage für die Bildung eines eigenthümlichen Offizieradels. Schon Kurfürſt Friedrich Wilhelm erkannte, daß der verwilderte Landadel ſeines verwüſteten Gebietes am beſten in dem Heere zu verwerthen ſei, welches er noch unter dem Geſchützdonner des dreißigjährigen Krieges ſchuf. Er bändigte die Raufluſtigen durch die ſoldatiſche Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeiſt und die militäriſchen Ehrengeſetze, und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer bevorrechteten Stellung dadurch, daß er die höheren Offizierſtellen ausſchließlich mit ihnen beſetzte. In den letzten Jahren ſeiner Regierung iſt das preußiſche Offiziercorps bereits in der großen Mehrzahl adlig. Eine der merkwürdigſten Culturveränderungen des 18. Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal ſeit König Friedrich Wilhelm der Erſte und Friedrich der Zweite ſo ſtark betont hatten, daß jeder Fürſt des Hauſes Hohenzollern Soldat und Offizier ſein müſſe, und daß derſelbe Rock, gleich ſtrenger Gehorſam und dieſelben Geſetze der Ehre für ihn gelten ſollten, wie für den kleinen Junker vom Lande.

Dadurch geſchah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Geſellſchaft gelebt hatten, enge mit den theuerſten Erinnerungen der Nation verbunden wurden. Durch dieſe politiſche Bevorzugung des Adels wurden aber freilich auch im Staate der Hohenzollern neue Gefahren für die Familien des Adels und, was noch bedenklicher war, für den Staat ſelbſt großgezogen. Es wird ſpäter davon die Rede ſein.

So war der Adel um das Jahr 1750 noch auf dem Höhepunkte ſeiner Geltung, er war überall der herrſchende Stand. Tauſende ſeiner Söhne verneigten ſich an den großen und kleinen Höfen, kaum geringere Zahl dehnte ſich in den Chorſtühlen geiſtlicher Stifter, ſaß auf Präbenden und trug kaiſerliche Panisbriefe in der Taſche. Die weichſten Lehnſtühle der Rathscollegien, die Vorderſitze in den Staatscarroſſen der Diplomaten wurden von ihnen eingenommen, faſt der geſammte Domanialbeſitz war in ihren Händen. Gerade da aber begann eine Umwandlung in den Seelen der deutſchen Nation, es erwuchs eine neue Bildung, und neue Anſichten über irdiſchen Werth oder Unwerth verbreiteten ſich, leiſe, allmählich, unangreifbar, man wußte nicht wie und woher. Die deutſchen Redeſätze erhielten einen andern Fall, die deutſchen Verſe klangen weniger majeſtätiſch, bald ſogar ſehr ſchlicht und einfach. Dieſe neue Sucht nach Einfachheit verbreitete ſich weiter. Einzelne dreiſte Phantaſten wagten Puder und Perrücken zu verachten, es wurde auffallend gegen die Etikette, ja von ſehr Vornehmen gegen das Ceremoniell geſündigt, neue Ideen kamen in Umlauf und neue Gefühle. Man hörte von Schönheit, von zärtlichen Herzen und Menſchenwürde ſprechen. Schnell wurden auch Hochgeſtellte vom Adel angeſteckt, ſogar Souveräne, die Herzogin von Weimar fuhr mit einem, der Wieland hieß, auf einem Leiterwagen, zwei Reichsgrafen von Stolberg waren nicht abgeneigt, vor einem, der gar Klopſtock hieß, niederzuknieen, und küßten ſich beim Mondſchein mit bürgerlichen Studioſen.

Unter den bürgerlichen Schöngeiſtern, welche jetzt auf einmal Einfluß gewannen, war keiner mehr geeignet den Adel mit der neuen Zeit zu befreunden, als Gellert. Er war nicht genialiſch, er wußte ſehr gut, was einem jeden gebührte, und er gab doch Jedermann ſein Theil durch kritiſche Seitenblicke; er hatte eine feine, beſcheidene, ein wenig peſſimiſtiſche Laune, er war durchaus achtungswerth, er hatte ein mildes wohlthuendes Weſen für Männer und Frauen. Sehr groß war die Einwirkung, die er auf den oberſächſiſchen, thüringiſchen und niederdeutſchen Landadel ausübte. Bald begann auch in dieſen Familien ein Cultus der neuen Zeit. Zumal die Frauen öffneten ihr Herz den neuen literariſchen Gefühlen, und viele von ihnen wurden ſtolz, Gönnerinnen der ſchönen Dichtkunſt zu ſein, während die Männer noch mißtrauiſch auf das neue Weſen blickten. — Und wie in Deutſchland die Poeſie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgerthum zu bringen, äußerte zu derſelben Zeit in Oeſtreich die Muſik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung.

Es blieb aber nicht bei den poetiſchen Stimmungen und bei den zarten Beziehungen, in welche die Kalb, die Stein und die Lengefelds zu deutſchen Dichtern traten. Ernſter, gewaltiger ſprach die neue Wiſſenſchaft; was ſie befahl und was ſie verurtheilte, das wurde wie durch einen Zauber in Hunderttauſenden Geſetz des Lebens oder Gegenſtand des Abſcheus. Wenige Jahrzehnte nach 1750 galten in einem weiten Kreiſe der Gebildeten, welcher die ſtärkſte Kraft des Bürgerthums wie die edelſten Seelen des Adels umſchloß, die Vorrechte des Adels, welche ihm eine Sonderſtellung im Volke gaben, für veraltet. Und die Staatsordnungen, welche ſie fortbewahrten, wurden mit Kälte und mit Achſelzucken betrachtet.

Und eine andere ernſte Zeit kam; die adligen Generäle des preußiſchen Heeres vermochten den Staatsbau der alten Hohenzollern nicht zu halten, ſie zuerſt gaben den Staat Friedrich's des Großen auf und überlieferten die preußiſchen Feſtungen kleinmüthig einem fremden Feinde. Und eine von den Bedingungen der Rettung und Wiedererhebung Preußens und Deutſchlands war, daß der Adel auf theure Vorrechte im Beamtenthum, auf die ausſchließliche Inhaberſchaft der Offizierſtellen und des ritterlichen Grundbeſitzes verzichten mußte.

Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortſchritt der menſchlichen Bildung in dem deutſchen Bürger. Das Bürgerthum iſt nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der andern Ständen gegenüberſteht, es iſt die Nation ſelbſt geworden. Wer ſich ihm gegenüberſtellt mit ſelbſtſüchtigen Anſprüchen, der beginnt einen hoffnungsloſen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel ſich bis zur Gegenwart eine Sonderſtellung in dem Volke zu bewahren ſucht, ſind ein Unglück und Verhängniß für ihn ſelbſt geworden. Viele der Beſten vom Adel haben das längſt begriffen, ſie ſind auf jedem Gebiete des geiſtigen und wirthſchaftlichen Fortſchritts, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat Vertreter des neuen Lebens der Nation. Auch der Landadel, der in den Grenzen ſeiner Dorfflur am treueſten und liebevollſten die Erinnerungen aus alter Zeit bewahrt, hat ſich zum Theil mit der neuen Zeit befreundet, zum Theil ihren Forderungen widerwillig gefügt. Aber in den Schwächeren von ihnen iſt noch heut etwas von den gemüthlichen Stimmungen der alten Feldreiter zurückgeblieben. Das neue Junkerthum, ein unholdes Zerrbild des adligen Weſens, iſt, wenn man genau zuſieht, nichts weiter als anſpruchsvolle Fortſetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt ſich nicht ſelten derſelbe Haß gegen die Bildung der Zeit, dieſelben Vorurtheile, der gleiche Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung abſterbender Vorrechte und dieſelbe rohe Selbſtſucht gegenüber dem Gemeinweſen. Denn nicht wenige unter jenem Hofadel und Landadel betrachten noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zweihundert Jahren die gefüllte Vorrathskammer eines Nachbars. Aber ſtärker als vor zweihundert Jahren erhebt ſich gerade jetzt gegen ſolche der Haß und die Verachtung des Volkes.

Aus deutſchen Bürgerhäuſern.

(1675—1681—1683.)

Trotz Krieg und Zerſtörung war die Civiliſation in beſtändigem Fortſchreiten begriffen, weil ſie nicht, wie im Alterthum, von einem Volke allein, ſondern durch eine große Familie von Nationen getragen wurde; aber der Segen ſolcher höheren Entwicklung adelte in Deutſchland zunächſt nur das Leben Einzelner. Nur bei glücklicher Anlage, in günſtiger Lebensſtellung vermochte die Bürgertugend zu gedeihen, welche für uns der werthvollſte Beſitz des Mannes iſt. Das Jahrhundert der Reformation hatte den Menſchen nach vielen Richtungen das Charakteriſtiſche und Selbſtthätige entwickelt und nicht nur die Unterſchiede der Bildung vergrößert, auch die Anſprüche an das Leben mannigfaltiger gemacht; aber in jener Zeit fühlte ſich jeder, auch der Weiſe, Starke, Gebildete noch als Deutſcher und als ein Theil der Volkskraft. Seit dem großen Kriege offenbart ſich der Gegenſatz zwiſchen dem Gebildeten und dem Volke. Einſt hatte man „gemein“ genannt, was für Alle galt und darum hoch zu achten war, jetzt hing ſich die Vorſtellung von etwas Unwürdigem an das gute Wort; ſonſt war „ſchlecht“ in der Bedeutung „einfach“ ein gutes Prädicat des Menſchen geweſen, jetzt wo überall das fremde Künſtliche für begehrungswerth galt, wurde das Schlichte tadelnswerth. Größer wurde die Kluft zwiſchen den Ständen. Nicht allein durch Preis, Farbe und Stoff der

Kleidung unterſchieden ſie ſich, wie ſeit alter Zeit, die ganze Tracht vom Hut und Haarſchmuck bis zu den Abſätzen der Schuhe wurde für den Vornehmen eine andere als für den Bürger, für den Städter andere als für den Bauer. In der Geſelligkeit, in der Sprache, der Lebensart traten die modiſchen Unterſchiede grell hervor. Jeder Kreis ſuchte ſich gegen das Eindringen der untern zu ſchließen, der hohe Adel gegen den niedern, der niedere gegen den Bürger, in den Städten der Studirte gegen den Nichtſtudirten, der Kaufmann gegen den Handwerker. Auch dieſe unholde Erſcheinung war die erſte Folge eines politiſchen Fortſchrittes. Einſt waren die großen Stände, Fürſt, Edelmann, Bürger, Bauer, in alten ſichern Verhältniſſen neben einander gegangen, die Geiſtlichkeit und die religiöſe Bewegung hatten das geſellſchaftliche Bindeglied gebildet, welches Städter und Landedelleute zuſammenſchloß; jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinander geſchüttelt. Ein großer Theil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbeſitzer ſuchte Unterkommen im Dienſt des neuen Staates oder in der Stadtgemeinde. Sicher lag darin der Anfang eines höheren Lebens, aber die alten Anſprüche waren deshalb nicht ſogleich geſchwunden; je geringer die innere Berechtigung der geſellſchaftlichen Trennung war, deſto ſorgfältiger wurde auf die äußere „Distinction“ geachtet.

Knechtiſches Benehmen gegen Vornehmere wurde allgemein; es erſtreckte ſich von den Verbeugungen und Titulaturen auf die Empfindung. Der Bürgerstochter war ungemeine Ehre, die modiſchen Complimente eines Cavaliers anzuhören, welche ihr gegenüber leicht und gleichgiltig von den Lippen floſſen und das Gewagte viel glätter ausdrückten als ihr Nachbar, der arme ſchulfuchſige Magiſter oder der ungelenke Kaufmannsſohn.

Auch den geſelligen Verkehr der Bürger unter einander verſchlechterte das Eindringen der fremden Mode. Das vergangene Jahrhundert war im behaglichen Ausdruck nicht vorzugsweiſe zart geweſen; gewiſſe natürliche Dinge wurden unbefangen bei ihrem Namen genannt, und in der Unterhaltung wurde wol gutlaunig über ſie geſcherzt; das aber war geſchehen, weil man dergleichen für durchaus harmlos hielt, und hatte deshalb auch die Sittlichkeit der Frauen nicht gefährdet. Jetzt wurden viele ehrliche alte Wörter verſehmt, wer ſie brauchte, war ein „grober Flegel“. Dafür wurden die Zweideutigkeiten Mode; kühn und gewandt in Worten zu ſein, nicht auszuſprechen, was zu allen Zeiten für unanſtändig gegolten hat, aber geſchickt anzudeuten, das wurde modiſch. Und die Frauen und Mädchen lernten bald darauf gut antworten; die ausgeſuchten Scherzreden, Angriff und Abwehr, in den kleinern Lehrbüchern der Höflichkeit, welche der anſpruchsloſe Bürger üben ſollte, ſind ſo bedauerlich, daß ſie hier nicht mitgetheilt werden können. Die Hörner — der alte Schmuck der Bacchanten, welche auf der Univerſität deponieren mußten — ſpielen darin eine große Rolle. Aber dieſer endloſe Scherz iſt einer der harmloſeſten.*)

Daneben fehlte freilich die herzliche Heiterkeit nicht. Die Jugend ſpielte lange die geſelligen Spiele, welche jetzt den Kindern geblieben ſind. Es wurde nach Jeruſalem gereiſt, die Büchſen drehten ſich, das Hirſchel wurde gejagt, Hans Plumpſack ging herum, die Blindekuh gab ſchöne Gelegenheit, unter dem Scheine des Zufalls Dreiſtes zu wagen. Auch Pfänderſpiele waren beliebt, doch ſcheinen die Küſſe dabei üblicher geweſen zu ſein als geiſtvolle Auflöſungen; dafür waren die Stachelverſe und Räthſelfragen in Aufnahme, und wenn bei Tiſche an Braten oder Fiſch eine Leber zu ſpeiſen war, wurde vorher der Reihe nach ein Reim darüber gemacht, keine leichte Sache; denn da galt es, etwas Zierliches hervorzubringen, der „Stock“ oder „alberne Schöps“ kam dabei greulich ans Tageslicht. Die „Converſation“ wurde als ernſte An-

---

*) J. B. New-Alamodiſche Sitten-Schule. 1662. 16.

Gelegenheit betrachtet, auf die man ſich wohl vorzubereiten hatte, Anekdoten, merkwürdige Vorfälle wurden dazu vorher geleſen; hochgeachtet war, wer einen ſchönen deutſchen Vers „applicabel“ vortragen konnte.

Der Tanz wurde nach dem Kriege häufiger, in Familien auch am Abend, und vorzüglich bei ihm erkannte man, wer ſich dem löblichen Frauenzimmer der Gebühr nach rühmlich zu bezeigen wußte. Noch waren die Reihentänze bei den Bürgern beliebt. Die Dame wurde vor der Aufführung mit einer kleinen Rede begrüßt, war ſie verheiratet oder Braut, auch ihr Geſpons. Dann hatte der Tänzer ſo zu führen, daß ihre Finger leicht auf den ſeinen lagen, im Reigen ſelbſt ſollte er nicht vorſpringen, nicht die Tänzerin zu dummen Sprüngen nöthigen, die ihre Kleider bis zum Gürtel hinaufſchwenkten, auch nicht der Dame mit ſeinen Sporen die Kleider von einander reißen. Nach dem Tanz kam wieder eine kleine Rede und Antwort. Zuletzt durfte er ſie nach Hauſe bringen; dabei hatte er ſich allerdings zu hüten, daß ihm nicht von Eiferſüchtigen mit Prügeln aufgelauert wurde, was gebräuchlich war. In der Wohnung mußte ſich der Tänzer zuerſt bei den Eltern entſchuldigen, daß er durch das Geleit ſeine Ehrenbezeigung verſpüren laſſe, dann bei der Dame, welche er der gnädigſten Obacht des Allerhöchſten befahl, mit der zarten Andeutung, daß er ihr Kopfkiſſen zu küſſen wünſche.

Es iſt nicht leicht ein richtiges Bild von dem Gemeingiltigen alter Geſelligkeit zu erhalten, denn die zahlreichen Schreiber von Komödien und Romanen geben uns meiſt Zerrbilder, ſie finden ihre Rechnung dabei, in das Niedrige hinabzuziehen. Auch die Lehrbücher der Complimente, das heißt, der ſchicklichen Anreden und Antworten, geben nur den Hausbedarf an Redensarten bei den gewöhnlichen Vorkommniſſen des bürgerlichen Lebens.

Aber nicht nur die fremden Gäſte, Galanterie und Ceremoniell, waren bemüht den Nachwuchs einer geſetzloſen Zeit zu bändigen, dem deutſchen Bürger halfen dazu auch einheimiſche Geiſter des Landes: das uralte Bedürfniß von Ordnung und Zucht, der altheimiſche Fleiß und ſein liebebedürftiges Gemüth, endlich auch ſein untilgbares Pflichtgefühl. Dieſe regelten und verſchönten ihm allmählich wieder Ehe und Familie, das Haus, den Beruf. Noch läuft die Brautwerbung in der alten deutſchen Weiſe, noch ſpielt der vermittelnde Freiwerber ſeine Rolle, noch werden die Verlobungsgeſchenke der Braut und des Bräutigams ſorglich mit ihrem richtigen Geldwerth aufgezeichnet. Ja noch förmlicher iſt die Werbung geworden, bis auf die Redensarten vorgeſchrieben. Der Liebende hatte vorſorglich ſeine Anrede an die Jungfrau zu überdenken; wo eigene ſchöpferiſche Kraft nicht ausreichte, half das unentbehrliche Complimentirbuch, ein geſchätztes Stück der Bibliothek. Ebenſo ging es dem züchtigen Frauenzimmer; es war ihm wohlbekannt, auch durch Gedrucktes, wie wünſchenswerth es ſei, daß man nicht ſogleich einwillige; ja die höchſte Schicklichkeit forderte, daß man erſt einmal ablehnte oder ſich wenigſtens Bedenkzeit erbat. Dann hielt der Geliebte ſeine zweite Rede, ein wenig feuriger, mit etwas höherem Schwung, und dann erſt war der Bann gebrochen, dann durfte ſie das Ja ſprechen. Man war aber auch kein Schulfuchs, man wußte, daß lange Reden in ſolchem Falle pedantiſch werden, beide ein eheliches Verlöbniß „Intentionirende“ ſollten ſich kurz faſſen. Der Geliebte hatte ſeinen Vortrag etwa ſo einzuleiten: Mademoiſelle! Sie vergebe mir gütigſt eine Freiheit, welche zu begehen ich mich ſelbſten ſchäme; doch die Zuverſicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich ſo dreiſte, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, was maßen ich entſchloſſen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern u. ſ. w. Und das tugendſame Frauenzimmer hatte etwa ſo zu antworten: Monſieur! Ich kann mir ſchwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebet, im

Ernſt geſprochen ſei, denn mir wohlbekannt, wie wenig Anmuth ich beſitze, einer ſo angenehmen Perſon zu gefallen u. ſ. w. — Es war alles durch den Freiwerber vorher abgemacht, ſie wußten beide, was zuletzt kommen würde; aber wie bei den Vornehmen die Galanterie, ſo forderte bei dem Bürger die Conduite, daß ſie ihr Wollen durch eine Handlung auch äußerlich darſtellten, den Entſchluß feierlich zur unumſtößlichen Thatſache erhoben. Von der Unruhe des Mannes, dem Herzklopfen des Mädchens iſt uns nichts verzeichnet, wir hoffen, daß beide glücklich waren, wenn ſie die ſchwere Scene durchgemacht hatten, er ohne Stocken, ſie ohne ausbrechende Thränen.

In der Reſidenzſtadt des ſchleſiſchen Fürſtenthums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Profeſſors am Gymnaſium, geboren. Er ſtudirte als Reformirter zunächſt in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reiſen und Abenteuern in ſeine Vaterſtadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg, nach dem Tode des letzten Piaſtenherzogs in Liegnitz und nach Beſitzergreifung des Landes durch die Oeſtreicher Pfarrer und Hofprediger in Kaſſel. Er ſtarb 1708 nach einem thätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer hiſtoriſcher Schriftſteller fand er unter den Zeitgenoſſen Anerkennung, aber auch ſtrenge Kritiker. Mit Leibniz ſtand er in ſchriftlichem Verkehr, und einige bedeutſame Briefe des großen Mannes an ihn ſind uns erhalten. Auch eine Selbſtbiographie hat er verfaßt, und dieſe iſt in ſeiner Familie durch fünf Geſchlechter liebevoll bewahrt und durch einen ſeiner Nachkommen herausgegeben worden. (Der Chroniſt Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild, herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner, 1854.) Hier ſei der Bericht mitgetheilt, welchen Friedrich Lucä von ſeiner Freiwerbung gibt. Dieſe Thätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, da er Prediger zu Liegnitz war.

„Mittlerweile, da mein Gemüthe am wenigſten mit Heiratsgedanken geſchwängert war und die vorgeſchlagenen Partien gar ſchlecht attendirete, ließ ſich eine fremde Jungfrau, Eliſabeth Mercers, von der ich mein Lebelang nichts gehört oder geſehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem ſie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erſt kurz vorher geſchehen. Dieſelbe war mit Herrn General Schlepuſch und deſſen Frau Liebſten von Bremen hergekommen, und wohnte auf deren adligem Ritterſitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da ſich die Jungfrau einſtellte, und nach verrichtetem Gottesdienſt aus der Kirche in mein Haus kam und die heilige Communion andächtig abſolvirete, nahm ich Occaſion, mich mit derſelben über den Zuſtand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da ſie mir ein paar Kapaunen in die Küche geſchickt hatte, zu danken, und ließ ſie im Segen des Herrn wieder von mir gehn. Ich hatte aber bei dem erſten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine, mir anſtändige Conduite in ihr verſpüret und eine ſchöne Conformität meines Gemüthes mit dem ihrigen empfunden, ſondern es ſchien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu ſein, daß der Geiſt der Liebe etwas Sonderliches mit mir vorhaben müßte, indem ich lebenslang keine ſolche brünſtige Affection auf irgend eine Jungfer gleich wie auf dieſe getragen hatte.

Dieſe meine herzliche, jedoch keuſche Liebe verbarg ich feſt in dem Herzensſchranke, und ließ keine Seele nicht das Geringſte davon erfahren. Die Jungfrau Mercers legte ſich alle Abend mit mir zur Ruhe und ſtand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieſer Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieſelbe, ohne die Urſache meines Discurſes zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädicamenta gewaltig an, wie desgleichen auch mein Glöckner ſie gar ſehr rühmete. Ich quälete mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete ſie aber meinem Gemüthe zuletzt wiederum aus, denkend: warum ſollte denn dein Gemüthe ſich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht und dir doch nimmermehr zu Theil werden kann?

Ein halb Jahr darnach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtniß entfallen war, ließ ſich die allbereits vergeſſene Jungfer abermals mit ſchöner Begrüßung durch des Herr Baron Schlepuſches Pagen anmelden und mir andeuten, daß ſie geſinnet wäre wiederum zu communiciren. Sothane Botſchaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläufig das eine oder das andere, der Jungfer wegen, befragte, konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; ſie aber nahm dieſe Invitation nicht an, vorwendend, daß ſie gewohnet wäre den Tag über zu faſten, an welchem ſie communicirt hätte. So kam der Sonntag heran, und nach der Kirche die Jungfer Mercers, unwiſſend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Communion und discurirte nach derſelben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre Perſon in etwas divertiren möchte. Ich hätte aber durch ſothanen Discurs ſonderlich gern erfahren, ob ſie von Adel wäre und in Schleſien zu verbleiben Luſt trüge, konnte aber ſolches vor dieſesmal unmöglich erforſchen. Hierauf erhob ſich die Jungfer wieder aus meiner Behauſung, und weil ſie vermeinte, ich hätte eine Liebſte, recommandirte ſie ſich derſelben. Ich gab ihr aber ſogleich meinen eheloſen Stand zu verſtehn, und daß ich keine Liebſte nicht hätte. Bei dieſem Discurſe war ſowol der Glöckner als auch meine Haushälterin anweſend geweſen und hatten ebenſo wie ich allerſeits aus der Jungfer Conduite großes Contentement geſchöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Jetzund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch kein Mittel erſinnen, dadurch das Geſchlecht und Beſchaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich ſtets für eine adlige Perſon anſah, zu erfahren, indem ich nicht für rathſam fand, mich gegen Jemanden zu expectoriren. Unterdeſſen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelſtadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewol lutheriſcher Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuſchin, deren Ehemann kürzlich geſtorben und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, ſonntäglich ſammt der Jungfer Mercers nach Nickelſtadt in die lutheriſche Kirche zum Gottesdienſt gingen, ſo bat ich dieſen Herrn Pirner unvermerkter Weiſe meinethalben dem Geſchlecht und der übrigen Condition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligirte ſich hierzu und verſprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt dieſe Obligation treulich und referirte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthaſar Mercers', geweſenen Parlamentsaſſeſſors zu Edinburg in Schottland, welcher von König Carolo I zu Engelland vielmals in wichtigen Commiſſionen verwendet, einſt auch bei einer Sendung nach Hamburg dortſelbſt mit einer goldenen Ehrenmedaille geziert worden war. Ihre Mutter, auch Eliſabeth genannt, war adligen Geſchlechts geweſen, eine geborene von Kennewy aus Schottland. Als ſich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürthaten, mußte ſich ihr Herr Vater, wie auch ſein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil ſie Favoriten des enthaupteten Königs geweſen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und ſeiner Partei, mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben; er zog mit den

Seinigen nach Bremen, woſelbſt er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an ſein ſeliges Ende (1650) lebte, drei Söhne und drei Töchter ſeiner Witwe, einer frommen, gottſeligen Matrone, hinterlaſſend. Die Söhne waren in die Welt gegangen, einer davon nach Indien, einer nach den Canarien-Inſeln, und von den Töchtern hatte ſich die älteſte in London an einen Schweſterſohn Cromwell's, des adligen Geſchlechts Cleipold, und die jüngſte zu Wanfried in Heſſen an einen Kaufmann Namens Uckermann verheiratet; die mittlere war meine Liebſte. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter geſtorben und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigeſetzet worden, worauf die Jungfer Eliſabeth eine Zeit lang bei Herrn Doctor Schnellens Witwe gelebt hatte. Unterdeſſen lernte ſie die Frau Schlepuſchin, welche auf ihrem Gute Schönbeck bei Bremen wohnte, kennen, und da ſich der General und die Generalin Schlepuſchin bald darauf nach Schleſien erhoben, ſo nahmen ſie dieſelbe zur Spielgeſellin ihrer Fräulein Tochter mit ſich auf Klein-Polewitz, wo ſie allerſeits in guter Aeſtim gehalten ward.

Sothanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen ſie, ſonderlich weil ich nun wußte, daß ſie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adliger Extraction wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfrau wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch recommandirte, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureiſen derſelben ihr ganzes Hausweſen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuſcher Liebe mein ganzes Herz erfülleten bis zum Ueberlaufen, ſo ſchüttete ich daſſelbe zuerſt gegen dieſen ehrlichen Mann aus und offenbarte ſeiner Verſchwiegenheit, was ich ſonſt keinem Menſchen in der ganzen Welt noch nicht entdecket hatte, nämlich dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn, er möge mir in dieſer importanten

Sache getreulich Aſſiſtenz leiſten und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sothanen Dienſt wollte ſich der gute Mann zur höchſten Ehre ſchätzen, ließ ſich das Werk auch ſehr angelegen ſein, und incarminirte mein Intent zuerſt der Frau Generalin. Unterdeſſen wechſelte ich Briefe mit ihm und erhielt auch bald gute Vertröſtung. In summa, die Sache avancirte in kurzer Zeit erwünſchter Maßen, daß ſie nur noch auf einer perſönlichen Viſite beruhete. An einem Montag, nach vorhergeſchehener Anrufung Gottes, erhob ich mich zu Pferde nach Nickelſtadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortſelbſt ab und ging mit ihm nach Klein-Polewitz, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichen Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poſer, königlicher Oberſteuereinnehmer der Fürſtenthümer Jauer und Schweidnitz, in Empfang, führte uns mit großer Höflichkeit in den Speiſeſaal, divertirete uns daſelbſt, als ein ſehr qualificirter und unterrichteter Cavalier, mit allerhand Discurſen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern und bewillkommte mich mit vieler Civilität, wie ſie auch mein Compliment hinwiederum ſehr günſtig annahm. Mein Anbringen contentirte ſie ſehr wohl, und that auch gute Verſicherung eines glückſeligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweile war die Tafel bereitet, und indem zu derſelben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter und Herr von Poſer mit ſeiner Liebſten erſchienen, folgete auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs Höflichſte empfing. Unter währender Mahlzeit führte man allerhand luſtige Discurſe, und war meine Liebſte das rechte Centrum, zu der ſich alle dieſe Linien zogen. Nach Endigung der Tafel abſentirte ſich die ganze Compagnie und ließen mich und meine Liebſte allein in dem Speiſeſaal ſtehn. Bei dieſer Occaſion eröffnete ich derſelben mein Herz und verlangte ihrer theilhaftig zu werden, hoffend, ſie würde von meiner keuſchen Liebesflamme etwas participiren und ſelbige kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündniß ausſchlagen laſſen. Gleichwie nun gemeiniglich in Liebesſachen des Frauenzimmers Nein! ſo viel als Ja! iſt, ſo verſtand ich auch meiner Liebſten erſtes ausgeſprochenes Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abſchrecken, meine Expectorationen fortſetzend. Unterdeſſen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poſer ab und zu, und vexirten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte ſich unſere Liebe nicht länger unter den Complimenten verbergen laſſen und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieß: Ja, ich bin dein, und du biſt mein! Jetzt ließen wir ſelbſt die Frau Generalin und den Herrn von Poſer wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche denn als hohe Beiſtände und Zeugen unſer mündliches Ja mit Zuſammenfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebſten eine kleine, ſehr ſtark mit Silber beſchlagene Bibel und einen Ring mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor dreiundfünfzig Reichsthaler hatte machen laſſen. Meine Liebſte aber conteſtirte mir ihre Liebe mit einem Ring von einem Diamant, welcher wegen ſeiner Größe auf neunzig Reichsthaler äſtimirt ward. Als nun die Sache ſolchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und ſpeiſeten in aller Fröhlichkeit zuſammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wies. Des andern Morgens legte ich der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeigte Ehre ab, nahm von meiner Liebſten und allen Anweſenden Abſchied und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelſtadt und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an correſpondirte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebſten, gab ihr alle Sonntage nach verrichtetem Gottesdienſt zu Polewitz die Viſite, regalirte ſie dabei allemal mit einer ſonderbaren Verehrung und beſtimmte endlich mit ihr den Eliſabethentag, nämlich den 19ten November, Anno 1675 zum Termin unſerer Hochzeit.

Als ſolchergeſtalt unſere Courteſie faſt fünf Wochen gewähret hatte und der feſtbeſtimmte Hochzeitstag herannahte, auch alles Nothwendige herbeigeſchaffet und die Hochzeitsgäſte invitiret waren, namentlich aber mein früherer College zu Brieg, Herr Dares, den ich uns zu copuliren gebeten hatte, auf Klein-Polewitz eingetroffen war, ſchickte die Frau Generalin zwo Kutſchen, die eine mit ſechs und eine mit vier Pferden beſpannt, mich und meine Gäſte zu Liegnitz abzuholen. Weil aber dieſe Kutſchen nicht alle Gäſte führen konnten, ſo lieh mir der Herr Landeshauptmann von Schweinichen, item die Aebtiſſin des Nonnenkloſters, item der Stadtrath je eine mit vier Pferden beſpannet, ſammt etlichen Kaleſchen, worauf ich mich im Namen Gottes mit meinen Gäſten nach Polewitz verfügte. Nach gehaltener Copulationspredigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich und Eliſabeth ſehr ſinnreich und emblematiſch auslegte, geſchah die Copulation bei brennenden Fackeln Abends um ſechs Uhr auf dem großen Speiſeſaale, wobei ich von dem fürſtlichen Rathe, Herrn Knichen, und von Herrn Caſpar Braun, meine Liebſte aber von Herrn von Poſer und Herrn von Eicke, dem Bruder der Frau Generalin, geführet ward. Vor der Copulation hatte mir Fräulein von Schlepuſch den Kranz präſentiret, ich ihr aber dagegen einen ſchönen Goldring verehret. Sobald die Copulation vollzogen war, ging man zur Tafel, welche meine Liebſte auf unſere Koſten hatte verrichten laſſen, und waren wir allerſeits gar fröhlich und guter Dinge. Solchergeſtalt bewirtheten wir die Gäſte noch drei Tage in höchſter Fröhlichkeit und mit allem Contentement, und endigte ſich Alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rath Knichen und ſeiner Liebſten, in der Frau Generalin Leibkutſche mit ſechs Pferden beſpannt, die Heimführung meiner Liebſten in Liegnitz.“

Soweit der Bericht des glücklichen Gatten; er hatte durch ſeine Freiwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erkennt der Leſer auch aus dem verſchnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menſchenherz in mächtiger Bewegung ſchlug.

Aber der Ausdruck herzlicher Empfindung iſt ein anderer geworden. Als hundert Jahre vorher Felix Platter berichtete, wie ihm die Neigung zu ſeinem Mädchen entſtand, drückte er ſein Fühlen durch die einfachen Worte aus: „ich fing ſie ſehr an zu lieben"; Lucä dagegen beobachtet bereits, „daß die Ströme keuſcher Liebe ſein Herz erfüllen bis zum Ueberlaufen." Die Braut des Glauburgers hatte in ihren Briefen den Bräutigam noch ehrlich „herzlieber Junker" genannt, jetzt wird in zärtlichen Schreiben auch der Mann von dem Weibe „ſchöner Engel" angeredet.*) Auch andere Nationen Europas machten dieſelbe Verbildung durch, auch bei ihnen wucherte Ziererei um das ſchönſte Gefühl. Durch die Fremden und die gelehrten Dichter war ſie den Deutſchen gekommen, zum Theil eine Unart der Renaiſſance, entſtanden aus ungeſchickter Nachahmung des antiken Ausdrucks. Aber ebenſo ſehr ein Bedürfniß des Herzens. Sich ſelbſt und die Geliebte wollte man herausheben aus der Gemeinheit des wirklichen Lebens in eine reinere Luft, als Engel ſetzte man ſie in das goldene Licht des Chriſtenhimmels, als Göttin in den antiken Olymp, als Chloe in die wohlriechende Luft des Idylls. In demſelben kindlichen Drang, ſich und Andere würdig, ſtattlich, groß zu machen, trug man Perrücken, führte lächerliche Titulaturen ein, glaubte an den Stein der Weiſen und trat in geheime Geſellſchaften. Und wer eine Geſchichte des deutſchen Gemüths ſchriebe, der dürfte dieſe ganze Zeit wol die Periode der Sehnſucht nennen. Dieſe Sehnſucht war nicht gerade liebenswürdig, nach der Reihe unklar, kindiſch, tölpiſch, überfromm, ſentimental, zuletzt lüderlich, immer aber lag die Empfindung zu Grunde, daß dem deutſchen Leben etwas fehle. War es gute Sitte? war es Luſtigkeit? vielleicht die Gnade des Herrn? war es Schönheit oder leichter Lebensmuth? — Oder fehlte vielleicht dem Volke noch, was die Fürſten ſchon lange beſaßen, der Staat? — Mit den zerbrochenen Fenſterſcheiben des dreißigjährigen Krieges und den geſuchten Phraſen der jungen Oberſten, die im Zelt des Generals Hatzfeld tafelten, fängt dieſe Zeit des Suchens an, ſie erreicht ihren Höhepunkt in den ſchönen Seelen, welche um Goethe ſchwärmten, und in den Brüdern, welche einander im Orient umſchlangen, und ſie endete vielleicht mit den Freiheitskriegen und unter dem Straßenlärm von 1848.

---

*) Z. B. ein Graf Pappenheim von ſeiner Frau.

Wie die Werbung des ehrenhaften Bürgers im 17. Jahrhundert, ſo war auch das Leben im Hauſe feſt geordnet, klug überdacht bis auf das Kleinſte. Die Thätigkeit war angeſtrengte Arbeit vom Morgen bis zum Abend, aber ſie brachte ihm auch heimliche Freude. Sinnig und grübelnd ſaß der Handwerker über ſeinem Werk, auch in die Arbeit ſeiner Hände ſuchte er etwas von ſeinem Behagen zu legen. Die meiſten großen Erfindungen der neueren Menſchen ſind in den Werkſtätten deutſcher Bürger ausgeſonnen, freilich haben ſie ihre praktiſche Nutzbarkeit zuweilen erſt in der Fremde erlangt. Kaum war der Krieg geendet, ſo ſchnurrte die Arbeit wieder in allen Werkſtätten, der Hammer pochte, das Schifflein des Webers flog, emſig ſuchte der Tiſchler ſchöngefaſertes Holz zuſammen, um mit zierlichen Arabesken Schreibtiſch und Commode auszulegen. Der arme kleine Schreiber fing wieder an ſeine Feder mit Genuß zu führen, mit ſchönen Schnörkeln umzog er ſeine Buchſtaben und ſah mit herzlichem Stolz auf ſeinen weitberühmten ſächſiſchen Ductus. Auch der Gelehrte ſchrieb raſtlos über dicken Quartanten. Noch war die Blüthezeit deutſcher Wiſſenſchaft nicht gekommen. Zwar regte ſich überall die Freude an dem Stoff, der gründlichen Forſchung, und ungeheuer erſcheint der Fleiß, das Wiſſen mancher Einzelnen. Aber noch verſteht man das gewonnene Material nicht zu verarbeiten, es iſt überall die Zeit des Sammelns. Geſchichtliche Urkunden, Rechtsgebräuche des Volkes, die alten Werke theologiſcher Lehrer, die Leben der Heiligen, der Wörtervorrath aller Sprachen werden in maſſiven Werken zuſammengetragen, der forſchende Geiſt verliert ſich an dem Unbedeutenden, ohne zu verſtehn, wodurch erſt das Einzelwiſſen lebendig gemacht wird. Er ſchreibt über antike Tintenfäſſer und Schuhe, er rechnet wol gar Länge und Breite der Arche Noäh aus und unterſucht gewiſſenhaft, wie lang der Spieß des alten Landsknechts Goliath geweſen ſein muß. So bringt dem Fleißigen die Arbeit nicht immer den vollen Segen, — ſie hat doch unſere großen Aſtronomen, das Genie des Leibniz großgezogen, — immer aber hilft ſie dazu, dem Manne einen idealen Inhalt zu geben, ein Geiſtiges, wofür er lebt.

Wie viel auch der Krieg verſchlechtert hatte: in der Werkſtatt, als Vater des Hauſes fand der Bürger ſich zuerſt wieder. Der Schwächere zog ſich ganz dahin zurück. Freude am öffentlichen Verkehr, auch die Wehrhaftigkeit wurden geringer. Knarrend drehten ſich die alten Thore in den zerſchoſſenen Stadtmauern, kleinliche Händel kreuzten ſich am Rathstiſch, mißgünſtiges Geklätſch, boshafte Verleumdung verbitterten dem Stärkeren, der über ſein Geſchäft hinaus für Andere thätig war, die Stunden des Jahres. Eine krankhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit nahm überhand. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts die erſten Anzeigeblätter entſtanden und der Rath von Frankfurt am Main dem Unternehmer verſtattete, eine wöchentliche Liſte der Getauften, Getrauten, Verſtorbenen zu veröffentlichen, erhob ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, es ſei unerträglich, daß man dieſe intimen Verhältniſſe publik mache. So vollſtändig zum Privatmann war der Deutſche geworden.

Es gibt wenige Stellen des deutſchen Grundes, auf deren ſtädtiſchem Gemeindeleben der Blick mit Befriedigung weilt. Vielleicht die beſte Ausnahme iſt Hamburg. Auch dort hatten der Krieg und ſein Gefolge Vieles verwüſtet, aber die friſche Luft, welche von dem weiten Weltmeer her in die Straßen der ehrſamen Freibürger wehte, ſtählte ſchnell ihre Kraft. Daß ſie ſich ſelbſt regieren konnten und als ein kleiner Staat mit fremden Mächten in Verbindung ſtanden, bewahrte ihr Bürgerthum vor übergroßer Engherzigkeit, und es ſcheint, daß gerade ſie nach dem dreißigjährigen Kriege am meiſten von den Vortheilen erwarben, welche in einer Zeit der Abſpannung und Schwäche dem Thatkräftigen leicht zu Theil werden. Der Landhandel nach dem Innern von Deutſchland wie der Schiffsverkehr durch die Wogen der Nordſee und des atlantiſchen Oceans ſind kurz nach dem Kriege wieder in Aufſchwung. Hamburgiſche Geſandte und Geſchäftsträger verhandeln bei den Generalſtaaten wie am Hofe Cromwell's. Die Hamburger beſitzen nicht nur eine Kauffahrteiflotte, ſondern auch eine kleine Kriegsmarine. Ihre beiden Fregatten werden mehr als einmal ein Schrecken der Seeräuber im Mittelmeer und in den Fluthen der Nordſee. Sie geleiten bald Grönland- und Archangelfahrer, bald große Flotten von vierzig bis fünfzig Kauffahrern nach Oporto, nach Liſſabon, Cadix, Malta, Livorno, wo überall hamburgiſche Niederlaſſungen waren.

Dieſer Verkehr, wie ſehr er der Gegenwart nachſteht, war vielleicht im Verhältniß zu andern deutſchen Seeſtädten des 17. Jahrhunderts bedeutender als jetzt. Wie jetzt nach Amerika, ſo gingen damals junge Hamburger nach den Küſtenſtädten der Nordſee, des atlantiſchen Oceans und des Mittelmeeres und gründeten dort Geſchäfte, für Commiſſion und Spedition, auf eigene Rechnung. Auch in Hamburg bildete ſich das Weltbürgerthum aus, welches noch jetzt für den Geſchäftsmann der gewaltigen Stadt bezeichnend iſt. Aber freilich wurde es damals den Männern ſchwerer, ſich in die Sitten der Fremde zu ſchicken, als dem jetzt lebenden Geſchlecht. Es war nicht Treue gegen das deutſche Reich, ſondern das Feſthalten an den kleinen Gewohnheiten des Lebens, die Sehnſucht nach dem guten, innigen Familienzuſammenhang, und wie noch jetzt betrachteten die Hamburger das fremde Land nicht gern als ihre neue Heimat. Waren ſie dort eine Reihe von Jahren in gewinnbringender Thätigkeit geweſen, ſo eilten ſie nach Hauſe zurück, um mit einer deutſchen Frau ihren Hausſtand zu gründen. Die warme Anhänglichkeit an die Vaterſtadt und die kluge Gefügigkeit in fremde Sitten, welche den Bürgern kleiner Freiſtaaten eigen iſt, bildete ſich in ſolchem Leben aus, aber auch die Unternehmungsluſt und Größe des Urtheils, welche damals an den Fürſtenhöfen des Binnenlandes nur ſelten zu finden war. So zeigt die Familie eines Hamburger Patriciers in jener Zeit eine Anzahl von Eigenthümlichkeiten, welche wol werth ſind, daß man bei ihnen verweilt.

Eine ſolche Familie iſt die des Bürgermeiſters Johann Schulte, welche durch ihre weiblichen Nachkommen noch jetzt in hamburgiſchen Geſchlechtern fortlebt. Johann Schulte (1621—1697), aus einer alten Familie, hatte in Roſtock, Straßburg, Baſel ſtudirt, Reiſen gemacht, geheiratet, als Rathsſecretär gedient, dann aber zehn Jahre als hamburgiſcher Geſandter bei Cromwell zugebracht. Er wurde im Jahre 1668 Bürgermeiſter, ein würdiger, gemäßigter Herr, wohlerfahren in allen Welthändeln wie in der Verwaltung ſeiner guten Stadt, ein glücklicher Gatte und Familienvater. Von ihm ſind Briefe an einen ſeiner Söhne erhalten, der im Jahre 1680 als Theilhaber in ein Liſſaboner Geſchäft trat.*) Dieſe Briefe enthalten eine Menge von belehrenden Einzelheiten. Am anziehendſten aber iſt der hübſche Einblick in das Familienleben der damaligen

---

*) Herausgegeben von einem ſeiner Nachkommen: Briefe des hamburgiſchen Bürgermeiſters Johann Schulte Lt. an ſeinen in Liſſabon etablirten Sohn Johann Schulte, geſchrieben in den Jahren 1680—1685. Hamburg, 1856.

Zeit, in das Verhältniß eines Vaters zu ſeinen Kindern. Innigkeit der Empfindung von beiden Seiten, im Vater die ruhige Würde und die Weisheit des vielerfahrenen Mannes, ein ſtarkes Gefühl ſeiner hervorragenden Stellung, ein feſtes Zuſammenhalten der Familienglieder, welche bei allen unvermeidlichen Zwiſtigkeiten im Innern gegen außen einen feſtgeſchloſſenen Kreis bilden.

Es war damals eine Reiſe nach Liſſabon und eine vieljährige Trennung vom elterlichen Hauſe für den Scheidenden eine große Sache. Als der Sohn nach ſeiner Abreiſe unter Thränen und den frommen Segenswünſchen der Eltern und Geſchwiſter in Cuxhaven durch widrige Winde zurückgehalten wird, ſendet ihm der Vater noch ſchnell „ein kleines Gebetbuch, item ein Buch, die luſtige Geſellſchaft genannt, und Gottfried Schulze's Chronica, dann auch eine Schachtel mit Cremor tartari und eine blaue Kruke mit Tamarinden und eingemachten Citronenſchalen für das Uebelwerden". Der Sohn erinnert ſich noch während der Fahrt, daß er ſeinem Bruder drei Mark ſechs Schilling ſchuldig geblieben iſt, und bittet ängſtlich, daß die Mutter ihm die Summe von den acht Thalern abziehen möge, die ſie von ihm in Verwahrung hat. Der Vater bemerkt dagegen freigebig, die acht Thaler ſollten ihm unverkürzt aufgehoben werden, der Sohn wiſſe wol, daß es ſeiner Mutter auf drei Mark nicht ankomme. Seit der Sohn in Liſſabon ſich geſchäftlich niedergelaſſen hat, gehn dorthin regelmäßige Sendungen, von Zerbſter und Hamburger Bier, Butter, geräuchertem Fleiſch, ſowie Recepte gegen Krankheiten und was ſonſt die Sorge der Hausfrau dem entfernten Sohne zuwenden möchte; der Sohn dagegen ſchickt Sinaäpfel zurück und Fäßchen mit Wein. Genau berichtet der Vater die Veränderungen, welche in der Familie und der Bürgerſchaft der guten Stadt Hamburg vorgefallen ſind, und eifrig iſt er bemüht, dem Sohne Aufträge und Commiſſionsartikel von ſeinen Hamburger Freunden zuzuweiſen. Bald geſteht der Sohn aus der Fremde den Eltern, daß er ein Mädchen in Hamburg liebe, natürlich eine von den Bekannten des Hauſes, und auch dieſe Liebesangelegenheit wird von dem Vater mit Theilnahme, aber immer als ein ernſtes Geſchäft, welche ſehr vorſichtig und zart angegriffen werden müſſe, behandelt. Offenbar iſt das Beſtreben des Vaters, die Werbung und Erklärung hinauszuſchieben, bis der Sohn ſeine Jahre in der Fremde ausgehalten habe, und mit Klugheit geht er gerade ſo weit auf die Wünſche des Sohnes ein, um das Vertrauen deſſelben zu erhalten.

Vielleicht am meiſten bezeichnend für jene Zeit aber ſind die Rathſchläge, welche der Vater dem Sohne über die Nothwendigkeit gibt, ſich in die Gewohnheiten der Fremde zu ſchicken. Der Sohn iſt ein frommer, eifriger Proteſtant, deſſen Gewiſſen ſehr dadurch beunruhigt wird, daß er unter ſtrengen Katholiken leben und ſich in die für ihn anſtößigen Gebräuche des katholiſchen Landes fügen ſoll. Was der Vater ihm darüber ſchreibt, ſei aus den erſten Briefen mit den geringen Veränderungen, welche zum leichtern Verſtändniß nöthig ſind, mitgetheilt.

„Geliebter Sohn! Heut vor acht Tagen war mein letzter Rathsgang bei dieſer meiner Regierung für dieſes Jahr, und ſchickte ich den Nachmittag nach dem Poſthauſe und ließ anfragen, ob die hiſpaniſchen Briefe angekommen, bekam aber zur Antwort Nein. Den folgenden Tag, am Sonnabend zu Mittag, ſandte mir Herr Brindts durch ſeinen Diener dein Schreiben vom 11/22. noch währenden Monats. So viel dein Schreiben anbelangt, ſo iſt es uns allen zuvörderſt erfreulich, daß du dich, Gott Lob, bei guter Leibesdisposition befindeſt, welches eine große Wohlthat Gottes iſt, und dann, daß du mit deinem Compagnon wohlvergnügt biſt, wofür du ebenfalls Gott dem Herrn zu danken haſt, daß du in der Fremde einen ſo ehrlichen und dir wohlwollenden Menſchen angetroffen haſt. Gott laſſe euch fernerhin in Friede und Einigkeit, auch einem geſunden und wohlgeſegneten Stand eure Zeit, bis du, beliebt es Gott, repatriiren wirſt, mit allem Vergnügen zubringen. Sonſten habe in Verleſung deines Schreibens angemerkt, daß dir der Ort Liſſabon und die Einwohner, ſo geiſtliche als weltliche, noch nicht allerdings anſtändig ſeien, und du dich in deinen jetzigen Stand noch nicht recht finden könnteſt, daher ich denn noch einige Ungeduld von dir verſpüre. Aber das kann nicht wohl anders ſein, daß dir die Veränderung zwiſchen Hamburg und Liſſabon, jener und dieſer Einwohner und Sitten, jener und dieſer Geberde und ſonſten, nicht ſollte mit Befremden, ja faſt mit Beſtürzung und Alteration auffallen; aber du mußt wiſſen, daß du in dieſem passo alldorten und an andern Orten gar viele Vorgänger gehabt haſt, denen es ebenſo ergangen und denen die große Veränderung in allen Dingen und in Religionsſachen ſehr befremdlich vorgekommen.

Im lateiniſchen Sprichwort pflegt man zu ſagen: post nubila Phoebus, das iſt, auf übel Wetter pflegt ein heller und angenehmer Sonnenſchein zu folgen, welches der grundgütige Gott an dir in Gnaden erfüllen und geben wolle, daß, nachdem du in der See ungemeine Gefahr und Leibesſchwachheit ſattſam empfunden und ausgeſtanden, die Tage und Zeit, welche du in Portugal zubringen wirſt, die vorigen ſauren und bittren Tage verzuckern und verſüßen, und du allgemach die böſen Tage vergeſſen und der guten dich getröſten und erfreuen mögeſt, welches der Allerhöchſte dir aus Gnaden beſtändig geben, gönnen und verleihen wolle. Amen. —

Es ſagte Schwager Gerdt Buermeiſter (welcher dich wie ſein Kind liebet) dieſer Tage zu mir, es würden dir zwar bei deiner Ankunft in Liſſabon viele Dinge etwas befremdlich vorkommen, inſonderheit auch wenn du allerhand Geſichter von weißen, ſchwarzen, grauen Mönchen und anderen Perſonen ſehen würdeſt; allein es wäre eine Sache von etwa drei bis vier Monaten, ſo würde man deſſen und anderer Dinge all gewohnet. Nun iſt es alſo, daß man mit der Zeit Alles gewohnet wird. Ich bin beſtändig vier Jahr zu Straßburg geweſen und daſelbſt es ſo gewohnt geworden, daß es mir gleich viel war, ob ich in Straßburg oder Hamburg lebete, war auch ums geringſte nicht bekümmert.

Traue mir und Andern, die dergleichen erfahren, daß eine kurze Zeit und kleine Geduld Alles zu ändern und corrigiren pfleget. Ich hoffe zu Gott, daß ich deswegen innerhalb acht bis zehn Wochen beſſere Briefe, inſonderheit wenn du allgemach in der Sprache etwas avanciren wirſt, von dir empfangen werde. Schwager Gerdt Buermeiſter ſagte, er wäre zwölf Jahre geweſen, wie er nach Liſſabon gekommen, und er könnte nicht genug beſchreiben ſein Mißvergnügen, welches er empfunden; und wie er die Mönche anſichtig geworden, hätte er gemeinet, daß es Teufel wären, hätte ſie auch von oben herab mit Waſſer begoſſen, aber darüber hätte er bald Händel gekriegt; er ſagte, daß, wenn er hätte ausgehn ſollen, ſo hätte ihm dafür gegrauet, aber es wäre ein Angewöhniß für eine kleine Zeit. — Was die Religion betrifft, ſo wirſt du vernünftig ſein und ſo viel immer möglich alle Heuchelei und alle Occaſion vermeiden und mit niemandem, auch nicht einmal mit deinem Compagnon von Religionsſachen reden oder Discurs führen, ſondern für dich zu rechter Zeit leſen, auch Morgens und Abends dein Gebet zu Gott mit Andacht thun, und das feſte Vertrauen zu Gott haben, daß, weil er dich an den Ort ſo wunderbar berufen, er auch dein gnädiger Vater und Schutzherr wider alle vorkommende Widerwärtigkeit ſein und verbleiben werde. —

Du meldeſt, daß du allbereits einmal aus Noth daſelbſt geſündigt, als man die geſegnete Hoſtie daher getragen — man pflegt es ſonſten das Venerabile zu nennen — und haſt du wohlgethan, daß du für dich ein Gebet gethan, und wird der gute Gott das wol erhöret und dir die Sünde vergeben haben. Ich kann nicht umhin bei dieſer Occaſion zu berichten, wie es mir zu Mainz ergangen; denn als ich Anno 1642 von Hamburg nach Straßburg reiſete, und zu Frankfurt in der Meſſe vierzehn Tage ſtille liegen mußte, bin ich nach Mainz, vier Meilen von dorten, abgefahren. Da auch eben der Sonntag einfiel und ein ſonderliches Feſt bei den Catholicis gehalten wurde, ſo erkundigte ich mich, in welche Kirche der Kurfürſt zur Meſſe fahren würde, begab mich auch dahin und fand in der Kirche viele devote Leute, die auf ihren Knieen ſaßen. Der eine hatte ſein rosarium oder Roſenkranz in der Hand und betete das Ave Maria und Pater noſter, andere ſchlugen mit ihrer Hand an die Bruſt, wie der bußfertige Zöllner, und bereueten ihre Sünde. Ich beſahe das Völkchen ſo etwas und lobete ihre Devotion, und wünſchete dabei, daß man bei uns Lutheranern auch eine gute Devotion in äußerlichen Geberden in den Kirchen verſpüren möchte. Inmittelſt kam der Kurfürſt gefahren und ging ins Chor. Ich als ein vorwitziger junger Menſch drang mit hinein, und weil ich wohlgekleidet war und einen rothen ſcharlachnen Mantel um hatte, ſo ließen auch die Hellebardiere mich paſſiren und ſahen mich für einen jungen Edelmann an. Unterdeſſen ſang der Herr von Andlaw die Meſſe in pontificalibus, das iſt, er hatte einen Biſchofshut oder Mütze auf ſeinem Haupt und einen Biſchofsſtab in ſeiner Hand. Ich ſahe allen dieſen Ceremonien mit guten Gedanken zu und Alles war noch gut. Als aber der Herr von Andlaw den geſegneten Kelch emporhielt, da knieeten alle, die bei mir ſtanden, nieder, welches ich auch that und ein Vaterunſer betete. Hierzu bin ich aus Vorwitz gekommen, du aber aus Noth, und hoffe zu Gott, er werde mir und dir den Fehler vergeben haben. Ich bin ſonſten in Frankreich und ſonderlich zu Orleans des Sonntags Nachmittags öfters in den katholiſchen Kirchen geweſen und habe eine gute Muſik gehöret, und haben mir weder Arme noch Beine gebebet, wie du ſchreibeſt, daß dir widerfahren. Man muß ſo kein Banghaſe ſein, ſondern allemal ein beſtändiges ſtandhaftes Herz haben. Du meldeſt, daß in Liſſabon viel Pfaffen, auch viel Kirchen und Klöſter ſeien. Wohl! laß da noch ſo viel ſein, das gehet dich nichts an; laß nochmal ſo viel Pfaffen da ſein, ſie werden dich nicht beißen, warte du das Deinige ab. In die Meſſe zu gehn und in die Kirche, dazu nöthiget man niemanden, und wenn du um die Oſterzeit einen Zettel von einem Geiſtlichen haben kannſt, als ob du gebeichtet und communicirt hätteſt, ſo haſt du um die Geiſtlichkeit dich nicht mehr zu bekümmern. Wenn dir aber von ferne die Pfaffen mit der geſegneten Hoſtie werden begegnen, wirſt du alle Vorſichtigkeit gebrauchen und einen Umweg nehmen oder in ein Haus gehn.

Du ſchreibſt auch, daß du allbereits viele Mißgönner da habeſt, und daß Frick und Amſing die größeſten ſeien. Mein Sohn! wer hat keine Mißgönner? Je beſſer es einem gehet, je mehr Mißgönner hat man. Darum ſagen die Holländer: **idt is beter, beniedt, als beklaegt, als idt man onsen lieven Heer behaegt.** Was meinſt du wol, wie viel Mißgönner ich habe, wovon ich aber die wenigſten kenne, die meiſten aber kenne ich nicht. Dawider muß man aus der Litanei ſingen: unſern Feinden, Verfolgern und Läſterern wolleſt du Herr vergeben und ſie bekehren. Ich hätte gern geſehen, daß als Frick und Amſing dich zwei Mal invitiret, du zu ihnen gegangen wäreſt. Du ſchreibeſt, daß ſie dich würden haben etwas abfragen wollen. Aber du biſt ja kein Kind, daß ſie dir hätten können was abfragen, beſonders hätteſt du ihnen ja nur können antworten, was du gewollt und ſie wiſſen ſollen. Du ſchreibſt auch, daß Frick vor dir den Hut nicht abnähme; nun biſt du ja jünger als Frick, und kommt alſo dir ja zuvörderſt zu, daß du ihn zuerſt grüßeſt. Du meldeſt auch, daß Amſing gute Worte gebe und Galle im Herzen habe; darauf dienet, daß man Füchſe mit Füchſen müſſe pflügen. Gib du auch allen Leuten, ſie ſeien geiſt- oder weltlich, zu allen Zeiten gute Worte und gedenke das Deine daneben, das iſt der Welt Lauf.

Es iſt uns aus deinem Schreiben ſonderlich lieb zu vernehmen, daß du hoffeſt in der portugieſiſchen Sprache bald zu avanciren, welches dir ein groß contentement geben wird, und ob du zwar wegen Mangel der Sprache für jetzt keine ſonderliche Hilfe und Aſſiſtenz im Kaufen und Verkaufen leiſten kannſt, ſo kannſt du doch die Bücher halten und Alles fleißig anſchreiben und verzeichnen. —

Vermahne deinen jungen Heinrich zur Gottesfurcht und mithin zu Beten und Leſen, und laß ihn des Sonntags Vormittags dir des Molleri postilla auf deiner Kammer vorleſen.

Deine Mutter hat mit Günther Andreas geredet und ihm geſaget, er ſoll Acht haben, wenn ein Schiffer an der Börſe angeſchlagen wird, daß er auf Liſſabon laden wolle, alsdann ſoll die Tonne Bier mitgeſandt werden. Du haſt bei deiner Frau Mutter nicht acht Mark zehn Schilling, ſondern acht Rthlr. gut, das habe ich dir auch vor dieſem geſchrieben. Und wenn die acht Rthlr. ſchon zu Ende ſind, ſo wird es auf eine Tonne Bier nicht ankommen. Du haſt alle Zeit ſo viel und mehr gut. Wir werden dir, ob Gott will, auch einen friſchen geräucherten Elblachs überſenden und verehren, denn ich habe bereits vor drei Tagen zwei Lachſe in den Rauch ſchneiden laſſen, wovon wir dir einen zugedacht haben. Und läßt ſich der Lachsfang ziemlich an, wiewol ſie das Pfund annoch für eine Mark verkaufen.

Am vergangenen Montag hielten wir unſere Petri- nnd geſtern unſere Matthäi-Collation, da ich denn bequeme Gelegenheit gehabt, dich und deinen Confrater dem Herrn Bümmelmann zu recommandiren. Derſelbe rühmte mir, daß er Briefe von dir hätte, und ließ ſich der gute ehrliche Mann gegen mich ſehr wohl aus, ſagte auch, daß er mit dieſer Poſt euch antworten wollte, alſo daß ich keinen Zweifel trage, Gott werde dich und deinen Confrater wohl geſegnen, daß ihr nicht werdet zu klagen haben. Gott gebe dir Geſundheit, Geduld und einen beſtändigen freudigen Muth, auch Luſt und Liebe zu deiner Handlung und vorſtehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort ſagt man: ora et labora und laß Gott rathen. Das thu du auch und wirf all dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Womit ich für diesmal ſchließe, da ich vorgeſtrigen Tages mein ſiebentes Regierungsjahr zu Ende gebracht und durch Gottes Gnade und Beiſtand beſchloſſen habe; und thue dich nebſt freundlicher Begrüßung von all deinen lieben Angehörigen dem ſichern Schutz des großen Gottes getreulich empfehlen und verbleibe jederzeit

Hamburg, den 25ten Februari 1681.

dein wohlaffectionirter Vater
Johann Schulte, Lt.

PS. Ich habe in meinem Schreiben, wo mir recht iſt, vom 14ten Januari, erwähnet, daß der kurzweilige Heinrich Mein uns in der Schiffergeſellſchaft eine Rarität und Schüſſel mit Fiſchen, welche in Liſſabon gebraten waren, aufgeſetzet hat. Nun könnteſt du etwa auf die Gedanken kommen, mir dergleichen inkünftig zu verehren, aber das thu ja nicht, denn einmal koſtet es Mühe und Geld und ich frage nicht groß darnach. Vale.

PS. Deine Frau Mutter läßt dich apart gar freundlich grüßen und ſiehet gerne par curiosité, daß du hie und da in deinem Schreiben erwähnteſt, wie und in welcher Jahreszeit ihr daſelbſt lebet und was ihr für Erd- und Baumfrüchte nach und nach habet. Auch kannſt du mit wenigem berühren, was ihr an Fleiſch und Fiſch oder Zugemüſe für Speiſe eſſet. Und du ſollſt ja zuſehen, daß du geſunde Speiſe und von allem nicht zu viel iſſeſt. — Allhie iſt zwar die Elbe auf und ziemlich gelindes Wetter, haben gar gute Elb- und Seefiſche, allein wir haben gar tiefe und kothige Wege und eine neblichte und dicke Luft, da bei euch außer Zweifel Alles zu dieſer Stunde grün und luſtig iſt und Alles in der Blühte ſteht!

PS. Weil das Brieflohn auf Hiſpanien und Portugal etwas höher ſich beläuft, als auf andere Plätze, ſo ſchreibe ich wider meine Gewohnheit und Manier etwas kleiner und compresser. Mache kleine und leichte Briefe, ſchreibe aber ziemlich viel darauf und menagire auch hierin. Vale." *)

So weit der kluge Bürgermeiſter Johann Schulte. Er erlebte die Freude, daß ſein Sohn wohlbehalten aus dem Lande der Mönche zurückkam und nach vielen Familienverhandlungen mit der Jungfrau ſeiner Wahl verbunden wurde. —

Wol macht die Arbeit feſt und dauerhaft, aber es iſt zunächſt der perſönliche Vortheil des tüchtigen Mannes, dem ſie dient. — Wer aber den Beruf hat, zum Nutzen Anderer thätig zu ſein, dem wird durch Pflichtgefühl ſein Amt geweiht. Jede Thätigkeit, welche ſtark genug iſt das Leben zu erhalten, gibt dem Mann auch ein Amt. Der Geſell iſt der Beamte ſeines Meiſters, die Hausfrau bekleidet das Amt der Schlüſſel, und jede Arbeit entwickelt auch im kleinſten Kreiſe ein Gebiet von ſittlichen Pflichten. Das Pflichtgefühl des Hauſes, der Werkſtatt hat den Deutſchen niemals gefehlt. Immer hat es Bürger gegeben, die für ihre Stadt nicht nur in den Tod gegangen ſind, die ihr auch im Leben zuweilen mit Aufopferung gedient haben. Die Reformation hatte das Gefühl der Pflicht für große Gebiete irdiſcher Thätigkeit geſteigert, Selbſtverleugnung und Opfermuth der frommen Seelſorger ſollen immer hochgehalten werden. Sieht man aber näher zu, ſo war der letzte Grund des geſteigerten Pflichtgefühls doch vorzugsweiſe religiöſer Natur. Es war das Gebot Gottes, dem der Menſch zu gehorchen ſuchte; wo die Schrift nicht mit ſtarker Stimme befahl, war der Sinn für das Allgemeine noch nicht kräftig

---

*) Die beiden letzten Poſtſcripte ſind aus einem früheren Briefe der Sammlung entnommen.

entwickelt, die Vorſtellung von den Pflichten des eigenen Amtes unſicher.

Es iſt lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen ſollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu ſtellen. Aus der Soldatenehre entwickelte ſich nicht nur ein adliges Corpsgefühl, auch dem Bürger kam aus dieſer Quelle allmählich die Amtsehre. Zuerſt allerdings gab es ihm Ehre vor Andern, wenn er ſeine Pflicht erfüllte, aber auch in ſeinem Innern ſchaffte ihm ſolches Thun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von ſittlichen Forderungen. Noch mehr Empfindung als conſequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortſchritt. Zunächſt freilich nur in den Beſten.

Zwei Jahre nachdem Herr Bürgermeiſter Schulte ſeinen Sohn ſo väterlich ermahnt hatte, endete wenige Grade ſüdlich von Liſſabon das Leben eines Hamburgers in furchtbarer Kataſtrophe. Auch davon ſoll ein alter Bericht erzählen.

Einer der Kriegscapitäne Hamburgs war Berend Jacob Carpfanger.[*] Im Jahre 1623 in der Stadt geboren, machte er ſeine Schule, wie Brauch war, auf den Kauffahrern durch, früh wurde er Mitglied der Admiralität und endlich als Convoicapitän Befehlshaber eines der Kriegsſchiffe, welche den Kauffahrer gegen Seeräuber zu vertheidigen hatten. Dieſe Flaggenoffiziere der Stadt hatten außerdem die oberſte Polizei in ihrer Flotte auszuüben, die diplomatiſchen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen geſchickt zu leiten. Sie mußten einige Uebung in Geſchäften beſitzen und mit großen Herren umzugehn wiſſen, damit die Stadt Ehre und Ruhm von ihnen habe. Carpfanger war nach dem Urtheil ſeiner Stadt ein feiner, zierlicher Mann, der ſich überall wohl zu führen verſtand. Sein Bildniß zeigt ein ernſtes Antlitz, faſt melancholiſch, hoch die Stirn, groß die Augen, kräftig Kinn und Mund. Seine Geſundheit war, ſo ſcheint es, weniger feſt, als dem Seemann wünſchenswerth iſt. Schon als Schiffer hatte er den Beweis geführt, daß er ein Seegefecht zu leiten verſtand; er war oft in blutigem Waffendienſt geweſen. Denn noch raubten die Barbaresken zur See und am Strand. Nicht mehr mit Galeeren allein, in großen Fregatten fuhren die Raubvögel unter den Schwarm der Handelsmöven. Gerade damals war der „Hund" das Schrecken der europäiſchen Meere, weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus, oben im großen Ocean, ja an den Küſten der Nordſee kreuzten ſeine ſchnellen Schiffe; greulich waren die Hafengeſchichten von ſeiner Wuth und Tollkühnheit, ſeinem Blutdurſt. Erſt im Jahre 1622 war ein Geſchwader von acht Hamburger Kauffahrern die Beute der „Barbaren" geworden.

---

[*] Die Nachrichten über ſein Leben ſind zuletzt und am ſorgfältigſten geſammelt in O. Beneke, Hamburgiſche Geſchichten und Denkwürdigkeiten, 1856. Daraus die folgenden Angaben. — Die unten mitgetheilte Flugſchrift findet ſich in dem Stadtarchiv von Hamburg, der Herausgeber verdankt die Kenntniß derſelben freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Aegidi.

Im Jahre 1674 umgürtete der Bürgermeiſter der Admiralität den Capitän Carpfanger mit ſilbernem Degen und überreichte ihm den Admiralsſtab. Damals ſchwor der Seemann vor dem Senat, bei der Vertheidigung der anvertrauten Flotte mannhaft zu ſtehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern als ſie und ſein Schiff zu verlaſſen.

Seitdem machte er in den zehn Jahren bis zu ſeinem Tode alljährlich eine Fahrt, im Frühjahr mit ſeiner Flotte ausziehend, im Herbſt heimkehrend. Schwere Kämpfe hatte er mit Sturm und Wellen zu beſtehn; er ſelbſt klagt, wie ungünſtig ihm die Elemente ſeien.

So fuhr er nach Cadix, Malaga, ins nördliche Eismeer, nach Liſſabon. Von einer Fahrt nach Grönland brachte ſeine Flotte von fünfzig Schiffen die Beute von fünfhundertundfünfzig Walfiſchen heim. Einmal wurde der Heimkehrende an der Elbmündung von fünf franzöſiſchen Kapern angegriffen: in zwölfſtündigem Kampfe ſchoß er zwei in den Grund, daß ſie vor ſeinen Augen mit Mann und Maus verſanken, die andern ſuchten das Weite. Auch gegen die brandenburgiſchen Kaper war er aus. Damals geſchah es, daß die rothe Admiralsflagge Hamburgs gegen den rothen Adler Brandenburgs drohend an die Gaffel der Beſan flog. Denn der große Kurfürſt war im Jahre 1679 den Hamburgern nicht hold, und hatte ihnen durch ſeine kleinen Kriegsſchiffe bereits mehre Segler abgefangen. Die Gegner trafen einander, aber Carpfanger hatte ſtrenge Anweiſung, nur vertheidigungsweiſe zu verfahren. Deshalb lief Alles gut ab. Das große Schiff flößte den Brandenburgern Reſpect ein, ſie ſandten eine Schaluppe mit zwei Offizieren zum Gruß und „um ſich die Einrichtung des Schiffes anzuſehen". Der Hamburger bewirthete ſie in ſeiner Kajüte mit Wein, dann verabſchiedeten ſie ſich höflich. Ihre Schiffe thaten einige Salutſchüſſe, welche Carpfanger mit gleicher Artigkeit erwiderte, dann ſegelten ſie auseinander.

Und wieder traf der Capitän auf einer ſeiner Südfahrten die ſpaniſche Silberflotte im Kampf mit türkiſchen Seeräubern. Das Treffen ſtand ungünſtig für die Spanier, einige ſchwere Gallionen waren abgeſchnitten und wurden von den Räubern bewältigt. Carpfanger griff die Piraten an und befreite durch volle Lagen die ſpaniſchen Schiffe. Er wurde deshalb an den Hof Karl's II geladen und vom König mit einer goldenen Ehrenkette beſchenkt.

Kam er nun im Herbſt aus Wind und Wellen in die engen Straßen der alten Stadt, ſo war ihm auch da wenig Ruhe gegönnt. Dann begann ein Mäkeln mit dem Senat um die aufgewandten Unkoſten, ein Schreiben von Berichten, Verantwortung wegen einzelner Anordnungen, die den Herren am Rathstiſch nicht einleuchteten, oder die ein Privatintereſſe verletzt hatten, aller Aerger der Schreibſtube, den der Seemann ſo bitter haßt. Denn ein kleinlicher Krämergeiſt fehlte dem alten Hamburg nicht. — Im Winter 1680 ſtarb ihm ſein liebes Weib in den beſten Jahren.

Wieder und wieder geleitete er ſeine Kauffahrer nach Cadix und Malaga, im Jahre 1683 auf der Fregatte „Das Wappen von Hamburg". Sturm und ein leckes Schiff der Flotte hatten die Fahrt verlängert, aber ſchon war an der Hamburger Börſe bekannt gemacht, daß der Capitän die Rückfahrt aus Hiſpanien via Inſel Wight machen werde. Da kam ſtatt ſeiner eine traurige Zeitung. Dieſe Zeitung wird hier mitgetheilt, ſie iſt zugleich ein Beiſpiel der alten Weiſe, im Fluge Neuigkeiten zu verbreiten.

„Traurige Zeitung aus Cadix in Spanien.

Cadix vom 12/22. October. Guter und werther Freund! Wollte wünſchen, daß dieſes mein Schreiben lieber eine Freude erweckende als Trauer verurſachende Zeitung ſein möchte; allein wenn wir ſterbliche Menſchen in dem höchſten Grade des Glücks und der Freude zu ſein vermeinen, ſchwebet über unſern Häuptern das größte Unglück.

Solches haben leider wider jedwedes Vermuthen ich und alle empfunden, welche ſich nebſt mir auf das Convoiſchiff „Das Wappen von Hamburg" begeben hatten.

Am 10/20. October hatten ich und unſere Hauptoffiziere, wie auch des Herrn Capitäns Sohn und deſſen Couſin die Ehre, mit unſerem Herrn Capitän die Abendmahlzeit einzunehmen. Da es ungefähr acht Uhr und eben an dem war, daß man von Tiſche aufſtehn wollte, brachte unſer Kajütenwächter die betrübte Zeitung, daß in der Hölle unſeres Schiffes Feuer vorhanden ſei. Darauf ſprangen der Herr Capitän und wir alleſammt erſchrocken vom Tiſche auf und eilten nach dem Ort zu, wo wir denn fanden, daß derſelbe mit allem darin liegenden Tauwerk ſchon in voller Flamme ſtand. Auf Anordnung des Capitäns wurden geſchwind Eimer und Schöpfen herbeigebracht, viel Waſſer eingegoſſen und einige Löcher eingekappt, weil dieſem Ort nicht wohl beizukommen war, in der Meinung den Brand zu löſchen. Von unſerem Volk, abſonderlich von den Soldaten, die ihr Commandeur tapfer antrieb, ward fleißig gearbeitet, aber Alles vergebens, denn man verſpürte keine Minderung, ſondern Zunahme des Feuers. Es wurden unterſchiedliche Kanonen gelöſt zum Zeichen unſerer Noth, um Hilfe herbeizuſchaffen, aber umſonſt, weil die andern Schiffer ſpäter vorgaben, daß ſie nicht gewußt, was ſolches Schießen zu bedeuten hätte.

Wurde alſo der Capitän genöthigt, unſern Lieutenant mit der kleinen Schlupe an die umliegenden Schiffe zu ſenden, ihnen unſern elenden Zuſtand zu berichten und dieſelben um ihre Schlupen, Boote und um Herbeiſchaffung einiger Schöpfen zu erſuchen. Sie kamen zwar, hielten aber von ferne. Denn da das Feuer dem Theil des Pulvers ſehr nahe war, welcher vorn im Schiff zu liegen pflegt und unmöglich wegen der großen Glut herausgebracht werden konnte, ſo fürchtete jedermann, daß das Schiff und wir alle mit einander auffliegen würden, wenn die Flamme daſſelbe erreichte. Deswegen ließen viele Bootsleute von der Arbeit ab und retirirten ſich in die Boote und die große Schlupe hinter dem Schiff, oder machten ſich auch mit fremden Fahrzeugen aus dem Staube, wie ſehr man denſelben auch zurief, uns kein Volk zu entführen.

Denen in dem Boot und der großen Schlupe rief der Capitän aus dem Kajütenfenſter zu, daß ſie ſich ihres Eides, den ſie ihm und der Obrigkeit geſchworen hätten, erinnern und ihn nicht verlaſſen, ſondern wiederum an Bord kommen ſollten, weil noch keine Noth vorhanden ſei und das Feuer mit Gott gelöſcht werden könne.

Dieſe folgten zwar dem Commando und fingen die Arbeit mit Ernſt wieder an, allein es war Alles ohne Nutzen, denn das Feuer wurde je länger je größer. Der Lieutenant, der Schiffer, wie auch andere Offiziere gingen zu dem Herrn Capitän, nachdem man ſchon über zwei Stunden allen Fleiß, aber ohne Frucht, angewendet, und berichteten, daß leider keine Hilfe mehr vorhanden ſei und das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, ſondern es wäre hohe Zeit ſich zu ſalviren, wofern man nicht im Schiffe verbrennen oder mit demſelben auffliegen wollte. Denn zwiſchen dem Feuer und Pulver wäre nur noch ein Bret, einen Finger dick, übrig. Der Capitän aber, welcher das Schiff noch immer zu erhalten vermeinte und ſeine Ehre höher als das Leben und Alles in der Welt ſchätzte, gab zur Antwort, er wolle nicht aus dem Schiff, ſondern darin leben und ſterben. Sein Sohn fiel vor ihm auf die Knie und bat um Gottes willen, daß er ſich doch eines andern bedenken und ſein Leben zu conſerviren ſuchen möchte. Dem antwortete er: „Pack' dich weg, ich weiß beſſer, was mir anvertraut iſt.“

Darauf befahl er dem Quartiermeiſter, dieſen ſeinen Sohn nebſt ſeinem Couſin an ein anderes Schiff abzuſetzen, wie denn auch geſchah. Er wollte auch nicht geſtatten, daß das Geringſte von ſeinem eigenen Gute fortgeſchafft werde, um dadurch nicht dem Volke den Muth zu benehmen.

Inmittelſt ſchlugen Einige vor, das Beſte wäre, ein Loch in das Schiff zu kappen und ſolches in den Grund laufen zu laſſen; der Capitän aber wollte dies nicht bewilligen, ſondern ſagte, er hätte noch immer Hoffnung das Schiff zu ſalviren. Andere riethen, man ſolle die Taue kappen und das Schiff an den Strand ſetzen. Dies wurde endlich bewilligt, und befohlen die Taue zu kappen. Da man aber im Begriff war, dies zu verrichten, und eben die Beſane und Focke hatte fallen laſſen und das Volk noch auf der Fockraa ſaß, kam das Pulver vorn im Schiff in Brand. Es war ihm aber durch Eingießen vielen Waſſers die Kraft benommen, und ſo flog es nur mit einem Ziſchen auf. Das Feuer brannte ungefähr bei dem Fockmaſt durch das Deck, lief, weil oben ein harter Levant wehte und das Schiff auf den Wind lag, den Maſt hinauf in die Wanten, in die Segel und in einem Augenblick über das ganze Schiff.

Als das Volk, das noch im Schiff war, ſolches ſah, ſuchte es mit erbärmlichem Schreien die Flucht. Etliche liefen nach der Kajüte, in der Meinung dort Troſt zu finden, etliche nach der Conſtabelkammer. In dieſer letzteren hatte ſich der Lieutenant auf Ordre des Capitäns, neben ſich einen Soldaten mit geladenem Gewehr, in die eine Pforte geſetzt, um zu verhindern, daß niemand durch die Kammer in die große Schlupe laufen möchte, die hinter derſelben angebunden lag. Der Lieutenant wurde durch die Pforte hinausgedrängt und dadurch genöthigt, ſich in die Schlupe zu begeben, ihm folgte alsbald ein Haufen Volkes; viele ſprangen in das Boot. Da daſſelbe aber ſchon vom Bord abgeſtoßen war, weil das Schiff nach hinten zu über und über brannte und die Meinung war, daß das Feuer das Pulver hinten im Schiff erreichen und Alles, was um und neben dem Schiffe wäre, mit in die Luft ſprengen möchte, ſo mußten die armen Menſchen, die noch im Schiff waren und nicht verbrennen wollten, ſich den Wellen ergeben und ins Waſſer ſpringen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, mit was für Rufen und Schreien dieſe elenden Menſchen häufig im Waſſer umhertrieben, ſo daß nichts zu ſehen war als lauter Köpfe.

Während nun das Feuer durch den Wind von vorn nach hinten zu getrieben wurde, mit aller Macht, je länger je ſtärker, ſtand ich in der Kajüte mit unterſchiedlichen Perſonen um den Capitän herum, ſie winſelten und weinten vor ihm und ermahnten ihn zugleich, daß nunmehr keine Zeit mehr übrig ſei länger zu verbleiben.

Ich ging von ihnen ab nach dem Fenſter zu, um zu ſehen, ob noch ein Fahrzeug vorhanden wäre, und fand die große Schlupe noch unten feſt liegen; ich reſolvirte mich, mein Leben Gott befehlend, und ſprang durch das Kajütenfenſter in die darunter liegende Schlupe, welches mir auch ſo wohl gelang, daß ich ohne irgend welchen Schaden in derſelben ſalvirt wurde. Wie ich eben den Rücken vom Capitän wandte, ging er mit den neben ihm ſtehenden Perſonen, worunter der Commandeur mit einigen Soldaten und Bootsleuten war, zur Thür hinaus. Ich meinte, daß ſie ſich zu ſalviren ſuchten, wie ſie auch Willens waren, denn wie ich vernommen, ſind ſie nach dem großen Roſt gegangen, mit dem Vorhaben, den Capitän in ein Fahrzeug zu zwingen. Allein ſie haben keines mehr gefunden. Weswegen ſie denn alleſammt, da ihnen die Flammen bereits über dem Kopf waren, den Capitän verlaſſen haben und über Bord geſprungen ſind.

Sobald ich in der großen Schlupe, in welche ich geſprungen war, den Lieutenant anſichtig wurde, fragte ich denſelben, ob der Capitän aus dem Schiff wäre. Er gab zur Antwort, ein holländiſcher Capitän hätte ihn geborgen. Als wir nun davon vergewiſſert zu ſein vermeinten, wurde die Schlupe in aller Eile losgeſchnitten, denn viel Volk, das im Waſſer herumſchwamm, ſuchte ſich darin zu ſalviren, und die Schlupe wurde von ihnen beinahe in das Waſſer gezogen, da viele an der Seite hingen. Auch ſtand zu beſorgen, daß wir mit auffliegen würden, wenn die Flamme das Pulver erreichte.

Da wir ungefähr eine Kabellänge vom Schiff gekommen waren, gingen verſchiedene Stücke durch die Hitze des Feuers los, und die Granaten ſprangen eine nach der andern. Das Feuer erreichte endlich gegen ein Uhr das Pulver in der Krautkammer, und mit einem dumpfen Schlage flog das Hintertheil des Schiffes auf, worauf der noch übrige brennende Theil mit Allem, was noch darin vorhanden war, zu Grund gehn mußte, nachdem das gute Schiff im Ganzen ungefähr fünf Stunden gebrannt hatte.

Mittlerweile kamen wir mit unſerer Schlupe an andere Schiffe, welche in der Bai lagen, und ſetzten das geborgene Volk aus, mit Ausnahme der nöthigen Ruderer, mit welchen der Lieutenant durch den übrigen Theil der Nacht an den Schiffen in der Bai den Herrn Capitän mit Schmerzen ſuchte. Allein vergebens, indem derſelbe nirgends anzutreffen war.

Am folgenden Tage um zehn Uhr Vormittags wurde durch eine engliſche Schlupe an das Schiff von Capitän Thomſen aviſirt, daß die Leiche unſeres Capitäns leider auf ihr Bootstau zugetrieben wäre, welche ſie auch geborgen hätten.

Darauf wurde der gute, nunmehr ſelige Mann alsbald an das Schiff von gemeldetem Capitän Thomſen gebracht und, wie ſich's gebühret, in eine reine Leinwand gekleidet, welche der Capitän Thomſen für dankbare Bezahlung hergab.

Unter allen Menſchen, die bei dieſem großen Unglück um das Leben gekommen (an Bootsleuten zweiundvierzig und an Soldaten zweiundzwanzig Perſonen), iſt der ſelige Herr Capitän der erſte geweſen, der wiedergefunden wurde. Zu ſeiner Beſtattung wurde alsbald Anſtalt gemacht, und als alles Nöthige herbeigeſchafft war, iſt er am 13ten dieſes, als Sonnabends, allhier hinter den Puntales, allwo man an dieſem Ort die fremden Nationen zu begraben pflegt, nach chriſtlichem Gebrauch zur Erde beſtattet worden. Vorher wurde von unſerem Domine eine herrliche Leichenpredigt gehalten, ihn geleiteten etliche zwanzig Schlupen, worin viele vornehme Capitäne und Kaufleute gefahren wurden, jede führte die Flagge zu halber Stenge als Zeichen der Trauer; gleichermaßen bezeigten die allhier liegenden engliſchen, holländiſchen und Hamburger Schiffe mit Wehen ihrer Flaggen und Göſchen zu halber Stenge ihre Condolenz, unter Löſung der Kanonen, woraus über dreihundert Schüſſe gehört wurden.

Wer dieſes erſchreckliche Feuer und Unglück verurſacht, oder durch welches Verſehen daſſelbe entſprungen, iſt unbekannt. Der Junge des Hochbootsmanns, welcher in der Hölle geweſen war und die Lampe, die daſelbſt zu brennen pflegte, zu bewachen hatte, berichtet, daß er eben aus der Hölle auf das Verdeck gegangen wäre, um einen andern Jungen zu ſprechen, beim Zurückkommen aber die Hölle in vollem Brande gefunden. Gott behüte ein jedes Schiff vor dergleichen Unglück und tröſte diejenigen Witwen und Waiſen, welche die Ihrigen dabei verloren.“

So weit die Zeitung aus Cadix. — Nach andern Nachrichten*) iſt der Capitän allein auf ſeinem Schiff noch bis zuletzt umhergewandelt; Andere wollen ihn an einer offenen Stückpforte geſehen haben, wie er die Hände gefaltet gen Himmel hob; nach Andern ſoll er ſich als letzter ins Waſſer begeben haben, um ſich nach Gottes Willen entweder zu retten oder unterzugehn, und es ſei kein Wunder, daß der kränkliche alte Herr nach den erſchrecklichen Affecten und Anſtrengungen der letzten Stunden in die Tiefe gegangen ſei. — Den Matroſen war etwas Wunderbares aufgefallen, drei Tauben hatten ſtundenlang über dem brennenden Schiffe geſchwebt, ſo lange, bis es in die Luft flog.**) — König Karl II von Spanien ließ auf dem Grabe des Hamburger Seemanns ein Denkmal errichten, welches nach Conſularberichten erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts durch den ſpaniſchen Krieg zerſtört wurde.

Wir freuen uns, daß der Admiral ſeinen Eid hielt. Die Ehre ſeines Berufes forderte ſeinen Tod und er ſtarb. Denn es iſt beſſer, daß einmal ein tüchtiger Mann, der ſich wol noch retten könnte, mit ſeinem guten Schiffe untergehe, als daß dem ſeefahrenden Volk in Todesgefahr das Vorbild ausdauernder Kraft fehle. Er ſtarb, wie dem Seemann ziemt, ſchweigſam und kalt, den eigenen Sohn wies er kurz ab, ſeine ganze Seele war bei ſeinem Amt. — Möge der deutſche Bürger nie ſo weit kommen, daß er die That des Mannes für etwas Seltenes und Unerhörtes halte. Auch im Binnenlande ſind ſeit ihm viele Hunderte friedlicher Bürger geſtorben, weil ſie bis zum Aeußerſten und darüber ihre Schuldigkeit thaten, Seelſorger bei der Seuche, Aerzte im Lazareth, hilfreiche Handarbeiter in Feuersgefahr. Und wir hoffen, daß der Leſer annehme, dergleichen gebühre ſich und ſei bei uns in Ordnung.

---

*) Benecke a. a. O. S. 207.

**) Man verfehlte nicht die geheimnißvollen Tauben auf dem Kupferſtich eines fliegenden Blattes abzubilden, welches mit angehängter Erklärung bald darauf erſchien.

Und doch hebt ſich unſer Herz bei dem Gedanken, wie in denſelben Jahren, in welchen Straßburg ſo ſchmählich verloren ging, ein Landsmann gerade ſo empfand, wie wir empfinden ſollen, daß nämlich da nicht viel zu erſtaunen iſt, und auch kein großes Geſchrei und Winſeln zu erheben iſt, wenn einer für ſeine Pflicht ſtirbt. Und wer das Meer befährt, und wer die See nie rauſchen hörte, beide ſollen ſein Gedächtniß ehren. Der Deutſche war nach 1648 ſehr heruntergekommen, aber er verdiente doch ein beſſeres Leben, denn er verſtand noch für eine Idee zu ſterben.

11.

Jeſuiten und Juden.

(Um 1693.)

Auch die Kirchen in Deutſchland litten durch die Schwäche der Nation. Beide waren daran, in gemüthloſer Orthodoxie zu erſtarren. Die proteſtantiſche wie die katholiſche Kirche hatten mit dem Leiden zu kämpfen, welches jedem feſtgeſchloſſenen kirchlichen Lehrgebäude Verderben droht, ſie wurden zu enge, das geſammte geiſtige und gemüthliche Leben der Menſchen zu umfaſſen. Beiden drohte die Gefahr, daß die Sittlichkeit der Beſten, daß die Wiſſenſchaft, daß ſogar das Bedürfniß eines herzlichen Verhältniſſes zu Gott allmählich eine reinere Auffaſſung der Erdenpflichten, eine höhere Idee von dem Walten der Gottheit, ein gemüthvolleres Erfaſſen des Ewigen hervorbringen möchte, als ſie ſelbſt vertraten. Beide machten Anſtrengungen, die großen geiſtigen Proceſſe der Nation ſich entweder anzueignen oder zu vernichten, beiden gelang es nur unvollſtändig. So war ſeit dem Kriege den Menſchen allmählich das Bedürfniß der Duldſamkeit gekommen. Langſam entwickelte ſich dieſe große ſittliche Forderung; zuerſt zwang die äußere Nothwendigkeit, die Anhänger der verſchiedenen Bekenntniſſe lebten mit einander im Verkehr durch Familienbande vereinigt, dann half die Gleichgiltigkeit und der Mangel an kirchlicher Frömmigkeit, der ſeit dem Frieden von Geiſtlichen häufig beklagt wurde, endlich wurde bei den Proteſtanten der Grundſatz Luther's wieder lebendig, daß nur von innen heraus durch Ueberzeugung und Drang des Gemüthes der Menſch zur Kirche gebracht werden dürfe. Spät und zögernd bequemte ſich auch die alte Kirche zu mürriſcher Duldung. So hatte die Wiſſenſchaft unter Anderem gefunden, daß trotz vielen Stellen der heiligen Schrift die Sonne ſich doch nicht um die Erde drehe, ſondern unſere Erde um die Sonne. Widerwillig nahmen die Kirchen die neue Wahrheit in ihre Kalender auf, nachdem ſie den Entdeckern ſchweres Herzeleid bereitet hatten.

Wer eine Geſchichte des religiöſen Bewußtſeins unter den Deutſchen ſchriebe, der würde die merkwürdige Thatſache zu erörtern haben, daß nach dem Kriege gleichzeitig unter Evangeliſchen und Katholiſchen gegen die herrſchende Partei eine Auflehnung des Herzens eintritt, welche trotz der Verſchiedenheit der Glaubensſätze und trotz einiger Verſchiedenheit in ihrem innern Fortſchreiten den Vertretern dieſer Richtung ſehr viel Aehnliches gibt. Das Bedürfniß nach Erhebung macht in einer Zeit, die an großen Empfindungen arm war, den Proteſtanten Spener zum Pietiſten, die Katholiken Spee und Scheffler zu Myſtikern. Zwar der Zwang der proteſtantiſchen Kirche vermochte die freiere Entwicklung der Geiſter nicht mehr zu hindern. Mit ihr konnte ſich der Gelehrte wol abfinden, wenn er aus der geſchichtlichen Forſchung, aus Beobachtung des Himmels, aus dem Geheimniß der Zahlen, durch Abwägen und Meſſen der Naturkräfte zu neuen Vorſtellungen von der Welt des Geſchaffenen und dadurch auch zu neuen von dem Weſen der Gottheit kam. So erwuchs aus der proteſtantiſchen Kirche das Genie des großen Leibniz. Auch jeder, dem die Phantaſie wild umherflog, oder dem ein tiefſinniges Grübeln eigenthümliche Anſchauungen des Göttlichen erſchloß, vermochte ſich verhältnißmäßig leicht von der Kirchengemeinſchaft ſeiner Mitbürger zu löſen, vielleicht mit Geiſtesverwandten zu ſelbſtändigen Gemeinden zu vereinigen; ſo die frommen Conventikel der Pietät, ſo Böhme und der verſchrobene Kuhlmann, ſo Zinzendorf und die Herrnhuter. In der katholiſchen Kirche war das unendlich ſchwerer. Wer ſeine eigenen Wege ging, hatte den Zorn einer ſtrengen Herrin zu empfinden, und nur ſelten bäumte ein ſtarker Geiſt gegen den Zwang auf, in den Frömmſten und Weiſeſten iſt ein Zug von Weichheit und Entſagung, wie bei Frauen.

Die herrſchende Mehrheit der Geiſtlichen aber hatte auch in der alten Kirche viel von ihrer Schärfe verloren. Daſſelbe Schickſal, welches den Proteſtantismus ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts erreicht hatte, drückte jetzt auch die katholiſche Hierarchie. Selbſt der kriegeriſche Vorkämpfer der wiederhergeſtellten Kirche, der Jeſuitenorden, hatte von ſeiner Hoheit eingebüßt; er war mächtig und reich geworden, der Zuſammenhang zwiſchen den Provinzen und Rom war gelockert, die Unabhängigkeit der einzelnen Häuſer war größer, auch ihn hatte der Fluch getroffen, welcher den Genießenden verfolgt. Er vorzugsweiſe wurde Vertreter des modernen und höfiſchen Gepränges in Kirche und Schule. Auch früher hatte der Orden glänzende Schauſtellungen und das Eingehen in die Launen der vornehmen Welt nicht verſchmäht, aber damals war er geweſen wie der Prophet Daniel, der das perſiſche Kleid nur darum trägt, um ſeinem Gott unter den Heiden zu dienen, jetzt war Daniel ſelbſt ein Satrap geworden. Durch den weſtfäliſchen Frieden war auch die große Miſſionsthätigkeit des Ordens beſchränkt. Immer noch zog er klug ſeine Kreiſe um einzelne Seelen, wer reich oder vornehm war, der wurde feſt umgarnt. Die Bekehrungen proteſtantiſcher Fürſten und Fürſtenkinder wurden ſehr häufig, ſie erregten ohnmächtiges Poltern auf norddeutſchen Kanzeln, eitele Freude im katholiſchen Süden. Aber auch hier waren die Mittel gemeiner, durch welche der Orden bekehrte: nicht das Seelenheil der Geretteten, ſondern der Ruhm, welcher dem Orden daraus erwuchs, wurde die Hauptſache. In den Ländern des Kaiſers war an den Unterthanen die größte Arbeit gethan. Wo hier und da noch das Ketzerthum aufglimmte, half die weltliche Obrigkeit. Nur ein Geſchlecht, zäher und hartnäckiger als die Huſſitenſöhne und die mähriſchen Brüder, reizte die Bekehrungsluſt des Ordens ohne Aufhören, das waren die Juden.

Seit den Kreuzzügen trachtete die ſinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels dieſen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was noch heut als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde ſchon damals gegen ſie vorgebracht. Sie ſollten die Brunnen vergiften und die Peſt herbeiführen, ſie ſollten Chriſtenkinder ermorden und ihr Blut am Paſſahfeſt gebrauchen, ihr Herz genießen; ſie ſollten geweihte Hoſtien mit Ruthen peitſchen u. ſ. w. In beinahe regelmäßigen Zeiträumen kehren die Verfolgungen wieder, Plünderung der Häuſer und maſſenhaftes Hinſchlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängniß wurde ihnen das Chriſtenthum aufgedrängt, faſt immer vergebens. Kein ſtreitbares Volk hat heldenmüthiger roher Gewalt widerſtanden als dieſe Waffenloſen. Die großartigſten Beiſpiele von beharrlichem Heldenmuthe werden ſelbſt von chriſtlichen Erzählern berichtet. So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert ſuchten die Landesherren leere Kaſſen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer ſtürmte der Pöbel ihre Häuſer, ſo 1614 in dem wilden Judenaufſtand zu Frankfurt am Main. Einige große Gelehrte, Aerzte, Naturkundige erlangten ein Anſehen, welches durch alle Länder Europas ging, ſelbſt den Chriſten widerwillige Achtung einflößte, aber das waren ſeltene Ausnahmen.

Unter dieſen Gegenſätzen zog ſich die unzerſtörbare Lebenskraft dieſes Volkes in die Form, welche den Juden bis heut geblieben iſt. Vom Kaiſerrecht begünſtigt, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tief verhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes, Mordes, und wieder der ſtille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Thätigkeit, mitten unter dem dichteſten Schwarm der Chriſten und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten ſie ein zwiefaches Leben. Allen Stolz edlen Blutes, großen Reichthums, hoher Geiſtesanlagen, die volle Glut ſüdlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenſchaft umſchloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Chriſten waren ſie kalt, zäh, geduldig, furchtſam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tauſendjährigem Druck.

Bei der deutſchen Beamtenherrſchaft, welche ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege ausbildete, fanden die Juden kaum größeren Schutz vor der Wuth der Menge, und ihre geiſtlichen Anfechtungen wurden faſt ärger. Wenn der Proteſtantismus, damals ſchwach und verkümmert, ſie mehr durch abſtoßenden Hochmuth als durch ſeine Bekehrungskünſte kränkte, war die alte Kirche um ſo eifriger zu taufen. Dagegen gedieh ihnen Handel und Erwerb, ja ſeit dem weſtfäliſchen Frieden war für ſie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Niedergang alter Handelshäuſer zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverſchlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfniſſe der großen und kleinen Landesherren begünſtigten eine vielſeitige Thätigkeit des jüdiſchen Geſchäftes, welches durch ganz Deutſchland gewandte Werkzeuge und von Konſtantinopel bis Cadix Gaſtfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zuſammenhang der Juden für den deutſchen Handel in einer Zeit hatte, wo ſchlechte Wege, ſchlechte Zölle und eine ſehr unwiſſende Geſetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, iſt noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In unermüdlicher Thätigkeit gruben ſie wie Ameiſen überall ihre geheimen Wege durch das morſche Holz des römiſchen Reichs; lange bevor die Briefpoſt und Waarenbeförderung ein großes Netz über die Landkreiſe gezogen hatten, beſtanden ihre ſtillen Verbindungen für Brief- und Waarenſendung. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Vermittler zwiſchen Amſterdam und Frankfurt, Prag und Warſchau hin und her, Wechſel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja im eigenen Leibe verbergend. In gefährlichſter Zeit, durch Heere und polizeiliche Verbote ſchlich der wehrloſe Jude geſchäftig aus einer deutſchen Landſchaft in die andere. Dort trug er vollwichtige Kremnitzer Ducaten nach Frankfurt und brachte die leichten unter das Volk, welche die chriſtlichen Bankhäuſer der Reichsſtadt ſo lange gewiſſenlos beſchnitten hatten, bis ſie durch eine kaiſerliche Unterſuchungscommiſſion gezwungen wurden, den ungerechten Gewinn in Beſtechungsgeldern zu opfern. Hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für ſeine Gegner, die geiſtlichen Herren, dort ſchmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgeräth durch ein feindliches Gebiet, hier geleitete er eine große Ladung ſeiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Meſſe von Leipzig, er allein befähigt, durch Schmeichelei, Geld und Branntwein die Habſucht der ſlaviſchen Adligen zu überwinden. Unterdeß ſaßen die reichſten in den wohlvergitterten Zimmern ihrer Judenſtadt, die Wechſel und Unterpfänder der höchſten Herren im ſicheren Verſchluß bergend, große Bankiers, vielvermögende Leute auch nach heutigem Maßſtabe.

So waren die Juden damals im Verhältniß zu den Chriſten wahrſcheinlich reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigenthümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher. Sie hatten ſchützende Freunde am Kaiſerhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papſtes, ſie hatten eine Ariſtokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenoſſen noch hoch in Ehren gehalten wurde und bei Brautfeſten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Polo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht, oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauſcht hatte. Auf der Straße aber trug der Jude noch die ſchimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reiche einen gelben Ring von Stoff an ſeinem Rocke, in Böhmen die ſteife blaue Halskrauſe, wie er im Mittelalter den hohen gelben Hut, in Italien den rothen Mantel getragen hatte. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Chriſten, aber ſeine Gemeinde lebte in den größeren Städten noch zuſammengedrängt in beſtimmten Straßen oder Stadttheilen, in anderen war den Juden feſter Wohnſitz überhaupt nicht, oder nur in beſchränkter Zahl geſtattet.

Wenige deutſche Judengemeinden waren damals größer und wohlhabender als die zu Prag. Sie war eine der älteſten in Deutſchland; ſagenhafte Ueberlieferungen führen ſie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Selten verſäumt ein Reiſender die engen Gaſſen der Judenſtadt zu beſuchen, wo die kleinen Häuſer, wie Bienenzellen an einander gedrängt, einſt den größten Reichthum und das größte Elend des Landes umſchloſſen, und wo der Todesengel ſo lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhofe jeder Zoll Erde zu Menſchenaſche wurde. Auf engem Raume hauſten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an ſechstauſend fleißige Menſchen, der große Geldhändler wie der ärmſte Trödler und Laſtträger, in feſter Genoſſenſchaft und gemeinſamen Vortheilen wie Bedürfniſſen eng verbunden, durch ihre Gewerbthätigkeit und unermüdliche Unternehmungsluſt dem verarmten Lande unentbehrlich, und doch in einem fortwährenden Kriege gegen die Sitten, die Rohheit und den Glaubenseifer des neubekehrten Königreichs.

Denn damals lebte die zweite Geſchlechtsfolge des neuen Böhmens, welches ſich die Habsburger nach der Schlacht am Weißen Berge durch Blutgerichte, großartige Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeſchlechter waren zum großen Theil ausgerottet, ein neuer kaiſerlicher Adel fuhr in vergoldeten Carroſſen durch die ſchwarze Huſſitenſtadt, die alte bibliſche Wiſſenſchaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchprieſter und der böhmiſchen Prädicanten waren die Patres und Bettelmönche getreten; wo einſt Huß die Lehre Wiclif's vertheidigt und Ziska die Lauheit der Altſtädter geſcholten hatte, erhob ſich jetzt ſiegſtrahlend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volke von ſeiner Vergangenheit geblieben, als die düſtern Steine der Königsſtadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu herber Frömmigkeit, welche jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus ſolcher Zeit iſt uns eine kleine Schrift geblieben*), welche zwei von den Prager Berühmtheiten des Jeſuitenordens, die Patres Eder und Chriſtel, der erſte lateiniſch verfaßt, der zweite ins Deutſche übertragen haben; beide Verfaſſer auch ſonſt bekannt, der zweite als ein eifriger, aber geſchmackloſer deutſcher Dichter. Aus dieſer Schrift iſt der folgende Bericht entnommen. Der Auszug gibt ſo treu als möglich die Worte des urſprünglichen Werkes und das Eigenartige des Ausdrucks wieder. Die Erzählung lautet folgendermaßen.

„— So ſind in wenigen Jahren von einem einzigen Prieſter unſerer Societät in der akademiſchen Salvatorkirche des Collegii der Geſellſchaft Jeſu hundertundſiebenzig Perſonen jüdiſchen Standes durch das heilbringende Taufwaſſer gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder ſonderbare Neigung zum chriſtlichen Glauben erwähnen. Auf der Zinkower Herrſchaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete ſie zufällig einem katholiſchen Prieſter, dem ſie antrug ihr Kind anzuſchauen, indem ſie den Schleier von deſſen Geſichtlein abſtreifte, nicht ohne ſich zu berühmen, daß ſie ein dermaßen wohlgeſtaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Prieſter wurde durch dies ebenſo ungereimte als unerwartete Vertrauen angemuthet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu ſegnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die Mutter ſelbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im übrigen aber der göttlichen Vorſicht überlaſſen ſollte. Und ſiehe, dieſe kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, ſo hielt ſie ſich alsbald zu chriſtlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn ſie niederknieten, ihre Knielein, ſang mit den ſingenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graſte mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zuſammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunſer und den engliſchen Gruß wie auch den Glauben aufſagen, mit einem Wort, ſie machte ſich in chriſtlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig getauft zu werden. Die hoch- und wohlgeborene Gräfin von Zinkow, um dieſes Mägdleins Begehren zu erfüllen, führte die frohlockende in ihrem Wagen mit ſich nach Prag, auf daß ſie allda außerhalb der Eltern Angeſicht ſicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch ſo geraume Zeit ihre Anſchläge behutſam geheim gehalten hatte, bejammerten ſie ſchmerzlich, daß ihre Tochter eine Chriſtin war, und waren auf den Prieſter, der ſie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen geſegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm ſchrieben ſie die ganze Zuneigung des Kindes zum Chriſtenthum zu.

---

*) Der vollſtändige Titel lautet: Mannhafte Beſtändigkeit des zwölfjährigen Knaben Simonis Abeles, welche er, um den Chriſtlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Ihn Lazarus Abeles, ſein Jüdiſcher Vatter, aus Haß Glaubens, zu Prag 21. Hornung im Jahre 1694 grauſam ermordet. Lateiniſch beſchrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. Ins Deutſche überſetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomaeo Christelio. Prag 1694.

Durch welche Ränke aber der Juden Treuloſigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich ſelbſt unlängſt erfahren, als mir zum erſten Mal ein Glaubenslehrling vom Judengeſchlecht, Samuel Metzel, zur Belehrung überwieſen wurde. Als Vater von vier noch unmündigen Kindern hat dieſer ſich eifrig und viel bemüht, ſelbige alle, ein wahrer Iſrael, aus dem Aegypten der Judenſtadt mit ſich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Roſina Metzelin, ſeine Ehegattin, die damals noch großen Abſcheu vor dem chriſtlichen Glauben hatte, nicht Folge leiſten; und weil ſie beobachtete, daß ihr die vier Kinder zugleich entzogen wurden, war ihr dieſer Kinderraub, wie einer Löwin der Verluſt ihrer Jungen, ſchwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das biſchöfliche Ehegericht, wo ſie wenigſtens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil ſie ihr, der Mutter, vor der Geburt beſchwerlich, bei der Geburt ſchmerzlich und nach der Geburt mühſam zu erziehen geweſen ſeien. Das hochweiſe erzbiſchöfliche Amt aber gab das Urtheil von ſich, daß dem Mann, der nächſtens getauft werden ſollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr, als ſich ſagen und glauben läßt, den Verluſt überaus kläglich bejammert, und da ſie beſorgte, daß ſie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war ſie emſig befliſſen, die Zeit ihrer Niederkunft vor den Chriſten zu bergen. Deshalb beſchloß ſie vor allem, ihre bisherige Herberge, die dem Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es iſt aber kein Rath wider den Herrn! Der Vater kam durch ſein unſchuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beſtändig in eines Chriſten Behauſung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutſam eingelaſſen wurde. Auf dieſe Kundſchaft habe ich der Altſtadt Prag wohlbeſtallten Kaiſerrichter erſucht, welcher ſeinen Amtsſchreiber unverweilt in das Geburtshaus abfertigte, um von der Kindbettin, und im Fall dieſe ſich weigern würde, von den Aelteſten des Judenvolks das neugeborne Kind, als dem nunmehr getauften Vater zuſtändig, herauszubegehren. Weil aber die argliſtigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung ſich nicht verſtehn wollten, wurde zu der jüdiſchen Wöchnerin eine chriſtliche Hebamme beordert, ob dieſe durch einen weiblichen gottſeligen Fund das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Dieſe Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne chriſtliche Matronen. Als Anführerin die durch mannliche Gottſeligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Waſſer und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieſer Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Cardinal und Erzbiſchof von Prag 1646 in unſerer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenſchaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus andern Geſchlechtern, dem Beiſpiel des Wenzeslaus folgend, in demſelben Jahre das Judenthum abgeſchworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in ſeinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihren Tandelmarkt vorbeigehn mußten, das Bildniß des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausſtellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeſchmeiß höchſt verhaßt und wurde oft mit Schmach und Spottreden angefallen. Als er nun einſt ſeiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tage in die Teynkirche ging, wohin ihm ſein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Piſtolkugeln tötlich verwundet wurde, ſo daß er am fünften Tag darauf gottſelig ſein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen geweſen war, die Mörder namhaft zu machen. Der Rädelsführer derſelben wurde ſpäter ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als ein eigener Henker, ſich ſelbſt durch den Strick um. Des Getöteten Witwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottſeligen Frauen nun nicht im Stande, ſich zu der jüdiſchen Kindbettin unvermerkt einzuſchleichen, weil die Hebräer mit ihren ſcharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick rotteten ſich viele derſelben zuſammen und drängten ſich mit in das Zimmer der jüdiſchen Sechswöchnerin. Es ließ ſich aber Ludmilla durch ihre Anweſenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abſchrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwaſſer der chriſtlichen Hebamme und forderte ſie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwiſchte das Kind und taufte das neugeborene. Die Kindbettin aber ſprang raſend aus dem Bette und riß ihr das Kind mit heftigem Geſchrei gewaltthätig aus den Händen. Sofort fand ſich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr chriſtliche Söhnlein von der Mutter abzuſondern. Da aber dieſe gleichſam raſend das Kind ſo feſt in ihren Armen umſchloſſen hielt, daß man zu beſorgen hatte, es möchte eher erdrückt als ihr entwunden werden, begnügte ſich der verſtändige Stadtrichter damit, den verſammelten älteren Juden ſtreng zu verbieten, daß ſie das Kind nicht zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Excellenz, Herrn Reichsgrafen von Sternberg, Oberſt-Burggrafen des Königreiches Böhmen, geboten, daß dieſes fünfte Kind dem Vater ausgehändigt werden ſollte. Nicht lange darnach ergab ſich auch die dem Judenthum hartnäckig zugethane Mutter und wurde getauft. Dies zur Einleitung. —

Der jüdiſche Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moſes Abeles, welcher der Judenſchaft viele Jahre als Primas vorgeſtanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an dieſem Knaben eine beſondere Gemüthsneigung zum Chriſtenthum verſpürt. Wo er konnte, ſonderte er ſich von jüdiſcher Jugend ab und geſellte ſich Chriſtenknaben zu, ſpielte mit ihnen und beſchenkte ſie, um ihr Wohlwollen zu erwerben, mit ſüßen Leckerbiſſen, die er am väterlichen Tiſch zuſammengebracht hatte; der jüdiſche gekrauſte Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl geſtärkt ringförmig um den Hals tragen und ſich dadurch hier in Böhmen von den Chriſten unterſcheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht ſeiner Vernunft heller wurde, erkundigte er ſich bei jeder Gelegenheit nach den chriſtlichen Geheimniſſen.

Es begab ſich, daß er von ſeinem Vater, einem Handſchuhhändler, in Geſchäften mehrmals nach dem Haus eines Chriſten, des Handſchuhmachers Chriſtoph Hoffmann, geſchickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren koſtbarer und wegen künſtlicher Malerei anſehnlicher waren, und forſchte begierig die chriſtlichen Inwohner aus, was unter ſelbigen Bildern zu verſtehn ſei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Chriſtus, durch ein anderes die Mutter Chriſti, die wunderthätige Gottesgebärerin von Buntzel (Bunzlau), durch jenes der heilige Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen ſeufzend aus: „O daß ich ein Chriſt werden könnte!“ Ueberdies bezeugte ein Jude, Rebbe Liebmann genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Chriſten zugebracht und ſich im väterlichen Hauſe nicht eingeſtellt habe.

Viele nun hielten dafür, daß ſolche Zuneigung zum Chriſtenthum einen übernatürlichen Urſprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm ſchon in der Wiege von einem Chriſten eingedrückt worden ſei. Als man ſpäter dieſem ausgeſprengten Gerücht emſig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präceptor, Stephan Hiller, einſt zu Lazarus Abeles geſchickt worden ſei, eine Geldſchuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und daſſelbe in innerlicher Herzensregung mit elementariſchem in der Nähe befindlichem Waſſer getauft habe. Auf Nachforſchung des hochehrwürdigen erzbiſchöflichen Conſiſtoriums ſagte dieſer Präceptor, welcher jetzt eine Kaplanſtelle bekleidet, aus, daß er nicht wiſſe, ob das Kind des Lazarus Söhnlein geweſen ſei; ja, ſeinem Dafürhalten nach wäre ſelbiges vielmehr einem jüdiſchen Schneider zugehörig geweſen. Durch ſolche Ausſage blieb dieſer wichtige Umſtand zweifelhaft.

Nachdem ſich durch etliche Jahre in Simon's Gemüth die ſtandhafte Zuneigung zum Chriſtenthum ſo vergrößert hatte, daß ſie von Einheimiſchen deutlich bemerkt wurde, und der ſchlaue Knabe wol vorausſah, daß die Eltern und Blutsverwandten keine Mühe ſparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hauſe und ſeiner jüdiſchen Freundſchaft zu entfliehen, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun am 25ten des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Raſttag in der Judenſchule hielt, begab ſich der Sohn in ein der Judenſtadt nahe gelegenes Chriſtenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am ſelben Abend den Johannes Tanta zu ſich berufen, einen vor mehren Jahren mit ſeinem ganzen Geſchlecht bekehrten Juden, den er ſchon durch's Gerücht als einen eifrigen Mann und emſigen Anführer zum chriſtlichen Glauben kennen gelernt hatte; denn dieſer Mann, öfter ſein Leben in Gefahr ſtellend, hatte Juden, die nach dem chriſtlichen Glauben verlangten, und ihre neugetauften Kinder aus der Judenſtadt herausgezogen, in unſer Collegium St. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich geweſen, hatte ſolchen, die nicht leſen konnten, geiſtliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Chriſti mit ſonderlicher Andacht ſtundenlang vorgeleſen, und fand ſeine beſte Freude darin, wenn er ſah, wie ſie durch die heilige Taufe abgewaſchen wurden. Dieſem nun öffnete Simon ſein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn ins Collegium der Societät Jeſu führen wolle.

Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem chriſtlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdiſcher Art geſchorenen Kopf mit einer Perrücke und führte ihn über den Altſtädter Platz ins Collegium. Mitten auf beſagtem Platz ſteht aus einem einzigen Steine gehauen das große, reich übergoldete Bildniß der ſeligſten Gottesgebärerin. Johannes erklärte ſeinem chriſtlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildniß die Himmelskönigin und die beſonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief ſeinen ganzen Leib und empfahl ſich mit gottſeligem Seufzen der ſeligſten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte er ſich zu ſeinem Anleiter und redete ihn ſo an: „Wenn dies mein Vater ſähe, ſtracks würde er mich umbringen.“ So erreichten ſie unſer Collegium Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Thore berufen war, ſein Verlangen mit ungemeiner Beredſamkeit vor, zugleich begehrte er mit ſo hitzigem Eifer im chriſtlichen Glauben unterwieſen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich ſtellte den Knaben noch denſelben Abend dem ehrwürdigen Pater, Rector des Collegiums, vor. Es ſah faſt ſo aus, als befände ſich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jeſus, unter den Schriftgelehrten, indem er verſchiedene Fragen wohlberedt, ſcharfſinnig und mit einem Urtheil, welches ſein Alter überſtieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, ſein ſpäter Eintritt errege den Verdacht, daß er in der Judenſtadt ein Laſterſtücklein begangen habe und in dem geiſtlichen Haus eine Zufluchtsſtätte ſuche, antwortete Simon mit heiterem Angeſicht: „Hat man Argwohn wegen einer Miſſethat, ſo forſche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenſtadt gewöhnlich iſt. Wäre ich mir einer Laſterthat bewußt, ſo hätte ich mehr Hoffnung unter den Juden ungeſtraft zu bleiben, als unter den Chriſten, denn ich bin ein Enkel des Moſes Abeles, ihres Primators.“ Als man ihm aber wieder zuſetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Chriſten eine Perrücke, ein Deglein und alamodiſche Kleider zu tragen, machte der Knabe ein ſaures Geſicht und ſprach: „Ich muß bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Uebrigens verlange ich unter den Chriſten in keiner Kleiderpracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden ſein.“ Nachdem er ſolche ernſthafte Antwort von ſich gegeben, fing er an die Handſchuh von den Händen abzuſtreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perrücke vom Kopf zu reißen und das ſaubere Oberröcklein aufzuheften, entſchloſſen, ſo es nöthig wäre, dem entblößten Jeſus unbekleidet nachzufolgen.

Durch ſolche unerwartete Antwort und heldenhaften Entſchluß zur Armuth trieb er den Anweſenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde ſich wieder anzukleiden, zog er ſich bald wieder an und bezeugte mit gewichtigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, ſich aber den Chriſten zugeſelle, um ſich ſeines Heils zu verſichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich ſei ohne Glauben ſelig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube nothwendig ſei das ewige Leben zu erwerben, ſprach er ſieben oder acht Mal: „Gott, Gott, Gott allein“, wobei er ebenſo oft ſeufzte und mit beiden Händen auf ſeine Bruſt ſchlug. Jetzt trat er bald zu dieſem bald zu jenem Prieſter, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: „Patres, verlaſſet mich nicht, verſtoßet mich nicht, ſchicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiſet mich geſchwind, geſchwind, und (als ahnte und ſchwebte ihm das anſtehende Uebel vor) taufet mich geſchwind.“ Als nun Simon die Verſicherung bekam, daß er den Lehrlingen im chriſtlichen Glauben beigezählt werden ſollte, ſchlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle ſeine Rede ging ihm ſo reif und beſcheiden, hurtig und ohne alles Stammeln von Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, ſo daß ſich einer von den vier anweſenden Prieſtern mit Verwunderung zum andern wandte und lateiniſch ſagte: „Dieſer Knabe hat ein Mundwerk und

Verſtand wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über ſein Alter.“

Unterdeß war die finſtere Nacht herangekommen. Da aber für dieſes neue Nicodemerlein keine bequeme Nachtſtätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerſtreben meines Gemüthes in das Chriſtenhaus, aus welchem er hergeführt worden war, wieder zurückgelaſſen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieſer wurde an die Pforte des Collegiums gerufen, und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächſten Morgen in aller Frühe wieder in dem Collegium ſtellen ſolle, damit man ihn mit einer ſichern Wohnung verſorge.

Unterdeß nahm Lazarus die Abweſenheit des Sohnes wahr. Da er ihn weder bei Freunden noch bei andern Juden fand, fällte er bei ſich das ſichere Urtheil, daß ſein Sohn zu den Chriſten übergegangen ſei. Am Sonntag früh verfügte ſich Lazarus in jenes Chriſtenhaus des Handſchuhmachers Hoffmann. Er fand dieſen nicht zu Hauſe, hielt mit dem Verluſt des Sohnes und ſeinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handſchuhmachers Ehefrau Anna inſtändig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der ſein Schuldner ſei, ein wichtiges Geſchäft abzumachen hätte. Nach langer hebräiſcher Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig ins Collegium, aber, was mir am ſchmerzlichſten fiel, ohne Begleitung des chriſtlichen Lehrlings. Er ſchien ſehr ängſtlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, ſondern ſprach nur, daß Simon in ſeiner Herberge nicht ſicher genug ſei, man hätte wohl zu beſorgen, daß er durch argliſtige Anſchläge der Juden herausgeſpielt werden möchte. Nach ſcharfem Verweiſe, weil er den Knaben gerade bei ſolcher Gefahr nicht nach geſtrigem Befehl mit ſich gebracht, befahl ich ihm ſofort nach Hauſe zu gehn und den Simon herzuführen. Er verſprach dies zwar, ſetzte es aber nicht ins Werk. Als nun Georg Kawka zu Hauſe vorgab, daß er in die Kirche gehn wolle, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorſtehender Verrätherei, mit Worten und Thränen, daß Georg ihn nicht im Stiche laſſe und den Juden, welche ihm heut unfehlbar nachſtellen würden, zum Raube im Hauſe halte, ſondern mit ſich in die Kirche nehme und ſo ins Collegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen ſeines Gemüths wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fiſchen handelte, zog er ſich nach deſſen Abgang wieder in ſeinen Schlupfwinkel unter dem Dache zurück.

Kaum hatte Georg ſeinen Fuß über die Schwelle geſetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemiethete Kammer, bei welcher Simon ſeinen Schlupfwinkel hatte, und ſah den Knaben im jüdiſchen Röcklein, das er wieder anzulegen genöthigt worden war. Da nun beſagte Katharina ſoeben von den Juden, welche um die Hausthür herumſtanden, vernommen hatte, daß ſie einen Judenſohn ſuchten, der dem Vater entflohen ſei, und da ſie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im chriſtlichen Glauben geworden war, zog ſie ihn aus ſeinem Winkel hervor und führte ihn gewaltthätig ins untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich ſtarken Weibe dreißig weiße Groſchen, damit ſie den Knaben, der nicht ſtark genug war ſich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hauſe über die Schwelle herausſtoßen ſollte. Gegen ſolche Gewaltthat rief er die Chriſten um Beiſtand an, aber vergebens, denn zwei baumſtarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm und trugen ihn, der gleichſam in der Luft ſchwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenſtadt und ſeines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging argliſtig Schritt für Schritt langſam hinterher, um den Chriſten vorzuplaudern, daß ſein Sohn zu den Chriſten flüchtig geworden ſei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehn. Dies ſchwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand ſich bald nach beendetem Trauerſpiel bei mir ein, erzählte mir zuerſt die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen lüderlichen Entſchuldigungen. Ich aber redete ihm ſcharf zu, legte ihm klar vor Augen, weshalb ſich abmerken laſſe, daß er mit den Juden unter dem Hütlein geſpielt habe, und befahl ihm ernſthaft, wenn er nicht der verrätheriſchen Auslieferung des Simon vor Gericht ſchuldig ſein wolle, den Simon ohne Verſchub und mit allen Mitteln, auch durch Requiſition chriſtlicher Richter, wieder aus den Händen der Juden herauszuziehen und ins Collegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Anſehen, als folge er treulich und emſig dem Befehl. Er durchſuchte mehre Tage die ganze Judenſtadt und durchſtrich faſt alle Häuſer, wie die ihm zugeſellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er faſt allen Argwohn der Verrätherei von ſich ab, und da Simon nirgends zu finden war, befeſtigte er das allgemeine Gerücht, Simon ſei heimlich nach Polen geſchafft worden. Später wurde Georg Kawka ſelbſt in böſem Gewiſſen nach Polen flüchtig und iſt bis heut unſichtbar geblieben.

Simon aber, gewaltthätig in das väterliche Haus geriſſen, wurde ſeit dieſem Tage nicht mehr außerhalb der Hausſchwelle geſehen. Nach der Ankunft im Hauſe war der Vater ſeines Zornes nicht mächtig und ſchlug den Sohn ſo wild mit einem Stock, daß die anweſenden Juden ſchon damals beſorgten, er werde ihn entſeelen. Sie ſperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der ſich ein ſpäterer Zeuge, die Sara Breſin, aufhielt. Der Vater aber verſuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammerthür aufzubrechen und entfernte ſich endlich entrüſtet aus dem Hauſe. Als ſein Zorn ſich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den ſchwarz geſchlagenen Knaben mit dem Rath, ihn durch Faſten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer geſperrt. Dort verbrachte er ſieben ſchmerzvolle Monate in Hunger, Gefangenſchaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater ſah, daß des Sohnes Gemüth unbeweglich war, und Simon am Sonnabend vor dem Faſtnachtſonntag wieder vor allen Hausgenoſſen unerſchrocken erklärte, daß er getauft ſein wolle, entſchloß ſich Lazarus zum Aeußerſten. Und damit nicht Zuneigung ſeine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl, zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüth und friſchem Alter, der ihm ſchon früher den Rath gegeben, den Knaben durch Gift zu töten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter deſſelben und führte ein Geſpräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu bekehren. Als aber Simon auf ſeinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäuſten des Levi zerſchlagen und von ihm und dem Vater in die nächſte Kammer geriſſen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben ſeinen Kopf gewaltſam an die Ecke eines hölzernen Kaſtens, wodurch der glorreiche Kämpfer Chriſti einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafes erhielt.

Während dieſe Grauſamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebſt einem Geſellen, Rebbe Liebman, in der Nebenſtube mit Handſchuhmachen beſchäftigt. Bei dem Winſeln des Knaben und dem Getös der Totſchläger eilte ſie in die Kammer. Dort ſah ſie den entſeelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knien. Darüber erſchrak die Frau ſo, daß ſie in Ohnmacht ſank und von Kurtzhandl durch eingeflößten Eſſig zur Beſinnung gebracht werden mußte.

Nach der That kam Hennele, die Köchin des Lazarus, zurück, welche er nebſt ſeinen kleinen Kindern aus dem Hauſe geſchickt hatte. Dieſe fragte bei der Nähe des Abendeſſens, wo Simon ſei. Ihr wurde ein Eid abgefordert die Sache geheim zu halten, worauf ihr der Vater ſelbſt ſagte, er habe mit Levi Kurtzhandl den Knaben, als einen Abtrünnigen vom

Geſetz Moſis, nach dem Beiſpiel des Patriarchen Phineas ums Leben gebracht.

Darauf berathſchlagte Lazarus mit Levi, wie die Unthat geheim zu halten, nicht nur vor den Chriſten, auch vor den Juden, zumal vor dem Geſchlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchſt feindlich war. Levi erbot ſich, den Körper Simon's noch während der Nacht in ſein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber beſorgte, der Burian'ſche Anhang möchte dahinter kommen. Deshalb beſchloſſen ſie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu laſſen. Und da an dem Leibe zwar der Hals unterlaufen, ſonſt aber keine aufgeſchlagene Wunde zu ſehen war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Ducatens, ſo rief Lazarus ſeine Hausgenoſſen zuſammen, beſchwor ſie und lehrte ſie, wie ſie einhellig ſagen ſollten, Simon ſei in Tobſucht gefallen und ſo an die Ecke des Kaſtens geſtürzt, wodurch er ſich am linken Schlaf tötlich verletzt habe.

Am nächſten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Chriſti durch zwei Juden, Jerochem und Hirſches Keſſerlas, die Totenſchauer, in höchſter Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simon's Beerdigung kam aus dem Grabe der erſte Gerichtsdiener, der Gewiſſenswurm, hervor, des gottloſen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte ſein Gewiſſen unabläſſig und immer ſchwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Dieſe Furcht vergrößerte ſehr der Handſchuhmachergeſelle Rebbe Liebman. Dieſer hatte nach der That ſtracks des Abeles Haus verlaſſen und ſich aus dem Staube gemacht und erſt nach der Beerdigung wieder bei ſeiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Betheuerung, daß er kein Wort über die Unthat zu hören verlange, da er die Judenkinder ſchon auf öffentlicher Gaſſe das ganze geſtrige Trauerſpiel hätte erzählen hören. Dies traf den beſtürzten

Lazarus wie ein Donnerſchlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zuſammen, verkaufte das in der Judenſtadt erbaute Haus und trat den in einem hochadligen Hauſe gemietheten Kaufladen einem andern Juden ab, um ſich in Polen niederzuſetzen. Er war auch ſchon fertig, am folgenden Tage die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadlige Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, gerade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsſchrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdeß ging am 23. Februar ein den Chriſten nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenſtadt durch das Sommerthor, wo er ſpielende Kinder antraf, die einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen friſch und geſund, geſtern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden ſei. Johel machte ſich unverweilt auf den Begräbnißplatz, ſah ein friſch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umſtände und Gerüchte und kam zu der verſtändigen Muthmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes ſei. Dies vertraute er ſofort einem Concipiſten der königlichen Statthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdiſche Angeber mehrmals mit Ernſt zu treuem Bericht ermahnt worden war, ſchrieb er am folgenden Tage den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadligen Statthalterei zu überreichen. Dieſe befahl den Körper des Simon ausgraben und durch beſtimmte Aerzte genau beſichtigen zu laſſen, endlich die der That Verdächtigen wie auch deren Mitwiſſer in ſichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutſam ohne Verſchub ins Werk geſetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannſchaft ausgegraben; die zuſammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt ſagten aus, daß ein bösartiger Ausſchlag am Haupte und zuletzt Tobſucht dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herren Aerzte aber gaben das Gutachten, daß mehre Indicien, Bruch des Genickes und eine kleine runde Wunde im Schlaf, anzeigten, daß der Knabe durch einen gewaltthätigen Schlag umgekommen ſei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib ſeines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde ſo verwirrt, daß er verſtummte und eine gute Weile kein Wort richtig ausſprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich da die Herren Commiſſarien beſtändig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und ſchwacher Stimme zur Antwort, es ſei der Leib ſeines Sohnes Simon, und als man ihm ferner zuſetzte, woher die Wunde am linken Schlaf rühre, gab er verwirrte und widerſprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängniß geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdiſchen Leichenbret in einen chriſtlichen Sarg gelegt und unterdeß in den tiefen Rathhauskeller geſtellt. Die Herren Commiſſarien begannen unermüdlich Chriſten und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indicien aber blieb Lazarus und die in beſonderem Gewahrſam gefangenen Frauen, Lia ſein Eheweib, und Hennele ſeine Köchin, faſt einſtimmig auf derſelben Ausſage, Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hauſe genommen, um ein Chriſt zu werden, ſondern ſei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet geweſen und deshalb zu Hauſe gehalten worden; zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speiſe bekommen, ſei in gewaltthätiger Tobſucht geſtürzet und habe ſich zu Tode gefallen.

Alle Mittel die Wahrheit zu erforſchen halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsſtarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborne Franz Maximilian Freiherr von Klarſtein, beſtellter Commiſſarius, eines Mittags heim und ſchritt die Treppe in ſeinem Hauſe hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig in die Seite geſtoßen, er wandte ſich verdrießlich um, ſiehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätzlein, welches beide Stiegen von einander ſchied, ein ſtehender Knabe vor Augen, der den Kopf neigte und mit fröhlichem Angeſicht holdſelig lächelte, mit einem jüdiſchen Totenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieſer Herr bei Beſichtigung des Leibes mit eigenen Augen geſehen und mit lebhafter Einbildung in ſein Gedächtniß gedrückt hatte. Der Herr erſtaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit ſeiner Gemahlin und etlichen Gäſten bei Tiſche ſaß. Da hörte er einen Menſchenfinger etliche Mal an die Thüre des Speiſeſaales anklopfen. Der Diener wurde hinausgeſchickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inſtändig hereingelaſſen zu werden. Eingelaſſen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mädchen, ſie heiße Sara Breſin, wohne jetzt unter den Chriſten, um in dem chriſtlichen Glauben unterwieſen zu werden, und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient; dort hätte ſie mit ihren Augen geſehen, wie grauſam Lazarus ſeinem Sohne Simon darum zugeſetzt habe, weil dieſer, um getauft zu werden, zu den Chriſten geflüchtet ſei.

Auf dieſe und andere Ausſagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergeſtellt, dem ſie mit großer Gemüthsfreiheit und nachdrücklichen Worten Alles, was ſie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete Alles rund ab und rief in raſenden Verfluchungen alle Teufel auf ſeinen Kopf. Als er aber in ſeinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung ſein Gemüth, er erkannte, daß ihm ſein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde, und beſchloß ſich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehen. Obwol ihm beide Schenkel und eine Hand durch Feſſeln gehindert waren, ſo ſchlang er doch ſtatt eines Stricks die Tephilim genannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, ans eiſerne Fenſtergitter und erwürgte ſich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdroſſelt gefunden. Denn die Juden halten aus Irrthum für zuläſſig ſich ſelbſt zu erwürgen, und verüben dergleichen öfter. — Sein toter Leib wurde gerichtet.

Nach ſeinem Tode legten ſeine Frau Lia und die Dienſtmagd Hennele, der Sara Breſin gegenübergeſtellt, ein offenes Bekenntniß ab; auch der flüchtige Handſchuhmachergeſelle Rebbe Liebman wurde eingezogen und bekannte. Seine fürſtliche erzbiſchöfliche Gnaden beſtimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des h. Täufers Johannes, zunächſt dem Taufſtein in ausgehöhltem Mauergrab von polirtem Marmelſtein begraben würde, in einem ſauberen, eichenen, mit rothem Sammet überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarge mit drei Schlüſſeln. Ferner, daß der Sarg von unſchuldigen und adligen, mit Purpur gekleideten Jünglingen zur Begräbnißſtätte getragen werde. Die hochadlige Frau Sylvia Katharina, geb. Gräfin Kinsky, Sr. Excellenz des Herrn Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte koſtbare Kleider zu dieſem Tage verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rothes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen beſetzt und mit goldener Poſamentirarbeit geziert, ſchaffte auch Strümpfe von gleichem Zeuge, um die Füße zu bedecken, und einen überaus ſchönen Kranz von goldenen und ſilbernen Lilien und Roſen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen.

Kaum war ſein hochwerther Leib geſchmückt und in den köſtlichen Sarg verſetzt, ſo fand ſich der hohe Adel beiderlei Geſchlechts ein und drang mit gottſeligem Ungeſtüm in die Kapelle, wo alle erſtaunten und den wunderſamen Gott prieſen, als ſie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach ſeiner Entleibung unverſehrt ſahen, kein Ausdämpfen eines Geruchs verſpürten und wahrnahmen, daß aus ſeinen tötlichen Wunden fortwährend roſafarbenes friſches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hochangeſehene Perſonen mit ihren Handtüchlein dieſen koſtbaren Saft auffaßten. Andere aber, welche mit keinem ſaubern Tüchlein verſehen waren, oder wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten ſich über die alte Totentruhe und riſſen die blutigen Hobelſpähne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerthe Leib auf dem großen Rathhausſaal dieſen und den nächſten Tag ausgeſtellt. Es war aber auch allda überaus ſchwer zu ihm zu dringen. Endlich am 31ten März wurde die Beiſetzung ins Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathhaus, durch die ganze Stadt begannen in ſiebenzig Kirchen die Glocken zu ſchallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdeß verſchmachtete die Synagoge und ganze Judenſchaft faſt vor Todesangſt, weil ſie hoch beſorgte, vom chriſtlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Es ſchien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewaltthätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Chriſten mehr als einmal wegen geringerer Urſachen den Tandelmarkt und die Judenſtadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden ſelbſt angegriffen, etliche ſchwer beſchädigt und, wie bekannt iſt, gar ermordet hatten.

Als gegen zehn Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verſchloſſen war, ſchickten ſich die Commiſſarien an, die Schloßlöcher zu verſiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Commiſſarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadlige Perſonen wahrgenommen, riſſen ſie von ihrem Haupt, Bruſt und Armen ſolche Zeuge ab. Seine Excellenz der Reichsgraf von Martinitz band ein an ſeinem Degenhefte hangendes Band ab. Es wurde aber zu dieſem Gebrauche das Band von rothem Atlas gewählt, welches die hoch- und wohlgeborne Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzweigeſchnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angeſiegelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rothem Sammet koſtbar gefertigten Fahne bedeckt, mitten auf dem Totenſchrein ſtand ein zierliches Bild Unſerer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herſtammende Jünglinge legten ihre unſchuldigen Achſeln unter den Leichenſchrein; ſie trugen rothe, mit goldenen Borten ſchimmernde Mäntel, Kränze von rother Seide gewunden, mit ſilbernen Roſen unterſetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten ſich plötzlich auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm alle Fenſter ein, ſie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, ſondern auch aus fernen Flecken und Städten zuſammengeſtrömt.

Das Heer des Leichenzuges führten die erſten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängſt getauften Jüdlein mit rothen Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeuge vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgetheilt; drittens unter rothen Fahnen alle Studentlein aus den untern lateiniſchen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateiniſchen Bruderſchaft aus den Schulen; ihnen wurde Kreuz und Fahne, mit einem Sonnenſchirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die ganze Studentenbruderſchaft Unſerer Lieben Frauen, darunter viele Doctoren, Gerichtsbeiſitzer und verſchiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenſchirm getragen, in ihren Händen führten ſie brennende Wachskerzen und flammende weiße Windlichter. Sechstens kam das erſte Sängerchor, dann die Kleriſei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherren, hochwürdigſten Capitelherren mit dem Officianten, welchen Stadtſoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentens trugen den hochwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simon's) die ſechzehn geſchmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben mit rothen brennenden Fackeln, mit holländiſchem Purpurgewand ausbündig ſchön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadligen Vorſteher und Statthalter des Königreichs, alle in ihren Händen rothe Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmſte Adel beider Geſchlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreiſende Volksmenge. —

Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüſel Kurtzhandl, von den Juden ſo genannt, nicht weil er Kurzhändler war, ſondern weil ſein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Geſtalt, zwanzig Jahre alt, ſtark, von trotzigem Geſicht, zornmüthig, wacker beredt und witzig, in talmudiſchen Büchern, die er elf Jahre ſtudirt hatte, ausbündig erfahren. Er hatte ſich neun Meilen von Prag bei ſeiner jüdiſchen Braut geborgen. Nach emſigen Nachforſchungen wurde bewaffnete Mannſchaft abgefertigt, welche ihn in Eiſen legte und zu Wagen mit untergelegten Pferden am 22ten März in Prag einbrachte. Obwol die Commiſſarien nach früheren ähnlichen Fällen zweifelten, daß ſich aus dieſem harten Kieſelſtein ein Tropfen Wahrheit würde auspreſſen laſſen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergeſtellt. Er aber geſtand trotz der Bekenntniſſe dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm ſo viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn erſäufen wolle. Denn er traute ſich zu, auch die Folterung zu überſtehn und ſo los zu kommen. Ja er erkühnte ſich zu ſagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Geſetz. So wurde er dem Rechte gemäß nach der Ausſage von drei Zeugen auch ohne ſein Geſtändniß zum Rade verdammt.

Er aber unterbrach durch ſieben Monate die Vollſtreckung des Richterſpruchs, indem er durch einen jüdiſchen Blutsverwandten den Handel vor Seine Kaiſerliche Majeſtät Leopold brachte. Durch jüdiſche Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen ſaumſelig betrieben, daß man klar bemerken konnte, der Verurtheilte ſuche nur einen Aufſchub auf mehre Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beſchuldigte ſeine Schutzſchrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entſchuldigungen wurden zurückgewieſen und durch Kaiſerliche Majeſtät der Richtſpruch beſtätigt. Er aber blieb bei ſeinem Wort: „Ich bin unſchuldig am Blut des erſchlagenen Knaben.“ Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandſtedter von der Societät Jeſu, einem unermüdlichen apoſtoliſchen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl ſelig an dem heftigen Gifte ſtarb, das er bei Liebesdienſten am Krankenlager in ſich gezogen. Als dieſer den Verurtheilten frug, ob er den Tod gutmüthig überſtehn könne, und ihn zur Annahme des ſeligmachenden Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Geſicht ohne Verwirrung: „Ich achte den Tod ſo wenig als dieſen Strohhalm — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg, — was aber den Glauben anlangt, ſo wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater ſoll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor ſich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudiſchen Bücher ſtudirt.“

So begann ein Glaubensſtreit, der Prieſter griff den Talmudiſten mit theologiſchen Beweisthümern an, und Levi faßte Alles wegen der tapferen Fähigkeit ſeines Witzes; zuletzt warf er ſeine jüdiſche Bibel mit Ungeduld von ſich: „Dem ſei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden.“ Da der verſtockte Jüngling am nächſten Tage ſein geſtriges Liedlein wiederholte, griff der Prieſter die Sache wieder anders an, ſprach ihm nicht mehr zu, ſondern wandte ſich zu andern Mitgefangenen und las dieſen aus der h. Schrift verſchiedene Zeugniſſe vor, wodurch er bewies, daß der Meſſias ſchon dageweſen ſei.

Dies hörte Levi ſtill und bedächtig an, und obwol er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben ſei, ſo war doch aus ſeinem Angeſicht zu ſehen, daß ihm des Prieſters

Gegenwart nicht ſo unangenehm ſei wie geſtern. Am dritten Tage begehrte Levi, ſo verhärtet er ſonſt war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm ſeine Anweſenheit in dieſem elenden Zuſtand zum beſonderen Troſt diene. Da dies der Prieſter muthig verſprach, ſchien das ſteinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ ſich der Pater in heiliger Einfalt ſo auf das Zutrauen des Juden, daß er alle Andern entfernte, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inſtändig bat, er möchte ihm ſelbſt einen Troſt geben und ihm, dem Pater, als höchſtes Geheimniß bei Treue und Glauben, wenn es ihm gefällig ſei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wiſſe. Ueber dieſe unerwartete Anrede erſtaunte Levi ſehr, er ſchwieg lange ſtill, endlich aber faßte er aus dieſem ſeltenen Vertrauen eines chriſtlichen Prieſters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit deſſelben und bekannte, durch die verſprochene Verſchwiegenheit des Paters verführt, vor ihm ſelbſt und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achſeln und auf die linke Seite niedergelaſſenem Kopfe, daß er auf Anſtiften des Vaters Lazarus Abeles gewaltthätige Hand an den Simon gelegt und ihn aus Eifer für das Geſetz Moſis umgebracht habe.

Ueber dieſes Geſtändniß war der Prieſter überaus froh und bemühte ſich, ihn durch Beweiſe und inſtändiges Bitten zu vermögen, daß er ſich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Prieſter ſich bei ſchon heranſchleichender Abenddämmerung zum Heimgehn rüſtete, ſchlug Levi ſeine Augen zum Himmel und ſprach mit tiefem Seufzer: „Vater, wo werde ich morgen um dieſe Zeit ſein?“ worauf der Prieſter verſetzte: „Mein Kind, im Himmel, ſo du den chriſtlichen Glauben annimmſt; ſtirbſt du aber im Judenthum, als ein verſtockter Jude in der Hölle.“ Darauf wünſchte er ihm auf's Freundlichſte eine gute Nacht und ein ſeliges Ende und ging davon.

Am andern Tage fand der Prieſter den Verurtheilten zum bevorſtehenden letzten Trauerſpiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichſam als hätte er ſich ausgerüſtet getauft zu werden. Der Pater frug ihn nach freundlichſter Begrüßung, in welchem Glauben zu ſterben er ſich endlich entſchloſſen hätte. Darauf gab Levi dieſe Worte zurück: „In demſelben Glauben will ich ſterben, in welchem Abraham, Iſaak und Jakob geſtorben ſind. Und wie vor Zeiten Abraham ſeinen Sohn, ſo will ich heut mich ſelbſt für meine Sünden aufopfern.“ Als ihm der Prieſter weiter zuſetzte, ſprach er mit gütigem Angeſicht und unverwirrtem Gemüth: „Ich bitte zum demüthigſten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe läſtig werden, denn ich will jetzt die Pſalmen beten und mich zum glückſeligen Tode vorbereiten.“ Darauf begann er die Pſalmen zu ſprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwol die Juden ſonſt das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit ſolcher Herzenszerknirſchung und ſolch heftigem Bruſtklopfen und Thränen, daß ſich die Mitgefangenen und Anweſenden über dieſen büßenden Menſchen heftig verwunderten.

Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er ſich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Geſicht ſo an: „Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu thun befohlen hat.“ Darauf wandte er ſich zu ſeinen Mitgefangenen, beurlaubte ſich freundlich von ihnen und bat demüthig, ihm ſeine begangenen Mängel zu verzeihen. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuſchauen einer unzähligen Volksmenge aus dem Gefängniß und band ihn in eine Ochſenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von ſich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferde zur Walſtatt geſchleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Prieſter mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferde ſchwer beſchädigt zu werden, und daß er durch das zulaufende Volk gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehn möge, ſich der Gefahr zu entziehen." —

So weit die Worte des Jeſuitenberichts. Auf dem Schaffot legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntniß ſeiner That ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit geſagt, nicht länger im Gefängniß zu halten. — — Die Einzelheiten der Hinrichtung waren beſonders grauſam, der erfahrene Henker vermochte — ſo erzählen die Verfaſſer — den ſtarken Körper des Verbrechers mit dem Rade nicht zu töten. Zuletzt rief Levi den Prieſter an ſeine Seite und frug ihn mit klarer Stimme, was er ihm verſpräche, wenn er ſich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch ſchnellen Tod verſprach, antwortete Levi: „Ich will getauft werden." Siegreich eilte die Kirche mit einer Nothtaufe, ſehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein beſonderes Wunder göttlicher Verſehung auszugeben. Levi ſprach die vorgeſprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirkſamen Todesſtreich. —

Das iſt die traurige Geſchichte von Simon Abeles. Wer den Jeſuitenbericht unbefangen beurtheilt, wird Einiges darin finden, was die Erzähler zu verſchweigen wünſchen. Und wer mit Abſcheu auf die fanatiſchen Mörder ſieht, der wird doch den fanatiſchen Prieſtern keine Theilnahme zuwenden. Sie reißen das kaum geborene Kind aus dem Arm der Mutter, ſie halten für einen gottſeligen Fund, den Säugling ſeiner Mutter heimlich zu ſtehlen, ſie werben durch Spione und Zuträger, durch Verſprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantaſie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums ſehr unähnlich iſt, Schaaren von Proſelyten zum „Abwaſchen"; ſie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geſchicklichkeit erfahrener Regiſſeure, um ein wirkſames Trauerſpiel in Scene zu ſetzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und maſſenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihrem Glauben bei Chriſten und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Geſetz, ſteht gegen den Fanatismus eines geſchmähten, verfolgten, leidenſchaftlichen Stammes; Liſt und Gewaltthat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da.

Noch durch zwei Menſchenalter arbeitete der Eifer der Jeſuiten gegen die Juden, ein Kampf von zwei fremden Genoſſenſchaften auf deutſcher Erde. Die eine beſtand aus den Söhnen der alten Wüſtenbewohner, denen ihr oberſter Scheich, der wilde Jehovah, vor Kamelen und Heerden im feurigen Wirbel des Wüſtenſturmes vorangegangen war, jeden tötend, der von ihm abfiel. Und gegen dieſe die Nachkommen des ſpaniſchen Edelmanns, der das Ungeheure unternommen hatte, die Seelen der Menſchen zu formen wie Räder einer Maſchine, alle höchſte Geiſteskraft dienſtbar zu machen einem einzigen Zweck, einer Prieſterſchaft, einem beſtellten Oberſten des höchſten Kriegsherrn Jeſus.

Was war dem Levi Kurzhand und dem Kohn Abeles der Loyola und ſeine Schule? Loyola, wie alt war er? Ihre Väter hatten das Opferthier geſchlachtet dreitauſend Jahre, bevor der erſte Jeſuit ein Judenherz gepeinigt hatte, ihre Enkel, ſo wußten ſie, würden das Opfer darbringen im Reich des Meſſias noch dreitauſend Jahre, nachdem der letzte Jeſuit zu ſeiner Mutter Lilith verſammelt wäre. Das furchtbare S. J., welches golden auf dem Stein des Collegiums prangte, wie lange konnte es dauern? Zur Zeit ihrer Großväter war es aufgekommen, zur Zeit ihrer Enkel würde es wieder ausgekratzt werden. Was war dem Samen Abraham's dieſe neue Erfindung? Ein Schwindel, eine kurze Plage Aegyptens. Stolz ſah die katholiſche Kirche auf ſiebenzehnhundert Jahre der Siege und Eroberungen, ſtolzer aber der verachtete Jude auf eine Vergangenheit, welche bis in das Grauen der erſten Erdentage hinaufreicht, denn ſein Glaube war ſchon ſiebenzehnhundert Jahre alt geweſen, bevor der erſte Chriſt getauft wurde.

Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urtheil befangen, das Verſtändniß des Höchſten geſtört durch alte Ueberlieferung.

Als Jehovah auf dem Berge zu Moſes ſprach, wurde ſein Geſetz den Wüſtenhorden die Grundlage eines höher geſitteten Lebens; als Jeſus den Apoſteln die holde Botſchaft der Liebe verkündigte, war ſeine Lehre ein heiliger Fund für das Menſchengeſchlecht. Seitdem feierten die Juden unermüdlich ihr Paſſahfeſt, mieden noch immer Borſtenvieh und ſchwenkten den Hahn am Verſöhnungstage, aber längſt war ihnen die vernünftige Grundlage ihres Glaubens geſchwunden, der Hirtenſtaat am Rande der ſyriſchen Wüſte. Seit vielen hundert Jahren boten auch die frommen Väter der Kirche alltäglich ihr heiliges Opfer, aber ſchon hatten auch ſie aufgehört, die tüchtigſten unter denen zu ſein, welche im Geſetz des neuen Bundes lebten. Jeder böhmiſche Bauer, der den kranken Juden auf der Landſtraße gutherzig aufhob, ohne die Seele des Fremdlings durch Bekehrungskünſte zu quälen, war chriſtlicher als ſie; jeder Gelehrte, der unter dem Zorn der Kirche ſein Leben darauf ſetzte, zu verſtehn, wie Gott den Blitz machte und die Erde im Weltraum umhertrieb, war eher ein Verkünder des Ewigen als ſie, und jeder Bürger, der für ſeine Pflicht ſtarb, um Andere zu lehren, daß gemeines Wohl mehr gelte als das Wohl des Einzelnen, war ihrem erhabenen Vorbilde näher als ſie. Auch unter ihnen lebten gute, hochgeſinnte Männer, der Jeſuit Friedrich Spee fand ſeinen Tod im Peſthauſe, ähnlich wie jener hamburgiſche Seemann in den Flammen. Aber die ſo lebten, ſind uns werth, weil ſie ſich als gute Menſchen erwieſen; ob ſie für gute Prieſter galten, wiſſen wir nicht. Als derſelbe Spee ſich gegen das Verbrennen der Hexen empörte, welches ſeine Kirche ſo eifrig betrieb, ließ er ſeine Schrift ohne Namen an einem proteſtantiſchen Ort erſcheinen.

Seit Moſes und ſeit dem erſten Pfingſtfeſt hatte ſich der Herr zu keiner Zeit unbezeugt gelaſſen, er hatte die Völker der Erde neuer Bildung, einem kunſtvollern Leben zugeführt, er hatte neue Gebote der Sittlichkeit gegeben, welche einige der alten aufhoben, er hatte die andere Hälfte der Erde aufgeſchloſſen, er hatte gewollt, daß der Geiſt des neuen Menſchen in den kleinen Raum eines Buches eingefaßt aus einer Hand in die andere fliegen konnte, aus einer Seele in die andere, aus einem Jahrhundert in alle folgenden. Raſtlos und unaufhörlich ſchuf und wandelte der Göttliche in den Menſchen, um ſie herum; immer gewaltiger, wichtiger, heiliger erſchienen dieſe täglichen Offenbarungen des Ewigen dem kräftigen Manne; es war eine andere Offenbarung als die der alten Schriften, es war auch eine andere Sprache Gottes und ein anderes Antlitz des Ewigen, welches geahnt wurde. So ſuchte jetzt der Menſch den Gott des Menſchengeſchlechts, der Erde, der Welt nicht nur im alten Glauben, auch in der Wiſſenſchaft. Neben Jeſuiten und Juden lebte Leibniz.

Lange war die Wiſſenſchaft eine Dienerin des orthodoxen Kirchenglaubens, dann ſeine Gegnerin, endlich wird ſie ſeine Herrin. Mit ihr kam eine höhere Form der chriſtlichen Sittlichkeit in die Welt, als in den rechtgläubigen Kirchen gelehrt wurde, nach der religiöſen Duldſamkeit kam die Humanität, die herzliche Achtung vor dem eigenartigen Leben auch des Fremden, ſogar des Gegners, der zu bekämpfen war.

Dieſe neue Bildung hat auch die Juden gehoben, ihr Fanatismus iſt geſchwunden, ſeit der chriſtliche Eifer aufhörte ſie zu verfolgen. Und die Enkel der aſiatiſchen Wanderſtämme ſind unſere Landsleute und brüderliche Mitſtreiter geworden. Die geiſtliche Genoſſenſchaft der Geſellſchaft Jeſu aber, ſchon einmal beſeitigt, dann wieder lebendig gemacht, iſt bis heut geblieben, was ſie am erſten Tage ihrer Einwanderung in Deutſchland war, — fremd dem deutſchen Leben.

12.

Der deutſche Bauer ſeit dem dreißigjährigen Kriege.

Nach dem großen Kriege begann ein Kampf der Gutsherren und der neubefeſtigten Staatsgewalt gegen die wilden Gewohnheiten des Landvolks. Der Landmann hatte ſich gewöhnt, lieber das roſtige Feuerrohr als den Pflug zu führen. Er war entwöhnt ſeine Hofdienſte zu leiſten, und ſein Sinn wurde nicht gefügiger, ſeit entlaſſene Soldaten ſich auf den Trümmern der alten Dorfhütten niedergelaſſen hatten. Die Bauerburſchen und Knechte trugen ſich wie die Reiter, Kanonen an den Füßen, Mützen mit Marderaufſchlägen, doppelte Hutſchnüre, feines Tuch an ihrem Rocke, ſie führten Büchſen und langſtielige Aexte, wenn ſie zur Stadt kamen, oder am Sonntage ſich zuſammengeſellten; das half ihnen vielleicht einmal gegen Räuber und wildes Gethier, aber weit gefährlicher war es dem Herrn und ſeinem Verwalter, unerträglich bei unterthänigen Leuten; es wurde mit Strenge immer wieder verboten.*) Die Niederlaſſung verabſchiedeter Soldaten, welche doch etwas Beutegeld in das Dorf brachten, war willkommen, aber wer eine Kriegsfeder am Hut getragen hatte, der ſträubte ſich gegen die harten Laſten eines Hörigen. So wurde feſtgeſetzt: wer unter der Fahne geſtanden hatte, ward für ſeine Perſon der Unterthanenpflicht ledig, nur wer beim Troß geweſen war, blieb verpflichtet. Alles Volk war im Kriege durcheinandergelaufen, eigenmächtig hatten die Unterthanen ihre Wohnſitze gewechſelt, ſich auf fremdem Grunde niedergelaſſen mit und ohne Erlaubniß der neuen Gutsherrſchaft. Das war unleidlich; dem Gutsherrn wurde das Recht gegeben ſie zurückzuholen, und wenn der neue Gutsherr zu ſeinem Nutzen ſie ſchützte und nicht nachgeben wollte, ſogar mit Gewalt. So ritten jetzt die Edelleute mit ihren Knechten aus, ihre Unterthanen, die ohne „Paßzettel“ entwichen waren, in der Landſchaft einzufangen.*) Heftig muß der Widerſtand der Leute geweſen ſein, denn die Verordnungen ſehen ſich auch in Landſchaften, wo die Hörigkeit ſtreng war, z. B. in Schleſien, genöthigt anzuerkennen, daß die Unterthanen allerdings freie Leute ſeien und nicht Sklaven. Aber dieſer Ausſpruch blieb nur ein Satz auf dem Papier, er wurde in den nächſten hundert Jahren ſelten gehört. Sehr läſtig war den Gutsherren in dem menſchenarmen Lande der Mangel an Dienſtboten und Arbeitern. Allen Dorfinſaſſen wurde verboten, Kammern an ledige Männer und Frauen zu vermiethen; alle ſolche Inlieger ſollten der Obrigkeit angezeigt und in das Gefängniß geſteckt werden, falls ſie nicht Dienſtboten werden wollten, auch wenn ſie ſich von anderer Thätigkeit erhielten, den Bauern um Tagelohn ſäeten, oder gar mit Geld und Getreide handelten.**) Durch ein ganzes Menſchenalter wird in den Verordnungen der Landesherren immer wieder bittere Klage geführt über das boshafte und muthwillige Geſinde, das ſich in die harten Bedingungen nicht fügen, mit dem geſetzlichen Lohn nicht zufrieden ſein will; den einzelnen Gutsherren wird verboten mehr zu geben, als die Landſchaft in einer Taxe feſtgeſetzt hat. Und doch ſind die Bedingungen des Dienſtes kurz nach dem Kriege zuweilen noch beſſer, als ſie hundert Jahre ſpäter waren; noch erhält das Geſinde 1652 in

---

*) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones in Schleſien I, 166; III, 759.

---

*) Kaiſerliche Privilegia und Sanctiones I, 150. 159.
**) Ebendaſelbſt I, 125.

Schleſien zweimal in der Woche Fleiſch; noch in unſerm Jahrhundert hat es ebendort Kreiſe gegeben, wo ſie es nur dreimal im Jahre erhielten.*) Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte ſich langſam wieder der eiſerne Ring um den Hals des zuchtloſen Landvolkes, enger und härter, als er vor dem Kriege geweſen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern ſo ſehr begünſtigt hatten, von der Erde verſchwunden, ſie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich geweſen, noch heut haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen ſich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauſes zuſammen und leichter wurde die Herrſchaft über die ſchwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und ſeines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unſerer Väter, das wird am deutlichſten, wenn man ihre Dienſte näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den jüngeren des lebenden Geſchlechts wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältniſſe, unter denen das deutſche Landvolk litt, ſehr verſchieden. Nicht nur in den Landſchaften, faſt in jeder Gemeinde beſtanden beſondere Bräuche. Schon die Namen der Dienſte und Abgaben würden zuſammengeſtellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden.**) Aber bei aller Verſchiedenheit der Namen und der Höhe dieſer Laſten beſtand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptſache eine Uebereinſtimmung, welche vielleicht ſchwerer zu erklären iſt als die Abweichungen.

Die älteſte Abgabe des Landmanns war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja der zehnte Theil des geſchlachteten Thieres, ſelbſt ein Zehntel von Wein, Gemüſe, Obſt. Der Landbauer zahlte ihn häufig doppelt, an ſeinen Gutsherrn und außerdem als Pfarrzehnten an ſeine Kirche. Wie niedrig dabei auch ſein Ernteertrag veranſchlagt ſein mochte, die zehnte Garbe war weit mehr als der zehnte Theil ſeines Reinertrags.

---

*) Kaiſ. Privil. und Sanct. I, 138.

**) Sieben und ein halbes Hundert derſelben hat C. H. von Lang aufgezählt: Hiſtoriſche Entwicklung der teutſchen Steuerverfaſſung. 1793.

Dem Gutsherrn aber hatte der Landmann von ſeiner Stelle zuerſt Hand- und Spanndienſt zu leiſten. Seit frühem Mittelalter in dem größten Theile Deutſchlands drei Tage wöchentlich, alſo die halbe Arbeitszeit ſeines Lebens. Wer auf ſeinem Beſitz Zugvieh zu halten verpflichtet war, der mußte mit Ackergeräth und Geſchirr die Arbeitsſtunden frohnen, bis die Sonne vom Himmel wich; die kleineren Leute mußten ebenſo Handarbeit thun, je nach der Pflicht ihrer Stelle mit zwei, mit vier oder gar mit mehr Händen. Sie ſtanden günſtig, wenn ſie während ſolcher Tagesarbeit Koſt erhielten. Und ſelbſt Beſtimmung der Tage war der Gutsherrſchaft überlaſſen. Dieſe uralte Verpflichtung wurde nach dem Kriege durch die Uebergriffe der Herren nur zu oft geſteigert. Am meiſten im öſtlichen Deutſchland. Die Frohntage wurden willkürlich in halbe, ja in Vierteltage zerriſſen und dadurch dem Landmann die Verſäumniß und die Unordnung der eigenen Wirthſchaft beträchtlich vermehrt. Vermehrt wurde auch die Zahl der Tage. Sogar noch in dem Jahrhundert, welches wir mit gerechtem Selbſtgefühl die Zeit der Humanität nennen. Im Jahre 1790, als gerade Goethe's Torquato Taſſo zuerſt in die gebildeten Edelhöfe Kurſachſens drang, erhoben ſich die Bauern in Meißen gegen die Gutsherren, weil dieſe die Dienſte ſo übermäßig gehäuft hatten, daß den Unterthanen ſelten ein Tag zu eigener Arbeit frei blieb.*) Und wieder 1799, während Schiller's Wallenſtein in Berlin den kriegeriſchen Adel begeiſterte, mußte Friedrich Wilhelm III eine Kabinetsordre erlaſſen, worin er ſeinen Edelleuten einſchärfte, den Hofdienſt ihrer Bauern nicht häufiger als drei Tage in der Woche zu beanſpruchen und den Leuten ein billiges Gemüth zu erweiſen.

---

*) F. v. Liebenroth: Fragmente aus meinem Tagebuch. 1791. S. 169. Der Verfaſſer war ſächſiſcher Offizier, ein verſtändiger und königstreuer Mann.

Eine zweite Laſt des Unterthanen war die Abgabe bei Beſitzveränderungen durch Tod oder Veräußerung: das Beſthaupt und Laudemium. Das beſte Roß, das beſte Rind waren einſt der Preis geweſen, um den ein Erbe den Beſitz der Stelle von dem Gutsherrn erkaufen mußte. Längſt war dieſe Abgabe in Geld verwandelt. Aber wenn im 16. Jahrhundert auch in Gegenden, wo der Bauer unter ſtarkem Drucke ſaß, die Landesordnung geſtattete, daß Bauergüter verkauft und gekauft werden konnten, und daß der Herr von dem Bauer, welcher verkaufte, keinen Abzug nehmen durfte,*) ſo wurde doch in derſelben Landſchaft ſchon 1617, vor dem dreißigjährigen Kriege feſtgeſetzt, daß die Herrſchaft widerwärtige Unterthanen zwingen durfte ihr Gut zu verkaufen, und daß ſie, falls ſich kein Käufer fand, daſſelbe zu zwei Drittheilen der Taxe annehmen konnte. Erſt unter Friedrich dem Großen wurde für die meiſten Provinzen des Königreichs Preußen den Unterthanen die Erblichkeit und das Eigenthumsrecht geſichert. Und dieſe Verordnung half dazu, ein Leiden des Landvolks zu enden, welches das Land zu entvölkern drohte. Denn gerade im vorigen Jahrhundert, ſeit die Gutsherren darauf bedacht waren, den Ertrag ihrer Wirthſchaft zu ſteigern, fanden ſie vortheilhaft, einzelne ihrer Unterthanen auszutreiben und die Bauernäcker zum Herrengut zu ſchlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als heimatloſe Leute dem Elend; den übrigen Unterthanen aber wurden dadurch die Laſten vollends unerträglich gemacht, denn ihnen wurde jetzt von den Gutsherren zugemuthet, auch noch die früheren

---

*) Landesordnung für die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

Bauernäcker zu beſtellen, deren Beſitzer ſonſt durch ihre Arbeit die Beſtellung des Herrengutes erleichtert hatten. Dies „Bauernlegen“ war im öſtlichen Deutſchland beſonders arg geworden. Als Friedrich II Schleſien eroberte, waren dort viele tauſend Bauergüter ohne Wirthe; die Hütten lagen in Trümmern, die Aecker waren in den Händen der Gutsherren. Alle eingezogenen Stellen mußten wieder aufgebaut, mit Wirthen beſetzt, mit Vieh und Geräthe ausgeſtattet und als erblicher und eigenthümlicher Beſitz an Landbauer ausgegeben werden. Auf Rügen verurſachte derſelbe Mißbrauch noch in der Jugend von Ernſt Moritz Arndt Aufſtände des Landvolks, Soldaten wurden entſendet, Aufrührer eingekerkert; dafür ſuchten die Bauern Rache, ſie lauerten einzelnen Edelleuten auf und erſchlugen ſie. Ebenſo war in Kurſachſen noch 1790 derſelbe Mißbrauch eine Urſache der Empörung.

Aber auch die Kinder des Unterthanen ſtanden unter dem Dienſtzwang. Wurden ſie arbeitsfähig, ſo mußten ſie der Herrſchaft vorgeſtellt werden und, wenn dieſe es forderte, einige Zeit, häufig drei Jahre, auf dem Hofe dienen. Für den Dienſt an anderem Orte war ein Erlaubnißſchein nöthig, welcher erkauft werden mußte. Ja auch wer bereits auswärts diente, hatte ſich alle Jahre einmal — oft um Weihnachten — der Gutsherrſchaft zur Auswahl zu ſtellen. Ging das Kind eines Unterthanen in das Handwerk oder einen anderen Beruf über, ſo mußte der Herrſchaft eine Summe erlegt werden, welche dafür den Entlaſſungsbrief ausſtellte. Es war eine Milderung dieſes alten Reſtes der Leibeigenſchaft, wenn etwa einmal beſtimmt wurde, daß Bauerntöchter auch auf andere Güter heiraten durften ohne Entſchädigung des Herrn. Doch ſollte dann der Gutsherr von dem neuen Herrn in freundlichem Schreiben wegen der Freilaſſung begrüßt werden.*) Der Preis, um welchen der Unterthan ſich ſelbſt und ſeine Familie freikaufen konnte, war nach der Zeit und den Landſchaften ſehr verſchieden. Er wurde unter Friedrich II in Schleſien auf einen Ducaten für den Kopf ermäßigt. Doch das waren ungewöhnlich günſtige Verhältniſſe der Unterthanen. In Rügen war der Freikauf noch ſpäter ganz der Schätzung des Herrn überlaſſen, ja er konnte verweigert werden; ein ſtattlicher Burſch mußte dort wol 150, eine hübſche Magd 50—60 Thaler bezahlen.

---

*) Landesordnung für die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

Aber noch nach andern Richtungen wurde die Kraft des Landmanns von dem Gutsherrn ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Geſpann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrſchaft Hilfe zu leiſten, er war verpflichtet Botendienſte zu thun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu beſtellen ſei. Kein Hausbeſitzer durfte, beſtimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwiſſen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben.*) Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof ſtellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn ſich verheiratete, eine Beiſteuer an Getreide, Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schloſſe tragen, er hatte endlich faſt überall ſeine Zinshühner und Eier, die alten Sinnbilder der Abhängigkeit von Haus und Hof, ſeinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Laſten war dem deutſchen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwilde des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zuſtand. Der furchtbare Zwang, mit welchem das Jagdrecht von den deutſchen Fürſten ſeit dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem dreißigjährigen Kriege von neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubſchützen wurden niedergeſchoſſen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrſchaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher, oft blutiger Krieg zwiſchen

---

*) z. B. Dreiding des Fürſtenthums Oels von 1652.

Förſtern und Wildſchützen. Solange noch Wölfe um die Dörfer ſchlichen, grub der ergrimmte Bauer am Rande des Waldes Löcher, die er mit Reiſig bedeckte, in der Tiefe mit ſpitzen Pfählen beſetzte. Er nannte ſie Wolfsgruben, das Geſetz aber wußte wohl, daß es Wildfallen waren, und verbot ſie bei harter Strafe. Er nahm ſich die Freiheit, ſolche Grundſtücke, welche dem Wildſchaden am meiſten ausgeſetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermiethen, auch das wurde ihm verboten; er verſuchte ſeine Aecker durch Zäune zu ſchützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im ſächſiſchen Erzgebirge wachten die Bauern im vorigen Jahrhundert bei ihrer reifenden Saat; dann wurden Hütten an die Aecker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter ſchrien und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte ſich zuletzt an ſolche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war unter einer milden Regierung in Kurſachſen, wo für Wildſchaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entſchädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine beſtimmte Höhe zu errichten oder ſpitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild ſich nicht beſchädige und nicht verhindert ſei, auf dem Ackerſtück ſeine Nahrung zu ſuchen, bis ſich endlich vierzehn Ortſchaften im Amt Hohnſtein zu einer allgemeinen Jagd verſchworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze ſcheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knittel, den ſie am Halſe trugen, nicht hinderlich genug, den Haſen läſtig zu werden, ſie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann ſelbſt aber war verpflichtet, bei den Jagden ſeiner Herrſchaft hinter den Netzen herzugehn und als Treiber die Klapper zu ſchwingen. Sogar die Haſenjagd verdarb ihm die Felder, ſeit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchſtöberten und zertraten. —

Zu dieſen Laſten, welche allgemein waren, kamen zahlloſe örtliche Beſchränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Unterthan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach ſeinem Ackermaß vorgeſchrieben. Die Weide auf ſeinem Acker gehörte vor der Ausſaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Theil dem Gutsherrn. Dies Recht, ſchon im Mittelalter beanſprucht, wurde gerade im vorigen Jahrhundert, ſeit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meiſten in Anſpruch genommen, wenn das Futter der Thiere einmal mißrathen war; wie ſollte dann der Bauer ſeine Thiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schleſien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls ſie nicht alte Briefe darüber beſitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot iſt eine der Urſachen, daß noch jetzt in weiten Strichen des öſtlichen Deutſchlands dies Nutzthier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte ſchon Kurfürſt Auguſt von Sachſen um 1560 in ſeinen Ordnungen geeifert; ſeit der Zeit drängt ſich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere willkürliche Bedrückungen erſann die Gewinnſucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern ſei, alles Verkäufliche zuerſt der Grundherrſchaft anzubieten, Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit ſeine Waare nicht abnehmen, ſo war er verpflichtet, ſie in der nächſten Stadt eine feſtgeſetzte Friſt auszulegen, dann erſt war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber war es, daß die Herrſchaft ihre Unterthanen zwang, dem Herrengut auch ſolche Waaren abzukaufen, deren die Leute nicht bedurften. Dieſe Barbarei war wenigſtens im öſtlichen Deutſchland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schleſien. Wenn die Herrſchaft die Teiche fiſchte und ihre Fiſche nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Unterthanen dieſelben im Verhältniß ihres Vermögens nach der Taxe abnehmen; daſſelbe geſchah mit Butter, Käſe, Getreide, Vieh. Dies war die Urſache, daß in Böhmen ſehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waaren in die Nachbarländer verfuhren, oft zu großem eigenen Schaden.*) Vergebens ſuchte die Landesbehörde in Schleſien noch 1716 dieſem Mißbrauch zu ſteuern.**)

Das Aergſte von Allem ſei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als ſolcher verhängte er durch den von ihm beſtellten Gerichtsverwalter die Strafen für Polizeivergehen: Geldbußen, Gefängnißhaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er ſich auch bei der Arbeit den Stock gegen die Unterthanen zu heben. Allerdings dringt ſchon im 16. Jahrhundert das menſchliche Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr ſeine Unterthanen nicht ſchlagen ſolle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große die Verwaltung Schleſiens neu geſtaltete, gab er den Bauern das Recht, ſich über ſtrenge körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortſchritt!

Aber noch andere Laſten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherrn forderte der Landesherr ſeine Steuer oder Contribution, Grundſteuer oder Kopfſteuer, er forderte den Sohn des Landmanns unter ſeine Fahnen und heiſchte Wagen und Geſchirr zum Vorſpann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigſtens in dem Theile Deutſchlands, in dem die Kreisverfaſſung nicht gelockert war, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation die Umlagen für ſeine Kreiskaſſe.

Nicht überall ſtand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuariſchen Franken, die Landſchaften jenſeit des Rheins von Cleve bis zur Moſel, die

---

*) von Hohberg: Adeliges Landleben, 1687, in der Einleitung.

**) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones IV, 1213.

Grafſchaft Mark, Eſſen, Werden, Berg hatten ſich ſchon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbeſitzer nicht Eigenthum hatte, ſaß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutſchland hatte ſich die Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und die Alpen geflüchtet. Oſtfriesland, die Marſchländer an Weſer und Elbe längs der Küſte bis zu den Ditmarſen herauf, ſeit der Urzeit ſchwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauergemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tirol und die benachbarten Alpen wenigſtens zum größten Theil mit freien Landleuten beſetzt, auch in Oberöſtreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherren war, weniger als anderswo der Hofdienſt. Ueberall, wo das Ackerland ſpärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben ſicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute beſſer. Dagegen hatte ſich in den Ländern der alten Sachſen ſchon ſeit der Karolingerzeit neben einzelnen freien Bauerhöfen eine ſtrenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günſtigſten ſaßen die Braunſchweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am ſchlechteſten die von Hildesheim und der Grafſchaft Hoya; im Bisthum Münſter waren die Frohndienſte der Eigenbehörigen, wie ſie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienſtgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Unterthanen die weiteſte Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 ſuchten die Landleute, welche — ausnahmsweiſe — die Luſt behielten Geld zu erſparen, ihr Vermögen durch Scheingeſchäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten; dafür lag auch noch mehr als der vierte Theil des Münſterlandes unbebaut. Aehnliche Verhältniſſe in etwas milderer Form beſtanden im Bisthum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Heſſen, Thüringen, Baiern, Schwaben, Alemannen war die Zahl der freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme geweſen, nur in Oberbaiern bildeten ſie wol noch einen ſtarken Theil der Bevölkerung; auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den unterthänigen Bauer geſchont.

Aerger aber ſtand es in den Ländern öſtlich von der Elbe — überall, wo Deutſche auf neubeſiedeltem Slavenboden ſaßen, — es iſt faſt die Hälfte des jetzigen Deutſchlands. Am allerſchlechteſten lebten die Unterthanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landſchaft iſt die Unterthänigkeit noch heut nicht aufgehoben. Und gerade in dieſen Ländern war die Unterthänigkeit ſeit dem dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern“ und die „Erb- und Gerichtsſcholtiſeien“, wie ſie in Erinnerung an die Zuſtände der alten Germaniſirung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Ariſtokratie des Bauernſtandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an dem Ackerbau und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob ſie freie Männer oder Hörige waren; noch jetzt iſt zuweilen aus gewecktem Sinn und äußerer Stattlichkeit zu errathen, in welcher Lage die Väter des lebenden Geſchlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die weſtfäliſchen Markmänner, die Oſtfrieſen, Oberöſtreicher und Oberbaiern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Baiern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Theil der Felder wüſt liege; ebenſo nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Theil des Grundes, welcher vor dem dreißigjährigen Kriege Ackerboden geweſen war, mit Wald bewachſen ſei. Dort war der Werth des Bodens um die Hälfte niedriger als in andern Landſchaften.

Allerdings waren nur ſolche Freie beneidenswerth, welche ſich die Empfindung beſſerer Lage als einen Vorzug vor anderen Landleuten bewahrt hatten, ſo glücklich war aber nur ein kleiner Theil. Häufig fühlten ſich noch im 18. Jahrhundert Freie mit keinem oder ſehr geringem Ackerbeſitz bevorzugt, wenn ſie als Unterthänige von einer Gutsherrſchaft angenommen wurden. Als Friedrich I von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten ſie ſich, weil ſie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden ſollten, für ſchwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der That die freien Bauern kaum weniger mit neuen Dienſten belaſtet als ſolche, die ſeit alter Zeit unterthänig geweſen waren.

Es iſt ſchwer die menſchlichen Zuſtände, welche ſich unter dieſem Druck entwickelten, unbefangen zu beurtheilen. Denn anders ſieht im Verkehr des Tages ſolches Leben aus, als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erſcheint, macht uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Geſchlechterfolgen mit ihren Landleuten verwachſen waren, das Herbe gemildert und ein treuherziges Verhältniß zwiſchen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger iſt auch rohe Selbſtſucht der Herren durch dieſelbe Klugheit zu Maß und Rückſicht genöthigt worden, welche jetzt den Sklavenhalter Amerikas beſtimmen. Der Gutsherr mit ſeiner Familie verbrachte ſein Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war Furcht zu erwecken, ſo hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in ſtürmiſcher Nacht die Flamme über ſeine hölzerne Wirthſchaft, und in keiner Landſchaft fehlten unheimliche Geſchichten von ſtrengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erſchlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das ſchwärzeſte Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt ſich auch aus den dürftigen Berichten des 17. und 18. Jahrhunderts der ungeſunde und feindſelige

Gegenſatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutſchen Volkes, welche unter ſolchem Drucke verdarb.*)

Selten gelang einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Begabung, ſich aus dem Bann, der ſein Leben von der Geburt bis zum Tode umſchloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Theile der Nation ſchied, bei welchem jetzt Perrücke, Haarbeutel und Zopf ſchon von weitem andeuteten, daß er zu einem bevorrechteten Stande gehörte. Und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trugen dieſe Gebildeten dem Bauer ſehr ſelten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten ſchallen die Klagen über ſeine Verſtocktheit, Unehrlichkeit, Rohheit. Zu keiner Zeit wurde härter über den leidenden Theil des Volkes geurtheilt, als in dieſer Periode, in welcher eine gemüthloſe Orthodoxie auch die Seelen ſolcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen über die Nichtsnutzigkeit des Landvolks zu klagen, unter welchem ſie leben mußten, immer hörten ſie den Höllenhund um die Hütten der Unterthanen heulen; freilich war die ganze Auffaſſung des Lebens bei ihnen finſter, pedantiſch, arm an Freude geworden. Ein vielgeleſenes Büchlein aus der Landſchaft des Chriſtoph von Grimmelshauſen iſt beſonders charakteriſtiſch. „Des Baurenſtands Laſterprob“ wird nicht müde, bei jeder Thätigkeit der Dorfinſaſſen nachzuweiſen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänſehirten lebe. Das Buch iſt viel grauſamer als das Betrugslexikon des hypochondriſchen Koburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte ſpäter die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürriſch und bequem zum Nachſchlagen auseinanderſetzte. Aus der feindſeligen Klage der „Laſterprob"*) werden hier einzelne Stellen herausgehoben, weil ſie nicht nur den Bauern kennzeichnen, auch die Rohheit ſeiner urtheilenden Herren und Lehrer. Das Büchlein ſpricht wie folgt.

---

*) Man darf das Verhältniß der Landbauer zur Geſammtbevölkerung Deutſchlands von 1650—1750 in ungefährer Schätzung auf 65—70 Procent anſchlagen, darunter vier Fünftheile in Unterthänigkeit.

„Bauren ſind zwar Menſchen, aber etwas ungehobelter und gröber als die andern. Betrachtet man ihre Sitten und Geberden, ſo iſt unſchwer einen höflichen Menſchen von einem Bauren zu unterſcheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand und ein Bengel an die Seite, ein Karſt auf die Achſel und eine Miſtgabel an die Thür. Ihre häßlichen Sitten ſind jedermann bekannt, ſowol in Reden als Geberden. Im Reden gilt's ihm allerdings gleich, was er vor Leute vor ſich hat. In Geberden wird er ſelten an ſeinen Hut gedenken, denſelben abzuziehen; geſchieht es aber, ſo geſchieht es ſolchergeſtalt, daß er auf der Schulter liege, damit er ja nicht zu weit vom Kopf komme, und wer ihn von weitem ſieht, der vermeint anders nicht, als daß er demjenigen, mit welchem er redet, den Hut an den Hals werfen wolle; zieht er aber den groben Deckel gar ab, ſo dreht er denſelben herum, wie eine Hafner-(Töpfer-)Scheibe, oder ſpeiet auf die Hände und putzet ihn, oder er lieſt die Fäſelein und Häckerling davon ab, oder ſieht ihn ſonſt an, als ob er ihn erkaufen wollte. Wenn ſie eſſen, ſo brauchen ſie keine Gabel, ſondern greifen mit allen fünfen in die Schüſſel. Ueber das iſt einem Bauren nicht wohl möglich, daß er frei ſtehn kann, er muß einen Ort ſuchen, wo er ſich widerlehne; ſteht er aber frei, ſo ſteuret er ſich mit gebogenem Rücken auf ſeinen Stock. —

Man ſollte gänzlich vermeinen und auch dafür halten der langwierige dreißigjährige deutſche und noch fortwährende ſchwere Reichskrieg hätte die Bauren zahm und fromm gemacht; allein ſie ſind durch dieſes große Strafübel nur ärger und verzweifelter geworden, und Hans in eodem oder Schelmen wie vor ſo nach geblieben! Denn ſie haben dadurch zu ihren bäuriſchen Sitten auch der Soldaten ihre an ſich genommen. Was die ſchlimmſten Soldaten thun, eben das, und vielleicht ein mehres thun die Bauren. Indem theils Soldaten ſtehlen, treibet ſie die äußerſte Noth dazu; daß aber die Bauren gutes Theils zugreifen, darzu beweget ſie ihr Muthwille. Ein Bauer hat ſein Stück Brot, das oft ein redlicher Soldat nicht hat. Zwiſchen den Bauren und Soldaten iſt eine natürliche Feindſchaft, gleich wie zwiſchen Katzen und Mäuſen, beide dieſe Arten ſtehlen und naſchen gerne, und wird eine von der andern verfolget. Gleichwie die Soldaten denen Herren Bauren übel aufleuchten, wo ſie ihrer mächtig werden, alſo und gleichergeſtalt legen die Bauren manchen, der dahinten bleibet, ſchlafen Man hat zum öftern erfahren, daß ſie von dem und dem unter ihnen gezeuget: er hat manchen ſchlafen geleget, er hat da und da einen Reuter darnieder gebüchſet. Was? Sie rühmen ſich ſelbſt ihrer Mord- und Diebsſtücklein, und iſt ihnen leid, daß ſie es nicht ärger machen können. Oefters haben die Bauren mehr als über Fremde und andere, über einander ſelbſt geklaget. Das iſt nichts Neues, daß ſie einander Butter, Käs, Fleiſch, Speck, die Würſte aus den Schornſteinen, Obſt, Holz, Geld, Früchte, Wagenketten, Pflug im Felde, das weiße Zeug auf der Bleiche und ſonſt andere Sachen mehr aus- und durchführten. Ob ſie es nun von den Soldaten, oder die Soldaten von ihnen gelernet, iſt eine dunkle Frage, es ſcheint, es ſei einer ſo werth und gut als der andere. Ueber das ſollte einer ungern einem Bauren, der ihm aufſäſſig iſt, in einem wilden Wald begegnen, der Bauer dürfte ihm ſo trocken zutrinken, daß er davon taumelnd werden und des Aufſtehens vergeſſen möchte. — Trinken die

---

*) Des Neunhäutigen und Haimbüchenen ſchlimmen Baurenſtands und Wandels Entdeckte Ubel- Sitten- und Laſterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfaſſer ſcheint derſelbe Geiſtliche, welcher den ſpätern Ausgaben der Werke des Simpliciſſimus die Nutzanwendungen und Verſe zugedichtet hat.

Soldaten viel Tabak: die Bauren thun dergleichen, ja ſie haben die Pfeiſen ſtetig im Maul und gehn damit in die Ställe und Scheuren. Ach, wie bald könnte ein ganzes Dorf in Brand gerathen und in lichter Flamme aufgehn bei ſolchen unbeſonnenen Nußbengeln, da ſie doch ſelbſt hernach am meiſten mit und darunter leiden müſſen. Die Erfahrung hat es leider mehr als zu viel bezeuget! — Sonderlich ekelt einem zum höchſten, daß ſo junge Buben von zwölf oder dreizehn Jahren allbereit das Tabakſaufen ſich angewöhnet. Von dem ſchrecklichen Fluchen will ich nicht ſagen; wer weiß, ob nicht die Bauren mehr und grauſamer als die Soldaten ſelbſt fluchen. Es möchte einer Blut ſchreien, daß die kleinen Baurenkinder die größten Flüche und Schwüre thun, und ihnen oft viel deutlicher und leichter vom Munde gehn, als wenn ſie ihr Vater-Unſer oder das ba be bi bo bu in der Schule ſollen beten und herſagen. Wer unter den Bauren wohnen muß, kennet die Bauren. Manche Soldaten bekümmern ſich nicht ſonderlich um Gottes Wort; man dürfte ſagen, daß unter dem Firmament des Himmels ſchier auch keine gottloſeren Leute als etliche unter den Bauren ſind. Der frömmſte Soldat hat eine Kuh geſtohlen, und ebenſo der frömmſte Bauer hat dreimal ſeinen Herrn betrogen. —

Ueberdies iſt es nichts Neues, daß die Bauren der ſchuldigen Ehrerbietung gegen ihre Geiſtlichen vergeſſen. Und hat es oft das Anſehen, als ſeien die Hüte den alten und jungen Bengeln auf die Köpfe gepicht oder genagelt, weil ſie ſo gar nicht damit herunter wollen. Gleichfalls iſt auch nicht unwiſſend, daß diejenigen weidlich bei den Bauren herhalten müſſen, die es mit dem Pfarrer halten; denn ſolchen geben ſie allerhand Schandnamen, heißen ſie Verräther, Dankverdiener, Fuchsſchwänzer, Heimträger und dergleichen, und können dieſe guten Leute nun und nimmermehr bei den andern Bauren Gnade erlangen oder ihnen angenehm ſein. — Es iſt ihnen eine verdächtige Sache, ins Pfarrhaus gehn. Geſchieht's ja zuweilen, daß einer in einer Verrichtung zum Pfarrherrn geht und wird von ihnen erblicket, ſo gibt es gleich einen Zuſammenlauf und Linden-Rath ab, und wird von dem ganzen Parlament darüber vernünftelt, was er doch wol müſſe daſelbſt gethan haben.

Etliche ſind auch gar ſo vertraulich mit ihrem Pfarrherrn, daß ſie fein richtig mit ihm abtheilen, und ihm oft das Holz auf dem Kirchhof oder an ſeiner Hofſtätte nicht ſicher iſt; da wiſſen dieſe Holzmäuſe ſo fein auf die Holzſtöße hinauf zu ſcandiren, daß es eine ganze Luſt zu ſehen iſt (wen es nicht betrifft). Die Bäume, Weintrauben und dergleichen helfen ſie ihm ſo fleißig und getreulich abblatten, daß keine andern Diebe als ſie darüber kommen.

Es gemahnet einen faſt der Bauren als wie der Stockfiſche: dieſelben ſind am beſten, wenn ſie weich geſchlagen und fein wohl geklopfet. Auch die lieben Bauren ſind niemals geſchlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, ſo bleiben ſie fein unter der Zucht und mürb. Der Bauer will jedesmal ein Junker ſein, wofern ihm der Herr zu viel Gnade erweiſt. Niemand weiß beſſer, wie halsſtarrige Vögel die Bauren ſind, als der ſie eine Zeitlang kennet und verſchiedene Jahre bei ihnen gelebt. Das iſt gewiß: von bloſſen guten Worten wird kein Bauer anders, ſondern es müſſen, ſo zu reden, Spieße und Stangen, d. i. ſcharfe Drohungen und ein rechter Ernſt bei der Hand ſein, ſoll er thun, was er thun ſoll. Die Bauren haben böſe Gewiſſen. Und das iſt nicht genug, ſie müſſen ſich auch mit dem Leugnen noch ärgere machen. Viel eher darf man ſich getrauen, Bauren zu finden, die ums Geld zehnfach einen (falſchen) Eid ſchwören, als daß ſie ein wahres Zeugniß geben ſollten. Sonſt iſt bekannt und genugſam am Tage, wie die Bauren einander nicht leicht verrathen; darum, wenn ſie ſchon wider Andere, ſo zeugen ſie doch gar ſelten wider einander ſelbſt. Und es iſt auch eine gemeine Baurenregel unter ihnen, daß die Gemeinde zuſammenhalten muß.

Wer es nicht geſehen hätte, dürfte es nicht glauben. Je reicher die Bauren ſind, je ärmer und unvermöglicher ſtellen ſie ſich; daher kommt es denn, daß ſie manchmal weniger als die Armen von ihrem Gute geben. Nichtsdeſtoweniger verrathen ſich oft die reichen Bauren ſelbſt, aber eher nicht, als wenn der Wein aus ihnen von Herzensgrund redet und ſie die Naſe begoſſen haben. Da ſaget mancher: Ich hab' Alles genug, Korn genug, Geld genug, Wein genug, Haus und Hof, Vieh genug, liegend Gut genug; ich bin niemandem ſchuldig, was ich hab, iſt mein allein, und ſonſt keinem! Ei, wenn ich gleich kein Junker oder Edelmann bin, bin ich doch ein reicher Bauer."

So weit der harte Beurtheiler aus der Genoſſenſchaft des Simpliciſſimus. — Spott und Klage dieſer Art iſt in der kleinen Literatur jener Jahrzehnte häufig zu finden, und Aehnliches berichten Reiſende über die Erfahrungen, die ſie auf der Landſtraße gemacht. Wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das kleine Geräth verſtecken, Scheuer und Heuboden verſchließen. In den Stuben der Dorfſchenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtſcheren zu ſehen, denn alles wäre von den Einkehrenden gemauſt werden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirths ungeſtohlen; an einen kleinen Wandſpiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte jedes ſtattliche Dorfmädchen, wenn es zum Tanz auf den grünen Anger eilte, einen Handſpiegel als Schmuckſtück bei ſich geführt. Für einen Durchreiſenden war das Betreten der Schenke zuweilen ſogar gefährlich. Der wüſte Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Feſtvergnügen der Landleute, mit Pulver zu ſpielen und unglückliche Fremde durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perrücke warf, zu beläſtigen, dazu fehlten ſpöttiſche Reden und Grobheiten nicht.*)

---

*) Der glückſelige und unglückſelige Baurenſtand. Frankfurt (o. J. um 1700) S. 178.

Wir empfinden bei dieſen und ähnlichen Klagen der Zeitgenoſſen nicht ſelten Erſtaunen, wie die deutſche Natur noch in der tiefſten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn beſſerer Zuſtände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel ſein, ob wir die Geduld der Unterdrückten bewundern oder die Schwäche einer Zeit betrauern ſollen, welche ſo lange das Unerträgliche trug. Denn trotz Allem, was der Parteieifer jemals zur Entſchuldigung der Unterthanenverhältniſſe geſagt hat, ſie waren eine endloſe Quelle arger Unſittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk ſelbſt. Die Sinnenluſt des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieſer Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen ſchwach war, in tägliche Verſuchung. Mehr als einmal eifern die Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn ſelbſt Vieh zu mäſten, Lein zu ſäen, zu ſpinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförſter, welche mit den Bauern ſtille Holzgeſchäfte machten und ihnen durch die Finger ſahen, wenn ſie Stämme des herrſchaftlichen Waldes fällten.*) Wie aber die Stimmung des Landvolks gegen die Gutsherren arbeitete, das mag man aus dem ruchloſen Sprichwort ſchließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten ſoll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken.**)

Sehr langſam kam dem deutſchen Landmann die Morgenröthe eines neuen Tages. Zuerſt half die Frömmigkeit der Pietiſten dazu, Chriſtenliebe, Erbarmen, inniges Mitgefühl mit den Armen und Leidenden modiſch zu machen. Dann drangen die erſten Strahlen eines neuen Lichtes aus den Arbeitsſtuben der Gelehrten, welche die fremdartigſte und dem Landvolk unverſtändlichſte Wiſſenſchaft verkündigten, das, was man damals Philoſophie nannte. Seit die Lehre von Leibniz und Wolff in einem größern Kreiſe der Gebildeten Schüler findet, ändert ſich faſt plötzlich auch das Urtheil über den Bauer und ſein Schickſal. Ueberall beginnt humane Auffaſſung der irdiſchen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apoſtel zu lehren, zu beſſern, zu befreien in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa ſeit 1700 zeigt ſich in der kleinen Literatur wieder eine herzliche Theilnahme an dem Leben des Bauern. Die Geſundheit ſeines Berufes, der Nutzen und Segen ſeiner Arbeit werden gerühmt, ſeine guten Eigenſchaften ſorgfältig aufgeſucht; alte Lieder deſſelben, in denen ein mannhaftes Selbſtgefühl hübſchen Ausdruck findet, die einſt von treuherzigen Theologen des 16. Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Beſcheiden rühmt ſich darin der arme Landmann, daß ſchon Adam den Acker baute, er freut ſich ſeines Federſpiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh ſeines Daches und des „Hennemanns" auf dem Hofe, und tröſtet ſich in ſeiner ſchweren Arbeit immer wieder mit dem himmliſchen Ackermann Jeſus.*)

---

*) Laſterprob S. 92.

**) Der glückſelige und unglückſelige Bauernſtand S. 115.

Von anderer Seite half ſogar die Härte des herriſchen Staats. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in ſeinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch ſeine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmählich zu der Einſicht, daß ſolcher Beſitz geſchont werden müſſe. Schon um 1700 iſt das überall aus den Landesgeſetzen zu erkennen. Auch der kaiſerliche Hof folgte in ſeiner Weiſe der erwachenden Humanität. Er gab 1704 ſogar den Schäfern ein ſchönes Privilegium, worin er ſie und ihre Knechte für ehrlich erklärte und die deutſche Nation huldreich ermahnte, das Vorurtheil gegen dieſe nützliche Menſchenklaſſe aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuſchließen. Wenige Jahre darauf ſchenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war.*) Schärfer griffen die Hohenzollern ein, ſie ſelbſt durch vier Geſchlechter die fürſtlichen Beſiedler des öſtlichen Deutſchlands. Die gründlichſten Umgeſtaltungen nahm Friedrich II in der eroberten Provinz vor, aus welcher ſchon mehre Beiſpiele ſeiner ſegensreichen Arbeit angeführt ſind. Als Schleſien in ſeinen Beſitz überging, waren die Dorfhütten Blockhäuſer aus Baumſtämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornſteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häuſern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zuſtande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Diſteln bedeckt, kleine ſchwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiſerlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schleſien, Oeſtreicher, Ruſſen und ſeine eigenen Soldaten verzehrten und beſchädigten viel in der Landſchaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitauſend neue Häuslerſtellen erbaut, nicht ſelten waren ſteinerne Häuſer und Ziegeldächer zu ſehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häuſern hatte der Eroberer niedergeriſſen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einſchürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Weſtfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, ſogar Geldpreiſe zur Anlage von Weinbergen ausgeſetzt. Sein Befehl führte beim Beginne des ſiebenjährigen Krieges die neuen

---

*) Kurze Beſchreibung der Acker-Leuthe und Ebenlob. Hof 1701. S. 33. — Federſpiel der alte volksmäßige Ausdruck für den aufſliegenden Jagdfalken.

---

*) Kaiſerl. Priv. und Sanct. II, 583 und V, 1511.

Kartoffeln ein, der berühmte Erlaß des Juſtizminiſters von Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Theilung unter die Stellenbeſitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältniſſe eingeleitet, die erſt in der neueſten Zeit zur Durchführung gekommen ſind. Die Erblichkeit des Eigenthums wurde den Gutsunterthanen durch das Geſetz geſichert. Der Bauer erhielt das Recht, bei der Regierung des Königs zu klagen, und dies war für ihn ein kurzes und ſcharfes Recht geworden; denn ſo ſehr der König den Adel begünſtigte, wo er ſeinem Staate diente, ſo unabläſſig war er auch mit ſeinen Beamten bemüht, die Maſſe der Steuerzahler zu heben. Der Geringſte durfte ſeine Bittſchrift überreichen, und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beiſpielen, wie der König ſie las. Manche Culturverſuche des großen Fürſten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck einer Herrſchaft empfunden, welche die Kraft des Volkes ſo emſig ſteigerte, um ſie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend iſt von den Zeitgenoſſen die Arbeit dieſes mächtigen Gutsherrn ſo dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn ſich auf ſeinen zahlreichen Reiſen nach Schleſien das Landvolk in ſtiller Ehrfurcht um ſeinen Wagen drängte, ſo dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfſchulzen ſprach, als eine theure Erinnerung, die ſorgfältig von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert wurde und die noch heut in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Theilnahme der Gebildeten. Zwar Poeſie und Kunſt fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen ſich ein ſchaffendes Gemüth erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea ſchrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgerthum künſtleriſcher Beachtung werth ſei; tiefer hinein in das Volk wagte man ſich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menſchenfreunde, die volksthümlichen Verkünder

der Aufklärung im Bürgerthum lehrten, predigten und ſchrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch ſo häufigen Mitmenſchen, den Bauer, deſſen Weſen oft faſt nur aus einer Vereinigung von unliebenswürdigen Eigenſchaften zu beſtehn ſchien, und der dabei doch für die übrigen Theile der menſchlichen Geſellſchaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirkſamſten Schriften dieſer Art war von Chriſtian Garve „Ueber den Charakter der Bauern, Breslau 1786," nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution gehalten. Der Verfaſſer war ein klarer, redlicher Mann, der das Beſte wollte und durch ganz Deutſchland mit Achtung angehört wurde, ſo oft er über eine ſociale Frage ſprach. Sein Büchlein hat durchaus menſchenfreundliche Ziele, das Leben des Bauern iſt ihm genauer bekannt als manchem Andern, welcher ſich damals mit Beſſerung des Landvolks beſchäftigte. Auch die Vorſchläge, welche er zur Hebung des Standes macht, ſind zwar ungenügend, wie faſt immer die Lehre gegenüber ſocialen Schäden, aber verſtändig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, ſo darf man wol einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erſcheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, ſondern die Weiſe, wie er ſelbſt von zwei Drittheilen des deutſchen Volkes zu ſprechen genöthigt iſt. Sie ſind ihm und ſeinen Zeitgenoſſen Fremde, es iſt etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, ſich in die Zuſtände dieſer eigenthümlichen Menſchen hineinzuverſetzen. Es hat beſondern Reiz für ein pflichtvolles Herz, ſich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Rohheit, Schlechtigkeit der Landleute im Einzelnen beſchaffen iſt und woher ſie kommt. Der Verfaſſer ſelbſt vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzuſtände ungefähr ſo, wie unſere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängniſſes, er wünſcht aufrichtig, daß das Licht der

Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er hält ihre Faulheit und Trägheit gegen die friſche Arbeitskraft, welche, wie man damals ſchon wußte, die Anſiedler in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt dieſen Gegenſatz wohlmeinend daraus, „daß in unſern alten und gleichſam ſchon alternden Staaten viele für einen arbeiten“, und eine Menge der Fleißigen faſt ohne Belohnung ausgehe, deshalb ſei Eifer und Luſt bei einem großen Theile erloſchen. Es iſt faſt alles wahr und gut, was er ſagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar ſeinem Volke gönnt, iſt doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutſchen Volkskraft in dieſem verachteten und verdorbenen Stande geſucht werden müſſe, daß es hohle, unſichere und barbariſche Zuſtände waren, in welchen er ſelbſt, der Verfaſſer, lebte, daß die Regierungen ſeiner Zeit keinerlei Bürgſchaft der Dauer beſaßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelſten Selbſtgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich iſt, ſolange der Bauer wie ein Laſtthier lebt; und wenig dachte er daran, daß ſchon der nächſten Folgezeit nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle dieſe Ueberzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient ſeine Schrift wol, daß die Gegenwart ſich ihrer erinnere; die folgenden Seiten ſollen wieder nicht die Lage der Bauern allein ſchildern, auch die der Gebildeten. So aber ſpricht Garve:

„Ein Umſtand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß ſie ſehr unter einander zuſammenhängen. Sie leben viel geſellſchaftlicher unter ſich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie ſehen ſich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnſtube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entſtehn mehre Folgen. Erſtlich ſie werden nach ihrer Art geſchliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie ſind zum Verkehr mit ihres Gleichen geſchickter, — ſie haben von vielen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, beſſere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieſer beſtändige Umgang, dieſe immerwährende Geſellſchaft iſt es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zuſtand erleichtert. Es iſt ein großes Glück, nur mit ſeines Gleichen, aber mit dieſen viel und ohne Unterlaß umzugehn, damit eine genauere Bekanntſchaft und eine wechſelſeitige Vertraulichkeit, wenigſtens dem äußern Betragen nach, entſtehe, ohne welche der Umgang nie angenehm iſt. Der Adel genießt dieſer Vortheile. Er geht meiſtentheils nur mit ſeines Gleichen um, weil er ſich aus Stolz von den Niedrigeren abſondert, und er kömmt mit ſeines Gleichen viel zuſammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand ſetzen. — Dem Bauer werden durch entgegengeſetzte Urſachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit iſt ſo groß, daß ſie ihn hindert, auch nur den Wunſch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben mit Höhern umzugehn; er ſieht faſt nie andere Menſchen als Bauern um ſich. Und ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Arbeit bringt ihn mit dieſen ſeines Gleichen häufig zuſammen.

Eben dieſer Umſtand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Corpus agiren, daß bei ihnen gewiſſermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratiſchen Verfaſſung eintreten, daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel ſo viel über ſie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er iſt ferner Urſache, daß Perſonen anderer Stände ſo wenigen moraliſchen Einfluß über die Bauern haben können, es ſei denn durch Herrſchaft und Zwang. Die Urtheile, Vorſtellungen, Beiſpiele der Höhern hören und ſehen ſie ſelten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange ſtudirt, was das Wort tückiſch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede geweſen iſt, eigentlich bedeute. Es ſoll ohne Zweifel ein Gemiſche von kindiſchem Weſen, von Einfalt, von Schwäche — mit Bosheit, mit Liſt anzeigen.

Jeder erinnert ſich ohne Zweifel ſolche Geſichter von Bauerknaben geſehen zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeſchloſſenen Augenlidern wie verſtohlen hervorſchielen, deren Mund offen und zu einem ſpöttiſchen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Bruſt angedrückt oder doch zur Erde geſenkt iſt, als wenn er ſich verbergen wollte, mit einem Worte, Geſichter, in welchen ſich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermiſcht abmalen. Solche Knaben ſtehn, wenn man etwas von ihnen verlangt oder zu ihnen redet, unbeweglich und ſtumm wie ein Stock, ſie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln ſind wie ſteif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde ſich ein wenig entfernt hat, laufen ſie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Armuth bringen ihm eine gewiſſe Furcht vor den Höhern bei; ſeine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegſam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwiſſend; der öftere Widerſpruch ſeines Willens und ſeiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen ſeiner Vorgeſetzten gibt ſeinem Gemüthe eine Anlage zum Haſſe. Er wird alſo, wenn die Fehler ſeines Standes bei ihm nicht durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften aufgehoben werden, jenen Knaben beſonders im Betragen gegen ſeine Obern ähnlich ſein. Und gerade die Obern und Herren des Bauern ſind es auch, die ihm den tückiſchen Charakter zuſchreiben. Er wird Verſtellung an die Stelle offenbaren Widerſtandes ſetzen er wird vor den Augen derſelben demüthig, nachgebend, ſogar ihnen ergeben ſcheinen, und wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Intereſſe thun. Er wird auf Ränke und Intriguen ſinnen, die demohnerachtet nicht ſo fein ausgeſponnen ſein werden, daß ſie ſich nicht ſollten bald durchſehen laſſen.

Man kann zwei Hauptverſchiedenheiten, wie in den Schickſalen, ſo in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sklaverei ſeufzt, wird in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande ganz fühllos ſich Alles gefallen laſſen ohne den mindeſten Widerſtand zu thun, ſelbſt ohne den Wunſch nach Erleichterung in ſich zu fühlen; er wird ſich ſelbſt zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieſer Schlafſucht durch beſondere Umſtände, durch Aufhetzungen, durch einen liſtigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger und verliert auf einmal mit der Demuth des Sklaven auch alle Gefühle der Menſchlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Geſetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger läſtigen Bedingungen an die Erdſcholle und mit ihr an den Dienſt des Eigenthümers derſelben gebunden und ſeinem Richteramt unterworfen iſt, dieſer Bauer erträgt gemeiniglich ſeine Beſchwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er ſich dieſelben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halſe zu ſchaffen ſuche, aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit ſeinem Herrn. Deſſen Vortheile zu ſchmälern, ſeine zu vergrößern, das iſt ein Wunſch, den er im Grunde ſeines Herzens immer mit ſich herumträgt, und eine Abſicht, die er ins geheim, ſo oft es angeht, zu verfolgen ſucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern ſeines Herrn, hält er für lange nicht ſo ſchändlich, als wenn er ſie ſich gegen ſeines Gleichen erlaubte. Er iſt nicht der ganz demüthige

Sklave, er iſt nicht der fürchterliche Feind ſeines Herrn; er iſt aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorſamer Unterthan; er iſt das, was man wahrſcheinlicher Weiſe durch das Wort tückiſch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückiſchen Weſen kann man als einen Beſtandtheil oder als eine Folge einen gewiſſen Eigenſinn ſetzen, der den Bauer, wenn er in Leidenſchaft iſt, oder wenn ein Vorurtheil ſich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterſcheidet. So wie ſein Körper und ſeine Glieder ſteif ſind, ſo ſcheint es in dieſem Falle auch ſeine Seele zu ſein. Er iſt alsdann taub gegen alle Vorſtellungen, die man ihm macht, ſo einleuchtend ſie ſind und ſo fähig er mit unbefangenem Gemüthe ſein würde, ihre Richtigkeit einzuſehen. Die richterlichen Perſonen, welche in Proceſſen der Bauern arbeiten, werden zuweilen ſolche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft iſt, ob die Hartnäckigkeit, mit der ſie auf einer augenſcheinlich abſurden Idee beſtehn, von ihrer Blindheit, oder ob ſie von einer entſchloſſenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein ſolcher Schwindelgeiſt anfallen. Sie ſind alsdann gewiſſen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorſtellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechſelung einnimmt oder bei der kleinſten Veranlaſſung wiederkömmt, und die, ſo falſch ſie iſt, nicht durch den Augenſchein der Sinne, nicht durch Vorſtellungen der Vernunft weggeſchafft werden kann, weil ſie wirklich nicht in der Seele, ſondern in der Beſchaffenheit der Organe ihren Grund hat.“

So ſprach Chriſtian Garve. Sein letzter Rath war: beſſere Dorfſchulen. In ähnlichem menſchenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl ſehr groß geweſen ſei, aber die häufigen Klagen über das Gegentheil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beiſpiele, — wie einen Rochow auf Rekahn, welcher auf eigene Koſten Dorfſchulen eingerichtet hatte, —

hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß ſolche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man ſie häufiger geübt hätte. In der That gehörte für den Einzelnen auch Klugheit dazu gute Geſinnung für die Bauern in die That umſetzen; es wurde mehrfach beobachtet, daß ſie ihre Dienſte weit williger den ſtrengen Edelleuten thaten als bürgerlichen Gutsherren, und daß dieſen, wenn ſie mit warmer Empfindung den Bauern freundlich ſein wollten, ihr guter Wille zuweilen ſchlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbeſitzer bei Uebernahme des Gutes jedem ſeiner Bauern ein Geldgeſchenk gemacht und ihnen mehrfache Nachſicht bewieſen; die nicht unnatürliche Folge war, daß ſie ihm alle Dienſte aufkündigten und in offenen Widerſtand ausbrachen.

Während die deutſchen Humaniſten für den Landmann ſorgten und ſchrieben, dröhnten ſchon jenſeit des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutſchland die Unterthänigkeit des Bauern mit der geſammten alten Staatsordnung zerſchlagen ſollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern ſich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeiſter las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer ſaßen unbeweglich, ganz Ohr, unter dicken Tabakswolken. In Kurſachſen benutzten einzelne ſchon die neue Leſebibliothek in der Nachbarſtadt.*) In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienſte. Und in dem reichſten Theile Kurſachſens, in der Lommatzſcher Pflege, und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demſelben Jahre noch einmal Bauernaufſtände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eiſenringen beſchlagen. Die Bauern ſagen ihren Frohnherren durch eine Deputation alle Hofdienſte auf, ſie beſenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienſte des Edelmanns werden verjagt oder mit Stecken geſchlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer oder Schwert gedroht, in jedem Dorfe ſtehn geſattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarſch des Militärs zu benachrichtigen. Daſſelbe ſtille Verſchwören, die blitzſchnelle Verbreitung des Aufſtandes, dieſelbe Verbindung von maßloſem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Verzichtleiſtungen auf Frohndienſte vorgelegt, welche die meiſten in Güte unterſchreiben, harten Edelleuten wird mit dem Aergſten gedroht. Schnell ſteigern ſie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Frohnden und Zinſen geheiſcht, auch die Rückerſtattung bezahlter Strafgelder. Die Bauern ſammeln ſich in Haufen von mehr als tauſend Mann, ſie drohen die Stadt Meißen zu überfallen, ſie greifen kleine Truppentheile an. Aber ſie widerſtehn nirgend größeren Heeresabtheilungen. Die verwegenſten Haufen werfen Mützen und Knittel weg, ſobald die Reiter zum Einhauen befehligt werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, trotziger Greis von ſiebenzig Jahren, beklagt ſich noch in Ketten über die Muthloſigkeit ſeiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war bedeutſam für die Zeit, daß die Gutsherren ſelbſt aus Furcht Alles anwandten, um ein Vergeben und Vergeſſen herbeizuführen, und daß die Verurtheilten während der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und ſchonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erſpart. Aus den gleichzeitigen Berichten iſt deutlich zu ſehen, wie allgemein bei den oberen Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entſpreche.

---

*) F. von Liebenroth a. a. O. S. 146.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürſtenthum Mainz auch die deutſchen Landleute um die rothe Mütze auf dem Freiheitsbaume. Unaufhaltſam drang der franzöſiſche Einfluß in Deutſchland vor. Der Staat Friedrich's des Großen wurde zerbrochen, Deutſchland bis zur Elbe wurde franzöſiſch, in den neuen franzöſiſchen Beſitzungen wurden Unterthänigkeit und Dienſte mit einer Haſt und Rückſichtsloſigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrſchaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürſten folgten mit größerer Rückſicht gegen die bevorrechteten Schichten der Bevölkerung, aber doch unter dem ſtarken Einfluß franzöſiſcher Ideen. In Preußen ſahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unſicher ein Staatsbau geweſen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern ſo viel, von ihrer Seele ſo wenig in Anſpruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältniſſen der Landleute; die Auseinanderſetzung zwiſchen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, ſie iſt noch nicht zu völligem Abſchluß gediehen.

In dieſem Zeitraum hat ſich durch ganz Deutſchland die Lage des Landmanns ſo verbeſſert, daß wol kein anderer Fortſchritt größer iſt, als der ſeine. Der Unterthan eines Gutsherrn iſt mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zuſtände dauern, zum freien Bürger ſeines Staats geworden, ihn und den Gutsherrn ſchützt und ſtraft gleiches Recht, er ſendet die Vertreter, nicht ſeines Standes, ſondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreiſen nach der Hauptſtadt, er hat rechtlich überall aufgehört ein beſonderer Stand im Staate zu ſein, er hat in vielen Landſchaften mit der Bauerntracht auch den alten Trotz abgelegt, er beginnt ſich modiſch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüſſen moderner Bildung Theil zu nehmen. Aber wie groß dieſe Umwandlungen auch ſein mögen, ſie ſind faſt überall in Deutſchland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgeſellſchaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landescultur haben muß, wenn das Leben des Volkes nach allen Seiten den Eindruck von völliger

Geſundheit und Kraft machen ſoll. Noch iſt ſeine Theilnahme und ſein Verſtändniß für die höchſte irdiſche Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt, noch iſt ſein Bedürfniß nach Lehre und Bildung, im Ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an ſeiner Seele im größten Theile des Vaterlandes einige von den Eigenſchaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harte Selbſtſucht, Mißtrauen gegen anders geformte Menſchen, Neigung zu Rechtshändeln, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verſtändniß ſeiner politiſchen Rechte und ſeiner bürgerlichen Lage. Noch ſind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Uebergangsformen, welche ihnen ein beſonders unfertiges und unbehagliches Anſehen geben.

Und noch ſteht die Landwirthſchaft des deutſchen Bauern, im Ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine friſch aufſtrebende Entwicklung unſerer nationalen Kraft nothwendig iſt. Wol haben wir Grund, uns auch in dieſer Richtung über große Fortſchritte zu freuen. Faſt überall ſind einſichtsvolle Männer unabläſſig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene, Maſchinen, Sämereien, neue Vortheile beim Anbau zugänglich zu machen. In einigen begünſtigten Gegenden unterſcheidet ſich die Ackercultur der kleinen Wirthe kaum noch von dem rationellen Betriebe größerer Muſtergüter. Auch hat der deutſche Bauer in den Zeiten der tiefſten Erniedrigung nicht ebenſo wie der gedrückte Slave den Trieb eingebüßt für ſich zu erwerben. Denn gerade ſeine hervorragenden Eigenſchaften ſind dauerhafter, regelmäßiger Fleiß und ſtrenge Sparſamkeit, die Grundlagen für alles höchſte irdiſche Gedeihen. Aber noch beſteht in mehren Landſchaften die alte Gebundenheit der Dorffluren mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwange, durch welchen ſie den Einzelnen zurückhält. Noch iſt ſelbſt *das bewährte Neue* dem Landmann deßhalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer die unternehmende Thatkraft zu ſehr fehlt, und weil ihm die große Dürftigkeit ſeines Jugendunterrichts und ſeiner berufsmäßigen Ausbildung in der That ſchwer macht, Neues zu erfaſſen. So iſt die Entwicklung des deutſchen Bauern zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar ſtetig aber langſam. Dieſe Langſamkeit des Fortſchritts ſetzt uns noch jetzt gegenüber beſſer geſtellten Völkern Europas in Nachtheil. Denn die Lage Deutſchlands unter den Staaten Europas iſt ſo, daß uns von der Entwicklung der eignen Landwirthſchaft, d. h. von der einſichtsvollen Tüchtigkeit und ſchöpferiſchen Kraft, welche bei dieſer erſten menſchlichen Thätigkeit ſichtbar werden, jeder andere Culturfortſchritt abhängt. Wir haben keine Seeherrſchaft, wir haben keine reichen Colonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugniſſe unſeres Fleißes abnehmen müſſen. Wenn dieſer Umſtand vielleicht eine Bürgſchaft unſerer Dauer iſt, ſo erhöht er auf der andern Seite auch die verhängnißvolle Wichtigkeit, welche der deutſche Landmann und der Betrieb ſeiner Wirthſchaft für die übrigen Kreiſe des deutſchen Volkes hat.

Darum, wenn es erlaubt iſt, zwei ſehr verſchiedene Stufen menſchlicher Entwicklung mit einander zu vergleichen, darf man wol ſagen, daß der Bauer unſerer Tage im Verhältniß zu den übrigen Kreiſen des Volkes noch nicht das Selbſtgefühl und die bewußte Kraft wieder gewonnen hat, welche vor ſechshundert Jahren in der Landſchaft des Neithart von Neuenthal und des Meier Helmbrecht lebendig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das ſo gekommen iſt, daß die Kraft der Nation vom flachen Lande in die Städte zog und daß ſich der Adel ſo hoch über ſeinen Nachbar, den Bauer, ſtellte, der möge ſich doch ſehr hüten zu behaupten, dieſe Herabdrückung des Landvolkes ſei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirthſchaft des kleinen Mannes höhere Bildungsſtufen und kunſtvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter ſeinem Pfluge über die Scholle ſchreitet, der wird ſelten Mitglied einer Genoſſenſchaft ſein, welche ihre gewinntragenden Unternehmungen bis in ferne

Welttheile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Urſprache verſtehn, er wird ſchwerlich das Werk eines deutſchen Philoſophen über Logik leſen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch ſeinen Geiſt beleben. Aber die Ergebniſſe der geſammten Bildung, deſſen, was der Gelehrte findet, der Künſtler bildet, der Gewerbthätige ſchafft, das muß in einer Zeit, wo das geſammte Volk mit voller Geſundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von geſundem Urtheil zugänglich, verſtändlich und werth ſein.

Iſt es nothwendig, daß unſer Nachbar, der Landmann, ſo ſelten ein gutes Buch lieſt und noch viel ſeltener ein Buch kauft? Iſt es nothwendig, daß er meiſt keine andere Zeitung zur Hand nimmt, als etwa das kleine Blatt ſeines Kreiſes? Iſt es nothwendig, daß ihm und leider zuweilen auch ſeinem Schullehrer unbekannt iſt, wie ein Winkel beſtimmt, ein Parallelogramm gemeſſen und eine Ellipſe gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauerfrau legen wollte, der würde wahrſcheinlich etwas Unnützes thun und einem „gebildeten" Zuſchauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönſte, das wir beſitzen, der größern Hälfte unſerer Nation unverſtändlich ſein? Vor ſechshundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfſtuben verſtanden, der Reiz ſeiner klangvollen Verſe, die Poeſie und die warme Beredſamkeit ſeiner Sprache. Und die Rhythmen und Weiſen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, ſie ſind gerade ſo zierlich und kunſtvoll, wie nur die feinſten Verſe in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutſche Landvolk dieſelbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poeſie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anſpruch nehmen möchten. Noch ſpielt der böhmiſche Dorfmuſikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart melodiſch verbunden hat: iſt es nothwendig, daß dem deutſchen Bauer wenig andere muſikaliſche

Klänge vertraut ſind, als die abgeſtandenen Weiſen geiſtloſer Tänze? Das alles iſt nicht nothwendig, noch ſtarrt etwas von derſelben Barbarei in unſer Leben, welche wir aus der Zeit von Chriſtian Garve mit Verwunderung erkennen.

Was wir aber zunächſt als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das iſt auch eine eigenthümliche Schwäche unſerer geſammten Bildung, welche etwas Ueberkünſtliches erhalten hat, weil ſie in verhältnißmäßig kleinen und abgeſchloſſenen Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft aufblühte, ohne die immerwährende Kräftigung und Regulirung, welche ihr die geſammte Volksſeele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Theilnahme gewährt hätte. Daß der Landmann durch ſo viele Jahrhunderte der geſellſchaftlichen Cultur ſo fremd ſtand, das hat zunächſt ihn ſchwach gemacht, aber auch die Bildung der Anderen ſchwankend, übertrieben verfeinert, zuweilen unmännlich und unpraktiſch.

13.

Gauner und Abenteurer.

Wie der deutſche Teufel, haben auch die Kinder des Teufels ihre Geſchichte. In ihrem Kampfe gegen die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft werden auch ſie von jeder großen Wandlung der Gedanken, Sitten- und Lebensweiſe ihres Volkes getroffen.

Das alte Geſchlecht der Fahrenden wurde durch die Reformation zum großen Theil beſeitigt. Nächſt dem Herrn Papſt und den habgierigen Gaſtwirthen in Rom hatte niemand größeren Grund, mißvergnügt in die neue Zeit zu blicken, als die ungeheure Familie der Bettler, welche auf den Kirchhöfen lagen oder heiſchend durch die Länder zogen. Denn das Almoſengeben hatte für den größten Theil Deutſchlands aufgehört im Sinne der Kirche „ein gutes Werk“ zu ſein, welches dem Spendenden den Pfad zum Himmel ebnete. Wer jetzt einem Andern ſpenden wollte, der hatte ſich zu fragen, ob er dadurch auch in Wahrheit etwas Gutes erweiſe. Aber der neue Glaube nahm nicht nur den Almoſen die alte Heilkraft, er brachte auch eine andere Ordnung in Städte und Dörfer, er hob die Macht der Landesherren und förderte eine Landespolizei, welche bedächtig über die Mauern der Städte und Dörfer hinaus auf die Landſtraße wandelte und im Namen landesherrlicher Satzung dem Wanderer läſtige Fragen ſtellte. Auch die fahrenden Schüler hatten aufgehört, ſeit die lateiniſchen Schulen beſſere Zucht, einen wohlgeordneten Stundenplan und theologiſche Lehrer erhalten hatten, denen nicht mehr noth that, geſtohlene Gänſe mit den Bacchanten zu verzehren.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird der neue Polizeiſinn mächtig. Die Schulen, welche Luther und ſeine Mitarbeiter überall eingerichtet haben, tragen ihre Frucht. Auch in den Dörfern des proteſtantiſchen Deutſchlands werden etwa ſeit 1530 die Kirchenbücher regelmäßig geführt und Flurbücher neu angefertigt, der Schullehrer iſt auch Gemeindeſchreiber, und man ſieht aus der ſorgfältigen Handſchrift und ſachverſtändigen Behandlung lateiniſcher Redeſchnörkel, welche in den Dorfacten häufig werden, daß der Schreiber die lateiniſche Schule durchgemacht hat. In dem mittleren Deutſchland ſind dieſe Schriftſtücke der Dörfer bis zum dreißigjährigen Kriege faſt ohne Ausnahme weit ſorgfältiger, als von da ab bis zur Zeit unſerer Väter. Auch der kleine Mann, der ſein Dorf verläßt, erhält einen Heimatsſchein, ſeinen Ausweis, welcher ihn der Gunſt der andern Gemeinden empfiehlt.

Freilich wurden die Landſtraßen dadurch noch nicht ſicher. Die Wegelagerer, welche auf Grund eines Fehdebriefes Bürger und Bauern belauerten, waren nicht ſofort auszurotten, und es fehlte nicht an Verzweifelten, welche ohne Fehdebrief ihre Waffe gegen Jedermann erhoben.

Durch das ganze Mittelalter waren die Räuber eine unvertilgbare Plage geweſen. Sie zogen ſich zuweilen in Heerhaufen von vielen hundert Köpfen zuſammen, oder ſaßen in Banden auf der Schloßmauer räuberiſcher Edelleute. Von Luther ab iſt ein zeitweiliger Wechſel in ihrer Hauptthätigkeit zu erkennen, wie bei herrſchenden Krankheiten. Sie werden vorzugsweiſe Mordbrenner. In längeren Zwiſchenräumen erſcheinen ganze Banden von Brandſtiftern, Drohbriefe werden gefunden, einem geheimen Zuſammenhang der Banden wird eifrig nachgeſpürt. Am merkwürdigſten iſt die Mordbrennerzeit von 1540—42. Im mittleren Deutſchland, beſonders in dem Gebiete der proteſtantiſchen Häupter, des Kurfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen, erſchien plötzlich fremdes Geſindel. Kaſſel, Nordheim, Göttingen, Goslar, Braunſchweig (damals im Streit mit dem Herzog), Magdeburg wurden angeſengt, Nordhauſen zum Theil, Eimbeck bis auf den Grund verbrannt, dabei dreihundert und fünfzig Menſchen; Dörfer und Scheunen wurden überall angezündet, freche Brandbriefe regten die Bevölkerung auf, endlich auch die Fürſten. Allgemein wurde das Geſchrei, die katholiſche Partei habe mehr als dreihundert Mordbrenner gedungen, Papſt Paul III ſollte den Rath gegeben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig ſollte das Geſindel nach Sachſen und Heſſen geſandt haben. Allerdings war dem gewiſſenloſen Herzog vieles Arge zuzutrauen, Papſt Paul III aber hatte gerade damals kaum ein näheres Intereſſe als das, die Proteſtanten ſchonend zu behandeln. Denn ernſthaft wurde von beiden Seiten an einer großen Ausſöhnung gearbeitet, und in Rom die Sendung des Cardinals Contarini zum großen Religionsgeſpräch in Regensburg vorbereitet. Doch Angſt und Zorn der Deutſchen war anhaltend und groß. Ueberall ſpürte man nach den Brennern, überall fand man ihre Spuren, viele Haufen Geſindel wurden gefangen, peinlich verhört und gerichtet. Luther beſchuldigte den Herzog Heinrich öffentlich des ruchloſen Frevels, der Kurfürſt und der Landgraf verklagten ihn wegen Mordbrennens auf dem Reichstag vor dem Kaiſer, und umſonſt vertheidigte er ſich mit ſeinen Getreuen in ſeiner heftigen Weiſe. Zwar dem Kaiſer, der damals vor Allem innern Frieden und Hilfe gegen die Türken ſuchte, galt die Schuld für unerwieſen, aber in der öffentlichen Meinung blieb dem Fürſten der Makel. Es iſt möglich, aus dieſen Streitſchriften das Wogen und Wandern der damaligen Fahrenden zu erkennen. Die Ausſagen der Verhafteten ſind ungenau mitgetheilt, und es iſt nicht zu entſcheiden, wie viel die Folter in dieſe hineingedichtet hat. Aber Einiges iſt ſehr deutlich, die Menge des Geſindels, ferner daß ſie — zum Theil — mit ihren Genoſſen in feſtem Zuſammenhange ſtehn, daß ſie keine ſtetigen Banden bilden, ſondern für die einzelnen Unternehmungen geworben werden, und zwar, wie ſie mehrfach ausſagen, von nicht erkennbaren Unbekannten um Geld, endlich daß ihr geheimer Verkehr durch Zeichen vermittelt wird, welche ſie an auffallenden Orten, Wirthshäuſern, Wänden, Thüren u. ſ. w. einkratzen oder einſchneiden. Dieſe Zeichen ſind bisweilen uralte deutſche Perſonenbezeichnungen, welche als „Hausmarken" noch jetzt auf den Giebeln alter Gebäude zu finden ſind, theilweis aber auch beſondere Spitzbubenzinken. Darunter das beſondere Zeichen der Fahrenden, der Pfeil, einſt das ankündigende Symbol der Feindſchaft; die Richtung ſeiner Spitze zeigt den Weg, den der Zeichner genommen, kleine Striche ſenkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber, geben wahrſcheinlich die Perſonenzahl an.

Der Krieg hatte das Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft fürchterlich gelockert. Die alte Ordnung und Zucht der Deutſchen ſchien beinahe geſchwunden. Uebergroß war die Zahl der Unglücklichen, welche Haus und Hof, Nahrung und Familie verloren hatten und heimatlos in ungaſtlicher Fremde umherirrten; nicht weniger zahlreich die Schaar der Verdorbenen, die ſich gewöhnt hatten von Betrug, Erpreſſung und Raub zu leben. Dem ganzen lebenden Geſchlecht war Aufregung zum Bedürfniß geworden, durch dreißig Jahre hatte das fahrende Geſindel von ganz Europa Deutſchland zum Tummelplatz gewählt; viele ſeßhafte Leute, gelehrte proteſtantiſche Geiſtliche und angeſehene Bürger waren mit Bettelbriefen in der Fremde umhergezogen und hungrig um die Lagerfeuer der Soldaten geſchlichen, überall hat der Krieg Armſeligkeit zurückgelaſſen und ſtille Mißachtung der heimiſchen Verhältniſſe; nur in der Fremde war, ſo meinte man, noch ſtattliches Leben und Glück zu gewinnen; was nicht weit her war, galt nichts, und was aus der Fremde kam, wurde angeſtaunt. So geſchah es, daß nach dem Frieden das Treiben der Glücksritter, Abenteurer und Betrüger eine ſehr große Ausdehnung erhielt. Es iſt bezeichnend für die folgenden hundert Jahre der Schwäche und Rohheit, ein Gegenſatz zu dem dürftigen verkümmerten Familienleben, in welchem ſich das Gemüth des deutſchen Bürgers zuſammenzog.

Während des Krieges hatte das Einſtrömen der Gauner in die Heerhaufen beigetragen, den Soldaten zu verderben. Jetzt nach dem Kriege ballte ſich das Geſindel wieder in Banden zuſammen. Am Rhein, im Speſſart, in Böhmen, in den Niederlanden beſtanden große Genoſſenſchaften der ſchändlichſten Böſewichter, ganze Dörfer waren von ihnen beſetzt. Die Namen von Hannickel, Nickel-Liſt, Lips Tullian wurden das Entſetzen zweier Menſchenalter. Ihre Grauſamkeit, ihre kühnen Wagniſſe, ihre Kunſt zu verſchwinden ſträubten das Haar der Furchtſamen am Kachelofen des adligen Schloſſes wie am Küchenfeuer der Dorfhütte. Eifrig wurde jeder Einbruch, jeder greuliche Mord beſprochen, zuletzt barbariſche Berichte über die Hinrichtung nebſt den angehängten Warnungsverſen mit Andacht geleſen.

Zu den einheimiſchen Umhertreibern kamen aber auch fremde. Wieder zog, wie im Mittelalter, der Strom italieniſcher Abenteurer durch Deutſchland. Neben dem deutſchen Spielmann ſchrie der welſche Theriakverkäufer*), und bei dem Bär aus Böhmen trotteten die Kamele aus Afrika. Venetianiſche Wundermittel, die Lappenjacke, Larve und Filzmütze der italieniſchen Narren wanderten über die Alpen und wurden als neues Thorenwerk zu unſerem alten Vorrath gefügt.

Von dem Treiben ſolcher fahrenden Leute hat der Italiener

---

*) Schon im Jahre 1520. Eberlin von Günzburg: Sechster Bundesgenoſſe.

Garzoni in ſeinem Buch „Piazza universale“, einer Beſchreibung aller Künſte und Handwerke ſeiner Zeit (Venedig 1610. 4.), ein ergötzliches Bild gegeben. Sein Werk wurde im Jahre 1641 von Matthäus Merian unter dem Titel: „Allgemeiner Schauplatz aller Künſte, Profeſſionen und Handwerke“ ins Deutſche übertragen. Die Schilderung des Italieners zeichnet in der Hauptſache auch die Verhältniſſe des ſüdlichen Deutſchlands nach dem Kriege. Daraus wird das Folgende nach Merian's deutſcher Ueberarbeitung mitgetheilt.

„Die wandernden Komödianten ſind in ihren Geberden unhöfliche Eſel und Ruffianer, die ſich bedünken laſſen, ſie hätten es gar ſchön ausgerichtet, wenn ſie den gemeinen Haufen durch ihre groben Zoten zum Lachen bewegen. Ihre inventiones ſind ſo, daß man wol die Kröten damit vergeben möchte, und reimt ſich Alles aufeinander, wie eine Fauſt auf ein Auge; ſie fragen nichts darnach, wenn ſie nur das Geld erhalten mögen, wozu ſie genugſam geſchliffen und abgerichtet ſind. Und wenn ſie auch leicht etwas Grobes beſchneiden oder bemänteln könnten, ſo laſſen ſie ſich bedünken, ſie thäten ihren Sachen kein Genüge, wenn ſie es nicht auf das Allergröbſte herausſtießen: derohalben die Comödia und die ganze Ars comica in äußerſte Verachtung bei ehrlichen Leuten gerathen iſt, und werden die Herren Komödianten aus etlichen Orten verwieſen, durch öffentliche Geſetze und Statuten verachtet und von ganzen Gemeinden verhöhnt und verſpottet. Wenn die guten Herren in die Stadt kommen, dürfen ſie nicht wohl bei einander bleiben, ſondern müſſen ſich in unterſchiedliche Wirthshäuſer vertheilen, die Frau kommt von Rom, der Magnificus*) von Venedig, die Ruffiana von Padua, der Zani von Bergamo, der Gratianus von Bologna, und ſie müſſen etliche Tage lang umherlaufen, bis man die Erlaubniß heraus erbettelt, wollen ſie ſich anders mit ſolcher ihrer Hantirung durchbringen und ernähren; da ſie doch bei denen, die ſie kennen, ſchwerlich ankommen können, ſintemal jedermann der Unfläther überdrüſſig iſt, und wo ſie einmal hinkommen, da riecht es noch eine geraume Zeit nach dem Unrath, den ſie hinter ſich laſſen.

---

*) Hier und weiter unten die ſtehenden Charaktere der älteren italieniſchen Komödie.

Wenn ſie aber in eine Stadt kommen und ihnen zugelaſſen worden iſt, ihre Poſſen zu machen, dann laſſen ſie ſich mit Trommelſchlagen und anderm Feldgeſchrei hören, mit Anſchlägen, daß dieſe oder jene Herren Komödianten angekommen ſeien, dann geht die Frau in Mannskleidern der Trommel nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: „Wer eine ſchöne Comödiam ſehen will, der komme an dieſen oder jenen Ort.“ Dahin kommt denn das vorwitzige Volk gelaufen, wird um drei oder vier Kreuzer in einen Hof gelaſſen, da findet es ein aufgeſchlagenes Gerüſt und ordentliche Scenas. Zuerſt geht eine herrliche Muſica vorher, als wenn ein Haufen Eſel zuſammen ſchrien; dann kommt ein Prologus wie ein Landläufer aufgezogen; darnach kommen die ſchönen und übel gezierten Perſonen, die machen ein Geſäk daher, daß jedermann anfängt die Zeit lang zu werden, und wenn vielleicht einer lacht, ſo geſchieht ſolches vielmehr über die Einfalt der Zuſchauer, als daß er etwas findet, was lachenswerth wäre. Da kommt ein Magnificus, der nicht drei Heller werth iſt; ein Zani, der zwar das Beſte thut, beſteht aber wie eine Gans, die durch einen tiefen Dreck watet; ein Gratianus, der die Worte herausdrückt, als wenn er salva venia auf dem heimlichen Gemach ſäße, eine unverſchämte Ruffiana. Ein Buhler, dem man überdrüſſig wird länger zuzuhören; ein Spagnoll, der nichts Anderes weiß zu reden als ſein mi vida oder mi corason; ein Pedant, der allerhand Sprachen ineinander vermengt, ein Buratinus, der keine andern Geberden weiß als ſeinen Hut oder Haube in der Hand umherzudrehen. Die vornehmſte Perſon iſt ſo beſchaffen, daß ſie weder zu ſieden noch zu braten taugt, ſo daß die Umſtehenden alle miteinander ermüden und ſich ſelbſt verlachen müſſen, daß ſie ſolchen nichtigen Poſſen ſo lange zugehört haben. Und die müſſen wol müßige Leute oder übergroße Narren ſein, die ſich zum andern Mal dahin verleiten laſſen, da doch die Untüchtigkeit der Schauſpieler in der erſten Comödia, die ſie gehalten, genugſam bekannt und beſchrien werden, ſo daß auch um ihretwillen andern ehrlichen und tüchtigen Leuten deſto weniger vertraut wird.

Es gehn heutigen Tages viel andere wirkliche Schauſpiele faſt auf allen Märkten, Plätzen und Meſſen in Schwang, nämlich die Schauſpiele der Ceretaner, Theriakskrämer und anderer dergleichen Geſellen. Sie werden aber in Italia Ceretani genannt, weil ſie vermeintlich in einem Flecken in Umbria nicht weit von Spoleto, Cereto genannt, ihren Urſprung und Anfang haben und hernach allgemach in ſolchen Credit und Anſehen gekommen ſind, daß ſie, wenn ſie ſich hören laſſen, einen größern Zulauf bekommen als der beſte Doctor der freien Künſte, ja als der beſte Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Denn das gemeine Volk läuft denſelben haufenweiſe zu, ſperrt Maul und Naſe auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen und Gott weiß, auch mancher Bauer erfährt es, wie unterdeſſen in ſolchem Gedränge der Beutel verwahrt wird.

Wenn man ſieht, daß dieſe Betrüger auf ihrer Bank ein ganzes Stück Arſenik, Sublimat oder anderes Gift einnehmen, damit ſie die Güte ihres Theriaks wollen probiren, ſo ſoll man wiſſen, daß ſie in Sommerszeiten, zuvor und ehe ſie auf den Platz kommen, den Leib mit jungem Lattich, der mit Eſſig und vielem Oel bereitet iſt, daß ſie faſt darin ſchwimmen, gefüllt haben. Im Winter aber eſſen ſie ſich voll fetter Ochſenſülze, welche wohl geſotten iſt. Solches aber thun ſie zu dem Ende, daß durch ſolche Fettigkeit der Sülze und des Lattichs neben ihrer natürlichen Kälte die innerlichen Gänge im Leibe verſtopft und die Schärfe oder Hitze des Giftes geſchwächt werde. Wiewol ſie es auch ſonſt auf eine ſichere Weiſe anſtellen können, nämlich daß ſie, ehe ſie auf den Platz treten, in die nächſte Apotheke gehn, wie dieſe gemeiniglich in den Städten auf dem Markt oder nicht weit davon ſind, laſſen ſich allda eine Büchſe mit Arſenik zeigen, woraus ſie etliche Stücklein wählen und in Papier wickeln, und bitten den Apotheker, er wolle ihnen dieſelben überſenden, wenn ſie darnach ſchicken. Wenn ſie nun ihre Waare genugſam gerühmt, daß nichts mehr übrig iſt als die Probe, ſchicken ſie einen aus den Umſtehenden, damit man ſich ja keines Betruges zu befürchten habe, in die Apotheke, daß er allda um das Geld, daß ſie ihm darzählen, Arſenicum hole. Derſelbe läuft hin, damit ja an einem ſolchen nützlichen Werk kein Verhinderniß ſei, macht ſich auch wol auf dem Wege die Rechnung, obgleich er ſchon tauſendmal betrogen worden, ſo könne er doch dies Mal nicht betrogen werden, er wolle ſich derhalben gut verſehen. Er kommt unterdeß in die Apotheke, heiſcht Arſenicum für ſein Geld, empfängt es und läuft ſo mit Freuden, das Wunder zu ſehen, zu des Theriakskrämers Tiſch; derſelbe hat unterdeß ſein Büchslein und Schachteln bei der Hand, unter andern aber eine, worin er gemeldeten rechten Arſenicum thut, er redet und ruft dem Volk noch eine Weile zu, ehe er es einnimmt, denn zu ſolcher Gefahr muß man nicht zu ſehr eilen; unterdeß verwechſelt er ſich gemeldetes Büchslein gegen ein anderes, worin ſo viel Stücklein Teig von Zucker, Mehl, Safran gemacht ſind, daß ſie den vorigen ähnlich ſehen. Dieſe ißt er alsdann mit ſonderlichen Geberden, als wenn er ſich ſehr fürchtete, hinein, und ſtehn die Bauern mit aufgeſperrten Mäulern, ob er nicht bald zerberſten werde; er aber bindet ſich feſt, daß ſolches nicht geſchehe, ob er ſchon weiß, daß es keine Noth hat, nimmt darnach eine Kaſtanie groß von ſeinem Theriak oder Dreck ein und es legt ſich alle Geſchwulſt, als wenn kein Gift vorhanden geweſen wäre. „Das laßt euch, liebe Herren, einen köſtlichen Theriak ſein," worauf dann die Bauern den Riemen ziehen und Gott danken, daß ſie einen ſolchen theuren Mann und ſolche köſtliche Waare um geringes Geld in ihr Dorf bekommen.

Wer wollte ſich aber unterſtehn, alle Liſten und Praktiken zu beſchreiben, womit ſich die Landfahrer behelfen, Geld zu machen und zuſammenzubringen? Ich hätte meinestheils Sorge, ich würde nicht Alles zum Ende bringen. Doch will ich nicht unterlaſſen, etliche Griffe zu erzählen. So ſieht man auf einer Ecke des Markts einen Fortunatus mit ſeiner Fributa auftreten und mit großem Geſchrei oder Geplärr das Volk zwei oder drei Stunden aufhalten, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Hiſtorie, bald mit einem Dialog, bald mit einem lieblichen Geſang; bald habert er mit ſeinem Knecht, bald verſöhnt er ſich wieder mit ihm, bald lacht er, daß ihm die Augen überlaufen, und was dergleichen Narrenspoſſen mehr ſein mögen, die er artig anzuſtellen weiß, bis er ſich bedünken läßt, er habe das Volk genugſam zuſammengelockt und aufgehalten; alsdann bringt er ſeine Büchslein hervor und kommt auf ſein Gelüſt zu den Hellern, die er gern hätte, und fängt an ſeine herrliche Waare zu loben, und treibt ſolches ſo lange, bis er etliche überredet, daß ſie ihm abkaufen.

Auf der andern Seite kommt ein anderer Quidam aufgezogen, fängt auch an zu rufen, als wenn ihm der Henker die Saiten ſtimmte, hat ſeine Waare in einem Sack auf den Schultern und ein Kochersberger Hütlein auf dem Kopf, da läuft das Volk, Jung und Alt, hinzu, wollen hören und ſehen, was er doch Wunderſeltſames bringen werde. Er fängt deshalb an, ſeine Relation und Werbung zu thun, bringt allerhand Poſſen und Schnacken herfür, daß jedermann lachen muß, bringt endlich mit ſeinen glimpflichen Worten, mit ſeinen ſeltſamen Geberden, übel gehenktem Hals, halb geſchornem Knebelbart, mit ſeinem Narrenweſen, damit ich es in Einem Wort begreife, ſo viel zuwege, daß man ihm zuhöret und ſich ſeine Waaren gefallen läßt. Wiewol es auch bisweilen geſchieht, wenn man ihm eine Weile zugehört hat, ſo geht das Volk wieder davon und läßt den Narren ſchreien, ſo lange er will; auch werfen ihn wol die Buben mit Koth, daß er ſeinen Kram muß aufpacken und wiederum unverrichteter Sachen heim gehn, von wannen er gekommen iſt, und wäre gleich ſeine Salbe noch ſo gut.

Sie thun auch einander ſelbſt Schaden; denn während einer ſteht und meint, die Käufer werden ihm jetzo zufallen, ſo kommt ein anderer aus einer Gaſſe geſtrichen, der hat ein junges Mägdlein bei ſich in Bubenkleidern, welches ſpringen und ſich durch einen Reif wie ein Affe überwerfen kann, dieſer beginnt auch ſich hören zu laſſen, da läßt das Volk den vorigen ſtehn und läuft dieſem zu. Da fängt er alsbald an auf gut Florentiniſch einen lächerlichen Schwank oder Poſſen zu erzählen, unterdeſſen arbeitet auch das Mägdlein auf der Bank, wirft ſich auf alle Viere, und langet den Ring aus dem Reifen oder beuget ſich rückwärts und langt eine Münze unter dem rechten oder linken Fuß mit ſolcher höflichen Geſchwindigkeit, daß die Buben eine Luſt haben zuzuſehen. Endlich aber kann er auch nichts weiter, als daß auch er ſeine Waare hervorbringt und dieſelbe feil bietet, ſo gut als er kann.

An einer andern Ecke des Marktes tritt der Mailänder auf, mit einem ſammeten Barett auf dem Haupt, darauf eine weiße Feder auf gut welſiſch, ſtattlich gekleidet, als wenn er ein großer Herr wäre, hebt allerhand Narrenspoſſen an zu treiben, womit er das Volk herbeizieht, erzählt ſeinem Knecht, wie lieb er ihn habe; dieſer aber ſpottet ſeiner, weiſet die Feigen von dem Geſicht und bohret ihm hinten einen Eſel, erbietet ſich eine gute Anzahl Schläge in ſeinem Dienſt zu empfangen, rückt die Haube in die Augen, legt die Hände in die Seite und ſtellt ſich mit verkehrtem Angeſicht und verzogenem Maul, wie ein zorniger Schäferhund, um anzuzeigen, wie er ſich gegen ſeines Herrn Feinde wolle geberden und wehren. Dieſelben kommen auch herbei (es iſt aber dieſelbe Geſellſchaft), da iſt er gänzlich erſchrocken, zittert vor Furcht, kriegt unter die Bank, läßt ſich allda mit Füßen treten und macht ein großes Geſchrei, darzu läuft dann das Volk haufenweis. Darauf fängt auch der Herr von Mailand an ſein Büchslein herfürzuthun, und läßt ſich merken, was ihm angelegen ſei, nämlich mit ſeiner köſtlichen Waare jedermann zu dienen, damit man nicht ſo viel Geld heim trage, als man daher gebracht hat.

Bisweilen kommt auch ein Magiſter Leo mit ſeinen Macalepballen aufgezogen, von deren Invention und Nutzbarkeit er ein paar Stunden tapfer lügt und discurirt, bis die Bauern anfangen den Seckel zu ziehen; er hat wol etliche beſtellt, die kommen und ihm abkaufen, ſie geben für, ſie ſeien ihm weit nachgereiſt, bis ſie das Glück gehabt ihn allhier anzutreffen, rühmen die Waare hoch und köſtlich, als welche ſie richtig gefunden und oft probirt haben. Solches Glücks nehmen dann andere auch in Acht, ſind deſto williger zu kaufen, und der gute Herr iſt noch ſo liberal, daß er einem jeden, der ihm abkauft, noch ein Dütlein mit Wurmſamen verehrt für ſeine Kinder; oder er hat ſonſt etwas, ſo er für das Fieber, oder für das Zahnweh, oder für das Sauſen in den Ohren oder für einen andern Zufall zugibt, was wol allein das Geld werth iſt, ja es gäbe mancher wol viel darum, daß er es nur ſehen möchte.

Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmelthiere, Kamele oder andere dergleichen fremde Thiere bei ſich oder auf ihren Bänken, damit ſich das närriſche und fürwitzige Volk ſammele dieſelben zu ſehen; etliche halten Trommeln und Pfeifen, etliche

Trompeten, und laſſen bisweilen mit großem Feldgeſchrei zuſammenblaſen, etliche haben andere Kurzweil, z. B. daß ſie Eier auf einem ausgehöhlten Stecken auf- und ablaufen laſſen, mit allerhand Veränderungen, worüber die Bauern Maul und Naſen aufſperren, und was dergleichen Gaukelei mehr ſein mag, damit ſie nur Volk zuſammenbringen und ſich eine Audienz verſchaffen. Dies aber ſind nur gemeine Storger und Landfahrer, welche auch oft ſeltſam anlaufen, und wenn ſie allen ihren Fleiß angewandt haben, werden ſie bisweilen mit Dreck von dem Platz getrieben, oder müſſen es ein ander Mal beſſer lernen anzuſtellen.

Die aber, ſo ſich des Geſchlechts St. Pauli rühmen, kommen mit größerem Anſehen aufgezogen, nämlich mit einer großen fliegenden Fahne, darauf ſteht an der einen Seite St. Paulus mit ſeinem Schwert, auf der andern aber ein Haufe Schlangen, welche alſo gemalt ſind, daß man ſich fürchtet von ihnen gebiſſen zu werden. Da fängt einer an, den Urſprung ihres Geſchlechts zu erzählen, wie St. Paulus in der Inſel Malta von einer Otter gebiſſen worden, aber ohne Schaden, und wie dieſelbe Gnade hernach auf ſeine Nachkommen fortgepflanzt worden ſei; da hat man allerhand Proben gethan, da hat man auch allerhand Anfechtung gehabt, aber allezeit die Oberhand behalten, da hat man Siegel und Brief darüber. Endlich ergreift man die auch auf dem Tiſch oder Bank ſtehenden Schachteln, aus einer langt man einen Molch, zwei Ellen lang und armsdick, aus der andern eine große Schlange, aus der andern eine Otter, und erzählt bei einer jeden, wie man die gefangen, als die Bauern das Korn geſchnitten, die deshalb in großer Gefahr geweſen, wenn man ihnen wider dieſe gräßlichen Thiere nicht wäre zu Hilfe gekommen. Darüber erſchrecken denn die Bauern dermaßen, daß ſie nicht wiederum nach Hauſe gehn dürfen, ſie hätten denn einen Trunk von ſolchem köſtlichen Schlangenpulver gethan, kaufen auch noch mehr und nehmen's mit zu

Haus für Weib und Kind, damit ſie ja vor Schlangen und anderem giftigen Thierbiß mögen verſichert ſein. Und hiermit iſt das Spiel nicht geendet, ſondern es ſind noch mehr Schachteln bei der Hand, die macht man auch auf und langt aus einer eine rauhe Otter, aus der andern einen toten Baſilisken, aus der andern ein junges Krokodil, aus Aegypten gebracht, eine indianiſche Eidechſe, eine Tarantula aus Campania oder dergleichen etwas, womit man die Bauern erſchreckt, daß ſie auch die Gnade des heiligen Paulus kaufen, welche ihnen auf einem Brieflein gegen Gebühr mitgetheilt wird.

Unterdeſſen und weil das Volk noch bei einander iſt, kommt noch einer herzu, breitet ſeinen Mentel auf die Erde, ſetzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, si ſingen kann, es macht auch luſtige Burzelbäume, etwas geringer als ein Affe, bellt auf ſeines Herrn Befehl den an, der am übelſten bekleidet iſt, heult, wenn man den türkiſchen Kaiſer nennt, thut einen Luſtſprung, wenn man dieſes oder jenes Liebchen nennet, endlich aber, denn es iſt um Heller zu thun, hängt der Herr ihm ein Hütlein an die Pfote und ſchickt es auf den Hinterfüßen zu den Herren Umſtehenden um einen Zehrpfennig, dieweil er noch eine große Reiſe vorhabe.

So ſäumt auch der Parmeſaner bei dergleichen Gelegenheit nicht mit ſeiner Geiß, welche er auf den Platz bringt; er macht ihr allda ein Stacket, wo ſie, einen Fuß hinter dem andern, auf und ab ſpazieren, ſich oben auf einem Plätzlein, ſo kaum eine Hand breit iſt, aufhalten und das Salz unter den Füßen lecken muß. Er läßt ſie auch mit einem langen Spieß über den Achſeln auf den hintern Beinen umhergehn, und macht alſo mit ſeiner Geiß alle, die ihm zuſehen, zu ſolchen närriſchen Böcken, daß ſie ihm auch noch etliche Heller zum Futter verehren.

Auch läßt ſich bisweilen ein verwegener Seilfahrer ſehen, welcher ſo lange auf dem Seil fährt, bis er endlich ein Bein bricht oder den Hals gar abſtürzt. Oder auch ein verwegener türkiſcher Gaukler, welcher ſich auf die Erde legt, und läßt ſich mit einem großen Hammer auf die Bruſt ſchlagen, als wenn er ein Amboß wäre, oder er reißt einen dicken Pfahl, ſo mit Gewalt tief in die Erde geſchlagen iſt, in einem Ruck heraus, womit er denn einen guten Zehrpfennig nach Mekka zu reiſen zuwege bringt. —

Bisweilen findet ſich auch ein getaufter Jude, welcher ſo lange ruft und ſchreit, bis er auch ein Theil Volks zu ſich bringet, alsdann fängt er an von ſeiner Bekehrung zu predigen, woraus man im Schluß ſo viel lernt, daß er anſtatt zu einem frommen Chriſten zu einem liſtigen Landſtreicher geworden iſt.

In Summa, es iſt kein Markt in Dörfern oder in Städten, wo ſich nicht etliche ſolcher Geſellen herzufinden, die entweder allerhand kurzweiliges Gaukelſpiel anſtellen oder unterſchiedliche Droguen verkaufen. Der eine hat Wurmſamen, der andere Bilſenſamen gegen das Zahnweh, der andere ein Pulver, welches — —. Ein anderer hat etwas, ſo man in einen Topf voll Bohnen oder Erbſen wirft, daß ſie alle herauslaufen. Einer verkauft Flederwiſche zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quinteſſenz, womit man bald reich werden kann, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Froſt, ein anderer eine köſtliche Pomade, von Hammelſchmalz bereitet, wider den Schorf, ein anderer ein Ratten- und Mäuſegift, ein anderer eiſerne Gebäude für die, welche ein Glied gebrochen haben, ein anderer Feuerſpiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln ſehen kann oder ſonſt allerhand wunderbare Sachen ſieht. Hier ſteht einer, der frißt Werg, und ſtopft es bis in den Hals hinein und ſpeit Feuer heraus. Hier ſteht einer und verkauft Läuſeſalbe, das Gedächtniß damit zu ſtärken. Hier ſteht einer, der läßt ſich die Hände mit heißem Fett betrieſen; dort ſteht ein anderer, der wäſcht die Hände und das Angeſicht mit geſchmolzenem Blei; hier ſteht wiederum einer, der ſchneidet ſeinem Geſellen mit einem beſonderen Meſſer durch die Naſe, ohne Schaden. An einem anderen Ort zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Mund. Hier zieht einer einem, der erſt von ferne kommt, einen verlornen Brief oder dergleichen etwas aus dem Munde. Hier bläſt ein einfältiger Tropf in ein Büchslein, daß ihm der Ruß in das Geſicht ſtäubt, dort wird einem Stockfiſch eine Handvoll Pferdedreck ſtatt einer Muscate in den Mund geworfen.

Dies ſind die Griffe der Storger, Landfahrer, Gaukler und anderer müßiger Leute, womit ſie ſich durch die Welt bringen.“

So weit der Bericht nach Garzoni. Dies zahlreiche leichtfüßige Volk drängte ſich, mit wenig verändertem Ausſehen, auch auf den deutſchen Märkten. Aber neben den alten Gauklern und Krämern war auch in Deutſchland eine neue Gattung der fahrenden Leute aufgekommen, harmloſer, von ungleich höherer Bedeutung für die Gegenwart: die wandernden Komödianten. Die erſten Schauſpieler, welche einen Beruf aus ihrer Thätigkeit machten, zogen am Ende des 16. Jahrhunderts zuerſt von England oder den Niederlanden nach Deutſchland. Noch waren ſie nebenbei Seiltänzer, Springer, Schaufechter und Bereiter, noch gaben ſie Narren an Fürſtenhöfen und auf den Märkten großer Städte ab, nnd die beliebte Figur des Pickelhärings und bald darauf des franzöſiſchen Jean Poſſet erregte noch lange von ſchlechtem Bretergerüſt das homeriſche Gelächter der leicht befriedigten Menge. Kurz darauf wurden im Süden und am Rhein die Volksmasken des italieniſchen Theaters vertraut. Zugleich mit den regelmäßigen Zeitungen erhielt das Volk auch die rohen Anfänge der Kunſt, menſchliche Charaktere und die geheimnißvollen Bewegungen einer unruhigen Seele durch Miene, Geberde und täuſchenden Schein einer That darzuſtellen.

Und merkwürdig, faſt genau zu derſelben Zeit werden dem Volk die erſten behaglichen Romane geſchrieben. Und auch dieſe frei erfundenen Bilder des wirklichen Lebens beziehen ſich auf die fahrenden Leute; denn Vaganten, Abenteurer, entlaſſene Kriegsknechte, endlich ſolche, die in wunderbare Länder reiſen und dort ein Uebermaß von Merkwürdigem ſehen und greuliche Gefahren mit gleichſam unzerſtörbarem Leibe beſtehn, werden die Helden dieſer unvollkommenen Kunſtbildungen. Kurz nach dem Kriege ſchrieb Chriſtoph von Grimmelshauſen den Simpliciſſimus, den Springinsfeld, die Landſtörzerin Courage, das wunderbare Vogelneſt; die Helden ſind ſämmtlich Vagirende; ihnen folgte eine Fluth von Schelmenromanen und abenteuerlichen Lebensbeſchreibungen.

Freudenleer war durch den Krieg das Daſein der regelmäßigen Leute geworden, unbehilflich die Sitte, arg beſchmutzt die Sittlichkeit. Und doch war das Bedürfniß nach Aufregung allgemein. So lockte zur Darſtellung zunächſt, was dem unholden Leben der Schwachen fern lag. Sie ſuchten entweder mit vieler Weitſchweifigkeit ein ideales Leben vornehmer und feiner Menſchen in ganz fremdartiger Umgebung darzuſtellen, antike Schäfer und fremde Prinzen ohne Vaterland, — das thaten die Hochgebildeten; oder ſie ſuchten die gemeine Wirklichkeit wenigſtens dadurch zu adeln, daß ſie nicht weniger unbehilflich ſeelenloſe Verallgemeinerungen, Tugenden und Laſter, mythologiſche und allegoriſche Geſtalten mitten in ſie hineinſtellten; oder ſie ergriffen endlich Stoffe aus den niedrigen Kreiſen des Lebens, denen ſie ſich überlegen fühlten und deren fremdartiges Weſen doch noch lockte: ſie ſchilderten Strolche oder ſtellten Tölpel und Fratzen dar. Und dieſe letzte Kunſtthätigkeit war noch die geſündeſte. So wurde die unzarte Familie der Gaukler, Poſſenreißer und Schelme bedeutungsvoll für die Anfänge des Dramas, der Schauſpielkunſt, des Romans.

Aber neben der menſchenreichen Genoſſenſchaft, welche beſcheiden zu Fuß oder im Breterkarren umherzog, ritten Landfahrer von höheren Anſprüchen durch das Land, einzelnen noch ſchädlicher. Die Zukunft vorherzuwiſſen, Herrſchaft über die Geiſter der Natur zu gewinnen, aus einem Steine Gold, aus dem Siechthum des Alters neue Jugend zu machen, war ſeit vielen Jahrhunderten die Sehnſucht der Begehrlichen. Und die, welche den Deutſchen ſolches verhießen, waren häufig wieder Fremde, wieder Italiener, oder auch Landeskinder, welche, wie das Sprichwort ſagt, dreimal in Rom geweſen waren. Seit in Italien der neue Eifer der wiederhergeſtellten Kirche Gute und Schlechte vor das Inquiſitionsgericht zog, muß dort die Auswanderung unſicherer Menſchen beſonders häufig geworden ſein. Es iſt wahrſcheinlich das Leben eines ſolchen Schwarzkünſtlers, nach welchem die Abenteuer von Fauſt in dem alten Volksbuch mit gläubiger Unbehilflichkeit zuſammengeſchrieben ſind. Seit Luther's Tod wird ihr Eindringen in die deutſchen Fürſtenhöfe oft ſichtbar. Ein ſolcher Abenteurer, Hieronymus Scotus, war es, der um 1593 in Koburg die unglückliche Herzogin Anna von Sachſen-Koburg ihrem Gemahl Johann Caſimir entfremdete und durch verruchte Mittel in ſeine Gewalt brachte. Vergebens waren die Bemühungen des Herzogs, die Auslieferung des Scotus von Hamburg zu erlangen, wo er eine Zeit lang mit fürſtlichem Aufwand lebte. Fünfunddreißig Jahre früher war der Vater des Herzogs, Johann Friedrich der Mittlere, durch eine dreiſte Betrügerin, welche ſich für Anna von Cleve, geſchiedene Gemahlin Heinrich's VIII von England, ausgab und ihm einen großen Schatz von Gold und Kleinodien verſprach, wenn er ſich ihrer annähme, lange getäuſcht worden. Demſelben Fürſten war eine andere Gläubigkeit zum herben Nachtheil geworden; denn der Einfluß, welchen Wilhelm von Grumbach, der hagere alte Wolf aus dem Rudel des wilden Albrecht von Brandenburg, über den Herzog gewann, beruhte ſehr auf thörichten Prophezeiungen, die er ihm über die Kurwürde und über ungeheure Schätze gemacht hatte. Ein armer ſchwachſinniger Knabe, den Grumbach unterhielt, verkehrte mit Engeln, die in einem Kellerloch hauſten und ſich bereit erklärten, Gold zu ſchaffen und dem Herzog ein Bergwerk an den Tag zu bringen. Es iſt aus den gerichtlichen Acten zu erſehen, daß die Englein des Bauernkindes eine — für ihre Glaubwürdigkeit ungünſtige — Aehnlichkeit mit unſern kleinen alten Zwergen hatten.

In Berlin war zur Zeit des Scotus Leonhard Thurneyſſer, ein Charlatan von mehr bürgerlicher Arbeit, als Goldmacher und Aſpectenverfertiger thätig; er entzog ſich durch die Flucht dem finſteren Schickſal, welches ſeine Berufsgenoſſen faſt immer traf, wenn ſie den Ort nicht ſchnell genug wechſelten. Auch Kaiſer Rudolf war ein großer Adept geweſen, er hatte in dem Goldtiegel ſeine politiſche Ehre und ſeine eigene Kaiſerkrone verquickt. Die Fürſten des 17. Jahrhunderts zeigten wenigſtens die leidenſchaftliche Betheiligung von Dilettanten. Während des Krieges war die Goldmacherkunſt ſehr wünſchenswerth geworden. Auch in dieſen Jahren drängten ſich die Adepten an die Kriegsherren; je dürftiger die Zeit, deſto zahlreicher, glänzender waren die Geſchichten von verfertigtem Golde. Dem König Guſtav Adolf ſollte ein begeiſterter Verehrer Gold aus Blei gemacht haben. Vor Kaiſer Ferdinand III ſollten durch einen Gran rothen Pulvers aus Queckſilber mehre Pfunde Goldes gemacht und aus ſolchem Metall eine einzige Rieſenmünze geſchlagen ſein. Nach dem Frieden rührten ſich die Adepten an allen Höfen; wenige Hauptſtädte, wo nicht Herd und Retorte für die geheimnißvollen Verrichtungen erhitzt wurden. Aber wer mit dem Landesherrn ſpielte, mußte ſich hüten, daß die Tatze des fürſtlichen Löwen ſich nicht vernichtend gegen ihn erhob. Wer kein Gold machen konnte, wurde eingeſperrt, und wer im Verdacht ſtand, doch welches machen zu können, wurde ebenſo feſt eingeſchloſſen. Der Italiener Graf Cajetan wurde zu Küſtrin in einem vergoldeten Kleide an einen Galgen gehängt, deſſen Balken mit Katzengold geſchmückt war; der Deutſche Hector von Klettenberg wurde auf dem Königſtein enthauptet, wo vierzehn Jahre vorher Böttiger in ſtrenger Abgeſchloſſenheit ſtatt des Goldes das unſchuldigere Porzellan herausgekocht hatte. Es iſt kein Zweifel, daß es den Adepten und Aſtrologen erging, wie es von je den Leviten eines herrſchenden Aberglaubens ergangen iſt: ſie waren ſelbſt von der Wahrheit ihrer Kunſt überzeugt, nur hatten ſie ſtarke Zweifel an ihrem eigenen Wiſſen, und ſie täuſchten Andere über ihre Erfolge, weil ſie die Mittel ſuchten, größere Ergebniſſe zu erreichen, oder weil ſie vor der Welt den Schein behalten wollten, das zu verſtehn, was ſie für Wahrheit hielten. Dieſe waren nicht die ärgſten.

Vielleicht noch ſchädlicher waren die gewandten Gauner, welche mit fremden vornehmen Titeln in Deutſchland, in Frankreich, in England erſchienen, verklärt durch den Schimmer geheimer Kunſt, zuweilen Verbreiter der ſchmählichſten Laſter, häßliche Schattengeſtalten, welche erſt der engere Verkehr der Völker, die neue Weltbildung möglich gemacht hatte. Ihre Erlebniſſe, Betrügereien, geheimnißvollen Erfolge regten die Phantaſie der Deutſchen lange übermächtig auf. Noch Goethe hielt es der Mühe werth, an Ort und Stelle ernſthafte Nachforſchungen über den Urſprung Caglioſtro's anzuſtellen.

Auch in dem ſittlichen Siechthum der Geſellſchaft, deſſen hervorragendſte Vertreter ſie ſind, kann man allmähliche Umwandlungen erkennen. Sterndeuterei und Horoſkopie waren nach dem Kriege bereits ein wenig abgenützt, die Fürſten ſuchten das rothe Pulver oder die unbekannte Tinctur, das Volk grub nach Geldtöpfen. Eine dilettantenhafte Beſchäftigung mit der Naturwiſſenſchaft brachte dem Volke wieder einmal die uralte Haſelruthe in Anſehen, durch welche man Quellen, Mordthaten, Diebſtähle und immer noch verſtecktes Geld entdecken konnte, die Vornehmen erfüllte wieder einmal der uralte Glaube an geheimnißvolle Menſchen, welche durch unbekannte Schritte in unergründete Tiefen der Schöpfung eine übermenſchliche Lebensdauer erlangt und vertrauten Verkehr mit der Geiſterwelt hatten. Neben dem ehrlichen Freimaurerorden mit humaniſtiſchen Beſtrebungen entſtanden noch geheimnißvollere Verbindungen, worin den Schwächen der Zeit, durchtriebener Sinnlichkeit und kränklichem Myſticismus, durch einen weitläufigen Aufbau abgeſchmackter Geheimlehren geſchmeichelt wurde.

Ein ſtärkerer Wogenſchlag deutſcher Volkskraft hat ſeit dem Ende des letzten Jahrhunderts die meiſten dieſer Verbildungen fortgeſpült. Auch das alte Geſchlecht der Fahrenden hat an Zahl und Einfluß verloren. Nur noch ſelten bezaubert Bajazzo mit ſeiner ſpitzen Filzmütze die Dorfjugend, der hagere Hals des Kamels ſtreckt ſich nicht mehr nach den Blüthenbäumen unſerer Dorfgärten aus, nicht mehr häufig rollt der ſchwarze Hund ſeine feurigen Augen auf den unterirdiſchen Silberkiſten. Selbſt die Gauner haben gelernt höhere Anſprüche zu befriedigen.

Ordensburg Sonthofen
GELÖSCHT
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Einundzwanzigſter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen:
Nr. [illegible]~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek
GELÖSCHT

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Pädag. Hochschule
München
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Vierter Band. **Aus neuer Zeit.**
(1700—1848.)

Seite

Einleitung. Das Volk und der Einzelne. — Eigenthümliches in der Fortbildung des deutſchen Volkes ſeit dem dreißigjährigen Kriege 1

1. **Die Stillen im Lande.** Richtungen im Proteſtantismus bis 1618. — Folgen des Krieges. — Gleiches Herzensbedürfniß bei allen Bekenntniſſen. — Aelterer Pietismus, Spener. — Wunderſucht. — Haß gegen weltliche Ergötzlichkeit. — Hochmuth. — Die Frauen. — Selbſtbeobachtung. — Geſellſchaftlicher Verkehr. — Gute Einwirkung auf die Sittlichkeit. — Die Erweckung. — Bibeldeutung. — Peterſen und Frau, Charakteriſtik. — Erzählung von Johanna Eleonora Peterſen, darauf: Erzählung von Dr. Johann Wilhelm Peterſen. — Schickſale der Gatten und ihre Offenbarungen. — Der ſpätere Pietismus und ſeine Verirrungen. — Auflehnung dagegen. — Qualen des Studenten Ernſt Johann Semler. — Fortſchritt des Volkes durch den Pietismus 9
2. **Der Waſunger Krieg.** Die politiſche Lage. — Stellung der Fürſten. — Anton Ulrich, Herzog von Sachſen-Meiningen. — Ehe und Schickſale, Kampf um die Anerkennung ſeiner Ehe. — Händel der Damen am Hofe von Meiningen. — Veranlaſſung zum Kriege zwiſchen Meiningen und Gotha. Bericht aus dem Tagebuch des Gothaiſchen Lieutenants Rauch vom Jahre 1747. — Ausgang der Waſunger Händel . . 70
3. **Es wird Licht.** Wandlung des Menſchengeiſtes durch den Bücherdruck. — Befeſtigung der Eindrücke. — Mathematiſche Lehrzweige

Seite

und Naturwiſſenſchaften. — Das Recht. — Die Philoſophie und ihre Stellung zur Theologie. — Die Führer. — Umwandlung der Literatur durch die Wolfianer. — Bewegung der Geiſter. — Schilderung einer deutſchen Stadt um 1750. — Ausſehen der Stadt; Häuſer. Polizei. Handwerker. Die Honoratioren. Kaufleute und ihr Handel. Geiſtliche. Lehrer und Schule. Die Aufklärer. Gottſched. Vielgeleſene Bücher. Stadtgelehrte. Buch- und Antiquarhandel. Honorare. Apotheke. Poſt. Reiſen. Haushaltung und Hauseinrichtung. Kleidung. Zucht. — Freunde und Gönner. Weichheit. Thränen. — Selbſtbeobachtung. Armuth des Ausdrucks. Künſtlichkeit des Benehmens. — Ehe als Geſchäft. Frauen und Pflicht des Hauſes. — Erzählung von Johann Salomo Semler. — Brief einer Braut an ihren Bräutigam im Jahre 1750. — Charakteriſtik Semler's 105

4. **Aus der Garniſon.** Das Heer und die Verfaſſung des Staates. Die Landesmiliz und ihre Geſchichte. — Das Kriegsvolk des Landesherrn. — Veränderte Heereseinrichtung nach dem großen Kriege. Die Ergänzung. Die Anfänge der gezwungenen Aushebungen um 1700. Allmähliche Einführung der Cantonpflicht. Die Werbung und ihre Ungeſetzlichkeiten. Gaunereien der Werber. Weiber und Kinder des Heeres. Verachtung des Soldatenſtandes. Fahnenflucht. Verhandeln der Armeen. — Das preußiſche Heer unter Friedrich Wilhelm I. Das Garderegiment zu Potsdam. Die preußiſchen Offiziere. — Ulrich Bräcker. — Erzählung eines preußiſchen Deſerteurs 173

5. **Aus dem Staat Friedrich's des Großen.** Der Staat der Hohenzollern, ſeine Kleinheit, Charakter des Volkes, der Fürſten. — Kinderleben Friedrich's. Gegenſatz zum Vater. Die Entſcheidung. — Zucht durch Arbeit. Einwirkung auf ſeinen Charakter. — Seine Heirat. Verhältniß zu Frauen. — Aufenthalt in Rheinsberg. — Sein Weſen, da er König wird. Seltſamer Gegenſatz zwiſchen poetiſcher Wärme und herber Schonungsloſigkeit. — Innere Wandlungen durch die erſten ſchleſiſchen Kriege. Verluſt der Jugendfreunde. Die literariſche Zeit bis 1756. — Seine Poeſie, Geſchichtſchreibung, literariſche Vielſeitigkeit. — Sieben Jahre eiſerner Arbeit. Seine Kriegführung, ſein Heldenkampf. Bewunderung der Deutſchen, des Auslandes. Seine Leiden. Auszüge aus Briefen Friedrich's (von 1757 bis 1762). — Er iſt größer als ſeine Worte. Ausdauer. Grund-

Seite

ſätze ſeiner Regierung. Verbeſſerung Schleſiens. Unterſchied zwiſchen preußiſchem und öſtreichiſchem Regiment. Pflichtgefühl der preußiſchen Beamten. Preußiſches Weſen. — Erwerbung Weſtpreußens. Geſchichte des Landes. Kläglicher Zuſtand vor 1772. — Culturen Friedrich's. Seine letzten Lebensjahre. — Seine Größe 220

6. **Der erſte Luftballon zu Nürnberg.** Einfluß Friedrich's auf deutſche Kunſt, Philoſophie, Geſchichtſchreibung. — Das Heraufkommen der philologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſeit 1750. — Blüthe der Dichtkunſt. — Ausſehen einer Stadt um 1790. Die Häuſer. Arme. — Krankenpflege. Pocken. Vergnügungen. Kaffegärten. Theater. Anreden. Reiſen. Poſtwagen. Sinn für Natur. Mundart. Neuigkeiten. Wichtigkeit des Klatſches. — Die Erfindung des Luftballons und die Aufregung darüber. — Das Urtheil Goethe's. — Bericht über die Auffahrt des Franzoſen Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 nach einer Flugſchrift 281

7. **Aus den Lehrjahren des deutſchen Bürgers.** Langentbehrte Empfindung des Gedeihens im deutſchen Bürgerthum um 1790. — Verſchiedene Grundlagen für Sittlichkeit und Thatkraft bei Adel, Bürgern und Bauern. Bemerkenswerthe Züge im Leben des Landadels. Die Frömmigkeit der Landleute. Das gebildete Bürgerthum. Vorzüge der lateiniſchen Schule und der Univerſitätsbildung. Mißbehagen gegenüber dem Leben. — Die Empfindſamkeit und ihre Wandlungen von 1750 bis 1790. — Aus dem Leben einer Familie von aufſteigender Lebenskraft. — Die Kinderjahre von Ernſt Friedrich Haupt . . . 310

8. **Aus der Zeit der Zerſtörung.** Lage Deutſchlands. — Höfe und Städte des Reichs. — Das Volk im Reich. — Die Reichsarmee. — Die Emigranten. — Einwirkung der Revolution auf die Deutſchen. — Gegenſatz zu franzöſiſchem Weſen. — Der preußiſche Staat. — Sein ſchnelles Wachsthum. — Die königliche Würde. — Güte der Beamten. — von Held. — Beamtenherrſchaft. — Das Heer. — Die Generäle. — Der Sturz. — Erzählung aus den Jahren 1806 und 1807 von Chriſtoph Wilhelm Heinrich Sethe. Sein Leben. . . 348

9. **Die Erhebung.** Traurige Lage des Volkes im Jahre 1807. — Die erſten Zeichen der ſteigenden Kraft. — Haß gegen den Kaiſer. — Rüſtungen Preußens. — Charakter und Bedeutung der Erhebung von 1813. — Napoleon's Flucht. — Zug der

Seite

Franzoſen nach Rußland 1812 und Rückkehr im Januar 1813. — Die Koſaken. — Das Volk ſteht auf. — Epiſche Stille, einfache Herzlichkeit. — Allgemeine Begeiſterung. — Die freiwilligen Jäger. — Die Gaben für das Vaterland. — Die Landwehr und die Arbeit der Kleinen. — Der Landſturm. — Das erſte Gefecht. — Eindrücke des Krieges auf den Bürger. — Die Krankenpflege und Hilfe der Frauen. — Der Feind in der Stadt. — Das Vordringen der Freunde. — Die Gefangenen. — Kräftigung der Charaktere. — Verlauf des Krieges. — Siegesfeier. — Die Toten 391

10. **Erkrankung und Heilung.** Zeit der Reaction. — Hoffnungsloſigkeit der deutſchen Frage. — Die Unzufriedenen. — Ermattung der Preußen. — Die Wiſſenſchaft und ihre Schäden. — Schwäche der Gebildeten in Norddeutſchland. — Aufblühen der praktiſchen Thätigkeit. — Die Süddeutſchen. — Die Dorfgeſchichten. — Lebensſchickſale eines Süddeutſchen. — Schilderung einer Dorfſchule durch Karl Mathy. — Die Hohenzollern und das Volk. — Das deutſche Bürgerthum. — Schluß 442

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Vierter Band.

Aus neuer Zeit.

(1700 – 1848.)

Einleitung.

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielſeitiger und eigenartiger die Individuen ihre Menſchenkraft entwickeln, deſto mehr vermögen ſie zum Beſten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß iſt, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, deſto ſicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert ſich die ſchaffende Kraft des Menſchen, aber die letzte Bedingung aller andern Tüchtigkeit iſt die politiſche Bildung des Einzelnen und des Volkes durch den Staat. Geiſt, Gemüth, Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gerichtet, der Antheil, welchen der Einzelne am Staate hat, gibt ihm die höchſte Ehre, das männlichſte Glück.

Wenn der Deutſche zur Zeit unſerer Väter und Großväter ſeine Stellung unter den Menſchen der Erde betrachtete, ſo mochte er wol fragen, ob ſein Leben arm oder reich war, ob Hoffnung, ob Trauer überwog. Denn ganz ungewöhnlich war ſeine Erdenſtellung. Freudig empfand er ſich im Genuß einer freien und ſchönen Bildung, und täglich drückte ihn die Härte und Willkür oder die Schwäche und Nichtigkeit ſeines Staates, in dem er wie ein rechtloſer Fremdling lebte; ſtolz blickte er auf die Rieſenarbeit deutſcher Wiſſenſchaft, und mit herbem Leid erkannte er, daß Millionen ſeiner Stammgenoſſen von den höchſten Ergebniſſen wiſſenſchaftlicher Arbeit durch eine tiefe Kluft geſchieden waren. Er empfand um ſich das Wirken einer Volkskraft, welches im Reiche des Geiſtes das Kühnſte mit heldenmüthiger Beharrlichkeit wagte, und ſah wieder rings um ſich engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einfaches und Naheliegendes durchgreifend zu wollen; er fühlte mit Tauſenden heiße Sehnſucht nach einem Inhalt des Lebens, welcher erheben und begeiſtern konnte, und wieder erkannte er ſich und ſeine Umgebung überall eingeengt durch kleinlichen Sinn, durch provinzielle und örtliche Abgeſchloſſenheit. Wer ſo fühlte, der durfte wol fragen, ob wir Deutſche alt oder jung ſind, ob unſer Schickſal ſein ſoll, die deutſche Art nur in einzelnen Meiſterwerken der Kunſt und Wiſſenſchaft auszudrücken, oder ob eine harmoniſche Ausbildung des geſammten Volkes in ſeinen praktiſchen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche, Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbfleiß uns in Zukunft noch bevorſtehe; und ob wir als Männer eines großen Staates jemals wieder die Herrenrolle in Europa ſpielen würden, welche, wie alte Ueberlieferungen verkünden, in grauer Vorzeit unſere Ahnherren durch ihr Schwert und die Wucht ihrer Natur errungen haben. Noch in unſerer Erinnerung liegt eine Zeit, wo die Hoffnung ſo unſicher war, daß man zweifelhafte Antwort auf ſolche Frage wenigſtens entſchuldigen konnte.

Während aber nach den Freiheitskriegen ein Ausklingen alter Bildungsverhältniſſe bedeutſam iſt, ſchreiten wir jetzt mit junger Kraft, neuen Ideen, friſchem Willen einem neuen Höhepunkte zu. In den Charakteren der nächſtvergangenen Zeit macht ſich nur zu häufig die Abſonderung geltend, Hoffnungsloſigkeit, Mangel an politiſcher Sittlichkeit, in der neuen Zeit ſchärferes Auge, erhöhte Bethätigung für das Ganze, Bedürfniß des Anſchluſſes an Gleichgeſinnte, praktiſche Geſichtspunkte. Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend ein Merkmal der Gegenwart nennt, iſt in Kunſt, Wiſſenſchaft, im Glauben wie im Staate nichts als die erſte Bildungsſtufe eines aufſteigenden Geſchlechtes, welches das gegenwärtige Leben nach allen Richtungen zu vergeiſtigen ſucht, um dem Gemüth neuen Inhalt zu geben.

Aber wenn auch nicht mehr nöthig iſt, der eigenen Seele Hoffnung zuzuſprechen, ſo iſt es doch eine holde Arbeit, ſich deutlich zu machen, wie weit wir gekommen ſind im Vergleich zur Vergangenheit, im Vergleich zu andern Culturvölkern: weshalb wir in Manchem zurückbleiben mußten, was unſere Nachbarn in reicher Fülle beſitzen, warum wir anderes Eigenthümliche erwarben, das wir vor ihnen voraus haben. Es iſt lehrreich für uns, ſo zu fragen, und die Antwort, die wir darauf finden, mag auch lehrreich für andere Völker ſein. Zwar vermag kein Einzelner jedem genügende Löſung zu geben; auch dem Stärkſten iſt das Verſtändniß des großen Lebens ſeiner Nation ſehr unvollſtändig; das beſte Auge, das unbefangenſte Urtheil iſt gegenüber der größern Einheit des Volkes eng begrenzt. Aber wie unvollkommen das Abbild ſei, welches der Einzelne vom Leben ſeines Volkes gibt, jeder der Zeitgenoſſen wird doch einige Hauptzüge des Bildes wiederfinden, welches in ſeiner Seele liegt, am liebſten freilich, wer mit dem Darſteller in gleicher Bildungsſchicht ſteht.

Das Folgende ſoll einen Blick geben auf einige Wege deutſcher Charakterentwicklung durch das achtzehnte Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wieder ſollen Berichte Vergangener und Lebender die Zeit malen, in welcher ſie arbeiteten. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, deſto weniger machen die Aufzeichnungen des Einzelnen den Eindruck des Gemeingiltigen; zunächſt freilich, weil wir in der größern Nähe genauer das Eigenartige von dem Gemeinſamen zu ſcheiden wiſſen, dann aber auch, weil die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Unterſchiede der Bildung immer größer werden, je weiter der Vertiefungsproceß der deutſchen Seele fortſchreitet. Deshalb verlieren die Beiſpiele für die Empfindung des Leſers wahrſcheinlich Einiges von dem

Reiz, welchen frühere Jahrhunderte darbieten. Dazu kommt, daß Aufzeichnungen aus der letzten Vergangenheit weit mehr gekannt und von unſeren volksthümlichen Schriftſtellern vielfach verwerthet ſind. Endlich ſind die politiſche Geſchichte wie die Entwicklung des deutſchen Geiſtes ſeit Friedrich dem Großen durch ausführliche Werke Gemeingut der Nation geworden. Es iſt deshalb hier nicht die Abſicht, weder in eine Darſtellung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, noch der politiſchen Verhältniſſe hineinzugreifen; nur einige Seiten des Gemüths und ſolche ſociale Zuſtände, welche vorzugsweiſe den Charakter des Volkes beſtimmt haben, werden dargeſtellt. Aus ihnen ſoll die fortlaufende Entwicklung und manche Eigenthümlichkeiten unſerer gegenwärtigen Bildung erklärt werden.

Die neue Zeit begann, wie in früheren Bänden dargeſtellt wurde, durch einen gewaltigen Kampf, in welchem der Deutſche die römiſche Kirche des Mittelalters ſprengte und ſich aus dem Glauben an Autorität zu ſelbſtkräftigem Suchen der Wahrheit erhob. Es gelang den Deutſchen aber nicht, zu gleicher Zeit das Staatsleben aus den feudalen Unformen des Mittelalters zu einer einheitlichen Monarchie herauszubilden. Das Kaiſerhaus der Habsburger wurde eifriger Gegner der nationalen Entwicklung. Unter dieſem Gegenſatze erhob ſich die Macht der einzelnen Landesherren, die politiſche Schwäche Deutſchlands wurde um ſo fühlbarer, je mehr die geſteigerte Lebenskraft der Nation eine entſprechende politiſche Kraftentwicklung forderte. Sehr litt darunter der Charakter der Deutſchen. Das Pfaffengezänk wurde lange Zeit die einzige wichtige Volksangelegenheit; aber Stolz und Freude am Vaterlande, der ganze Kreis von ſittlichen Empfindungen, welche politiſches Selbſtgefühl auch in dem kleinen Mann lebendig macht, fehlte den Deutſchen nur zu ſehr.

Seit der Reformation wurde es Schickſal des deutſchen Volkes, ſeinen Charakter unter Verhältniſſen zu entwickeln, welche von denen anderer Culturvölker Europas grundverſchieden waren. In Frankreich wurde die proteſtantiſche Partei durch das Königthum blutig niedergeſchlagen, der despotiſche Staat Ludwig's XIV und die Revolution wuchſen aus dieſen Siegen heraus. In England kam die proteſtantiſche Partei durch die Tudor zur Herrſchaft, die Kämpfe gegen die Stuart und die Ausbildung der engliſchen Verfaſſung waren die Folgen. In Deutſchland folgte dem Gegenſatze der Parteien kein Sieg und keine Verſöhnung, das ſchließliche Ergebniß war der dreißigjährige Krieg und die politiſche Ohnmacht Deutſchlands, aus welcher erſt die letzte Vergangenheit erhoben hat.

Dieſer dreißigjährige Krieg, ſeit der Völkerwanderung die ärgſte Verwüſtung eines menſchenreichen Volkes, iſt das zweite Ereigniß deutſcher Geſchichte, welches dem Charakter des Volkes eigenthümliche Richtung gab. Der Krieg zerſtörte die Volkskraft bis auf Trümmer, er beſeitigte allerdings auch die Gefahren, welche einer deutſchen Bildung durch das Bündniß des Kaiſerhauſes mit den Romanen drohten. Er trennte den Kaiſerſtaat auch politiſch von dem übrigen Deutſchland; erſt allmählich wurde, was durch die Habsburger im Weſten an Frankreich verloren wurde, im Oſten durch ein anderes Fürſtengeſchlecht dem deutſchen Weſen wieder gewonnen. Der große Zerſtörungsproceß des Krieges machte das gemeinſame Staatsleben der Deutſchen zu einer hohlen Form, er warf die Deutſchen in Wohlſtand, Menſchenzahl, politiſcher Geſittung gegenüber ihren Stammgenoſſen in England um faſt zwei Jahrhunderte zurück. Immer wieder muß geſagt werden, daß er wenigſtens zwei Drittheile, wahrſcheinlich drei Viertheile der Menſchen, einen noch größeren Theil ihrer Habe und Nutzthiere vernichtete, daß er Sitte, Kunſt, Bildung, Kraft auch der Ueberlebenden verderbte. Aus den Ueberreſten deutſchen Lebens, welche er zurückließ, entwickelte ſich langſam und unbehilflich der neuzeitliche Charakter der Deutſchen: Einzelleben unter gewaltthätigen Regierungen.

Es iſt die Zeit der langſamen Erhebung unſerer Volkskraft aus tiefſter Niederlage, welche durch Berichte der Zeitgenoſſen hier geſchildert werden ſoll. Wieder eine große Zeit, aber eine Periode deutſcher Entwicklung, deren letzte und höchſte Ergebniſſe erſt jetzt zur Geſchichte werden.

Den Deutſchen eigenthümlich iſt auch der Weg, auf welchem ſich das Volk aus ſo tiefer Verſunkenheit erhob. Seltſam wie die Zerſtörung, wurde auch die Wiederbelebung. Mehr als eine Nation iſt durch äußere Feinde übermächtig bedrängt, ja politiſch unterdrückt worden, jede hatte beſondere Entwicklungskrankheiten durchzumachen, welche ihr zeitweiſe ein hoffnungsloſes Ausſehen gaben; immer aber, ſolange es Geſchichte gibt, hat ſich eine neue Erhebung ſo vollzogen, daß die Kräftigung des Staatskörpers und der geiſtige Fortſchritt Hand in Hand gingen. Als die Hellenen in dem Perſerkriege die politiſche Tüchtigkeit ihres Weſens empfanden, erblühte faſt gleichzeitig die griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt; als Auguſtus der zerfallenden römiſchen Republik neue Stützen und eine neue Verfaſſung gegeben hatte, begann ſogleich in dem genußſüchtigen Rom eine neue kaiſerliche Cultur; von Horaz und Virgil bis Tacitus folgte das geiſtige Leben dem Geſchicke des Staates, jedesmal gab die erhöhte Ausdehnungskraft des Reiches auch den einzelnen Geiſtern ſtärkere Spannung und Selbſtgefühl. Und wieder als in England der Krieg der weißen und rothen Roſe beendet war, als das Volk friedlich um den Maibaum tanzte und ein glänzendes Hofleben die wilden Barone in höfliche Sitte zwängte, als kühne Kaufleute und Abenteurer der ſpaniſchen Silberflotte auflauerten und die Gewürze Indiens die Themſe hinaufführten, da faßte ſich die Volkskraft fröhlich in der größten Dichterſeele zuſammen, welche den neueren Völkern geworden iſt. Selbſt in Frankreich gab die glänzende Zwingherrſchaft Ludwig's XIV nach den Kriegen der Hugenotten und der Fronde dem beruhigten Lande plötzlich eine glänzende höfiſche Blüthe der Kunſt und Literatur. Ganz anders in Deutſchland. Während überall der Staat einem Körper gleicht, deſſen Kraftfülle die Werke des ſchöpferiſch geſtaltenden Geiſtes herauſtreibt, entwickelt ſich in Deutſchland ſeit dem dreißigjährigen Kriege in einem ganz zerrütteten, abgelebten Staatsweſen unter niederdrückenden, verderbenden, demüthigenden politiſchen Einwirkungen jeder Art allmählich aus der erwachenden Volkskraft eine neue nationale Cultur, zuerſt in Abhängigkeit von Fremden, dann ſelbſtändiger, freier, zuletzt ein leuchtendes Vorbild für andere Völker, Blüthe der Poeſie, Blüthe der Wiſſenſchaft von der höchſten Schönheit, dem höchſten Adel und der größten innern Freiheit: ſie entwickelt ſich aus Menſchen, denen gerade die Zucht des Gemüthes und Charakters fehlte, welche dem Einzelnen nur vergönnt wird, wenn er Theilnehmer an einem großen Staate iſt. Die deutſche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts war in der That die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Und was noch auffallender iſt, dieſe neue nationale Bildung ſollte auf Umwegen dazu helfen, die Deutſchen zu politiſchen Männern zu machen. Aus ihr ſollte ſich die Begeiſterung für einen gefährdeten deutſchen Staat, der Kampf dafür, Leidenſchaften, Parteien, endlich politiſche Neubildungen entwickeln. Nie hat eine Literatur ſolche Rolle geſpielt und ſo große Aufgaben gelöſt, als die deutſche von 1750 bis zur Gegenwart. Denn ſie iſt auch durchaus unähnlich den modernen Verſuchen anderer Völkerſchaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfniß eines ſtaatlichen Fortſchritts, ſich eine auf politiſchen Grundlagen und Zielen beruhende Literatur großziehen. In dieſen Fällen dient Kunſt und Poeſie von Anfang an der Politik, ſie wird vielleicht künſtlich gepflegt, der wiſſenſchaftliche und Kunſtwerth der einzelnen Leiſtungen gilt wahrſcheinlich weniger als der patriotiſche Zweck. In Deutſchland waren die Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt nur um ihrer ſelbſt willen vorhanden, die beſte ſchöpferiſche Kraft, die wärmſte Antheilnahme der Gebildeten war allein auf ſie gerichtet, ſie waren immer deutſch und vaterländiſch, im Gegenſatz zu dem übermächtigen Franzöſiſchen, aber ſie hatten, wenige Ausbrüche politiſchen Zorns oder volksthümlicher Begeiſterung abgerechnet, keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. Ja, die größten Dichter und Gelehrten betrachten die ſtaatlichen Zuſtände, in denen ſie lebten, noch als eine gemeine Wirklichkeit, aus welcher die Beſchäftigung mit dem Idealen herausheben müſſe.

Gerade darum aber, weil Kunſt und Wiſſenſchaft der Deutſchen nichts wollten als ehrliche Leiſtungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüth der Deutſchen, bis es für einen großen politiſchen Kampf gehärtet war.

Der Zweck dieſes Buches iſt zu zeigen, wie die Deutſchen aus Privatmenſchen allmählich durch den Staat der Hohenzollern politiſche Männer wurden, wie in die lyriſchen Einzelleben dramatiſche Kraft und Spannung kam, wie mit der wachſenden Bildung das Bürgerthum erſtarkte, wie es Adel und Bauern ſeinem Einfluß unterwarf, zuletzt die Beſonderheiten der Stände beſeitigte und die Charaktere nach ſeinen Bedürfniſſen und Geſichtspunkten zu formen begann.

1.

Die Stillen im Lande.

Der Gegenſatz zwiſchen der epiſchen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyriſche genannt wurde; iſt auf jedem Gebiete des deutſchen Lebens ſehr kenntlich, nicht am wenigſten im Reiche des Glaubens.

Die katholiſche Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes Einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen ariſtokratiſchen geiſtlichen Staat eingeſchloſſen, in dem der Menſch in ſtarrer Gebundenheit mit geringer Selbſtthätigkeit feſtgebannt lebte. Die Reformation zerſchlug für den größten Theil Deutſchlands dieſe Feſſeln des Volksgeiſtes, ſie ſetzte freie Selbſtbeſtimmung dem altgewohnten Zwang, innerliche Thätigkeit des Einzelnen den glänzenden Aeußerlichkeiten der alten Kirche gegenüber. Der Proteſtantismus war aber ſowol ein Gebäude von Lehren, als eine Befreiung und Vertiefung des deutſchen Gemüthes. In der großen Seele Luther's waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenſchaftlicher er für ſeine Erklärung der heiligen Schrift und die Sätze ſeiner Lehre kämpfte, deſto ſtärker und origineller wurden auch die Gemüthsvorgänge, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet ſeinen Gott ſuchte. Es iſt jedoch klar, daß der große Fortſchritt, der für das Menſchengeſchlecht durch ſeine Lehre dargeſtellt wurde, ſehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengeſetzte Richtungen im Proteſtantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wiſſen und das Sehnen, das verſtändige

Umgrenzen der religiöſen Erkenntniß und das gemüthvolle Hingeben an das Göttliche mußten ſich je nach dem Bedürfniß des einzelnen Menſchen und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verſchiedener Gewalt geltend machen; bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegenſatz und Streit geriethen. Zunächſt war der Proteſtantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewieſen und gegen die Parteien, welche in ihm ſelbſt auflebten als nothwendige Folge größerer Freiheit und Selbſtbeſtimmung. Erbittert war der Kampf für die neubegrenzten Dogmen, vorzugsweiſe nach dieſer Richtung wurde die Seele der Proteſtanten in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts gezogen. Die unterſcheidenden Lehrſätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfſinn und einer Streitluſt, welche uns oft bedauernswerth erſcheint, immer kleinlicher und ſpitzfindiger herausgebildet. Es war nicht unnatürlich, daß derjenige ſeinen Parteigenoſſen für den beſten Chriſten galt, der mit den Feinheiten der neuen Begriffsbeſtimmungen vertraut, vorzugsweiſe in ihnen das Weſen ſeiner Kirche ſuchte. Und die unvermeidliche Folge dieſer Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche ſich für die gewiſſenhafteſten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigſten von dem reichen Gemüthsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der That zu Apoſteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden als die Liebe; und während die Selbſtthätigkeit der Geiſtlichen und Laien vorzugsweiſe für dialektiſche Proceſſe und für ſophiſtiſche Spielereien in Anſpruch genommen wurde, verödete das Gemüth, verſchlechterte ſich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Auflehnung. Sie begann ſchon bei Luther's Leben in Wittenberg ſelbſt, ſie regte ſich in den Seelen einzelner Univerſitätsgenoſſen, welchen die Anſprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luther's, welche mit ihm zerfielen. Sie iſt nach den Händeln der Flacianer und der Ausbreitung des Jeſuitenordens in Deutſchland überall erkennbar. Das letzte Drittel des ſechzehnten Jahrhunderts und die erſten Jahrzehnte des ſiebzehnten bis zu den Verwüſtungen des großen Kriegs erhalten dadurch eine eigenthümliche Bedeutung. Die ſtreitſüchtigen Theologen beherrſchen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr allmächtig das Gemüth des Volkes. Schon vor 1600 iſt bei wohlwollenden und patriotiſchen Männern faſt guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geiſtlichen zu klagen, unterrichtete Laien ſehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zuſtände Deutſchlands ſpricht, verräth gern, daß er Unterſchiede in den Glaubensſätzen nicht für die Hauptſache halte.*) In den zahlloſen Zerrbildern und Satiren des dreißigjährigen Krieges wird dieſelbe Stimmung ſehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jeſuiten und der Groll gegen den fanatiſchen Kaiſer iſt bei zwei Drittheilen des Volkes ſehr lebendig, aber die Theilnahme an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzensſache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal lutheriſche, calviniſtiſche und katholiſche Eiferer neben einander verſpottet. — Aber auch würdige Geiſtliche der proteſtantiſchen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Bekenntniſſe verſucht, immer lauter wurde von frommen Schwärmern innigere ſelbſtthätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menſchenſeele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innerſten Gegenſatze ſtand. In der That war dieſe Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Proteſtantismus gegenüber ſeinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die ſtille Arbeit der Naturforſcher und der Glaube der Gemüthvollen wirkten zunächſt noch mehr zerſetzend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

---

*) Z. B. die Kriegsſchriftſteller Junghans und Jacobi, beide verſtändige Männer. Ein Vers, der um 1602 bei den deutſchen Heeren Geltung hatte und hier aus einer handſchriftlichen Sammlung von Recepten und Wundſegen des Büchſenmeiſters Theobald Zatzer in Augsburg angeführt wird, drückt eine damals weitverbreitete Volksauffaſſung in Süddeutſchland aus:

Ablasbriff thu ich nicht kauffen,
Zu keiner Walfarth mag ich nit lauffen,
Ich ehr aber Gottes Mutter
Und glaub nicht an Doctor Luther.
Dennoch bin ich kein Papiſt,
Desgleichen auch kein Calviniſt,
Ich glaub an Herrn Jeſum Chriſt,
Der vor mich und mein Sündt geſtorben iſt.

Es iſt ſchwer zu ſagen, wohin ſolche liberale und verſöhnliche Richtung des Proteſtantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über ſie hereingebrochen wäre. Der große Krieg aber brachte eine eigenthümliche Abſpannung in viele der beſten Seelen. Faſt jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubenszeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde ſichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreiche, die Bekenner einer Kirche zu guten Menſchen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man ſehr geneigt, den confeſſionellen Streitigkeiten einen Hauptantheil an dem eigenen Elende und dem des Landes zuzuſchreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten und ſich achſelzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geiſtlichen, das während des Krieges niemals ganz geſchwiegen hatte, jetzt wieder auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landſchaften aber war durch Dragonaden und die äußerſten Zwangsmittel auch die Maſſe des Volkes drei-, viermal gezwungen worden den Glauben zu wechſeln, auch ihr waren die Bekenntnißformeln deshalb nicht werther geworden, weil ſie mehre derſelben herzuſagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Verödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Rohheit und den Laſtern, die der lange Krieg in die Menſchen gebracht hatte, dem erſten

Jahrzehnt nach dem Kriege ein ſo beſonders troſtloſes Anſehen verleiht. Es gab wenig zu lieben, ſehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte gerade in dieſer Zeit, wo der Einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günſtiges Geſchick ſo oft vor dem äußerſten Verderben bewahrt. Ueberraſchend und furchtbar, wie die Gefahren, ebenſo überraſchend und wunderbar erſchien die Rettung. Daß die Kraft des Menſchen nichts ſei in dieſem ungeheuren Spiele übergewaltiger Kräfte, war jedem tief in die Seele geſchrieben worden. Wenn die Mutter ſich mit ihren Kindern, während ein Reiterhaufen in der Nähe vorüberzog, zitternd im hohen Getreide barg und in den Augenblicken der Todesgefahr die Gebete des Glaubens murmelte, ſo war natürlich, daß ſie ihre Rettung dem beſondern Schutz ihres gnädigen Gottes zuſchrieb. Wenn der zerſchlagene Bürger in ſeinem Waldverſteck die Hände faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, ſeine letzten verſteckten Thaler nicht finden möchten, und wenn es ihm ſpäter gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauſes die Silberſtücke herauszuſcharren, ſo war natürlich, daß auch er an beſondern göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Ueberall, wo ungeheure Schickſale in raſchem Wechſel über den Einzelnen hereinbrechen, bildet ſich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, natürliche Warnungen. Während die Menge auf Nordlichter und Sternſchnuppen, auf Geſpenſter, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anſchlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, ſuchte der feinere Geiſt die Weiſungen des Herrn aus Träumen und himmliſchen Offenbarungen zu erkennen. Es iſt wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend Anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die ſichere gleichmäßige Kraft zu ſehr genommen, und das gedankenloſe Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgiltigkeit wurde in den meiſten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlaſſung hervorbrachen und einen rückſichtsloſen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirſchung auflöſten. Es iſt wahr, das Leben war ſehr arm an Liebe und Größe, aber das Bedürfniß zu lieben und zu ehren, welches ſo tief in deutſcher Natur begründet iſt, ſuchte nach dem Frieden angſtvoll ein Gewaltiges, Hohes, Feſtes, um dem eigenen verarmten und wankenden Daſein einen Inhalt und rege Thätigkeit zu geben. So klammerte ſich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man ſich wieder in ſtiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus ſolchen Herzensbedürfniſſen des Volkes entwickelte ſich ein neues Leben in der chriſtlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luther's allein, ebenſo ſehr bei den Reformirten, faſt ebenſo ſehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutſchland allein und in den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutſcher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem ſlaviſchen Oſten und Ungarn, faſt gleichzeitig in England, ſogar früher in Frankreich und Holland, wo religiöſe und politiſche Parteiung durch faſt hundert Jahre die Seelen in ſcharfen Gegenſätzen auseinander gezogen hatte. Ja bis in die Ordenshäuſer der Jeſuiten wirkte daſſelbe Bedürfniß eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geſchichte der chriſtlichen Kirche iſt dieſer Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern ſeit 1674 genannt wird — eine vorübergehende Bildung, deren Aufblühen und Hinwelken ſich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Cultur, Sitte und Gemüth der Deutſchen ausgeübt hat, ſind zum Theil noch heut erkennbar. Einzelnes davon iſt Erwerb der Nation geworden, und von dieſer Einwirkung ſoll hier kurz die Rede ſein.

Da der Pietismus oder der Glaube der Pietät, wie ſeine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, ſondern eine

Richtung des Gemüthes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tauſenden aufbrach, ſo blieb die große Mehrzahl ſeiner Bekenner in der erſten Zeit feſt in den Dogmen ihrer Kirche ſtehen. In der That ſprach er anfänglich nur weitverbreitete Ueberzeugungen aus, welchen die Beſten ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, ſondern die Uebereinſtimmung der religiöſen Parteien die Hauptſache des Glaubens ſei; daß das perſönliche Verhältniß zu Gott unabhängig ſei von den Glaubensſätzen: es nütze wenig die Predigt zu hören, das Sacrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder ſei, ſeine Hoffnung auf das Verdienſt Chriſti und nicht auf die eigenen Werke zu ſetzen, ſich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu beſtimmten Stunden ein gedankenloſes Gebet zu ſprechen. Und doch ſei dies das gewöhnliche Chriſtenthum der Geiſtlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienſt, Buchſtabe ohne Geiſt. Wenig bedeute die Taufe des Kindes ohne die Bekehrung der Erwachſenen, wenig bedeute ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils faſt nur paſſiv empfange, jeder Einzelne müſſe in ſeinem Herzen das Prieſterthum des Lammes aufrichten. So empfanden Tauſende.

Von den vielen aber, welche dieſem Zuge des Herzens folgten, hat in Deutſchland durch mehre Jahrzehnte keiner ſo großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jacob Spener (von 1635—1705). Im Elſaß geboren, wo ſeit mehr als hundert Jahren die Lehre Luther's und der ſchweizer Reformatoren einander bekämpften und zuſammenfloſſen, wo die Gelehrſamkeit der Niederländer, ja die frommen Bücher der Engländer geſchätzt wurden — war ſein frommes Herz durch ernſte Schulbildung und unter dem Schutze, welchen ihm vornehme Frauen in ſchwerer Zeit gewährten, früh im Glauben feſt geworden. Schon als Knabe war er ſtrenge gegen ſich ſelbſt geweſen; als er einmal gewagt hatte zum Tanz anzutreten, mußte er aus

Gewiſſensangſt den Reihen verlaſſen. Dann war er Erzieher an einem Fürſtenhofe geweſen, hatte zu Baſel weiter ſtudirt, zu Genf mit Bewunderung geſehen, wie Jean de Labadie durch ſeine Bußpredigten die Weinhäuſer leerte, die Spieler veranlaßte ihren Gewinn zurückzugeben, und die Lehre von der innern Heiligung und der rückſichtsloſen Nachfolge Chriſti den verwilderten Kindern Calvin's in die Herzen ſchlug. Von da war Spener nach Frankfurt a. M. als Seelſorger gegangen und hatte dort ſeit 1666 eine ſegensreiche Wirkſamkeit geübt; welche immer größere Verhältniſſe annahm und ihm bald Anhänger durch ganz Deutſchland verſchaffte. In glücklicher Ehe, in günſtigen äußeren Verhältniſſen, friedliebend und vorſichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, beſcheidenes Gemüth, war er vorzugsweiſe gemacht, Rathgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine ſehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Verſammlungen frommer Chriſten ein, die vielbeſprochenen Collegia pietatis, in denen Bücher der heiligen Schrift erklärt und von den Männern beſprochen wurden; die Frauen hörten in beſonderem Raume ſchweigend zu. Als er dieſe Vorträge ſpäter in die Kirche verlegen mußte, verloren ſie für Eifrige die Anziehungskraft, welche das Stille, Gewählte der geſchloſſenen Geſellſchaft ausgeübt hatte, es entſtanden Parteien, ein Theil ſeiner Schüler trennte ſich von der Kirchengemeinde. Er ſelbſt wurde nach zwanzigjähriger Thätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener ſelbſt war allem Sectirerweſen abhold, ſchon die Myſtik Arndt's, noch mehr die von Jacob Böhme ſtieß ihn innerlich ab; er mißbilligte, wenn einzelne ſeiner Freunde die Gemeinſchaft der Kirche verließen, er kämpfte durch ſein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche herausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte ſeines Lebens einen ſtillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Nichtachtung behandelten. Er ſelbſt war durchaus kein Schwärmer; daß die chriſtliche Religion eine Lehre der Liebe ſei, daß man Chriſti Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müſſe, daß man nach dem Beiſpiel des Erlöſers ſeinen Mitmenſchen Liebe beweiſen müſſe, das blieb immer der edle Kern ſeiner Lehre. Und doch wurde ſchon durch Einiges in ſeinem Weſen, ohne daß er es wollte, die Abſonderung und Abgeſchloſſenheit begünſtigt, in welcher das religiöſe Leben der Pietiſten im nächſten Jahrhundert verkümmern ſollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einſame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor allem das kritiſche Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte ſeine Anhänger ſehr bald in einen Gegenſatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armuth und Dürftigkeit vieler Anſpruchsvollen, welche ſehnſüchtig ſich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Art zu empfinden und das Leben zu beurtheilen in kurzem zur Manier wurde, welche ſich in Sprache, Haltung, Tracht darſtellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes beſtürmt und wol bewogen werden konnte zu erhören. Aber das lebende Geſchlecht hatte bange Entſagung gelernt und ein leiſes Flüſtern zu Gott war an die Stelle des ſtarken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther ſeinem Herrgott „den Sack vor die Füße geworfen hatte". Die Unerforſchlichkeit der Vorſehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt und die Fortſchritte der Wiſſenſchaft ließen bereits ſo viel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menſchen ſtärker betont werden mußte. Der Sünder war ſeinem Gott gegenüber ſchüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte ſich in dem lebenden

Geſchlecht die Wunderſucht geſteigert, eifrig bemühte man ſich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede ſchöne Empfindung der eigenen Seele, jeder ſchnelle Fund, welchen der denkende Geiſt machte, wurde ſehnſüchtig als eine unmittelbare Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein volksthümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von außen in die Seele fielen, als bedeutſam zu betrachten; dieſer Glaube ward jetzt in einen wohlgeordneten Bau gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholiſche Biſchof zu Hannover, der Bekannte von Leibniz — plötzlich zum katholiſchen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenſter einige gleichgiltige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ganz ebenſo beherrſchte das zufällige Wort auch den deutſchen Pietiſten. Der uralte Aberglaube, welcher ſchon im Jahre 506 auf dem Concilium von Agde den Chriſten verboten wurde, kam wieder in Aufnahme: man ſchlug die Bibel oder das Geſangbuch auf, um aus zufälligem Wortlaut die Entſcheidung bei innerer Unſicherheit zu finden, — der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutſame; — ein Brauch, der noch heut feſt in unſerm Volke haftet und von den Gegnern ſchon um 1700 als „Däumeln“ verhöhnt wurde. Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, ſo war üblich, ein erſtes Mal abzulehnen; wiederholte ſich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es iſt leicht einzuſehen, daß die gläubige Seele, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, bereits in der Form der erſten Ablehnung einer ſtillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein empfahl.

Daß in einer zügelloſen Zeit auch die Auflehnung der Beſſeren gegen das Gemeine und Wilde das Maß überſchreitet, iſt natürlich. Nach dem Kriege war ein wahnſinniger Kleideraufwand eingetreten, ſchamlos liebten die Frauen ihre Reize zu zeigen, leichtfertig waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung von Unſauberkeiten. Da war natürlich, daß ſolche, die ſich ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten und daß die Frauen ſich nonnenhaft von Tanz und Luſtbarkeiten zurückzogen, das Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht beſucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Leichtfertigkeit galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erſchien bedenklich, die Menſchenſeele ſollte immer beweiſen, daß ſie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbſt das Harmloſeſte, was die Natur dem offenen Sinn des Menſchen entgegentrug, ihre lachenden Blüthen, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorſicht bewundert werden, es galt für unerlaubt, wenigſtens am Sonntage, Blumen zu pflücken oder ſie gar an Bruſt und Haar zu ſtecken. Daß auch ehrenwerthe Leiſtungen der ſchönen Künſte vor ſolcher Richtung wenig Gnade fanden, iſt natürlich. Malerei und weltliche Muſik wurden ebenſo gering geachtet, als die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdiſchen Liebe anſchaulich dargeſtellt wurden. Man ſollte die Welt nicht dem Erlöſer gleich ſtellen. Die nicht „der Pietät“ folgten, lebten in „Gleichſtellung der Welt“.

Wer ſich in ſolcher Weiſe gegen die Mehrzahl der Menſchen abſchließt, der mag ſich ſelbſt täglich ſagen, daß er in Demuth und Entſagung ſeinem Gott lebe, er wird nur ſelten geiſtlichen Hochmuth von ſich fern halten. Es war natürlich, daß die Stillen im Lande, wie ſie ſich ſchon früh ſelbſt nannten, ihr Leben für das beſſere und würdigere hielten, aber es war ebenſo natürlich, daß ſich dabei eine geheime Eitelkeit und ſelbſtgefälliges Weſen großzog. Sie hatten ſo oft den Verſuchungen der Welt widerſtanden, ſie hatten ſo oft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete ſie die Gnade des Herrn, ſie waren ſeine Auserwählten. Ja, ihr Glaube war menſchenfreundlich, Chriſtenpflicht üben, Andern Gutes thun in der Wüſte des Lebens, wie jener Samariter dem Reiſenden. Aber es war doch natürlich, daß ſie Theilnahme und

Wohlwollen zumeiſt ſolchen zuwandten, welche dieſelbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zuſammenhang wurde durch mehre Umſtände merkwürdig feſt. Es waren zuerſt nicht vorzugsweiſe gelehrte Geiſtliche, welche der Pietät anhingen, im Gegentheil, die große Mehrheit der Theologen ſtand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkte gegen ſie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium als dem Geſetz, ſie ſuchten ſorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrſchaft über das Gewiſſen der Gemeinde ausüben. Das feſſelte vorzugsweiſe die Laien, ſtrenge Geiſter und warme Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor Allem aber die Frauen.

Zum erſten Mal ſeit der deutſchen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienſtes ausgenommen — wurden die deutſchen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauſes herausgeführt, zum erſten Mal nahmen ſie ſelbſtthätig als Mitglieder einer großen Geſellſchaft Theil an den höchſten Angelegenheiten der Menſchheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß ſich in ihren Gemeinden faſt mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen alle Uebungen der Gottſeligkeit durchmachten, daß die Frauen ſchon am Kreuze ſtehen geblieben waren, als die Apoſtel alle davon liefen.*) Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Chriſti Liebe und Erleuchtung von oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Theilnahme beobachtet, ſie fanden treue Berather, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerthen Männern. Die neue Auffaſſung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrſamkeit betonte als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte gerade auf ſie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abſchließende, Ariſtokratiſche der Richtung zog ſie mächtig an, ja ihre größere Weichheit, die Kraft ihrer unmittelbaren Empfindung und ein reizbares nervöſes Leben machte ſie beſonders geeignet, Rührung, Begeiſterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wol das gelehrteſte aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reiſenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöſt worden, und das fromme und liebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchriſtliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie ſie, ſuchten auch andere Frauen ihr Prieſterthum vor dem Volke zu vertreten, mehre der frommen Theologen durften ſich ſtarker Gattinnen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, tröſteten, ſie ſelbſt bei Widerwärtigkeiten im Glauben ſtärkten und wie ſie Theil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigſten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauſes eine Fromme zählte und durch das gehaltene Weſen und die ſittlichen Ermahnungen derſelben zuerſt geärgert, allmählich beeinflußt wurde. Gerade für ſolche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Begabteren ihrer Gemeinde wohlwollenden Schutz zu gewähren. Sie wurden die eifrigſten Gönnerinnen, unermüdliche Proſelytenmacher, zuverläſſige Vertraute und Helfer bei Bedrängniſſen Anderer. Während ſie aber für die Beſtrebungen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verſchiedenen Ständen, ſie gewöhnten ſich mit den Abweſenden ſchriftlich zu verkehren, ſie lernten ſich über Geheimniſſe des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele ausſprechen. Geſchah das oft in den abgebrauchten Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für Viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüth des Volkes.

---

*) Joh. Heinrich Reitz, Hiſtorie der Wiedergebohrnen, in der Zuſchrift.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zuſtände nachzudenken, auch noch bei ſtarker innerer Bewegung ſich ſelbſt zu beobachten, war der deutſchen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Vorgänge ihrer geiſtigen Thätigkeit, die Regungen ihres Herzens nachſinnend betrachten. Vieles iſt ihnen erſtaunlich und überraſchend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und Andern zu erforſchen, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorſtellungen, welche ſchnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zuſammenſchießen, jedes ſchnelle Aufblitzen eines Gefühls, deſſen leitende Fäden ſie nicht überſehen, erſcheint ihnen wunderbar. Der Bibelſpruch, deſſen Sinn ſie nach längerem Grübeln verſtehen, „wird ihnen aufgeſchloſſen“. Ihre Traumbilder, welche bei der emſigen Beſchäftigung mit der Schrift häufig bibliſche Geſtalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen ſorglich in verſtändigen Zuſammenhang gebracht und ohne daß ſie ſich der erfindenden Zuthat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyriſchen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin meiſt nur ein Verzeichniß der zufälligen Vorfälle geweſen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Verſuchen, durch prächtige Worte ein leidenſchaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietiſtin kurz nach 1700 ſchreibt: „Es waren ſo viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann,“ oder „Ich hatte große Empfindungen über dieſe Gedanken,“ ſo klingt dergleichen für uns wie eine Aeußerung der jüngſt vergangenen Zeit, etwa von Bettine Arnim, welche allerdings in mancher Hinſicht ein Nachklang jener erregten Frauen iſt, die einſt am Main unter Spener's Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieſelbe Fertigkeit einer ſtaunenden Selbſtbetrachtung in die Poeſie: die Lyrik, ſpäter auch die Romane.

Ferner begann mit dem Pietismus in Deutſchland auch ein neuer geſellſchaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beſchieden, ſie wurden hin und her verſetzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Troſt, Erleuchtung ſuchten, thaten deshalb Reiſen oft in entfernte Landſchaften. Ueberall fanden ſie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute Aufnahme und gaſtlichen Schutz auch von Fremden. Wer nicht ſelbſt reiſte, liebte doch an Geiſtesverwandte über ſeine Stimmungen, über Verſuchung und Erleuchtung zu ſchreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeſchrieben, weit verſchickt. Es war der Anfang des Briefcultus. So entſtand ein ſtiller Zuſammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutſchland, eine neue menſchliche Verbindung, welche zuerſt die Vorurtheile des Standes durchbrach, die Frauen zu angeſehenen Mitgliedern einer geiſtigen Genoſſenſchaft machte, ein Verkehr, deſſen Hauptſache das innere Leben der Einzelnen war. Und dieſes geſellſchaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre ſpäter Form und Weſen des Verkehrs der ſchönen Seelen beſtimmt; ja das menſchliche Verhältniß unſerer großen Dichter zu deutſchen Fürſten und vornehmen Frauen iſt vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in ähnlicher Weiſe an den Höfen gelebt haben. Auch der äußere Brauch blieb derſelbe, die Beſuche der Reiſenden, die Briefe, die ſtillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindſamkeit des Wertherzeitalters iſt nur eine Stieftochter von der Gefühlsſeligkeit des alten Pietismus.

Auch die ſegensreiche Einwirkung, welche die Pietiſten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, iſt nicht niedrig anzuſchlagen; ſie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß ſie ſehr geneigt waren, ſich von der Menge abzuſchließen. Ueberall aber, wo die Thätigkeit, welche Spener als Seelſorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktiſche Chriſtenthum der neuen Lehre erkennbar. Wie

Spener brachten ſeine Nachfolger die Kinderlehren in Anſehen, gern benutzten ſie dieſe Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Eltern ſich ihnen aufſchloſſen, um bedeutſame Tagesereigniſſe zu beurtheilen und praktiſche Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerſt nach dem verwüſtenden Kriege mit warmem Herzen für die Volksſchulen ſorgten, auf ſie müſſen die erſten Anfänge einer geordneten ſtädtiſchen Armenpflege in größeren Städten zurückgeführt werden. Es iſt bekannt, wie die deutſchen Waiſenhäuſer durch ſie eingerichtet wurden; dem Beiſpiel Francke's in Halle folgte man in vielen andern Städten, die großen Anſtalten wurden von den Zeitgenoſſen wie ein Wunder angeſtaunt. Und für alle Zeit ſoll unſer Volk mit beſonderem Antheil auf dieſe Stiftungen unſerer frommen Vorfahren ſehen. Denn ſie ſind die erſten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutſchland gegründet werden. Zum erſten Mal wurde durch ſie dem Volke in das Bewußtſein gebracht, wie Großes durch das Zuſammenwirken vieler Kleinen geſchaffen werden könne. Daß dieſe Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erſchien, iſt nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutſcher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waiſenhäuſer und ähnliche wohlthätige Anſtalten zuſammengebracht worden ſein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkaſſen; — aber in dem armen noch dünn bevölkerten Lande haben ſolche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortſchritte vor, und das Beſte, was er ſeinen Gläubigen bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den ſtillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tauſend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wiſſenſchaft des beginnenden Aufklärungszeitalters dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts überall abſtößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutſchen wenigſtens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unſere großen Gelehrten und Dichter herausgewachſen ſind, das Vaterhaus von Goethe, Schiller und Kant, zeigen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Geſchlechterfolgen der Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietiſten ſich ſchnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, iſt freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottſeligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des ſündigen Menſchen zur Hauptſache wurde; und da man überall ſehnſüchtig eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf das eigene Leben ſuchte, ſo lag nahe, auch dieſe Erweckung einer beſondern Begnadigung des Herrn zuzuſchreiben und die Stunde, in welcher die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Weſens durch Offenbarung des Göttlichen ſtattfand, angſtvoll zu erflehen, und wenn nach hoher Spannung der Seele die Verzückung eintrat, dieſe als den Anfang eines neuen gottbegnadeten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Ueberlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den kräftigen ſeiner Zeitgenoſſen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg geweſen, ein gewaltiger ſeeliſcher Vorgang, der ihm ſelbſt zwar zuweilen wundervoll erſchien, der aber bei ſeiner geſunden ſtarken Natur nichts Kränkliches hatte und deſſen beſondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens waren, welcher die alten Hausgeiſter und Kobolde unſerer heidniſchen Ahnen in chriſtliche Engel und Teufel verwandelt hatte. Die neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben der Natur und des Menſchen bereits viel verſtändiger nach Urſache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wiſſenſchaftlichen Vorſtellungen volksthümlich war, wo ein praktiſcher weltlicher Sinn, der ſich weniger leicht Selbſttäuſchungen hingab, überwog, wo Begeiſterung und große Ideen ſelten das Menſchenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Rationalismus in den Seelen der Zeitgenoſſen. In ſolcher Zeit war die Wiedergeburt, die Stunde der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zuſtand, in den man ſich bei geſundem Nervenleben ohne eine gewiſſe Gewaltſamkeit verſetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, ſich angeſtrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu zwingen; mit einer Selbſtbeſchaulichkeit, in der ſchon etwas Ungeſundes lag, belauerte man ängſtlich die eigene Seele, ob der Zeitpunkt nahe ſei, ob man die Erweckung habe. Und dieſer Augenblick der Erweckung ſelbſt ſollte ein durchaus von aller andern menſchlichen Stimmung verſchiedener ſein. Um die Ueberzeugung hervorzubringen, daß er gekommen ſei, reichte den meiſten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach ſchweren Gewiſſenskämpfen beglückt hatte, und welche zu allen Zeiten auf dem Menſchenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Friede und die Heiterkeit, wie ſie nach ſtarker ſchöpferiſcher Arbeit des Geiſtes, nach dem ſiegreichen Ende eines Kampfes zwiſchen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietiſten war wenigſtens häufig von Entzückungen, Geſichten und ähnlichen pathologiſchen Erſcheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchſten Genüſſe und Ziele des Erdenlebens mit Leidenſchaft aufſuchte, mit Bewunderung berichtete. Es ſollte in kurzem klar werden, daß gerade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zu Grunde ging.

Auch das Leſen in der Schrift mußte bei ſolcher Richtung allerlei beſondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete und die Ueberzeugung hatte, daß Gott ihn mit unmittelbaren Einwirkungen begnadige, der war in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnſucht der ſchwachen Zeit nach beſſeren Zuſtänden und die beſondere Neigung der Frommen nach Erleuchtungen die prophetiſchen Bücher des Alten und Neuen Teſtaments beſonders lockend. So kam es, daß die Pietiſten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herausklaubten. Es iſt faſt zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Ergebniſſen ſie gerade kamen. Die Beſchäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannis, welche noch Luther eine Zeit lang vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urtheil klarer und ihre wiſſenſchaftliche Bildung tüchtiger zu machen, denn noch hatte ihre Zeit den Schlüſſel zum Verſtändniß dieſer Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntniſſe auch der Gelehrten meiſt ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbilde der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein Hebräiſch lernte. Nicht lange, und der Mehrzahl erſchien alle weltliche Wiſſenſchaft unnütz und ſchädlich.

So drohten dem Pietismus ſofort nach ſeinem Aufkommen in Deutſchland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietiſten, welche von Frankfurt aus ſich über Deutſchland verbreiteten, iſt doch noch einfacher und harmloſer, als das ſpätere Treiben zu Halle und unter den Sondergemeinden des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns ſind zwei Selbſtbiographien frommer Seelen aus der Schule Spener's erhalten, welche auch andere Richtungen des deutſchen Lebens gut beleuchten. Beide gehören zuſammen, es iſt Mann und Frau, welche ſie uns hinterlaſſen haben, gutherzige Menſchen von warmem Gemüth, einiger Gelehrſamkeit und nicht vorzugsweiſe kräftigem Gefüge des Geiſtes, der Theologe Johann Wilhelm Peterſen und ſeine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten ſich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten ſie mit einander ein geiſtliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten ſie durch Anfechtungen und Beſchwerden dieſes Erdenthals. Gemeinſam kamen ihnen die himmliſchen Tröſtungen und Offenbarungen, oft mußten ſie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches ſie zuſammen eingeübt hatten, der Welt für ſchwärmeriſch galt. Bei den beſten unter den Stillen aber blieben ſie bis an ihr Lebensende in Anſehen, zuverläſſig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erſtickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetiſcher Empfindung und dem Bedürfniß ſich anzulehnen, von nicht unbedeutender philologiſcher Bildung, wird offenbar durch die entſchloſſenere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsſtand" auch unter den Frommen Anſehen gibt, ſehr beeinflußt. Erſt ſeit ſeiner Verheiratung iſt unruhige Erregung, zuweilen eine Maßloſigkeit des Eifers in ihm ſichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einſt an kleinem Fürſtenhofe ihre ſtrenge Frömmigkeit im Kampfe gegen das Cavalierleben herausgebildet, man darf aus ihrer Lebensbeſchreibung ſchließen, daß ſie nicht frei von Ehrgeiz und Herrſchſucht, und nicht ohne einen Beiſatz von herber Strenge war. Ihr langer ſtiller Widerſpruch hatte ſie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eyſeneck, bei welcher ſie ſpäter in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den begeiſterten Gemeindegliedern, welche Conventikel hielten und ihrem Seelſorger Spener deshalb Kummer machten. So iſt anzunehmen, daß vorzugsweiſe der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Wege forttrieb, der ihn zuletzt aus ſeinem Amte entfernte und als Schwärmer und Chiliaſten in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen iſt beiden Unrecht geſchehen, ſie waren ehrlich, auch da, wo ſie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerſt die Jugendjahre der Frau, dann einige hierher gehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonore Peterſen, geb. von und zu Merlau (geboren 1644, den 25. April), erzählt von ſich Folgendes.*)

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und ſeine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb ſeines guten Geiſtes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demſelben guten Geiſt aus Unwiſſenheit oft widerſtrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelſtand große Hinderniſſe bereitet, weil ich ihm die Welt gleichſtellte, bis mir das Verſtändniß kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Ueberzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr vier Jahr alt war, traf es ſich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder auf's Land zogen, weil überall Friede war. Sie hatten ſchon Vieles auf's Land bringen laſſen, und die ſelige Mutter war mit mir und meinen beiden Schweſtern auf einem Gute bei Hettersheim, Philippseck genannt, und beſorgte nichts Uebels. Da kam das Dienſtvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geſchwind das Seine auf die Seite brachte und die ſelige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteſte ſieben, ich vier Jahr und das dritte an der Bruſt war. Da nahm die ſelige Mutter das jüngſte an die Bruſt, uns beide an die Hand, und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht ſtand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Piſtolenſchuß von uns marſchirten. Da wurde der ſeligen Mutter ſehr bange und ermahnte uns zum Gebet.

---

*) Lebens Beſchreibung Johannis Wilhelmi Peterſen. 1717; 2te Aufl. 1719. 8. — Leben Frauen Johannä Eleonorä Peterſen. 1718; 2te Aufl. 1719. 8.

Als wir aber zum äußeren Schlage der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, ſetzte ſich die ſelige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchſten Gott zu danken, der uns behütet. Da ſprach meine älteſte Schweſter, die drei Jahr älter war als ich: „Warum ſollen wir jetzt beten? Jetzt können ſie ja nicht mehr zu uns kommen.“ Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über dieſe Rede gehabt, daß ſie Gott nicht danken wollte, oder meinte, daß es nun nicht nöthig wäre. Das verwies ich ihr mit brünſtiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jeſum herzlich zu grüßen, und von ihr zu wiſſen begehrt, ob der liebſte Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die erſten Kinderbewegungen, deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterloſe Waiſen und erging es uns nicht zum Beſten. Denn der Vater hielt ſich fünf Meilen von unſerm Gute bei Hofe auf, und nahm zu uns Kindern eine Schulmeiſterwitwe ins Haus. Dieſe hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte, ließ es uns aber fehlen, ſo daß wir oft gern nahmen was Andere nicht mochten. Auch geſchah es durch ihre Praktiken, daß ſie uns oft bei Abendzeit im Hauſe allein ließ. Dann kamen gewiſſe Leute, die ſich in weiße Hemden gekleidet, ihre Geſichter mit Honig beſtrichen und Mehl hineingeſtreut hatten; ſie gingen mit Lichtern im Hauſe herum, brachen Kiſten und Kaſten auf und nahmen daraus, was ſie wollten. Darüber bekamen wir ſolche Furcht, daß wir uns zuſammen hinter den Ofen ſetzten und vor Angſt ſchwitzten. Solches geſchah ſo lange, bis das Haus ſehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater ſehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereiſt war, und litten das Unweſen ſo lange, bis einſt der von Praunheim, der nunmehr meine Schweſter hat, uns beſuchte, welcher damals noch ſehr jung war. Dem klagten wir unſere Noth, und er nahm ſich vor, im Hauſe verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu ſehen, ob das Geſpenſt wieder kommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schranke ging ihn aufzubrechen, da ſprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntſchaft mit der Witwe hatten, die uns behüten ſollte. Aber weil er allein war, ſprangen ſie davon und wollten's nicht zugeben, daß ſie es geweſen wären. Doch kam das Geſpenſt nicht wieder und wir erhielten auch Vieles zurück, was ſie auf den Boden über der Küche geſchleppt hatten.

Dieſe Witwe ſchaffte der ſelige Vater ab und wurde ihm eine Capitänsfrau vorgeſchlagen, welche in der Haushaltung und andern Geſchicklichkeiten berühmt war; da meinte der ſelige Vater uns gar wohl verſorgt zu haben, aber es war eine unchriſtliche Frau, die ihre Soldatenſtücke noch nicht vergeſſen hatte. Denn als ſie einſt eine Menge fremder kalekutiſcher Hühner auf dem Wege ſah, ließ ſie dieſelben ins Haus treiben, griff das beſte und die andern ließ ſie wieder fortjagen. Zu dieſem ihrem geſtohlenen Braten wollte ſie trockenes Holz haben und ſchickte mich um ſolches zu erlangen auf einen hohen Thurm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war. Dort war unter dem Dache ein Taubenhaus geweſen, wo loſe dürre Breter lagen, von dieſen Bretern ſollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle feſt war, ſchlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, ſo wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, ſtand auf und fühlte, daß ich ſehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemache deſſelben Thurmes ſtand, auf welchem der ſelige Vater zu ſchlafen pflegte, wenn er zu Hauſe war. Dort ſchlief ich etliche Stunden, und hernach ſtand ich auf und war friſch und geſund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geſchehen, und als ich ſagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgeſehn. Ich ging aber auf die Seite und wollte nichts von dem geſtohlenen Braten eſſen; es erſchien mir als eine rechte Schmach, und ich hatte doch nicht das Herz etwas zu ſagen.

Als ich nun in das eilfte Jahr ging, wurde meine ſelige Schweſter, die drei Jahr älter war, zum Paſtor geſchickt, daß ſie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden ſollte. Da bekam ich ſolche Luſt und wollte gern mitgehen, der ſelige Vater aber wollte mich nicht dazu laſſen, weil ich kürzlich erſt zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt ſo lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Paſtor mich für tüchtig halten würde. Dieſer kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, ſondern auch nach dem Verſtande der Worte. Da gab mir Gott ſolche Gnade in den Antworten, daß der Herr Paſtor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit darnach kam meine Schweſter nach Stuttgart, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von allem Rechenſchaft geben, was mir ſehr ſchwer war, weil der ſelige Vater, ſo oft er nach Hauſe kam, mir ſehr hart begegnete, und Alles, was zerbrochen oder ſonſt nicht recht nach ſeinem Sinne war, von mir forderte, und mich oft, wenn ich unſchuldig war, hart ſtrafte. Darüber bekam ich ſolche knechtiſche Furcht, daß ich zuſammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gott geſchickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muths, ſang und ſprang und war ſehr fröhlichen Geiſtes. Dabei hatte ich aber einen rechten Ekel vor Allem, was nicht ſittſam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- oder Kindtaufſpielen der Mädchen und dergleichen zu thun haben, denn ich ſchämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof gethan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Dieſe hatte es in den ſechs Wochen bekommen, daß ſie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als ſie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tag ſchlechter mit ihr, ſodaß ſie mich öfter für ihren Hund anſah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit ſeinem Namen nannte und mich ſchlug wie ihn. Auch geſchah es oft, daß wir auf dem Waſſer fuhren, denn in Winterszeit ſind die Wieſen zwiſchen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Waſſer überlaufen, ſodaß das Waſſer in die Kutſchen ging; da fuhren die Kutſchen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Waſſers einſtiegen. Wenn wir ſo fuhren, hat ſie mich oft ins Waſſer ſtürzen wollen, ich ſollte als ihr Hündchen ſchwimmen, aber der Höchſte hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß ſie aus ihrem Schranke ein Meſſer mit einer Scheide zu ſich ſteckte; ich ſagte es der Kammermagd, welche ſchon etwas ältlich war, dieſe aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Meſſer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Thür in unſere Kammer und eine andere Thür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Meſſer im Sinne lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte dem Grafen zu ſagen, daß ich mich ſo kindiſch ſtellte, doch ich legte mich nur mit den Kleidern aufs Bett. In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte Alle auf und ſtieg aus dem Bett. Da hörten ſie den Grafen aus der Kammer laufen, und ſofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße Meſſer in der Hand. Als ſie uns nun alle wach ſah, erſchrak ſie und ließ das Meſſer fallen; da ſprang ich zu, als wollt' ich ihr das Meſſer langen, lief aber damit zur Thür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: „Wo iſt meine Gemahlin?" Dem antwortete ich, daß ich das Meſſer hätte. Ich war aber ſo furchtſam, daß ich mich nicht wieder umzukehren getraute, ſondern ich ging in einen Saal, welcher der Rieſenſaal genannt ward und ſehr unheimlich iſt, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder; da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte ſie aus- und ankleiden, was mir ſehr hart ankam.

Es erfuhr aber der ſelige Vater von Andern, daß ich in ſolcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich etwa fünfzehn Jahr alt zu der Herzogin von Holſtein, einer gebornen Landgräfin von Heſſen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Sonderburgiſchen Hauſe vermählt war. Der Herzog hatte aus der erſten Ehe eine Prinzeſſin, welche gerade an den kaiſerlichen Kammerpräſidenten Grafen von Zinzendorf verheiratet wurde. Für dieſe fürſtliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine von Steinling, die ſchon an dreißig Jahr alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reiſe nach Linz angetreten, wo das Beilager ſein ſollte. Wir fuhren auf der Donau und es ging ſehr luſtig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen ſchönen Ton auf dem Waſſer, und überall auf der ganzen Reiſe wurden wir ſehr herrlich empfangen auf Veranſtaltung Derer, die geſandt waren die fürſtliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angſt ſehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte: Wenn's nur der Seele nichts ſchadet, weil ich an einen papiſtiſchen Ort kam. So oft wir nun in das Quartier kamen, ſuchte ich ein Gemach, wo niemand war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte das alles hindern, was mir an meiner Seligkeit ſchädlich ſein könnte. Dies Beiſeitgehen merkte das Kammermädchen der Braut, ſchlich mir einſt nach und wollte ſehen, was ich doch allein machte, da ſie mich noch für ſehr kindiſch anſah, weil ich ſehr ſchmal war. Als ſie mich aber auf den Knien betend fand, ging ſie ſtill wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß ſie mich geſehen hatte. Aber als einſt die fürſtliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfe keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß ſie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiſerlichen Schloſſe und ging Alles ſehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürſtliche Braut in die Schloßcapelle gehen, da ward ein Segen über ſie geſprochen und ein goldner Becher voll Wein gegeben, das nannten ſie den Johannisſegen, daraus mußte der Graf und ſie trinken. Da geſchah es, daß nach dem Beilager, als jedes wieder an ſeinen Ort ziehen wollte, unter der Herrſchaft ein Disputat meinetwegen entſtand. Der Graf von Zinzendorf nämlich ſagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an ſeine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeiſterin ſpeiſen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er ſagte, daß die Hofmeiſterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hauſe und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein ſo großer Unterſchied zwiſchen uns gemacht würde, ich wäre ſeiner Gemahlin Taufpathe.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beſchloſſen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückkehren ſollte, und als mir auch die Urſache angeſagt wurde, däuchte ſie mir gar wunderlich, denn es war mein Wunſch, allein mit der Hofmeiſterin zu ſpeiſen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes ſo fügte, und daß mein armes Gebet ſo gnädig erhört wurde; denn nach Verlauf einiger Jahre fiel die Fürſtin und alle Perſonen, die mit ihr gekommen waren, zur päpſtlichen Religion. Damals aber war ich ſehr betrübt, daß ich wieder zurückſollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geſchickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des ſeligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holſtein aber Wieſenburg von Kurſachſen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei ſich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geſchicklichkeiten, ſo daß ich ſehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor Andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte; auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anſtand und ich von jedermann gerühmt wurde. Niemals ſagte mir jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte ſolche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottſelig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wieder erzählen konnte; ich wußte, was das vorige Jahr über denſelben Text gepredigt worden. Ich ward von Geiſtlichen und Weltlichen für eine gottſelige Jungfrau gehalten, und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Chriſti noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberſtlieutenantsſohn vom Geſchlecht Brettwitz in mich verliebt wurde, und als er durch ſeinen Vater bei meiner Herrſchaft und nachher bei meinem ſeligen Vater um mich anſuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er ſollte ein Jahr als Cornet hinausziehen, dann ſollte er die Compagnie des Vaters haben, der Oberſtlieutenant unter dem Kurfürſten von Sachſen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von Andern, daß ſein Leben nicht gottſelig, ſondern nach der Welt war; da betrübte ich mich heimlich und lag auf meinem Angeſichte vor Gott und flehte, daß entweder ſein Gemüth oder unſer

Verlöbniß geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchſte ſolches geſchehen ließ, damit ich vor anderen adligen Heiraten behütet würde; denn ich war damals noch ſehr jung und es fiel manche Gelegenheit zu heiraten vor, denen allen ich durch dieſe Verlobung auswich, obgleich auf ſeiner Seite ſchon an manche Andere gedacht worden war, da er in der Fremde ſich bald hier, bald da engagirt hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübniſſe hatte, welche die Freude der Welt ſehr in mir dämpften. In dieſen Jahren geſchah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderes Sinnes wurde und ſeinen Sinn auf Andere ſtellte; und wenn mit ſolchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und ſchrieb von Beſtändigkeit, welches ich alles dem Höchſten anheimſtellte und mich mit Gott näher zu vereinigen ſuchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die heilige Schrift mitgetheilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit ſolcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Geſpielin, welche ein gottſeliges Herz hatte, oft ſehr darüber betrübt wurde, daß ſie dergleichen nicht empfing. Dieſe tröſtete ich immer damit, daß ſie mich als ein Kind anſehen ſollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, ſie aber wäre bewährt und hätte ſolche Lockungen nicht nöthig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich ſah wohl, daß die Welt mich an ſich zog wegen des freudigen Geiſtes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch ſeine Freudigkeit und Liebe wieder zu ſich.

Endlich kam die Perſon, welche ſich ſo oft verändert hatte, nach Hauſe und ſprach an unſerm Hofe vor. Da wollte ihm mein geiſtlicher Zuſtand nicht anſtehen, weil er meinte, es würde ſich für eine Soldatenfrau nicht ſchicken, ſo viel in der Bibel zu leſen. Er hätte gern geſehen, daß ich ihm aufgeſagt hätte, weil ſein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; ſo hätte er es gern auf mich geſchoben. Aber ich blieb ſtill und kehrte mich an gar nichts, ſondern vertraute meinem himmliſchen Vater, der würde es wohl machen. Als nun einer, genannt von Freſen, mich gern gewarnt hätte, in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, ſchrieb derſelbe einen Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit mit mir zu reden, da ich faſt immer bei meiner Herzogin im Gemache war. Dieſen Brief bekam gedachter Brettwitz in die Hände, und meinte großen Beweis darin zu haben, um mich zu beſchuldigen, daß ich gegen Andere Affectionen hätte oder mit Andern freite. Sein Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für ſie wäre und ſie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzoge und zeigte ihm den Brief vor, als wenn Andere mit mir freiten und deshalb ſein Sohn ſich keine Hoffnung mit mir machen könnte noch wollte, ſondern ſein Glück weiter ſuchen müßte. Es verdroß zuerſt den Herzog ſolches von mir zu hören, da ich bisher zu ihrer Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeſchlagen hatte. Mich aber wollte ſehr ſchmerzen, daß die Herrſchaft ſolches von mir denken ſollte. Als ich nun mit Thränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirſt es aber hernach erfahren.“ Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht geleſen ward, da fand ſich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und ſeine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falſche Perſonen abhalten ließe, die Liebe Anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich ja unſchuldig wäre, und die Brettwitze konnten ſo nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich geſinnt wäre, es müßte jetzt entſchieden werden. Da bat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben mich zu nehmen. Darauf ſandte gedachter von Brettwitz zween Cavaliers an mich, um zu hören, wie ich gegen ihn geſinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf ſein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm ſeine Freiheit, meinetwegen ſein Glück zu ſuchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüth an ſolch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beſchuldigt hätte. Darauf wurde ein falſches Compliment ausgerichtet, das Mißverſtändniß wäre ihm leid und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anſpruch an mich haben ſollte. Die reiche Heirat aber ging nicht vor ſich, er ſelbſt iſt auch ſpäter contract geworden.

So wurde ich die Laſt los, und ich war unterdeß ſo ſtark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir ſtattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten ſo große Mißbräuche wären, die dem Chriſtenthum ganz und gar zuwider ſind. Erſtens, daß ſie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standesperſonen; zweitens, daß ſie gleich um jedes unrechte und leichtſinnige Wort Leib und Seele in Gefahr ſetzen müſſen, wenn ſie nicht beſchimpft ſein wollen. Solche Dinge gaben mir ein ſehr tiefes Nachſinnen, daß man ſich einbilden darf ein Chriſt zu ſein und doch ganz gegen die Lehre Chriſti leben darf; und daß ihnen nicht einmal angeſonnen wird, von ſolchem Vernehmen abzuſtehen, das hat mir allen Muth benommen zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüther kannte, die einen Abſcheu gegen dieſe Laſter hatten, ſo lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieſelbe Gefahr geſetzt würden. Eine Mannsperſon aus anderem Stande, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der ſelige Vater ſehr auf ſein altes Geſchlecht ſah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigſte Herrſchaft nach dem Emſer Bad reiſte, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Waſſerbad fuhren. Er kam durch Gottes ſonderbare Schickung neben mich zu ſitzen und wir geriethen in einen geiſtlichen Diſcurs, welcher etliche Stunden währte, ſo daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausſtieg, mir nicht eine Viertelſtunde däuchten. Wir redeten ohne Aufhören zuſammen und es war nicht anders, als ob er in mein Herz ſähe. Da kam Alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja ich fand in dieſem Freunde das, was ich an einem Menſchen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich darnach umgeſehen, ob auch wahre Thäter des Wortes ſein könnten, und hatte mich daran geſtoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an dieſem gewahr wurde, daß er ſo große Einſicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens ſehen konnte, auch ſolche Demuth, Sanftmuth, heilige Liebe und Ernſt den Weg zur Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröſtet und ſehr geſtärkt, und ſuchte durchzubrechen.*) Da kam eine göttliche Ueberzeugung in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abſcheu vor der Welt. Und ich ſprach bei mir ſelbſt: „Soll ich mich um ſchnöde vergängliche Luſt der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hilfe durchdringen, es koſte was es koſte.“ Ich ſchrieb darauf an den Freund, der mir ſo göttliche Gabe mitgetheilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte ſtark genug ſein, Alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichniß von den fünf thörichten Jungfrauen und andere dergleichen heilſame Oerter der heiligen Schrift immer im Herzen, ſie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen; und doch hatte ich vor meiner Herrſchaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Thränen und wußte mir nicht zu helfen. „Ach,“ dachte ich oft, „daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, ſo würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Chriſti zu wandeln, niemand würde auf mich achten.“ Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entſchuldigen könnte, wurde ich entſchloſſen mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu laſſen, ich ging darauf zu meiner ſeligen Herzogin und begehrte meine Entlaſſung. Dieſe wurde mir durchaus verweigert. Als ſie aber wiſſen wollten, was mich dazu bewegte, ſagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewiſſen ſtritte. Da wollte die liebe ſelige Herzogin mir ſolches aus dem Sinne reden, ſah es für eine Melancholei an und ſprach: „Ihr lebet ja als eine tugendſame Jungfrau und leſet und betet fleißig; ſehet doch die und die an, welche auch chriſtliche Leute ſind und ſolche Dinge mitthun, es iſt ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hängt.“ Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Chriſti und ſein Wort, ich wollte andere Menſchen nicht beurtheilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin ſah, daß ich mich nicht ändern würde, verſprach ſie mir Alles zu erlaſſen, was ich wider mein Gewiſſen fände; ich ſollte nur bei ihnen bleiben und im übrigen meine Dienſte verrichten wie früher. Ich aber ſtellte vor, daß ſie dadurch vieler Aufwartung beraubt ſein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden ſie ganz ohne Aufwartung ſein, weil ich bei angeſtellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig ſein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen ſich nicht irren, ſondern verſprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben ſein ſolle. Darauf ſagte ſie es dem Herzog; der kriegte mich hart vor und ſprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine ſolche Verachtung ſtürzen, daß man mich für eine Thörin halten würde; was denn die Meinen dazu ſagen ſollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir einige ſogenannte Geiſtliche über den Hals geſchickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verſtände. Aber ich fragte ſie auf ihr Gewiſſen, welcher von dieſen beiden Wegen der ſicherſte wäre: in aller Einfalt den Fußſtapfen Chriſti nachzufolgen, oder im Genuſſe der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung deſſelben zu bezeigen und doch anders zu thun. Da ſprachen ſie, das erſtere wäre freilich beſſer, wer vermöchte aber ſo zu leben, wir wären alle ſündige Menſchen. Da ſprach ich: „Mir iſt befohlen das Beſte zu erwählen, um das Können und Vermögen laſſe ich meinen Gott ſorgen.“ Da ließen ſie mich gehen.

---

*) Der Fremde war Spener.

Sie verſuchten's aber noch auf eine andere Weiſe und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürſtlichen Tafel ſah oft einer den andern an und dann mich und lachten gegeneinander, auch redeten ſie oft, daß den Frauenzimmern nicht zieme, ſo viel in der Bibel zu leſen, ſie würden ſonſt allzuklug. Ich aber ließ ſie ſpotten. Als das nun faſt ein Jahr gewährt, und es ſchien, daß mich auch der Geringſte am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, ſpöttiſch behandelte, während ich es gering achtete um Chriſti willen zu leiden, da wendete ſich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine ſolche Furcht in Aller Herzen, ſowol Hohen als Niedern, daß ſie ſich ſcheuten, in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu thun; ob ſie ſich gleich nicht vor dem Hofprediger ſcheuten, ſo war es doch in meiner Gegenwart ganz ſtill; auch die ſonſt wilde Jugend ſtellte ſich ganz ſtill und ehrbar, wenn ſie mich kommen ſahen. Da dachte ich oft mit Thränen bei mir ſelbſt: „Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zu Wege gebracht, daß Große und Kleine ſich in meiner Gegenwart ſcheuen, Unrecht zu thun?“ Solches blähte nicht mein Herz auf, ſondern zog mich zur Demuth; ich zerfloß gleichſam vor meinem Gott, da ich ſeine Größe fühlte und ſah, daß er der

Fürſten Herzen lenken könnte wie Waſſerbäche. In ſolchem Zuſtande bin ich noch drei Jahre am Hofe geweſen, und ich kann wol ſagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrſchaft, ſondern von jedermann erfuhr; aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Ueberfluß annahm noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergängliche Luſt von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleiſch und nicht der Geiſt erquickt wird, da geſchah es, daß mein ſeliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett geſtorben und das Kind damals noch am Leben war; da ſollte ich dem Vater die Haushaltung führen, und wurde ſo vom Hofe abgefordert. Es hielt aber ſehr hart, daß ich meine Entlaſſung bekam, weil meine liebe ſelige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Thränen meinen Abſchied beklagte, ſo daß mir auch nachgeſandt wurde, ich möchte doch wiederkommen, und nicht nachgelaſſen, bis ich verſprach, daß, ſofern ich wieder nach Hofe ginge, ich ihnen vor allen verbunden ſein wollte. Als ich aber nach Hauſe kam, war unterdeß das Kind geſtorben und der Vater hatte ſich reſolvirt, Hofmeiſter bei der Fürſtin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottſeligen Witwe, Baurin von Eiſeneck, geb. Hinsbergin, in die Koſt zu begeben, deren Lebenswandel jedermann in Frankfurt bekannt geweſen iſt, und ihr Ende iſt im Segen. Bei ihr bin ich ſechs Jahre geweſen und wir haben uns geliebt, wie ein Herz und eine Seele.

In dieſer Zeit hat mich der Herr in einer Waſſergefahr ſo mächtig geſtärkt, daß ich mich freute, während Andere zitterten und zagten. Denn es geſchah, daß ich auf dem Marktſchiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schweſter zu beſuchen; da waren auf dem Schiff unterſchiedliche Leute, auch einige Soldaten, die mit vier unkeuſchen Weibsperſonen ſehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menſchen ihre Seelen ſo ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und ſuchte einzuſchlafen, daß ich ſolche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlafe träumte mir der Spruch Pſalm 14: „Der Herr ſchauet vom Himmel auf die Menſchenkinder.“ Damit erwachte ich, und ſchon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe; da erſchrak ich und dachte: „Du wachſt ja, wie iſt dir denn zu Muthe?“ Und es war nicht eine Viertelſtunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in ſehr großer Gefahr, ſo daß ſie alle vor Angſt ſchrien und den Namen Jeſu um Hilfe anriefen, den ſie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft ſo unnütz genannt. Da that mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorſtellte, wie gut es ſei in der Furcht des Herrn zu wandeln, auf daß man in aller Noth Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchſte Gnade gab, daß ſich der unvorhergeſehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten ſo frech, daß ſie ſcherzweis ſagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unſer Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, „aber weil ein Heiliger hier iſt, ſind wir bewahrt worden,“ wobei ſie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und ſagte: „Ihr freches Frauenzimmer, denkt ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte?“ Und kaum hatte ich meinen Mund zugethan, da erhob ſich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geſchlagen, daß Alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine ſehr ungewöhnliche Freude und dachte: „Soll ich nun meinen Jeſum ſehen; was wird hier im Waſſer bleiben? Nichts anderes als das Sterbliche, das mich ſo oft beſchwert hat; was in mir Leben geweſen, ſtirbt nicht u. ſ. w.“ Schon hatte das Schiff ſehr viel Waſſer, alles Zuſtopfen und Ausſchöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten noch zur Linken ans Land konnte, und wir meinten ſchon, daß das Schiff ſinken wollte: da auf einmal wurde es ganz ſtill in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da ſprangen ſie aus dem Schiff, und die wilden Soldaten hatten meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau Acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam, und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrſchaft erfahren, daß der Vater mich nicht nöthig hätte; alſo ſchrieb meine liebe Herzogin ſelbſt, daß ich doch wiederkommen ſollte und meine Dienſte antreten, ſie wollten Kutſche und Pferde ſchicken und mir doppelte Beſoldung geben, ich ſollte auch den Namen einer Hofmeiſterin haben; aber ich entſchuldigte mich damit, daß ich die Aufſicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig ſein müſſe. Als ich aber ſechs Jahr bei der lieben Frau Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchſte Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt geſehen, einige Gedanken bekam mich zu heiraten; er gab zu Lübeck einer gewiſſen Perſon die Commiſſion mit mir zu reden, welche das erſt nach einer geraumen Zeit that, aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, ſondern als ich mit einem Gebet vor Gott geweſen, ſetzte ich mich nieder und ſchrieb es ab und ſchlug eine andere ſehr tüchtige Perſon vor. Aber mein lieber Mann ließ ſich nicht irren, ſondern ſchrieb an meinen lieben Freund und vornehmen Geiſtlichen und auch an meinen ſeligen Vater. Den Brief an dieſen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewiſſen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil ſie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da ſchrieb ich ihm und ſandte ihm ſeinen Brief und war dabei ſo ſtill, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in dieſem Briefe an meinen Vater ſtand, war mir unbekannt, ich dachte auch nicht, daß mein ſeliger Vater ſeine Einwilligung geben würde. Als ich aber ſeine Antwort bekam, worin er ſchrieb, er hätte viele Urſachen, mich jetzt in ſeinem Alter nicht ſo weit von ſich zu laſſen, und hätte ſich noch nie reſolviren können, ein Kind außerhalb ſeinem Stande zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerſtreben ſollte: da ging es mir zu Herzen und ich dachte, es muß von Gott ſein, weil meines Vaters Herz ſo gegen alles Vermuthen gerührt war. Er ſtellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, ſondern Alles ſeinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeiſter am Hanauiſchen Hofe, war ſehr dawider, aber mein ſeliger Vater antwortete ihm ſehr chriſtlich*): es wäre nicht ſein, daß wir in der evangeliſchen Religion die Geiſtlichen ſo gering achteten, da die Päpſtlichen ihre Geiſtlichen ſo hoch hielten; ferner: ſeine Tochter ſchickte ſich für keinen Weltmann, ſie heiratete nicht in Leichtſinn aus ihrem Stande, das wäre jedermann bekannt, Gott hätte mich zu ſolchem Werke berufen. Damit mußten ſie ſtille ſein, und mein ſeliger Vater gab das Ja.

Darauf reiſte mein lieber Mann nach Frankfurt und unſere Trauung geſchah am 7. September 1680 durch Dr. Spener in Beiſein ihrer Durchlaucht der Fürſtin von Philippseck, meines ſeligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Perſonen, und Alles ging ſo chriſtlich und wohl ab, daß jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Läſterteufel ſeine Tücke nicht laſſen, ſondern es verdroß ſeine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht mit Freſſen, Saufen und wildem Weſen vollbracht wurde. Da erdachten ſie die Lüge, der heilige Geiſt hätte ſich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergeſtalt ſehen laſſen und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt, welcher aber ſelber auf unſerer Hochzeit geweſen war. Als er aber widerſprach und vermeldete, daß er ſelbſt dabei geweſen, und daß es nicht anders als chriſtlich und recht zugegangen wäre, haben ſie ſich ihrer Lügen ſchämen müſſen.“

---

*) Der Vater war jetzt an einem frommen Hofe angeſtellt, die Fürſtin, welcher er aufwartete, war ſelbſt bei der Partie als Vermittlerin thätig.

So weit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mittheilung iſt der Bericht ihres Mannes. Vorher ſoll auch er ſeine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelſorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Peterſen beginnt:

„Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geſchloſſenem Frieden Anno 1649 den 1. Juli zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater ſeliger Georg Peterſen wegen des Friedensgeſchäftes von Lübeck geſchickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateiniſche Schule gethan. Man hat mich nie zum Studiren treiben dürfen, ſondern ich habe alle Stunden wohl in Acht genommen, und die Lichter verſteckt, auf daß ich dabei ſtudiren könnte, wenn Andere ſchliefen; wie ich denn auch unterſchiedliche Büchlein abgeſchrieben habe, als ich ſie gedruckt ſobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter ſah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durch's Gebet Alles von Gott erlangen könne; weswegen ich vor dem Studiren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch ſegnen möchte. Und da es mir einſt an einem Buch, aber auch an Geld fehlte daſſelbe zu kaufen, ſo ging ich in die Marienkirche, ſetzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar ſind, und bat Gott, er möchte mir doch was beſcheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und ausgebetet hatte, lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welcher ich gekniet hatte; das ſtärkte mich ſehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durch's Gebet etwas Geld erlangen wollte, da habe ich nichts gefunden, nach der weiſen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabſicht einfältig und kindlich vor ihm erſcheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas beſtraft werden ſollte, ſo habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich ſehr fleißig geweſen, weshalb der Herr Conrector mit meinem Exempel die Andern beſchämte und dabei ſagte, daß ich es Allen vorthun und die Krone erlangen, und, wie er ſich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler ſehr verdroſſen und haben mich deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und dick mit grobem Sande beſtreut, mit der Unterſchrift: „Dies iſt Peterſen's ſeine Krone und der Sand, den er uns in die Augen ſtreuen ſoll.“ Ich fürchtete mich zuletzt ſehr meine Lection fertig herzuſagen, obgleich ich ſie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geſchlagen würde. Als ich nach Prima verſetzt wurde, waren dort köſtliche Präceptores. Ich habe in dieſer Zeit viel Carmina drucken laſſen, abſonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateiniſche Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Hercules am Scheidewege gehalten. Anno 1669 reiſte ich nach der Univerſität Gießen. — —

Da ich nun in Gießen Magiſter geworden und bei denen Herren Profeſſoribus beliebt war, auch mit jedermann, ſo viel an mir lag, aufrichtige Freundſchaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von einem ſehr recommandirt, weshalb ich mich reſolvirte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu beſuchen, um zu ſehen, ob die That mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand viel mehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Weſen, als ich insgemein geſehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die heilige Schrift geliebt; aber bei meiner äußerlichen Gelehrſamkeit kam mir dieſe ſehr dunkel vor, ſo daß ich mich, während ich bei einer Disputation präſidirte, am meiſten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geiſtes in der Schrift recht zu verſtehen, und daß an der Wiſſenſchaft nicht viel wäre, die man ſich durch bloßen natürlichen Fleiß erwerben.

Es war auch damals eine adelige Perſon, die früher an einem Hofe Kammerfräulein geweſen, aber ſich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundſchaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieſer mündlich ſprechen wollte, ſo bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adreſſe an ſie geben. Das geſchah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die hebräiſch gelernt und auch ſonſt in der heiligen Schrift gute Erkenntniß hatte, nicht unangenehm ſein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den „Gott Peterſen“ darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntniß Gottes in Chriſto erfordert, als ſolche äußerliche Gelehrheit, womit man ſich insgemein brüſte, und wodurch man ſchwerlich zu der göttlichen Einfalt der himmliſchen Dinge gelangen könne. Dieſe Rede fiel tief in mein Herz und ich ward gleich überzeugt, daß dem ſo wäre. Darauf fing ich an mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottſeligkeit hörte, und ich begann zu prakticiren, was ich ſo gefaßt hatte; denn ohne dies lebendige Thun ſollte alles Andere vergeblich ſein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiſte ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig darnach.“ —

(Darauf kehrt Peterſen in ſeine Heimat Lübeck zurück, wird dort Profeſſor der Poeſie, aber von Jeſuiten ſehr angefeindet, nimmt 1677 ein Predigeramt in Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holſtein berufen.)

„Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerſtelle zu Eutin geweſen, da begab ſich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Thaler aus ſeiner Kammer geſtohlen wurden. Damit er wieder zu ſeinem Gelde käme, ging er zu einem Erbſchmied*) nach dem Dorfe Zernikow, um dem Diebe das Auge ausſchlagen zu laſſen; und damit es der Schmied deſto eher thun möchte, ließ er ihm durch einen Einſpänner**) ſagen, daß der Biſchof ſolches haben wollte, was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied ſolches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nach einander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag dieſen Nagel an einem dazu gemachten Kopf einſchlagen, worauf dem Dieb, wie ſie ſagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufſtehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blaſebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblaſen, dazu finden ſich zwei große häßliche Hunde ein. Als ſolches am erſten Sonntag in der Nacht geſchehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikow zu mir und klagten, wie ſie im ganzen Dorfe keine Ruhe gehabt vor dem erſchrecklichen Geheul, das ſie während dem Schmieden gehört hätten, ich ſollte es doch dem Herzog kund thun, daß er das böſe Werk ſtörte. Ich ſprach, das wären große Dinge, die ſie ſagten, und fragte ſie ernſtlich, ob es ſich auch ſo verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einſpänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Biſchof***), bei welchem gerade der Kammerjäger ſtand, und ſagte, ich hätte wol etwas im Geheimen zu reden. Als

---

*) Der Aberglaube ſchrieb nicht nur vererbtem Metall beſondere Kraft zu, auch vererbtem Wiſſen, zumal bei Schmieden, Schäfern, Nachrichtern.

**) Berittener Söldner, welcher keinen reiſigen Knaben hatte. Die Einſpänner verrichteten im Frieden Dienſte der Gensdarmen.

***) Der Herzog von Holſtein iſt Biſchof von Lübeck. Der Hofprediger nennt ihn je nach Gebrauch ſeinen Herzog und Biſchof. Dieſe Doppelich's nun ihm allein erzählte, entſetzte ſich der Biſchof, erkundigte ſich weiter und erfuhr, daß der Einſpänner ſolches in des Biſchofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu thun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böſe Dinge wären, wozu der Name des Biſchofs gemißbraucht worden ſei, ſo müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerſtört werden. Dies wurde auch applaudirt. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerſtören. Der Schmied war ſchon weggelaufen, ſeine Frau aber kam und bat um den neuen Blaſebalg und um das eiſerne Geräth. Ich aber ſagte, ſie ſollte ſich ſchämen ſolches zu begehren und was der Teufel in ſeiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf ſie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und Andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blaſebalg und ſchmiſſen das Eiſenwerk in ein tiefes Waſſer. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit anſahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtszeit; deshalb nahm ich den Spruch: „Siehe eine Hütte Gottes bei den Menſchen,“ und erklärte ihn in Kürze, ſagte aber gleich in der Application: „Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zerniſauern. Dies iſt der Ort, wo vormals der Abgott der Holſteiner, Zernebog, geehrt worden iſt, der wollte ſich jetzt wieder einniſteln, iſt aber doch auf Befehl des Biſchofs verſtört worden.“ Ich that auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofſtaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede, und ſagte, daß der Dieb bei Hofe ſein müſſe, auch wären einige Muthmaßungen, wer es ſein müſſe, vorhanden, der Dieb ſolle mir dieſes Geld bringen, ich bezeugte hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verrathen wolle. Der Dieb hat auch des Nachts

---

ſtellung des ſchwachen Herrn und ſein Benehmen ſind bezeichnend für die hilfloſe Lage der proteſtantiſchen Kirche.

das Geſtohlene bei meinem Hauſe auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker ſeine Leute zur Nacht aufgeſtellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er ſelbſt das Wiederkriegen verwehrt. Der Biſchof aber war auf den Kammerjunker zornig, und dieſer mußte vom Hofe weichen. Zwar ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beſchimpft, weil ich ſagte: ſein Name, den der Schmied bei dem Actus nennen muß, wäre dem Teufel in der Hölle bekannt, er möchte zuſehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach ſeinem Dräuen nichts gefragt, ſondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlaſſen.

Es ſuchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; ſie hielten es faſt alle mit dem Hofmarſchall, einem Meklenburger. Der Marſchall aber ſuchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzoge ein, daß die Herzogin Alles thäte, was die Naundorfin ihr riethe; dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mittlerweile hatten ſie im trüben Waſſer gut fiſchen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, ſo fragte mich der Hofmarſchall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verſtanden ſie ſich ſelbſt. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marſchall ſprach, man könnte mir wol den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwillen des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzoge und redete ihm beweglich zu, er ſolle ſich nicht von der Gemahlin ſo abwendig machen laſſen, die ſolches wollten, ſuchten ihr eigenes Intereſſe. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin und ſie vertrugen ſich in meiner Gegenwart, worauf ich ſie gleichſam von neuem copulirte. Der Biſchof ſagte, ich ſolle dies geheim halten, er aber merkte von da auf die Intriguen des Hofmarſchalls und ſagte ihm den Dienſt auf.

Es war auch eine böſe Action, da ſich ein Edelmann des hochfürſtlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unſerm Hofe entzweite und ſie ſich unter einander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkinde und hielt ihm vor, was das für eine unchriſtliche Sache wäre, ſich alſo zu duelliren, da Chriſtus uns auch geboten die Feinde zu lieben. Als er mir nun ſagte, er wolle zuſehen, daß der Handel beigelegt würde, ſo war ich einigermaßen ſicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämmerung einen Haufen Pferde bei meinem Hauſe vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem Beichtkinde ſein Spiel haben wollte; ich ſtand auf, erweckte meinen Diener, und weil ich in geſchwinder Eil' keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüſſe, die Loſung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen ſeien. Ich aber meinte, daß ſie ſchon Kugeln wechſelten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte ſie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußſtapfen nach, die ich wohl ſehen konnte, weil viele der holſteiniſchen Junker mit meinem Beichtkinde gezogen waren. Und da ich ſie noch beiderſeits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkinde hin und rieth ihm von der böſen Action ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu beſtellt hätte, was ich mit theuren Worten verneinte; auch dem Andern vom Plöniſchen Hofe redete ich beweglich zu. Sie wollten ſich aber nicht vertragen. Da ſprach ich: „Nun, weil ihr nicht wollt, ſo gebe Gott ein ſolch Exempel, daß er euch beide ſammt den Andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen ſind, vor aller Welt Augen in ſeinem Zorn hinnehme.“ Doch im Herzen wünſchte ich, ſie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Secundanten ihnen beiderſeits zuredeten und ſie ſich unter einander vertrugen, und einen Wagen kriegten, der mich wieder nach Hauſe führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwiſchen war doch die holſteiniſche Nobleſſe in ihrem Herzen gar übel darauf zu ſprechen, und ließ ſich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Cavalier an ſeine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr war im Anfang übel auf mich zu ſprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir ſagte, daß der Herr ſich über meine üble Conduite ſo geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufſtehen, bis er erkenne, daß ich nichts Anderes gethan, als was meine Hirtentreue erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu ſich fordern, dem ich vorhielt, daß die ſeine Tafel nicht zieren könnten, die ſich gegen Chriſtum ſetzten. Sei ich ſo wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wie viel mehr würde ich's für meinen Herrn ſelbſt ſein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, beſänftigt. Bald darauf beſuchte unſern Hof der Herzog von Plön, deſſen Vorwürfe wegen meiner That mein Herr gefürchtet hatte; dieſer aber lobte mich, dagegen ſchalt er ſeinen Hofprediger, der den Duellanten ſo nahe geweſen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn ſehr wohl und er ließ darauf ein ſehr ſcharfes Edict gegen alle Duelle publiciren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wol auch ſo geblieben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geſchlechterin vorgeſchlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünſcht hätte. Aber ſie war mir zu prächtig vorgekommen und ich ſagte, daß ſich das ſchwerlich zu einem Geiſtlichen ſchicken würde. Wenn ich heiraten ſolle, wäre mir niemand beſſer, als das Fräulein von Merlau, die mir in meinem Amte gar nicht hinderlich ſein würde. Ich ſcheute mich aber ſie deswegen anzuſprechen, damit ſie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntſchaft geſucht. Aber jemand, der nach Frankfurt reiſen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu ſagen. Meine Liebſte aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, ſchrieb aber an mich, ſie ſei zwar durch kein Verſprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit mir mit Ja zu antworten; ſie ſchlug mir aber eine andere junge Docterin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe als ſie, und die ſich für mich wohl ſchicken würde. Ich aber antwortete, entweder ſie oder keine, und ſchrieb zugleich an den Herrn Dr. Spener, er möchte ſie doch dazu bereden, ſchrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckiſchen Hofe, wo er Hofmeiſter war, vor ſeiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie geſinnt geweſen, ſeine Tochter einem zu geben, der nicht von Adel ſei, ſo wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er ſo beängſtigt wäre, wenn er die Sache abſchlagen wollte; er glaube deswegen, daß es Gottes Wille ſei, wenn ſeine Tochter dem Superintendenten Peterſen anvertraut würde. Deshalb überſchriebe er hiermit ſein väterliches Ja. Dieſen Brief ſchickte mir meine liebe Johanna zu und Dr. Spener gratulirte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knien darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es ſein Wille nicht wäre; wäre es aber ſein Wille, ſo möchte er den Vater ängſtigen, daß er nicht widerſtehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Briefe des Vaters las, daß er ſo geängſtigt würde, ſo merkte ich daran, daß es die wäre, die mir Gott von Ewigkeit zugedacht hatte. So reiſte ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt, und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen. —

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebſten in wunderbarer Weiſe die heilige Offenbarung aufgeſchloſſen, welche Gott dem Apoſtel und Evangeliſten Johannes durch ſeinen Engel in gewiſſen Viſionibus und Bildern bedeuten laſſen. Sonſt hatte ich mich immer gefürchtet ſolches Buch zu leſen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein verſiegeltes Buch, welches niemand verſtehen könnte. Aber an gewiſſem Tage hat mein Gott mich mächtiglich beweget und getrieben in ſolchem Buche zu leſen, und ohne mein Wiſſen hat meine Liebſte an gleichem Tag und in gleicher Stunde denſelben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu leſen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich ſolchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studirſtube hinaufging und mir Einiges aufnotirte, da ich aus der Uebereinſtimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Capitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Thier und das kleine Horn wäre — ſiehe, da kam meine Liebſte zu mir und erzählte mir, wie ſie ſich ſo ernſthaft vorgenommen das heilige Buch zu leſen, und was ſie darin gefunden. Und das harmonirte mit dem Meinigen, das ich ihr aufgeſchrieben wies, und das noch naß war. Da haben wir uns über einander entſetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier Wochen mit einander conferiren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab ſich, daß es immer genau daſſelbe war, was ſie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns ſehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderſeits ſo mit ſeinem aufſchließenden Geiſte gewaffnet hatte, die künftigen Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Roſamunda Juliana von der Aſſeburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugniſſen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforſchung der heiligen Schrift, ſondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab. — Hierbei iſt noch zu merken, was meiner Liebſten, als ſie achtzehn Jahr alt war, begegnete, und was ich mit ihren Worten hierher ſetze: „Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen goldenen Ziffern die Zahl 1685 ſah; zu meiner Rechten ſah ich einen Menſchen, der deutete auf die Zahl und ſprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geſchehen und dir ſoll etwas eröffnet werden. Nun iſt in dieſem 1685ſten Jahre die große Verfolgung in Frankreich geweſen, und mir iſt in demſelben Jahre das geſegnete tauſendjährige Reich in der Apokalypſe eröffnet worden; mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unſer beider Aufſatz darüber ſo zuſammengeſtimmt, daß wir uns ſelbſt darüber entſetzten. Wir ſind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr ſei, was wir in der heiligen Schrift von dem Reich unſeres Königs gefunden haben. Und wir haben ſpäter unſern Fund einfältig Andern mitgetheilt und nichts darnach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widerſprochen wurde.“

So weit die Erzählung von Peterſen. — Die erſten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einſt zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt: Sara ſoll einen Sohn haben; das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt ſehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarer Weiſe den Kopf aus ſeinem Bettchen in die Höhe hob und auch ſonſt erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas Ungewöhnliches, dem Herrn Wohlgefälliges werden würde. In der That wurde er ſpäter königlich preußiſcher Rath und konnte ſeine lieben Eltern ſchützen, als das tauſendjährige Reich ihr Leben ſorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdiſches Behagen beſſer geweſen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgeleſen hatte vermittelſt Vergleichung zahlreicher Bibelſtellen, bei denen ſie durch fleißiges Gebet und Erleuchtungen geſtützt wurden, war allerdings ein wenig ſeltſam, aber im Grunde ſehr gutmüthig. Das tauſendjährige Reich ſei nicht bereits dageweſen, ſondern ſtehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Chriſti in nicht ferner Zukunft beginnen; bei dieſer Gelegenheit werde ein Theil der Toten auferſtehen, von da ſolle in großen tauſendjährigen Zeiträumen das ganze Menſchengeſchlecht, Lebendiges und Totes, zur Seligkeit kommen, die Reformirten und Lutheraner ſollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgſten armen Sünder aus der Hölle erlöſt, zu allerletzt der Teufel ſelbſt aus ſeinem elenden Zuſtand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieſer alte Böſewicht allerdings erſt nach 50,000 Jahren; von da ab ſollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte ſein. — Sie waren merkwürdiger Weiſe geneigt anzunehmen, daß die Zeit von 1739 bis 1740 zum Anfang der Herrlichkeit beſtimmt ſei.

Es war viel Menſchenfreundlichkeit in dieſer Ueberzeugung, ſie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeſchleppt worden ſind. Denn bei dem Verfahren, eine Schriftſtelle aus der andern zu erklären, welches bis in die neue Zeit von unſerer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherſpürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche geſprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutſche Gelehrte die Bibel allen Geſetzen der wiſſenſchaftlichen Kritik unterwarfen, war in der That nicht das Wort der Schrift, ſondern der gemeine geſunde Menſchenverſtand das letzte Richtmaß der proteſtantiſchen Lehre; nur ein gemäßigter Sinn, der ſicher und unbefangen die Bedürfniſſe ſeiner Zeit empfand und vorſichtig vermied auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeſchmacktheit geſchützt bleiben. Mann und Frau Peterſen beſaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit, als vortheilhaft war. Bald ſollten ſie darunter leiden.

Im Jahre 1688 nahm Peterſen einen Ruf als Superintendent nach Lüneburg an; die Gatten betrachteten es als eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreiſe eine ſchöne Predigt gehalten und ſehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehre orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und Einiges von dem tauſendjährigen Reiche, was ihm entſchlüpft war, aufmutzten. Ferner aber ſchadete den Gatten die Bekanntſchaft des Fräulein Roſamunda von der Aſſeburg, deren ſtarke Erweckung und nervöſe Verzückung großes Aufſehen machte. Das zarte und unſchuldige Weſen des Mädchens feſſelte die beiden Peterſen, ſie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten ſie in der Preſſe, zumal das liebe Mädchen ganz daſſelbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen ſelbſt aufgeſchloſſen war. Die Privaterbauungen, welche ſie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltlichgeſinnten ihrer Stadt großen Anſtoß und wurden bösartig verleumdet. Als Peterſen nun vollends einmal auf der Elbe in Waſſernoth gerieth, da erſchien er ſich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfiſch geſteckt wurde, weil er das Geheimniß des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr, ſein großes Geheimniß fortan nicht mehr der Welt zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das tauſendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltſam in ſeinen Predigten hervor. Die Zuhörer erſtaunten, ſeine Gegner machten insgeheim Anzeige, er wurde 1692 vom Amte entfernt. Die Gatten trugen auch dieſes Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreiſen und Schriftſtellerei, in Beſuchen Gleichgeſinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Perſonen, an welche ſich Verleumdung und widerwärtiger Klatſch hing, ſie beſchieden ſich ihre Namen auf Reiſen meiſtens geheim zu halten. Niemals aber fehlte es ihnen an warmen

Gönnern und Freunden. In den Fürſtenſchlöſſern, den Häuſern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden ſie Bewunderer. Vor andern wurde der Kammergerichtspräſident Kniphauſen in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Abſetzung ein Gnadengehalt des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein; auch andere Gönner ſandten Geld und gewährten Fürſprache, ſo daß die Gatten im Stande waren, ſich im Magdeburgiſchen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden ſie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beſchwerden und heimliche Anklagen in Berlin geärgert, aber die Königin ſelbſt unterhielt ſich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die ſo hoffnungsvoll war, und freute ſich, daß er zuletzt allen Sündern die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die argloſen Verkünder einer bevorſtehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreiſenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kamen fechtende Studenten, behaupteten, auch ſie wären Pietiſten, und forderten eine Unterſtützung; ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der ſich bekehren laſſe, zehn Thaler erhalte. Zuletzt kam gar ein falſcher Oberſt und ſchlich ſich in Abweſenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doctorin ein, welche wahrſcheinlich durch eine unvertilgbare Erinnerung an ihren „weltlichen Adelſtand“ beſonders wohlwollend gegen hochgeſtellte Gläubige geſtimmt wurde, und der Mann kehrte gerade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger ſeiner ahnungsloſen Frau eine Vollmacht abſchwatzte. Auf einer Reiſe nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, ſie als Phöbe. Solche Erfolge tröſteten über den Schwall von Flugſchriften, der gegen ſie aufrauſchte. Treuherzig klagte Peterſen, daß jeder ſich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweiſen und zum Doctor der Theologie machen wollte; ſtill ergeben trug er auch, wenn ſelbſt die Frommen ſich an ſeine Lehre von der ſiebenten Poſaune ſtießen, oder wenn ſie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Profeſſor der Poeſie herauskehrte und in lateiniſchen Verſen, welche ihm wie Waſſer floſſen, die Krönung Friedrich's I von Preußen und andere weltliche Ereigniſſe beſang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbſt zu Thymern, wo ſie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Beſitz zu Nieder-Dodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu aufſäſſig geworden waren. Im Jahre 1718 half Peterſen noch den Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz, den der Jeſuit Schmeltzer katholiſch gemacht, durch ſiegreiche Religionsgeſpräche wieder evangeliſch herſtellen. Sie ſtarben in hohen Jahren kurz hinter einander: ſie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beſchieden, im Jahre 1740 durch den Schall der ſiebenten Poſaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preußiſcher Trompeten, welche die Thronbeſteigung und den erſten Krieg Friedrich's II anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmliſchen Zeit, welche dieſe Fanfaren anmeldeten, ſind doch bereits einige von den Prophezeiungen der beiden „Enthuſiaſten" in Erfüllung gegangen, die Union der proteſtantiſchen Kirche, Einfügung der Juden in die chriſtliche Bildung, ja ſogar die Beſeitigung des unmoraliſchen Widerſachers, welcher damals in Zernikaw am neuen Blaſebalg ſo arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber widmete der Frau Doctor Peterſen bei ihrem Eingange in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für ſie und ſich ſelbſt folgendes Zeugniß ablegte:

Von ihren Meinungen, die ſonderlich geweſen,
Hab' ich bis dieſen Tag noch keinen Satz geleſen.
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?

Ihr eingekehrter Menſch in ſanft- und ſtillem Geiſte,
Damit ſie unverrückt die Jeſus-Liebe preiſte,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin verſetzt war, wurde die Univerſität Halle der wiſſenſchaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenſchaftliche Francke mit ſeinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologiſche Leben. Dort wurde die Jugend ſyſtematiſch zu dem Glauben der Pietät herangezogen; ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte zu Wittenberg mehr Studenten um ſich geſammelt. Freilich wurden zu Halle ſofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Collegien erhielten den Charakter von Erbauungsſtunden, die Erweckung wurde zur Hauptſache, das emſige, geduldige Arbeiten in menſchlicher Wiſſenſchaft erſchien faſt überflüſſig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von Vielen mit Gleichgiltigkeit und Verachtung behandelt. Die maſſenhaften Gebete und geiſtlichen Uebungen führten zur Ueberſpanntheit, ſtatt der zügelloſen Burſchen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläſer Bier floricos oder hauſticos — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, ſchlichen oder hüpften jetzt bleiche Geſellen durch die Straßen der Stadt, in ſich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lauten Ausrufen. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geiſtesſtörungen und Verrücktheiten der ſchlimmſten Art. Vergebens warnte der maßvolle Spener.

Von Halle verbreitete ſich der Pietismus über die andern Univerſitäten, am längſten widerſtanden Wittenberg und Roſtock, durch Jahrzehnte die letzten Bollwerke der Orthodoxie. Auch an den Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meiſten deutſchen Reichsgebiete. Und nicht auf Deutſchland blieb ſeine Herrſchaft beſchränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem ſlaviſchen Oſten trug dazu bei, die innige Verbindung dieſer Länder mit dem geiſtigen Leben Deutſchlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbſt die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wiſſen, durch die Pietät umgeformt, das alte ſcholaſtiſche Gezänk verſtummte, mit größerer Würde und beſſerer Gelehrſamkeit ſuchten ſie ihren Standpunkt zu vertheidigen.

Unterdeß wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben auffälliger. Seit jener Proceß der geiſtlichen Erweckung ein geheimnißvoller Vorgang im Menſchenleben geworden war, auf den die ganze Seele ſich krankhaft ſpannte, ſollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinſchaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen beſonderen Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborner im Stande der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele verſiegelt gegen alle Sünde, er athmete in einer reinern Gottesluſt, der Gnade des Lammes ſicher, ſchon hier von der Sünde gelöſt. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironiſche Antlitz des Thomaſius geblickt oder etwas von dem Menſchenverſtand der nüchternen deutſchen Rede Wolf's in ſich aufgenommen hatte, immer ſchwerer, dieſen Gemüthszuſtand in ſich durchzumachen. Nicht allen gewiſſenhaften Männern glückte es damit ſo gut wie dem Rechtsgelehrten Johann Jacob Moſer; kläglich und erſchütternd ſind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen Einzelner überliefert ſind, von der Qual und Selbſtpeinigung, in welcher ſich Körper und Seele fruchtlos aufrieben. Bei den Schwächeren machte ſich jede Art von Selbſttäuſchung und unfreies Nachſprechen Anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erſchien es ſehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborne ein Schwärmer oder ein Betrüger ſei, zuverläſſig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunſt der Vornehmen und die Herrſchaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Unternehmen, eine Modeſache, ein Hilfsmittel für ſehr weltliche Zwecke. Häufig waren ſolche, welche die heiligſten Offenbarungen empfingen, zarte, ſchwächliche Naturen, denen man ernſte Dienſte, welche zur menſchlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuthen konnte; ſie gewöhnten ſich auf Koſten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte ſich in die Geſellſchaft Vornehmer, um ſein Fortkommen zu ſichern, und zu den Erbauungsſtunden großer Herren, welche am liebſten nicht in den Schloßkirchen, ſondern in beſonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Gunſt oder Schutz begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung ſchwatzen wurde bald hier bald dort das einträglichſte Geſchäft. An den erweckten Geiſtlichen, welche die Seele ſchwacher Landesherren in Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrſchſüchtigen Günſtlingen eigen ſind, bemerkt: Hochmuth und niederer Eigennutz. Bald kam auch die Sittlichkeit Vieler in üblen Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines frömmelnden Fürſten eine Geſellſchaft herrſchluſtiger Frommer ausgetrieben wurde, ſo erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berather vornehmer Gewiſſen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Verſiegelung Fürſtinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es ſchmeichelte ihrem Stolze, dieſelben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrſchen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborne Seelſorger im Schlafrock ohne Rock und Kamiſol unter den vornehmen Frauen umhergehen und ſehr bereit ſind, die Hände zu drücken, zu dutzen und zu küſſen. Zumal Frauen von Stande wurden durch dieſe Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleiſe ihres Lebens geriſſen: eine Gräfin von Leiningen-Weſterburg heiratete um

1700 den Paſtor Bierbrauer, vier Gräfinnen von Wittgenſtein verbanden ſich ebenſo nicht ohne ärgerliche Zwiſchenfälle mit frommen Separatiſten, mit bürgerlichen „Canaillen und Knipperdollings“, wie ihr empörter Bruder ſie nannte.*) In denſelben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kaſſel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame ſehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anſtößiger Verbindung mit einigen Separatiſten durch das Land zog, ſich mit zweien ihrer Begleiter als Joſeph, Maria und Jeſus verehren ließ und in ihren Conventikeln arge Unſittlichkeit großzog; ihre „Rotte“ vermochte ſich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Conventikelweſen überhand, neben maßloſen und verſchrobenen zogen ſich auch feiner beanlagte Seelen mit höheren ſittlichen Anſprüchen aus der Kirche.

So geſchah es, daß ſich von allen Seiten der Widerſpruch gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der geſunde Menſchenverſtand des Volkes. Wie ſich das Urtheil der Beſonnenen gegen ihn in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſtellte, ſoll hier noch an einem kurzen Beiſpiel gezeigt werden.

In ſeinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem ſpäter ausführlich die Rede ſein wird, das traurige Geſchick ſeines Bruders Ernſt Johann, der von der Univerſität Jena aus dem erweckten Kreiſe des Magiſters Brumhardt und des Profeſſors Buddeus tief zerrüttet ins elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle gibt eine ſo gute Einſicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß ſie hier mit wenigen Verkürzungen mitgetheilt werden ſoll.

„Mein Bruder war zur Rechtſchaffenheit ſo ſehr gewöhnt worden, daß er ſie auch gegen ſich ſelbſt unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es alſo vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Verſiegelung anzugeben, von wo an ſie in lauter geiſtlicher, himmliſcher Fröhlichkeit zu leben alle Urſache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: ſo wenig konnte mein Bruder dieſes Nachſprechen und geiſtliche Lügen ſich verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was Andere ſo leicht und ſo unzähligemal daher redeten. Er gerieth alſo über die Größe ſeiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemeſſene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winſelte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand ſich keine Veränderung in ſeinem Bewußtſein. Er aß ſelten Fleiſch, kein Weißbrot oder Semmel; er hielt ſich ganz unwerth ſeines Daſeins. Alle Nächte, wenn ich eingeſchlafen war, ſtahl er ſich heimlich aus dem Bette, ſchlich ſich in die anſtoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde und verlor im Affect nach und nach die Vorſichtigkeit, ſachte und leiſe zu reden; ſein helles Winſeln und Jammern weckte mich auf. Ich ſuchte ihn, und ſo wenig ich mir zutrauen konnte, als ein wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, ſo ſagte ich ihm doch zuweilen ſolche ſchöne Zeilen und Verſe, auch wol griechiſch und hebräiſch vor, daß er mich oft umarmte und ſeufzete: „Ach, wenn das mich anginge!“ Ich erwiederte zuweilen haſtig, was dies für Verkehrung eines Menſchen ſtatt Bekehrung ſei, wie dieſer Weg unmöglich richtig und wahr ſein könnte, worauf man allen Abſichten Gottes entgegen handelte und eine abſolut unnütze, recht anſtößige Creatur aus ſich ſelbſt machte. „Ja,“ ſagte er, „das bin ich, und kann es noch nicht genug erkennen.“ Ich ſprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unſere Stütze ſein könnte, wenn ihn nicht ſolche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies alles noch ernſthafter, und holete aus der Dogmatik und Polemik ſo weit aus, daß ich es wol verſtand, wofür er dieſe neuen Seelenanſtalten hielt. Indeß mußte er ſich in Acht nehmen, denn der ganze Hof war für dieſe Partei; Viele waren ganz gewiß ſehr gutmeinende Chriſten, aber es waren auch ganz unleugbare Müſſiggänger und bekannte Abenteurer, die in dieſe Anſtalten eintraten und ihre gute ſehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweiſe von ihrem Leben im Fleiſche, — welche Beweiſe gar nicht ſelten oder unkenntlich waren, — halfen nichts; wer konnte hier hindurchdringen! Hie und da hatte ein ſolcher Bekehrter mit ſeiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht unterſucht, es war Calumnie, und man ſetzte ihn zur Noth wo anders hin, wenn ſeine Bauern hierin zu altlutheriſch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verſtehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht ſelbſt gegangen ſei, es war ihm alſo nicht zu helfen. Man lief ſogar im Wald herum Tag und Nacht, ſo daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt Manche wieder anempfehlen, nichts Neues iſt; man ſang die neuen Liederchen mit einander; der Herzog gab freilich oft den Converſations-Wagen dazu her nebſt der leiblichen Bewirthung; ja er war oft ſelbſt der Kutſcher, um etliche fromme Schuſterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache ſo wenig, daß ich hier noch nicht Alles ſage. Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch dieſe alte Kunſt hatte man aus den Zeiten und Anſtalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten ſollte die Gnade des Heilands ganz reichlich und faſt ſichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schweſtern hin, in der That wider Chriſti Grundſatz, daß weder Jeruſalem nach Samaria den Gnadenort enthalte. Es brachten wenigſtens Viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiſte gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf, und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchelchen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Abſichten, die ins Große gingen, ob ſie gleich nachher die Sache wieder ins Gemäßigte ſetzten, weil die philadelphiſchen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer ſolchen frommen Reiſe meines Bruders ſtarb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich ſegne. Mein Bruder fand ſie eben im Sarge, als er wieder kam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte ſich lang auf ihr Geſicht und rief laut: „Ach, wäre ich unnützer Menſch an meiner Mutter Stelle geſtorben!“ Nun hatten wir alle einigen Zugang zu ſeinem Herzen, dieſe Reiſe zu Fuß hatte die Hypochondrie ſehr geſchwächet; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorſtellungen herbeigerufen, die er ſelbſt ſich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhiget oder fing an zu glauben. Wir ſtellten ihm vor, er müſſe doch auch den Menſchen mit ſeinen noch kleinen Gaben dienen; er nahm zuerſt eine Stelle an als Präceptor in dem kleinen Waiſenhauſe, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem ſogenannten Schlößchen wohnte, in der allerſchönſten Gegend, die man ſich wählen kann. Auf der Stadtmauer ſtehet der eine Theil dieſes alten Schloſſes; unter der Mauer iſt noch ein ſchmaler Fußſteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitſchen beſchützen; aber gerade unter dieſen Bruchſtücken eines Felſen fließet die Saale, zuweilen ſehr groß und breit, ſtets aber voll genug, daß Flöße und Kähne gebraucht werden können; vom Schloſſe aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte ſich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr.“

---

*) Die ärgerlichen Vorfälle, welche ſchon Thomaſius mit großem Behagen dargelegt hatte, ſind in dem fleißigen Werke: Max Göbel, Geſchichte des chriſtlichen Lebens in der rheiniſch-weſtfäliſchen evangeliſchen Kirche, II, 2. und 3. Abtheil., ausführlich nach den Quellen dargeſtellt.

So weit der Bericht Semler's. Er ſelbſt wurde ſpäter von der herrſchenden Gemüthsrichtung angeſteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge ſeines Geiſtes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieſer frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnißvoll. Der neue König von Preußen war den Pietiſten ebenſo abhold, als ſein Vater ihnen geneigt geweſen war.

In ſeinen Landen wurde zuerſt mit Bewußtſein und Energie das neue wiſſenſchaftliche Leben der alten Gefühlsſeligkeit gegenübergeſetzt. Faſt gleichzeitig verloren die Frommen an mehren ſächſiſchen Höfen die Herrſchaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beſte Leben der Nation ging ſeitdem in andern Bahnen, die Stillen im Lande erhielten ſich nur als vereinſamte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtenswerthe Miſſionsthätigkeit in fremden Ländern, ſie blieben aber ohne Einfluß auf die Strömung des deutſchen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahin fluthete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl Geweckter zuſammengeſchloſſen, er hatte die Einzelnen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnſucht nach einem ſtärkern Inhalt geſteigert; er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den ſtarken Unterſchied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernſt, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zuſammenhang der Deutſchen hatte er nicht gekräftigt. Wer ſich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, ſich mit Gleichgeſinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einſamkeit wie ein Schiffbrüchiger von ſeiner Inſel auf die große Waſſerwüſte hinabzuſehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wiſſenſchaft ſchuf zunächſt nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf das Bewußtſein nationaler Einheit in einem Volke, welches für ſeine Selbſtändigkeit zu kämpfen und zu ſterben, endlich auch zu leben wagte.

2.

Der Waſunger Krieg.

(1747.)

Mit Blut und Kanonendonner begann das große Jahrhundert der Aufklärung. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg tobte an der Weſtgrenze, in dem zerriſſenen Reich kämpften Baiern und Köln unter Reichsacht im Bunde mit Ludwig XIV gegen das Haus Habsburg.

Ohnmächtig war die Reichsverfaſſung geworden, ein Spott des Auslandes; bald kam die Zeit, wo der Deutſche ſich frug, wie das Reich doch noch immer zuſammenhalte. Im Oſten ſtanden die Hohenzollern bereits mächtig neben den Habsburgern, auch die Hohenzollern ſeit dem Beginn des Jahrhunderts Könige außerhalb des Reiches, das Kurhaus Sachſen kurz vorher im unſichern Beſitze der polniſchen Wahlkrone.

Noch brannten die Scheiterhaufen über verurtheilten Hexen, noch haderten die Geiſtlichen der drei Bekenntniſſe in unerquicklichem Streit, noch lag auf den Maſſen die Unduldſamkeit der Kirche, der Druck der Armſeligkeit, der Mangel an großen politiſchen Zielen, die Kläglichkeit der kleinen Landesgebieter und ihrer Höfe.

Immer ſchroffer wurde die Trennung der Stände. Der Edelmann, welcher nicht auf ſeinem Gut „verbauern“ wollte, regierte zuweilen als Beamter ſeines Fürſten in den Städten, oder er ſuchte eine Offizierſtelle, oft noch in fremden Heeren; am liebſten zog er ſich an den Hof, wo er mit ſeinem Gebieter tafelte, jagte, und in der Aufregung kleiner Umtriebe und dem Ceremoniell des Hofdienſtes nicht weiſer und nicht mannhafter wurde. Der Begriff von Hoffähigkeit und von den höfiſchen Rechten des Adels wurde immer einflußreicher. Noch waren zuweilen die bürgerlichen Rechtsgelehrten des Landesherrn ſeine Vertreter auch gegen einen andern Staat, aber doch nur aus Noth, weil im Adel die geſchulten Kräfte fehlten. Die Perſon des Landesherrn war ſeit der erſten Jugend vom Hofadel umgeben, dem nur zuweilen noch der Geiſtliche oder ein bürgerlicher Erzieher gegenüberſtand. Die Etikette erlaubte dem Fürſten nur in einzelnen Fällen, in beſtimmten Formen, mit dem Bürgerlichen zu verkehren. Es kam vor, daß ein guter Landesvater ſich in einen Privatmann verpuppte, in eine entlegene Stube zurückzog, einen alten Schlafrock anlegte und eine Pfeiſe in den Mund nahm, um mit ſeinen Bürgern unmittelbar verkehren zu können und aus ihrem eigenen Munde ihre Wünſche zu hören. Während ſolcher Stunden war ſeine fürſtliche Würde gewiſſermaßen außer Kraft; trat er aus dem Zimmer heraus, ſo umgab ihn der Bann des Hofes.

Und doch fanden gerade in dieſer Zeit zahlreiche Mißheiraten ſtatt. Noch durchbrach bei Vielen vom hohen Adel eine wilde Natur den Zwang des Hofbrauches, und mehr als einmal wurde bürgerlichen Mädchen der zweifelhafte Vorzug, zur angefeindeten Gemahlin eines Fürſten aus altem Geſchlechte zu werden. Selten erhielt die Frau durch den Kaiſer die Rechte der Ebenbürtigkeit, meiſt wurde die Ehe morganatiſch geſchloſſen, den Kindern die Thronfolge verſagt.

Zu den deutſchen Fürſten, deren Leben durch eine ſolche Verbindung aus dem Gleis gebracht wurde, gehört Anton Ulrich, Herzog von Sachſen-Meiningen. Geboren 1687, der jüngſte von drei Brüdern, wurde er nach dem alten Brauch ſeines Hauſes Mitregent des Landes in der Art, daß der älteſte

Bruder die höchſten Regierungsrechte ausübte, die jüngeren aber einen Antheil an den Landeseinkünften erhielten. Als junger Prinz hatte er Reiſen gemacht, im Erbfolgekrieg durch einige Feldzüge als kaiſerlicher Offizier gedient, beim Frieden von Raſtatt war er als Generalmajor vom Heere geſchieden. Ein feuriger Jüngling, höflich und gewandt, leutſelig, wie jüngeren Prinzen ziemt, nicht ohne einige geiſtige Beſtrebungen, — er hat, der herrſchenden Mode folgend, eifrig Kunſtſachen und Naturmerkwürdigkeiten geſammelt, — von lebhaftem Geiſt, ritterlicher Haltung, war er der Liebling des Landes, das er nur dem Namen nach beherrſchte. Was ihn erfüllte, trieb er eigenwillig, rückſichtslos, mit einer eiſernen Ausdauer, die ihn wol zu Großem gebracht hätte. Da wurde ſein Geſchick, daß er Philippine Ceſar, die Tochter eines heſſiſchen Hauptmanns, Kammerfrau ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin von Gandersheim, liebgewann; er führte ſie nach Holland und ließ ſich mit ihr trauen.

Mehre Jahre umhüllte er ſeine Ehe mit Geheimniß. Sein Leben wurde unſtät, ſeine Gemahlin hatte er in Amſterdam geborgen, die Diener hatten ſtrengen Befehl, ſeinen Wohnort zu verheimlichen, Briefe von Haus empfing er auf Umwegen, er ſelbſt fuhr nur ab und zu in das Land ſeiner Väter. Als ihm aber ſeine Gemahlin immer werther wurde und einige Söhne geboren hatte, da erwachte die Hartnäckigkeit ſeiner Natur: er offenbarte ſeine Vermählung und verlangte von der Familie die Anerkennung der Ehe, die Erbberechtigung für ſeine Kinder.

Jetzt brach der Unwille ſeines ſtolzen Hauſes aus. Die Anerkennung wurde verweigert. Nach Anſicht der deutſchen Höfe war eine ſolche Ehe allerdings eine Ungeheuerlichkeit, aber es war immerhin zweifelhaft, ob die Beſtimmungen des Lehnrechts genügten, gerade dieſe Ehe für ungiltig zu erklären. Deshalb traten ſämmtliche Herzöge von Sachſen 1717 zuſammen und beſchloſſen, daß alle nicht ebenbürtigen Verbindungen in ihrem Hauſe nur als morganatiſche Ehen angeſehen und den Kindern daraus niemals Erbfolgerechte eingeräumt werden ſollten.*)

Anton Ulrich blieb feſt. Er verfocht ſeine Sache eifrig am kaiſerlichen Hofe und kämpfte unermüdlich gegen die Räthe des Landes, welche den großen Zwiſt benutzten, auch die Einkünfte des Herzogs zu verkürzen. Aber durch ſchmale Koſt war ſeine Natur nicht zu beugen. Als 1722 der letzte Lehnsträger des Altenſteins, ein Hund von Wenckheim, auf den Tod lag und die bevollmächtigten Abgeſandten der Regierung ſchon um das Sterbebett ſtanden, das erledigte Lehen in Beſitz zu nehmen, da ritt plötzlich Anton Ulrich in den Schloßhof, trat trotz dem Widerſpruch der Räthe, die doch auch ſeine Diener waren, in das Zimmer des Sterbenden, ſang das Abendlied und die Bußgeſänge mit und übernachtete mit Gewehr und Piſtolen im Schloſſe. Sobald der Vaſall die Augen zugedrückt hatte, trat er bewaffnet in das Totenzimmer und nahm nach altem Brauche Beſitz von dem erledigten Lehen, indem er ſich in einen rothſammtnen Lehnſtuhl mit den Worten niederſetzte: „Hiermit ergreife ich Poſſeſſion für meinen dritten Theil, unbeſchadet der zwei Drittheile meiner Herren Gebrüder.“ Dabei rief er ſeine Begleiter zu Zeugen, rückte kräftig, wie der Brauch verſchrieb, mit der Hand an dem Tiſche, dem Sinnbild der beweglichen Habe, daß das Gießbecken umſchlug, und ließ einen Span aus der Thür des Sterbezimmers und des Gaſtzimmers ausſchneiden. Darauf nahm er die Anweſenden, welche ſich nicht durch Flucht entzogen hatten, in Pflicht, ritt aus dem Schloſſe, ſchnitt Splitter aus dem Eichwald und Raſenſtücke aus den Wieſen als ferneres Zeichen der Beſitzergreifung, und kehrte nach Meiningen zurück. Als er aber wiederkam, fand er das Burgthor verſchloſſen und mit Grenadieren beſetzt; ſeine Drohungen und Proteſtationen hatten keinen Erfolg.

---

*) Es galt als beſonders anſtößig, daß eine ältere Schweſter der Gemahlin Anton Ulrich's gerade in Meiningen an den herzoglichen Kapellmeiſter Schurmann verheiratet war.

Damals hatte er den Wunſch gehabt, mit Gemahlin und Kindern ein friedliches Leben in einem eigenen Beſitzthum der Heimat zu führen. Es ſollte ihm ſo gut nicht werden. Seine Brüder brachten einen Beſchluß des Reichshofraths aus, nach welchem er Frau und Kinder gar nicht in das Land ſeiner Väter führen, und wenn er es wagte, für dieſe niemals den fürſtlichen Titel in Anſpruch nehmen ſollte. Er aber zog jetzt ſelbſt nach Wien und bewirkte dort durch große Geldſummen und durch ſeine Kriegsbekanntſchaften, — der ſpaniſche Miniſter Marquis de Perlas war ſein Beiſtand, — daß Kaiſer Karl VI Frau Philippine in den Fürſtenſtand des heiligen römiſchen Reichs erhob, ihre Söhne und Töchter aber zu Herzogen und Herzoginnen zu Sachſen mit allen Fähigkeiten und Gerechtigkeiten, alſo auch der Erbfolge.

Dagegen aber erhob ſich wieder das ganze Haus Sachſen und die durch Erbverträge in Mitleidenſchaft gezogenen Hohenzollern und Heſſen. Zunächſt jedoch war Anton Ulrich Sieger. Sein älteſter Bruder ſtarb, der zweite war ein ſchwacher Mann. So wurde er im Jahre 1729 wirklicher Mitregent des Landes; da führte er ſeine Gemahlin und ſeinen älteſten Sohn unter dem Herzogshut in Meiningen ein. Elf Jahre lang freute ſich der trotzige Fürſt, ſeinen Willen durchgeſetzt zu haben. Aber ihm ſelbſt hatte der Kampf gegen ſein Haus verbittert, und zu der Unruhe und Gewaltſamkeit war ihm eine Streitſucht gekommen. Widerwärtig und endlos war der Zwiſt um die Regierung, die Zerwürfniſſe mit ſeinem Bruder und deſſen Günſtlingen; das kleine Land war in zwei Parteien getheilt, Miniſter und Beamte ſchlugen ſich auf die eine oder andere Seite, zuweilen ſtand die Regierungsmaſchine ganz ſtill. Der Herzog lebte mit Gemahlin und Kindern meiſt außer Landes, in Wien. Die Streitigkeiten mit den fürſtlichen Anverwandten um die Ebenbürtigkeit, welche immer noch fortleben, ärgerliche Zwiſtigkeiten mit den Nachbarn wurden ihm ein bitterer Genuß. Er hatte ſich nicht unbedeutende Kenntniß in den Formen des öffentlichen Rechts erworben und führte alle ſeine Gerichtshändel ſelbſt; ſie ſcheinen einen großen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch genommen zu haben.

Aber dem Siege ſollte ſchmerzliche Niederlage folgen. Der neue Kaiſer aus dem Hauſe der Wittelsbacher, Karl VII, war bei ſeiner Erwählung in ſehr beſtimmter Rückſicht auf die Angelegenheit Anton Ulrich's durch die Wahlcapitulation verpflichtet worden, keine offenkundigen Mißheirathen für geſetzlich ebenbürtig, und wo dies bereits früher geſchehen ſei, das Erbfolgerecht ſolcher Kinder für null und nichtig zu erklären. Deshalb ward die Standeserhöhung der Herzogin von Meiningen und ihrer Kinder widerrufen. Anton Ulrich legte Berufung an den Reichstag ein. Vergebens. Auch dieſer faßte den Beſchluß, daß der Herzog abzuweiſen ſei, und Kaiſer Franz I, der Lothringer, beſtätigte dieſe Abweiſung.

Es war ein grauſames Spiel des Schickſals. Die Gemahlin des Herzogs hatte das Glück, die letzte kaiſerliche Entſcheidung nicht zu erleben: ſie ſtarb wenige Wochen vorher, während ihr Gemahl in Frankfurt vergebens Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, das Geſchick abzuwenden. Aber noch um ihren Sarg haderten die Parteien. Der Bruder und Mitregent des Herzogs verweigerte die Beiſetzung des Leichnams im fürſtlichen Erbbegräbniß, ja auch das fürſtliche Trauergeläut. Anton Ulrich ſtürmte von Frankfurt nach Meiningen und befahl Geläut und Beiſetzung; Gebot und Verbot kreuzten einander durch mehre Wochen, bald wurde geläutet, bald wieder aufgehört. Da Anton Ulrich, der wieder nach Frankfurt geeilt war, die Beiſetzung des Sarges an jedem andern Orte als im Erbbegräbniß verboten hatte, ſo wurde der Sarg in einem Zimmer des Schloſſes mit Sand überdeckt; dort ſtand er anderthalb Jahre, bis im Jahre 1746 auch der letzte Bruder Anton Ulrich's ſtarb. Da ließ der Herzog, um ſeiner

Gemahlin noch im Tode Genugthuung zu verſchaffen, die Leiche des Bruders in fürſtlichem Trauerſchmuck zur Schau aufbahren und dann in daſſelbe Zimmer neben den Sarg ſeiner Gemahlin ſtellen und wie dieſen mit Sand überſchütten. Dort ſtanden die beiden Särge noch ein Jahr, dann wurden ſie beide zugleich ſtill im Erbbegräbniß beigeſetzt.

Jetzt war Anton Ulrich, einſt der jüngſte ſeiner Familie, Alleinherrſcher und Aelteſter ſeines Geſchlechts, aber Meiningen war ihm verleidet; er durfte ſeine geliebten Kinder daheim nicht als Herzöge einführen, darum zog er zu ihnen nach Frankfurt. Seine Agnaten verbargen kaum die Ungeduld, mit welcher ſie auf ſeinen Tod warteten, um das Erbe des letzten Meiningers in Beſitz zu nehmen. Der größte Theil ſeines Lebens war im Streit gegen ſie verlaufen, jetzt übte er Rache. Er vermählte ſich ihnen zum Poſſen, dreiundſechzig Jahre alt, mit einer Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal. Aus der erſten Ehe waren ihm zehn Kinder geboren, aus der zweiten wurden ihm noch acht. Jede neue Geburt zeigte er den betheiligten Anverwandten auf einem Bogen im größten Royalfolio an.

Er ſtarb 1763 zu Frankfurt am Main. Noch in ſeinem Teſtamente bricht der trotzige Wille aus, die beiden Söhne erſter Ehe als Miterben in ſein Land einzuführen. Alle Kinder der erſten Ehe ſtarben unvermählt.

Es war ein verfehltes Leben, aber es verdient wol die Theilnahme einer ſpätern Zeit. Eine ſtarke Leidenſchaft verſtörte ſeine Tage bis zur letzten Stunde. Mit einer großen Liebe drang auch ein Strom von Galle in ſein Herz, ohne Aufhören rinnend; ſeine Zeit, ſein Geld, alle ſeine Geiſtesgaben wurden in dem traurigſten aller Kämpfe, in Familienhändeln, verwendet. Großes verſprach ſeine glänzende Jugend, und ſein ganzes Mannesalter, wie fruchtlos wurde es für Andere, ja für ihn ſelbſt! Noch als Greis ſaß er in einer fremden Stadt, getheilt zwiſchen ſeiner Vergangenheit und der neuen Häuslichkeit, in der er ſich nicht mehr behaglich einleben konnte. Sein

Geiſt, einſt ſo lebhaft und rührig, ſein unbeugſamer Wille, ſie waren durch ſeine perſönlichen Angelegenheiten ſo eingenommen, daß er als wirklicher Gebieter ſeines Landes nicht mehr den Trieb hatte, ſeine Pflicht zu thun.

Er war im Unrecht geweſen, als er die Tochter eines Bürgers geheiratet hatte; denn wenn auch noch kein Hausgeſetz die nicht ebenbürtige Ehe verbot, er hatte ſeine Ehe heimlich, ohne Wiſſen ſeiner Mutter und des älteſten Bruders, des Seniors ſeiner Familie, geſchloſſen. Niemand ſoll ſich ſo ohne offenes Ausſprechen von ſeiner Familie löſen, am wenigſten der Herr eines Landes. Ja er hatte vielleicht im Anfange gar nicht die Abſicht gehabt, ſeine Gemahlin zur Herzogin zu machen.

Aber auch das Verhalten ſeiner Verwandten iſt nicht tadellos. Abgeſehen von kleinen Ungerechtigkeiten und hinterliſtigen Anfeindungen, mit denen ſie den reizbaren Fürſten quälten, auch wirkliche Rechte deſſelben verkürzten, waren die unförmlichen Klagſchriften derſelben, die zum Reichshofrath und zum Kaiſer liefen und ſogar öffentlich verbreitet wurden, in einem Tone gehalten, der den Fürſten mit Recht empörte. Die Ceſarin wird darin eine gemeine Weibsperſon genannt, ihre Kinder Baſtarde, es wird bezweifelt, daß überhaupt eine Ehe geſchloſſen ſei, und Aehnliches, was dem rechtsverdrehenden Stile der damaligen Streitſchriften anzuhängen pflegte. Und vollends unerhört, — ſo viel uns bekannt, auch in der Fürſtengeſchichte, — iſt der Widerruf einer bereits vollzogenen Standeserhöhung.

Es war nicht unnatürlich, daß Anton Ulrich durch eigene Erfahrung auch einen Widerwillen gegen die Standesanſprüche des niederen Adels am Hofe erhielt, und es lag ganz in ſeinem Weſen, daß er ſeinen Haß bei Gelegenheit mit rückſichtsloſer Härte offenbarte. Das that er kurz nach dem Tode ſeiner Gemahlin dem verwaiſten Hofe von Meiningen.*)

---

*) Für dieſe Darſtellung ſind benutzt: Archiv für die Herzogl. Sächſ. Meiningiſchen Lande II, 1834; darin: Biographie Anton Ulrich's. — Der Waſunger Krieg von A. von Witzleben, 1855. — Ferner die als

Im Fürſtenſchloß zu Meiningen hatte unter den Hofchargen die Frau Landjägermeiſterin Chriſtiane Auguſte von Gleichen den erſten Rang. Unter den andern hoffähigen Damen war auch eine Frau von Pfaffenrath, zwar eine geborene Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsräthin und Frau eines eben erſt geadelten Mannes, den ſie noch dazu auf nicht regelmäßigem Wege geheiratet hatte. Denn ihr Mann war Hauslehrer in ihrem elterlichen Hauſe geweſen, ſie war mit ihm entflohen und hatte, nach manchen Beſchwerden, eine Verſöhnung mit ihrer Frau Mutter und ein Adelsdiplom für ihren Gatten durchgeſetzt. Jetzt wurde ſie durch den Herzog Anton Ulrich von Frankfurt aus protegirt, wie der Hof raunte, weil ihre Schweſter den Vorzug hatte, die Huldigungen des alten Herrn zu empfangen. Natürlich durfte ſie nur nach Amt und Rang ihres Mannes eingeſchätzt werden, aber leider erhob ſie Prätenſionen, weil ſie ſelbſt vom hohen Adel wäre. Als ſich nun im October 1746 die Thüren des Speiſezimmers öffnen ſollten und der Page ſchon zum Gebet bereit ſtand, da trat der Oberſtallmeiſter an die Frau Landjägermeiſterin und ſagte: „Sereniſſimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damens haben ſoll.“ Frau von Gleichen erwiederte, das werde ſie ſich nicht gefallen laſſen, aber Frau von Pfaffenrath hatte eine günſtige Aufſtellung genommen und ſchnitt der Frau Landjägermeiſterin den Vortritt ab, bevor dieſe es hindern konnte. Doch die entſchloſſene Frau Landjägermeiſterin war weit entfernt von feiger Submiſſion. Sie eilte um den Tiſch zu dem herzoglichen Cabinetsminiſter und gab ihm die Erklärung ab, welche einer Dame von Charakter nach ſo unerhörter Beſchimpfung ziemte: „Wenn Frau von Pfaffenrath mir nach der Tafel wieder vorgeht, ſo werde ich

---

Manuſcript gedruckten Beſchwerdeſchriften des Meininger Hofes gegen Anton Ulrich von 1721, 1733, 1745, 1747. — Die Erzählung des Lieutenants Rauch ſelbſt iſt der Handſchrift deſſelben entnommen, welche ſich in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha befindet.

dieſelbe mit Aufopferung ihres Reifrocks zurückziehen und ihr ein Paar Worte ſagen, welche ſehr verdrießlich werden können.“ Der Cabinetsminiſter war in Verlegenheit, er kannte den feſten Charakter der Frau von Gleichen. Endlich gab er ihr den Rath, ſich vor dem Gebet vom Tiſche zu erheben, dann werde ſie jedenfalls als erſte hinausgehen und den Vortritt haben. So „maintenirte“ die Frau Landjägermeiſterin ihren Poſten, aber ſie hatte ſich ſehr alterirt; und erregt war der ganze Hof, ja er ſpaltete ſich in zwei Parteien. Dieſer Streit der Damen ſetzte das ganze heilige römiſche Reich in Bewegung, verurſachte einen Feldzug zwiſchen Gotha und Meiningen und wurde erſt durch Friedrich den Großen in einer Weiſe beendigt, welche ſehr an die Fabel von dem Löwen erinnert, welcher den Königsantheil für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm.

Frau von Gleichen wandte ſich an den abweſenden Herzog um Genugthuung. Sie erhielt eine ſtarke und ungnädige Antwort. Empört durchforſchte ſie das frühere Leben ihrer Feindin und ließ ein anonymes Schreiben verbreiten, in welchem die Liebesabenteuer der Gräfin mit mehr Genauigkeit als Zartgefühl dargeſtellt wurden. Ueber dies Pasquill oder „libellus famosus“ beklagte ſich wieder Frau von Pfaffenrath bei dem Landesherrn in Frankfurt, und ſeitdem begann ein Verfahren gegen die Frau Landjägermeiſterin, welches ſelbſt damals für hart und grauſam galt. Sie ſollte der Frau von Pfaffenrath knieend Abbitte thun und ſie auf das Bußfertigſte um Vergebung bitten; und als ſie ſich mit den Worten weigerte: „Lieber ſterben,“ wurde ſie nach dem Rathhauſe in Haft gebracht und dort von zwei Musketieren bewacht; auch ihr Mann ward in ein ungeſundes Gefängniß geſteckt. Unerſchüttert durch ſo große Leiden hat die Frau Landjägermeiſterin in einem ſchönen Briefe voll Selbſtgefühl und edler Geſinnung den Herzog um die Befreiung ihres Gatten, um ihre Entlaſſung aus dem Hofdienſte und die Erlaubniß einer gerichtlichen Vertheidigung gegen die Pfaffenrath. Alles wurde ihr abgeſchlagen. Im

Gegentheil wurde ſie von zwei Musketieren in die Stube der Pfaffenrath getragen, um abzubitten, und als ſie ſich wieder weigerte, fuhr man ſie auf den Markt von Meiningen, umſchloß ſie mit einem Kreis von Soldaten, und der Landrichter las einen herzoglichen Befehl ab, in welchem dem Volke verkündet wurde, das Pasquill ſolle vor den Augen der Landjägermeiſterin durch den Schinder verbrannt werden und einem jeden Menſchen ſolle bei hundert Thaler Strafe und ſechs Wochen Gefängniß verboten ſein, noch von der Sache zu ſprechen. Der Brief wurde von dem Henker verbrannt und Frau von Gleichen wieder in das Gefängniß zurückgeführt.

Jetzt aber erhoben die Freunde der Gleichen Klage beim Reichskammergericht. Der wiederholten Aufforderung des Reichskammergerichts an den Herzog Anton Ulrich und ſeine Regierung, die Eheleute von Gleichen freizugeben und nach geſchriebenem Rechte zu verfahren, wurde nicht gehorcht. Darauf erhielt der Herzog Friedrich III von Gotha durch daſſelbe Gericht den Auftrag, die Frau von Gleichen und ihren Ehemann gegen alle fernere Gewalt zu ſchützen und ſelbige aus der Gefangenſchaft in Meiningen in ſichere, doch ohnnachtheilige Verwahrung zu bringen. Herzog Friedrich forderte von Meiningen die Auslieferung der Gefangenen; man ließ aber ſeinen Beauftragten nicht in die Stadt, nahm ihm ſeine Briefe nicht ab, ſondern bedeutete ihn, wenn Gotha etwa die Befreiung mit Gewalt erzwingen wolle, ſo habe man auch zu Meiningen Pulver und Blei. Denn zwiſchen Gotha und Meiningen beſtanden zahlreiche Händel und große Erbitterung.

Darauf rüſtete Herzog Friedrich von Gotha zu bewaffneter Execution. Er war ein wehrhafter Herr, der in holländiſchem und in kaiſerlichem Dienſte gegen Hilfsgelder ſechstauſend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Mann Reiterei unterhielt. Außerdem beſaß er eine große Anzahl Geſchütze und ein ſtarkes Offiziercorps mit mehren Generälen. Die Wehrkraft von Meiningen dagegen war gering, ſie beſtand faſt nur aus dem alten Defenſionswerk, Milizen von geringem militäriſchem Geſchick. Dieſe zog man zuſammen und befeſtigte Meiningen, ſo gut man in der Eile konnte. Es war aber vom Schlachtengott nicht beſtimmt, daß Meiningen ſelbſt das Kampfziel werden ſollte; denn die losgelaſſene Kriegsfurie begnügte ſich, um die meiningenſche Landſtadt Waſungen zu raſen. Und zwar war es ein verhängnißvoller Zufall, daß gerade dieſer Ort Schauplatz des Krieges werden mußte; denn bei Ohrenbläſern galt er für das Schilda oder Schöppenſtädt Meiningens, und im Lande rollte eine lügenhafte Geſchichte von ſeinen Rathsherren und einem großen Kürbis umher. Der Rath ſollte den Kürbis verkannt und als ein fremdes Pferdeei betrachtet haben, welches zum Wohl der Stadt durch vereinte Kraft der Rathsherren auszubrüten ſei.

Die kriegeriſchen Händel, welche jetzt mitten in Deutſchland zwiſchen den thüringiſchen Staaten Gotha und Meiningen ausbrachen, ſind unter dem Namen des Waſunger Krieges bekannt. Für die Kriegsgeſchichte haben ſie keine Wichtigkeit; um ſo bezeichnender ſind ſie für Bildung und Zuſtände des Zeitalters, in deſſen Ende ſie fallen. All das Elend im deutſchen Reich, die Verkommenheit des bürgerlichen Lebens, die rohe Unſittlichkeit der damaligen Politik, Kleinlichkeit, Zopf und Unbehilflichkeit der Reichsarmee erſcheinen dabei ſo maſſenhaft, daß ſie wol Heiterkeit erregen könnten, wenn nicht der bittere Ernſt, die Hilfloſigkeit des deutſchen Reiches, zu grell ans Licht träte.

Von hier übernimmt der gothaiſche Lieutenant Rauch als Theilnehmer am Kriege den Bericht. Er erzählt in ſeinem Tagebuche, wie folgt.

„Den 15ten Februar früh Punkt ein Uhr brach unſer ganzes Commando von Dambach auf und marſchirte mit brennenden Flambeaux durch den Wald, über den ſogenannten Roſengarten, daß wir mit Anbruch des Tages bei dem heſſiſchen Dorfe Floh eintrafen; unſer Herr Gott wußte, wo wir hin wollten, aber wir nicht. Wir ſetzten unſern Marſch immer fort, durch Stadtſchmalkalden durch und gerade auf Mittelſchmalkalden zu.

Als die Garde zu Pferde an dem meiningenſchen Dorfe Niederſchmalkalden ankam, ſtand ein Lieutenant mit ungefähr vierundzwanzig Mann Landmiliz uns quer vor dem Wege und ließ uns nicht paſſiren. Hier mußten alle drei Corps Halt machen. Der Major von Benkendorff nebſt dem Oberlieutenant ritten auf den daſtehenden commandirenden Lieutenant zu; der Herr Major fragte ihn: was das wäre, oder was das heißen ſollte, daß er uns nicht wollte paſſiren laſſen? ob dieſes hier nicht eine offene Landſtraße wäre? Der Lieutenant beantwortete mit Ja! es wäre eine Landſtraße, aber er hätte Befehl, uns nicht paſſiren zu laſſen. Der Herr Major von Benkendorff mochte ihm ſagen, was er wollte, der Lieutenant gab ihm dennoch kein Gehör; der Major griff in ſeine Taſche und wollte ihm einen Brief zeigen, welchen er auch nicht annahm. Worauf der Major dem Lieutenant ſagte: wenn er ihn mit ſeinem Volke nicht paſſiren ließe, ſo würde er durchſetzen.

Der Lieutenant gab kurze Antwort: das könnten wir thun, vor Gewalt könne er nicht. Der Herr Major ritt ſogleich zur Garde, ließ das Seitengewehr ausziehen und rückte auf den Lieutenant zu und wollte ſehen, ob er ſich etwa ſollte behandeln laſſen, aber er wich nicht von der Stelle. Der Major fragte ihn noch einmal, ob er wollte Feld geben oder nicht? Er blieb bei ſeinem Worte: Nicht von der Stelle, er hätte Befehl von ſeinem Herrn. Darauf commandirte der Herr Major an die Garde: Marſch! Marſch! und ſetzte durch.

Bei dieſem Durchjagen mochte wol ein Pferd dem meiningenſchen Lieutenant einen Schub auf die Seite gegeben haben, daß er im Wege herumtaumelte. Der Lieutenant aber erholte ſich, ergriff ſein Gewehr und ſchoß den Wachtmeiſter

Starke von der Garde, weil er hinten ſchloß, in den Hinterſten, daß ſich auch ſein Pferd mit ihm bäumte und er den Hals bald dazu gebrochen, wenn nicht ein Reiter zugeſprungen wäre und das Pferd beim Zügel gefaſſet hätte. Mein guter alter Lieutenant aber, als er Feuer gegeben, begab ſich auf's Laufen. Der Reiter aber, Namens Stähm, jaget ihm ſogleich nach und will ihm den Kopf entzweihauen; der Lieutenant aber hält ſein Gewehr über'n Kopf quer vor, daß auch der Reiter Stähm den Pulverſack an dem Gewehrlauf halb durchgehauen hat. Mein alter Lieutenant aber will weiter laufen und ſpringt über einen Graben weg, daß ihm der Reiter nicht kann nachfolgen, und denkt, er iſt nun fort. Der Grenadier Hellbich aber ſchlägt an, und ſchießt meinen alten Lieutenant Zimmermann im Laufen hinter das rechte Ohr, ſo daß er Knall und Fall zu Boden lag und keine Ader zuckte. Die Landmilizen, ſo noch darum ſtanden, ſahen das Spiel mit an. Die Grenadiers aber machten etliche Feuer von den Granaten unter ſie, daß ſie ſich rührten und über Zäune und Felder hinwegſprangen. Da lag nun der alte Lieutenant Zimmermann; ich ſprang hinzu und gedachte, er möchte nur eine Bleſſur haben, aber er war tot.

Unterdeſſen blieben wir immer in unſerm Marſche hinter der Garde her; im Augenblick, ehe wir es uns verſahen, kam der Major von Benkendorff mit der geſammten Garde wieder zurück und konnte nicht durch, weil ſie im Dorfe alle Straßen mit Wagen und Karren verſperrt hatten; er kam juſt noch zum Luſtfeuer der Granaten. Der Herr Major rief ſogleich den Bauern zu, ſie ſollten den Schulzen, oder wer ihre Obrigkeit im Dorfe wäre, herauskommen laſſen, wenn ſie ihr Dorf nicht wollten angeſteckt haben.

Der Schulze und die Bauern, welche ihren alten Lieutenant tot liegen ſahen, den ſie jederzeit für eine Landwehr gehalten hatten und welche auch von weitem einige Granaten in ihren Gärten gemerkt hatten, waren in Angſt und ſtürmten an die Glocke, daß alle Bauern in der Geſchwindigkeit herbei mußten.

Augenblicklich waren alle Wagen und Karren aus dem Wege geräumt, daß wir konnten gerade durchmarſchiren. Mittlerweile läuft die verjagte Landmiliz gerade auf das Dorf Schwallungen zu, welches wir wieder zu paſſiren hatten und wo wiederum ein Offizier mit dreißig Mann Landmiliz commandirt ſtand; ſie verkündigte, was von uns in dem Dorfe Niederſchmalkalden geſchehen. Der Offizier aber, welcher ein Schuſter ſeiner Profeſſion war, als er von den geflüchteten Leuten einen ſolchen Rapport erhält, nimmt ſeine Mannſchaft, die mit ihm gehen will, und reißt aus nach Waſungen zu, ehe er uns zu ſehen bekommt. Wir aber wiſſen von dem ganzen Handel nichts, ob dort wieder Volk ſteht oder nicht. Unterwegs aber kommt ein Mann zu uns und erzählt uns, wie im Dorfe Schwallungen ein Offizier mit Volk da ſtände und das Thor beſetzt hätte. Wir kehren uns aber an Alles nicht, ſetzen unſern Marſch immer fort.

Als wir vor dem benannten Dorfe ankamen, ſetzten wir uns in Züge, machten die Bajonnets wieder auf, und gedachten: wie wird es nun da zugehen! Wir marſchirten fort; als wir aus Thor kamen, war Offizier und alles Volk davon gelaufen, und war nicht ein einziger Menſch, der uns einen Widerſtand thun wollte. Wir marſchirten mit unſern aufgepflanzten Bajonnetten gerade durch; da ſahen wir die zurückgebliebenen Leute des ausgeriſſenen Schuſterfähndrichs in der Montirung und den Patrontaſchen aus den Bodenfenſtern gucken.

Mein guter Schuſterfähndrich war weg, und hatte ſich mit der Mannſchaft, ſo mit ihm gegangen, zu Waſungen in das Thor poſtirt, wo wieder ein Lieutenant, welcher ein guter Bartputzer war, — welches ich aus der Erfahrung nach dieſem erkannte, weil er mich ſelbſt barbieret, — ſich poſtirt hatte und uns erwartete. Das Thor von Waſungen war zweimal mit Blockthoren feſt zugemacht, aber eine Schildwache ſtand außen, worauf der Major von Benkendorff dieſer zurief: ſie ſollte aufmachen. Die Schildwache aber excuſirte ſich, ſie könne es nicht; benannter Herr Major fragte ſie: „wer ſonſten?“ ſie antwortete: „der Lieutenant.“ Der Major ſagte: er ſolle ſeinen Lieutenant rufen, worauf er eiligſt lief und ihn herausholte. Da kam mein guter Bartputzerlieutenant angeſtiegen, der Mann war vor Angſt ſchon tot und im Geſicht weißer als ſein Hemd. Der Herr Major redete ihn mit harten Worten an: was das wäre, daß die Thore zugemacht wären; ob hier nicht eine offene Landſtraße durchginge? Er beantwortete es mit Ja! — Alſo, ſagte der Major von Benkendorff, ſollte er augenblicklich aufmachen, oder wir wollten es ſelbſt thun. Als er dieſes Compliment von dem Herrn Major ſolenniter bekam, war er vollends halbtot. Er bat um Pardon, er könne nicht aufmachen, ſondern die Rathsherren, die hätten das Thor verſchloſſen. Die Antwort war: er möge gleich die Rathsherren beiſchaffen. Mein Gott! wer war froher als der gute Barbier, der lief, als wenn ihm der Kopf brennte; unterdeſſen aber der Schuſterfähndrich ließ ſich nicht hören noch ſehen.

Endlich kamen die Rathsherren herbei.

Als ich dieſe Männer zu dem kleinen Pförtchen herauskriechen ſah, dachte ich: was Teufel! ſind das Rathsherren? das mögen wol ſchöne ſein. Der Rathsherr ſah doch noch ein bischen reputirlich aus, aber der Bürgermeiſter war bis in die Kniekehlen voller Kuhdünger, und mußte eben vom Stallausmiſten geholt worden ſein. Hierauf fragte der Major von Benkendorff: ob ſie die Rathsherren wären? Sie antworteten: Ja; was unſer Begehren wäre? Der Major fragte: ob das hier nicht eine Landſtraße auf Nürnberg wäre? Sie ſagten: Ja. Warum ſie denn die Thore zumachten und verſperrten, und uns nicht durchpaſſiren laſſen wollten? Der Rathsmeiſter aber antwortete: ſie hätten Befehl von ihrer

Herrſchaft, kein Volk durchpaſſiren zu laſſen; deswegen müßten ſie das Thor zuhalten, und ſie müßten thun, was ihnen ihr Herr beföhle. Der Major von Benkendorff aber wiederholte vorige Worte und ſagte zu ihnen: ſie müßten uns aufmachen und nur geſchwind, denn wir müßten weiter marſchiren, und wenn ſie nicht aufmachten, ſo würden wir es ſelbſt thun. Der Rathsmeiſter beantwortete dies und ſagte: wir könnten machen, was wir wollten, er aber dürfe uns nicht aufmachen, noch viel weniger aufmachen laſſen. Der mit Kuhmiſt beſchmutzte Bürgermeiſter aber fing an: Ja! wenn wir weiter marſchiren wollten, ſo könnten wir ja da hinten weg marſchiren. Ich gedachte bei mir, wenn du nur ſollteſt den verfluchten kothigen Kerl gleich umbringen. Der Herr Major rief mir ſogleich zu, alle Zimmerleute vom ganzen Commando ſollten hervorkommen, welches augenblicklich geſchah. Hierauf fragte der Major nochmals, ob ſie im Guten aufmachen wollten, ſonſt ließe er die Thore gleich einhauen; ſie thäten jetzt ſehen, daß wir ſelbſt aufmachen könnten, wenn ſie ihre Thore nicht lieber ganz behalten wollten.

Der Herr Major gedachte, ſie würden ſich reſolviren und aufmachen, aber ſie ſagten, ſie machten nicht auf, und wir könnten thun, was wir wollten. Hierauf rief der Herr Major: „Allons Zimmerleute, hauet die Thore ein.“ Darauf fingen die Zimmerleute an zu hauen. Wie ſich das Pochen und Krachen anfing, hätte ein Menſch ſehen ſollen, wie die Rathsherren, worunter der Bürgermeiſter mit war, und der halbtote Bartputzerlieutenant anfingen zu laufen, als ob ſie der Teufel fortführte. Augenblicklich waren beide Thore eingehauen und marſchirte das ganze Commando mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen zur Stadt hinein.

Als wir nun zum Thore hineinmarſchirten, ſtanden der gute Barbierlieutenant und der Schuſterfähndrich mit ihrer Mannſchaft da, präſentirten ihr Gewehr und ſalutirten alle beide vor unſern Offizieren des Commandos.

Hier hielten wir nun alle, wie wir waren; ein jeder war hungrig und durſtig. Wir Offiziere ſelbſt ließen uns was zu trinken von Bürgersleuten holen; wir ſtanden und ſahen einander an und fragten einer den andern. Es lag Schnee und war kalt, die Leute fingen an ungeduldig zu werden. Ich ging in den Gaſthof, wo der Herr Obriſtlieutenant bei den Räthen war, ſie deliberirten, ich konnte nicht mit ihnen zu ſprechen kommen. Die Bürgersleute brannten ſchon Licht an, es wollte kein Ende daraus werden.

Endlich kam der Herr Obriſtlieutenant und ſchickte ſogleich nach den Rathsherren, welche ſchon alle in ihrer Verſammlung waren, wegen des eingehauenen Thores deliberirten und ihren Bericht nach Meiningen machten. Der Rathsmeiſter aber mußte den Braten wol merken, er machte ſich auf die Seite und ließ die andern alle ſitzen, denn alle Menſchen mochten wol einſehen, daß wir nicht weiter konnten, da es Nacht war. Da nun der Rathsmeiſter weg war, wollte keiner zum Obriſtlieutenant hingehen und rief immer einer den andern. Endlich bequemte ſich doch einer und ſagte: „Einer muß hin, es mag paſſiren, was will.“ Als dieſer zum Obriſtlieutenant kam, wurde ihm der Vortrag gethan, die Stadt müßte uns ein Nachtlager geben, ſie wollte oder wollte nicht. Der Herr Obriſtlieutenant ſagte noch: morgen mit dem Frühſten marſchiren wir fort; die Bürger wären nicht ſchuldig, den Soldaten auch nur das Geringſte zu geben, denn dieſe müßten für ihr Geld leben; wenn ſie es aber bezahlten, könnte man ihnen Alles geben; und er ſollte ſich nicht lange beſinnen. Der Rathsherr bat um Vergebung und ſagte: er könnte es für ſich nicht thun, er wollte mit den andern Collegen darüber ſprechen, wie ſie geſinnt wären.

Darauf marſchirte ich mit dem guten Rathsherrn wieder fort nach dem Schlundhauſe zu, wo die andern Rathsherren ſaßen. Als ich mit dem Bevollmächtigten in die Stube trat, brachte er des Herrn Obriſtlieutenant ſeine Worte vor und meldete, daß der Herr Commandant ein Nachtquartier für die Völker haben wollte, denn Nacht wäre es, morgen mit dem Tage müßten ſie wieder marſchiren. Er könnte den Bürgern nicht helfen, ſie wollten oder wollten nicht. Wenn ſie es nicht thun wollten, ſie ſollten es dem Herrn Lieutenant Rauch nur ſagen, ſo ließe er die Leute truppweiſe in die Häuſer rücken, möchte ſie bekommen, wer ſie wollte; denn die Soldaten lebten für ihr Geld. Kein Bürger wäre ſchuldig ihnen etwas zu geben, als eine warme Stube und eine Lagerſtatt.

Hier ſoll nun ein jeder hören, was bei den Rathsherren für Dinge vorkamen. Der erſte fing an und ſagte: „Ich gebe mein Wort nicht dazu, wer hat ſie geheißen ſo lange hier warten, ſie hätten ſchon lange weiter marſchiren können, wenn ſie gewollt hätten.“ Der andere ſagte: „Ihr habt Recht, Gevatter Kurtz, ich wollte mich lieber zerreißen, ehe ich das wollte mit eingeſtändig ſein.“ Der dritte fing an und ſagte: „So! Erſtlich haben ſie uns die Thore eingehauen, und da ſie nicht weiter kommen können, ſollen wir auch noch Quartier geben; durchaus nicht.“ Der vierte ſagte: „Der Herr Commandant ſcheint ein braver Herr zu ſein, er mag aber ſagen, was er will, es bleibet doch nicht dabei, man muß ihnen doch etwas zu eſſen geben, denn ſie bringen ja nichts mit.“ Der fünfte fing an und ſagte: „Das war recht, Herr Gevatter Hopf, weiß Er noch wie es uns ging, als die kaiſerlichen Reiter kamen? die machten es ebenſo. Darnach hatten wir ſie, weg konnten wir ſie nicht wieder bringen, wir mußten ſie brav behalten.“ Der ſechſte ſagte: „Das geht gar nicht an, wir können ihnen kein Quartier geben, wir müſſen zuvor einen Befehl von unſerer Herrſchaft haben, ſonſt werden wir geſtraft.“ Der ſiebente fing an: „Habe ich nicht geſagt, ihr Herren, daß es ſo würde kommen, was halten die Leute ſo lange draußen? Gelt, der Rathsmeiſter Herr Läufer hat ſich aus dem Staube gemacht und ziehet ſeinen Kopf aus der Schlinge; da ſitzen wir nun. Gebt Achtung, ſie ſprechen, ſie wollen morgen wieder fort, ja, ſie ſind geſtern und heute marſchirt, ſie werden morgen brav liegen bleiben und morgen einen Raſttag halten. Meine Gedanken betrügen mich nicht; wie wäre es denn, ihr Herren, wenn wir einen Mann zu Pferde nach Meiningen ſchickten?“

Ich hatte den ganzen Rathſchluß mit angehört; jetzt fing ich an und ſagte: „Ihr Herren, ihr kommt zu keinem Schluß, es wird kein Ende und kein Stiel daraus, ich will das meinem Commandanten wieder melden, es mag euch darnach gehen, wie es will.“ Der aber, ſo mit mir beim Obriſtlieutenant geweſen, bat mich, ich ſollte nur noch ein klein wenig verziehen, ſie wollten nur zu dem Herrn Rentcommiſſarius Sachſe und dem Herrn Stadtſchreiber ſchicken und dieſe befragen. Hier ging der Streit wieder an, keiner wollte dahin gehen. Endlich ließ ſich einer bereden, kam aber gar bald wieder und ſagte, ſie wären alle beide nach Meiningen geritten, als wir die Thore eingehauen hätten. Da fing ich an: „Nun, ihr Herren, macht was ihr wollt, ich warte keinen Augenblick mehr.“

Darauf fing der achte und letzte an, welcher mit mir beim Obriſtlieutenant geweſen war: „Ihr Herren, was wollen wir thun, ſie ſind einmal hier; ihr habt gehört, was der Herr Commandant geſagt, wenn wir ihnen kein Quartier gäben, ließe er die Leute in die Häuſer gehen, wohin ſie wollten. Wenn ihr das Haus voll kriegt, gebt nicht mir die Schuld, ich gehe heim und mache mein Haus zu. So viel als auf mich kommen, will ich nehmen, die andern weiſe ich wieder vor euer Haus. Ihr habt das Unglück heut gehört. Unten bei Schmalkalden liegt Gevatter Böhler's Schwager, der Lieutenant Zimmermann und iſt tot, die Thore ſind eingehauen, unten ſtehen die Soldaten und fluchen alle Donnerwetter; ihr Herren, laßt uns Billete machen. Die Soldaten auf dem Markte ſprechen, wenn ſie nur die Bauern, die beim Lieutenant geweſen, auch tot geſchoſſen hätten. Was wäre das für ein Unglück! und ſie ſprechen, es werden noch mehr tot geſchoſſen werden, das wäre der letzte noch nicht. So könnte das Unglück über uns kommen. Ja, ſagte er, ihr Herren, wenn wir auch ſo einen Herrn hätten, wie der gothaiſche Herr iſt; aber unſer Herr bekümmert ſich um uns nicht, er ſitzt oben in Frankfurt, es mag uns gehen, wie Gott will. Und wer weiß, worauf dies angefangen iſt, die Leute kommen gewiß nicht für die lange Weile. Man kann kein Wort von ihnen erfahren. Und wie bald geht eine Nacht dahin, und wenn es auch zweie wären. Es ſind doch unſere Grenznachbarn, warum ſollten wir ihnen denn nicht ein Nachtlager geben?“

Da bequemten ſie ſich und kriegten ihren alten Steuerfuß vor, worauf ich ihnen die Stärke von unſerm ganzen Commando ſagen mußte.

Darauf bekam ich den Befehl, dem Volke bei Ausgebung der Billete anzubefehlen, daß ſich keiner auskleiden und jeder das Gewehr bei ſeiner Lagerſtatt ſtehen haben ſollte, und ſobald ein Spiel gerührt würde, ſollte jeder Soldat ſich mit ſeinem Ober- und Untergewehr augenblicklich bei ſeinem Chef einfinden; und ſofern einer beſoffener Weiſe erſcheinen würde, der ſollte durch das ganze Commando bis auf den Tod mit Spießruthen beſtraft werden, weshalb auch dem präſenten Steckenknecht ſogleich Befehl ertheilt wurde, noch dieſen Abend ſechshundert Ruthen zu ſchneiden.

Alle Offiziere kleideten ſich nicht aus, ſie blieben meiſt in einer Geſellſchaft zuſammen, um den Morgen früh alert zu ſein. Als der Morgen anrückte, hörten die Bürger ſo gut auf die Trommel als die Offiziere. Auch die Bürger hatten vermuthlich eine unruhige Nacht gehabt; warum? weil ſie ſchlecht mit Betten verſehen waren, und dieſe den Soldaten gegen ein nächtliches Douceur mochten untergelegt haben. Dies konnte man daraus ſchließen, daß die Nacht über alle Häuſer mit Lichtern verſehen waren. Am Morgen wurde ſtatt der Vergatterung von der Stabsgrenadierwacht Reveille geſchlagen. Nun iſt jedem Soldaten wol bekannt, daß Reveilleſchlagen ſtill liegen oder Raſttag bedeutet; da ſtießen wir unſere Köpfe zuſammen; auch die Bürger, als ſie ſahen, daß der Soldat nicht aufbrach und ſich zum Marſch bequemte, muckten und ſtießen ihre Köpfe zuſammen, es war ein heimliches Ziſchen unter ihnen, das vom Teufel war. Mein Wirth ſelbſt, ein Rathsherr, kam und frug mich, was das zu bedeuten hätte, daß wir nicht weiter marſchirten. Ich konnte ihm keinen Beſcheid ſagen.

Nunmehro fing das Elend an, nun konnte eſſen, wer Brot mit brachte. Die Bürger ſchlugen ſich mit den Soldaten und fingen an: warum wir nicht geſtern oder heute früh hin marſchirt wären, wohin wir geſollt hätten. Geigten die Wahrheit. Es war ein ſolcher Aufſtand, daß ich ihn nicht genugſam beſchreiben kann. Was arme Bürger waren, die nichts an Vermögen und Häuſern hatten, die flüchteten, ihre Häuſer wurden von Soldaten aufgebrochen. Dieſe waren nachgehends Wirthe und Soldaten, und wurde ein Exceß auf den andern gemacht.

Mittlerweile wurden alle Rathsherren und Bürgermeiſters nach Meiningen berufen, allwo ihnen von ihrer Obrigkeit bei vieler Strafe auferlegt wurde, den Bürgern anzudeuten, daß ſie keinem ſächſiſch-gothaiſchen Soldaten, weder für Geld noch ſo, etwas verabfolgen ſollten. Die Bäcker ſollten nicht backen, die Fleiſcher nicht ſchlachten, die Wirthe nichts zu eſſen machen, die Brauhöfe nicht brauen. Welches auch die Rathsherren den Bürgern wirklich publicirten. Und wahrhaftig, ich war nicht capabel, nur um drei Pfennige Käſe zu bekommen. Die Bürger, was vernünftige Leute waren, baten uns ſelbſt, daß wir es ihnen nicht übel nehmen ſollten; hier mußten wir gute Worte geben, anſtatt daß ſie uns welche hätten geben ſollen. Wollte ich Brot haben, ſo mußte ich nach Stadtſchmalkalden ſchicken und mehr Botenlohn geben, als ich Brot bekam.

So blieben wir liegen und warteten auf die Meininger, welche noch immer nicht kamen. Unterdeß fanden wir ein Mittel: wir ließen alle unſere Lebensmittel in Schmalkalden holen, das Bier wurde im heſſiſchen Dorfe Tambach gekauft, die Juden aus dem Ritterſchaftlichen trugen uns Fleiſch zu. Endlich wurden die Waſunger Bürger auch falſch, rückten ihrer Obrigkeit ins Haus und ſagten: „Wir ſollen haben den Verdruß und andere Herrſchaften den Genuß, das gehen wir nicht ein; wir haben angelobt, allen Befehlen unſerer Obrigkeit nachzuleben, aber ſie ſoll uns auch ſchützen. Iſt ſie nicht vermögend, uns dieſe Leute vom Hals zu ſchaffen, ſo werden wir backen, brauen und kochen.“ Und von der Stunde an fingen ſie Alles an. In vielen Jahren hatten die Bürger nicht ſo viel Bier gebraut und ausgeſchenkt als nachgehends, alle Wochen drei vier Gebräue; Bäcker fingen an zu backen, die viele Jahre das Handwerk eingelegt, desgleichen Metzger. Da liefen die weiſen Rathsherren wieder nach Meiningen und machten von alledem Rapport, worauf die Bürger am andern Tage wieder auf's Rathhaus gerufen wurden bei zwanzig Gulden Strafe. Sie waren aber ſo widerhaarig und gingen nicht, ſondern ſchickten ihre barfüßigen Jungen hin und kehrten ſich an keinen Befehl mehr. Da das die weiſen Rathsherren mit einſahen, fingen ſie ſelbſt an und brauten. — —

Den 22ten Mai, am zweiten Pfingſttage 1747, mußte vermuthlich beim Herrn Major S... ein Rapport eingelaufen ſein, von dem wir Offiziers alle nichts erfuhren. Hierauf war ein Laufen und Rennen nach dem Bären, zu dem Geheimerath Flörcke, daß es ganz erſtaunlich war; bald liefen ſie hinein in den Bären, bald wieder heraus. Ich dachte: was Teufel iſt das? Doch gedachte ich: wenn etwas paſſirt, mußt du es doch erfahren. Die Bürgersleute fingen ſelbſt an und fragten: „Was läuft aber der Herr Commandant ſo in den Bären?“ Ja, ich konnte keine Antwort darüber geben.

Während des vielen Laufens und Rennens ging ich mit dem Fähndrich Köhler an die Thore, um die Schildwachen zu viſitiren, und als wir an das Oberthor kamen, kamen uns die Majors von S ... und von B .. und der Capitän von W ...... entgegen. Der Major von S ... ging gerade auf mich los und fragte mich insgeheim, ob ich etwas Neues wüßte? Ich antwortete: Nein! worauf er mir ſagte, ob ich wüßte, daß uns die Meininger heute Nacht attaquiren wollten? Ich antwortete: „Immerhin; wenn ſie kommen, müſſen ſie anpochen, wir wollen ſchon mit ihnen fertig werden.“ — Ob ich denn meine Frau nicht wolle fortſchicken? — „Nein, ſagte ich, ſie iſt am heiligen Abend erſt gekommen und geht nicht eher wieder weg als den Tag nach Pfingſten.“ — Ja, wenn aber die Meininger kommen? — „So hänge ich ihr auch einen Degen um, war meine Antwort, ſo mag ſie ſich auch mit wehren.“

Hier fing der Major S ... an und ſagte: ich ſollte hier meine Diſpoſition machen, wie alle Thore und Poſten beſetzt werden ſollten. Da hieß es recht mit ſichtlichen Augen betrogen werden. Vor menſchlichen Augen Diſpoſition zu machen und ſie nicht zu halten! —

Alle Vorſchläge, die ich nach meinem einfältigen Lieutenantsverſtand gethan, wurden gut acceptirt und kurz ausgezogen, um ſie bei der Parole auszugeben. —

Als ich nun hinunter kam, rief ich zum Volk: „Richt euch! und alles Plaudern hab' ein End'.“ — Darauf fing ich auf dem rechten Flügel zu richten an; aber kaum hatte ich vier bis fünf Rotten gerichtet, ſo kam der Capitän W ...... gelaufen und ſagte mir: ob ich denn nicht gehört, ich ſollte gleich mit ihm kommen. Hier bricht der Anfang von ihrem geſchloſſenen Kriegsrath aus. — Ich ſäumte nicht lange, ſondern lief gleich zum Herrn Major und fragte, was er zu befehlen hätte, worauf er mir zur Antwort gab, ich ſollte dreißig Dragoner nehmen und hinunter nach dem Bären marſchiren und mich beim Geheimerath Flörcke melden, um ihn nach Schwallungen in Sicherheit zu bringen. Ich antwortete ihm ſogleich: „Herr Major, bitte um Vergebung, das kommt mir nicht zu und ich thue es nicht, es ſind andere Offiziere da, die dazu zu commandiren ſind, aber ich nicht.“ — Kurzum, ich hörte nun, daß mich der Herr Geheimerath haben wollte. Wer hätte ſich einen ſolchen Streich träumen laſſen ſollen? ich hätte davon etwas wiſſen ſollen! tauſend Schwerenoth! ich hätte den Geheimerath aus Waſungen bringen wollen; lieber in die Werra hätte ich ihn geführt. — Hier half nun keine weitere Vorſtellung, ich ſollte und mußte fort. Das war der erſte Streich! — Darauf ich dem Major zur Antwort gab: „So muß ich mir's für eine Ehre ſchätzen, da ſo viele Offiziers beim Commando ſind und der Geheimerath ſo gutes Vertrauen auf mich ſetzt“; worauf ich noch die Ordre erhielt, daß ich dem Unteroffizier am untern Thor ſagen ſolle, daß er es melden ließe, ſobald ich mit dem Geheimerath hinaus wäre. Das war der zweite Streich. Wer hätte ſich ſolche (ich will nicht ſchreiben, wie ich denke) Streiche einbilden können? Als ich hernach dahinter kam, da wünſchte ich, daß alle Pferde vor dem Wagen krepirt wären, damit ich nicht durch ſolche Liſt aus Waſungen wäre gebracht worden. —

Ich ging nun fort, nahm einen Corporal, Görlein, und neunundzwanzig Dragoner, und marſchirte vor den Bären, wo ich einen Wagen vor der Thür fand, den Kerl oder die Bedienung aber in der Thür ſtehen ſah. Ich rief ihm zu, er ſolle ſeinem Herrn melden, daß ich da wäre, worauf mir der Herr Geheimerath aus dem Wagen zurief: „Ich bin ſchon da.“ Ich detaſchirte hierauf den Corporal mit vierzehn Mann hinter den Wagen und marſchirte mit den übrigen vor demſelben her.

Als ich nun an das Unterthor kam, rief ich den Unteroffizier und befahl ihm, dem Herrn Major melden zu laſſen, daß ich und der Herr Geheimerath auspaſſirt wären. Mittlerweile ſteht das Volk in größter Confuſion auf dem Sammelplatz; aber als der Gefreite gemeldet hat, daß ich mit dem Geheimerath hinauspaſſirt wäre, ſtellt der Major gleich die Ordre, daß alles Volk die Gewehre anſetzen und in ſeine Quartiere gehen ſollte, um ſeine Bagage zu holen; als dieſes weg iſt, ſchickt er nach den Wachen und läßt ſagen, daß alles ſogleich abgehen und ſich bei ſeinem Quartier verſammeln ſollte, welches denn auch geſchieht. Hier werden alle Vorpoſten vergeſſen. Endlich durch Lärmen und Schreien werden ſolches auch die außen ſtehenden Poſten gewahr und gehen ohne Befehl weg. Wie nun die Leute von den Wachen auf den Markt kommen, ſo ſehen ſie ſchon einige Leute wieder mit ihrer Bagage aus den Quartieren kommen, und nun ſetzen ſie ihre Gewehre auch hin und gehen auch fort, um ihre Bagage zu holen. Unterdeſſen ſchickt der Major fort, läßt alle unſere Patente abreißen und in den Pulverwagen ſchmeißen.

Doch noch nicht genug. — Die Zeit mochte ihm wol zu lange werden, bevor die Leute wieder zuſammenkamen, oder hatte ihn die Todesangſt ſchon ſtrangulirt, oder wurde er von ſeinen Herren Kameraden dazu animirt, kurzum: er beſchließt einſtweilen den Aufbruch zu machen, geht hinunter zum Volk und ruft: Allons! Marſch! obgleich das Volk noch lange nicht zuſammen geweſen. Hier fragte der Hauptmann Brandis, welcher nicht mit in ihren Kriegsrath conſentiret, was das wäre? worauf ihm der Major von S . . . antwortet, ſie marſchirten in das Breitunger Amt. Der gute Mann, welcher vor dem Meininger Thore lag, läuft nun geſchwind nach Hauſe, wirft ſeine Sachen zuſammen in den Mantelſack und läßt ſie hereinſchleppen. Der hätte auch können verloren gehen. —

Als nun der Capitän Brandis mit dem Musketier, welchem er ſeine Sachen aufgepackt hatte, wieder auf den Sammelplatz kam, ſo war Alles weg, und es ſtanden nur noch einzelne Gewehre da. Er ſchickte alſo ſeinen Kerl fort und wartete auf die übrige Mannſchaft. Nun muß jedermann wiſſen: erſtlich hat der Major von S . . . nicht gewartet, bis alles Volk wieder beiſammen geweſen, noch viel weniger hat er an die Artillerie gedacht, daß ſolche aus einander genommen und in die verdeckten Wagen gepackt würde, ſondern er hat bloß Marſch! Marſch! gerufen, und die kranken Offiziers (den Capitän Ruprecht) und die kranken Soldaten vergeſſen; auch iſt er, ohne die Truppen aufgeſtellt zu haben, fortmarſchirt, ſo wie der Hirte das Vieh zum Thore hinaustreibt, und iſt ſolches ein ſo ſchändlicher Anblick geweſen, daß es nicht genugſam zu beſchreiben. —

Hier kommt nun der Capitän Brandis mit den noch geſammelten Leuten die Stadt hinunter marſchirt, worauf die Bürger ihnen nachrufen: „Da laufen ſie wie Spitzbuben; am Tage ſind ſie hereinmarſchirt und des Nachts laufen ſie wieder fort, wie die Schelme und Diebe.“ Mein guter Major von S . . . iſt auf und davon; der Capitän Brandis verbeißt Alles mit Geduld und marſchirt immer mit ſeinem Trüppchen ſachte nach. Als er heraus vor die Stadt auf eine Anhöhe kommt, machen einige Waſunger ein bischen Feuer hinter ihm her, welches wol ſo verſteckte Leute geweſen ſind; und als er eine Ecke weiter fortmarſchirt, ſo findet er unſere Artillerie in einem Hohlwege liegen, ohne einen Mann zur Bedeckung dabei, und es liegen bald die Räder, bald die Lafetten oben, und bald bleibt gar ein Stück ſtehen; denn da es an Ketten fehlte, ſo hatten die Kanoniers die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden und dieſe zerriſſen alle Augenblicke. Der Capitän Brandis bleibt aber mit ſeiner Mannſchaft bei der Artillerie.

Nun muß ich meine gute Veranſtaltung beſorgen und in Richtigkeit bringen. Als ich an den Ort Schwallungen herankam, ließ ich mein Volk und den Wagen Halt machen, ging hin zu dem Geheimerath und fragte: „Wo ſoll ich Sie hinbringen laſſen?“ worauf er mir halbtot antwortete: „Ins obere Wirthshaus.“ Das wußte aber der Teufel nicht, bis ſich ein Dragoner fand, der früher da gelegen und uns hinführte; denn ich wußte weder um das Dorf, noch wo das Wirthshaus lag; es war blind erdenfinſter und regnete, als wenn man das Waſſer mit Stützen vom Himmel heruntergießen thäte. — Als ich nun an das beſtimmte Wirthshaus kam, ließ ich das Thor öffnen und den Wagen in den Hof fahren; der Geheimerath ſtieg mit ſeinem Kanzliſten, der bei ihm war, aus und retirirte ſich in eine obere Stube, da er ſchon beſſer als ich da Beſcheid wußte. Ich beſetzte gleich den Wagen auf jeder Seite mit einer Schildwache, weil die Kanzlei darin lag, die übrigen Leute ließ ich das Gewehr an das Haus vor dem Regen ſicher ſtellen und ſetzte noch eine Schildwache dazu, damit Gewehr und Geheimerath zugleich bewacht würden. Ich bekümmerte mich auch nicht weiter um den Geheimerath, denn ich hatte ihn auf Anordnung des Majors von S . . . in Sicherheit gebracht, ungefähr ſo, wie die Küchlein vor dem Ratz ſicher ſind, da es ein meiningenſches Dorf war und man nach der Beſchreibung keine ärgeren Schelme im ganzen Lande finden konnte, als die Bewohner von Schwallungen.

Ich hatte nun meiner Ordre nachgelebt, und ſchickte darauf meinen Unteroffizier zu dem Lieutenant Griesheim, der mit vierzig oder fünfzig Dragonern in benanntem Dorf lag, die alle in guter Ruhe lagen und von unſern Händeln nichts wußten, und ließ ihm ſagen: es wäre Lärm im Brotſacke, ich hätte den Herrn Geheimerath anhero gebracht, er möchte kommen und mich ablöſen. Eine kurze Weile darauf kam auch der Lieutenant, der ſich ſehr verwunderte, daß ich als Adjutant mit einem Commando hierher käme; es käme ihm ganz ſo à propos heraus.

Ich ſagte: „Mir kommt es noch bedenklicher vor.“ Dieſes half nun alles nichts; ich bat ihn, er ſollte nur machen und ſeine Leute herbeiſchaffen, damit ich wieder mit meinem Commando nach Waſungen abmarſchiren könnte, worauf er ſich alle Mühe gab und ſelbſt fortlief. Als er ungefähr funfzehn Mann zuſammen hatte, ſagte ich zu ihm, er ſolle Poſten faſſen, ich wollte mich einſtweilen wieder auf den Marſch begeben, welches er denn auch that und ablöſen ließ. Nun mußte ich ja wol reſpectswegen zum Herrn Geheimerath gehen und ihn fragen: ob er etwas nach Waſungen zu befehlen habe, worauf mich der Mann anfuhr wie einen Scheunendreſcher, und mich fragte: ob ich keine Diſpoſition oder Ordre habe, hier zu bleiben? Ich war aber auch geputzt und begegnete ihm mit der ſchönſten, unvergleichlichſten Antwort: „Nein, der Teufel hat mir weder Ordre noch Diſpoſition gegeben, hier zu bleiben. Und es iſt auch meine Function nicht geweſen, Sie hierher zu bringen." — Das ſollte ich mit dem Major von S … ausmachen. — Worauf ich ihm wieder antwortete: „Das werde ich auch thun." — Darauf redete er mir zu und fragte: was ich in Waſungen thun wollte? das ganze Commando marſchire ja aus und würde gleich kommen. — „So," fing ich an, „iſt die Karte ſo gemiſcht? Das iſt recht gut." — Als ich nun noch in der Stube des Herrn Geheimeraths ſtand, hörte ich Pferde trappeln, und ich hinaus, die Treppe hinunter, und fragte, wer da wäre. Da bekam ich die Antwort: „Wir ſind es." Da erſchrak ich, daß mir faſt Hören und Sehen verging, da waren es die beiden Herren Majors, die ſogleich vom Pferde herab und die Treppe hinauf ſprangen nach des Kriegsraths Stube zu, und ich hinterdrein.

Da wollten ſie nun wol einander Rapport thun, daß ſie für ihre Perſon glücklich aus dem belagerten Waſungen gekommen wären; aber ich ließ den Herrn Major von S … nicht zu Worte kommen, ſondern fragte ihn: „Herr Major, was für eine Manier iſt das, daß man mich mit einer ſolchen Liſt aus Waſungen ſchickt, auch mir nicht ſagt, daß man ausmarſchiren will, und ich noch Frau und Kind und mein ganzes bischen Vermögen darin habe? Iſt das Kriegsgebrauch? Ich weiß nicht, ob dieſe Dinge mit Geld erkauft ſind, oder was ich denken ſoll. Sind das die Projecte, die heut am Tage gemacht werden? Ins Teufels Namen, ich bin heute nicht jung oder Soldat geworden, vielleicht weiß ich ſo gut und beſſer als Sie, was zum Handwerk gehört.“ Ich war in einer ſolchen Wuth, daß ich auch mein Leben gleich mit ihm angeſetzt hätte. —

Nun, mein lieber Leſer, iſt hier zu merken, daß bis dato noch nicht ein einziger Mann vom ganzen Commando weder zu hören noch zu ſehen, und ich noch nicht wußte, wie der ganze Umſtand war. Der Major von S.... wollte mich tröſten, ich ſollte, ſagte er, mir wegen meiner Sachen nicht leid ſein laſſen, er ſtünde mir dafür; ich antwortete ihm aber gleich: „Herr Major, wie können Sie für meine Sachen ſtehen? Warum ſind Sie denn nicht geſtanden und haben mich mit einem ſolchen Betrug aus Waſungen geſchickt? Das iſt nicht erlaubt.“ Endlich wollte der Herr Geheimerath ſeine Worte auch dazu geben, und zwar mit einer ſolchen Bedingung, als der Herr Major ſollte mich doch abführen; ſo viel war ſeine Meinung. Ich fing aber an und ſagte: „Mord Sacrament, hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen; wenn ich ein Commandant bin und etwas thun will, ſo muß ich auch meinen Untergebenen ſagen, was geſchehen ſoll und was ſie thun ſollen; aber ſo iſt es wider die Ehre meines Herrn gehandelt.“

Darauf ging ich aus der Stube fort, und als ich zur Wache hinunter in den Hof kam, ſo kam der gothaiſche Bürger Pleißner, ein Zinngießer, welcher zu eben der Zeit in Waſungen auf Beſuch geweſen war, in den Hof eingetreten, und ſagte von freien Stücken zu mir: „Daß Gott erbarme, Herr Lieutenant, was war das für ein Anblick in Waſungen; mir iſt angſt und bange geworden, als unſre Leute ausmarſchirten, da ich doch ein gothaiſcher Bürger bin. Als unſre Leute zum Unterthor hinausmarſchirten, ſo kam die Landmiliz „am Oberthor herein und viſitirte alle Häuſer; auch hat der Fähndrich Chriſt ſchon einen Mann von Capitän Brandis' Compagnie, der auf Schildwache vergeſſen worden war und in ſein Quartier gehen wollte, um ſeine Bagage zu holen, nach Meiningen führen laſſen. Die Miliz iſt ganz des Teufels, ſie viſitirt alle Häuſer und ſagt, ſie wolle Alles nach Meiningen bringen.“

Einem jeden Menſchen will ich zu überlegen geben, wie mir zu Muthe wurde. Der Hauptmann Ruprecht und viele Soldaten waren in Waſungen krank zurückgelaſſen worden, meine Frau und Kind und mein bischen Lumpen war auch noch darin, und als ich nun hörte, daß der Musketier Huthmann ſchon nach Meiningen abgeführt worden ſei, da wurde es mir vollends ſchwarz vor den Augen. — Ich fragte den Bürger, wo denn unſere Leute wären? „Ach,“ ſagte der, „draußen liegen ſie alle truppweiſe unter den Bäumen, und der Hauptmann Brandis iſt faſt noch bei Waſungen. Die Stücke liegen alle im Wege, das unterſte Theil zu oben, ſie können gar nicht fort, denn ſie haben keine Ketten, womit ſie die Stücken anbinden, ſondern ſie haben Lunten dazu genommen und die reißen alle Minuten entzwei. Ich bin lange dabei geblieben, aber die Waſunger feuerten hinter uns her, daß es vom Teufel war, und weil es auch ſo ſtark regnete, wollte ich nur machen, daß ich unter Dach käme. Unſre Leute liegen ſo zerſtreut auf der Straße umher, daß ſie in zwei Stunden noch nicht alle da ſind, und außer dem Capitän Brandis habe ich auch keinen Offizier geſehen. Die Leute fluchen, daß der Himmel herunterfallen möchte; mir iſt angſt und bange geworden, und ich bin fortgelaufen.“

Da ſtand ich und wußte meines Leibes keinen Rath, und war auch noch immer kein Mann vom ganzen Commando zu hören noch zu ſehen, und regnete ganz erſtaunlich. Endlich kam der alte Grenadiercorporal Döhler mit ungefähr zehn Grenadieren mitten durch das Dorf und den tiefſten Koth gewatet; ich erkannte ſeine Stimme von weitem, ſeine Leute fluchten ganz erſtaunlich, und rief ihnen zu: „Was hilft das

Fluchen, es iſt doch nun nicht anders zu machen.“ „Ei Sapperment,“ ſagte der Corporal, „ich habe zwei Campagnen mitgemacht, aber ſolch einen Haushalt habe ich noch nicht erlebt. Iſt das erlaubt? unſer Hauptmann liegt noch in Waſungen krank und unſer Herr Major, der ſich unſer annehmen ſollte, der iſt mit dem Major von S... zum Teufel; wir ſind verlaſſene Leute, aber hole mich der Teufel, ich will mit den paar Mann, die ich hier habe, gerade nach Gotha marſchiren.“ Ich fragte ihn, wo denn die andern Grenadiers wären, aber er wußte nicht, ob ſie voraus oder zurück waren. „Einen Offizier,“ ſagte er, „haben wir nicht, und es nimmt ſich auch keiner unſer an,“ und ſo ging ein jeder hin, wohin er wollte. — Er wußte nicht, daß die Majors im Wirthshauſe waren. Hatte aber der alte Corporal ein loſes Maul gehabt, ſo hatten es die Grenadiere noch viel ärger.

Hier hatte ich nun genug zu thun, die Grenadiers zu beſänftigen; und das ging ſo fort, alle viertel- oder halbe Stunden ein Trüppchen, und hatten die erſten gelärmt, waren die andern noch viel ſchlimmer. Endlich kam auch, ganz zuletzt, die Artillerie an, da es ſonſten gebräuchlich, die Artillerie, in was für Umſtänden man auch marſchire, entweder vorn oder in der Mitte zu bewahren, ſo wie ein Menſch ſeine Seele bewahrt. Hier konnte man ſehen, daß dieſer Commandant noch nie Artillerie bei einem Corps oder einer Armee hatte marſchiren ſehen, die doch nach Kriegsgebrauch jedes Mal bedeckt werden mußte.

Das Volk wurde aber immer wilder, und ich mußte ihm zureden, daß es ſich vor den Bauern ſcheue, die zu ihren Bodenfenſtern herausſchauten, uns zuhörten und ihr Geſpött darüber hatten. —

Endlich fügte Gott, daß es mit Regnen aufhörte. Ein Dragoner hatte uns auf eine Wieſe geführt, welche hart am Wege lag, worauf ich den rechten Flügel an denſelben ſtellte und das Commando richtete und nachgehends in Züge und halbe Diviſionen eintheilte. Als ich im Abtheilen war, kamen einige Pferde, die ich von weitem wol hörte, gejagt. So denke ich: es kömmt der Feind daher; ich rief und ſchrie ſogleich nach dem rechten Flügel, es ſollten einige Mann ausrücken und anrufen, und lief ſelbſt zu und riß einem Grenadier ſein Gewehr aus der Hand, weil ich meines während des Abtheilens weggegeben, und ſetzte mich mit einigen Grenadieren mitten in den Weg und rief: „Wer da?“ — Darauf antwortete mir eine wohlbekannte Stimme, welche ich ſogleich für die des Herrn Majors von Benkendorff erkannt hatte, wie er denn meine Stimme auch beim Anrufen gleich erkannt hatte, und rief: „Kennt ihr mich nicht?“ Ja, lieber Gott! an der Stimme erkannte ich ihn, aber in der Finſterniß war das früher unmöglich. Hier ſendete Gott den Jacob zu den Kindern in der Wüſte; hier traf das Wort ein: Keinen hat Gott verlaſſen, der ihm vertraut allezeit.

Sein erſtes Wort war: „Kinder, was macht ihr da?“ Ich erwiederte: „Herr Major, das weiß unſer Herr Gott, aber ich nicht; wir ſind herausgeführt worden, daß wir nicht wiſſen, wie wir herausgekommen ſind.“ Er fragte weiter: „Seid ihr alle marſchirt?“ — „Ja, da iſt niemand mehr drinnen als die Kranken und was ſie gefangen genommen.“ — „O mon dieu!“ ſagte er, „wir müſſen wieder hinein, und ſollten wir alle davor ſitzen bleiben; wo ſind eure Herren Majors?“ — „Im Schwallunger Wirthshaus.“ — Darauf rief er: „Allons Kinder! zumarſchirt,“ und jagte, was er konnte, nach dem Wirthshaus zu, wo er ſie wol bei einer guten Bouteille Wein angetroffen haben mochte; den guten Abend aber und das Compliment, ſo er ihnen geboten haben mag, habe ich nicht gehört.“ —

So weit der wackere Rauch. — In ſeinem weiteren Verlaufe erzählt das Tagebuch, wie die gothaiſchen Truppen ſich ermannten und wieder nach Waſungen zurückzogen. Dort hatten ſich unterdeß die feindlichen Milizen aus Meiningen feſtgeſetzt. Nicht gerade in der kriegeriſchen Bedeutung des Wortes. Sie ſaßen vielmehr luſtig im Wirthshauſe, höchſt überraſcht, daß die Beſatzungstruppen nicht einmal ihren Anblick ausgehalten hatten. Deshalb neigten ſie zu der gefährlichen Anſicht, daß ihre Gegner gar nicht zurückkehren würden, hatten aber doch, um behaglicher zu ſein, die Thore der wieder eroberten Stadt zugeſchloſſen und feierten jetzt mit ihren Waſunger Freunden ein Siegesfeſt in dem Getränk, welches Gotha verlaſſen. Aber geräuſchlos nahte ihnen das Verderben. Nach ein Uhr in der Nacht nähert ſich der erbitterte Rauch mit ſeinen Grenadieren der ſorgloſen Stadt; wieder donnern die Aexte, ein Thor wird geſprengt und die Soldaten dringen wieder ein. Jetzt kommt an Meiningen die Reihe, der eigenen Rettung zu gedenken. Die Milizen ſind eifrig die Stadt zu verlaſſen, nur zwiſchen Jägern aus Meiningen und den Eindringenden werden einige Schüſſe gewechſelt. Noch zieht ein Oberſt von Meiningen mit Reiterei und der Hauptcolonne heran, aber die Reiter fliehen nach einem Schuß aus grobem Geſchütz und die Hauptcolonne entfernt ſich; zuletzt machen andere Milizen noch einen Schlußverſuch anzugreifen, auch ſie werden durch einige Schüſſe verſcheucht; die gothaiſchen Truppen behaupten Waſungen.

Sogleich nach der erſten Einnahme von Waſungen hatte man zu Meiningen ſelbſt in größter Beſtürzung Frau von Gleichen mit ihrem Manne in einen Wagen geſetzt und den gothaiſchen Truppen zugeſchickt. Dort war man aber gar nicht erfreut, die Veranlaſſung der Händel beſeitigt zu ſehen, und die armen Hofleute fanden einen ſehr kalten Empfang. Beider Geſundheit war durch Aerger, Gram und die lange Kerkerhaft gebrochen, ſchon im Jahre 1748 ſtarb Herr von Gleichen und bald darauf ſeine Frau. Unterdeß ſchwirrten die Flugſchriften und die Promemorias, Mandate des Reichskammergerichts und amtliche Sendſchreiben über dieſe leidige Angelegenheit in Deutſchland hin und her, die gothaiſchen

Truppen hielten Waſungen beſetzt, Anton Ulrich weigerte ſich hartnäckig, die Entſchädigungsanſprüche Gothas anzuerkennen, und zahlreiche fürſtliche Stimmen wurden laut, welche den Spruch des Reichskammergerichts und die Execution der Gothaer als eine Verletzung der Hoheitsrechte eines deutſchen Regenten verurtheilten. Das that auch Friedrich der Große.

Da, als der Herzog von Gotha gerade in zweifelhafter Lage war, bot ſich für ihn eine neue Ausſicht und ein neuer Gegenſtand des Streites. Der Herzog von Weimar war geſtorben und hatte verfügt, daß ſein Vetter in Gotha während der Minderjährigkeit ſeines einzigen Sohnes die Vormundſchaft führen ſollte. Schnell ſetzte ſich der Herzog von Gotha in den Beſitz der Vormundſchaft, ließ ſich huldigen, und wieder entbrannte ein heftiger Zank mit Anton Ulrich und dem Herzog von Koburg, welche das Recht der Gothaer auf die Vormundſchaft beſtritten. Da ſtellte Friedrich II von Preußen dem bedrängten Herzog von Gotha ſeine guten Dienſte in Ausſicht, wenn dieſer ihm die auserwählte Gardemannſchaft von Weimar, zweihundert Mann, als ein kleines Geſchenk anbieten und ihn dadurch zu Dank verpflichten wollte. Dies geſchah. Mit zweihundert Mann weimariſcher Garde erkaufte ſich der Herzog von Gotha ſeine Beſtätigung als Adminiſtrator dieſes Landes und die Beendigung des Waſunger Streites. Zweihundert Landeskinder von Weimar, welche der Streit gar nichts anging, wurden in willkürlichſter Weiſe weggegeben, wie eine Herde Schafe. Ein fremder Fürſt verſchacherte ſie gegen alles Recht.

Die zweihundert aber zogen mit König Friedrich in den ſiebenjährigen Krieg.

3.

Es wird Licht.

Aus den deutſchen Städten, auf der Grenzſcheide zwiſchen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunſt des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der größte Erwerb des Menſchengeſchlechts nach Entdeckung der Buchſtabenſchrift. Denn ſeit der Geiſt eines Mannes in Holz und Leder eingeſchnürt zu gleicher Zeit auf tauſend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menſchenkraft in Kirche und Staat, in Wiſſenſchaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannigfacher, reicher, auch grundverſchieden von dem ſtillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche ſonſt in Jahrtauſenden nicht möglich geweſen war. Jeder Einzelne wird mit ſeinen Zeitgenoſſen, jedes Volk mit allen andern Culturvölkern zu einer großen geiſtigen Einheit zuſammengeſchloſſen, erſt jetzt iſt ein regelmäßiger Zuſammenhang in der geiſtigen Entwicklung des Menſchengeſchlechts geſichert; der Geiſt des Einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtauſende die Athemzüge ſeiner Bruſt überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit ſich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Geſetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausſchiebt.

Wenige Jahrzehnte war die ſchwarze Kunſt erfunden, da begann ein Frühlingsſturm in den Seelen. Aus den Schriften der Römer verkündeten mit Entzücken die Humaniſten, wie viel Schönes und Großes in der antiken Welt geweſen war, zürnend hielten ſie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das ſie um ſich erblickten. Das heilige Buch in der Hand, ſtritten fromme Geiſtliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römiſche Zwingherrſchaft und die gefälſchten Traditionen der Kirche. Und durch tauſend Bücher, die ſie ſelbſt geſchrieben, erhoben ſie das Gewiſſen der Völker zu dem größten geiſtigen Kampfe, der ſeit dem Aufſteigen des Sternes von Bethlehem über das Menſchengeſchlecht gekommen war; und wieder durch tauſend Bücher weihten ſie nach den erſten Siegen ihrem Volke alle irdiſchen Verhältniſſe auf's Neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die erſten Erzieher, Lehrer, Bildner der großen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des ſechzehnten Jahrhunderts haben den größten Segen der neuen Kunſt durch die Länder getragen, nicht ſie allein haben die Anſchauung reicher, das Urtheil ſicherer, Liebe und Haß größer gemacht. Das geſchah durch Lettern und Holzſchnitt noch auf andrem Wege, langſam, den Zeitgenoſſen unbemerkbar, für uns ſtaunenswerth.

Der Menſch lernte allmählich anders ſehen, beobachten, urtheilen. Wie ſcharf die Sinnenthätigkeit des Einzelnen im Mittelalter geweſen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die haſtige Thätigkeit der Phantaſie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Vermuthungen in die Beobachtung miſchte. Jetzt war das deutliche Schwarz auf Weiß immer zur Hand, ein feſter unveränderlicher Bericht über das, was bereits Andere geſchaut und erfahren. Jeder konnte die eigene

Auffaſſung an der fremden, das Urtheil der Andern an dem eignen prüfen. So begann die neue, nüchterne, klare Auffaſſung der Welt, ſo wuchs das Bedürfniß und Beſtreben zu beobachten. Man ſammelte die Bilder der Thiere und Pflanzen, unterſchied genauer die Formen und Arten; man verzeichnete Städte, Flüſſe, Gebirge und ſchnitt ſich ein Bild der Länder in Holz; man unterſuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Dehnbarkeit der Luft, Brechung des Lichtſtrahls; man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne ſchärften und ergänzten. Schnell öffneten ſich dem Auge neue Welten; wie der Menſch den Weg durch die geheimnißvolle Dämmerung des Oceans ahnend ſchaute, ſo fand er bald ſichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Aethers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke ſucht die Seele vorſichtig einen feſten Halt. Auffallend ſchnell und allgemein entwickelt ſich die Freude am Meſſen und Rechnen, an der ſtreng geſetzlichen Entwicklung der Zahlen und Größen aus einander, an der unbedingten Sicherheit ihrer Beweiſe. Die Zucht und ſtrenge Ordnung der mathematiſchen Wiſſenszweige ziehen die ſuchende, ungeſchulte Seele mit unwiderſtehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künſtlichen Bau der Nürnberger Taſchenuhren zu bewundern, und ſich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauern zeichnet, findet Copernicus die Bewegung unſeres Sonnenſyſtems, beobachtet Galilei die Monde des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des dreißigjährigen Krieges die großen Geſetze des Falles und des planetariſchen Umlaufs.

Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematiſchen Wiſſenſchaften Grundlage des geiſtigen Fortſchritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Meſſen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, nächſt der Aſtronomie die Chemie. Das Zuſammengeſetzte in Einheiten aufzulöſen, durch Verbindung der Einheiten neue

Bildungen hervorzubringen, das wurde erſtrebt. Nichts iſt ſo bezeichnend für die Herrſchaft dieſer Richtung, als der Traum, den noch der große Leibniz hatte, ſogar den Geiſt der Sprache, d. h. den geſammten geiſtigen Inhalt der Menſchen in mathematiſchen Formeln darzuſtellen und ſo einen neuen Weg zu ſchaffen, durch welchen der geiſtige Inhalt eines einzelnen Menſchen und Volkes direct, ohne Vermittlung der verſchiedenen Sprachen auf Andere übergehen könne.

Unterdeß waren auch die geſchichtlichen Kenntniſſe und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weiſe fortgeſchritten, überall ein emſiges Zählen, Meſſen, Zuſammentragen der Einzelheiten, Aufſammeln einer ungeheuren Stoffmenge. Hiſtoriſche Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgeſetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Ueber ſehr viele Einzelheiten der Privatalterthümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfäſſer der Alten werden beſondere Abhandlungen geſchrieben. Wo ein Zuſammenfaſſen des Stoffes verſucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntniſſe, wie groß ihr Umfang ſei, befriedigen den Menſchen. Das Wiſſen ſoll ihm helfen, zunächſt das eigene Leben auf Erden ſicher und gedeihlich zu bilden, ſeine Pflichten und Rechte will er dadurch feſtigen. Und wieder dem großen Räthſel des Lebens, dem Verhältniß zu dem Ewigen, will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf ſich ſelbſt und auf ſeinen Gott bezieht der Menſch Alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Niederländer, das dreißigjährige Elend Deutſchlands und die Empörung des engliſchen Rechtsgefühls gegen die Stuart hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorſtellungen über das Verhältniß der Staaten zu einander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geſchlagen.

Wie verſchieden waren die Geſetzgeber, welche das Leben jedes Einzelnen leiteten: die jüdiſchen Prieſter, die Gemeinde der Apoſtel, die Juriſtenſchulen des alten Roms, langobardiſche Könige, herrſchluſtige Päpſte! Und neben Geſetzen, die aus vergangenen Jahrtauſenden und verlebten Völkern ſtammten, galten Erinnerungen aus der deutſchen Vorzeit: Weisthümer, Willküren, Rechtsſpiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Beſtimmungen wurde dem Deutſchen Haus und Hof, Weib und Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und gerade nach dem großen Kriege hatte ſich über allem Recht der Herrenwille des Einzelnen und die tyranniſche Gewalt einer herzloſen Regierungsweiſe erhoben. In ſolchem Gewirre von Geſetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsgewalt begehrte das Gemüth des Menſchen neue Stützen. Und wie die Pietiſten von der Kirche eine würdigere Auffaſſung menſchlicher Rechte und Pflichten forderten, ſo begann auch der Juriſt nach dem großen Kriege das natürliche Recht des Menſchen dem Unrecht des gewaltthätigen Staates gegenüber zu ſetzen, das vernünftige Recht der Staaten gegen ränkeſüchtige Politiker zu verfechten. Neben den mathematiſchen Disciplinen und der Naturwiſſenſchaft wurde die Rechtswiſſenſchaft die Werkſtätte, in welcher ſich die Geiſter zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

So oft in den einzelnen Kreiſen des Wiſſens ein neuer maſſenhafter Stoff zuſammengetragen iſt, ſo oft Kenntniß und Urtheil nach vielen Richtungen erweitert ſind, entſteht das unabweisbare Bedürfniß, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchſten und letzten Fragen des Menſchen, das Verhältniß zwiſchen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unſterblichkeit fordern eine Antwort. Dieſe Antwort zu finden iſt zu aller Zeit die Aufgabe der Philoſophie. Aber ſehr unvollkommen iſt jedem Jahrhundert das Geheimniß des Lebens aufgeſchloſſen; was der Menſch aus Natur und Geſchichte erſpäht, iſt unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichthum deſſen, was iſt und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimniß in ſich, das ſich der menſchlichen Forſchung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erſcheinung und der Zahlenverhältniſſe, durch Meſſen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zuſammengeſetzten in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenſchaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos iſt die Arbeit der Wiſſenſchaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfaſſen, ohne Aufhören entſtehen neue Wiſſenszweige, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimniß, jede hat Urſache, mit freudigem Selbſtgefühl auf die Vergangenheit zurückzuſehen, welche ſo viel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfniß, aus dem Gewinn der einzelnen Wiſſenſchaften ſowie aus den ſittlichen Forderungen, welche durch das neue Wiſſen und Können entſtanden ſind, ein neues Gebäude der Philoſophie aufzuführen. Immer entſpricht dieſer Bau dem Verſtändniß und den Bedürfniſſen ſeiner Zeit. Aber jedes philoſophiſche Syſtem iſt durch die Perſönlichkeit der Zeit und ſeiner Erbauer beſchränkt, jedes wird durch neue Fortſchritte und neue Bedürfniſſe überwachſen. Dieſe Arbeit des neuen Findens und des Zuſammenfaſſens umſpannt das geiſtige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wiſſenſchaften war, und je edler Geiſt und Charakter des combinirenden Denkers ſind, welcher ſeiner Zeit das neue Syſtem erſchafft, deſto größer iſt das Gefühl des Fortſchritts und die begeiſterte Freude der Zeitgenoſſen über einen idealen Inhalt, der die Einzelnen aus den ſelbſüchtigen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Vorausſetzung aller Philoſophie aber iſt ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unabläſſiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Abwandeln und Fortbilden der geiſtigen Habe. Die Bewegung iſt es, welche die Wiſſenſchaft lebendig erhält, unendlich die

Arbeit, unendlich der Fortſchritt, und in dieſer Unendlichkeit der irdiſchen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menſchengeſchlechts und die Bürgſchaft der Dauer.

Seit dem dreißigjährigen Kriege beginnt bei den großen Culturvölkern die ſyſtematiſche Darſtellung der Ueberzeugungen, welche die Wiſſenſchaft nach ihrem damaligen Standpunkte über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzoſe Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter ſtarkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutſchen Leibniz, Thomaſius, Wolf.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren ſorglich bemüht, ihre Syſteme von der göttlichen Ordnung in der Natur und dem Menſchengeiſte mit den Lehren der chriſtlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegenſatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn ſeit Descartes den Satz aufgeſtellt, nichts dürfe dem forſchenden Menſchengeiſte wahr und feſt ſein, als was ihm unwiderleglich bewieſen worden, — ſeitdem war es mit dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wiſſenſchaft ihre neue Herrſchaft an, indem ſie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menſchen zu erweiſen ſuchte, als beſtehend, als vernünftig und nothwendig. Die ſichtbare Welt wurde von großen Mathematikern in unendlich viele Einzelheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geiſtes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltſeele begiffen. Der Gottesgelehrte aber, einſt der ſtrenge Herr der Wiſſenſchaft, — auch Luther hatte noch das Wort der heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgeſtellt, — erfand jetzt eine „natürliche" Theologie als Bundesgenoſſin zu der „offenbarten". Eifrig ſuchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulcaniſchen Feuer, ja aus den Windungen der Schneckengehäuſe wurde Nothwendigkeit und Weisheit des Schöpfers mit vielem Behagen bewieſen. Und ſchon fehlen ſolche nicht, welche den perſönlichen Gott, ſeinen Actus der Schöpfung und die Unſterblichkeit der Seele leugneten. Gegen ſolche einzelne Deiſten und Atheiſten erhob ſich aber noch die Mehrzahl der Philoſophen und die chriſtliche Frömmigkeit des geſammten Volkes.

Die großen deutſchen Gelehrten, welche um den Aufgang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieſer Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verſchiedenen Kreiſe des deutſchen Lebens. Leibniz, die große ſchöpferiſche Kraft ſeiner Zeit, eine wundervolle Miſchung von elaſtiſcher Schmiegſamkeit und feſter Ruhe, von überlegener Sicherheit und duldungsvollem, verbindlichem Weſen, wirkte durch ſeine zahlreichen Monographien und ſeinen unendlichen Briefwechſel vorzugsweiſe auf die Führer der Nation und das Ausland, auf Fürſten, Staatsmänner, Gelehrte, nach allen Seiten Bahn brechend, vorauseilend, die weiteſten Ausſichten eröffnend. Und wieder Thomaſius, geiſtvoll, leichtbewegt, kampfluſtig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgiltigen und Kleinen durch ſeine geräuſchvolle Thätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erſte deutſche Journaliſt in der Preſſe mit Spott und Ernſt, bald Verbündeter der Pietiſten gegen die verfolgungsſüchtige Orthodoxie, bald Gegner der ſchwärmeriſchen Wiedererweckten, für Duldſamkeit, reinere Sittenlehre, gegen jede Art Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Chriſtian Wolf, der große Profeſſor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchterner Lehrer, welcher in langjähriger, ſegensvoller Wirkſamkeit das Syſtem zuſammenſchloß und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeiſtert, iſt eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Theil haben. Immer liegt auf der erſten Thätigkeit einer Schule etwas von der apoſtoliſchen Weihe. Was in der Seele des Lehrers ſich mühſam unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Großes, Feſtes, Erhebendes. Mit der Begeiſterung und der Pietät verbindet ſich der Drang, ſelbſtſchöpferiſch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrſätze das geſammte Leben des Volkes, ſie wirken nicht nur in den einzelnen Wiſſenſchaften, auch in allen Richtungen des praktiſchen Geiſtes, auf Geſetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkſtätte des Künſtlers und Handwerkers.

Zuerſt flammt das neue Licht ſeit 1700 in allen Wiſſenſchaften auf. Akademien, gelehrte Zeitſchriften, Preisaufgaben werden geſtiftet. Durch die Führer wird die deutſche Sprache als Sprache der Wiſſenſchaft gleichberechtigt, bald ſiegreich neben die lateiniſche geſtellt, und dieſe glorreiche That wird der erſte Schritt, die geſammte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu ſetzen.

Aber das neue Leben dringt auch kurz nach 1700 mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Häuſer, in Schreibſtube und Werkſtatt des Bürgers. Jeder Kreis menſchlicher Thätigkeit wird prüfend durchforſcht. Landwirthſchaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heute die Grundlagen unſerer technologiſchen Literatur ſind. Ueber Rohſtoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maſchinen wird geſchrieben, an vielen Orten ſchießen allgemeinverſtändliche Zeitſchriften auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwiſſenſchaft für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerthen ſuchen. Selbſt in die Hütte des armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entſteht eine kleine menſchenfreundliche Literatur. Aber auch die ſittliche Wirkung jedes irdiſchen Berufes wird dargeſtellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes geſagt, der innige Zuſammenhang der materiellen und geiſtigen Bedürfniſſe des geſammten Volkes wird verkündet, unabläſſig wird auf die

Nothwendigkeit hingewieſen, den Schlendrian alter Bräuche zu verlaſſen, ſich um das vorgeſchrittene Ausland zu kümmern, Bedürfniſſe deſſelben und fremdes Weſen kennen zu lernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weiſe geſchrieben, launig, ſpöttiſch, tadelnd, immer mit dem Wunſche zu bilden, zu beſſern. Sogar die beſondern Fehler der Stände und Berufszweige, die Schwäche der Frauen, die Rohheit und Unredlichkeit der Männer werden unabläſſig beurtheilt und gezüchtigt. Noch ungeſchickt, zuweilen pedantiſch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So geräth das geſammte Privatleben der Deutſchen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurtheilen, überall ſieht der Bürger um ſich und in ſich eine Wandlung, der er nur ſchwer widerſtehen kann. Noch iſt die Zeit arm an einzelnen großen Erſcheinungen, aber überall iſt in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenige Jahrzehnte, und die neue Aufklärung ſollte aller Welt zur Freude ihre Blüthen tragen. Immer noch ſind die Weltweisheit und die gewöhnliche Bildung vorzugsweiſe abhängig von Mathematik und Naturwiſſenſchaft, aber ſchon beginnt ſeit Johann Matthias Gesner die Alterthumskunde, der zweite Pol aller wiſſenſchaftlichen Bildung, die geſchichtliche Entwicklung der Völkerſeelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reiſt Winckelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häuſern der größte Theil unſerer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiter führen ſollten, kühner, ſchöner, freier?

Es iſt eine mäßig große Stadt um 1750. Noch ſtehen die alten Ziegelmauern, Thürme nicht nur über den Thoren, auch hie und da über den Mauern. Manchem iſt ein hölzernes Nothdach aufgeſetzt, in den ſtärkſten ſind Gefängniſſe eingerichtet, andere, baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerſchoſſen wurden, ſind abgetragen. Auch die Stadtmauer iſt geflickt, vorſpringende Winkel und Baſteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen ſind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenſeite liegt zum Theil trocken, dann weiden wol noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiſerner Häkchen aufgeſtellt und ſpannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichſte Farbe iſt ſeit den Pietiſten „Pfeffer und Salz“, wie man ſchon damals ſagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutſchen, Blau, das nicht mehr aus deutſchem Waid, ſondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Thoröffnungen hölzerne Bohlenthore, oft zwei hintereinander; ſie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geſchloſſen, welche dort auf Poſten ſteht, aber erſt durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer ſind zuweilen noch Bruchſtücke der Holzgallerien zu ſehen, in denen einſt die Bogen- und Hakenſchützen ſtanden, aber nicht überall iſt der Weg längs der Mauer frei, ſchon ſind dürftige Häuſer und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt ſtehen die ſchmuckloſen Häuſer noch nicht ſo zahlreich als in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüſte Stellen dazwiſchen, die meiſten aber ſind von den Wohlhabenden gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht iſt ſchon ein Kaffegarten nach dem Muſter des berühmten Leipziger angelegt, dann ſtehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaſtſtube lehnen am Verſchlage des Wirthes die Gipspfeifen der Stammgäſte, aber ſeit kurzem iſt neben dem Gips der Maſerkopf und der theure Meerſchaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuſer ſtattlicher, nicht überall ſind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einſt in einem großen Theile Deutſchlands durch das Unterſtock der Markthäuſer führten, die Gehenden in der Regenzeit ſchützten und das Leben des Hauſes mit der Straße verbanden. An dem maſſiven Bau des Rathhauſes ſind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwiſchenmauern verklebt, in den düſtern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben ſich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub; in der Rathsſtube ſtehen die ſteifen Polſterſtühle mit grünem Tuch und Meſſingnägeln beſchlagen im erhöhten Raum, deſſen Schranke die Rathsherren von den Bürgern trennt; Alles ſchmucklos und lange nicht getüncht, Alles dürftig und unſchön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude die öffentlichen Gebäude zu ſchmücken, ſie werden vom Bürger als ein nothwendiges Uebel betrachtet, ohne Theilnahme, ohne jedes Selbſtgefühl. Noch ſehen die Häuſer des Marktes zum großen Theil mit ſpitzem Giebel auf die Straße, und zwiſchen den Häuſern gießen weitvorſpringende Dachrinnen ihr Waſſer auf das ſchlechte Pflaſter, das aus Feldſteinen kunſtlos zuſammengeſetzt iſt. Viele Giebel haben die ſchöne Gliederung des germaniſchen Stils verloren, wer verſchönern will, läßt die Dachlinie in Rococoſchnörkeln, am liebſten geradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häuſern ſtehen einzelne Kirchen oder verlaſſene Kloſtergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgiltig ſieht das Volk auf dieſe Ueberreſte einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine theure Erinnerung verbunden iſt; für die alte Kunſt iſt ihm das Verſtändniß ganz verſchwunden; wie Friedrich von Preußen das Marienburger Schloß, ſo zerſtört überall der nüchterne, verſtändige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorſorglich hat der Magiſtrat die leeren Räume des Kloſters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulſtuben eingerichtet, Fenſter ausgeſchlagen, Gipsdecken gezogen; dann ſchauen die Knaben von ihrer lateiniſchen Grammatik verwundert auf die Steinroſetten und die zierliche Arbeit des Meißels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnöthiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einſt Mönche ernſthaft ſchritten, werfen ſie jetzt aus hölzernem Schlüſſel ihren Brummkreiſel; denn der Circitor susurrans oder Mönch iſt ein Lieblingsſpiel dieſer Zeit, das auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Taſche führen.

Es iſt bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müſſen gekehrt werden; Düngerhauſen, welche fünfzig Jahre früher in anſehnlichen Mittelſtädten vor den Häuſern lagen, ſeit im Kriege die alte Sauberkeit verſchwunden war, ſind wieder durch Verordnungen beſeitigt, welche die Räthe des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Rathscollegium zugeſchickt haben. Auch der Viehſtand der Stadt hat ſich ſehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwiſchen den ſpielenden Kindern im Straßenſchmutze ſich beluſtigten, werden ſtreng in Höfen und Hinterhäuſern bewahrt, die Landesregierung ſieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn ſie hat die Thoraccise eingeführt und ein abgedankter Unteroffizier treibt ſich, den Rohrſtock in der Hand, in der Nähe des Thores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu unterſuchen. So hat ſich die Viehzucht in die dürftigen Vorſtädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landſtädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei thut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird ſtark gefahndet, der Paſſeport iſt dem anſpruchsloſen Reiſenden unentbehrlich; Rathsdiener ſind in den Straßen ſichtbar und ſpähen in die Wirthshäuſer; zur Nacht wird wol auch eine Brandwache in die Nähe des Rathhauſes geſtellt, und der Thürmer gibt mit Fahne und großem Sprachrohr das Nothzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen ſtehen an der Seite des Rathhauſes unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eiſenbeſchlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter ſind ziemlich wachſam und beſcheiden, ſie ſangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, ſo oft ſie die Stunden abrieſen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf beſtanden, daß ihnen Text und Melodie geiſtlich ſei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weiſe fort, faſt jeder ſteht feſt in ſeiner Zunft, ſogar die Maler ſind zünftig und fertigen als Meiſterſtück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeſchriebener Figuren. In den katholiſchen Landſchaften leben ſie von maſſenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den proteſtantiſchen malen ſie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, ſogar über den Thüren einzelner Handwerker zu ſehen ſind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am ſtrengſten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen iſt, der wird als Pfuſcher oder Bönhaſe mit einem Haſſe verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Geſellſchaft auszuſchließen ſucht. Noch wird ernſthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Geſellen freigeſprochen, Händel geſchlichtet, und die Formel „Mit Gunſt“, welche jede Rede einleitet, ſchallt endlos bei allen Zuſammenkünften der Meiſter und der Geſellen; aber die alten Wechſelreden und Sprüche des Mittelalters ſind halb unverſtändlich geworden, rohe Scherze haben ſich eingedrängt, und die Beſſeren beginnen bereits nicht viel darauf zu geben. Ja es fehlt nicht mehr an ſolchen, welche die alte Zunftverfaſſung für eine Laſt halten, weil ſie ihrem Beſtreben, ſich zu Fabrikthätigkeit zu erweitern, hartnäckig widerſteht, ſo die großen Tuchmacher und Eiſenarbeiter. Und die luſtigen Jahresfeſte, welche einſt Freude und Stolz faſt jedes einzelnen Handwerks waren, ſie ſind faſt alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigenthümliche alte Tänze vertragen ſich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der Einzelne keine größere Furcht hat, als ſeiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuſchvolle weltliche Ergötzlichkeit ſündhaft ſei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der

Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geſchieden durch Kleidung, Haartracht und Titel ſtehen die Studirten und Beamten als Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf ſie, blicken ſie auf den Handwerker, dieſer auf den Bauer herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen beſitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung. In den Familien der „vornehmen“ Kaufleute, wie die erſten Häuſer „ins Große“ genannt werden, und der „anſehnlichen“, wie die Beſitzer großer Verkaufsläden heißen, iſt eine erfreuliche Aenderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Aufwand einer früheren Zeit iſt gebändigt, beſſere Zucht im Hauſe und größere Redlichkeit im Geſchäft ſind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und ehrbaren Häuſer ſind, deren Inhaber ſich noch um Adelsbriefe bewerben, ja daß ſolche eitle Neugeadelte von den beſten ihrer Geſchäftsgenoſſen verachtet werden.*) Und der vorurtheilsfreie Cavalier fühlt ſich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der That kein Unterſchied ſei zwiſchen der Frau eines Gutsbeſitzers, welche mit Ehren in den Kuhſtall geht und das Abrahmen der Milch beaufſichtigt, und zwiſchen der Frau eines anſehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Meſſe im Gewölbe ſitzt, „ſie iſt wohl und prächtig gekleidet, ſie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürſtin, ſie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, ſie lieſt und verſteht mehre Sprachen, ſie urtheilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl.“ — Zu dieſer Kräftigung des deutſchen Kaufmanns hatte außer den geiſtigen Gewalten der Zeit, welche auch ihm die Seele leiteten, noch einiges Beſondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unſerer deutſchen Art günſtig geweſen, der Einfluß, den ſie auf den deutſchen Handel geübt, iſt doch ſehr hoch anzuſchlagen. Ihre Familien ſaßen um 1750 in faſt allen größeren Handelsſtädten, ſie bildeten dort kleine ariſtokratiſche Gemeinden, ſchloſſen ſich geſellig immer noch ab und unterhielten ſorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häuſern in Frankreich, welche noch heute eine ernſte, ſittenſtrenge, ein wenig altfränkiſche Ariſtokratie des franzöſiſchen Großhandels bilden. Gerade bei dieſen deutſchen Hugenotten hatte das puritaniſche Weſen der Genfer und niederländiſchen Separatiſten großen Anhang gefunden, ihre gemeſſene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuſer beeinflußt. Aber auch der deutſche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die geſündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit geſteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerthen Antheil am Welthandel, ſchon führten Deutſche ihre Eiſen- und Stahlwaaren aus der Grafſchaft Mark, aus Solingen und Suhl, Tuche aus allen Landſchaften, auch feine Tuche von portugieſiſcher und ſpaniſcher Wolle aus Aachen, Damaſtgewebe aus Weſtfalen, Leinwand und Schleier aus Schleſien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Colonien über See, deren Erzeugniſſe wieder in Deutſchland den größten Markt hatten, weil das Binnenland des öſtlichen Europas bis zur türkiſchen Grenze und den Steppen Aſiens durch deutſche Kaufleute verſorgt wurde. Gerade die Armuth des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenſo in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in den einfachſten Formen, als ein großartiger Tauſchverkehr. Noch fuhren Waaren und Reiſende auf der Donau ſtromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reiſe gezimmert und am Ende der Fahrt auseinander geſchlagen und als Breter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenſo auf dem Salzring die Karren und Steppenpferde verkauft, auf denen bärtige Händler von Warſchau und Nowgorod ihre Waaren in langem Karawanenzuge zum Tauſch gegen die Koſtbarkeiten abendländiſcher Cultur herzugefahren haben. Und ſchon beginnt die Klage der ſchleſiſchen Kaufleute, daß die Karawanen ſeltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil ſie ſich mit der neuen preußiſchen Schreiberei und den Declarationsſcheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Schon hat ſich um 1750 in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgerthum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beſchränkenden Verhältniſſe der Heimat herabſieht, und wie die Handlungsreiſenden von Lennep und Burtſcheid mit ihren Probekäſten, mit Meſſerklingen und Nadeln, bis zur Seine und Themſe zogen, ſo trafen auch die jüngeren Söhne dieſer großen Fabrikanten mit den Hamburgern in Paris, London, Liſſabon, Cadix, Porto zuſammen, und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte, oft kühne Geſchäftsleute. Und von dem unternehmenden und ſicheren Weſen dieſer Männer ging Einiges auf ihre Geſchäftsfreunde im Binnenlande über. Ein männlicher, feſter, unabhängiger Sinn iſt um 1750 außer bei den beſten vom Adel und bei wenigen Gelehrten zuweilen bei den größeren Kaufleuten zu finden.

---

*) J. M. von Loen: Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenſtande an: Theologen, Juriſten, Aerzte. Sie vertraten wahrſcheinlich alle Schattirungen der Zeitbildung, und die ſtärkſten Gegenſätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in ſtillem Kriege. Noch waren die Geiſtlichen Orthodoxe oder Pietiſten. Die erſteren, häufig bequem zum geſelligen Verkehr, nicht ſelten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flaſche Wein und nachſichtig gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitſucht und dem Inquiſitorweſen verloren, ſie ließen ſich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius anzubringen, kümmerten ſich um die Kirchen- und Schulgeſchichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in ſo auffälligen Gegenſatz zu ihren pietiſtiſchen Gegnern getreten war. Waren pietiſtiſche Geiſtliche angeſtellt, ſo ſtanden dieſe wahrſcheinlich in beſſerem Verhältniß zu anderen Confeſſionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt beſonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, ſie waren zum großen Theil würdige, ſittenreine Männer, treue Seelſorger mit einem weichen, herzgewinnenden Weſen, ihre Predigten waren allerdings ſehr pathetiſch und bilderreich, ſie warnten gern vor der kalten Spitzfindigkeit und riethen zu dem, was ſie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie ſchalten. Ihr Beſtreben, ſich und ihre Gemeinde von dem Geräuſch der Welt fernzuhalten, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leiſten und Bügeleiſen ſaßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtſchulen waren ſtudirte Theologen, größtentheils arme Candidaten, der Rector vielleicht aus der großen Schule des Halliſchen Waiſenhauſes berufen. Ein rührendes Geſchlecht, an Entſagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches ſie ſich heraufgearbeitet hatten. Es waren eigenartige Charaktere jeder Art, verſchrobene und widerwärtige Geſellen fehlten nicht, auch die beſſere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wiſſen. Aber in ſehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, ſie waren ſeit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Eiferer geweſen, ſelbſt die aus dem großen Waiſenhauſe, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren größtentheils gemäßigter, als den pietiſtiſchen Pfarrern lieb ſein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erſchrecken ſchwarz geworden, ihr Schickſal war, vom Sextus oder Quintus langſam aufzuſteigen, etwa bis zur Würde eines Conrectors, mit einer geringen Steigerung ihrer ſpärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu finden, dem ſie neben den Feinheiten lateiniſcher Satzbildung und Proſodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidniſche Anſicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in ſeinen Männerjahren mit Lächeln zurückſah. Aber in dieſer Thätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben ſie raſtlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Alterthums und die Fähigkeit, andere Menſchenart zu begreifen, in den Deutſchen herauszubilden. Und der unabläſſige Einfluß, den Tauſende derſelben auf das lebende Geſchlecht ausübten, war gerade jetzt geſteigert, ſeit Gesner die griechiſche Sprache in den Schulen heimiſch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen, revolutionären Grundſatz aufgeſtellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeiſterung verbreitet wurde: der Geiſt des Alterthums, das Verſtändniß des Schriftſtellers, nicht der grammatiſche Kram ſei die Hauptſache.

Denn die Schule einer anſehnlichen Stadt war eine lateiniſche Schule. Reichte ſie ſo hoch, daß ihre oberen Klaſſen für die Univerſität vorbereiteten, dann ſchieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen ſollten. Dieſe Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermiſſen. Es war allerdings an ſich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeiſter noch in ſpätern Jahren einige angenehme Kenntniſſe von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Geſtalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und ſogar die Kalender und Pfefferkuchen verſchönerten: aber mit dieſen Vorſtellungen aus alter Vergangenheit fielen auch einzelne Samenkörner der neuen Zeitideen in ſeine Seele. Daß die Aufklärung von einſichtsvollen Bürgern ſo ſchnell aufgenommen wurde, iſt dieſer Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher ſchrieben, war das Symbolum: „Geduldig, fröhlich immerdar.“ Aber die Strenge war nöthig, denn in den unteren Klaſſen ſaßen neben den Kindern faſt erwachſene Jünglinge, und die Unarten von zwei verſchiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Theile Deutſchlands beſtand der Brauch, der ſich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Unterſtützungen durch die Anſtalt genoſſen, unter Anführung eines Lehrers als Currendſchüler ſingen mußten. Wenn ſie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen“, auch bei „halben“ und „Viertelleichen“ hinter dem Kreuze daher zogen, ſo war das eine arge Verſäumniß, welche die Schulzucht ſehr ſtörte und ſchon 1750 als ein Uebelſtand beklagt wurde.

Ueberall ſtanden unter den Honoratioren die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der religiöſen Duldſamkeit, Freunde jedes wiſſenſchaftlichen Fortſchritts. Gerade in dieſem Jahr waren ſie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn ſoeben hatte der Leipziger Cruſius ſeine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken“ ans Licht treten laſſen, und mit dieſem Werk, einem Kosmos des Jahres 1740 in der Hand, überlegten ſie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Urſache der Bewegung in der thätigen Kraft elaſtiſcher Körper zu ſuchen ſei. Finſter ſahen dieſe Fortſchrittsmänner auf die theologiſche Facultät zu Roſtock, welche gerade jetzt einen jungen Herrn Koſegarten zu ſehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menſchliche Natur des Erlöſers auf Erden ſei von ſeiner göttlichen nur bis zu einem gewiſſen Grade unterſtützt worden, er habe gelernt wie Andere, und gar nicht Alles vorausgeſehen. Dagegen gönnten ſie aber ein wohlwollendes Lächeln den phyſiko-theologiſchen Betrachtungen wackrer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferſtehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechſel oder — wie man damals ſagen mußte — trotz dem Wechſel der Partikeln ſeines Körpers, oder wenn ein Anderer die Weisheit der Vorſehung aus dem weißen Fell der Haſen in Livland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutſche Dichtkunſt und Beredſamkeit wußten ſie wohl zu ſchätzen. Da war zu Leipzig Herr Profeſſor Gottſched und ſeine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Weſen in ihnen, Anſtand, Würde und Wiſſenſchaft, ſie gehörten zuletzt auch zur Schule, und ſie wollten durch die deutſche Dichtkunſt feinere Bildung und einen beſſern Geſchmack in das Land bringen. Schon wurden ſie ſehr angefeindet, aber ihre Zeitſchrift, den „Neuen Bücherſaal“, konnte ſchwerlich entbehren, wer dem poetiſchen Treiben der Belletriſten nachkommen wollte. Neben den Aelteren, welche ſo ſprachen, hatte ſich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geſchlecht eingefunden, welches die ſchönen Künſte nicht mehr als einen angenehmen Zierat betrachtete, ſondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf ſchüttelte. Und dieſe Jüngern — es war eine kleine Zahl — trieben es ſeit zwei Jahren mit einer Aufregung, die ſie zu Ueberſpanntheiten hinriß; ſie trugen Bücher in der Taſche, ſie ſteckten ſie den Frauen ihrer Bekanntſchaft zu, ſie declamirten laut und drückten einander die Hände. Es war die erſte Morgenröthe eines neuen Lebens, welche mit ſo herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatſchrift die „Bremer Beiträge“ waren die erſten Geſänge des Meſſias von Herrn Klopſtock erſchienen; der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form ſah, war jetzt in einem kleinen Kreiſe rückhaltloſe Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „Der Frühling“, gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es ſollte derſelbe anmuthige Poet ſein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfiſchen Bären in der Monatſchrift „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ Mitarbeiter geweſen war, zugleich mit Käſtner, Gellert, Mylius. Und wieder gerade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines andern Heldengedichts „Noah“ herausgeben laſſen; die Muthmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle dieſe Gedichte waren in dem Silbenmaß der Römer gebildet, und dieſe neue Art bewerkſtelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüths, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits ſchien ſich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeiſtern anzuzetteln. — Es ſollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt ſolche Theatervorſtellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reiſe die Schönemann’ſche Truppe in Norddeutſchland geſehen hatte, der erinnerte ſich um 1750, ſicher einige Jahre darauf, an einen jungen Mann von unvortheilhafter Geſtalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Eckhof, welcher der feinſte und kunſtvollſte Schauſpieler Deutſchlands wurde. Und gerade in dieſen Wochen war von der Meſſe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“, welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Leſſing hieß. — In demſelben Bücherballen lag der Roman Richardſon’s „Pamela“, wie das Jahr vorher die „Clariſſe“ deſſelben Schriftſtellers.

Was aber damals in den Häuſern der Bürger geleſen wurde, war von ganz anderer Beſchaffenheit. Noch gab es keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverläſſige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anſpruchsloſen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zuſammengeſchleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schickſale berichtet wurden.

Dieſe Abenteuer waren im 17. Jahrhundert in verſchiedener Weiſe dargeſtellt worden, entweder in geiſtloſer Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantaſtiſchem Hintergrunde, ohne den Vorzug eingehender Schilderungen, oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und ſchmutzig. Es war ein abgelebtes Weſen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals nebeneinander liefen. Schon ſeit 1700 iſt die realiſtiſche Richtung die herrſchende. Aus den Amadis-Romanen werden ſchlüpfrige Hof- und Reiſeabenteuer, dem Simpliciſſimus folgen eine große Zahl von Kriegsromanen, Robinſonaden und Aventuriergeſchichten, die große Mehrzahl iſt ſehr liederlich verfertigt, und deutſche Klatſchgeſchichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereigniſſen in der Fremde, zum Theil Tagebücher, ſind darin verarbeitet. Auch Faßmann's „Geſpräche aus dem Reiche der Toten" ſind in ähnlicher Weiſe zuſammengeſchrieben aus fliegenden Blättern und Geſchichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken ſaß, ſich von den Pfarrern der Gegend zuſammenborgte. Die ſo ſchrieben, wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber ſie übten doch eine ſehr große, ſchwer zu ſchätzende Wirkung auf das Gemüth des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreiſten. Und dieſer Gegenſatz zwiſchen dem Leſeſtoff des Volkes und der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen verſöhnt — zu ſehr bis in die neueſte Zeit beſtanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahr 1750 auch andere Gelehrte. Wol keiner mäßigen Stadt fehlte ein patriotiſcher Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Rathsarchivs durchſucht hatte und zu einer Geſchichte des Ortes und der Landſchaft ſchätzenswerthe Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verſtändniß der monumentalen Alterthümer gering, aber auch ſie wurden mit alten Inſchriften und unechten Götzen unſerer Urahnen als ſeltſame Merkwürdigkeiten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritiſchen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein ſiegreicher Kampf geführt. Auch auf die einſeitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die ſchwerfälligen „Kirch- und Schulſtaaten", ſah das jüngere Geſchlecht herab. Schon galt es, mit gewiſſenhafter Benutzung der Documente eine zuſammenhängende, Urſache und Wirkung deutlich auseinanderſetzende Geſchichtserzählung hervorzubringen. Allerdings gehört das Beſte, was in dieſen Jahren geſchrieben wurde, nur der örtlichen Geſchichtſchreibung an.

Größer war die Theilnahme, welche die Naturwiſſenſchaften erregten; ſie ſind in dem Kleinleben der Stadt die beliebteſte Wiſſenſchaft. Nicht gering iſt die Zahl ehrenwerther Zeitſchriften, welche die neuen Entdeckungen der Wiſſenſchaft berichten. Mit Achtung haben wir auf ſie zurückzuſehen; Darſtellung und Stil ſind zuweilen, z. B. in Käſtner's „Hamburgiſchem Magazin", muſterhaft; und unermüdlich ſind ſie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktiſcher Bedürfniſſe auszubeuten. Freilich ihre „vernünftige" Einwirkung hatte nicht alles Unhaltbare beſeitigt. Die alte Neigung zur Alchemie war nicht beſiegt. Noch immer wurde von verſtändigen und redlichen Leuten laborirt, ernſthaft wurde das große Geheimniß geſucht, immer kam ihnen etwas dazwiſchen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnißvoll wurde ſolche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rath oder Secretarius den „faulen Heinz bediene" — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die Freude an chemiſchen Proceſſen, an den Deſtillationen in der Retorte und den Löſungen auf kaltem Wege war Vielen gemein; kräftige Tincturen wurden an Bekannte vertheilt, die Hausfrauen liebten allerlei künſtliche Waſſer zu deſtilliren, und in den Frag- und Anzeigeblättern wurden häufig Arzneien angeprieſen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Waſſer gegen Viehſterben, Kurpfuſcherei und Quackſalberei ſind verhältnißmäßig größer als jetzt, die Lügen ebenſo dreiſt. Der Eifer, für die Wiſſenſchaft zu ſammeln, war allgemein geworden, die Knaben begannen Schmetterlinge aufzuſpannen, Käfer zuſammenzutragen, Dendriten und Erzſtufen mit dem Brennglaſe des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten ſich über „Röſel's Inſectenbeluſtigungen“ und das erſte Heft von „Friſchens Vorſtellung (Abbildung) der Vögel“.

Eine Bibliothek zuſammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten auch in beſcheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Oſtern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Meſſe die „Novitäten“, welche er dort für ſein Geld erkauft oder gegen Werke ſeines Verlags eingetauſcht hatte. Dieſe neuen Bücher legte er in ſeinem Laden zur Anſicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaaren thut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literariſche Unterhaltung, auf Stühlen ſaßen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfen; ſie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf „Eröffnete Academie der Kaufleute“, und ließen ſich Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Societät der Wiſſenſchaften geſtiftet werden ſolle; daß Profeſſor Gottſched von Wien zurückgekehrt ſei, und daß die Koch'ſche Schauſpielertruppe auf der Meſſe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopſtock vom König von Dänemark eine Penſion von 400 Thalern erhalten habe, ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt ſei, und daß die Bibliothek des ſeligen Herrn Superintendent Löſcher zu Dresden, 50,000 Bände ſtark, jetzo wirklich verſteigert worden ſei. In den Bücherballen wanderten um dieſe Zeit auch andere begehrenswerthe Einkäufe durch das Leben.

Es gab zuweilen Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. Das Augenmerk lenkte ſich auf die alten Drucke der Claſſiker; nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit beſonderem Sammeleifer geſucht. Aber der antiquariſche Handel war außer in Halle und Leipzig wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Verſteigerung brachte dem Einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zuſammengebracht waren, von Patriciern der Reichsſtädte, deren Familien allmählich ausſtarben, vielleicht aus Kloſterbibliotheken, deren Werke von gewiſſenloſen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geiſtlicher in der Nähe von Gräfenthal in Franken für 25 Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in ſchönen Einbänden; die Elle großen Formats war etwas theurer als die des kleinen, manche Werke waren unvollſtändig, weil genau gemeſſen wurde und die Elle eher zu Ende war als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden nach der Reihe abgemeſſen. Doch war dieſe Barbarei eine Ausnahme.

Wer ſelbſt Bücher ſchrieb, genoß davon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftſteller in Anſehen ſtand. Sehr hatte ſich dies Verhältniß ſeit dem Anfange des Jahrhunderts gebeſſert. Da eine Vorliebe für theologiſche und juriſtiſche Abhandlungen beſtand, ſo wurde die Verfaſſerſchaft ſolcher Tractate zuweilen höher bezahlt, als jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Univerſitätslehrer in einem Mittelpunkte der Wiſſenſchaft ſtand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hochehrwürdige Herr Leßer im Jahre 1737 mit ſeinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhauſen übereinkam, wurde er zwar für den gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von ſechzehn guten Groſchen „vergnüget", — welche er in ihm anſtändigen Büchern zu entnehmen hatte, — mußte jedoch verſprechen, daß er den Verleger völlig ſchadlos halten wolle, wenn dieſem der Inhalt des Buches irgend einen Verdruß bei der Obrigkeit zuziehen ſollte.

Für das geſellige Leben der Honoratioren war in den ſpäten Morgenſtunden die Apotheke ein ſchätzenswerther Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glaſe Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten beſprochen, und von der Decke und den obern Geſimſen ſah der alte Trödelſtaat überwundener Marktſchreier und Wurmdoctoren: Gerippe von Haifiſchen, ausgeſtopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entſetzliche, glotzäugig auf die eifrige Unterhaltung der Geſellſchaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeſchwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugſprechen, ſondern als Herzensſache. Ob König ob Kaiſerin, ob Sachſen ob Preußen, wurde häufig erörtert, man wußte von jedem Gaſt, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf ſollte dieſer Streit ſo leidenſchaftlich werden, daß er ſogar das Familienleben und den Hausfrieden ſtörte. — Unterdeß war dem kleinen Bürgersmann, den Dienſtboten und Kindern die Phantaſie mit andern Bildern erfüllt, ihnen hielt der alte Aberglaube ihr Leben umſponnen, und er war ſeit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht ſeine Polterſtube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte ſich ein Geſpenſt, ſogar im Spritzenhauſe ſpukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnißvolle Wehklage gehört, eine Abart des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; alte Katzen wurden als Hexen betrachtet und die Erſcheinungen Verſtorbener, Ahnungen und bedeutſame Träume wurden mit angſtvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufſuchen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig geſprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verſtändige Familienvater iſt bereits eifrig bemüht, ſeine Kinder und Dienſtboten über dergleichen aufzuklären. Es iſt ein lebhafter Kampf, der faſt in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Ueberlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über ſtille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zuſammenhanges mit dem Jenſeits, aber er verſteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerſtörten Altar der alten Kirche, in den Trümmern des nahen Schloſſes noch irgend etwas ſehr Curioſes verborgen ſein könne, und daß es wol lohnen möge einmal nachzugraben; aber er nährt eine entſchiedene Verachtung gegen die Flämmchen und den ſchwarzen Hund, und zählt mit beſonderer Freude zahlreiche Beiſpiele auf, wie dieſer Glaube „alter Zeit“ durch Betrüger gemißbraucht worden ſei. Auch vergeht ſelten ein Vierteljahr, daß nicht eine geleſene Zeitſchrift ſchöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln phyſikaliſch erklärt und die Donnerkeile als Verſteinerungen betrachtet werden. Zwar fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erſcheinungen gequält ſind, und die Geiſtlichen beten mit der Gemeinde für dieſe Armen; aber ſchon behaupten nicht nur die Aerzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß ſolche Art Teufel nicht durch Gebet, ſondern durch Faſten und Purgiren auszutreiben ſeien, da ſie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereigniſſen iſt das wichtigſte Ankunft und Abfahrt des Poſtwagens. Gern bewegt ſich der Spaziergänger um dieſe Zeit in der Nähe der Poſt. Die gewöhnliche Landpoſt iſt ein ſehr langſames, unbehilfliches Beförderungsmittel, ihr Schneckengang iſt noch fünfzig Jahr ſpäter berüchtigt; Kunſtſtraßen gibt es nirgends in Deutſchland, erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege werden die erſten Chauſſeen gebaut, auch dieſe ſchlecht. Wer bequem reiſen will, nimmt Extrapoſt; ſorgfältig wird darauf gehalten zu größerer Gelderſparniß alle Plätze zu beſetzen, und in den Localblättern, welche ſeit kurzer Zeit in den meiſten größeren Städten und Reſidenzen beſtehen, wird zuweilen ein Reiſegefährte geſucht. Zu weiten Reiſen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reiſe wieder verkauft; die ſchlechten Wege geben den Poſthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuſpannen, dann iſt es wol eine Bevorzugung des Reiſenden, wenn ihm von der Regierung ein Erlaubnißſchein ausgeſtellt wird, nur zwei Pferde Extrapoſt nehmen zu dürfen. Wer nicht ſo wohlhabend iſt, ſucht einen Retourwagen, ſolche Reiſegelegenheiten werden mehre Tage vorher angekündigt. Iſt zwiſchen zwei Orten ſtarke Verbindung, ſo gehen außer der ordinären Poſt und einer ſchnelleren Poſtkutſche auch conceſſionirte Landkutſchen an beſtimmten Tagen. Sie vorzugsweiſe vermitteln den Perſonenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Paſſagiere nicht ſo ſicher, daß der Kutſcher jede Woche an beſtimmtem Tage abgehen konnte; nach Meißen gingen das grüne und das rothe Marktſchiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiſte auch mit der beſten Fuhre ſehr langſam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile, ſcheint der gewöhnliche Fortſchritt geweſen zu ſein. Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmeſſen, meiſt wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geſchildert wird, Klopſtock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberſtadt nach Magdeburg ſechs Meilen in ſechs Stunden fuhr, fand er die

Schnelligkeit ſo außerordentlich, daß er ſie mit dem Wettlauf der olympiſchen Spiele verglich. Waren aber die Landſtraßen gerade ſchlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbſtes regelmäßig eintrat, ſo vermied man die Reiſe, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagniß, bei dem es ohne ſchmerzliche Abenteuer ſelten abging. Im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Geſandtſchaft zur Kaiſerkrönung trotz der ſchlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch, nach Frankfurt a. M. durchgedrungen war, nur eine Achſe war zerbrochen. — So iſt die Reiſe ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches ſchwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reiſender in einer Stadt iſt ein Tagesereigniß, neugierig umſteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsſtädten ſind die Gaſthöfe modiſch eingerichtet, Leipzig iſt deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in ſteter Rückſicht auf die Koſten, denn auch wer reiſte, der rechnete genau. Aber wer irgend Anſprüche machte, ſcheute eine Fußreiſe, die Unſicherheit, unſaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreiſende, welche die Landſchaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reiſende wurde nicht nur durch die lebhafte Theilnahme ſeiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geſchäfte in Anſpruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuthen weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgeſtattet, aber er wurde dafür mit „Commiſſionen" belaſtet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja Kundſchaften und Vermitteln in Herzensſachen. Wer vollends zu einer großen Meſſe reiſte, der mochte für beſondere Koffer und Kiſten ſorgen, um die Wünſche ſeiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienſt und Gegendienſt zwang die Noth; denn Geld- und Packetſendungen durch die Poſt waren ſehr theuer, und nicht überall wurde dieſe Anſtalt für zuverläſſig gehalten. Zwiſchen Nachbarſtädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienſt eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart beſtanden hat; ſolche Boten — nicht ſelten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an beſtimmten Tagen hin und zurück, ſie beſorgten jede Art von Einkäufen, genoſſen als zuverläſſige Leute ſogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Acten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reiſe einen feſten Stand, wo wieder Briefe und Rückſendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte ſehr lebhaft, ſo ging wol ein „Käſtelwagen“ hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüſſel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren ſo wohlhabend, daß ſie die Einrichtung des Hauſes und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einer ungeſchickten Prunkſucht zu verfallen, wie er Höfe und anſpruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte für gewöhnlich ſeinen Haushalt ſehr einfach eingerichtet, und zeigte den Wohlſtand nur bei feſtlichen Gelegenheiten durch Geräth und Bewirthung. Deshalb waren Gaſtereien durchaus ungemüthliche Staatsactionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde; in nichts unterſchied ſich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Verkehrsweiſe ſeiner Geſellſchaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauſes, genau bis auf's Kleinſte ſtand feſt, was Anderen zu leiſten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünſche, die Complimente, d. h. die höflichen Anreden, ſogar die Trinkgelder, Alles hatte ſeine genau beſtimmte Größe und vorgeſchriebene Form. Durch dieſe zahlloſen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewiſſe unveränderliche Feſtigkeit, welche ſehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart abſticht. Es war gebräuchlich, an beſtimmten Tagen zur Ader zu laſſen, zu purgiren, ſeine Rechnungen zu bezahlen, in feſten Zwiſchenräumen ſeine Beſuche zu machen. Ebenſo feſt ſtanden die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, ſogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die maſſiven Möbel, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolſterte Lehnſtuhl, den ſich der Mann vielleicht ſchon als Student erſtanden, der Klapptiſch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrer Geſchlechterfolgen. Aber ſchon begann unter dieſem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, ſchon rührte die läſtige Frage Warum? auch an den kleinen Brauch. Und überall gab es Einzelne, welche ſich mit philoſophiſchem Selbſtgefühl gegen die Gewohnheiten ſetzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erſchienen; in mehren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbſtändigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der ſie von der Menge und der Geſellſchaft ſeitab auf Nebenwege führte, meiſt zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigenthümlichkeiten die Stadt ſich unaufhörlich beſchäftigte.

Die Räume des Hauſes waren im Ganzen ſchmucklos, die Fußböden von gehobelten Bretern hatten keine andere Zier, als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waſchen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigſtens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand beſtreut. In den Zimmern ſchätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbel, unter denen die Commode eine neue Erfindung war, wurden ſorgfältig gearbeitet und ſchön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein beſonders behagliches Ausſehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geſchätzt. Die Freude der Hausfrau war kupfernes und zinnernes Geräth. Es wurde damit „Staat" gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte ſich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche ſich kleineren Geſellſchaften bei Morgencollationen — wo kalte Speiſen aufgeſetzt wurden — zu öffnen pflegten. In ſolcher Küche blitzte es ringsum von ſpiegelhellem Zinn und Kupfer, ſogar das Brennholz, welches in großen Haufen regelmäßig aufgeſchichtet dalag, war mit blankem Zinn beſchlagen, Alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochſtuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgeſtellt, vornehmlich in dem eleganten Sachſen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau ſelten der offene Porzellantiſch mit Taſſen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modiſche Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürriſche Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Das wunderliche Thier ſtand zu jener Zeit auf der Höhe ſeines Anſehens; es war in die Welt gekommen, niemand wußte woher, und iſt ebenſo unvermerkt wieder von uns geſchieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaſte wurden ſehr ſchön gefertigt, mit künſtlichen Muſtern, die wir noch jetzt bewundern; ſolchen Damaſt zu Gedecken zu beſitzen, war beſondere Freude, auch auf feine Leibwäſche wurde großer Werth gelegt; das Manchettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geſchenk erhalten hat, wird in ſeiner Beſchreibung einer Audienz nicht vergeſſen.

Die Kleidung, in welcher man ſich vor Andern zeigte, galt auch dem ernſten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farbe gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die beſcheidene Stickerei, die Wäſche verriethen nicht minder als Perrücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menſchen, ſie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da ſie unbequem war und die Perrücke ſchwer ohne Hilfe Anderer aufzuſetzen und zu pudern war, ſo wurde ſchon dadurch ein Gegenſatz zwiſchen Häuslichkeit und Geſellſchaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in beſtimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hauſe wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Beſuche annahm, die „gute“ Kleidung aber ſorgfältig geſchont. Viele Bedürfniſſe freilich, welche uns ſehr geläufig ſind, waren ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein öſtreichiſcher Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, dieſe Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erſt, als er bereits Profeſſor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers ſeine ſilberne Taſchenuhr; er klagt um 1780, daß damals ſchon jeder Magiſter, ja jeder Student eine ſolche Uhr haben müſſe; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine ſilberne, der Student eine goldne.

Eigene Kutſchen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der ſich nach der Stadt gezogen, nur die höchſten Staatsbeamten, und in großen Handelsſtädten — ſeltner als fünfzig Jahre früher — die reichſten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Aerzte gerathen, ſich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Miethpferde wurden häufiger als jetzt von den Profeſſoren in Anſpruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem ſo, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geſchenk nach dem Tode ſeines berühmten Schecken ein kurfürſtliches Pferd mit Sammtſattel und goldbeſetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in ſeiner Weiſe, bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmuth des Roſſes annahm und allen ſeinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während ſein Stallknecht das Wunderthier den Leipzigern um Geld vorwies. Da die Kleidung ſo empfindlich gegen Näſſe machte, war ein Beförderungsmittel ſehr in Aufnahme gekommen, das ſeitdem faſt geſchwunden iſt: die Portechaiſen, ſie wurden faſt ſo häufig gebraucht wie jetzt die Droſchken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre beſtimmten Standplätze und fanden ſich ein, wo Adel und Publicum zahlreich erſchienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchthüren, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauſes. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienſtleuten: Geſang eines Verſes, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgeſtanden, bei guter Zeit wieder das Lager geſucht. Auch der Umgang im Hauſe war förmlich; von Kindern und Dienſtboten wurde äußere Ehrerbietung in unterwürfigen Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander meiſt mit Sie an.

Was ſich einer Familie anſchloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürſprache und Begünſtigung geſucht und erwartet. Protegiren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntſchaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerkſamkeit, Beglückwünſchung an Geburtstagen, das Gedicht bei Familienfeſten durften nicht unterlaſſen werden. Durch ſolche Gunſt Einzelner ſuchte man ſein Fortkommen in der fremden Welt. Das unterthänige Benehmen gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küſſen war guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. Auguſt 1741 zu Breslau im Fürſtenſaal die Eidesleiſtung abnahm, wollte der proteſtantiſche Kircheninſpector Burg bei dem Handſchlag, den er zu geben hatte, dem preußiſchen Feldmarſchall die Hand küſſen. Nicht dieſe Ergebenheit ihres erſten Geiſtlichen war den Breslauern auffällig, ſondern daß ein Feldmarſchall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevatterſchaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältniß; der Taufpathe war verpflichtet, ſpäter um das Fortkommen des Täuflings zu ſorgen, und dies Pietätsverhältniß beſtand bis an ſein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entſcheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er ſein Wohlwollen durch ſeinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein ſolches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältniſſen entwickelte einiges Beſondere in Charakter und Bildung. Zunächſt ein weiches und gefühlvolles Weſen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieſer Weichheit hatte der große Krieg und ſeine politiſchen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte dieſe Anlage auffällig entwickelt. Eine gewiſſe Uebung, ſich und Andere aufzuregen und zu ſteigern, beſaß faſt jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergeſagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlaſſung zu dramatiſchen Scenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder hell auszuſprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Verſprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Verſöhnungen zwiſchen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsſcenen wurden ebenſo ſehr geſucht und genoſſen, als ſie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geſchlechtes zu Tage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verſe, die ſich auf ſeine Stimmung bezogen, durch die Schüler abſingen; es wurde ihm nicht ſchwer, dabei traurig zu werden, und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn erriethen und durch Andacht ihre Theilnahme bezeigten. Ebenſo liebte der Prediger auf der Kanzel die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und ſeine Selbſtbekenntniſſe, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heut Einzelne ihrer Umgebung das Behagen verringern, weil ſie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln, und eine Verſtimmung oder einen hervorbrechenden Gegenſatz der Naturen weichlich und pathetiſch zur Ausſprache bringen, ſo darf man ſolche Perſönlichkeiten als verſpätete Blüthen älterer deutſcher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemüthsanlagen und eigenartigen Züge der Menſchen, welche ſich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus ſehr entlegenen Zeiten unſerer Vergangenheit ſtammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein hiſtoriſcher Bilderſaal iſt, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verſchiedenſten Jahrhunderten unſeres Volkslebens neben einander wirken. Vorzugsweiſe auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnſucht des lebenden Geſchlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß geprieſen, glänzende Beiwörter wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu kennzeichnen. Und wieder der eigene Schmerz und das Unglück Anderer werden mit einem gewiſſen düſtern Behagen genoſſen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid Anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literariſchen Verehrer Klopſtock's iſt dieſe Weichheit den Deutſchen eingepflanzt worden, ſie lag tief im Volke ſelbſt. Als der junge Magiſter Semler 1749 von der Univerſität Halle ſchied, war er ſehr traurig; er hatte in der Stille eine Tochter ſeines theuren Lehrers, des Profeſſor Baumgarten verehrt — allerdings hatte er in ſeiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Dieſe Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm ſchwer, ſeine Magiſterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies und nach der Promotion hielt er ſeinem Vorbild Baumgarten — der als Präſes auf dem obern Katheder ſtand — aus dem Stegreif eine ſo feurige lateiniſche Dankrede, daß nicht nur er ſelbſt, auch mehre Zuhörer weinten; zu Hauſe aber ſetzte ſich Semler hin und weinte wieder über ſein Schickſal, und ſein treuer Stubenburſch weinte mit ihm faſt den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abſchiede Thränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reiſe in Merſeburg ankam, — was damals ziemlich lange währte, — und da er in der Heimat ſeinem Vater den lobenden Brief Baumgarten's übergab, weinte dieſer vor Freude ebenfalls.

In dieſem Falle iſt die Rührung aufrichtig und die Thränen ſind wirklich gefloſſen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in ſich ſelbſt zu kehren und die inneren Regungen zu belauſchen, zur Schauſpielerei, und die Bewunderung edler Aufwallungen zur Gefühlsheuchelei verführte.

Das ſtellte ſich nicht zuletzt in der deutſchen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreiſe der Empfindungen ungelenk. Die Schriftſprache hatte die Herrſchaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte ſich jede höhere Empfindung des Menſchen fügen; aber gerade erſt jetzt hatte dieſe Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die planvolle ruhige Arbeit des nachdenkenden Geiſtes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenſchaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es durch die abgenützten Bilder der alten Rednerkunſt gebunden, und es rauſchte in den dürren Blättern alter Phraſen dahin. Die Pietiſten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müſſen, die Ausdrücke derſelben waren ſchnell zur Manier geworden. Jetzt ging es ebenſo mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne ſtärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern ſuchten. Hatte ein Dichter die ſanften Schauer eines freundſchaftlichen Kuſſes gefühlt, ſo ſprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den ſchwungvollen Ausdruck. Ebenſo wurden die Thränen der Wehmuth und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundſchaft ſofort ſtehende Redensarten, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und dieſe Armuth war allgemein. Faſt überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, ſtößt uns ein Aufwand von nüchterner Ueberlegung ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns dieſe Beſonderheit der alten Zeit, wir mögen ſie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit ſchelten. Unſere Ahnen haben doch eine zureichende Entſchuldigung. Sie konnten nicht anders. Noch iſt in ihren Seelen etwas von der epiſchen Gebundenheit des Mittelalters. Die Sehnſucht nach einem Strome großer Leidenſchaft, nach Begeiſterung, nach melodiſchen Tönen des Gefühls iſt überall vorhanden, ja ſie iſt bis ins Krankhafte geſteigert, überall iſt der Drang, Großes in ſich herauszubilden, erk[illegible]. überall das Suchen und Sehnen; aber der Empfindung [illegible] die Kraft, dem vermehrten Wiſſen die entſprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieſer Richtung ſtets die Führer ihres Volkes geweſen ſind. Selbſt bei der liebenswürdigſten Geſtalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleiſt, iſt das lyriſche Ringen ſehr merkwürdig. Schon ſind ſeine Schilderungen reich an ſchönen Einzelzügen, eine Fülle von poetiſchen Anſchauungen ſammelt ſich zwanglos um den Mittelpunkt ſeines Gedichtes, der faſt immer in einer ehrlichen herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen dichteriſcher Anſchauungen vermag er nicht eine gehobene poetiſche Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Accord eines ſchönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm ſelbſt nicht ſtark genug, und in keinem ſeiner ältern

Zeitgenoſſen, die alle Schönheit und innern Adel ſo ängſtlich ſuchten und ſich ſo oft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbſtbeobachtung der Gebildeten erſtreckte ſich nicht nur auf das innere Gemüthsleben, es war ebenſo ſehr ein Belauern der eigenen äußern Erſcheinung und des Eindrucks, welchen man auf Andere machte. Nach dieſer Richtung erſcheint es uns oft noch unheimlicher gekünſtelt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, das Bewußtſein in ungewöhnlichem „Staat“ zu ſein, verſetzten den Menſchen vor Andern in eine Aufregung und vorſichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die feſtſtehenden Formen des geſellſchaftlichen Verkehrs, welche ſo künſtlich waren, und die rhetoriſchen Complimente machten das Auftreten zu einer Schauſtellung, die Deutſchen von 1750 zu Schauſpielern, die ſich lächerlich machten, wenn ſie nicht geſchickt ſpielten. Wer einem Gönner gegenüber trat, hatte wohl zu bedenken, daß ſein Schritt nicht zu ſchnell, nicht zu dreiſt und nicht zu ſcheu war, daß er ſeine Stimme richtig dämpfte, den Hut ſo im linken Arm hielt, daß der Arm den paſſenden Winkel bildete; er hatte vorher zu erwägen, daß die begrüßende Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und gerade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken; er hatte ſehr auf den Fall ſeiner Stimme zu achten, damit das vorher Ueberlegte einen gewiſſen Eindruck der Naturwahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Manne die Hand küßte, der bemühte ſich, auch in dieſem Vorgang genau ſeine Stimmung und ein wohlabgemeſſenes Gefühl auszudrücken, wie er ſein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirne daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langſam er ſie freigeben durfte, das alles war ſehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeſchick machte ſpäter dem Schuldigen wahrſcheinlich großen Kummer. Wer vollends ſich einem größeren Publicum darſtellen mußte, der überdachte ernſthaft die Poſition und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magiſterpromotion auf dem Katheder ſtand, er vergaß doch nicht „eine ſeltene, aber nicht anſtößige Stellung zu nehmen“, in welcher er ſeinen Opponenten die Antworten ſo geſchwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgiltig ihn die „weiche Bewegung ſeines Gemüths“ gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederſchlagen der Augen und das Lächeln wohl eingeübte Handlungen; daß ſie es ungezwungen, mit Anſtand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einſtudirte, welches liebenswürdig machte, ſondern die in ſolchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch dieſe Richtung war nicht eine franzöſiſche Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeiſter in das deutſche Leben kam, ſondern eine innere Nothwendigkeit, welche bei allen Culturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, ſich bei jedem nach den Eigenthümlichkeiten ſeiner Natur modelte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfniß, innere Armuth durch äußern Schmuck zu verbeſſern.

Allerdings wurde ſolcher Zwang der Schicklichkeit bei den Deutſchen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die ſichere und ſtolze Selbſtachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Manne fordern, war damals in Deutſchland ſelten. Feſter Wille war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Ueben einer ſchweren Pflicht; dort kam er ſogar mit überraſchender Gewalt zu Tage. Aber dieſer Tüchtigkeit fehlten zu ſehr einige mannhafte Beigaben. Seit hundert Jahren beſtand jetzt der Druck des geſtrengen Staates, er hatte den Bürger ſcheu, ſchwerfällig, oft furchtſam gemacht. Dieſelbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes

Beſchauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen ſein Beanlagten die Fähigkeit, ſich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Weſen offenen und ſichern Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anſtrengung des Gedächtniſſes und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechthum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beiſpielen dürfen wir ſchließen, wie oft damals Schwindſucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrter zerſtörten. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäuſern jener Zeit ſind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und rathlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den meiſten wechſelt übergroße Vorſicht mit leidenſchaftlicher Unbeſonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmſte. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Ueberzeugung und das Pflichtgefühl wurde zu leicht durch Einwirkung von außen zerſtört. Geld und äußere Ehren übten auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für ſeine Zeitgenoſſen ein Muſterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte ſich als Profeſſor von Leipzig auf's Freudigſte überraſcht, als ein fremder Edelmann aus Schleſien, den er gar nicht perſönlich kannte, mit dem er erſt wenige Briefe gewechſelt hatte, ſeiner Mutter eine jährliche Unterſtützung von zwölf Ducaten anbot. In ſeiner Antwort fehlte die Verſicherung der Dankesthräne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldſummen, welche ihm von Unbekannten zugeſandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutſchland unter den Beſten kaum ein Mann war, der anonyme Geſchenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I den Profeſſoren ſeiner Univerſität Frankfurt zumuthete, öffentlich gegen ſeinen Vorleſer Morgenſtern, der in groteskem Aufzuge mit einem Fuchsſchwanz an der Seite auf dem Katheder ſtand, zu disputiren, da wagte keiner der herriſchen Laune zu widerſprechen, als Johann Jakob Moſer, der ſich den Brandenburgern gegenüber als

Fremder fühlte und das Bewußtſein bewahrte, am kaiſerlichen Hofe wohl angeſehen zu ſein. Und auch dieſen regte die Begebenheit ſo auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das Selbſtvertrauen ſo ſehr fehlt, wie vor hundert Jahren dem aufſtrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meiſten Seelen jener Zeit ſo ſehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlaſſen. Gottſched und Gellert, Gleim und Klopſtock, Moſer und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war dieſe Schwäche, um gerecht zu ſein, ſehr zu entſchuldigen, und es war kein Wunder, daß nur die Stärkſten darüber hinaus kamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anſtand, Artigkeiten zu ſagen, die Rückſicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geiſtige Arbeit auf Andre wirkte, wer ſich durch eigene Kraft in ſeinem Kreiſe zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen, und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermiſſen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienſt im Staat erworben hatte, nicht die Rechte einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rückſichtslos gedrückt, geſtoßen, zertreten. Nicht das Verdienſt, ſondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrſamkeit allein vermittelte Verleger und Leſer; eine Stellung an einer Univerſität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörte dazu. Und jedes Amt wurde durch Belieben der Mächtigen ertheilt und genommen, überall Willkür, ſtärkere Gewalt; auch der größte Ruf ſtützte ſich viel mehr auf die Kreiſe perſönlicher Verehrer, als auf die ſichere Würdigung des Verdienſtes durch das geſammte Volk; ſo erhielt jede einzelne Aeußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, Andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutſchen Leben eine gebildete Tagespreſſe, den vielen

Einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine ſtarke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts iſt ſo ſchwer, als über die ſittliche Lebensführung in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urtheilen. Denn es genügt nicht, die Geſammtzahl auffallender Verſtöße zu ſchätzen, was an ſich ſchon mißlich iſt, es kommt darauf an, das perſönliche Unrecht in den einzelnen Fällen zu begreifen, was oft ganz unmöglich iſt. Nur weniges von unſeren Sitten Abweichende iſt leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geſchlechter verlief beim Bürger faſt nur in den Familien; größere Geſellſchaften am dritten Orte waren ſelten. In befreundeten Häuſern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schweſter und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenoſſen. Es war alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu geſtatten, die jetzt anſtößig ſein würden. Umhalſen und Küſſen wurde nicht nur beim Pfänderſpiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unſchuldig ſie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben einen Zug von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigſten verletzt, wo ſie ſich in derber Naivetät zeigt. Häufig blieb von ſolchem Verkehr auch ernſten gebildeten Männern eine feine ſinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht gerade Lüſternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewiſſe dreiſte Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften ſich in den Familien zwiſchen Unverheirateten zarte Beziehungen, niemand fand etwas Arges darin, ſie wurden ebenſo ſchnell wieder gelöſt. Dieſe flüchtigen Verhältniſſe voll von Tändelei und Empfindſamkeit flammten ſelten zu einer großen Leidenſchaft auf, ja meiſt verglomm in ihnen die jugendliche Poeſie. Sie führten auch ſelten bis zu Brautſtand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch ebenſo ſehr Geſchäft als Herzensſache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr gerade damals zu Tage kam, ruhte gewöhnlich auf anderem Grunde, als in der Glut einer holden

Leidenſchaft oder tiefſinnigem Einverſtändniß vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend iſt uns das Verhalten aller Betheiligten beim Abſchluß einer Ehe. Hatte der Mann die Ausſicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, ſo waren ſeine Bekannten, Männer und Frauen, ſofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuſchlagen, zu vermitteln. Ehen ſtiften galt für eine Menſchenpflicht, der ſich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürſtinnen des Landes betrieben emſig dergleichen uneigennützige Geſchäfte. Ein heiratsluſtiger Mann in anſehnlicher Stellung hatte zuverläſſig viel von den Mahnungen ſeiner Freunde, von ſchalkhaften Anſpielungen und von zahlreichen Eheplänen zu leiden, welche ihm ſeine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiſelle Caroline Lucius erſt wenige Briefe gewechſelt hat, — er hat ſie noch nie geſehen, — frägt er in dem erſten längern Brief, den er ihr gönnt, ob ſie nicht einen Bekannten von ihm, den Cantor an der Thomasſchule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Curator der Univerſität Altorf, den jungen Profeſſor Semler zum erſten Male ſpricht, macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu ſorgen. Dem jungen Profeſſor Pütter, der als Reiſender in Wien iſt, bietet gar ein fremder Graf, ſein Tiſchnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieſer Vorſchlag abgelehnt. Und kühl wie das Angebot, iſt der Entſchluß der Betheiligten. Mann und Frau entſcheiden ſich für einander oft nach flüchtigem Anſehen, nachdem ſie nur wenige Worte gewechſelt, niemals auch nur ein herzliches Geſpräch mit einander geführt. Beiderſeitige gute Empfehlung und Fürſprache iſt die Hauptſache. Ein Beiſpiel ſolcher Brautwerbung, welche den Betheiligten den Eindruck einer beſonders ſtürmiſchen und leidenſchaftlichen machte: Der Aſſeſſor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) im Bade Schwalbach ein Fräulein von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er ſieht ſie öfter bei Landpartien, zu welchen beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen ſpäter entdeckt er in Wetzlar dem Bekannten ſeinen Wunſch das Fräulein zu heiraten, nachdem er vorſichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es iſt Pütter — beſucht die argloſe Hofdame; „nach einigen kurz abgethanen allgemeinen Unterredungen ſagte ich gleich: ich hätte dem Fräulein noch einen Antrag zu thun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte. Sie ganz kurz: „Was denn vor einen Antrag?" Ich ebenſo kurz und freimüthig: „Ob ſie ſich wol entſchließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten?" — „Ach, Sie ſcherzen!" war ihre Antwort. — Ich: „Nein, ohne allen Scherz, es iſt voller Ernſt; hier habe ich ſchon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen ſeidenen Beutel mit hundert Carolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann." — „Nun, wenn das Ihr Ernſt iſt und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, ſo bedenke ich mich keinen Augenblick." — Sie nahm alſo den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Carolinen und bevollmächtigte uns ihr Jawort zu überbringen." — Auch der weitere Verlauf dieſes aufregenden Geſchäftes war außerordentlich und dramatiſch. Der glückliche Liebende hatte ausgemacht, daß ſein Freiwerber ihm ſichere Nachricht zugehen laſſen ſollte. Nun wäre zwar eine geſchriebene Zeile in jenem tintenkleckſenden Säculum möglich geweſen, aber es ſcheint, daß man die ſchriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und allerdings war damals ſchwer, dergleichen ohne Titulaturen und Glückwünſche in eine Zeile zuſammenzuziehen; es wurde alſo beſchloſſen, wie in Triſtan und Iſolde durch ein ſchwarzes oder weißes Segel der Ausgang einer Unternehmung telegraphirt wird, ſo auch hier durch Ueberſendung eines gewiſſen Bandes des geſchätzten rechtswiſſenſchaftlichen Werkes, der „Staatskanzlei“, anzudeuten, daß der Antrag angenommen ſei, ein anderer Band deſſelben Werkes hätte das Gegentheil gemeldet. Und der Unterſchied der neuern gewiſſenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Iſolde beſtand nur darin, daß kein falſches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieſer Verbindung das Herz allerdings gewiſſermaßen ſtürmiſch ſeine Rechte forderte, ſo war dies bei gebildeten und tüchtigen Menſchen oft weniger der Fall. Der Profeſſor Achenwall in Göttingen, ein angeſehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moſer an, ohne ſie nur einmal geſehen zu haben, und ſie gab ihm ebenſo ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiſelle Jäger aus Gotha, der er ſeinen Antrag machte, nachdem er die Durchreiſende zufällig einige Tage im Hauſe eines Bekannten geſehen hatte. So war es gewöhnlich die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau ſuchten, wie jetzt noch in manchen Kreiſen des Volkes. Die ſtillen Träume der Heiratscandidaten waren häufig genau ſo, wie ſie der nüchterne Pütter ſchildert: das Mittag- und Abendeſſen der Speiſewirthe entſpricht nicht ihren Wünſchen, einſam zu eſſen iſt nicht nach ihrem Sinn, auf Tiſchgenoſſen nicht zu rechnen, häusliche Beſorgung von Wäſche, Bier, Kaffe, Zucker ſind unangenehme Beſchäftigungen, und Abends müde von der Arbeit Andere zu beſuchen, wo man nicht wiſſen kann, ob man gelegen kommt, oder von Andern Beſuche zu erwarten, die einem ſelbſt vielleicht nicht gelegen ſind: — „das alles werden Gegenſtände von Ueberlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen ſcheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde.“ Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieſes Schrittes durchaus nicht verkannt, die ſtillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwiſchen mehren annehmbaren Partien iſt häufig. Und eben deshalb wird öfter die Sache einer wohlwollenden Vorſehung anheim geſtellt, und ein zufälliges

Begegnen, eindringliche Empfehlung einer gewiſſen Perſon immer noch als ein Wink von oben betrachtet.

Und die ſo dachten, waren damals die geiſtigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibniz, Thomaſius, Wolf, ehrenwerthe, gute, vielleicht ſehr gelehrte Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den beſten Familien des Volkes. Freilich iſt es eine uralte deutſche Sitte, welche den Einzelnen in dieſer wichtigen Angelegenheit des Lebens dem Gutachten und Vortheil ſeiner Familie unterordnet, denn die Ehe wurde von dem Deutſchen als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwalten und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantaſie mit einer Gehilfin zu beſetzen ſei.

Aber dieſe ſtrenge und verſtändige Auffaſſung lag ſchon um 1750 im Kampfe mit größeren Anforderungen, welche einzelne Perſönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemüthsleben und größerer Selbſtändigkeit, wo ſie einmal auftrat, nachzugeben. Als Caroline Lucius den angebotenen Cantor der Thomaskirche beſcheiden aber feſt zurückweiſt, empfindet Gellert eine kleine Beſchämung, daß er ſeine neue Freundin mit dem landesüblichen Maßſtab gemeſſen, und in ſeinen Briefen iſt ſeitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der ſchönſten irdiſchen Leidenſchaft fehlte, welche wir in dem Leben Anderer ſo gern vorausſetzen, ſo waren doch die Ehen, ſoweit wir urtheilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man ſich ins Leben ſchicken müſſe, war eine allgemein verbreitete Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angeſehene Stellung, ein ſicheres Einkommen mit der Erwählten theilen wollte, bot ihr nach der Auffaſſung jener Zeit ſehr viel; ihr Dank mußte ſein, durch unabläſſigen treuen Dienſt ſeine mühſamen, arbeitsvollen Tage gemächlicher zu machen. Ja bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches wir wol die Poeſie des Hauſes nennen dürfen. Die Kenntniſſe, welche eine deutſche Frau erwarb, waren im Ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographiſch ſchreiben, ſo erklärt ſich das aus dem Schwanken der Erziehung zwiſchen franzöſiſch und deutſch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II und andern Regenten, ſelbſt hohen Beamten, wie jenem kaiſerlichen Geſandten, der an Gellert ſchrieb und ihn bat, ſeine Briefe mit Verbeſſerungen zurückzuſenden, damit er hinter die Geheimniſſe der Rechtſchreibung komme. Aber auch der deutſch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauſes fehlte es meiſt an fehlerfreier Schrift und eigenem Stil. Etwas Franzöſiſch lernten aber viele Frauen, auch Italieniſch wurde im proteſtantiſchen Deutſchland wol häufiger getrieben als jetzt; ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers ſogar italieniſche Abhandlungen drucken. Sonſt ſcheint die Schule für die Frauen wenig gethan zu haben, der Muſikunterricht beſtand im Einüben leichter Lieder und Tanzweiſen am Klavier.

Deſto mehr that die Pflicht des Hauſes. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu ſorgen, der Eltern, Brüder, ſpäter des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachſenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich geſagt, es verſtand ſich nach jedermanns Anſicht von ſelbſt. Und dieſe Sorge beſchränkte ſich doch nicht, wie im 16. Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäſche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, ſie war ſeine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wiſſen iſt ein feſter Sinn, ein klares Urtheil, feine innige Empfindung an ſehr Vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben iſt. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät weicher, zaghafter, unſelbſtändiger geworden ſind, die Frauen ſind durch dieſelbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, ſie neben ſich zu dulden. Dann ſitzt ſie ſtundenlang ſchweigend, hält ihm ſeine Schreibfedern und ſtarrt aus ihren großen Augen auf das geheimnißvolle Haupt des Gatten; unterdeß ſucht ſie unruhig in der eigenen Seele all ihr armes Wiſſen zuſammen, und bricht endlich in eine Frage aus, welche in die Verhältniſſe von 1750 umgeſetzt, ungefähr ſo lauten würde: „Iſt der Kurfürſt von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?“ Und wenn Luther ihr lachend erwiedert: „Es iſt derſelbe Mann,“ ſo iſt ſeine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt.“*)

Dagegen um 1723 ſitzt Eliſabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnſtube des Conrectorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an ſeiner Chreſtomathie des Cicero, ſchreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege; unterdeß beſſert Eliſabeth fleißig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche ſich gegen die aufgeſetzten Flecke ſträuben, bis ihnen die Mutter vorſchlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuſchneiden und in dieſer prächtigen Geſtalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung ſtrahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, iſt aus ſeinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als ſie ſtarb nach langer glücklicher Ehe, ſprach der greiſe Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben: da will ich lieber der Verlaſſene ſein, als daß ſie es wäre"; er folgte ihr wenig Monate ſpäter. Und wieder kurz nach 1750 ſitzt die Frau Profeſſorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand; beide freuen ſich ſo ſehr, einander in der Nähe zu haben, daß er ſeine Studirſtube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß ſie jede Geſellſchaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat ſich ſo gewöhnt in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen ſeiner Kinder, ſelbſt ein lautes Geräuſch nicht mehr ſtört. Vor der Umſicht und dem Urtheil ſeiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrſcht ſie uneingeſchränkt; wenn den erregbaren Mann ein widriger Fall beunruhigt, weiß ſie ſchnell in ihrer ſanften Weiſe die rechte Abwehr zu finden; ſie iſt treue Freundin und die beſte Rathgeberin in ſeinen Univerſitätsbeziehungen, ſeine feſte Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und ſie hatte doch ſehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch ſpäter von ihr die Rede ſein.

---

*) Er hat die Geſchichte ſpäter fröhlich erzählt, ſeine Frau war neben ihm allerdings eine andere geworden. Die Frage Käthe's aber, ob der deutſche Heermeiſter ein Bruder des preußiſchen Herzogs ſei, war für Luther ſo auffallend, weil gerade damals (1525) die Perſon Albrecht's von Preußen mit allen Einzelheiten im Kreiſe der Wittenberger beſprochen wurde. Und ſie, die Luthern am nächſten ſtand, wußte ſo gar nichts davon. Katharina hatte übrigens damals ſchon zwei Jahre in befreundeter Familie zu Wittenberg gelebt, nicht das Kloſter allein trug die Schuld, daß die ſtarke Frau ſo ſtill und hilflos im Haus des Gatten ſaß.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, feſt, dabei kurz entſchloſſen, zuweilen von außerordentlicher Friſche und Heiterkeit, ſind in dieſer Zeit ſo häufig, daß wir ſie wol zu den kennzeichnenden Geſtalten rechnen dürfen. Es ſind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit faſt alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künſtler, welche in den nächſten Menſchenaltern bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Theil ihres Gedeihens zurückzuführen haben. Nicht ſtarke Männer zog uns die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poeſie der Leidenſchaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchſen, über die innere

Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautſtand um 1750 zu Tage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnſucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit, der ſchönſten Leidenſchaft in Sprache und Weſen vollen Ausdruck zu geben, ſo mögen wir auch gedenken, daß gerade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit ſtand, welche dieſen Mangel in Reichthum verwandeln ſollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philoſophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer eifrigen dichteriſchen Thätigkeit und kräftiger Schöpfung in jedem Reiche der Wiſſenſchaft ſollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemüthslebens bringen. Nachdem dies geſchehen, war der Deutſche von den guten Geiſtern ſeines Hauſes nach grauſer Verwüſtung und Untergang wieder ſo weit heraufgebildet, daß ſeine Seele über die Beſtrebungen und Bedürfniſſe des Privatlebens hinaus für größere Aufgaben und die männlichſte Arbeit geſtärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber ſoll durch die Aufzeichnung eines Zeitgenoſſen beſtätigt werden, was oben über Zuſtände, Charakter und Brautwerbung der Deutſchen vom Jahre 1750 geſagt wurde. Der hier ſprechen ſoll, ward auf den vorhergehenden Blättern bereits einige Mal genannt, es iſt ein Mann, welchem die Wiſſenſchaft für immer wohlwollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725 bis 1791), Profeſſor der Theologie zu Halle, war einer der erſten, welche ſich von dem Autoritätsglauben der proteſtantiſchen Kirche losrangen und, dem Bedürfniſſe nach eigener Forſchung folgend, mit der wiſſenſchaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urtheil über Urſprung und Wandelung der kirchlichen Lehrſätze wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrſchaft deſſelben vergangen. Sein warmes Herz hielt, ſolange es ſchlug, wie Luther und die Pietiſten, das kindliche Verhältniß zu ſeinem Gott und Vater feſt, als Gelehrter aber war der ſelbe Mann, den die Ereigniſſe des Tages ſo oft weich, unſicher und abhängig von ſeiner Umgebung fanden, kühn, entſchieden, zuweilen gründlich umbildend. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Ueberlieferungen, er war der erſte, welcher planvoll die geſchichtliche Entwicklung und Umwandlung des Chriſtenthums zu begreifen wagte, und die Theologie als einen geſchichtlichen Vorgang und als eine Stufe in der allmählichen Entwickelung des Menſchengeiſtes darſtellte, nicht die letzten Folgerungen ziehend, mit ſehr mangelhaftem Verſtändniß alter Zeiten, aber doch nach den Geſetzen der Wiſſenſchaft. Den inneren Gegenſatz zwiſchen ſeinem Glauben und Forſchen verhüllte er ſich noch dadurch, daß er wie die Pietiſten ſtrenge zwiſchen Religion und Theologie unterſchied, zwiſchen dem ewigen Bedürfniß des Gemüthes, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehrwürdigen Geſtalten des überlieferten Glaubens, und zwiſchen dem ewigen Drange des Geiſtes, jede irdiſche Erſcheinung zu verſtehn. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit iſt er ein aufgeklärter Pietiſt, eine der bedeutſamen Geſtalten, welche dazu berufen ſind, durch die Vereinigung entgegengeſetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfeld geboren, Sohn eines Geiſtlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Koburg Redacteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Profeſſor der Geſchichte und Poeſie auf der Nürnberger Univerſität Altorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er faſt vierzig Jahre ſiegreich gegen die alten Pietiſten kämpfte und als eines der würdigſten Häupter der großen Univerſität ſtarb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er ſelbſt über ſeine Liebe und Brautwerbung gibt. Er kann hier nicht ohne kleine ſprachliche Aenderungen mitgetheilt werden, denn Semler hat, was für ihn bezeichnend iſt, in ſeinem Stile nicht nur lateiniſche Satzbildung, auch viel von der undeutlichen

Redeweiſe der alten Pietiſten. Er liebt, wie ſie, ein geheimnißvolles Umſchreiben, Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn unverſtändlich macht und zu langſamem Leſen nöthigt. Und noch eine Erinnerung iſt nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täuſche: der hier erzählen ſoll, iſt in der That ein fein fühlender Mann geweſen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung ſeiner Mitlebenden genoß.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, iſt als Magiſter von Halle in ſein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt und hat dort die Bekanntſchaft mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt alſo.

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich ſah zwar jene würdige Freundin ſehr oft, und wir vergnügten uns an einander, ſo ſehr wir in unſerer tugendhaften Ernſthaftigkeit konnten; es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unſere neueren Zeitgenoſſen*) in ſo viel Romanen als übermenſchlich beſchreiben, oder vielmehr poetiſch malen und gar gefühlvoll darſtellen. Es war wirklich, als ob uns ſchon ahndete, daß dieſe ſeltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu Großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zu Theil werden können. Die Unwahrſcheinlichkeit fand ich in ihrer, ſie in meiner Lage, aus ſehr verſchiedenen Gründen. Mit mir ſah es ſehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Conrector zu werden, zu welcher Stelle ſie ſich ſogar erniedrigen wollte; auch ſah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer ſo ſchätzbaren Perſon nicht ankündigen konnte. Ich fand mich alſo jeder zufälligen Ausſicht gleichſam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unverſorgte Geſchwiſter, wie war ihr zu rathen, daß ſie auf's Ungewiſſe ſich mit mir verbinden und das bekannt machen ſolle, und ſich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir verſprachen indeß mit zärtlicher Wehmuth Alles, was möglich ſein würde, und waren von unſrer Rechtſchaffenheit überzeugt, aber auch entſchloſſen, nichts zu ertrotzen, was dem einen Theil ſichtlichen Nachtheil bereiten könnte.

---

*) Dr. Johann Salomo Semler's Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt abgefaßt, 2 Theile, erſchien im Jahre 1781. Die hier erwähnte Freundin iſt nicht genannt, ſie ſcheint von Adel oder aus dem höhern Beamtenſtande geweſen zu ſein.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrath Fick in Koburg, geſchrieben und den erſucht, für mein Unterkommen einige freundſchaftliche Speculation zu machen. Der that es, ehrlich und recht gutmeinend.“ — — (Semler reiſt nach Koburg, erhält dort den Titel Profeſſor, aber keinen Gehalt, wird „Verfaſſer“ der Coburgiſchen Staats- und Gelehrten-Zeitung und miethet ſich bei einer verwitweten Doctorin Döbnerin ein, einer muntern Frau, welche wohlhabend iſt, ſich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologiſche und hiſtoriſche Frage antworten muß. Sonſt war es ein ſtiller ehrbarer Haushalt; eine Tochter, die Demoiſelle Döbnerin, war noch im Hauſe, um welche ſich der Profeſſor, der ſehr viel Arbeit findet aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Univerſität Altorf eine Profeſſur erledigt ſei, die er wol erhalten könne, er müſſe ſich aber ſelbſt vorſtellen. Dieſe Kunde regte ihn ſehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Univerſität, er hat bis dahin keine Möglichkeit geſehen, jetzt öffnet ſich eine Ausſicht; aber ihm fehlt das Geld zur Reiſe, ja er iſt ſeiner Hauswirthin noch Miethe und Koſtgeld ſchuldig, er zergrämt ſich lange in der Stille.)

„Die Frau Doctorin, meine Tiſchwirthin, bemerkte ſelbſt, daß ich ſeit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr ſonſt ſo wohl gefiel, weil ſie dadurch Gelegenheit zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzählungen erhielt; dazu ſchien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich alſo, was die Urſache wäre? Ich war ſo betroffen, daß ich geſtand, ich hätte einen Vorſchlag zur Profeſſur in Altorf; es erfordere geſchwinde Reſolution, und ich hätte gar ernſtliche Ueberlegungen zu machen. Dieſe Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, ſchien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen, und ich beobachtete nun ſchärfer, als ich ſonſt zu thun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin Alles im Hauſe beſorgte, und nur ſelten zugegen blieb, wenn wir abgegeſſen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Geſetze der Höflichkeit mit ſich brachten; zu dieſer Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküſſen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller luſtigen Lebhaftigkeit eine ſehr ſtrenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil ſie mit der freiern Lebensart ihres Geſchlechts, die ſchon damals ziemlich in Koburg herrſchte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundſätze, wornach ſie ſelbſt in Saalfeld erzogen worden war; und es gab alſo wenig Viſiten in ihrem Hauſe, wozu ſie auch wirklich nicht viel Zeit übrig hatten; ſo ſehr ordentlich wurde dieſe Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt ſind ſolche Haushaltungen gewiß ſehr nöthig; und jene Andern, die ſo gern Geld verthun, daß ſie borgen müſſen, ſollten wenigſtens nicht ihre unentbehrlichen Wohlthäter, von denen ſie leihen, ſo übel beurtheilen. Ich kannte das ungeſtörte tägliche Vergnügen, das in dieſem Hauſe herrſchte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches menſchliches Leben, als bei vielen Andern, wo Glanz oder Geräuſch war.

Nun erneuerte ſich in mir jede Erinnerung, daß Perſonen in Koburg mich ſchon zuweilen gewarnt hatten vor dieſer Bekanntſchaft, die ich doch ſo gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zuſammenhängender, mir ſchien, als ob ich gern geſehen wäre; nur wenn der Schluß herauskommen ſollte: ich will mir durch dieſe ſo ſtille, ſo tugendhafte Tochter zu helfen ſuchen, dann entfiel mir das Herz. Wo ſollte auf einmal die Wahrſcheinlichkeit, dieſes zu hoffen, herkommen, da ich faſt ein Jahr lang bedächtige Unaufmerkſamkeit mir hatte zu Schulden kommen laſſen. Sie hatte ſchon einen Profeſſor ausgeſchlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres ſelbſtändigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche Andere durch den Hang zur Eitelkeit ſich leicht würde haben beſtimmen laſſen. Um ſo weniger war es wahrſcheinlich, daß ſie mich nehmen würde, da ich außer mir ſelbſt gar nichts von äußerlichen Vortheilen zeigen oder verſprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerkſamkeit gegen Mutter und Tochter an als bisher, ich kann ſagen, immer noch in einer ſehr großen Unentſchloſſenheit.

In dieſer Zeit ſchrieb ich an meine Schweſter nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieſes Briefes, der um einiger doch nicht ſehr großer Schulden willen, bloß weil ich kein Geld mir ſchaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin losſagen ſollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht im Stande, durch warme Wünſche meine Lage in eine beſſere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, ſo hinderte es gewiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden ſuchte, und mich ermahnte, ja der Vorſehung durch keine Uebereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt, und noch mehre, als ich ſie bekam, und dieſe Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein ſehr ernſtliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entſprachen, beruhigte mich nach und nach, obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Perſon unauslöſchlich blieb.

Deſto mehr fühlte ich aber meine ſehr geringe Stellung; ich gerieth alſo in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit, und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb alſo ſollte dieſe ſo folgſame, tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit ſie ſo oder ſo viel Geld für mich ausgeben könnte, woran ſie gewiß ſo wenig als ihre Mutter dachte; denn in dieſer Abſicht hatten ſie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwieſen; ſie ſahen mich ſchon lange dafür an, daß ich meine Neigung für jemand beſtimmt hätte; ſie erinnerten mich oft ſo freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgarten's ſo oft, ſo ſichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen geprieſen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Beſcheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten ſie vortheilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältniß als ausgemacht angenommen. Wie ſollte ich ſie nun auf einmal von etwas Anderem überreden, ohne ihnen ſelbſt offenes Feld für vielerlei mir nachtheilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüth in dieſer Zeit ganz darniederlag, wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Geſetz der einzigen höchſten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der ſtarke Zweifel, ob ich auch ſo wichtig wäre, daß die göttliche Providenz ſich auf mich erſtreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens ſei. Kurz, ich konnte dieſen drückenden Zuſtand ebenſo wenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich ſo und ſo viel Tage vor Petri Pauli gewiß eintreffen würde.

Und nun ſchrieb ich zwei Briefe, einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeſchloſſen, worin ich meine Abſicht, aber auch ebenſo deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntniß und Beurtheilung meiner Grundſätze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich ſo überlegt und klar vortragen, was zuſammengehörte. Dieſen Brief nahm ich mit mir, da ich Abends zu Tiſche ging. und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der

Mutter, das immer an ſeinem Orte lag, ſo daß der Brief ganz unfehlbar noch dieſen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir ſonſt nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer that, damit deſto mehr Zeit zu dieſer Entdeckung und ihrer Beurtheilung übrig bleiben möchte. In dem Briefe an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin mißfällig wäre, was ich vortrüge, ſo möchte ſie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen laſſen, ſondern mir beide wieder zuſchicken und alsdann die Sache meinem zu großen Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einſamer ich mich zeither zu halten pflegte, deſto tiefere Eindrücke hatten meine ängſtlichen, ganz unſtäten Wünſche in meiner Seele gemacht; mein Gemüth fing nun an ſich ernſtlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zuſammenhange entſteht, mehr und mehr durch Vorſtellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachsthum meiner Gelaſſenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schickungen, die ich lange Zeit mir ſelbſt zu verſchaffen ſo vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenoſſen einander ebenſo begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich ſchon, es ſei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillſchweigen begraben werden ſollte, weil man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch ſonſt den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächſten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich Mittags von Tiſch gehen wollte, bat mich die Frau Doctorin, dieſen Nachmittag eine Taſſe Kaffe bei ihr zu trinken. Noch hielt ſie alle Mienen ſo richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vortheilhaftes auch von dieſer Einladung mir verſprechen konnte. Die nächſten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer ſehr gefaßten Stellung meines Gemüths, in Wiederholung vieler ſchon vorübergeſchwundener Vorſtellungen und Wünſche, und in ziemlich großer Betrübniß über meine zunächſt ſchon bevorſtehende Reiſe, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen mußte.*) Ich kam alſo nicht eben zu bald wieder zurück, und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine ſo natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolge meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung ſich ebenſo ſichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte ſich gleich kenntlich in unſere Augen, eine Art von Feierlichkeit entſtand, alle drei wandten wir uns ſogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor, und fragte: „Geſtehen Sie, daß Sie dies geſchrieben haben?“ „O ja,“ ſagte ich und küßte ihr die Hand. Sie küßte mich lebhaft und verſicherte mich der zufriedenſten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor ſehr bald die bisherige Schüchternheit und ſchlug jetzt die Augen angenehm auf, weil ſie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel, und ſie ein Recht hatte ſich zu empfehlen. Wir hatten beide keine Romanen-Anleitung gehabt, ſie hätte ſonſt nicht auf mich und die Erlaubniß der Mutter gewartet. Eine für mich ſo ſchwere und ſo wichtige Sache fand alſo ihren leichten Gang, ohne daß ich irgend einen anderen Menſchen oder die Künſte oder Ränke, womit Viele eine Braut berücken, zu Hilfe genommen hätte.

Es iſt nicht nöthig, daß ich es erzähle, was mein Gemüth für heiligen ſchamvollen Dank gegen Gott einſchloß, wie ſehr ich mich bemühte, dieſe innere Stille und Ruhe zu behalten bei dem nun entſtehenden Gerede über dieſen meinen Entſchluß.

---

*) Er ſucht Faſſung dadurch, daß er wieder an die beiden Demoiſellen in Halle und Saalfeld denkt.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichſam ausgeſucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die ſie ſchon ſehr erwachſen ausgeſtanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerſtört hatten. Ihre Erziehung war theils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, theils von der Mutter neben ihrem Bruder, durch gehaltene Hauslehrer, beſorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter ſich und dieſe Tochter wol etwas zu ſehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber deſto mehr in jeder Geſchicklichkeit, die ihrem Geſchlechte wahre Vorzüge gibt, zugenommen; ihr Urtheil war ſo richtig, daß es die Mutter gemeiniglich in häuslichen Einrichtungen ihrem eigenen vorzog. Sie ſchrieb einen gut ausgedrückten Brief, meiſt ſchön und gleich in Zügen, und mit ſehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf ſie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verſtand ſie viel beſſer als ihre Mutter, und hatte, da ſie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abweſenheit der Mutter, einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden ſo richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Ueber ihr bisheriges Eigenthum aus der Erbſchaft eines Onkels in Koburg, das 4000 Gulden und mehr betrug, führte ſie ſchon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt und trug ſich ſehr gut, liebte es aber nicht ſonderlich; ihren Putz machte ſie ſich ſelbſt, ſogar Vieles von der Kleidung, und ſtets im Geſchmack. Nur wurde dieſe Beluſtigung an eigener Hände Arbeit von Andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angeſehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr mit einander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft ſpazieren zumal in ihrem großen Garten auf der Loſſau. Da ſaßen wir zuweilen unter einem Baume, und überſahen die vor uns liegende Stadt. Sie war ſo aufrichtig, daß ſie mir von ſelbſt ſagte: „Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufſicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einſamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen, und durch mein ganz reines gutes Herz; da wir aber unter viele Leute, zum Theil von der ſogenannten großen Welt kommen, ſo helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachtheil gereiche, bis ich ſelbſt richtiger über das Aeußerliche urtheilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verſtand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs.“ — Mir wurden die Augen naß über dieſe Redlichkeit. Sie weinte mit mir; „ob es mich nun reue? ob ich nicht ſchon lange dieſe ihre Mängel erkannt hätte?“

Ich hatte hier die beſte Gelegenheit, ſie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: „Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie ſelbſt reuen möchte, einem Profeſſor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz dürftig finden werden, ob er gleich arbeitſam ſein wird. Und nun will ich auch Ihnen meine Sorge ganz ohne Rückhalt vorlegen. Sie wiſſen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wiſſen aber wol nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tiſchſchuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Koburg wegkommen ſollen.“

Sie ſah mir zärtlich in die Augen und ſagte: „Wenn Sie wirklich keine andern Urſachen haben betrübt zu ſein, ſo bin ich freilich ſehr glücklich zu ſagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen im Stande bin. Denken Sie alſo an nichts weiter, als mich Ihrer immer mehr werth zu machen, damit ich in Geſellſchaft Ihnen keinen Nachtheil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als meinen Curator zuweilen um Rath frage. Der hält Sie ſelbſt zu hoch, als daß er mir das Geringſte in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will.“

Und dieſe uneigennützige, ehrliche Denkungsart hat auch dieſe würdige Perſon ſtets behalten und mich aller Beſchämung oder Betrübniß über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reiſe, um nicht zu ſpät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg gibt es noch ſehr viele Merkmale eines hohen Alterthums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Egidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen; ich wurde überaus liebreich aufgenommen und bekam eine Stube ganz oben, worin ſeine Bücher ſtunden; welche Nachbarſchaft mir ſehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg ſelbſt aufſuchte, um nicht in allen Dingen ſo gar fremd zu ſein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Raths auf dem anſehnlichen Saale des Rathhauſes vorſtellen, zu einer Stunde, da ſie eben auf einige Minuten aus ihren beſondern Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieſes ſehr anſehnlichen Gebäudes und viele mir ganz ungewohnte Umſtände thaten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modeſtie zum erſtenmal eine Parrheſie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieſer ſehr verehrungswürdigen Perſonen erwarb. Herr von Ebner, deſſen eigene Gelehrſamkeit und große edle Denkungsart jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch ſagen, daß er mich des Nachmittags in ſeinem Hauſe erwarten würde. Ich ſuchte die Stille meines Gemüths wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete ſo wenig als möglich zerſtreut zu ſein und dieſe Aufwartung deſto mehr zu meinem Vortheil zu benutzen. Da dieſer Herr faſt gar nicht ſehen konnte, ſo entging mir ſchon viel Beiſtand, indem ich durch eine ungekünſtelte modeſte Stellung, die ich ſtets liebte, mir ſonſt manchen Eingang verſchafft hatte, ſogar bei Perſonen, die vorher wider mich eingenommen geweſen waren. Nachdem ich einige Minuten geſtanden und meine wahre dankvolle Empfindung in den beſten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigſtens den Schwulſt ebenſo ſehr als das Alltägliche vermied, ſo ſagte er: „Herr Profeſſor, Ihre Stimme und Rede gefällt mir ſo wohl, daß ich es ſehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anſchauen zu können. Setzen Sie ſich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Profeſſor Schwarz, hat Sie insbeſondere an mich recht vertraulich empfohlen, während es freilich an vielen Competenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden ſind.“ Nun kam er auf meine Miscellaneas lectiones, davon er ſich hatte vorleſen laſſen, und fragte ſo viel Einzelnes, daß die Unterredung einem Examen ſehr ähnlich war. Endlich ſagte er mit kenntlicher Freude: „Sie ſind gerade mein Mann; wo ich hin will, da ſind Sie ſchon. Ich wünſche herzlich viel Glück für Sie und für Altorf.“ Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer ſtehen laſſen. Nun wurde er ſo gnädig, da ich aufſtand, daß er ſagte: „Kann ich für Sie ſorgen durch eine reiche Heirat, ſo ſagen Sie es jetzt gerade heraus.“ Ich küßte ihm die Hand ſehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und ſagte mit großer Empfindung geradehin: „Ich danke.“ — „Um deſto lieber iſt es mir,“ ſagte er, „wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben.“ Er befahl mir, wenn ich von Altorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in ſeinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geſchehen iſt. Ich muß ſagen, eine ſo edle Herablaſſung und thätige Werthſchätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten ſtets erweiſen, habe ich ſonſt nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiſte mit mir nach Altorf.

Unterwegens fand ich für ſehr gut, dem rechtſchaffenen Manne zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe ſorgen wollen, daß ich aber ſchon in Koburg nöthig gehabt hätte, mich dieſer und anderer Sorgen zu entledigen, daß alſo alle andere gutmeinende Anſtalten unnöthig wären. Indeß hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

Glücklich kam ich wieder nach Koburg und brachte die Vocation mit. Den 26. Auguſt des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sacriſtei angetraut."

So weit der Bericht des Gatten, der im weitern Verlauf ſeiner Lebensbeſchreibung bei jeder Gelegenheit ſeine Liebe und Bewunderung für die Frau ſeiner Wahl ausſpricht, der Geſtorbenen eine beſondere Lobſchrift verfaßte. Leider iſt kein Brief erhalten, welchen die Frau Profeſſorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und deſſen Stil von dem Profeſſor ſo gelobt wird. Aber aus demſelben Jahre 1750, aus dem Kreiſe ihrer Koburger Bekannten, kann ein Liebesbrief mitgetheilt werden,*) der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiſelle Döbnerin wiedergibt, dieſelben herkömmlichen Formen und die künſtliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menſchenherzens fühlbar wird. Dieſer Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Koburg lautet alſo:

„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein geliebtes Kind werden die heiligen Weinachtsfeiertage in allem erwünſchten Wohlſein zurückgelegt haben, ſo hoffe, daß der gütige Gott mein ſehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit ſo viel Geſundheit, Segen und allem Vergnügen in reichem Maß überſchütten wird, daß beſtändig Urſach haben möge, ihn dafür zu preiſen. Zu dem bevorſtehenden Jahreswechſel gratulire ebenfalls und will meinen aufrichtigen Wunſch von Grund des Herzens in dieſen wenigen Worten ausdrücken: „Höchſter, höre mein Gebet! nimm, mein liebſtes Kind zu ſparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege ſie zu ſeinen Jahren; ſo wird auch mein zeitlich Wohl, das durch ſeine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, ob gleich Neid und Mißgunſt ſchäumet."

---

*) Der Brief wird hier mitgetheilt, weil er faſt denſelben Inhalt hat, wie ein Schreiben der ſchönen Urſula Freherin an ihren Bräutigam aus dem Jahre 1598 in Bd. II, 2 der Bilder aus der deutſchen Vergangenheit (Geſammelte Werke, Bd. XIX, S. 254 fg.). Den hier abgedruckten Brief verdankt Herausgeber der Güte des Baron Ernſt von Stockmar.

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verurſacht, da ich geſehen, daß ſich Dieſelben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergeſſend machen können, nicht abhalten laſſen, an mich gütigſt zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetſten Dank abſtatte. Dieſelben beliebten in Deren Werthem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es ſtand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen ſchuldig, ich erwarte daher mit nächſtem eine gefällige Nachricht ſowol dieſerwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Conſulenten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen ſonſten etwas, das ich zu wiſſen oder beſorgen nöthig habe, ſo belieben es Dieſelben nur frei und aufrichtig zu melden, es ſoll mir Dero Befehl allzeit zu einer Vorſchrift dienen. Bei der hochwertheſten Frau Mama und Frau Schweſter machen mein Herz bei dieſer Jahresveränderung meine gehorſame Gratulation, und bitten mir ohnſchwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama laſſen ebenfalls ihr Compliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungeſtörter Zufriedenheit zu genießen anwünſchen. Wir erwarten mit größtem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa iſt deſto begieriger, ſolche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama ſelber dictiret; mich plaget ſelbſt die Neugierigkeit zu vernehmen, wie Dero Reſolution diesfalls ausfallen wird.

Dabei nehme mir die Erlaubniß, Ihnen, mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebenſten Bitte, nicht auf den geringen Werth der Sache, ſondern auf die aufrichtige Meinung zu ſehen; denn ich verſichere, daß nicht ſo viel Stiche darin befindlich, als gute Wünſche für Dieſelben dabei abgeſchickt. Schließlich bin mit beſtändig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten
Hof, 29. Decbr. 1750. treuergebene
A Monsieur, Monsieur . . . . à Coburg. C. C. L."

So vorſichtig, förmlich und geſchnörkelt war damals das geſchriebene Liebeswort eines treuen fränkiſchen Mädchens, auch der lieben Frau Profeſſor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler ſelbſt, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt ſeiner Univerſität, der in ſeiner Wiſſenſchaft den ältern Zeitgenoſſen ein kühner, waghalſiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßſtabe meſſen wollte, den unſere Zeit an die Hand gibt! Weil er kein Reiſegeld und in Koburg einige Schulden hat, verfällt er in ſchweren innern Kampf, beſchließt zu heiraten, kündigt ſeiner Freundin in Saalfeld das Verhältniß und bewirbt ſich um die Tochter ſeiner wohlhabenden Hauswirthin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgiltig war. Dergleichen wäre in unſerer Zeit, mild geſagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Profeſſor der Theologie dieſen Bericht der Oeffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgeſetzt, daß ſein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenoſſen nicht zur Unehre gereichen werde. Es iſt kein Grund, zu bezweifeln, daß die Freunde ſeiner Jugend genau ebenſo empfanden, vielleicht etwas weniger gewiſſenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyranniſchen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt ſeines Lebens? Lernen und arbeiten vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um ſein mühſam erworbenes Wiſſen in andere Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrübelt, erſpäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag ſeine höchſte Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz ſeiner Erdentage; ſein Privatleben mußte ſich dafür fügen und ſchicken, wie es gerade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz Weniger, es war eine allgemeine Empfindung wie bei Semler, in vielen Hunderten, welche hungerten, ſich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechſelten, um für ihre Wiſſenſchaft leben zu können. Das iſt gar nicht groß, aber es iſt immerhin Sehnſucht nach dem Größten, es iſt das alte deutſche Bedürfniß, ſich für etwas hinzugeben, was unendlich werthvoller iſt als der Einzelne. Kommt zu ſolchem Sinne einmal ſichere Manneskraft und das Gefühl, ein Herr auf der Erde zu ſein, ſo mag wol etwas daraus entſtehen, was alle Folgezeit groß und gut nennt.

4.

Aus der Garniſon.

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenſter zurück, und blickt prüfend in die dunkeln Winkel ſeines Hauſes, ob ſich eine fremde Menſchengeſtalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Felde hält ſeine Pferde an und überlegt, ob er wünſchen darf mit dem flüchtigen Manne zuſammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen, oder ob er einen Verzweifelten fürchten und ſchonen ſoll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deſerteur entſchlüpfen ließ. Wahrſcheinlich wird er den Flüchtling entrinnen laſſen, auch wenn er ſeiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt ſich ihm ein Mitgefühl, ja etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdiſcher Dinge prägt ſo ſcharf die Beſonderheiten der Zeitbildung aus, als das Heer und die Art der Kriegführung. Die Armee entſpricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfaſſung und dem Charakter des Staates. Die fränkiſche Landwehr der Merovinger, welche von ihrem Märzfeld zu Fuß gegen Sachſen und Thüringe zog, das Heer der ritterlichen Speerreiter, welches unter Kaiſer Rothbart ſeine Roſſe in die Ebenen der Lombardei hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, und wieder das Söldnerheer des dreißigjährigen Krieges, ſie alle waren höchſt unterſcheidende Bildungen ihrer Zeit, welche aus den geſellſchaftlichen und wirthſchaftlichen Zuſtänden des Volkes erblühten und ſich wandelten, wie dieſe. So wurzelt das älteſte Fußheer der Beſitzenden in der alten Gemeinde- und Gauordnung, das reiſige Ritterheer in dem feudalen Lehnweſen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Compagnien der fahrenden Söldner in dem Wachsthum der fürſtlichen Landeshoheit. Ihnen folgte in den despotiſchen Staaten des 18. Jahrhunderts das ſtehende Heer der gedrillten Lohnſoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienſtes iſt durch die ſpäteren ganz beſeitigt worden, wenigſtens einzelne Erinnerungen daran ſind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbeſitzer hatte aufgehört, ſeit ein großer Theil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgeſunken war; die ſtarke Landwehr war zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz beſeitigt war ſie nicht, *denn allen* Landſaſſen blieb bis in das 18. Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglocke zuſammenzueilen, Kriegsgeſpann und Schanzgräber zu ſtellen. Ebenſo war die Rittercavallerie des ſpäteren Mittelalters von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granſon, Murten wie in den Niederungen der Ditmarſen zerſchlagen worden; aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Laſt der adligen Güter, ſie wurde allerdings ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts — in Preußen erſt unter Friedrich Wilhelm I — in eine feſte niedrige Geldabgabe verwandelt, und dieſe Abgabe war in den meiſten Landſchaften Deutſchlands die einzige Steuer, welche auf den adligen Lehngütern lag.*) Auch der fahrende Landsknecht, welcher ſich ſelbſt die Ausrüſtung beſorgt und jeden Sommer die Fahne gewechſelt hatte, war in einen eingekleideten Söldner mit beſtimmter Dienſtzeit verwandelt; aber in die neue Zeit erhielt ſich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich dieſe Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem ſeltſamen und unverſöhnlichen Gegenſatze zu der furchtbaren Härte ſtanden, mit welcher die neue Ordnung der despotiſchen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zuſammenſchnürte.

---

*) Sie betrug zur Zeit Friedrich's II für das große Rittergut, welches ein ganzes Ritterpferd zu ſtellen hatte (es gab auch halbe und Viertelpferde), je nach den Landſchaften 18—24 Thaler, ungewöhnlich viel in der Kurmark: 40 Thaler.

Die Mängel der ſtehenden Heere im 18. Jahrhundert ſind oft beurtheilt worden, und jedermann weiß Einiges von der herben Zucht in den Compagnien, mit welchen der alte Deſſauer die Schanzen von Turin ſtürmte und Friedrich II den Beſitz Schleſiens behauptete. Aber nicht ebenſo bekannt, ſelbſt von Kriegsſchriftſtellern ganz vernachläſſigt iſt eine andere Seite der alten Kriegsverfaſſung, und von dieſer ſoll hier zunächſt die Rede ſein.

Die Regimenter, welche die deutſchen Reichsfürſten des 18. Jahrhunderts in ihre Schlachten führten oder an fremde Machthaber vermietheten, waren nicht die einzige bewaffnete Einrichtung in Deutſchland. Neben dem Söldnerheer beſtand in den meiſten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in ſehr mangelhafter Verfaſſung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflußlos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß jedermann zur Vertheidigung des eigenen Landes verpflichtet ſei, aus dem Leben der Deutſchen geſchwunden. Das Recht des Landesherrn, die Unterthanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem andern Recht des Landesherrn unterſchieden, Kriegsvolk zu halten. Für ſeine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienſte zu leiſten, durfte er dem Unterthan nicht befehlen. Im Kriege dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, ſeit ſeine Vaſallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es iſt eine der größten Umwandlungen in der Geſchichte des deutſchen Volkes, daß durch die eigenmächtigen Regierungen in dem vorigen Jahrhundert den Deutſchen allmählich die Ueberzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet ſei, dem Landesherrn wenigſtens einen Theil ſeines Kriegsvolkes zu ſtellen. Und nicht minder lehrreich iſt, daß erſt in unſerm Jahrhundert, ſeit das alte Regierungsweſen zuſammenbrach und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Seele des Volkes ſank. Es lohnt, den Weg zu verfolgen, auf welchem es geſchah.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Landsknechte zu koſtſpielig und lüderlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das Defenſionswerk, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Vertheidigung verwendet werden ſollte. Seit 1613 wurden die Defenſioner in Kurſachſen und den Nachbarländern, bald darauf in den andern Kreiſen des Reiches eingerichtet, in Fähnlein geordnet, zuweilen zuſammengezogen und militäriſch geübt. Ihre Geſammtzahl ward feſtgeſtellt und auf die Ortſchaften vertheilt, die Gemeinden erwählten und rüſteten die Leute; waren ſie im Dienſte, ſo erhielten ſie Sold vom Landesherrn.

Der dreißigjährige Krieg war zum größten Theil mit geworbenem Volke geführt worden, doch waren aus Noth die Defenſioner hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienſt beſtimmte, oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im Ganzen aber hatte ſich die lockere Errichtung dieſer Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menſchenarmen Lande noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfaſſung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für den Anbau des leeren Grundes wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieſes Bürgerheeres bei. Nur machte ſich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannſchaft Offizieren des Landesherrn übertragen und die Dienſtzeit auf das erſte Mannesalter beſchränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Fürſt wurde auch hier mächtiger. In ſolcher Weiſe wurden die ausgehobenen Defenſioner in Compagnien und Kreisregimenter zuſammengezogen, und ein oder mehre Male im Jahre einexercirt. Vor dem Kriege hatten die Ortſchaften Waffen und Ausrüſtung beſchafft, jetzt lieferte auch dieſe der Landesfürſt, aber in den Städten blieben die Offizierſtellen in den Händen der Bürger, nur die Oberoffiziere beſtimmte der Kriegsherr. Die Mannſchaft wurde meiſt durch das Loos gewählt, und es iſt bemerkenswerth, daß ſchon 1711 auf den ſächſiſchen Looſen die Aufſchrift ſtand: „Für das Vaterland.“ Aber unvollſtändig war die militäriſche Ausbildung, zahlreich die Befreiungen, ungeſchickt der Erſatz des Abgangs.

Und doch haben dieſe Landtruppen mehr als einmal gute Dienſte gethan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Fehrbelliner Schlacht genannt wird, war kein zuſammengelaufener Haufe, ſondern die alte aufgebotene Landesmiliz; ſie hatte weſentlichen Antheil an der erſten glorreichen Waffenthat, in welcher die Brandenburger ſelbſt für eigene Fauſt einen überlegenen Feind ſchlugen. Noch 1704 war das Volksheer im preußiſchen Staat für etwas Werthvolles gehalten, denn wer bei ihm in die Rolle eingetragen war, wurde von jedem anderen Kriegsdienſt für den Landesherrn befreit.*) Zwar wurde daſſelbe durch Friedrich Wilhelm I aufgehoben, aber im ſiebenjährigen Kriege wieder in Pommern und Preußen eingerichtet; und dort hat dieſe Miliz gegen Schweden und Ruſſen vortreffliche Dienſte gethan. Auch im Reich, in Sachſen erhielt ſie ſich, kraftlos, unkriegeriſch, mißgeachtet, bis ganz veränderte Culturverhältniſſe eine neue Ausbildung des Volksheeres möglich machten.

---

*) Die Stärke der Landmiliz unter Friedrich I wird von Faßmann (I, S. 720), wol zu hoch, auf 60,000 Mann angegeben.

Ganz getrennt von dieſer Miliz ſtand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für ſich hielt und ganz aus ſeinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde ſein, zum Schutz und Schmuck ſeines Hofes, es mochten viele Compagnien ſein, welche er ſich warb, um ſeinen Status zu ſichern, Einfluß und Macht unter ſeinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war ſein Privatgeſchäft, und wenn er ſein Volk nicht übermäßig dadurch beläſtigte, ſo war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geſchäft auch für den, welcher ihm dienen wollte, er mochte ſich anwerben laſſen, Inländer oder Fremder, er mochte ſehen, wie ihm die gemachten Verſprechen gehalten wurden. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, ſo bewilligte die Landſchaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen beſonderen Zuſchuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war als die Landesmiliz. So war es unter dem großen Kurfürſten noch in Preußen, ſo blieb es in dem größten Theile Deutſchlands bis tief in das 18. Jahrhundert.

Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr ſich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges hatte bei den meiſten deutſchen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf die Gefahr des Oberſten hin ſtattgefunden. Der Oberſt ſchloß den Vertrag mit dem Fürſten, er beſetzte und verkaufte die Hauptmannsſtellen, der Fürſt zahlte dem Oberſten das Geld, welches von der Landſchaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Oberſten, und dieſer war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Zucht war locker, die Offizierſtellen mit Günſtlingen des Oberſten beſetzt, der Zuſammenhalt des Regiments wurde durch ſeinen Tod gelöſt. Die Gaunereien der Oberſten und Compagnieführer, ſchon um 1600 von militäriſchen Schriftſtellern beklagt, hatten eine gewiſſe kunſtvolle Ausbildung erhalten. Selten war die Mannſchaft, welche auf dem Papiere ſtand, vollſtändig unter der Fahne. Die Offiziere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Paſſevolants“ oder „Blinde“ nannte; ſie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Troß in die untern Stellen ein. Auch bei der kaiſerlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rückſichtsloſeſte Eigennutz, die Offiziere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, ſie fiſchten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufſchlag von den Stadtzöllen, ſie ließen Fleiſch ſchlachten und verkaufen, ſie richteten Wein- und Bierſchenken ein. Und wie die Offiziere raubten, ſo ſtahlen die Gemeinen. Das geſchah z. B. noch 1677. Und dieſe Landesplage drohte eine beſtändige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieſer frühern Zeit noch wenig ausgebildet, und die Gaunereien, welche dabei nicht fehlen konnten, waren wenigſtens nicht durch die höchſten irdiſchen Machthaber gebilligt.

In Brandenburg geſtaltete der große Kurfürſt gleich nach ſeinem Regierungsantritt 1640 das Verhältniß der Regimenter zum Landesherrn völlig neu; die Werbung geſchah fortan in ſeinem eigenen Namen, er ernannte die Oberſten und Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erſt wurden die Söldnerſchaaren zu einem ſtehenden Heere mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüſtung, mit beſſerer Mannszucht, willenloſe Werkzeuge in der Hand des Fürſten. Für das Kriegsweſen war dies der größte Fortſchritt ſeit der Erfindung des Feuergewehres, und Preußen verdankte der frühen und feſten Durchführung des neuen Verfahrens ſein militäriſches Uebergewicht in Deutſchland. Auch die Verpflegung der Mannſchaft wurde neu geordnet; ſie erhielten wenigſtens im Kriege ihre Tagesbedürfniſſe in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Vorrathshäuſern beſorgt. Durch Montecuculi und ſpäter durch Prinz Eugen erhielt auch Oeſtreich kurz vor 1700 ein ſchlagfertigeres ſtehendes Heer mit ſtrengerer Mannszucht.

Die Ergänzung dieſer Truppen des Fürſten konnte in Deutſchland bis vor 1700 faſt ausſchließlich durch freie Werbung beſchafft werden: denn noch lange nach dem großen Kriege blieb dem Volke die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmählich anders. Durch die kriegeriſche Zeit Ludwig's XIV und die Vergrößerung der franzöſiſchen Armee wurden die deutſchen Fürſten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menſchenverluſt der unaufhörlichen Kriege rieb viel von dem unnützen und waghalſigen Geſindel auf, das ſich um die Fahnen ſammelte. Schon vor dem großen Erbfolgekriege wurde der Mangel an Mannſchaft fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgends mehr ausreichen, die Klagen über Gewaltthätigkeiten der Werbeoffiziere wurden zuletzt läſtig. Da begann der Kriegsherr prüfend in das Volk zu ſehen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Compagnien exercirte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landesmiliz für ſeine Kriegszüge zu gebrauchen, war unthunlich, ſie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, ſie beſtand vorzugsweiſe aus ſeßhaften Leuten, deren Arbeiten und Steuern er für ſeinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel und in katholiſchen Ländern die Geiſtlichkeit faſt nichts zu ſeinen Einnahmen beitrug. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk ſelbſt durch Gewalt zum Kriegsdienſte zu zwingen. Wie ſelbſtbewußt der Regent ſich als Herr fühlte, dieſe Neuerung war zu ſehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja eben deshalb ihre Steuern und Laſten, damit er für ſie Krieg führe. Der Bauer leiſtete ſeinem Gutsherrn Frohnden und Dienſte, weil dieſer in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leiſtete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienſte, weil dieſer mit geworbenen Leuten für ihn zu Felde zog, ſeit der Gutsherr die Laſt nicht mehr tragen wollte; jetzt aber ſollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürſten dieſelben Dienſte leiſten und außerdem noch ſelbſt in den Krieg marſchiren. Das ſchien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittere Noth, man mußte ſich zu helfen ſuchen. Nur das entbehrlichſte Volk ſollte genommen werden, Herumtreiber, müßige Hände; wer aber dem Staate durch Arbeit nützlich war, wer irgendwie aus der Maſſe hervorragte, durfte nicht geſtört werden.

Vorſichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienſt ſeines Fürſten. Aber ohne Erfolg wurde das erſtemal ausgeſprochen, daß das Land Rekruten ſtellen müſſe. Die Neuerung ward, wie es ſcheint, zuerſt 1693 von den Brandenburgern verſucht: die Provinzen ſollten die fehlende Mannſchaft werben und vorſtellen, doch keine unterthänige, der Compagnieführer ſollte für den Mann zwei Thaler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerſt einzelnen Klaſſen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Erſatzmannſchaft auf. Die Rekruten ſollten zwei bis drei Jahr dienen, wer ſich freiwillig auf ſechs Jahr und darüber verpflichtete, wurde bevorzugt. Ganz daſſelbe wurde 1702 in Sachſen durch König Auguſt eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden, wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine beſtimmte Zahl junger geſunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit der Einzelnen zu entſcheiden, Ort der Geſtellung das Rathhaus, Aufſicht übten die Kreis- und Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Thaler, Dienſtzeit zwei Jahr; verweigerte der Offizier nach zwei Jahren den Abſchied, ſo konnte der Ausgediente ſich eigenmächtig auf den Weg begeben. So furchtſam begann man einen neuen Anſpruch geltend zu machen. Und trotz dieſer Vorſicht war der Widerſtand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, ſchon 1708 wurde die Rekrutirung in Preußen wieder aufgehoben, „weil die Zumuthung zu groß war". Erſt der eiſerne Wille Friedrich Wilhelm's I gewöhnte ſein Volk allmählich an dieſen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichniſſe der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Cantonſyſtem durchgeführt. Das Land ward unter die Regimenter vertheilt, die Bürger und Bauern wurden — mit gewiſſen Ausnahmen — für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde ein Theil des Regimentsbedarfs durch Aushebungen gedeckt, bei denen die größte Willkür der Hauptleute ungeſtraft blieb. —

In Sachſen gelang es erſt gegen Ende des Jahrhunderts, die Rekrutirung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Reichsgebieten, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerweſen der Deutſchen die merkwürdige Erſcheinung, daß in derſelben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgerthume größere Anſprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Regierungszwang der Fürſten allmählich *ein anderer* großer politiſcher Fortſchritt in das Leben des Volkes geſchlagen wird: die Anfänge unſerer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenſo merkwürdig iſt, daß dieſe Neuerung nicht in der Form einer großen und weiſen Maßregel ins Leben tritt, ſondern unter Nebenumſtänden, welche ſie ganz beſonders widerwärtig und abſcheulich erſcheinen ließen. Die größte Härte und Gewiſſenloſigkeit des fürſtlichen Staats kam gerade da zur Erſcheinung, wo er den größten Fortſchritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das iſt bedeutſam, daß die Staaten des 18. Jahrhunderts neben der Rekrutirung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und gewaltthätig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannſchaft auszuheben hatten, zu heftig Widerſtand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten maſſenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabſchneiden und Beſchlagnahme ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal ſah ſich der fanatiſche Soldateneifer Friedrich Wilhelm's I von Preußen gekreuzt durch die Nothwendigkeit ſeine Landſchaften zu ſchonen, die ſich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Erſatzes durch die gezwungene Rekrutirung gedeckt, die andere Hälfte des Abganges mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher als ſie ſonſt geweſen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Uebelſtände dieſes Verfahrens offenkundig zu Tage lagen, man wußte ſich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unſittlichkeit, welche dabei ſtattfand, beunruhigte die Regierenden durchgängig viel zu wenig, wol aber die Unſicherheit, die Koſtſpieligkeit, die Beſchwerden und Rückforderungen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeoffiziere ſelbſt waren oft unſichere, ja ſchlechte Menſchen, deren Thätigkeit und Ausgaben nur ungenügend überwacht werden konnten. Nicht wenige lebten Jahre lang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Koſten der Monarchen in Völlerei, berechneten theures Handgeld und fingen zuletzt doch nur Wenige, oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land ſchaffen. Dazu ergab ſich bald, daß nicht die Hälfte der ſo Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächſt war die Mehrzahl davon das ſchlechteſte Geſindel, in welches nicht immer militäriſche Eigenſchaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und laſterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängniſſe, ſie liefen davon, ſobald ſie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewaltthat geübt. Die Oberſten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei ſein ſollten, Studenten von der Univerſität, ja ganze Dorfſchaften von unterthänigen Leuten, die ſie auf ihren eigenen Gütern anſiedelten. Wer ſich frei machen wollte, mußte beſtechen, und er war ſelbſt dann noch nicht ſicher. Die Offiziere wurden ſo ſehr bei ihren gewaltthätigen Erpreſſungen geſchützt, daß ſie die geſetzlichen Beſchränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannſchaft ein, dann hörte jede Rückſicht auf das Geſetz auf. Dann wurde eine förmliche Jagd angeſtellt, die Stadtthore mit Wachen beſetzt, und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Unterſuchung unterworfen, wer groß und ſtark war feſtgenommen, ſelbſt in die Häuſer wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten geſucht, auch bei Familien, welche befreit ſein ſollten. Im ſiebenjährigen Kriege wurde von den Preußen in Schleſien ſogar auf die Knaben der obern Gymnaſialklaſſen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbeſyſtem den Großeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geiſtlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuſchießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachſe nicht, dich fangen die Werber.“

Faſt noch ſchlimmer waren die Ungeſetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten ſuchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Der bekannte Kunſtgriff war, argloſe Burſchen in luſtiger Geſellſchaft trunken zu machen, den Berauſchten das Geld aufzudrängen, ſie in feſte Verwahrung zu nehmen, und, wenn ſie ernüchtert widerſprachen, durch Feſſeln und jedes Zwangsmittel feſtzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geſchleppt und durch barbariſche Strafmittel zum Eide gezwungen. Nächſt dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerthen Burſchen wurden Tage lang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für ſolchen Dienſt angeſtellt waren, wurde verlangt, daß ſie beſondere Gewandtheit im Ueberliſten hatten; Beförderung und Geldgeſchenke hingen daran, ob ſie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden ſie, auch wo ihr Werbegeſchäft erlaubt war, ſich in Uniform zu zeigen, und ſuchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu faſſen. Greulich ſind einzelne Schändlichkeiten, welche bei ſolcher Menſchenjagd geübt und von den Regierungen nachgeſehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der That, denn der geworbene Soldat konnte erſt dann ſeine Dienſte in der großen Maſchine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen ſeines früheren Lebens abgeſchloſſen hatte. Es iſt eine troſtloſe Sache, ſich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tauſenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wuth gegen die Gewaltthätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerſtörtes Leben. Es waren nicht immer die ſchlechteſten Männer, welche wegen wiederholter Fahnenflucht zwiſchen Spießruthen zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorſam gefuchtelt wurden, bis ſie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in ſeinem Innern überſtand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Menſch, der ſeinen Dienſt pünktlich verſah, beim Angriff ausdauernden Muth zeigte, nach Vorſchrift verehrte und haßte und vielleicht ſogar eine Anhänglichkeit an ſeine Fahne erhielt, und wahrſcheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn ſeine Lage auf Stunden vergeſſen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mußten mit Einwilligung der Landesregierungen geſchehen. Dringend wurde von den kriegeriſchen Fürſten bei ihren Nachbarn um die Erlaubniß nachgeſucht, ein Werbebureau anlegen zu dürfen. Der Kaiſer freilich war am beſten daran, jedes ſeiner Regimenter hatte herkömmlich einen feſten Werbebezirk im Reich. Die übrigen, vor andern die Preußen, mußten zuſehen, wo ſie eine günſtige Stätte fanden. Die größeren Reichsſtädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubniß zu ertheilen; dafür gelang ihnen nicht immer, ihre eigenen Söhne aus angeſehenen Familien zu ſchützen. Außerdem waren die Grenzen gegen

Frankreich, Holland, die Schweiz günſtige Fangorte; dann die eigenen entlegenen Landestheile, welche von fremdem Gebiet rings umſchloſſen waren, zumal wenn eine fremde Feſtung mit läſtigem Garniſondienſt in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preußen war lange Ansbach und Baireuth, Deſſau, Braunſchweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen ſtanden. Den beſten Leumund hatten die Oeſtreicher, ſie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was ſich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Werbebedingungen genau. Es war nicht viel, was ſie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brod, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußiſchen Werber, die Wahrheit zu ſagen, am übelſten beleumdet; ſie lebten am großartigſten, waren ſehr unverſchämt und gewiſſenlos, und dabei waghalſige Teufel. Sie erſannen die verwegenſten Streiche, um einen ſtattlichen Burſchen zu fangen, ſie ſetzten ſich den größten Gefahren aus; man wußte, daß ſie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn ſie in der Minderzahl blieben, daß ſie von den fremden Regierungen eingeſperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erſtochen war. Aber das alles ſchreckte ſie nicht. Dieſe ſchlechte Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II ſein menſchliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der beſten Werbeplätze Frankfurt a. M. mit ſeinen großen Meſſen. Noch am Ende des Jahrhunderts ſaßen dort Preußen, Oeſtreicher und Dänen neben einander; die Oeſtreicher harrten ſeit alter Zeit phlegmatiſch im Wirthshaus „zum rothen Ochſen", die Dänen hatten ihre Fahne „zum Tannenbaum" hinausgehängt, die unruhigen preußiſchen Werber wechſelten, ſie waren in dieſer Zeit am anſehnlichſten und freigebigſten. Es wurde ein diplomatiſcher Verkehr unter den verſchiedenen Parteien unterhalten, ſie waren zwar eiferſüchtig auf einander und ſuchten ſich gegenſeitig die Kunden wegzufangen, aber ſie beſuchten einander doch kameradſchaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen beſondern Zweig des Geſchäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern geſucht, auch Deſerteure; und die ſchlechte Zucht und der Mangel an militäriſchem Stolz, der in den kleinen ſüddeutſchen Ländern zu beklagen war, ſowie die Leichtigkeit zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend ein neues Handgeld zu erhaſchen. In den Werbeſtuben der Preußen und des rothen Ochſen hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsſtändiſchen Uniformen, welche die Ueberläufer zurückgelaſſen hatten. Außer dem Wunſche neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch beſſere Soldaten zur Fahnenflucht trieb, der Wunſch zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern geſehen, wenn ihre Soldaten ſich in der Garniſon mit einer Frau belaſteten, aber die ſo rückſichtsloſe Gewalt der Kriegsherren war in dieſer Hinſicht doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein beſſeres Mittel, den geworbenen Mann wenigſtens für einige Zeit zu feſſeln, als durch die Heirat. Wurde ſie verweigert, ſo war bei Standquartieren unweit der Grenze ſicher, daß der Soldat mit ſeinem Mädchen zum nächſten Wirthshaus fremder Werber fliehen werde. Und ebenſo ſicher war, daß er dort auf der Stelle getraut wurde, denn jedes Werbegeſchäft hielt für ſolche Fälle einen Geiſtlichen bei der Hand.

Dieſe Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte das ſächſiſche Heer von etwa 30,000 Mann noch im Jahr 1790 an 20,000 Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war faſt die Hälfte der Soldaten mit Frauen verſehen. Es iſt belehrend, daß die barbariſche Soldatenzucht jener Zeit das alte Leiden der Söldnerheere nicht zu bannen vermochte. So durchaus hängen die einzelnen nothwendigſten Verbeſſerungen von einer höhern Entwicklung des geſammten Volkslebens ab. Die Soldaten-Frauen und Kinder zogen nicht mehr, wie zur Landsknechtzeit, unter ihrem Waibel ins Feld, aber ſie waren eine ſchwere Laſt der Garniſonſtädte. Die Frauen nährten ſich kümmerlich durch Waſchen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchſen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Faſt überall waren ihnen die ſtädtiſchen Schulen verſchloſſen, ſie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbſt in dem wohlhabenden Kurſachſen war beim Beginn der franzöſiſchen Revolution nur in Annaburg eine Knabenſchule für Soldatenknaben, dieſe allerdings vortrefflich eingerichtet, aber ſie reichte nirgend aus. Für die Mädchen geſchah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preußen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachſenen durch Prediger, Schulen und Waiſenhäuſer ernſte Sorge getragen.

Wem von dem Werbeoffizier Handgeld aufgedrängt war, dem war über ſein Leben entſchieden. Er war von der bürgerlichen Geſellſchaft durch eine Kluft getrennt, welche nur ſelten ausdauernder Wille überſprang. In dem harten Zwange des Dienſtes, unter rohen Offizieren und noch roheren Kameraden verlief ſein Leben, die erſten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten einen kleinen Nebenverdienſt zu ſuchen, als Tagelöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für ſicher, ſo wurde er wol auf Monate beurlaubt, er mochte wollen oder nicht; dann behielt der Hauptmann ſeinen Sold, er mußte ſehen, wie er ſich unterdeß forthalf. Mit Mißtrauen und Abneigung ſah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten ſtanden in ſo ſchlechtem Ruf, daß der Civiliſt jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirthshaus ein, ſo entfernte ſich augenblicklich der Bürgersmann und der Handwerksgeſell, jeder, der auf ſich ſelbſt hielt, und dem Wirthe galt es für ein Unglück, von Soldaten beſucht zu werden. So war der Mann auch in ſeinen Freiſtunden auf den Verkehr mit Schickſalsgenoſſen und mit entwürdigten Weibern angewieſen. Sehr hart war die Behandlung durch ſeine Offiziere, er wurde geſtoßen, geknufft, auf die Füße getreten, mit dem Stock bei geringer Veranlaſſung gezüchtigt, auf das ſcharfkantige hölzerne Pferd oder den Eſel geſetzt, der auf freiem Platze in der Nähe der Hauptwache ſtand; für gröbere Vergehen in Ketten geſchloſſen, auf Latten geſetzt, mit Spießruthen, welche der Profoß abſchnitt, von ſeinen Kameraden in langer Gaſſe gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode. Die Unteroffiziere und Junker aber genoſſen den Vorzug, mit der flachen Degenklinge „gefuchtelt“ zu werden, für größere Dienſtvergehen wurden ſie an Händen und Füßen geſchloſſen und Stundenlang an die Säule gehängt, was ihnen die Ehre nicht minderte.

Wenn im Preußiſchen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsruhm des Heeres den cantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock einigermaßen verſöhnte, ſo war das im übrigen Deutſchland viel weniger der Fall. Dem cantonpflichtigen Bürger- und Bauerſohn im Preußiſchen war es ein großes Unglück dienen zu müſſen, im übrigen Deutſchland war es eine Schande. Zahlreich ſind die Verſuche, ſich durch Verſtümmelung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei, und wurde außerdem ſtreng wie Fahnenflucht beſtraft. Noch um 1790 ſchämte ſich ein reicher Bauerburſch in Kurſachſen, der durch den Haß des Amtmanns zum Dienſt gezwungen worden war, ſein Heimatdorf im Soldatenrock zu betreten. So oft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorfe Halt und ließ ſich ſeine Bauerkleider herausbringen; die Montirungsſtücke mußte eine Magd in verdecktem Korbe durch die Dorfgaſſe tragen.

Deshalb hörten die Deſertionen nie auf; ſie waren das gewöhnliche Leiden aller Heere und durch die furchtbaren

Strafen — beim erſten und zweiten Mal Spießruthen, beim dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garniſon war unabläſſiger Appell und ſtilles Spioniren nach der Stimmung der Einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, daß ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgebung alarmirt. Die Einſpännigen oder Haidereiter trabten auf allen Straßen, Commandos zu Fuß und Roß durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deſerteur einbrachte, erhielt im Preußiſchen zehn Thaler, wer ihn nicht anhielt, ſollte das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landſtraße ging, mußte einen Paß haben; in Preußen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelm's I jeder Unterthan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach ſeinem Ausweis zu fragen, zu verhaften und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für den kleinen Handwerksburſchen, auf einſamer Straße einen verzweifelten ſechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillſtand zu bringen, und konnte durchaus nicht durchgeſetzt werden. Noch ſchlimmer war es, wenn größere Trupps ſich zur Flucht verabredeten, wie jene zwanzig Ruſſen aus dem Regiment des Deſſauers zu Halle, welche im Jahr 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechiſchen Gottesdienſt in Brandenburg zu beſuchen, wo der König für ſeine zahlreichen ruſſiſchen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beſchloſſen zu den goldnen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern; ſie ſchlugen ſich mit großen Stangen durch die ſächſiſchen Dörfer, wurden mit Mühe durch preußiſche Huſaren aufgefangen und über Dresden in ihren Standort zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit ſchmerzlicher war dem König, daß ſogar unter ſeinen großen Potsdamern eine Verſchwörung ausbrach, als ſich lange Grenadiere vom Serbenſtamme verſchworen hatten, die Stadt anzuſtecken und mit bewaffneter Hand zu flüchten. Es waren ſehr große Leute darunter; die

Hinrichtungen, das Naſenabſchneiden und andere Zuchtmittel verurſachten dem König eine Einbuße von 30,000 Thalern. Vollends im Felde war eine Reihe von taktiſchen Vorſchriften nöthig, um das Entlaufen zu bändigen. Jeder Nachtmarſch, jedes Lager am Waldſaume brachte Verluſte, die Truppen auf der Straße und im Lager mußten durch ſtarke Huſarenpatrouillen und Pikets umſchloſſen, bei jeder geheimen Unternehmung mußte das Heer durch Reiterſchwärme umgeben werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachricht zutrugen. Das befahl noch Friedrich II ſeinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Compagnie, nach jedem verlorenen Treffen, ſelbſt nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erſchrecken groß. Nach unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen gewinnſüchtig, wie die Söldner im dreißigjährigen Kriege, dem andern zu; ja das Ausreißen und Wechſeln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemüthlichen Reiz. Ein aufgefangener Fahnenflüchtiger war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Uebelthäter, — wir haben mehre Volkslieder, in denen ſich das volle Mitgefühl der Dorfſänger mit dem Unglücklichen ausſpricht; der glückliche Deſerteur aber galt ſogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen iſt der tapfere Geſell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Noth hilft und zuletzt die Prinzeſſin heiratet, ein entſprungener Soldat.

Dieſes fürſtliche Kriegsvolk galt nach Auffaſſung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landmiliz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbeſitz der Fürſten. Die deutſchen Landesherren hatten nach dem dreißigjährigen Kriege wie einſt die italieniſchen Condottieri mit ihrem Kriegsſtaat gehandelt, ſie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für die eine, bald für die andere Partei verwerthet, um ſich Geld zu machen und ihr Anſehen zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinſten Reichsfürſten mehre Regimenter im Dienſt des Kaiſers, der Holländer, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Theil aus Landeskindern ergänzt wurden, erſchien dieſer Mißbrauch der Fürſtengewalt dem Volke allmählich befremdlich. Aber erſt ſeit durch die Kriege Friedrich's II eine patriotiſche Wärme in das Volk gekommen war, wurde ſolche Verwendung ein Gegenſtand lebhafter Erörterungen. Und als ſeit 1777 Braunſchweig, Ansbach, Waldeck, Zerbſt, vor andern Heſſen-Kaſſel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienſt gegen die Amerikaner vermietheten, wurde der Unwille im Volke laut. Noch war es nicht mehr als eine lyriſche Klage, aber ſie ſchallte vom Rheine bis zur Weichſel; die Erinnerung daran iſt noch jetzt ſehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am frevelhafteſten das Leben ihrer Unterthanen verſchacherte, dieſe Unthat wie ein Fluch.

Unter den deutſchen Staaten war es Preußen, in welchem ſich die Tyrannei dieſes Militärſyſtems am ſchärfſten, aber auch mit einer einſeitigen Größe ausbildete, durch welche das preußiſche Heer während eines halben Jahrhunderts zu der erſten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muſter, nach dem ſich alle übrigen Armeen Europas richteten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I preußiſches Land betrat, dem fiel in der erſten Stunde das eigenthümliche Weſen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte ſah er immer wieder ſchlanke Leute von ſoldatiſchem Ausſehen, mit einer auffallenden rothen Halsbinde. Es waren Cantoniſten, die ſchon als Kinder in die Soldatenrollen eingetragen waren, zur Fahne geſchworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 5—800 dieſer Erſatzleute, man nahm an, daß dadurch das Heer — 64,000 Mann — in drei Monaten um 30,000 Köpfe vermehrt werden konnte, denn Alles lag für ſie in den Montirungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerſt ein Regiment preußiſchen Fußvolks ſah, dem wuchs das Erſtaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie ſie an Soldaten nirgend in der Welt zu ſehen war, ſie ſchienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie ſtand — die Stellung in drei Glieder wurde gerade damals erſt eingeführt —, dann waren die kleinſten Leute des erſten Gliedes nur wenige Zoll unter ſechs Fuß, faſt ebenſo hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen geſtellt würde, die Köpfe vier ſchnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das ſchmucke Ausſehen der Mannſchaft; wie Herren ſtanden ſie da, mit reiner guter Leibwäſche, den Kopf ſäuberlich gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehoſen Stiefeletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Weſten, Aufſchläge, Litzen und Schnüre unterſchieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Deſſauers in Halle, ſo war der Bart ſorgfältig gewichſt, jedem Mann wurde alljährlich vor der Heerſchau eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch ſtattlicher ſahen die Offiziere aus, mit geſtickter Weſte, um den Leib die Schärpe, am Degen „das Feldzeichen“, alles von Gold und Silber, und am Halſe den vergoldeten Ringkragen, in deſſen Mitte auf weißem Feld der preußiſche Adler zu ſehen war. In der Hand trugen Hauptmann wie Lieutenant die Partiſane, die man ſchon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike. Es galt damals für ſchön, daß die Kleidung enge und gepreßt ſaß, und ebenſo waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, ſtraffe, der Kopf ſtand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Waffenübungen. Denn ſie marſchirten zuerſt von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niederſetzend. Dieſe Neuerung hatte der Deſſauer eingeführt; es war ein langſames und würdiges Schrittmaß, das auch im ärgſten Kugelregen wenig beſchleunigt wurde, derſelbe majeſtätiſche Gleichtritt, welcher in der heißeſten Stunde bei Mollwitz die Oeſtreicher in Verwirrung brachte. Auch die Muſik erſchütterte den, der ſie hörte. Die großen meſſingenen Trommeln der Preußen (ſie ſind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöſe auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geſchlagen wurde — kein Fremder verſäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenſter. Und unter den Hautbois war ſogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieſes Inſtruments hatte überall in ganz Deutſchland Staunen und Einwendung verurſacht, denn die Trompeter und Pauker des heiligen römiſchen Reiches bildeten eine zünftige Genoſſenſchaft, welche durch einen ſchönen kaiſerlichen Brief geſchützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte ſich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exercirten, luden und feuerten, ſo war die Präciſion und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich*); denn ſeit 1740, wo der Deſſauer den eiſernen Ladeſtock eingeführt hatte, ſchoß der Preuße vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es ſpäter noch ſchneller, 1773 fünf- bis ſechsmal, 1781 ſechs- bis ſiebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exercirenden Mannſchaft früh am Morgen unter den Fenſtern des Königsſchloſſes zu Potsdam dröhnten, war der Lärm ſo groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzeſſinnen aus den Betten ſprangen.

Denn wer das Soldatenvolk recht ſehen wollte, der mußte nach Potsdam reiſen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken geweſen zwiſchen Havel und Sumpf, der König hatte ein ſteinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Civiliſt durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminiſter nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäuſern, die zum Theil auf holländiſche Art gebaut waren, die Rieſen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von 800 Mann, außerdem 6—800 nichteingereihte zum Erſatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für ſich; von den andern Rieſen hauſten je vier bei einem Wirth, der ihnen aufwarten und Koſt beſorgen mußte, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieſes Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken; die meiſten „lebten wie Studenten auf der hohen Schule, ſie beſchäftigten ſich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Muſik, oder arbeiteten in ihren Häuſern".*) Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längſten von zehn bis zwanzig Thaler monatlich, ſchöne Leute in hohen blechbeſchlagenen Grenadiermützen, wodurch ſie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibcompagnie des Regiments gehörte, der war ſo merkwürdig, daß er abgemalt und im Corridor des Potsdamer Schloſſes aufgehängt wurde. Dieſe Enakſöhne in Parade oder exerciren zu ſehen, reiſten viele hochgeſtellte Leute nach Potsdam. Freilich wurde ſchon damals bemerkt, daß ſolche Koloſſe ſchwerlich zum Ernſt des Krieges brauchbar wären, und daß noch niemand in der Welt darauf verfallen ſei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentlichen Größe zu ſuchen, das Wunder ſei Preußen vorbehalten. Aber wer im Lande ſelbſt weilte, that gut, dergleichen nicht laut auszuſprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenſchaft des Königs, welche in den letzten Jahren faſt bis zum Wahnſinn ſtieg, für die der König ſeine Familie, Recht, Ehre, Gewiſſen und was ihm ſein Lebelang ſonſt am höchſten ſtand, den Vortheil ſeines Staats vergaß. Sie waren ſeine lieben blauen Kinder, er kannte Jeden von ihnen genau, nahm an ihren perſönlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, unterhielt ſich, wenn er gnädig war, mit den Einzelnen, und ertrug lange Reden und dreiſte Antworten. Es war ſchwer für einen Bürgerlichen, gegen dieſe Lieblinge Recht zu behalten, und ſie waren mit gutem Grund von dem Volk gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufſpüren und durch Güte oder Gewalt zu ſeiner Garde ſchaffen. Da ſtand der Rieſe Müller, der ſich in Paris und London für Geld hatte ſehen laſſen — die Perſon zwei Groſchen —, er war erſt der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preuße Hohmann, dem der König Auguſt von Polen, der doch ein ſtattlicher Herr war, mit der ausgeſtreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich ſpäter James Kirkland, ein Ire, den der preußiſche Geſandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatiſche Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntauſend Thaler gekoſtet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren ſie zuſammengeholt, Abenteurer der ſchlimmſten Art, Studenten, katholiſche Geiſtliche, Mönche, auch einzelne Edelleute ſtanden in Reihe und Glied. Wer ſeinen Vortheil wahrzunehmen wußte, verkaufte ſeine Größe theuer. Der Kronprinz Friedrich ſprach in den Briefen an ſeine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenſchaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz iſt die Freude daran noch heut nicht aus dem preußiſchen Heere geſchwunden. Sie überkam auch andere Fürſten. Zunächſt ſolche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Deſſauer, die Braunſchweiger. Noch 1806 trieb der Herzog

---

*) Faßmann, Leben Friedrich Wilhelm's I. und von Loen, Der Soldat, ſchildern ziemlich anſchaulich.

---

*) von Loen, Der Soldat, S. 312.

Ferdinand von Braunſchweig, welcher bei Auerſtädt tötlich verwundet wurde, bei ſeinem Regiment zu Halberſtadt einen planmäßigen Menſchenhandel; in ſeiner Leibcompagnie ging das erſte Glied mit 6 Fuß aus, der kleinſte Mann hatte 5 Fuß 9 Zoll, alle Compagnien waren größer als jetzt das erſte Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing ſich etwas von dieſer Vorliebe. Am Ende des vorigen Jahrhunderts bedauert ein tüchtiger ſächſiſcher Offizier, daß die ſchönſten und größten Regimenter des ſächſiſchen Heeres ſich nicht mit den kleinſten der Preußen meſſen konnten.*)

Nicht weniger merkwürdig war das Verhältniß, in welchem König Friedrich Wilhelm I zu ſeinen Offizieren ſtand. Er haßte und fürchtete von Herzen die ſchlaue Klugheit der Diplomaten und der höheren Beamten: dem einfachen, derben, geraden Weſen ſeiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht ſeine geheimſten Gedanken. Es war ſeine Lieblingsſtimmung, ſich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für ſeinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht geſehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küſſen. Einſt ſchimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen ſtudirten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiederte: „Das ſagt ein Hundsfott,“ ſtand auf und verließ die Geſellſchaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf ſich ſitzen laſſen und ſei bereit, für die Beleidigung mit Schwert oder Piſtolen Vergeltung zu nehmen. Als die Anweſenden Einſprache erhoben, frug der König zornig, wie er denn ſonſt Genugthuung für ſeine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß ſich Oberſtlieutenant von Einſiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu vertreten hatte, ſtatt ſeiner duelliren müſſe. Das Duell ging vor ſich, Einſiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Torniſter mit Thalern und befahl ihm, die Laſt nach Hauſe zu tragen. — Und der König vergaß ſein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienſt nur bis zum Oberſten befördert worden, und daß ein Feldmarſchall eigentlich mehr war als er ſelbſt. Deshalb bedauerte er in dem Tabakscollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hatte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; ſelbſt zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können.“ Und als ihm entgegen gehalten wurde, daß er ja ſelbſt ein großer König ſei, erwiederte er: „Ihr redet, wie ihr es verſteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu commandiren. Wißt ihr etwas Größeres?“ So ſehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er ſterbend in ſeinem Holzſtuhl ſaß, alle Erdenſorgen hinter ſich geworfen hatte und neugierig an ſich ſelbſt den Vorgang des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlaſſenſchaft eines Oberſten dem commandirenden General überſandt wurde; er befahl das Roß von ſeinetwegen zu Leopold von Deſſau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil ſie nicht die rechte Schabracke darauf gelegt hatten.*) Ein ſolcher Fürſt zog faſt den geſammten Adel ſeines Landes nach ſeinem Bilde und in ſein Heer. Roh und unwiſſend, wie er ſelbſt, war der größte Theil ſeiner Offiziere. Schon unter dem großen Kurfürſten war in dem Heere eine hochmüthige Verachtung gegen alle Bildung nur zu häufig geweſen, ſchon damals war bei dem früh verſtorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern

---

*) G. von Griesheim, die Taktik, S. 75. — von Liebenroth, Fragmente, S. 29.

---

*) Nicht die ſchlechte Zuſammenſtellung der Farben: blauer Sammtſattel und gelbe Schabracke, ärgerte den ſterbenden König, das waren die Farben ſeines Leibregiments, er wollte wahrſcheinlich die Regimentsfarben des Deſſauers darauf ſehen: blau, roth und weiß.

Bruder des erſten Königs von Preußen, durch die Offiziere ſeiner Umgebung ein ſolcher Widerwille gegen alles Lernen großgezogen worden, daß der Prinz behauptete: wer ſtudire und lateiniſch lerne, ſei ein Bärenhäuter. Im Tabakscollegium des Königs Friedrich Wilhelm waren im Anfange noch ärgere Bezeichnungen dieſer Menſchenklaſſe gewöhnlich; beim König ſelbſt wurde das allerdings in den letzten Jahren ſeines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußiſchen Offiziere blieb der rauhe Ton, die Gleichgiltigkeit gegen alles Wiſſen, das nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrich's des Großen, bis in dieſes Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Offizier*) einen großen hageren Mann in kurzem blauem Rock mit langem Degen und zugeſchnürtem Hals, der alle ſeine Handlungen ſteif und ernſt wie im Dienſt verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derſelben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment von Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Offiziere ſei. Nach einer geſchichtlichen Vorleſung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Hauptmann bei Seite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tauſend Jahren geſchehen ſind, Gott weiß, wo. Machen Sie uns auch nicht etwas weiß? Woher wiſſen Sie das?“ Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, verſetzte der Offizier: „Curios, ich habe gedacht, es ſei immer ſo geweſen wie im Preußiſchen.“ Derſelbe Hauptmann konnte nichts Geſchriebenes leſen, war aber ſonſt ein braver zuverläſſiger Mann.**)

Aber König Friedrich Wilhelm I wollte doch nicht, daß ſeine Offiziere ganz unbehilflich bleiben ſollten. Er ließ die Söhne armer Edelleute auf ſeine Koſten in der großen Kadettenanſtalt zu Berlin unterrichten und unter Aufſicht tüchtiger Offiziere an den Dienſt gewöhnen; die gewandteren brauchte er als Pagen, zu kleinen Dienſtleiſtungen, zu Wachen im Schloß. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer Edelmann um das Fortkommen ſeiner Söhne ſorgen durfte, der König that es für ihn; der Adel Preußens, ſagte man, ſei die Pflanzſchule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denſelben Rock von blauem Tuch, wie der König und ſeine Prinzen. Denn Epauletten und Unterſchiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter wurden durch Abzeichen unterſchieden. Jeder Prinz des preußiſchen Hauſes mußte dienen und Offizier werden, wie der Sohn des armen Edelmanns. Daß in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußiſchen Königshauſes beim Heere geweſen waren, wurde von den Zeitgenoſſen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit da geweſen, daß die Könige ſich als Offiziere und den Offizier als einen Fürſten und als ihresgleichen betrachteten.

---

*) Von Schleſien vor und ſeit 1740, S. 22.

**) Lafontaine's Leben von Gruber, S. 126.

Durch dieſe kameradſchaftliche Zucht wurde ein Offizierſtand geſchaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es iſt wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes wurden ſehr auffallend an ihm ſichtbar. Außer ſeiner Rohheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwuth, das alte Leiden deutſcher Heere, nicht auszurotten, obwol derſelbe Hohenzoller, der ſich ſelbſt mit ſeinem Major ſchlagen wollte, unerbittlich jeden Offizier mit dem Tode ſtrafte, der im Zweikampf einen andern getötet hatte. Rettete ſich aber ein ſolcher „braver Kerl“ durch die Flucht, dann freute ſich wol der König, wenn ihn andere Machthaber beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch faſt ganz die Gebräuche des dreißigjährigen Krieges: mehre Kampfzeugen, die Zahl der Gänge beſtimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Piſtolen, zu Fuß mit dem Degen; vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja ſie umarmten ſich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geſchehen, bevor der Gegner im Stande war, dem Degen zu gebrauchen; wenn der Gegner zu Boden ſtürzte oder entwaffnet wurde, war Großmuth Pflicht; noch kam vor, daß, wer tötlichen Ausgang wollte, ſeinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere ſeit 1710 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Verſöhnung folgte ſicher ein Gelage. Häufig und unbeſtraft war dem Offizier Anmaßung gegen Beamte von Civil, rohe Gewaltthat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Offiziersehre, welche ſich damals beim preußiſchen Heere ausbildete, hatte nicht gerade hohe ſittliche Berechtigung; ſie war ein ſehr unvollkommener Erſatz für männliche Tugend, denn ſie verzieh große Laſter, ſie bemäntelte auch Gemeinheiten. Aber ſie war doch für tauſend verwilderte und zuchtloſe Männer ein wichtiger Fortſchritt.

Denn durch ſie wurde zuerſt in dem preußiſchen Heere eine, wenn auch einſeitige Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerſt in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann ſein Leben dem Vaterlande ſchuldig ſei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeſchlagen. Keinem Theile von Deutſchland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu ſterben wußten, welcher ſie dienten. Aber das Verdienſt der Hohenzollern, der rauhen rückſichtsloſen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil ſie ſelbſt mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böſes thaten, ſie auch ihrem Heere zu der Fahnenehre ein vaterländiſches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelm's I wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II ſeine Schlachten gewann, die den preußiſchen Staat des vorigen Jahrhunderts zu der gefürchtetſten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeiſternde Gefühl verſchaffte, daß auch in den deutſchen Grenzen ein Vaterland ſei, auf das der Einzelne ſtolz ſein dürfe, für deſſen Vortheil zu kämpfen und zu ſterben jedem braven Landeskind die höchſte Ehre und den höchſten Ruhm bereite.

Und zu dieſem Fortſchritt deutſcher Bildung halfen nicht nur die Begünſtigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden des Oberſten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln ſeines Collegiums ſaßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genöthigt wurden, für denſelben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

Zunächſt aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede iſt, ſoll hier, wo das Leben der Einzelnen, Kleinen geſchildert wird, ein preußiſcher Rekrut und Deſerteur von den Leiden des alten Heerweſens erzählen.

Der Erzählende iſt der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, deſſen Selbſtbiographie öfter gedruckt*) und einer der lehrreichſten Berichte aus dem Leben des Volkes iſt, welche wir beſitzen. Die Lebensbeſchreibung enthält in ihrem erſten Theil eine Fülle von liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Thal, den bittern Kampf mit der Noth des Lebens, das Treiben der Hirten, die erſte Liebe des jungen Mannes, ſeine hinterliſtige Entführung durch preußiſche Werber, den gezwungenen Kriegsdienſt bis zur Schlacht bei Lowoſitz, die Flucht nach der Heimat und ſeit der Zeit einen mühſamen Kampf um das tägliche Brot, die Beſchreibung ſeines Haushaltes, zuletzt die ſchmerzliche Entſagung einer weichen, ſchwärmeriſchen Natur, welche nicht ohne eigene Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenſchaftliche Wallungen in der dauerhaften Einrichtung des eigenen Lebens geſtört wurde. Ueberall verräth der arme Mann von Toggenburg in ſeiner ausführlichen Darſtellung ein poetiſches Gemüth von oft rührender Kindlichkeit, einen leidenſchaftlichen Trieb zu leſen, nachzudenken und ſich zu bilden, eine reizbare Geiſtesanlage, welche durch Phantaſien und Stimmungen beherrſcht wird.

---

*) Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli. Zürich, 1789 und 1792; von E. Bülow. Leipzig, 1852.

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, ſeiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beſchäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräcker's den Rath gab, aus dem Thal in die Städte zu ziehen, um dort ſein Glück zu machen. Unter den Segenswünſchen der Eltern und Geſchwiſter wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schaffhauſen; dort wird er in ein Wirthshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennen lernt. Als ſein Begleiter ſich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier Handels einig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und iſt auf's Höchſte entrüſtet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienſt getreten iſt, ſondern daß er dies ohne ſeine Vermittlung gethan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab ſich ſpäter, daß er ſelbſt den Sohn ſeines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebte eine Zeit lang luſtig als Bedienter bei ſeinem lockern Herrn, dem Italiener Marconi, in neuer Livree, ohne ſich ſonderlich um die geheime Dienſtthätigkeit deſſelben zu kümmern. Er fühlt ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen ſehr wohl und ſchreibt einen freudigen Brief nach dem andern an ſeine Eltern und ſeine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von ſeinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geſchickt, und erſt dort erkennt er mit Schrecken, daß ſeine ſchöne Livree und ſein ganzes luſtiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm geſpielt worden iſt. Sein Herr iſt ein Werbeoffizier, er ſelbſt ein preußiſcher Rekrut. Von hier an ſoll er ſelbſt ſeine Schickſale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarſchirten, und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, ſchon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krauſenſtraße in Friedrichſtadt transportirte, mir ein Quartier anwies, und mich dann kurz mit den Worten verließ: „Da, Mußier, bleib' er, bis auf fernere Ordre!“ Der Henker! dacht' ich, was ſoll das? Iſt ja nicht einmal ein Wirthshaus. Wie ich ſo ſtaunte, kam ein Soldat, Chriſtian Zittemann, und nahm mich mit ſich auf ſeine Stube, wo ſich ſchon zwei andere Martisſöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich ſei, woher ich komme, und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verſtehen. Ich antwortete kurz: ich komme aus der Schweiz, und ſei Sr. Excellenz, des Herrn Lieutenant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewieſen, ich möchte aber lieber wiſſen, ob mein Herr ſchon in Berlin angekommen ſei, und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen, und keiner wollte das Geringſte von einer ſolchen Excellenz wiſſen. Mittlerweile trug man eine ſtockdicke Erbſenkoſt auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald anſah, daß er mehr als Gemeiner ſein müſſe. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tiſch ausſpreitete, ein Sechsgroſchenſtück dazu legte und ſagte: „Das iſt vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Commisbrot bringen.“ „Was? vor mich?“ verſetzte ich, „von wem? wozu?“ „Ei! deine Montirung und Traktament, Burſche! Was gilt's da Fragens? biſt ja ein Rekrute.“ „Wie, was? Rekrute?“ erwiederte ich. „Behüte Gott, da iſt mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Marconi's Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Menſch anders ſagen können!“ „Und ich ſag' dir, du biſt Soldat, Kerl! Ich ſteh' dir dafür. Da hilft itzt alles nichts.“ Ich: „Ach! wenn nur mein Herr Marconi da wäre.“ Er: „Den wirſt du ſobald nicht zu ſehen kriegen. Wirſt doch lieber wollen unſers Königs Diener ſein, als ſeines Lieutenants?“ — Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann,“ fuhr ich fort, „was ſoll das werden?“ „Nichts, Herr!“ antwortete dieſer, „als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder ſind; und daß ihm alles Widerſetzen nichts hilft, als daß man ihn auf Waſſer und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis ſchließt und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er content iſt!“ Ich: „Das wär' beim Sacker unverſchämt, gottlos!“ Er: „Glaub' er mir's auf mein Wort, anderſt iſt's nicht, und geht's nicht.“ Ich: „So will ich's dem Herrn König klagen.“ — Hier lachten alle hoch auf. — Er: „Da kömmt er ſein Tag nicht hin.“ Ich: „Oder wo muß ich mich ſonſt denn melden?“ Er: „Bei unſerm Major, wenn er will. Aber das iſt alles umſonſt.“ Ich: „Nun, ſo will ich's doch probiren, ob's ſo gelte!“ — Die Burſche lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Thür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Commisbrot nebſt Unter- und Uebergewehr und ſo fort, und fragte: ob ich mich nun eines Beſſern bedacht? „Warum nicht?“ antwortete Zittemann für mich, „er iſt der beſte Burſch von der Welt.“ Itzt führte man mich in die Montirungskammer, und paßte mir Hoſen, Schuh und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und ſo fort. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberſt Latorf. Man führte uns in ein Gemach, ſo groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei, und befahl jedem einen Zipfel anzufaſſen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und ſprach uns einige Worte vor, welche die mehrſten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was ich gern wollte — ich glaube, an Aennchen; er ſchwung dann die Fahne über unſre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagseſſen nebſt einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groſchen zahlen. Nun blieben mir von jenen ſechſen noch viere übrig; mit dieſen ſollt' ich auf vier Tage wirthſchaften, und ſie reichten doch bloß für zweene hin. Bei dieſer Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden ſchrecklich zu lamentiren an. Allein Cran, einer derſelben, ſagte mir mit Lachen: „Es wird dich ſchon lehren. Itzt thut es nichts; haſt ja noch allerlei zu verkaufen! per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann biſt du gar itzt doppelt armirt; das läßt ſich alles verſilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerkſam zugeſehen, wie's die Andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf mit einander an, kaufen Dinkel, Erbſen, Erdbirn und dergleichen und kochen ſelbſt. Des Morgens um en Dreier Fuſel und en Stück Commisbrot; Mittags holen ſie in der Garküche um en andern Dreier Suppe, und nehmen wieder en Stück Commis; des Abends um zwei Pfenning Kovent oder Dünnbier, und abermals Commis.“ „Aber, das iſt beim Strehl ein verdammtes Leben,“ verſetzt' ich; und er: „Ja! So kommt man aus, und anderſt nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre Waar: Kreide, Puder, Schuhwaar, Oel, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebenſachen mehr ſind.“ — Ich: „Und das muß einer alles aus den ſechs Groſchen bezahlen?“ Er: „Ja! und noch viel mehr: wie z. B. den Lohn für die Wäſche, für das Gewehrputzen und ſo fort, wenn er ſolche Dinge nicht ſelber kann.“ — Damit gingen wir in unſer Quartier, und ich machte Alles, ſo gut ich konnte und mochte.

Die erſte Woche indeſſen hatt' ich noch Vacanz, ging in der Stadt herum auf alle Exercirplätze, ſah, wie die Offiziere ihre Soldaten muſterten und prügelten, daß mir ſchon zum voraus der Angſtſchweiß von der Stirne troff. Ich bat daher

Zittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. „Die wirſt du wol lernen!“ ſagte er, „aber auf die Geſchwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie en Blitz!“ Indeſſen war er ſo gut, mir wirklich Alles zu weiſen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpreſſen, mich auf Soldatenmanier friſiren ſollte, und ſo fort. Nach Cran's Rath verkaufte ich meine Stiefel, und kaufte dafür ein hölzernes Käſtchen für meine Wäſche. Im Quartier übte ich mich ſtets im Exerciren, las im Halliſchen Geſangbuch oder betete. Dann ſpaziert' ich etwa an die Spree und ſah da hundert Soldatenhände ſich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaaren beſchäftigen; oder auf die Zimmerplätze: da ſteckte wieder Alles voll arbeitender Kriegsmänner; ein andermal in die Kaſernen und ſo fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantirungen trieben, von Kunſtwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, ſo gab's da deren, die ſpielten, ſoffen und haſelirten, andre, welche ruhig ihr Pfeifchen ſchmauchten und diſcurirten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's ebenſo her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu ſein Stücklein Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich ſchon alle Tage auf dem Paradeplatze ſtellen, wo ich unvermuthet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gäſtli fand, die ſich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente (Itzenplitz), die beiden erſtern vollends unter der nämlichen Compagnie (Lüderitz) befanden. Da ſollt' ich vor allen Dingen unter einem mürriſchen Korporal mit einer ſchiefen Naſe (Mengke mit Namen) marſchiren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße klopfte, ſchoß mir das Blut in den Gipfel. Unter ſeinen Händen hätt' ich mein' Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einſt Hevel, der mit ſeinen Leuten auf dem gleichen Platze manövrirte, tauſchte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter ſein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt capirt' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war ebenſo arm als ich; allein er bekam ein Paar Groſchen Zulage und doppelte Portion Brot, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm, als auf mir. Indeſſen waren wir Herzensbrüder; ſo lang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andre mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauſte, war ein filziger Kerl und harmonirte nie recht mit uns; und doch ſchien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beiſammen ſein konnten. G. mußten wir in lüderlichen Häuſern ſuchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach ins Lazareth. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgeſinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abſcheulich vorkam, und wollt' ich für ihn ſo gut wie für mich einen Eid ſchwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern ſobald das Exerciren vorbei war, flogen wir mit einander in Schottmann's Keller, tranken unſern Krug Ruppiner- oder Kotbuſſer-Bier, ſchmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Luſt zu. Etliche Herren ſogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu ſingen. Meiſt beſtand der Spielerlohn bloß in einer ſchmutzigen Suppe; aber in einer ſolchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unſere Lebensart bei Hauſe, wie wohl's uns war, wie frei wir geweſen, was es hingegen hier vor ein verwünſchtes Leben ſei, und dergleichen. Dann machten wir Plane zu unſerer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derſelben gelingen möchte; bald hingegen ſahen wir vor jedem einen unüberſteiglichen Berg, und noch am meiſten ſchreckte uns die Vorſtellung der Folgen eines allenfalls fehlſchlagenden Verſuches. Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängſtigende Geſchichten von eingebrachten Deſerteurs, die, wenn ſie noch ſo viele Liſt gebraucht, ſich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fäſſer verſteckt, u. dergl., dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zuſehen, wie man ſie durch 200 Mann, acht Mal die lange Gaſſe auf und ab Spießruthen laufen ließ, bis ſie athemlos hinſanken — und des folgenden Tags auf's Neue dran mußten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken herunter geriſſen, und wieder friſch drauflos gehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über ihre Hoſen hinabhingen. Dann ſahen Schärer und ich einander zitternd und totblaß an, und flüſterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!“ Was hiernächſt auch auf dem Exercirplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatſchens von prügelſüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentirens der Geprügelten kein Ende. Wir ſelber zwar waren immer von den erſten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, Andre um jeder Kleinigkeit willen ſo unbarmherzig behandelt und uns ſelber ſo, Jahr ein Jahr aus coujonirt zu ſehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unſrer Montur eingeſchnürt wie geſchraubt ſtehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marſchiren und ununterbrochen blitzſchnelle Handgriffe machen zu müſſen; und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furioſen Geſicht und aufgehobenem Stock vor uns ſtund und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem ſolchen Traktament mußte auch der ſtarknervigſte Kerl halb lahm, und der geduldigſte raſend werden. Und kamen wir dann totmüde ins Quartier, ſo ging's ſchon wieder über Hals und Kopf, unſre Wäſche zurecht zu machen und jedes Fleckchen auszumuſtern; denn bis auf den blauen Rock war unſre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontaſche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, Alles mußte ſpiegelblank geputzt ſein. Zeigte ſich an einem dieſer Stücke die geringſte Unthat, oder ſtand ein Haar in der Friſur nicht recht, ſo war, wenn er auf den Platz kam, die erſte Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr iſt's, unſere Offiziere erhielten damals die gemeſſenſte Ordre, uns über Kopf und Hals zu muſtern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das ſei ſonſt ſo Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld! Itzt wurde Marſch geſchlagen; Thränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen floſſen zu Haufen. Auch die Kriegsleute ſelber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeſchlagen, voll Wehmuth und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gott Lob iſt unſere Erlöſung da! Jeder war bebündelt wie ein Eſel, erſt mit einem Degengurt umſchnallt; dann die Patrontaſche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achſel den Torniſter mit Wäſche u. ſ. f. gepackt; item der Haberſack mit Brot und andrer Fourage geſtopft. Hiernächſt mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen: Flaſche, Keſſel, Hacke oder ſo was, Alles an Riemen; dann erſt noch eine Flinte, auch an einem ſolchen. So waren wir alle fünfmal über einander kreuzweis über die Bruſt geſchloſſen, daß anfangs jeder glaubte unter ſolcher Laſt erſticken zu müſſen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine ſolche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und wenn ich meiner Bruſt ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam, wie von einem ſiedenden Keſſel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verſchmachtete bald vor Durſt.

So marſchirten wir den erſten Tag (22. Aug.) zum Köpeniker Thore aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenik, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groſchen traktiren mußten. Potz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegeſſen. Aber denk' man ſich nur ſo viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Canaille, was d' im hinterſten Winkel haſt. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine curioſe Wirthſchaft! In jedem Haus befand ſich ein Offizier, welcher auf gute Mannszucht halten ſollte; ſie waren aber oft die Fäulſten*). — —

Bis hieher hat der Herr geholfen! Dieſe Worte waren der erſte Text unſers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemeſſene Ordre erhalten ſcharf zu laden; dieſes veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: „Heute gibt's was! Heut ſetzt's gewiß was ab!" Dann ſchwitzten wir jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüſch oder Gehölz vorbei marſchirten und uns verfaßt halten mußten. Da ſpitzte jeder ſtillſchweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und ſeinen Tod, und ſah, ſobald man wieder ins Freie kam, ſich rechts und links um, wie er am ſchicklichſten entwiſchen konnte; denn wir hatten immer feindliche Küraſſiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. Septbr. war Alarm geſchlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war Alles in Bewegung, in etlichen Minuten ein ſtundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerſtört, aufgepackt, und Allons, Marſch! Itzt zogen wir ins Thal hinab, ſchlugen bei Pirna eine Schiffbrücke, und formirten oberhalb dem Städtchen, dem ſächſiſchen Lager en Front, eine Gaſſe, wie zum Spießruthenlaufen, deren eines End' bis zum Pirnaer Thor ging, und durch welche nun die ganze ſächſiſche Armee zu vieren hoch ſpazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann ſich's einbilden — die ganze lange Straße durch Schimpf und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig mit geſenktem Geſicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußiſchen Spottvögeln gern nichts ſchuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und ſo viele tauſend Andre nichts von den Umſtänden der eigentlichen Uebergabe dieſes großen Heeres. An dem nämlichen Tage marſchirten wir noch ein Stück Wegs fort, und ſchlugen jetzt unſer Lager bei Lilienſtein auf.

---

*) die Schlimmſten.

Bei dieſen Anläſſen wurden wir oft von den kaiſerlichen Panduren attakirt, oder es kam ſonſt aus einem Gebüſch ein Karabinerhagel auf uns los, ſo daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehre bleſſirt wurden. Wenn denn aber unſre Artilleriſten nur etliche Kanonen gegen das Gebüſch richteten, ſo flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieſer Plunder hat mich nie erſchreckt; ich wäre ſein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, iſt's ſo übel nicht. —

Früh Morgens am 1. October mußten wir uns rangiren und durch ein enges Thälchen gegen dem großen Thal hinunter marſchieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit ſehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunter kamen und zur großen Armee ſtießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmiſchen Städtchen Lowoſitz. Es war kaiſerliche Cavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Geſicht, da ſich dieſelbe bei gedachtem Städtchen verſchanzt hatte. Um 6 Uhr ging ſchon das Donnern der Artillerie ſowol aus unſerm Vordertreffen, als aus den kaiſerlichen Batterien ſo gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unſerm Regiment (das im mittlern Treffen ſtund) durchſchnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwiſchen; jetzt ſah ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwiſchen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hoſen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angſt, ja Todesbläſſe las man bald auf allen Geſichtern, ſelbſt deren, die ſonſt noch ſo viel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Branzfläſchchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meiſten ſoffen ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fuſel mehr! Itzt avancirten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem erſten Treffen abwechſeln mußten. Potz Himmel! wie ſauſten da die Eiſenbrocken ob unſern Köpfen hinweg — fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Raſen hoch in die Luft ſprang — bald mitten ein und ſpickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns ſahen wir nichts als feindliche Cavallerie, die allerhand Bewegungen machte, ſich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck ſich wieder zuſammenzog. Nun rückte auch unſre Cavallerie an; wir machten Lücke und ließen ſie vor, auf die feindliche los galoppiren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als ſie nun einhieben. Allein kaum währte es eine Viertelſtunde, ſo kam unſre Reiterei, von der öſtreichiſchen geſchlagen und bis nahe unter unſre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hätte man das Spektakeln ſehen ſollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedärm der Erde nach ſchleppten. Inzwiſchen ſtunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unſer linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zuſammentraf, obſchon es auf dem rechten ſehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiſerlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's ſchon nicht mehr ſo bange wie anfangs, obgleich die Feldſchlangen Mannſchaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften, und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten überſäet war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Ordre kam, unſer Regiment nebſt zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkſtein) müßten zurückmarſchiren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr ſei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unſre Hüte voll ſchöne rothe Trauben, aßen vor uns her nach Herzensluſt; und mir und denen, welche neben mir ſtunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unſre Brüder noch in Feuer und Rauch ſtehen ſahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten, und nicht entſcheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unſre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf deſſen Gipfel ein enger Paß zwiſchen Felſen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald nun unſre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entſetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erſt, wo der Haas im Stroh lag. Etliche tauſend kaiſerliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unſrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unſern Anführern verrathen worden ſein, und wir mußten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten ſpäter, ſo hatten ſie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrſcheinlich den kürzern gezogen. Nun ſetzte es ein unbeſchreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unſre Vordertruppen litten ſtark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinſtolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, ſprungweiſe über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unſre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren, wie Furien. Ich ſelber war in Jaſt und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt ſchoß ich eines Schießens faſt alle meine ſechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich ſie am Riemen nachſchleppen mußte; indeſſen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, ſondern Alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Waſſer vor dem Städtchen Lowoſitz poſtirten ſich die Panduren wieder und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durch einander; und wo ſich einer von dieſen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geſchlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib geſtoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beſchreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowoſitz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerſchneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmuſik, das Rufen ſo vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul ſo vieler tauſend elenden, zerquetſchten, halbtoten Opfer dieſes Tages alle Sinne betäubte! Um dieſe Zeit — es mochte etwa drei Uhr ſein — da Lowoſitz ſchon im Feuer ſtand, viele hundert Panduren, auf welche unſre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Waſſer ſprangen, wo es dann auf das Städtchen ſelber los ging — um dieſe Zeit war ich freilich nicht der Vorderſte, ſondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indeſſen mancher, wie geſagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinunterſprang, um ſeinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich alſo noch ein wenig erhöht ſtand, und auf die Ebene wie in ein finſteres Donner- und Hagelwetter hineinſah — in dieſem Augenblick däucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich ſah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war Alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde los eilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich ſah ich Weinberge, Büſche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menſchen, Preußen, Panduren, Huſaren, und von dieſen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf dieſe Seite, dacht' ich; ſonſt iſt's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich ſchlich alſo zuerſt mit langſamem Marſch ein wenig auf dieſe linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!“ ſagten ſie, „Victoria!“ Ich riſpoſtirte kein Wort, that nur ein wenig bleſſirt, und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indeſſen ſo weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr ſehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, ſechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, ſah noch von weitem — zum letzten Mal in meinem Leben — Morden und Totſchlagen; ſtrich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbei, das voll toter Huſaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Fluſſe nach herunter, und ſtand jetzt an einem Tobel. Jenſeits deſſelben kamen ſoeben auch etliche kaiſerliche Soldaten angeſtochen, die ſich gleichfalls aus der Schlacht weggeſtohlen hatten, und ſchlugen, als ſie mich ſo daherlaufen ſahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr ſtreckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten ſie niemals los. Ich faßte alſo den

Entſchluß, gerad' auf ſie zu zu laufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden ſie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowoſitz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deſerteur angab, nahmen ſie mir das Gewehr ab, unterm Verſprechen, mir's nachwärts ſchon wieder zuzuſtellen. Aber der, welcher ſich deſſen impatronirt hatte, verlor ſich bald darauf und nahm das Füſil mit ſich. Nun ſo ſei's! Alsdann führten ſie mich ins nächſte Dorf, Schenisect (es mochte eine ſtarke Stunde unter Lowoſitz ſein). Hier war eine Fahrt über das Waſſer, aber ein einziger Kahn zum Transporte. Da gab's ein Zetermordiogeſchrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerſt in dem Teich ſein, aus Furcht vor den Preußen; denn Alles glaubte ſie ſchon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern hineinſprang. Wo nicht der Fährmann etliche derſelben hinausgeworfen, hätten wir alle erſaufen müſſen. Jenſeits des Fluſſes ſtand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieſelbe zu, und dieſe rothen Schnurrbärte begegneten mir auf's Manierlichſte, gaben mir, ungeachtet ich ſie und ſie mich kein Wort verſtunden, noch Tobak und Branntwein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt ſicher zur Ruhe legen konnte, — aber — und dies war das Beſte — von dem Tumult des Tages noch einen ſo vertaumelten Kopf hatte, daß dieſer Kapitalpunkt mir am allermindeſten betrug. Morgens darauf (2. October) ging ich mit einem Transport ins kaiſerliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußiſcher Deſerteurs an, von denen, ſo zu reden, jeder ſeinen eigenen Weg und ſein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubniß Alles im Lager zu beſichtigen. Offiziers und Soldaten ſtunden dann bei Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen ſollten, als uns bekannt war. Etliche indeſſen wußten Winds genug zu machen und, ihren diesmaligen Wirthen zu ſchmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiſerlichen manchen Erzprahler, und der kleinſte Zwerg rühmte ſich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf ſeiner eigenen Flucht in die Flucht geſchlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußiſchen Cavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen, etliche über's ganze Geſicht herunter gehauen, andre ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. ſ. f. Da war Alles ein Aechzen und Wehklagen! Wie prieſen uns dieſe armen Wichte ſelig, einem ähnlichen Schickſal ſo glücklich entronnen zu ſein, und wie dankten wir ſelber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder ſeinen Dukaten Reisgeld. Dann ſchickte man uns mit einem Cavallerietransport, es waren unſer an die zweihundert, auf ein böhmiſches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort vertheilten wir uns und bekamen Päſſe, je zu ſechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderſeltſames Gemengſel von Schweizern, Schwaben, Sachſen, Baiern, Tirolern, Welſchen, Franzoſen, Polacken und Türken. Einen ſolchen Paß bekamen unſer ſechs zuſammen bis Regensburg.“ —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den ſchnauzbärtigen Soldaten in ſeiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geſchwiſter verkrochen ſich, ſeine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen Andern geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Geſtalt den Sohn heraus. Aber auch ſein ſpäteres Leben in dem einſamen Thal wurde durch die Abenteuer dieſer Zeit geſtört. Es war ein fremder, unheimlicher Geiſt in ihm gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung ſtetiger Arbeit.

Friedrich II aber ſchrieb nach der Schlacht bei Lowoſitz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeit ich die Ehre habe ſie zu commandiren.“ —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.

5.

Aus dem Staat Friedrich's des Großen.

Was war es doch, das ſeit dem dreißigjährigen Kriege die Augen der Politiker auf den kleinen Staat heftete, der ſich an der öſtlichen Nordgrenze Deutſchlands gegen Schweden und Polen, gegen Habsburger und Bourbonen heraufrang? Das Erbe der Hohenzollern war kein reichgeſegnetes Land, in dem der Bauer behaglich auf wohlbebauter Hufe ſaß, welchem reiche Kaufherren in ſchweren Galeonen die Seide Italiens, die Gewürze und Barren der neuen Welt zuführten. Ein armes, verwüſtetes Sandland war's, die Städte ausgebrannt, die Hütten der Landleute niedergeriſſen, unbebaute Aecker, viele Quadratmeilen entblößt von Menſchen und Nutzvieh, den Launen der Urnatur zurückgegeben. Als Friedrich Wilhelm 1640 unter den Kurhut trat, fand er nichts als beſtrittene Anſprüche auf zerſtreute Gebiete von etwa 1450 Quadratmeilen, in allen feſten Orten ſeines Erblandes ſaßen übermächtige Eroberer. Auf einer unſichern Oede richtete der kluge, doppelzüngige Fürſt ſeinen Staat ein, mit einer Schlauheit und Rückſichtsloſigkeit gegen ſeine Nachbarn, welche ſogar in jener gewiſſenloſen Zeit Aufſehen erregte, aber zugleich mit Heldenkraft und großem Sinn, der mehr als einmal die deutſche Ehre höher faßte, als der Kaiſer oder ein anderer Fürſt des Reiches. Und als der große Politiker 1688 ſtarb, war, was er hinterließ, doch nur ein geringes Volk, gar nicht zu rechnen unter den Mächten Europas. Denn ſeine Herrſchaft umfaßte zwar 2034 Quadratmeilen, aber höchſtens 1,300,000 Menſchen. Auch als Friedrich II hundert Jahr nach ſeinem Ahnherrn die Regierung antrat, erbte er nicht mehr als 2,240,000 Seelen, weniger als jetzt die eine Provinz Schleſien umfaßt.*) Was war es alſo, das ſogleich nach den Schlachten des dreißigjährigen Krieges die Eiferſucht aller Regierungen, zumal des Kaiſerhauſes, erregte, das ſeither dem brandenburgiſchen Weſen ſo warme Freunde, ſo erbitterte Gegner zugeführt hat? Durch zwei Jahrhunderte wurden Deutſche und Fremde nicht müde auf dieſen neuen Staat zu hoffen, ebenſo lange haben Deutſche und Fremde nicht aufgehört ihn zuerſt mit Spott, dann mit Haß einen künſtlichen Bau zu nennen, der ſtarke Stürme nicht auszuhalten vermöge, der ohne Berechtigung ſich unter die Mächte Europas eingedrängt habe. Und wie kam es endlich, daß ſchon nach dem Tode Friedrich's des Großen unbefangene Beurtheiler ermahnten, man möge doch aufhören, dem vielgehaßten den Untergang zu prophezeien? Nach jeder Niederlage ſei er um ſo kräftiger in die Höhe geſchnellt, alle Schäden und Kriegswunden würden dort ſchneller geheilt als wo anders, Wohlſtand und kluge Einſicht nehme dort in größeren

---

*) Kurfürſt Friedrich Wilhelm erbte 1451 Quadratmeilen mit vielleicht 700,000 Einwohnern, dieſe zum größten Theil im Ordensland Preußen, welches durch die Verwüſtungen des Krieges nicht ſo ſehr verödet war.

	Quadrat.-M.		Einw.
Im Jahr 1688 hinterließ der große Kurfürſt	2034	mit etwa	1,300,000
„ „ 1713 „ König Friedrich I	2090	„	1,700,000
„ „ 1740 „ König Friedr. Wilh. I	2201	„	2,240,000
„ „ 1786 „ König Friedrich II	3490	„	6,000,000
„ „ 1805 waren	5463	„	9,600,000
(vor dem Eintauſch von Hannover).			
„ „ 1807 blieben	2877	„	5,000,000
„ „ 1817 waren	5015	„	10,600,000

„ „ 1830 waren 13 Mill. Ew., im Jahre 1865 aber 19 Mill. Ew. auf 5046 Quadratmeilen.

Verhältniſſen zu, als in einem andern Theile von Deutſchland!

Allerdings war es ein eigenthümliches Weſen, eine neue Abänderung des deutſchen Charakters, was auf dem eroberten Slavengrunde, in den Hohenzollern und ihrem Volke zu Tage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang ſich dies Neue Geltung. Es ſchien, daß die Perſönlichkeiten dort größere Gegenſätze umſchloſſen; denn die Tugenden und Fehler ſeiner Regenten, Größe und Schwäche ſeiner Politik kamen in ſchneller Folge zu Tage, die Beſchränktheiten erſchienen auffälliger, das Widerwärtige maſſenhafter, das Bewunderungswerthe erſtaunlicher; es ſchien, daß dieſer Staat das Seltſamſte und Ungewöhnlichſte erzeugen, und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die ſonſt ſo erträglich und förderlich ſein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel that die Lage des Landes. Es war ein Grenzland, zugleich gegen Schweden, Slaven, Franzoſen und Holländer, Kaum eine Frage der europäiſchen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staats einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche thätigen Fürſten nicht Gelegenheit gab Anſprüche geltend zu machen. Die ſinkende Macht Schwedens, die beginnende Auflöſung Polens erregten weitläufige Ausſichten, die Uebergewalt Frankreichs, die mißtrauiſche Freundſchaft Hollands zwangen zu ſchlagfertiger Vorſicht. Seit dem erſten Jahre, in welchem Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſeine eigenen Feſtungen durch Liſt und Gewalt in Beſitz nehmen mußte, wurde offenbar, daß dort an der Ecke des deutſchen Bodens ein kräftiges, umſichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutſchlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des franzöſiſchen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die ſchlaue Politik, welche von dieſer kleinen Ecke ausging, auch das ſtaunenswerthe Wagniß unternahm, die Weſtgrenze Deutſchlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu vertheidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgiſchen Volkes, an dem Fürſten und Unterthanen gleichen Theil hatten. Die preußiſchen Landſchaften hatten den Deutſchen bis auf Friedrich den Großen verhältnißmäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künſtlern abgegeben. Selbſt der leidenſchaftliche Eifer der Reformationszeit ſchien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzlande ſaßen, meiſt von niederſächſiſchem Stamme, mit geringer Beimiſchung von Slavenblut, waren ein hartes, knorriges Geſchlecht, nicht vorzugsweiſe anmuthig in den Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich ſcharfen Verſtande, nüchtern im Urtheil; in der Hauptſtadt ſchon ſeit alter Zeit ſpottluſtig und von beweglicher Zunge, in allen Landſchaften großer Anſtrengungen fähig, arbeitſam, zäh, von dauerhafter Kraft.

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes ſchuf dort der Charakter der Fürſten. In anderer Weiſe, als irgendwo ſeit den Tagen Karl's des Großen geſchah, haben ſie ihren Staat gebildet. Manches Fürſtengeſchlecht zählt eine Reihe glücklicher Vergrößerer des Staats, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zuſammengezogen; manches Fürſtenhaus hat einige Geſchlechtsfolgen tapferer Krieger erzeugt, keines war tapferer als die Waſa und die proteſtantiſchen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes iſt keins geweſen, wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüſtetem Lande haben ſie die Menſchen geworben, die Cultur geleitet, durch faſt hundertfünfzig Jahre als ſtrenge Hauswirthe gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht gethan, um ein Volk für ihren Staat zu ſchaffen, wie ſie ſelbſt: hart, ſparſam, geſcheidt, keck, das Höchſte für ſich begehrend.

In ſolchem Sinne hat man Recht, den providentiellen Charakter des preußiſchen Staats zu bewundern. Von den vier Fürſten, welche ihn ſeit dem deutſchen Kriege bis zu dem Tage regierten, wo der greiſe Abt im Kloſter Sansſouci die müden Augen ſchloß, hat jeder mit ſeinen Tugenden und Fehlern wie eine nothwendige Ergänzung ſeines Vorgängers gelebt. Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des deutſchen Krieges, der prachtliebende erſte König Friedrich, der ſparſame Gewaltherrſcher Friedrich Wilhelm I, zuletzt er, in welchem ſich die Anlagen und großen Eigenſchaften faſt aller ſeiner Vorfahren zuſammen fanden, im 18. Jahrhundert die Blüthe des Geſchlechts.

Es war ein freudeleeres Leben im Königsſchloß zu Berlin, als Friedrich heranwuchs, ſo arm an Liebe und Sonnenſchein, wie in wenig Bürgerhäuſern jener rauhen Zeit. Man darf zweifeln, ob der König, ſein Vater, oder die Königin größere Schuld an der Zerrüttung des Familienlebens hatten, beide nur durch Fehler ihrer Naturanlage, welche in den unaufhörlichen Reibungen des Hauſes immer größer wurden. Der König, ein wunderlicher Tyrann, mit weichem Herzen, aber einer rohen Heftigkeit, die mit dem Stocke Liebe und Vertrauen erzwingen wollte, von ſcharfem Menſchenverſtand, aber ſo unwiſſend, daß er immer in Gefahr kam, Opfer eines Schurken zu werden, und in dem dunklen Gefühl ſeiner Schwäche wieder mißtrauiſch und von jäher Gewaltſamkeit; die Königin dagegen, keine bedeutende Frau, von kälterem Herzen, mit einem ſtarken Gefühl ihrer fürſtlichen Würde, dabei mit vieler Neigung zur Intrigue, ohne Vorſicht und Schweigſamkeit. Beide hatten den beſten Willen und gaben ſich ehrlich Mühe, ihre Kinder zu tüchtigen und guten Menſchen zu machen, aber beide ſtörten unverſtändig das geſunde Aufleben der Kinderſeele. Die Mutter hatte die Taktloſigkeit, die Kinder ſchon im zarten Alter zu Vertrauten ihres Aergers und ihrer Beſchwerden zu machen; denn über die unholde Sparſamkeit des Königs, über die Schläge, die er ſo reichlich in ſeinen Zimmern austheilte, und über die einförmige Tagesordnung, die er ihr aufzwang, nahm in ihren Gemächern Klage, Groll, Spott kein Ende. Der Kronprinz Friedrich wuchs im Spiel mit ſeiner älteren Schweſter heran, ein zartes Kind mit leuchtenden Augen und wunderſchönem blonden Haar. Pünktlich wurde ihm gerade ſo viel gelehrt, als der König wollte, und das war wenig genug: Franzöſiſch, etwas Geſchichte und was einem Soldaten damals für nöthig galt, dazu kaum etwas lateiniſche Declination, und zwar gegen den Willen des Vaters, — der große König iſt nie über die Schwierigkeiten des Genitivs und Dativs herausgekommen. Die Frauen brachten dem Knaben, der ſich gern gehen ließ und in Gegenwart des Königs ſcheu und trotzig aus den Kinderaugen ſah, die erſte Theilnahme für franzöſiſche Literatur bei; er ſelbſt hat ſpäter ſeine Schweſter darum gerühmt, aber auch ſeine Gouvernante war eine kluge Franzöſin. Daß dem König das fremde Weſen verhaßt war, trug ſicher dazu bei, es dem Sohne werth zu machen, denn faſt durchgängig wurde in den Palaſträumen der Königin das gelobt, was dem ſtrengen Hausherrn mißfiel. Und wenn der König in der Familie eine ſeiner polternden frommen Reden hielt, dann ſahen die Prinzeß Wilhelmine und der junge Friedrich einander ſo lange bedeutſam an, bis das herausfordernde Geſicht, das eines der Kinder machte, die kindiſche Lachluſt erregte und den Grimm des Königs zum Ausbruch brachte. Dadurch wurde der Sohn ſchon in frühen Jahren dem Vater ein Gegenſtand des Aergers. Einen effeminirten Kerl ſchalt er ihn, der ſich malpropre halte und eine unmännliche Freude an Putz und Spielereien habe.

Aber aus dem Bericht ſeiner Schweſter, deren ſchonungsloſem Urtheil der Tadel leichter wird als das Lob, iſt auch zu ſehen, wie die Liebenswürdigkeit des reichbegabten Knaben auf ſeine Umgebung wirkte. Wenn er mit der Schweſter heimlich eine franzöſiſche Geſchichte las und den ganzen Hof in die komiſchen Charaktere des Romans umdeutete, wenn ſie mit Flöte und Laute verpönte Muſik machten, wenn er die Schweſter verkleidet beſuchte und ſie die Rollen einer franzöſiſchen Komödie gegen einander herſagten. Aber ſelbſt bei dieſen harmloſen Freuden wurde der Prinz fortwährend in Lüge, Täuſchung, Verſtellung gedrängt. Er war ſtolz, hochgeſinnt, großmüthig, von rückſichtsloſer Wahrheitsliebe. Daß ihm die Verſtellung innerlichſt widerſtand, daß er ſich, wo ſie verlangt wurde, nicht dazu herablaſſen wollte, und wo er es einmal that, ungeſchickt heuchelte, das machte ſeine Stellung zum Vater immer ſchwieriger, größer wurde das Mißtrauen des Königs, immer wieder brach dem Sohn das verletzte Selbſtgefühl als Trotz hervor.

So wuchs er auf von plumpen Spionen umgeben, welche dem König jedes Wort zutrugen. Ein Gemüth von den reichſten Anlagen, der feinſten geiſtigen Begehrlichkeit, ohne jede männliche Geſellſchaft, die für ihn gepaßt hätte. Kein Wunder, daß der Jüngling auf Abwege gerieth. Der preußiſche Hof konnte im Vergleich zu den andern Höfen Deutſchlands für einen ſehr tugendhaften gelten; aber die Dreiſtigkeit gegen Frauen und die Unbefangenheit, mit welcher die bedenklichſten Verhältniſſe behandelt wurden, waren auch dort ſehr groß. Seit einem Beſuch an dem lüderlichen Hofe in Dresden begann es Prinz Friedrich zu treiben, wie andere Prinzen ſeiner Zeit, er fand gute Kameraden unter den jungen Offizieren ſeines Vaters. Wir wiſſen aus dieſer Zeit wenig von ihm, aber wir dürfen ſchließen, daß er dabei allerdings in einige Gefahr kam, nicht zu verderben, aber in Schulden und unbedeutenden Verhältniſſen werthvolle Jahre zu verlieren. Es war ſicher nicht der ſteigende Unwille des Vaters allein, der ihn in dieſer Zeit verſtimmte und rathlos umherwarf, ebenſo ſehr ein inneres Mißbehagen, das den unfertigen Jüngling um ſo wilder in die Irre treibt, je größer die ſtillen Anſprüche ſind, die ſein Geiſt an das Leben macht.

Er beſchloß nach England zu entfliehen. Wie die Flucht mißlang, wie der Zorn des Obriſten Friedrich Wilhelm gegen den fahnenflüchtigen Offizier aufbrannte, iſt bekannt. Mit den Tagen ſeiner Gefangenſchaft in Küſtrin und dem Aufenthalt in Ruppin begannen ſeine ernſten Lehrjahre. Das Fürchterliche, das er erfahren, hatte auch neue Kraft in ihm wach gerufen. Er hatte alle Schrecken des Todes, die greulichſten Demüthigungen mit fürſtlichem Stolze ertragen. Er hatte über die größten Räthſel des Lebens, über den Tod und was darauf folgen ſoll, in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes nachgedacht, er hatte erkannt, daß ihm nichts als Ergebung, Geduld, ruhiges Ausharren übrig bleibe. Aber das bittere, herzfreſſende Unglück iſt doch keine Schule, welche nur das Gute herausbildet, auch manche Fehler wachſen dabei groß. Er lernte in ſtiller Seele ſeine Entſchlüſſe bewahren, mit Argwohn auf die Menſchen ſehn und ſie als ſeine Werkzeuge gebrauchen, ſie täuſchen und mit einer kalten Klugheit liebkoſen, von welcher ſein Herz nichts wußte. Er mußte dem feigen, gemeinen Grumbkow ſchmeicheln, und froh ſein, daß er ihn allmählich für ſich gewann; er mußte ſich Jahre lang immer wieder Mühe geben, den Widerwillen und das Mißtrauen des harten Vaters klug zu bekämpfen. Immer ſträubte ſich ſeine Natur gegen ſolche Demüthigung, durch bittern Spott ſuchte er ſein geſchädigtes Selbſtgefühl geltend zu machen; ſein Herz, das für alles Edle erglühte, bewahrte ihn davor, ein harter Egoiſt zu werden, aber milder, verſöhnlicher wurde er nicht. Und als er längſt ein großer Menſch, ein weiſer Fürſt geworden war, blieb ihm aus dieſer Zeit der Knechtſchaft doch eine Spur von kleinlicher Hinterliſt zurück, der Löwe hat einigemal nicht verſchmäht, in niedriger Rachſucht wie ein Kater zu kratzen.

Doch er lernte in dieſen Jahren auch etwas Nützliches ehren: die ſtrenge Wirthſchaftlichkeit, mit welcher die beſchränkte, aber tüchtige Kraft ſeines Vaters für das Wohl des Landes und ſeines Hauſes ſorgte. Wenn er, um dem König zu gefallen, Pachtanſchläge machen mußte, wenn er ſich Mühe gab, den Ertrag einer Domäne um einige hundert Thaler zu ſteigern, wenn er auch auf die Liebhabereien des Königs mehr als billig einging und ihm den Vorſchlag machte, einen langen Schäfer aus Mecklenburg als Rekruten zu entführen, ſo war im Anfang allerdings dieſe Arbeit nur ein läſtiges Mittel den König zu verſöhnen; denn Grumbkow ſollte ihm einen Mann ſchaffen, der die Taxe ſtatt ſeiner machte, die Amtleute und Kammerbeamten ſelbſt gaben ihm an die Hand, wie hie und da ein Plus zu gewinnen war, und über die Rieſen ſpottete er immer noch, wo er das ungeſtraft konnte. Aber die neue Welt, in die er verſetzt war, die praktiſchen Bedürfniſſe des Volkes und des Staates zogen ihn doch allmählich an. Es war leicht einzuſehen, daß auch die Wirthſchaftlichkeit ſeines Vaters oft tyranniſch und wunderlich war. Der König hatte immer die Empfindung, daß er nichts als das Beſte ſeines Landes wollte, und deshalb nahm er ſich die Freiheit, mit der größten Willkür bis in das Einzelne in Beſitz und Geſchäft der Privatperſonen einzugreifen. Wenn er befahl, daß kein Ziegenbock mit den Schafen ausgetrieben werden dürfe, daß alle farbigen Schafe, graue, ſchwarze, melirte binnen drei Jahren gänzlich abgeſchafft und nur ſeine weiße Wolle geduldet werden ſolle; wenn er genau vorſchrieb, wie die kupfernen Probemaße des Berliner Scheffels, die er durch das ganze Land — auf Koſten der Unterthanen — verſchicken ließ, aufbewahrt und verſchloſſen werden ſollten, damit ſie keine Beulen bekämen; wenn er, um die Linnen- und Wolleninduſtrie in die Höhe zu bringen, verordnete, ſeine Unterthanen ſollten durchaus nicht den modiſchen Zitz und Kattun tragen, hundert Thaler Strafe und drei Tage Halseiſen drohe jedem, der nach acht Monaten in ſeinem Hauſe noch einen Lappen Kattun an Schlafrock, Mütze, Möbelüberzug dulden würde, ſo erſchien ſolche Art zu regieren allerdings hart und kleinlich. Aber den klugen Sinn und die wohlwollende Abſicht, die hinter ſolchen Erlaſſen erkennbar war, lernte der Sohn doch ehren, und er ſelbſt eignete ſich allmählich eine Menge von genaueren Kenntniſſen an, die ſonſt einem Fürſtenſohn nicht geläufig werden: Werthe der Güter, Preiſe der Lebensmittel, Bedürfniſſe des Volkes, Gewohnheiten, Rechte und Pflichten des kleinen Lebens. Es ging ſogar auf ihn viel von dem Selbſtgefühl über, womit der König ſich dieſer Geſchäftskenntniſſe rühmte. Und als er der allmächtige Hauswirth ſeines Staates geworden, da wurde der unermeßliche Segen offenbar, den ſeine Kenntniß des Volkes und des Verkehrs haben ſollte. Nur dadurch wurde die weiſe Sparſamkeit möglich, mit welcher er ſein eigenes Haus und die Finanzen verwaltete, ſeine unabläſſige Sorge für das Einzelne, wodurch er Landbau, Handel, Wohlſtand, Bildung ſeines Volkes erhob. Wie die Tagesrechnungen ſeiner Köche, ſo wußte er die Anſchläge zu prüfen, in denen die Einkünfte der Domänen, Forſten, der Acciſe berechnet waren. Daß er das Kleinſte wie das Größte mit ſcharfem Auge überſah, das verdankte ſein Volk zum größten Theil den Jahren, in denen er gezwungen als Aſſeſſor am grünen Tiſche zu Ruppin ſaß. Und zuweilen begegnete ihm ſelbſt, was ſchon zu ſeines Vaters Zeit wol einmal ärgerlich geweſen war, daß die fürſtliche Kenntniß der geſchäftlichen Einzelheiten doch nicht groß genug war, und daß er hier und da, ſogar willkürlicher als ſein Vater, befahl, was gewaltſam in das Leben ſeiner Preußen einſchnitt und nicht durchgeführt werden konnte.

Kaum hatte Friedrich die Schläge des großen Zerwürfniſſes ein wenig verwunden, da traf ihn ein neues Unglück, ſeinem Herzen ebenſo ſchrecklich wie das erſte, in ſeinen Folgen noch verhängnißvoller für ſein Leben. Der König zwang ihm eine Gemahlin auf. Herzerſchütternd iſt das Weh, in dem er ringt, ſich von der erwählten Braut loszumachen. „Sie ſoll frivol ſein, ſo viel ſie will, nur nicht einfältig, das ertrage ich nicht.“ Es war alles vergebens. Mit Bitterkeit und Zorn ſah er auf dieſe Verbindung bis kurz vor der Vermählung. Nie hat er den Schmerz überwunden, daß der Vater dadurch ſein inneres Leben zerſtört habe. Seine reizbare Empfindung, das liebebedürftige Herz, ſie waren in roheſter Weiſe verkauft. Nicht allein er wurde dadurch unglücklich, auch eine gute Frau, die des beſten Schickſals werth geweſen wäre. Die Prinzeſſin Eliſabeth von Bevern hatte viele edle Eigenſchaften des Herzens, ſie war nicht einfältig, ſie war nicht häßlich und vermochte ſelbſt vor der herben Kritik der Fürſtinnen des königlichen Hauſes erträglich zu beſtehen. Aber wir fürchten, wäre ſie ein Engel geweſen, der Stolz des Sohnes, der im Kern ſeines Lebens durch die unnöthige Barbarei des Zwanges empört war, hätte ſich dennoch gegen ſie geſträubt. Und doch war das Verhältniß nicht zu jeder Zeit ſo kalt, wie man wol annimmt. Sechs Jahre gelang es der Herzensgüte und dem Takt der Prinzeſſin, den Kronprinzen immer wieder zu verſöhnen. In der Zurückgezogenheit von Rheinsberg war ſie in der That ſeine Hausfrau und eine liebenswürdige Wirthin ſeiner Gäſte, und ſchon wurde von den öſtreichiſchen Geſchäftsträgern an den Wiener Hof berichtet, daß ihr Einfluß im Steigen ſei. Aber der beſcheidenen Anhänglichkeit ihrer Seele fehlten zu ſehr die Eigenſchaften, welche einen geiſtreichen Mann auf die Dauer zu feſſeln vermögen. Die aufgeweckten Kinder des Hauſes Brandenburg hatten das Bedürfniß ihr leichtbewegtes Innere launig, ſchnell und ſcharf nach außen zu kehren. Die Prinzeſſin wurde, wenn ſie erregt war, ſtill, wie gelähmt, die leichte Anmuth der Geſellſchaft fehlte ihr. Das paßte nicht zuſammen. Auch die Art, wie ſie den Gemahl liebte, pflichtvoll, ſich immer unterordnend, wie gebannt und gedrückt von ſeinem großen Geiſte, erſchien dem Prinzen wenig anziehend, der mit der franzöſiſchen geiſtreichen Bildung nicht wenig von der Frivolität der franzöſiſchen Geſellſchaft angenommen hatte.

Als Friedrich König wurde, verlor die Fürſtin ſchnell den geringen Antheil, den ſie ſich am Herzen ihres Gemahls etwa erworben hatte. Die lange Abweſenheit im erſten ſchleſiſchen Kriege that das Letzte, den König von ihr zu entfernen. Immer ſparſamer wurden die Beziehungen der Gatten, es vergingen Jahre, ohne daß ſie einander ſahen, eine eiſige Kürze und Kälte iſt in ſeinen Briefen erkennbar. Daß der König ihren Charakter ſo hoch achten mußte, erhielt ſie in der äußeren Stellung. — Seine Verhältniſſe mit Frauen waren ſeitdem wenig einflußreich auf ſein inneres Empfinden; ſelbſt ſeine Schweſter von Baireuth, kränklich, nervös, verbittert durch Eiferſucht auf einen ungetreuen Gemahl, wurde dem Bruder auf Jahre fremd, und erſt, als ſie für das eigene Leben entſagt hatte, ſuchte dies ſtolze Kind des Hauſes Brandenburg alternd und unglücklich wieder das Herz des Bruders, deſſen kleine Hand ſie einſt vor den Füßen des ſtrengen Vaters gehalten hatte. Auch die Mutter, der König Friedrich immer ausgezeichnete kindliche Verehrung bewies, konnte der Seele des Sohnes wenig ſein. Seine andern Geſchwiſter ſtanden ihm ferner und waren nur zu geneigt, im Haus ſtille Fronde gegen ihn zu machen; wenn der König ſich herabließ, einmal einer Hofdame oder einer Sängerin Aufmerkſamkeiten zu zeigen, ſo waren dieſe meiſt für die Betroffenen ebenſo angſtvoll als ſchmeichelhaft. Wo er freilich Geiſt, Grazie und weibliche Würde zuſammen fand, wie bei Frau von Camas, der Oberhofmeiſterin ſeiner Gemahlin, da wurde die Liebenswürdigkeit ſeiner Natur in vielen herzlichen Aufmerkſamkeiten laut. Im Ganzen aber haben die Frauen ſeinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben, kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens ſein Inneres erwärmt, nach dieſer Seite verödete ſein Gemüth. Vielleicht wurde das ein Glück für ſeine Nation, ſicher ein Verhängniß für ſein Privatleben. Die volle Wärme ſeiner menſchlichen Empfindung blieb faſt ausſchließlich dem kleinen Kreiſe der Vertrauten vorbehalten, mit denen er lachte, dichtete, philoſophirte, Pläne für die Zukunft machte, ſpäter ſeine Feldzüge und Kriegsgefahren beſprach.

Seit er vermählt in Rheinsberg lebte, beginnt der beſte Theil ſeiner Jugendzeit. Dort wußte er eine Anzahl gebildeter und heiterer Geſellſchafter um ſich zu vereinigen, die kleine Genoſſenſchaft führte ein poetiſches Leben, von welchem Theilnehmer ein anmuthiges Bild hinterlaſſen haben. Ernſthaft begann Friedrich an ſeiner Bildung zu arbeiten. Leicht fügte ſich ihm der Ausdruck erregter Empfindung in den Zwang franzöſiſcher Verſe, unabläſſig arbeitete er, ſich die Feinheiten des fremden Stils anzueignen. Aber auch über Ernſterem arbeitete ſein Geiſt, für alle höchſten Fragen des Menſchen ſuchte er ſehnſüchtig Antwort bei den Encyklopädiſten, auch bei Chriſtian Wolf, er ſaß über Karten und Schlachtenpläne geneigt, und unter den Rollen des Liebhabertheaters und den Bauriſſen wurden andere Entwürfe vorbereitet, welche nach wenig Jahren die Welt aufregen ſollten.

Da kam der Tag, an welchem ſein ſterbender Vater der Regierung entſagte und den Offizier, der die Tagesmeldung that, anwies, von dem neuen Kriegsherrn Preußens die Befehle einzuholen. Wie der Prinz von ſeinen politiſchen Zeitgenoſſen damals beurtheilt wurde, ſehen wir aus der Schilderung, welche kurz vorher ein öſtreichiſcher Agent von ihm gemacht hatte: „Er iſt anmuthig, trägt eignes Haar, hat eine ſchlaffe Haltung, liebt ſchöne Künſte und gute Küche, er möchte ſeine Regierung gern mit einem Eclat anfangen, iſt ein ſoliderer Freund des Militärs als ſein Vater, hat die Religion eines honetten Mannes, glaubt an Gott und die Vergebung der Sünden, liebt Glanz und großartiges Weſen, er wird alle Hofchargen neu etabliren und vornehme Leute an ſeinen Hof ziehen.“*) Nicht ganz iſt dieſe Prophezeiung gerechtfertigt worden. Wir ſuchen in dieſer Zeit andre Seiten ſeines Weſens zu verſtehen. Der neue König war von feuriger hochgeſpannter Empfindung, ſchnell erregt, leicht kamen die Thränen in ſeine

---

*) Journal de Seckendorf. 2. Jan. 1738.

Augen. Wie ſeinen Zeitgenoſſen war ihm leidenſchaftliches Bedürfniß das Große zu bewundern, ſich weichen Stimmungen elegiſch hinzugeben. Zärtlich blies er ſein Adagio auf der Flöte, wie andern ehrlichen Zeitgenoſſen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetiſche Phraſe rührte ihm Thränen und Empfindſamkeit auf. Trotz aller franzöſiſchen Bildung war die Anlage ſeines Weſens auch nach dieſer Richtung ſehr deutſch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurtheilt, welche ihm ein kaltes Herz zuſchrieben. Nicht die kalten Fürſtenherzen ſind es, die am meiſten durch ihre Härte verletzen. Solchen iſt faſt immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und ſchicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die ſtärkſten Aeußerungen der Nichtachtung liegen meiſt dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, ſo ſcheint uns, eine auffallende und ſeltſame Verbindung von zwei ganz entgegengeſetzten Richtungen des Gemüths, welche ſonſt auf Erden in ewig unverſöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebenſo ſehr das Bedürfniß ſich das Leben zu idealiſiren, als den Drang, ſich und Andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerſtören. Seine erſte Eigenſchaft war vielleicht die ſchönſte, vielleicht die leidvollſte, mit welcher ein Menſch für den Kampf der Erde ausgeſtattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er beſaß in hohem Maße jene eigenthümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Weſens umzubilden ſtrebt und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfniß, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der feinen Anmuth ſeiner Phantaſie das Bild ſeiner Lieben ſich zuzurichten und das Verhältniß, in das er ſich frei zu ihnen geſetzt hatte, auszuſchmücken. Es war immer etwas Spiel dabei; auch wo er am leidenſchaftlichſten empfand, liebte er mehr ſein verſchönertes Bild des Andern, das er in ſich trug, als dieſen ſelbſt. In ſolcher Stimmung hat er Voltaire's Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weiſe der Unterſchied zwiſchen ſeinem Ideal und dem wirklichen Menſchen fühlbar, ſo ließ er den Menſchen fallen und hielt ſich an das Bild. Wem die Natur dieſe Anlage gegeben hat, Liebe und Freundſchaft vorzugsweiſe durch das bunte Glas poetiſcher Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urtheil Anderer in der Wahl ſeiner Lieben immer Willkür zeigen; eine gewiſſe gleichmäßige Wärme, welche rückſichtsvoll alle bedenkt, ſcheint ſolchen Naturen verſagt zu ſein. Wem der König in ſeiner Weiſe Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerkſamkeit und Ausdauer, wie ſehr auch ſeine Stimmung in einzelnen Stunden wechſelte. Er konnte dann in ſeiner Trauer über den Verluſt einer ſolchen Geſtalt ſentimental werden, wie nur irgend ein Deutſcher aus der Wertherzeit. Er hatte mit ſeiner Schweſter von Baireuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erſt in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des ſchweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schweſter wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düſtern Genuß darin, das Herzliche dieſes Verhältniſſes ſich und Andern vorzuſtellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer ſeinem Herzen nicht durch Vermittlung poetiſcher Empfindungen nahe trat, nicht die liebeſpinnende Poeſie ihm anregte, ja wer gar etwas in ſeinem reizbaren Weſen ſtörte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgiltig, ein König, der nur frug, wie weit der Andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, ſie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber ſie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem Sinn, der Höheres will als ſich ſelbſt, verbunden ſein müſſen, wenn ſie denſelben Mann in höherem Alter nicht vereinſamen und verdüſtern ſoll. Sie wird auch im günſtigſten Falle neben den wärmſten Verehrern bittere Feinde aufregen. Etwas von dieſer Anlage hat der edlen Seele Goethe's ſchwere Schmerzen, dauerloſe Verhältniſſe und viele Enttäuſchungen bereitet. Sie wird doppelt verhängnißvoll für einen König, dem Andere ſo ſelten ſicher und gleichberechtigt gegenüber treten, dem die offenherzigſten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden, ungleich in ihrem Verhalten, bald unfrei im höfiſchen Banne ſeiner Majeſtät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieſes Bedürfniß nach idealen Verhältniſſen und die Sehnſucht nach Menſchen, die ſeinem Herzen Gelegenheit gaben ſich rückhaltslos aufzuſchließen, zunächſt durch ſeinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt, und durch eine unbeſtechliche Wahrheitsliebe, welche allen falſchen Einbildungen todfeind war, ſich gegen jede Illuſion unwillig ſträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachſpürte. Dieſe prüfende Auffaſſung des Lebens und ſeiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuſchungen werden, welche den phantaſievollen Fürſten, wo er Vertrauen ſchenkt, häufiger kränken als den Privatmann. Aber ſein Scharfſinn zeigte ſich auch als wilde Laune, welche ſchonungslos, ſarkaſtiſch und ſpottluſtig verwüſtete. Woher ihm dieſe Anlage kam? War es märkiſches Blut? War es ein Erbtheil ſeiner Urgroßmutter, der Kurfürſtin Sophie von Hannover, und ſeiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geiſtvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule ſeiner Jugend dazu beigetragen. Scharf iſt ſein Blick für die Schwächen Anderer; wo er eine Blöße erſpäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt ſich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft ſchonungslos ſein Wort; auch wo Schweigen und Ertragen von jeder Vorſicht geboten iſt, vermag er nicht ſich zu beherrſchen; dann iſt ſeine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich übertreibend verzieht er ſich das Bild des Andern zur Karrikatur. Sieht man näher zu, ſo iſt freilich auch hierbei die Freude am launigen Schaffen die Hauptſache, er befreit ſich ſelbſt von einem unholden Eindruck, indem er gegen ſein Opfer erfindet, er malt ins Groteske mit innerem Behagen, und er wundert ſich wol, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend iſt darin ſeine Aehnlichkeit mit Luther. Daß es nicht würdig iſt und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König ſo wenig als den Reformator, beide ſind in einer Aufregung, wie auf der Jagd, beide vergeſſen über die Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben ſich ſelbſt und ihrer großen Sache dadurch ernſthaft geſchadet und ſich aufrichtig gewundert, wenn ſie das einmal erkannten. Freilich ſind die Keulenſchläge oder die Streiche mit der Pritſche, welche der große Mönch des 16. Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer als die Stiche, welche der große Fürſt im Zeitalter der Aufklärung austheilt. Aber wenn der König neckt und höhnt und vielleicht einmal boshaft zwickt, ſo wird ihm das unartige Weſen ſchwerer verziehen; denn es iſt häufig kein gleicher Kampf, den er mit ſeinen Opfern führt. So hat der große Fürſt alle ſeine politiſchen Gegner behandelt und tötliche Feindſchaft gegen ſich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiſerin Eliſabeth und Kaiſerin Maria Thereſia hat er an der Tafel geſcherzt, beißende Verſe und Pamphlete in Umlauf geſetzt. So hat er ſein Dichterideal Voltaire bald geſtreichelt, bald geſcholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit Menſchen, welche er wirklich hoch ſchätzte, denen er das größte Vertrauen ſchenkte, die er in den Kreis ſeiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an ſeinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem ſeiner nächſten und liebſten Genoſſen. Die Briefe, welche er ihm aus den Feldlagern des ſiebenjährigen Krieges ſchrieb, gehören zu den ſchönſten und rührendſten Erinnerungen, die uns von dem Könige geblieben ſind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, iſt ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sansſouci wohnen ſoll. Und wenige Jahre darauf iſt dieſes ſchöne Verhältniß in der peinlichſten Weiſe gelöſt. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beſte Franzoſe, den der König an ſich gefeſſelt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben. Aber er war weder ein bedeutender, noch ein beſonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weiſen, klaren, ſichern Philoſophen mit gefälligem Witz und friſcher Laune, er hatte ſich ſein Bild ganz gemüthlich und poetiſch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zuſammenſein, fand der König ſich getäuſcht, ein weichliches Weſen des Franzoſen, das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondriſch ſpielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großes Talent, noch von ſtarkem Geiſt war, das Ideal, das er ſich von ihm gemacht, wurde zerſtört. Da beginnt der König ihn wegen ſeiner Weichlichkeit zu verſpotten, der empfindliche Franzoſe erbittet Urlaub, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit auf einige Monate nach Frankreich zu reiſen. Der König iſt durch dies übellauniſche Weſen verletzt, und fährt fort, in den Freundesbriefen, welche er ihm nachſendet, dies Krankthun zu höhnen. In Frankfurt ſolle ſich jetzt ein Werwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies ſei, als Preuße, und in ſeiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder eſſe? Die Unart habe er doch ſonſt nicht gehabt, aber auf Reiſen ändere ſich Vieles am Menſchen. Der Marquis bleibt ſtatt weniger Monate zwei Winter; als er zurückkehren will, ſendet er Zeugniſſe ſeiner Aerzte; wahrſcheinlich war der wackre Mann in der That krank geweſen, aber den König verletzt dieſe unbehilfliche Rechtfertigung eines alten Freundes im Innerſten. Und wie dieſer zurückkehrt, iſt das alte Verhältniß verdorben. Noch will ihn der König nicht loslaſſen, aber er gefällt ſich darin, durch Stachelreden und ſtarke Scherze den Treuloſen zu ſtrafen. Da fordert der Franzoſe, in tiefſter Seele gekränkt, ſeine Entlaſſung. Er erhält ſie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Beſcheide. Als der Marquis in dem letzten Brief, den er vor ſeinem Tode dem König ſchrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhielt, wie höhnend und ſchlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König ſchweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten ſchrieb er betrübt von ſeiner Freundſchaft für ihren Gatten, und ließ ihm in fremdem Land ein koſtbares Denkmal errichten. — Mit den meiſten ſeiner Lieben ging es dem großen Fürſten ſo, magiſch wie ſeine Kraft, anzuziehen, ebenſo dämoniſch war ſeine Fähigkeit, abzuſtoßen. Wer aber darin einen Fehler des Mannes ſchelten will, dem ſei die Antwort, daß es in der Geſchichte kaum einen andern König gegeben hat, der in ſo großartiger Weiſe ſein geheimſtes Seelenleben ſeinen Freunden aufgeſchloſſen hat, als Friedrich.

Wenige Monde trug Friedrich II die Krone, da ſtarb Kaiſer Karl VI. Jetzt trieb den jungen König Alles, ein großes Spiel zu wagen. Daß er ſolchen Entſchluß faßte, war trotz der augenblicklichen Schwäche Oeſtreichs doch an ſich Zeichen eines kecken Muths. Die Länder, welche er regierte, zählten etwa ein Siebentheil der Menſchenmaſſe, welche in dem weiten Gebiet der Maria Thereſia lebte. Es iſt wahr, ſein Heer war vorläufig dem öſtreichiſchen an Zahl und Kriegstüchtigkeit weit überlegen, und nach der Vorſtellung der Zeit war die Maſſe des Volkes nicht in der Weiſe zur Ergänzung des Heeres geeignet, wie jetzt. Und wenig ahnte er die Größe Maria Thereſia's. Aber ſchon in den Vorbereitungen zum Einmarſch bewies der König, daß er lange darauf gehofft, ſich mit Oeſtreich zu meſſen, in gehobener Stimmung begann er einen Kampf, der für ſein Leben und das ſeines Staates entſcheidend werden ſollte. Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf ſchleſiſche Herzogthümer etwa noch hatte und durch ſeine Federn vor Europa zu erweiſen ſuchte. Die Politik der Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts ſorgte darum überhaupt nicht. Wer ſeiner Sache einen guten Schein geben konnte, benutzte auch dieſes Mittel; im Nothfall war auch der unwahrſcheinlichſte Beweis, der ſchalſte Vorwand genug. So hatte Ludwig XIV gekriegt, ſo hatte der Kaiſer gegen die Türken, Italiener, Deutſchen, Franzoſen und Spanier ſeinen Vortheil verfolgt, ſo war dem großen Kurfürſten eine Anzahl ſeiner Erfolge durch Andere verdorben worden. Gerade da, wo das Recht der Hohenzollern am deutlichſten geſprochen hatte, — wie in Pommern, — waren ſie am meiſten verkürzt worden. Durch niemand mehr als durch den Kaiſer und das Haus Habsburg. Jetzt ſuchte ein Hohenzoller die Rache. „Sei mein Cicero und beweiſe das Recht meiner Sache, ich werde dein Cäſar ſein und ſie durchführen,“ ſchrieb Friedrich ſeinem Jordan nach dem Einmarſch in Schleſien. Leicht mit beflügeltem Schritt wie zum Tanze betrat der König die Felder ſeiner Siege. Immer noch war heiterer Lebensgenuß, das ſüße Tändeln mit Verſen, geiſtvolles Geplauder mit ſeinen Vertrauten über die Freuden des Tages, über Gott, Natur und Unſterblichkeit, was er für das Salz ſeines Lebens hielt. Aber die große Arbeit, in die er getreten war, begann ihre Wirkungen auf ſeine Seele ſchon nach den erſten Wochen, bevor er noch die Feuerprobe der erſten großen Schlacht durchgemacht hatte. Und ſie hat ſeitdem an ſeiner Seele gehämmert und geſchmiedet, bis ſie ſein Haar grau färbte und das feurige Herz zu klingendem Metall verhärtete. Mit der wundervollen Klarheit, die ihm eigen war, beobachtete er den Beginn dieſer Aenderungen. Wie ein Fremder ſah er ſchon damals auf ſein eigenes Leben. „Du wirſt mich philoſophiſcher finden, als du denkſt,“ ſchreibt er dem Freunde, „ich bin es immer geweſen, bald mehr bald weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaft, das Verlangen nach Ruhm, ja, um dir nichts zu verbergen, auch die Neugierde, endlich ein geheimer Inſtinkt haben mich aus der ſüßen Ruhe getrieben, die ich genoß, und der Wunſch meinen Namen in den Zeitungen und der Geſchichte zu ſehen, hat mich ſeitab geführt. Komm her zu mir, die Philoſophie behält ihre Rechte, und ich verſichere dich, wenn ich nicht dieſe verdammte Vorliebe für den Ruhm hätte, ich würde nur an ruhiges Behagen denken.“

Und als der treue Jordan in ſeine Nähe kommt und er den Mann des friedlichen Genuſſes furchtſam und unbehaglich im Felde ſieht, da empfindet der König plötzlich, daß er ein Anderer und Stärkerer geworden iſt. Der Ankommende war von ihm ſo lange als der Gelehrtere geehrt worden, er hatte ihm Verſe gebeſſert, Briefe ſtiliſirt, in Kenntniß der griechiſchen Gelehrtenſchulen war er ihm weit überlegen geweſen. Und trotz aller philoſophiſchen Bildung machte er dem König jetzt den Eindruck eines Mannes ohne Muth; mit herbem Spotte fuhr der König gegen ihn los. Und in einer ſeiner beſten Gelegenheitsdichtungen ſtellt er ſich ſelbſt als Krieger dem weichlichen Philoſophen gegenüber. So unbillig die Spottverſe waren, mit denen er ihn immer wieder überſchüttete, ſo ſchnell war doch auch die Rückkehr der alten herzlichen Empfindung. Aber es war auch der erſte leiſe Fingerzeig des Schickſals für den König ſelbſt; noch oft ſollte ihm das Gleiche begegnen, er ſollte werthe Männer, treue Freunde einen nach dem andern verlieren, nicht nur durch den Tod, noch mehr durch die Kälte und Entfremdung, welche zwiſchen ſeinem und ihrem Weſen ſich aufthat. Denn der Weg, den er jetzt betreten hatte, ſollte alle Größe, aber auch alle Einſeitigkeiten ſeiner Natur immer ſtärker ausbilden, bis an die

Grenze des Menſchlichen; je höher er ſich ſelbſt über die Andern erhob, deſto kleiner mußte ihm ihr Weſen erſcheinen; faſt alle, die er in ſpäteren Jahren nach dem Maße der eigenen Leiſtung beurtheilte, waren wenig im Stande, dabei zu beſtehen. Und das Mißbehagen und die Enttäuſchung, die er dann empfinden ſollte, wurde wieder ſchärfer und rückſichtsloſer, bis er ſelbſt auf einſamer Höhe aus Augen, die wie Horn in dem verſteinerten Antlitz ſtanden, auf das Treiben der Menſchen zu ſeinen Füßen herunterſah. Immer aber bis zu ſeinen letzten Stunden wurde der durchdringende Strahl ſeines prüfenden Blickes unterbrochen durch den hellen Glanz einer weichen menſchlichen Empfindung. Und daß dieſe ihm blieb, macht die große tragiſche Geſtalt für uns ſo rührend.

Jetzt freilich im erſten Kriege ſieht er auf die ſtille Ruhe ſeines „Remusberg“ noch mit Sehnſucht zurück und tief fühlt er den Zwang eines ungeheuren Geſchicks, der ihn bereits umgibt. „Es iſt ſchwer, mit Gleichmuth dies Glück und Unglück zu ertragen,“ ſchreibt er; „wol kann man kalt ſcheinen im Glück und unberührt bei Verluſten, die Züge des Geſichts können ſich verſtellen, aber der Mann, das Innere, die Falten des Herzens werden deshalb nicht weniger angegriffen.“ Und hoffnungsvoll ſchließt er: „Alles, was ich von mir wünſche, iſt doch nur, daß die Erfolge nicht meine menſchlichen Empfindungen und Tugenden verderben, zu denen ich mich immer bekannt habe. Möchten meine Freunde mich ſo finden, wie ich immer geweſen bin.“ Und am Ende des Krieges ſchreibt er: „Sieh, dein Freund iſt zum zweitenmal Sieger. Wer hätte vor einigen Jahren geſagt, daß dein Schüler in der Philoſophie eine militäriſche Rolle in der Welt ſpielen werde? daß die Vorſehung einen Dichter auserſehen würde, das politiſche Syſtem Europas umzuſtürzen?“*) — So friſch und jung empfand Friedrich, als er aus dem erſten Kriege im Triumphzuge nach Berlin zurückkehrte.

---

*) Oeuvres T. XVII. Nr. 140, p. 213.

Zum zweitenmal zieht er aus, Schleſien zu behaupten. Wieder iſt er Sieger, ſchon hat er das ruhige Selbſtgefühl eines erprobten Feldherrn, lebhaft iſt ſeine Freude über die Güte ſeiner Truppen. „Alles, was mir bei dieſem Siege ſchmeichelt," ſchreibt er an Frau von Camas*), „iſt, daß ich durch den ſchnellen Entſchluß und ein kühnes Manoeuvre zur Erhaltung ſo vieler braven Leute beitragen konnte. Ich wollte nicht den geringſten meiner Soldaten um eitlen Ruhm, der mich nicht mehr täuſcht, verwunden laſſen." Aber mitten in den Kampf fiel der Tod von zwei ſeiner liebſten Freunde, Jordan und Kayſerlingk. Rührend iſt ſeine Klage. „In weniger als drei Monaten habe ich meine beiden treueſten Freunde verloren, Leute, mit denen ich täglich gelebt habe, anmuthige Geſellſchafter, ehrenwerthe Männer und wahre Freunde. Es iſt ſchwer für ein Herz, das ſo empfindſam geſchaffen wurde wie das meine, den tiefen Schmerz zurückzudrängen. Kehre ich nach Berlin zurück, ich werde faſt fremd in meinem eigenen Vaterlande, vereinſamt in meinem Hauſe ſein. Auch Sie haben das Schickſal gehabt, auf einmal viele Perſonen zu verlieren, die Ihnen lieb waren; ich bewundere Ihren Muth, aber nachahmen kann ich ihn nicht. Meine einzige Hoffnung iſt die Zeit, die mit Allem zu Ende kommt, was es in der Natur gibt. Sie fängt an die Eindrücke in unſerm Gehirn zu ſchwächen, und hört damit auf uns ſelbſt zu vernichten. Ich fürchte mich jetzt vor allen den Orten, welche mir die traurige Erinnerung an Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." — Und noch vier Wochen nach dem Tode ſchreibt er derſelben Freundin, die ihn zu tröſten verſuchte: „Glauben Sie nicht, daß der Drang der Geſchäfte und Gefahren in der Traurigkeit zerſtreut, ich weiß aus Erfahrung, das iſt ein ſchlechtes Mittel. Leider ſind erſt vier Wochen vergangen, ſeit meine Thränen und mein Schmerz begann, aber nach den heftigen Anfällen der erſten Tage fühle ich mich jetzt ebenſo traurig, ebenſo wenig getröſtet, als im Anfang.“ Und als ihm ſein würdiger Erzieher Duhan aus der Hinterlaſſenſchaft Jordan's einige franzöſiſche Bücher ſchickt, die der König begehrt hatte, ſchrieb der Fürſt noch im Spätherbſt deſſelben Jahres: „Mir kamen die Thränen in die Augen, als ich die Bücher meines armen geſchiedenen Jordan öffnete; ich habe ihn ſo ſehr geliebt und es wird mir ſehr ſchwer zu denken, daß er nicht mehr iſt.“ — Nicht lange und der König verlor auch den Vertrauten, an den dieſer Brief gerichtet iſt.

---

*) Oeuvres T. XVIII, Nr. 10.

Der Verluſt der Jugendfreunde im Jahre 1745 bildet einen wichtigen Abſchnitt im innern Leben des Königs. Mit den uneigennützigen ehrlichen Männern ſtarb ihm faſt Alles, was ihn im Verkehr mit Andern glücklich gemacht hatte. Die Verbindungen, in welche er jetzt als Mann trat, waren ſämmtlich von anderer Art. Auch die beſten der neuen Bekannten wurden vielleicht Vertraute einzelner Stunden, nicht die Freunde ſeines Herzens. Das Bedürfniß nach anregendem geiſtigem Verkehr blieb, ja es wurde ſtärker und anſpruchsvoller. Denn er iſt auch darin eine einzige Erſcheinung, er konnte heitere und vertrauensvolle Verhältniſſe niemals entbehren, nicht das leichte, faſt rückhaltloſe Geplauder, welches durch alle Abſtufungen menſchlicher Stimmung, tiefſinnig oder frivol, von den größten Fragen des Menſchengeſchlechts bis zu den kleinſten Tagesereigniſſen herabflatterte. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung hatte er an Voltaire geſchrieben und ihn zu ſich eingeladen; er war mit dem Franzoſen zuerſt 1740 auf einer Reiſe bei Weſel zuſammengetroffen, kurz darauf war Voltaire auf wenige Tage für ſchweres Geld nach Berlin gekommen, er hatte ſchon damals dem König den Eindruck eines Narren gemacht, aber Friedrich fühlte doch eine unendliche Verehrung vor dem Talent des Mannes; Voltaire war ihm der größte Dichter aller Zeiten, Hofmarſchall des Parnaſſes, auf dem der König ſelbſt ſo gern eine Rolle ſpielen wollte. Immer ſtärker wurde Friedrich's Wunſch, den Mann zu beſitzen. Er betrachtete ſich als ſeinen Schüler, er wünſchte jeden ſeiner Verſe durch den Meiſter gebilligt, er lechzte unter ſeinen märkiſchen Offizieren nach dem Witz und Geiſt der eleganten Franzoſen; endlich war auch die Eitelkeit eines Herrſchers dabei, er wollte ein Fürſt der ſchönen Geiſter und Philoſophen werden, wie er ein ruhmgekrönter Heerführer geworden war. Seit dem zweiten ſchleſiſchen Kriege wurden zumeiſt die Fremden ſeine Vertrauten, ſeit 1750 ward ihm die Freude, auch den großen Voltaire als Mitglied ſeines Hofhaltes bei ſich zu ſehen. Es war kein Unglück, daß der ſchlechte Mann nur wenige Jahre unter den Barbaren aushielt.

Dieſe zehn Jahre von 1746 bis 1756 ſind es, in denen Friedrich als Schriftſteller Selbſtgefühl und eine Bedeutung gewann, welche noch heut in Deutſchland nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Ueber ſeine franzöſiſchen Verſe vermag der Deutſche nur unvollſtändig zu urtheilen. Er war ein behender Dichter, dem ſich mühelos jede Stimmung in Reim und Vers fügte. Er hat aber in ſeiner Lyrik die Schwierigkeiten der fremden Sprache vor den Augen eines Franzoſen niemals vollſtändig überwunden, wie fleißig auch ſeine Vertrauten durchſahen; ja es fehlte ihm, wie uns ſcheint, immer an der gleichmäßigen rhetoriſchen Stimmung, jenem Stil, der in der Zeit Voltaire's das erſte Kennzeichen eines berufenen Dichters war; denn neben ſchönen und erhabenen Sätzen in prächtigem Gewande ſtörten oberflächliche Gedanken und alltäglicher Ausdruck. Auch ſeine Geſchmacksbildung war nicht ſicher und ſelbſtändig genug; er war in ſeinem äſthetiſchen Urtheil ſchnell bewundernd, kurz abſprechend, aber in der Stille weit abhängiger von der Meinung ſeiner franzöſiſchen Bekannten, als ſein Stolz eingeräumt hätte. Das Beſte, was in der franzöſiſchen Poeſie damals erblühte, die Rückkehr zur Natur und der Kampf ſchöner Wahrheit gegen die

Feſſeln der überkommenen Mode, blieb dem König unverſtändlich; Rouſſeau war ihm lange Zeit ein überſpannter armer Teufel, und der gewiſſenhafte und lautere Geiſt Diderot's galt ihm gar für ſeicht. Und dennoch ſcheint uns, daß in ſeinen Gedichten und gerade in den leichten Gelegenheitsdichtungen, die er ſeinen Freunden gönnt, nicht ſelten ein Reichthum an poetiſchem Einzelſchmuck und ein herzgewinnender Ton wahren Gefühls durchbricht, um den ihn wenigſtens ſein Vorbild Voltaire beneiden könnte.*) —

Wie die Commentare Cäſar's iſt Friedrich's Geſchichte ſeiner Zeit eines der bedeutendſten Denkmale der hiſtoriſchen Literatur.**) Es iſt wahr, er ſchrieb gleich dem römiſchen Feldherrn, gleich jedem handelnden Staatsmann die Thatſachen ſo, wie ſie ſich in der Seele eines Betheiligten abſpiegeln, nicht Alles iſt von ihm gleichmäßig gewürdigt, und nicht jeder Partei gönnt er ihr beſtes Recht; aber er weiß unendlich Vieles, was jedem Fernſtehenden verborgen bleibt, und führt nicht unparteiiſch, aber auch gegen ſeine Gegner hochgeſinnt in einige innerſte Beſtimmungsgründe der großen Ereigniſſe ein. Er ſchrieb zuweilen ohne die Hilfsmittel, welche ein Geſchichtſchreiber von Fach um ſich anhäufen muß, es begegnete ihm daher, daß Erinnerung und Urtheil, ſo zuverläſſig beide ſind, ihn an einzelnen Stellen im Stich ließen; endlich ſchrieb er eine Vertheidigungsſchrift ſeines Hauſes, ſeiner Staatskunſt, ſeiner Feldzüge, und wie Cäſar verſchweigt er einigemal und legt die Thatſachen ſo zurecht, wie er ſie auf die Folgezeit gebracht wünſcht. Aber die Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, mit der er ſein Haus und ſein eigenes Thun behandelt, iſt dennoch nicht weniger bewundernswerth, als die überlegene Ruhe und Freiheit, in der er über den Begebenheiten ſchwebt, trotz der kleinen Redeſchnörkel, welche im Geſchmack der Zeit lagen.

---

*) Es iſt hier allerdings nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, wozu auch ſeine dramatiſchen Verſuche einladen. — Wir beſitzen endlich eine ſorgfältige Ausgabe ſeiner Werke. Aber es wäre nicht minder Pflicht, eine Auswahl ſeiner Poeſien und ſein größeres Geſchichtswerk in guter deutſcher Uebertragung zu einem Gemeingut der Nation zu machen, welcher dieſe Seite im Leben ihres Königs bis jetzt noch zu fremd geblieben iſt.

**) Die Theile ſeines Geſchichtswerks erſchienen bekanntlich unter beſondern Titeln, mit mehren Einleitungen. Die Memoiren des Hauſes Brandenburg (begonnen 1746), im größten Theil unbedeutend und zuſammengeſchrieben, dann Geſchichte meiner Zeit (verf. 1746—75), ſein Meiſterſtück, dann die große Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges (beendet 1764), endlich die Memoiren ſeit dem Hubertusburger Frieden (verf. 1775 bis 1779): ſie bilden trotz ungleichmäßiger Behandlung doch ein zuſammenhängendes Ganzes.

Erſtaunlich wie ſeine Fruchtbarkeit iſt ſeine Vielſeitigkeit. Einer der größten Militärſchriftſteller, ein bedeutender Geſchichtſchreiber, behender Dichter, und daneben populärer Philoſoph, praktiſcher Staatsmann, ja ſogar anonymer, ſehr ausgelaſſener Pamphletſchreiber und einigemal Journaliſt, iſt er ſtets bereit, für Alles, was ihn erfüllt, erwärmt, begeiſtert, mit der Feder ins Feld zu ziehen, und jeden anzugreifen in Verſen und Proſa, der ihn reizt oder ärgert, nicht nur Papſt und Kaiſerin, Jeſuiten und holländiſche Zeitungsſchreiber, auch alte Freunde, wenn ſie ihm lau erſcheinen, was er nicht leiden kann, oder wenn ſie gar von ihm abzufallen drohen. Nie hat es — ſeit Luther — einen ſo kampfluſtigen, rückſichtsloſen, unermüdlichen Schreiber gegeben. Sobald er die Feder zum Schreiben anſetzt, iſt er wie Proteus Alles, Weiſer oder Intrigant, Hiſtoriker oder Dichter, wie es gerade die Sachlage verlangt, immer ein bewegter, feuriger, geiſtvoller, zuweilen auch unartiger Menſch, an ſeine königliche Würde aber denkt er wenig. Alles was ihm lieb iſt, feiert er durch Gedichte oder Lobreden: die erhabenen Lehren ſeiner Philoſophie, ſeine Freunde, ſein Heer, Freiheit des Glaubens, ſelbſtändige Forſchung, religiöſe Duldſamkeit und Bildung des Volkes.

Erobernd hatte der Geiſt Friedrich's ſich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, ſo ſchien es, kein Hinderniß, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb zu ſiegen. Da kamen die Jahre der Prüfung, ſieben Jahre furchtbarer, herzquälender Sorgen. Der große Lebensabſchnitt, wo dem reichen hochfliegenden Geiſte die ſchwerſten Aufgaben, die je ein Menſch beſtanden, auferlegt wurden, wo ihm faſt Alles unterging, was er für ſich ſelbſt an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoiſtiſchem Behagen beſaß, wo auch Holdes und Anmuthiges in dem Menſchen ſterben ſollte, damit er der entſagende Fürſt ſeines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungsluſtig zog er diesmal in den Kampf; daß er um ſein und ſeines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um ſo höher wuchs ihm der Entſchluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die ſich von allen Seiten um ſein Haupt zuſammenzogen. Durch die Wucht eines unwiderſtehlichen Angriffs gedachte er die Wetter zu zertheilen, bevor ſie ſich entluden. Er war bis dahin nie beſiegt worden, ſeine Feinde waren geſchlagen, ſo oft er, ſein furchtbares Werkzeug, das Heer, in der Hand, auf ſie geſtoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal die erprobte Gewalt nicht verſagte, ſo mochte er ſeinen Staat retten.

Aber gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit den Oeſtreichern, den alten Feinden, ſah er, daß auch ſie von ihm gelernt hatten und Andere geworden waren. Bis zum Aeußerſten ſpannte er ſeine Kraft, und bei Kollin verſagte ſie ihm. Der 18. Juni 1757 iſt der verhängnißvollſte Tag in Friedrich's Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in dieſem Kriege den Sieg entriß: der Feldherr hatte ſeine Feinde zu gering geachtet, er hatte ſeinem eigenen tapfern Heere das Uebermenſchliche zugemuthet. Nach einer kurzen Betäubung hob ſich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er auf eine verzweifelte Abwehr angewieſen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen ſein kleines Land, mit jeder großen Macht des Feſtlandes trat er in tötlichen Kampf, er, der Herr über nur vier Millionen Menſchen und über ein geſchlagenes Heer. Jetzt bewährte er ſeine Feldherrnbegabung, wie er ſich nach Verluſten den Feinden entzog und ſie wieder packte und ſchlug, wo man ihn am wenigſten erwartete, wie er ſich bald dem einen, bald dem andern Heere entgegenwarf, unübertroffen in ſeinen Anordnungen, unerſchöpflich in ſeinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr ſeiner Truppen. So ſtand er, einer gegen fünf, gegen Oeſtreicher, Ruſſen, Franzoſen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er ſo gegen eine ungeheure Uebermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Maſſen erdrückt zu werden, jeden Herbſt wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den erſten widerwilligen Lobrednern waren ſeine heftigſten Feinde. Gerade jetzt, in dieſen Jahren des wechſelnden Geſchickes, wo der König ſelbſt ſo bittre Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde ſeine Kriegführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er ſeine Linien gegen den Feind zu ſtellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er ſo oft in ſchräger Stellung den ſchwächſten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zuſammenwarf, wie ſeine Reiterei, die neu geſchaffen zu der erſten der Welt geworden war, in Furie über den Feind ſtürzte, ſeine Reihen zerriß, ſeine Haufen zerſprengte, das wurde überall als neuer Fortſchritt der Kriegskunſt, als die Erfindung des größten Genies geprieſen. Taktik und Strategie des preußiſchen Heeres wurde für alle Armeen Europas faſt ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muſter. Einſtimmig wurde das Urtheil, daß Friedrich der größte Feldherr ſeiner Zeit ſei, daß es vor ihm, ſolange es eine Geſchichte gibt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl ſo häufig gegen die Mehrzahl ſiegte, daß ſie auch geſchlagen nicht zerſchmolz, ſondern, wenn kaum der Feind ſeine Wunden getheilt, ſo drohend und gerüſtet wie früher ihm gegenübertrat, das ſchien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegführung des Königs allein, auch die kluge Beſcheidenheit, mit welcher er ſeine Lineartaktik handhabte. Er wußte ſehr gut, wie ſehr ihn die Rückſicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tauſende von Karren, auf denen er Lebensmittel und die Tagesbedürfniſſe des Soldaten mit ſich führen mußte. Aber er wußte auch, daß dieſe Art der Kriegführung für ihn die einzige Rettung war. Einmal, als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewundernswerthen Marſch nach Schleſien machte, 41 Meilen in 15 Tagen, da in der höchſten Gefahr verließ er ſein altgewohntes Verfahren, er zog durch die Länder wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirthen verpflegen. Aber ſogleich kehrte er wieder weiſe zu dem alten Brauch zurück.*) Denn ſobald ſeine Feinde ihm dieſe freie Bewegung nachmachen lernten, war er ſicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in ſeinen alten Provinzen wieder aufſtand, die Schweden verjagen half und Kolberg und Berlin tapfer vertheidigte, ſo ließ er ſich das zwar gerne gefallen; aber er hütete ſich ſehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als ſein oſtfrieſiſches Landvolk ſich ſelbſtkräftig gegen die Franzoſen erhob und von dieſen dafür hart heimgeſucht wurde, ließ er ihm rauh ſagen, es ſei ſelbſt ſchuld daran; denn der Krieg ſollte für die Soldaten ſein, für den Bauer und Bürger die ungeſtörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wohl, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachſen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Gerade dieſe Beſchränkung des umſichtigen Feldherrn auf die militäriſchen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu ſeinen größten Eigenſchaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welcher Deutſche und Fremde dieſem Todeskampfe des umſtellten Löwen zuſahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Proteſtanten als Parteigänger für Gewiſſensfreiheit und Aufklärung gegen Verfolgungsſucht und Jeſuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kollin die Franzoſen bei Roßbach ſo gründlich geſchlagen hatte, wurde er der Held Deutſchlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzoſen dem vielgetheilten Land große Unbill zugefügt, gerade jetzt begann das deutſche Weſen ſich gegen den Einfluß franzöſiſcher Bildung zu ſetzen, und jetzt hatte der König, der ſelbſt die Pariſer Verſe ſo ſehr bewunderte, die Pariſer Generäle ſo unübertrefflich mit deutſchen Kugeln weggeſcheucht. Es war ein ſo glänzender Sieg, eine ſo ſchmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich; auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauer über ſeine deutſchen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, deſto mehr erhob ſich das Selbſtgefühl der Deutſchen. Seit langen, langen Jahren fanden ſie jetzt einen Helden, auf deſſen Kriegsruhm ſie ſtolz ſein durften, einen Mann, der mehr als Menſchliches leiſtete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von ſeiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue ſeines Heeres flog Hunderte von Meilen; wie er in Todesnoth die Flöte im Zelte blies, wie ſeine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral ſangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm, — es iſt ihm ſeitdem öfter nachgemacht worden, — das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Thränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter ſein Lob ſangen, waren doch drei von ihnen im preußiſchen Heere geweſen, Gleim und Leſſing als Secretäre commandirender Generäle, und Ewald von Kleiſt, ein Liebling der jungen literariſchen Kreiſe, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunersdorf traf. Aber noch rührender für uns iſt die treue Hingebung des preußiſchen Volkes. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Weſtfalen litten unſäglich durch den Krieg, aber die ſtolze Freude, Antheil an dem Helden Europas zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leiden heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz ins Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Cleve'ſchen und der Grafſchaft Ravensberg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurde und in die Heimat zurückkehrte, da wurden die Ausreißer von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt.

---

*) von Tempelhof, Siebenjähriger Krieg I, S. 292.

Nicht anders war das Urtheil im Ausland. In den proteſtantiſchen Cantonen der Schweiz nahm man ſo warmen Theil an dem Geſchick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom deutſchen Reich abgelöſt worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs ſchlecht ſtand.*) Ebenſo war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuſer wurden erleuchtet, Bildniſſe und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündigte Pitt bewundernd jede neue That des großen Verbündeten. Selbſt zu Paris war man im Theater, in den Geſellſchaften mehr preußiſch als franzöſiſch geſinnt. Die Franzoſen ſpotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour, wer dort für die franzöſiſchen Waffen war, ſo berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürſt Peter und ſein Anhang ſo gut preußiſch, daß dort bei jedem Nachtheil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Khan der Tataren reichte die Begeiſterung.

---

*) Sulzer an Gleim in: Briefe der Schweizer von Körte, S. 354.

Und dieſe Pietät eines ganzen Welttheils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sicilien bei der Durchreiſe durch eine kleine Stadt von dem Magiſtrat ein Ehrengeſchenk von Wein und Früchten überreicht, weil ſie gehört hätten, daß er ein Preuße ſei, ein Unterthan des großen Königs, dem ſie dadurch ihre Ehrfurcht erweiſen wollten. Und Muley Ismael, Kaiſer von Marokko, ließ die Schiffsmannſchaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geſchleppt, ohne Löſung frei, ſchickte die Mannſchaft neugekleidet nach Liſſabon und gab ihnen die Verſicherung: ihr König ſei der größte Mann der Welt, kein Preuße ſolle in ſeinen Ländern Gefangener ſein, ſeine Kreuzer würden nie die preußiſche Flagge angreifen.

Arme gedrückte Seele des deutſchen Volkes, wie lange war es doch her, ſeit die Männer zwiſchen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu ſein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft Alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht ſah der Landsmann auf die Welt und in ſein eigenes Herz. Lange hatten die Menſchen ſtill vor ſich hin gelebt, ohne Vergangenheit, deren ſie ſich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die ſie hofften. Jetzt empfanden ſie auf einmal, daß auch ſie Theil hatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und ſein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutſchen Weſen eine goldene Faſſung gegeben hatten, der Geſchichte der geſitteten Menſchheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten ſie alle ſelbſt, wie ein großer Menſch kämpfte, wagte und ſiegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibſtube, friedlicher Denker, phantaſievoller Träumer, du haſt über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzuſehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Verſuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. —

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeiſterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdeß der große Fürſt, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein ſchwacher Ton klang der begeiſternde Ruf des Volkes an ſein Ohr, faſt gleichgiltig vernahm ihn der König. In ihm wurde es ſtiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenſchaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verſchloß ſie vor ſeinem Heere in ſich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, geſpannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menſchlichen angekommen iſt.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Kollin ſtarb ſeine Mutter; wenige Wochen darauf ſcheuchte er im Zorn ſeinen Bruder Auguſt Wilhelm vom Heere, das dieſer zu führen nicht kräftig genug geweſen war; das Jahr darauf ſtarb auch dieſer, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode ſeiner Schweſter von Baireuth. Einer nach dem andern von ſeinen Generälen ſank an ſeiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenſchlichen Aufgaben dieſes Krieges nicht gewachſen war. Seine alten Soldaten, ſein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, ſie, die ſterbend noch die Hand nach ihm ausſtreckten und ſeinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerſchmettert, und was in die weiten Gaſſen eintrat, die der Tod unaufhörlich in ſein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel ſchlechtes Volk. Der König gebrauchte ſie, wie die andern auch, ſtrenger, härter. Auch der ſchlechteren Maſſe gab ſein Blick und Wort Tapferkeit und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und ſchneidend wurde ſein Tadel, ſparſam ſein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, rieſig war die Arbeit, unermüdlich ſein Denken und Entwerfen neuer Pläne, das Fernſte und Kleinſte überſah prüfend ſein Adlerauge, und doch keine Aenderung, und doch nirgend eine Hoffnung.

Der König las und ſchrieb in den Stunden der Ruhe, gerade wie früher, er machte ſeine Verſe und unterhielt brieflichen Verkehr mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächſtens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, ſchnelles; er trug Tag und Nacht bei ſich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich.

Dieſe Stimmungen des Mannes, von welchem das geiſtige Leben Deutſchlands ſeine neue Zeit datirt, verdienen wol, daß der Deutſche ſie mit Ehrfurcht beachte. Es iſt hier nur möglich Einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweiſe in den Briefen Friedrich's an den Marquis d'Argens und Frau von Camas hervorbricht. So ſpricht der große König von ſeinem Leben:

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu thun verpflichtet bin, und in den fortgeſetzten Zerſtreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Kollin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen ſein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das ſtürmiſche Meer ſchiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieſer Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren ſtehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Breſche geſchoſſen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß ſich ſchützen in dieſen unſeligen Zeiten durch Eingeweide von Eiſen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächſte Monat wird entſcheiden für mein armes Land. Meine Rechnung iſt: ich werde es retten, oder mit ihm untergehen. Sie können ſich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir ſind, und von den Schrecken, die uns umgeben. —

(1758. Dec.) Ich bin dies Leben ſehr müde, der ewige Jude iſt weniger hin- und hergezogen als ich, ich habe Alles verloren, was ich auf dieſer Welt geliebt und geehrt habe, ich ſehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele iſt noch gefüllt mit den Eindrücken der Trümmerhaufen aus meinen beſten Provinzen und der Schrecken, welche eine Horde mehr von unvernünftigen Thieren als von Menſchen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich faſt bis zu einem Theaterkönig herabgekommen; Sie werden mir zugeben, daß eine ſolche Lage nicht ſo reizvoll iſt, um die Seele eines Philoſophen an das Leben zu feſſeln. —

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schickſal ſein wird. Ich werde Alles thun, was von mir abhängen wird, um mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind ſoll es theuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überſtanden, ich ſpeiſe allein, bringe mein Leben mit Leſen und Schreiben hin, und ſoupire nicht. Wenn man traurig iſt, ſo koſtet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich ſeinen Verdruß zu verbergen, und es iſt beſſer, ſich allein zu betrüben, als ſeine Verſtimmung in die Geſellſchaft zu bringen. Nichts tröſtet mich als die ſtarke Anſpannung, welche die Arbeit fordert; ſo lange ſie dauert, verſcheucht ſie die traurigen Ideen.

Aber ach, wenn die Arbeit geendet iſt, dann werden die Grabesgedanken wieder ſo lebendig, wie vorher. Maupertuis hat Recht, die Geſammtzahl der Uebel iſt größer als die des Guten. Aber mir iſt es gleich, ich habe faſt nichts mehr zu verlieren, und die wenigen Tage, die mir bleiben, beunruhigen mich nicht ſo ſehr, daß ich mich lebhaft dafür intereſſiren ſollte. —

(1759. 16. Aug.) Ich will mich auf ihren Weg ſtellen und mir den Hals abſchneiden laſſen, oder die Hauptſtadt retten. Ich denke, das iſt Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht ſtehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieſer Streich fehlſchlägt, ſo halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt ſein, für mich ſelbſt zu ſorgen.

Es gibt Grenzen für Alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Muth nimmt. Aber ich bin ſehr entſchloſſen, wenn dies Unternehmen fehlſchlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Art Zufall zu ſein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Feſtigkeit und Ausdauer, um ſich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich ſage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, ſo rechnen Sie nicht darauf, daß ich Verderben und Untergang meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigne Weiſe zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, ſondern an den Staat. —

(1760. Oct.) Der Tod iſt ſüß im Vergleich mit ſolchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich Andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich verpflichten wird, einen nachtheiligen Frieden zu ſchließen. Keine Ueberredung, keine Beredſamkeit werden mich beſtimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder laſſe ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieſer Troſt bei dem Geſchick, welches mich verfolgt, noch zu ſüß erſcheint, ſo werde ich meinen Leiden ein Ende machen, ſobald es nicht mehr möglich wird ſie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach dieſem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich ſage es und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Ich habe einige Bemerkungen über die militäriſche Begabung Karl's XII gemacht*), aber ich habe nicht darüber nachgedacht, ob er ſich hätte töten ſollen oder nicht. Ich denke, daß er nach der Einnahme von Stralſund weiſer gethan hätte ſich zu expediren; aber was er auch gethan oder gelaſſen hat, ſein Beiſpiel iſt keine Richtſchnur für mich. Es gibt Leute, welche ſich vom Glück belehren laſſen; ich gehöre nicht zu der Art. Ich habe für Andere gelebt, ich will für mich ſterben. Ich bin ſehr gleichgiltig über das, was man darüber ſagen wird, und verſichere Ihnen, ich werde es niemals hören. Heinrich IV war ein jüngerer Sohn aus gutem Hauſe, der ſein Glück machte, ihm kam es nicht darauf an; wozu hätte er ſich im Unglück hängen ſollen? Ludwig XIV war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog ſich wohl oder übel aus der Sache. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsquellen dieſes Mannes, aber die Ehre iſt mir mehr werth als ihm, und wie ich Ihnen geſagt habe, ich richte mich nach niemand. Wir zählen, wenn mir recht iſt, fünftauſend Jahre ſeit Schöpfung der Welt, ich glaube, daß dieſe Rechnung viel zu niedrig für das Alter des Univerſums iſt. Das Land Brandenburg hat geſtanden dieſe ganze Zeit, bevor ich war, und wird fortbeſtehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch die Fortpflanzung der Racen, und ſo lange man mit Vergnügen daran arbeiten wird das Leben zu vervielfältigen, wird auch der Haufen durch Miniſter oder Fürſten regiert werden. Das bleibt ſich faſt gleich: ein wenig einfältiger, ein wenig klüger, die Unterſchiede ſind ſo gering, daß die

---

*) Er hatte 1759, ein Jahr, bevor er vorſtehende Worte an den Marquis d'Argens ſchrieb, durch dieſen Vertrauten ſeinen Aufſatz: Ré-

---

flexions sur les talents militaires et sur le caractère de Charles XII roi de Suède drucken laſſen, eine der merkwürdigſten Abhandlungen des Königs. Sein Blick für die Fehler Karl's XII war geſchärft durch die geheimen Erfahrungen, die er an ſich ſelbſt in den verlorenen Schlachten der letzten Jahre gemacht hatte, und indem er mit Achtung dem unglücklichen Eroberer das Urtheil ſprach, ſtellte er dabei ſich zugleich die höhere Berechtigung ſeiner eigenen maßvollen Politik feſt. Die Schrift iſt deshalb nicht nur eine bemerkenswerthe Urkunde ſeiner weiſen Mäßigung, ſie iſt auch ein Denkmal ſtiller Selbſtbefreiung und eines innern Fortſchritts.

Maſſe des Volkes kaum etwas davon wahrnimmt. Wiederholen Sie mir alſo nicht die alten Einwendungen der Hofleute, Eigenliebe und Eitelkeit vermögen durchaus nicht meine Empfindung zu ändern. Es iſt kein Act der Schwäche, ſo unglückliche Tage zu enden, es iſt eine vorſichtige Politik. — Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebſten Verwandten, ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüſtet ſich mich unter ihre Füße zu treten.

(1760. Nov.) Meine Arbeit iſt ſchrecklich, der Krieg hat fünf Feldzüge gedauert. Wir vernachläſſigen nichts, was uns Mittel des Widerſtandes geben kann, und ich ſpanne den Bogen mit meiner ganzen Kraft; aber eine Armee iſt zuſammengeſetzt aus Armen und Köpfen. Arme fehlen uns nicht, aber die Köpfe ſind bei uns nicht mehr vorhanden, wenn Sie ſich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu beſtellen, und die würden gerade ſo viel nützen, als was ich habe. Meine Pflicht und Ehre halten mich feſt. Aber trotz Stoicismus und Ausdauer gibt es Augenblicke, wo man einige Luſt verſpürt, ſich dem Teufel zu ergeben. Adieu, mein lieber Marquis, laſſen Sie ſich's gut gehen und machen Sie Ihre Gelübde für einen armen Teufel, der ſich von hinnen begeben wird, um nach jener Wieſe, die mit Aſphodelos bepflanzt iſt, zu reiſen, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, ſo werde ich mich aus dem Handel ziehen, ſo gut ich kann. Aber ich werde im nächſten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müſſen, wenn es Ihren ſehr apoſtoliſchen, ſehr chriſtlichen und ſehr moskowitiſchen Majeſtäten gefällt zu rufen: „Springe, Marquis!“ — Ach, wie ſind die Menſchen doch hartherzig! Man ſagt mir: „Du haſt Freunde.“ Ja ſchöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem ſagen: „Wirklich, ich wünſche dir alles Glück!“ — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick!“ — „Nein, du wirſt nicht ertrinken.“ — „Doch, ich muß im nächſten Augenblick untergehn.“ — „O, wir hoffen das Gegentheil. Aber wenn dir das begegnete, ſo ſei überzeugt, wir werden dir eine ſchöne Grabſchrift machen.“ — So iſt die Welt, das ſind die ſchönen Complimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommt.

(1762. Jan.) Ich bin ſo unglücklich in dieſem ganzen Kriege geweſen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereigniſſe erhalten habe. Ja, die Erfahrung iſt eine ſchöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelaſſen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wieſe umherſpringt, jetzt bin ich vorſichtig geworden wie der alte Neſtor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und, mit einem Worte, nur noch gut vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befinden, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezauſt wird, wie ich. Die Vögel, welche man dem Muthwillen der Kinder überläßt, die Kreiſel, welche durch Meerkatzen herumgepeitſcht werden, ſind nicht mehr umhergetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wüthende Feinde war.

(1762. Mai.) Ich gehe durch eine Schule der Geduld, ſie iſt hart, langwierig, grauſam, ja barbariſch. Ich rette mich daraus, indem ich das Univerſum im Ganzen anſehe, wie von einem fremden Planeten. Da erſcheinen mir alle Gegenſtände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß ſie ſich ſo viel Mühe um ſo Geringes geben. Iſt es das Alter, iſt es das Nachdenken, iſt es die Vernunft? ich betrachte alle Ereigniſſe des Lebens mit viel mehr Gleichgiltigkeit als ſonſt. Gibt es etwas für das Wohl des Staats zu thun, ſo ſetze ich noch einige Kraft daran, aber unter uns geſagt, es iſt nicht mehr das feurige Stürmen meiner Jugend, nicht der Enthuſiasmus, der mich ſonſt beſeelte. Es iſt Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden langweilig, und bald werden meine Zuhörer ſich über mich beklagen.

Und an Frau von Camas ſchreibt er: „Sie ſprechen von dem Tod der armen F... Ach, liebe Mama, ſeit ſechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, ſondern die Lebenden.“ —

So ſchrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und wer durch die finſtere Energie ſeines Entſchluſſes erſchüttert wird, der möge ſich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieſes wunderbaren Geiſtes ihren höchſten Ausdruck finde. Es iſt wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für ſich forderte, um nicht ſelbſt den Tod in der Kapſel ſuchen zu müſſen, welche er in den Kleidern trug; es iſt wahr, er war feſt entſchloſſen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Oeſtreichs lebe; in ſo fern hat, was er ſchreibt, eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von dichteriſcher Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches ſich ſo ſehr nach großen Thaten ſehnte und in dem Ausſprechen erhabener Stimmungen ſo hohe Befriedigung fand; er war im Grunde ſeines Herzens ein Deutſcher mit denſelben Herzensbedürfniſſen, wie etwa der unendlich ſchwächere Klopſtock und deſſen Verehrer. Das grübelnde Nachdenken und das entſchloſſene Ausſprechen ſeines letzten Plans machten ihn innerlich freier und heiterer. Auch ſeiner Schweſter von Baireuth ſchrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahre des Krieges, und dieſer Brief iſt beſonders bezeichnend.*) Denn auch die Schweſter iſt entſchloſſen, ihn und den Fall ihres Hauſes nicht zu überleben, und er billigt dieſen Entſchluß, dem er übrigens in ſeinem düſtern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einſt hatten die beiden Königskinder im ſtrengen Vaterhauſe heimlich die Rollen franzöſiſcher Trauerſpiele mit einander hergeſagt, jetzt ſchlugen ihre Herzen wieder in dem einmüthigen Gedanken, ſich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuſchung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöſe Schweſter gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle ſeine Philoſophie aus der Schule der Stoa, und in leidenſchaftlicher Zärtlichkeit, die noch feſt im Leben hing, ſorgte und grämte er ſich um die, welche ihm die liebſte ſeiner Familie war. Und als ſie ſtarb, da wurde ſein lauter Jammer vielleicht noch durch die Empfindung geſchärft, daß er zu tragiſch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So miſcht ſich auch bei dem größten von allen Deutſchen, welche aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraufkamen, poetiſche Empfindung und der Wunſch, ſchön und groß zu erſcheinen, ſeltſam in das ernſthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Profeſſor Semler, welcher in der tiefſten Rührung noch ſeine Körperhaltung ſtudirt und ſeine Complimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung ſeiner Todesſtunde noch über den Selbſtmord in ſchöngeformten Sätzen ſchreibt, beide ſind die Söhne derſelben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunſt noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer als ſeine Philoſophie. In der That verlor er gar nicht ſeinen Muth, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die ſtille Hoffnung, welche der Menſch bei jeder ſtarken Arbeit bedarf.

---

*) Oeuvres XXVII. 1. Nr. 328 vom 17. September.

Und er hielt aus. Die Kraft ſeiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten ſich ab, auch ihre Heere wurden zerſchmettert, endlich trat Rußland von dem Bündniß zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausſchlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schleſien für

Preußen gerettet, ſein Volk frohlockte, die treuen Bürger ſeiner Hauptſtadt bereiteten ihm den feſtlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menſchen und kehrte allein und ſtill nach Sansſouci zurück. Er wollte den Reſt ſeiner Tage, wie er ſagte, im Frieden für ſein Volk leben.

Die erſten dreiundzwanzig Jahre ſeiner Regierung hatte er gerungen und gekriegt, ſeine Kraft gegen die Welt durchzuſetzen; noch dreiundzwanzig Jahre ſollte er friedlich über ſein Volk herrſchen als ein weiſer und ſtrenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbſtverleugnung, aber ſelbſtwillig, das Größte erſtrebend und auch das Kleinſte beherrſchend, ſind zum Theil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden; ſie entſprachen der Einſicht, welche ſeine Jugend und die Erfahrungen des erſten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei ſollte der Geiſt ſein, jeder denken, was er wollte, aber thun, was ſeine Bürgerpflicht war. Wie er ſelbſt ſein Behagen und ſeine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200,000 Thalern den ganzen königlichen Haushalt beſtritt, zuerſt an den Vortheil des Volkes und zuletzt an ſich dachte, ſo ſollten alle ſeine Unterthanen bereitwillig das tragen, was er ihnen an Pflicht und Laſt auflegte. Jeder ſollte in dem Kreiſe bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung geſetzt, der Edelmann ſollte Gutsherr und Offizier ſein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Gewerbfleiß, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienſte. Aber in ſeinem Stande ſollte jeder gedeihen und ſich wohl fühlen. Gleiches, ſtrenges, ſchnelles Recht für jeden, keine Begünſtigung des Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes. Die Zahl der thätigen Menſchen vermehren, jede Thätigkeit ſo lohnend als möglich machen und ſo hoch als möglich ſteigern, ſo wenig als möglich vom Ausland kaufen, Alles ſelbſt hervorbringen, den Ueberſchuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundſatz ſeiner Staatswirthſchaft. Unabläſſig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Anſiedler zu ſchaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen; Kanäle wurden gegraben, Vorſchüſſe bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung maſſiver und geſünder wieder aufgebaut; das landwirthſchaftliche Creditſyſtem, die Feuerſocietät, die königliche Bank wurden gegründet, überall wurden Volksſchulen geſtiftet, unterrichtete Leute angezogen, überall Bildung und Ordnung des regierenden Beamtenſtandes durch Prüfungen und ſtrenge Ueberwachung gefordert. Es iſt Sache des Geſchichtſchreibers das aufzuzählen und zu rühmen, auch einzelne verfehlte Verſuche des Königs hervorzuheben, die bei dem Beſtreben, Alles ſelbſt zu leiten, nicht ausbleiben konnten.

Für alle ſeine Länder ſorgte der König, nicht zuletzt für ſein Schmerzenskind, das neuerworbene Schleſien. Als der König die große Landſchaft eroberte, hatte ſie wenig mehr als eine Million Einwohner.*) Lebhaft wurde dort der Gegenſatz empfunden, der zwiſchen der bequemen öſtreichiſchen Wirthſchaft und dem knappen, raſtloſen, Alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war das Verzeichniß verbotener Bücher größer geweſen als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutſchland in die Provinz gewandert, das Leſen und Kaufen war zum Verwundern frei, ſogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Oeſtreich war es ausſchließliche Vergünſtigung der Vornehmen, ausländiſches Tuch tragen zu dürfen; als in Preußen der Vater Friedrich's des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerſt ſich und ſeine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch etwas Anderes als ſtattlicher Aufwand erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Unterbeamten, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Miniſter; in Preußen war auch der Vornehmſte gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König ſelbſt war der allergenaueſte Beamte, der über jedes Tauſend Thaler, das erſpart oder verausgabt wurde, ſorgte und ſchalt. Wer in Oeſtreich vom katholiſchen Glauben abfiel, wurde mit Beſchlagnahme des Vermögens und Landesverweiſung beſtraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war ſeine Sache. Bei den Kaiſerlichen war der Regierung im Ganzen läſtig geweſen, wenn ſie ſich um etwas hatte bekümmern müſſen, die preußiſchen Beamten hatten ihre Naſe und ihre Hände überall. Trotz der drei ſchleſiſchen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiſerzeit. Einſt hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des dreißigjährigen Krieges zu verwiſchen, die Leute erinnerten ſich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häuſern die wüſten Brandſtellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuſer nach alter ſlaviſcher Art mit Stroh- und Schindeldach, ſeit lange dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüſtung, auch der neuen des ſiebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn anſehnliche Städte zum großen Theil auf königliche Koſten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern laſſen, er hatte den Gutsherren den harten Zwang aufgelegt, einige tauſend eingezogene Bauerhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigenthümern zu beſetzen. Zur Kaiſerzeit waren die Abgaben weit geringer geweſen, aber ſie waren ungleich vertheilt und laſteten zumeiſt auf dem Armen, der Adel war vom größten Theil derſelben befreit, die Erhebung war ungeſchickt, viel wurde veruntreut und ſchlecht verwendet, es floß verhältnißmäßig wenig in die kaiſerlichen Kaſſen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreiſe getheilt, den Werth des geſammten Bodens abgeſchätzt, in wenig Jahren faſt alle Steuerbefreiung aufgehoben, das flache Land zahlte jetzt ſeine Grundſteuer, die Städte ihre Acciſe. So trug die Provinz die doppelten Laſten mit größerer Leichtigkeit, nur die Bevorrechteten murrten; und dabei konnte ſie noch 40,000 Soldaten unterhalten, während ſonſt etwa 2000 im Lande geweſen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren geſpielt, wer katholiſch und reich war, lebte in Wien, wer ſonſt das Geld aufbringen konnte, zog ſich nach Breslau; jetzt ſaß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Verbeſſerung des Bodenanbaues ſorgte, und daß der neue Herr ſolchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirthe, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Gerichtshändel unabſehbar und koſtſpielig geweſen, ohne Beſtechung und Geldopfer kaum durchzuſetzen, jetzt fiel auf, daß die Zahl der Rechtsanwälte geringer wurde, die Urtheile ſo ſchnell kamen. Unter den Oeſtreichern freilich war der Karavanen-Handel mit dem Oſten Europas größer geweſen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten ſich und ſahen bereits nach Trieſt, aber dafür erhoben ſich neue Gewerbszweige: Wolle und Tuch, und in den Gebirgsthälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der That durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten zu leugnen, daß es im Ganzen weit beſſer geworden war.

---

*) Im Jahre 1740: 1,100,000, im Jahre 1756: 1,200,000, 1763 war die Zahl auf 1,150,000 geſunken, 1779 waren 1,500,000. Man nahm damals an, daß das Land noch 2–300,000 Menſchen mehr erhalten könne, — es zählt jetzt über 3,000,000.

Aber noch etwas Anderes fiel dem Schleſier an dem preußiſchen Weſen auf, und bald gewann dies Auffallende eine ſtille Herrſchaft über ſeine eigene Seele. Das war ein hingebender ſpartaniſcher Geiſt der Diener des Königs, der bis in die niederen Aemter ſo häufig zu Tage kam. Da waren die Acciſeeinnehmer, ſchon vor Einführung der franzöſiſchen

Steuererhebung wenig beliebt, kriegsuntaugliche Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die ſeine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie ſaßen jetzt an den Thoren und rauchten aus ihrer Holzpfeiſe, ſie erhielten ſehr geringen Gehalt, konnten ſich gar nichts zu Gute thun, aber ſie waren vom frühen Morgen bis ſpäten Abend zur Stelle, thaten ihre Pflicht gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienſt, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schleſier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an andern preußiſchen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisſtadt ein Einnehmer der Steuern, er hauſte in ſeiner kleinen Dienſtſtube, die vielleicht zu gleicher Zeit ſein Schlafzimmer war, und ſammelte in einer großen hölzernen Schüſſel die Grundſteuer, welche die Schulzen allmonatlich am beſtimmten Tage in ſeine Stube trugen. Viele tauſend Thaler wurden auf langer Liſte verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkaſſen abgeliefert. Gering war die Beſoldung auch eines ſolchen Mannes, er ſaß, nahm ein und packte in Beutel, bis ſein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroſchenſtücke zu werfen vermochte. Und der Stolz ſeines Lebens war, daß der König auch ihn perſönlich kannte und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umſpannen ſchweigend aus ſeinen großen Augen nach ihm hinſah, oder wenn er ſehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewiſſen Scheu ſah das Volk auch auf dieſe untergeordneten Diener einer neuen Regierungsweiſe. Und nicht die Schleſier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II ſich den erſten Diener ſeines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern ſeinen wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchſte Ehre ſei für das Vaterland zu ſterben, ſo drückte ſein unermüdliches pflichtgetreues

Sorgen auch dem kleinſten ſeiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerſt zum Beſten ſeines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Als die Provinz Preußen im ſiebenjährigen Kriege gezwungen wurde der Kaiſerin Eliſabeth zu huldigen, und mehre Jahre dem ruſſiſchen Reich einverleibt blieb, da wagten die Beamten der Landſchaft dennoch unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunſt wurde angewendet die Sendungen durchzubringen. Viele waren im Geheimniß, nicht ein Verräther darunter, verkleidet ſtahlen ſie ſich mit Lebensgefahr durch die ruſſiſchen Heere. Und ſie merkten, daß ſie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte ſeine Oſtpreußen überhaupt nicht leiden, er ſprach geringſchätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, ſein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer ſeiner jungen Offiziere zwiſchen Weichſel und Memel geboren ſei, und nie betrat er ſeit dem Kriege oſtpreußiſches Gebiet. Die Oſtpreußen aber ließen ſich dadurch in ihrer Verehrung gar nicht ſtören, ſie hingen mit treuer Liebe an dem ungnädigen Herrn, und ſein beſter und begeiſterter Lobredner war Immanuel Kant.

Wol war es ein ernſtes, oft rauhes Leben in des Königs Dienſt, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Beſten war es ſchwer dem ſtrengen Herrn genug zu thun, auch der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank; war eine Kraft abgenutzt, wurde ſie vielleicht kalt bei Seite geworfen: ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüſte an unfertigem Bau. Wer in das Land kam, dem erſchien das Leben gar nicht anmuthig, es war ſo herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und ſorgloſe Heiterkeit zu finden. Und wie der frauenloſe Haushalt des Königs, die ſchweigſamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Blumen eines ſtillen Gartens dem fremden Gaſt den

Eindruck eines Kloſters machten, ſo fand er in dem ganzen preußiſchen Weſen etwas von der Entſagung und dem Gehorſam einer großen emſigen Ordensbrüderſchaft.

Denn auch auf das Volk ſelbſt war etwas von dieſem Geiſte übergegangen. Wir aber verehren darin ein unſterbliches Verdienſt Friedrich's II, noch jetzt iſt dieſer Geiſt der Selbſtverleugnung das Geheimniß der Größe des preußiſchen Staats, die letzte und beſte Bürgſchaft für ſeine Dauer. Die kunſtvolle Maſchine, welche der große König mit ſo viel Geiſt und Thatkraft eingerichtet hatte, ſollte nicht ewig beſtehen, ſchon zwanzig Jahre nach ſeinem Tode zerbrach ſie; aber daß der Staat nicht zugleich mit ihr unterging, daß kluge Einſicht und Vaterlandsliebe der Bürger ſelbſt im Stande waren, unter ſeinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen ein neues Leben zu ſchaffen, das iſt das Geheimniß von Friedrich's Größe.

Neun Jahre nach dem Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schleſiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich ſeinen Staat durch einen neuen Erwerb, an Meilenzahl nicht viel geringer, leer an Menſchen, durch die polniſchen Landestheile, welche ſeitdem in ihrer Hauptmaſſe unter dem Namen Weſtpreußen deutſches Land geworden ſind.

Waren ſchon die Anſprüche des Königs auf Schleſien zweifelhaft geweſen, ſo bedurfte es jetzt des ganzen Scharfſinns ſeiner Beamten, einige unſichere Rechte auf Theile des neuen Erwerbs auszuſchmücken. Der König ſelbſt frug wenig darnach. Er hatte mit faſt übermenſchlichem Heldenmuth die Beſetzung Schleſiens vor der Welt vertheidigt, durch Ströme von Blut war die Provinz an Preußen gekittet. Hier that die Klugheit des Politikers faſt allein das Werk. Und lange fehlte in der Meinung der Menſchen dem Eroberer die Berechtigung, welche, wie es ſcheint, die Greuel des Krieges und das Glück des Schlachtfeldes verleihen. Aber dieſer letzte Landgewinn des Königs, dem Kanonendonner und Siegesfanfare ſo ſehr fehlten, war doch von allen großen Geſchenken, welche das deutſche Volk Friedrich II verdankt, das größte und ſegensreichſte. Mehre hundert Jahre hindurch waren die vielgetheilten Deutſchen durch eroberungsluſtige Nachbarn eingeengt und geſchädigt worden, der große König war der erſte Eroberer, welcher wieder die deutſchen Grenzen weiter nach Oſten hinausſchob. Hundert Jahre nachdem ſein großer Ahnherr die Rheinfeſtungen gegen Ludwig XIV vergebens vertheidigt hatte, gab er den Deutſchen wieder die nachdrückliche Mahnung, daß ſie die Aufgabe haben, Geſetz, Bildung, Freiheit, beſſere Bodenwirthſchaft und Gewerbfleiß in den Oſten Europas hineinzutragen. Sein ganzes Land, einige altſächſiſche Gebiete ausgenommen, war in älteſter Zeit deutſch, darauf ſlaviſch geweſen, dann wieder den Slaven durch Gewalt und Beſiedelung abgerungen; ſeit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Oſten der Oder nicht aufgehört, ſeit dem Erwerb der Mark Brandenburg hatten die Hohenzollern nie vergeſſen, daß ſie Verwalter der deutſchen Grenze waren. So oft die Waffen ruhten, ſtritten die Politiker. Kurfürſt Friedrich Wilhelm hatte das Ordensland Preußen von der polniſchen Lehenshoheit befreit, Friedrich I hatte auf dieſes vom Mutterland entfernt gelegene Herzogthum entſchloſſen die Königskrone geſetzt. Aber der Beſitz Oſtpreußens blieb unſicher, nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wol aber die aufſteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Ruſſen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Pläne der Kaiſerin Katharina. Da griff der kluge Fürſt im rechten Augenblick zu. Das neue Gebiet: Pommerellen, die Woiwodſchaft Kulm und Marienburg, das Bisthum Ermland, die Stadt Elbing, ein Theil von Kujavien, ein Theil von Poſen, verband Oſtpreußen mit Pommern und der Mark. Es war von je ein Grenzland geweſen, ſeit der Urzeit hatten ſich Völker von verſchiedenem Stamm an den Küſten der Oſtſee gedrängt: Deutſche, Slaven, Litauer, Finnen. Seit dem 13. Jahrhundert waren die Deutſchen als Städtegründer und

Ackerbauer in dies Weichſelland gedrungen: Ordensritter, Kaufleute, fromme Mönche, deutſche Edelleute und Bauern. Zu beiden Seiten des Weichſelſtroms erhoben ſich Thürme und Grenzſteine der deutſchen Pflanzſtädte. Vor allen ragte das prächtige Danzig, das Venedig der Oſtſee, der große Seemarkt der Slavenländer, mit ſeiner reichen Marienkirche und den Paläſten ſeiner Kaufherren, dahinter am andern Arm der Weichſel ſein beſcheidener Nebenbuhler Elbing, weiter aufwärts die ſtattlichen Thürme und weiten Laubengänge Marienburgs, dabei das große Fürſtenſchloß der deutſchen Ritter, das ſchönſte Bauwerk im deutſchen Norden, und in dem Weichſelthal auf üppigem Niederungsboden die alten blühenden Coloniſtengüter, eine der geſegnetſten Landſchaften der Welt, durch mächtige Dämme aus der Ordenszeit gegen die Verwüſtungen des Slavenſtromes geſchützt. Noch weiter aufwärts Marienwerder, Graudenz, Kulm, und an den Niederungen der Netze Bromberg, Mittelpunkt der deutſchen Grenzſiedelungen unter polniſchem Volk. Kleinere deutſche Städte und Dorfgemeinden waren durch das ganze Gebiet zerſtreut, eifrig hatten auch die reichen Ciſtercienſerklöſter Oliva und Peplin Einwanderer zur Urbarmachung des Bodens herbeigezogen.

Die gewaltthätige Härte des deutſchen Ordens trieb die deutſchen Städte und Grundherren Weſtpreußens im 15. Jahrhundert zum Anſchluß an Polen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts unterwarf ſich nicht nur die Seelen der deutſchen Anſiedler, auch in der großen Republik Polen waren drei Viertheile des Adels proteſtantiſch, in der ſlaviſchen Landſchaft Pommerellen um 1590 von hundert Kirchſpielen etwa ſiebenzig. Und es ſchien eine kurze Zeit, als ſollte ſich in dem ſlaviſchen Oſten eine neue Volkskraft und neue Cultur entwickeln, ein großer polniſcher Staat mit deutſcher Städtemacht. Aber die Einführung der Jeſuiten brachte eine unheilvolle Umwandlung. Der polniſche Adel fiel zur katholiſchen Kirche zurück, in den Jeſuitenſchulen wurden ſeine Söhne zu bekehrungsluſtigen Fanatikern erzogen; von da an verfiel der polniſche Staat, immer troſtloſer wurden die Zuſtände.

Nicht gleich war die Haltung der Deutſchen in Weſtpreußen gegenüber bekehrenden Jeſuiten und ſlaviſcher Zwingherrſchaft. Ein großer Theil des eingewanderten deutſchen Adels wurde katholiſch und polniſch, die Bürger und Bauern blieben in der Mehrzahl hartnäckig Proteſtanten. Zu dem Gegenſatz der Sprache kam jetzt auch der Gegenſatz der Bekenntniſſe, zu dem Stammhaß die Glaubenswuth. Gerade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in dieſen Landſchaften die Verfolgung der Deutſchen fanatiſch, eine proteſtantiſche Kirche nach der andern wurde eingezogen, niedergeriſſen, die hölzernen angezündet; war eine Kirche verbrannt, ſo hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren, deutſche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und ſchändlich mißhandelt. „Voxa Lutheranum dabit thalerum“ wurde das gewöhnliche Sprichwort der Polen gegen die Deutſchen. Einer der größten Grundherren des Landes, ein Unruh aus dem Hauſe Birnbaum, Staroſt von Gneſen, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurtheilt, weil er aus deutſchen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jeſuiten in ein Notizbuch geſchrieben hatte. Es gab kein Recht, es gab keinen Schutz mehr. Die nationale Partei des polniſchen Adels verfolgte im Bunde mit den Pfaffen am leidenſchaftlichſten die, welche ſie als Deutſche und Proteſtanten haßte. Zu den Patrioten oder Conföderirten lief alles raubluſtige Geſindel; ſie warben Haufen, zogen plündernd im Lande umher, überfielen kleinere Städte und deutſche Dörfer, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habſucht. Der polniſche Edelmann Roskowski zog einen rothen und einen ſchwarzen Stiefel an, der eine ſollte Feuer, der andere Tod bedeuten; ſo ritt er brandſchatzend von einem Ort zum andern, ließ endlich in Jaſtrow dem evangeliſchen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Moraſt werfen. Das geſchah 1768.

So ſah es in dem Lande kurz vor der preußiſchen Beſitznahme aus. Es waren Zuſtände, wie ſie jetzt in dem elendeſten Winkel des chriſtlichen Europas unerhört wären.

Schon als Knabe von zwölf Jahren war Friedrich der Große im Königsſchloß zu Berlin durch den Zorn und die Trauer ſeines Vaters daran erinnert worden, daß die Könige von Preußen gegen die deutſchen Anſiedelungen an der Weichſel eine Pflicht des Schutzes zu erfüllen hatten. Denn im Jahre 1724 war von dort aus ein lauter Schrei nach Hilfe durch Deutſchland gedrungen und das blutige Trauerſpiel von Thorn wurde eine große Angelegenheit der öffentlichen Meinung und der Cabinette. In Thorn hatten bei einer Proceſſion, welche von den Jeſuiten durch die Stadt geführt wurde, polniſche Adlige des Jeſuiten-Collegiums Bürger und Gymnaſiaſten thätlich beleidigt, darauf war das erbitterte Volk in Schule und Collegium der Jeſuiten eingefallen und hatte darin verwüſtet. Der unwichtige Straßenauflauf war vor den polniſchen Reichstag gebracht worden und der Reichstag hatte im Aſſeſſorialgericht nach einer leidenſchaftlichen Rede des Pater Provincial der Jeſuiten die beiden Bürgermeiſter der Stadt und ſechzehn Bürger zum Tode verurtheilt, worauf die jeſuitiſche Partei ſich beeilte den oberſten Bürgermeiſter Rößner und neun Bürger hinzurichten, zum Theil mit barbariſcher Grauſamkeit. Den Proteſtanten wurde die Marienkirche genommen, die Prediger verjagt, das Gymnaſium geſchloſſen. Damals hatte König Friedrich Wilhelm ſich vergebens angeſtrengt, der unglücklichen Stadt zu helfen, er hatte ernſte Abmahnungsſchreiben ſämmtlicher Nachbarmächte veranlaßt, und hatte es als bittern Schmerz und Demüthigung empfunden, daß alle ſeine Vorſtellungen unbeachtet blieben; jetzt nach fünfzig Jahren kam ſein Sohn, dem wüſten Unfug ein Ende zu machen, und das Land, welches vor der polniſchen Herrſchaft zum Gebiet des deutſchen Ordens gehört hatte, wieder mit Preußen zu vereinigen.

Zwar Danzig, den Polen unentbehrlich, erhielt ſich in den Jahrzehnten der Auflöſung und nach der preußiſchen Beſetzung des Weichſellandes in vornehmer Abgeſchloſſenheit, es blieb ein Freiſtaat unter ſlaviſchem Schutz, lange dem großen König ärgerlich und wenig geneigt. Auch Thorn mußte noch zwanzig Jahre als polniſche Grenzſtadt von den übrigen deutſchen Anſiedlungen getrennt in Bedrängniß ausharren. Aber dem flachen Lande und den meiſten deutſchen Städten war die thatkräftige Hilfe des Königs Rettung vom Untergange. Die preußiſchen Beamten, welche in das Land geſchickt wurden, waren erſtaunt über die Troſtloſigkeit der unerhörten Verhältniſſe, welche wenige Tagereiſen von ihrer Hauptſtadt beſtanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutſche Leben durch feſte Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geſchützte Landſtriche, welche ausſchließlich von Deutſchen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrſchaft der Ciſtercienſer von Oliva und die wohlhabenden deutſchen Ortſchaften des katholiſchen Ermlands, lebten in erträglichen Zuſtänden. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meiſten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutſche Coloniſtenſtadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es iſt noch heute nicht möglich genau zu ermitteln, wie die Stadt in dieſen Zuſtand gekommen iſt*), ja die Schickſale, welche der ganze Netzediſtrict in den letzten neun Jahren vor der preußiſchen Beſitznahme erduldet hat, ſind völlig unbekannt, kein Geſchichtſchreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung gibt Bericht über die Zerſtörung und das Gemetzel, welches dort verwüſtet haben muß. Offenbar haben die polniſchen Parteien ſich unter einander geſchlagen, Mißernten und Seuchen mögen das Uebrige gethan haben. Kulm hatte aus alter Zeit ſeine wohlgefügten Mauern und die ſtattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälſe der Hauskeller über das morſche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen beſtanden nur aus ſolchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hauſten. Von den vierzig Häuſern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Thüren, keine Dächer, keine Fenſter und keine Eigenthümer. In ähnlicher Verfaſſung waren andere Städte.

---

*) Neue preußiſche Provinzialblätter, Jahrgang VI. 1854. Nr. 4, S. 259.

Auch die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuſtänden, welche den Beamten des Königs jämmerlich ſchienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendiſchen Kaſſuben ſaßen. Wer dort einem Dorf nahte, der ſah graue Hütten und zerriſſene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirſchbäume waren altheimiſch. Die Häuſer waren aus hölzernen Sproſſen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornſtein; Stubenöfen waren unbekannt, ſelten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienſpahn erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptſtück des elenden Hausraths war das Crucifix, darunter der Napf mit Weihwaſſer. Das ſchmutzige und wüſte Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die ſie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichſten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen ſolchen Leckerbiſſen gegeſſen, in wenig Dörfern ſtand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenſtöcke, ſo verkauften ſie den Honig an die Städter, außerdem geſchnitzte Löffel und geſtohlne Rinde; dafür erſtanden ſie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die ſchwarze Pelzmütze und das hellrothe Kopftuch für ihre Frauen. Nicht häufig war ein Webeſtuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht.

Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Muſik, Freuden, denen auch der elendeſte Pole nicht entſagt; ſtumm und ſchwerfällig trank das Volk den ſchlechten Branntwein, prügelte ſich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterſchied ſich kaum von den Bauern, er führte ſeinen Hakenpflug ſelbſt und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden ſeiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, dieſem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten ſich ſchnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obſtpflanzungen von dem Volke zerſtört, und alle anderen Culturverſuche fanden Widerſtand.

Ebenſo dürftig und verfallen waren die Grenzſtriche mit polniſcher Bevölkerung, aber der polniſche Bauer bewahrte in ſeiner Armſeligkeit und Unordnung wenigſtens die größere Regſamkeit ſeines Stammes. Selbſt auf den Gütern der größern Edelleute, der Staroſten und der Krone waren alle Wirthſchaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen beſonderen Boten ſchicken, denn es gab keine Poſt im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß darnach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte ſo wenig leſen und ſchreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, ſelbſt die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog.*) Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zuſehen, wo er von Weſten her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menſchen und Thiere decimirt wurden.**) Brachen

---

*) von Held, Geprieſenes Preußen, S. 41. — Roscius, Weſtpreußen, S. 21.

**) Als 1815 die gegenwärtige Provinz Poſen an Preußen zurückfiel, die Pocken aus, kam eine anſteckende Krankheit ins Land, dann ſahen die Leute die weiße Geſtalt der Peſt durch die Luft fliegen und ſich auf ihren Hütten niederlaſſen; ſie wußten, was ſolche Erſcheinung bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten ſie dies Geſchick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte; der Edelmann, der Staroſt verfügten mit ſchrankenloſer Willkür ihre Strafen, ſie ſchlugen und warfen in ſcheußlichen Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landſtädte, der unter ihnen ſaß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die ſie unter einander hatten, kämpften ſie durch Beſtechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über ſie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch das faſt aufgehört, ſie ſuchten ihre Rache auf eigne Fauſt durch Ueberfall und blutige Hiebe.

Es war in der That ein verlaſſenes Land, ohne Zucht, ohne Geſetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500,000 Menſchen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenloſe Prairie behandelte auch der Preußenkönig ſeinen Erwerb, faſt nach Belieben ſetzte er ſich die Grenzſteine und rückte ſie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt ſich in Ermland, der Landſchaft um Heilsberg und Braunsberg mit zwölf Städten und hundert Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preußiſche Tamboure mit zwölf Mann das ganze Ermland durch vier Trommelſchlägel erobert hatten. Und darauf begann der König in ſeiner großartigen Weiſe die Cultur des Landes, gerade die verrotteten Zuſtände waren ihm reizvoll, und „Weſtpreußen“ wurde, wie bis dahin Schleſien, fortan ſein Lieblingskind, das er mit

---

waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach Angaben der Poſener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Poſen vom 1. Sept. 1815 bis Ende Februar 1816 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreiſe Wongrowitz 16 Kinder und 3 Erwachſene von Wölfen gefreſſen.

unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wuſch und bürſtete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatiſche Streit um den Erwerb, da warf er ſchon eine Schaar ſeiner beſten Beamten in die Wildniß, wieder wurden die Landſchaften in kleine Kreiſe getheilt, die geſammte Bodenfläche in kürzeſter Zeit abgeſchätzt und gleichmäßig beſteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Poſt und Sanitätspolizei verſehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, — der würdige Semler hatte einen Theil derſelben ausgeſucht und eingeübt, — Haufen von deutſchen Handwerkern wurden geworben, vom Maſchinenbauer bis zum Ziegelſtreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menſchen beſetzt, Straße auf Straße erhob ſich aus den Trümmerhaufen, die Staroſteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Coloniſtendörfer ausgeſteckt, der Anbau neuer Ackerfrüchte befohlen. Im erſten Jahre nach der Beſitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichſel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet, ein Jahr, nachdem der König den Befehl ertheilt, ſah er ſelbſt beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach dem Oſten zur Weichſel einfahren. Durch die neue Waſſerader wurden weite Strecken Land entſumpft, ſofort durch deutſche Anſiedler beſetzt. Unabläſſig trieb der König, er lobte und ſchalt; wie groß der Eifer ſeiner Beamten war, ſie vermochten ſelten ihm genug zu thun. Dadurch geſchah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde ſlaviſche Unkraut, welches dort auch über deutſchen Ackerfurchen aufgeſchoſſen war, gebändigt wurde, daß auch die polniſchen Landſtriche ſich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Weſtpreußen in den Kriegen ſeit 1806 ſich faſt ebenſo preußiſch bewährte, als die alten Provinzen. —

Während der greiſe König ſorgte und ſchuf, zog ein Jahr nach dem andern über ſein ſinnendes Haupt; ſtiller ward es um ihn, leerer und einſamer, kleiner der Kreis von Menſchen, denen er ſich öffnete. Die Flöte hatte er bei Seite gelegt, auch die neue franzöſiſche Literatur erſchien ihm ſchal und langweilig, zuweilen war ihm, als ob ein neues Leben unter ihm in Deutſchland ergrüne, es blieb ihm fremd. Unermüdlich arbeitete er an ſeinem Heer, an dem Wohlſtand ſeines Volkes, immer weniger galten ihm ſeine Werkzeuge, immer höher und leidenſchaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht ſeiner Krone.

Aber wie man ſein ſiebenjähriges Ringen im Kriege übermenſchlich nennen darf, ſo war auch jetzt in ſeiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenoſſen zuweilen überirdiſch und zuweilen unmenſchlich erſchien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchſte war und das Behagen des Einzelnen ſo gar nichts. Wenn er den Oberſten, deſſen Regiment bei der Heerſchau einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herbem Scheltwort aus dem Dienſt jagte; wenn er in dem Sumpfland der Netze mehr die Stiche der zehntauſend Spaten zählte, als die Beſchwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Siechenhäuſern lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit ſeinem Fordern auch der ſchnellſten That voraneilte, ſo verband ſich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in ſeinem Volke auch eine Scheu wie vor einem, dem nicht irdiſches Leben die Glieder bewegt. Als das Schickſal des Staates erſchien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwiſſend, das Größte wie das Kleine überſehend. Und wenn ſie einander erzählten, daß er auch die Natur hatte bezwingen wollen, und daß ſeine Orangenbäume doch in den letzten Fröſten des Frühlings erfroren waren, dann freuten ſie ſich in der Stille, daß es für ihren König doch eine Schranke gab, aber noch mehr, daß er ſich mit ſo guter

Laune darein gefunden und vor den kalten Tagen des Mai den Hut abgenommen hatte.

Mit rührendem Antheil ſammelte das Volk jede Lebensäußerung des Königs, in welcher eine menſchliche Empfindung, die ſein Bild vertraulich machte, zu Tage kam. So einſam ſein Haus und Garten war, unabläſſig ſchwebte die Phantaſie ſeiner Preußen um den geweihten Raum. Wem es einmal glückte, in warmer Mondnacht in die Nähe des Schloſſes zu kommen, der fand vielleicht offene Thüren, ohne Wache, und er konnte in der Schlafſtube den großen König auf ſeinem Feldbett ſchlummern ſehen. Der Duft der Blüthen, das Nachtlied der Vögel, das ſtille Mondlicht waren die einzigen Wächter und faſt der ganze Hofſtaat des einſamen Mannes.

Noch vierzehnmal ſeit der Erwerbung von Weſtpreußen blühten die Orangen von Sansſouci, da wurde die Natur Meiſterin auch des großen Königs. Er ſtarb allein, nur von ſeinen Dienern umgeben.

Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüthe des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schickſal abgerungen, der Fürſt von Dichtern und Philoſophen, der Geſchichtſchreiber, der Feldherr. Kein Triumph, den er ſich erkämpft, hatte ihn befriedigt. Zufällig, unſicher, nichtig war ihm aller Erdenruhm geworden; nur das Pflichtgefühl, das unabläſſig wirkende, eiſerne, war ihm geblieben. Aus dem gefährlichen Wechſel von warmer Begeiſterung und nüchterner Schärfe war ſeine Seele heraufgewachſen. Mit Willkür hatte er ſich poetiſch einzelne Menſchen verklärt, die Menge, die ihn umgab, verachtet. Aber in den Kämpfen ſeines Lebens verlor er den Egoismus, verlor er faſt Alles, was ihm perſönlich lieb war, und er endigte damit, die Einzelnen gering zu achten, während ſich ihm das Bedürfniß, für das Ganze zu leben, immer ſtärker erhob. Mit der feinſten Selbſtſucht hatte er das Größte für ſich begehrt und ſelbſtlos gab er zuletzt ſich ſelbſt für das gemeine Wohl und das Glück der Kleinen. Als ein Idealiſt war er in das Leben getreten, auch durch die furchtbarſten Erfahrungen wurden ihm ſeine Ideale nicht zerriſſen, ſondern veredelt, gehoben, geläutert; viele Menſchen hatte er ſeinem Staat zum Opfer gebracht, niemanden ſo ſehr als ſich ſelbſt.

Ungewöhnlich und groß erſchien das ſeinen Zeitgenoſſen, größer uns, die wir die Spuren ſeiner Wirkſamkeit in dem Charakter unſeres Volkes, unſerem Staatsleben, unſerer Kunſt und Literatur bis zur Gegenwart verfolgen.

6.

Der erſte Luftballon zu Nürnberg.

(1787.)

Mehre Geſchlechter von Dichtern waren vergangen, ſie hatten nie in allen ihren Tagen von einem Heldenleben herzerſchütternden Eindruck erhalten, ſie feierten die Siege des Alexander und den Tod des Cato durch zahlreiche lobende Beiworte, in froſtiger Phraſe, in kunſtvoll geſponnenem Satzbau. Jetzt entzückte eine kleine Geſchichte, die ein abgedankter Soldat an der Hausthür erzählte, wie der große König von Preußen ihn bei Hochkirch angeſehen und fünf Worte zu ihm geſprochen. Die Erzählung des einfachen Mannes zauberte auf einmal das erhabene Menſchenbild dem Hörer in die Seele, das Lager, das Wachtfeuer, den Ruf der Wachen. Wie ſchwach war die Wirkung, welche das kunſtvolle Lob der langgezogenen Verſe hervorbrachte, gegen ſolche Anekdote, die man in wenig Zeilen zuſammenfaſſen konnte; ſie regte Mitgefühl auf, Theilnahme bis zu Thränen und Händeringen. Worin lag doch der Zauber dieſes kleinen Zuges aus dem Leben? Jene wenigen Worte des Königs waren ſo charakteriſtiſch, man konnte das ganze Weſen des Helden darin erkennen, und der derbe treuherzige Ton des Erzählers gab dem Bericht eine eigenthümliche Farbe, welche die Wirkung ſo ſehr erhöhte. Sicher lag in der Stimmung, welche dadurch dem Hörer kam, eine Poeſie, aber himmelweit verſchieden von der alten

Kunſt. Und dieſe Poeſie empfand ſeit den ſchleſiſchen Kriegen jedermann in Deutſchland, ſie war ſo volksthümlich geworden, wie die Zeitungen und die Trommelwirbel der Soldaten. Wer jetzt noch wirken wollte in deutſcher Dichtkunſt, der mußte ähnlich zu berichten wiſſen, wie jener ehrliche Mann aus dem Volke, einfach, ſchlicht, gerade wie's vom Herzen kam, und es mußte ein Stoff ſein, der das Herz ſchneller ſchlagen machte. Goethe wußte wohl, weshalb er das ganze jugendliche Geiſtesleben ſeiner Zeit auf Friedrich II zurückführte, denn auch ihn hat die edle Poeſie, welche aus dem Leben jedes großen Mannes auf ſeine Zeitgenoſſen ſtrahlt, im Vaterhauſe erwärmt. Der große König hat den Götz von Berlichingen für ein abſcheuliches Stück erklärt, er hat doch ſelbſt daran recht fleißig mitgearbeitet, denn er war es, der dem Dichter den Muth gab, alte Reiteranekdoten zu einem bezaubernden Drama zuſammenzuweben. Und als Goethe, ſelbſt ein Greis, ſein letztes Drama ſchloß, da ſtieg ihm wieder die Geſtalt des alten Königs in ſein Gedicht hernieder, und ſein Fauſt verwandelte ſich ihm in den ruhelos ſchaffenden, rückſichtslos heiſchenden Herrn, der an der Weichſel durch das Sumpfland ſeine Kanäle zieht. — Und war es bei Leſſing anders, von den kleinen Poeten ganz zu ſchweigen? In Minna von Barnhelm ſendet der König einen entſcheidenden Brief auf die Scene, und im Nathan iſt der Gegenſatz zwiſchen Duldſamkeit und Fanatismus, zwiſchen Judenthum und Pfaffenweſen ein veredelter Abdruck der Stimmungen aus d'Argens' Judenbriefen.

Aber nicht nur das leicht bewegte Gemüth der Dichter wurde durch die Geſtalt des Königs aufgeregt, auch dem wiſſenſchaftlichen Leben der Deutſchen, der Philoſophie und den ſittlichen Forderungen, welche dieſelbe an den Mann machte, kam durch ihn eine Steigerung und Umwandlung.

Denn die Gewiſſensfreiheit, welche der König an die Spitze ſeiner Regierungsgrundſätze geſtellt hatte, löſte mit einem Schlage von dem Zwange, welchen die Landeskirche den Gelehrten bis dahin auferlegt hatte. Die tiefe Abneigung, welche der König gegen Pfaffenregiment und gegen jede Bevormundung der Geiſter hatte, wirkte in weiten Kreiſen. Auch die kühnſte Lehre, der entſchloſſenſte Angriff gegen Beſtehendes war jetzt erlaubt, mit gleicher Waffe wurde gekämpft, die Wiſſenſchaft bekam zuerſt ein Gefühl der Herrſchaft über die Seelen. Es war kein Zufall, daß Kant in Preußen heraufkam. Denn die ganze ſtrenge Gewalt ſeiner Lehre, die hohe Steigerung des Pflichtgefühls, ja auch die ſtille Entſagung, mit welcher ſich der Einzelne dem kategoriſchen Imperativ zu unterwerfen hat, ſie ſind nichts Anderes als das ideale Gegenbild der Pflichttreue, welche der König ſelbſt übte und von ſeinen Preußen forderte. Niemand hat es edler ausgeſprochen als der große Philoſoph ſelbſt, wie ſehr der Staat Friedrich's II die Grundlage ſeiner Lehre ſei.

Nicht zuletzt gewannen die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Große politiſche Thaten waren der Phantaſie und dem Herzen der Deutſchen ſo nahe gelegt, daß jeder Einzelne als Mitſpieler hereingezogen wurde; menſchliches Thun und Leiden war ſo verehrungswürdig erſchienen, daß der Sinn für das Bedeutende und für das Kennzeichnende auch dem deutſchen Geſchichtsforſcher in neuer Weiſe lebendig wurde, und die Fächer ſeiner Wiſſenſchaft in den Augen des geſammten Volkes eine höhere Bedeutung erhielten.

Nicht ſofort freilich erwarben die Deutſchen das ſichere Urtheil und die politiſche Bildung, welche jedem Hiſtoriker nöthig iſt, der das Leben ſeines Volkes darzuſtellen unternimmt; es war bedeutſam, daß der geſchichtliche Sinn der Deutſchen ſich abweichend von Engländern und Franzoſen auf einem Seitenpfade entwickelte, welcher doch der Weg zu den größten geiſtigen Eroberungen aller Zeiten werden ſollte.

Sehr auffallend iſt zunächſt der Gegenſatz gegen die erſte Hälfte des Jahrhunderts. Bis 1750 ſtanden die Wiſſenszweige, welche das Leben der Natur zu verſtehen ſuchen, im Vordergrund der öffentlichen Theilnahme, ihre Ergebniſſe waren ſchnell verbreitet und allen Culturvölkern gemeinſam. Jetzt erheben ſich neben, ja über ihnen in Deutſchland die Wiſſenſchaften, deren Mittelpunkt das Leben des Menſchen iſt, nicht wie es ſich in der politiſchen Geſchichte, ſondern wie es ſich in idealen Bildungen, in der Sprache, der Poeſie, der bildenden Kunſt äußert. Während man ſonſt das Geheimniß des Lebens vorzugsweiſe durch Betrachten der Stoffe, durch Meſſen, Scheiden und Wägen geſucht hatte, ſo wagte man jetzt demſelben Geheimen durch Unterſuchung aller Geſetze des geiſtigen Schaffens nachzugehen. Die Lebensbedingungen, welche ein Gedicht ſchön machen, die Schöpfungsvorgänge, unter denen Sprache und Poeſie aus dem erfindenden Geiſte herausſtrömen, die geheimnißvollen Grundgeſetze, durch welche den Werken der bildenden Kunſt in den verſchiedenen Zeiträumen ein ſo verſchiedenes Gepräge aufgedrückt wird, darnach wurde geſpürt.

Und dieſe neuen Blüthen des geiſtigen Lebens in Deutſchland, welche ſich ſeit dem Jahre 1750 entfalten, tragen bereits einen durchaus nationalen Charakter, ja ihr höchſter Gewinn iſt bis zur Gegenwart faſt den Deutſchen allein geblieben. Man begann zu erkennen, daß das Leben eines Volkes ſich wie das einer Perſönlichkeit nach gewiſſen Naturgeſetzen entwickelt, aufgehend und abſteigend, daß ſich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinſames, Nationales von Geſchlecht zu Geſchlecht durchzieht, jeden zugleich beſchränkend und belebend. Seit Winckelmann es unternahm, die zeitlichen Abſchnitte der bildenden Kunſt bei den Alten zu erkennen und feſtzuſtellen, wurde ein ähnlicher Fortſchritt auch auf anderen Gebieten der Wiſſenſchaft gewagt. Schon hatte Semler die geſchichtliche Entwicklung des Chriſtenthums innerhalb der älteſten Kirche zu erweiſen verſucht. Man begriff ebenſo den Zuſammenhang und eine innere Nothwendigkeit in der Fortbildung der Philoſophie, man erhielt überraſchende Einblicke in das Werden und Wandeln ſtiller Gedanken. Wo früher nur der Zufall oder ein dürftiger äußerer Zuſammenhang angenommen worden war, entfaltete ſich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte. Der alte Homer wurde geleugnet und die Entſtehung der epiſchen Gedichte in den Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens geſucht, welches faſt dreitauſend Jahre von uns abliegt. Der Begriff von Mythe und Sage, auffallende Beſonderheiten des Schaffens und Empfindens in der Jugendzeit der Völker wurden deutlich, bald ſollten Romulus und die Tarquinier, endlich ſogar die Urkunden der Bibel denſelben Geſetzen einer Wahrheit ſuchenden rückſichtsloſen Forſchung unterliegen.

Einzig aber war, daß dies tiefſinnige Forſchen ſo eng mit einem freien und kräftigen Erfinden verbunden blieb. Der den Laokoon und die Dramaturgie ſchrieb, war ſelbſt ein Dichter; und Goethe und Schiller, dieſelben Männer, denen der Born der Erfindung ſo voll und reich ſtrömte, blickten auch mit der geſpannten Aufmerkſamkeit ruhiger Gelehrten in ſeine Fluth, die Lebensgeſetze ihrer Dramen, Romane, Balladen unterſuchend.

Unterdeß entzückten ihre Dichtungen alle Beſten der Nation. Durch einen Gott war plötzlich das Schöne über die deutſche Erde ausgegoſſen. Mit einer Begeiſterung, welche oft wie Andacht ausſah, gab ſich der Deutſche den „Reizungen" ſeiner einheimiſchen Poeſie hin. Die Welt des ſchönen Scheins erhielt für ihn eine Bedeutung, welche ihn zuweilen gegen das verſtändige Leben, das ihn umgab, ungerecht machte. Faſt alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der ſich ſo oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erſchien, in dem goldenen Reiche der Poeſie und Kunſt; was wirklich um ihn war, das erſchien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgiltig.

Wie dadurch eine Ariſtokratie der Feinfühlenden großgezogen wurde, wie die großen Dichter ſelbſt mit ſtolzer Entſagung als Weltbürger aus heiterer Höhe auf die dämmerige deutſche Erde herabzuſehen bemüht waren, iſt oft dargeſtellt. Hier ſoll nur berichtet werden, wie die Zeit auf den beſcheidenen Mann wirkte und ſeine Anſchauungen und Anforderungen an das Leben umformte.

Wer in den erſten Jahren nach dem Tode Friedrich's des Großen die Straßen einer mäßigen Stadt betrat, die er im Jahr 1750 durchſchritten hatte, der mußte die größere Kraft ihrer Bewohner überall erkennen. Noch ſtehn die alten Mauern und Thore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menſchen und Laſtwagen zu enge ſind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu ſchließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben iſt mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kaſtanien halten jetzt die Städter ihren diätetiſchen Spaziergang, athmet das Kindervolk friſche Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer ſind verſchönert, neue fremde Blüthen glänzen zwiſchen den alten und umgeben den künſtlichen Stumpf einer Säule, oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Oelfarbe überzogen iſt; hier und da erhebt ſich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel, oder auch als Hütte von bemooſter Rinde zur Erinnerung an die unſchuldsvollen Urzuſtände des Menſchengeſchlechts, in denen die Gefühle ſo unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der modiſchen Umgangsformen ſo viel geringer war.

Aber das Triebwerk der Stadt hat ſich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landſtraße zur Stadt führt, ſtrecken die Vorſtädte ihre Häuſerreihen wieder weit in die Ebene hinaus. Viele neue Gebäude mit rothen Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obſtbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat ſich die Zahl der Häuſer vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, ſtehen ſie da, große Fenſter, helle Treppen, weite Räume umſchließend. Noch ſind die Zieraten ihrer Vorderſeite von Gips und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Abſtufungen ſind faſt das einzige Unterſcheidende und geben den Straßen ein buntes Ausſehen. Die Erbauer ſind meiſt Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen ſind, jetzt faſt überall die vermögenden Leute der Stadt.

Die Wunden, welche der ſiebenjährige Krieg dem Wohlſtande der Bürger geſchlagen, ſind geheilt. Nicht umſonſt hat die Polizei ſeit mehr als fünfzig Jahren ermahnt und befohlen, der Stadthaushalt iſt geordnet, die Anfänge der Armenpflege ſind ins Leben gerufen, Unterſtützungskaſſen, Armenärzte, unentgeltliche Arznei. In den größeren Städten geſchah ſchon viel für Unterſtützung der Hilfloſen, in Dresden war 1790 der jährliche Umſatz der Armenkaſſe 50,000 Thaler, auch in Berlin, wo ſchon Friedrich Wilhelm I für die Armen Manches gethan hatte, ſuchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, es wurde gerühmt, daß dort mehr geſchehe als irgendwo anders. Aber der menſchenfreundlichen Geſinnung, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volke entgegentrugen, fehlte noch ſehr die Einſicht, man kam noch nicht über das Almoſengeben hinaus, es wurde wenig Jahre ſpäter als beſondere patriotiſche That begrüßt, daß der Finanzminiſter von Struenſee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Theil ſeines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenloſigkeit geklagt, und daß die Zahl der Armen in großem Verhältniſſe ſteige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II die einzige Hauptſtadt der Welt geweſen ſei, in welcher jährlich mehr Menſchen geboren wurden als ſtarben, und daß ſich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Dresden, Leipzig ſah man keinen Bettler mehr, in preußiſchen Städten, mit Ausnahme Schleſiens und Weſtpreußens, überhaupt wenig; aber ſelbſt in den kleineren Orten Kurſachſens waren ſie noch eine Plage der Reiſenden, ſie lagen an Gaſthöfen und Poſthäuſern und lauerten auf die ankommenden Fremden.*)

---

*) von Liebenroth, Fragmente, S. 96.

Ein großer herzerfreuender Fortſchritt war aber durch die Anſtrengung der Regierung für beſſere Krankenpflege gemacht worden, die völkerverheerende Peſt und andere Seuchen waren — ſo durfte man annehmen — von den Grenzen Deutſchlands ausgeſperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Peſt furchtbar gehauſt, ja noch um 1770 war dort ein Sterben geweſen, das ganze Dörfer geleert hatte, unſere Heimat war nur wenig geſchädigt worden. Aber eine Krankheit verwüſtete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war ſie ein Leiden Europas, das Scheuſal, welches die blühende Jugend am widerwärtigſten heimſuchte, ihr den Tod, Verſtümmlung, Verunſtaltung brachte. Jedem wurde entſcheidend für das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen war. Viel herzbrechendes Unglück iſt geſchwunden, die Schönheit unſerer Frauen iſt häufiger und ſicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilfloſen iſt beträchtlich verringert, ſeit durch Jenner und ſeine Freunde 1799 zu London die erſte öffentliche Impfanſtalt angelegt wurde.

Ueberall beginnen in dieſer Zeit die Klagen über Mangel an Sparſamkeit und unmäßige Vergnügungsluſt der arbeitenden Bevölkerungstheile, Klagen, welche gewiß in vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlſtand vieler Einzelnen auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfniſſe vermehrt. Nur mit Vorſicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft ſchließen, häufiger iſt die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erſte unholde Zeichen eines Fortſchritts, den ſie ſelbſt machen. Im Ganzen ſcheint es damit nicht ſo arg geweſen zu ſein. Das Tabakrauchen freilich war allgemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II ſeinen Preußen die Packete durch ſeinen Stempel vertheuert hatte, der weiße Porzellankopf begann den Meerſchaum zu verdrängen. In Norddeutſchland war das Weißbier ein neumodiſches Getränk des Bürgers, ehrbare Meiſter tadelten kopfſchüttelnd, daß ihr Bier ſchlechter und daß der Verbrauch des Weins auch unter Bürgern übermäßig zunehme. In Sachſen war ſchon damals das maſſenhafte Kaffetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälſcht der Trank ſei, und doch ſei er die einzige warme Koſt der Armen. Allgemein iſt die Klage der Reiſenden, welche aus Süddeutſchland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachſen, Thüringen ſchmal und dürftig ſei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder beſonders zahlreich noch theuer. Immer noch waren Hinrichtungen eine große Angelegenheit, noch wurden die Bilder ſchwerer Verbrecher in Kupfer geſtochen und mit ihrem Lebenslauf, den erbaulichen Betrachtungen der Seelſorger und warnenden Gedichten eifrig gekauft. Ein Seehund, Elephant, das erſte Rhinoceros, ein Neger oder Albino, Kamtſchadale und Indianer, und was jetzt in unſeren Meßbuden nur geringe Beachtung findet, wurde mit Erfolg einzeln auf öffentlichem Platz aufgeſtellt, ebenfalls durch Bilderbogen und kleine Flugſchriften empfohlen. Und allerlei brotloſe Künſte, ein Mann, der mit abgerichteten Kanarienvögeln umherzog, ein anderer, der nur durch Handbewegungen ein Schattenſpiel an der Wand hervorzubringen wußte, dazwiſchen Bauchredner, Feuerfreſſer und andere fahrende Leute gaben den beſten Geſellſchaften der Stadt für längere Zeit Unterhaltung.

Die alten feſtlichen Aufzüge und Schauſtellungen der Städter ſelbſt waren überall verkümmert, ihnen war die Zeit der ſeidenen Strümpfe, des Reifrocks und Puders ſehr ungünſtig. Die Schaugefechte der Fechterbanden hatten aufgehört, die Schützenfeſte waren ſeit dem großen deutſchen Kriege eingeſchrumpft; nur einzelne Handwerke: die Fleiſcher, Fiſcher, Faßbinder, unternahmen zuweilen einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Feſtkleid mit altem Brauch und Handwerkszeichen, in ſeltenen Fällen mit einem alten Tanz. Obenan aber unter den ſtädtiſchen Beluſtigungen ſtand das Theater. Es war die Leidenſchaft des Bürgers, die Wander truppen wurden beſſer und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der ſtehenden Bühnen, noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Offiziere oder Studenten und junge Beamte, nicht ſelten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauderdramen mit Dolch, Gift, Kettengeraſſel entzückten den Anſpruchsloſen, die rührenden Familienſtücke mit ihren böſen Miniſtern und raſenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der ſchlechte Geſchmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darſteller ſetzten den Fremden in Erſtaunen. Der Einzug einer „Truppe“ in die Stadtmauern war ein Ereigniß von größter Wichtigkeit; aus den Berichten vieler tüchtiger Männer ſehen wir, wie wichtig die Eindrücke ſolcher Vorſtellungen für ihr Leben geworden ſind. Es wird uns ſchwer, die Begeiſterung zu begreifen, mit welcher die gebildete Jugend der Darſtellung folgte, und die Heftigkeit der Gefühle, welche in ihnen aufgeregt wurden. Die Stücke Iffland's: Verbrechen aus Ehrgeiz, der Spieler, lockten nicht nur Thränen und Schluchzen hervor, auch Schwüre und heiße Gelübde. Als einſt in Lauchſtädt nach dem Ende des „Spielers“ der Vorhang fiel, ſtürzte einer der wildeſten Studenten aus Halle auf einen andern Hallenſer zu, den er kaum kannte, und bat unter ſtrömenden Thränen ſeinen Schwur anzunehmen, daß er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht deſſen, der Schwur und Handſchlag empfing, hielt der Erregte auch Wort. Dergleichen war nichts Außerordentliches. Arme Studenten ſparten ſich's wochenlang ab, um einmal von Halle aus das Theater in Lauchſtädt zu beſuchen; ſie liefen dann in der Nacht zurück, die Vorleſungen des nächſten Morgens nicht zu verſäumen. Aber wie lebendig die Theilnahme der Deutſchen am Drama war, es wurde dennoch einer Geſellſchaft auch in größerer Stadt nicht leicht, ſich auf ſtehender Bühne zu erhalten. In Berlin wurde gerade damals das franzöſiſche Schauſpielhaus auf dem Gensdarmenmarkte in eine deutſche Bühne unter dem ſtolzen

Namen Nationaltheater verwandelt, aber das einzige Schauſpiel der Hauptſtadt war wenig beſucht, obgleich Fleck und die beiden Unzelmann darauf ſpielten. Deſto mehr gefüllt war freilich die italieniſche Oper. Aber ſie wurde auf königliche Koſten gegeben, jede Behörde hatte eigene Loge, noch ſaß der König mit ſeinem Hofſtaat nach alter Sitte im Parterre hinter dem Orcheſter, und durch den Winter waren nur ſechs Vorſtellungen, eine neue und eine alte Oper, jede dreimal. Da drängte ſich freilich die Zuſchauermenge herzu, die Pracht dieſer Hoffeſte zu genießen und im „Darius" den großen Zug mit Elephanten und Löwen anzuſtaunen. Auch aus Dreſden wird zu derſelben Zeit gemeldet, daß dort die Kindertheater in den Familien weit mehr in Aufnahme ſeien, als das große Theater. — Und in jenem Berlin, das ſchon damals für beſonders leichtlebig und genußſüchtig galt, war in demſelben Winter auf der großen Redoute, von welcher im Lande ſo viel die Rede war, eine einzige Charaktermaske, ſonſt nur mißvergnügte Dominos, das Ganze dem fremden Beobachter ſehr langweilig.*) — Das alles ſieht nicht nach übermäßiger Verſchwendung aus.

Auch das gewöhnliche geſellſchaftliche Vergnügen war genügſam, es war der Beſuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anſpruchsloſer Muſik und einigen bunten Lampen drängten ſich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannſchaft. In Leipzig und Wien hatte ſich dieſe Art der Unterhaltung etwa ſeit 1700 zuerſt ausgebildet; oft wurde die große Ergötzlichkeit des ſchattigen Kaffeetrinkens in Verſen und Proſa gefeiert, und von Unternehmungsluſtigen gerühmt, wie bequem ſolches Zuſammenſtrömen zur Einleitung zarter Verhältniſſe ſei. Und der Kaffeegarten blieb bezeichnend für die deutſche Geſelligkeit durch faſt 150 Jahre. Zwar ſaßen die Familien nach Tiſchen geſchieden, aber man ließ ſich ſehen und konnte beobachten; auch die liebe Kinderwelt wurde zu ſittſamer Haltung angeſtrengt, ſparſame Hausfrauen brachten wol auch in Düten Kaffe und Kuchen von Hauſe mit. — In dem Hauſe des gebildeten Bürgers war die Gaſtlichkeit zwar bequemer, die Bewirthung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte ſich noch Vieles von der ſtrengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren ſchärfer geſchieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Angeſehenen, oft auch der Handwerker nannten die Eltern Sie; die Dienſtboten wurden nur von ihrer Herrſchaft geduzt, von Fremden erhielten ſie die dritte Perſon des Singularis. Ebenſo gab das „Er" ein Meiſter dem Geſellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnaſiallehrer dem Schüler der oberen Klaſſen. Der Schüler aber redete ſeinen Herrn Director an vielen Orten mit „Ew. Hochedeln" an.

---

*) Nach handſchriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1790.

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutſche Haus und Stadt, ein beſcheidenes Stück ſeines Vaterlandes zu durchreiſen. Noch waren die Verkehrsmittel ſchlechter, als bei dem Aufſchwunge des Handels und der vermehrten Reiſeluſt erträglich war. Es gab erſt wenige und kurze Kunſtſtraßen; als die beſte Chauſſee Deutſchlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger; die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Oſten waren breite Lehmpfade. Wer irgend Anſprüche machte, reiſte mit Lohnkutſche oder Extrapoſt, denn die Wagen der ordinären Poſt waren auf den Hauptſtraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für Laſten als Perſonen berechnet, ſie hatten keine Seitenthüren, man mußte unter der Decke, oder über der Deichſel hineinkriechen. Im Hintergrunde des Wagens wurden die Packete bis an die Decke mit Stricken befeſtigt, Packete lagen auch unter den Sitzbänken, Heringstönnchen, geräucherter

Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Paſſagiere, welche eine fortdauernde Beſchäftigung darin fanden, die anſpruchsvollen Begleiter zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausſtrecken konnte, hingen verzweifelte Paſſagiere wol gar die Beine zur Seite des Wagens heraus. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt, von Cleve nach Berlin fuhr man elf Tage und elf Nächte in tötlicher Langeweile, zerſtoßen und verlahmt. Beſſer gelang die Reiſe auf den großen Strömen. Zwar die Donau ſtromab fuhr noch das alterthümliche Breterſchiff, ohne Maſt und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den ſinnigen Freund der Natur ſchon die regelmäßige Fahrt der Rheinſchiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, ſie hatten Maſt und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushilfe; ſie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, ſo daß man förmlich darauf ſpazieren konnte, und Kajüten mit Fenſtern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand ſich bereits eine wechſelnde, oft anmuthige Reiſegeſellſchaft zuſammen. Und die ſolche Schiffe benutzten, waren nicht die Geſchäftsreiſenden allein. Denn einer der merkwürdigſten Fortſchritte war von den Deutſchen ſeit 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine ſehr große Ausbildung erhalten. Den architektoniſchen Gärten der Italiener und Franzoſen war der engliſche Landſchaftsgarten, den alten Robinſonaden die Schilderung liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer fremdartigen Landſchaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutſchen die Wanderluſt in die blaue Ferne. Aber ſie war ſeit kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idylliſche Leben bei Butter und Honig, Bergausſicht, Waldesduft, Wieſenblumen, Ruinen wird mit höherem Bewußtſein den „Gemeinplätzen des Vergnügens“: Spiel, Oper, Komödie, Ball gegenübergeſtellt. Schon hat die Sprache ſehr reichen Ausdruck in Schilderung der Naturſchönheiten, der Bergformen, Waſſerfälle u. ſ. w., ſchon ziehen müßige Reiſende nicht nur durch die Alpen, auch auf die Apenninen und den Aetna, aber Tirol iſt noch kaum entdeckt.

Noch wurde der Gebildete einer Landſchaft leicht an ſeinen mundartlichen Eigenheiten erkannt, auch im mittlern Deutſchland; denn die Sprache der Familien, alle innigſten Laute menſchlicher Empfindung waren faſt überall mit provinziellen Beſonderheiten erfüllt. Und neumodiſch und affectirt wurde genannt, wer ſeine Zunge nach den Buchſtaben der Schriftſprache gewöhnte. Ja im Norden wie im Süden galt es für vaterländiſch und tapfer, die heimiſche Sprechweiſe gegen das Eindringen fremder Klänge zu wahren; es kam vor, daß junge Damen aus den beſten Häuſern einen Bund ſchloſſen, um die ſprachliche Eigenart ihrer Stadt gegen die dreiſten Eingriffe fremder Männer, welche zugezogen waren, zu vertheidigen.*) Nur den Kurſachſen wurde nachgerühmt, daß ſie bis in die unterſten Schichten ein reines, verſtändliches Schriftdeutſch ſprächen; ein Lob, das bei der dreihundertjährigen Herrſchaft der meißniſchen Mundart in der Schriftſprache allerdings einige Berechtigung hatte, aber für uns auch deshalb merkwürdig iſt, weil es ahnen läßt, wie die Andern ſprachen. Doch wurde ſchon damals in den größeren Städten bemerkt, daß die altheimiſche Mundart ſchnell abnehme, und daß ein ſtarkes Eindringen der Fremden die Urſache ſei.

Lebhaft und tief wurde das Geſchlecht jener Tage durch die Neuigkeiten des Tages angeregt. In den achtziger Jahren zogen in eine größere Stadt des innern Deutſchlands allerdings jeden Tag Neuigkeiten aus der Fremde; denn das Poſthorn blies bereits täglich durch die Straßen, aber nicht jeden Tag durch daſſelbe Thor. Indeß erhielt man doch ſeine Poſt heut von München, morgen von Dresden, den nächſten Tag vielleicht von Hamburg. Auch hatte faſt jede größere Stadt ihre Zeitung, aber ſelbſt dieſe kleinen Blätter wurden meiſtens nur dreimal wöchentlich ausgegeben, und die Anzeigeblätter, welche ſeit etwa ſechzig Jahren eingerichtet waren, an vielen Orten nur wöchentlich einmal. Und dieſe regelmäßigen Boten aus der Welt deckten im Ganzen das Bedürfniß ausreichend. Zwar wurde viel über die ſchlechten Straßen und die langſamen Poſten des Reiches geklagt, aber Waarenverkehr und Geſchäfte, Credit und Kundſchaft waren darauf eingerichtet; die Abonnenten der meiſten Blätter ſcheinen nicht ſo zahlreich geweſen zu ſein, daß dieſe einen weſentlichen Ertrag gewährten; die Zahl der Männer, welche politiſche Nachrichten aus andern Gegenden Deutſchlands und aus fremden Ländern mit dauerndem Antheil laſen, war verhältnißmäßig gering. Und Wohlhabende ſuchten immer noch aus der Hauptſtadt geſchriebene Zeitungen zu erhalten, deren Abfaſſung bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ein Erwerbszweig war, der jetzt etwa in den lithographirten Correſpondenzen, den Geſchäftsmittheilungen einiger großen Handelshäuſer und hier und da in Diplomatenbriefen fortdauernd oder neu eingerichtet wird.

---

*) Neue Preußiſche Provinzialblätter VIII, 3. 1849. S. 175.

Dagegen war nach andern Richtungen der unverwüſtliche Trieb der Seele, neue Nahrung einzunehmen, lebhafter angeregt als jetzt. Die Neuigkeiten der Stadt ſelbſt und des Privatlebens darin beſchäftigten große und kleine Leute immer noch ſo ernſthaft, ja leidenſchaftlich, daß es uns gar nicht leicht wird, dieſe thätige Aufnahme zu begreifen. Der Klatſch war unaufhörlich, erbittert und bösartig. Jedermann wurde durch ſolch Perſönliches in Mitleidenſchaft gezogen; was man mit angenehmem Schauder vom lieben Nächſten hörte, trug man eifrig weiter. Und es war Freundespflicht, dergleichen den Angegriffenen ſelbſt mitzutheilen. Wie ſchwer immer noch üble Nachrede überwunden wurde, erkennen wir aus zahlreichen biographiſchen Aufzeichnungen jener Zeit. Außer den mündlichen

Angriffen wurden auch geſchriebene, oft in Verſen, herumgetragen, zuweilen gedruckt; ſie waren natürlich anonym, aber da die ganze Stadt den Verfaſſer ſuchte, gelang es ihm doch ſelten, unbekannt zu bleiben. Mehr als einmal wurde die Obrigkeit gegen dergleichen Pamphlete zu Hilfe gerufen, und Verordnungen des Rathes waren nicht ungewöhnlich, in denen die Verfaſſer und Verbreiter von „Libellen“ kräftig bedräut wurden. Denn ein geſtrenger Rath und hohe Obrigkeit waren ſelbſt darin äußerſt empfindlich, auch die Höchſtgeſtellten hatten viel von geheimer Schriftſtellerei zu leiden. Dieſe nimmt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts — namentlich in Preußen — breiten Raum ein, und während die Klatſchſchriften auf größere Herrſcher als Bücher, häufig in Romanform, ausgegeben werden, halten ſich die Angriffe auf kleinere Gebieter in dem beſcheidenern Format der Flugſchriften. Mehr als einmal gaben ſolche anonyme Anfälle Veranlaſſung zu ernſthaften Händeln innerhalb einer Stadtgemeinde, ja kaiſerliche Bevollmächtigte wurden abgeſandt, um die Verbreiter der „unwahrhaftigen, injuriöſen, ehrabſchneideriſchen“ Pasquille zu ermitteln und zu ſtrafen.

Aber auch wo ein öffentliches Urtheil über einen Mitbürger oder eine Behörde unbefangene Würdigung erſtrebt, iſt ſichtbar, wie ſchwer dem Schreiber die innere Freiheit und Unparteilichkeit wird, die altgewohnte Höflichkeit und die Vorſicht des Verfaſſers wird nicht ſelten unangenehm vermindert durch eine hypochondriſche, kleinliche, vielleicht boshafte Auffaſſung des lieben Nächſten. Denn man war zwar immer noch furchtſam und rückſichtsvoll auch im Verkehr, ängſtlich bedacht, Jedem ſeinen gebührenden Antheil von Artigkeit zu ertheilen, aber man war ebenſo reizbar, höchſt empfindlich, und beſaß meiſt nicht den ſicheren Maßſtab für den Werth eines Mannes, welchen feſte Selbſtachtung verleiht.

Neben dem neuen Bildungsſtoff, der die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts beſchäftigte, blieb die Naturwiſſenſchaft immer noch volksthümlich. Sie hatte ſeit hundert Jahren in großartiger Thätigkeit auf die Bildung des Volkes gewirkt, ſie hatte den Kampf gegen den Aberglauben und gegen Autoritätsglauben begonnen, hatte die Völker richtiger ſehen und beobachten gelehrt, ſie zumeiſt hatte auch dem Laien die Wißbegierde aufgeregt; nicht wenige kleine Zeitſchriften waren bemüht, neue Entdeckungen auch in weitere Kreiſe zu tragen, Sammlungen von Naturgegenſtänden wurden häufig angelegt. Die Alchemie hatte ihre Gläubigen verloren, und die Adepten von Fach waren im Ausſterben; aber in den Retorten und Schmelztiegeln wurden auch von Privatleuten häufig zur Freude ihres Kreiſes chemiſche Proceſſe dargeſtellt, das carteſianiſche Teufelchen, der Heronsbrunnen, die Laterna magica und andere phyſikaliſche Schauſtücke waren in gebildeten Familien heimiſch und wurden immer wieder bewundert und erklärt.

Keine Entdeckung aber, welche man der Wiſſenſchaft verdankte, hatte ſeit Menſchengedenken das Volk ſo aufgeregt, als die Erfindung des Luftballons. Im Jahre 1782 hatte Cavallo die erſten Papierballons ſteigen laſſen, im Jahr 1783 erhoben ſich die erſten Montgolfieren und Charlieren in die Luft. Schon im Januar 1785 flog der kecke Franzoſe Blanchard über den Kanal, zwei Jahre darauf erfand derſelbe den Fallſchirm, durch welchen der Menſch, wie man annahm, aus der größten Höhe gefahrlos auf die Erde herabgleiten konnte. Die kühnſten Träume der Phantaſie waren plötzlich durch die Wirklichkeit übertroffen. Auf der deutſchen Erde kroch die Schneckenpoſt im Tage etwa vier bis fünf Meilen durch die Schlagbäume und Grenzzeichen zahlloſer Ländchen, jetzt flog der Wagende in geflochtener Gondel höher als der Adler über Wolken, Meer und Berge. Man erwartete von der neuen Erfindung die größte Ausbeute für die Wiſſenſchaft, die ſtärkſte Umwälzung in dem Verkehrsleben der Erde. Das Poetiſche der Idee, das Erſtaunliche des

Anblicks, der edle Stolz wiſſenſchaftlicher Entdeckung hoben die Seelen nicht nur der Gebildeten; das ganze Volk nahm faſt leidenſchaftlichen Antheil an dem neuen Funde des Menſchengeſchlechts. In die Seelen Unzähliger kam es wie das Ahnen einer Befreiung von hundert beengenden Schranken der Erde, wie das Vorgefühl einer völligen Umwandlung des menſchlichen Lebens. Es war ein Sehnen, das unmittelbar darauf durch ganz andere Kämpfe, Unterſuchungen und Erfindungen zur Wahrheit werden ſollte. Damals aber wurde der unternehmende Mann, welcher ſich mit Erfolg dem Wagniß der neuen Entdeckung ausſetzte, wie ein Held und Reformator angeſtaunt. Und der größte Dichter der Deutſchen legte noch in ſpäteren Jahren Zeugniß ab von der ſtillen Bewegung jener Jahre. Er ſagt: „Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entſtand, welcher Antheil die Luftſchiffer begleitete, welche Sehnſucht in ſo viel tauſend Gemüthern hervordrang, an ſolchen längſt vorausgeſetzten, vorausgeſagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie friſch und umſtändlich jeder einzelne glückliche Verſuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern ſolcher Verſuche genommen. Dies iſt unmöglich ſelbſt in der Erinnerung wiederherzuſtellen, ſo wenig als wie lebhaft man ſich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchſt bedeutenden Krieg intereſſirte.“ So ſprach Goethe noch lange Jahre nachher*) in lebhafter Erinnerung an die großen Eindrücke, welche die neue Erfindung ihm ſelbſt in ſeiner kräftigen Jugendzeit gemacht.

Es iſt deshalb nicht nur unterhaltend, auch lehrreich zu ſehen, wie eine ſolche Luftfahrt aus dem engen Geſichtskreis einer deutſchen Reichsſtadt aufgefaßt wurde. Ueber die Auffahrt des glücklichen Abenteurers Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 iſt uns eine hübſche Flugſchrift erhalten.*) Aus ihr wird hier die Hauptſache mit den Worten des aufmerkſamen Beobachters mitgetheilt.

---

*) Zuerſt 1836 im I. Band (S. 475) der Quartausgabe gedruckt. — Am Ende des Jahres 1783 ſchreibt Goethe an Lavater: „Ergötzen dich nicht auch die Luftſahrer? Ich mag den Menſchen gar zu gerne ſo etwas gönnen, beiden den Erfindern und deu Zuſchauern“; und am 27. Auguſt

„Herr Blanchard reiſte nach ſeiner zu Straßburg vollzogenen ſechsundzwanzigſten Luftreiſe durch Nürnberg nach Leipzig, um ſeine ſiebenundzwanzigſte Luftauffahrt alldort zu unternehmen. Viele vornehme Einwohner Nürnbergs ſchlugen ihm vor, nach ſeiner Auffahrt zu Leipzig zurückzukommen, um die achtundzwanzigſte Luftreiſe in Nürnberg zu vollziehen; er verſprach's, und während ſeinem Aufenthalt zu Leipzig wurde eine Subſcription eröffnet. Es wurde der Preis der Plätze à vier, zwei und einen Laubthaler angeſetzt und endlich der 5. November zur Auffahrt beſtimmt. Herr Blanchard kam den 15. October von Leipzig in Nürnberg an, auch traf ſein mit allen Füll- und Luftfahrt-Geräthſchaften beladener und für dieſelben beſonders zugerichteter Wagen ein, welcher auf der Stadtheuwage gewogen und 43 Centner ſchwer befunden wurde.

Von alle den boshaften Erdichtungen und ſchändlichen Verläumdungen, welche wider Herrn Blanchard ausgeſtreut

---

1784 ſchickt Goethe aus Braunſchweig an Frau von Stein Pariſer Zeitungen, worin die Luftreiſe von Blanchard beſchrieben war.

*) Ausführliche Beſchreibung der achtundzwanzigſten Luftreiſe, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet. Verfaßt und verlegt von Johann Mayer, Schriftſtecher und Kupferdrucker in Regensburg 1787. 4. Auf dem Titel befindet ſich Blanchard's Silhouette von Lorbeer und Roſen umgeben, mit der Unterſchrift: Le plus célèbre Aéronaute. Die vier Kupfertafeln ſtellen dar: die Auffahrt ſelbſt mit der ſtaunenden Volksmenge, die triumphirende Rückfahrt des Ballons auf einem Wagen, die Maſchinen zur Füllung und den Fallſchirm, endlich ſogar den Grundriß des Platzes, von welchem die Luftfahrt ausging.

wurden, will ich nichts ſagen. Ohne mich weder an das übertriebene Lob, noch den niedern Tadel zu kehren, womit Herr Blanchard auf allen Seiten umringt war, nahm ich, von einigen meiner Freunde aufgemuntert, mir vor, eine ausführliche Geſchichte und getreue Zeichnungen von allen Begebenheiten der achtundzwanzigſten Aeroſtatiſchen Reiſe herauszugeben.

Auf dem Neuen-Bau wurde eine Hütte von Brettern errichtet, worin während drei Wochen, nämlich bis zum 11. November, der mit atmoſphäriſcher Luft aufgeblaſene Ballon und alle andern zur Luftſchifferey gehörigen Inſtrumente für 12 und 24 Kreuzer zu ſehen waren.

Auch wurde auf dem ſogenannten Judenbühl außerhalb der Schanzen zwiſchen dem Lauffer und Veſtner Thore ein zur Auffahrt bequemer Plaz auserſehen, auf demſelben eine etwa 36 Fuß hohe und auf jeder Seite ins Viereck 40 Fuß breite Hütte ohne Dach, oder ein Verſchlag errichtet, und um dieſelbe ein ziemlicher Raum für die Subſcribenten einzufangen angeordnet. Zu Anfang des November wurden die Pläze für die Subſcribenten erweitert, die Preiſe erniedrigt, und die Auffahrt ſelbſt auf den 12. November feſtgeſezt. Nun bezahlte man auf dem erſten Plaz zwei, auf dem zweiten einen Laubthaler, auf dem dritten einen Gulden und auf dem vierten vierundzwanzig Kreuzer.

Es ergingen von Seiten der hohen Obrigkeit zur Sicherheit der Stadt und der Fremden vortreffliche Verordnungen, ſowie auch von Seiten der Entrepreneurs für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums alle nur erſinnliche Sorgfalt getragen ward. Dennoch gab es boshafte Menſchen, welche ausſtreuten, daß die Auffahrt ſpäter oder wohl gar nicht für ſich gehen würde; daß die Lebensmittel in unerhörten Preiſen wären; ja, was noch mehr iſt, daß des Herrn Marggrafen von Anſpach-Bayreuth Durchlaucht die Anſtalten am Tage der Auffahrt durch's Militär würde ruiniren laſſen; alles dies geſchah blos um die Fremden abzuhalten, die Stadt um den davon zu ziehenden Nuzen und Ruhm wegen ihrer löblichen Anſtalten zu bringen und Herrn Blanchard und ſeine Freunde furchtſam und lächerlich zu machen. Die Cabale gelang nicht; und ich kann verſichern, daß nicht nur der ohnehin beſtimmte Preis der Victualien gar nicht erhöhet, ſondern die täglich zur Stadt gebrachten im Ueberfluß, und wohlfeiler als ſonſt zu haben waren. Zur Sicherheit und zum Vergnügen der Fremden wurden von ſehr vielen Einwohnern neue Laternen an die Häuſer angemacht, Pechpfannen ausgehängt, der ſo bekannte Kriſtkindels-Markt aufgeſchlagen, und auch bei Nacht erleuchtet; die Wachen wurden verdoppelt, und von der Stadt beſoldete Perſonen auf verſchiedene Pläze beordert. Kurz zu ſagen: ein hoher Magiſtrat und löbliche Bürgerſchaft rechtfertigten durch vortreffliche Policey-Anſtalten zum Vergnügen der Fremden, gute Bewirthung und höfliches Betragen gegen jedermann, die ſowohl von In- als Ausländern von denſelben gehegte Meinung vollkommen.

Endlich kam der 12. November heran, es war ein feſtlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beſchloſſen, keine Rathsſeſſion zu halten, welches ſich niemand zu erinnern weiß. Die mehrſten Gewölber und Läden wurden nur früh oder gar nicht eröffnet. Bey den drei Kirchen zu St. St. St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden ſtarke Wachen poſtirt, die beſtändig mit Patrouilliren abwechſelten, und drei Thore blieben ganz verſchloſſen.

Schon um Thoraufſchluß begaben ſich eine Menge Menſchen auf den Ort des Schauſpieles, auf welchem in gewiſſer Entfernung viele Hütten und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und Speiſen zu haben waren; in einigen derſelben befanden ſich auch Muſikanten, und alles ſchien eine große Feyerlichkeit anzukündigen.

Als gegen neun Uhr durch drei Böller das Zeichen zum

Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden ſich ſchon viele tauſend Menſchen auf dem Judenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz-Poſten und durch jenen beim Schmauſen-Garten ein ſolcher Strom von Fußgängern, reutenden und fahrenden Perſonen auf den Plaz zu, daß derſelbe bis zum lezten Signal ein unabſehbares Feld von Menſchen vorſtellte.

Die Reutenden und Kutſchen wurden durch reutende Dragoner an weit entfernte, für dieſelben beſtimmte Pläze angewieſen. Um zehn Uhr geſchah das zweite Signal mit zwei Böllern, gegen elf Uhr aber das dritte, zum Zeichen, daß der Ballon gefüllt ſey, mit einem Böllerſchuß. Auſſer dieſem, auf dem Plaze ſich befindlichen Volke, welches ſicher 50 bis 60,000 Seelen betrug, befand ſich noch ein Menge von vielen tauſenden in und auf der Veſtung, Paſteyen, Mauern und den darüberragenden Häuſern, Thürmen, Schanzen, Gartenhäuſern, ja ſogar auf den an den Gartenmauern errichteten Bühnen u. ſ. w., und dennoch herrſchte unter dieſem unzählbaren Menſchenhaufen eine bewundernswürdige Ordnung und Stille; kein Menſch drängte den andern, denn noch ſo viel Perſonen hätten auf dieſem herrlichen Plaze Raum genug gehabt.

Die Witterung war erwünſcht, die Luft bewegte ſich kaum zum Bemerken ſüdweſtlich. Der Himmel war gegen Morgen und Mittag faſt gar nicht, gegen Abend etwas mehr, gegen Mitternacht aber ziemlich bewölkt.

Herr Blanchard war bey dem Füllen des Ballons ſo thätig, und eilte um nachzuſehen mit einer ſolchen Munterkeit umher, als ob er bey der vergnügteſten Geſellſchaft im Tanz begriffen wäre. Man ſagt, er wäre Morgens ein Uhr ſchon auf den Plaz hinaufgegangen, um zu viſitiren, herzurichten, die Maſſen Spiauteros*) abzuwägen u. ſ. w., und alles in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß er auf's erſte Signal zum Füllen in völliger Bereitſchaft dazu ſeyn könnte, welches er auch pünktlich beobachtete, ſo daß alle zuſehenden Subſcribenten ſogleich für ſeine gute Sache eingenommen wurden. Er ſtieg mit aller Gegenwart des Geiſtes, welche ihn nie zu verlaſſen ſcheint, getroſt nach höhern Regionen auf.

---

*) Zink.

Man ſagt, er habe, wie er vor jeder Auffahrt zu thun pflege, den Tag vorher communicirt.

Bis Herr Blanchard ſich zur Abreiſe fertig machte und ſeine Gondel beſtieg, warteten aller Augen auf das Aufſteigen des ſchon ſeit einer halben Stunde etwas über den Verſchlag herausſtehenden Ballons. Nun bewegte ſich die große Maſchine um elf Uhr ſechsundzwanzig Minuten aufwärts und zugleich geſchahen zum Zeichen der Abfahrt vier Böllerſchüſſe, ſchnell auf einander, worein ſich Trompeten- und Paukenſchall miſchte.

Majeſtätiſch und ſanftſchnell war des Aeronauten Emporſchweben über den Verſchlag heraus; er winkte das an ſeine Gondel befeſtigte Seil loszulaſſen, und erlitt dabey nicht die geringſte Erſchütterung. Mit bangem Entzücken und frohem Staunen über dies herrliche Schauſpiel, war eine ſolche feyerliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geſchöpfe auf dem großen Plaze ſich befunden hätte. So wie bei der ſchönſten Witterung der Rauch als eine Säule emporſteigt, ſo gerade ſtieg auch die von des Tages Helle erleuchtete und durchſichtig ſcheinende Kugel mit dem nach ſich ziehenden Luftſchiffer auf. Von der Höhe eines Thurmes warf er Papiere auf die Zuſchauer herab.

Als Herr Blanchard im Aufſteigen ein Sandſäckchen ausleerte, um höher zu ſteigen, bemerkten einige Perſonen mit mir, daß er öfters die Seile des Netzes auf eine Seite zu anzog, welches uns auf die Gedanken brachte, ob er nicht etwa dadurch dem Ballon eine Richtung geben könnte, dieweil ſein Ballon vom Aufſteigen an bis zum Niederlaſſen den Weg eines umgekehrten Fragezeichens ¿ machte. Vielleicht iſt's aber eine bloße Muthmaßung, und ſeine Wendung dem höhern uns vielleicht entgegengeſetzten Luftzuge zuzuſchreiben.

Gleich darauf ſalutirte er mit zwo Fahnen die ihm Nachſehenden und die Stadt; worauf ein allgemeines lauttönendes Vivatrufen und Händeklatſchen entſtund. Herr Blanchard ſtieg noch immer gerade in die Höhe, wandte ſich etwas ſüdweſtwärts gegen die Veſtung, als ob er über die Stadt wegfliegen wollte, drehte ſich aber immer mehr nach Weſten, und endlich weſtnordwärts nach dem Dorfe Thon zu, ſo eine halbe Stunde vom Orte der Auffahrt entfernt iſt. Hier war er etwa zwölf Minuten in der Luft und ſchien nur ſo groß als eine mittelmäßige Schießſcheibe zu ſeyn; auch hatte er nun die größte Höhe erreicht und ſtund nach der Nürnberger Poſtzeitung 800 Klafter oder 4800 Fuß über der Meeresfläche.

Von dieſer gewaltigen Höhe ließ der muthige Luftſegler den Fallſchirm mit dem Hündchen herab, welcher ſo langſam herniederſank, daß darüber über fünf Minuten verfloſſen, bis das aëronautiſche Thierchen bei Thon an der Erlanger Straße auf ein Samenfeld wohlbehalten zur Erde kam.

Als Herr Blanchard ſo gerade aufſtieg, bewegte ſich kein Menſch von der Stelle; ſobald er ſich aber ſeitwärts wandte, bewegte ſich die ganze Maſſe von Menſchen als ein Ameiſenhaufen, erſt langſam nach der Seite ſeiner Richtung zu, und in ein paar Minuten hernach lief alles was lauffen konnte. Es ging zu Pferde und zu Fuß über Hecken und Gräben, über Felder und Wieſen, wie man's anſah. Nichts war den Fußgängern, inſonderheit dem Weibsvolk hinderlicher als Krautfelder und die ſich noch befindlichen hohen ſtarken Tobak-Stengel, es gab ein beſtändiges Gelächter, weil alles im Lauffen über ſich ſah, und folglich viele drollige Fälle, Stöße und Wendungen ſich ereigneten; denn es ſah juſt aus, als ob die Einwohner einer volkreichen Stadt vor einem großen Unglück flöhen, und wer einmal im Strom war, der muſte entweder mit fortlauffen oder ſich derb zerſtoßen laſſen.

Während dieſer lächerlichen Jagd dem Dorfe Thon zu ereignete ſich's, daß ein Haas aufgejagt wurde, und ungeachtet aller ſeiner Eilfertigkeit und liſtigen Wendungen, gelang es ihm doch nicht das Freye zu erreichen, der Jäger waren zu viel, das arme Thier wurde erhaſcht, und da ein jeder an dieſer merkwürdigen Luftfahrtshaaſenjagd Antheil haben wollte, in einer Minute in hundert Stücke zerriſſen. Der eine hatte ein Ohr, der andere einen halben Lauf, der dritte in ſeinen blutigen Händen ein paar Haare.

Herr Blanchard flog unterdeſſen immer nach der nördlichen Gegend zur linken Seite der Erlanger Chauſſee weg, und ſchien eine Viertelſtunde lang als an die Wolken geheftet, nur mit dem Unterſchiede, daß ſein Ballon immer kleiner und zulezt ſo klein als ein Zwirnknäulchen wurde. Doch blieb er beſtändig ſichtbar. Um zwölf Uhr zwölf Minuten bemerkte man, daß er ziemlich ſchnell herabſank, wie er denn auch ein Viertel auf ein Uhr, an dem Wege beym Boxdorfer Wäldchen nach Braunsbach zu, eine gute Meile von dem Ort der Auffahrt ſich glücklich niederließ, und durch zween Studenten zu Pferde und einige herbeygeeilte Boxdorfer Bauern beym Seil ergriffen wurde.

Da der zur Erde niedergeſunkene Aeronaute nicht deutſch, und die ihn zuerſt ergriffen, nicht franzöſiſch verſtunden, ſo gab es eine artige Scene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, ſie ſollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, ſie ſollten das Seil auslaſſen, und waren juſt auf dem Punkt ſolches zu thun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedeuteten, ſie müſten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, ſonſt flöge das Ding wieder in die Höhe. In der That erſtaunten ſie über die Maßen, daß ſie anſtatt zu tragen, wie ſie glaubten, unter ſich drücken muſten. „Da dieſer Herr," ſagten ſie, „auf unſerm Grund und Boden vom Himmel kam, ſo laſſen wir uns auch das Recht nicht nehmen, ihn, wo er hergekommen iſt, hinzubringen,“ und erhuben ein Freuden-Geſchrey, worein die immer mehr herbeygekommenen Reuter und Fußgänger treulich mit einſtimmten. Die Gondel wurde dergeſtalt umringt und begleitet, daß Herr Blanchard kaum herausſehen konnte.

Herr Blanchard wurde ſtehend in ſeiner Gondel mit dem über ihm ſchwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Theil Luft herausgelaſſen war, die Geſtalt einer Birn hatte, nach der Stadt gezogen. Sogleich kamen auch Se. Hochfürſtliche Durchlaucht von Anſpach-Bayreuth herbeygeſprengt, und Herr Blanchard hatte das Glück Höchſtdieſelbe zu ſprechen und ſich Ihres vollkommenen Beyfalls und zugeſagten Douceurs zu erfreuen. Die Gondel wurde nun niedergezogen, und der Luftſegler von dem ſich immer mehr verſammelten Volk, das ein beſtändiges Jubelgeſchrey anſtimmte, und unter herbeygekommener Muſik bis an den Ort des Auffteigens getragen. Herr Blanchard ließ ſich um drei Uhr nach einigen geſpielten Tänzen und Märſchen bei vierzig Fuß in die Höhe, und ſank wieder in den Verſchlag, woraus er aufſtieg, hinab, welches den noch zu tauſenden verſammelten Zuſchauern ein ungemein herrliches Schauſpiel war.

Als Herr Blanchard bald darauf zur Stadt in ſein Logis fuhr (es ſoll die Chaiſe einer Frau von N. geweſen ſein, denn ſeine mit vier Pferden beſpannte engliſche Chaiſe fuhr hinter ihm her), ſpannte das vom Freuden-Taumel frohlockende Volk die Pferde aus, und zog nach engliſcher Sitte den kühnen Aeronauten im Triumph daher durch die ganze Länge der Stadt bis zum rothen Roß.

Herr Blanchard ſaß vorne und trug die Uniform ſeiner Gondel, nemlich blau und weiß mit dergleichen Federbuſch auf dem Hut. Zwey herrlich gekleidete Frauenzimmer ſtunden hinter ihm in der Chaiſe, ſie trugen die Livrée ſeines Ballons, roth und blaßgelb, und hinten auf ſtund anfangs Herr Blanchard's Bedienter, und ſalutirte mit den zwo Fahnen gegen alle vornehmen Gebäude, worinn eine erſtaunliche Anzahl Adelicher und anderer diſtinguirter Perſonen dem Zuge zuſahen und ein unaufhörliches Vive Blanchard! Vivat etc. und Händeklatſchen hören ließen. Aus vielen Häuſern ertönten Muſiken aller Arten.

Gegen vier Uhr kam endlich Herr Blanchard im rothen Roß an, aus deſſen Erker ihm Trompeten und Pauken entgegenſchallten. Die Straße war von Menſchen angepfropft; Herr Blanchard erſchien am Fenſter und dankte mit dreimaligem Compliment dem Volke ſeine Erkänntlichkeit zu, welches das Volk mit lauttönenden Vivatrufen beantwortete.

Man ſagt, Herr Blanchard habe, als er auf den Saler kam, von zween Bürgern, welche mit einem Glas Wein ſein Vivat tranken, und ihm auch ein Glas zu trinken präſentirten, daſſelbe ausgetrunken, und gerührt über den lauten Jubel und Beyfall und die ihm angethanen Ehrenbezeugungen, Thränen der Freude und des Dankes vergoſſen.

Um fünf Uhr wurden unter Direction des Herrn Schopf im Schauſpielhauſe zwei Luſtſpiele, und nach dieſen ein von Herrn Rolland, auf die Feyer der Blanchardiſchen Luſtreiſe, verfertigtes Ballet, betittelt: „Das Feſt der Winde“ gegeben, wobey das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauſpiel gieng's zur Tafel und Mascarade wieder ins rothe Roß, welche ſich früh den 13. endigte.

Auf dieſe Weiſe wurde der für Einheimiſche als Fremde ſo frohe und merkwürdige Tag beſchloſſen, ohne daß nur einem Menſchen bey dem außerordentlichen Zuſammenfluß von Leuten, ein Unglück begegnet wäre.“

Soweit der Wortlaut des Berichts. Die Feſtfeier aber dauerte über den 12. November hinaus. Noch am Abend des Tages wurde angezeigt, daß Herr Blanchard, gerührt vom

Beifall des Publikums, zur Bezeigung ſeiner Dankbarkeit und mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß morgen ein neues aëroſtatiſches Experiment machen werde, Preis des Platzes 36 Kreuzer. An dieſem Tage ließ Herr Blanchard einen kleineren Ballon wieder unter Böller- und Trompetenſchall ſteigen, im Korbe befand ſich ein kleiner „Seidenpudel" mit zwei Briefen. Im erſten ſtand: „Dieſer Ballon gehört Herrn Blanchard; man bittet den Finder, denſelben nach Nürnberg ins rothe Roß wieder zu bringen"; im zweiten Briefe: „Dieſer Hund gehört der Frau Obriſtin, Freifrau von Redwitz, abzugeben gegen guten Recompens zu Nürnberg im rothen Roß." Der Ballon machte in fünfundvierzig Minuten eine Reiſe von vierzehn Stunden und ſank, wie ein erſtaunter Bericht aus Creußen meldete, in der Nähe des Ortes als Etwas, das nicht Wolke, nicht Drache, nicht Vogel, erſt klein und ſchwarz, dann groß und röthlich war, ſchnell aus den Wolken herab. Auch der Bologneſer wurde nach einigen Tagen wohlbehalten ſeiner Herrin zurückgebracht. Herr Blanchard aber ward wieder in ſeinem Wagen unter Jubel und Vivatrufen vom Volke durch die Stadt zu einem Feuerwerk gezogen, dann in das Schauſpielhaus, wo diesmal ein zur Feier der Luftreiſe verfertigtes, großes allegoriſch-muſikaliſches Concert aufgeführt wurde. Einige Tage darauf überreichte Blanchard dem hohen Magiſtrat die Fahnen zum Andenken, der Magiſtrat gab ihm dagegen ein feſtliches Abendeſſen im Schießgraben und beſchenkte ihn mit ſechs Medaillen, jede von acht Ducaten Werth.

Die Flugſchrift enthält außerdem noch einen leſenswerthen „Auszug über Herrn Blanchard's Leben, vornehmſte Luftreiſen und Charakter", nicht ohne tadelnde Bemerkungen über die Verkleinerer des Mannes. Denn es war leider auch in dieſem Falle dem fremden Luftſchiffer nicht vergönnt, ohne Neider und Mißgönner ſeinen Triumph zu feiern. Schon vor der Auffahrt war in Nürnberg eine anonyme Flugſchrift erſchienen, welche unter dem Titel: „Blanchard, Bürger von Calais," Leben und Thätigkeit des Mannes in einer kritiſchen Weiſe beſprach, durch welche der eitle Franzoſe ſo gekränkt ward, daß er beim Aufſteigen eine andere Flugſchrift: „Abrégé de mes Aventures terrestres“ auf die Zuſchauer herabwarf, worin er ſtolz und erbittert gegen die frühere Broſchüre loszog.

Und zuletzt iſt Pflicht zu erwähnen, daß auch der hochlöbliche Rath von Nürnberg ſeinerſeits alles Erdenkliche gethan hatte, den Verlauf dieſes außerordentlichen Feſtes ſicher zu ſtellen. Durch ſehr ausführliche, eigens veröffentlichte Fahr- und Gehordnungen, durch Vorſorge für Herbeiſchaffung der Speiſen und Getränke und durch billige Taxen derſelben, durch ausgeſtellte Wachpoſten und Reiter, durch ſtrenges Verbot jedes Baumbeſteigens, Verderbens der Felder und jedes unartigen Geſchreies, durch ſcharfe Streifwachen in der Stadt, durch Beſtellung eines Chirurgus nebſt Geſellen und Verbindezeug für den Fall, daß jemand auf „dieſe oder jene Art“ beſchädigt würde, durch die Böllerſchüſſe, „damit niemand ohne Noth der freien Luft zu lange ſich ausſetzen dürfe“, endlich durch Ermahnung zur Ordnung und Mäßigung, zumal für den Fall, „wenn die Luftfahrt durch einen Zufall vereitelt werden oder der gefaßten Meinung nicht entſprechen ſollte.“ Auch den Feſtplatz hatten Rath und Unternehmer ganz meiſterhaft eingerichtet. Denn, wie die Flugſchrift meldet: „der ganze Platz ſah einer kleinen Veſtung ähnlich, welche durch die ſpaniſchen Reuter und 60—80 Soldaten hinlänglich bedeckt war, wenn ja wider Vermuthen der Pöbel hätte Unruhen anfangen wollen, wie es manchmal bey dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Man muß es aber vom Größten bis zum Geringſten rühmen, daß alles durch Beſcheidenheit und Güte im Befehlen, und mit Stille und Ordnung im Gehorchen glücklich vorüberging.“

7.

Aus den Lehrjahren des deutſchen Bürgers.

(1790.)

Es iſt im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des großen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutſchen erſtaunt auf die Zuſtände Frankreichs blickten. Aber nur Einzelne ſind es, welche durch den Kampf zwiſchen Volk und Königthum in der Hauptſtadt eines fremden Landes gewaltſam aufgeregt werden; die deutſche Bildung des Bürgers hat ſich von der franzöſiſchen frei gemacht, ja, Friedrich II hat ſeine Landsleute gelehrt, die politiſchen Zuſtände des Nachbarlandes ohne Achtung anzuſehen, man weiß ſehr gut, wie nothwendig in Frankreich große Verbeſſerungen der geſammten Verhältniſſe ſind, und die Gebildeten ſtehen auf Seiten der franzöſiſchen Oppoſition. Doch die Deutſchen ſind vorzugsweiſe mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Ein langentbehrtes Behagen iſt in der Nation erkennbar, verbreitet iſt die Anſicht, daß man in gutem Fortſchritt ſei, ein wunderbarer Geiſt der Neugeſtaltung durchdringt das geſammte Leben, der Handel iſt im Aufblühen, der Wohlſtand mehrt ſich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll wiederholt der Jüngling die Verſe ſeiner Lieblingsdichter, freut ſich vor der Schaubühne über die Darſtellung großer Tugenden und Laſter und lauſcht den entzückenden Klängen deutſcher Muſik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehre Jahrzehnte ſpäter ſah der Deutſche mit Sehnſucht auf die Friedensjahre ſeit dem Ende des ſiebenjährigen Krieges zurück.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortſchritt gerühmt wurde, in proteſtantiſcher Gegend lag. Denn ſehr ungleich ſtand Bildung und geſellſchaftlicher Zuſtand in den proteſtantiſchen und katholiſchen Landen, jedem Reiſenden auffällig. Aber auch in derſelben proteſtantiſchen Landſchaft, innerhalb einer Stadtmauer ſind die Gegenſätze in der Bildung ſehr auffallend. Der äußere Unterſchied der Stände beginnt ſich zu verringern, ein innerer Gegenſatz iſt faſt größer geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauer ſtehn in drei getrennten Kreiſen, jedem ſind die Quellen für Sittlichkeit und Thatkraft andere, ſo daß ſie uns erſcheinen wie aus verſchiedenen Jahrhunderten zuſammengeſetzt.

Noch tummelte ſich am leichteſten und ſicherſten der Adel. Auch in ihm war ernſter Geiſt, ein reiches Wiſſen nicht mehr ſelten, aber die Maſſe lebte vorzugsweiſe einem behaglichen Genuß, die Frauen im Ganzen mehr als die Männer durch die Poeſie und die großen wiſſenſchaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abſchließende Stellung bereitet, gerade in den anſpruchsvollſten Kreiſen der deutſchen Grundbeſitzer ſehr ſichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verſpottet. Noch ſpielte er den kleinen Landesherrn in grotesken Formen, liebte ſich mit einem Hofſtaat zu umgeben, von Geſellſchaftsherren und Damen herab bis zum Thürmer, deſſen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr ſein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in buntſcheckigem Aufzug allabendlich ſein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es ſei Zeit zu Bett zu gehen. Aber der Familienbeſitz war nicht feſtzuhalten, ein Acker, ein Waldſtück nach dem andern fiel in die Hände

Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die ſchadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um ſich vor den modernen Feinden zu ſchützen, welche ein Erkenntniß des Reichskammergerichts oder des Reichshofraths überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen ſich in die Hauptſtädte der geiſtlichen Staaten. In den fränkiſchen Bisthümern, am Rhein, im Münſterlande bildeten ſie eine Ariſtokratie, welche dem herben Urtheil der Zeitgenoſſen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Beſitz der reichen Domſtifter und wichtigeren Pfründen, ſie vorzugsweiſe blieben ſklaviſche Nachahmer des franzöſiſchen Geſchmacks in Tafel, Kleidung, Equipagen, aber ihr ſchlechtes Franzöſiſch, Dünkel und fade Unwiſſenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die ärmeren des landſäſſigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im öſtlichen Deutſchland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Theil des Geldes, welches ſeinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrſchten ſie wie unabhängige Gebieter, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirthſchaft aber beſorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete ſich ein gutes menſchliches Verhältniß zwiſchen den Herren und den thatſächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem beſten Rufe ſtand. Zwiſchen den Gutsherrn und den frohnenden Bauer geſtellt, ſuchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienſte, und bedachten beim Verkauf der ländlichen Erzeugniſſe ſich nicht weniger als den Herrn.*)

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptſtadt ſeiner Landſchaft, im Sommer war das modiſche Vergnügen Beſuch der großen und kleinen Bäder. Dort wurde alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern ſein Vorrecht, vierſpännig zu fahren, dann fehlten auch wol die Läufer nicht, welche vor den Roſſen hertrabten, in bunter theatraliſcher Kleidung, mit Kaſket, die große Knallpeitſche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgeſellſchaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll ſah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterſchieden ſie ſich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maſkeraden ſchätzten ſie immer noch vorzugsweiſe den roſafarbenen Domino, den Friedrich II 1743 für ein Vorrecht des Adels erklärt hatte. Manche der Reicheren unterhielten auch Kapellen, kleine Concerte waren häufig, und auf dem Gute wurde am Sonntag früh unter den Fenſtern der Hausfrau der Morgengruß geblaſen. Ein verhängnißvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutſchen Gutsbeſitzer damals am häufigſten mit Polen zuſammen, den leidenſchaftlichſten Hazardſpielern Europas. Aber auch deutſchen Gutsbeſitzern begegnete zuweilen, daß ſie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Miethwagen, verſchuldet, nach Hauſe reiſten. Solches Unglück wurde mit gutem Anſtand getragen, ſo bald als möglich vergeſſen. — Im Glauben war ein großer Theil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten franzöſiſchen Aufklärung. Noch immer ſandte Paris ſeine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Kleider durch das vergnügte Deutſchland. Aber auch die Mode bereitete allmählich auf die große Umwandlung vor, die Fiſchbeinröcke und Wülſte fielen von den eleganten Damen ab, ſie erhielten ſich nur an den Höfen bei großer Cour, die Schminke wurde ſtark angefochten, dem Puder war der Krieg erklärt, die

---

*) Die Klage iſt beſonders häufig. Vergl. von Liebenroth, Fragmente, S. 16.

Geſtalten wurden ſchmäler und dünner, auf dem Haupt ſchwebte über kleinen krauſen Locken der idylliſche Strohhut. Auch den Männern war der geſtickte Rock mit Kniehoſen, ſeidenen Strümpfen, Schnallenſchuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Feſttracht, ſchon hatte der deutſche Cavalier mit der Freude an engliſchen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporen erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten.*)

Häufig iſt in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuß, fröhliche Sinnlichkeit ohne große Feinheit, viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Gabe, welche jetzt immer weiter oſtwärts zu weichen ſcheint, ein guter Erzähler zu ſein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenſpiegeleien geſchickt zu wagen. Die ſittlichen Anſchauungen dieſer Kreiſe, oft bitter geſcholten, waren doch, wie es ſcheint, nicht ſchlechter, als ſie unter Genießenden zu ſein pflegen. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, ſelten durch ſchwere Gewiſſensbiſſe beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewiſſe Rückſichten beobachtet werden. Innerhalb dieſer Grenzen war man nachſichtig, in Spiel, Wein und Herzensſachen durften ſich Herren, ja auch Damen noch Manches erlauben, ohne ſtreng verurtheilt zu werden, ſelten wurde dadurch ihr Leben geſtört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anſtand, und fand ſich auch nach leidenſchaftlichen Verirrungen ſchnell wieder zurecht. Die Fertigkeit, das Leben des Tages angenehm zu faſſen, war damals gewöhnlicher als jetzt; ebenſo dauerhaft war die Lebenskraft, ein rühriger, unbefangener Sinn, der friſche Laune bis in das ſpäteſte Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich an Vergnügen und nicht frei von Kämpfen zwiſchen Pflicht und Neigung ein frohes und geachtetes Alter durchlebt. Noch jetzt ſind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz verwiſcht, Männer und Frauen, deren naive Friſche und unbefangene Heiterkeit im höchſten Alter erfreuen.

---

*) Ueber die geſellſchaftlichen Zuſtände des nördlichen Deutſchlands ſeit 1790 mehreres Beachtenswerthe in: Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtiſch, S. 46 fg.

Unter dem Adel ſaß das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte mit der Auffaſſung des Lebens, welche im Anfange des Jahrhunderts über die Deutſchen geherrſcht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuſcht ſich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits Vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Lande gebeſſert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der ſich ſo wenig als möglich von ſeinem Handwerk trennen wollte, vielleicht ſeine Frau den Unterricht beſorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen Landes war noch ohnmächtig, die Umhertreiber auf dem Lande waren eine ſchwer zu tragende Laſt. Zwar fehlte es nicht an den ſtrengſten Verordnungen gegen das umlaufende Geſindel: Dorfwachen auch bei Tage, Straßenreiter, jeder Bettler ſollte ſofort angehalten und nach ſeinem Geburtsort geſchafft werden; aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden ſcheuten die Unkoſten der Weiterbeförderung oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil dieſe Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kurſachſen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an ſeiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und geſungen, häufig war fromme Schwärmerei, immer noch erſtanden Erweckte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandſchaften, wo die Gewerbthätigkeit ſich maſſenhaft in ärmlichen Hütten feſtgeſetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spitzenklöpplern des Erzgebirges und der ſchleſiſchen Bergthäler war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre ſpäter, als die Continentalſperre durch Verhinderung der Ausfuhr die Thätigkeit der Armen verſtörte, bewieſen ſie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entſagen gab.

Zwiſchen dem Adel und der Maſſe des Volks ſtand nach der Auffaſſung jener Jahre das höhere Bürgerthum: Gelehrte, Beamte, Geiſtliche, große Kaufleute und Fabrikbeſitzer. Auch ſie waren von dem Volk durch eine Vergünſtigung geſchieden, deſſen Bedeutung unſere Zeit nicht mehr verſteht: ſie waren militärfrei. Der härteſte Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes laſtete, ihre Kinder empfanden ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte ſtudiren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu beſtehen, „das Genieexamen", ob ſich auch ſeine Befreiung vom Heerdienſte lohne. Dem Sohn des Studirten oder Kaufmanns aber galt es für beſonders ſchmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung ſo weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menſchenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beförderung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit" gehabt habe, ſeinen Soldatenſtand ſo lange ruhig zu ertragen.*)

In dieſem Kreiſe, der ſich auch äußerlich durch Tracht und Lebensweiſe vom Bürgersmann unterſchied, war damals bereits der beſte Theil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Beſitz der freieſten Bildung jener Zeit. Er umſchloß Dichter und Denker, erfindende Künſtler und Gelehrte, alle, welche auf irgend einem Gebiet des geiſtigen Lebens als Führer und Bildner, als Belehrende und Beurtheilende Einfluß gewannen. Ihm hatten ſich viele vom Adel angeſchloſſen, die ſelbſt Beamte wurden oder ein reicheres Geiſtesleben hatten.

---

*) Kant's Werke XI, 2, S. 60. Der Betroffene war ein Menſch von zweifelhaftem Ruf.

Sie waren zuweilen Mitarbeiter, häufig geiſtvolle Begleiter und wohlthuende Förderer der idealen Beſtrebungen.

In jeder Stadt beſtanden jetzt die Angeſehenen aus ſolchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philoſophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetiſchen Geſtalten der großen Dichter, mit den hohen Errungenſchaften der Alterthumswiſſenſchaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Zug von Strenge und Ernſt, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffaſſung der Wirklichkeit ſchwankte zwiſchen idealen Forderungen und einer ängſtlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche ſie auffallend und nicht immer zum Vortheil von dem Edelmann unterſchied.

Es iſt eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geiſtige Kraft ſich in der Mitte der Nation, zwiſchen der Maſſe und den erblich Bevorrechteten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr ſich ein Kreis irdiſcher Intereſſen von dem gebildeten Bürgerthum trennt, deſto weiter entfernt er ſich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und ſichern Halt verleiht. Wer in Deutſchland eine Geſchichte der Literatur, Kunſt, Philoſophie und Wiſſenſchaft ſchreibt, der behandelt in der That die Familiengeſchichte des gebildeten Bürgerthums.

Und ſucht man das Beſondere, was die Männer dieſes Kreiſes verbindet und von Anderen unterſcheidet, ſo iſt es nicht zumeiſt ihre praktiſche Thätigkeit in glücklicher Mitte, ſondern ihre Bildung durch die lateiniſche Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimniß ihres Einfluſſes. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen, als der Kaufmann und größere Gewerbthätige, der ſich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie ſeine Söhne unter der Beſchäftigung mit lateiniſcher und griechiſcher Grammatik eine Schärfe und Schlagfertigkeit im Denken und Sprechen erhielten, die ſelten andere Thätigkeit dem heranwachſenden

Manne gewährt. Die naturwüchſige Logik, welche in dem kunſtvollen Bau der alten Sprachen ſo ausgezeichnet zu Tage kommt, weckte ſchon früh den Scharfſinn und förderte das Verſtändniß aller geiſtigen Bildungen, die Maſſe des fremdartigen Sprachſtoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtniß.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeſchloſſen war. Noch immer ſtammte ein ſehr großer Theil unſerer geiſtigen Habe aus dem Alterthum. Wer recht verſtehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längſt Gemeingut aller Schichten des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabſteigen. Und die Bekanntſchaft mit einem großen abgeſchloſſenen nationalen Leben, das Verſtändniß einiger Lebensgeſetze, ſeiner Schönheiten und Beſchränktheit verlieh eine Freiheit im Urtheil über Zuſtände der Gegenwart, die durch nichts Anderes erſetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den beſchränkten Glaubenseifer der Mönche herabſehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Urſprache geleſen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung „die Sonnenjungfrau“ bei Seite legen.

Das Wichtigſte von allem aber war die beſondere Art des Lernens auf lateiniſchen Schulen und Univerſitäten. Nicht das gedankenloſe Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, ſondern das Selbſtſuchen und Selbſtfinden iſt das Lebenweckende in jedem Lernen. In den höheren Klaſſen des Gymnaſiums und auf der Univerſität wurde der Studirende der Vertraute des ſuchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche ſeine Zeit am meiſten bewegten, die Forſchungen, welche als unbeendet am kräftigſten anſpannten, wurden ihm am liebſten mitgetheilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie ſehr ihn ſein ſpäterer Beruf von eigenem Forſchen entfernt hielt, er hatte das beſte und letzte Wiſſen, die höchſten Errungenſchaften ſeiner Zeit in ſich aufgenommen und war ſein ganzes

Leben lang in den großen Fragen der Wiſſenſchaft und des Glaubens zum Urtheil befähigt, indem er allen neuen Bildungsſtoff nach den Geſichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktiſche Leben ſo wenig vorbereite, war keine ſtichhaltige Klage. Der Kaufmann, der ſeine Söhne von der Univerſität auf den Stuhl des Comptoirs nahm, bemerkte ſehr bald, daß ſie Vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen ſehr geläufig war, daß ſie aber durchgängig mit ſpielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieſer unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des 18. Jahrhunderts, ſeit die Philoſophie und die Alterthumswiſſenſchaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entſcheidende Vorzug des deutſchen Mittelſtandes. In ihm liegt das Geheimniß der unſichtbaren Herrſchaft, welche das gebildete Bürgerthum ſeit dieſer Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürſten und Volk umbildend, ſich nachziehend.

Um 1790 hatte dieſe Art der Bildung ſo großen Werth und Bedeutung gewonnen, daß man wol dieſe Jahre die fleißige Abiturientenzeit des deutſchen Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten maſchinenmäßigen Verfahrens anregende ſelbſtthätige Arbeit. Menſchenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Theil des Volkes Lehranſtalten zu ſchaffen, welche ſeiner Bildungsſtufe entſprachen, neue Wege des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrerkräften die größten Ergebniſſe erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwiſſenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweiſe weil dies der geſammten Nation nützlich war. Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts ſtanden die Gebildeten dem Volke gegenüber. Die Schönheit, welche ſie genoſſen, die großen Gefühle, durch welche ſie erhoben wurden, ſie waren dem armen Volke verſagt.

Freilich im ſtillen Herzen empfanden ſie ſelbſt ein Mißbehagen. Die Thatſachen des Lebens, welches ſie umgab, ſtanden oft in ſchneidendem Gegenſatz zu den idealen Forderungen, welche ſie ſtellten. Wenn der Bauer wie ein Laſtthier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenſtern Spießruthen lief, dann blieb, ſo ſchien es ihnen, nichts übrig, als das Studirzimmer zu ſchließen und Auge und Sinn in Zeiten zu verſenken, wo ſolche Barbarei nicht verletzte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgeſinnter zu großen Genoſſenſchaften im Staat, in den Gemeinden, in jedem Kreiſe praktiſcher Lebensverhältniſſe umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menſchenfreundlichkeit eine ſtille Entſagung auch in die Beſten. Sie waren ſtärker und tüchtiger geworden als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, ſtrenger die Anforderungen, welche ſie an das eigne Leben machten. Aber ſie waren immer noch Privatmenſchen. Die rege Theilnahme an dem Staat, an den höchſten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt in großem Sinne ihre Menſchenpflicht zu thun, und ſie ſtellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Menſch im Staate haben ſollte, den Zuſtänden, unter denen ſie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerthe, ſittenſtrenge Menſchen geworden, mit einer Aengſtlichkeit, die uns wol rührt, ſuchten ſie Gemeines von ihrer Seele fern zu halten; aber die Manneskraft, welche ſich im Zuſammenwirken mit vielen Gleichgeſinnten unter dem Einfluß großer praktiſcher Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu ſehr. Die Edelſten waren in der Gefahr, wo ſie ſich nicht in ſich ſelbſt zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politiſchem und ſocialem Kampfe zu werden. Sehr auffallend wird dieſe Eigenſchaft ſogar in den Gebilden der Poeſie. Faſt alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchſten Kunſtwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Thatkraft, von eroberndem Mannesmuth und politiſchem Scharfblick;

ſogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigſten verträgt, geht ein elegiſcher Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenſtein und Fauſt. Daſſelbe Geſchlecht, welches gerade damals mit bewunderungswerther Kühnheit und Freiheit den geheimen Geſetzen ſeines geiſtigen Lebens nachforſchte, war noch unbehilflich und unſicher vor den Anforderungen der Wirklichkeit, wie ein Jüngling, der aus der Schulſtube unter die Menſchen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfniß, auch bei unbedeutender Veranlaſſung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geſchwunden. Aber dieſe herrſchende Anlage des 18. Jahrhunderts, welche ihre Abſenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen ſtärkeren Gehalt des geiſtigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindſamkeit hatte ſeit der Zeit, wo ſie aus dem Pietismus in das Leben kroch, ihre kleine Geſchichte gehabt. Zuerſt war die arme deutſche Seele von Allem ſtark erregt worden, ſie hatte ſich leicht jämmerlich gefühlt und einen anſpruchsloſen Genuß darin gefunden, die Thränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsſeligkeit burſchikoſer und herzhafter.

Wenn luſtige Gefährten im Jahre 1750 mit der Extrapoſt durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Roſenſtöcken bepflanzt hatten, ſo regte der Gegenſatz zwiſchen dieſer Blume der Liebe und dem Grabe die Phantaſie der Reiſenden ſo auf, daß ſie eine Flaſche Wein kauften, auf den Kirchhof gingen und, in dem Vergleich von Gräbern und Roſen ſchwelgend, ihren Wein austranken*). Die ſtudentenhafte Rohheit, welche in ſolchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte feiner, und das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in ſonnigem Thal unter blühenden Obſtbäumen durch die Landſchaft des

---

*) Der Zecher war Klopſtock mit ſeinen Freunden

Rheins fahren, dann ergreift wol der eine die Hand des andern, um ihm durch einen ſanften Druck ſeinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in ſeiner Begleitung genießt; die beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an, eine ſelige Thräne der ruhigen Empfindung ſteigt in beider Augen und ſie fallen einander um den Hals, oder wie man damals ſagte, ſie ſegnen die Gegend mit dem heiligen Kuſſe der Freundſchaft.*) — Und wenn zu derſelben Zeit eine Geſellſchaft einen lieben Freund erwartet (nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater), ſo ſind auch hier die Empfindungen weit mannigfaltiger und die Beſchaulichkeit, mit welcher ſie genoſſen werden, weit größer als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem andern Gaſt dem anrollenden Wagen an die Hausthür entgegen, der ankommende Freund ſteigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdeß kommt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gaſt in früherer Zeit bewundert worden iſt, ebenfalls die Treppe herab. Der Angekommene hat ſich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und ſcheint äußerſt ungeduldig ſie zu ſehen; jetzt erblickt er ſie und ſchauert vor Erregung zurück, kehrt ſich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung ſeinen Hut hinter ſich auf die Erde und ſchwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieſes wird von einem ſo außerordentlichen Ausdrucke begleitet, daß die Umſtehenden ſich an allen Nerven davon erſchüttert fühlen. Die Hausfrau geht ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anſtatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt ſich, um ſein Geſicht darein zu verbergen; die Dame neigt ſich mit einer himmliſchen Miene über ihn und ſagt mit einem Tone, den keine Clairon und kein Dubois nachzuahmen fähig ſind: „O ja, Sie ſind es! Sie ſind noch immer mein lieber Freund!“ Der Freund, von dieſer rührenden Stimme geweckt, richtet ſich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen ſeiner Freundin und läßt dann ſein Geſicht auf ihren Arm zurückſinken. Keiner von den Umſtehenden kann ſich der Thränen enthalten: dem unbetheiligten Berichterſtatter ſtrömen ſie die Wangen hinunter, er ſchluchzt und iſt außer ſich.*) Und nachdem dies hervorſprudelnde Gefühl ſich etwas gelegt hat, fühlen ſich alle unausſprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände und erklären die Stunden ſolchen Beiſammenſeins für die ſchönſten des Lebens. Und die ſich ſo geberdeten, waren immer noch maßvolle Menſchen, ſie ſahen mit Verachtung auf die Ueberſpanntheit und Heuchelei herab, der die Schwächeren verfielen, welche über ein Nichts weinten und aus Thränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verſchrobene Leuchſenring.

---

*) Die Reiſenden ſind Fritz Jacobi und ſein Bruder.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Weſen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schickſal eines Jünglings dargeſtellt, der in dieſen Stimmungen unterging; er hatte die Empfindſamkeit ſelbſt weit edler und mäßiger gefaßt, als ſie in ſeinen Zeitgenoſſen lebte. Zunächſt freilich wurde ſeine Erzählung für die weicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem ſich ihre Gefühlsſeligkeit ins Hohe und Poetiſche hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Thränen floſſen ſtromweiſe, die Werthertracht wurde eine beliebte Kleidung empfindſamer Herren, Lotte der berühmteſte Frauencharakter jener Jahre. In demſelben Jahre 1774 beredete ſich zu Wetzlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Aemtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jeruſalem's anzuſtellen. Sie verſammelten ſich des Abends, laſen den Werther, ſangen die klagenden Arien und Geſänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitternacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war ſchwarz gekleidet, mit dunklem Flor im Geſicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnete, hielt ihn für eine Proceſſion des hölliſchen Satans. Auf dem Kirchhof ſchloß man einen Kreis um das Grab des Toten, ſang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten haſt du, ausgerungen", ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und ſprach davon, daß Selbſtmord aus Liebe erlaubt ſei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen beſtreut. Die Wiederholung wurde durch eine proſaiſche Obrigkeit verhindert.*)

---

*) Der Ankommende iſt Wieland, die Wirthe Sophie Laroche und ihr Gatte, der Erzähler wieder Fritz Jacobi.

Aber der tragiſche Ausgang der Goethe'ſchen Erzählung erſchreckte auch den geſunden Menſchenverſtand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erſchütternder Ernſt. Wenn ein anſtändiger Beamtenſohn zu ſolcher Ausſchweifung, wie Selbſtmord, kommen konnte, dann hörte der Spaß auf. So wurde daſſelbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Umkehr und leidenſchaftlichen literariſchen Fehde, wobei der Deutſche allmählich mit Ironie auf dieſen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war nur eine Abart derſelben Grundſtimmung, wenn die Seelen, welche der Thränen und Seufzer müde geworden waren, ſich zur Erhabenheit hinaufſtimmten. Auch das Ungeheure erſchien bewundernswerth: in Uebertreibungen ſprechen, das Gemeinſte mit einem Aufwand von Kraft ſagen, das Unbedeutende mit der Miene thun, als ob es etwas Unerhörtes ſei, wurde eine Zeit lang Modethorheit der literariſchen Kreiſe. Aber auch die Kraftmänner verloren ſich. Um 1790 ſah man wieder mit Lächeln auf die nächſte Vergangenheit zurück und befriedigte ſein Gemüth bei der hausbackenen und nüchternen Weiſe, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

---

*) Der Erzähler iſt Laukhardt in ſeiner Lebensbeſchreibung; es iſt kein Grund, ſolchen Mittheilungen des unordentlichen Mannes zu mißtrauen.

Aus dieſer Zeit ſoll hier das Aufwachſen einer Kinderſeele dargeſtellt werden. Es iſt ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigne früheſte Jugend, den ein beſonders kräftiger Mann ſeiner Familie hinterlaſſen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhnliches, nur anſpruchsloſe Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie ſie in tauſend Familien jener Jahre ſtattfand. Aber gerade das Gemeingiltige der Mittheilung macht ſie beſonders geeignet, den Antheil des Leſers zu erwerben. Sie gibt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufſteigender Lebenskraft.

In den erſten Regierungsjahren Friedrich's des Großen lag zu Kleuden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett, langer Aerger und Verfolgungen, die er durch ſeinen Vorgeſetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geiſtliche Gegner ſuchte die Verſöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt, für ſeine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb ſich das Vertrauen ſeines Chefs; als er ſelbſt eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögensloſen ein Darlehen von 10,000 Thalern. Das Jahr darauf ſchrieb der neue Kaufmann ſeinem Gläubiger, wie ſtark der Aufſchwung ſeines Geſchäftes ſei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieſelbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Principal ſandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehen zurückgezahlt, an dem Tage, wo er die letzte Summe abſandte, trank er in ſeinem Haus die erſte Flaſche Wein. Der Sohn dieſes Mannes, Ernſt Friedrich Haupt, — er, welcher hier von ſeiner Schulzeit im Vaterhauſe erzählen ſoll, — ſtudirte die Rechte und wurde Syndicus, ſpäter Bürgermeiſter in ſeiner Vaterſtadt

Zittau, ein Mann von gewaltigem Weſen und tiefem Sinn, und ſelbſt Gelehrter von umfangreichem Wiſſen; eine kleine Sammlung lateiniſcher Gedichte, — Ueberſetzungen Goethe'ſcher, — welche von ihm gedruckt ſind, gehört zu den feinſten und zierlichſten Muſtern dieſer Gattung von Poeſie. Ernſt war auch ſein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beſchränkten Verhältniſſen mit einem Eifer, welcher ſich ſelbſt nie genug that. Aber die Wucht ſeines energiſchen Weſens wurde bei den Anfängen der politiſchen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern läſtig. Gerade in ſeiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der ſpäter ſich ſelbſt durch ſchlechte Thaten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der erſten Aufregung ließ ſich die Bürgerſchaft das treue Verhältniß, in dem ſie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorſtande gehalten hatte, verderben. Der ſtolze und ſtrenge Mann wurde durch Liebloſigkeiten und Undank in tiefſter Seele erſchüttert, er zog ſich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die ſeinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergeſſen, die ſein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er ſtill vor ſich hinſehend durch die Straßen ging, eine ſchöne finſtere Greiſengeſtalt, dann — ſo erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit ſcheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber ſchritt, ohne rechts und links zu ſehen, durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann ſeiner Wiſſenſchaft. — Sein Sohn, Moriz Haupt, Profeſſor an der Univerſität zu Berlin, wurde einer unſrer größten Philologen, einer unſrer reinſten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über ſeine erſten Lehrjahre.

„Meine früheſten Erinnerungen fallen in den Herbſt des Jahres 1776, als ich zwei und ein halb Jahr alt war. Wir ſuhren auf das Familiengut, ich ſaß auf meiner Mutter Schoß, und die ſanfte Röthe, die ihr Geſicht überzog, gefiel mir ſo wohl. Ich freute mich der Bäume, wie ſie ſo ſchnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt — dieſelben Bäume ſtehen noch jenſeits der Brücke — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblicke dieſe Erinnerung aus der Unſchuldswelt an.

Schon vierunddreißig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen Staub, Vollendete, uns ſo früh Entriſſene! Sanft wie dein freundliches Geſicht mußte deine Seele ſein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leiſe heilige Erinnerung iſt mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, „nicht ein ſüß erinnernd Pfand.“ Doch ſtand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebenzehnjährigen nach Leipzig ſandte, an der heiligen Stätte, die deine Aſche birgt, und gelobte dir ſchluchzend, gut zu ſein!

Wol entſinne ich mich des Sonntag-Morgens, an welchem meine Schweſter Rickchen geboren ward. Eilenden Laufs — ich war eher aufgeſtanden als mein Bruder, und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen — verkündete ich's jedem, den ich fand. Einige Tage nachher ſah ich, daß Alles um mich her weinte: „Die Mama geht weg,“ rief händeringend unſere alte Pflegerin. Weg? wohin denn? ſo fragte ich ſtaunend. „In den Himmel!“ war die Antwort, die ich nicht verſtand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um ſich verſammelt, zum letztenmal uns zu küſſen, uns zu ſegnen. Meine Stiefſchweſter Jettchen, damals faſt zehn Jahr alt, und mein vierjähriger Bruder Ernſt hatten geweint: ich — ſo erzählte man mir oft zu meinem Grame — hatte den Kuß kaum abgewartet und mich ſchäkernd hinter meine Geſchwiſter verſteckt. „Fritz, Fritz,“ hatte meine Mutter lächelnd geſprochen, „du biſt und bleibſt ein loſer Junge! Nun, lauf nur, lauf!“

Was ich vom Himmel und von der Auferſtehung gehört, gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wol bald erwachen und wieder bei uns ſein. Einige Zeit nachher ſagte mir mein ſehr viel verſtändigerer Bruder, als wir auf einem Stuhle kniend dem abendlichen Zuge der Wolken nachſahen und von der Mutter ſprachen: „Nein! die Auferſtehung iſt etwas ganz Anderes!“ Aber bald nach ihrem Begräbnißtage — es war Sonntag — ſpielte ich Abends vor der Hinterthür des Hauſes, und ein Bettler ſprach mich an. „Die Mama iſt geſtorben,“ rief ich, und entlief der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzuſuchen, den ich traurig in ſeiner Stube ſitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. „Alſo auch der Vater kann weinen, der doch ſo alt iſt.“ — Ueberhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum ſiebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor, weit älter, als z. B. ich in jetzt faſt gleichem Alter auszuſehen glaube. Aber in dem frühen Alter ſehen Kinderaugen das Meiſte anders, und überdem hatte mein Vater finſtre Augenbrauen, wie mir denn auch etwas Aehnliches zu Theil worden iſt.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tode nahm mein Vater ſeine Schweſter zu ſich, und hierdurch änderte ſich Manches in unſerm Thun und Treiben. Es war nicht mehr ſo ſtille bei uns als vorher. Süß iſt mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unſre Tante — von uns und aller Welt „Frau Muhme“ genannt — uns in den Abendſtunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir ſie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen ſaßen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unſres Vaters, von Leipzig, von unſern Groß- und Urgroßeltern ward hundertmal erzählt, und damals ſchon ſehnte ich mich Leipzig zu ſehen, deſſen Meſſen ich mir, ſonderbar genug, wie eine große Treppe mit Papier behangen vorſtellte.

Unbeſchreibliches Vergnügen genoſſen wir, wenn wir Abends bei Mondſchein den Zug der Wolken betrachteten. Ein Fenſter hatte die Ausſicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menſchen- oder Thiergeſtalten. Das Halbſchauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im ſechzehnten Jahre zum erſten Male Oſſian las, und ſeine düſtre Welt mit ihren Geiſtern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geiſt an jenem Fenſter. So auch, wenn ich das Gedicht las: „Jetzt zieh'n die Wolken, Lotte, Lotte! ꝛc."

Oft wurden auch von Beſuchenden, wie ehedem faſt in jeder Kinderſtube, Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten erzählt, an denen wir uns nicht ſatt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Erzählende ſelbſt daran glaubte, iſt zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrſcheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Außernatürliches, ſchon als fünfjährige Knaben ſtritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unſrer Stiefſchweſter Jettchen, einem Mädchen von ſeltenen Geiſtesgaben. Sie ſtellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdeſtoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angſt, wenn wir genöthigt wurden, im Finſtern den langen Gang auf dem Vorderſaal zu durchwandern.

Drei und ein halbes Jahr alt erhielt ich den erſten Unterricht. Mein Bruder konnte faſt ſchon leſen, indeß brachte ich es bald ſo weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wüßte nicht zu ſagen, daß wir M. Kretzſchmar, unſern erſten Lehrer geliebt hätten, denn er war zum Theil bizarr und theilte reichlich Kopfſtücke aus. Es iſt kaum glaublich, aber ich betheure es, daß ich im fünften Jahre ſchon mechaniſch las, und dabei an etwas ganz Anderes dachte: z. B. an die Blumen in unſerm Garten, an unſern kleinen Hund u. ſ. w. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meine Ohren. Daher war ich auch oft im Traume, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfſtück, aber dann dachte ich wieder über das Kopfſtück nach u. ſ. w. Woran lag es alſo? Daran unſtreitig, daß unſer Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenſtand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchſt ſeltene Ausnahme ſtillen Ernſtes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerſtreut geweſen ſein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an das Lateiniſche zu lernen. Jettchen überſetzte ſchon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem franzöſiſchen neuen Teſtamente. Wir Jungen lernten friſch weg nach Langen's und Rauſſendorf's Grammatik, und längſt ſchon machte ich, ſo nannten wir's, „kleine Exercitia“, ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald ſechs Jahr alt, erfuhr, „es ſei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten.“ So war damals der Unterricht faſt allgemein beſchaffen! —

Dennoch bin ich auch dieſem Lehrer in mehrfacher Hinſicht Dank ſchuldig. Er lehrte uns richtig und gut leſen, und durch öfteres Recitiren ſchöner Verſe — er dichtete ſelbſt nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geſchmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, ſehr viel Lieder, Fabeln ꝛc. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, ſtand damals häufig in den Lectionsplänen, und hierdurch iſt mein Gedächtniß ſo ſtark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelſtunde ganze Seiten zu memoriren, und oft lernte ich ſpäter beim Anziehen, acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im Ganzen genommen nach damaligem Standpunkte der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns geſorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersen's Leben Jeſu war eine unſerer Lieblingslectionen: dem Religionsunterricht lag Feder's Lehrbuch zum Grunde, welches noch heut unter die guten gehört. — Unſer Gefühl für das Anmuthige und Schöne ward noch auf andere Weiſe erweckt und erzogen. Damals machten die Weißiſchen Operetten mit Hiller's Compoſition großes Aufſehen. Kretzſchmar ſpielte fertig das Clavier, und noch fertiger Violine. Meine Schweſter Jettchen ſpielte ganz leidlich vom Blatte. So wurden nach und nach faſt alle Weißiſchen Opern durchgeſpielt und durchgeſungen, in die leichtern Arien ſtimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater ſelbſt hörte, bisweilen einſtimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbſt- und Winterabend. Traute Scenen der Häuslichkeit, wo ſeid ihr geblieben in den meiſten Familien? Jammerlectüre, Reſſource, Spiel tauſchte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, declamirten wir Abends dem Vater, der Muhme, ja im Rothfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies alles vereint erregte in mir die erſten Gedanken, mich den Studien zu weihen, und anfangs den Wunſch, Prediger zu werden.

Der Geſpielen hatten wir mehre. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden, oder ſich anmelden ließen. Man blieb Abends zu Tiſch und gewöhnte ſich an Artigkeit gegen Erwachſene. Mich, als den Kleinſten unter allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Ueberall herzliche Freundlichkeit. Auch dieſe Sitte iſt — wenigſtens in dieſer Form — faſt verſchwunden. Den Alten mochten wir vielleicht bisweilen nicht ganz gelegen erſcheinen, aber gewiß ſelten! Auch mein Vater ſah es gern, wenn Kinder, oft ſechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrod, ſie ſpielten auch wol ſelbſt mit. So freuten wir uns Montags ſehr auf den nächſten Sonntag. Iſt es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene ſeligen Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein labender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft ſehr ernſt geſtimmt. Von unſrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft geſprochen. Sterbelieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte ſechs Jahre alt gewiß öfter an Tod und Unſterblichkeit, als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Thiere nach dem Tode werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da ſah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unſern Lehrer. „Mit den Thieren iſt's aus," erwiderte er, welches mich unbeſchreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unſerer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Oſtern 1780 kam unſer neuer Lehrer. Er beſaß gute Kenntniſſe und lebte ſehr ſtill und eingezogen, da er ſich im Geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete ſich uns ganz. Mit keinem Menſchen gingen wir lieber ſpazieren, und alle ſeine Geſpräche waren belehrend, meiſt religiös. Das Streben, uns ſeinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater haßte, zu verbergen, gab ſeinen Worten etwas Geheimnißvolles. Unſre Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtſinnig Gott oder Jeſum zu nennen, und bei ſeinem Abgange nach zwei Jahren waren wir hierin ſo feſt begründet, daß wol Monate vergingen, ehe uns jener Mißbrauch einmal entſchlüpfte. Geſchah es dennoch, ſo büßten wir es im Stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichſte Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich ſelbſt zur Frömmelei hin, denn alle Weltluſt ward verdammt, oder man ſah ſchädliche Zerſtreuung. Sogenannte Leſebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbſt Gellert wurden ſeine Schauſpiele als Jugendſünde angerechnet. Spiel — Bälle — weltliche Concerts — Werkſtätte des Teufels! Nur Oratorien paſſirten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den heiligen Geiſt. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermuth geneigt, ward weit ſtärker von dieſen

Meinungen ergriffen, er weinte oft im Stillen um ſeine Sünden, wie er ſagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes: aber mit allen Anſtrengungen wollte es mir nicht gelingen „ſo correct zu ſein“! — Stets freute ich mich ſchon wehmüthiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch, dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warſt der treueſte Hirte deiner kleinen Heerde! Er lebt noch, den Achtzigen nahe. Seit dreißig Jahren ſah ich ihn nur einmal, er ſchrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder entſchlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum — auf Träume hielt er viel — hatte ihn am Sterbetage meines Bruders, „ſeines Ernſt's“, in unſer Haus geführt. Rührend iſt es zu leſen, wie er mir verſichert, ſeine Ueberzeugungen ſeien dieſelben noch, wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer ſeligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt ſpazieren und der Abendſtern blinkte freundlich. „Was mögen die Leute dort oben wol machen?“ ſagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir ſtaunten freudig bewegt, als er uns ſagte: es ſei möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß Gottes Güte auch andere Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geſchöpfen zum Wohnplatz angewieſen habe. Erfreut, erhoben, getröſtet kehrten wir zurück. Es war das Gegenſtück zu jener Traurigkeit, die mich befiel, als ich hörte, mit den Thieren ſei's aus! —

Am Weihnachtsabende 1780 ſtarb unſere geliebte Schweſter Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher ſpielten wir fröhlich, als ſie plötzlich über Leibſchmerz klagte. Der Arzt nahm es leicht, und wahrſcheinlich ward die wahre Urſache verkannt. Nach ſieben Tagen verfiel ſie ſichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letzten Mal ihr Lager, um uns unſere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch ſchien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weihnachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, ſie noch einmal zu ſehen. Laut weinend ſtürzten wir auf ſie zu. Sie kannte uns nicht. „Gute Nacht! Jettchen!“ riefen wir, und mein Vater betete weinend. Unſer Lehrer ſtand neben der Sterbenden und betete: „Nun nimm mein Herz und alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebſter Jeſu, hin!“ (Aus dem Kottbuſer Geſangbuch.)

Sie verſchied unter dieſem Flehen und lag da in himmliſcher Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schweſter Riekchen kam hinzu und ſagte zur Leichenfrau: „Wenn ich ſterbe, ſo lege ſie mich auch in ſolch ein weißes Tuch, wie meine Jettel.“ Und ſiebenzehn Jahre nachher that es dieſelbe Frau! —

Abends ſollten wir nun die Weihnachtswünſche ſagen. Jettchen's Wunſch übergab mein Bruder, wie ſie ihn — ſehr ſchön — geſchrieben. „Euer Vordermann fehlt,“ ſagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward ſie begraben. Sie lag im weißen Gewande mit blaßrothen Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Crucifix in der Hand. „Schlaf wohl,“ rief unſere alte Pflegerin, „bis dein Heiland dich weckt!“ Wir konnten nicht ſprechen, wir ſchluchzten nur. Oft erſchien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traume, immer geſchmückt, ſtill und ernſt. Einſt bot ſie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich ſterben würde, als ich bald nachher ernſthaft krank ward. Aber ſeit meinen Kinderjahren iſt mir's nur einmal ſo gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweiſe ſogar!

Unſern Schmerz milderte die Zerſtreuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgeſtaltung des Gartens, hatte mein Vater ſchon längſt gewünſcht. In weniger als zwei Jahren war alles vollendet, und nun wurden die meiſten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher ſchon unſer Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche Luſt, als wir beim Heben des neuen Gebäudes zum erſten Mal im Freien das Abendbrot aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternenhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unſer guter Lehrer, der das Rectorat in Seidenberg erhalten hatte. Unſer Schmerz war groß, ſehr groß! Er ſegnete uns: „Haltet ernſt an der Lehre, die ich euch gegeben habe! Fürchtet Gott und es wird euch wohl gehen!“ Dies waren ſeine letzten Worte. Ich warf mich auf's Bette und weinte ins Kiſſen.

Mein Vater war ein ſtreng rechtlicher Ehrenmann. Aus bitterer Armuth hatte er ſich durch eigene Anſtrengung zum Wohlſtande erhoben. Raſtlos thätig, dachte er nur darauf, ſeine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verſchaffen, und uns, ſeinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu ſichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wohl auch elf Stunden, nur ſeine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, ſonſt nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem beſſern Sinn: kleinliche Nebenvortheile verſchmähte er, und ich glaube, es wäre ihm unmöglich geweſen Detailhändler zu ſein. Nie benutzte er die häufige Gelegenheit, durch Concursvermittlung reicher zu werden; er wandelte ſtets auf gerader Bahn, und konnte zürnen, wenn ſeine Diener auf den Meſſen in ſeiner Abweſenheit die Käufer übertheuerten. — Einfach, wie die Grundſätze ſeines Lebens, war ſein Aeußeres. Die Mobilien blieben faſt unverändert: das ererbte Silberzeug behielt ſeine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war ſein Tiſch: die hohen Feſttage abgerechnet, ſtets nur ein Gericht; Abends oft nur Kartoffeln oder Rettig. Wein nur Sonntags, außer im Sommer Abends auf dem Garten. Tractamente etwa jährlich eins, dann ließ ſich aber Vater Haupt nicht ſchimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieſer kam ſehr ſelten. Dagegen alter Rheinwein, Ungar und Biſchof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge ins Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die ſich immer gleiche Lebensweiſe. Uebrigens war er gaſtfrei; ſehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfactors nahm er von der Schreibſtube nicht ſelten zum Mittagsmahl mit. Er ſah es gern, wenn Bekannte ihn Abends auf dem Garten beſuchten. Er politiſirte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die Zukunft. So ernſt er war, konnte er doch ſehr heiter ſein und ſcherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den Armen viel und unterſtützte gern thätige Leute. Bisweilen überraſchte ihn eine große Abneigung gegen den Gelehrtenſtand, daher er nicht ſelten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Thlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großthun war ihm fremd, verhaßt jede Prahlerei mit Reichthum. Hörte er, daß ſeine Zunftgenoſſen eine ſolche Oſtentation zeigten, ſo lächelte er höchſtens ſatiriſch; und nur ſelten, wenn es die Prahler allzutoll machten, konnte er ſagen: „Es iſt noch nicht aller Tage Abend,“ oder: „Was der Mann nicht alles hat!“ allenfalls höchſtens: „Nun, ſo ganz klein bin ich doch auch nicht!“ — Er war ſtreng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, ſowie gegen Pfaffenthum, Prieſterſtolz und Gleißnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigſten Dinge heller, als er ſelbſt wußte, ja er erſchrak gleichſam, wenn er ſich ſelbſt auf *zu freien* Anſichten, wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einſt in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtweſen ſich freimüthig äußerte, und einlenkend mit großer Beſcheidenheit ſagte: „Doch, ich rede wol zu viel, Fritz? Ich weiß, daß ich kein tiefdenkender Mann bin.“ Er hatte als Jüngling ſelbſt in Wolf's philoſophiſchen Schriften geleſen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In ſeinen Urtheilen über Menſchen traf er, wie man ſagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle rechtlichen Seelen, oft kauſtiſch, oft ſcharf und bitter. Hatte er einmal geſagt: „Der Kerl taugt nichts!“ ſo blieb es auch hierbei.

Bei ſeinen übergroßen Geſchäften, wobei ihm kein Intelligenter, ſondern nur Maſchinenmenſchen aſſiſtirten, ſahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Perſonal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als trauliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und ſeine Grundſätze, ſeine Lehren, ſein einfaches Leben wirkten wohlthätig auf uns.

Unſre Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, ſich unſre volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um ſo mehr an, je mehr die abwechſelnde Vertraulichkeit dagegen abſtach; ſie war Meiſterin darin, die verdrüßlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieſes wandte ihr unſer Herz doch nicht ab, da ſie uns eigentlich kein Leid anthat, oft ſogar ſich unſer gegen Mißhandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß ſie nicht geeignet war, kindliche Herzen zu feſſeln. Hierzu kam ihr Haß gegen unſre Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da ſie uns vier mutterloſen Waiſen ohne irgend einigen Beiſtand auferzog. Aus einem beſſern Stande — ihr Mann hatte große Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt — war dieſe durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war geſtorben und ihre Kinder waren theils in die Welt gegangen, theils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verſtand, unendliche Gutmüthigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr ſein ſollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, ſo gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage beſtimmter Antheil. Wol erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotiſirte, ganze Allegorien wurden durchgeführt. „Mit dir kann man doch ſpaßen,“ mit dieſer Cenſur ward ich oft belohnt. Dabei war ſie anſtellig zu tauſenderlei Dingen und wußte ſtets Rath. Sie war den Stillen im Lande ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch ſie in vollem Maße leeren mußte, erklärbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und ſie erhielt in uns noch den Eindruck von unſeres früheren Lehrers Ermahnungen, als ſein Nachfolger durch Lehre und Wandel ſie faſt ausgerottet hätte. Mehre ihrer Verwandten, auch ein Schwiegerſohn, waren Wundärzte geweſen, und ſie hatte als Mädchen ſchon hierin Beiſtand geleiſtet. Daher beſaß ſie mehr als gewöhnliche Kenntniſſe, und ein Chirurg erſtaunte, als ſie meines Bruders Fuß, den er ſich ausgefallen, geſchickt wieder einrichtete. Die Oſteologie verſtand ſie vollſtändig. Freilich mochte ſie ſich bisweilen zu viel zutrauen; indeß heilten doch ihre Mittel ſehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetſchung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich curirten und vom Knochenfraß ſprachen, ſchüttelte ſie den Kopf. Jene wurden fortgeſchickt, und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publicum traute ihr ſogar Schwarzkünſtelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. „Ich hab' es meiner Frau geſchworen (unſerer Mutter), für euch mein Leben zu laſſen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebette gelobte!“ Friede ſei mit ihrer Aſche! Ihr Wunſch, unfern ihrer Frau zu ruhn, iſt erfüllt worden! „Kinder! wenn ich ſterbe, nur eine Bitte! Legt mich in die Nähe eurer Mutter; ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, ich bin zufrieden!“

So ſah es aus in unſerm Hauſe, als der neue Lehrer auftrat — in Allem des früheren Gegenbild. Dieſer einfach, ſchlicht und recht, das Böſe meidend, jener ein leichter, luſtiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der Lorgnette ſpielte und ſteife Glanzſtiefeln trug, ſelbſt wenn er predigte. Im Wiſſen unter dem früheren, im Glauben ſelbſt nicht wiſſend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieſer ſuchte ſogar je und je ein wenig, und bald folgten ſeine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, ſpielte in der Karte ꝛc. Summa ein ganz gewöhnlicher Magiſter! Aufbrauſend, hart, tyranniſch bei unſeren Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht ſonderlich — tyranniſch bei kleinen Verſehen in der Schule. Und wir lernten alle ſehr gut, wußten mehr als alle unſere Geſpielen, deß bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verſtand — die Wiſſenſchaft verleidet hätte; indeß aus jener Härte ſog meine Natur Honig. Ich hatte oft Unrecht erlitten, hieraus ſchied ſich das Gefühl für Recht in meiner Seele. „Beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun!“ dies rief mir unſere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewaltthaten und Unrecht aller Art. Früh ſchon empörte es alle Tiefen meiner Seele, wenn ich Schuldloſe mißhandeln, Leidende noch tiefer kränken ſah von gefühlloſem Uebermuth! Selbſt der Schuldige war mir und meinem Bruder heilig, wenn er bereute. Alſo war es heilſam, unverſchuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — ſo verſöhnlich iſt die reine Seele des Kindes — haßten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob und alles war vergeſſen! —

Da mein Vater das ſtille Weſen nicht ganz billigte, ſo galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er ſeinen Mann kennen, und Gott mag wiſſen, wie mein Vater ſelbſt ſich von dieſem werthloſen Menſchen fünf Jahre lang mißhandeln laſſen konnte; denn er ſchrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater ſich beigehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater ſtand doch nicht in eigentlich traulichem Verhältniß mit uns. Wir litten alſo im Stillen, und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichſten Sinne, mein Brot mit Thränen im bitterſten Genuß gegeſſen!

Nachholen muß ich, daß mein erſter Entſchluß, Prediger zu werden, durch dieſen Lehrer ausgerottet ward. „Jura, Jura!“ rief er oft. Was das heiße, ſchwebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juriſtiſche Profeſſoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog alſo doch nur das Lehramt oder der Wunſch, öffentlich zu ſprechen, an. Gibt es einen Beruf, ſo hätte ich alſo dieſen gehabt! — Gehabt!

So floſſen die Jahre 1782 bis 1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahr alt, nach Chemnitz auf ein Comtoir gebracht. Unausſprechlich ſchmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und ſo oft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, ſo ging doch nie die Sonne vor der Verſöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabſchnitt meines Knabenalters.

Wol iſt es ſchön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! Mehr als Vater und Mutter leiſten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einſicht und ſittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum einer ein ſolches Ideal darſtellt.

Eine Laſt ſank von meiner Bruſt, als ich mich frei fühlte von dieſes Lehrers Zuchtzwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! Ich ward halb ſchon zum Jüngling! War es Drang nach aufſichtsloſem Herumtreiben? Zerſtreuungsſucht? oder jugendliche Ueberklugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem dieſem kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtſein erlittenen Unrechts, es war das treue Selbſtgefühl, daß ich ſo ſchlecht nicht ſei, als er in toller Laune mir oft vorgeſagt hatte, es war die frohe Ausſicht, ſelbſtthätig anſtreben zu können, es war die Begierde, zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787, — am grünen Donnerſtage, — wie ſo ſchön die Sonne unterging und ich mit einem Geſpielen aus freier Bruſt von dem neuen Leben ſprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterricht des Conrector Müller, und ſeines alten Hausfreundes, des Subrector Jary, und er that wohl daran.

Dem Conrector Müller danke ich das Meiſte! — Aus tyranniſchem Zwange trat ich in ſeine liberale Geiſtespflege. Seine Freundlichkeit, ſein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte ſprach, zog mich beim erſten Geſpräch an. Er verſtand es, den Sinn für das Wiſſenſchaftliche zu erhöhen. Gründlich war ſein Wiſſen. Der römiſchen Sprache war er mächtig, in dem Griechiſchen nicht unerfahren, deutſche Reichsgeſchichte, Staatengeſchichte — und vor Allem Literaturgeſchichte waren nebſt der Geographie ſeine Lieblingsſtudien. Er hatte wol nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntniſſe. Er hatte durch Fleiß errungen, was er beſaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit ſeinen Schülern und ſorgte für ſie. Seine religiöſe Anſicht war ſtreng orthodox; ich weinte, als er ſich über Sokrates' und Cicero's Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank ſchuldig; er behandelte mich mit ernſter Güte, und als er mich 1791 entließ, ſagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, daß ſeine Laufbahn bald vollendet ſei: „Leben Sie wohl! Ich werde Sie nicht wieder ſehen, leben Sie wohl, Sie der Einzige faſt, der mich nicht gekränkt hat!“

Im Auguſt 1788 nahm ich zum erſten Mal an der Abendmahlsfeier Antheil. Ernſt blickte ich in die Höhe und ſagte mir wiederholt Kretzſchmar's Ode: „Laßt uns des Tempels heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unſeres Dankes erfüllen! Unſichtbar ſchwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar!“ Freudig, den Himmel zum Herzen, trat ich zum Altare! — Dennoch, als ich Nachmittags auf einem einſamen Spaziergange mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienſt Chriſti vordocirt hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber ſchwächte alſo den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriffe des Verſöhnungstodes, und kein Lichtſtrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Sokrates ꝛc. mehr wie manchen Chriſten zuſammt den Apoſteln, mehr als alle Juden des alten Teſtaments, da mir das Volk Gottes nie ſonderlich gefiel. Und doch ſollte es zweifelhaft ſein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht ſpäter, nicht in Judäa lebte?

So mühete ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismeſſe 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen ſollte. Freuden des Wiederſehens! Kein Ausdruck vermag ſie zu ſchildern! Meines Bruders Principal geſtattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher ſatt ſprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion geleſen hatte, vornehmlich auch Manches von Bahrdt. Sein eignes Forſchen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jary’s ſtrenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wiſſenſchaftlichem Wege zu hellerem Denken, mein Bruder, ſich ſelbſt überlaſſen, ſchwankte hin und her, welches noch in ſeinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft die Vernunft ſei? die unlösbare, hat meinem armen Bruder unſägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein leichterer Sinn, meine Phantaſie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüth über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verſtand überwiegend.

Drei ſelige Wochen verſchwanden uns. Mir ſelbſt ward ein Vorgenuß der Akademie zu Theil, da ſtudirende Zittauer ſich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig beſucht; wir liebten Schauſpiele leidenſchaftlich, und hatten, wenn Schauſpieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewiſſen kritiſchen Blick üben gelernt. Don Carlos ward gegeben — Agnes Bernauer — Kaspar der Thorringer, tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich geſtand mir nur leiſe, daß ich mich als Schauſpieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen ſeinen Zauberreiz an mir aus. Wol hundert Mal haben wir in jenen Jahren Komödie geſpielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir ſie nannten, vornehmlich anſprachen. Nur mit komiſchen mochte ich nichts zu ſchaffen haben, die ſich, ſonderbar genug, mein Bruder nicht ſelten wählte, obwol er zu ernſten Rollen mehr Anlage hatte und ihm, nach meinem Urtheile, die komiſchen ſogar oft mißlangen. Ein Freund ſpielte Soldaten-Rollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider ſind oft Schulen Werkſtätten der Verführung! Aber wie wahr iſt das Wort Quintilian's, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hauſe hineintragen! Groß iſt wenigſtens der Vorzug, daß öffentliche Anſtalten unter Aufſicht ſtehen, und daß Geiſtesfreiheit in ihnen mehr gedeiht als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufſtrebens eigener Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonneſtunde ſchlug. Montags nach Oculi 1789 ward ich nach wohlüberſtandener Prüfung durch den Director

Sintenis eingeführt. Ich wurde ſogleich Oberprimaner — Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falſch und Arges, mit jedem es wohlmeinte, verſtand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich ſiegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verſchmerzte viel. Ueberhaupt, lange währte es, ehe ich faſſen konnte, was Neid ſei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid klagte, ſchrieb mir: „Lies Guſtav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meißner.“ Er hatte Recht, und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller ſagte: „Sie ſitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch Ihren Platz,“ — öffnete ſich eine Reihe glücklicher Tage. —

Oſtern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig geweſen war. Beſonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahre viel gethan. Nur im Griechiſchen war ich, wie faſt alle, zurückgeblieben, indeß konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und ſächſiſchen Geſchichte war ich feſt, in der Literaturkenntniß für einen noch nicht Siebenzehnjährigen ſtark; dagegen in Naturwiſſenſchaften ſchwach, Phyſik ward nicht geleſen ſeit Jahren. In der außereuropäiſchen Geographie hatte ich Lücken. Am meiſten wußte ich Lateiniſch. Bogenlange Extemporalien ſchrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hie und da an der Zierlichkeit gebeſſert, dann ward ſofort vorgeleſen. Dieſen Uebungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinſprechen, die ich mir auf der Akademie ſogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abgangs auf die Akademie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernſte, faſt melancholiſche Stunden. Schon die Trennung von meinen

Geſchwiſtern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, ſtimmte mich oft traurig. Beſonders liebte ich die jüngſte Schweſter Friederike, ſo wie ſie an mir hing. Zumal im letzten Winter waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unangetaſtet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehre Mitſchüler ſich hingaben. Schon damals beſchloß ich, auf gleiche Weiſe auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wol ſagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrauſende Hitze iſt ja noch die Kehrſeite an mir! — Dabei war ich ſchon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieſes und noch mehr ſagte mir treue Selbſtprüfung. Verſöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich geweſen.

Mein Herz glühte für Freundſchaft, Undank ſchien mir, wie noch heute, ein ſchwarzes Laſter. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu ſagen, — für Mädchen-Anmuth war ich ſehr empfänglich, aber nie überſchritt ein verrätheriſches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wol aber konnte ich mich im Stillen dem Wunſche überlaſſen, daß weibliche Herzen mir hold ſein möchten. Blaß und hager, wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernſtlich an der Möglichkeit.

Die ſtille Schwermuth, die aus dem Auge L. v. D. blickte, zog mich früher ſchon an; am liebſten ſprach ich mit ihr, führte von den Geſpielen meiner Schweſter nur ſie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber ſie verließ Zittau bald, und nie iſt ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie ſollt' es auch? Im Jahr 1788 ſah ich ſie noch ein Mal, ſeitdem nie wieder.

Die ernſten Schulbeſchäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwol man mich ſo gut als Andere vexirte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den

Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großthuerei mich ſtellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß nichts war.

Aber bald vor meinem Abgange — auf einem Schulballe — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens beſtimmte, zum erſten Mal ins Geſpräch. Schon damals gefiel ſie mir ſo wohl! mit keinem Mädchen tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort ſollte! Auch der Klaſſe blieb der Eindruck nicht verborgen, man neckte mich. Ich ſah finſter vor mich hin. Selbſt während mehr als ſechsjähriger Abweſenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Gibt es innere Stimmen, — ſo ſprach hier eine!

Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abſchied nehmen ſollte. Meine Geſchwiſter ſollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Thränen ſchied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einſam ins Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerſchein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Thränen entſtürzten mir: „Ja, Mutter! ich gelobe dir, gut zu ſein!“ — Schnellen Schrittes ging ich nach Hauſe. „Nun werden wir,“ ſagte mein Bruder, „nicht mehr“ — miteinander wandern, wollte er ſagen, aber Thränen erſtickten ſeine Stimme.

Wir ſchliefen wenig, ſprachen faſt die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unſere Reiſewagen aus Zittau.“

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unſerer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäuſern, ehrbar und ernſthaft mit ſtrenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geiſteskraft. Noch iſt die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht rührt. Es iſt ein geſchütztes Familienleben in ſicherem Wohlſtand, aber wie ernſt iſt dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll ſeine Tage! Schon dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuß, in dem Wiſſen, das er einſaugt, ein unverſiegbarer Quell der Erhebung und Begeiſterung.

Auch der hier erzählt hat, ſucht den Inhalt ſeines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in ſeiner Amtspflicht, in Wiſſenſchaft und Kunſt. Großartig und tiefſinnig hat er Alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verſtimmt und erſchüttert. Erſt der nächſten Geſchlechtsfolge regte die Idee des Vaterlandes Leidenſchaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.

8.

Aus der Zeit der Zerſtörung.

Wieder kam von Frankreich das Unheil, und wieder wuchs aus dem Kampfe gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum erſten Mal, daß der Nachbar im Weſten der deutſchen Volkskraft die tiefſten Wunden ſchlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn ſiegreich bändigte. Die Staatskunſt Richelieu's war der gefährlichſte Gegner des deutſchen Reichs geweſen, aber ſie hatte mit dem proteſtantiſchen Theil der Deutſchen zugleich die Partei unterſtützen müſſen, in welcher der Lebensquell für alle ſpätern Neubildungen lag. Nach ihm beherrſchte die franzöſiſche Literatur durch hundert Jahre den deutſchen Geiſt, und es ſchien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Claſſiker unſeren Geſchmack ebenſo unterjochen ſollten, wie die Schneider und Perrückenmacher der Seine. Aber gegen die franzöſiſche Kunſt arbeitete ſich in Zorn und Scham eine Poeſie und Wiſſenſchaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Richtung echt national war. Jetzt ſollte der Erbe der franzöſiſchen Revolution gewaltthätig das verfallene Haus des Reiches zerſtören und auf den Trümmern als harter Gebieter ſchalten, bis die Deutſchen den Entſchluß faßten ihn wegzuſchlagen, um ſelbſt ihre irdiſchen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schutzlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußiſches Beſitzthum. Sonſt den

Strom entlang' gerade die geiſtlichen Fürſten und kleine Landgebiete ohne jede Kraft des Widerſtandes. Die vier weſtlichen Kreiſe des Reiches, der oberrheiniſche, ſchwäbiſche, fränkiſche, bairiſche waren es, welche der Norddeutſche ſpöttiſch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geiſtlichen Landestheile und Baiern gegenüber Baden und Schwaben ſehr zurückgeblieben. Das Beiſpiel Friedrich's II in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meiſten proteſtantiſchen Fürſtenhöfe — auch der kurſächſiſche gehörte dazu — ſeit dem ſiebenjährigen Kriege umgeformt. Häufig war größere Sparſamkeit, Ordnung im Haushalt, ernſte Sorge um das Wohl der Unterthanen ſichtbar. Mehre Regierungen konnten für Muſter guter Wirthſchaft gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der großen Frauen des 18. Jahrhunderts, der Herzogin Karoline von Heſſen, in Darmſtadt und Baden war ein haushälteriſches mildes Regiment. Ja auch am Hofe des Herzogs Karl von Würtemberg war es beſſer geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch ſeine Frohnbauern mit Waſſer füllte, der die Wälder mit bengaliſcher Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyrn darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren ſeit 1778, dem fünfzigſten Geburtstage, ſeinem Volk verſprochen ſparſam zu werden, er hatte ſich ſogar ſeitdem in einen ſorgfältigen Hausherrn umgewandelt, unter welchem das Land aufblühte. Selbſt an den geiſtlichen Höfen war dieſer philoſophiſche Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Thätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münſter durch die unvertilgbare Herrſchaft der geiſtlichen Ariſtokratie und das wuchernde Pfaffenweſen ſehr beſchränkt.

Aber die Reichsſtädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltſamem Verfall, ſie waren tief verſchuldet, ein verrottetes Patricierregiment verhinderte das Aufblühen zeitgemäßer Gewerbthätigkeit. Noch erließ der Rath hochtönende Verordnungen, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nordlingensis, wie er ſich in heroiſchem Stil nannte, war den Nachbarn ein Geſpött geworden. Das berühmte Ulm, die ſüdliche Hauptſtadt Schwabens, einſt die Herrin des italieniſchen Speditionshandels, war ſo heruntergekommen, daß man annahm, ſie müſſe ihr Gebiet verkaufen, um ſich vor dem Bankerott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürſtlichen Kaufleuten waren ſchwache Commiſſionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht ſechs Firmen enthalte, die mehr als 200,000 Gulden vermochten; die Kunſtakademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerſchule, die berühmten Kupferſtecher verfertigten ſchlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel; unter den Einwohnern ſelbſt brannte der alte Glaubenshaß immer noch auf, denn zweigetheilt umſtand die Gemeinde ihr berühmtes Rathhaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Thereſia ſo erbittert gefochten als dort. Selbſt Nürnberg, einſt die Blüthe und der Stolz des deutſchen Volkes, krankte ſchwer an der alten böſen Zeit; mit ihren 30,000 Einwohnern war ſie ſehr unähnlich der alten Gemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemuſtert hatte; aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine beſcheidene Stellung unter den deutſchen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die Waffen und ſchönen Kunſtſachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waaren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunſtſinn des alten Handwerks zu Tage kam.

Nicht beſſer ſtand es am Rhein, der großen Pfaffengaſſe des Reichs; dort lagen die Reſidenzen der drei geiſtlichen Kurfürſten der Reihe nach ſtromab hinter einander. Im Kurfürſtenthum Mainz, welches ſeit alter Zeit nicht ſelten eine größere Selbſtändigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Erzbiſchöfe zwar einem Theil ihrer Geiſtlichkeit und den neueren Stadttheilen ein modernes Anſehen geben können; aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherren, welche in Voltaire und Rouſſeau laſen, waren wenigſtens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im ſchlechteſten Rufe aber ſtand das große Köln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaſter war elend, an finſteren Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unſicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftauſend Köpfe geſchätzt wurde; bis zu Mittag ſaßen und lagen ſie an den Kirchthüren, reihenweiſe, viele auf Stühlen, der Beſitz eines ſolchen Stuhles wurde als eine ſichere Rente betrachtet und dem Bettlerkinde als Ausſteuer angewieſen; wenn ſie ihre Stellen verließen, dann zogen ſie in die Häuſer, Mittagskoſt zu fordern, eine grobe, bösartige Bande.*) Im Ganzen wußte man, daß die geiſtlichen Herrſchaften den Bürger und Bauer verhältnißmäßig mild behandelten, auch der Militärzwang beläſtigte dort wenig, daß ſie aber für Landescultur und Bildung des Volkes wenig thaten.

Nach dieſer Richtung war nächſt ihnen Baiern berüchtigt, kein anderes Volk hat ſeitdem ſo große Fortſchritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meiſten in Wohlſtand und Sitte zurückgeblieben, die Städte ſahen mit Ausnahme Münchens ſchadhaft aus und waren ſchwach bevölkert, Müßiggang und Bettelei breitete ſich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirthen ſollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwiſchen Haufen modiſch geputzter Beamten, ein ſtrebſamer

---

*) Reiſe von Mainz nach Köln im Jahre 1794, S. 222. — Briefe eines reiſenden Franzoſen 1784. II, S. 253. Beide Bücher ſind nur mit Vorſicht zu benutzen.

Gewerbfleiß fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünſtigt. Es ſei für Baiern, hatte vor kurzem eine bairiſche Monatsſchrift behauptet, Fabrikthätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wohl thunlich, weil der Strom des Landes auf Oeſtreich zu gehe, und ein Wettbewerb mit den kaiſerlichen Erblanden doch nicht möglich ſei. — Die blühendſten Länder in Deutſchland waren, nächſt kleinen Reichsgebieten an der Nordſee, damals Kurſachſen und die Gegend des Unterrheins bis zur weſtfäliſchen Grafſchaft Mark; noch jetzt hat ſich dies Verhältniß nicht ſehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, und es war ihm geläufig, Preußen und Oeſtreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Oeſtreich wußte der Bürger im Reiche wenig. Selbſt der Baier, dem der Lauf ſeiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, denn der Haß, welcher Grenzleute ſo leicht trennt, ſtand zwiſchen Baiern und Oeſtreichern in voller Blüthe, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol; der Sachſe handelte angelegentlich mit den Deutſchen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geſchlecht, noch von alten Kriegen her übel berüchtigt. Anderen Deutſchen waren „böhmiſche Dörfer“ und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Landsleute aber, welche die Donau entlang zwiſchen Czechen und Mähren, Italienern und Slovenen, Magyaren und Slovaken ſaßen, waren von kräftigem Stamm, altes Germanenblut; ihnen hatte der dreißigjährige Krieg ihre ſtattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten ſie von Deutſchland entfremdet. Mit den Ketzern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verſcheucht. In der großen Hauptſtadt Wien gedieh ein reiches genußfrohes Leben. Wer ſich luſtig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel aus dem Reich. Den Wienern lag Deutſchland außerhalb, ſie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Oeſtreich war auch deutſcher Kaiſer. An den Poſthäuſern im Reich hing der Doppeladler, und wenn der Kaiſer ſtarb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchthürmen die Trauer geläutet. Wer ein Wappen ſuchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg. Sonſt ſah das Reich nichts vom Kaiſer und ſeiner Herrſchaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürſten mit den Oeſtreichern und Preußen zuſammenkamen, wurden ſie als ſchlechteres Volk verhöhnt, die „öſtreichiſchen Koſtbeutel“ und der „ſchwäbiſche Kragen“ haßten einander gründlich; wenn die Oeſtreicher eine Schlappe erhielten, ſo freute ſich niemand mehr, als die Truppen aus dem Reich.

Auch unter einander lebten die Unterthanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Meſſen und Jahrmärkten, wo mehre Grenznachbarn zuſammenſtießen, waren Schmähworte und Schläge gewöhnlich; der Mainzer ſchlug auf den Pfälzer, und als die Franzoſen in Kurmainz hauſten, freuten ſich ſchlechte Pfälzer und Darmſtädter über das Leid der Nachbarn.*)

Die Maſſe des Volkes im Reich lebte ſtill vor ſich hin. Der Bauer that ſeine Dienſte, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als gerade jetzt, es war kein ſchlechter Verdienſt im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, ſo dienten ſie ihm williger; die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landſchaft, deren Mundart ſie ſprachen, ſie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der faſt Alles umſchloß, was ſie kannten, und deſſen Hilfloſigkeit ſie nur unvollkommen verſtanden. Als er ein Nichts wurde, wußten ſie nicht mehr, was ſie waren, und frugen einander neugierig und bekümmert, was ſie jetzt werden ſollten. Es war ein altes, ſtilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden ſie etwas unruhig, es war dort Vieles beſſer als bei ihnen, ſie hörten wohlgefällig auf fremde Sendlinge, ſie ſteckten die Köpfe zuſammen, ſie beſchloſſen vielleicht des Abends einmal abzuſchaffen, was ſie ärgerte, ſie ſetzten auch Bittſchreiben an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da ſchwieriger. Aber ſolange die Franzoſen nicht ſelbſt kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekräuſel. Und als der Franzoſe Cuſtine Mainz erhalten hatte, ließ er die Zünfte zuſammenrufen, jede ſollte einen Conſtitutionsentwurf einreichen. Das geſchah. Die Perrückenmacher reichten ein: „Wir wollen ausſterben bis auf fünfunddreißig und der Krebs (ſo hieß ein Meiſter) ſoll unſer Rathsherr ſein.“ Die Lohnkutſcher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unſertwegen Kurfürſt ſein, wer da will!“ Einer Republik und Verfaſſung hatte keine Zunft gedacht. Das war der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

---

*) Schilderung der jetzigen Reichsarmee. 1796. 8. — Die bemerkenswerthe Schilderung iſt oft von Späteren benutzt, ſie iſt nicht überall zuverläſſig. Verfaſſer iſt jener Laukhardt, ein zuchtloſer Theologe, der als Musketier im Regiment Thadden den Rheinfeldzug mitmachte. Seine Selbſtbiographie iſt ebenſo lehrreich als widerwärtig.

Die Leute im Reich wußten wohl, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größern war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten ſich kein kriegeriſcher Geiſt regen konnte. Widerwillig ſetzten ſie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Truppentheilen zuſammen, Soldaten und Offiziere in demſelben Regiment zankten feindſelig mit einander, kaum daß die Uniformen dieſelbe Farbe hatten, das Commando gleichlautend wurde. Der Bürger ſelbſt verachtete ſeine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Poſten Pflöcke für die Schuſter ſchnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präſentire und dann den Hut ausſtrecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Offiziere höchlich verachtet ſei und von jeder Geſellſchaft ausſchließe, daß die Frauen und Liebchen der Offiziere mit Kind und Kegel in das Feld zögen, dann wie elend Waffen und Mannszucht und wie unvollſtändig die geſammte Kriegsausrüſtung ſei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt ſichtbar zu Tage. Unter den Regimentern des Reichs waren die ſchlechteſten Truppen der Welt. Aber es waren auch beſſere Compagnien darunter, überall einzelne tüchtige Offiziere. Und ſelbſt aus dem ſchlechten Stoff vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutſche hat ſich immer brav geſchlagen, wo er gut geführt wurde. Auch ſtanden außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Anſehen: Sachſen, Braunſchweiger, Hannoveraner, Heſſen.

Im Ganzen war die Heereskraft Deutſchlands gar nicht ungenügend, ſie konnte wol die einzelnen ſchlechten Beſtandtheile überwinden, und ſie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heere der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichsarmee, ſondern Zwietracht und ſchlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich herein, Welle ſchlug auf Welle von Weſten nach Oſten.

Zuerſt fielen die weißen Möven der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieſer ganzen Menſchengattung Farbe und Ruf gab, nichtswürdiges und ruchloſes Geſindel. Wie eine Peſt verdarben ſie die Zucht der Städte, in denen ſie ſich niederließen, die Höfe der einfältigen kleinen Reichsfürſten, welche ſich geehrt fühlten die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Koblenz, dem Fürſtenſitz von Kurtrier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerſt ihre Sittenloſigkeit Verderben bringend in die Familien, auflöſend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie waren Flüchtlinge, welche die Gaſtfreundſchaft eines fremden Landes genoſſen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten ſie, wo ſie die Stärkeren waren, den deutſchen Bürger und Bauer, wie den thörichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfaſſer der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinſchiff ein franzöſiſches Lied über die Genügſamkeit ſummte mit dem Refrain: „Vive la liberté", zogen Emigranten, welche die Reiſe mitmachten, gegen ihn und ſeine unbewaffneten Begleiter die Degen, mißhandelten ſie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen ſie nach Koblenz, wo ſie des Geldes, der Päſſe beraubt, und mit ihren Wunden, ohne Verhör eingeſperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten.*) Und neben ſolcher rohen Gewalt ſchleppten die Emigranten auch Laſter, welche bis dahin dem Volke faſt unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreiſe, welche ſich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheinthal mit Haß und Abſcheu, nichts arbeitete ſo günſtig der franzöſiſchen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von ſo viel Miſſethat und Erbärmlichkeit befreie, gerecht ſein müſſe. Sie wurden denn auch von den Stärkeren, den Preußen und Oeſtreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche ſie warben, lief nur das ſchlechteſte Geſindel, ſelbſt die armen Reichsvölker ſahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalverſammlung und die Beſchlüſſe des Convents. Nur wenige der Gebildeten entzogen ſich ganz ihrem Einfluß. Es waren zum Theil dieſelben Ideen und Wünſche, welche der Deutſche auch hatte. Mehr als ein Freiheitsberauſchter wurde ſo ſtark angezogen, daß er ſein Vaterland aufgab und nach Weſten zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte ſolcher Männer war Georg Forſter, den der Deutſche bedauern, nicht rühmen ſoll. Und dennoch rührten die ungeheuren Ereigniſſe auch lebhaften Geiſtern nur kleine Wirbel auf. Es war eine warme Theilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Antheil an einer fremden Sache. Denn wie troſtlos die politiſchen Zuſtände Deutſchlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war damals die Empfindung, daß man mitten in geſellſchaftlichen Umgeſtaltungen lebe, die ſich im Gegenſatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beiſpiel ausbreiten müßten. An mehren Fürſten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im Ganzen war nicht zu verkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutſchland keine Ariſtokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz ſeiner Vorurtheile und Unarten doch im Allgemeinen ſchlecht und recht mitten im Volke, gerade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutſchen drückte, waren nicht vorzugsweiſe die Sünden des alten Feudalſtaates, es war ihre politiſche Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfaſſung, die Empfindung, wie ſehr der Deutſche durch ein vielgetheiltes Regiment zum Philiſter geworden ſei.

---

*) Daß dieſe Schilderung nicht zu viel ſagt, dafür bürgen viele Berichte jener Zeit, z. B. Reiſe von Mainz nach Köln im Frühjahr 1794. Lafontaine's Leben, S. 154. Auch die Beſchreibung, welche Laukhardt (Selbſtbiographie) von den Emigranten macht, mag verglichen werden, ſelbſt ihm erregte das keltiſche Treiben Ekel und Abſcheu.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutſchland, die Charaktere, welche dort gegen einander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel weniger bekannt, als es zu unſerer Zeit ſein würde. Größere Zeitungen brachten dreimal in der Woche dürre Angaben, ſelten eine längere Mittheilung, noch ſeltener ein ſelbſtändiges Urtheil. Nur die Flugſchriften arbeiteten, im Großen und Ganzen war auch in ihnen die Geſinnung gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung, dreiſter in Beſprechung der heimiſchen Verhältniſſe.

Deshalb hatte die franzöſiſche Revolution, während in Paris ſchon auf den Straßen gemetzelt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutſchland gar nicht die Wirkung, politiſche Parteien gegen einander zu ſchaaren. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der franzöſiſche König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet ſei, da wurde auch bei den Entſchloſſenen das Mißtrauen allgemein.

So war es möglich, daß deutſche Offiziercorps, ja ſogar die Gardes du Corps in Potsdam eine Zeit lang das Ça ira gemüthlich blaſen ließen, während die Straßenjungen einen rohen überſetzten Text dazu ſangen. Die Damen der deutſchen Ariſtokratie trugen tricolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig ſchloß das Volk einen Kreis, in welchem die kriegsgefangenen Patrioten, trotzige zerlumpte Geſtalten, ihre wilden Rundtänze ſprangen und dazu den Geſang und die Pantomime aufführten, welche das Waſchen der Hände in Ariſtokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das ſie auf dem Marſche verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen.*) — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch ſeltſamer erſcheint uns ein Anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markerſchütternd tobten und den Schaum der heranſtürzenden Fluth mit jedem Jahr wilder über das deutſche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürſtenthum in der Mitte Deutſchlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefſten Frieden ſannen und ſchufen, ſich die finſteren Ahnungen durch Vers und Proſa von den Häuptern ſcheuchend. König und Königin guillotinirt und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrſchaft und Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen — die Schlachten Lodi und Arcole und Wilhelm Meiſter, Horen, Xenien — Belgien franzöſiſch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenſtaat franzöſiſch und Wallenſtein — das linke Rheinufer franzöſiſch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon beſetzt und die Braut von Meſſina — Napoleon Kaiſer und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundſchaft verbunden zuſammen lebten, die zehn großen Jahre der deutſchen Poeſie, auf welche der Deutſche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es ſind dieſelben Jahre, in denen laut ein Weheruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Skorpionengeißel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erſt neunzig Jahre ſind ſeitdem vergangen, und doch ſind die Jahre, in welchen unſere Großväter aufwuchſen, für uns in mancher Richtung ſchon ſo fremd wie die Zeit, in welcher, der Sage nach, Archimedes geometriſche Aufgaben rechnete, während die Römer ſeine Stadt erſtürmten.

---

*) Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtiſch, S. 58.

In anderer Art wirkte dieſe Zeit der Bewegung auf den preußiſchen Staat. Es war nicht mehr das Preußen Friedrich's II. Im Innern freilich waren ſeine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfen der alten Regierungsweiſe, doch die großen Neugeſtaltungen, welche die Zeit dringend erheiſchte, wurden kaum begonnen.

Aber gerade in den Jahren bis zum Kriege von 1806 nahm der äußere Umfang des Staates in rieſigem Maßſtabe zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelaſſen; wenige Jahre darauf mußte Preußen zu den großen Ländermaſſen Europas gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieſes Wachsthums war etwas Unheimliches. Durch die beiden letzten Theilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen ſlaviſches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürſtenthümer der fränkiſchen Hohenzollern, Ansbach und Baireuth, erworben, 115 Quadratmeilen. Dann mußten nach dem Frieden von Luneville 47 Geviertmeilen des überrheiniſchen Cleve abgetreten und dafür 222 Quadratmeilen deutſcher Reichsgebiete eingetauſcht werden, Stücke von Thüringen, darunter Erfurt, das halbe Münſter, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Ansbach gegen Hannover umgeſetzt. Seitdem umfaßte Preußen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Quadratmeilen, faſt das Doppelte ſeines Umfanges vom Jahre 1786. Und in dieſem Jahr war Preußen überall in Deutſchland ſo reichlich angeſiedelt, daß man wol ſagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutſchland zu werden. Seine Adler ſchwebten über den Ländern der alten Sachſen bis zur Nordſee, im Maingebiet der alten Franken wie im Herzen Thüringens; es beherrſchte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengeſetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärſchen ſeine Kriegsroſſe in der Donau tränken. Im Oſten aber reichte es bis tief in das Weichſelthal und bis zum Bug, und ſeine Beamten regierten in der Hauptſtadt des untergegangenen Polens. Zuverläſſig wäre ſo ſchnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken geweſen, denn der Ueberſchuß an bildender Kraft, welchen Preußen aufwenden konnte, ſo verſchiedenartigen Erwerb ſich innerlich anzufügen, war ſchwerlich groß genug. Und doch hat ſich die vortreffliche Schule des altpreußiſchen Beamtenthums gerade damals bewährt. Ueberall wurde mit Eifer und Erfolg neu eingerichtet, ſchöne Talente, große Kräfte entfalteten ſich in dieſer Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und falſchen Schritten, im Ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Einſicht und der rüſtige Wille, welchen die Preußen damals in Deutſchland bewieſen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die ſpätere franzöſiſche Herrſchaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher umgeſtaltete, — meiſt durch deutſche Kräfte, — aber zugleich einen Wuſt von Gemeinheit und roher Tyrannei in die Landſchaften trug.

Auch der polniſche Erwerb war an ſich ein großer Gewinn für Deutſchland, denn erſt durch ihn wurde ein Schutz gegen das ungeheure Anwachſen Rußlands gewonnen, die Oſtgrenze Preußens militäriſch geſichert. War es hart für die Polen, ſo war es nothwendig für die Deutſchen. Die wüſten Zuſtände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnißmäßige Kraft in Anſpruch, wenn ſie nutzbar gemacht, das heißt in deutſches Gebiet umgewandelt werden ſollten. Und zu ruhiger Beſiedelung war die Zeit nicht angethan. Doch geſchah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnißvoll war ein anderer Umſtand. Alle dieſe Vergrößerungen waren nicht unter den Anſtößen einer ſtarken treibenden Kraft gemacht, ſie waren zum Theil widerwillig, nach ruhmloſen Feldzügen von einem übermächtigen Feinde aufgedrängt. Und Deutſchland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgeſetzten Demüthigungen und diplomatiſchen Niederlagen anſchwoll, und daß ſeine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme ſeines Anſehens in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu ſehr das Ausſehen eines zuſammengeſchwemmten Inſellandes, welches der nächſte Sturmwind wieder in den Fluthen begraben mochte.

Die Ausdehnung des Landes war ſo groß, Leben und Intereſſe ſeiner Bürger ſo mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines Einzelnen die ungeheure Maſchine nicht mehr ſelbſtwillig in der alten Weiſe leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, das letzte Richtmaß für Fürſten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unabläſſig, ehrlich, männlich das Thun der Regierenden begleitete, ihre Erlaſſe prüfte, den aufſteigenden Wünſchen Ausdruck gab, die Bedürfniſſe des Volkes ihnen ans Herz legte. Die Tagespreſſe war ängſtlich bevormundet, gelegentliche Flugſchriften verletzten tief und wurden gewaltthätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von ſtrenger bürgerlicher Redlichkeit und von maßvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, ſo blieb er auch ſein Lebelang ſcharfſchneidendem und energiſchem Entſchluß zu ſehr abhold. Und damals war er jung, mißtrauiſch gegen ſeine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er die Einzelheiten der Geſchäfte zu wenig überſah; die Umtriebe der Begehrlichen in ſeiner Nähe verſtimmten ihn, ohne daß er ſie zu brechen wußte, ſein Beſtreben, die eigene Selbſtändigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von ſich abzuhalten, ſetzte ihn in Gefahr unbedeutende und gefügige Gehilfen feſten Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat ſchon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbſtthätigkeit der Unterthanen und die Anfänge eines Verfaſſungslebens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch ſo wenig vorhanden, daß kaum die Mißvergnügteſten davon zu murmeln wagten. Noch fehlten alle Grundlagen dazu, die alten Stände waren — Oſtpreußen ausgenommen — gründlicher beſeitigt als irgendwo, die Stadtgemeinden wurden durch Beamte geleitet, ſogar die Theilnahme an Politik und dem Leben des Staates war faſt auf den Kreis der Beamten beſchränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Lande entſtehen ſah, Nationalverſammlungen und Convente, das hatte ihm einen ſo tiefen Abſcheu gegen jede Betheiligung ſeiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen, — zum Verhängniß für ſein Volk und ſeine Nachfolger, — ſolange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weiſe Friedrich's II fortzuregieren. Dieſer große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und ſeiner

Bedrängniß aller Verhältniſſe doch nur dadurch das Ganze in raſcher Bewegung erhalten können, daß er ſeiner Eigenmacht im Nothfall auch Unſchuldige opferte. Da er in der Lage war, ſelbſt und kurz über Alles zu entſcheiden, ſo war auch ihm nicht ſelten begegnet, daß ſein Entſcheid von Stimmung und zufälliger Nebenrückſicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Offizier wegen eines unbedeutenden Verſehens zu caſſiren, Kammergerichtsräthe, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, wegzujagen. Und wenn er erkannte, daß er ein Unrecht gethan, während er leidenſchaftlich das Rechte wollte, ſo durfte er ſein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an ſich erhalten, in ſeinen Beamten die Behendigkeit des Gehorſams, und im Volk das unbedingte Vertrauen zu ſeinem letzten Entſcheid. Es war nicht nur eine Eigenſchaft ſeines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Uebereilung, keinen Irrthum, daß er ſelbſt offenbares Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gut zu machen ſuchte. Der ſtarke und weiſe Fürſt hatte das wagen können; ſeine Nachfolger ſcheuten mit Recht ſolches Herrſchen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II mitten im Kriege zornig von dem Commando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der ſchnellen Entſcheide.

Er mußte alſo, wie ſchon ſein Vorgänger gethan hatte, die Ueberwachung ſeiner Beamten in den Beamten ſelbſt ſuchen. So begann in Preußen die Herrſchaft der Bureaukratie. Die Zahl der Aemter wurde größer, unnütze Zwiſchenbehörden wurden eingeſchaltet, die Aktenſchreiberei wurde arg, das Geſchäftsverfahren weitläufig. Es war die erſte Folge des Beſtrebens, gerecht, gründlich, ſicher zu verfahren und die ſtraffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit wohlwollend umzubilden. Dem Volke erſchien das aber als ein Verluſt. Solange keine Preſſe und keine Tribüne dem unterdrückten Mann zu ſeinem Recht verhilft, da haben Bittſchriften eine weit andere Bedeutung als jetzt, wo auch der kleine Mann durch eine Zeitungs mittheilung von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für ſich gewinnen, Miniſter und Volksvertreter tagelang in Bewegung verſetzen kann. Friedrich II hatte deshalb jede Bittſchrift angenommen, zumeiſt ſelbſt darauf verfügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zu Tage gekommen; Friedrich Wilhelm III mochte gar nicht leiden, wenn ihm ſelbſt Bittſchriften überreicht wurden, er wies ſie ſtets den Inſtanzen zu. Das war an ſich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu beſorgen hatten, daß ſolcher Klageſchrei Einzelner in die Oeffentlichkeit drang, ſo wurde er nur zu häufig in den Acten begraben, und die Leute rieſen, daß es gegen Uebergriffe der Landräthe, gegen Beſtechlichkeit der Acciſeeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majeſtät des Königs litt darunter; nicht ſein guter Wille, aber ſeine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu dieſen Uebelſtänden kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht ſtärker. Das Leben war reichlicher, alle Preiſe hatten ſich auffällig geſteigert, ihr Gehalt, ſeit alter Zeit ſehr knapp, war nicht im Verhältniß erhöht worden. In den Städten waren Juſtiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das Kleinſte wurde bevormundet, die Selbſtthätigkeit der Bürger fehlte, die „Directoren“ der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabſchiedete Auditeure und Quartiermeiſter der Regimenter. Das war im Jahr 1740 ein großer Fortſchritt geweſen, im Jahr 1806 war Bildung und Fachkenntniß ſolcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte ſich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche ſpäter zu den größten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anſtrengung ſchnell ihr Glück zu machen. Es wurde geklagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit faſt ganz durch Secretäre gethan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schleſien, welches einen eigenen Miniſter hatte. Seit dem großen polniſchen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schleſien noch auf einige Jahre die oberſte Leitung des neu erworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heilloſe Maßregel, ein Unterthan erhielt faſt ſchrankenloſe Macht in dem ungeheuren Ländergebiet, ſie wurde ihm und dem Staat zum Umſegen. Wie ein König ſaß er in Breslau, am Hofe ſeines Landesherrn unterhielt er Spione, welche ihm alle Stimmungen zutragen mußten; um ihn drängte ſich der arme Adel Schleſiens, er brachte ſeine Günſtlinge zu Amt, Grundbeſitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeſchickte Verhältniß beeinträchtigt, Domänen wurden verſchleudert, niedrige Taxen gemacht, Generäle und Geheimräthe bewarben ſich darnach, für kleines Geld großen Grundbeſitz zu erwerben.

Es iſt beachtenswerth, daß ſich der erſte laute Widerſtand dagegen unter den Beamten ſelbſt erhob, zugleich die erſte politiſche Oppoſition in Preußen, welche durch die neuzeitliche Waffe der Preſſe zu wirken ſuchte. Der heftigſte Kläger war der Oberzollrath von Held; er beſchuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehre Andere des Betrugs, und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrich's II. Die Angriffe machten ungeheures Aufſehen, gegen ihn und ſeine Freunde wurden Unterſuchungen eingeleitet, ſie wurden als Mitglieder eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denuncianten verfolgt, Held's Schriften wurden mit Beſchlag belegt, er ſelbſt verhaftet, verurtheilt, endlich freigelaſſen. In ſeiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König ſelbſt an*), er beſchuldigte ihn zu groſser Sparſamkeit — welche wir für die erſte Tugend der alten Könige von Preuſsen halten, der Härte — was unbegründet war, und des Soldatenſpiels — dies leider mit gutem Grunde; er klagte: „wenn der Fürſt keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen ſie niedergeſetzten Commiſſion ernennen will, dann kann der biedere, ruhige, aber nichts deſto weniger warme Vaterlandsfreund nichts als ſeufzen.“ Indeſs begnügte er ſich nicht zu ſeufzen, ſondern wurde recht ausfällig.

---

*) Von Held's Schriften wurden „Das ſchwarze Buch“ — jetzt ſehr ſelten zu finden —, „Die preußiſchen Jacobiner“, „Das geprieſene Preußen“ die berüchtigtſten; ſie und ihre Widerlegungen machen den Eindruck, daß der Verfaſſer, wie häufig in ſolchem Falle, Manches richtig, Anderes ungenau, im Ganzen ehrlich berichtet, daß er aber kein zuverläſſiger Beur-

Bei dieſem Hader, der ſich doch faſt nur um einzelne Anekdoten drehte, iſt uns lehrreich, wie dreiſt und rückſichtslos die Sprache der politiſchen Kritik in dem alten Preuſsen war, und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürſten gegenüber ſolchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrſchaft auf ſeinen Schultern trug, ſo traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie ſeine Perſon allein die ganze Maſchine des Staates leiten ſollte, ſo war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staats ein perſönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo verſehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas verſäumt, oder weil er die Schuldigen nicht beſtraft hatte. Jede Bauerfrau, welcher die Acciſebeamten am Stadtthor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, ſo ſchrien und höhnten die Gaſſenbuben hinter dem Pferde des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daſs eine Handvoll Straſsenſchmutz gegen ſein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der ſtille Krieg zwiſchen den Königen Preuſsens und der fremden Preſſe aus. Sogar Friedrich Wilhelm I hatte im Tabakscollegium ſeine Erfindungskraft bemüht und gegen die holländiſchen

---

theiler ſeiner Gegner iſt. Varnhagen hat auch ihn gekannt und auch ſein Leben beſchrieben.

Zeitungsſchreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel verfertigt; auch ſein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte ſie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen Friedrich Wilhelm II hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen geſprüht. Was halfen dagegen Gewaltmittel, Brieferbrechen und geheimes Nachſpüren, was half die Beſchlagnahme? Die verbotenen Schriften wurden dennoch geleſen, auch die plumpe Lüge wurde geglaubt. — Was half es vollends, wenn der neue König durch regierungstreue Federn ſich vertheidigen ließ, wenn eine wohlgeſinnte Gegenſchrift den Leſern erzählte, daß Friedrich Wilhelm III gegen die Lichtenau keine Härte bewieſen habe, daß er ein ſehr guter Gatte und Vater, ein redlicher Mann ſei und das Beſte wolle?*) Das Volk mochte das glauben oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weiſe zum Richter über das Leben ſeines Fürſten gemacht, welche für die Majeſtät der Krone, wie wir ſie faſſen, höchſt unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüth der Nation von der Politik geradezu abgewandt. Was ſollte werden, wenn politiſche Leidenſchaft in das Volk kam? Das Königthum mußte ſich in dieſer niedrigen Stellung völlig zu Grunde richten, und wenn die Hohenzollern noch ſo ſehr das Gute wollten. Denn ſie waren nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, wie noch Friedrich II geweſen war, große Landbeſitzer auf menſchenleerem Grunde, ſie waren in der That Könige eines anſehnlichen Volkes, ſie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenſchaar zu erfahren und ſelbſtwillig die große Verwaltung zu beherrſchen. Jetzt wirthſchafteten die Beamten, geſchah Gutes, ſo war es Schuldigkeit, jedes Ungeſchick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten freilich vor 1806 kaum die

---

*) Z. B. Gründliche Widerlegung des Geprieſenen Preußens. 1804.

Beſten. Aber das Mißbehagen und das Gefühl der Unſicherheit wurde dadurch in dem Volke geſteigert.

Solche Verhältniſſe einer Uebergangszeit aus dem alten despotiſchen Staat in einen neuen gaben dem preußiſchen Weſen allerdings ein unbehilfliches Ausſehen. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Anzeichen tötlicher Schwäche, wie ſie kurz darauf von eifrigen Preußen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volke noch wie im Schlummer lag, war auch in einem anſehnlichen Kreiſe bereits ein friſches hoffnungsvolles Leben ſichtbar. Und zwar wieder in den preußiſchen Beamten. Die Obergerichte erhielten ſich in dem hohen Anſehen, das ſie ſeit den neuen Einrichtungen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Perſonal war zahlreich, ſie umſchloſſen die Blüthe des preußiſchen Beamtenſtandes, die ſtärkſte Kraft des Bürgerthums, die höchſte Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngeren unter Carmer geſchult: geſcheidte, redliche, feſte Männer von großartiger Arbeitskraft, von ſtolzer Vaterlandsliebe und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche ſich in Handhabung der Rechtspflege noch durch kein Miniſterialreſcript irren ließ. Noch wagten die Hofparteien nicht die Unbequemen anzugreifen, und es war ein Verdienſt des Königs, daß er ſeine Hände ſchützend über ihre Unverletzlichkeit hielt. Sie ſtammten zum Theil aus Bürgerhäuſern, welche ſeit mehren Menſchenaltern ihre Söhne in die Hörſäle der Rechtslehrer, im Oſten nach Frankfurt und Königsberg, im Weſten nach Halle und Göttingen geſandt hatten, ihre Familien bildeten eine faſt erbliche Ariſtokratie des Beamtenſtandes. Ihnen verbunden als Studiengenoſſen, Freunde, Gleichgeſinnte waren die beſten Köpfe der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußiſchem Dienſt heraufkamen. Aus dieſem Kreiſe ſind faſt alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates thätig waren, die Stein, Schön, Vincke, Grolmann, Sack, Merkel und viele Andere, die Präſidenten der Regierungen und oberſten Gerichtshöfe nach 1815.

Es iſt eine Freude, in dieſer Zeit umherflackernder Unſicherheit das Auge auf die ſtille Arbeit ſolcher Zuverläſſigen zu richten. Manche von ihnen waren ſtrenggeſchulte Actenmänner, ohne vielſeitige Intereſſen, auf dem grünen Tiſch des Collegiums lag Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber ſie, die oberſten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtſein, Preußen zu ſein, durch ſchwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat ſeiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem ſicheren Urtheil mitgetheilt, das ſie auszeichnete. Auch wo ſie, von dem Körper ihres Staats abgelöſt, unter fremder Herrſchaft Recht ſprechen mußten, arbeiteten ſie in ihrem Kreiſe unverändert in der alten Weiſe fort, und gewöhnt an kalte Selbſtbeherrſchung, bargen ſie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnſucht nach dem angeſtammten Herrn und vielleicht ſtille Pläne für beſſere Zeit.

Wer dieſe Männer mit einzelnen kräftigen Vertretern des Beamtenthums vergleicht, welche ſich auf den Staatsgebilden Süddeutſchlands in dieſer Zeit entwickelten, der wird einen weſentlichen Unterſchied nicht verkennen. Dort iſt häufig auch in den Beſſern ein Zug, der uns verſtimmt: Willkür in den politiſchen Geſichtspunkten, Gleichgiltigkeit wem und wofür ſie dienen, eine innere Ironie, mit welcher ſie die kleinen Verhältniſſe ihrer Heimat betrachten. Faſt alle leiden ſie an dem Mangel eines Heimatſtaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieſer Mangel gibt ihrem Urtheil, wie ſcharfſinnig es ſei, leicht etwas Unſicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in vielen derſelben eine moraliſche Unſicherheit, die ſie Glücksrittern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer. Freilich, wenn einmal ein Preuße ſein Vaterlandsgefühl verlor, ſo wurde er ſchwächer als ſie.

Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in ſich verdorben hat.

Gewiſſenhafte Beamte hat aus dieſer Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweiſen, zumal der Norden; aber den Vorzug dürfen die Preußen mit Recht in Anſpruch nehmen, daß in den Kreiſen ihres Mittelſtandes nicht die ſchönſte, aber die geſündeſte Bildung jener Zeit nicht einzeln, ſondern als Regel zu finden war.

Das preußiſche Herr litt an denſelben Mängeln, wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im Einzelnen Manches gebeſſert, vieles Alte ward ſorgfältig beibehalten; was einſt ein Fortſchritt geweſen war, beſtand jetzt zum Unheil. Die Uebelſtände ſind bekannt, niemand hat ſtrenger darüber geurtheilt, als die preußiſchen Militärſchriftſteller ſeit dem Jahr 1807.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der ſchmalen Koſt wurde unwürdig geſpart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußiſchen Heere; die Manöver waren unnütze Schauſpiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einſtudirt war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchſte Greiſenalter bei der Fahne gehalten. Faſt nichts war geſchehen, die veränderte Art der Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, der alten preußiſchen Heereseinrichtung anzupaſſen.

Der Offizierſtand war eine geſchloſſene Kaſte, welche faſt ausſchließlich durch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadlige Offiziere ſtanden bei den Füſilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Huſaren. Schon unter Friedrich II waren während des Menſchenmangels des ſiebenjährigen Krieges junge Freiwillige von bürgerlicher Herkunft zu Offizieren gemacht worden. Dann wurden ſie wenigſtens in ihrer Beſtallung und häufig in den Regimentsliſten als adlig aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig ſie ſein mochten, faſt immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den ſpätern Königen nicht beſſer geworden. Nur bei der Artillerie war ſchon 1806 die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber ſie galt eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein franzöſiſcher Artillerieoffizier als Kaiſer Frankreichs in derſelben Zeit darauf ſann, das preußiſche Heer und ſeinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen darüber ſtritt, ob ein Offizier der Artillerie in den Generalſtab aufzunehmen ſei, und dem bürgerlichen Oberſtlieutenant Scharnhorſt dieſe Bevorzugung ſehr beneidete.*) Es war natürlich, daß ſich in dem preußiſchen Offiziercorps alle Fehler eines bevorrechteten Standes im Uebermaße zeigten: Hochmuth gegen den Bürger, Rohheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügelloſe Frechheit. Es iſt eine gewöhnliche Klage der Zeitgenoſſen, daß man in den Straßen und Geſellſchaften Berlins vor den muthwilligen Angriffen der Gensdarmes, den bewunderten Vertretern des jungen Adels, nicht ſicher ſei. Und bereits fingen dieſe Anſpruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III an, ſich ihrer altfränkiſchen Uniform in Geſellſchaft zu ſchämen, und wo ſie es wagten, mit der aufgebauſchten weißen Halsbinde, Stulpſtiefeln und einem Stockdegen einherzuſchlendern.

Aber trotz dieſer Mängel lebte in dem preußiſchen Heere doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der ſtarke Stamm alter Unteroffiziere nicht ausgeſtorben, denen 1786 die bittern Thränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz vermindertem Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es ſind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt beſonders hübſch die Stimmung des Heeres. Wenn in dem

---

*) Buchholz, Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Preußen. I.

Feldzug von 1792 ein Preuße und ein Oeſtreicher als gute Kameraden und Mißvergnügte gegen einander klagen und der Preuße nicht zum Lobe ſeines Königs ſpricht, ſo verſetzt er doch dem Andern, der ſeine Worte wiederholt, einen Backenſtreich: „Du ſollſt nicht über meinen König reden.“ Und als der erzürnte Oeſtreicher ihm vorwirft, daß er ja daſſelbe geſagt, da antwortet der Angreifer: „Das darf ich ſagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preuße.“ Und ſolcher Sinn war in den meiſten Regimentern. Nicht der verſchlechterte Stoff des Heeres, auch nicht vorzugsweiſe die veraltete Taktik hat die ſchmachvollen Niederlagen verſchuldet. Ja gerade in dem Sturz hat ſich erwieſen, wie große Tüchtigkeit in der Mannſchaft und den Offizieren lebte und ſchändlich geopfert wurde. Bei der Zügelloſigkeit, der Rohheit und Räuberei, die in dem verſtörten und aufgelöſten Kriegsvolk unvermeidlich zu Tage kam, erfreute wieder gerade unter den Kleinen oft der tüchtigſte Soldatenſinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopfloſen Feldzugs von 1806 war die Uebergabe von Hameln. Wie die verrathene Beſatzung ſich verhielt, wird uns durch den Brief eines Offiziers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzoſe von Geburt, er war einer der liebenswertheſten Deutſchen geworden, deren ſich unſer Volk freut; er hatte als preußiſcher Offizier ſeine Pflicht gethan, er hatte jede Freiſtunde deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft geſchenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen ſein Heimatland gezogen und hatte ſich zuweilen aus dem ungeſchickten Treiben des Feldzugs hinweggeſehnt; aber in der Stunde, wo ein ſchlechter Befehlshaber brave Truppen verrieth, brannte in dem Adoptivkind des deutſchen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf; er verſammelte ſeine Kameraden, er drängte zu gemeinſamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jüngeren war in Leidenſchaft wie er. Umſonſt. Sie wurden hintergangen, die Feſtung, trotz ihres Widerſtandes, den Franzoſen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten.

Sie ſchoſſen ihre Patronen dem feigen Commandanten in die Fenſter, ſie ſchoſſen in Wuth und Trunkenheit auf einander, ſie zerſchellten ihre Gewehre an den Steinen, damit ſie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abſchied von ihren Offizieren. In der Compagnie des Hauptmanns von Britzke, Regiment von Haack, ſtanden zwei Brüder Warnawa, Soldatenſöhne; ſie ſetzten ſich wechſelſeitig die Gewehre auf die Bruſt, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben.*)

Und die an der Spitze ſtanden und keine Männer waren, wer waren ſie? Verſuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, ergeben und treu ihrem König, in Ehren gealtert. Aber ſie waren zu alt? Es iſt wahr, ſie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus dem Drill der Cadettenhäuſer ins Heer gekommen, dort waren ſie abgerichtet worden, ſie hatten auf Befehl marſchirt und präſentirt, hatten in zahlloſen Paraden Linie und Diſtanz gehalten, ſpäter hatten ſie ſcharf darauf geachtet, daß Andere Linie und Diſtanz hielten, daß die Knöpfe geputzt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meiſten in Gunſt ſtehe, das war ihr Leben geweſen. Sie wußten wenig mehr als das geiſtloſe Einerlei des Dienſtes, und daß ſie ein Rad in der großen Maſchine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerſchlagen, die Trümmer in unaufhaltſamer Flucht nach dem Oſten. Was blieb noch, was für ſie einen Werth hatte?

---

*) Der Erzähler iſt Adelbert von Chamiſſo. Sein Brief vom 22. November 1806 iſt eine der werthvollſten Ueberlieferungen des treuen Mannes. Die Schlußworte verdienen wohl, daß der Deutſche ſich ihrer erinnere: „O, mein Freund, ich muß durch freies Bekenntniß das ſtille Unrecht büßen, das ich dieſem braven waffenfreudigen Volke that, Offiziere und Gemeine im Einklange hoher Begeiſterung hegten nur einen Gedanken. Es galt, bedrängt vom äußern und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein feſtes, treues, ein gutes, ſtarkes Kriegsvolk. O hätten Männer an unſerer Spitze geſtanden!“

Es war auch nicht Feigheit, was ſie ſo kläglich machte. Sie waren ja ſonſt brave Soldaten geweſen, und die meiſten waren noch nicht ſo alt, um kindiſch zu lallen. Es war etwas Anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es ſchien ihnen unnütz, hoffnungslos, ſich noch zu vertheidigen, eine fruchtloſe Menſchenſchlächterei. So empfanden die Unglücklichen. Sie waren ihr Lebelang mittelmäßige Männer geweſen, nicht beſſer, nicht ſchlechter als Andere, dieſelbe Mittelmäßigkeit herrſchte, ſo weit ihr enger Geſichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein friſches Leben, das Begeiſterung und Wärme abgab? Sie ſelbſt waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern geweſen, die Erſten im Staate, das Salz des Landes; ſie waren gewöhnt worden auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzuſehen. Außer den Fürſten und dem Heer ſelbſt, was hätten ſie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, ſie wußten nicht wo, ſie ſtanden in den Mauern ihrer Feſtung allein, und ſie fanden wenig in ſich ſelbſt, was ſie zu ſcheuen und zu ehren hatten, ſie fühlten am beſten, daß ſie ſchwach waren. So wurden ſie in den Stunden der Prüfung ſehr ſchlecht und gemein, weil ſie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienſt hoch geſtellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer ſtets gedenken. Der Offizierſtand, der als bevorrechtete Klaſſe dem Volke gegenüberſteht, geſellig abgeſchloſſen, mit dem Gefühl einer bevorzugten Stellung im Staat, wird ſtets in Gefahr ſein zwiſchen Uebermuth und Schwäche zu ſchwanken. Nur der Offizier, der außer ſeiner Fahnenehre und der Treue gegen ſeinen Landesherrn noch vollen Theil hat an dem, was den Bürger ſeiner Zeit erhebt und adelt, wird in der Stunde ſchwerer Entſcheidung die ſichere Kraft in der eigenen Bruſt finden.

Eine Zeit geiſtesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politiſche Leidenſchaft hat es wieder erhoben.

Hier aber ſoll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußiſcher Bürger bei dem Fall ſeines Staates hatte. Er iſt ein Mann aus dem Kreiſe jener preußiſchen Juriſten, von denen oben die Rede war. Was er mittheilt, iſt zum Theil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, ſeine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juriſtiſchen Klarheit und Schmuckloſigkeit Antheil finden.

Chriſtoph Wilhelm Heinrich Sethe, geb. 1767, geſt. 1855 als Wirklicher Geheimer Rath und Chefpräſident des rheiniſchen Reviſionshofes, ſtammte aus einer der großen Juriſtenfamilien im Herzogthum Cleve, ſchon ſein Großvater und Vater waren angeſehene Beamte der Regierung geweſen, ſeine Mutter war eine Grolmann. In bürgerlichem Wohlſtand wuchs der Knabe in ſeiner Vaterſtadt auf, mit ſechszehn Jahren ſandte ihn ſein Vater auf die Univerſität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen; bei ſeiner Rückkehr machte er die preußiſchen Dienſtſtufen bei der Regierung von Cleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Dieſe weſtlichen Landſchaften, nicht von weitem Umfang, umfaßten doch einen guten Theil der Kraft des preußiſchen Staates. Das feſte, kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hauſe ſeines Fürſten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe ſaßen, viel Wohlhäbigkeit, das Obergericht war eins der beſten Collegien Preußens. Sethe war Geheimer Rath, glücklich verheiratet, mit ſeinem ganzen Herzen an die Heimat gefeſſelt, als der Kriegslärm auch ſeiner Vaterſtadt und ihm das Leben verdüſterte: Truppenmärſche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Beſetzung der Stadt durch die Franzoſen, welche bekanntlich einige Jahre hindurch die Hoheitsrechte Preußens beſtehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußiſchen Beſitzes nahm. Da löſte ſich Sethe von ſeiner Heimat und ſiedelte zu der preußiſchen Regierung des neuerworbenen Antheils an Münſter über.

Von hier ſoll er ſelbſt erzählen, was er erfuhr.*)

„Ihr könnt euch leicht vorſtellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abſchied von Cleve ſehr ſchwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf dieſe Weiſe aus der Heimat zu wandern, und die Vaterſtadt unter fremden Geſetzen und unter der Herrſchaft eines welſchen Volkes zurückzulaſſen.

Am 3. October 1803 reiſten wir ab; wir fuhren von Cleve nach Münſter drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerſt beſchwerlich und langweilig, der Weg über alle Beſchreibung ſchlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine.**)

Unſer erſtes Leben in Münſter war ebenfalls mit vielen Beſchwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin verſetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine ſehr beſchränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräthen, in Münſter war kein ordentlicher Markt, und die Frauen aus Cleve waren in Verzweiflung, weil ſie nichts bekommen konnten. Dies gab ſich indeſſen, und ſie befanden ſich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuvorkommen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie ſehr die Münſteraner ihrer Verfaſſung anhingen, mit welcher Feſtigkeit ein großer Theil von ihnen noch auf den erwählten Biſchof Victor Anton rechnete, und wie ungern ſie die neue preußiſche Herrſchaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß ſie ſich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher ſie ſich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies ſehr und verlangten, daß ſie die Preußen mit offenen Armen empfangen und ſogleich mit Leib und Seele Preußen ſein ſollten, was doch nur von einem wetterwendiſchen Volk oder von denen zu erwarten iſt, welche unter den Feſſeln einer harten Regierung geſeufzt haben.

---

*) Das Folgende iſt aus einer Selbſtbiographie genommen, welche er ſeinen Kindern in Handſchrift hinterließ; der Herausgeber iſt für die Mittheilung der Familie des Verewigten zu Dank verpflichtet.

**) In den alten preußiſchen Rheinlanden hatte Stein bereits die erſten Chauſſeen gebaut.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwiſchen den angekommenen Altpreußen und den Münſter'ſchen ſchon vor unſerer Ankunft ſtatt. Es geſchah Manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflöſung des münſter'ſchen Militärs der größte Theil der Offiziere mit Penſion verabſchiedet und aus ſeiner Lebensbahn herausgeworfen. Dieſe erſte Maßregel der preußiſchen Beſitznahme verwundete nicht allein die Verabſchiedeten tief in ihrem Gemüth, allgemein ſah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um ſo mehr, als unter den Offizieren von Münſter viel Bildung und wiſſenſchaftliche Kenntniß herrſchte und die damalige Maſſe der preußiſchen Offiziere mit ihnen einen Vergleich nicht aushielt.

Die Einführung des Cantonweſens vermehrte das Mißvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Mißhandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unteroffizier erdulden mußten. Ich ſelbſt bin Augenzeuge geweſen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußſtößen und Fußtritten mißhandelte, ihn mit ſeinem Rohrſtocke auf die Schienbeine ſchlug, daß dem armen Menſchen vor Schmerz die Thränen über die Backen liefen. Auch war der Geiſt, welcher unter der größeren Maſſe der preußiſchen Offiziere herrſchte, und das daraus hervorgehende Betragen derſelben ſehr zurückſtoßend und nicht geeignet, in einem neuen Lande Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken. Zwar hatte ſich Blücher, welcher Commandant von Münſter war, durch ſein populäres Weſen, ſeinen offenen und biedern Charakter und ſein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeſer, Chef eines Dragonerregiments, ein ſehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein, was dieſe gut machten, wurde durch Andere, namentlich die Maſſe der Subaltern-Offiziere, verdorben.

Einſt waren am Mauritz-Thor Händel zwiſchen einigen Bürgern und der Wache entſtanden: die Bürger ſollten in die Micken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt ſind) hineingegangen ſein und die Wache geſtoßen haben. Blücher war damals gerade in Pyrmont. Unter der Unterſchrift eines Generals von Erneſt, jedoch aus anderer Feder, erſchien ein Publicandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autoriſirt wurde, denſelben niederzuſtoßen. Dieſe unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers machte und dieſen bei einer unwillkürlichen Berührung der Schildwache ihren Bajonettſtößen ausſetzte, machte eine unangenehme Senſation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geſchichte zwiſchen drei Offizieren und drei Domherren.*) Es beſtand zu Münſter ein ſogenannter adliger Damenclub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der erſten Beſitznahme, aus politiſchen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeſer, den Präſidenten von Stein und andere preußiſche Offiziere darin aufgenommen, auch Blücher's Sohn Franz. Bei dem Ballotiren über die Aufnahme eines andern preußiſchen Offiziers fiel dieſer mit einer ſchwarzen Bohne durch. Unſtreitig ſprach ſich hierin eine Abneigung, entweder gegen die Preußen überhaupt, oder gegen die Aufnahme mehrer Offiziere aus, denn gegen die Perſon des Ausballotirten war ſonſt nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und beſonders die empfindlichen jungen Offiziere in ihrem Dünkel höchlich verletzte. Dazu kam noch, daß der Ballotirte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war, und erſt durch eine Reviſion der Kugeln die Ausballotirung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präſidentin des Clubs, die verwitwete Frau von Droſte-Viſchering, eine ſehr würdige und gutmüthige Frau, entweder aus Irrthum oder aus wohlmeinender Abſicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotirung vorzubeugen, eine weiße Kugel zu viel gezählt. Es wurde von einem der anweſenden Domherren bemerkt, daß die Zahl ſämmtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand ſich nun, daß der Ballotirte nicht aufgenommen ſei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beſchloſſenen Ausſchließung mitgewirkt haben.

---

*) Die drei Offiziere waren die Lieutenants von Blücher, von Lepel und von Treskow, die drei Domherren: von Korff, von Böſelager zu Eggermühlen, und von Merode.

Der heftige Lieutenant Franz von Blücher ließ ſeine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngeren Domherren aus, was zu einem Wortwechſel Veranlaſſung gab. Den folgenden Tag forderte Franz Blücher dieſen Domherrn ſchriftlich, und zwei andere Offiziere, deren einer der Ausballotirte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weiſe. Dieſe beiden, welche nicht die geringſte feindſelige Berührung mit den Forbernden gehabt hatten, gaben ſchriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechſel des Lieutenants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch ſei er, der Herausforderude, in der Perſon ſeines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem andern konnte der Provocant noch nicht einmal einen ſolchen Vorwand angeben, er erklärte nur ſchriftlich: daß er ſich von ihm beleidigt fühle und daß dies genug ſei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geiſtlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem Könige unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niederſetzung einer gemiſchten Unterſuchungs-Commiſſion, unter dem Vorſitze des Generals von Wobeſer und unſeres Regierungs-Präſidenten von Sobbe, wozu auch ich nebſt dem Regiments-Quartiermeiſter Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntniß gegen ſie aufgetragen war, freigeſprochen, und die Offiziere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arreſt verurtheilt, welchen ſie auf der Hauptwache in Geſellſchaft ihrer Kameraden, und vor derſelben ſpazieren gehend, verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen ſpielte, auf das Empfindlichſte gekränkt. Sie wurden nämlich und zwar, bevor jene Unterſuchungs-Commiſſion niedergeſetzt war, zu einer großen Abendgeſellſchaft bei dem General Blücher ohne deſſen Wiſſen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen ſtutzte, vermuthete einen Irrthum und war bedenklich hinzugehen. Weil indeſſen alle drei und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, ſo konnten ſie zuletzt doch kein Verſehen annehmen; auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieſer Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geſchehenen zu erkennen glaubten, riethen ihnen zu kommen. Der General Blücher, welcher nicht daran gedacht hatte ſie einzuladen, war natürlich ſehr entrüſtet, die drei Domherren eintreten zu ſehen. Gegen ſie durch ſeinen Sohn Franz eingenommen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrigue durch gehäſſige Bemerkungen über das dreiſte Erſcheinen aufgereizt, ließ er ihnen ſagen, daß ſie nicht geladen wären und ſich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein ſie, ſondern auch ihre Familien die Geſellſchaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hauſe, ſo tief fühlten ſie die Kränkung. Ueberall wurde dieſe planmäßig angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen, und trug ſehr viel zur Vermehrung der üblen Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Proceßſache der Gebrüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böſelager ausgeübte Cabinetsjuſtiz. Durch eine von den Reck ausgewirkte Cabinets-Ordre vom 5. September 1805 wurden die zwiſchen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrath ſchwebenden Proceſſe für rechtskräftig entſchieden erklärt, und eine außerordentliche Executions-Commiſſion niedergeſetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böſelager von ihren Gütern exmittirte und die Herren von der Reck in den Beſitz derſelben ſetzte.

Dieſe unglückliche Geſchichte mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preußiſch geſinnt war, die Gemüther empören. In öffentlichen Schriften wurde dieſes gewaltſame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und unſere preußiſche Juſtiz, wovon wir den Mund ſo voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin verſehen, daß man die ganze preußiſche Verfaſſung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühle abgemacht geweſen. Unter dem Neuen, was ſtückweiſe zugetheilt wurde, war Manches, was nicht zu den angenehmſten Dingen gehörte und den Münſter'ſchen ungewohnt war, ſo der Stempel, das Cantonweſen und das Salz-Monopol. Auch die den Münſteranern aus den benachbarten preußiſchen Provinzen wohlbekannte Acciſe war vor der Thür. Schon waren die Häuſer gebaut, und ſie ſollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereigniſſe des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung aber gab den unangenehmen Vorgeſchmack. Dadurch erhielt der

Haß immer neuen Zündſtoff. Endlich, viel zu ſpät, als ſchon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domcapitel aufgelöſt.

Unter ſolchen Verhältniſſen war freilich der Aufenthalt in Münſter für uns Altpreußen nicht angenehm; indeſſen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimiſch geworden, unter den Münſteranern wohl befunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundſchaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amte, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urtheilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den andern. Zuerſt wurde der diesrheiniſche Antheil des Herzogthums Cleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er faßte dieſſeits des Rheins feſten Fuß und kam zugleich in den Beſitz der Feſtung Weſel, welche der jetzigen preußiſchen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammlande des königlichen Hauſes. Niemand konnte ſich verhehlen, daß unſer Staat, der von Oſten nach Weſten ſo lang geſtreckt war, in eine ſehr bedenkliche Lage gekommen war. Unſre Trauer wurde geſteigert durch den Uebermuth, womit der neugeſchaffene Herzog auch bis nach Münſter übergriff.

Neue finſtre Wolken ſtiegen auf. Briefe aus Berlin athmeten ſämmtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir ſahen der unvermeidlichen Occupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Corps in Münſter ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er ſchien die mit breiten Gräben und Wällen verſehene Stadt durch eine nutzloſe Vertheidigung preisgeben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidienthore eine hübſche Baumpflanzung niedergehauen und nach dem Erſcheinen unſeres Kriegsmanifeſtes in einer Nacht durch plötzlichen Alarm die Stadt erſchreckt hatte, um, wie er ſagte, die Wachſamkeit ſeiner Soldaten zu prüfen, zog er in der Mitte des October plötzlich ab und überließ uns unſerm Schickſal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Oſten, und ſahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegesnachricht entgegen. Und ſie kam — als Napoleon ſchon auf ſeinem Siegeszuge nach Berlin war, und ſie trug ſo ſehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präſident von Vincke*) die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohne Gleichen, jeder eilte zum andern, um zuerſt die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefſte Niedergeſchlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der Freude um ſo bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewiſſe Nachricht vom Verluſte der Schlacht bei Jena.

Dennoch erholten wir uns von der erſten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schickſal des ganzen Krieges entſcheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den ſchrecklichen Folgen dieſer Niederlage, als der letzte Reſt der Armee in Lübeck das Gewehr ſtrecken mußte, als die Feſtungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küſtrin mit beiſpielloſer Feigheit ohne Schwertſtreich dem Feinde überliefert wurden und der ganze preußiſche Staat in feindliche Gewalt kam, da ſank uns aller Muth, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdeß war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Beſitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abtheilung Cavallerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unſer Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münſteraner, welche von der unſeren ſehr abwich. Schon bei der

---

*) Vincke war als Oberpräſident auf Stein gefolgt.

Ankunſt des Vortrabes der holländiſchen Armee offenbarte ſich der lange genährte ſchlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen Armen wurden die Befreier von preußiſcher Herrſchaft empfangen und jubelnd bewirthet. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze ſeiner Armee ein.

Wir hatten ſchwere Einquartierung, es waren zehntauſend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde ſtrenge Mannszucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Abſicht des Königs von Holland, das Land nicht feindſelig, ſondern mit möglichſter Schonung zu behandeln. Er ſchmeichelte ſich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußiſchen Provinzen zu Theil werden würden. Seine Handlungen und die Aeußerungen ſeiner Umgebung zeigten, daß er ſich bereits als Beſitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberſtes Verwaltungsconſeil, an deſſen Spitze er den General Daendels ſtellte, welchem die beiden Präſidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten ſich an ihn ſogleich die münſter'ſchen Adligen und traten mit ihren Klagen über die preußiſche Herrſchaft vor, welche er anhörte. Obenan ſtanden die Aufhebung des Domcapitels und die Exmiſſion der Herren von Landsberg und von Böſelager. Er übte einen wirklichen Souveränetäts-Act aus, indem er das Capitel wieder herſtellte und die Execution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten ſiſtirte.

Indeſſen ſein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleon's abmarſchiren, und dieſer theilte die eroberten preußiſchen Länder in militäriſche Gouvernements ein, welchen er Generäle und General-Intendanten vorſetzte. Die Fürſtenthümer Münſter und Lingen und die Grafſchaften Mark und Tecklenburg nebſt dem Gebiete von Dortmund machten das erſte dieſer Gouvernements aus. Nach Münſter kam der General Loiſon.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der franzöſiſchen Herrſchaft gerathen. Vergebens hatte ich ihr zu entfliehen geſtrebt, vergebens waren die ſchweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlaſſen, um hier in einem fremden Lande noch einmal die Kataſtrophe zu beſtehn, welcher ich entwichen war, und die jetzt eine weit ſchlimmere Geſtalt angenommen hatte. Als Cleve franzöſiſch wurde und ich von dort ſchied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter den Scepter des angeborenen Königs und unter die Herrſchaft heimiſcher Geſetze zurückzukehren. Dieſer einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgeriſſen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Reſt in der Gewalt eines Eroberers, deſſen ehrſüchtige Pläne ſich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiß, daß wir abgetreten werden würden; aber was unſer Schickſal ſein ſollte, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unſerm Buſen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir verſunken waren, wurde noch durch den Aerger vermehrt, womit wir den frohlockenden Jubel der Münſteraner über die Befreiung von preußiſcher Herrſchaft und die Huldigungen anſehen mußten, mit denen ſie dem welſchen Eroberer und ſeinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der münſter'ſche Adel, welcher ſich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weiſe benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben.

Um die ihnen verhaßte preußiſche Farbe, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angeſtrichen waren, ſchleunigſt wegzuſchaffen und die alten münſter'ſchen Farben an die Stelle zu ſetzen, wurden die Koſten dazu durch eine Subſcription aufgebracht und demnächſt unſere Farben gelöſcht. Einer der begütertſten Adligen begnügte ſich nicht damit, ſeine warme Theilnahme an dieſem Unternehmen durch die Unterſchrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte ſich nicht entbrechen, ſeine Freude daran bei der Subſcription noch durch die Phraſe: „mit Vergnügen“ auszudrücken, damit niemand an ſeinem patriotiſchen Sinne zweifle.

Die Präſidenten, Directoren, Räthe, Aſſeſſoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänen-Kammer fuhren fort ihre Dienſtuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußiſche Landeshoheit war den Augen dieſes Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loiſon dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der Uniform verordnen ſolle. Allein die Intrigue gelang nur halb. Der General verſtattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußiſchen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauſchen mußten. So wurde die Uniform nicht abgelegt, und der Geh. Rath von Forkenbeck und ich haben ſie noch im Jahre 1808, als wir nach Düſſeldorf berufen wurden, dort im Staatsrath getragen.

Dieſe ſonſt ſo ſtolze münſter'ſche Ritterſchaft hofirte den franzöſiſchen Generälen, wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürſtbiſchof.

Der von Napoleon vorgeſchriebene Eid, welcher auch in Münſter abgelegt werden mußte, war ihr ſo wenig zuwider, daß ſie ſich vielmehr beſtrebte, die Eidesleiſtung recht feierlich zu machen und ihr den ſonſt nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schloſſes wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loiſon die Eidesleiſtung empfing. Mit dem größten Erſtaunen ſahen wir dieſe Zurüſtungen, aber mit noch größerem Befremden ſahen wir den General Loiſon eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bisthums Münſter, welche in ihrem alten Staate dem franzöſiſchen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn miniſtrirten und ihm während der Handlung als Schildhalter zu Seite ſtanden.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftauſend Thaler Conventionsmünze — ausgeſetzt, welche durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet, und die penſionirten münſter'ſchen Hofbeamten wurden wieder in Thätigkeit geſetzt. Der Hofmarſchall von Sch. fungirte in dieſer Eigenſchaft am Tiſche des Franzoſen; er machte zur Tafel und zu den Abend-Aſſembleen die Einladungen, dabei trug er ſeine alte Hofmarſchalls-Uniform, ſeinen Marſchallsſtab in der Hand, und unter ihm der Hoffourier ſeinen Degen u. ſ. w. — Als wir dieſen niederträchtigen Aufzug zum erſten Mal ſahen, nannte der Regierungs-Präſident von Bodde gegen mich den einen den Stocknarren, den andern den Hofnarren.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loiſon aus Freiwilligen errichtet, welche ſich ſelbſt equipirten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schloſſe und begleitete den General, als er mit einer Schaar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafſchaft Mark machte. An der Spitze dieſer Ehrengarde ſtanden ebenfalls Glieder der münſter'ſchen Ritterſchaft.

In ihrem adligen Damen-Club, welcher ſonſt jedem ehrenwerthen deutſchen Mann, der nicht zu ihrer Kaſte gehörte, verſchloſſen war, nahmen ſie jetzt einen franzöſiſchen General mit ſeiner nichtswürdigen Maitreſſe auf, um deſto beſſer Einfluß auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loiſon nicht ſo recht glücken; er war ihnen zu klug, machte ſich im geheimen über ſie luſtig und ließ ſich nur die Spenden, welche ihm theils gereicht, theils verſprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen koſtbaren Degen zum Geſchenk angeboten und er beſtens acceptirt. Der Degen wurde auch in Frankfurt beſtellt und verfertigt, er kam aber erſt an, als Loiſon bereits vom Gouvernement abgegangen war. Jetzt war ihnen das voreilige Anerbieten leid geworden, und ſie hatten keine Luſt, ihm den Degen zu ſenden, weil ſie bei ihm die Willfährigkeit, welche ſie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzoſen Loiſon war das höfiſche Getreibe zuletzt ſo zuwider geworden, daß er ſelbſt bei Napoleon ſeine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei ſeinem ſchwächern Nachfolger Canuel glückte es beſſer. Mein würdiger Freund, der Präſident von Vincke, mußte die erſte Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonſtration hingeworfene Aeußerung, „daß er ſonſt ſeinem Amte nicht weiter würde vorſtehen können,“ wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienſtentſagung gedeutet und er ſeiner Stelle entlaſſen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, ſuchte ich in der Vertiefung einer großen Arbeit Zerſtreuung, und ich fand ſie. Das noch unvollendete Hypothekenweſen des Münſterlandes bot mir den nächſten und beſten Stoff dar. Ich gab mich dieſer weitläufigen Arbeit mit dem höchſten Eifer hin, und brachte mit Zuziehung mehrer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münſter angemeldeten Realrechte zu Stande. Dadurch gelang es mir, mich gewiſſermaßen zu betäuben; ich habe damals an mir ſelbſt erfahren, daß ſtarke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balſam iſt, welcher der langſamen Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So ſehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geſchäftskreis eine Art von philoſophiſcher Ruhe errungen zu haben glaubte, ſo konnte ich doch erſchütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilſiter Friede uns wirklich vom preußiſchen Staat trennte und die Grenzen deſſelben ſogar vierzig Meilen von uns nach Oſten abrückte. Die rührenden Worte, womit unſer unglücklicher König von ſeinen Unterthanen in den abgetretenen Provinzen Abſchied nahm und die Beamten ihrer Eidespflicht entließ, machten uns die Größe unſeres Verluſtes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es iſt ein durchaus nicht zu beſchreibendes, ſchmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns, durch eine lange Reihe unſerer Voreltern, an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltſam zerriſſen werden, wenn einem Volke ein neuer und fremder Herrſcher aufgedrungen wird, für den kein Herz ſchlägt, den man mit zagendem Zweifel empfängt und welcher auch ſeinerſeits für die neuen Unterthanen nichts empfindet."

Soweit der Bericht des guten Preußen. Münſter und die Grafſchaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogthum Berg geſchlagen, Sethe ſelbſt ward Generalprocurator des Appellationshofes zu Düſſeldorf. Aber nicht lange, und die feſte Redlichkeit des Deutſchen erſchien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte ſeine Hilfe nicht geboten, ungeſetzliche Barbarei der franzöſiſchen Regierung zu unterſtützen: dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort feſtgehalten, im Grunde, weil man ſeinen Einfluß auf die patriotiſche Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlaſſen und die preußiſche Herrſchaft in ſeinem Vaterlande wieder hergeſtellt war, leitete er die Neubildung der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer ſegensreicher Thätigkeit ſeinem Amte, einer der erſten preußiſchen Juriſten, welche das Geſchworenengericht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von feſter Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernſt und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Muſterbild altpreußiſcher Beamtenehre. Der Segen ſeines Lebens ruht auf ſeinen Kindern.

Nicht ohne Abſicht ſind in dieſem und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreiſe des deutſchen Bürgerthums neben einander geſtellt. Auch ſie verdeutlichen den Gegenſatz, welcher ſich im ganzen 18. Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutſche Leben zieht: Pietiſten und Wolfianer, Klopſtock und Leſſing, Schiller und Kant, Deutſche und Preußen, ein reiches Gemüth, das ſich nach innen kehrt, und geduldige Thatkraft, welche ſich die Außenwelt unterwirft.

9.

Die Erhebung.

Der größte Segen, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geſchlechtern hinterlaſſen, liegt ſelten auf dem, was ſie ſelbſt für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrſätzen, um die ſie kämpfen, leiden und ſiegen, von ihren Zeitgenoſſen geſegnet und verflucht werden. Nicht ihr Syſtem iſt das Bleibende, ſondern die zahlloſen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit fröhlich aus der Tiefe der Volksſeele ans Licht treten. Die neue Lehre, welche Luther der alten Kirche entgegengeſtellt hatte, verlor wenige Jahre, nachdem er ſein Haupt zur Ruhe gelegt hatte, einen Theil ihrer bildenden Kraft. Aber was er während ſeinem großen Kampfe mit der Hierarchie gethan hatte, ſeinem Volke die Selbſtthätigkeit des Geiſtes zu ſteigern, das Pflichtgefühl zu vermehren, die Sittlichkeit zu erhöhen, Zucht und Bildung zu gründen, dieſer Abdruck ſeiner Seele in jedem Gebiete des idealen Lebens blieb in den ſchweren Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ein unzerſtörbarer Gewinn, aus welchem zuletzt eine Fülle neuen Lebens erwuchs. Auch das Syſtem Friedrich's des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach ſeinem Tode durch fremde Sieger als eine unvollkommene menſchliche Erfindung widerlegt. Aber das beſte Ergebniß ſeines Lebens blieb wieder ein unvertilgbarer Erwerb für Preußen und Deutſchland. Er hatte in Tauſenden ſeiner

Beamten und Krieger Eiſer und Pflichttreue, in Millionen ſeiner Unterthanen Anhänglichkeit an ſein Haus lebendig gemacht, er hatte als ein weiſer Haushalter überall die Saat des geiſtigen und wirthſchaftlichen Gedeihens ausgeſtreut. Das war das Bleibende ſeines Staats, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben aufblühte. Als ſein Heer zerſchlagen, das Land von Fremden überſchwemmt war, als die bittere Noth zwang das Leben zu ſuchen, wo es zu finden war, da begann, noch während die feindlichen Gewalten zerſtörten, die friſche Kraft der Nation ihre Arbeit. Sogar was in der Erſcheinung am widerwärtigſten war, die Schnelle und Haltloſigkeit, mit welcher das Alte zuſammenſtürzte, wurde ein Glück, denn es beſeitigte plötzlich zwar nicht alle Träger der alten Regierungsweiſe, aber doch die größte Gefahr ihres Widerſtandes. Gerade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig der Grundſtoff war, der ſich in Preußen vorfand: Beamte und Offiziere, vor allem das Volk ſelbſt. Unerhört wie der Fall, ebenſo unerhört war die Erhebung.

Unthätig, betäubt ſieht das Volk den Bruch ſeines Staates, es iſt gewöhnt, nur von oben herab ſeine Anregungen zu empfangen. In der wüſten Verwirrung, welche jetzt folgt, ſcheint nirgend eine Rettung, der Schwache verflucht die ſchlechte Regierung, ſchadenfroh ſieht der Seichte die Niederlage der geiſtloſen und anmaßenden Standesbevorrechteten, der Schwächſte folgt den Sternen des Siegers. Männer von warmem Gefühl, wie Steffens, ſchließen ſich ein und dichten eine traurige Ode auf den Fall des Vaterlandes, Klügere unterſuchen griesgrämig die Schäden der alten Staatseinrichtung und verurtheilen bitter das Gute mit dem Schlechten.

Größer wird die Noth, es iſt die Abſicht des Kaiſers, auch dem Theil von Preußen, dem er ein Scheinleben laſſen will, alle Adern zu öffnen, damit es ſich verblute. Unerſchwinglich ſind die Kriegsſteuern, die franzöſiſche Armee wird über das Land vertheilt, ſie bezieht in Schleſien und den Marken Cantonnirungsquartiere, Offiziere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuſer gelegt, ſie ſollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Koſten der Kreiſe müſſen gemeinſchaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat ſoll ſich für die Mühſalen des Krieges entſchädigen. Wir ſind die Sieger, rufen übermüthig die Offiziere. Kein Recht gibt es gegen ihre Rohheit und die Frechheit, womit ſie den Frieden der Familien ſtören, in denen ſie jetzt wie Herren ſchalten. Daß ſie gegen die Frauen des Hauſes artig ſind, macht ihnen die Männer nicht geneigter. Noch ärger treiben es die Generäle und Marſchälle. Prinz Hieronymus hat ſein Hauptquartier in Breslau und hält dort ſeinen üppigen Fürſtenhof; noch jetzt erzählt dort das Volk, wie ausſchweifend er gelebt und wie er ſich täglich in einem Faß Wein gebadet. In Berlin ſpannt der Generalintendant Daru ſeine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demüthigenden Bedingungen des Friedens ſind noch zu gut für Preußen, höhnend verändern die Gewalthaber ſeine Beſtimmungen. Sie geben die Feſtungen nicht zurück, wie ſie gelobt haben, ſie ſteigern die Millionen der Kriegskoſten mit abgefeimter Grauſamkeit ins Ungeheure. Mehr als 300 Millionen haben ſie ſeit ſechs Jahren aus dem Lande gezogen, das noch den Namen Preußen führen durfte.

Auch über Handel und Verkehr legt ſich vernichtend die neue Oberherrſchaft. Durch die Continentalſperre wird Einfuhr und Ausfuhr faſt aufgehoben. Die Fabriken ſtehen ſtill, der Umlauf des Geldes ſtockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfniſſe des täglichen Lebens werden unerſchwinglich; die Menge der Armen wächſt zum Erſchrecken, kaum vermögen die großen Städte die Schaaren der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht ſeine Bedürfniſſe ins Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüſſen, an die er gewöhnt war, entſagt. Auch er trinkt ſtatt des Kaffes geröſtete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Geſellſchaften vereinigen ſich keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen ſieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbeſitzer im neuen Großherzogthum Berg ſaß, hartnäckig den Huflattig ſtatt Tabak raucht und ſeinen Wein aus Johannisbeeren keltert, ſo verzichten auch Andere auf die Bedürfniſſe, welche der fremde Tyrann mit ſeinem Monopol belegt hat.

Und die Wiſſenſchaft beginnt ihr großes Werk, die entweihten Hallen des Staates wieder für den Dienſt guter Götter zu ſegnen, ſie entſühnt, reinigt, erhebt die Seelen. Während die franzöſiſche Trommel durch die Straßen Berlins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuſer lungern, hält Fichte ſeine Reden an die deutſche Nation: ein neues kräftiges Geſchlecht müſſe erzogen werden, den Nationalcharakter zu beſſern, die verlorene Freiheit wieder zu erobern.

Und aus dem äußerſten Oſten des Staates, wo jetzt die größte Kraft des preußiſchen Beamtenthums an der Spitze der Geſchäfte ſteht, beginnt eine völlige Umgeſtaltung des Volkes. Die Unterthänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigenthum frei gemacht, die Städte erhalten Selbſtregiment. Der alte Gegenſatz der Stände wird gebrochen, die Vorrechte abgeſchafft. Auch im Heer bereitet Oberſt Scharnhorſt die Neubildung vor. Jetzt darf ſich frei regen, was von Lebenskraft im Volke iſt.

Schon im Jahr 1808 ſteht der Preuße nicht mehr muthlos, ſchon hebt er erwartungsvoll das Haupt und ſieht um ſich nach Helfern. Die erſten politiſchen Geſellſchaften bilden ſich. Tugendbund, Bildungsverein, wiſſenſchaftliche Kränzchen, Offizierclub, ſie alle haben denſelben Zweck, ihr Vaterland von fremder Herrſchaft zu befreien, das Volk heranzubilden zu einem nahen Kampfe. Noch iſt Ungeſchick, maßloſer Eifer, auch Spielerei dabei, aber ſie verbinden doch eine große Anzahl patriotiſcher Männer. Emſig laufen die Boten mit Geheimſchriften, ſchwer wird es den ungeübten Verbündeten die Späher des Feindes zu täuſchen. Auch finſtere Rachepläne werden in manchem Vereine berathen und Verzweifelte hoffen durch eine große Unthat das Vaterland zu retten.

Höher ſteigt die Hoffnung im nächſten Jahre; in Spanien hat der Krieg begonnen, Oeſtreich rüſtet zu dem heldenmüthigſten Kampf, den es je unternommen. Auch in Preußen iſt der Boden unter den Fremden unterwühlt, Alles iſt zum Aufſtande vorbereitet, der Polizeipräſident von Berlin, Juſtus Gruner, iſt einer der thätigſten Leiter der Bewegung. Aber es gelingt nicht, Preußen mit Oeſtreich zu verbinden, in einzelnen hoffnungsloſen Verſuchen verpufft die erſte große Erregung des Volkes. Schill, Dörnberg, der Herzog von Braunſchweig, der Aufſtand in Schleſien zerſchellen. Die Schlacht bei Wagram nimmt die letzte Hoffnung auf Oeſtreichs Hilfe.

Vielen ſinkt der Muth, nicht den Beſten. Unabläſſig üben ſich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußiſche Heer, das nicht mehr als 42,000 Mann betragen ſoll, wird im Geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkſtätten ſitzen die Soldaten aus dem Handwerkerſtande und arbeiten an der Ausrüſtung für einen künftigen Krieg.

Und zum zweiten Mal erhebt ſich die Hoffnung des Volkes, Napoleon rüſtet zum Kriege gegen Rußland. Wieder iſt die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich wird, ſchon darf Hardenberg dem franzöſiſchen Geſandten St. Marſan ſagen, daß Preußen ſich nicht ohne Todeskampf zerſtören laſſe, und mit hunderttauſend Kriegern einem feindlichen Anlauf entgegentreten werde. Aber der König vermag nicht den Entſchluß eines verzweifelten Widerſtandes zu faſſen, er gibt die Hälfte des ſtehenden Heeres als Verbündeter zu der großen Armee. Da verlaſſen ſogar patriotiſche Offiziere ſeinen Dienſt und eilen nach Rußland, dort gegen Napoleon zu kämpfen. Und wieder wird in Preußen die Hoffnung klein, in unabſehbare Ferne ſcheint die Befreiung gerückt.

Ueberall im nördlichen Deutſchland brennt der Haß gegen den fremden Kaiſer. Auch im Weſten der Elbe, wo ſeine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen. Die Aushebung zu den Soldaten wird dort als Todesloos betrachtet. Die Koſten eines Stellvertreters ſind auf zweitauſend Thaler geſtiegen. Auf allen Straßen ſind die Trauerkleider zu ſehen, welche Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigſten iſt der Haß der Preußen, in jedem Lebensberuf, in jedem Hauſe ruft er unabläſſig zum Kampfe. Alles, was in dem Deutſchen hold und herzlich iſt, Sprache, Poeſie, Wiſſenſchaft, die Sitte des Hauſes, arbeitet dort in der Stille gegen Napoleon und ſein fremdes Weſen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterliſt und Grauſamkeit, Verläumdung, Tücke und ruchloſe Gewalt wird galliſch und corſiſch geſcholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiſer auch andere Eifrige nicht mehr beim Namen, er wird „Er“ genannt, wie einſt der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.

So werden die Charaktere in Preußen durch ſechs Jahre gehärtet.

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu ſeinem Kampf um Leben und Tod rüſtete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4,700,000 Menſchen. Dieſes kleine Volk hat im erſten Feldzug ein Heer von 247,000 Mann ins Feld geſtellt, von je neunzehn Menſchen, Frauen, Kinder, Greiſe mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anſtrengung des gegenwärtigen deutſchen Reiches von 40 Millionen Einwohnern die ungeheure Zahl von reichlich 2,000,000 Soldaten zur Feldarmee geben würde.*) Und dieſe Summe drückt nur das Verhältniß der Menſchenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlſtandes aus.

---

*) Bei der Summe von 247,000 Kriegern ſind die Freicorps abgezogen, weil ſie meiſt aus Nichtpreußen beſtanden. Die Berechnung

Denn es war auch ein ſehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften ſeit ſechs Jahren fruchtlos gegen die eiſerne Zeit; dem Landwirth war mehr als einmal ſein Getreideboden geleert, ſeine beſten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verſchlechterte Geld, welches im Lande umrollte, ſtörte den Binnenverkehr mit den nächſten Nachbarn, die erſparten Thaler aus beſſerer Zeit waren längſt ausgegeben. In den Thälern des Gebirgs hungerte das Volk, auf der Marſchlinie der großen Armee war drückender Mangel an nothwendigen Lebensmitteln, Geſpanne und Saatkorn hatten ſchon ſeit 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahre 1812 trat dieſelbe Noth ein.

Es iſt wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiſer Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen thun, wer

---

Beitzke's, deren Ziffer hier feſtgehalten wurde, weil ſie die niedrigſte iſt, rechnet allerdings auch die Landwehrbataillone und Schwadronen, welche im Lauf des Feldzuges aus dem verlorenen Lande jenſeit der Elbe gebildet wurden, es ſind daher etwa 20,000 Mann von ſeiner Summe abzuſetzen. Aber da ſeine Rechnung nur die Stärke des ausrückenden Heeres begreift, nicht auch die Ergänzungen, welche bis zur Schlacht bei Leipzig faſt ganz aus dem verkleinerten Gebiete Preußens aufgebracht wurden, ſo iſt doch die Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. — Im Jahre 1815 war das Verhältniß der Krieger zur Bevölkerung noch auffallender. Damals hatte Oſtpreußen ſieben Procent ſeiner Einwohner, jeden ſiebenten Menſchen männlichen Geſchlechts in den Krieg geſandt, es waren faſt nur Kinder und ältere Leute im Lande, ſehr wenig Männer von 18—40 Jahren.

Die Ziffer der Bevölkerung iſt nach der letzten amtlichen Zählung von 1810 gerechnet. Preußen hatte nach dem Frieden von Tilſit noch Neuſchleſien an Polen abgeben müſſen, dadurch und in der elenden Zeit ſeit 1806 mehr als 300,000 Menſchen verloren. Es iſt deshalb auch bis Frühjahr 1813 keine Zunahme der Bevölkerung anzunehmen. Außerdem waren die Hauptfeſtungen in franzöſiſchen Händen, und ihre Einwohnerzahl iſt bei einer Abſchätzung der Leiſtungen des Volkes noch abzurechnen.

ihre Erhebung vorzugsweiſe aus der finſtern Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung ſeinen Todeskampf bis zum Aeußerſten durchgekämpft, mehr als einmal ſetzt uns der wilde Heldenmuth in Erſtaunen, welcher den freiwilligen Tod durch die Flammen des eigenen Hauſes oder durch die Geſchoſſe der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber ſolche hohe Steigerung des Widerſtandes iſt ſonſt nicht frei von einem düſtern Fanatismus, der die Seelen bis zur Raſerei entflammt. Davon iſt in Preußen kaum eine Spur. Im Gegentheil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja von einer ſtillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen der Zeit am meiſten rührt. Es iſt gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuverſicht zu der guten Sache, überall eine unſchuldige, jugendliche Friſche des Gefühls.

Beiſpiellos iſt dieſe Stimmung, ſchwerlich, ſolange es Geſchichte gibt, hat ein geſittetes Volk das Größte in ſo reiner Begeiſterung geleiſtet. Für den Deutſchen aber hat dieſer Zug im Leben ſeiner Nation eine beſondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geſchah es zum erſten Mal, daß die politiſche Begeiſterung im Volke zu hellen Flammen aufſchlug. Durch Jahrhunderte hatte der Einzelne in Deutſchland unter der Herrſchaft des fürſtlichen Staates geſtanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne thätigen Antheil. Jetzt in der höchſten Noth nahm das Volk ſein altes unveräußerliches Recht wieder in Anſpruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tötlichen Krieg, um ſeinen Staat vom Untergange zu retten.

Und noch höhere Bedeutung hat der Kampf für Preußen und ſein Königsgeſchlecht. Durch hundertfünfzig Jahre hatten die Hohenzollern ihre Unterthanen zu einem Volk, unverbundene Landſchaften zu einem Staat zuſammengeſchloſſen.

Ein großer Fürſt, theure Siege, glänzende Erfolge des Hauſes hatten dem neuen Volke Liebe zu ſeinen Fürſten gegeben. Jetzt war die Regierungskunſt eines Hohenzollern zu ſchwach geweſen, das Erbe ſeiner Väter zu erhalten. Jetzt kam das Volk, das ſeine Ahnen geſchaffen, und gab der letzten Anſtrengung, die ſein Fürſt machen konnte, eine Richtung und eine Größe, welche den König faſt wider ſeinen Willen aus der Niederlage emporriß. Mit ſeinem Blute zahlte das preußiſche Volk dem Geſchlechte ſeiner Fürſten für das Große und Gute, das ihm die Hohenzollern gethan. Und dieſe Hingabe, ſo treu und pflichtvoll, ging aus der ſichern Empfindung hervor, daß Leben und die wahren Intereſſen des Fürſtenhauſes und des Volkes eins waren. Auch dieſe Art von Erhebung iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte.

Wer aber das Aufglühen der Volkskraft im Jahre 1813 betrachtet, der findet noch einiges Beſondere darin, was ſchon uns, den Söhnen, fremdartig erſcheint. Wenn jetzt eine große politiſche Idee das Volk erfüllt, ſo vermögen wir genau die Stufen zu beſtimmen, welche ſie zu durchlaufen hat, bevor ſie ſich zu einem feſten Wollen verdichtet. Die Preſſe beginnt zu belehren und zu erwärmen, Gleichgeſinnte treten in öffentlichen Verſammlungen zuſammen, der Vortrag des begeiſterten Redners übt ſeine Wirkung. Allmählich vergrößert ſich die Zahl der Theilnehmenden, aus dem Streit verſchiedener Anſichten, welche in der Oeffentlichkeit gegen einander kämpfen, entwickelt ſich die Erkenntniß deſſen, was noth thut, Einſicht in Wege und Mittel, dann der Wille ſolche Forderung durchzuſetzen, Opferluſt, Hingabe. Von dieſer allmählichen Steigerung der Volksſtimmung durch ein öffentliches Leben iſt im Jahre 1813 noch kaum eine Spur. Was auf die Nation von außen wirkt, iſt von anderer Art: die Phantaſie wird durch einzelne Bilder in Anſpruch genommen, die Empfindung durch einzelne große Ereigniſſe angeregt; im Ganzen aber liegt eine Stille auf dem Volke, die man wol epiſch nennen darf.

Gleichzeitig bricht das Gefühl in Millionen auf, nicht reich an Worten, ohne glänzenden Schein, immer noch ſtill und, wie eine Naturkraft, von unwiderſtehlicher Gewalt. Es iſt eine Freude, dieſen Verlauf in einzelnen Hauptzügen zu betrachten. Nicht wie er in hervorragenden Perſonen, ſondern wie er im Leben des kleinern Mannes ſichtbar wurde, ſoll hier dargeſtellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das ſcheidende Jahr hatte dem neuen einen ſtrengen Winter als Erbſchaft zurückgelaſſen, aber in Haufen ſtanden die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Poſthauſe. Glücklich, wer zuerſt das Zeitungsblatt nach Hauſe trug. Kurz und vorſichtig war der Bericht über die Ereigniſſe dieſer Tage, denn in Berlin ſaß der franzöſiſche Militärgouverneur und bewachte jede Aeußerung der verſchüchterten Preſſe. Dennoch war längſt die Kunde von dem Schickſal der großen Armee bis in die entlegenſte Hütte gedrungen, zuerſt dunkle Gerüchte von Noth und Verluſt, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiſer aus dem Boden geſtiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüſteneien, von Hunger und unſäglichem Elend. Vorſichtig ſprach auch das Volk darüber, denn die Franzoſen lagerten nicht nur in der Hauptſtadt und den Feſtungen des Landes, ſie hatten ihre geheimen Helfershelfer auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiſer ſelbſt von ſeinem Heer geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben ſich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußiſches Land gefahren. Am 12. December war er um acht Uhr Abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht, und war um zehn Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächſten Morgen war er zu Hainau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Poſthof war. Dort hatte die entſchloſſene Poſtmeiſterin Gramſch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geſchlagen und geſchworen, ihm keinen Thee zu gönnen, ſondern einen andern Trank zu brauen. Durch die ängſtlichen Vorſtellungen ihrer Umgebung war ſie endlich bis auf Kamillenthee erweicht worden, den ſie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn ſeine Gemahlin und ſein Sohn begrüßt hatten, wie wohl ſich der Kaiſer befinde, und daß er bereits am 27. December die ſchöne Oper „das befreite Jeruſalem“ angehört habe. Und man las weiter, daß die große Armee trotz Ungunſt der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Maſſen über Preußen zurückkehren ſolle, und daß der Kaiſer von neuem rüſte. Aber man las auch von der Unterſuchung gegen General Mallet. Und man wußte, wie frech ſich die Lüge in den franzöſiſchen Zeitungen breitete.

Man ſah, was von der großen Armee übrig war. In den erſten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landſchaft. Da bewegte ſich ein langſamer Zug geräuſchlos auf der Landſtraße zu den erſten Häuſern der Vorſtadt. Das waren die rückkehrenden Franzoſen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgeraſſel, in kriegeriſchem Glanz und empörendem Uebermuth. Endlos waren die Truppenzüge geweſen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte ſich die Maſſe durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein ſo ungeheures Heer geſehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Rieſenmacht des Kaiſers war tief in die Seelen gedrückt, das militäriſche Schauſpiel mit ſeinem Gepränge und ſeinen Schrecken füllte noch die Phantaſie.

Aber auch die unbeſtimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängniſſes. Einen Monat hatte der endloſe Durchzug gedauert, wie Heuſchrecken hatten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn ſchon im Jahre 1811 war eine Mißernte geweſen, kaum hatten die Landleute Samenhafer erſpart, den fraßen 1812 die franzöſiſchen Kriegspferde, ſie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh, die Dörfer mußten das Schock Häckſelſtroh mit ſechzehn Thalern, den Centner Heu mit zwei Thalern bezahlen. Und gröblich, wie die Thiere, verzehrten die Menſchen. Vom Marſchall bis zum gemeinen Franzoſen waren ſie nicht zu ſättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Thaler zu ſeinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundſiebenzig Thaler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeiſtlichen gefordert, daß ſie ihnen die Schinken in Rothwein koche; den fetteſten Rahm tranken ſie aus Krügen und goſſen Zimmteſſenz darüber, auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt, wie Wahnſinnige hatten ſie gegeſſen. Aber ſchon damals ahnte das Volk, daß die Frevelhaften ſo nicht zurückkehren würden. Und die Franzoſen ſagten das ſelbſt. Wenn ſie ſonſt mit ihrem Kaiſer in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Roſſe gewiehert, ſo oft ſie aus dem Stall geführt wurden, damals hingen ſie traurig die Köpfe; ſonſt waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaiſers entgegengeflogen, damals begleiteten die Vögel der Walſtatt das Heer nach Oſten, ihren Fraß erwartend.*)

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zuſammengeſetzt, ohne Commandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahten ſie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollſtändiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unſauber, aus den Kleidungsſtücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerſtörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerriſſene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, friſch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man ſah Grenadiere in großen Schafpelzen, Küraſſiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie ſpaniſche Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Tſchako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie ſie der Bauer trug, tief in das Geſicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den untern Theil des Geſichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Naſen erfroren und feuerroth, erloſchen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzſocken oder in weiten Pelzſchuhen den elenden Marſch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Torniſter oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke geſtützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterſchieden ſich von den übrigen wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militäriſches Anſehen. So ſchlichen ſie daher, Offiziere und Soldaten durch einander mit geſenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Froſt und unſägliches Elend zu Schreckensgeſtalten geworden.

---

*) (Schloſſer), Erlebniſſe eines ſächſiſchen Landpredigers von 1806 bis 1815, S. 66. Die fremden Nationen, Portugieſen, Italiener waren mäßiger.

Tag für Tag kamen ſie jetzt auf der Landſtraße heran, meiſtens ſobald die Abenddämmerung und der eiſige Winternebel über den Häuſern lag. Dämoniſch erſchien das lautloſe Erſcheinen der ſchrecklichen Geſtalten, entſetzlich die Leiden, welche ſie mit ſich brachten; die Kälte in ihren Leibern ſei nicht fortzubringen, ihr Hunger ſei nicht zu ſtillen, behauptete das Volk. Wurden ſie in ein warmes Zimmer geführt, ſo drängten ſie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten ſie hineinkriechen, vergebens mühten ſich mitleidige Hausfrauen, ſie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verſchlangen ſie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis ſie ſtarben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß ſie vom Himmel mit ewigem Hunger geſtraft ſeien. Noch dort geſchah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazareths ſich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich ſie bereits regelmäßige Krankenkoſt erhielten; noch damals behaupteten die Bürger, das ſei ein Hunger von Gott, einſt hätten ſie die ſchönſten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt ſeien ſie verdammt, durch keine Menſchenkoſt geſättigt zu werden.*)

Ueberall in den Städten der Heerſtraße wurden für die Heimkehrenden Siechhäuſer eingerichtet, und ſogleich waren alle Krankenſtuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt ſind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte ſich hüten, daß die Anſteckung nicht in ſein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, ſchlich deshalb nach nothdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber ſangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Raſt und Ruh. So hat ſie Gott geſchlagen, mit Mann und Roß und Wagen,“ und hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Koſaken ſind da!“ Dann kam in die flüchtige Maſſe eine Bewegung des Schreckens und ſchneller wankten ſie zum Thore hinaus.

Das waren die Eindrücke des Winters von 1813. Unterdeß hatte die Zeitung gemeldet, daß General York mit dem

---

*) Schloſſer, Erlebniſſe, S. 129.

Ruſſen Wittgenſtein die Convention von Tauroggen abgeſchloſſen hatte. Und mit Schrecken hatte der Preuße geleſen, daß der König den Vertrag verwarf, den General ſeines Commandos entſetzte. Aber gleich darauf ſagte man ſich, daß das nicht Ernſt werden könne, denn der König war aus Berlin, wo ſein theures Haupt unter den Franzoſen nicht mehr ſicher war, nach Breslau abgereiſt. Jetzt hoffte man.

In der Berliner Zeitung vom 4. März las man unter den angekommenen Fremden noch franzöſiſche Generäle, aber an demſelben Tage betrat „Herr von Tſchernitſchef, Commandeur eines Corps Cavallerie,“ in friedlicher Ordnung die Hauptſtadt.

Seit drei Monaten wußte man, daß der ruſſiſche Winter und das Heer des Kaiſers Alexander die große Armee vernichtet hatten. Schon in der Weihnachtszeit hatte Gropius für die Berliner den Brand von Moskau im Diorama aufgeſtellt. Seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern häufig ſolche, welche ruſſiſches Weſen behandelten, Beſchreibungen des Volkes, ruſſiſche Dolmetſcher, Hefte ruſſiſcher Nationalmuſik. Was von Oſten kam, wurde verklärt durch den leidenſchaftlichen Wunſch des Volkes. Niemand mehr, als die Vortruppen des fremden Heeres, die Koſaken. Nächſt dem Froſt und Hunger galten ſie als die Beſieger der Franzoſen. Wunderbare Geſchichten von ihren Thaten flogen ihnen voraus. Sie ſollten halbwilde Männer ſein, von großer Einfachheit der Sitten und von ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeſchreiblicher Gewandtheit, Schlauheit und Tapferkeit. Wie ſchnell ihre Pferde, wie unwiderſtehlich ihr Angriff ſei, wurde gerühmt, daß ſie die größten Flüſſe durchſchwimmen, die ſteilſten Hügel erklettern, die grimmigſte Kälte mit gutem Muth ertragen könnten.

Schon am 17. Februar waren ſie in der Nähe von Berlin erſchienen; ſeitdem erwartete man ſie täglich in den Städten, welche weiter nach Weſten lagen, täglich zogen die

Knaben aus den Thoren, um zu ſpähen, ob ein Trupp heranreite. Als endlich ihre Ankunft verkündet wurde, ſtrömte Alt und Jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden ſie bewillkommt, eifrig trugen die Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte, man war der Anſicht, daß Branntwein, Sauerkraut, Heringe ihrem volksthümlichen Geſchmack am meiſten entſprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre ſtarken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hoſen und ihre Waffen: Pike, lange türkiſche Piſtolen, oft von koſtbarer Arbeit, die ſie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkenſäbel. Erfreut ſah man, wie ſie ſich auf die Pike ſtützten und behend über das dicke Sattelkiſſen ſchwangen, das ihnen zugleich als Mantelſack diente. Und wenn ſie darauf die Pike einlegten und ihre magern Pferde mit lautem Hurrah antrieben, oder wenn ſie gar ihre Lanze mit einem Riemen am Arm befeſtigten und dahintrotteten, ein fremdes Werkzeug, den Kantſchu, das Staunen der Jugend, in der rechten Hand ſchwingend, — dann trat jeder zur Seite und blickte ihnen achtungsvoll nach. Auch ihre Reiterkünſte entzückten. In Carriere beugten ſie ſich zur Erde und hoben die kleinſten Gegenſtände auf. Im ſchnellſten Ritt drehten ſie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen ſicher den Gegenſtand, nach dem ſie zielten.*) Das frohe Erſtaunen wich bald vertraulichen Empfindungen. Schnell gewannen ſie das Herz des Volkes. Sie waren beſonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platze umher. In den Familien wurde geſungen, wie der Behauptung nach die Koſaken ſangen. Jeder Knabe wurde Koſak oder doch Koſakenpferd. Freilich wurden einige Gewohnheiten der heldenhaften Freunde empfindlich, ſie hatten die Unart zu mauſen, und in ihren Nachtquartieren merkte man's handgreiflich, daß ſie gar nicht ſäuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantaſtiſcher Schimmer, ſelbſt als ſie ſich in den Kämpfen, die jetzt unter geſitteten Menſchen geführt wurden, als räuberiſch, unzuverläſſig und wenig brauchbar erwieſen. Als ſie ſpäter aus dem Kriege heimkehrten, bemerkte man, daß ſie ſich ſehr verſchlimmert hatten.

---

*) Mehre Einzelheiten hier und im Folgenden nach einer handſchriftlichen Aufzeichnung des Appellationsrath Tepler in Naumburg, für deren gütige Mittheilung der Herausgeber dankbar iſt.

Nur dreimal in der Woche wurden die Zeitungen ausgegeben, und die Wege waren im Thauwetter des Frühjahrs ſchlecht; ſo zogen die Neuigkeiten nur langſam, in Abſätzen durch die Provinzen, auch wo nicht Truppenmärſche und das Gewirr des Kampfes zwiſchen vordringenden Ruſſen und weichenden Franzoſen hinderte. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus der Provinz Preußen zuführte, wurde mit geſpannter Theilnahme aufgenommen. Es wurde auch darüber in den Familien, in den Geſellſchaften der Stadt geſprochen, aber leidenſchaftlichen Ausdruck hatte die Erregung ſelten. Es iſt wahr, in den Seelen war ein pathetiſcher Zug, aber nicht mehr in Wort und Geberde kam er zu Tage. Hundert Jahre hatte der Deutſche ſeine Thränen mit Behagen betrachtet und um nichts große Gefühle gehegt, jetzt trat das Größte mächtig an ſein Leben, und es fand ihn ſtill, ohne jede Phraſe, mit verhaltenem Athem bändigte er ſein unruhiges Herz. Kam eine große Nachricht, dann trat dem Hausherrn, der die Botſchaft den Seinen verkündete, wol die Thräne in die Augen, er wiſchte ſie heimlich ab. Dieſe Ruhe und Selbſtbeherrſchung iſt für uns das Eigenthümlichſte jener Zeit.

Was ſonſt noch von außen an den Einzelnen ſchlug, das wurde weit mehr deshalb aufgenommen, weil es der eigenen Stimmung entſprach, als weil es eine höhere gab. Mit Erbauung wurden einzelne kleine Flugſchriften geleſen, am liebſten, was der treue Arndt ſo mannhaft ſeinem Volke zurief. Neue

Lieder flatterten durch das Land, in kleinen Heften, nach dem Bänkelſängerbrauch „gedruckt in dieſem Jahr", meiſtens ſchlecht und roh, voll Haß und Spott, ſchon einzelne heißempfundene darunter, es waren Vorläufer der ſchönen Jünglingspoeſie, welche wenige Monate darauf von den preußiſchen Bataillonen geſungen wurde, wenn ſie in die Schlacht zogen. Die beſſeren dieſer Lieder wurden in den Familien zum Clavier geſungen, oder der Gatte blies die Melodie auf der Flöte, die damals noch zur Hausmuſik gehörte, und die Mutter mit den Kindern ſang leiſe den Text. Durch Wochen war es das innigſte Abendvergnügen. Stärker als auf den Gebildeten wirkten die Verſe auf die kleinen Kreiſe des Volkes, ſchnell verdrängten ſie den alten Vorrath von Gaſſenliedern. Zuweilen kaufte der Städter auch eines der häßlichen Spottbilder auf Napoleon und ſeine Armee, welche damals als Flugblätter im Lande vertrieben wurden, oft aber durch Pariſer Spracheigenthümlichkeiten in ihrem Wortlaut verrathen, daß ſie von den Franzoſen verfertigt ſind. Die Rohheit und ſchadenfrohe Gemeinheit, welche uns an den meiſten verletzt, überſah man damals leicht, weil ſie demſelben Haſſe dienten; ſie haben nur in größeren Städten das Volk der Straße beſchäftigt, im Lande ſelbſt geringe Einwirkung geübt.

In ſolcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlaſſe ſeines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die geſammte Wehrkraft Preußens unter die Waffen ſtellten. Wie ein Frühlingsſturm, der die Eisdecke bricht, fuhren ſie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, ſtolzer Hoffnung ſchlugen die Herzen. Und wieder in dieſen Monaten des höchſten Schwunges dieſelbe Einfachheit und ruhige Faſſung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entſchluß. Die Freiwilligen ſammelten ſich ſtill in den Städten ihrer Landſchaft und zogen mit ernſtem Geſang aus den Thoren zur Hauptſtadt, nach Königsberg, Breslau, Kolberg, bald auch nach Berlin. Die Geiſtlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs; es war das kaum nöthig, die Leute wußten bereits, was ſie zu thun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend ſeinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu thun, und zufügte, daß er nicht leere Worte ſpreche und ſogleich nach dem Gottesdienſt ſelbſt als Huſar eintreten werde, da ſtand ſofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, ſie würden daſſelbe thun. Als ein Bräutigam zögerte ſich von ſeiner Verlobten zu trennen, und ihr endlich doch ſeinen Entſchluß verrieth, ſagte ihm die Braut, ſie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den Erſten aufgebrochen ſei.*) Es war in der Ordnung, es war nöthig, die Zeit war gekommen, niemand fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heere und ſchrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entſchluß; die Eltern waren damit einverſtanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn ſelbſtwillig that, was er thun mußte. Wenn ein Jüngling ſich zu einem der Sammelpunkte durchgeſchlagen hatte, fand er wol ſeinen Bruder bereits ebendort, der von andrer Seite zugereiſt war, ſie hatten einander nicht einmal geſchrieben.

Die akademiſchen Vorleſungen mußten geſchloſſen werden, in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Univerſität Halle, noch unter weſtfäliſcher Herrſchaft, hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Thor nach Breslau gezogen. Die preußiſchen Zeitungen meldeten das lakoniſch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen ſind faſt alle Studenten in Breslau angekommen, ſie wollen den Ruhm theilen, die deutſche Freiheit zu erkämpfen.“ Auf den Gymnaſien waren die großen und alten nicht immer für die beſten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechiſche Grammatik nach den hinteren Bänken geſehen, wo die Recken mißvergnügt ſaßen; jetzt waren ſie die beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung ſahen die jüngeren den Scheidenden nach. Nicht nur die erſte blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staats, Richter, Landräthe, Männer aus jedem Kreiſe des Civildienſtes. Auch die Stadtgerichte, die Stellen der Landesregierungen, die Schreibſtuben der Unterbeamten begannen ſich zu leeren. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß dieſen Eifer einſchränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Civildienſt dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten, wer die Verweigerung ſeiner Bitte nicht tragen könne, müſſe den Entſcheid des Königs ſelbſt anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umſturz alter Vorrechte getragen hatte, jetzt fand er ſich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreiſen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Antrieb. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterlande darboten, vieler Namen ſtehen in gehäufter Zahl in den Liſten der Regimenter. Vor allen der Adel Oſtpreußens. Derſelbe Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, welcher 1802 Miniſter des Innern geweſen war, war der erſte Landwehrmann, welcher ſich im Bataillon des Mohrunger Kreiſes einſchreiben ließ. Wilhelm Ludwig Graf von der Gröben, Hofmarſchall des Prinzen Wilhelm, trat als Unteroffizier in das Regiment Prinz Wilhelm Dragoner; drei ſeines Geſchlechts fielen auf den Schlachtfeldern dieſes Krieges. Solches Beiſpiel wirkte auch auf das Landvolk. Ungezählt iſt die Menge der Kleinen, die mit ihren geſunden Gliedern dem Staate Alles brachten, was ſie beſaßen.

---

*) Denkniſſe eines Deutſchen, S. 229.

Während die Preußen an der Weichſel in dem Drange der Stunde ihre Rüſtungen ſelbſtändiger, mit ſchnell gefundener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau ſeit Mitte Februar Sammelplatz für die Binnenlandſchaften. Zu allen Thoren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den erſten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmſten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten ſo lange umſonſt unter der Erde, bis ſie zur Ausrüſtung für die Kameraden 221 Thaler zuſammenbrachten; gleich darauf folgten die oberſchleſiſchen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König ſolche Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten; als er von den Fenſtern des Regierungsgebäudes den erſten langen Zug der Wagen und Männer ſah, welcher aus der Mark ihm nachgereiſt war und die Albrechtſtraße füllte, als er den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und Scharnhorſt durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Mit jedem Tage ſteigt der Andrang. Die Väter bieten ihre gerüſteten Söhne dar, unter den erſten der Geheime Kriegsrath Eichmann, der zwei Söhne, und der frühere Secretär von Haugwitz, Bürde, welcher drei Söhne bewaffnete. Landſchaftſyndicus Elsner zu Ratibor ſtellt ſich ſelbſt und rüſtet drei freiwillige Jäger, Geheimer Commerzienrath Krauſe in Swinemünde ſendet einen reitenden Jäger ganz ausgerüſtet mit vierzig Ducaten und dem Anerbieten, zwanzig Jäger zu Fuß zu rüſten und ein Jahr zu beſolden, und zehn Molden Blei zu liefern; Juſtizrath Eckart in Berlin leiſtet auf ſeinen Gehalt von 1450 Thalern Verzicht und tritt als Reiter in Dienſt, ein Rothkirch ſtellt ſich ſelbſt und zwei voll ausgeſtattete Leute zur Reiterei, außerdem fünf Pferde, dreihundert Scheffel Getreide und alle tauglichen Arbeitspferde ſeines Gutes zum Fuhrweſen. Unter den feurigſten war der wilde Heinrich von Kroſigk, Senior eines alten Geſchlechts auf Poplitz bei Alsleben. Sein Gut lag im Königreich Weſtfalen. Er hatte nach 1807 in ſeinem Park eine Säule von rothem Sandſtein mit den eingegrabenen Worten errichtet: „Fuimus Troes“ und hatte die Franzoſen und das Königreich Weſtfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er ſtets den ſchlechteſten Wein hingeſetzt, er ſelbſt mit den Freunden hatte den beſſern getrunken, ſobald ſich die Fremden entfernten, und wenn ſich ein Franzoſe beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugthuung bereit geweſen, die geladenen Piſtolen hatten immer auf ſeinem Tiſche gelegen. Zuletzt zwang er gar ſeine Bauern, die Gensdarmen ihres eigenen Königs feſtzunehmen. Jetzt war er gerade erſt aus der Feſtung Magdeburg, wohin ihn die Franzoſen geführt, ausgebrochen, und hatte ſein Gut den Feinden preisgegeben. Der heldenhafte Mann fiel bei Möckern.

So geht es in langer Reihe fort, bald folgen die Städte und Kreiſe. Schievelbein, damals der kleinſte und ärmſte Kreis Preußens, war der erſte, welcher anzeigte, daß er dreißig Reiter ſtelle, ausrüſte, auf drei Monate beſolde; Stolpe war eine der erſten Städte, welche meldete, daß ſie zur Ausrüſtung der freiwilligen Jäger 1000 Thaler ſogleich und fortan jeden Monat 100 zahle; Stargard hatte zu demſelben Zweck ſchon am 20. März 6169 Thaler und 1170 Loth Silber geſammelt, ein einzelner Gutsbeſitzer K. hatte 616 Loth gegeben. Immer größer und zahlreicher werden die Angebote, bis die Errichtung der Landwehr den Kreiſen volle Gelegenheit gibt, ihre Hingabe in dem eigenen Bezirk zu bethätigen.

Die Einzelnen blieben nicht zurück. Wer nicht ſelbſt ins Feld zog oder einen ſeiner Familie ausrüſten half, der ſuchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es iſt eine holde Arbeit, die langen Verzeichniſſe der eingelieferten Spenden zu durchmuſtern. Beamte verzichten auf einen Theil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlſtand geben einen Theil ihres Vermögens, Reiche ſenden ihr Silbergeſchirr, Aermere bringen ihre ſilbernen Löffel, wer kein Geld zu opfern hat, bietet von ſeinen Habſeligkeiten, ſeiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — ſicher oft das einzige Gold, das im Hauſe war — einſenden (ſie erhielten dafür zuletzt eiſerne mit dem Bild der Königin Luiſe zurück), Landleute ſchenken Pferde, Gutsbeſitzer Getreide, Kinder ſchütten ihre Sparbüchſen aus. Da kommen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paar neue Stiefeln, Büchſen, Hirſchfänger, Säbel, Piſtolen. Ein Förſter kann ſich nicht entſchließen, ſeine gute Büchſe wegzugeben, wie er in luſtiger Geſellſchaft verſprochen hat, und geht daher lieber ſelbſt ins Feld. Junge Frauen ſenden ihren Brautſchmuck ein, Bräute die Halsbänder, die ſie von den Geliebten erhalten. Ein Mädchen, der ihr Haar gelobt worden war, ſchneidet es ab zum Verkauf an den Friſeur, patriotiſche Unternehmungsluſt verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Thaler gelöſt werden. Was das arme Volk aufbringen kann, wird eingeſendet, mit der größten Opferfreudigkeit gerade von kleinen Leuten.*)

---

*) Es ſei verſtattet, bier aus den Quittungen, welche Heun in den Zeitungen ausſtellte, noch Einiges anzuführen. Es iſt freilich zufällig, was gerade in ihnen an die Spitze geſtellt wird, zumal ſeine Liſten nur einen ſehr kleinen Theil der Gaben aufzählen, die oſtpreußiſchen gar nicht. — Vor allen ſei die erſte Gabe für das Vaterland aufgeführt, welche überhaupt im Jahr 1813 öffentlich erwähnt wird. Schon um Neujahr, lange bevor die freiwilligen Jäger gerüſtet wurden, ſtellte die katholiſche Gemeinde zu Marienburg in Weſtpreußen alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Mark an Gewicht, dem Staat zur Verfügung, und bat, weil ſie Kirchengut nicht wegſchenken dürfe, in Zukunft um die Zinſen des Silberwerths. Der erſte Geldbeitrag aber, den Heun verzeichnet, war vom Schneidermeiſter Hans Hofmann in Breslau, 100 Thaler. — Die erſten, welche ein Pferd ſchenkten, waren die Bauern Johann Hinze in Deutſch-Borgh, Amt Saarmund, und Meyer in Elsholz deſſelben Amts, der letztere hatte nur zwei Pferde. — Der erſte, welcher Hafer ſchenkte, 100 Scheffel, war ein Arleben. — Die erſten, welche ihre goldenen Trauringe einſandten und die Hoffnung ausſprachen, daß viel Gold zuſammenkommen könne, wenn das

Nicht ſelten hat ſeither der Deutſche zu vaterländiſchem Zweck beigeſteuert. Aber die Gaben des großen Jahres verdienen wol ein höheres Lob. Denn wenn man von jenen Sammlungen der alten Pietiſten für ihre menſchenfreundlichen Anſtalten abſieht, iſt es zum erſten Mal, daß ein deutſches Volk in ſolcher Opferluſt auflodert. Und überhaupt zum erſten Mal, daß dem Deutſchen die Freude wird, für ſeinen Staat freiwillig hinzugeben.

Auch die Summen, welche damals aufgebracht wurden, würden zuſammengezogen Alles, was ſeither aus weiteren Landſtrichen zuſammengeſchoſſen wurde, ſo weit überſteigen, daß ſie kaum verglichen werden dürfen. Allein die Ausrüſtung der freiwilligen Jäger und was für die Freiſchaaren in den alten Provinzen geſammelt wurde, muß weit über eine Million gekoſtet haben. Und ſie begreift nur einen kleinen Bruchtheil der freiwilligen Gaben und Einſendungen, welche das Volk brachte.*) Und wie war das kleine Volk verarmt!

---

jeder thue, waren der Lotteriecollecteur Rolin und Frau in Stettin. — Die erſten Beamten, welche auf einen Theil ihres Gehaltes verzichteten, waren Profeſſor Hermbſtädt in Berlin, jährlich 250 Thaler, Profeſſor Gravenhorſt in Breslau, die Hälfte ſeines Gehalts, und Profeſſor David Schulz, jährlich 100 Thaler. — Der erſte, welcher einen Theil ſeines Vermögens gab, war ein ungenannter Beamter, von 4000 Thalern gab er 1000. — Der erſte, welcher ſein Silbergeſchirr einſandte, war Graf Sandretzky auf Manze in Schleſien, Werth 1700 Thaler, dazu 3 ſchöne Pferde. — Ein Kanzleidiener 4 ſilberne Eßlöffel. — Ein Ungenannter 2000 Thaler. — Das Schlächtergewerk von Berlin 1000 Thaler. — Ein Ungenannter 3 goldene Doſen mit Brillanten, Werth 5300 Thaler. — Ein alter Krieger ſein einziges Goldſtück, Werth 40 Thaler. — Eine alte Frau aus einer kleinen Stadt ein Paar wollene Strümpfe.

*) Es wurden 10,000 Mann freiwilliger Jäger und etwa die Hälfte der Freiſchaaren mit 2500 Mann aus den alten Provinzen gerüſtet, darunter etwa 1500 Pferde. Schlägt man die Koſten eines Jägers zu Fuß auf 60 Thaler, die eines Reiters auf 230 Thaler an, — der Pferdepreis war hoch, — ſo erhält man die Summe von 1,150,000 Thalern,

Nahe an einander lagen auf der Schmiedebrücke in Breslau die beiden Werbeſtellen für die freiwilligen Jäger und das Lützow'ſche Freicorps. Für die Jäger arbeitete Profeſſor Steffens, der als erſter ſich und einen Theil der Breslauer Studenten darbrachte, für die Lützower ſprach, focht und ſchrieb Ludwig Jahn. Beide Truppen wurden ganz durch patriotiſche Gaben Einzelner ausgerüſtet. Die Beiträge für die freiwilligen Jäger ſammelte Heun, der hier beſſere Geſchichten mit treuer Seele durchlebte, als er ſpäter in ſeinen weichlichen Liesli-Novellen den Leſern gegönnt hat. Zwiſchen den Lützowern und den Jägern war ein Wettſtreit, ein freundlicher und mannhafter; aber auch hier brach wieder der Gegenſatz in den Richtungen hervor: ob mehr deutſch, ob mehr preußiſch; noch waren es nur verſchiedene Brechungen deſſelben Lichtſtrahls. Auch der alte Gegenſatz des Gemüths, der bereits ſeit dem vorigen Jahrhundert im Bürgerthum erkennbar iſt, wurde ſichtbar: ein weicher, ſchwärmeriſcher Sinn und höherer Schwung und wieder feſte, umſichtige, beſcheidene Kraft. Die erſtere Richtung vertraten meiſt die patriotiſchen Jünglinge, welche aus der Fremde herzugeeilt waren, die letztere die Preußen. Nicht gleich war das Schickſal der beiden Anſammlungen von Freiwilligen. Aus den 10,000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugetheilt wurden, ging ein guter Theil von der Kraft des preußiſchen Heeres hervor, ſie waren ein ſittlicher Kern der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Offiziercorps, und ſie haben dem preußiſchen Kriege von 1813 nicht nur die ſtürmiſche Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeſchichte etwas ganz Neues war. Die Freiſchaar Lützow's dagegen erfuhr, daß rauhes Schickſal den Schöpfungen höchſter Begeiſterung gern feindlich gegenübertritt. Zumeiſt an ſie hatte ſich die Poeſie

---

welcher ſicher zu niedrig iſt. Dabei ſind der Sold und die Zuſchüſſe, welche den einzelnen Jägern von Privaten gezahlt wurden, gar nicht gerechnet.

der Gebildeten geheftet, ſie enthielt einen großen Theil der deutſchen Studentenſchaft, leidenſchaftlich Erregte, aber ſie ſchwoll ebendeshalb zu übergroßer Stärke an, die zu behendem Dienſt im Rücken des Feindes kaum mehr geeignet war, und ihr Führer, ein braver Soldat, hatte nicht die Eigenſchaften und das Glück eines verwegenen Parteigängers. Ihre Kriegsthaten entſprachen nicht der hochgeſpannten Erwartung, womit man ihre Rüſtung begleitete, ſie hat ſpäter einen Theil ihrer tüchtigſten Kräfte an andere Heerkörper abgegeben. Aber unter ihren Offizieren war der Dichter, der vor andern beſtimmt war, kommenden Geſchlechtern den hinreißenden Zauber jener Tage im Liede zu überliefern, er ſelbſt von vielen rührenden Jünglingsgeſtalten jenes Kampfes eine der reinſten und herzlichſten im Leben, Lied und Tod: Theodor Körner.

Auch in der großen Stadt, wo der Freiwillige ſich die Ausrüſtung zu beſorgen hatte, fand er nicht ein lärmendes Getöſe aufgeregter Maſſen. Kurz und ernſthaft that jeder ſeine Pflicht, ebenſo er ſelbſt. Wer kein Geld hatte, den unterhielt der fremde Kamerad, der zufällig mit ihm zuſammentraf. Die einzige Sorge des Ankommenden war, ſeine Waffen und Uniform zu finden. Hatte er zwei Röcke, ſo ließ er als Lützower ſchnell den einen ſchwarz färben und zurichten, ſein größter Kummer war, ob die Patrontaſche auch zur Zeit fertig würde. Fehlte ihm Alles, und konnte ihm die Werbeſtelle nicht ſogleich den Bedarf geben, ſo wagte er nur ſelten eine Zeitungseingabe, worin er bat. Sonſt hatte ihm das Geld ſo wenig Bedeutung als ſeinen Kameraden. Er behalf ſich dürftig, was lag jetzt daran, für tönenden Wortſchwall und patriotiſche Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Wer ja geſpreizt einherging in kriegeriſchem Putz, wurde verlacht, alles Prahlen und Säbelklirren war verächtlich. So war die Stimmung der Jugend. Es war eine tiefe Begeiſterung, eine innige Hingabe, ohne das Bedürfniß des lauten Ausdrucks. Schon damals ſtieß das Wichtigthun und die Schauſpielerei des eifrigen Jahn Viele ab, kurz darauf brachte ihn dieſelbe Unart ſogar in den Ruf eines Poltrons.

In Manchen war ein Zug von ſchwärmeriſcher Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Beſſern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichts ſei; darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewiſſe feierliche Ruhe. In ſolchem Sinne that er emſig, ehrbar, gewiſſenhaft ſeinen ernſten Dienſt, übte ſich unermüdlich auch auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er ſang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch dieſe Lieder erwärmten ihn, weil ſie ernſt und feierlich waren, wie er ſelbſt. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrſchte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müſſe, ſeine Pflicht bis zum Aeußerſten thun, auch den beſchwerlichen Drill des Dienſtes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er ſich muſterhaft halten müſſe, als Beiſpiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm ſtanden. Er war entſchloſſen, ſtreng wie er gegen ſich war, auch auf die Ehre ſeiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Kriege ſollte keine Frechheit und keine Rohheit der alten Soldaten die Sache ſchänden, für die er focht. Er mit ſeinen „Brüdern“ hielt ſelbſt das Ehrengericht und ſtrafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heere bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzoſe gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu ſeinen Vorleſungen, zu den Acten, in die Arbeitsſtube. Denn dieſer Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt ſtand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er übers Jahr wieder ſein, was er vorher geweſen.

Neben ſolche Freiwillige trat der alte Offizier aus der Zeit der Adelsherrſchaft und des Stockes. Er hatte ſeine Pflicht im unglücklichen Kriege gethan, er war vielleicht als

Gefangener, ausgeplündert, abgeriſſen durch die Straßen Berlins geſchleppt worden, dort hatte das Volk der Straße ihn mit Schmähreden und Flüchen verfolgt und die Fauſt gegen ihn geballt; dann war nach dem Frieden ein Kriegsgericht über ihn gehalten worden, er war freigeſprochen, aber auf elendes Wartegeld entlaſſen worden. Seitdem hat er gedarbt und in der Stille mit den Zähnen geknirſcht, wenn die fremden Sieger ebenſo übermüthig auf ihn herabſahen, wie einſt er ſelbſt auf die Civiliſten. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, mit ſeinen Schickſalsgefährten jahrelang in dürftiger Wohnung gehauſt, in unordentlichem Haushalt; einige von den Fehlern des alten Offizierſtandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehrungen hatte ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrſchende Empfindung ſeiner Seele war Haß, tiefer, grimmiger Haß gegen den fremden Eroberer. An unſicherer Hoffnung, vielleicht an eitlen Racheplänen hatte er lange gezehrt, jetzt kam die Zeit der Vergeltung. Auch in ſeinem Haupt hatte die Zeit der Knechtſchaft einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend ſein Wiſſen war, und er hatte in ernſten Stunden etwas für ſeine Bildung gethan, er hatte gelernt und geleſen, auch er war durch das edle Pathos Schiller's begeiſtert worden. Aber er ſah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodiſchen Krieger, die jetzt vor ihm im Gliede ſtehen ſollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch ſehr lebendig, das ungeſchulte Weſen mit ſeinen hohen Anſprüchen verletzte ihn. Derſelbe Gegenſatz ſtieß ſich oben wie unten, unter den Generälen wie in der Compagnie. Es iſt eine der merkwürdigen Erſcheinungen dieſes Krieges, daß er ſo gut gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten ſchnell militäriſchen Gehorſam und wie werthvoll die Dienſtkenntniß ihres Vorgeſetzten ſei; und der Offizier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er ſonſt ſeine Mannſchaft behandelt hatte. Und er hörte zuletzt behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger mit dem Arzt darüber ſtritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen ſei, oder wenn ſeine Gemeinen beim Biwakfeuer etwa in Erinnerung an juriſtiſche Collegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältniß, in welches ein Koſak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen ſei. Im Ganzen erwies ſich die Miſchung als vortrefflich.

Aber unendlich größer als die freiwilligen Leiſtungen war der Gewinn, welcher für die Regierung Preußens daraus hervorging, daß ſie jetzt erſt erfuhr, was ſie einem ſolchen Volke als Pflicht zumuthen dürfe. Die großartige Ausdehnung, welche der Kampf annahm, die achtunggebietende Kriegsmacht Preußens, das Gewicht, welches dieſer Staat durch die Bedeutung ſeines Heeres bei den Friedensverhandlungen erhielt, beruhen im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den erſten Frühlingsmonden des Jahres die Welt überraſchte. Durch ihn erhielt die Regierung den Muth, die Kräfte ſo hoch zu ſpannen, wie ſie gethan. Daß Oſtpreußen außer ſeinem Beitrag zum ſtehenden Heer zwanzig Bataillone Landwehr und das berittene Nationalregiment aus eigener Kraft, faſt ohne die Regierung zu fragen, in wenigen Wochen aufgeſtellt hatte, nur dieſe ungeheure Kraftentwicklung machte die Errichtung der Landwehr im ganzen Staatsgebiet möglich.

Und daß auf Befehl ſeines Königs das Volk dies zweite Heer in geordneter Weiſe gehorſam und willig ſchuf, daß es in den alten Provinzen 120 Bataillone und 90 Schwadronen Landwehr rüſtete und verpflegte, iſt wieder nur ein Theil ſeiner Anſtrengung.

Und wie treu hat es dem Befehl ſeines Königs gehorcht!

Die Landwehr des Frühjahrs 1813 hatte noch wenig von dem kriegeriſchen Ausſehen, welches ſie durch die Schlachten und die ſpätere Ausbildung erhielt.*) Ihre Mannſchaft beſtand aus ſolchen, welche zum Dienſt im ſtehenden Heere nicht herangezogen waren und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch Loos und Wahl genommen wurden. Da die gebildete Jugend, das erſte Kriegsfeuer der Nation, zum größten Theil bei den freiwilligen Jägern eingetreten war oder die Lücken des ſtehenden Heeres ergänzt hatte, ſo wären die Bataillone der Landwehr wahrſcheinlich von geringer Kriegstüchtigkeit geweſen, wenn nicht auch hier ein Theil der Beſitzenden ſich freiwillig eingereiht hätte. Es war die ſchwere Maſſe des Krieges, die Gemeinen meiſt Landvolk, die Führer Landedelleute, Beamte, ältere Offiziere auf Halbſold, und wer ſonſt durch das Vertrauen ſeines Kreiſes gewählt war, aber auch junge Freiwillige. Ein ungewöhnliches, bunt zuſammengewürfeltes Material für den Felddienſt, viele der Offiziere ohne jede Kriegserfahrung wie die Gemeinen. Auch die Ausrüſtung war im Anfang nur unvollkommen, ſie wurde — bis auf einen Theil der Waffen — von den Kreiſen beſchafft: die Litewka, lange Hoſen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, die Waffen im erſten Glied Piken, im zweiten und dritten Gewehre, der Reiter führte eine Piſtole, Säbel und Pike. In der Kreisſtadt wurde die Mannſchaft eingereiht, exercirt und nothdürftig ausgerüſtet; bei der Eile geſchah es, daß Bataillone zum Heere beordert wurden, die noch keine Waffen und kein Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen der Elbe zu, im Ausſehen mehr einem Haufen Räuber als geſetztem Kriegsvolk zu vergleichen, auch ſie willig, oft mit Geſang und dem kräftigen Hurrah, das ſie von den Koſaken angenommen hatten. Durch einige Wochen ſah die Linie, zumal der alte Offizier, mit Verachtung auf die neue Einrichtung, niemand grimmiger als der ſtrenge York. Als ſich der würdige Oberſt Putlitz zu Berlin ein Landwehrcommando ausbat, er, der ſchon tapfer im franzöſiſchen Feldzug gefochten und im Jahr 1807 ein Schützencorps im ſchleſiſchen Gebirge geſammelt hatte, — da fragten ihn die Stabsoffiziere ſpöttiſch: ob er ſich denn mit dieſen Haufen zu ſchlagen gedenke. Nach dem Kriege erklärte der tapfere General die Zeit, in welcher er Landwehr commandirt, für die glücklichſte ſeines Lebens. Denn in keiner neuen Schöpfung des Heeres hat ſich die Gewalt des großen Jahres und die Tüchtigkeit des Volkes ſo glänzend bewährt, als in dieſer. Dieſe Bauerknaben und linkiſchen Ackerknechte wurden in wenig Wochen zuverläſſige und tapfere Soldaten. Es iſt wahr, ſie haben unverhältnißmäßigen Verluſt an Menſchen gehabt, ſie haben auch in ihrem erſten Zuſammentreffen mit dem Feind nicht immer feſte Haltung gezeigt, ſondern den ſchnellen Wechſel von Zagheit und Muth, welcher jungen Truppen eigen iſt; aber ſie haben, vom Pfluge und von der Werkſtatt zuſammengerufen, ſchlecht bekleidet, ſchlecht geübt, ſchlecht bewaffnet, wie ſie waren, ſchon in den erſten Wochen alle ſchwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen thun müſſen. Daß ſie das überhaupt vermocht, und daß ſich ſchon damals einzelne Bataillone ſo brav geſchlagen, daß ſogar ihr Gegner York ſie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies iſt, ſoviel bekannt, in der Kriegsgeſchichte unerhört. Bald waren ſie von den Truppen der Linie nicht zu unterſcheiden, es war ein Wetteifer der Tapferkeit.

---

*) Für Mehres iſt der Herausgeber einer Aufzeichnung des würdigen Oberregierungsrath Häckel zu Dank verpflichtet.

Billig rühmt der Sohn jener Zeit zuerſt die Männer der Landwehr ſelbſt, welche ſich dem Rufe ſtellten. Aber nicht weniger wichtig war der Eifer, mit welchem das Volk daheim nach dem Gebot für den Krieg arbeitete. Jeder Beruf, jeder Bürger, die kleinſten Orte, entlegene Landkreiſe, trugen ihren Theil an dem Werk, oft war in ihnen, zumal wenn ſie an der Grenze lagen, Leiden und Arbeit am größten. Eine einfache Einrichtung genügte für die Geſchäfte in den Kreiſen: eine Kreiscommiſſion aus zwei Rittergutsbeſitzern, einem Städter, einem Landbewohner gebildet, der Landrath des Kreiſes und der Bürgermeiſter der Kreisſtadt waren faſt immer die eifrigſten

Mitglieder. Und es war allerdings eine Thätigkeit für einfache Männer, welche geeignet war, außergewöhnliche Kraft wach zu rufen. Die Reſte der franzöſiſchen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Ruſſen, durch mehre Monate in zweifelhafter Stellung, zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger als die der weichenden Feinde, dazu die Rohheit und Wildheit der neuen Bundesgenoſſen, deren Offiziere zum großen Theil nicht beſſer waren als ihre Leute, lüſtern nach Branntwein und wenigſtens bei den irregulären Truppen ebenſo räuberiſch und weit gewaltthätiger. Bald lernte der Kreiscommiſſar mit dem wilden Volk verkehren. Der Tabakkaſten mit den Thonpfeifen ſtand geöffnet in der Amtsſtube, es war ein endloſes Kommen und Gehen der ruſſiſchen Offiziere, ſie ſtopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unſchädliche Bier. Kam die Rohheit bei den Fremden einmal zum Ausbruch, ſo lernte der preußiſche Beamte zuletzt die Unartigen mit ihren eigenen Waffen ſchlagen, mit dem Kantſchu, den ihm vielleicht ein ruſſiſcher Stabsoffizier zurückgelaſſen hatte, damit er mit ſeinen Leuten leichter fertig werde. Noch füllten die letzten Typhuskranken der Franzoſen das Hoſpital der Stadt, die Baſchkiren mit ihren Filzmützen hielten ihr Nachtlager auf dem Marktplatz, die Einwohner zankten ſich mit der fremden Einquartierung, jeden Tag wurden von den Ruſſen Lebensmittel und Fuhren gefordert, Couriere, ruſſiſche und preußiſche Offiziere heiſchten Vorſpann, die Ackerbürger und die Bauern der nahen Dörfer klagten, daß ihre Pferde abgetrieben ſeien, kein Knecht zu finden und eine Beſtellung des Ackers unmöglich. Und in ſolchem Wirrwarr kamen Befehle der eigenen Regierung, rückſichtslos und gewaltſam, wie es die Zeit verlangte, und nicht immer praktiſch, wie es bei der Eile natürlich war. Die Tuchmacher ſollten Tuche liefern, die Schuhmacher Schuhwerk, Riemer und Sattler Patrontaſchen und Sättel, ſo viel hundert Paar Stiefeln und Schuhe, ſo viel hundert Stück

Tuch, ſo viel Sättel, Alles in kurzen Wochen, ohne Geld, gegen unſichere Anweiſungen. Die Handwerker aber waren zum größten Theil arme Leute, ſelbſt ohne Credit, wie ſollte der Rohſtoff beſchafft werden, wie die Arbeiter bezahlt, wie das Leben getragen in dieſen Wochen, in denen man den gewöhnlichen Verdienſt, der jetzt gerade kam, verſäumte? Das ging nicht eine Woche, ein ganzes Jahr hindurch. Wahrlich, der Opfermuth, welcher ſich in Gaben bethätigte und in Darbringung des eigenen Lebens, war in dieſer großen Zeit das Hohe und Schöne; aber nicht minder ehrenwerth war die aufopfernde, anſpruchsloſe und unbemerkte Pflichterfüllung von vielen tauſend Kleinen, welche, jeder in ſeinem Kreiſe, in der Stadt, im Dorfe für dieſelbe Idee des Staats arbeiteten bis an die äußerſten Grenzen der eigenen Kräfte.

Noch ungelöſt iſt die Frage, welche militäriſche Bedeutung in einem geſitteten Lande die allgemeine Volksbewaffnung haben könne. Bis an die letzte Möglichkeit der Forderung ging das Geſetz über Errichtung des Landſturms. In dem erſten Erlaß (21. April) iſt eine faſt fanatiſche Strenge, die bei der ſpätern Aufnahme in die Geſetzſammlung (24. Juli) ſehr gemildert wurde. Die Verordnung übte eine große moraliſche Wirkung, es war eine ſcharfe Mahnung an den Säumigen, daß es ſich jetzt für Alle um Tod und Leben handle. Es hat durch ſeine drakoniſchen Beſtimmungen auch den Feind betroffen gemacht. Aber es wurde ſogleich nach ſeinem Erſcheinen von unbefangenem Urtheil ſcharf getadelt, weil es Unmögliches forderte, und es hat eine große praktiſche Wirkung nicht gehabt. Die Preußen waren von je ein kriegeriſches Volk, aber ſie waren 1813 nicht in dem Sinne kriegstüchtig, wie wol jetzt. Neben dem ſtehenden Heere ſaß vor Einführung der allgemeinen Dienſtpflicht der friedliche Bürger ohne jede Uebung in Waffe und Maſſenbewegung, höchſtens die alten Schützengilden hantirten mit alterthümlichen Schußwaffen. Jetzt aber hatte das Volk ſeine geſammte kampffähige Mannſchaft ins

Feld geſandt, hoch war bereits die Kraft geſpannt, jede Familie hatte abgegeben, was ſie von kriegeriſchem Muth beſaß. Die älteren Männer, welche zurückblieben, ohnedies unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkſtatt, waren durchaus nicht vorzugsweiſe befähigt, tapferen Waffendienſt zu thun. So war es kein Wunder, daß gerade dieſes furchtbare Geſetz die heitere Kehrſeite der großen Zeit zu Tage brachte, neben unendlichem guten Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung geleſen, daß das ganze Volk in Waffen treten ſolle, dem andringenden Feinde zu widerſtehen. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geſchäften verwendet werden ſollten, war nach dem Herzen der Leſer, zumal der unerwachſenen. Bedenklicher war ſchon der Satz, daß auf Feigheit Verluſt der Waffen, Verdopplung der Abgaben und körperliche Züchtigung geſetzt ſei, denn wer Sklavenſinn zeige, ſolle als Sklave behandelt werden. Da war der arme kleine Handwerker, der kümmerlich ſeine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei ſein Lebtag ängſtlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, ſich nachdenklich die ſchwierige Frage vorzulegen: was iſt Feigheit? zumal gegenüber feindlichen Gewehren? Und wenn das Geſetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feinde beſetzt war, irgend Schauſpiel, Ball, Luſtbarkeit zu beſuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefſter Trauer, ſo erſchien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutſchen gewaltſam, mehr ſpaniſch und polniſch, als deutſch.

Dennoch ſah das Volk in der Begeiſterung des Frühjahrs über die Härten weg, und rüſtete ſich zum Sturme. Schon vor dem Erlaß war in Oſtpreußen durch vaterländiſchen Sinn hier und da Aehnliches eingerichtet worden. Jetzt verbreitete ſich der Eifer durch die Städte, weniger auf dem offenen Lande. Begonnen wurde die Organiſation faſt überall, durchgeführt an mehren Orten. Die Feuerzeichen wurden aufgerichtet, von Berlin bis zur Elbe und nach Schleſien ragten die Lärmſtangen, harzige Kiefern, auf welche eine leere Theertonne genagelt war, mit getheertem Stroh umwunden. Neben ihnen hielt ein Poſten die Wache; ſie haben mehr als einmal ihren Dienſt gethan. Jede Art Waffen wurde zuſammengeſucht, Jagdflinten und Piſtolen, was auch § 43 der Verordnung klug vorausgeſehen hatte, wenn er beſtimmte: „Zur Munition kann in Ermangelung von Kugeln jede Art von grobem Schrot benutzt werden, daher die Beſitzer von Feuergewehren beſtändig Pulver und Blei hinreichend vorräthig haben müſſen.“ Wer kein Gewehr hatte, ließ ſich, wie eben erſt die Landwehrmänner, jetzt auch für den Sturm die Pike anfertigen; in Compagnien wurde exercirt, die Fleiſcher, Brauer, Vorwerker bildeten Schwadronen. Das erſte Glied des Fußvolks waren Lanzenträger, das zweite und dritte trug womöglich Gewehre. Auch hierbei gingen die geiſtigen Führer des Volkes mit gutem Beiſpiel voran, ſie wußten wohl, daß das nöthig war. Es wurde gerade ihnen nicht immer leicht, zumal wenn ſie nicht mehr in der erſten Jugend lebten. In Berlin ſaßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausſchuß, beim Landſturm war niemand eifriger als Fichte, ſeine Pike und die ſeines Sohnes lehnten im Vorſaal an der Wand, und es war eine Freude den eifrigen Mann zu ſehen, wenn er auf dem Exercirplatz die Waffe ſchwenkte und zum Anſturm ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen.“ Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exercirten in derſelben Compagnie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterſcheiden, er erklärte das für das Schwerſte. Rühs war in derſelben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß ſie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen ſahen. War dann einmal von dem Zuſammentreffen mit dem Feind die Rede, und wie ſich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf ſeinen Spieß gelehnt, und ſagte endlich: „Ihr habt gut reden, ihr ſeid von Natur herzhaft.“*)

Und ſollte der Landſturm einmal mobil gemacht werden, zur Aufrechthaltung der Sicherheit im Kreiſe, oder zum Dienſt im Rücken des Feindes, auch in der Nähe der Feſtungen, welche noch von Franzoſen beſetzt waren, dann läutete die Sturmglocke und die Stadt gerieth in ſtürmiſche Bewegung. Aengſtlich packten die Hausfrauen Speiſe und Trank, Bandagen und Charpie in die Torniſter, — denn nach § 42 des Reglements durfte niemand Torniſter, Brotſack und Feldflaſche vergeſſen, und nach § 54 war es ſeine Pflicht, Proviant für drei Tage bei ſich zu tragen, — und nicht ſelten empfanden die weiblichen Einwohner wie die Frau eines Meſſerſchmiedes in Burg, welche vor dem Commando die Erklärung abgab, ihr Mann müſſe zurückbleiben, denn er ſei der einzige Meſſerſchmied im Orte, oder wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte ſich zu verſtecken. Er aber wurde von anderen Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erſpürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgeſtraft.

Wer als Kind jene Zeit durchlebt hat, der erinnert ſich noch der Begeiſterung, mit welcher auch die Knaben rüſteten. Die größeren traten ebenfalls in Compagnien zuſammen und bewaffneten ſich mit Piken. Auch der kleinere mußte einen tüchtigen Knüttel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe. „Ich habe alle Taſchen voll Steine,“ — die trug er gegen die Franzoſen fortwährend mit ſich herum.**) Und keine Beſtimmung der Landſturmordnung fand bei dem heranwachſenden

---

*) Nach Familienerinnerungen.

**) Aufzeichnung des Appellationsgerichtsrath Tepler, der ſelbſt als Knabe mit dem Landſturm gegen die Franzoſen in Magdeburg zu Felde zog.

Geſchlecht ſo eifrigen Gehorſam, als § 50: „Jeder Landſtürmer trägt womöglich eine hellgellende Pfeife mit ſich, um ſich mit andern in der Dunkelheit zu erkennen und zu verſtändigen.“ Durch angeſtrengten Fleiß lernte die Jugend jeder Art von Signalpfeifen ſchrille Töne entlocken, und es iſt Grund zu der Annahme, daß der meiſterliche Gebrauch der Pfeife, welche noch jetzt bei jeder Erregung der Straßen hörbar wird, zuerſt durch den Franzoſenhaß zu den geheimen Fertigkeiten unſerer Jugend gefügt wurde. — Nur ſelten hat der Landſturm im Jahre 1813 militäriſchen Dienſt geleiſtet. Er hat öfter die Landkreiſe von plünderndem Geſindel geſäubert, hat Wachen und Botendienſte verrichtet; ernſte Waffenarbeit gegen die Feinde hat er wol nur in demſelben Büren gethan, welches ſchon unter Friedrich II ſeine fahnenflüchtigen Söhne zum Heer des Königs zurückjagte. Dort trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsdenkmünze. Aber feſt haftet noch heut im Volk die Erinnerung an dieſe Einrichtung des großen Jahres, ſie iſt lebendiger geblieben, als andere von machtvollerer Wirkung. Noch heut rühmt ſich der Alte, der damals nicht mit im Felde lag, daß er wenigſtens daheim für das Vaterland die Waffe getragen hat. So ziemt auch den Söhnen daran zu gedenken. Denn von da an wurde in anderen Formen und mit ſtrengerer Zucht der allgemeine Waffendienſt des Volkes Stolz und Vorzug der deutſchen Wehrkraft.

Während aber in den Städten daheim das gefahrloſe Spiel dicht bei furchtbarem Ernſte lag, war doch Ohr und Auge eines Jeden unabläſſig in die Ferne gerichtet. Der wilde Krieg hatte begonnen. Um die Lieben, die gegen den Feind rangen, um das Geſchick des Vaterlandes ſorgten unabläſſig die Zurückgebliebenen. Kein Tag, der nicht Gerüchte, kein Poſttag, der nicht bedeutungsvolle Ereigniſſe verkündete. Das eigene Leben ſchwand faſt dahin vor der Sehnſucht und Erwartung, womit man über die Stadtmauern in die Ferne ſah. Jeder kleine Erfolg der Waffen erfüllte mit Entzücken.

An der Thür des Rathhauſes, in der Kirche, im Theater, wo ſich irgend Menſchen zuſammenfanden, wurde er verkündet. Am 5. April war das Gefecht bei Zehdenick, der erſte zweifelloſe Sieg der Preußen, weit herum in der Landſchaft eilten die Leute auf die Kirchthürme, zuerſt eine Kunde zu erſpähen. Und als der Geſchützdonner ſchwieg und die frohe Botſchaft durch die Landſchaft lief, da kannte die Freude keine Grenzen. Alles Löbliche wurde ſtolz gerühmt, vor allem die tapfere Batterie, welche mit Geſchütz und Pulverwagen durch den brennenden Flecken Leitzkau auf den Feind zugejagt war, mitten durch die Flammen, welche über ihr zuſammenſchlugen; dann die ſchwarzen Huſaren mit dem Totenkopf, wackere Litauer, welche die geputzten rothen Huſaren aus Paris beim erſten Anſprung überritten hatten. Und als der Gutsherr des Fleckens darauf in den Zeitungen für ſeine armen abgebrannten Leute ſammelte und ſich dabei entſchuldigte, daß er in ſolcher Zeit noch für Privatunglück Hilfe erbitte, da vergaß man auch die Landsleute nicht, welche dort zuerſt durch den Krieg gelitten hatten.

Lauter wurde das Getöſe des Krieges, grimmiger der Zuſammenſtoß der Maſſen, Siegesjubel und bange Sorge nahmen in ſchnellem Wechſel die Herzen der Zurückgebliebenen gefangen. Nach der Schlacht bei Großgörſchen wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe noth thue: Decken, Binden, Verbandzeug. Da begann überall im Volke ein Sammeln von Leinwand und ein Charpiezupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachſene die Fäden alter Leinwand auseinander, die Frauen ſchnitten Binden, der Lehrer ſogar ſchnitt in der Schule mit der Papierſchere die Lappen zurecht, welche ihm Mädchen und Knaben nach ſeiner Forderung von Hauſe mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen. Es wurde eine gewöhnliche Abendarbeit der Familien. Es konnte den Kriegern doch ein wenig helfen.

In der Nähe der verbündeten Heere, in den Hauptſtädten wurden ausgedehnte Räumlichkeiten für verwundete und kranke Krieger eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu, Hofdamen, Schriftſtellerinnen, wie Rahel Levin, treue Hausmütter. In einem großen Lazareth Berlins waren Frau Fichte und Frau Reimer die Vorſteherinnen der weiblichen Pflege. Die Räume waren durch die heimkehrenden Franzoſen zu einem Peſtort geworden, bösartige Nervenfieber herrſchten und die Phantaſien der Kranken machten den Aufenthalt entſetzlich. Der Gattin Fichte's graute vor dem Furchtbaren, er aber ſuchte ſie in ſeiner großen Weiſe feſtzuhalten. Da wurde auch ſie vom Nervenfieber befallen; er pflegte die Erkrankte, wurde angeſteckt und fand ſelbſt den Tod. Auch Reil, der große Arzt und Gelehrte, erlag dort in ſeiner menſchenfreundlichen Arbeit. Frau Reimer aber hielt aus. Ihr Haus war vor dem Kriege ein Sammelpunkt für die preußiſchen Patrioten geweſen, jetzt ſtritt ihr Hausherr als märkiſcher Landwehrmann unter Putlitz. Die Sorge um den Gatten, um ſein Geſchäft, um ihre kleinen Kinder, das alles nahm der tapfern Frau nicht Muth, nicht Zeit; vom Morgen bis zum Abend, das Frühjahr, den Sommer war ſie in der aufregenden Thätigkeit, unermüdlich theilte ſie ſich zwiſchen dem Hauſe und der Krankenpflege, unzerſtörbar erſchien ihr ſelbſt ihr Leben.*) Dem Gatten, den Freunden, den Zeitgenoſſen war dieſer Eifer natürlich und ſelbſtverſtändlich. In ähnlicher Weiſe haben deutſche Hausfrauen an allen Orten ihre Pflicht gefaßt, mit größter Selbſtverleugnung, opferfreudig, in ſtiller dauerhafter Kraft.

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam, der Waffenſtillſtand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick der Preußen. Ströme von Blut waren gefloſſen, ihr Heer zurückgedrängt, der Kaiſer ſchien für irdiſche Waffen unbeſiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügſten einige Wochen finſter in die Zukunft ſchauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbſtgefühl und den gehobenen Entſchluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft war die Grundſtimmung. Jeder ſah, daß die preußiſche Kraft in dieſem Feldzug unvergleichbar ſtärker war, als im unſeligen letzten Kriege. Nur noch wenig ſchien an Stärke zu fehlen und man warf den Tyrannen; wenn man die Anſtrengung noch um etwas erhöhte, ſo mochte er hinweggeſchleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort, noch im Spätherbſt wurden über den Empfang Beſcheinigungen ausgeſtellt. Die Ausrüſtung der Landwehren wurde beendet, überall ſchnitt, nähte, pochte der Handwerker für ſeinen König und das Vaterland.

---

*) Sie ſtarb 1864 in Berlin als Mutter eines großen Geſchlechts.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenſtoß, Fluth und Rückſchlag; hart drängten die Heere, bald ſah man vom Thurm die Heerhaufen der Feinde, bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landſchaften im Weſten von Berlin und Breslau erfuhren jetzt ſelbſt das Schickſal des Krieges. Ach, ſeine ſchrecklichen Bilder ſind dem Deutſchen nicht fremd, bis zur Zeit unſerer Väter haben ſie faſt jeder Geſchlechtsfolge deutſcher Bürger die Seele erſchüttert.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es iſt ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Thoren ſtehen lauſchende Haufen, wenig wird geſprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Thürme, vom Giebel der Häuſer, welche dem Kampfplatz zu liegen, ſpähen die Augen der Bürger ängſtlich in der Ferne. Am Himmelsrande liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht, nur zuweilen regt es ſich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächſten Dörfern von der Landſtraße ſeitab führen, bewegen ſich dunkle Haufen. Es ſind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zuſammenraffte, nur Wenige vermögen ihre

Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde ſind ihnen ſchon ſeit Wochen vom Kriegsvolk genommen, Buben und Männer treiben mit ängſtlichem Schlag ihre Herden, laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinſten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen ſtürmt ein Reiter durch das Stadtthor und wieder einer. Die Unſern ziehen ſich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander, angſtvoll rennt das Volk in die Häuſer und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Geſpann beſitzt, reißt die Roſſe zur Deichſel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die werthvollſten Kiſten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Thoren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menſchen. Iſt ein ſumpfiges Bruchland, ſchwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, ſo geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verſtecke, noch von der Schwed[illegible] zeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgeſucht. Dort ſam[illegible]n ſich große Schaaren, enge gedrängt; unter Rindern und [illegible]n birgt ſich der Städter und der Landmann durch mehre [illegible] Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen ha[illegible] die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde, ihr treuer Seelſorger, Senftleben, begleitete ſie und hielt in der Wildniß auf Ordnung, auch ein Kind hat er dort getauft.*)

Wer aber in der Stadt bei ſeinem Eigenthum oder in ſeiner Pflicht zurückbleibt, der iſt eifrig die Seinen und die Habe zu verſtecken. Lange iſt der Fall überlegt und erfinderiſch ſind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den beſonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil ſie durch preußiſchen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In ſolchem Fall tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld feſt eingenäht in ihren Kleidern.

---

*) Aus dem Tagebuch des Paſtor Fricke in Bunzlau.

Eine angſtvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße raſſeln die erſten Verkünder des Rückzugs, beſchädigte Geſchütze von Koſaken begleitet. Langſam ziehen ſie zurück, ihre Mannſchaft iſt unvollſtändig, von Pulver geſchwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Das Fußvolk folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Der Nachtrab nimmt Stand, am Thor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchſige Buben laufen aus den Häuſern und tragen den Kriegern noch zu, wornach ſie gerufen, einen Trunk, ein Brot, ſie halten den Wunden die Torniſter und helfen bei ſchnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landſtraße. Der erſte feindliche Reiter nähert ſich dem Thor, vorſichtig ſpähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chaſſeur ſchießt ſeinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht ſich zurück. Gleich darauf dringt die feindliche Vorhut im ſchnellen Trabe vor, die preußiſchen Schützen ziehen ſich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuſerreihe verlaſſen. Draußen am Thor ſammeln ſie ſich noch einmal, die feindlichen Reiter, die ſich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautloſe Stille. Auch die Knaben, welche die preußiſchen Tirailleurs begleitet haben, ſind verſchwunden, die Vorhänge der Fenſter werden herabgelaſſen, die Thüren geſchloſſen, aber hinter Vorhang und Thor ſpähen ängſtliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tauſendſtimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Waſſerfluth ſtürzt franzöſiſches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenſchläge an den Hausthüren, öffnet ſich eine Thür nicht ſchnell, ſo wird ſie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüſte Streit, welchen der ſchutzloſe Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerſchwingliche

Forderungen, Drohung, nicht ſelten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geſchrei, Jammern, Gewaltthat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Werthvolles und Werthloſes geraubt, verdorben, zerſchlagen, am meiſten bei ſolchen, welche geflohen ſind, denn die Habe ihres ungaſtlichen Hauſes iſt nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathhaus geſchleppt, und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Pferdefutter und über eine unmögliche Geldzahlung, welche die Stadt leiſten ſoll. beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geſchenke befriedigt werden, oder ſoll die Stadt eine Strafe erhalten, ſo werden angeſehene Einwohner zuſammengetrieben, feſtgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiſeln fortgeführt. Lagert ein größeres Corps um die Stadt, ſo biwakirt auch wol ein Bataillon auf dem Markt. Der Franzoſe iſt ſchnell eingerichtet, aus den Vorſtädten hat er ſich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, jetzt zerſchlägt er zum Brennholz die Thüren und Möbel, häßlich dröhnt das Krachen der Aexte in den Balken und Schränken der Häuſer. Die Lagerfeuer flackern hell auf, lautes Lachen, franzöſiſche Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängſtlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann ſieht der Städter erſtaunt die ſchnelle Verwüſtung in der Stadt, und vor dem Thor die plötzliche Verwandlung der Landſchaft. Das unabſehbare Getreidemeer, welches geſtern um ſeine Stadtmauern wogte, iſt verſchwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergeſtampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten ſind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuſer abgeriſſen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöſchenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Breter ſeines Wagens, die Thore ſeiner Scheuer finden;

kaum erkennt er die Stelle, wo ſein eigner Garten war, denn mit Lagerſtroh und wüſtem Unrath, mit dem Blute und Eingeweide geſchlachteter Thiere iſt der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuſer des nächſten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umriſſe der Dächer nicht mehr, nur die Wände ſtehen, wie ein Trümmerhauf.

Herb war es, ſolche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wol manchem der Muth. Auch dem Begüterten wurde jetzt ſchwer, den Seinen nur das Leben zu friſten. Alles war aufgezehrt und verwüſtet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man ſenden, den Hunger zu ſtillen. Aber der Menſch wird bei einer ſchnellen Folge großer Ereigniſſe kälter, zäher, härter, gegen ſich ſelbſt, der ſtarke Antheil, welchen jeder Einzelne an dem Schickſal des Staates nahm, machte gleichgiltiger gegen die eigene Noth. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das Letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle ſchlägt zurück. Wieder dröhnt der Geſchützdonner, raſſeln die Trommeln. Die Unſeren ſind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die weſtliche Vorſtadt hält, dringen die preußiſchen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es iſt junge Landwehr, die heut ihre Bluttaufe erhalten ſoll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, ſie ſchlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häuſern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die erſten Compagnien dringen vor, an demſelben Thor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt ſtürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen ſetzen ſich in den Häuſern der Vorſtadt feſt und ringen um den Eingang in die Straßen. Schwer verwundete, verſtümmelte Männer werden aus den Kampflinien zurückgetragen und auf dem Markte niedergelegt, mehr als einmal müſſen die Kämpfenden abgelöſt werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz vom Pulver geſchwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannſchaft faſt der Muth entſinken, aber die Offiziere, auch ſie vielleicht zum erſten Male vor dem Handgemenge, ſpringen vor: „Vorwärts, Kinder, das Vaterland ruft!“ ſchallt es in die Reihen. Einmal iſt dem Feind gelungen, das Oberthor zu erſtürmen, aber kaum iſt er in die erſte Straße gedrungen, die zum Markte führt, ſo wirft ſich ihm eine Compagnie Landwehr mit lautem Hurrah entgegen, treibt ihn zum Thore hinaus und hält das Thor feſt.*)

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel ſchlägt durch Thüren und Fenſter, die Toten liegen auf dem Pflaſter und den Schwellen der Häuſer. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geſchloſſene Luft ſeines Verſtecks zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er ſich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaſter und trägt ſie ſich auf dem Rücken in das Haus oder ins Lazareth. Nicht die letzten ſind wieder die Knaben, ſie holen Waſſer und rufen in die Häuſer nach einem Trunk, ſie ſtützen die Verwundeten, ſie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, ſtolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja auch Frauen ſtürzen aus den Häuſern, in den Schürzen geſchnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

Das Gefecht iſt vorüber, der Feind zurückgeſchlagen. Da bewegt ſich im heißen Sonnenſchein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Koſaken bewacht. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorſtadt wird kurze Raſt geſtattet. Erſchöpft, wund, halb ohnmächtig legen ſich die Gefangenen in den Staub der Landſtraße, es iſt der zweite Tag, daß ſie nicht Speiſe, nicht Trank erhalten, nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber geſtattet, mit Schlägen und Lanzenſtößen haben ſie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen dieſe mit ausgeſtreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und theilnahmvoll umherſtehen. Es iſt in der Mehrzahl junges Franzoſenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Geſichter. Wieder eilen die Bürger mit Speiſe und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangetragen; aber die Ruſſen hungern ſelbſt, ſie ſtoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaſchen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe ſpringt voran, die kleine Schaar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die kleinſten wanken tapfer von Mann zu Mann und theilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter.*) Denn der Koſak thut den Kindern nichts zu Leide. Der Deutſche aber iſt auch gegen ſeine Feinde nicht unbillig.

---

*) Scene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. Auguſt, nach Mittheilung eines Augenzeugen.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in ſein Haus geholt hat, wie treu und ſorglich pflegt er ihn! Er iſt dem Hauſe wie der eigne Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs ſteht. Das beſte Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, ſelbſt überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

---

*) So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen; die Gefangenen, rothe Huſaren, lagen in der Vorſtadt neben dem Galgenteich.

Denn das ganze Volk fühlte ſich wie eine große Familie. Der Unterſchied der Stände, die Verſchiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid war gemeinſam, auch von Habe und Erwerb ward williger mitgetheilt. Die Fürſtentochter ſtand neben der Frau des Handwerkers in demſelben Verein, und beide beriethen eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feſte Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in ſeiner Reſſource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wol täglich vom Gute nach der Stadt, um bei ſeinem neuen Freunde, dem Rathsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das Liebſte war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, ſicherer, beſſer wurden die Menſchen in dieſer Zeit, die grämliche Steifheit des Beamten, der Hochmuth des Edelmannes, ſelbſt der mißtrauiſche Eigennutz des Bauern waren den meiſten wie Staub vom guten Metall weggeblaſen, Selbſtſucht wurde von jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergeſſen, der Kern der Menſchen war für alle ſichtbar zu Tage gekommen. Wie ſich jeder gegen den Staat gezeigt, darnach wurde er beurtheilt. Ueberraſcht ſahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen; manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Rathgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer ſich aber ſchwach gezeigt, dem gelang es ſelten, das Vertrauen ſeiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, ſolange die Altersgenoſſen lebten. Und dieſe freie und großartige Auffaſſung des Lebens, der herzliche geſellige Ton und der unbefangene Verkehr verſchiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Aeltere der Mitlebenden wiſſen wol davon zu erzählen.

Und als nach dem Waffenſtillſtande die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Dennewitz, als einzelne Geſtalten preußiſcher Feldherren ſich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben, und Millionen die Freude wurde, ſtolz zu ſein auf das Heer und ſeine Führer; als endlich die Völkerſchlacht geſchlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaiſers und die Befreiung des Landes von ſeinen Heeren, da wurde auch die höchſte Freude, wie in der Zeit lag, mit ſtiller Innigkeit genoſſen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geiſtlichen an, und am Abend ſetzten ſie, ihre Straße erleuchtend, die Lichter ans Fenſter.

Dieſe Feſtfeier war nicht neu. So oft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten ſie nach Lichtern gerufen; wo franzöſiſche Beſatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Siege, den der gehaßte „Verbündete“ ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müſſen. Jetzt geſchah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Uebung darin und in jedem Hauſe ſtand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Lichter am Fenſter waren damals ſchon eine anſehnliche Sache, auch der Aermſte ſparte die Kreuzer für zwei, und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die ſtets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wol auch ein Transparent, und ein armes Mütterchen hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geſchrieben hatte. Auch ſolche Feier war damals einfach und anſpruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates begann die große Erhebung; wie ſie dort ſich im Volke dargeſtellt, wurde zu ſchildern verſucht. Aber dieſelbe ſtarke Strömung fluthete auch in den Ländern jenſeit der Elbe, nicht nur in den altpreußiſchen Landestheilen, auch an den Küſten der Nordſee, in Mecklenburg, Hannover, Braunſchweig, Thüringen, Heſſen.

Sie umfaßte die Landſchaften, welche im 18. Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reichs ergriff ſie nur Einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter franzöſiſchem Einfluß entſtanden waren, ſollten erſt ſpäter auf einem Umwege das Bedürfniß zu innigem Anſchluß an den größeren Theil der Nation erhalten. Für Oeſtreich aber war dieſer Krieg eine Maßnahme politiſcher Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anſpannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte ſich die aufblühende Jugend, der im erſten Jahre Alter und Kraft gefehlt hatten, mit ſtarker Begeiſterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege, denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutſchlands wurde gerungen, ſondern um Leben und Untergang des fremden Kaiſers.

Das Jahr 1813 hat Deutſchland von der Herrſchaft eines fremden Volkes befreit, wieder ſchwebte der preußiſche Adler jenſeit des Rheins über den alten Thoren von Cleve. Es hat unerträglicher Knechtſchaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutſchen Stämme durch einen neuen Kreis ſittlicher Anforderungen brüderlich verbunden. Es hat zum erſten Mal, ſeit es eine deutſche Geſchichte gibt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politiſche Entſcheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihren Fürſten durchaus geändert. Denn es hat über den ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen der Herrſcherhäuſer und dem Hader der Regierungen das Vorhandenſein einer ſtärkeren Gewalt erwieſen, welche ſie alle ſcheuen, ehren, gewinnen müſſen, um ſich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Manne einen größeren Inhalt gegeben, Theilnahme am Ganzen, politiſche Leidenſchaft, die höchſten irdiſchen Ziele, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu ſterben, allmählich auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Antheil an der Arbeit dieſes Jahres, das wird ihnen das übrige Deutſchland nie vergeſſen.

Uns aber, den Söhnen und Enkeln des Geſchlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unſerer Väter zu verkleinern, weil ſie auch uns zu thun übrig ließen.

Faſt Allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Beſitz ihres ſpätern Lebens, vielen umgab ſie wie mit einem verklärenden Scheine das Haupt. Und von Tauſenden wurde daſſelbe empfunden, was der warmherzige Arndt ausſprach: „Wir können nun zu jeder Stunde ſterben, wir haben auch in Deutſchland das geſehen, weswegen es allein werth iſt zu leben, daß Menſchen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigſten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als ſeien ſie nichts.“ —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das ſpätere Geſchlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiſerne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es iſt auch in mäßigem Kirchſpiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in dieſen Blättern verſucht wird, aus den Worten vergangener Menſchen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher ſie athmeten, ſo ſoll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1813 mitgetheilt werden.

„Unſer Sohn George wurde am 2. April in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des erſten Pommerſchen Regiments focht er nach dem Zeugniß ſeines braven Chefs, des Herrn Majors von Borcke, nahe bei dieſem mit Muth und Entſchloſſenheit und ſtarb ſo den Tod für Vaterland, deutſche Freiheit, Nationalehre und unſern geliebten König. Ein ſo ſchneller Verluſt iſt hart, aber es iſt tröſtend, daß auch wir einen

Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Nothwendigkeit ſolcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrath
und
Ober-Commiſſarius Häſe und ſeine Gattin.*)

Auch der Theil des Volkes, welcher nicht gewöhnt iſt ſeine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte daſſelbe Als der Lützower Gutike**) im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Orte Kletzke die Wirthin in Trauer; ſie machte ſich ſchweigend um den Gaſt zu thun, und ſagte endlich mit der Hand nach der Erde weiſend: „Ich habe auch einen dort unten, — aber die Peters hat zwei." Sie fühlte das beſſere Recht der Nachbarin.

---

*) Voſſiſche Zeitung Nr. 45 vom 15. April.

**) Geſtorben als praktiſcher Arzt in Halle. Die Mittheilung iſt aus dem Munde des verehrten Mannes.

10.

Erkrankung und Heilung.

Als die Freiwilligen des Jahres 1813 im Felde lagen, war ihre Hoffnung, einſt in dem befreiten Vaterland mit ihren Freunden als Bürger zu leben, die Freiheit, den Frieden, das eroberte Glück genießend. So ſchrieben ſie ihren Lieben in die Heimat. Aber es iſt zuweilen leichter für die Freiheit zu ſterben, als für ſie zu leben.

Wenige Jahre, nachdem der Sieg erfochten war und Napoleon als Gefangener auf fernem Felſeneiland ſaß, ſagte Schleiermacher auf der Kanzel ſeiner Gemeinde: „Es war ein Irrthum, als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt iſt eine Zeit gekommen, wo nicht ſelten ſchuldloſe und gute Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen Abſichten und Entwürfe vorausſetzt. Der tapfere Chriſt aber ſoll nicht müde werden, und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben.“ Und Spione der Polizei ſchrieben dieſe Worte nach und vergaßen nicht ihrem Bericht beizufügen, daß der und der in der Kirche geweſen, oder daß vier bärtige Studenten nach der Communion am Altar niedergekniet wären und inbrünſtig gebetet hätten.*)

Der tapfere Arndt wurde belauert und entſetzt, Jahn ſaß in Kerkerhaft, viele von den Führern der patriotiſchen Bewegung von 1813 wurden als gefährliche Männer verfolgt,

---

*) Z. B. am 14. November 1819.

Polizeibeamte drangen in den Frieden ihres Hauſes, ihre Papiere wurden mit Beſchlag belegt. Ein unmittelbar unter dem Bundestag ſtehender Unterſuchungsausſchuß verfuhr mit roheſter Verletzung der Rechtsformen, mit kleinlichem Haß, willkürlich, tyranniſch, heimtückiſch wie ein ſpaniſches Ketzergericht.

Es iſt ein trauriges Blatt der deutſchen Geſchichte. Die unabhängigen Charaktere zogen ſich verſtimmt von dem engherzigen Regiment zurück, welches jetzt in den meiſten Staaten Deutſchlands begann, die gemeine Mittelmäßigkeit trat wie im Anfange des Jahrhunderts wieder an das Steuer. Preußens auswärtige Politik wurde in Wien und Petersburg vorgeſchrieben, nicht lange, und ſein politiſcher Einfluß auf die Geſchicke Europas ward geringer, als er unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm geweſen war. — Als das Volk ſich zum Kriege gegen den fremden Feind erhob, da hatte es wenig nachgedacht, was dann werden ſolle, wenn die Unabhängigkeit des deutſchen Landes geſichert wäre. Es brachte ſelbſt eine maßloſe Hingabe in den Streit, es ſetzte ähnliche Geſinnung bei allen voraus, welche die Zukunft zu geſtalten hatten, bei ſeinen Fürſten, ſogar bei den verbündeten Mächten. Kaum Einem war deutlich, wie das neue Deutſchland eingerichtet werden könne. Wer klarer ſah, erkannte ſchon im erſten Jahr des Krieges, daß eine Neubildung Deutſchlands, welche große Kraftentwicklung der Nation möglich mache, nicht zu hoffen ſei. Denn nicht das Volk, nicht das patriotiſche Heer Blücher's hatte darüber zu entſcheiden, ſondern nach Lage der Sache die Herrſcherfamilien und Cabinette von ganz Europa. Oeſtreich, die neuen Staaten des Rheinbundes, das engliſche Hannover, Frankreich, Schweden, vor allen Rußland, jeder ſuchte dabei ſeinen Vortheil zu wahren. Der Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſtreich brach ſchon bei den Verhandlungen überall hervor, die Preußen hatten durch eine ungeheure Anſtrengung ſich wieder eine achtungswerthe Stellung in Deutſchland erkämpft, aber ſie waren weder in der Empfindung des Volkes noch der Cabinette die Partei, welche zur Vormacht Deutſchlands berufen war. Kaum ein Nichtpreuße hätte den Gedanken gewagt, Oeſtreich von einem neuen Bundesſtaat auszuſchließen, ja die Preußen ſelbſt dachten nicht daran.

Wir wiſſen, daß ſchon deshalb die deutſche Frage hoffnungslos war, und wir betrauern nicht, daß das alte Reich unter ſeinem Kaiſer nicht wieder hergeſtellt wurde.

Aber wie leicht es uns wird, die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verſtehen, den Zeitgenoſſen war das Gefühl der Enttäuſchung bitter, die unbefangene Würdigung ihrer Lage ſchwer. Unter den Patrioten des Jahres 1813 war eine kleine Minderzahl ſchon damals von einer ſchwärmeriſchen Sentimentalität erfüllt geweſen, ſie hatte der ſchlechten Wirklichkeit gern poetiſche Bilder von alter Herrlichkeit des deutſchen Reichs gegenübergeſtellt; dieſe „Deutſchthümler,“ wie ſie nach 1815 genannt wurden, waren in der Bewegung ſelbſt ohne beſonderen Einfluß geweſen, der große Bart Jahn's wurde ſelten bewundert, und der wackere Karl Müller fand keinen Anklang, als er begann, ſämmtliche Fremdwörter aus der militäriſchen Sprache zu verbannen. Jetzt nach dem Frieden zogen ſich dieſe begeiſterten Eiferer, meiſt Nichtpreußen, auf den deutſchen Univerſitäten in kleine Gemeinden zuſammen. Sie trauerten und hofften, zürnten heftig und beriethen, ſie waren einverſtanden, daß etwas Großes geſchehen müſſe, ſie waren bereit Gut und Leben daran zu ſetzen. Nur was zu thun ſei, blieb unklar. Ueber Stimmungen und ſchwankende Pläne kamen ſie nicht hinaus. Politiſch betrachtet war dieſe Bewegung ungefährlich, erſt die gehäſſige Verfolgung durch die Regierungen ſtachelte den Haß und Widerwillen, und verdüſterte Einzelnen die Seele bis zu fanatiſchem Entſchluß.

Es war nicht Preußens Schuld, daß die Hoffnung des Volkes auf einen neuen deutſchen Staat vereitelt wurde. Aber eine andere Schuld lud die Regierung auf ſich. Der König hatte verſprochen, ſeinem Volke eine Verfaſſung zu geben. Wenn je ein Volk, hatte ſich das preußiſche das Recht auf einen Antheil am Staatsleben errungen. Aus tiefer Niederlage hatte es ſeinem Könige den Staat wieder emporgehoben. Hätte der größte Staat Deutſchlands durch geſetzliche Formen die Möglichkeit einer politiſchen Entfaltung ſeiner Kraft erhalten, ſo wäre jeder verſtändige Preuße ſehr bald befriedigt worden. Preſſe und Rednerbühne hätten allmählich in dem königstreuen Volke das Gefühl des Gedeihens und eines ſichern Fortſchritts verbreitet, offen hätten die Gegenſätze einander bekämpft; auch die, welche für Deutſchland mehr forderten, als jetzt zu erreichen war, hätten ſich eng an Preußen angeſchloſſen. Der Charakter der Deutſchen hätte ſich von Schwächen befreit, welche ihm durch ein ganzes Menſchenalter anhängen ſollten. Auch durfte der Staat ſelbſt die Theilnahme des Volkes nicht mehr entbehren, wenn er nicht in die alte Unkraft, die ihn vor wenigen Jahren dem Untergange nahe gebracht, zurückfallen ſollte. Es war jetzt, wo neue Ideen um das Leben rangen, wo in Hunderttauſenden leidenſchaftlicher Antheil an dem Staate aufgeblüht war, für die Krone ſelbſt eine Verfaſſung die ſicherſte Stütze. Denn die Preußen waren nicht mehr ein einſichtsloſes und willenloſes Volk, über deſſen Schickſal ein Einzelner ſelbſtwillig verfügen mag.

Der König aber, welcher in der alten Weiſe mit gefügigen Beamten fortregieren wollte, war gerade bei der neuen Weltlage in Gefahr, wenn ſein Wille noch ſo rein war, das Werkzeug einer ſchädlichen Parteiwirthſchaft, ein Opfer fremder Einflüſſe zu werden. Gerade er bedurfte gegen die Uebermacht Rußlands, die diplomatiſche Ueberlegenheit Oeſtreichs ein ſtarkes Gegengewicht. Er konnte das nirgend finden, als in der Kraft eines treuen Volkes, welches mit ihm vereint über die Politik und Haltung ſeines Staates berieth.

König Friedrich Wilhelm III empfand ſelbſt, ſolange er lebte, nicht das Mißverhältniß, in welches er zu dem Bedürfniß ſeiner Zeit getreten war; ſein Bild war eng verbunden mit den größten Erinnerungen des Volkes, und die Privattugenden ſeines Lebens machten ihn während einer langen Regierung auch dem nachwachſenden Geſchlecht verehrungswürdig. Aber ſein Nachfolger ſollte furchtbar darunter leiden, daß er ſelbſt, ſeine Beamten, ſein Volk in einem verkümmerten Staatsleben herangewachſen waren.

Daß aber die Preußen von 1813 die getäuſchte Hoffnung ſo ſtill ertrugen, und daß, während ſchon in den Staaten des Rheinbundes die Parteien heftig gegen einander kämpften, der große Staat ſo leblos dalag, das hatte außer der Anhänglichkeit an die Hohenzollern noch einen anderen Grund. Das Volk war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das Aeußerſte erſchöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, ſeine Aecker zu bauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur der Viehbeſtand der Güter wieder vollſtändig ergänzt war, Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verſchuldet. Die Preiſe der Landgüter ſanken tiefer, als ſie vor 1806 geſtanden hatten, es kam vor, daß Rittergüter durch mehre Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Beſitzer das lebende Zubehör verdorben hatte, und daß wiederholte Verſteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Gewerbe waren unter der Continentalſperre verkommen, denn die alten Abſatzwege für Linnen, Tuche und Eiſenwaaren, die drei großen Gewerbszweige Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten ſie in Beſitz genommen. Und auch hier fehlten die Anlage- und Betriebsgelder. Der Verkehr mit dem ſlaviſchen Oſten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch die neuen ruſſiſchen Handelsbelaſtungen allmählich faſt ganz vernichtet. Aber weit größeres Hemmniß wurde der Verbrauch von Menſchenkraft durch den Krieg. Die geſammte Jugend war unter den Waffen geweſen, ein Theil war auf den Schlachtfeldern gefallen, die Ueberlebenden aus ihrer bürgerlichen Laufbahn herausgeriſſen. Viele blieben zuletzt doch im Heere, — wol der dritte Theil der preußiſchen Offiziere, welche in den nächſten dreißig Jahren das Heer führten, beſtand aus freiwilligen Jägern des Jahres 1813. Wer zu ſeinem frühern Beruf zurückkehrte, der fand ſich zurückgekommen, ſeine Angehörigen ohne Hilfe, vielleicht verarmt. Er war ſchließlich froh, beſcheidener Beamter zu werden und in dem armen Lande für ſich und die Seinen Unterhalt zu gewinnen. Ihm ſelbſt hatte die Blutarbeit dreier Feldzüge und die Gewöhnung an ſoldatiſchen Gehorſam nicht die Kraft verringert, wol aber die friſche Wärme, welche eroberungsluſtig in das Leben ſieht. Er begann jetzt den Kampf um einen bürgerlichen Haushalt, wahrſcheinlich mit Geduld und Pflichttreue; aber in den beſchränkten Verhältniſſen, in die er trat, blieb ihm der Sinn vorzugsweiſe an der mächtigen Vergangenheit hängen, welche er durchlebt. So war die männliche Kraft der Freiheitskämpfer verwendet. Und die Jugend, welche in den Familien heranwuchs, hatte nicht mehr den Vortheil, große Eindrücke, Begeiſterung und Hingebung zu erhalten.

Dieſe Leiden laſteten am ſchwerſten auf den alten Landestheilen. Der neue Gebietszuwachs aber nahm wieder durch Jahrzehnte große Beamtenkraft und viele Sorge der Regierung in Anſpruch, bevor er ſich dem preußiſchen Weſen befreundete.

Offenbar waren freie Preſſe und eine Verfaſſung das beſte Mittel, auch dieſe Schwäche ſchneller zu heilen, ein Gefühl der Geneſung und Zuſammengehörigkeit in das Volk zu bringen. Denn eine Nation bedarf zu ihrem Leben der Wärme und Begeiſterung, wie die Pflanze das Licht des Himmels, den Thau der Wolken. Je weiter ihre entwickelte Erwerbskraft ſich breitet, deſto größer werden ihre Anſprüche auf erhebende Ideen und gemeinſame geiſtige Ziele. Damals als die Reformation zuerſt das Volk zu einem geiſtigen Kampf erhoben hatte, war die Wirkung einem Wunder gleich geweſen, die Charaktere waren kräftiger, die Sittlichkeit reiner, alle Vorgänge des

Gemüths, jede menſchliche Thätigkeit war ſtärker geworden. Und als das erwachte Bedürfniß nach einem gemeinſamen Inhalt keine Befriedigung in dem Staatsleben des deutſchen Reiches gefunden hatte, war das Volk erſchlafft und ſchlechter geworden. Wieder hatte nach langer trüber Zeit ein großer Fürſt wenigſtens einem Theil der Deutſchen neuen Schwung und idealen Inhalt gegeben. Der warme Antheil an dem Geſchick eines Staates, welcher Friedrich's Zeitgenoſſen erhob, die Befreiung der Geiſter von der Bevormundung des Staates und der Kirche waren ein zweiter großer Fortſchritt geweſen, wieder hatte dieſer Fortſchritt die entſprechende Erweiterung der gemeinſamen Intereſſen, Verſtärkung der politiſchen Bewegung für ſich gefordert. Aber in dem geiſtloſen und kraftloſen Regieren der nächſten Folgezeit war wieder die Volkskraft hingewelkt. Der Sturz Preußens war die Folge. Jetzt hatte zum dritten Mal der größte Theil der Deutſchen einen neuen Fortſchritt gemacht, mit Gut und Blut hatte ſich das Volk für ſeinen Staat erhoben, leidenſchaftlich war ſein Bedürfniß geworden, um das Vaterland zu ſorgen, bei ſeinen Schickſalen mitzuwirken. Und da dieſe Sehnſucht wieder keine Befriedigung fand, ſank das Volk auf einige Jahrzehnte in Schwäche zurück. Diesmal war die Verwirrung des Jahres 1848 die Folge.

Faſt auf jedem Gebiete des idealen Lebens war das beginnende Siechthum zu erkennen; ſogar in der Wiſſenſchaft.

Groß war das Gebiet geworden, welches die deutſche Wiſſenſchaft umfaßte; neue Lehrzweige waren in überraſchender Schnelle heraufgekommen, kaum ein vergangenes Volk in entferntem Erdtheil, deſſen Geſchichte, Leben, Kunſt, Sprache nicht erforſcht wurde. Vor allem die Vergangenheit der Deutſchen. Mit herzlicher Wärme wurde jede Lebensäußerung unſerer Volksſeele, von welcher eine Spur übrig geblieben iſt, erfaßt. Eine wundervolle Fülle von Leben aus alter Zeit wurde aufgedeckt und in ihrer Beſonderheit verſtanden. Rings um den deutſchen Forſcher erhoben ſich aus dem Boden die Geiſter der Nationen, welche einſt gelebt; was jeder eigenthümlich war, was allen gemeinſam iſt, das Walten des Menſchengeiſtes in den höchſten Bildungen der Erde, das lernte man begreifen. Ebenſo ſehr ſteigerte ſich die Kenntniß der gegenſtändlichen Natur. Die Schöpfungsgeſchichte der Erde, das organiſche Gefüge alles Geſchaffenen, Unzähliges, was dem unbewaffneten Auge unſichtbar iſt, Unzähliges, was aus der Verbindung einfacher Stoffe entſteht, wurde erkannt, und wieder über die Grenzen des Erdballs hinaus das Leben des Sonnenſyſtems, die Welteninſel, von welcher das Sonnengebiet ein verſchwindend kleiner Theil ſein ſoll.

Es war eine glorreiche Arbeit, wunderſchnell die Entdeckungen und die Fortſchritte; es war ein gemeinſamer Erwerb aller Culturvölker geworden; aber der Antheil der Deutſchen war, wenn nicht dem Umfange nach, doch durch tiefſinniges Erfaſſen und gründliches Verarbeiten gewonnener Ergebniſſe der größte. Stolz durfte der Deutſche zu ſeinen Nachbarn hinüberſehen, denn in einem großen Gebiet des geiſtigen Lebens war er Führer und Vorbild der Andern geworden.

Aber das Leben des Volkes iſt auch darin ein einheitliches Ganze, daß die Verkümmerung einzelner Richtungen, in denen eine ſchöpferiſche Kraft nach Neubildungen ringt, zugleich alle übrigen Aeußerungen des Lebens beeinträchtigt. Es iſt wahr, dem Fleiß und Scharfſinn des Einzelnen iſt auch in der ungünſtigſten Zeit möglich, für ſtille Arbeit eine Zufluchtſtätte zu finden. Kepler ſetzte ſeine großen Entdeckungen in den wildeſten Stürmen des Krieges fort; in den Jahren des tiefſten Verfalls erhob ſich der Geiſt eines Leibniz mit überlegener Freiheit; während der Auflöſung des deutſchen Reiches entfaltete die Poeſie der Dichter von Weimar ihre ſchönſten Blüthen. Jeder, der ſich in einem abgegrenzten Gebiet des Forſchens bewegt, wird bei erträglichem Schutz des äußern Lebens in ſeiner Wiſſenſchaft ſelbſt vielleicht die Befriedigung und Heiterkeit erlangen, welche dem ſchaffenden Menſchen unentbehrlich iſt. Wer durch die Dämmerung des grauen Alterthums ſpäht, die Lebensgeſetze fremder Sprachen feſtſtellt, die Schichtung der Erdmaſſen, Zellen der Pflanzen, Nervenfäden des Thierkörpers beobachtet, der mag im Zuſammenwirken mit ſeinen Genoſſen auch in öder Zeit die höchſten Ergebniſſe gewinnen. So oft er aber in ſeiner Arbeit auf eine Stelle kommt, wo die Erfolge, welche ihm die eigene Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft und im Staate gegeben hat, für ſeine wiſſenſchaftliche Forſchung maßgebend werden, wird das Ungeſunde im Leben ſeines Volkes auch ihm das Erringen der letzten Ziele ſtören. Am fühlbarſten werden deshalb die Krankheiten der Zeit an dem Philoſophen und Geſchichtsforſcher. Beide ſollen feſt ſein in Liebe und Haß, ſie ſollen ſichere politiſche Ueberzeugungen haben, ſie ſollen verſtehn, wie die großen Geſchäfte betrieben werden und wie ſich bei ſolchem Betrieb die Charaktere bilden. Wenn ſie Menſchenleben vergangener Zeit beurtheilen, oder wenn ſie dem lebenden Geſchlechte Sitte, Recht, Bildung dadurch weihen, daß ſie Vernunft und Unvernunft darin erweiſen, ſo iſt ihnen ſelbſt nicht nur reiches Wiſſen nöthig, noch mehr ein feſtgeſchloſſener Charakter, wohlgeprüfte und bewährte Reinheit des Gemüthes, ſtarke Manneskraft. Schwerlich werden dieſe höchſten Eigenſchaften in einem unkräftigen Staatsweſen gedeihen, wo der Einzelne ohne die Prüfungen und die Zucht politiſcher Kämpfe dahinlebt. Auch ein Alles durchdringender Scharfſinn wird den Philoſophen nicht vor der Gefahr ſchützen, das mächtige Schlechte, das um ihn herrſcht, als einen nothwendigen Beſtandtheil des Lebens zu faſſen, vielleicht zu rechtfertigen. Und der Geſchichtſchreiber, kann er verſtehn, wie von Staatsmännern verhandelt wird, wenn ihm die Geſchäfte der Regierenden in unnahbarer Ferne ſchweben? Kann er ein ſicheres Urtheil haben über Werth und Dauer der Verfaſſungen und Staatsbildungen, wenn er in ſeinem eigenen Leben nie darüber Erfahrungen geſammelt hat? Es iſt kein Zufall, daß es dem deutſchen Gelehrten ſo ſelten gelungen iſt, eine deutſche Geſchichte der letzten Jahrhunderte zu ſchreiben, kein Zufall, daß es ihm näher lag, Römer und Inder, oder die verſunkene Zeit der Ottonen und Hohenſtaufen, Päpſte und Reformatoren in großen Zügen darzuſtellen, als die nächſte Vergangenheit ſeines eigenen Volkes; kein Zufall endlich, daß an den Werken der größten Gelehrten dieſer Zeit, an Niebuhr und Savigny, an Hegel und Schelling, um von Lebenden zu ſchweigen, eine zuweilen befremdliche Unfertigkeit der Ueberzeugungen, oder Willkür in den Geſichtspunkten, oder eine unholde Entſagung zu Tage kommt.

Und gerade die unendliche Fülle von neuen Kenntniſſen, welche aus der Wiſſenſchaft in das Leben der Gebildeten drangen, brachte den Charakteren eine Gefahr. Der Deutſche lernte faſt zahlloſe Perſönlichkeiten fremder Völker und Menſchen verſtehn, die verſchiedenartigſte Bildung wurde ihm in ihrer innern Nothwendigkeit und Berechtigung klar. Parteilos und mit lebhafter Theilnahme verfolgte er die Politik des Tiberius, die Schwärmerei des Loyola, die allmähliche Entwicklung der Sklaverei in Nordamerika, die Pedanterien und Träume von Robespierre. Er kam in Gefahr, bei ſeinem achtungsvollen Urtheil die ſittlichen Grundlagen des eigenen Lebens zu vergeſſen. Wer ſo viel fremde Seelen in die eigene aufnehmen will, der bedarf nicht nur die Fähigkeit zu faſſen, noch mehr die Kraft ſich frei zu halten von der Macht, welche fremde Zuſtände auf ihn ſelbſt gewinnen. Wer die bedingte Berechtigung eines fremden Standpunktes unbefangen würdigen will, der muß zuvor in feſter Männlichkeit Sitte und Pflichtgefühl des eigenen Lebens zu bewahren wiſſen. Und damit er dies vermöge, muß ſein eigenes Leben ihm eine ſichere Tüchtigkeit gegeben haben. Dies geſchieht nur durch die Gewöhnung, die eigene Willkür durch pflichtvolles Zuſammenarbeiten mit ſeinen Zeitgenoſſen zu bändigen, durch das Leben in freien Vereinen und durch freie Preſſe, durch dauernde Theilnahme an den größten politiſchen Bildungen ſeiner Zeit. Daß den Preußen, deren Hauptſtadt in dieſer Zeit Mittelpunkt deutſcher Wiſſenſchaft war, dieſer Regulator verſagt blieb, das gab den Gebildeten dieſer Periode eine eigenthümliche Charakterſchwäche, welche ſchon der nächſten Zukunft abenteuerlich erſcheinen wird. Sehr häufig wurden gerade bei den Preußen Männer von umfangreicher Bildung, feinfühlend und geſcheidt, menſchenfreundlich und duldſam, von angenehmer Form und würdiger Haltung, aber von größter Unbehilflichkeit in ungewöhnlicher Lage, unſicher und ſchwankend, wo kurzer und feſter Entſchluß nöthig war, ungeſchickt bei der Ausführung, rathlos, kopflos, verzweifelt in der Gefahr. In Vielen iſt noch heut ſolches Weſen zu erkennen, das unvertilgbare Gepräge einer thatenarmen Zeit.

Dieſe Schwäche der Willenskraft war freilich kein neues Leiden der gebildeten Deutſchen. Sie war die zweihundertjährige Krankheit eines Volkes, welches keinen Antheil am Staate hatte und ſeiner natürlichen Anlage nach nicht vorzugsweiſe durch die Antriebe der Leidenſchaft fortgeriſſen wird, ſondern ſich beſonnen zum Thun zuſammenfaßt und auch bei heftiger Erregung ſelten das billige Abwägen unterläßt. Aber in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts wurde die alte Schwäche beſonders auffallend durch den reichen Schatz des Wiſſens. Oefter als ſonſt zog das Eigenartige einer fremden Lebensform übermächtig an. Wenn es galt, einem abgeſchloſſenen Weſen zu widerſtehen, mochte dies Metternich, Byron, Eugen Sue, Papſtthum, Simonismus oder polniſcher Patriotismus heißen, ſo wurde das Fremde faſt immer allzu eindrucksvoll, das eigene Urtheil befangen. Es wurde auch den Beſſeren bequem, über das Verſchiedenſte klug zu ſprechen, aber ſehr ſchwer, ſich zu einem folgerechten Thun zu beſchränken.

Dieſe Krankheit ergriff faſt Alle, welche als geiſtig Genießende dem Volke gegenüberſtanden. Die Ueberſättigung und Kälte der Feingebildeten, die Effecthaſcherei der Schriftſteller, Wiſſenloſigkeit der Staatsmänner, Energiemangel der Beamten ſind verſchiedene Formen deſſelben Leidens. Es verwüſtete überall, nirgend mehr als in Preußen, es gab dieſem Staate ein beſonders unbehilfliches, ja greiſenhaftes Ausſehen, das in auffallendem Gegenſatze zu der ehrlichen Tüchtigkeit ſtand, welche in den kleinen Kreiſen des Volkes nicht verloren wurde.

Aber es kam die Heilung. Nach und nach und wieder auf einem Umwege, mit kurzen Anläufen und Rückſchlägen, im Ganzen ſeit 1830 ein unaufhaltſamer Fortſchritt.

Denn zu derſelben Zeit, in welcher die Julirevolution wieder in weiten Kreiſen Theilnahme an dem Staate rege machte, begann auf anderen Gebieten neue Entwicklung deutſcher Volkskraft, zunächſt durch die fleißige Arbeit von zahlloſen Einzelnen in Werkſtatt und Comtoir. Der Zollverein, die größte Schöpfung Friedrich Wilhelm's III, warf einen Theil der Schranken nieder, welche die einzelnen deutſchen Staaten getrennt hatten, die Schienenſtränge und das Dampfſchiff wurden die metallenen Leiter, auf welchen die techniſche Bildung unaufhaltſam von einem Ende des Landes zum andern dahinglitt. Mit der Entfaltung deutſcher Fabrikthätigkeit kamen neue ſociale Gefahren, und neue Heilmittel mußten durch Selbſtthätigkeit des Volkes gefunden werden. Stück für Stück wurde die engherzige Regierungsweiſe der charakterſchwachen Beamten zerbrochen. Die Nation erhielt die Empfindung, daß ſie in eine lebhafte Bewegung gekommen war, überall junge Lebensregungen, überall kräftigere Rührigkeit der Einzelnen. Neben dem Beamtenſtande entwickelte ſich eine freie Geiſtesrichtung unabhängiger Männer, andere Formen der Bildung, andere Bedürfniſſe des Volkes. Schnell wurde die Arbeit auch des Kleinen werthvoller; ſeine Einſicht und ſeinen Wohlſtand zu ſteigern war nicht mehr ein Problem für ruhige

Menſchenfreunde, es wurde eine Nothwendigkeit für Alle, Bedingung des Gedeihens auch für die Anſpruchsvollen. Während man noch ängſtlich klagte, daß die Kluft zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitern immer größer, die Herrſchaft des Capitals drückender werde, waren in der That der Eifer der Gelehrten, die Humanität der Gebildeten und der wohlverſtandene Vortheil der Erwerbenden ſorgfältig bemüht, die Kenntniſſe des Volkes zu vermehren und ſeine Sittlichkeit zu beſſern. Eine umfangreiche volksthümliche Literatur begann ihre Wirkung, Gewerbe- und Ackerbauſchulen wurden eingerichtet, in Vereinen kamen die Angelegenheiten und Bedürfniſſe der einzelnen Kreiſe zu Ausſprache und Ausbildung. Durch Lehre und Beiſpiel ſuchte man die Selbſtthätigkeit der Schwächeren zu ſteigern, der große Grundſatz der Genoſſenſchaft wurde verkündet, an die Stelle der früheren Vereinzelung trat auf jedem Gebiet irdiſcher Thätigkeit das Zuſammenwirken Gleichgeſinnter. Es war eine großartige Arbeit, der die Nation ſich jetzt hingab, und ihr folgten die größten und ſchnellſten Wandlungen, welche der Deutſche bis dahin gemacht hatte.

Sowol der geſunde Egoismus dieſer Arbeit, als die praktiſche Humanität derer, welche um das Wohl der arbeitenden Bevölkerungsſchichten ſorgten, beide wurden ſeit dem Jahre 1830 Helfer, die Unſicherheit und Zerfahrenheit, welche in die Gebildeten gekommen war, zu heilen. Der Süden Deutſchlands übte jetzt einen heilſamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reichs, mehr empfangend als abgebend, ſtill vor ſich hin gelebt, ſie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden geſendet, aber auch dieſe gern als ihr beſonderes Eigenthum betrachtet; ſie hatten mit Liebe die heimiſche Landesart gegen das norddeutſche Weſen zu ſchützen geſucht, ſie waren ohne beſondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariſer Frieden unter die größeren Fürſtenhäuſer ihrer Landſchaft vertheilt worden. Jetzt trat ihr Weſen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfaſſungskämpfe ihrer kleinen Staaten ſchulten eine Anzahl politiſcher Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Geſichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, friſch und hoffnungsreich. Die ſchwäbiſchen Dichter waren die erſten Künſtlerſeelen der Deutſchen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden. Auch der Charakter des Volkes ſchützte dort vor Blaſirtheit, geiſtreichem Formelweſen und Sophiſterei, es ſchützte ein warmes Herz, ein geſunder Menſchenverſtand, der für übergroße Feinheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830—48 ſtanden die Süddeutſchen im Vordergrund des deutſchen Lebens.

Das liebevolle Eingehen in das Leben des Volkes fand auch in der Kunſt der Süddeutſchen ſeinen Abdruck. Aus dem Mißbehagen, welches in der Geſellſchaft der Gebildeten immer noch empfunden wurde, flüchtete die ſchöne Erfindung in die kleineren Kreiſe des Volkes. Die Genremaler bemühten ſich, Geſtalten und Ereigniſſe des kleinen Lebens mit Laune und Gemüth darzuſtellen, die Dichter ſuchten mit herzlichem Antheil Charaktere und Zuſtände des Landmanns poetiſch zu verklären. Ihre Dorfgeſchichten und die Bedeutung, welche ſie für die Leſerwelt gewannen, werden in der Culturgeſchichte immer für ein Anzeichen gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnſucht nach Behagen und feſt umgrenzter Tüchtigkeit war.

Aus dieſer Zeit, in welcher ſich neue Forderungen an das Leben im Gemüth des Volkes erhoben, wird auch hier eine Dorfgeſchichte mitgetheilt. Denn das Leben des Süddeutſchen, welcher hier erzählen ſoll, iſt in vieler Beziehung charakteriſtiſch für Schickſale und innere Wandlungen der Beſten aus dieſer nächſten Vergangenheit. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 über Europa hinzitterte, hatte auch ihn zu lebhafter Theilnahme an der nationalen Entwicklung des Vaterlandes angeregt. Die Kammerverhandlungen ſeiner engeren Heimat wurden ihm die erſte Handhabe. Die Kämpfe, welche dort aufbrannten, blieben nicht ohne Frucht, ſie brachten Ablöſung der Laſten, welche bis dahin den Boden und Bauer gedrückt hatten, Gemeindeordnung, öffentliches und mündliches Verfahren, ſogar ein Preßgeſetz ohne Cenſur. Aber der Bundestag ſchritt dagegen ein. Das Preßgeſetz wurde durch ihn vernichtet, die Klagen der Grundherren gegen die Ablöſungsgeſetze fanden bei ihm geneigtes Ohr; nach dem Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 erhob ſich wieder die Reaction. Da ſchied der Verfaſſer aus ſeiner amtlichen Stellung bei einer Finanzbehörde und widmete ſeine Thätigkeit der Preſſe. Als ihm auch dieſer Antheil an den politiſchen Schickſalen ſeiner Heimat durch arge Maßregelungen einer geſetzloſen Partei verhindert wurde, ſiedelte er auf einige Jahre nach der Schweiz über. Es hatte ihm ſein ganzes Leben lang Freude gemacht zu lehren. Als Student, als Aſpirant für den Staatsdienſt und als Schriftſteller hatte er Jüngere unterrichtet. Er war deshalb nicht unvorbereitet für das Lehramt, welches er in der Fremde antrat. Das Folgende erzählt er ſelbſt.

„Am Oſtermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Canton Solothurn der katholiſchen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksſchule ein Proteſtant, ein Deutſcher vorgeſtellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung beſtätigt; der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Geſtöber und umhüllten den Zug, der ſich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franciscaner von Solothurn, Präſident des Erziehungsraths, an die Verſammelten richtete, würden jedem Geiſtlichen wohl angeſtanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anſtand nehmen, mit den Schülern über Religion zu ſprechen: „Sie brauchen ja die wenigen Unterſcheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren.“

Die Franciſcaner waren gelehrte, fleißige Männer; ſie wohnten und lebten wie Lehrer der Wiſſenſchaft, darum aber auch in offener Fehde mit den Jeſuiten. An ihnen fand die Regierung kräftige Stützen und Mitarbeiter ihrer Beſtrebungen für die Bildung des Volkes; auf dieſem Gebiete war Alles zu thun, da die 1830 geſtürzte Patricierherrſchaft nichts gethan hatte. Zunächſt ward für die Errichtung von Anfangsſchulen, die Bildung von Lehrern, die Beaufſichtigung und Leitung des Schulweſens geſorgt. Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten; aber es geſchah innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren. Anfang 1837 hatte jede Gemeinde ihre Schule, jede Schule ihren Lehrer und ihre Dotation, jedes Kind den nothwendigen Unterricht, das Geſetz ſtrafte die Eltern, welche ihre ſchulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Beſuche anhielten. Kaum waren die Anfangsſchulen geordnet, ſo wurden, als Fortſetzung derſelben, die Bezirksſchulen angefügt. Hier war kein Zwang; die Errichtung war der Gemeinde, der Beſuch den Schülern, die aus der Anfangsſchule entlaſſen waren und die nöthigen Vorkenntniſſe beſaßen, freigeſtellt; der Staat erleichterte durch Zuſchüſſe die Errichtung und führte die Aufſicht. Grenchen war eine der erſten Gemeinden, welche den Beſchluß faßten, die Mittel für eine Bezirksſchule aufzuwenden; die Regierung gab einen Beitrag von jährlich 800 Schweizerfranken. Das Verdienſt dieſes Gemeindebeſchluſſes gebührt vor allen dem Arzte, Dr. Girard, meinem lieben Freunde. Den Nutzen der Sache konnte er nur einer kleinen Minderheit ſeiner Mitbürger deutlich machen; denn dieſe hatten nicht den Unterricht der gegenwärtigen Generation genoſſen; aber ſie vertrauten dem Manne, der ihnen ſo oft bewieſen, daß er uneigennützig das Gute wolle. Den Ausſchlag jedoch gab bei dem von Natur aufgeweckten Volke der Trieb, ſich vor anderen Gemeinden hervorzuthun. Als ihnen vorgehalten wurde, daß die Frage nur ſei, ob Grenchen oder etwa Selzach die neue Schule erhalten ſolle, da war die Sache entſchieden; die Anſtalt mußte in den Ort, möge ſie ſein, was ſie wolle. Ich aber hatte Freude am Lehren, und die Stelle ſicherte mir den Aufenthalt mehr noch als den Unterhalt, für welchen auch andere Arbeiten ausreichten.

Das Dorf, in dem ich jetzt lehren ſollte, die größte Landgemeinde des Cantons, mit mehr als zweitauſend Einwohnern und vierhundert ſtimmberechtigten Bürgern, liegt in den Vorhügeln des Jura. Gegen Süden ſenken ſich ſaftige Wieſen und wohlbeſtellte Felder nach der Aar hinab, welche raſchen Laufes durch die Thalebene dem Rheine zueilt. Jenſeits der Aar ſteigt das Gelände wieder ſanft hinan, zu dem hügeligen Emmenthal, und hinter ihm erhebt ſich die Alpenkette, die Urner und Schwyzer Berge im Oſten, der Rigi als einzeln ſtehende Vormacht, in der Mitte Finſteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Weſten glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird irgendwo eine Landſchaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakter dem Auge darbieten.

Die Häuſer im Dorfe ziehen ſich vereinzelt und in Gruppen zerſtreut bis hoch an dem Berge hinauf, faſt jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obſtbäumen beſchattet; durch das Dorf ſchlängelt ſich in mehren Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeſchriebenen Ziegeldache. Die Wirthſchaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wieſenbau, Wald- und Sennwirthſchaft, die Butter- und Käſebereitung auf dem koſtbarſten Beſitze, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren ihr Wein ſauer iſt, ſie beſpötteln ihn in Lied und Schwank, aber ſie trinken ihn doch und befinden ſich wohl dabei. Es iſt ein kräftiger Menſchenſchlag vom Stamm der Alemannen, die Männer meiſt ſchlank, aber ſtark, zum Theil von ungewöhnlich hohem Wuchſe; unter den Frauen und Mädchen nicht ſelten jene Altarbildſchönheiten, wie auch ſonſt in katholiſchen Ortſchaften. Sie ſind heiter, mit Humor begabt, dabei von ausdauerndem Fleiße, geſchickt ſich in jede Lage zu finden und ſich ſelbſt zu helfen. Es iſt bei ihnen nicht Sitte, die Thüren verſchloſſen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorfe eine Taſchenuhr geſtohlen war. Die Oertlichkeit iſt aber auch für Diebe nicht günſtig, wehe dem, der ſich fangen läßt, er kommt nicht unverſehrt in die Hände der Juſtiz.

Denn die Grenchener ſtanden damals noch in dem Rufe unbändiger Wildheit, die ſich in Streithändeln und ſtarker Neigung zur unerlaubten Selbſthilfe offenbarte, nicht ſelten wurden die Meſſer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang nicht gerade tötlich, ſo wurde von den Betheiligten Alles aufgeboten, um die Obrigkeit fern zu halten. Der Thäter und der Verletzte unterhandelten durch „Anſchickmänner“ über billige Schadloshaltung, und mit dem Abſchluſſe des Vertrages hatte die Feindſchaft ein Ende. Das Geld war zu meiner Zeit noch nicht der Werthmeſſer für den Menſchen, ſondern die Arbeit. Ich ſchätze dort einen Bürger, der durch mißlungene Unternehmungen ſein Vermögen eingebüßt hatte und als Straßenknecht arbeitete. Seine Mitbürger achten ihn nach wie vor und loben ihn, weil er ſeinen Dienſt recht gut verſehe. — Für Burſchen, denen die Arbeit des Friedens nicht gefiel, bot damals der fremde Dienſt noch einen häufig betretenen Ausweg, den die Gemeinde nicht ungern ſah, weil er ſie von manchem ſtörenden Elemente befreite; allein er brachte ihr auch manchen Wildfang nicht gebeſſert wieder.

Als in den neunziger Jahren die Franzoſen in die Schweiz eindrangen, fanden ſie die Cantone in einem lockern Verbande; die Schweizer führten ihre Streitkräfte vereinzelt dem Feinde entgegen, die Berner ſchlugen ſich gut bei Neuenegg, die Urcantone am Vierwaldſtätterſee, aber einer nach dem andern mußte der Uebermacht erliegen. Auch die Grenchener waren verwegen genug, ihr Dorf gegen die andrängenden Franzoſen zu vertheidigen; ſie zogen, zum Theil mit Hellebarden und altem Rüſtzeug bewaffnet, dem Feinde entgegen und ſtürzten zum Handgemenge. Noch lebt im Munde der Bewohner der Name der „Jungfer Schürer (Scheuerer)", und man zeigt noch die Stelle, wo ſie im Kampfe ihr Leben ließ. Der franzöſiſche Offizier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital nach Solothurn gebracht, und ſoll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen geweſen ſei ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu thun oder unter ihren Streichen zu fallen.

Getrennt vom Dorfe liegt in einem kleinen verſteckten Seitenthale das Bad, ein Gebäude mit langer Front, zwiſchen Teichen und Gartenanlagen mit ſchattigen Baumgruppen. Dahinter die Quelle, ein eiſenhaltiges klares Waſſer. Im Sommer iſt das Bad von Gäſten aus der Schweiz, vorwiegend welſcher Zunge, von Elſäſſern und von einzelnen Fremden beſucht, die zufällig den Aufenthalt entdecken und liebgewinnen. Noch in dieſem Jahrhundert war das kleine Thal Eigenthum der Gemeinde, Sumpf und Schilf. Da erwarb Vater Girard um mäßigen Preis das Land, baute darauf ſeine Hütte, entwäſſerte den Grund, faßte die Quelle und richtete das Bad ein, anfänglich in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen, die Anlage erweiternd, als die Mittel ſich mehrten. Vater und Mutter mühten ſich im Schweiße ihres Angeſichts, Söhne und Töchter wuchſen zur Hilfe heran; ein Sohn ſtudirte auf deutſchen Univerſitäten und wurde Arzt; ihm verdankt die Anſtalt ihr raſches Aufblühen.

Das war der Ort, welchem ich in der Kirche als Schullehrer vorgeſtellt war. Nicht ohne Widerſpruch einer frommen Partei.

Alle Kräfte des Widerſtandes wurden von den Ultramontanen aufs Aeußerſte angeſtachelt, öffentlich durch die Preſſe, auf Privatwegen durch alle möglichen Mittel. Ein Ketzer als einziger Lehrer an einer katholiſchen Schule, das war unerhört! Die Regierung, der Gemeinderath, ich ſelbſt wurden mit Schmähungen überhäuft. Die Geiſtlichkeit in Grenchen wurde ſcharf getadelt, daß ſie den Wolf in die Herde habe einbrechen laſſen, und es ward ihr — nicht allein durch die Zeitungen — zur Pflicht gemacht, Alles aufzubieten, um das Teufelsneſt im Keime zu erſticken.

Der Pfarrer des Orts war ein ſtattlicher ſchöner Mann, Liebling der Frauen und dadurch von Einfluß. Aber ein Streiter war er nicht, er liebte die Ruhe und das Violinſpiel, und hätte daher lieber nichts gethan. Er hielt, ſo weit ſein Einfluß reichte, Knaben vom Beſuche der Schule ab, ſetzte niemals ſeinen Fuß in dieſelbe, ertheilte daher auch keinen Religionsunterricht, und die dafür beſtimmten Stunden wurden mit einem andern Lehrgegenſtande ausgefüllt. Perſönlich ſtand ich mit ihm auf erträglichem Fuße. Es hatte ihn gefreut, daß ich ein Töchterlein, welches mir zwei Monate vorher im Grenchenbade geboren worden war, von ihm hatte taufen laſſen, und er hatte daran leiſe Bekehrungsverſuche geknüpft, indem er mir ein angeblich von einem Proteſtanten geſchriebenes Buch zur Verherrlichung der katholiſchen Kirche zu leſen gab. — Noch weniger als der Pfarrer war ſein Kaplan als Sturmbock gegen die Schule zu brauchen. Er war in Würzburg Theologe geworden und wußte, daß Leipzig ein „Bücherneſt“ iſt. Er war ein guter Landwirth und Bienenzüchter, und ſtand damals ganz auf gleicher Bildungsſtufe mit dem Volke, welches aber nicht darauf ſtehen geblieben iſt. Nicht immer gelang es ihm, die geiſtliche Würde zu wahren und Rügen von oben zu vermeiden. Sein theologiſches Wiſſen über das zum Gebrauche Nothwendigſte auszudehnen hatte er ſich nicht veranlaßt gefühlt, und ich ſtaunte zuweilen über das Chaotiſche ſeiner Einnerungen, wenn er z. B. erzählte, wie der heilige Ludwig Rom gegen die Hunnen vertheidigt hatte.

War von Büchern die Rede, ſo unterließ er nie, einen Miſſionsbericht aus Otaheiti zu preiſen, und ich kam bald dahinter, daß dieſer Band ſo ziemlich ſeine ganze Bibliothek ausmachte. Trotz alledem war er ein guter Menſch, und es ſchadet ihm heute nicht mehr, wenn ich erzähle, warum ich ihn liebe. Wir ſprachen von der ewigen Seligkeit und ihrem Gegentheil. Ich redete ihm ins Gemüth, wie ich doch für unmöglich halte, daß der liebe Gott ſo grauſam ſein könne, mich ewig in der Hölle brennen zu laſſen. Der Herr, nicht ich, ſei ſchuld, daß ich reformirt getauft, unterrichtet und confirmirt worden ſei. Unſere Lehre weiſe uns an, die Nebenmenſchen zu lieben, ihnen Gutes zu thun. Ich bemühe mich nach Kräften, dieſe Lehre zu befolgen, und dennoch ſoll ich ewig verdammt ſein? Dem Kaplan that das leid, und er fand eine theologiſche Antwort: „Ich hoffe, Gott wird euch behandeln wie einen Heiden, von denen geſchrieben ſteht: ſie werden gerichtet werden nach ihren Werken.“ Er war der Schule nicht gefährlich.

Wäre die geiſtliche Führung energiſcher geweſen, ſo war das Gefolge, welches aus der Mitte der Bevölkerung gegen die Schule aufgeboten werden konnte, nicht zu verachten. Abgeſehen von den Frauen, welche großentheils dem Pfarrer anhingen, zählten hierher Männer, welche durch die neue Ordnung aus den Gemeindeämtern verdrängt worden waren. Anſehen und Familienverbindungen reichten ihnen immer noch weit, und ſie waren von ihren „alten Herren“ angeleitet, der kräftigeren Jugend vorzuſpiegeln, daß die neue Verfaſſung ihr noch lange nicht genug Freiheit, dagegen mehr Laſten gegeben habe, daß ſie keine Urſache habe, zufrieden zu ſein mit einem Zuſtande, welchen die neuen Führer ausſchließlich zu ihrem Vortheil wendeten. Dieſe Gegner waren gefährlich. Von einem derſelben nahm ich die Milch für den Hausbedarf. Die Kinder erkrankten, ſie glühten im Fieber; wir erfuhren, daß uns die Milch von einer kranken Kuh gegeben werde, und daß die Verkäufer ſich deſſen rühmten.

Da die erſt auf dem politiſchen Felde beſiegte Partei gegen den Gemeinderath und die Mehrzahl der Bürger keinen offenen Kampf beſtehen konnte, ſuchte ſie die Eltern abzuhalten, und ſie war zufrieden, als die Schule im Anfang nicht mehr als ein Dutzend Schüler zählte, wenig für eine große Gemeinde, umgeben von anderen Dörfern, deren Söhnen die Bezirksſchule ebenfalls offen ſtand. Gegen die Gefahr der Abzehrung gab es nur ein ſpecifiſches Mittel, die Leiſtungen der Schule. Allein noch bevor es möglich war zu zeigen, daß hier wirklich nützliche Kenntniſſe erworben werden konnten, kam ein Umſtand zu Hilfe.

Grenchen liegt an der Grenze gegen den Canton Bern, eine halbe Stunde entfernt von dem Berner Dorfe Lengnau. Der (reformirte) Gemeinderath von Lengnau richtete an die (katholiſchen) Solothurner Nachbarn die Frage: ob und unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Orte der Beſuch der Bezirksſchule geſtattet werde. Die Antwort lautete: man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht ſei unentgeltlich, nur habe Lengnau zu ſorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erſchien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; einen darunter hatte der Ortsvorſtand zum Obmann geſetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; ſie marſchirten in militäriſcher Ordnung, zwei und zwei, zogen ebenſo wieder heim, und niemals hat zwiſchen ihnen und den Grenchenern der geringſte Streit ſtattgefunden. Dieſes Beiſpiel wirkte auf die benachbarten Orte des Cantons: einzelne Schüler kamen aus Staad, Bettlach, Selzach, ſpäter ſelbſt aus dem franzöſiſchen Jura. Einer von ihnen verdient beſondere Erwähnung. Er war ein großer, ſtarker Mann von zweiunddreißig Jahren (ein Jahr älter als ich) aus der Gemeinde Ely in den Freibergen, zwei Stunden hinter dem Weißenſtein, in einer rauhen, einſamen Gegend des Berner Juragebirges, die er verlaſſen hatte, um an der neuen Landſtraße von Solothurn nach Grenchen zu arbeiten. Als er von der Bezirksſchule hörte, änderte er ſeinen Entſchluß: er verdang ſich als Knecht bei einem Bauern um Wohnung und Koſt und verzichtete auf Lohn gegen die Befugniß, die Schule beſuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wiſſen und eiſerner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden, er war bald einer der beſten Schüler, beſuchte ſpäter das Lehrerſeminar in Münchenbuchſee (Bern), und kehrte dann in ſeine Heimat zurück, wo er Ortsvorſtand, Lehrer, kurz Alles in Allem iſt. Nur Familienvater iſt Xaver Rais nicht geworden, denn er ſtudiert noch immer fort und — wie er mir ſpäter vertraute — kauft lieber Bücher als eine Frau. Die Grenchener zählen ihn noch heut zu den Ihrigen, und noch jetzt, wenn ich in den Ort komme, wird ihm Botſchaft geſendet; dann hängt er ſeine Taſche um, greift zum Stabe und ſteigt mit langen Schritten über die Berge.

Der Zuzug von außen verfehlte ſeine Wirkung auf die Gegner im Orte nicht; manchem Knaben gelang es, den Widerſtand der Eltern zu beſiegen und vergnügt in die Anſtalt einzutreten, welche bald zwiſchen dreißig und vierzig Schüler zählte. Um den Unterricht nach dem Bedürfniſſe einzurichten, mußte ich den vorgeſchriebenen Plan umändern. Ich that es auf meine Verantwortung, und als ich am Schluſſe des erſten Jahres darüber an die Regierung berichtete, wurde, was ich gethan, gutgeheißen und der Wunſch ausgeſprochen, daß es an den übrigen Bezirksſchulen ebenſo gehalten werden möchte. Im Sommer hielt ich nur von 6 bis 10 Uhr früh Schule, damit die Knaben noch zu Haus- und Feldarbeiten verwendet werden konnten. Die großen Arbeiten, Heu- und Getreideernte, fielen ohnehin in die Ferien. Die Lehrgegenſtände beſchränkte ich in der Zahl, gab ihnen aber einen größern Inhalt. Daß der Pfarrer keinen Religionsunterict ertheilte, bedauerte ich aufrichtig, denn die Knaben kamen aus der Anfangsſchule in dieſem wichtigen Zweige ſehr verwahrloſt; man hatte ihnen nur zwei Sätze eingeprägt, von der Unentbehrlichkeit des geiſtlichen Standes und von dem Werthe der Reliquien; bibliſche Geſchichte war ihnen faſt gänzlich unbekannt. — Lehrte der Pfarrer nicht Religion, ſo lehrte ich keine Politik, ſondern überließ die „vaterländiſchen Staatseinrichtungen" der Schule des Lebens. Dagegen wurden deutſche und franzöſiſche Sprache nebſt Stilübungen, Geſchichte und Geographie, Arithmetik und Geometrie mit allem Eifer betrieben, und es machte mir Freude zu beobachten, wie weit man in kurzer Zeit fähige, naturwüchſige Knaben bringen kann, wenn man allen Schwulſt wegläßt, die Dinge einfach darſtellt und den Einzelnen in ſeiner geiſtigen Arbeit zweckmäßig unterſtützt.

Ich hatte das Glück eine ziemliche Anzahl fähiger Schüler zu erhalten, und für dieſe wollte ich etwas mehr thun, als vorgeſchrieben war. Ihnen gab ich daher in beſonderen Stunden Unterricht im Lateiniſchen, und ich benutzte denſelben, um ihren Geſichtskreis zu erweitern, den Lerntrieb anzuregen und zu leiten. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen feſten Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernſtes, geſetztes Weſen imponirte allen. Ich habe in den drei Jahren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt ſich ein Knabe faul oder unwahr, ſo pflegte ich der Ermahnung zur Beſſerung die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine ſchlechten Burſchen unter ſich dulden würden. Es iſt wol vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine ſolche Warnung nöthig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ es, mich nach der Urſache zu erkundigen. Die Anſtalt war wegen Zunahme der Schülerzahl aus „Güggi's Stock" nach „Häni's

Haus“ *) verlegt worden; das Schulzimmer war eine Treppe hoch, unmittelbar über unſerem Wohnzimmer, und meine Frau ſprach öfter ihr Erſtaunen aus, daß ſie von oben, wo dreißig Bauernknaben verſammelt waren, nicht das mindeſte Geräuſch höre, und daß unſere kleinen Kinder in ihrem Morgenſchlummer nicht geſtört würden.

Ein Jahr war noch nicht verfloſſen, da merkte man im Dorfe, daß die Schule nütze. Die Knaben, beſonders die von der „Garde“, wie ſich meine Elite nannte, wurden vielfach in Anſpruch genommen, um deutſche und franzöſiſche Briefe, wie ſie im Verkehre mit den Landesproducten vorkamen, zu leſen und zu ſchreiben, Rechnungen zu prüfen und zu ſtellen u. dergl. Gern ſah ich es nach, wenn einer oder der andere mit ſolchen Nebenarbeiten hie und da eine Stunde verſäumte, denn dieſe Verſäumniß brachte ihnen und der Schule Gewinn. Die Leute ſahen uns auf dem Felde Meſſungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit ſelbſtgefertigten Inſtrumenten trigonometriſch beſtimmen. Den ſtärkſten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubniß bat, vor verſammelter Gemeinde für ſeinen Vater ſprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant gerathen. Das Schlimmſte drohte, wenn der ſtärkſte Gläubiger nicht Nachſicht übte, und dieſer Gläubiger war die Gemeinde ſelbſt. Der Sohn trat vor die Verſammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er ſchilderte die Verdienſte, das Unglück, den Gemüthszuſtand des Vaters, ſeine Sorgen um die Familie, die troſtloſe Zukunft, die Vortheile, welche es der Gemeinde ſelbſt bringen würde, wenn ſie der Familie den Ernährer, ſich ſelbſt den nützlichen Bürger erhalte. Er ſprach mit einem Ausdrucke, einer Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Thränen in den Bart

---

*) Ein Wohngebäude, nur für Menſchen, ohne Scheuer und Stallung, heißt nicht „Haus“ ſondern „Stock“.

rollten — ich verſichere, das will dort viel ſagen — und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der Knabe iſt jetzt längſt Profeſſor der Naturwiſſenſchaften und Doctor der Philoſophie. — Seine Rede galt dem Orte mehr als die That eines andern Schülers, welcher einem tollen Hunde mit der Waldaxt den Kopf zerſchmettert hatte. Das, meinten ſie, ſei keine Kunſt, das hätte jeder thun können; aber der junge Redner! „So lernen ſie reden in der Schule.“ Von da an ſtand die Anſtalt feſt. Mir aber fehlte noch etwas.

Vergebens hatte ich im erſten Jahre die Regierung um Vornahme einer Prüfung gebeten. Man hatte erwiedert, daß man über den Gang der Schule unterrichtet ſei und mir Vertrauen ſchenke. Im zweiten Jahre wiederholte ich dringender meine Bitte und ſtellte vor, es werde der Schule nützen, wenn der Staat ſie beachte. Die Prüfung wurde anberaumt, es erſchienen der Landammann Munzinger, mehre Mitglieder des Regierungsrathes, Guardian Zweili, verſchiedene Lehrer und angeſehene Männer aus Solothurn. Alles ging gut; die Knaben fühlten ſich gehoben und angefeuert durch die Zeichen der Zufriedenheit der höchſten Staatsbeamten. Nach gethaner Arbeit vereinigten ſich die Mitglieder des Gemeinderathes und andere Honoratioren mit den Beamten und den Freunden der Schule zu einem Mahle. Als die Fremden ſich entfernt hatten, blieben die Einheimiſchen noch lange beiſammen, ſelbſt frühere Gegner hatten ſich angeſchloſſen; ſehr gern wäre auch der Kaplan erſchienen, wenn er ſich nicht vor dem Pfarrer gefürchtet hätte, und ſelbſt der Pfarrer, wenn er ſicher geweſen wäre, daß ſeine Oberen es nicht erführen. Bis tief in die Nacht kreiſte der Becher und ich war nicht in der Lage, dieſe Kelche an mir vorübergehen zu laſſen, um ſo weniger, als in den Augen der Männer, wer nicht mit ihnen trinken konnte, als Schwächling angeſehen und keiner tüchtigen Leiſtung fähig erachtet wurde. — Vom Tage der Prüfung an durfte ich die Schule als eingelebt in die Gemeinde betrachten. Die Zeit war vorüber, wo meine Freunde und Bekannten in Solothurn mir erklärt hatten, daß die Nachricht ſie eben nicht überraſchen würde, ich ſei von den wilden Grenchenern erſchlagen worden.

Ich hatte zwar ein ſo durchgreifendes Verfahren von den Anhängern der „Schwarzen" nie beſorgt, aber jetzt erſt erwärmte mich das Gefühl der Sicherheit. Manche kleine aber deutliche Züge ließen mich erkennen, daß die Leute auch mich und die Meinigen nicht mehr als Fremde betrachteten. Und das war eine Annäherung, die ſich hier zuweilen erſt in einigen Menſchenaltern vollzog. So war vor der Eröffnung der Anſtalt im Schulrathe über die Anſchaffung von Bänken und anderen Requiſiten verhandelt und dabei bemerkt worden, daß die Gegenſtände nicht bei den „fremden" Schreinern beſtellt werden ſollten. Geraume Zeit nachher kam einer derſelben — es waren zwei Brüder — zu mir und bat, ihm eine Eingabe an die Regierung aufzuſetzen, daß ſie in Grenchen bleiben und das Bürgerrecht erwerben dürften. Eine neue Verordnung gebe den Ortsvorſtänden auf, die „Schriften" der Eingeſeſſenen zu prüfen und alle, deren Papiere nicht in Ordnung ſeien, in ihre Heimat zu weiſen. Sie hätten keine Schriften und ſeien in Gefahr, ihren Wohnſitz in Grenchen zu verlieren. Auf meine Frage, wie lange ſie am Orte wohnten, erwiederte der Mann: er und ſein Bruder ſeien hier geboren, die Eltern ebenfalls, die Großeltern ſeien als junge Leute hier eingewandert, und zwar nicht aus einem fremden Lande oder aus einem andern Cantone, ſondern aus einem Solothurner Dorfe, vier Stunden von Grenchen, wo man aber von ihnen nichts mehr wiſſen wolle. Die Gemeinde habe ſie gut behandelt, ihnen auch gleichen Antheil an den Nutzungen, wie den Bürgern, bewilligt, aber das Bürgerrecht weigere ſie ihnen. Die Regierung bedeutete dann auch der Gemeinde, daß ſie verſäumt habe, den Großeltern bei ihrem Einzuge ihre

Schriften abzufordern, und daß die Enkel darunter nicht leiden dürften. Sie wurden Bürger, blieben aber doch die „fremden" Schreiner.

Mir war nach Jahresfriſt das Glück geneigter. Die Kinder der Nachbarn wählten meine Kinder zu Geſpielen, die Frauen ſuchten den Umgang meiner Frau, und mehre Männer beſtimmten mich einem Verein beizutreten, welcher gemeinnützige Zwecke verfolgte, bald eine große Ausdehnung gewann, und für die Verwaltung und Bewirthſchaftung des Gemeindevermögens manches Gute ſtiftete. Viele tüchtige Landleute lernte ich dort achten; manche ſind in der Kraft ihrer Jahre hinübergegangen. Friedensrichter Vogt, ein echter Alemanne von langer, hagerer Geſtalt und dunklem Haar, durch natürlichen Verſtand und Scharfblick zum Vorkämpfer für die aufhellende Richtung geartet, wurde vor kurzem von einem Baumſtamm erſchlagen, der unter ſeinen Axthieben auf ihn niederſank. Der Gemeinderath Schmied Girard verunglückte in blühender Manneskraft bei einem Freudenfeuer, welches auf der Wannfluh, hoch oben am Rande einer ſteilen Felswand angezündet worden war, um den Berner Nachbarn weithin die Theilnahme an der Feier ihres Verfaſſungsfeſtes zu bezeigen. Er ſtieß mit dem Fuß ein mächtiges Scheit in die Flamme, glitt aus und ſtürzte rücklings über die Felswand in die Tiefe. Er war ein rückſichtsloſer Gegner der verrotteten Wirthſchaft, hatte ſich nicht geſcheut, Sympathien für David Strauß, deſſen Berufung nach Zürich 1839 den vielbeſprochenen „Züricher Putſch" veranlaßt hatte, kund zu geben und die Ueberzeugung auszuſprechen, es werde nicht eher beſſer werden, als bis die Gemeinden ihre Pfarrer wählen dürften, und zwar nicht länger als auf fünf Jahre. Kein Wunder, wenn die ultramontane Partei in ihren Blättern ſeinen Tod als den Finger Gottes, den Guten zur Erbauung, den Gottloſen zur Warnung ausrief. Die Grenchener antworteten auf den vergänglichen Fluch der frommen Preſſe durch eine bleibende Schrift in

Stein. In dem Dorfe, am Rande der Landſtraße, an einer Stelle, die jeder Wanderer, der des Weges zieht, bemerkt, erhebt ſich ein einfacher Gedenkſtein. Die Inſchrift beſagt, daß er der Erinnerung an Gemeinderath Girard gewidmet ſei, der von ſeinen Mitbürgern geachtet und geliebt, für Freiheit, Recht und Licht im Leben gearbeitet und den Tod gefunden habe. Mir war er ein guter Nachbar und eine kräftige Stütze geweſen; meine Frau hatte den Mann angeſtaunt, wenn er ihren Stahl aus ſeinem Kohlenfeuer mit bloßer Hand faßte und in das Plätteiſen ſchob.

Unter den Schülern bildete ſich ſchnell ein Corpsgeiſt im guten Sinne, ſie fühlten ſich als eine angeſehene Körperſchaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge, unter anderem nach Neuenburg, wo ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt, beſonders die reichen naturhiſtoriſchen Sammlungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit gezeigt wurden. Ein ander Mal folgten wir der freundlichen Einladung eines Lehrers in Solothurn zu einer Reihe von phyſikaliſchen Experimenten. In die Hauptſtadt des Landes wollten die Knaben nicht zu Fuß gehen, ſondern als ſtolze Grenchener auf laubgeſchmückten Wagen mit ſtattlichen Roſſen einziehen. In dem Hörſaale zeigten ſie ruhige Haltung, Aufmerkſamkeit und Verſtändniß, ſie ſchauten dort manches, was ich ihnen, aus Mangel an Hilfsmitteln, nur hatte beſchreiben können. Die Schule wurde der Mittelpunkt ihres Lebens und ihr Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Vorfällen. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunſt in dem nahen Dorfe Bettlach ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufſchritte nach der Brandſtätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unſern Antheil an dem Lobe bei der „Abdankung“ des Pfarrers; denn wenn das Feuer gelöſcht iſt, entläßt der Geiſtliche dankend die zur Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. Den Fähigern wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer innern Entwicklung. Eben der Knabe, welcher als Fürſprecher für ſeinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei ſeinem erſten Erſcheinen in der Schule von ſo unbändiger Ueberkraft, ſo unbeleckt von jeglicher Cultur, daß er, ſtatt auf dem gewöhnlichen Wege nach ſeinem Platze zu gehen, ſtets über Tiſch und Bänke hinwegſetzte; dem Wildfange hielten kaum die Hoſen am Leibe. Sehr bald änderte ſich dies. Sepp wurde ſtill und ernſt, ſeine ganze Kraft ſammelte ſich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Aenderung zu erkennen, und er erzählte mir: Eine Nacht habe er nicht ſchlafen können, und da ſei ihm der Gedanke gekommen: du biſt bisher kein Menſch geweſen ſondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannſt du ein Menſch werden und du mußt es werden. Seit jener Nacht fühle er ſich wie umgewandelt. Ein anderer — jetzt tüchtiger Forſtmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein faſt plötzliches Uebergehen von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Faſſen und raſchem Fortſchreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: „Mir iſt auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben, ich grübelte, konnte aber die Löſung nicht finden. So war ich im Stalle und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt, und ſah jeden Augenblick darnach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel ſtehen, nahm mein Blatt, lief in das Zimmer, ſetzte mich an den Tiſch, und ich löſte die Gleichung. Seither geht alles Lernen beſſer."

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Winterſemeſter, die eigentliche Arbeitszeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen eines Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: die Grenchener hätten einſt von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Dieſe alte Sitte ſei aber ſeit lange außer Uebung gekommen, man habe nichts mehr geſehen, als zur Faſtnacht den „Doctor von

Padua“, den „Pulcinell“ und ihre alten Hanswurſtenſpäße — die aus den italieniſchen Soldkriegen von Kriegsknechten heimgebracht und in die Dörfer verpflanzt ſind; — ſie aber wollten wieder „ein großes Spiel“ haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei ältern Leuten, namentlich bei dem alten „Hans Vit“, der an der letzten Aufführung, vor mindeſtens vierzig Jahren, als Jüngling mitgewirkt und, wie er mir verſchämt geſtand, die „Mutter Gottes“ geſpielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatiſche Leiſtung die Genovefa geweſen ſei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geſchlecht Aehnliches zu Stande bringe, denn einen ſo prächtigen Aufzug mit vielen Roſſen, ſo gewaltige Sprünge frei über die Pferde weg, werde man heut zu Tage nicht mehr ſehen. Beſonders anſtrengend ſei die Rolle des Grafen geweſen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, ſie hätten deshalb drei Grafen gehabt, die abwechſelnd ihre gymnaſtiſchen Künſte verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht auch geſprochen worden ſei, und ob ihm nicht irgend eine Stelle im Gedächtniſſe geblieben, die er mir vorſagen könne, hob der Alte an zu declamiren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, ſingend, ſcandirend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war dieſe Art des Vortrages eine uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darſtellungen Nebenſache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptſache geweſen. Aus den Erzeugniſſen neuer Kunſt, die mir zu Gebote ſtanden, wählte ich ein vaterländiſches Trauerſpiel „Hans Waldmann, Bürgermeiſter von Zürich,“ von Wurſtemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte ſich in ſeiner Vaterſtadt die Adelsherrſchaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der „Mann des Volkes“ wurde unpopulär, eine Adelsverſchwörung ſtürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nöthigen Handlung fehlte es dem Stücke nicht, Zweikämpfe, Volksaufſtand, Gefecht, Kerkerſcenen würzten die Speiſe, längere Dialoge fielen dem Rothſtift. Die Schüler erſchienen, als meine Bedenkfriſt abgelaufen, mit militäriſcher Pünktlichkeit, und nahmen mit Acclamation das vorgeſchlagene Stück zur Aufführung an.

Die Jugend gab ſich rüſtig ans Werk und bewährte die angeborene, durch Erziehung und Uebung ausgebildete Begabung zur Selbſtregierung. Die Theilnehmer — Secundärſchüler und ältere — verſammelten ſich in dem Lokale der Volksſchule, gründeten einen Verein und conſtituirten ihn durch Erwählung eines Präſidenten, eines Seckelmeiſters und eines Schreibers. Sofort wurde zur Vertheilung der Rollen geſchritten. Dies geſchah folgendermaßen. Der Präſident richtete an die Verſammelten die Frage: „Wer will den Hans Waldmann ſpielen?“ Drei oder vier Bewerber erhoben ſich und jeder machte ſeine Anſprüche geltend: Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung; dann mußten ſie abtreten und die Discuſſion wurde eröffnet. Jeder Bewerber hatte ſeine Anhänger und ſeine Gegner. Die Verhandlung wurde geſchloſſen und eine an Einſtimmigkeit grenzende Mehrheit theilte dem Lehrer Tſchui die Titelrolle zu. So ging es der Reihe nach weiter, und die übrig bleibende Maſſe verſtändigte ſich untereinander über ihre Vertheilung unter Soldaten, Bauern, Seewiber (Bauerfrauen vom Züricher See). Mit der Abſtimmung hatte jeder Streit ein Ende, nicht das leiſeſte Murren erhob ſich gegen die Entſcheidung der Mehrheit. Ich hatte der Verſammlung beigewohnt, ohne ein Wort zu ſprechen; denn ſo willig die Knaben auf meinen Rath hörten, ja mir oft einen Wunſch an den Augen abſahen, ſo unlieb wäre es ihnen geweſen, wenn ich mich in den Kreis ihrer ausführenden Thätigkeit hätte eindrängen wollen. Die Vertheilung der Rollen befriedigte vollſtändig; hätte ich ſie vornehmen dürfen, ſie wäre keinesfalls beſſer, wahrſcheinlich nicht ſo gut ausgefallen. Gleich darauf erſuchte mich eine Anzahl älterer Burſchen zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren, ſie als

Soldaten mitſpielen zu laſſen; es ſeien doch ein paar wilde Geſellen unter den Schauſpielern, es könnten auch unter den Zuſchauern ungezogene Burſchen Unfug treiben, dann möchte es doch gut ſein, wenn ſie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erſcheinen dieſer Starken mag hingereicht haben, ihre Dienſte unnöthig zu machen.

Nachdem die Rollen ausgeſchrieben und gelernt waren, nahmen die Proben ihren Anfang und den ganzen Winter hindurch ihren Fortgang. Die meiſten Schauſpieler waren nur bis zu einem gewiſſen Punkte der Ausbildung zu bringen, auf welchem ſie ſtandhaft beharrten. Einige jedoch und gerade die Darſteller der Hauptfiguren, lohnten reichlich die aufgewendete Mühe und ernteten bei der Aufführung und noch lange nachher höchſtes Lob. Wahrhaft erfreulich aber war die moraliſche Einwirkung des künſtleriſchen Fleißes der Jugend auf das Leben im Dorfe. Die Gemeinderäthe berichteten mit frohem Erſtaunen, daß dieſen Winter, was ſeit Menſchengedenken unerhört, keine Schlägerei, nicht der geringſte Unfug vorkomme. Die Burſchen ſaßen nicht in den Wirthshäuſern, betranken ſich nicht; ſie übten im Hauſe ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte hörten zu. Obgleich das weibliche Geſchlecht von der Bühne ausgeſchloſſen war, da Ritterfräulein und Bauerweiber von Knaben dargeſtellt wurden, ſahen doch die Frauen und Mädchen ihre mitwirkende Thätigkeit in anderer Weiſe in Anſpruch genommen.

Denn auch für Theater, Decorationen, Coſtüme, Orcheſter mußte Rath geſchafft werden. Zum Theater wurde der neu angebaute Flügel des Badhauſes auserſehen; dieſer Flügel enthält den Speiſeſaal und den anſtoßenden Tanzſaal, der erſtere ein längliches Viereck, der andere ein etwas kleineres Quadrat, die Wand, welche beide trennte, in der Mitte offen, die Oeffnung ein Bogen in Form eines Thorgewölbes. Der Tanzſaal mußte die Bühne werden, den Thorbogen ein

Vorhang bedecken, der Speiſeſaal den Zuſchauerraum abgeben. Ein Podium und Bänke ſchafften über eintauſend Plätze, eine Gallerie an der Wand, die dem Vorhange gegenüber lag, diente als Loge einzigen Ranges. Den Plan der Bühneneinrichtung erdachte ein echter Künſtler, Maler Diſteli in Solothurn, bekannt durch ſeine Bilder der Schweizerſchlachten; für die Ausführung ſorgte der Verein. Er bat den Gemeinderath, für das nöthige Zimmerholz die Waldbäume anzuweiſen; in hellen Haufen ging's hinan, die Bäume ſtürzten unter den Axthieben, die Burſchen ſpannten ſich davor, hingen ihr Schlittengeſchell um und ſchleppten jubelnd die Stämme den ſteilen Bergpfad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hilfsmannſchaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. — Zu den Decorationen half das Unglück eines Schauſpieldirectors, welcher mit ſeiner Truppe in der nahegelegenen Stadt Biel längere Zeit Vorſtellungen gegeben, dann aber vor dem Andrange — nicht des Publicums, ſondern der Gläubiger — mit Hinterlaſſung ſämmtlicher Theaterrequiſiten das Weite geſucht hatte. Die Decorationen befanden ſich in ſtädtiſchem Verwahrſam und es gelang dem Theaterverein, gegen eine billige Miethe zu erlangen, was man brauchte: ein Zimmer, eine Straße, einen Wald, ſogar ein finſtres Gefängniß. — Die Coſtüme zeichnete Maler Diſteli, er colorirte nicht nur die einzelnen Anzüge treu nach den Trachten des Ortes und der Zeit, ſondern er gab auch an, wie dieſelben mit Benutzung vorhandener Kleidungsſtücke, der Schürzen, Mieder, Umſchlagetücher und Mäntel der Frauen, am billigſten herzuſtellen waren. Während der Dorfſchneider mit verſtärkten Arbeitskräften raſtlos an den Coſtümen ſchaffte, welche nur höherer Kunſtfertigkeit gelingen konnten, mühten ſich Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachern und maleriſchen Trachten der Frauen aus dem Volke, und mancher Held verdankte Federbarett und Mantel, der ihn zum Gegenſtand der Bewunderung machte, dem Geſchmack und der Geſchicklichkeit einer Schweſter oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider faſt weniger als ihre Träger zu wünſchen übrig, ſo gaben die Rüſtungen der Krieger dieſer Aufführung einen eigenthümlichen Vorzug. Denn der Verein richtete an die Regierung des Cantons die Bitte, ihm aus dem reichen Schatze des Zeughauſes zu Solothurn Rüſtungen und Waffen aus den Burgunderkriegen zu überlaſſen, ſo viele Helme, Harniſche, Arm- und Beinſchienen, Schwerter, Speere und Hellebarden; für richtige Rücklieferung und Schadenerſatz wurden zahlungsfähige Bürgen angeboten. Die Regierung gewährte nicht allein die Bitte, ſondern ihre ſachverſtändigen Mitglieder halfen mit Rath und That, und beglückten die Truppe mit einer alten Feldſchlange und den kohlſchwarzen Rüſtungen der burgundiſchen Kanoniere aus dem letzten Drittheil des 15. Jahrhunderts.

Als wir im Februar ſo weit gekommen waren, daß die Tage der Aufführungen feſtgeſetzt werden konnten, — denn mindeſtens drei an drei aufeinander folgenden Sonntagen mußten es ſein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüſtungen zu lohnen, — da machte ich nach einer Generalprobe die Vorſteher des Vereins aufmerkſam, daß es wol an der Zeit wäre, Theaterzettel drucken zu laſſen. „Zettel?“ meinte der Präſident, „das kann nicht ſchaden, die Leute wiſſen dann auch, wen ſie vor ſich haben.“ Es ergab ſich, daß die Schauſpieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an ſeine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publicum in großen Buchſtaben den Namen der Perſon leſen könne. Das Mißverſtändniß veranlaßte mich, auf dem Zettel außer dem üblichen Inhalte noch eine kurze Angabe der Handlung in jedem Acte beizufügen. Der Verein aber entſendete ſeine Boten, und ich zweifle, ob fünf Stunden in der Runde ein Städtchen, ein Dorf- oder ein Weiler war, wohin ſie nicht die Zettel getragen haben. Zu dem Eifer für die Verbreitung trieb aber nicht allein die Luſt, ſich recht vielen Menſchen zu zeigen, ſondern auch die Berechnung, daß nur bei zahlreichem Beſuch die Eintrittsgelder den Ausgaben gleichkommen, vielleicht einen Ueberſchuß liefern könnten, für deſſen Verwendung ein Vereinsbeſchluß ſorgen würde.

Wieder kamen die Schauſpieler und erbaten einen Aufzug. „Das Stück hat fünf Aufzüge, wie ihr wißt.“ — „Wir meinen einen Aufzug, wie er immer geweſen iſt, wo wir reiten, wo die Soldaten marſchiren und die Weibsleute und das Volk in verzierten Wagen fahren.“ Die Mitwirkenden ſollten ſich alſo im Dorfe ſammeln und in geordnetem Zuge nach dem eine Viertelſtunde entfernten Bade bewegen. Aber die Jugend, die ſich in unzähligen Proben abgemüht hatte, die Höhen der Kunſt zu erklimmen, wollte nun auch Proben ihres Aufzugs halten, die Rüſtungen und ſchönen Kleider anlegen. Ich überließ das ihnen allein. Zu ſpät erfuhr ich, daß mit der harmloſen Freude auch ein Racheplan verbunden wurde. Dem Verein war zu Ohren gekommen, daß die Geiſtlichkeit dem Werke, an welchem die weltliche Obrigkeit ihr Wohlgefallen hatte, nicht hold ſei. Der Pfarrer habe nach Solothurn gegen das gottloſe Vorhaben, an Sonntagen ein „weltlich Stuck“ aufzuführen, berichtet, und Biſchof und Capitel drängten die Regierung, den Unfug zu verhindern. Darüber zürnte die Jugend. An einem Sonntagsnachmittag, als die Glocken zur Chriſtlehre in die Kirche läuteten, miſchte ſich in ihre feierlichen Klänge der Mißton einer Trommel. Es war der Gemeindediener, der, als Tambour in fremdem Dienſte alt geworden, ſein Inſtrument mit ſeltener Meiſterſchaft handhabte, diesmal aber nicht im Dienſte des Raths, ſondern um die Schauſpieler zur Probe des „Aufzugs“ zu rufen. Die ungewöhnliche Kraft, welche der Veteran in unmittelbarer Nähe der Kirche verwendete, und das vergnügte Blinzen ſeiner Augen verrieth, daß ihm in Rom und Neapel jeder Reſpect vor der Geiſtlichkeit abhanden gekommen, und den „Pfaffen“ zu ärgern ein beſonderes Vergnügen war. Hatte er mir doch ſchon früher geſtanden, er glaube nicht, daß alle Reformirten in der Hölle brennen müßten; er habe dem Pfarrer in der Beichte geſagt, daß er mit ſeinen Berner Kameraden immer gut Freund geweſen, und daß der liebe Gott ſo brave Knaben gewiß nicht dem Teufel in den Rachen jagen werde; als ihm darauf der Pfarrer die Abſolution verweigerte, ſei er mit den Worten weggegangen: „Gut, Herr Pfarrer, dann g'hei ich (werfe ich) alle meine Sünden euch auf den Buckel.“ So marſchirte er um das Gotteshaus, übertäubte die Stimme des lehrenden Predigers und war ſchuld, daß die Jugend aus der Kirche lief, um den Zug zu ſehen. Jetzt hatte die Geiſtlichkeit einen Grund zur Klage, die Andacht hatte wirklich gelitten. Bald erſchienen Abgeordnete der Regierung um die Sache zu unterſuchen: nicht ohne Mühe wurde ſie gütlich ausgetragen, der Verein gelobte, den Gottesdienſt nicht mehr zu ſtören, die Geiſtlichkeit ließ ihre Einſprache gegen die Aufführung fallen.

Endlich erſchien der große Tag der erſten Aufführung. Es war Sonntag der 15. März 1840. Schon am Mittag war das Dorf in Bewegung; um zwei Uhr ordnete ſich der Zug und ſetzte ſich in Marſch auf der alten Landſtraße, die vom Dorfe an dem Bade eine Höhe entlang zieht. Noch bedeckte Schnee den Boden, aber die Sonne ſchien hell. Voran ein Wagen mit einer Blechmuſikbande aus Fulda, welche gerade die weſtliche Schweiz bereiſte, und jetzt einen feierlichen Marſch ſpielte. Dann die Ritter und Reiſigen, zwei und zwei, in glänzenden Burgunder Harniſchen, wol gegen vierzig Pferde; dann wieder Wagen geſchmückt mit Tannenzweigen und Bändern, beſetzt mit den Frauen und Jungfrauen aus Adel und Volk und mit den aufſtändiſchen Bauern; den Schluß des Zuges bildete das Fußvolk mit ſeiner Kanone. Es war kein ſchlechtes Bild aus alter Zeit, die Waffen erglänzten im

Sonnenſchein, und die Geſtalten hoben ſich ſcharf von der blendenden Schneedecke.

Die Aufführung begann gegen drei Uhr und dauerte vier Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Das Haus war gefüllt und wurde zu lautem Beifall hingeriſſen. Ich verlebte hinter den Couliſſen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden, trotz aller Ermahnungen, mit den langen, ſcharfen Schwertern auf einander hieben, daß die Funken ſtoben, und ich mußte zufrieden ſein, daß nicht mehr Blut floß als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiele folgte ein Abendeſſen der Mitwirkenden und der Honoratioren des Dorfes, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüſtungen, die ſie um die Mittagsſtunde angelegt hatten. Ich ſchloß daraus, daß dies Geſchlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Murten und Granſon fochten, nicht nachſtehe.

Glücklich, wie die erſte Vorſtellung, verliefen die beiden folgenden. Von nah und fern ſtrömte die Bevölkerung herbei, Reiſende aus Baſel, Zürich und andern Städten. Einundzwanzig Jahre ſind vergangen; im neuen Schulgebäude des Dorfes ſteht jetzt ein Theater, auf welchem die Schüler kleine Stücke aufführen; aber mit Stolz ſehen heute noch die wackeren Männer auf ihre große Jugendleiſtung zurück.

Das Spiel hatte die Folge, daß der Lehrer auch in die fröhlichen Erinnerungen des Schweizerdorfes hineinwuchs. Das Haus, welches die Gemeinde für Anſtalt und Lehrerwohnung gemiethet hatte, ein proviſoriſches Local, ſtand mit der Vorderſeite gegen die alte Landſtraße, im Rücken lag der kleine Garten, dahinter, mit Obſtbäumen bepflanzt, die Hausmatte, welche Futter für zwei Ziegen lieferte. Zu ebener Erde war meine Wohnung, im erſten Stock, zu welchem die enge ſteile Treppe führte, das Schulzimmer und eine Fremdenſtube. — Im Sommer kamen häufig Bekannte aus der

Nähe, auch Verwandte aus der Heimat beſuchten uns, freuten ſich der Gegend und der wohlgeſinnten Menſchen. Die Ferienzeit wurde gern zu Streifzügen über die Berge benutzt. Der nähere Umgang mit den Männern des Dorfes kam auch der Schule zu gut, für deren Bedürfniſſe immer reichlicher geſorgt wurde. Unaufgefordert ließ mir der Gemeinderath ſagen, daß das geſetzliche Quantum Holz ihm zu gering ſcheine; ich möge mich daran nicht kehren, ſondern nur angeben, wie viel ich brauche; ſie wollten mir „Holz gnue (genug)“ geben. Die Schüler wetteiferten in Aufmerkſamkeiten gegen meine Kleinen und den freiwilligſten Dienſtleiſtungen für unſere kleine Haus- und Landwirthſchaft; ſie beſtellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein; von ihnen erhielt ich die früheſten Erdbeeren und Kirſchen, und wenn der Bach gefiſcht wurde, die ſchönſten Forellen. Seit der Prüfung war ihr Eifer im Lernen noch geſtiegen. Die deutſchen und franzöſiſchen Aufſätze der Fähigeren durften ſich ſehen laſſen; ſie löſten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaſchine wie die Geſetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem laſen ſie im Cornelius Nepos und Cäſar. Der Unterricht in der vaterländiſchen Geſchichte wird in der Schweiz überall ſorgfältig betrieben, aber nur in den glänzendern Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten kennt jedes Kind, aber die Unterthänigkeit ihrer Regenten, die franzöſiſchen Penſionen und Gnadenketten werden gewöhnlich mit Stillſchweigen übergangen. Mir ſchien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Mit dem Entlaſſungs-Zeugniß hielt ich meine Verpflichtung gegen diejenigen Schüler, deren Lerntrieb nun erſt rege geworden war, nicht für abgethan. Ich wollte ſie weiter bringen, zunächſt auf die Cantonsſchule in Solothurn, die neben der gelehrten eine techniſche Abtheilung erhalten hatte.

Zu dieſem Zwecke mußte für ihren Unterhalt geſorgt werden denn es waren faſt durchgehends Söhne unbemittelter Eltern; bei anderen ließ das Bewußtſein, dereinſt Aecker, Wieſen und Vieh zu beſitzen, ſelten den Drang aufkommen, mehr als die nothwendigen Kenntniſſe zu erwerben. Schon vor dem Schluſſe des zweijährigen Curſus zeigten ſich zwei Schüler reif für die Cantonsſchule. Ich ging nach Solothurn und ſprach mit Landammann Munzinger und mit dem Rath für das Erziehungswesen, Dr. F. Die beiden wackern Männer ſorgten für die Knaben größtentheils aus eigenen Mitteln. Bald brachte ich ein zweites, dann ein drittes Paar. Auch für dieſe fand ſich die nöthige Unterſtützung, zumal da alle Eingetretenen ſich bewährten. Doch bemerkte mir Dr. F., daß er für weiteren Zuwachs keine Unterkunft mehr wiſſe, die Gemeinde ſei wohlhabend und könne ſelbſt etwas leiſten. Ich erwiederte, daß dies ohne Zweifel geſchehen werde, ſobald einmal der Nutzen der Schule und der Heranbildung fähiger Jünglinge von den Bürgern an lebenden Beiſpielen mit den Händen gegriffen werden könne. Bis dahin müſſe die Regierung ſorgen, daß ſolche lebende Zeugen geſchaffen werden. Eine etwas froſtige und trockene Antwort trieb mir das Blut nach dem Kopfe: Wenn ihr nicht alles Mögliche thut, Kenntniſſe und Bildung im Volke zu fördern, dann ſteigt herab von euren Stühlen und laßt die Patricier wieder darauf ſitzen, denn das „Regieren“ verſtehen dieſe beſſer als ihr! — Doch mußte ich für die nächſten Schüler, welche in die höhere Anſtalt befördert werden ſollten, andere Mittel ſuchen. Ich gab ihnen den Rath, ſich an die Kapuziner in Solothurn zu wenden, da dieſe durch ihre Vorſchriften verbunden ſeien, armen Studirenden Wohnung und Koſt zu geben. Sie hatten es nicht zu bereuen.

Es war ein luſtiges Völkchen im Kloſter. Der Bürgerkrieg in Spanien hatte ſie in zwei Parteien geſpalten, in Carliſten und Chriſtinos, welche ſich gegenſeitig mit Spottliedern andichteten. Der ſchlimmſte Satiriker, ein junger Urner, führte die Feder der Chriſtinos; gegen ſeine Stachelverſe konnte das Haupt der Carliſten nicht aufkommen, ein ſtämmiger Alter, welcher lange den heiligen Stuhl bewacht und erſt ſpät die päpſtliche Uniform mit der Kutte vertauſcht hatte. Dieſer häusliche Streit hielt ſich aber ſtrenge innerhalb der Kloſtermauern, nach außen waren die Väter gute Brüder und überall gern geſehen. Sie lebten mit dem Volke, theilten ſeine Freuden, ſpendeten Troſt den Unglücklichen, kannten alle Familien und beſuchten vorzugsweiſe die Häuſer, deren Frauen den beſten Kaffe bereiteten. Der Carliſten-Häuptling hatte den Wahlſpruch: „Nichts über guten Kaffe und die Seel' ſelig machen." Jedes Frühjahr kamen zwei Patres nach Grenchen; wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, ſammelte ſich hinter ihnen die männliche Jugend; die erſten riefen: „ho, ho, go Schnäcke uſläſe" (Schnecken leſen). Der Ruf zog die Knaben aus allen Häuſern in den Wald. Die reiche Beute gab im Kloſter ein leckeres Gericht. Die jungen Sammler aber wurden mit „Helgen" (Heiligenbildern) belohnt.

Die Kunde, daß ich zwei Schüler zu den Kapuzinern gewieſen, drang bald zu Landammann Munzinger, und bei meinem nächſten Beſuch fragte er, ob ich nicht wiſſe, daß dort den Knaben Grundſätze eingeprägt würden, die nicht die unſrigen ſeien. „Das weiß ich wohl," erwiederte ich, „aber ich weiß noch mehr. Einmal, daß Schüler leben müſſen, wenn ſie lernen ſollen; dann, daß Knaben, welche zwei Jahre bei mir geweſen, ſo verdorben ſind, daß ihnen kein Kapuziner mehr hilft." — „Dann bin ich auch zufrieden," ſagte Herr Munzinger.

Ich kann von dieſem trefflichen Manne nicht ſcheiden, ohne ſeinem Andenken einige Worte zu widmen. Er war Kaufmann und hatte einen offenen Laden in Solothurn. Dabei war er wiſſenſchaftlich gebildet, muſikaliſch, ein Mann von echter Humanität. Selbſtlos, von angenehmen Formen, unerſchütterlich, wo es dem Gemeinwohl galt, war er ein Gegner des Regiments der alten „Geſchlechter“, welche die heimiſche Macht wie den fremden Dienſt für ihren Nutzen ausbeuteten und für die Intereſſen des Volkes keinen Sinn hatten. Im Jahr 1830 ſtand Munzinger an der Spitze der Bewegung, und ſein Auftreten in der Volksverſammlung zu Balsthal am 5. December entſchied den Sturz der Patricierherrſchaft im Canton Solothurn. Beim Aufbau der neuen Verfaſſung und Geſetzgebung, bei der Organiſation der Verwaltung und ihrer Thätigkeit für Befreiung des Bodens von Grundlaſten, für Schulweſen, Straßenbau, Landwirthſchaft, Rechtspflege bewährte er ſich als Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung. Zählte auch der Staat nur wenige Quadratmeilen mit einigen ſechzigtauſend Einwohnern, ſo waren doch die Schwierigkeiten des Umbaus nicht geringer als in einem großen Lande. Die alten Geſchlechter und ihr Anhang, unterſtützt von der Geiſtlichkeit, benutzten die freie Preſſe, das Verſammlungsrecht, ihre reichen geiſtlichen und weltlichen Mittel, um das Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzureizen. An Handhaben fehlte es nicht, da die Einrichtungen für gute Zwecke immer Mittel erfordern, alſo Laſten auflegen. So wurden z. B. die Gemeinden durch ein Geſetz angehalten, Schulen zu errichten und dieſelben ausreichend mit Grund und Boden zu dotiren; wo Gemeinde-Eigenthum fehlte, da mußte Land für die Schule angekauft werden. Mehre Dörfer widerſetzten ſich, aber ihr Widerſtand wurde mit Gewalt gebrochen. Später dankten die Ortsvorſtände dem Landammann, daß er ſie zum Guten gezwungen habe. Anders verhielt ſich die Regierung gegen widerſpenſtige Geiſtliche. Ihnen wurde kein Zwang angethan, aber es wurde geſorgt, daß durch ihre Unbotmäßigkeit das Familienglück nicht getrübt wurde. Die Regierung wählte zum Dompropſt einen freiſinnigen Geiſtlichen, Rom verſagte die Beſtätigung, die Stelle blieb unbeſetzt und die Einkünfte floſſen in den Schulfonds. Verſagte der Geiſtliche die Einſegnung einer gemiſchten Ehe oder die Taufe der Kinder, ſo durfte das Paar anderwärts Trauung oder Taufe vornehmen, der Bezirksbeamte aber beſorgte die Einträge in die bürgerlichen Standesbücher. — Wie Munzinger die republikaniſche Freiheit verſtand, mag ein Beiſpiel lehren. Die Gemeinde Grenchen beſitzt ausgedehnte Waldungen, deren Eigenthum zwiſchen ihr und dem Staate getheilt war. Die Gemeinde hatte das Recht, ſich daraus zu beholzen, der übrige Ertrag fiel dem Staate zu, ein Verhältniß, welches bekanntlich der Forſtcultur nicht günſtig iſt. Die Regierung machte daher der Gemeinde den Vorſchlag, den Wald im Verhältniß zu den beiderſeitigen Nutzungsrechten zu theilen, und ſandte zu näherer Ermittlung eine Commiſſion nach Grenchen. Der Bauer, von Alters gewohnt, durch die Regierung übervortheilt zu werden, argwöhnte auch hier eine Beeinträchtigung und jagte die Commiſſion zum Dorfe hinaus. Am andern Morgen erſchienen Landjäger von Solothurn, holten die angeſehenſten Landleute aus ihren Wohnungen und führten ſie nach der Stadt in das Gefängniß. Dabei war es nicht ohne herzbrechende Scenen abgegangen, Frauen hatten vom Schreck Schaden genommen, die Kinder jammerten, das Dorf war in Trauer und Wuth. Unter dem Eindrucke dieſer Begebenheit kam ich bald darauf zum Landammann und bedauerte die Härte des Verfahrens. Man hätte die Männer vorladen können; keiner wäre ausgeblieben; ſie gehören nicht zu denen, die davonlaufen. — „Ja,“ ſagte Munzinger, „ich war leider nicht hier.“ — „Dachte ich's doch,“ erwiederte ich, „die Sache wäre anders gegangen.“ — „Allerdings,“ rief der Landammann, und ſeine Wangen rötheten ſich, „ich hätte Militär hinausgeſchickt und das Dorf beſetzen laſſen, ſie hätten jetzt noch die Execution!“ Ich konnte meine Verwunderung über dieſen Zornesausbruch nicht bergen. — „Ja, Sie,“ fuhr

Munzinger fort, „Sie mit Ihren monarchiſchen Begriffen können Rückſichten nehmen, Nachſicht üben; da ſind immer Gensdarmen und Soldaten genug zur Hand, um einzuſchreiten, wenn es nöthig wird. Wir haben dieſe Mittel nicht; der Einzelne, das Volk hat ein großes Maß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Falle nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, ſonſt ſind wir verloren!“ — Ein wahres und mannhaftes Wort.

Wie der Canton, ſo lag das Wohl der Eidgenoſſenſchaft dem Landammann am Herzen, und wie ſich daheim das Volk ſeiner Zucht fügte, weil es erkannte, daß ſie zum Guten führe, ſo folgte es auch ſeiner Leitung in eidgenöſſiſchen Dingen. Im Sonderbundkriege ſtand Solothurn, obgleich katholiſch (nur ein vom Berner Gebiet umſchloſſener Bezirk, Bucheggberg, iſt reformirt), auf der Seite der Tagſatzung, ſeine Artillerie zeichnete ſich im Gefechte aus und ließ manchen wackern Mann auf dem Schlachtfelde. Munzinger arbeitete mit an der neuen Verfaſſung, ward in die Bundesverſammlung und von dieſer in den Bundesrath gewählt. Die Schweiz ehrte einen ihrer beſten Bürger durch die Erwählung zum Bundespräſidenten, und er widmete dem Vaterlande, dem er zu früh entriſſen wurde, ſeine ganze Kraft bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens.

Das Jahr 1848 brachte Deutſchland und der Schweiz den Franzoſenlärm; General Aymar war von Lyon ausmarſchirt und die Eidgenoſſen zogen ihm entgegen an ihre Grenze. Das Solothurner Bataillon Diſteli, welches durch Grenchen marſchirte, wurde von den Bewohnern mit Speiſe und Trank erquickt und mit dem Zuruf: „Schlagt recht drauf“, „Fürchtet euch nicht!“ angefeuert. Das Wetter verzog ſich, da Ludwig Napoleon aus freien Stücken die Schweiz verließ, um ihr den Krieg mit Frankreich zu erſparen. Auch über Deutſchland ſchwanden die Kriegswolken, aber ſie hinterließen eine nachhaltige Bewegung in den Gemüthern, welche der

Ausgangspunkt einer Reihe politiſch erregter Jahre wurde. Dieſe Zeit führte auch mich nach Deutſchland zurück, Anträge der Freunde, Gefühl der Pflicht. Aber es koſtete längeren inneren Kampf.

Unſer Abzug mußte an Weihnachten ſtattfinden, der Abſchied ward uns ſchwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab: ich ſchenkte jedem ein Buch, ſagte ihnen Lebewohl und entfernte mich ſchnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule geweſen, aber als Soldat im „Hans Waldmann“ gedient hatte, fragte, von welchem Kutſcher in Solothurn ich den Wagen nehmen werde. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tage kam er wieder und zeigte mir an, er habe ſich bei dieſem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohne nachgelaſſen, dafür aber ſich ausgebeten, uns nach Deutſchland zu fahren, denn er wolle ſorgen, daß wir gut fortkämen, und ſehen, ob wir dort ſo gut aufgehoben wären, wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirthshauſe, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unſere Ueberraſchung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hauſe und längs der Landſtraße ſtehn ſahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, ſie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: „Es iſt gefehlt, daß ihr von uns fortgeht“, „ihr müßt wieder kommen“, „ihr ſollt das Bürgerrecht haben“; ſie hoben die Kinder in die Höhe: „Seht ihn noch einmal, ſeht ſie noch einmal!“ — Die Peitſche knallte, und der Wagen fuhr davon!“

So weit die Erzählung des früheren Schullehrers von Grenchen. — Der Herausgeber vermag ſie nach gedruckten Blättern und Briefen fortzuſetzen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, ſeit der deutſche Lehrer aus dem Dorfe der Schweiz geſchieden war. Er war in den politiſchen Kämpfen Deutſchlands ein ſtarker und maßvoller Führer geweſen, gern hatte er da geſtanden, wo die größte Gefahr drohte, ſein Name war oft mit warmer Verehrung und bitterem Groll genannt worden. Als die Jahre ſchwacher Reaction kamen, war er nach dem Norden Deutſchlands gezogen und hatte wieder in angeſtrengter bürgerlicher Thätigkeit gelebt. Da erkrankte die treue Gefährtin ſeines Lebens; die Aerzte riethen zu längerem Aufenthalt in reiner Gebirgsluft, und die Gatten beſchloſſen nach dem Dorfe zu reiſen, um welches beiden viele holde Erinnerungen aus vergangener Zeit ſchwebten.

Das Dorf hatte ſein Ausſehen verändert. Man reiſt nicht mehr auf der Landſtraße, ſondern auf der Centralbahn nach Grenchen; der Gewerbfleiß iſt eingezogen, die Uhrenfabrikation, eine Parquetfabrik, Cementbereitung und andere Zweige in aufſteigender Entwicklung. Aber die Reiſenden fanden die alte Geſinnung wieder, nicht nur bei den alten Menſchen, ſondern wie durch Ueberlieferung auch bei jüngeren. Am Sonntag nach ihrer Ankunft bewegte ſich des Abends vom Dorfe nach dem Bade ein langer Zug. Voran die Militärmuſik zweier Bataillone, welche unter der Leitung des neuen Bezirkslehrers aus Grenchenern gebildet wird, dann die Träger buntfarbiger Laternen, ein großer Theil der Bevölkerung. Vor dem Balkon des Hauſes, in dem ſie einſt den Hans Waldmann aufgeführt, ordnete ſich die Menge. Große Feuerbecken warfen ein rothes Licht über die Teiche, über plätſchernde Springbrunnen und die Gartenanlagen des Bades, Raketen ſtiegen und erhellten auf Augenblicke den dunkeln Hintergrund, die Berge des Jura. Auf dem Balkon mußten ſich die Gäſte aufſtellen. Die Muſik ſchwieg, unten aus der Reihe trat ein früherer Schüler, jetzt Arzt in Grenchen. Er leitete den Gruß mit der Erinnerung ein, daß gerade am Tage ihrer Ankunft eine große Sonnenfinſterniß geweſen ſei, vor zweiundzwanzig Jahren aber ſeien die Gäſte in einer Zeit geiſtiger Finſterniß unter ſie getreten, ſie hätten geholfen, dem Lichte den Sieg zu verſchaffen; er ſchloß mit der Verſicherung, daß Grenchen die beiden Fremden ſtets als Angehörige betrachten würde. Als ſich aber ſpäter das Volk des Dorfes fröhlich um die Freunde aus der Ferne tummelte, wieſen die Eltern auf ein Geſchlecht junger Rieſen, das unterdeß in den Familien aufgeſchoſſen war. „Seht, das ſind die ganz Kleinen, die mit euren Kindern ſpielten und noch nicht zu euch in die Schule kommen konnten.“ Der Deutſche aber holte ſich ſeinen älteſten Schüler, den Xaver Rais, der wieder über die Berge zu ihm herabgeſtiegen war, an die Seite.

Die Bezirksſchule beſteht jetzt mit drei Lehrern und reicheren Hilfsmitteln. Vor der Kirche ragt auf der Höhe das neue Schulhaus, weit ſichtbar im Lande. Die Schule hat ſich ſelbſt ihre Vertheidiger und Erhalter gezogen.

Der Lehrer aber, welcher hier erzählt hat, iſt Karl Mathy, zuletzt badiſcher Staatsminiſter, im Jahre 1848 Mitglied des Reichsminiſteriums, da er lebte, einer der beſten und ſtärkſten Vorkämpfer der preußiſchen Partei.

Mit Schilderung des deutſchen Bauernlebens in der Urzeit begannen dieſe Bilder, mit einer wahrhaften Dorfgeſchichte aus der nächſten Vergangenheit ſollten ſie ſchließen. Es iſt ein Schweizerdorf, allerdings von deutſchem Stamme, in welches der Leſer geführt wurde. Lebhaft gemahnen manche Zuſtände deſſelben, die tüchtige Kraft der Bewohner und ihr Selbſtregiment an eine deutſche Zeit, welche viele Jahrhunderte von uns abliegt. Auch zwiſchen Alpen und Jura hatte Mißregierung lange die Bildung des Landvolkes zurückgehalten, aber der Druck war unſchädlich im Vergleich zu dem Schickſale des deutſchen Volkes: der Hörigkeit und dem dreißigjährigen Kriege.

Es war eine von den Aufgaben dieſer Blätter, die Erhebung der deutſchen Volksſeele aus der Vernichtung jenes Krieges und aus der harten Herrſchaft von bevorrechteten Ständen darzuſtellen. Die Befreiung iſt den Deutſchen geworden, die alte Stärke noch nicht auf jedem Gebiet des Lebens wiedergewonnen. Wir aber haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegenſatz zwiſchen Volk und Gebildeten aufzuheben, und nicht nur den Bauer, auch den Fürſten und den Mann von altem Landgeſchlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.

In dem Getöſe und der Verwirrung des Jahres 1848 begannen die Stämme des deutſchen Volkes vereint den Kampf um eine neue politiſche Geſtaltung des Vaterlandes. Die Reichsverſammlung von Frankfurt dürfen wir ſchon jetzt als eine kennzeichnende Bildung unſeres Lebens auffaſſen, welche in ſolcher Würde und maßvollen Beſonnenheit nur in Deutſchland möglich war. Nicht als Schlußergebniß, ſondern als Beginn des höchſten Kampfes, als eine Reihenfolge bedeutender Verhandlungen und Kundgebungen, in welchen die Nation Bedürfniſſe und Sehnſucht zu einer politiſchen Idee, zum Wollen und Entſchluß abklärte. Was 1815 noch undeutliche Vorſtellung Einzelner geweſen war, wurde durch ſie zu einer klar ausgeſprochenen Forderung des Volkes, um welche ſeitdem die Bewegung in auf- und abſteigenden Wellen daherwogt.

Seit dem Jahre 1840 gewann auch in Preußen die Sehnſucht nach politiſchem Leben Ausdruck. Es entſtand dort ein häuslicher Zwiſt zwiſchen den Hohenzollern und ihrem Volke, arm an großen Erſcheinungen, durch einige Zeit beſonders peinlich und widerwärtig; aber aus ihm erwuchs das Verfaſſungsleben Preußens, der Beginn einer Neubildung des Staates, ein unendlicher Fortſchritt für Fürſten und Volk. Wieder wurde offenbar, daß es nicht immer große Zeiten und große Charaktere ſind, welche die wichtigſten Fortſchritte vorbereiten.

Aber wie kommt es doch, daß die Lieblinge ihres Volkes, das Fürſtengeſchlecht, an welchem Hoffnung und Zukunft Deutſchlands hängt, daß die Hohenzollern ſo zögernd und mißtrauiſch die neue Stellung betrachteten, welche ihnen das Verfaſſungsleben ihres Staates, die Unionspartei Deutſchlands darbot? Keinem Fürſtengeſchlecht war der Staat ſo ſehr ein Erwerb ihres Schwertes, als ihnen. Ihre Ahnen haben das Volk großgezogen, ihre Ahnen haben den Staat geſchaffen, ihre Größe, ihr Kriegsruhm ſtammt ganz aus der Zeit der fürſtlichen Machtfülle. So empfinden ſie leicht als Verluſt, was wir als Gewinn und Erhebung auch für ſie betrachten.

Aber der geſammte politiſche Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Vorrechte, die Verfaſſungsfragen, die deutſche Frage, ſie alle ſind im letzten Grunde nur innere preußiſche Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Löſung liegt zunächſt in der Stellung, welche das preußiſche Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern ſich warm und willig den Bedürfniſſen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staate die langentbehrte Empfindung der Stärke und Geſundheit kommen, von da wird die Führung der deutſchen Angelegenheiten, die oberſte Leitung des deutſchen Lebens ihnen ſicher zufallen. Das wiſſen Freunde und Feinde.

Wir aber denken treu daran, wie viel wir ihnen verdanken. Und wir wiſſen wohl, daß der letzte Grund unſeres Verhältniſſes zu ihnen unzerſtörbar iſt, wenn ſie auch einmal zürnen, weil wir zu dreiſt fordern, oder wenn wir grollen, weil ſie zu zögernd gewähren. Denn es iſt eine alte herzliche Freundſchaft zwiſchen ihnen und dem Geiſt der deutſchen Nation. Und es iſt eine männliche Freundſchaft, welche wol einige Stöße vertragen kann. Der deutſche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt, als ſie ſelbſt.

Der deutſche Bürger iſt in der glücklichen Lage, die Familien von altem Landgeſchlecht mit warmem, menſchlichem Antheil zu betrachten. Sie ſind ihm mit theuern Erinnerungen verwachſen, ſie ſind in großer Zahl gute und zuverläſſige Mitarbeiter im Staat, in Wiſſenſchaft, für Cultur und Volksbildung geworden. Er wird nachſichtig gegen ſie ſein, wenn Einzelnen von ihnen noch ein unſicheres Hängen in alten Standesüberlieferungen das Urtheil befangen macht, er wird mit Lächeln zuſehen, wenn ſich ihr Blick ſehnſüchtig in die geſchwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbeſtritten waren, er wird, vielleicht geſchickter als ſie ſelbſt, die Vergangenheit ihres Geſchlechts durchforſchen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinſinn zu Tage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politiſchen und geſellſchaftlichen Vorrechte ſein, durch welche ſie noch jetzt eine Sonderſtellung im Volke beanſpruchen. Nicht weil er ihnen dieſe Gewohnheiten mißgönnt oder ſich ſelbſt an ihre Stelle drängen möchte, ſondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen dadurch die Unbefangenheit des Urtheils, Verſtändniß der Welt, zuweilen die Feſtigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieſer abgelebten Ueberlieferungen, wie ihre bevorzugte Stellung bei Hofe, ſogar unſere Fürſten in die Gefahr ſetzen, in dem engen Geſichtskreis deutſcher Junker zu verkümmern.

Denn in dem deutſchen Bürgerthum liegt die edelſte Kraft, die Führerſchaft auf dem Gebiet idealer und praktiſcher Angelegenheiten. Es iſt ſeit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaſte mehr, nach oben und unten abgeſchloſſen, es iſt ſehr unähnlich der Bourgeoiſie Frankreichs, es iſt ſowol Gentry als Volk. Die Entwicklung der Deutſchen aber, welche hier in kleinen Bildern dargeſtellt wurde, iſt zugleich die Zeit des Wachsthums und der Befreiung des deutſchen Bürgers.

In zweihundert Jahren von 1648 bis 1848 vollzieht ſich die merkwürdige Erhebung des deutſchen Volkes. Nach einer beiſpielloſen Zerſtörung wächſt ſeine Seele herauf an Glauben, Wiſſenſchaft, politiſcher Begeiſterung. Sie iſt jetzt mitten in ſtarker Anſtrengung, ſich das höchſte irdiſche Beſitzthum, den Staat, zu bilden.

Es iſt große Freude in ſolcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttauſende. Es iſt eine Freude geworden, Deutſcher zu ſein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.

Schluß.

Dieſes Buch ſchließt in beſcheidenem Rahmen Lebensäußerungen deutſcher Menſchen aus zwei Jahrtauſenden ein, von der Zeit, wo das Bandum am Speer des deutſchen Häuptlings flog, bis zur dreifarbigen Flagge eines deutſchen Staates; von der Wagenburg der Kimbrer, in welcher die Frauen ihr Beſchwörungslied über den Wunden der Krieger ſangen, bis zu den Lazarethen, in denen unſere Frauen die Verwundeten pflegten; von der Zeit, wo der Teutone die Kunſt eines römiſchen Genrebildes verächtlich fand, bis zu den Jahren, in denen die Völker Europas die werthvollſten Erzeugniſſe ihrer Kunſt und Gewerbthätigkeit in großen Paläſten vereinigen.

Es iſt das Recht der Lebenden, alle Vergangenheit nach dem Bedürfniß und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten. Denn das Ungeheure und Unerforſchliche des geſchichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unſerer Vernunft und der Sehnſucht unſeres Herzens entſpricht, in gehäufter Zerſtörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende. Darum liebt ein Volk, welches ſich ſeiner Gegenwart freut, auch der vergangenen Zeit zu gedenken, weil es in ihr die geworfene Saat ſeines blühenden Halmenfeldes erkennt, und darum ſchwankt unſicher der Geſchichtſchreiber eines Volkes, dem ſeine Gegenwart verkümmert iſt, denn Liebe und Haß ſind ihm zufällig, und ſein Urtheil über den Werth des Geſchehenen bleibt in vielen Fällen willkürlich. Darum hat auch jede Zeit ihr eigenes Urtheil über die Vergangenheit, in Vielem größere Hoheit und Sicherheit, und darum hat jede Zeit Recht und Pflicht, die Geſchichte vergangener Perioden neu zu ſchreiben nach ihrem Bedürfniß.

Wir meinen, für den Deutſchen iſt jetzt die Zeit gekommen, wo ſeine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf, wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden ſind, und wir vermögen in den zweitauſend Jahren unſeres geſchichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.

Möge auch dieſes Buch ein wenig dazu helfen, daß uns Kampf und Verluſt unſerer Ahnen verſtändlich werde, Kampf und Sieg der Gegenwart aber groß und glückverheißend.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Guſtav Freytag.

Zweiundzwanzigſter Band.

~~LEHRERINNENBILDUNGS-
ANSTALT PASING
Bücherei
Zeichen: F
Nr. [illegible]~~

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

GELÖSCHT
Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Pädag. Hochschule
München

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Karl Mathy.

Seite
I. In der Heimat 1
1. Der Vater 4
2. Im Vaterhauſe 15
3. Auf der Univerſität 23
4. Der Kameralpraktikant 36
5. Zum Hambacher Feſt 48
6. Der Zeitgeiſt 61

II. In der Schweiz 84
1. Die Ankunft 84
2. Giuſeppe Mazzini 94
3. Das junge Europa und die junge Schweiz 111
4. Ein Jahr in Biel 130
5. Während der Flüchtlingshatz 142
6. Der Schulmeiſter von Grenchen 160

III. Der Abgeordnete 190
1. Nach der Heimkehr 190
2. Kammer und Buchhandlung 199
3. Stillleben in der zweiten badiſchen Kammer 218
4. Der Kampf für die Verfaſſung 234

Seite
5. In der Nationalverſammlung 277
6. Auf der Reiſe 313
7. Gegen den Strom 336

IV. In den Geſchäften 360
1. Zu Köln und Berlin 360
2. Zu Gotha und Leipzig 378
3. Im badiſchen Staatsdienſt 394

Karl Mathy.

Dies ſchrieb der Freund dem Freunde, ein Journaliſt dem andern, der Preuße dankbar dem Badenſer.

I.

In der Heimat.

Das Leben des Süddeutſchen, welches hier erzählt werden ſoll, begann, als die ſiegreichen Heere Napoleons I am Niemen lagerten, im Jahre der Schlacht bei Friedland und der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands, und es endete in den Monaten, in welchen dreißig Millionen Deutſcher in Einer Staatsverfaſſung geeinigt wurden und Napoleon III das kaiſerliche Frankreich vor einer großen Erhebung deutſcher Staatskraft zu ſchützen ſuchte. Als Mathy geboren wurde, gab es im größten Theile Deutſchlands noch keinen andern Patriotismus als den untilgbaren, welcher aus der Beſonderheit des Gemüthes, der Sprache, der Literatur heraufſteigt; als er ſtarb, wurde das neue Sinnbild nationalen Selbſtgefühls, die Bundesflagge von jedem fremden Culturvolk der Erde an den Maſten deutſcher Schiffe und deutſcher Conſulate achtungsvoll begrüßt. Im Jahr 1807 war ſein Heimatſtaat ein ſchwaches Gemenge von zerſtörten Trümmerſtücken des deutſchen Reiches unter franzöſiſcher Oberhoheit und badiſche Landsleute kämpften mit den Franzoſen gegen Deutſche; im Jahr 1868 war durch ſeine Geſchäftsführung das badiſche Heer eng mit dem norddeutſchen verbunden und er ſelbſt als badiſcher Miniſter der entſchiedenſte Vorkämpfer der nationalen Partei an der Südgrenze Deutſchlands. Im Jahr 1807 war ſeine Vaterſtadt

Mannheim neun Tagereiſen von Hamburg oder Berlin entfernt, als er ſtarb, war die Entfernung für Reiſende auf eine ſtarke Tagefahrt, für eilige Briefe auf wenige Zeitminuten verkürzt. Im Jahr 1807 gab es nur ſehr wenige Zeitungen im Lande, welche jeden Wochentag erſchienen, und jedes gedruckte Wort derſelben mußte von der Polizei genehmigt ſein, in dem vielgetheilten und zerriſſenen Gebiet des alten Reiches erhoben ſich zahlloſe Schlagbäume und Steuerwachen; die Deutſchen waren ein armes Volk mit enger Häuslichkeit und knappem Leben, ſchwerfällig und langſam bewegten ſich Geld und Waaren aus einer Hand in die andere; als er ſtarb, hatte die Cenſur aufgehört und an hundert große Zeitungen wurden einmal, ja zweimal täglich verſandt, achtunddreißig Millionen thätiger Menſchen lebten durch ein großes Zollgebiet verbunden, der deutſche Gewerbſleiß war auf dem Weltmarkt ein gefürchteter Nebenbuhler des engliſchen geworden, und in allen Welttheilen galt das Geſchäft deutſcher Banken und deutſcher Handlungshäuſer für beſonders ſtrebſam, zuverläſſig und eroberungsluſtig.

Die ſechzig Jahre ſeines Erdenlebens umſchließen das Aufſteigen der deutſchen Volkskraft aus Verarmung und politiſchem Elend zu verhältnißmäßigem Wohlſtand und zu einer Großmacht. Es war eine Zeit harter Arbeit, mühſamen Ringens, vergeblicher Anläufe und doch eines ſtillen unaufhaltſamen Wachsthums, und wir dürfen annehmen, daß dieſe Periode deutſcher Kräftigung auch ſpäteren Geſchlechtern für eine ſehr denkwürdige gelten wird. Wie ſich in ihr ein einzelnes Menſchenleben darſtellt, ſoll hier gezeigt werden. Es iſt das Leben eines Süddeutſchen, welcher bei ſeiner Geburt keine Heimat fand, deren Geſchichte ihm patriotiſchen Stolz oder auch nur patriotiſche Trauer möglich machte. Wie einen geſcheidten, warmherzigen Deutſchen der rheiniſchen Pfalz Sehnſucht, Verſtändniß und Kampffreude für die Zukunft des deutſchen Staates umhertrieb und erhob, das erſcheint uns als beſonders lehrreich.

Aber ſeine Schickſale ſollen ihm auch perſönlichen Antheil erwerben. Denn ungewöhnlich reich an Ereigniſſen, an Wechſel des Ortes und der Thätigkeit iſt ſein Leben, und ſchon die Größe und Mannigfaltigkeit der Intereſſen, welche er umfaßte, würden eine ausgeführte Lebensbeſchreibung lohnend machen. Endlich hat ſeine Arbeit für unſere Nation noch eine beſondere Bedeutung. Von dem Jahre 1830 bis zur Gegenwart hat er als Schriftſteller, Volkslehrer, Abgeordneter, Leiter großer Geſchäfte und als Staatsmann ſeine Kraft für Andere gerade immer in den Thätigkeiten verwerthet, welche nach dem Zuge der Zeit obenan ſtanden.

So vermag eine Erzählung ſeiner Erlebniſſe vielleicht zu zeigen, wie ſich an einem einzelnen Mann der große Bildungsfortſchritt der letzten vierzig Jahre vollzog, von dem erſten unſicheren Ringen nach deutſcher Einheit bis in die Jahre ihrer politiſchen Durchführung. Sehr gering iſt die Zahl Derer, welchen vergönnt war, dieſe aufreibenden Wandlungen im Einvernehmen mit den beſten Zeitforderungen durchzuleben; unter Allen, welche von 1830 bis zur Gegenwart in politiſcher Thätigkeit gedauert haben, iſt kaum einer, der ſo hingebend, ſo mühevoll, ſo kriegeriſch und in ſo unſicherer Stellung alle Kämpfe durchgefochten und zu ſo ſicherer Freiheit in ihnen gewachſen iſt, wie er. —

1.

Der Vater.

Der deutſche Name Mathy — bei Ulrich von Lichtenſtein um 1230 Mathie geſchrieben — iſt ſchwerlich aus dem bibliſchen Namen Matthias verkürzt, ſondern burgundiſche Nebenform des althochdeutſchen Namens Mato; er wurde ſeit dem vierzehnten Jahrhundert Geſchlechtsname rittermäßiger und bürgerlicher Familien in Rheinfranken und Lothringen, von da bis in das Ordensland Preußen getragen.

Der Großvater Peter Mathy zog aus dem Naſſauiſchen im Jahr 1748 nach dem kurpfälziſchen Brey bei Boppard, kaufte dort die Mühle, welche noch jetzt im Beſitz eines Enkels iſt, dazu einige Acker Land; er hielt im Stalle Ochs und Kuh, im Garten Bienenſtöcke, die er mit beſonderer Sorgfalt pflegte, und half in der Umgegend als „Mühlarzt" bei Bau und Beſſerung von Waſſermühlen. Von ſeiner zweiten Frau, Anna Margareta Noll, wurde ihm nach anderen Kindern am 10. Februar 1755 der Vater Karl Mathy's, Johann Arnold, geboren.*)

Arnold, als Kind kränklich, von ſchwachem Körper und guten Geiſtesgaben, wurde durch den Vater für die Kirche beſtimmt, erhielt von dem katholiſchen Pfarrer zu Niederſpay den erſten lateiniſchen Unterricht, dann Aufnahme in die lateiniſche Jeſuitenſchule zu Boppard. Der Knabe arbeitete ſich mühſam durch harte Behandlung, Entbehrung und Krankheit bis zur oberſten Klaſſe, und ging aus dieſer als Alumnus der Jeſuiten nach Heidelberg, der Univerſität von Kurpfalz, dort Theologie zu ſtudiren. Er war achtzehn Jahre alt, als der Jeſuitenorden aufgehoben wurde; wie weit er dem Orden bereits verpflichtet war, wiſſen wir nicht und ebenſo wenig von ſeinen Gedanken in jenen Jahren. Nur ein bezeichnender Zug iſt überliefert. Es war Brauch der Jeſuiten, zur Faſtenzeit den Streit zwiſchen Jeſus und dem Teufel durch zwei junge Kleriker ſo ausfechten zu laſſen, daß die Beiden in der Kirche gegeneinander als Sachwalter das Recht ihrer Partei vertraten, dabei wurde zur Erbauung einer andächtigen Gemeinde der Teufel in ſeiner greulichen Nichtswürdigkeit deutlich abgeſchildert und durch kräftige Worte glorreich überwunden. Hier war es nun beſondere Freude für Arnold Mathy, den Sachwalter des Teufels zu machen und die dramatiſche Wirkung des heiligen Streithandels dadurch in Zweifel zu ſtellen, daß er ſich nicht überwinden ließ, ſondern zum höchſten Ergötzen der Zuhörer ſeinen Gegner durch teufliſche Gründe in Bedrängniß brachte.

---

*) In der erſten Auflage ſtand 1754 nach Angabe der Familie. Das Taufbuch der Kirche von Niederſpay hat bei dieſen Jahren eine Lücke, Karl Mathy verzeichnet in einer nachträglich aufgefundenen Notiz 1755 als Geburtsjahr des Vaters.

Der Aufenthalt in Heidelberg wurde für ihn trotz der Macht, welche die Jeſuitenpartei über die Univerſität behauptete, die große Zeit innerer Befreiung, dort lernte er die deutſchen Dichter der Gegenwart kennen, Bücher proteſtantiſcher Gelehrten, und was für ſeine Zukunft entſcheidend war, die Philoſophie Kant's.

Nach den Studienjahren lebte er eine glückliche Zeit als Hofmeiſter im Haus eines Grafen von Helmſtädt. Auch die franzöſiſchen Schriftſteller der Aufklärungszeit, Voltaire und Rouſſeau wurden ihm nahe gerückt und er ſelbſt gewöhnte ſich in den Anſchauungen und Umgangsformen anſpruchsvoller Kreiſe zu verkehren.

Damals erſchien es möglich, daß die katholiſche Kirche in Deutſchland von der Gewalt neuer nationaler Ideen ergriffen und durch die Geiſtlichen ſelbſt nach dem Bedürfniß des deutſchen Gemüthes fortgebildet werden würde: deutſche Kirchenfürſten, welche ſich durch deutſche und franzöſiſche Aufklärung erhoben fühlten, die Weltgeiſtlichen in heftiger Erbitterung gegen Jeſuiten und Mönchsorden; in der deutſchen Literatur eine jugendliche Kraft, welcher ſchwer zu widerſtehen war, ein neues Evangelium der Freiheit, der Schönheit und des geiſtigen Adels durch Dichter und Gelehrte, durch warmherzige Menſchenfreunde und einſichtige Staatslenker verkündet. Alle Begeiſterung der Jugend, Scharfſinn der Denker und ehrliches Gewiſſen des Volkes rangen einmüthig gegen die alte unmenſchliche Idee der alleinſeligmachenden Kirche. Faſt ein Menſchenalter hindurch ſchwankte die deutſche Geiſtlichkeit zwiſchen der Autorität des römiſchen Papſtes und der Autorität der deutſchen Cultur, die Muthigſten forderten laut umfaſſende Verbeſſerungen, die große Zahl der Vorſichtigen murmelte leiſe und ließ die Beichtkinder ohne Widerſtreben dem Zuge der Zeit folgen, die Wohlmeinenden ſuchten zu vermitteln zwiſchen Wiſſenſchaft und Kirchenlehre, zwiſchen modernem Staat und Papſtthum. Bis ſie zuletzt alle durch das dräuende Antlitz, welches ihnen die wiedererſtarkte römiſche Kirche zuwandte und durch die klägliche Ohnmacht der weltlichen Regierungen, welche für fürſtlichen Hausvortheil Hilfe bei Rom ſuchten, eingeſchüchtert, geknechtet oder zum Austritt gezwungen wurden. Seitdem iſt die ultramontane Kirche Roms von dem deutſchen Geiſtesleben durch einen Abgrund geſchieden, ſo breit und tief, daß kein Gebet frommer Gläubigen und keine Kunſt vorſichtiger Staatsmänner eine Brücke zu zimmern vermag. Und Viele betrauern, daß innerhalb der katholiſchen Kirche die Forderungen des deutſchen Gewiſſens für immer zum Schweigen gebracht ſeien. Die ſo meinen, mögen ſich irren.

Die Jeſuiten ſelbſt gaben nach 1773 die Hoffnung einer großen Wiederherſtellung niemals auf, ſie ſtellten ſich ſeitdem in der Mehrzahl als Weltgeiſtliche dar und arbeiteten insgeheim durch andere mönchiſche Genoſſenſchaften Einfluß auf die Regierungen, auf die Güter der Kirche und auf die hohe Geiſtlichkeit, Erzbiſchöfe und Kardinäle, zu gewinnen. Sie hatten zu ihrer Zeit in Heidelberg die lateiniſche Schule mit dem Convict geleitet, an der Univerſität die theologiſche und juriſtiſche Facultät beherrſcht, in der philoſophiſchen Einfluß geübt. Nach ihrem Sturz wurde die lateiniſche Schule katholiſchen Weltgeiſtlichen übergeben, welche ſchlecht und recht, mit ehrlichem Willen und unſicherer Vorbildung ihre Pflicht als Lehrer thaten. Aber Kurfürſt Karl Theodor ließ ſich durch frühere Jeſuiten beſtimmen, den geſammten Unterricht an den lateiniſchen Schulen der Pfalz den Lazariſten, einer franzöſiſchen Congregation für innere Miſſion anzuvertrauen. Die Fremden kamen im Sommer 1782 über die Grenze. In Wahrheit Mönche, und trotz der menſchenfreundlichen Vorſchriften ihres Stifters, des heiligen Vincent de Paul, damals im Dienſt der kriegeriſchen Jeſuiten; die Mitglieder gelobten Armuth, Keuſchheit, Gehorſam und Jugenderziehung, ihre Verfaſſung trug der neuen Zeit nur dadurch Rechnung, daß ſie den Austritt aus dem Orden ein wenig leichter machte als die alten Mönchsregeln. Ohne Freude ſah man in Heidelberg die neuen Jugendlehrer einziehen in weißem ſteifem Halskragen, dem hohen zugeſpitzten Biret und einem langen ſchwarzen Rock, der oben Soutane und unten Mönchskutte war. Da Zahl und Sprachkenntniß der Fremden nicht ausreichte, ſämmtliche Lehrerſtellen zu beſetzen, ſo mußte die Congregation doch eine Anzahl deutſcher Weltgeiſtlicher zu Hülfe nehmen. Unter dieſen war Arnold Mathy. Er trat 1783 als Lehrer in den Karlsconvict, vielleicht deshalb gewählt, weil er Zögling der Jeſuiten geweſen war. Aber die neue Leitung wollte den lateiniſchen Schulen der Pfalz durchaus nicht gedeihen. Franzöſiſche und deutſche Lehrer vertrugen ſich ſchlecht; die Franzoſen wurden bald als lüderliche und gewiſſenloſe Vorſteher übel beleumdet, ſie unterhielten ärgerliche Verbindungen mit Frauen und Mädchen der Stadt, ſie vergeudeten frevelhaft die guten Stiftsweine von Neuſtadt und Ingelheim, ſie feierten ausſchweifende Trinkgelage, ſie flohen plötzlich einmal mit großen gefüllten Silberkoffern über die franzöſiſche Grenze. Uebel ging es auch mit dem Unterricht, die Zucht fehlte und das Wiſſen war kläglich, ihre Prüfungen wurden, wie einſt bei den Jeſuiten, Spiegelfechtereien mit eingelernten Fragen und Antworten. Hauptſache waren die theatraliſchen Vorſtellungen der Faſchingszeit, womit ſie die Laienwelt blendeten, aber bei Proben und Aufführungen wurde Arges verübt, junge Baſen wurden in den Convict geſchmuggelt und ganze Nächte wurden außerhalb der Clauſur durchſchwärmt; an einer Faſtnacht ſchweiften Lehrer und Schüler weintrunken in großem Zuge durch die Stadt, der Profeſſor der Philoſophie, Zimmermann, damals Lazariſt, paukte auf großer Trommel vor. So waren die Wölfe im Schafskleide längſt erkannt, als im Jahr 1786 die Univerſität ihr vierhundertjähriges Jubiläum feierte. Da erwieſen die Fremden aufs Neue unerträglichen Dünkel. Jeder von ihnen wollte zum Doctor der Theologie promovirt ſein, und die Facultät war auch ſehr bereitwillig ihnen zu dienen, aber mehre Franzoſen hielten es gar nicht einmal für nöthig, überhaupt im Promotionsſaal zu erſcheinen, theils wegen Erbärmlichkeit ihres Latein, theils aus angeborener Unordnung. Arnold Mathy, der damals auch Doctor der Theologie wurde, kränkte ſich ſehr über dieſen Schimpf, den die Fremden dem deutſchen Gelehrtenſtand anthaten. In demſelben Jahre ſtarb zu Boppard ſein Vater, der noch erlebt hatte, den Sohn in der höchſten Gelehrtenwürde ſeiner Kirche zu ſehen. Der Sohn hing mit inniger Liebe an der Heimat, und es iſt wol möglich, daß die Rückſicht auf die Herzenswünſche der Seinen ihn bewogen hatte, bis dahin die Widerwärtigkeit ſeiner Stellung duldend zu ertragen.

Als nun gar die franzöſiſche Revolution ganze Schaaren von Geiſtlichen über die Grenze trieb, wurden dieſe von den Lazariſten mit offenen Armen empfangen und recht ſchamlos im Convict wie in einem großen Gaſthofe unterhalten, die Gäſte erhielten die Betten der Schüler, auf ſie wurde das ganze Koſtgeld der Alumnen verwandt, die kranken Schüler wurden in naſſe Kammern gelegt, die geneſenden wochenlang mit weißen Rüben und Stockfiſch genährt, während die Fremden alles Gute ſchmauſten; die Leichtfertigkeit und Unſitte wurden unerträglich. Den Lazariſten aber erſchienen die deutſchen Lehrer jetzt läſtig und entbehrlich. Die Kritik und wahrſcheinlich die Unbotmäßigkeit der Deutſchen erregte Abneigung und Rachſucht, und mehre unter ihnen ſtanden im Verdacht nicht rechtgläubig zu ſein, denn ſie waren den beſſeren Lehrern der Univerſität eng befreundet. Arnold Mathy zumal war den Franzoſen eine ungemüthliche Erſcheinung. Er war ein ernſter und ſtrenger Mann, von unbeugſamem Wahrheitsſinn und reinen Sitten. Und er war im Geheimen Kantianer. Dieſe Lehre war ihm das beſte Beſitzthum ſeines Lebens, ſie war durch lange Seelenkämpfe, durch herznagende Zweifel erworben, ſie gab ihm feſten Halt und ſtille Ueberlegenheit über ſeine Umgebung; mit Verachtung ſah er auf die geiſtloſen Geſellen, unter denen er lehrte, den gleißenden Schein ihrer Lehre betrachtete er mit einem Widerwillen, den er nicht immer verbergen konnte. Er beſaß eine ungewöhnliche Gewalt der Sprache, eine klangvolle Stimme und viele Neigung zu den Feinheiten eines gelehrten Wortgefechts. Aber er hatte als armer Knabe, als armer Student und Lehrer ſich lange dem Willen Solcher fügen müſſen, die er mißachtete, er hatte ſelbſt unter Ordenszucht geſtanden und hatte ſchweigend mit geſenktem Haupt, niedergeſchlagenen Augen und eingeknicktem Knie manchen Kirchenbrauch üben müſſen, den er für ſinnlos und unchriſtlich hielt. Er war noch jetzt in der Lage, die Gedanken freier Wiſſenſchaft, die Sprache warmer Empfindung und die zürnende Kritik in Pfaffenweiſe bändigen zu müſſen. In dieſem Daſein der Unfreiheit und erzwungener Vorſicht war ihm ein herbes überlegenes Lächeln gekommen, Freude an ironiſchem Ausdruck des unterdrückten Zorns und eine halb ſtrenge, halb launige Beurtheilung menſchlicher Schwächen, welche in jener Zeit die ſatiriſche hieß und eine ſehr gefürchtete Eigenheit kräftiger Naturen war, wenn ſie gegen den übermächtigen Zwang einer geiſtloſen Umgebung ankämpften. Dem Satiriker wußten die gekränkten Amtsgenoſſen ſeinen Lehrerberuf durch zahlloſe Nadelſtiche zu verleiden, die er in dem engen Zuſammenleben des Convicts, welches Reizbarkeit und kleinliche Empfindlichkeit obenein ſteigerte, täglich empfand bei Speiſe, Trank und in den geringen Bequemlichkeiten ſeiner Lage. Deshalb ſchied er im Jahr 1789 aus dem Convict, indem er einen Ruf als Pfarrer der katholiſchen Kirche zu Mannheim annahm. Dort machte ihn ſeine Rednergabe zu einem geſuchten und viel beſprochenen Prediger. Freilich wurde auch der Anſtoß, den er der römiſchen Partei gab, weit ruchbarer, und ihr Haß lauter.

Der katholiſche Zeitgenoſſe von Herder und Lafontaine empfand bei der Predigt eines gebildeten Geiſtlichen eine ungewöhnliche Erbauung. Uns wird ſchwer, die Lebhaftigkeit der Gefühle zu verſtehen, welche dem Hörer damals aufgeregt wurden. In der alten Kirche war die Predigt nur während der Faſtenzeit von einiger Bedeutung. Dann ſchrie der Mönch in den hergebrachten Formeln von dem bittern Leiden und Sterben, er erzählte und ſtellte in den verſchiedenen Abtheilungen der Rede dar, wie dem Erlöſer die Beine gebrochen worden, wie er Blut ſchwitzte und wie der Schweiß an dem Tüchlein haftete; es war wüſter mittelalterlicher Kram, verletzend für den Geſchmack, ja auch für die ſittlichen Empfindungen des Chriſten, der über Werthers Leiden geweint und Leſſing's Nathan mit Staunen geleſen hatte. Der aufgeklärte Prieſter aber gab den Gläubigen an heiliger Stätte die ungewohnte Koſt erhabener Gedanken und neuer Ideen.

Denn ſeit die Pflicht des Menſchen gegen den Staat durch die Philoſophie ſo hoch geſtellt und das Wort Bürger zu einem Ehrennamen erhoben war, ſchilderte der Prediger auch Chriſtus als guten Bürger, und er fand wirklich in dem heiligen Leben alle Tugenden, welche der deutſche Zeitgenoſſe am höchſten ſchätzen mußte: Arbeitſamkeit, Wohlthätigkeit, Gehorſam gegen Landesgeſetze, Aufopferung für das allgemeine Beſte, liebevolle Duldſamkeit gegen Andersgläubige, ja ſogar „vernünftiges Streben nach zeitlichen Gütern“. Wenn damals ſolche Lehre von den Lippen eines geachteten Geiſtlichen klangvoll um die Pfeiler der katholiſchen Kirche ſchwebte, dann ballte der Zelot die Fauſt und ſuchte vor der Kirchthür nach Steinen, um den neuen Baalsprieſter zu werfen, und gebildete Hörer ſanken einander auf dem Kirchhof in die Arme und weinten heiße Thränen der Rührung und Erhebung über die hohen Gefühle, die ihnen aufgegangen waren. Das war die Empfänglichkeit eines weichen, zartnervigen Geſchlechts, welchem die Sehnſucht nach Kraft, Adel und Schönheit in ſeinem engen Leben wirthſchaftete. Hätte Arnold Mathy ſich nur begnügt in ſolcher Weiſe auf das Gemüth zu wirken, er würde bei ſeiner ungemeinen Rednergabe lange Andere begeiſtert und vielleicht in ſeinem Amte gedauert haben. Aber er war im Grunde ein kampfluſtiger Mann, dem es immer hart angekommen war zu dämpfen was in ihm arbeitete, und er war ein peinlich gewiſſenhafter Mann, der zeither als eine ſchwere Laſt getragen hatte, daß er nicht die volle Wahrheit ſagen durfte. Darum begann er in den Faſtenpredigten der Jahre 1792 und 1793 eine mannhafte Fehde gegen ſeinen alten Clienten, den Teufel, und gegen ſeine alten Quäler, die Mönche mit und ohne Strumpf; und er wies von der Kanzel und durch Druckſchriften zum Entſetzen der Altgläubigen nach, daß der Fliegengott nur eine Erfindung alter und neuer Pfaffen ſei, um die Menſchheit zu knechten, und daß die ganze Möncherei nur dazu diene, die Welt im Aberglauben zu erhalten. Auch das war noch nicht das Aergſte. In ſeinem Eifer gegen die ſchlechten franzöſiſchen Geiſtlichen ſchrieb er ein bedenkliches Buch: „Die franzöſiſchen Pädagogen in Deutſchland oder die Geſchichte des Lazarismus in der Pfalz. Bethania, im Verlag des heiligen Lazarus. 1793.“ Darin beſchrieb er wahrheitsgemäß und ſehr eingehend die ſchlechte Wirthſchaft der fremden Jugenderzieher, ihre Unwiſſenheit, ihre jeſuitiſche Lehrweiſe, ihre untreue Verwaltung der Stiftungen und ſchilderte die einzelnen Charaktere mit einer Schärfe, welche für die Getroffenen keineswegs ſchmeichelhaft war. Er verſchwieg zwar ſeinen Namen, aber die genaue Kenntniß des vergeudeten Weins, der ſchlechten Koſt im Convict, der ſchnöden Behandlung deutſcher Lehrer mußte ſeine Perſon den Gegnern ſo deutlich machen als hätte er ſein Bild auf den Titel geſetzt; und obgleich er am Schluß der Einleitung ſeinem ehrlichen Gewiſſen die ehrfurchtsvolle Redewendung abnöthigte: „wenn der edle Karl Theodor den Inhalt meines Buches erfährt, dann iſt der fürchterliche Koloß des Lazarismus geſtürzt, dann iſt das Vaterland gerettet“ — ſo erwies ſich dieſe Annahme doch als unbegründet, der Kurfürſt ſtürzte den Koloß nicht; gegen den Schreiber erhob ſich die ganze Geſellſchaft der alten Jeſuiten und der eingewanderten Pfaffen, und machte ihm ſeine geiſtliche Stellung durch Hetzereien bei der Regierung und beim Volke unerträglich.

Zu dem äußeren Zwiſt kam ein innerer. Während er nicht unterlaſſen konnte, ernſte und ſatiriſche Ausfälle auf die Gegner zu machen, wurde ihm ſelbſt durch die Gedanken, welche ihm dabei kamen, das geſammte Pfaffenthum und das ganze Weſen der römiſchen Kirche fremder und feindſeliger. Er gab ſeine Pfarrſtelle auf, zog ſein Prieſterkleid aus und wurde Proteſtant. — In der großen Bewegung jener Jahre machte ſolche Wandlung des Einzelnen wenig Aufſehen.

Als Privatlehrer hatte er ſeine glücklichſten Jahre verlebt, auch an der lateiniſchen Schule hatten Unterricht und

Sorge um die Jugend ihm Selbſtgefühl gegeben, jetzt errichtete er um 1800 in Mannheim eine Privatlehranſtalt, der er bis 1807 vorſtand. In dieſem Jahr wurde er von der Landesregierung des neuen Staates Baden als Profeſſor an dem neuerrichteten Lyceum zu Mannheim angeſtellt, wo er Mathematik und Latein lehrte. Das Jahr vorher hatte der einundfunfzigjährige Mann ſich mit Anna Mariane Jörg verheiratet. Seine Frau gebar ihm fünf Söhne und zwei Töchter. Der älteſte Sohn war Karl.

Arnold Mathy lehrte noch etwa neun Jahr am Lyceum, dann ließ er ſich wegen Kränklichkeit in Ruheſtand verſetzen; vielleicht auch deshalb, weil dem gewiſſenhaften Mann die neue Lehrweiſe und der ſyſtematiſche Unterricht eines jüngeren Geſchlechts unbequem wurde. Ihm war der beſte Theil ſeines Wiſſens nicht in der Zucht der Schule und dem planvollen Vortrage akademiſcher Lehrer, ſondern in den Mannesjahren durch Leſen und Denken gekommen. Es war eine rührende Ehrlichkeit, daß er, der ſechzigjährige Mann, ſeine Schüler in der Mathematik bisweilen zu einem jüngeren Amtsgenoſſen ſchickte und dieſen durch den Mund des Knaben erſuchen ließ, die Löſung einer Aufgabe anzugeben, weil er damit nicht fertig werden könne. Er arbeitete unabläſſig an ſich ſelbſt durch fleißiges Leſen und prüfende Beobachtung ſeiner Gedanken und Thaten, aber es ſcheint, daß dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit ihn als Lehrer einer Klaſſe zu ſtrenge und zu ſorglich in Einzelheiten gemacht, und ihm die beängſtigende Empfindung gegeben hat, daß er ſeine Schüler nicht genug fördere. — Aber auch die letzten zehn Jahre ſeines Lebens nach ſeinem Rücktritt vom öffentlichen Lehramt gab er emſig Privatunterricht.

Es war ſein Schickſal geweſen, auf der Höhe des Mannesalters mit Vielem aus ſeiner Vergangenheit zu brechen und ſeinem Gewiſſen dadurch zu genügen, daß er in ſcharfem Widerſpruch zu alten Verhältniſſen, die ihm unwahr geworden, einen neuen Kreis von Pflichten ſuchte; er mußte die Mannesfreude entbehren in dieſem neuen Daſein zu einer großen Wirkſamkeit zu kommen, die ihn völlig befriedigte. Dafür gab ihm der gute Geiſt ſeines Lebens wie zur Entſchädigung noch in höherem Alter das deutſche Glück eines eigenen Haushalts, die hingebende Liebe einer guten Frau und das ſorgloſe Lachen der Kinder. Viel Lebenskraft hatte er in dauerloſen Verhältniſſen verwendet, aus harten Prüfungen hatte er ſich ein gutes Gewiſſen und den Stolz eines freien Mannes gerettet. Seine Erfahrungen hatten ihn nicht mild gegen die Schwächen Anderer gemacht, aber am ſtrengſten gegen ſich ſelbſt, zu der ironiſchen Betrachtung fremder Verkehrtheiten war ihm bei Gattin und Kindern auch das Behagen eines deutſchen Hausvaters gekommen, aus dem Widerwillen gegen die franzöſiſchen Abenteurer war eine kräftige deutſche Vaterlandsliebe erwachſen, in dem Streit gegen die Jeſuiten und Mönche war er zu einem entſchloſſenen Denker geworden, dem höher als alle Autorität ſtand ſich ſelbſt in Wort und Werk Genüge zu thun; ſein Leben war beſcheidene Arbeit geweſen vom Morgen bis zum Abend. Von dieſem Allen ging auf ſeinen Sohn über.

2.

Im Vaterhauſe.

Am 17. März 1807 wurde Karl Friedrich Wilhelm Mathy geboren, die Mutter dachte oft daran, daß der erſte Tag ſeines Lebens ein rauher Sturmtag des kommenden Frühlings geweſen war. Er war ein gar kleines Kind und ließ längere Zeit zweifelhaft, ob er im Erdenlichte ausdauern wolle. Denn er bewies von dem erſten Tage ſeinen Eigenwillen dadurch, daß er laut gegen die herkömmliche Nahrung aller Säuglinge ankämpfte. Und er mußte zuletzt nach dem Rathe eines klugen Arztes wie ein Heldenkind der Sage durch zarte Brühe aus den Schenkeln geopferter Kälber ernährt werden. Dabei erhielt er ſich, er blieb mehre Jahre von Körper ſchwach, doch der Geiſt entwickelte ſchnell zur Freude der Eltern ungewöhnliche Fähigkeiten. Die Mutter Karls, eine warmherzige, verſtändige Frau, weit jünger als der Gatte, hing mit Ehrfurcht und demüthiger Liebe an ihrem Profeſſor. Dieſer war die Sonne des Hauſes und unumſchränkter Gebieter. Ihm war Stolz und Glück, das Beſte, was er wußte, lehrhaft in die Seelen ſeiner Kinder zu ſenken. Er nöthigte den Sohn ſchon in deſſen früher Kindheit zu ernſtem Lernen. Und wie er ſelbſt als Philoſoph alle Entbehrungen gering achtete, gewöhnte er auch die Seinen an Enthaltſamkeit, „je weniger Bedürfniſſe, deſto freier iſt der Mann", pflegte er zu ſagen. Der Vater erhielt ſein Hausweſen durch angeſtrengte Thätigkeit, ſein Gehalt war ſogar nach damaligen Verhältniſſen beſcheiden, dazu eine Familie, die ſich raſch vergrößerte, ſo gab er neben den Lehrſtunden im Lyceum faſt den ganzen Tag Privatunterricht. Aber wenn er in die Kinderſtube trat und den Kleinen mit der Frage: „wer war heut brav?“ die Hand entgegenſtreckte, dann ging ihm bei ihren Fragen und Forderungen das Herz auf, er ſetzte ſich unter ſie und begann ſehr ſchön zu erzählen, am liebſten die großen Geſchichten aus dem Alterthum, aber auch Selbſterfundenes. Wenn die Kinder dann, worauf er eifrig hielt, das Gehörte nacherzählten, dann war der, welcher am genaueſten, ausführlichſten und anſchaulichſten zu berichten wußte, immer der älteſte Knabe Karl. Auch auf Spaziergängen führte der Vater ſeine Kleinen pädagogiſch in die Natur ein, er wies ihnen Thiere und Pflanzen und berichtete herrlich über Himmel und Erde. Sehr früh hat der Sohn ſich ein kleines Herbarium angelegt, und ſchon damals muß der Naturſinn erwacht ſein, der in ihm ſtets ſehr lebendig war.

In das Stillleben des kleinen Haushalts drang der Kriegslärm der deutſchen Kämpfe gegen Napoleon, Karl war ſechs Jahre alt, als die Heere der Verbündeten an den Oberrhein ſtießen; auch in Mannheim nahmen die Durchzüge fremder Truppen kein Ende, und es war zuweilen mehr Einquartierung als man verſorgen konnte. Im Hauſe des Profeſſor Mathy theilte man willig mit, er gehörte zu den Süddeutſchen, welche die volle Größe des Kampfes patriotiſch empfanden. Mehr als einmal wurde das Mittageſſen unberührt vom Tiſch genommen und den hungernden Soldaten, welche gerade eintraten, vorgeſetzt. Auch der kleine Karl hatte ſeinen Theil an der fröhlichen Aufregung, mit welcher die Knaben der Stadt auf die fremden Befreier blickten, deren Sprache ſie nicht verſtanden. Denn — wohl zu merken — die Feinde der Franzoſen, welche in Mannheim raſteten, waren meiſt Ruſſen und die erſte warme Theilnahme des Knaben an dem Geſchicke der Nation war neugieriges Intereſſe für die Fremden, welche eben noch Feinde des eigenen Landesherrn geweſen waren. Auch der Vater wurde von der militäriſchen Wißbegierde ergriffen. An beiden Ufern des Rheins waren im Winter des Jahres 1813 Schanzen erbaut, die Artillerie der Verbündeten und Franzoſen eröffnete über den Strom ihr Feuer. Da nahm der Vater ſeinen Sohn Karl an der Hand und führte ihn hinaus zum Rhein, damit er ſelbſt ſchaue, wie es beim Kanonenkampf zugehe. Sie waren beide in ſorgloſer Betrachtung des kriegeriſchen Weſens dahin gewandelt, während die Kugeln über ihnen flogen. Da fragte der Kleine: „was iſt das, Vater, das oben in der Luft ſo ziſcht?“ „Das ſind Kugeln, mein Sohn“, entgegnete der Profeſſor bedächtig, fand es aber doch gerathen, den Heimweg anzutreten.

Nicht immer gelang dem Knaben ſo glücklich kriegeriſchen Angriffen zu entgehen. Zwar die erſte Kriegsthat gegen ihn wurde nur von einem Pfau verübt, aber er war damals noch ein ſehr kleiner Kerl; der Pfau flog ihm zornig auf den Rücken und hackte ihn in das Geſicht; der Vater hatte Mühe, das wüthende Thier zu entfernen und der Kleine behielt lange ein Zeichen über den Augen. Dann aber geſchah es, als ruſſiſche Reiterei durch die Straßen Mannheims zog, und Vater und Sohn der Heerfahrt zuſahen, daß beide im Gewühl an eine Mauer gedrängt wurden und Karl von einem Pferde einen ſtarken Hufſchlag gegen die Bruſt erhielt. Der Vater trug den Bewußtloſen auf ſeinen Armen nach Hauſe und der Kleine litt lange an den Folgen des Schlages. Und kurz darauf ſchleuderte ihm ein anderer Knabe eine Kartätſchenkugel, welche als Kriegsbeute aus dem Boden gegraben war, gegen die Stirn. Die Verletzung war gefährlich und eine ſchmerzhafte Operation nöthig. Während die Aerzte mit Meſſer und Sonde an dem Kopf des Knaben beſchäftigt waren, lag die Mutter in der Küche auf den Knien, der tapfere Karl gab keinen Schmerzenslaut von ſich. Die Wunde heilte glücklich, aber dieſe Narbe auf der Stirn hat ſich nie ganz verloren.

Als älteſtes Kind im Hauſe wurde Karl bald der beſcheidene Vertraute bei Gedanken und Sorgen der Eltern, denn es iſt das Vorrecht des erſten Kindes, daß es den Eltern am rührendſten die eigene Kinderzeit lebendig macht und die Poeſie der Ehe am reichlichſten ſpendet, nud es empfängt darum als Ausſtattung wieder den völligſten Antheil an den Gedanken der Eltern. Auch Karl erhielt früh das feine Verſtändniß für Stimmungen und Gemüth ſeiner Umgebung, den ſorglichen Familienſinn, der alle Angehörigen bedenkt, und eine ernſte Bedächtigkeit, welche ihn zum erziehenden Helfer der jüngeren Geſchwiſter machte. Er hatte ein liebevolles Herz, ſorgte mehr um die Anderen als um ſich ſelbſt, und ſchenkte gern ſein Spielzeug und Vesperbrot an die, welche ſehnſüchtig darauf ſahen. Als er einſt mit dem Vater einen andern Profeſſor des Lyceums beſuchte, dieſer ſich an den treffenden Antworten des Kindes erfreute und ihm zuletzt einen ſchönen Apfel gab, da nahm Karl den Apfel, betrachtete ihn mit ſtrahlenden Augen und ſprach: „Ja, danke, aber der iſt für meine Schweſter Auguſte.“ „Ha“, rief der Freund, „du mußt doch auch einen haben.“ Karl nahm auch den zweiten Apfel und ſprach wieder bedächtig: „Ja, der iſt für meinen Bruder Adolf.“ Und erſt als die Geſchwiſter ſämmtlich verſorgt waren, behielt er eine erfreuliche Frucht für ſich.

Von dem Vater überkam der Knabe die Gewohnheit in früher Morgenſtunde an die Arbeit zu gehen, einen regelmäßigen dauerhaften Fleiß und ſaubere Ordnung in Büchern und Heften. Er allein von ſeinen Geſchwiſtern wurde ſchon mit jungen Jahren in die Geheimniſſe des Schachſpiels eingeführt, das der Vater ſehr liebte. Und wenn der Knabe dem alten Herrn ſinnend gegenüberſaß und die Figuren richtig ſetzte, dann ſtanden die jüngeren Geſchwiſter ſchweigend mit großen Augen daneben und betrachteten achtungsvoll den Bruder, welcher dem Vater die Bauern wegzunehmen wagte.

Es war natürlich, daß Karl am meiſten von den großen

Ideen des Vaters und von ſeinen Lieblingsgedanken aufnahm. Denn auch Eltern lernen erſt allmählich mit den jungen Seelen ihrer Kinder ſchonend und in unſchuldiger Diplomatie verkehren. Manch kühnes Wort des Vaters über die Macht des Himmels und die Mächte der Erde fiel zündend in die Seele des Knaben, helle Strahlen der Kantiſchen Philoſophie und ſcharfe Urtheile über die Thorheiten irdiſcher Machthaber und dergleichen vertrauliche Bekenntniſſe richteten frühzeitig die Gedanken des Sohnes.

Als Karl elf Jahre alt war, machte ihn der Vater zu ſeinem Gefährten auf einer Reiſe nach der Heimat bei Boppard. Das war ein großes Ereigniß, es war eine Reiſe zu Fuß und Schiff. Der Knabe zog an der Seite des Vaters mit kleiner Reiſetaſche durch die ſchöne Landſchaft den Rhein thalab bis Koblenz. Nach der Rückkehr ſchilderte er in einem Aufſatz genau und poetiſch was er geſehen: die Schieferberge mit ſpitzen Zacken, grauenvolle Wälder und luſtige Weinberge, die ſich dem Blick des erſtaunenden Wanderers darſtellen, die mächtigen Burgruinen, darunter die furchtbar hervorſchimmernde Burg des Ritter Brömſer von Rüdesheim, und dahinter den Mäuſethurm, den er als hohlen Zahn im Rachen der Zeit auffaßt, und den fürchterlich rauſchenden Schlund des berühmten Binger Loch's. Auch den Stellen, an denen ruhmvoller Rheinwein wächſt, gönnte er bereits freundliche Beachtung, und daneben den Steinen mit Muſchelabdrücken, die er ſich mitbrachte. Daran fügt er die begeiſterte Beſchreibung eines Hammerwerks, welcher man wohl anmerkt, daß er Schiller's Fridolin geleſen hat, und er endigt fröhlich: „wir kehrten zurück, erfahrener als vorher, und anſtaunend die Trümmer der Vorwelt.“

Seit ſeinem achten Jahre beſuchte Karl das Lyceum zu Mannheim. Er wurde 1813 in die dritte Klaſſe aufgenommen und erwies ſeine ungewöhnliche Begabung dadurch, daß er den zweijährigen Curſus der Klaſſe in einem Jahre vollendete.

Auch in den oberen Klaſſen blieb er ſeinen Mitſchülern überlegen, beſonders beim Ueberſetzen und Erklären der Klaſſiker. Im Verkehr mit den Lehrern zeigte ſich hier zuweilen eine Eigenheit ſeines Weſens, die ihm noch in ſpäteren Jahren Feindſchaft aufregte und erſt im Mannesalter durch größere Milde und Selbſtbeherrſchung gebändigt wurde. Es war ein angeerbter Zug. Wo er vertraute und ehrte, war er ſtets bereit ſich unterzuordnen, wo ihn aber Unſicherheit im Können oder gar ſittliche Verkehrtheit verletzte, da wurde ſein Weſen ſcharf, ſchneidend, rückſichtslos, und auf ſein junges Antlitz trat der ſatiriſche Zug ſeines Vaters. Dann war ſchwer mit ihm auszukommen. Wenn er der Anſicht war, daß ein ſchwacher Lehrer eine lateiniſche Stelle falſch erklärt hatte, wies er mit einem herben Lächeln auf das Buch und begann: „ich meine, Herr Profeſſor, dies könnte man auch ſo verſtehen.“ Er hatte meiſtens Recht, aber die ſchlimme ironiſche Art bewirkte, daß faſt bei jeder Conferenz der eine oder andere Lehrer ſich klagend ausließ, Karl Mathy ſei zwar der erſte, aber ſeinem Verhalten fehle die gebührende Verehrung. Auch mit dem Director des Lyceums, Hofrath Weikum, gerieth er oft in Streit, der aber immer in Anerkennung endete, und Weikum vertheidigte ihn gegen die anderen Lehrer und ſagte begütigend: „Es iſt Geiſtern, die etwas werden, eigen, daß ſie Skeptiker werden; ſo war der Vater, ſo iſt gerade der Jung, er glaubt auch nix und macht ſich über ſeine Lehrer luſtig, darum wird er doch etwas Ordentliches.“ — Derſelbe ſatiriſche Erbmangel an Pietät verleitete den Primaner ſogar, mit mehren Kameraden bei den Kapuzinern eine Meſſe für einen leidenden Mitbruder zu beſtellen. Karl machte den Sprecher und überreichte dem Pater Kapuziner demüthig das übliche Geld. Der Pater war rüſtig die Bezahlung von den Knaben zu nehmen und verhieß gute Förderung. Leider beſtand das Unglück des Mitbruders nur darin, daß ihm das landesübliche Getränk nicht munden wollte.

Als auffälliger Beweis ſeiner Nichtachtung des Ehrwürdigen wurden auch die beiden öffentlichen Reden betrachtet, welche er im letzten Jahr und bei ſeinem Abgange zur Univerſität nach ſelbſtgewähltem Thema hielt, eine lateiniſche, „Lob des Hannibal", in welcher er die Vaterlandsliebe und ſittliche Größe des Puniers feurig gegenüber der römiſchen Staatskunſt erhob, und die andere deutſche, welche großes Aufſehen machte und von einzelnen Stimmen im Lehrercollegium für beleidigend erklärt wurde: „Lob der Dummheit". In ihr war zwar die Anlehnung an Erasmus unverkennbar, aber die Zuſtände, welche er ſchilderte, waren neuzeitliche, und die ausmalenden Züge eigene Erfindung.

Weit anders ſtand er zu ſeinen Mitſchülern, er war unter ihnen ernſthaft, ſtets geſammelt, aber immer ein guter Kamerad und zu jedem mühevollen Dienſte erbötig. Der Primanerſtolz fehlte ihm ganz, es war ihm beſondere Freude an Ausflügen mit den Kleineren Theil zu nehmen, für die er wie ein Bruder oder Lehrer ſorgte. Von einem jüngeren Lehrer des Lyceums wurde damals in der Stille Turnunterricht ertheilt, Karl war eifrig dabei und half auch hier dem Lehrer die Riegen der Kleinen in Ordnung zu halten. In allen männlichen Körperübungen war er Andern voraus, ein ausdauernder und kühner Schwimmer, ein vortrefflicher Schlittſchuhläufer. Nur tanzen mochte er nie, das, meinte er ſchon als Jüngling, ſollte man den Wilden überlaſſen. Dagegen ſang er richtig und mit guter Stimme Volkslieder und Freiheitslieder, war auch beim Abiturientencommers Präſes und Vorſänger.

Vierzehn Jahr alt, begann er Privatunterricht zu geben, er hatte ſtets einige Schüler und verdiente ſich damit ein ſtattliches Taſchengeld, das er nützlich verwandte. Er nahm z. B. mit zwei Altersgenoſſen bei einem Engländer Unterricht im Engliſchen und machte raſche Fortſchritte. Das war damals im Binnenland etwas Seltenes, ihm blieb es ein werthvoller Erwerb und er übte ſich noch in ſpäterer Zeit darin.

Unter ſeinen Schülern war auch ein badiſcher Dragoner. Dieſer, ein großer, ſtarker Mann, trat eines Tages vor Karl, ſtellte ſich ſtramm auf, die Hand an der Mütze und ſprach: „Verzeihen Sie, Herr Mathy, daß ich ſo dumm bin, aber ich kann nit leſe un nit ſchreibe, un da wollt ich Ihne gebitt' habe, ob Sie michs nit lehren wollte. Ich will Sie dafür reiten lehren.“ Zum Reiten hatte Karl keine Zeit, er unternahm es erſt ſpäter in Karlsruhe, der Dragoner aber lernte bei ihm ganz gut leſen, ſchreiben und rechnen, wurde ſpäter Diener des Lyceums zu Mannheim, blieb das über vierzig Jahre und bewahrte bis zu ſeinem Tode dem jungen Lehrer ein dankbares Andenken.

Karl war ſiebzehn und ein halbes Jahr alt, als er — im Herbſt 1824 — auf die Univerſität Heidelberg abging. Gern hätte der Vater ſeinen Sohn zu einem gelehrten Schulmann gemacht, aber der Sohn hatte keine Luſt dazu. Das ſtille Denken und das kritiſche Beurtheilen ſchlechter Wirklichkeit war nicht mehr die vorherrſchende Richtung unter den Gebildeten, ſeit den Freiheitskriegen arbeitete in dem jüngeren Geſchlechte das Begehren nach einem großen und freien Staat, und die poetiſchen Traumbilder zogen aus den Verbindungen der Univerſitäten bis herab in die oberen Klaſſen der Gymnaſien. Nicht umſonſt hatte der Jüngling die neuen Lieder von Freiheit und Vaterland geſungen. Er entſchied ſich für das Studium der Staatswiſſenſchaft und der Vater gab dem Sohne ohne Widerſtreben nach.

3.

Auf der Univerſität.

Der Gruß, welchen die Muſenſtadt am Neckar dem neuen Studenten entgegentrug, war unfreundlich, und lange wiederholte ſich in ſeinem Leben, daß der Eintritt in neue Verhältniſſe ihm unerwartetes Leid ſchuf. Er hatte ein einfaches Zimmer zu ebener Erde, nah am Fluß, gemiethet. Kaum war er eingerichtet, als der Neckar anſchwoll und den Stadttheil, in welchem er wohnte, bis über das Erdgeſchoß unter Waſſer ſetzte. Das Unglück brach plötzlich bei Nacht herein, Verwirrung und Noth waren groß, er wagte ſein Leben um ſeine und ſeiner Hauswirthe Sachen zu retten. Als ſich die Fluth verlief, bezog er ein Zimmer im obern Stock deſſelben Hauſes, das er bis zum Ende ſeiner Studienzeit bewohnte.

Der unbehilfliche Name Kameralia bezeichnete ſeit dem vorigen Jahrhundert den Kreis von Lehrgegenſtänden, deren Erwerb auf deutſchen Univerſitäten einem jungen Manne nöthig war, wenn er als Beamter in der Kammer des fürſtlichen Staates, d. h. bei der Regierung und Verwaltung, eine höhere Wirkſamkeit gewinnen wollte. Seitdem iſt der alte Name faſt außer Gebrauch gekommen, das Gebiet des Wiſſens, welches damals den Regierungsbeamten formte, iſt jetzt durch die Fortſchritte unſerer Bildung ſehr erweitert. Wie einſt der Vortheil des fürſtlichen Status, ſo ſind jetzt die praktiſchen Bedürfniſſe der Nation das Band, welches Beobachtungen, die dem Verkehrsleben der Gegenwart entnommen ſind, Kenntniſſe aus ſehr verſchiedenen Gebieten der Mathematik und Naturwiſſenſchaft und Kunde des Rechts zu einem Syſtem von Lehren zuſammenſchließt. Dieſer Kreis von Kenntniſſen konnte damals nicht auf allen Univerſitäten mit gleicher Reichlichkeit erworben werden — am wenigſten waren die preußiſchen darauf eingerichtet. Am meiſten hatte, wie Hannover in Göttingen, ſo Baden in Heidelberg dafür geſorgt, in Baden war dieſe Beamtenbildung beſonders angeſehen, ſie eröffnete dem Candidaten die beſte Ausſicht für den Staatsdienſt.

Mathy hörte Landwirthſchaft, Nationalökonomie, Technologie, Finanz- und Handelswiſſenſchaft, ſämmtlich bei ſeinem verehrten Lehrer Rau, Mineralogie und Bergbau bei Leonhard, Botanik bei Dierbach, Phyſik bei Muncke, Mathematik bei Schweins und Nokk, Forſtwirthſchaft bei Bronn, Kameral-Chemie bei Preſtinari, alte Geſchichte bei Mone, Inſtitutionen bei Guyet, Staatsrecht bei Mohrſtadt, Privatrecht bei Mittermaier. Er beſuchte die Vorleſungen regelmäßig und folgte ihnen die Feder in der Hand. Er gewöhnte ſich auch, wiſſenſchaftliche Werke, die er für ſich durchnahm, ihrem Inhalt nach auszuziehen. Er that dies oft deshalb, weil ihm die Anſchaffung eines neuen Buches nicht leicht wurde und er blieb dieſem Brauch bis in ſpäte Zeit treu. Durch dies fleißige und regelmäßige Eingehen in die Geiſtesarbeit des Lehrenden erwarb er die ausgezeichnete Leichtigkeit im Zuſammenfaſſen fremder Gedanken, welche ihn ſpäter als Journaliſten zu einem niemals übertroffenen Reporter von Kammerverhandlungen machte und als Berichterſtatter auf der Rednerbühne zu einem beſonders klaren Darſteller der verſchiedenen Auffaſſungen. Seinem Stil und ſeiner Sprechweiſe wurde dadurch die gedrungene, gedankenvolle, ſchmuckloſe Einfachheit, Klarheit und Kürze gefördert, Eigenheiten, welche allerdings aus dem tiefſten Grunde ſeines Charakters erwachſen ſind.

Er wurde natürlich Burſchenſchafter. Die Burſchenſchaft zu Heidelberg war damals ein ſtattlicher Verein, welcher in ſeiner engern Verbindung etwa vierzig Mitglieder, zu ſeinen

Renoncen einige hundert Mann zählte. Nur die Mitglieder des engern Bundes trugen das ſchwarz-roth-goldene Band auf der Bruſt, einen verpönten Schmuck, den der Pedell zur Beſtrafung anzeigte, wenn er nicht vorzog einem wohlgelittenen Manne ins Ohr zu raunen: „Knöpfen Sie die Weſte zu, ſonſt muß ich Sie abfaſſen." Zwiſchen der engeren Verbindung und den Zugehörigen ſchlichtete ein Ehrengericht und verhinderte gewöhnlich die Duelle, dagegen gab es mit den Corps der Landsmannſchaften ſtarken Zuſammenſtoß, ſeltener mit den „Weſtfalen", aber häufig mit den „Saxo-Boruſſen". In dieſe letzte Genoſſenſchaft traten gern die Preußen, darunter viele vom Adel, ihr wurde ein abſchließender und hochmüthiger Junkerſinn vorgeworfen, und nicht in Heidelberg allein; denn auf den meiſten Univerſitäten ſtanden Burſchenſchafter und Boruſſen in erbittertem Gegenſatz, während Oeſtreicher auch in Süddeutſchland als Landsmannſchaft nicht vorhanden waren. Und man thut dem politiſchen Urtheil mancher Vorkämpfer des alten Liberalismus kein Unrecht, wenn man ihre Abneigung gegen preußiſches Weſen aus ihrem Studentenzorn erklärt und achtungsvoll behauptet, daß ſie noch in ſpäten Mannesjahren den Burſchenkampf für Schwarz-roth-gold gegen Schwarz-weiß-roth fortſetzten. Nicht nur zu Frankfurt in der Paulskirche kämpften alte Studentenerinnerungen gegen einander, noch heut vermag manches treue Burſchenſchafterherz den Schmerz nicht zu überwinden, daß ein gewaltthätiger Boruſſe die Farben des ſchwarz-weiß-rothen Corpsbandes zur Flagge des deutſchen Reiches gemacht hat.

Die Burſchenſchaft zu Heidelberg trank und focht für das Glaubensbekenntniß: wir ſind Deutſche, nicht Preußen, nicht Weſtfalen, nicht Rheinländer. Sie war in den Anforderungen, welche ſie an die Sittlichkeit ihrer Mitglieder ſtellte, ein wenig ſtrenger als andere Verbindungen, ſie gab weniger auf Tapferkeit beim Becher, ſchätzte die alte Renommiſterei gering und legte auf Meiſterſchaft im Gebrauch der Hiebwaffen nicht ganz ſo hohen Werth als ihre Feinde, aber ſie war doch ſtolz darauf, die tüchtigſten Schläger zu beſitzen. Sie hatte außer dem Fechtboden auch einen eignen Turnplatz auf der Hirſchgaſſe, wo die Jüngeren ſich mit Eifer und Luſt übten. Es war im Ganzen in der Geſellſchaft ein harmloſes, fröhliches Treiben, nicht gar zu gedankenlos und trotz leichtem Sinn nicht gerade lüderlich. Zu den Verbindungsgenoſſen Mathy's gehörten die Holſteiner W. Beſeler und Francke und Jakob Venedey.

Mathy wurde Mitglied des engern Bundes, wenn die Sage nicht falſch berichtet, ſogar einmal Sprecher, er war treuer Parteimann, welcher für ein freies und machtvolles Deutſchland glühte. An den Trinkabenden erwies er ſich beim Becher und Geſange gebührlich und feſt, in ernſtem Studentenſtreit als ein tapferer Burſch und guter Schläger. Auf der Menſur war er ruhig und ſicher, er ſchlug am liebſten links und theilte ſtets mehr Hiebe aus als er empfing. Als 28 Jahr ſpäter ſein eigner Sohn Karl zu Heidelberg in derſelben Verbindung war, riefen dieſen ſeine Freunde zur Durchſicht des Buches, in welches ſeit früheren Studentengeſchlechtern die Duelle eingezeichnet wurden, und wieſen ihm, daß ſein Vater unter anderm an einem Morgen zweimal auf Menſur geſtanden hatte. Und als der Sohn dies dem Vater berichtete, mußte dieſer ſagen: „ich werde den Vätern ſchreiben, ſie ſollen ſich hüten, ihre Söhne auf dieſelbe Univerſität zu ſchicken, wo ſie ihre Streiche gemacht haben.“

Eines ſeiner Duelle wurde auch außerhalb der akademiſchen Welt angelegentlich beſprochen. Gegner war Commilito Benedict Bode, Veranlaſſung irgend etwas von höherer Weiblichkeit, Forderung auf krumme Säbel, losgegangen wurde während der Ferien auf der Wieſe beim Lindenhof zu Mannheim, leider wegen der Entfernung von der Muſenſtadt ohne zuverläſſigen Paukarzt. Mathy hatte das Unglück ſeinem Gegner die Naſe quer ſo durchzuhauen, daß ſie gänzlich herunterhing und nur an den beiden Flügeln ein wenig haftete. Da dieſer Hieb dem Antlitz des Getroffenen ein recht ſcheuſäliges Anſehen zu geben pflegt, verloren die Secundanten und Zeugen, worunter ein Offizier war, den Kopf und verſchwanden, und Mathy ſelbſt führte tiefbetrübt ſeinen Gegner nach dem Lindenhof: „Es thut mir ſehr leid,“ ſagte er auf dem Wege, „du haſt es aber ſo gewollt.“ „„Laß gut ſein,““ antwortete Bode in teutoniſcher Gemüthlichkeit tröſtend, „„jetzt habe ich doch erlebt, was keinem Menſchen zu Theil wird, ich habe durch meine eigne Naſe geſehen.““ In dem Lindenhof ſtießen die Kämpfer auf eine Geſellſchaft Damen, welche laut ſchreiend wie eine Schaar Vögel auseinander flog, als ſie den blutigen Mann erblickte, der ſich angelegentlich bemühte ſeine Naſe feſtzuhalten. Da Mathy nach der Stadt eilte um einen Wagen zu holen, begegnete er dem Polizeiamtmann, der hinausfuhr. „Wiſſen Sie ſchon,“ rief ihm dieſer grüßend zu, „daß dem jungen Bode die Naſe abgehauen iſt?“ Mathy beeilte ſich nach Heidelberg unter den Schutz der akademiſchen Gerichtsbarkeit zu kommen, welche in ſolchen Fällen ihr Gutes hat. Das Ende war, daß dem Gegner die Naſe ſauber angenäht wurde und mit wenig veränderten Contouren wieder anwuchs und daß beide zuſammen im Carcer ſaßen, Mathy vier volle Wochen.

Dennoch fehlte dem geachteten Schläger nach der Meinung manches luſtigen Geſellen der rechte ſtudentiſche Aufſchwung. Selten war er Theilnehmer an toller Fahrt in die Umgegend, er ſtand in größerer Geſellſchaft ſchweigſam und zurückhaltend, was ihn ärgerte, wies er nach ſeiner Weiſe mit ſchneidender Schärfe ab, nicht nur an ſeinen Altersgenoſſen, auch gegen akademiſche Lehrer. Er war an Hofrath Schweins, Profeſſor der Mathematik, empfohlen und von dieſem gut aufgenommen worden. Eines Tages ging Schweins mit ſeinen Studenten ins Freie, um eine Gegend zu vermeſſen. Mathy ſollte zum erſtenmal das Inſtrument aufſtellen und richten. Als er damit nicht ſogleich zu Stande kam, bemerkte Profeſſor Schweins ſpöttiſch: „Sie haben auch noch keinen Haſen geſchoſſen!“ Ohne ſich zu beſinnen, erwiederte Mathy: „Wenigſtens noch nicht ſo viele Haſen, wie gewiſſe Leute Böcke,“ wandte ſich ab und ging nach Hauſe, um das Colleg des Profeſſors nie wieder zu beſuchen. Dergleichen kurze Abfertigungen bewirkten, daß er zuweilen Scheu erregte. Auch ſein Aeußeres war nicht ganz ſtudentiſch: die luſtigen Moden, Schnurrock und Kanone, bunte Mütze und verzierte Pfeife trug er nicht — er hat auch ſpäter dem Tabak nur aus einer Doſe Zugang verſtattet. In ſeinem einfachen Röcklein und dem unterſetzten Körperbau glich er ſchon damals einem jungen Beamten. Man wußte auch, daß er weit fleißiger war als die Andern und die Tagesſtunden in regelmäßiger Eintheilung verwerthete.

Sein Herz öffnete er nur Wenigen, dieſen war er ein zuverläſſiger Freund, um Jüngere und Schwächere mit der ernſten Zärtlichkeit eines älteren Bruders bemüht. Für Jemand, den er gern hatte, war er zu jedem Wagniß bereit. An einem Sonntag Vormittag im März ging er mit einem Freunde daheim auf dem Rheindamm ſpazieren. Der Andere hatte einen ſchönen braunen Jagdhund, den er einen Stock aus den hohen Fluthen des Rheins apportiren ließ. Als der Hund abermals dem Stocke nachſpringen mußte, erfaßte ihn der Strom und riß ihn fort. Sein Herr lief am Ufer, jammerte und rang die Hände, Karl beſann ſich keinen Augenblick, warf den Mantel ab, ſprang in den Rhein und ſchwamm dem Thier nach. Erſt nach ſtarker Anſtrengung gelang es ihm, ſein eignes und des Hundes Leben zu retten. Zum Glücke hatte das kalte Bad keine ſchlimmen Folgen.

Vor andern guten Geſellen war ihm Valentin Stromeyer lieb, ein reichbegabter Jüngling von edler Anlage, aber zarter Geſundheit, der kurz darauf an einer Bruſtkrankheit ſtarb. Ihn führte er mit Andern gern die vier Wegſtunden nach Mannheim zu ſeiner Familie. Dort war der Hausherr geſchieden. Als Mathy ein Jahr in Heidelberg ſtudirte, wurde ihm der Schmerz den Vater durch den Tod zu verlieren. Dieſes Unglück mußte ihn wohl feſter und ernſter machen, als die Kameraden. Denn er ſtand jetzt als der Berather und die Stütze in ſeiner Familie, mit achtzehn Jahren hatte er alle Pflichten eines Mannes für das Haus der Seinen und ſich ſelbſt zu übernehmen. Und das that er getreulich, er wurde der Stolz ſeiner Mutter, der Vertraute ſeiner Geſchwiſter und der Erzieher ſeiner jüngeren Brüder. In den Jahren, wo ſonſt der ſtudirende Jüngling die Mittel für ſeinen Unterhalt von Andern erhält, war er bereits in der Hauptſache auf eigne Arbeit angewieſen. Er gab viele Stunden, regelmäßig und als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht. Auch dadurch gewöhnte er ſich an Selbſtbeherrſchung, er lernte ſich Genuß verſagen und den erlaubten Genuß ſchätzen, und er erhielt früh eine ſelbſtvertrauende Sicherheit, die ihm leicht machte neue Verhältniſſe einzugehen.

Mit zwei und einem halben Jahre, Oſtern 1827 hatte Mathy nach damaligem Brauch ſeine Studien beendigt, jetzt ſtand er vor dem Uebergang in die Arbeit des Geſchäftslebens. Die Beſchränkung, welche jedem tüchtigen Studenten an dieſem Wendepunkte nöthig iſt, wurde einem Burſchenſchafter des Jahres 1827, der in den Staatsdienſt treten ſollte, zu einem harten Kampf. Die Ideen von Freiheit und Manneswürde, von einem großen Deutſchland und dem Stolz eines Bürgers, der mit ſicherem Herrengefühl auf der Erde ſteht, waren damals nur Träume ſchwärmender Jugend. Was er als Beamter werden konnte, ein kleiner Tyrann eines kleinen Staates, der vom Aktentiſch die Unterthanen des Landesherrn in Gehorſam hielt, das erſchien ſeinem wahrhaften Sinn als ein Unrecht gegen ſich und gegen Andere, und er bäumte dagegen auf mit aller Entſchiedenheit eines feurigen und geſtählten Willens. Sein Leben hinzugeben für das Glück eines Volkes, die Idee politiſcher Freiheit da zu vertreten, wo ſie in Europa noch eine Stätte hatte, erſchien ihm als die edlere Pflicht. Er ſpähte in die Ferne; dort weit im Oſten rang ein Chriſtenvolk von edlem Namen im Heldenkampf gegen ſcheußliche Paſchawirthſchaft; was die Zeitungen kündeten, was die Dichter ſangen, wofür Wohlhabende aus ganz Europa Geld und gute Wünſche ſteuerten, das war die glorreiche Sache, der er ſein junges Leben widmen mußte. Dort konnte er nützlich werden, mit den Waffen, bei der Geſetzgebung und Verwaltung, in der Lehre des neuen Staates. Die Wildheit, die entſetzliche Verwüſtung, die Gefahr, ſie gerade lockten den muthigen Jüngling. Und wenn er an ſeine eigene Zukunft als badiſcher Beamter dachte, wurde ihm noch aus anderen Gründen das Herz ſchwer, er war völlig ohne Vermögen, er hatte bis jetzt durch Privatſtunden, die er gab, ſich ein beſcheidenes Daſein geſichert, das mußte er als junger Beamter neben ſeinen Dienſtarbeiten unter weit ſchwereren Verhältniſſen Jahre hinaus fortſetzen; und er ſah überall in ſeiner Nähe, wie klein und dürftig das Leben war, welches den Staatsdiener in den Unterämtern umſchloß.

Es war bezeichnend, wie er ſeinen Plan durchzuführen ſuchte. Er barg den Vorſatz im ſtillen Herzen, ſogar vor jedem Mitglied ſeiner Familie, blieb das ganze Jahr, bis Oſtern 1828 in Heidelberg und gab dort Unterricht, um ſich Geld für die Reiſe zu ſammeln. Dann ging er zur Mutter und den Geſchwiſtern nach Mannheim und theilte ihnen ſeine Abſicht mit, einen Ausflug nach Paris zu machen. Dort hatte er einen Freund, Junghanns, welcher als junger Arzt unter Gall in den Hoſpitälern beſchäftigt war.

Am 4. Mai 1828 reiſte er von Mannheim ab, kam am 13. Mai in Paris an und ging ſogleich zu ſeinem Freunde, der den Brief, worin Mathy ſeine Ankunft meldete, noch gar nicht erhalten hatte. Erfreut fiel ihm der ehrliche Kamerad um den Hals, nahm ihn in ſeiner kleinen Wohnung auf und war eifrig ihm die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu zeigen.

Den 22. Mai wandte ſich Mathy ſchriftlich an den Grafen Eugen Harcourt vom griechiſchen Comité. Er bezog ſich auf einen Brief des Präſidenten Capo d'Iſtrias an Eynard, den die Blätter wenige Tage vorher abgedruckt hatten, in welchem der Wunſch nach jungen Männern von Ehre und ſittlicher Haltung ausgeſprochen wurde, deren Tüchtigkeit helfen könnte, Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Mathy gab kurzen Bericht von ſeinem Leben und ſeinen Studien und fuhr fort: „ich würde in den Dienſt meines Landes treten, aber im Alter von einundzwanzig Jahren iſt man nicht eilig, die theuren Ideen der Freiheit unter das Joch einer ſo willkürlichen Verwaltung zu beugen als die unſere iſt, und ich hege ſtarken Widerwillen gegen die mechaniſche Arbeit in alten Formen, welche dem Geiſt eine unüberſteigliche Schranke ſetzen und ſeine freie Entwickelung hindern. Dagegen welch weite Laufbahn für Thätigkeit und Muth in einer Nation, die ſich wie ein Phönix aus der Aſche erhebt. Sie, Herr Graf, bitte ich mein Führer zu ſein, Sie kennen Griechenland und widmen ihm heiliges Intereſſe. Ich bin jung, kräftig, in den Waffen geübt, möge das Comité mich und meine Angaben prüfen und mir dann die Mittel gewähren, nach Griechenland zu reiſen. Perſönliche Auskunft über mich vermag ein Mitglied der badiſchen Geſandtſchaft" — das er nannte — „zu geben".

Der deutſche Student hatte in den engen Kreiſen ſeiner Heimat nicht erkannt, daß die griechiſche Sache bereits aus der poetiſchen Luft des Philhelleneneifers in den Salon europäiſcher Diplomatie verſetzt war. Das ſchrieb ihm Graf Harcourt am 25. Mai: „Seit mehren Jahren hat das griechiſche Comité viele Männer nach Griechenland geſchickt, beinahe immer ohne Erfolg. Der größte Theil, obgleich durch ſehr edle Empfindungen getrieben, hoffte dort eine glänzende Laufbahn und Exiſtenzmittel zu finden; in dem armen Land mit ſo geringen Hilfsquellen ſind faſt alle getäuſcht worden und haben dem Comité den Vorwurf gemacht, ſie hintergangen zu haben. Deshalb hat ſich das Comité darauf beſchränkt, dem Land Hilfsmittel zu ſchaffen, aber keine Menſchen hinzuleiten.

Ferner ſind jetzt die Verhältniſſe ſchwierig geworden, die Cabinette haben ſich in die griechiſche Angelegenheit gemiſcht, die Thätigkeit des Comités iſt nicht mehr maßgebend. Ihren hochherzigen Empfindungen laſſe ich alle Gerechtigkeit widerfahren, dennoch muß ich Ihnen offen erklären, das Comité würde Sie gern Herrn Capo d'Iſtrias empfehlen, aber es hat ſich zum Geſetz gemacht, Niemand mehr in ſeinem Namen zu ſenden.“

So ſchnell war Mathy nicht abzuweiſen. Er bat am folgenden Tage zum zweitenmal: „Mich treibt nicht Ehrgeiz, nicht der Wunſch nach geſicherter Stellung; dieſe Laufbahn bot mir mein Vaterland, ich habe darauf verzichtet. Mir iſt immer würdiger erſchienen für das öffentliche Wohl zu arbeiten, als für ſolche, die nur leere Ambition haben; mein Ehrgeiz wäre, zum Glück des griechiſchen Volkes beizutragen. Wenn das Comité mich nicht in ſeinem Namen ſenden will, ſo bitte ich doch die mir gütig zugeſagte Empfehlung an den Grafen Capo d'Iſtrias zu geben.“

Darauf ſchrieb der Graf wieder: „Ich bin gern bereit Ihnen einen Empfehlungsbrief an den Präſidenten von Griechenland zu geben, aber das Geſuch iſt an das Comité zu richten in einer Eingabe, welche Ihre Perſonalien und Wünſche genau darlegt.“

Sofort ſtellte Mathy dem Comité dies Geſuch und fügte — am 30. Mai — nach dem Bericht über ſeine Perſon hinzu: „Nichts hindert mich in meine Heimat zurückzukehren; ich möchte aber lieber in einem Land arbeiten, in welchem neue Cultur zu ſchaffen iſt, als in ausgetretenen Gleiſen dahin wandeln. Auf mein perſönliches Wohlbehagen habe ich faſt ganz verzichtet, ich habe es immer nur als eine Zugabe, nicht als Ziel meiner Arbeit betrachtet. Ein Brief des Grafen Harcourt nimmt mir die Ausſicht, die Mittel zur Reiſe durch das Comité zu erhalten, ich werde ſie mir alſo anderweitig zu verſchaffen ſuchen, bitte aber um eine Empfehlung. Nur die offenbare Unmöglichkeit würde mich zwingen, auf meinen Plan zu verzichten.“

Der Entſcheid ließ lange auf ſich warten. Unterdeß machte Mathy ſeiner Familie einige Andeutungen über den Plan, und das ſtille Traumbild trat ihm in die ſcharfe Beleuchtung, welche das Tagesleben von Paris darauf warf; wahrſcheinlich bewirkten die Nachrichten, welche er in der großen Stadt von den griechiſchen Zuſtänden erhielt, und verſtändiges Einreden ſeiner Freunde, daß ihm ernſte Bedenken gegen die Hellenenfahrt kamen. Als endlich am 8. Juli ein Brief des Grafen Harcourt ihn benachrichtigte, das Comité glaube ihm eine Empfehlung an den Präſidenten Capo d'Iſtrias verweigern zu müſſen, da barg er die Empfindungen, welche ihm dieſe Entſcheidung erregte, ſtill in ſich und beſchloß ſofort nach Hauſe zurückzukehren, zumal auch noch ſeine Mutter ihn durch einen flehenden Brief in die Heimat rief und nicht verfehlte beizufügen, in Mannheim erzähle man ſich, daß der gelehrte Student aus Sorge vor der Staatsprüfung weggegangen ſei. In dieſen Tagen erkrankte ſein Gaſtfreund Junghanns gefährlich. Mathy wich nicht vom Lager des Freundes und verließ Paris nicht eher, als bis der Geneſende ihm das Geleit geben konnte.

Mathy hatte in Paris von einem großen Wunſch, der die Hoffnung ſeines jungen Lebens geworden war, Abſchied nehmen müſſen, dennoch waren die drei Monate, welche er unter den Fremden zubrachte, für ihn von Bedeutung. Mit offenen Augen und unermüdlicher Wißbegierde hatte er Vieles geſehen, was ihm Belehrung gab, die Umgegend von Paris, die Kammer der Abgeordneten, wiederholt die königliche Bibliothek, die Sammlungen, die Theater und Demoiſelle Mars, den letzten Bourbonen und das Begräbniß des Marſchall Lauriſton, den Circus Franconi, Demoiſelle Garnerin und die Spielhöllen des Palais Royal. Aber auch die Exercirplätze und Schenken der Soldaten, dort hatte er mit geſpannter

Aufmerkſamkeit die militäriſchen Uebungen und Bräuche beobachtet, es konnte ihm doch vielleicht in Griechenland von Nutzen ſein. Ebenſo die politiſche Stimmung der Pariſer und das Leben der Straße, es war ihm Freude geweſen mit jungen Franzoſen zu verkehren, er hatte ihnen deutſche Lieder geſungen und dafür von ihnen die Chanſons von Beranger gelernt und hatte als Deutſcher unter dem fremden Völkchen ſein Weſen kräftig behauptet. So einmal, wo ſeine Bekannten ſich verabredet hatten, die ſpröde Tugend zu brechen, welche der Germane gegen die Pariſerinnen bewies; ſie hatten ihn im Rocher de Cancale zu einem Champagnerfrühſtück mit artigen Damen gezogen und Alles klug eingefädelt. Aber es war ihnen nicht geglückt, und als Junghanns an der Barriere von dem Heimreiſenden bewegten Abſchied nahm, durfte er ihm ſagen: „ſo wie du iſt noch Keiner aus Paris gegangen.“

Ein Vierteljahr in Paris iſt für eine Studentenkaſſe ſtarke Zumuthung, ſelbſt wenn ihr Beſitzer weite Reiſepläne von Hauſe mitgebracht hat. Mathy hatte auch in Paris ſogleich Gelegenheit gefunden Stunden zu geben, um wenigſtens etwas einzunehmen. Aber ſein Reiſegeld reichte doch nicht für den Eilwagen, er wanderte zu Fuß auf der Landſtraße nach Deutſchland zurück. Es war in den Auguſttagen, der Gewitterregen goß auf ihn und die Sonne des ſchönen Frankreichs warf heiße Strahlen auf ſein Antlitz. Er kehrte zurück im Herzen nicht ohne leidvolle Entſagung, aber er zog in blühender Geſundheit durch die Landſchaften dahin, freundlich die Begegnenden grüßend. Das Ränzel auf dem Rücken, braun, hager, in ſeiner geraden Haltung mit Schnurrbart ſah er aus wie ein Soldat. Er begegnete einem Trupp Conſcribirter, ſie ſtellten ſich auf der Chauſſee geradlinig auf und grüßten lachend: „Guten Morgen, Sergeant!“ „„Guten Morgen, Kameraden; richt' euch!““ und ſo commandirte er die Bewegungen auf Franzöſiſch weiter, welche er in Paris beim Einüben der Rekruten beobachtet hatte. Sie folgten ihm luſtig. „Brav, Kameraden!" — „„Aber Sie trinken mit uns eine Flaſche Wein, Sergeant!"" — „Danke, gute Kameraden!" — Und die Jünglinge ſchieden. Wieder einige Tagereiſen ſpäter traf er auf der Straße einen Fuhrmann, dem der Wagen umgefallen war und der Geſchirr und Ladung nicht zurecht bringen konnte; der Wanderer legte ſogleich das Ränzel ab, griff kräftig an, half abſchirren, den Wagen aufrichten und wieder einladen in angeſtrengter Arbeit. Als Alles im Stande war, neſtelte der Fuhrmann an ſeinem Gurt ihm ein Trinkgeld zu reichen, Mathy verſagte die Annahme. Da gerieth der gekränkte Franzoſe in Aufregung: er ſei ein honetter Mann und man könne von ihm annehmen. So nahm Mathy das Geld, begleitete den Fuhrmann bis zum nächſten Dorf, ließ für das empfangene Trinkgeld Wein auftragen und lud den Fuhrmann dazu ein. Da ging dieſem das Herz auf und er begann die Deutſchen zu rühmen, die erſt helfen und dann ſich bei der Belohnung ſo erweiſen.

Nach einem Marſch von zwölf Tagen traf Mathy mit wunden Füßen in Mannheim ein, er ging zuerſt in die Schwimmſchule, dann zu den Seinen. Als er in der Heimat ankam, waren ſeine Studiengenoſſen ſchon zu den Arbeiten für das erſte Staatsexamen nach Karlsruhe einberufen, er meldete ſich ſofort — Herbſt 1828 — bei der Behörde und wurde bereitwillig zur Prüfung zugelaſſen. Wie er in das Examenzimmer trat, ſahen die Anderen erſtaunt von der Arbeit auf, und einer ſeiner Univerſitätsfreunde, Zollikofer, ſprang vergnügt empor und rief in ſeiner Noth: „Dich ſchickt unſer Herrgott, ich weiß nicht, wie ich meine Arbeit machen ſoll." Mathy beſtand die lange Prüfung, welche unter den Aſpiranten für ſchwierig galt, als beſter und wurde „ſehr gut befähigt" zu den Ehren und Hoffnungen eines Kameralpraktikanten — was etwa den Würden eines preußiſchen Regierungsreferendars entſpricht — eingezeichnet.

4.

Der Kameralpraktikant.

Die Büreaukratie, in welche Mathy jetzt aufgenommen wurde, war um das Jahr 1829 in den kleinen Staaten Deutſchlands die regierende Körperſchaft, deren Intereſſen und Herkommen kein Fürſt und Miniſter ungeſtraft verletzte. Sie bildete dort eine Genoſſenſchaft von Familien, Schul- und Studiengefährten, die ſo vielfach mit einander verbunden war, daß ſie jeden Angriff auf ihren amtlichen Einfluß und jede Zumuthung einer ungewohnten Thätigkeit abzuwehren verſtand. Unter den Gliedern des deutſchen Bundes aber war Baden in beſonders ausgezeichneter Weiſe ein Beamtenſtaat. Dort hatten die Häupter des Beamtenthums nicht mit einem reichen, landſäſſigen Adel zu theilen, welcher die oberen Stellen in Hof, Heer und Staat ſtandfeſt behauptete, ſie allein, die Söhne der Gebildeten und der einſichtsvollſte Theil aufſtrebender Volkskraft, hatten ſeit dem Anfange des Jahrhunderts die kleinen Landesgebiete, aus denen das Großherzogthum Baden zuſammengeſetzt wurde, durch ihre Ordnungen und Gerichtshöfe, aus ihren Aktenbündeln und Amtsſtuben geleitet, und ſie hatten in ſtolzer Abſchließung vom Volke ihren Mitgliedern Geſinnung und Verhalten beaufſichtigt, ſogar die Ehe erlaubt oder verweigert. Nur eine große Genoſſenſchaft, die in ihrem Staat mächtiger angeſiedelt war als ſie ſelbſt, betrachteten ſie mit Scheu: die katholiſche Kirche. Aber vor dem Landesherrn und dem Volk durften ſie ſich rühmen, daß ſie nach mancher Richtung mehr gethan hatten als die Beamten in anderen Staaten. Durch bedeutende Geſchäftsmänner und Lehrer: Winter, Nebenius, Böckh, Rau war ihre Vorbildung für Finanzen und Landescultur eine beſonders gründliche geworden, und ſie haben nach dieſer Richtung bis in die Neuzeit ihrem alten Ruf Ehre gemacht.

Von allen deutſchen Staaten, welche die napoleoniſche Zeit überdauerten, war Baden in gewiſſem Sinn der neueſte. Auch Baiern und Würtemberg waren durch geiſtliche und weltliche Trümmerſtücke des Reiches ſtark vergrößert, doch das alte Stammland des Herrſcherhauſes bildete in ihnen immerhin einen ſichern Mittelpunkt, in welchem Fürſtengeſchlecht und Volk durch Recht und Herkommen verbunden waren. In Baden aber war das Erbe der Herrenfamilie ein verhältnißmäßig kleiner Theil des ſtattlichen Flächenraums, welcher durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 und die Friedenſchlüſſe von Preßburg 1805 und Wien 1809 zu einer politiſchen Einheit zuſammengeworfen wurde. Vielleicht nirgendwo ward ſo Verſchiedenartiges an Stamm, Vergangenheit, Glauben ſo emſig zu einem Staat geformt. Das napoleoniſche Civilgeſetzbuch wurde zum badiſchen Landrecht ausgearbeitet, Verwaltungs- und Juſtizbehörden und Stadtordnungen eingeführt, gleichförmige directe und indirecte Beſteuerung gegeben, Gleichheit der Maße und Gewichte vorbereitet, bald darauf das lutheriſche und reformirte Bekenntniß in eine evangeliſche Landeskirche vereinigt. Dennoch wären die Schwierigkeiten für das langgeſtreckte, ſchmale Grenzland unüberwindlich geweſen: Franken, Schwaben, Alemannen als Bevölkerung, die drei Confeſſionen in altem Hader, der Schwarzwald halb würtembergiſch, die Pfalz halb bairiſch, die alten Städte am Bodenſee am liebſten ſchweizeriſch. Dazu drohende Gefahr von Außen, nicht nur an der franzöſiſchen Grenze, ſondern was gefährlicher war, durch die Anſprüche Baierns an die badiſche Pfalz. Deshalb war die Verfaſſung, welche der ſterbende Großherzog

Karl im Auguſt 1818 dem Lande gab, nicht nur wie die von Baiern und Würtemberg, eine Stütze für die landesherrliche Gewalt, ſondern nothwendige Bedingung für die Erhaltung des Staatsgebietes, welches endlich auch im Frankfurter Receß von 1819 durch die Großmächte anerkannt wurde. Dieſe Bedeutung hat die Verfaſſung für Baden bis zur Gegenwart behalten. Und man darf behaupten, daß nur die Arbeit der Beamten und die Arbeit der Volksvertreter dieſen Staat geformt und erhalten haben. Dennoch war, ſeltſam zu ſagen, nirgend in Deutſchland die Trennung zwiſchen Staatsdienern und Abgeordneten ſo ſchroff als dort; auf beiden Seiten Hochmuth und Mißtrauen ſelbſt dann, wenn das Miniſterium liberale Neigungen hatte, ſo daß beide unverbunden wie Oel und Waſſer in dem Gefäß des Staates ſchwebten. Das iſt für Baden mehr als einmal verhängnißvoll geworden.

Freilich auch Baden entzog ſich nicht dem Einfluß der Reaction, das verfaſſungsmäßige Leben ſiechte von 1822 bis 1830, die Regierung änderte an der Verfaſſung, die Stände ſollten nicht jedes zweite, ſondern jedes dritte Jahr berufen, das Budget nicht für zwei, ſondern für drei Jahre bewilligt, die zweite Kammer nicht alle zwei Jahr zu einem Viertheil, ſondern alle ſechs Jahr vollſtändig erneuert werden.

Gerade dieſe letzte Erfindung der Reaction gab dem politiſchen Verfaſſungsleben einen plötzlichen Aufſchwung. Ende März 1830 war Großherzog Leopold zur Regierung gelangt, die Julirevolution hatte in Frankreich einen großen Verfaſſungsbruch lehrreich beſtraft. In Baden wurde im Jahr 1831 eine Neuwahl der geſammten Kammer nöthig. Durch das ganze Land ging es wie das fröhliche Ahnen einer beſſeren Zeit, überall wurden neue Männer gewählt, welche die Forderungen der Gegenwart vertraten, darunter eine Anzahl unabhängiger Liberaler, welche in der That damals das Vertrauen des Volkes verdienten und bis zum Jahre 1848 eine Bedeutung behaupteten, die weit über die Grenze von Baden hinaus ging.

Seitdem galt der badiſche Landtag faſt immer für den erſten und wichtigſten in Deutſchland. Das Miniſterium wich der Aufregung im Volke und an ſeine Stelle trat ein anderes, welchem Winter, Vorſtand der inneren Verwaltung, Namen und Anſichten gab, ein Mann, dem eine verfaſſungsmäßige Verſöhnung zwiſchen Regierung und Volksvertretung ernſthaft im Sinne lag. Von dem neuen Landtag wurden die urſprünglichen Beſtimmungen der Verfaſſung wiederhergeſtellt, alle großen Fragen, die für das moderne Staatsleben der Deutſchen Bedeutung hatten, wurden auf ſeiner Rednerbühne verhandelt, die ſchwierigſten Punkte des deutſchen Staatsrechts: Bund und Einzelſtaaten, Finanzen und Volkswirthſchaft wurden hier heftig und lehrhaft, zuweilen mit Geiſt und nicht gemeinem Wiſſen erörtert. Die Worte der Abgeordneten fanden in der Preſſe des Landes reichliche Verbreitung, überall entſtanden kleinere politiſche Zeitſchriften, eine Anzahl junger Journaliſten rührte ſich in jugendlicher Wärme. Die Regierung gab nach und eröffnete Ausſichten für die Zukunft. Schnell folgten einander die Anträge auf Ablöſung der Zehnten und Frohnden, auf eine Gemeindeverfaſſung, auf Ordnung des Civilprozeſſes, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Schwurgericht, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Preßfreiheit, Miniſterverantwortlichkeit. Der Staatshaushalt wurde durch gründliche Berathungen des Budgets und der thatſächlichen Ausgaben beleuchtet, Erſparniſſe mit Ernſt gefordert, Vervollſtändigung der finanziellen Vorlagen durchgeſetzt. Die Namen der Volksvertreter, welche die großen Verbeſſerungen beantragten, von Itzſtein, von Rotteck, Welcker, wurden durch ganz Deutſchland mit Verehrung und Abneigung genannt. Dieſer ſchnelle Aufſchwung des Verfaſſungslebens in Baden brachte aber die volksthümliche Regierung in arge Verlegenheiten, das gefährliche Beiſpiel des verfaſſungsmäßigen Regimentes drohte andere Südſtaaten zur Nachahmung und zu einer Abweichung von der Politik der großen Cabinette zu verleiten. Baden wurde von den

Gewaltigen des Bundes angefeindet und geplagt. Das badiſche Preßgeſetz wurde 1832 nach kurzem Beſtehen vom Bundestage aufgehoben — es war die Antwort des Bundes auf das Hambacher Feſt —, der Sturm auf die Conſtablerwache zu Frankfurt im nächſten Jahr veranlaßte die Niederſetzung der Centralbundescommiſſion, welche der Regierung Badens unabläſſig anlag, durch Polizeidruck und Verfolgung die gefährlichen Ausſchreitungen des Liberalismus zu bändigen. So wurde der Aufſchwung, den das Verfaſſungsleben in Baden genommen, gebrochen, mühſam und unſicher hielt ſich das Miniſterium durch einige Jahre zwiſchen dem Unwillen der Liberalen und dem Mißtrauen der Großmächte, auch die Feſtigkeit und Geſinnungstreue der Abgeordneten wurde harten Proben unterworfen, und der Begeiſterung folgte bei Manchem Muthloſigkeit.

Mathy hatte 1828 die unterſten Stufen der großen Staatstreppe betreten, auf welcher Glückliche langſam und vorſichtig ſchreitend zum Antheil an der höchſten Herrſchaft aufſtiegen. Und Alles ließ ſich gut für ihn an. Nach dem Examen ging er in die Vaterſtadt Mannheim zurück, prakticirte ohne Gehalt auf der Obereinnehmerei und wohnte im Hauſe ſeiner Mutter. Er gab wieder Stunden um ſich Einnahmen zu ſchaffen und unterrichtete mehre Schüler und Schülerinnen im Franzöſiſchen. Er war wieder der treue Berather ſeiner Mutter und Schweſter, überwachte und lehrte ſeine Brüder, verkehrte in den Freiſtunden mit einigen Univerſitätsfreunden, wurde von Töchtern und Müttern Mannheims mit Achtung betrachtet und erwies ſich auch in größerer Geſelligkeit als einen ritterlichen jungen Mann, der zu ſchönen Hoffnungen berechtigte. Er wurde Secretär der Caſinogeſellſchaft und erhielt den beſonderen Dank des Vorſtandes, als er von Mannheim ſchied. Denn am 1. Oktober 1829 ward er aus dieſem Stillleben nach Karlsruhe verſetzt. Dort arbeitete er, ſchon mit kleinem Gehalt, bei dem Centralbüreau der directen Steuern. Er empfahl ſich ſeinen Vorgeſetzten durch Fleiß, Kenntniſſe und Urtheil, im Jahre 1830 verfertigte er eine ſtatiſtiſche Darſtellung des Flächengehalts an urbaren Ländereien, Waldungen und ungebauten Strecken im Großherzogthum, wofür ihm das Finanzminiſterium ſeine beſondere Zufriedenheit ausſprach und eine Vergünſtigung von 50 Gulden gewährte. Im nächſten Jahr ſchrieb er über Einkommenſteuer.

Seitdem gönnte man ihm in den höchſten Regierungskreiſen Beachtung und betrachtete ihn als ein Talent, von dem Bedeutendes zu hoffen ſei. Seit dem Januar 1832 wurde er im Secretariat der Steuerdirection beſchäftigt. Außerdem hatte man ihm die Kataſtrirung einiger Ortſchaften in der Nähe von Karlsruhe überwieſen, und dieſe Arbeit gewährte ihm zu ſeinen 400 Gulden Gehalt einige Einnahmen und einen guten praktiſchen Einblick in die Verhältniſſe des badiſchen Ackerbaues.

Aber dem hoffnungsvollen Praktikanten war nicht beſchieden in der gefügigen Dienſtbarkeit eines Staatsamtes zu beharren. Kurz nachdem er nach Karlsruhe verſetzt war, begannen zu gleicher Zeit eine mächtige Leidenſchaft und politiſche Ueberzeugungen feindſelig gegen ſein Beamtenthum zu arbeiten. Er wurde Bräutigam, und er wurde Journaliſt.

Getrennt von ſeiner Familie und von dem vertraulichen Verkehr mit alten Freunden, fühlte er ſich in den erſten Wochen zu Karlsruhe unbehaglich allein und er verabredete mit ſeiner Schweſter Auguſte, daß ſie im Frühjahr von Mannheim überſiedeln ſolle, ihm einen kleinen Haushalt zu führen. Denn er hatte jetzt feſten Gehalt und durfte ſich ſchon ein wenig fühlen. Während er ſo dachte, knüpften ſich an eine Erinnerung ſeines treuen Herzens die neuen Bande, welche fortan ſein Leben leiten ſollten. Die warme Freundſchaft für Valentin Stromeyer ſtellte ihm zwei Brüder des Jünglings nahe, Max und Franz. Max war Oberreviſor in Karlsruhe, Franz, ein geiſtvoller und friſcher, aber flüchtiger und zerfahrener Geſell, war Kameralpraktikant und verſuchte ſich als Journaliſt; dem einen Bruder ſollte er die Bekanntſchaft der Geliebten verdanken, mit dem zweiten wurde er politiſcher Tagesſchriftſteller. Er gab ſich bei Max Stromeyer in Mittagskoſt. Dort ſah er Anfang Januar 1830 zum erſtenmal die Schweſter ſeiner Freunde, Anna. Ihre Mutter war geſtorben, der Bruder hatte ſie von Tauberbiſchofsheim in ſein Haus geholt. Als ſie im Trauerkleide an einem Morgen in das Zimmer trat und ihm das Bild des Jugendfreundes in die Seele rief, da ſtand ſofort der Entſchluß bei ihm feſt, daß dieſe ſeine Frau werden ſolle oder keine. Ihr aber war nicht im Augenblick ebenſo zu Muthe, als ſie den fremden Mann erblickte, der damals zwar erſt 23 Jahr alt war, aber weit älter ausſah, und hager, ſchweigſam, das Antlitz ſehr ernſt, unter den Freunden ſtand.

Solange er lebte, dachte er dieſer erſten Begegnung und ſeines ſchnellen Entſchluſſes, und er verlangte immer halb ſcherzend halb im Ernſt, noch in ſeiner letzten Krankheit, daß die Geliebte ein ähnliches Gefühl in der erſten Stunde der Begegnung gehabt haben ſollte. Das konnte dieſe der Wahrheit gemäß niemals zugeben, er aber wurde nicht müde ſie darum zu necken und ſich der Erörterung zu freuen. Damals freilich barg er, wie ſeine Art war, die Empfindung ſtill in ſich, konnte jedoch nicht umhin ſeiner Familie in Mannheim etwas zu verrathen, indem er mit angenommener Ruhe an ſeine Schweſter Auguſte ſchrieb: „Max hatte ſeine jüngſte Schweſter, ein ſehr gebildetes und liebenswürdiges Frauenzimmer von — ich weiß nicht wie viel Jahren zu ſich genommen, du wirſt dieſelbe gewiß lieb gewinnen.“ Dieſe Gleichgiltigkeit und dazu das warme Lob gaben den Frauen daheim zu denken.

Es war natürlich, daß er ſich erbot Fräulein Anna Stunde zu geben. Glückliche Stunden, gehobene Stimmung, in denen er ihr würdig, aber mit pochendem Herzen gegenüber ſaß. Ueber der franzöſiſchen Grammatik erblühte eine echt deutſche

Liebe, ſie wurde zur dauerhaften Flamme, welche ſeinem Leben Wärme und ſtille Weihe gab.

Während er noch zwiſchen Hoffnung und Zweifel umhergeworfen wurde, trat er einſt — am Abend vor ſeinem Geburtstage — in ſein Zimmer, das ihm jetzt ſehr öde und einſam erſchien; da ſah er ein zierliches Päckchen liegen ohne Brief, ohne irgend ein Zeichen woher es kommen möge, er öffnete und fand eine prächtige Frauenarbeit darin. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß es ein Paar Hoſenträger waren, wie ſie damals die Herren zu tragen und die Mädchen zu ſticken pflegten. Er ſtand betrachtend davor und ihm kam ein Gedanke, der ſich nach geheimen Forſchungen als richtig bewährte; er beſchloß das Gefühl der Abſenderin zu ehren und ſich nicht merken zu laſſen, daß er ſie errathe. Dieſen Vorſatz hielt er getreulich, indeß iſt anzunehmen, daß er ſeine Begeiſterung über das Geſchenk doch in einer Weiſe kund gab, durch welche die Unbekannte zu der Anſicht gelangte, daß er die gute Meinung völlig würdige. Auch die Bedeutung dieſes Ereigniſſes vermochte er ſeiner Familie nicht ganz zu bergen, denn nachdem er davon berichtet hatte, fügte er Befehle für ſeinen Schneider hinzu, und er, der ſonſt ſorglos über ſeine Kleidung hinwegſah, ſchrieb mit unerhörter Genauigkeit alle Einzelheiten vor und beſtimmte ſogar die Farbe eines neuen Rockes. Dieſer ſchöne grüne Rock wurde bei Manchen, die ihn kannten, ein deutliches Zeichen ſeines Gemüthszuſtandes.

Aber die Freundſchaft zwei reiner Seelen wurde noch durch andere gemeinſame Anſchauungen geweiht. Anna brachte aus der ſtillen Landſtadt in die Reſidenz mit einem Herzen, das freundlich gegen die Menſchen war wie das ſeine, mit wahrhaftem Gemüth und einem hellen Verſtande auch Empfänglichkeit für alle großen Fragen, welche ihre Brüder und die Genoſſen des Hauſes beſchäftigten. Jetzt wurde ſie ſchnell die Vertraute des Freundes, theilte ſeine Begeiſterung für ihres Volkes Recht und Größe, freute ſich mit ihm über mannhaften

Widerſtand gegen die Gewalt und erhielt ihren Antheil an dem Zorn der Männer über jederlei Rückſchritt in Staat und Kirche. Sie verſtand ſich auch ſelbſtändig gegen den Geliebten zu behaupten, beſſer als die Brüder. Und falls einmal, wie zuweilen geſchah, ſein Weſen heftig losbrach, dann begegnete er einem gleichkräftigen Sinn, und ihr feſter Widerſtand zwang ihn zur Ruhe. Man darf annehmen, daß in Beiden der Eifer heiß aufloderte, wenn er ſich tyranniſch erhob, um Solchen furchtbar zu werden, die ihr freundliche Aufmerkſamkeit erwieſen; denn ihr ſchuf Zorn, daß er Mangel an Vertrauen verrieth. Er mochte das Tanzen nicht gern leiden, das ihr lieb war, und machte Miene ihr zu wehren, was ſie doch nur freiwillig meiden wollte aus Rückſicht für ihn. Dabei aber war derſelbe Mann, der ſonſt ſo geharniſcht unter den Leuten einherſchritt, gegen ſie von einer rührenden Weichheit und in ſeiner ernſten Art von hochſinniger Ritterlichkeit, und das war er nicht nur darum, weil er ſie liebte, ſondern was dem Weibe vielleicht noch mehr gilt, er hielt ſich in Haltung und Rede ehrfurchtsvoll gegen ihr ganzes Geſchlecht. Und dieſe Geſinnung gegen Frauen iſt ihm ſein Lebelang geblieben. So geſchah es, daß in einfachem bürgerlichem Daſein, in ruhigem Tagesverkehr ohne wichtige Ereigniſſe des Privatlebens, zwei gute und kräftige Menſchen in großer Liebe ſich verbanden.

Als Mathy ihrer Liebe ſicher war, mit ihr vor den älteſten Bruder trat, ſie von ihm zur Frau zu begehren, und dieſer die nahe liegende Einwendung machte, daß Mathy noch nicht in der Lage ſei einen eigenen Hausſtand zu begründen, da ſagte Mathy feſt: „wir können warten.“ Aber er hatte bereits ſeine Pläne, die ihm die Vermählung möglich machen ſollten.

Mathy war unter die Schriftſteller gegangen. Sein Vater war literariſch thätig geweſen unter ſchwierigeren Verhältniſſen, zuweilen gezwungen ſeinen Namen zu bergen, er ſelbſt war von lehrhaftem Weſen und hatte von früher Jugend den ſtarken Trieb gehabt, das, was er in ſich zur Klarheit gebracht hatte, Andern mitzutheilen. Die geſammte Bildung ſeiner Nation war vorzugsweiſe literariſch, das geſchriebene Wort war, da die Predigt einen Theil ihrer Macht verloren und die Rednerbühne ihren Einfluß noch nicht gewonnen hatte, das einzige Mittel auf größere Kreiſe zu wirken. Auch verſtändige Rückſicht auf ſeine Kaſſe trieb ihn dazu, die Stunden, welche er in dieſer Weiſe verwandte, mochten ihm ſchnellere Einnahmen ſchaffen als Privatunterricht. Ach, die Honorare für Bücher und Zeitſchriften waren damals gering im Verhältniß zur Gegenwart, aber auch beſcheidene Erträge waren für ſeine mäßigen Bedürfniſſe ein gewichtiger Zuſchuß. Er begann ſeine Thätigkeit als Journaliſt zuerſt ohne Namen, auf den anſpruchsloſen Seiten des Karlsruher Unterhaltungsblattes (III. Jahrg. 1830): Natur und Völkerleben, z. B. eine Beſchreibung von Paris, kleine Geſchichten, Aphorismen. Aber wenige Monate darauf erregte die franzöſiſche Julirevolution einen Sturm in den Völkern Europas, ein neues Geſchlecht von Journaliſten und Politikern erſtand. Auch Mathy gehörte zu denen, welche von ganzem Herzen Beruf und Neigung fühlten, für die Erhebung der Nation aus der undeutſchen Politik des Fürſten Metternich zu arbeiten.

Ueberall durch ganz Deutſchland war von den Tagen der Pariſer Barrikaden bis zum Hambacher Feſt der Liberalismus in eroberungsluſtigem Aufſchwunge. Es waren für Mathy glückliche Jahre, jede Woche brachte unerhörte Erfolge, das alte Syſtem fiel in Trümmer, die Völker regten ſich, einen neuen Staatsbau zu bilden oder an der Geſetzgebung Antheil zu gewinnen. Jetzt durfte er mit der Geliebten außer den Hoffnungen auf die eigene Zukunft auch die größere für das Vaterland austauſchen. Aber er war mit 24 Jahren darin den meiſten ſeiner Altersgenoſſen unähnlich, daß er Reform wollte, keine Revolution. Auch ihn drängte die neue Zeit zum Schreiben, und was war die Arbeit, die erſte ſelbſtändige Schrift, welche er herausgab? Eine kleine Abhandlung: Vorſchläge über die Einführung einer Vermögensſteuer in Baden. (Karlsruhe 1831.) Während ſeine Altersgenoſſen hochtönende Toaſte ausbrachten und heftige Artikel gegen purpurtragende Fürſten ſchrieben, ſann er über eins der ſchwierigſten Probleme der Staatswiſſenſchaft nach, deſſen richtige Löſung für den Wohlſtand des badiſchen Volkes von Wichtigkeit war und der liberalen Partei eine Handhabe für die neue Geſetzgebung werden konnte. Es gibt wenig ſchriftliche Aeußerungen aus ſeiner Feder, welche ſo bezeichnend für die ernſte Richtung des künftigen Staatsmanns ſind als dieſer kleine Aufſatz. Er folgte darin prüfend einem Geſetzentwurf, welchen zehn Jahr früher das Finanzminiſterium ausgearbeitet hatte, und knüpfte neue Vorſchläge daran. Daß es eine Jugendarbeit iſt, erkennt man leicht aus der Ueberfülle von Ideen, welche er in ſeiner gedrungenen Weiſe wie Lehrſätze vorträgt, und aus der Verbrämung durch kleine geſchichtliche Anſpielungen. Aber der Inhalt iſt doch ſehr klug erwogen. Es iſt in Wahrheit ein Vorſchlag zur neuen Ordnung der geſammten directen Beſteuerung,*) dem man vielleicht nur den Vorwurf machen kann, daß ſeine Grundſätze für große Staatsverhältniſſe zu künſtlich ſind. Die Arbeit beruht auf genaueſter Einzelkenntniß, ſehr ſorgfältig ſind die Anſchläge des Ertrags und vortrefflich die Anweiſung zur Einführung und Erhebung der neuen Steuern, wobei er — für Baden neu — vor allem Mitwirkung der Gemeinden fordert.

Er reichte die Schrift der zweiten Kammer ein, ſie wurde nach einem rühmenden Bericht Rotteck's, mit großer Anerkennug unter der damals neuen Bezeichnung „ſchätzbares Material“ der Kammerbibliothek einverleibt.

---

*) Beſteuert ſoll werden das reine Vermögen — Einkommenſteuer; ferner die menſchliche Arbeit — Gewerbſteuer, welcher der Bequemlichkeit wegen auch die Betriebscapitalien zugerechnet werden müſſen; dann die mittelbar productive oder Geiſtesthätigkeit — Klaſſenſteuer. Neben der Vermögensſteuer ſoll eine niedrige, neugeordnete Grund-Häuſer-Gefällſteuer fortbeſtehen. Die Gründe dafür ſind ſcharfſinnig entwickelt. Manches in der kleinen Schrift verdient noch heut Beachtung.

Dieſe Schrift hatte ihm nicht nur bei den Regierenden Anerkennung verſchafft, auch die Oppoſition der Kammer wurde aufmerkſam auf den jungen Beamten, der, wie verlautete, ihren Anſichten ſo nahe ſtand, und deſſen Fachkenntniſſe ihr ſo werthvoll ſein konnten. Mathy trat mit den badiſchen Führern der Volkspartei in perſönlichen Verkehr und Rotteck veranlaßte ihn die badiſchen Kammerberichte für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu übernehmen. Im Jahr 1831 begann ſeine Verbindung mit der großen Zeitung Süddeutſchlands, welcher er länger als funfzehn Jahre bis zur Gründung der deutſchen Zeitung treu geblieben iſt. Dies Verhältniß wurde für Mathy werthvoll; es gab ihm einigemal in ſchwerer Zeit die ſicherſten Einnahmen, es bot ihm Gelegenheit zu einer politiſchen Wirkſamkeit in die Weite, es legte ihm früh den Zwang auf, den Ausdruck — nicht den Inhalt — ſeiner Ueberzeugung dem Stil einer großen Zeitung anzupaſſen, welche damals unbeſtritten für das erſte Blatt in deutſchen Landen galt und von Politikern und Diplomaten aller Parteien geleſen wurde. Er ſtimmte oft nicht mit ihrer Richtung und Haltung überein und kam wol auch einmal zu ſchriftlichen Auseinanderſetzungen mit dem Redacteur Kolb, aber beide Theile wußten recht gut, was ſie einander werth waren. So wurde Mathy allmählich zum politiſchen Journaliſten, und er gewann die Anſicht, daß es möglich ſei, durch ſolche Arbeit nicht unbedeutende Wirkſamkeit und Stützen des äußern Lebens zu finden.

5.

Zum Hambacher Feſt.

Es war ein großer Tag für Baden, als nach dem Antrag Welcker's von Beginn des Jahres 1832 die Cenſur abgeſchafft und ein Preßgeſetz erlaſſen wurde. Leider war dieſe Befreiung des geſchriebenen Wortes nichts als ein kurzer Vorfrühling, nach wenig Monaten welkte unter dem kalten Nordwind, der von Frankfurt her in das Land wehte, das luſtige Grün der neu entſtandenen Blätter und noch einmal legte ſich die Eisdecke über die jungen Hoffnungen.

Aber ohne Ahnung des kommenden Unheils rührten ſich ſeit dem Januar die Federn der Liberalen, in Baden entſtanden mehre politiſche Zeitungen, welche in keckem Muth der alten Regierungsweiſe Krieg ankündigten. Franz Stromeyer begann mit einigen Bekannten zu Mannheim den „Wächter am Rhein“ herauszugeben, eine Zeitſchrift, die durch den warmen und herausfordernden Ton ihrer Aufſätze ſofort die Herzen der Leſer gewann und den Machthabern unbequem wurde. Auch Mathy wurde Mitarbeiter des Blattes.

Ebenſo freuten ſich die Volksvertreter ihrer Erfolge und die Hoffnungen der Entſchiedenen gingen hoch. Es galt jetzt die Aufregung im Volke, der ſie ſo Großes verdankten, zu ſteigern und ſich unter einander zum Kampf gegen die Regierungen feſter zu verbinden.

Eine Darſtellung unſerer Parteien ſeit 1815 würde lehren, daß ſtets die herrſchende ihr Gegenbild heraustrieb, welches bei entgegengeſetzter Richtung auch die größte Aehnlichkeit mit der feindlichen Partei hatte, ebenſo wie der Halm emporſchießt, indem ſich über einem Blatt das entgegenſtehende erhebt, und wie jede Farbe ihre Ergänzungsfarbe im Auge bildet. Die Regierungen hatten nach Tilgung Napoleons über den Lebensbedürfniſſen ihrer Völker eine Gemeinſchaft ihrer dynaſtiſchen Intereſſen verkündet, die Oppoſition im Volke verlor genau in demſelben Maße den nationalen Charakter und die liberalen Anſchauungen und Forderungen verbanden alle Unzufriedenen Europas zu einer großen Familie. Wie den Regierungen ruſſiſche, öſtreichiſche, franzöſiſche Reaction als eine Stärkung des eigenen Beſtandes erſchien, genau ebenſo war im deutſchen Volk der Pole, der Italiener, der mißvergnügte Franzoſe ein werther Bundesgenoſſe. Wie die Regierungen durch Cenſur und rohe Unterdrückung des gedruckten Wortes die Aeußerungen jeder Unzufriedenheit, auch der Berechtigten erſticken wollten, gerade ebenſo begrüßte die Volkspartei jede geheime Druckſchrift, jedes entſchloſſene Wort mit Freude trotz dem Bedenklichen des Inhalts. Wie die Staatspolizei Gewalt übte und auch geſetzlichen Widerſtand als perſönliche Beleidigung gegen die Regierenden betrachtete, ebenſo galt jede Polizeimaßregel und jeder politiſche Richterſpruch im Volke für eine ungeſetzliche Tyrannei, und jeder Verfolgte für ein ſchuldloſes Opfer der Gewalt, welchem zu helfen eine edle Pflicht ſei. Und wie den Regierungen der verächtlichſte Menſch, wenn er ſich als geſinnungstreues und gefügiges Werkzeug brauchen ließ, willkommen war, gerade ſo ertrugen auch die Beſten in der Oppoſition Fanatismus, Selbſtſucht, hohle Eitelkeit, Gewaltthätigkeit und unehrliche Mittel ihrer Mitglieder. Aus völligem Umſturz aller Verhältniſſe hatten ſich die neuen Staaten gebildet, jeder der Lebenden wußte, wie willkürlich und zufällig die Regierungen waren, die der Wiener Frieden hinterlaſſen hatte; zahlloſe Rechte und wohlbegründete Anſprüche waren unter dem Heerwagen der nächſten blutigen Vergangenheit zu Staub zermalmt, die

Regierenden mit ihren Beamten forderten jetzt vergeblich Ehrfurcht vor den Geſetzen, welche ſie in beſtändiger Sorge um die eigene Dauer, zuweilen mit böſem Gewiſſen gaben, auch die Oppoſition erklärte und wollte geſetzlichen Fortſchritt, aber kein Scharfblickender konnte ſich bergen, daß auf dieſem Wege kein friedliches Ende abzuſehen war, und der beſonnene Patriot unterſchied ſich von dem Verſchwörer zuweilen nur dadurch, daß er an den Erfolg gewaltthätiger Mittel nicht glauben konnte. Nur wenige der Beſten erkannten, daß nichts als eine vieljährige Schulung des Volkes zum politiſchen Leben, allmähliche Entwickelung des Wohlſtandes und der praktiſchen Tüchtigkeit zu einer Beſſerung führen werde.

So war es auf dem ganzen Feſtlande Europas vom Tajo bis zum Dniepr. Aber die Deutſchen hatten gleich den Italienern noch ein beſonderes politiſches Leiden. Sie waren als Deutſche aufgerufen worden zur Vertreibung der Fremdherrſchaft, hatten Blut und die letzte Habe dafür eingeſetzt, und die Folge aller großen Gefühle, leidenſchaftlicher Anſtrengungen und feierlicher Verſprechen war für einen großen Theil der Deutſchen öde Kleinſtaaterei geworden. Der eigene Kleinſtaat erſchien dem Patrioten damals wie eine dürftige Interimswohnung. Seine beſten Pflichten und heißeſten Wünſche gehörten einem Ideal, welches keinen ſtärkeren Feind hatte als die beſtehenden Staatsgewalten. Wol Jeder dachte ſich die Verwirklichung dieſes edlen Traumbildes anders; als ſicher erſchien dem Süddeutſchen nur, daß es nicht Oeſtreich, nicht Preußen, nicht deutſcher Bund werden ſollte.

Unterdeß hielten die ſiegesfrohen Liberalen Süddeutſchlands für ein gutes Mittel die Regierungen zu ſchrecken und das Volk zu gewinnen, wenn ſie die altheimiſche Freude an maſſenhafter Geſelligkeit für die Politik verwertheten. Es waren unter den Vaterlandsfreunden ſo viele edle und große Männer, welche für ihren opfervollen Kampf auf der Rednerbühne und in der Preſſe einen Dank der Nation verdienten, es waren ſo merkwürdige und ruhmvolle Tage, in denen man lebte, daß eine Weihe derſelben durch feurige Worte und luſtigen Trunk geboten ſchien. Schnell folgten einander die Feſttage zu Ehren der jungen Freiheit. Am 29. Januar 1832 gaben die Rheinbaiern ihrem Helden, dem Advocaten Schüler, eine große Feſtfeier, bei welcher dem Königthum von Gottes Gnaden offene Fehde erklärt und die „unbedingte Volksſouveränetät“ als Grundlage für die Wiedergeburt Deutſchlands erkannt wurde. Seitdem löſte ein Feſt das andere ab. Am 1. April z. B. veranſtalteten Abgeordnete und Journaliſten zu Weinheim ein Feſt der badiſchen freien Preſſe, an welchem auch Freigeſinnte anderer Landſchaften Theil nahmen, ſogar Ausländer. Für den 27. Mai endlich ſchrieben mehre Bürger aus Neuſtadt an der Hardt, angeregt durch den Vorkämpfer Rheinbaierns Siebenpfeiffer, eine große Volksverſammlung auf der Schloßruine Hambach aus, um „der Deutſchen Mai“ zu feiern. Die bairiſche Regierung machte einen ſchwachen Verſuch zu verbieten, aber die Stadtgemeinden der Rheinpfalz ſendeten ihr heftige Einſprüche, in Landau fand ſich kein Bürger, um die nöthigen Lieferungen für eine Militärmacht zu übernehmen, welche in das Schloß gelegt werden ſollte. Das Verbot der Verſammlung wurde zurückgezogen und die liberale Preſſe erklärte feierlich, daß ſie den Namen des Regierungsbeamten, der eine große Hoffnung des deutſchen Vaterlandes zu vernichten geſucht, der Nachwelt übergebe, doch nur darum, damit dieſe ihn richten möge.

Schon am 26. Mai trafen große Züge von Patrioten in Neuſtadt ein, die meiſten auf offenen Wagen, die mit Eichenlaub bekränzt, mit der deutſchen Fahne geſchmückt waren. Glocken läuteten, Böller krachten und Freudenfeuer brannten auf den Höhen der Hardt, Abordnungen kamen faſt aus allen Staaten des Weſtens. Am Feſttage bewegten ſich die Theilnehmer nach Stämmen geordnet, darunter der ganze Landrath von Rheinbaiern, im Zuge vom Marktplatz nach der Schloßruine Hambach, Frauen und Jungfrauen umgaben die polniſche

Fahne, die Feſtordner die deutſche Fahne, welche die ſtolze Aufſchrift trug: „Deutſchlands Wiedergeburt.“ Begeiſterte Feſtſtimmung, in vielen Augen Thränen der Rührung. Das erſte Lied, gedichtet von Siebenpfeiffer, ſangen dreihundert Handwerksburſchen nach der Melodie des Reiterliedes: „Hinauf, Patrioten, zum Schloß, zum Schloß.“ Auf den höchſten Zinnen der Ruine wurde die deutſche Fahne aufgepflanzt, auf einem Vorſprung die polniſche, an dreißigtauſend Perſonen ſchätzte man die Menſchenmenge, denn auch die Frauen waren geladen und die liebe Jugend war nicht ausgeblieben. Unter den Städten, welche Beſucher geſandt hatten, werden Leipzig und Kiel als die öſtlichſten aufgezählt, Altpreußen und Oeſtreicher nicht genannt. Und nun begannen die Reden. Zuerſt ſprach Siebenpfeiffer ſtarke Worte, in denen er die Regierungen hart ſchalt und den künftigen Tag begrüßte, „an welchem die Fürſten die bunten Hermeline feudaliſtiſcher Gottſtatthalterſchaft mit der männlichen Toga deutſcher Nationalwürde vertauſchen müßten, wo die deutſche Jungfrau den Jüngling als den würdigſten erkennen würde, der am reinſten für das Vaterland erglüht, wo der Beamte und der Krieger ſich nicht mit der Binde des Herrn und Meiſters, ſondern mit der Volksjacke ſchmücken würden — den Tag, wo ein gemeinſames deutſches Vaterland ſich erheben ſollte, das alle Söhne als Bürger begrüßt.“

Nicht weniger feindſelig gegen die Fürſten, aber in vielem verſtändiger ſprach Wirth, welcher vor der Eigenſucht Frankreichs warnte und die Deutſchen aufforderte in ihr politiſches Glaubensbekenntniß den Satz aufzunehmen: daß die Freiheit nicht auf Koſten des Ländergebietes Deutſchlands erkauft werden dürfe; in dem Augenblick, wo fremde Einmiſchung ſtattfinde, müſſe die Oppoſition gegen die inneren Verräther aufgehoben und das Geſammtvolk gegen den äußern Feind zu den Waffen geführt werden. Zuletzt rieth er zur Wahl von etwa zwanzig Männern, „welche an Geiſt, Feuereifer und Charakter ausgezeichnet wären, um als Führer der Nation in heiligem Bunde die deutſche Reform zu leiten, als Apoſtel der Freiheit durch Reden und Preſſe zu wirken.“ — Seine Warnung, daß man von Frankreich nichts hoffen ſollte, gab Anſtoß. Aber aus Frankfurt wurde dem Redner ein deutſches Schwert als Ehrengeſchenk überreicht.

Jetzt häuften ſich die Redner um den hohen Rednerſtuhl, auch an andern Stellen, wo ein Sprecher erſtand, drängten ſich die Zuhörer. Viele Lieder wurden geſungen. Immer wieder wurde der Polen rühmend gedacht, und behauptet, daß Aufgabe der Deutſchen ſei, die Völker im Oſten zu befreien. Denn viele Polen ſchritten als Schaar im Zuge und lagerten in beſonderem Zelt unter den aufgeſchlagenen Buden. Sie hatten eben erſt das Beiſpiel einer Erhebung gegen Tyrannengewalt gegeben. Die jetzt als Flüchtlinge ſo achtungsvoll den Deutſchen zuhörten, hatten im wirklichen Kriege die Waffen getragen, ſtattliche Männer, in deren bleichem Antlitz man die Spuren überſtandener Leiden fand, beſcheiden, vornehm, hilflos, elegiſch. Mehre von ihnen ſprachen ſelbſt herzergreifende Worte, auch ein Franzoſe ſprach, ein Bekannter Mathy's, der mit dieſem zum Feſte gereiſt war, der Journaliſt Lucian Rey aus Straßburg, er gab auf franzöſiſch die tröſtliche Verſicherung, daß Frankreich das Rheinbaiern ſich nicht begehre. Zu den heftigſten Rednern gehörte Franz, der Bruder von Mathy's Braut, welcher alle Anweſenden zu einem Schwur aufforderte, daß ſie mit Gut und Blut das Vaterland und deſſen Freiheit ſchirmen wollten vor jeder Gewalt von Innen und Außen. Mathy ſagte ihm nachher, er hätte beſſer gethan nicht zu reden.

Schweigend ſtand Mathy unter den Anweſenden und wahrſcheinlich erregten ihm manche geſchwollene Phraſen der Redner Unzufriedenheit. Auf einer radirten Zeichnung des Feſtes, welche der Maler Brenzinger, ſpäter Gatte der Schweſter Mathy's, entwarf, iſt Mathy abgebildet in der Mitte des Vordergrundes, wie er die Hände ſeiner beiden Begleiter an die Bruſt drückt. Man darf zweifeln, daß er in ſolcher Weiſe ergriffen war. Aber ſeinem jugendlichen Sinn bot doch das Neue des Feſtes, die Menſchenmenge, die Zahl anſehnlicher Häupter des Fortſchrittes, das ſinnbildliche Zeichen deutſcher Einheit, welches ſtolz von der alten Burgruine nach dem Rhein wehte, große Gedanken.

Den Reden folgte ein Feſtmahl, wie bei Deutſchen natürlich, 1400 Perſonen mit Toaſten und Geſängen. Spät am Abend zogen die Verſammelten nach Neuſtadt an der Hardt zurück und füllten die Stadt mit ihrer Feſtfreude, welche ſich auch durch Tanz in mehren Bällen ausdrückte. Noch drei Tage nachher wogten Menſchenmaſſen von der Stadt zu dem Schloſſe und immer wieder wurden Anreden gehalten.

Derſelbe Tag wurde auch anderswo feſtlich begangen, ſogar in Paris vereinigten ſich die Deutſchen unter dem Vorſitz Lafayette's mit Söhnen anderer unzufriedener Völker zu einer Feſtfeier. Der luſtige Tag wurde „Tag der Wiedergeburt des Vaterlandes" genannt. Aber gegen dieſe tönende Bezeichnung ſtach es ſehr ab, wenn Wirth am Schluß ſeiner Feſtbeſchreibung die unſichere Anſicht ausſprach, daß dies Ereigniß doch wol von wichtigen Folgen für unſer Volk ſein müſſe. Die Deutſchen ſollten jetzt in Vereine zuſammentreten, Männer und Frauen in allen Theilen Deutſchlands, und ſollten großartige Geldmittel zuſammenbringen, um die Preſſe zu unterſtützen.

Das war der äußere Verlauf des Hambacher Feſtes, den Führern galt die Gelegenheit zu vertraulicher Beſprechung für nicht minder wichtig. Es war nach dem Wartburgsfeſt deutſcher Studenten die erſte große Feſtdemonſtration im deutſchen Volke, hochgeprieſen und übel berüchtigt. Die Gegenwart, welche an dergleichen Feſte mit ähnlichem Redeſchwall gewöhnt iſt, wird leichter geringſchätzig darüber urtheilen, als das Bemerkenswerthe daran würdigen. Es waren warmherzige kleine Leute, welche dort zuſammenkamen, nicht gewöhnt ſich anderswo als in der Kirche und beim Jahrmarkt in großer Zahl zu geſellen.

Was damals dem Deutſchen lieb werden und ihn fortreißen ſollte, das mußte ihm in poetiſcher Verklärung oder als pathetiſche Forderung in die Seele fallen, beim Feſtzug unter Blumengewinden, mit Marſch und Muſik, im Liede, das durch die Menge geſungen wurde. Dazu begehrte der Deutſche auch die ſchöne Natur, das Sonnenlicht, welches über der Landſchaft ſeiner Väter und einem ſagenberühmten Strom glänzte, die alte Burgruine, welche ihn mahnte, daß er auf den Trümmern alter Zeit das Neue ſchaffe, den goldenen Wein und den luſtigen Kreis treuer Kameraden. Endlich die Geſellſchaft der Frauen; wenn ſich ihre Wänglein rötheten und die Taſchentücher wehten, war dem Redner ihr Beifall ein ſüßer Lohn, und der Jüngling der ſie ſo innig zu verehren bereit war, fühlte ſich ſelig in dem Gedanken, daß alles Schöne und Holde um ihn lachte, ſchwirrte und klang. Dies zuſammen verſetzte den Deutſchen in einen behaglichen Rauſch. Dabei aber war ſeine politiſche Einſicht gering, noch ſchwächer ſeine wirkliche Theilnahme am Staat. Er fühlte den Druck des fürſtlichen Familienregimentes und die Beamtenherrſchaft als ſehr läſtig wegen der Zumuthung, die ihm geſtellt, zuweilen, weil dadurch ſein ſittliches Gefühl verletzt wurde, aber er war für ſich allein, im Hauſe ein Philiſter, ohne eigenen Willen, gar nicht bereit dauernde Pflichten für das Ganze zu übernehmen, wenn ſie das Behagen ſeines Privatlebens ſtörten. Deshalb geſchah es, daß die Menge, ja auch ihre Führer durch Jahrzehnte in Eifer und Begeiſterung geriethen, ſo oft ſie den Zauber geſelliger Aufregung empfanden, und gleich darauf wieder als Einzelweſen in Ermüdung und Kleinmuth widerſtandslos der beſtehenden Macht zufielen, ja, daß viele von ihnen in Zeiten der Anregung mit ſtillem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt bemerkten, wie ihnen die Trunkenheit kam, und vergebliche Verſuche machten ſich dagegen zu wehren. Dieſe geſellige Berauſchung der Deutſchen für politiſche Ideen, welche vom Hambacher Feſt bis über den badiſchen Aufſtand die Menſchen fortgeriſſen hat, wird in der Zukunft als eine beſondere Erſcheinung im deutſchen Volksleben betrachtet werden, welches den letzten Jahren einer großen Periode deutſcher Lyrik ebenſo eigenthümlich iſt, wie die asketiſche Verzückung dem Mittelalter, und der Wanderdrang den Jahren der Kreuzzüge. Und es liegt ein gewiſſer Humor darin, daß gerade zu derſelben Zeit, in welcher begeiſterte Volksſprecher ihre Landesherren mit gutem Grunde als Todfeinde der deutſchen Einheit und Freiheit anklagten, dieſe Landesherren durch ihren Beitritt zum Zollverein eine weit dauerhaftere Grundlage der deutſchen Einheit ſchufen, als damals in den ſchnell bewegten Gemüthern warmherziger Feſtgenoſſen vorhanden war; und daß zu derſelben Zeit harte, eigennützige Geſchäftsleute, welche von Politik wenig wiſſen wollten, durch die Fabrikate, welche ſie verfertigten, und die Eiſenbahnactien, welche ſie zeichneten, die Landesgrenzen emſiger austilgten als die Feſtredner. Denn jedem Volke wird das Maß der Freiheit im Grunde beſtimmt durch die Beſchaffenheit ſeiner Lebensbedürfniſſe auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit; der politiſche Enthuſiasmus allein vermag größere Freiheit ſchwerlich zu bringen, keinenfalls zu erhalten. Aber wohlgemerkt, auch keine Regierung, und ſei ſie noch ſo ſehr um die wirklichen Intereſſen ihres Volkes bemüht, vermag auf die Dauer zu beſtehen, wenn ſie in ihrem Volke nicht Wärme und Hingabe für den Staat rege zu erhalten weiß.

Damals ſtanden die rathloſe Begeiſterung der Liberalen und die ſchwächliche mürriſche Vorſorge der Regierungen für das reale Wohl feindſelig gegen einander, ſeitdem haben die Träume der Volksführer von 1832 gleich dem Sauerteige gewirkt, der, an ſich unſchmackhaft, unſer tägliches Brot genießbar macht. Ihre Ideen, bekämpft, vielfach abgeändert, haben zum großen Theil geſetzliches Leben gewonnen, Fürſten und Volksvertreter, alle politiſchen und ſocialen Pateien haben dafür und dagegen gerungen.

Die Männer, welche an dem Hambacher Feſt mit ganzem

Herzen Theil nahmen, nannten ſich ſelbſt zum Unterſchied von den gemäßigten Liberalen die Entſchiedenen. Ihnen allen war wol gemeinſam, daß ſie die Herrſchaft der erlauchten Familien in den deutſchen Staaten für eine ungemüthliche Erfindung der Vergangenheit hielten, welche ſchwerlich anders als durch Beſeitigung des monarchiſchen Princips unſchädlich gemacht werden könnte. Denn man merke wohl, ſie waren faſt ſämmtlich aus den Staaten des Rheinbundes. Wer aber näher zuſieht, erkennt leicht, daß unter ihnen ſchon damals zwei grundverſchiedene Auffaſſungen der Politik hervortraten. Die einen ſtehen in Abhängigkeit von der franzöſiſchen Bildung jener Jahre, ſie verkünden Gemeinſamkeit der liberalen Intereſſen in Europa, die Pflicht für jede fremde Volksfreiheit ſich zu begeiſtern, ſind nicht frei von communiſtiſchen Ideen und begünſtigen den Kampf gegen das Capital. Die andern ſtehen feſt auf deutſchem Volksthum, betrachten die demokratiſche Bewegung Frankreichs mit Mißtrauen und ſind dem Treiben der Socialiſten abhold. Es waren dieſe beiden Richtungen, welche ſich achtzehn Jahre ſpäter in den badiſchen Kammern und anderswo feindſelig trennten, die erſtere ſteht noch heut in ſchwächlichem Kampf gegen das neue Staatsleben der Deutſchen, die zweite hat ihre Verſöhnung mit dem monarchiſchen Weſen geſchloſſen und wird durch die liberalen Parteien unſeres Staates vertreten.

Freilich waren damals auch die deutſch geſinnten Patrioten, welche ſich nicht mit den unſicheren Träumen von allgemeinem Weltbrand und europäiſcher Republik befriedigten, in verhängnißvoller Unſicherheit über den Umfang ihres künftigen Deutſchlands. Wie die öſtreichiſche Ländermaſſe dazu ſtehen ſollte, wußte keiner zu ſagen. Es iſt noch lange nachher ein ganzes Jahr parlamentariſcher Verhandlungen nöthig geweſen, um darüber eine politiſche Forderung zu erzeugen. Und ferner war ihnen das Weſen des preußiſchen Staates faſt unbekannt. Sie vergaßen gern, daß Preußen damals vierzehn Millionen

Deutſche umfaßte, faſt mehr als die kleineren Bundesſtaaten zuſammen, und daß eine feſtgeordnete Einheit, die bereits die reichliche Hälfte des Ganzen war, bei jeder Neubildung deutſcher Verhältniſſe ein entſcheidendes Wort ſprechen mußte. Gern tröſteten ſie ſich mit der Annahme, daß man auch in Preußen ſehr unzufrieden ſei und daß Viele aus der Rheinprovinz gern unter ihnen getagt hätten, nur daß ſie die heimiſche Polizei ſcheuten. Ja, die preußiſche Regierung war ihnen beſonders anſtößig. Der König hatte ſeinem Volke eine Verfaſſung verheißen und ſein Verſprechen nicht erfüllt, die preußiſche Diplomatie ſuchte mit Eifer die liberalen Anläufe der ſüddeutſchen Kammern zu verdächtigen, Preußen galt für einen Militärſtaat, der doch nicht den Muth habe eine kriegeriſche Politik zu verfolgen, die preußiſchen Landſchaften endlich ließen ſich mit unerträglicher Fügſamkeit das harte Staatsweſen gefallen. Man hatte im Süden keine Ahnung, wie groß dort im Oſten die Armuth, der Mangel an Capital und an überſchüſſiger Menſchenkraft nach zehn Jahren des Krieges, einer fortdauernden feindlichen Beſetzung, einer planmäßigen Ausſaugung des Landes und nach einer unerhörten Anſpannung für die Befreiung geworden war, man wußte nicht, wie ſehr das Gedeihen der alten Provinzen durch die ruſſiſche Grenzſperre niedergehalten wurde, wie Handel und Handwerk in mehren hundert Städten noch nach dem Frieden zurückkamen, wie langſam dort die Erſparniſſe zu Capitalien zuſammenfloſſen und wie dieſe Erſparniſſe des Volkes durch Jahrzehnte faſt ſämmtlich verwendet wurden, um in dem Creditſyſtem der Landſchaften die tiefverſchuldeten Grundbeſitzer zu erhalten und einen allgemeinen Bankerott abzuwehren. Wahrlich die Zuſtände der alten Provinzen Preußens in jener Zeit, noch niemals wahrheitsgetreu geſchildert, wären wol der brüderlichen Theilnahme des deutſchen Weſtens werth geweſen. Denn dort im Oſten war kaum eine Familie, die nicht an Gut und Leben ihrer Angehörigen ſchwer beſchädigt war und ſich in dem lebenden Geſchlecht mühſam heraufrang. Die Deutſchen von der Elbe bis zum Memel hatten hohen Preis dafür gezahlt, daß Schwaben, Alemannen und Pfälzer die Möglichkeit erhielten, in ihren Kammern mit einer deutſchen Regierung um verfaſſungsmäßige Freiheit zu ſtreiten. Daß bei ſolcher Lage des Staates auch die äußere Politik Preußens lange unfrei war und ängſtlich befliſſen, im Bann der heiligen Allianz die mühſam geſchaffene Ordnung zu bewahren, war nicht unnatürlich, und darum wird das Urtheil der Geſchichte über die Regierung Friedrich Wilhelms III dereinſt vielleicht milder ſein als das ſeiner Zeitgenoſſen war. Schon im Jahr 1832 hing das politiſche Geſchick Deutſchlands weit weniger an den Kammerverhandlungen im deutſchen Weſten als an der Höhe des Tagelohns in Schleſien und der Mark. Daß die Liberalen Süddeutſchlands davon keinerlei Kunde hatten, war der Grundfehler ihrer Rechnung. Unterdeß übten in Preußen dreitauſend Turnlehrer, zu denen der Staat großentheils Söhne des armen Adels verwandte, die Söhne litauiſcher Walddörfer und die Söhne der Großbürger von Köln zu ſtreitbaren Männern, welche dadurch immer noch viel mehr von Zucht und Hingabe an den Staat erhielten, als die patriotiſchen Veranſtalter des Hambacher Feſtes der großen Maſſe ihrer Landesgenoſſen zu geben vermochten.

Uns wird es leicht dies zu überſehen und es iſt geringes Verdienſt, den Irrthum eines früheren Geſchlechtes darzulegen. Worin jene Männer irrten, das haben ſie ſchwer gebüßt, viele mit Glück und Leben, aber ſie waren damals, wenn auch ebenſo einſeitig und beſchränkt wie ihre Gegner in den Regierungen, doch in vielen Gedanken, die ſie verkündeten, Vertreter der idealen Habe unſerer Nation und der großen politiſchen Wahrheiten, auf denen jetzt das Staatsleben der Deutſchen ruht. Sie haben verkündet und ſind vergangen, damit wir leben. Das darf auch den Gefallenen die Nation nicht vergeſſen. Vieles in jenen Anfängen erſcheint uns ſchwächlich, es waren in Wahrheit harte, aufreibende und menſchenvertilgende Kämpfe, von beiden Seiten ſanken die Opfer, es waren nicht deutſche Journaliſten und Profeſſoren allein, welche darum in Irrſinn endeten, und es waren nicht Journaliſten und Handwerksgeſellen allein, welche darum aus dem Lande ihrer Väter in die Verbannung getrieben wurden.

Für Mathy war der Beſuch des Hambacher Feſtes folgenreich. Nicht nur, weil er dabei den Kreis ſeiner politiſchen Bekannten mehrte und weil ſein erſtes Zeitungsunternehmen ſich an die Anregungen dieſes Tages knüpfte. Wichtiger noch wurde das Feſt für ſeine ſpäteren Jahre und in anderer Weiſe als vielleicht er ſelbſt in der Feſtſtimmung für möglich gehalten. Hier hatte er eine außerordentliche Zahl anſehnlicher Männer in politiſchem Rauſche geſehen, voll von Eifer und Zorn. Und kurze Zeit nachher, als es darauf ankam Ueberzeugung zu bethätigen und einen männlichen Willen zu erweiſen, wie beſtand die Mehrzahl? Wie bewährten ſich die helltönenden Redner und die jubelnden Hörer? Auch ſolche, die nicht ſtreng geprüft wurden, wie unſicher, kühl, furchtſam bewieſen ſie ſich nach der Heimkehr und Ernüchterung. Er war ſchon ſeiner Anlage nach allem Schwulſt und gebauſchter Rede abhold, aber die kalte Nichtachtung, mit welcher er ſpäter bei jeder Gelegenheit den Wortſchwall der Rednerbühne und geräuſchvolle Volksdemonſtrationen betrachtet hat, die verdankte er unter anderm auch den Erfahrungen, die er nach dem Hambacher Feſte an ſich und ſeinen deutſchen Zeitgenoſſen machte.

6.

Der Zeitgeiſt.

Durch die neue Preßfreiheit Badens wurde Mathy zur Herausgabe einer politiſchen Zeitſchrift angeregt. Auch die Eindrücke des Hambacher Feſtes führten ihn dazu, es war Loſungswort der liberalen Oppoſition, daß durch neue Ortsblätter in den kleinen Kreiſen des Volkes das Verſtändniß für Fragen der Gegenwart geſteigert werden müſſe. „Der Wächter am Rhein“ aber, zu dem Mathy gearbeitet, war ſeitdem in ſeinen Angriffen gegen beſtehende Staatsgewalten ſo heftig aufgeflackert, daß Mathy mit dem Blatt unzufrieden wurde.

Am 14. Juni 1832 wurde das Probeblatt ausgegeben, Anfang Juli die erſte Nummer der neuen Zeitſchrift: „Der Zeitgeiſt, ein Volksblatt für Deutſchland.“ Karlsruhe, bei W. Hasper. Das Blatt auf Actien gegründet erſchien zweimal, dann dreimal wöchentlich, zwei Jahre hindurch bis zum Oktober 1834; es ſollte eine weſentlich politiſche Zeitſchrift ſein mit belehrender Tendenz, welche die politiſchen Neuigkeiten in bequemer Ueberſicht zuſammenfaßte, und Mittheilungen über örtliche Angelegenheiten brachte, vor allem Aufſätze über Tagesfragen, über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers, gegen Tyrannei und Uebergriffe der Beamten, über Verfaſſung und öffentliches Recht des Auslandes u. ſ. w. Vorbild für die Einrichtung wurde die deutſche Tribüne, welche Wirth ſeit dem 1. Juli 1831 in München, ſpäter in Homburg herausgab.

Die politiſchen Blätter, welche überall in Süddeutſchland neben den ältern Tageszeitungen erſtanden, gehören zu den bedeutſamen Erſcheinungen jener Jahre der erwachenden politiſchen Bewegung, ſie bezeichnen einen Fortſchritt im Gebiet des rheiniſchen Guldens gegenüber der faden Belletriſtik, welche damals noch das literariſche Kleinleben in den Ländern des Thalers darſtellt. Während in der Mark der Beobachter an der Spree, in Schleſien der Hausfreund, in Dresden mit höheren Anſprüchen Theodor Hell's Abendzeitung und in Leipzig ein halbes Dutzend ähnlicher Blätter ſchwache Gedichte und ſeichte Novellen in das Haus des wohlhabenden Bürgers trugen, verbreiteten kleine ſüddeutſche Zeitſchriften in ſehr entſchiedener Parteifärbung Kunde von den großen ſachlichen Angelegenheiten der Nation. Sie hatten einen engen Wirkungskreis, wenn nicht der Name des Herausgebers einmal entferntere Leſer anzog, die meiſten mögen wol wie der Zeitgeiſt höchſtens tauſend Abonnenten gezählt haben, denn ſie lagerten dicht nebeneinander, weil jede Stadt, die anſehnlich in ihrer Landſchaft ſtand, ihr eigenes Blatt begehrte, ſie hatten deshalb auf örtliche Anforderungen Rückſicht zu nehmen und wußten ſich nicht immer gegen Klatſch zu wahren, aber die Richtung aller war nach den großen politiſchen Angelegenheiten. Viel Wortſchwall und übel gerichteter Jugendzorn kam in ihnen zu Tage, aber auch nicht gemeine Begabung. Den liberalen Blättern traten bald conſervative und ultramontane entgegen, und bis zum Jahre 1848 knatterte im ganzen Südweſten trotz Cenſur und Verfolgungen das Kleingewehrfeuer der jungen Krieger von der Preſſe. Dort wurde die Thätigkeit eines Redacteurs ein gewöhnlicher Weg zum Volksvertreter und Politiker, faſt jeder Führer der Oppoſition ſtand in Verbindung mit einem oder mehren Blättern und benutzte die Spalten, anzugreifen oder zu vertheidigen. Und es iſt eine ernſte Betrachtung, welche Summe von Geiſteskraft und Arbeit in den kleinen Kreiſen des vielgetheilten Vaterlandes damals für politiſche Wirkungen verausgabt werden mußte, wie knapp die Geldmittel und wie unſicher das Leben der Zeitſchriften und ihrer Leiter war. Iſt doch noch jetzt der Verbrauch von Menſchenkraft in der deutſchen Tagespreſſe vielleicht fünfmal ſo groß als in Frankreich und England.

Es iſt deshalb lehrreich, das Stillleben des Zeitgeiſtes zu betrachten. Mathy durfte ſchon darum nicht ſein Blatt als Redacteur zeichnen, weil nach dem Geſetz für dieſe verantwortliche Thätigkeit außer badiſchem Staatsbürgerrecht auch ein Alter von mehr als dreißig Jahren nothwendig war. Da in Baden die neuen Journaliſten der Oppoſition faſt ſämmtlich in jugendlichem Alter ſtanden, mußten Strohmänner als verantwortliche Herausgeber genannt werden. Der Mann, welcher beim „Zeitgeiſt" ſolcher Anforderung zu entſprechen hatte, war nach Wahl der Druckerei Erasmus Bartlin, der Packer und Ausläufer. Als dieſem angezeigt wurde, daß er zum Redacteur beſtellt ſei und dafür einen Gehalt von 36 Kreuzern für die Woche beziehen werde, hatte er zwar gegen den Titel an ſich nichts einzuwenden, weigerte ſich aber bedächtig in eine Steigerung ſeiner Einnahme zu willigen, weil er ein ſtarkes Mißtrauen gegen die Zumuthungen hatte, die man ihm dafür machen werde. Indeß fand er ſich bald in ſein neues Amt, erhielt ein Gefühl ſeiner Bedeutung und trug in einem neuen Rocke die Zeitung durch die Straßen aus. Waren die Karlsruher mit irgend einem Zeitgenoſſen unzufrieden, ſo ſagte Erasmus beruhigend: „Der Mathy und ich werden's ihm ſchon geben", wenn er aber die Nummer zum Cenſor trug, ſtellte er mit Selbſtgefühl ſich allein vor: „Hier bringe ich mein Blatt." Einſt hatte die Zeitung über Beſchlagnahme einer Nummer Beſchwerde erhoben und Erasmus mußte als Redacteur mit dem Rechtsanwalt nach Raſtatt an das Hofgericht. Da verſprach er bei der Abreiſe tapfer: „Wenn ich hinauskomme, denen werd' ich's ſagen", und da das Blatt Recht bekam, frohlockte er laut und freute ſich ſeiner Tüchtigkeit. Sonſt erwies er ſich in jeder Weiſe eifrig für ſeine

Zeitung und als Mathy ſpäter in Unterſuchungshaft kam, trug er ihm treulich das Eſſen zu. Nur mit den Setzern ſtand er auf geſpanntem Fuß, ſie neckten ihn, und als der „Zeitgeiſt“ einſt unter ſeinen Anzeigen als Naturwunder einen Herrn aus Afrika ankündigte, mit außerordentlichem verfilztem Haarwuchs, ſonſt von liebenswerthem Charakter und guter Tenorſtimme, und ein kleiner Holzſchnitt die ſeltſame Geſtalt dem ſchauluſtigen Publikum empfahl, da hatten die boshaften Setzer es gerade ſo eingerichtet, daß der geſperrte Name des Redacteurs Bartlin unter das groteske Bruſtbild zu ſtehen kam. Darin erkannte Bartlin mit Recht eine beabſichtigte Kränkung und weigerte ſich dieſe Nummer auszutragen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Mathy als Journaliſt in Vielem die Färbung theilte, an welcher damals die Entſchiedenen des deutſchen Liberalismus erkannt wurden. Was bei Anderen als Strohfeuer loderte, war bei ihm heiße Glut, und die mühſam gebändigte Energie ſeiner Empfindung gab zuweilen ſeinem Ausdruck eine Strenge, welche die Betroffenen ſehr verletzte und der kriegsluſtigen Jugend die Anſicht nährte, daß dieſem Genoſſen das wildeſte Wagniß nach dem Herzen ſein müſſe. Aber Mathy war darin klarer, ja, und auch beſſer als Andere, daß er gewaltſame That, welche den ſchwachen Rechtszuſtand zerbrechen wollte, niemals billigte, und wo ihm ein ſolcher Plan vertraut wurde, aus ſeiner Abneigung niemals einen Hehl machte. Es war nicht nur ſein Verſtand, welcher die verhältnißmäßige Stärke der beſtehenden Regierungsweiſe und die große Schwäche eines unpolitiſchen Volkes erkannte, es war auch bei einem beherzten Mann, der ſonſt ſein eigenes Leben und Glück nur zu leicht auf das Spiel ſetzte, eine ſtarke ſittliche Empfindung, innerer Widerwille gegen Geheimtreiben und Verſchwörung und gegen die Benutzung gläubiger Gemüther. Nicht die republikaniſche Form, ſondern der männlichere Sinn der Regierten und das Wachsthum ihrer Lebenskraft müſſe zu größerer Freiheit verhelfen, alles Heil ſei von einem geſetzlichen Widerſtand zu hoffen, welcher Schritt für Schritt den Beamtendespotismus einſchränke, indem er den durch Geſetz und Verfaſſung geſtatteten Kampf unermüdlich fortführe. Da in Preußen und Oeſtreich die Möglichkeit eines ſolchen geſetzlichen Kampfes mit der Regierung nicht vorhanden war, ſo betrachtete er beide Staatsregierungen als die großen Feinde der Freiheit, aber er begriff aus der Ferne doch ſo viel von dem preußiſchen Staatsweſen, daß er die Bedeutung einſah, welche Preußen für Deutſchland haben könne, und er zürnte deshalb der Schwäche und Unſelbſtändigkeit zu Berlin. Auch er war noch geneigt, jeden Kampf eines fremden Volkes gegen die Mächtigen in poetiſcher Verklärung zu ſehen, aber er war vor Allem gut deutſch, der zornig aufflammte, wenn fremde Ueberhebung die Tüchtigkeit der Landsleute angriff; der Pfälzer mochte das Lebhafte und Anmuthige der franzöſiſchen Art ſehr gern leiden, aber er haßte die Anſprüche der Nachbarn recht innerlich. Vor Allem aber war er völlig unberührt von der Frivolität, welche in die deutſche Literatur gedrungen war, und obenan ſtand ihm, daß der höchſte Vorzug deutſcher Natur die Achtung jeder religiöſen Ueberzeugung und die Innigkeit der Ehe und des Familienlebens ſei. Als er einige Jahre ſpäter in der Schweiz erfuhr, daß Gutzkow ſeiner Wally wegen durch das badiſche Preßgeſetz verfolgt werde und in Unterſuchungshaft gekommen ſei, ſchrieb er: „Ich theile die Anſichten von Herrn Gutzkow und Comp. über religiöſe und moraliſche Gegenſtände durchaus nicht, allein die Art, wie man gegen ſie verfährt, empört mich. Man laſſe die Leute ſchreiben, iſt ihre Sache ſchlecht, ſo wird ſie ſchon gehörig gewürdigt werden.“ Er war als Journaliſt in der günſtigen Lage, daß er über Staatswirthſchaft und Verwaltung gründliche Vorbildung mitbrachte, und nicht nur als fleißiger Schüler ſeiner Lehrer, welche unter den beſten zählten. Er hatte auch in dieſen Fragen einen praktiſchen Inſtinkt, er begriff ſehr wohl, daß keine Theorie der Nationalökonomen für den Staatsmann die Bedeutung eines geſetzgebenden Herrn, nur die eines eifrigen Freundes haben dürfe, den der Schaffende mit Neigung anhört, ohne ihm das eigene Urtheil in beſtimmtem Fall gefangen zu geben. Er war vor jeder neuen Frage bemüht, durch angeſtrengte Arbeit eine möglichſt genaue Kenntniß der wirklichen Verhältniſſe zu gewinnen, bevor er ſich eine Anſicht bildete, und er machte dafür die umfaſſendſten Studien. Wo er einmal fehlgriff, geſchah das nie aus falſcher Doctrin, ſondern weil die Beobachtungen, auf denen ſeine Anſichten ruhten, unvollſtändige waren, und deshalb iſt bei ihm mit der Vermehrung ſeiner Erfahrungen ein ſteter und ſicherer Fortſchritt zu erkennen. Der junge Schriftſteller war in die Oppoſition getrieben und ſeine Begabung machte ihn zu einem läſtigen Gegner der Regierung. Doch er fand nach ſeiner ganzen Natur vielleicht einmal Freude am Kampf, aber niemals Befriedigung an dem Widerſpruch als ſolchem. Er war angelegt zum Lehrer und Bildner ſeines Volkes, vielleicht des Staates, und es war ein Unglück ſeiner Zeit und er hat es immer als ein Unglück für ſich ſelbſt gefühlt, daß ſein ehrlicher Liberalismus zum Kampf gegen die ſchaffenden Gewalten des Staates genöthigt war.

Hoffnungsvoll begann Mathy ſeine Zeitung. Auch ihm war es ein gutes Gefühl als junger Redacteur zum ganzen Volke zu ſprechen; dies war ja ein ſehr beſcheidenes Unternehmen, aber er durfte ſich zutrauen etwas daraus zu machen, nicht lange und ſeine Thätigkeit mochte ihn in den Stand ſetzen, die Geliebte heimzuführen. Er begann die erſte Nummer mit dem Aufſatz: Wie ſoll der Bürger ſeine Theilnahme am öffentlichen Leben kundgeben? Dieſe Nummer wurde am 4. Juli ausgegeben, den Tag darauf beſchloß die Bundesverſammlung zu Frankfurt, daß die Preßfreiheit in Baden — trotz einem vorſichtigen Preßgeſetz — mit der Sicherheit Deutſchlands unverträglich ſei. So wurden die jungen Lebenshoffnungen des Redacteurs nach den erſten Stunden an der Wurzel geknickt. Der Zeitgeiſt druckte in einer der nächſten Nummern das verhängnißvolle Protokoll der Bundesverſammlung: Maßregeln für Ordnung und Ruhe, vollſtändig ab und umgab die Nummer mit einem Trauerrand. Wol war für Mathy Grund zur Trauer, die neue Pflicht, welche er auf ſich genommen hatte, bedrohte ihn jetzt mit einem widerwärtigen unabläſſigen Kampf, der ſtets demüthigend und ſtets ſieglos ſein mußte und auch das wackerſte Herz mit Erbitterung füllte, mit dem Kampf gegen die Cenſur.

Er merkte ſogleich das Leiden. In einer der folgenden Nummern, welche die neue Cenſurverordnung Badens mittheilte, wurde ihm die Betrachtung, die er darüber angeſtellt, gänzlich geſtrichen, und der Text des Blattes hatte einen weißen Bogen.

Die Jüngeren des lebenden Geſchlechts kennen die Cenſur nur vom Hörenſagen. Gegen kein Leiden des alten Beamtenſtaates ſind ſo viele Tintenfäſſer geworfen und ſo ſtarke Donnerſchläge von der Rednerbühne geſchleudert worden. Aber die heftigſten Anklagen gegen die Cenſur gaben nur unvollſtändig den Jammer, die Verſtimmung und die Verbitterung wieder, welche durch dieſe tyranniſche, freche und täppiſche Gouvernante in die Seelen des Volkes kamen. Sie machte den Schriftſteller zum Rebellen und den Leſer hämiſch. Kein Feind der Monarchie hätte ein beſſeres Mittel erdenken können, die Herrſcher ihrem Volke widerwärtig zu machen. Denn ungeheuer erſchien der Hochmuth und unerträglich die Selbſtſucht, welche unternahm dem Volk das Urtheil über ſeine eigenen Intereſſen zu wehren und jedes freie Wort in den Hals des Sprechenden zurückzuſtopfen. Sogar die wohlmeinende Regierung erſchien dem Schreibenden als ein pedantiſcher, beſchränkter, feindſeliger Schulmeiſter, und genau dieſelbe boshafte Schadenfreude, welche der Zwang der Schule in den Schülern entwickelt, empfand der Schriftſteller gegenüber der ſtreichenden Staatsgewalt. So oft er über Tagesfragen ſchrieb, fühlte er die Demüthigung; er war in einem Zuſtand beſtändiger Gereiztheit, ſein Beſtreben ein eigenes Urtheil in die Oeffentlichkeit zu bringen, wurde ein unabläſſiger Hader der Liſt mit unvernünftiger Gewalt. Täglich kam er in Verſuchung, ironiſch mit verſteckten Stacheln wehe zu thun wo er nicht mit offenem Wort kämpfen durfte, ſchlau zu verhüllen und doch boshaft anzudeuten. Und ebenſo waren Millionen deutſcher Leſer gewöhnt zwiſchen den Zeilen zu errathen und gehäſſig auszumalen. Mathy hatte Recht, wenn er ſpäter einmal die ganze erbitterte Stimmung des Volkes gegen die Regierungen, welche bis 1848 ſo bezeichnend für Deutſchland war, ein Leiden des Cenſurſtaats nannte. Da hingegen, wo der Schriftſteller ungeſtraft ſich ergehen konnte, brach der Eifer in übermäßig geſteigertem Ausdruck hervor; weil man der Sache nicht auf den Leib gehen durfte, half man ſich mit allgemeinen, hochgeſpannten, heftigen Redensarten. Das verdarb Manchem den Charakter, Vielen den Stil. Noch heut iſt zuweilen an Männern, welche ihre Schule unter der Cenſur durchgemacht haben, etwas von den Eigenheiten des Cenſurſtils zu erkennen, von furchtſamer Zurückhaltung, kleinem Witz und Phraſen. Auch darum iſt der deutliche und feſte Ausdruck in den Aufſätzen Mathy's aus jener Zeit erfreulich, er ſticht gut ab gegen den Ton anderer Blätter. Und nur da, wo ſeine Rede eine humoriſtiſche Färbung erhielt, durfte man noch in ſpäteren Jahren aus den allzu feinen Strichen und dem vorſichtig verhaltenen wohlerwogenen Ausdruck ſchließen, daß auch ihm in der Jugend die Laune durch die Rückſicht auf einen argwöhniſchen Cenſor gebändigt worden war.

Wehmüthig waren die Erfahrungen, welche der Zeitgeiſt unter der wiederhergeſtellten Cenſur machte. Im zweiten Vierteljahr hatte Mathy nach einer Rundreiſe des Großherzogs einen Haupt-Artikel geſchrieben: „Der Kalif Achmet“, in welchem er erzählt, wie ein wohlmeinender Fürſt des Orients durch ſeine ſchlauen Miniſter über die Stimmung des Landes getäuſcht wird, dabei hatte er einige Miniſter ohne Vorliebe, aber mit Laune portraitirt und ihre Namen ins Griechiſche überſetzt.

Dieſe Geſchichte machte gewaltiges Aufſehen, denn der Cenſor hatte die Anſpielungen und die griechiſchen Namen nicht verſtanden und das Stück als eine orientaliſche Leſefrucht ſorglos durchgehen laſſen. Dafür erhielt er einen Verweis, wurde natürlich argwöhniſch und ſtrich ſeitdem mit zorniger Entſchloſſenheit. Vollends nach dem Frankfurter Attentat im nächſten Jahre übte er ſein Amt ohne alle Barmherzigkeit, faſt jede Nummer hatte lange Cenſurlücken, und ſeine Striche wurden — was damals noch erlaubt war — durch leere Stellen, weiße Blätter, dicke ſchwarze Striche oder durch das Wort „Cenſurlücke“ in außerordentlich fetter Schrift bemerkbar gemacht. Ja, der Cenſor begnügte ſich nicht zu ſtreichen, er fügte auch einer Mittheilung zu: „Wird auf höheren Befehl als falſche Nachricht bezeichnet, Polizeiamt der Reſidenz.“ Eine Zeitlang übte ein Erſatzmann des Cenſors dieſe zerſtörende Thätigkeit in ganz ungewöhnlicher Weiſe. Da er den Auftrag hatte in jeder Nummer kräftig zu wirken, ſo ſtrich er ohne Wahl bald den Anfang, bald das Ende eines Artikels, zwang den Autor eine Erörterung mit „und“ anzufangen oder ließ den Vorderſatz ſtehen und tilgte den Nachſatz, Alles ohne ſich ſonderlich um den Inhalt zu kümmern; er vernichtete eine harmloſe phrenologiſche Betrachtung, welche der Dorfzeitung entnommen war, daß nämlich die Schädellehre den Kopf Napoleons für einen dummen Kopf erkläre, deſſen Eigenthümer ein ſimpler braver Mann geweſen ſei, während doch der Kopf in Wirklichkeit das gerade Gegentheil bewieſen habe. Darüber verlor Mathy die Geduld und ſtellte den Mann in der Amtsſtube zur Rede: dieſe Art zu ſtreichen ſei völlig ungeſetzlich, ja verbrecheriſch; und wir fürchten, er ſagte dem Cenſor, ſie ſei ein Unſinn und Blödſinn. Der Beamte war ſo eingeſchüchtert, daß er nichts dagegen zu bemerken wagte. Doch half die Scene nur auf kurze Zeit.

Derſelbe Schlag, welcher ſein junges Unternehmen traf, warf ihn auch aus ſeiner Beamtenlaufbahn. Wahrſcheinlich wäre der Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Amtspflichten und ſeinem Redactionsgewiſſen auch ohne Wiederherſtellung der Cenſur nicht ausgeblieben. Denn die Regierung, wie wohlmeinend ſie im Ganzen war, ſtand doch der liberalen Oppoſition oft abweiſend gegenüber und hätte in die Länge an ihrem jungen Beamten literariſche Thätigkeit auf eigene Hand ſchwerlich ertragen. Indeß Mathy war unter dem Preßgeſetz gar nicht als Redacteur verantwortlich, und die Regierung mochte nicht ſofort Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gefunden haben, wenn ſie eigener Ueberzeugung folgen durfte. Jetzt aber wurde ſie von Frankfurt ſtark bedrängt und hatte keine Wahl, ſie mußte ſcharf gegen ihre Preſſe einſchreiten. Daß Mathy den Zeitgeiſt leitete, war in Karlsruhe bekannt, ein neues politiſches Blatt war ohnedies damals eine wichtige Sache, auch der Trauerrand hatte großes Aufſehen gemacht. Dennoch wollte die Regierung den vielverſprechenden Beamten nicht verlieren, man häufte die Akten in ſeiner Stube, um ihm die journaliſtiſchen Allotria unmöglich zu machen. Das war vergebens, ſeine Arbeitsfähigkeit ſchien unbegrenzt, er ſchrieb in der Nacht und nicht nur in den Zeitgeiſt, auch als Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung. Sein wohlwollender Vorgeſetzter, Finanzminiſter Böckh ließ ihn kommen: „Wenn Sie ſich entſchließen können, Ihre ganze Kraft der Regierung zur Dispoſition zu ſtellen, ſollen Sie eine Carrière machen, wie noch nie jemand in Baden.“ Darauf Mathy: „Das heißt ja wohl, ich ſoll für die Regierung ſchreiben?“ Böckh: „Allerdings.“ Mathy: „Nun, Excellenz, mit Ihnen wollte ich's wagen, wir beide würden mit einander fertig, aber Ihre Herren Collegen —.“ Da blieb der Regierung nichts übrig als den unbotmäßigen Beamten zu entlaſſen. Am 21. Auguſt 1832 wurde durch Entſchließung des Staatsminiſteriums ſeine Enthebung von der Secretärſtelle ausgeſprochen. Doch blieb er Kameralpraktikant — dieſe Würde war in Baden gewiſſermaßen unzerſtörbar — und ſtand unter dem Staatsdienergeſetz, behielt auch vorläufig ſeine Nebengeſchäfte, Regelung der Grundſteuer in einigen Ortſchaften.

Mathy war nicht mehr Beamter, er hatte den kleinen Gehalt verloren und ihm wurde ſchwer, den Zeitgeiſt durch die Klippen der Cenſur zu ſteuern. Dennoch behielt er eine fröhliche Zuverſicht, er verdiente durch Zeitungsberichte und auch etwas bei ſeinem eignen Blatt, und er konnte noch viel mehr ſchaffen, wenn es noth that, Stunden geben, ein Buch ſchreiben; er fühlte ſich gehoben durch das achtungsvolle Vertrauen, das ihm die Führer der Oppoſition zollten, und er war der Liebe ſeiner Anna ſicher. Er überlegte mit ihr, beide muthig, voll Glauben an die Menſchheit; die Vermählung wurde beſchloſſen und Mathy arbeitete ſeitdem mit doppeltem Eifer, um für den neuen Haushalt eine kleine Sparbüchſe zu füllen. Er hatte darüber auch den Staat zu fragen. Denn als Kameralpraktikant war er nach badiſchem Geſetz verpflichtet, zu Schließung der Ehe eine Erlaubniß einzuholen, welche an den Nachweis eines Vermögens von 8000 Gulden geknüpft wurde. Er bat am 26. Mai 1833 das Finanzminiſterium, ihm entweder den Nachweis zu erlaſſen — was in anderen Fällen wol geſchehen war — oder ihn aus der Praktikantenliſte zu ſtreichen, um, wie er ſich ausdrückte, „mich auf dieſe Weiſe der Pflichten eines Verhältniſſes zu entheben, deſſen Rechte zu genießen ich, ungeachtet vierjähriger treugeleiſteter Dienſte, keine oder doch nur ſehr problematiſche Ausſichten habe.“ Er wurde ſofort entlaſſen und ihm die kleinen Nebengeſchäfte abgenommen.

Da gerade in den Wochen, wo er dem erſehnten Glück ſo nahe war, traf es ihn wieder wie ein Wetterſchlag aus heiterem Himmel.

Am 3. April 1833 war der kopfloſe Aufruhr zu Frankfurt geweſen, Mathy hatte völlig nichts damit zu thun gehabt. Als einige Tage vorher Rauſchenplat bei ihm eingetreten war und Andeutungen davon gemacht hatte, da war ihm der jüngere Mann ein Warner geworden, und als die Nachricht von dem

Straßenlärm nach Karlsruhe kam, hatte Mathy gegen die Freunde ſeine Mißbilligung ausgeſprochen. „Sie haben es gut gemeint, aber dumme Streiche gemacht,“ ſagte er damals. Doch er war ein warmherziger Deutſcher, er war als Freund buchſtäblich treu bis zum Tode, jeder politiſch Verfolgte war ihm ein mitleidwerthes Opfer der ſchlechten Gegenwart, ſogar wenn er die Perſon des Verfolgten nicht ehren konnte, war ihm genug, daß einer in Noth und Jammer zu ihm Vertrauen hatte, in ſolchem Fall wurde ihm jeder Fremde der Nächſte, und er frug wenig nach dem Geſetz. Und gar nicht nach dem eigenen Heil. Dieſe Zuverläſſigkeit hatte ihm unter der politiſchen Jugend des Südens den Ruf eines treuen Nothhelfers verſchafft, und zu ihm kamen politiſche Flüchtlinge in der letzten Angſt um Freiheit und Leben, auch wenn ſie ihn vorher kaum gekannt hatten. Seit er nicht mehr im Staatsdienſt war, betrachtete er bei ſolchem Helferamt die verfolgenden Regierungen nur als politiſche Gegner. Und er handelte darin ganz im Einverſtändniß mit ſeiner Verlobten. Ja es darf nicht verhehlt werden, daß er ſie bei dieſen polizeiwidrigen Lebensrettungen ſogar als Gehilfin benutzte. So fand er einſt in ſeiner Wohnung einen Zettel, der ihn aufforderte in den Gaſthof „Die Sonne“ zu kommen, ein Fremder bringe ihm Grüße von Mannheim. Als Mathy in die Gaſtſtube trat, traf er einen Herrn, der ihm mit den Augen winkte, er erkannte einen Oſtfrieſen Köhler, den er früher einmal in Mannheim als Reiſenden für irgend eine politiſche Parteibewegung geſehen hatte. Köhler ſagte ihm vor dem Kellner: „ich habe Aufträge für Sie“, und als der Kellner das Zimmer verlaſſen hatte, flüſterte er: „ich bin auf der Flucht, dem Gensdarm und dem Gefängniß entronnen, ich habe keinen Hut, kein Geld, ich bin die ganze Nacht gelaufen, will nach Straßburg.“ „Bleiben Sie ſitzen,“ ſagte Mathy kurz, „ich hole den Hut.“ Er kaufte dieſe Legitimation des deutſchen Bürgers für freie Luſt und führte den Fremden darunter auf die Straße. Unterdeß war die Flucht des Köhler der Polizei nach Karlsruhe gemeldet. Auf dem Wege trafen Beide einen Polizeicommiſſar: „Wollen Sie vorangehen,“ ſagte Mathy, „ich habe mit dem Herrn von der Polizei etwas zu ſprechen,“ er hielt den Beamten auf und verhinderte ihn an der Beobachtung des Begleiters. Aber bei Mathy konnte der Flüchtling unter dieſen Umſtänden nicht weilen. Da faßte Mathy den verzweifelten Entſchluß, den Mann in der Wohnung ſeiner Braut unterzubringen; Anna ging zu einer Freundin und verweilte dort unter einem Vorwande während der Nacht; der Flüchtling wurde in Anna's Stube verſchloſſen, am andern Morgen in Begleitung der Damen durch einen Miethwagen fortgebracht. Mathy traf denſelben Mann ſpäter in der Schweiz, er iſt in London als Flüchtling auf der Straße verhungert.

In ähnlicher Weiſe brachte Mathy noch drei Andere — der letzte war ſein Schwager Franz — heimlich durch die Grenzwachen nach der Rheinpfalz und Frankreich, bei Nacht auf Schmugglerpfaden unter perſönlicher Gefahr, mit trotzigem Herzen und zum Aeußerſten entſchloſſen.

Es war nicht zu vermeiden, daß die Polizei von dieſer hilfreichen Thätigkeit des jungen Journaliſten eine Ahnung erhielt. Zwar in Baden war man nicht gerade befliſſen zu verfolgen, aber die Geflüchteten ſelbſt ſorgten dafür, der Centralcommiſſion in Mainz Andeutungen zu den Akten zu ſenden, denn ſie hatten eine verzweifelt gemüthliche Weiſe ihr Verſchwörungswerk mitzutheilen, ſie ſprachen gern vertraulich in den Schenken und ſandten zur Heimat höchſt vertrauliche Briefe in Hut und Felleiſen wandernder Handwerksburſchen, welche zuverläſſig der Polizei in die Hände wandelten. Durch einen ſolchen Brief kam Mathy als Fluchtbeförderer in die Akten und Ende Mai 1833 erhielten die Behörden in Karlsruhe den Auftrag, eine Unterſuchung gegen ihn zu eröffnen. Er war gerade in der Kammer und mit dem Kammerbericht beſchäftigt, als er verhaftet wurde, man hielt Hausſuchung in ſeiner

Wohnung und ſand dort Exemplare eines anſtößigen Liedes auf die Getöteten von Frankfurt, welches allerdings auf ſeinen Betrieb an einem Sonntag Nachmittag in der Hasper'ſchen Druckerei geſetzt worden war.

Ach, es war unmittelbar vor dem Tage, den er ſeit Jahren heiß erſehnt und mit aller Anſpannung ſeiner Kraft herbeizuführen geſucht hatte. Die Trauung war beſtellt, das Brautkleid fertig, der Brautkranz gebunden, da kam ſeiner Braut nach Schwetzigen, wo ſie bei ihrer Schweſter, der Amtsphyſikus Wilhelmi lebte, die Schreckenskunde. Sie eilte ſogleich nach Karlsruhe und ſetzte durch, in den Rathhausthurm geleitet zu werden, wo Mathy in Haft ſaß. Seine erſten Worte waren: „Es kommt doch nicht ins Stocken mit der Hochzeit?"

Er blieb etwa vier Wochen in Haft, wegen der Flüchtlinge war nichts Belaſtendes auf ihn zu bringen, nur die Ermittelung, wo jenes Gedicht gedruckt ſei, verzögerte ſeine Freilaſſung. Da beſchloß Mathy der Sache ein Ende zu machen, und als ſein Freund, der Faktor Malſch von der Hasper'ſchen Druckerei — jetzt Oberbürgermeiſter zu Karlsruhe — vor den Stadtdirector Baumgärtner geladen wurde, um Mathy gegenübergeſtellt zu werden, ging Mathy auf Malſch zu, reichte ihm die Hand und ſprach: „Verzeih, ich habe geſagt, daß du es gedruckt haſt, denn dies iſt der einzige Grund, weshalb ich in Haft gehalten werde."

Endlich am 16. Juli kam Mathy mit zwei Freunden in Schwetzingen an, am 17. Juli war die Trauung im Hauſe Wilhelmi's durch den katholiſchen Pfarrer, deſſen Kirche die Braut angehörte. Nach der Trauung führte Mathy ſeine junge Frau zu Karlsruhe in die neue Wohnung auf der kleinen Herrenſtraße. Dort eine Treppe hoch hatten die Verlobten ein artiges Quartier eingerichtet, in der Mitte eine Stube mit zwei Fenſtern, zu jeder Seite eine kleinere Stube, dazu Küche und ſchätzenswerthe Bodenkammer; es war Alles ſehr hübſch. Mathy war glücklich. Am nächſten Morgen ſaßen die Neuvermählten am erſten Frühſtück, da polterte es auf der Treppe und Welcker rief als erſter Gaſt lauten Glückwunſch in das Zimmer. — Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens richtete Mathy bei Spaziergängen mit ſeiner Frau gern die Schritte nach dem Hauſe, wo ſie in der Jugend den Haushalt begonnen hatten. Dann ſah er zu den Fenſtern hinauf und ſprach von alter Zeit.

Es wurde eine deutſche Ehe, treu, unzerſtörbar; das geliebte Weib im Herzen ſchritt er gefeſtigt durch allen Sturm des Lebens. Wie unabläſſig ſein Geiſt in den großen Aufgaben der Zeit arbeitete, ſein Glück fand er ſeitdem nur an der Seite ſeiner Frau, welche ſtark und feſt wie er, ſeine Vertraute bis zur letzten Stunde ſeines Erdenlebens blieb. — Damals war es weit ſchwerer als jetzt auf journaliſtiſche Thätigkeit ein Hausweſen zu gründen; Mathy hatte das doch durchgeſetzt und konnte nach der Vermählung ſeiner jungen Hausfrau einige hundert Gulden zeigen, die er für letzte Fälle zurückgelegt hatte.

Wie das Weſen Mathy's beſchaffen war, ſuchen wir an dem Höhepunkt, den er jetzt erreicht hatte, zu verſtehen. Freilich, keines Menſchen Leben wird irdiſchem Auge durchſichtig wie ein Kryſtall, auch der Freund kennt in dem Lebenshauſe des Freundes zwar ſehr gut die Kammern, in denen er ſelbſt eingewohnt iſt, weniger leicht ſieht er, wie der ganze kunſtvolle Bau ſich von Außen darſtellt. Und je wärmer die Neigung iſt, welche an einen Menſchen bindet, deſto ausſchließlicher empfängt man von ihm nur, was dem eigenen Weſen entſpricht oder daſſelbe ergänzt. Karl Mathy war feſtgefügt und dauerhaft an Leib und Seele, geſcheidt, wahrhaft, beſcheiden. Sein Fühlen war ſtark und tief, durch heftige Erregung wurde er nicht verwirrt, ſondern gehoben, die heiße Leidenſchaft in ihm war nur durch früh erworbene Herrſchaft über ſich ſelbſt gezügelt; wo er liebte und ehrte, war er von inniger Hingabe, immer bereit ſich zu vergeſſen; wenn ihn etwas verletzte, wies er es heftig, oder was den Betroffenen noch härter ankam, mit kaltem Hohn ab, und lange iſt die Klage ſeiner Bekannten, daß er allzu ſcharf und ſchonungslos ſei. In ſeiner wuchtigen und ernſten Natur war aber die Grundſtimmung heiter und lebensfriſch, oft brach dieſer Frohſinn anmuthig als ſeine Laune durch. An Energie und Willenskraft war er den meiſten Menſchen überlegen, ein ſtarker, entſchloſſener Mann; wo ihn der Eifer erfaßte, griff er kräftig durch, auch da konnte er rückſichtslos bis zur Härte werden. In manchen großen politiſchen Fragen ſeiner Zeit wurde ſein Urtheil ſehr früh ſelbſtändig, dann ging er ſeiner Umgebung mehre Schritte voraus, was ihm längſt klar war, wurde Andern erſt nach fruchtloſen Anläufen und falſchen Schritten verſtändlich. Aber es war gewöhnlich ſein Schickſal allein zu ſtehen, er hat ſtets einige treue Anhänger gehabt, nie eine Schule. Denn ſeiner Tüchtigkeit fehlte die behende Bewegung, die höfliche Nachgiebigkeit, raſches Eingehen in die Stimmung des Tages und der pathetiſche Schwung, welcher die Seelen der Menge anzieht. Er war im Ganzen weit mehr zu ernſter Lehre und That als zu gefälliger Vermittelung und zur Kritik geboren. Dennoch wußte er, wo es ihm bei beſtimmtem Geſchäft darauf ankam, die Einzelnen klug und mit Ueberlegenheit zu behandeln, dann verſtand er diplomatiſch zu ſchonen und dem Andern ohne Unehrlichkeit bequem zu werden. Aber derſelbe Mann, der in den größten allgemeinen Intereſſen wol einmal über Andern ſtand, ſorgte für ſein eigenes Leben nicht mit der gleichen Ueberlegenheit. Was ihm anſprechend entgegenkam, von Menſchen und Zumuthungen, dem gab er ſich ſchnell und bereitwillig hin, und manches dauerloſe Verhältniß, und manche getäuſchte Hoffnung wurde ihm bereitet durch eine gewiſſe Schwerfälligkeit, mit welcher ſein Urtheil hinter dem auflodernden Eifer zurückblieb. Dieſe Eigenheit, auffallend bei einem ungewöhnlich geſcheidten Mann, kam ihm zunächſt aus einer Ueberfülle von ſorgloſem Muth, der durch die frühe Selbſtändigkeit hoch geſteigert war. Er barg ſich die Bedenken und Schwierigkeiten nicht, aber er war geneigt ſie gering zu achten. Und um gerecht zu ſein, auch die Freiheit der Wahl war ihm beſchränkt. Denn ihn zwang die Noth des Lebens und die Sorge um die letzten Grundlagen des Daſeins. Aber ebenſo ſehr ein anderes deutſches Angebinde, welches in der Wiege ſeinem Leben zugetheilt wurde. Der kräftige Mann hatte ein untilgbares Bedürfniß zu vertrauen und zu ehren, darin blieb er völlig ein treuer Deutſcher, der aus kleinem Lebenskreiſe herausgewachſen war. Dieſe Bereitwilligkeit bei Andern die entſprechende Tüchtigkeit und Güte vorauszuſetzen, hat ihm zuweilen perſönliche Gegner geſchaffen, wenn ſich in ihm die Kritik fremder Schwäche nachträglich geltend machte, ſie hat ihm ſelbſt Enttäuſchungen und Sorgen gehäuft, ſie iſt aber bis zu ſeinem Tode die Begabung ſeines Gemüthes geweſen, welche ihm nach den größten Leiden und den bitterſten Erfahrungen Freude am Menſchen und Freude am Leben erhielt, welche ihn überall ſchnell heimiſch machte und ihm überall die Herzen derer gewann, die ihm nahe traten. Selten hat ein Deutſcher ſich in ſo vielen Verhältniſſen verſucht, denen einige Bedingungen der Dauer fehlten, aber ſelten hat Jemand ſo pflichtgetreu und kräftig die Schwierigkeiten beſiegt, und ſelten iſt Jemand durch die Erfahrungen, welche er darin machte, ſo wenig verdüſtert worden, als er. Im Gegentheil, das Leben machte ihn milder und nachſichtiger und ſeine Freude an Allem, was ihm in Anderen gut und tüchtig erſchien, inniger. Es dauerte lange und viel Lebenskraft mußte er verwenden, bis er eine ſichere Herrſchaft über die Verhältniſſe gewann, bevor gebändigt wurde, was er zu reichlich beſaß, und geſteigert, was nach ſeiner Anlage ſich ungenügend geltend machte. — Drei und zwanzig Jahre war er alt, als er ſeine Neigung für das Leben an ein Weib feſſelte, einen großen Theil der Lehrzeit, welchen ſonſt der einzelne Mann mit geringer Sorge beſteht, kämpfte er als Ernährer einer Familie durch, das Ringen war ſchwerer, der Gewinn ſicherer.

Gleich in dem erſten Jahre der Ehe bedurfte er das Glück des Hauſes, um nicht unluſtig zu werden. Er ſchrieb eine Anzahl guter Artikel für ſein Blatt, aber der Cenſor blieb unverſöhnlich. Vollends im Jahr 1834 wurde der Zeitgeiſt durch die Cenſurlücken zu einem Schatten und die Abonnenten durch die leeren Blätter vermindert.

Mathy hatte ſchon das Jahr vorher eine kleine Schrift: Erläuterungen zur Gemeindeordnung herausgegeben, welche als bequemes Handbüchlein mehrmals aufgelegt wurde. (3te Aufl. Karlsruhe 1834.) In dieſer ſchweren Zeit redigirte er die Aufſätze des Zeitgeiſtes, welche durch eine Denkſchrift von Nebenius für den Beitritt Badens zum Zollverein veranlaßt waren, zu einer Flugſchrift unter dem Titel: Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutſchen Zollverein, Karlsruhe 1834, Selbſtverlag des Herausgebers. Die Schrift iſt eine gemeſſene Abwägung der Nachtheile und Vortheile. Die Nachtheile: das geſchmälerte Steuerbewilligungsrecht der Stände, Erhöhung einzelner Zölle namentlich auf Colonialwaaren, drohende Einführung des läſtigen preußiſchen Mauthſyſtems gegen das Ausland. Die Vortheile: engere Verbindung der deutſchen Staaten, freier Binnenverkehr, größere Feſtigkeit der Zollgeſetzgebung, günſtigere Handelsverträge, Ausſicht auf Eiſenbahnen, Kanäle, Gewerbefreiheit. Die Vortheile ſind überwiegend, der Beitritt wünſchenswerth. — Dieſer kühle Ton läßt nicht die Wärme erkennen, womit Mathy ſchon damals den entſtehenden Zollverein betrachtete. Die vorſichtige Haltung war aber durch ſeine Leſer geboten, denn gerade die Liberalen Süddeutſchlands betrachteten die geſchäftliche Verbindung mit dem Preußen der heiligen Allianz als eine tödliche Gefahr für das Verfaſſungsleben ihrer Landſchaften. Und was uns jetzt nach einer Erfahrung von 35 Jahren als unvollſtändige Würdigung des größten Fortſchritts jener Jahrzehnte erſcheint, war damals aus der Mitte der Entſchiedenen eine mannhafte Erklärung ſelbſtändiger

Geſinnung, durch welche Mathy werthe Geſinnungsgenoſſen ſehr verletzte. Sein eigener Schwager Franz ſchrieb eine Schrift im entgegengeſetzten Sinne, welche weit mehr gefiel. Wie innig ihm der Anſchluß am Herzen lag, iſt daraus erſichtlich, daß er die Schrift ohne Namen auf ſeine Koſten drucken ließ, von dem geringen Honorar, das er ſich ſorgenvoll erſchreiben mußte, der arme Journaliſt, in denſelben Monaten, wo ihm ſein Blatt durch die Cenſur vernichtet, ſeine Freiheit durch Unterſuchungen bedroht wurde, wo er ſich fragen mußte, ob er ſelbſt in der Heimat bleiben könne, um die er ſo patriotiſch ſorgte.*)

Als ihm den 3. Mai 1834 ein prächtiger Knabe, ſein Sohn Auguſt geboren wurde, da ahnte der Vater bereits, daß ſeine Zeitſchrift nur noch wenige Monate dauern werde, und an der Wiege des Kleinen überlegte er ſorglich, wie es jetzt mit ihm werden ſolle. Schon damals kam ihm der Gedanke nach der Schweiz zu gehen und dort eine Anſtellung als Lehrer zu ſuchen. In denſelben Wochen war es auch, wo er gegen ſeinen Freund Maliſch den Wunſch ausſprach, in der Druckerei Hasper's das Setzen zu lernen. Er konnte nicht wiſſen, ob er dieſe Technik nicht noch einmal brauchen werde. Er griff die Sache eifrig an und wurde der geheimnißvollen Kunſt in vierzehn Tagen mächtig. Während er einmal am Setzkaſten ſtand und ein engliſches Manuſcript des Lord Stanhope über Kaspar Hauſer gleich in deutſcher Sprache ſetzte, kam Lord Stanhope ſelbſt in die Druckerei. Maliſch führte ihn zu dem Setzkaſten Mathy's und ſagte: „Hier habe ich einen Setzer, der aus dem Engliſchen ins Deutſche ſetzt.“ Verwundert ſah der Engländer ſein Manuſcript und das Erſtaunen wuchs, als Mathy ihn engliſch anredete. Die Setzer in der Druckerei waren ſtolz auf ihren Collegen, ſie hingen ihm mit großer Liebe an und ſuchten ihm ihre Geſinnung noch ſpäter in der Schweiz zu erweiſen; er ſelbſt aber freute ſich oft, daß die erworbene Kunſtfertigkeit ihm zu Statten kam, in der Schweiz wo er die Aufſicht über eine Druckerei führen konnte, dann in Mannheim als Buchhändler; und noch als Miniſter in den letzten Jahren erwies er bei Staatsſchriften, die er drucken ließ, behaglich ſeine Kenntniſſe in Cicero und Corpus, in Correcturzeichen und Umbrechen.

---

*) „Ich habe eine Schrift über den Zollverein geſchrieben, allein da ich ſie auf meine eigenen Koſten drucken ließ, ſo ſteht dahin, ob mir der Abſatz auch nur die Druckkoſten erſetzen wird. Mit dem Zeitgeiſt geht es dieſes Jahr nicht glänzend, die in neuerer Zeit ganz wahnſinnig gewordene Cenſur verhindert den Stoff für die Leſer auch nur einigermaßen intereſſant zu machen." Brief Mathy's an ſeine Mutter vom 5. März 1834.

Vergebens hatte Mathy die Leſer des Zeitgeiſtes im letzten Jahre durch eine unpolitiſche Zugabe: „Blätter zur Unterhaltung“ zu feſſeln verſucht, vergebens zog er im zweiten Halbjahr die Zeitſchrift enger zuſammen und ſtellte den Preis niedriger. Am Ende des dritten Vierteljahrs ſchloß er plötzlich mit der Erklärung: er halte nicht für angemeſſen, die Cenſurbehörde länger zu beläſtigen, und könne den Leſern nicht zumuthen, ſich mit dem zu begnügen, was die Cenſur übrig laſſe.

Unterdeß war er bemüht andere Thätigkeit zu finden, er nahm ſeine Tages- und Kammerberichte für die Allgemeine Zeitung wieder auf. Er empfing mit Freude den Antrag, Mitarbeiter an einem neuen Unternehmen von Rotteck und Welcker, dem Staatslexikon, zu werden, und übernahm eine große Anzahl nationalökonomiſcher Artikel, die zu den beſten des großen Lexikons gehören. In allen Wechſelfällen ſeines Lebens iſt er dieſem Werke treu geblieben, auch ſeit ihm Vieles darin nicht mehr gefiel, arbeitete er mit in dankbarer Erinnerung an den Werth, welchen die erſten Hefte für ihn gehabt hatten. In einer zweiten Auflage überarbeitete er ſeine Artikel und vervollſtändigte mehre Aufſätze Anderer. Als ſpäter durch die Buchhandlung Brockhaus eine dritte umgearbeitete Auflage hergerichtet wurde, hat er ſich wenigſtens der Durchſicht ſeiner früheren Artikel nicht entzogen und noch in den letzten Lebensjahren daran gebeſſert.*) Eine literariſche Thätigkeit von anderer Art wurde ihm nah gelegt, wenn er ſeinen kleinen Sohn in dem Arm hielt und an die Zeit dachte, wo er ihn zu kindlicher Geiſtesarbeit anleiten würde; er wurde Mitarbeiter an zwei periodiſchen Jugendſchriften: „Quelle nützlicher Beſchäftigungen“, in vier Sprachen, deutſch, franzöſiſch, engliſch, ruſſiſch, und „Bilderſaal für Geſchichte, Natur und Kunſt“. Darein ſchrieb er kleine belehrende Aufſätze, die er der Faſſungskraft der Kinder wohl anzupaſſen wußte.

So kam und ging der Winter, Licht im Hauſe und draußen der Himmel bewölkt, immer noch ſchwebten die politiſchen Unterſuchungen über ihm. Als das Frühjahr nahte, verlor er die Geduld.

Er hatte ſich mit dem Plane getragen, eine Landtagszeitung für Baden herauszugeben, wie er ſie ſieben Jahre ſpäter einrichtete. Der gute Plan ſcheiterte, weil die Regierung das Verweigern der Genehmigung in Ausſicht ſtellte, wenn Mathy an dem Unternehmen betheiligt ſei. Am 1. März 1835 wurde ein Bekannter Mathy's, Lieutenant Sold in Durlach verhaftet, weil man bei Durchſuchung eines Handwerksburſchen aus der Schweiz den Brief eines Flüchtlings an den Offizier entdeckt hatte. Durch die Hausſuchung fand man ein Packet Briefe, welche Mathy dem Offizier zur Aufbewahrung übergeben hatte, nichts Gefährliches, aber doch Briefe von Flüchtlingen, welche Mathy für ihre Angelegenheiten in Anſpruch genommen, auch zwei Briefe Itzſtein's an Mathy, wahrſcheinlich nicht frei von ſcharfen Aeußerungen gegen die Regierung. Endlich Ende März trat an ſpätem Abend Rotteck in Mathy's Zimmer mit einer Nachricht aus Raſtatt, die Centralcommiſſion zu Mainz habe wiederholt größere Strenge gegen die Umtriebe in Baden und Mathy's Verhaftung gefordert, das Hofgericht zu Raſtatt habe zweimal abgelehnt, ihn zu verhaften, jetzt ſei das Verlangen aufs Neue geſtellt, und man könne ſich zu Raſtatt dem Drängen nicht länger widerſetzen; auch Hofgerichtsadvocat Sander — der liberale Abgeordnete, ein Bekannter Mathy's — rathe, daß ſich Mathy auf einige Zeit entferne, wenn auch nicht auf lange. Daſſelbe riethen andere Bekannte, auch Frau Anna redete tapfer zu. Er war tief gekränkt und zornig. Vor zwanzig Monaten waren die Akten jener erſten Unterſuchung gegen ihn geſchloſſen worden und noch hatte man kein Urtheil gefällt, ſeitdem hatte man mehremal ohne Erfolg geſucht ihn ſtrafbar zu finden, in zwei Jahren hatte man fünf Hausſuchungen bei ihm vorgenommen. Jetzt glaubte er zu erkennen, daß die Behörden entſchloſſen ſeien, ihn auf jede Weiſe zu verderben. Ja, er mußte fort, aus der dumpfen Luft des Cenſurſtaats wollte er hinaus in ein freies Land, wo das Wort nicht in Feſſeln lag, und wo er als Fremder größere Freiheit hatte, durch allerlei ehrliche Arbeit ſich fortzuhelfen. In der Schweiz wollte er Lehrer werden. Er gedachte ſtill vorauszugehen, ſeine Frau ſollte ihm folgen, ſobald er lohnende Arbeit gefunden.

---

*) Seine Artikel ſind folgende: Abandon, Abgaben, Auflagen und Steuern, Abholzen, Ablöſungsarten, Ablöſungskapital, Abmachung, Abrechnen, Abſatz, Acceptation, Acciſe, Ackerbau, Ackerbauinſtitute (Zuſätze), Actiengeſellſchaften (Zuſätze), Actienhandel, Activhandel, Admodation, Aerarium, Agiotage, Alleinhandel, Amortiſation, Anweiſungen, Arbitrage, Aſſignaten, Aufkauf, Aufſchlag, Ausgleichungsabgaben, Bank, Einkommen und Einkommenſteuer, Eiſenbahn (Zuſätze), Engliſches Bank- und Creditſyſtem, Finanzoperationen (Zuſätze), Fruchtſperre im Jahr 1846, Geld (Zuſätze), Geldumlauf, Gewerb- und Fabrikweſen (Zuſätze), Glücksſpiele (Zuſätze), Grundſteuer (Zuſätze), Gefälleſteuer (Zuſätze), Handel, Häuſerſteuer (Zuſätze), Nationalökonomie, Octroi, Organiſation der Finanzverwaltung, Papiergeld, Regie, Rheinoctroi, Schifffahrtsgeſetze, Sperre, Stempel, Theuerung, Zehnt, Zoll, Zollverein.

Es war ihm hart von ſeinem Vaterland zu ſcheiden, ſein Weib zu verlaſſen kurz vor ihrer zweiten Niederkunft und ihr fern zu ſein in der ſchweren Stunde; ſeinen kleinen Sohn zu verlaſſen, deſſen Anblick ſeine Wonne war. Aber gerade dieſe Gedanken beflügelten ihm den Aufbruch, die Geliebte hatte als Braut den Schmerz gehabt ihn im Gefängniß zu ſehen, in den nächſten Monaten, wo ihr jede Schonung noth that, durfte die Angſt um einen gefangenen Gatten nicht verderblich werden. Für ſie war die Trennung minderer Schrecken als eine Haft.

So faßte er ſeinen Entſchluß. Manche ſeiner Freunde in Baden meinten ſpäter, er hätte nicht nöthig gehabt zu gehen, ihm habe daheim keine ernſte Gefahr gedroht. Allerdings, ſeine Theilnahme an Politik war nur die eines ehrlichen Journaliſten geweſen, aber er hatte wiederholt Flüchtlinge der gerichtlichen Verfolgung entzogen, und jeder Tag konnte ihn deshalb ſchwerer Verantwortung unterziehen. Er hielt, durch die ewigen Quälereien der Polizei gereizt, in ſolcher Stimmung vielleicht das Verfahren der Regierung gegen ihn für perſönlicher und boshafter als es war. Er war auch allzu vertrauensſelig in den Hoffnungen, die er auf die freie Schweiz ſetzte. Dennoch mußte man ſagen, als er ging, handelte er nicht unter dem Zwange einer plötzlichen übermächtigen Stimmung, ſondern nach dem Zuge ſeines ganzen Weſens und nach einem alten Plane. So wie er damals war, hätte er in der Heimat nur ſchwer die Verſöhnung mit dem politiſchen Leben der deutſchen Staaten gefunden. Seine Abſicht theilte er nur wenigen Vertrauten mit, erſt aus Straßburg ſchrieb er davon ſeiner Schweſter und fügte hinzu: „ich habe ertragen, was nur immer möglich war, ſolange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben.“

II.

In der Schweiz.

1.

Die Ankunft.

Am 30. März 1835 ging Mathy am frühen Morgen zu Fuß aus dem Thore von Karlsruhe, um durch die bairiſche Pfalz und den Elſaß die Schweiz zu ſuchen, ſeine Frau begleitete ihn bis Lauterbach. Es war ein trauriger Abſchied, als er ſich von ihr löſte, er ſchritt einer unſichern Zukunft entgegen auf Flüchtlingspfaden, und hinter ihm folgte wie ſein Schatten die Flüchtlingsſorge. Da er den Elſaß betrat, wurde ihm eine Vorempfindung von dem Treiben, dem er ſich näherte, an der franzöſiſchen Grenze wartete ſein Schwager Franz, um ihn in alte und neue Bedrängniſſe einzuweihen. Dieſer war mit den Flüchtlingen in der Schweiz zerfallen, das junge Deutſchland, deſſen Mitbegründer er ſelbſt geweſen, hatte ihn unfreundlich, in düſterer Sitzung, zum Tode verurtheilt, nicht als einen Verräther, ſondern weil er 300 Franken aus der neuen Bundeskaſſe zweckwidrig verwendet hatte. Man hatte ſich enthalten, dies Urtheil dem Schuldigen mitzutheilen, damit er ſich nicht in den Zeitungen darüber beſchwere, auch hatte man in einem Reſt von Menſchenfreundlichkeit vorläufig den Richterſpruch nicht vollſtreckt, aber die Sache war unter den

Flüchtlingen doch bekannt geworden, es gab viel Kopfſchütteln und üble Nachrede, und Mathy verwandte einige Tage in Straßburg, um, ſoweit er vermochte, ſeinem Schwager die Fürſprache angeſehener Liberalen zu werben.

Mathy war mit dem Entſchluß abgereiſt ſich von den politiſchen Plänen der Ausgewanderten ganz fern zu halten; was er jetzt ſah und hörte, mußte ihn darin beſtärken. Längs dem franzöſiſchen Oberrhein war unter den Flüchtlingen und den Patrioten ein reger Verkehr, ſie fuhren ab und zu, grüßten einander mit vertraulichen Zeichen, hielten geheimnißvolle Unterredungen und lagerten in den Wirthshäuſern. Kam ein Handwerksgeſell oder anderer Reiſender, den ſie als Geſinnungsgenoſſen betrachteten, ſo ſuchten ſie ihn zu werben, ähnlich wie Corpsſtudenten an der Landſtraße die zureiſenden Füchſe. Zumal in der Landſchaft von Baſel, wo damals Stadt und Land ſich feindlich getrennt hatten, trieben die flüchtigen Deutſchen häufig umher. Als Mathy zu Fuß nach Lieſtal kam und im Gaſthof ſein Name genannt wurde, umdrängten auch ihn einige wandernde Politiker. Unter dieſen Georg Peters aus Berlin, der in Greifswald Jura ſtudirt hatte und von Bern ausgewieſen war, weil er als Comitémitglied des jungen Deutſchlands einen Aufruf an das deutſche Volk und Militär unterzeichnet hatte. Dann der oft genannte Dr. Georg Fein aus Helmſtädt. Dieſer hatte in Braunſchweig mitgeholfen, da Herzog Karl verjagt wurde, war als wandernder Burſchenſchafter auf ſüddeutſchen Univerſitäten umhergezogen und hatte in geſpreizten Reden eine neue Zeit verkündet, in der „Thor“ und Wuotan nicht mehr die blutigen Opfer des Studentenduells heiſchen würden. Dann hatte er an der deutſchen Tribüne des Dr. Wirth gearbeitet, war wegen des Hambacher Feſtes in Unterſuchung gekommen und nach der Schweiz geflohen. Auch dort trieb er unſtät umher, richtete deutſche Geſellenvereine ein, von denen er als „Vater Fein“ geehrt wurde, predigte Unabhängigkeit des Menſchen von unnützen Bedürfniſſen, zu denen er Halstuch und Weſte, aber auch Seife, Tiſchtuch und Teller rechnete, achtete jedoch die trinkbaren Erfindungen der Civiliſation; ein cyniſcher Geſell mit ſchiefen Augen, geſtülpter Naſe, ſtruppigem Langbart, verworrenem Haar. Er war einer der wenigen Flüchtigen jener Zeit, welche bis zur Gegenwart gedauert und nach langen Irrfahrten in der Schweiz ein friedliches Alter gefunden haben.

Damals zu Lieſtal wurde Mathy von den Flüchtlingen in Fein's Wohnung geladen, dort bemühten ſie ſich ihn in ihre Politik einzuweihen, ja, ſie wollten ihn ſogleich in ihren Bund aufnehmen, Mathy brach kurz ab, verweigerte jedes Ehrenwort ihre Mittheilung geheim zu halten und erklärte, daß er überhaupt nicht die Abſicht habe, ſich in der Schweiz mit Politik abzugeben. Fein war durch die Zurückweiſung ſeines Antrags beleidigt, aber Mathy freute ſich der Abfertigung. Er ging weiter, an den Freiheitsbäumen der Dörfer in Baſelland vorbei, über die Höhen des Jura; an der Berner Grenze rief ihm ein Landjäger zu: „Wo wolli Si uſi?“ Mathy, der ohne Paß war, gab keine Antwort und ging weiter.

Am 9. April kam er in Bern an. Dort traf er einen Univerſitätsfreund Stephani, der ihn fröhlich begrüßte und ſogleich zu anderen deutſchen Flüchtlingen, Bekannten Mathy's führte. Darunter war Freieiſen mit ſeiner Frau, einer Frankfurterin, ein gutherziger, phlegmatiſcher Mann, welcher Muſikſtunden gab, ſich um ſchöne Literatur kümmerte — er hat über Friederike von Seſenheim geſchrieben, — gern und gut vorlas und den Theetiſch des flüchtigen Haushalts durch die Poeſie unſerer großen Dichter zu verſchönern wußte. Dann war Rauſchenplat da, im Begriff, zu den Chriſtinos nach Spanien abzugehen, und Profeſſor Siebenpfeiffer, der nach ſeiner Flucht aus Frankfurt an der Univerſität Bern Collegien las und in Zurückgezogenheit unter ſeinen Büchern lebte, ſchon damals mit gebrochenem Lebensmuth. Mathy hatte Empfehlung an die Profeſſoren W. Snell und Troxler, er wurde zuvorkommend aufgenommen und erhielt gute Hoffnung auf Beſchäftigung, ja auf eine Anſtellung. Dennoch merkte er ſogleich, daß es nicht mehr ſo leicht ſei als einige Jahre früher, in der Schweiz geſicherten Aufenthalt zu finden. Die Zahl der Fremden, welche Arbeit ſuchten, war groß und die Behörden der Schweiz erwieſen ſich, von den Großmächten bedrängt, nicht eben bereitwillig, den Flüchtlingen und was dieſen ähnlich ſah, ohne nähere Prüfung den Aufenthalt zu geſtatten. Mathy hatte keine Heimatspapiere mitgebracht und nur die Fürſprache einiger angeſehener Männer verſchaffte ihm die Erlaubniß in Bern zu bleiben. Da Freieiſen gerade ein Landhaus in Lindenegg gemiethet hatte mit ſchöner Ausſicht und überflüſſigem Raum, ſo gab Mathy ſich bei ihm in Wohnung und Koſt. Mit guter Laune richteten ſich die Deutſchen in dem Landhauſe ein, ein Karren mit Kühen beſpannt brachte Mathy's Gepäck, das Brennholz fuhren die Männer ſelbſt in kleinem Wagen bei heftigem Regen herzu. In dem Haushalt war das Leben ein wenig ſtudentiſch unordentlich und nicht gerade reichlich, aber es war eine harmloſe Geſelligkeit, am Morgen das Frühſtück mit Ausſicht auf Mönch und Jungfrau, am Abend eine Flaſche Landwein mit Shakeſpeare's Sommernachtstraum oder mit Jean Paul's Siebenkäs, am Tage ſchlenderten die Anderen umher und zehrten an ihren Hoffnungen, Mathy arbeitete. Er correſpondirte für die Allgemeine Zeitung und ſchrieb fleißig für die Quelle nützlicher Beſchäftigungen, er begann ſchon damals ſeine Schrift über die Abſchaffung des Zehnten im Kanton Bern und verfaßte die Abhandlung: „Geſchichte der Berner Finanzen" für Rau's Archiv, er gab deutſchen Bekannten engliſche Stunde und richtete mit einigen Italienern gegenſeitigen Unterricht im Italieniſchen und Deutſchen ein. Den Abendgeſellſchaften der Flüchtlinge entzog er ſich ganz; traf er einmal mit größerer Zahl zuſammen, ſo verſtand er wohl, die zudringliche Plumpheit der Schwächeren abzuweiſen. Dennoch gab ihm unter den Deutſchen Anſehen und Vertrauen, daß er gewiſſermaßen freiwillig gekommen war, nicht durch ein feindſeliges Urtheil gehetzt. Und da er ſorglich für Andere dachte, ſo kümmerte er ſich ſogleich um die Unterſtützungskaſſe für die Hilfsloſen, die er übel geordnet fand, er zeichnete einen Wochenbeitrag, der für ihn viel war, übernahm die Rechnung, entwarf ein Statut, und wurde mit Freuden in den Ausſchuß des Unterſtützungscomités gewählt. Er hat, ſolange er in Bern war, den größten Theil der wohlthätigen Arbeit für die hilfloſen Deutſchen beſorgt. Snell und Troxler zeichneten ihn vor Anderen aus und waren um ſeine Zukunft bemüht. Man ſchlug ihm vor über Nationalökonomie an der Univerſität zu leſen, er aber meinte mit Recht, daß dieſe Thätigkeit ihm nur geringe Ausſichten für die Zukunft und ſchwerlich eine Anzahl Hörer bieten werde, man ſtellte ihm auch Lehrerſtellen in Ausſicht, um die er ſich bewerben könne. Unterdeß ergab ſich nichts Sicheres. Am häufigſten beſuchte er in dieſen Monaten das Haus des Profeſſor Siebenpfeiffer, deſſen Gattin an unheilbarer Krankheit litt, und obwol ſie ihren Zuſtand recht gut erkannte, doch freundlichen Antheil an dem Geſchick Mathy's nahm. Oft ſaß er neben der Kranken und war mit zarter Theilnahme um ſie bemüht, die ſtille Trauer, welche über dem Hauſe lag, entſprach der ſorgenvollen Stimmung ſeines Innern.

Die beſte Freude fand er an der Natur und der kräftigen Rührigkeit des Schweizervolkes. Im Frühlingslicht glänzte um ihn eine neue Welt, die Pracht der Alpen erfüllte ihn an jedem Tage mit neuem Entzücken, ſolange er lebte, gaben die Bilder großer Natur ſeinem Sinn erhebende Eindrücke und poetiſche Stimmung. Aber auch die bunten Trachten der Einwohner, Sitte und alterthümlicher geſelliger Brauch freuten ihn ſehr. Er beobachtete einen Aufzug junger Schweizer, die, theils Oberländer theils Emmenthaler, bei einem Volksfeſt zu Pferde und Fuß in Verkleidung durch die Straßen Berns kamen: in Ritterrüſtungen, als Türken, als alte Schweizer, wobei

Wilhelm Tell und ſein Sohn nicht fehlten, mit zwei Bären, einem ſchwarzen und einem weißen, mit Fahnen und Muſik. So zogen ſie durch die Straßen, machten zuweilen Halt, tanzten und führten Kunſtſtücke auf, zuletzt gingen ſie vor die Stadt und begannen den Schwingkampf, in dem die Emmenthaler Sieger blieben.

Während er Arbeit ſuchte und mit den Menſchen ſich einlebte in friſcher Empfänglichkeit für Gutes, das ſie ihm boten, Widerwärtiges kurz von ſich abhaltend, waren ſeine Gedanken doch immer bei der Heimat. Er las in der Fremde mit patriotiſcher Freude, daß Baden am 17. Mai 1835 dem großen Zollverein beigetreten war. Und er lebte im Stillen immer mit ihr, die er in ſchwerer Frauenſorge zurückgelaſſen, und mit dem Knaben, der vielleicht den fernen Vater nicht wiedererkennen würde, und wenn er in ſeinem Tagebuch die ſchöne Landſchaft ſchilderte, ſetzte er für ſich ſelbſt hinzu: „liebe Nanny, ich ſage dies zu dir“. Sein froheſter Gedanke war, daß er mit ſeinen Lieben in dieſer Alpenherrlichkeit zuſammen leben werde. Wenn er aber vergebens einen Brief Anna's erwartete, dann packte den leidenſchaftlichen Mann eine furchtbare Angſt und unter quälenden Träumen und Schreckensgedanken über ihre Lage verbrachte er die Stunden der Einſamkeit, dann ſaß er finſter unter den Anderen und ſchwor grimmig, keinen Menſchen zu ſehen bis er Kunde habe.

Als er erfuhr, daß am 23. April ſeine Frau von einem Knaben glücklich entbunden ſei, vermochte er vor Glückſeligkeit nicht zu ſchreiben, er fing ſogleich einen Brief an, aber er ſah, daß Mangel an Verſtand darin war, ſchickte ihn nicht ab und ſchrieb am nächſten Tage einen andern. Sogleich aber begann von Neuem die Angſt um ihr Befinden. Endlich nach langem Sehnen und verzweifelter Ungeduld erhielt er am 27. Mai Nachricht, daß ſein Sohn auf den Namen Karl getauft, daß ſeine Frau in der Geneſung ſei und daß ſie in vierzehn Tagen mit einer Dienerin nach der Schweiz kommen werde. In ſteigender Aufregung vergingen die Tage, es wurde ihm faſt unmöglich zu arbeiten, ja auch nur ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas feſt zu richten, emſig trug er Unentbehrliches in ſeine kleine Wohnung, und rüſtete ſich ſeiner Frau bis an die Grenze entgegenzugehen. Unterdeß las er immer wieder die letzten Briefe Anna's, wendete den Kalender um und dachte an die Stunde wo er ſie wiederſehen würde. Aber bange Ahnung und Sorge ſchlich über die frohe Erwartung, ſie gewannen die Oberhand. Würde ſie geneſen? Würden die Verwandten und Freunde, denen er die Sorge für das Liebſte übergeben hatte, ſie auch ziehen laſſen, mit zwei kleinen Kindern, in das fremde Land, in eine unſichere Zukunft? Denn er hatte Fremden das Recht eingeräumt, für das Wohl ſeiner Frau zu ſorgen; was war denn er ſelbſt in dieſen ſchweren Wochen für ſein Weib? Ein Flüchtiger, der vergebens die Mittel ſuchte, ihr und ſeinen Kleinen Sicherheit des Lebens zu geben. Er erwartete den Brief mit der Nachricht, an welchem Tag ſeine Frau die Schweiz betreten werde; aber der kräftige Mann hatte nicht den Muth auf der Poſt darnach zu fragen, weil er fürchtete, der Eindruck einer verneinenden Antwort werde ſo gewaltig ſein, daß er ihn vor den Anweſenden nicht verbergen könne. Er ging in die Stadt, las Zeitungen und kehrte wieder zurück ohne die Poſt aufzuſuchen. Endlich ſtürmte er doch hin und wieder hin: kein Brief! Da eilte er außer ſich vor Zorn und Verzweiflung in das Freie, ein Bekannter, den er traf, wies nach dem Himmel, wo ein ſchweres Gewitter heranzog. Dem Ungeduldigen war das gerade recht. Als er in das Gehölz bei Reichenbach kam, brach ein ungeheures Wetter über ihn los, der Regen rauſchte wie ein Gießbach, große Hagelſtücke ſchlugen Blätter und Aeſte um ihn herab und fuhren wie Peitſchenhiebe um ſeine Mütze und ſeine Hände, dichter Nebel füllte das Gehölz, die Straße verwandelte ſich nach wenigen Sekunden in einen reißenden Strom. Wie betäubt ſuchte er durch den

Aufruhr der Elemente ſeinen Weg. Aber der Kampf in der Natur löſte ihm die Spannung. Auf der Rückkehr ſah er die Getreidefelder vom Hagel zerſchlagen, die Kirſchen haufenweiſe auf der Straße liegen. Das Gewitter währte über zwei Stunden, der Donner rollte furchtbar, die Blitze flogen wie Raketen über die Stadt. Und er ging erfriſcht nach Hauſe um einen herzlichen Brief an ſeine Frau zu ſchreiben. Glücklicherweiſe brachte der nächſte Morgen einen Brief Anna's mit der Nachricht, daß ſie am Abend des 16. Juni in Baſel eintreffen werde.

Von ſeinem Freunde Stephani begleitet brach Mathy von Bern auf, ſeinen Lieben über den Jura bis nach Baſel entgegenzugehen. In einer Ungeduld, die ihm faſt die Beſinnung nahm, ging er von Baſel zum Thore hinaus bis an die badiſche Grenze, dort ſah der Auswanderer in die dämmerige Landſchaft ſeiner Heimat hinein, die er nicht zu betreten wagte; er konnte nichts erſpähen. Er ging wieder zurück. Sie kommt nicht. Da geriethen ihm die Gedanken in einen Wirbel, daß er für ſeine Sinne fürchtete, eine Angſt überkam ihn, die ihm faſt das Herz brach, endlich fand er Erleichterung in einem Strome von Thränen. Er winkte dem Freunde, daß dieſer ſtatt ſeiner noch einmal an das Thor gehen möchte. Während er ſo aufgelöſt im Schmerze ſaß, rollte ein Wagen, ſein Weib ſtand im Zimmer und hielt ihm den Sohn entgegen, den das Auge des Vaters noch nicht geſchaut hatte.

Am nächſten Morgen fuhr er als ein glücklicher Mann ſeine Familie über Solothurn nach Bern. Die Wohnung zu Lindenegg war doch nur ein Geſellenquartier und beſtand ſchlecht vor der neuen Hausfrau. Als Mathy die Thür öffnete, ſchlug ihm der dicke Rauch entgegen, der neue Hausrath, den er gekauft, war in Unordnung, Einiges fehlte, die garſtigen Dienſtleute in der Küche verſchwanden, und der glückliche Vater mußte gleich nach der Stadt eilen, Brot, Nachtlichter und ein Feuerzeug kaufen; die Kinder ſchrien, der kleine Auguſt litt am Huſten, der Vater ſpielte mit ihnen, trug ſie auf den Armen und kochte Thee. Und wieder eilte er nach der Stadt noch manches Hausgeräth zu erwerben, denn für eine Wiege hatte er zwar geſorgt, aber anderer Bedarf einer Kinderſtube fehlte ſehr. Die erſte große Ausgabe war ein ſchöner Kinderwagen.

Nur wenige Tage konnte ſich Mathy des friedlichen Stilllebens in ſeiner Familie erfreuen, dann mußte er nach Biel aufbrechen, dort ſein neues Amt anzutreten.

Denn er hatte eine Anſtellung gefunden. Und das war ſo gekommen. In den erſten Tagen ſeines Berner Aufenthaltes war ihm bei einem Bekannten ein kleiner brauner Flüchtling aus Italien unter dem Namen Rouſſilon vorgeſtellt worden, es war Angelo Uſiglio, ein Israelit aus Modena, kein Gelehrter, aber ein zuverläſſiger Mann, der vertraute Caſſirer und Geſchäftsführer Mazzini's. Neben ihm Giovanni Battiſta Ruffini und deſſen Bruder Agoſtino, zwei ſchöne hochgewachſene Jünglinge, Genueſen aus angeſehener Familie, denen ihre vornehme Beſcheidenheit und ihr Schickſal eine ungewöhnliche Theilnahme bei den warmherzigen Deutſchen verſchafft hatte. Man erzählte, daß ſie ihrer Sache große Geldopfer gebracht und die glänzendſten Ausſichten preisgegeben hatten, daß ein dritter Bruder ſich aus Verzweiflung im Gefängniß getödtet, daß ſie ſelbſt nur mit großer Gefahr und durch die Anſtrengungen einer heldenhaften Mutter dem Tode entgangen waren. Die Italiener und Mathy hatten einander wohl gefallen, ſie hatten in gutem Einverſtändniß über Literatur und Heimat geplaudert. Allmählich machte ſich's, daß ſie übereinkamen, einander gegenſeitig italieniſch und deutſch zu lehren. Dieſe Stunden, bei denen Mathy mehr lernte als die Italiener, wurden wieder Veranlaſſung, daß Uſiglio dem Deutſchen, deſſen Weſen er wahrſcheinlich prüfend beobachtete, eine Abhandlung Mazzini's zur Uebung im Leſen und Ueberſetzen gab. Mathy ſprach ſeine Uebereinſtimmung mit großen

Gedanken darin aus, Uſiglio gönnte ihm dafür Mittheilungen über Mazzini. Darauf erhielt Mathy ein kurzes artiges Billet von Mazzini, worin ihn dieſer erſuchte, den Proſpekt für eine neue Zeitung: „La jeune Suisse" ins Deutſche zu überſetzen. Das that Mathy. Darauf kam Uſiglio zu ihm und bot ihm die Stelle des Ueberſetzers bei dem neuen Journal, das zu Biel in franzöſiſcher und deutſcher Sprache erſcheinen ſollte, mit 1200 Schweizer Franken Gehalt an, und Uſiglio kam gerade in den Tagen, wo Mathy in leidenſchaftlicher Bewegung um das Schickſal und die Reiſe ſeiner Frau ſorgte. Der Antrag traf die rechte Stunde, er bot Mathy genau Alles, was an feſtem Gehalt nöthig war, um einer Familie den Unterhalt zu ſichern, er hob ihn auf einmal aus demüthigender Sorge, er war wahrſcheinlich auch freundlich für Mathy gemeint, und doch — Mathy bat ſich kurze Bedenkzeit aus. Die Zeitung hing mit einer Geſellſchaft zuſammen, der er unter keinen Umſtänden angehören wollte. Aber was darin gedruckt werden durfte, hatte völlig nichts mit dem Geheimbund zu thun, eine Zeitung iſt kein Schlupfort, in dem ſich Geheimniſſe bergen, und er ſah wohl, daß er mit den Zielen des Blattes in den Hauptſachen einverſtanden ſein könnte. Er ſprach darüber mit Siebenpfeiffer und deſſen Frau, beide redeten nicht zu. Endlich nahm er doch an, — es war an dem Tage vor jenem Gewitterſturm — er machte nur die Bedingung, daß er die Stellung jederzeit ohne Angabe des Grundes verlaſſen könne. Man ging bereitwillig darauf ein. Es war ihm geſagt worden, daß die Zeitung zum 1. Auguſt beginnen ſolle, jetzt wurde der 1. Juli als Anfangstermin feſtgeſetzt und Mathy erfuhr, daß er ſogleich nach Biel überſiedeln müſſe.

So ſpann ſich der Faden, an welchem Leben und Glück Mathy's während der nächſten Jahre hängen ſollte.

2.

Giuſeppe Mazzini.

Bei weitem der einflußreichſte unter den Flüchtlingen jener Zeit war Mazzini. Den Machthabern Europas galt er für einen ruchloſen Verſchwörer und gewiſſenloſen Häuptling von Meuchlerbanden, den entſchiedenen Liberalen für einen reinen Charakter, tiefſinnigen Politiker, für den großen Märtyrer der Freiheit. Denn die Culturzuſtände Italiens in unſerem Jahrhundert wurden damals vom Auslande vielleicht weniger verſtanden als die Cultur des alten Roms unter Nero und Papſt Leo X. In dem Mutterlande der geiſtlichen Congregationen und frommen Brüderſchaften nahm jeder Verein zu politiſchem oder ſocialem Zweck die mittelalterliche Form einer Bundesbrüderſchaft an. Wie die geiſtlichen Orden gegenüber den weltlichen Staaten das unſittliche Recht behaupteten, alles Denken und Thun ihrer Mitglieder zu beherrſchen, ja in geiſtlicher Gerichtsbarkeit über Schickſal und Leben derſelben zu entſcheiden, ebenſo ſchloſſen ſich die entgegengeſetzten Beſtrebungen im Volke durch Sinnbilder, Erkennungszeichen, Würdeſtufen, geheime Obere ſorgfältig von dem Staat und den Nichteingeweihten ab. Wie jeder Mönch wurde auch der Liberale ein zugeſchworner Mann, welcher ſeinen Oberen in allen Ordensſachen unbedingten Gehorſam gelobte, und wie der abtrünnige Mönch durch geheimes Ordensgericht zu lebenslänglicher Kloſterhaft und Einmauerung verurtheilt wurde, weil die Aufklärung des weltlichen Staates nicht mehr geſtatten wollte ihn auf dem Scheiterhauſen zu verbrennen; gerade ſo wurde der Verräther eines politiſchen Geheimbundes durch geheimes Gericht ſeiner Häupter gefehmt und dem Meſſer der Brüder überliefert. Sogar die menſchenfreundlichen Freimauer waren in Italien zu Verſchwörern geworden, aus ihnen und gegen ſie entſtanden zahlreiche Geheimbünde, ſeit der franzöſiſchen Revolution und der Herrſchaft Napoleon's I rührten ſie ſich in jeder Landſchaft und für jede Parteibeſtrebung. Nicht nur für Republik, Verfaſſung und Menſchenrechte, ſondern ebenſo eifrig für das Königthum und die römiſche Kirche. Gegen die Carbonari, Köhler, welche ſich ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus Neapel über die Halbinſel breiteten, ſtand in Neapel die reactionäre Genoſſenſchaft der Calderari, Keßler, im Kirchenſtaat die der päpſtlichen Sanfediſten. Immer war bei dieſen Verbindungen das Streben der Führer, ſich in beſonderen Vereinen über die Maſſe zu erheben, um unerkannt zu bleiben und beſſeren Schutz gegen Verrath und Spionage zu finden. So ſtanden über den Sanfediſten die Conciſtoriali, Kardinäle und Adelige der Kirchenpartei, ſo über den Carbonari die Welfen, ſpäter die Hohe Venta. Dieſen leitenden Genoſſenſchaften gehörten dann auch die Führer der größeren Verbindungen mit ähnlichem Zweck an. Sogar die Banditen hatten einen Verein der „alten Marſchälle“ als Verbindung der Häupter. Dieſe Vereine übten nicht nur Gerichtsbarkeit bis zum Tode über die eigenen Mitglieder, ſie fällten Urtheile auch gegen ihre Gegner. In Italien war hinterliſtiger Mord bis zur Gegenwart ein nationales Laſter, vollends politiſcher Meuchelmord galt in dem Vaterlande des Mucius Scävola und Brutus, des Macchiavelli und Borgia ſogar oft als hohe Tugend. Die Ritterlichkeit der Germanen, welche dem Todfeind gleiche Waffe und gleichen Vortheil einzuräumen befiehlt, war den Italienern gewöhnlich ebenſo unverſtändlich, wie ſie Griechen und Römern geweſen iſt, auch im oberen Theil der Halbinſel, wo deutſches Blut in der Bevölkerung überwiegt, war dieſes Ehrgefühl der Ahnen in der Empfindung des Volkes geſchwunden. Und man darf ohne Uebertreibung ſagen, daß in einem Volk von edelſter Anlage, deſſen kluger Geiſt, feine Empfindung und leidenſchaftliches Pathos ſo oft auf die anderen Culturvölker Einfluß geübt haben, noch im Jahr 1815 der Einzelne und ſein Leben ſehr wenig werth waren, und daß die Pfaffenherrſchaft und ſchwache Landesregierungen dort eine Verderbniß der Verwaltung und des Rechts, eine Unſicherheit des Lebens und des Eigenthums bewahrt hatten, welche den beſten Männern der Nation Ehrgefühl und politiſche Sittlichkeit verminderten.

Die Wirkſamkeit der geheimen Geſellſchaften iſt ſchwer abzuſchätzen. Sie haben ſeit dem Anfange unſeres Jahrhunderts weſentlich dazu geholfen, die Italiener zu politiſcher Theilnahme aufzuregen, und ſpäter das Verlangen nach einem einheitlichen Staat volksthümlich zu machen. Wo ſie revolutionäre Aufſtände veranlaßten, ſind ſie faſt immer an Ueberſchätzung ihrer Kräfte, an Untüchtigkeit der Führer und Unzuverläſſigkeit der meiſten Mitglieder kläglich geſcheitert, vergebens ſuchten ſie durch furchtbare Eide, durch geheime Verurtheilungen und Dolchſtöße ihren Bund zu ſichern, und ihre Pläne dadurch zu bergen, daß ſie ihre dienenden Genoſſen über die Perſonen der Führer in Unſicherheit ließen. Derſelbe Mangel an politiſcher Redlichkeit, welcher Verſchwörer machte, ſchuf auch Verräther; die Geſellſchaften kämpften unabläſſig und fruchtlos gegen Spione, welche ſich immer wieder bis zu hohen Graden in die Führerſchaft einzudrängen wußten, gegen die Charakterſchwäche ihrer Leiter, denen im entſcheidenden Augenblick der Entſchluß fehlte, und gegen das eitele phraſenhafte Gebahren der Mitverſchworenen, welche ſich in dem düſtern Geheimniß der Vorbereitungen gefielen und im Licht des Tages die Feſtigkeit von Kriegern ſchwerer fanden, als die von duldenden Opfern.

Die größte Thätigkeit erwieſen ſeit 1815 die Carbonari, ſie hatten Murat unterſtützt und gegen ihn gearbeitet, ſie erhoben ſich 1820 in Neapel für die ſpaniſche Verfaſſung, welche keiner von ihnen kannte, und machten den Kronprinzen von Neapel zum Generalſtatthalter, wofür dieſer, der eben erſt Haupt der Keßler geweſen war, die roth-ſchwarz-blaue Schleife der Köhler an ſeine Bruſt ſteckte. Sie ſpielten 1821 bei der Militärrevolution von Piemont mit, bewaffneten ihre Studenten im Univerſitätsgebäude zu Turin, ließen durch ihre Offiziere zu Aleſſandria die Wiederherſtellung des Königreichs Italien verkünden und wußten einige verhängnißvolle Stunden des Prinzen von Carignan, Karl Albert zu beeinfluſſen. Nach Wiederherſtellung der öſtreichiſchen Oberherrſchaft durchzogen ſie die ganze Halbinſel mit ihren Minengängen, ſeitdem ſcheinen die landſchaftlichen Schwurgeſellſchaften ſich enger geeinigt zu haben, ſie verbanden ſich mit den geheimen Geſellſchaften in Frankreich, die Hohe Venta trat unter den Einfluß franzöſiſcher Intereſſen und wandelte ſich in Paris zur Haute Vente Universelle um.

Giuſeppe Mazzini, ein junger Rechtsgelehrter, im Jahr 1808 aus wohlhabender und angeſehener Familie Genua's geboren, war vor dem Jahre 1830 Rekrut der Carbonari geweſen. Die italieniſche Jugend war ſchon damals mißtrauiſch gegen Willensſtärke und Zielpunkte ihrer unbekannten Leiter, ihr galt aber doch für werthvoll, daß in dem Bunde ein Sammelpunkt der Patrioten vorhanden ſei. Auch Mazzini übte ſich friſch weg mit ſeinen Altersgenoſſen in den erſten Proben der Verſchwörungskunſt. Bald verfiel er dem gewöhnlichen Schickſal verrathen zu werden, und zwar, wie er annahm, durch einen der hohen Würdenträger des Bundes; er wurde mit Anderen verhaftet, dabei auch der Mann, welcher für das Oberhaupt der Carbonari in Genua galt. Als Mazzini mit ſeinen Genoſſen zwiſchen Gensdarmen fortgeführt wurde, gelang ihm auf dem Wege in der Nacht dem Andern, in dem er den Häuptling vermuthete, zuzuraunen: es iſt möglich, daß ich vor Ihnen frei werde, geben Sie mir Aufträge, nennen Sie mir

Namen von Häuptern der Hohen Venta in anderen Städten Italiens." Der Angeredete antwortete hilflos: „ich weiß Ihnen keinen Auftrag zu geben und keinen Namen zu nennen, aber ich bekleide Sie mit meiner ganzen Vollmacht." Mazzini zuckte die Achſeln, dieſe Geſellſchaft ſchien ihm unfähig etwas Gemeinſames durchzuführen. In der Veſte Savona ſaß er fünf Monate, von dem hohen Gemäuer ſah er wie aus einem Adlerneſt auf das glitzernde Meer hinab. In dieſem Kerker faßte er den Plan einen neuen Bund zu ſtiften unter der heißen Jugend Italiens gegen die alten Träger ausgeglühter Kohlen, und er gelobte ſich für dieſen Bund zu leben, ſobald er frei werde. Sein Leugnen und der Mangel an Beweiſen öffneten ihm das Gefängniß, man ließ ihm die Wahl zwiſchen polizeilicher Beaufſichtigung in einer kleinen Binnenſtadt Piemonts oder Verbannung auf unbeſtimmte Zeit. Es war charakteriſtiſch für ihn und wurde ſein Verhängniß, daß er — im Beginn des Jahres 1831 — die Verbannung wählte. Die letzten Monate hatten den Italienern nicht nur die Julirevolution, auch den Tod des Papſtes und des Königs von Neapel gebracht, in Mittelitalien rührten ſich überall die Verbündeten, am herzhafteſten die von Modena gegen die ungewöhnliche Erbärmlichkeit ihres Herzogs Franz IV. Es waren tapfere Knaben, die Blüthe des Landes, welche dort unter Waffen traten. Mazzini wagte ſich heimlich nach Savoyen zurück, ging von da nach Genf und Lyon, wo die alten Emigranten einen Freiſcharenzug vorbereiteten, und als die franzöſiſche Regierung hinderte, nach Corſika, wo die Verſchworenen ſich ſammeln wollten. Aber die Aufregung in Italien wurde unterdrückt, wieder waren, wie die Jugend behauptete, die Führer ſchwach geweſen; Mazzini ließ ſich in Marſeille nieder. Da beſtieg Karl Albert am 27. April 1831 den Thron Sardiniens. Der König hatte zehn Jahre zuvor für einen Genoſſen der Carbonari gegolten, viele italieniſche Patrioten ſetzten ungemeſſene Hoffnungen auf ihn. Um dies Vertrauen als nichtig zu erweiſen, richtete Mazzini, der den Sinn des Königs zu erkennen glaubte, einen offenen Brief an dieſen, worin er ihm ſeinen früheren Abfall von der Sache Italiens vorwarf und die harmloſe Zumuthung ſtellte, zur Sühne ſeiner Schwäche jetzt für Italien die Rolle Waſhington's zu übernehmen, und er ſetzte dem Brief als Motto die Formel der ſpaniſchen Cortes vor: „y si no, no.“ Er wartete einige Monate, die Antwort der Regierung war, daß Mazzini's Signalement an alle Küſtenwachen ausgetheilt wurde. Und gerade in dieſen Monaten hing ſich ein unheiml[illegible]s Gerücht an Mazzini's Namen. Zu Rodez in Südfrankreich wurden in der Mittagsſtunde des 31. Mai 1831 zwei italieniſche Flüchtlinge, Emiliano und Lazzareschi mit der Frau des einen durch Dolchſtiche niedergeſtreckt, nur die Frau blieb am Leben, ein Spion lieferte der Behörde die Abſchrift eines geheimen Todesurtheils, das in barbariſchem Italieniſch abgefaßt und von Mazzini und La Cecilia unterſchrieben war; aber die Aſſiſen von Aveyron ſprachen Mazzini frei, weil ſie befanden, daß der Zettel des Spions gefälſcht, und der Mord Folge eines entſtandenen Streites ſei. Jedenfalls gehörte Mazzini damals nicht zu den Häuptern der Carbonari und der Venta. Die Polizei der Großmächte jedoch fuhr lange fort ihm jene Frevelthat zur Laſt zu legen, viele Jahre nachher wurde der Fall in England öffentlich beſprochen, damals als der Miniſter Graham die unter Mazzini's Adreſſe einlaufenden Briefe erbrechen ließ, bis er durch Angriffe im Parlament zu einer Art Ehrenerklärung für Mazzini veranlaßt ward. Endlich wurde dieſe erſte Anklage über ſpäteren, zuletzt über den Bomben Orſini's, vergeſſen.

Nach der Abrechnung mit Karl Albert gründete Mazzini Anfang 1832 die Geſellſchaft des jungen Italiens in ſcharfem Gegenſatz zu den alten Geſellſchaften der Carbonari. Die Carbonari hatten alle Unzufriedenen aufgenommen, auf die Zahl, nicht auf die Tüchtigkeit der Mitglieder geſehen, ſie hatten weder feſte Grundſätze noch Zielpunkte gehabt, ihre Führer waren im Ganzen für den Bundesſtaat und verfaſſungsmäßige Monarchien geweſen, hatten ihre Kraft im Militär, Patriziat, dem wohlhabenden Bürgerthum geſucht und gern mit den auswärtigen Staatsmännern unterhandelt, ſie hatten ſich an Frankreich gehängt und gedachten die Zukunft Italiens von dem guten Willen dieſer Macht abhängig zu machen. Der neue Bund dagegen forderte Befreiung des Bodens und der Geiſter von fremder Herrſchaft. Ihm galten die bevorrechteten Klaſſen Italiens für verderbt, nur in dem Volke ſah er Kraft und einzige Grundlage der Nationalität, er forderte eine Republik Italien ganz für das Volk und durch das Volk, aber auch Bildung und Erziehung zur Freiheit. An Stelle der Willkür, des Egoismus, der Rache ſoll das Pflichtgefühl treten, in dem Bunde ſelbſt an Stelle des alten Geheimniſſes und des myſtiſchen Formenkrams offene Verkündigung ſeiner Grundſätze und Lehren, das Geheimniß darf nur für „die inneren Operationen“ bleiben. Der Bund braucht Apoſtel für ſeine nationale Miſſion, und dieſe Verkünder der neuen Lehre ſollen zunächſt die Verbannten ſein. Noch höhere Ziele hat der Bund zu erſtreben, eine neue Verſöhnung des Einzelbürgers und der Geſammtheit des Volkes, er ſoll einen vergeiſtigten und veredelten Gottesglauben an die Stelle des Papſtthums und des franzöſiſchen Skepticismus und Materialismus ſetzen, ſoll den alten Zwiſt zwiſchen heiliger Ueberlieferung und dem Gewiſſen des Einzelnen durch die neue Idee der Humanität verſöhnen. Die Bekenner des neuen Staats werden weder Proteſtanten noch Katholiken ſein, an Stelle des geoffenbarten Chriſtenthums wird zuletzt der Glaube an den Gott treten, welcher ſich unabläſſig in dem Menſchengeſchlecht offenbart.

Aber dieſes letzte und größte Ziel der Genoſſenſchaft ziemte klug zu verhüllen, nur die Weiſen des Bundes durften es kennen. Denn in der katholiſchen Kirche ſah Mazzini damals noch ein Mittel zur Wiedergeburt Italiens, ſie zuerſt müſſe mit vaterländiſcher Geſinnung erfüllt werden, denn der katholiſche Glaube ſei einmal der innerlichſte Ausdruck italieniſchen Volksthums, und zwei Reformationen zu gleicher Zeit, eine kirchliche und eine politiſche, vermöge überhaupt kein Volk durchzukämpfen. Unterdeß ſei es Aufgabe, die Kirche mit der Kritik und den Idealen zu durchſetzen, welche der deutſche Proteſtantismus, die Freimaurer und die Dichter Deutſchlands und Italiens verkündet hätten.

Für dieſe Lehre grub Mazzini rüſtig ſeine Minengänge. Das junge Italien gründete zu Marſeille ein Journal: „La giovine Italia“ und ließ allgemeinverſtändliche Belehrungen und Broſchüren drucken; die Verbindung gewann Anhang in der italieniſchen Handelsflotte, welche faſt ganz der nationalen Richtung zufiel, darunter der Nizzarde Maria Joſeph Garibaldi, damals Kapitän eines Handelsſchiffes, der deshalb noch im April 1864 zu London in einem Toaſt den Mazzini als ſeinen verehrten Lehrer begrüßte. Durch die Schiffer und beträchtlichen Koſtenaufwand überſchwemmte der Bund Italien mit ſeinen Schriften. Die Abneigung gegen die Carbonari vorſichtig bergend, ſetzte er ſich in Verbindung mit allen fremden Geheimgeſellſchaften ohne einer die Herrſchaft einzuräumen, an allen geeigneten Punkten der Landgrenze errichtete er Stationen, zu Malta und Corſika für die Seeküſten.

Die franzöſiſche Regierung hatte für Mazzini im Jahr 1832 einen ſtreng überwachten Aufenthaltsort feſtgeſetzt, gern hätte ſie ſeine Zeitſchrift unterdrückt, aber das Blatt hielt ſich vorſichtig und gab keine rechte Veranlaſſung, da wies ſie Mazzini aus Frankreich aus, aber er wußte ſich ſo klug abzuſperren, daß er ſich noch ein Jahr gegen alle Nachforſchungen der Polizei in Frankreich behauptete. Unterdeß machte die Ausbildung des Bundes ſchnelle Fortſchritte, er verbreitete ſich von den Grenzen über die ganze Halbinſel. Eine plötzliche Begeiſterung durchfuhr die Thatluſtigen. Was die Verbrüderung forderte und ahnen ließ, war genau im Geiſte der Zeit, jede Phraſe erſchien dem

Sehnen der italieniſchen Jugend wie eine Verheißung, man fühlte ſich wieder ſtark gegen die beſtehende Gewalt und luſtig zu neuem Wagen. Eine Erhebung wurde mit den Führern in Italien verabredet. Mazzini ſelbſt unternahm vom Auslande Savoyen in Aufruhr zu ſetzen. Aber das junge Italien beſtand ſeine erſte Probe ſchlecht, die neuen Leiter hatten keine Erfahrung, die alten Carbonari verhielten ſich feindlich, die Regierung von Sardinien entdeckte durch einen Zufall die Verzweigungen der Geſellſchaft in der Artillerie, der bevorzugten Waffe Piemonts, und wußte durch ſcharfe Maßregeln den rechtzeitigen Ausbruch zu hindern. Mazzini aber ging doch aus Frankreich nach Genf und unternahm unter üblen Ahnungen den kraftloſen Einfall nach Savoyen. Er hatte ſich, um das Geld dafür zu erhalten, widerwillig entſchloſſen, von dem Grundſatz des jungen Italiens: „a cosa nuova uomini nuovi, principii non nomi" abzugehen und den Kriegszug unter den Befehl des Ramorino, eines Glücksſoldaten des Freiſchärlerthums, zu ſtellen, er hoffte wahrſcheinlich den alten Haudegen zu überwachen, fand aber, daß ſeine Einwirkung auf ihn geringer war als die der Pariſer Venta. Ramorino ſetzte die traurigen Aufſtände von Grenoble und Lyon ins Werk und verſäumte darüber die Zeit für Savoyen. Der Einfall ſcheiterte an der Grenze. Mazzini verſtand auf ſeine Niederlage durch einen hellen Angriff zu antworten. Er brach öffentlich mit den Carbonari, ſchalt ihren veralteten pfäffiſchen Formkram, klagte ihren Centralausſchuß, die berüchtigte Hohe Venta an, ſie brüte zu Paris über der bedingungsloſen Einheit Europas im Sinne Gregor's VII., ſie wolle die Grundſätze der Freiheit durch Frankreich, durch Paris, ja durch einige Ehrgeizige ummünzen laſſen, ihre ſchlechte Maſchine werde im Geheimen durch die Cabinette Europas gelenkt. — Darauf barg er ſich in der Schweiz und knüpfte dort in geheimnißvoller unermüdlicher Thätigkeit die zerriſſenen Fäden ſeiner Verbindung wieder zuſammen. Es war bezeichnend für ihn, wie er das that. Seine Lehre war ſchon vorher recht umfangreich geweſen, jetzt baute er das Syſtem noch höher. Konnte die Jugend Italiens allein ſich nicht frei machen, ſo mochten andere Völker helfen. Er war jetzt unter mißvergnügten Schweizern, Deutſchen, Franzoſen, Polen, er ſetzte alſo zu ſeinem luftigen Hauſe neue Flügel und ein höheres Stockwerk.

In dem Verbrüderungsakt des jungen Europas vom 15. April 1834, welchen Mazzini ausarbeitete, und in ſeinem Buch: foi et avenir ſtellt er wieder der alten Schule der Menſchenrechte ſeine neue Schule der Pflicht gegenüber. Aller politiſche Fortſchritt hat ſich auf die Nationalität zu ſtützen, jedes Volk hat eine andere Beſtimmung und fördert die letzten Zwecke der Menſchheit. Endziel iſt die Gleichberechtigung Aller in einer republikaniſchen Verbindung der Völker, jedes Volk entſcheidet auf Nationalcongreſſen über ſeine eigenen Angelegenheiten, die allgemeinen Intereſſen auf einem gemeinſamen Congreß. Dafür ſoll ſich die Jugend aus ganz Europa in nationalen Bündniſſen ſammeln. Jede Landsmannſchaft ſoll ſich nach dem Vorbild des jungen Italiens einrichten, ihre Verfaſſung nach den Bedürfniſſen ihres Volksthums ſelbſtändig formen, alle Landsmannſchaften zuſammen bilden das junge Europa, welches durch einen Centralausſchuß der Führer unter Mazzini's Vorſitz geleitet wird.

In dem Vaterlande von Kant und Hegel iſt es ſchwer zu begreifen, wie ein ſolches Ideal eines Zukunftsſtaates, das ſich nur in einer Reihe von ſchönen Redensarten offenbart und die thatſächlichen Staatsverhältniſſe mit kalter Nichtachtung verwirft, ſeinen Erfinder zu einem vielbeſprochenen Politiker machen und die gebildete Jugend einer menſchenreichen Nation länger als ein Jahrzehnt mit opfermuthiger Hingabe erfüllen konnte. Unſere Fanatiker ſind faſt immer Menſchen, denen ein auffälliger Mangel an Bildung und an Kenntniß des Lebens das Urtheil beſchränkt; wenn ſich unter uns eine ſtärkere Kraft in Schwärmerei, falſcher Doctrin und maßloſem Eifer verirrt, wird ſie kräftig durch den ruhig abwägenden Verſtand und das Gemüth der Landsleute widerlegt. Mazzini war ſchon damals ein Mann von ungewöhnlich reicher Bildung und feinſter Empfindung, keine ſchöpferiſche Natur, aber voll von der poetiſchen Sehnſucht, auf die Menſchenwelt wie auf ein fertiges Kunſtwerk zu ſchauen. Er hatte viel geleſen und aus der Poeſie und Geſchichte der Nationen ſtarke Eindrücke von Schönheit und Größe des Menſchengeiſtes empfangen. Ihm aber fehlte, wie faſt allen ſeinen Landsleuten, die Zucht der Gedanken, welche unſere Schule gibt, er war in dieſem Sinne Autodidakt, ein Dichter ohne eigene Poeſie und ein Denker ohne eine ſichere Verarbeitung ſeiner Beobachtungen. Seine Lehre war ihm ſelbſt ein großer Fund, er ſah das ferne Ziel deutlich vor ſich in heller Verklärung, außerdem nur die nächſten Schritte ſeines Weges, nicht die Abgründe, denen er ſeine Anhänger zuführte.

Doch fehlte ihm keineswegs der italieniſche Zug von praktiſcher Schlauheit. Ohne unehrlich gegen ſein Syſtem zu werden, verſtand er wie ein italieniſcher Kunſtliebhaber die Bilder ſeines Zukunftsſtaates vor jedem Einzelnen anzupreiſen und in gutes Licht zu ſtellen. Für den Gebildeten die edle Humanität, für das Kind der Straße die Gleichheit, dem Bettelmönch hob er die Bedeutung der Kirche hervor, in der nicht die Kardinäle, ſondern die Volksprediger gelten ſollten, dem Fremden bot er die eigenthümlichen Culturrechte und die göttliche Beſtimmung jedes Volksthums.

Aber in ſeinem innerſten Weſen war er weit mehr Lehrer als Politiker. Gerade vielleicht, weil die eigene ſchöpferiſche Kraft in ihm nicht groß war, fand er eine dauerhafte Freude, in Anderer Seelen zu ſenden, was er als wahr, ſchön, heilſam erkannt hatte. Wer ihn nur als Verſchwörer kennt, dem entgeht der beſſere Theil ſeines Wirkens. Ein großer Theil der Thätigkeit des jungen Italiens, trotz aller Einſeitigkeit der fruchtbarſte, war durch kleine Bücher, durch Ueberſetzung und Bearbeitung fremder Literaturwerke Bildung zu verbreiten.

Eifrig ſuchte er bei allen Culturvölkern, was auf die Italiener wirken könne, gern dachte er dabei an den niedern Klerus, der ſehr wohl für die Bewegung zu gewinnen ſei. Und beſonders dafür erſchien ihm die romantiſche Literatur der Deutſchen als eine gute Hilfe. Nicht in jedem Jahr könne man das gründliche Heilmittel einer Revolution anwenden, immer aber ſei es möglich, ein politiſch verunglücktes Volk durch Bücher zu erziehen. Deshalb arbeitete er in der Schweiz unabläſſig für die „Volksbibliothek", welche der Bund in Italien drucken und verbreiten ließ. Und zu dieſem Zweck mühte er ſich, wie ſchwer ihm dies bei ſeiner unvollkommenen Kenntniß der deutſchen Sprache wurde, die Söhne des Thals von Zacharias Werner ſelbſt zu überſetzen. Solche Werke ließen ſich, meinte er, ohne Hinderniß in Italien verbreiten. Ein Buch von ſo ungeheurem Erfolge wie die deutſchen Stunden der Andacht werde in Italien verbrannt, die Poeſie aber habe freieren Eingang, und darum müſſe man ſie benützen auf die Seelen zu wirken.

Freilich vermögen Mazzini's literariſcher Geſchmack und künſtleriſche Einſicht, wie ſie in ſeinen Aufſätzen aus jenen Jahren ausgeſprochen wurden, vor dem deutſchen Urtheil nicht immer zu beſtehen. Aber wer ſeine große Abhandlung über Byron und Goethe, die er im Jahre 1837 für das Monthly Chronicle ſchrieb, unbefangen würdigt, wird ſeinem Geiſtesleben Antheil nicht verſagen. Das volle Verſtändniß ſchöner Kunſt iſt ihm nicht aufgegangen, die Tendenz des Kunſtwerks iſt ihm wichtiger als die künſtleriſche Idee, ſeine Auffaſſung, daß die höchſte Aufgabe des poetiſchen Genies ſei, mit Seherblick den Inhalt einer werdenden Culturepoche der Menſchheit vorgreifend darzuſtellen, wird man als einen verhängnißvollen Grundirrthum der Arbeit in Kauf nehmen müſſen. Ihm ſind Goethe und Byron die großen Dichter einer ſich abwärts neigenden Bildungsform. In ſehr vielen Einzelheiten aber iſt das Urtheil ſcharfſinnig und fein, der Ausdruck eines vornehmen Geiſtes. Zumal die achtungsvolle Würdigung Goethe's, der doch in ſeiner heitern Kunſtgröße dieſem Italiener ſehr unheimiſch iſt, ſticht vortheilhaft ab gegen die flache und wegwerfende Art, in welcher der deutſche Liberalismus damals die größte Dichterkraft Deutſchlands behandelte. — Die Lehre des jungen Italiens fand auf der Halbinſel aber zumeiſt deshalb ſo ſchnelle Verbreitung, weil ſie mehr durch die edlen Seiten der Menſchennatur zu wirken ſuchte als die alten Geheimbünde. Möge der deutſche Leſer das ohne Widerſpruch anerkennen. Es iſt wahr, auch dem jungen Italien folgte der Fluch, welcher jeder geheimen Verbindung anhängt, die ſich zum Herrn über Leben und Tod Anderer aufwirft, dieſer Fluch hat die Wirkſamkeit des neuen Bundes überall gelähmt, er hat Heil in Unheil verwandelt und vielleicht Herz und Gedanken des Stifters ſelber allmählich mit dunklen Schatten umzogen. Dennoch wurde damals die neue Lehre als ein großer Fortſchritt empfunden. Waren die alten Verſchwörungsmittel, Eidſchwur, Dolch, abgeſchmacktes Ceremoniell auch nicht ganz beſeitigt, ſie waren auf ein geringeres Maß beſchränkt, dem jungen Rekruten war doch der Weg gezeigt, auf dem er ſich heraufzuarbeiten habe, er ſollte lernen ſich ſelbſt erziehen und mit großen Gedanken erfüllen. Die Theorie Mazzini's war die eines hochſinnigen Mannes, es war immer ſein Wunſch, durch die edelſten Seiten der Menſchennatur zu wirken, er war ſo zartfühlend, daß ihn das Leiden Anderer ſehr traurig machte, in der Zukunft des Staates, wie er ihn dachte, ſollte die Todesſtrafe ganz abgeſchafft ſein. Das war die Luft, in der er am liebſten athmete, in die er das ganze Menſchengeſchlecht hinauf heben wollte. Aber er war Italiener, die Kirche und die Staatsgewalten ſeiner Heimat arbeiteten mit ſehr geringer Sittlichkeit, überall ſah er Lüge, Heuchelei, Eigennutz, Beſtechung, Hinterliſt, da erſchien es leider nothwendig, Liſt gegen Liſt, Verſtellung gegen Lüge zu ſetzen. Ohne Zweifel hat ſeine Humanität nicht ſelten die gehobenen Dolche zorniger Bundesbrüder von dem Leben eines

Gegners abgewehrt, und ihm jeden politiſchen Mord ſeiner Partei anzurechnen, wäre ebenſo ungerecht, als einen Koch dafür verantwortlich zu machen, daß die Krebſe am Herdfeuer roth werden. Aber wahrſcheinlich däuchte auch ihm zuweilen als widerwärtige Nothwendigkeit, damit ſein idealer Staat lebendig werde, die landesüblichen Mittel des Schreckens und der Strafe zu gebrauchen gegen Schwache und Verräther, gegen große Feinde der bürgerlichen Geſellſchaft, welche ſich ſelbſt durch das Unrecht, das ſie ſeiner Lehre zufügten, der edlen Humanitätsrechte beraubt hatten, die er den Eingeweihten gewähren wollte.

Und auch vielen Fremden erſchien wie eine erhebende Verkündigung, daß er jeder Nationalität das Recht zuſprach und die Pflicht auflegte, ſich nach eigenthümlicher Anlage zu ſelbſtändigem, andern Völkern gleichberechtigtem Leben herauszuarbeiten. Dieſe Lehre, obwol nicht neu, obwol nicht ſehr klar, hat in ihrer begeiſterten Verkündigung weſentlich dazu beigetragen, den heimatloſen Liberalismus des europäiſchen Feſtlands national zu machen. Nicht nur dem Italiener war ein Gewinn, daß die Vaterlandsliebe Mazzini's der franzöſiſchen Frivolität und Anmaßung den Fehdehandſchuh entgegenwarf, — in ſeinem jungen Europa gab es lange kein junges Frankreich —; auch der Schweizer gewann aus dieſen Ideen das Vertrauen, über einer Umgeſtaltung der Kantonregierungen eine beſſere Staatsorganiſation der geſammten Schweiz zu fordern, und mancher verlaufenen deutſchen Seele klang es als eine große Neuigkeit, daß ſie, die der Reihe nach für Griechen, Franzoſen, Polen geſchwärmt hatte, vor Allem verpflichtet ſein ſollte, recht tüchtig deutſch zu ſein. Durch das junge Europa wurde das Wort Nationalität zu einer umlaufenden Scheidemünze des Liberalismus, und auf Umwegen hat die Lehre von dem Recht jedes Volksthums bis zur Gegenwart und in die fernen Oſtländer Europas gewirkt. Sie hat in Landſchaften gearbeitet, an welche Mazzini damals noch wenig dachte, ſie iſt noch jetzt der Schlachtruf ſtürmiſcher Jugend unter Slaven, Magyaren, Rumänen, vor Allem in dem jungen Rußland.

Und dieſe Lehren wurden mächtig unterſtützt durch die Perſönlichkeit des Propheten, welcher geheimnißvoll wie inſpirirt auf ſeine Umgebung wirkte. Seit dem Frühjahr 1834 lag Mazzini in dem kleinen Bad Grenchen, Kanton Solothurn, unter dem Namen Strozzi verborgen. Am 18. September erließ der Vorort ein Kreisſchreiben, worin er die Ausweiſung des Fremden forderte. Die Kantonsbehörden antworteten, daß ſie ihn nirgend finden könnten, und obgleich der öſtreichiſche Geſandte, Herr von Bombelles, unzufrieden behauptete, er mache ſich anheiſchig ihn in drei Tagen durch ſeine Kundſchafter zu entdecken, ſo blieb Mazzini doch noch zwei Jahre unangefochten in ſeinem Verſteck, nur einmal durch Solothurn verhaftet, aber ſogleich wieder entlaſſen. Der Zugang zu ihm war nicht leicht, nur wenige der politiſchen Flüchtlinge wußten wo er weilte und ſeine Vertrauten verſtanden vortrefflich ihn unſichtbar zu halten. Man näherte ſich ihm mit ſcheuer Achtung wie einer hohen Perſönlichkeit. Seine Wirthe im Kurhauſe ſprachen gegen die Bevorzugten, denen er ſichtbar ſein wollte, mit Ehrfurcht und Sorge über ihn: er arbeitet bis tief in die Nacht, er verläßt Tagelang nicht das Zimmer, er lebt von nichts als von ſchwarzem Kaffe und ſeinen Cigarren, raucht zu viel und ſieht kummervoll aus. Er ſelbſt eine kleine ſchmale Geſtalt von feinen Formen, damals mit weichem ſchwarzen Haupthaar in dünnen Locken, ſchwarzem Vollbart, braunem Geſicht mit ſanften Zügen, welchen Arbeit und Sorge einen ſchmerzlichen Ausdruck gaben, vor Allem mit zwei großen ſchwarzen Augen, deren ſtrahlendes wechſelndes Licht ſo mächtig wirkte, daß man nur die Augen ſah, wenn man mit ihm ſprach, auch im Hauſe zierlich und auffallend gewählt gekleidet; in der Unterhaltung ein Meiſter, der wie ein großer Herr Jedem wohlzuthun wußte, vortrefflich zu hören verſtand, nie den Sprechenden unterbrach und dabei immer das Geſpräch mit

Ueberlegenheit leitete, beweglich in Geberde und Ausdruck, auch wo er ſelbſt erörterte, immer mit ſchön gehaltener Lebendigkeit.

So war Mazzini damals im Alter von etwa 30 Jahren, ein zartfühlender, begeiſterter Mann, edel in der Erſcheinung und menſchenfreundlich in ſeiner Lehre und dabei doch ein harter, unritterlicher, rückſichtsloſer Fanatiker, der ohne Bedenken mit Menſchenleben ſchaltete, ein echter Sohn des Landes, in welchem der Cäſarismus und das Papſtthum aufgewachſen waren, die er ſo tödlich haßte. Auch als Lehrer der Jugend glich er einem ſtrengen römiſchen Biſchof, der ſeine Glaubensanſicht der ſchlechten ſündigen Welt aufdrängen will mit allen Mitteln, durch Predigt, Liebe und gutes Beiſpiel und durch Verdammung und Austilgung verſtockter Gegner.

Ihn traf noch, da er lebte, die Vergeltung, welche das Schickſal Jedem bereitet, der Gedanken und Thaten eines ganzen Volksthums zu beherrſchen unternimmt. Er hatte das vielköpfige Unweſen der Carbonari vernichtet, und einen neuen Geheimbund an die Stelle geſetzt, für deſſen leitenden Geiſt er allein galt. Dafür wurden alle Sünden und Mißerfolge des jungen Italiens ihm allein auf das Haupt gelegt. Als er zehn Jahr die Jugend ſeines Vaterlandes geführt hatte, erhoben wackere Piemonteſen laut ihre Stimme gegen die Bundeswirthſchaft und ſeine republikaniſchen Träume, neue Zielpunkte gewannen das Herz ſeiner Italiener, beſcheidener und praktiſcher wurde die Arbeit einer neuen politiſchen Schule. Und als in Wahrheit ein Königreich Italien erſtand und als der Staat ungleich war dem Ideale des Propheten, der in der Fremde alterte, da vermochte er ſich nicht mehr mit dem neuen Leben zu verſöhnen. Daß doch das Königshaus Karl Albert's die Herrſchaft erhielt, daß Savoyen verloren ward, daß die verhaßte Uebermacht Frankreichs Werkzeug der Rettung werden ſollte, das erſchien dem Republikaner und Patrioten unleidlich. Härter wurde der doctrinäre Eigenwille, gewaltſamer die Mittel, Verbitterung und Haß entſtellten ihm die Bilder der Thaтſachen und Menſchen; ruhelos fuhr er in Europa umher, die Gewalt ſeines alten Rüſtzeuges war klein geworden. Seine Verſuche den neuen Staat zu verſtören, raubten ihm die gute Meinung vieler Anhänger; gegen den Geheimbund kämpften jetzt ſiegreich die Preßfreiheit, die Rednerbühne, die mächtigen Forderungen eines wirklichen Staates. Wer für die Geſchicke einer Nation auf die Dauer ſegensreich arbeiten will, vermag das nur in der Nation ſelbſt, unabläſſig gezogen, gehemmt und gefördert durch Leben und Leiden, durch Gedanken und Mängel ſeiner Umgebung. Nicht der Prophet, ſondern der Staatsmann, nicht ein Verbannter, ſondern der Beamte, nicht Mazzini, ſondern Cavour hat den Staat Italien geſchaffen; aber unter den Männern, welche als Verkünder beſſerer Zukunft und als Opfer ſchlechter Gegenwart das Alte zerſtörten und das Neue vorbereiteten, und welche in uneigennütziger und beharrlicher Hingabe für das Vaterland wagten, duldeten und ſündigten, unter dieſen Patrioten aus der Dämmerzeit Italiens zwiſchen tiefer Nacht und aufbrechendem Licht wird von der Nachwelt auch die düſtere Geſtalt Mazzini's mit Trauer und Theilnahme betrachtet werden.*)

---

*) Der Verfaſſer dieſer Biographie hat vorhandene vertraute Briefe Lebender, ſoweit dieſe ihm aus dem Nachlaß Mathy's zugänglich wurden, nur dann geleſen und benützt, wenn er die Genehmigung der Abſender vorher eingeholt hatte, oder als zweifellos vorausſetzen durfte. Er bedauert lebhaft, daß der Lebensbeſchreibung dadurch manche werthvolle Einzelheit entgehen mußte, aber er glaubte dieſe Entſagung allen Betheiligten ſchuldig zu ſein. Von Mazzini fand ſich im Nachlaß nur ein Blatt, welches einige biographiſche Angaben enthält. — Im Ganzen bot der Nachlaß für dieſe Lebensgeſchichte kurze Bemerkungen über die Pariſer Reiſe; über den Schweizer Aufenthalt ein zuweilen unleſerliches Notizbuch in engliſcher Sprache, zu dem letzten Abſchnitt ſeines Lebens Tagebücher ſeit dem Jahre 1851, bei denen aus naheliegenden Gründen rückſichtsvollſte Benutzung geboten war. Für die Jahre der Jugend und der politiſchen Kämpfe halfen von ungedruckten Hilfsmitteln ſpärliche Briefe und Mittheilungen der Freunde.

3.

Das junge Europa und die junge Schweiz.

Der Bund des jungen Europas beſtand ſeit dem 15. April 1834 aus drei nationalen Genoſſenſchaften: jung Italien, jung Deutſchland, jung Polen, erſt ſpäter trat die junge Schweiz dazu. Das Ausſehen dieſer Vereine war trotz der gemeinſamen Richtung, Leitung und Bundeskaſſe ſehr verſchieden. Jung Polen war faſt nur ein Name, es zählte wenig Mitglieder, nach dem Savoyerzug waren die polniſchen Flüchtlinge aus der Schweiz gewichen, ſie hatten ohnedies eine ſtarke Zuneigung zu Frankreich, hofften auf die franzöſiſche Regierung und franzöſiſches Geld, oder ſchloſſen ſich an die geheimen Geſellſchaften zu Paris. Das junge Italien hatte die große Mehrzahl ſeiner Mitglieder außerhalb der Schweiz; den Flüchtigen gebot Mazzini unumſchränkt, mit wenigen Vertrauten wob er an dem Netz, welches ſich weit über Land und Mittelmeer hinzog. Er und ſeine Freunde waren Gentlemen, ihre Entſagung glich der von geiſtlichen Ordensgenerälen, ſie waren nicht unbekannt mit der vornehmen Geſellſchaft Europas, hatten Verbindungen, welche ihnen manches Geheimniß der Cabinette zugänglich machten, ſie waren ſich großer Geltung in der Heimat bewußt und des Gehorſams Vieler, und verfügten zuweilen als gewiſſenhafte Verwalter über größere Summen. Sie hielten ſich ſtolz und untadelig in ſelbſtgewählter Armuth, die kleinen Bedürfniſſe eines Mannes von guter Geſellſchaft, der Lackſtiefel, das Diner, die Havana-Cigarre waren ihnen herkömmlich, und ſie ſahen wol betroffen um ſich, wenn ihnen dergleichen einmal fehlte. Die übrigen Italiener in der Schweiz waren meiſt unterwürfige Werkzeuge, ſie alle kannten den furchtbaren Ernſt ihrer Verbindungen und übten unter einander ſtrenge Polizei, welcher die Leiter eher Schonung als ſcharfes Vorgehen anempfehlen mußten. Alle waren gewöhnt auf der Hut zu ſein, ſie verkehrten ſtill, vorſichtig, verſchwiegen und hatten bei den Schweizer Behörden den beſten Leumund. Ihr größtes Leiden waren die Spione, welche überall geargwöhnt wurden und ſich immer wieder unter ihnen einzuſchleichen wußten. Mit den Deutſchen hielten ſie guten Verkehr, ſoweit die Sprache geſtattete, aber mit den Franzoſen vertrugen ſie ſich ſchlecht. Die flüchtigen Franzoſen galten auch den anderen Nationen für lockere und unzuverläſſige Geſellen.

Anders ſah das junge Deutſchland aus. Es war trotz ſeiner Sendlinge, welche den Bund in die deutſchen Landſchaften zu ſchmuggeln ſuchten, faſt ganz auf Deutſche im Elſaß und auf die Flüchtlinge in der Schweiz beſchränkt. Dennoch war es in der Schweiz immer noch der menſchenreichſte Bund, er zählte etwa 250 Mitglieder in 17 bis 20 Sectionen, die ſich häufig auflöſten und nur in lockerem Zuſammenhange ſtanden; die Bundeskaſſe enthielt nach der confiſcirten Rechnung 135 Franken 30 Rappen. Die Mitglieder waren faſt ohne Ausnahme kleine Leute, Studenten, Techniker, Handwerksgeſellen, geſellig, geräuſchvoll, eifrig und warmherzig, ſehr mittheilſam und üble Bewahrer von Geheimniſſen, ſie hielten jedoch unter einander gut zuſammen. Der ehrlichſte Wille und die beſte Haltung war bei der Maſſe, unter den Arbeitern. Ihre Führer aber waren ſämmtlich von engem Geſichtskreis, ganz fremd den großen Geſchäften, faſt jeder ein Streitkopf, manche darunter verſchrobene Menſchen von flacher Bildung und eitler Renommiſterei. Faſt alle hatten eine untilgbare Sehnſucht nach behaglichem Daſein, nach Häuslichkeit und Familienleben, ſelbſt wenn ihre Sitten ſie in einem geordneten Hausweſen nicht recht verwendbar machten; ſie waren entweder verheiratet oder in ihrer unſichern Lage allzu geneigt ihr Herz in eheliche Bande zu hängen. Sie ſaßen am liebſten in der Schenke oder trieben thatlos umher. Ihre gefährlichſte Thätigkeit war, daß ſie in Leſevereinen die jungen Handwerker für den Bund zu erziehen ſuchten, beim Trunk ſcharfe Reden hielten und Flugblätter gegen die Tyrannen verkauften. Wenn ſie ſich verſchworen, ſo war dies eine Unterhaltung wie früher in der Studentenzeit oder in der Geſellenherberge. Im Grunde aber hatten ſie faſt ſämmtlich die Sehnſucht ſtill zu hauſen und mit ihrer Frau in der großen Republik Deutſchland ſpazieren zu gehen. Dem Italiener Mazzini muß zuweilen ſchwer geweſen ſein, Mißachtung ſeiner deutſchen Geſchäftsfreunde von ſich fern zu halten. Der Mangel an Verſtändniß für große politiſche Verhältniſſe, die ewigen Bedürfniſſe, die Unthätigkeit, die ſchlechte Parteizucht, hier und da wol auch ihre Bedenken und ihr moraliſcher Katzenjammer machten ſie nicht vertrauenswürdig. Wenn Mazzini einmal zu Rauſchenplat, der eine Zeit lang Docent des Kriminalrechts an der Univerſität Bern war, von der edlen Milde des Zukunftſtaates ſprach, und begeiſtert frug, wie der Deutſche ſich die künftige Einheit eines menſchenwürdigen Strafrechts in Deutſchland und Italien denke, dann platzte „der Kater" Rauſchenplat heraus: „Als Standrecht" — er hatte ſich zufällig dieſe Anſicht gebildet. Mazzini aber preßte krampfhaft die Hände zuſammen und die ſtaunende Enttäuſchung, die in ſeinem Blicke lag, war wenig ſchmeichelhaft für den derben Geſellen, der ſo ſelbſtzufrieden vor ihm ſtand. Auch unbotmäßig waren die Deutſchen gegen ihren fremden Führer, er war ihnen zu vornehm und zu tyranniſch, oder, wie ſie ſagten, zu anmaßend. Hatten ſie ſich der heimiſchen Polizei darum entzogen, um in freiem Lande die Befehle eines geheimen Fremdlings ſchweigend hinzunehmen? Mazzini vermochte niemals der gemüthlichen Unordnung in dieſer Landsmannſchaft zu ſteuern. Und, um Alles zu ſagen, jung Deutſchland war eine klägliche und kraftloſe Einrichtung, durchaus nicht des Aufhebens werth, das man in der Heimat davon machte.

Die junge Schweiz begründete ſich erſt ein Jahr nach den genannten Sectionen des jungen Europas. Am 15. April 1834 hatte Mazzini in einem Aufruf zu der Bildung dieſes Vereins aufgefordert: „Patrioten der Schweiz, wir haben uns conſtituirt, ſchließt euch an, daß eine junge Schweiz entſtehe. Jung iſt mehr als ein Wort, es iſt ein Programm, es drückt uns Allen verſtändlich aus, daß es hauptſächlich der jüngeren Generation vorbehalten iſt, die Wiedergeburt Europas zu bewirken. Jedoch erinnert euch, daß die Zeiten der Symbolik vorüber ſind, daß die Form oft Ideen erſtickt hat, daß eine neue Verbindung damit endigen muß, der Staat ſelber zu werden. Wir ſind einig, unſer Streben der zukünftigen Generation zu weihen, wir zwar werden darüber hinſterben, aber wir ſind nicht Männer der Ungeduld und des Egoismus, die Frucht wird, durch die waltende Vorſehung beſchützt, von anderen Händen eingeſammelt werden.“

Dieſe Prophezeiung iſt für die Schweiz ſchneller erfüllt worden als der Italiener meinte. Denn die Verbindung, welche durch ſeinen Aufruf angeregt wurde, war in der That grundverſchieden von den übrigen Landsmannſchaften des Bundes, praktiſch in ihren Zwecken, gemäßigt in ihren Mitteln, nur durch ihren Namen und ein kühles perſönliches Einvernehmen ihrer Stifter dem jungen Europa genähert. Faſt in jedem Kanton der Schweiz ſtritt damals das alte Familienregiment gegen eine rührige Reformpartei, faſt in jedem hatten die Parteien nach dem Brauch früherer Jahrhunderte mit den Waffen gegen einander gekämpft, und unabläſſig arbeitete der Gegenſatz auf der Tagſatzung, in dem großen und kleinen Rath der Kantone, durch die Preſſe und durch Beſchlüſſe von Volksverſammlungen. Aber trotz aller Erbitterung in der Politik und trotz bösartigem Klatſch in den Familien verkehrten die Gegner als Landgenoſſen, als Gevattern und Nachbarn ehrlich mit einander im Geſchäft und beim Wein. Die liberale Partei war in ſiegreichem Fortſchritte, in einigen Kantonen hatte ſie bereits die Herrſchaft erobert, in anderen behauptete ſie Einfluß wenigſtens in einzelnen Zweigen der Verwaltung; ſie erhob Widerſpruch gegen die Einmiſchung der Mächte in ſchweizeriſche Staatseinrichtungen, verlangte eine beſſernde Umgeſtaltung ihres Bundes, eine einheitliche Oberleitung, Freiheit der Glaubensbekenntniſſe, des Worts, des Unterrichts, der Preſſe, der Vereine, des inneren Verkehrs, der Gewerbe, der Niederlaſſungen, Befreiung des Bodens von allen Feudallaſten, Aſylrecht, Einheit von Maß, Münze, Gewicht, Einſetzung eines oberſten Gerichtshofs. Die Führer dieſer Partei, zumal die in den deutſchen Kantonen und dem Waadtland, waren durchaus nicht geſonnen ſich für die europäiſche Revolution Mazzini's gebrauchen zu laſſen, im Gegentheil ſie ſelbſt überlegten und zweifelten, ob ſie die Männer des jungen Europas für ihre heimiſchen Zwecke benützen könnten. Ihre Abſicht war, einen großen Nationalverein zu gründen; die Gerichtsbarkeit, welche das junge Europa über das Leben ſeiner Mitglieder in Anſpruch nahm, war für die Schweizer ein Unſinn, und ſie fanden keinen Vortheil darin, um der Fremden willen ſich mit allen Großmächten Europas auf den Kriegsfuß zu ſetzen. So wurde faſt ein Jahr verhandelt, ob ihr nationaler Verein ſich den Gedanken Mazzini's einigermaßen anbequemen und den Namen junge Schweiz annehmen ſollte. Endlich entſchloſſen ſie ſich doch zögernd und ohne Wärme; wie es ſcheint, aus zwei wohlerwogenen Gründen: Einmal hatte die Lehre Mazzini's unter den franzöſiſchen Schweizern des Jura bereits Anhänger gefunden und man wollte eine Spaltung der Liberalen vermeiden, dann aber waren die Schweizer vor einer großen nationalen Agitation in beſonders ungünſtiger Lage. Die herrſchende conſervative Partei hatte den Schulunterricht ſo vernachläſſigt, daß den Liberalen damals allzuſehr die Männer fehlten, welche die Bewegung der Preſſe zu unterhalten vermochten. Wo es galt die Feder zu führen und große Ideen im Volke zu verbreiten, waren ſie faſt ganz auf die Flüchtlinge angewieſen. Wollte der Verein zu kräftiger Wirkſamkeit kommen, ſo bedurfte er einer neuen großen Zeitung, und dafür waren ihm die Verbindungen Mazzini's unentbehrlich. Deshalb kam ein Ausgleich zwiſchen der nationalen Partei und Mazzini zu Stande, in welchem ſich die Schweizer bereit erklärten, ihren Verein die junge Schweiz zu nennen; ſie gaben ſich aber eine ganz ſelbſtändige Satzung, welche trotz ihrer Weitläufigkeit ein geſetzliches und ehrliches Vereinsſtatut iſt wie andere auch. Erſt am 26. Juli 1835 vereinigten ſie ſich förmlich zu Villeneuve am Genfer See, zunächſt etwa 25 Männer, die Mehrzahl aus den Kantonen franzöſiſcher Zunge und dem Berner Jura. Die Kantonvereine ſollten unter einem Centralcomité ſtehen, welches vorerſt nach Biel gelegt wurde. Unter den Comitémitgliedern war der angeſehene Arzt Dr. Schneider von Nidau, ein wackerer Vaterlandsfreund, wohlhabender und gemeinnütziger Mann, dem die Schweiz unter Anderem die Entſumpfung des Berner Seelandes verdankt; er wurde auch der neuen Zeit die beſte Stütze. Er hat den Sieg ſeiner Partei erlebt und iſt wiederholt in den großen Rath und die Regierung gewählt worden.

Um die große Zeitung möglich zu machen, hatten ſich die Schweizer für junge Europäer erklärt. Aber der Gegenſatz zwiſchen den weltumſpannenden Idealen des Italieners und dem nüchternen Sinn der Schweizer bedrohte das Bündniß ſofort mit ernſten Gefahren. Mazzini wollte in die Ferne wirken, ſoweit nur franzöſiſche und deutſche Sprache reichen, und er wollte allem Volk Europas in ſeinem officiellen Blatt die große Politik des zukünftigen Staates verkünden; die Schweizer dagegen forderten Beſprechung der heimiſchen Zuſtände, Kampf gegen ihre Kantonregierungen, Vertretung örtlicher Angelegenheiten und vorſichtige Schonung der Gewalten, welche ihren

Erfolg hindern oder fördern mochten. Eine Vereinigung dieſer Wünſche wäre unmöglich geweſen, hätte nicht Mazzini immer wieder durch ſeinen Geiſt und ſeine perſönliche Ueberlegenheit fortgeriſſen, und wäre ihm nicht die ariſtokratiſche Tugend eigen geweſen, im Einzelnen die Dinge gehen zu laſſen.

Die zweiſprachige Zeitung, „La jeune Suisse, Die junge Schweiz; ein Blatt für Nationalität“, erſchien vom 1. Juli 1835 bis 23. Juli 1836 jeden Mittwoch und Sonnabend, ein Bogen in größtem Format, der franzöſiſche und deutſche Text neben einander. Die Geldmittel waren durch Actien zuſammengebracht, welche ſich meiſt in den Händen von Mitgliedern der jungen Schweiz befanden. Das Comité zu Biel hatte die oberſte Leitung. Mazzini ſelbſt verſtand das Deutſche nur mit Schwierigkeit, und die Mehrzahl der Actionäre gehörte, wenigſtens im Anfang, zur franzöſiſchen Schweiz, deshalb mußte der Redacteur ein Franzoſe ſein. Dieſe Stelle erhielt Granier von Lyon, früher Redacteur des „Proscrit“, der unter dem Namen Dumont in Biel auftrat, ein leichter Geſell, nicht ohne Geiſt und Gutmüthigkeit, der den Schweizern öfter Anſtoß gab, weil er ſie auslachte und lockere Sitten nicht verbarg. Nächſt ihm gehörte zur Redaction der Ueberſetzer, welcher angeſtellt war, die franzöſiſchen Artikel in das Deutſche zu übertragen, und da ſich bald ergab, daß die urſprünglich deutſch geſchriebenen Artikel häufig wurden, auch aus dem Deutſchen in das Franzöſiſche zu überſetzen hatte. Und für dieſe Stelle war Mathy erſehen.

Wenige Tage nachdem Mathy ſeine Familie von der Grenze nach Bern geholt hatte, mußte er für ſeine Perſon nach Biel überſiedeln. Er war dort ſehr nöthig, ſeine Erfahrung, ſein feſtes Weſen und ſein regelmäßiger Fleiß halfen die Schwierigkeiten bewältigen, welche dem gewagten Unternehmen ſchon vor dem Beginn Verderben drohten. Gleich um die erſte Nummer möglich zu machen, mußte er einen der Schweizer Unternehmer begleiten, der auf einem Wäglein mit lahmem

Pferde nach Solothurn fuhr und dort vergebens nach Papier ſuchte. In der Druckerei und dem Büreau der Redaction fand Mathy eine bedenkliche Verwirrung, das Comité war ohne jede Erfahrung in Preßgeſchäften, die Betriebsgelder waren ungenügend, weil man ſich der frohen Hoffnung überließ, daß die Zeitung ſich bald nach ihrem Erſcheinen ſelbſt erhalten werde, zwiſchen den Actionären gab es endloſe Erörterungen, lange Sitzungen und viel Gezänk, welche das ganze Jahr nicht aufhörten. Wenn Actionäre und Comité Sitzung hatten, wurde Mathy erſucht das Protokoll zu führen, und wenn die Geſellſchaft ſich müde geredet hatte und rathlos daſaß, fiel Mathy die Aufgabe zu, neue Auskunftsmittel vorzuſchlagen. Auch die Enge der Druckerei und der Buchhandlung in Biel wurde hinderlich. Es war ein kleines Geſchäft ohne genügende Mittel, es litt Mangel an Lettern, Maſchinenraum, Setzern, es ging aus der Hand eines Unternehmers in die eines andern über, und die Verhältniſſe wurden dadurch nicht klarer, daß dem neuen Eigenthümer, Weingart, einem Mitgliede der jungen Schweiz, ſich Schüler, ein Mitglied des jungen Deutſchlands, als Theilhaber geſellte, die Zwiſtigkeiten der Vereine wurden dadurch in das Geſchäft getragen. Bald nahm die Firma den Titel Druckerei der jungen Schweiz an und ſuchte Gelderwerb in Broſchüren und unſicheren Unternehmungen, welche Haß aufregten, der ohne zureichenden Grund auf die Zeitung und auf den Schweizer Verein mit gleichem Namen fiel. Auch die Setzer und Drucker mußten zuverläſſige Leute ſein und unter den Geſinnungsgenoſſen geſucht werden. Zumal die Setzer gehörten ſämmtlich dem jungen Europa zu, ſie waren Flüchtlinge, eigenwillig und geneigt ſelbſt Politik zu treiben, nicht leicht in geordneter Arbeit zuſammenzuhalten. Daß unter dieſen Umſtänden das Blatt überhaupt ein Jahr dauern, und ein nicht unverdientes Anſehen erhalten konnte, verdankt es vor Allem der Erfahrung, dem unendlichen Fleiß, der feſten und Achtung gebietenden Perſönlichkeit ſeines deutſchen Ueberſetzers.

Er wußte überall zu ſchlichten, fand Hilfe in jeder Noth und wurde bald der Vertraute, der Rathgeber und die letzte Zuflucht aller Betheiligten, von Mazzini bis zu dem jüngſten Setzer. Kam ein Leitartikel von Grenchen oder Nidau nicht zu rechter Zeit an, ſo opferte Mathy die Nacht, um ſelbſt die Lücke zu füllen. Wenn der Herausgeber Weingart erfuhr, daß der franzöſiſche Redacteur zu unrechter Zeit einen Ausflug mit leichtſinnigen Damen gemacht hatte, ſo erflehte er Mathy's Hilfe für die nächſte Nummer. Und wieder kam Granier zu Mathy und klagte, wenn ihm der Herausgeber ſeinen Aufſatz beſchnitten hatte. So gab es gleich im Anfang einen Auftritt, weil Granier in einem Artikel einen großen Monarchen des Nordens assassin couronné genannt hatte. „Das iſt beleidigend", meinte Herr Weingart, „wenn Sie z. B. geſagt hätten: nie hat die Hölle einen ſchwärzeren Abſchaum ausgeſpien, ſo würde dieſer Ausdruck bezeichnend, aber keineswegs beleidigend geweſen ſein." — In der Setzerſtube begann Mathy ſeine Thätigkeit damit, daß er ſich erbot, in den Abendſtunden die deutſchen Setzer franzöſiſch zu lehren; kamen ehrbare Flüchtlinge, welche Arbeit begehrten, ſo ſetzte er durch, daß ſie an die Setzkäſten geſtellt wurden, einige Wochen umſonſt, dann mit ganzem Setzerlohn. Und er wußte zu machen, daß ſie die erſten ſchweren Wochen Koſt erhielten. Dafür lohnten ihm die Arbeiter mit rührendem Vertrauen, ſie wußten auch, daß er in Karlsruhe ſelbſt das Setzen gelernt hatte, und betrachteten ihn mit Stolz als einen von ihrer Kunſt, brauchte einer von ihnen Hilfe, ſo erbat er Mathy's Fürſprache. Wenn ſie ſich der Nachtarbeit weigerten, ſo wußte er ſie dafür zu beſtimmen. Es waren einige tüchtige und ehrenwerthe Männer darunter, dieſe lud Mathy auch einmal des Sonntags in ſein Haus zu einem Braten und guten Haustrunk. — Zuletzt nach harter Tagesarbeit und manchem Nachtwachen, nach vielen Erörterungen und manchem Zwiſt im Redactionszimmer und der Druckerei fehlte am Ende des Vierteljahrs wol gar das Geld, um dem

Ueberſetzer ſeinen beſcheidenen Gehalt auszuzahlen, und der zuverläſſige Dr. Schneider mußte aushelfen.

Unter dieſen knarrenden Mißtönen wurde die Zeitung La jeune Suisse ein ſeltſames journaliſtiſches Unternehmen. Die Nummern geſtalteten ſich gewöhnlich folgendermaßen: Ein langer Leitartikel in großem Stil und würdiger Haltung vertrat die Theorie, häufig ſchrieb Mazzini ſelbſt dieſe Belehrungen, die dann wohl zu ſchulmeiſterlich geriethen, den Leſern zu viel zumutheten und ſich zu ſehr an das ganze Europa wandten. Dennoch würde mancher Leitartikel noch jetzt einem maßvollen liberalen Blatte Deutſchlands ſehr wohl anſtehen, wenn man von dem gelegentlichen Betonen republikaniſcher Geſinnung abſieht und erwägt, daß viele Wahrheiten, die damals dem Leſer neu waren, ſeitdem Gemeingut der Nationen geworden ſind. Nächſt dem Leitartikel nahm den größten Raum ein die Beſprechung der ſchweizeriſchen Intereſſen, auch hier war die Haltung im Ganzen weit beſſer als in den Ortszeitungen, doch drang auch viel von der groben, heftigen, ſchonungsloſen Sprechweiſe ein, welche die kleinen Blätter der Schweiz noch heut nicht überwunden haben. Dazu kamen in einem kurzgefaßten politiſchen Bülletin die Neuigkeiten des Auslands, bei denen ein herber und ſchneidender Ton auffällt, — in dem man zuweilen die Feder Mathy's erkennen möchte — und dazwiſchen plumper Klatſch der Flüchtlinge, der durch auswärtige Berichterſtatter hineingetragen wurde. Sicher gaben die beleidigenden Ausfälle gegen die großen Regierungen des Feſtlandes immer noch vorſichtig die Stimmung wieder, mit welcher die Liberalen in der Schweiz, und vollends die Flüchtlinge, die beſtehenden Staatsordnungen betrachteten, aber keinem Unbefangenen konnte zweifelhaft ſein, daß ſolche Hiebe, welche am liebſten auf die Fürſten und deren Miniſter zielten, das Blatt von den erſten Nummern mit Untergang bedrohten. Für die Schweiz war die neue Zeitung ein wirklicher Fortſchritt, zum erſtenmal fanden hier die Schweizer die gemeinſamen Angelegenheiten ihrer

Heimat energiſch und in großem Sinne behandelt, den widerwärtigen Kantönlihader bekämpft und die patriotiſchen Wünſche für eine Geſammtverfaſſung eindringlich vorgetragen. Aber es war nicht weiſe, die Mächte des Auslandes in jeder Nummer daran zu erinnern, daß die höchſt wünſchenswerthe Umwandlung der Schweizer Verfaſſung von denen gefordert wurde, welche zugleich den Umſturz fremder Regierungen für nothwendig hielten.

Die Zeitung erregte in der Schweiz großes Aufſehen, ihre Haltung fand auch unter den Liberalen ſtarken Widerſpruch, wie jeder Parteizeitung zu geſchehen pflegt, am meiſten wenn ſie auf Geld vieler Parteigenoſſen gegründet iſt. Den Herausgebern ſelbſt machte ein anderer Umſtand mehr Beſchwerde. Es war nicht unnatürlich, daß die Flüchtlinge das Redactionszimmer für ein bequemes Büreau hielten, bei dem ſie Geld, Beſchäftigung, Zeugniſſe, jede Art von Auskunft, vielleicht ſogar anmuthige Unterhaltung ſuchten. Und nicht immer waren die Gäſte ehrliche Kameraden. Jede Geſandtſchaft der großen Mächte beſoldete ein Rudel Spione, darunter die verworfenſten Geſellen, welche durch ihre Lügenberichte die Beſorgniſſe der Cabinette ſteigerten, perſönliche Gegner aus Rachſucht falſch anklagten, in der Schweiz zu thörichten Wagniſſen aufſtachelten, in jedem Fall das eigennützige Beſtreben hatten, ſich werthvoll zu erweiſen, indem ſie die Thatſachen düſter färbten. Daß ein ſolcher Mann, der Preuße Ludwig Leſſing, in der Nacht des 4. November 1835 zu Zürich durch neunundvierzig Stichwunden ermordet wurde, wahrſcheinlich von erbitterten Flüchtlingen, ſcheint Andere in ihrem ruhmloſen Beruf nicht geſtört zu haben. Für jene Miſſethat aber, deren Urheber nicht entdeckt wurden, wurde ein Jahr darauf von den Regierungen an dreihundert Flüchtlingen ſchonungsloſe Rache geübt. Zur Zeit war allerdings im Büreau der jungen Schweiz der Widerſtand gegen Spione mehr ergötzlich als ernſthaft. So trat an einem der erſten Tage der Jeune Suisse ein Italiener mit einem Galgengeſicht an das Büreau und wollte als Flüchtling ein Geſuch um Geld in die Spalten des Blattes eingerückt wiſſen, er wurde kalt abgefertigt. Als Mathy aber deshalb bei Uſiglio anfrug, hörte er ſchon auf der Treppe eine rauhe, von Klagetönen unterbrochene Stimme; als er in das Zimmer trat, ſah er einen athletiſchen Italiener — es war Modena, einer der Vertrauten Mazzini's, ſpäter Schauſpieler — welcher den Landsmann mit den ſchlechten Geſichtszügen am Kragen hielt. Der Bedrängte benutzte die geöffnete Thür um einen Fluchtverſuch zu machen, aber Modena packte ihn aufs Neue, und der Geknuffte flehte jämmerlich um Hilfe. Endlich ließ Modena den Mann los, warf ihn mit einem heftigen Tritt kopfüber die Treppe hinab, Hut und Stock hinterdrein, und ſagte zornig zu Mathy: „Das iſt ein feiler Spion, ein elendes Gewürm, welches einen Mann von Ehre verderben kann.“ — Kurz darauf bat wieder ein italieniſcher Verbannter auf dem Büreau um Unterſtützung. Herr Weingart ging aus ſich zu erkundigen und ſagte dem Fremden nach der Rückkehr, man wiſſe, daß er nicht gern arbeite und in der Welt umherſchweife, die Mildthätigkeit patriotiſcher Männer zu mißbrauchen. Man könne deshalb nichts für ihn thun. Der Italiener war ein ausgezeichnet ſchöner Mann, der ſeine ſämmtliche Habe in einer Pappſchachtel mit ſich trug, er zog den Schweizer bei Seite und forderte Erklärung, wer ſolche falſche Gerüchte ausgeſprengt. Natürlich wurde ihm die Auskunft verweigert, da ergrimmte der Fremde und legte Hand an den Herausgeber der Jeune Suisse. Die Redaction fuhr dazwiſchen und in dem Büreau entwickelte ſich eine Wuthſcene. Der Italiener forderte den Schweizer auf Piſtolen, er ſchrie, bebte und weinte, ſein Mund war krampfhaft verzerrt, ſein Antlitz furchtbar entſtellt. „Ich werde Ihnen Genugthuung auf Schweizerart geben,“ verſetzte der Zeitungsbeſitzer ungerührt und ballte die Fauſt. Mit vieler Mühe vermittelte die Redaction: der Italiener brauche nur zu beweiſen, daß er ein Verbannter ſei, damit ſei Alles gethan. Der Italiener warf eine Menge Briefe auf den Tiſch, die es wirklich bewieſen, und ſchluchzte dabei wie ein Kind. Der arme Flüchtling! er war allmählich heruntergekommen, hatte ſich bis dahin immer für einen Mann von Ehre gehalten, jetzt brach es ihm faſt das Herz, als er plötzlich merkte, wie ihn Andere beurtheilten. Die Setzer fühlten das theilnehmend heraus, ſie traten zuſammen, machten für ihn eine Geldſammlung und einer von ihnen ſchrieb ihm einen Empfehlungsbrief. Nach ſeiner Entfernung kam ein Landsmann des Gekränkten, beſtätigte, daß dieſer ein Verbannter ſei, aber gern den großen Herrn ſpiele. Doch hatte ſich der Unglückliche erboten für fünf Batzen täglich zu arbeiten.

Auch die deutſchen Flüchtlinge gönnten dem Redactionszimmer nicht immer die Ruhe, welche für den guten Stil eines Leitartikels ſo wünſchenswerth iſt. Der unholde Fein drängte ſich heran, um mit einem deutſchen Beſucher von beſſerer Art den Streit fortzuſetzen, den er am Tage vorher im trunkenen Muth unter den Handwerkern angefangen hatte, er wurde von ſeinem Gegner gefordert und da er ſeine Mitwirkung bei einem Zweikampf beharrlich verweigerte, aber auch ſeine Beleidigung nicht widerrufen wollte, von dem Andern mit einem Scheit Holz zum Abzuge genöthigt. Freundlicher war die Begrüßung mit einem andern Haupte des jungen Deutſchlands, welches der Redaction gern ſein Vertrauen ſchenkte. Dies war Dr. Ernſt Johann Hermann von Rauſchenplat, ein alter Bekannter Mathy's. Seinen Beinamen „Kater“ verdankte er der ſtill zuwartenden Schlauheit ſeines Ausdrucks. Er trug einen breiten, dichtbehaarten Kopf, ſchief geſchnittene Augenlider, ſtarke Backenknochen, um Lippe und Kinn ſtarrte ein grannenartiger, ſcheibenförmig geſtutzter blonder Bart, im Uebrigen war er ein kleiner, gedrungener Geſell von ſicherem und entſchloſſenem Auftreten, muthig bis zur Tollkühnheit, ohne Bedürfniſſe, der kluge Odyſſeus von jung Deutſchland. Er verkehrte kurz angebunden mit aller Welt, fand eine Freude darin mit einem gewiſſen Kater-Humor ſeine Gegner perſönlich heimzuſuchen und in Verlegenheit zu bringen, war ſonſt im Grunde gutherzig und überall bekannt. Auch in gefährlicher Zeit trat er unbefangen ſolche Leute an, welche die Amtspflicht hatten die Freiheit ſeiner Bewegungen zu beſchränken, dann verſtand er ſehr gut hingeworfene Worte: daß am Epheuſtrauch wol ein Blatt zu viel ſei, daß eine Ofenkachel oder Dachſchindel entfernt werden müſſe, und entwich geräuſchlos der Gefahr. Manche Abenteuer, welche er beſtanden haben ſollte, wurden unter den Flüchtlingen als luſtige Sage erzählt. So ſeine Thaten zu Dipflingen. Er trieb nämlich ſeit dem Frühjahr 1833 im Kanton Baſel umher, um ſich als Rechtsanwalt niederzulaſſen. Aber die Unruhen des Kantons waren dieſer friedlichen Abſicht nicht günſtig. Stadt und Landſchaft lagen im Krieg, eine eidgenöſſiſche Commiſſion hatte die Landgemeinden des Kantons zwiſchen Stadt und Landſchaft getheilt. Da bemächtigte ſich Rauſchenplat eines kleinen Judendorfes Dipflingen am Ausgange des Homberger Thals; der Ort hatte in ſeinen Abſtimmungen mehre Mal zwiſchen Stadt und Landſchaft Baſel geſchwankt, jetzt wollte er weder zur einen noch zur andern gehören. Die Stadt Baſel verſuchte Gewalt, Landjäger rückten ein, hieben den Freiheitsbaum um und beſetzten den Ort. Dagegen begannen die Nachbargemeinden zu ſcharmuziren und durch nächtliche Streifzüge die Beſatzung der Städter zu beunruhigen, bis die Landjäger endlich abzogen. Nunmehr erklärte ſich Dipflingen in einem Schriftſtück vom 20. Mai 1833, welche Rauſchenplat ſchön ſtiliſirt hatte, für eine unabhängige Republik, welche übrigens bereit ſei, wenn die Eidgenoſſenſchaft ihr innere Unabhängigkeit verbürgen wolle, ſich an Baſelland anzuſchließen. Es war ein ſtolzer Traum, der proſaiſche Vorort erkannte die Dipflinger Verfaſſung nicht an. Am Orte ſelbſt brach unter den 59 Activbürgern eine Gegenrevolution aus, welche die Gemeinde wieder unter die Stadt ſtellte. Bevor die Landjäger von Baſel auf's Neue einrückten, retteten ſich die beiden Volksanwälte. In der Nacht des 27. Mai ſchlug vor dem einzigen Wirthshauſe Dipflingens ein Mann den von ihm geſetzten Freiheitsbaum nieder lud ihn der Länge nach über einen Wagen Heu, holte Weib und Kind, ſetzte ſich auf den Baum und fuhr der nächſten Gemeinde von Baſelland zu. Als Nachhut des Wagens ſchritt mit Kugelbüchſe und Waidtaſche eine kleine Geſtalt in zornigem Muth, es war Doctor Rauſchenplat, der Mann auf dem Freiheitsbaum ſein Dipflinger Gaſtwirth. Ungeachtet dieſer Niederlage wurde Dipflingen doch die Veranlaſſung zur völligen Trennung der Kantontheile, denn zwiſchen den Landjägern der Stadt und den Bauern der Umgegend begannen neue Scharmützel, die Fehde wurde heftiger. Baſel unternahm am 3. Auguſt 1833 jenen Ausfall mit ſechs Geſchützen und 1500 Mann Truppen, welcher mit einem verlorenen Treffen endigte und der ſiegreichen Landſchaft ſämmtliche Gemeinden dieſſeits des Rheins in Beſitz gab. — Im Frühling 1835 machte Rauſchenplat von Bern eine Fußreiſe nach Barcelona, um als Freiwilliger gegen die Carliſten einzutreten, im Sommerrock, mit ſchottiſchem Umſchlagetuch und einer treuen wachstuchenen Reiſetaſche, welche in ſpäteren Steckbriefen immer als „Kriegsranzen" verdächtigt wurde. Er kehrte aber im Beginn des nächſten Jahres wieder zu deutſch redenden Menſchen zurück. Aus der Schweiz flüchtete er ſpäter nach Straßburg, dort erwirkte er ſich Aufenthalt und zuſagende Beſchäftigung auf dem Stadtarchiv, kümmerte ſich ernſthaft um mittelalterliche Kunſt und Quellenwerke der deutſchen Rechtsgeſchichte, freute ſich eine Zeit lang der Ausſicht das franzöſiſche Bürgerrecht zu erhalten, bequemte ſich in dieſer Zeit zu Frack und geglätteter Haartracht, rauchte aus der kurzen franzöſiſchen Thonpfeife und trank mit den Bürgern Straßburgs ihr heimiſches Getränk. Aber ſein Wunſch wurde in Paris nicht erfüllt, auch bei Beſetzung einer Archivſtelle wurde ihm ein Franzoſe vorgezogen. Da war ihm der Elſaß verleidet, zum erſtenmal kam ihm das Gefühl, ein elender Heimatloſer zu ſein.

Er ſuchte ſeinen Frieden mit der badiſchen Regierung zu machen, betheiligte ſich 1848 am Vorparlament und trat dort Allen unerwartet ſogleich zur Partei der Gemäßigten. Doch die Stetigkeit des Willens war ihm verloren, er fuhr ruhelos umher, der Gram über ein vergebliches Leben nagte an ſeinem Gehirn, er endete im Irrſinn.

Auch die lyriſche Poeſie trat an das Journal der jungen Schweiz, ſie fehlt ſelten unter den Himmliſchen, welche einem deutſchen Redacteur nahen. Da war zuerſt Harro Harring; von den Abenteurern, welche ſich den Flüchtlingen geſellten, wol der abgeſchmackteſte, ein Geck und Prahlhans. Er ſtammte aus Schleswig, während des griechiſchen Freiheitskrieges war er als Philhellene nach München gekommen, um einige Helden von Patras und Miſſolunghi auf die Bühne zu bringen und ſich eine Anſtellung als Theaterdichter durchzuſetzen; nach dem polniſchen Aufſtande hatte er in Straßburg als Quartiermeiſter der polniſchen Emigration die erſten Spenden der Mildthätigkeit eingeſammelt, er behauptete damals Cornet beim Großfürſten Conſtantin geweſen zu ſein und trug eine Krakuſenmütze; dann hatte er als poetiſcher Beobachter den Savoyer Zug mitgemacht und war der angemeſſene Geſchichtſchreiber dieſes Abenteuers geworden. Seitdem lebte er als großer Herr in einer Villa bei Biel, die der Eigenthümer, ein reicher Vaterlandsfreund, ihm zur Verfügung geſtellt hatte, dort machte er Verſe und malte in Oel undeutliche Bilder ſeiner Hauswirthe, denn er war noch lieber Maler als Dichter. Er kam auf das Büreau, forderte Beachtung durch die Preſſe und den Druck ſeiner Gedichte durch das Geſchäft. Als man ſich ſchriftlich weigerte, auf ſeine unbilligen Bedingungen einzugehen, ſchrieb er hochfahrend eine ſehr ausfällige Antwort. Gegen dieſe Stilprobe ſuchte die bedrängte Druckerei Zuflucht bei Mathy und dieſer entgegnete wie der Geſell verdiente. Auf dem Büreau erwartete man eine Ausforderung. Aber der Dichter gerieth dadurch in die Stimmung der Demuth, widerrief innig jeden brüskirenden Ausdruck und erbot ſich, ſeine Poeſien auf Koſten drucken zu laſſen. Er ſuchte ſeitdem Mathy's Bekanntſchaft, drang ihm in die Wohnung, erduldete in ſeiner Selbſtzufriedenheit gleichmüthig die kalte Ironie Mathy's und den Spott der Anweſenden und erklärte zum großen Mißbehagen der Geſellſchaft ſeine Abſicht, ein neu verfaßtes Drama vorzuleſen. Dies wurde unmöglich, weil der kleine Sohn Mathy's das Manuſcript vom Tiſche geworfen und in der Stille ſo behandelt hatte, wie der Amor Correggio's das Häuflein brennender Liebesbriefe. Harring ließ ſich ein Jahr darauf nach England ausweiſen und meldete ſpäter einmal ſeinen Bekannten in der Schweiz, daß er ſich als Dolmetſch einer Weltumſeglungsfahrt angeſchloſſen habe, er werde künftig den Ocean allein bewohnen und ſich ſo den Verfolgungen entziehen, welche die „Polizei der fünf Welttheile“ über ihn verhängt habe.

Ein anderer Lyriker der Flüchtlinge, ein beſſerer Dichter und ein harmloſer, treuherziger Mann war Wilhelm Sauerwein. Wenn er einmal von Bern nach Biel kam, empfingen ihn fröhliche Geſichter und warmer Händedruck, der beſte Lohn des deutſchen Liederſängers. Dieſer, ein echter Sohn der Stadt Frankfurt, war dort Lehrer geweſen und hatte mit guter Schulbildung und einer hübſchen kleinen Begabung Zeitungsbeiträge in der Weiſe ſeines Vorbildes Börne geſchrieben, am liebſten gegen die Judengaſſe und den Bundestag. Er war es, der ſeinen Mitbürgern mit Humor die Perſon eines Frankfurter Schullehrers ſammt der Schule dramatiſirte: „der Gräff, wie er leibt und lebt,“ unter ähnlichen Schilderungen örtlicher Geſtalten eine der beſten, ein harmloſes und luſtiges Büchlein. Durch das Frankfurter Attentat wurde der Dichter ſehr aufgeregt, er ließ ſich verleiten, eine ſichere Stellung in der Vaterſtadt zu verlaſſen und nach der Schweiz zu wandern. Zuerſt betrachtete er die Händel in Baſelland, welches damals den Flüchtlingen unendlichen Stoff zu Zeitungsartikeln gab, aber er ſand Vieles ſchlechter als in Frankfurt und trug keinen andern Gewinn mit ſich fort, als die Anſicht, welche er gern ausſprach, daß dort jeder zweite Menſch den Titel Präſident führe und ſeinem Nachbar das Weinglas ins Geſicht werfe. Auch in Bern fand er kein Glück. Er ärgerte ſich über die deutſchen Journaliſten, welche den Burgsdorfer Volksfreund redigirten, bald die Monarchen anbellten und bald vor ihnen krochen, und ärgerte ſich noch mehr über den Hochmuth der radikalen Schweizer Blätter und über ihre verachtenden Ausfälle auf Deutſchland. Er verſuchte Stunden zu geben, aber die Einnahmen waren ungenügend, er mußte ſich bequemen, für die Buchhandlung Jenny eine Reihe Flugſchriften zu überſetzen, von denen eine unter ſeinem Namen erſchien, den Abſcheu der Berner Conſervativen erregte und ihn um ſeine Stunden brachte. Mit ſtoiſcher Gelaſſenheit ſah er ſeine Hilfsquellen verſiegen, keinem Bekannten klagte er, er las um ſo fleißiger ſein einziges Buch, den Homer in der Ausgabe von Tauchnitz, rauchte franzöſiſche Thonpfeifen ſchwarz und hungerte. Im Jahr 1836 verſchaffte ihm ein Freund eine Hauslehrerſtelle in der Nähe von Lyon, dort träumte er auf dem Lande ſtill vor ſich hin, bis er 1842 an einem Nervenleiden erkrankte, er trug auch dieſe Heimſuchung mit Geduld, lag mehre Jahre gelähmt im Hotel Dieu von Lyon und wurde endlich durch die Sorge ſeiner Freunde nach der Vaterſtadt geſchafft, wo der arme ehrliche Mann im Krankenhauſe ſtarb.

Unterdeß ſangen die wandernden Handwerksgeſellen ſeine kleinen Lieder, von denen eines, das Lieblingslied der Flüchtlinge im jungen Deutſchland, oft vor Mathy's Wohnung erklang und hier eine Stelle beanſprucht:

Wenn die Fürſten fragen,
Was macht Abſalon,
Könnt ihr ihnen ſagen:
Ei, der hänget ſchon.

Doch an keinem Baume
Und an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Einer Republik.

Wollen ſie gar wiſſen,
Wie's dem Flüchtling geht,
Sprecht, er iſt zerriſſen
Wo ihr ihn beſeht.
Gebt nur eure großen
Purpurmäntel her,
Das gibt gute Hoſen
Für das Freiheitsheer.

Fragen ſie gerühret:
Will er Amneſtie?
Sprecht, wie ſich's gebühret,
Er hat ſteife Knie;
Ihm blieb nichts auf Erden
Als Verzweiflungsſtreich'
Und Soldat zu werden
Für ein freies Reich.

Dies Lied mit ſeinen unbilligen Anſprüchen an die fürſtliche Garderobe drückt genau die Gemüthſtimmung der deutſchen Flüchtlinge in jenen Jahren aus: wilde Bummelei, untilgbaren Reſpekt und — im Innern hoffnungsarme Entſagung.

4.

Ein Jahr in Biel.

Während Mathy in Biel die Zeitung einrichten half, fuhr er jede Woche nach Bern zu ſeinen Lieben; wenn er bis Mitternacht gearbeitet hatte, warf er ſich zur Reiſe angekleidet auf's Bett, um für die Nachtfahrt der Poſt gerüſtet zu ſein, und als er einmal in übergroßer Erſchöpfung den Abgang verſchlafen hatte, eilte er die ſechs Wegſtunden ſo tapfer zu Fuß hinterdrein, daß er faſt zu gleicher Zeit mit dem Wagen in Bern ankam. Anfang Auguſt 1835 führte er Frau und Kinder nach Biel in die eilig ausgeſtattete Wohnung.

Die Stadt in ſchöner und fruchtbarer Gegend am Fuß des Jura und am Ufer des Sees, in mildem Klima, zählte damals etwa 3000 Einwohner, einen guten Schlag, der zwieſprachig den Verkehr zwiſchen dem franzöſiſch redenden Gebirge und der deutſchen Ebene vermittelte. Auf der Nordſeite der Stadt lag am ſchönen, lindenbeſchatteten Freiplatz das Wohnhaus Mathy's, zweiſtockig, hellgelb getüncht mit grünen Jalouſien, der Hofraum ein Raſenplatz, in der Ecke ein reichlich gießender Röhrbrunnen; eine ſteile Mauertreppe führte auf zwanzig Stufen zu dem kleinen Hausgarten hinauf, in dem das Haus ſtand, fern von Straßenſtaub und Getöſe, im kühlen Baumſchatten und friſcher Bergluft. Denn hinter ihm erhob ſich Gelände mit freundlichen Landhäuſern, Blumen- und Weingärten. Wer einige hundert Schritt in den Weinbergen ſtieg, der blickte auf der einen Seite in liebliche Thäler des

Jura, auf der andern über das reiche Culturland der Ebene auf Gletſcher und weiße Gipfel der Berner Alpen.

Aus dem Arbeitszimmer Mathy's aber ſah man über die Linden des Platzes auf fünf alterſchwarze, epheubewachſene Thürme. In dem mächtigſten dieſer Thürme, mit den weiten Fenſteröffnungen im Oberſtock, hatte zweihundert Jahre vorher ein deutſcher Flüchtling, Jacob Roſius, gehauſt, deſſen Namen der Thurm und der Platz noch heut trägt. Ihn hatte im Beginn des 17. Jahrhunderts das Religionsgezänk aus der ſchwäbiſchen Heimat Biberach in die reformirte Schweiz getrieben, er war in Biel Schulmeiſter, Pfarrer, Schriftſteller geweſen, hatte aus dem Thurm die Sterne beobachtet und den hundertjährigen Kalender verfertigt, aber er hatte keinen Frieden gefunden, er war auch in der Schweiz der Gottloſigkeit angeklagt worden und in Haß und Noth vergangen. Wenn Mathy von ſeiner Nachtarbeit an das Fenſter trat, dann ſah er die düſtere Maſſe des Roſiusthurmes vor ſich gegen den Sternenhimmel ragen. Sollte ſein Schickſal werden wie das jenes alten Flüchtlings? Wenn aber der ſchwarze Schatten auf die Hoffnungen ſeiner Seele ſank, dann konnte er aus der Nebenſtube die ruhigen Athemzüge ſeiner Lieben vernehmen, den Laut einer Kinderſtimme und die leiſen Schmeichelworte einer Mutter.

Noch ſchien das Sonnenlicht des erſten Sommers ihm freundlich in Haus und Hof, auch unter den Deutſchen lebte die Mehrzahl noch in ungebrochenem Muth. So wurde er an einem Herbſtſonntage — es war der 18. Oktober — eingeladen mit einer großen Geſellſchaft deutſcher Landsleute eine Fahrt über den Bieler See nach der Petersinſel zu machen, auf welcher einſt Rouſſeau gewohnt hatte. Es war ſeit Monaten ſein erſter Ausflug in größerem Kreiſe und die Hausfrau mußte zureden bevor er ſich entſchloß. Um Mittag fuhr die Geſellſchaft, etwa vierzig junge Männer, auf zwei Schiffen vom Kanal ab. Sie waren aus allen deutſchen Landen und aus allen Ständen, Handwerker, Kaufleute, Studenten, Techniker, Muſiker und Schriftſteller. Fröhlich ſchwamm das Schiff über den See, die ſchwarze Flüchtlingsſorge ſaß heut als kaum ſichtbarer Schatten beim Steuer, das Auge der Fahrenden flog über die Rebgelände des Jura und die langgeſtreckten Felſendächer dahinter und ſuchte wieder auf der andern Seite die Schneepracht der Berner Alpen, die frohe Jugend ſchoß Piſtolen ab und bei dem jungen Wein wurden Lebehoch gerufen auf Uhland, Wirth und andere werthe Männer, die damals als Volksführer galten, auf Freiheit und Brüderlichkeit aller Völker und auf das ſchönſte Land deutſcher Zunge, die Schweiz, zugleich das freieſte und von ſo hoher politiſcher Bildung! und die Deutſchen im Schiff die glücklichen Mitbewohner! Viele der Anweſenden waren einander fremd, aber das Herz ging ihnen auf, als die Sonne auf Berge und Waſſer ſchien und ſie begannen fröhlichen Geſang. Unter ihnen ſtand ein junger Mann im grauen Sommerkleid mit breitem Strohhut von mittler Größe, breit von Bruſt und Schultern, mit gebräuntem Antlitz und braunem Haar, um Mund und Kinn einen kurz gehaltenen dichten Rundbart, Hals und Bruſt offen, kräftig der Mund, blaugrau und ſtark gewölbt die Augen unter hochgezogenen buſchigen Brauen, der Blick von Falkenſchärfe. Er begann ein Lied von Beranger genau mit dem fremdartigen rhythmiſchen Fall, den der Franzoſe hat, und doch ſprach er daneben ein recht ehrliches pfälzer Deutſch.

So wird Mathy von einem Freund geſchildert, der ihn an jenem Tage zum erſtenmal ſah. — Manche feurige Rede wurde gehalten; darunter eine für einen franzöſiſchen Republikaner, der gerade aus St. Pelagie entkommen war und in Genf krank lag, damit man den Mann unterſtütze. Und gern wurde von den Deutſchen gegeben. — Es war der 18. Oktober. Wie kam es doch, daß unter den Männern, welche aus allen Theilen Deutſchlands ſtammten, auch nicht einer an den ruhmvollſten Gedenktag ſeines Volkes mahnte? Wodurch war die Erinnerung an den Heldenkampf der Väter den warmherzigen

Söhnen ſo unbehaglich geworden, die für einen kranken Franzoſen ſo eifrig ſammelten? — Doch die Luſtfahrer wurden auf andere Weiſe daran erinnert, daß ſie Deutſche waren, auf der Inſel geriethen ſie mit einem Schweizer und mit Tirolern, welche dieſen begleiteten, in Zwiſt; der Schweizer zog einen Stockdegen und wurde von den Deutſchen entwaffnet, aber die Feſtfreude war geſtört. Mathy ging allein und beſuchte das dürftige Zimmer, in dem Rouſſeau gehauſt hatte.

Denn trotz Allem fühlten ſich die deutſchen Flüchtlinge in der Schweiz nicht heimiſch, ſie wurden mit Kälte und Argwohn betrachtet. Natürlich, ſie waren ungerufen gekommen, viele gaben durch ein ungeordnetes Leben groben Anſtoß, viele waren hilfsbedürftig; auch die Fähigeren, welche in Unterricht und Verwaltung der Kantone weſentliche Hilfe ſein konnten, galten Pfahlbürgern und Bauern für Eindringlinge. Seit der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege war bei jedem ſtärkeren Wogenſchlage im deutſchen Volke die Brandung bis an die Schweizer Berge geſchlagen und jede Sturmwelle hatte in den Gemeinden der Eidgenoſſen fremdartige Geſchöpfe zurückgelaſſen. Es gab in der Schweiz nicht wenige, welche die Flüchtlinge ohne Unterſchied als einen Auswurf der trüben deutſchen Fluth verachteten. Seit der franzöſiſchen Revolution waren mehre Geſchlechtsfolgen Deutſcher eingeſtrömt, die früheren hatten zum Theil eine Bedeutung gewonnen, als Profeſſoren, Lehrer, Regierungsbeamte. Auch dieſe, und wenn ſie längſt das Bürgerrecht erlangt hatten und dem Lande werth geworden waren, empfanden das abſchließende Weſen der Altheimiſchen. Noch abgeneigter war die Meinung der Schweizer geworden, ſeit in den letzten Jahren der ſtarke Zudrang verbannter Fremdlinge den Regierungen und Gemeinden politiſche Unannehmlichkeiten bereitete. Dazu kam, daß die Flüchtlinge durch ihre rückſichtsloſe Kritik das kleinbürgerliche Selbſtgefühl der Einheimiſchen verletzten, denen das radikale Weſen der Fremden phraſenhaft und unzuverläſſig erſchien.

Sogar die entſchiedenen Liberalen der Schweiz, welche Wiſſen und Bildung der Fremden mit Vortheil für ihren Parteikrieg gebrauchten, traten ſelten zu ihnen in ein herzliches Verhältniß, die Flüchtlinge hatten leicht die Empfindung für fremde Zwecke ausgebeutet zu werden, und die Schweizer waren eiferſüchtig den Fremden nicht zu viel Einfluß zu geſtatten.

Mathy war mit den Zuſtänden der deutſchen Heimat höchlich unzufrieden, aber wenn er ſie jetzt mit dem Leben in der Schweiz verglich, wurde ſein Urtheil allmählich in Vielem milder. Er war jetzt unter Republikanern und das Meiſte, was er in den erſten Monaten an ihnen ſah, gefiel ihm nicht. Er fand eine harte Selbſtſucht, die in der Staatsverwaltung allzuſehr den eigenen Vortheil ſuchte, eine Parteileidenſchaft, welche unwürdige Verwandte und Genoſſen in alle guten Stellen drängte, die Gegner mit bösartigem Klatſch und harter Ungerechtigkeit behandelte, er ſah, wie das Parteiintereſſe faſt überall mehr galt als der wahre Nutzen des Kantons oder der Gemeinde, und daß im Ganzen die obere Verwaltung unbehilflicher, ja gewaltthätiger war als daheim. Und er begann allmählich an die Büreaukratie in Deutſchland freundlicher zu denken. Ihre Pflichttreue war ja nicht die höchſte Männertugend, zu ſehr fehlte die ſelbſtthätige Willenskraft, zu häufig war in politiſchen Lebensfragen des Staates Geſinnungsloſigkeit; aber es lag doch auch in der mühevollen Aktenarbeit und in der ſelbſtloſen Hingabe des Einzelnen an die große Maſchine etwas, das man mit Theilnahme und guter Laune betrachten konnte; und er ſchrieb darüber an einen Freund, der ihn in der Schweiz beſucht hatte: „ach, ſüße Erinnerung an die Akten, an das Ab- und Zuſchreiben, das ich aller angewandten Mühe ungeachtet nicht vergeſſen kann. Wenn du an dem Kataſter von Durlach ſitzeſt und in den Steuerzetteln meinen Namen lieſeſt, wenn das Grundſteuercapital nicht klappt und du die fehlenden ſieben Kreuzer nicht finden kannſt, dann denke freundlich an mich in der Fremde.“

Von Herzen freute er ſich über die tüchtige Art des Schweizer Volkes, daß die Menſchen von ſo kräftigem Entſchluß waren, ſo anſtellig, und ſo ſtolz auf ihre Freiheit und die Selbſtändigkeit ihrer Gemeinden. Wenn er ſah wie ſchlecht ihre Schulen lehrten, und wie wenig die höheren Anſtalten für Jugenderziehung leiſteten, ſo hielt er ſich gern an den Gedanken, wie viel man aus dieſem Volk machen könne. Aber weit weniger Achtung flößten ihm die anſpruchsvolleren Kreiſe ein, mit denen er zu verkehren hatte — es war im Kanton Bern, und die Berner waren damals bei den Schweizern ſelbſt nicht gut beleumdet —. Sie däuchten ihm trotz ihrer Anmaßung grob und allzu bar der offenen Herzlichkeit und der humanen Bildung, welche in den Mittelſchichten der Heimat ſo verbreitet war. Schon in Deutſchland war er vor Allem ein guter Deutſcher geweſen und hatte ſich über nichts ſo geärgert als über den Mangel an nationalem Selbſtgefühl. Jetzt erſchien ihm die Wärme und Innigkeit der deutſchen Bildung, der heitere Antheil an Poeſie und Kunſt, auch das Bedürfniß feineren Lebensgenuſſes als eine Lichtſeite in den monarchiſchen Staaten der Heimat.

Er ſah Schweizer Bataillone in Biel einrücken, ergötzte ſich wieder über die mannhaften Geſtalten und daß ſo viele ältere Leute darunter waren. Hier war in der That das Volk in Waffen, und er rühmte in einem Briefe nach der Heimat noch als Vorzug dieſes Volksheers, daß dieſe Leute nicht in jedem Fall auf Kommando ſchlagen werden, nur wenn ihnen ſelbſt die Sache gefalle. Aber zu gleicher Zeit betrachtete der Deutſche den Mangel an kriegeriſcher Zucht und die Willkür der einzelnen Soldaten mit lebhaftem Mißfallen und er erzählte in einem Briefe, daß ein Soldat ſeinen Tſchako verloren hatte, daß ein anderer um acht Uhr zu Abend aß, ſtatt um ſieben Uhr auf ſeinem Poſten zu ſein und dazu ſagte: „morgen iſt man ſtrenger, aber heut iſt's nicht ſo nothwendig." Der Abmarſch war auf fünf Uhr angeſetzt, er erfolgte halb acht Uhr, weil die Offiziere zu ſpät kamen. Einer derſelben mit gelben Lederhandſchuhen, kommandirte ſeine Mannſchaft, die das Kinn auf die Mündung der Gewehre ſtützte, „Gewehr in Arm!“ Da riefen die Soldaten: „Ziehen Sie zuvor Ihre gelben Handſchuhe aus!“ Der Offizier wandte ſich beſchämt um und ging fort und ſeine Soldaten riefen ihm nach: „Gelbe Handſchuhe!“ Der Burgsdorfer Volksfreund feierte in tönenden Phraſen die Unbeſiegbarkeit der Schweizer Waffen: „Halt! donnerts aus dem eidgenöſſiſchen Stutzen und die königlichen und kaiſerlichen Garderegimenter ſinken dahin.“ Mathy ſah mit zorniger Verachtung, daß die Thoren, welche ſo ſchrieben, deutſche Flüchtlinge waren, welche den Schweizern ſchmeicheln wollten.

In der Fremde wurde ihm das Heimatsgefühl inniger und bewußter, in der Republik wurde ſein Urtheil über die Einſeitigkeiten des heimiſchen Staates maßvoller.

Mathy täuſchte ſich keinen Augenblick darüber, daß ſeine eigene Stellung ſehr unſicher war. Zwar fürchtete er nicht ein Verbot der Zeitung in der Schweiz, aber er ſah, daß das Blatt nur durch die Arbeit der zugewanderten Fremden möglich wurde, und daß dieſe in der Schweiz keinen Tag vor Ausweiſung ſicher waren. Er durfte ſich ſagen, daß gerade er dem Unternehmen unentbehrlich war, aber die Actionäre und das Comité der jungen Schweiz zuckten mit den Achſeln, wenn ihnen zugemuthet wurde, bei der Regierung oder im Volke etwas zu wagen, um die Männer ihrer Zeitung im Kanton feſtzuſetzen. Und Mathy glaubte zu bemerken, daß er zwar für einen nützlichen Arbeiter gelte, daß er aber für ſein eigenes Schickſal von ſeinen Geſchäftsfreunden keinerlei thätige Theilnahme zu erwarten habe, welche dieſen politiſche Unbequemlichkeiten bereite.

Nur zu wenigen Fremden trat Mathy in ein unbefangenes Verhältniß, welches ihm als ein Gewinn erſchien, und einer davon war Mazzini. Von Biel nach Grenchen waren zwei Wegſtunden, den Vertrauten Mazzini's, Ruffini und Uſiglio, war Mathy lieb geworden, der Italiener merkte bald, daß der Deutſche die zuverläſſigſte Arbeitskraft ſeines Lieblingsunternehmens wurde. Da war es natürlich, daß er dem Ueberſetzer der Jeune Suisse beſondere Beachtung ſchenkte. Er war klug genug um zu verſtehen, wie weit er mit Mathy gehen durfte, der nichts von ſeinen geheimen Geſellſchaften wiſſen wollte, zuweilen mit Humor, zuweilen mit Unwillen auf die ganze Bundeswirthſchaft hinſah, und der zu jeder Zeit nur das eigene Gewiſſen als Richter über ſein Thun anerkannte. Mazzini behandelte ihn, wenn ſie einmal einander ſahen, mit beſonderer Auszeichnung, zog ihn über deutſche Literatur und Rechtsverhältniſſe zu Rath, forderte ihn auf, die Schuld von Müllner für die italieniſche Bibliothek zu überſetzen, was Mathy that; ja, er ſuchte ſein beſonderes Vertrauen, und gönnte ihm brieflich ſeine geiſtvollen Einfälle und großen Auffaſſungen der Weltereigniſſe. Auch Mathy betrachtete mit Achtung den anders geformten Mann, der an Jahren ihm gleich, ſo welterfahren und fertig vor ihm ſtand; die untilgbare Eigenſchaft des Deutſchen, jede fremde Menſchennatur nach dem Bedürfniß des eigenen Gemüthes zu deuten, ließ auch ihn nur die edlen Seiten des Italieners ſehen und Mazzini hütete ſich ihm andere zu verrathen. Und ſo beſtand zwiſchen beiden Männern bei aller Zurückhaltung, welche jeder ſich aufzulegen hatte, ein menſchliches Verhältniß, deſſen wohlthuende Anregung Mathy bis über Mazzini's Abreiſe nach England hinaus empfand. Was aber beide einander vertraulich machte, war im Grunde doch, daß jeder ein Lehrertalent war, der Deutſche methodiſch, ruhig, mit freudiger Anerkennung jeder eigenartigen Lebenskraft, der andere geiſtreich, nervös erregt, der Jugend ſeine Inſpirationen gebieteriſch auflegend. Schwerlich ahnten beide damals, daß die verſchiedene Anlage ſie nach entgegengeſetzter Richtung von einander abführen ſollte, der junge Deutſche ſollte durch beſcheidene, unabläſſige Thätigkeit in dem eigenen Volke zu einem Politiker großen Stils werden, dem jungen Italiener nahmen abenteuerliche Pläne und doctrinärer Eifer allmählich die Möglichkeit als Bildner ſeines Volkes zu wirken.

Stärker war die Anziehungskraft, welche das Weſen Mathy's und die Innigkeit ſeines deutſchen Haushaltes an Giovanni Ruffini, dem Gefährten Mazzini's, bewieſen, zwiſchen ihnen entſtand eine herzliche Freundſchaft, welche durch das ganze Leben dauerte. Das milde und ſchön angelegte Weſen Ruffini's fand in der Beſchäftigung mit engliſcher Literatur, bald in ſchöpferiſcher poetiſcher Thätigkeit ein neues Gebiet idealer Ziele, welches ihn der Verſchwörungsluft enthob, in der er aufgewachſen war. Wohl möglich, daß die Bekanntſchaft mit dem einen Deutſchen in der Schweiz ihm dazu geholfen hat allmählich von dem Zauber frei zu werden, mit dem Mazzini ihn gefeſſelt hielt. Den tiefen Eindruck, welchen Mathy's wohlgewogene Kraft auf den italieniſchen Dichter gemacht, hat dieſer noch vor wenig Jahren durch die liebevolle Schilderung Mathy's in ſeinem Buche: „Ein ſtilles Plätzchen im Jura“ gezeigt.

Freilich, die Thätigkeit Mathy's ließ wenig Zeit der Muße übrig. Sein Tagesleben war angeſtrengte Arbeit, ſolche Arbeit, welche müde machte und geringe Freude gab. Eine große Zeitung überſetzen, wöchentlich zweimal jede Nummer vom erſten bis zum letzten Buchſtaben bald ins Deutſche, bald ins Franzöſiſche! Da war's noch eine Erholung, wenn er für die „Quelle nützlicher Beſchäftigungen“ kleine Aufſätze ſchrieb, wie ſie dem Kindesalter gerecht ſind, und für die junge Seele allerlei Spiele und Verſtandesübungen ausdachte, denn dabei hatte er ſeine eigenen Kleinen im Sinne, und er beſaß eine gute Weiſe auf die Faſſungskraft der Kinder lehrreich einzuwirken. Gern arbeitete er Nationalökonomiſches für die Augsburger Allgemeine Zeitung, es war ſein Wunſch, ihr ſtehender Berichterſtatter mit feſtem Gehalt zu werden. Seine Stellung in dem Geſchäft der jungen Schweiz wurde dadurch verwickelter, daß er für einige Zeit mit Granier und Ernſt Schüler die

Druckerei übernahm, er wurde dazu aufgefordert, um Ordnung in das Geſchäft zu bringen. Ihn freute, daß er keine Staatserlaubniß und keine anderen Weitläufigkeiten nöthig hatte, und er war kurze Zeit geneigt, gute Hoffnungen auf dieſe Theilhaberſchaft zu ſetzen. Die Druckerei arbeitete damals mit zwei Preſſen, neun Setzern und drei Lehrlingen, er dachte auf kleine Unternehmungen. Die erſte war eine Volksbibliothek in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, monatlich eine Lieferung für einen Batzen. Und dieſem Unternehmen blieb er ein treuer Mitarbeiter, auch als er längſt von Biel und der Druckerei getrennt war. In dem Geſchäft zwang der Mangel an Geldmitteln zu neuen Aenderungen, das Verhältniß zu den Actionären wurde immer ſchwieriger; der Redacteur Granier, welcher Mathy aufrichtige Anhänglichkeit bewieſen hatte, ſchied aus und erhielt einen unfähigen Nachfolger, Dumoulin, der keinen Leitartikel zu ſchreiben vermochte. Da mußte wieder Mathy aushelfen.

Sein ganzes Glück, der Quell ſeiner Kraft und Heiterkeit war ſein kleines Heimweſen, die Gattin, die Kinder. Kaum hatte er den Haushalt in Biel eingerichtet, ſo lud er fröhlich Bekannte aus Baden zum Beſuch. „Komm,“ ſchrieb er einem derſelben, „dann führe ich dich in meinen Weinbergen herum, ich habe ſie zwar Anderen zur Benutzung übergeben, aber ſie liefern doch ſchöne Trauben und guten Moſt.“ In ſeinem Hauſe verkehrten außer Dr. Schneider, der ſich als Hausarzt und als zuverläſſiger Rathgeber bewährte, faſt nur Landsleute von der deutſchen Seite des Rheins. Unter ihnen Ernſt Rochholz, damals Lehrer am Gymnaſium in Biel, welcher ein reges poetiſches Empfinden, warme Liebe zu altdeutſcher Literatur und ein feines Verſtändniß für alles Volksthümliche an den Abendtiſch brachte. Im deutſchen Haushalt wird jeder Bekannte, der über geiſtigen Erwerb lebendig zu berichten weiß, ein werthvoller Gewinn, was er von ſeiner Geiſteshabe darbietet, wird den Hörenden doppelt erfreulich, weil es aus der Seele eines vertrauten Mannes kommt, und wieder das Weſen des Freundes erſcheint geadelt durch alles Gute und Schöne, das er ſpendet. Die Bekanntſchaft mit Rochholz war für die Familie Mathy in der Schweiz eine wahrhafte Bereicherung ihres Lebens, und er hat ſich ihnen durch fünf ſorgenvolle Jahre unverändert als ein anhänglicher und treuer Freund bewährt.

Im friedlichen Stillleben verging der Winter, zu freier Zeit fuhren die Männer Schlittſchuh auf der ſchönen Eisfläche des Sees und laſen am Abend aus deutſchen Dichtern vor, und die Hausfrau erwies ſich nicht nur als treue Genoſſin bei klugem Männergeſpräch, ſondern an großen Feſttagen auch durch beſondere Kunſt in Küchle und Glühwein. Selten fehlte beim Sonntagsbraten der Zuſpruch von Bekannten. Zwar von dem politiſchen Treiben der Ausgewanderten hielt Mathy ſich fern, aber die Theilnahme an ihrem perſönlichen Schickſal und ihrer Noth war vielleicht nirgend größer als in ſeinem Hauſe. Ein armer Flüchtling, aus einem Kanton vertrieben, müde und krank, will in den Gaſthof, wird bei ſeinem Eintritt wegen einer Schuld von 41 Batzen von der Wirthin mit Vorwürfen empfangen. Da geht er fort ohne zu eſſen und zu trinken und kommt zu Mathy, dort erhält er das letzte Geld, das gerade im Hauſe iſt, zu Koſt und Reiſe. Und wieder ein Flüchtling, ein deutſcher Ruſſe, kommt aus Oeſtreich, mit einer langen Erzählung ſeiner Leiden, aber ohne jede ſchriftliche Beglaubigung. Ob ſeine Erzählung Wahrheit iſt oder nicht, er iſt müde, hungrig, ohne Geld, Mathy gibt ihm fünf Franken und verſchafft ihm ein Frühſtück, ladet ihn aber nicht zu ſeinem beſcheidenen Mittagsmahl, weil ſich ſchon ein Gaſt eingefunden hat und er Frau Anna in Verlegenheit zu ſetzen fürchtet. Doch als der Fremde geſchieden iſt, erhält Mathy ſtrenge Vorwürfe von ſeiner Hausfrau, weil er den Armen weggeſchickt.

Obgleich Mathy mit Arbeit reichlich beladen war, nahm er doch noch eine neue Tagespflicht auf ſich. Seit dem März 1836 gab er Unterricht auf dem Gymnaſium zu Biel. Zuerſt vertrat er Rochholz in deutſchen Stunden, dann mit drei bis vier Stunden täglich den erkrankten Lehrer der Mathematik in den beiden Oberklaſſen. Dieſe Lehrſtunden machten ihm große Freude, er ſtand jetzt vor Anbruch des Tages auf, um Zeit für ſeine literariſchen Arbeiten zu gewinnen, und theilte die Stunden zwiſchen der Redaction und der Schule. Die Erziehungsbehörde und die Schüler waren mit ſeinem Verfahren und den Fortſchritten ausnehmend zufrieden, es wurden ihm hohe Lobſprüche und wiederholte Andeutungen gemacht, daß man ihn ganz für das Gymnaſium zu gewinnen wünſche. Dieſe Möglichkeit wurde ihm für einige Zeit zu einer guten Ausſicht.

Mit friſchem Muth blickte Mathy von der Terraſſe ſeines Hauſes auf die ſchöne Schweizerlandſchaft, die in neuer Frühlingspracht vor ihm lag, auf die alte Stadt Biel und den ſchwarzen Thurm des Roſius, wenn er ſein Weib am Arm hielt, wenn ſein älteſter Knabe, kaum zweijährig, tapfer die Stufen der Gartentreppe auf und ab kletterte, und wenn er ſein deutſches Kind in der Fremde das erſte dreiſilbige Wort nachſprechen lehrte, es war das Wort „Vaterland“. Stillvergnügt feierte er am 16. Juni 1836 den Jahrestag ſeines Zuſammentreffens mit ſeiner Gattin auf Schweizer Boden. Und er ſchrieb am Abend folgende Worte nieder: „Wir gedachten des Tages in dem Gefühl derſelben Liebe gegen einander, oder einer noch größeren, wenn dies möglich wäre. Wir hatten ein gutes Jahr verlebt, obgleich viele Sorgen zu überſtehen waren. Unſere Kinder ſind geſund und wir auch, ich habe Arbeit gehabt und genügenden Verdienſt, um der lieben Nanny und den Kindern ein bequemes Leben zu ſchaffen. Aber ich arbeite mit Freude für ſie und danke Gott, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben.“

Wenige Wochen darauf wurde er verhaftet und des Landes verwieſen.

5.

Während der Flüchtlingshatz.

Längſt betrachteten die großen Regierungen des Feſtlandes den Verkehr ihrer entronnenen Flüchtlinge in der Schweiz mit Abſcheu. Sie erhoben Einſpruch gegen den Schutz, welchen die Kantone den Unruheſtiftern gewährten, ſie verboten ihren Handwerksgeſellen das Betreten der Schweiz, forderten die Heimkehr der Ausgewanderten und drohten den Säumigen mit Entziehung des Heimatrechts, ſie verſchärften die Aufſicht über den Grenzverkehr und unterhielten ganze Haufen von Spähern an den Grenzorten und im Lande. Zuletzt drohten ſie, wenn die Schweiz durch ihr Aſylrecht die Pflichten gegen die Nachbarſtaaten verletze, werde man die Grenze völlig ſperren und der Schweiz eine neue Behörde ſchaffen. Die Schweiz, durch Parteihader zerriſſen, war nicht in der Lage geweſen, die Flüchtlinge ſoweit zu bändigen, als die Pflicht gegen die beſtehenden Staatsregierungen der Nachbarländer nöthig gemacht hätte, ſie war jetzt wieder nicht in der Lage, den Mächten, welche ihr die Unabhängigkeit gewährleiſtet hatten, den Widerſtand entgegenzuſetzen, zu dem ſie berechtigt geweſen wäre. Die conſervative Partei in der Schweiz war um ſo mehr bereit dem Drängen des Auslandes nachzugeben, da ihr ſelbſt, wo ſie noch im Beſitz der Macht war, die Verbindung der Flüchtlinge mit den Liberalen gefährlich wurde. Auch viele Liberale, die ſonſt den Flüchtlingen nicht abgeneigt waren, wurden jetzt durch die Sorge um Verkehr und um die Unabhängigkeit der

Heimat geängſtigt, und die Meinung war weit verbreitet, es ſei gerathen, die Flüchtlinge zu opfern. Bern war damals Vorort, die Conſervativen hatten dort noch die Herrſchaft über die vollziehende Staatsgewalt und willig leitete die Berner Centraldirection, von der eidgenöſſiſchen Kanzlei beauftragt, eine Unterſuchung ein. Gewaltthätig wie das Drängen der Regierungen war auch das Verfahren der Unterſuchungsrichter. Man griff zornig unter die Fremden, warf in das Gefängniß, verhörte oberflächlich und übergab die Verhafteten meiſt ohne Urtheil den Landjägern, um dieſelben nach Frankreich abzuliefern, von wo ſie wie Verbrecher nach England geſchafft wurden. Andere wurden ihren heimiſchen Regierungen ausgeliefert, noch Andere mit dem Zeugniß der Schuldloſigkeit aus der Haft entlaſſen und dennoch Landes verwieſen. Dabei fand ein ausgedehntes Brieferbrechen und viel Spionage und Beläſtigung Unbetheiligter ſtatt, die aufgeregten Polizeibeamten erlaubten ſich arge Uebergriffe, die leitende Behörde, in ſolchen Unterſuchungen unerfahren, handelte plump und roh, ſogar die amtliche Verſchwiegenheit fehlte, Papiere, die man mit Beſchlag belegt hatte, kamen durch die Polizei in das Publikum, ja in öffentliche Blätter. Jeder Fremde, der in den letzten Jahren zu dauerndem Aufenthalt in die Schweiz gekommen war, galt für verdächtig, wenn ihn nicht ſein Rang und ſeine Verbindung mit den Conſervativen ſchützte. Da man beobachtet hatte, daß die Mitglieder der Handwerkervereine ſogenannte Kriegsnamen trugen, ſo ſchloß man, daß jeder Scherzname aus der Jugendzeit, wie ſie im Verkehr der jungen Deutſchen gewöhnlich ſind, ſeinen Beſitzer als Mitglied einer geheimen Geſellſchaft verrathe. Ein Küfergeſell, der den Namen Stückfaß bekommen hatte, weil ihm ein volles Weinfaß auf dem Straßenpflaſter geplatzt war, wurde wegen des Namens nach England verwieſen, angeſeſſene Schweizer Bürger wurden als heimatloſe Flüchtlinge eingezogen, in dem Verzeichniß politiſcher Verbrecher, welches die Berner Centralpolizei im Oktober 1836 drucken ließ, ſtehen unter 153 Nummern verdächtiger Fremdlinge Schuldige und Unſchuldige in bunter Unordnung, darunter auch Schweizer. Und kurz darauf ſahen ſich badiſche Gerichte zu der Erklärung genöthigt, daß dies Verzeichniß und der vorgeſetzte Bericht des Unterſuchungsrichters keinen amtlichen Glauben beanſpruchen könnten. War vollends Jemand als Schriftſteller unbequem geworden, ſo hatte er die übelſte Behandlung zu erwarten.

Bei alledem fand das Vorgehen der Unterſuchungsbehörde Hinderniſſe, welche in der kantonalen Selbſtändigkeit der einzelnen Landſchaften lagen. Nicht überall waren Gemeinden und Kantonbehörden geneigt der Unterſuchungscommiſſion Vorſchub zu leiſten, ſie drückten die Augen zu, warnten wol auch die Verfolgten, und nicht wenigen Flüchtlingen gelang es ſich irgendwo zu verſtecken bis der erſte Zorn der Verfolger vergangen war, andere flohen von Ort zu Ort, bis ſie müde, muthlos, abgehetzt doch der Polizei in die Hände fielen. Das heftige Verfahren zerſtörte vielen arbeitſamen Männern die Anfänge einer glücklichen Lebensſtellung, welche ſie in der Fremde mühſam gewonnen hatten, es erregte allmählich auch den Schweizern Scham und Unwillen, es wurde überall als eine gewaltthätige, geſetzwidrige Ueberſtürzung verurtheilt, und iſt unter dem Namen „die Flüchtlingshatz“ bis zur Gegenwart berüchtigt geblieben.

Am wenigſten Erfolg hatte das Bemühen der Berner Polizei Mazzini zu ergreifen, im Anfange verſuchte man, wie es ſcheint, durch Uſiglio mit ihm zu unterhandeln und bot dem Unerfindlichen freie Abreiſe nach England, wenn er ſich nur entferne. Später wurde mancher Spürzug nach ihm vergebens unternommen und vergebens ein Preis auf ſeine Entdeckung geſetzt, noch einige Monate lebte er ungehindert in ſeinem Verſteck, bis er in der Stille nach England überſiedelte. Es war von da bis in die neueſte Zeit wiederholt ſein Schickſal, in der Schweiz geſucht und nicht gefunden zu werden.

Am 28. Juni 1836 kam Polizeipräfekt Roſchi von Bern in Biel an; er ließ ſofort einige Setzer der Zeitung verhaften, darauf den Herausgeber und den Drucker, Weingart und Schüler; die Verhöre begannen. Mathy fuhr fort an der Zeitung zu arbeiten und machte ſie zuletzt faſt allein mit einigen Setzern fertig. Aber am 11. Juli Abends 6 Uhr wurde er ſelbſt verhaftet, wenige Tage zu Biel im Gefängniß gehalten, am 15. nach Bern geſchafft, und ſechs Tage darauf verhört: über ſeine Geſchäfte bei der jungen Schweiz, über die Tendenz des Blattes und die Eigenthümer, über die geheime Verbindung der jungen Schweiz und des jungen Deutſchlands, über ſeine Beziehungen zu einzelnen politiſchen Flüchtlingen. Mathy antwortete: „Ueber die Tendenz gibt das Blatt ſelbſt am beſten Auskunft, über die Eigenthumsverhältniſſe die bekannte Commiſſion, welche daſſelbe leitet; über die Verbindungen weiß ich nicht mehr, als was die Zeitungen ſeit Wochen mit großer Ausführlichkeit erzählen; ich bin Mitglied von keiner Verbindung, weder einer geheimen noch öffentlichen, weder einer politiſchen noch nicht politiſchen; ich habe ſeit meinem Aufenthalt in der Schweiz ſo zurückgezogen gelebt, als nur möglich; wenn ſich Jemand an mich wendete, habe ich mich ſtets gefällig bewieſen. Ich bin bereit, über Alles, was mich ſelbſt betrifft, Auskunft zu geben; ich werde nicht dazu beitragen, einem Bekannten Unannehmlichkeiten zu bereiten.“ Roſchi: „Sie ſind als gegenwärtiger Bewohner des Landes den Bevollmächtigten der Republik Treue und Wahrheit zu leiſten ſchuldig, ſonſt haben Sie keinen Anſpruch auf den Schutz der Landesgeſetze.“ Mathy: „Da doch von Geſetzen die Rede iſt, ſo bitte ich mir zu ſagen, welchen Termin das Geſetz beſtimmt, um einen Verhafteten von der Urſache ſeiner Verhaftung in Kenntniß zu ſetzen.“ Roſchi: „Sie ſind dazu da, um Antwort zu geben, nicht um Fragen zu ſtellen.“ Mathy: „Ich habe nur eine Bitte geſtellt, dazu hatte ich aber gute Gründe. Es ſind jetzt zehn Tage, ſeit ich von meiner Familie und meinem Geſchäft weggeriſſen wurde und gefangen gehalten werde. In allen Geſetzgebungen gibt es Beſtimmungen darüber, in welcher Zeit ein Angeklagter von der Urſache ſeiner Verhaftung in Kenntniß geſetzt werden muß.“ Roſchi (mit Ungeduld): „Fertig.“ Mathy: „Man hat damit angefangen, die Geſetze gegen uns zu verletzen und wir befinden uns in der nämlichen Lage, als ob wir in die Hände von Wilden gefallen wären.“ Roſchi: „Es ſteht Ihnen ſpäter der Weg des Rechtes offen.“

Nach dem Verhör befahl Roſchi, dem Verhafteten das Schreibzeug zu nehmen, allein Mathy wußte ſich zu helfen und ſchrieb wiederholt an ſeine Frau.

Frau Anna war von dem Schreck der Verhaftung ſchwer erkrankt, dennoch fuhr ſie am 24. Juli nach Bern, ging zum Altſchultheiß Tavel, den ſie unpaß fand, wurde mit Mühe vorgelaſſen und ſetzte dem wohlmeinenden aber ſchwachen Mann ſcharf zu. „Ich muß meinen Mann wieder haben, ich und die Kinder können den Ernährer nicht länger entbehren.“ Tavel antwortete: „Ich kann jetzt nicht um die Geſchäfte ſorgen, ich bin krank.“ „Ich auch,“ entgegnete Frau Mathy. Da ſah Tavel in das abgehärmte Geſicht, ergriff ſeinen Hut und ging in die Sitzung. Gerade zu derſelben Zeit wurde dem Verhafteten im Verhörzimmer mitgetheilt, daß er durch Landjäger nach Frankreich geſchafft werden ſollte. Er hielt um einen Aufſchub von vierzehn Tagen an, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Am nächſten Tage wurde er durch Tavel's Vermittelung ſeiner Haft entlaſſen und von Anweſenheit ſeiner Frau in Kenntniß geſetzt. Er eilte zu ihr, fand ſie ſchwer krank und führte ſie nach Biel zurück. Einige Tage darauf fuhr er ſelbſt zu Tavel. Dieſer machte ihm keine Hoffnung, daß er in der Schweiz ferner geduldet werden würde, verſprach aber Aufſchub der Ausweiſung bis zum 1. September. In Frankfurt ſei eine Specialunterſuchung über das Gebahren der Schweizer Flüchtlinge angeſtellt und die Akten nach Zürich geſandt und Mathy's Name komme darin vor. Aufrichtig verſicherte der Schultheiß, er verabſcheue die Diplomaten, ſeit vier Jahren ſei kaum ein Brief über die Schweizer Grenze gekommen, der nicht von den deutſchen Regierungen geöffnet worden. Da kehrte Mathy nach Biel zurück, hielt ſich die nächſten Wochen ſtill in ſeinem Hauſe mit neuen Verſuchen irgendwo Duldung zu finden, unter getäuſchten Hoffnungen. Jeder Tag brachte Schreckensnachrichten, von Abneigung der Schweizer die Fremden zu ſchützen, von Verhaftungen, Flucht und jammervollem Schickſal der Landsleute.

Natürlich war Mathy's nächſter Wunſch nach Baden zurückzukehren, er ließ durch Bekannte deshalb Erkundigungen einziehen, man ſchrieb ihm, er würde verloren ſein, wenn er zurückkäme. Von Freunden wurde ihm Reiſegeld nach England geboten, Empfehlungsbriefe, ſpäter auch eine Erzieherſtelle in einem engliſchen Hauſe, wenn er Weib und Kind zurücklaſſe, für die geſorgt werden ſolle. Er antwortete kurz: „Nie."

Am letzten Auguſt war die Friſt abgelaufen, die ihm in Biel vergönnt war, am nächſten Tage hatte er die Ausweiſung über die franzöſiſche Grenze zu erwarten, da brach er auf, von Rochholz begleitet, der unterdeß eine Profeſſur am Gymnaſium zu Aarau angetreten hatte, und jetzt nach Biel gekommen war, ſeine Hilfe anzubieten. Es war zum zweitenmal ein trauriger Abſchied. Frau Anna hatte ſich von ihrer Krankheit erholt, die Wohnung war neu eingerichtet, um das Haus reiften an Hecken und Stauden die Früchte, der kleine Auguſt ſah froh nach den blauen Trauben am Spalier. Es war ein behaglicher Sitz der ſtillen Arbeit und des Familienglückes, da ſchied der Vater wieder von Weib und Kind, heimlich eine Stätte zu ſuchen wo er haften konnte. Und wenn er keine fand, was dann? Vom nächſten Morgen war er auf Schweizerboden rechtlos und gefehmt, vorſichtig hatte er auf der Landſtraße, im Wirthshaus die Fragen der Neugierigen abzuwehren, das Auge der Polizeibeamten zu meiden, welche überall nach Flüchtlingen ſpähten, die Bekannten ſammelten ſich vor ſeiner Wohnung. Die Schüler der erſten und zweiten Klaſſe des Gymnaſiums kamen ſämmtlich ihm mit Anreden zu danken und Abſchied zu nehmen, das ganze Perſonal der Druckerei hatte ſich eingefunden ihm beim Auszuge das Geleit zu geben. Kräftig drängten Mann und Frau die Bewegung zurück, die Kinder, welche nicht ahnten, was der Aufbruch des Vaters bedeutete, riefen ihm luſtig von der Gartenterraſſe nach, der älteſte Knabe bat, daß der Vater ihm ein Oberländerhäuschen als Spielzeug mitbringe.

Das Reiſegeleit zog mit dem Heimatloſen bis nach Grenchen, ſein nächſter Weg war zu Dr. Kaſimir Pfyffer, dem Führer der liberalen Schweizer von Luzern. Dort war eine Möglichkeit Duldung zu finden. Schon auf der Landſtraße erfuhr er, wie ſtreng die Luzerner Polizei nach fremden Wanderern ſpähe. Vor dem Thore traf er auf die Profeſſoren Haupt und Wibel aus Aarau, ſie waren zu einem Beſuch mit dem Schiffe nach Luzern gefahren und gleich am Landungsplatz wegen mangelnden Reiſepaſſes verhaftet worden. Erſt nach argwöhniſchem Verhör hatte man ſie entlaſſen. Vorſichtig betraten die Reiſenden die Stadt. Mathy führte im grünen Kittel den Einſpänner, den er von Williſau genommen, am Zaum durch das Thor, die nachrufenden Stimmen der Thorwache mußte der Kutſcher in ſeinem Schweizerdeutſch abwehren. Die Reiſe war vergeblich, Pfyffer war abweſend und wurde erſt in acht Tagen zurückerwartet. Auf der großen Straße der Vergnügungsreiſenden ging der Wanderer weiter über den Rigi, zum erſtenmal ſah er von dieſem Gipfel auf die weite Landſchaft; zu Küßnacht barg er ſich einige Tage in dem Gaſthauſe eines Patrioten, deſſen Frau, eine Enkelin Wieland's, mit freundlichem Antheil für den Landsmann ſorgte. Von da eilte er nach Zürich, zu verſuchen ob dieſer Kanton ihm den Aufenthalt geſtatten werde. Ohne Freude ſah Bürgermeiſter Heß ihn in das Zimmer treten. Doch wich er dem eindringlichen Geſuch und gab eine Hoffnung für den Fall, daß Roſchi in Bern beſcheinigen könne, Mathy ſei nicht Mitglied der geheimen Geſellſchaften. Es war ein flüchtiger Sonnenblick. Mathy ſchrieb die gute Kunde ſogleich ſeiner Frau und bat ſie was möglich ſei zu verſuchen. Sie nahm auf der Stelle einen Wagen, fuhr nach Bern zu Roſchi und forderte das Zeugniß für ihren Mann. Als ſie am Schreibtiſch des Beamten ſtand, las ſie in einem Briefe, an dem er gerade geſchrieben, den Namen ihres Mannes. Roſchi verhandelte und wollte in das Zeugniß ſchreiben, daß nichts erwieſen ſei, Frau Anna ſah ihm über die Schulter, hielt ihm die Hand und ſagte nachdrücklich: „Gar nichts dürfen Sie hineinſchreiben, ihm iſt hart Unrecht geſchehen.“ Der Beamte ſchrieb in das Zeugniß, daß Mathy nicht Mitglied des jungen Europas geweſen ſei, daß die Akten nichts Belaſtendes ergeben hätten und daß ſeinem Aufenthalt außerhalb der Schweiz nichts im Wege ſtehe.

Unterdeß ging Mathy weiter bis an die badiſche Grenze, traf in Kreuzlingen mit Freunden zuſammen, ſchrieb an die Regierung des badiſchen Seekreiſes, ob man ihn in Ruhe laſſen werde, wenn er zurückkehre, und erwartete im Hauſe eines Freundes ungeduldig die Antwort. Aber aus dem Miniſterium in Karlsruhe kam an den Vermittler der Beſcheid, wenn Mathy zurückkehre, werde eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet werden, es liege Schweres gegen ihn vor. Jetzt erſt verzichtete Mathy auf die Rückkehr nach der Heimat. Als letzte Hoffnung blieb Zürich. So kehrte er nach vier Wochen unſicheren Suchens in die Nähe Biels zurück. Von Bad Grenchen ging er in einer Mondſcheinnacht unbemerkt an ſeine Wohnung in Biel und rief leiſe den Namen ſeiner Frau, ſie hörte die Stimme, kam ſchnell herab und ließ den Flüchtling ein. Noch einen Tag weilte er verborgen in dem Hauſe, wo er Alles zur Abreiſe gepackt fand, dann ging er in heimlicher Nacht nach dem Kanton Solothurn zurück, ſeine Frau mit Kindern und Sachen folgte am nächſten Tage.

Mathy hatte beſchloſſen ſich zunächſt nach Aarau zu wenden. Dort war wenigſtens ein Theil der Regierungsmänner liberal und er fand gute Freunde und zuverläſſige Fürſprache. Am ſpäten Abend kam die Familie in Aarau an, von den Bekannten noch nicht erwartet, in den nächſten Tagen miethete Anna eine kleine Wohnung im Haus des Profeſſor Schnitzer.

Und wieder getäuſchte Erwartungen. Noch einmal fuhr Mathy nach Zürich, und jetzt gab Bürgermeiſter Heß ganz geringe Hoffnung, ja er rieth das Bittgeſuch an die Regierung vorläufig zurückzuhalten. Auch der franzöſiſche Geſandte, welcher wegen eines Paſſes nach Frankreich für die Familie angegangen wurde, erklärte, nur einen Laufzettel für wenige Tage zur Durchreiſe nach England geben zu wollen, er wiſſe wohl, Mathy ſei feindſelig gegen Frankreich. Es war ſo weit gekommen, daß ein Bekannter rathen durfte, Mathy möge für ſich und ſeine Familie die Beförderung durch Frankreich annehmen. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts übrig, als es darauf zu wagen, ob man in Aarau ungeſehen und unbeachtet bleiben werde, bis die erſte Strenge der Verfolgung vorüber ſei. Es war ein ſehr unſicherer Aufenthalt, jeden Tag die Duldung zweifelhaft, auch im Verkehr mit Anderen die größte Vorſicht geboten. Das Leben der Familie hing jetzt allein an dem ſchriftſtelleriſchen Erwerb, und dieſer Erwerb wurde durch die politiſchen Verhältniſſe, durch die Entziehung des freien Verkehrs und durch die eigene Unruhe aufs Aeußerſte erſchwert. Dazu kamen Schrecken und Trauer über das Schickſal Anderer, überall Flucht, Noth und Jammer, der eine Bekannte im Gefängniß erkrankt, andere ausgewieſen, andere hilflos und elend in entlegenen Thälern dahinlebend. Dieſe Nachrichten, welche täglich aufs Neue erregten, waren faſt ſchlimmer als die eigene Unſicherheit.

Seit dem erſten Tag, an welchem Mathy die Schweiz betrat, hatte er mit inniger Theilnahme die Gefahren beobachtet, welche das Leben in der Fremde dem Flüchtlinge bereitet, und jenes beſondere Leiden, welches man wol die Krankheit der Flüchtigen nennen darf. Am leichteſten überwanden dieſen Feind noch die deutſchen Arbeiter, ſie fanden, obgleich geſtört und verfolgt, nach ſchweren Tagen doch vielleicht eine Stätte für ihre beſcheidene Thätigkeit, wußten auch in den Stunden der Noth beſſer zu entbehren und ſich durchzuſchlagen. Und nicht wenige von ihnen haben die Verfolgungen jener Jahre überdauert und ſich in der Fremde oder daheim zu anſehnlichem Wohlſtande emporgearbeitet. Weit mehr litten ſolche, welche mit höheren Anſprüchen gekommen waren. Nach denen ſich der Verfolger erhob, in den Tagen politiſcher Gaſtfreundſchaft verloren ſie ihre Zeit in Verſuchen und Plänen, reiſten unſtät von einer Stadt in die andere, aus der Schweiz nach Frankreich, vielleicht nach England und wieder zurück. Während ſie Luftſchlöſſer in die Zukunft bauten und ihr Selbſtgefühl mit Träumen nährten, wurden ſie flüchtiger und ſchwächer. Hatten ſie daheim als Gelehrte ernſte Studien begonnen, hier fehlten ihnen die Bücher, auch die Anregung eines ſtarken wiſſenſchaftlichen Verkehrs, waren ſie mit einigen Geldmitteln nach der Schweiz geflohen, ihre Einnahmen minderten ſich ſchnell in haſtigen Verſuchen und zweifelhaften Unternehmungen. Auch ihre Thatkraft wurde geringer, der Kleinmuth kam und er mußte verſcheucht werden durch wüſte Geſelligkeit, ein ungeſunder Hoffnungsrauſch kam, ſanguiniſcher und wunderlicher wurden die Pläne, unpraktiſcher das Wollen, ſelbſt wenn ſich einmal Gelegenheit bot, irgendwo feſt zu wurzeln, zitterte ihnen in den Nerven eine fiebrige Unruhe und die Beſchränkung auf einförmige Thätigkeit erſchien unmöglich; der Geiſt wurde durchlöchert und der Leib geſchwächt. Auch das Pflichtgefühl im Privatverkehr wurde geringer, ſie gewöhnten ſich auf Koſten Anderer zu leben, zu fordern und nicht zu leiſten. Freilich, es waren Deutſche, etwas von dem warmen Herzen blieb, leicht und gern theilte einer, der gerade hatte, dem andern mit und treulich halfen ſie einander ihre Kartenhäuſer bauen, die der nächſte Windhauch zerriß, und ermuthigten einander in ihren Wahngedanken von dem bevorſtehenden Sturz der Tyrannen. So waren ſie ſchon in der friedlichen Zeit erkrankt, jetzt aber war die Verfolgung gekommen und gehäufte Trübſal, die Hatz war gegen ſie auf und die Meute bellte hinter ihnen, ob ſie im Kerker lagen, oder ob ſie wie geſcheuchtes Wild dahinfuhren, jetzt überkam ſie die Ermattung, eine ſtumpfe Gleichgiltigkeit, vielleicht die Verzweiflung. Schnell wurden ſie alt und welk an Leib und Seele, losgeriſſene Blätter, welche im Wirbel umhertrieben, viele hat der Gram getötet, viele ſind ſchlecht geworden, nicht wenige haben im Wahnſinn geendet. Wer dieſe Zeit überſtand ohne Einbuße von Lebenskraft und Pflichtgefühl, der mußte ein feſtes Gefüge haben an Körper und Geiſt.

Auch Mathy fühlte, daß er geprüft wurde. Er arbeitete angeſtrengter als je. Um zu verdienen überſetzte er die Denkwürdigkeiten von Lucian Bonaparte, und ſpäter das Werk von Grellet-Wammy „Handbuch der Gefängniſſe“, er ſchrieb Dialoge und eine Schweizerchronik für die Volksbibliothek in Biel, übertrug Oehlenſchläger's Correggio für die italieniſche Volksbibliothek ins Franzöſiſche. Jede freie Stunde benutzte er ſich zu fördern, gerade jetzt arbeitete er ſich in Hegel's Logik hinein, um ſeinen Geiſt durch regelſtrenges Denken zu beſchäftigen, er zog Ricardo nach ſeiner Gewohnheit aus und ſchrieb ſich Erläuterungen dazu. Aber ſeine Geſundheit litt unter dem Zwange, welcher ſeinen Bewegungen auferlegt war; als ein tapferer Bergſteiger, Schwimmer, Eisfahrer empfand er täglich das Bedürfniß nach friſcher Luft und körperlicher Thätigkeit, jetzt ſaß er viel in die enge Wohnung gebannt; auch wo keine Gefahr war, fehlte ihm die Luſt auszugehen, er fühlte wie ihm der Unmuth kam, die Niedergeſchlagenheit und Ueberdruß an der Arbeit. Seiner Frau ſuchte er die trübe Stimmung zu verbergen und er wunderte ſich, warum ſie in Thränen ausbrach und das Zimmer verließ, als ein

Bekannter die Nachricht zutrug, daß der Flüchtling Weber, Redacteur der Nationalzeitung, ſich erſchoſſen habe, ſie hatte den Mann doch wenig gekannt.

Auch die Sorgen des Hauſes wurden ſchwerer, ſeine Knaben erkrankten, er half ſeiner Frau bei der Pflege und in der Wirthſchaft und wachte die Nächte über den Kranken. Noch größer wurde ſeine Noth: Frau Anna ſelbſt erkrankte tödlich. Der Gram der letzten Monate und ein zufälliger Schreck in den Weihnachtstagen warfen ſie vor der Zeit in die Wehen, das frühgeborene Kind ſtarb an Schwäche, ſie ſelbſt rang mehre Tage zwiſchen Tod und Leben, er ſaß die zwölf Nächte der Wintermitte an ihrem Lager, that jede Handreichung und lauſchte auf ihre ſchwachen Athemzüge. Als der Arzt die Hoffnung gab, daß die größte Gefahr vorüber ſei und ſie bei ruhiger Pflege wol geneſen werde, da löſte ſich auch die Starrheit in ſeinem Innern. Die Erhebung aus dem größeren Schmerz befreite ihn von dem Druck der kleineren Sorge und er ſah wieder muthiger in die Zukunft.

Die Gatten hatten in ihrem zurückgezogenen Leben nur wenige Bekanntſchaften gemacht, aber die Theilnahme an dem Geſchick der Bedrängten war groß und manches Zeichen von herzlicher Freundſchaft wurde ihnen ein Troſt. An einem Abende, als Frau Anna in Lebensgefahr lag, war ein Bekannter aus Aarau durch das Leid der guten Menſchen ſo erſchüttert worden, daß er draußen auf der Treppe niederkniete und für die Rettung der Frau betete; der geneſenden Mutter und den Kindern wurden von den Hausfrauen allerlei gute Dinge zugeſandt, auch aus Baden kam manches Zeichen treuer Freundſchaft. Die Bekannten: Hagenauer, Aebi, Wibel, Haupt, nicht zuletzt Rochholz mahnten dringend die liberale Schulbehörde das Talent Mathy's im Aargau feſt zu halten. Das wurde berathen und ihm Ausſicht auf eine Lehrerſtelle am Gymnaſium eröffnet, wenn er ſich einer Prüfung unterziehe. Als nun Frau Anna wieder ein wenig zu Kräften kam, hielt der Gatte mit ihr am Lager ein verſtändiges Geſpräch über die Zukunft und berichtete ihr von den neuen Hoffnungen, und Beide beſchloſſen muthig, daß er ſich jetzt recht ernſtlich vorbereiten ſolle, damit er ehrenvoll in der Prüfung beſtehe. Mit Feuer ergriff Mathy die neuen Bücher, er ſaß Tag für Tag über Literaturgeſchichte und mittelhochdeutſcher Grammatik, las und erklärte, von Rochholz angeleitet, alte deutſche Dichter. Während die Landſchaft in Schnee gehüllt lag und die Frühlingsſtürme um die Fenſter tobten, und während im Lande der Zorn gegen die Flüchtlinge noch immer obenauf war, klangen in dem Haushalt der Flüchtigen leiſe die Verſe Walthers von der Vogelweide, der Nibelungen und Gottfrieds von Straßburg. Der Wille Mathy's war wieder auf ein feſtes Ziel geſpannt, ſeine gute Laune kehrte zurück, die Hausfrau hörte mit leichterem Herzen zu, wenn die Männer ihr den Heldentrotz des Hagene und die zornigen Lieder der Minneſänger gegen die Pfaffen des dreizehnten Jahrhunderts verdeutlichten. Wenn die Gatten am Abend allein ſaßen, nachdem die Kinder in Schlaf geſungen waren, dann las Mathy am liebſten aus der Weisheit des Brahmanen von Rückert vor. In dieſer Zeit der Verwirrung gab die heitere Ruhe und Gedankenfülle indiſcher Weisheit Beiden die ſicherſte Befreiung. Denn nirgend iſt der Segen ſchöner Poeſie dem Deutſchen größer, als wenn er müde den Druck beengender Wirklichkeit empfindet. Und nur die Dichtung verdient als völlig ſchön gerühmt zu werden, welche die Seelen vieler Menſchen in ſolcher Lage zu größerer Freiheit heraufzuheben vermag.

Aber das friedliche Stillleben der Familie wurde wieder durch den Zorn der Mächtigen verſtört. Noch war der Verfolger hinter ihnen. Anfang April 1837 begann der Polizeidirektor von Aarau, ein Deutſcher, Herr von Schmiel, der ſeit den Freiheitskriegen dort hauſte und durch die Gunſt der Conſervativen heraufgekommen war, ſich gegen Mathy's Anweſenheit zu ſträuben. Um die Regierung des Kantons kämpften Liberale und Conſervative, die Polizei war in den Händen der ſeindlichen Partei, welche ihre Gegner im Kanton ebenſo umlauerte wie die Fremden und ſogar durch die Nachtwächter den Verkehr der liberalen Regierungsmitglieder überwachen ließ. Jetzt ſandte die Polizei den Weibel mit dem Befehl in das Haus, daß Mathy den Kanton auf der Stelle verlaſſen ſolle. Man ließ ihm nicht einmal Zeit, ein Geſuch zu ſchreiben, welches ſeiner Frau und den Kindern den Aufenthalt geſtatte, und die Freunde mußten dies für Frau Anna thun. Und wieder zog Mathy flüchtig aus einen Ort zu ſuchen, wo er raſten könne. Jetzt war nicht mehr Bern, ſondern Luzern der Vorort und dort beſſere Hoffnung eine Erlaubniß zum Aufenthalt zu erlangen. Während Mathy aber in Luzern warb und Verſprechungen erhielt, kam von Aarau die Nachricht, daß auch Frau Anna mit den Kleinen ausgewieſen ſei, und daß die Freunde ihr eine Zuflucht in der Nähe bereiteten. Mathy eilte nach Aarau zurück, kam zur Nacht in ſeine Wohnung, fand wieder Alles zum Aufbruch gepackt und beſprach mit ſeiner Frau, daß er die Ausſichten im Aargau keineswegs aufzugeben gedenke und mit ihr für die nächſten Wochen nach Grenchen überſiedeln werde, bis er ſeine Prüfung zu einer Lehrerſtelle trotz der Polizei durchgeſetzt habe. Im Morgengrau ging er zu Fuß voraus, die Hausfrau folgte mit Kindern und Sachen im Wagen. In Solothurn wechſelten die Reiſenden Kutſcher und Fuhrwerk und kamen am Abend in Bad Grenchen an, wo ſie bereits erwartet und freundlich empfangen wurden. Dort erhielt Mathy in den nächſten Tagen eine Einladung des Schulraths, ſich am 2. Mai im Regierungsgebäude von Aarau zur Prüfung einzuſtellen. Zwar theilte der Polizeidirektor Mathy's Ausweiſung dem Schulrath mit, dieſer aber antwortete, daß er die bereits erlaſſene Aufforderung nicht zurücknehmen werde.

Selten iſt eine Lehrerprüfung unter gleich erſchwerenden Umſtänden durchgeſetzt worden. Mathy fuhr, um die Landſtraße zu vermeiden, zu Schiff von Solothurn nach Aarburg und ging von da am finſtern Abend nach Aarau, vor dem Thore von ſeinen Freunden erwartet. Während er ſich in der Stadt barg, frug die Polizei wieder bei dem Schulrath an ob Mathy in der Stadt ſei, der Schulrath entgegnete, er habe davon keine Kenntniß, und die Polizei ſchrieb zurück, ſie werde den Befehl des kleinen Raths ausführen und Mathy ſofort verhaften, wenn er ſich zeige. Bei dieſer Sachlage gab es für Mathy kaum einen andern ſichern Aufenthalt als das Regierungsgebäude ſelbſt, in welchem die Prüfung ſtattfand. Dorthin ging er in der Frühe und weilte während der beiden Tage des Examens, von den Freunden bewacht. Am letzten Tage aber kam der Polizeidirektor Schmiel mit einem Brigadier, Landjägern und Dienern vor das Haus, ſtellte ſeine Leute auf Poſten und wartete die Rede des Candidaten ab, die der ſchriftlichen und mündlichen Prüfung folgen ſollte und bei welcher der Polizei Zutritt nicht zu verſagen war. Wenn Mathy während der Probeſtunden die Reihe der Schüler entlang ging, ſah er lachend durch das Fenſter die grünen Uniformen der aufgeſtellten Landjäger. Aber dem Prüfungsausſchuß war bei der Sache nicht ganz wohl, er entband ihn von der Rede mit der Verſicherung, er habe ſeine Befähigung zur Genüge erwieſen. Von einigen Freunden wurde er aus dem Saal durch ein Hintergebäude entführt, mit andern Kleidern verſehen, welche ihn unkenntlich machen ſollten, in eine Kutſche geſetzt und in ſcharfem Trabe der Kantongrenze zugeführt. Das Grenzamt mußte umgangen werden, durch die wilde Gegend des Rothſees ſchritt Mathy von Rochholz begleitet dem Vierwaldſtädter See zu, um in Luzern bei der Kanzlei des neuen Vorortes auf Grund des Zeugniſſes die Aufhebung des Ausweiſungsbefehls zu bewirken.

Mathy war vorher leidend geweſen, die Anſtrengung der letzten Tage und des Weges hatten ihm arg zugeſetzt, plötzlich brach er zuſammen, hielt die Hände wie im Schmerz auf die

Bruſt gepreßt und lag ſtumm auf dem Waldboden. Rochholz lief mit dem ledernen Reiſebecher nach Waſſer. Als er damit zurückkam, hatte Mathy ſich erholt, er beruhigte den Begleiter und verlangte nur ein wenig zu ruhen. Nach kurzer Zeit erhob er ſich, betheuerte, es ſei nur ein Anfall von Krampf geweſen und forderte das Verſprechen, daß der Freund ſeiner Frau nichts davon ſagen möge.

In Luzern erhielt Mathy jetzt ſichere Verheißungen und kam vergnügt in Grenchen an. Sein Prüfungszeugniß erklärte ihn zu jeder Stelle an höherer Schule vorzüglich befähigt.

Freilich, noch war ihm langes Harren beſtimmt. Die Lehrerſtelle in Aarau wurde durch die angeſtrengten Bemühungen einer Coterie, welche den Deutſchen abgeneigt war, einem Andern zugetheilt. Auch die Polizei wollte ſich nicht zur Ruhe geben, Roſchi in Bern begann ſogar eine neue Unterſuchung gegen Mathy, in Solothurn wurde insgeheim angezeigt, daß er ſich trotz des Ausweiſungsbeſchluſſes doch im Kanton aufhalte; auch die Berner ſchrieben nach Solothurn und forderten ſeine Ausweiſung. Dort aber war man nicht allzu ſcharf. Mathy erhielt einen Wink, daß man ihn ſuchen werde, und zweimal mußte er heimlich aus dem Bade entweichen, um den Verhaftbefehl, welchen die Landjäger in das Dorf trugen, zu vermeiden. Einmal, da er gerade zu den Seinen zurückgekehrt war, bewahrten ihn ſeine Knaben, damals von drei und zwei Jahren. Dieſe wurden, als ſie auf der Thürſchwelle ſaßen, von einem Beamten ausgefragt, ob der Vater daheim ſei; aber ohne daß es ihnen eingelernt war, behaupteten die Schelme, Vater ſei verreiſt, und als der fremde Mann ſich entfernt hatte, kamen ſie leiſe zum Vater herauf, ihn zu warnen.

Doch Mathy verlor nicht den Muth, er hatte erfolgreich die erſten Schritte gethan, um eine Anſtellung zu gewinnen, er warb beharrlich um jede andere Lehrſtelle, von der er Kunde erhielt. Endlich im Oktober 1837 wurde ihm die frohe Nachricht, daß ſein Name zu Bern von der Verbannungsliſte geſtrichen ſei. Er athmete die Luft eines neuen Lebens, die ſchwarze Flüchtlingsſorge, die zuletzt wie ein Geſpenſt ihn umher geſcheucht hatte, wich von ihm. Jetzt durfte er ſein ehrliches Geſicht wieder überall frei zeigen. Und bald darauf liefen von Solothurn, Aarau, ſpäter aus dem Berner Lande Botſchaften ein, daß die Haftbefehle widerrufen ſeien, und daß er kommen möge, man ſei thätig ihm ein Amt zu ſuchen.

Unterdeß hatte Mathy in ſeiner Zurückgezogenheit die früher begonnene Schrift über den Zehnten wieder aufgenommen. Im Kanton Bern wurde von der nationalen Partei die Aufhebung dieſer Abgabe eifrig erſtrebt. Dr. Schneider in Nidau, welcher wußte, daß Mathy mit einer Schrift darüber beſchäftigt war, veranlaßte, daß durch den patriotiſchen Verein des Amtsbezirks Nidau ein Preis von hundert Schweizer Franken für die beſte Arbeit ausgeſetzt werde. Unter den drei eingegangenen Abhandlungen — eine war von Siebenpfeiffer — wurde die von Mathy für die beſte erklärt, von einer Volksverſammlung im November 1837 mit dem Preiſe verſehen und zum Druck beſtimmt. Dieſe Schrift*), wenig in Deutſchland bekannt, iſt eine ſehr ſorgfältige nationalökonomiſche Erörterung mit geſchichtlicher Einleitung über Urſprung und Wandlung des Zehnten, ſie war für Mathy, ſolang er lebte, nicht nur heitere Erinnerung an einen kleinen Erfolg, er war auch ſonſt in ſeiner anſpruchsloſen Weiſe damit zufrieden und dachte öfter daran, ſie im geſchichtlichen Theil umzuarbeiten — er hatte dafür ernſte Studien gemacht — und neu herauszugeben. Die Anerkennung, welche ihm dieſe Schrift in der Schweiz verſchaffte, war damals für ihn das Erfreulichſte, auch ſolche, welche ihn gar nicht kannten, ſprachen davon, daß man einen Mann von dieſem Urtheil und ſo gründlichen Kenntniſſen nicht verlieren dürfe; die Leiter der Regierung im Kanton Solothurn ſchenkten ihm ſeitdem angelegentliche Beachtung.

---

*) Der Zehnt, wie er war, wie er iſt und wie er nicht mehr ſein wird, mit beſonderer Berückſichtigung des Zehntweſens im Kanton Bern, von Karl Mathy. Biel, Buchdruckerei von Schneider und Comp. 1838.

Am 31. Januar 1838 wurde ihm ſeine Tochter Amalia geboren. Sorge und Pflege dieſer Wochen wurden durch eine neue Ausſicht erleichtert. Die Regierung des Kantons Solothurn beſchloß in Grenchen ſelbſt eine Diſtriktsſchule zu errichten, man hatte den Wunſch Mathy als Lehrer anzuſtellen, wenn die Schulcommiſſion der Gemeinde Grenchen ihn vorſchlagen werde. Dies geſchah. Sogar der katholiſche Pfarrer ſprach ſich zu Mathy's Gunſten aus und erklärte damals — es hat ihm ſpäter leid gethan —, er habe Mathy lieber als manchen Katholiken. Am 13. März erhielt Mathy von Solothurn die Urkunde ſeiner Ernennung zum Lehrer der Secundarſchule von Grenchen.

6.

Der Schulmeiſter von Grenchen.

Mathy ſelbſt hat an anderer Stelle (im letzten Bande der Bilder aus der deutſchen Vergangenheit) die Jahre geſchildert, wo er in Grenchen Lehrer war. Jene Niederſchrift iſt nicht nur ein reizendes Idyll, Ton und Stimmung ſind auch für den Schreiber ſehr bezeichnend. Jeder einzelne Zug darin iſt ſo wahr, wie nur ein ehrlicher Mann mit ſehr gutem Gedächtniß aus eigener Vergangenheit ſchildern kann; aber durch ein freudiges und dankbares Gemüth iſt zugleich ein heiteres epiſches Licht in die Schilderung gekommen. So lebte Grenchen für ihn in der Erinnerung. Aber ſo wohlthuend war ihm der Aufenthalt erſt durch ſein eigenes Verdienſt geworden. Der Biograph darf nicht verſchweigen, daß Mathy das Behagen, welches ihn zuletzt unter den Dorfinſaſſen umgab, und die Liebe und das Vertrauen, welche ihm beim Abſchied und in ſeinem ganzen Leben ſo werth waren, nur durch harte Entbehrungen und durch die Tüchtigkeit ſeines Weſens nach und nach erworben hat. Er hat ſpäter in ſehr verſchiedenen Kreiſen ſich warme Anerkennung erobert, nirgend vielleicht war die Mühe härter, das Verdienſt größer als in dem Kirchdorf am Jura. Da war natürlich, daß der errungene Sieg ihm die Erinnerung an die Stätte beſonders lieb machte.

Das Dorf Grenchen im Kanton Solothurn, unweit der Berner Grenze, ſtand damals mit einer gewiſſen Unbotmäßigkeit nicht nur dem eidgenöſſiſchen Vorort, ſondern ſämmtlichen

Regierungen der Welt gegenüber. Es war eine Freiſtätte für Mazzini geweſen und den Herren von Bern war durchaus nicht gelungen ihn herauszuholen. Auch Mathy hatte dort wiederholt die letzte Zuflucht gefunden. Zum Aſyl Flüchtiger war der Ort nicht gerade durch die politiſche Bildung ſeiner Einwohner geworden, denn die Wahrheit zu ſagen, dieſe waren damals bei Conſervativen und Liberalen übel beleumdet. Der zuverläſſige Schirmvogt der Flüchtlinge war ein trotziger alter Mann, der unter dem Namen Vater Girard in der ganzen Umgegend bekannt war. Er war ein echter Nachkomme der harten, Freiheit liebenden, bedächtig zuſchlagenden Bauerngeſtalten des Mittelalters, nicht wie ſie der Dichter geſchildert hat, ſondern wie ſie in Wirklichkeit den Pfeil auf einen verhaßten Landvogt anlegten oder mit der Axt einem rittermäßigen Bedrücker den Kopf ſpalteten. Sein eigenes Leben war reich an wilden Erfahrungen. Als im Jahr 1814 in der Schweiz die ariſtokratiſchen Regierungen in öſtreichiſchem Sinne wiederhergeſtellt wurden und auch in der Stadt Solothurn ſich die alten Familien, welche vor 1798 am Ruder geweſen waren, in der Neujahrsnacht plötzlich als Regierung ausriefen, da beſchloſſen eine Anzahl kühner Männer vom Lande und aus der kleinen Stadt Olten, unter ihnen Girard und Munzinger, dies nicht zu leiden. Sie erſtiegen in der Nacht des 2. Juni 1814 die Mauern der Kantonſtadt, Girard ſeine Axt in der Hand, befreiten die Gefangenen ihrer Partei und beſetzten einige öffentliche Gebäude. Aber die Eindringer wurden durch die Ariſtokraten zurückgetrieben, Berner Truppen rückten in den Kanton, die Aufſtändiſchen zu entwaffnen und zu verhaften. Girard entfloh in den welſchen Jura, dort hauſte er zwiſchen Wald und Felſen und zog mit ſeinen Getreuen auf unwegſamen Grenzpfaden daher, nicht zum Vortheil für die Zolleinnahmen Frankreichs und der Schweiz. Bis zum Jahr 1830 war er ſeiner Bürgerrechte beraubt. Erſt die Volksverſammlung von Baſtal im December 1830, von ihm und ſeinen Schickſalsgenoſſen veranlaßt, machte dem Junkerregiment im Kanton Solothurn ein Ende und ſetzte ihn wieder in ſeine Ehren ein. Unterdeß hatte er die heilkräftige Quelle des Ortes gefaßt, einen Kurſaal gebaut und darin eine Gaſtwirthſchaft eingerichtet, in welcher er die Zureiſenden des kleinen Bades aufnahm. Seitdem ſaß er einflußreich und gefürchtet in Grenchen, während ſein alter Gefährte Joſeph Munzinger von Olten, einer der mannhafteſten und beſten Politiker der Schweiz, 1830 Mitglied der Kantonsregierung wurde, zwei Jahre darauf in einer Commiſſion der Tagſatzung eine Bundesverfaſſung der Schweiz entwerfen half und im Jahr 1848 zu den ſieben Männern des Bundesraths gehörte, welche die neue Landesregierung der Schweiz darſtellten.

Durch ſeine eigenen Schickſale war der alte Girard ein warmer Freund aller entſchloſſenen Unternehmungen geworden, die gegen Fürſten, Herren und dergleichen gerichtet waren; auch darum waren ihm anſehnliche politiſche Flüchtlinge achtungswerth, ohne daß er ſich weiter um ihre Pläne kümmerte. Denn bei klugem Urtheil über Naheliegendes fand er keine Freude an mühſeligem Nachdenken und weitzielenden Entwürfen. Aber er las mit einem finſtern Lächeln des Einverſtändniſſes immer wieder die alten Kalendergeſchichten vom Tod gewaltthätiger Landvögte und von der Erniedrigung ſtolzer Patrizier. Als Wirth des Bades nahm er die Fremden zugleich in Koſt und Pflege und trug redlich Sorge dafür, daß ihm ſeine Gäſte nicht durch die Landjäger entführt wurden. Kamen die Verfolger vorn in das Haus herein, ſo führte er ſeine Schützlinge hinten hinaus in die Schluchten des Jura, welche ſich dicht bei ſeinem Hauſe öffneten und deren geheime Stiege wenige ſo gut kannten als er. Unterdeß bot ſeine Familie den Verfolgern Brot und Wein, die der alte Waldgänger dem geretteten Gaſt gewiſſenhaft auf Rechnung ſetzte.

Dem Städter von Solothurn galten die Grenchner im Jahr 1838 als ungefüge Dorfmenſchen mit wilden Gewohnheiten, welche im Regen noch den leeren Sack um die Achſeln ſchlugen ſtatt eines Mantels, und Regenſchirme für eine verächtliche Neuerung hielten, altfränkiſch auch in ihrer Staatstracht, der rothen Juppe der Frauen und den hundertfaltig geſteppten Schlotterhoſen der Männer; die Weinſchwelge der Schweiz hatten beſonderen Groll gegen die Grenchner, gaben ihnen den häßlichen Beinamen Traubendreſcher und erzählten, als man dort einmal die ſteinharten Trauben nach Ortsbrauch mit dem Flegel zerquetſcht, ſei eine Weinbeere ihrem Herrn ins Geſicht geſprungen und habe ihm ein Auge ausgeſchlagen. Der Proteſtant aber hielt die Grenchner für beſonders eifrige Katholiken, deren Rechtgläubigkeit geſchichtlich begründeten Ruhm hatte. Denn hinter dem Choraltar der Dorfkirche wurde ein Keſſel gezeigt, als Bewahrer des Kirchenöls, die alte Beute eines religiöſen Kriegszuges. Im ſechzehnten Jahrhundert wandte ſich die Nachbargemeinde Selzach der neuen Lehre zu und hielt die Faſttage nicht mehr. Das ärgerte die Grenchner, ſie machten, wie die Sage kündet, gerade an einem Faſttage einen bewaffneten Einfall in Selzach, überraſchten die Nachbarn wie ſie ruchlos Schinken kochten, und brachten den Fleiſchtopf als Siegeszeichen heim. Dafür gewannen ſie ein kirchliches Ehrenrecht, denn wenn am Maitage die Gemeinden den Bittgang nach Solothurn unternahmen, dann zogen die Grenchner zuerſt vor allen anderen in der St. Urſuskirche ein. Nur den terminirenden Kapuzinern von Solothurn war Grenchen ein werther Ort und ihre Verbindung mit dem Dorfe weit älter als der Keſſel von Selzach. Wenn ſie ſich im Frühjahr auf dem Kirchplatz des Dorfes aufſtellten und den Ruf erſchallen ließen: „Hoho, go Schnäcke ufläſe!“, dann ſchaarten ſich ſämmtliche Kinder und folgten ihnen nach, an allen Hecken und Weinbergen Schnecken ſuchend bis in die Almende, und ein Wagen fuhr langſam nach mit offener Bütte, in welche die Schnecken geworfen wurden. War man bei der Dorfmühle angelangt, die wahrſcheinlich einſt ein Kloſterlehn geweſen war, dann hatte der Sigriſt das Recht, die auf dieſen Tag von den Hausfrauen gebackenen Schneckenbrote einzuheimſen; in einen Kornſack verpackt, trug er ſie auf den Gemeindeplatz ins Dorf zurück und theilte davon den Kindern, als Sold für die geſammelten Schnecken. Wer die meiſten Brote empfing, hatte die Ehre des Tages, außerdem verſchenkten die Kapuziner Heiligenbilder, Roſenkränze, Scapuliere.

Mathy hatte faſt ein Jahr im Bade gewohnt, es war für ſeine Verhältniſſe eine ſehr theure Freiſtatt geweſen. Jetzt bezog er mit der Schule vergnügt ein eigenes Haus, „Güggi's Stöckli" genannt, eine Art Blockhaus, das auf Standbalken geſetzt war und im Nothfall durch untergelegte Walzen von einer Stelle zur andern geſchafft werden konnte. Er war Lehrer und Fremder in einer Gemeinde, in welcher Lehrerſein und Fremdſein nicht dazu beitrug ein Anſehen zu geben. Der geringe Gehalt war zwar feſtgeſetzt, aber eine regelmäßige Zahlung war nicht zu erlangen, Holz hatte man ihm genug bewilligt, aber es ſtand im Bergwald und es war nicht ſofort Bereitwilligkeit da, dasſelbe zu rechter Zeit zu fällen und an das Haus zu fahren. Der Grenchner war gewöhnt den Schullehrer zu dutzen und geneigt ihm allerkei ſchriftliche Arbeiten zu überweiſen, daß er Zinsrodel und Lehnbriefe ins Reine ſchreibe, Taufſprüche und Grabſchriften dichte, ſtreitige Landmarken beſtimme und Ackergüter vermeſſe. Auch an Mathy kamen ſolche Zumuthungen, Frau Anna war zuweilen unzufrieden, er aber unterzog ſich dieſen Nebendienſten mit immer gleicher, nie widerſprechender Geduld. Er hatte hier Schutz gewonnen, ein geſichertes Daſein für ſeine Lieben, er allein wußte, mit welchen Schmerzen er ſeit Jahren dieſe Sicherheit entbehrt hatte, und er war entſchloſſen ſich durchzuſetzen. Es waren enge Verhältniſſe, und es waren oft nur kleine Anſtöße, aber ſie bedrängten im Anfange unabläſſig. Als die Schule eröffnet werden ſollte, fehlte es überall an den unentbehrlichſten Lehrmitteln, Mathy mußte den Schülern die erſten Arbeitshefte ſchenken, Tintengläſer und

Tinte in die Schulbänke ſchaffen. Die kalte Gleichgiltigkeit der Einwohner und böſer Wille Vieler, die der Pfarrer aufſtachelte, wurden ihm fortwährend fühlbar, er mußte die gute Neigung jedes Einzelnen erobern. Zuerſt gewann er die Herzen der Schüler.

Die Bezirks- oder Secundärſchulen wurden überall, wo die liberale Partei der Schweiz zur Regierung gekommen war, mit ſchnellſtem Erfolge in Baſelland, im Aargau, und durch Geſetz vom 17. Juni 1838 in Solothurn eingerichtet. Nach dem Plane lehrten ſie als Fortſetzung der Elementarſchulen Religion, deutſche und franzöſiſche Sprache, bürgerliche Geſchäftsaufſätze, Arithmetik und Geometrie, Buchhaltung, Geographie, Geſchichte und heimiſche Staatseinrichtungen, Naturkunde mit beſonderer Rückſicht auf Haus- und Landwirthſchaft und Gewerbe, Geſang, Schönſchreiben und Zeichnen. Der Lehrgang war zweijährig, der Eintritt ſtand Jedem frei, der aus der Anfangsſchule entlaſſen war und die nöthigen Vorkenntniſſe beſaß, der Unterricht war für die Schüler ohne Unterſchied des Wohnorts unentgeltlich; wie der Eintritt war auch der Abgang im Gegenſatz zur Elementarſchule freiwillig, ebenſo die Errichtung der Schule durch die Gemeinden, der Staat erleichterte nur die Einführung und ſicherte den Beſtand, indem er dem Lehrer den Gehalt verbürgte. Dieſe Schulen haben, zumal in den Dörfern der Schweiz, eine große Bedeutung gewonnen, ſie ſind dort weſentliche Helfer für Bildung der ländlichen Bevölkerung, die beſten Vermittler für Uebergang in einen andern Lebensberuf. Mathy eröffnete die Schule mit 22 Knaben, ſpäter ſtieg die Zahl auf einige 30, für 8 der fähigſten, „die Garde", errichtete er eine lateiniſche Klaſſe. Der Unterricht war 4 Stunden täglich, nur am Morgen, er gab den ganzen Unterricht allein, dafür erhielt er außer Wohnung und Holz einen Gehalt von 600, ſpäter 800 Schweizer Franken. Seine Lehrweiſe, ſoweit ſie aus Berichten der Schüler und aufbewahrten Schulheften erkennbar iſt, beruhte allerdings auf der ungewöhnlichen Perſönlichkeit des Dorflehrers. Er behandelte die halbwüchſigen wilden Knaben ſanft und liebevoll, traute ihnen ſtets das Ehrgefühl Erwachſener zu und zeigte aufrichtige Freude an jedem ernſten Beſtreben. Die ſichere Ueberlegenheit, welche nie in Aerger verloren wurde, und ſich immer ruhig, wohlwollend, herzlich äußerte, flößte den Schülern eine Ehrfurcht ein, welche jede ernſte Strafe unnöthig machte. Sie laſen ängſtlich in ſeinem Geſicht und die leiſeſte Miene von Unzufriedenheit genügte für Tadel und Anſporn. Er hielt vor Allem darauf, daß ihre Beobachtungen genau und eingehend wurden und daß ſie die aufgenommenen Thatſachen deutlich, geordnet, bis ins Einzelne berichteten, ſchriftlich und mündlich. Wenn er ihnen eine Maſchine erklärte, ſo ruhte er nicht, bis auch der ſchwache die Einzelheiten völlig verſtanden hatte und die Hauptſache davon in richtigen Linien kunſtlos zu zeichnen vermochte. Ihm kam nicht darauf an, daß ſie viele Conſtructionen zu erklären wußten, nur daß ſie das Vorgeſtellte völlig begriffen. Es iſt deshalb eine Freude zu ſehen, wie verſtändlich in den kleinen Aufſätzen der Knaben die Einrichtung ſchwierigerer Gegenſtände: Feuerſpritze, Uhr, Auge, Kalender berichtet ward. Wo er Beobachtungen niederſchreiben ließ, welche die Schüler ſelbſt ohne Anleitung gemacht: über die Vortheile des Winters, über Nutzen der Land- und Waſſerſtraßen, Schilderung eines Spaziergangs, da hielt er wieder darauf, daß jeder nur niederſchrieb, was aus ihm ſelbſt kam, und erſt wenn der Gedankengang der Schüler beendigt und der Aufſatz abgeliefert war, dann gab er ihnen die Geſichtspunkte, welche ihnen fehlten. Er beſſerte auch ihre Hefte gewöhnlich nicht und hielt überhaupt wenig von dem Eingehen auf begangene Fehler, ihm ſchien, daß damit in den Schulen viel Zeit verloren werde. Wenn er gerade Etwas vornahm was die Knaben ſtark beſchäftigte, ſo frug er nicht nach dem Schluß der Stunde und hörte nicht eher auf, als bis die erregte Theilnahme in demſelben Niederſitzen befriedigt war, er beobachtete auch den Stundenplan nicht immer, ſondern bevorzugte, wofür ſich gerade bei den Schülern lebhafte Wißbegierde zeigte; es waren der Unterrichtsgegenſtände zu viel, er ließ vorläufig Geſang und freies Handzeichnen aus. Und er vereinfachte den Plan auch dadurch, daß er regelmäßig die Kenntniſſe, welche die Schüler in einem Unterrichtsgegenſtande erworben hatten, für den andern verwerthete, für deutſche Aufſätze und Briefe den Gewinn der Stunden, in denen er erzählte oder erklärte, und wieder für Geſchichte und Naturkunde die kleinen Anregungen, welche Tagesereigniſſe oder ein Spaziergang gegeben hatten. Freilich, Hauptſache war immer der Zauber, welchen die Perſönlichkeit eines gebildeten und kräftigen Mannes auf die Schüler ausübte, die Gedanken, welche er in ihnen anregte, und die Empfindungen, welche er an ſich beobachten ließ, und dafür waren ihm ein werthvolles Mittel nicht nur die Schulſtunden, auch weite Spaziergänge, ja längere Ausflüge, z. B. nach Neuenburg, nach Solothurn. Dann drängten ſich die Schüler um ihn und lauſchten auf das gemeſſene Urtheil, welches er etwa über Vorfälle des Tages oder der Vergangenheit ausſprach, und ſtolz wurden ſie ſich der eigenen Heimatsliebe bewußt bei der Herzlichkeit, mit welcher er ſich unter ihnen über die Natur freute. Er ſelbſt fand in dieſer Bändigung der wilden Dorfknaben eine dauernde Freude und es iſt merkwürdig, wie werth ihm jeder Einzelne geblieben iſt. Daß ſeine Einwirkung auf das ganze junge Geſchlecht des Dorfes tief und dauernd war, erfuhr er noch in ſpäteren Lebensjahren.

Gleich im Frühjahr, als er die eigene Wohnung bezog und ſeinen Hausrath, der in Aarau ſtand, erhielt, war das Erſte, daß er ſeine Mutter und Schweſter fröhlich einlud ihn im Sommer zu beſuchen. Beide kamen, es war ihm wie eine Verſöhnung mit der Heimat und er führte ſie zu allen Menſchen und zu allen Stellen der Umgegend, welche ihm lieb waren.

Schneller freilich als die Dorfbewohner wurde ihm die Landſchaft vertraulich; war ihm einmal das Herz ſchwer, ſo ſtieg er mit ſeinen Lieben oder allein in die Berge und faſt immer fand er unter Herdengeläut und Bergtannen, im Ausblick auf die hohen Schneegipfel die Heiterkeit wieder. Als er zum erſtenmal zu der ſchönen Fernſicht kam, welche man von der Bergweide über der Wandfluh hat, hörte er den Senn dort oben den Kuhreihen ſingen, deſſen erſter Vers ſo lautet:

Der Ustig wott cho,
Der Schnee zergeit ſcho,
Der Himmel iſch blaue,
Der Gugger hat g'ſchraue,
Der Meye ſyg cho.
Luſtig uſe – n – us em Stall
Mit de lube Chüene:
Ueſi ſchöni Zyt iſch cho,
Luſt un Freiheit wartet ſcho
Dinne – n – uf de Flüehne.

Der Text war den Sennen nach der alten Weiſe von G. J. Kuhn, Pfarrer zu Burgdorf, zurechtgemacht. Die Melodie und die einfachen Worte klangen in die Seele des Wanderers wie ein vertraulicher Willkommen, den ihm die Berge boten. Seitdem lenkte er die Schritte gern dorthin auch mit werthem Beſuch, jedesmal bat er um den Reihen und ſang ihn ſelber von Herzen mit. Und es war ihm dann auch recht, wenn die Gäſte dem Senn ſeinen Gebirgstrank, die Jenzele — Branntwein aus den Wurzeln der Gentiana bereitet — lobten.

Ein anderer beſuchter Weg war die Teufmatt, für die Kinder eine weite Fahrt, denn ſie war 2½ Stunden vom Dorfe entfernt. Dort ſtand eine Sennhütte mit Wirthſchaftsrecht, und die Kinder erhielten g'ſchwung'ne Niedle (geſchlagenen Milchrahm), wozu ſie den Zucker und Zimmt in der Düte mitbrachten. Die Männer aber fanden Gelegenheit auf einer kunſtloſen Kegelbahn um eine Flaſche Wein zu ſchieben.

Einſt im Sommer 1838 ſtieg Mathy die Burgmatt hinauf und ſchritt mühſam über Waſſer und Steingeröll durch eine Schlucht, die wie ein Thor zwiſchen dem hohen Bettlachſtock und dem Burgfelſen zu einer weiten Thalmulde führt, mit üppiger Weide und einer Sennhütte. Die bergumſchloſſene Senkung führt den Namen Bettlachberg und ſcheint durch einen Bergſturz gebildet, reichlich liegen die Verſteinerungen umher, darunter ſchöne Ammoniten. Ein kleiner Waldbach rieſelt am Fuß des Bettlachſtockes hinab, den Mathy auf einem ſchmalen Steg aus Baumſtämmen überſchritt. Da ſah er am Waldrand in einer Niederung ein winziges ſchindelbedecktes, ſteinbelaſtetes Blockhaus, das etwa ſechs Schritt lang, vier Schritt breit war, der Eingang nur drei Fuß hoch mit dicker Thür verſehen, in der Wand rechts und links ein Guckfenſter aus einer einzigen Scheibe; es war wie eine Zwerghütte aus dem Märchen, und eine kleine Rauchwolke, die aus dem Schornſtein ſtieg, mahnte an Frau Holle, die hier ihr Süpplein kochte. Aber aus der niedrigen Thür ſtieg ein großer Mann hervor, ein Fünfziger von gerader Haltung in der Tracht eines Arbeiters, er grüßte und lud Mathy ein in die Hütte zu treten. Mathy tauchte hinein und freute ſich der Sauberkeit des kleinen Raumes, die geglätteten Balken der Wand feſt verfugt, rechts von der Thür ein Kaſten, ein Meiſterſtück der Zimmerarbeit, der von dem Bewohner aus einem Holzblock geformt war und als Sitzbank diente, links neben der Thür die Feuerſtelle, ein Viereck aus Steinen gepflaſtert mit niedriger Einfaſſung, an der hintern Wand die hohe Bettſtatt mit friſchem Stroh verſehen, darin ein runder Holzklotz als Kopfkiſſen; unter dem Bett war das Kellerloch, mit Obſt, Kartoffeln und Butter ganz gefüllt, an der Wand reichliches Zimmergeräth und der Stolz des Hausherrn, ein halbes Dutzend Blechlöffel. Alles blank geputzt in ſauberer Ordnung, die groben Dielen gefegt, die

Kleider ohne Flecken, Schuhe und Strümpfe ohne Löcher. Mathy ſaß bei dem Manne nieder, und was er von dieſem erfuhr, erſchien ihm wie aus anderm Jahrhundert. Salomon Gutknecht war auch ein Heimatloſer und hatte ſich ſelbſt, ohne Jemand zu fragen, das kleine Haus gezimmert, in dem er Sommer und Winter lebte. Seine Eltern waren aus einem andern Schweizerdorf als Landfahrer in den Bettlachberg gekommen und hatten ſich dort eigenwillig eine Hütte gebaut, aber zweimal wurde ihnen die Hütte niedergebrannt und Salomon glaubte, daß es die Bürger von Bettlach gethan hatten, um die fremde Familie zu vertreiben. Salomon lief als junger Geſell aus der Wildniß, ſchlug ſich als Reisläufer zu Kriegsvolk und ging mit den Franzoſen nach Neapel. Dort war ihm des Eſſens zu wenig, er begehrte einfache Koſt, aber die Schüſſel gefüllt; er wurde alſo fahnenflüchtig und ſtellte ſich dazu ſtumm, hing ſich eine Suppenſchüſſel um, und wenn er angehalten wurde, hielt er die Schüſſel hin und forderte durch Geberde zu eſſen. So kam er durch ganz Italien bis Baſel, dort trat er wieder in ein franzöſiſches Regiment, das nach Spanien marſchirte. Wenn die Franzoſen ſpaniſche Prieſter fingen, welche verdächtig waren, Kameraden zu Tode gemartert zu haben, dann riefen ſie den ſtarken Schweizer mit dem Schmiedehammer, und er mußte die Gefangenen mit langen Nägeln an die Bäume ſchlagen. Aus Spanien zog er mit ſeinem Regiment nach Deutſchland. Dieſes Land lobte er. Er hielt auch etwas von Napoleon. Als ihm Mathy mittheilte, die Franzoſen wären noch immer nicht ruhig, erwiederte er bedächtig: „Daran iſt wol ihr König ſchuld, weil er ihnen nicht genug zu thun gibt; Napoleon gab ſeinen Knechten immer Arbeit genug, Proviant gab er ihnen nicht mit auf die Reiſe, nur Pulver und Blei, damit verſchafften ſie ſich Eſſen genug.“ Nach dem Sturz des Kaiſers ging er heim ohne ſeinen Abſchied zu verlangen. Er lebte einige Jahre in den Bergen des Jura bei Sennen und Bauern. Dann lief er in neuer

Reiſe unter die Schweizertruppen in Holland, wurde Sappeur und trug den größten Bart, der zu ſehen war, ſo daß er auf Befehl des Oberſten einem Maler ſitzen mußte. Als die Schweizer in Holland verabſchiedet wurden, ging der Landsknecht wieder zu den Sennen des franzöſiſchen Jura, aber es zog ihn nach dem Bergkeſſel, in dem die verbrannte Hütte ſeiner Eltern geſtanden hatte. In demſelben Jahre, in welchem Mathy nach der Schweiz kam, ſiedelte er ſich mit ſeiner Axt am Waldesrand an, ohne ſich um einen Ammann und Heimatsrecht zu kümmern. Doch vertrug er ſich mit den Bettlachern; wenn ſie mit Roſſen auf den Berg kamen, gaben ſie ihm die Kummete in Verwahrung; er reinigte die Weiden von aufſchießendem Geſtrüpp und Steinen und wurde dafür von den Sennen bezahlt; im Heuet und zur Ernte ſtieg er in die benachbarten Dörfer und arbeitete bei den Bauern. An hellen Sonntagen ging er auch in die Dörfer zur Kirche. Aber ſchwer ertrug er die Abweſenheit von ſeinem Bau und die enge Nachbarſchaft in den Thälern. Seine liebſte Arbeit war die Hütte ſchöner zu machen. Dort friſtete er ſeine Tage durch Obſt und Erdäpfel, den werthen Sappeurbart hatte er abgeſchnitten, um den Leuten nicht ungeheuer zu werden, auch dem Rauchen entſagte er, weil es ſich nicht vertrug mit ſeiner Waldkoſt ohne Brot und Fleiſch. Wenn der Winterſturm über die Berge fuhr, ſaß er behaglich zwiſchen den Baumſtämmen, ſpähte, ob alle Fugen wohl verſchloſſen waren, und dachte an alte Zeit. Dann ſprach er laut mit ſich ſelbſt. Wenn der Schnee in der Nacht ſeine Hütte überwehte, grub er ſich am Morgen mit ſeinem Spaten einen Weg in die freie Luft. Auch der Gedanke an Krankheit erſchreckte ihn nicht, er ſagte: „Im Thale drunten hilft ja auch Niemand gegen das Sterben. Kindern droht man mit dem Butzemann, alten Sündern mit dem Teufel; ich habe beide nicht zu fürchten, ich bin ja nur ein armer Mann." — „Aber lange Krankheit im Winter?" frug Mathy. Salomon blickte nach rückwärts, wo hinter einer Holzleiſte ſein Meſſer ſteckte. Verwandte hatte er kaum, nur einen Jugendgenoſſen in Bettlach, welchen man den Studenten hieß, weil derſelbe als Knabe beinahe Latein gelernt hätte. Dieſer unterſchrieb ſeinen Namen ſtets unter Beifügung der drei großen Buchſtaben F. O. S., welche bedeuteten fuit olim studiosus.

Der Waldmann führte ſeinen Gaſt ins Freie, er wies ihm zur Linken ein ſorgfältig umzäuntes Stück Land, in dem er ſeine Erdäpfel baute, und einige Schritt höher, am Fuß einer mächtigen Buche, ſeine Ruhebank. Dort ſaß er am Abend und ſah über das Seeland und das Emmenthal hinweg zu den Rieſengipfeln der Berner Alpen, welche in der Abendſonne glühten, wenn die Hütte im tiefen Schatten lag. Dort war er am glücklichſten. Als Deutſcher hatte er aber doch einen geheimen Wunſch. Da er zu Beſançon in Garniſon lag, ſah er einen Thiergarten, nichts, was er in der Welt geſchaut, hatte ihm ſo gefallen. Darum trug er ſich mit dem Plan, bei ſeiner Hütte auch ſo etwas anzulegen. Weil es mit Bären und Löwen nichts ſein konnte ſchon wegen der Koſt, ſo dachte er an Ohreulen, einen Fuchs und anderes kleines Waldgethier. Aber ſein Leidweſen war die Zeit der Ernte, wo er unten bei den Bauern weilen mußte. Wer ſollte da die Käuze füttern? Dieſe Schwierigkeit konnte er nicht überwinden. — Mathy ſaß lange bei dem alten Kriegsknecht und lud ihn beim Abſchied zu einem Beſuch nach Grenchen. Einmal kam Salomon, Frau Anna ſetzte ihm Kaffe vor und andere Herzſtärkung, er genoß mit Dank und ſah ſich bedächtig Alles an, Hausrath und Kinder. Beim Abſchied aber ſagte er: „Ich komme nicht wieder, weil ich zu arm bin Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Dennoch führte ihn die Noth wieder zu den neuen Bekannten. Ein Landjäger war an die Hütte gekommen um ihn zu vertreiben; er könne ſchlechtes Geſindel beherbergen, er habe in ſeiner Hütte ſechs Blechlöffel, das ſei verdächtig; und der

Ammann von Bettlach ließ ihn fordern und ſagte ihm: jeder Menſch ſolle in ſeiner Heimatgemeinde leben und einen Beruf oder Stand haben, Salomen gehöre nicht nach Bettlach. Salomen antwortete: er habe den Armuthſtand erwählt, der ſei ihm der liebſte, zu arbeiten begehre er nicht, wenn er ohne das leben könne. Die Armen könnten auch nur wenig ſtehlen, denn man vertraue ihnen nichts an, nur den Reichen. Darauf verfertigte ihm Mathy ein Büchel, worein er ihm ein Zeugniß guten Leumunds ſchrieb, und Salomen ging in die Dörfer und ſammelte viele Unterſchriften für ſeinen Leumund. Da mußte der Landjäger weichen und Salomen durfte in ſeiner Hütte bleiben; er aber ſagte zu Mathy mit verlegenem Lächeln, wenn der Landjäger wiederkomme ihn zu vertreiben, ſo werde er dieſen mit der Waldaxt erſchlagen, ſeine Hütte anzünden und ſich in die Flamme ſtürzen. Er hätte zuverläſſig Wort gehalten. — Mathy ſchrieb endlich in das „Solothurner Blatt“ (Nr. 101, 19. December 1838) einen Artikel: „Salome der Weiſe“ und bewirkte dadurch, daß der harmloſe Mann bei den Gemeindebehörden größere Rückſicht fand, und daß ſein einſames Leben durch manche kleine Freundlichkeit der Umgegend erleichtert wurde. Mathy ſelbſt beſuchte ihn ſeitdem oft mit ſeinen Schülern oder mit Gäſten, und dem Einſiedler machte ſolcher Beſuch Freude. — Als er älter wurde, fühlte er ſich doch hilflos und fügte ſich zuletzt darein im Dorf unter Menſchen zu ſterben. Seine Hütte wurde von den Bettlachern abgetragen, aber die Erinnerung an ihn und an ſeine gute Freundſchaft mit dem fremden Lehrer dauert noch in der Gegend.

Während Mathy Andern hilfbereit war, empfand er ſelbſt den Druck der engen Verhältniſſe. Denn in dem Dorf war der literariſche Erwerb, auf den er immer noch angewieſen war, ſehr unſicher, er merkte, daß er für die Allgemeine Zeitung wenig zu berichten hatte, am bequemſten war ihm, für das „Solothurner Blatt“ Beiträge zu liefern, oder nach Conſtanz für den „Leuchtthurm“, und zuweilen für die „Seeblätter“, deren Redacteur Fickler genau zehn Jahre, bevor er durch Mathy verhaftet wurde, dieſen als Mitarbeiter für ſein Blatt zu werben ſuchte. Mathy hatte für die Jugendzeitungen: die Quelle und den Bilderſaal in den letzten Jahren trotz aller Hinderniſſe fleißig geſchrieben und mehr als 300 Gulden Honorar zu fordern, jetzt kam die Nachricht, daß der Verleger ſich heimlich aus zerrütteten Verhältniſſen entfernt habe, und ſtatt des gehofften Geldes erhielt Mathy zwei große Kiſten mit Lithographien, Bilderbogen und Spielen für die liebe Jugend. Das war für ihn ein harter Verluſt, und er mühte ſich ohne Erfolg, einzelne Kinderſpiele, z. B. das Kriegſpiel, für den Verkauf im Einzelnen zurecht zu machen und mit Hülfe des Elementarlehrers Tſchui in der Umgegend zu vertreiben. Einmal ſchnitt und pappte er die ganze Nacht, um dem Tſchui die Ladung zu fertigen, und ſchrieb in ſein Notizbüchel darüber: „Gutes Glück, es iſt für Weib und Kind.“

Denn der Unterhalt einer Familie, welche ſich ſtädtiſcher Bedürfniſſe nicht ganz entſchlagen konnte, war in dem Dorf koſtſpielig und mühevoll, auch gewöhnliche Marktwaaren mußten in der Stadt auf zwei Stunden Entfernung eingekauft werden; oft machte Mathy am Ende eines Arbeitstages den Weg und belud ſich mit guten Dingen für das Haus. So kehrte er an einem finſtern Abend des Jahres — es war am 8. September 1838 — bepackt mit kleinen Einkäufen der Wirthſchaft bei ſtrömendem Regen und heftigem Gewitter heim. Da ſchlug ein Blitzſtrahl nieder, fuhr an dem Stock des ausgebreiteten Schirmes herab und durch den Papierſack, in welchem Mathy Kaffeebohnen trug. Dieſer bückte ſich am Wege nieder, ſuchte in der Finſterniß die Bohnen zuſammen und ſammelte ſie in einem Tüchlein. Zu Hauſe gab er die Bohnen in der ungewöhnlichen Hülle ab, und als Frau Anna befremdet auf dieſen Einkauf ſah: „aber, ſie ſind ja naß“, verſetzte er ruhig: „ich auch“, und ging ſich umziehen. Doch das eiſerne

Geſtänge des Schirmes verrieth ihn, es war durch den Strahl ſtark beſchädigt und ſein Arm blieb lange ſteif und ſchmerzhaft.

Als der Herbſt kam, mußte der Wiederbeginn der Schule aufgeſchoben werden, weil der Ofen nicht geſezt war; ſeinen Gehalt konnte er von der Gemeinde nicht erlangen, die neugewählte Schulcommiſſion war ihm aufſäßig und er mußte nach Solothurn gehen, die Regierung um das Geld zu bitten. Zu Weihnachten war es wieder ſo: immer hatte er darauf gehalten, den Weihnachtsabend in deutſcher Weiſe zu feiern, in dieſem Jahre fehlte ihm der Muth, und er ſchrieb ſpäter an einen Freund: „Im Jahr 1838 traute ſich das Chriſtkindchen nicht herein in die Wohnung des armen Schulmeiſters. Weib, Kinder, Magd lagen krank im Bette; ihn quälten außerdem noch die Sorgen um das tägliche Brot. Das naſſe Tannenholz im ſchlechten Ofen füllte die Stube mit Rauch. Durch fingerbreite Fugen der Fenſter und Thüren wehte der eiskalte Wind über die Köpfe der Kranken. Deine Glasharmonika und Spielzeug bekamen die Buben nach und nach zur Belohnung, wenn ſie ſich ruhig Blutegel ſetzen ließen. Mir war es lieb, daß ſonſt Niemand Zeuge dieſer Zuſtände war, und wir prieſen uns bei allem Ungemach noch glücklich in eigener Wohnung zu ſein, ſo ſchlecht ſie war."

In dieſen Wochen der Sorge erhielt er eine Nachricht, welche ihn auf einige Tage die ſchwere Gegenwart vergeſſen ließ: ſein Name war auch in der Heimat von der Liſte der Verdächtigen geſtrichen, in den Verfahren, welche gegen ihn geſchwebt hatten, war endlich ein völlig freiſprechendes Urtheil erfolgt, und ihm wurde angezeigt, daß ſeinem Aufenthalt in Baden nichts im Wege ſtehe. Aber die Genugthuung, die er darüber empfand, ging unter in der Trauer um einen Verluſt, der ihn und ſeine Frau mit gleicher Schwere traf, eine liebevolle und treue Freundin in der Heimat, Frau [illegible], geborne [illegible], war unerwartet geſtorben. Sie war für Frau

Anna die ſtille Vertraute ſchwerer Sorgen geweſen, und hatte mit zarteſter Theilnahme jeden Wechſel ihres Schickſals begleitet, war auch im vorletzten Sommer nach Bad Grenchen gekommen und hatte einige Tage mit den Freunden in heiterm Verkehr verlebt, ein hochſinniges Weib von ſtattlichem Weſen, ſchön an Leib und Gemüth. Einige Tage trug Mathy die Trauerkunde allein, er wagte nicht ſeiner Frau Mittheilung zu machen. Es war ein edles Stück Poeſie, die den Einſamen durch ihren Tod verloren ging, die Büſte der Verſtorbenen ſtellte ſpäter Frau Anna in dem Arbeitszimmer ihres Gatten auf. Das war die leidvollſte Zeit in Grenchen, und Mathy ſchrieb damals in das Notizbuch: „Elendes Leben, wenn ich nicht auf Unſterblichkeit hoffe, ſo werde ich durch die Ueberzeugung von Sterblichkeit getröſtet.“

Aber wieder kam das Frühjahr, es hing ſeine Blüthen an die Bäume hinter dem Schulhauſe und deckte die Matten mit hellem Grün; der belebende Luftſtrom, der von den Höhen in das Thal wogte, gab dem Lehrer ſtärkere Spannkraft. Mit der Schule ging es im Jahre 1839 rüſtig fort, die Regierungsherren aus Solothurn erwieſen dem Lehrer beſondere Hochachtung, die Knaben hingen treu an ihm und wären für ihn durchs Feuer gegangen, die Sitte und der Corpsgeiſt, die er den Schülern gegeben, gefielen im Dorfe, die Eltern der Schüler nahmen warm Partei für die Fremden, die Familie Girard hielt tapfer zu ihnen, auch die Gegner merkten, daß es nicht gewöhnliche Leute waren, die in dem kleinen Schulhaus wohnten. Der gutmüthige Kaplan ſah zuweilen ſehnſüchtig nach Mathy's Hauſe hin, in das er ſich wegen des Pfarrers nicht wagte, und ſogar der Pfarrer zog ſich von offenen Angriffen mit der Erklärung zurück, er wolle nichts von der Secundärſchule hören, wolle auch nicht Widerſpruch erheben, daß die Gemeinde dafür ſorge, und wolle keine Gründe für ſein Verhalten angeben. Er beſchränkte ſich ſeitdem auf den kleinen Krieg, auf völlige Nichtbeachtung der Schule und auf düſtere

Andeutungen über die Folgen im Jenſeits, die er zu gläubigen Frauen murmelte. Mathy zog jetzt in ein ſtattlicheres Haus, es war Häni's Hûs, damals das zweite Haus links, wenn man von Solothurn hereinkam — es hatte einen kleinen und einen großen Garten mit ſechzig Obſtbäumen, auch einen hübſchen Stall, in dem er mehre Pferde unterbringen konnte, es kam aber nur eine Gais hinein. Dort vermochte die Hausfrau ſich ein wenig bequemer einzurichten.

Auch unter den Dorfleuten lebte ſich die Familie ein. Ebenſo ſehr als die Schule half ihnen ihre Häuslichkeit, die Freundlichkeit gegen Nothleidende und die thatkräftige Theilnahme an Allem, was den Eingebornen in Freude und Leid geſchah. Daß der Mann und die Frau ſo gute Leute waren, das rührte den Grenchnern zuerſt das Herz. Sie ſahen wie er den ganzen Tag arbeitete und für Frau und Kinder ſorgte. Freilich, um die eigene Bequemlichkeit kümmerte er ſich wenig. Das hellbraune Röcklein, in dem er ſein Examen gemacht hatte, trug er lange trotz der Einwendungen, welche Frau Anna dagegen erhob, und wenn ſie den Hausrock einmal der beſſernden Nadel unterwerfen wollte, lehnte er das wol mit den Worten ab: „Du haſt ſonſt ſchon genug zu thun.“ Aber Andere, die er liebte, ſollten ſtattlich erſcheinen. Vor dem Spaziergange half er ſelbſt ſeine drei Kleinen anziehen, er ſah ſcharf darauf, daß die Kinderſtiefelchen blank waren, half ihnen die Halskragen umlegen und putzte die Stahlſchnalle des Gürtels. War ein größerer Honorarbetrag eingegangen, ſo gab er die erſten Goldſtücke in der Stadt auf Shawl oder Kleid für die Hausfrau aus. Für ſeine Kinder hatte er bei der angeſtrengteſten Arbeit ſtets Zeit, ſeine Liebe und Geduld ſchien unerſchöpflich. Er legte unverdroſſen die Feder nieder, wenn ſie baten, ſchnitzte ihnen Bogen und Pfeil, er zankte nicht, wenn Auguſt den Pfeil im Zimmer abſchoß und den einzigen Spiegel der Wirthſchaft zertrümmerte; ſie zu erfreuen war er bei dem knappen Haushalt immer reich an Gaben und überreich an Erfindungen.

Noch ehe die Kleinen leſen lernten, wußten ſie zahlloſe Märchen, Kinderſprüche, Gedichte, deutſche und antike Heldenſagen zu erzählen. Die reichbegabten wurden dadurch in hohem Maße mittheilend und erfinderiſch, es war auch für Erwachſene eine Luſt, mit dieſen friſchen Seelen zu verkehren, welchen die Eltern in ihrer Einſamkeit die volle Poeſie und Innigkeit der Empfindung, aber auch kluge Gedanken zugetheilt hatten. Die holdſelige Anmuth und Friſche der Kleinen war ſo ungewöhnlich, daß ſie überall im Dorf angelacht und in die Häuſer geladen wurden, und wenn ſie nach der Stadt kamen, blieben die Leute ſtehen und rieſen ihnen zu. Sie wurden auch Lieblinge der Hausfreunde, von denen Profeſſor Rochholz mit beſonderer Zärtlichkeit für ſie beſchäftigt war. Er hatte das Jahr vorher in Aarau, wo Mathy wenig ausging, den dreijährigen Auguſt einmal mit auf's Eis genommen, das Kind war in eine offene Stelle gerathen, er hatte das unterſinkende mit eigener Gefahr gerettet und in ſein Tuch geſchlagen. So trug er ſelbſt bebend im Nachſchreck den Kleinen nach Hauſe. Das Kind umſchlang mit ſeinen Händchen feſt den Nacken des Mannes, drückte den Kopf an ſeine Wange und ſagte ihn küſſend leiſe: „mein Lebensretter"; die Bedeutung des Wortes, das ihm wol früher in das Ohr geklungen, war ihm plötzlich aufgegangen. Seit dieſer Zeit beſtand zwiſchen den Beiden, dem Mann und dem Knaben, ein beſonders inniges Verhältniß, und Auguſt ſagte die Kindergedichte ſeines Freundes ſtets mit ſtrahlenden Augen und ungemeiner Herzlichkeit her. Auch ein tapferer Knabe war er. Als einſt Göggely, ein großer Storch, der im Bade gehalten wurde, zornig mit ausgeſpreizten Flügeln gegen den Kleinen losfuhr, breitete dieſer mit den Händen ſein Röcklein auch zu zwei Flügeln aus und fuhr ebenfalls gegen den Storch, ſo daß Göggi umkehrte. Auch oben auf der Bergweide kam er einſt mit dem jüngern Bruder der Herde zu nahe und Muni, der Stier, brach brimmend auf die Kinder ein, da pflückte Auguſt einen hohen Enzian und ſchwang den Blüthenſtengel ſo kräftig gegen den Stier, daß dieſer bei Seite ging, worauf der Kleine ſich lachend in das Gras warf.

In den Winterabenden war die liebſte Freude der Kinder eine ſchöne Laterna magica, die ihnen Rochholz ſchon in Aarau geſchenkt hatte. Damals war an einem der erſten Abende, wo der Vater das Kunſtwerk ſpielen ließ, das große Erdbeben geweſen, das Gehäuſe hatte heftig geſchwankt und die Gläſer geklirrt. Jetzt ſorgte der Vater für größte Mannigfaltigkeit der Bilder, erzählte dabei Geſchichten und machte dieſe durch die Figuren deutlich. Darum, wenn das bunte Zauberlicht auf die Wände fiel, empfanden die Kleinen in den farbigen Geſtalten alle Herrlichkeit der Welt, alte Helden, fremde Völker, Palmen und Löwen.

Als zum zweitenmal in der Dorfſchule das Weihnachtsfeſt gefeiert wurde, war beſſeres Behagen, und Mathy ſchrieb an den Freund, der zum Baume geſteuert hatte, in dieſem Jahr: „Es lebe das Chriſtkind von 1839! Du, wie allemal der Kinderbeglücker! Ich hatte dazu noch über meine Kräfte mich angeſtrengt. Diesmal, dacht' ich, können wir's machen; wer weiß, wie es nächſtes Jahr ausſieht! Faſſen wir den Augenblick beim Schopf und richten eine echt deutſche Beſcherung her! Alſo ward ein Baum hergeſchafft, ſo groß, daß wir ihn ganz nieder ſtellen mußten, voll Zuckerwerk gehängt, daß nichts mehr daran ging, als Hauptzierde dein ſchöner Lebkuchen mit dem Kreuz; Kränze von Roſinen, dazu die Zuckerkugeln und Feigen, weiße Wachskerzen dran. Auf dem Mooſe vorn der herrliche Grieche — die Buben wußten gleich wer er iſt; der König Diomedes, der die vier feuerſchnaubenden Roſſe hatte, die der Herkules holte; daneben aber noch eine ganz große Puppe und ein Lamm; hinten, von meiner Oellampe magiſch erleuchtet, die Thiere einer mächtigen Arche Noah, jedes künſtlich aus Holz geſchnitzt; dann für jedes Kind beſonders noch ein Teller mit Allerhand; für jeden Buben eine Flinte, ein Piccolo; dein Buch an Karls Platz, dann noch eines auf Auguſts, mit wilden Indianern, Klapperſchlangen, Soldaten u. ſ. w. — Die Seligkeit! Die Buben konnten ſchon die Nacht vorher nicht ſchlafen; der ſonſt ſchwerfällige Karl flog wie ein Vogel in die Stube; Auguſt erfüllte alle Räume mit Jubel, und dazwiſchen jauchzte die kleine Amalia! Unſer Vergnügen war nicht minder groß. Jetzt darf's ſchon wieder einmal ſchlecht kommen, wenn nur alle geſund bleiben wie jetzt.“

Die beſcheidene Hoffnung, mit welcher Mathy das neue Jahr antrat, ſollte ihn nicht täuſchen. Als ſeine Schüler vor Weihnacht zu ihm kamen, ihn um ein Spiel für das Dorf zu bitten, und er ihnen das Trauerſpiel Hans Waldmann von Wurſtemberger zurichtete, da ahnte er nicht, daß die dramatiſche Kunſt das letzte thun ſollte, um den fremden Lehrer feſt mit der Gemeinde zu verbinden. Die Proben, der feſtliche Aufzug und die drei Aufführungen des Stückes wurden das große Ereigniß des Dorfes. Er ſelbſt hat mit Laune ausführlich über den Verlauf dieſes Volksfeſtes berichtet. Nur ein kleiner Zug bleibt nachzuholen; als die erſte Aufführung ſich dem Ende nahte, der ritterliche Bürgermeiſter von Zürich ſeinen Neidern unterlegen war und enthauptet werden ſollte, da ertheilte der Darſteller des Helden — es war Tſchui, Lehrer der Primärſchule — dem abführenden Henker einen Wink, trat an den Rand der Bühne, hielt beide Hände als Schallbecher vor den Mund und brach in einen ſo mächtig ſtarken Juchſchrei aus, daß die Fenſterſcheiben klirrten und den Zuſchauern der Athem ſteckte, worauf er unter unermeßlichen Bravos bei fallendem Vorhang ſeinem finſtern Schickſal entgegenging. Dieſe unerwartete Zuthat des Helden dürfte äſthetiſcher Kritik Anſtoß geben, aber ſie war richtiger Ausdruck der begeiſterten Stimmung, in welche das ganze Alemannendorf durch die neue Kunſtleiſtung verſetzt war, zugleich ein Freudenruf über den Mann, der dieſen Feſtgenuß bereitet hatte. Und man darf wol ſagen, daß ſeitdem Mathy und die Seinen dem Dorf in einer gewiſſen poetiſchen Verklärung erſchienen. Den Zuſchauern war das innerſte Herz erſchüttert und gehoben, und ſie ließen ihm, ſolange er lebte, zu Gute kommen, daß die Poeſie ihnen einmal, wenn auch in ſehr volksthümlicher Weiſe, die Seelen ergriffen hatte.

Das Frühjahr 1840 kam, die Obſtbäume blühten wieder prachtvoll, der fruchtbare Boden des Gartens verſprach der Hausfrau, welche klug die Pflanzung leitete, unendliches Gemüſe; die Sennen zogen auf die Berge, zuerſt der von der Teufmatt, er hatte den Winter über der Hausfrau Milch und Butter geliefert, er ließ ſich's auch im Sommer nicht nehmen, alle Wochen ſchöne Sennbutter von der Matt herunter zu bringen. Auf dem untern Grenchenberg hauſte Stelli-Sebis und auf dem obern Kliſchnyders Vit, der Gemeinſchreiber, beide gute Freunde Mathy's. Da wurde es heimlich auf den Matten für die Familie, die Knaben ſprangen rüſtig den Bergweg voran, die kleine Tochter wurde auf dem Rücken die Bergſteilen im Galopp hinabgetragen. Auch das Bad füllte ſich mit Kurgäſten, meiſt ehrbare Honoratioren aus den Nachbarſtädten, ein holländiſcher Generalconſul, mehre ältliche Damen, welche jedes Jahr erſchienen, wenn aber eine heiratete oder eine reiche Erbſchaft that, dann kam ſie nicht wieder; dann Profeſſoren und Lehrer, auch einmal ein Fremder, dem es in der großen Welt zu unruhig wurde. In dieſem Jahre aber zitterte die Bewegung aus der politiſchen Welt in dem ſtillen Bade, es war wie eine Ahnung großer Veränderungen, und wie der Beginn einer neuen Zeit für die Lebenden. Auch in der Nähe war fröhliche Aufregung, und das Bad zeigte ſich großartig im Feſtkleide, denn das große eidgenöſſiſche Freiſchießen war diesmal in Solothurn, wol an 10,000 Schützen und ſoviel anderes Volk, daß alle Dörfer auf drei Stunden in der Runde beſetzt wurden. Da war um Mathy's Haus ein fröhliches Treiben, viele Haufen Schützen zogen vorbei, 800 Neuenburger mit Muſik, die Welſchen aus Waadt, Genf, Freiburg und dem Berner Jura, die Kinder ſtaunten und liefen ein weites Stück auf der Landſtraße mit. Und wenn Mathy einmal nach Solothurn auf den Feſtplatz kam, fand er dort viele warme Händedrücke und gute Bekannte aus allen Kantonen, und er lernte manchen wackeren Mann kennen. Als vollends die Schulferien kamen, löſte ein Beſuch den andern ab, darunter die Profeſſoren aus Aarau. Auch die Obſternte gerieth, unendliches Obſt und ein Aepfelſchnitz, der ſo gewaltig war, daß ein ganzer Sack nach Aarau an die Freunde, und ſogar einer in den Zollverein an die Mutter geſchickt wurde. Hätte nur einer der überkräftigen Bäume Batzen getragen, meinte Mathy, ſo wäre es geweſen wie im Paradies.

Unter den willkommenen Gäſten des Schulhauſes war jetzt auch ein Offizier, der hoch zu Roß mit ſeinem Reitknecht in das Dorf kam. Bruno Uebel war ſeit Nov. 1824 Leutenant im 2. preußiſchen Gardelandwehrregiment geweſen, hatte von 1827—1830 die große Kriegsſchule zu Berlin beſucht, Ende 1832 den Abſchied auf ſein Anſuchen in Ehren und mit beſtem Ruf erhalten. Darauf hatte er zu Bern an der Militärzeitung gearbeitet, war mit guten Empfehlungen nach Algier gegangen, den leichten Krieg kennen zu lernen, und dort dem Stabe des Marſchalls Valée zugetheilt worden. Nach ſeiner Rückkehr trat er im Kanton Zürich als Major in Dienſt. Als dort am 6. September 1839 die Berufung von David Strauß einen Aufſtand des Landvolkes erregte, kommandirte Uebel die vierunddreißig Mann Dragoner, mit denen er den Münſterplatz gegen die anrückenden Aufſtändiſchen frei halten ſollte. Die Gewehre der Bauern waren in zehn Schritt Entfernung auf die Reiter angelegt, dieſe griffen zu den Piſtolen, doch Uebel rief: „Laſſet ihnen den erſten Schuß!“. Eine unregelmäßige Salve fuhr über die Helme, die Reiter brachen ein und ſäuberten binnen fünf Minuten den Platz. Der Major aber erhielt von der kopfloſen Kantonbehörde den Befehl zum Rückzuge. Da der Weg zur Kaſerne bereits von den Aufrührern geſperrt war, rückte er mit ſeiner Schwadron aus der Stadt. Amtsbürgermeiſter Heß gab den Befehl, die Regierungstruppen ſchnell zu entlaſſen, dem Offizier wurde die Rückkehr nach Zürich vor der Hand unmöglich, denn die Leichen der gebliebenen Landleute wurden in der Kirche ausgeſtellt, die wilden Haufen vorbeigeführt und wüthend ſchrie die Menge: „Seht, den hat der Preuße Uebel erſchoſſen, dem hat er den Kopf zerhackt.“ Vergebens rechtfertigte ſich Uebel in einem Bericht, den auch die Zeitungen veröffentlichten: Er habe als Soldat den Befehl der Regierung ausgeführt, für ſeine Perſon weder geſchoſſen noch geſtochen, ſein Amt ſei nicht geweſen drein zu ſchlagen, ſondern die Truppe zu führen. Da hatte die Regierung von Solothurn den Muth, ſich den begabten Offizier zu ſichern, der auch als militäriſcher Schriftſteller Anerkennung gewonnen hatte, er wurde Oberſt und Inſpector der Miliz von Solothurn; ſein Name lebt dort in gutem Gedächtniß und in mancher Dorfſchenke hängt ſein Bildniß hinter Glas und Rahmen. Mathy hatte in mehren Aufſätzen das Verhalten der Züricher Regierung beurtheilt wie ſich's gebührte. Die gute Freundſchaft mit dem Offizier gab ihm Einblick in einen neuen Kreis von Intereſſen, förderndes Geſpräch und Freude an einem tüchtigen Mann. Als Uebel ſeine junge Gemahlin, eine geſcheidte Münchnerin, nach Solothurn brachte, erhielt auch Frau Anna ihren Antheil an der neuen Bekanntſchaft, nicht zuletzt die Kinder. Wenn der Offizier an freien Abenden vor dem Schulhauſe abſtieg und kleine Geſchenke für die Kinder aus den Piſtolenholſtern zog, da wurde der ſchlanke ſtattliche Mann, die klangvolle Stimme, die ſoldatiſche Haltung, die Pferde, welche zur Gais in den Stall geführt wurden, alle Geſchichten, welche der Soldat den Eltern erzählte, für die Kinder ein unerſchöpflicher Quell der Begeiſterung, ſie umſtanden den Gaſt mit inniger Bewunderung und dichteten ſich eine neue Welt aus Kameelen und Beduinen, ſie ſtürmten den Atlas und eroberten den Engpaß von Teniah, der kleine Karl ernannte ſich ſelbſt zum Leibkabylen des Oberſten Lamoricière, und

Auguſt, dem der Atlas eine Behauſung alles Ungeheuern wurde, erklärte einen großen Käfer, den er gefunden — es war ein Hirſchſchröter — für einen Floh des Atlas. Seitdem erſchienen in der Laterna magica am häufigſten fechtende Franzoſen und Kabylen. Es war ein kurzes, aber anmuthiges Verhältniß verſchieden geformter Menſchen. Uebel, der ſich von einem nahen Kampf im Orient überzeugt hielt und daran Antheil gewinnen wollte, ging zum zweitenmal nach Algier, dort wurde ihm in einem Gefecht der Schenkel zerſchmettert, er ſtarb zu Blidah, ein ſchöner ritterlicher Mann, von klarem norddeutſchen Verſtand und einem menſchenfreundlichen Herzen. In ihm, der für Preußen ein verlorener Sohn war, lernte Mathy zum erſtenmal einen ebenbürtigen Geiſt kennen, der aus dem eigenthümlichen Leben des preußiſchen Staats hergekommen war; wahrſcheinlich ein Unzufriedener, aber doch in Vielem, was Mathy werth wurde, von preußiſcher Färbung. Der letzte Bekannte in dem republikaniſchen Lande hatte als ein ſehr liberaler Mann im Dienſte der geſetzlichen Macht auf das empörte Volk geſchoſſen und die fanatiſche Menge hatte ihn darum als Mörder und Schlächter verflucht. Auch ſolche Beobachtungen wirken fort, ein Jahrzehnt darauf kam Mathy irregeleiteten Volksmaſſen gegenüber in ähnliche Lage.

Er merkte auch in ſeiner Nähe, daß die Liberalen in Vielem ſtrengeres Regiment führen mußten, als unter der Verwaltung regierender Familien nöthig war. In den Gemeinweſen, welche durch altſäſſige Herren geleitet wurden, war Alles perſönlich geweſen, bald Nachſicht, bald Willkür, hier Neigung und Anhänglichkeit, dort Haß und gewaltthätiger Widerſtand. Die Liberalen aber forderten Herrſchaft des Geſetzes und darum that ihnen noth, jede Stunde mit eiſerner Beharrlichkeit darauf zu halten, daß beſtehendes Geſetz mächtig war und nirgend Laune oder Gelüſt der Einzelnen oder der Minderheit dagegen übermächtig wurde. Das lehrte die Geſchichte faſt jedes Kantons und Aehnliches hatte Joſeph Munzinger, der oberſte Beamte ſeines Kantons, ſelbſt zu Mathy geſagt. Vor wenig Jahren hatte Mathy mit lebhaftem Antheil die großen Geſichtspunkte Joſeph Mazzini's beobachtet, die flammende Begeiſterung, das unruhige geheimnißvolle Treiben, ſelbſtgefälliges Spiel mit Ideen und Menſchen, weitſchichtige Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft der Welt. Jetzt war ihm in Joſeph Munzinger ein praktiſcher Politiker der Gegenwart nahe getreten, der unter ſeinen Mitbürgern ſtand in ſicherem Haushalt, ehrlichem Geſchäft, Theilhaber aller Tagesereigniſſe ſeiner Umgebung; der die Angelegenheiten ſeiner Landſchaft leitete wie ſein Hausweſen, energiſch, vorſorglich, beſcheiden, in engbegrenztem Kreiſe ein bedeutender Staatsmann. Auch Munzinger hatte in der Jugend verſucht, durch gewaltſamen Umſturz eines unleidlichen Regiments ſeinem Vaterlande beſſeres Gedeihen zu geben, auch ihm war der Verſuch mißlungen, aber er hatte ſich nicht wie jener Andere von der Heimat gelöſt, ſondern unter Verfolgung und Widerwärtigkeit ausgehalten im Volke, in der Familie, im Geſchäft, in der Gemeinde, immer mit geſundem Egoismus auf ſein eigenes und fremdes Wohl bedacht, und dadurch hatte er ſich und die Forderungen ſeiner Partei durchgeſetzt. Das war die deutſche Art, und ſie entſprach ganz dem Weſen Mathy's. Er ſelbſt war durch die nothgedrungene Thätigkeit bei der jungen Schweiz und durch den Verkehr mit Unzufriedenen aus verſchiedenen Staaten in einem Dienſt für fremde Pläne und Ziele feſt gehalten worden, jetzt war er nach ernſten Erfahrungen wieder auf die Linie zurückgekommen, welche er ſchon bei ſeiner Reiſe in die Schweiz als die Richtſchnur ſeiner Wirkſamkeit erkannt hatte. Und er fühlte den Segen und die Tüchtigkeit, welche dauerhafte Arbeit in einem feſt umgrenzten Kreiſe von Rechten und Pflichten dem Thätigen bereitet.

Er hatte in den Republiken der Schweiz viel von derſelben Beamtenwirthſchaft, Tyrannei und Willkür erduldet, die ihn einſt daheim ſo tief verletzt hatten. Durch ſeine Beobachtungen war ihm beſtätigt, daß gerade nur die eigenthümlichen Verhältniſſe der Schweiz dem Volke möglich machen, die ruhige Feſtigkeit eines monarchiſchen Regimentes zu miſſen, und daß die volksthümliche Staatsform der Schweiz nicht nach jeder Richtung der Freiheit des Mannes günſtig war. Endlich, daß die Deutſchen wegen Manchem, was ſie vor den Schweizern voraus hatten, und wegen Anderem, worin ſie ihnen nachſtanden, in der Gegenwart ſehr wenig geeignet waren die politiſche Herrſchaft völlig und allein den beliebten Helden des Tages in die Hand zu legen. Unter der Härte und in der Tüchtigkeit der Schweizer Freiſtaaten war er allmählich geduldig geworden gegen die Härten der monarchiſchen Staaten und ein billiger Schätzer ihrer Vortheile.

Enger wurden jetzt ſeine Beziehungen zur Heimat, auch literariſche und politiſche Landsleute kamen nach Grenchen, darunter der Buchhändler Winter aus Heidelberg, für Mathy ein werther Geſchäftsfreund, der ihm den Bücherverkehr mit der großen Welt vermittelte. Viel wurde bei dieſem Beſuch wegen der Rückkehr nach Baden verhandelt. In den Herbſtferien 1840 betrat Mathy nach fünfjähriger Abweſenheit als Gaſt den Boden ſeiner Heimat, er ging ſeine Mutter zu beſuchen, die damals in Waldshut lebte, ſeine Rückkehr ſehnlich wünſchte und von ſeinem hohen Beruf innig überzeugt war. „Was wäre er jetzt, wenn er im badiſchen Dienſt hätte bleiben können?“ ſagte ſie zu einem Freunde des Sohnes. „Wahrſcheinlich ein Rath,“ meinte dieſer. „Nein“, rief die Mutter ſtolz, „Miniſter.“ Sie ſollte die Erfüllung dieſes Ausſpruchs nicht erleben, es war das letzte Wiederſehen.

Mathy empfand ahnend, daß die Entſcheidung über ſeine Zukunft nahe ſei. Zwar in Grenchen ſelbſt, in den engen Verhältniſſen der Dorfſchule, durfte er ſeine Kraft, die Frau und die heranwachſenden Kinder nicht feſtbannen, wol aber war in der Schweiz ihm Vieles, und er ſelbſt nicht Wenigen werth geworden, mancherlei Ausſichten eröffneten ſich, Ertheilung des Bürgerrechts im Kanton Solothurn, eine höhere und beſſer ausgeſtattete Lehrerſtelle; auch Gelegenheit zu anderer Thätigkeit war geboten, er hatte z. B., durch ſeinen alten Geſchäftsfreund Dr. Schneider aufgefordert, bei der Culturfrage eines weiten Landſtrichs — Regelung der Juragewäſſer — das Protokoll in den Sitzungen geführt und mehrmals Geſetzentwürfe ausgearbeitet, er war mit den Verhältniſſen der Schweiz beſſer vertraut als manche eingeborne Politiker, und Munzinger wünſchte aufrichtig ihn dauernd der Schweiz zu gewinnen. Auch die Schweizer beurtheilte er jetzt weit anders als im erſten Jahre unter den Flüchtlingen. Er ſah, die Miſchung von Selbſtſucht und Opferfähigkeit war hier eine andere als in dem Deutſchen, der Ausdruck heiterer Hingabe vielleicht ärmer, das Gefühl im Herzensgrund nicht weniger kräftig. Jetzt war er zu der Gemüthsſeite durchgedrungen und er empfand, wie wohlthätig die naive unverkünſtelte Empfindung ſeiner Umgebung ihm wurde. Aber er ſah auch die Hinderniſſe, welche dem Fremden entgegenſtanden, und die Schwierigkeit ſeiner Stellung in den Parteikämpfen und den auswärtigen Verwicklungen, durch welche die Schweiz gerade jetzt wieder bedrängt wurde. Er war vor fünf Jahren dem böſen Wetter ausgewichen, welches die Hoffnungen der deutſchen Liberalen niederſchlug, aber er hatte immer die Heimkehr erſehnt und geſucht, er durfte hoffen, daß die Erfahrungen der letzten Jahre ihm auch daheim zu Gute kommen würden.

Da kam Ende Oktober 1840 ein alter Bekannter, Buchhändler Groos, aus Mannheim nach Grenchen und bat ihm die Stelle eines Redacteurs bei einer größeren neu zu gündenden Zeitung an, welche in Karlsruhe erſcheinen und im Sinne der liberalen Oppoſition des Landtages geleitet werden ſollte; die Bedingungen waren nicht glänzend, aber unvergleichich beſſer als die Stellung in Grenchen, das Unternehmen hoffnungsvoll, eine thatluſtige, ſehr volksthümliche Landtagsoppoſition, der Redacteur in feſter Verbindung mit den liberalen Poltikern der

Heimat, es war genau der Weg, welcher für Mathy eine Einwirkung auf die Politik Badens möglich machte. Es iſt bezeichnend für ihn, daß er mit dem niedrigen Gehalt — 1000 Gulden — ohne Weiteres zufrieden war, und nur forderte, der Verleger ſollte ſich Gewißheit verſchaffen, daß Mathy's Betheiligung der Zeitung nicht Nachtheil bringe und daß ſeine Perſon nicht polizeilichen Mißhandlungen ausgeſetzt ſein werde. Auf dieſe Bedingungen ging Groos gern ein, ein anderer Redacteur Fiſcher, ſollte unterzeichnen, Mathy aber ihm gleichberechtigt ſein.

Als es aber zum Abſchied kam, als Joſeph Munzinger ſeine Hand feſt hielt, als ſeine Schüler mit Thränen in den Augen zum letztenmal leiſe die Treppe hinab ſtiegen, und als in der Stunde der Abreiſe das ganze Dorf ſich um ſein Haus drängte, da wurde den Scheidenden die Rührung übermächtig, und Beiden war als ob ſie in das Dorf gehörten und ſonſt nirgends andershin in der Welt. Und wie es jenen harten Einſiedler nach dem Bettlachberg zurückzog aus der weiten Welt, ſo blieb auch ihnen bis in ſpäte Lebensjahre die Sehnſucht nach dem Thal, in dem ſie ſo arm geweſen waren, und doch ſo reich an Liebe.

Der Präſident und Kleine Rath des Kantons Solothurn aber ſchrieben für Karl Mathy, Secundarlehrer in Grenchen, folgendes Zeugniß:

Hochgeehrter Herr! Die Erziehungscommiſſion zeigt Uns mit Schreiben v. 1. l. M. an, daß Sie auf den 20. Chriſtmonat nächſthin Ihre Entlaſſung als Secundarlehrer in Grenchen verlangen, da Sie in eine für Ihre perſönlichen Verhältniſſe gedeihlichere Thätigkeit berufen ſeyen. Nach den eingegangenen Berichten hat in den drei Jahren Ihres Wirkens, vom 9, März 1838 an, die Schule, welche Sie grade in ihrem Entſtehen übernahmen und geiſtig gründen halfen, trotz den vielen Hinderniſſen die erfreulichſten Ergebniſſe geliefert. Um ſo dankenswerther war Ihr Eifer, als Sie, zu einer größeren Laufbahn befähigt, einen Ehrenpunkt darin ſetzten, ſich ungetheilt auch einem kleinen Wirkungskreiſe hinzugeben. Aber nicht nur als trefflicher Lehrer haben Sie die volle Anerkennung und Dankbarkeit der Schulbehörden, ſondern auch durch Ihr Betragen als Privatmann allgemeine Achtung und Liebe verdient.

Wenn Wir Ihnen davon Zeugniß zu geben Uns verpflichtet halten, müſſen Wir zugleich unſer Bedauern ausdrücken, daß Ihre Privatangelegenheiten Ihnen nicht länger erlauben, in Ihrem Wirkungskreiſe fortzufahren. Indeſſen können Wir nichts anderes, als Ihnen hiermit die verlangte Entlaſſung auf das Ehrenvollſte zu ertheilen und den Dank für Ihre mehrjährigen Leiſtungen als Secundarlehrer zu Grenchen auszuſprechen.

Anmit benutzen Wir den Anlaß, Sie Unſerer vorzüglichen Hochachtung zu verſichern.

Solothurn, 2. Dec. 1840.

Der Präſident.
J. Munzinger.

III.

Der Abgeordnete.

1.

Nach der Heimkehr.

Von den Gärten des ſüdlichen Badens, in denen die Rebe zur Winterzeit ohne Bedeckung dauert, bis zu den letzten Dünen des preußiſchen Strandes, an welche die Oſtſee ihren Bernſtein wirft, von Lörrach bis Memel, ſind in gerader Linie über Berg und Waſſer ungefähr 180 Meilen, die längſte Entfernung, in welcher Deutſche des Zollvereins ohne Unterbrechung neben einander wohnen. Groß iſt der Unterſchied in den Lebensgewohnheiten der Menſchen aus dem neuen Staat des Oberrheins und aus den alten Provinzen des preußiſchen Staates. Sehr ungleich auch die Geſchichte und die Staatskraft der beiden politiſchen Einheiten, von denen die ſüdliche auf altem Coloniſtenland der Sueben und Burgunder, der Alemannen und Franken erwachſen iſt, die große im Norden auf uraltem Heimatland der Sueben und Burgunder, welches ſächſiſche und fränkiſche Auswanderer im Mittelalter von den Slaven zurückgewannen. Manche Aehnlichkeit aber rechtfertigt einen Vergleich, nicht nur ſind beide Staaten Gebilde der neueren Zeit und durch ihr Fürſtengeſchlecht aus verſchiedenen Stämmen zuſammengeſchloſſen, beide bedurften auch ſeit dem

Pariſer Frieden ein großes Staatsmittel, um ihren Beſtand zu ſichern und ihre Bürger für die Idee des Staates zu erziehen. Dieſe politiſche Turnanſtalt war in Preußen die allgemeine Dienſtpflicht und Landwehr, in Baden die Rednerbühne des Landtags. Beide Einrichtungen, welche die beiden entgegengeſetzten Pole deutſchen Lebens, Zucht und Freiheit, darſtellen, haben nach einander entſcheidenden Einfluß auf die Bildung eines deutſchen Einheitsſtaates ausgeübt. Jede freilich nach dem Maße der Staatskraft, deren Zwecken ſie dienen ſollte. Leicht verſtändlich für Liebe und Haß iſt die Arbeit der preußiſchen Bataillone in den böhmiſchen Thälern und was darauf folgte, weniger leicht iſt die richtige Würdigung der langen geiſtigen Arbeit, welche vorausgegangen. Aber die That der Preußen vollbrachte nur was der Rath der Einundfünfzig von Heidelberg achtzehn Jahr zum großen Theil vorher begehrt hatte. Vieles Gewaltige, das im Jahr 1866 und den folgenden praktiſch lebendig geworden iſt, war bis in Einzelheiten Ausführung der großen Forderungen, welche der Südweſten Deutſchlands durch lange Arbeit der Volksvertreter formulirt hatte. Es war nicht die zweite Kammer Badens allein, welche dieſe Forderungen ſtellte, auch die Heſſen und Schwaben dürfen ihren Antheil beanſpruchen, aber die Bedeutung Badens als Vorſchule für die politiſchen Ideen, auf denen unſer heutiges Staatsleben gegründet iſt, war doch die verhältnißmäßig größte.

Es war auch kein Zufall, daß ſchon im Jahr 1840 in Baden lebhafter als bei Schwaben und Baiern empfunden wurde, wie doch die Führung der deutſchen Geſchicke bei dem großen ſchweigſamen Staatskörper Preußens ſtand. Denn der Kriegslärm von Frankreich her bedrängte zumeiſt Baden. Auch wer in Baden ſelbſtgenügſam rühmte, daß der Südweſten Deutſchlands der tapfere Vorkämpfer der Freiheit war, und wer mit Groll und Abneigung von den preußiſchen Helden des Exercierplatzes zu ſprechen pflegte, bemerkte ſeit 1840 plötzlich, wie ſehr durch die Geſchicke Preußens die Thaten ſeines eigenen Landtags gerichtet wurden. Der Thronwechſel in Preußen war die letzte Hoffnung der badiſchen Oppoſition geworden. Denn gerade im Jahr 1840 hatte der Großherzog von Baden dem Druck der Metternich'ſchen Politik völlig nachgegeben. Winter war geſtorben, ſein Nachfolger Nebenius 1839 zurückgetreten. Ein Diplomat, von Blittersdorff, war in das Miniſterium gerufen, um dem conſtitutionellen Unweſen ein Ende zu machen. Aber die Zeit war unglücklich gewählt, in Frankreich wurden durch das Miniſterium Thiers die alten Gelüſte nach der Rheingrenze in geräuſchvollem Wortſchwall lebendig; die Gefahr eines Rheinkrieges machte gerade in Baden unpraktiſch, die Leidenſchaften durch grelle Rechtswidrigkeiten zu reizen, und die Ereigniſſe in Berlin machten ſehr unwahrſcheinlich, daß der Bundestag fortan in der alten Weiſe dem öſtreichiſchen Willen folgen werde. Zum zweitenmal ging durch die ſüddeutſchen Landſchaften die Hoffnung, daß die alte Zeit der harten Bevormundung vorüber ſei und der Tag freier Regung gekommen. Wieder begann die Arbeit der Preſſe. Unglücklich gewählt war auch der Anlaß, den das neue Miniſterium in Baden für ſeine rückſchrittlichen Maßregeln im Jahr 1841 ergriff. Die Verweigerung des Urlaubs an Staatsdiener, welche zu Abgeordneten gewählt waren, verſetzte nicht nur die Oppoſition, auch das treue Beamtenthum in lebhafte Unruhe. Zwar verweigerte das Miniſterium nur ſolchen Beamten den Urlaub, welche in wichtigen Fragen nicht nach Wunſch der Regierung ſtimmten, und die Mehrzahl der Beamten wußte ſich von dieſer Vermeſſenheit rein, aber Herr von Blittersdorff hatte im Eifer des Wortgefechts die Staatsdiener mit Werkzeugen verglichen, die man zerbricht, wenn ſie ſich nicht fügen wollen, das war ein Angriff auf das Selbſtgefühl gerade der anſehnlichſten Staatsdiener, welche in der Verfaſſung längſt das Mittel gefunden hatten, ſich in der Hauptſtadt Erholung, Vortheile, Beförderung oder Beliebtheit beim Volke zu verſchaffen. Der Miniſter war verfaſſungsmäßig im Unrecht, denn ſchon im

Jahr 1820 war zwiſchen der Regierung und der Kammer die Urlaubsfrage der Beamten geregelt worden, der Angriff gegen Volksvertreter und Beamtenthum zugleich war aber auch der größte politiſche Fehler, er lockerte die beiden Grundpfeiler des Regentenhauſes zu gleicher Zeit: Verfaſſung und Büreaukratie.

So war im Anfang des Jahres 1841, als Mathy in die Heimat zurückkehrte, das geſammte Volk wieder zu reger Theilnahme an der Politik herangezogen, das Beamtenthum beſorgt und unzufrieden, die alte Oppoſition durch neuen Muth belebt; und er war berufen worden, weil die Liberalen fühlten, daß ihnen noth thue ſich durch neue Kräfte zu verſtärken.

Der Abſchied aus der Schweiz, die letzten Grüße der Grenchner, dann die Trauer der Freunde in Aarau, wo die Heimkehrenden noch einmal raſteten, das alles waren reine und erhebende Eindrücke. Aber von der Stunde, wo Mathy den Boden der Heimat betrat, drang beengend eine Unglücksbotſchaft nach der andern auf ihn ein. Wieder ſollte ihm begegnen, daß er beim Eintritt in neue Verhältniſſe geprüft wurde durch gehäuftes Leid. In Freiburg erfuhr er den Tod eines alten Freundes Philipp Becker, weiterhin auf dem Wege den Tod der Frau Groos, der Gattin ſeines Verlegers; als er in Karlsruhe ankam, fand er ſeinen Freund ohne Faſſung und Hoffnung, völlig gebrochen, ſo daß dem Mann jede Thätigkeit für die Zeitung ſchwer wurde.

Und die Reſidenzſtadt ſelbſt? Es waren die alten Straßen, es waren die alten Geſichter, und es war die alte Alltäglichkeit, in die er zurückkehrte. Alle Verſtimmungen früherer Jahre wurden wieder lebendig, da war der Cenſor, die Feindſeligkeit vieler Gegner des ſeligen Zeitgeiſtes, der Hochmuth und die düſtern Mienen der Beamten; er begrüßte werthe Freunde, aber auch bei ihnen fand er Beſorgniß wie es jetzt mit ihm gehen werde. Als Flüchtling war er geſchieden, jetzt erſchien er Vielen wie ein Begnadigter, deſſen ferneres Schickſal bedenklich ſei, als ein kleiner Dorfſchulmeiſter, dem es in der Fremde auch nicht gelungen war. Sogar die alten Mitglieder der Landtagsoppoſition ſahen ihm mehr ermüdet und verbraucht als gekräftigt aus. Da er fortging, ein junger Journaliſt, waren ſie ihm freundliche Rathgeber, in Vielem ein maßgebendes Vorbild geweſen; hinter dem kühlen Wohlwollen, mit dem ſie den Rückkehrenden empfingen, war bei Manchem etwas Gönnerhaftes, das jetzt ſeinen Stolz verletzte. Wie ſehr er ſelbſt gewachſen war an innerer Kraft und Erfahrung, das merkten nur Wenige. Wer aus der Heimat geſchieden iſt, weil ihn die Enge kleinen Lebens bedrängt hat, der darf bei der Rückkehr nur dann auf fröhlichen Willkommen hoffen, wenn er auswärts ruchbare Erfolge gewonnen hat. Dann ſind die alten Genoſſen ſtolz, daß er einer von ihnen war, und ſie betrachten ſeine Ehre als eine Vergrößerung ihrer eigenen; wem aber die Fremde nicht weitſchallendes Lob gegeben, dem werden die Bekannten der Heimat am erſten krittelnde Beurtheiler. Mathy war mit der warmen Empfindung heimgekehrt, daß er in das Vaterland zu ſeinen Landsleuten gehöre, und dieſer gehobenen Stimmung entſprachen wenig die beſorgten, gleichgiltigen oder grämlichen Mienen, mit denen er gemuſtert wurde. Aufs Neue ward ſeine Aufgabe ſich unter ungünſtigen Verhältniſſen eine Geltung zu erobern. Er hielt ſich ſtill zurück, lebte faſt nur in ſeiner Familie und arbeitete.

Das neue Blatt „die badiſche Zeitung“ nahm ihn völlig in Anſpruch. Der geworbene Redacteur Fiſcher erwies ſich ſeiner Aufgabe nicht gewachſen und auf Mathy fiel nicht nur die ganze Laſt der Redaction, auch die Sorge für Einrichtung und Vertrieb, es fehlte noch ſehr an Correſpondenten und Mitarbeitern und er hatte Vieles an der Zeitung ſelbſt zu ſchreiben, die nicht ein kleines Blatt, ſondern von ſtattlichem Umfang war, und täglich in acht Spalten Folio erſchien, von denen die letzten beiden Neuigkeiten der Literatur und Kunſt beſprachen, zuweilen Feuilleton brachten. Als Beilage wurden „Landtagsverhandlungen“ mitgegeben, Berichte aus der zweiten

Kammer, welche Mathy nach Niederſchrift in den Sitzungen verfaßte. Das war wieder mehr Arbeit, als wol ein anderer Redacteur auf ſich genommen hätte.

Die badiſche Zeitung mußte nach dem erſten Halbjahr den Titel Nationalzeitung wählen, weil die Regierung ſo abgeſchmackt war zu behaupten, daß ihr nachtheilig ſei, wenn ein Oppoſitionsblatt ſich badiſch nenne; ſie hat nur ein Jahr beſtanden, aber ſie gehört zu den beſten Provinzialzeitungen, welche in Deutſchland erſchienen ſind. Als Mathy begann, war die Meinung allgemein, auch unter ſeinen Bekannten, daß er aus der Schweiz eine größere Feindſeligkeit gegen das beſtehende Staatsleben mitgebracht habe und als gereizter Mann die Oppoſition ſchärfen werde. Dieſe Erwartung wurde getäuſcht. Man war überraſcht über den gehaltenen Ton der Zeitung beim Beſprechen der heimiſchen und deutſchen Verhältniſſe. Sie brachte reichlich Berichte von auswärts, alle Neuigkeiten in kurzer gedrängter Ueberſicht, auch eine Fülle von ſolchem Einzelwerk, welches dem Tagesleſer ein politiſches Blatt anmuthig macht. Außerdem größere Aufſätze aus Volkswirthſchaft und Verkehrsgeſetzgebung, wieder zum größten Theil von Mathy's Feder. Selten ſtand ein Leitartikel an der Spitze, aber die Correſpondenzen waren großentheils von dem Redacteur für den Zweck der Zeitung zugerichtet, viele eigene Anſichten in der Firma auswärtiger Briefe mitgetheilt. Wahrſcheinlich wählte Mathy dieſe Form, weil ſie den Cenſor weniger herausforderte. Um den Inhalt ſeiner politiſchen Ueberzeugungen von damals zu kennzeichnen, genügt hier ein Satz: „Für Preußen iſt der Rhein eine Beſitzesfrage; eine höhere Weihe hat er für Deutſchland, deſſen Anſprüche freilich wenig vertreten ſind, ſo lange es weder zu Land noch zur See, weder durch Geſandte noch durch eine Flagge beim Auslande repräſentirt iſt. Und doch — das einzige preußiſche Recht von Gottes Gnaden wäre eigentlich, das Haupt des vereinten Deutſchlands zu ſein!“ Es war ein gereifter Mann, der am 3. Juli 1841 (Zeichen Θ) ſo zu ſüddeutſchen Leſern ſprach.

Die Zeitung gewann Beifall und ungewöhnlich ſchnelle Verbreitung und galt für ein ſehr hoffnungsvolles Unternehmen.

Aber der Redacteur ſtand erſt im Anfange ſeiner Prüfungen; wie mit Keulen ſchlug das Schickſal ſeine Hoffnungen nieder, bis es ihn ſelbſt im Kern ſeines Lebens traf. Im Februar erhielt er aus Waldshut die Nachricht von dem Tode ſeiner lieben Mutter, er hatte ſie noch nicht geſehen, ſeit er aus der Schweiz zurückgekehrt war, ganz unerwartet kam die erſchütternde Kunde. Als er noch um die Mutter trauerte, erkrankte ſein Freund Groos, er ſaß am Krankenbett des muthloſen Mannes und wachte die Nächte bei ihm, im Juli ſtarb der Verleger und mit ihm alle Hoffnungen, welche Mathy auf die Zeitung ſetzen durfte, und alle Ausſichten, welche er für ſein eigenes Leben daran geknüpft hatte. Die Vormundſchaftsbehörde erklärte für die Hinterlaſſenen, daß die Zeitung nach Ende des Halbjahrs von dem Verlage der Handlung gelöſt werden müſſe. Mathy hatte in ſeiner hoffnungsvollen Weiſe keinen förmlichen Vertrag mit dem zuverläſſigen Freunde gemacht, und es ſtand ihm eine läſtige und nachtheilige Auseinanderſetzung mit den Erben bevor. Auch der Cenſor lebte noch und that wieder das Seine, um das liberale Blatt zu dämpfen, er quälte durch ſeine Striche, welche jetzt gewöhnlich nicht mehr durch Lücken im Text angezeigt wurden. Und während Mathy mit dieſem Mühſal rang, traf ihn in ſeinem Hauſe der härteſte Schlag. Er ſelbſt berichtet darüber nach der Schweiz in folgenden Worten:

„Lieber Rochholz! Mehr und beſſer ſoll ich dir ſchreiben, als du mir? — Nein, Bruderherz — weniger und ſchlechter. Unſer Auguſt iſt tot, unſere Amalia iſt tot. — Das iſt Alles. Du warſt der erſte Freund dieſer Kinder, du haſt ſie oft glücklich gemacht, ihre erſte geiſtige Entwickelung gepflegt und gefördert, — du fühlſt unſern unendlichen Schmerz.

Sage deiner Frau jetzt nichts für ihren herzlichen Brief als den innigſten Dank der meinigen. Antworten kann ſie jetzt nichts, wenn ſie nur leben kann. Niobe iſt Niobe; Eins oder Sieben! —

Das Schickſal hat endlich meine Achillesferſe ausfindig gemacht, gut gezielt und wohl getroffen. Die Kinder waren unſer Alles. Ihnen eine Heimat, eine Erziehung unter unſern Augen zu geben, das hat uns vor Allem bewogen die Schweiz zu verlaſſen; ich für meine Perſon wußte, daß mir hier Alles zuwider ſein würde. Jetzt freilich ſind zwei davon erzogen! O Ironie, gräßliche, des Schickſals!

Es ſind heute 18 Tage, daß ſich Amalia zu Bett legte; ſie hatte die Ruhr, welche bald die ſchlimmſte Wendung nahm, ins Nervenfieber umſchlug und nach 18tägigen Leiden am 1. Oktober Morgens 2 Uhr ihrem Engelsleben ein Ende machte. Ein Paar Tage nach ihr bekam Karl einen Ruhranfall, der aber leicht vorüberging. Als beide lagen, am 25. September geſellte ſich Auguſt dazu. Sobald Karl hergeſtellt war, ſchickte ich ihn nach Schwetzingen zu Verwandten, und ich habe Nachricht, daß er wohl und munter iſt. Auguſt aber, der muntere, in letzter Zeit geſetzte, eifrige Lerner, ſtarb heute Morgen 10¼ Uhr nach furchtbar langem und heftigem Todeskampf. Er hatte erſt ſeine Prüfung im Lyceum gut beſtanden, lernte zeichnen, woran er außerordentliche Freude hatte. Wir wendeten Alles an die Kinder. Verließen ſie auch bis zum letzten Athemzug nicht, ihre Worte ſchnitten wie Dolche in unſere Herzen, ſo voll Zärtlichkeit, Liebe waren ſie. Einen Kuß flüſterten ſie, als ſie nicht mehr reden konnten. Sie riefen ihrem Karl. „Ich bin 9½ Jahr alt geworden zu Haus," ſagte Auguſt zwei Stunden vor ſeinem Tode und als ich ihm bemerkte, daß er erſt 7½ ſei, berichtigte er es, fügte aber nach kurzem Beſinnen bei: Nein 8½, denn ich war ja ſchon 7. — O, liebſter Freund, wenn man die ſterbenden Kinder hörte, ein Stein hätte zu Waſſer ſchmelzen müſſen!

Nannchen iſt ganz erſchöpft. Achtzehn Tage und Nächte gab ſie ein Muſter mütterlicher Aufopferung. Sie hat das Unglaubliche geleiſtet. Sie muß mir bleiben und hat verſprochen ſich zu erhalten. Ich mußte am Tag Zeitung ſchreiben, Nachts wachte ich.

Die Schweiz liegt mir immer im Sinn. Kann ich Gelegenheit finden, ſo gehe ich wieder hin. Wäre ich geblieben, die Kinder lebten noch. Lebe wohl, grüße die Freunde und behalte lieb

Deinen

K. Mathy.

Heute, Auguſts Todestag, meiner Frau Geburtstag,
4. Oktober 1841."

2.

Kummer und Buchhandlung.

Eine Zeit dumpfen Schmerzes folgte. Mathy führte die Zeitung gewiſſenhaft bis zum Ende des Jahres, einige Parteigenoſſen wollten die Mittel zuſammenbringen, um das gute Unternehmen in anderm Verlage zu erhalten, er meinte mit Recht, daß es damit zu Ende ſei. Seine eigene Geſundheit war durch Nachtwachen und Kummer ſehr angegriffen, er verkehrte wenig mit Menſchen, wenn er einmal in das Freie ging, ſchritt er allein durch die Felder und beantwortete verſchloſſen die Grüße und Anreden gleichgiltiger Bekannten.

Seine Thätigkeit und ſein Schickſal hatten ihm größere Theilnahme in den oberen Beamtenkreiſen wach gerufen als er wußte oder für ſich begehrte. Es war mehrfach die Rede davon, ob man ſeine Begabung nicht wieder für die Verwaltung gewinnen könne; wurden ihm einmal darüber Andeutungen gemacht, ſo wies er ſie kurz und finſter von ſich ab.

Aus der Trauer hob ihn allmählich die Nothwendigkeit, ſich nach neuer Arbeit umzuſehen um ſeiner armen Frau willen und um das Kind, das ihm geblieben war; er ſchrieb Anfang des Jahres 1842 Artikel für das Staatslexikon, überſetzte für Rau's Archiv und trat allmählich wieder in Verkehr mit den Führern der badiſchen Oppoſition im Landtage. Im Herzen ſehnten ſich Beide, er und ſeine Frau, nach der Schweiz zurück, um dort in aller Stille für die Erziehung des Knaben zu leben, auf deſſen Haupt ſich alle Liebe und Sorge ſammelte.

Mathy trat darüber mit ſeinen Schweizer Freunden in Briefwechſel.

Aber die Liberalen in Baden begriffen ſehr wohl, welchen Werth das journaliſtiſche Talent Mathy's für ſie hatte. Mitte Januar beſchloß die Oppoſition des Landtags auf Vorſchlag von Sander, ein beſonderes Blatt für Kammerverhandlungen herauszugeben. Es war der alte Plan Mathy's, der ihm im Jahr 1835 durch das Mißtrauen der Polizei vereitelt worden war. Mathy war bereit, die Kammerzeitung wenigſtens zu beginnen, er entwarf ſofort den Plan und betrieb eifrig die Ausführung. Die Namen der Oppoſitionsglieder ſollten dem Blatte vorgeſetzt werden, Mathy ſollte Redacteur ſein. Das Miniſterium erhob wieder Anſtand gegen den Titel Landtagsblatt, welcher nur officiellen Organen zukomme, hatte aber gegen den Redacteur nichts einzuwenden. Das Blatt wurde alſo Landtagszeitung genannt, und dieſer Name erſchien den Beamten erträglich.

Bereits am 23. Januar begann Mathy ſeine Berichte. Er war die mühevolle Arbeit gewöhnt, freilich wurde ſie jetzt, wo er nicht mehr als Berichterſtatter eines Privatunternehmens ſchrieb, weit umfangreicher und verantwortlicher. Am Vormittage Kammerſitzung, in welcher er ohne Hilfe von Anfang bis zu Ende ſein Protokoll führen mußte, denn ſtenographiſche Berichte halfen damals noch nicht, am Nachmittag Einſammeln der gehaltenen Reden, Niederſchrift des Textes, am Abend Theilnahme an den Verſammlungen der Oppoſition, dann Zuſätze und Berichtigungen in der Druckerei, wo er oft bis Mitternacht zu thun hatte. Die Reden wurden gewöhnlich nicht nach ihrem ganzen Wortlaut mitgetheilt, er hatte alſo den Inhalt wiederzugeben, die Hauptpunkte ſtark herauszuheben und die dramatiſchen Zwiſchenſpiele der Kammer eindringlich darzuſtellen. Alte Uebung hatte den Meiſter gemacht, er verſtand die längſten Reden in kurzen Sätzen ſo richtig und treffend zuſammenzuarbeiten, daß der Redner zuweilen

Urſache hatte, ſich bei der Logik ſeines Berichterſtatters zu bedanken. Lauf der Debatte, Wechſelreden, bedeutſame Züge traten dabei kräftig hervor, und immer war die mühevolle Arbeit zu rechter Zeit fertig. In dieſer Art gab er ein ſo gutes und genaues Bild der Kammerthätigkeit, wie man es bis dahin in Baden nicht gekannt hatte. Die Wirkung des Blattes, welches im ganzen Land begierig geleſen wurde, war augenblicklich und außerordentlich. Mit freudiger Ueberraſchung ſah die Oppoſition, welche bedeutende Waffe ihr dadurch gewonnen war, wie ſchnell Antheil, Eifer und Vertrauen der Wähler geſteigert wurden. Natürlich fehlten auch kleine Verſtimmungen nicht, laut beklagten ſich die Gegner, daß ihre Reden in dem Berichte ungenau mitgetheilt würden — ein ungerechter Vorwurf, ſie hatten im Gegentheil Urſache, ſich bei dem Wahrheitsſinn Mathy's zu bedanken; — dann daß die Reden der Oppoſition oft ausführlicher mitgetheilt wurden als ihre — das war in der Ordnung, denn es war ein Oppoſitionsblatt. Aber auch jedes Mitglied der Oppoſition verlangte für ſich und ſeine Anträge beſonders ausführliche Beachtung, die eitlen wurden gern empfindlich und gaben ihre Reden wol gar in andere Blätter zu unverkürztem Abdruck. Jedoch Mathy verſtand mit ihnen fertig zu werden, er hatte gegenüber der Mehrzahl allerdings die überlegene Empfindung, welche ein geſcheidter Berichterſtatter von Kammerreden gegen die Helden der Rednerbühne in geheimer Seele zu nähren pflegt, er kannte genau die Mängel ihres Wiſſens und die Fehler ihrer Sprechweiſe, er behandelte die leere Eitelkeit durchaus nicht nachſichtig und vertrat ſeine Rechte in den Zuſammenkünften der Partei einigemal ſo entſchieden, daß die Empfindlichkeit ſich nur ſelten laut herauswagte. Ganz geſtillt wurde ſie freilich nicht, und daß die Thätigkeit eines Referenten für die Preſſe zwar zuvorkommende Behandlung, aber nicht gerade warme Zuneigung erwirkt, ſollte auch Mathy erfahren. Indeß, ihn kümmerte das wenig. Er durchbrach oder überſah.

Auch ſein Verhältniß zum Cenſor war jetzt ein anderes geworden. Seine Arbeit wurde nach außen durch die Führer der Oppoſition gedeckt, deren öffentliche Angriffe der Beamte vielleicht noch mehr fürchtete als die Verweiſe des Herrn v. Blittersdorff. Während der Cenſor im Anfang nur zu beſtimmten Stunden, welche ihm ſelbſt zuſagten, leſen wollte, mußte er ſich auch darin bald dem Vortheil des Blattes fügen, und der ſtärkſte Angriff, welchen die Polizei längere Zeit gegen den Redacteur wagte, war der, daß man ihn einigemal zu einer Strafe von 5 Gulden verurtheilte, weil er Anträge einzelner Mitglieder in der Eile ohne Cenſur hatte drucken laſſen. Der Abſatz der Landtagszeitung wurde ſo groß, daß ſie einen nicht unbedeutenden Ueberſchuß abwarf, und die Oppoſition beſchloß in ihrer Freude, daß dieſer Ertrag dem Redacteur zu Gute kommen ſollte.

Nur einen Monat hatte das neue Unternehmen gedauert, da wurde die Kammer aufgelöſt, aber dieſe Wochen hatten hingereicht, Mathy in eine ganz andere Stellung zu verſetzen. Er war mit den hervorragenden Mitgliedern des Landtags in feſte Geſchäftsverbindung getreten, ſein Name wurde im ganzen Lande mit Anerkennung genannt, die Regierung betrachtete ihn nicht freundlicher, aber mit Scheu. Und die Beſſeren unter den Abgeordneten fühlten ſich ihm perſönlich verpflichtet. Auch er hatte die Männer genauer kennen gelernt, mit denen er fortan auf Jahre eng verbunden ſein ſollte. Es waren alte Bekannte darunter, Itzſtein von würdigem Weſen, aber leer und unwiſſend, der mit ſalbungsvollen Phraſen und mächtigen Tiſchreden vor Allem die Frauen zu bezaubern verſtand, Welcker, der ehrliche Polterer, mit ſeiner gemüthlichen Seichtheit und dem gutherzigen Eifer, Kuenzer, der treue Freund der Aufklärung, ein katholiſcher Geiſtlicher von der guten alten Art, dann der reichbegabte, ehrgeizige, herrſchluſtige Sander, Hoffmann, vor Mathy's Zeit in Finanz und Handel der ſtärkſte Arbeiter, und unter den jüngeren Baſſermann, ein edelgeformter, beredter Mann, der ihm in dieſen Wochen von Allen am nächſten trat.

Als ſich am 19. Februar die Oppoſition in gehobener Stimmung, und wie Brauch iſt, bei Mahl und Toaſten zum letzten Mal verſammelte, fühlten Alle, daß ſie einen Theil ihrer Erfolge und Hoffnungen der Thätigkeit Mathy's zu danken hatten. Man rief ihm zu, daß er in die Kammer müſſe, es gab viel geräuſchvolles Lob für ihn, in Baſſermann war es wirkliche Herzenswärme.

Mathy's Thätigkeit war vorläufig beendet; was die Neuwahl und die nächſten Kammern für ihn bringen würden, blieb unſicher, und ihm lag die Schweiz noch immer im Sinn. Gerade jetzt erhielt er von dort einen Antrag nach dem andern. Die Gemeinde Buren, Kanton Bern, lud ihn als Lehrer zu ſich und wollte ihm das Bürgerrecht ertheilen, aber die Regierung in Bern, wo noch alte Verſtimmung nachklang, erhob Bedenken und Mathy weigerte ſich deshalb anzunehmen. Und wieder war die Rede davon, für Mathy eine Schule in Bucheggberg, Kanton Graubündten, zu gründen und ihn als Bürger aufzunehmen. Endlich beſchloß die Gemeinde Grenchen ihn dadurch nach der Schweiz zu ziehen, daß ſie ihn aus Dankbarkeit zu ihrem Bürger machte.

Das Frühjahr 1842 begann, Mathy ſiedelte mit ſeiner Familie nach Schwetzingen über, wo er ſich bei dem Schwager ſeiner Frau, Dr. Wilhelmi einmiethete und ſofort die Gelegenheit ergriff, den Töchtern ſeines Verwandten Stunde zu geben. Während er von da mit den Schweizern verhandelte, drängten die politiſchen Bekannten, er ſei für Baden nöthig und müſſe bei den Neuwahlen für die Kammer als Bewerber auftreten. Baſſermann kam und beſtand auf dem Eintritt, Welcker ſchrieb, ſeine Wahl ſolle durchgeſetzt werden. So wurde Mathy veranlaßt, ein Weinpatent zu erwerben. Um nämlich für die Kammer wählbar zu ſein, mußte man eine gewiſſe Summe entweder an direkten Steuern bezahlen oder an Beſoldung erhalten. Die erwählten Abgeordneten, welche dieſer Vorausſetzung nicht genügten, pflegten ein Patent zu löſen, welches ihnen die Berechtigung zum Weinhandel gab, und den nöthigen Steuerbetrag zu zahlen verpflichtete. Dieſe humoriſtiſche Weiſe dem Geſetz zu entſprechen war kein neuer Brauch, es hatten ſchon in der letzten Kammer wol ein halbes Dutzend politiſche Weinhändler getagt. Die Regierung hatte nicht widerſprochen, in Wahrheit fehlten in dem enggezogenen Kreiſe der Wählbaren damals allzuſehr die unabhängigen Männer, welche fähig und geneigt waren, ihre Landſchaft zu vertreten. Die Oppoſition beſtimmte den Wahlkreis Conſtanz für Mathy, Itzſtein empfahl ihn, Fickler ſchrieb für ihn in den Seeblättern, Mathy ſtellte ſich den Wählern vor und gefiel. Am 24. Mai wurde er mit großer Mehrheit zum Abgeordneten gewählt. Gleich darauf ging er, die Seinen in Schwetzingen zurücklaſſend, nach Karlsruhe, um die Landtagszeitung zu beginnen.

Die Wahl Mathy's erregte bei der Regierungspartei große Entrüſtung, erſt aus der Schweiz und aus dem Verkehr mit den gefährlichſten Menſchen zurückgekehrt, ohne Vermögen, ohne Verbindungen in der Beamtenwelt, ein Journaliſt, ein heftiger verfolgter Mann, das war ein gefährliches Beiſpiel, ſolche Wahl drohte Zorn und Ausfälle der Ortsblätter auf die Rednerbühne des Landtags zu verſetzen. Man ſuchte daher alle Mittel hervor, die Wahl für ungültig zu erklären, man trat mit der Berner Regierung in Verbindung und ſpürte in den Akten nach Beweiſen für die Anſtände: daß er in politiſcher Unterſuchung geweſen war, daß ihm eine Schweizer Gemeinde das Bürgerrecht zugeſprochen hatte, ſogar, daß er durch das Weinpatent wählbar geworden. Es gab in der neuen Kammer einen harten Kampf. Daß der letzte Einwand hinfällig ſei, wurde auch von den Gegnern zugegeben. Endlich forderte Welcker, gutmüthig und väterlich beſorgt, Mathy möge ſelbſt der Kammer Aufklärung geben, im Fall ihm dieſe überraſchenden Angriffe nicht den nöthigen Muth genommen hätten. Da ſtellte Mathy in ernſter und gehobener Haltung das Sachverhältniß dar: er ſei von dem badiſchen Hofgericht freigeſprochen, auch in der Schweiz ſei die dort eingeleitete Unterſuchung als unbegründet aufgehoben worden, die Gemeinde Grenchen habe ihm das Bürgerrecht zugeſprochen, aber die Beſtätigung durch die Kantonregierung und ſeine Annahme ſeien wegen ſeinem Eintritt in die Kammer nicht erfolgt. Und feierlich ſchloß er: „Die Hand auf dem Herzen erkläre ich, daß ich außer der Theilnahme an einer Studentenverbindung — und wenn dies eine Sünde iſt, dann ſitzen noch viele Sünder in dieſem Saale — in meinem ganzen Leben an keiner Verbindung Theil genommen habe, weder an einer politiſchen noch an einer nichtpolitiſchen, weder an einer geheimen noch an einer öffentlichen. Dieſes, meine Herren, iſt meine offenherzige Erklärung; wer es anders weiß, der trete auf, hier in dieſem Saale oder im ganzen Lande, wo er will, und beſchuldige mich der Lüge.“ (Lebhafter Beifall.)

Die beabſichtigte Niederlage war in einen Triumph Mathy's verwandelt, die Wahl wurde mit großer Stimmenmehrheit genehmigt, auch ſeine Gegner ſahen ſich zu der Erklärung veranlaßt, daß man vor dem Privatcharakter des Abgeordneten die größte Achtung empfinde; zuletzt ergriff Mathy noch einmal das Wort und benutzte den Sieg um ſeine Grenchner zu rühmen: „Der Pfad in dieſe Kammer iſt mir nicht mit Roſen beſtreut worden, er gleicht in meinem Fall dem Pfade der Tugend, der ſteil, enge, voll Dornen, aber doch zu wandeln iſt. Sie haben bereits vernommen, wie es ſich mit jenem Bürgerrecht verhält. Die Gemeinde Grenchen hat es mir angeboten. Eine Annahme von meiner Seite hat nicht ſtattgefunden. Es liegt aber meines Erachtens in jenem Anerbieten nichts, was einem badiſchen Staatsbürger Schande macht. Seit die Schweiz eine Geſchichte hat, iſt dies vielleicht das erſte Beiſpiel, daß eine katholiſche Landgemeinde einem proteſtantiſchen Fremden ihr Bürgerrecht anbietet, und nicht etwa geblendet durch ſein Gold, ſondern einzig bewogen durch ſeine Verdienſte um ihre Schule. Der umgekehrte Fall iſt häufiger vorgekommen, der Fall z. B., daß das aufgeklärte proteſtantiſche Zürich dem Dr. Schönlein das Bürgerrecht verweigert hat, weil er katholiſch iſt! — Leid thut es mir, daß die erſten Worte, die ich in dieſer Verſammlung reden mußte, meine Perſon betrafen. Ich hätte vorgezogen zu ſchweigen, bis Gegenſtände hier zur Sprache kommen, welche das wahre Wohl des Landes und ſeine Intereſſen näher berühren, — dann, meine Herren, hoffe ich, Ihnen Stoff zu geben, aus welchem Sie ein richtiges Urtheil über mich gewinnen können.“

Mathy wurde ſogleich zum Mitglied der Budgetcommiſſion gewählt, und erhielt den Bericht über die Heeresausgaben Badens. Seine erſte große Arbeit in der Kammer ſollte denſelben Gegenſtand behandeln, welcher 25 Jahre ſpäter wieder vor den badiſchen Kammern die letzte große Sorge ſeines Lebens war. Im Jahr 1842 war er noch eifrig gegen die Erhöhung des Truppenbeſtandes von 10,000 auf 16,500 Mann, welche der Bund von Baden gefordert hatte, er begehrte von der Partei Verwerfung, im Nothfall Steuerverweigerung, und war unzufrieden, daß er mit dieſem Antrag in der Commiſſion allein blieb. Unter den Gründen, welche er anführt, ſind manche, die er ſpäter ſelbſt bekämpft haben würde, in der Hauptſache ſtehen der erſte Kammerbericht und die letzte Kammerforderung ſeines Lebens nicht im Widerſpruch. Jene erſte Forderung heiſchte mehr als 1½ Procent der Bevölkerung, und das Land war damals weit ärmer als 25 Jahr ſpäter; Mathy aber begehrte Einführung der Landwehrverfaſſung und hob hervor, daß auch die geforderte Stärke das badiſche Heer nicht zu einer ſelbſtändigen Kriegsmacht forme. — Dagegen enthält die Rede Mathy's über ein Geſuch, in welchem Erhöhung des Schutzes auf Baumwollengarn gefordert war, eine kurze, aber treffliche Darſtellung ſeiner Anſichten über Schutzzoll und Handelsfreiheit, es ſind dieſelben, zu denen er ſich ſein ganzes Leben lang bekannt hat: allmähliche Minderung der Tarifſätze im Zollverein, mäßiger Schutz für eine lebensfähige Induſtrie, bis dieſelbe erſtarkt iſt, Verwerflichkeit der Zölle, welche Verboten gleich kommen. „Die fanatiſchen Schüler von Liſt verkünden mit ihrem Ruf nach Zollſchutz eine verderbliche Lehre. Nur darauf möchte ich noch aufmerkſam machen, daß die Baumwollen-Induſtrie, ſo wichtig ſie auch für Deutſchland ſein mag, doch immer auf ſchwachen Füßen ſtehen wird, weil ſie ihren Rohſtoff vom Auslande bezieht und in dieſem Bezug von Krieg und anderen Wechſelfällen abhängig iſt. Sie wird ſo lange auf ſchwachen Füßen ſtehen, bis der Zollverein die Mündungen ſeiner Ströme und ſeine Küſten gewonnen hat, bis eine deutſche Handelsmarine die Baumwolle in den Erzeugungsländern holt, und eine deutſche Kriegsmarine dieſen Kauffahrern den erforderlichen Schutz gewährt. Bis es dahin kommt, dürfte aber wol noch einige Zeit hingehen.“

Glanzpunkte der Kammer waren die Verhandlungen, welche ſich an den Vorſchlag Baſſermann's: Amneſtie für politiſch Verurtheilte, und an den Antrag Sander's: Aufhebung der Cenſur knüpften. Dem erſten folgte die große Rede Welcker's, in welcher er für Aufhebung der Ausnahmemaßregeln und Ausbau der Bundesverfaſſung ſprach, — es war das Hauptthema ſeines politiſchen Lebens, die Forderung, auf die er ſo lange zurückkam, bis der Bund aufgehoben war und der warmherzige Mann unſicher wurde, was er ferner angreifen ſollte. Gegen das Scheuſal Cenſur eiferten faſt alle alten Redner der Oppoſition. Die Regierung und ihre Vertreter erlitten eine Niederlage nach der andern, der Muth der Oppoſition ging hoch, die Landtagszeitung that ihre Pflicht. Es waren Wochen fröhlicher Aufregung für das ganze Land. Für Mathy der Beginn eines neuen Lebens; wenn er unter treuen Bekannten ſaß, dann lachte wieder der Schelm aus ſeinem großen feuchten Auge, in erhöhter Kraft arbeitete ſein Geiſt, und ein Gefühl überlegener Sicherheit das er lange entbehrt, machte ſeine

Worte freundlicher, ſein Weſen mittheilſam. Er trug zwiefache Arbeitslaſt, als Abgeordneter und Mitglied der Budget-Commiſſion den Militäretat, den ſchwerſten Bericht der Kammer, für welchen ihm umfangreiches Studium nöthig war, und als Herausgeber der Landtagszeitung ganz allein die Niederſchrift und Redaction der umfaſſenden Mittheilungen; jede Laſt ſo, daß ſie allein ſtarke Schultern verlangte. Er überarbeitete ſich auch einmal und wurde leidend, unterbrach darum ſeine Thätigkeit doch nicht. Es war ein neues Leben auch für Frau Anna. Von Schwetzingen kam ſie mit dem Sohn den lieben Abgeordneten auf einige Wochen zu beſuchen, ſie hörte mit Entzücken ſein Lob aus Vieler Munde und nahm die Glückwünſche und Huldigungen ſeiner Genoſſen entgegen. Und ſie fand Colleginnen von der zweiten Kammer zu ähnlichem Zweck in der Nähe, denn darin bewies ſich unverwüſtlich deutſche Art. Die Abgeordneten hielten ſich ritterlich gegen die Frauen, ſie begehrten, wenn ſie prachtvolle Worte für Freiheit und Vaterland ſprachen, vor Allem, daß ihre Freundinnen auch etwas davon vernahmen, und den Frauen war gar nicht zu verdenken, wenn ſie ihren Antheil an den Ehren der Männer erſehnten. Auch bei der großen Tragödie in der Paulskirche Frankfurts haben die deutſchen Hausfrauen den vielbewegten Chor gebildet und den Streit der Helden mit leiſen Wechſelſtrophen begleitet.

Aber auch die Wähler kamen in ſchöner Begeiſterung. Ein Brauer aus Lahr fuhr ein Faß vortreffliches Bier heran zur Labung der Streiter, ein patriotiſcher Dichter widmete ein Gedicht in Schwarzwälder Mundart, Zuſtimmungsadreſſen rauſchten wie ein Regen, Abordnungen brachten noch Werthvolleres, als die Sitzungszeit ſich ihrem Ende nahte. Itzſtein's alte Heldenkraft, bereits mit unzähligen Bechern beſchenkt, wurde diesmal durch einen Eichenkranz geehrt, Hoffmann erhielt einen Pokal, die Wähler von Sinsheim überſandten einen Pokal an Sander, die von Achern an Rindiſchwender, die von Weinheim und die von Freiburg zwei Pokale für Welcker. Auch aus Naſſau und Rheinbaiern kamen Adreſſen und dazu funfzig Flaſchen Hochheimer, was den Nutzen hatte, daß das Haus in der darauf folgenden Abendſitzung mit ungewöhnlichem Feuer die Cenſur verurtheilte. Mathy aber warb bei den freudig geöffneten Seelen für ein neues Unternehmen; er hatte ſich ausgedacht, die Cenſurfreiheit für Werke über 20 Bogen zu benutzen und unter dem Titel: „Vaterländiſche Hefte“ einen Band kleiner Abhandlungen in Lieferungen zu politiſcher Belehrung für das Volk herauszugeben.

Kaum war der Landtag geſchloſſen, ſo begann er nach einer kleinen Reiſe durch das Land zu Schwetzingen fröhlich die Ausführung.*) Die ſechs größeren Aufſätze, welche er dafür ſchrieb, waren für ihn die Erholung von der Arbeit. Für uns iſt nicht der wackere Inhalt das Wichtigſte, ſondern die ernſte Richtung auf den praktiſchen Nutzen, welche Mathy dadurch der Kammeroppoſition zu geben ſuchte. Als Itzſtein ihn den Kammermitgliedern zuführte, hatte er geſagt: „Hier bringe ich euch einen, wie ihr noch keinen gehabt habt.“ Und das ſollte ſich in gewiſſem Sinne als wahr erweiſen. Wer jetzt die Verhandlungen der badiſchen Kammer in jenen Jahren durchlieſt, der wird, auch wenn er frei von der Vorliebe eines Biographen iſt, zuverläſſig finden, daß Mathy, der Journaliſt, unter den badiſchen Liberalen vom Jahr 1842 und den folgenden faſt der einzige Abgeordnete war, welcher nicht als Journaliſt, ſondern als Politiker ſprach und handelte. Die geſammte badiſche Oppoſition jener Jahre krankte an dem bedenklichen Umſtand, daß ſie die Rednerbühne der Kammer in der Hauptſache nur benutzte, um gepreßtem Herzen Luft zu machen; weil das gedruckte Wort unfrei war, wurde das geſprochene Wort der Volksvertreter zu einer rhetoriſchen Stilübung, die an den Miniſtertiſch gerichtet, im Grunde für die Wähler beſtimmt war. Durch das Sprechen befriedigten ſie Gemüth und Gewiſſen. Auch wo ſie forderten, thaten ſie das wie Zeitungsſchreiber. Sie erließen offene Briefe in Form von weitgehenden, hoffnungsloſen Anträgen an die eigene Regierung, den Bundestag, die Großmächte. Sie waren in der Lage immerfort ihrer Regierung Heldenthaten zuzumuthen, obgleich ſie recht gut wußten, daß die Ausführung unmöglich war. Und ſie gebrauchten dieſes Mittel zu wirken im Uebermaß, weil ſie ſich ſagten, daß ihnen nichts übrig bleibe, als unabläſſig ihre Unzufriedenheit kund zu geben. Es iſt wahr, dieſe Gewöhnung an das Pathos weitgehender Anträge ward ihnen durch die elende politiſche Lage nahegelegt, aber ſie ſelbſt wurden die Opfer. Da ſie mehr auf den Beifall außerhalb des Hauſes, als auf unmittelbare Erfolge arbeiteten, wurden ſie Sklaven der Volksgunſt; da ſie die Regierungsbeamten unaufhörlich bedrängten und den Großherzog und ſeine Räthe durch die Zumuthung beunruhigten, gleich Lafayette oder Sir Robert Peel zu handeln, ſo kamen ſie mit den Führern des Beamtenthums durchaus in kein geſundes Einvernehmen, auch wo dieſe im Stande waren, der Kammer entgegenkommende Zugeſtändniſſe zu machen. Immer waren ſie Angreifer, die Regierung immer im Vertheidigungszuſtand, bis eine große Schickſalswendung beide rathlos fand. Da ſtanden die Mitglieder der Oppoſition betäubt und widerſtandslos vor den letzten Folgerungen ihrer eignen tönenden Volksreden, die Beamten knickten haltlos wie Rohrhalme im Hagelſturm. Unter den Wenigen, welche dieſer Kriegsführung einer ſchwachen Zeit nicht nachgaben, nicht in den Reden und nicht im Verhalten, war Mathy. Schon im Jahr 1842 iſt die gedrungene, kräftige und ſachgemäße Sprache des neuen Abgeordneten in auffallendem Gegenſatz zu den wäſſerigen oder breiten Reden der meiſten Andern; auch wo er Unrecht hatte, ſprach er als ein gedankenvoller, ernſter Mann. Er galt damals, ja auch ſpäter in der Paulskirche, nicht für einen der erſten Redner, er muthete den Hörern, welche an pathetiſchen Wortfluß allzuſehr gewöhnt waren, ſcharfe Aufmerkſamkeit zu, und ſeiner Natur fehlte der leichte Schwung und das Ausgehen auf große Wirkung, welche jedem freudigen Redner unentbehrlich ſind. Er war nicht ohne Pathos, aber die Gewalt ſeiner Empfindung äußerte ſich wie in kurzen Blitzſchlägen, denen lang rollender Donner fehlt, die Wirkung eines Augenblicks war vielleicht ſchärfer und einſchneidender, aber ſie wurde ſchnell durch neue Erwägungen gebändigt und in das Innere zurückgedrängt. Gewöhnlich ſprach er anſpruchslos zur Sache, ſelten im Anfange, er liebte als erfahrener Referent das Wort vor der Entſcheidung zu nehmen, die Gegner mit kurzen Streichen zu widerlegen, in wenig Sätzen was er wollte feſt zu formuliren. Und daher kam es, daß er auf die Abſtimmungen einen weit größeren Einfluß ausübte, als die meiſten hoch bewunderten Sprecher. Er mühte ſich wo er angriff, zuerſt den Standpunkt der Gegner zu verſtehen und er war ſehr bereitwillig an Gegnern zu rühmen, was ihm förderlich erſchien. Er brach auch auf der Tribüne einigemal beſonders heftig und verletzend heraus, und dieſer Eifer einer kräftigen Natur verleitete Parteigenoſſen und Freunde wieder zu der Anſicht, daß er von Herzen für äußerſte Maßregeln ſei. Aber in dem, was er forderte, war er immer gewiſſenhaft und bedächtig. Wichtiger noch war für ſeine Erfolge eine andere Eigenſchaft: er ſprach nur, wenn er etwas durchſetzen wollte, und er vergaß nie, daß das Wort auf der Rednerbühne nur eine, und nicht die wichtigſte Hilfe iſt, um Landtagsmehrheit und Regierung für ein Geſetz zu gewinnen. Er wollte nur das Erreichbare durchſetzen, ſein Verfahren war: Schritt für Schritt den Gegnern Boden abgewinnen, und er begriff ſehr wohl, daß auf der Rednerbühne Badens das Höchſte für Deutſchland gar nicht zu erlangen war. Darum aber, weil er nicht Redner ſein wollte, ſondern Geſetzgeber, iſt er im Kampf ſtetig gewachſen, und hat gedauert, während die Mehrzahl ſeiner Genoſſen ſich aushöhlte und verging.

---

*) Vaterländiſche Hefte über innere Angelegenheiten für das Volk, herausgegeben von Mitgliedern der zweiten Kammer (Karlsruhe, Malſch & Vogel, 1842, 1843, zuſammen 6 Hefte). Von Mathy ſind darin: die Verfaſſung und der badiſche Landtag von 1842; Papiergeld zur Unterſtützung des Eiſenbahnbaus; Vorſchläge zur Förderung der Buchdruckerei und des Buchhandels in Baden; der neue Zolltarif; eine neue Schrift gegen die zweite Kammer von Hannibal Fiſcher; Verhältniſſe der Volksſchullehrer; Schlußwort.

Unter den Einwürfen, welche die Regierungspartei gegen die Wahl Mathy's erhoben hatte, war auch der geweſen, daß der Erwählte keinerlei feſtes Einkommen habe. Der Vorwurf wurde gehäſſig vorgebracht, er war auch gegenüber dem Redacteur der Landtagszeitung nicht ganz wahr, aber er war nicht ohne Grund. Wer die öffentliche Vertretung ſeiner Mitbürger übernimmt und einen großen Theil ſeiner Zeit den Geſchäften des Landes widmet, der wird nur dann die Bürgſchaft der Stärke, Muße und Unabhängigkeit haben, wenn das Haus ſeines eigenen Lebens feſt begründet iſt, und er mit ſeinen Landgenoſſen ſicher verbunden wirkt durch Haushalt und Geſchäft. Die erſte Sorge des Bürgers gehört der Familie, die nächſte dem Kreis von Intereſſen, in welchem er für ſich arbeitet um für Andere nützlich zu werden, die dritte erſt der Uebernahme von Vertrauensämtern für Gemeinde und Staat. Wol iſt jedem Bürger die Pflicht gegen den Staat die höchſte irdiſche Pflicht, und an jeden Bürger kann in außerordentlichen Fällen einmal die große Zumuthung treten, für den Staat ſich, ſeinen Wohlſtand, ja vielleicht das Heil ſeiner Lieben zum Opfer zu bringen. Aber das iſt der Unterſchied zwiſchen dem unabhängigen Mann und dem Beamten oder Militär, die ſich dem Staate eidlich gelobt haben, daß dem zugeſchworenen Mann die Hingabe an ſein Amt in jedem Tage als die erſte Aufgabe des Lebens beſteht, denn von treuem Dienſt im Amt hängt auch das Gedeihen ſeiner Familie ab. Und wenn ſolchen Mann einmal übermäßige Arbeit für den Staat verhindert, den nöthigen Wachdienſt für das Wohl der

Seinen zu thun, ſo empfinden wir dies als einen tragiſchen Widerſtreit in ſeinem Leben und wir ſcheuen uns mit Recht, ihm einen Vorwurf zu machen. Wer aber freiwillig große Pflichten gegen ſein Volk auf ſein Leben nimmt, der vermag dieſen Pflichten gerade nur dann dauernd zu genügen, wenn er den geſunden Egoismus hat, zuerſt ſein Haus, dann die Anforderungen und Vortheile ſeines eigenen Geſchäfts feſtzuhalten. Denn nur durch die Geſundheit und Kraft, die er in den Kreiſen bewährt, welche ihn am engſten umſchließen, behauptet er Achtung und Vertrauen ſeiner Landgenoſſen. Das ſoll die Regel ſein in wohlgeordnetem Staat, in friedlicher Zeit, und jede Ausnahme hat ſich zu rechtfertigen.

Auch für Mathy war die Zeit gekommen, wo ihm eine feſte und anſehnliche Stellung unter ſeinen Mitbürgern Bedürfniß wurde. Es war am 1. November deſſelben Jahres 1842, in welchem er Abgeordneter geworden war, daß ihm plötzlich die Ausſicht auf ſolche Stellung geöffnet wurde. Baſſermann ſtellte ihm an dieſem Tage den Antrag, in Compagnie mit ihm eine Buchhandlung zu begründen. Die Thätigkeit Beider im Geſchäft ſollte nur eine Nebenarbeit ſein, die ihre politiſche Wirkſamkeit nicht hindern dürfe, ein kleines ſicheres Verlagsgeſchäft guter Bücher; von dem Ertrage ſollten die Zinſen des Anlagekapitals, welches Baſſermann faſt ganz allein einſchießen wollte, zuerſt abgezogen, der übrige Gewinn zu gleichen Theilen getheilt werden. Mit Haltung gab Baſſermann der freudigen Empfindung Ausdruck, daß er dadurch auch dem Freunde einen Erwerb zu bereiten hoffe. Der ſo ſprach, war von allen Kammerbekannten Mathy der liebſte. Ihn hatten Natur und Verhältniſſe freilich weit anders geformt. Als Sohn reicher Eltern, welche noch in Mannheim lebten, im Schutz eines gemächlichen Wohlſtandes war er aufgewachſen, er ſtand in eigenem Haushalt immer noch als der geliebte Sohn des Elternhauſes, Stolz und Freude der Familie. Das Leben hatte ihn ſelten rauh angefaßt, ein feiner Geiſt und ein warmes Herz, gute Kenntniſſe und glänzende Rednergabe machten ihn zu einem der hoffnungsvollſten Männer des damaligen Badens. Er ſelbſt hatte ſich mit friſcher Zuneigung an Mathy geſchloſſen, die Zuverläſſigkeit, die ungeheure Arbeitskraft, das gemüthvolle und dabei zuweilen demantharte Weſen erſchienen ihm wie eine Ergänzung zu ſeiner eigenen Anlage. Es waren die erſten frohen Monate einer aufgehenden Männerfreundſchaft, in welchen er ſich den Geſinnungsgenoſſen als Geſchäftsfreund zu geſellen beſchloß. Auch Mathy empfand in ſeiner warmen Weiſe den Reiz dieſes menſchlichen Verhältniſſes. Und als ihm der Antrag unter Bedingungen kam, die ſo hoffnungsvoll ausſahen, da nahm er freudig und ohne Bedenken an. Gerade dies Geſchäft war ihm nicht ganz fremd, er hatte in kleineren Verhältniſſen bereits einige Erfahrungen dafür erworben, kein gewerbliches Unternehmen ſtand in ſo inniger Verbindung mit der geiſtigen Cultur der Nation, er ſelbſt durfte ſich in umfangreichen Gebieten des buchhändleriſchen Verlags als leidlich bewandert betrachten, er durfte vielleicht auch von ſeinen politiſchen Verbindungen Vortheil für das Geſchäft hoffen.

Er verſenkte ſich ſogleich in die Vorbereitungen, ſuchte ſich über Betrieb und Gewohnheiten des Verlagshandels bei Bekannten und durch Bücher zu unterrichten, und entwarf das Rundſchreiben, in welchem das neue Geſchäft dem Buchhandel angezeigt wurde. Mit frohen Hoffnungen beſchloß er das Jahr zu Schwetzingen mit ſeiner Hausfrau und trat mit dem 1. Januar 1843 in das neue Comtoir. Er war jetzt auch als Schriftſteller ein geſuchter Mann, und die Anträge zu literariſchen Arbeiten häuften ſich, er ſollte die Mannheimer Abendzeitung übernehmen, für mehre Blätter Beiträge liefern, ſchrieb auch für die Conſtitutionelle Revue Weil's nach Stuttgart einen Artikel über badiſche Zuſtände.*) Aber er fand ſogleich, daß eine Verlagsbuchhandlung kein Geſchäft ſei, welches man behaglich als Nebenarbeit behandeln dürfe; ſie machte viel zu thun. Bald kamen die Manuſcripte, dicke Hefte darunter, deren Verfaſſer, bereits arm an Hoffnung, nach einem Verleger umher ſuchten, Werke aus entlegenen Gebieten der Wiſſenſchaft, harte Zumuthungen für einen Unternehmer, welcher ſein Geld ausgeben ſoll, damit Wenige das gedruckte Buch beachten, noch Wenigere kaufen.

---

*) Gedruckt 1843, Bd. I. Ein zweiter Aufſatz Mathy's über badiſche Zuſtände in den Conſtitutionellen Jahrbüchern von Weil: 1844, Bd. II.

In dieſen erſten Wochen bedächtiger Erwägung und Abweiſung gelang den Freunden, ein Werk für die neue Firma zu gewinnen, welches auf viele Jahre ein Lieblingsbuch der Deutſchen werden ſollte, und ein fröhlich aufblühendes Dichtertalent, das der erzählenden Poeſie ein neues Gebiet von Stoffen zuführte. Es waren „die Dorfgeſchichten" und es war Berthold Auerbach, welche in das Geſchäft und das Leben der Familie Mathy traten. Daß die Geſchichten aus dem Schwarzwald deutſche Verhältniſſe ſchilderten, daß ſie keine politiſche und ſociale Tendenz aufdrängten, daß ſie liebevoll und ſorgfältig von einem echten Dichtergemüth geſchaffen waren, dies erſchien den Leſern als eine Erlöſung von dem modiſchen Salonkram der Literatur, von unwahren, unmöglichen und nichtsnutzigen Romangeſtalten, welche damals durch deutſche Seelen mühſam unter der Herrſchaft franzöſiſchen Geſchmacks zuſammengedacht wurden. Und daß der neuen Handlung die Freude wurde, gerade dies Buch von guter und großer Wirkung den Deutſchen zu vermitteln, durfte Mathy mit Recht für ein günſtiges Vorzeichen halten. Als darauf der jugendfriſche Dichter in Mathy's Hauſe heimiſch wurde und in ſeiner herzlichen Weiſe die neuen Bekannten zu Vertrauten ſeiner Dichterarbeit machte, da öffnete ſich für Mathy und ſeine Gattin ein anmuthiger Pfad in das Zauberland der Poeſie. Der Lehrer aus dem Schweizerdorf und der Schwarzwälder Dorfſohn tauſchten in anregendem Verkehr ihre Erinnerungen, es waren ähnliche Verhältniſſe und es war in Mathy derſelbe Zug, die

Vergangenheit in warmer epiſcher Beleuchtung zu ſchauen. Beide gaben und empfingen reichlich von einander. Dem Dichter kam im anregenden Geſpräch mit den lieben Freunden die luſtige Erfindung, er theilte Gedanken und Pläne mit, wie ſie gerade lebendig wurden, und ließ die Freunde die Arbeit ſeiner erfreulichen Kraft in dem geöffneten Herzen belauſchen, und der Politiker ſpendete wieder ſicheres Urtheil und große Auffaſſung des wirklichen Lebens und gab dem Schaffenden ſeine Beobachtungen, und über Allem die Einwirkung ſeines eigenen mannhaften Charakters. Aus ſolchem Austauſch inneren Lebens erwuchs für Beide eine gute Freundſchaft. Oft noch ſollte ſeitdem Jeder von ihnen die Freude empfinden, welche neue Verbindung mit dem wohlthuenden Weſen Anderer bereitet, aber Beide bewahrten in ihren Beziehungen die liebevolle Erinnerung daran, daß ſie faſt zu gleicher Zeit, auch geſchäftlich vereint, der Nation werth geworden waren, und Beide empfanden, ſo oft ſie an einander dachten, zugleich etwas von Alpengrün und kräftigem Duft der Bergtannen.

Die meiſten Schriftſteller, mit denen Mathy zu verkehren hatte, zogen Nutzen von der warmherzigen, überlegenen und dabei doch ſo anſpruchsloſen Weiſe, womit er den gemeinſamen Vortheil wahrnahm. Freilich nicht mit Allen glückte es der Handlung ſo gut, wie mit Auerbach. So war durch einen literariſchen Freund aus der Schweiz der Ungar Vilney an die Handlung empfohlen worden, und Mathy hatte in lebhafter Theilnahme an der bedrängten Lage dieſes unförmlichen Talentes die Novellen Adelay und Toni in Verlag genommen. Aber als darauf der Schweizer Freund zu einer öffentlichen Beſprechung des Dichters aufgefordert wurde, ſchrieb er unwillig zurück, daß die Bücher ſchlecht ſeien. Da antwortete ihm Mathy wie folgt: „Ich hatte mit Baſſermann darüber geſprochen, was du zu Vilney's Büchern ſagen würdeſt. Er behauptete, du werdeſt hier wie überall die Schwächen und Fehler herausfangen und unbarmherzig geißeln. Ich widerſprach und entgegnete, du werdeſt auch dem Guten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und den glühenden Haß gegen Unterdrückung, die Begeiſterung für Menſchenwohl und Freiheit, das angeborne obgleich nicht ausgebildete Talent ebenfalls würdigen. Ich hatte mich geirrt.“ Dieſe vorſichtige und doch ſehr entſchiedene Art dem Urtheil eines Andern Richtung zu geben, iſt beſonders bezeichnend für die Perſon des Schreibenden.

3.

Stillleben in der zweiten badiſchen Kammer.

Im Mai 1843 ſiedelte Mathy mit ſeiner Familie nach Mannheim über. Sein Hausweſen wurde jetzt eingefügt in das Bürgerthum der Vaterſtadt, Frau Anna richtete wieder eine kleine Wohnung behaglich her, Karl der Sohn gedieh und beſuchte die Schule; ohne große Ereigniſſe zogen die folgenden Jahre über die Häupter der Hausgenoſſen. Mathy arbeitete auf dem Comtoir, des Abends war er am liebſten daheim bei Weib und Kind, zuweilen beſuchte er eine der ſtillen Zuſammenkünfte, welche die Abgeordneten Badens unter einander, oder mit den Geſinnungsgenoſſen der Nachbarſtaaten zu halten liebten. Am 22. Auguſt feierte das badiſche Volk den 25jährigen Beſtand ſeiner Verfaſſung mit großer Begeiſterung. Die Regierung benahm ſich ungeſchickt. Sie hätte das Feſt am liebſten verwehrt. Da die Scham dies nicht zuließ, hüllte ſie ſich in mürriſches Schweigen und überließ der Oppoſition faſt allein das Feld, die Bürgermeiſter vorher warnend und nachher wegen unerlaubten Gebrauchs der Glocken mit Haft bedrohend. Der Oppoſition aber war dieſe Feſtfeier nicht nur politiſche Pflicht, auch Genuß; denn Volksreden, Trinkſprüche und freudige Böllerſchüſſe waren damals erprobtes Rüſtzeug des Liberalismus. Die Abgeordneten vertheilten ſich als Redner über das ganze Land, und durften nach der Feier ſich rühmen, mehr Einſicht in die wahren Intereſſen des Fürſtenhauſes und des Staates bewieſen zu haben, als Herr von Blittersdorff. Mathy war nach ſeinem Wahlkreis Conſtanz gerufen, nahm aber die Einladung für Schwetzingen an, er ſetzte dort in einer ernſthaften Rede auseinander, wie viel bereits durch die Verfaſſung gewonnen und was noch zurück ſei, und betrachtete vergnügt die Theilnahme der Dorfleute, und daß auch die Schulkinder ſo zahlreich auf laubgeſchmückten Wagen herangefahren und durch Brezeln gekräftigt wurden. Nach dem Feſt faßte er die Aeußerungen der Volksſtimmung, Reden und Feſtbeſchreibungen in einer Schrift zuſammen: Die Verfaſſungsfeier in Baden, Fr. Baſſermann. 1843, welche über 20 Bogen ſtark und darum cenſurfrei, dem Lande eine unverſtümmelte Erinnerung an ſeinen Ehrentag bieten ſollte und als Vaterländiſche Hefte Bd. II im Buchhandel erſchien.

In dem ungewöhnlich langen Landtage, der vom 23. November 1843 bis zum 22. Februar 1845 dauerte und 157 Sitzungen zählte, erhob ſich Mathy gleich in den erſten Wochen mit einem ausführlich begründeten Antrag auf Herſtellung des freien Gebrauchs der Preſſe. Allerdings war die Cenſur ein Leiden der Nation, welches, wie er wohl wußte, durch den Einzelſtaat nicht beſeitigt werden konnte, aber in dieſer Bevormundung ſah er den Quell aller Verbitterung und Gefahren, welche der inneren Entwicklung Deutſchlands drohten, und in der Preßfreiheit die einzige ſichere Grundlage [illegible] geſetzlichen Fortſchritt, und er hielt ſich überzeugt, daß die Erlöſung von dieſem Alp in kurzer Zeit der mündigen Nation zu einer beſſeren Staatsordnung verhelfen werde.

Die Begründung dieſes Antrags machte das größte Aufſehen, ſie galt in Baden als ein Meiſterſtück von Landtagsarbeit und ſicherte Mathy's parlamentariſchen Ruf. In der Hauptſache iſt ſie eine Geſchichte der badiſchen Cenſur, noch heut dem Hiſtoriker werthvoll. Die Einleitung aber iſt außerordentlich bezeichnend für Stil und Denkweiſe des Redners und darf hier nicht fehlen. Mathy begann am 20. December 1843 in der Kammer, wie folgt:

„Es lebt irgendwo ein Mann, von kräftigem Körperbau und feſter Geſundheit, verſtändig und gut geartet. Der Mann dient mehren Herrn und löſt ſeine ſchwierige Aufgabe zur Zufriedenheit aller; dies beweiſen die guten Zeugniſſe, welche er beſitzt. Er half ſogar ſeinen Herrn aus einer großen Gefahr; er rettete ſie aus den Händen eines mächtigen Nachbars, der es auf ihre Habe abgeſehen hatte. In dem Kampfe, den er beſtand, hatte er ſo guten Gebrauch von ſeiner Kraft gemacht, daß ihm die Herren verſprachen, er dürfe fortan nicht mehr blindlings ihren Geboten folgen, ſondern ſelbſt Vorſchläge machen, frei und offen ſagen, was er für das Beſte halte, ſie würden darauf achten; dies würde für ſie und ihn am zuträglichſten ſein. Der Mann that ſo und ward unbequem. Man warf ihm vor, er trete zu derb auf; er mache Lärm im Hauſe, reize die vielen Hunde, welche die Herren für ihr Vergnügen hielten, zu lautem Gebelle und ſtöre überhaupt die Hausordnung. Er wurde zwar fortwährend zu allerlei Dienſtleiſtungen verwendet und mußte für Küche und Keller ſorgen; wollte er aber ein Anliegen vortragen, ſo mußte er dies bei einem Bedienten anbringen, der ſtrengen Befehl hatte, nur das Angenehme zuzulaſſen, das Unangenehme dagegen zurückzuweiſen. Die Wahrheit aber iſt ſelten angenehm; das Angenehme oft nicht wahr; an alte Schulden und Verſprechen zumal wird Niemand gern erinnert.

„Der Mann, meine Herren, iſt das deutſche Volk; das freie Wort, ſein altes Recht, iſt ihm feierlich verheißen, und es iſt die zugeſagte allgemeine Beſtimmung über den Gebrauch des freien Wortes dahin gegeben, daß der Deutſche ungehindert ſprechen dürfe über Alles, was ihn nichts angeht oder keinen Bezug auf ſeine Geſchäfte hat. Will er dagegen ſeine Meinung ſagen über das, was ihm nütze oder ſchade, was ihm fehle oder ihn beläſtige, ſo muß er den bitteren Kern der Wahrheit unter einer Hülle vom ſüßen Gegentheil verſtecken, ſeine ſträfliche Tendenz zur Offenheit in ein löbliches Schmeicheln verkehren, und zuletzt, — weil er in ſolchen Künſten doch immer ein Stümper bleibt, — ſeine Gedanken, bevor ſie laut werden, einem Meiſter Hämmerling unterbreiten, der ſie entweder als ganz unbrauchbar vernichtet, oder in einer Weiſe zurecht zerrt, daß auch der Geſcheidteſte nicht mehr erräth, was ſie urſprünglich geweſen ſein mögen.

„So, meine Herren, ſteht es mit der freien Meinungsäußerung in Deutſchland. So ſteht es mit der Preßfreiheit für Zeitungen und Zeitſchriften, für alle Schriften über öffentliche Angelegenheiten in engeren und weiteren Kreiſen, für alle Schriften, die an das Volk gerichtet ſind. — Daß man heute die Zügel etwas loſer läßt, um ſie morgen deſto ſtraffer anzuziehen; daß man hier den Nachbar zur Rechten, dort den Nachbar zur Linken ärgert, bis man ſich mit ihnen verſtändigt, gegenſeitig nur Lob zu geſtatten: dies ändert die Sache ebenſo wenig, als wenn verſichert wird, man meine es nicht ſo ſchlimm, man wolle keine Wahrheit unterdrücken, ſondern nur für den gehörigen Anſtand ſorgen. Ohne Freiheit gibt es keine Wahrheit, nur Nachbeterei; keinen Anſtand, einzig Dreſſur. Dem Kinde ſteht das Gängelband nicht übel, den Mann beſchimpft es; den Sträfling, den Wahnſinnigen überwacht das Auge des Wärters, der Unbeſcholtene geht ſeinen Weg allein.

„Auffallende Fürſorge, welche den Geiſt beſchränkt, der nur mit Worten ſchaden könnte, und die Hand frei läßt, welche doch ſtehlen oder morden kann; zarte Pflege der Sicherheit, welche das Werkzeug der Gedankenverbreitung, die Preſſe, unter politiſche Aufſicht ſtellt, und doch andere Werkzeuge, welche das Leben zerſtören können, dem freien Gebrauche anheimgibt; merkwürdige Achtung vor der edelſten Gabe des Schöpfers, vor dem freigeſchaffenen Menſchengeiſte, die ihn dem Gifte gleich achtet, das nur abgegeben wird wenn vorher nachgewieſen iſt, von wem und wozu es gebraucht werden ſoll!

„Wo ſind nun die Früchte, an denen man die Weisheit der Gedankenbeſchränkung und Anſtandsſorge für die deutſche

Nation zu erkennen vermöchte? — Wir erblicken ſolche zunächſt in der Lage, worin ſich die Hilfsquellen des materiellen Wohlſtandes befinden. Ebenſo frei, wie der Strom der Gedanken, bewegen ſich die Ströme, auf denen der Handel die Erzeugniſſe der Urproduction und des Gewerbfleißes ab- und zuführt. Mit eben dem Erfolge, wie die Preßcommiſſion des Bundes, ſitzen Commiſſionen halbe Jahrhunderte lang an der Elbe, der Weſer, dem Rhein, ſie flicken hier und flicken dort, und bringen doch nichts Rechtes zu Stande. Vergebens, wie der deutſche Schriftſteller, müht ſich der deutſche Schiffer; hier verſandet das Strombett, dort beſchweren ihn Zölle, und am Unterlaufe des deutſchen Stromes trifft er den fremden Zöllner, der keineswegs die Schifffahrt unterdrückt, ſondern nur dafür ſorgt, daß ſie ſich innerhalb der Grenzen eines deutſchen Anſtandes bewege. — Und wie wird der Deutſche angeſehen vom Auslande und im Auslande? Meine Herren, ich will darüber hinweggehen, denn die Röthe der Scham ſteigt vom gepreßten Herzen zum Antlitz empor, beim Hinblicke auf die Mißachtung, welche ſich kund gibt in ſo vielen Zeichen! Der Ruſſe, im Beſitze deutſcher Provinzen, ſperrt die Grenze, ſperrt die Donau, rückt langſam und ſtätig an ihr herauf; dem Dänen ſind wir tributpflichtig am Sund, er zwingt Deutſche die däniſche Sprache, das däniſche Commando zu lernen; er ruft ganz Skandinavien auf gegen Holſtein-Schleswig, das die Errungenſchaft eines halben Jahrtauſends gegen däniſche Uebergriffe mit unverdroſſenem Muthe behauptet. Dem Britten, dem Holländer ſind wir Conſumenten, fruges consumere nati und weiter nichts; der Franzoſe beſitzt Metz und Straßburg, und iſt noch nicht ſatt von deutſcher Beute. — Im Auslande iſt der Deutſche wohlgelitten; er iſt ein unterrichteter Menſch, ein treuer, fleißiger Arbeiter; man hat ihn gern als Schulmeiſter, als Einwanderer, der im Schweiße ſeines Angeſichtes öde Strecken urbar macht, als Handwerker, als Dienſtboten, als Werbſoldat. Aber er muß fremden

Zwecken dienen; vom Vaterland muß er ſich losſagen; man kennt es nicht, es gibt kein Lebenszeichen von ſich: man kennt nicht einmal eine deutſche Diplomatie, geſchweige ein deutſches Volk.

„So hängt im Leben Alles zuſammen. Ein Volk, deſſen edelſte, deſſen geiſtige Thätigkeit unwürdige Feſſeln trägt, kann auch ſeine materiellen Hilfsquellen nicht gehörig entwickeln und wird in ſeinen Beziehungen nach außen weder geachtet noch anerkannt.“ —

Das war Mathy's „ironiſche“ Weiſe. — Er war darauf Berichterſtatter für Baſſermann's Antrag auf Einführung einer Kapitalſteuer. Er begegnete den Einwürfen dagegen durch die guten Worte: — „Ungerecht ſind alle Steuern in einem Staat, der ſie ſchlecht verwendet. Wo dagegen der Volkshaushalt öffentlich iſt, die Verwendung der Mittel unter den Augen, unter Mitwirkung des Volkes geſchieht, wo die bürgerliche Freiheit ſo beſteht, daß ſich Jeder mit Stolz als Glied des Ganzen fühlt, wo dieſes Ganze etwas taugt und gilt in der Welt, da wird weniger über Ungerechtigkeit und Druck der Steuern geklagt. Iſt dies vielleicht der wahre Grund, daß man in Deutſchland ſo viele ungerechte Steuern findet?“ — Er bewährte ſich als ſchlagfertiger Kämpfer gegen jede Art polizeilicher Quälerei des gemeinen Mannes und bekämpfte mit Erfolg den Verſuch die Forſtgeſetze zu verſchärfen. Wo er für Erleichterung des Verkehrs und Förderung des Handels ſprach, entwickelte er eine Sachkenntniß, welcher Miniſterium und Gegner Anerkennung nicht verſagten; als ſeine Partei wieder forderte, die Heereslaſt zu mindern und eine Landwehr einzuführen, erklärte er, daß militäriſche Umgeſtaltungen Badens in der Hauptſache bedeutungslos bleiben würden, wenn nicht wenigſtens für das ganze achte Bundescorps einheitliche Ordnung erreicht würde. „Man klagt über den Aufwand für das Militär, aber er iſt nicht ſowol zu hoch aus dem Grunde, weil er an ſich zu hoch iſt, ſondern zu hoch für das, was damit erreicht wird.“ Das wichtigſte Ergebniß des Landtags war eine neue Strafprozeßordnung, allerdings noch ohne Geſchworne, Mathy nahm nur einmal als Redner Theil, um eine zweckloſe Beſchränkung aus dem Entwurf zu entfernen, welcher den Frauen das Zuhören im Gerichtsſaale wehren wollte. Kurz vor dem Schluß brachte Welcker die geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſe von 1834 vor die Kammer und beantragte die Erklärung, daß dieſe Beſchlüſſe im Fall ihrer Echtheit den Hoheitsrechten von Thron und Staat Baden widerſprächen. Die Beſchlüſſe übergab er „dem Gottesgericht der öffentlichen Meinung“. Für den Antrag erhob ſich faſt die ganze Kammer, Mathy ohne darüber zu ſprechen. Er hatte ſchon im Jahr vorher ſchweigend zugehört, als Itzſtein auf ſeinem Gut Hallgarten in einer geladenen Zuſammenkunft liberaler Abgeordneter feierlich eine Abſchrift des verwerflichen Aktenſtückes vorlegte und mit düſterem Behagen als Verſchwörung gegen die Freiheit offenbarte. Mathy merkte, daß das Band der heiligen Allianz bereits zernagt war und daß die Staaten in eine neue Bahn ihrer Politik traten. Der Landtagszeitung hatte er diesmal einen Redacteur, Karl Stein, vorgeſchoben, der ihm aber nur einen kleinen Theil ſeiner Arbeit daran abnahm.

In der Zwiſchenzeit bis zum nächſten Landtage wurde Mathy viel durch eine neue Bewegung der Seelen in Anſpruch genommen. Aus den Wäldern Oberſchleſiens rief das Glöcklein einer katholiſchen Dorfkirche zum Sturm gegen das Papſtthum; Ronge’s offener Brief zog durch die Länder, und der wackere Theiner d. ä. nahm auf der Kanzel von ſeiner Gemeinde beweglichen Abſchied, legte die Kirchenſchlüſſel auf die Ecke des Altars und ging nach Hauſe um ſeinen Prieſterrock auszuziehen. Wer in Süddeutſchland freiſinnig dachte, vernahm dies unerwartete Ereigniß mit großen Hoffnungen. Es erſchien als Wiederaufnahme des Kampfes der Weſſenberg’ſchen Schule, die Stiftung der chriſtkatholiſchen Gemeinden als Auflöſung des alten Papſtthums, vielleicht als Beginn einer deutſchen Kirche, welche die Aufgeklärten aller Bekenntniſſe in ſich vereinigen würde, es galt für beſonders hoffnungsvoll, daß kleine Prieſter der Kirche durch ihr Gewiſſen zum Austritt gedrängt waren. Die Ferne verſchönte, und man begehrte neue Waffen gegen den Ultramontanismus. Angeſehene Gelehrte der Univerſität, würdige Staatsbeamte waren eine Zeitlang geneigt, ihre Kraft der neuen Bewegung zu widmen. Auch Mathy war mit ganzer Seele dabei. Er wußte wohl warum. Es war derſelbe Gewiſſenskampf, dieſelbe Fehde des Einzelnen gegen herrſchſüchtige Prieſtermacht, welche einſt ſeinen lieben Vater aus der Kirche getrieben hatte, er hörte denſelben Bannfluch gegen die Abtrünnigen ausgeſprochen, der einſt auf den Pfad Arnold Mathy's geſchleudert war. Erinnerungen aus früher Jugend, Anklage und Zorn, die er als Knabe belauſcht, wurden in ihm lebendig. Aber wie warm auch ſein Herz für die Sache kirchlicher Freiheit ſchlug, nicht weniger lockte den Politiker der Gedanke, daß ſich jetzt für die Regierungen eine Gelegenheit bot, den Kampf gegen die ultramontane Kirche ohne eigene Gefahr aufzunehmen, wenn ſie nur ruhig die Bewegung gewähren ließen und den neuen Gemeinden die zum Gedeihen unentbehrliche Freiheit gewährten. In dieſem Sinne wurde auch er für einige Jahre Förderer der deutſchkatholiſchen Bewegung und er drängte ſogar ſeinen lieben Autor Auerbach (Nov. 1845): „Ich habe die Hoffnung, einmal mit Ihnen in der freien deutſchen Kirche zuſammenzutreffen. Helfen Sie mit an dem Bau, welcher alle wackern Deutſchen in einer großen und freien Gemeinſchaft zu verſammeln beſtimmt iſt. Spinoza ſiegt in Deutſchland im 19. Jahrhundert."

Die Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Wer durch die Selbſtwilligkeit eigenen Geiſteslebens aus dem Glaubenszwang ſeiner Kirche gehoben wird, hat in unſerer Zeit gewöhnlich kein ſtarkes Bedürfniß ſich in eine neue Gemeindeordnung einzufügen, die Verſöhnung der katholiſchen Kirche mit dem Staat der Neuzeit aber mag nicht durch Austritt Einzelner oder ganzer

Gemeinden bewirkt werden, — ſolcher Austritt iſt der herrſchenden Partei ſogar willkommen, — ſondern dadurch, daß ſich in der Ariſtokratie der Biſchöfe ſelbſt, d. h. unter den Vollprieſtern in irgend einer Zeit die Macht unſeres Volksthums und unſerer Bildung äußert. Der alte Beamtenſtaat der Deutſchen, ja noch der Verfaſſungsſtaat in ſeinem Aufgehen war zu ſchwach, um ſolche Einwirkung auf das Gemüth Derer auszuüben, welche das Recht des heiligen Salböls und der Prieſterweihe haben. Es ſteht dahin, ob größerer Verfall der päpſtlichen Herrſchaft, eine völligere Entwicklung des nationalen Stolzes und größere Feſtigkeit der Staaten einmal einem deutſchen Erzbiſchof den Muth geben werden, im Verein mit ſeinen Suffraganen und der Pfarrgeiſtlichkeit die alten apoſtoliſchen Rechte der Prieſterſchaft von der römiſchen Partei zurückzufordern.

Als Mathy am 25. November 1845 zum drittenmal in den Landtag reiſte, war er nicht nur die ſtärkſte Arbeitskraft der Kammer, auch ſein Anſehen im Lande war feſt begründet. Von den Veteranen war Sander geſtorben, Hoffmann nach dem Norden geſandt, dagegen nahmen jetzt neue Männer Platz, darunter Soiron und Brentano, — Hecker war ſchon 1843 eingetreten. In der Regierung ſelbſt kämpften noch uneinig die Anhänger von Blittersdorff und Winter. Mathy ſagte deshalb voraus, daß der Landtag nicht lange dauern werde. Die Liberalen kamen in gereizter Stimmung; die Regierung hatte die Verhandlung der vorigen Seſſion über jene Wiener Conferenzbeſchlüſſe aus dem Landtagsprotokoll ſtreichen laſſen, Itzſtein und Hecker waren aus Preußen als paßloſe Fremde ausgewieſen worden und der badiſche Geſandte in Berlin hatte theilnahmlos zugeſehen, die Willkür der Polizei und Cenſur erſchien unleidlich.

Der Landtag nahm einen kurzen und ſtürmiſchen Verlauf. Mathy ſchalt, daß man außer dem Budget nichts als ein Geſetz über Wehrverfaſſung in Ausſicht geſtellt habe, für die nöthigen wirthſchaftlichen Reformen ſei nichts geſchehen. Welcker ſchilderte in ſehr beweglicher Rede die traurige Lage des Landes, um eine ſeltſame Adreſſe an den Großherzog zu beantragen, „daß dieſer alle verfaſſungsmäßigen Rechte ſchützen möge“, worauf die Regierung erklärte, der Großherzog könne eine ſo gefaßte Adreſſe nicht annehmen; Zittel endlich beantragte Gleichſtellung der Deutſchkatholiken mit den Bekennern anderer chriſtlicher Confeſſionen. Und hier gab Mathy den Forderungen ſeiner Partei kräftigen Ausdruck, er verdammte den polizeilichen Gewiſſenszwang und forderte Gleichberechtigung aller Religionen. Und als darauf die Kammer mit zahlloſen Petitionen gegen Zittel's Antrag beſtürmt wurde, und die conſervativen Abgeordneten einen Religionskrieg in Ausſicht ſtellten, da rügte Mathy die Mittel, welche Conſervative und Ultramontane gebrauchten, um das Volk aufzuſtacheln, und daß das Pfaffenthum die Freunde der Glaubensfreiheit vor dem „darbenden Volk als die Hochbeſoldeten und Millionäre“ verklagt hätte, und er ſchloß mit der Erklärung, daß er den Beſtrebungen zur Beſſerung des Arbeiterlooſes Gedeihen wünſche, daß aber der Communismus, auch wenn er in der Kutte auftrete, ihm zu radikal ſei. Sein Hauptſtreit aber war wieder gegen die Cenſur. Ein Serviler, der Abgeordnete Platz, den Mathy in ſeinen Journalartikeln gern zum Gegenſtand bitterer und launiger Angriffe machte, hatte den Antrag geſtellt, vom Bundestage ein allgemeines deutſches Preßgeſetz zu erbitten, denn die Cenſur ſei doch kein Schutz der Regierung gegen freche Angriffe, ſondern eine lächerlich ohnmächtige Waffe. Da fuhr Mathy mit überlegener Gewalt gegen ihn los und in einer ſeiner wirkſamſten Reden charakteriſirte er den als harmloſen Altweiberſchreck dargeſtellten Quälgeiſt und ſchilderte die Willkür und Liebedienerei des polizeilichen Cenſors, den er „Muſtercenſor“ nannte, mit ſtarken Farben. Als er darauf von einem Miniſterialrath gefragt wurde, ob er durch dieſen Ausdruck eine beſtimmte Perſon — Uria-Sarachaga in Mannheim — habe beleidigen wollen, antwortete er: „Es iſt nicht meine Abſicht, Jemanden zu beleidigen, aber wenn zufällig einige Züge meiner Schilderung auf einen beſtimmten Cenſor paſſen, ſo kann ich nichts dafür, und jederzeit bin ich bereit, meine Aeußerungen in dieſem Saal hier oder vor Gericht, oder auch noch auf einem andern Wege zu vertreten.“ — Die Regierung vermochte mit der Kammer nicht fertig zu werden, die Spannung war faſt unerträglich geworden, und die Auflöſung der Kammer am 9. Februar 1846 den Meiſten erwünſcht.

Sogleich nach dem Schluß des Landtags gab der gewiſſenhafte Mathy, weil die Landtagszeitung vor Schluß des Abonnements unterbrochen war, den Abonnenten in täglich erſcheinenden Nummern ein „Wochenblatt“ als Fortſetzung mit einer Rundſchau zur Entſchädigung, er ſchrieb die Artikel darin mit beſonderem Behagen und ſetzte den Ultramontanen und Servilen launig und in ſcharfer Ironie ſo arg zu, daß er ihnen wie ein Landſchrecken erſchien und einige ſich zerſchlagen vom Kampfplatze zurückzogen. Seine Beliebtheit im Volke ſtieg hoch, er wurde in Reden und Verſen gefeiert, in einem Gedicht ſeine Geiſtesfülle mit einem röthlich-blauen Amethyſt verglichen, in einem andern wurde er durch die Frage beehrt: wer ſchwingt der Wahrheit Banner kühn im Kampf für Preßfreiheit? Mathy, he, holla, Mathy.

Die ehrenvolle Bezeichnung als Edelſtein und Bannerträger machte ihm perſönlich nicht ſo viel Vergnügen, wie jene Verdächtigung durch die Gegner als Millionär, denn mit dieſem Ausdruck war es beſonders auf ihn, den Buchhändler abgeſehen. Und wenn es einmal im Haushalt recht knapp herging, neckte er die Hausfrau durch dieſen Titel. Nämlich die Buchhandlung brachte zwar recht viel Arbeit, auch manche kleine Freude und gute Bekanntſchaft, aber zur Zeit noch keine Reinerträge. Manches Buch wurde ſtark begehrt, — die Dorfgeſchichten wurden der Verlagshandlung immer werthvoller, — manches andere Buch dagegen beharrte phlegmatiſch auf dem Lager, und leider hatten gerade die dickſten ſolche Neigungen. Mathy war in Mannheim viel durch das Comtoir in Anſpruch genommen, hielt auch wenn er mit dem Freunde in Karlsruhe war, das Herrenauge über dem Geſchäft und beſorgte einen großen Theil des Briefwechſels mit den Schriftſtellern, aber ſeine Einnahmen mußte er nach wie vor in literariſcher Thätigkeit ſuchen; ſo lieferte er z. B. dem Mannheimer Journal beſondere Kammerberichte. Seit 1845 wohnte er während der Kammerſitzungen in Karlsruhe bei ſeinem Freunde Malſch; in den wenigen Freiſtunden, welche ihm blieben, verkehrte er am liebſten mit alten Bekannten aus der Bürgerſchaft von Karlsruhe, oder in der Häuslichkeit ſeines Gaſtfreundes, dort ſang er fröhlich zum Klavier deutſche und franzöſiſche Lieder, übte mit der Tochter des Hauſes vierhändig — er ſpielte recht gut vom Blatt — und unterhielt ſich mit ſeinen Vertrauten über Staat, Kirche und Literatur. Während in der Kammer Miniſter, Gegner und ſelbſt Parteigenoſſen immer wieder über die ſcharfe Ironie ſeines Weſens klagten — auch Fickler in den Seeblättern erwähnte nach langer Lobrede dieſe Eigenheit als „die Schattenlinie ſeines Bildes" — war er unter den näheren Bekannten von ſo milder Herzlichkeit, ſo zart und ſchonungsvoll berichtigend und fördernd, daß ſeine Ankunft immer als ein Gewinn für ihr Leben begrüßt wurde. „Denn er verſtand zu belehren, ohne daß er fühlen ließ, wie man im Wiſſen unter ihm ſtehe; indem er die Menſchen heraufzog, machte er ſie zu ſeinen Verehrern und Freunden", urtheilte einer der näheren Freunde. Es war bei ſolcher Anweſenheit Mathy's in Karlsruhe, daß einſt im Hardtwalde Feuer ausbrach. Mathy eilte mit einigen Bekannten hinaus und traf dort Soldaten, welche mit ihren Faſchinenmeſſern junge Holzung niederhieben, den Brand einzudämmen. Er warf ſogleich den Rock ab, griff kräftig zu, gab den Soldaten Anweiſung, warf ſich an der gefährlichen Stelle der züngelnden Glut entgegen, die Lohe wehte ihm um das Haupt und die Flammen fuhren hinter ihm her. Aber durch angeſtrengte Arbeit gelang es dem Feuer Einhalt zu thun. Bei der Rückkehr forderte Mathy die Freunde nach dem Abenteuer zu nächtlicher Kahnfahrt auf dem Rheine. Der Mond ſchien hell und luſtig auf die arbeitmüden Männer, um den Kahn blinkten die kleinen Wellen, Mathy war in ſehr glücklicher Stimmung, ſang und lachte, und die Begleiter tauften zur Erinnerung an die Nacht eine gute Sorte Landwein, die ſie in den Kahn geſchafft, nach Mathy's Angabe „Mondſchein" und hegten ſie ſeitdem treulich als Haustrunk, im Andenken an den Freund.

Unterdeß rüſtete ſich das Volk zu den Neuwahlen, heftig ſtießen die Parteien in den Ortsblättern auf einander, auch gegen Mathy's Wiederwahl in Conſtanz wurde ſtark gearbeitet, ohne Erfolg. Die Sprache der liberalen Blätter wurde leidenſchaftlicher, Mathy erkannte die Anzeichen der Zeit; er durfte jetzt als der eigentliche Führer der Liberalen gelten, die ſteigende Aufregung riß ihn nicht fort, ſondern mahnte ihn zur Vorſicht. Er ſah in dem Umſtand, daß Bekk, das Haupt der Schule Winter's, aus dem oberſten Gerichtshof in das Staatsminiſterium berufen wurde, guten Willen der Regierung, der Volksvertretung entgegen zu kommen. Als der Landtag — unter Mittermaier's Vorſitz — am 3. Mai 1846 begann, gewann Mathy Hoffnung, diesmal bei der Regierung Förderung der Volkswohlfahrt durchzuſetzen. Die Mängel der Forſtſchulen, die Bedürfniſſe der Weinbauer, die Nothwendigkeit des ſofortigen Baues der Kinzigthalbahn zur Verbindung zwiſchen den badiſchen Eiſenbahnen und der Schifffahrt auf dem Bodenſee, die Gründung einer Bank für das Großherzogthum, die wieder angeregte Einführung der Kapitalſteuer, behandelte er eingehend und als praktiſcher Rathgeber der Regierung. Er befürwortete ohne Rückſicht auf das Geſchrei ſüddeutſcher Fabrikanten fortſchreitende Tarifermäßigung des Zollvereins. Und er ſagte, daß eine künſtlich erhaltene Induſtrie nicht nur eine Krankheit, ſondern eine Verſündigung an dem verbrauchenden Volke ſei, und wie ſehr die Erweiterung des Zollvereins über den Norden und die Küſte ihm aus nationalen Gründen am Herzen liege. Wieder ſprach er gegen die Cenſur, und er prophezeite jetzt, daß ihre letzte Stunde bald ſchlagen werde. Und wieder ſprach er für die Deutſchkatholiken, deren kleine Gemeinden von den Ultramontanen als eine Verſchwörung gegen Gott und die Chriſtenheit, ja gegen den badiſchen Thron verdammt wurden. Es war um das Ende dieſer Sitzung, wo die zweite badiſche Kammer einmal eine dramatiſche Scene bot, wie ſie ſonſt nur auf der Bühne vorkommt. Unter allen Ultramontanen war der Abgeordnete Buſſ, Profeſſor in Freiburg, der Oppoſition am widerwärtigſten. Mathy kannte ihn von alter Zeit, der Mann hatte ſich einſt als Radikaler in der Schweiz umhergetrieben, war dann plötzlich zur Pfaffenpartei übergegangen und trug einen fanatiſchen Eifer zur Schau, an deſſen Ehrlichkeit in dem frechen und hohlen Geſellen Niemand glauben wollte. Er ſaß jetzt zum erſtenmal in der Kammer, eiferte gegen die Gleichſtellung der Juden und beantragte die Befreiung der katholiſchen Kirche von der Oberherrſchaft des Staats, wobei er ſich roher Ausfälle nicht enthielt. Die Oppoſition beſchloß ihn zu zerknirſchen. Zuerſt erſtaunte ſich Brentano über den Eifer des Abgeordneten, der vor elf Jahren nicht einmal an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt habe. Das erklärte Buſſ für eine Verleumdung. Darauf las Brentano die Strophe eines gedruckten ſchwülſtigen Gedichtes von Buſſ, worin allerdings die Fortdauer nach dem Tode ſpöttiſch abgefertigt wurde. Buſſ erklärte heftig, das Gedicht ſei für einen Arzt beſtimmt geweſen, und fügte den unparlamentariſchen Wunſch hinzu, daß die Spürnaſe des Vorleſers doch auch nach den erſten Incunabeln des Buſſ ſuchen möge. (Tumult, Präſident Mittermaier ſtrafend: „Ihr Benehmen iſt nicht parlamentariſch.“) Darauf erhob ſich dräuend die Geſtalt Mathy's und er ſprach: „Der Abgeordnete Buſſ hat an den Tag erinnert, wo, heute vor vierhundert Jahren, deutſche Fürſten in Frankfurt beriethen, wie ſie der Uebergriffe Roms ſich erwehren könnten. Sie wurden überliſtet, und Jahrhunderte lang büßte Deutſchland durch unſägliches Unglück, von deſſen Schlägen es ſich heute noch nicht erholt hat. Jene Partei, von welcher die heutige Motion ausgeht, wirkte ſtets verderblich für Deutſchland und als Deutſcher trete ich ihr entgegen. Aber auch als Abgeordneter der Stadt Conſtanz bin ich veranlaßt, die Motion zu verwerfen. Die Bürger von Conſtanz wiſſen wohl, wer ſchuld iſt an dem tiefen Sinken ihrer einſt großen und blühenden Stadt. Jene Partei war es, welche die Proteſtanten vertrieb, daß ſie auszogen nach Winterthur, und dort Gewerbe und Handel in Schwung brachten. Vor ihren Mauern ſah Conſtanz die Scheiterhaufen flammen, auf denen Huß und Hieronymus ihr Leben ließen um des Glaubens willen. Man will dort Aehnliches nicht wieder ſehen, und heute machen geringere Verletzungen und Bedrückungen wegen religiöſer Ueberzeugung einen ebenſo peinlichen Eindruck, als damals die Flamme der Scheiterhaufen. Um ihre beſſere Geſinnung an den Tag zu legen, erließen im Jahre 1843 eine Anzahl katholiſcher Bürger in Conſtanz, worunter ſiebenzigjährige Greiſe, eine Einladung zu Beiträgen für ein Denkmal der beiden Märtyrer Huß und Hieronymus. In jener Einladung war folgende Stelle zu leſen: „Die Flammen des Ketzergerichts haben zwar den Leib dieſer Märtyrer zerſtört, nicht aber ihren Geiſt. Die Geſchichte nennt Huß und Hieronymus als die erſten Vertheidiger der religiöſen Freiheit, als Vorkämpfer der großen kirchlichen Reformation." — Mathy verlas die Worte aus dem Jahrgang 1843 der „Seeblätter". — „Meine Herren, dieſe Worte ſchrieb kein Proteſtant; es hat ſie — der Abgeordnete Buſſ geſchrieben." Welcker (einſchaltend): „Nachdem er ſchon Profeſſor war." Allgemeines Erſtaunen, Unterbrechung, Buſſ macht eine verneinende Bewegung. Mathy: „Es iſt doch richtig? Sie haben dieſe Worte geſchrieben?" Buſſ: „Ich werde dem Abgeordneten Mathy antworten. Es war eine große Verſammlung —" Mathy: „Sie haben dieſe Worte geſchrieben?" Buſſ: „Nein." Mathy: „Sie haben dieſe Worte nicht geſchrieben?" Buſſ: „Nein." Mathy: „Wohlan denn, — hier iſt Ihre Handſchrift." Er zieht das Papier, worauf Buſſ die fraglichen Worte als Zuſatz zu dem Entwurf der Einladung geſchrieben, aus der Taſche, hält es dem Abgeordneten Buſſ entgegen und zeigt es ſodann den Mitgliedern, welche ſich herandrängen. Buſſ: „Ich ſage dem Abgeordneten Mathy: Ja, ich habe es geſchrieben." Präſident Mittermaier wieder ſtrafend: „Es geſchieht Ihnen Recht, Herr Abgeordneter Buſſ; Sie haben ſich das ſelbſt zuzuſchreiben. Sie ſind genug gebeten worden, die Begründung der Motion zu unterlaſſen." Die Motion des Abgeordneten Buſſ wurde gegen zwei Stimmen abgelehnt.

Das war der letzte große Augenblick jener guten Zeit, in welcher die badiſche Kammer in gemüthlichem Stillleben polterte und den Deutſchen von ihrer Rednerbühne Artikel über politiſche Freiheit zuſandte. Es war auch das letzte Mal, daß Mathy die Landtagszeitung für Baden herausgab.

4.

Der Kampf für die Verfaſſung.

„Es geht ein friſcher lebendiger Geiſt durch Deutſchland. Der Norden und die Mitte ſind in einer Bewegung, die vorher nie dageweſen iſt, die aber nachhaltiger ſein wird, als die Bewegung in unſerm wetterwendiſchen Süden. Preußen muß vorwärts, das Schaukelſyſtem iſt unhaltbar und eine entſchiedene Reaction unmöglich. Es bedarf nur eines kleinen Anſtoßes um den Widerſtand zu brechen, welcher bis jetzt noch der beſſeren Geſtaltung der Verhältniſſe entgegen wirkt. Nie wurden, wie jetzt, politiſche, religiöſe, ſociale, volkswirthſchaftliche Fragen ſo zu ſagen auf offenem Markte verhandelt, ſelbſt die Zeitungen zeigen Spuren davon, Cenſur und Bücherverbote helfen nicht mehr.“ Das waren die Worte Mathy's im Sommer 1846, wie er ſie im Briefe an einen Freund in der Schweiz ausſprach.

Die alte Einigkeit der badiſchen Oppoſition war freilich kaum noch zu erhalten. Der Mißwachs von 1846 machte das Volk unzufrieden, ſocialiſtiſche Lehren kamen von Frankreich her über die Grenze, eine revolutionäre Literatur gewann Verbreitung. In der Nähe Mathy's bildete ſich eine neue Linke, welche auf die Leidenſchaften der Maſſe rechnete. Seine Vaterſtadt Mannheim umſchloß in ihren Mauern eine ganze Anzahl Abgeordneter der verſchiedenſten Richtungen, hier wohnten außer einigen Servilen nicht nur Baſſermann und Mathy, auch Itzſtein und Hecker, und entgegengeſetzte Beſtrebungen ſtießen ſich hart um die Köpfe der Bürger. Hecker und Struve machten den „Zuſchauer“, Fickler in Conſtanz „die Seeblätter“ zu Verkündern der neuen Lehre, die liberale Kammermehrheit wurde Gegenſtand ihrer verſteckten Angriffe, die Jugend und die Arbeiter wurden aufgeſtachelt, und ſollten zum Freiheitsheer herangebildet werden. Noch war perſönlicher Verkehr unter den Führern in den alten vertraulichen Formen, aber ſchon beobachteten ſie argwöhniſch einander Worte und Thaten.

Bei Mathy und ſeinen Freunden war die Ueberzeugung obenauf, daß für Deutſchland eine ſchwere Wendung bevorſtehe, aus welcher nur die Einheit retten könne, daß die Durchführung einer repräſentativen Verfaſſung in Preußen Vorbedingung für die Einigung Deutſchlands ſei, daß die Verfaſſungen in den übrigen deutſchen Staaten vor revolutionären Gelüſten geſchützt und auf geſetzlichem Wege fortgebildet werden müßten. In dieſer Ueberzeugung hielten die Mitglieder der Oppoſition am 29. November 1846 eine Zuſammenkunft in Durlach und beſchloſſen feſt zuſammenzuhalten gegen die zerſtörenden Richtungen und als Mittelpunkt ihrer Beſtrebungen eine neue große Zeitung zu gründen, die Deutſche Zeitung. Hecker war nicht erſchienen, wol aber noch Brentano und v. Itzſtein. Mathy ſelbſt gab ſeit dem Oktober 1846 wieder eine Wochenſchrift heraus, „die Rundſchau“ zweimal wöchentlich, die er bis Ende 1847 fortführte und worin er außer den Tagesneuigkeiten gemeinnützige Aufſätze über Zeitfragen und politiſche Berichte ſchrieb; es war das kleine Blatt ſeiner Politik und zeigt in vielen Correſpondenzen die Gefechtsweiſe eines Parteiführers. Obgleich er nicht ſelten durch verdeckte Angriffe der jüngeren Parteigenoſſen herausgefordert wurde, hütete er ſich doch einer Verſtimmung lauten Ausdruck zu geben, er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, daß dem Treiben der Anderen ohne offenen Bruch durch erhöhte patriotiſche Wärme der Nation die Wirkung verdorben werden würde.

So kam das Jahr 1847. Das Beamtenthum wirthſchaftete noch immer in der alten Weiſe mit Polizei und Cenſur und arbeitete in dem theuren und getreidearmen Jahre dadurch den Radikalen in die Hände, was dieſe in den beiden nächſten Jahren dankbar vergalten, indem ſie wieder dem Rückſchritt den Weg ebneten. Zwar blieb Baden von den Tumulten brotloſer Arbeiter verſchont, welche in anderen Landſchaften ausbrachen. Aber viele empfanden und verkündeten, daß es ſo nicht mehr lange fortgehen werde.

Mathy hatte jetzt einen Lieblingswunſch durchgeſetzt. Mit dem Juli begann die Zeitung der deutſchen Partei, Gervinus Redacteur, Fr. Baſſermann Verleger. So war Mathy mit zwiefachem Antheil daran gefeſſelt. Nie trat eine deutſche Zeitung achtunggebietender vor die Nation. Die beſten Liberalen aus allen Theilen Deutſchlands dabei betheiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die ſich in jugendlicher Kraft rührte. Daß ſie auf ganz Deutſchland angelegt war und vom Süden aus vor Anderem preußiſche Angelegenheiten beſprechen ſollte, war der größte Fortſchritt. Und ſie hat im Ganzen die hohen Erwartungen, mit denen ſie begrüßt wurde, nicht getäuſcht. Kein Blatt hat ſo viele Kräfte namhafter Gelehrter: Gervinus, Häuſſer, Dahlmann, G. Beſeler, Waitz, Droyſen, und keines ſo viele handelnde Politiker unter ſeinen Gönnern und Mitarbeitern gezählt, wenige haben ſo reiche Folge glänzender und kluger Aufſätze gebracht. Sie iſt auch einer ganzen Reihe namhafter Tagesſchriftſteller die hohe Schule geworden, auf welcher ſie in die Geheimniſſe deutſcher Redaction eingeweiht wurden: Kruſe, Heller, Aegidi, H. Marggraff. Daß Mathy trotz kleiner Meinungsverſchiedenheiten und Wechſelfälle ein eifriger, ſehr thätiger und wichtiger Mitarbeiter war, bedarf kaum der Erwähnung. Er ſchrieb unter anderem bis Frühjahr 1848 die Landtagsberichte aus Baden dorthin, und gab ſeine Landtagszeitung auf.

Kurz darauf betrieb er eine neue Verſammlung von Abgeordneten aus deutſchen Staaten. Das Organ der neuen

Partei war geſchaffen, jetzt galt es Verſtändigung über die nächſten Schritte. Am 10. Oktober 1847 trafen zu Heppenheim unter Andern Hanſemann und ſpäter Meviſſen aus Preußen ein, Heinrich von Gagern aus Darmſtadt, Römer aus Würtemberg, Hergenhahn aus Naſſau, Mathy, Baſſermann, Soiron aus Baden, dazu auch noch Itzſtein. Die Verhandlungen dieſer gewählten Geſellſchaft ſind ſehr merkwürdig. Bei der Frage, auf welchem Wege zu einem deutſchen Staat durchzudringen ſei, ſtanden zwei Anſichten einander gegenüber. Die eine forderte Vertretung der Nation bei der Bundesverſammlung und allmähliche Umwandlung des Bundes, und zu dieſer Anſicht ſtanden die meiſten Süddeutſchen, auch Baſſermann. Mathy war dagegen: der Gedanke iſt erhaben, eine Ausſicht auf Verwirklichung nicht vorhanden. Der Bund enthält Glieder, die zugleich auswärtige Mächte ſind, wie Dänemark und Niederland, dieſen iſt eine deutſche Politik unmöglich, andere, die wenigſtens nicht ausſchließlich deutſche Mächte ſind, und ſolche, welche Gebietstheile enthalten, die zwar deutſch ſind, aber nicht zum deutſchen Bunde gehören. Eine Nationalvertretung aber fordert auch eine Nationalregierung, ausgerüſtet mit den Befugniſſen der oberſten Staatsgewalt, und dieſe iſt bei dem völkerrechtlichen Bunde nicht möglich. Das Ziel der Einigung Deutſchlands zu deutſcher Politik und gemeinſamer Leitung nationaler Intereſſen wird deshalb eher erreicht, wenn die öffentliche Meinung die Ausführung des Zollvereins zu einem deutſchen Vereine fordert. Hier hat man bereits eine, wenn auch mangelhafte Verwaltung, dieſer kann eine Vertretung von erwählten Notabeln zur Seite geſtellt werden. Schon hat der Zollverein die Leitung gemeinſchaftlicher wichtiger Angelegenheiten in Händen, hat Verträge mit auswärtigen Staaten abgeſchloſſen, enthält den Keim einer Vereinspolitik, die durch keine fremden Glieder geſtört iſt. An Zoll und Handel werden ſich andere Intereſſen reihen, Land- und Waſſerſtraßen, gleiche Beſteuerung, Gewerbeverfaſſung, Marine, Conſulate, Handelsgeſetze. Durch ſolche Ausbildung zur Macht geworden, wird dieſer deutſche Verein eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf die übrigen deutſchen Länder üben, endlich auch den Anſchluß der öſtreichiſchen Bundeslandſchaften herbeiführen und ſo eine wahrhaft deutſche Macht werden. Dieſe Auffaſſung, nachdrücklich vertreten, bis ins Einzelne durchgeſprochen, vereinigte endlich alle Meinungen. Doch wurde beſchloſſen, auch keine andere Gelegenheit, welche die nächſte Zeit bringen möge, unbenützt zu laſſen, um für die Einigung zu wirken, und dazu in den Kammern der Einzelſtaaten Anträge zu ſtellen. — Es war ein kluger Rath, und es war eine muthige Stimmung, in welcher die kleine Zahl patriotiſcher Männer ſich mit Händedruck trennte. Nicht ganz auf dieſem Wege iſt die Einigung Deutſchlands angebahnt worden, aber der Gedanke, welcher zu Grunde lag, daß nur durch Ausſchluß der undeutſchen Beſtandtheile und unter der Vormacht des Zollvereins, Preußen, und daß ferner nur durch Verſtändigungen zwiſchen den Regierungen und dem Volk der geſetzliche Fortſchritt zu gewinnen ſei, ſank befruchtend in die Seelen. Die Zugeſtändniſſe der Regierungen aber hoffte man damals durch das Drängen aus dem Volke zu erreichen.

Als am 9. December 1847 der badiſche Landtag wieder eröffnet wurde, war die Luft ſehr ſchwül, Handel und Verkehr ſtockten, Mißbehagen und Unzufriedenheit war allgemein, dem guten Willen des Miniſteriums fehlte der rechtzeitige Entſchluß. Zunächſt bedrohte eine wirthſchaftliche Noth. Die drei größten Fabriken des Landes kamen durch den Sturz zweier Bankhäuſer zu Karlsruhe ins Stocken, das Miniſterium hatte den Willen, dieſelben durch theilweiſe Zinsbürgſchaft für die Gläubiger zu halten, und trat mit dieſem Vorſchlag vor die Kammer. Mathy wurde Berichterſtatter der Commiſſion, er ſtand entſchieden auf Seite der Regierung, nicht nur, weil die Zeit eine außerordentliche Maßregel erfordere und das Wohl von tauſend brotloſen Arbeitern zu bedenken ſei; ſondern vor Allem deshalb, weil die Regierung der Kammer keine Wahl gelaſſen habe, das Miniſterium ſelbſt hätte ablehnen können, es habe aber durch ſeine Vorſchläge bereits die rechtzeitige Auseinanderſetzung der Bedrängten mit den Gläubigern verhindert und dadurch ihre Lage verſchlechtert, wenn jetzt die Kammer ſich gegen eine Zinsbürgſchaft ausſpreche, ſo würden drei kräftige und hoffnungsvolle Fabriken rettungslos dem Verderben anheimfallen. Darüber gab es Mitte Januar 1848 ſehr erregte Verhandlungen, in welchen der Parteizuſammenhang aufhörte, die Unterſtützung der Millionäre war nicht nach der Anſicht des Volkes und die Gegner riefen unwillig, daß es ein arges Unrecht ſei, den Säckel der Steuerzahler zu gefährden, damit die Capitaliſten der Verlegenheit enthoben würden; auch Baſſermann ſtimmte gegen Mathy. Zuletzt wurden die Anträge Mathy's mit einigen Abänderungen angenommen. Hecker aber hatte dieſe Gelegenheit benutzt, eine ſocialiſtiſche Adreſſe von 63 Arbeitern an die 63 Abgeordneten zu empfehlen, worin die zweite Kammer über die Noth des vierten Standes belehrt und die Schrankenloſigkeit verklagt wurde, mit welcher die Vermögenden und Fabrikanten die wehr- und ſchutzloſen Arbeiter und kleinen Meiſter erdrücken könnten. Ein geharniſchter Aufſatz in der Deutſchen Zeitung war die Antwort Mathy's, der mit dem Angriff auf Hecker ſchloß: „daß Leute, die ſich zu einer politiſchen Rolle berufen fühlen, die Gaukelei mitmachen, aus Kurzſichtigkeit oder Leichtſinn, das darf einen billig in Verwunderung ſetzen.“ Tief verletzte dieſer Tadel.

Dennoch behandelte Mathy im Ganzen die Radikalen mit vorſichtiger Schonung und zwang dadurch auch ſie, welche in der Stille gegen ihn arbeiteten, zu einiger Mäßigung. In dieſer Politik empfahl er ſelbſt bei einer Wählerverſammlung in Mannheim die Wahl Brentano's, der ſich zur Zeit noch ruhig hielt, und fuhr fort in ſeiner Rundſchau die Spaltung unter den Liberalen, welche von der reactionären Partei frohlockend angekündigt wurde, zu verdecken. Er hatte guten Grund dazu. Er ſah, wie das alte Syſtem der Regierungen zuſammenbrach, und daß es vielleicht nur noch einmal einer geſchloſſenen Mehrheit der Oppoſition bedürfe, um die Regierungen Süddeutſchlands zu parlamentariſchem Regiment zu nöthigen. Auch in Preußen war der vereinigte Landtag durchgeſetzt, ein Ausgangspunkt für verfaſſungsmäßige Entfaltung der großen Staatskraft gewonnen. In Baden aber war Bekk erſter Miniſter geworden, die Rückſchrittspartei erlegen. Deshalb flog jetzt unermüdlich ſeine Feder, er drängte die Regierung, drohte den Servilen und mahnte frühere Freunde öffentlich zur Einigkeit. Und als v. Struve die Redaction des Mannheimer Journals aufgab, um in neuem Blatt ſich wilder zu geberden, übernahm er ſelbſt für einige Zeit auch noch die Leitung der führerloſen Zeitung.

Aber freilich in dem Behagen ſeines Hauſes, am Abendtiſch von Frau Anna, zeigten ſich die verwilderten Bekannten ſeltener. Noch im Jahr 1845 hatte v. Struve, der ſich damals als Journaliſt der liberalen Oppoſition angeſchloſſen, ſein phrenologiſches Wiſſen beim Theetiſch vorgeführt, er hatte Mathy's Kopf begutachtet und daran außer Mangel an Vorſicht und einem Ueberwiegen der Phantaſie über den berechnenden Verſtand, auch mit Schrecken einen ungeheuren Zerſtörungstrieb entdeckt und darüber gegen Frau Anna die Hände zum Himmel gehoben. Jetzt beobachtete die Hausfrau, wie ihr Gatte alte Bekannte aus dieſem Kreiſe mit einer abweiſenden Schärfe behandelte, die er im perſönlichen Verkehr doch nicht immer bändigte, wie feſt und kriegeriſch er einherſchritt, und daß die Anderen ihn mit düſteren Mienen und mit Scheu betrachteten. So ſah ſie einmal den Führer der Radikalen in Mannheim feierlich in ſchwarzem Frack eintreten, und ſie wußte doch, daß der Mann gar keine häusliche Veranlaſſung hatte, ihren Hausherrn zu Gevatter zu bitten; und dann hörte ſie in einer Nebenſtube, wo ſie gerade gegen den Staub kämpfte, wie der Radikale ihrem Hausherrn mit außerordentlicher Feierlichkeit eine Herausforderung Hecker's überbrachte. Ihr Mann hatte den Hecker, wie ſich ergab, irgendwo ins Angeſicht ſcharf angegriffen, Hecker hatte zornig Widerruf oder Genugthuung verlangt und darauf hatte Mathy geantwortet: Widerruf, nein, er könne noch viel mehr ſagen. Jetzt kam der Helfer Hecker's um nochmals Erklärung zu verlangen, wo nicht, u. ſ. w. wie Mathy wolle. Dieſer alſo wollte Piſtolen am andern Morgen. Die Hausfrau dachte: ich ſage nicht, daß ich's gehört habe, das möchte ihm ſein Herz ſchwerer machen, ich will warten, ob er mir es ſagt. Aber den falſche Mann ſprach kein Wort, ſondern führte nach Tiſche gemächlich einen auswärtigen Jugendfreund durch die Stadt. Am Nachmittag ſchellte es, Frau Anna öffnete ſelbſt und an der Thüre ſtand Hecker mit einem Bekannten, die Hausfrau trat zurück und ſah Hecker böſe an, doch als dieſer mit weicher Stimme frug: „Iſt Karl nicht zu Hauſe?" wurde ihr leichter zu Muthe und ſie verſetzte gehalten: „Er ging ſpazieren." Darauf ſahen die Gäſte einander an, „es iſt am beſten, wir gehen zu Itzſtein, bitte, ſagen ſie Karl, er möge hinkommen." Als der Gatte heimkehrte, ſprach Frau Anna gewichtig: „Hecker war hier." Mathy pfiff leiſe und machte ein ſchlaues Geſicht. „Ich weiß Alles," ſagte Frau Anna vorwurfsvoll. „Nun, Nannchen, ich wollte dir keine ſchlafloſe Nacht machen, morgen früh hätteſt du es erfahren." Mathy ging zu Itzſtein, Hecker trat langſam auf ihn zu, bot ihm zögernd die Hand: „du biſt auch gar zu ſchonungslos, wenn du anfängſt." Mathy antwortete, die Hand faſſend: „mir iſt's recht, wenn wir nicht Studenten ſpielen." Und Itzſtein ſtand als Friedensſtifter dazwiſchen. Aber ſeit der Zeit war Hecker, wenn er mit Mathy zuſammentraf, nicht unbefangen. Auch Itzſtein, der ſich ſo gern bereit erklärte, ſeine letzten Kräfte dem Vaterlande zu weihen, fühlte im Innern den Stachel. Einſt war er des jungen Mathy geehrter Gönner geweſen, und Pathe des erſten Sohnes, jetzt ward der Alte beläſtigt durch die Tüchtigkeit und noch mehr durch die Selbſtändigkeit des jüngeren Abgeordneten, noch galt er im Volk für den Führer der Oppoſition, nicht mehr in der Kammer. Ein jüngeres Geſchlecht hatte ihn überwachſen, ſeine Declamationen waren abgenutzt, ſeine Eitelkeit war kindiſcher geworden, ſein Bedürfniß nach Bewunderung bedenkenloſer. Da war kein Wunder, daß ihm Mathy in der Stille unbehaglich und läſtig wurde, und daß er zuletzt mit greiſenhaftem Mißmuth nach dem ſtärkeren Manne hinüberſah. Da war ferner Fickler von den Seeblättern in Conſtanz, ein eitler, warmherziger Mann, der Jahre lang im Seekreis mit guter Meinung gewirkt hatte, dort großen Einfluß beſaß, und jetzt erhitzt durch die allgemeine Aufregung, ſich ſelbſt für wohlgeeignet hielt, von ſeiner Ecke aus die Freiheit über Deutſchland zu bringen; er hatte ſich lange warm an Mathy gehalten und war in deſſen Hauſe ein willkommener Gaſt geweſen; wenn er jetzt einmal eintrat und von ſeinen Verbindungen mit den Bielern und von bevorſtehendem Umſturz ſprach, fand er ſchlechtes Behagen und merkte erſtaunt wie unzufrieden Mathy mit ihm war, und wenn Frau Anna ihn zum Thee behalten wollte, da winkte der Gatte mit den Augen und ſie traute ſich's nicht.

Aber aus der Verwirrung in der heimiſchen Ecke verhieß Befreiung der hoffnungsvolle Stand der deutſchen Frage bei den Regierungen. Seit dem Tage von Heppenheim hatte Mathy mit Baſſermann, Gagern und Anderen die Richtung, welche die öffentliche Meinung genommen, ſorgfältig geprüft, auch er konnte ſich der Anſicht nicht verſchließen, daß bei der ſchnell aufſteigenden Fluth zu ruhiger Agitation für Ausbildung des Zollvereins nicht mehr Zeit ſei, und daß ein fertiger Plan für Neugeſtaltung des Bundes nöthig werde, um der Bewegung im Volke die Richtung zu geben. Aus dieſen ſtillen Berathungen entſtand Baſſermann's berühmter Antrag auf Einführung eines nationalen Parlaments, der am 5. Februar in die zweite badiſche Kammer eingebracht wurde und eine zweite Vorſtufe zu der Verſammlung in der Paulskirche und zu der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes geworden iſt. Denn dieſer Antrag war, ungleich früheren Ergüſſen der badiſchen Kammer, keine vorwurfsvolle Mahnung an die Regierungen, er enthielt vielmehr die Grundzüge einer Bundesverfaſſung, in der Hauptſache dieſelben Forderungen, durch welche einige Wochen ſpäter die Einberufung zur Nationalverſammlung veranlaßt wurde. Der Antrag erregte das größte Aufſehen durch ganz Deutſchland, er gab plötzlich den unbeſtimmten Wünſchen im Norden und Süden maßvollen und wohlüberlegten Ausdruck; die würdige Sprache, in welcher Baſſermann einige Tage darauf ſeine Forderung begründete, wirkte ſo mächtig, daß auch die Gegner in der Kammer ſich des Beifalls nicht enthielten. Und in dieſer hoffnungsvollen Stimmung ſuchte jetzt Mathy das Miniſterium Bekk vorwärts zu drängen und er rief am 23. Februar in der Kammer den Miniſtern bei einer neuen Klage über die Plackereien der Cenſur heftig entgegen: „Mit der Zahmheit haben wir nichts erreicht, wir müſſen es einmal mit der Wildheit verſuchen, aber es iſt auch Wildheit außerhalb der Kammer nöthig. Mißbilligt der Herr Miniſter, was in Italien und München geſchehen? Ich mißbillige es nicht.“ — Schon in den nächſten Tagen ſollte es mehr Wildheit geben, als ihm lieb war.

Denn während ſein Herz noch warm war von der ſtarken Wirkung des Verfaſſungsentwurfes, fuhr wie Wetterſturm die Kunde aus Frankreich über das deutſche Land: Louis Philipp entflohen, die Republik in Frankreich ausgerufen. Laut jubelten die Radikalen, die Maſſen wogten auf den Straßen, jede Stunde ſchlugen neue Nachrichten wie Sturmwellen gegen das Gefüge des Grenzſtaats Baden. In wenigen Wochen drängten ſich jetzt Ereigniſſe, gewaltiger als in ruhigen Zeiten durch ein langes Menſchenleben ziehen, auch Mathy erlebte und that, was für ſeine ganze Zukunft entſcheidend wurde. Alle Energie, deren ſeine Natur fähig war, arbeitete jetzt nicht mehr gefeſſelt durch kleine Rückſichten und in toſender Brandung griff er mit feſter Hand an das Steuer. Die franzöſiſche Revolution, in Norddeuſchland als ein treibender Fahrwind begrüßt, war ihm ein zerſtörender Orkan, der auch zu verſenken drohte, was zum Heil des Vaterlandes bewahrt bleiben mußte. Aber jetzt thatlos ſtaunen wäre Verderben geweſen, es galt vielmehr die Bewegung zu beherrſchen in Baden, in Deutſchland.

Der Sturz eines unhaltbaren Syſtems durfte nicht die verfaſſungsmäßigen Gewalten mit ſich reißen. Durch mehrjährigen angeſtrengten geſetzlichen Kampf hatte die Oppoſition in Baden große Erfolge erreicht, dieſer Gewinn für die Freiheit ſollte nicht durch Zügelloſigkeit verloren gehen. Die ganze Kraft des freiheitliebenden, entſchloſſenen Mannes erhob ſich zürnend gegen das wüſte Gebahren der knabenhaften Demagogen. Unerſchütterlich ſtand ihm die Ueberzeugung feſt, was immer geſchehen ſollte, es mußte im Einklange mit der Verfaſſung durch die Regierung und die Kammern geſchehen.

Seine perſönliche Anſicht war damals und iſt es während der folgenden Jahre parlamentariſcher Verſuche und öder Reaction bis zum Jahr 1866 faſt immer geblieben, daß der Weg der gewaltigen Volksbewegung, auf welchen der Februar 1848 geführt hatte, nicht der kürzeſte Weg zum Ziele ſein werde. Während ſeine Freunde in Baden und ein großer Theil der Liberalen in anderen Staaten den einzigen Reformweg in einer Verbeſſerung der Bundesverfaſſung ſahen, die zunächſt durch eine Vertretung der Nation beim Bundestage bewirkt werden müſſe, hatte er dieſe Hoffnung nicht. Während die Forderung einer Nationalverſammlung in den Märztagen allgemeine deutſche Loſung wurde, war er — und damals er faſt allein — der Anſicht, daß ſolche Vertretung der Nation die Hauptſache, die Auseinanderſetzung mit Oeſtreich, nicht durchſetzen werde. Nicht umſonſt hatte er vierzehn Jahre vorher für den Zollverein geſchrieben, und hatte er ſeitdem dies nationale Band immer mit beſonderer Achtung und Zuneigung betrachtet; die Intereſſen der Völker, meinte er, werden zuerſt die Intereſſen der regierenden Familien überwachſen. Er ſtand kühler und unbefangener als irgend einer ſeiner näheren Freunde in dem Getümmel, ſowol zum Vorparlament als zur Nationalverſammlung ging er mit Zweifel, ob auf dieſem Wege die Hoffnungen der Nation erreicht werden könnten.

Jetzt aber handelte er mitten im wilden Tumult ſeiner Heimat, kaltblütig und doch auf's Höchſte geſpannt. Der gefährlichſte Punkt Badens war ſeine Vaterſtadt Mannheim. Hier galt es den Radikalen nicht die Oberhand zu laſſen. Er war, ebenſo wie Hecker, Gemeinderath, im Jahr 1846 mit größter Mehrheit gewählt, hatte den Gemeindeſachen treue Theilnahme bewieſen und durfte auf einigen Anhang rechnen. Am 27. Februar nach der erſten Kunde von Ausrufung der Republik in Paris übernahm Mathy den Vorſitz bei einer Volksverſammlung, welche die Radikalen veranlaßt hatten, auch er bevorwortete ein Geſuch an den verfaſſungsmäßigen Landtag um allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Schwurgerichte, ein deutſches Parlament. Aber dieſe Petition ſollte, wie die Radikalen forderten, am 1. März durch Schaaren aus allen Theilen des Landes der Kammer in Sturm übergeben werden. Das mußte verhindert werden. Er ſtellte in Karlsruhe die Gefahr der Lage vor, und trieb zu ſchneller Nachgiebigkeit; ſchon bevor die Petition überreicht war, am 20. Februar verſprach die Regierung Volksbewaffnung und Schwurgerichte, und behielt für die verhängnißvolle Sitzung als wirkſames dramatiſches Mittel die Gewährung der Preßfreiheit.

Die Sitzung des erſten März begann; als die Regierung Preßfreiheit verſprach, murmelten die Radikalen von weiteren Forderungen, aber Baſſermann hielt eine ſeiner beſten Reden und Mathy rief mit lauter Stimme in den Saal: „In Augenblicken, wie dieſer, habe ich nur einen Gedanken, der iſt das Vaterland. Unſer erſtes Bedürfniß iſt Einigkeit, ſie iſt nur möglich, wenn unſere vielvertheidigten Grundſätze verwirklicht werden. Der Weg dazu iſt angebahnt, die Regierung iſt uns entgegengekommen mit drei großen Principien. Wenn es der Regierung nicht Ernſt wäre, uns iſt es Ernſt. Wir nehmen die Waffen in die Hand für die Vertheidigung nach Außen und zur Vertheidigung unſerer Rechte. Wir müſſen auf uns ſelbſt vertrauen. Die Reihe der Bedürfniſſe iſt eine unendliche; wir wiſſen, welche Wünſche die dringendſten ſind. Zwietracht wird nur unſere Feinde, die Feinde Deutſchlands freuen." Aber die getäuſchten Radikalen wollten die Wirkung der Sturmpetition nicht miſſen, ſie begehrten die Kammer einzuſchüchtern und in einen revolutionären Convent zu wandeln. Von ihnen angeſtiftet, umwogten Menſchenmaſſen das Ständehaus, ſie drängten in den Hausflur und den Hof; ſeit einigen Jahren war der ſchlechte Brauch eingeführt, daß die Hörer nicht nur auf den Gallerien, auch im Saale ſelbſt hinter den Abgeordneten lagerten. Heut zeigten ſich verwegene Geſtalten im Saal, fremdes Geſindel aus dem Süden, treue Leibwächter Hecker's, Landleute aus dem Wald und vom See. Die Abgeordneten ſaßen betäubt durch das Gewühl und das Getöſe hinter ihnen. Und Struve zog heran mit der Deputation aus Mannheim, die Forderungen des Volkes in den Saal der zweiten Kammer ſelbſt zu tragen. Zwar wurde er durch den lauten Ruf der Abgeordneten beim Eintritt zurückgehalten, doch Hecker ging ihm an die Thür entgegen, nahm ihm die Petition ab und wollte damit geradezu die Rednerbühne beſteigen. Da drohte Miniſter Bekk wenn dies geſchehe den Saal zu verlaſſen, und die Petition wurde auf den Geſchäftsweg geſendet. Aber Hecker fuhr auf's Neue empor, um Forderungen, die von acht Abgeordneten unterſchrieben waren, durch die Kammer ſofort dem Miniſterium überweiſen zu laſſen. Und jetzt gab die Kammer bedenkliche Zeichen der Schwäche, viele Abgeordnete ſtimmten bei, der Präſident verſuchte kraftlos Einſpruch zu thun. Laut ſcholl der Jubel des Volkes, das im Hintergrunde den Antrag Hecker's begrüßte. Alles ſchien verloren. In dieſem verhängnißvollen Augenblick ſtand Mathy auf und erklärte ruhig, der Antrag ſei nach der Geſchäftsordnung an die Abtheilungen zu verweiſen, die Kammer laſſe ſich von Volksmaſſen nichts abdringen. Die Beſinnung kehrte zurück, die Freunde fielen ihm mit lautem Beifall zu. Und ſo wurde auch dieſer Angriff geſchlagen. Die Radikalen tobten. Brentano rief draußen in die aufgeregte Menge, daß Mathy die Volkswünſche todtſchlagen wolle, und Struve verklagte bei den Haufen, was geſchehen war; dieſe durchzogen die Stadt, beunruhigten heftig die Bürgerſchaft und den Hof; aber die Gefahr war diesmal durch einige Worte, zu rechter Zeit geſprochen, abgewendet.

Wieder eilte Mathy nach Mannheim, wo ſich wie im ganzen Lande die Volkswehren bildeten, und ließ ſich dort zum Hauptmann einer Compagnie unter Hecker's Oberbefehl wählen. Von da ging er am 5. März nach Heidelberg, zu einer neuen Zuſammenkunft mit politiſchen Freunden von der Deutſchen Zeitung. Einundfunfzig Männer trafen dort zuſammen, unter ihnen zwanzig Badenſer, außer Mathy, Baſſermann, Welcker, v. Soiron auch die Radikalen, denn auch dieſe hofften auf das Parlament, unter den andern: v. Gagern, Römer, Hanſemann. Hier wurde der denkwürdige Beſchluß gefaßt, ein Vorparlament der deutſchen Nation nach Frankfurt zu laden für Einberufung einer conſtituirenden Nationalverſammlung, die Einberufung ſoll durch die Bundesbehörden, die mit Vertrauensmännern zu verſtärken ſind, erfolgen, und die Grundlagen für die künftige Reichsverfaſſung ſollen folgende ſein: Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Miniſtern, ein Senat der Einzelſtaaten, ein Volkshaus, erwählt aus Urwahlen nach dem Maßſtab 1:70,000, Machtbefugniß des Bundes unter Verzichtung der Einzelſtaaten zu Gunſten der Centralgewalt bezüglich folgender Punkte: Einheitliches Heerweſen, einheitliche Vertretung gegenüber dem Auslande, Gleichheit in Handels- und Schiffahrtsgeſetzen, im Bundeszollweſen, in Münze, Maß, Gewicht, Poſten, Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen, Einheit der bürgerlichen und Strafgeſetzgebung und des Gerichtsverfahrens.

Ein Bundesgericht. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. — Dieſe Verſammlung iſt über größeren der nächſten Folgezeit faſt vergeſſen, dennoch iſt ſie der höchſten Beachtung werth, denn ſie hat den Weg vorgezeichnet, auf welchem die deutſchen Angelegenheiten ſeitdem vorwärts getrieben wurden, in Frankfurt, Erfurt, Berlin, bis jene Forderungen des 5ten März 1848 in der Hauptſache durch die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes für 30 Millionen Deutſche zum Grundgeſetz des neuen Staates erhoben ſind. Die politiſchen Gedanken, welche darin enthalten ſind, wird Niemand das Werk eines Einzelnen zu nennen wagen, denn ſie wuchſen zu gleicher Zeit in Tauſenden herauf, aber unvergänglich ſoll das Andenken der Führer bleiben, welche ſie zuerſt auf den Weg der praktiſchen Ausführung gebracht und aus dem Reich unbeſtimmter Ideale in die Wirklichkeit eingeführt haben.

In Karlsruhe und Mannheim war man noch der Bewegung Herr, aber vom Lande folgten einander die Schreckensbotſchaften. In den Dorfſchenken wurden wüſte Reden gehalten, die Dorfſchmiede hämmerten Senſen gerade, überall im Volk ſchrie man nach möglichen und unmöglichen Freiheiten, im Odenwalde erhoben ſich die Landleute gegen die Grundherren und Militär mußte herbeigezogen werden; die Truppenführer berichteten, daß ihre Mannſchaft argen Verführungskünſten ausgeſetzt ſei, und es wurde gefährlich, kleine Abtheilungen durch das Land zu ſenden, auch im Heere war die Mannszucht gelockert, die Energie und Geltung vieler Offiziere unſicher. Am 13. März trug ein eiliger Mann aus Conſtanz die Schreckenskunde herzu, daß im Seekreiſe den Tag zuvor die Republik ausgerufen ſei, Berichte von Beamten liefen ein, die mit ſchwarzen Farben die Auflöſung der Ordnung ſchilderten, Gerücht wälzte ſich auf Gerücht durch die Gaſſen der Hauptſtadt. Schon war in der Kammer ſelbſt den Abgeordneten aus dem Odenwalde und von der Tauber zum Vorwurf gemacht worden, daß ſie nicht in ihre Wahlkreiſe abgegangen waren und das Volk zur Ruhe gemahnt hatten. Nach der neuen Schreckensbotſchaft ließ Miniſter Bekk die Abgeordneten aus dem Seekreiſe zu ſich laden und bat ſie, nach ihren Wahlbezirken abzugehen. Einer und der andere verſagte. Mathy, Vertreter von Conſtanz, war bereit, außer ihm noch Straub. Auf der Stelle ward ihnen eine Vollmacht ausgefertigt, durch welche Beide ermächtigt wurden, für Aufrechterhaltung der Ordnung zu wirken, die Behörden aber angewieſen, ihnen Beiſtand zu leiſten. In der Nacht fuhr Mathy mit ſeinem Begleiter ſüdwärts. Die Fahrt ſchien den Freunden Mathy's abenteuerlich, Viele riethen ihm ab, das fruchtloſe Wagniß auf ſich zu nehmen. Der Seekreis galt für verloren, er war die alte Domäne Fickler's und oft hatte ſich dieſer mit Grund ſeiner Herrſchaft über die Bevölkerung gerühmt. Jetzt hatte Mathy die Aufgabe, den alten Genoſſen von der Preſſe in ſeinem Lager zu bekämpfen. In der Kammer Hecker und Brentano, in den Mannheimer Zeitungen Struve, jetzt vor den Bauern Fickler, es war nur ein Wechſel der Gegner und des Kampfplatzes. Mathy vertraute, daß er auch mit dieſem Geſellen fertig werden könne. Hatte er darum in der Schweiz gelebt und den alten Unruhſtiftern tief in das Herz geſehen, um jetzt ihren ſchwächlichen Nachwuchs zu ſcheuen? Jene Alten, die ſich zu Mazzini geſellten, hatten in dem heilloſen Syſtem der heiligen Allianz doch einen ſtarken gemüthlichen Grund für ihre revolutionären Gedanken gehabt, dieſe jungen Nachfahren der Fein und Harring aber waren ihm nichts als freche Knaben, welche zerſtörungsluſtig gegen eine neue Freiheit, die über der Nation aufging, umher tobten. Er nahm ſeine Waffen in den Wagen gegen fremdes Geſindel und lachte ſeinen Begleiter Straub aus, der ſich ſchwerer Sorge um den Erfolg ihrer Reiſe nicht entſchlagen konnte. Am 14. kamen ſie in Villingen an, traten in eine große Volksverſammlung und trafen zwar eine entſchieden liberale Geſinnung, aber zur Zeit Abneigung gegen jeden Aufſtand, ſie wurden gut aufgenommen und Mathy fand Beiſtimmung und Dank, als er mahnte, an der Verfaſſung feſtzuhalten. Als ſie am nächſten Tage den Eilwagen beſtiegen, ſahen ſie den radikalen Abgeordneten Peter darin, den das Miniſterium in der Verlegenheit zum Regierungs-Director von Conſtanz ernannt hatte. Der haltloſe Mann wand ſich verlegen vor den Commiſſaren; es war peinlich aus dem verſtörten Antlitz und den unruhigen Worten des Schwächlings den inneren Kampf zwiſchen ſeiner Amtspflicht und den Mahnungen ſeiner Geſinnungsgenoſſen zu leſen. Den Tag fuhren die Reiſenden in tiefem Schnee über die Berge und vermochten ſich nur mit Mühe durch die Windwehen zu arbeiten. Oft wurden ſie von bewaffneten Haufen angehalten und mußten ausgeſtellten Poſten der Volkswehr Rede ſtehen, ſie fanden Wächter der Freiheit mit ſeltſamer Bewaffnung: Stangenſenſen, uralten Musketen, Piſtolen ohne Hahn und wuchtigen Knütteln, überall geſchäftiges Wichtigthun, aber auch viele Gutmüthigkeit und recht altfränkiſche Spießbürgerei und manche Veranlaſſung zu guter Laune, überall kamen ſie unangefochten durch, hier und da als Hort der Volkswünſche begrüßt und durch treuherzige Klagen gegen die Beamten und den Steuerzwang aufgehalten. Erſt am ſpäten Abend gelangten ſie nach Conſtanz.

Gleich darauf trat Fickler aufgeregt in Mathy's Zimmer. Er war erſt die Woche vorher in Karlsruhe mit Mathy zuſammengeſtoßen, als er im Pariſer Hofe wüſte Reden hielt. Dort hatte ihn Mathy in Erinnerung an alte Zeit gewarnt, er möge ſich hüten, denn er ſchaffe Unheil für Andere, und Unglück für ſein eigenes Leben; damals hatte Fickler trotzig geantwortet, Mathy ſelbſt möge ſich in Acht nehmen, die Wächter des Volkes ſchauten prüfend auf ſeine Wege. Jetzt war er in emſiger Geſchäftsreiſe für die Revolution, zog von Verſammlung zu Verſammlung, und warb für Republik. Und er unternahm es noch einmal, Mathy Vorſtellungen zu machen, und rief endlich: „Auf dich hatten wir gerechnet!“ — „Nichts in meinem Leben hat euch ein Recht dazu gegeben," entgegnete Mathy. Die große Volksverſammlung zu Conſtanz begann ſtürmiſch, Viele riefen nach Republik. Die benachbarten Schweizer hatten dieſes Weſen und befanden ſich wohl dabei, die Franzoſen hatten es ausgerufen, warum ſollte man es nicht auch haben? Hinweg mit den Fürſten, dem Adel, den Beamten, den Steuern, hinweg auch mit allen Schulden und aller Mühſal des Lebens. In jedem Falle ſei die Republik die wohlfeilſte Regierung, man könne es ja damit verſuchen. Aber dieſe gemüthlichen Forderungen äußerten ſich im Ganzen ziemlich harmlos und wichen einer kräftigen Rede, Mathy predigte den Leuten, daß die große Mehrzahl der Deutſchen die Republik nicht wolle und die Nation werde ſich durch einen Grenzſtreifen wie Baden dieſe Staatsform nicht aufdrängen laſſen, auch nicht zugeben, daß Baden ſie allein für ſich nehme, und die Republik werde ihnen nicht billig, ſondern recht theuer zu ſtehen kommen. Und als nach Mathy's Anſprache der Bürgermeiſter von Conſtanz die Verſammlung zu einer Erklärung aufforderte, rief faſt die ganze Verſammlung: wir wollen die Republik nicht.

Den Tag darauf ſprachen die Abgeordneten in Stockach; auch hier, wo der Lärm größer war, klang häufig der Ruf nach Republik. Doch auch hier war tröſtlich, daß wenigſtens Alle ihr Deutſchthum lebendig empfanden, und Niemand für Lostrennung und Anſchluß an die Schweiz redete.

Als Mathy zurückkehrte, mußte er den Miniſtern ſagen, daß die Reiſe zwar für den Augenblick Erfolg gehabt, daß die Berichte übertrieben und zur Zeit keine Gefahr ſei, daß aber für die Zukunft Niemand bürgen könne, und daran ſeien vor Allen die Beamten ſelbſt ſchuld. Dieſe waren bisher kleine pedantiſche Tyrannen der Landſchaften geweſen, jetzt ſahen ſie ſich zwiſchen Katzenmuſiken und bewaffnetem Volk in fürchterlicher Einſamkeit, viele verloren die Haltung und vergaßen ihrer Pflichten, drückten dem Frechſten am wärmſten die Hand und ließen die Dinge gehen, wie ſie wollten. Mathy erkannte, wie der alte Beamtenſtaat aus den Fugen ging, und der eine Grundpfeiler des Staates Baden ſich wankend krümmte. Um ſo feſter wollte er den andern halten, die Verfaſſung.

Was er auf dem Wege, was er nach der Rückkehr über die großen Staaten im Oſten hörte, das vergrößerte die Gefahr unermeßlich; in Wien war die alte Regierungsweiſe kläglich zerbrochen, in Berlin der König genöthigt worden, das Militär aus der Stadt zu ſenden: nicht Preußen, nicht Oeſtreich boten ferner die Ausſicht, ein Wall zu werden, an dem die deutſche Revolution ſich breche; überall drohte wüſte Verwirrung. Die Radikalen begrüßten frohlockend die große Wandelung. Sie hatten zum 19. März eine Verſammlung nach Offenburg ausgeſchrieben, zunächſt um für das Parlament in Frankfurt, von dem ſie jetzt für ſich Alles hofften, ein ſtarkes Auftreten ihrer Anhänger zu fordern. Dort war es, wo Hecker ſich mit der Piſtole neben Fickler ſtellte und dieſen zu erſchießen drohte, wenn er jetzt die Republik verkünde. Denn er, der Volksgunſt nicht miſſen konnte, und in der dramatiſchen Wirkung ſeines Weſens auf die Menge einen übermäßigen Genuß empfand, kämpfte noch mit ſeinem Verſtand gegen die hochtönenden Redensarten, durch die er ſich und Andere berauſchte, und merkte zuweilen wohl das Ungenügende und Gefährliche ſeiner Helfer und Werkzeuge. Jetzt hatte er innerlich unentſchloſſen alle Hoffnung auf Frankfurt geſetzt und wollte ſich nicht durch einen Aufſtand von dort trennen laſſen. Als er ſpäter im Vorparlament unterlag und haltlos zum Austritt trieb, fand er in großer Verſtörung, daß er jetzt das wollen mußte, womit er bis dahin geſpielt.

Unterdeß erfuhr er, wie die großen Augen ſeines Gegners jeden ſeiner Fehler beobachteten. Auf die Verſammlung von Offenburg antwortete die Reformpartei am 23. März in der Kammer. Dort ſtellte Baſſermann den Antrag, die Kammer ſolle erklären, daß ſie von den Mitbürgern treues Beharren an wahrhaft freiem Rechtszuſtand und an der Verfaſſung erwarte, und daß ſie die Regierung unterſtützen werde, ſolange dieſe auf der Verfaſſung ſtehe. Der Antrag war ſo klug gehalten, daß auch die Radikalen ihre Stimme nicht zu verſagen wagten, zumal Itzſtein nicht, dem bei der ſteigenden Spannung im Grund auch nicht wohl zu Muthe war. Nur Hecker ſträubte ſich, in das neue Gehege zu treten: er vertraue in dieſer Zeit nicht auf Perſonen, nur auf Thaten. Aber wieder ſtand Mathy gegen ihn auf: der Antrag gebe nicht Perſonen, ſondern der Geſetzlichkeit einen Creditbrief, ob er der Verfaſſung den Gehorſam weigern wollte? Darauf wurde der Antrag einſtimmig angenommen und Hecker ſuchte ſich durch die Verwahrung zu helfen, er ſtimme nur in ſeinem Sinne zu.

Seitdem blickten Aller Augen geſpannt auf die große Verſammlung in Frankfurt, von dort ſollte die Entſcheidung kommen. Die Radikalen hielten eine Volksverſammlung nach der andern, um die Stimmung zu ſteigern und für Gewaltthat vorzubereiten, das Miniſterium vernahm, daß von der franzöſiſchen Regierung und von Radikalen in der Schweiz die Anſammlung bewaffneter Haufen an der Grenze betrieben werde, und faßte den Entſchluß, außer einer Verſtärkung des eigenen Militärs noch Truppen der andern Staaten des achten Armeecorps als Grenzſchutz zu erbitten.

Am 30. März fuhr Mathy auf langem Bahnzuge mit den Abgeordneten des Südens und allerlei Volk nach Frankfurt; in Darmſtadt, dem ſäuberlich ordentlichen, ſtand auf der einen Seite des Bahnhofs wohlgereiht die Bürgerwehr, auf der andern die Linie: Fußvolk, Reiter und Geſchütz, um die Erwählten achtungsvoll zu begrüßen, bewaffnete Freiſchaaren aber unerbittlich anzuhalten. Zu Frankfurt feſtlicher Empfang der Badenſer, Würtemberger, Rheinpfälzer. Koch-Gontard und ſeine Gattin erwarteten Mathy am Bahnhofe, um ihn und einige Freunde mit dem Wagen in ihr Quartier zu entführen; aber die Abgeordneten zogen zu Fuß durch die Stadt im großen Menſchengewühl. Ueberall Fahnen, Laubwerk, Teppiche und begrüßende Inſchriften, donnernde Hochs und Freudenſchüſſe aus den Fenſtern, Alles war herrlich gerüſtet, die Deutſchen hatten noch nirgend ähnliche Begrüßungspracht genoſſen. Mathy ſchritt durch die vergnügte Menge zu ſeinem Gaſtfreund Koch, vom Balkon des Hauſes wehten allerlei Fahnen, ihm zu Ehren die badiſche. Gagern kam dorthin zum Abendbeſuch, und Baſſermann kam. Es war ausgezeichnete Geſellſchaft in kleinem Kreiſe, anſehnliche Männer, bewundernde Frauen. Wenn Mathy an die Blutknaben Hecker's dachte, die daheim in Mannheim vor ſeinen Fenſtern vorüberzogen, und an die unwegſamen Schneewege des Schwarzwaldes, auf denen er gefahren war, ſo kam er ſich vor wie in einer andern Welt, und ſchrieb luſtig an Frau Anna: „Ich lebe hier nicht unter Menſchen, ſondern unter Engeln, und ſchlafe in einem Feentempel.“

Vom Römer zogen die Deputirten am 31. März in die Paulskirche ein, den Bau, um welchen länger als ein Jahr Sorge und Hoffnung der Deutſchen ſchweben ſollten. Am Abend glänzender Fackelzug, ſchöne Reden Abgeordneter vom Balkon, Militärmuſik und Liederkränze. Darauf am 1. April ſtürmiſche Sitzung, in der ſich die Parteien verſuchten; Gagern erfocht ſeinen erſten Sieg, die badiſchen Radikalen unterlagen ruhmlos, ſie hatten Alles verſucht, in Offenburg und in der Nähe von Frankfurt, um als die Mehrheit aufzutreten, und ſie waren eine Minderzahl, die ſich ſtätig verringerte. Das Vertrauen der Beſonnenen wurde größer, außerhalb der Verſammlung ſtieg die Erbitterung gegen die Ruheſtörer. Von allen Seiten kamen Erklärungen, man werde jeden Angriff gegen das Parlament mit den Waffen abwehren. Und Abends wieder Beleuchtung der Stadt.

Es war eine bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft ohne jede geſetzliche Machtbefugniß, und doch iſt ihr gelungen, den Weg vorzuzeichnen, auf welchem Regierungen und Volkswünſche in den nächſten Jahren dahinglitten. Mathy hielt ſich in den

Verhandlungen beobachtend zurück, er ſprach nur einmal für Einführung und Ausbildung der Volksbewaffnung, die in Baden unbedingt nöthig war, um dem Anzug fremder Freiſchaaren und einer Vergewaltigung der Bürger durch dieſelben zu ſteuern. Für ihn war Hauptſache der Beſchluß, daß die künftige Verfaſſung Deutſchlands einzig und allein der conſtituirenden Nationalverſammlung zu überlaſſen ſei.

Er blieb auch ſpäter der Meinung, daß dieſe vielfach angefochtene Entſcheidung die möglichſt beſte war und durch den Lauf der Begebenheiten nur zu ſehr gerechtfertigt wurde. Solange die Nationalverſammlung beſtand, konnten ſich die Regierungen über gemeinſame Vorſchläge für eine deutſche Verfaſſung nicht verſtändigen, nach dem Ende des Parlaments gelang es einzelnen Regierungen ebenſo wenig eine Vereinbarung herbeizuführen, und achtzehn Jahre ſpäter mußte Preußen durch Krieg zur Einigung zwingen. Hätten ſich die Regierungen rechtzeitig über die Verfaſſung verſtändigt, ſo war der Ausſpruch des Vorparlaments kein Hinderniß für die Nationalverſammlung, die Vorſchläge der Regierungen anzunehmen oder darüber zu vereinbaren.

Er und ſeine Freunde hatten die Grundzüge einer Verfaſſung entworfen, das Vorparlament hatte den Weg zu ihrer Verwirklichung geebnet, jetzt galt es zunächſt, daß die Nationalverſammlung die Verfaſſung ſchaffe. Und dann frug es ſich, ob dieſe Verſammlung ſtark genug ſein würde, ihre Verfaſſung auszuführen.

Wie klug auch Mathy's ruhig abwägender Geiſt die Schwierigkeiten berechnet und daheim an dem Wege gezweifelt hatte, kein Menſch vermag ſich den Einwirkungen einer großen Verſammlung bei thätiger Theilnahme ganz zu entziehen. Die geſteigerte Empfindung der Stunde, das Urtheil Anderer, welches Achtung verdient, beeinflußt auch den Stärkſten. Auch Mathy kehrte von Frankfurt nicht ganz ohne Hoffnungen nach der Heimat zurück.

Am 4. April war er zum Mitglied des Funfziger-Ausſchuſſes gewählt worden, der das conſtituirende Parlament vorbereiten ſollte, aber ihm blieb in den nächſten Tagen nicht Muße in Frankfurt zu weilen, er war daheim nöthiger als je. Die Aufregung war übermächtig geworden, der Einmarſch von Bundestruppen des achten Armeecorps hatte bei Vielen eine thörichte Erbitterung erregt. Die Radikalen hatten beſchloſſen, in der Kammer feierlich dagegen Widerſpruch einzulegen, Itzſtein war von Frankfurt zu ihnen geeilt, um noch einmal ſeinen alten Einfluß auf die Mehrheit der Kammer zu erproben, der Ausgang der Sitzung ſchien unſicher, und wenn die Mehrzahl der Abgeordneten ſich zu einer Erklärung für die Meuterer verleiten ließ, war in Baden Alles verloren, das Miniſterium konnte in dieſer Zeit nicht auflöſen, nicht ohne die Kammer regieren.

Am 7. April erhob ſich Brentano und ſchalt auf den Einmarſch fremder Truppen. Die Furcht vor Einfällen republikaniſcher Schaaren ſei unbegründet, Herwegh habe das erklärt, der Moniteur ebenfalls. Ihm trat der Miniſter des Innern, Bekk, entgegen, indem er die Anſammlung bewaffneter Haufen jenſeits der Grenze ſchilderte: Baden ſteht am Rande einer Revolution, die von Fremden angefacht wird, und Bundestruppen ſind keine fremden Truppen. Nach dieſer Zurückweiſung unterſtützte Hecker den Genoſſen, erklärte heftig mit Beziehung auf Mathy, daß er die politiſchen Heuchler verachte, welche Königthum und Monarchie zu ihrem Spielwerk gebrauchen wollen, die Gefahr ſei eingebildet, die Maßregeln erregen Erbitterung, das Volk wolle materielle Erleichterungen und nicht Soldaten. Auf dieſe Worte, welche von einem Mann geſprochen wurden, der damals bereits den Aufſtand und den Einfall fremder Freiſchaaren ins Werk ſetzen half, antwortete Mathy: „Der Abgeordnete Hecker hat Recht, Offenheit verdient Achtung, Heuchelei Verachtung. Man ſoll kein Spielwerk treiben mit der Monarchie, und ebenſowenig die Republik als ein bald und leicht zu erhaſchendes Spielwerk zum eigenen

Vergnügen betrachten, der wahre Vaterlandsfreund geht mit der Nation und verzichtet auf ſeine perſönlichen Wünſche, wo ſie mit dem Willen der Mehrheit nicht ſtimmen. Der Abg. Hecker hat ferner Recht, wenn er ſagt, das Volk verlangt materielle Erleichterungen. Aber es verlangt auch vor Allem Schutz gegen Raub und Plünderung, und findet keine Linderung in Verſuchen, Zwieſpalt und Bürgerkrieg zu erregen. Man hat die Gefahren eines Einfalls von Außen abgeläugnet oder als unbedeutend dargeſtellt. Aber die Beweiſe des Gegentheils liegen vor.“ Und er ſchilderte die Gefahr durch Anführung von Einzelheiten. „Man hat ferner deutſche Waffenbrüder fremde Truppen genannt, iſt das die Verbrüderung aller deutſchen Stämme, nach der die Nation begehrt? Hat man je in Frankreich gehört, daß Soldaten aus der Bretagne an der Garonne und der Rhone Fremde genannt worden wären? Haben die Kantone in der Schweiz die Wehrmänner aus andern Kantonen Fremde geſcholten, oder wurden ſie nicht vielmehr allenthalben als Eidgenoſſen begrüßt? Man ſollte ſich ſchämen, die große Idee deutſcher Einheit noch ſo wenig begriffen zu haben. Die „fremden Truppen“, fürchtet man, könnten uns die Freiheit rauben. O wie ſchlecht wäre es beſtellt mit unſerer Freiheit und mit unſerer Männlichkeit, wenn dieſe Beſorgniß Grund hätte! Ein Volk in Waffen, das ſich die Freiheit rauben läßt, verdient nicht ſie zu beſitzen. Beſorgt man vielleicht, die zum Schutze der Grenzen aufgeſtellten Truppen könnten auch helfen Unfug im Lande zu verhüten? Unfug zu verhüten iſt in einem freien Lande doppelt nöthig, weil er dem Volke ſein koſtbarſtes Gut, die Ehre, raubt. Glauben Sie etwa, die Unordnung ſei eine republikaniſche Tugend?“ Und er erzählte darauf als Beiſpiel republikaniſcher Entſchloſſenheit die Worte Munzinger's, die dieſer ihm nach einer Widerſetzlichkeit der Gemeinde Grenchen zugerufen hatte: „Ihr Deutſchen mit euren monarchiſchen Begriffen, ihr könnt hie und da durch die Finger ſehen, wenn eine Ungeſetzlichkeit begangen wird, ihr habt ſtarke Mittel zur Verfügung der Staatsgewalt und könnt das Uebel unterdrücken, wenn es ärger werden ſollte. Aber wir Republikaner dürfen nicht die leiſeſte Verletzung des Geſetzes dulden, das Geſetz iſt unſer Palladium, das müſſen wir rein und unverſehrt erhalten, ſonſt ſind wir verloren." — „Sehen Sie, meine Herren," fuhr Mathy fort, „das iſt republikaniſch. Am allerwenigſten dürfen wir Badener in einem Grenzlande das Beiſpiel des Haders mit den Waffenbrüdern aus den Nachbarſtaaten geben. Darum wiederholen wir das Verlangen, daß gegen die Störer des Friedens, der Geſetzlichkeit und der Ordnung mit aller Strenge der Geſetze eingeſchritten werde." Dieſe Worte, ſo gut und in ſo gehobener Haltung geſprochen, daß ſie die Kammer und die Zuhörer fortriſſen, raubten dem ohnedies innerlich unſichern Hecker die Beſinnung, und faſſungslos brach er heraus: „Das Volk glaubt an die Reaction, denn es hat das Beiſpiel von 1833 vor Augen. Jetzt wird ihm das nämliche Sirenenlied geſungen, aber die Männer der Freiheit ſehen die Gefahr, ihre Köpfe zu verlieren."

Und da gab Mathy dem Frevler, wie ein alter Kämpfer der Arena dem ungeſchickten Neuling, den letzten Stoß.

„Wenn der Abg. Hecker ſagt, es handle ſich jetzt darum, den Kopf nicht zu verlieren, ſo hat er in ſofern Recht, als Jeder darauf achten ſoll, in der allgemeinen Verwirrung ſeine Beſonnenheit zu bewahren, um zu finden, was in jedem Augenblick für das Wohl des Vaterlandes zu thun iſt. Im andern, wörtlichen Sinne genommen, ſollte man nicht viel von perſönlicher Sicherheit und Unſicherheit ſprechen, wenn man berufen iſt, für das allgemeine Beſte zu wirken. Wer hinter dem Hütchen ſpielt, iſt allerdings kein Freund der Regierung, darin ſtimme ich dem Abg. Hecker bei, allein wer gegen die Vertheidigung des Landes und für den Bürgerkrieg wirkt, der iſt auch kein Freund des Volkes."

Hecker ſchwieg und verließ finſter den Saal. Alles war zum Aufſtand vorbereitet, die Rollen vertheilt, Fickler, der gerade in Mannheim lag, ſollte im Seekreiſe die Republik ausrufen, Hecker zu Offenburg. Nach der Sitzung trat eine Commiſſion der zweiten Kammer zuſammen, bei welcher Miniſter Bekk und Präſident Mittermaier anweſend waren. Dort theilte Bekk mit, was die Regierung von dem beabſichtigten Aufſtand wußte. Mittermaier erklärte, daß er Beweiſe des Hochverraths in Händen habe, und legte einige Briefe und Schriftſtücke vor. Mathy fuhr auf: „Aber warum hindert man nicht? Warum thut man ihnen nicht, was Recht und Geſetz fordern? Hat die Regierung Furcht vor dieſen Leuten?“ Dennoch erhob ſich die Regierung nicht zu dem Entſchluß, die Führer des Aufſtandes verhaften zu laſſen. Mathy verließ zornig die Sitzung. Am Abend erfuhr er, was in denſelben Stunden zu Mannheim geſchehen war. Dort hatte Fickler eine große Volksverſammlung abgehalten und hellen Aufruhr gepredigt. Der Tag ſei gekommen, den Großherzog zu vertreiben, er gehe jetzt nach Conſtanz den Aufſtand zu beginnen. Mathy war als Mitglied des Gemeinderaths von Mannheim empört, daß dieſer dem wüſten Gebahren Fickler's nicht widerſtanden hatte, er ſchrieb ſogleich an den Bürgermeiſter, man möge zum nächſten Tage eine Sitzung des Gemeinderaths anberaumen, er komme hin.

In Karlsruhe kreuzten ſich die Züge nach dem Oberland und Mannheim. Als Mathy am 8. April früh auf den Bahnhof kam, erkannte er Fickler in einem Coupé auf dem Wege nach Conſtanz. Er trat an das Coupé: „Halt. Wo willſt du hin?“ Fickler erwiederte ſcheu: „Das geht dich nichts an.“ — „Ich weiß, du willſt dort hinauf.“ — „Ja, und ich will dir zeigen, was wir zu thun vermögen.“ — „Du gehſt nicht, du bleibſt hier.“ — „Du wirſt mir's nicht wehren.“ Da rief Mathy einen naheſtehenden Polizeidiener und forderte dieſen auf, Fickler feſtzunehmen. Der Polizeimann erbleichte vor Schreck und war nicht im Stande, den Auftrag auszuführen. Fickler rief heftig zu den Bahnhofbeamten und zum Zugführer: „Fort mit dem Zuge!“ Mathy aber trat an den Bahnhofdirector: „Sie laſſen den Zug nicht abgehen, bevor Herr Fickler verhaftet iſt.“ — „Gott, ich habe keine Befehle der Regierung!“ — Mathy: „Auf meine Verantwortung.“ Es gab großen Lärm, ſtarke Aufregung unter den Reiſenden; endlich wurde ein Polizeicommiſſar herzugeholt und wagte zögernd die Verhaftung.

Mathy ſchrieb auf der Stelle einige Zeilen an den Miniſter Bekk und ſetzte ſich in den Zug, welcher nach Mannheim abging. Dort wurde durch Bahnbeamte und aufgeregte Reiſende ſofort die Kunde verbreitet, ſie füllte blitzſchnell die Stadt, die Leute liefen aus den Häuſern, die Senſenmänner und Blutknaben Hecker's eilten zuſammen. Mathy kam in ſeine Wohnung und erzählte ſeiner Frau gemächlich die ganze Tragödie. Unterdeß ſtellten ſich dichte Gruppen vor dem Hauſe auf, eine Abordnung zorniger Bürger — von den Radikalen — trat ein und forderte eine Erklärung. Mathy antwortete, ſie ſollten auf das Rathhaus kommen, dort werde er ihnen ausführlich berichten, ging darauf ſchnell zum Bürgermeiſter und erſuchte dieſen, die Sitzung um eine Stunde zu verſchieben. Als er durch die Haufen ſchritt, welche murrend und ſcheu nach ihm blickten, begegnete er einem Gemeinderath, der behaglich von ſeinem Büreau kam und ohne Ahnung des Vorgefallenen dem Bekannten zurief: „Es iſt mir lieb, daß ich zur Sitzung noch zurecht komme.“ Darauf Mathy: „Mir auch. Es iſt Einiges zu berathen, ich habe Fickler verhaften laſſen.“ Der Gemeinderath ſtützte ſich vor Schreck an eine Mauer; ſo ſehr ſtanden die Menſchen in Baden damals unter dem Einfluß der Umſturzpartei. Als Mathy in ſeine Wohnung zurückkehrte, ängſtlich von ſeiner Frau erwartet, ſagte er um ſie zu beruhigen: „Jetzt mache, Schatz, daß wir zu eſſen bekommen, ich bin hungrig.“ Denn er ahnte, daß ein Leibgericht bereitet war, welches doch auch ſeine Anerkennung erſehnte. Während er bei Tiſche ſaß, wurde draußen das Gewühl arg, die Senſenmänner ſtanden in dichten Haufen um das Haus, riefen Scheltworte und forderten den Tod des Verräthers. Einige Bekannte drangen durch die Menge, blieben betroffen in der offenen Thür ſtehen, und der eine rief mit lauter Stimme: „Da ſitzt er, er ißt.“ „Wollen Sie uns nicht die Freude machen, mit zu eſſen?“ Auch eine Anzahl Scharfſchützen kam, denn Mathy war bei dieſen Schützenmeiſter, um das Haus vor dem Volkshaufen zu decken; ſie füllten beſorgt die Stube, umringten die Hausfrau und ſagten ihr leiſe: „Leiden Sie nicht, daß er auf's Rathhaus geht, es kann ſich etwas ereignen.“ Die Hausfrau ſtand ſchweigend unter den Männern; er aber hatte die Worte gehört, trat zu ſeiner Frau und frug herzlich: „Soll ich hier bleiben? Haſt du Angſt?“ Sie wußte wohl, was er hören wollte, und aus dem gepreßten Herzen brachen die kurzen Worte: „Haſt du's angefangen, ſo mach's fertig.“ Da freute er ſich ſeines Weibes und ging aus der Thür, Dr. Ladenburg und Bürgermajor Jörger voraus. Als er in der Hausthür ſichtbar wurde, empfing ihn wildes Geſchrei der wogenden Maſſe, er hielt auf der Schwelle an, die Arme am Leib, und ſah aus ſeinen großen Augen ruhig in den Haufen. Alles wurde ſtill, Niemand rührte ſich, er ſchritt ungehindert durch das Gewühl. Erſt als er aus dem Gedränge war, erhob ſich hinter ihm das Wuthgeſchrei: Landesverräther! und ein kleiner Geſell kam ihm nachgelaufen: „Dein Kopf muß daran.“ Mathy wandte ſich gegen den Mann, da trat ein anderer Bürger zu ihm: „Laſſen Sie den, er iſt noch nicht vier Wochen aus dem Zuchthauſe.“

So ging Mathy nach dem Rathhauſe, dort verſammelten ſich die Hauptleute der Bürgerwehr, der Rath und Gemeindeausſchuß. Während aber der Gemeinderath beſchloß durch einen Aufruf ſeine Geſinnung kund zu geben und die Bürger zum Beitritt aufzufordern, lärmte draußen die aufgewühlte Menge und forderte, daß Mathy herauskomme. Da wurde Generalmarſch geſchlagen, der Markt füllte ſich mit zwanzig Compagnien der Bürgerwehr und mit bedächtigen Bürgern, der tolle Schwarm zerſtob. Major Jörger verlas eine Erklärung Mathy's und die Bekanntmachung des Gemeinderaths. Die Stimmung ſchlug um, ein Hoch auf den Gemeinderath war die Antwort. Wieder wurde Mathy gerufen und jetzt ſtellte er ſich auf den Balkon, unten wogte die halbe Stadt in dichtem Gewühl, und Mathy ſetzte mit einer Stimme, die hell über den Markt ſchallte, auseinander, warum er hätte thun müſſen, was er gethan: die nahe Gefahr eines Einfalls fremder Schaaren, das thörichte Treiben der Agitatoren und die Pflicht des Bürgers, ſolcher Zuchtloſigkeit entgegen zu treten. Und er ſchloß mit den Worten: „Hätte ich, was ich heute Morgen gethan, noch einmal vor mir, ich würde es abermals thun, ſelbſt wenn es mein Leben koſten ſollte." Die Antwort war ein dröhnendes Hoch und der laute Ruf: „Dank, Dank!" Die Erklärung des Gemeinderaths wurde im Rathhausflur auf einen Tiſch gelegt, die Leute drängten ſich zu, Tauſende unterſchrieben. Die Verſtändigen fühlten ſich obenauf, Mathy vermochte kaum ſich den Händedrücken und Umarmungen zu entziehen.

Die Schützen erboten ſich, in der Nacht das Haus Mathy's und ſeine Familie zu behüten und die Ordnung in der Stadt zu erhalten. Am Abend fuhr Mathy in einem Extrazug mit Baſſermann, der auf die geflügelte Nachricht eilig von Frankfurt herangekommen war, nach Karlsruhe zurück. Am nächſten Morgen war Sitzung im Ständehaus, Mathy trug den Fall vor, wieder laute Hochs der Abgeordneten und Umarmungen im Saal. — Aber er ſelbſt ſah mit kalter Ruhe auf dieſen begeiſterten Ausbruch der Beſorgten und ſagte: „Morgen werfen ſie wieder mit Steinen."

Durch die Verhaftung Fickler's und durch Mathy's entſchloſſenes Auftreten in Mannheim war einem kopfloſen Aufſtandsverſuch die Spitze abgebrochen. Hecker rief, als er die Verhaftung erfuhr: „Nun kommt man auch an mich und die Kammer genehmigt meine Verhaftung.“ Er verließ am Tage darauf Mannheim, eilte über den Rhein durch Frankreich nach dem Seekreis und verſuchte jetzt, wahrſcheinlich ſelbſt ohne Vertrauen, von Conſtanz die Landſchaft aufzuwiegeln. Er gab die Hoffnung vor, daß die Truppen, welche man gegen ihn ausſchicken könnte, ſogleich zu ihm übergehen würden. Am 20. April ſtieß er mit ſeinem Haufen bei Kandern auf badiſche und heſſiſche Truppen unter dem Befehl des Generals Fritz von Gagern und dieſer, einer unſerer beſten Männer, zahlte mit ſeinem Leben den Verſuch, die Aufſtändiſchen durch verſtändiges Zureden zur Beſinnung zu bringen. Aber die Freiſchaaren wurden von ſeinen Soldaten zerſtreut, auch der Haufe Struve's lief bei Steinen auseinander, Hecker barg ſich in der Schweiz.

Der bethörte Fickler brach im Gefängniß zuſammen. Aus ſeiner Haft ſchrieb er an Mathy, dieſer möge ihn frei machen, er wolle viele Aufſchlüſſe geben. Mathy antwortete nicht. Nach einiger Zeit wurde Fickler von der badiſchen Regierung ſeiner Haft entlaſſen, und da er aufs Neue verſuchte, im Schwarzwald einen Aufſtand zu erregen, durch Würtemberg wieder in Haft genommen. Da ſoll er auf dem Asperg dem Könige perſönlich Geſtändniſſe gemacht haben; wenigſtens entließ man ihn unter dem Schein einer Bürgſchaftszahlung, ſtatt ihn an Baden auszuliefern. Er entrann nach der Schweiz und verging in der Ferne.

Selten iſt ruchloſer und ſchwächlicher ein Aufſtand verſucht worden, als damals. Die Führer ſelbſt hatten kaum eine Ahnung davon, was Bürgerkrieg ſei und militäriſche Unternehmungen im größeren Stile, und ſie lebten in einer krankhaften Ueberſchätzung ihres Einfluſſes auf das Volk und ihrer Befähigung, zuſammengelaufene Haufen zu kriegstüchtigen Schaaren zu bilden.

Es war nicht wunderbar, daß die Maſſen in Süddeutſchland während jener Zeit der Aufregung den Dienſt nicht verſtanden, den Mathy auch ihnen geleiſtet, und daß ſie den entſchloſſenen Vaterlandsfreund als einen Verräther an der Volksſache betrachteten. Wenn aber jetzt nach den Erfahrungen von vierzig Jahren noch Jemand, der ſich Demokrat nennt, jene Aufſtandsverſuche, welche der Demokratie die ſchwerſten Wunden geſchlagen haben, als etwas Patriotiſches und eine gute Unternehmung ſeiner Partei entſchuldigen wollte, ſo würde er ein ſehr abfälliges Urtheil über ſeinen Charakter und ſeinen Verſtand hervorrufen, wenn man nicht wüßte, daß ein Menſch in Liebe und Haß nur ſchwer ſeine eigene Vergangenheit aufgibt und häufig in der Theorie rühmt, was er in der Wirklichkeit als ſchädlich und unrecht bekämpft.

Mathy konnte ſeine Badener retten, aber er konnte nicht verhindern, daß die leicht beſtimmbare, von kräftigen Schlagwörtern abhängige Bevölkerung noch lange zwiſchen Zorngeſchrei und Schluchzen dahinſchwankte, und nur darin deutſche Natur bewies, daß ſie ſich einer zeitweiſen Rückkehr zu geſundem Menſchenverſtande nicht entzog. Sein Name war jetzt in Aller Munde. Die Radikalen und ihre Preſſe fluchten ihm, wie in Deutſchland ſeit dem 30jährigen Kriege niemals einem Manne geflucht worden iſt, er war der große Verräther, der Feind des deutſchen Volkes, er war gefehmt, ſein Kopf verfallen. Auch Viele, die ſich nicht zu den Radikalen zählten, wurden gänzlich irre an ihm; er hatte gethan, was nur der Polizei gebührt, und ihnen ſchien, als ob ſolches Thun in ähnlicher Weiſe die Ehre vermindere, wie in alter Zeit das Eingreifen in des Henkers Amt. Länger als ein Jahr war ſein Leben in Baden und noch jenſeits der Grenze in Wahrheit gefährdet; ſo oft er auf der Eiſenbahn fuhr, durch aufgeregte Haufen ſchritt, ſchwebten ſeine perſönlichen Freunde in Sorgen um ihn. Noch im September war er unter den Gefehmten, welche der Volksrache in Frankfurt verfallen ſollten. Es bedurfte ſeiner ſorgloſen Feſtigkeit um dadurch nie geſtört zu werden. Während aber im Südweſten der Groll und

Haß gegen ihn überwog, kamen aus anderen Theilen Deutſchlands Haufen von Zuſtimmungs-Adreſſen, Grüßen, Dankſagungen, eine ungewöhnlich ſtarke aus Köln war mit mehren tauſend Unterſchriften bedeckt, eine ähnliche kam aus Bremen, aus Barmen, eine aus Lengerich in Teklenburg begrüßte ihn als den Wächter, der „wer da“ gerufen für Deutſchland, andere vermieden in ihrer Begeiſterung ſogar die Verſe nicht. Er ſelbſt ſah die Menſchen um ſich plötzlich verwandelt, Mancher drückte ihm die Hand, der ihn bis dahin als politiſchen Gegner betrachtet hatte, und Freunde, die lange an ihm gehangen, wandten ſich ſchmerzlich zur Seite. Er behielt ſeine heitere Ruhe. Den alten Gegnern, welche ihn jetzt als Bundesgenoſſen betrachteten, ſagte er kalt: „Ich bedaure, daß gelobt oder getadelt wird, was mir als Erfüllung einer Bürgerpflicht natürlich ſchien“, und ſeinen Wählern in Conſtanz, aus deren Mitte ihm ein ſtarkes Mißtrauens-Votum zugeſandt wurde, ſchrieb er: „Wenn Sie mich tadeln, daß ich als Bürger gethan habe, was nur der Polizei zukommt, ſo reinigen Sie ſich durch Ihre Vorwürfe vollſtändig von dem Verdacht, Republikaner zu ſein. Denn wer glaubt, daß nur die Polizei ſich um das Wohl und Wehe des Ganzen zu kümmern hat, daß der Bürger ſich nicht damit befaſſen ſoll, ſelbſt in ſolchen Augenblicken nicht, wo er allein großes Unheil verhindern kann, wer ſo denkt, iſt gewiß kein Republikaner, ſondern nur reif für den Polizeiſtaat.“

An jene Verhaftung erinnern ſich heute Viele zuerſt, wenn der Name Mathy genannt wird. Es war eine zufällige gemeinnützliche That in dem Leben eines entſchloſſenen Mannes, ſie hat dem Aufſtande die Kraft genommen, ſie hat wahrſcheinlich mehre hundert Deutſche, Freiſchaaren und Soldaten, vor gewaltſamem Tode bewahrt; wir neigen uns indeß zu der Annahme, daß der kopfloſe Aufſtand vom April 1848, auch wenn Fickler damals ungehindert losgeſchlagen hätte, von den Truppen bewältigt worden wäre. Aber auffallend iſt, daß die Nation dem Helden einer Anekdote ſo wenig Gedächtniß bewahrt hat für das unendlich größere Verdienſt, welches er ſich durch ſeine ganze Haltung ſeit Ausbruch der Bewegung erworben hat. Denn daß er die Kammer durch ſeinen unabläſſigen Kampf mit den Radikalen, und durch die Wucht ſeiner feſtgeſchloſſenen Perſönlichkeit verhinderte zu einem Convent zu werden und daß er ſie zwang, an Verfaſſung und Geſetz feſt zu halten, das war, ſo weit menſchliches Urtheil reicht, die Rettung Badens und die Rettung des Südweſtens, ja vielleicht des geſammten Deutſchlands vor dem Ausbruch einer großen, die Throne ſtürzenden und die Maſſenherrſchaft emportreibenden Revolution. Wenn im Frühjahr 1848 die Verfaſſung Badens nicht feſthielt, ſo wälzte ſich aus dieſer Ecke Deutſchlands die politiſche Zerſtörung gegen den Norden, und die Republik Frankreich hoffte auf eine zweite Eroberung von Mainz und warb verlorene Haufen zum Tanz der Carmagnole an deutſchen Freiheitsbäumen. Die Kämpfe in der zweiten Kammer Badens hatten deshalb nicht geringe Bedeutung, und Mathy wurde im vollen Verſtändniß für die Größe ſeiner Aufgabe zum Vorkämpfer des Geſetzes in Baden. Länger als ein Jahr waren die Wurzeln, welche die Verfaſſung im badiſchen Volke geſchlagen, ſtark genug, um Regierung und Kammer unter den heftigſten Stürmen aufrecht zu erhalten. Als ein Jahr darauf die Regierung den Muth verlor, war Preußen wieder ſo weit erſtarkt, daß es zu helfen vermochte. Darum wer ſich an dem Mann in jener Stunde auf dem Bahnhofe Karlsruhe erfreut, der ſoll auch daran denken, daß ſie nur Ein Augenblick in einem angeſtrengten Wachdienſt war, den er als ein Hüter deutſcher Ehre an dem gefährlichſten Grenzpoſten that.

Während Lob und Verwünſchungen laut wurden, reiſte er ſelbſt als Abgeſandter in den Norden Deutſchlands. Von Fickler's Verhaftung war er nach Frankfurt in den Funfziger-Ausſchuß geeilt. Dort ſtand ein anderer von den Genoſſen der Deutſchen Zeitung, Mathy's treuer Freund Soiron in gleich beharrlichem Muth auf ſeiner Schanze. Er war Präſident des Funfziger-Ausſchuſſes, die Hebel, welche er in ſeinen Händen hielt, vermochten mit unberechenbarer Wirkung Beſtehendes aus den Angeln zu heben. In eiſerner Ausdauer behauptete der tapfere Mann ſeine Stellung. Seine ſchwere Aufgabe war, beſcheiden zu ſein, feſt zu halten an dem friedlichen Wege der Reform, nur dem Parlament, das vom Bunde und ſämmtlichen Regierungen vorbereitet wurde, den Weg zu bahnen. Die Mehrheit, der Soiron angehörte, war nicht groß, zuweilen durch Entſendungen geſchwächt — obgleich man in unſchädlichen Fällen dafür gern Mitglieder der Linken beſtimmte —; hätte er nur ein Mal ſeinen Poſten verlaſſen, ſo wäre Robert Blum an ſeine Stelle gerückt, und von den Parteigenoſſen zu Schritten gedrängt worden, die ihm vielleicht ſelbſt unheimlich geweſen wären. Deshalb trug Soiron die undankbare Arbeitslaſt und lehnte wiederholt eine der höchſten Staatsſtellen ab, die ihm von Karlsruhe angetragen wurde. — Der Ausſchuß beſchloß, in Berlin die Räumung Schleswigs durch die Dänen, die Volksbewaffnung in den Herzogthümern, und die Einverleibung Schleswigs in den Bund zu betreiben. Zwei Bevollmächtigte wurden gewählt, der eine aus den Heidelberger Vertrauten, der andere ein Norddeutſcher: Mathy und Schleiden.

Am 13. April reiſte Mathy nach Berlin. Zum erſten Mal betrat der Süddeutſche die Straßen der großen Hauptſtadt, und er war überraſcht durch Vieles, was er hier ſah und hörte. Zwar das wilde Treiben auf den Straßen, Rohheit des Pöbels, Zuſammenläufe, Maueranſchläge, fliegende Buchhändler und Geſchrei der kleinen Preſſe, alles Geräuſch eines drohenden Umſturzes waren hier auffallender als daheim. Er fand auch bei den Perſonen, mit denen er nach ſeinem Auftrag zu verkehren hatte, keineswegs feſten Entſchluß über das, was durch Preußen jetzt geſchehen müſſe. Es war dort Vieles nicht beſſer als im Süden und von Kopfloſigkeit und Beamtenſchwäche mehr zu ſpüren als Mathy lieb ſein durfte. Aber die Bewegung im Norden war in einem Punkte der heimiſchen Wirthſchaft ſehr ungleich. In Baden galt es für tapfer und tugendhaft, ſich als Republikaner zu geberden, auch wenn man geheimes Mißtrauen gegen das Angemeſſene dieſer Staatsform hegte. Mathy hatte eine ſeiner größten Wirkungen in der Kammer hervorgebracht, als er erzählte, wie ein tüchtiger Republikaner in der Schweiz ſich gegen Widerſetzliche benehme. Im Norden war das Wort eine gehäſſige Bezeichnung; auch die Wenigen, die gegen jede Monarchie waren, mieden ſorglich den Namen und verdeckten ihre Geſinnung. Bei allen Männern von Urtheil, mit denen Mathy verkehrte, fand er zwar die Herzensſorge, ob die Aufregung dem Staat ein Verfaſſungsleben geben werde, aber den Beſtand des Fürſtenhauſes, die Dauer des geſammten Staatsbaues wollte Niemand in Frage geſtellt ſehen; ja er ſah die wärmſte Theilnahme an der ſchwierigen Lage des Königs und vernahm von Aeußerungen in Militär und Adel, welche das geheime Wirken rückwärts treibender Kräfte verriethen. Und er fuhr weiter nach dem Norden, ſprach in Hamburg und Hannover mit Geſinnungsgenoſſen und betrachtete prüfend die beſorgte und entſchloſſene Haltung der beſitzenden Bevölkerungstheile. Er eilte dorthin, wo die Holſteiner ſich gegen die däniſchen Uebergriffe erhoben hatten, und begrüßte in Rendsburg alte Freunde; dort wieder fand er gehobene Stimmung und Hoffnung auf den Einmarſch der Bundestruppen, dort waren reguläres Militär und General Wrangel die große volksthümliche Ausſicht. Sein Kampf gegen die Radikalen in Baden wurde höchlich gerühmt und Hecker und Struve vom Volk als Verbrecher und arge Feinde des Vaterlandes verurtheilt. Auch die ſich dort Demokraten nannten, hatten wenig Aehnlichkeit mit den wilden Knaben im Süden, ihr Kampf ging gegen die ariſtokratiſche Partei in der Landſchaft und für Aenderungen, welche dem Bürgerthum einen größern verfaſſungsmäßigen Antheil am Staate ſichern ſollten. Und er ſah, daß im Norden nicht nur die unvergleichlich größere Staatskraft, auch eine weit höhere und männlichere Vaterlandsliebe vorhanden war, vor Allem ein conſervativer Zug unter den gebildeten Führern aller Parteien. Das war ein anderes Bild deutſchen Lebens. Daheim tobte und lärmte die Menge, weil das Eindringen fremder Kriegshauſen durch Bändigung einiger Schreier verhindert worden war, im Norden zahlten die Bauern doppelte Steuern und ſandten ihre Söhne freiwillig zu regulärem Kriegsdienſt, um fremde Heerhauſen aus dem Lande zu vertreiben.

Es war eine Reiſe von wenigen Tagen, aber ſie wurde für Mathy eine große Berichtigung ſeines Urtheils, zugleich eine Belohnung für ſeine Arbeit in den vergangenen Wochen. Denn er kehrte zurück mit einer fröhlicheren Auffaſſung deutſcher Kraft, aber auch mit der Ueberzeugung, daß das Bedürfniß nach Einheit und Freiheit in Preußen, Hannover, Holſtein ein ganz anderes ſei, als im Süden. Der ſüddeutſche Liberalismus war gewöhnt die Einzelſtaaten und Fürſtengeſchlechter nur als ſchädliche Hinderniſſe der deutſchen Zukunft zu betrachten, im Norden überwog — und in den Hanſeſtädten, in Hannover und Holſtein noch mehr als damals in Preußen — die Forderung landſchaftlicher Selbſtändigkeit. Durch Augenſchein wurde ihm beſtätigt, daß die Einheit Deutſchlands zunächſt nur ein Bundesſtaat ſein könnte und daß im Norden die großen Landbeſitzer eine weit andere Bedeutung hatten als in ſeiner Heimat. Konnte die Bewegung in Wahrheit eine neue Staatsform ſchaffen, ſo war dies nur möglich, wenn ſie ſchonend mit Verhältniſſen umging, die in dem größten Theile der deutſchen Nation ſehr feſtgewurzelt waren und von deren Bedeutung die Bevölkerung des Südens damals kaum eine Ahnung hatte. — Die rückkehrenden Commiſſare durften dem Ausſchuß berichten, daß ihre Sendung nicht unvortheilhaft geweſen war. Das zehnte Bundescorps ſammelte ſich in Holſtein, ein ſchleswig-holſteiniſches Heer wurde gebildet, Preußen hatte die Leitung des Krieges übernommen, drei Tage nach

Rückkehr der Bevollmächtigten ward Schleswig von den Preußen beſetzt. Die Eindrücke der Reiſe gaben Mathy Veranlaſſung in dem Fünfziger-Ausſchuß das Mißtrauen gegen die Regierungen, wie ſie damals waren, zu bekämpfen; er ſetzte außerdem durch, daß die Eröffnung des Parlaments nicht für den 1. Mai, ſondern, dem Wunſch der preußiſchen Regierung entſprechend, für ſpäteſtens den 18. feſtgeſtellt wurde, weil ihm deutlich war, daß eine frühere Beendigung der Wahlen, zumal im Norden, nicht ausführbar ſei und weil er eine Eröffnung des Parlaments mit unvollſtändiger Vertretung des Nordens für ſo gefährlich hielt, daß ſie Alles verderben könne.

Unterdeß war ſeine Anweſenheit in der Heimat wieder nöthig. Der Aufſtand Hecker's war niedergeſchlagen, aber in Mannheim verlor der Gemeinderath die Beſinnung, die Bürgerwehr die Kraft, eine Zahl Wehrmänner verjagte ohne Befehl durch Flintenſchüſſe die Poſten der Naſſauer und Baiern von der Rheinbrücke. Die Partei des Aufruhrs gewann die Oberhand. Die Regierung litt an dem Fluch eines büreaukratiſch gezogenen Staates, ihr fehlte der entſchloſſene Mann, der im Augenblick große Verantwortung auf ſich nahm. Für einen Charakter, der die Regierungsgewalt ſicher zu handhaben wußte, war das Treiben dieſes Frühjahrs ohne Schwierigkeit gefahrlos zu machen. Aber man war ohne Entſchluß geweſen und ſuchte jetzt nach Stützen umher. Da bot ſich die Perſönlichkeit Mathy's, man hoffte Tapferkeit und Freiſinn zu zeigen, wenn man ſeinen Namen der Regierung zufügte. Unter dem Eindruck des Mannheimer Auflaufs war am 28. April Sitzung im Staatsminiſterium, zu der Mathy eingeladen wurde, man machte wieder Worte und kam zu keinem Entſchluß. Nach der Sitzung erhielt Mathy die Ernennung zum Staatsrath und Mitglied des Staatsminiſteriums. Er nahm an unter der Bedingung, daß ſofort thatkräftige Schritte gegen die Aufrührer geſchähen, zunächſt in Mannheim, dann im übrigen Lande, wo nöthig, mit Erklärung des Kriegszuſtandes. Das wurde verſprochen. Am nächſten Tage kam eine Abordnung aus dem württembergiſchen Wahlkreiſe Neuenbürg, Calw, Wildbad, welche ihm ankündigte, daß er in ihrem Bezirk für das Parlament von Frankfurt gewählt ſei. Mathy frug: er ſei unterdeß in das Staatsminiſterium berufen, ob dieſe Ernennung den Wählern nicht Bedenken erregen werde? Die wackern Schwaben antworteten: „Wer ſich jetzt zu dem Opfer entſchließt, dem Staatsſchiff auf ſtürmiſcher See ein Steuermann zu werden, gibt dadurch den beſten Beweis ächter Vaterlandsliebe."

Mathy's Ehrgeiz wurde völlig beherrſcht durch ſein beſcheidenes Urtheil über das eigene Verdienſt. Ihm war der Antrag der Miniſter bedenklich, aber ſeine politiſchen und perſönlichen Freunde, unter ihnen Baſſermann und Welcker, mahnten, ihnen erſchien ſein Eintritt in die Regierung als eine Bürgſchaft, daß man endlich Kraft entwickeln werde, ja als eine Rettung des Staats. Mathy konnte auch in ſeinen politiſchen Anſichten keinen Grund finden abzulehnen. Der Landesherr und ſeine bisherigen Rathgeber waren in dieſer Zeit zu weit mehr bereit, als Mathy für den Staat begehrte. Die Gewalt der deutſchen Erhebung und die Stimmung in Baden durften ihm dafür bürgen, daß er wenigſtens in rückſchrittlichen Wünſchen kein Hemmniß bei Durchführung der heilſamen Umgeſtaltungen finden werde. Und er hatte ganz Recht, wenn er ausſprach, daß das Opponiren bei ihm gar nicht natürliche Neigung und freie Wahl geweſen ſei, ſondern Nothwendigkeit in einem Cenſurſtaat, und daß ſeine Neigung ihn mehr dahin ziehe, wo es gelte zu ſchaffen und zu geſtalten. Und doch hat er ſelbſt ſeinen Eintritt in das Staatsminiſterium einige Jahre darauf vor ſeinen Wählern von Conſtanz für einen Fehler erklärt*): „Eine innere Stimme ſagte mir, daß dieſer Schritt meine Wirkſamkeit lähmen werde, indem er das ſtarke Vorurtheil gegen mich aufrufe, daß wer ſich der Regierung anſchließe, ſich vom Volke trenne. Ein bedauerliches Vorurtheil allerdings, ein Zeugniß politiſcher Unreife; aber damals eine Macht, der ich nicht hätte Trotz bieten ſollen.“

---

*) Das Schreiben iſt vom 11. Februar 1851 und wird hier und ſpäter nach ſeiner Handſchrift benutzt.

War es in Wahrheit ein Fehler, daß Mathy im April 1848 in das badiſche Miniſterium trat? Dem Biographen wird nicht leicht dies einzuräumen, denn der Umſtand, daß Mathy 1848 Mitglied des Staatsminiſteriums geweſen war, hat wahrſcheinlich den Gedanken nahe gelegt, ihn im Jahre 1862 dahin zurückzuberufen, und hat ihn trotz allem veranlaßt dieſen Ruf anzunehmen. Und wenn dieſe letzte Berufung nicht erfolgt wäre, ſo würde ſeinem Schickſal nach menſchlichem Urtheil etwas von dem zweckvollen und providentiellen Charakter fehlen, welcher jetzt ſo ergreifend wirkt. Dennoch, da er ſelbſt öffentlich die Frage aufgeworfen hat, werden die Ueberlebenden ſeinen Manen eine Antwort darauf nicht ſchuldig bleiben dürfen. Es iſt richtig, daß ſeine Ernennung zum Staatsrath ihn in Baden noch unbeliebter machte, als er ohnedies war. Sein Auftreten in den Tagen der Bewegung hatte zwar viele alte Verehrer geirrt, das ganze badiſche Volk war überraſcht und unſicher ihm gegenüber, es begriff nicht, daß in einer Zeit, wo Alle Oppoſition machten, einer der entſchloſſenſten Führer ſo thatkräftig auf Seite der Regierung trat. Aber die Achtung vor der Uneigennützigkeit ſeines Charakters war doch ſo groß, daß auch ein Theil der Aufgeregten mit einer gewiſſen mürriſchen Ergebenheit nach ihm hinſah. Jetzt erhob ſich auf's Neue Zorn und Wuthgeſchrei der Gegner, wieder rauſchte ein wahrer Strom von Verwünſchungen um ihn her. Er hatte ſich der Regierung verkauft. Für einige Zeit wurde er vielleicht der mißliebigſte Mann in ganz Baden. Das war ohne Zweifel eine unbequeme Sache, nur für einen ehernen Charakter ohne innere Einbuße zu ertragen. Und auch der Regierung war Mathy durch dieſen plötzlichen Haß des Volkes weniger werth geworden, ſie hatte ihn zum Theil deshalb berufen, um durch ſeinen Namen ihr neues Programm zu empfehlen, jetzt ging ihr dieſer Vortheil verloren.

Dennoch, meinen wir, durfte die Unbeliebtheit für Mathy kein Grund ſein, den Eintritt in das Miniſterium zu verſagen, Niemand ſtand damals höher über der Menge als er, nach wenig mehr als einem Jahr war die Rückſchrittspartei ſiegreich, ſtatt der Ernüchterung war eine klägliche Abſpannung gekommen, die Wähler beeilten ſich fügſame Beamte in das Ständehaus zu ſenden und Itzſtein wurde aus der badiſchen Kammer ausgeſtoßen. Wenn Mathy in eine Stellung gerufen wurde, die ihm möglich machte dem Staat ſeiner Heimat weſentlich zu nützen, ſo mußte er annehmen. Der Uebelſtand lag wol in etwas Anderm. Die Perſonen, in deren Geſellſchaft Mathy geladen wurde, waren in der Mehrzahl wohlmeinende und redliche Männer, welche ihr Vaterland liebten, aber es war keiner unter ihnen, der zum Genoſſen für entſchloſſene That taugte, und Mathy wurde nicht zu ihrem Führer berufen, ſondern zu einem Rad in der Maſchine, welche ſich bereits als unbrauchbar erwieſen hatte. Er hätte ſich jeder Todesgefahr ausgeſetzt um die demagogiſchen Wühlereien zu zerſtören, und wir neigen uns zu der Anſicht, daß ihm dies wohl gelungen wäre und daß Baden in dieſem Fall den Aufſtand von 1849 nicht erlebt hätte. Dazu aber war eine Herrſchaft in dem höchſten Beamtenkreiſe nöthig und eine Herrſchaft über das Gemüth des Großherzogs, an welche bei der Geſellſchaft, in welche er als Mitglied geladen wurde, gar nicht zu denken war. Vor ſeiner Annahme hatte er die Bedingung zu ſtellen, daß ihm die Leitung des Miniſteriums übertragen werde, mit dem Recht, ſeine Genoſſen ſelbſt zu wählen. Es war ſehr wol möglich, daß der Großherzog darauf eingegangen wäre. Wollte der Großherzog dies Zugeſtändniß nicht machen, ſo mußte Mathy ablehnen. Weil er ſolche Bedingung nicht ſtellte, blieb damals dem Berufenen die ſchmerzliche Empfindung nicht.

erſpart, daß er eine Laſt auf ſich genommen ohne großen Nutzen für den Staat. Wol war dies ein Fehler, doch war er von denen, welche das vergeltende Schickſal des Mannes zuletzt mit einer gewiſſen Zärtlichkeit betrachtet hat, denn er entſprang aus einer untilgbaren Eigenſchaft des deutſchen Bürgers. Mathy's Scharfblick täuſchte ſich in den Dingen ſelten, aber täuſchte ſich zuweilen darin, daß er dem Charakter Anderer und der Sicherheit ſeines Verhältniſſes zu Andern allzu ſorglos vertraute.

Auf Mathy's Betrieb wurden die revolutionären Volksausſchüſſe verboten, die Beamten des Staats und der Gemeinde, die ſeit dem 1. März ihre Stellen verlaſſen oder ihre Amtspflicht verſäumt hatten, — nicht ſo ſtrenge wie er wollte — zur Rechenſchaft gezogen, vor Allem wurde die Stadt Mannheim am 1. Mai in Kriegszuſtand erklärt, mit Truppen umſtellt und entwaffnet, ohne Spur von Widerſtand. Die Haufen, welche Struve als Löwen der Freiheit gerühmt hatte, eilten lammfromm an das Zeughaus und lieferten die Waffen ab. Manche verſuchten Flucht und wollten durch Marktweiber die Waffen hinausſchmuggeln, Alles wurde gefaßt. Den Plan zur Umzingelung hatte Mathy ſelbſt entworfen und hinuntergeſchickt, und dabei Sorge getragen, daß das Militär mit Mäßigung und ohne Härte verfuhr. Auch vom Oberland kamen Maſſen von Gefangenen, die Regierung war in Verlegenheit, wo ſie die armen Bethörten unterbringen ſollte. Einige Tage darauf hatte Brentano, der ſich in den letzten Wochen vorſichtiger als die Genoſſen zurückhielt, die Stirn, in der zweiten Kammer unter dem lauten Beifall der Zuhörer zu erklären, er ſchätze ſich glücklich, nicht zu denen zu gehören, die den Kriegszuſtand angeordnet hätten. Da antwortete Mathy: „Und ich bin froh, mich nicht unter denen zu befinden, die ſo harte Maßregeln verſchuldet haben.“ Darauf Brentano höhniſch: „Der ehrenwerthe Charakter des Staatsraths Mathy bürgt dafür, daß ich ihn nicht verdächtigen will.“ Mathy: „So wenig als am 1. März, wo der Abgeordnete Brentano mich vor einer ſtark aufgeregten Volksmenge beſchuldigte, die Volkswünſche totſchlagen zu wollen, eine Aeußerung, welche leicht hätte Folgen haben können.“

In dieſen Wochen ungewöhnlicher Thätigkeit unterließ Mathy doch nicht, ſeiner alten Pflichten als Journaliſt zu gedenken, er ſchrieb zu den Wahlen in Baden: „Fünf Fragen und Antworten für die Parlamentswahl“ und ſandte treulich Beiträge in die werthe „Deutſche Zeitung“. In freien Stunden exercirte er neben ſeinem Freunde Malſch in der Bürgerwehr von Karlsruhe, Hauptmann war ſein früherer Drucker Vogel. Seit den Jahren des ſeligen Zeitgeiſtes war er für die Karlsruher der Verkünder liberaler Ideen geweſen, er hatte ſeitdem mit dem Kern der Bürgerſchaft immer in gutem Einvernehmen, mit Manchem in perſönlichem Verkehr gelebt, nun hatte er unter ſeinen alten Abonnenten die Freude, daß Karlsruhe im Ganzen eine gute Haltung bewahrte. Freilich auch dort wühlten die Radikalen, und nach jenem Vorgang auf dem Bahnhofe war auch in Karlsruhe große Volksverſammlung gehalten und der Tod des Verräthers gefordert worden. Aber ſein Lehrer vom Gymnaſium, Profeſſor Eiſenlohr, war auf das Gerüſt geſtiegen, hatte ihn wacker gerechtfertigt und das verſammelte Volk hatte die Erklärung zuletzt mit Wohlgefallen angehört.

Für Mathy's Frau war in jenen Wochen ſeine Vaterſtadt kein paſſender Aufenthalt. Sie war gewöhnt an Wechſel des Ortes, aber diesmal war die Trennung doch nicht ohne bittere Empfindungen, wie zartſinnig eine Einladung von Frau Koch aus Frankfurt auch den Grund der Abreiſe zu decken ſuchte. Während Mathy täglich ſein Leben wagte, um geſetzliche Sicherheit zu erhalten und den Wohlſtand ſeiner Mitbürger vor Zerſtörung zu bewahren, klangen Verwünſchungen und Verſicherungen der Rache um ſein Haus, Drohbriefe ohne Namensunterſchrift liefen ein und die Gattin wurde durch die

Muthloſigkeit, das Achſelzucken und verſteckte Anklagen alter Bekannter gekränkt. Auch darum war ihm erwünſcht, daß die Seinen in einer Umgebung weilen konnten; wo nicht täglich wüſtes Gerücht beunruhigte. Und die Hausfrau frug ſich überlegend, wo in der nächſten Zeit ihr Heimweſen ſein werde, in Karlsruhe oder in Frankfurt. Unterdeß lebte ſie mit ihrem Sohn in dem ſtattlichen Patricierhauſe und aus dem Verkehr der Familien erwuchs ein warmes Verhältniß, welches im perſönlichen Verkehr und in Briefen lange fortwirkte. Damals war es, wo eine Abordnung von Homburg bei Frau Mathy eintrat und den Gatten ſuchte, um ihn für das Parlament zu wählen. Frau Anna beſchied freundlich: „Mein Mann iſt bereits vergeben“, die Homburger bemerkten nachdenklich: „Wenn Herr Mathy nur Einen wüßte!“ Frau Mathy antwortete: „Da iſt Herr Venedey, ein alter Freund meines Mannes“ — ſie wußte damals nicht, daß Mathy mit ſeinen politiſchen Freunden die Bewerbung Rießer's in Homburg beförderte. — Die Homburger dachten nach: „Meinen Sie, daß Herr Venedey ſo ſein wird?“ Das meinte Frau Mathy. Die Homburger ſuchten Venedey auf, er gefiel ihnen ſehr und wurde gewählt. So rüſteten die Deutſchen zwiſchen dem Toben entfeſſelter Leidenſchaften und zwiſchen kleinbürgerlichem Bedenken zu dem größten politiſchen Katheder unſerer Nation, dem Rednerſtuhl in der Paulskirche.

5.

In der Nationalverſammlung.

Bis zum Frühjahr 1848 gab es in Deutſchland weit auseinandergehende Meinungen Einzelner über die politiſche Zukunft der deutſchen Nation, aber — eine Ecke Deutſchlands ausgenommen — nirgend einen planvoll gerichteten Willen und nirgend eine Vereinigung politiſcher Männer für Durchführung. Am verſtändlichſten war noch das Ziel der Radikalen, wie es in Baden mit naiver Offenheit ausgeſprochen wurde, dieſe forderten eine Staatsform, in welcher Alle befehlen ſollten, die jetzt gehorcht hatten, und nur die Minderzahl gehorchen, welche bis dahin die Herrſchaft gehabt hatte. Wer aber damals einen deutſchen Fürſten oder einen deutſchen Staatsmann gefragt hätte, wie ſie die Zukunft Deutſchlands zugleich zum Vortheil ihres Staates formen wollten, der hätte keine andere Antwort erhalten, als die hilfloſe, daß es in der alten Weiſe zwar nicht mehr fortgehe, daß man aber in der Hauptſache — Verhältniß zu Oeſtreich und Preußen — nicht ahne, wie es werden ſolle. Und wenn ein hilfreicher Gott, wie ſie in der Vorzeit den Helden ſiegreiche Speere und undurchdringliche Rüſtungen ſpendeten, einem der größten Volksgebieter des Bundes alle Hilfe der Götter verheißen hätte für ſeinen Kampf zur Gründung eines deutſchen Staates, keiner hätte gewußt, wofür und gegen wen er die Waffen brauchen müſſe. Als Max von Gagern Anfang März den Freiherrn von Canitz in Berlin um eine Richtung der ſüddeutſchen Patrioten durch Preußen hat, erkannte er aus der hochfahrenden und doch nichtsſagenden Antwort, daß man dort ſelbſt keine finde; als Mathy wenige Wochen ſpäter in Berlin anfrug, erfuhr er, daß man die leitenden Ideen vom Süden erwarte. Sämmtliche Staaten des Bundes vertraten einzeln und im Bunde nur ſehr unvollſtändig die Lebensintereſſen der Nation; die Zeit ſchien vorüber, wo der Hausvortheil einer Familie kühne Eroberer großzog, wie Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg und König Friedrich II geweſen waren, und die Zeit ſchien noch lange nicht gekommen, wo ſich auf geſetzlich gebahntem Wege neue Bedürfniſſe der Nation durch Preſſe, Vereine, Volksvertreter, durch parlamentariſche Parteien und Miniſterien der Mehrheit gegen das Beſtehende geltend machen konnten.

Solange es eine deutſche Nation gibt, wird der Weg zur Einheit, der im Jahre 1848 geöffnet wurde, für eine einzige, den Deutſchen eigenthümliche Aeußerung des Volksgeiſtes gelten. Von einer kleinen Zahl deutſch geſinnter Männer werden ſchwebende Gedanken zu Forderungen verdichtet, und wird zur Prüfung und Ausführung dieſer Forderungen eine große Verſammlung erwählter Vertreter geladen, welche ganz unabhängig von den beſtehenden Regierungen und Staaten berathen ſoll. Die Regierungen fügen ſich darein, die Wahlen in ihren Landſchaften auszuſchreiben. Die Verſammlung verhandelt durch ein ganzes Jahr. Während dieſes Jahres beherrſcht Geiſt, Adel, Größe der Verſammlung die Seelen der Deutſchen in allen Landestheilen ſo weit, daß eine ſtarke Auflehnung gegen ihre Ziele und Beſchlüſſe weder von den Regierungen noch von unzufriedenen Factionen gewagt wird. Nach einem Jahr iſt der große dialektiſche Proceß vollendet, die Beſtandtheile des neuen Staates ſind ermittelt, das nicht dazu Gehörige ausgeſchieden und eine Verfaſſung iſt entworfen und von der Verſammlung verkündet.

Durch die Arbeit dieſes Jahres ſind drei große Ideen in das Bewußtſein der Nation gebracht worden: Deutſchland einheitlicher Bundesſtaat mit kräftiger Centralgewalt, der König von Preußen Oberherr der Centralregierung, die Ländermaſſe des öſtreichiſchen Staates ausgeſchieden aus der neuen Einheit.

Die Verfaſſung gewann nicht ſofort und nicht ohne große Veränderungen geſetzliches Leben. Die Selbſtſucht der Regierungen und der Eigennutz einzelner Volksſtämme begann ſich dagegen zu ſträuben. Doch ſo entſcheidend war die Bedeutung der empfangenen Lehren, daß Preußen auf Grundlage derſelben neue Verſuche begann, die deutſchen Regierungen zu gewinnen; ſie ſchlugen fehl, der Bundestag ward wiederhergeſtellt, aber die großen Grundſätze der Reichsverfaſſung blieben den Regierungen und Völkern als das Ideal deutſcher Zukunft in Sorge und Hoffnung. Große politiſche Parteien arbeiteten für und gegen die Durchführung, jeder Staatsmann wurde ſeitdem genöthigt, eine Stellung zu dieſen Forderungen zu nehmen, und ſein Werth danach gemeſſen, ob er ſie förderte oder bekämpfte. Vollends für Preußen war ſeit dem Jahr 1849 eine neue große Pflicht der Ehre und Selbſterhaltung erwachſen, und in dieſem Staate fühlten alle Parteien Druck, Demüthigung und Mißbehagen mit den eigenen Verhältniſſen, dem Manne gleich, der eine übernommene Arbeit zu leiſten nicht vermocht hat, bis der Tag kam, wo Preußen gegen Oeſtreich denſelben großen Satz, der in der Paulskirche durchgekämpft war, mit den Waffen ausfocht. Seit dem Jahr 1866 erhielt Preußen die ſtarken Grundlagen für die Vormacht eines Bundesſtaates, aber die neue Verfaſſung ſchloß noch den vierten Theil des Deutſchlands aus, welches achtzehn Jahre vorher in der Verfaſſung geeinigt worden, darunter die Heimatländer der erſten Urheber deutſcher Verfaſſung. Dieſe fühlten das Unrecht, uns blieb die Pflicht zu vollenden.

Es iſt jetzt, wo Viele unter dem Eindruck glänzender Waffenthaten und neuer Geſetzgebung urtheilen, nicht ungewöhnlich, die Verfaſſungsarbeit von 1848 als einen vergeblichen Anlauf zu betrachten, ganz unweſentlich gegen die praktiſchen Erfolge der letzten Jahrzehnte. Wer ſo urtheilt, vergißt, daß die große und glückliche Fortſetzung nicht möglich war ohne den Anfang. Wer ſich aber der leichten und erfreuenden Arbeit nicht entzieht, das Gewebe unſerer politiſchen Gegenwart bis über das Jahr 1848 rückwärts zu betrachten, dem heftet ſich zuletzt der Blick auf jenen kleinen Kreis von Männern: die Gründer der „Deutſchen Zeitung“, die Führer der Heidelberger Verſammlung, die vertraute Genoſſenſchaft, welche den Kern des Caſinoclubs in Frankfurt bildete, aus Darmſtadt, Naſſau, Baden.

Viele Talente wurden in Frankfurt der Nation werth, die Entfaltung von Geiſt, Wiſſen und politiſcher Einſicht in dieſer Verſammlung war ſo glänzend, daß die Deutſchen ſich dabei mit Freude ihrer Tüchtigkeit bewußt wurden. Und keinem der Männer von 1848 ſoll ſein Ruhm beeinträchtigt werden, aber Einer von ihnen, Heinrich von Gagern, erſchien den Lebenden wie die Verkörperung von Allem, was in jener Verſammlung an großem Urtheil und edler Leidenſchaft zu Tage kam. Und voll Mitgefühl wird auch ein ſpäteres Geſchlecht zurückblicken auf den Herrſcher der vornehmen und heftigen Geiſter von 1848, auf ſeine Geſtalt im Morgenroth des aufgehenden deutſchen Staates zwiſchen Dämmerung und Tag, die einem Gebilde des Dichters gleich in dem kalten Lichte des Werkeltages nicht dauerte. So rein und jugendlich unſchuldig erſchien den Zeitgenoſſen ſein Idealismus, ſo groß ſein Vertrauen zu der Güte deutſcher Volksnatur, lauter ſeine Ehrlichkeit, ſtolz ſeine ſittliche Kraft und ſein Pathos faſt unwiderſtehlich. — Schon ſein Vater hatte ſich in großen Geſchäften getummelt, der ältere Bruder hatte im niederländiſchen Dienſt als Militär und Staatsmann Anſehen gewonnen, er ſelbſt war gewohnt, mit Herrenaugen in die Welt zu ſehen und ſein freies Urtheil gegen die Anſpruchsvollſten zu behaupten. Er hatte auch vornehme Tugenden: große Höflichkeit des

Herzens und unbefangene Freude, ſich wirkungsvoll darzuſtellen, dazu übergroße Weichheit des Gefühls, welche in geſchützter Erdenſtellung oft dem Manne bleibt, und welche manchen unſerer Ritterbürtigen im Glück ſo ſcheinbar ſicher erhebt, im Unglück ſo tief niederbeugt. Mathy hatte ſeine Bekanntſchaft kurz nach dem Eintritt in die badiſche Kammer gemacht, ſeit 1847 war die Annäherung größer geworden, die Zeit von Frankfurt ſchloß Beide in herzlicher Freundſchaft aneinander. In den nächſten ſchweren Jahren ſtanden dieſe Beiden unter den Caſinogenoſſen wol am engſten verbunden, vornehmlich deshalb, weil jeder als Vorzug des andern empfand, was er ſelbſt zu wenig beſaß; aber die größere Klarheit, Sicherheit des Urtheils und feſtere Dauer waren bei Mathy, der ſich ſelbſt neben dem glänzenden Freund in die zweite Reihe ſtellte.

Es iſt hier um ſo weniger der Ort, eine Geſchichte der erſten großen Reichstage Deutſchlands zu ſchreiben, da Mathy für die Arbeit jener Jahre ſchweigſamer ſeine Kraft eingeſetzt hat, als die nächſten Parteigenoſſen. Er kam zum Parlament als ein unbeliebter Mann, der in ſeiner Heimat keine Mehrheit der Wähler gefunden hatte. Was ihm Ehre gab bei den Verſtändigen, das machte ihn der Linken in der Paulskirche, den Gallerien, dem Volke der Straße zu einem Gegenſtand beſonderer Abneigung. Nur eine Einwirkung der Volksungunſt iſt zu erkennen. Er ſah, daß das Hervortreten ſeiner Perſon der Sache nicht nach jeder Richtung günſtig ſein mochte, und er räumte mit freundlicher Bereitwilligkeit die Wirkung auf der Rednerbühne den Freunden. Dazu war er beſcheiden wie Wenige und wenn er etwas durchſetzen wollte, ſo war ihm nur an der Sache und auffallend wenig an der perſönlichen Ehre gelegen.*)

---

*) Rüder von Oldenburg hatte lange in der Caſinopartei das Amt, die Reihenfolge der Redner zu beſtimmen. Da viele Vorredner den Eingezeichneten in die Gefahr brachten, durch Schluß der Debatte abgeſchnitten zu werden, ſo warben die Stürmiſchen eifrig um einen bevorzugten Platz. In ſolchem Fall gab Mathy auch die vorbereitete Rede, zu der ihn die

Dafür übernahm er die doppelte Arbeitslaſt im ſtillen Rath, in der Preſſe, bald an der Reichsregierung.

Mathy hatte als Politiker eine gute Schule hinter ſich. Aus kleinen Kreiſen heraufgekommen, war er als Journaliſt und als Volksvertreter ein Meiſter geworden in dem geſetzlichen Krieg gegen Büreaukratie und gegen die Radikalen. Jetzt begann für ihn in engem Verkehr mit den größten politiſchen Talenten der Nation eine neue Lehrzeit. Nicht leicht wird dem deutſchen Volksvertreter das Verſtändniß, wie ſich die Geſchäfte machen, und die Einſicht in den diplomatiſchen Verkehr. Er ſelbſt iſt verpflichtet, ſeine Stimme laut zu erheben und mit Energie zu heiſchen. Die Grundlage ſeines Handelns iſt die Oeffentlichkeit, er hat wenig zu verſchweigen, und ſtets Einverſtändniß mit vielen Andern zu ſuchen. Wer aber ſelbſt die Geſchäfte beſorgt, ſoll große Zielpunkte mit vorſichtiger Behandlung aller entgegenſtehenden Intereſſen erreichen, Bedingung für jeden Erfolg iſt ihm bedächtige Verſchwiegenheit, Abwägen der Worte, ein gutes perſönliches Verhältniß zu ſeinen Gegnern und achtungsvolle Würdigung ihres Standpunktes. Erſt längere Gewöhnung an dieſe Weiſe des Handelns pflegt feſte Selbſtbeherrſchung und überlegene Sicherheit im Verkehr zu verleihen. Auch Thätigkeit in höherem Beamtenpoſten gibt dafür ungenügende Vorbildung; wer gewöhnt iſt, nach beſtehendem Geſetz zu verwalten, Vorgeſetzte zu ſcheuen und Untergebene zu beherrſchen, der bringt für umſichtige Behandlung Gleichberechtigter gewöhnlich Unſicherheit mit und geringes Geſchick neue Ergebniſſe zu gewinnen, denn ihm fehlen die Stützen des Reglements und ihn beengt das Gefühl ſeiner Verantwortlichkeit. Jetzt ſah Mathy ſich aus dem Pathos der Rednerbühne und dem Beamtenſtreit der badiſchen Kammer in die größten Verhältniſſe verſetzt und im täglichen Verkehr mit den Diplomaten,

---

Partei aufgefordert hatte, willig zu Gunſten eines Geſinnungsgenoſſen auf und ſagte, ſeine Notizen einſteckend, zu Rüder: „das kommt der Deutſchen Zeitung zu Gute.“

den neuen Miniſtern vieler Staaten und der gereiften Kraft aller Ständeverſammlungen. Auch er bekam das Gefühl, daß er die merkwürdigſten Tage ſeines Lebens durchlebe, deren Inhalt ihm ein dauernder Gewinn werden müſſe, wie auch der Ausgang ſei.

Unmittelbar nach Eröffnung des Parlaments trat ihm die Ausſicht nahe, Theilnehmer an einer neuen proviſoriſchen Regierung zu werden. Der Bund und die Regierungen beſchäftigten ſich mit den drei Männern, die einſtweilen die vollziehende Gewalt in Deutſchland darzuſtellen hatten, Preußen und Oeſtreich ſollten je einen ernennen, Baiern drei vorſchlagen, aus denen die übrigen Staaten einen zu wählen hatten. Die drei von Baiern Vorgeſchlagenen waren Graf Armansperg, Miniſter von der Pfordten und Mathy, und man meinte in Frankfurt, daß Mathy die größte Ausſicht habe gewählt zu werden. Er ſelbſt zweifelte, daß dieſer Plan zur Ausführung kommen werde, und erwähnte ihn gegen ſeine liebſte Vertraute in einem Briefe nur beiläufig mit guter Laune, damit ſie endlich von ihrer ſchweigſamen Mißachtung zurückkomme und ihm einen Brief ſende. Bei dieſer Gelegenheit mag bemerkt werden, daß ihm, der einen Wahlkreis Würtembergs vertrat, während des Aufenthalts in Frankfurt auch einmal das Finanzminiſterium von Würtemberg angeboten wurde, und daß Varnbüler es war, der ihm den Antrag zubrachte.

Ueber das Parlament von Frankfurt ſchrieb Mathy ſelbſt im Jahr 1851 an ſeine Wähler in Conſtanz wie folgt:

„Ich will Ihnen ſagen, wie ich mir die Löſung der ſchwerſten Aufgabe, die jemals einer großen Verſammlung geſetzt war, als möglich gedacht habe. Das Parlament und die proviſoriſche Centralgewalt waren nicht Organe eines Staates, ſondern eines Vereins von Staaten. Die Mittel zur Ausübung ihrer Befugniſſe mußten ihnen von den einzelnen Gliedern zugeſtanden werden. Sollte dies willig und auf die Dauer geſchehen, ſo mußten neben einer idealen Geſammtheit die einzelnen Staaten ihre Stimme und Vertretung haben. Selbſt im Vereine der Nationalvertretung mit einer Staatenvertretung war das Zuſtandekommen einer Verfaſſung für Deutſchland außerordentlich ſchwer; ohne das Zuſammenwirken der beiden nothwendigen Elemente war und bleibt es ein Ding der Unmöglichkeit. So ſah ich die Sache an und darum bemühte ich mich, das Centralorgan, welches neben dem Parlament in Frankfurt vorhanden war, zu erhalten. Unbeirrt durch das Geſchrei der Gallerien und eines Theiles der Verſammlung habe ich gegen Ende Juni 1848 für die Beibehaltung des Bundestags in der Paulskirche geſprochen. Der Bundestag fiel, die Regierungen ließen ihn fallen, die proviſoriſche Centralgewalt ward eingeſetzt und die Staaten durften ſich bei derſelben durch Bevollmächtigte vertreten laſſen. Nun ſuchte ich dahin zu wirken, daß aus dieſen Bevollmächtigten eine Staatenvertretung gebildet werden möchte, — aber vergebens. Nur für die nothwendigſten Zwecke, für den Krieg gegen Dänemark, die Mittel für Truppenaufſtellungen, die Verkündigung der Verfaſſung traten die Bevollmächtigten mit dem Reichsminiſterium in Conferenzen zuſammen. Von dem Augenblicke an, wo der Verſuch, eine Staatenvertretung zu bilden, als mißlungen anzuſehen war, hatte ich keine Hoffnung mehr, daß eine Verfaſſung auf dieſem Wege in das Leben eintreten und ein Deutſchland geſtalten werde. Welche Rolle bei dem Scheitern des Einigungswerks Oeſtreich und die kleineren Königreiche geſpielt, iſt bekannt und in der Geſchichte aufgezeichnet; ebenſo daß Preußen der Aufgabe nicht gewachſen war, die es von Frankfurt übernahm. Die größeren Staaten verſagten; die Reichsverfaſſung, durch eine unnatürliche Verbindung widerſtrebender Elemente ohnehin faſt unbrauchbar gemacht, wurde zum Aushängeſchild toller Empörung mißbraucht. Das Jahr 1849 ſah die Carricatur der Erhebung von 1848, das Jahr 1850 ein ſchwaches Abbild der Reichsverſammlung. Zu ſpät geſchah in Erfurt, was ein Jahr früher in Frankfurt gute Früchte hätte bringen können." So urtheilte Mathy, als er die Ereigniſſe im Zuſammenhange überſah. Aber nicht weniger bedeutend waren ſeine Worte am 24. Juni 1848. Die große Debatte wegen Errichtung einer proviſoriſchen Centralgewalt hatte die Verſammlung in ihren Tiefen erregt, ob drei Directoren, ob ein republikaniſcher Präſident oder ein fürſtlicher Reichsverweſer. Am letzten Tage machte Mathy jenen Verſuch, die unvolksthümliche Bundesverſammlung zu erhalten, deren alte verhaßte Perſönlichkeiten längſt durch liberale Bundesgeſandte erſetzt waren. Die Nationalverſammlung konnte auf Monate mit dieſen Vertretern der Regierungen machen was ſie nur wollte, vorausgeſetzt, daß ſie ſelbſt wußte, was ſie machen ſollte. Und Mathy hat, ſolange er lebte, für den verhängnißvollſten Fehler gehalten, daß die Verſammlung die unermeßlichen Vortheile eines geordneten Geſchäftsbetriebs mit den Regierungen nicht begriff. Nachdem er unter großem Lärm und Zorngeſchrei der Gallerie und der Linken für Umwandlung des Bundestages in ein Staatenhaus geſprochen hatte, ſchloß er wie folgt: „Ich kann es nicht über mich gewinnen, im Angeſicht der Thatſachen, eine Anarchie, die mit fremden Mitteln und zu fremden Zwecken das Vaterland zu ſchwächen ſucht, als die Zuckung einer patriotiſchen Kraft und Geſinnung darzuſtellen. Ich kann nicht um eines kleinen Effekts willen den Müßiggang mit der Noth verwechſeln, und menſchliches Elend benutzen als Aufputz für unheimliche Gedanken. Ich kann nicht ſagen, daß wir zu Allem berechtigt ſind, da uns doch der Kreis unſerer Rechte vorgezeichnet iſt, und da außer uns in Deutſchland noch Staaten beſtehen, welche auch ihre Rechtsſphäre haben, die unnöthiger Weiſe zu verletzen weder die Selbſtherrlichkeit, noch die Freiheit, noch die gewöhnliche Klugheit erlaubt. Ich kann auch nicht ſagen, daß wir keinen Auftrag hätten, die einſtweilige Einrichtung der Reichsgewalt mit Zuſtimmung aller einzelnen Staaten zu beſchließen, daß wir dagegen den Auftrag hätten, ſie ſelbſt und allein mit zermalmender

Machtvollkommenheit auszuüben. Allein ich wundere mich nicht, daß derlei Sätze aufgeſtellt werden, die ich, wie viele Andere mit mir, für irrig halte; ich wundere mich nicht und trete auch den Perſonen und Abſichten derer, von denen ſie ausgehen, nicht im Geringſten zu nahe, wenn ich ſage, daß Viele unter uns, die noch vor Kurzem unter dem fabelhaften Zuſtande des Abſolutismus gelebt haben, nun nach ſchnellem Uebergang zur Freiheit das Gefühl haben, als wenn ſie Fürſten und Völker in ſich trügen. Ich wundere mich nicht, daß man die Selbſtherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf die eines beklatſchten übertragen will. Ich würde mich über noch Auffallenderes nicht wundern, denn ein Volk geht aus dem Zuſtand längerer Bevormundung in den der Selbſtbeſtimmung nicht plötzlich über ohne ſeltſame Sprünge. Der Uebergang war zu raſch, die Bewegung zu gewaltig, nicht nur für Neulinge und politiſche Rekruten, nein auch für gereifte, aber durch das Behagen eines langen Friedens verwöhnte Männer. Das deutſche Volk in ſeiner Geſammtheit und Allgemeinheit hat ſich bisher preiswürdig benommen und auch die Verſammlung hat in ihrer großen Mehrheit gezeigt, daß ſie die erſte Bedingung dauernder Freiheit, eine weiſe Mäßigung und Selbſtbeſchränkung nicht vergißt, daß ſie die rechten Mittel zu finden weiß, deren das Vaterland bedarf in großer Noth und Gefahr. Sie werden es auch hier bewähren, und ſollten die Regierungen einzelner Staaten unterlaſſen dem Beiſpiele zu folgen, dem Beiſpiele treuer Pflichterfüllung gegen das geſammte Vaterland, das die Verſammlung, wie ich nicht zweifle, geben wird, dann, meine Herren, wäre uns ein kühner Griff nach der Allgewalt nicht nur erlaubt, ſondern durch die Noth geboten. Aber ich würde alsdann das Volk, ich würde Sie und mich täuſchen, wenn ich erklärte, daß wir als nächſten Preis dieſer Allgewalt die deutſche Republik, die Freiheit haben würden. Nein, in ſo betrübten Zuſtänden, wie ich ſie mir hier vorſtelle, iſt es die Freiheit nicht, der wir uns jetzt erfreuen.

da iſt es allein die Gewaltherrſchaft, die das Vaterland retten kann; und ich würde Ihnen, dem Volke und mir ſelbſt rathen, die ſtarke Hand des Retters walten zu laſſen, denn kein Opfer iſt zu groß, wo es gilt das Vaterland zu retten. Aber wir wollen nicht beginnen mit dem, was für den ſchlimmſten Fall unſer Entſchluß ſein müßte; noch berechtigt uns Nichts, zu dem Aeußerſten zu ſchreiten, noch haben wir die Hoffnung, daß eine große Mehrheit für die Einſetzung einer einſtweiligen Gewalt ſich bilde, eine Mehrheit, aus der Beſchlüſſe hervorgehen werden, die, wenn auch nicht den Wünſchen aller Einzelnen, doch dem Geſammtintereſſe der Nation entſprechen.“

Unmittelbar auf dieſe Rede, deren ſchlagende Gedanken das zerſtreute und aufgeregte Haus in ernſte Haltung verſetzten, folgte das berühmte Auftreten Gagern's, jene Stunde, wo er den unvolksthümlichen Bundestag Mathy's fallen ließ und, die Worte des Freundes wiederholend, den kühnen Griff nach dem Reichsverweſer that, der durch die Nationalverſammlung allein zu erwählen ſei. Wer die Worte der beiden Redner genauer prüft, wird ſich der Anſicht nicht entziehen können, daß ſie beide Folge einer perſönlichen Auseinanderſetzung der Redner ſind, und daß die erſte vorgreifend gegen die zweite ankämpft. Mathy aber hielt mit Recht die Bundesgeſandten für wichtiger als den Reichsverweſer. Die Nationalverſammlung ſollte unumſchränkt ſein in ihrer Aufgabe der Abfaſſung und Verkündung einer Verfaſſung, aber ſie ſollte ſich ſehr hüten, bei der unvermeidlich gewordenen Leitung und Verwaltung deutſcher Angelegenheiten die beſtehenden Staatsgewalten zu verletzen. Der König von Preußen rief einige Wochen ſpäter Heinrich v. Gagern zu: „Vergeſſen Sie nicht, daß es deutſche Fürſten gibt“; da klang aus anderem Kreiſe von Anſchauungen dieſelbe Mahnung.

Freilich, als am 29. Juni Erzherzog Johann von Oeſtreich mit 436 Stimmen zum Reichsverweſer gewählt wurde, und Hochrufe, Glockengeläut und Kanonendonner zuſammenklangen, und als der Reichsverweſer ſelbſt in Frankfurt einzog und in der Paulskirche erſchien, da ſchwanden in Mathy die Bedenken des kühlen Verſtandes über der Ausſicht welche Bedeutung der Tag für Deutſchland haben könne, und er fühlte ſich ſtolz als Mitthätiger für den unermeßlichen Gewinn: Deutſchland wieder ein Reich und der Landfriede von Reichswegen geboten; poetiſche Erinnerung an alte Herrlichkeit und muthige Hoffnung auf eine neue große Zukunft des Vaterlandes erfüllten ihm das Herz.

Er merkte auch, daß ſogleich die heimlichen Umtriebe über die Macht begannen, es handelte ſich um die Bildung des Reichsminiſteriums. Herr v. Schmerling wurde vom Reichsverweſer zu einem Miniſter und zum Unterhändler mit hervorragenden Mitgliedern der großen Parlamentsmehrheit beſtimmt und eröffnete die Verhandlungen mit ſeinen künftigen Amtsgenoſſen. Unterdeß nahm Mathy auch von Frankfurt aus Theil an der heimiſchen Staatsleitung, er veranlaßte die Einberufung von Sachverſtändigen nach Karlsruhe zur Wiederbelebung des Credits und der Volksarbeit, ſorgte für den Geldvortheil ſeines Staates und um die Verhandlungen in den badiſchen Kammern. So war er am 25. Juli in Karlsruhe geweſen und hatte die zweite Kammer beſucht. Bei der Rückkehr fand er ein Billet des Herrn v. Schmerling, das ihn zu einer Beſprechung einlud. Hier wurde ihm die Uebernahme eines Reichsminiſteriums oder die Stelle eines Staatsſecretärs für Handel oder Finanzen angetragen. Der Antrag überraſchte ihn nicht. Aber er war zweifelhaft, ob er annehmen dürfe. Er ſelbſt war der Meinung, daß er in Baden nützlicher ſein konnte, dort war ihm der Wirkungskreis genau bekannt, und, wie er ſeiner Frau ſchrieb, „kleiner, alſo den Kräften angemeſſener“. Und gerade jetzt hatten die Parteigenoſſen in Baden dringend ſeine Rückkehr und ſeine feſte Hand für das Land begehrt. Er verhandelte mit ſeinen Collegen im badiſchen Miniſterium, dieſe aber wünſchten ſeinen Eintritt in die Reichsregierung als vortheilhaft für Baden, daſſelbe forderten die badiſchen Freunde in Frankfurt, Baſſermann und Welcker; er entſchloß ſich zur Annahme in dem Gedanken, „daß der Reichsdienſt eine Feſſel ſei, die jeden Augenblick abgeſtreift werden könne“. In ſpäterer Unterredung wurde ihm das Finanzminiſterium des Reiches angeboten, er nahm an, ging nach Karlsruhe und erhielt am 30. Juli vom Großherzog mit verbindlichen Aeußerungen des Dankes die Erlaubniß in das Reichsminiſterium einzutreten, der Rücktritt in das Miniſterium Badens ſolle ihm jeder Zeit offen ſtehen. Zufällig war denſelben Tag zu Heidelberg große Volksverſammlung, der auch mehre Mitglieder der Linken aus Frankfurt beiwohnten; darin wurde ihm ein unermeßliches Pereat gebracht, und Anton Winter, der ein Hoch rief, wurde dafür übel behandelt. Mathy freute ſich, daß die Verſammlung im übrigen ohne Unheil abgelaufen, und nach vielem Trinken, Schießen, Lärmen in friedlicher Unordnung zu Ende gegangen war.

Bei ſeiner Rückkehr fand er die Bildung des Reichsdienſtes durch Zwiſchenfälle geſtört. Camphauſen hatte das Miniſterium des Auswärtigen abgelehnt, von Berlin war kein zweiter Preuße dafür vorgeſchlagen, auch ſonſt keiner zu finden; Baron Stockmar, der von Vielen erſehnt wurde, ließ ſich ebenfalls nicht zur Annahme bewegen. Da kam man auf den Fürſten Leiningen: er war ſo geſcheidt daß er liberal war, er war aus Baiern, und dieſe Macht hatte Anſprüche auf ein Miniſterium erhoben, er war Halbbruder der Königin Victoria, und man hoffte durch die Wahl ein gutes Verhältniß mit England. Nun aber wurde nothwendig, ein anderes Miniſterium mit einem Preußen zu beſetzen. Hermann v. Beckerath wurde genannt, und Mathy erklärte ſofort, daß er ihm ſeine Stelle mit Vergnügen räume. Der Eintritt dieſes Preußen ſei ein Gewinn, die hohe Mißſtimmung in Preußen gegen die Reichsgewalt werde dadurch gebeſſert, und das perſönliche Wohlwollen des Königs von Preußen für Herrn v. Beckerath werde dem Miniſterium zu Gute kommen, der größte Vortheil liege in Charakter und Tüchtigkeit des Parteigenoſſen. Auf weiteres Befragen erklärte Mathy ſich gern bereit, die Stelle eines Unterſtaatsſecretärs im Miniſterium Beckerath anzunehmen. Er habe keinen andern Ehrgeiz als den ſich nützlich zu machen, wo man ihn brauchen könne. So wurde Mathy am 5. Auguſt Unterſtaatsſecretär im Miniſterium der Finanzen. Und Mathy ſchrieb ſeiner Frau in behaglicher Laune, ſie ſei degradirt und alle Welt damit einverſtanden, vor Andern ihr Mann, nur der dreizehnjährige Sohn Karl nicht, der gerade beim Vater zum Beſuch war, und gern auch einmal Miniſterſohn geweſen wäre.

Die Verbindung mit Beckerath wurde für Mathy ein neuer Gewinn der Parlamentzeit; das milde, liebenswerthe Weſen des Rheinländers, ſein preußiſcher Patriotismus und der warme Sinn für Familie und Freunde ſchufen zwiſchen Beiden ein herzliches Einvernehmen, das im Palaſt von Thurn und Taxis begann und bis in die Jahre dauerte, wo die neue Bundespoſt eingeführt wurde. Mathy richtete ſofort das Büreau her und wurde auf der Stelle mit zahlloſen Geſuchen um Anſtellung geplagt, in denen große Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens gerühmt wurden, welche den Bittſtellern Gewährung ihrer Geſuche verbürgten: aber ſolche Schmeichelei bereitete den Flehenden kein Wohlwollen.

Nicht lange ſaßen die Beiden im neuen Büreau des Finanzminiſteriums einander gegenüber, die leere Reichskaſſe erwägend und kluge Gedanken über die Füllung austauſchend, da kam der unglückliche Tag des Waffenſtillſtandes von Malmö; er wurde zu einem momento mori für die Nationalverſammlung, der Traum unumſchränkter Herrſchaft über die beſtehenden Staatsgewalten ſchwand in ſtürmiſchen Verhandlungen und Demüthigungen dahin. Preußen hatte am 2. Sept. den Waffenſtillſtand mit den Dänen geſchloſſen, ohne dem Bevollmächtigten der deutſchen Reichsgewalt etwas davon zu ſagen, ohne die Centralgewalt ſelbſt in Kenntniß zu ſetzen, ohne die Bedingungen einzuhalten, unter denen es Vollmacht zum Abſchluß hatte.

Was ſollte das Reichsminiſterium thun? Die badiſchen, naſſauiſchen, würtembergiſchen Reichstruppen aus Schleswig nach Berlin zur Execution marſchiren laſſen? oder zornige Worte ſenden, denen kein Nachdruck zu geben war? oder Freiſchaaren ausrüſten und mit dem eingeforderten Brot ſüddeutſcher Bäckerladen ernähren? Ach, und Oeſtreich kümmerte ſich noch weniger als Preußen um die Centralgewalt, hielt gar ſeinen Geſandten in Kopenhagen, ſtand mit dem Reichsfeind auf freundſchaftlichſtem Fuße und ließ über ſeine Abſichten in Deutſchland gänzlich im Dunkeln. Lange hatte die Nationalverſammlung das lauſchende Deutſchland durch unendliche Verhandlungen über die Grundrechte gelangweilt, jetzt gerieth ſie in heftigen patriotiſchen Zorn. Das Miniſterium war zwar entſchloſſen, von Preußen die Rechenſchaft zu verlangen, welche durch feſtes Auftreten etwa zu erreichen war, aber es wollte nicht hoffnungsloſen Krieg mit Dänemark ohne Preußen, ja gegen Preußen fortſetzen und außerdem das Ausland: Schweden, Ruſſen, Franzoſen, Engländer zum Einſchreiten herausfordern.

Da wurde auf Antrag Dahlmann's, der unter Einfluß der holſteiniſchen Stimmungen ſtand, in Verbindung mit der Linken, der ein Bruch mit der Monarchie am Herzen lag, und mit Beiſtimmung der Ultramontanen und Separatiſten, welche das Einigungswerk überhaupt nicht wollten, endlich mit einer Anzahl warmherziger Patrioten, die ſich über das Unrecht Preußens ärgerten, in der Paulskirche durch wenige Stimmen Mehrheit der Beſchluß gefaßt, daß der Vollzug des Waffenſtillſtandes zu beanſtanden ſei. Da dieſer Beſchluß einer Verwerfung ſehr ähnlich ſah, vermochte das Miniſterium nicht die Folgen auf ſich zu nehmen und reichte ſeine Entlaſſung ein. Dahlmann wurde vom Reichsverweſer beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden, welches die Beſchlüſſe durchführe, die er veranlaßt hatte.

Als am Abend des 5. September ſich die Mitglieder des entlaſſenen Reichsminiſteriums geſellig zuſammenfanden, waren ſie trotz dem Ernſt der Lage vergnügt wie fleißige Scholaren, denen die Schule geſchloſſen worden iſt. Sie hatten das volle Gefühl, pflichtmäßig gehandelt zu haben, und die Arbeitslaſt der letzten Wochen war ſo übergroß geweſen, daß ihnen die bevorſtehenden Tage wie eine Zeit der Freiheit erſchienen. Auch der Erzherzog nahm die Sache in ſeiner Weiſe behaglich, obgleich ſeine Noth die größere war, und bedauerte gegen die ſcheidenden Mitglieder des Miniſteriums, daß er nicht ebenfalls mitgehen könne. Mathy trat ſogleich in ſein badiſches Verhältniß zurück. Während er bis zur Bildung des neuen Miniſteriums die laufenden Geſchäfte ſeines Amtes erledigte, ſchrieb er von dem Miniſtertiſch mit dem Behagen eines alten Journaliſten wieder kleine Aufſätze für befreundete Zeitungen, theils würdig über die Lage, theils ſcharf gegen die Wühler. Und er hielt ſelbſtverſtändlich daran feſt, daß von dem entlaſſenen Miniſterium der Beſchluß der Nationalverſammlung nicht vollzogen, die Ausführung des Waffenſtillſtandes nicht beanſtandet werde. Im Grunde dachte er ſich, wie die Verwicklung ausgehen werde, er ſchrieb ſeiner Frau zuerſt nach Bad Ems: „Du biſt abgeſetzt; ich hoffe, dieſe Demüthigung deines Stolzes wird dich wenigſtens dazu bringen, mir einen Brief zu ſchreiben,“ und einige Tage darauf: „Du biſt, wie Pharaos Mundſchenk, wieder eingeſetzt.“ Es war Dahlmann und nach ihm dem Baier Hermann nicht gelungen, ein Cabinet zu Stande zu bringen, die Nationalverſammlung änderte ihren früheren Beſchluß ab, das Reichsminiſterium kehrte, durch Ausſcheidung einiger Perſonen und Zutritt anderer verſtärkt, in ſeine Seſſel zurück. Aber es war vor ganz Europa offenbart, daß der Verſammlung die Macht und die Hilfsmittel fehlten, eine wirkſame Leitung der Geſchäfte durchzuſetzen. Die Frage war jetzt nur noch, wie es ihr mit der eigentlichen Aufgabe, der Verfaſſung, gelingen werde. — Die Verſammlung war im Aufſteigen bis zu ihrer Verſenkung in die Grundrechte, Höhenpunkt ihrer Bedeutung war die Wahl des Reichsverweſers, die Fahrt zum Kölner Domfeſt geweſen. Jetzt folgte eine Niederlage der andern.

Der patriotiſche Sturm gegen Preußen hatte den Radikalen Muth gemacht, das Mißlingen des parlamentariſchen Widerſtandes ein banges Ahnen ihrer Schwäche gegeben, ſie bemühten ſich durch Aufſtandsverſuche die Aufregung zu ſteigern. In den meiſten größeren Städten begannen Straßenaufläufe, durch deren Bändigung das Anſehen der Staatsregierungen erhöht, die Theilnahme des Volkes an den deutſchen Angelegenheiten vermindert wurde.

Als am 18. September in Frankfurt der Aufruhr losbrach, war Mathy unter denen, deren Haupt dem Tode geweiht worden war. Ihm war dieſer Wunſch ſeiner Gegner nicht unbekannt. Er ſtand an dieſem Tage an der Seite des Kriegsminiſters von Peucker und anderer Amtsgenoſſen in der Nähe der Gefahr und hatte hervorragenden Antheil an der thatkräftigen Haltung, die das Reichsminiſterium den Aufrührern entgegenſetzte.

Der Frankfurter Putſch, die Octobertage in Wien, der Eintritt des Miniſteriums Brandenburg in Berlin riefen in den beiden Großſtaaten größere Eigenmächtigkeit gegen das Reich hervor, Baiern folgte dem Beiſpiel. Seit vollends die Obermachtsfrage angeregt wurde, zerfiel die Verſammlung. Jetzt zeigte ſich plötzlich, wie ſtark der Stolz der einzelnen Volksſtämme und die Abſonderungsgelüſte waren: Preußen und Oeſtreicher, Baiern, Hannoveraner, Hanſeaten, außerdem die ſtürmiſche Linke. Die Schwäche in der Nationalverſammlung bewirkte, daß das Miniſterium in größere Abhängigkeit von den Bevollmächtigten der Einzelſtaaten und dem guten Willen der Regierungen kam. Im Frühſommer hatte die Nationalvertretung der demüthigen Bundesverſammlung hochfahrend den Umgang gekündigt, ſeit dem Herbſt verkehrten die Commiſſare der Bundesſtaaten in vornehmer Zurückhaltung mit dem Reichsminiſterium.

Nach dem Aufſtand begann Mathy wieder die friedliche Arbeit in ſeinem Amt und der Nationalverſammlung. Es gab genug zu thun. Faſt täglich zwei, drei Stunden Miniſterrath, in welchem unabläſſig ſchwierige und heikle Fragen zu löſen waren, dann ſechs, ſieben Stunden in der Paulskirche, dazu einige Stunden Büreauarbeiten, Beſuche und Berathungen mit den Geſandten, endlich die Verſammlungen des Clubs und vielleicht das wichtigſte von Allem, die Privatbeſprechungen bei Gagern — es war gerade ſo viel Arbeit, daß Mathy noch Zeit behielt ſchnell einen Zeitungsartikel für die Oberpoſtamtszeitung, damals das Organ des Reichsminiſteriums, zu ſchreiben.

Außer der Theilnahme an der politiſchen Thätigkeit des Miniſteriums gehörte zu Mathy's Wirkungskreis die Vorbereitung der Beſchlüſſe und Maßnahmen des Finanzminiſteriums; alle im Reichsgeſetzblatt veröffentlichten Finanzerlaſſe ſind von ihm ausgearbeitet, er leitete die Reichskaſſenverwaltung und war ſeinem Miniſter in dem adminiſtrativen und politiſchen Theil des Reſſorts ein treuer, durch Geſchäftskenntniß und großes Urtheil ausgezeichneter Helfer und Genoſſe. Beide trugen gemeinſchaftlich die ſchwere Bürde der Sorgen, die auf ihrer Verwaltung laſteten, und manche ernſte Stunde verfloß in Beſprechung der Mittel und Wege zur Beſtreitung des Aufwandes für das Reichsheer und für die Flotte. Denn das Finanzminiſterium war nicht auf Roſen gebettet. Es war für ſeine Bedürfniſſe auf die Matrikularumlagen angewieſen, und dieſe Beiträge liefen durchaus nicht freudig ein. Oeſtreich zumal zahlte zu den Reichslaſten gar nichts, und mußte ſchon im Herbſt 1848 als ein durchaus verzweifelter und böswilliger Schuldner betrachtet werden. Darin wenigſtens wurde Preußen ein Troſt, es gab zu den drei Millionen, welche für die Marine begehrt wurden — als erſte Hälfte der Summe, welche durch die Nationalverſammlung im Juni bewilligt war, — nicht nur den eigenen bundesgemäßen Beitrag, ſondern übernahm auf Verwendung des preußiſchen Bevollmächtigten Camphauſen auch die pünktliche Zahlung für ſämmtliche Zollvereinsſtaaten, um ſich einige Monate ſpäter bei der Zollberechnung zu decken.

Nur dadurch wurde möglich, eine Bundesmarine zu ſchaffen. Im Februar 1849 waren 10 Kriegsſchiffe, 26 Kanonenböte erworben, 5 Dampfcorvetten auf deutſchen Werften in Bau gegeben. Es war mitten in der Fehde mit Dänemark, und es war eine improviſirte Flotte, die Schiffe ſchnell zuſammengeſucht, die Bemannung aus den Häfen errafft, die Offiziere, wie ſie gutes Glück und die Noth zuführte. Und es blieb den Deutſchen der Schmerz nicht erſpart, daß dieſe erſte Anlage nicht auf geradem Wege zu einer Kriegsflotte führte. Dennoch durfte ſich Mathy ſagen, daß er mit Beckerath in Beſchaffung von Geld- und Auskunftsmitteln ebenſo das Mögliche leiſtete, wie Duckwitz im Ankauf von Schiffen. Dieſe Sorge war ihm wol die liebſte Amtspflicht. Er hatte die Freude, daß Prinz Adalbert von Preußen im October nach Frankfurt kam, um die Berathungen über Gründung einer Seemacht zu leiten, und der wackere verſtändige Herr wurde vom Finanzminiſterium in der Stille bereits zum künftigen Großadmiral beſtimmt. — Auch mit dem Reichsheer gelang es im Herbſt ein wenig. Der preußiſche General Peucker war Kriegsminiſter, ihm wurden die Frankfurter Beſatzung, die Bundestruppen in Schleswig-Holſtein und gelegentliche Executionsabtheilungen als Reichsarmee untergeben. In Preußen ſtellte im October ſein ganzes Heer, 326,000 Mann als Reichscontingent hin. Und Preußen veröffentlichte gehorſam die von der Nationalverſammlung beſchloſſenen Geſetze volkswirthſchaftlichen Inhalts im Preußiſchen Geſetzblatt. So geſchah es, daß aus dem Finanzminiſterium freundliche und dankbare Streiflichter auf Preußen fielen. Und es wurden in der Caſinopartei bereits im October muthige Stimmen laut: man müſſe Preußen allein an die Spitze ſtellen. Aber noch überwogen die Bedenken.

Der Verkehr des Reichsminiſteriums mit dem Erzherzog Johann ließ in den erſten Monaten nichts zu wünſchen übrig. Von beiden Seiten wurde darüber hinweggeſehen, daß der Erzherzog in Wahrheit weniger durch die Wahl der Nationalverſammlung, als durch die Regierungen, deren Willensmeinung der Bundestag noch ſchnell vor ſeiner Auflöſung ausgeſprochen hatte, zur Uebernahme des Amtes beſtimmt war. Denn obgleich dieſer Prinz des Hauſes Habsburg zuweilen Neigung gezeigt hatte, gegen die eigene Regierung Fronde zu machen, ſo wäre dem Mitglied eines großen Fürſtengeſchlechts doch, wie damals die Dinge lagen, die Annahme einer revolutionären Stellung ganz unmöglich geweſen ohne die ſtille Einwilligung ſeiner Familie und die Zuſtimmung der Könige von Preußen und Baiern. Sein Vertrauter, Herr von Schmerling, wußte dieſen bedenklichen Umſtand — den übrigens Mathy auf der Rednerbühne ganz in der Ordnung gefunden hatte — vor der Nationalverſammlung zu verdecken, die Verehrer kühner Entſchlüſſe mußten der Zukunft anheimgeben, ob jene überraſchende Wahl ſich als Vorbote kommender Reaction erweiſen werde. Vorläufig gewann der Erzherzog ſeit dem Einzuge die Herzen der Deutſchen. Alles an ihm gefiel, ſein ergrautes Haupt, der naive mundartliche Ausdruck, die feſte, einfache, kräftige Weiſe, in der er ſeine Gemüthlichkeit kundgab. Mancher herrliche Charakterzug von ihm wurde verbreitet, auch daß er eine Frau nach ſeinem Herzen gewählt hatte, nicht aus Fürſtengeſchlecht, behagte den Bürgern, und als gar verkündet wurde, daß er ſeine Gemahlin unter die Frankfurter führen werde, wie die Abgeordneten ihre Frauen, zu treuherziger Geſelligkeit, da gaben ſich Abgeordnete und Frankfurter einer warmen Hochachtung gegen die neue Herrenfamilie hin, und Mathy beobachtete mit Vergnügen die Uebung der ſchönen Frankfurterinnen in Empfangsfeierlichkeiten und wie geſchickt zahlloſe weiße Kleider, gewaſchen und gebügelt, mit hoch gehobenen Armen an den Fingerſpitzen über die Straße getragen wurden.

Auch Mathy fand den Verkehr mit dem Herrn bequem, dieſer bewies gegen Jeden die wohlwollende Läſſigkeit, welche als Erbtheil des Ahnherrn Rudolf den meiſten Prinzen ſeines Hauſes bis auf unſere Zeit eigen war; ſeine Auffaſſung der

Verhältniſſe war unbefangen, er zeigte ehrlichen Willen Oeſtreich und Deutſchland aus der Bedrängniß herauszuheben. Im Sommer 1848 wußte er ſeine große Beliebtheit in Wahrheit heilſam zu verwerthen, um Süddeutſchland vor Aufruhr und Geſetzloſigkeit zu bewahren. Bei den laufenden Geſchäften zeigte er gutes und ſchnelles Verſtändniß und praktiſchen Sinn, und unterſtützte ſeine Miniſter vortrefflich durch die Gewandtheit, Widerwärtiges abzuhalten oder aus dem Wege zu ſchaffen. Seit aber die Idee eines engern und weiteren Bundes und eines preußiſchen Erbkaiſerthums allmählich in die Seelen drang, ſeit der begabte Landsmann des Erzherzogs, Herr v. Schmerling, das Vertrauen der Reichstagsmehrheit verlor und zum Austritt aus dem Miniſterium genöthigt wurde, und ſeit Heinrich v. Gagern Mitte December als Miniſterpräſident dem Reichsverweſer zur Seite geſtellt wurde, da verlor dieſer ſelbſt die Sicherheit, und der Vortheil ſeines Hauſes ſiegte über die Pflichten ſeines Amtes. Damals forderte Mathy in der Partei ſehr entſchieden, daß Herr v. Schmerling dem Miniſterium Gagern erhalten bleibe. Er kannte ihn genau aus den Geſchäften dieſes Jahres, er hatte am 18. September gegenüber den Barrikaden neben ihm geſtanden und geſehen, daß der Oeſtreicher ein kaltblütiger, entſchloſſener Mann war, im Nothfall zu jedem Wagniß bereit. Blieb er im Miniſterium, ſo vermochte man, wie bisher, in den Hauptſachen mit ihm und durch ihn mit dem Reichsverweſer fertig zu werden, ja, es war nicht unmöglich, ihn für das Programm Gagern's zu gewinnen, und durch ihn die Auffaſſung des Fürſten Schwarzenberg zu beeinfluſſen, der ſich zur Zeit noch wenig um Frankfurt kümmerte, mehr an Vertheidigung gegen Deutſchland, als an Angriff dachte. Denn ſolange der ehrgeizige Schmerling deutſcher Miniſter war, hatte er ein Intereſſe ſich ſelbſtändig und bedeutſam auch gegen die öſtreichiſchen Miniſter zu halten, und Mathy wußte, daß er dies bis dahin gethan, und daß er die geheime Schwäche eines Regiments ohne Macht nicht nach Olmütz getragen hatte. Durch ſeine Entfernung mußte er ein unverſönlicher Feind werden, der alle Parteien und Menſchen, und alle Hilfloſigkeit klug und kalt durchſchaute und die kaiſerlichen Miniſter aufſtachelte. — Der gute Rath Mathy's wurde nicht befolgt. Schmerling wurde entlaſſen, reiſte ſofort nach Olmütz, und von dem Tage kamen hochfahrende und feindſelige Kundgebungen Oeſtreichs in raſcher Steigerung.

Als Heinrich v. Gagern dem Erzherzog die leitende Idee ſeines Miniſteriums, die Kaiſerkrone für Preußen, bei der Uebernahme des Amtes vor Augen ſtellte, da widerſprach dieſer der Forderung nicht, aber er wurde verdeckter und ſchweigſamer und barg die innere Schwäche und Abneigung hinter naiver Schlauheit. Offenbar wurde er ſeitdem durch beſtimmte Weiſungen von Wien bedrängt. Dadurch kam er in ſehr zweideutige Stellung, ſein Verhältniß zum Reichsminiſterium wurde peinlich für beide Theile. Wo die Treuherzigkeit nicht mehr helfen wollte, hüllte er ſich in Schweigen. Als in einer Sitzung des Geſammtminiſteriums der Miniſterpräſident Gagern ihn mit der ganzen Kraft ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit drängte, in der ſchwebenden Frage doch endlich ſeine Meinung zu äußern, antwortete er mit dem Anſchein völliger Unbefangenheit in ſeiner Mundart: „i hobb gar keine Meinung." Als endlich gar die letzten Schickſalsſchläge über die Verſammlung einbrachen und die Entſcheidung über die Zukunft nicht mehr von Frankfurt, ſondern von Berlin ausging, wurde er ein bloßes Spielzeug in den Händen des Grafen Rechberg.

In den Sitzungen der Paulskirche folgte Mathy mit regelmäßigem Fleiße dem Gang der Verhandlungen. Während der Stunden von Verwirrung und Empörung, in denen die Verſammlung ſich einige Male aufzulöſen drohte, war ſein Platz umdrängt von den Parteigenoſſen. Wenn aber ein berüchtigter Redner langweilte oder erheiterte, bemerkte man in ſeiner Nähe häufig einen Wechſel in den Mienen der Nachbarn und das

Gekräuſel einer leichten Bewegung. Denn er enthielt ſich nicht kurzer beißender Bemerkungen und angreifender Scherze. In den Verſammlungen der Partei und den Abenden bei Gagern ſaß er gewöhnlich ſchweigſam, in ſeiner großen Beſcheidenheit erſchien er Solchen, die ihn nicht näher kannten, als ein ſchüchterner Mann. Aber in der ganzen Verſammlung war vielleicht Keiner, der ſchärfer und genauer die Meinung der Andern beobachtete, und die Klugheit eines Parteileiters beſſer inne hatte als dieſer ſtille Beobachter. Er hielt ſich nicht nur zurück, wenn er einmal ſelbſt mit einer Frage innerlich nicht fertig geworden war, auch wenn er ſah, daß Andere das Rechte gefunden hatten. Merkte er die Geſellſchaft durch andere Häupter gut geleitet, dann erbaute er ſich hörend an der Tüchtigkeit der Freunde; erſt wo es an Rath fehlte, trat er mit ganzer Entſchloſſenheit in die Zweifel. Dieſe Selbſtloſigkeit, welche immer nur die Sache, nie den eigenen Erfolg im Auge hatte, bewirkte, daß ſein Anſehen bis zum Ende der Verſammlung ſtetig zunahm. Die Rednerbühne betrat er faſt nur, wenn er von der Partei aufgefordert wurde. Nach jener Rede für den Bundestag hat er noch dreimal geſprochen. Einmal (am 8. Januar 1849) bei der Debatte über den Reichshaushalt als erfahrener Finanzmann für die Anträge des Ausſchuſſes: Der Reichstag ſoll ſich hüten, zu Vieles feſtzuſetzen. Künftige Verſammlungen werden ſich in neuen Verhältniſſen ſchon zu helfen wiſſen; das Staatenhaus, als die Vertretung der Regierungen, und das Volkshaus ſollen bei Aufſtellung des Budgets gleich berechtigt ſein, das Staatenhaus aber die Vorberathung haben; das Budget iſt in ein ordentliches und außerordentliches zu trennen — damals eine neue und ſehr angefochtene Anſicht. — Es ſei durchaus nicht nöthig für die Freiheit, daß auf jedem Reichstage ſämmtliche Einnahmen bewilligt werden, der wahre Nutzen der Volksvertretung beſtehe in Finanzſachen ohnehin nicht in den Verbeſſerungen, die etwa an einzelnen Sätzen bewirkt werden, ſondern in der kräftigen

Ueberwachung der ganzen Verwaltung, welche ſich bei Berathung des Budgets mehr als bei jeder anderen geltend machen kann.

Das nächſte Mal ſprach er (19. Februar) über das Wahlgeſetz für das Volkshaus. Hier ſtanden mehr als ſechzig Anträge zur Entſcheidung, die Meinungen liefen weit auseinander — man beachte wohl, daß damals auch von einem großen Theil der Linken, welche das allgemeine, directe Wahlrecht forderte, noch die Bedingung der Selbſtändigkeit des Wählers feſtgehalten wurde. Mathy ſprach diesmal, weniger um einem der Amendements zum Siege zu verhelfen, ſondern um der Verſammlung ein freieres Urtheil zu geben. Er führte meiſterhaft aus, daß kein Wahlgeſetz einer Partei den Sieg verbürge, daß allgemeines Wahlrecht den Ultramontanen und der Reaction ebenſo ſehr diene, als den Radikalen. Und daß auch allgemeines Wahlrecht nur etwa einem Fünftel der lebenden Menſchen das Stimmrecht gebe, und wie nicht unwahrſcheinlich ſei, daß man ſolches Recht auch einmal auf Frauen und Knaben werde ausdehnen wollen. Er empfahl darauf entweder allgemeines Wahlrecht mit indirecten Wahlen, weil Jedermann einen Vertrauensmann kenne, aber nicht Jedermann Urtheil über die Tüchtigkeit des Volksvertreters habe, oder directe Wahlen entweder mit Cenſus oder mit einer für den Bezirk feſtgeſetzten Summe der Wähler. „Auf den Modus der Wahl kommt es überhaupt weniger an, als man zur Zeit wähnt, es gibt kein abſolut gutes Wahlgeſetz, und keines, das für jedes Volk paßt. Wir können zum Glück in Deutſchland weit gehen mit dem Stimmrecht, und wir wollen weit gehen. Ich hoffe auch, wir werden keine erſchwerende Form für das Wahlgeſetz annehmen, ſondern die Geſetzgeber, die nach uns kommen, in die Lage ſetzen, ohne Erſchwerungen weiter zu gehen in dem Maße, wie ſich die Einſicht und Bildung verbreitet. Wir wollen keine Vorrechte für einzelne Stände, wir wollen keine Vorrechte für den Beſitz, aber auch keine Maſſenherrſchaft, die durchaus nicht der Ausdruck des Volkswillens iſt und die auch durchaus nicht die Freiheit ſichert, ſondern zum Despotismus führt." Dieſe großen Wahrheiten erſchienen damals der Mehrzahl unſchmackhaft.

Seit dem Eintritt Gagern's wurde die meiſte Zeit des Reichsminiſteriums in Anſpruch genommen durch wiederkehrende Berathungen über die Stellung Deutſchlands zu Oeſtreich. Die Lage der Dinge verſchlimmerte ſich ſchnell, in gleichem Verhältniß mit Uebermuth und Anmaßung der öſtreichiſchen Regierung ſteigerte ſich in der Nationalverſammlung die leidenſchaftliche Frivolität der öſtreichiſchen Abgeordneten, welche Alles aufboten, die Verfaſſung, an welcher Oeſtreich nach ſeiner eigenen Erklärung nie Theil nehmen konnte, auch für Deutſchland unbrauchbar zu machen. Mathy und Beckerath war ſchon im Winter von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieſer Zwieſpalt nur auf dem Schlachtfelde ausgefochten werden könne, die Mehrzahl der Mitglieder aber täuſchte ſich über dies Sachverhältniß. Da der Oeſtreicher Graf Deym in der Nationalverſammlung dieſelbe Ueberzeugung ausſprach: „Nur das Schwert kann für die angeſtrebte Stellung Preußens entſcheiden", begrüßte Raveaux die ehrlichen Worte als überraſchende Entdeckung und als Eröffnung geheimſter Gedanken der Oeſtreicher.

Im März kam es im Finanzminiſterium zum Bruch. Dänemark hatte den Waffenſtillſtand gekündigt, ein Heer war zu ſtellen und zu rüſten, von den bewilligten 6 Millionen für Marinezwecke war wenig mehr als die von Preußen gezahlten 2 Millionen eingegangen, Baiern hatte erklärt, es müſſe erſt ſeine Stände fragen, Sachſen wollte zwar zahlen, aber erſt wenn auch andere größere Staaten gezahlt hätten, und außerdem auf die Zollvereinskaſſe Preußens anweiſen, obgleich es ſelbſt noch dorthin herauszuzahlen hatte. Außerdem waren aus dem vergangenen Jahr an Militärverpflegungsgeldern noch 750,000 Thlr. zu ſchaffen. Mathy hatte den Entwurf zu einer Reichsanleihe von 20 Millionen Gulden gemacht für Kriegführung, Küſtenvertheidigung, Flotte. Am 5. März war Berathung des geſammten Reichsminiſteriums mit den Bevollmächtigten der Einzelſtaaten und ſie hatte ein troſtloſes Ergebniß. Die Dringlichkeit des Bedarfs wurde einleuchtend dargeſtellt, die Reichsminiſter ſprachen ſehr ſchön und ergreifend, es wurde nachgewieſen, daß die Lage ſei: entweder Geld, oder unvermeidlicher Verkauf der Flotte und gehäufte Schande für Deutſchland. Aber die Vertreter der Regierungen ſaßen kalt, mit böſem Willen, wie Geſandte fremder Mächte. Für eine Anleihe durch das Reich auf den Credit der Staaten erklärten ſich außer dem bedrängten Holſtein zwei kleine Stimmen, von den größeren wurden nur Bedenken laut: der proviſoriſche Zuſtand, die Ungewißheit, was aus dem Reich werden möge, Schwierigkeit der eigenen Kammern, dazu Klagen über gebrachte Opfer. Preußen erklärte, es werde ſeine Zahlungen pünktlich leiſten, man ſolle auf die Staaten umlegen, die Säumigen ſchärfer anhalten — womit? Oeſtreich rieth höhnend einen Grundſtock aus Matrikularbeiträgen zu gründen — wie Mathy nachher behauptete, mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalt, ſeinen Beitrag dafür ebenſowenig zu zahlen, als bis dahin für Flotte und Verpflegung von Reichstruppen; faſt ebenſo ſtimmten die Königreiche; die meiſten Kleinen ſprachen den herzlichen Wunſch aus, das Reich möge die Kriegskoſten bezahlen, ohne jedoch zu ſagen, woher; einige waren ohne jede Verhaltungsvorſchrift. Aber am greulichſten war für Mathy, daß Luxemburg-Limburg dabei ſaß, um das deutſche Elend nach dem Haag zu berichten, und in Kopenhagen und Petersburg damit Freude zu machen; denn dieſer Bundesgenoſſe hatte in einem Athem erklärt, er ſei zwar bereit zur Flotte zu zahlen, aber gänzlich außer Stande, da er zu den Niederlanden gehöre. — Alſo auf die Anleihe mußte verzichtet werden. Mathy beſchäftigte ſich noch mit dem Plan „Marineſcheine“ als Papiergeld auszugeben. Aber er neigte zu der Meinung, daß es für das Reichsminiſterium Zeit ſei, abzutreten. Und um den Schmerz zu ſteigern, kam an demſelben

Tage eine öſtreichiſche Note aus Olmütz, welche ein ſiebenköpfiges Directorium mit neun Stimmen unter dem Vorſitz Oeſtreichs forderte. — Es gab in der Paulskirche Stunden des Getümmels und verrückter Abſtimmungen, wo Gagern's Wange fahl wurde und ſein ſtrahlendes Auge totenſtarr, und wo um Mathy's Mund der Zug höhnender Verachtung ſchwebte, den ſeine Gegner ſo haßten. Es ging zum Ende. Die Nationalverſammlung bot ein Bild wüſter Unordnung. Alles trieb zur Entſcheidung. Preußen war die letzte Hoffnung. Als am 28. März der König von Preußen mit 290 Stimmen — 248, darunter die Oeſtreicher, enthielten ſich der Abſtimmung, — zum Kaiſer gewählt wurde, da läuteten wieder alle Glocken in Frankfurt und Verſammlung und Gallerien brachen in Jubel aus. Man war zu Frankfurt bereits an dergleichen gewöhnt.

In die Kaiſerdeputation nach Berlin wurde mit Abſicht kein Mitglied des Reichsminiſteriums gewählt; daſſelbe hatte zwar nach der Kaiſerwahl wie gebührlich das vom Reichsverweſer erhaltene Mandat zurückgegeben, aber die Geſchäfte ſogleich wieder vorläufig mit voller Amtsgewalt und Verantwortlichkeit übernommen und ſich recht feſt in die Stühle geſetzt. Man glaubte ſich von einem Plane Oeſtreichs überzeugt, der dem preußiſchen Bundesſtaat ein kurzes und ſchreckliches Ende bereiten ſollte. Erzherzog Johann ſollte plötzlich abdanken, Herr v. Schmerling als Bevollmächtigter Oeſtreichs den alten Bundestag wieder einberufen, deſſen Vormacht Oeſtreich geweſen war, die vier Königreiche würden ſofort zufallen. Wie ſehr hatten ſich unter dem Zwang der Thatſachen die Menſchen geändert! Vor wenig Monaten waren dieſelben Männer, die jetzt im Miniſterium ſtanden, von freudiger Rührung bewegt, daß der Reichsverweſer dem neuen Deutſchland zur Verfügung ſtand und eine Centralgewalt Ausſicht bot, die einzelnen Staaten zu überherrſchen, und jetzt bewachten ſie ihren Reichsverweſer als einen hinterhaltigen Mann, als

Werkzeug und Opfer einer feindlichen Politik, welcher Deutſchland verhindern wolle, dem Herrſcher eines einzelnen Staates zu huldigen.

Nach Abgang der Kaiſergeſandtſchaft ſchlugen durch einige Tage die Herzen der Mehrheit in froher Erwartung, bis eine Trauerbotſchaft nach der andern niederbeugte. König Friedrich Wilhelm IV hatte nicht angenommen, ja ſein perſönliches Verhalten gegen die Deputation hatte dieſe höchlich verſtimmt. Und das Miniſterium Brandenburg war entſchloſſen, die Kammer in Berlin aufzulöſen, wenn dieſe den König unziemlich dränge. Mathy theilte dieſe finſtern Nachrichten Herrn v. Beckerath, der auf einige Tage nach der Heimat gereiſt war, in dem ruhigſten Geſchäftstone mit, aber aus den kurzen Sätzen iſt zu ſehen, wie ſorglich er ſeinen zornigen Muth bändigte. Noch war einige Hoffnung. Man wußte, daß der König geſchwankt hatte, daß ein Theil der königlichen Familie, der Prinz von Preußen und ſeine Gemahlin, für Annahme waren, noch war eine Ablehnung nicht erfolgt, der preußiſche Commiſſar Camphauſen war nach Berlin gerufen. Es galt, in Frankfurt feſtzuſtehen auf der beſchloſſenen Verfaſſung, und die Umtriebe der Gegner zu vereiteln, welche die ausweichende Antwort des Königs als Vorwand für Aufhebung ſeiner Wahl benutzen wollten, und es galt in Berlin alle Hebel anzuſetzen, um den König zu beſtimmen. Das Reichsminiſterium ſuchte dadurch auf die Beſchlüſſe Preußens zu wirken, daß es die andern Regierungen zu Erklärungen über die Verfaſſung veranlaßte. Während Camphauſen in Berlin war, berief Gagern zum 14. April jene berühmte Sitzung der Bevollmächtigten, in der 28 deutſche Regierungen ihre unbedingte Annahme der Verfaſſung erklärten, auch die Stände von Würtemberg und Sachſen hatten faſt einſtimmig den Beitritt ihrer Regierungen verlangt, man durfte hoffen, daß Hannover und Baiern auf die Länge nicht widerſtehen würden. Oeſtreich aber hatte endlich durch ſeine Note vom 8. April der Neugeſtaltung

Deutſchlands in herbem Ton öffentlich abgeſagt und die allgemeine Stimmung gegen ſich aufgeregt. Die Oeſtreicher, von ihrer Regierung zurückberufen, begannen die Verſammlung zu verlaſſen. Andere freilich hatten, im ſtillen Einverſtändniß mit Herrn v. Schmerling, die Unbefangenheit zu erklären, daß ſie bleiben würden. Noch einmal ſchien Alles günſtig zu liegen.

Da hielt Mathy ſeine größte Rede während der letzten Kämpfe (25. April) in der langen und ſtürmiſchen Verhandlung über Durchführung der Reichsverfaſſung. Die Verfaſſung war nach unendlicher Mühe vollendet, König Friedrich Wilhelm hatte ſeine Bedenken geäußert, doch nicht abgelehnt, von allen größeren Staaten war die Abneigung gegen das neue Werk deutlich kund gethan. Was ſollte geſchehen, die Anſtrengungen eines Jahres zu retten? Die Hoffnungen der Linken hoben ſich, auch die alte gemäßigte Reichstagsmehrheit, durch Berlin verletzt, fühlte das Bedürfniß, Muth und Thatkraft gegen die Regierungen zu zeigen. Unter den Freunden Mathy's gingen die Meinungen weit auseinander, die Prüfungsſtunde der Noth war gekommen, wo nicht glänzende Begabung allein, ſondern der Charakter die Richtung zu weiſen hatte. Jetzt ließ Mathy durch Parteigenoſſen aus Preußen einen Antrag einbringen: Aufforderung an die Regierungen, ſich aller Anordnungen zu enthalten, welche in dieſem entſcheidenden Augenblick dem Volke die verfaſſungsmäßige Aeußerung ſeines Willens ſchmälern können, alſo keine Auflöſung der Ständekammern. Die Nationalverſammlung erwarte bis zum 3. Mai Bericht des Reichsminiſteriums über den Erfolg. — Zur Unterſtützung dieſes Antrags ſprach er einſichtsvoll und mit ſicherem Nachdruck nach folgendem Grundgedanken. Die Verfaſſung iſt durch uns vollendet, wir haben unſere Aufgabe erfüllt, wir bleiben darauf ſtehen. Aber wir enthalten uns aller herausfordernden oder revolutionären Schritte. Die Hinderniſſe, welche die einzelnen Regierungen entgegenſtellen, müſſen durch die

Kraft ihrer Staaten überwunden werden. Unſere Aufgabe iſt nur, die befreundeten Kräfte darin zu ſtärken, die widerſtrebenden zu ſchwächen. Nur der moraliſche Beiſtand dieſer Verſammlung darf in Bewegung geſetzt werden. Darauf ſchilderte er meiſterhaft die Stellung der einzelnen Staatsregierungen: Preußen, Oeſtreich und die Königreiche. Und er ſchloß: „Ich bin bereit, zur rechten Zeit für Alles zu ſtimmen, was nothwendig iſt, um die Verfaſſung durchzuführen, es mag gehen, ſoweit es wolle, aber nicht für mehr und nicht zu ungehöriger Zeit. Keine Proclamation an das Volk, kein Ausſchreiben der Wahlen für den Reichstag, keine Regentſchaft. Noch ſind wir nicht gezwungen die Verfaſſung zu verletzen, um ſie durchzuführen.“ — Sein ſicheres Auftreten entſchied. Seine ſchönſte Rede war auch der letzte große Augenblick der Nationalverſammlung, zugleich die Losſagung der deutſchen Partei von der Revolution.

Während Mathy hoffte, daß in Würtemberg eine Volksbewegung für die Reichsverfaſſung helfen werde, war Beckerath nach Berlin gereiſt. Dort hatte er eine zweiſtündige Unterredung mit dem Könige. Er war berechtigt, dem König die feſte Zuſicherung zu geben, daß aus der Reichsverfaſſung das ſuspenſive Veto und andere anſtößige Beſtimmungen mit großer Stimmenmehrheit entfernt werden würden, wenn der König mit Vorbehalt der Reviſion annehme, und dafür eine neue Reichsverſammlung aus Abgeordneten der Staaten, welche die Verfaſſung angenommen — etwa nach Erfurt — zuſammenberufe. Dem König wurde dadurch der Einwand des ungeſetzlichen Verfahrens genommen, auf den er immer wieder zurückkam, er fühlte auch das Gewicht der Gründe für ein muthiges Handeln, welche Beckerath aus oft wiederholten feierlichen Verheißungen des Königs ſelbſt entnahm. Der König rief endlich aus: „Aber Sie erkennen ja ſelbſt, daß große Gefahren damit verbunden ſind.“ Beckerath wiederholte die Worte, die wenige Tage zuvor E. M. Arndt dem König zugerufen: „Die Gefahr iſt ſtets für Preußen eine ſieglockende Sonne geweſen." Da ſtand der König auf, ging erregt im Cabinet auf und ab, und blieb endlich mit den Worten vor Beckerath ſtehen: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann geweſen, ich bin kein großer Regent."*) Und wenige Tage darauf ſchrieb der König an Bunſen:**) „Der liebe, fromme, warme Beckerath hat mir in einer Rede, die faſt eine Stunde dauerte, die Gewißheit der glücklichen Cur des revolutionskranken Imperii ſo anlockend und überzeugend geſchildert, daß mir das Waſſer unwillkürlich im Munde zuſammenlief. Darauf nahm ich das Wort: Verſteh' ich Sie recht, ſo rathen Sie mir, es wie der Prophet Daniel zu machen und getroſt in die (auch von Ihnen klar erkannte) Löwengrube hinabzuſteigen, in der Zuverſicht, daß Gott mir helfen wird. Dabei iſt ein Umſtand nicht bedacht: Ich bin nicht der Prophet Daniel, und thät' ich alſo, ſo würde ich glauben, Gott zu verſuchen."

Der Brief des Königs verbrämt mit frommer Wendung die aufrichtigen Worte, die er in Wirklichkeit gegen Beckerath ausgeſprochen hat.

Er lehnte ab. Aber er kämpfte bis zum Tage von Olmütz in ſeinen kräftigeren Stunden mit der Verſuchung und mit der Scheu. Dennoch hatte er Recht, daß im Jahr 1849 eine ungewöhnliche Herrſcherkraft nöthig war, um unter damaligem Verhältniß einen deutſchen Bundesſtaat zu ſchaffen. Denn ein Bundesſtaat von Monarchien, der den einzelnen Fürſten weſentliche Hoheitsrechte nimmt, wird nur in dem Fall als Bund beſtehen, wenn die Vormacht des Bundes an Staatskraft ſämmtlichen übrigen Bundestheilen entſchieden überlegen iſt; erſt wenn Widerſtand gegen ſie hoffnungslos wird, vermag ſie die ſchwächeren zu ſchonen und zu bewahren.

---

*) Nach authentiſcher Mittheilung.

**) Proteſtant. Monatsblätter für innere Zeitgeſchichte. Mai 1865.

Schon in den erſten Monaten des Jahres 1849 war Mathy auf ein Fehlſchlagen der großen volksthümlichen Anſtrengung beſſer vorbereitet, als die meiſten ſeiner Parteigenoſſen. Freilich hatte auch er Tage ſtolzer Hoffnung, als endlich die Verfaſſung, das Werk unendlicher Mühen und Verſtändigungen beendet war. Aber ſein Schmerz war nicht ganz ſo groß, als der ſeiner hoffnungsreicheren Freunde, obgleich er in den Tagen der Spannung heftigen Zorn gegen ſchwache Fürſten fühlte. Er war lange gewöhnt Widerwärtiges zu ertragen und gegen den Strom zu ringen.

Gerade jetzt war ihm ein heiteres Zwiſchenſpiel in dem tragiſchen Fall der nationalen Hoffnungen beſchieden. Er hatte im Reichsminiſterium kräftige Schritte empfohlen, um die ſäumigen Mittelſtaaten zur Annahme der Reichsverfaſſung zu zwingen. „Die Sache muß gehen", hatte er geſagt, „denn ſie iſt jetzt unvermeidlich geworden, alſo wird ſie gehen mit den vier Königen oder ohne dieſelben." Da wurde er auserſehen, die bairiſche Regierung zur Anerkennung der Verfaſſung zu beſtimmen, ihn traf die Wahl weil er im April 1848 von Baiern als Candidat für die geplante Centralgewalt aufgeſtellt worden war.

Die Macht Baiern hatte zu der Centralgewalt längſt eine eigenſinnige Stellung genommen, ſie war geneigt, die ganze nationale Bewegung mit ſtiller Mißbilligung zu betrachten, der Eifer für die Verfaſſung war im Volke geringer als irgendwo anders; vollends ſeit die Ablehnung Preußens in ſicherer Ausſicht ſtand, war man dort der ſchwerſten Sorgen ledig, und eine Aufforderung zum Beitritt galt als ein verzweifelter Verſuch. Die Freunde bezeugten dem Abreiſenden ihr Beileid über die Laſt eines ſo ſchwierigen Auftrags. Mathy war von der Erfolgloſigkeit ziemlich überzeugt, aber ihm galt es als eine Erholung, aus der ſchwülen Luft von Frankfurt, den unabläſſigen Gerüchten und den verſtörten Mienen der Geſinnungsgenoſſen verſetzt zu werden. Er wußte wohl, daß die Welt ſich anders malte in den Häuptern Altbaierns, als um die Paulskirche, aber er war doch nicht vorbereitet auf das, was er in München fand. Und die Fahrt gab ihm alle gute Laune zurück. Er hielt nach ſeiner Ankunft einen Vortrag im bairiſchen Staatsminiſterium, er fand eine hartnäckige, durch die Ereigniſſe des letzten Jahres kaum geſtörte Abneigung. Annahme einer Verfaſſung von dort draußen galt für ganz unmöglich, man hoffte auf irgend Etwas, entweder auf ein Directorium oder auf eine Machtäußerung der Regierungen, die allen fürſtlichen Intereſſen und allen Beſonderheiten Baierns volle Rechnung trüge. Zwar die Stimmung in Franken und Schwaben beunruhigte ein wenig, dafür war man der Ultramontanen ſicher. Mathy hatte Audienz beim König, und der König antwortete auf ſeinen gemeſſenen Vortrag und deſſen gediegene Gründe dadurch, daß er in ſeiner Gegenwart eine große Abordnung geſinnungstreuer Münchner Bürger empfing, welche dem Geſandten des Reiches, wie Mathy nach Frankfurt ſchrieb, „dieſelbe Scene bereiteten, welche Pyrrhus vor dem Römer mit ſeinen Elephanten aufführte, ſie mußten mich anbrüllen“. Neu war ihm auch der Einblick in die politiſchen Sorgen der kunſtvollen Iſarſtadt. Er frug ſeinen gefälligen Führer nach dem Parteitreiben, und dieſer ſagte ihm, es ſei der 1. Mai, wo der Bockbierſchank eröffnet würde, und führte ihn in einen Bock-Keller; Mathy konnte ſich nicht entſchließen, in den Dunſtkreis einzudringen, erfuhr aber an der Schwelle, daß der Gipfel des Bock-Vergnügens ein Tanz der Rettichweiber ſei. Er frug nach andern Gelegenheiten, ſich über die Stimmung der Bevölkerung zu unterrichten, man führte ihn in das Lipperl-Theater, wo das Stück gegeben wurde: A Ruah wolle m'r hab'n. Lola Montez kam darin vor, und rebelliſche Putzmacherinnen zwangen ihre Principalin, gute Milch zum Kaffe und einen Groſchen Zulage zu geben. Und als am Ende die Principalin auf die Frage, ob ſie dieſe Zugeſtändniſſe freiwillig gemacht habe, grimmig mit Ja antwortete, erhielt ſie dafür das Lob, „die Frau übertrifft noch den König von Würtemberg“. Mathy betrachtete die entzückte Zuſchauermenge und fand, daß hier ein Leben war „ſo ſchön wie in Walhalla, zu ſchön für ein deutſches Bundesland“.

Unterdeß war Rheinheſſen in Aufruhr, die bairiſche Pfalz in den Händen fremder Freiſchaaren, in Baden Soldatenmeuterei und rothe Republik, die Reichsfeſtung Raſtatt — für welche kein Bundesſtaat eine Beſatzung hatte hergeben wollen — in den Händen der Aufſtändiſchen. Er bat um ſeine Abberufung, aber erhielt Anweiſung, noch einige Tage zu bleiben ohne Zweck. Endlich rief ihn am 8. Mai die Botſchaft nach Frankfurt, daß Finanzminiſter v. Beckerath ſein Amt aufgegeben habe und aus der Nationalverſammlung geſchieden ſei. Mathy fand Alles in Auflöſung und Verwirrung. Er ſelbſt war entſchloſſen, in der Verſammlung auszuhalten, ſolange ſie durch die Revolution gefährdet ſei. Aber man lebte ſchnell in jener Zeit, wenige Tage darauf hatte der Reichsverweſer das Miniſterium Grävell-Jochmus gebildet, die Nationalverſammlung erklärte am 17. Mai, daß dies Miniſterium eine Beleidigung der Nationalvertretung ſei, am 20. Mai trat Mathy mit ſeinen nächſten Geſinnungsgenoſſen aus.

Gerade ein Jahr war vergangen ſeit Eröffnung der Nationalverſammlung. Auch Mathy mochte am Tag des Scheidens die bittere Stimmung nicht unterdrücken, und er ſchrieb ſeinem frühern Amtsgenoſſen Beckerath: „Das Verhalten der Könige gegen die Verſammlung und ihr Werk hat die Männer, welche die Einigung Deutſchlands auf dem Wege friedlicher Entwicklung durchzuführen verſuchten, getäuſcht und von der Bühne gedrängt, auf welcher jetzt das anarchiſche, dämoniſche Chaos den Königen entgegentritt. Mögen ſie es durch ihre Heere beſiegen, ſie haben die beſten Gefühle der Nation ſo tief verletzt, daß ihr augenblicklicher Sieg über die Anarchie ihre Throne nicht auf lange befeſtigen wird.“

Aber ſeine Kraft war unvermindert und die Hoffnung verließ ihn im Kreiſe ſeiner Lieben nicht. Nur wenige Wochen hatte er die Nähe ſeiner Familie entbehrt, und dieſe Zeit war ihm ſchwer genug angekommen, da war er, wie einſt in der Schweiz, mißmuthig und ſtill einhergegangen, wenn eine Nachricht nicht ankommen wollte, wie er gerechnet hatte. Denn ſo thätig er war und ſo kräftig er ſich mit ſeinem ganzen Weſen an den Geſchäften, und an Leben und Intereſſen ſeiner Bekannten betheiligte, der Mittelpunkt ſeiner geſammten Empfindung war immer das Weib, das er liebte, und ihr Sohn. War er ihrer Stimmung und Geſundheit ſicher, dann trat er in Streit und Gefahr ſo gleichgiltig wie ſelten ein Mann. Auch ſchwere Sorge und Verſtimmung ſchwand ihm nach mühevollem Tage dahin, wenn er am Abend der Gattin gegenüberſaß und vom Kampf der Helden berichtete. Wenn er aber um ſie ſorgte und meinte, daß ſie einmal mit ihm nicht zufrieden war, dann fuhr er grimmig umher und vermochte den bitteren Schmerz nicht zu verdecken. Es war nicht nur für ihn, auch für die Seinen ein Jahr unvergeßlicher Eindrücke geweſen, auch ſeine Frau hatte ſich im Brennpunkt deutſchen Lebens bewegt und dauernden Gewinn geſammelt, ſein Sohn beſuchte das gute Gymnaſium, wuchs heran und lernte brav. Er ſelbſt durfte ſich ſagen, daß er im Rath und in der Noth den Beſten ſeiner Nation werth geworden war. Denn das war der beſondere Gewinn jener Frankfurter Zeit, daß die meiſten der Führer aus der Reichstagsmehrheit mit recht herzlicher Achtung und Anerkennung von einander ſchieden. In der männlichen Freundſchaft, die viele ſeitdem verband, fanden ſie durch die nächſte Zeit Troſt und Vertrauen.

Und Mathy ſchrieb in das Stammbuch, worein die Mitglieder der Reichsverſammlung ihre Namen zeichneten, wie folgt: „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten beſteht darin, daß dieſes die Fehler ſeiner Lenker, jenes ſeine eigenen büßt. Bei dem Eintritte in die Freiheit ſtrauchelt ein Volk um ſo leichter, je ſtraffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher ſie gelöſt worden ſind. Das Kind muß oft fallen, bevor es laufen kann, und der klöſterlich geſchulte Jüngling wird der tollſte Student. Aber das Kind lernt gehen, wenn es nicht zu ſchwach iſt, der Jüngling lernt ſich ſelbſt regieren, wenn er nicht dumm oder ſchlecht iſt. So lernt auch ein Volk in freier Bewegung ſeine Fehler kennen und ablegen, wenn es nicht entartet iſt. Frankfurt, März 1849.“

Man ſieht, dieſer ehrliche Lehrer des Volkes verzweifelte nicht an den Erfolgen des Schülers.

6.

Auf der Reiſe.

Auf einer Höhe des Taunus vor der Ruine Falkenſtein lagerten an einem ſonnigen Tage des Juni 1849 die Familien Mathy, Baſſermann, Koch. Die Blicke flogen weithin über die Ebene hinauf nach Baden und der Pfalz, hinab durch das Naſſauer Land gegen die preußiſche Rheinprovinz. Schönes deutſches Land, deinen Städten fehlt der Friede! dort wirbelt die Trommel und preußiſche Bataillone ziehen auf der Landſtraße, um den aufflackernden Brand der Revolution auszutilgen. Die Fürſten haben es übernommen, ſtatt der Liberalen eine politiſche Geſtaltung zu erdenken; werden ſie mehr Glück finden, als die Männer, welche in der Paulskirche ſo treu und beſonnen um die höchſten Angelegenheiten des Vaterlands ſorgten? Zu den Freunden aus Frankfurt ſtieg Heinrich Gagern von Hornau die Höhe herauf, er, ſeit der Reichsverſammlung der erſte Mann in Deutſchland, verehrt und gefeiert von den Patrioten wie niemals einer aus dem lebenden Geſchlechte, und verwünſcht von den Unheilſtiftern aller Orten, gerade ſo wie vor einem Jahre Mathy von den Heckerknaben in Baden. Er erſchien dem gebildeten Theil der Nation als der Held, der durch ein ganzes Jahr dem Aufruhr und Verderben gewehrt, als der weiſe Lenker der beſten Gedanken, die aus der Verwirrung zur Einſicht geführt, als die große Hoffnung der deutſchen Zukunft. So helle Verklärung umgab damals das

Haupt eines Mannes, wie ſie auch der Beſte ſchwerlich durch ſein ſpäteres Leben bewahrt.

Die Freunde auf der Taunushöhe waren zuſammengekommen, um die Berichte der Genoſſen aus vielen Landſchaften Deutſchlands auszutauſchen und gemeinſames Thun zu berathen. Beckerath aus Crefeld hatte ausführliches Gutachten geſendet über den preußiſchen Verfaſſungsentwurf, auch ihm war die Heimkehr verzögert worden durch das Treiben der Aufſtändiſchen daheim; der treue Saucken hatte geſchrieben von ſeinem Gute bei Inſterburg, Meier von Bremen, Simſon von Berlin, Duncker aus Halle, Fallati, Mohl und Andere. Von Allen wurde die Nothwendigkeit eines feſten Zuſammenhaltes unter den alten Caſino-Männern gefordert, Alle fühlten ſich nach einem Jahre der großartigſten Thätigkeit im Privatleben der Heimat vereinſamt, das Bedürfniß gemeinſam zu tagen war großgezogen und auch der Wunſch wurde übermächtig, einander nahe zu ſein in dieſer Noth des Vaterlandes; alle hatten durch das letzte Jahr ſchwere Pflichten auf ſich geladen, waren politiſche Führer in weitem Kreiſe geworden, und Hunderttauſende hatten ſich gewöhnt, ihrem Rathe zu folgen, und forderten jetzt ihr Urtheil. Auch gaſtliche Einladungen waren gekommen, von Beckerath nach Crefeld, von Meier nach Bremen; unter den letzten Stürmen der Paulskirche hatten Mathy und Gagern verabredet, mit einander eine Reiſe nach dem Norden zu machen zur Erholung, und ob ſie den Herzogthümern etwas nützen könnten, endlich, wie Mathy meinte, auch zum Nutzen der Deutſchen Zeitung. Jetzt wurde eine Verſammlung beſchloſſen und Reiſepläne für ſpäter zurecht gelegt.

Mathy war nach ſeinem Austritt aus der Nationalverſammlung in Frankfurt geblieben. Denn Frankfurt war damals auch Sitz der badiſchen Landesregierung; die übrigen Mitglieder des badiſchen Staatsminſteriums waren vor dem Aufſtand dorthin geflüchtet. Mathy's Urlaub wurde ſogleich für abgelaufen erklärt, er trat in das Miniſterium zurück und arbeitete mit ſeinen Collegen, um den verfaſſungsmäßigen Zuſtand in Baden wieder herzuſtellen. Als der Großherzog am 26. Mai von Ehrenbreitſtein eintraf, wurde Mathy zum Präſidenten des Finanzminiſteriums ernannt, und er fand die badiſchen Kaſſen leerer als die des Reiches. Aber ſchon hatte an den Höfen die Thätigkeit der vormärzlichen Geſtalten begonnen. Was hatte das letzte Jahr den regierenden Familien gebracht? Nur Angſt und Unruhe. Zuletzt trugen doch die Liberalen, welcher Schattirung ſie auch angehörten, die Schuld des Unheils. Es war die Rede geweſen, daß Gagern in Darmſtadt die Leitung der Geſchäfte übernehmen ſollte, das wurde vereitelt, in Naſſau wich Hergenhahn dem Miniſterium Winzingerode. Auch der Großherzog wurde durch ſeine Umgebung beſtimmt, ein fügſames Beamten-Miniſterium zu wählen, am 8. Juni wurde Mathy mit ſeinen Collegen v. Duſch und Bekk aus den Geſchäften entlaſſen, weitere Verwendung vorbehalten, ihnen folgte ein Miniſterium Klüber-Marſchall. Ihm war das recht; er ſah, daß die Beſetzung durch preußiſche Truppen und ein Kriegszuſtand die einzige Hilfe Badens waren. Aber er erkannte noch andere Zeichen der Zeit, die neuen badiſchen Miniſter waren mit Ausnahme Klüber's mehr öſtreichiſch als deutſch geſinnt und er ſchrieb am 11. Juni 1849 an Beckerath: „Wenn ſie im Drange der Noth ſich Preußen in die Arme werfen, weil ſie nur hinter preußiſchen Bajonetten nach Karlsruhe zurückkehren und dort regieren können, ſo darf doch Preußen nicht auf ſie rechnen, ſobald Oeſtreich zu Kräften gelangt ſein wird. Den deutſchen Bundesſtaat, den Oeſtreich verwirft, wird dieſes badiſche Miniſterium dann ebenfalls verwerfen. Der breisgauiſche und pfälziſche Adel hat immer zu Oeſtreich gehalten und ſteht mit ihm in den engſten Beziehungen. Wie jetzt ſchon in Baden für Oeſtreich gewühlt wird, mögen Sie aus beiliegendem Aufruf des Abgeordneten Buſſ entnehmen, der dem neuen Miniſterium die Hinneigung zu Preußen verwirft.“

Sogleich nach ſeiner Entlaſſung betrieb Mathy mit Gagern die große Zuſammenkunft der Parteigenoſſen zu Gotha. An etwa 200 Mitglieder der Paulskirche wurde die Einladung für den 26. Juni verſandt.

Am 24. Juni fuhr Mathy mit den beiden Gagern, Baſſermann, Soiron und Andern von Frankfurt nordwärts gen Gotha. In Hanau ſammelte ſich — ſo ſchrieb er ſelbſt, — ſouveränes Volk um die beiden Wagen. „Das ſtets offene Auge der Freiheit hatte erſpäht, daß Verrath von Frankfurt durch Hanau nach Gotha ziehe. Wir waren ausgeſtiegen während des Umſpannens. Ich ſtellte mich in die Nähe der Souveräne und wagte es ihre Worte zu belauſchen: „Da hocken ſie zuſammen und ſaufen Champagner, wo iſt er? (H. v. Gagern), wir kennen ihn nicht — hauen wir ſie!“ Tiefe Stille, allgemeine Bewunderung der heldenmüthigen Frage. Gagern ſaß in dem erſten Wagen, welcher unbeläſtigt abfuhr, den zweiten begleiteten einige Pfiffe, das Volk war abermals um ſeine Rache betrogen.“ Ueber Eiſenach, wo die Reiſenden von der Wartburg auf die ſchönen Waldhügel Thüringens blickten, kamen ſie nach Gotha, wo ſich etwa 150 Mitglieder der Mehrheit aus der Paulskirche vereinigten. Es genügt hier kurz an den Verlauf der Verſammlung zu erinnern, welche der deutſchen Partei einen Beinamen gegeben hat, der bei den Gegnern noch heute dauert. Es war eine Privatbeſprechung, die Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen. Die zweitägigen Verhandlungen gingen um die Vorfrage, ob eine öffentliche Erklärung? und über die Hauptfrage, wenn eine gemeinſame Erklärung beliebt wird, was der Inhalt? — ſoll man gegenüber dem Verfaſſungsentwurf des Dreikönigsbündniſſes vom 26. Mai an der Reichsverfaſſung vom 28. März feſthalten oder ſoll man auf Abänderungen eingehen? Dahlmann hatte im Einvernehmen mit den Frankfurtern eine ſolche Erklärung entworfen, Gagern vertrat den Grundgedanken derſelben: wir haben die Hoffnung nicht, für unſere Reichsverfaſſung ganz

Deutſchland zu gewinnen, und wir würden daher weder politiſch noch patriotiſch handeln, wenn wir den Regierungen die Unterſtützung der zahlreichen Mittelklaſſe, die wir vertreten, entziehen. Lebhaft war das Wortgeſecht, am hartnäckigſten ſtritten die Hannoveraner gegen jede Erklärung vom Standpunkt des theoretiſchen Rechts, ſehr bedeutend und wirkſam ſprach Vincke dagegen aus Gründen der Zweckmäßigkeit, er zeichnete ſcharf die Zuſtände und Perſonen in Berlin und empfahl eine neue Vereinigung der alten Parteigenoſſen durch Programm zu gemeinſamem Wirken für einen Reichstag. Mathy theilte den Standpunkt des Redners nicht, aber er ergötzte ſich ſehr an der mannhaften Art und den offenen Mittheilungen. Endlich faßte ein Ausſchuß von ſieben Mitgliedern geſchickt die verſchiedenen vorgelegten Entwürfe von Dahlmann, Beckerath und Wurm zuſammen, ſo daß Mathy übermüthig zu dem Berichterſtatter G. Beſeler ſagte: ſeine Arbeit ſei ſchön und verlockend wie der Apfel im Paradieſe, Adam Dahlmann verbunden mit Eva Beckerath und zwiſchen beiden der Wurm als Copula. Lange wurde über die einzelnen Sätze des Entwurfs verhandelt, an denen auch Gagern noch Vieles ändern wollte, wobei ihm unter Andern Mathy entgegen trat. Der Streit bewegte ſich außer um das Wahlgeſetz um die Frage, ob man ausſprechen ſolle, daß die Nationalverſammlung durch die Lage der Dinge angewieſen war, am 28. März für ſich allein die Verfaſſung zu beſchließen. Dies wollte Georg v. Vincke durchaus verhindern, da er immer die Meinung vertreten hatte, die Nationalverſammlung habe nicht das Recht dazu gehabt. Viele wollten den Satz opfern, um Vincke's Unterſchrift für das Programm zu gewinnen. Aber Mathy fand die Unterſchrift um dieſen Preis zu theuer. Er bemerkte, daß man die Selbſtachtung aufgebe, wenn man nicht mehr auszuſprechen wage, man habe gethan, was die Umſtände geboten, und daß man dann auch keinen Anſpruch mehr auf die Achtung Anderer machen und keinerlei Wirkung von irgend einer Erklärung erwarten dürfe. Die

Preußen könnten ſich leichter zur Weglaſſung des Satzes verſtehen; ſie ſtänden dann auf der Seite ihrer Hauptſtadt Berlin gegen Frankfurt, und das ſei für ſie immer noch eine annehmbare Stellung. Aber den Nichtpreußen bliebe, wenn ſie auf den Ausſpruch verzichteten, daß die Nationalverſammlung recht gehandelt, gar nichts mehr. Sie hätten ſich weggeworfen. Darauf blieb der Satz mit 68 gegen 50 Stimmen ſtehen und Vincke nahm nicht mehr Theil an der Verhandlung. Es war doch ein guter Augenblick, als zuletzt von 147 Anweſenden 132 für das Programm ſtimmten, nachdem der größte Theil der Andersmeinenden, namentlich die Hannoveraner, mit Selbſtüberwindung ihren Widerſpruch hatten fallen laſſen. Noch einmal fühlten die patriotiſchen Männer ſich hoffnungsvoll erwärmt und gegenſeitig ihrer Verbindung froh.

Für Mathy war das Wiederſehen lehrreich geweſen. Durch die Zuſammenkunft wurde zwar ſein Vertrauen auf die Feſtigkeit der preußiſchen Regierung nicht vermehrt, aber die Tüchtigkeit und die warme Vaterlandsliebe der Preußen erfreuten ihm das Herz; wie ſchlecht es auch im Augenblick dort ſtand, der Staat, welcher ſeinen Söhnen ſo leidenſchaftliche Sorge mittheilen konnte, war doch etwas Großes. Er ſah Beckerath wieder und Max Duncker, den Vorſitzenden der Verſammlung. Wieder hatte der Norden ihm ſehr wohl gefallen.

Von Gotha machte er mit ſeinem Freunde Meier einen Ausflug nach Bremen, die Fahrt begann fröhlich; unter den kundigen Reiſegefährten, die von Gotha heimzogen, gab es lebhafte Erörterungen über Hannover und Bremen. Die Bremer empfingen ihn mit ihrer bekannten Gaſtlichkeit, mit Toaſten, Reden und auch rühmlich im Keller bei Roſe und den Apoſteln; aber ſein Hauptzweck, Beſuch der deutſchen Flotte, wurde durch übermäßiges und anhaltendes Unwetter verdorben. Da forderten die Bremer, daß er im Herbſt mit Gagern zu ihnen zurückkehre.

Im October unternahm Mathy mit Gagern die beſprochene Reiſe nach dem Norden. Veranlaſſung war die bevorſtehende

Taufe eines großen Handelsſchiffes auf den Namen Heinrich's v. Gagern. Dafür war eine neue Einladung von Bremen gekommen. Von dieſer Reiſe hat Mathy ſelbſt in Briefen an ſeine Frau ausführlichen Bericht abgeſtattet, und dieſer Bericht ſoll hier wortgetreu mitgetheilt werden. Es iſt eine ſehr anſpruchsloſe Aufzählung leichter Reiſeeindrücke in ſchneller Niederſchrift, aber ſie wird vielleicht ein flüchtiges Bild bewahren von der erſten deutſchen Kriegsflotte, für die er in Frankfurt arbeitete, und ihn ſelbſt als guten Erzähler dem Leſer vertraulich machen. Und der Bericht ſoll dem Leſer noch einen kleinen feinen Zug in dem Charakter des Briefſchreibers deutlich machen, der am beſten ohne Empfehlung empfunden wird. Mathy beginnt folgendermaßen:

„Dienſtag (16. October) früh 6 Uhr fuhren wir mit dem Dampfer Roland die Weſer hinab. Außer Meier begleiteten uns Duckwitz und Kerſt, — letzterer, welcher zu wachen hat, daß die Flotte nicht escamotirt wird, nur bis Grake. — Unſer Schiff hatte die Bremer Staatsflagge, die deutſche Flagge und ſämmtliche Signalflaggen aufgezogen, etwa zwanzig übereinander an einem Tau, zum Zeichen, daß Gagern ſich an Bord befinde. Auf dem Verdeck war Eis, es hatte in der Nacht tüchtig gefroren. In Vegeſack wehten die Flaggen von den Schiffen und Häuſern, eine Menge Menſchen ſtand am Ufer, das Schiff Heinrich Gagern ruhte in vollem Schmuck, hoch über die umgebenden Häuſer ragend, majeſtätiſch auf den Stützen, welche in wenigen Stunden weggezogen werden. Böllerſchüſſe begrüßten uns. Hier hatten wir das erſte Seeabenteuer. Das Schiff hielt an der Landungsbrücke, das Bord war aufgelegt, ein Schiffsjunge ſchritt herüber, als ein geringes Schwanken des Schiffes das eisglatte Bord abrutſchen machte. Der Junge ſtürzte in die Tiefe. Alles gerieth in Bewegung. Männer kletterten am Ufergebälk herunter, Stangen wurden gereicht, bald befand ſich der Junge an Bord, naß wie eine Katze und — lachte. Er ſetzte ſich an den

Schornſtein und ließ ſich trocknen. Die Kälte drang durch Mäntel, Kleider und wollene Strümpfe, ſcharf pfiff der Wind über das Verdeck.

„Bei Brake liegt die Kora, eine in England gebaute große Dampffregatte, ſodann im Dry-Dock, einem Baſſin, aus welchem das Waſſer abgelaſſen und das Schiff trocken gelegt werden kann, der Erzherzog Johann, welcher ausgebeſſert wird. Unſer Kapitän rief die Kora an, ein Boot zu ſchicken und ließ halten. Bald kam ein Boot mit acht Matroſen und einem Offizier, um uns an Bord der Kora zu bringen. Zweites Seeabenteuer. Die Matroſen, meiſt Neulinge, halb Deutſche, halb Engländer, verſtanden weder ihr Geſchäft noch das Commando. Der junge Hilfsoffizier wollte vermuthlich durch Kühnheit erſetzen, was an Erfahrung fehlte, und ließ das Boot ſtromabwärts an die Seite und Treppe der Kora treiben. Die Matroſen hielten aber nicht ein als commandirt wurde, wir kamen unter den Radkaſten, konnten uns nur mit Mühe losmachen, und thaten nun, was im Anfang hätte geſchehen ſollen, das heißt, wir ließen das Boot weiter abwärts treiben und wendeten dann wieder herauf an das Schiff. An der Treppe aber ſtießen wir zuerſt auf ein anderes ſehr ſtark bemanntes Boot, ehe wir glücklich hinaufgelangten. Der arme Offizier war außer ſich vor Zorn und Scham. Er knirſchte, ſchluchzte, ſtöhnte, warf die Handſchuhe auf den Boden, jammerte, daß die Schmach ihn ewig drücken werde. Von dem Kapitän Reichert, einem Hamburger und tüchtigen Seemann, wurde der Jüngling nicht ſehr freundlich empfangen. Ein grimmiger Blick und die Worte: „Das hätte ich nicht gedacht, Herr!“ deuteten auf Folgen und unſere Begleiter verſicherten, er werde geſtraft werden. Ein halbes Dutzend Bremer Kapitäne von Kauffahrern, die auf unſerm Schiff waren, ſpotteten nachher über die Ungeſchicklichkeit der Leute von der Marine, ärgerten ſich aber doch, daß wir einen ſo ſchlechten Begriff von deutſchen Seeleuten bekommen hätten. Im Verlauf der

Erzählung wirſt du ſehen, daß dieſer Fehler glänzend gut gemacht wurde. Kapitän Reichert, obgleich ſehr verſtimmt, zeigte uns die Einrichtung der Kora, die ungeheuren Kanonen, die Kapitäns-, Offiziers-, Kadetten-Kajüten, die Räume wo Matroſen und Seeſoldaten eſſen und ſchlafen, die Waffenkammer, die Maſchine — Alles großartig und für uns Landratten Gegenſtände des Staunens und der Bewunderung. Hie und da fand ſich beim Oeffnen einer Kajütenthüre im Innern ein Junge, der vom Kapitän jedesmal eine Ohrfeige bekam, ohne eine Silbe der Erläuterung. Duckwitz erklärte uns nachher, dieſe Liebkoſung ſei erfolgt, weil die Jungen im Zimmer die Mützen aufbehalten hätten, was ſie nicht dürften. — Wir kamen glücklich an Bord des Roland zurück; der Lieutenant führte das Boot wieder, er war gebrochen und ſprach zu den Matroſen mit tiefgrimmig-ironiſcher Zärtlichkeit; es war aber auch arg, der Mann, welcher den Haken führte, um an der Schiffstreppe einzuhängen, wußte gar nicht, was er mit dem Inſtrument anfangen ſollte.

„Gegen Mittag gelangten wir auf die Rhede vor Bremerhaſen, wo die deutſche Flotte ankert, zuerſt die Segelfregatte Deutſchland, dann die Dampfer Hamburg, Bremen, Lübeck, Barbaroſſa und Hanſa. Weiter unterhalb die amerikaniſche Fregatte St. Lawrence. Rechne zu dieſen Kriegsſchiffen noch den in Brake liegenden Dampfer Kora, welcher den Namen Ernſt Auguſt (!) erhalten ſoll, ſo haſt du einen ganz ſtattlichen Anfang einer deutſchen Flotte. Als wir vorbei fuhren, zogen ſämmtliche Schiffe ihre Kriegsflaggen auf.

„Ein herrlicher Anblick überraſchte uns in Bremerhaſen. Dort liegen über 60 große Kauffahrer, ſie hatten alle die Flaggen und Wimpel aufgezogen. Das Ufer war mit Menſchen angefüllt, die uns herzlich begrüßten, der Baumeiſter, der Hafenaufſeher, einige Kapitäne ſtellten ſich vor mit dem Erbieten, uns Alles zu zeigen. Ein Kapitän benachrichtigte uns, daß Kapitän Paulding vom St. Lawrence zwei Boote zu unſerer Verfügung ſtellte, um uns an Bord des St. Lawrence zu bringen. Wir ſahen nun zuerſt den Dry-Dock, wo einige große Schiffe gebaut und ausgebeſſert wurden; die Seearſenale, mit Kugeln, Waffen aller Art, Enterpiken und Enterbeilen, Tauen und dergl. Dann den Hafen. Gründlich betrachteten wir die Helene, ein ſehr großes Schiff, prächtige Kajüte mit Schlafkammern für 36 Paſſagiere, luxuriöſe Damenkajüte, Zwiſchendeck, Schiffsraum, Küche u. ſ. w. Nebenan lag der Patriot, der gerade vom Walfiſchfang in der Südſee zurückgekehrt war, wo die Schiffe zwei Jahre ausbleiben; wir ſahen ſeine Harpunen, Walfiſchboote, Thrankeſſel. Da lag ein Grönlandsfahrer, ebenfalls vor Kurzem zurück, zwei Spanier, welche Leinwand und andere Waaren nach Havana fahren, ein Franzoſe, der eine Ladung Wein gebracht hatte, „damit wir was zu trinken haben,“ ſagte der Hafenkapitän, der uns begleitete; ein Norweger, mehre Engländer mit Kohlen. — Die ſchmutzigen engliſchen Schiffe können den Vergleich mit den Bremern gar nicht aushalten, deren viele da lagen, die von allen Enden der Welt herbeigekommen waren. Ein kleines Schiff hatte Kanonen, Ankerkette und andere Reſte von Chriſtian VIII gebracht, die ins Arſenal kamen; es führte die deutſche Flagge, war aber ein Däne, der zwar die Fracht für den Transport der Kriegsbeute zu verdienen keinen Anſtand nahm, aber ſich doch ſchämte, dabei ſeinen Danebrog wehen zu laſſen. An dieſem Dänen ergötzten ſich die deutſchen Seeleute. — Galant ſind die bremiſchen Rheder; die meiſten Schiffe tragen Frauennamen, Kunigunde, Thereſe, Helene, Maria, Eliſe u. ſ. w. Als wir bei Eliſe vorbeigingen, ſagte der Hafenkapitän: „Das iſt meine Eliſe, die habe ich dreizehn Jahre gefahren und vierunddreißig Reiſen mit ihr nach Amerika gemacht.“ Sie iſt ein Auswandererſchiff, mehre waren ſchon an Bord, darum wollten wir ihre Einrichtung ſehen. Der Anblick reifte in mir den Entſchluß, nur als Kajütenpaſſagier nach Amerika zu fahren und lieber zu Haus zu bleiben, ehe ich im Zwiſchendeck auswandere. Ein Ehepaar kam herauf mit einem kleinen Mädchen, welches ſagte: „Mutter, iſt dies das Häuschen, in das wir kommen?"

„Endlich beſichtigten wir die Reichsbatterie, aus welcher acht ſchwere Geſchütze das Waſſer weithin beherrſchen. Die Beſatzung beſteht aus Reichs-Seeſoldaten, die keinem Einzelſtaat gehören; als Kaſerne dient ein Blockhaus mitten in der Batterie. Ein Unteroffizier brachte Klagen vor über Mangel an Schutz vor der Witterung: das Waſſer dringt nämlich bei ſtarkem Regen nicht durch das Dach, aber von der Thür ein, wie bei einer Ueberſchwemmung. Auf Gagern's Frage, was er für ein Landsmann ſei, erwiederte der deutſche Seeſoldat: „ein Baier."

„Nun gingen wir zu den amerikaniſchen Böten, welche in der Nähe angelegt hatten. Jedes hatte zwölf Matroſen, einen Steuermann und einen Offizier. Außer Gagern, Duckwitz, Meier und mir hatten ſich noch zwei Herren angeſchloſſen. Die Yankees ſahen vortrefflich aus in weißen Unterjacken (ihre blauen, welche ſie darüber tragen, hatten ſie abgelegt), blauen Kragen, mitten auf der Bruſt ein ſchwarzes Herz genäht, und blauen Hoſen. Bald waren wir an der Seite der Fregatte, — und was nun folgt, machte mir einen unvertilgbaren Eindruck. Kapitän Paulding empfing uns mit den höchſten Ehren, die ein Kriegsſchiff erweiſen kann, die Raaen waren bemannt (die Querſtangen an den drei Maſten, immer drei übereinander, waren mit mehr als 200 Matroſen beſetzt); Kapitän Paulding und ſeine Offiziere bewillkommneten uns an der Treppe. Auf dem Verdeck ſtanden die Marineſoldaten, deren Uniform jener der Heſſen-Darmſtädter ähnlich iſt, in Reih und Glied und die Matroſen in Haufen. Die Muſik ſpielte und die Kanonen donnerten 21 Salutſchüſſe. Das Commando zu jedem Schuß wurde mit dem Sprachrohr gegeben, ein Ton, ſchmetternd, grunzend, gräßlich. Unmittelbar auf den Ton folgte der ſchwere Schuß, ſchneller, immer ſchneller Ton und Schuß, alles Menſchliche hörte auf, es war als ob die Furien los wären. Nun wurde uns das ganze Schiff gezeigt. Die Matroſen ſind ein Corps der mannigfaltigſten Art, von dem jungen Milch- und Blutgeſicht mit blondem Seidenhaar bis zum welligen Negerkopf. In der Kapitänskajüte, prachtvoll eingerichtet, ein Wiegenbett im Schlafgemach, wurde Champagner und Portwein ſervirt; dann ließ Kapitän Paulding manövriren. Wir ſahen zuerſt im Zwiſchendeck zu. Auf einen Pfiff ſtürzten Schaaren von Matroſen in den Raum, an die Kanonen. Zuerſt etwa ſechs Mann an jede, welche den Geſchützen die Bande löſten und ſie in beweglichen kampffertigen Stand ſetzten. Dann wurde geladen, gerichtet, gefeuert (nicht mit Pulver, nur die Bewegungen wurden gemacht), immer mehr Leute kamen herzu, wie der dargeſtellte Kampf hitziger wurde. Es war ein unbeſchreibliches Gewimmel in dem niedern langen Raum. Zuletzt ſtand bei jeder Kanone die volle Bedienungsmannſchaft, zwölf Mann, hinten der Offizier und zwei Jungen, welche die Patronen herbeiſchleppen. Mitten im ſtärkſten Schlachtgewühl gingen wir auf das obere Deck, wo ebenſo manövrirt wurde, und ſtellten uns neben dem Kapitän auf deſſen Poſten. Es wurde nun angenommen, ein feindliches Schiff wolle entern. Allhands! tönte der Commanderuf, und nun mußte Alles an die Kanonen, ſelbſt die Muſikanten. Die Seeſoldaten feuerten mit den Gewehren, rückten dann an die bedrohte Stelle. Die Matroſen kamen mit Piken, Beilen und Säbeln, ſtießen und hieben gegen den fingirten Feind und kletterten dann zum Angriff auf die Bruſtwehr, um ihrerſeits zu entern. Plötzlich ward angenommen, das Schiff brenne. Von jeder Kanone lief nun ein zum Löſchen beſtimmter Mann, holte ſeinen Eimer, die Löſchmannſchaft ordnete ſich in Reihen und lief mit wunderbarer Schnelligkeit, das geſchöpfte Seewaſſer zu dem bedrohten Punkte tragend. Das war der Gipfelpunkt des großartigen Schauſpiels. Unter dem ſcheinbar wirren Getümmel die größte

Ordnung. Bei der ſchnellſten Bewegung die größte Stille. Kanonenfeuer, Enterangriff, Löſchen, Gewehrfeuer, Alles zugleich. Kein Laut als das Sprachrohr des Offiziers und das Schrillen der Pfeife. Das muß man geſehen haben, um es ſich vorſtellen zu können. Ich erfuhr, daß jeder Matroſe das ganze Exercitium in allen Theilen kennt, daß Jeder im Stande iſt, nicht nur an die Stelle jedes Verwundeten oder Getödteten zu treten, ſondern auch ein Geſchütz zu commandiren. Burſchen von 15 Jahren verſtehen dies ſchon. Es iſt aber auch nur möglich durch die tägliche, Jahre lang fortgeſetzte Uebung der Leute, die ſonſt vor Langeweile umkommen würden; aber auch ein Beweis, daß man in Einem Jahre keine Flotte ſchaffen kann. — Als wir das Schiff verließen, war wieder Alles in Parade aufgeſtellt. Ein paar Hundert Matroſen kletterten wie ein Ameiſenhaufen auf die Raaen, die Offiziere geleiteten uns an die Treppe. Unten lag ein Boot des St. Lawrence und eines von der deutſchen Dampffregatte Hanſa. Wir vertheilten uns auf beide. Die Amerikaner hatten zwölf, das deutſche Boot ſechs Matroſen; ich konnte nicht anders glauben, als daß die Amerikaner, auf deren Boot ich war, viel ſchneller an das Ziel, die Fregatte Hanſa, kommen würden, als die Deutſchen. Die Wettfahrt begann, die Yankees waren voraus. Da ſagte der deutſche Offizier: „Jongens, lat de Yankees nich vor!“ — und die ſechs Deutſchen griffen aus in langſamen Ruderſchlägen, aber mit tiefen, langgezogenen Furchen. „Boys, Boys!“ feuerte halblaut der amerikaniſche Offizier ſeine zwölf Leute an, die mit kurzen, ſchnellen Schlägen ruderten. Aber die Deutſchen kamen an die Seite, kamen vor und erreichten lange vor uns das Schiff! Da war der Fehler bei der Kora wieder ausgetilgt. — Die Hanſa (früher United States) iſt das größte Kriegsdampfſchiff der Nordſee. Sie hat einen Einhundertundzwanzigpfünder auf dem Vorder-Kaſtell, außerdem einige Achtundſechzigpfünder. Die Einrichtung im Schiff iſt noch nicht vollendet. Die Maſchine iſt ein Rieſenwerk. Von dort fuhren wir an Bord des Barbaroſſa, der ganz fertig iſt, ebenfalls ein wackeres Ungeheuer. — Die Nacht wachte ich viel, die großartigen Eindrücke hatten mich aufgeregt. Am nächſten Morgen früh 6 Uhr fuhren wir nach Bremen hinauf, wo wir um 12 Uhr eintrafen.

„Mittwoch um 4 Uhr wurden Gagern und ich von zwei Comitémitgliedern in zwei Wagen nach der Union, einem Geſellſchaftsgebäude mit geräumigen Sälen, abgeholt. Wir trafen dort gegen 200 Theilnehmer an dem Feſtmahle, ſämmtlich von der Rechten und dem Centrum, d. h. dem Kaufmanns- und Gelehrtenſtande angehörig. Manche von der Linken hätten gern Theil genommen, aber ſie wurden ausgeſchloſſen, was ich nicht zweckmäßig finden kann. Der Saal war mit deutſchen, Bremer und amerikaniſchen Flaggen, mit Pflanzen und Blumen prachtvoll decorirt, die hanſeatiſche Muſik ſpielte bekannte Weiſen.

„Gagern ſprach über ein und eine halbe Stunde; es war eine ſtaatsmänniſche Rede, keine Tiſchrede, aber die Zuhörer folgten mit Aufmerkſamkeit der Entwicklung ſeiner Politik in der jüngſten Geſchichte ſeit März 1848. Dröge, mein College vom volkswirthſchaftlichen Ausſchuß, begrüßte mich und gab mir Anlaß zu einem Toaſt, deſſen wenige Worte von keiner Erheblichkeit ſind. Die Damen von der Gallerie, unter ſich vergnügt, ließen Gagern einen Gruß ſagen. Dieſer war ſehr liebenswürdig, mit ſeinem ritterlichen Weſen und ſiegesgewiſſer Offenheit machte er die Runde an den Tiſchen, ſtieß mit Jedem an, hatte freundliche Worte für Alle, und gab ſich dem ſtärkenden Eindrucke des ehrenden Empfanges mit voller Ungezwungenheit hin. Es war 10 Uhr vorüber, als wir uns verabſchiedeten, — um in den Rathskeller zu gehen, wo die beiden Brüder und zwei Verwandte von H. Meier mit ihren Frauen uns in einem Saale erwarteten.

„Donnerſtag war der Tag der Schlacht bei Leipzig, der hier noch mit Glockengeläute und Poſaunenſchall vom Dom gefeiert wird. Wir machten und empfingen Beſuche. Ich ſchaute mich in der Stadt um. Ein Packhaus gab eine Ueberſicht des Verkehrs mit Amerika. Da lagen die Tauſchgegenſtände neben einander. Braſilzucker, Columbiatabak, Häute u. dgl. als Erzeugniſſe Amerikas; dagegen Eiſenwaaren, Porzellan- und Glaswaaren, Tücher, Branntwein u. ſ. w., welche Deutſchland nach den transatlantiſchen Ländern abſetzt. Die Maſſe von Nürnberger Waaren, welche dorthin gehen, iſt unglaublich groß; eine Menge alter Uniformen und abgetragener grellfarbiger Kleider wird von Bremen als Putz für die Neger nach den Küſten von Afrika gebracht und gegen Palmöl, Goldſtaub, Elfenbein u. dgl. umgetauſcht. Mittags fuhren wir nach Vegeſack, wo wir nach 2 Uhr eintrafen. Häuſer und Schiffe waren mit Fahnen und Flaggen geſchmückt, Schaaren von Menſchen hatten ſich am Ufer geſammelt. Zunächſt beſuchten wir das Schiff Heinrich von Gagern, ſahen die prachtvolle Einrichtung der Kajüte, das Zwiſchendeck, welches 120 badiſche Auswanderer nach Neworleans aufnehmen wird, ſtiegen bis in den unterſten Schiffsraum hinab, der eine Maſſe von Gütern bergen kann. Vom Verdeck aus ſahen wir über die Weſer hin; mit der Fluth bewegte ſich eine Flotte von Kauffahrern herauf, ich zählte 36 Segel. Das Dampfſchiff von Bremen legte an, überfüllt mit Menſchen, deren mindeſtens 5—600 auf dem Verdeck gedrängt ſtanden. Viele von dieſen eilten, den Gagern noch vor dem Ablaufen zu beſteigen. Die Höhe vom Boden bis zum Deck war ungefähr die eines dreiſtöckigen Hauſes, man gelangte auf Borden hinauf, die an der Seite angebracht waren; das oberſte Bord, welches zum Verdeck führte, war ſchmal; die Befeſtigung leicht, weil die Borde vor dem Ablaufen ſchnell weggenommen werden mußten. Nur mit Mühe gelang es Herrn Meier dem Andrängen ſoweit Einhalt zu thun, daß wir mit den Damen, einige zwanzig Perſonen, wieder herunter kommen konnten.

Wir waren kaum an das Ende des Schiffes, das heißt, unten auf der Erde daran hingehend, gelangt, als wir hörten, wie die Treppe brach und die darauf Befindlichen herunterſtürzten. Bald wurden drei Verwundete vorbeigetragen, drei Andere geführt. Indeſſen war ein Arzt zur Stelle und es zeigte ſich, daß ein gebrochener Arm die ſchlimmſte Verletzung war. Es hätte viel ſchlimmer werden können. Wir nahmen nun Platz auf einem Balkon am Uferrande neben dem Schiff. Der entſcheidende Moment kam, die Stützen wurden weggeſchlagen, die letzte von dem Meiſterknecht, der unten liegen bleiben und das Schiff über ſich wegrollen laſſen muß. Dreimal wurde die Flagge herunter und wieder hinaufgezogen; das majeſtätiſche Gebäude, nur noch von ſeinem eigenen Gleichgewichte getragen, ſetzte ſich in Bewegung, erſt langſam, dann immer ſchneller ſchoß es in die Weſer hinein; man hielt den Athem an. Hoch auf ſchäumte das Waſſer, das Schiff ſtand, der Anker wurde geworfen. Außer der Schiffsmannſchaft war es den jungen Leuten von den Comtoiren und manchen Bekannten vergönnt, den Rutſch ins Waſſer auf dem Schiff mitzumachen. Als die abſchüſſige Fahrt ſo glücklich gelungen war, das Schiff am Anker feſt lag, trat die Mannſchaft in einer Reihe vorn an den Rand des Verdecks, ſchwenkte die Hüte und brachte ein dreimaliges Hurrah!, welches vom Lande tauſendſtimmig erwiedert wurde. Die Amerikaner, Kapitän Paulding und ſeine Offiziere, welche auf unſerm Balkon ſtanden, ſprachen mit Bewunderung von dem Geſchick der Leute und der Trefflichkeit des Schiffs. Hier legt Deutſchland Ehre ein durch die wackeren Bremer. — Das unvermeidliche Eſſen war in dem Havenhauſe beſtellt.

„Als wir gegen Abend, etwa 8 Uhr, in ein unteres Zimmer zum Kaffe kamen, bemerkten wir, daß das Haus von Volk umdrängt war; durch die Fenſter ſuchten die Leute den Anblick Gagern's zu erhaſchen. Eine Batterie von 6 Böllern hatte die Toaſte begleitet; Vegeſack war Gagern zu

Ehren illuminirt. Als wir dies hörten, beſchloſſen wir, zu Fuß durch das Städtchen zu gehen. Als Gagern erſchien, empfing ihn ein donnerndes Hoch. Das Gedränge war aber ſo groß, daß wir unſern Vorſatz aufgaben und das Haus wieder zu erreichen ſuchten. Wir fuhren langſam durch die wogende Menge und die erleuchteten Straßen und kamen nach 10 Uhr nach Hauſe. —

„Herr Meier entſchloß ſich uns nach Hamburg zu begleiten; er ſetzte dadurch ſeiner wahrhaft aufopfernden Gaſtfreundſchaft die Krone auf. Der Abſchied, nach ſo viel Beweiſen von Freundſchaft, fiel uns ſchwer. — In Nienburg ſtieg der Bürgermeiſter des Städtchens ein; er gab uns das Geleite bis Hannover. Außerdem hatten ſich viele Männer von Nienburg im Stationsgebäude verſammelt. „Wir haben einen Mann unter uns" — ſo hob ein Lehrer eine Rede an, die mit einem Hoch auf Gagern ſchloß. Den lieben langen Sonntag fuhren wir durch die Lüneburger Haide, trafen vor 4 Uhr Nachmittags in Harburg ein. Im Bahnhofe umarmten uns Rießer und Hans Raumer, der zum Oberjäger vorgerückt war. Hinter ihnen kamen Herr Wurm und Frau.

„Hier empfand ich recht lebhaft die Annehmlichkeit mit einem berühmten Mann zu reiſen. Auf ihn heften ſich die Blicke der Gaffer; an ihn drängen ſich die Anhänger, ganze, halbe, Un- und Bekannte. Der Begleiter kann von dem Vergnügen ſo viel oder ſo wenig mitgenießen, als er will. Nachdem der erſte Bewillkommnungsſturm ſich gelegt hatte, ſetzte ſich der Zug nach dem Ufer in Bewegung, wo das Dampfſchiff lag um über die Elbe zu bringen; dichter Nebel lagerte über dem Waſſer, langſam bewegte ſich das Boot, jeden Augenblick wurde geſtoppt; bald fuhren wir dicht an einem Schiffe vorbei, das erſt in nächſter Nähe ſichtbar wurde; bald rief der Kapitän ein vorübergleitendes Boot an, um zu erfahren, wo wir ſeien, bald tönten die Stimmen aus dem Nebel, warnend und belehrend. Der Kapitän ließ die Paſſagiere öſter um Stille bitten, weil er dem Steuermann, der die Schiffslänge nicht überſehen konnte, die Bewegungen zurufen, und dieſer, zum Zeichen, daß er die Rufe verſtanden, ſie wiederholen mußte: „Stürbord“ — „Stürbord“ —; „Backbord“ — „Backbord“ — lautete das lakoniſche Geſpräch. Endlich ſchimmerten Lichter durch den Nebel, — wir landeten in Hamburg, hatten die doppelte Zeit zur Fahrt gebraucht. — Während wir nach dem Gepäck ſahen, kam eine Deputation an Bord, um Gagern zu begrüßen; am Lande wurden wir umringt, der Wagen vom Hotel de l'Europe war heranbeſtellt; als wir ſchon die Sitze eingenommen, ſtürzten noch Leute herbei und riefen: „Willkommen in Hamburg!“ zum Schlag herein. Im Gaſthof waren Zimmer gerüſtet, im Salon brannte ein wohlthuendes Feuer, vor den Fenſtern glänzte das Alſterbaſſin im Wiederſcheine zahlloſer Flammen wie ein Feuermeer.

„Unvermerkt war es am nächſten Morgen eilf Uhr geworden, die zu dem Morgenausfluge nach Blankeneſe beſtimmte Stunde war gekommen. Der Nebel von geſtern war in der Nacht zu Regen geworden. Heute Vormittag klärte ſich der Himmel auf und jetzt lächelte uns die Sonne. Sie lächelte, — ſie lachte nicht; es waren weiße Wolkenhüllen genug vorhanden, um das Licht durch alle Nuancen vom grellſten blendendſten Wiederſchein der Sonnenſtrahlen aus dem Waſſer bis zur dunkelſten Färbung über die Gegend zu werfen. Vom hohen Ufer ſieht man die Elbe weithin auf und ab; jenſeits erſcheinen die Höhen der hannöver'ſchen Haide dem getäuſchten Blicke bald als Gebirgskette, bald als aufgethürmte Meereswogen. Unzählige Schiffe, große und kleine, kamen, ſo weit man ſehen konnte, die Elbe herauf. Wenn ein Schiff mit vollen Segeln über glitzernde Waſſerfläche hinglitt, und ſeine dunkeln, ſcharfgeſchnittenen Umriſſe ſilhouettenartig zeigte, da würde man den Maler, der das Bild getreu wiedergegeben hätte, der Unnatur und Effekthaſcherei beſchuldigt haben. Und nun am Ufer, in dem Thaleinſchnitte zu Füßen, reihenweiſe übereinander, umſchattet von Bäumen, deren Laub in den Herbſtfarben wechſelte, — die Häuſer von Blankeneſe. Das war eine ſüdliche Landſchaft, in den Norden gezaubert. Die Blankeneſer ſind tüchtige Seefahrer. Sie beſitzen 120 kleine Schiffe, Briggs und Ewers, mit denen ſie nach allen Welttheilen ſegeln. — Auf dem Rückwege beſuchten wir den Godefroy'ſchen Landſitz. Der Bediente, welcher den Schlag öffnete, fiel mir auf und auf meine Frage, wo der junge Menſch Heimatrecht habe, war die Antwort: Er iſt eigentlich ein Schwarzer — er war in der That ſehr ſchwarz, — früher auf Havana Sklave, jetzt aber frei. Nach kurzem Aufenthalte gingen wir durch den Garten, eigentlich Park, an der Elbe eine Viertelſtunde aufwärts; ich konnte kaum loskommen von den Reizen, welche hier ein vom Ufer hereingeſchnittenes idylliſches Thal, dort ein Ausblick über die Waſſerfläche und die weite Gegend bot.

„Am 23. October fuhren wir: Gagern, Meier, Schleiden und ich nach Kiel, wo wir gegen halb zwölf anlangten. Die Gegend, größtentheils reizloſes Haideland, wird in der Nähe von Kiel fruchtbar, und hügelig, und der Anblick der Stadt und des geräumigen, tiefen, hügelumkränzten, natürlichen Hafens iſt anmuthig. Hier können die größten Schiffe unmittelbar an der Stadt anlegen, die größten Flotten hätten Platz zum Ueberwintern, — aber es iſt die Oſtſee, zu deren Pforte am Sund Dänemark die Schlüſſel in Händen hat. Wäre dieſer Hafen an der Nordſee, oder, wie man ſie hier richtiger nennt, Weſtſee, ſo wären wir mit der deutſchen Flotte nicht in Verlegenheit.

„Beſeler geleitete uns nach Düſternbrook. Eine kleine Strecke ſeewärts iſt ein Fort mit zehn Geſchützen recht ſauber und nett angelegt. Dieſe Batterie, eine andere am gegenüberliegenden Ufer, ſodann weiter gegen den Ausgang des Hafens die Feſte Friedrichsort und ihr gegenüber die Schanze von Labö, beherrſchen den Hafen. Vor der Bucht liegen nämlich mehre däniſche Kriegsſchiffe, während aus den Strandbatterien die Kanonen weggebracht ſind, und die Infanterie, welche in Eckernförde liegt, gegen einen Ueberfall däniſcher Schiffe nichts ausrichten kann, ſelbſt wenn ſie wollte. — Gerüchte, daß die Dänen einen Verſuch gegen die Geſion beabſichtigen, daß ſie außerdem in Schleswig eingefallen und ſchon bis Flensburg gekommen wären, hatten ſich verbreitet. Obgleich ihnen kein Glaube geſchenkt wurde, hatte Beſeler doch den „Bonin" heizen laſſen und lud uns ein eine Spazierfahrt auf der See zu machen, um zugleich ein wenig nach den Dänen zu ſehen. Wir fuhren an Bord nach 2 Uhr, auf einem Boote, welches dem König von Dänemark gehört hatte und mit goldverbrämten rothen Sammetkiſſen geziert war. Drei Kanonenböte ſegelten und ruderten mit Windeseile voraus. Wir mußten noch eine halbe Stunde ſtill liegen, bis Dampf genug vorhanden war. Da die Seeleute nach dem Waffenſtillſtand beurlaubt und nur diejenigen geblieben waren, welche nicht nach Hauſe verlangten, ſo war jedes Kanonenboot ſtatt mit 60 nur mit 40 Mann beſetzt, und die Bemannung des Bonin war aus verſchiedenen Schiffen zuſammengeſtoppelt, — nicht eben die beſten Leute, wie man ſagte, mir aber kamen die wilden Geſtalten noch gut genug vor; auch bemerkte ein Offizier gelegentlich, wenn die Kanonenböte der Dänen anſichtig werden, ſo würden ſie nicht zu halten ſein. Es hatten ſchon einmal drei von ihnen eine große däniſche Fregatte angegriffen, ihr Gallion und Steuerruder abgeſchloſſen und ſie zur ſchimpflichen Flucht gezwungen. Die kleinen Racker ſind nämlich ſchwer zu treffen und fahren daher mit göttlicher Verwegenheit dem größten Feinde auf den Leib. — Als wir Dampf genug hatten, wurde die Trommel gerührt und die Anker gelichtet. Das war für uns ein neues Schauſpiel. In eine große Winde, um welche unten die Ankerkette geſchlungen iſt, werden zwölf Hebel geſteckt, jeder von Einem Matroſen gefaßt, ein Mann ſitzt an der Winde auf dem Boden, um die Kette im Ablaufen zu handhaben und beim Aufziehen ordentlich um die Winde zu legen. Mit dem erſten Trommelſchlag drücken die Matroſen die Hebel vorwärts, ſpringen wie in einem Carouſſell im Kreiſe herum, hüpfen über die Ketten weg, die ſich um die Winde legen und den Anker heraufbringen. Solange die Operation dauert, wird die Trommel gerührt. — Wir fuhren durch die Bucht hin, an der Batterie vorbei, die wir vorher beſichtigt hatten, an dem Kriegsſchooner mit 8 Zwölfpfündern, der als Wachtſchiff davor liegt, an mehren Schiffen hin, die ihre Flaggen zeigen mußten, — ein Holländer, ein Oldenburger u. ſ. w., an der Feſtung vorbei, wo unſere drei Kanonenboote ſchon in Linie lagen, und ſahen hinaus in die weite Oſtſee. Ich ſtand neben dem commandirenden Lieutenant auf dem Radkaſten und fühlte mich ordentlich ſtolz auf einem deutſchen Kriegsſchiff. Wir hätten um das Vorgebirge Bulk herumwenden müſſen um nach der Bucht von Eckernförde zu gelangen; aber dann hätte uns die Dunkelheit überraſcht und der Nebel, der ſchon anfing ſich zu zeigen. Dies wünſchte weder der Kapitän, der für uns beſorgt war, noch wir, deren ein geſelliges Mahl in Kiel harrte. Offiziere und Matroſen zeigten jedoch durch ihre Mienen, daß ſie nicht leichten Kaufs ſich würden gefangen geben. Das Boot wurde zur Rückfahrt gewendet, gleichzeitig aber Befehl gegeben, ſich zum Gefecht fertig zu machen. Die Matroſen warfen Jacken und Mützen ab und ſprangen an die Kanonen. Die Bruſtwehren fielen herunter an der vorderen Batterie am Steuer; der Sechzigpfünder, welcher dort ſtand, wurde ſcharf geladen. Ein Trupp Freiſchaaren verhält ſich zu dieſen kampffertigen Matroſen, wie ein Schafhammel zu einem Bullenbeißer. Da iſt keine ſteife Haltung, Jeder ſteht auf ſeinem Poſten, aber wie er will; langes Haar flattert um die trotzigen Geſichter, die bisweilen nicht alle einen Bart beſitzen; die Leute ſind größtentheils noch ſehr jung. Der Sechzigpfünder wurde von einem jungen, entſchloſſen ausſehenden Offizier gerichtet, und nach der Backbordſeite abgefeuert. Wir ſtanden dicht daneben und der Knall war ſo anſtändig, daß er die Bruſt erſchütterte, — nicht bloß die Ohren. Weit, weit draußen in der See erhob ſich nach geraumer Zeit eine Waſſermaſſe, dort hatte die Kugel eingeſchlagen. Ein zweiter Schuß wurde nach der Steuerbordſeite abgefeuert, aber der Rauch blieb lange vor der Kanone liegen, ſo daß wir die Kugel nicht verfolgen konnten. Dieſer zweite Schuß hatte zuerſt verſagt, weil der Matroſe den Zündſtock verkehrt eingeſteckt hatte. Bald darauf ſahen wir den Mann auf der Fock-Bram-Raae ſtehen, und auf dieſem luftigen Poſten in Regen, Wind, Nacht und Nebel mußte er zwei Stunden verweilen, als Strafe für ſein Verſehen. Seine Hoſen flatterten um die Beine im Wind; ich glaube nicht, daß ich in ſo leichter Kleidung da oben zwei Stunden hätte aushalten können. — Nach 5 Uhr ankerten wir vor der Stadt und fuhren ans Land — den nächſten Morgen nach Hamburg zurück.

„Mittwoch gegen 5 Uhr Nachmittags wurden wir in Hamburg von dem Hrn. Dr. Knauth, welcher Gagern beigegeben war, und Hrn. von Chapeaurouge, Bankier, aus Genf ſtammend, einem artigen jungen Mann, der mein Geleiter war, nach der Tonhalle abgeholt, dort der Geſellſchaft, die aus 350 Mitgliedern beſtand, vorgeſtellt und dann in den Speiſeſaal geführt, welcher drei Treppen hoch lag. — Der große Saal war feenhaft mit weißen, ſanftblauen und hellgelben Tüchern verziert, von einem Lichtmeer erhellt; im Hintergrunde war eine koloſſale Germania mit Reichsadler und Schwert aufgeſtellt; hinter den Draperien zu beiden Seiten derſelben Muſik- und Sängerchöre. Auf drei Seiten des Saales zogen ſich oben die mit Damen beſetzten Gallerien hin. Zwiſchen unſern Plätzen und der Germania war die Rednerbühne, von welcher herab die Toaſte zu bringen waren. Adolf Godefroy, welcher das Ganze mit Geſchick und Feſtigkeit leitete, brachte in feurigem, aber gehaltenem Vortrage Gagern's Wohl aus. Gagern ſprach ausführlich über unſere Zuſtände und ſchloß mit dem Hoch auf Deutſchland; Dr. Peterſen brachte mir und Rießer einen Trinkſpruch; daraus ging hervor, daß er in Heidelberg mit mir ſtudirt hatte; er war bei den Saxo-Boruſſen geweſen, und erwähnte, daß ich den Muth der Freiheit und den Muth der Ordnung gezeigt. Mein Toaſt auf Mäßigung im Kampfe war für die Hamburger Parteiungen berechnet und fand Beifall.

„Geſtern Vormittag halb eilf verließen wir Hamburg; Rießer und Wurm begleiteten uns über die Elbe. Meine Blicke hingen am Maſtenwald im Hafen, an der Stadt, an Altona, an dem reizenden holſteiniſchen Elbufer, bis dies alles verſchwunden war. In Harburg frühſtückten wir mit den beiden Freunden im Bahnhofe und trennten uns mit den beſten Vorſätzen zu gemeinſamer Arbeit an dem Bau des Vaterlands.“

Soweit die Briefe Mathy's. Von den Kriegsſchiffen, welche der Süddeutſche bewunderte, trug bei ſeinem Tode nur noch der arme, alte Barbaroſſa als Kaſernenſchiff die Geſchütze einer neuen Kriegsflotte; keines jener Schiffe von 1849 wäre nach den großen Erfindungen der Neuzeit für den Seekrieg brauchbar. Auch der Empfang zweier Patrioten in Bremen und Hamburg, damals unerhört in Deutſchland, iſt ſeitdem durch viele großartige Empfangsfeierlichkeiten übertroffen worden. Wer aber mit Antheil auf jene früheren Aeußerungen deutſcher Begeiſterung zurückblickt, der wird auch aus den Mittheilungen Mathy's an die Vertraute ſeines Herzens die wahre und geſunde Anſpruchsloſigkeit erkennen, mit welcher er die Ehren der gemeinſamen Fahrt auf die glänzende Geſtalt ſeines Freundes bezieht. Als er um dieſelbe Zeit das gute Buch von Heinrich Laube „Das deutſche Parlament“ durchlas, ſchrieb er darüber ſeiner Frau: „Daß er mich etwas zu hoch taxirt, ſchadet darum nicht, weil es das zu Wenig auf der andern Seite ausgleicht.“

7.

Gegen den Strom.

Gern rühmen wir den thätigen Mann, dem Hoffnung die Nerven ſpannt und des Geiſtes Kraft beflügelt. Wer aber gegen Uebermacht arbeitet, aus einer Stellung in die andere gedrängt, bis ihm der Kampf unmöglich wird, der muß zur Anerkennung zwingen durch ungewöhnliche Eigenſchaften. Denn gern mäkeln die Zuſchauer an der Güte ſeiner Sache, an dem Maße ſeiner Kraft, und in die Anerkennung ſeiner Ausdauer miſcht ſich der größte Feind warmer Bewunderung, das abſchätzende Mitgefühl.

Das Werk der Paulskirche und die Männer der Parlamentsmehrheit haben im reichen Maße flache Beurtheilung erfahren, das deutſche Volk hat ſie hart dafür beſtraft, daß es ihnen eine Zeit lang mit ungemeſſener Verehrung anhing. Mehr als Einer hat dieſen unverdienten Wechſel im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen nicht überwunden; ſtatt des friſchen Vertrauens zu ſich und zu der Nation ſank Hoffnungsloſigkeit in die Seelen.

Das war nicht Mathy's Schickſal, er war nicht mit ungemeinen Erwartungen in die Paulskirche getreten, er hatte vollen Theil an der Mühe und Aufregung getragen, gehoben durch die Gemeinſamkeit mit einer ſo großen Anzahl bedeutender Männer, wie Deutſchland ſeit der Reformation nie im Zuſammenwirken für eine nationale Aufgabe geſehen hatte. Jetzt erſt, wo die Hoffnung eines Erfolgs geringer wurde, die Arbeit mühevoller, auch ein Sieg ruhmloſer, kam die ganze Feſtigkeit und Dauer ſeines Weſens zur Geltung. Er ſtand zuletzt in ſeiner Ecke faſt allein und vertheidigte hartnäckig den letzten Poſten. In keinem Abſchnitt ſeines wechſelvollen Lebens wurde er ſtärker geprüft als jetzt. Denn was er ſelbſt erfuhr als Deutſcher und als Mann, war gehäuftes Mühſal, wie es wenige überſtehen.

Im October ſiedelte Baſſermann von Frankfurt nach Mannheim über. Dieſem Freunde hatte ſeit ſeiner letzten Sendung nach Berlin allzugroßes Vertrauen auf die Menſchen und den guten Willen der Regierenden den Muth erhalten, jetzt zog er ſich enttäuſcht und traurig auf die Arbeit des Hauſes zurück. Mathy blieb nach Verabredung in Frankfurt, er ſtellte dort als Geſchäftsführer des Ausſchuſſes von Gotha den Mittelpunkt der deutſchen Partei dar. In Gotha hatte er den Freunden die Anſicht ausgeſprochen, es ſei nothwendig, daß Einer aus dem Süden als Vertrauensmann nach Berlin gehe; ohne Zweifel war es ſein Wunſch geweſen, ſelbſt dieſe Thätigkeit zu übernehmen, aber er fand bei den Preußen kein Bedürfniß für ſolche Verbindung. Da mußte er mühevoll von Frankfurt die Beziehungen zu den Norddeutſchen unterhalten. Zunächſt wegen der Deutſchen Zeitung. Der Ausſchuß der Gothaer hatte die Leitung des Blattes übernommen, welches ſeit October 1848 in den Verlag der großen Weidmann'ſchen Buchhandlung übergegangen war und damals ungefähr 2100 Abonnenten hatte, es bedurfte alſo Zuſchüſſe, wie bisher in Deutſchland faſt alle großen Tagesblätter, die nicht auf den örtlichen Intereſſen einer großen Stadt oder Landſchaft ruhten und nicht durch die Anzeigen des Geſchäftsverkehrs einen großen Theil ihrer Einnahmen geſichert erhielten. Den Anſtrengungen Mathy's gelang es, von den Parteigenoſſen in etwa 170 Actien einen Geldbetrag zuſammenzubringen, welche einen Theil des Ausfalls deckte. Es galt, das anſehnliche Unternehmen zu einem Mittelpunkt der Partei zu machen, welcher den räumlich getrennten Mitgliedern Anſichten und Anforderungen des Ausſchuſſes und der Landſchaften vermittelte; dafür war freilich warme Betheiligung Aller, auch durch ſchriftſtelleriſche Beiträge, nöthig. Und Mathy trieb unermüdlich dazu, er forderte ſogar ſeine Frau, als ſie im Bade war, halb im Scherze auf, für die Verbreitung zu ſorgen. Er ſelbſt ſchrieb ſo eifrig hinein wie der fleißigſte Berichterſtatter, daſſelbe thaten die Gagern; die Zeitung brachte eine Reihe ſehr ſchöner und kluger Aufſätze, und es kam viel politiſcher Verſtand und patriotiſches Sinnen darin zu Tage. Leider vermochte die Zeitung nicht, zu erhalten, was Preußen aufgab. Sie war jetzt nur der Chor, welcher die ſchwachen Thaten und Leiden zu Berlin mit Theilnahme, mit Klagen und Vorwürfen begleitete. Hier das rechte Maß zu halten, erwies ſich als ſchwierige Aufgabe, wer konnte rühmen, was in Berlin geſchah? Und wieder tadeln half nur den Gegnern und verſtimmte die Freunde in Preußen. Stets war Vorſicht nöthig, das Blatt, welches behauptete, daß die letzten Hoffnungen auf Preußen ruhten, mußte ſchonen und hoffen, um nicht die mögliche Rettung zu erſchweren, auch wo den Leitern im Geheimen das Vertrauen klein wurde.

Wie ſicher aber Mathy, was er in der Zeitung nicht geſagt wiſſen wollte, gegen die Freunde beurtheilte, beweiſen unter andern ſeine Briefe an Beckerath. Dieſem ſchrieb er z. B. am 8. November 1849 folgende Auffaſſung der ſchwierigen Lage.

„Das Programm von Gotha iſt in die Luft geſtellt. Preußen hat ſeinen Standpunkt wieder verlaſſen, ſeinen projectirten Bundesſtaat auf einen Verein im Bunde zurückgeführt, eine völkerrechtliche Vertretung des Vereins iſt bereits durch das Interim abgeſchnitten. Auch daß Preußen den Verein im Bunde zu Stande bringen werde, darf ſehr bezweifelt werden. Die innere Politik des Miniſteriums iſt, die unentbehrlichſten Garantien der Verfaſſung, z. B. das Steuerbewilligungsrecht der Stände, abzuſchwächen oder aus der Verfaſſung zu entfernen. Gelingt dies, ſo iſt kein Vertrauen zu Preußen mehr möglich, und die ſiegenden Gegner werden auch in der deutſchen Angelegenheit eine andere als die bisherige Richtung einſchlagen wollen und müſſen. Ein weiteres Bedenken wird aus der Führung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache hergenommen, wobei die Anmaßung der Dänen, durch die unbegrenzte Nachgiebigkeit Preußens geſteigert, dem Ehrgefühl und dem Intereſſe der Nation die empfindlichſten Wunden ſchlägt. Daran knüpft ſich endlich die Vermuthung, daß es dem kühnen und nachdrücklichen Auftreten Oeſtreichs gegen die Herſtellung eines Bundesſtaates gelingen werde, Preußen auch hierin zum Nachgeben zu veranlaſſen, nachdem es bereits das hohe Ziel auf ein Maß verkürzt hat, das weder Glauben noch Begeiſterung erwecken kann. Wir wiſſen, daß die öſtreichiſche Regierung entſchloſſen iſt, die Berufung eines Reichstages nicht zu dulden, daß man in München über das Ausſchreiben der Wahlen von Berlin lacht, und daß die zuſtimmenden Regierungen ſelbſt nicht an den Reichstag und die Verfaſſung glauben. Aber wir wiſſen nicht was Preußen zu thun beabſichtigt, wenn die öſtreichiſchen Drohungen vorliegen werden. Das Dreikönigsbündniß liegt hoffnungslos darnieder, man darf kaum wagen, von dem Zuſtandekommen des Reichstages im Ernſte zu ſprechen. Der öſtreichiſchen Partei ſchwillt der Kamm, ihr Uebermuth kennt keine Grenzen, nicht zufrieden den Verſuch eines engeren Bundes zu vereiteln, geht ihre Hoffnung dahin, wenn dieſer Verſuch geſcheitert ſein wird, Preußen erſt recht zu demüthigen. Ueberall iſt dieſe Partei thätig, und es bedarf einer raſchen und kühnen Handlungsweiſe, um unſer zerriſſenes Vaterland vor dem Unglück zu bewahren, welches eine undeutſche Politik im Bunde mit dynaſtiſchen und Sondergelüſten ihm zu bereiten droht."

Das waren Worte, deren fürchterliche Wahrheit in kurzem erwieſen werden ſollte. Die Parteigenoſſen wurden muthloſer, die Schwierigkeiten, die Zeitung zu erhalten, größer; im Februar 1850 reiſte Mathy ſelbſt nach Berlin und traf neue Verabredungen mit den Actionären, aber die Unterſtützung durch die preußiſchen Freunde blieb lau, die große Partei der Paulskirche war nicht mehr im Stande, ihren Zuſammenhang durch eine Zeitung darzuſtellen.

Und doch war noch eine Hoffnung die letzte: Preußen hatte endlich am 13. Februar 1850 ein deutſches Parlament nach Erfurt berufen. Mathy wurde dafür von zwei Wahlkreiſen: Sondershauſen und Brieg-Ohlau in Schleſien, gewählt. Er nahm für Schleſien an. Im März reiſte er mit ſeiner Gattin von Frankfurt nach Erfurt. Er fand eine andere Geſellſchaft als zu Frankfurt, die lauten Reden der Linken fehlten ganz, an ihrer Stelle viel preußiſcher Landadel, höhere Beamte und Offiziere, ſtatt der Vogt und Simon die v. Bismarck und v. Zedlitz, und Wantrup ſtatt Schlöffel. Die im Centrum der Paulskirche geſeſſen hatten, bildeten hier die Linke und wurden von den preußiſchen Junkern mißtrauiſch als fremdartige Gebilde der Revolution betrachtet. Dieſe Verſammlung war kein völliger, aber immerhin ein richtigerer Ausdruck der thatſächlichen Anſchauungen und Forderungen von Norddeutſchland, als ſich in Frankfurt verſammelt hatte. Aber die Nation war kalt und abgeneigt, die Regierung, welche ſie berufen hatte, ſchwankte unſicher in den Zielpunkten; aus den vier Königreichen war Niemand gewählt, Baiern und Würtemberg hatten ſich überhaupt von jedem Verfaſſungsverſuche Preußens ausgeſchloſſen, Hannover war förmlich von dem Dreikönigsbündniß abgefallen, Sachſen hatte die Beſchickung des Parlaments verweigert. Der Bund der Fürſtenhäuſer war fertig, Oeſtreich ihr Schirmvogt, Rußland ihr drohender Anwalt; auch unter den Regierungen, welche den Reichstag noch beſchickt hatten, war die Luſt zum Abfall im Wachſen. Doch wie arm an Troſt die Lage war, die deutſche Partei that noch einmal glänzend ihre Pflicht. Unter den Gefährten aus der Paulskirche war Mathy vielleicht der friſcheſte und in ſeiner ſtillen Weiſe der heiterſte. Ihm machte die Arbeit einer parlamentariſchen Körperſchaft damals noch wirkliches Vergnügen und mit Laune beobachtete er die ſeltſamen politiſchen Charaktere, welche die Junker aus den alten Provinzen Preußens hingeſandt hatten, und die Leiter der preußiſchen Politik, vor Allen Hrn. v. Radowitz. Und er ergötzte ſich als ein kampffroher Mann über die Niederlagen, welche die Junker durch Reden und Abſtimmungen erfuhren. Er ſelbſt wurde in den Verfaſſungsausſchuß gewählt und ergriff in der Verſammlung zweimal das Wort. Er ſprach zuerſt über das Steuerbewilligungsrecht des Reichstags und ſchlug jetzt nach der rechten Seite wie bei ſeiner entſprechenden Rede in Frankfurt nach der linken, als er ironiſch gegen die Junkerpartei ausſprach, wenn man den monarchiſch regierten Staat wieder auf ſeine alten Grundlagen ſtellen könnte, wonach er ſeine Bedürfniſſe aus dem Ertrag der Staatsgüter und mit der Heeresfolge der Vaſallen beſtritt, dann allerdings bedürfte man keiner Stände, ausgerüſtet mit dem Steuerbewilligungsrecht. „Solange Sie aber Steuern brauchen, um ſtehende Heere und eine zahlreiche Verwaltung zu erhalten, ſolange werden Sie auch die Vertretung ſammt ihrem Bewilligungsrecht nicht entbehren können. Und wenn dieſes Steuerbewilligungsrecht eine Demüthigung der Krone wäre, wo in Europa wäre noch eine ungedemüthigte Krone, die Sie hauptſächlich im Auge haben? Meines Wiſſens — wenn man von größeren Staaten ſpricht — etwa nur die ruſſiſche, und es ſcheint mir auch, daß alle die Einwendungen gegen das Steuerbewilligungsrecht der Stände nicht aus der germaniſchen Weltanſchauung genommen ſind, ſondern aus einer anderen, die ich etwa die aſiatiſche nennen könnte. Wenn die Abſicht des Antrags, wie ich nicht bezweifeln kann, dahin geht, die Selbſtändigkeit und Stärke der Reichsregierung zu ſichern, ſo würde ich doch ein anderes Mittel vorgeſchlagen haben, um dieſen Zweck zu erreichen; ich würde Ihnen vorgeſchlagen haben, die Reichsgewalt auf eigene Einnahmen zu ſtellen, ſtatt auf die Matrikularbeiträge. Allein wir ſind hier nicht in der Lage, auf ſolche Aenderungen einzugehen.“

Seine zweite größere Rede hielt er bei einem bemerkenswerthen Zwiſchenfall. Mehre Anträge aus der Verſammlung wollten der Reichsgeſetzgebung das Recht einräumen, Beſtimmungen über das Wahlverfahren und die Zuſammenſetzung der Volksvertretung in den einzelnen Staaten zu treffen. Dabei vereinigten ſich die entgegengeſetzten Parteien, die Anträge wurden von der Reaction in Preußen unterſtützt und ebenſo von Liberalen aus dem Süden, welche die Ausdehnung der Reichsgewalt und Bändigung der heimiſchen Demokratie erſehnten oder den geheimen Wünſchen der preußiſchen Regierung entgegenkommen wollten. Beide Gagern und Baſſermann waren dafür. Mathy ſprach in einer ſeiner längſten und beſten Reden dagegen, indem er die plötzliche und ſpäte Aenderung des Verfaſſungsentwurfes, das Unpraktiſche und Unnöthige eines ſolchen gewaltſamen Eingreifens in die Machtbefugniß der einzelnen Staaten hervorhob. Unmittelbar nach ihm erhielt Baſſermann das Wort und ſuchte ihn zu widerlegen, ein Umſtand, den Georg v. Vincke, der auf Mathy's Seite ſtand, ſich nicht entgehen ließ, um in ſeiner Weiſe auf die Trennung von Caſtor und Pollux hinzuweiſen. Als es aber zur Abſtimmung kam, gab Baſſermann, nachdem ſein Antrag abgeworfen war, die naheſtehenden Abänderungen und Zuſätze, für welche auch die beiden Gagern ſtimmten, preis und trat wieder zu Mathy. Dieſer blieb in der Minderheit, aber auf ſeiner Seite ſtimmten v. Stockmar, Beſeler, Graf Schwerin.

Die Verfaſſung als Ganzes wurde nach Mathy's Vorſchlägen, welche v. Patow in feſte Sätze gebracht hatte, am 15. April vom Volkshauſe und darauf auch im Staatenhauſe mit großer Mehrheit angenommen, und das Parlament wurde geſchloſſen, nicht fruchtlos für die Abgeordneten, ohne unmittelbaren Erfolg für Deutſchland. Mathy kehrte von dieſem Turnier mit den preußiſchen Junkern zurück in dem Selbſtgefühl erprobter Kraft, er hatte ſich mit neuen Gegnern gemeſſen und alte Freunde bewährt gefunden, darunter auch werthe Preußen, wie

Simſon und Max Duncker; mit dem letzteren, der nach dem Brauch von Frankfurt die Gattin mitgeführt hatte, trat Mathy hier in ein näheres Verhältniß, und es entſtand eine innige Familienfreundſchaft, welche alle Wechſel der Zeiten überdauert und mit den Jahren für Beide an Bedeutung zugenommen hat.

Kurz nach der Rückkehr entſchied ſich auch das Schickſal der Deutſchen Zeitung, ſie ging in anderen Verlag über, und erhielt den letzten Redacteur. Mathy hielt aus, ſchrieb wieder Aufſätze und warb immer noch dafür; aber er ſah, wenn nicht ein Wunder kam, ging es mit dieſer ſchönen Hoffnung zu Ende, ſie ſchwand dahin mit größeren.

Ende Auguſt reiſte er von Frankfurt in den badiſchen Landtag. Wie fand er auch dort Alles verändert! Auf den Rauſch war Abſpannung und Muthloſigkeit gefolgt, die Führer der Radikalen waren verſchwunden, der alte Itzſtein war in die Kammer nicht einberufen und ſeines Staatsbürgerrechtes für verluſtig erklärt, und die Kammer ging vor ſeinem Geſuch um Wiederherſtellung trotz Mathy's Widerſpruch zur Tagesordnung über. Die Verfaſſung, für welche Mathy ſich ſo tapfer eingeſetzt, war erhalten, und doch, was war aus dem Staate geworden? Beamte und Heer hatten ihn aufgegeben, preußiſche Truppen hatten die Regierung zurückgeführt und dieſe dachte im Geheimen auf Anſchluß an Oeſtreich und Abfall vom preußiſchen Bündniß. Und jetzt war Mathy's Aufgabe, zu wachen, daß nicht dem Mißbrauch der Freiheit ein Mißbrauch der Gewalt folge, und daß die Regierung ebenſo das Landesgeſetz achte, wie die Volksvertretung durch ihn gehalten im Frühjahre 1849 hatte thun müſſen. Es galt ferner für ihn, als Vorſitzender der Budgetcommiſſion zu helfen, daß der Haushalt wieder eingerichtet werde, daß die Staatsgewalt geſetzliche Befugniſſe erhalte, daß der Ausnahmezuſtand ein Ende nehme. Schon vor dem Landtage hatte er für die Statthalterſchaft Schleswig-Holſteins eine Denkſchrift ausgearbeitet, worin er die Verpflichtung der deutſchen Staaten begründete, die Verpflegungsgelder für die Bundestruppen in den Herzogthümern zu bezahlen. In der Budgetcommiſſion und in der Kammer verfocht er dieſe Pflicht gegen die badiſche Regierung, denn der Krieg ſei ein deutſcher und eine große Volksangelegenheit, und er enthielt ſich nicht, auf den Unterſchied zwiſchen dem badiſchen und dem holſteiniſchen Feldzug hinzuweiſen. Faſt einſtimmig bewilligte die Kammer nach ſeiner Rede die Zahlung. Er ließ die Verhandlungen über dieſe Forderung als Flugſchrift drucken. (Karlsruhe 1850.)

Und noch eine Aufgabe war ihm geſtellt: die badiſche Kammer feſtzuhalten an dem preußiſchen Bündniß. Während die preußiſchen Truppen das Oberland räumten und zum großen Theil aus dem Lande wichen, während niederſchlagende Berichte aus Berlin einander ablöſten, und die badiſche Regierung Alles anwandte, um ein Ausſprechen der Kammer zu hindern, beſchloß die zweite Kammer in ſchöner Debatte noch am 14. November 1850 die Erklärung, daß Baden an dem Bündniß mit Preußen feſthalten müſſe. Mathy ſprach — drei Tage nach dem Zuſammenſtoß bei Bronzell (8. Nov.) — mit großer Wärme und war nachher ſtolz darauf, daß die Ehre der Kammer gerettet ſei. Schon ſpähten bairiſche Truppen unweit Karlsruhe im Dienſte Oeſtreichs feindlich in das Nachbarland, da hielt er mit ſeinen Freunden die letzte Wache in der Kammer für die Union. Auch die Zahl der Freunde war gemindert; zwar Soiron und Häuſſer ſtanden noch treu an ſeiner Seite, aber Baſſermann war erkrankt, an den Augen, am Herzen, im Mark ſeines Lebens, und ſchmerzbewegt ſprach er zu dem Freunde: „Ich war zu weich für dieſe Zeit, ich hätte deine Nerven haben müſſen.“

Als Mathy nach fleißiger Arbeit von Karlsruhe ſchied, durfte er ſich ſagen, daß ſeine Thätigkeit für das Heimatland nicht unnütz geweſen ſei, und daß er durch ſeine perſönlichen Beziehungen zu dem preußiſchen Geſandten v. Savigny vielleicht mehr als die Miniſter vermittelt hatte: Ermäßigung der

Verpflegungsgelder für die preußiſchen Truppen und Herausgabe der badiſchen Zollvereinseinnahmen, welche Preußen mit Beſchlag belegt hatte.

Auch ſein letztes Gefecht für das preußiſche Bündniß war umſonſt, der Tag von Olmütz (28. und 29. Nov. 1850) ſchlug alle tapfern Verſuche nieder. Es war ein ſchwerer Tag für die Preußen, ſchwerer noch für die Führer der preußiſchen Partei außerhalb des Staates; der Preuße, welcher die Schamröthe auf ſeinen Wangen fühlte, konnte, was er von Fähigkeit beſaß, doch noch einſetzen, um eine beſſere Zeit herbeizuführen, der Preußiſch-Geſinnte außerhalb hatte den Staat verloren, auf den er gehofft, er war wieder unzufriedener Kleinbürger, wie zur Zeit des Hambacher Feſtes. Das war die Stunde, wo die Charaktere geprüft wurden. — Wir ſuchen nach der Stimmung Mathy's, ſoweit ſie aus vertrauten Briefen jener Zeit erkennbar iſt. Er fuhr den Rhein ſtromab im Dampfboot Schiller, und als ihm der Dampfer Goethe begegnete, fiel ihm ein, daß Börne im Februar 1828 von Frankfurt nach Berlin gereiſt war und von dort nach Hauſe geſchrieben hatte, ſie ſollten erklären, wie es zugegangen, daß er Donnerſtag Mittag abgereiſt und Freitag Mittag angekommen ſei. Börne hatte nämlich neun Tage gebraucht. Und Mathy empfand fröhlich, daß, was damals für unmöglich galt, in ſeinem Leben wirklich geworden war. Er verglich dazu die Reiſekoſten, die doch faſt auf die Hälfte herabgeſetzt waren. Aber er ſelbſt hätte wenige Jahre ſpäter ſolche Beförderung mit dem Dampfſchiff für unerträglich langſam und die Koſten für übermäßig hoch gehalten. — Ferner ſchrieb er im Jahr 1851 einem alten Freund nach der Schweiz: „Die Nation iſt ſeit 1848 trotz aller moraliſchen Erbärmlichkeit doch vorwärts gekommen. Was wir gewollt an Einheit und Freiheit, war allerdings zu viel für ſie, etwas weniger hätte ſie vielleicht angenommen. Sie läßt ſich jetzt Vieles bieten. Aber wenn ich eine Francomarke für 9 kr. auf einen Brief klebe, ſo geht er frei bis

Königsberg und Trieſt. Die deutſchen Völkerſchaften fühlen ſich weit mehr wie früher als zuſammengehörig, die Parlamente und die Truppenmärſche haben dauernde Verbindungen, auch Ehen, geſchloſſen, die Bauern und die Preſſe ſind mancher Laſt los geworden, die öffentlichen Schwurgerichte reinigen die Rechtspflege. Die Bedingungen für eine mögliche Einigung, das Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland, zwiſchen Preußen und den Königreichen ſind erkannt, ebenſo die Hinderniſſe der Einigung. Was 1848 chaotiſch durcheinander lag, wird bei der nächſten Kriſe keine Verwirrung und keine Zweifel mehr erregen, der Norden wird den Süden verſtehen und umgekehrt, die babyloniſche Sprachverwirrung von 1848 wird nicht mehr wiederkehren.“

Er ſelbſt hatte jetzt für die eigene Zukunft zu ſorgen. Als ihn ein Bekannter frug, welchen Gehalt er bei der Deutſchen Zeitung gehabt habe, mußte er antworten: „ich habe in der Zeit meine Erſparniſſe aufgezehrt.“ Seine nächſte Pflicht war die Handlung, deren Leitung dem kranken Baſſermann unmöglich wurde. Mit kurzem Entſchluß führte er Weib und Sohn im Winter 1850 aus Frankfurt nach Mannheim zurück und trat in das Comtoir der Buchhandlung.

Dies war wieder eine Rückkehr in die wohlbekannte Stadt, in alte, überwundene Verhältniſſe. Dort war jetzt auf den Straßen Grabesruhe, nur in den Häuſern rührten ſich die Zungen; die Leute, welche Grund hatten, mit ſich ſelbſt unzufrieden zu ſein, grollten der Zeit und waren geneigt, jeden Anderen für ihr Mißbehagen verantwortlich zu machen. In dieſer Stimmung wollten ſie ihrem Mitbürger Mathy ſchwer verzeihen, daß er muthiger und patriotiſcher geweſen war als ſie, und als ſeine Geſtalt nun wieder durch die Straßen ſchritt, als der Miniſter im Comtoir von Fr. Baſſermann arbeitete und gerade wie vor 1848 Beiträge für das Mannheimer Journal ſchrieb, da begann ein gehäſſiges Geräuſch alter Feinde, der Servilen, die er einſt in der Preſſe luſtig mit Kolben geſchlagen hatte, und der Radikalen, die er davor bewahrt hatte, von den Kolben der Soldaten erſchlagen zu werden. Er wurde zwar in den großen Bürgerausſchuß der Gemeinde gewählt, als aber im nächſten Jahr ſein Freund, Bürgermeiſter Reiß, ſeine Wahl zum Stadtrath durchſetzen wollte, wurde dies durch die Gegner verhindert, ſo daß Reiß ſelbſt verletzt von ſeinem Amt zurücktrat.

Mathy widmete ſich wieder mit angeſtrengtem Fleiße der Buchhandlung, er beſuchte und unterhielt den kranken Freund und dachte auf neue Unternehmungen — eines der erſten war Auerbach's Roman: „Neues Leben". Er trug ſich mit dem Plane eines neuen encyklopädiſchen Werkes: Staatslexikon zum Handgebrauch. Dieſer Gedanke und die Ausarbeitung einzelner Artikel beſchäftigten ihn lange, auch eine Geſchichte der deutſchen Landtage beſchloß er zu ſchreiben, und ſammelte dafür Stoff.

Im December 1851 ging er wieder zum Landtag nach Karlsruhe. Er fand dort die Rückſchrittsbeſtrebungen in Blüthe, die Stände ehrerbietig gegen das Miniſterium, die Eröffnungsrede des Miniſters von Marſchall von zeitgemäßer Haltung, denn ſie ſagte den Ständen nur das, was ſie angehen ſollte, alſo wenig. In der Kammer waren die Sitze auf der Rechten gedrängt voll, die auf der Linken meiſt leer, gerade umgekehrt wie im Jahr 1848. Mathy ſagte ſeinen Bekannten: „ich habe gern einen geräumigen Platz", und rückte auf die äußerſte Linke, wo einſt v. Itzſtein und Hecker gelagert hatten. Auf der Rechten hatten die Verwaltungsbeamten Oberhand und kämpften gegen die Juſtizbeamten im Centrum, welche beim Volk beliebter waren. Die Präſidentenwahl war eine Schlacht zwiſchen Polizei und Juſtiz, denn das waren die Parteien in der Kammer. Und Mathy ſah von ſeinem einſamen Sitz wie Held Siegfried auf das Getümmel der Zwerge.

Er that, wie in früheren Jahren, als Vorſitzender der Budgetcommiſſion ſeine Pflicht, er war in dieſer Eigenſchaft eine mächtige Autorität für die Kammer und Regierung geworden, ſeine Anſichten wurden faſt immer maßgebend und Widerſpruch abgeneigter Beamten erſchien in ſehr achtungsvoller Einkleidung. Daß er den badiſchen Finanzen in ungünſtiger Zeit doch heilſam ſein konnte, gab ihm eine innere Befriedigung.

Als er im Frühjahr 1852 zu Frau Anna und nach Mannheim zurückgekehrt war, da erkrankte ſein Sohn, das verjüngte Ebenbild des Vaters, ein hoffnungsvoller und ſtattlicher Jüngling, von einem edlen Schwunge der Gedanken, kräftig in ſeinem Wollen. Er warf Blut aus. Mathy hatte allen Wechſel der letzten Jahre ohne Einbuße an Heiterkeit ertragen, jetzt bebte ihm das Herz, wenn er den tiefen Gram der Mutter ſah, und die Augen, welche angſtvoll auf dem Antlitz des Lieblings hafteten. Und er hatte Tage, wo er nur mit Mühe zu arbeiten vermochte. Der Sohn wurde im Juni nach dem Soolbad Offenau gebracht. Er kehrte im Herbſt gekräftigt wieder, bekam aber einen Rückfall. Die tückiſche Krankheit nahm ihren langſamen fürchterlichen Verlauf, immer neue Hoffnungen und Enttäuſchungen und neue Angſt. Der Arzt forderte Aufenthalt in wärmerem Klima und wies nach Hyères. Im November führte der Vater ſeinen Sohn nach dem Süden, durch Paris, Lyon, Marſeille; in Toulon fuhr er mit ihm auf die Rhede hinaus, beſtieg den Dreidecker Valmy, das Schiff des Admirals Laſaſſe, und wunderte ſich über die Gleichgiltigkeit, in welcher die Franzoſen die Wiederherſtellung des Kaiſerreichs erlebten. Aengſtlich lauſchte er auf die Athemzüge ſeines Kranken, während er ihm das franzöſiſche Weſen wie ein älterer Kamerad erklärte. In Hyères fand er Alles nach Wunſch, Temperatur wie zu Karlsruhe im Juni, prachtvolle Gegend, herrliche Luft und unter den Fremden eine deutſche Gärtnersfamilie, brave Leute, bei welchen er den Sohn in Koſt gab. Es war ſchwere Trennung. Aber nach der Heimkehr des Vaters kamen Briefe des Sohnes in heiterer Laune, die Verſicherung erfreulichen Wohlbefindens, und daß er viel gute Leute gefunden, als

Hausgenoſſen einen wackeren, alten Herrn aus Norwegen, mit dem er Schach ſpiele, und daß er hier am Mittelmeer einen ganz neuen Reiz in ſeinen griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern finde. Jede ſolche Kunde wurde mit Glückſeligkeit aufgenommen und allen Fremden, welche dem Sohne freundlich waren, ein kleiner Altar im Herzen der Eltern errichtet. Als Mathy in ſeiner Freude dem kranken Baſſermann davon erzählte, entſtand in dieſem plötzlich der heftige Drang, eben dorthin zu gehen, und da er die Reiſe allein nicht machen wollte, mußte Mathy ihn auf den Wunſch der Familie wenige Wochen nach ſeiner Rückkehr begleiten. Um Weihnacht 1852 trat Mathy mit dem zweiten Kranken dieſelbe Reiſe an. Er fand den Sohn wohl, und wie er hoffte, in der Geneſung, aber den Freund in ſeiner Unruhe litt es dort nicht, er fürchtete Einſamkeit, und beſtand darauf, mit Mathy wieder heimzukehren, und zwar im Wagen, weil ihm Eiſenbahn und Dampfſchiff nicht erträglich war. Mathy beobachtete mit Trauer, daß dieſes Leben, das ſo glänzend und hoffnungsvoll für die Nation aufgegangen, einem zerſtörenden Leiden unrettbar verfiel. Mit ruhiger Geduld, wie eine Wärterin trug er die Launen und führte den Freund in die Heimat zurück.

Und wieder Buchhandlung, deren Sorge ihm jetzt faſt allein oblag, und wieder die Budgetcommiſſion der Kammer, es war zum letzten Male. Jetzt kam zur Entſcheidung, was für ihn in der Stille eine Lebensfrage geweſen war, ſeine Stellung im Staatsdienſte. In der Noth des Jahres 1848 war er in das Staatsminiſterium berufen worden, auf den Wunſch ſeiner Amtsgenoſſen und des Großherzogs war er am 5. Auguſt mit Urlaub in das Reichsminiſterium getreten. Als ihm das nächſte Mal ſein badiſcher Gehalt durch den Bankier Goll in Frankfurt ausgezahlt wurde, ſandte Mathy das Geld für die Zeit vom 5. Auguſt ab zurück, er beziehe jetzt in Frankfurt Gehalt vom Reichsminiſter, könne während dieſer Zeit dem Staate Baden wenig leiſten und halte deshalb für

Unrecht Gehalt anzunehmen. Der Bankier ſagte damals, er habe viel mit Gehaltverhältniſſen der Geſandten zu thun gehabt, aber dies ſei ihm neu. — Nach Auflöſung des Reichsminiſteriums war er auf Wunſch ſeiner badiſchen Collegen in ſein altes Dienſtverhältniß zurückgetreten, hatte das Finanzminiſterium 26. Mai 1849 übernommen und war am 8. Juni 1849 bei Bildung eines neuen Miniſteriums unter Vorbehaltung weiterer Verfügung ſeiner Stelle enthoben. Er hatte aus Mittheilungen ſeiner Nachfolger vernommen, daß ſie ihn mit Anſpruch auf Wartegeld zur Dispoſition geſtellt betrachteten. Aber in Baden beſtimmte das ſogenannte Staatsdieneredict von 1819, daß ein Beamter, wenn er noch nicht fünf Dienſtjahre zählte, ohne Angabe eines Grundes und ohne Ruhegehalt entlaſſen werden konnte. Dem Landtage von 1850 hatte die Regierung einen Geſetzentwurf über Aenderung dieſes Edicts vorgelegt, in welchem die fünf Probejahre beſeitigt waren, ſodaß Mathy, wenn dieſer Entwurf Geſetzeskraft erlangt hätte, penſionsberechtigt geworden wäre. Doch die Commiſſion der zweiten Kammer ſetzte die fünf Probejahre wieder hinein, und die Kammer erhob in dieſem Punkte die Anträge ihrer Commiſſion zum Beſchluß. Das Miniſterium ließ ſich damals die Beibehaltung der Probejahre mit einer Bereitwilligkeit gefallen, über welche Mathy in der Stille nicht erfreut war, auch in der Commiſſion hatten Mathy's Freunde, z. B. Häuſſer, gegen ſein Intereſſe geſtimmt. Da ihn die Sache perſönlich anging, verhielt er ſich, wie ſeine Art war, ſchweigend, aber ihm ahnte Unheil. Der ganze Geſetzentwurf ſcheiterte übrigens, weil beide Kammern ſich über Zuſammenſetzung des neuen Disciplinargerichtshofes nicht vereinigen konnten, und das alte Edict blieb in Kraft. Im April 1853 waren ſeine fünf Probejahre verlaufen. Er zeigte dies, wie ſeine Pflicht war, vorher dem Miniſterium an. Darauf erklärte Miniſter v. Rüdt in einem Privatſchreiben vom 29. März 1853, jene „Enthebung von der Stelle" bedeute die Entlaſſung aus dem Staatsdienſte, und zu einer Wiederanſtellung ſei keine Veranlaſſung. Dies geſchah vier Wochen vor Ablauf der fünf Jahre. Es iſt wahr, Mathy hatte keinen geſetzlichen Anſpruch an den Staat, wenn das Miniſterium einen ſolchen nicht anerkennen wollte, aber derartige Entlaſſung widerſprach allem Brauch des oberen Staatsdienſtes und war in dieſem Falle unzweifelhaft aus politiſcher Feindſeligkeit hervorgegangen. Mathy ſandte auf die zornigen Vorſtellungen ſeiner Freunde v. Soiron und Baſſermann dem Miniſterium eine Anfrage wegen des rückſtändigen Ruhegehaltes, er erhielt als Reſt ſeiner Forderungen durch kurze Verfügung die Beſoldung auf einen Monat vom Mai bis Juni 1849. — Er hatte dieſe fünf Jahre unter dem Staatsdienergeſetz gelebt, er war ſeit dem Juni 1849 in ſeinem Heimatſtaate nicht nur als Bürger und Abgeordneter, ſondern auch als Staatsbeamter mehrfach nützlich geweſen. Und er war durch die Rückſichten auf dies Dienſtverhältniß bis jetzt verhindert worden, ſich einen andern Erwerb zu ſuchen. Die Beleidigung, welche ihm durch eine Entlaſſung in dieſer Form zugefügt war, den Undank ſeines Heimatſtaates trug er ſchweigend, er ſprach nie darüber, aber er fühlte ihn immer.

In dieſer Zeit war ihm ein kleiner Troſt, daß ſeine Mühe für die Handlung nicht vergeblich geweſen war, nach mehren Jahren hatte das Geſchäft wieder zum erſtenmal einen Reinertrag gegeben und Baſſermann forderte nach der Oſtermeſſe 1853, daß der Name des Freundes, der jetzt nicht mehr durch den Staatsdienſt gehindert war, der Firma zugeſetzt würde.

Auch ſein Sohn war im Frühjahr, geneſen wie die Eltern hofften, von Hyères zurückgekehrt. Ach, es war eine kurze Freude; ſchon im Auguſt machten ſich Anzeichen des alten Leidens bemerkbar, er ging wieder auf das Land und wieder verordnete der Arzt ſüdliche Luft. Im November reiſte der Jüngling nach Palermo ab, der Vater arbeitete mit ſchwerem Herzen im Geſchäft und ſchrieb noch in ſpäter Nacht für Zeitungen, um dem lieben Sohne den Aufenthalt in der Fremde möglich zu machen.

Das Jahr 1854 brachte nach einer Zeit öden Rückſchrittes in Deutſchland lebendigere Theilnahme an der Politik, die erſten Vorboten einer neuen Erhebung. Der Feuerſchein im Oſten, der Aufgang eines Krieges zwiſchen Rußland und den Weſtmächten erſchien den Vaterlandsfreunden als Wendepunkt für die Politik Preußens. Mathy war wieder unter den Erſten, welche ſich thätig rührten. Er hatte in dem letzten Jahr eine Geſchichte des deutſchen Verfaſſungslebens begonnen und dafür die Einleitung, eine hiſtoriſche Entwickelung der Bundesverfaſſung bis zum Jahr 1848, bereits niedergeſchrieben. Jetzt benutzte er dieſe Arbeit als Grundlage für eine größere Flugſchrift: „Wo iſt das einige Deutſchland?“ Er führte darin aus, daß die Lage eine Verſtändigung zwiſchen Oeſtreich und Preußen dringend erheiſche, das völkerrechtliche Verhältniß beider Staaten ſolle nicht aufgelöſt, ſondern nur befeſtigt werden; Preußen und die kleineren deutſchen Staaten bilden zuſammen einen Verfaſſungsſtaat, an welchen Oeſtreich durch Bündniß für gegenſeitige Hilfleiſtung und größte Erleichterung des Verkehrs geſchloſſen iſt. „Zu ſolcher Auseinanderſetzung wird es mit Güte oder Gewalt einmal kommen, die ſchlechteſte Löſung für Deutſchland aber wäre die Theilung der Kleinſtaaten zwiſchen Preußen und Oeſtreich in einen norddeutſchen und ſüddeutſchen Bund.“ Was Mathy dabei über die große Aufgabe Preußens ſagt, iſt ſo warm, wahr, ſchön und als wenn es von einem Deutſchen geſchrieben wäre, deſſen Herz von Jugend auf an dem Staat Friedrich des Großen gehangen hätte. Dieſer Schrift ließ er ſogleich eine zweite folgen: „Der ruſſiſche Krieg und der deutſche Bund, ſieben Kapitel aus der neueſten Geſchichte,“ mit Actenſtücken über den Krieg, die ihm von guter Hand zugegangen waren, dies eine geſchichtliche und kritiſche Darſtellung des Antheils, welchen Preußen, Oeſtreich und der Bund bis Mitte 1854 an der ruſſiſchen Kriegsfrage genommen hatten. Beide Schriften gab er in alter Erinnerung an ein früheres Werk unter dem Titel: „Vaterländiſche

Hefte I und II" heraus. Sie ſind unter Mathy's Flugſchriften die bedeutendſten, zugleich der letzte, ſelbſtändige Druck. Daneben lief ſeine Thätigkeit für Journale, wie ſie zu keiner Zeit größer geweſen war: für das Bremer Handelsblatt, das Mannheimer Journal, die Weſerzeitung und die Grenzboten. Namentlich im Mannheimer Journal gab er als treuer Wächter der badiſchen Finanzen eine prüfende Beſprechung des badiſchen Budgets, welche großes Aufſehen erregte. Damals ſchon eiferte er gegen die Verkehrtheit, alte Staatsſchulden durch Tilgungsfond abzutragen, um neue Schulden zu höheren Procentſätzen zu machen, und erörterte gründlich den Charakter des ordentlichen und außerordentlichen Budgets. Wer jetzt die Aufſätze jener Zeit durchblättert, wird ſich oft der heiteren Größe und Sicherheit ſeines Urtheils freuen, welches da, wo er über die ſchwebenden Fragen der Politik ſpricht, nur durch die unvollſtändige Kenntniß der Verhandlungen und wirkenden Kräfte begrenzt iſt, die beengenden Schranken jedes Schriftſtellers, welcher nicht im Mittelpunkte der Geſchäfte ſteht. Es iſt hier nicht die Abſicht, Einzelnes zu rühmen. Seit dem Jahr 1848 war das Leiden Deutſchlands in das Bewußtſein Vieler gekommen, das Urtheil war klar und ſicher genug, die Beſſerung aber hing an einer großen Kraftentfaltung Preußens. Die Hoffnung, daß der orientaliſche Krieg dazu helfen könne, ſchwand für Mathy ſchnell dahin. Es war ein kurzer, trügender Lichtſchein geweſen, dichter wurde das Dunkel, welches die Zukunft verbarg, ſchwächer die Ausſicht eine Beſſerung zu erleben, die alten Gefährten wurden muthlos, und unbehilflich begann ein jüngeres Geſchlecht ſich zu rühren.

Auch in ſeinem eigenen Leben wuchs die Sorge. Sein Freund Baſſermann verlangte Löſung ihrer geſchäftlichen Beziehungen. Die Kriegsgefahr, die Stockungen im Geſchäft hatten den Schwerkranken tief ergriffen und verdüſtert. Längſt hatte auch Mathy erkannt, daß die Bedingungen, unter denen er ſich mit Baſſermann verbunden hatte, ihm keine Sicherheit des äußeren Lebens gewährten, und daß eine Verlagshandlung kein Nebengeſchäft ſein dürfe. Die Geſchäftsinhaber hatten ſich für ihre eigene Thätigkeit keinerlei Comtoirgehalt ausgeſetzt; wenn Jahre kamen, in denen das Geſchäft keinen Reinertrag gab, ja vielleicht eine Unterbilanz, dann hatten ſie umſonſt gearbeitet; auch der Reingewinn konnte ſo gering ſein, daß die Theilhaber nicht ſo gut bezahlt waren, als die Handlungsgehilfen, welche ſie hielten. Mathy hatte als Buchhändler Lehrgeld bezahlt, er hatte erfahren, daß nur wenige Werke in Deutſchland einen beträchtlichen Gewinn bringen, und daß ein Geſchäft mit kleinem Verlage von ſeinen Erträgen viel zu hohe Betriebskoſten abzurechnen hat. Dennoch war die Handlung zu einem anſehnlichen Geſchäft geworden, in der letzten Zeit hatte Mathy faſt die ganze Arbeit allein getragen, der Verlag war keineswegs ſchlecht gewählt und bot gute Ausſichten. Jetzt rechneten die alten Genoſſen in friedlicher Auseinanderſetzung ab, aber dem Scheidenden blieb das herbe Gefühl nicht erſpart, daß er ſeit 1843, die Jahre von Frankfurt ausgenommen, als Buchhändler thätig geweſen war, um von den Zeitungsaufſätzen, die er in den Mußeſtunden ſchrieb, zu leben.

Aber zu dieſem Schmerz geſellte ſich größere Sorge. Der Sohn war von Palermo zurückgekehrt, kräftiger als er gegangen war, aber er huſtete, die Aerzte mühten ſich die Eltern zu beruhigen, ſie vermochten nicht mehr die geheime Angſt derſelben zu beſchwören. —

Unter Kränkung aus dem Staatsdienſt entlaſſen, unter bitteren Empfindungen aus der Handlung geſchieden, in der liebſten Hoffnung ſeines Lebens bedroht, ſah Mathy im Sommer 1854 nach einer Stelle aus, welche ihm den Lebensunterhalt ſichere. Er hatte ſchon im Jahr 1849, bevor er in die Buchhandlung zurücktrat, an Beckerath geſchrieben: „Wenn ich genöthigt werde, von hier zu ſcheiden, dann verſchaffen Sie mir wol eine Stelle als Berichterſtatter für eine Zeitung und einen Sitz auf der Journaliſtenbank in Berlin.“ Jetzt theilte er ſeinen näheren Bekannten mit, daß er frei ſei und bereit zu jeder ehrlichen Thätigkeit.*) Beckerath ſchrieb und eröffnete Ausſichten, Hanſemann ſchrieb und trug ſeine Pläne vor, Meviſſen kam nach Mannheim, bot ihm Beſchäftigung und Ausſicht auf die Directorſtelle an einer neuzugründenden Bank in Köln, durch Vermittelung Meier's in Bremen wurde ihm angetragen, die Weſerzeitung zu übernehmen.

Er hatte die letzten Jahre angeſtrengt gearbeitet und ſich ſelten eine Erholung gegönnt. Gerade jetzt ſandten ihm ſeine alten Schüler aus Grenchen die Nachricht, daß ſie ſich zu einem Erinnerungsfeſt an ihre Schulzeit verſammeln wollten, und luden ihn dazu ein. Der Gruß kam zu rechter Stunde, und er beſchloß die kurze Erholungsreiſe. Am 10. September kam er nach Grenchen. Man hatte nicht vermuthet, daß er kommen werde, um ſo größer war die Freude, das ganze Dorf war im Feſtkleide. Er zog von Solothurn her zu Fuße ein, geleitet von zwei ehemaligen Schülern, den Brüdern Schild, von denen der eine Profeſſor, der andere Arzt war; ſie hatten ihn Nachts vom Poſtwagen abgeholt. Vom Wirthshauſe und Schulhauſe wehten die eidgenöſſiſchen Fahnen, das Volk ſammelte ſich und bewillkommte ihn mit ergreifender Herzlichkeit. Er beſuchte zuerſt ſeinen alten Gegner, den Pfarrer, fand ihn verſchüchtert und gealtert. Die Einladung zum Feſt beantwortete der Pfarrer ausweichend, der Kaplan aber ſprang auf und umarmte ihn herzlich, er würde gern kommen, wenn der Pfarrer nicht wäre. An der Zuſammenkunft der Schüler nahmen die Ortsvorſtände von Grenchen und Lengnau, die Mitglieder der Schulbehörde aus ſeiner Zeit und von ſpäter und viele Bürger Theil. Die Muſik- und Geſangvereine empfingen ihn mit einem Liede: „Der Gruß", welches einer ſeiner Schüler gedichtet, ein anderer componirt hatte. Mit der Muſik wechſelten die Reden, der Saal füllte ſich ſo, daß kein Platz zum Stehen war, in einem Nebenzimmer mit geöffneten Thüren ſaßen die Frauen. Abends Feuerwerk, ſein Name ſchwebte transparent über der Thür des Badehauſes, er ſprach den Leuten ſo zu Herzen, daß viele zu Thränen gerührt waren, es war, — wie er ſelbſt ſagte, „um wieder Schulmeiſter zu werden". An Aufforderungen dazu, begleitet von dem Verſprechen des Bürgerrechts, fehlte es nicht. Am Tage darauf ging er im Dorfe umher, beſuchte viele Häuſer, beſah die Uhrenfabrik und das neue Schulhaus, Abends geleiteten ihn einige ſeiner Schüler nach Solothurn, einer hatte dem Fuhrwerke das beſte Roß des Dorfes, ein anderer den Wagen geſtellt. Am meiſten rührte ihn die Aeußerung eines Schülers: „Wir ſind vierzehn aus Grenchen geweſen am Oſtermontag 1838, unter den Schneeflocken von denen Sie damals ſprachen; dieſe vierzehn ſind geblieben wie vierzehn Brüder, ſtets anhänglich, nie in Streit. Woher kommt dies? Wir hatten nichts gewußt nnd verdanken Ihnen Alles. Sie haben unſer Gemüth gut gemacht." Und der Profeſſor Schild ſagte ihm treuherzig, Mathy müſſe geiſtig gewonnen haben, denn er fühle ſeine Ueberlegenheit noch ebenſo wie früher, während er ſich gedacht, er werde ihm jetzt ziemlich gleich ſtehen. Mathy antwortete, daß er ſeither in die Schule des Lebens gegangen ſei und manches Collegium gehört habe. — Der Schweizer diesſeit Bern und der deutſche Alemanne ſind Söhne deſſelben Volksſtammes, der geſcheidt, von ſcharfer Zunge, ungern weicher Empfindung nachgibt. Hier aber brach durch rauhe Schale treu und warm das deutſche Gefühl hervor.

---

*) Aus dem Brief, welchen er wenige Tage nach der entſcheidenden Unterredung mit Baſſermann — immer noch in Fürſorge um das Geſchäft — an Auerbach ſchrieb, wird hier folgende Stelle mitgetheilt:

„Von ‘Spinoza’ iſt alſo noch die Vorrede zu erwarten, ‘Dichter und Kaufmann’ wird bald nachfolgen; auf beiden Titeln erfreute mich deine Luſt, alle deine Bücher zu beleben: Denkerleben — Lebensgemälde — neues Leben.

„Entſchuldige, lieber Berthold, die Verzögerung meiner Antwort, welche dir, wie ich mit Kummer bemerke, Sorgen gemacht hat. Schone deine Geſundheit. Der holde Mai, welcher, hier wenigſtens, die Kälte gebrochen, nachdem ſie an Reben und Obſt großen Schaden gethan, wird ſicher auf dein Befinden und deine Stimmung wohlthätig wirken.

„Zur Leipziger Meſſe wird wol keiner von uns kommen. Nöthig iſt es nicht und zum Vergnügen iſt die Zeit nicht angethan.

„Wenn du zufällig hören ſollteſt, daß eine honette Zeitung einen Correſpondenten in Süddeutſchland ſucht, ſo könnteſt du mich ihr empfehlen. Innerhalb des Buchhandels finde ich keine Lebensmittel mehr, und muß mich daher außerhalb deſſelben umſehen. Zunächſt weiß ich nichts Beſſeres zu thun als mich wieder auf das Schreiben zu verlegen. Die Grenzboten haben jüngſt einen kleinen Artikel von mir angenommen; wenn ſie unter ihren gewöhnlichen Bedingungen mehr haben wollen, ſo bin ich gern bereit, mit ihnen in regelmäßige Verbindung zu treten. Durch dieſe vertrauliche Mittheilung will ich dich zu keiner beſonderen Bemühung veranlaſſen, ſondern ich empfehle ſie nur deinem Gedächtniſſe, falls dir zufällig etwas vorkäme. — Mannheim, 2. Mai 1854.

Gerade jetzt hatten für Mathy die kleinen ſonnigen Bilder aus dem Thale Werth, ihm that die Erinnerung noth, daß er für Pflichterfüllung auch einmal Dank erworben und daß er auch auf verlorenem Poſten nicht vergebens gelebt. Denn wenn er die Jahre überſchaute, welche ſeit ſeiner Abreiſe von der Schweiz unter ſtarken Anſtrengungen vergangen waren, ſo drang die Frage herauf, was war der Gewinn zerreibender Kämpfe für ſein Volk und für ihn ſelbſt geweſen? In ſeinem Vaterland Baden ein enges gedrücktes Weſen, die alte Beamtenwirthſchaft, die alte Bundespolitik, das Volk haltlos, verärgert, die Tagesſtimmung recht klein und widerwärtig. Und Deutſchland? Wer durfte leugnen, daß trotz allen Niederlagen und Demüthigungen und trotz einer faſt unerträglichen Erſchlaffung bei Regierung und Völkern die letzten Jahre untilgbaren Segen geſchaffen: die unbehilflichen Anfänge eines Verfaſſungslebens auch in Preußen, das freie Wort der Rednerbühne, trotz aller Polizeiquälereien auch freies Wort in der Preſſe, trotz aller Störungen im Verkehr eine mächtige Zunahme in Handel, Gewerbe, Wohlſtand, Verkehrsmitteln, trotz der Wiederherſtellung des deutſchen Bundes ein Umſchlag in den deutſchen Angelegenheiten unvermeidlich, eine große Aenderung nur abhängig von der Geneſung Preußens. Aber ſolche Anweiſungen auf unbeſtimmte Zukunft machen das Herz nicht leicht, überall in Deutſchland fehlte der fröhliche Muth. Und er und ſeine Freunde, die mit ganzer Seele für den neuen Staat geſprochen, geſchrieben, geduldet hatten, ſie galten für verbrauchte Männer, vom Volke mit Achſelzucken, von den Regierungen mit Abneigung betrachtet. Vieles was ſie geſäet hatten, mußte aufgehen in einer Zukunft, aber ſie ſelbſt ſollten wahrſcheinlich in der Wüſte vergehen, bevor das gelobte Land erreicht war. Die Blüthe, welche ſie groß gezogen, war abgefallen, an anderer Stelle mit friſchen Kräften würde der Geiſt des Volkes wieder einmal zu neuem Aufſchwung helfen, vielleicht mit beſſerer Dauer, vielleicht abermals vergeblich.

Und ſein eigenes Leben? Auch dies erſchien ihm wie abgeſchloſſen, faſt alle Fäden zerriſſen, die Detſche Zeitung vergangen, der Verein der Freunde gelöſt, ſeine politiſche Thätigkeit in der Kammer, ſeine Stellung zum badiſchen Staat ſein Verhältniß zu dem Geſchäftsfreunde — Alles dahin, verſunken, tot. Er war fertig mit ſeiner Arbeit in der Heimat. Im Alter von achtundvierzig Jahren ſah er ſich auf's Neue faſt ſo arm und einſam wie an dem Tage, wo er aus der Schweiz nach Baden zurückgekehrt war, damals ein junger Mann, der mit voller Kraft in den Kampf zog, jetzt nach Sturm und Schlachten ein müder Krieger, der vieljährigem Kriegsjammer den Rücken kehrt.

Damals als er aus der Schweiz in die Heimat fuhr, ſaßen vor ihm in dem Wagen drei blühende Kindergeſichter, wo waren ſie hin? Zwei lagen in badiſcher Erde, das dritte Kind aus fremdem Lande zurückgekehrt, athmete krank, und er konnte die furchtbare Frage nicht von ſich abhalten, ob ihm dieſes letzte bleiben werde.

Das waren die Empfindungen, mit denen er in ſtillem Herzen ſein eigenes Daſein betrachtete, als er aus der Schweiz heimkehrte; er barg ſie vor Jedermann, auch vor der Vertrauten ſeiner Seele, aber der Gedanke ſtieg damals in ihm auf: das alles ſieht aus wie der Schluß eines Menſchenlebens. Der Schwimmer wird müde, die Wogen ſteigen höher, das Dunkel bricht herein, und was dann? — Und er machte in ſein Geheimbuch ein Kreuz.

IV.

In den Geſchäften.

1.

In Köln und Berlin.

Mathy meinte, er ſei am Ende. Aber er zog aus, um neue Arbeit zu ſuchen. Am liebſten hätte er in Bremen die Redaction der Weſerzeitung übernommen. Freilich das Anerbieten von dort war nicht gerade lockend. Mathy ſollte zunächſt „auf Probe“ arbeiten. Sogar die Freunde in Bremen, die vor kurzem ſeinem politiſchen Ruf ſo große Anerkennung gezollt hatten, wußten wol gar nicht, daß es einer von den großen Helden unſerer Preſſe war, mit allen Eigenſchaften eines völkerführenden Redacteurs, den ſie ſo vorſichtig warben. Dennoch reiſte Mathy nach ſeiner Rückkehr von Grenchen ſogleich dorthin. Die Verhältniſſe machten die augenblickliche Annahme ſeiner, ſehr gemäßigten, Bedingungen nicht möglich, und er hatte keine Zeit zu warten. Er verabredete alſo auf der Heimfahrt mit Meviſſen die Ueberſiedlung nach Köln. Die Gattin ließ er in Mannheim zurück, bis eine Wohnung gefunden ſei, ſeinem Sohne miethete er in Heidelberg ein Zimmer bei Profeſſor Häuſſer; die Eltern hofften, daß Karl ohne Gefahr den Winter dort weilen und ſeine Univerſitätsſtudien beginnen werde.

Mathy ſollte zu Köln in dem Schaaffhauſenſchen Bankverein mit dem Betriebe des Bankgeſchäftes vertraut werden. Er verſenkte ſich mit geduldigem Fleiß in die neue Thätigkeit und ſchrieb dabei den Geſchäftsfreunden Gutachten und Rathſchläge über induſtrielle Entwürfe und Unternehmungen. Die Eröffnung der neuen Bank von Köln aber wurde durch Zwiſtigkeiten im Miniſterium zu Berlin aufgehalten. Handelsminiſter von der Heydt begünſtigte die Bank und Finanzminiſter v. Bodelſchwingh erhob Einſpruch; als darauf Bodelſchwingh die Gründung einer Bank in Magdeburg unter ſeine Flügel nahm, erhob von der Heydt Einſpruch. Dieſe Willkür hoher Staatsbeamten, noch heut nicht völlig gebändigt und durch kein Bundesgeſetz zu bannen, nur durch die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil, hatte gerade damals in Preußen eine Ausdehnung erreicht, welche faſt ſo nichtsnutzig war, als in den Jahren Friedrich Wilhelms II. Es war die Zeit, in welcher der Polizeipräſident von Berlin der erſte, mächtigſte und am beſten bezahlte Beamte des Staates wurde, jene Zeit, in welcher der preußiſchen Staatsverwaltung viel von ihrem alten Ruf zuverläſſiger Pflichttreue und unbeſtechlicher Ehrenhaftigkeit verloren ging.

Denn für Preußen hatte eine Durchgangszeit begonnen, wo die höchſte Leitung einen beſonders unerfreulichen Eindruck machte. Es war nicht die Perſönlichkeit des erkrankten Königs allein, welche die löbliche Ordnung verſtörte; die Fürſten des Hauſes Hohenzollern waren noch nicht vornehm genug für verfaſſungsmäßige Regierung, ſie wollten nach den Ueberlieferungen einer dürftigen Zeit noch ſelbſt Mittelpunkt der Verwaltung ſein, das Heer muſtern, die Polizei der Stadt beaufſichtigen, Einnahmen und Ausgaben des Staates feſtſetzen, und nur als Diener ihres Willens ſollten die Fachminiſter ſich fühlen, von denen jeder eiferſüchtig in ſeinem Machtgebiete ſaß, ſich mit der Umgebung des Königs zu ſtellen ſuchte, vor Volk und Kammer geringe Scheu bewahrte. Dieſer Zuſtand machte die Könige von Preußen zu ſtillen Dienern ihrer Diener, die

Miniſter zu gereizten perſönlichen Gegnern der Kammer und zuweilen des Geſetzes, die Vertreter des Volkes zu zornigen Anwälten der Verfaſſung, er zog ein Günſtlingsweſen im Heer und Beamtenthum groß, welches noch lange ein Leiden des Staates ſein ſollte, er formte die Staatsverwaltung neuen Anforderungen der Gewerbthätigkeit gegenüber beſonders unbehilflich und läſtig. Das Triebwerk des alten Staates paßte überall nicht für die neue Zeit und Preußen glich damals einem kräftig aufgeſchoſſenen Jüngling, der die alte Schuljacke auf dem Leibe trägt mit geborſtenen Nähten und bleckenden Ellenbogen, durchaus keine einnehmende Erſcheinung, am wenigſten in dem Rathzimmer der Großmächte. Wer in dieſer Zeit aus der Fremde kam und an Tüchtigkeit und Beruf des preußiſchen Staates nicht irre wurde, der mußte ein ſicheres Urtheil haben.

Anfang November 1854 folgte Frau Anna dem Gatten nach Köln, ſie fand die Wohnung noch gar nicht leidlich hergerichtet und hatte die Aufgabe, ſich mit dem lieben Mann bei den rauhen Tagen des beginnenden Winters in dem düſtern, heiligen Köln einzuleben. Trotz der Freundſchaft Meviſſen's wurde das nicht leicht; die beſten Stunden gab wol ein Beſuch bei Beckerath in Crefeld.

Während Beide noch mit der fremden Umgebung zu kämpfen hatten, erſchien im Februar 1855 Hanſemann von Berlin und forderte ſich Mathy als Gehilfen für ſeine großen Bankentwürfe. Hanſemann gehörte zu Mathy's älteſten preußiſchen Bekannten. Auf jener politiſchen Verſammlung zu Heppenheim hatten Beide auf derſelben Meinung geſtanden. Seitdem hatte Hanſemann wiederholt Anläufe genommen, Mathy nach Preußen zu ziehen, in das Miniſterium, an die königliche Bank, als Genoſſen zur Förderung ſeiner geſchäftlichen Pläne; ſeit Jahren waren Beide bemüht geweſen, die Verbindung zu unterhalten, mehrmals hatte der Rheinländer Mathy's Anſicht über Bankvorhaben eingeholt. Bevor Mathy nach Köln ging, hatte er ſich auch an Hanſemann gewandt, und vertrauensvoll gefragt, ob dieſer eine Stellung für ihn in Ausſicht habe. Jetzt begehrte Hanſemann zunächſt Mathy's Anweſenheit in Berlin, damit dieſer ein neues Statut ausarbeite für die Discontogeſellſchaft, welche er in einen gewaltigen Bankverein umwandeln wollte. Er ließ erkennen, daß er Mathy als einen Leiter für die Anſtalt zu gewinnen wünſche, alſo zu dauerndem Aufenthalt in Berlin. Mathy machte zur erſten Bedingung die Einwilligung ſeines Freundes Meviſſen, dieſer hatte gegen einen Aufenthalt von einigen Wochen Nichts einzuwenden, wollte aber eine Ueberſiedelung Mathy's nur dann loben, wenn dieſem größere Vortheile geboten würden, als er in Köln zu erwarten habe.

So geſchah es, daß Mathy Anfang März 1855 nach Berlin ging, um in das Pandämonium großer Börſengeſchäfte eingeführt zu werden.

Mathy war mit der Theorie des Geſchäftslebens bekannt, wie damals nicht viele in Deutſchland, allerdings nur durch Bücher, Nachdenken und kluge Beobachtung aus der Ferne; er war mit der Verkehrsgeſetzgebung der deutſchen Staaten vertraut, und beſaß nicht nur den juriſtiſchen Scharfſinn eines Geſetzgebers, auch die eigenthümliche Erfindungskraft, welche die Lebensbedingungen eines neuen gewerblichen Unternehmens erkennt und vorahnend die Gefahren zu verhüten ſucht. Er wußte in der Fachliteratur des Auslandes Beſcheid, war ein zuverläſſiger Statiſtiker und guter Rechner. Die Vereinigung dieſer Eigenſchaften machte ihn allerdings zu einem ſchätzenswerthen Rathgeber. Und Hanſemann ſagte ihm bald nach ſeiner Ankunft in Berlin, daß er ſeine Hilfe gar nicht miſſen könne, und daß er der einzige der Art in Deutſchland und gerade der Mann ſei, wie ihn die Gegenwart brauche. Er wurde zunächſt bei der Verwaltung der Discontogeſellſchaft ohne Titel mit anſehnlichem Gehalt angeſtellt. Seine Thätigkeit wurde lange durch Ausarbeitung der Satzungen in Anſpruch genommen, durch welche dieſe Geſellſchaft zu einer der großen Bankgenoſſenſchaften der Gegenwart geworden iſt. Dies Statut war eine mühevolle und äußerſt verwickelte Arbeit, weil das Verhältniß der urſprünglichen Theilnehmer an der alten Geſellſchaft und der ſpäteren Actionäre darin zu regeln war, es iſt ſo, wie es Geltung erhielt, das vereinte Werk Mathy's und Hanſemann's. Außerdem wurde Mathy's Beihilfe in einer Zeit üppig aufſchießender Unternehmungen für zahlreiche Vorarbeiten gefordert, welche zur Gründung von Banken, Eiſenbahnen, Bergwerken dienen ſollten, ſeine Klarheit und ruhige Ueberlegung erwieſen ſich überall als werthvoll. Auch ſeine äußere Stellung wurde allmählich befeſtigt, er wurde zu einem der Directoren der erweiterten Discontogeſellſchaft mit beträchtlichem Gehalt und Gewinnantheil ernannt. Dennoch war gerade das frühere politiſche Verhältniß Hanſemann's zu Mathy nicht nach jeder Rückſicht günſtig für ein dauerndes geſchäftliches Einvernehmen. Hanſemann hatte ihn jetzt als Arbeiter für ſeine Pläne angenommen, er war ſeinem neuen Director in praktiſcher Geſchäftserfahrung weit überlegen, Mathy aber war durchaus nicht dazu gemacht ſich den Gedanken und Maßnahmen eines Andern ohne prüfende Beurtheilung zu fügen. Vorläufig verbarg er ſich ſelbſt dieſe Schwierigkeit. —

Schon bei früherem Beſuche hatte es ihm in Berlin wohl behagt. Er fand nicht nur an der Stadt und an dem großartigen Austauſch der Intereſſen und Geiſter Gefallen, er fand auch zu den Menſchen im Norden leichtere Annäherung, das gedankenvolle Beſprechen aller Tagesangelegenheiten, die angeregte Unterhaltung mit Männern und Frauen waren ihm ganz nach dem Herzen. Auch der erſte Einblick in die Geſchäftswelt, den maſſenhaften und hoch geſteigerten kaufmänniſchen Verkehr beſchäftigte ihn, und das erfolgreiche Beſtreben, ſich ſelbſt als tüchtig und brauchbar zu erweiſen, gab ihm durch mehre Monate Befriedigung. Anfang April 1855 reiſte er ſeiner Frau bis Köln entgegen, wohin auch der Sohn gekommen war. Noch einmal beſprach er mit Meviſſen die eigene Zukunft und nahm die Wünſche und Rathſchläge des bewährten Freundes und die Verſicherung mit, daß Meviſſen ihm einen Wirkungskreis aufbewahre, wenn es mit den Berlinern nicht gelinge.

Es war ein plötzlicher Wechſel in den äußeren Verhältniſſen. Vor wenig Monaten faſt ausſichtslos und wie am Schluß eines thätigen und ſorgenvollen Lebens, jetzt in verhältnißmäßig reichlicher Stellung unter die Beherrſcher der Börſen verſetzt. Als er ſeine Frau an einem heitern Frühlingstag zuerſt die Linden entlang dem großen Königsſchloß zuführte und in das Opernhaus, wo Johanna Wagner zum letztenmal auftrat, da ergötzte er ſich über Frau Anna's mächtiges Staunen in der großen Stadt; und als der Mannheimer Koffer mit dem guten Porzellan und Glas in üblem Zuſtande ankam, Vieles zerſchlagen lag und Frau Anna trauernd auf den Schaden blickte, da waren Beide faſt verwundert zu entdecken, wie es ihnen keine große Sache war, die Scherben durch neue Einkäufe zu erſetzen. Einige Wochen gönnte ihm das Schickſal, daß ſeine Träume und Hoffnungen friſches Grün und neue Blüthen trieben, wie ſie draußen Garten und Wald fröhlich färbten.

Aber es war kurze Freude, auch bei dieſem Uebergang in neue Verhältniſſe forderte der Neid der Unglücksmächte ein großes Opfer.

Ende Juni ſchrieb Häuſſer aus Heidelberg, daß Karl wieder ſchwer erkrankt ſei, und daß ihm gut thun werde, wenn die Mutter ihn recht bald nach Bad Offenau begleite. Mathy theilte ſeiner Frau vorſichtig die Botſchaft mit, und die Herzen, kaum für das neue Leben ein wenig geöffnet, zogen ſich wieder krampfhaft zuſammen. Die Mutter fuhr zu dem Leidenden nach Heidelberg, ſie traf ihn ſo ſchwach, daß er ohne Hilfe nicht auf der Straße gehen konnte, ſie führte ihn nach Offenau und ſaß den Sommer neben dem Kranken bei den Salzwerken im Neckardorfe, umhergeworfen zwiſchen ſteigender Angſt und ſinkender Hoffnung. Unterdeß eilte der Vater täglich durch die heißen Straßen traurig, ohne innern Antheil auf das Büreau und Abends wieder zurück in ſeine leere Wohnung; er ſorgte um ſeine entfernten Lieben, während die Cholera ihr weißes Bahrtuch über die Stadt breitete, ſie hauchte auch ihn feindlich an, und er kämpfte allein, faſt ohne Pflege gegen den gräulichen Beſuch.

Noch war er nicht lange geneſen, da brachte im October die Mutter den Sohn nach Berlin. Karl war krank, ſehr krank, auch Mathy wußte jetzt, daß dies Leiden nahen Tod bedeute. Jede Stunde der Muße ſaß er neben der gebrochenen Geſtalt. Eine traurige Freude machte der Veteran von der Tagespreſſe heimlich dem kranken Sohne. Karl begann ſich als junger Schriftſteller zu rühren, ſeine Beurtheilung einiger Berliner Theaterabende und Reiſebriefe aus Palermo ſchickte der Vater an den treuen Robert Heller nach Hamburg, und als dieſer den Druck in Nummern der Hamburger Nachrichten — z. B. vom 11. December 1855 mit „Ein deutſch dichtender Sicilianer“ — überſandte, da legte der Vater die Blätter auf das Lager des Sohnes, ſah das freudig geröthete Antlitz ſeines Knaben und wandte ſich ab, der Zeit denkend, wo er vor fünfundzwanzig Jahren ähnlich begonnen, um dieſes Ende zu erleben. So verging der Winter. Der Arzt wurde ſchweigſamer. Der Vater hielt die Hand des Sohnes, zählte die Pulsſchläge und ſchrieb ſich die Zahlen, die fürchterlichen Fortſchritte der Krankheit, nieder. Die letzten Nächte wachte er mit der Gattin an dem Lager, den letzten Tag hielt er den Sohn in ſeinen Armen um ihm den Todeskampf zu erleichtern. In der Nacht vor dem Morgen des 31. März 1856 frug der Kranke in ſeinen Phantaſien, wo die Erde ſei, dann rief er mit lauter Stimme und feierlichem Ausdruck: „Gute Nacht, ich ſterbe,“ dann: „O Gott, ich bin ſchon beinahe tot,“ dann dankte er der Mutter und dem Vater: „Ich liebe euch“; zuletzt rief er noch: „Die Mutter muß her.“ Der Vater ſprach: „Hier iſt die Mutter“

und der Sterbende wiederholte leiſe: „Ich ſterbe, ich bin beinahe tot," ſo ſank er langſam zurück. — Mathy aber ſprach zu ſeiner Frau von dem Geſchiedenen und wie ſie ſein gedenken wollten, und ſie gelobte ihm ſtandhaft zu ſein und zu leben.

Das war das letzte Kind. Einundzwanzig Jahre war es den Eltern geblieben; da es geboren wurde, war der Vater flüchtig in der Schweiz geweſen, er hatte den Sohn nicht auf ſeine Arme gehoben, als dieſer zum Leben erwachte. Jetzt hielt er ihn feſt, bis die Augen ſich ſchloſſen. Und als das letzte Kind ſtarb, gerade da war Mathy in die Lage verſetzt, in welcher er reichlich für die Zukunft des Sohnes zu ſorgen vermochte.

In den Wochen der letzten Angſt und des größten Schmerzes kamen noch andere Trauernachrichten, Mathy's treuer Freund Soiron ſtarb und Fallati ſtarb, der mit ihm und Baſſermann Staatsſecretär des Reiches geweſen; auch Baſſermann ſelbſt war am 29. Juli 1855 verſchieden. Der arme Kranke hatte zuweilen von ſeiner Abſicht geſprochen, an Mathy zu ſchreiben, er hatte es nicht gethan.

Das Schickſal hatte Mathy und ſeine Gattin gezwungen, gerade da zu entbehren, wo alle ihre Wünſche für die Zukunft lagen, ſie mußten darauf verzichten, in ihren Kindern fortzuleben. Dieſe Entſagung legte um ſein Haupt eine rührende Ruhe und Würde; was hatte er auf Erden für ſich noch zu begehren? Nur das eine, daß ihm die Gattin bis zum letzten Tage ſeines Lebens erhalten würde, und daß ihm der letzte Schmerz erſpart blieb, auch hinter ihr übrig zu bleiben. Und dieſen einen großen Wunſch, den er für ſich ſelbſt hatte, erfüllte ihm das Geſchick. Auf unruhig bewegter Fluth war er bis jetzt umhergeworfen worden, ein harter Schiffsmann, der in Wind und Wellen die Herrſchaft über ſein Fahrzeug nicht verlor; durch das letzte Opfer waren die Geiſter der Tiefe beſchwichtigt und in ruhiger Strömung floſſen ſeitdem ſeine Tage dahin.

Welch guter Mann er war, zeigte ſich jetzt in neuer Weiſe. Was ihm ſein Leben ferner bot, neue Freunde, neue

Arbeit, und den alten Glauben an die große Zukunft ſeines Vaterlandes, dem widmete er mit unverminderter Kraft ſeine Gedanken.

Aber mit kühler Ruhe ſah er auf das geldwerbende Volk der Börſe, das um ihn lärmte; es gab Anderes auf Erden, was ihm beſſer gefiel.

Freilich das geſchäftliche Gewühl, in dem er jetzt ſtand, zwang ihm viele merkwürdige Erfahrungen auf. Er war in eine neue Welt verſetzt, die ſo fremdartig auf ihn eindrang, daß er ſich wol fragen durfte, ob er noch derſelbe ſei. Sein Eintritt in den Kreis der großen Geldintereſſen fiel faſt genau zuſammen mit einer plötzlichen Steigerung der Unternehmungsluſt und Gewinnſucht, wie Deutſchland ſeit dem Zeitalter der Welſer und Fugger nicht erlebt hatte. Einige Jahre des Friedens und guter Ernten, die Wiederbefeſtigung der Staaten im mittleren Europa, ſchnelle Verbeſſerung der Verkehrswege, ſtarke Vermehrung der Geldmittel, Zunahme des Wohlſtandes, auch ein unternehmender und abenteuerlicher Sinn, der durch die großen Erſchütterungen der letzten Zeit dem Volk in das Blut gekommen war, nicht zuletzt das Beiſpiel Frankreichs und Englands, das alles hatte Geldleuten und Induſtriellen eine Spannkraft gegeben, welcher nichts unmöglich ſchien, was durch Zuſammenballen großer Capitalien bewirkt werden konnte. Die Börſe war ſehr bereitwillig dieſen Thatendrang zu ſteigern und für ſich auszubeuten. Für alle möglichen gewerblichen Unternehmungen und große Geldgeſchäfte wurden Pläne erfunden, Geſellſchaften gebildet, Actien gezeichnet. Banken, Creditgeſellſchaften, große Spinnereien, Fabriken aller Art, Bergwerke, Dampferlinien wurden durch Unternehmer angeprieſen, durch Zuſammenfluß von Zeichnungen gegründet. Faſt das ganze Volk nahm Theil an der Bewegung, die kleinen Capitaliſten ſtürmten faſt die Räume, in denen ihnen erlaubt wurde, ihr ſauer erworbenes Geld in unſicheren Unternehmungen anzulegen; wo eine Million begehrt wurde, zeichnete die Bevölkerung fünfzig und mehr, in allen Ecken des Landes ſannen die Leute darauf, Geld zuſammenzubringen, um ſchnell daran zu verdienen, kein Betrag ſchien zu groß und kein Vorhaben zu wunderlich, ſie fanden Propheten und Gläubige. Die Curſe ſchwebten wie geflügelt die Leiter hinauf, Spielwuth und alle gehäſſigen Leidenſchaften, welche der Börſenwucher erzeugt, verbreiteten ſich. Schnell ſteigerte ſich die Lebhaftigkeit zu einem Taumel, der alle Börſen Europas, ſehr viele wohlhabende Privatleute wie eine Krankheit ergriff.

Es war im Anfange dieſes gefährlichen, kecken und hoffnungsvollen Treibens, als Mathy durch Hanſemann nach Berlin gezogen wurde. Plötzlich ſah er ſich ſelbſt als Vertrauten, Theilnehmer und Mitleiter rieſiger Unternehmungen. Vor wenigen Monaten hatte er von einem Geſchäfte ſcheiden müſſen, dem er zehn Jahre ſeines Lebens, und manches davon in harter Arbeit hingegeben hatte, ohne die Sicherheit irgend eines Ertrages, jetzt ſtand er in einer Genoſſenſchaft, welche leichter über Millionen verfügte, als ſeine Buchhandlung über Tauſende von Gulden: die Summen, welche vor kurzem manchem Schriftſteller ſeines Verlags als reichliche Entſchädigung für jahrelange Arbeit erſchienen wären, galten den Männern, mit denen er jetzt verkehrte, als ungenügender Verdienſt eines Beſuches auf der Börſe, eines geſchriebenen Briefes und eines Schlußzettels. Er hatte ſeit Jahren kluge Gedanken über die Bewegung des Geldes und über die Steigerung von Verkehr und Verdienſt niedergeſchrieben, jetzt trat er auf einmal ſelbſt zwiſchen die geheimen Räder, welche die ungeheure Triebkraft des Verkehrs bewirken, und wurde eingeweiht in alle Geheimniſſe des europäiſchen Geldverkehrs und in die ſtillen Wege, auf denen neue Werthe erzeugt werden. Es war viel Großes in dieſem Leben: das Ungeheure der Summen, welche zuſammenfloſſen, die enge Verbindung der Geldmacht über die weite Erde, der Gewinn für das Ganze, welcher durch die ſelbſtſüchtigen Bemühungen kühner und erfindungsreicher

Männer geſchaffen wurde. Wie Staatsregierungen und wie die vornehmen Diplomaten der Politik verkehrten auch die großen Geldleute und Banken. Sie lebten in einem unabläſſigen Kampf und in Vereinigung ihrer Vortheile, hier wie dort arbeiteten Heere bezahlter Geſchäftsvermittler und Spione, Vertrauter und untergeordneter Werkzeuge, ſie warben Nachrichten, Freunde und Gönner, ſuchten heimliche Wege und beſtachen, ſchlugen und wurden geſchlagen. Sie bezahlten ſogar an Höfen und in den Kreiſen der Staatsmänner ihre Helfer, welche durch Zuwendung ſtiller Gunſt und Vortheile, für den Nutzen der Geſellſchaft bei den Regierungen arbeiteten. Auch die Banken und großen Geldmächte bezahlten, wie die Regierung, ſich Stimmen in der Tagespreſſe und befehdeten einander in den Zeitungen, ſie wandten große Summen daran, einflußreiche Blätter zu erwerben, neben redlichen Blättern gab es auch nicht wenig beſtochene, auch ſolche doppelte Schurken unter den Journaliſten, welche ſich von beiden Theilen beſtechen laſſen.

Und Mathy merkte wie Menſchennatur in dieſem heftigen Kampf um das Geld geformt wurde, und das Maſſenhafte der moraliſchen Verbildungen wurde ihm widerwärtig. Er ſah, wie der Gewinnſüchtige ſich ohne jedes Anſtandsgefühl mit den ſchlechteſten Perſönlichkeiten verband zu gemeinſamem Geſchäft; wie Feinde, die einander eben erſt alles Arge nachgeſagt hatten, Arm in Arm wandelten, weil ſie übereingekommen waren, Andere auszubeuten; wie Geſchäftsleute eiferſüchtig auf einander lauerten, gleich hyſteriſchen Weibern, und wie ſie übel von einander ſprachen, aus Mißtrauen, aus Neid. Theilhaber und Vorſtände großer Actiengeſchäfte benutzten ihre Kenntniß der Geſchäftslage, um gegen die Vortheile ihrer eigenen Geſellſchaft zu arbeiten, ja ſie nahmen von Gegnern einige Tauſend Thaler, um ihrer Geſellſchaft nachtheilige Geſchäfte zuzuwenden, Fürſten und große Herren kamen in der Stille, um Gewinnantheile zu ſuchen, und ihre einflußreiche Verwendung gegen eine Entſchädigung anzubieten. Angeſehene Kaufleute nahmen keinen Anſtand, Leib und Seele zu verſchachern, um an den Einkünften eines Verwaltungsrathes Theil zu nehmen. — Und wie verſchieden die Gewinnſucht das Weſen ihrer Sklaven formte! Da war der prahleriſche Geſchäftsmann, der ſich ſeiner Verbindung mit hoher Ariſtokratie in Paris und London, mit Miniſtern und Höfen rühmte, von allen nur die Schwächen kannte, und der bei großem Blick, ſcharfſinnigem Urtheil, kühnem Wagen und weitem Gewiſſen doch ſtets in Gefahr war, verkehrt zu handeln, weil er nur auf das Schwache und Schlechte in Anderen ſeine Rechnung ſtellte. Dann der Mann mit redlichen Anſichten, der jedesmal, wenn er in Verſuchung kam durch zweideutige Unternehmungen zu verdienen, in einem ſtillen Katzenjammer einherging, zuletzt doch ſein Gewiſſen in die Taſche ſteckte. Dann der gedrückte Theilnehmer, der ſeinem mächtigen Handlungsgenoſſen gegenüber lange ſeine beſſere Ueberzeugung unterdrückte, dann einmal, vielleicht an unrechter Stelle, in Tugend aufbäumte und hart zurechtgewieſen und gedemüthigt ſich zurückzog, wie ein geſchlagener Hund.

Und wieder der ungeſchliffene, hochfahrende Glückspilz, hart gegen Untergebene, unwiſſend in dem eigenen Geſchäftsbrauch, und doch geſucht und mit Knechtsſinn bedient. Endlich der vornehme Beamte, der herablaſſend den Geſchäftsmann empfängt, nur vom Vortheil des Staates ſpricht, den er zu vertreten hat, und im Geheimen durch den Antheil gewonnen wird, den ein vertrauter Unterhändler für ihn in Formen zu erwerben weiß, welche ein geſetzlich nachweisbares Unrecht nicht erkennen laſſen.

Freilich fehlten auch lichtvolle Gegenfarben nicht. Die alte ehrenfeſte Firma, welche ruhig auf alten Verbindungen ſtand und vorſichtig die Anzeichen nahenden Unheils beobachtete; der Kaufmann im großen Stil, ein gebietender Charakter, von ſcharfem Blick, vielſeitig in ſeinen Entwürfen und Unternehmungen, im Glück beſonnen, in ſchlechter Zeit geſammelt

Mathy betrachtete den Kampf der Charaktere und das Gewühl unedler Leidenſchaften in überlegener Stimmung. Er war freundlich und geduldig, aber dabei doch von einer gemeſſenen Haltung, welche ſeiner Umgebung zuweilen unbequem wurde. Denn er war darin ein einziger Arbeiter, daß er zu treuer Pflichterfüllung weniger von innerem Antheil an den Dingen bedurfte, als ſonſt ein thätiger Mann. Aber wie er in früherer Zeit emſig geweſen war, ohne die ſtarken Hoffnungen für ſich ſelbſt, welche den Geſchäftsmann in läſtiger Arbeit feſtigen, ſo that er auch jetzt die Arbeit kalt und pflichtvoll, wie eine lange Rechnung, die gemacht werden müſſe, die aber mit dem beſten Theil ſeines Lebens nichts zu thun habe. Er war genöthigt, mit Menſchen von ſehr verſchiedenem Anſtandsgefühl zu verkehren, aber er unterſchied ſehr genau zwiſchen Denen, die auf ſeiner Herzensſeite ſtanden, und die ihm der Tagesverkehr entgegenführte. Als ſeinen alten Freund Auerbach in dieſer Zeit einmal die Dichterlaune ergriff, ſich an den Zeichnungen für eine große Geſellſchaft mit einer recht anſehnlichen Summe zu betheiligen, ſchrieb er ihm ablehnend zurück, „wirkliche Geldanlagen wolle er ihm gern beſorgen, aber an der Tafel, wo die modernen Ablaßkrämer das Fett der Dummheit als Agio verſpeiſen, könne er für ihn kein Couvert beſtellen."

Die großen und tüchtigen Seiten in Hanſemann's Weſen erkannte er lebhaft an: den ſtarken Unternehmungstrieb, das freie Urtheil über Staatsverhältniſſe, lange Erfahrung und praktiſchen Blick in ſchwieriger Lage. Anderes ärgerte ihn, die kleinen Mittel, wodurch dieſer ſich oft die Wirkungen verdarb, und die Rückſichten, welche durch endloſes Planmachen und Börſenaufregung großgezogen wurden.

Es war nicht unnatürlich, daß für den alten Geſchäftsmann der wärmſte Antheil an den Unternehmungen da anfing, wo der gemeine Nutzen zum eigenen Vortheil wurde, für Mathy aber da, wo der Vortheil des Einzelnen allgemeinen

Nutzen ſchuf. Mathy hatte aus den Ereigniſſen der letzten Jahre ſich vor Allem die Lehre gezogen, daß die große Bewegung des Jahres 1848 die Nation nicht auf der Höhe der bürgerlichen und wirthſchaftlichen Entwickelung gefunden habe, in welcher die Macht der Lebensforderungen den idealen Wunſch nach Einheit gebieteriſch unterſtützte, und daß auch deshalb den Charakteren männliche Selbſtändigkeit und Dauer zu ſehr gefehlt habe. Was warmes Gemüth, Theorie und kluge Lehre ſchaffen konnte, war vorläufig ins Bewußtſein gekommen, jetzt galt es, die beharrliche Arbeit auf allen Gebieten des Verkehrslebens wieder aufzunehmen, durch Banken, Eiſenbahnen, große Actiengeſellſchaften das Bedürfniß einheitlicher Geſetzgebung und eines nationalen Schutzes wichtiger Unternehmungen zu ſteigern. Sittlicher Hintergrund ſeiner Thätigkeit war immer der Gedanke, daß er auch auf dieſem Wege, dem einzigen, den die Zeit frei gab, für Erhebung der Volkskraft arbeite. Hanſemann ſtimmte damit im Allgemeinen durchaus überein, nicht immer in den einzelnen Fällen. Wenn Mathy warm den Norddeutſchen Lloyd vertrat, als ein großes Unternehmen von nationaler Bedeutung, ſo fand er bei dem Alten ſtarken Widerſpruch, weil der Lloyd die Discontogeſellſchaft nichts verdienen laſſe. Mathy erwarb für die Discontogeſellſchaft einen Antheil an der Bank- und Handelszeitung und ſchrieb gern in das Blatt, welches durch einige Zeit als treuer Ausdruck ſeiner Meinung gelten konnte. Da war für Hanſemann unbegreiflich, daß dieſes Verkehrsblatt nicht ſo wie er wollte, als Partei für die Maßnahmen ſeiner Geſellſchaft eintrat und die Gegner ſeiner ſchwebenden Geſchäfte ins Unrecht ſetzte, und er war geneigt, dieſe Selbſtändigkeit des Blattes als eine unerlaubte Auflehnung gegen ſeine Autorität zu verurtheilen. Er verſuchte bei Mathy Aenderung durchzuſetzen durch Beſchwerden, welche ruhig abgewieſen wurden, durch verdeckte Anſpielungen, welche durch einen herben Ausdruck der Mienen beantwortet wurden, der ihn verſtummen machte, oder gar durch Gefühl und leiſe Klage, wodurch er noch am erſten etwas erreichte, nicht gerade viel. Indeß trotz gelegentlicher Verſchiedenheit in der Auffaſſung der Welt gab es doch wichtige Culturangelegenheiten, worin Beide von Herzen einverſtanden waren. Hanſemann trug ſich ſeit längerer Zeit mit dem bedeutſamen Vorhaben, ein Netz von Banken über Deutſchland zu ſpinnen, welche nach gemeinſamen Grundſätzen eingerichtet und mit einander in freundlicher Verbindung ſtehend, dem Uebergewicht weniger großer Geldinſtitute und Handlungshäuſer zum allgemeinen Beſten die Spitze bieten ſollten. Es war ein groß angelegter Plan, der Augenblick für Ausführung beſonders geeignet. Mathy war eifrig dabei. Er verkannte durchaus nicht den Werth, welchen die preußiſche Bank für den Staat hatte — er hat auch ſpäter mehrmals ſehr bedauert, daß ihre Satzungen ſie verhinderten, Zweiganſtalten außerhalb Preußens anzulegen, — aber er war mit der büreaukratiſchen Verwaltung der Bank, und mit der anſpruchsvollen und unbequemen Weiſe, in welcher ſie der Oeffentlichkeit diente, ſehr unzufrieden. Da in Preußen die Erlaubniß zu neuen Bankſchöpfungen ſchwer und nur unter Beſchränkungen zu erhalten war, wurden zunächſt andere Plätze ins Auge gefaßt, Mathy übernahm Gotha und Oldenburg, Hanſemann ging nach dem Rhein, um dort ſeine Verbindungen zu verwerthen.

Die Reiſe nach Koburg und Gotha war Mathy's erſter Ausflug ſeit dem Tode des Sohnes, er nahm Frau Anna mit, ging über Dresden und trug eine Palme, welche ſein Sohn aus Palermo mitgebracht, in Auerbach's Arbeitszimmer, weil dieſer vertraulich mit dem Geſchiedenen geweſen war. In Gotha wußte er durch offenes und feſtes Auftreten für ſeine Geſellſchaft einen Theil der Gründerrechte zu erwerben, indem er von zwei Mitbewerbern den einen, die Leipziger deutſche Creditgeſellſchaft, zum Verbündeten machte, einen anderen Verein beſeitigte. Die Bank trat in der Weiſe, wie er gewollt, in das Leben.

Nicht lange, nachdem Mathy in ſolcher Weiſe für die

Discontogeſellſchaft bemüht geweſen war, kam die Zeit wo die Folgen der wüſten Gewinnſucht plötzlich und ſchreckenerregend eintraten, die Curſe fielen, zahlreiche Geſchäfte ſtellten ihre Zahlungen ein, in Hamburg mußte Geld der öſtreichiſchen Bank den allgemeinen Sturz verhindern, in Berlin Entſetzen an der Börſe, bleiche Geſichter, tägliche Schreckensnachrichten, ein Schlottern in den Gliedern der Geſchäftswelt. In der Ruhe, mit welcher Mathy auf dieſe Anzeichen innerer Haltloſigkeit blickte, lag wenigſtens keine Verwunderung. Er bewahrte ſeine Beobachtungen ſtill bei ſich, nach der angeſtrengten Tagesarbeit war ſeine Erholung, mit wenigen perſönlichen Bekannten ſcherzhafte Betrachtungen über die Tagesereigniſſe auszutauſchen. Da war der ſarkaſtiſche Seehandlungsrath Scheidtmann (Peter Minus), dem Mathy oft erklärte, wie ſehr er ihn um ſeine ruhige Stellung bei dem geſchützten königlichen Geſchäft beneide; dann der junge Ellſtätter, ein Badenſer, den Hanſemann in der Discontogeſellſchaft angeſtellt hatte, und der ſich warm an Mathy ſchloß. Dieſer nahm ernſten Antheil an ſeinem jungen Landsmann, welcher ebenfalls in der juriſtiſchen Laufbahn ſeiner Heimat heraufgekommen war. Mathy erkannte als einen Mangel in dem badiſchen Staatsweſen, daß den höchſten Beamten das große Geſchäftsleben völlig unbekannt blieb, und daß ſie nicht vermochten, die ſklaviſche Abhängigkeit zu brechen, in welcher der Staat bei allen größeren Finanzunternehmungen von den Geldmächten in Frankfurt am Main ſtand. Dieſe Unfreiheit der Weſtſtaaten gegenüber dem Hauptmarkt des rheiniſchen Guldens war aber ein deutſcher Schaden, denn ſie trug dazu bei, den Gegenſatz zwiſchen dem Norden und Süden zu verſtärken. Mathy fand in der Seele ſeines Landsmannes reinlichen Abſcheu vor Wuchergeſchäften und ſtrenge Auffaſſung von geſchäftlicher Ehre; er ließ ſich gern von ihm nach Hauſe begleiten, und Frau Anna freute ſich, mit dem Badenſer über die Heimat zu ſprechen. So entſtand ein freundliches Verhältniß, welches ſpäter dazu helfen ſollte, daß die Erfahrungen, welche Ellſtätter, nachmals Präſident des badiſchen Finanzminiſteriums, in Berlin geſammelt hatte, auch ſeinem Heimatlande zu Gute kamen.

Für den Verkehr des Hauſes erwies ſich Berlin weit beſſer, als ſein Ruf in der Fremde war; die Töchter Hanſemann's verkehrten vertraulich mit Frau Anna, auch andere anregende Bekanntſchaften beſchäftigten, da war Moritz Veit und Lette, Fanny Lewald und Stahr, Profeſſor Dehn, Director Düringer, dieſer ein alter Bekannter von Mannheim. Vor andern Geheimrath Wehrmann und ſeine Familie. Auch die Zureiſenden ſprachen fleißig vor, zumal Duncker's, ſo oft ſie von Halle nach der Hauptſtadt kamen.

Mathy hatte mehrfach Veranlaſſung, mit dem Miniſterpräſidenten von Manteuffel zu verhandeln; er mühte ſich, das damals drohende Verbot fremden Papiergelds in Preußen unnöthig zu machen, und arbeitete Vorſchläge aus und eine Denkſchrift, wieder mit dem politiſchen Hintergedanken, daß ſich Preußen bei dieſer großen Verkehrsfrage nicht abwehrend verhalten dürfe, ſondern daß es dem Staate Pflicht und Vortheil ſei, dieſe gute Gelegenheit zur Ausbreitung ſeines Einfluſſes zu benutzen. Er beantragte gemeinſame Ordnung der Geldpapierfrage, die er am liebſten dem Zollverein überwieſen hätte. Aber damals war nicht die Zeit, wo kluger Rath in Berlin zur That wurde. Doch klangen aus dem preußiſchen Miniſterium gelegentlich verbindliche Aeußerungen, wie es wünſchenswerth ſei, Mathy's Begabung für den Staat zu verwenden. — Unterdeß war ſeine Stellung in der Diſcontogeſellſchaft ſchwierig geworden. Hanſemann hatte aus Vaterſorge ſeinen Sohn als ſeinen Stellvertreter in die Leitung gebracht, und es ergaben ſich wiederholt Zuſammenſtöße in den Anſichten und in der Machtbefugniß zwiſchen dem jüngeren Mann und den vier Directoren. Mathy vertrat ſeine Rechte ſo nachdrücklich, daß er für den Augenblick ſeinen Willen bei dem Verwaltungsrath in der Hauptſache durchſetzte, aber er nahm aus dieſem Vorfall Veranlaſſung, ſeine Stellung zu kündigen. Gerade in dieſer Zeit kam Staatsrath Braun aus Gotha und bot ihm den Poſten eines erſten Directors an der Privatbank in Gotha, bei deren Gründung Mathy thätig geweſen war. Mathy nahm an, im Innern wohl damit zufrieden, nach den reichen Erfahrungen, die er in einer wilden Zeit in der preußiſchen Hauptſtadt gemacht hatte, zu größerer Ruhe zu kommen.

2.

In Gotha und Leipzig.

Am Neujahr 1858 kam Mathy mit ſeinem Haushalt in Gotha an. Er war mit den Menſchen und Verhältniſſen nicht unbekannt. Zuerſt hatte er dort im Jahr 1849 mit den Freunden getagt. Dann war er 1854 einer Einladung des Herzogs folgend auf zwei Tage hingereiſt — gerade in den Monaten, in denen er ſo ſorgenvoll einen Wirkungskreis ſuchte. Herzog Ernſt war ſeit dem Fürſtentage von Berlin und dem Tage von Olmütz vielfach thätig geweſen, die Trümmer der nationalen Partei, welche ihm erreichbar waren, zu ſammeln und gemeinſame Maßregeln anzuregen, wie die enge Zeit möglich machte. Damals hatte ſich in Gotha ein Preßverein gebildet, deſſen Geſchäftsführer Hofrath Becker, einſt Mitglied des Frankfurter Parlaments, war. Der Verein hatte eine Anzahl guter Flugſchriften hervorgerufen und vertheilt, auch zu Leipzig eine autographirte Correſpondenz gegründet, welche von Berlin mit Kammerberichten und Nachrichten verſorgt wurde und den Zweck hatte, der liberalen Preſſe, deren Berichterſtatter durch Polizei und Miniſterium von Berlin regelmäßig ausgewieſen wurden, Mittheilungen im Sinne der Landtagsoppoſition zu machen. Mathy ſah ſich bei jenem erſten Beſuch von dem Herzog gaſtlich aufgenommen, in dem wohlbekannten Palmenhauſe des kleinen Reſidenzſchloſſes von der Herzogin als Landsmann gütig begrüßt, er hatte dem Verein klugen Rath gegeben, und es war ſchon damals zur Sprache gekommen, ob nicht möglich ſei, ihn für eine unabhängige Thätigkeit in der Tagespreſſe nach Gotha zu ziehen. Jetzt kehrte er in beſſer geſicherter Stellung dahin zurück.

Kaum war im kaufmänniſchen Betrieb ein größerer Gegenſatz denkbar, als zwiſchen den umfangreichen Unternehmungen der großen Geſellſchaft in Berlin und der ſtillen Privatbank am Fuß des Friedenſteins. Der Geſchäftsverkehr in Gotha war nicht aufgeregt, der Hauptagent ſaß in Leipzig und die Stellung war für Mathy wie ein Ruhepoſten. Er und ſeine Gattin empfanden mit lange entbehrtem Behagen die friedliche Stille der kleineren Stadt. Nach den erſten Wochen der Einrichtung leichte Arbeit auf dem Büreau, regelmäßige Heimkehr am Ende der Geſchäftsſtunden und ein bequemer geſelliger Verkehr mit nahewohnenden Menſchen, nach thüringiſcher Weiſe heiter und von einfacher Gaſtlichkeit.

Unweit der Eiſenbahn in einem Garten zwiſchen Bäumen und immerblühenden Roſen lag das Wohnhaus; am Spalier rankte die Rebe, deren Trauben freilich an dem hoch gelegenen Orte ſelten zu ſüßer Reife gedeihen. Dort war in ſtattlichen Räumen des erſten Stockes der Haushalt eingebürgert, die Frau Staatsräthin hatte der Wohnung etwas mit Plüſch in Möbelſtoffen angethan, der Gatte hatte ritterlich an Tagen froher Ueberraſchung ein und das andere Stück dazu gekauft. Aber Beide betrachteten dieſe Schätze des Hauſes mit einem ſtillen Humor. Es war etwa das ſiebzehnte Mal, daß ſie einrichteten. Da lernt man, welch ein Glück es iſt, mit wenig Holzwaaren und Glas die Erdenreiſe zu machen.

Dieſe Grundſtimmung merkte aber der Beſucher nicht, es war alles ſehr ſchön und ſehr reichlich. Frau Anna hatte in ſchwerer Zeit den Hausfreunden ihr Heimweſen immer behaglich zu machen gewußt, und oft zum Erſtaunen des Gatten eine außerordentliche Zugabe aus Küche und Keller durchgeſetzt, jetzt war ihr das nur ein Spiel. Der Einzige, der an Einfachheit ſo gewöhnt war, daß er für ſich gar nichts

Anderes gelten ließ, war ihr Mann. Wenn er am Abend aus dem Geſchäft kam, die weiße Serviette auf dem Tiſch zurecht geſtrichen fand, und ſeine Frau zu Hauſe traf, die auf und nieder gehend ihn erwartete, ſo war er vergnügt und begehrte nur die einfachſte Hauskoſt. — Denn dieſer Mann aß überhaupt wenig, hatte ſehr einfache Leibgerichte, und obgleich er ſonſt gar nicht ungeſchickt war, zerlegte er doch ein Huhn oder ein größeres Geflügel ſo naturwidrig, daß für eine Hausfrau, die ſich guter Küche wohl mächtig fühlte, zuweilen Entſagung, und beim Vorſchneiden Ermunterung und kleine Winke nöthig waren. Aber er lobte um ſo mehr alles Gute. Und wenn einem Gaſt mit etwas Außerordentlichem Ehre angethan wurde, ſo freute er ſich doppelt, einmal in der Seele ſeiner Hauswirthin, wenn der Gaſt ein Gefühl dafür bewies, und dann für den Gaſt, dem es ſchmeckte. Seine eigene Art erwies er auch am Inhalt des Kellers; er war ſehr mäßig, nur Waſſer mochte er nicht trinken, das, meinte er, ſei kein Getränk für Menſchen. Er forderte ſich als Süddeutſcher immer einen Haustrunk von Bier oder Wein, und der Wein war badiſcher Landwein, Freund Mondſchein oder als Steigerung für kräftige Abende ein Glas Durbacher. Seine theuren Weine blieben für die Gäſte. Wenn ſein lieber Freund Buhl, der Weinkönig von Deidesheim, ihn in Gotha beſuchte, ſo hatte er dieſem und andern ſtolzen Geſellen einen edlen Burgunder vorzuſetzen, wie er ſelten in deutſchen Keller gelangt. Dieſen hatte Grenchen vermittelt, denn ein Sohn jenes wackeren Gemeindevorſtehers Vogt aus dem Schweizerdorfe, der beim Baumfällen verunglückte, war Reiſender eines großen Hauſes in Burgund geworden; er war zwar nicht Mathy's Schüler geweſen, aber ſein Bruder war es; deshalb betrachtete er ſich mit Recht als Zugehörigen zu der Garde, und bewies ſeine treue Geſinnung, indem er das Allerbeſte zum Ankauf empfahl, was ſein Haus zu leiſten wußte. Der Hausherr aber bezeugte ſeine größte Freundſchaft, wenn er für einen Freund ſelbſt theure Cigarren einkaufte, denn dieſe Ausgabe hielt er im Grunde für einen ſehr thörichten Aufwand.

Es waren ſchöne, deutſche Abende um die neue Prachtlampe aus Berlin, deren Thätigkeit Frau Anna vorſorglich überwachte. Was deutſches Gemüth und Behagen hervorzuzaubern im Stande iſt, das war dort zu finden. Vielleicht erzählte er aus ſeinem wechſelvollen Leben, die Hausfrau beſtätigte und ergänzte durch kleine Züge, dann lebten ſie zuſammen ein Stück Vergangenheit durch und es war wie ein epiſches Gedicht, was aus naher Wirklichkeit, getreu und wahrhaft berichtet vor dem Hörer aufſtieg, abgerundet, mit hübſchen treffenden Zügen, und über Allem eine bezaubernde Heiterkeit und Seelenfrieden; mild auch das abfällige Urtheil, volles Verſtändniß der Menſchennatur und ihrer Beſchränktheiten, und Grundzug immer die Freude an allem Tüchtigen und Theilnahme an jeder eigenartigen Perſönlichkeit. Wenn Beide ſo zuſammen erzählten, und als ein gemeinſamer Erwerb zu Tage kam, was ſie erfahren, dann ſahen ſie aus wie zwei treuherzige Seelen, die im Elyſium von Freude und Leid der Erdenwelt ſich unterhalten; ſie waren an Jahren vielleicht kaum älter als die Zuhörer und doch ſo fertig und aller Inhalt ſo verklärt durch ruhiges, liebewarmes Behagen. Was ihm auch das Leben von Schmerzen bereitet, es hatte den Antheil, den er am Schickſal Anderer nahm, nicht verringert, nur geduldiger war er geworden und nachſichtiger gegen fremde Unvollkommenheit. Der Arme, der an die Thür trat, war ſicher, jede mögliche Hilfe zu finden, ob gut oder ſchlecht, er war in Noth; auch in der großen Stadt Berlin hatte der umſichtige Finanzmann wenig von der Vorſicht angenommen, welche den gewerbsmäßigen Bettler abzuweiſen befiehlt. Bei jeder perſönlichen Berührung mit der Dürftigkeit verließ Beide die polizeiliche Erwägung, daß Geben Bettler macht, und Mathy half ſich mit der Behauptung heraus, „lieber betrogen als hart, ſie würden nicht bitten, wenn ſie hätten,“ und dergleichen

Unlogiſches. Dieſelbe Gebeluſt ließen ſie auch die kleinen Vögel im Garten genießen. Wer freilich Thüringer war, merkte, daß ſie darin mehr nach innerem Drange als mit gründlicher Kenntniß der Eßgebräuche in der Vogelwelt verfuhren. Sie nährten deshalb auch faſt nur Sperlinge.

Beſſer gedieh es ihnen mit den Menſchen. Wer ihnen perſönlich näher kam, der fühlte den dauernden Gewinn, welchen ihre Theilnahme an ſeinem Leben ſchuf. Frau Anna war nicht lange in der Stadt, ſo wurde ſie die Vertraute für die Gefühle edler Mädchen, ſtille Rathgeberin für die häuslichen Sorgen der Mütter, in der Kinderſtube die Tante, welche beim Eintreten durch hellen Begrüßungsſchrei geehrt wurde, und wahrſcheinlich, wenn die nöthigen Vorausſetzungen in einem befreundeten Hauſe ans Licht traten, auch Pathe. Und ganz ähnlich war ſein Schickſal. Er war nicht nur den Männern eine politiſche Autorität, auch ein guter Berather, der vorſichtig und ſchonend ſein Urtheil nie aufdrang, dem Fragenden aber ſicheren und herzlichen Beſcheid gab, große Auffaſſungen und ein feſtes Urtheil. Stets ein guter und treuer Kamerad! Auch den Frauen wurde er durch eine geſetzte Ritterlichkeit anmuthig, ein ſehr unterhaltender Nachbar bei Tiſche und an Familientagen verbindlich durch ſinnigen Spruch oder Vers, denn er machte bei Gelegenheit recht hübſche Gedichte, ernſte und luſtige.

So lebten Mathy und ſeine Frau zu Gotha in freundlichem Vernehmen mit den Familien Becker, Braun, Schwarz, Samwer, von Holtzendorff, Freytag. Im Sommer geſellige Ausflüge nach dem Wald oder ein Beſuch in Siebleben, im Winter daneben das Theater und Hausmuſik bei den Befreundeten. Dann war noch mit Fürſt Hatzfeld, ſo oft dieſer nebſt ſeiner Familie in Gotha weilte, artiger Verkehr — er war ein Bekannter vom Erfurter Parlament, — und wenn der Hof kam, erwieſen Herzog und Herzogin freundlichen Antheil. Auch die bequeme Lage Gotha's in der Mitte des Vaterlandes, am großen Schienenwege, führte wieder alte Freunde aus allen Landſchaften herzu und vermittelte neue gute Bekanntſchaften geſcheidter und wackerer Männer, darunter Ernſt v. Stockmar und Dr. Geffcken. Es war während eines Diners beim Herzoge, an deſſen Seite Mathy ſaß, wo ein geiſtreicher Engländer von der Diplomatie ſeine Nachbarin frug: „Wer iſt der Deutſche, welcher hier den Rang hat? Er muß ein ſehr bedeutender Mann ſein, denn er hat keinen Orden.“

Natürlich erhob ſich an dem Abendtiſch oft politiſches Geräuſch und die Anſichten ſtießen heftig gegen einander. Da war der tapfere Preuße Holtzendorff und dagegen Samwer, wohlunterrichtet und ſcharfſinnig, welcher zuweilen Behagen am Wortgefecht hatte, um des Kampfes willen gewagte Behauptungen aufſtellte, und ſich beluſtigte, wenn die Anderen feurig wurden. Die kleine Reſidenz war ſchön gelegen für Telegraphengeſchrei, und die weiten Verbindungen des Landesherrn trugen manche Neuigkeit von den großen Höfen und Cabinetten herzu. Es gab beim Mondſchein große Schlachten über Oeſtreichs Fähigkeit, ſich neu zu geſtalten, und über die Hartnäckigkeit preußiſcher Junker. Dann ſaß der Hausherr in fröhlicher Theilnahme und ſprach in das helle Geſchwirr verſöhnende Worte. Auch dies warme, verſtändige Erörtern politiſcher Zeitfragen, welches jetzt faſt in jedem gebildeten Haushalt beſchäftigte, war ein Gewinn des Jahres 1848. Als Herzensſache wurde damals Politik in Privatkreiſen verhandelt, die Staatsmänner außer Amt ſchrieben zahlloſe vertrauliche Briefe, häufige Zuſammenkünfte wurden gehalten von kleineren und größeren Geſellſchaften, Alle bemüht, das Vaterland zu retten, ſelten von einem Einfluß, der bis an einen Leiter größerer Geſchäfte heranreichte. Dennoch war es ein Bildungsvorgang der Nation, der Vielen Verſtändniß für große Fragen gab, und der eine Anzahl jüngerer Politiker heraufbrachte, die ſpäter in der Preſſe, als Volksvertreter und in den Geſchäften ihre praktiſche Schule durchmachten. Gerade jetzt hob ſich von Neuem die Hoffnung; in Berlin ſtand ein Thronwechſel in Ausſicht, ein Zuſammenſtoß zwiſchen Oeſtreich und Italien war ſicher vorauszuſehen; daß auch in der preußiſchen Politik eine große Veränderung bevorſtand, war unverkennbar. Freilich die Deutſchen waren vorläufig dazu verurtheilt, von unbeſtimmten Hoffnungen zu leben, und die Preußen hatten keinen leichten Stand, wenn ſie auf die Fähigkeit ihres Staates, große Kraft zu entfalten, hinwieſen, und ihr Vertrauen zu einer möglichen Zukunft ausſprachen. — Unter den Verſammlungen zu politiſcher Verſtändigung, welche der Herzog von Gotha zuweilen lud, hatte eine für Mathy beſonderen Reiz. Im Frühjahr 1858 waren alte Freunde von ihm geladen: Heinrich v. Gagern, v. Saucken, v. Sänger, Max Duncker, dazu mehre aus Gotha und Koburg. Dabei wurde unter Anderem gefragt, welche Aufgabe Preußen bei einem Kriege zwiſchen Oeſtreich und Italien zufallen werde, und wohin die Preſſe die Meinungen zu lenken habe. Gagern ſprach beredt dafür, daß Oeſtreich durch Preußen unterſtützt werden müſſe, aber unter den anweſenden Preußen fand auch die entgegengeſetzte Anſicht Vertreter, daß wir den Italienern Erfolg zu wünſchen hätten. Es war ein kleines, ritterliches Gefecht grundverſchiedener Auffaſſungen, gar nicht durch kluge Wechſelrede auszugleichen; für Mathy, der ſich beobachtend zurück hielt, war das Liebſte bei der Verhandlung, daß er ſeinen alten Kampfgenoſſen Gagern erfriſcht und lebendig angeregt durch den kräftigen Austauſch patriotiſcher Wünſche wiederſah. Es war vielleicht das letzte Mal, daß Beide die Empfindung hatten, einander in den großen Gedanken über die Zukunft des Vaterlandes nahe zu ſtehen. Bald gingen ihre Wege weit auseinander, der den Bundesſtaat ohne Oeſtreich gewollt, ging nach Wien, — der den Zollverein zum Bundesſtaat ausbilden wollte, hielt zu Preußen.

Ohne große Ereigniſſe zogen zwei Jahre vorüber, Mathy ſchrieb alter Tugend eingedenk ab und zu einen Aufſatz für die Grenzboten oder für ein anderes befreundetes Blatt, das ihn darum anſprach. In behaglichem Gefühl einer Muße, die er früher nie erlebt, dachte er an größere literariſche Arbeiten. Einmal wurde ihm von Salomon Hirzel der Wunſch ausgeſprochen, er möge eine Geſchichte des deutſchen Zollvereins ſchreiben und der Gedanke gefiel ihm.

Aber ihm war nicht beſchieden lange auf dem Seſſel ſeines kleinen Arbeitszimmers in der Bank zu weilen. Im Herbſt 1859 brachte ihm Guſtav Harkort den Antrag, als erſter Director die Leitung der großen Creditgeſellſchaft in Leipzig zu übernehmen. Er überlegte; ihm und ſeiner Frau wurde es ſchwer, von Gotha zu ſcheiden, ſie fühlten ſich ſehr wohl in dem idylliſchen Stillleben, wo ſie Freundſchaft gaben und empfingen. Der höhere Gehalt des neuen Amtes hatte für ihn keine Bedeutung. Für wen ſollte er Geld ſammeln? Dagegen zog ihn der größere Wirkungskreis an. Zuletzt entſchied eine Rückſicht: er war in Gotha nicht mehr nöthig. Die Bankthätigkeit, Verhältniß zu den Actionären und Wirkungskreis waren ſicher geordnet; drei Directoren waren zu viel für das kleine Geſchäft, es konnte, ſo meinte er, ohne ihn gerade ſo gut gehen; das Beſte, was er verſtand, fand dort kaum eine Verwendung, und in ſicherer Beurtheilung der Güte eines Wechſels oder im Einkauf von Börſenpapieren mochte ein zuverläſſiger Bankgehilfe von langjähriger Erfahrung beſſere Dienſte leiſten, als er. Nach kurzem Bedenken nahm er an und verließ Gotha mit dem Ende des Jahres 1859.

Leipzig, die altberühmte Stadt, bot ihm ein neues Bild deutſchen Lebens und bürgerlichen Fleißes; dieſer große Binnenmarkt, wo werthvolle Erzeugniſſe des europäiſchen Oſtens gegen Waaren und feine Arbeiten des Weſtens ausgetauſcht werden, war in manchen Wochen des Jahres einem Markte des Morgenlands ähnlich; in reizloſer Ebene ziehen plötzlich Karawanen von Händlern aus allen Strichen der Windroſe zu Haufen, dann erſteht eine ſchnelle Stadt aus Leinwand und Bretern zwiſchen den ſteinernen Häuſern, die Laſtwagen raſſeln, die Ballen und Kiſten ragen wie Wälle, die Menſchen aus allerlei Volk kaufen und hadern. Doch nach wenig Wochen iſt der Schwall vergangen und eine ehrbare, anſehnliche Mittelſtadt rührt ſich bedächtig in deutſcher Ordnung. Aber der Meßverkehr iſt nicht mehr Hauptquell des Wohlſtandes für die aufſtrebende Stadt, die an keinem ſchiffbaren Fluſſe gelegen, nur auf Schienenſträngen ihre Waaren verſendet, und doch in faſt centraler Lage die große Vermittlerin zwiſchen Seeküſte und oberem Stromland, zwiſchen Rhein und Weichſel wurde; in Vielem das Herz des deutſchen Verkehrs, denn ſie iſt der Mittelpunkt des geſammten deutſchen Buchhandels. Wohlgerühmt in aller Welt iſt auch der kräftige Bürgerſinn der Leipziger, ſie ſind ſtolz auf die Ehren ihrer Stadt, gemeinnützig, gaſtfrei und anerkennend für alle Thätigkeit; nicht häufig iſt hier zuſammengeballter Reichthum, aber weit verbreitet bis in die Kleinbürger blühender Wohlſtand, ein arbeitſames, familienfrohes und geſcheidtes Weſen, nicht nur der Kaufleute, auch der Gelehrten und Künſtler; denn die Muſik iſt hier altheimiſch, wo Bach Orgel ſpielte und Mendelsſohn am liebſten weilte, die Univerſität zählt zu den größten in Deutſchland, das Theater hat ſeit den Tagen der Neuberin und Gellert's mehr als einmal Bedeutung für Schauſpielkunſt und Poeſie gewonnen.

So erſchien den neuen Einwanderern die gute Stadt, die Jedermann gern preiſt, auch wer nicht darin wohnen mag; denn ſie iſt immer noch lange nicht ſo groß als ihr Ruhm auf Erden. Die Eindrücke, welche das eigenthümliche Treiben der Stadt in die Seelen der Bewohner ſendet, die unabläſſigen kleinen Bilder, welche die Stimmung des Tages heben oder drücken, empfand Mathy ſehr lebendig und er lobte das Wohlthuende des emſigen, ehrbaren, jungen und hoffnungsvollen Verkehrs in der aufblühenden Bürgerſtadt.

Wie der laute Marktverkehr Leipzigs zu den ſtillen Hausgärten Gotha's, ähnlich verhielt ſich auch Geſchäft und Bedeutung der deutſchen Creditgeſellſchaft zu der Privatbank, aus welcher Mathy kam. Die Leipziger Geſellſchaft war in dem Jahre großer Speculationen 1856 urſprünglich auf zehn Millionen Actienkapital für Bankgeſchäfte und größere gewerbliche Unternehmungen gegründet. Mit den letzteren war es ihr übel gelungen. Gerade bei ihr, wo viele Redlichkeit, Einſicht und guter Wille im Verwaltungsrath und bei den Beamten Gedeihen erwarten ließen, wurde recht deutlich, wie ſchwer es einer Geſellſchaft iſt, aus der Ferne die Lebensbedingungen induſtrieller Anlagen richtig zu würdigen. Auch ſie unterlag der Verſuchung, um des Gründergewinns willen zu unternehmen, in der Abſicht den Actionären die Sorge zu überlaſſen, und gerade ſie mußte einen Mißerfolg nach dem anderen beklagen. Die Geſellſchaft hatte bei Hamburg eine umfangreiche Anlage erworben, welche Kupfererze, die von Hamburger Rhedern aus Amerika geſchafft wurden, ſchmelzen und für den gewerblichen Verbrauch in Platten und Stangen herſtellen ſollte. Aber es ergab ſich, daß die Verträge mit den amerikaniſchen Bergwerkbeſitzern, in welche die Geſellſchaft eintrat, unvortheilhaft waren, und daß der Verbrauch von Kupfer überhaupt nicht im Verhältniß mit der fortſchreitenden Cultur zunahm, ſondern durch Stahl und Zink eingeengt wurde; und die großartige Anſtalt, in ihrer Technik muſterhaft eingerichtet, arbeitete lange mit Verluſten und ſuchte zuletzt kleinen Gewinn. Da waren ferner Eiſenwerke in Hannover und Baiern, und Kohlenwerke in Schleſien, aber die Eiſenwerke lagen an ungeeigneter Stelle, und bei den Kohlen kam man gar nicht über das Schürfen hinaus. Und ferner war als Tochteranſtalt die Commerzbank in Lübeck, welche Sorge bereitete, denn hier ergab ſich der Uebelſtand, daß die Einwirkung einer fremden Geſellſchaft die Verwaltung ſchwerfälliger, und die Selbſtſucht derer, die am Orte betheiligt waren, ſchonungsloſer machte. Da waren endlich Bierbrauereien, Flachsbereitungsanſtalten und noch andere Culturanlagen, gemeinnützig und vielleicht vortheilhaft, wenn ſie von einem Privatmann mit der klugen Vorſicht geleitet werden, welche eigenes Geld und genaue Kenntniß der Oertlichkeit gibt, die aber in ihrer Abhängigkeit von Oberleitung und Geldkräften eines großen Bankgeſchäftes ſich faſt ſämmtlich dagegen ſträubten, eine ſichere Rente zu gewähren.

Gerade als die Angelegenheiten der Geſellſchaft in ziemliche Verwirrung gerathen, und eine Verringerung des Kapitals in Angriff genommen war, trat der vollziehende Director zurück und Mathy an ſeine Stelle. Ihm war ganz recht, daß es hier durchzuſchlagen und aufzuräumen galt und allerlei Kämpfe in Ausſicht ſtanden. Er griff mit feſter Hand in die Geſchäfte ein, die Abminderung des Stammkapitals auf die Hälfte durch Rückkauf von Actien wurde fortgeſetzt, eine Maßregel, welche von der Volkswirthſchaftslehre angelegentlich verurtheilt iſt und doch in der Wirklichkeit zuweilen ſämmtlichen Betheiligten weit geringere Verluſte bereitet als eine Geſchäftsauflöſung. Er vertrat mit Beharrlichkeit den Grundſatz, daß man ſich der Anlagen zu gewerblichen Zwecken zu entſchlagen habe durch Verkauf, wenn nöthig mit ſtarken Opfern, und daß die Zurückführung der Geſellſchaft auf ein großes Bankgeſchäft ſo ſchnell als möglich bewirkt werden müſſe. Mit ſeinem Eintritte kam ein friſcher Zug und neue Sicherheit in die Führung. Nur in der erſten Generalverſammlung der Actionäre wurden Klagen und Angriffe laut, ſein feſtes Auftreten gebot Achtung und gefiel allgemein, er gewann dadurch ſich und ſeiner Leitung ein ſchnelles Vertrauen. Mit zwei jüngeren Gefährten, Wachsmuth und Liſt, räumte er thatkräftig unter den Unternehmungen auf. Bald hellten ſich die Ausſichten, trotz der unvermeidlichen Verluſte und Abſchreibungen erkannte Jedermann, daß der eingeſchlagene Weg der richtige war, um die Geſellſchaft zu ſichern.

Mathy war ein guter Director, auch für ſeine Beamten, ein Muſter von Fleiß und Ordnung, von ſtets gleicher, gehaltener Freundlichkeit, um ihr Wohl und Gedeihen gütig beſorgt. Jetzt freilich fand er vom Morgen bis Abend Arbeit, die ihn doch nur ausnahmsweiſe lebendiger in Anſpruch nahm. Er arbeitete mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks den jüngeren Männern zum Beiſpiel, die Beamten achteten und liebten ihn, die Actionäre grüßten ihn mit inniger Hochachtung, für alle Schwierigkeiten und Verwickelungen fand er Auskunft, und es waren immer die größten Geſichtspunkte, auf welche er drang. Aber er ſah allerdings noch immer ohne innere Theilnahme auf die Börſengeſchäftigkeit und Procentmühen herab und behielt auch hier eine ſehr überlegene Stimmung gegen die Sorge ſeiner Kunden, reich zu werden, und ſtarke Mißachtung gegen die Bräuche und Kunſtgriffe, welche bei der Mehrzahl auch der ehrlichſten Geſchäftsmänner für erlaubt gelten. Es wird nicht ohne Abſicht erwähnt, daß er, der die letzten dreizehn Jahre ſeines Lebens mitten über den größten Geldgeſchäften lebte, und Gehalte bezog, welche in Deutſchland immerhin für hoch gelten, bei ſeinem Tode an Erſparniſſen nicht ſo viel hinterlaſſen hat, daß von den Zinſen eine gebildete Familie mit mäßigen Anſprüchen in größerer Stadt leben könnte.

Noch einmal verſuchte das Schickſal den geprüften Mann. In den erſten Monaten nach dem Einzuge erkrankte Frau Anna an einem Nervenfieber. Einige Tage wollte Mathy ſich ſelbſt überreden, daß keine Gefahr ſei, als ihm aber die fürchterliche Angſt kam, zog ſich ſein Antlitz und Weſen wie von innerem Krampf zuſammen, finſter und wortkarg ſaß er an dem Lager der Kranken, die Hilfe Anderer, welche ſich anbot, hätte er am liebſten kurz abgewieſen, er allein wollte das Recht haben, bei ſeinem Weibe zu wachen und ihr die Arznei zu reichen. Durch eine Freundin wurde zu der Hilfe des Hausarztes noch der Beirath des Profeſſor Beck erbeten, deſſen Erfahrung und kluge Sorgfalt in ähnlichen Fällen erprobt war; der Gatte ſah einſilbig und ſtarr die Aerzte gehen und kommen, ſein Zuſtand erſchien den Bekannten faſt beſorglicher als Frau Anna's Leiden. Und als die größte Gefahr vorüber war, und er wieder vertrauen durfte, daß die geliebte Frau ihn nicht allein zurücklaſſen werde, da erſt löſte ſich die grimmige Starrheit und er wurde weich wie ein Kind.

Langſam kehrte der Geneſenden die Kraft zurück, er nahm im Sommer Urlaub und führte die Wiedergewonnene dahin, wo Beiden wohlthuende Erinnerungen hafteten, nach Grenchen. Auch diesmal wurden die Ankommenden von ihrem Dorfe feſtlich empfangen. Es iſt dieſer Beſuch von 1860, der in den Bildern aus der deutſchen Vergangenheit erwähnt wird.

Die politiſchen Angelegenheiten Deutſchlands waren in neuen Fluß gekommen, der Thronwechſel in Preußen hatte große Erwartungen wachgerufen und nicht befriedigt, der verfaſſungsmäßige Widerſtand gegen die herriſche Weiſe, in welcher die Neubildung des Heeres durchgeſetzt wurde, und die Unbeliebtheit eines Miniſteriums der Militär- und Junkerpartei regten das Volk zu lebhafterem Antheil an der Politik auf. In der Preſſe und in Vereinen erhob ſich wieder die deutſche Frage. Mathy verfolgte mit geſpannter Theilnahme jedes Anzeichen einer neuen Kraftäußerung. Aber er war für ſein eigenes Leben reſignirt, und ſagte dem Freunde, der einen großen Fortſchritt für nahe bevorſtehend hielt, mit Trauer: „Du wirſt es vielleicht erleben, ich nicht." Er hatte einige Jahre zuvor in Gotha einer volkswirthſchaftlichen Verſammlung beigewohnt und war dort mehre Male dem jungen Eifer der Freihändler entgegengetreten; er hatte mit lebhafter Theilnahme die Ausbreitung des Nationalvereins verfolgt, aber er erwartete nicht viel von der ſchwachen Parteizucht des Vereins und meinte mit Recht, daß es nicht ſeine Sache ſei, ſich an den politiſchen Turnübungen eines jüngeren Geſchlechtes zu betheiligen. Aber er bewährte auch zu Leipzig in größerem Kreiſe wohlthuenden Antheil an Geſinnung und Streben Anderer. Er wurde dort Mittelpunkt eines Kreiſes patriotiſcher Männer, mit dem er nach deutſchem Brauch einzelne Abendſtunden in einer Gaſtwirthſchaft zwanglos zuſammentraf. Aeltere und jüngere Männer von verſchiedenem Beruf, unter ihnen Wachsmuth, Mathy's werther Amtsgenoſſe bei der Creditgeſellſchaft, dann Stephani, drei Cichorius, zwei Hirzel, Schunck, Georgi, W. Wenck, der engliſche Generalconſul Crowe, dazu der ganze kleine Trupp der Grenzboten, von denen Julian Schmidt ihm beſonders werth wurde. Hier war es auch, wo er Heinrich v. Treitſchke kennen lernte und liebgewann; recht innig erfreute ihn das kräftige, ritterliche Weſen und die tapfere preußiſche Geſinnung des geiſtvollen Mannes.

Er war in Leipzig ſehr beſchäftigt und ihn drückte zuweilen die Laſt der Arbeit. Er fühlte die Ermattung mehr als ſonſt und bemerkte in ſeiner Bruſt einigemal unregelmäßigen Schlag des Herzens. Dennoch weigerte er ſich ſelten, wenn die preußiſchen Jahrbücher oder die Grenzboten erſuchten, ihnen einen Artikel über Politik oder Völkerleben zu gönnen. Denn durch alle Wechſelfälle hatte er ſich die prächtige Eigenſchaft eines Journaliſten bewahrt, er ſchrieb gern, ſo oft ihm etwas warm machte. Und dieſe kleinen Aufſätze wurden dann nicht ſelten Meiſterſtücke und ein Stolz für die Redaction. Wenn der damalige Redacteur der Grenzboten mit Schlauheit die günſtige Stunde abzupaſſen wußte, wo Mathy bei einem Abendtrunk kluge und neue Anſichten zum Beſten gab, und wenn er darauf leiſe bittend ſeiner Zeitſchrift gedachte, dann ſah Mathy ſo humoriſtiſch und wohlwollend aus, wie Odyſſeus, den ein junger Achaier durch künſtliche Rede zu überliſten ſtrebt, er winkte leiſe Gewährung und ſagte im Herausgehen ernſthaft zu einem Vertrauten, der an der Zeitſchrift betheiligt war: „So iſt es recht, er müht ſich für ſein Blatt."

Wer den thätigen Mann durch die Comptoirräume der Geſellſchaft gleiten ſah, mit den Geſchäftsleuten verkehren, und am Abend ſtill ſein Bündel Papiere in das Schreibpult einſperren, einen Tag wie den anderen in endloſer Arbeit um Geld und Vermögen Anderer, der konnte ſich einer geheimen Trauer nicht entſchlagen. Hier war eine deutſche Kraft, in den härteſten politiſchen Kämpfen geſchult, ſo ſicher, großartig, für die höchſten Angelegenheiten der Nation geſchaffen, und dies Leben verrann in einer Thätigkeit, die doch nicht volle Befriedigung gab, und die das Beſte ſeines Weſens nicht zu voller Geltung brachte. Er that die Pflicht, die ihm unheimiſch blieb, heiter und völlig, aber über der Freundlichkeit, mit der er im Geſchäft verkehrte, ſchwebte eine Würde und ſtille Entſagung, welche auch Fremden Ehrfurcht einflößte. Auch das ſchien ein deutſches Loos, daß der kriegeriſche Vertreter der beſten patriotiſchen Ideen als müder Beamter einer Actiengeſellſchaft ſein Erdendaſein beenden ſollte.

Es war ihm andere Vollendung beſtimmt. In ſeinem Heimatſtaat Baden war die nationale Geſinnung, welche bis dahin nur wenige Herren kleiner Landſchaften kund gegeben hatten, in der höchſten Staatsregierung zur Herrſchaft gelangt. Dort hatte Freiherr Franz v. Roggenbach die Leitung des auswärtigen Dienſtes übernommen. Wieder waren die Augen der Deutſchen wie von 1841—48 hoffend auf Baden gerichtet. Die eigenthümlichen Verhältniſſe dieſes Staates, welcher verfaſſungsmäßiges Regiment und nationale Anlehnung gebieteriſch fordert, hatten ſich geltend gemacht. Der Regierung Badens aber lag zunächſt am Herzen, in das Beamtenthum neue Kräfte zu leiten.

Im Auguſt 1862 theilte Mathy's älteſter Freund, Oberbürgermeiſter Malſch, ihm vertraulich mit, daß der Großherzog ſeine Berufung in die Staatsleitung wünſche. Mathy antwortete, daß die Vorbedingung für jede Verhandlung die Sühne der Unbill ſein müſſe, welche ihm 1853 durch jene brüske Entlaſſung zugefügt worden ſei, alſo Wiedereinſetzung in die Rechte, welche er durch die Anſtellung vom Jahr 1848 erworben. Es handele ſich nicht um Geldanſprüche, die er nicht erheben wolle, aber um Anerkennung früherer Leiſtungen. Darauf lud ihn am 3. September ein freundlicher Brief Roggenbach's zum Rücktritt in den badiſchen Staatsdienſt ein.

Mathy erklärte ſich unter den angegebenen Bedingungen bereit. Durch Patent vom 28. September wurde er zum Director der Hofdomänenkammer und zum vorſitzenden Mitglied des Finanzminiſteriums ernannt, ſeine Anſtellung als Wiedereinſetzung in den vorigen Stand bezeichnet, die Berechnung ſeiner Dienſtjahre vom April 1848 feſtgeſetzt und jene Unwiderruflichkeit ſeiner Anſtellung erklärt, welche in Baden erſt nach fünf Dienſtjahren eintritt.

Als Mathy dem Verwaltungsrath der Creditgeſellſchaft davon Mittheilung machte und um Enthebung von ſeiner Stelle mit Ende des Jahres nachſuchte, war zwar das Bedauern allgemein, daß die Anſtalt ihn verlieren ſolle, aber auch die Empfindung, daß ſeinem Leben dieſe Wandelung eine Schickſalsfügung ſei, welcher keine ſelbſtſüchtige Rückſicht entgegentreten dürfe, und mit freundlicher Bereitwilligkeit erleichterte ihm der Verwaltungsrath den Uebergang in den neuen Beruf.

Es war wieder am kalten Jahresende, als Mathy mit ſeiner Frau nach der Heimat fuhr; aber was Leipzig an luſtigem Blumenſchmuck zu leiſten vermochte, das legte es den Reiſenden um ihre Sitze im Wagen und traurig ſtand die Abendgeſellſchaft ihres Führers beraubt auf dem Bahnhof. Lange noch klangen Dank und Heilwünſche der Leipziger den Beiden in die alte Heimat nach, treue Grüße und Freundesbriefe flogen hin und her, und Karlsruhe wurde fortan in neuer Weiſe eine Beſuchſtation reiſender Leipziger. Da zu Karlsruhe im Bären auch eine Genoſſenſchaft würdiger und ehrbarer Männer beſtand, in welcher Mathy heimiſch wurde, Herren der Karlsruher Bürgerſchaft und Beamte, eine große Geſellſchaft von ſüddeutſchem Charakter, in welcher der Miniſter und der Stadtbürger bei einem kühlen Trunk geſellig lagerten, ſo wurde zwiſchen dem verwaiſten runden Tiſche in Leipzig und dem freundlich ſummenden Bären achtungsvolle Zuſchrift gewechſelt und beide Mächte ſchloſſen um des werthen Freundes willen einen Bund der Gaſtfreundſchaft.

3.

Im badiſchen Staatsdienſt.

Hatte das Heimatland Baden an ſeinem alten Häuptling etwas zu ſühnen, jetzt wurde dieſe Sühne geleiſtet, in einer Weiſe, wie ſie dem hochſinnigen Manne die beſte Belohnung iſt. Die erſten beiden Jahre nach der Rückkehr wurden für Mathy in Vielem die glücklichſte Zeit ſeines Lebens. Es geſchieht zuweilen, daß friſche Kraft, edles Wollen, hochſinnige und opfervolle Hingabe der Regierenden an den Staat plötzlich einmal in die Behandlung der großen Geſchäfte einen Schwung und Adel bringen, der die Nation mit Wärme und Hoffnungen erfüllt. Freilich, ſelten gönnt die rauhe Wirklichkeit dieſem geſteigerten Weſen, dem Zuſammenwirken ungewöhnlich beanlagter Männer, eine längere Dauer und ſchwerlich wird die ungemeſſene Erwartung völlig befriedigt, welche das Volk an ſolche Leitung der Geſchäfte knüpft. Niemand vielleicht empfand wohlthuender die fröhliche Poeſie des neuen Aufſchwungs in Baden, als Mathy. Die Regierung, welcher er eingefügt wurde, war nicht aus gleichartigen Männern zuſammengeſetzt, neben älteren Beamten ſtanden Solche, die als Gelehrte heraufgekommen waren, und Andere, welche großer Geltung in der Kammer ihre Berufung verdankten. Und der Mangel an innerem Einvernehmen verminderte zuletzt die Dauer. Der große Anlauf dieſer Jahre aber ging faſt ganz von der edel gehobenen, ſelbſtloſen Perſönlichkeit des Freiherrn v. Roggenbach aus, der damals Präſident des auswärtigen Miniſteriums, und in

Vielem, leider nicht durch ſeine Stellung, der leitende Geiſt des Staatsminiſteriums war. Was zarte und hochſinnige Freundſchaft thun konnte, um Mathy in den neuen Verhältniſſen einzubürgern, das geſchah. Roggenbach machte Mathy zum Vertrauten ſeiner Sorgen und Wünſche, und wenn der vielbeſchäftigte Miniſter am Abendtiſch bei Frau Anna niederſaß und in ſeiner geiſtvollen Weiſe von Menſchen und politiſchen Verhältniſſen Europas ſprach, ſo gab das nicht bloß angeregte Unterhaltung, auch große Gedanken und herzliche Uebereinſtimmung in den Hauptſachen, und über Allem auch für die Hausfrau den beglückenden Einblick in ein ſeltenes Gemüth.

Denn Roggenbach war von denen, welche alles Gute und Tüchtige in Menſchennatur mit Ehrfurcht betrachten, gegen den Schein, auch den vornehmſten, völlige Nichtachtung fühlen, ſtreng und vornehm gegen die Anſpruchsvollen, hingebend und weich, wo er vertraute. Wenn z. B. die fremden Geſandten, die ſich ſelbſt nicht ganz der Wirkung ſeiner Perſönlichkeit zu entziehen wußten, einmal unter leiſem Verſchwörungsgemurmel Andeutungen machten — es war nach dem ſchnellen Geſandtentauſch mit dem neuen Staat Italien —, daß ſie bei ſolchem Verfahren Badens möglicher Weiſe in die Lage kommen könnten, abberufen zu werden, dann antwortete ihnen das auswärtige Amt mit bezaubernder Anmuth, für Baden könne ja nichts Willkommneres geſchehen, als wenn es ſeinen unnützen diplomatiſchen Ballaſt loswerde. Oder wenn das auswärtige Amt einmal auf dem Bahnhofe einen fremden Monarchen begrüßte, dann durften die Karlsruher erſtaunen über die freie und vornehme Haltung ihres Mitbürgers, welche zweifelhaft machte, wer Kaiſer ſei, ihr Präſident oder der fremde Herr.

Es waren wieder glückliche Abende nach arbeitvollen Tagen in Mathy's Hauſe. Bald bildete ſich dort ein Familienkranz; außer v. Roggenbach die Familien Jolly, Baumgarten, Devrient, Hardeck, v. Weech, in den nächſten Jahren Frau Grunelius mit zwei Töchtern, ein Verband tüchtiger Menſchen, geſcheidter Männer und guter Frauen. Die Deutſchen wiſſen gar nicht, welchen Reichthum an wohlthuenden Kreiſen gebildeter Menſchen ſie in dem vielgetheilten Vaterlande beſitzen.

Um für Mathy den Weg zu ebnen, übernahm Herr v. Roggenbach zu ſeinem Amte noch das Handelsminiſterium, welches in den erſten Wochen nach Mathy's Eintritt frei wurde, und leitete die Geſchäfte deſſelben in Stellvertretung faſt ein ganzes Jahr, bis Mathy am 30. Januar 1864 zum Präſidenten des Handelsminiſteriums ernannt wurde. Er bezog die Dienſtwohnung dieſes Miniſteriums, welche er bis zu ſeinem Tode inne hatte.

Mathy merkte wohl, daß die Augen der alten Beamten ihn bei ſeinem Eintritt erwartungsvoll, nicht ohne Argwohn betrachteten. Er bewies ihnen, daß er auch die Eigenſchaften eines regelrechten Beamten habe. Ja, er wurde als Miniſter gerade ein Vorgeſetzter, wie ihn der gute Beamte erſehnt. Regelmäßig, ſchnell von Allem unterrichtet, verſtand er das Geheimniß, ſeine Beamten zu leiten und ihnen doch die Selbſtändigkeit zu laſſen, welche der wackere Mann zum fröhlichen Schaffen braucht. Es war ihm eine Genugthuung, wenn er in Verhandlungen mit anderen Regierungen ſeinen Räthen die äußeren Ehren zuweiſen konnte, welche an ſolchen Geſchäften hängen; jedem wußte er nach ſeiner Perſönlichkeit Spielraum zu geben und vor der Oeffentlichkeit den Ruhm der Herrſchaft, und doch fühlte jeder, daß der freundliche, ſcheinbar ſo nachgiebige Mann das Heft in eiſenfeſter Hand hielt.

Für Mathy begann weitgreiſende Thätigkeit im neuen Beruf. Sein Miniſterium hatte den Vortheil, einige tüchtige Räthe zu beſitzen, denen er vertrauen durfte, und es war ein kräftiger Zug in dieſem Theile der Staatsverwaltung. Die Gewerbehalle wurde eingerichtet und eröffnet, eine ſchöne Verſuchsanſtalt für Landwirthſchaft mit großer Baumſchule vom Staate ausgeſtattet, Brücken über den Rhein, Hafenanlagen und Uferbauten vollendet und neu begonnen, vor Allem das Netz der Eiſenbahnen, Landſtraßen und Telegraphen mit beſonderer Liebe gefördert. Mathy ſchloß Verträge mit Würtemberg, durch welche mehre Seitenbahnen ins Leben gerufen wurden, er fand, daß dieſe Bahnen, welche den Verkehr nach dem deutſchen Oſten vermitteln ſollten, zugleich eine Hülfe waren, die militäriſche und politiſche Vereinſamung Badens aufzuheben, und daß dieſer Gewinn auch ſtarke Zumuthungen an den Staatsſäckel rechtfertige. Er errichtete unermüdlich Telegraphenleitungen, auch an kleinere Orte nach Schweizerart, er begünſtigte dabei die Frauenarbeit und hatte die Genugthuung, daß die Frauen ihr Amt zu voller Zufriedenheit verſahen. Und er kam wegen dieſer und anderer Anlagen zu dem Miniſterium der Finanzen in den Gegenſatz, welcher faſt immer zwiſchen den Würdenträgern der Staatskaſſe und denen der friedlichen Culturaufgaben ſtattfindet.

Im Jahr 1864 offenbarte er noch einmal alten Heldenzorn und trat einer Partei der heimiſchen Geſchäftsleute und der Kammer mit der ſchneidigen Kraft gegenüber, welche 20 Jahre vorher ſeinen Gegnern ſo beengend geweſen war. In Baden fehlte ein größeres Bankgeſchäft. Das war ein längſt beklagtes Leiden, Mathy ſelbſt hatte in früherer Zeit dafür gekämpft, mehre Anläufe waren an der Büreaukratie geſcheitert. Jetzt wurde der Wunſch lebendig, vor andern bei Mathy ſelbſt. Für ihn hatte dieſe Anſtalt eine große Bedeutung, jetzt endlich ſollte die ſklaviſche Abhängigkeit, in welcher der Geldverkehr Badens von den großen Bankhäuſern in Frankfurt ſtand, ein Ende nehmen, die aufblühende Gewerbthätigkeit auf eigene Füße geſtellt werden. Und noch Größeres lag ihm im Hintergrunde, die Cursnachtheile, mit welchem die Länder des rheiniſchen Guldens gegenüber dem Thalergebiet zu kämpfen hatten, waren nur ein Vortheil für die Frankfurter Bankhäuſer, ein unabläſſiger Schade für den Wohlſtand des Landes, ein Hemmniß für die wirthſchaftliche Vereinigung mit dem Norden. Darum ſollte die neue Bank ein großes, von Frankfurt unabhängiges Unternehmen werden, und ſie ſollte nicht von Börſenleuten gegründet werden, denen nur um den Unternehmergewinn zu thun war, ſondern im Verein mit großen Geldinſtituten im Norden, damit ſie eine weitere als örtliche Bedeutung gewinne und für den Geldverkehr eine neue Ueberbrückung des Mains werde. Dagegen war einigen Unternehmern in Mannheim, welche in Abhängigkeit von Frankfurter Häuſern ſtanden, gelungen bei der Kammer Unterſtützung ihres Vorhabens zu finden, es gab eine heftige Landtagsſitzung, in welcher Mathy eine ſeiner ſtärkſten Reden hielt, jetzt vom Miniſtertiſch gegen die Oppoſition, und den Mannheimern den wohlwollenden Rath ertheilte, ſie ſollten ſich eine beſſere Handelskammer anſchaffen. Dieſer Rath wurde ſehr übel vermerkt und Alle, die ſich getroffen fühlten, waren befliſſen, laute Klagen und leiſe Verdächtigungen zu erheben. Aber Mathy hatte doch den Zweck erreicht, die Umtriebe der Frankfurter zu zerſchlagen und der Kammer wie dem Lande einen ſtarken Eindruck zu machen. Er iſt ſeitdem mit den Abgeordneten immer recht gut fertig geworden.

Unterdeß beſchäftigte die ſchleswig-holſteiniſche Frage das auswärtige Amt; auch Mathy erkannte ſofort, daß bei der Abneigung, welche in Berlin vorhanden war, die Herzogthümerfrage gegen Dänemark kräftig aufzunehmen, die Unterſtützung der Erbanſprüche des Herzogs von Auguſtenburg durch die kleineren Regierungen und die öffentliche Meinung das letzte und einzige Mittel ſei, Schleswig für Deutſchland zu retten. Und er weilte auf einer Durchreiſe nach Berlin im December 1863 in Gotha und ſprach die Vertrauten des Herzogs. Als aber das preußiſche Miniſterium durch die ſelbſtändige Haltung der Mittelſtaaten veranlaßt wurde, den Streit zugleich gegen Dänemark und gegen die Mittelſtaaten als die Vertreter der

Auguſtenburgiſchen Forderungen aufzunehmen, da billigte er zwar die gewundenen Wege im auswärtigen Amte zu Berlin nicht, aber weit obenan ſtand ihm der Gewinn, der für Preußen und Deutſchland hervorgehen konnte. Als endlich Preußen durch blutigen Kampf die Dänen aus den Herzogthümern geſcheucht und im Frieden die Länder für Deutſchland geſichert hatte, da ſagte er zuweilen: „Herr von Bismarck gefällt mir immer beſſer.“

Sein Haar war weiß geworden, die ſtürmiſche Empfindung durch reiſe Erwägungen gebändigt, aber als die Auseinanderſetzung zwiſchen Preußen und Oeſtreich ſchwieriger wurde, und die Möglichkeit eines großen Waffengangs über die Zukunft Deutſchlands erkennbar, da erfaßte ihn eine tief innere Erregung, die ſorglich behütet nur zuweilen in ſtarken Aeußerungen hervorbrach. Jetzt war doch möglich geworden, daß er ſelbſt erlebte, was die Sehnſucht ſeiner Jugend, der Streit ſeiner Mannesjahre geweſen war, wofür er geſchrieben, geſprochen, gedarbt und ſein Leben in die Schanze geſchlagen hatte — die Einheit Deutſchlands. Wie auch der Preuße hieß, der ſie dem Vaterland brachte, ob er Junker war, ob Demokrat, bei ſolchem Mann waren alle ſeine heißen Wünſche.

Gerade da erfuhr Mathy in ſeinem Miniſterium ein großes Leid. Herr v. Roggenbach gab das auswärtige Amt am 19. October 1865 auf und Herr v. Edelsheim wurde ſein Nachfolger.

Zu v. Edelsheim war das Verhältniß Mathy's kalt, es wurde in kurzem feindſelig. Mathy dachte im Herbſt 1865 gern daran, ſein Miniſterium aufzugeben, und als Schriftſteller in ruhiger Muße den Reſt ſeiner Tage thätig zu ſein. Er hatte ſich dafür in der Stille eine Wohnung auserkoren, wenn er ſein Handelsminiſterium verlaſſen würde, und wies dieſe mit Behagen einem beſuchenden Freunde. Aber er fühlte ſich an ſein Amt durch beſondere Rückſicht gebunden; der Großherzog war zartſinnig bemüht geweſen frühere Unbill auszugleichen, Mathy war aus der Fremde in ungewöhnlicher Weiſe zurückgerufen, ſeine Penſionsanſprüche hatten dabei eine gewiſſe Bedeutung erhalten, und er meinte darum, ihm zieme nicht, ſich auf ſein erworbenes Recht zur Ruhe zu ſetzen ohne einen Grund, den ſein Fürſt und das Land für völlig genügend halte.

Bald kam zu dieſer Rückſicht eine größere. Der Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſtreich wurde im Frühjahr 1866 zu unverhüllter Feindſchaft. Mathy wußte ſeit dem April, daß der Großherzog zu jedem Opfer an ſeinen Hoheitsrechten bereit war, um einen einheitlichen Staat der Deutſchen herbeiführen zu helfen, und daß ſich Alles in ihm dagegen empörte, an der Seite Oeſtreichs gegen Preußen zu kämpfen. Als am 9. Mai die Einladung zu einer Berathung der ſüddeutſchen Miniſter nach Bamberg verhandelt wurde, vertrat Mathy kräftig die Anſicht, Baden ſolle neutral bleiben und dieſe Neutralität bei der Zuſammenkunft ſcharf betonen, da der Aufrichtigkeit Baierns und Würtembergs nicht zu trauen ſei. Man habe die Abſicht, Baden unvermerkt ins öſtreichiſche Lager hinüberzuführen, deshalb ſolle man die Truppen im Lande behalten und Raſtatt beſetzen. Die Auffaſſung erhielt die Zuſtimmung des Großherzogs und wurde zum Beſchluß erhoben. Mit dem Auftrage, auf Neutralität zu beſtehen, die Fragen über Truppenaufſtellung, Oberbefehl und politiſche Leitung offen zu laſſen, reiſte Herr von Edelsheim nach Bamberg. Dort aber wurde neben den amtlichen Verabredungen, daß man die Vermittelung zwiſchen Preußen und Oeſtreich verſuchen, den Bund nicht mobil machen, Reformvorſchläge von Preußen verlangen, und daß Jeder für ſich rüſten ſolle, mit dem Gedanken, den Bund zu erhalten und den Friedensbrecher abzuwehren, auch gegen Baden geltend gemacht, daß Neutralität ein Aufgeben des Bundes und ſeiner internationalen Bürgſchaften wäre, ein Anreiz zum Kriege für Preußen und Oeſtreich, und daß die Neutralen nur willkommene

Gegenſtände für eine Theilung der großen Mächte ſein würden. Dazu kamen Privatbeſprechungen und Mittheilungen der Miniſter in weit anderem Sinn: daß Sachſen in vierzehn Tagen kriegsbereit ſein werde, daß das ſiebente und achte Armeecorps unter bairiſchen Oberbefehl geſtellt und Naſſau dazu gezogen werden ſolle.

Da dieſe Maßregeln Baden zum Krieg gegen Preußen drängen mußten, forderte Mathy in den nächſten Sitzungen des Miniſteriums: Baden dürfe ſich nicht militäriſch verpflichten, bevor es ſich nicht politiſch mit den Nachbarn verſtändigt habe. Und weil die Gefahr einer Vereinſamung bereits lebhaft empfunden wurde, rieth er, im Nothfalle die badiſche Diviſion lieber unmittelbar unter Baiern zu ſtellen, um äußerlich einen Zuſammenhang zu erhalten und der gefährlichſten Macht für alle Fälle den Vorwand zu einer Beſetzung Badens zu nehmen, aber die Diviſion trotzdem in Raſtatt zuſammen zu halten. Und gegen die lebhaft ausgeſprochene Behauptung, daß es für Baden unmöglich ſei, in dieſer Lage eigene Politik zu treiben, erſuchte er ironiſch, dieſe Auffaſſung wenigſtens nicht ſo laut zu betonen, denn das Aufgeben jeder eigenen Geltung beraube jeder Möglichkeit, Etwas durchzuſetzen. Unterdeß ſtieg die Aufregung im Lande, die Unſicherheit ſeiner Amtsgenoſſen. Als es am 12. und 13. Juni im Staatsminiſterium zu Beſprechungen über den öſtreichiſchen Antrag beim Bunde kam, welcher Krieg gegen Preußen bedeutete, ſtimmten die übrigen Mitglieder des Staatsminiſteriums für den Antrag mit einigen Beſchränkungen. Mathy dagegen forderte, den öſtreichiſchen Antrag zu verneinen als unredlich und bundeswidrig, er ſtelle einen europäiſchen Brand in Ausſicht, führe den Ausbruch des Kampfes zwiſchen Oeſtreich und Preußen ſicher herbei und mache dieſen zu einem wirklichen deutſchen Bruderkriege. Der Widerſpruch Mathy's und die feſte Erklärung des Großherzogs, daß er keinen Krieg wolle, bewirkten endlich im Staatsminiſterium einen Compromiß, jene Enthaltung der Abſtimmung, welche Baden in der entſcheidenden Bundes-Sitzung vom 14. Juni gegenüber dem öſtreichiſchen Antrag behauptete.

Aber mit dieſer That war die Widerſtandskraft in Baden erſchöpft. Als die Nachricht kam, daß die Abſtimmung vom 14. Juni den Bruderkrieg veranlaßt, und daß Baden den Kampf gegen Oeſtreich und die geſammte Nachbarſchaft aufzunehmen habe, da wurde die militäriſche Schwierigkeit der Lage übermächtig. Außerdem war, wie verlautete, auf vertrauliche Anfrage von Berlin die Trauerkunde gekommen, daß man Baden nicht unterſtützen könne; und der feindliche Theilungsplan Baierns und Oeſtreichs war zwar nicht bekannt, wurde aber geahnt. Dazwiſchen erſcholl der Hilfeſchrei Sachſens, und Preußen wurde als Friedensbrecher verklagt vom Volke, im Heere, von der Mehrzahl der Miniſter. Man wagte nicht mehr, die badiſche Diviſion dem achten Bundescorps zu entziehen, Prinz Alexander von Heſſen wurde als Oberbefehlshaber des achten Corps vereidet. In grimmigem Schmerze ſchrieb Mathy am 18. Juni in ſein Tagebuch: „Wir ſtehen auf der unrechten Seite, für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Friſche, der Ausgang wird es lehren.“ — Und an demſelben Tage einem ſpätern Mitglied des Staatsminiſteriums: „Ich theile vollſtändig Ihre Anſicht über das Machtverhältniß beider Parteien. Hier glaubt man auf der Seite der Stärkeren zu ſtehen, während man ſich auf der ſchwächeren befindet. Man fürchtet ſich, iſolirt zu bleiben, und deshalb halten wir zu denen, welche die Abſicht haben, uns den Hals abzuſchneiden. Der Großherzog erkennt es, aber wie will er ein entſchiedenes Veto den von allen Seiten auf ihn eindrängenden Stimmen entgegenſetzen, Stimmen, die ihm zurufen: Baden kann ſich nicht iſoliren, das Volk leidet dies nicht, das Land würde mit fremden Truppen überſchwemmt furchtbare Drangſale erleiden, es würde getheilt werden, Staat und Dynaſtie gingen verloren. Dieſe Angſt beherrſcht auch die Mehrzahl der Volksvertretung, deren Chor dem Großherzog wirklich unthunlich macht, eine Regierung in ſeinem Sinne zu bilden, welche allerdings einen Boden im Lande ſich erſt ſchaffen müßte.

„Der Gedanke an ein Triasparlament als vorübergehende Erſcheinung, welches eine vermittelnde Stellung der am Kriege nicht betheiligten Staaten bereiten und ein gewiſſes Kraft- und Selbſtändigkeitsgefühl gegenüber Oeſtreich wecken ſollte — dieſer Gedanke wurde in den letzten Tagen gepflegt, iſt aber ſammt der Conferenz durch den Bundesbeſchluß vom 14. begraben worden, und könnte meines Erachtens nur durch eine Revolution aufgeweckt werden. Kommt aber eine Revolution, ſo wird ſie ein größeres Ziel auf ihre Fahnen ſchreiben.

„Die mittelſtaatlichen Staatsmänner haben keine Spur von nationaler Empfindung, nichts als Neid gegen Preußen, nichts als das Gelüſt, dieſen deutſchen Staat klein zu machen, und nebenbei Jeder für ſich einen Profit auf Unkoſten des Gegners oder eines Genoſſen in die Taſche zu ſtecken. Sie würden auch das Triasparlament, von welchem hier in dieſen Tagen die Rede war, nur angenommen haben, wenn ſie ſich dazu gezwungen geglaubt hätten."

Und wie ſah Mathy in dieſen Tagen ſeine Pflicht an? Nach jenem Beſchluß, die Truppen zum achten Armeecorps zu ſenden, ſprach Roggenbach, der in der ganzen Zeit treulich Sorge und Zorn getheilt hatte, ſeinen Entſchluß aus, die Kammer und Baden zu verlaſſen, und ſchied vom Freunde bewegt mit den Worten: „ich gehe zu den Volskern"; auch Heinrich v. Treitſchke legte ſeine Profeſſur in Freiburg nieder und zog aus Baden, um die Redaction der preußiſchen Jahrbücher zu übernehmen. Der Heimatſtaat Mathy's war in einer tödlichen Gefahr, nicht geringer als vor achtzehn Jahren, wo Mathy ſich den Radikalen entgegengeworfen hatte. Aber damals hatte er nur ſein eigenes Heil und Leben in die Schanze geworfen, jetzt galt es Heil und Leben eines Anderen, ſeines Fürſten. In der Bevölkerung hatte ſich ein furchtſames Zorngeſchrei erhoben gegen die preußiſchen Waffen, laut wurde der Großherzog geheimer Zuneigung zu dem Feinde Deutſchlands angeklagt, er habe Geld nach Berlin geſandt, darum ſeien die Kaſſen leer und ein Steueranlehen nothwendig, ſchon klagte man, die Truppen ſeien an Preußen verkauft; im Heere ſelbſt mahnten bedenkliche Anzeichen von gelockerter Mannszucht, Widerſetzlichkeit und Gebrüll eingezogener Reſerviſten an die Zuſtände von 1849. Und was die Hauptſache war, beide Kammern, der verfaſſungsmäßige Ausdruck des Volkswillens, boten keine Stützen. Zwar in der erſten war etwa die Hälfte der Mitglieder entſchieden preußiſch geſinnt, eine nicht große Minderheit öſtreichiſch, und dieſe Kammer hat überhaupt in Baden mehr als einmal das beſſere Verſtändniß für den Nutzen des Staates bewährt, aber eine erſte Kammer in Deutſchland iſt noch ſtets durch ihre Unbeliebtheit bedrückt worden und hat ſich in allen großen politiſchen Kriſen als bedeutungslos erwieſen. Die zweite aber ſtand gänzlich unter der Herrſchaft der Tagesſtimmungen; ohne in der Mehrzahl entſchieden öſtreichiſch zu ſein, trieb ſie aus Furcht vor dem Kriege kopflos zum Anſchluß an die Nachbarn. Dort hatte Roggenbach zuletzt faſt allein geſtanden, und war angeſehen worden wie ein Ungeheuer. Es war wieder eine Zeit der völligen Verſtörung in den Staat Baden gekommen, ähnlich wie vor achtzehn Jahren, und aufs Neue war beſtätigt, daß dieſer Staat in gefahrvollen Zeiten nur als feſtgefügtes Glied eines Bundesſtaates beſtehen könne. Wenn jetzt der Großherzog mit ſeinen Brüdern gegen den Willen ſeines Volkes an Preußen feſthielt, ſo mußte er ſelbſt den Kampf gegen Heer, Kammer und Bevölkerung aufnehmen. Und die Entſcheidung über den Erfolg ſolches Wagniſſes lag nicht in Baden, ſondern in Böhmen. Im Geheimen hoffte Mathy, daß die Entſcheidung ſeinem Fürſten von dort kommen werde. Und darum hielt er aus.

In dieſen Wochen wurde er auch durch die Sorge in ſeinem Miniſterium in Anſpruch genommen. Der Finanzminiſter hatte bei Annäherung der Kriegsgefahr die leeren Kaſſen dadurch zu füllen gemeint, daß er plötzliche Aufhebung ſämmtlicher Eiſenbahnbauten forderte. Mathy hatte ihm kräftig widerſprochen, den Schaden und die Gefahr hervorhebend. Er hatte noch am 11. Juni in der zweiten Kammer den einſtimmigen Beſchluß durchgeſetzt, daß vorläufig fortgebaut werden ſollte; im Miniſterium hatte er ſchon vorher einen Plan zu allmählicher Abwickelung des Eiſenbahnbaues vorgelegt, und einen andern Entwurf, dem Mangel an Credit und Erwerb zu begegnen. Er vermochte durch vier Wochen keine Entſchließung herbeizuführen und machte noch am 20. Juni Probefahrt auf einer neugebauten Bahnſtrecke, um den Muth und die Ordnung zu erhalten.

Wenige Tage darauf kamen die erſten Telegramme vom böhmiſchen Kriegsſchauplatze, alle meldeten, daß die Preußen geſchlagen waren. Die Freude der öſtreichiſchen Partei war groß. Mathy erkannte, daß es fortan unmöglich ſei, eine Betheiligung Badens am Feldzuge zu verhindern. Am 28. Juni ſagte er traurig dem Großherzog, ſein Fürſt werde ihn nicht lange mehr im Amte behalten können, die gegenwärtigen Bundesgenoſſen verlangten ſichere Leute. Und er beſuchte an dieſem Tage die Sitzung des Staatsminiſteriums nicht. Als ihm am nächſten Morgen von einem Amtsgenoſſen eine Aeußerung des Herrn v. Edelsheim mitgetheilt wurde, es ſei Einheit im Staatsminiſterium nöthig aber nicht vorhanden, verſetzte Mathy kalt: „ich erwarte nur einen Anlaß zu gehen, man möge ihn mir geben.“ Am 30. Juni kam es im Staatsminiſterium wegen Einſtellung der Eiſenbahnbauten zu einer kurzen Erörterung, ein Gegner Mathy's wurde krank hinausgeführt. Mathy aber nahm daraus Veranlaſſung, den Großherzog um ſeine Enthebung vom Amte zu bitten. Er zeigte dies an demſelben Tage dem Staatsminiſter v. Stabel an, hatte am 1. Juli ſeine Abſchiedsaudienz beim Großherzog und ſchied bewegt von ſeinem gütigen Fürſten. Er war ausgetreten, als die Nachrichten von preußiſchen Niederlagen ihm das Herz ſchwer machten und das Vertrauen ſeiner Gegner beflügelten. Es war aber eine Folge der Verwirrung im Staatsminiſterium, daß er mehre Tage auf ſeine Entlaſſung warten mußte. Unterdeß ſchlug die Stimmung plötzlich um, denn die Schlacht bei Königgrätz war geſchlagen, den öſtreichiſchen Telegrammen folgten wahrhafte Berichte. Und als er endlich am 5. Juli ſeine Verabſchiedung erhielt, war die Lage ſo geändert, daß die Gegenpartei wol füglicher ſelbſt aus dem Amt geſchieden wäre.

Während das Miniſterium den Vorwurf auf ſich lud, daß es ſeine feindſelige Politik gegen Preußen noch durchzuführen ſuchte, als jede Ausſicht auf Erfolg geſchwunden war, und der ausſichtsloſe Widerſtand unnützes Blutvergießen herbeizuführen drohte, ſaß Mathy in einer fröhlichen Stimmung, die er in dem letzten Jahr entbehrt hatte, und ſchrieb mit den Freunden Aufſätze für den Anſchluß an Preußen. Zum letzten Male fühlte er die Freuden eines Journaliſten, aber auch die Leiden, denn einer der Artikel wurde in der badiſchen Landeszeitung auf Befehl des Miniſteriums mit Beſchlag belegt. Seine Wohnung war das Hauptquartier der preußiſchen Partei, von allen Seiten kamen frohe Botſchaften über den Umſchwung der öffentlichen Meinung.

Endlich, am 27. Juli, erhielt Mathy den Auftrag, ein neues Miniſterium zu bilden. Sein Programm: ſchleunige Löſung von der Augsburger Uebereinkunft, Zurückziehung der badiſchen Diviſion, ſtramme Verwaltung, Zucht im Militär, wurde ſofort genehmigt. An demſelben Tage lud Mathy ſeine Gegenoſſen, nach wenigen Stunden hatte er ſein Miniſterium gebildet. Der Großherzog empfing ihn herzlich, es war für Beide ein gutes Wiederſehen. In derſelben Nacht wurden die Aenderungen der Regierung ausgefertigt und ein Unterhändler des Waffenſtillſtandes an General v. Manteuffel geſchickt. Den Tag darauf erhielt Mathy ſeine Ernennung zum Staatsminiſter, er blieb Präſident des Handelsminiſteriums und übernahm noch einſtweilen das Finanzminiſterium, ſein bewährter Freund Jolly das Innere, v. Freydorf das Auswärtige. Er ſandte Ellſtätter nach Berlin, um dort das große Geldgeſchäft abzuſchließen, welches unvermeidlich geworden war für die leeren Staatskaſſen und zur Kriegszahlung an Preußen, gleich darauf Freydorf als Unterhändler für den Frieden. Zugleich mit dem Frieden wurde der geheime Bündnißvertrag von Preußen angeboten und gern angenommen, dadurch vorläufig die Stellung Badens befeſtigt. Schnell kamen die Geſchäfte in Zug, das Land fühlte die ſichere Führung. Gewaltig faßte Mathy ſeine Lebenskraft zuſammen, ſein Weſen war hoch geſteigert, ſein Leiſtungsvermögen ſchien verzehnfacht, die Laſt dreier Miniſterien trug er wie ſpielend, täglich von einem zum anderen ſchreitend. Er hatte das Ungeheure erlebt, er ſelbſt durfte dazu helfen. Endlich! und gerade in der Stellung, die ihm nöthig war, um ſeinem Heimatſtaate das Größte durchzuſetzen, ein Miniſterium von gutem Einvernehmen, er als Leiter im vollen Vertrauen ſeines Fürſten.

Der Friede war gewonnen, der neue Bund trat ins Leben, Baden war ausgeſchloſſen. Der Großherzog empfand tiefen Schmerz über die auferlegte Trennung vom Bunde, Mathy meinte: „Was auch meine Geſinnung ſei, ich habe hier nur eine Meinung, und dieſe Meinung iſt, wir müſſen uns mühen hinein zu kommen, auf gerader Straße oder auf Umwegen.“

Im Geheimen hegte er aber die Hoffnung, daß er den Eintritt doch durchſetzen werde; unterdeß war jede Abſchlagsanzahlung darauf freudig anzunehmen, jede Veranlaſſung für nähere Vereinigung zu ergreifen, Alles für den Eintritt ſtill vorzubereiten. Denn die Folge des glorreichen Jahres dürfe unmöglich eine Trennung Deutſchlands ſein, nach der alten

Schnittlinie, deren unheilvolle Bedeutung Niemand beſſer kannte, als er ſelbſt. Es ſei nur eine Frage von kurzer Zeitdauer.

Die Volksvertretung kam ihm anerkennend entgegen, als er am 9. October den Landtag eröffnete, ſeine Vorlagen und den Friedensvertrag einbrachte, mit großer Geſinnung die Lage der deutſchen Angelegenheiten erörterte und die Pflichten Badens betonte. Er muthete dem Lande größere Geldanſtrengungen zu, und obwol er die geforderte Erhöhung der directen Steuern nicht völlig erlangte, wußte er das nöthige Geld doch zu ſchaffen, die alte elende Borgenoth wenigſtens hatte ein Ende. Auch der geordnete Eiſenbahnbau wurde wieder kräftig aufgenommen. Als im Frühjahr 1867 der Luxemburger Streitfall heran kam, wurde Raſtatt in Vertheidigungszuſtand geſetzt, mit erforderlicher Beſatzung verſehen und die Franzoſen nicht im Zweifel gelaſſen, daß Baden zu Deutſchland ſtehen werde.

Ende Juni ging er nach Berlin, um die Verträge des neuen Zollvereins ſelbſt abzuſchließen. Er betrachtete ſie als eine ſtaats- und völkerrechtliche Abſonderlichkeit, die unmöglich lange dauern könne, aber wie ſie auch waren, ſie förderten die Einheit. Die Aufnahme Badens in den Nordbund war aber nur ein Theil der großen Maßregeln, welche er als nöthig betrieb. Er wollte auch die Finanzen der einzelnen Staaten unauflöslich an den Bund feſſeln. Eine Tabakſteuer von 2—3 Millionen Thaler erklärte er für eine Thorheit, die den Lärm nicht werth ſei, welchen ſie mache; ein untrügliches Mittel, den Bund einzubürgern, ſei nur das Monopol*), welches für

---

*) Er ſchrieb am 20. Juli 1867 an G. Freytag: „Ich bin für das Monopol. Ein deutſches Tabaksmonopol, welches mehr eintragen muß als ſämmtliche Zollgefälle, iſt ein nationales Band, noch weniger zerſtörbar als der Zollverein, und es wird nur um ſo feſter, wenn für die Entſchädigung der Fabrikanten eine gemeinſchaftliche Anleihe gemacht werden muß. Ich gebe mich von vorn herein dem Volkswirthscongreßzorn preis; ich bin eben ein unheilbarer Einheitsreactionär."

Deutſchland an 30 Millionen Thaler ertragen müſſe. Befriedigt von dem Erfolg der Reiſe — mit dem abweſenden Grafen Bismarck war er nicht zuſammengetroffen — kehrte er nach Karlsruhe zurück, um dort wieder die Vorlagen für die Kammer zu bereiten. Niemals vielleicht waren der Volksvertretung in Baden ſo viele und gut ausgearbeitete Geſetzentwürfe geboten worden: über Miniſterverantwortlichkeit, Kriegsverfaſſung, Schule, Straßen, Preſſe, neben andern. Sie waren durch die eifrige Beihilfe der Amtsgenoſſen, zumal Jolly's, ſämmtlich fertig, als der Landtag am 5. Sept. 1867 wieder eröffnet wurde. Der Landtag ſollte die Frage entſcheiden, ob es recht war, was die Verwaltung gethan und ausgegeben, und ob das Volk die Mittel bewilligen werde, damit Baden auch in Zukunft leiſte, was es der Nation ſchuldig war, und als ein geachtetes Glied in der Familie deutſcher Bundesſtaaten Aufnahme finde. Die Kammern bewieſen im Ganzen guten Willen, aber die Arbeit, welche Mathy ſelbſt in dieſer Sitzungszeit zu tragen hatte, war faſt übermenſchlich. Wie wenig er um den Beifall ſorgte, es war ihm doch ſchmerzlich, daß die Kammern für die ungewöhnlichen Leiſtungen des Miniſteriums kein Wort der Anerkennung hatten. Denn er fühlte, was ſie ihm an Lebenskraft gekoſtet hatten.

Eine Befriedigung hatte er dabei. Zwiſchen dem Großherzog und dem Staatsminiſter hatte ſich ein Einvernehmen gebildet, an welchem Mathy's Gemüth innig betheiligt war. Ein ſchönes Verhältniß männlicher Dienſttreue, auf völlige Uebereinſtimmung in den letzten Zielen der Politik und auf herzliche Achtung vor dem reinen und uneigennützigen Wollen des Andern gegründet. Mathy empfand immer ſtille Dankbarkeit für das Vertrauen, welches ihn aus der Fremde zurückgerufen hatte. Und wenn er als Gaſt auf der Inſel Mainau mit ſeinem Fürſten Rath pflog, und das glückliche Familienleben beobachtete, dann ſah er aus blühenden Anlagen über den See auf das Schweizer Ufer und dachte an alte Zeit.

Einſt Flüchtling und Arbeiter für ein Blatt Mazzini's, jetzt Leiter der Geſchäfte im Staate Baden, damals als ein Unruhſtifter von den Vorfahren ſeines Fürſten beargwöhnt, jetzt der vertraute Rathgeber des Landesherrn, und doch in den großen Gedanken ſeines Lebens und in ehrlicher Hingabe derſelbe Mann. Die Welt um ihn hatte ſich gewandelt, ſie hatte auch ihm gegeben und genommen, aber er durfte ſich ſagen, er hatte als armer Journaliſt wie als Miniſter dem guten Geiſte ſeines Volkes treu gedient.

Und wenn er die lachenden Stimmen dreier Kinder vernahm, welche unter den Blüthenbüſchen des Fürſtenſchloſſes um ihre Mutter ſpielten, und wenn die Mutter das jüngſte Kind ihm in den Arm ſetzte, dann ſah er wieder durch das Dämmerlicht nach dem Schweizer Ufer und dachte an die drei Kinder, die er ſelbſt verloren, und an ihre Mutter, die daheim allein für ihn ſorgte. Und der feſte Mann wurde nachdenklich, wenn er am Abend allein durch die Anlagen ging, unter ihm endloſer leiſer Schlag der Wellen wie eine Mahnung an die Ewigkeit, und um ihn Nebel, der aus der Tiefe heraufſtieg, bis er die Geſtalt des Mannes und die Umriſſe der Berge verhüllte.

Mathy hatte Baden zum Eintritt in den neuen Bund vorbereitet. Der Großherzog und die Mitglieder des fürſtlichen Hauſes, die Mehrheit beider Kammern, ſein Miniſterium, alle waren entſchloſſen, den Eintritt zu bewerkſtelligen. Er kannte genau die Stimmung des Landes, er wußte, daß in dem badiſchen Volk abgeneigte Kräfte dagegen arbeiteten, daß aber ein kräftiges Vorgehen der Regierung die große Mehrzahl der Bevölkerung in derſelben Richtung vorwärts treiben werde. Er war auch in der Lage, die Folgen auf die Nachbarſtaaten zu würdigen. Er war der Anſicht, daß eine Erklärung über den Anſchluß Badens vor dem Zuſammentritt des Zollparlaments ſtattfinden müſſe, weil ſie für die Wahlen dazu von entſcheidender Bedeutung ſein werde, und er war endlich überzeugt, daß dieſe Vereinigung des Südens mit dem Norden nur durch das entſchloſſene Vorgehen einer ſüddeutſchen Regierung zu bewirken und durchaus nicht den ſchutzzöllneriſchen Neigungen und ultramontanen Verpflichtungen der Volksvertreter zu überlaſſen ſei, wenn dieſe erwählt würden, bevor der Anſchluß im Fluſſe ſei. Er nahm auch Rückſicht auf das Ausland, wie ſchwer es für Frankreich und Oeſtreich ſein würde, die beide damals ihre Heeresumgeſtaltung noch lange nicht beendigt hatten, der deutſchen Forderung zu widerſprechen, und er war überzeugt, daß die günſtige Stunde und die letzte Zeit gekommen ſei, wo den Preußen noch die Verklärung des Jahres 1866 vor Europa zu Hilfe komme und wo mit möglichſt geringem Wagniß und möglichſt guten Ausſichten vollendet werden könne, was im Sommer des vergangenen Jahres unfertig gelaſſen war. Er glaubte auch überzeugt zu ſein, daß der König von Preußen dem Zutritt Badens wohlgeneigt ſei, und er vertraute, daß die Zurückhaltung des Grafen Bismarck, die er als klug und ſachgemäß würdigte, keinen andern Grund habe, als den von dem Bundeskanzler ausgeſprochenen, daß er ſich jedes Druckes auf den Süden enthalten und ein freiwilliges Anerbieten der ſüddeutſchen Staaten in Wahrheit erwarten wolle.

In dieſem Sinne verfaßte er am 18. November 1867 eine Denkſchrift an den Kanzler des Norddeutſchen Bundes, welche er, wie aus einem zurückgelaſſenen Vermerk ſich ergibt, ſelbſt dem preußiſchen Geſandten in Karlsruhe übergab. Seine Lebensgeſchichte muß vorläufig von wörtlichem Abdruck des Ganzen abſehen, aber die Mittheilung des Inhalts, wie er aus einem Entwurf unter ſeinen Privatbriefen gefunden wurde, iſt hier unerläßlich, denn der Brief bezeichnet ſeine letzte Leiſtung und den Schlußſtein des Baues von Gedanken und Thaten, den er aufführte. Der Inhalt ſeiner Vorſtellung iſt folgender:

„Regierung und Stände ſind einig in dem Streben nach dem Eintritte Badens in die nationale Verbindung des Norddeutſchen Bundes, ſie ſind bereit die Einrichtungen zu treffen und die Leiſtungen zu übernehmen, welche dazu erforderlich ſind. Der Großherzog hat dieſe Geſinnung in der Thronrede vom 5. September, die Ständeverſammlung in den Adreſſen beider Kammern ausgeſprochen. Die Vorlagen der Regierung an die Stände und die ſeitherigen Beſchlüſſe der letzteren beweiſen, daß ihr Wille ein ernſter iſt. Beide Kammern haben nicht allein die Verträge wegen Fortſetzung des Zollvereins, wegen der Salzſteuer und wegen des Bündniſſes einſtimmig angenommen, — und zwar das Bündniß nicht etwa als eine läſtige Zugabe, ſondern als eine ſchätzbare Ergänzung des Zollvereins —; ſie haben auch, weil die Erledigung der Geſetz- und Budget-Vorlagen nach alter Uebung längere Zeit erfordert, die Regierung in den Stand geſetzt, einſtweilen mit den nöthigen Schritten zur Annäherung an das norddeutſche Wehrſyſtem vorzugehen. Demgemäß hat die Aushebung der Rekruten nach dem Grundſatze der allgemeinen Wehrpflicht unter Aufhebung des Einſteherweſens und die Einberufung derſelben ſchon im Herbſt 1867, ſtatt im Frühjahr 1868 erfolgen können. Zugleich haben die Kammern, um die entſprechende Vermehrung des Staatsaufwandes zu ermöglichen, weſentlich erhöhte Sätze der directen und indirecten Steuern, vorläufig für die beiden nächſten Monate December und Januar, bewilligt. Das Wehrgeſetz, welches die Dienſtpflicht von 3, 4 und 5 Jahren bei der Fahne, Reſerve und Landwehr feſtſetzt, iſt von der zweiten Kammer angenommen.

„Die Kammer will den Eintritt Badens in den Norddeutſchen Bund und für dieſen Zweck wird ſie die erforderlichen Leiſtungen gutheißen. Im Lande aber wollen die gut organiſirte und geleitete ultramontane Partei und die ſehr lauten großdeutſchen Demokraten den Eintritt Badens in den Norddeutſchen Bund nicht, ſie wirken für ihre Negation, ohne zur Zeit ein poſitives Ziel aufzuſtecken. Demgemäß verkünden dieſe Gegner als Axiom den Satz: Wenn Baden auch Alles thut, was von einem Gliede des Norddeutſchen Bundes verlangt wird, ſo wird ihm der Eintritt doch nicht geſtattet, es wird ihm kein anderes Verhältniß zum Norden gewährt, als jenes, in welchem Baiern und Würtemberg zu Preußen ſtehen. Dieſe haben die nämlichen Allianzverträge, ſie bringen jedoch ihre Truppenzahl nur auf $^{1}/_{3}$ und $^{3}/_{4}$ Procent, und Preußen iſt damit zufrieden. Was Baden mehr leiſtet, ſind nutzloſe Opfer, wenigſtens für jetzt; ſie können füglich ſo lange verſchoben werden, bis der Eintritt in den Norddeutſchen Bund wirklich erfolgen kann.

„Dieſe Behauptungen werden unterſtützt durch Petitionen aus dem Lande, durch Aeußerungen der officiöſen bairiſchen und ſchwäbiſchen Preſſe, wie aus Regierungskreiſen in München und Stuttgart, wo man ſich jedoch nicht auf die Negation beſchränkt, ſondern einen weiteren Bund zwiſchen den ſüddeutſchen Staaten und dem Norddeutſchen Bunde in Ausſicht ſtellt, ein Verhältniß, in welchem der Süden mit einer geringeren militäriſchen Leiſtung beſtehen könne.

„Dieſen Einwirkungen iſt bis jetzt entgegen getreten worden mit der Hinweiſung auf den Artikel 79 der Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes, auf das Rundſchreiben des Grafen Bismarck vom 7. September, auf die Aeußerungen des Bundeskanzlers im Reichstage, insbeſondere in der Sitzung vom 24. September, ferner mit der Zuverſicht, welche die Regierung feſthalte, daß der Eintritt Badens gleichzeitig mit den Nachbarn wünſchenswerth, aber auch ohne dieſelben zu erlangen ſei, endlich mit der Erklärung, daß ohne vorgängige Zuſtimmung der Stände zu den gleichen Wehreinrichtungen, wie ſie im Norddeutſchen Bunde beſtehen, ein Antrag wegen Aufnahme Badens in den Norddeutſchen Bund an das Bundespräſidium von Seiten der Großherzoglichen Regierung nicht gerichtet werden könne.

„Immerhin muß die Regierung zur Zeit auf die Frage:

ob und welche Gewähr ſie dafür bieten könne, daß die Zuſtimmung der Stände zu ihren Forderungen alsbald die von ihr erwartete Folge haben werde, die Antwort ſchuldig bleiben. Und wenn die Regierung nicht rechtzeitig in die Lage kömmt, eine befriedigende Antwort auf dieſe Frage geben zu können, dann, beſorge ich, wird ſie bei der bevorſtehenden Berathung des Contingentgeſetzes unterliegen, es wird eine Friedensſtärke nicht von 1 Procent, ſondern nur von ⅘ Procent bewilligt und es werden demgemäß die Anſätze für die Kriegs- und Steuerverwaltung ermäßigt werden.

„Wie unerheblich nun für die Machtſtellung Deutſchlands der Umſtand iſt, daß dann 3000 Badener im Frieden und 6—7000 im Kriege weniger unter den Waffen ſtehen, ſo würde ich doch die Niederlage der Regierung um ihrer andern Folgen willen tief beklagen.

„Mir erſcheint das Herabgehen gleichbedeutend mit dem grundſätzlichen Aufgeben des norddeutſchen Wehrſyſtems und mit dem Uebergang zu einem andern Syſteme, welches nach einem ſolchen Vorgehen Badens ganz gewiß in Baiern und Würtemberg nicht überboten werden wird. Haben wir aber dieſe erſte Poſition eingebüßt, dann kann keine Rede mehr davon ſein, daß Baden auf ſeine Nachbarn in der Richtung nach Norden anziehend wirke; es wird vielmehr Baden, unvermerkt und langſam, aber ſicher vom Norden abgezogen werden.

„Und wohin? In ein ſüddeutſches Verhältniß, welches unter den Auſpicien des Herrn von Beuſt vorbereitet wird. Dann wird Süddeutſchland ein bequemes Feld für fremde Intriguen gegen Preußen, die auch hinüber ſich ſpinnen werden nach dem Norden.

„Nach dieſer meiner Auffaſſung von den Folgen einer erſten Niederlage der Regierung würde es mir unmöglich ſein, in dieſem Falle an den Geſchäften des Staates mich weiter zu betheiligen. Einer oder der Andere meiner Collegen würde ſich ohne Zweifel in der gleichen Lage fühlen, und ich habe nicht nöthig, die Männer zu nennen, welche ſich als meine durch die Situation angezeigten Nachfolger darbieten, oder die Richtung anzudeuten, welche dieſe Männer einhalten werden.

„Auf die Frage: welche Mittel ich mir als die geeignetſten denke, um die Kammer auf ihrer bisherigen Bahn bis an das nahe Ziel feſtzuhalten? antworte ich: das Mittel wäre eine Erklärung der Regierung, daß der Eintritt Badens in den Norddeutſchen Bund erfolgen werde, nachdem die Stände den entſprechenden Anforderungen der Regierung zugeſtimmt haben.

„Ich habe die Ueberzeugung, daß der Eintritt Badens für ſich allein auf die Nachbarn nicht nur nicht abſchreckend, ſondern — ſobald der erſte Lärm verrauſcht wäre, mit unwiderſtehlicher Anziehungskraft wirken würde. Zunächſt auf Würtemberg; dann aber auch auf Baiern, wo alsbald eine tiefe Spaltung zwiſchen Franken und der Rheinpfalz einerſeits und den übrigen Kreiſen auf der andern Seite heraustreten, der weitere Verlauf aber auf den Weg, den wir gegangen, führen würde. In jedem Falle wäre mit dem Eintritte Badens den öſterreichiſch-franzöſiſchen Abſichten auf Süddeutſchland ein Riegel vorgeſchoben. Es würde zu weit führen, wollte ich verſuchen, meine Ueberzeugung hier zu begründen; ich erlaube mir nur zu bemerken, daß dieſelbe von meinen Freunden, die zum Theil mit den Perſönlichkeiten und Verhältniſſen in unſeren Nachbarländern näher als ich es bin vertraut ſind, getheilt wird.

„Wohl aber beſcheide ich mich gern, daß europäiſche Geſichtspunkte, welche etwa dem vereinzelten Eintritte von Baden allein im Wege ſtehen mögen, ſich meinen Blicken entziehen. Sind ſolche vorhanden, ſo werden ſie entſcheiden, ſolange ſie beſtehen. Dann aber würde es wol auch genügen, wenn vertraulich den Abgeordneten eine Andeutung darüber gegeben werden könnte, mit dem Beifügen, daß der Eintritt Badens in den Norddeutſchen Bund, falls die Vorlagen der Regierung im Weſentlichen angenommen werden, eventuell auch ohne Baiern und Würtemberg, geſichert, und nur der Zeitpunkt dem Ermeſſen und der Verſtändigung der Regierungen vorzubehalten ſei.

„Die Regierung wird unter allen Umſtänden das Mögliche thun, um in dem bevorſtehenden Kampfe obzuſiegen. Ich werde aber, wenn dies ohne eine Kräftigung ihrer Stellung geſchehen muß, nicht mit Siegesbewußtſein an die Arbeit gehen.“ —

Das war der Inhalt der letzten politiſchen Schrift, die Mathy ſchrieb.

Auf ſeinen Brief bekam er keine unmittelbare Antwort. Nur auf dem gewöhnlichen Geſandtenwege ging die Erwiederung des Bundeskanzlers ein, daß er die gewünſchte Erklärung nicht geben könne, und es wurde auf das Zollparlament vertröſtet.

Wir alle haben ſeitdem gelernt, weshalb Graf Bismarck ſo ſchweigſam ſein mußte, und daß eine andere Antwort nicht zu ertheilen war. Damals aber ſchuf dieſe Zurückhaltung Leid.

Von dem Tage, wo Mathy zuerſt als Journaliſt politiſche Aufſätze ſchrieb, bis zu dieſem letzten Schriftſtück hatte er für die Vereinigung ſeiner Nation zu einem mächtigen Staate gearbeitet. Sein eigenes Schickſal und Glück waren ihm ſtets klein dagegen erſchienen. Und jetzt, was war nach Allem die Antwort auf die große Frage ſeines Lebens? Vielleicht einmal!

Mathy fühlte was dieſe Antwort bedeute. Als er mit dem Großherzog darüber verhandelte, zitterte ihm, zum erſten Mal in ſeinem Leben, die Hand, das Papier, welches er darin hielt, ſank auf den Tiſch, aber er erhielt ſeine Selbſtbeherrſchung ſogleich wieder und ſagte: „Und wir thun doch unſere Pflicht.“

Mathy betrachtete als letzte Pflicht ſeiner Regierung, den Eintritt Badens vom Bund zu verlangen.

Aber eine ſtärkere Macht hinderte das Vollbringen. In den letzten Tagen des December 1867 litt er durch ſtarke Fieberanfälle, er fühlte ſich krank und ſchwach, was ihm ſelten begegnet war. Mit ſtoiſcher Ruhe betrachtete er den Wechſel in ſeinem Befinden, verzeichnete die Zahl ſeiner Pulsſchläge und ſchrieb ſein Teſtament nieder. Anfang Januar war er durch einige Tage wohler, und arbeitete auf ſeinem Amtszimmer. Als ihn am 8. ſein Freund Malſch beſuchte, gedachte er der Zeiten, wo er als Gaſt bei Malſch gewohnt und am Klavier geſungen, er erzählte ihm, daß er heute an Brentano nach Chicago auf deſſen Geſuch geantwortet, man werde ihn nicht beläſtigen, wenn er zurückkehre, und er ſagte mit ſcherzhafter Anſpielung zu dem Freunde: „Einſt ſpielt' ich mit Scepter und Kronen, jetzt trag' ich die Krone, den Stern.“ — Am 10. Januar ließ er ſich nicht abhalten, in die zweite Kammer zu gehen, zur Verhandlung über das Budget der Verkehrsanſtalten, und er hielt vier Stunden darin aus. Nach der Rückkehr ſchrieb er im Amtsgemach einen Brief an ſeine Frau und legte ihn zu dem letzten Willen. Den Tag darauf mußte er ſich zu Bett legen, er beobachtete mit Laune, wie ſeine Feldherrin mit Unterbefehlshabern ihn von der Welt abſperrte, aber mühſam verſcheuchte er ſeine Fieberphantaſien, ein angſtvoller Blick, den ſeine Frau auf ihn richtete, fuhr ihm bohrend durch Hirn und Bruſt. Und am nächſten Morgen ſchrieb er nieder: „Alle Schlauheiten, Nannchen zum Ausgehen zu bringen, helfen nicht, bis ich geradezu dringend bitte, mich am Tage einige Stunden allein zu laſſen, ich habe dies immer gehabt und bedurft, könne es jetzt nicht miſſen. Nannchen reſignirt ſich auch zu dieſem Opfer.“

Schnell erſchöpfte ſich die Kraft, ſtärker zitterte die Hand, mit welcher er die Ereigniſſe des Krankenlagers, aber auch die der Regierung verzeichnete, immer noch ließ er ſich die laufenden Ausfertigungen zur Unterſchrift bringen und Bericht erſtatten. Am 31. Januar ſchließt das Tagebuch mit den traurigen Worten: „Dabei ich immer im Bett.“ — Er war jetzt ſehr ſchwach, aber ſtets hatte er liebevolle und dankbare Worte für ſeine Pflegerin und ſeine Hand ſuchte die ihre. In der Nacht des 3. Februar ſchloſſen ſich ſeine Augen, im Tode noch hielt er die Hand der geliebten Frau.

Er hatte ſich ſeit der Kindheit nie ernſtlich krank gefühlt. Als er an einem Herzleiden ſtarb, das lange heimlich in ihm zerſtört hatte, war er nicht völlig einundſechzig Jahre alt.

Regelmäßig wie ſein Tagesfleiß, lief das Zeitmaß ſeines Lebens. Von dem Tage, an welchem Mathy die Univerſität verließ, bis zu dem Tage, an welchem er aus der Schweiz in die Heimat kehrte, waren $13^{3}/_{4}$ Jahre einer harten Lehrzeit vergangen. Genau derſelbe Zeitraum umfaßt ſeine blühenden Mannesjahre in aufreibendem politiſchen Kampfe von der Rückkehr in die Heimat bis zu ſeiner Abreiſe nach Köln. Und endlich die letzte Periode ſeiner Erdenarbeit, die Jahre ruhig wirkender, gereifter Kraft, umſpannt faſt wieder ganz dieſelbe Zeitlänge, nur die letzten Monate kürzte ihm das Geſchick.

Ungezählt iſt die Fülle von Talenten und Charakteren, welche der gute Geiſt unſerer Nation ſeit den letzten Geſchlechtern verwandt hat, um uns aus der Dürftigkeit, Enge und Zerſplitterung deutſchen Lebens herauszuheben. Ungezählt ſind die pflichtvollen Beamten, Geſchäftsmänner, Volkslehrer, welche in den kleinen Kreiſen des viel getheilten Deutſchlands ihr Leben aufwandten, zu bewahren, zu regieren und fortzubilden. Aber die ſtille, dauerhafte, liebevolle Arbeit derer, welche mit ergrauendem Haar unter uns leben, iſt wol werth, daß wir ſie aufſuchen und rühmen, denn was wir gewonnen haben und noch zu erreichen hoffen, das beruht auf ihrer geduldigen Thatkraft und ihrer Hingabe an die Pflicht.

Aus dieſer politiſchen Lehrzeit unſeres Volkes erhob ſich ſein Bild, ſtets wachſend mit der Größe der Aufgaben. Ein klarer, Wahrheit ſuchender Geiſt, durch keinen Schein zu befriedigen, ein ſelbſtloſer Sinn, der nur den Erfolg der Sachen, nie den eigenen ſuchte, vor Allem ein feſtes, tapferes Herz-

In ruhiger Zeit beſcheiden, gemächlich, dauerhaft regelmäßiger Arbeit hingegeben, ſtellte er ſich in der Noth, wo Andere verwirrt und betäubt des Entſchluſſes entbehrten, mit heiterer Ueberlegenheit auf die gefährlichſte Stelle, ihm beflügelte die Gefahr Willen und Erfindung, in feſtem Selbſtvertrauen ermuthigte er durch die Gewalt ſeines Weſens die Freunde, ſchreckte die Gegner.

Er war einer der Auserwählten, in denen die große Idee des preußiſchen Bundesſtaates zuerſt heraufwuchs zu feſter maßvoller Forderung, er war der einzige Nichtpreuße, der den Kampf für dieſe Idee in verantwortlicher Stellung von den erſten Anfängen bis zu ſeinem Lebensende treu durchgeführt hat. Solange die Erhebung unſerer Nation aus den Trümmern des heiligen römiſchen Reiches als eine große Zeit gilt, und die Arbeit für den einheitlichen Staat deutſcher Nation als eine gute Arbeit, ſoll der Deutſche dieſes Mannes mit Dankbarkeit gedenken. Aber als die Erfüllung begann, und als zur That wurde, was er unabläſſig gefordert, da blieb die Ecke Deutſchlands, in welcher die Zukunft des deutſchen Staates nach ihren Grundzügen zuerſt vorgezeichnet worden, außerhalb des neuen Staates, und er, der Leiter der Geſchäfte in Baden, fand ſein Heimatland ausgeſchloſſen aus dem neuen Bunde. Von ſeiner Höhe ſchaute er hinein in das Land der Verheißung, dem er ſein Volk zugeführt, er lebte nicht, ſich des Gewinnes zu freuen. Das iſt tragiſches Geſchick. Aber es iſt das Geſchick jedes Mannes, der für den Staat, nicht für ſich ſelbſt, Großes zu ſchaffen ringt.

Was der Künſtler gebildet, dauert, ob groß oder klein geachtet, unter ſeinem Namen, was der Gelehrte gefunden, das bleibt wenigſtens dem ſpäteren Forſcher als Erwerb durch den Vorfahren erkennbar; was aber der Journaliſt ſchreibt, der Beamte thut und verhindert, der Geſetzgeber feſtſetzt, der Regent ordnet, das wird Gemeingut Hunderttauſender; der Name deſſen, der zuerſt darum ſorgte, wurde vielleicht nie bekannt; auch wo der Name am Werke haftet, wird das Werk ſchnell in ſeiner Endlichkeit durch neue Gedanken und neue Bedürfniſſe widerlegt. Vielen Zeitgenoſſen hat dieſer Mann ihr Leben berührt, und ſie halten Haus mit Gedanken und Anſchauungen, die er ihnen in die Seele gelegt, fahren täglich dahin auf den Gleiſen, die er ihnen gezogen, und ſtreiten und leiden um das Ziel, das er ihnen geſteckt. Doch auch, wenn ſie ſeinen Namen preiſen, den ihnen der Geſchichtſchreiber aufbewahrt, im harten Kampf des Tages gilt der Erwerb, den ſie ihm verdanken, als ſelbſtverſtändlich, und was aus ſeinem Leben in das ihre übergegangen: aufregend, bildend, richtend, das empfinden ſie als ungenügende Grundlage für neue Forderung. Die aber, welche den Geſchiedenen perſönlich als guten und feſten Mann gekannt, bewahren den beſſeren Gewinn, denn ſie tragen mit ſich das Bild ſeines Weſens als einen Theil ihres eigenen Lebens. Und wenn ſie in der Stunde heiterer Ruhe empfinden, daß von ſeiner Sicherheit etwas auf ſie übergegangen iſt, und wenn ſie in der Stunde der Verſuchung eine Feſtigkeit erkennen, die der Verkehr mit ihm in ſie gelegt, dann mögen ſie ſich fröhlich bewußt ſein, daß ſein Bild und Weſen in ihnen fortlebt und aus ihnen übergeht in ihre Nachfahren. Denn tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.